Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Erſter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte
der
# alten und neüen Litteratur.

Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Erſter Theil.

Sr. Durchlaucht
dem Herrn
Clemens, Wenzeslaus, Lothar,
Fürſten von Metternich
Winneburg-Ochſenhauſen,
Sr. k. k. apoſtoliſchen Majeſtät Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, wirklichem Staats- und Conferenz-Miniſter, auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorleſungen über die Litteratur, auch in dieſer neuen Bearbeitung unterthänigſt zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgeſtellte Gemählde von der Geiſtesbildung der merkwürdigſten Völker Europa's für Ew. Durchlaucht von einigem Intereſſe ſeyn könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigſtens einen Theil meiner Abſicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichſter Wunſch war es, der großen Kluft, welche immer noch die litterariſche Welt und das intellektuelle Leben des Menſchen von der praktiſchen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geiſtesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schickſale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Litteraturfreunde, ſondern auch ſolche Männer, welche dieſe großen Schickſale und

Begebenheiten zu leiten berufen ſind, meiner Darſtellung einiges Intereſſe und ihren Beyfall ſchenkten; ſo würde es mir der beſte Beweis ſeyn, daß mein Verſuch nicht ganz mißlungen iſt. Mußte es ſchon in dieſer Hinſicht ſehr ſchmeichelhaft für mich ſeyn, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denſelben dieſes Werk zu widmen; ſo hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünſchte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu ſeyn

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorſamſter
Friedrich Schlegel.

Vorrede.

Wir beginnen dieſe Sammlung mit dem Werke über die alte und neue Litteratur, welches die Reſultate meiner früheren, kritiſchen Arbeiten am vollſtändigſten enthält, und in allgemein verſtändlicher Klarheit vorträgt.

Wenn ich den Gegenſtand dieſes Werkes, nach dem ganzen Inhalte deſſelben, noch einmahl durcharbeiten ſollte, ſo würde ich in einer mehr wiſſenſchaftlichen Ordnung mit der orientaliſchen Litteratur, mit den heiligen Schriften der Hebräer und den indiſchen Geiſteswerken den Anfang machen, nebſt dem, was wir von den Aegyptern und Perſern wiſſen; und würde dann auch alles übrige und das Ganze überhaupt in Kapitel und Bücher, nach der claſſiſchen Weiſe der alten Schriftſteller, eintheilen und ſtrenger ordnen. Dieſes war Anfangs meine Abſicht bey dieſer neuen Ausgabe. Nachdem ich mir aber überlegte, daß das Werk, durch dieſe veränderte Form und Ordnung, ein ganz anderes und neues werden würde; ſo konnte ich mich nicht dazu entſchließen, indem dieſe Vorleſungen in mehrere andere Sprachen überſetzt, ſchon in ihrer bisherigen, erſten Geſtalt, gewiſſermaßen ein Eigenthum des Publikums geworden ſind; und das Werk auch, nach einer ſolchen, gänzlichen Umarbeitung ſich vielleicht nicht mehr des gleichen Vortheils erfreuen würde, wie es ihn dem erſten, günſtigen Eindrucke verdankte.

Die zahlreichen, kleineren und größeren Zuſätze, wird man zur Vergleichung mit der früheren Ausgabe, am Schluß der Inhaltsanzeige angegeben finden.

Die nächſtfolgenden Bände dieſer Sammlung werden die früheren, ausführlichen, antiquariſchen und kritiſchen Ausarbeitungen über einzelne Gegenſtände der alten, mittleren und neueren Litteratur enthalten, die als ſolche, in einem gewiſſen Sinne als eine Art von Commentar oder doch als eine Reihe einzelner Excurſe zu dem gegenwärtigen Werke dienen und betrachtet werden können.

Die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften, alte und neue, werden eine andre und eigne Reihe bilden.

Die im Jahre 1809. erſchienene Ausgabe meiner Gedichte, wird ebenfalls, doch erſt ſpäter, und mit neuen vermehrt, in dieſer Sammlung ihre Stelle finden.

Wien, den 1. May 1821.

F. S.

Vorrede

zur erſten Ausgabe von 1815.

Es ſind jetzt zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem ich mit den erſten Verſuchen über griechiſche Litteratur und Geiſtesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeiſterung, welche in dieſen Verſuchen herrſchte, ihr Ziel in allen Stücken vollſtändig erreichen konnte, ſo fand dieſes Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünſtige Aufnahme; ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, ſelbſt bey den vortrefflichſten und erſten Männern dieſes Faches, eine nachſichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zuſtimmung.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe mehrere Jahre in einſamer Abgeſchiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem erſten Verſuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieſer, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und ſelbſt in die Litteratur desſelben einzugreifen angetrieben, was theils in Geſellſchaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geſchah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weiſe. So verſchieden aber war meine Denkart von der herrſchenden, daß dieſes Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rückſicht auf die ſehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerſpruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indeſſen hat bey mir den Fortgang der innern Unterſuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erſte blieb, und mehr galt als der äußere Schriftſteller-Ruhm.

Dieſe Wißbegierde führte mich dann ganz natürlich noch in einem ſpäteren Alter als man ſonſt wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientaliſchen Sprachen, und beſonders zu dem noch weniger bekannten Gebiete der indiſchen. Die erſte Ausbeute dieſer Bemühung habe ich in der Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier, vor ſechs Jahren meinen Zeitgenoſſen dargelegt.

Während aller dieſer litterariſchen Beſchäftigungen zogen auch die Kunſtwerke des Mittelalters, beſonders die altdeutſche Poeſie, Sprache und Geſchichte meine Aufmerkſamkeit und Liebe an. Dieß geſchah zum Theil ſchon früher, vorzüglich aber in den letzten, ſeit 1802. verfloſſenen zwölf Jahren. Was mir in dieſem Gebiete ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, iſt auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere iſt noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So iſt es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiete der Litteratur, der poetiſchen Kunſtgeſchichte und Kritik, eben wegen ihrer

Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit ſehr fragmentariſch geblieben ſind. Schon lange war daher der Wunſch in mir entſtanden, auch einmahl eine ſyſtematiſche Ueberſicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Verſammlung im Frühjahr 1812. gehaltenen Vorleſungen, geben mir eine erwünſchte Gelegenheit dazu, da ich ſie ganz ſo aufgeſchrieben hatte, wie ſie auch wohl für das größere Publikum, und für den Druck geeignet ſeyn können. Ich darf mir wenigſtens ſchmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen frühern litterariſchen Arbeiten über einzelne Gegenſtände Antheil genommen haben, nun auch dieſe Darſtellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Und zugleich wird dieſes vielleicht auch für ſolche ein Intereſſe von allgemeiner Art haben, denen die kritiſchen Unterſuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Litterargeſchichte, mit einer Fülle von wiederhohlten Citaten, oder biographiſchen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Abſicht war, und konnte keine andere ſeyn, als den Geiſt der Litteratur in jedem Zeitalter, das Ganze derſelben, und den Gang ihrer Entwicklung bey den wichtigſten Nationen vor Augen zu ſtellen. Für ausführliche kritiſche Nachforſchungen über einzelne Gegenſtände, wie ich ſie in andern Schriften häufig verſucht habe, war hier zunächſt der Ort nicht, wo es nur auf die Darſtellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Reſultate ſolcher Forſchungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo dieſe Reſultate mir nicht bloß neu, ſondern auch für das Ganze wichtig ſchienen. In der Charakteriſtik der bedeutendſten Schriftſteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beſchäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zuſammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Maſſe zählen, ſo iſt dieß in der Art, wie ſie angeführt ſind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn dieſe Darſtellung der Litteratur mehr von der Geſchichte der Philoſophie enthält, als man ſonſt wohl unter jener Ueberſchrift zu erwarten gewöhnt iſt, ſo darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten; denn es hängt dieß auf das genaueſte zuſammen mit dem mir eigenthümlichen und in dieſem Werke durchgehends herrſchenden Begriff von Litteratur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man dieſen Ueberfluß, wenn man es auch als ſolchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Inhalt.

Seite.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen von der älteſten Zeit bis auf den Sophokles. 1

Zweyte Vorleſung.

Spätere griechiſche Litteratur. Sophiſtik und Philoſophie. Alexandriniſches Zeitalter. 46

Dritte Vorleſung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Litteratur. 89

Vierte Vorleſung.

Kurze Dauer der römiſchen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde, Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer. Idee der Bibel und Charakteriſtik des alten Teſtaments. 124

Seite.

Fünfte Vorleſung.

Indiſche Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweiſe der alten Völker. Litteratur, Denkart und Geiſtesbildung der Indier. 171

Sechſte Vorleſung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Litteratur, und Charakteriſtik des neuen Teſtaments. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda. 221

Siebente Vorleſung.

Aelteſte deutſche Poeſie. Vom Mittelalter überhaupt. Entſtehung der neuern Europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß derſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen. . . . 257

Achte Vorleſung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder, und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes. Wolfram von Eſchenbach; wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid. . 291

Geſchichte
der
# alten und neuen Litteratur.

Erſter Theil.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen von der älteſten Zeit bis auf den Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen iſt es meine Abſicht, ein Bild im Ganzen von der Entwickelung und dem Geiſte der Litteratur bey den vornehmſten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Litteratur in ihrem Einfluſſe auf das wirkliche Leben, auf das Schickſal der Nationen und den Gang der Zeiten darzuſtellen.

Es hat ſich in dem letztern Jahrhundert beſonders in Deutſchland eine große Veränderung mit der Geiſtesbildung zugetragen, die wenigſtens in Beziehung auf jenen Standpunkt glücklich zu nennen iſt. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Verſuche in der Kunſt oder Wiſſenſchaft ohne Unterſchied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinſicht auf die Verhältniſſe der Litteratur, die Behandlungsweiſe und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den ſie haben ſoll, iſt die Veränderung durchaus zum Beſſeren und vortheilhaft geweſen, wie ſie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgeſondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der geſellſchaftlichen Bildung der höheren Stände, ſo wie dieſe ſelbſt von der geſammten übrigen Nation getrennt waren. Unſere Keppler und Leibnitz ſchrieben größtentheils lateiniſch, Friedrich der Zweyte las, ſchrieb und dachte nur franzöſiſch. Die Mutterſprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich ſehr vernachläſſigt. Die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke überlaſſen, bey dem ſich noch wohl hier und da einige, wenn gleich ſchwache und halbverſtümmelte Überbleibſel aus der guten alten Zeit erhalten hatte; oder ſie blieben der jugendlichen Begeiſterung und den gewagten Verſuchen einiger Dichter und Schriftſteller anheim geſtellt, welche es zuerſt unternahmen, einen andern Zuſtand der Dinge herbey führen zu wollen. So lange dieſe aber nur einzeln ſtanden und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeiſterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt ſeyn.

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der geſellſchaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zuſtand in Deutſchland in der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie in der erſten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten dieſe Verhältniſſe und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch ſchon im Ganzen ein anderer Zuſtand und ein beſſeres Verhältniß ſich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Verſuchen und lobenswerthen Beſtrebungen, welche beſonders ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutſcher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerkſamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutſchland wohl ſchon ehedem beſeſſen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache ſelbſt, die Kraft, den Reichthum und die Biegſamkeit; derſelben Eigenſchaften, welche ſie nie verläugnet, ſobald ſie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weiſe behandelt wird. Je mehr die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Mutterſprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachläſſigung der Mutterſprache verbunden. Eine Vernachläſſigung, die ſich immer an dem rächt, der ſie ausübt, und niemahls ein günſtiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit ſeiner Bildung oder Gelehrſamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Mutterſprache ſelbſt zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wiſſenſchaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß ſchärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte dieſen geſchärften Sinn, der ſich zuerſt an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beym Hervorbringen wie beym Beurtheilen. Es entſtand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angeſtammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetſten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt ſich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutſchen, ſondern von der geſammten europäiſchen Litteratur werde ich verſuchen, ein Gemählde zu entwerfen. So darf ich denn hier ſchon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern ſo wie in Deutſchland eine ähnliche Veränderung der Litteratur und eine Rückkehr derſelben zum Nationalgeiſt ſich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beyſpiel an. Auch in England war, in der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'ſchen Bürgerkriege geſchwächt und faſt abhängig darnieder lag, der Geſchmack verwildert, ſittenlos und dabey nachahmungsſüchtig, ausländiſch und unnational geworden. Die Sprache ſelbſt war vernachläſſigt, die großen alten Dichter und Schriftſteller faſt vergeſſen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politiſche Selbſtſtändigkeit von England wieder hergeſtellt war, erhob ſich auch die Litteratur wieder. Der ausländiſche Geſchmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward aufs ſtrengſte und ſorgfältigſte gebildet, große Schriftſteller ſtanden auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmahl, jedes noch ſo kleine Überbleibſel der brittiſchen Geſchichte und Vorzeit iſt ſeitdem ſo fortdauernd gewachſen, daß man hierin dem Nationalgeiſt der Engländer faſt nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausſchließenden Vaterlandsliebe machen konnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der geſellſchaftlichen Bildung unter ſich und von dem Volke iſt das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müſſen doch ſelbſt die verſchiedenen natürlichen Anlagen und Zuſtände des Menſchen in einem gewiſſen Grade zuſammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geiſtes zu erreichen, oder ſie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeiſterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinſchaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß ſeines Urtheils auf Geiſteswerke nicht ausgeſchloſſen werden, wenn dieſe in den Gränzen des Schönen bleiben, wenn der Geiſt einer Nation wahrhaft gebildet ſeyn, ihr Sinn edel erhalten werden ſoll. Die Werke des Geiſtes können keinen andern lebendigen Boden haben, in welchem ſie Wurzel ſchlagen, als zuerſt die Geſinnungen und Gefühle, welche allen edel gearteten und Gott ſuchenden Menſchen gemein ſind, und dann die Liebe des beſondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in deſſen Sprache ſie auftreten, und auf welches ſie zunächſt wirken ſollen.

Daß die Bildung des menſchlichen Geiſtes einen Verein der verſchiedenen Anlagen des Menſchen, aller der Kräfte und Übungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigſtens angefangen zu fühlen. Die Gelehrſamkeit des Forſchers, und der ſchnelle Überblick, die ſichere Entſcheidung des thätigen Mannes, die ernſte Begeiſterung des einſamen Künſtlers, und der leichte und raſche Wechſel geiſtiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem geſellſchaftlichen Leben findet, und finden lernt, ſind in Berührung getreten, ſtehen wenigſtens nicht mehr ſo getrennt wie ehedem, von einander.

Wie ſehr aber auch in der neuern Zeit die Litteratur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß ſie nationaler, aufs Leben einwirkender und ſelbſt lebendiger geworden iſt, das Übel iſt demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutſchland ſehen wir die Litteratur, oder die Schule, und das Leben oft noch ganz getrennt, wie zwey abgeſonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander da ſtehen, oder nur ſtörend, von der einen Seite beunruhigend und verwirrend, von der andern hemmend und lähmend, auf einander einwirken. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geiſtigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Nahmen Litteratur zuſammenfaſſen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigſtens bey weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menſchen und auf die Nation, den ſie haben könnte, und haben ſollte. Betrachten wir nur den Zuſtand der Litteratur, beſonders aber die Anſichten, welche über die Litteratur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meiſtens noch herrſchend ſind! Dem Dichter und Künſtler wird es ſogleich wie ein Vorrecht zugeſtanden, daß ſie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß ſie in die wirkliche Welt nicht paſſen; von den Gelehrten iſt man es ſchon gewohnt vorauszuſetzen, daß ſie praktiſch nicht brauchbar ſeyen. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach ſeinen Abſichten zu biegen, uns zu täuſchen und irre zu leiten. Daß die Philoſophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichſte Verwirrung ſtürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geſchichte auch unſers Zeitalters. Durch die gegenſeitigen Klagen und Beſchwerden der Philoſophen ſelbſt, iſt es auch unter den Layen allgemein bekannt geworden, wie häufig ſie ſich unter einander nicht verſtehen. Daher hat ſich denn die Meinung verbreitet, daß ſie überhaupt auch in ſich ſelbſt nicht zum Ziel gelangen können, und nur ſelten recht entſchieden wiſſen, was ſie eigentlich wollen. Es iſt aber Unrecht, das edelſte Streben, was im Menſchen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforſchung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißcredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Verſuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern iſt es indeſſen bey dieſem Zuſtande nicht, wenn Männer, die ſtets mit den wichtigſten Verhältniſſen und Gegenſtänden des Staats und des Lebens beſchäftigt ſind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftſteller für ein bloßes Schauſpiel halten, was weder ſehr bedeutend noch anziehend iſt. Selbſt die zahlloſe Menge der Bücher hat bey den meiſten Leſern einen ſolchen Überdruß erzeugen müſſen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüſſiger erſcheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der ſchon vorhandenen Bücher abermahls um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieſer Schilderung ſchon ſtillſchweigend eingeſtanden, daß die Schriftſteller, die Gelehrten, die Dichter und Künſtler ſelbſt größtentheils die Schuld tragen, von der Geringſchätzung gegen die Litteratur, welche in der Welt gewiß ſehr allgemein verbreitet iſt, wenn ſie auch ſelten ganz deutlich ausgeſprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftſtellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geiſteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbeſondere, alle Forderungen erfüllen und in beyden Beziehungen ganz ſo ſtehen, wie ſie ſtehen ſollen; ſo würde man doch nicht umhin können, jene Geringſchätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil ſie über den Mißbrauch der Sache, die Sache ſelbſt, die ſo groß und ſo wichtig iſt, verkennt. Auch ſchädlich iſt ſie, weil ſie die Trennung zwiſchen dem innern intellektuellen Leben und der praktiſchen Welt, zwiſchen der Schule und dem Staat, nur noch immer größer macht, und dauernd erhält, die nicht ſelten in bittre Feindſchaft und endlich in gegenſeitige Zerſtörung und Unterdrückung ausartet.

Wie groß aber die Sache ſelbſt nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung, wie wichtig die Litteratur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation ſey, das iſt wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entſcheiden; wir mögen nun auf die innere Natur derſelben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß ſehen.

Betrachten wir zuerſt die Litteratur ſelbſt nach ihrem wahren Weſen, ihrem ganzen Umfang und ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Würde. Wir umfaſſen unter dieſem Nahmen alle jene Künſte und Wiſſenſchaften, jene Darſtellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtande haben, oder ohne auf eine äußere That und materielle Wirkung auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiſte darſtellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunſt, und nebſt ihr die erzählende und darſtellende Geſchichte: das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in ſo fern ſie das Leben und den Menſchen zum Gegenſtande und auf beyde Einfluß hat; Beredſamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Geſpräch flüchtig vorübereilen, ſondern in Schrift und Darſtellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beynahe das ganze geiſtige Leben des Menſchen. Was giebt es überhaupt nächſt dem Geiſte ſelbſt, der ſich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menſchen als ſolchen mehr Eigenes und ihn Unterſcheidendes, als die Sprache? Die Natur konnte den Menſchen keine ſchönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Geſange fähig, durch ihre Biegſamkeit zu den künſtlichſten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigſten Laute, den Stoff herleiht zu dem künſtlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menſchliche Geiſt erfunden hat, iſt die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarſte und das Wichtigſte. Die Gottheit ſelbſt konnte dem Menſchen kein köſtlicheres Geſchenk machen, als das Wort, welches ſie verkündigt, die Menſchen eint und verbindet. So unzertrennlich iſt Geiſt und Sprache, ſo weſentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, ſo gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menſchen betrachten, auch das Wort nach ſeiner innern Bedeutung und Würde als das urſprüngliche Weſen des Menſchen nennen könnten. Denn der Menſch wird eben darum Gott ähnlich geachtet und in den heiligen Schriften ein Ebenbild des dreyeinigen Schöpfers genannt, weil er mit einer Seele begabt iſt, aus deren Tiefe und in deren Spiegel der Geiſt ſich zum befruchtenden Worte des Lebens geſtaltet.

Wenn wir jedoch in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort noch allerdings unterſcheiden, und unterſcheiden müſſen; ſo findet dieß doch ſelbſt in ſolchen abgeleiteten Verhältniſſen beyder nur da Statt, wo entweder beyde oder wenigſtens das Eine dieſer beyden Elemente nicht mehr ihre Beſtimmung erfüllen. Gedanke und Wort, ſo wie ſie urſprünglich Eins ſind, dürfen ſelbſt in ihrer mannigfaltigſten Anwendung nie ganz getrennt werden, müſſen immer und überall möglichſt vereint und übereinſtimmend bleiben.

Wie ſehr nun auch dieſe beyden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine ſind, dieſer höchſte Vorzug des Menſchen, der ihn erſt zum Menſchen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der urſprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt ſich ſelbſt durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unſern gewöhnlichſten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunſt der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen auf unſer Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unſere Gedanken ausübt, iſt überflüſſig auseinander zu ſetzen. Eben ſo wie über die Einzelnen laſſen wir uns auch in unſerm Urtheil über die Nationen durch eben dieſe Rückſicht beſtimmen, und ſind gleich geneigt, diejenige Nation für die geiſtvollſte und gebildetſte anzuerkennen, welche ſich am meiſten klar und dem Zweck angemeſſen, beſtimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier ſogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rückſicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintanſetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächſt umgeben, und mit denen wir ſelbſt leben, urtheilen wir ſo, auch auf andere weit von unſerm Kreis entlegene, wird derſelbe Maßſtab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir ſie wenig kennen, unter dem allgemeinen Nahmen der Wilden zuſammen zu faſſen gewohnt ſind. Sobald der reiſende Beobachter ihre Sprache verſteht, pflegt ſich auch das ungünſtige vorgefaßte Urtheil über ſie ſehr weſentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meiſtens, Wilde ſind es freylich, unbekannt mit unſern Künſten und unſern Verfeinerungen, ſo wie mit den übeln ſittlichen Folgen derſelben; aber einen geſunden, ſtarken Verſtand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfſinn kann man ihnen nicht abſprechen. Äußerſt treffend, und nicht ſelten witzig ſind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielſagend und von der anſchaulichſten Klarheit und Beſtimmtheit ihre Reden." So iſt man faſt überall und in allen Verhältniſſen des Lebens oder der erweiterten Weltkunde, gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geiſt, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu ſchließen. Doch dieß ſind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenſtände. Am beſten zeigt ſich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darſtellenden Wiſſenſchaften und Künſte, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schickſal der Nationen in der Weltgeſchichte betrachten. Hier zeigt ſich die Litteratur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erſt in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwickelung, ja für das ganze geiſtige Daſeyn einer Nation erſcheint es auf dieſem hiſtoriſchen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpunkte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche ſich meiſtens noch in die dunkeln Zeiten ſeines erſten Urſprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichſte Geſchäft der Dichtkunſt iſt. Solche National-Erinnerungen, das herrlichſte Erbtheil, das ein Volk haben kann, ſind ein Vorzug, der durch nichts anders erſetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es ſolche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poeſie hat, ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gefühle erhoben und gleichſam geadelt findet, ſo wird es eben dadurch auch in unſerm Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe geſtellt. Nicht die weit um ſich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereigniſſe allein ſind es, die den Werth und die Würde einer Nation beſtimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, ſind nahmenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelaſſen. Andere glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerkſamkeit, wenn nicht der Geiſt der

Nation ſolchen Unternehmungen und Ereigniſſen, die in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlen, einen höheren Stempel verleiht. Merkwürdige Thaten, große Ereigniſſe und Schickſale ſind allein nicht zureichend, unſere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu beſtimmen; es muß ein Volk, wenn dieſes einen Werth haben ſoll, auch zum klaren Bewußtſeyn ſeiner eigenen Thaten und Schickſale gelangen. Dieſes in betrachtenden und darſtellenden Werken ſich ausſprechende Selbſtbewußtſeyn einer Nation iſt die Geſchichte. Ein Volk, deſſen Siege und Thaten durch den Styl eines Livius verherrlicht, deſſen Unglück und Verſunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingeſtellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unſerm Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. Dichter und Künſtler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darſtellung begabt, den kühnſten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forſcher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchſpähen im Stande ſind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und dieſe Wenigen können zunächſt nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf Wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt ſich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller, und allgemeiner hervor, dagegen ſelbſt der Werth des Geſetzgebers bey veränderten Zeitverhältniſſen in einem verdunkelten Lichte erſcheint, der Ruhm des Er oberers, nachdem Jahrhunderte verfloſſen ſind, von der allumfaſſenden und verſchlingenden Große, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert und ſich oft in ſehr verkleinertem Maßſtabe darſtellt. Man darf ſagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, ſondern ſelbſt in der ſpäteren Zeit des Alterthums eben ſo viel, wo nicht mehr beygetragen, den Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechiſchen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, ſo gerne zollt, hat wenigſtens der Dichter und der Philoſoph unſtreitig einen großern Antheil als der Geſetzgeber und der Eroberer. Selbſt der Einfluß, welchen die Werke und der Geiſt der erſten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Geſetze und die Thaten und Siege der andern hatte. Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unſterbliche und ruhmvolle Nahmen, ſo verdanken ſie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geiſt und ihrem Einfluß auf Geiſtesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt ſo fremd geworden ſind, oder den von dem Eroberer geſtifteten Königreichen, die langſt nicht mehr vorhanden ſind.

Dichter und Philoſophen von der erſten Größe können immer nur ſelten ſeyn, ſie werden aber auch als ſeltne Erſcheinungen mit Recht da, wo ſie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßſtab der geiſtigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher ſie angehören.

Fügen wir zu dieſen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poeſie und Nationalſage, einer gedankenreichen Geſchichte, einer gebildeten Kunſt und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredſamkeit, des Witzes und einer zum geſellſchaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgeſetzt daß dieſe letzten Vorzuge ohne Mißbrauch bleiben; ſo iſt das Gemählde einer wahrhaft gebildeten und geiſtvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollſtändige Begriff einer Litteratur entworfen.

Beſeelt von dem Wunſche, die Litteratur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzuſtellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieſes Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem klar zu überſehenden Gemählde zuſammengefaßt werden ſoll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müſſen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darſtellung ſo hiſtoriſch als möglich abfaſſen und begründen möchte, in dem Fall ſeyn, auch ſolche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher ſich nicht ausſchließend mit der Litteratur beſchäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erſcheinen konnen. Was mir jedoch den Muth giebt, dieſen Verſuch zu wagen, und die Hoffnung, die Aufgabe glücklich zu löſen, iſt meine lange Beſchäftigung mit vielen, vorzüglich wichtigen, einzelnen Theilen der Litteratur. Das Gebiet derſelben iſt zwar ſo unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erſchöpft zu haben. Indeſſen führt die ſo lang fortgeſetzte und vielfältig erweiterte Bekanntſchaft mit einem Gegenſtande, der beynahe das Geſchäft meines Lebens war, wohl endlich zu einer vollkommeneren und wohl geordneten Überſicht des Ganzen; führt beſonders auch dahin, daß man unterſcheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung iſt, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für ſich beſitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend ſeyn kann.

Unſre Geiſtesbildung beruht ſo ganz auf der der Alten, daß es überhaupt wohl ſchwer iſt, die Litteratur zu behandeln, ohne von dieſem Punkt auszugehen, und wenigſtens als Einleitung der Griechen und Römer zu gedenken und den Anfang von ihnen zu nehmen. Mir wenigſtens würde es nicht möglich ſeyn, meine Anſicht und Erkenntniß von der Litteratur überhaupt, und von der neueſten insbeſondere deutlich darzulegen, ohne eine gedrängte Darſtellung der alten Litteratur nach derſelben Anſicht und denſelben Grundſätzen voranzuſchicken. An dem Beyſpiel der griechiſchen Nation läßt ſich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Litteratur in höchſtem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und ſchädlichen Folgen einer ſophiſtiſchen Redekunſt in das hellſte Licht. Ich werde jedoch dieſe vorläufige Anſicht des Alterthums in größter Kürze zuſammendrängen. Zuerſt werde ich die geſammte Litteratur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beyden Völker, denen wir einen ſo großen Theil unſerer Geiſtesbildung verdanken, und als eine reiche Erbſchaft von ihnen erhalten haben. In einem eben ſo gedrängten Vortrage werde ich alles zuſammenfaſſen, was Europa ſchon zur Zeit der Griechen und Römer und durch dieſe auch die neue Zeit den orientaliſchen Völkern in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Litteratur verdankten. Zwar ſollten die älteſten Denkmale des aſiatiſchen Geiſtes der Zeitordnung nach wohl den griechiſchen vorangehen. Da aber meine Abſicht vorzüglich darauf ausgeht, ein welthiſtoriſches Gemählde der europäiſchen Geiſtesbildung aufzuſtellen, und da die Litteratur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden ſoll, ſo wird es für dieſen Zweck am angemeſſenſten ſeyn, was von der orientaliſchen Denkart und Geiſtesbildung erwähnt werden muß, um die europäiſche zu verſtehen und zu erklären, da einzuſchalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat, und wirkſam geworden iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird ſodann auch unſrer Vorzeit, der nordiſchen Götterlehre, und der daher abgeleiteten Poeſie der Ritterzeit, und Kunſt des Mittelalters gewidmet ſeyn; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge ſind der Epoche ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gewidmet, und einer ausführlichen Darſtellung der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten Litteratur bekannte und ſchon oft behandelte Gegenſtände hier und da in einem neuen Zuſammenhange und Lichte zu zeigen, ſo hoffe ich um ſo mehr im Voraus Nachſicht zu erhalten, wenn ich die neueren und neueſten Erſcheinungen der Litteratur zum Theile nach Geſinnungen und Grundſätzen betrachten werde, die im Gegenſatz mit den jezt herrſchenden alt ſcheinen können, und zu heißen verdienen.

Es iſt ſchon darum ſehr vortheilhaft, eine Darſtellung der Litteratur mit den Griechen anzufangen, weil die Geiſtesbildung der Griechen am meiſten ſich ganz aus ſich ſelbſt entwickelt hat, und faſt ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entſtanden iſt. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäiſchen Nationen keinesweges behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eignen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunſt und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philoſophen und viele Künſte des Lebens von den Ägyptern oder von andern aſiatiſchen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen ſtimmen immer noch in einigen Punkten mit den älteſten aſiatiſchen Überlieferungen zuſammen. Aber es ſind das nur zerſtreute Spuren, und halberloſchene Erinnerungen, wie ſie faſt überall auf den gemeinſamen Urſprung der Völker und Anfangspunkt der menſchlichen Geiſtesentwicklung hindeuten; alles aber was die Griechen irgend erlernten und entlehnten, haben ſie mehrentheils ſogleich und von der erſten Auffaſſung an, durchaus ſelbſtſtändig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortſchritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geiſtesbildung haben ſie ſich ſelbſt geſchaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäiſchen Nationen empfingen gerade das Ganze einer ſchon fertigen und vollendeten Geiſtesbildung und Litteratur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beyden und von dem Morgenlande, bis ſie dann erſt ſpäter dieſes Ganze mit mehr oder minder ſelbſtſtändiger Kraft zu verarbeiten und ſich anzueignen lernten.

(1815)

Bey den Griechen waren es, wie geſagt, nur einzelne Adern aſiatiſcher Überlieferung, obwohl deren viele ſind, und mehr als man beym erſten Anblick entdeckt, welche ſich durch das Gewächs ihrer Geiſtesbildung in Kunſt und Wiſſenſchaft hinſchlingen und in die Wurzel derſelben verwebt ſind. Ihnen ſelbſt waren überdem dieſe Spuren aus dem früheren Alterthum des Morgenlandes größtentheils verborgen und unbewußt; oder wenn ſie auch hintennach einen einzelnen Faden dieſer Art, nicht ohne Verwunderung entdeckten, und mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit ergriffen, ſo ließen ſie ſich davon oft zu weit und hie und da ganz in die Irre führen; indem ſie über das plötzlich wiedergefundene Licht des orientaliſchen Urſprungs, was ihnen doch nie vollſtändig klar werden konnte, nun die glückliche Harmonie des eignen Ganzen und einfachen helleniſchen Lebens und Denkens verloren. Sie kannten den Orient viel zu wenig, als daß ſie bis zu dem wirklichen Anfangspunkt der geſchichtlichen Menſchenkunde hätten durchdringen und dort an der Quelle den Urſprung und die Einheit aller Geiſtesentwicklung auffinden, und ſo den ganzen Stammbaum der Menſchheit nach allen ſeinen Verzweigungen überſchauen können. Erſt für uns ſind bey erweiterter Völker- und Sprachenkunde alle jene Fäden des aſiatiſchen Urſprungs in der griechiſchen Sage und Bildung vollſtändiger ſichtbar, ſo daß wir ſie allmählig in einen Zuſammenhang bringen, und uns dem vollſtändigen Verſtändniß des großen allgemeinen Ganzen mehr und mehr nähern können, ohne die ſchöne Einheit in dem eigenthümlichen Ganzen der griechiſchen Geiſtesbildung darüber zu verlieren.

Über die älteſte Vorzeit der Griechen iſt im Allgemeinen noch folgende Bemerkung zu machen. Nachdem der Urſtamm des Menſchengeſchlechts durch den eignen Übermuth und innern Zwieſpalt zerſtreut und in einzelne Äſte zerſplittert war, die dann bald als abgeſonderte Nationen in der alten Sage und geſchichtlichen Kunde hervortreten, ſehen wir dieſe aus der Zerſplitterung neu entſtandenen Völker, ſich deutlich nach dem vorherrſchenden Gepräge der verſchiedenen Stände und Kaſten unterſcheiden, welche noch vor der Völkerzerſtreuung die weſentlichen Beſtandtheile in dem großen Gebäude des älteſten Menſchenvereines in der Urzeit gebildet hatten. So waren die Ägypter ein durchaus prieſterliches Volk, obwohl auch die andern Stände, als ſolche und abgeſondert in Kaſten hier gefunden werden; weil alles vom Prieſterſtande ausging und der prieſterliche Einfluß und Geiſt in allem überwiegend war. Eben dieſes gilt auch von den Indiern; die Hebräer bieten uns unter andern Verhältniſſen der übrigen Stände, das Bild einer vollkommnen Theokratie dar und auch in unſerm Abendlande iſt bey den Hetruskern dieſer prieſterliche Charakter in allen Einrichtungen des Lebens ſichtbar vorherrſchend. Selbſt in der älteren Römergeſchichte bleibt dieſe hetruriſche Grundlage einer ganz prieſterlichen Lebenseinrichtung noch unverkennbar, nur daß hier alles eine andre Wendung genommen hat, nachdem die Patricier mit den prieſterlichen Vorrechten auch die oberſte Waffen- und Richtergewalt zu vereinigen wußten. Andre Nationen, die aus demſelben zerſplitterten Urſtamm hervorgegangen und zu einer welthiſtoriſchen Bedeutung erwachſen ſind, müſſen nach dem bey ihnen herrſchenden Übergewicht der Kriegerkaſte und des Adelſtandes, als Heldenvölker charakteriſirt werden; dahin gehören vor allen die Perſer und Meder, und die germaniſchen Völker, obwohl ſpäter in der Geſchichte auftretend, in treu erhaltnem Urcharakter. Dieſen reihen ſich die Griechen zunächſt an, oder neigen ſich doch am meiſten zu dieſer Claſſe, wenn gleich ſie auch der andern von Anfang wenigſtens zum Theil angehören, und in dieſer Hinſicht in der Mitte zwiſchen beyden Gattungen ſtehen, indem ſie den Charakter von beyden in ſich vereinigen, und zwar nicht gleichzeitig und vermiſcht, aber in der Folge der verſchiedenen Zeiten nach einander darbieten, wie auch ihr Stamm vielleicht ſchon urſprünglich aus zwey verſchiedenen Elementen gemiſcht und entſprungen war. Es ging der Heldenepoche der Griechen eine ältere, mehr prieſterliche Vorzeit voran, ſo wie alle alten Mythographen und Hiſtoriker, obwohl in großer Verſchiedenheit der Deutung und der Meynung über das Einzelne, im Allgemeinen doch darin übereinſtimmen, daß ſie dem fröhlichen helleniſchen Leben der ſpätern Zeit überall ernſte Pelasger als die ältere geſchichtliche Unterlage voranſchicken und zum Hintergrunde geben. Unter den Pelasgern haben wir vielleicht ſelbſt dem Nahmen *)

---

*) Πελασγοι könnte wohl nur eine ältere oder abweichende Wortform ſeyn für παλαιοι. Aber auch in der natürlichſten Ableitung von πελας, verglichen mit πελαγης und πελατης und deren Bedeutung, ſcheint jene Benennung die alten Inſaſſen des Landes zu bezeichnen.

nach um die Alten deſſelben oder eines ſehr nah verwandten Stammes zu verſtehen; ihre und die ganze damalige helleniſche Lebenseinrichtung war aber ungleich mehr der ägyptiſchen und aſiatiſchen, oder auch der hetruriſchen prieſterlichen Weiſe ähnlich, als in der ſpätern homeriſchen Heldenzeit.

Die ſinnbildlichen Prieſterlehren dieſer älteren, pelasgiſchen Vorzeit erhielten ſich auch ſpäter, obwohl nur verborgen und eingeſchloſſen in den enger beſchränkten Kreiſen der Myſterien, doch nicht ohne Ruhm und Verehrung, und auch von eigenthümlichen Dichternahmen verherrlicht. In dieſer Beziehung hat es eine geſchichtlich wahre Bedeutung, wenn die Sage, welche uns die alten Dichter nennt, den Kreis derſelben, lange vor den Heldengeſängen von Troja und vor der homeriſchen Zeit, mit dem Orpheus eröffnet, der kein Hellene war, und jener prieſterlichen Epoche und noch ganz ſinnbildlichen Götterkunde der Urzeit angehören. Daß aber die ſtrengen Bande der älteren beſchränkten Prieſterverfaſſung in der pelasgiſchen Vorzeit hier ſo bald durch den neueren Hellenſtamm kampfluſtiger, und lebensvoller Hellenen, weggenommen und gelöſt, wie auch ſpäter wieder die Herrſchaft der großen Heldenfamilien bey ſteigendem Handel und dem blühenden Städteanbau in dem mannichfachen Küſten- und Schifffarth-reichen Inſellande, vielfältig gebrochen wurde, und mehr nur im glorreichen Andenken poetiſcher Sage, als in wirklicher politiſcher Übermacht fortlebte; das iſt für die ganze Entwicklung der griechiſchen Geiſtesbildung von der entſchiedenſten Wichtigkeit geweſen. Denn eben dieſe von den Banden der prieſterlichen Verfaſſung, welche im Orient alles beſtimmte, und ſelbſt von dem politiſchen Zweck, der bey den Römern vorherrſchend war, ganz unabhängige, freye, geiſtige Entwicklung, bloß nach dem innern Sinn und Bedürfniß, hat in Kunſt und Wiſſenſchaft den Griechen und ihrer Poeſie und Philoſophie, ja ihrer ganzen Litteratur, dieſen eigenthümlichen Charakter gegeben, der ſie vor allen andern auszeichnet. Gleich unabhängig vom Staat und Prieſterthum ſehen wir hier zum erſtenmale die Schule in ihren mannichfachen Verzweigungen und Abſtufungen als einen abgeſonderten Verein und ſelbſtſtändige Kraft hervortreten und ſich geſtalten, wie es ſeitdem kaum wieder in dem Maße geſchehen iſt.

Wenden wir aber den Blick von dieſer weniger bekannten Vorzeit zurück auf die welthiſtoriſche Periode des griechiſchen Nationalruhms; ſo ſind es vorzüglich drey Hauptbegebenheiten, welche die eigentlich große Zeit der griechiſchen Geſchichte ausfüllen und auch für die Geiſtesbildung Epoche gemacht haben. Der perſiſche Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Übermacht von ganz Aſien für die Erhaltung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich ſiegten; der peloponneſiſche zweytens, jener allgemeine, ſieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwiſchen Athen auf der einen und den doriſchen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft ſich ſelbſt zerſtörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechiſcher Geiſt und Regſamkeit über einen großen Theil von Aſien wie eine reiche Ausſaat der Zukunft ausgeſtreut wurde. Eine Ausſaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilſame und auch verderbliche Früchte, und eine eigne neue griechiſch-aſiatiſche Geſtalt und Geiſtesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwiſchen Aſien und Europa, deſſen Einfluß ſich auf die ganze Nachwelt bis auf unſre Zeiten erſtreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem erſten Freyheitskampf gegen die Perſer nicht glücklich und ſiegreich geweſen, wäre Griechenland eine Provinz des großen perſiſchen Reichs geworden; ſo würden ſie eine ganz andere Stelle in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe ſtehen geblieben ſeyn, wo die Perſer ſie fanden, oder auch allmählig tiefer geſunken, und wieder verwildert ſeyn. Sie wären immer ein geiſtreiches und auch bis auf einen gewiſſen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden wie andre gebildetere Völker, welche dem perſiſchen Reich unterworfen und einverleibt wurden, die Ägypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftſteller, zum Theil ſelbſt ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die perſiſche Herrſchaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelſte und die beſte unter allen Weltherrſchaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufſchwung, welchen Kunſt und Geiſteskraft nach dem glorreich beſtandenen Kampf bey den Griechen nahm, dieſen hätten ſie ohne die Freyheit nie erreichen können.

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geiſtigen Entwicklung iſt in dem engen Raum von noch nicht drey Jahrhunderten vom Solon bis zum Alexander eingeſchloſſen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in dieſe Zeit die kunſtreichere Entwicklung der lyriſchen Poeſie, und der erſte Anfang der dramatiſchen. Eine Menge jetzt aufſtehender Lehrdichter beweiſen das erwachende Nachdenken. Die gnomiſchen Sammlungen des Theognis und des Solon ſelbſt bieten eine Fülle von ſinnreichen und ſittenſchildernden Sprüchen dar; wie alle Völker ſie auf dieſer Stufe lieben; welche metriſch abgefaßt, in dieſer Form dem Charakter des Spruchs, als dem allgemeinen Element und gemeinſamen Rain des Dichtens und Denkens, wohl angemeſſen ſind. Zu derſelben Zeit begann mit Thales die Philoſophie der Griechen, und die Proſa, die ſich bey ihnen ſo ſpät von der Poeſie loswickelte, fing an zu entſtehen. Sie entwickelte ſich zuerſt bey den älteſten joniſchen Philoſophen ſeiner Schule, in einfachen, aber ſcharfſinnig beſtimmten Gedankenſprüchen, mit oft noch bildlichem Ausdruck; Aphorismen, oder klar hingeſtellten, aber tief aus der Quelle geſchöpften Naturanſchauungen, wie wir ſie noch von dem Vater der Heilkunde beſitzen. Durch die Geiſtesfreyheit, welche Solon begünſtigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Geſetzgebung verbundene und von ihm geſtiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptſitz und Mittelpunkt der griechiſchen Bildung.

(14[illegible])

Mit Alexander aber endigte dieſer glückliche Zeitraum. Demoſthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den ſein Vaterland um die Freyheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftſteller der

Griechen, der auf ſeine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geiſtreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wiſſenſchaftliches, gelehrtes, wurden ſie unter den Ptolomäern in Ägypten faſt noch mehr, als ſie es in der ſchönen alten Heimath geweſen waren. Nur eine Nation waren ſie nicht mehr, und mit der Freyheit war auch die Erfindungskraft und der eigne Aufſchwung des Geiſtes verloren.

In einem ſo engen Zeitraum liegt alſo eigentlich dieſe ganze Fülle von ſo mannichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geiſtes beſchloſſen, die noch jetzt dieſes Volk zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauſpiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Böſen, und daher zwiefach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeſchichte ein ähnliches Schauſpiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geiſtes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon alſo beginnt uns die eigentliche Epoche der griechiſchen Litteratur. Vor Solon beſaßen die Griechen nur das, was meiſtens alle glücklich organiſirten Völker in der frühern Zeit der geſellſchaftlichen Entwicklung auch beſeſſen haben: Sagen, welche die Stelle der Geſchichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, ſtatt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländiſchen Gefühle, oder Feſtgeſänge zum gottesdienſtlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne

Geliebte geweiht, beſaßen die Griechen ſchon von den älteſten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger ſind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrſcht, ausdrücken, ſondern die Überlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Urſprunge der Welt. Doch auch dieſes wird bey andern Völkern im Überfluß gefunden wie bey den Griechen. Ein Werk aber ragt vor allen andern aus der griechiſchen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit ſeiner Darſtellung weit hervor: die homeriſchen Gedichte; die ſeit Jahrtauſenden wie noch jetzt und niemals genug bewunderten Werke der Ilias und Odyſſee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geiſt dieſer Gedichte, daß ſie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müſſen entſtanden und entworfen ſeyn; geſammelt aber wurden ſie erſt in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon ſelbſt der Vergeſſenheit und der ſchwankenden mündlichen Fortpflanzung entriſſen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung geſtellt, und nachgehends durch die ſchriftliche Abfaſſung geſichert und allgemein verbreitet.

Solon und ſeine Nachfolger in der Herrſchaft zu Athen, Piſiſtratus und die Piſiſtratiden hatten dabey, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke ſelbſt, wahrſcheinlich auch noch einen andern patriotiſchen Zweck. Um dieſe Zeit, ſechs hundert Jahr vor Chriſti Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Aſien ſchon bedroht, zwar noch nicht von den Perſern, aber durch die lydiſchen Könige, deren Herrſchaft bald darauf mit in das große perſiſche Reich verſchlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Kröſus überwand und in Klein-Aſien ſich ausbreitete, da konnte kein hellſehender Patriot es ſich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man ſcheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit ſicher geweſen zu ſeyn und den herannahenden Sturm, der erſt unter den Kaiſern Darius und Xerxes gegen den griechiſchen Continent ſelbſt losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am erſten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtſchaft, ſondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den aſiatiſchen Griechen auf das genaueſte verbunden war. Die Erweckung der alten Geſänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechiſchen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Aſien kämpfte und Troja beſiegte, fiel wenigſtens jetzt in eine ſehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroiſchen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeiſtern. Ob irgend eine ſolche Begebenheit wie der trojaniſche Krieg ſich wirklich zugetragen habe, dafür giebt es keine vollkommene geſchichtliche Gewißheit, oder beſtimmte Entſcheidung. Die Herrſchaft des Agamemnon und der Atriden ſcheint am meiſten hiſtoriſch. Daß zwiſchen der Halbinſel und Klein-Aſien mancher Verkehr Statt fand, iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinſel ſelbſt den Nahmen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürſtinn Urſache eines allgemeinen und langen Kriegs geweſen, iſt wenigſtens dem Geiſte und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in ſo manchen Stücken an die chriſtliche Heldenzeit, und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und urſprünglich bloß Allegoriſches eingemiſcht worden ſeyn mag; daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweiſen auch die daſelbſt befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln beſtehenden Heldengräber. Dieſe alten griechiſchen Hünen- oder Heldengräber, welche die Volksſage dem Achilles und ſeinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er ſeinen Ruhm zu beſingen, einen Homer gefunden hatte, ſind ſchon zur Zeit des Dichters ſelbſt vorhanden geweſen, wie man aus einigen Stellen der Ilias ſieht. Erſt der Wißbegier, oder dem Frevel unſrer Zeit war es vorbehalten, dieſe Gräber aufzuwühlen, und die Aſche und übrigen Angedenken der Helden, die ſich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruheſtätte zu entreiſſen. Wäre aber der trojaniſche Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkührliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Piſiſtratus, und für den patriotiſchen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen ſollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geſchichtlich gehalten.

So hatten die Homeriſchen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrſcheinlich noch eine nähere vaterländiſche Beziehung und Bedeutung, während ſie uns am meiſten auffallen durch die Allgemeinheit der ſchönen Darſtellung und des großen Bildes, welches ſie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt ſich keine enge Denkart und Anſicht, die nur an einem beſchränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines beſondern Stammes ſich drehte, wie dieß wohl in den alten arabiſchen Geſängen, oder in Oſſians Liedern der Fall iſt. Ein freyer Geiſt athmet aus dieſen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erſcheinungen der Natur wie für alle Geſtalten der Menſchheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und ſchön geſtaltet breitet ſich hier eine ganze Welt vor unſern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde. Die beyden Heldengeſtalten Achilles und Ulyſſes, welche aus dieſem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, ſind ſo allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir ſie faſt in allen Heldenſagen wieder finden, nur nicht immer ſo glücklich entwickelt, und ſo herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle ſiegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erſchöpfen ſoll, aber ſchon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragiſchen Schickſal beſtimmt war, iſt der erſte und erhabenſte dieſer Charaktere; und ein Charakter, ein Anklang dieſer Art findet ſich in unzähligen Heldenſagen wieder, am ſchönſten nebſt den Griechiſchen vielleicht in unſern nordiſchen. Auch bey den heiterſten Völkern umſchwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit, ein halbſchmerzliches, und liebevoll klagendes, elegiſches, ja oft ſogar tragiſches Gefühl, was uns aus dem Innerſten dieſer Dichtungen anſpricht; ſey es nun, daß der Übergang einer freyern und großen Heldenzeit den gebundenen Nachkommen wirklich dieſen

Eindruck hinterlaſſen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnſucht, was allen Menſchen aus alter Erinnerung eines verlornen urſprünglich ſeeligen Zuſtandes eingepflanzt und angeboren iſt, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poeſie aber ſehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens ſtellt ſich im Ulyſſes dar. Es iſt der umherſtreifende, wandernde Held, der aber ſo erfahren und verſtändig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abentheuer zu beſtehen geeignet iſt; und eben dadurch der Einbildungskraft den freyeſten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltne, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bey noch beſchränkter Erdkunde und einer kindlichen Anſicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigſten Dichtungen zu verſchönern. An heroiſcher Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordiſchen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientaliſchen, ſo weit wir beyde kennen, den Homeriſchen Gedichten gleich kommen, oder ſie noch daran übertreffen. Was dieſe auszeichnet, iſt die Anſchaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verſtandesklarheit, die mit ſo kindlicher Einfalt und dieſer Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich iſt. Eine Darſtellung findet ſich hier, die ſo ausführlich iſt, daß ſie oft faſt geſchwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine faſt dramatiſche Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenſchaften, der Reden und Geſpräche; eine ſelbſt in der Anführung aller einzelnen Umſtände faſt hiſtoriſche Genauigkeit. Dieſer letzten Eigenſchaft, die den

Homer auch unter den andern griechiſchen Sängern ſehr auszeichnet, verdankt er ſelbſt vielleicht ſeinen Nahmen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen ſeiner Wahrhaftigkeit, einer ſolchen nähmlich, wie ſie ein Sänger und Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdient er wohl dieſen Nahmen. Auch uns iſt er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldenſage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beſchaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeſchichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und iſt ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden ſich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers ſelbſt, wohl Spuren finden laſſen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geiſtes ſah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die oſſianiſchen Gedichte ſind in eine immer gleich ſchwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und ſo mag man leicht daſſelbe auch von dem Barden ſelbſt denken. Wer aber die Iliade und die Odyſſee, dieſe klarſten und hellſehendſten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuſchreiben kann, der muß wenigſtens für dieſes Urtheil ſeine eignen Augen einigermaßen verſchließen, vor ſo vielen deutlich ſprechenden Beweiſen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homeriſchen Gedichte auch entſtanden, und gebildet ſeyn mögen, ſie verſetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter ſchon zu erlöſchen anfing, oder eben erſt erloſchen war. Es ſind zwey Welten, die in der Homeriſchen Darſtellung zuſammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch ſehr nahe, und lebhaft vor Augen zu ſtehen ſcheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Dieſe Verſchmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verſchönert, dieſe anſchaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homeriſchen Gedichten den ihnen ſo ganz eignen Reitz.

Anfangs herrſchten überall Könige und Heldengeſchlechter in Griechenland. So iſt es noch in der Homeriſchen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde faſt überall abgeſchafft, faſt jede mächtige Stadt und ſelbſtſtändige Völkerſchaft geſtaltete ſich zu einer kleinen Republik. Mit dieſer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt allmählig proſaiſcher. Die alten Heldenſagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unſtreitig trug dieſe Veränderung in der Verfaſſung viel dazu bey, den Homer in eine Art von Vergeſſenheit zu bringen, der ihn Solon und Piſiſtratus erſt wieder entriſſen.

(Vergleichen wir nun das hohe Werk der homeriſchen Geſänge mit andern, indiſchen und perſiſchen, oder nordiſchen und altdeutſchen Helden- und Göttergedichten; ſo ſind es vorzüglich zwey Eigenſchaften, welche dasſelbe vor jenen auszeichnen. Zuerſt iſt es das harmoniſche Ebenmaß in der heitern Lebensanſicht und in der ganzen Darſtellungsweiſe ſelbſt, und die in beyden vorwaltende künſtleriſche Klarheit des Verſtandes, welche nebſt jenem Ebenmaß der Harmonie wie den Homer, ſo auch den Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung überhaupt vorzüglich bezeichnet, (1815) und im Ganzen derſelben vorwaltet. Sodann iſt es die in dem Maße wenigſtens nicht eben weſentlich in der Natur des epiſchen Gedichts begründete, wohl aber in der beſondern Anlage des griechiſchen Geiſtes liegende, reiche dramatiſche Entfaltung im Einzelnen der homeriſchen Geſänge und die damit zuſammenhängende epiſodiſche Verflechtung des Ganzen. Eben daher entſpringt auch oder iſt doch nah verwandt damit, jenes entſchiedene Hervortreten des rhetoriſchen Beſtandtheils, wozu ſich die dem Griechen angeborne Hinneigung und Meiſterkraft, zwar noch ganz natürlich und wie ſie dem klaren Lebensſpiegel freyer Poeſie durchaus angemeſſen iſt, die ſich daher auch von der falſchen Rhetorik der ſpätern Dichtkunſt ſo ganz unterſcheidet, hier ſchon in bewundernswerther Fülle und Kunſt der Rede und des Geiſtes entfaltet; wie denn auch in manchen Anſichten und Geſinnungen, durch die Darſtellung des heroiſchen Lebens ſelbſt, der aufkeimende republikaniſche Sinn ſchon ſehr ſichtbar hindurchſchimmert. Durch eben dieſe Eigenſchaften, nur in geringerem Maße der Verſchiedenheit, bleibt Homer auch vor den andern Rhapſoden der joniſchen Zeit und vor den übrigen epiſchen Dichtern der Griechen ausgezeichnet, ſtatt derer aller uns Heſiodus zum Beyſpiel dienen kann, und ſteht allein und einzig unter den andern da, obwohl alle dieſe geringeren heroiſchen oder mythiſchen Dichter in unzähligen einzelnen Manieren der epiſchen Weiſe unter einander gleich und dem Homer ganz ähnlich ſind. Eine chaotiſche Sagenfülle, von oft gigantiſchem Inhalt, beſingt Heſiodus in jener Weiſe oder in jenem Styl, welchen die Alten als den mittelmaßigen bezeichnen, weil zwar kein Übermaß der verwilderten Kraft, aber auch keine beſondre Größe und Erhabenheit des Geiſtes darin ſichtbar iſt. Es fehlt der homeriſche Reichthum jener herrlichen dramatiſchen Entfaltung; obwohl ſich, den Heſiodus als Sittengemählde betrachtet, Züge genug darin vorfinden, von dem ſehr merklich emporwachſenden republikaniſchen Geiſte, der bald das heroiſche Leben mehr und mehr verdrängen und endlich ganz überwältigen ſollte.

Die Homeriſchen Gedichte ſind ſo wichtig für die griechiſche und für die ganze nachfolgende europäiſche Litteratur, ſo ſehr Hauptquelle der geſammten Geiſtesbildung der alten Völker geworden, daß die geſchichtliche Betrachtung vor allen andern Gegenſtänden bey ihnen zu verweilen hat. Ich wünſchte überhaupt die Aufmerkſamkeit nur bey den Erfindern feſtzuhalten oder bey der erſten Blüthezeit, wo die Kunſtgebilde zur Vollendung reifen; über die Jahrhunderte der Nachahmung und bloßen weiteren Entfaltung werde ich ſchnell hin gehen.

Ich überſchreite die ganze Zwiſchenzeit bis auf den perſiſchen Krieg. Dieſe Zwiſchenzeit enthält nur ſchwächere Nachfolger des Homer, oder ſolche Anfänge neuer Geiſteswege und neuer Kunſtformen, die erſt ſpäter zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt ſind. Die meiſten Dichter und Schriftſteller ſind ohnehin bis auf einzelne Bruchſtücke verloren.

Vorzüglich entwickelte ſich jetzt die lyriſche Kunſt in den mannichfachſten Formen. Aus dem Weltumſtrömenden Ocean der Helden- und Göttterſage war die Poeſie der Griechen, wie aus ihrer Wurzel und Quelle hervorgegangen. Jetzt breitete ſich dieſes Meer der alten Sage, wie in unzähligen, größern und kleinern Strömen, in einzelnen Liedern und Geſängen durch alle Gebiethe und nach allen Seiten des Lebens hin aus und verſchönte es durch Muſik und feſtliche Spiele. So erſtieg die Poeſie der Griechen, aus dem Strom der Sage hervorgehend, durch das Spiel feſtlicher Lieder und ſpruchreicher Geſänge ſich entfaltend, endlich in der dramatiſchen Darſtellung und beſonders in der tragiſchen Dichtung, als dem ernſten Bilde des höchſten Lebens, den Gipfel und das Ziel der Kunſt, die uns nicht bloß ein bedeutſam anſprechendes, ſondern auch lebendig ergreifendes und fruchtbar einwirkendes Ebenbild des Göttlichen zu geben berufen iſt; wie denn in aller Poeſie dieſe Elemente oder Stufen, der Sage, des Geſanges, und das geiſtige Bild, wie man das bewegliche, fortſchreitende Ebenbild des Lebens nennen könnte, obwohl nicht immer in derſelben Ordnung ſich wiederfinden, auf deren Verſchiedenheit ſich auch das Weſen jener drey poetiſchen Gattungen, der epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Kunſt gründet.)

Der perſiſche Krieg ſelbſt, dieſe denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftſteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabenſten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobey ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländiſch geſinnt, und den Perſern geneigt war. Aeſchylus, der älteſte große Tragiker, hatte, ſelbſt Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes ſeinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher ſeiner Geſchichte, die eben jenen Freyheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den verſammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt ſich wohl erklären, aus der auch in ſeinem Gedicht ſichtbaren Abneigung gegen die Volksherrſchaft, die ſchon damals in Griechenland manchen gewaltſamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bey den doriſchen Völkern überwiegende Herrſchaft des Adels. Dieſe Form der Verfaſſung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erſchien im Alterthum wenigſtens nirgends in einem ſo glänzenden und ſo milden Lichte, als in dem perſiſchen Kaiſerthum, das wie ſehr auch einzelne Herrſcher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als doriſcher Dichter iſt uns Pindar um ſo wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne erſetzen muß. Was wir griechiſche Litteratur nennen, und als ſolche in den noch vorhandenen größern Schriftſtellern beſitzen, iſt eigentlich nur joniſche und atheniſche, ſo wie ſpäter alexandriniſche Litteratur. Zur ſelbigen Zeit aber, als in den joniſchen Staaten und zu Athen die Dichtkunſt, Geſchichte und Philoſophie aufblühten, hatten die doriſchen Völker, jener zweyte von den joniſchen in Sitte, Verfaſſung, Sprache und Denkart ſo ſehr abweichende griechiſche Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, ſeit Pythagoras auch Philoſophen und andere Schriftſteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieſes untergegangen iſt, wenigſtens ein allgemeines Bild der doriſchen Sitten, und des dieſen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter es auffaßte und ſich verſchönert dachte.

Die erkünſtelte wilde Begeiſterung und abſichtliche Dunkelheit, welche bey den neuern Nachahmern des großen Dichters als Pindariſch genannt wird, iſt ihm ſelbſt ganz fremd. Vielmehr iſt eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in ſeiner Darſtellung. Iſt wo eine Dunkelheit, ſo liegt ſie meiſtens in den vielen Anſpielungen auf das, was uns fremd iſt, ſeine Zuhörer aber in bekannter Gegenwart umgab, oder ihnen aus lebendiger Erinnerung vor der Seele ſtand. Indem er die Sieger in den Kampfſpielen beſingt, geht er über auf das Lob der Heldengeſchlechter, von denen der Sieger abſtammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeyert wurden; was denn bisweilen gewaltſame Übergänge verurſacht. Es ſind dieſe Feſtgeſänge überhaupt kaum lyriſche Gedichte zu nennen, wenigſtens ſind ſie nicht das, was wir darunter verſtehen. Heroiſche oder epiſche Gelegenheitsgedichte ſind es, welche von Muſik und Tanz begleitet, nicht bloß abgeſungen, ſondern auf gewiſſe Weiſe dramatiſch aufgeführt wurden. Was dieſen Dichter am meiſten auszeichnet, iſt die hohe Schönheit, und die muſikaliſche Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verſchönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrſcher in gefahrloſen Zeiten, und glückliche Staaten unter ſchönen Kampf- und Ritterſpielen ſorgenfrey dahin leben unter gleichgeſinnten Freunden, von begeiſterten Sängern umgeben, und in ſchönen Erinnerungen der Heldenahnen ſchwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargeſtellt, und in eben dieſer Lebensweiſe ſeiner geliebten Sieger und der doriſchen Edlen, ſtellt er uns auch die Geſtalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter ſehr verſchiedener Art und von einem ganz andern Gefühle beſeelt, iſt Aeſchylus. Das kriegeriſche, kühne Hochgefühl des für die Freyheit begeiſterten Siegers, das ſich in ſeinen Werken ausſpricht, verſetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem ſtolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrſchende ſeyn mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erſt im Werden iſt; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeſchylus zuerſt entwarf und erſchuf, ohne ſie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter beſonders in der Darſtellung des Furchtbaren und der tragiſchen Leidenſchaften. Zu der Tiefe des Dichters geſellte ſich bey ihm der Ernſt des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollſtem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in ſeinen Gedichten die Myſterien, oder die verborgenen Lehren der eleuſiniſchen geheimen Geſellſchaft verrathen habe, kann uns beweiſen, daß er überall nach Wahrheit ernſtlich geforſcht hatte. In ſeinem Geiſte hat die griechiſche Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Geſtalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragiſche Begebenheiten dargeſtellt, ſondern es geht durch alle ſeine Werke eine und dieſelbe allgemeine tragiſche Weltanſicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabener Urſtamm durch ein jüngeres, ſchlaueres Geſchlecht von geringerm Werthe beſiegt und verdrängt worden ſey, das iſt der beſtändige Gegenſtand, wohin alle ſeine Darſtellungen und Klagen zielen; alſo die urſprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menſchen, und wie beyde allmählig in Schwäche und Gemeinheit verſinken. Doch erhebt ſich bey ihm, aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Rieſenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frey, im Innern unbeſiegt empor. Man kann dieſer Anſicht eine mehr als dichteriſche und auch ſittliche Erhabenheit nicht abſprechen.

In den beyden zuletzt geſchilderten Dichtern, dem Pindar und Aeſchylus, iſt etwas eigenthümlich Orientaliſches bemerkbar, was ſich ſchon in der ungleich kühneren Bildlichkeit und dem mehr abgeriſſenen Gedankengange kund gibt, worin man es auch ſchon oft bemerkt hat, obwohl es noch ungleich tiefer liegt und ſich viel weiter erſtreckt, als bloß auf die äußere Form des Ausdrucks. Über die Pindariſchen Feſtgeſänge iſt nebſt einer beſondern aſiatiſchen Weichheit und Milde, jene prieſterliche Würde und Anhauch heiliger Weihe verbreitet, der für dieſe harmoniſchen Gefühle erſt die tiefe Grundlage einer naturfrommen und in Einfalt göttlichen Geſinnung bildet. Im Aeſchylus aber ragen noch überall die gigantiſchen Geſtalten der Urwelt hervor. Wie Pindar ganz in der Harmonie lebt, ſo ſteht Aeſchylus durchaus im gewaltigen Kampf zwiſchen dem alten Chaos und der Idee des Geſetzes und der harmoniſchen Ordnung; und eben darum iſt dieſer Erſte der tragiſchen Dichter für das Ganze der griechiſchen Dichtkunſt von ſo hoher Bedeutung. Denn wenn wir das Streben derſelben im Ganzen und die in ihr herrſchende Idee in ihrem innerſten Grunde erfaſſen, ſo ſteht die alte Poeſie in der Mitte zwiſchen der wilden Naturkraft und Tiefe des urſprünglichen Heidenthums und der ſpäteren Vernunftbildung der geſitteten Völker, zwiſchen dem erſten und dem zweyten Weltalter, und bezeichnet eben den Übergang von dem einen zu dem andern; getheilt zwiſchen der titaniſchen Willenskraft, als dem Elemente der Urwelt, von deren Erinnerungen die Fantaſie noch voll war, und zwiſchen der Idee des Geſetzes und dem Streben nach einer harmoniſchen Lebensordnung und Bildung. Dieſer Zwieſpalt der alten Welt tritt im Aeſchylus am deutlichſten hervor; im Allgemeinen aber waltet in der Poeſie der Alten nebſt der harmoniſchen Bildung, nach welcher ſie ſtrebte, durch die von der Urwelt herſtrömende Sage, aus welcher ſie hervorging, am meiſten die titaniſche Erinnerung vor; während der neuere, chriſtliche Dichter, von der Wurzel einer eigentlichen Sage abgetrennt, den geiſtigen Blick vielmehr nach der Zukunft hin richtet, ſo weit dieſelbe durch Ahndung des Göttlichen in Sinnbildern erreicht werden mag.

Herodot, der uns den perſiſchen Krieg darſtellt, wird der Vater der Hiſtorie genannt. Es iſt ſein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächſt umgaben, und ihm die wichtigſten waren, wobey dann, was er ſonſt noch irgend von der Welt und ihrer Geſchichte weiß, bey Gelegenheit eingeſchaltet wird;

oder auch eine Reiſebeſchreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen geſehen und ſehr genau geſehen und beobachtet hatte, ſo gern epiſodiſch darſtellt. Eben dieſer vielen Epiſoden und der ganz freyen, dichteriſchen Anordnung wegen, hat man ſein Werk auch mit der epiſchen Darſtellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber iſt, daß dieſe Treue, dieſe Einfalt und Klarheit, dieſe Leichtigkeit und ungeſuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenſchaften ſind, die eine darſtellende Geſchichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn ſie nicht ſo ſelten wären. Er iſt der Homer der Geſchichte, der Homer in Proſa, der reichhaltigſte und Erſte unter allen Mythologen, der uns das ganze Epos der alten Völkerkunde, ſo weit es von den Griechen zu jener Zeit erfaßt war, in heller Klarheit durch neun Rhapſodien, mit einer Fülle der anmuthigſten Epiſoden reichlich durchwebt, vor Augen hinſtellt. Überhaupt aber war die Erzählungsweiſe der Mythographen, obwohl in Proſa, der epiſchen Darſtellungsart noch ſehr ähnlich geblieben und es bewährt ſich in ihrem alten großen Meiſter Herodot durch Klarheit, Anmuth und Fülle, der homeriſche Urſprung ihrer eigenthümlichen, epiſchen Geſchichtsform. Schwer und langſam ſonderte ſich die Proſa bey den Griechen von ihrer poetiſchen Wurzel los, um ſich in eigenthümlicher Form zu geſtalten. Selbſt in der Philoſophie kehrten ſeit Xenophanes mehrere von der erſten Urform der joniſchen Proſa in einfachen Gedankenſprüchen und Aphorismen wieder zu einer metriſchen und epiſchen Abfaſſung ihrer Gedanken zurück; in jenen Lehrgedichten von der Natur der Dinge, deren Inhalt der Poeſie im Weſentlichen fremd iſt und nur als äußern Schmuck ihr Gewand entlehnt.

An dieſe drey geſchilderten großen Autoren ſchließen ſich ſpäter noch einige andere von eben ſo hoher Würde an. Der erſte iſt Sophokles. In jeder Art der Geiſtesentwicklung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchſten Punkt der Vollendung, der ſich dann auch durch eine ſchöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Dieſen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragiſchen Kunſt allein, ſondern in der griechiſchen Poeſie und Geiſtesbildung überhaupt. Es liegt in dieſer Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftſtellern bemerken, und weßhalb wir ſie für die höchſten ihrer Art und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit ſeiner Werke ſpiegelt ſich die innere Harmonie und die Schönheit ſeiner Seele ab. Es iſt an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten ſie aber dieſen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, ſo kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den beſten unter ihren, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht abſprechen. Dieſe ſcheint mir in keinem der älteſten Dichter ſo hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es iſt überall das Schickſal und der Gang der Poeſie, daß ſie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Geſtalten der

Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie ſenkt ſich in der Folge immer mehr herab von dieſem hohen Fluge, nähert ſich mehr und mehr der Erde, bis ſie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und ſich da am Ende verliert. Die mittlere Region iſt die glücklichſte für die Poeſie; da wo das heroiſch Große noch natürlich und ungeſucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden iſt, aber nicht mehr in abſchreckender Rieſengeſtalt vor uns aufſteigt, ſondern milde und menſchlich rührend, und menſchlich ſchön zu uns tritt. Dieß iſt der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunſtform der griechiſchen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Verſuche andrer Völker kommen werde, um dieſe große Form der griechiſchen Dichtkunſt nachzuahmen oder ſich anzueignen.

Der Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung, als der glänzendſten Periode des zweyten Weltalters, beruht im Ganzen, nebſt der künſtleriſchen und überall ſelbſt im Leben, wie in der Wiſſenſchaft auf eigne Weiſe, aber doch wahrhaft künſtleriſch waltenden Klarheit des Verſtandes, in dem Streben nach Harmonie, und der vorherſchenden Idee einer harmoniſchen Lebensordnung und Geiſtesbildung. Jene künſtleriſche Klarheit des hellſten Verſtandes, finden wir in der Einfalt eines reichbegabten Naturſinnes, ſchon im Homer; dieſes harmoniſche Streben aber, obwohl auch im Pindar der milden Geſinnung nach herrſchend, hat ſich nur im Sophokles zur Vollendung geſtaltet. Während die Fantaſie der Griechen, wie aller Völker jener Weltperiode, im Allgemeinen immer tiefer herabſank, aus der ſideriſchen Grundlage ihres alten Naturglaubens in das materielle Leben; erſcheint die heidniſche Mythologie ſelbſt, in dieſem Dichter der Harmonie, obwohl noch ſinnlich geſtaltet, doch wie in der geiſtigen Verklärung eines den höhern Sinn aller göttlichen Geheimniſſe ahndenden Gefühles.)

Dem Sophokles folgte in der Kunſt, aber nicht in der Geſinnung Euripides, welcher aber ſchon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben ſo ſehr Redner als Dichter, und iſt, je nachdem man ihn günſtig oder ungünſtig beurtheilt, ein Philoſoph oder ein Sophiſt zu nennen; denn in dieſer Schule hatte er ſich gebildet, und daher manchen der Poeſie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn ſein Feind und unerbittlicher Verfolger Ariſtophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber dieſen und einige andere Schriftſteller aus den Zeiten des griechiſchen Verderbens mit wenigen Zügen ſchildere, iſt es nöthig, erſt überhaupt in der Kürze darzuſtellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der inneren Staaten-Zerrüttung, dem Geſchlecht der Sophiſten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geiſtig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen ſie auftrat, den ſophiſtiſch gewordenen Geiſt der Griechen, ſo weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweyte Vorleſung.

Spätere griechiſche Litteratur. Sophiſtik und Philoſophie. Alexandriniſches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemählde des aufblühenden griechiſchen Geiſtes in ſeiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem erſten Vortrage verſuchte, durch einen kurzen Abriß in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwicklung ſo unmittelbar und unglaublich ſchnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunſt und den Geiſt der Griechen durch eine falſche Sophiſtik zu Grunde richtete.

Der erſte große Schriftſteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten und in den allgemeinen Sitten darſtellt und mit hiſtoriſchem Tiefſinn ergründet, iſt Thucydides. Durch den hohen Styl und den gedankenvollen Inhalt, wie durch den Ernſt der großen Geſinnung, reiht er ſich noch ganz an die Zahl der erſten Autoren Griechenlands. Seine Geſchichte iſt ein Kunſtwerk der Darſtellung; ſo wurde ſie von den Alten ſelbſt beurtheilt, und beſonders einer obwohl nicht erdichteten, ſondern geſchichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darſteller ſelbſt jener große Bürgerkrieg, die Geſchichte von dem Untergang ſeiner einſt ſo blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterſtadt als ein furchtbares Trauerſpiel erſcheinen. War ja doch dieſe Begebenheit in ihren weitern Folgen, ſo wie wir dieſelben überſehen, was damals noch nicht ſo hell einleuchtete, auch die Geſchichte von dem allgemeinen Untergang der geſammten griechiſchen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunſtform der Hiſtorie geſtiftet und iſt auch in der großen Anlage ſeines Werks von den Späteren unerreicht geblieben. Die Eigenſchaften dieſer beſondern hiſtoriſchen Kunſtform beſtehen in der Einflechtung ausführlicher, kunſtreicher politiſcher Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsanſichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verſchiedenen Standpunkt der entgegengeſetzten Partheyen enthalten und mit Scharfſinn entwickeln; ſodann in einer faſt dichteriſch ausführlichen, lebhaft mahlenden Darſtellung von Schlachten und andern, in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlenden, öffentlichen Begebenheiten: endlich in der höchſten Würde eines reich geſchmückten Styles in der kunſtreichſten Proſa. Bey ähnlichen Staatsverhältniſſen, und einem ähnlichen Übergewicht und Einfluß der Redekunſt, konnten die Römer unter allen Kunſtformen der griechiſchen Bildung dieſe ſich am leichteſten und am glücklichſten aneignen. Für uns neuere Europäer paßt ſie nicht; die Verſuche der Nachahmung ſind meiſtens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältniſſe ſind anders, die Redekunſt hat nicht mehr dieſen entſcheidenden, oft verderblichen Einfluß; bey dem reichen Vorrath von Thatſachen, den wir in der geſammten Weltgeſchichte überſchauen, verlangen wir ſtatt der dichteriſch ausführlichen Beſchreibungen von

Schlachten, und andern öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geſchah, und warum es ſo gekommen ſey. Eine ſolche deutliche Kürze, die ſchmuckloſe Einfalt und ſchöne Klarheit des Herodot, entſprechen mehr unſerm Bedürfniſſe und Wunſch in der hiſtoriſchen Darſtellung, und müſſen eher das Ziel ſeyn, wohin dieſe jetzt zu ſtreben hat, als die hohe Kunſtform, welche Thucydides geſtiftet hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen und vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erſte geblieben iſt. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zuſammenſetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten ſein Werk nannten, eines erhabenen hiſtoriſchen Trauerſpiels würdig iſt; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hier und da dunkeln Styl. Sey es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werks, ſondern an dem Ganzen, wie ein ſcharfſinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; ſey es dem Zeitalter zuzuſchreiben, in welchem die Proſa erſt eben entſtanden war, und ſich zu bilden angefangen hatte, daher ſie, nach einem ſo hohen Styl ſtrebend, als der, welchen dieſer Hiſtoriker im Sinne hatte, die kunſtreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorangegangenen Kampfes, der Anſtrengung und des Zwanges an ſich zu tragen; oder ſey es, daß der Verfaſſer dieſes, bey aller Erhabenheit und Kunſt dennoch Rauhe und bisweilen Abſchreckende der Schreibart angemeſſen fand für den dunkeln Inhalt ſeiner tragiſchen Geſchichte, jener furchtbaren Kataſtrophe von dem Verfall und dem Untergang ſeines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beſchreiben und aufzeichnen wollte, ſondern, wie er ſelbſt im Eingang ſeines Werkes kraftvoll ſagt, hinſtellte als ein „Denkmahl auf ewig.“

Die Hiſtorie überhaupt aber, welche ihrer Natur nach in der Mitte ſteht zwiſchen rhetoriſcher Darſtellung und kritiſcher Forſchung, neigt ſich in beyden Gattungen, welche ſich bey den Griechen in ihrer erſten, großen Zeit entwickelt haben, mehr zur Poeſie und Kunſt, als zum philoſophiſchen Verſtändniß der verſchiedenen Zeiten und Weltentwicklungen in wiſſenſchaftlicher Vollſtändigkeit, als wohin das Streben der Neuern gerichtet iſt. In den Mythographen und dem Herodot ſchließt ſie ſich noch ganz an die epiſche Weiſe der alten Rhapſoden an; in den ſpätern, kunſtreicheren, politiſchen Geſchichtswerken aber wetteifert ſie mit der dramatiſchen Darſtellung und iſt im Thucydides ſelbſt der Tragödie wahrhaft vergleichbar.

(1815)

Wenn uns Thucydides nun die innere Zerrüttung aller griechiſchen Staaten und Verfaſſungen überhaupt, ſammt ihren Urſachen vor Augen ſtellt, und erklärt; ſo ſchildert uns dagegen Ariſtophanes den tiefen Verfall der atheniſchen und überhaupt der griechiſchen Sitten, auf eine Weiſe und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben überſteigt, und die uns kein geſchichtliches Werk und kein andres Denkmal irgend ſo deutlich ſchildern könnte. Von dieſer Seite, als Urkunde der Sittengeſchichte des Alterthums, iſt ſein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wollen wir ihn als Schriftſteller und Dichter beurtheilen, ſo müſſen wir uns freylich ganz und durchaus in ſein Zeitalter verſetzen. In dem neuern Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Litteratur, die Dichter und überhaupt die Geiſteswerke derſelben, zu ausſchließend nach dem feinern geſellſchaftlichen Ton ſich richten, und insbeſondere nach dem Beyfall der Frauen ſtreben. Es hat unter den Nationen, und in den Epochen ſelbſt, die dieſes Fehlers am meiſten beſchuldigt werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Litteratur durch eine ſolche überall und auch da, wo ſie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beſchränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag ſeyn, daß dieſe Klage einigen Grund habe; der Litteratur der Alten, und beſonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß ſie eine allzu ausſchließend und einſeitig männliche Litteratur war, die eben desfalls in einigen Stücken rauher erſcheint und roher blieb, als von der ſonſtigen Geiſtesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. In den älteſten Zeiten, ſo wie uns deren Zuſtand und Sitten auch noch die homeriſchen Gedichte ſchildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freyer, und für dieſe frühere Stufe der geſellſchaftlichen Ausbildung günſtig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieſer Hinſicht immer mehr von den aſiatiſchen Völkern die Sitte der völligen Abſonderung, Einſchließung und Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts an Selbſt die republikaniſche Verfaſſung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geſchäften, mit wahrhaften oder bloß eingebildeten vaterländiſchen Gefühlen, und Gegenſtänden, und mit der beſondern politiſchen Meinung und Parthey anfüllte, der ein Jeder angehörte, war dem Einfluſſe und den Verhältniſſen des weiblichen Geſchlechts nachtheilig. Wohl waren dieſe Verhältniſſe nicht überall dieſelben, es gab vielerley Verſchiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfaſſung der einzelnen griechiſchen Völker in dieſem Stücke, wie in vielen andern, ſo weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bey dem doriſchen Stamm, ſo wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich beſſer anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der aſiatiſchen Einſchließung und Abſonderung der Frauen, auch in Griechenland ſehr ausgebreitet, von welcher in den Geiſteswerken der Griechen viele ungünſtige Folgen zu ſehen ſind. Daher fehlt dieſen Werken bey allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüthe der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und geſucht ſeyn muß, die man aber doch da, wo ſie an ihrer Stelle wäre, ſehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und beſonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht bloß minder geſittet, als man es von einem ſonſt ſo geſitteten, gebildeten und geiſtreichen Volke erwarten ſollte; auch die entſchiedenſte Unſittlichkeit und unnatürliches Verderbniß hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts zur Folge, und rächte ſich dadurch für die ungerechte Unterdrückung.

Selbſt in den ſchönſten und edelſten Werken der Alten, ſtört uns noch hie und da die Erinnerung an dieſen Punkt, in welchem ihre Lebenseinrichtung ſo fehlerhaft, ihre Sitten ſo verkehrt waren. Hier, wo von dem Verfall der griechiſchen Sitten, und von dem Schriftſteller, der denſelben am kraftvollſten und anſchaulichſten mahlt, vom Ariſtophanes die Rede iſt, konnten wir es nicht vermeiden, dieſen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man dieſe Unvollkommenheit aber einmal als ſolche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweiſe nicht den einzelnen Schriftſteller, ſondern die geſammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Litteratur trifft; ſo muß man ſich alsdann auch dadurch nicht abhalten laſſen, die übrigen großen Eigenſchaften ſolcher Schriftſteller, die uns für vollſtändige Kunſt- und Geiſtesbildung oft ſo unentbehrlich ſind, ganz anzuerkennen, und in dem Ariſtophanes z. B. den großen Dichter zu ſehen, der er wirklich iſt. Zwar ſeine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, iſt für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem erſten Urſprung auf dem Naturdienſt der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Feſten, ſchien ihnen jede Freyheit und auch die ausſchweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, ſondern geheiligt. Allerdings iſt die Fantaſie, die an und für ſich unbeſchränkt ſeyn mochte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und ſo hat ſich derſelbe Trieb, ſich ihrem Flug und ihren Launen einmal ganz zu überlaſſen, und alle andre Schranken, Geſetze und Gewohnheiten wenigſtens für dieſen Augenblick nicht zu achten, auch wohl ſonſt bey Dichtern in andrer Zeit, und unter andern Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieſes alte Vorrecht einer ſaturnaliſchen Freyheit für die Spiele ſeiner Fantaſie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabey die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verſchwendung von Erfindung und Geiſt, ſondern auch durch die höchſte Bildung in Sprache und Verskunſt, ſeine poetiſche Ebenbürtigkeit und Anſprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweiſen, daß es nicht ein proſaiſcher Muthwille, oder gar eine perſönliche Triebfeder ſey, was ihn begeiſtere, ſondern eine poetiſche Kühnheit. Dieſes findet auf den Ariſtophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunſt iſt er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit, ſondern den erſten Dichtern gleich zu ſetzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernſthaften und poetiſchen Stellen, welche dieſe atheniſche Volkskomödie in ihrer äußerſt mannichfaltigen und regelloſen Zuſammenſetzung nicht ganz ausſchließt, zeigt er ſich als wahrer Dichter, dem jeder Verſuch auch in der ernſten und höhern Gattung unſtreitig gelungen ſeyn würde. So ſehr nun übrigens auch der Inhalt ſeiner Stücke von gemiſchter Art ſeyn mag, ſo wenig ein großer Theil ſeines Witzes uns gefallen und anſprechen kann, ſo bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Unförmliche wegſchneidet, immer noch ein faſt verſchwenderiſcher Geiſtesreichthum von Witz, Fantaſie, Erfindung und poetiſcher Kühnheit übrig. Eine Freyheit wie die, deren ſich Ariſtophanes gebraucht, kann freylich nur in einer ſo zügelloſen Demokratie, als Athen damals war, Statt finden. Daß aber ein Schauſpiel, welches ſeinem Urſprung nach ein bloß zur Beluſtigung beſtimmtes Volks-Schauſpiel war, eine ſo reiche poetiſche Ausſtattung litt, ja derſelben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich ſo zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geiſt und regen Sinn des Volkes jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunkt griechiſcher Redekunſt und Verfeinerung, ſo wie auch griechiſcher Zügelloſigkeit und Verdorbenheit war. Ariſtophanes iſt der materiellſte unter allen alten Dichtern; aber dennoch ein wahrhaft großer, und in ſeiner Art claſſiſcher Dichter durch die kühne Fantaſie und die Fülle der poetiſchen Erfindung. Man darf ihn daher allerdings als Dichter den großen Tragikern anreihen und wenn uns Äſchylus die Erhabenheit des Geiſtes, Sophokles die Schönheit und Harmonie der Seele in den Gebilden ihrer Poeſie im höchſten Maaße offenbaren; ſo zeigt uns jener große Komiker, daß die wahre Poeſie ſich ſelbſt in dieſer Tiefe eines ganz körperlichen Stoffs noch an den Gegenſätzen der Wirklichkeit mit muthwilliger Kraft üben und auslaſſen und ihre Fülle daran verſchwenden kann. Und dieſe Fülle genialiſcher Erfindung und poetiſchen Witzes ſteht dem großen Style der ernſten Dichter näher, iſt in ihrer dithyrambiſchen Kraft ihrem Geiſte verwandter, als die rhetoriſche Weichlichkeit und ſentimentale Dürftigkeit des Euripides, wie dieß auch ſchon oft von den tiefern Kennern der alten Poeſie anerkannt worden. Der materielle Inhalt in der großen Komödie iſt nur der Träger des poetiſchen Witzes, an welchem die Fantaſie ihre innere Fülle deſſelben ausläßt; und dieſer Witz, wenn es der rechte, poetiſche, der ariſtophaniſche iſt, enthält eben jene eigenthümliche

Art der Poeſie, welche ſich in der Reaction gegen den widerſtrebenden Stoff der körperlichen Wirklichkeit äußert.) Dieß wird genug ſeyn, um den Dichter Ariſtophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzuſtellen, was er in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit auf keine Weiſe ſeyn darf, aber doch ihn in ſein wahres Licht zu ſtellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Menſch und beſonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes als Dichter-Vorrecht geſtatteten Freyheit machte, ſo läßt ſich auch hier vieles zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, und manches anführen, was ihm unſere Achtung erwerben muß. Am vortheilhafteſten erſcheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und ſchädliche Demagogen mit einem in demokratiſchen Staaten und anarchiſchen Zeiten gewiß ſehr gefährlichem, und verdienſtlichem Muthe, der ſelten gefunden wird, ſchonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindſchaft, und ſchon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, beſonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; ſo iſt dabey auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Äſchylus, ſondern auch vom Sophokles, der noch ſein Zeitgenoſſe geweſen war, in einem ganz andern Tone und mit ſichtbarer Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht ſpricht. Eine ſchwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhafteſten und den weiſeſten ſeiner Mitbürger, den Sokrates, ſo gehäßig geſchildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetiſche Willkühr, und daß er den erſten beſten berühmten Nahmen aufgriff, um unter demſelben die Sophiſten, die es allerdings verdienten, zu verſpotten, und dem Volke ſo lächerlich und verabſcheuungswerth darzuſtellen als möglich. Der Dichter verwechſelte und vermengte vielleicht ſelbſt, ohne es zu wollen, den Weiſen, den ſein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in dieſe Schule führte, mit dieſen Sophiſten ſelbſt, welche Sokrates ſtudirt hatte, um ſie zu widerlegen, und deren Schule er nur beſuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen ſie, und den Verſuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, ſondern auch die redenden Künſte, und alle durch die Rede wirkende und ſich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart ſind durch den ſophiſtiſchen Geiſt vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in ſo weit es noch möglich war. Dieſer eifrige Freund und Erforſcher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachſten und beſchränkteſten Verhältniſſen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserleſener Schüler und gleichgeſinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die Geiſtesbildung und Litteratur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Geſetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber dieſen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburt der Philoſophie, und den von da an beginnenden neuen Aufſchwung des griechiſchen Geiſtes deutlich vor Augen zu ſtellen, iſt nothwendig, daß wir zuvor noch den Blick rückwärts wenden, auf die ältere Philoſophie und den herrſchenden Volksglauben der Griechen, ſo wie auf den Urſprung der zwiſchen beyden hervorkeimenden Sophiſtik.

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunſt und Geiſtesbildung betrifft, in allem, was vom Menſchen zur äußern Erſcheinung und an die ſinnliche Oberfläche gelangt; ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die, allen dieſen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erſcheinungen zum Grunde liegenden herrſchenden Anſichten der Griechen von der Natur und dem Weſen der Dinge, vom Urſprunge der Welt und der Beſtimmung des Menſchen, ſo wie von den höhern Weſen und von der Gottheit, im Ganzen genommen, viel zu materiell, ſehr ungenügend und mehrentheils durchaus verwerflich waren. Die ältern Philoſophen der griechiſchen Nation ſind ſelbſt dieſer Meinung geweſen, indem ſie den Homer und Heſiodus, als die allgemein bekannteſten und verbreiteten Dichter und Hauptſtifter der Götterlehre, eben wegen dieſer dichteriſchen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unſittlichen Vorſtellungen von der Gottheit heftig tadelten, und ihre anſtößigen Dichtungen in den ſtärkſten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Erheiterung; ſobald wir uns aber daran erinnern, daß dieſe Anſichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, ſobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; ſo können wir bey aller Vorliebe für den Zauber der Darſtellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philoſophen einigermaßen beyzuſtimmen. Wir fühlen und verſtehen wenigſtens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen ſie ſich ihrer daher rührenden Feindſchaft gegen die Dichtkunſt zu ſehr überlaſſen, und ſich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwickelung des griechiſchen Geiſtes ſo mannigfaltig war, daß es ſchwer iſt; irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, beſonders in den frühern Zeiten zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die ältern Geſänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpfe der Rieſen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die ſieben Helden, beſonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten beſangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Anſicht gegründet waren, als die ſpätern Heldengeſänge aus der trojaniſchen Zeit. Einiges darin mochte ſelbſt mit den aſiatiſchen Überlieferungen weit mehr übereinſtimmen als die ſpätere griechiſche Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beyſpiel anzuführen, die unter dem Nahmen des Heſiodus erhaltene ſchöne Dichtung von den Weltaltern, dem erſten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unſchuld, im ungeſtörten ſeligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und ſelbſt göttlich lebenden Menſchen; dem dann folgenden geringeren ſilbernen Zeitalter, dem noch ſchlechteren ehernen, der Gewalt und rohen Heldenſtärke, und wie die Entartung immer tiefer ſinkt. In Rückſicht auf dieſe wahrſcheinlich tiefere, ſinnbildliche

Bedeutung der älteſten griechiſchen Dichtkunſt bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geſchichte nicht ſinn- und inhaltsleerer Nahme, als der eines Sängers, welcher die Geheimniſſe alter Überlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengeſängen, wie ſie ſeiner Zeit angemeſſen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch ſey und in der älteſten Zeit geweſen ſeyn möge: in den homeriſchen Gedichten iſt dieſe tiefere Bedeutung ſchon faſt ganz erloſchen, und kaum mehr in einzelnen ſchwachen Spuren ſichtbar. In der dem Heſiodus beygelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben ſcheint, und als ein Maßſtab für die übrigen gelten kann, iſt die Bedeutung dagegen klar genug: aber ſie iſt ſehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt iſt dieſer Anſicht zu Folge aus dem Chaos entſtanden. Aller unſchicklichen und widerſinnigen Vorſtellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherley Sinnbildern aufgefaßt, die ſich eigentlich doch alle auflöſen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieſer Anſicht der dichteriſchen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechſel von Liebe und Haß, Anziehung und Abſtoßung, ohne Ahndung des höhern Geiſtes, der, wie er ſich im Innern des Menſchen vernehmen läßt, ſo auch aus der Natur wenigſtens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es iſt dieſe Götterlehre eigentlich ein entſchiedener Materialismus, zwar noch nicht als Syſtem, als angebliche Wiſſenſchaft und Philoſophie, aber in dichteriſcher Einkleidung, und dem Volksglauben ſich anſchließend. Vom Homer läßt ſich dieß nicht ſagen, wenigſtens tritt eine ſolche durchaus materielle Anſicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es iſt vielmehr in ſeinem durchaus bloß menſchlichen Gemälde, wo die Götter nur als Geſtalten der dichteriſchen Einbildungskraft erſcheinen, faſt gar keine Beziehung ſichtbar, auf das, was wir in einem philoſophiſchen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder ſolche irrige Anſichten, die deren Stelle vertreten ſollen. Es iſt nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, ſondern vielmehr gänzliche Unwiſſenheit, und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bey Kindern, hier und da mit einem ſchönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahndung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. Wir alſo würden nach unſerer Anſicht, die Götterlehre des Heſiodus, dem ſtrengen und gerechten Tadel der alten Philoſophen gern Preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günſtiger urtheilen. Doch läßt ſich wohl erklären, was auch in ſeiner Götterlehre den ſpätern Sittenlehrern ſeines Volkes anſtößig war, und nicht zu läugnen iſt, daß gerade die Darſtellung der Götter ſelbſt in poetiſcher, noch mehr aber in moraliſcher Rückſicht die ſchwache Seite dieſer Gedichte bildet. Wenn die homeriſchen Helden wenigſtens an Kraft und Größe oft übermenſchlich und göttlich erſcheinen, ſo finden wir dagegen die homeriſchen Götter ungleich roher, den menſchlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinſicht ungöttlicher als die Helden. Dieß iſt leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweiſe der Götter mehr der alten Überlieferung und Bedeutung angehörte, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergeſtalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten urſprünglich eine Bedeutung, meiſtens eine Naturbedeutung. Ein ſolcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von Menſchengleichen Weſen eingekleidet, fiel ſehr oft in das Widerſinnige und anſcheinend Unſittliche. Man erinnere ſich nur an den ſeine Kinder ſelbſt verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menſchlich und moraliſch nimmt, gräßliche Vorſtellung, womit doch nicht viel anders gemeint iſt, als die ihre eigenen Geburthen immer wieder ſelbſt verſchlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Heſiodus iſt voll von ſolchen Dichtungen und Vorſtellungen, die, wenn ſie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widerſinnig, unſchicklich und unſittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weiſe iſt die ſymboliſche Bedeutung, die urſprünglich faſt allen Vorſtellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunſt der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorſtellung eines hundertarmigen Rieſen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltſamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es ſich dann auch bey dem Homer und Heſiodus findet, laſſen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht ſo deutlich ausgeführt wird; nun laſſe man es aber durch die Sculptur zum daurenden Anblick ausführen, und es entſtehen jene noch wohl jetzt bey einigen aſiatiſchen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheure ihrer Mißgeſtalt abſchrecken.

Oder man nehme andere ähnliche Vorſtellungen, die ſchon geiſtiger und edler ſind, aber doch auch mit der Schönheit der Geſtaltung nicht vereinbar. Man erinnere ſich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Weſen verbundenen, ſchaffenden, erhaltenden, oder zerſtörenden Gottheit in einer dreyköpfigen Geſtalt darſtellen. In einer ähnlichen, ebenfalls ſymboliſchen Beziehung und Bedeutung wurden dem indiſchen Brahma vier Geſichter, ſo wie dem altitaliſchen Janus zwey gegeben. Alle dieſe Sinnbilder ſind der Schönheit der Geſtaltung ungünſtig. Eben dadurch erhob ſich die bildende Kunſt bey den Griechen höher als bey den Ägyptern, weil ſie dieſe alte Symbolik, in ſo weit ſie zur Mißgeſtalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poeſie verſuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verſchönernde Dichter, wie beſonders Pindar, was in den alten Göttersagen Rohes und das ſittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verſchleyern und zu mildern. Aber es konnte hier bey weitem nicht mit demſelben Erfolge wie in der bildenden Kunſt geſchehen, indem die Dichtkunſt der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, dieſe zu verändern und umzugeſtalten aber nicht in der Willkühr eines einzelnen Dichters lag. Daher ſelbſt beym Homer, der doch die Götter am meiſten bloß als Menſchen darſtellt, Spuren dieſer Art ſich finden. Ein Beyſpiel wird hinreichend ſeyn, dieſes deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern ſagt, ſie ſollten eine Kette am Himmel befeſtigen, und ſich alle daran hängen, ſie würden ihn dennoch nicht von ſeinem Sitze bringen, ja er würde ſie, wenn es ihm gefiele, wohl eher alleſamt von der Erde zu ſich hinauf ziehen, ſo erſcheint dieſes auf den erſten Blick als eine rohe und nicht angemeſſene Prahlerey. Es iſt hier aber wohl ohne allen Zweifel, ſo wie es auch ſchon die Alten deuteten, etwas Allegoriſches von der Verkettung aller Weſen gemeint. Noch deutlicher iſt dieſes in einer andern Stelle, welche für das Gefühl beym erſten Anſchein ſehr beleidigend und widerſinnig iſt. Zeus droht der Juno in einem ſolchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, ſie ſolle ſich erinnern, welche Strafe ſie einſt erlitten, weil ſie ſeinen geliebten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieſer Strafe ward die Königinn des Himmels, welche die Alten meiſtens auf die Luft deuteten, vorgeſtellt, als mit gefeſſelten Händen von der Feſte des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belaſtet. Hierbey hat dem Dichter unſtreitig nicht bloß ein allegoriſcher Gedanke vorgeſchwebt, ſondern wahrſcheinlich hat ihm irgend ein beſtimmtes hieroglyphiſches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen geſtanden. Stellen ſolcher Art ſind jedoch verhältnißmäßig ſelten im Homer, ſo daß manche Erklärer dieſe und ähnliche Stücke von ſinnbildlichen Inhalt als unecht und eine ſeinem Geiſte fremdartige Einmiſchung verwarfen, über deren eigentlichen Sinn die ſpätern Ausleger vielfältig ſtritten und die verſchiedenartigſten Meinungen aufſtellten. Für die künſtleriſche Betrachtung bilden dieſe ſinnbildlichen Stücke in dem unſterblichen Gebilde der herrlichſten Heldenſage nur den alterthümlichen Hintergrund einer mehr prieſterlichen Vorzeit. Nachdem aber der Zuſammenhang in den einzelnen

Zügen lange verlohren, und der einfache Sinn uralter Naturanſchauung entwichen war, blieb für die mannigfaltigſte Deutung ein freyer Spielraum geöffnet.

Gleichwohl waren es ſolche und ähnliche Vorſtellungen, welche die Sittenlehrer anſtößig fanden, und auf ihrem Standpunkte auch wohl finden mußten, und weßhalb ſie den Homer und die Dichtkunſt überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit ſtammenden Überbleibſeln einer kaum mehr verſtandenen Symbolik, deren Deutung zum Theil ſchon verlohren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anſtößig werden. Bey der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmteſten Geſchlechter von dem Stamme der Helden, dieſe aber von den Göttern abzuleiten, wurde beſonders dem Vater der Götter eine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft von Heldenſöhnen, und eine ſo große Anzahl von ſterblichen Geliebten beygelegt, daß Ovid ganze Geſänge und Bücher mit dieſen Geſchichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie ſchon erinnert worden, bloß als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum ſind wir, da wir es ſo nehmen, gewohnt, es einer ernſthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, ſo leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung, und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die üblen ſittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorſtellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In ſo weit läßt ſich alſo der Tadel der alten Philoſophie verſtehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunkt verſetzen. Wir müſſen für uns zweyerley in dieſem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer iſt trotz aller jener Mängel, die Quelle von ſo vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa geweſen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Piſiſtratiden Dank dafür zu wiſſen, daß ſie uns den Dichter erhalten haben, welchen die Philoſophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrſchende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergeſſenheit gebracht haben würden. Von der griechiſchen Mythologie überhaupt aber und abgeſehen von jenem erſten aller alten Dichter, kann man zugeſtehen, daß ſie in den Zeiten, die uns hiſtoriſch bekannt ſind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne ſittliche Begriffe anſtoßend, ſondern dem Innerſten ihrer Anſicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freylich haben dieſe Philoſophen, welche die Dichter und ihre Mythologie ſo hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates ſich ſelbſt nicht zur Gottheit, und die meiſten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philoſophen Sophiſten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für ſich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unſchuld und Einfalt je geweſen waren.

So wie die Dichtkunſt, ſo iſt auch die Philoſophie der Alten von den aſiatiſchen Griechen ausgegangen. Derſelbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die erſten und größten Philoſophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die ſogenannte joniſche Schule ſtifteten, ſondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem ſüdlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunſt und Poeſie ſind wir ſchon gewohnt die Griechen zu bewundern; vielleicht hat ſich aber ihr Geiſt in keinem andern Gebiethe ſo thätig, erfinderiſch und reich gezeigt, wie in dem der Philoſophie. Selbſt ihre Irrthümer ſind lehrreich, weil ſie überall Frucht des Selbſtdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben; ſie mußten ſich ſelbſt überall den Weg bahnen und ſuchen, und können uns ſo am beſten zeigen, wie weit der Menſch mit ſeinen natürlichen Kräften in der Erforſchung der Wahrheit kommen kann. Wir widmen demnach dieſer Philoſophie noch eine kurze Betrachtung.

Die joniſchen Philoſophen verehrten als die erſte Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element, Thales das Waſſer, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der allnährenden, Gewächſe und lebendige Gebilde aller Art erzeugenden Kraft des Waſſers, in der Geſtalt des Flüſſigen auch das Princip einer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich ſichtbare Feuer, was Heraklit als das Erſte in der Natur aufſtellte, ſondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer, welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieſer Lehre, hat vor allen andern wohl beſonders tiefe geiſtige Anſichten gehabt. Wie wenig aber der Geiſt dieſer Denker ſich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am beſten das Beyſpiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erſte genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verſtand anerkannte, ſo nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder ſeine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen nach der Meinung des Materialismus Alles zuſammen geſetzt iſt. Dieſe Lehre von den Atomen, aus deren mechaniſchem Zuſammenfluß alles entſtanden ſeyn ſoll, ward ſchon frühe bey den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches Syſtem gebracht, und ſpäterhin durch Epikur bey Griechen und Römern eben ſo allgemein herrſchend, als ſie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert geweſen iſt. Dieß iſt der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Spekulationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendſten zeigt ſich das Mangelhafte des griechiſchen Volksglaubens, und ihrer ältern Philoſophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele richtet. Die unbeſtimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter war eben nur ein dichteriſcher Traum, welcher, ſobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entſchiedenen Unglauben überging. In den Myſterien, oder geheimen religiöſen Geſellſchaften, welche, wie in Ägypten ſo auch in Griechenland, ſehr weit ausgebreitet waren, ſcheint etwas mehr, und etwas

Feſteres von einem künftigen Leben in ſinnbildlicher Überlieferung gelehrt worden zu ſeyn; es blieb aber in dieſem engen Kreis eingeſchloſſen. Die früheren und ſpäteren Philoſophen, welche die Unſterblichkeit zu beweiſen verſuchten, hatten doch meiſtens nur die Unzerſtörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne perſönliche Fortdauer. Dieſe und eine eigentliche Unſterblichkeit ſcheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und dieſe Lehre zuerſt allgemein verbreitet zu haben. War auch dieſer Wahrheit einiger Irrthum beygemiſcht, indem er ſich die Unſterblichkeit wie mehrere orientaliſche Völker als Seelenwanderung dachte, ſo ragt er doch durch dieſen einzigen Umſtand über alle andern alten Philoſophen der Griechen hervor, und erſcheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit, und Wohlthäter ſeiner Nation. Aber ſein Bund, der allerdings wohl nach politiſcher Herrſchaft ſtrebte, und deſſen Abſicht nicht ohne den gänzlichen Umſturz des alten Volksglaubens erreichbar geweſen wäre, iſt geſtürzt worden, ehe das Ziel erreicht und der große Plan ausgeführt war, und ſeitdem gerieth die Philoſophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerſpruch und die Seltſamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfſinn erſonnen und vertheidiget, mit dem höchſten Aufwand der Redekunſt verbreitet wurden; der dadurch ſich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflöſung aller Grundſätze, haben ſich kaum jemahls in ihrem ganzen verderblichen Einfluſſe auf das Leben ſo gezeigt, wie damahls. Die eine Klaſſe der ältern Philoſophen ſtimmte bey mancher ſonſtigen Verſchiedenheit nur darin überein, daß ſie die Natur ganz allein von Seiten ihrer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles ſey in einem ſteten Fluſſe, ſagten ſie. Dieſe Behauptung aber trieben ſie ſo weit, daß ſie überhaupt gar nichts für bleibend und beſtehend erkennen wollten; ſie läugneten, daß es irgend ein ſolches Beſtehendes im Daſeyn, etwas durchaus Feſtes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe: d. h. mit andern Worten,* ſie läugneten nebſt der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthey, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit feſt hielt, verfiel in die ganz entgegenſtehende Behauptung, indem ſie die Möglichkeit der Bewegung, und das wirkliche Daſeyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und dieſe Paradoxien mit der höchſten dialektiſchen Kunſt durchzuführen ſuchte, wobey ſie wenigſtens in ſo fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der erſten und größten dieſer Sophiſten eröffnete ſeine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für ſich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben ſollte, dieſelbe doch dem Menſchen durchaus nicht erkennbar, und wenn ſie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar ſey. Das bloße reine Zweifeln möchte dem Denker leicht geſtattet ſcheinen, wenn er nach redlichem Forſchen zu dieſer wenig erfreulichen Überzeugung gelangt wäre, und ſein künſtliches Nichtswiſſen, fern von allem ſchädlichen und zerſtörenden Einfluß auf das wirkliche, handelnde Leben, ganz nur für ſich bewahrte. Allein jene Sophiſten hatten

Gorgias

Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelſucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wiſſen, behaupteten andere Sophiſten, ſie wüßten Alles, und ſeyen Meiſter jeder Kunſt und jeder Kenntniß. Wenigſtens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß ſie vermittelſt einiger ſophiſtiſchen Wendungen und Kunſtſtücke, andere Ungeübtere in Verwirrung ſetzen und verblenden konnten, und daß ſie ſelbſt im Stande zu ſeyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wiſſen leicht und voreilig, viel beſſer als die Alten, die man verlachte, zu entſcheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Übung im Scharfſinn und in der Redekunſt erlernt, entgegenſtehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, ſondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entſchieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und ſeine Mitbürger zu täuſchen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe als die Geſchicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der ſittlichen Grundſätze, durch welche ſich die Schwächern leiten und täuſchen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrſchers. Es wurde in dieſen Schulen nicht nur des Volksglaubens geſpottet, der bey aller ſeiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit beſſern und ſittlichen Gefühlen zuſammenhing, der alſo geſchont werden mußte, ſo lange man nichts beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe; indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabey verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſey, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinne gegründet. Wäre die ſokratiſche Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreiſe einiger auserleſenen Schüler, ſondern in ganz Griechenland die herrſchende geworden, ſo würde allerdings die geſammte alte Lebenseinrichtung und mit dieſer gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von ſelbſt weggefallen ſeyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren müſſen. Dieß wohl fühlend, mochten beſchränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn ſogar mit den andern Neuerern und Sophiſten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bey vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Haſſes in der politiſchen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte ſich in allen Verhältniſſen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrſchaft, wenigſtens waren es die meiſten ſeiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft faſt mit Partheylichkeit und Übertreibung, die Verfaſſung von Sparta, überhaupt aber jede ſich der Ariſtokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erſcheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrſchaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle ſo tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates geweſen; Kritias, einer von den dreyßig Tyrannen, welche durch ſpartaniſchen Einfluß in Athen herrſchten, nachdem dieſes beſiegt und faſt ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieſes gibt ein alter Schriftſteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen ſey, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſeyn. Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen höheren Genius oder Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden und ahnenden Geiſtes, oder noch etwas anders gemeint habe, iſt nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges beſſere daraus, es höher deutend, in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt geweſen zu ſeyn. Frey war er nicht von ſolchen Meinungen und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben ſo gut, wie jene allwiſſenden und nichts glaubenden Weiſen, gegen die Sokrates ſtritt. Ein Beyſpiel mag vergonnt ſeyn, wie ſehr er auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aeskulap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig haben erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es

Spott geweſen, ſo ſey auch dieſer für einen ſolchen Augenblick wenig angemeſſen. Gleichwohl iſt hier die Deutung leicht zu finden. Ein ſolches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen waren. Es lag alſo dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere ſeiner Nachfolger ſchön entwickelt haben; daß dieſes Leben keine andre Beſtimmung habe, als ſich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, ſterben lerne. Übrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zuſtande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der beſſern Seele, ja als eine eigentliche Krankheit, von welcher der ſonſt ſo heitere Weiſe gern zufrieden war, durch den Tod, da es ſich nun ſo fugte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philoſophen wo nicht zuerſt, doch am entſchiedenſten für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen ſich ſelbſt und gegen Gott. Dem Gefängniſſe und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weiſe. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne ſich ſelbſt, und der Würde ſeiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er ſeinen Nachfolgern dieſes große Beyſpiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch ſeinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um ſo mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechiſchen Philoſophie habe ich hier nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben wollen; und habe vorzüglich das gewählt, was für hiſtoriſch gewiß gelten kann, was wegen ſeiner Beziehung auf das Leben am meiſten allgemein merkwürdig ſchien und was ſich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichneteſten Schriftſteller. Xenophon ſchließt ſich durch ſeinen ſchönen Styl noch an die beſten Autoren der alten Zeit an. Als Geſchichtſchreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit, und eine ungeſuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, dürften die tiefer Urtheilenden doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philoſophiſcher Darſteller in den ſokratiſchen Geſprächen, ſteht er nicht bloß an Tiefe, ſondern auch an Reichthum und Kunſt weit unter dem Plato. Sein politiſcher Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieſer Art im Alterthum; doch iſt dieſe Zwittergattung von Geſchichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andre ſokratiſche Schriftſteller im Styl wieder das Beyſpiel einer edlen Einfalt und wahren Schönheit aufſtellten, blieb im Ganzen doch die ſophiſtiſche Redekunſt bey den Griechen allgemein herrſchend. Iſokrates kann uns ein Beyſpiel geben, wie weit dieſe Künſteley in Sprache und Ausdruck bey jenem geiſtreichen Volk getrieben ward, wobey ſehr oft ganz erſonnene oder willkührliche Gegenſtände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgeſehen auf eine bloße Redeübung und geiſtreiche Spielerey. Es liegt immer etwas künſtleriſches in dieſer Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältniſſe abgewogen, eine Periode mit wiederhohltem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieſer Schmuck der Rede, dieſe Feile in der Ausführung ſogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meiſtens in dem entgegengeſetzten Falle, und in dem Fehler einer ſorgloſen Vernachläſſigung der Sprache befinden. Nur muß man dieſe Kunſt nicht fühlen, was uns ſelbſt bey Werken der bildenden Kunſt ſtörend iſt. Und doch iſt hier der Fall viel anders; man läßt es ſich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künſtliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber iſt kein Schnitzwerk. Die Rede ſoll eben nicht bloß Kunſt ſeyn, ſondern etwas Freyes, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Ariſtoteles, die ich hier bloß als Schriftſteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechiſchen Geiſtesbildung, und die gröſte Höhe und Tiefe, welche der griechiſche Geiſt je erreicht hat. Der erſte hat die Philoſophie ganz als Kunſt behandelt, und darſtellend vorgetragen; der andre als Wiſſenſchaft im weiteſten Sinn des Worts, indem er außer der Philoſophie noch Naturkunde und Naturgeſchichte, und auch Geſchichte, Politik und Gelehrſamkeit umfaßte, und alles griechiſche Wiſſen in ein Syſtem brachte.

In den darſtellenden und in den dichteriſchen Theilen ſeiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunſt iſt Plato von den Alten durchaus für den Erſten von allen, die in Proſa geſchrieben haben, geachtet worden.

Was ihn beſonders auszeichnet, iſt die große Mannigfaltigkeit, mit der ſeine Schreibart ſich jedem Gegenſtande anſchließt, von den künſtlichſten Abſtractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophiſten verfolgt, bis zu den poetiſchen, oft dithyrambiſch kühnen Stellen, in denen er ſeine philoſophiſchen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darſtellung gehören Phaedon und die Republik zu dem Vortrefflichſten, was der griechiſche Geiſt hervorgebracht hat.

(1815)

(Ariſtoteles ſchließt den Kreis der klaſſiſchen Entwicklung auch für die Form und Methode der Philoſophie, welche er für die damalige Welt zur Vollendung geführt hat. Die erſte Epoche derſelben bilden die joniſchen Naturdenker mit ihren Aphorismen und gnomiſcher Schreibart in Proſa, welche wir als die älteſte Urform des philoſophiſchen Anſchauens und Denkens betrachtet haben. Andre wie Parmenides und Empedokles kehrten wieder zur Poeſie zurück. Durch die Sophiſten und dann, obwohl in einem andern und beſſern Sinn und Geiſte, auch durch die Sokratiker ward der Vortrag der Philoſophie in der zweyten Epoche durchaus rhetoriſch, dialektiſch und endlich völlig dialogiſch. In dieſer Gattung des philoſophiſchen Vortrages bietet Plato die größte Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und Beyſpiele und Urbilder aller Art in höchſter Kunſt und Vortrefflichkeit dar, in den vielfachſten Abſtufungen von dem abſtracteſten Kunſtgewebe des rein dialektiſchen Denkens bis zur reichhaltigſten dramatiſchen Lebendigkeit und geiſtreichſten Charakterſchilderung in einer Fülle philoſophiſcher Dichtungen und dichteriſcher Allegorien. Ariſtoteles ſuchte die ſchon von Plato angefangne kritiſche Vergleichung der älteren Syſteme noch vollſtändiger zu umfaſſen, und ward nach ſeiner durchgehends kritiſchen Methode zugleich der Stifter des ſyſtematiſchen Vortrages in ſeinen nach der größtmöglichſten wiſſenſchaftlichen Vollſtändigkeit ſtrebenden abhandelnden Werken; welches man als die dritte Epoche der ſich entwickelnden Form der Philoſophie betrachten kann. Die nachfolgenden Schulen behielten neben dem ſyſtematiſchen Gange des Ariſtoteles auch die dialogiſche Form im Vortrage der Philoſophie abwechſelnd bey; und erſt in einer viel ſpätern Periode ward eine ganz rhetoriſche Mittheilung der Philoſophie unter den Synkretiſten und Eklektikern in der neuplatoniſchen Zeit wieder allgemein herrſchend.

Dieſe beyden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, haben zwey Jahrtauſende hindurch auf den Gang des menſchlichen Geiſtes in Aſien und Europa einen faſt unüberſehbar großen Einfluß gehabt, von welchem ſich Gelegenheit finden wird, noch an einer andern Stelle zu reden. Als Schriftſteller hat Ariſtoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in ſeinem Zeitalter zu herrſchen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunſt, und überhaupt als ein Inbegriff und höchſter Gipfel griechiſcher und beſonders attiſcher Geiſtesbildung galt, hatte Ariſtoteles auch auf Gelehrſamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des hiſtoriſchen Wiſſens den entſcheidendſten und vortheilhafteſten Einfluß. Ariſtoteles nächſter Nachfolger, der Charakterſchilderer Theophraſt, ſo wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geiſtesbildung, und ihre Schriften in einem edlen und ſchönen Styl abgefaßt. Die ſpäter entſtandenen philoſophiſchen Secten zeichneten ſich auch hierin ſehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachläſſige, ſchleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulſt und den barbariſchen Wortkram einer neu ſeyn ſollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geiſtes fing an, ſich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherſtellung der Philoſophie durch Sokrates erſtreckte ſich nicht auf das Ganze der griechiſchen Geiſtesbildung; ſie wirkte zunächſt nur auf Einzelne, die ſich ſelbſt immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinſchaft mit der tiefgeſunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poeſie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat ſie faſt gar keinen Einfluß haben können, da dieſe ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerſtört und erloſchen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderiſcher Dichter ſeyn konnte.

In der ſpätern Poeſie der Griechen ſehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch iſt auch dieſer Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechiſcher Bildung und griechiſchen Dichtergeiſtes.

Die erſten Spuren von dem Verfall der tragiſchen Kunſt bemerkten wir ſchon im Euripides, ſo vortrefflich er auch in pathetiſchen Darſtellungen, ſo reich er an einzelnen, beſonders lyriſchen Schönheiten iſt. Es zeigt ſich dieſe mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten

Tragikern, beſonders in dem Mangel an Einheit und Zuſammenhange in ſeinen Werken. Ich habe ſchon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entſtanden und hervorgegangen iſt aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor- und Feſtgeſängen von mythologiſchem Inhalt. Der Chor iſt unzertrennlich von dem Weſen der alten Tragödie, die von ganz lyriſcher Art und Beſchaffenheit iſt. Das haben auch unter den Neuern beſonders die Dichter gefühlt, wenn ſie dieſe Form nachbilden und ſich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemeſſene Verhältniß zwiſchen dem Chorgeſang und der dramatiſchen Handlung iſt daher das weſentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer ſolchen Tragödie. Beym Sophokles iſt beydes ganz in Harmonie; beym Euripides ſchweift der Chor, als ob ihm ſeine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelaſſen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiete der Mythologie. So ſind auch lyriſche Schönheiten, die an ſich vortrefflich und hinreißend ſeyn mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophiſten gelernt hatte, ſo wie manche lange Reden nach der rhetoriſchen Kunſt ſehr oft zur Unzeit angebracht, wo ſie nicht hingehören. Jetzt nachdem die Harmonie aufgelöſt war und die lyriſchen Beſtandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erſchien die Handlung, wie ſie ehemals ein Trauerſpiel ausfüllte, nun meiſtens arm und ungenügend. Um ſie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter ſeine Zuflucht zu allerley Verwickelungen, Überraſchungen, verdoppelten Kataſtrophen, Intriguen, die mehr dem Luſtſpiel angehören, mit dem Weſen und der Würde des Trauerſpiels aber nicht wohl vereinbar ſind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darſtellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern Luſtſpiels, den wir aus den Nachbildungen oder Überſetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatiſche Dichtkunſt, welche im Aeſchylus mit dem heroiſch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem ſie ſich aus dem Dunkel und den großen Geſtalten einer dichteriſchen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geiſtreichen Darſtellung des gewohnlichen bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenſtände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieſes darbietet, auch erſchöpft waren, ihre Laufbahn beſchloß und ganz aufhörte. Ob eine Darſtellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Luſtſpiel zur Poeſie gehöre, ward bey den Alten von vielen bezweifelt. Mehrere entſchieden dagegen, weil ihnen zur Poeſie außer der Verskunſt auch die Mythologie weſentlich ſchien. Nach unſerm Begriff von der Dichtkunſt kann die lebendige Darſtellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poeſie nicht ausgeſchloſſen werden. Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie, wenn wir ſie auf den Menſchen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was ſie eigentlich für eine Nation ſeyn ſoll, iſt es freylich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verſchönern, und eine große

Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; ſo wie es in den Heldengedichten geſchieht, wo das Wunderbare freyen Raum hat, und der Dichter ſich an die Mythologie anſchließt. Die zweyte Beſtimmung der Poeſie iſt es, ein klares und ſprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen. Es iſt dieß auch in andern Formen möglich; die dramatiſche Dichtkunſt aber kann es am lebendigſten. Nicht bloß die äußere Erſcheinung des Lebens allein ſoll die Poeſie darſtellen; ſie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere und ſchönere Gefühl, was in vielerley Geſtalten ſich kund gibt, die aber, ſobald dieſe Richtung die überwiegende iſt, immer zur lyriſchen gehören.

Uns alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung und Begeiſterung. In der Dichtung ſind die beyden andern Elemente, Darſtellung und Begeiſterung, vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geiſtes und der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſeyn, und genannt zu werden verdienen. Eben dieſe Elemente der Dichtkunſt, nannten wir oben Sage, Lied und Bild, welches nur in einer andern Auffaßung oder von einer andern Seite angeſehen, daſſelbe iſt, wie die hier genannten Beſtandtheile. Die Dichtung, wenn ſie nicht durchaus willkührlich und rein erfunden iſt, wenn ſie ſich an ein Gegebnes anſchließt, und auf der Überlieferung beruht, geht aus der Sage, wie aus ihrer Wurzel hervor, und es bildet dieſe, die

Sage nähmlich, die materielle Grundlage und den ſichtbaren Körper der Poeſie. Die Begeiſterung aber iſt die Seele des Geſanges, ſo wie das kunſtreiche Abbild des göttlichen Lebens, wie die Alten es in ihrer Tragödie zu erreichen ſtrebten, die Krone der poetiſchen Darſtellung iſt, wo der innere Geiſt der Poeſie den Gipfel ſeines Strebens erreicht. So beruht auch das Leben der Poeſie, wie jedes höhere, innere Leben, auf den drey Principien von Geiſt, Seele und Körper oder dem ſinnlichen Element; und dem harmoniſchen Zuſammenwirken dieſer vereinten Elemente in ihrer ſteigenden Abſtufung; und Sage, Lied und Bild ſind die einzelnen Buchſtaben oder Sylben, welche den poetiſchen Dreyklang und das ewige Wort der Poeſie bilden und vollenden; das Wort der Natur nämlich ſo wie die Fantaſie dieſe in Liebe auffaßt, und das Wort des ſehnſüchtigen Gefühls, wie es ſich in der allgemeinen oder nationalen Erinnerung oder auch in deren Ahndung des Göttlichen ausſpricht; welches Wort der Poeſie ſelbſt nur ein Theil iſt, von dem ganzen, vollſtändigen Wort, welches nach dem göttlichen Ebenbilde der Menſchenſeele in allen ihren Fähigkeiten urſprünglich eingepflanzt und welches in der irdiſchen Hülle auszuſprechen, der Menſch in der Sinnenwelt berufen iſt.

Wenden wir den Blick zurück auf den Entwicklungsgang der griechiſchen Poeſie, um ſie bis auf ihre letzte Stufe zu verfolgen. Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darſtellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attiſchen Geiſtesbildung beſchließen, ſo nimmt dieſelbe, von

Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drey Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, und beſonders an dem Hof der Ptolomäer ſich verſammelten, ſind höchſtens als eine Nachleſe der ältern Poeſie der Griechen zu ſchätzen. Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrſamkeit und Kritik, hatten dieſe Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien ſehr große Verdienſte. Sonſt haben ſie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künſteley im Ausdruck, nur ſelten vermieden; manche ſind abſichtlich dunkel. Diejenigen, welche ſich der epiſchen Dichtkunſt, oder überhaupt den mythologiſchen Gegenſtänden widmeten, trugen wenigſtens bey, die alte Poeſie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bey dem Verluſt ſo vieler andern ältern Dichter angenehm ſeyn, die ſchöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigſtens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus dieſem Zeitalter, des Apollonius, zu beſitzen. Bey dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen dieſe Alexandriner vor ſich hatten, kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ſie in den Zuſammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie hie und da tiefer eindrangen, als die darſtellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieſer Seite mag beſonders Kallimachus ſehr ausgezeichnet erſcheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mythologe, und als ſolcher nicht ohne eignen Dichtergeiſt; daß es ihm an dieſem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der beſonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. Oft behandelte man jetzt die mythologiſchen Gegenſtände Rubrikenweiſe, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zuſammennahm; da iſt denn gar keine poetiſche Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder ſie wird wie in Ovids Metamorphoſen durch künſtliche Übergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeygeführt.

Es iſt überhaupt der Gang der Poeſie in ihrem Verfall, daß ſie ſich immer mehr abſondert und vereinzelt, und auf Gegenſtände verfällt, die der Poeſie eigentlich fremd ſind. Daß die wiſſenſchaftliche Aſtronomie unter dieſe Gegenſtände gehört, daß ein Abſchnitt aus der Botanik oder eine Reihe von mediciniſchen Vorſchriften, darum weil ſie in Verſen abgefaßt ſind, noch nicht zur Poeſie gehören; daß dieſe ganze Form des ſogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falſcher Kunſt und Künſteley iſt, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweiſes. Die Neuern hätten dieſe Form um ſo weniger annehmen und nachahmen ſollen, weil ſie hierin doch den Griechen weit nachſtehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünſtigt wurden, ganz entbehren müſſen. Zuerſt waren in älterer Zeit bey den Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wiſſenſchaftlicher Gegenſtände abgefaßt worden, nicht um ſeine Dichterkunſt an einem ſchwierigen und ungünſtigen Stoff zu zeigen, ſondern zum wirklichen Lehren, weil die Proſa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenſtand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfaſſer nicht ſo geläufig war, als der Hexameter. Alſo war das Lehrgedicht bey den Griechen urſprünglich doch natürlich entſtanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geiſtesart und Geiſtesbildung hervorgegangen. Dieſes mußte ſelbſt dem ſpätern künſtlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze ſichtbare Welt mit ihren Geſtalten und reitzenden Fabeln; ſo daß gar kein Gegenſtand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung ſteht, und alſo noch in das eigentliche Gebiet der alten Poeſie eingreift. Selbſt bey einem mediciniſchen oder botaniſchen Stoff boten ſich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetiſche Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Epiſoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reitz dieſer Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erſt ſehr mühſam zuſammenſuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetiſche Gattung dieſer ſpätern Zeit iſt uns anziehender, weil ſie nicht bloß Kunſt und Nachahmung iſt, ſondern das Leben von einer eigenthümlichen Seite auffaßt und darſtellt. Ich meine die bukoliſchen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat ſchon an ſich viel Poetiſches; es iſt aber auch hier nicht abzuſehen, warum dieſe eine Seite grade abgeſondert und allein herausgehoben werden muß, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poeſie uns aufſtellen ſoll. Man erinnere ſich nur an ſolche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die ſchuldloſe Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegenſatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um deſto rührender auffällt. Da erſcheint Alles in ſeinem wahren und natürlichen Zuſammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Abſonderung der ländlichen Darſtellung in der Poeſie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederhohlungen, oder um nicht zu ermüden, und wenn er ſeine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Übertreibungen. Sonderbar iſt es, daß dieſe Gattung beſonders in den ſpätern Zeiten der geſellſchaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu ſeyn pflegt. Es iſt auch in der Poeſie nicht ſelten der Überdruß an der ſtädtiſchen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meiſten Idyllen verrathen dieſen Urſprung, und es iſt oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt ſind, die ſich auf das Land begeben, ſich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukoliſchen Sammlung der Alten ſind allerdings einige wahre Land- Volks- und ungeſchminckte Naturlieder der Hirten. Doch findet ſich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunſt, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeicheley der Höfe erinnert. Überhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort ſagt: ein Bildchen, ein kleines poetiſches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meiſtens immer aber erotiſchen Inhalts. So zerſtreute, verſplitterte und vereinzelte ſich jetzt die Poeſie; ſie nahm immer mehr eine diminutive Geſtalt an, und beſtand zuletzt ganz und gar aus ſolchen kleinen poetiſchen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendſten und geiſtvollſten poetiſchen Tändeleyen aller Art.

Dritte Vorleſung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Litteratur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten, eine Nation zu ſeyn, zog ſich ihre Litteratur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerſt und am meiſten geſchah dieß mit der Philoſophie, deren wiſſenſchaftliche Anſicht mit dem beſtehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zuſtand der ſo tief geſunkenen Nation nun gar nicht mehr anwendbar waren. Das hiſtoriſche Wiſſen wurde freylich vielfach erweitert, Sprache und Litteratur erſt jetzt recht wiſſenſchaftlich begründet, und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freye Geiſt fehlte. Die Redekunſt ſtand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenſtand der Erziehung. Wenn aber ſchon in den ältern, beſſern Zeiten oft ein ſpielender und ſophiſtiſcher Gebrauch von dieſer Kunſt gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall ſeyn, da die wahre und freye Staatsberedſamkeit gar nicht mehr anwendbar, der große, alte Sinn ſelbſt in der Sprache erloſchen und in das Kleinliche und Spitzfindige entartet war. Auch die Poeſie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerſt ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunſt geworden; ſie konnte dem allgemeinen Looſe des Dahinſinkens nicht entgehen. Das Schickſal der bildenden Kunſt war wohl günſtiger, vielleicht deswegen, weil ſie vom Leben nicht ſo abhängig iſt. Der Künſtler arbeitet in ſeiner Werkſtätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie ſehr auch die Staaten zerrüttet, der Zuſtand der Dinge verändert ſeyn möge. Und wenn auch hier das Verderbniß der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geſchmacks zur Folge hatte, ſo war doch das Verderben nicht ſo allgemein. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunſt von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunſt und die Redekunſt ſchon durchaus und ganz in Verfall waren. Auch in ſolchen Wiſſenſchaften, welche von dem öffentlichen Leben ſehr abgeſondert, von dem bürgerlichen und ſittlichen Zuſtande einer Nation unabhängig ſind, zeigte ſich jetzt noch der erfinderiſche Geiſt der Griechen glänzend, und in ſeiner Kraft. In der Mathematik haben ſie, bey dem Mangel ſo vieler uns jetzt unentbehrlich ſcheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wiſſenſchaftlichen Erdmeſſung und Sternkunde, wobey ſelbſt die ſchon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht unbekannte Vorſtellung von dem wahren Weltſyſtem, vielleicht von einigen noch unvollkommen eingeſehen wenn gleich nicht allgemein angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geſchicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erſtaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchſtaben, ohne Kenntniß der

Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftſteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieſer Wiſſenſchaft für claſſiſch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bey den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeſchäftigungen, und gab ihrem Scharfſinn, ihrem Erfindungsgeiſt und ihrer Syſtemſucht einen weiten Spielraum. Auch durch dieſe Kenntniſſe, nicht durch ihre Litteratur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künſtler, Mathematiker und Ärzte, empfahlen ſich die Griechen den Römern, als dieſe nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens, in die griechiſche Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, ſo ſehr dieſe ſich Anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegenſetzten. Zweymal wurden die griechiſchen Philoſophen und Rhetoren durch einen Beſchluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unverſöhnliche Feind aller griechiſchen Künſte, wollte ſelbſt ihre Ärzte, die ſich häufig bey den Römern einfanden, nicht dulden, ſchilderte ſie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten und empfahl, als Verfechter der altrömiſchen Sitten und Geſinnungen, auch in dieſem Stücke bey den aus der guten alten Zeit ſich herſchreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber beſonders die Rhetoren und Lehrmeiſter in der griechiſchen Sprache und Kunſt den Römern waren, ſieht man ſchon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweiſe dient, daß der erſte nicht lange war gehalten worden. Auch iſt es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechiſche Sprache war damals die allgemein herrſchende der ganzen gebildeten Welt. In dem entfernteſten Aſien wurden Homers Gedichte geleſen, ſelbſt die Indier ſind wahrſcheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechiſchen Litteratur geblieben, und im äußerſten Weſten ſchrieben die Karthager ihre Entdeckungsreiſen, ſo wie der puniſche Hannibal die Geſchichte ſeiner Kriege in griechiſcher Sprache nieder. Nach der Eroberung des ſüdlichen Italiens und Siciliens, deren Landesſprache damals größtentheils noch die griechiſche war, und nach der allmähligen Beſitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieſer allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, beſonders durch ſo viele hiſtoriſche Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreiſe in Verhältniß kamen. Es wählten daher ſelbſt die erſten Römer, welche in dieſem Zeitraume, die Geſchichte ihres Volks zu ſchreiben anfingen, die griechiſche Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden, war es, der zuerſt die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigſtens im politiſchen Gehalt claſſiſch für alle folgende Zeiten geblieben iſt, der Welt darſtellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateiniſchen Sprache kundig war, gab den Römern zuerſt die Odyſſee, noch in rauhen Landes-Verſen, zu hören und zu leſen, und machte ſie durch Überſetzungen mit den Vergnügungen des Theaters, und mit dem dramatiſchen Reichthum der Griechen bekannt. Am meiſten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache ſelbſt verbundene Unterricht in der griechiſchen Redekunſt, was bey den vornehmen Römern, und durch dieſe mehr und mehr bey der ganzen Nation, die griechiſche Bildung überhaupt beliebt machte. Auch in Rom war die Beredſamkeit in Staatsangelegenheiten von großem oft Alles entſcheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten ſeit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeitz zum Werkzeuge einer Kunſt, die eben deßwegen den altrömiſch Geſinnten als eine ſtaatsgefährliche, und ſelbſt für die Denkart nachtheilig wirkende Sophiſtik erſchien.

Die ſpätere römiſche Geiſtesbildung hat dieſen Urſprung nie verläugnen können, und man iſt ſchon gewohnt zu wiederhohlen, daß die Römer in der Litteratur bloße Nachahmer der Griechen ſeyen.

Daß die Nationen, welche ſpäter in die Weltgeſchichte und in die allgemeine Entwickelung der Menſchheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geiſtescultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das iſt unvermeidlich; an ſich alſo kein Vorwurf. Es wäre widerſinnig, nach der Idee eines geſchloſſenen Handelsſtaates, auch in die Litteratur den Grundſatz einer abgeſchloſſenen und iſolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung ſelbſtſtändig iſt, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geiſt und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verlohren geht und vergeſſen wird, ſo iſt dieſe ſelbſt und ihre Erlernung nicht tadelnswerth. Kenntniſſe ſind an ſich ein Eigenthum aller Nationen; der Geiſt eines Dichters oder lehrenden Schriftſtellers, der auf ſein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunſt und Nachdenken, Geiſt und Sprache auch bey andern Völkern ſich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung iſt todt, welche ſtatt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geiſtes, bloß einzelnen Kunſtformen einer fremden Nation, die ſelten ganz für eine andre paſſen, ängſtlich nachſtrebt, und durch Kunſt erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an ſeiner natürlichen Stelle iſt.

Beyde Fehler treffen einigermaßen die römiſche Litteratur; ſowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländiſche Nationalſage vernachläſſigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünſtelung fremder Formen, welche ihrem urſprünglichen Boden entriſſen, meiſtens unwirkſam, todt und kalt erſcheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhauſe, ſich erfriſten.

Dennoch iſt ein Charakter in der römiſchen Litteratur, wodurch ſie ſogar gegen die ihr ſonſt ſo überlegne griechiſche Geiſtesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieſer ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunkt der alten und der neuen Weltgeſchichte.

So wie der bildende Künſtler von einer ihm inwohnenden großen Idee begeiſtert ſeyn muß, und ganz davon erfüllt iſt: über welche er alles Andre vergißt, in der allein er lebt, und von der alle ſeine Werke nur durch die Ausführung verſchieden geſtaltete Verſuche und Wege ſind, um jene innere hohe Idee auszudrucken, ſichtbar zu machen und Allen darzuſtellen;

eben ſo iſt auch der wahre Dichter, und jeder große erfindende Schriftſteller von einer ſolchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunkt wird, worauf ſich Alles bey ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die beſondere Kunſtform, worin er ſie darzuſtellen verſucht, nur der äußere Abdruck iſt. Das iſt es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeſchylus, Pindar; Sophokles; oder den patriotiſchen Volksdichter Ariſtophanes, den Redner Demoſthenes, die beyden, welche die erſten ſind in der Geſchichtſchreibung, Herodot und Thucydides; oder die höchſten Denker, Plato und Ariſtoteles. Jeder von dieſen hat ſeine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt, und in allen ſeinen Hervorbringungen ſich abſpiegelt. Auch von dem großen Doppelwerke der homeriſchen Geſänge gilt ſchon dasſelbe, obwohl auf eine unbewußtere Weiſe, nicht ſo ſehr mit abſichtlicher Kunſt, als aus bloßer Fülle und Vollendung der glücklichſten geiſtigen Naturkraft. Daher finden wir bey einem jeden dieſer großen Schriftſteller einen andern und eignen Geiſtesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darſtellung und eigne Form der Kunſt, ja ſelbſt in Styl und Sprache iſt es bey jedem dieſer erſten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt trä-e. (Alle Elemente und Elementarkräfte des höher gebildeten Menſchengeiſtes ſehen wir hier in der glücklichſten Entwicklung und in der reichhaltigſten Gediegenheit und höch-ten Kraft, in der Blüthe des Gedeihens und der Vollen-ung neben und gegen einander ſtehen, vom erſten An-ang bis zum letzten Schluß dieſes claſſiſchen Kreiſes gro-er Autoren. Während wir im Homer die ganze Fülle

(1815)

der dichteriſchen Einbildungskraft in glücklicher Heldenzeit wie im klaren Lichte des hellſten Lichtes ausgebreitet ſehen, zeigt uns Ariſtoteles den Gipfel und den Umkreis alles deſſen, was die natürliche Vernunft des Alterthums theils durch eignes Denken, theils durch Ordnen der wiſſenſchaftlichen Erfahrung erreichen mochte. In den großen dramatiſchen Dichtern ſpricht ſich am meiſten das innere moraliſche Leben, der Charakter der Alten aus, das Herz ihrer Geſinnung, im hartem Kampf wie in der erreichten oder geſuchten Harmonie der wollenden Kraft; und eben daher ſind dieſe und ihre Werke mit Ausnahme des einzigen Sophokles, als des Erſten unter ihnen, der in Geiſt und Form durchaus harmoniſch und vollendet iſt, ungleich individueller und ſehr lokal in Styl und Art, und von nicht ſo allgemeiner und allgemein anſprechender und verſtändlicher Beſchaffenheit als jene Beyden. Im Plato erblicken wir dagegen den gereinigten Verſtand auf der geiſtigſten Höhe der alten Bildung, wie er dem höheren Lichte einer wundervollen Offenbarung in erhabener Begeiſterung unter allen Geheimniſſen und Sinnbildern des Göttlichen nachſtrebt, und aus dem beſchränkten griechiſchen Geſichtskreiſe, in das Gebiet der übernatürlichen Weisheit und der älteſten Überlieferungen hinüberſchreitet und ſich dadurch bald dem Morgenlande anſchließt, bald zum Chriſtenthum ahndend hinneigt; und ſo iſt der ganze Umkreis der menſchlichen Kräfte durch Fantaſie und Vernunft, Charakter und Verſtand in dieſen großen Elementargeiſtern und Autoren der Menſchheit gleichſam erſchöpft und umfangen.

So reich und mannigfaltig war die griechiſche Bildung, und dieſen großen Originalgeiſt ſuchen wir vergeblich in den römiſchen Schriftſtellern. Aber es iſt etwas in ihnen, was einen Erſatz dafür giebt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, ſondern die ihnen allen gemein iſt: die Idee von Rom. Dieſes Rom, ſo bewundernswürdig in ſeiner alten Sitten- und Geſetzesſtrenge, furchtbar und groß auch in ſeinen Verirrungen und ewig denkwürdig in ſeiner Weltherrſchaft. Das iſt der Geiſt, der aus allen römiſchen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunſt und Künſteley, die ſie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe, und das alles beherrſchende Leben des Staats, und die Geiſteskraft und Kühnheit der Einzelnen ſtehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunſch wäre, beyde Vorzüge in gleichem Maße vereint zu ſehen. Wie aber die Dinge meiſtens ſind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, ſeiner Größe und ſeines Ruhms Alles beſtimmt, und nichts gefunden wird, was nicht davon durchdrungen wäre, eine griechiſche Mannigfaltigkeit der Geiſtesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte ſo frey ſeyn, als es war, zu frey oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunſt und Geiſt da ſo aufblühen ſollte, wie es aufgeblüht iſt. Sparta der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrſchende, ſondern dauerhafte, geſunde und ſtarke Staat in Griechenland, erkaufte dieſen Vorzug durch eine auf dieſen Zweck berechnete Beſchränlung der Denkart und der Sitten, des forſchenden und ſelbſt des dichtenden Geiſtes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben Caeſar, oder auch Cicero, als Schriftſteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern, den Philoſophen und Sophiſten, bey denen ſie, was Sprache und Redekunſt, und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen ſie an Scharfſinn und wiſſenſchaftlicher Kenntniß in dieſen geiſtigen Übungen unſtreitig ſehr weit nachſtehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römiſchen Werken, noch ein andrer Geiſt weht als der der entarteten griechiſchen Sophiſten-Künſte der ſpätern Zeit; aber es iſt nicht das Genie, es iſt nicht der individuelle Geiſt dieſer Schriftſteller, ſondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom iſt es, was ſie, obwohl in ſehr verſchiedener Anſicht, Alle beſeelte, und wie der unſichtbare Lebensgeiſt dieſer Schriften überall durchſchimmert.

Daß die Römer alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas urſprünglich, und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, iſt ſo wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geiſtesbildung die geſammte alte, dem römiſchen Volke eigne Heldenſage und Dichtkunſt, die jener Erlernung und Nachahmung des Griechiſchen lange voran ging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poeſie in eine halb fabelhafte Geſchichte übertragnen Überbleibſel, eben durch jene ausländiſche Bildung zu Grunde gegangen iſt. In mehreren mit den altrömiſchen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meiſten bekannten Schriftſtellern werden mehrmahls alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Feſten und bey den Gaſtmahlen der Edlen abgeſungen wurden. Hiſtoriſche Heldengedichte waren es alſo, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeiſt der Römer ſich ausſprach, ehe ſie bey den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die ſophiſtiſche Redekunſt, und eine gelehrtere, nun auch in Proſodie und Sprache ungleich kunſtreichere und geregelte Poeſie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenſtände dieſer altrömiſchen Heldengeſänge ſeyn konnten, ſo gibt die Geſchichte ſelbſt darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelvolle Geburt und Schickſale des Romulus, der Raub der Sabiniſchen Frauen, ſondern auch der ſagenhafte Kampf der drey Horatier und Curiatier, dann wieder der Übermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreyung durch Brutus; Porſennas wunderbarer Krieg, nebſt der Standhaftigkeit des Scaevola, ſpäterhin noch die Verbannung des Coriolan, ſein Kampf gegen die Vaterſtadt, und wie endlich in dem innern Zwieſpalt ſeiner Heldenſeele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom geſiegt; alle dieſe angeblichen Geſchichten erſcheinen dem prüfenden Auge, ſobald man den rechten Standpunkt gefaßt hat, ſofort als altrömiſche Heldenſagen und Dichtungen, die als ſolche von hohem Werthe ſind, ſo wenig der Geſchichtsforſcher, wenn er ſie bloß hiſtoriſch nimmt, die vielen innern Widerſprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem alſo ſey, daß vieles, was dieſen alten Geſängen angehört, in den früheſten Epochen Roms, unter falſcher hiſtoriſcher Einkleidung noch vorhanden, daß beſonders aus dem Livius der Geiſt und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichſten noch hervorhalle, das hatten ſchon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forſcher unſerer Zeit *) bleibt das Verdienſt, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch dieſe Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatſache angenommene ſogenannte Geſchichte, die doch immer als ſchwierig, zweifelhaft und widerſprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen ſchwachen Nachhall wenigſtens von der einheimiſchen Römerſage. Es wurden dieſe hiſtoriſchen Helden-Abenteuer, ehe griechiſche Verskunſt und Verskünſteley die Ohren von dem Klange der vaterländiſchen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Verſen abgeſungen, welche man in Italien nach der alten Zeit ſaturniſch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den ſie entbehrten, den noch ungeregelten-ſogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren faſt alle Nationen Europa's im Mittelalter ſich bedienten.

---

*) S. Niebuhrs römiſche Geſchichte; vergl. A. W. Schlegels Recenſion dieſes Werks in den Heidelberger Jahrbüchern: Der letzte ſetzt die hiſtoriſchen Fabeln, mit denen die Geſchichte des römiſchen Volkes beginnt, ſelbſt in ihrem poetiſchen Werthe, noch viel tiefer herab. Indeſſen hatten die Römer einmal keine andre, ihnen ganz eigenthümliche National-Heldenſage, als dieſe fabelhaft hiſtoriſche. Irrthümer der Hiſtorienſchreiber ſind auf ähnliche Weiſe auch im Mittelalter in die Sage und durch dieſe in die Poeſie übergegangen; wie die Herleitung des Francus und Brutus von Troja u. ſ. w.

Auch im Inhalt waren dieſe altrömiſchen Heldenlieder bey manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geſchichte übertragen noch vorhanden iſt, von einem patriotiſchen, ganz auf die Vaterſtadt beſchränkten, und bey einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmiſchungen doch an das Hiſtoriſche ſich annäherndem Geiſte und Charakter. So iſt es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannigfaltigkeit der Odyſſee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenſpiele des griechiſchen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und ſie von ihrem vaterländiſchen Geſange abwendig gemacht hat.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldenſage abwendig machen, und ſie ſo weit in Vergeſſenheit bringen mußte, daß ſie endlich nur in der ganz verſtümmelten Form einer halb fabelhaften, unzuſammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geſchichte und den ſpätern Weltverhältniſſen. Die letzte Heldengeſtalt der alten römiſchen Geſchichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunſt, und unſtreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, iſt Camillus, welcher das von den Galliern eroberte Rom befreyte. Mit dieſer Befreyung beginnt die hiſtoriſche Zeit Roms. In der galliſchen Verwüſtung mochten die Denkmahle größtentheils zu Grunde gegangen ſeyn; alles ältere iſt ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatſache bleibt, mit Fabeln vermiſcht. Von da begann Roms Größe, die ſich zuerſt in dem ſamnitiſchen Kriege entwickelte. Dieſes iſt auch geſchichtlich die eigentliche Heldenzeit des römiſchen Volks, während welcher höchſt wahrſcheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und ſo wie ſie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt ſeyn mögen. Dieſer hiſtoriſchen Heldenzeit römiſcher Kraft und Tugend lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreyern und andern Schickſalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hiſpanien und Achaja beſiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwiſchen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einſt die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrſchaft, ſchon wie vorherbeſtimmten und mit unaufhaltſamer Gewalt vordringenden Rom! Die Griechen waren ſelbſt in den älteſten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerſchaften verbreitete Nation geweſen. Rom, urſprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erſt eine Macht, bald ein welteroberndes Reich geworden.

So lag es alſo in der Natur der Sache, und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländiſche Heldenſage immer mehr in das Dunkel zurück trat, wenigſtens nicht weiter in mannigfaltiger Darſtellung verſchönert und entfaltet, daß griechiſche Geiſtesbildung und Dichtkunſt ſtatt deſſen bey den Römern allgemein herrſchend wurde. Die Schuld davon iſt nicht allein dem Ennius zuzuſchreiben, von dem der ſchon genannte ſcharfſinnige Geſchichtforſcher ſagt, er habe ſich für den erſten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoeſie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt ſich denken, daß er, der ſo treuherzig meinte, daß drey Seelen oder drey Geiſter in ihm wären, weil er drey Sprachen wußte: lateiniſch, griechiſch und oſciſch oder altitaliſch, nicht wenig ſtolz darauf ſeyn mochte, daß er mit neu eingeführter Weiſe den Griechen ihren Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerſt nachgekünſtelt. Auch der wahre Dichter iſt nicht immer frey von einer ſolchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht ſogar falſch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil ſie ihm Nachdenken und Anſtrengung gekoſtet hat; während er um den Geiſt, den wir in ihm ehren, ſelbſt kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm alſo nicht einfällt, ſich in dieſer Hinſicht mit Andern zu vergleichen. Indeſſen hat doch Ennius ſeine neue und noch unbeholfene Kunſt zum Theil auch jenen alten vaterländiſchen Gegenſtänden zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verſe athmen einen hohen Dichterſchwung; zu einem günſtigen Urtheil über ihn ſtimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß dieſe Bewunderung auf eine Geiſtesverwandtſchaft und Ähnlichkeit im Schwunge der Gedanken und in der Gewalt der Sprache ſich gründete.

Unaufhaltſam drang nunmehr griechiſche Kunſt und Art in Rom ein, obwohl mit ſehr verſchiedenem Erfolg. Unter allen Kunſtformen der Griechen lag die hiſtoriſche und die der Beredſamkeit den Römern am nächſten, und dieſe gelang ihnen auch am beſten. Die Philoſophie war ihrem Geiſte am meiſten fremd, und in der Poeſie war der Erfolg verſchieden nach den Gattungen.

In der dramatiſchen verſuchten ſich die Römer zuerſt ſeit Ennius; aber faſt haben ſie in dieſem Fache nur Überſetzungen geliefert, minder treu oder nachläſſig, die aber doch meiſtens nur Überſetzungen, und kaum Nachbildungen zu nennen ſind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimiſche Poſſenſpiel, die ſogenannten Atellanen in oſciſcher Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberey und Geſellſchaftsſpiel der vornehmen Römer, die ſich auf ſolche Art, mitten unter aller ausländiſchen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitaliſche Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten, (wie auch wohl in unſern Zeiten neben der künſtlichſten Verſtandescultur eine Vorliebe und eigenes Vergnügen an Volksliedern und an der Volkskomödie ſich erhält.) Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauſpiels ſich geſtalten; (oder wenn es auch an ſich nicht unmöglich geweſen wäre, ſo haben wir doch keine Veranlaſſung anzunehmen oder zu vermuthen, daß es wirklich geſchehen ſey.) Was die Überſetzungen der griechiſchen Trauerſpiele betrifft, ſo war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen urſprünglich nah verwandt und wenigſtens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verſchieden und lokal; Iphigenia und Ödipus, Prometheus und die Atriden, oder das Unglück der Thebaniſchen Bruder erſchienen hier mehr oder minder als fremde, auch den Sitten nach widerſtrebende Geſtalten, das Ganze blieb eine künſtliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen

Daſeyn nicht anders als allmählig abſterben mußte. Die einzelnen Tragödien römiſcher Dichter, die aus dem Zeitalter des Auguſtus als beſſer und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweiſen, wie ſparſam die Gattung angebaut wurde; wie bald aber die tragiſche Kunſt bey den Römern ihre Endſchaft erreichte, das ſehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatiſcher Form, welche dem Seneca zugeſchrieben werden. Die fremdartigen atheniſchen Sitten im Luſtſpiel mußten für den römiſchen Zuſchauer auch kalt und unwirkſam bleiben. Ganz begreiflich daher iſt es, daß der Zauber pantomimiſcher Darſtellungen und Tänze endlich jedes andere Schauſpiel verdrängte.

Mußten nicht auch bey einem Volke, wo in großen Kampfſpielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tauſenden zu einer blutigen Beluſtigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geiſtigern Schmerzgefühle des hohen Trauerſpiels abgeſtumpft werden? Immer möchte es ſonderbar ſcheinen, warum bey ſo vielen Verſuchen in der tragiſchen Dichtkunſt, die Römer den Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Über dieſe Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſprechende patriotiſche Gefühl ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung immer noch viel zu nahe. Die Geſchichte Coriolans mag zum Beyſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Übermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Übermuthe zu befreyen ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit wo der edelſte und freygeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten, und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines ſiegreichen Heeres gegen die Vaterſtadt anrückend, auf der Schaubühne zu ſehen ertragen, zu den Zeiten wo ein Sylla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war? Oder auch ſelbſt in den etwas ſpätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieſer Geſchichte, ſondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwieſpalt zwiſchen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus dieſen Geſchichten und Sagen, zu tief in das Weſen derſelben verwebt. Für das Zeitalter des Auguſtus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemeſſenen Gegenſtände. Ein Beyſpiel von der neuen, und von unſerer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakespear ſtellt in ſeinen hiſtoriſchen Schauſpielen die blutige Fehde zwiſchen York und Lancaſter dar, aber als er dichtete, war dieſer Zwieſpalt längſt ausgeglichen und verſöhnt. Für unſere deutſche Bühne biethen ſich dem Dichter ſehr reichhaltige Gegenſtände aus den Bürgerkriegen, beſonders aus dem dreyßigjährigen dar; aber auch hier iſt der Fall nicht völlig derſelbe wie bey den Römern. Demungeachtet hat der deutſche Dichter, wenn er dem Gegenſtande ganz Genüge leiſten will, eine ſchwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheygefühle verletzen, oder wo ſie ſchon verſöhnt ſind, ſie von neuem wieder erregen, und dadurch den poetiſchen Eindruck zerſtören will.

Aus dieſen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerſpiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen ſteht der älteſte, Lucrez, ſeiner Art und ſeinem Geiſte nach, ganz allein in der römiſchen Litteratur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römiſchen Dichter; von den ſpätern Römern ward er wenig empfunden und ſein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bey den Griechen aus beſondern Umſtänden hervorgegangenen und bey ihnen noch natürlichen Form des wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts. Die Philoſophie, welcher Lucrez ſich ergeben, war die ſchlechteſte, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philoſophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Fantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen Syſteme griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Über dieſe Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darſtellungen der Poeſie einnehmen ſoll, darüber ſey hier eine allgemeine Betrachtung verſtattet.

Allerdings ſoll die Poeſie nicht bloß den Menſchen, ſondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenſtande ihrer Darſtellungen, oder ihrer Begeiſterung wählen. Es findet hier eben jener dreyfache Unterſchied Statt, wie auch in der Darſtellung des Menſchen. Die dichteriſche Darſtellung und Behandlung des Menſchen kann zuerſt ſeyn, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart, zweytens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters, oder aber da wo die Poeſie mehr begeiſtern als darſtellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menſchengefühle. Alles dieſes kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poeſie ſoll uns ein Bild geben von der geſammten äußern Erſcheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelſte, was die Thierwelt an Geſtalt und Leben, das Schönſte und Lieblichſte, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menſchen erhebend, oder doch bedeutend erſcheint. Das Schwierige iſt hier nur, das Übermaaß zu vermeiden; üppige Beſchreibungen, auch wenn ſie wahr ſind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunſt, ſind der herrlichſte Schmuck desſelben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo ſie ungeregelter und gigantiſcher war, gleich wie das Menſchengeſchlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt ſich unſrer bey dem Anblick der wildern Naturgegenden und wie Ruinen der Urwelt übereinandergeſtürzten Felſen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums beſtätigen uns dieſe große Kataſtrophe einer ältern telluriſchen Vorzeit; ungewöhnliche Erſcheinungen, Sturm, Ungewitter, Waſſerfluthen und Erdbeben, verſetzen uns theilweiſe und im Kleinen zurück in jenen wildern Zuſtand der Natur. Alles dieſes ſind angemeſſene und große Gegenſtände für den großen Dichter; dieſelben, an denen Lucrez ſich ſo oft als ein herrlicher Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Vorausſetzung eines freyern wildern Zuſtandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wiſſenſchaftliche Anſicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkaniſch gebildet, oder bloß durch Waſſerfluthen entſtanden ſind, das iſt eben ſo wenig ein Gegenſtand für die Dichtkunſt, als die Lehre von den Atomen, die ſelbſt die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetiſch zu geſtalten vermochte. Die dritte Weiſe endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, iſt durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Geſange der Nachtigall, oder was ſonſt einen Jeden anſpricht, auch in dem Rauſchen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geiſter und Empfindungen, den unſrigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und ſich uns verſtändlich machen. Um dieſen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnden die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einſamkeit. Die Zweifel des Unterſuchers, ob auch wohl die Natur auf ſolche Weiſe beſeelt, oder ob dieß eine Täuſchung ſey, gelten ihm gleich; genug daß dieß Gefühl, dieſe Ahndung vorhanden iſt in der Fantaſie und in der Bruſt des Menſchen und des Dichters; und wenn der Blick auch ganz durchdringen könnte durch die Hülle der Schöpfung, und es ſehen, wie die Geiſter der Natur in der verborgnen Werkſtätte wirken, ſo würde der Dichter als ſolcher, dennoch den wohlthätigen Schleyer nicht völlig heben wollen, noch dürfen. Von dieſer letztern ahndungsreichern und geheimnißvollen Anſicht der Natur werden indeſſen bey den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, deſto mehr bey den alten nordiſchen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle dieſe Naturſchilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poeſie nicht abgeſondert werden von der Darſtellung des Menſchen, deren ſchönſte Zierde ſie bilden. Werden ſie abgeſondert, ſo wird das große vollſtändige Weltgemählde, was die Poeſie uns vor Augen ſtellen ſoll, zerſtückt, die Harmonie unvermeidlich aufgelöſt, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erſcheint, ſo groß iſt, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher iſt das wiſſenſchaftliche Naturlehrgedicht nach der Weiſe des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philoſophie, welche er erwählte, verwerflich iſt; während er ſelbſt als Menſch uns Theilnahme, als Dichter die höchſte Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftſteller der Römer können am beſten nach der Epoche betrachtet und zuſammengeſtellt werden, der ſie angehören. Die letzten Zeiten der Republik ſind weniger vollendet in der Sprache, ſonſt aber vielleicht reicher geweſen als das Zeitalter des Auguſtus. Cicero hat als Redner Mannigfaltigkeit und Übung in der Kunſt genug; die Größe der Gegenſtände, ſo wie die Stelle, welche er in der Weltgeſchichte einnimmt, leihen ſeinen Reden eine höhere Würde. Indeſſen iſt es doch nicht wohl einzuſehen, wie man dieſe ſo oft überſchwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat anſehen können. Auch ſeine Zeitgenoſſen warfen ihm aſiatiſchen Schwulſt in ſeiner Rednerweiſe vor. Am wichtigſten iſt er der Litteratur und Bildung ſeines Volks geworden durch die Einführung der höhern ſittlichen Philoſophie der Griechen Für die tiefere Spekulation, in derem Labyrinthe der Geiſt der Griechen ſo gern umherirrte und eine unendliche Kunſt darin übte, hatte Cicero ſo wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philoſophie aber, der bey ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften, oder der ruhigen Muße Troſt und Beſchäftigung ſuchte, hat er eine ſehr gute und verſtändige Auswahl getroffen. Er ſchloß ſich zunächſt der Philoſophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und ſchönen Geiſtesbildung am günſtigſten iſt, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geiſt und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die ſpätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer dieſe Philoſophie zunächſt empfingen, weil ihr Meiſter die Philoſophie nur als Kunſt geübt, aber kein vollſtändiges Syſtem hinterlaſſen hatte, wieder ganz ſkeptiſch geworden waren, ſo nahm er für das Leben, wo dieſe Anſicht nicht angemeſſen iſt, ſeine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieſer Schule eigene Starrſinn nicht zuſagte, zum Ariſtoteles, der, wie er in allem den Mittelweg ſucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwiſchen der Strenge der Stoiker und der Nachgelaſſenheit des Epikur. Nur gegen dieſen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar nicht mit Unrecht. Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bey den Alten wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchſten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundſatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchſte Gut des Menſchen aufgeſtellten Vergnügen, nicht der poſitive Sinnengenuß, wie beym Ariſtipp gemeint war, ſondern nur der ſchmerzenloſe Zuſtand innerer Zufriedenheit, den die beſſern Epikuräer, wie andere griechiſche Philoſophen vorzüglich in geiſtiger Beſchäftigung und im Umgang mit gleichgeſinnten Freunden ſuchten, ſo ſtimmten ſie doch alle darin überein, daß ſie ſich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geſchäften ganz zurückzogen, und dieſe Zurückgezogenheit und Abſonderung als den erſten Grundſatz eines weiſe geordneten Lebens aufſtellten. Ihre Lehre war in ihrer Wirkung auf das praktiſche Leben wenigſtens egoiſtiſch und unnational, und hat, da ſie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beygetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und ſeiner Lehren, iſt dagegen ein durchaus patriotiſcher Denker. Daher ſeine Philoſophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, welche ohne zur eigentlichen wiſſenſchaftlichen Spekulation Anlage und Neigung, oder Muße übrig zu haben, doch in freyen Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage iſt Cicero ſehr ungleich, wie das bey vielen römiſchen Schriftſtellern der Fall iſt, da es ihnen ſelten gelingt, was ſie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was ſie ſelbſt denken und ſagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet ſich zuerſt im Caeſar. Auch in der Schreibart zeigt er ſich, wie er im Handeln war: ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles dieſem Zwecke angemeſſen. Jene Eigenſchaften, die in einer geſchichtlichen Darſtellung nebſt der Lebendigkeit die erſten ſind, Klarheit und ungekunſtelte Einfalt, beſitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders iſt Caeſars Deutlichkeit und Kürze, die nur zum Ziele eilt, und alles Überflüſſige abſchneidet und die ſich gern ausbreitende, oft homeriſch geſchwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr ſeine Kriegsvölker ſo ſtellt, wie ſie am beſten und am ſicherſten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben ſo zweckmäßig ordnet Caeſar auch ſeine Worte und ſeinen Vortrag, aber auch eben ſo unerbittlich verfolgt er die Überlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beſchrieben haben, iſt Xenophon bey allem Schmuck der attiſchen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caeſar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eigenen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, iſt nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftſteller iſt der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältniſſen ein Gleiches verſucht haben, Caeſar, und unbeſiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als hiſtoriſcher Mahler iſt Salluſt groß; aber ganz ſo gleichmäßig, ſo klar und überall angemeſſen wie Caeſar iſt er nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die geſuchte Kunſt in der angenommenen Alterthümlichkeit. Selbſt in der Geſchichte, deren Form doch am leichteſten aus den griechiſchen Republiken, wo ſie zuerſt entſtanden iſt, nach Rom zu verpflanzen war, iſt die Nachahmung eines beſtimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In dieſem erſten Zeitalter der aufblühenden römiſchen Geiſtesbildung und Redekunſt, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Litteratur iſt, wenn die Erſten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer

Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunkt haben dieſe das Ganze deſſelben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältniſſen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römiſchen Litteratur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Auguſtus auch in der Litteratur ein ganz andrer Geiſt und Ton herrſchend. Die freye Beredſamkeit mußte verſtummen; dagegen wandte man ſich wieder zur Poeſie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigſtens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber ſchien vielmehr, um den wieder hergeſtellten Frieden und des Auguſtus glückliche Herrſchaft würdig zu feyern und durch ihren Glanz zu verſchönern, nichts ſo angemeſſen, als wenn ſich große Nationaldichter erwecken, und zu claſſiſchen Werken der ernſten Gattung und von vaterländiſchem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünſtigt, ſondern auch Properz und Horaz von dem Erſten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch ſeinen kunſtreichen Styl wohl zum epiſchen Dichter geeignet geweſen, aber er wollte frey bleiben, lebte nur ſich, und den Gefühlen einer edlen Freundſchaft und glühenden Liebe, die ſeine Seele ganz erfüllten, und auch ſeine Geſänge beſeelen und vor allen andern römiſchen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meiſten Sinn für das heroiſch Große. Er war ein Patriot, der ſeinen Schmerz über den Untergang der Republik in ſeine Bruſt verſchloß, und um dieſen Schmerz zu zerſtreuen, ſich in allerley Vergnügungen warf, und der Poeſie ergab. Bey jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtſinn die Begeiſterung für das Vaterland und die Freyheit gewaltſam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Geſinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden ſollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entſprechen.

Der friedliche, kunſtreiche, gefühlvolle Virgil war durch ſeine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz beſonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömiſche, wie überhaupt die altitaliſche Lebensweiſe, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, ſeefahrendes, und handelndes Volk waren. Selbſt die Vornehmſten und Erſten Roms in der guten Zeit, lebten dieſer alten ländlichen Weiſe gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbniſſes der Hauptſtadt, dieſe einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne geſunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreiſe des übrigen Italiens bey weitem nicht erloſchen. Dieſe Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und ſich in ſeiner Wirkung nicht bloß auf den engen Kreis der Hauptſtadt beſchränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, iſt ſchon in dem erſten Jugendverſuche der Eklogen ſichtbar, und als Meiſter hat er ſie in ſeinem vollendetſten Gedichte vom Landbau ausgeſprochen.

Hätte er nur dieſe herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom ſo wohlthätige, in Italien dem Geiſte und dem Inhalte nach wahrhaft einheimiſche Poeſie, nicht in der fremden und ausländiſchen Kunſtform des alexandriniſchen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er ſeine Anſichten und ſeine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in ſein großes Werk, was der vaterländiſchen Vorzeit gewidmet ſeyn ſollte, und uns ſo ein umfaſſendes und vollſtändiges Gemählde des altitaliſchen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländiſche Heldenſage, die er wieder erwecken wollte, einen feſten Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er ſein Heldengedicht alsdann auch in viel freyeren Umriſſen, und einem noch loſern Zuſammenhange abfaſſen müſſen. In der beſchränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, ſteht nun freylich der letzte italiſche Theil des Gedichts ſehr zurück gegen die erſte Hälfte, in der er Roms Urſprung an die herrlichen trojaniſchen Sagen ſo glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum derſelben benutzen konnte. Dennoch iſt die Aeneide, die der Dichter unvollendet ließ, ja ſelbſt verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeiſterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, ſo möchten vielleicht Lucrez und Ovid mehr Dichter ſcheinen als Virgil; was ihm den Vorzug gibt, iſt das in ihm am vollendetſten ſich ausſprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meiſten römiſchen Dichtern im Kampf zwiſchen der erlernten Kunſt und der eignen Kraft fehlt, vermiſſen wir auch im Virgil, in der Darſtellung, und ſelbſt in der Sprache, am meiſten aber in der Anordnung des ganzen Werkes.

Noch merklicher iſt dieſe Ungleichheit in Horazens Styl, ſo wie bey den übrigen lyriſchen Dichtern. Die epiſche Dichtkunſt der verſchiedenen Nationen ſteht am meiſten in Berührung miteinander, obwohl auch hier die Nachahmung der homeriſchen Form den Virgil und ſo viele Andere nach ihm zwanghaft beſchränkt, oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgeſehen, wird aus der Heldenſage eines Volks am leichteſten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da ſich ohnehin ſo viel Verwandtes und auffallend Ähnliches in den verſchiedenen Sagen auch der entlegenſten Völker findet. Dieß iſt entweder daher zu erklären, weil der Zuſtand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwickelung in vielen Stücken überall derſelbe iſt; oder ſey es auch, daß jene oft ſeltſame Übereinſtimmung hindeutet auf einen gemeinſamen Urſprung, beſonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in dieſen Dichtungen. Die wahrhaft epiſchen Sagen aller Völker ſtehen in vielfältiger Berührung unter einander, und bieten überall Anklänge gegenſeitiger Verwandtſchaft dar; wenn gleich es ſchwer ſeyn dürfte, den verlohrnen Zuſammenhang noch jetzt wieder herzuſtellen, und nicht blos in kritiſcher Forſchung zu zeigen, wie die großen Sagen der Urwelt alle aus einer gemeinſamen Wurzel hervorgingen, ſondern das Ganze auch wirklich in Poeſie zu umfaſſen und von neuem lebendig zu geſtalten. In der ernſten dramatiſchen Poeſie, kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunſt bey andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßſtabe dienen, wie hoch man ſtreben ſoll, und wie viel ſich leiſten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen: die Schaubühne, wenn ſie allgemein wirken ſoll, muß bey jeder Nation eine auf ihrer Geſchichte und Nationalerinnerung, als ihrer Grundlage ruhende Richtung und eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweiſe angemeſſene und durchaus eigenthümliche Geſtaltung annehmen.

Am meiſten aber iſt die Nachbildung in der lyriſchen Gattung ſchädlich und zu verwerfen Denn, was kann ein lyriſches Gedicht wohl für einen Werth und Reiz haben, als den vor allem, daß es ein ganz freyer Erguß des eignen Gefühls iſt? Und was kann dieſen Reiz erſetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur ſeyn ſollte, als ein bloßes Kunſtſtück erſcheint? Bey den römiſchen Dichtern kann man oft ſogar die Stellen unterſcheiden, die ſie aus griechiſchen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo ſie aus eignem Gefühl reden. Ungeachtet dieſer Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römiſchen Dichtern der, welcher uns als Menſch am nächſten berührt und anſpricht. Am größten erſcheint er in ſolchen Stellen, wo er ganz als Römer ſpricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach ſeinem Ausdrucke für das Vaterland „die große Seele verſchwendeten.“

In der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche ſie im Gebiethe der Poeſie hervorgebracht haben, in der Satire, iſt Horaz der geiſtreichſte. Dieſe, von der allgemeinen Art lyriſcher Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine beſtimmte Form verſchiedene römiſche Satire, zu welcher das epiſche Versmaß, nur nachläſſiger und frey behandelt, angewandt ward, iſt auch im Geiſt und Gehalt ganz römiſch. Alles in ihr bezieht ſich auf die Hauptſtadt, und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die in dieſem Kreiſe geltenden Spöttereyen und Anſpielungen, und freylich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zuſammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens bloß als ſolches gehört der Dichtung an nur durch die Darſtellung, wenn ſie nämlich wahrhaft künſtleriſch iſt; aber einzelne, noch ſo geiſtreiche Züge, ſind noch keine Darſtellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römiſche Satire in der geiſtreichen Art, wie Horaz ſie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Luſtſpiel, was die Römer eigentlich nicht beſaßen: nämlich kein eigenthümlich römiſches, das zu einer vollſtändigen und ſchönen Entwickelung gelangt wäre. Wird das Intereſſe bey den Satiren aber in die Begeiſterung des Unwillens und des Haſſes gegen Laſter und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, ſo mag eine ſolche Begeiſterung moraliſch achtungswerth ſeyn, aber poetiſch iſt ſie nicht.

Die Proſa hat bey den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poeſie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunſt der Geſchichtſchreibung, nach der redneriſchen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erſcheint.

In der erſten Hälfte der langen Regierung des Auguſtus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente, die ſich damahls entwickelten, die aber größtentheils ſelbſt noch aus den letzten Zeiten der Republik herſtammten, die noch das Große geſehen, und deren Geiſt in der Jugend noch Freyheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geſchlecht, das ſchon in den Zeiten der Alleinherrſchaft geboren oder aufgewachſen war. Noch in den letzten Zeiten des Auguſtus zeigten ſich die Spuren des ſinkenden Geſchmacks, am erſten in Ovid, in der überfließenden Fülle ſeiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bey ihm ſchon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie ſchnell ſelbſt die Hiſtorie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Caeſaren auch als Kunſt entartet ſey, zeigt der geſchraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeicheley nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerſt gekünſtelten Geſchmacks, der ſich in Sentenzen gefiel, war der Philoſoph Seneca. Je despotiſcher der Druck wurde, je mehr warfen ſich die im Geiſt noch Widerſtrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freyheitsſtolze ſtarker Seelen gefallen mußte, je mehr ſie überall um ſich her das Gegentheil dieſer Geſinnungen und Grundſätze herrſchen ſahen. Schwulſt, Übertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, iſt nicht ſelten im Gefolge eines gewaltſam unterdrückten Zuſtandes des Staats und der Geſellſchaft wahrzunehmen. Wir finden ſie im Lucan ſonderbar mit anmaßendem republikaniſchen Hochgefühl gepaart; es erregt Erſtaunen und Abſcheu, wie derſelbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die faſt Verbrechen ſind, ſchmeichelt, und dann den Cato mit Abgötterey ſelbſt über die Götter erhebt. Die römiſche Dichtkunſt kehrte, als ob ſie ihren älteſten faſt vergeſſenen Anfang doch nicht ganz verläugnen konnte, mit Lucan zu dem hiſtoriſchen Heldengedicht zurück. An ſich konnte eine große hiſtoriſche Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologiſch ſteht, darauf kommt nichts an, ſondern nur auf die innere Beſchaffenheit. Sie muß, wenn ſie zum Gegenſtande eines Heldengedichts geeignet ſeyn ſoll, von der Art ſeyn, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeiſterung darin mehr vorherrſchen, als ein berechneter Plan des Verſtandes, und daß die Fantaſie freyen Spielraum behält. So iſt es mit Alexander, deſſen Leben und Thaten, wie der Untergang des Darius, oder ſein Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenſtand für einen Dichter hätte ſeyn können, wenn es einen ſolchen, der dieß hätte beſingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwiſchen Caeſar und Pompejus, dieſer Kampf der Partheyen und entgegenſtehender Staatsſyſteme, hat wohl dramatiſchen Darſtellungen der neuern Zeit zum Gegenſtande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunſt würde er je in einen epiſchen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde von dem Geſchmack dieſer Zeit vollendet der dunkle Perſius, und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, ſo ſchätzenswerth auch der reiche Inhalt des letzten Schriftſtellers iſt, der uns an einem Beyſpiel gezeigt hat, was die Römer als denkende Sammler mit den unermeßlichen Hülfsmitteln die ihnen bey ihrer Macht zu Gebothe ſtanden, für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können, wenn ſie dieſelben öfter für dieſen Zweck hätten anwenden wollen.

Univ. Bibl.

Es kamen wieder beſſere Zeiten, und noch einmahl ſollte ein Römer von alter Art und Große auf dem Thron des Auguſtus die gebildete Welt beherrſchen. Wie Trajan in dem Reiche der Caeſaren der letzte iſt, der römiſch dachte, und in Denkart und Thatkraft römiſch groß war, ſo beſchließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Geſinnung und Darſtellung das gleiche Lob beylegen darf. Unter den erſten wieder beſſern Caeſarn nach Nero, unter Veſpaſian und Titus war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und ſchweigen lernen, unter Nerva lebt er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden ſollte.

Die gedankenreiche Tiefe ſeines Geiſtes, und die ihm ganz eigne, jener Tiefe angemeſſene und entſprechende Kunſt des Ausdrucks erſcheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieſer Nachahmung ſich verſucht und vergeblich angeſtrengt haben. Auch im Ausdruck iſt er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls ſchon nicht mehr dieſelbe, nicht mehr die große des Caeſar oder die kunſtreich vollendete des Livius war, noch ſeyn konnte. In dieſen drey Autoren erſcheint die römiſche Sprache nach meinem Gefühl in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit: bey Caeſar in ſchmuckloſer Einfalt und Große; bey Livius in allem Glanz und Schmuck einer redneriſchen Ausbildung, aber ohne Übertreibung, ſchön und edel geſtaltet; bey Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunſt, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen iſt.

Vierte Vorleſung.

Kurze Dauer der römiſchen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde. Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer. Idee der Bibel und Charakteriſtik des alten Teſtaments.

Wie ſehr Litteratur und Philoſophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt ſich aus der, gegen den griechiſchen Reichthum gehalten, nicht ſehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftſtellern, welche die lateiniſche Sprache beſeſſen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römiſche Kunſt und Geiſtesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Überſetzungen aus dem Griechiſchen, einzelne Dichter und Originalſchriftſteller gab es zu Rom, ſeitdem die Scipionen griechiſche Litteratur und Redekunſt begünſtigten, der ältere Cato aber, um die altrömiſche Denkart gegen den eindringenden griechiſchen Geiſt aufrecht zu erhalten, die Geſchichte, die Lebensweiſe, und die Sprache der Vorfahren zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen und mancher Schriften machte; und ſeitdem Ennius griechiſche Kunſt und metriſche Weiſe zum Theil noch auf römiſche Gegenſtände anwandte, und die ältere Schule der römiſchen Dichtkunſt gründete. Fordert man aber für den Begriff einer blühenden Litteratur, mehr als ſolche einzelne einander zum Theil entgegenſtrebende Verſuche und Werke; gehört dazu ein gewiſſer Zuſammenhang und Einheit, eine feſtere und regelmäßigere Beſtimmung der Sprache, beſonders auch der Proſa, eine fortgehende Überlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künſte, und höhere Geiſtesbildung gerichteten Kenntniſſe; ſo beginnt die römiſche Litteratur erſt mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen ſehr großen, ja den größten Antheil hat. Bis auf ſeine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunſt und Geiſtesbildung durchaus griechiſch eingerichtet, wurde nach griechiſchen Lehrbüchern und in griechiſcher Sprache mitgetheilt. Erſt mit Cicero begann ein öffentlicher, wiſſenſchaftlicher Unterricht auch in der lateiniſchen Sprache, die er zuerſt für philoſophiſche Gegenſtände und die Theorie der Beredſamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, ſondern auch feſter beſtimmt, wozu nebſt ihm, beſonders auch Caeſar und Varro durch ihre grammatiſchen Schriften mitgewirkt haben. Beyde haben nebſt Cicero den meiſten Antheil an dieſer Ausbildung der eigentlich ſo zu nennenden römiſchen Litteratur; Caeſar, durch Begünſtigung der Gelehrſamkeit, als Redner, und dann durch ſeine Bemühung, von der Sprache, deren er ſo vollkommen Meiſter war, auch eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feſte Geſtalt und Beſtimmtheit zu geben, damit ihre Kraft deſto ſicherer und feſter wirken konnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforſcher am meiſten nebſt den beyden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römiſchen Litteratur geworden iſt. Die merkwürdigſten Schriftſteller bis auf Trajan ſind in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze geſchildert worden. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römiſchen Geiſtes konnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenſtand der noch einmahl ſich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darniederſinkenden römiſchen Beredſamkeit; deren Schwäche ſich in ſo manchen dem Plinius nachgeahmten panegyriſchen Schriften der ſpätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat alſo die claſſiſche Zeit der römiſchen Litteratur, von dem Conſulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als etwa hundert und achtzig Jahre gedauert. In eben dieſen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erſte wiſſenſchaftliche Entwickelung derjenigen praktiſchen Kenntniß, in welcher die Römer ſtets einen ganz eigenthümlichen Reichthum beſaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrſamkeit nämlich. Cicero und Caeſar, beyde faßten zuerſt den Gedanken, die unüberſehliche Maſſe römiſcher Rechte und Geſetze in ein Ganzes zu ſammeln und zu ordnen; unter Auguſtus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten ſich die beyden Partheyen der nach der Billigkeit oder nach dem ſtrengen Recht entſcheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfaſſung eines vollſtändigen Geſetzbuches, des ſogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Caeſar gewollt hatten, geleiſtet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche nicht nur in den Staatsgrundſätzen, ſondern auch in der Geiſtesbildung. Die griechiſche Sprache und Litteratur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Überlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geiſtige Herrſchaft, in der geſammten, unter Roms Caeſaren politiſch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römiſchen Schriftſteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer ſeltener werden, und dieſe wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erſcheinen, bis auch dieſe ſich endlich verlieren; regt ſich in der griechiſchen Litteratur und Philoſophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geiſtige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechiſchen Geiſtesbildung, die auch in Darſtellung und Sprache oftmahls der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erſcheint, auf jeden Fall wieder höher ſteht als in der zunächſt vorhergehenden Periode. Zwar in der Poeſie ſcheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bey den damahligen Griechen empor gekommen zu ſeyn; deſto eifriger wurden Philoſophie und Redekunſt bearbeitet, die in der alten attiſchen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegen geſetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zuſammengeſchmolzen wurden. Der alte ſokratiſche Vortrag der Philoſophie, wie in Plato's Geſprächen, war jetzt im Geiſt und in der Sprache nicht mehr angemeſſen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er vorausſetzte, zu fremd, als daß dieſe Form noch mit Glück angewandt und mit Beyfall hätte empfunden werden können. Die wiſſenſchaftliche Strenge des Ariſtoteles war nur für wenige. Deſto mehr kam jetzt eine neue rhetoriſche

Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiſer Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieſer ſpätern Zeit noch ausgezeichnete Schriftſteller hervorgebracht hat. Es beſtätigt ſich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poeſie wohl in verſchiedenen Zeiträumen erfinderiſch und groß, dagegen andre Perioden auch wieder ſehr ungünſtig und unfruchtbar für die Poeſie waren, während die Rhetorik ſich eigentlich als diejenige Kunſt zeigt, welche ihnen wie angebohren, und durch alle Perioden hindurch, von den älteſten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch ſo veränderten Umſtänden wieder unter einer neuen Geſtalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftſtellern aus dieſer letzten Periode der alten griechiſchen Litteratur, die nur als geſchichtliche Quellen, oder zu einigem Erſatz anderer beſſerer Werke, aus denen ſie ſchöpften, für den Unterſucher im Ganzen wichtig ſind, finden ſich doch einige, die auch durch ſich ſelbſt einen allgemeinern Werth haben. Der erſte iſt Plutarch, deſſen Biographien bey allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moraliſchen Wiſſem auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth iſt. Sein Styl iſt überladen und nicht ſelten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geſchichte ſeiner Helden anfügt, muß man auswählen; es finden ſich häufig auch ſolche darunter, die nicht treffend und angemeſſen erſcheinen. Überall aber zeigt ſich darin ein Mann von dem redlichſten

Willen, und der wenigſtens von der moraliſchen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und claſſiſchen Zeit des Alterthums ſich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut und davon durchdrungen iſt. Daß auch die Kunſt der Schreibart damahls noch nicht ganz verlohren, daß attiſcher Geiſt und Witz noch nicht erloſchen waren, zeigt uns Lucian. Er iſt als Schriftſteller von Geiſt in dieſer aus Philoſophie und Satire gemiſchten Gattung, ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemählde ſeiner Zeit unſchätzbar. Selbſt in der Geſchichte verdiente Arrian, der beſte Geſchichtſchreiber Alexanders genannt, und durch eine ſchöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Mark Aurel nimmt in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die ſtoiſchen Selbſtbetrachtungen, die dieſer letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caeſaren Roms, nun ſchon in griechiſcher Sprache ſchrieb, auch in der Litteratur merkwürdig erſcheinen, und die Blicke auf ſich ziehen müßten. Aber auch die Geſchichte von Mark Aurel's unwürdigen Nachfolgern iſt durch Herodian in einem Styl dargeſtellt, den man von dieſer Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechiſchen Philoſophen verſchiedener Secten im römiſchen Reich in großer Anzahl als Lehrer angeſtellt, und dieſe wichtige Claſſe von Menſchen, ſo zu ſagen, in die Dienſte des Staats genommen. Die Philoſophie, beſonders die ſtoiſche, ſollte jetzt zur Stütze oder zum Erſatz des unaufhaltſam zuſammenſtürzenden Volksglaubens dienen. Wie ſehr dieſer Glaube an die alten Götter geſunken und verſchwunden, wie allgemein Zweifelſucht, Freygeiſterey und Unglaube jetzt in der römiſchen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweiſe von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forſchenden Geiſtes, fällt auch der ausführlichſte Schriftſteller der ſkeptiſchen Philoſophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieſes Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in ſeinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrſchend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerey war, indem an die Stelle des alten, meiſtens bloß poetiſchen Volksglaubens, der unaufhaltſam dahin ſchwand, jetzt immer mehr eine Art von wiſſenſchaftlichem Aberglauben trat: aſtrologiſche Meinungen und die Neigung zu magiſchen Künſten, weit verbreitet durch den alles beherrſchenden Einfluß geheimer Geſellſchaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philoſophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientaliſchen Denkart, Weltanſicht und Geiſterlehre, welche nebſt den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer glühenderen und tieferen Schwärmerey mit ſich führten, als das jüngere kältere Abendland zu erſinnen und zu erfinden vermochte. Selbſt in dem ägyptiſchen Geſchmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunſt, zeigt ſich dieſe herrſchend werdende Neigung zum orientaliſchen Geiſte. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die Platoniſche Philoſophie ſchon in jener ſpätern Geſtalt, wo ſie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Ägypten ſtammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräiſch ausgegeben ward, in ſich aufzunehmen, und ſich der ältern orientaliſchen Überlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geſchöpft haben ſollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward dieſe neue Platoniſche Philoſophie allein herrſchend; die andern Secten, wie die ſkeptiſche, die des Epikur, auch ſelbſt die ſtoiſche, verſchwanden als abgeſonderte Secten. Doch floſſen manche ſtoiſche Meinungen mit ein in dieſe Eine, jetzt alles verſchlingende Philoſophie der Griechen, die man nach dem herrſchenden Beſtandtheile die Neuplatoniſche nennt. Dieſe Philoſophie war es, welche das Chriſtenthum lange Zeit hindurch mit der äußerſten Anſtrengung aller Geiſteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiſer Julian hoffte, es zu beſiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch die geiſtige Deutung, welche ſie ihm unterſchob, wieder neu zu beleben.

Dieſer Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum, und der heidniſchen Philoſophie, zwiſchen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichteriſchen Mythologie und einer ſittlichen Religion, der denkwürdigſte Geiſteskampf, welchen die Menſchheit je dargebothen und in ſich durchgekämpft hat, iſt nicht nur in der Weltgeſchichte die Scheidewand zwiſchen zweyen ſich berührenden Welten, dem dahin ſcheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, ſondern auch für die Culturgeſchichte und Entwickelung der Geiſtesbildung iſt er der allgemeine Mittelpunkt und Wendepunkt, um den ſich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Dieſen großen Kampf und Wendepunkt ſo ins Licht zu ſetzen, wie eine Geſchichte der Litteratur ihn ins Licht ſetzen muß, worin dieſelbe nicht bloß als Sprachſtudium und Kunſtliebhaberey, ſondern nach ihrem Einfluß auf das Schickſal der Nationen und auf die geſammte Menſchheit dargeſtellt werden ſoll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geiſt der griechiſchen Philoſophie, über die Stelle, welche die moſaiſchen und die chriſtlichen Lehren und Schriften in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen, und eine kurze Überſicht der übrigen orientaliſchen Überlieferungen, welche theils der moſaiſchen und chriſtlichen verwandt, theils für die Griechen die älteſte ihnen bekannte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menſchliche Erfindungsgeiſt in einem faſt unüberſehlichen Reichthum ſchöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortſchritte der Kunſt für den Geiſt Anziehendes haben, davon wird ſich noch mehr als einmahl Gelegenheit darbiethen, ein glanzvolles Gemählde aufzuſtellen. Für die jetzige Betrachtung müſſen wir die Aufmerkſamkeit ganz allein an demjenigen Punkt feſthalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunkt aller Bildung und Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bezeichnet.

Plato und Ariſtoteles waren die größten Meiſter, ja man kann ſagen, ſie bezeichnen den vollſtändigen Umfang der geſammten griechiſchen Erkenntniß. Plato behandelte die Philoſophie ganz als Kunſt, Ariſtoteles als Wiſſenſchaft; in dem erſten ſehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zuſtande der Anſchauung und anſchauenden Bewunderung der höchſten Vollkommenheit. Ariſtoteles hingegen erfaßte die Vernunft als ein Vermögen der Selbſtthätigkeit und Vermittlung, in ihrem lebendigen Wirken, nicht bloß als die bewegende Kraft alles menſchlichen Denkens und Daſeyns, ſondern auch als das geiſtige Grundgeſetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erſcheinungen. Plato iſt der Gipfel der griechiſchen Kunſt, Ariſtoteles der Inbegriff des griechiſchen Wiſſens.

Wo Plato gegen die Sophiſten ſtreitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da iſt er ſpitzfindig und grübleriſch, ja oft wird er bey aller attiſchen Kunſt und Schönheit ſeines Geiſtes, bey aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, ſelbſt unverſtändlich und ſophiſtiſch, wie die Lehre, gegen die er ſtreitet. Aber dennoch läßt ſich der Hauptgedanke ſeiner Philoſophie leicht ganz klar und anſchaulich machen. Aus einem urſprünglichen, ungleich herrlichern und geiſtigern Daſeyn, wohnt dem Menſchen nach Plato's Anſicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bey. Dieſe ihm eingepflanzte, angeſtammte Erinnerung des Göttlichen iſt bloß das, iſt nicht ganz vollkommene Anſchauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, ſelbſt unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorſtellungen erfüllt, und dadurch jenes urſprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo ſich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Ähnliches, ein Abbild der höchſten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeiſtert den Anſchauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne ſelbſt, wenigſtens nicht auf die ſinnliche Erſcheinung deſſelben, ſondern auf das unſichtbare

Urbild gerichtet iſt. Von dieſer Bewunderung, dieſer wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeiſterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die alſo nicht die Frucht des kalten und ganz beſonnenen, nach eigner Willkühr und Kunſt geleiteten Nachdenkens iſt, ſondern über alle Willkühr, kalte Beſonnenheit, und bloſe Kunſt erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt alſo für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß iſt das eigentlich Unterſcheidende ſeiner Lehre. Der dialektiſche Theil ſeiner Werke iſt nur der negative, in welchem er den Irrthum mit groſer Kunſt widerlegt, oder mit noch groſerer und noch von niemanden erreichter Kunſt uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber dieſe ſelbſt enthüllen will, in dem poſitiven Theil ſeiner Lehre, da redet er nach orientaliſcher Weiſe nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichteriſcher Ahndung; ganz treu und gemäß jenem erſten Grundſatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeiſterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen iſt dabey, daß ſeine Philoſophie durchaus unvollendet geblieben, und er ſelbſt in ſeiner Anſicht nicht zu vollkommner Klarheit und Beſtimmtheit gelangt iſt. Beſonders zeigt ſich dieß durch den in ſeiner Philoſophie nicht ganz aufgelöſten Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und der Liebe oder der Begeiſterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeiſterung, welche den Menſchen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß dieſe Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den Geiſt weit über die Gränze des beſonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunſt hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als durch dieſe zu erreichen ſteht, da ſcheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und deſſen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszuſetzen; während er da, wo er bloß dialektiſche Kunſt übt, nicht ſelten in die gewöhnlichen Vorſtellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchſten Begriff der Vollkommenheit herabſinkt. In dieſem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Anſehen der ältern Philoſophen einigermaßen beſchränkt; überhaupt blieb ſeine Lehre ſo unvollendet, wie er ſie ließ, und wie ſie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und in ſinnbildlichen Andeutungen ausſprach, ſelbſt auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern aſiatiſchen Philoſophie, und eine unvollkommne Andeutung und unbewußte Vorbereitung des Chriſtenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunſt attiſcher Geiſtesbildung und ſokratiſcher Lebensweisheit.

Durch die letztere war er ſelbſt wohl vor Schwärmerey einigermaßen bewahrt, ſo wie ſeine nächſten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung ſeiner Philoſophie vielmehr wieder zur Zweifelſucht und zur Skepſis führte. Eigentlich aber lag doch dieſe Anlage zur Schwärmerey, die ſich bey ſeinen Nachfolgern ſo mächtig entwickelte, auch ſchon in ſeiner Denkart und ſeinen Grundſätzen ſelbſt. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbeſtimmt, wie er ſie auffaßte und ſchilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine den Menſchen über die Gränzen der Beſonnenheit hinausführende Begeiſterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf dieſen Abweg; ſo lange nicht etwas Anderes und Feſteres hinzukommt, um dieſe ſchwankende und unſichere Ahndung des Wahren, zu einer beſtimmten und deutlichen Überzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu geſtalten; ſo lange und nicht das göttliche Wort gegeben iſt, wodurch ſich das Räthſel des Ewigen löst, und die falſche Eingebung von der echten Offenbarung unterſcheiden läßt.

Wenn die ſpätern Nachfolger Plato's daher ſeine unvollendet gebliebene Lehre durch orientaliſche Begriffe und Überlieferungen zu ergänzen ſuchten, ſo war dieß zwar in der Art, wie ſie es thaten, der attiſchen Bildung, und dem ſokratiſchen Geiſte Plato's oft unangemeſſen, ſeiner Philoſophie ſelbſt, und dem anerkannten Grundſatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerſtreitend; denn auf eben demſelben Grundſatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientaliſchen Lehrbegriffe und Überlieferungen.

Der Hauptgedanke des Ariſtoteles läßt ſich durchaus nicht eben ſo klar machen, wegen der Unverſtändlichkeit, über die ſelbſt ſeine getreueſten Anhänger, von den älteſten Zeiten an, Klage führten. Doch das Reſultat über den Geiſt ſeiner Philoſophie läßt ſich anſchaulich mittheilen, und hängt genau zuſammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverſtändlichkeit. Wie geſchieht es denn aber, daß dieſer große Geiſt, der Sprache wie des Denkens vollkommen Meiſter, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellſte

Beobachter und ſcharfſinnigſte Beurtheiler, dabey der eigentliche Erfinder des deutlichen und beſtimmten Denkens, der wenigſtens das wiſſenſchaftliche Nachdenken und die Vernunftkunſt zuerſt auf Grundſätze und in ein Syſtem gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchſten Fragen von der Beſtimmung und vom Urſprung des Menſchen, von Gott und von der Welt ſo durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverſtändlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwiſſenſchaftlich ſchien. Beyde, Vernunft und Erfahrung, ſucht er, durch allerley dazwiſchen eingeſchobene Mittelglieder in Verbindung zu ſetzen. So ſehr liebte er überall dieſe Weiſe, daß er ſelbſt die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme ſuchte, und als den Mittelweg zwiſchen zwey entgegenſtehenden Fehlern erklärte. Um in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu ſchlichten, zwiſchen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erſcheinung ſich kund gebenden ſtäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflöſung ſeine Zuflucht. Die erſte, göttliche Urſache aller Bewegung, ſagt er, ſey ſelbſt unbeweglich, in dieſer unſerer ſublunariſchen Welt aber alles einer ſtäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwiſchen dieſen beyden entgegenſtehenden Extremen, ſtellte er den ſideriſchen Himmel, oder die aſtraliſche Welt, die zwar nicht durch ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt werde, aber doch der erſten göttlichen Urſache näher ſtehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig iſt. Auf gleiche Weiſe ſchob er, um die große Kluft zwiſchen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines paſſiven leidenden Verſtandes, eines objectiven Gemeinſinns zwiſchen beyde ein. Alles dieſes kann als erfinderiſch und ſcharfſinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann ſogar dieſe Methode zu dem glücklichſten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen beſondern Gegenſtand, wie er gegeben iſt, vollſtändig aufzufaſſen, und von allen Seiten zu durchdenken. Über jene höchſten Fragen aber, welche der Menſch nie unterlaſſen kann ſich aufzuwerfen, von ſeiner eignen Beſtimmung, von Gott und wie das Räthſel der Welt, alles Daſeyn, und deſſen erſte Urſache zu verſtehen und zu erklären iſt, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufſchluß. Die ſinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt ſich in ſich ſelbſt, und kann auf jene eigentlich doch ſo einfachen und unvermeidlichen Fragen nur unverſtändliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft beſonders den Ariſtoteles, deſſen Philoſophie in der Mitte ſchwebt zwiſchen bodenloſem Idealismus und dem Syſtem der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge ſeiner Werke und Unterſuchungen, beſonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, ſo ſcheint das Letztere zu überwiegen, und Ariſtoteles ſtellt ſich uns dar als der Meiſter aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang ſeines Wiſſens, ſondern auch zufolge der Verfahrungsart beym Unterſuchen, und der dieſe leitenden Grundſätze. Der Grundbegriff ſeiner ganzen höhern Philoſophie iſt aber wohl unſtreitig der idealiſtiſche Begriff der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun ſtatt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erſte erfaſſen möchte, leere Formeln und bloße Abſtractionen über das Weſen der Dinge; ſo iſt das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Ariſtoteles auf ähnlichem Wege gefolgt ſind, und die alles aus dem eignen Selbſt, aus der Vernunft oder der Erfahrung ſchöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Überlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philoſophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Ariſtoteles, ſind unzählige. Er ſelbſt zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrſtuhlen des Morgen- und des Abendlandes ſich zu ſeinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geiſt des Meiſters zu erfaſſen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verſchuldeten und den man eben erſt vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verſchmähte, gab es bis auf unſere Zeiten viele, die, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Anhänger des Ariſtoteles waren; theils ſolche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl ſolche, die als ſeine leidenſchaftlichſten Tadler und Gegner auftraten. Das Erſte gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbſtdenkens in den Abweg der gleichen idealiſtiſchen Unverſtändlichkeit gerathen ſind; das andere aber trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philoſophie gelten laſſen wollen, wobey ſie doch, ſobald ſie wiſſenſchaftlich verfahren wollen, dem abſtracten Denken nie ganz entſagen, alſo auch, ein dem ariſtoteliſchen ähnliches Formelweſen nicht vermeiden können.

So haben dieſe beyden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, das ganze Gebieth des menſchlichen Denkens und Wiſſens gewiſſermaßen erſchöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenoſſen nur ſehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen deſto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geiſt ſie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten faſt ausſchließend leiteten, ſondern auch oft in den Grundſätzen beſtimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menſchliche Geiſt zwey Jahrtauſende älter, und durch ſo viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden iſt; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato geleſen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Verſuchen des forſchenden Scharfſinns erſetzen können; nachdem die Anſichten des Ariſtoteles vom Weltſyſtem uns wie Begriffe der Kindheit erſcheinen; nachdem wir endlich dem Chriſtenthum eine lebendigere Anſicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menſchen verdanken; bewähren ſich jene beyden Denker gleichwohl ſo ganz in ihrer Größe, daß man ſagen darf, ſie bezeichnen noch immer den Umfang des menſchlichen Geiſtes, und noch jetzt iſt jede Philoſophie unvermeidlich entweder platoniſch oder ariſtoteliſch, oder ein Verſuch, beyde Geiſteswege glücklich oder unglücklich zu verſchmelzen. Wer irgend eine höhere Überlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugiebt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebiet ſeiner Philoſophie, die ja ohnehin kein beſchränktes Syſtem, ſondern eine ſokratiſche Kunſt und ein freyer, aller Erweiterung fähiger Geiſtesweg iſt. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es ſchwer und faſt unmöglich ſeyn, den Ariſtoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf dieſem Wege, und in ſeiner Art iſt er unübertrefflich groß. Geiſter, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters ſo umfaßt, und wiſſenſchaftlich beherrſcht hätten, biethet die Weltgeſchichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meiſter, wie kein Anderer.

Aus dieſen beyden Elementen war die ſpätere Philoſophie der Griechen zuſammen geſetzt; für die Kunſt vortrefflich, für das Wiſſen umfaſſend, für die Wahrheit ſehr ungenügend. Plato's Geiſt blieb herrſchend, und ward es immer mehr, nur ſuchte man ihn für die äußere wiſſenſchaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Ariſtoteles, für die innere Vollſtändigkeit der Anſicht aber, durch die verſchiedenen orientaliſchen Anſichten und Überlieferungen zu ergänzen. So war der Stand der Dinge in dem Zeitalter, wo die Neuplatoniker noch gegen die chriſtliche Lehre den vergeblichen Kampf führten.

Bey einer durchaus verſchiedenen, mehr auf die äußere Erſcheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Geſtalten der Kunſt gerichteten Geiſtesbildung, wie es die der Griechen war; bey einem, dieſem geiſtreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtſeyn dieſer Vorzüge und einer gewiſſen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forſchenden unter ihnen, in den frühern wie in den ſpätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernſt und der Erhabenheit der orientaliſchen Denkart. Es waren ihre Blicke am meiſten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher ſie ſelbſt auch ihre eigne Götterlehre und Überlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geiſtigen Welt erſchien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben ſo abgeſondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienſt der Perſer. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Aſien, fühlten ſich die Griechen durch das Band eines gemeinſchaftlichen Götterdienſtes verknüpft, welcher bey allen Verſchiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, ſondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinſtimmte. Von den Hebräern aber, und zum Theil auch von den Perſern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums ſich durch eine wahrhaft und weſentlich verſchiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die moſaiſche Urkunde unter dem großen Philadelphus in die griechiſche Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher ſchon die Erhabenheit derſelben gefühlt und bewundert, mancher, wie ſpäter ſo oft geſchah, darauf gefallen ſeyn, den Moſes platoniſch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moſes abzuleiten, wie ſo viele zu verſchiedenen Zeiten verſucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie ſpäter die Lehre der Chriſten, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erſcheinung, in welche ſie ſich nicht recht zu finden wußten, und über die ſie auch noch ſpäterhin bey genauerer Bekanntſchaft die ſonderbarſten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders ſeyn, da ſelbſt die erſte und einfachſte Anſicht vom Menſchen und vom Anfang ſeines Daſeyns, ſo wie vom Urſprunge aller Erkenntniß und Geiſtesbildung, die hier, und die dort herrſchte, ſo ganz verſchieden war. Nach der bey den Griechen und Römern herrſchenden Anſicht, waren die älteſten Menſchen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachſen, ſo wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerley Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit iſt, jede Gelegenheit ergreift, mancherley ſich ſelbſt Bewegendes und Beſeeltes, wenn auch nicht in der vollkommenſten Entwickelung und Geſtalt, auszubrüten. In dieſer Anſicht war das eine Element des Menſchen, die Erde zu ſehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menſchlichen Geiſt, ſchien ihnen durch einen Raub dem Himmel entriſſen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun ſein eigen geblieben. Moſes dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall ſey der Menſch aufgewachſen, ſondern an einen beſtimmten Ort ſey er auf Erden durch eine Hand von oben hingeſtellt worden; der höhere Gottes-Geiſt aber ſey nicht durch einen Raub und die eigne Kühnheit ſein geworden, ſondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteſte Geſchichte des Menſchen, auch für die ſeines Geiſtes, tritt Folgendes als Vereinigungspunkt aller übrigen alten Überlieferungen aus dieſer Lehre hervor. Der älteſte Wohnſitz des Menſchen, und ſeiner Entwickelung, ſey das mittlere Aſien, jener glückliche und vor allen Ländern geſegnete Garten der Erde, den nach allen vier Weltgegenden hin, die herrlichen alten Ströme bewäſſern; durch eine große allgemeine Kataſtrophe von Naturverwüſtung ſey die jetzige Menſchheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Kataſtrophe ſich wieder gebildet haben, beſtehen aus drey großen, an Geiſt und Charakter ſehr verſchiedenen Familien und Geſchlechtern der Urwelt, von den Stammvätern, Sem, Japhet und Cham. Der eine, am meiſten in eben jenem mittlern Aſien ausgebreiteten Stamm, von der früheſten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweyter beſonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder ſittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker ſpäterhin den meiſten Vortheil gezogen; endlich ein Geſchlecht von Völkern, die ſchon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieſelbe aber durch das äußerſte ſittliche Verderben und die daher entſpringende Geiſtesverwilderung auch ſchon in der älteſten Zeit entſtellten und herabwürdigten. Dieſe Anſicht wird ſo ſehr durch Zeugniſſe und Denkmahle der Urwelt, je mannichfachere und gewichtvollere wir deren kennen lernen, durch alle Forſchungen, je umfaſſender und tiefer ſich dieſelben erweitern und immer feſter begründen, beſtätigt, daß man ſie als die Grundlage aller hiſtoriſchen Wahrheit betrachten kann. Beyde Theile unſerer Offenbarung, die moſaiſche Überlieferung und die Verkündigung des Chriſtenthums ſind auf verſchiedene Weiſe der Mittelpunkt aller Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Das Chriſtenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Geſetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunſt und Wiſſenſchaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beyde ſich anſchließen müſſen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verſchiedene Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Moſaiſche Überlieferung aber ſtellt uns erſt in den rechten Mittelpunkt, aus dem man allein die übrige orientaliſche Geiſtesbildung überſehen kann. Nicht, als ob dieſe Geiſtesbildung bey einem oder dem andern Volke nicht auch ein ſehr hohes Alterthum hätte, ſo wie bey den Aegyptern. Ein ſolches Alterthum wird ſelbſt durch Denkmahle unwiderleglich erwieſen: vor jenen Rieſenwerken der Baukunſt, deren Trümmer der Reiſende noch jetzt bewundert, ſtaunte ſchon vor zwey und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und ſchrieb ſie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moſes gab es Hieroglyphen, und er ſelbſt war erfahren in aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wiſſenſchaft und Kunſt, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen ſollen, den Aegyptern entriſſen, welche ſie aufs ſchlechteſte anwandten, und aufs ſchnödeſte mißbrauchten. Um dieſen Vorzug der moſaiſchen Urkunde vor allen andern aſiatiſchen Überlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg verſucht. Bald haben ſie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her ſchon oft geſchehen; andere haben die chineſiſche Staats-

und Lebenseinrichtung als die vollkommenſte, und die Sittenlehre des Confucius als die reinſte geprieſen, oder ein atlantiſches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder ſie haben ſich von der Bewunderung des Tiefſinns und der Schönheit der indiſchen Geiſteswerke ſo weit hinreiſſen laſſen, daß ſie auch ſogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten laſſen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alles mögliche Unwahrſcheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientaliſchen Geiſtesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Perſien und Indien durch Denkmahle bewieſen iſt, waren die Perſer in ihrem Glauben und ihrer Überlieferung den Hebräern am meiſten verwandt: von der griechiſchen Denkart ſtanden ſie eben deßhalb ſehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten perſiſchen Herrſcher ſammelte ſich das zerſtreute Volk der Hebräer wieder, und der zerſtörte Tempel erhob ſich von neuem. Den aegyptiſchen Gottesdienſt haßten dagegen die Perſer eben ſo ſehr, wie nur immer die Hebräer ihn haſſen konnten; der Druck der Perſer in Aegypten war eben dadurch hart, daß ſie deſſen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichſte Aberglaube und Götzendienſt erſchien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der ſeinem Volke eignen Humanität feſtſetzte, daß ſie der Menſchenopfer in Zukunft ſich enthalten ſollten, hatte der perſiſche Kaiſer Darius ihnen dieſe Gräuel unterſagt, ohne Zweifel aus Beweggründen ſeiner reineren und geiſtigeren Religion. Die

Perſer verehrten und erkannten denſelben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologiſches, und mancher weſentliche Irrthum dieſer Erkenntniß der Wahrheit beygemiſcht war. Die heilige Schrift ſelbſt nennt den Cyrus einen Geſalbten des Herrn, was bey aller Dankbarkeit nie von einem aegyptiſchen Pharao geſagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perſer, ja ſelbſt die Staatsverfaſſung des perſiſchen Kaiſerthums war auf dieſen hohen Glauben gegründet; der Monarch ſollte als Sonne der Gerechtigkeit ein ſichtbares Abbild des höchſten Gottes und des ewigen Lichtes ſeyn; die ſieben erſten Fürſten des Reichs entſprachen den Amſhaſpands, oder den ſieben unſichtbaren Gewalten, welche als die Erſten in der Geiſterwelt, die verſchiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrſchen. Eine ſolche Anſicht war den Griechen ganz fremd. Derſelbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens ſo hart verfolgte und zum griechiſchen Götterdienſt zwingen wollte, verfolgte auch die perſiſche Religion. Selbſt Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß um die Herrſchaft allein zu haben, ſondern weil ſie ſeiner Hauptabſicht entgegen ſtanden. Er wollte die Perſer und die Griechen zu einer Nation verſchmelzen, und da fand nun freylich kein Mittelweg Statt, wie dieſer Zweck erreicht werden ſollte; entweder die Griechen mußten den Feuerdienſt annehmen und ihre Tempel verlaſſen, deren die Perſer unter Xerxes ſo viele, als dem Aberglauben und der Abgötterey dienend, zerſtört hatten, oder die Lehre des Zendaveſta mußte ausgerottet, und griechiſcher oder aegyptiſcher Gottesdienſt in Perſien eingeführt werden.

Der weſentliche Irrthum der perſiſchen Lehre beſtand darin, daß ſie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenſtrebt, wohl erkannten; dagegen aber nicht einſahen, daß wie weit verbreitet auch der Einfluß derſelben im Menſchen und in der Natur erſcheinen möge, dieſelbe doch gegen Gott gehalten für Nichts zu achten ſey; daß ſie mit einem Worte ein zweyfaches Grundweſen, eine gute und eine böſe Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neueſten Zeit haben bey dieſer einmahl nicht zu läugnenden Ähnlichkeit der perſiſchen Gottesverehrung, und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren, und ſo erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltſamen Verpflanzung in das große Reich, vieles oder wohl gar alles von den Perſern erſt entlehnt und erlernt. Dieſe willkührliche Annahme muß auch dem bloß hiſtoriſchen Forſcher ſchon dadurch auffallen, daß ſie den Zuſammenhang der Perſer und Hebräer für ſo gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beyder Nationen, und nach der innern Beſchaffenheit der Sache uralt ſeyn muß, und ſich bey tieferer Forſchung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypotheſen vermeinen. Es kann im Einzelnen große Schwierigkeiten haben, die perſiſchen Sagen von Kaïomers, Hoſchenk und Dſchemſchid mit den heiligen Urvätern der Geneſis, welchen eine beſondre Erleuchtung zugeſchrieben wird, mit Adam und Seth, oder Henoch, dann Noah und Sem in hiſtoriſche Übereinſtimmung oder überhaupt die perſiſche Ahnenreihe der Patriarchen mit der moſaiſchen in eine kritiſche Ausgleichung zu bringen. Im Allgemeinen aber ſtützt ſich in beyden Fällen die heilige Überlieferung auf eine und dieſelbe gemeinſame Grundlage, und wird hier wie dort, aus einer Offenbarung der heiligen Urväter, als Quell göttlicher Erleuchtung abgeleitet. Es wird aber durch jene einſeitige Beurtheilung und Erklärung, auch ein ganz falſcher Geſichtspunkt aufgeſtellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern aſiatiſchen Völkern beſteht einzig und allein darin, daß ſie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieſelbe bey allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloſchen oder durch die wildeſten Dichtungen und zum Theil gräßliche Irrthümer entſtellt war, rein und unverfälſcht, mit der ſtrengſten Treue, in blindem Gehorſam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen ſelbſt oft verſchloſſen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Dieſen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter, tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, beſonders aber die moſaiſchen an ſich. Was für ſeine Nation als Geſetz praktiſch werden ſollte, das iſt mit der ſtrengſten Beſtimmtheit ausgeſprochen. Allgemein verſtändlich iſt dasjenige im Anfange ſeiner Erzählung, was den innern Menſchen berührt; ſo verſtändlich, daß es ſich auch dem ganz Unwiſſenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, ſo bald es nur aufmerken kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich iſt auch das Allgemeine von der Geſchichte, und von der gemeinſchaftlichen Abſtammung, und den älteſten Schickſalen des Menſchengeſchlechts, ſo weit es für den

Glauben nothwendig iſt. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, iſt allerdings bey Moſes in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn erſten Ahnherrn und Stammvätern der Urwelt, mit hieroglyphiſcher Kürze andeutet, das hat den Perſern, den Indiern, den Chineſen, Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologieen, und halb dichteriſchen, halb metaphyſiſchen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Fantaſie, und erfinderiſchen Metaphyſik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Perſern vor den Hebräern zugeſtehen. Zu dem Endzweck, zu welchem dieſe auserwählt waren, durften die Hebräer in allem dieſem, andern Völkern nachſtehen, wie in der Aſtronomie, der bildenden Kunſt, oder worin dieſe ſonſt noch groß waren. Nur über ſolche Fragen, welche bey noch weniger deutlichen Ausſichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott ſchwankend machen könnten, enthält die Darſtellung der Leiden Hiobs einen Aufſchluß. Eine Darſtellung, die auch nur als ſolche und nach einem bloß irdiſchen Kunſtſinne betrachtet, zu dem Eigenthümlichſten und Erhabenſten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben iſt. Nicht mehr ganz in das moſaiſche Geheimniß eingehüllt, deutlicher ſpricht ſich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesanſicht in den Geſängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weiſſagungen Jeſaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poeſie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede ſchmähende Anfeindung darniederſchlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeiſterung, aus welcher die größten Dichter auch der neuern, bis auf unſere Zeit ſich zu ihrem kühnſten Aufſchwung ermuthigt haben. Gleichwohl iſt auch dieſe Klarheit immer nur noch eine prophetiſche, halb verhüllte, die volle Entwickelung erſt in der Zukunft erwartend. Man muß dieſes wohl faſſen und ſorgſam unterſcheiden; es iſt hier nicht die ſinnige Klarheit des künſtleriſchen Verſtandes, wie in den Geiſteswerken der Griechen, nicht jene Weltumfaſſende praktiſche Beurtheilung und im Leben entſcheidend wirkende Verſtandesſtärke der Römer, ſondern der prophetiſche Tiefſinn, als eine von jenen beyden ganz verſchiedene Art des Verſtandes, die auch mit eigenthümlichen Sinn erfaßt ſeyn will, was in den heiligen Schriften der Hebräer obwaltet. Ihr ganzes Gefühl und Daſeyn war nicht ſowohl in der Gegenwart, als in der Vergangenheit und beſonders in der Zukunft daheim; die Vergangenheit aber war den Hebräern nicht bloß wie bey andern Nationen, eine poetiſche Sage und Erinnerung, ſondern das ernſte Heiligthum ihrer göttlichen Stiftung und des ewigen Bundes. Und auch der Gedanke des Ewigen war bey ihnen nicht von dem zeitlichen Leben und Verhältniſſen losgetrennt, wie in der abgeſonderten Philoſophie einſam nachdenkender Griechen, ſondern ganz in das Leben, in die wundervolle Vergangenheit des auserwählten Volkes, und in die noch herrlicheren Verheißungen ſeiner geheimnißreichen Zukunft mit einverwebt. Auch hiſtoriſch genommen iſt die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer geweſen; faſt nie kam die moſaiſche Geſetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollſtändig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das

Volk die Abſicht des göttlichen Geſetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schickſalen des zerſtreuten Volkes in der Wüſte umherwandernd, ſtieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerſtört, und als er unter dem Schutz der perſiſchen Herrſcher wieder auferbaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder geſammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräiſchen Geiſtes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die ſpätern Juden der immer mehr bey ihnen eindringenden griechiſchen Denkart, Bildung und Sprache ſich nicht mehr erwehren. Immer aber war und blieb die ganze Exiſtenz dieſes in ſeiner Art einzigen Volkes in jener prophetiſchen Weiſe, vorzüglich, ja faſt ausſchließend auf die Zukunft geſtellt.

Wollen wir nach dieſen erſten Andeutungen nun verſuchen, den Inbegriff der Geiſteswerke der Hebräer, oder die heiligen Schriften des alten Bundes, tiefer und umfaſſender, als ein Ganzes zu begreifen und zu charakteriſiren, ſo weit es in dieſem Geſichtskreiſe der Entwicklungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft geſchehen kann, in deren Gang und geſammte Sphäre jene heilige Urkunde ebenfalls ſo mächtig eingewirkt hat; ſo müſſen wir zu dieſem Endzwecke vor allen Dingen alle unrichtigen und irreführenden Vorſtellungen von dem Gegenſtande entfernen. Wir betrachten das alte Teſtament hier nicht bloß als den Inbegriff der Geiſteswerke der Hebräer, ſondern als das geſchriebne Wort Gottes und als den erſten Theil deſſelben, und ziehen dieſes heilige Buch gleichwohl mit in die Geſchichte der Litteratur; denn was wäre das für eine Litteratur, für eine Erklärung und Geſchichte des Worts und ſeiner Entfaltung in menſchlicher Erkenntniß und Darſtellung, von welcher nur das göttliche ausgeſchloſſen ſeyn ſollte? Die beſondre Gottesverehrung und Gotteserkenntniß der Hebräer aber, ſo wie der eigenthümliche Charakter und Geiſt der bibliſchen Schriften erklärt ſich aus dem Gegenſatz zunächſt am hellſten. Es ſollte kein heidniſch ſideriſcher Naturcultus ſeyn, ſondern ein ſtreng moraliſcher Gottesdienſt, im heroiſchen Glauben an die Vorſehung. Auch keine Myſterien ſollten es ſeyn, keine hochmüthig verheimlichte eſoteriſche Lehre nur für einige wenige Gebildete oder Mächtige; ſondern eine wahre Nationalkirche und das ganze Leben beſeelende und ordnende Theokratie. Es ſollte auch nicht bloß das ſpitzfindige Gedankengewebe einer künſtlichen Philoſophie enthalten, welche wohl ſehr erhabne Dinge von Gott und den göttlichen Dingen lehrt, aber nur ſelten und für ſich allein niemals mit organiſcher Kraft erzeugend und geſtaltend auf die Dauer in die Welt eingreift; ſondern ein unerſchütterlich feſter Bund und lebendiger Umgang und Verkehr mit Gott in kindlicher Furcht und unwandelbarer Liebe.

Dieſe heiligen Schriften der Hebräer nun, bilden mehr als die Geiſteswerke irgend einer andern Nation ein feſt geſchloßnes Ganzes, ja wie es wohl mit Recht genannt wird, Ein göttliches Buch; in ſteter Anknüpfung und durch ein Jahrtauſend fortgeführter Erweiterung deſſelben Gegenſtandes und gegenſeitiger Ergänzung des gemeinſamen Inhalts. Es iſt Ein Buch, weil es nur Einen Gegenſtand hat, den Menſchen und das Volk Gottes; es iſt ein Buch für Alle, weil der Inhalt deſſelben durch und durch für alle folgenden Weltalter vorbildlich, mithin typiſch für die ganze Menſchheit iſt. Dieſer Inhalt und Gegenſtand, welcher im Grunde nur Einer iſt, kann jedoch in zwiefacher Beziehung erfaßt und aufgeſtellt werden; und ſo hat das heilige Buch auch einen zwiefachen Mittelpunkt, indem einige Haupttheile und Schriften unmittelbar auf das Wort des Lebens und die durch daſſelbe zu bewirkende göttliche Befreyung und Erlöſung ſelbſt, andre aber auf die Kirche, oder den Verein und Bund der Auserwählten gerichtet ſind, denen dieſes Wort des Lebens und der göttlichen Liebe anvertraut und als ein heiliges Gut der Offenbarung zur Anwendung, Aufbewahrung und Verbreitung übergeben ward. Beyde Gegenſtände können durchaus nicht ganz von einander getrennt und etwa abgeſondert erfaßt oder verkündigt werden; wohl aber kann in einigen Theilen mehr die eine Idee, in andern mehr die andre überwiegen, wie dieß ganz einleuchtend ſeyn wird, ſobald wir in das Einzelne eingehen. Vier große Hauptbeſtandtheile des alten Teſtaments beziehen ſich vorzüglich, wie auf ihren Mittelpunkt, auf die Kirche des alten Bundes, oder das auserwählte Volk Gottes. Dieſe ſind die Geneſis, die Thora oder das moſaiſche Geſetz, die hiſtoriſchen Bücher und die Propheten; in welchen uns erſtlich der Urſprung und die erſte Errichtung der alten Kirche, wie dieſelbe aus den Ruinen der Urwelt und älteſten Patriarchenzeit hervorging; dann die eigentliche Stiftung und ausführliche Geſetzgebung und organiſche Einrichtung derſelben; ferner in den hiſtoriſchen Büchern die Schickſale, Vergehen, Prüfungen und wundervollen Führungen des auserwählten Volkes; endlich aber in den Propheten, aus dem Untergange deſſelben, die Wiedergeburth und geiſtige Verherrlichung und die zukünftige Vollendung der alten Kirche, als Weiſſagung zum Beſchluß des Ganzen hingeſtellt werden. Das wundervolle Buch der Geneſis, wenn gleich in der ſpätern Weltperiode durch Moſes geordnet und niedergeſchrieben, trägt in ſeinem innerſten Geiſte noch ganz die Signatur der Urwelt und zeigt in jeder Sylbe dieſe Spur. Es iſt in Wahrheit das Evangelium des alten Bundes, indem es uns das große Geheimniß des Menſchen enthüllt, und wie es den Schlüſſel zu aller Offenbarung enthält, ſo dient es auch vorzüglich, die ſonſt unverſtandnen Hieroglyphen der Urwelt zu deuten und aufzuſchließen. Hier finden wir den reinen Aufſchluß über den Urſprung des Böſen auf Erden, in deſſen Gewebe die andern alten Lehren, dichteriſchen Kosmogonieen und heidniſchen Veda's ſelbſt mit befangen ſind. Statt der täuſchenden indiſchen Maya, ſehen wir hier die wahre Eva, als Mutter aller Lebendigen; wie die alte Schlange den Menſchen zur Frucht der falſchen Erkenntniß führte, und wie der ganze Baum der irdiſchen Schöpfung, zugleich mit dem Abfall des erſten Menſchen und Königs derſelben mit verderbt und vergiftet ward. Den Urſprung aller dämoniſchen Verirrungen ſehen wir im Kain und ſeinem fluchbezeichneten Stamm, wie ſolche nach Süden und Oſten im Lande des Cham ſich ausgebreitet und im uralten, magiſchen Dämonendienſt über einen großen Theil der Menſchheit herrſchend geworden und geblieben ſind. Und Babel zeigt uns ſodann die erſte Grundlage aller politiſchen Zerſtörung und jener ewigen Zerſtreuung der Völker und der Staaten, wie ſie ſich auf Jahrtauſende hinaus nach dem Weſten und Norden der Erde verbreitet und von einem Weltreiche zum andern fortgeerbt hat. Aber auch den nie abreißenden und durch alle fortwuchernde Entwicklung des entarteten Naturdienſtes hindurch im Verborgnen fortlaufenden Faden der göttlichen Wahrheit und der heiligen Überlieferung zeigt uns dieſe Geneſis des Menſchen, vom erſten Anfang im Adam ſelbſt, dem Vater des Erdkreiſes, durch den Seth und Enos, den Gott erleuchteten Henoch, den auch andere Nationen als den älteſten Weiſen nennen, den gerechten Noah, das allgemeine Opfer für die Errettung der ganzen Natur darbringend, den auserwählten Sem, den die edelſten Völker als König und Stammvater ehren, bis zum Abraham, mit welchem die Epoche eines ſpeciellen Glaubens an die Vorſehung, mit vollkommner Ergebung des menſchlichen Willens in den göttlichen beginnt. Sie zeigt uns, wie die wahre Religion der Urwelt nicht ein ſideriſcher Naturdienſt, ſondern eine reine Jehovah-Erkenntniß war, ein wahres, obwohl noch unvollendetes Chriſtenthum; nicht als Religion des Geſetzes, welche in dieſer Form ſpäter iſt, ſondern als eine Religion der Natur. Es war aber nicht die Natur ſelbſt und ihre unendliche Produktionskraft, ſondern Gott oder Chriſtus in der Natur, den ſie erkannten und verehrten. Daher müſſen wir auch die reine Religion jener heiligen Urväter von dem ſideriſchen Naturdienſt des ſchon entarteten, ſpätern Heidenthums ſorgfältig unterſcheiden. Immer war es Jehovah, Chriſtus, oder das wunderwirkende Wort der

Natur, welches jene Urväter durch Gebet, wie Enos, durch göttliche Erleuchtung und fromme Ergebung wie Henoch, und Noah in ihrer Gewalt hatten. Melchiſedek wird als der letzte genannt, der im Beſitz deſſelben war, und ſich noch an die Reihe jener Urväter ſchließt, indem er eben den Übergangspunkt bezeichnet, aus dem Worte der Natur in das Wort des Geſetzes, welches mit Abraham beginnt; und der dieſem, als erſtem Diener des Glaubens, jenes Wort der Natur, deſſen hoher Prieſter er war, überliefert hat. Nach dieſer Anknüpfung an die Urwelt der Patriarchen, beginnt nun mit Abraham, noch weit mehr aber mit der moſaiſchen Geſetzgebung, der zweyte, eigentlich national jüdiſche Beſtandtheil des heiligen Buches, wie die hiſtoriſchen Schriften den dritten Beſtandtheil unter denjenigen Büchern bilden, welche ſich auf die göttliche Stiftung, die weitere Entwicklung und wundervolle Führung der alten Kirche und des auserwählten Volkes beziehen. Unter den Propheten, welche im vielfachen Strom der Weiſſagung den Schluß dieſes Ganzen bilden, ſtrahlen die vier großen, wie die Cherubim an der noch verſchloſſenen Arche der zukünftigen Herrlichkeit hervor, nach der in der Schrift für die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit ſtets geweihten, und durch die vier geheimnißvollen Thierſymbole charakteriſirten heiligen Vierzahl. Die zwölf kleinen Propheten bilden aber eben ſo viele Sterne von minderer Größe, indem ſie jene vier Hauptgeſtirne göttlicher Weiſſagung wie ein Strahlenkranz bereichernd umgeben. Überhaupt iſt das alte Teſtament nicht ſo ſtreng oder ängſtlich abgeſchloſſen, wie etwa ein Syſtem von irdiſcher Kunſt, oder weltlicher Wiſſenſchaft, ſondern es iſt wie ein lebendiger viel umwachſner, von manchem ausfüllenden Nebengewächs umrankter Baum. Wenn zum Beyſpiel die vornehmſten hiſtoriſchen Bücher uns die Irrſale, Prüfungen und die rettende Führung des auserwählten Volkes im Ganzen darſtellen, ſo zeigen uns jene einzelnen Geſchichten, und hebräiſchen Legenden, die nach der gewohnlichen buchſtäblich hiſtoriſchen Anſicht nur einen ſehr zufälligen und rein epiſodiſchen Theil des Ganzen bilden würden, wie das Buch Ruth, Judith, Eſther, Tobias, dieſelben wunderbaren Führungen der Vorſehung an einzelnen Perſonen und auserwählten Individuen. Es ſind dieſe mehr biographiſchen Bücher wie die geſchichtlichen Parabeln des alten Teſtaments zu betrachten; daher ſie jener größern Hiſtorie, als Anwendung im Einzelnen, wie zum Commentar dienen, und bey ſcheinbarer hiſtoriſcher Unwichtigkeit einen deſto reichern ſymboliſchen Sinn enthalten; daher auch eine höhere und geiſtigere Anſicht der Schrift ſie aus dem Ganzen nie würde vermiſſen wollen. Von jenem lebendigen Baum der heiligen Schriften aber ſind die hiſtoriſchen Bücher als der feſte Stamm zu betrachten; die moſaiſche Offenbarung, und beſonders die Geneſis, bildet den Gipfel, und die als Lichtpunkt in der Höhe zum Himmel ſich erhebende Krone; die Propheten aber den vierfachen Fuß, der hier im auserwählten Boden die Wurzeln ſchlägt, aus denen das Chriſtenthum in ſeiner höhern Vollendung emporgrünen ſoll. Außer allen dieſen bisher genannten Büchern des alten Teſtaments, welche ſich ſämmtlich auf die Kirche des alten Bundes, oder des auserwählten Volks Gottes, als auf ihren Hauptgegenſtand und Mittelpunkt zunächſt beziehen, giebt es noch eine andre Reihe von Schriften in der heiligen Sammlung, welche ich Bücher der Sehnſucht nennen möchte, weil ſie nur auf das Wort des Lebens und der Befreyung ſelbſt, in Glauben und Liebe, in Sehnſucht und Verheißung gerichtet ſind, ohne unmittelbare Beziehung auf die Kirche und Geſchichte des auserwählten Volks, wenigſtens ganz unabhängig von allem Poſitiven in dem Geſetz und von allen Einzelnheiten in der organiſchen Einrichtung deſſelben. Zu dieſen Büchern der Sehnſucht gehört vor allem das Buch Hiob, welches uns obwohl außer aller Berührung mit der moſaiſchen Verfaſſung, doch der Denkart nach, eine ſehr weſentliche und faſt nothwendige Ergänzung der moſaiſchen Offenbarung darbietet, indem es den Geiſt des Glaubens und des Vertrauens auf Gott, für einen Zeitraum der Religion, wo die Verheißungen der Zukunft noch nicht in ſo deutlichem Lichte ſtrahlten, aus dem tiefſten Gemüthe entfaltend hervorruft. So geordnet, und in dieſem Zuſammenhange erſcheint das Buch Hiob erſt an ſeiner rechten Stelle, und in ſeiner wahren, für das Ganze wichtigen Bedeutung. Die Pſalmen bilden das zweyte Glied, die Salomoniſchen das dritte in dieſer Reihe, welche nach der dreyfachen Stufe des innern chriſtlichen Lebens, wie es im Dreyklang von Glauben, Hoffnung und Liebe beſteht, ſich von ſelbſt unterſcheiden und ſehr deutlich charakteriſiren. Denn ſo wie Hiob nur darauf gerichtet iſt, den Glauben in Geduld zu erhalten, wie die Salomoniſchen Schriften uns das Geheimniß der göttlichen Liebe, und die Sprüche jener Weisheit verkündigen, welche aus der ewigen Liebe hervorgeht, und ſie ſelber iſt; ſo ſind die Pſalmen Geſänge der göttlichen Begierde und Verheißung mitten im Kampf der ſehnſuchtsvollſten Hoffnung. Wie aber Hiob an die ältere moſaiſche Zeit ſich näher anſchließt, ſo ſind die letzten beyden, beſonders die Pſalmen, in ihrem eigenthümlichen Bilderkreiſe und Gedankengange, oftmahls Vorbild und Quelle der Propheten; und es bilden alſo auch dieſe drey Glieder mit jenen vier Hauptmaſſen ein vielfach verknüpftes Ganzes, indem ſie den weſentlichen Stamm der Stiftung, Geſchichte und der Weiſſagung des auserwählten Volkes, mit jener dreyfachen Kraft des göttlichen Geiſtes lebendig umranken. Die chriſtliche Vollkommenheit und Seeligkeit iſt in dieſen drey heiligen Büchern noch auf erhabene Weiſe wie in einer Wolke verhüllt; Hiob zeigt uns den Glauben in der heroiſchen Geduld des Leidens, Salomo verkündigt die Liebe im ſinnbildlichen Geheimniß, verhüllt in „das mannichfach geſchmückte Gewand" und die Pſalmen athmen und ſchildern die Hoffnung im Kampfe der irdiſchen Sehnſucht. In dieſen letztern ſpricht ſich Chriſtus, das ewige Wort des Lebens und der Verſöhnung, ganz beſonders überall auf das deutlichſte aus, und darum ſind die Pſalmen auch von jeher, noch jetzt und für immer, in der Chriſtenheit, als der Grund-Choral aller kirchlichen Geſänge gebraucht und betrachtet worden; und ſelbſt ein göttliches Gebetbuch, bilden ſie den Grundton und die reiche Quelle aller chriſtlichen Gebete. Es iſt das Wiederfinden des Sohns und des Vaters, die ſehnſüchtige Begierde des vom Vater getrennten und Gott im irdiſchen Kampfe ſuchenden Sohnes, und das barmherzige Herabneigen des ewigen Vaters, wie ſie ſich beyde in den Fluthen der

Schöpfung einander ſuchen, und im Mittelpunkt ihrer Liebe zuſammentreffen. Hier iſt der Punkt, von welchem aus die eigentliche Idee der göttlichen Eingebung überhaupt ein beſonderes Licht erhalten kann: das innere Weſen der Inſpiration nämlich, während der geſchloſſene Cyklus der heiligen Schriften, oder der Kanon, der alles umfaſſen ſoll, was für die kirchliche Lehre und Verfaſſung nothwendig und weſentlich iſt, nach dieſer Regel, durch beglaubigte Überlieferung und rechtmäßige Autorität poſitiv beſtimmt, und dogmatiſch feſtgeſtellt wird. Wenn nun der Geiſt Gottes ein ſolcher iſt, der zugleich vom Vater und vom Sohne ausgeht, ſo waltet er vor allem da, wo beyde, das verborgene Herz des Vaters in ſeiner ſchöpferiſchen Sehnſucht und allmächtigen Liebestiefe, und das geheimnißvolle Wort des ewigen Sohnes, lebendig zuſammentreffen und zu einer Flamme der Erleuchtung in einander ſchlagen. Dieſe vereinte und volle Kraft des göttlichen Lebens und Wirkens, iſt das Gepräge, welches die heiligen Schriften in ihrem ganzen Geiſt und Gebilde ſichtbar und unverkennbar an ſich tragen, wenn gleich in einigen Theilen das allmächtige Herz des Vaters überwiegend vorwaltet, in Andern das Licht des Sohnes am deutlichſten hervorbricht. Und wenn wir uns nun fragen, was der Bibel auch ſelbſt in ihren dichteriſchen Theilen die mehr als Pindariſche Begeiſterung, die mehr als Platoniſche Erhabenheit in der reinen Anſchauung des Göttlichen verleiht; ſo iſt es eben dieſes, es iſt jener Geiſt, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Wollten wir aber den Charakter und Geiſt des alten Teſtaments nach jenen vier heiligen Thierſymbolen näher beſtimmen, welche die vier Seiten oder verſchiedenen Sphären in aller Offenbarung des göttlichen Daſeyns bezeichnen und bedeuten; ſo läßt ſich wohl ſagen, daß die Bücher des alten Bundes am meiſten in der Signatur des Löwen ſtehen, als dem Element der in göttlichem Feuer glühenden Willenskraft und des muthigen Kampfes. So wie aber dieſer gute und fromme Löwenmuth nur nach Außen gerichtet iſt, im innerſten Herzen aber den ſanften, ſtillen Liebes- und Lammesſinn bergen ſoll, und beyde Sinnbilder von Alters her in ſolcher Weiſe verbunden und zu Einem verknüpft werden; ſo ſteigt auch in dem innerſten verborgnen Kern und Herzen des heiligen Buchs, aus der Hülle dieſer Löwenkraft ſchon die chriſtliche Geſtalt des Lammes empor; als Sinnbild und Evangelium des ewigen Opfers und der göttlichen Liebe.

Nachdem wir nun die Anordnung und organiſche Zuſammenſetzung des alten Teſtaments in ſeiner Einheit, die Conſtruction des Ganzen nach jener ſiebenfachen Eintheilung, und den ſieben Hauptgliedern, nebſt ihren umkleidenden Nebenzweigen, zu ſchildern verſucht haben; bleibt uns noch übrig, auch das Eigenthümliche im Ausdruck und in der äußern Form der bibliſchen Darſtellung im Weſentlichen zu charakteriſiren. Dieſe der heiligen Schrift eigenthümlichen oder doch auf eigene Weiſe in ihr vorwaltenden Formen, ſind vorzüglich viere: der Spruch, der Parallelismus beſonders in den poetiſchen Theilen, die Viſionen in den prophetiſchen Büchern und Stellen und endlich die Parabel und Allegorie, welche letztere nicht bloß in einzelnen Theilen waltet, ſondern das Ganze ſelbſt, in der durchgehends bildlichen Gedankenweiſe beſeelt. Die

Spruchform, als der einfachſte Ausdruck eines lebendigen, und eben daher meiſtens auch bildlichen Gedankens, iſt der älteſten Zeit überhaupt und ihrem einfachen Wiſſen und Denken bey allen Nationen vorzüglich angemeſſen, daher auch allen in dieſer erſten Epoche gemeinſam. Auch bey den Griechen bemerkten wir an ihrer Stelle die Aphorismen, in denen ihre Wiſſenſchaft zuerſt ſich ausſprach, ſo wie die Diſtichen der gnomiſchen Dichter. Noch ungleich vorherrſchender iſt in der Geſammtheit der indiſchen Geiſteswerke der metriſche Spruch, die indiſche Schloka, das dem Samſkrit eigenthümliche Diſtichon, indem die größten Gedichte aller Art und auch viele wiſſenſchaftliche Werke der ältern Zeit ganz darin abgefaßt und auch die übrigen metriſchen Weiſen größtentheils aus dieſer Grundform hervorgegangen ſind. Der indiſche Spruch hat eine große und unverkennbare Ähnlichkeit mit dem hebräiſchen; doch ſchreitet er mit ſeinen vier gleichmäßig achtſylbigen Füßen in einer viel ſtrengern Symmetrie einher, als der freyere, hebräiſche, der auch in der Gedankenconſtruction oft unregelmäßig und bildlich geflügelter iſt; ſo daß an den inhaltreichſten Stellen faſt jeder Spruch eine Hieroglyphe in Worten bildet. Dieſe Form entſpricht vor allem dem Geiſte einer höheren Offenbarung; es iſt der natürliche Ausdruck, in welchem der Ausſpruch des Ewigen unter die Menſchen und in die Welt hinein tritt; und ſo iſt es auch das göttliche Fiat, wo die That dem Worte ſchöpferiſch folgt, was dem bibliſchen Spruch das eigenthümliche Gepräge und ſeinen Charakter gibt, oder worin ſich dieſer Charakter, wie beſonders in der Geneſis am höchſten ausſpricht; welche Form dann von dem befehlenden

Satz des göttlichen Geſetzes, und von dem Spruch der Weiſſagung auch auf die hiſtoriſche Erzählung und jede andere Rede übertragen, und überall beybehalten wird. In der heiligen Poeſie der Hebräer waltet nun neben jener allgemeinen bibliſchen Gedankenform in Sprüchen, noch ein beſonderes und eigenthümliches Geſetz der lebendig pulſirenden Gedankenfolge und rhythmiſchen Bewegung nicht etwa der Worte und Sylben, ſondern der Bilder und Gefühle, die in freyer Symmetrie, wie Meereswellen auf und nieder fluthen, und gegen einander wogen. Dieſes Wogen der ſehnſüchtigen Begierde, dieſe Gedankenfluthen einer Gott ſuchenden Seele drückt der Parallelismus der hebräiſchen Geſänge vortrefflich aus, der in den Pſalmen nicht bloß unter den einzelnen Verſen und Versgliedern Statt findet, ſondern auch in der Conſtruction des Ganzen obwaltet, ſo wie daſſelbe dadurch in ſeine größern Strophen und Antiſtrophen, oder Schlußſätze zerfällt. Ein ſtrenges Metrum, nach der Sylbenzahl, dem rhythmiſchen Gewicht, oder der gleichlautenden Endung im Reime, konnte der Würde und dem erhabenen Fluge der heiligen Schriften nicht ſo angemeſſen ſeyn, als jene einfache und frey geflügelte Urform der poetiſchen Bewegung, die nur in einem Wiederhall und Anklang der Bilder und einem Rhythmus der Gedanken beſteht. Überhaupt aber dürfen wir nicht eben alle irdiſchen Kunſtformen von der heiligen Schrift, als der Urkunde des geſchriebenen Wortes erwarten, ſondern nur ſolche, die auch in einer höhern Welt, und in einer rein geiſtigen Ordnung der Dinge Statt finden könnten. Dramatiſche Darſtellungen laſſen ſich da nicht wohl denken, noch auch eigentliche epiſche Gebilde, ſo wenig als rhetoriſche Kunſtübungen, oder ſyſtematiſch wiſſenſchaftliche Abhandlungen; wohl aber wird auch in jener unſichtbaren Welt der göttlichen Gedanken und der geiſtigen Naturen, wie in Wort und Schrift, ſo auch im Spruch die innere Schöpferkraft und der Willen ſich hinſtellen; und es werden auch die körperloſen Geiſter die Stimme des innern Gefühls in nicht mehr irdiſchen Geſang aushauchen. Dadurch werden die eigenthümlichen Kunſt- und Sprach-Formen beſtimmt, welche die Bibel, als Denkmahl und Inbegriff des göttlichen Wortes, zu ihrem Gebrauch aufnehmen konnte, beſonders auch in dem Gebiet, welches demjenigen entſpricht, was wir irdiſcher Weiſe Philoſophie oder Poeſie benennen. Für die Poeſie überhaupt iſt hieraus einleuchtend, warum unter allen Gattungen, während die epiſche, hiſtoriſch genommen die erſte und älteſte, und Urquell aller andern iſt, die dramatiſche aus dem Standpunkte der Kunſt als die letzte Stufe, Krone und Vollendung des Ganzen gilt, für die Religion doch die lyriſche Gattung die höchſte, die angemeſſenſte und würdigſte bleibt, wie in dieſer Hinſicht ſelbſt in der Poeſie der heidniſchen Völker die Hymnen die erſte Stelle einnehmen. Überhaupt iſt in der Bibel und in den Schriften des alten Bundes nirgends die ſchöne Form, als ſolche allein vorherrſchend; das Weſen redet, es ſind Worte des Lebens, von der höchſten Einfalt und Klarheit neben der unergründlichen Tiefe; die Fülle der Geheimniſſe in der Einfalt der ſchmuckloſen Geſchichte, in dem bloßen Ausbruch des Herzens, ohne allen Luxus der Kunſt vorgetragen.

In dem Parallelismus der hebräiſchen Sprüche und

Geſänge, als der zweyten eigenthümlichen Form des bibliſchen Vortrags, bemerken wir ſchon mitempfindend, eine von der Begeiſterung ganz überwältigte, und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgeriſſene Seele; in der Viſion aber, als der dritten eigenthümlichen bibliſchen Form, ſehen wir den Geiſt durch Gott völlig in eine höhere Gegend reiner Anſchauungen entrückt, wo er nicht mehr ſich ſelbſt lenkend, nur Dinge ſieht und ſpricht, die nicht von dieſer Welt ſind. Der Pſalm iſt eine freye Erhebung der Seele zu Gott; in der Viſion dagegen iſt der Zuſtand des Geiſtes mehr ein ſideriſch leidender, und dem göttlichen Einfluß ganz dahin gegeben. Die Natur der heiligen Schriften, als Urkunde der göttlichen Offenbarung, bringt es ſchon von ſelbſt mit ſich, daß mehrere Haupttheile ganz aus Viſionen beſtehen, und daß ſelbſt in die andern, und faſt in alle Bücher der heiligen Schrift, wenn ſie auch nicht zu denen von eigentlich prophetiſchen Inhalt gehören, doch manches von dieſer Art mit einfließt. Wie aber das innere verborgene Weſen des Göttlichen überhaupt nur durch Offenbarung ſich kund geben, und äußerlich werden kann, ſo ſind auch jene geiſtigen Anſchauungen aus der unſichtbaren Welt, durchaus in eine eigne Bilderſprache eingehüllt, und können nicht anders als ſymboliſch mitgetheilt werden. Dieſes leitet uns auf die vierte eigenthümliche Form des bibliſchen Vortrags, nämlich den durchgehends in der Schrift vorwaltenden Geiſt der Allegorie. Es ſind aber nicht nur alle Ausdrücke, und die ganze Sprache bildlich und ſymboliſch, es werden hier nicht bloß die Geheimniſſe der Urwelt in unwandelbar hellen Hieroglyphen hingeſtellt und aufbewahrt; ſondern ſelbſt das ganz Nahe und lebendig Geſchichtliche hat außer dem einfachen, hiſtoriſchen, noch einen andern, tiefern, ſinnbildlichen Sinn. Wie ſich die Religion des alten Bundes überall als eine ſolche kund giebt, die nur Vorbereitung und Typus, Vorbild und Weiſſagung des Chriſtenthums ſeyn ſollte, und nur in dieſer Beziehung und in dieſem Geiſte verſtanden werden kann; ſo iſt auch dieſe typiſche Bedeutung und dieſer vorbildliche Sinn im Allgemeinen wie im Einzelnen der Begebenheiten des auserwählten Volks, wo die Geſchichte ſelbſt prophetiſch wird und eine allegoriſche Beziehung erhält, vorzüglich dem alten Teſtamente eigen; dagegen die kindliche Lehrform der Parabel vorzüglich im neuen Teſtamente ſich noch mehr entwickelt zeigt. Alle dieſe Bilder, welche nicht bloß Bilder, ſondern zugleich Wahrheit, mithin erklärend und bedeutend und nicht bloß ſpielend ſind, bilden die Elemente, aus welchen die der Schrift eigenthümliche Hieroglyphenſprache entſteht, und jene lebendige Klarheit der Fantaſie, welche die Offenbarung in ihrem ſymboliſchen Gewande charakteriſirt.

Wir können unter den verſchiedenen Arten und Formen des ſymboliſchen Ausdrucks, wie er überhaupt in den Denkmahlen des Alterthums, beſonders aber in der Bibel obwaltet, vorzüglich vier nach den Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeyns und Daſeyns unterſcheiden. Die eigentliche Allegorie belebt und perſonificirt die abſtracten Vernunftbegriffe nach eigner Abſicht und Willkühr. Dagegen iſt es in den vorbildlichen Ereigniſſen der typiſchen Geſchichte ein reeller Wiederſchein und Vorzeichen, in welchem ſich die Natur in ihren Produkten, nach dem Willen des Schöpfers, von Zeitalter zu Zeitalter wiederhohlt und in ihrer eigenen Fantaſie ſpiegelt. In der Hieroglyphe iſt es das Ewige ſelbſt und ſein Geheimniß, deſſen Verſtändniß in ſinnlicher Figur bildlich gemacht wird; während die Parabel, von dieſer Höhe herabſteigend, moraliſch auf das Herz wirkt, und mit ſchlichter Kraft in das Leben eingreift.

Durch dieſe ſymboliſche Eigenſchaft und ganze Beſchaffenheit der Schrift wird denn auch jene allegoriſche Deutung und Erklärungsart, als eine weſentlich nothwendige und angemeſſen richtige begründet, welche in der ältern Zeit allgemein üblich war und von den Kirchenvätern ſelbſt feſtgeſtellt iſt. Fügen wir alſo zu dem richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Geiſte, im Zuſammenhange des Vaters mit dem Sohne, oder von der göttlichen Eingebung der Schrift, und zu den ſo eben charakteriſirten vier eigenthümlichen bibliſchen Formen, noch die Idee der tiefern und vollſtändigen Auslegung nach dem dreyfachen Sinn, ſo wird uns Geiſt und Einkleidung der Schrift nach ihrer weſentlichen Beſchaffenheit ſo deutlich vor Augen ſtehen, als es hier für unſern Zweck erfordert wird. Die erſte Auslegung iſt die nach dem buchſtäblichen Sinn, die nur auf den ſchlichthiſtoriſchen, oder moraliſchen und einfach dogmatiſchen Inhalt und deſſen grammatiſch richtiges Verſtändniß ausgeht. Die zweyte Erklärungsart iſt eben die allegoriſche, welche als ein Verſtehen nach dem Geiſte neben dem buchſtäblichen und hiſtoriſchen, auch den tiefern ſymboliſchen Sinn, und die typiſche Bedeutung ans Licht bringt. Die dritte und höchſte Auslegung aber iſt die nach dem verborgenen myſtiſchen Sinn, welcher, es ſey nun mit oder ohne Bild, auf dem Geheimniß der Seele, und ihrer Vereinigung mit Gott beruht, ſo wie die Deutung auf das innige pſychiſche Verſtändniß dieſes Geheimniſſes gerichtet iſt. In dieſer ſchon zur vollen Klarheit gelangten Erkenntniß „nach der Seele," darf man wohl ſagen, iſt es das ewige Wort der Liebe ſelbſt, welches ſich in ſeinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Mit dieſer Idee der höchſten Klarheit im geheimnißvollen Verſtändniß der mit Gott vereinigten Seele, können wir am angemeſſenſten dieſe ganze Betrachtung über das heilige Buch beenden.

Wenden wir jetzt nur noch einen Blick auf die hebräiſche Sprache, welche zum Gefäß und Werkzeug erwählt ward, um dieſes göttliche Geſchenk der Offenbarung darin nieder zu legen. Um aber den eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache und die Stelle, welche ſie unter den übrigen des Alterthums einnimmt, näher zu bezeichnen, müſſen wir die innern Elemente der Rede ſelbſt nach einer tiefern Philoſophie ins Auge faſſen, da ſich nach dem Übergewicht des einen oder des andern dieſer einfachſten Elemente auch der beſondere Geiſt und herrſchende Ton der geſammten Sprache beſtimmt. Wir theilen die Buchſtaben gewöhnlich in Vokale und Conſonanten, bey welcher Eintheilung ein drittes, eben ſo weſentliches, wenn gleich weniger ſichtbar hervortretendes, und eben darum weniger beachtetes Element ganz überſehen wird. Die Aſpiration mit den eignen Buchſtaben, die ſie hervorbringt, oder weſentlich verändert, iſt dasjenige Höhere, was in jener unvollſtändigen Eintheilung noch keine Stelle findet, und es bilden die ſämmtlichen der Veränderung durch den begeiſternden Anhauch empfänglichen, oder die aſpirabeln Buchſtaben eine eigne, von den Vokalen, wie von den andern unveränderlichen Conſonanten, noch ganz verſchiedene Gattung und Reihe. Dahin gehören alle gleich der Aſpiration H, und Ch ſelbſt in harte und weiche, in Dur und Moll zwiefach ſich theilenden Conſonanten, wie D, und T; B, und P; F, und W, die eben dadurch ſich mehr dem muſikaliſchen Element, was ſonſt den Vokalen eignet, annähern, ſo wie auch diejenigen Vokale, welche in Conſonanten übergehen können, wie I und U in J (i) und V, zugleich der Aſpiration empfänglich ſind, und ſchon zu der aſpirabeln Gattung gehören. Die reinen und eigentlichen Conſonanten bilden das Charakteriſtiſche der Sprachen, und ſind der Körper derſelben; die Vokale enthalten den muſikaliſchen Beſtandtheil und entſprechen dem Princip der Seele; der Anhauch aber, der auch in den andern Buchſtaben die deſſen empfänglich ſind, mitwirkend verſteckt, und an ſie wie an ſeinen körperlichen Träger gebunden iſt, entſpricht nebſt dieſem ſeinem Gefolge der aſpirabeln Buchſtaben, dem göttlichen Element des Geiſtes. Leicht ſichtbar iſt nunmehr, wie in einigen Sprachen das Element des Conſonanten, und die Fülle der Charakteriſtik überwiegend und vorherrſchend ſeyn kann, wie im Griechiſchen, Perſiſchen, und in den germaniſchen Sprachen. In andern faſt ganz vokalen Sprachen überwiegt dagegen der muſikaliſche Beſtandtheil des Seelenausdrucks, wie unter den neuern Sprachen im Italiäniſchen, wozu die Anlage jedoch ſchon in der volltönenden Kraft des Römiſchen liegt. Die Aſpiration aber iſt am überwiegendſten im Hebräiſchen und den ihr verwandten Mundarten, und dieſer vorherrſchende Anhauch des höhern Geiſtes drückt ſich auch in dem durchgehends begeiſterten Ton der prophetiſchen Sprache aus; wie ſelbſt in den grammatiſchen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die perſönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verſchmelzen, noch mit dieſem aſpirabeln Princip und Charakter zuſammen hängt. Es entſpricht daher die prophetiſche Sprache der Hebräer in Charakter, Ton und Geiſt ganz ihrer Beſtimmung, der heiligen Offenbarung und göttlichen Weiſſagung den Ausdruck zu leihen; ohne daß wir desfalls grade genöthigt wären, dieſe Sprache auf Unkoſten aller andern, als die erſte und vortrefflichſte oder als die älteſte und urſprüngliche aufzuſtellen, wie ſich dieß eben ſo wenig ohne Einſchränkung von der indiſchen behaupten läßt. Wenn jedoch in jeder der drey claſſiſchen Sprachen des Alterthums, der hebräiſchen, griechiſchen, und lateiniſchen vorzüglich ein Element der Rede am meiſten hervortritt, ſo läßt ſich wahrnehmen, und wollen wir dieß der Vollſtändigkeit wegen hier noch hinzufügen, daß in der uralt indiſchen Sprache alle jene ſpäterhin getrennten Elemente wie in einem gemeinſamen Keime noch umſchloſſen beyſammen liegen. Es vereinigt daher auch das Samſkrit dieſe verſchiedenen Eigenſchaften in ſich, welche jene andern Sprachen einzeln beſitzen: die Fülle ſinnreicher Charakteriſtik findet ſich hier wie im Griechiſchen, zugleich mit der volltönenden Kraft des Römiſchen, und mit dem Anhauch göttlichen Geiſtes, welcher die hebräiſche Sprache auszeichnet. Sehen wir nun von jenen ganz einfachen, einzelnen, innern Elementen der Sprache hinweg, auf die bey der weitern Entwicklung in ihrem Wachsthum und Wirken ſich deutlich unterſcheidenden Hauptorgane, ſo werden wir deren vorzüglich viere gewahr, welche den vier Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeyns entſprechen. Die Wurzeln ſind das göttlich Poſitive in der Sprache, der Grundquell der im Worte urſprünglich niedergelegten und ausgedruckten Naturoffenbarung, wie der Verſtand des erſten Menſchen ſie in anfänglich noch unverderbnem Lichte erblickte. Die grammatiſchen Formen der Sprache und ihre ganze kunſtreiche Structur ſind das Werk der Vernunft; die Bilder und Tropen dagegen das Element der Fantaſie, und in den Wellen des Rhythmus und der metriſchen Bewegung drückt ſich die Ebbe und Fluth der Begierde und des Willens aus. Nach dieſer Idee von dem ganzen Organismus der Sprache und allen ihren Hauptbeſtandtheilen betrachtet, iſt das Samſkrit in Hinſicht auf den grammatiſchen Bau und die innere Structur, unter allen Sprachen die vollkommenſte, und übertrifft noch an Reichthum und Mannigfaltigkeit der grammatiſchen Entwicklung bey der einfachſten Regelmäßigkeit bey weitem die griechiſche und römiſche Sprache. An Bildern und Tropen aller Art iſt keine Sprache ſo fruchtbar als die hebräiſche; dieſes Element iſt in ihr das vorherrſchende, und da alles Anſchauen der göttlichen Dinge ein bildliches iſt, und das Denken ſelbſt in dieſem erhöhten Zuſtande der Erleuchtung und himmliſcher Geſichte ebenfalls nur bildlich vor ſich geht, ſo iſt die hebräiſche Sprache auch von dieſer Seite betrachtet, recht eigentlich die Sprache der Offenbarung, und zu dieſem Gebrauch angemeſſner als jede andre. Was die Wurzeln betrifft, ſo verdient hier keine Sprache einen ausſchließenden Vorzug, wir müſſen alle alten Stammſprachen, unter denen auch unſre germaniſche eine hohe Stelle einnimmt, nebſt dem indiſchen und lateiniſchen, griechiſchen und perſiſchen Stammſylbenreichthum, wobey doch auch das Hebräiſche nicht hintanzuſetzen iſt, zuſammennehmen, um uns dem erſten Grundquell des gemeinſamen Urſprungs der Sprachen, ſo viel als es noch möglich iſt, zu nähern. In dem rhythmiſchen Geſetz und der metriſchen Bewegung folgt jede Sprache ihrer eignen Weiſe, nach ihrem beſondern Charakter, und bey ſehr erhöhter geiſtiger Entwicklung der Sprachen, wird dieſes Element ſeinem urſprünglichen materiellen Boden faſt ganz entrückt, und es bleibt nur ein zarter Anklang, als Erinnerung und Echo der beſänftigten Seele, wie in unſern chriſtlichen Sprachen, davon übrig.

Wir wenden uns nun von den heiligen Urkunden der Hebräer zurück zu der Litteratur der andern orientaliſchen Völker; ehe wir aber die Denkmahle und Geiſteswerke der Indier näher betrachten, iſt noch eine Bemerkung über die Religionsbücher der Perſer nachzutragen, deren ältere Lehren, als denen der Hebräer am nächſten verwandt, wir mit dieſen in Verbindung vorgetragen haben.

In den noch vorhandenen heiligen Schriften der Parſis, ſo weit dieſelben auch von der echten Geſtalt des urſprünglichen Zendaveſta abſtehen mögen, ſehen wir unter dem größtentheils liturgiſchen Inhalt doch überall jene den moſaiſchen ſo nah verwandten und ähnlichen Lehren von der Allmacht des Schöpfers, von Licht und Finſterniß, von dem Worte des Lebens, von den ſieben erſten Geiſtern, von den Schutzengeln, und dem böſen Geiſte ſehr deutlich hervortreten; obwohl verwebt und untermiſcht mit dem Naturglauben an die Macht der Geſtirne und an die göttliche Kraſt der reinen Elemente, wie des Feuers und des Waſſers. Es bildet der Zendaveſta in dieſer Hinſicht und Miſchung gleichſam einen Übergang und ein Mittelglied zwiſchen der moſaiſch chriſtlichen Lehre und dem reinen einfachen Heidenthum. Vollſtändig aber, und viel klarer in ſeinem ganzen Zuſammenhange, iſt das Syſtem dieſes uralten ſideriſchen Glaubens der Vorwelt, noch verwebt mit dem ſtrengſten Begriff von der Einheit des göttlichen Weſens, in dem Deſſatir dargeſtellt, dem heiligen Buche der Abadier, einer den Gnoſtikern nicht unähnlichen Sekte, welche Urkunde zu den merkwürdigſten Denkmahlen des orientaliſchen Alterthums gehört.

Sieht man auf den bloß dichteriſchen Theil der perſiſchen Religion, ſo hat dieſelbe von dieſer Seite weit mehr Ähnlichkeit mit der nordiſchen, als mit der griechiſchen Götterlehre. Dieſelbe geiſtige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendaveſta geſetzlich und liturgiſch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetiſcher Geſtalt, aus der Edda. Eine ähnliche Anſicht von den Geiſtern, welche die Natur beherrſchen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Rieſen, Zwergen und allen Zaubererſcheinungen ſchon in der ältern nordiſchen, wie in der perſiſchen Sage und Poeſie hervor.

Auf dieſen dichteriſchen Theil der perſiſchen Litteratur wird uns eine ſpätere Epoche noch wieder zurück führen; hier ſollte nur die ältere Religionslehre der Perſer in ihrem Zuſammenhange mit der heiligen Überlieferung der Hebräer berührt werden.

Fünfte Vorleſung.

Indiſche Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweiſe der alten Völker. Litteratur, Denkart und Geiſtesbildung der Indier.

(175-[illegible]
(1815)

Das hohe Alterthum der indiſchen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indiſchen Baukunſt bewieſen. Dieſe Denkmahle ſind in ihrer Rieſengröße und ihrer ganzen Beſchaffenheit den aegyptiſchen am meiſten ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrſcheinlichkeit auch ein eben ſo hohes Alterthum beyzulegen. Alle dieſe Denkmahle, jene aegyptiſchen, mit Hieroglyphen bedeckten Rieſenwerke, die Trümmern der großen Burg von Perſepolis, mit ihren vielen Geſtalten, und ihren noch unverſtandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien ſich vorfindende, in Felſen ausgehauene Mythologie verſetzt uns in eine ſehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beynahe untergegangen iſt. Man könnte ſagen, ſo wie die Völkergeſchichte ihr Heldenalter habe, ſo wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren ſo vieler Revolutionen auf unſrer Erde und die zahlreichen Reſte untergegangener Thiergeſchlechter von rieſenhafter Größe Zeugniß geben; ſo hat auch die

Geiſtesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantiſche Vorzeit gehabt, wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahndungen, die ſich nachher zur Poeſie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philoſophie und Litteratur wurden; alle Kenntniſſe oder Irrthümer, die man beſaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menſchen- und Volkergeſchichte, Gotterlehre und Geſetzgebung, in großen Werken der Skulptur niedergelegt wurden. Von den beyden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden ſind, beſingt das eine den Rama, welcher den ſudlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinſel, nebſt der Inſel Ceylon erobert haben ſoll. Es iſt der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meiſtens aber unglücklich, verbannt, und in ſtetem Kampf mit Gefahren und Leiden dargeſtellt wird. Ein Charakter und eine Anſicht des Heldenlebens, welche ſich nur mit andern Lokalfarben, faſt unter allen Himmelsſtrichen, in jeder ſchönen und glücklich entwickelten Sage wieder findet. In der Bluthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude ergreift den Menſchen oft am erſten ein tiefes Gefuhl von der flüchtigen Nichtigkeit dieſes Daſeyns, welches er ſein Leben nennt. Dieſes Heldengedicht vom Rama ſcheint mir, ſo wie es noch vorhanden iſt, nach einigen mit bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu ſeyn, etwa das Mittel haltend zwiſchen der homeriſchen Einfalt und Klarheit der Darſtellung, und der Fülle der Fantaſie, welche die perſiſche Dichtkunſt auszeichnet, dabey überall durchwebt und geziert mit den einer reichen Menge von Sprüchen alter Weisheit. Neben den Thaten und Kriegen der Helden, wird auch das innere Leben der heiligen Einſiedler, es werden ihre ſtillen Betrachtungen, ihre weiſen Lehren und frommen Geſpräche nicht minder ausführlich dargeſtellt. Es iſt alſo in den epiſchen Gedichten der Indier, wenn wir es vergleichungsweiſe mit den Werken der Griechen ſo bezeichnen dürfen, in die heroiſche Sage zugleich die ganze Fülle der koſmogoniſchen Dichtungen oder Überlieferungen mit aufgenommen, und daneben noch alles mit einem überfließenden Reichthum gnomiſcher Dichterſprüche durchwebt, es iſt als ob Homer und Parmenides, Heſiodus und Solon in Einem Werke vereinigt wären; während manches wieder mehr in der eigentlich morgenländiſchen Art an die Moſaiſche Erhabenheit oder an die Salomoniſchen Sinnſprüche erinnert. Das andere indiſche, die ganze Mythologie umfaſſende, große Heldengedicht, der Mahabharat, beſingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Rieſen gegen einander bewaffnete. In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt faſt bey jedem Volke, welches eine alte Sage beſitzt, ihre Ahndungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampfe ringenden Natur, und von dem tragiſchen Untergange einer frühern Heldenwelt ſinnbildlich niedergelegt. In wie ſpäten Zeiten auch beyde indiſche Heldengedichte, der Ramayan und Mahabharat mögen überarbeitet und in ihre jetzige Geſtalt gebracht worden ſeyn, das Weſentliche der Dichtung iſt alt, denn es iſt größtentheils abgebildet und in Felſen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden. Der Mahabharat iſt voll von den Anſichten der Vedantalehre, und ganz in dieſe Denkart eingeſenkt, und wird daher auch dem Vyaſa zugeſchrieben. Es iſt mir nicht bekannt, ob nicht auch im Ramayan ſchon dieſelbe Philoſophie zum Grunde liegt, was denn für die Stelle, welche dieſem Hauptwerke der epiſchen Poeſie in dem Stufengange der indiſchen Geiſtesgeſchichte anzuweiſen iſt, ein entſcheidender Umſtand ſeyn würde, wenn gleich nach der hiſtoriſchen Angabe der Dichter Valmiki als Urheber jenes Gedichts viel früher angeſetzt wird.

Fragen wir nun, was von der indiſchen Lehre etwa in Europa auch ſchon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen ſeyn möchte, ſo bietet ſich als eine ſolche aus Indien herſtammende Überlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für dieſe war es offenbar eine ganz neue und fremde Erſcheinung. In Indien iſt dieſer Begriff herrſchend geweſen, von den älteſten Zeiten an, wo man nur anfieng, einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann ſagen, die ganze Denkart nicht nur, ſondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier iſt auf dieſen Begriff gegründet. Hier iſt alſo dieſer Begriff gleichſam einheimiſch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächſt von dorther erhalten hatte, wenigſtens allgemein herrſchend kann er in Aegypten nicht geweſen ſeyn. Dieß läßt ſich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten ſchließen. Es iſt dem Menſchen eine gewiſſe faſt ängſtliche Schonung und heilige Scheu gegen den entſeelten Körper der Verſtorbenen ſo tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieſes Gefühls. Die bey verſchiedenen Völkern herrſchende Behandlungsart der Todten, iſt nicht nur für ihre ſittliche Denkart und Bildung ſehr wichtig, ſondern auch um ſo merkwürdiger, da ſie meiſtens mit ihren innerſten religiöſen Vorſtellungen und Gefühlen zuſammenhängt; und ſo mag es denn vergönnt ſeyn, einen Augenblick dabey zu verweilen. Die bey den Griechen beliebte Verbrennung der Verſtorbenen, iſt ſchon im hohen Alterthume üblich geweſen. Sie entſpricht wohl dem Gefühl, wenigſtens hat ſie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme ſteigt der Lebensgeiſt frey und gereinigt zum Himmel empor; der irdiſche Antheil bleibt als Aſche, auch ſo noch ein geliebtes Andenken, zurück. Der ſonderbarſte und für das Gefühl am meiſten empörende Gebrauch, herrſchte bey den Anhängern des Zoroaſter, und hat ſich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverſtandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente, durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu beſtimmten, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlaſſen. Die in unſerer Religion herrſchende Begräbnißart, dürfte gewiß, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemeſſenſten ſeyn. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdiſche Leichnam, als eine Ausſaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper ſelbſt da ruht, macht das Andenken ſeiner Ruheſtätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn ſich das Andenken an eine leere Stelle heften ſoll, oder der Körper ſchon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöſt worden. Das ſonderbare Einbalſamiren der aegyptiſchen Mumien, welches nur auf eine rohere Weiſe, auch bey den Aethiopiern, und wahrſcheinlich im ganzen innern Afrika Statt fand, iſt mit der Überzeugung und indiſchen Anſicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedünken nicht völlig vereinbar. Es ſcheint vielmehr dieſer Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszuſetzen, daß auch dieſe ſcheinbar todte Materie für den Menſchen noch ſehr wichtig ſey, nach einem vielleicht nur mißverſtandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das geheimnißvolle magnetiſche Band zwiſchen der befreyten Seele und dieſer Mumie des irdiſchen Leichnams nicht ganz aufgehoben ſey, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden ſolle, daß auch dieſer materielle Leib an der Unſterblichkeit ſeinen Theil haben, und einſt von neuem belebt und wieder erweckt werden ſolle. Es iſt als ob eine Ahndung darin läge, von der Auferſtehung des Leibes, wie ſie das Chriſtenthum lehrt; obwohl in falſcher und allzu materieller Anwendung, und daß darum die Aegypter den Leichnam wie eine Reliquie ſo koſtbar bewahrten und heilig hielten; vielleicht nicht immer ohne Beziehung auch auf nekromantiſche Gebräuche und Abſichten; wie denn im ganzen innern Afrika ein magiſcher Geiſter- und Todtendienſt von den urälteſten Zeiten an herrſchend geweſen. Andere haben denſelben aegyptiſchen Gebrauch unwahrſcheinlicher Weiſe auf eine ganz materielle Denkart gedeutet: als ſuchen diejenigen den Leichnam um ſo ängſtlicher vor der Verweſung zu verwahren, welche keine Unſterblichkeit der Seele glauben.

Mir ſcheint jene Erklärungsweiſe natürlicher. In den vielen geheimen Geſellſchaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrſchten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubiſcher war als in Aegypten, ganz abweichende Vorſtellungen und Anſichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichteſten Finſterniß; gewiß aber vielerley, und mannichfach verſchiedene Anſichten. So konnte alſo auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrſchende und allgemeine, ſondern urſprünglich indiſch war.

Die indiſche Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorſtellung, daß alle Weſen von Gott entſprungen und ausgefloſſen ſeyen, hier in dieſer Welt ſich aber in einem durch die Sünde und den Abfall herabgeſunkenen und unglücklichen Zuſtande der Unvollkommenheit und tiefer Verſchuldung befänden, aus welchem Zuſtande die Weſen überhaupt und die Menſchen insbeſondere durch mancherley Kreiſe von Verwandlungen der Geſtalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabſänken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Weſens ſich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Urſprung wieder zurückkehren könnten.

Dieſes ſtimmt allerdings in der Hauptſache einigermaßen mit der Platoniſchen Philoſophie überein, deren

Verwandtſchaft mit der orientaliſchen Denkart, ſo wie der Einfluß der letztern auf die Geiſtesbildung von Europa, der Punkt war, von welchem wir bey der gegenwärtigen Betrachtung ausgegangen ſind. Ehe wir aber die Reſultate dieſer Unterſuchung auf den Gang der Geiſtescultur in Europa zurückführen, betrachten wir Indien noch näher; in der doppelten Beziehung: ſo wie es die Griechen unter Alexander fanden, und ſo wie wir ſelbſt es in der neueſten Zeit, unter der Herrſchaft der Engländer, näher haben kennen lernen.

Das äußerſte Land gegen Oſten, wovon die Griechen eine etwas beſtimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, iſt Indien. Als Eroberer haben ſie es mehr als einmahl betreten, dort ſogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrſchaft gegründet. Die Küſten des Landes und was ihnen ſonſt zugänglich war, haben ſie durch eigne Entdeckungsreiſen unterſucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechiſch gewordenen Aegypten, und auch an einem geiſtigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenſeitig war, iſt nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Oſten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur ſehr unbeſtimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daſelbſt ganz einheimiſche Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen ſey, denen ſie urſprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich ſo eben erwähnt, was ich für das wahrſcheinlichſte halte. Der indiſche Handel iſt ſo alt, als nur überhaupt die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten von ſchon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, beſonders Philadelphus, haben dieſem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten ſeinen Flor und Reichthum unter dieſen Beherrſchern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indiſche Handel dieſen Weg, der wohl eigentlich der nächſte und natürlichſte iſt, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umſeglung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer dieſen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben dieſem Wege ſchon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derſelben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem ſolchen ältern Zuſammenhange beyder Länder iſt wohl um ſo weniger zu zweifeln, da ſelbſt die Kaſtenverfaſſung der Aegypter mit der indiſchen Lebenseinrichtung am meiſten übereinſtimmt, und die indiſche Mythologie ſich an keine andere ſo nahe anſchließt als an die aegyptiſche. Dieſe Verwandtſchaft zwiſchen beyden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unſern Tagen, eine ſo zu ſagen ganz ſinnliche Beſtätigung erhalten. Als in den Ereigniſſen des letzten Krieges ein indiſches Kriegsheer, unter engliſcher Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Rieſengröße der Europäer ſchon ſo oft mit dem Erſtaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder ſtarken Eindruck, der aber eine ganz andere Urſache hatte. Sie fielen anbethend auf ihr Antlitz nieder, weil ſie die Götter ihrer Heimath vor ſich zu ſehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit ſeinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen ſie ſo hartnäckig hängen, und in ſeiner ganzen, allen andern Volkern ſo fremden Lebenseinrichtung, kann ſelbſt als ein lebendiges Denkmahl, eine aus der Urwelt noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zuſtande der Menſchheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man ſie ſo im Zuſtande ihrer gegenwärtigen Verſunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demſelben Wege, wie ſchon andere Eroberer vor ihm, und ſo viele nach ihm, von Perſien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines ſolchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geiſt der Griechen, und ſetzte ſie nicht minder in Erſtaunen, als die neuern Europäer, als ſie das langgeſuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freylich trafen ſie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber ſie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenſtehende Religion abgeſtoßen, wie bey Hebräern und Perſern. Sie fanden ſich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichteriſchen Polytheismus, der wenigſtens in den allerallgemeinſten Grundzügen noch derſelbe war, wie der ihrige. Selbſt die einzelnen hier verehrten Götter erkannten ſie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Geſtalt wieder, oder glaubten ſie wieder zu erkennen; welche Übereinſtimmung und Verſchiedenheit ſie unter den

Benennungen eines indiſchen Herkules, und eines indiſchen Bakchus ſo treffend bezeichneten. Überhaupt ergriffen ſie dieſe neue Erſcheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfſinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie ſehr auch damahls ſchon bey den Griechen die Neigung herrſchend werden mochte, alles, was ſie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für ſie mit einemmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, ſahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Übertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in dieſen Geſchichtſchreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden iſt, weil es fremd war, und zu wunderbar ſchien, hat ſich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr beſtätigt: ſo wie ſich auch vieles, von des Kteſias früheren Nachrichten, durch neuere Reiſende beſtätigt hat, was die Griechen ſeiner Zeit ſelbſt, die damahls noch mit dem entferntern Oſten ganz unbekannt waren, ohne Unterſchied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und ſcheinbare Widerſprüche im Einzelnen abgerechnet, ſtimmt die Darſtellung, welche die Griechen in der Hauptſache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zuſtande von Indien und mit den beſten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden ſind, ganz überein; ſo ganz, daß beydes ſich gegenſeitig zur Beſtätigung dienen kann. Jene indiſchen Einſiedler, deren Seltſamkeit uns Miſſionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentiſch treuer Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweiſe alle indiſchen Bücher und Gedichte angefüllt ſind, fanden auch die Griechen ſchon dort, nicht wenig erſtaunend über dieſe Gymnoſophiſten, wie ſie dieſelben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwey philoſophiſche oder religiöſe Partheyen fanden die Griechen in Indien herrſchend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterſcheiden ſich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indiſchen Alterthums zwey Syſteme indiſcher Denkart; nur mit dem Unterſchiede, daß die eine dieſer Denkarten, die jüngere und neuere, in Indien ſelbſt, ungeachtet ſie ſich dort an die alte Lehre, ſo gut als es ging, anſchloß, weil ſie eigentlich ganz gegen die alte Kasteneintheilung, und gegen die ausſchließende Herrſchaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Überreſte mehr und mehr verdrängt worden iſt. Dagegen hat ſie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Aſien ſich deſto weiter ausgebreitet. Selbſt das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beyden Secten, welche ſie in Indien vorfanden, bezeichnen, iſt rein indiſch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweiſe der indiſchen Einſiedler als die erſte Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatariſchen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Aſien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Prieſter und Zauberer bezeichnet werden, iſt wohl ohne Zweifel aus derſelben Quelle abzuleiten und urſprünglich eins mit dem erwähnten indiſchen Worte.

Die ältere Lehre in Indien iſt die, welche den Brahma verehrt, und ſeinen Verkünder und Geiſt, ſchafſenden Gedanken und Geſetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen, greift auch in ihre Litteratur ein, deren älteſte Werke ſie durchaus mythiſchen Perſonen zuſchreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäiſchen Gelehrten in der erſten Bewunderung dieſes fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, ſo iſt nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengeſetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indiſchen Werke ein unbedingtes Mißtrauen ſetzen. Dieſes gewiß in ſolcher Allgemeinheit, wie von einigen geſchieht, mit Unrecht. Zwar die Veda's ſelbſt, auf welche zuerſt die Wißbegier, als auf die urälteſte heilige Urkunde, am meiſten gerichtet war, dürften der Erwartung, nach ihrem größtentheils liturgiſchen Inhalt, vielleicht am wenigſten entſprechen; die Upaniſhats dagegen, oder die den Vedas angehängten Commentare und weiteren Entfaltungen, ſind zwar von reicherem dogmatiſchen Gehalt, aber ſchon ganz nach den Anſichten der Vedantalehre abgefaßt, und werden eben dadurch der verhältnißmäßig ſpätern Epoche des Vyaſa zugewieſen. Das von William Jones überſetzte Geſetzbuch Menu's iſt vor allen bisher durch treue Überſetzung genau bekannt gewordenen indiſchen Werken, eines der älteſten und ſicherſten in Hinſicht auf die Aechtheit und hier weniger merkbare Überarbeitung und Verfälſchung. Ein Geſetzbuch iſt es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfaſſend, alſo zugleich ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemählde, eine dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, von der Entſtehung der Welt und des Menſchen. Wie bey den Griechen in der älteſten Zeit, ehe noch die Proſa entſtanden war, bloß geſchichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Geſetze, und was ſonſt aufbewahrt werden ſollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichteriſchen Schmuck, in Verſen abgefaßt wurden, ſo iſt auch dieſes indiſche Geſetzbuch in dem älteſten, dort üblichen, ſehr einfachen Versmaß und Diſtichen abgefaßt. Manche Sprüche ſind ſinnreich, andere Stellen dichteriſch ſchön und erhaben. Hier wird nun jene ſonderbare uralte und eigenthümlich indiſche Lebenseinrichtung angeordnet und dargeſtellt, von der man wohl ſagen kann, daß ſie ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bey keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Überzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, die ganze Denkart ſo beherrſcht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen beſtimmt, wie bey den Indiern. Während in dem dichteriſchen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heiterſten Lebensgenuß ganz ſinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bey den Indiern faſt zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdiſche Leben wie verdrängt wird; in dem wenigſtens alles auf ein anderes Daſeyn bezogen, und erſt dadurch wichtig und bedeutend erſcheint Was irgend Gutes im Leben geſchehen kann, iſt, nach indiſcher Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges, was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge deſſen, was in einem frühern Leben vielleicht verſchuldet ward. Auch die nächſten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und

Sohn ſind nach derſelben Anſicht in ihrem innerſten Weſen ſo zuſammenhängend, daß ſelbſt der Tod dieſen Zuſammenhang und die Verknüpfung der Schickſale zwiſchen beyden nicht unterbricht, indem nur der Sohn die noch jenſeits büßende Seele des Vaters zu erlöſen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um ſo heiliger gehalten, weil ſie für länger als für Ein Leben gilt. Dieſer Geiſt athmet in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und iſt das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darſtellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen dieſe Denkart auf das Leben und auf alle Verhältniſſe und Gefühle deſſelben hat, welche Art von Poeſie, von Schönheits- und Liebesgefühl, dieſe uns ſo fremden Begriffe bey den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar ſeyn kann. Was uns in dieſer Poeſie leicht anſpricht, iſt das zarte Gefühl für die Einſamkeit, und die allbeſeelte Welt der Pflanzen, welche im dramatiſchen Gedicht von der Sakuntala ſich ſo anziehend kund gibt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epiſchen Darſtellung derſelben indiſchen Sage*) faſt noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erſcheint uns auch jene Tiefe des ſittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewiſſen „den alten Einſiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte

---

*) Überſetzt in meiner Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier. S. 308 — 324.

Handlung und Sünde ſo wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Menſch ſie wiſſen, ſondern ſelbſt die Natur, die wir leblos nennen, „die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe,“ ſolche Unthat, wie eine allgemeine Zerſtörung der Natur und Erſchütterung des Weltalls mitempfinden, und darob erſchaudern. Fremder für unſer Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, ſind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indiſcher Büßer, oder von der in den indiſchen Darſtellungen häufig erwähnten Todesweiſe der verwitweten Frauen. Es ſey vergönnt, hier noch einige Worte über dieſe beſondere indiſche Sitte anzufügen, welche, wenn ſie ganz freywillig, doch ein Selbſtmord, wenn ſie durch den halben Zwang der Überredung herbeygeführt, als ein Menſchenopfer zu betrachten, und dann doppelt grauſam iſt, wenn ſie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo ſie herrſchten, dieſen Todesopfern ein Ziel geſetzt; wenigſtens iſt das früherhin geſchehen. In den neueſten Zeiten ſind ſie ſelbſt in der Nähe von Calcutta häufiger als ſonſt wiederhohlt worden. Die Herrſchaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß ſie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimiſchen Geſetzen beherrſchen. Dadurch ſind ſie, was auch Einzelne für Bedrückungen ſich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem ſie dieſelben von den Verfolgungen der unduldſamen Mahomedaner befreyten. Je ausgebreiteter die Herrſchaft der Engländer in Indien, je mehr ſcheint dieſe Schonung der indiſchen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu ſeyn, beſonders ſeitdem eine geringe Verletzung der indiſchen Sitten bey dem Kriegsheere, in den letztern Jahren einen furchtbaren Aufſtand unter demſelben erregt hat. So läßt es ſich denn begreifen, wie die Schonung der alten Landesgewohnheiten bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieſelben jetzt vielleicht um ſo häufiger, je mehr die Eingebohrnen, die ſo hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauiſch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was ſie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, ſich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch ſolche Schauſpiele zu nähren. Man hat in dieſem Gebrauch die Wirkung der Eiferſucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts geſehen; doch dieß ſtimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen ſchuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indiſchen Geſetzbücher und Gedichte ſo voll ſind. Auch herrſcht der Geiſt einer ſolchen Unterdrückung und Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts durchaus nicht in der indiſchen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beyſpiel der Mahomedaner ihre Sitten in dieſem Punkte verſchlimmert haben. Schicklicher haben andere ſich bey jener Verbrennung, an die auch bey wildern, beſonders bey kriegeriſchen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrſcher, Waffen und Roß, und auch ſonſt noch allerley Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, ſo auch Sklaven, um ihn zu bedienen, mitgab;

wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm nach in die Flammen, oder in den Grabesſchlund ſtürzte, als ſollte mit dem großen Verſtorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in ſeinen Untergang hinein geriſſen werden. Auch in Indien fand dieſe ſcheinbar freywillige, oft aber durch Überredung und Betäubung erkünſtelte Opferung der Frauen urſprünglich nur in der Kriegerkaſte Statt. Allgemein konnte ſie nie ſeyn, ſie war in den ältern Zeiten vermuthlich ſehr ſelten, obwohl ſie als Heroiſmus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, perſönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die beſonders von Müttern ſchwer zu begreifen iſt. Um ſo mehr da die indiſchen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenſchilderungen dieſes Volkes, in der zärtlichſten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bey einem jeden Volke ſo natürlich iſt, wo möglich ſich noch beſonders auszeichnen ſollen.

Seitdem die Herrſchaft der Engländer uns den Zugang zum neuen und alten Indien wieder eröffnet hat, war es zunächſt auch die altindiſche Sprache ſelbſt, welche die Aufmerkſamkeit und Bewunderung von Europa am meiſten erregte. Wohl mit Recht wird ſie Samſkrit, d. h. die vollkommene oder die vollendete genannt. In ihrer Structur und Grammatik der griechiſchen durchaus ähnlich gebildet, nur ungleich regelmäßiger, und eben dadurch auch einfacher, obwohl nicht minder reich; verbindet und vereinigt ſie die kunſtreiche Fülle der Entwicklung und ſinnvollen Bildung, welche die griechiſche Sprache auszeichnet, mit der einfachen Kürze und ſtrengen Beſtimmtheit der römiſchen, während ſie der perſiſchen und germaniſchen Sprache in den Wurzeln nah verwandt, auch denſelben Schwung der Begeiſterung und vollſtrömenden Naturkraft in ihrem Ausdruck darſtellt, den wir noch im Perſiſchen finden, und welchen auch die germaniſche Sprache ehedem beſeſſen hat. Es iſt die altindiſche Sprache im vollſten und vollendetſten Sinne des Wortes eine Prieſterſprache zu nennen, wie auch die hebräiſche, der ſie ſonſt weniger ähnlich und nur auf entfernte Weiſe verwandt iſt, eine ſolche wo nicht urſprünglich geweſen, doch ſeit Moſes geworden iſt. Denn wie die vorzüglichſten Nationen des Alterthums den Charakter eines der urſprünglichen Stände und alten Kaſten der erſten geſellſchaftlichen Einrichtung, als Prieſter-Helden- oder Handelsvölker vorherrſchend an ſich tragen; ſo iſt es auch mit den Sprachen der Fall. Unter den Sprachen des gleichen Stammes und derſelben Familienverwandtſchaft, ſteht das Altlateiniſche in dieſem prieſterlichen Charakter dem Samſkrit am nächſten. Den Übergang aus dieſer erſten Claſſe zu den poetiſchen Heldenſprachen bildet das Griechiſche: faſt ausſchließlich herrſchend iſt daſſelbe Element in den perſiſchen und germaniſchen Sprachen, während die ſlaviſchen, inſofern ſie derſelben großen Familie wirklich angehören, vielleicht mehr von der Maſſe der dienenden Kaſte ausgegangen ſeyn mögen, und bey gleichem Urſprunge und demſelben kunſtreichen grammatiſchen Bau, dieſen nur dem vertraulich geſprächigen Bedürfniß dienenden Charakter an ſich zu tragen ſcheinen.)

Von der indiſchen Poeſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, iſt beſonders die Sakuntala, von William Jones mit buchſtäblicher Treue überſetzt, dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff giebt, und ein ſprechendes Beyſpiel iſt, von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanordnung der Griechen, nicht der ernſte ſtrenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle und reichen Blumenſchmuck herbeyführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld. Die Darſtellung iſt klar und ungekünſtelt, und die Sprache voll edler Einfalt. Die Freunde der Poeſie mögen aus dieſem Werke am leichteſten, ſelbſt in der deutſchen Proſaüberſetzung und alles metriſchen Schmucks entkleidet, vom Geiſte der indiſchen Dichtkunſt ſich einen Begriff bilden. Ob Kalidas ein Zeitgenoſſe des Virgil geweſen, wie Jones annahm, oder vielmehr des Firduſi, wie es der Fall ſeyn würde, wenn der Vikramaditya, der ihn beſchützt hat, der ſpätere geweſen, kann für die Kritik ſehr wichtig ſeyn, zu unterſuchen und ins Reine zu bringen; für den Werth dieſer Poeſie ſelbſt iſt es minder entſcheidend. Der reiche Schmuck in der Dichterſprache des Kalidas unterſcheidet ſich wohl ſehr merklich von der Hoheit und Einfalt der alten Heldengedichte; auch die Sprache ſelbſt iſt ſehr verſchieden. Im innern Geiſte der Dichtung iſt aber immer noch viel Gleichförmiges, und der Unterſchied wenigſtens nicht ſo groß als wir ihn in den verſchiedenen Zeitaltern und Bildungsſtufen oder Gattungen der griechiſchen Dichtkunſt wahrnehmen.)

Ganz dem Geiſte einer ſolchen Poeſie angemeſſen iſt, was die indiſche Mythologie von der Erfindung der Dichtkunſt und des indiſchen Versmaßes erzählt. Der weiſe Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayan zugeſchrieben wird, ſah, wie die Dichtung lautet, von zwey zarten Thierchen und ſich liebenden Vögeln, die in einer ſchönen Wildniß glücklich beyſammen niſteten, das Männchen plötzlich durch einen frevelhaften Überfall von rauher Hand gefühllos ermorden. Bey dem Schmerz über dieſen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlaſſenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmiſch waren, und ſo ward die Elegie und das indiſche Diſtichon, oder die Schloka, als das eigenthümliche Geſetz ihres Versmaßes erfunden. Von dem Spruch, als der gemeinſamen Urform aller durch Metrum oder Schrift zur Dauer gelangte Rede, in welcher ſich die älteſte Philoſophie und die erſte Poeſie noch begegnen und wie in derſelben Wiege geheiligter Offenbarung beyſammen liegen, iſt ſchon oben gehandelt worden. Die indiſche Spruchform iſt metriſch, wie das griechiſche Diſtichon, unterſcheidet ſich aber von der rhythmiſchen Lebendigkeit des Letzteren durch ein ſtreng harmoniſches Gleichmaß und faſt ſymmetriſche Gedankenfügung; und ſchon durch dieſe ihre innere Structur hat die Schloka neben dem Charakter der Einfalt und Würde zugleich einen eigenthümlichen Ausdruck von hoher Ruhe, welcher dieſen Sagen und Gedanken, Dichtungen und Sinnbildern einer untergegangenen gigantiſchen Urwelt beſonders angemeſſen iſt. Für das richtige Verſtändniß jener Fabel von der Erfindung der Poeſie oder der Verſe aber, müſſen wir noch erinnern, daß für die indiſche Weltanſicht auch in jenen zarten Thierkörpern nur leidende Menſchenſeelen gefangen liegen, und daß das gleiche liebevolle Mitgefühl, nicht bloß auf die eigne Gattung ſich beſchränkt, ſondern die ganze belebte Schöpfung in ihren mannichfachen Geſtalten, wie eine gemeinſame Weltſeele, durchdringt. Ein ſanftes Zartgefühl, etwas Elegiſches und innig Liebevolles athmen die indiſchen Gedichte insgeſammt. Zum Grunde liegen der Dichtung und Sage überall die titaniſchen Geſtalten, welche uns auch die Rieſenwerke der indiſchen Felſenſkulptur darſtellen; es iſt aber alles eingeſenkt in Ein Gefühl von harmoniſcher Milde und übergoſſen mit dem ſanften Anhauch elegiſcher Weichheit. In dieſer Weiſe hat auch wohl Valmiki beſungen, wie der Lieblings-Held Indiens, Rama, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm ſeine geliebte Sita entriſſen ward, wie er ſie lange vergeblich ſuchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroiſchen und erhabenen Zügen und Darſtellungen iſt die indiſche Dichtkunſt reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfaſſenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus, einem gewaltigen Strome verglichen wird,

Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigſte Begeiſterung der Liebe athmend, iſt beſonders auch das Hirtengedicht Gita Govinda. Es beſingt den Kriſchna, wie er gleich dem Apollo der Griechen, als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es iſt aber nicht ſo wohl eine idylliſche Darſtellung, als eine Reihe dithyrambiſcher Liebesgeſänge, deren höchſt lyriſche Form, Jones nicht in ſeine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Überſetzung; er hat nur einen Auszug, ein ſchwaches Nachbild geben wollen. Selbſt dieſes kann dem Freunde der Poeſie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu überſetzt dagegen iſt das bekannte indiſche Fabelbuch, Hitopadeſa, welches für ſo viele andere Fabelbücher die erſte Quelle geweſen iſt. Es zeichnet ſich aus durch eine ſchmuckloſe Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge ſchöner Stellen aus den ältern Gedichten, ſinnreiche Verſe und Sprüche ſind darin eingeſtreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, dieſen Blumenkranz von auserleſenen dichteriſchen Sinn- und Sittenſprüchen aneinander zu reihen; beſtimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet ſich freylich auch hier vieles, was unſern Begriffen ganz widerſtreitet.

Ganz treu ſind überhaupt nur die Überſetzungen von Wilkins, Jones, und denen, die ihrem Wege folgten, wie Colebrooke*). Einige in franzöſiſcher Sprache erſchienene Werke, ſind nur unzuverläſſige Auszüge, oder wenn ſie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindiſchen Werken liefern, ſo ſind ſie doch nicht aus der Urſprache unmittelbar übertragen, ſondern erſt aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobey es dann an manchen Auslaſſungen, Verſtümmelungen und Zuſätzen nicht fehlen kann. Dieß iſt der Fall mit dem ſogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der überſetzt worden. Andere Werke, von ſolchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerley Auszüge aus älteren oder ſpäteren Schriften durch einander gemiſcht. Dahin gehören unter den Aeltern Roger, manche andere Werke von Reiſenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erſchienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indiſche Gegenſtände, ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen; zwar wo ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Landes hiſtoriſch darſtellen, ſind ſie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den ſich Kaiſer Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo ſie aber in die ältere indiſche Denkart oder Philoſophie eingehen, dieſelbe analyſiren, oder durch Überſetzung mittheilen wollen, da iſt ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltſamen, fehlerhaften, oft ganz unverſtändlichen Art zu überſetzen; und dann auch beſonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen ſo fremde und tiefe Denkart, wie die indiſche, zu fühlen und zu faſſen. Eine der trübſten Quellen für die Kenntniß des indiſchen

---

*) Nach einem noch ſtrengeren Maaßſtabe tiefer und umfaſſender deutſchen Kritik, und mit der Sprachkunde gleichen Schritt haltenden Sprachkunſt, ſind die Arbeiten von A. W. Schlegel angelegt, durch welche das Samenkorn, was ich früher in unſerm Boden zu pflanzen verſucht, bald zum herrlichen Baume emporwachſen, und das Gebiet des indiſchen Wiſſens auch unter uns allgemein begründet und mehr und mehr einheimiſch werden muß.

Alterthums, iſt daher der Oupnekhat; faſt ganz unbrauchbar, und um ſo entbehrlicher, da man viel beſſere echte Denkmahle ähnlicher Art beſitzt. Man darf nur die echten Überſetzungen Colebrookes aus den Upaniſchats mit denſelben Stellen in jener perſiſchen Verunſtaltung vergleichen, um ſich zu überzeugen, wie ganz verſtandlos jenes Machwerk abgefaßt worden, und wie völlig unbrauchbar es für uns iſt.

Bey dem großen Reichthum der indiſchen Litteratur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr Syſtem eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beylegen, iſt eine ſorgfältige Unterſcheidung und Sichtung um ſo nothwendiger. In mehreren indiſchen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrſchte, vielfältig erwähnt. Dadurch beſtimmt ſich ihr Alter von ſelbſt. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die ſich ſchon auf die erſte mahomedaniſche Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein ſpäterer Zuſatz ſeyn kann, auf das ganze Werk und deſſen Echtheit oder Unechtheit ſchließen.

Durch die ſchwankende Beſchaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich ſich fortpflanzenden Überlieferung, welche uns in Rückſicht der wahren Geſtalt der älteſten griechiſchen Geiſteswerke ſo unſicher macht, haben die indiſchen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die älteſten gleich geſchrieben worden ſind. Sonderbar iſt es, daß bey den vielen, faſt mit einer ganzen in Felſen ausgehauenen Mythologie von alter Skulptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phöniciſche

Alphabeth, und alle, die aus ihm abgeleitet ſind, überhaupt die des weſtlichen Aſiens und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinſchaftlichen Stamm entſproſſen ſeyn mögen, in der Geſtalt, und ſelbſt in der Benennung der Buchſtaben, ihren Urſprung und ihre Beziehung auf die ihnen früher voran gegangene Bilderſchrift und Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indiſche Alphabet hat keine ſolche Spuren, ja es dürfte ſich aus der innern Beſchaffenheit deſſelben wahrſcheinlich machen laſſen, daß es keinen ſolchen Urſprung gehabt haben kann. Dieß iſt in vieler Hinſicht merkwürdig, ſo wie auch daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächſt der Buchſtabenſchrift unſtreitig der größten Erfindung des menſchlichen Geiſtes, durch einmüthige hiſtoriſche Zeugniſſe den Indiern zugeſchrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jezt noch nicht iſt entriſſen worden. Sind aber auch die indiſchen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Überlieferung weniger verändert und ſchwankend gemacht worden, als die griechiſchen, ſo dürften ſie dagegen deſto mehr durch abſichtliche Verfälſchung und wiederhohlte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieſes bey einigen dieſer Werke Statt findet, deſto mehr gewinnen diejenigen an Zuverläſſigkeit, wo etwas ſolches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologiſchen Legenden, ſind den meiſten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, ſo weit ſie bekannt ſind, die beyden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken iſt das Geſetzbuch Menus dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an ſich trägt. Wer irgend mit Unterſuchungen und

Zweifeln dieſer Art ſich beſchäftigt, der wird auch ſelbſt in der Überſetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein Denkmahl des Alterthums vor ſich hat. Jones, der größte Orientaliſt, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, ſetzt es nach einer ſehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, aber doch älter als die Geſetze der zwölf Tafeln der Römer ſeyn würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieſes Werk und noch einige andere, ſelbſt in der Geſtalt, wie wir ſie jetzt haben, ohne weſentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzuſetzen ſind.

Die nächſte Stelle nach dieſem, nimmt für die Kenntniß des indiſchen Geiſtes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhagavatgita, überſetzt hat. Dieſes enthält das neuere Syſtem der indiſchen Denkart, verwandt in ſeinem Urſprung mit der Lehre jener andern Religionsparthey und Sekte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterſchied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es iſt eine Epiſode des einen Heldengedichts, des Mahabharat, aber durchaus philoſophiſch, und ſeinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indiſchen Myſtik nennen. Es ſteht im größten Anſehen und iſt der eigentliche Abriß der jetzt herrſchenden Denkart. Auffallend iſt, daß die hier über alles erhabenen und geprieſenen Gottheiten dem alten Geſetzbuche Menus zum Theil unbekannt ſind, oder doch noch keine ſo hohe Stelle als in den ſpätern Büchern einnehmen; dagegen hier bey allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beynahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus geſtritten wird. Es iſt die Lehre von der abſoluten Einheit, in der alle Unterſchiede verſchwinden und in deren Abgrund Alles verſinkt. Doch in ſo fern das Syſtem ſich noch anſchließt an die Mythologie, iſt es ein dichteriſcher Pantheismus; nicht ganz unähnlich der Neu-Platoniſchen Philoſophie, welche in einem ähnlichen Geiſte auch ſich noch anſchloß an den ſchon erlöſchenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung ihn neu beſeelen und wieder beleben zu können. Dieſe in Indien jetzt faſt allgemein herrſchende Anbetung des Viſchnu und Kriſchna, ſo wie ſie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, iſt von der Religion des Buddha und Fo, welche in dem erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, wie man hiſtoriſch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Schamanen im mittlern und nördlichen Aſien weit verbreitet wurde, am meiſten nur dadurch verſchieden, daß ſie die Kaſtenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Überhaupt iſt die Erſcheinung dieſes letzten hiſtoriſchen Buddha, deſſen Religion in Indien ſelbſt jetzt bis auf geringe Überbleibſel vertilgt, im Süden, Norden und Oſten von Indien aber über ſo viele Länder verbreitet iſt, daß ſie vielleicht mehr Anhänger zählt, als das Chriſtenthum oder die Lehre Mahomets, der große, geſchichtliche Wendepunkt in der indiſchen Geiſtesbildung und Religionsentwicklung, von welchem aus alles aufwärts in das frühere Alterthum hinauf und wieder nach dem gegenwärtigen Zuſtand hinab beſtimmt, erklärt und geordnet werden muß. Wenn man dieſen hellen Mittelpunkt als die ſichere Grundlage feſthält, und demnächſt auch die verſchiedenen, andern Syſteme der indiſchen Philoſophie, von denen wir bis jetzt eigentlich nur die eine gegenwärtig geltende und in der letzten Epoche herrſchend gewordne Vedantalehre näher und einigermaßen vollſtändig kennen, alleſammt aus den Quellen ans Licht gezogen werden; ſo wird es alsdann möglich ſeyn, die verſchiedenen Epochen der indiſchen Denkart und den Stufengang ihrer progreſſiven Geiſtes-Entwicklung vollſtändiger als bisher zu erkennen und zu beſtimmen; und dadurch wird erſt Ordnung und Licht kommen, in den unüberſehlichen Reichthum der indiſchen Geiſteswerke, der bis jetzt noch wie in chaotiſcher Verwirrung vor uns liegt. Den fruchtloſen, und ganz falſch aufgefaßten Streit, ob die Religion des Brahma oder des Buddha älter ſey, ſollte man dabey ganz aufgeben, da er ſich ohnehin, ſobald wir uns an das Hiſtoriſche halten, gleich von ſelbſt entſcheidet. Die früheren, fabelhaften Incarnationen des Buddha ſetzen wir hier, wie billig, eben ſowohl bey Seite, als die zukünftige Erſcheinung eines neuen Buddha, der nach dem Verlauf der beſtimmten Jahrtauſende von einer Brahminenfrau gebohren werden ſoll. Jener Reformator des alten Brahmadienſtes aber, welcher einſtimmig Gautama Buddha genannt wird, und welcher die Nyayaphiloſophie geſtiftet hat, iſt als eine unſtreitig hiſtoriſche Perſon zu betrachten und iſt derſelbe, welchen auch die jetzigen Buddhiſten in allen Ländern insgeſammt als den göttlichen Stifter ihrer Religion erkennen und verehren. Die Meynungen einiger Alterthumsforſcher über einen früheren Buddha oder auch Wodan, und einen im nördlichen Aſien und nach Europa hin weit verbreiteten, älteren Buddhadienſt, übergehen wir hier; nur mit der

Bemerkung, daß ſolche willkührliche und eigentlich ganz unſtatthafte Benennung in der Unterſuchung über den älteſten Naturdienſt, leicht ſehr verwirrende Folgen auch für das ſonſt richtig wahrgenommene, herbeyführen dürfte. Für Indien iſt es jener Gautama, welcher die große, alles entſcheidende Epoche gemacht hat; mehr als irgend Sokrates oder Epikur bey den Griechen bewirkt oder verändert haben; da ſelbſt Zaroaſters Einfluß auf das perſiſche Reich ſich beſchränkend, wie Confucius auf China, nicht ſo weit umfaſſend auf andere Länder und Nationen wirkten, als jener indiſche Gautama Buddha. Was die Zeit betrifft, in welcher dieſes geſchehen, ſo ſtimmen ſeine Anhänger auf Ceylon, in Siam und im birmaniſchen Reich darin überein, daß ſie ihn etwa 600 Jahre vor Chriſto anſetzen, indem er 540 Jahre vor unſerer Zeitrechnung die Erde verlaſſen haben ſoll. Als Alexander nach Indien gelangte, fanden die Griechen dort die beyden verſchiedenen Religionspartheyen des Landes, als ſchon völlig ausgebildete und feſt beſtehende Secten, unter dem Nahmen der Brahmanen und Samanäer vor, unter welchen letzteren, wie ſchon oben bemerkt wurde, die Anhänger des Gautama zu verſtehen ſind. Es mußte allerdings ſchon ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum verfloſſen ſeyn, bis das alles ſich ſo weit entwickelt haben konnte. Auch ſetzen die Buddhiſten in Thibet und China ihren Religionsſtifter in ein noch höheres Alterthum, ein Jahrtauſend oder neun Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung hinauf. Indeſſen iſt jene andere, nähere Angabe ſchon vollkommen hinreichend, um den Zuſtand zu erklären, wie er zu Alexanders Zeit war, und es darf daher dieſelbe wohl als die wahrſcheinlichere betrachtet werden. Die Hauptſache aber bleibt für die richtige Kenntniß jener Epoche in der Geſchichte des indiſchen Geiſtes, ſo wie überhaupt zu einer kritiſch deutlichen und vollſtändigen klaren Überſicht der ganzen indiſchen Litteratur, die Charakteriſtik der eigenthümlichen Philoſophie des Gautama und der andern alten indiſchen Syſteme. Grade die merkwürdigſten derſelben kennen wir bis jetzt nur ſehr unvollkommen, weil das herrſchende Syſtem alle ältern Philoſophieen in den Hintergrund zurück gedrängt hat; doch vermochte es nicht, weder ihr Andenken noch auch die echten Denkmahle derſelben ganz zu vertilgen, indem noch Werke genug vorhanden ſind, in welchen der Gegenſatz und Streit der verſchiedenen Syſteme ſich auf das entſchiedenſte ausſpricht. Auf dieſen Punkt ſollte die ganze Aufmerkſamkeit der indiſchen Alterthumsforſcher in Zukunft vorzüglich gerichtet ſeyn; denn nur von hieraus kann Licht über das Ganze kommen. Überdem nehmen die Indier unter den ſehr wenigen Völkern, bey welchen eigentliche Philoſophie und Metaphyſik einheimiſch, und der Sinn und die Liebe dafür, wie jetzt am meiſten bey uns Deutſchen und ehedem bey den Griechen, von Natur allgemein verbreitet geweſen, dem Alter nach die erſte Stelle ein; und ſchon deshalb muß ihre Philoſophie vor allen andern Werken und Erzeugniſſen ihres Geiſtes am meiſten unſre Aufmerkſamkeit erregen. Über den wahrſcheinlichen Stufengang der verſchiedenen Syſteme der indiſchen Philoſophie müſſen wir uns jedoch für jetzt mit den erſten Grundzügen, und mit einer allgemeinen Idee begnügen, welche nicht ſowohl dazu dienen ſoll, dasjenige in Ordnung zu bringen, was man als ſchon gefunden betrachten durfte, als nur die Punkte anzudeuten, nach denen man in Zukunft vorzüglich ſuchen und forſchen möchte. Das älteſte unter den indiſchen Syſtemen, der allgemeinen Angabe nach, iſt die Sankhyalehre, welche dem Kapila zugeſchrieben wird, den ein ſcharfſinniger Forſcher dem Henoch unſerer Geneſis gleichſtellt; und in welchem wir allerdings wohl die erſte Philoſophie der Urwelt zu ſuchen haben. Die zwey Principien, welche in ihr aufgeſtellt werden, nicht entgegengeſetzt, wie in der perſiſchen Lehre Licht und Finſterniß, ſondern zur Welterklärung verknüpft und einander untergeordnet, Puruſchottama und Prakriti, welche letztere der Maya der andern Syſteme entſpricht, müſſen nicht bloß als Gott und Natur, ſondern in metaphyſiſcher Allgemeinheit als Geiſt und Seele verſtanden werden, in deren Vereinigung alles beſteht, und aus deren Verbindung alles hervorgeht. Dieſe Lehre vom Geiſt und der Seele, als den zwey Principien alles Daſeyns, iſt, nachdem der Geiſt nur in der Seele und durch dieſelbe erkannt werden kann, der reine Spiritualismus, wie ſolcher, obſchon in großer Einfalt, bey noch regerem Naturſinn und innerm Leben, ſchon aus der natürlichen pſychiſchen Erkenntniß bey den Weiſen der Urwelt urſprünglich von ſelbſt hervorgehen mußte. Leicht begreiflich iſt aber, wie jener reine Spiritualismus, welcher unſtreitig die erſte Philoſophie der Urwelt geweſen iſt, dieſe uralte Lehre von der Seele und dem Geiſt, von ihrer urſprünglichen Einfalt abweichend, in einen dichteriſchen Polytheismus entarten konnte, der auf einer äußerſt unvollkommnen, falſch gedeuteten oder gar nicht mehr verſtandenen ſideriſchen Grundlage beruhend, der Urſprung aller heidniſchen Götterlehre geworden iſt, ſo wie ſich dieſelbe überall verſchieden und lokal, aber doch nach immer noch ähnlichen Grundzügen bey den verſchiedenen Nationen entwickelte; in Indien aber mehr als irgendwo ſonſt die Spuren ihres erhabenen Urſprungs und bewundernswerthe Reſte von der unmittelbaren Erkenntniß und Naturtiefe, ſo wie von der heiligen Überlieferung der Urwelt in ſo vielem Einzelnen an ſich trägt. Wurde dieſer dichteriſche Polytheismus nun ſpäter wieder wiſſenſchaftlich aufgefaßt und in einem abſtracten Begriff gebracht, ſo war der entſchiedenſte Materialismus der natürliche, ja faſt nothwendige Erfolg davon; und daß dieſes auch bey den Indiern, vielleicht in mehr als einer Epoche, der Fall geweſen, kann uns ſchon das reichhaltige Verzeichniß der verſchiedenen materialiſtiſchen Syſteme vermuthen laſſen. Mehrere, große und berühmte Nationen des Alterthums ſind auf dieſem Standpunkte eines durchaus materialiſtiſchen Heidenthums ſtehn geblieben und haben ſich nie darüber erheben können. Hie und da aber hat die Größe des Übels ſelbſt das Heilmittel hervorgerufen, und die gränzenloſe Verwirrung und Verwilderung der heidniſchen Lehre das Bedürfniß einer kraftvollen Reform und endlich dieſe ſelbſt erweckt. Dieſes iſt nun in Indien, zur ſelben Zeit, wo auch bey manchen andern Nationen ein ähnlicher, neuer Geiſt ſich regte, etwa im ſechsten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung, durch den Epochemachenden Gautama, oder lezten hiſtoriſchen Buddha, und zwar nicht in der Religion allein, ſondern zugleich auch in der Philoſophie und durch dieſelbe geſchehn. Die Nyayalehre aber, welche dem Gautama zugeſchrieben wird, iſt nach allen Spuren und Andeutungen, die wir haben, zu ſchließen, ein Syſtem des Idealismus geweſen, und zwar in einer Reinheit und Conſequenz, zu welcher dieſes Syſtem überhaupt nur ſehr ſelten, bey den Griechen aber niemals gediehen iſt; in welcher Geſtalt es ſich einem wiſſenſchaftlichen Atheismus nähert, der jedoch von ganz abſtracter Art und völlig verſchieden von dem iſt, was man wohl in praktiſcher Hinſicht ſo nennt, da er vielmehr mit der ſtrengſten, äußern Sittenlehre ſehr wohl vereinbart werden kann. Damit ſtimmen auch manche der Angaben über dieſe Lehre in den chineſiſchen Büchern vollkommen überein. Vielerley Secten und Irrlehren der Naſtiks oder Nihiliſten, mögen ſich auch in Indien durch dieſe idealiſtiſche Lehre vom abſoluten Nichts an die urſprüngliche, reinere und beſſere Nyaya angeſchloſſen haben. Unter den claſſiſchen Syſtemen der indiſchen Philoſophie ſcheint die Mimanſa in jedem Fall, ſchon durch den Vorzug, welchen ſie dem Princip der Bewegung und Thätigkeit vor der abſoluten Ruhe giebt, ſich näher an die idealiſtiſche Nyayaphiloſophie anzuſchließen. Ganz im Gegenſatz mit derſelben aber ſteht das jetzt in Indien allgemein herrſchende, und wenn man ſo ſagen darf, orthodox gewordne Syſtem der Vedantalehre, obwohl es indirekt, ſeinem Urſprunge nach, auch aus jener überall Epochemachenden Reform des Gautama hervorgegangen iſt. Es enthält daſſelbe nämlich, in ſeiner Anſchließung an das Poſitive der indiſchen Religion und Überlieferung, nur einen Verſuch, durch eine geiſtige Umdeutung der Veda's, wie dieſes auch der Nahme andeutet, das alte Syſtem des Brahmadienſtes und der damit verknüpften Götterlehre, gegen die Buddhiſtiſche Neutung zu retten, wobey jedoch dieſe auf den philoſophiſchen Theil des Ganzen den entſchiedenſten Einfluß ausgeübt hat. Die philoſophiſche Bedeutung der Vedantalehre iſt übrigens ſehr leicht zu faſſen; es iſt der reine Pantheismus, wie er ſich überhaupt jeder heidniſchen Mythologie am bequemſten unterſchieben läßt, und wie beſonders auch der Idealismus, der nur ſchwer in ſeiner ganzen Strenge feſtgehalten werden kann, ſo leicht dahin überſchlägt, wie die Kenner der philoſophiſchen Geſchichte ſolches auch aus andern Beyſpielen wohl wiſſen. Dieſes ſeit dem Vyaſa in der ganzen indiſchen Litteratur herrſchend gewordne Syſtem des indiſchen Pantheismus nach der Vedantalehre, iſt zur Genüge ſchon im Bhagavatgita, wie in einem kurzen Compendium zuſammengefaßt, enthalten und iſt uns überhaupt faſt bis zum Überfluß bekannt, da alle claſſiſchen Werke der Indier in allen Zweigen der Litteratur mehr oder minder im Geiſt dieſer Lehre gleich urſprünglich gedacht und verfaßt, oder doch nachher dem gemäß überarbeitet worden ſind. Auch der vierte unter den Veda's, Atharvan Ved, iſt wie die myſtiſchen Anhänge und Entfaltungen oder Upaniſhats ganz in den Grundſätzen und Anſichten der Vedantalehre abgefaßt. Desgleichen alle Purana's; wie überhaupt alles, was dem Vyaſa zugeſchrieben wird, welcher Nahme eben die Epoche bezeichnet, in welcher die Vedantalehre allgemein herrſchend geworden iſt. Daß wir auch den Mahabharat nur in einer Vedantaüberarbeitung beſitzen, wurde ſchon oben erinnert; vielleicht iſt ſelbſt mit dem Ramayan der Fall nicht ſehr davon verſchieden. Über die älteren drey Veda's müſſen wir unſer Urtheil noch zurückhalten; Menu's Geſetzbuch indeſſen ſcheint frey von dem Einfluß der Vedantalehre und dieß ſpricht ſehr für deſſen verhältnißmäßig höheres Alterthum und Echtheit. Es ſind auch, allen vorhandenen Angaben nach, die Werke über die andern Syſteme der Sankhya und Nyayalehre, gegen welche die Vedanta ſtreitet, keinesweges alle vernichtet; ſondern es ſind deren noch zur Genüge vorhanden, obwohl bis jetzt noch nicht hinreichend beachtet und uns mitgetheilt worden. Der Streit der verſchiedenen Philoſophieen ſelbſt unter einander wird uns ſehr anſchaulich in dem Prabodh Chandrodaya, dem Mondesaufgang der Erkenntniß, einer philoſophiſchen Komödie dargeſtellt, wobey manche intereſſante Züge von den älteren Syſtemen eingewebt ſind, obwohl das Werk ſelbſt von einem Vedantaſchriftſteller herrührt. Dieſe älteren Syſteme verdienen vor allem eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, die wir den indiſchen Alterthumsforſchern nicht dringend genug empfehlen können, um durch die nähere Kenntniß derſelben zu einer vollſtändigeren Überſicht von dem Stufengange der indiſchen Geiſtesentwicklung und den wichtigſten Epochen ihrer Denkart und Philoſophie zu gelangen, wodurch alsdann, was ich hier in der erſten Idee anzudeuten verſucht habe, ſich näher und zum Theil vielleicht anders beſtimmen und aus den Quellen vollſtändiger geſtalten wird.

Betrachten wir jetzt noch die auffallendſten Eigenthümlichkeiten der indiſchen Religionslehre und Philoſophie nach ihrem Einfluß auf das Leben und im Vergleich mit andern, ihnen wirklich oder ſcheinbar verwandten Ideen unſrer Welt und unſres Glaubens.

Die indiſchen Einſiedler oder Gymnoſophiſten, welche den Griechen ſo merkwürdig erſchienen, gehören wohl beyden indiſchen Denkarten und Syſtemen an, ſowohl dem der Brahmanen als der Samanäer oder Buddhiſten, und gehen aus Begriffen hervor, welche beyden gemeinſchaftlich ſind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beſchauung gewidmete Lebensweiſe, ſelbſt ihre ſtrengen Bußübungen erinnern auffallend an die älteſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten. Nur findet hiebey noch ein großer Unterſchied Statt. Daß man ſich der Welt und ihren Geſchäften in einem gewiſſen Sinne entziehen muß, um auch nur ſich ſelbſt leben zu können, iſt ein ſo natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweiſe der griechiſchen Philoſophen ganz auf dieſen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forſcher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgeſonderte Lebensart, beſonders einiger Secten der griechiſchen Philoſophen mit der der chriſtlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, ſondern ſelbſt Ariſtoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern geiſtigen Thätigkeit, dem Nachdenken und der Beſchaulichkeit gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem praktiſch wirkſamen und äußerlich thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verſchafft wurde, ſeine eigne Geiſtesbildung künſtleriſch zu vollenden, ſo verlor das Ganze ſehr dabey, indem ſo der öffentlichen Wirkſamkeit der beſte Lebensgeiſt ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man ſich ſelbſt und ſeiner Ichheit entſagen müſſe, um zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für ſich Keineswegs getadelt oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indiſchen Einſiedler und Büßer in ſelbſt auferlegten Martern ſie ausübten, ſtumpft auch den Geiſt ab, kann an die Gränze des Wahnſinns führen, oder dient oft ſelbſt nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiſte des Chriſtenthums hingegen, ſoll die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geſchäften ſtets verbunden ſeyn mit der höchſten innern Thätigkeit, nicht nur des Geiſtes, ſondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückſtrömen in die Geſellſchaft. Die geſammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben, iſt meiſtens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewiſſe Sphäre beſchränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frey für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen ſtrebt. Dahin gehört in Zeiträumen der erſten und noch ganz kriegeriſchen Entwickelung der Nationen, ſelbſt die Pflege der Wiſſenſchaften und aller Friedenskünſte. Wenn der Staat aber ſo weit entwickelt iſt, daß er dieſe mit in ſeinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, ſo finden ſich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterſtützen und zu ſtärken, oder wenn auch allen dieſen geholfen wäre, ſo bleibt die Sorge übrig, Menſchen noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflöſung den Geiſt der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den chriſtlichen Geiſtlichen, die der Welt entſagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwiſchen der unthätigen Verſunkenheit der indiſchen Einſiedler und Büßer.

Es findet ſich außer dem gemeinſchaftlichen Hange zu einem einſiedleriſchen und von der Welt zurückgezogenen, beſchaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Ähnlichkeit der indiſchen Denkart mit chriſtlichen Begriffen. Am wenigſten würde ich jedoch den indiſchen Begriff einer dreyfachen Gottheit, den man wohl in dieſer Hinſicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem ähnliches, irgend eine Dreyfachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Syſtemen der meiſten Denker Statt. Es iſt die allgemeine Form des Daſeyns, welche die erſte Urſache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man ſo ſagen darf, der den Gedanken des Geiſtes, wie den Geſtalten der Natur aufgedrückt iſt. Auch iſt die indiſche Lehre von der dreyfachen Grundkraft ganz verſchieden von der im Chriſtenthum offenbarten, und wenigſtens ſo wie die Indier ſie jetzt verſtehen und erklären, ganz widerſinnig, indem ſie die zerſtörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchſten Weſen aufnehmen. Die zerſtörende Gottheit alſo nebſt der erſchaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen ſie die feindliche böſe Grundkraft, welche die Perſer gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr faſt gleich darſtellten, in ihren Begriff von Gott ſelbſt mit auf. Sie faſſen die Lehre, daß Gott Alles in Allem iſt, ſo auf, als ob er, wie ſie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Böſen nicht minder ſey, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menſchwerdung enthält keine wahrhafte Übereinſtimmung, weil ſie bey den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt iſt. Eine tiefere Übereinſtimmung zeigt ſich von der Seite jenes Gefühls, welches im Leben das herrſchende, und auch in den dichteriſchen Darſtellungen ſichtbar iſt, die ich zu charakteriſiren verſucht habe. In den Gedichten und Werken unſerer Alten, der Griechen, hat man oft eine faſt zu große und wenn man ſo ſagen darf, künſtleriſch gefühlloſe Ruhe wahrgenommen, und es iſt auch ſolchen, welche die Schönheit dieſer Werke wohl zu ſchätzen wiſſen, aufgefallen, daß die Alten ſelbſt da, wo man eine Äußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder ſelbſt des Gewiſſens erwarten ſollte, ihren Gegenſtand vor wie nach, bloß als eine Erſcheinung des Lebens auffaſſen, mit einem vollkommnen, ungeſtörten, künſtleriſchen Gleichmuth; daß ihnen gewiſſe Gefühle eigentlich nicht ſehr gewöhnlich, ja beynahe fremd ſind. Man darf wohl ſagen, Reue und Hoffnung ſind chriſtliche Gefühle, die höhere Hoffnung nähmlich, die auf das Ewige gerichtet iſt. Verwandt damit ſind überhaupt alle ſolche Empfindungen, die ſich auf den Abſtand des jetzigen Zuſtandes und einer urſprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bey den Indiern iſt das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrſchende. Man erinnere ſich, wie nach jener Beſchreibung ein Verbrechen, das geſchieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einſame Stimme im Herzen, wie das Gewiſſen dort in jener Rede heißt, iſt allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns ſonſt verborgen wäre. Aber wenn dieſe innere Stimme ſehr oft im Geräuſch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bey Andern auch wohl zu heftig gereizt, und ſo erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltſamen Eindrücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieſer Art, bezieht die indiſche Anſicht nicht nur alle Handlungen und Erſcheinungen des Lebens, ſondern auch die ganze Natur nimmt dieſe Geſtalt an. In allen Geſtalten, die ihn umgeben, ſieht der Indier ihm ganz gleichartige, ganz wie er fühlende Weſen, welche, ſo wie er ſelbſt durch eigne frühere Verſchuldung leidend, zwiſchen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl, in dieſen ängſtlichen Banden eingeſchloſſen, mit ihrer Stimme und Klage zu ihm hindurchdringen möchten. Nur der Balſam der Liebe und dieſes allbeſeelenden Mitgefühls iſt es, was jene harte Vorſtellungen lindert und mildert, die ſonſt die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten iſt die Ähnlichkeit in den ſittlichen Anſichten der Indier mit den chriſtlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweytes Leben in der Seele beginnt, ſobald der Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und ſie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Aſche verjüngt, emporſteigt. Dieſer Begriff der Wiedergeburth iſt bey den Indiern ſo herrſchend, daß die Brahminen ſich nicht anders als die zweymahl Gebohrnen nennen und nennen laſſen, ganz in demſelben geiſtigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterſchied Statt. Das Chriſtenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdiſchen Gütern, wo Natur und Vernunft ſie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm ſolche Folgerungen politiſcher Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Chriſtenthum immerfort den Grundſatz aufgeſtellt und durchgeführt, daß die Menſchen vor

Gott alle gleich ſind; ein Grundſatz, der eine edle Freyheit der Geſinnung beſſer als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels ſeyn kann, die oft dem Geringſten und ſcheinbar Niedrigſten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaſte zugeeignet, ſo iſt einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieſes auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müſſe.

Dieſe ungeachtet aller begleitenden Entſtellungen und Irrthümer doch auffallende Ähnlichkeit mancher indiſchen Anſichten und Begriffe mit den chriſtlichen, darf man nicht fur durchaus neu und entlehnt halten, ſie iſt zum Theil wenigſtens hiſtoriſch erwieſen und wirklich alt. Eine ſolche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben ſo wenig als man glauben darf, wenn man bey andern aſiatiſchen Nationen etwas ganz den moſaiſchen Überlieferungen und Geheimniſſen, oder den ſalomoniſchen Sinnbildern Ähnliches findet, dieſelben haben gerade ſo wie wir ein geſchriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeſchrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, ſind noch Spuren und Überbleibſel in Menge aus der urſprünglich erſten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menſchen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahndungen und Regungen gehen oft lange Zeit dem voran, was erſt ſpäter vollſtändig zur Wirklichkeit gelangen ſoll. Fanden ja doch die erſten Vertheidiger des Chriſtenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen ſo Entſprechendes und Zuſagendes, daß ſie ſelbſt nicht umhin konnten, es als geradezu chriſtlich auszuzeichnen. So wie die Erſcheinungen der Natur durch den Zuſammenhang eines gemeinſamen Lebens überall in einander eingreifen, ſo wie die Gedanken der Vernunft ſich in ſteter Folge an einander knüpfen, ſo ſtehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die ſich auf das Göttliche beziehen, in unſichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben iſt, der kann weiter fühlen, er ahndet wenigſtens das Ganze. Nur der erſte Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben ſeyn; ſelbſt kann ihn der Menſch nicht hervorbringen und ſich machen, ſo wenig als er, der jetzige Menſch, ſich ſeinen ſterblichen Leib ſelbſt erſchaffen hat, oder erſchaffen konnte. Zwar gibt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in ſich ſelbſt nehmen, und die der Menſch allein aus ſich hervorbringt; aber dieſe Gedanken einer leeren Ichheit ſind eben nur jene ſpitzfündigen, grübleriſchen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und ſich ewig in ſich ſelbſt verwirren. Wahrheit und Licht iſt nicht in ihnen, ſo wenig als in dem ſittlichen Gebieth, das Feuer eines ſtolzen Hochgefühls und eitler Selbſtentzündung, eine reine Flamme zu nennen iſt. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforſchen und Ahnden des Ganzen aus Einem, doch ſehr ſchwankend und unſicher ſey, ſo bewährt ſich ein ſolches Schwanken allerdings auch in den Entſtellungen, die den faſt überall ſich findenden Spuren der Wahrheit beygemiſcht ſind. Das große Gemählde von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, die Geſchichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollſtändiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem

Geiſt man kennen lernt; bey den entfernteſten Nationen Aſiens finden wir oft das vereint beyſammen, was in unſerer weſtlichen Welt weit entfernt von einander ſtand. Während die Perſer in Rückſicht des eigentlichen Glaubens und der Religion ſelbſt offenbar den Hebräern näher ſtehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichteriſche Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der nordiſchen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bey den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art iſt theils mit der aegyptiſchen, theils mit der griechiſchen, bis auf Ähnlichkeiten im Einzelnen, philoſophiſche und moraliſche Begriffe, die mit den chriſtlichen eine Verwandtſchaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwiſchen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der älteſten Überlieferung und erſten Erkenntniß den nächſten Antheil hatten, oder die ſonſt die gebildetſten waren, iſt wohl eine gegenſeitige geweſen. Die Perſer haben unſtreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrſcht, oder wenigſtens von Zeit zu Zeit erobernd beſucht. Es können ſich perſiſche Begriffe und Lehren um ſo eher in Indien verbreitet haben, da beyde Völker, obwohl in der Verfaſſung und Denkart nicht ſehr übereinſtimmend, doch in Sprache und Abſtammung urſprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange beſtehende Herrſchaft im Lande, iſt wahrſcheinlich nicht ohne Folge auch für den Geiſt geblieben. So wie in der griechiſchen Bildung des urſprünglich Fremden mehr iſt, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil ſie alles, auch das Fremde, griechiſch machten, und ſelbſtſtändig ſich aneigneten, ſo mag daſſelbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrſchende Idee, dieſelbe Verwandlung und Umgeſtaltung alles aufgenommenen Fremden herbey führen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regſamkeit und Mannigfaltigkeit eines freyen Geiſtes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurück empfangen, für alles, was es ihm gab, ſo iſt ſpäterhin von Aegypten aus das Chriſtenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige ſpätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erſte Verbreitung des Chriſtenthums auf der Küſte von Malabar wird den apoſtoliſchen Zeiten zugeſchrieben, und fällt wenigſtens in die erſte Zeit der Neſtorianer. Auch giebt es hiſtoriſche Zeugniſſe am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer chriſtlichen Miſſion, die von Aegypten aus nach Indien ging. Auch mit Aethiopien ſtand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungeſtört chriſtlich, und dem byzantiniſchen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundſchaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Conſtantinopel mit dem entferntern Orient noch leichter geweſen, einigermaßen fortdauernd unterhalten worden ſeyn. Der letzte aller Schriftſteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im ſechsten Jahrhundert, fand die indiſchen Meere und Häfen mit perſiſchen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die

Perſer kurz vor Mahomet übermächtig, und drängten die Oſt-Römer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantiniſchen Reich entriſſen ward, da ward jener Zuſammenhang mit dem fernern Oſten zuerſt ganz unterbrochen, bis er in ſpäterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Sechſte Vorleſung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Litteratur, und Charakteriſtik des neuen Teſtaments. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda.

Die Epoche, wo die verſchiedenen orientaliſchen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian. Die Herrſchaft und der überwiegende Einfluß des orientaliſchen Geiſtes zeigt ſich auch in den frühern Zeiten des Chriſtenthums. Die ſchwärmeriſchen Secten der erſten Jahrhunderte waren größtentheils ſolche, welche verſchiedene orientaliſche, beſonders auch perſiſche Vorſtellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Chriſtenthum auf keine Art vereinbar war, damit verſchmelzen wollten. Unter den Chriſten ſelbſt, war der größte der erſten chriſtlichen Philoſophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientaliſchen Vorſtellungsarten zugethan, die dem Chriſtenthum nicht gemäß ſind. In der Neu-Platoniſchen Philoſophie, die ſich an die alte Religion anſchloß, und gegen das Chriſtenthum kämpfte, wurde der aegyptiſche Geſchmack immer herrſchender. Es war dieſe Philoſophie eine chaotiſch gährende Miſchung von Aſtrologie, Metaphyſik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magiſchen Künſten, die wohl oft nicht bloß Verirrungen waren, ſondern auch unmenſchliche Dinge und Verbrechen veranlaßten. Dieß war die Philoſophie und die Denkart, welche Kaiſer Julian an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen, und herrſchend machen wollte. Je mehr das Chriſtenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfaſſender mußte der Kampf deſſelben mit der alten Religion werden. Die früheren Verfolgungen der Chriſten laſſen ſich aus der natürlichen Antipathie beyder Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff iſt dagegen bey Diocletian nicht zu verkennen, und die beſtimmte Abſicht, das Chriſtenthum, es koſte was es wolle, auszurotten. Die Sache des Chriſtenthums war aber ſchon zu ſtark, wie es ſich gleich unter Conſtantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben während ſeiner Herrſchaft davon trug, iſt eben dieſer innern Stärke, die ſich ſelbſt unter Diocletian bewährt hatte, zuzuſchreiben, und nicht als ſein Werk, wie überhaupt nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indeſſen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienſt daraus gemacht, und ſelbſt ſeine Fehler verſchleyert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiſer Julian, dem ſich allerdings große Geiſtestalente nicht abſprechen laſſen. Er ſuchte ſeinen Plan mit vieler Kunſt durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Chriſtenthum an, beſonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geiſtesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu ſetzen, überhaupt aber verächtlich zu machen ſuchte. In Rückſicht dieſes ſchlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in ſeine Gedanken eingehen. Sollten ſie aber jenen wiſſenſchaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters, in ſeiner wahren Geſtalt erblicken, ſo würden ſie den Gegenſtand ihrer Lobeserhebungen ſchwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Chriſtenthum auch dieſen letzten Angriff gegen ſeine Fortdauer überſtanden hatte, blieb gleichwohl noch eine ſtarke Oppoſition gegen das Chriſtenthum unter den Philoſophen übrig, bis Kaiſer Juſtinian die dem Chriſtenthum ſich entgegen ſtellenden Philoſophen vertrieb, wo ſie zuerſt ihre Zuflucht nach Perſien nahmen, und ſich dann zerſtreuten. So erreichte der Kampf des Chriſtenthums gegen die heidniſche Philoſophie für damahls unter dem genannten Kaiſer ſein vollkommnes Ende.

Drey Perioden der Litteratur habe ich bis jetzt zu ſchildern verſucht. Die beyden erſten von dieſen, die blühende Zeit der griechiſchen Bildung nämlich, von Solon bis unter die Ptolomäer · dann die beſte und eigentlich claſſiſche Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen ſich am leichteſten darſtellen, indem es faſt hinreichend war, nur die einzelnen Schriftſteller, wie ſie auf einander folgen, zu charakteriſiren, um den Geiſt und Gang des Ganzen, ſein allmähliges Emporſteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöſchen deutlich vor Augen zu ſtellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Juſtinian. Nicht die Form und die Darſtellung, nicht die einzelnen Schriftſteller waren hier das Wichtigſte, ſondern die Entwickelung der Denkart überhaupt. Das Schauſpiel des großen Kampfes zwiſchen der Welt des Alterthums, und der neubeginnenden chriſtlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Aſien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bey den Griechen und Römern eindringende orientaliſche Schwärmerey, veranlaßte; alles dieſes deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Dieſe Aufgabe war ungleich ſchwerer. Wir mußten, um dieſen Kampf orientaliſcher Denkarten, und das ganze Gemählde aſiatiſcher Überlieferungen darzuſtellen, von Nationen reden, deren Litteratur ganz für uns untergegangen iſt, wie die Aegypter; von anderen, die wir nur durch Umarbeitungen aus ſpäter Zeit kennen, wie die alten Perſer; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Litteratur und Dichtkunſt ausmachen, die wir aber als Urkunde unſerer Religion, noch aus einem ganz andern Standpunkte zu betrachten gewohnt ſind, für welche auch die bloß litterariſche und poetiſche Anſicht durchaus nicht immer angemeſſen iſt; von den Indiern endlich, deren Litteratur zwar ſehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollſtändig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt iſt.

Auch bey der großen Anzahl von wichtigen Schriftſtellern, ſowohl heidniſchen als chriſtlichen, welche Rom und Griechenland in dieſem Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian, hervorgebracht hat, iſt der Geiſt und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptſache. Wollte man, ten dieſe Periode zu ſchildern, ſie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakteriſiren, und nach Styl und Form der Darſtellung einzeln würdigen, ſo würde man ſich nur verwirren und den Hauptgeſichtspunct aus den Augen verliehren. Zwar waren litterariſche Kenntniſſe und Hülfsmittel aller Art in dieſem Zeitalter noch immer ſehr weit verbreitet; der Geiſt der Unterſuchung, und der Trieb nach Erforſchung höherer Einſicht war vielleicht nie ſo allgemein, nie ſo leidenſchaftlich rege, als eben in dieſer Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerey aller Art eine der fruchtbarſten geweſen iſt. In Rückſicht auf die allgemeine Geiſtesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Überlieferung und Gelehrſamkeit aller Art, muß dieſes Zeitalter als ein litterariſch höchſt gebildetes und ausgezeichnetes erſcheinen. Aber nicht ſo in Rückſicht auf den Charakter und Originalgeiſt einzelner großer Autoren, und auf die Kunſt und Form im Styl der Sprache und in der Darſtellung. In der Poeſie, die unter den verſchiedenen Zweigen der Litteratur die erſte Stelle einnimmt, that ſich in dieſem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieſes Talent iſt bey den Griechen nie erloſchen. Allein, was iſt darin in Rückſicht auf die Form und Kunſt Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den beſten Rednern als ſolchen beygelegt werden kann, iſt, daß ſie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend ſich bewahrte, an die ſchönern Zeiten des Alterthums von ferne erinnerten und denſelben allenfalls verglichen werden konnten. Den großen chriſtlichen Rednern, einem Baſilius und Chryſoſtomus, gebührte dabey noch das Lob, daß ſie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf ſophiſtiſche Gegenſtände, wie vor Alters oft geſchehen war, anwandten, ſondern auf die Entwicklung der heilſamſten Wahrheiten und der reinſten Sittenlehre. Bey den wichtigſten Schriftſtellern dieſes Zeitalters aber, den forſchenden und philoſophiſchen, iſt der Inhalt, die Denkart und der Geiſt durchaus die Hauptſache. Dieß gilt von den chriſtlichen Schriftſtellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftſteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidniſchen. Wie konnte man einen Plotin, Porphyr, ſelbſt einen Longin, als Schriftſteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl iſt die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen ſie auf den Geiſt des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Überhaupt ward der Einzelne mit fortgeriſſen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Litteratur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichſten Entwickelung gelangt auch in Styl und Kunſt, und weit hervorragt über ſein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geiſt des Ganzen verſchwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Auch in der politiſchen Geſchichte findet ſich, wie man ſchon oft bemerkt hat, ein ähnlicher Wechſel zwiſchen Perioden, wo Staaten und Nationen ſich zuerſt geſtalten und aus einem chaotiſchen Zuſtande neu hervorgehen; und andern des ungeſtörten organiſchen Wachsthums und der progreſſiven Entwicklung in einem einmal gegebnen Staatenſyſtem und Nationenkreiſe.

Eine Geſchichte der Litteratur muß, wie die Welthiſtorie im Allgemeinen, ſo auch auf ihrem beſondern Gebiet, beyden Zuſtänden des menſchlichen Geiſtes, dem ruhigen der kunſtreichen Entwickelung, und dem ſchöpferiſchen der chaotiſchen Gährung, ihr Recht widerfahren laſſen.

Sieht man nun auf die in dieſem großen Kampf ſich entgegenwirkenden geiſtigen Kräfte, um ſie gegen einander abzuwägen, ſo erſcheinen beyde Partheyen von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherley Abwechslungen, ſo daß die Entſcheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienſt oder dem Fehler der Einzelnen zugeſchrieben werden muß. Bey den Griechen hatte anfangs die heidniſche Parthey entſchieden das Übergewicht; die griechiſche Litteratur hatte ihre letzte ſchöne Zeit, als die Chriſten unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsſchriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verläumdeten Lebensweiſe hervorzutreten. Bald bewährten die Griechen, inſonderheit auch im Chriſtenthum, die Überlegenheit ihrer Geiſtesbildung; ſie gaben demſelben die erſten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geſchichtſchreiber. Das Übergewicht in Talenten und Gelehrſamkeit neigte ſich allmählig auf die Seite der Chriſten. Indeſſen hatte unter den Griechen wenigſtens, auch nachdem das Chriſtenthum im Ganzen und im Staat ſchon geſiegt hatte, die heidniſche Parthey immer noch große Talente aufzuweiſen, und ſelbſt jene letzten Philoſophen, welche dem Chriſtenthum widerſtehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefſinn, Gelehrſamkeit, und ſelbſt in allgemeiner Geiſtesbildung, Sprache und Darſtellung für ihre Zeit zu den ſehr ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römiſch redenden Abendlande; denn hier ſtanden nur äuſſerſt wenige heidniſch geſinnte, und auch die nicht ſehr bedeutend, einer ganzen chriſtlich lateiniſchen Litteratur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntniſſe kann dieſelbe der chriſtlich griechiſchen Litteratur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philoſophie und zur Metaphyſik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; ſelbſt die Sprache ſträubte ſich dagegen, das fühlt man im Auguſtin, wie im Cicero, und erſt nachdem die lateiniſche Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äuſſerſte Gewalt dahin bringen können, daß ſie das künſtliche Begriffsgewebe und unendliche Gedankenſpalten der Griechen, dieſer gebohrnen Dialektiker und Metaphyſiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken vermochte. Selbſt das größte und eigenthümlichſte Werk, welches die ſpätere lateiniſche Litteratur hervorgebracht, und worin der heil. Auguſtin dem höchſten Werke der Philoſophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgeſtellten Ideale der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft, eine chriſtliche Anſicht von eben dieſen Gegenſtänden, von der Menſchheit, der Lenkung ihrer Schickſale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenſtellt, iſt nicht ſowohl ein metaphyſiſches als ein moraliſches Werk, obwohl im umfaſſendſten Sinne des Worts: eine Kritik der alten Syſteme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, die Theorie der Menſchheit und Philoſophie der Geſchichte enthaltend. Auch in der chriſtlichen Zeit und

Litteratur bewährte ſich im Gegenſatz der griechiſchen Spitzfindigkeit und Künſtlichkeit, der den Römern eigne praktiſche Geiſt und geſunde Verſtand, der ſich bald auch durch jene wohlgeordnete Geſetzgebung und weiſe Einrichtung bewährt hat, welche der gelehrte und geiſtliche Stand in dem römiſchen Abendlande erhielt, und welche nebſt dem ſtarken Naturgefühl und Freyheitsgeiſte der germaniſchen Völker, die das römiſche Reich eroberten und erneuten, am meiſten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwickelung und einen höhern Aufſchwung des Geiſtes zu bereiten.

Das Chriſtenthum, ſo wie die Deutſchen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freye Geiſt des Nordens von der andern Seite, das waren die beyden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Litteratur des Mittelalters: eine chriſtlich lateiniſche, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine beſondere mehr poetiſche für jede Nation, in der Landesſprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der erſten großen Beförderer der Geiſtesentwicklung des neuern Europa, des gothiſchen Theodorich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbſchaft, aller der in der lateiniſchen Sprache überkommenen Kenntniſſe, unverſehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigne Volksſprache, und durch ſie auch den Geiſt der Nation zu bilden, die dichteriſchen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu beſtimmen, und durch Übung auch in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden vielſeitiger anwendbar zu machen. Der poetiſche, ſchöpferiſche, nationale Theil der Litteratur des Mittelalters iſt für uns der anziehendſte und fruchtbarſte, indeſſen darf doch auch der lateiniſche Theil nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden; denn er iſt das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zuſammenhängt.

Suchen wir den innern Zuſammenhang und die geiſtigen Anknüpfungspunkte aller in dieſem Werke umfaßten groſſen Hauptſphären der menſchlichen Geiſtesbildung und Litteratur noch auf eine andre Weiſe anſchaulich zu machen. Die Griechen ſind und bleiben unſer Vorbild in aller Kunſt und Wiſſenſchaft; die Römer dagegen bilden nur den Übergang zwiſchen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten ſie dem Mittelalter zugleich auch als nächſte Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erſt ſpäter wieder gefunden ward. Das nordiſche Naturgefühl, ſo wie es ſich einestheils in der alten Sage, die ſelbſt im Chriſtenthum blieb, und nur in neuer Form wieder auferſtand und anderntheils in der germaniſchen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel aus welcher das Gebilde des neuen Geiſtes der abendländiſchen Völker emporwuchs. Das Chriſtenthum aber, nicht bloß an ſich, ſondern auch in ſeiner ſchriftlichen Abfaſſung, oder das Evangelium, iſt das Licht von oben geweſen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunſt und Wiſſenſchaft in Eins geſtaltet worden ſind. Wir müſſen hier des neuen Teſtaments um ſo mehr gedenken, da der litterariſche Einfluß deſſelben für das Mittelalter und ſelbſt für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philoſophie, ſondern auch in der Kunſt und Poeſie, unberechenbar groß geweſen iſt. Durch dieſes göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in ſeiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der kunſtleriſche Verſtand, und philoſophiſche Scharfſinn der Griechen, der praktiſche Weltverſtand der Romer, und der prophetiſche Tiefſinn der Hebräer erſt zu einem vollſtändigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einſicht für das Leben wie für die Wiſſenſchaft vollendet und beſchloſſen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Structur und dem organiſchen Zuſammenhang der einzelnen Glieder und Theile derſelben, als Ein Gebilde und göttliches Ganzes ſchon oben, ſo weit der hebräiſche Antheil deſſelben reicht, zu betrachten ſuchten, wird als ſolches, und als Ein Buch wahrhaft und völlig erſt durch das neue Teſtament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl, wunderbarer Weiſe, aus zwey und ſiebenzig einzelnen Büchern, fünfmahl neun des Alten, drey Mahl neun des Neuen Bundes, als eben ſo vielen Lebensgliedern und Geiſtes-Organen, oder auch Glaubens-Sternen und Lichtpunkten des ganzen Gottes-Gebildes beſtehend. Es iſt auch das neue Teſtament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächſt auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet, und ſich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur beſtimmten Zeit in der Mitte der welthiſtoriſchen Entwicklung perſönlich geworden, und auf Erden erſchienen iſt, ſchildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck; nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensſtröme aus einer Quelle im Paradieſe ſich ergoſſen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit dieſe Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimenſionen ihrer ſichtbaren Ausbreitung die weſentliche Form bildet; ſo daß man wahrlich über diejenigen erſtaunen, und ſich wohl wundern muß, welche ſich in dieſe ſo höchſt natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anſtoß daran nehmen, den ſie wie ein ſeltſames Problem, in ihrer gewöhnlichen Weiſe, durch irgend eine ſcharfſinnige Hypotheſe löſen, und natürlich erklären möchten. Was im Moſes und in den Pſalmen noch getrennt iſt, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geſchichte und bildliche Lehre vom Worte, und die Begeiſterung und das lebendige Gefühl deſſelben; das iſt im Evangelio vereint beyſammen, welches uns das menſchgewordne Wort in ſeinem Leben ſchildert. Die übrigen Bücher des neuen Teſtaments aber gehen zunächſt auf die chriſtliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem ſie uns die erſte Gründung und Ordnung derſelben in der Apoſtoliſchen Geſchichte berichten, dann ihr gegenſeitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannichfachſten Epiſteln ſchildern, und endlich auch noch die künftigen Schickſale derſelben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung in der Apokalypſe hinſtellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungeſondert beyſammen iſt, die heilbringende Lehre aus dem Geiſte, und die warnenden Geſichte des Geiſtes, die klare Lebensvorſchrift, und die verhüllte Weiſſagung, das iſt hier in den Epiſteln und in der Apokalypſe abgeſondert entfaltet, wie ſich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entſprechen, und gegenſeitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollſtändigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieſes geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebſt der Geneſis oder der Offenbarung des Anfangs, die andre Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüſſel des tieferen Sinns enthalten; ſo daß, wem dieſe beyden Handhaben des erſten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, ſein Urtheil lieber zurückhalten, und in redlicher Unwiſſenheit ſtillſchweigen ſollte, wo von einem wiſſenſchaftlichen Verſtändniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede iſt. In Form und Schreibart iſt das neue Teſtament allerdings ungleich einfacher, als das alte, und ſchon durch dieſe eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefſinn ſich hier in reinſter Kindesklarheit ausſpricht, iſt das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewiſſem Sinne nennen darf, von dem entſchiedenſten Einfluß geweſen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geiſtesentwicklung, und aller neuern chriſtlichen Belehrungs- und Darſtellungsformen. Der Geiſt der Allegorie iſt übrigens im neuen Teſtament nicht minder vorwaltend als im alten, beſonders iſt die eine beſondere Art derſelben, welche Parabel genannt wird, obwohl ſie auch ſchon im alten Teſtamente vorkommt, hier am mannichfachſten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form iſt für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeſchriebene Fiat, ſo iſt die Parabel dagegen die menſchliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrſpruchs. Es iſt aber keine willkührliche, oder künſtlich geſuchte Dichter-Allegorie, oder eine tiefſinnig verborgene Naturſymbolik, ſondern eine aus dem Leben und deſſen gewöhnlichen Erſcheinungen hergenommene Volks-Allegorie, in welcher ſich hier der göttliche Geiſt, und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einſchließt. Es hat auch die einfache Parabel, ſo wie ſie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der ſich nicht nachbilden, noch erkünſteln läßt. Vorzüglich in dieſen kindlichen Gleichniſſen und ſinnbildlichen Volksgeſchichten und Parabeln iſt das Evangelium Urbild für alle ſpätern Legenden geworden, ſo wie dieſe wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller chriſtlichen Kunſt geweſen ſind, zunächſt der bildenden, dann aber auch der Poeſie. Indeſſen dürfen wir über dieſer kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Teſtaments, doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verſtandes, der darin niedergelegt iſt, verkennen oder überſehen. Wie aus der zornigen Löwengebährde, mit der uns die Flammenſchriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefſten Kern des innern Sinns und Herzens, doch die fromme Lammesgeſtalt der duldenden Liebe emporſteigt; ſo erhebt ſich in den Schriften des neuen Bundes, aus dem demuthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre, auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anſchauung Gottes. Und hier auf dieſem Standpunkte tritt nun eigentlich jene ſchon oben erwähnte dritte und höchſte Auslegung und Erkenntniß der heil. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verſtändniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort ſelbſt iſt, welches ſich in ſeinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte, kann ja nach der dreyfachen Geburth des Wortes, der geſchichtlichen, ewigen, und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreyfachen Beziehung, erfaßt, verſtanden, und ausgelegt werden. In jener höchſten Erkenntnißweiſe aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menſchlichen Verſtande getheilt, und zerſtückt erfaßt, ſondern, wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den Wiſſenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verſchwindet ſodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den erſten Stufen der annähernden Erkenntniß geſondert erhalten werden muß, und geht nachdem das Ziel gefunden iſt, für das Weſentliche wieder über in den einfachen Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift ſelbſt als das ungeſchriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verſchloſſen blieb, wenn die Zeit gekommen iſt, entſiegelt werden ſoll.

Wir nehmen jetzt den hiſtoriſchen Faden wieder auf, der uns auf den Gang und Zuſtand der Geiſtescultur in der ſpätern Römerzeit geleitet hat.

Die letzten Schickſale der noch lebenden lateiniſchen Sprache, die auf die Entwicklung und den beſondern Charakter der aus ihr entſprungenen romaniſchen Sprachen, ja überhaupt auf den poetiſchen Geiſt des Mittelalters ſo vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Überſetzung der Bibel in die römiſche Sprache begann eine ganz neue Epoche derſelben, eine ſpäte und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateiniſchen Litteratur. Seitdem die alte claſſiſche mit Trajan erloſchen war, finden wir bis auf die chriſtlichen Schriftſteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beynah allgemeinen Stillſtand; kaum ein oder das andere Werk in Römerſprache, und auch dieſe nicht bedeutend. Daß beſſere und wichtigere verlohren gegangen wären, davon iſt kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der chriſtlichen zugleich auch wieder einige der heidniſchen Parthey angehörige beſſere neue Schriftſteller in Geſchichte und Dichtkunſt hervortraten; ſo iſt dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufſchwung zuzuſchreiben, welchen das Chriſtenthum und deſſen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Litteratur gegeben hatte. So war es alſo wieder ein Anſtoß von außen und fremde Nachbildung, was den römiſchen Geiſt zu einer ihm eigentlich fremden Geiſteskunſt und Sprachbildung erweckte An und für ſich hätte dieſe Nachbildung des orientaliſchen Ausdrucks, deren Spuren die lateiniſche Sprache nun für alle folgende Zeiten behielt, derſelben auch wohl günſtig ſeyn konnen, von einigen Seiten ſelbſt vortheilhafter als die Nachbildung der griechiſchen Dicht-

und Redekunſt in der claſſiſchen Zeit, welche immer große Mängel und Unbequemlichkeiten mit ſich führte. Die äußerſt kunſtreiche periodiſche Verflechtung der Proſa, welche der griechiſchen Sprache gewiſſermaßen natürlich geworden war, blieb der römiſchen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichſten römiſchen Schriftſteller, haben dieſe Schwierigkeit überwunden und ſind zu einer einfachen edlen Wortſtellung gelangt; andere aber, auch ſehr gute Schriftſteller ſehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und ſich in dem kunſtreichen labyrinthiſchen Periodenbau, der dem griechiſchen ähnlich ſeyn ſoll, verwickeln und verwirren. So erſcheinen auch die römiſchen Dichter, wenn ſie ſich den reichen Schmuck der griechiſchen Muſe aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbſt die den Griechen abgelernte Verskunſt war, den einzigen Hexameter, und allenfalls die Elegie ausgenommen, ſchwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimiſch und lebend geworden Beſonders die künſtlicheren Sylbenmaße ſcheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund geweſen ſeyn, warum Horaz, der uns ſo anſpricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht ſo allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil faſt unbekannt und vergeſſen blieb. Der römiſchen Sprache, die urſprünglich nur durch wenige bloß patriotiſche Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrſamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktiſchen Gebrauch zu den Geſchäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachſen und groß geworden war, fehlte es bey dieſer ganz proſaiſchen Entſtehung und Beſchränkung, vorzüglich nur an poetiſcher Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortſtellung konnte ſie ohne die nachtheiligſte Wirkung nie verlaſſen. In beyden Rückſichten hätte ihr, wenn nicht andere Urſachen ſchädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientaliſchen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft ſeyn können, beſonders wo dieſe Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart iſt. Um die Wirkung anſchaulich zu machen, welche dieſe Nachbildung der hebräiſchen Sprache und Dichtkunſt und die Überſetzung der heiligen Schriften, nicht ſo wohl ganz vollſtändig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateiniſche Überſetzung der Pſalmen, welche noch aus der erſten ſogenannten italiſchen Übertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römerſprache zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ob ſie dieſelbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte faſt bezweifeln, ob in der römiſchen Sprache irgend eine Nachbildung griechiſcher Dichtkunſt in dem Grade je gelungen ſeyn möge und ſolche Begeiſterung athme, als dieſe Überſetzung der heiligen hebräiſchen Geſänge, wo die Sprache und Wortſtellung dabey durchaus einfach und edel iſt. Selbſt von Seiten des muſikaliſchen Wohllauts zeigt ſich hier die lateiniſche Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meiſter der Tonkunſt bis auf unſere Zeiten vorzüglich beſtimmt hat, dieſer alten Sprache, ſelbſt vor ihrer Tochter, der italiäniſchen, für die höhere Muſik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateiniſche Sprache auch noch vor dem Einbruch der germaniſchen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, ſo lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch ſtatt der ſonſtigen Weltherrſchaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunkt der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geſchmack und in der Sprache zu ſeyn, war es wenigſtens nicht mehr in dem Maaße, wie in der früheren Zeit; beſonders ſeitdem Conſtantin den Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt hatte. Schon unter den erſten Caeſaren haben viele geglaubt, an denjenigen römiſchen Schriftſtellern, welche gebohrne Spanier waren, etwas Beſonderes zu bemerken; als ob es ſich fühle, daß die lateiniſche nicht eigentlich ihre Mutterſprache war. Man hat die Antitheſen des Seneca, und den Schwulſt des Lucan mit dem ähnlichen Geſchmack einiger neueren ſpaniſchen Schriftſteller zuſammengeſtellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall ſeyn, da unter den erſten chriſtlichen Schriftſtellern in lateiniſcher Sprache die meiſten Afrikaner waren, ſpäterhin viele Gallier. Es müſſen ſich in den verſchiedenen Provinzen des weiten römiſchen Reichs wohl ſchon früh mancherley romaniſche Mundarten gebildet und abgeſondert haben. Selbſt in Italien war die Sprache des Landvolks wahrſcheinlich ſehr beträchtlich verſchieden von der, welche geſchrieben, und wie ſie in der Hauptſtadt geredet wurde. Von dieſer romaniſchen Volksſprache in Italien, der ſogenannten lingua rustica, leiten die italiäniſchen Sprachforſcher den Urſprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als ſelbſt aus der Veränderung, welche durch die germaniſche Einmiſchung verurſacht ward.

Rom ſelbſt indeſſen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptſächliche, ſondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag dieſen Vorzug, wenn auch in weit geringerem Grade als ehedem, noch am längſten behauptet haben. Unter den chriſtlichen Schriftſtellern in römiſcher Sprache war der, welcher ſich durch eine kraftvolle Beredſamkeit am meiſten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom gebohren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero iſt und ſeyn kann, ſo zeigt ſich doch in ſeinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römerſprache, auch durch claſſiſchen Geiſt gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und ſelbſt in der Hauptſtadt ſich anſiedelten, lateiniſch von ſo vielen geſprochen und geſchrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Miſchung der Sprachen entſtand, ſo ward dieſelbe doch ſo weit alterirt, daß ſelbſt der gebohrne Römer ſich nur durch Zwang und eine beſondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die ſonſt Natur war, erhalten konnte. Dieſen Charakter nimmt man an den Schriftſtellern unter dem gothiſchen König Theodorich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche ſchon den Übergang zum Mittelalter machen.

Überhaupt mußte die Einführung des Chriſtenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erſte, wie jede große Neuerung, eine gewiſſe Unterbrechung in der Kunſt und Litteratur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunſt, beſonders in der Baukunſt; was noch von den ſchönen Formen derſelben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienſtes angewandt, freylich ganz anders geordnet und zuſammengeſetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des chriſtlichen Gottesdienſtes eine ganz andere und neue war. Wie einſt die ältern Griechen aus ſolchen Elementen, die ſchon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von Schönheit eine neue und wahrhaft griechiſche Baukunſt gebildet hatten, ſo ward jetzt aus den noch vorhandnen ſchönen Formen dieſer griechiſchen Baukunſt ein neuer und eigenthümlich chriſtlicher Styl derſelben zuſammengeſetzt. Wie bald dieſes geſchehen ſey, beweiſt die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Conſtantinopel unter Juſtinian, deren Meiſter Anthemius, auch wiſſenſchaftlicher Bearbeiter und theoretiſcher Schriftſteller über ſeine Kunſt war. Wie unrichtig es ſey, die altdeutſche Baukunſt des Mittelalters überhaupt und ohne Unterſcheidung der Epochen gothiſch zu nennen, iſt ſchon oft bemerkt worden; indeſſen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrſchaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlaſſen. Eben ſo unmittelbar und leicht war auch wohl die Übertragung der alten Muſik, beſonders der edelſten und einfachſten Gattung derſelben, auf den neuen Gebrauch chriſtlicher Geſänge, die ſich nachher von den Tönen der Orgel getragen, ſo reich entfalteten, und wie in ſtolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Großer muß der Abſchnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunſt geweſen ſeyn. Die Götterbilder, ſo lange ſie noch als ſolche, und nicht bloß als Kunſtwerke betrachtet wurden, waren unſtreitig ein Gegenſtand der Abneigung für die ältern Chriſten. Die Abbildung aber der beſondern, von den Chriſten verehrten Gegenſtände, mag wohl geraume Zeit nur als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden ſeyn, ohne allen Anſpruch auf eigentliche Kunſtforderungen oder höhere Schönheit, die ſich erſt viel ſpäter entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poeſie ſeyn. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenſtände der alten Götterlehre dichteriſch zu behandeln. Nachdem aber dieſe Gegenſtände durch vielfältige Behandlung ſchon erſchöpft, die alte Götterwelt erloſchen war, konnte auf dieſem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchſtens eine leidliche Nachahmung, ein ſchwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Verſuche zu einer eigenthümlich chriſtlichen Dichtkunſt, waren wohl glücklich in der lyriſchen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil dieſe das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls ſind, und weil ſie für den Ausdruck an den hebräiſchen Geſängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Verſuche aber, das Chriſtenthum poetiſch darzuſtellen, fielen, wie auch oft noch ſpäter geſchehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für dieſe Gegenſtände nicht paßte, und es alſo nur eine todte Zuſammenſetzung blieb und eine bloß metriſche Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geiſt der Poeſie.

Dieſen erhielt das neuere Europa aus der andern nordiſchen Quelle ſeiner Bildung. So früh als nur die Römer der germaniſchen Völker erwähnen, unterlaſſen ſie auch faſt nie, der beſonderen Liebe derſelben zur Poeſie zu gedenken. Verlohren ſind freylich die Lieder, welche Hermanns Thaten beſangen, verſchollen ſind die weiſſagenden Geſänge, durch welche die Seherin Velleda die deutſchen Batavер zu dem Freyheitskampf begeiſterte, den ſie jetzt, nachdem ſie erſt ſelbſt unter römiſchen Fahnen gegen die andern noch freyen Deutſchen mitgefochten hatten, endlich für ſich allein unternahmen; zu ſpät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutſche Götterlehre bey den chriſtlich gewordenen Völkern als ſolche auch nicht beſtehen. Das Weſentliche derſelben aber für die Dichtkunſt, die innere dichteriſche Kraft, erhielt ſich in den hiſtoriſchen Heldengedichten, und als dieſe in ſpäteren Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geiſt der Liebe und Andacht verſchönt und veredelt, bald auch kunſtreicher dargeſtellt wurden, ſo entſtand jene Ritterpoeſie, welche in dieſer Geſtalt dem neuern chriſtlichen Europa ganz eigenthümlich iſt, und auf den Nationalgeiſt der edelſten Völker ſo große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche hiſtoriſche Heldengedichte ſind unter den chriſtlich gewordenen deutſchen Völkern zuerſt bey den Gothen entſtanden. In Attila's Zeit wurden gothiſche Heldenlieder geſungen, und an Theodorichs Hofe waren ſie vorhanden, ſelbſt die lateiniſchen Schriftſteller aus dieſer Zeit berufen ſich auf ſie, und haben vieles aus ihnen, was nur Poeſie und Heldenſage iſt, beſonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeſchichte, in Proſa aufgelöſt, als Geſchichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amalungen und aller Helden dieſes Stammes, ſcheint in dieſen Liedern beſonders gefeyert worden zu ſeyn, und in der Folge ſind Attila und Theodorich ſelbſt Gegenſtand ähnlicher Lieder geworden, wie ſpäter Karl der Große.

In dem noch vorhandnen Denkmahl der gothiſchen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieſelbe ſchon eine nach Verhältniß ſehr regelmäßige Ausbildung. Dieſe Bibelüberſetzung war urſprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau beſtimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieſelbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geiſtesbildung und Unterricht in beyden Sprachen, der lateiniſchen wie der eignen gothiſchen befördert habe. Dieſes ſetzt voraus, daß weſentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie ſpäter von Alfred in ſächſiſcher Sprache, auch damahls in gothiſcher überſetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateiniſche Geſchichtſchreiber Jornandes jene gothiſche Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausſchreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, ſondern, daß ſie auch ſchriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es läßt ſich dieſes um ſo eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amalungen und aller Helden dieſes Stammes in dieſen Liedern, wie es ſcheint, beſonders gefeyert wurde. Mit der gothiſchen Nation iſt auch die Sprache derſelben erloſchen, ſammt allen Denkmahlen derſelben, die ſich einer Nachricht zufolge in Spanien noch bis in ſpäte Zeit erhalten haben ſollen, wo ſich die Gothen am längſten behauptet hatten, und wo man auch ſtolz darauf war, das Geſchlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil ſie den longobardiſchen oder gothiſchen Urſprung ſolcher Familien bewieſen, welche ſich ſtatt jenes wahren Adels, lieber eine römiſche Abkunft erdichten wollten.

Die deutſchen Bardenlieder, welche Karl der Große hat ſammeln und aufſchreiben laſſen, können nach dem ganzen Verhältniß der damahligen Zeit und Denkart keine andern geweſen ſeyn, als ähnliche hiſtoriſche Heldengedichte aus der ſchon chriſtlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel ſpäterer Geſtalt, noch Heldengedichte in deutſcher Sprache vorhanden ſind, in denen Attila, Odoacker, Theodorich, das Geſchlecht der Amalungen gefeyert werden, zuſammen mit andern fränkiſchen und burgundiſchen Helden, welche entweder die Sage oder ſelbſt die Geſchichte in dieſelbe Zeit mit jenen verſetzt; ſo darf man wohl nicht bezweifeln, daß ſich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothiſchen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl, wie einſt Solon den Homer, ſammeln und ordnen ließ, noch erhalten hat in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem ſogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Vorausſetzung, daß dieſe von Karl geſammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin geweſen ſeyen, daß ſie überhaupt der heidniſchen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutſchen angehört haben möchten, konnten nur bey denen Glauben finden, welche mit dem Geiſte jenes Zeitalters nicht hinreichend bekannt waren. Es läßt ſich aber noch ein Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig beſtimmt und entſchieden wird. Die noch vorhandene Eidesleiſtung, durch welche der Sachſe, wenn er ſich zum Chriſtenthum bekannte, dem Heidenthum entſagen mußte, lautete wörtlich ſo: „Ich entſage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachſen Odin, und allen Unholden, die ihre Genoſſen ſind.“ *) Es wird dieſe Formel dem achten Jahrhundert zugeſchrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damahlige Denkart macht das keinen Unterſchied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachſen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebethet. Wie kann man nun glauben, daß er bey ſolchem Verhältniß heidniſche Lieder von Hermann oder Odin habe ſammeln laſſen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige hiſtoriſche Wahrheit, daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verſchieden, und daß Sachſen als ſein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbſt die ſkandinaviſchen Sagen und Geſchichten, ungeachtet ſie ihn ſich ganz zueignen möchten, ſind doch auch eingeſtändig, daß Odin erſt König in Sachſen geweſen, und von da nach Schweden gekommen ſey, dort Sigtuna erbaut, und ſein Reich gegründet habe. Damit ſtimmt das Zeugniß der Angelſachſen überein, deren Könige ihr Geſchlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie

---

*) Andre Gelehrte, wie A. W. von Schlegel, erklären jedoch die Stelle anders, und bezweifeln ſelbſt die Richtigkeit der Lesart. Mir ſcheint ſehr bedeutend, daß eben drey heidniſche Götter hier genannt werden, worin ich auch einen neuen Grund der Beſtätigung für obige Abtheilung der Lesart finde, welche vor allen Dingen eine neue und ſorgfältigere Prüfung verdiente.

von ihm abſtammte. Dieſe angelſächſiſche Genealogie ſcheint ſo hiſtoriſch bewährt zu ſeyn, die Übereinſtimmung der beyden von einander unabhängigen Zeugniſſe iſt ſo merkwurdig und viel beweiſend, daß ich der Meinung derjenigen beyſtimme, welche dieſen Odin für eine hiſtoriſche Perſon halten, wo er alsdann etwa in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Romer zu ſchwach zum Angreifen, von dieſer Seite aber auch noch nicht von den Deutſchen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutſchlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachſen und im Norden ſo groß war und Alles überglänzte, den Römern unbekannt blieb. Wir müſſen uns den Odin demnach denken als einen Fürſten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als ſolcher durch weiſſagende Geſänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demſelben Zweck mitwirkenden Prieſtern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derſelben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunſt beygelegt ward, nachgehends ſelbſt vergöttert worden iſt. Daß jener Odin erſt aus Aſien nach Sachſen gekommen ſey, iſt eine ſkandinaviſche Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des hiſtoriſchen Odin durchaus nicht paßt. Auch durch die Kriege des Pompejus gegen die Kaukaſiſchen Völker, oder durch die Erſchütterung, welche der Sturz des Mithridates bey ſeinen weithin im Norden verbreiteten Bundesgenoſſen hervorgebracht haben mag, läßt ſich hier keine haltbare Anknüpfung begründen; da ſich in den erſten Nachrichten und Beſchreibungen der claſſiſchen Schriftſteller von Germanien noch gar keine Spur findet von allem, was ſich auf den jüngern, geſchichtlichen Odin und ſeinen neuen Götterdienſt irgend beziehen konnte. Die ſkandinaviſchen Sammler ſahen ſich, um ihre Sagen mit den geſchichtlichen Zeugniſſen einigermaßen in Übereinſtimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zuſammenſchmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem ſolchen ältern Odin finde ich in unſerm Germanien nur eine einzige Spur bey den alten Schriftſtellern, die aber allerdings merkwürdig iſt. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulyſſes auch nach Deutſchland gekommen ſey, und dort die Stadt Aſciburgum erbaut haben ſolle. Die Alten pflegten bey ſolchen Zuſammenſtellungen einen viel beſtimmteren Begriff zu haben, als wir vorausſetzen. Sie ſahen dabey nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten ſie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wiſſenſchaft und Kunſt Merkur, beſonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieſelbe war, wobey ſie die große Lokalverſchiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger wichtige überſahen. Ulyſſes war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm ſelbſt oder ſeinen Söhnen wurden noch im fernen Weſten Abentheuer oder Kolonien zugeſchrieben. Wo ſie nun immer bey den weſtlichen oder nordiſchen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der öſtlichen oder ſüdlichen Welt trafen, da hatten ſie gleich ihren Herkules oder Ulyſſes zur Hand, woran ſie jene fremde Nationalſage anknüpften. Die Erinnerung ihres Urſprungs und ihrer erſten Einwanderung aus Aſien war bey den nordiſchen Völkern nicht ganz erloſchen. Eine Sage dieſer Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutſchland, mußte alſo zu Tacitus Zeit noch bekannt ſeyn, und es ließe ſich glauben, daß ſelbſt der Nahme dieſes ältern Odin, wenn die deutſche Sage ihn ſo nannte, den Römer an den griechiſchen Odyſſeus erinnert, und um ſo mehr auf die gewaltſame Zuſammenſtellung geleitet habe. Den mannichfaltigen Angaben und zum Theil verworrenen Sagen und ſich widerſtreitenden Meynungen von dem jüngern unzweifelhaft hiſtoriſchen Odin ließe ſich wohl noch mit der meiſten Wahrſcheinlichkeit die Vermuthung unterlegen, daß derſelbe von den Gothen, deren Wohnſitze ſich bis in die Gränzen von Aſien erſtreckten, ausgegangen ſey: vielleicht zu der Zeit, als auch das Chriſtenthum ſchon Anhänger bey ihnen zu finden begann, womit doch wohl nicht alle zufrieden ſeyn mochten, ſo wenig als mit dem ſteten Hindrängen in das römiſche Land und Leben, wodurch die väterliche Sitte nothwendig verdrängt werden mußte; daß mithin Odin, als Held und Fürſt, als Sänger, Seher und Prieſter, Anhänger und Erneuerer der alten Götterſage und nordiſchen Myſterien zurück nach dem innern Norden und Germanien gezogen ſey, dort in Altſachſen ein Reich geſtiftet, endlich aber in Schweden ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen habe.

Die geſchichtlichen Lieder und Heldengedichte ſind übrigens gewiß auch bey den gothiſchen und germaniſchen Völkern, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeſchrieben worden, weil es gegen den Geiſt ſolcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger iſt; auch in ſolchen Zeiten nicht, wo die Deutſchen ſchon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinſchaftlich mit ihnen lebend, Buchſtaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall ſeyn mit den weiſſagenden Geſängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu dieſen glaube ich wohl, daß auch Buchſtaben angewandt worden. Ich habe bey einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germaniſchen Völker, auch ehe ſie von den Griechen und Römern vielfältig ſchreiben lernten, mit der Buchſtabenſchrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde alſo die Gründe, warum ich dieſes für wahrſcheinlich halte, zugleich aber den allerdings ſehr beſchränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchſtaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, ſo wie wir es haben, iſt allerdings ſchon aus ſpäterer Zeit; mehrere Buchſtaben ſind ganz die römiſchen. Allein andere ſind grundverſchieden und laſſen ſich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchſtaben, ſelbſt die Mangelhaftigkeit des ganzen, urſprünglich nur ſechzehn Buchſtaben enthaltenden Alphabets ſcheinen eben ſo viel Beweiſe, daß es ein eignes und nicht erſt von den Römern entlehntes war. Selbſt in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelſachſen nachher von Griechen und Römern annahmen, ſind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieſes allen, oder doch mehreren germaniſchen Völkern gemeinſchaftlich war, beweiſen Runen-Inſchriften, gefunden in den entlegenſten Gegenden, wohin nur immer gothiſche oder andere deutſche Völker gekommen ſind. Woher ſollte denn aber der Norden und die Deutſchen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet ſich, wenn man eine ſolche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine ſolche dar, die nicht unwahrſcheinlich zu nennen iſt. Die Phönicier, welche ſo vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was ſich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs ſehr verſchieden geſtaltete, waren lange Zeit ganz im Beſitz des Handels im baltiſchen Meere. Hiſtoriſch gewiß iſt, daß mehrere am baltiſchen Meere anwohnende germaniſche Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegeriſchen Gränzvölker am Rhein. Hier am baltiſchen Meer war auch der urſprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienſtes der Hertha, welchen uns Tacitus allerdings als eine Art von Myſterien ſchildert. Ich finde wahrſcheinlich, daß die Runen vorzüglich nur ſolchen Prieſterverbindungen bekannt geweſen ſeyen und gedient haben. Daß ſie von Alters her zum magiſchen Gebrauch angewandt worden, dafür gibt es ſo viele Beweiſe, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgeſucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weiſſagenden oder beſchwörenden Geſang begleitete, in welchen die Hauptbuchſtaben nach einer gewiſſen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wurden *). Dieſer eigne Gebrauch hat allerdings auch die auf den Inſchriften noch kennbare Form der Runen beſtimmt. So denke man ſich den Seher, oder den Prieſter, zugleich mit dem räthſelhaften Geſange, die geheimnißvollen Stäbe und Runen vor dem Hörer oder Lehrling legend, der es lernen ſollte, eines durch das andere zu deuten und den Zaubergeſang ſelbſt aus den magiſchen Stäben, die wir noch jetzt von jenem Urſprunge aus, Buchſtaben nennen, zu errathen. Wer ganz in der hiſtoriſch erhellten und gebildeten Zeit daheim iſt, der weiß ſich ſelten in die dunklere Vorzeit zu verſetzen; daher ihr vieles geliehen und philoſophiſch angedichtet wird, was nicht ſo war, und wieder anderes abgeſprochen, was ſie wirklich beſaß.

In Sachſen ſelbſt ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indeſſen blieben noch bis auf ſpäte Zeiten manche Erinnerungen und Überreſte davon zurück. Das Landvolk ließ ſich ſeine Frühlingsfeyer nicht nehmen; dieß ſchuldloſe und in allen Religionen ſchöne Feſt der Natur ward nun auf

---

*) Auf ein weißes Gewand wurden die zuvor bezeichneten Stäbe ausgeſchüttet, nach der ſehr anſchaulichen Beſchreibung des Tacitus. Germ. cap. x. init. Runa heißt beym Ulfilas, Geheimniß; wovon unſer Raunen und Alraune. Von dem magiſchen Gebrauch dieſer Runen bey den heidniſchen Normannen ſpricht auch Rhabanus Maurus, de invent. linguarum, ap. Goldasti Script. rer. Alleman. ed. Senckenberg. tom. II. p. 69. Litteras quippe, quibus utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, a quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt; cum quibus carmina sua, incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unſerm nordiſchen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es ſchloſſen ſich manche Gebräuche der Art an das chriſtliche Pfingſtfeſt. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nordlichen Deutſchlands, um die Zeit, wenn der Tag am längſten iſt, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, deſſen Sinn lange verlohren iſt, ſtammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordiſchen Heidenthum her. Beſonders die Berge und Wälder, die alten Wohnſitze des ehemaligen Götterdienſtes, umſchwebten noch lange dieſe Erinnerungen. Noch manche chriſtliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder ſonſt merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; nicht minder die Eſche, dieſer magnetiſche Baum, welchen die Edda als den Urſtamm der Natur in ihrer Schöpfungs-Sage aufſtellt; in den Gedichten wird beſonders noch in ſpätern Zeiten die duftende Linde als ein zauberiſcher Baum gefeyert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherley Aberglauben. Überhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem ſie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgeſtalt. Von den begeiſterten Seherinnen und mächtigen Alraunen der nordiſchen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerley Beſchwörungen und Hexenkünſte übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daſelbſt verſammelten Helden und Göttergeſtalten trat in der Fantaſie des Volks das Geiſtergepolter der Walpurgisnacht.

Indeſſen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande ſelbſt vertilgt ward, fand ſie noch lange eine ſichere Freyſtätte in dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſie erſt ſpät und allmählig nach langem Kampfe dem Chriſtenthum wich, und noch in manchen herrlichen Geſängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen iſt. So können wir die Poeſie des Mittelalters und überhaupt die germaniſche Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländiſchen Edda ſtrömt. Ihrer jetzigen Abfaſſung nach fällt ſie in die Zeit zwiſchen Harald Harfagr, wo die Normänner ſich auf Island anſiedelten, und den Tod des Snorro Sturleſon, und den Untergang der isländiſchen Freyheit; alſo in das neunte bis dreyzehnte Jahrhundert. In den ſpätern Stücken findet ſich manche Beziehung auf griechiſche Mythologie, und ſogar auf das Chriſtenthum, ſey es nun, um die nordiſche Sage dieſem ähnlicher zu machen, oder auch um ſie an die Geſchichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichſten Stücken, beſonders allen den poetiſchen der ältern Edda, athmet unſtreitig der echte und reine Geiſt der nordiſchen Götterlehre. Von der poetiſchen Seite unterſcheidet ſich dieſe von der der Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Die griechiſche Götterlehre iſt vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zuſammengeſtellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man ſie im Vergleich mit der nordiſchen, doch als Ein Ganzes betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliehrt ſich allmählig in die Menſchenwelt; die Poeſie in die Proſa und Wirklichkeit. Die nordiſche Götterlehre erhält durch die letzte Kataſtrophe, auf die alles prophetiſch hindeutet, einen vollkommnen Schluß und iſt in ihren weſentlichen Grundzügen in dem Einen Werke der Edda umfaßt. Es iſt das Ganze wie ein einziges Gedicht, ein fortgehendes Trauerſpiel. Von dem erſten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erſtarrten Rieſen entſteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, und über dem alten Abgrunde die heilige Eſche, Ygdraſill, aufgrünt: der Baum des Lebens, der ſeine Wurzeln durch alle Tiefen, und ſeine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgeſinnte lichte Geiſter die Macht der Rieſen, und die alten Kräfte der Finſterniß, in manchen Kämpfen beſiegen; bis zu dem bevorſtehenden Untergang der Götter und Aſen, Odins und ſeiner Kampfgenoſſen, iſt alles ein zuſammenhängendes, großes Natur- und Heldengedicht. Das Weſentliche, worauf alles hinzielt, iſt abermahls wie in den meiſten alten Dichterſagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelſten, den tapferſten, den ſchönſten jugendlichen Helden meiſt zuerſt das Loos in der Schlacht, weil Odin ſie ſammelt in ſein Walhalla, um deſto mehr Genoſſen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorſtehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in dieſem letzten Kampf nicht mehr obzuſiegen, ſondern zu unterliegen vorher beſtimmt iſt. Die erſte Begebenheit, wodurch dieſer allgemeine Untergang ſich ankündigt, iſt Balders Tod. Wie in der trojaniſchen Sage in dem Tod der beyden Edelſten, des biedern Hektor und des ſchönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt ſich ausdrückt, eben ſo auch hier in dem Tode Balders, des Lieblings aller

Götter, des ſchönſten der Helden. Vorher beſtimmt iſt ſein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthſel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthſel, deren eine tragiſche Auflöſung wartet, und läßt ihren beſtimmten Raub nicht fahren.

Am nächſten ſchließen ſich an die Wahrheit, jene Geſichte der nordiſchen Edda von der einbrechenden Dämmerung und Nacht der Götter, von dem bevorſtehenden Untergange der guten Aſen und Lichthelden, dem zur letzten Zeit beſtimmten Losbrechen der Finſterniß und ihrer Gewalten, und dem furchtbar bevorſtehenden obwohl vorübergehenden Sieg des böſen Loke, wie der auf jene kurze Finſterniß dann folgenden neuen Götterwelt, und himmliſchen Verklärung; ſo daß man hier faſt mehr als unbewußte Anklänge tiefſinniger Ahndung, und vielmehr ſchon eine wenn auch unvollkommne Kenntniß von den Wahrheiten des Chriſtenthums vermuthen und vorausſetzen möchte.

Ungefähr in derſelben Zeit der norwegiſchen Macht und Heldengröße, ſcheinen auch die Oſſianiſchen Gedichte, welche derſelben und ihrer Verbreitung über die hebridiſchen und iriſchen Inſelländer vielfältig erwähnen, ſo viel als davon alt und echt iſt, entſtanden zu ſeyn. Da ſie aber in dem ganz abgeſonderten Kreiſe des gaeliſchen Völkerſtammes in Schottland eingeſchloſſen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, ſo werde ich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Siebente Vorleſung.

Älteſte deutſche Poeſie. Vom Mittelalter überhaupt. Entſtehung der neuern Europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normanen, und Einfluß deſſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen.

Bey den deutſchen Völkern im übrigen Europa zeigte ſich die Liebe zur Poeſie jetzt auch in einigen Verſuchen, das Chriſtenthum im Geſang darzuſtellen, und die Geſchichten der heiligen Schrift dichteriſch einzukleiden. So geſchah es bey den Sachſen in England und im ſüdlichen Deutſchland durch Ottfried. Als poetiſcher Kunſtverſuch konnte dieß nicht wohl ſehr glücklich ausfallen, da es auch ſpäter viel gelehrtern und kunſtreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichterſprache und Verskunſt bleiben es ſchätzbare Denkmahle, beſonders da dieſe chriſtlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, ſondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um ſo beſtimmter ſagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demſelben Zeitalter und ganz in derſelben Form vorhanden iſt. Es iſt ein Siegeslied auf den oſtfränkiſchen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus ſo alter Zeit, jetzt ſchon über neun Jahrhunderte alt, und von dieſer hohen Vortrefflichkeit, iſt ein unſchätzbares Denkmahl. Eine

Stelle darin iſt auch hiſtoriſch wichtig; der Dichter ſchildert die feyerliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut ſchien in Wangen
Kampfluſt'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

Lied war geſungen.
Schlacht ward begonnen.

Dieſes beweiſt, daß die altgermaniſche Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer, durch ein geſungenes Helden- und Kriegslied zu begeiſtern, noch immer beſtand. Wie ſehr überhaupt die Heldenpoeſie auch in dem chriſtlichen Deutſchland immer fort geübt und geliebt ward, beweiſt der Anfang eines andern alten Gedichts, welches keinem kriegeriſchen Gegenſtande, ſondern vielmehr dem Lobe eines Biſchofs, des heiligen Anno von Kölln gewidmet iſt:

„Wir hörten" heißt es hier: „von Helden oftmahls ſingen,
„Und wie ſie feſte Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all zergingen
„Und wie ſich liebe Kampfgenoſſen ſchieden; —

— d. h. in Zwieſpalt geriethen.

Der ſtäte Inhalt aller heroiſchen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwieſpalt der Helden iſt in dieſen Verſen ſehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Nibelungen-Lied erſt im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts in ſeine jetzige Geſtalt gebracht worden ſeyn mag, ſo dürfen wir doch wohl auch hier ſchon mit der Betrachtung bey demſelben verweilen, nachdem wir früher wahrſcheinlich gemacht haben, daß es ſeinem weſentlichen Inhalte nach aus den geſchichtlichen Heldenliedern der gothiſchen Völker entſprungen und nebſt dieſen und andern verwandten deſſelben Kreiſes, in der karolingiſchen Sammlung, wenn gleich in andrer Geſtalt und Mundart, mit umfaßt war.

Jene kunſtreiche Entfaltung der Begebenheiten, und faſt dramatiſche Ausführlichkeit in der Darſtellung, wie in den homeriſchen Gedichten, iſt den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, ſo daß die Nachahmung dieſer Weiſe andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bey einer einfachern und kunſtloſern Geſanges- und Dichtungsweiſe geblieben ſind, nimmt dieſes vaterländiſche Werk eine ſehr hohe, unter den heroiſchen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erſte Stelle ein. Beſonders zeichnet es ſich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden iſt es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglaſſung alles Überflüſſigen. Auch die deutſche Sprache zeigt ſich hier in einer Vollkommenheit, die ſie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bey der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, welche ſpäterhin bald Künſteley, dann Härte und Verwilderung geworden iſt. Die Heldenſage aller Völker hat im Innern und weſentlich, wie ich ſchon oft bemerkte, viel Übereinſtimmendes, nur daß ſie ſich überall der beſondern Nationalgeſchichte auf eigenthümliche Weiſe einwebt, und nach der verſchiedenen Gefühls- und Geſangsweiſe eines jeden Volkes eigen und anders geſtaltet. Auch hier wird die allgemeine tragiſche Anſicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tode eines einzelnen Lieblingshelden, des edelſten, ſchönſten, ſiegreichſten, der aber vorher beſtimmt iſt, dieſe herrlichen Vorzüge, die auf ihm zuſammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darſtellung einer großen Kataſtrophe, angeknüpft an eine halb hiſtoriſche Begebenheit aus der eignen Nationalſage. Von dieſer Seite nun findet alſo allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutſchen Gedicht die letzte Kataſtrophe tragiſcher, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich iſt, als irgend eine der homeriſchen Schlachten, ſo iſt dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit ſanftern Zügen geſchildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieſes Werk überhaupt die beyden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzuſtellen, ſowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfang des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Hochzeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören ſagen.

(Ehe wir aber die Charakteriſtik dieſer deutſchen Heldenpoeſie weiter verfolgen, wenden wir unſre Betrachtung zuvor noch einmahl auf das Ganze des Mittelalters überhaupt.)

Man ſchildert und denkt ſich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wie einen leeren Raum zwiſchen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunſt und Wiſſenſchaft auf der einen Seite völlig untergehen, um ſie dann nach einer langen tauſendjährigen Nacht deſto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporſteigen zu laſſen. Dieſes iſt aber in einer zwiefachen Rückſicht falſch, einſeitig, und nicht richtig. Das Weſentliche von der Bildung und den Kenntniſſen des Alterthums iſt nie ganz untergegangen, und vieles von dem Beſten und Edelſten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, iſt im Mittelalter und aus dem Geiſte deſſelben entſprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche litterariſch die reichſten, darum auch immer moraliſch die beſten und größten, politiſch die glücklichſten ſind. Wenn wir ſchon an den Gedanken gewöhnt ſind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer ſpätern litterariſchen Ausbildung voranging, ſo ſollte man ähnliche Betrachtungen auch bey der Geſchichte des neuern Europa nicht ganz vergeſſen. Wenn man auf dieſe allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rückſicht nimmt, und bloß auf Geiſtesbildung und Litteratur ſelbſt den Blick beſchränkt, ſo muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabſetzung des Mittelalters herrſchende.

Betrachten wir die Litteratur als den Inbegriff der ausgezeichneteſten und eigenthümlichſten Hervorbringungen, worin der Geiſt eines Zeitalters, der Charakter einer Nation ſich ausſpricht; ſo iſt eine kunſtreich ausgebildete Litteratur gewiß eine der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterſchied, eine und dieſelbe Art von litterariſcher Ausbildung verlangt, und wo man dieſe nicht findet, gleich alles verwirft, ſo iſt dieß nicht nur einſeitig, ſondern auch falſch und gegen den Gang der Natur. Überall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunſt, die Sage der Geſchichte, die Poeſie der Kritik vorangehen. Hat die Litteratur einer Nation keine ſolche poetiſche Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunſtreichen Entwickelung, ſo wird ſie niemahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeiſt athmen. Eine ſolche poetiſch reiche, aber nichts weniger als eigentlich litterariſch oder wiſſenſchaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geiſtesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojaniſchen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und dieſem Umſtande verdankt ſie hauptſächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine ſolche poetiſche Vorzeit für das neuere Europa iſt das Mittelalter, dem man eine ſchöpferiſche Fülle der Fantaſie gewiß nicht abſprechen darf. Das ſtille langſame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erſcheint, ſo giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Hervorbringungen. Einem ſolchen allgemeinen Frühlinge der Poeſie bey allen Nationen des Abendlandes iſt das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterſitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Litteratur hat aber noch eine andere Seite als dieſe poetiſche, bey der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft ſieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Überlieferung, wodurch die Kenntniſſe der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, ſondern durch die natürlichen Fortſchritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetiſche Theil der Litteratur iſt derjenige, welcher ſich in den beſondern Landesſprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere auf die Erhaltung der überlieferten Kenntniſſe gerichtete, bildet die lateiniſche, allen Nationen des Abendlandes gemeinſame Litteratur des Mittelalters. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geſchichte und in den Geiſt des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer geweſen, als er gewöhnlich dargeſtellt wird.

Wenn man freylich bloß auf die Poeſie und auf die Entwickelung des Nationalgeiſtes in den Landesſprachen ſieht, ſo möchte man wohl wünſchen, daß eine ſolche lateiniſche Litteratur gar nicht vorhanden geweſen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geſchichte und Philoſophie, beſonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für ſich Barbariſches, und unſäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, Geſetzgebung und Staatsgeſchäfte in einer ausländiſchen, und vollends in einer abgeſtorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunſt gehabt; viele poetiſche Denkmahle der Deutſchen und aller andern Völker des Abendlandes ſind untergegangen, weil gutmeinende Überſetzer und ſeyn wollende Erklärer ſie ins Lateiniſche übertrugen, und in Proſa aufgelöſt als fabelhafte Geſchichte gaben, was urſprünglich wahre Poeſie und Heldenſage war. Viele poetiſche Talente und Werke ſind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verlohren gegangen, daß die Verfaſſer ihre Dichterkraft an dem vergeblichen Verſuche verſchwendeten, in einer für ſie doch ſchon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen ſtand, andern lebendig vor Augen ſtellen zu wollen. Davon ließen ſich viele Beyſpiele anführen, von jener guten Kloſterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen ſächſiſchen Kaiſers in einem lateiniſchen Gedichte beſang, welches, wenn es ein deutſches geweſen wäre, ein ſchätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geſchichte, und gewiß auch der Dichtkunſt ſeyn würde, bis zum Petrarka, welcher ſeinen Dichterruhm nicht ſo wohl auf die italiäniſchen Liebesgedichte, die ihn unſterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleyen der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls anſah, als vielmehr auf ein jetzt vergeſſenes lateiniſches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch ſpäter die lateiniſche Sprache erwählten, und deren beſonders Italien und Deutſchland im 15ten und 16ten Jahrhundert ſo viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bey dieſen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateiniſchen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergeſſen, daß ehe die beſonderen Landesſprachen ſich entwickelt hatten, eine gemeinſame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlichen Unterricht, ſondern ſelbſt für die Staatsgeſchäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unſchätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zuſammenhing. Außerdem ward in allen romaniſch redenden Ländern, die lateiniſche gar nicht als eine fremde, oder ausgeſtorbene Sprache betrachtet, ſondern nur als die alte, regelmäßiger bey den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegenſatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der ſogenannten Vulgarſprache. Erſt im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateiniſche Sprache in dieſen Ländern auf eine lebende zu ſeyn, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande ſich eigen geſtaltende Romanzo, ſich ſo weit von dem Lateiniſchen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volkdialekte, ſondern ganz andere Sprachen waren. Der Übergang iſt jedoch ſo allmählig geſchehen, daß der entſcheidende Zeitpunkt ſich eigentlich nicht ganz genau und ſcharf beſtimmen läßt. Um ſo natürlicher war die Täuſchung, vermöge deren man die lateiniſche Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem ſie wirklich ſchon ausgeſtorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateiniſchen Sprache und Ausſprache beym Kirchengebrauch, bey den Gelehrten und Geiſtlichen und in den Klöſtern eigentlich ſtets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden iſt.

Die ganze Überlieferung und Erbſchaft aller Kenntniſſe und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein

Allgemeingut der geſammten Menſchheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut iſt, was ihnen heilig ſeyn ſoll, und für deſſen Erhaltung wir ſie gewiſſermaßen verantwortlich machen und Rechenſchaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltſame Störung, wodurch dieſes Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerriſſen, oder auch nur zerriſſen zu werden bedroht wird, tadelt, ſich dagegen empört, und jede ſolche Unterbrechung als Barbarey verabſcheut, iſt ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indeſſen ſollte doch, ſtreng genommen, nur die abſichtliche Zerſtörung, oder die ganz ſtumpfſinnige Vernachläſſigung der Denkmahle der Vorwelt barbariſch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung ſollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarey gemacht werden. Eine ſolche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; abſichtliche Zerſtörung, wenn auch in der bildenden Kunſt häufiger, findet ſich doch in der Litteratur äußerſt ſelten. Das einzige mir bekannte Beyſpiel einer abſichtlichen Vernichtung iſt jenes, wie in ſchon ziemlich ſpäten Zeiten zu Konſtantinopel einige damahls noch vorhandene erotiſche Dichter der Griechen, wegen zu freyer Sinnlichkeit und Unſittlichkeit vertilgt worden ſeyn ſollen. Dieſe moraliſche Ängſtlichkeit, wobey nicht nur die Freyheit, welche der Dichtkunſt allenfalls vergönnt iſt, ſondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergeſſen ward, mag tadelnswerth erſcheinen. Daß indeſſen die Sammler und Abſchreiber des Mittelalters, ſowohl die byzantiniſchen, als die im Abendlande, im Ganzen ſelbſt in dieſer Hinſicht nicht ſo übertrieben ſtreng waren, beweiſt die Menge der noch vorhandenen griechiſchen und lateiniſchen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beſchaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfniſſe des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und der Litteratur manchen empfindlichen Verluſt gebracht; ſelbſt in den neuern Zeiten und noch ſeit Erfindung der Buchdruckerey. Wie viel mehr vor derſelben, und da Handſchriften, koſtbar und in geringer Zahl, ſtatt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetſten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe die Gothen Rom, oder Araber Alexandrien beſetzten, ſind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tauſende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil ſie nicht weiter als in der einen Handſchrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verluſt mancher wichtigen Schriftſteller, und ſind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber iſt der Untergang eines einzelnen Schriftſtellers oder Geiſteswerkes, ſelbſt durch Vernachläſſigung verurſacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarey zu beſchuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Ariſtoteles, für uns einem der wichtigſten Denkmahle des griechiſchen Geiſtes, bey den Alten ſelbſt nur eine einzige Abſchrift übrig geblieben war, die vergeſſen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieſes geſchah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die litterariſch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt ſind. Und geſetzt auch, daß die geſchichtliche Kritik gegen die buchſtäbliche Genauigkeit dieſer Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Reſultat iſt daſſelbe; denn, wie da vom Ariſtoteles erzählt wird, ſo iſt es, wie wir genau und geſchichtlich wiſſen, obwohl nicht immer mit ſo glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftſtellern ergangen, und das zwar in den blühendſten und gebildetſten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abſchriften iſt im Abendlande ſeit Karl dem Großen, wenigſtens mit größtem Eifer und planmäßig geſorgt, eben ſo ſehr und vielleicht beſſer als nur immer in Alexandrien und Rom, oder ſonſt in den gebildetſten Zeiten des ſpätern Alterthums. Daß die chriſtlichen Schriften und Schriftſteller hiebey den Vorzug hatten, iſt billigerweiſe nicht zu tadeln. Wie viele aber ſind nicht im Abendlande auch von den heidniſchen und altrömiſchen erhalten? Konſtantinopel iſt nie durch die Gothen erobert, noch von ſogenannten Barbaren überſchwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl iſt deſſen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechiſchen Litteratur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was ſich von der urſprünglich gar nicht ſehr reichen und ungleich ärmern lateiniſchen Litteratur erhalten hat.

Es war überhaupt der wiſſenſchaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntniſſe in den erſten Zeiten des Mittelalters ſehr zweckmäßig eingerichtet. Nebſt allem, was für das Chriſtenthum nothwendig war, ging die nächſte Sorge auf das Studium der lateiniſchen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntniſſe war, ſodann auf die weſentlichſten Theile der Mathematik, und endlich machte man es ſich überhaupt in den Klöſtern zu einer Pflicht und Gewiſſensſache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abſchriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältniſſe das Weſentlichſte ſeyn mußte, ſo lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunſt der römiſchen Sprache nach Cicero und Quinctilian; beſſere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemeſſener und klarer, überhaupt in ſofern man noch in einer todten Sprache gut ſchreiben kann, beſſer als ſelbſt in der letzten Römer-Zeit, und im ſechſten Jahrhundert ſchrieb, iſt von allen Kennern dieſer Zeit und ihrer Litteratur anerkannt. Nebſt der Sprache und ihren Denkmahlen war unſtreitig nichts ſo wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und ſo vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntniſſe und techniſcher Fertigkeiten iſt. Das ſchnelle Emporblühen des Wohlſtandes und der Städte, beſonders in Deutſchland unter den ſächſiſchen Kaiſern, der Flor der Baukunſt in dieſem Zeitalter, und ſo vieler andern Künſte, die Kenntniß und Wiſſenſchaft vorausſetzen, beweiſ't die Fruchtbarkeit dieſes Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematiſchen und mechaniſchen Kenntniſſe, und die techniſchen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu laſſen.

Am meiſten möchte man wohl die Trennung des

Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechiſchen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter ſelbſt noch griechiſch lernte, und Lehrer dieſer Sprache in zweyen Städten des ſüdlichen Deutſchlands anſtellte, bis zu der Zeit, da die beyden letzten Ottonen aus dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, der griechiſchen Sprache kundig genug waren, um ſie zu ſprechen, war die Kenntniß derſelben in Deutſchland beſonders nie ausgegangen. War ſie früherhin, wie natürlich, zunächſt auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, ſo ließ jetzt der Erzbiſchof Bruno von Kölln, der aus demſelben großen Kaiſerhauſe entſproſſen war, Gelehrte aus Griechenland in der Abſicht kommen, um auch die Profanſchriftſteller, Geſchichtſchreiber und Philoſophen ſelbſt verſtehen zu können, und andern erklären zu laſſen. Unter der Dynaſtie der ſächſiſchen Kaiſer, welche mit dem byzantiniſchen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob ſich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutſchlande, eine Menge ſchöner Kirchen und Denkmahle der Baukunſt, nach dem Muſter der griechiſchen Sophien-Kirche, dem erſten Vorbilde aller chriſtlichen Architektur. Überhaupt aber war Deutſchland in dieſem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigſte, ſondern auch das cultivirteſte Land in ganz Europa.

So iſt alſo der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germaniſchen Völkern macht, daß ſie Verwilderung und Barbarey über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Beſonders ungerecht iſt dieſer Vorwurf gleich in den erſten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn dieſe, lange ſchon Chriſten vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt alſo mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältniſſen des gelehrten und geiſtlichen Standes, wie ſie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerſtörend gewirkt, ſondern vielmehr wiſſenſchaftliche Anſtalten erhalten und befördert, ſoviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umſtände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothiſchen Völker von einem fremden, wilden, heidniſchen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheyhaß, weil ſie Arianer waren, ſie gegen die Katholiſchen ungerecht und erbittert machte. Selbſt die letzte blühende Zeit der noch alt zu nennenden römiſchen Litteratur fällt unter Theodorich, und niemahls hat der ſeynſollende Patriotismus der Italiäner einen verkehrteren Gegenſtand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer ſpätern Dichter: das von den Gothen befreyte Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrſchaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzubald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarey begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantiniſchen Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgeſogen ward. Überhaupt gibt es keine beſſere Rechtfertigung für die Einwirkung der germaniſchen Völker auf das neuere Europa, als wenn man dieſe aufſtrebende Thätigkeit, dieſe Fülle von Leben in dem europäiſchen

Abendlande, dieſe ſich ſo mannichfaltig und ſo herrlich entwickelnde Nationalkraft, dieſe Poeſie des Mittelalters vergleicht und zuſammenſtellt mit dem Elend des tauſend Jahre lang dahinſchmachtenden byzantiniſchen Reichs, und ſie mit dieſer einförmigen Geiſteserſchlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch beſaßen die Byzantiner allerdings viel größere litterariſche Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntniſſe, welche das Abendland erſt von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch in der Geiſtesbildung und Litteratur nicht ſo ſehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünſtiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutſchen Völker, noch nicht Chriſten, in ihren Sitten rauher, und mit den römiſchen Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachſen in Brittannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwiſchenzeit der Zerſtörung und Finſterniß annehmen, ſo hat dieſe höchſtens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theodorich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantiniſchen Druck in Barbarey darnieder lag, hatte ſich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in den fernen Norden, in die Klöſter von Irrland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachſen in England mit dem Chriſtenthum dieſe wiſſenſchaftliche Cultur, wie ſie damahls war, überkommen, als ſie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieſes Licht nach Frankreich und

Deutſchland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöſchen. Seit Karl dem Großen hat eine ſtete, nicht nur planmäßige Erhaltung, ſondern auch unermüdete und raſtlos fortſchreitende Erweiterung der Kenntniſſe Statt gefunden, ſo daß man eigentlich die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, welche genauere Geſchichtforſcher ſchon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen müßte. Selbſt in der finſterſten kurzen Zwiſchenzeit vom ſechsten bis zum achten Jahrhundert, fing jenes wiſſenſchaftliche Inſtitut ſich an zu bilden, was durch Karl begünſtigt und allgemein begründet, die ausgedehnteſte Wirkſamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöſter, und einer für das allgemeine Wohlthätigen Geiſtlichkeit. Dieſen ſo zweckmäßig eingerichteten geiſtlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befeſtigten, und die Wiſſenſchaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa ſeine nachmahlige Überlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntniſſen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln ſo weit überlegen waren. Vergleicht man die poetiſche Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beſchränkten Hülfsmittel beyder auch in ihren wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verſchwendung, die ein Harun al Raſchid, oder andere Chalifen und Sultane, als unumſchränkte Beherrſcher der reichſten Länder des Orients, über ihre wiſſenſchaftliche Einrichtungen verbreiten und ausſchütten konnten, ſo erſcheint das Abendland dagegen dürftig und muß weit zurückſtehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum ſichern Beweiſe, daß die Wiſſenſchaften beſſer gedeihen durch Inſtitute, die vom Staate und den äußern Verhältniſſen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachſen, und ungehindert ſich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunſt und Willkühr eines Herrſchers, der darin zunächſt nur ſeinen eignen Ruhm, und einen äußern Glanz ſucht. Am meiſten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wiſſenſchaftlichen Inſtituten und geiſtlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit ſicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichſt beförderte. So groß indeſſen auch Karls Verdienſte um Geiſtesbildung und Litteratur, ſowohl die lateiniſche, als die der Landesſprache waren, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß Alfred, der ſelbſt Forſcher, ja für ſein Zeitalter ein Gelehrter war, beſonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleiſtet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im ſüdlichen Deutſchland für Geiſtesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungarn manches zerſtörten, ſo blühte bald darauf unter den ſächſiſchen Kaiſern eine Cultur auf, die in jeder Rückſicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Beſonders an guten Geſchichtſchreibern war damahls Deutſchland reich, ja reicher als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimſchreiber an, bis auf Otto von Freyſingen, einem Fürſten aus dem Hauſe der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbaroſſa, aus dem Kaiſerhauſe der Hohenſtaufen; wozu auch das beytragen konnte, daß Deutſchland damahls der Mittelpunkt aller politiſchen Verhältniſſe war. Mönchs-Chroniken pflegte man ſonſt mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateiniſchen Geſchichtswerke des Mittelalters, weil ſie von Geiſtlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß dieſe Schriftſteller zum Theil von fürſtlicher Geburt, mit allen Staatsverhältniſſen und Geſchäften vertraut, überhaupt die unterrichtetſten und gebildetſten Männer ihrer Zeit, am beſten fähig waren, die wichtigſten Begebenheiten deſſelben mit geſunder Beurtheilung zu überſchauen, oder auch durch eigne Reiſen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenoſſen mit Klarheit darzuſtellen. So pflegte man oft in der Herabſetzung des Mittelalters ganz ſtreitende, und ſich widerſprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geiſtlichkeit die Rede, ſo hieß es, ſie beherrſchten weitläuftige Länder, ſie lebten wie Fürſten, und ſie lenkten alle Staatsgeſchäfte. Kam man auf ihre Werke, ſo hieß es: unwiſſende Mönche ſeyen ſie geweſen, welche keine Geſchichte ſchreiben konnten, weil ſie die Welt nicht kannten. Die beſte Lage für einen Geſchichtſchreiber iſt aber gerade eine ſolche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geſchäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr iſt, und die Freyheit behält, ſich zurückzuziehen aus dem Gedränge des Lebens, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuſchauer zu beobachten. Gerade in dieſer Lage befanden ſich mehrere von jenen Geſchichtſchreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geſchichte ſelbſt fortgeſchritten iſt, auch wieder faſt allgemein anerkannt wird, beſonders derer aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer.

In der Philoſophie hatte beſonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch ſie eingeführten Alleinherrſchaft des Ariſtoteles, ſehr ausgezeichnete Schriftſteller. Ein tiefer Forſcher iſt im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande ſeiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefſinnig war aber Anſelmus, obwohl ſeine Philoſophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geiſtreicher Denker und Redner iſt Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie ſein Schüler Johann von Salisbury.

Für alle die romaniſch redenden Länder mußte freylich eine Art von chaotiſcher Zwiſchenzeit entſtehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateiniſchen Urſprung ſich ganz lostrennen, und ſich wieder zu einer eigenthümlichen, und einigermaßen beſtimmten Sprachform geſtalten konnte. Wenn nicht andere ungünſtige Umſtände es verhindert hätten, ſo wäre in dieſer Hinſicht das Verhältniß der deutſchen Völker für die Geiſtesbildung weit günſtiger geweſen. Denn es iſt noch ungleich leichter zwey ganz abgeſonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwey Sprachen ſich vermiſcht haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derſelben zuerſt zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwicklung der deutſchen Sprache und alſo auch für die nationale Geiſtesbildung war es unglücklich, daß die zuerſt gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und ſo die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verlohren ging. Die gothiſche Sprache, die ſchon ſehr regelmäßig gebildet war, erloſch mit der Nation ſelbſt. Eine noch ungleich mannichfaltigere Ausbildung erlangte die angelſächſiſche, von der man wohl ſagen kann, daß unter Alfred ſchon eine ganze Litteratur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Überſetzungen, ſondern auch Geſchichten in Proſa, und wiſſenſchaftliche Bücher mannigfacher Art enthaltend. Aber auch dieſe Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmahle beſtehen, ging unter, als die franzöſiſch-redenden Normänner England eroberten, und aus der Miſchung eine ganz neue, die jetzige engliſche Sprache entſtand. So mußte nun die deutſche Sprache zum dritten Mahle das ſchwere Geſchäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geſchah im neunten Jahrhundert, denn damahls erſt begann unſere jetzige hochdeutſche Sprache, in der ſogenannten allemanniſchen Mundart, die aus der Verſchmelzung der gothiſchen und der ſächſiſchen Sprache, mit lateiniſchen Einmiſchungen verwebt, hervorging, ſich zu entwickeln; ſind auch früherhin ſchon Anfänge und Verſuche dazu gemacht worden, ſo ſind ſie doch noch nicht von ganz entſcheidendem Erfolg geweſen. In jenen allemanniſchen Denkmahlen ſehen wir die deutſche Sprache noch ganz ſo unbeholfen und ſchwankend erſchienen, und im chaotiſchen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache ſich aus einer das Innere angreifenden Miſchung oder Revolution zuerſt wieder regelmäßig geſtaltet. In eben dieſem Zuſtande, wie die deutſche im neunten Jahrhundert, ſehen wir auch die ſämmtlichen romaniſchen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren erſten Verſuchen auftreten. Man iſt gewohnt, die deutſche Sprache als eine reine und uralte Stammſprache vor allen andern zu preiſen. Dieß kann von der altſächſiſchen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber ſo ganz von unſerer jetzigen hochdeutſchen. Dieſe iſt eine neuere, erſt im karolingiſchen Zeitalter aus der Verſchmelzung mehrerer deutſchen Mundarten, und einer ſehr beträchtlich romaniſchen Einmiſchung entſtanden, ſo daß man ſie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen ſtellen kann, welche aus der Verbindung der germaniſchen und der lateiniſchen entſtanden ſind, und deren Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit wohl eine aufmerkſame Betrachtung verdient, da ſie dem Geiſte der gebildetſten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germaniſche und urſprünglich deutſche, allen Völkern dieſes Stammes gemeinſame Sprache iſt die altſächſiſche, die unter Alfred in England die vollkommenſte Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachſen im nördlichen Deutſchlande dieſelbe Sprache redeten, wie die in England, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken gebrauchten ſich urſprünglich derſelben, die auch dem ganzen germaniſchen Norden gemein war. Der Römer konnte ſich in England eines Franken zum Dollmetſcher bedienen, der Sachſe aus Brittannien bedurfte ſelbſt in Schweden gar keines ſolchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das däniſche Lager ging, ſo hat er in keiner fremden, ſondern in ſeiner eignen Sprache die

Lieder geſungen, höchſtens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Ausſprache. In welcher von den verſchiedenen deutſchen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl ſammeln ließ? Nicht in der gothiſchen, denn dieſe war erloſchen, oder höchſtens waren noch in den aſturiſchen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche ſie verſtanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutſchen allemanniſchen, die wir noch ein halbes Jahrhundert nach ihm erſt im Werden begriffen ſehen, und die nur deßhalb fränkiſch genannt wird, weil in der ganzen karolingiſchen Zeit, dieß nach dem herrſchenden Volke faſt eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutſche iſt. Dazu kommt, daß dieſe Lieder auch ſchon zu ſeiner Zeit alt, wenn auch nur zwey, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube alſo faſt mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß dieſe Lieder in ſächſiſcher Sprache abgefaßt und aus der gothiſchen in dieſe übertragen waren, in derſelben, welche Alfred ſchrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romaniſch redete, geſprochen hat: er, der am liebſten in den rheiniſchen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache urſprünglich auch die ſächſiſche war.

Dieſe Bemerkung iſt nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunſt, ſondern auch ſelbſt für die Geſchichte in ſo vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, ſie nicht zu übergehen.

Den Urſprung der hochdeutſchen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutſchen Völker, welche urſprünglich vorzüglich das baltiſche Meer umwohnten, haben, da ſie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltiſchen bis an das ſchwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen ſie ſogar einzelne Wörter annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verſchiedene Sprache erhalten. Im ſüdlichen Deutſchland, beſonders in den Alpenländern, hat ſich der gewöhnliche klimatiſche Einfluß gebirgichter Länder auf eine rauhe Ausſprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothiſche und fränkiſche Herrſchaft und Kolonieen haben im ſüdlichen Deutſchland eine Verwirrung oder Verſchmelzung verſchiedener deutſcher Mundarten erzeugt, und die romaniſche Einmiſchung iſt den römiſchen Kolonieen an der Donau, beſonders aber der frühern Verbreitung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden zuzuſchreiben wie dieſe Einmiſchung aus der gleichen Urſache auch längſt der nordweſtlichen Rheingränze Statt gefunden hat, wo jedoch der norddeutſche Sachſenſtamm im Ganzen reiner erhalten und die Völker weniger vermiſcht worden. Durch dieſe Einflüße ward die ſo regelmäßige und ſchöne gothiſche Sprache in den rauhen allemanniſchen Volksdialekt umgewandelt; der aus ſeiner Verwilderung durch Jahrhundertlangen Anbau hervorgezogen, nachdem das nördliche und ſüdliche Deutſchland unter Einem Kaiſer vereint ward, auch von der ſächſiſchen Sprache und Mundart immer mehr und mehr annahm, und ſich eben dadurch zu der hochdeutſchen Rede geſtaltete, welche in dem ſogenannten ſchwäbiſchen Zeitalter der Hohenſtaufen zu einer völlig regelmäßigen Ausbildung gelangte, die aber bald von neuem wieder zugleich mit dem Reiche und dem ganzen ſittlichen Zuſtande verwilderte.)

Unter allen romaniſchen Sprachen hat ſich die provenzaliſche zuerſt entwickelt, vermuthlich, weil ſie am wenigſten fremde Einmiſchung erfahren hat. Die alte Landesſprache iſt hier in dieſer zuerſt zur römiſchen Provinz gewordenen Gegend, wahrſcheinlich auch am früheſten erloſchen; die deutſche Anſiedlung iſt aber verhältnißmäßig wohl ſehr gering, und nicht bedeutend geweſen. Um alſo dieſe ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Überſicht zu beſchließen; ſo haben ſich von allen denen Sprachen, die aus der Vermiſchung der romaniſchen und der germaniſchen entſtanden ſind, die oberdeutſche oder allemanniſche, und die provenzaliſche zuerſt entwickelt, welche beyde am meiſten rein geblieben waren und die geringſte Einmiſchung erlitten hatten. Von jenen drey romaniſchen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmiſchung erfahren haben, der italiäniſchen, ſpaniſchen und nordfranzöſiſchen, hat die, welche ſich am meiſten von der lateiniſchen entfernt, die franzöſiſche, zuletzt den höchſten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngſte aller dieſer Sprachen iſt die engliſche, in welcher die Miſchung am ſtärkſten war, und beyde Beſtandtheile des Germaniſchen und des Romaniſchen ſich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotiſche Zuſtand, den eine ſolche Miſchung nothwendig zur Folge hat, am längſten gedauert. Daß aber auch aus einem ſolchen in der Folge etwas ſehr Edles hervorgehen kann, das zeigt ſich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der engliſchen Sprache, ſo wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeiſt ihrer Litteratur, die ohne eine ſolche Sprache ſich nicht ſo würde haben geſtalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte ſich beſonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poeſie, welche man bey den Provenzalen die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, und welche bey den geiſtvollſten Nationen des damahligen Europa einen ſo verſchwenderiſchen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geiſt des Minnegeſangs aus allen dieſen Ritterdichtungen athmet, und dieſer Geiſt vorzüglich ſie von andern bloß heroiſchen Heldengedichten unterſcheidet, ſo mache ich mit dem erſten den Anfang. Der Minnegeſang blühte zuerſt auf bey den Provenzalen, und pflanzte ſich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs ſelbſt wohl in provenzaliſcher Sprache dichteten. Jetzt iſt dieſe Sprache wie ausgeſtorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derſelben unbenutzt in den Handſchriften-Sammlungen da liegen. *) Nebſt Frankreich blühte die fröhliche Wiſſenſchaft am frühſten in Deutſchland, am meiſten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Erſt im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegeſang der Italiäner durch Petrarka ſeine kunſtreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der ſpaniſchen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieſer alten Art von Liebesliedern in Spänien einen großen Ruhm

---

*) Das Werk von A. W. v. Schlegel sur la langue provençale, hat uns über dieſe ſo wenig bekannte älteſte und erſtgebildete unter den romaniſchen Schweſterſprachen, von denen ſie nun verdrängt iſt, reichhaltigen Aufſchluß gegeben.

erreichte, lebte noch tief in das ſechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Caſtillejo, der Ferdinand dem Erſten aus ſeinem Vaterland nach Oſterreich folgte.

Der Minnegeſang hat ſich bey jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verſchiedenen Nationalgeiſte gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern ſo gar viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbſt die Liederform hat ſich bey jeder Nation ganz verſchieden geſtaltet. In allen herrſcht der Reim, und zwar ein ſehr muſikaliſcher Gebrauch deſſelben, der ohne die Beziehung auf die Muſik faſt verſchwenderiſch und ſpielend ſcheinen konnte. Wahrſcheinlich hat dieſe gemeinſchaftliche Eigenſchaft ihren Grund in der Beſchaffenheit der damahligen Muſik, da ſie urſprünglich alle zum Geſange beſtimmt waren.

Daß die deutſchen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgeſetzt hat, iſt um ſo weniger wahrſcheinlich, da die Deutſchen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn ſchon unter Kaiſer Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Kloſterfrauen das häufige Singen der deutſchen Liebesgeſänge, oder Wynelieder, zu unterſagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutſche Fürſten, die in Italien mehr einheimiſch waren, auch in provenzaliſcher Sprache gedichtet; aber dieß beweiſt für den deutſchen Minnegeſang ſelbſt nichts. Wäre dieſer entlehnt, ſo würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka ſeine geliebten Provenzalen ſo oft mit Ruhm anführt, umſo mehr, da die deutſchen Verfaſſer der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzaliſchen oder franzöſiſchen Quellen faſt jeder Zeit anführen.

Wie dem auch ſey, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweiſe, ſind die deutſchen Minnelieder von den provenzaliſchen und franzöſiſchen ganz verſchieden, und von allen noch vorhandenen und ſchon bekannten Sammlungen der Art iſt die deutſche die reichſte.

Was darin zuerſt auffällt, iſt der ſanfte Geiſt, den ſie athmen; beſonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieſer Fürſten und Ritter, von denen ſie herrühren, in der Geſchichte als die kühnſten Helden auftreten ſieht. Aber dieſer Gegenſatz findet ſich oft in der Natur, und muß wohl dem menſchlichen Herzen, wenn es edel iſt, gemäß ſeyn; daß nähmlich mitten in einem ganz kriegeriſchen Leben ſanfte Neigungen erwachen, und aus der höchſten heroiſchen Kraft das feinſte Zartgefühl, wie eine ſchöne Blume, emporſteigt. So iſt auch jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeſchrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, ſanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten ſollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und muſikaliſche Weichheit in der Sprache hat man den deutſchen Minneliedern noch nie abgeſprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändeley. Der Vorwurf der Einförmigkeit iſt eigentlich ſonderbar; es iſt, als ob man ſich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel ſeyen. Freylich ſollten Gedichte der Art nur wie einzelne

Blumen den Weg des Lebens ſchmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeſchüttet werden, was Überdruß erregt. Der Laura ſelbſt hätte es zu viel werden mögen, wenn ſie alle Gedichte, welche Petrarka noch bey ihrer Lebenszeit an ſie geſungen hat, mit einem Mahle hätte leſen ſollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von ſolchen Liedern, weil ſie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander leſen, oder durchlaufen; wozu ſie urſprünglich gar nicht beſtimmt waren. Denn ſind ſie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet geweſen, ſondern manche bloß erſonnen worden; ſo war es doch immer für den Geſang, und um geſungen, wo immer man Luſt daran fand, das geſellige Leben zu erheitern und zu verſchönern. Außerdem iſt es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgeſänge, ſondern überhaupt alle lyriſchen Gedichte, wenn ſie ganz Natur ſind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, ſich in einem beſtimmten Kreiſe von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe ſich ſelbſt in der ernſthaften lyriſchen Gattung durch Beyſpiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewiſſe Hauptrichtung haben, wenn es ſich eigenthümlich und poetiſch ausſprechen ſoll; und wo das Gefühl vorherrſchen ſoll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyriſchen Gedichte findet ſich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle mögliche Gegenſtände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht ſelten den Ton und den Geſchmack der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beyſammen, und um ſo mehr Abwechſelung zum hintereinander Durchleſen findet, je mehr das Lied und der

Geſang zum Gelegenheitsgedicht herabgeſunken iſt, oder ſich in ſinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zerſplittert und aufgelöſt hat.

Der zweyte Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß ſie tändelnd ſeyen, iſt nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel iſt. Selbſt die Alten, obwohl ſie in ihren erotiſchen Gedichten mehr die Gluth der Leidenſchaft in ihrer ganzen Stärke darzuſtellen ſtreben, haben doch erkannt, daß auch dieſes Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem ſie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darſtellen, und an dieſen Begriff ſo manche ſinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigſte Leidenſchaft auch in der Ritterzeit oft tragiſche Ereigniſſe und Handlungen hervorgebracht hat, läßt ſich ſchon aus dem lebendigen Charakter dieſes Zeitalters vermuthen. Die Geſchichte biethet eine Menge Beyſpiele der Art dar. Aber dieſe ernſthafte und leidenſchaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern ſelten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platoniſchen Sinngedichte und Geſänge des Petrarka, ſind die deutſchen Minnelieder nicht. Doch in den meiſten wird auch dieſe Seite nur zart berührt. Vorzüglich und faſt ausſchließend ergriffen dieſe Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantaſie einen freyen Raum eröffnet. Es war alſo der Geiſt des Minnegeſangs überhaupt, und des deutſchen insbeſondere etwa folgender. Aus der den Deutſchen urſprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte ſich bey mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Chriſtenthum ſtrengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, ſo lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poeſie iſt. Die provenzaliſchen Liebeshöfe und Gerichte, die daſelbſt mit einer faſt metaphyſiſchen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, ſind dem deutſchen Minnegeſang eigentlich durchaus fremd. Er iſt kunſtlos im Vergleich mit dem ſinnreichen Gedankenſpiel des Petrarka oder der ſpaniſchen Lieder; dagegen aber iſt er gefühlvoller, und beſingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epiſche Helden-Poeſie gehört ganz der Vorzeit an: der Dichter eines ſchon kunſtgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft epiſch zu dichten, iſt immer als eine höchſt ſeltene Ausnahme, und als eine in ſeinem Jahrhundert oder bey ſeiner Nation einzige Erſcheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatiſchen Gattung behauptet dagegen die Kunſt deſto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunſtgebildeten Zeitalter kann ſie gedeihen. Für die lyriſche Dichtung iſt, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichſten, ſo auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, ſie hervorzubringen, das glücklichſte. Eine ſolche freylich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls ſchwelgende, ſondern auch kriegeriſch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebſt den Kreuzzügen ſelbſt, haben vorzüglich die Normannen viel beygetragen, der Fantaſie der europäiſchen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums ſchon überall vorhanden, ſo wie ſie ſelbſt aus der urſprünglich germaniſchen Verfaſſung hervorgehen; der poetiſche Glaube an das Wunderbare, an rieſenſtarke Helden, Berggeiſter, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordiſchen Götterlehre in der Fantaſie zurückgeblieben. Aber es war ein friſcher Lebensgeiſt, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem ſie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poeſie jetzt von neuem befruchteten. Dieſer Geiſt verließ ſie nicht, als ſie chriſtlich dachten und franzöſiſch ſprachen; vielmehr verbreitete er ſich nun erſt recht über ganz Frankreich und über das ganze chriſtliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jeruſalem, an denen ſie einen ſo ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweiſe war durchaus poetiſch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, ſtets auch in den kriegeriſchen Unternehmungen das kühnſte wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und ſo haben ſie auf die Poeſie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Beſonders ſcheinen ſie die Geſchichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht geſtaltet zu haben. Das hiſtoriſch Wahre in dieſer Geſchichte, die Schlacht bey Roncesvall, wo das fränkiſche Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod ſtarb, war eher eine unglückliche als ſehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die

Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks ſo werth blieb, und auch für die Poeſie ſchon früh ein beliebter Gegenſtand wurde, davon iſt der Grund vielleicht darin zu ſuchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortſchritten der Araber Schranken zu ſetzen, und ſelbſt jenſeits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinſames Bollwerk für das geſammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich chriſtlichen Anſicht dieſer Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Chriſtenheit gefallen; waren ſie alſo gleich irdiſch beſiegt, ſo blieb ihnen doch die himmliſche Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod geſtorben, und wurden alſo als Märtyrer betrachtet. In einer ſolchen Anſicht war unſtreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, deſſen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bey den Normannen diente; denn ohne dieſe himmliſche Tröſtung wäre ein unglückliches Todeslied ſchwerlich geeignet geweſen, den Muth zur Schlacht zu beſeelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geſchichte von Karls Thaten, von der Schlacht bey Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargeſtellt, anfangs in der Abſicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beyſpiel und hohes Vorbild unter dem ſchon verherrlichten und vielbeſungenen Nahmen des großen Kaiſers und ſeiner Helden aufzuſtellen; ja es ward Karln ſelbſt ein fabelhafter Kreuzzug beygelegt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zaubereyen des ganzen Orients in die Geſchichte Karls, behandelte dieſe ganz fabelhaft, und früh genug ſcheinen ſich auch einige komiſche Charaktere und Dichtungen an das übrige angeſchloſſen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reiſebeſchreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Aſien durchſtreift hatte, und der wegen ſeiner Übertreibungen und ſeiner großen Zahlen nur Meſſer Millione genannt wurde; da gab es zwiſchen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet ſeyn, was nicht in dieſen Poeſien zuſammengefloſſen wäre. So verlohr dieſe geſchichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer urſprünglichen Geſtalt wohl Gegenſtand für ein ernſtes Heldengedicht hätte ſeyn können, allen feſten Grund und Boden, und wurde bloß eine Form, oder Einfaſſung, worin ſich alle mögliche beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantaſie mit dem Wunderbaren. Dieſe Geſtalt hat ſie beym Arioſt, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der Dichter des hinreiſſenden Zaubers ſeiner Sprache und ſeiner Darſtellung gewiß, gar nicht mehr täuſchen will durch ſeine luftige Geſtalten, und vorüberfliegende Gemählde, ſondern oft durch abſichtliche Übertreibung, durch willkührliche Unordnung und ſcheinbare Verwirrung, in der bald hier bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingeſtreute Scherze, die Täuſchung ſelbſt wieder zerſtört.

Achte Vorleſung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder, und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes. Wolfram von Eſchenbach, wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid.

Es ſind vorzüglich drey Kreiſe von Fabeln und Geſchichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenſtande dienten. Den erſten bilden die Sagen von den gothiſchen, den fränkiſchen und burgundiſchen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; ſie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verſchiedenen unter dem Nahmen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Dieſe heroiſchen Sagen haben am meiſten einen geſchichtlichen Grund; ſie athmen noch ganz den nordiſchen Geiſt, ſie ſind vielfältig auch in den ſkandinaviſchen Sprachen beſungen und behandelt worden, und ſchließen ſich zunächſt an die heidniſche Vorzeit, und an die altdeutſche Götterlehre an. Der zweyte Hauptgegenſtand der Rittergedichte war Karl der Große, beſonders aber ſein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bey Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten ſich ſehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrſcher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beygetragen haben, daß die Normannen, welche dieſe Dichtung vorzüglich ausgebildet, ſich Karln bey allem Ruhm, der ſeinen Nahmen umgab, in ähnlichen Verhältniſſen dachten, wie ſie die unthätigen Monarchen des alten Frankenreichs auf ſeinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch ſey, eine gewiſſe, faſt komiſche Übertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieſer Geſchichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantaſie, wie wir es im Arioſt ſehen. Nicht ganz ſo erging es dem dritten Fabelkreiſe der Ritterdichtung, den Geſchichten von dem brittiſchen König Artus und ſeiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das urſprünglich Geſchichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darbothen, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geſchichtliche Artus, ein chriſtlicher König von celtiſchem Stamm in Brittannien, und deſſen Schickſale und Kriege gegen die Anfangs noch heidniſchen Heerführer der Sachſen, wäre nur ein ſehr beſchränkter Gegenſtand geweſen. Deſto mehr legte man hinein, indem man in dieſer Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten ſuchte, und man behielt hier weit mehr ein beſtimmtes Ziel im Auge, als bey den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächſt ſchloſſen ſich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den ſchönſten Verhältniſſen des ritterlichen Lebens darzuſtellen beſtimmt ſind. Die vorzüglichſte dieſer Dichtungen iſt durchaus elegiſch, wie es ſelbſt der Nahme Triſtans bezeichnet. Dieſer ſanfte elegiſche Anſtrich iſt der Natur einer ſolchen Darſtellung durchaus angemeſſen, ſchon wegen des Widerſpruchs zwiſchen den äußern Verhältniſſen, und dem innern Gefühl der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und ſelbſt der Freude derſelben immer ſchon eine gewiſſe wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugeſellt, und beſonders auch weil die höhere Sehnſucht doch nie ſich ganz befriedigt fühlt. Die poetiſche Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schickſale der Liebe verwebt erſcheinen, wirken durchaus verſchönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darſtellung in die Gegenwart und proſaiſche Wirklichkeit verlegte, durch pſychologiſche Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menſchenkenntniß den Mangel an Poeſie erſetzen wollen. Die Welt und die Menſchen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poeſie die Ahndung ſolcher Gefühle, die ſelbſt ſchon eine natürliche Poeſie ſind, bey denen, die ſie noch nicht kennen, wie die Erinnerung derſelben bey jenen, die ſie ſchon erfuhren, zu erwecken, und indem ſie alles in dem ſchönſten Lichte zeigt, und mit einem magiſchen Zauber umgiebt, dieſe Gefühle nicht ſo wohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epiſchen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Triſtan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, ſo ward jener mehr elegiſchen Dichtung die heitre und fröhliche vom Lancelott zugeſellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und ſeiner Tafelrunde. Man ſuchte in dieſem Kreis, welcher den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in ſich faſſen ſollte, beſonders auch den Begriff eines geiſtlichen Ritters auszudrücken, wie derſelbe einem hohen Gelübde getreu, durch ſtrenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern erſteige, und zu immer höhern Graden der Weihe ſich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von ſolchen ganz allegoriſchen Ritterdichtungen erſonnen, deren Ziel ſtets dahin geht, darzuſtellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, ſich der Geheimniſſe und Heiligthümer würdig machen ſoll, deren Aufbewahrung hier als das höchſte Ziel ſeines Berufs erſcheint. Man darf aber annehmen, und es ſind beſtimmte Anzeichen und Beweiſe vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geiſtlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmſten geiſtlichen Ritterorden entſtanden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgeſprochen wird, ſondern auch manche von den ſinnbildlichen Begriffen und Überlieferungen, welche einige dieſer Orden, beſonders die Tempelherren unter ſich hatten, in dieſen Dichtungen niedergelegt ſind. Dieß iſt auch in geſchichtlicher Rückſicht merkwürdig. Leſſing, welcher, ſoviel ich weiß, dieſe Bemerkung zuerſt gemacht, und der eine ſehr ſorgfältige Unterſuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenſtänden der Art bekannt ſind, werden ihm unſtreitig beyſtimmen, wenn ſie die alten Dichtungen mit dieſem Gedanken aufmerkſam betrachten wollen. Selbſt in den franzöſiſchen Romanen vom Graal iſt dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerſt kunſtreichen deutſchen Behandlung.

So hat denn dieſer dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegoriſchen Charakter. Dieſe drey Fabelkreiſe, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, ſind die vorzüglichſten Gegenſtände der Poeſie im Mittelalter geweſen; unzählige andere Dichtungen ſchloſſen ſich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es iſt jetzt noch zu betrachten, welche Geſtalt der Geiſt der Ritterdichtung, wie des Ritterthums ſelbſt, bey jeder der vornehmſten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poeſie bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe erloſchen iſt, und verlohren ging, und faſt nirgends zu der vollendeten Entwickelung und kunſtreichen Schönheit der Darſtellung gelangte, deren ſie wohl fähig geweſen wäre. Zuvor aber iſt es nöthig, noch des Einfluſſes der Kreuzzüge auf die Poeſie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und beſonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poeſie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptſache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiſte worin ſie unternommen ward, ſchon an und für ſich haben mußte, die Fantaſie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon, wurden noch in derſelben

Zeit beſungen, da ſie eben erſt geſchehen waren; ſie durften nicht erſt in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetiſch zu erſcheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geſchichten Karls des Großen, nebſt denen von der Tafelrunde mehrentheils vor, weil hier die Fantaſie noch freyern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poeſie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, iſt bey weitem nicht ſo groß geweſen, als man ihn früher oftmahls angab, und was davon wahr iſt, gebührt wenigſtens größtentheils, wenn auch nicht ausſchließend den Perſern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientaliſchen Dichtkunſt ſind es vorzüglich zwey, welche dieſen Einfluß, und den Geiſt darſtellen, der durch denſelben nach Europa herüber kam, oder auch ſchon urſprünglich dem Dichtergeiſt des Nordens verwandt war: die unter dem Nahmen, Tauſend und Eine Nacht bekannte arabiſche Mährchenſammlung, und das perſiſche Heldenbuch des Ferduſi, den man bald den Homer, bald den Arioſt des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poeſie der Araber vor Mahomet, beſtand, ſo weit ſie bekannt iſt, aus lyriſchen Heldengeſängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegeriſchen Thaten und die Gefühle der Liebe beſangen, beſonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und ſeines Geſchlechts. Alles iſt auf den Stamm, der geprieſen werden ſoll, gerichtet, und um ſeine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch gehaßten und angefeindeten Stämmen in das hellſte Licht zu ſetzen. Daneben Sittenſprüche, ſinnreiche Gedankenſpiele, wie das ganze Morgenland ſie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine ſolche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geiſter und andere wunderbare Naturen in ihrem Kampf dargeſtellt, wie die Griechen, die Perſer ſie hatten, und wie ſie auch in der nordiſchen Götterlehre enthalten iſt, findet ſich nicht in jener altarabiſchen Poeſie. Sie iſt ſo ganz lokal, daß ſie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man ſich ganz in die Lebensart jener arabiſchen Stämme verſetzen, um ihre Poeſie einigermaßen verſtehen zu lernen. In der Abweſenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausſchließenden Richtung und Beſchränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältniſſe und Erinnerungen einiger kriegeriſchen Stämme vom arabiſchen Adel, haben dieſe Geſänge eine allgemeine Ähnlichkeit mit den oſſianiſchen. Nur daß in dieſen meiſtens der klagende Ton der herrſchende iſt, angemeſſen dem Gefühl einer ſchon erlöſchenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauſchten Lande, unter trübem und rauhen Himmel. In den arabiſchen Stammgeſängen herrſcht dagegen ein ſtolzer, freudiger, muthiger Geiſt, wie einer ſiegreichen Nation, und dem ſüdlichen Klima angemeſſen. Statt der Klage ſpricht hier auch oft der kriegeriſche Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgeſänge ſind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem ſie entſprungen ſind. Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologiſchen Heldenſage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bey allen Nationen, die eine ſolche beſitzen, manche Ähnlichkeit und Übereinſtimmung verrathen.

Eine dichteriſche Mythologie war ſo entfernt von dem Geiſte der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt iſt, wie ein Araber zu Mahomets Zeit die perſiſchen Heldengeſchichten von Iſfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomet aber dieſem Einhalt that, weil er beſorgte, daß man Gefallen daran finden, und ſeine Poeſie, und ſeine Zwecke leicht darunter leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als ſie Aſien beherrſchten, an den Zaubergeſtalten der perſiſchen Dichtkunſt. Dieß beweiſen die ſchon erwähnten arabiſchen Mährchen. Daß beſonders diejenigen darunter, welche am meiſten Wunderbares und Feerey enthalten, urſprünglich nicht alt und echt arabiſch ſeyen, ſondern die Poeſie darin den Perſern, zum Theil vielleicht ſelbſt den Indiern angehört, das wird jezt von den Kennern der orientaliſchen Litteratur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den Perſern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen ſelbſt ausgegangene und gebildete Ritterpoeſie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyriſchen Stammgeſänge, das iſt wenigſtens bis jezt noch nicht erwieſen. Und wenn auch neuerdings eine oder die andere den Arabern wirklich originaleigenthümliche größere Ritterdichtung aufgefunden worden iſt, ſo wird doch dadurch das Verhältniß im Allgemeinen nicht weſentlich verändert.

Elfen und Alraunen, Berggeiſter und Meerweiber, Rieſen, Zwerge und Drachen waren in der nordiſchen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß iſt nicht entlehnt, ſondern eine urſprüngliche Verwandtſchaft zwiſchen der nordiſchen und perſiſchen Götter- und Geiſterlehre. Nur die ſüdlichen Zaubergeſtalten jener Feerey, und den orientaliſchen Farbenglanz der Fantaſie hat die Bekanntſchaft mit dem Morgenlande in die Poeſie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Übereinſtimmung Statt. Das perſiſche Heldenbuch, worin der Dichter um das Jahr Tauſend unſerer Zeitrechnung, die Sagen und Geſchichten der perſiſchen Helden und Könige zuſammentrug, und in der reinſten und blühendſten Perſerſprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantaſie beſang, welche ihm den Beynahmen des Paradieſiſchen verſchaffte, der nun ſein geſchichtlicher Nahme geworden iſt, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologiſchen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dſchemſchids, auf deſſen Nahmen alles zuſammen gehäuft wird, wodurch ein Herrſcher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erſcheinen kann, ſteht am Anfange dieſer Dichtung als das goldene Zeitalter des ehemahligen Perſerreichs, und der geſammten aſiatiſchen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit ſich verdunkelt, und der herrlichſte Herrſcher in Stolz und Übermuth verſinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan, zwiſchen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finſterniß, iſt nun der Mittelpunkt, um den ſich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den böſen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afraſiab vergeblich kämpft; wie dieſer zur allgemeinen Herrſchaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber ſchon ein Retter der Perſer gebohren iſt in Ruſtan, welcher den wilden Beherrſcher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern vom König Choſru endlich ganz beſiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geſchichtlichen Stifter des perſiſchen Reichs, die hiſtoriſche Zeit beginnt: das ſind lauter Dichtungen, in welchen überall der altperſiſche Begriff vom Kampf des Lichts und der Finſterniß in Heldenſage eingekleidet iſt. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derſelbe Geiſt, und iſt dieſelbe Beziehung ſichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieſer Art wenigſtens fremden Gegenſatz und Begriff vom Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meiſten chriſtlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann ſagen, daß er durchgehends darin herrſcht, ſo früh nur eigentlich chriſtliche Dichtung und Sinnbilder der darſtellenden Kunſt ſich zu entwickeln angefangen haben. Das Chriſtenthum verwirft jene perſiſche Vorſtellungsart von dem ewigen Gegenſatz und Kampf des Guten und Böſen, nur inſofern derſelbe auch auf die Gottheit ausgedehnt wird, und ſodann zwey von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es iſt eine Verſchiedenheit, die, wenn man ſo ſagen darf, nur die Metaphyſik betrifft. Im übrigen erkennt das Chriſtenthum in der Sinnenwelt wie in der Geiſterwelt, in der Natur wie im Menſchen jenen Gegenſatz des Guten und Böſen, den Kampf des Lichts und der Finſterniß an, wie er ſich denn auch in allen eigenthümlich chriſtlichen Vorſtellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es iſt alſo auch dieſe Übereinſtimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; ſondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltanſicht, die bey aller Verſchiedenheit doch in mehreren weſentlichen Grundzügen übereinſtimmt.

Die ſpätern romantiſchen Gedichte der Perſer, wie Meſchnun und Leila, Choſru und Schirin, erinnern, als epiſche Liebes- und Rittergedichte dieſer Gattung nach, welche den Alten fremd war, immer noch an die Poeſie des Mittelalters. Doch iſt dieſe Schwelgerey der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße ſelbſt da fremd, wo man Gedichte am meiſten als Blumenſpiele betrachtet; noch weiter aber entfernt ſich die darin herrſchende Behandlung der Liebe ſelbſt, und alles, was das ſittliche Gefühl berührt, von der Weiſe der Europäer.

Vergleicht man die altfranzöſiſchen Fabliaux und Erzählungen mit den arabiſchen Mährchen, ſo ergiebt ſich, daß mehrere ſolche Geſchichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen ſeyn mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß laſſen die Abweichungen vermuthen, und die eigne Geſtaltung, welche die Geſchichten angenommen haben. Indeſſen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenſeitig geweſen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen ſeyn, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollſtändige Heldendichtungen ſcheinen die Europäer nicht aus morgenländiſchen Quellen entlehnt zu haben: ſelbſt die fabelhafte Geſchichte Alexanders, obwohl ſie auch den Perſern den Stoff lieh zu einem romantiſchen Heldengedicht, haben ſie nicht von dieſen, ſondern aus einem griechiſchen Volksbuche entlehnt, um ſie dann zu einem Rittergedicht umzugeſtalten. Eben dieß geſchah den Sagen der Alten von den trojaniſchen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, ſondern aus ſpätern Volksbüchern ſchöpfte. Unſer Zeitalter, an hiſtoriſchem Wiſſen ſo reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünſteley das erſte, kann freylich ſtolz herabſehen auf dergleichen ungeſchickte Kinderverſuche, wie die trojaniſchen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indeſſen hatte jenes Zeitalter, ſo weit es in allen den erwähnten Rückſichten nachſtehen muß, doch einen Vortheil für ſich, und es iſt wenigſtens leicht zu begreifen, wie jene griechiſchen Heldenſagen die damahligen Menſchen ſo anſprechen, ihnen ſo verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter recht eigentlich die chriſtliche Heldenzeit, und in der Heldenſage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Ritterſitten erinnert. Tankred und Richard, ſammt ihren Sängern und Troubadours ſtanden dem Achill und Hektor, und den trojaniſchen Rhapſoden in mancher Hinſicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines ſpätern kunſtgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil ſie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geſchichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichſten ſind, und das Wunderbare, was ſie haben, mehr als bey allen andern Eroberern ein poetiſches iſt.

Überhaupt kamen jetzt bey dieſem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländiſchen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermiſcht. Dieſe chaotiſche Miſchung ward in der Folge allerdings die Urſache, daß die vorzüglichſten, ſinnvollſten, in Europa einheimiſchen Heldenſagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantaſie ſich auflöſten, allen geſchichtlicher Grund und feſten Boden verlohren.

Für die große Menge romantiſcher Dichtungen, welche jetzt entſtanden, entweder ſich anſchließend an jene drey Hauptkreiſe der Poeſie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil ſelbſt auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt ſich nur ein allgemeiner Maaßſtab angeben. Sie haben um einen deſto höhern Werth, je mehr ſie auf geſchichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poeſie, der eigentlich freye Spielraum der Fantaſie, auf eine ungezwungene und natürliche Art ſeine Stelle findet; und je mehr ſich in dem Ganzen der Geiſt der Liebe ausſpricht. Ich verſtehe darunter nicht bloß eine milde, ſchonende, und gleichſam liebevolle Behandlung alles deſſen, was dargeſtellt wird, vielmehr überhaupt den Geiſt, der die eigentlich chriſtlichen Dichtungen alle weſentlich unterſcheidet; der auch da, wo ein tragiſcher Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabſichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerſtörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schickſals endigt; ſondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues höheres Leben in verherrlichter

Geſtalt aufſteigen läßt, und auch den irdiſch Beſiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine ſolche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geſchmückt darſtellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwickelung der Ritterpoeſie, oder ihrer frühen Entartung bey den vornehmſten Nationen Europa's, bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutſchen den Anfang mache, deren Litteratur in dieſem Zeitraume und in dieſer Gattung, wenn auch nicht an ſich die reichſte, doch wenigſtens verhältnißmäßig vollſtändiger bekannt iſt, und betrachte zuletzt die italiäniſche, weil bey dieſer der Rittergeiſt am wenigſten Herrſchaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken ſich neigende Art und Weiſe auch in der Poeſie derſelben ſchon früh herrſchend geworden iſt.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutſchen Sprache und alten Poeſie, beginnt mit Kaiſer Friedrich dem Erſten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts iſt die erſte Blüthe ſchon vorüber; von da an geht eine in vieler Hinſicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiſer Maximilian. Die Proſa wird ausgebildeter, die Kunſt der Verſe geht aber mehr und mehr verlohren, die Sprache in der Poeſie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erſchütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung in der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwiſchen uns und jener ältern deutſchen Art und Kunſt auch in der Sprache und Dichtung bildet. Vor Barbaroſſa's Zeit, ſcheint die Cultur, durch welche ſich Deutſchland unter den ſächſiſchen und den erſten fränkiſchen Kaiſern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateiniſche als eine deutſche geweſen zu ſeyn. Es konnte auch nicht wohl anders ſeyn an dem Kaiſerhofe ſelbſt, und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutſchland, ſondern auch halb Italien, das zum Theil romaniſche Lothringen, das faſt ganz romaniſche Burgund beherrſcht und gelenkt, die Staaten-Verhältniſſe und Geſchäfte ſo vieler anderen Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateiniſche, das nächſte und das dringendſte Bedürfniß. Aus eben dieſem Verhältniſſe erklärt ſich's auch, daß einige Kaiſer, welche oft ſo lang von Deutſchland abweſend waren, in romaniſcher Sprache dichteten, wie einige von den Hohenſtaufen, obwohl es von anderen mehrentheils in deutſcher geſchah. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geſchäftsſprache fand auch für Deutſchland ſelbſt Statt, wo nebſt der einheimiſchen auch die ſlaviſchen Sprachen ſo weit ausgedehnt, die beyden Hauptmundarten jener aber, die norddeutſche und ſüddeutſche, die ſächſiſche und allemanniſche damahls nicht wie ſpäter mehr und mehr verſchmolzen und bloß als Dialekte, ſondern noch faſt wie zwey abgeſonderte Sprachen von einander verſchieden waren. Das Aufblühen der deutſchen Sprache unter Friedrich dem Erſten ſcheint mir nicht ſowohl dem, was er ſelbſt unmittelbar für Geiſt und Bildung that, allein, als auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß jetzt mehrere einzelne Fürſten, und auch ſolche, die nicht ſo weitläuftige Länder beherrſchten, daß die Sorge der Herrſchaft ſie ganz hätte hinnehmen können, dennoch unabhängig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verſchönerung ihres Lebens durch Geſang und Kunſt mehr als zuvor zu denken. So verſammelten nebſt den Landgrafen von Thüringen, beſonders auch die öſterreichiſchen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem ſolchen in Öſterreich lebenden Dichter rührt wahrſcheinlich die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, ſondern auch manche Rückſicht und abſichtliche Verherrlichung Öſterreichs verräth dieſes Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbſt auf die ſehr vortheilhafte Schilderung des Attila, kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Öſterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimiſcher Held, und alſo nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf Rüdiger der Chriemhild, da ſie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, verſichert, daß viele chriſtliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, ſo iſt dieſes der Geſchichte gemäß. Auffallender ſchon iſt eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beym Attila ohne Unterſchied, theils nach chriſtlicher Ordnung, theils in heidniſchen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie ſein Leben und ſeine Thaten waren, genug gegeben und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkuhr den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrſcher, gleich einem chriſtlichen Kaiſer umgebildet, während ſie den thätigſten aller Selbſtherrſcher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts ſelbſt vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieſer letzten Abfaſſung des Niebelungen-Liedes könnte man mit Wahrſcheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers ſetzen; und wollte man, da der Dichter eines ſolchen Werks kein Unbekannter geweſen ſein kann, die Vermuthung auf einen beſtimmten und bekannten Nahmen richten, ſo möchte es Heinrich von Oſterdingen geweſen ſeyn, der in Thüringen gebohren, in Öſterreich aber angeſiedelt war. Welcher Wahrſcheinlichkeit oder Vermuthung man aber auch über dieſen Gegenſtand Raum geben oder den Vorzug ertheilen wolle, nachdem das herrliche Gedicht in Paraphraſen und Commentaren, von Chorizonten und Allegoriſten, gleichwie es mit den homeriſchen Geſängen geſchah, ſo vielfältig iſt bearbeitet und hin und her unterſucht und beurtheilt worden; gewiß bleibt, daß es in dieſer ſeiner jetzigen Geſtalt und letzten Abfaſſung und Vollendung, nicht durch den zufälligen Zuſammenfluß von allerley Sagen-Fragmenten entſtanden ſeyn kann, ſondern von Einem Meiſter herrührt, dem größten jener Zeit, wie das Werk ſelbſt unter allen übrigen von ähnlicher Art und verwandtem Inhalt deſſelben Jahrhunderts, in Sprache und Darſtellung, in Geiſt und Anordnung, hoch abgeſondert durch ſeine Vortrefflichkeit und ganz einzig daſteht.

Es iſt daſſelbe nicht bloß in der Sprache das vorzüglichſte jener Zeit, ſondern auch in der innern Einrichtung ſehr regelmäßig. Es hat einen faſt dramatiſch vollkommnen Schluß, es iſt in ſechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere einzelne Stücke und auch metriſch zuſammen gehörende Abſchnitte, oder Rhapſodien zerfallen, ſo wie ſie zum Geſang beſtimmt waren. Der Dichter muß ſich ſehr treu an ſeine alten Quellen gehalten haben, weil einzelne Worte ausgenommen eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen ſich in dem Gedichte findet, wenigſtens durchaus nicht im Geiſte des ganzen Gedichts, noch in der Weiſe der Dichtung, wie dieſes doch ſonſt leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorſticht.

Ungleich mehr ſichtbar iſt dieſer Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern ſo beliebten, und faſt unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von ſehr verſchiedenem Werth ſind.

Von den übrigen Ritterdichtungen, ſcheinen die von Karl dem Großen in deutſcher Sprache zuerſt, nachher aber keine mit ſo viel Liebe behandelt worden zu ſeyn, als die von Artus und ſeiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von dieſen altdeutſchen Rittergedichten romaniſchen Inhalts fällen, oder beſonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermiſſe, ſo würde ich ſagen, ſie ſind allzu ſehr im Geiſt und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommnes Rittergedicht dasjenige zu nennen ſeyn, was dadurch, daß es noch einen geſchichtlichen feſten Grund und Boden in der Nationalſage hätte, das Nationalgefühl ſo in Anſpruch nähme, und in dem wunderbaren und heroiſchen Theile ſo groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem

Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen ſoll, ſo ſchön und zart, und ganz den Geiſt der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Und wenn zugleich darin verwebt wäre, was die chriſtliche Allegorie für den innern Sinn des Lebens und die geiſtige Naturbedeutung auch der Dichtkunſt Schönes darbietet, ſo würde es um deſto reicher an Klarheit und Tiefe zu nennen ſeyn. Ob die kunſtreichen Dichter des romantiſchen Geſanges einer ſpätern Zeit, unter Italiänern, Engländern und Deutſchen, dieſes Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entſcheiden. Nah ſcheint ihm Torquato Taſſo zu ſtehen. — Noch ſind aus jener alten Zeit einige deutſche Behandlungen, beſonders vom Triſtan vorhanden, welche in der muſikaliſchen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geiſt der Minnelieder athmen. Unter allen deutſchen Dichtern dieſer Zeit, war der kunſtreichſte, Wolfram von Eſchenbach, welcher von den Geſchichten der Tafelrunde, beſonders jene allegoriſchen gewählt hat, von denen ich ſchon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geiſtlichen Ritterſchaft, nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerey mit Begriffen ſeyn möge, ſondern in deutlicher Beziehung auf die ſinnbildlichen Überlieferungen der Tempelherrn zu ſtehen ſcheine. In ſeinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutſchland, wie Dante in Italien, dem er in ſeinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen iſt, daß er bisweilen gern mit der Gelehrſamkeit prunkt, die damahls ſo ſelten war, und worin er die andern Sänger ſeiner Zeit und ſeines Landes weit übertrifft. In Rückſicht ſeiner Neigung zu einer faſt orientaliſchen Fülle der Fantaſie in dem mahleriſchen Theile, könnte man ihn dem Arioſt vergleichbar finden. Es iſt mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bildenden Kunſt; wenn ſie zuerſt, wie ſo häufig, verſtümmelt und mit dem Roſt der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahndet man oft ihren wahren Gehalt, und hohe Vortrefflichkeit nicht, die wenn ſie erſt gereinigt, wieder hergeſtellt, und dem Sinne zugänglich gemacht worden ſind, ſich Jedem klar vor Augen ſtellt. Die Vergleichungen zwiſchen den Dichtern verſchiedener Zeiten und Völker ſind ſelten ganz angemeſſen, denn jeder bildet ein eignes Weſen für ſich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Es gleichen dieſe alten Gedichte in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen, und von Verwunderung über das Seltſame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, ſo iſt auch die gothiſche Baukunſt, wie die Ritterpoeſie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollſtändigen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen, und ſchon wieder verfallenen Werke, geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichſten Werke der Art geſehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen iſt, welche allen gemeinſchaftlich zum Grunde liegt. Es ſpricht ſich der Geiſt des Mittelalters überhaupt, beſonders aber der deutſche, in keinen andern Denkmahlen ſo ganz aus, als in denen dieſer ſogenannten gothiſchen Baukunſt, deren Urſprung man gleichwohl immer noch nicht recht geſchichtlich genau nach allen Veranlaſſungen und Abſtufungen ihrer Entwicklung kennt. *) Zwar, daß ſie nicht von den Gothen herrühre, iſt nun anerkannt, da ſie viel ſpäter entſtanden iſt, und faſt ohne Übergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortratt. Ich rede von demjenigen Styl der chriſtlichen Baukunſt, welcher durch die hoch empor ſtrahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zuſammengeſetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterſchmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterſchieden iſt von der ältern Gattung, der nach dem Muſter der Sophienkirche in Konſtantinopel im neugriechiſchen Geſchmack erbauten Denkmahle. Mauriſch iſt hierin nichts, oder nur wenig Bedeutendes; einige wahrhaft mauriſche Gebäude in Sicilien und Spanien dagegen, haben einen weſentlich verſchiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande ſolche gothiſche Gebäude gefunden; aber von Chriſten erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieſer ganz eigenthümlichen Baukunſt fällt ins zwölfte, dreyzehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutſchland hat ſie allerdings am meiſten geblüht, und deutſche Meiſter haben nach ſolchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunde-

---

*) Mit Recht darf man hoffen, daß Boiſſerés Werk über den Kölner Dom hierin Epoche machen, und über vieles bis jetzt Unbekannte reichhaltigen Aufſchluß geben wird.

rung der damahligen Italiäner, den Dom in Mayland erbaut. Aber nicht in Deutſchland allein, beſonders in den deutſchen Niederlanden hat ſie geblüht, ſondern eben ſo ſehr in England und im nordweſtlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen erſten Erfinder ſind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünſtler kann nicht der Urheber dieſer neuen Kunſtart geweſen ſeyn; ſein Nahme würde ſich erhalten haben. Die Meiſter, welche dieſe wunderbaren Werke gebildet haben, ſcheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter ſich eng geſchloſſene Geſellſchaft gebildet zu haben. Wer ſie aber auch geweſen ſeyen, ſie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, ſondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch ſo herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weiſe zur ſchönen Kunſt; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darſtellung iſt dieſer älteſten und erhabenſten aller Künſte nicht verſtattet. Nur durch die Bedeutung kann ſie in einem gewiſſen Sinne Gedanken ausdrucken, und iſt dadurch auch ſicher, hohe Gefühle von ganz beſtimmter Art zu erregen. Symboliſch muß daher alle Baukunſt ſeyn, und mehr als jede andere iſt es dieſe chriſtliche des deutſchen Mittelalters. Was zuerſt und am nächſten liegt, das iſt der Ausdruck des zu Gott empor ſteigenden Gedankens, der vom Boden losgeriſſen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieſes iſt es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beym Anblick dieſer, wie Strahlen emporſchießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er ſich dieſes Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöſt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form iſt bedeutend und ſinnbildlich, wovon ſich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweiſe finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drey Haupteingänge nehmen die hereinſtrömende Menge von den verſchiedenen Weltgegenden her, auf. Drey Thürme entſprachen der Dreyzahl des chriſtlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob ſich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Geſtalt des Kreuzes war ſchon von früh in der chriſtlichen Kirche geſucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der ſogenannten ſchönen Form zu betrachten ſey; denn alle dieſe gewählten Formen ſtimmen innigſt zuſammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die chriſtliche Baukunſt ſchon früh vermieden, da aber die aus drey oder vier runden Säulen zuſammengeſetzten, keine gute Form geben, ſo wählte man nun jene ſchlanken, wie aus einem Bündel verſchlungener Röhren in der mannigfaltigſten Fülle und Einheit leicht emporſtiegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieſer Baukunſt iſt die Roſe: daraus iſt ſelbſt die eigenthümliche Form der Fenſter, Thüren, Thürme in allem ihren Blätterſchmuck und reichen Blumenzierrathen abgeleitet. Das Kreuz und die Roſe ſind demnach die Grundformen und Hauptſinnbilder dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdiſchen nähmlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beyſpiel im Vorübergehen zeigen wollen, daß manche Erſcheinungen des Geiſtes und der Kunſt des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet viele der allgemeinen Beurtheiler gewohnt ſind, alles ohne Unterſchied zu verwerfen, wovon ſie oftmahls weder die wahre Herkunft wiſſen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt ſind.

In dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ward in der deutſchen Poeſie der Hang zu moraliſchen Lehrgedichten, theils allegoriſchen, theils ſatiriſchen Inhalts herrſchend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beyſpiel erwähnt zu werden verdient, wie auch dazumahl der Weltlauf beſchaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meiſtens der Betrogene blieb, der ſchlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrſchaft, in dem geſammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten ſich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geſchichte entferntes Spiel der Fantaſie aufgelöſt, ſo ging man nun zu dem entgegengeſetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden alſo die beyden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beyden letzten bedeutenden Erſcheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poeſie, kann man die beyden bekannten Ritterbücher anſehen, welche Kaiſer Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch ſelbſt verfaßt hat; das eine in Proſa, das andere in Verſen, den Theuerdank und Weißkunig. Ritterbücher nach dem Geiſt, der darin weht, und inſofern ſchätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geſchichte, halb der Allegorie angehört, iſt keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geiſt, den letzten, welchen man einen altdeutſchen nennen kann.

In Frankreich hat ſich wie in England der Rittergeiſt ſelbſt ſehr lange erhalten, die Ritterpoeſie iſt aber ſchon früh, und noch ehe ſie irgend eine Stufe kunſtreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich geſchah dieſes, indem ſie ſich ganz in Proſa auflöſte, und in unermeßlich lange, weitſchweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Geſang der ältern Gedichte auf keine Weiſe erſetzen konnten. In England nahm die Sache eine weniger ungünſtige Wendung, inſofern wenigſtens einzelne poetiſche Anklänge aus der frühern Zeit in Menge, Romanzen und Volkslieder, worin die Poeſie ſich hier zerſplitterte, in lebendigem Geſang und Andenken aus dem alten Reichthum zurückblieben. Es giebt alte franzöſiſche Romanzen von einem eignen rührenden und zartlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer, und beſonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben ſo wenig wie der nordfranzöſiſche Minnegeſang, mit dem provenzaliſchen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten franzöſiſchen Zeit, ſcheint wohl Thibault, der Graf von Champagne, und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erſte Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, ſind nächſt der lateiniſchen, zuerſt in franzöſiſcher Sprache ausführlich niedergeſchrieben, oder in mündlichen Liedern und Überlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich ſelbſt, ſondern auch in England; beyde Länder laſſen ſich auch in der Geſchichte der Litteratur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bey der man die damahlige politiſche Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war; als der Minnegeſang dort blühte, ein Lehn des deutſchen Reichs, zu Burgund gehörig; und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbaroſſa den Grafen Berengar mit dieſem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegeſangs und der Geiſtesbildung in den provenzaliſchen Ländern, welche alſo nicht bloß durch eine ganz verſchiedene Sprache, ſondern auch politiſch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und öſtlichen Provinzen dagegen, ſtanden meiſt unter engliſcher Herrſchaft, und nicht ſowohl ausſchließend den Franzoſen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der ſchon oft erwähnte große und weſentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoeſie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortſchritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Roſe, wegen ſeines hohen Ruhms keine ſehr vortheilhafte Meinung. Die franzöſiſche Litteratur iſt im vierzehnten Jahrhundert nicht ſehr reich, außer daß die Ritterbücher fortdauernd fleiſſig vermehrt wurden; was aber davon bekannt iſt, beweiſt nur, daß die Sprache damahls nicht auf derſelben Stufe ſtand, und bey weitem noch nicht ſo entwickelt und ausgebildet war, als es Proſa und Poeſie zu dieſer Zeit ſchon bey den Spaniern und Italiänern waren. Die vollkommne Geſtaltung der franzöſiſchen Sprache war einer viel ſpätern Zeit vorbehalten. Eben ſo blieb auch England jetzt noch zurück; wie wir um ſo mehr annehmen müſſen, da ihr Chaucer in ſeinem Zeitalter doch ſo ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er wohl als ein allgemeiner Maaßſtab betrachtet werden kann, nachdem er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht ſind es die furchtbaren Kriege geweſen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, ſo wie die blutige Fehde der York und Lancaſter, welche die ſchnellere und glücklichere Entwickelung der Sprache und der Dichtkunſt in beyden Ländern hemmten; vielleicht iſt aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, beſteht der eigenthümliche Reichthum der Franzoſen, wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen; dieſe waren die Quellen, aus welchen Boccaz ſo oft geſchöpft hat, denen er aber durch ſeinen ſchönen Styl erſt ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich ſcheint mir daher in der altfranzöſiſchen Litteratur der Vorrang, den ſie vor andern Nationen, auch damahls ſchon in derſelben Gattung behaupten, worin ſie in neuern Zeiten ſo reich geweſen iſt. Ich meine die geſchichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften, geſellſchaftlich entwickelten Beobachtungsgeiſt erfordern, und als Sittengemählde und in der Darſtellung der einzelnen Züge, eine Art von Ähnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von Joinville, beginnt dieſer der franzöſiſchen Litteratur ganz eigenthümliche Reichthum, in einer Gattung, welche erſt ſpäter ihre volle Entwicklung erreichte.

Spanien beſitzt in dem hiſtoriſchen Heldengedichte von ſeinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieſes iſt die Gattung der Poeſie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächſten und am mächtigſten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, iſt mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geiſteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, ſchon aus dem eilften Jahrhundert ſeyn, ſo gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiſte nach durchaus dieſer ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientaliſchen, zum Wunderbaren und Fabelhaften ſich hinneigenden Geſchmack iſt hier gar keine Spur. Es iſt der reine, treuherzige, edle, altcaſtiliſche Geiſt, und iſt die Geſchichte des Cid, wahrſcheinlich ſehr bald nachdem ſie ſich zugetragen, als hiſtoriſches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie die Heldenſage beſonders in der Mythologie der verſchiedenen Völker meiſtens, von einem gewiſſen elegiſchen, und ſelbſt tragiſchen Gefühl begleitet iſt. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernſthafte Seite des Heldenlebens, welche ſelbſt die Alten bisweilen hervorgehoben. So wurde Herkules und deſſen ungefüge Leibes-Stärke von ihnen oft nicht ohne komiſche Übertreibung geſchildert, auch Ulyſſes führt mancherley Abentheuer und Liſten aus, die eher Schwänke zu nennen ſind. Am meiſten tritt aber dieſe Seite in der hiſtoriſchen Betrachtung großer Helden, und heroiſcher Menſchen hervor. Wie ſehr auch die Geſchichte ſelbſt, des Helden Übergewicht an Seelenſtärke, Tapferkeit und an Körperkraft ſchildern mag; er erſcheint doch nicht in der poetiſchen Ferne einer wunderbaren Welt, ſondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegenſatz iſt, den ſeine heroiſche Kraft und Überlegenheit mit dieſer, mit ihren Verhältniſſen, Bedürfniſſen und ihm in den Weg gelegten Hinderniſſen macht, je mehr giebt eben dieſer Gegenſatz, Anlaß zu mancherley komiſchen Zügen, welche dem Eindruck der heroiſchen Größe nichts ſchaden, welche dadurch vielmehr treuherziger erſcheint, und dem Gefühl um ſo näher rückt. Komiſche Züge der Art ſind mehrere im ſpaniſchen Cid; z. B., wie er auf eine freylich nicht ganz zu billigende Weiſe, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdiſchen Wucherer einen Kaſten mit Steinen, als einen koſtbaren Schatz verſetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach ſeinem Tode einer aus dieſem Geſchlecht, dem aufgeſtellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erſchütterung das furchtbare Schwerdt eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen. Dieſes ſind die Volksſpäße, wie ſie einem ſolchen alten Gedichte allenfalls wohl anſtehen; eine feinere Ironie herrſcht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abweſenheit ihres Gemahls den König ſo oft heimſucht, und in den Antworten, welche dieſer ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder überſetzt hat, ſind ungleich ſpäter, aber der Charakter der alten Dichtung iſt treu darin bewahrt, und ſie haben in der Urſprache eine ganz eigenthümliche ungekünſtelte Anmuth, die nur in der etwas nachläſſigen Überſetzung nicht mehr ſo fuhlbar iſt.

An Romanzen haben die Spanier einen eben ſo großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der ſpaniſchen beſteht aber darin, daß ſie nicht bloß Volkslieder ſind in dem beſchränkten Sinne des Worts, ſondern die beſten derſelben ſind in einer großern und allgemeinern epiſchen Weiſe gedacht und abgefaßt, und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetſten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder ſind als einzelne poetiſche Anklänge einer der Poeſie günſtigern Vorzeit von großem Werth; doch iſt es an ſich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poeſie, welche den Geiſt und das Gefühl der geſammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln ſoll, dem Volke allein überlaſſen bleibt. Auch werden ſolche einzelne verlohrne poetiſche Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverſtändlich; ſie finden ſich am häufigſten bey ſolchen Nationen, deren Sinn zwar poetiſch iſt, deren Poeſie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erſchütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerſtuckelt worden iſt.

Friedrich Schlegel's
ſämmtliche Werke.

Zweyter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte
der
# alten und neuen Litteratur.

Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Zweyter Theil.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte
der
# alten und neuen Litteratur.

Zweyter Theil.

Neunte Vorleſung.

Italiäniſche Litteratur. Allegoriſcher Geiſt des Mittelalters. Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiäniſchen Dichtkunſt überhaupt. Lateiniſche Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derſelben. Altrömiſche Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich verſucht, ein Gemählde der verſchiedenen europäiſchen Nationen, der Deutſchen, Franzoſen, Engländer, Spanier, und beſonders ihrer Dichtkunſt und Geiſtesbildung im Mittelalter und bis zum ſechszehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Litteratur der Italiäner iſt noch zurück, der ich dieſe Stelle anweiſe, weil ſie den Übergang macht von der Poeſie des Mittelalters zu der neuern Litteratur der letztern Jahrhunderte, ſeitdem die Wiſſenſchaften und durch ſie auch die Künſte im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewiſſem Sinne wieder hergeſtellt worden.

Die ältere italiäniſche Dichtkunſt ſchließt ſich auf der einen Seite ganz an die Philoſophie des Mittelalters, in dem allegoriſchen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber haben die antiken Vorbilder am meiſten auf ſie eingewirkt und ihre künſtleriſche Ausbildung ſtand in genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen. Die beyden Dichter Petrarca und Boccaz, waren ſelbſt Gelehrte, welche an dem Verdienſt der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeiſt und die Ritterpoeſie haben überhaupt in Italien am wenigſten geherrſcht und Einfluß gehabt. Selbſt Dante wollte ſein Werk zuerſt lateiniſch dichten; Petrarca ſpricht von den Ritterdichtungen ſogar mit Abneigung und Geringſchätzung; und wenn auch Er dem Geiſt des Zeitalters durch ſeinen kunſtreichen Minnegeſang huldigte, ſo war es mehr die herrſchende Gefühlsweiſe, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Überzeugung von dem eigentlichen Weſen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieſer neuern Dichtkunſt. Denn nicht auf jenen Minnegeſang, der ihn unſterblich gemacht hat, ſondern auf ein lateiniſches, jetzt nur durch ſeinen Verfaſſer noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er ſeinen Ruhm zu gründen. Dieſes in dem ehemahligen Vaterlande des römiſchen Geiſtes ſo natürliche Schwanken zwiſchen der altlateiniſchen und neuitaliäniſchen Sinnesart, Kunſt und Sprache, zeigt ſich auch noch in dem dritten großen Schriftſteller der erſten italiäniſchen Zeit, im Boccaz. Die ſpitzfindigen Geiſtesſpiele der provenzaliſchen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzöſiſchen Erzähler ſuchte er in dem für dieſen Zweck faſt zu ernſten, zu kunſtreichen, und geſchmückten Styl der Alten, in der Weiſe eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere ſeiner Werke enthalten einen mißlungenen Verſuch, die Mythologie der Alten in chriſtliche Geſchichten einzuflechten, oder auch chriſtliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieſes ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürſten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Verſen nahm er den Stoff nach der Weiſe des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freylich beſſer kannte als andere deutſche oder franzöſiſche Dichter, welche vor ihm Ähnliches verſuchten. Auch in dieſer nicht glücklichen Wahl zeigt ſich ſeine Vorliebe für das Antike, und ſein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poeſie zu vereinen.

Der reichhaltigſte, wichtigſte und erfindungsreichſte unter dieſen drey alten italiäniſchen Dichtern war unſtreitig Dante, deſſen Werk alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe damahliger Zeit, das geſammte Leben des ſpätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach ſeiner Vorſtellungsweiſe umfaſſend, ſchlechthin einzig in ſeiner Art iſt, und unter den Begriff keiner Gattung ſich fügt. Es hat zwar mehrere ſolche allegoriſche Gedichte im Mittelalter, beſonders auch in provenzaliſcher Sprache gegeben; aber dieſe ſind verlohren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieſer Art ſo weit übertroffen, daß er ſie verdrängte und nun allein vor uns ſteht. Wollte man die Poeſie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunſtformen der Alten, die nicht darauf paſſen, bloß hiſtoriſch, und ganz nach ihrem eignen Geiſte betrachten und beurtheilen; ſo würde man drey

Hauptgattungen als die weſentlichſten finden, das Rittergedicht, den Minnegeſang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenſtand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form ſchon allegoriſch iſt, wie in dem Werke des Dante. Denn ſonſt iſt dieſer allegoriſche Geiſt freylich in der geſammten Poeſie des Mittelalters verbreitet und herrſchend. Wie ſehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegoriſcher Geiſt und Sinn ſich regt und darin verhüllt iſt, habe ich ſchon bey der deutſchen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterſchied liegt darin, daß in dieſen allegoriſchen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt iſt in eine Darſtellung des Lebens, dahingegen beym Dante die Darſtellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeſchaltet ſind, in das künſtlich abgetheilte Gehäuſe und Gebäude ſeiner weltumfaſſenden Allegorie. Dieſen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter ſo herrſchend war, daß man ihn faſt überall vorausſetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, und alles richtig zu verſtehen, hat das Chriſtenthum allerdings viel beygetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen ſie auf die geſammte Litteratur und Poeſie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche ſie als ein Buch, und in Rückſicht der äußern Form auf Sprache, Kunſt und Geiſt der Darſtellung haben mußte, und an ſich haben konnte, ſo ſind vorzüglich zwey Eigenſchaften daran auffallend. Die erſte iſt die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künſteley. Indem alle dieſe Schriften vorzüglich oder faſt ausſchließend von Gott und von dem innern Menſchen handeln, iſt der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet ſich nirgends, was man eigentlich Metaphyſik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegenſätze, todten Begriffe und leeren Abſtractionen, von denen die Philoſophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, ſich niemahls frey erhalten konnte, ſo oft ſie es unternahm, jene höchſten Gegenſtände alles Nachdenkens, Gott und den Menſchen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darſtellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Übel unauflöslicher Verwirrung, und eines ſtets mit ſich ſelbſt ſtreitenden Denkens und der Verſtandeskünſteley auch dann nicht entgehen, wenn ſie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenſtänden entſagend, ſich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwiſſenheit einhüllte. Dieſelbe Einfalt und Entfernung von Künſteley zeichnet auch den poetiſchen Theil der heiligen Schrift aus, ſo reich die dichteriſchen Bücher deſſelben auch an ſchönen und beſonders an erhabenen Zügen ſind. In Rückſicht auf die kunſtreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieſer heiligen Poeſie der Hebräer auf keine Weiſe mit dem Reichthum der griechiſchen Darſtellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in dieſen, an die vollkommenſte Blüthe der Schönheit faſt immer unmittelbar ſchon die Entartung, und der höchſten Vollendung der Kunſt folgt nicht ſelten, ja meiſtentheils ein üppiger und ausſchweifender Geſchmack, der ſich in überflüſſigem Schmuck, in Überladungen und in Künſteleyen gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menſchen, in ſeiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange ſeiner Neigungen und Gefühle, um dieſe allgemeine Erſcheinung in der Kunſtgeſchichte herbeyzuführen und zu erklären; viele Einflüſſe, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn ſie kaum entfaltet iſt, verderblich einwirken und ſie im Innerſten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch ſchon wirklich erreicht war, ſofort wieder verfälſchen und in Künſteley verkehren. Daher ſind auch die chriſtlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poeſie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Taſſo, Milton und Klopſtock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß ſie ihm in Rückſicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künſteley durchaus gleich kämen. Eine zweyte unterſcheidende Eigenſchaft der Schrift in Rückſicht auf die äußere Form und Darſtellungsweiſe, welche den größten Einfluß auf unſere neuere Sprache und Poeſie gehabt hat, iſt die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichteriſchen, ſondern auch in den lehrenden und geſchichtlichen Büchern und Abſchriften herrſcht. Bey den Hebräern kann man ſie zum Theil als eine nationale Eigenſchaft betrachten, welche mehreren orientaliſchen Völkern, wie den nächſten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein iſt. Das Verbot einer ſinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bey den Hebräern dazu beygetragen haben dieſen Hang zu verſtärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beſchränkt.

deſto mehr auf der andern einen freyen Ausweg ſucht. Eben dieſelbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darſtellung bey den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientaliſche Bildlichkeit und eigentliche Poeſie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den chriſtlichen Büchern der Schrift, da iſt gleichwohl ein ſinnbildlicher, ſymboliſcher Geiſt herrſchend. Dieſer hat ſeinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geiſtesbildung aller chriſtlichen Völker verbreitet. Durch dieſen ſymboliſchen Geiſt, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, iſt die Bibel für die Poeſie und bildende Kunſt des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weiſe daſſelbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. Freylich, wo der tiefere Sinn jener ſinnbildlichen Geheimniſſe nicht vollkommen verſtanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr ſo ernſt und heilig blieb, entartete dieſer Hang ſehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen ſpielende und inhaltsleere Allegorie; weil ſinnreicher Schmuck leichter iſt als edle Einfalt, und auch die glänzendſte Kunſt ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rückſicht der beyden zuletzt genannten Eigenſchaften, wenn ſie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für alle chriſtliche Völker ein hohes Vorbild ſeyn können, noch allgemeiner als die Kunſt und ſchöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und

Darſtellung, in der Wiſſenſchaft wie in der Kunſt, jene edle Schönheit, welche Eins iſt mit der Wahrheit, herrſchend werden müſſen, und auch dauerhaft bleibend. An und für ſich aber iſt das Chriſtenthum ſelbſt nicht eigentlich Gegenſtand der Poeſie; lyriſche Gedichte, als unmittelbare Äußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Chriſtenthum ſelbſt kann wohl weder Philoſophie noch Poeſie ſeyn, es iſt vielmehr das, was aller Philoſophie zum Grunde liegt, ohne welche Vorausſetzung dieſe ſich ſelbſt niemahls verſteht, ſich in leere Zweifelſucht, oder einen eben ſo leeren und nichtigen Unglauben, und in endloſe Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber iſt das Chriſtenthum dasjenige, was über alle Poeſie hinausgeht, deſſen Geiſt allerdings wie überall ſo auch hier herrſchen, aber nur unſichtbar herrſchen ſoll, und nicht geradezu ergriffen und dargeſtellt werden kann.

Das Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie und darſtellenden Kunſt iſt von der größten Wichtigkeit, ſobald die Frage iſt, wie ſich die Geiſtesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern ſie hierin mit dieſem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poeſie und Kunſt, welche immer nur wieder jene Geſtalten und Formen des Alterthums, deren Geiſt nicht mehr vorhanden iſt, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darſtellen wollte, aber immer nur die Oberfläche deſſelben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Anſichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und ſo vieler großen Talente, das Chriſtenthum nicht bloß durch die bildenden Künſte, ſondern auch in der Poeſie darzuſtellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf dieſe wichtige Frage ſcheint mir in der ſchon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darſtellung des Chriſtenthums, der indirecte Einfluß ſeines Geiſtes auf die Poeſie, wo nicht an ſich der einzig richtige und wahre, ſo doch unſtreitig bis jetzt der ſicherſte, und am meiſten gelungene ſey. In dieſem Sinne iſt die Ritterpoeſie des Mittelalters, die freylich eben ſo, wie die gothiſche Baukunſt, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft chriſtliche Heldenpoeſie zu nennen; denn eben das, was ſie von der Heldenpoeſie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterſcheidet, iſt ſeinem Urſprunge und ſeinem Weſen nach unläugbar chriſtlich. Es iſt der Geiſt der nordiſchen Vorwelt, der in dieſen Dichtungen weht, es ſind die Geſtalten der alten Heldenſage, aber verändert und verklärt, durch das herrſchende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verſchönert, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Verſucht es der Dichter aber die Geheimniſſe des Chriſtenthums unmittelbar zu ergreifen, ſo ſcheinen ſie ſich als ein faſt unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenſtand, der Darſtellung eher zu entziehen. Wenigſtens iſt noch kein Verſuch dieſer Art, ſo große Talente ſich demſelben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieſes gilt auch von dem erſten und älteſten der großen chriſtlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bey den ſpätern Nachfolgern, dem Taſſo, Milton, Klopſtock, oft bemerkt worden iſt. Mehr als jedem andern iſt es dem Dante gelungen, himmliſche Erſcheinungen, und paradiſiſche Entzückungen uns wirklich anſchaulich zu machen, und doch zugleich wahrhaft dichteriſch darzuſtellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poeſie und das Chriſtenthum auch bey ihm nicht in vollkommner Harmonie ſind, und daß ſein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweiſe nur ein theologiſches Lehrgedicht ſey. So ganz poetiſch und zu den kühnſten Viſionen ſeine Einbildungskraft geneigt war, ſo hatte doch auch wieder die damahlige Scholaſtik einen großen Einfluß auf dieſen ſonderbaren Geiſt. Sonſt iſt dieſes in ſeiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreiſe der drey dargeſtellten Welten, der Finſterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, ſtellt er uns eine Reihe der mannichfaltigſten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verſchiedenſten Zuſtänden dar; von dem tiefſten Abgrund innrer Zerſtörung und rettungsloſer Qual, durch jede Stufe der Hoffnung, und des Leidens hindurch, bis zu der höchſten Verklärung hinauf. Weiß man ſich ganz in ſeinen Geiſt und ſeine beſondern Anſichten und Abſichten zu verſetzen, dringt man ein in die Zuſammenſetzung ſeines Werkes, ſo findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zuſammenhang; wie dann dieſes Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zuſammenſetzung, ſondern auch dadurch als ganz einzig erſcheint, daß der Dichter einen ſolchen Entwurf mit dieſer Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das iſt eben das Uebel, daß dieſer Zuſammenhang und dieſe Einheit, nicht klar und leicht verſtändlich dem Auge erſcheinen, ſondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüſtung der verſchiedenſten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erfordert, ehe man dieſes Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verſtehen kann. Seinen Zeitgenoſſen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war ſeine Geographie und Aſtronomie nicht ſo fremd wie uns, die vielen Anſpielungen aus der florentiniſchen Geſchichte lagen ihnen viel näher, und ſelbſt die Philoſophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für ſie eines Commentars, und ſo iſt es denn gekommen, daß der gröſte und nationalſte aller italiäniſchen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter ſeiner Nation geworden iſt. Zwar wurde er einige Menſchenalter hindurch, wie ein zweyter Homer, durch einen öffentlich beſtellten Lehrer in ſeiner Vaterſtadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk ſelbſt und der Geiſt des Ganzen, ſondern nur einzelne Stellen aus ihm ſind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter ſeiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenſchaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italiäniſchen Geiſt und Charakter ſo tief ergriffen, und ſo ſprechend darzuſtellen gewußt. Das Einzige, was man in dieſer Hinſicht an ihm vermiſſen, oder tadelhaft finden könnte, iſt die überall verbreitete ghibelliniſche Härte. Es zeichnete dieſe im ſpätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrſchaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner ſtolzer, hochfahrender Geiſt und eine faſt grauſame Strenge und Härte des Gemuths aus, welche man aus den Geſchichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um ſich einen Begriff davon zu machen. Auch die ſpätern Zeiten bis auf die unſrige haben ihre Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menſchheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrſchaft erwarten, und die Macht des Unſichtbaren läugnen möchten, die ſich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber dieſe Ghibellinen einer ſpätern überverfeinerten Zeit zeichnen ſich mehr durch die Biegſamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher ſie wie eine weiche Maſſe den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um ſo größer und herrlicher erſcheint, je mehr ſie ſich auch durch zerſtörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrſchbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroiſche Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander ſtanden, und der großen Charaktere, die ſich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein ſolcher hätte ſeyn können. Es entſtand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächſt noch nicht die gleichformige Erſchlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, ſondern auch veranlaſſende Gelegenheit und mitwirkende Urſache des Despotismus iſt. Immer aber bleibt die ghibelliniſche Härte, welche ſich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Geſtalt darſtellt, am Dichter ein Tadel, da ſie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, ſondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweiſe ihren rauhen Einfluß erſtreckt.

Dieß ſind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeſchadet, an dieſem größten aller chriſtlichen und aller florentiniſchen Dichter glaubte bemerken zu müſſen.

Dem Petrarka habe ich ſchon ſeine eigentliche Stelle angewieſen, da ich die ihm eigne kunſtreiche Vollendung bey der allgemeinen Schilderung des Minnegeſangs der verſchiedenen Nationen erwähnte. Dieß iſt die Gattung, zu der ſeine Gedichte gehören, und mit dem deutſchen oder ſpaniſchen Minnegeſang muß man dieſen italiäniſchen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und ſeinen eigenthümlichen Charakter aufzufaſſen. Dieſer beſteht eben darin, daß Petrarka kunſtreicher, geiſtiger, Platoniſcher iſt als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige ſeiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verſtanden, ſondern unter dieſem Nahmen nur ſein geiſtiges Urbild und eine bloß ſinnbildliche Idee beſungen habe. Dagegen iſt man denn mit authentiſchen Beweiſen von ihrer wirklichen Exiſtenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältniſſen, und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die ſie hinterlaſſen: und auf eine andre, ſchönere Weiſe überführt uns das liebliche Bildniß von Memmi in der Sammlung der Petrarkiſchen Gedichte zu Florenz von der wahrhaften Exiſtenz und Wirklichkeit dieſer holden Frauenſeele, in ihrer hohen klaren Anmuth. So viel iſt indeſſen gewiß, daß auch ein allegoriſcher Sinn und Geiſt in Petrarka's Gedichten ſich ausſpricht, der oft ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie ſchon oben bemerkt wurde, man bey den Werken des Mittelalters faſt überall vorausſetzen und aufſuchen darf. In der Verskunſt und als Bildner ſeiner Sprache iſt Petrarka einer der erſten Künſtler, welche in irgend einer der romaniſchen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben ſo kunſtreich wie Petrarka zur Poeſie, ſuchte Boccaz die italiäniſche Proſa auszubilden; doch leidet ſie auch bey ihm an der langen periodiſchen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frey iſt.

Jene drey florentiniſchen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, bilden eine ältere, ſtrengere Schule der abendländiſchen Poeſie, in welcher das allegoriſche Streben überwiegend war. Sie hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darſtellende Kunſt von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die große allegoriſche in Weltumfaſſenden Viſionen und der ganzen Fülle der chriſtlichen Sinnbilder; Petrarka nebſt jener, in der er aber weit hinter ſeinem Vorbilde zurück blieb, die ihm eigenthümliche Art der lyriſchen Dichtkunſt, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darſtellung in Proſa, allein oder mit eingemiſchten Gedichten. Auch bey dieſem letzten iſt auf eine andre Weiſe, beſonders in den größeren Dichtungen, die allegoriſche Richtung ſehr auffallend ſichtbar; und aus einem ähnlichen Bedürfniß und dunkel geſuchtem Ziele, ging auch ſein Streben hervor, die alte heidniſche Mythologie neu zu beleben und chriſtlich umzudeuten, was auch Dante ſchon hie und da auf ſeine Art ſehr eigenthümlich verſucht hatte. Alle drey fanden eine Menge von

Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in ſeiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkiſchen Lieder, wie die Novellen in Proſa, durch die häufige Wiederhohlung, und den Überfluß, bald ermüden mußten. Erſt ſpät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf dieſen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entſchloſſen ſich die Italiäner das eigentliche Rittergedicht zu verſuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechiſchen Mythologie und der trojaniſchen Fabel hatte verſetzen wollen. Der erſte bekannte unter den Vorgängern des Arioſt, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten ſchon ſehr vertraut, in der Geſellſchaft der Mediciäer ſeine Rhapſodieen abſang, ſollte man ein günſtiges Vorurtheil hegen; aber das Werk ſelbſt entſpricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz, den Mangel an Poeſie, oder doch den Zuſammenhang der unwahrſcheinlichen und ſinnleeren Erdichtungen, ſelbſt darüber ſpottend, erſetzen ſollen. In der Erzählung weiß man ſelten recht, was Parodie oder Ernſt iſt; der Witz iſt ſo ganz local und florentiniſch, daß er uns kaum verſtändlich bleibt; und das Ganze iſt nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiäniſchen Geiſt zuerſt das eigentlich Romantiſche war. Weit glücklicher iſt Bojardo, der nächſte Vorgänger des Arioſt, deſſen unvollendetes Werk dieſer zuerſt nur fortſetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergeſſenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantaſie, die man ihm ſonſt wohl zutraut, verliert Arioſt viel, ſobald man ſeine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet ſich ſchon bey ſeinem Vorgänger, und auch die mahleriſche Kraft der Beſchreibung iſt dieſelbe; nur die größere Sorgfalt, die Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Verskunſt hat Arioſt voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyſſee, dem Ovid, oder ſonſt einzelne Blumen aus den alten Dichtern mit noch glücklicherem Kunſtſinn zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Ritterpoeſie der Italiäner nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt iſt, ſondern in der Lombardey, wo auch die deutſche Baukunſt des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerey mit dem der Deutſchen verwandter, oder ihm doch nicht ſo ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptſtaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeiſt hier weit weniger herrſchend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunſt ſeyn konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geiſt ſchon früh ganz demokratiſch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Kunſt manches mehr dem orientaliſchen, oder neu griechiſchen Geſchmacke nachgebildet, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeiſt ſeit den Normannen wohl nicht ganz erloſchen, aber von fremden Konigen beherrſcht, und im Wechſel der Herrſchaft oft beunruhigt, oder auch ſonſt durch was immer für ungünſtige Umſtände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geiſtesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas andres gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künſte bedacht, welche die Kirche zu verherrlichen beſtimmt waren, als auf die ritterliche Poeſie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, ſo nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlohr ſich in leere Gedanken von der Wiederherſtellung einer Republik, und des alten Rom in ſeiner ehemahligen republikaniſchen Größe; wie es ſich bey den Verirrungen des Rienzi zeigte, die ſelbſt Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß ſind die Urſachen, warum die Poeſie der Italiäner, welche durch ihre kunſtreiche Vollendung am meiſten auch bey andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und faſt ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden iſt, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philoſophie ſich neigte, weniger aber, und erſt in ihrer ſpätern Epoche vom Rittergeiſte beſeelt war.

Ungleich glänzender als in der Poeſie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunſt, deren eigentlicher Flor in demſelben begann, und etwa bis gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebſt der wieder erweckten alten Litteratur, hat die Kunſt am meiſten beygetragen dieſes Zeitalter als das der Mediceer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen ſchon früh die Überbleibſel von der bildenden Kunſt der Alten für eine ſtrengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeiſtert worden ſeyn. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, ſelbſt bey denen Mahlern nicht, welche am meiſten wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vom Alterthum beſaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Erſten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im ſechszehnten Jahrhundert, begann auch ſchon das Sinken der Kunſt. Früher, als ſie in ihrer Blüthe ſtand, war der Geiſt dieſer Mahlerey ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein chriſtlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italiäniſch, in den glücklichſten und vollkommenſten Hervorbringungen beydes gleich ſehr. Daher hat die Mahlerkunſt in dieſem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poeſie; denn welchen Dichter deſſelben könnte man wohl dem Raphael gleich ſtellen? Wir ſuchen hier vergeblich einen Taſſo, der zugleich Dante wäre.

Und auch abgeſehn davon, daß hier erhabener Tiefſinn des dichteriſchen Geiſtes mit ſeelenvoller Anmuth nicht ſo glücklich in einem Punkte der Vollendung zuſammentrafen; blieb die Poeſie gleich nach ihrem erſten Aufſluge und ſo wie ſie ein reiferes Wachsthum erreichte, nicht ſo ſelbſtſtändig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Litteratur, und der allgemeinen Verbreitung ſo vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten ſich bey allen Nationen des neuern Europa, und zuerſt bey den Italiänern, verunglückte Verſuche der Nachahmung der antiken Dichtkunſt, welche ihr Weſen in der äußerlichen Form oder durch die Zufälligkeit des Inhalts nachkünſteln wollten. Selbſt das wahre Genie blieb nicht immer ganz frey von dieſem ſchädlichen Einfluß; Camoens und Taſſo, die größten epiſchen Dichter der Neuern, würden ſich ungleich mächtiger, freyer und ſchöner entwickelt haben, wenn nicht die virgiliſche Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen geſtanden, ihren Dichtergeiſt beſchränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weiſe ward die alte Litteratur, der Poeſie und ſelbſt der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an ſo allgemein lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten, daß man die Landesſprache darüber vernachläſſigte. Nebſt Italien hat beſonders Deutſchland, wo die alte Litteratur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter ſind auf dieſem Abwege für die Sprache und Nation verlohren gegangen; indem man es erſt zu ſpät erkannt hat, daß keine Poeſie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiſer Maximilian wurden wohl lateiniſche Dichter gekrönt, aber ſo viel mir bekannt iſt, keiner in deutſcher Sprache, ungeachtet der Kaiſer dieſe vor allen liebte, und ſelbſt übte; ſogar Schauſpiele wurden lateiniſch vor ihm aufgeführt. Die ſichtbare Entartung und Verwilderung der deutſchen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, ſchiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben dieſe das Übel vermehrt; allein da ſich jene Entartung der Sprache, wenigſtens der Poeſie, auch ſchon vor der Reformation zeigt, und bey ſolchen Schriftſtellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, ſo ſcheint mir die erſte Urſache darin zu liegen, daß jetzt die meiſten und vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter wieder anfingen die Landesſprache zu verſchmähen, lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten. In Deutſchland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieſes noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den erſten großen florentiniſchen Dichtern und Schriftſtellern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchon eine feſter beſtimmte und kunſtgebildete Norm für die Landesſprache beſaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Litteratur lag die Schuld, ſondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Dieſe große Erweiterung des hiſtoriſchen und dadurch auch alles übrigen Wiſſens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunſt und Geiſtesbildung, war an ſich ein großes und unſchätzbares Gut. Aber irren würde man ſich freylich, wenn man glaubte, die volle Ausſaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die ſo plötzlich erworbenen geiſtigen Reichthümer ſeyen gleich gut angewandt und ſo verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einſehen und verlangen, daß ſie verarbeitet und ſelbſtthätig angeeignet werden ſollen. Ich finde in dieſer Hinſicht den Geiſt der neuern Europäer in den verſchiedenen Jahrhunderten ſich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich ſehe überall die gleiche leidenſchaftliche Wißbegier, welche mit raſtloſer Thätigkeit umherforſchend, jede dargebothene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeit lang für das Andere, was eben ſo weſentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erſchütterung und Gährung die zerſtörenden Wirkungen um ſich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geiſtes und der Geiſtesbildung mit ſich führen, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was ſich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunſt und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wiſſenſchaft der Araber bekannt, und die Philoſophie des Ariſtoteles herrſchend wurde, die verſchiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geiſtige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch dieſe beſonders im dreyzehnten Jahrhundert mit einem Mahle ſich kundgebende Erweiterung und Revolution des menſchlichen Geiſtes gar nicht ſo angewandt worden, wie es zu wünſchen geweſen wäre, das iſt jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächſt und im Allgemeinen daraus ein Sectengeiſt, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarey erſchien, bald aber ſeine zerſtörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geiſtig befruchteten Zeitaltern Europa's iſt das funfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendſte, als durch den ſyſtematiſchen Gebrauch des Compaſſes, durch immer fortſchreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum erſten Mahle vor den Augen des erſtaunten und gleichſam mündig gewordenen Menſchen, ſein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Große und Beſchaffenheit, klar und offen da ſtand; während zu derſelben Zeit und ſchon früher die wieder erweckte alte Litteratur dem Verſtande eine neue geiſtige Welt geöffnet hatte, und nun auch die Buchdruckerkunſt, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntniſſe, und zur Erregung des Geiſtes darbot, was bey der erſten Bekanntwerdung einem Wunder gleich ſcheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich ſchon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wiſſenſchaftlichen Gebiete, und im Geiſte des neuern Europa, liegt unſern Zeiten näher. Durch die unermeßlich groſſen Fortſchritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im ſiebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgeſetzt wurden, ſind zugleich alle mechaniſchen Kenntniſſe und techniſchen Fertigkeiten ſo unglaublich erweitert worden, daß faſt die ganze Lebenseinrichtung des menſchlichen Geſchlechts dadurch völlig verändert iſt. Wer möchte wohl läugnen, daß dieſe Kenntniſſe an ſich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender iſt als dieſe Herrſchaft des Menſchen über die Körper- und Sinnenwelt, die ſeiner urſprünglichen Hoheit und Beſtimmung entſpricht? War aber dieſe Herrſchaft über die Körperwelt auch mit der Herrſchaft über ſich ſelbſt verbunden? War die durchaus phyſiſche und mathematiſche Denkart, welche aus jener Richtung des Geiſtes, auch über ſittliche Gegenſtände ſich verbreitete, die richtige und angemeſſene? Die Folgen, welche dieſe Denkart, und die daraus erzeugte Philoſophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben hervorbrachten, haben ſich ſo ſchnell und ſo klar entwickelt, daß ſie jetzt ſchon allgemein genug, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verſchiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächſt des Nachtheils erwähnte, welchen die ausſchließende Vorliebe für die alte Litteratur und Sprache ſchon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr ſich darſtellenden Poeſie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um ſo weniger befremden, wenn wir hier mancherley Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geſchichte der Geiſtesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen ſteten Kampf zwiſchen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich iſt, und dem Neuen, Eignen und Vaterländiſchen, was der eigentliche Lebensgeiſt jeder lebendigen, wirkſamen und nationalen Litteratur und Poeſie ſeyn und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernſtliche Abſicht gehabt haben, die Vulgarſprache ganz zu verdrängen, und die alte römiſche wieder allein herrſchend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpaſſendſten Anwendung auf neuere und chriſtliche Gegenſtände, und wohl iſt es bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Perſon zu reden, ſondern ſtatt deſſen nach Art der Alten „die Götter" ſagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, ſoll man ſagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfaſſung, ſondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen, mag bey einigen wohl der ernſtliche Wunſch, oder wenigſtens der vorübergehende Gedanke entſtanden ſeyn. Doch ſolche Verirrungen, die ohnehin nie zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernſthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erſcheint die mit der alten Litteratur auch wieder erwachte altrömiſche Denkart in einem großen Schriftſteller dieſes Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunſt der Geſchichtſchreibung iſt er einzig, nicht bloß unter den Italiänern, ſondern überhaupt unter den Neuern, und den Erſten unter den Alten gleich. Kraftvoll, ſchmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caeſar, iſt er dabey tief und gedankenreich, wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieſer. Nicht irgend Einer iſt ſein Vorbild geweſen, ſondern von dem Geiſt des Alterthums überhaupt durchdrungen, iſt ihm ohne alle Abſicht und Nachkünſtelung zur andern Natur geworden, ſtark, lebendig, und angemeſſen zu ſchreiben, wie die Alten. Die Kunſt der Darſtellung findet ſich bey ihm nur, wie von ſelbſt, ſein ſtetes Ziel iſt der Gedanke. Aber, wie läßt ſich nun ſeine Denkart, und die ihm eigne Staatskunſt, welche nur allzu herrſchend geworden iſt, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie iſt ſie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchloſen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrſcher und Fürſten aufgeſtellt, ſucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beſchönigen, daß man ſagt, es ſey nicht ſo gemeint geweſen, er habe ſeinem Zeitalter und ſeiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politiſchen Verderbens aufſtellen wollen. Ungeachtet nun gewiß iſt, daß Machiavelli durchaus republikaniſch dachte und ein glühender Patriot war, ſo will doch jene Erklärung durchaus nicht recht paſſen. Richtiger mag es daher ſeyn, die Erklärung eben in ſeinem Patriotismus zu ſuchen, mit ſeinen übrigen Staatsanſichten und Grundſätzen zuſammen genommen. Es iſt, als ob er den Erſten ſeiner Nation ſtillſchweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreyen, müſſe man eben die, wenn auch noch ſo verzweifelten, oder unſittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; ſo müſſe man den Feind mit ſeinen eignen Waffen beſtreiten; das Vaterland zu retten, ſey alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann ſeine äußerſt merkwürdige kurze Vergleichung der Franzoſen und der Deutſchen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfſinn zeigt er, daß die Deutſchen gar nicht ſo mächtig ſeyen, als man ſie glaube, und daß dagegen die Macht der franzöſiſchen Könige äußerſt furchtbar und in ſtetem Anwachs ſey. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteriſtik beyder Nationen erſcheinen mag, iſt ſie nichts weniger als ſchmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er faſt als eine angebohrne Eigenſchaft zu betrachten ſcheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freyheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitſucht, welche ihr Reich ſchon aufgeloſt habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bey den damahligen Schickſalen Italiens, ſeiner Vaterſtadt, und ſeiner ſelbſt wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundſatz aber, die gefährlichſten Feinde Italiens, nähmlich die innern, mit ihren eignen unſittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt ſich auf keine Weiſe billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieſer kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück geſtürzt hatten, ſondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundſätze und Geſinnungen, welche ſolche Thaten möglich machten und herbeyführten.

Das Auffallendſte am Machiavell aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft beſtrittenen Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ſondern darin, daß er mitten in dem neuern chriſtlichen Europa eine Politik aufſtellte von ſolchem Inhalt und ſolchem Geiſt, als ob ſo etwas, wie das Chriſtenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Chriſtenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch dieſen geiſtigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie ſie ſelbſt Gott dienten, glaubte man, ſeyen die Könige würdig und berechtigt, über die Menſchen und Völker zu herrſchen; in dieſem Sinn ſeyen ſie und ihre Gewalt von Gott eingeſetzt. Auf dem unſichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Geſetze und Rechte. Von allem dieſem, von der ganzen chriſtlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er ſchreibt nicht bloß wie ein Alter der heidniſchen Vorzeit, ſondern er denkt auch ſo, und zwar im allerentſchiedenſten und ſtrengſten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und Liſt gegründet war, wobey die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüſſige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebenſache erſcheint, ſo ſind auch Kraft und Verſtand die einzigen Hebel in Machiavells Politik. Von Gerechtigkeit iſt dabey gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern iſt, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verſtandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben ſo wenig gibt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menſchen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchleriſche Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener ſich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und Liſt. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unſichtbares weg. Das Unſichtbare aber iſt es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, ſo hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menſchen, die Nationen, und die Staaten zuſammen. Iſt dieſe Seele, dieſer innere Lebensgeiſt dem Ganzen einmahl entzogen, ſo zerfällt es und löſt ſich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organiſchen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, ſo iſt es doch nun bloß ein eignes, abgeſondertes, aus ſeinem wahren Zuſammenhange weggeriſſenes, ſeinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern ſich ſelbſt, und nach außen ſich gegenſeitig unter einander zerſtörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, ſo ſteigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finſterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlaſſenen Gerechtigkeit ein.

Die politiſche Auflöſung ſelbſt, von der ſich ungeachtet der ſtandhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft chriſtlichen Könige und Herrſcher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erſcheinungen zeigten, kann freylich keinem Einzelnen beygemeſſen werden; ſie hatte viel tiefere Gründe. Indeſſen wer irgend eine ſchon vorhandene Kraft des Schlechten auf beſtimmte Grundſätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen ſyſtematiſch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und inſofern läßt es ſich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerſt ſchädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beyden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunſt und die Magnetnadel, welche wenn auch ſchon früher angewandt, doch erſt damahls zu ihrem großen Reſultate unter Columbus gelangte, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von wichtigem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers, und des Papiers. Als Erfindungen ſind beyde ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erſt in jenem Zeitalter Wirkſamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle dieſe Erfindungen zuſammen genommen, haben der menſchlichen Geſellſchaft eine ganz veränderte Geſtalt gegeben. So wie die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eiſens, und mit dieſem meiſtens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind von den Wilden, welche unbekannt waren mit dieſen Werkzeugen der Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Erde, den verſchiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, durch welche erſt alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinſchaftliche Entwicklung des Menſchen beginnt; eben ſo iſt auch nun die neue Zeit diesſeits der Buchdruckerkunſt und Magnetnadel, wenn man ſo ſagen darf, durch eine eben ſo große Kluft von der alten Welt jenſeits dieſer Entdeckungen getrennt.

Aber eben an dieſen Erfindungen zeigt ſich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Menſch von ihnen macht, als auf die Erfindungen ſelbſt. Der Compaß war ſchon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umſegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunſt, und das Papier, dienen ſeit lange in China, um Zeitungen, Anſchlagezettel und Viſitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geiſt der Chineſen darum einen beſondern Aufſchwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde ſelbſt in den Zeiten, da ſie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus ſchädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Arioſt, beklagten es als eine unſelige Erfindung, welche der perſönlichen Tapferkeit entgegen ſtehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; ſondern auch Staatsmänner und Krieger dachten ſo, und ſtimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieſer Seite waren die Klagen und Beſorgniſſe wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß ſich überall Raum zu ſchaffen. Bey andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neueſten Zeiten, Beyſpiele von Heroismus aufgeſtellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerſtörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich ſyſtematiſcher geworden ſind, wohl nicht unter die glücklichen gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des erſten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erſte Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer, durchaus nicht ſo zerſtörend und verwüſtend ſeyn können. In dieſer Hinſicht möchte es ſcheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenem herrlichen Werkzeuge der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinuber führten, gleich ein Mittel der Zerſtörung, zum Nachtheil der Menſchlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunſt auf Verbreitung der Kenntniſſe und Geiſtesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermiſcht worden. Durch dieſes allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunſt, an ſich eine der größten und herrlichſten Erfindungen, in der unglaublich ſchnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugſchriften, bisweilen etwas von den zerſtörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Überhaupt würde bey einem etwas ſeltnern und koſtbarern Material, der Druck vielleicht mehr ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, alle wahrhaft bedeutenden Denkmahle der Geſchichte, der Kunſt und Wiſſenſchaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben ſeyn. Statt deſſen iſt nun mit häufiger Vernachläſſigung der wichtigſten Urkunden der Geiſtesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Überſchwemmung und zweyte Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch ſelbſt die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geiſt des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verliehren.

Zehnte Vorleſung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichſten und öſtlichen Völker in Europa. Über die Scholaſtik und deutſche Myſtik des Mittelalters.

In der bisherigen Darſtellung der Geiſtesbildung der neuern Europäer haben wir vorzüglich nur die ſüdlichen und weſtlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutſchen, und die ganz oder halb romaniſch redenden Völker, Italiäner, Franzoſen, Spanier und Engländer. Die Litteratur dieſer Völker iſt auch unſtreitig ſowohl an ſich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigſte und die wichtigſte. Gleichwohl würde es meinem Wunſche und meiner Idee von einer wahrhaft welthiſtoriſchen und in einem nationalen Geiſte abgefaßten Geſchichte der Litteratur ſehr entſprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichſten und öſtlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und ſelbſtſtändige Nation hat, wenn man ſo ſagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Litteratur zu beſitzen, und die ärgſte Barbarey iſt diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder ſie von aller höhern Geiſtesbildung ausſchließen will. Auch iſt es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachläſſigte, oder unbekanntere Sprachen ſehr häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen gibt es wohl, welche der Poeſie in einem gewiſſen Maaße widerſtehen, und ihr weniger günſtig ſind; eine regelmäßige, und für die weſentlichſten Zwecke des Lebens und des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs zureichende und angemeſſene Ausbildung in Proſa, leidet faſt jede Sprache. Hat die Litteratur einer minder bedeutenden Nation auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die andern Völker, ſo iſt die Geſchichte ihrer Geiſtesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schickſalen und der übrigen Geſchichte eines Volkes doch ſchon an und für ſich ein ſehr anziehendes und belehrendes Schauſpiel. Doch kann ich in dieſer Hinſicht mehr nur andeuten, was ich wünſchte weiter ausführen zu können, als daß ich ſelbſt meinen Forderungen an eine vollſtändige Geſchichte der europäiſchen Litteratur Genüge zu leiſten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es beſtätigt gefunden, daß man in der Geſchichte der Litteratur ſich weniger als irgendwo ſonſt auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlaſſen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande iſt, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde alſo nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beſchränken müſſen, indem ich hier bey der Epoche des Anbeginns einer neuen Litteratur und der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das geſammte Europa richte. Für dieſe allgemeine Überſicht iſt hier beym ſechszehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die ſchicklichſte Stelle. Was die Sprache ſelbſt und ihren auch auf andere Völker ſich verbreitenden Einfluß betrifft, ſo hatten die romaniſchen hier einen entſchiedenen Vortheil und Übergewicht. Sie ſind ſo nah verwandt unter ſich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateiniſchen, damahls der allgemeinen Sprache des chriſtlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern urſprünglichen Stammſprache. Daher waren ſie auch ſchon früh und ſelbſt im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politiſche Urſachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutſche und die übrigen nördlichen und öſtlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken iſt jedoch, daß Spanien, wie ſchon durch ſeine geographiſche Lage und eigenthümliche politiſche Entwicklung, Verfaſſung und Sitten, ſo auch in ſeiner Geiſtesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgeſondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl dieſe von dem übrigen Europa abgeſonderte Geiſtesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur iſt noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man dieſe Vorzüge zu ſehr bloß auf die Dichtkunſt beſchränkt, da gerade einer der eigenthümlichſten Vorzüge der ſpaniſchen Sprache, man darf wohl ſagen, der ſpaniſchen Nationalbildung, darin beſteht, daß auch die Proſa in dieſer Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romaniſchen ausgebildet ward. Die portugieſiſche Mundart wurde zwar ſchon frühe, auch für die Proſa, weich und angenehm gebildet; ſpäterhin aber blieb ſie zurück gegen die höhere Kunſt und die reiche Mannichfaltigkeit der ſpaniſchen Schweſterſprache. Die italianiſche Sprache iſt, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktiſchen und politiſchen Gebrauch nie ſehr glücklich und angemeſſen ausgebildet geweſen. Die frühern Verſuche der andern romaniſchen Sprachen in der Proſa, ſind meiſtens unförmlich. Die franzöſiſche und engliſche haben erſt im ſiebenzehnten Jahrhundert, alſo ungleich ſpäter ſich zur praktiſchen Angemeſſenheit und politiſchen Beredſamkeit ausgebildet, und es iſt dieſer Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptſtadt und auf die höhern Stände beſchränkt geblieben. Früh ſchon ward in Spanien die Landesſprache zur Geſetzgebung und zu den wichtigſten Lebensgeſchäften, und zwar ſehr glücklich angewandt, und vielleicht hat ſelbſt die Abſonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beygetragen, die an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken ſehr reich iſt, und in der eine männliche Beredſamkeit ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat; eine Beredſamkeit voll von dem feurigſten Geiſte, deutlich und ſcharf, und wo es angemeſſen iſt, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philoſophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen, als Italien, Deutſchland und die andern gebildeten Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftſteller aufzuweiſen.

Die deutſche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel ſchwerer als die romaniſchen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet ſeyn, wie dieſe; welche Unbekanntſchaft der andern Nationen mit der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutſchen Geiſtesbildung und Litteratur zur Folge gehabt hat. Deſſen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutſchen Nation in dieſer Geſchichte der Litteratur angewieſen habe, hiſtoriſch vollkommen rechtfertigen zu können. Iſt gleich die deutſche Sprache weniger verbreitet, ſo iſt dennoch der gründlichere Geſchichts- und Sprachforſcher auch bey den ſüdlichen und weſtlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle ihres deutſchen Urſprungs zurück zu gehen, da mit der germaniſchen Verfaſſung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germaniſchen Geiſt, was ſonſt nicht verſtändlich ſeyn kann, auf die andern Nationen übergegangen iſt. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und ſeiner Geſchichte, iſt ohne Kenntniß der deutſchen Geiſtesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht moglich; denn, wie Frankreich und England im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politiſch, ſondern auch litterariſch das Übergewicht hatten und herrſchten, ſo waren Italien und Deutſchland in aller Bildung die erſten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Litteratur folgenreichſte Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunſt, war eine deutſche Erfindung, und von Deutſchland ſind im ſechszehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erſchütterungen ausgegangen, welche den großen Zwieſpalt im Glauben zur Folge hatten, und welche dem chriſtlichen Europa auch in Rückſicht der Geiſtesbildung eine neue Geſtalt und Richtung gegeben haben. Iſt die deutſche Sprache, für die geſellſchaftlichen Kreiſe, für das praktiſche Leben, die höhern Geſchäfte und politiſche Beredſamkeit bis jetzt noch nicht ſo mannichfaltig brauchbar und überall angemeſſen ausgebildet, als die engliſche und franzöſiſche, ſo iſt ſie dagegen, wie die italiäniſche, welche derſelbe Tadel eben ſo ſehr trifft, der Dichtkunſt günſtig, und für den höhern wiſſenſchaftlichen Gebrauch, ſeit der griechiſchen, vielleicht die reichſte. In der bildenden Kunſt, woran die meiſten andern auch ſehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutſchen wenigſtens die zweyte Stelle neben und nach den Italiänern. In der neuern Litteratur, die ſich ſeit den Erſchütterungen des ſechszehnten und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in den verſchiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutſche Sprache und Geiſtesbildung faſt zuletzt ihren neuen Aufſchwung genommen; doch iſt dieß wohl an ſich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigſtens in wiſſenſchaftlicher Rückſicht, in Geſchichte und Philoſophie ſollte die ſpätere Litteratur allerdings auch die reichſte und reifſte ſeyn. Und dieſe Reichhaltigkeit wenigſtens wird man der deutſchen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht abſprechen können, in einem Zeitraume, wo bey manchen andern Nationen ein Stillſtand und Rückfall, oder auch ein faſt gänzliches Ermatten und Erlöſchen in der Litteratur und der Geiſtesbildung ſich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen ſich überall noch finden mögen, ſieht man auf das Ganze, ſo iſt der Zeitpunkt wohl nicht ſehr entfernt, wo die Kenntniß der deutſchen Sprache und Litteratur, für wiſſenſchaftliche Bildung auch bey andern Nationen unentbehrlich ſcheinen und ſich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichſten und öſtlichſten Nationen, nahmen die ſkandinaviſchen im Mittelalter an der Poeſie und an der Geiſtesbildung des übrigen Abendlandes den nächſten und unmittelbarſten Antheil. Der Einfluß, welchen ſie ſelbſt als wandernde Normannen auf Europa und deſſen Poeſie gehabt, iſt ſchon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und alſo auch an allem, was dieſe für Geiſt und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wiſſenſchaftliche Seefahrer durchreiſten forſchende Isländer ganz Europa, ſammelten überall Kenntniſſe, oder auch Dichtungen ein. Die älteſte noch unverfälſchte Quelle der Poeſie der germaniſchen Völker und des geſammten Mittelalters hatten ſie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten ſie aus dem ſüdlichen Europa die chriſtlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derſelben, beſonders in den deutſchen Heldenbüchern war die Ähnlichkeit mit ihrer nordiſchen Sage auffallend, ſelbſt einzelne dem Norden angehörige Geſtalten fanden ſich in denſelben wieder. Dieſe behandelten ſie nun mit beſonderer Liebe in mannichfachen Werken und Formen; und wir dürfen dieſe ganze Richtung, zuſammengenommen mit den gothiſchen und deutſchen Heldengedichten aus demſelben Kreiſe, als eine eigenthümlich nordiſche Schule in der abendländiſchen Poeſie betrachten, die in mancher Rückſicht von dem romantiſchen Geiſt der ſüdlichen Fantaſie bey den lateiniſchen Völkern noch ſehr abweichend und verſchieden iſt. Was in jenen ſkandinaviſchen Dichtungen noch heidniſchen und nordiſchen Urſprungs war, die einzelnen Geſtalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herſtammte, faßten ſie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tieferen Gefühl auf. Dieſes Wunderbare, was in der Poeſie der ſüdlichen Völker faſt bloß ein flüchtiges und bedeutungsloſes Spiel der Fantaſie, ein müßiger Schmuck geworden iſt, hat in der nordiſchen Dichtkunſt einen ernſten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieſer Seite hat die nordiſche Behandlung der Nibelungen ſelbſt vor dem deutſchen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter ſeine eigenthümlich geſtaltete Ritterpoeſie, welche auch auf ähnliche Weiſe, wie bey andern Nationen ſich aus der Poeſie erſt in proſaiſche Ritterbücher auflöſte und dann in einzelne Volkslieder zerſplitterte. Dieß letzte geſchah in Dänemark, wie in England und Deutſchland, beſonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensſtreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfaſſung auch in der Überlieferung der alten Nationalandenken und Heldenſage eine große Unterbrechung verurſachte, ſo daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachläſſigt und nur unter dem Volke ſich erhaltend, vielfach verſtümmelt, und halb unverſtändlich geworden. Indeß auch ſo, und wären ſie nur ein ſchwacher undeutlicher Nachhall von der Poeſie der vorigen Zeiten, ſind Volkslieder, wie England und Deutſchland, Schottland und Dänemark, deren ſo viele und in mancher Hinſicht auch geſchichtlich merkwürdige beſitzt, der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit und Aufbewahrung, einer ſchonenden, ſorgfältigen und verſtändigen Behandlung werth. Die alte Litteratur des Nordens war allen ſkandinavischen Völkern gemein. Mit der Reformation ſcheint eine ſtarke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der däniſchen, wie der ſchwediſchen Litteratur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutſche Sprache mit der erſten Einführung des Proteſtantismus bey ihnen bekam, als ſchädlich für die Entwicklung der Landesſprache. Die ſpätere ſchwediſche Litteratur wird ſelbſt von einheimiſchen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und beſſere Bahn zu gründen ſuchen, in vieler Hinſicht als ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollſte Nation, zu einer ſelbſtſtändigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Litteratur gelangen kann, wenn ſie immer nur einer fremden Sprache und ausländiſchen Vorbildern ausſchließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat ſich dagegen in neuern Zeiten die däniſche Litteratur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutſche, und obwohl ſelbſtſtändig, auch in Geiſt und Charakter dieſer und der engländiſchen verwandter, als der franzöſiſchen. Wie unſre Sprache eine noch verwandte mit der jener andern nordiſchen Völker, ſo iſt auch die deutſche Poeſie innig zuſammenhängend und faſt eine gemeinſame, beſonders mit der däniſchen und engländiſchen zu nennen. Für die deutſche Philoſophie aber findet dieſe Gemeinſamkeit in der neuern Zeit nicht mehr Statt, und doch wird es vorzüglich die Theilnahme an dieſer und das gemeinſame Fortſchreiten in ihr ſeyn, was für die künftige Weltepoche und die Beſtimmung der Völker von deutſchem Stamme, jene neue Zeit wiſſenſchaftlich zu begründen, über den Antheil einer jeden einzelnen Nation an dieſem Ruhm entſcheiden wird.)

In einer Rückſicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer ſehr hohen Stufe innerer politiſcher und geiſtiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgeſondertes und ganz für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiſte des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; ſie bereicherten ſich auf Reiſen mit der Kenntniß des ſüdlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für ſie, noch für Spanien, ein ſo inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwiſchen England und Frankreich vom eilften bis zum funfzehnten, oder zwiſchen Italien und Deutſchland, vom neunten bis zum ſechszehnten Jahrhundert. Auch die Geiſtesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poeſie, Geſchichte und andere Kenntniſſe gerichtet, weniger auf die höhere Philoſophie; wenigſtens haben ſie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen ſehr bedeutenden Nahmen in derſelben aufzuweiſen. Es iſt auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutſchland, Frankreich und England, ſo wie ſie in der politiſchen Geſchichte des neuern Europa am dauerndſten eine Hauptſtelle einnehmen, auch in der Geſchichte der Litteratur ſich dadurch auszeichnen, daß ſie von dem erſten Erwachen des Europäiſchen Geiſtes, unter Karl dem Großen bis auf die neueſte Zeit, an der Entwicklung der

Philoſophie, an ihren Fortſchritten oder Rückſchritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigſten Antheil genommen haben, und mit wenig Ausnahme alle große und ausgezeichnete Nahmen in der Geſchichte der neuern Philoſophie dieſen vier Nationen angehören. Die ſehr beſtimmte und in den verſchiedenſten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverſchiedenheit und Richtung in der Philoſophie dieſer Völker, werde ich in der Folge zu beſtimmen verſuchen

Unter den ſlaviſchen Nationen beſaß Rußland ſchon in dem frühern Mittelalter ſeine Nationalgeſchichtſchreiber in der Landesſprache; ein unſchätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geiſtesbildung. Daß dieſe überhaupt vor der mogoliſchen Verwüſtung in Rußland allgemeiner und verbreiteter geweſen ſey, iſt aus dem blühenden Handel, dem alten Zuſammenhang mit Conſtantinopel und andern hiſtoriſchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich. Aber eben, weil es der griechiſchen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politiſch und geiſtig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den ſlaviſchen Nationen, welche ganz dieſem angehörten, hatte Böhmen unter ſeinem Karl dem Vierten eine vollſtändige, und ſehr reiche Litteratur, welche näher bekannt zu machen, auch hiſtoriſch wichtig ſeyn würde; doch ſcheint ſie nachdem, was darüber bekannt geworden, im wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Fache reicher geweſen zu ſeyn, als in Gedichten. Ob die pohlniſche Sprache, deren Fähigkeit für Poeſie in neuern Zeiten ſehr gerühmt wird, nicht auch ſchon in frühern Epochen und im

Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen beſeſſen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, iſt mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall ſeyn, ſollten die ſlaviſchen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine ſo reiche und eigenthümliche Poeſie gehabt haben, als die germaniſchen oder die romaniſch redenden Völker, ſo läßt ſich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeiſt ihnen wo nicht urſprünglich fremd und unbekannt, ſo doch ungleich weniger allgemein und alles beherrſchend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Chriſtenthums beſaßen, weniger reich, als die germaniſche, oder ward ſie bey der Einführung deſſelben plötzlicher, ſtrenger und allgemeiner vertilgt. Die ſlaviſchen Sprachen, obwohl den edelſten alten und neuen in der Abſtammung verwandt und kunſtreich in ihrem grammatiſchen Bau, ſcheinen auch von Natur weniger zur Poeſie geneigt oder geeignet zu ſeyn.

Gewiß iſt es, daß die Ungarn in ihrer Stammſprache eine eigenthümliche Heldenpoeſie auch ſchon in ſehr alten Zeiten beſeſſen haben. Der nächſte Gegenſtand derſelben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes ſelbſt unter den ſieben Heerführern. Daß dieſe Sagen aus der heidniſchen Zeit auch nach Einführung des Chriſtenthums nicht ganz verlohren gegangen, ſieht man aus den Chronikſchreibern, die mehrere Lieder von ſolchem Inhalt vor ſich zu haben bezeugen. Ja es hat ſogar ein ungariſcher Gelehrter, Revai, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn, zum Gegenſtande hat, noch aufgefunden und der Vergeſſenheit entzogen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach beſteht die Chronik von dem ſogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungariſchen Geſchichte und ſelbſt in dem ungariſchen Staatsrechte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, dem größten Theile nach aus ſolchen geſchichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Proſa aufgelöst, und wo er denn wohl allerley eigne Meinungen und ſeynſollende Erklärungen aus ſeinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritiſchen Geſchichtforſcher zu bekämpfen pflegen. Man ſollte in dieſem Buche lieber ein, wenn gleich verſtümmeltes Denkmahl der alten Heldenſage und Poeſie der Magyaren erkennen, und es als ſolches ſchätzen, und nicht ſtaatsrechtliche Folgerungen daraus ziehen, oder Streitigkeiten daran knüpfen, die einer ſolchen Sagenſammlung ganz fremd ſind. Ein anderer Gegenſtand der ungariſchen Dichter war Attila, den ſie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden ſich in den Chroniken Beweiſe, daß Attila und die gothiſchen Helden, welche die deutſchen Dichtungen in dem Niebelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugeſellen, auch in ungariſcher Sprache beſungen werden, und daß Lieder dieſer Art noch bis in ziemlich ſpäten Zeiten vorhanden geweſen. Wahrſcheinlich iſt dieſe ganze alte Poeſie vorzüglich erſt unter Matthias Corvin untergegangen, der ſeine Ungarn mit einem Mahle ganz lateiniſch und italiäniſch umwandeln wollte, worüber denn die Landesſprache, wie natürlich, vernachläſſigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergeſſenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutſchen im achtzehnten ergangen ſeyn würde, wenn ein großer König dieſer Zeit, der wie Matthias auch nur ausländiſche Geiſtesbildung ehrte und kannte, eben ſo unumſchränkt über das geſammte Deutſchland geherrſcht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieſer ausländiſchen Bildungs-Barbarey noch von der alten Sage, von Sprachdenkmahlen und Dichtkunſt entging, das mag dann in der türkiſchen Verwüſtung vollends zu Grunde gegangen ſeyn. Indeſſen hat ſich doch die Neigung zum hiſtoriſchen Heldengedichte bey den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im ſechszehnten, wie im ſiebenzehnten Jahrhundert berühmte Meiſter und Werke in der epiſchen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Geſang, den er zuerſt der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalſage zugewandt.

Ich beſchließe dieſe Betrachtungen über die Litteratur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verſchiedenen europäiſchen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich ſchon vorhin berührte. Eine jede ſelbſtſtändige und bedeutende Nation, hat, wenn man ſo ſagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Litteratur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu beſitzen, ohne welche auch die Geiſtesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale ſeyn kann, ſondern in einer ausländiſchen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbariſches behalten muß. Thöricht würde es freylich ſeyn, die Liebe zu der vaterländiſchen Sprache bloß dadurch zu beweiſen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbſt für allgemeine Geiſtesbildung ſind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern, nach dem beſondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird ſie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältniſſe nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Geſetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeſchäfte iſt allemahl höchſt bedrückend, ja man kann ſagen, ſchlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Staatsgeſchäfte und was damit zuſammenhängt, auch für das höhere geſellſchaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimiſche Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieſer Art einmahl eingeführt worden, da iſt es, wenigſtens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier iſt es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Claſſe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwiſchen beyden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was ſie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergeſſen. Denn, als eine recht eigentliche und unerlaßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, beſonders von Seiten der höhern Claſſe. Jeder Gebildete ſollte dahin ſtreben, ſeine Sprache rein und richtig, ja ſo viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er ſollte ſich, wie von der Geſchichte ſeines Volkes, ſo auch von ihrer Sprache und Litteratur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verſchafften. Eine Pflicht, die im

Grunde um ſo leichter zu erfüllen iſt, je mehr der Verſtand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen ſchon geübt worden ſind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, ſollte man allerdings auf das Nothwendige beſchränken. Die Pflicht für die Sprache ſollte beſonders der höhern Claſſe heilig ſeyn; denn je größer der Antheil iſt, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für ſich beſitzt und genießt, je mehr iſt er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung ſeiner Nation, nach ſeinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zuſtande erhalten wird, muß ſelbſt barbariſch und roh werden. Eine Nation, die ſich ihre Sprache rauben läßt, verliehrt den letzten Halt ihrer geiſtigen, innern Selbſtſtändigkeit, und hört eigentlich auf zu exiſtiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländiſcher Idiome erſcheinen mag, wenn auf der einen Seite ein abſichtlicher Plan ſyſtematiſcher Sprachausrottung vorhanden iſt, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze deſſen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheiſcht; die Gefahr iſt niemahls groß, ſobald ſie nur als ſolche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wageſpiel des Augenblicks, ſondern in der Entwicklung der Zeiten entſchieden wird, iſt die gemeinſchaftliche, ſtillſchweigende Oppoſition der Gutgeſinnten jederzeit unüberwindlich. Der Tyran wirkt ohne es zu wollen, mehrentheils ſelbſt ſeinem Zwecke entgegen, indem durch die beabſichtigte Unterdrückung nur das widerſtrebende Nationalgefühl um ſo lebhafter erweckt, oder doch allgemeiner verbreitet wird. So beſtätigte es ſich auch in der neueſten Zeit, da es der größten deſpotiſchen Übermacht nicht gelingen wollte, der deutſchen Nation ihr intellektuelles Leben zu entreißen.

Nach dieſer Überſicht der verſchiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geſchichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wiſſenſchaft und der Litteratur einen neuen Aufſchwung gegeben, gehören der äußern hiſtoriſchen Erſcheinung und dem letzten Reſultate nach dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre ganze Richtung und neue Geſtalt aber erhielt dieſe Geiſtesbildung, die ſich im achtzehnten Jahrhundert ſo mächtig entwickelte, im ſechszehnten durch die Reformation. Dieſe beſtimmte bey dem einen, wie bey dem andern Theile der nun in Zwieſpalt gerathenen Chriſtenheit, die Wege, welche dieſe neue Geiſtesbildung jetzt einſchlug, das Ziel, dem ſie nachſtrebte, die Schranken, innerhalb deren ſie ſich bewegte. An und für ſich lag der Streit beyder Theile eigentlich ganz auſſerhalb der Sphäre der Geiſtesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, inſofern er die kirchliche Verfaſſung, das Weſen, die Grenze, und die Ausübungsweiſe der geiſtlichen Macht betraf, oder er hatte ſolche Geheimniſſe der Religion zum Gegenſtande, welche größtentheils ſelbſt der Philoſophie unzugänglich ſind.

Indeſſen hat die Reformation, die alles erſchütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wiſſenſchaften, auf Litteratur und Geiſtesbildung einen vielfachen, indirecten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu dem erſten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechiſchen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion ſelbſt unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in proteſtantiſchen Ländern, in Holland, England, dem proteſtantiſchen Deutſchlande, wo nicht mit größern Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt ſind. Indeſſen war die Liebe zu den alten Sprachen ſchon vor der Reformation in Italien und Deutſchland beſonders ſo herrſchend, daß man dieſe hier nicht als das erſte belebende, ſondern nur als mitwirkende Urſache betrachten darf. Der gegenſeitige Streit und Wetteifer beyder Theile konnte zwar über die Hauptgegenſtände der Uneinigkeit zu keinem Fortſchritte und keiner Entſcheidung führen, weil dieſe Gegenſtände gar nicht geeignet ſind, auf ſolche Weiſe durchgeſtritten und entſchieden zu werden; die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Diſputirens, und eines dialektiſchen Streits iſt. Für die gründliche hiſtoriſche Unterſuchung iſt aber allerdings der Streit vortheilhaft geweſen. Freylich iſt dieß mehr ein indirecter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meiſtens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erſt ſpäter, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergeſtellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künſte; nicht nur durch einige Zerſtörungen, die hie und da Statt gefunden, ſondern vorzüglich dadurch, daß die Kunſt ihrer urſprünglichen und natürlichen Beſtimmung entrückt wurde. Auch die nachfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie ſie es immer ſind, den Künſten noch ſchädlicher, als der Litteratur. Beſonders Deutſchland iſt dadurch augenſcheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerey gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein ſo herrlich zu bluhen angefangen. Dieſe Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden jetzt keine Nachfolger. In den proteſtantiſchen Niederlanden richtete ſich die Mahlerey jetzt auf andere, geringere Gegenſtände, wo ſie auch bey der vollkommenſten Behandlung, der ältern religiöſen Mahlerey an Würde nie gleich kommen konnte. Überhaupt verurſachte es eine große, ſchädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfaſſung zugleich das ganze Mittelalter und alles, was es hervorgebracht, deſſen Geſchichte und Denkart, ſelbſt Kunſt und Poeſie in einem revolutionären Umſchwung zuſammen verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergeſſen ward. Für Deutſchland war dieſer Verluſt beſonders empfindlich. Eine ſolche Unterbrechung und Wegwerfung der geiſtigen Erbſchaft der Vorfahren iſt von einer jeden ſehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigſtens aber ſollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und ſeiner Kunſt und Bildung nicht länger fortſetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geiſtesfreyheit hervorgebracht habe, kann man nicht ohne große Einſchränkung beyſtimmen. Die allgemeine Freyheit, ja völlige Ungebundenheit des Geiſtes, am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigſtens erſt zu den ſpäter erfolgten Wirkungen der

Reformation; es haben auſſer ihr noch andere Urſachen dazu mitgewirkt, auch iſt es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Ungebundenheit in dem Maaße eher verderblich, als lobenswerth und heilſam war. Die Reformation iſt weder die erſte und einzige Urſache, noch iſt die ihr beygemeſſne Geiſtesfreyheit die rechte geweſen. Die nächſte und erſte Wirkung der Reformation auf Philoſophie und Denkfreyheit aber, war vielmehr beſchränkend. Von einer ſolchen liberalen Geiſtesentwicklung, wie ſie in Italien und Deutſchland unter den Medicäern, unter Leo dem Zehnten und Kaiſer Maximilian Statt gefunden, ging ſogar der Begriff im ſechszehnten, und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ganz verlohren. Ein politiſcher und geiſtiger Despotismus, wie ihn Heinrich der achte beym erſten Ausbruche des Sturms, dann nach der vollendeten Zerreiſſung Europa's, Philipp der Zweyte in den katholiſchen Ländern und Cromwell von der andern proteſtantiſchen Seite im Zuſtande revoluzionärer Demokratie ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich geweſen. Wer an der Spitze einer neuen Parthey und groſſen Revolution ſteht, die zugleich eine politiſche und religiöſe iſt, beſitzt eine ſo unumſchränkte Macht, auch über die Denkart und den Geiſt, daß es wenigſtens nur von ſeiner Willkühr abhängt, ſie nicht zu mißbrauchen. Allerdings ſchien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp den Zweyten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beyſpiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweiſen, ſo wird man finden, daß bey ſolchen traurigen Ereigniſſen ſtets auch politiſche Gründe mitgewirkt haben, und man wird leider ähnliche Beyſpiele auch nach der Reformation, aus dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bey beyden Theilen; der erſte große Selbſtdenker und allgemein wirkende Schriftſteller, welchen die Proteſtanten nach der Zeit der erſten Gährung beſaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freyeſten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geiſtesfreyheit machten, zur Beſchränkung und Unterdrückung. Dadurch iſt beſonders Italien, um die Entwicklung ſeiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philoſophie gekommen; ſo, daß es faſt verkannt wird, was mir unläugbar ſcheint, daß dieſe ſcharfſinnige Nation auch zur höchſten geiſtigen Forſchung eine urſprüngliche Neigung und eine angeſtammte Fähigkeit beſitzt. Die ausgezeichneten philoſophiſchen Talente, welche Italien im ſechszehnten und im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine ſo unglückliche Richtung, daß ſie für ihr Vaterland meiſtens verlohren gingen, da ihre Lehren nicht bloß dem Geiſte der Kirche entgegen, ſondern auch ſelbſt mit dem allgemeinen ſittlichen Glauben der Menſchheit unvereinbar, und für ihn zerſtörend waren. In dem geiſtigen, wie im politiſchen Gebiet führt Anarchie den despotiſchen Druck herbey, dieſer aber, wenn er ſeinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen, und Reactionen ohne Maaß und Ende. So bleibt nichts als ein ſtetes Hin- und Herſchwanken von einem Extrem zum andern, zwiſchen Deſpotismus und Anarchie, die beyde gleich ſchlimm und verwerflich ſind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wo ſie, wenn auch noch vorhanden, doch nicht mehr anerkannt wird, weil das Band des Ganzen einmahl aufgelöſt iſt.

Wenn einige Lobredner der Reformation dieſe ſo anſehen und darſtellen, als ſey ſie ſchon an und für ſich ein Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie geweſen, als Befreyung von Vorurtheil und Irrthum, ſo ſetzen ſie eben das, als ſchon ausgemacht voraus, was der Gegenſtand des Streites iſt. Man ſollte ſich dieſes Arguments um ſo weniger jetzt noch bedienen, da es durch das Beyſpiel ſo großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholiſche Frankreich im ſiebzehnten Jahrhundert, und die Geiſtesbildung des ſüdlichen Deutſchlandes in neuern Zeiten wohl hinreichend auch für die anders Denkenden erwieſen ſeyn ſollte, daß eine hohe, und ſelbſt die höchſte Stufe der Geiſtesbildung vollkommen vereinbar iſt mit jenen Überzeugungen, welche die Stifter des Proteſtantismus als Vorurtheile verwarfen. Es ſollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die ſie gehabt hat; da einige derſelben auch nachtheilig waren, viele nur ſehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für ſich verwerflich und mit ihrer religiöſen Überzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieſelbe beſonders ſpäterhin auch viele äußerſt wohlthätige und heilſame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeſchichte mit dem Gefühl und in dem höheren Lichte des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schickſal der Menſchheit die lenkende Hand der Vorſehung gewahr, ſo bietet ſich überall faſt das gleiche Schauſpiel dar. Überall werden dem Menſchen die glücklichſten Gelegenheiten und Veranlaſſungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er ſelbſt muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich ſeyn ſollte. Selten zieht der Menſch allen Vortheil von den ihm dargebotenen Mitteln, ſehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und ſtürzt ſich nur immer tiefer in ſeine alte Verwirrung zurück. Die Vorſehung aber iſt, wenn man ſo ſagen darf, unermüdlich in dieſem Kampf mit der Ungeſchicklichkeit und Verkehrtheit des Menſchen; kaum iſt durch ſeine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entſtanden, ſo gehen unmittelbar aus dem Schooß des ſelbſtverſchuldeten Unglücks, neue unerwartete Wohlthaten hervor: Warnungen und Lehren, die ſich lebendig in Thatſachen und Begebenheiten ausſprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rückkehr, um den Menſchen dahin zu bringen, daß er endlich zur Beſinnung gelange, daß er ſich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit der Kunſt und Poeſie ſtand der Proteſtantismus eigentlich nicht in unmittelbarer Berührung, wirkte zuerſt vielmehr ſtörend für dieſe; Geſchichte und Sprachkunde wurden auf ſeine Veranlaſſung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philoſophie aber ſtand er in dem nächſten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort ſeyn, ihre Geſchichte und ihren Zuſtand ſowohl vor der Reformation, als in dem erſten Jahrhundert nach derſelben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in ſofern die Philoſophie einen weſentlichen Einfluß auf die allgemeine Geiſtesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbſtdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, ſind ſchon erwähnt worden. Am meiſten brachte Deutſchland deren hervor, in einer faſt fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derſelben. Überhaupt iſt Geiſtesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigſten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, ſo iſt es der, daß ſie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, ſo oft ſich ihrer raſtloſen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntniſſe darbot. So bekamen ſie von den Arabern, nebſt den mathematiſchen, chemiſchen und mediciniſchen Kenntniſſe, worin ihnen dieſe überlegen waren, auch das ganze aſtrologiſche und alchemiſche Weſen und Unweſen zugleich mit überliefert: und mit dem Ariſtoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wiſſens erſchien, einen ganzen Wuſt von dialektiſchen

Streitigkeiten und ſophiſtiſchen Künſten, wie ſie auch ſchon bey den Alten, vornehmlich bey den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beſte in der Philoſophie des Ariſtoteles iſt der Geiſt der Kritik; dieſen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine ſo umfaſſende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie ſie damahls zu erwerben, faſt unmöglich war, und wie ſie auch jetzt noch ſelten iſt. Der Geiſt der Kritik verläßt den Ariſtoteles nur in dem Gebiete der Metaphyſik, weil hier die einzigen beyden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an dieſe, ſchon in dem Meiſter ſelbſt unverſtändliche Metaphyſik, entſtand die ſogenannte Scholaſtik. Einigen Erſatz für dieſes Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Phyſik des Ariſtoteles, beſonders ſeit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter geweſen ſey, kann man wohl nicht behaupten; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechiſche Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung. Man hatte ja längſt an der chriſtlichen Sittenlehre eine viel reinere und beſſere, und bereicherte dieſe aus dem Ariſtoteles zunächſt nur mit einer Menge überflüſſiger Eintheilungen, und bloß dynamiſcher Gegenſätze, mit manchen falſchen Vorausſetzungen aus dem heidniſchen Leben verwebt. Ein ſehr auffallendes Beyſpiel von dem ſchädlichen Einfluß der ariſtoteliſchen Sittenlehre in der praktiſchen Anwendung, bietet ſich uns in einem ſchon ſehr gebildeten und gelehrten Zeitalter dar. In Spanien wurde im ſechszehnten Jahrhundert die groſ

Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Ariſtoteles war, und der ſo, wie dieſer nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverey annahm, ganz gegen die gute Sache, und ſehr gegen den Geiſt des Chriſtenthums entſchieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der ariſtoteliſchen Philoſophie im Mittelalter zuerſt dieſen Sectengeiſt verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demſelben entgegengewirkt, ſo viel es ging, weil gleich Anfangs mit der ariſtoteliſchen Philoſophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die ariſtoteliſche Philoſophie, wo ſie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch ſehr oft bey den Arabern, wie im Mittelalter und im ſechszehnten Jahrhundert dahin führte, ſtatt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltſeele zu verehren, und beſonders die perſönliche Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderſtehlich war, und die ariſtoteliſche Philoſophie nicht mehr abgehalten werden konnte, ſo ſuchten einige chriſtliche Philoſophen, eben ſo eifrig, die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, ſich des Ariſtoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigſtens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieſer an Geiſt zum Theil ſehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin beſtimmen: was ihre

Philoſophie übles und Scholaſtiſches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch fortgeerbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterſcheidung aufgenommenen Sophiſtik, aus den urſprünglichen Mängeln des Ariſtoteles in der Metaphyſik, ſo wie auch ſeiner arabiſchen Commentare, und von dem leidenſchaftlichen Sectengeiſt ihres Zeitalters her; welcher letztere überhaupt und überall von anſteckender Art iſt, ſo daß ſelbſt der, welcher ihn beſtreitet, nicht immer ſich ganz rein davon erhalten kann. Dieſen Sectengeiſt zu nähren und zu entflammen, trugen beſonders die Univerſitäten viel bey, wo viele Tauſende von Junglingen von der leidenſchaftlichſten Wißbegier entflammt, für Gegenſtände und Streitigkeiten dieſer Art, Parthey ergriffen. Das Gute, was aber die beſten Philoſophen des Mittelalters enthalten, das verdanken ſie dem Chriſtenthum, welches ſie meiſtens auch vor den groſſern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil ſehr großen Genie und Verſtande. Man würde übrigens ſich irren, wenn man die eigentlich ſo zu nennende Scholaſtik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geiſtes in leeren Begriffen und unverſtändlichen Formeln ausſchließend, für einen Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieſes Uebel in der griechiſchen Philoſophie ſehr häufig ſich geäuſſert, ja den höchſten Grad erreicht, ſelbſt in der Zeit der blühendſten Cultur. Daſſelbe kann man auch von den neuern Zeiten ſagen, und nicht bloß von Deutſchland gilt es; auch in Frankreich und England lieſſen ſich Beyſpiele der Art anführen, oft ſelbſt von denen, welche am meiſten gegen die Scholaſtik und den Ariſtoteles ſtreiten; wenn man nähmlich auf das Weſentliche des Uebels ſieht, und nicht etwa die Sophiſtik, wo ſie in ihrer Form biegſamer und eleganter iſt, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und todten Abſtractionen, welches immer eintritt, ſobald die Wahrheit verlohren gegangen, iſt die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geſchwätzige Kunſt und Beredſamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beſchränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenſtehender Sectengeiſt iſt in beyden Fällen damit verbunden.

Die Philoſophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß ſie noch nicht ganz und durchaus chriſtlich war, daß der Geiſt des Chriſtenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntniſſe und Begriffe der Menſchen vollkommen durchdrungen hatte. Es lag in der von den Alten ererbten Philoſophie der neuern Europäer, nach den beyden ſchon früher von mir geſchilderten Hauptarten und Formen derſelben, der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen, der Keim zu zwey verſchiedenen Abwegen des Irrthums. Der eine iſt der ſchon geſchilderte der Vernünfteley, wozu die Dialektik der Alten und Ariſtoteles führten. Der andere an ſich beſſere und höhere Weg war der Platoniſche, der ſich jedoch auch in Schwärmerey verirren konnte, ſobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine Thätigkeit des Menſchen entbehren kann, entledigt ward. Beyſpiele davon liefert uns die zweyte Gattung der Philoſophie des Mittelalters, die der ſogenannten Myſtiker. Sobald ſie ſich bloß an das religiöſe Gefühl hielten, und ihrem innern Berufe folgten, in ſtiller Frömmigkeit nach der evangeliſchen Vollkommenheit zu ſtreben, ſo ſtanden ſie auf dem feſten Boden der chriſtlichen Wahrheit und wirkten unendlich viel Gutes, nicht bloß für ihre Zeitgenoſſen, ſondern für die ganze katholiſche Welt aller Zeiten, wie unſer Thomas a Kempis; und dieſer Weg war im Gegenſatz des ſcholaſtiſchen unſtreitig ganz der rechte. Doch findet ſich auch bey den bloß religiöſen Myſtikern des Mittelalters, neben einem frommen Herzen und der tiefſten Innigkeit des Gefühls oft ein Anſtrich von pantheiſtiſcher Verneinung und Selbſtvernichtung, welcher dem Geiſte des Chriſtenthums eigentlich fremd und für die höhere Entwicklung deſſelben ſogar ſtörend iſt. Wollten ſie aber zugleich das Gebiet der Wiſſenſchaft umfaſſen, ſo war das religiöſe Gefühl allein ohnehin nicht zureichend und es wurden dann noch andre Quellen der Erkenntniß hinzu genommen, beſonders für die Erkenntniß der Natur, welche nicht immer hinreichend lauter und geſichtet waren. Der Platoniſmus, mit vielen andern orientaliſchen, öffentlichen und geheimen Überlieferungen verbunden, gab der Fantaſie einen zu freyen Spielraum, und beſonders in der Naturwiſſenſchaft war dieſe Denkart faſt immer mit dem Glauben an Aſtrologie und der Neigung zu magiſchen Geheimniſſen verbunden. Beſonders in Deutſchland war dieß der Fall; man darf deſſen wohl um ſo eher erwähnen, da dieſe Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrſchaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeſchreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit ſonſt einem frommen Wunſche oder Gedanken anfingen, ſo wird es jetzt wieder Sitte, ſie mit der Nativität, und mit dem aſtrologiſchen

Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob ſie an und fur ſich ganz regellos, unzuſammenhängend und unbegreiflich wären, ſondern weil ſie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforſcher ſie zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machen. Nur müſſen dergleichen ſideriſche Einflüſſe, inſofern ſie wirklich Statt finden, um alle falſche Anwendung und Gefahr, die damit verbunden ſeyn kann, zu vermeiden, nothwendig einem chriſtlich erleuchteten Sinne untergeordnet bleiben, welcher allein im Stande iſt, dieſe geheimen Kräfte richtig zu deuten und ſicher zu leiten. Wenn man dieſen aſtraliſchen Erſcheinungen und Mächten aber ſo viel Gewalt einräumt, daß die menſchliche Freyheit dem Einfluß der Geſtirne ganz unterworfen wird, dann iſt der Glauben an Aſtrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unſer Schiller in dem Charakter eines von dieſen Glauben beherrſchten Helden ſo vortrefflich dargeſtellt hat. Eben weil der Mißbrauch ſo leicht, die Mittheilung ſo gefährlich iſt, ſind die Dinge dieſer Art wohl oft als Geheimniſſe behandelt worden. Ich finde es ſelbſt hiſtoriſch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cuſa, der biedere Biſchof Trithemius, dann Reuchlin, der Erſte ſeiner Zeit in aller orientaliſchen Gelehrſamkeit, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt vielleicht nicht überall bekannt ſeyn mag. Man wurde auch ſehr unbillig ſeyn, wenn man den großen Geiſt, die Kenntniſſe, die biedern Geſinnungen und

Grundſätze der genannten Männer, wegen der beygemiſchten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beynah auch wieder die der unſrigen zu werden ſcheinen, verkennen wollte. Aber andere ſind wohl nicht ſo rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntniſſe dieſer Art in eine faſt betrügeriſche Geheimnißkrämerey mit Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieſes Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelſus iſt nicht frey von ſolchen Flecken. Indeſſen hatte Deutſchland in den frühern Zeiten vorzüglich eine große Anzahl von jenen reinern und bloß vom religiöſen Gefühl beſeelten, myſtiſchen Philoſophen, welche noch kein Vorwurf dieſer Art treffen kann. Keine neuere Sprache iſt ſo früh für die höhere Philoſophie und die geiſtigſten Gegenſtände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutſche. Dieſer Schriftſteller gab es vom dreyzehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutſcher und oberdeutſcher Sprache ſehr viele. Sie ſtanden in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten ſich Diener der heimlichen Weisheit, oder der himmliſchen Sophia, worunter ſie die göttliche und höhere Wahrheit verſtanden, welcher ſie nachſtrebten und deren Betrachtung ſie ihr Leben widmeten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geſchichte der Sprache ſehr wichtig iſt. Dieſer iſt der Prediger oder Philoſoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Proteſtanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergeſſenheit auch ihn traf. Die elſaſſiſchen Gelehrten, welche nachdem ſie politiſch ſchon Frankreich angehörten, ſich oft durch gründliche deutſche Geſchichts- und Sprachforſchung, rühmwürdig als wahre Deutſche bewährten, haben das Verdienſt, daß ſie in neuern Zeiten die Aufmerkſamkeit auf dieſen vergeſſenen Denker und Weiſen zuerſt wieder hinlenkten, und deſſen hohe Wichtigkeit wenigſtens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die ſeinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bey ähnlichen Gegenſtänden üblichen, ſo iſt der Unterſchied ungefähr eben ſo groß, wenn man Proſa mit Poeſie vergleichen darf, wie der zwiſchen dem ſanften Wohllaut der ſchönſten Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, wie etwa des Niebelungenliedes und den rauhen Knittelverſen des ſechszehnten Jahrhunderts. So iſt alſo auch in dieſem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere geweſen, ſondern wie im Geiſt und in der Geſinnung beſſer, ſo auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man alſo jetzt bisweilen der deutſchen Nation ihre Neigung zur Myſtik zum Vorwurf macht, ſo iſt dieſer Fehler viel älter als die Tadler ſelbſt vielleicht wiſſen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karl des Großen an, mit hiſtoriſchen Beweiſen und Belegen in faſt ununterbrochner Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieſes in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel ſeyn ſollte, können wir vielmehr nur das höchſte Lob der geiſtigen Richtung einer Nation darin ſehen, wenn wir in dem welthiſtoriſchen Fortgange der intellektuellen Entwicklung, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, nebſt den Indiern und Griechen, die Deutſchen als das dritte unter dieſen metaphyſiſchen Völkern bemerken und jenen in dieſem Stücke beyzählen müſſen; indem bey dieſen drey genannten Völkern die Anlage zur Metaphyſik, oder der Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen, ſo wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieſes Streben mit ſich führt, nicht erſt von außen eingepflanzt und angeregt, ſondern ganz bey ihnen einheimiſch und gleichſam angebohren war.

In der Philoſophie des Mittelalters iſt übrigens, wie in der neuern Zeit ein ſehr ſtarker und entſcheidender Einfluß des Nationalcharakters ſichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbſtdenker, ſo wie auch kühne Zweifler und Sophiſten hervorgebracht; und mehrere unter den ſogenannten Scholaſtikern, welche Franzoſen oder Engländer waren, tragen für jene ältere Zeit ganz dieſes Gepräge. Die Italiäner unterſcheiden ſich in der ältern Zeit durch eine ganz beſonders feſte Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächſtdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutſchland zu einer höhern, geiſtigen, oft auch ſchwärmeriſchen Philoſophie. Die Neigung zum Platonismus iſt ſelbſt in ihren Dichtern ſichtbar. Es hat alſo mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philoſophie, in welcher unter den Alten Ariſtoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meiſten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beyde Nationen, ungeachtet alles politiſchen Zwieſpaltes, in dem Innerſten ihrer Anſichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beym erſten Blicke denkt, zuſammenſtimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platoniſchen Art von Philoſophie theilt der kunſtliebende Italiäner, mit dem tief empfindenden Deutſchen, daher bey aller Verſchiedenheit der Abſtammung, Sprache und Sitten, eine gewiſſe Sympathie und Anneigung zwiſchen beyden Nationen unverkennbar iſt.

Eilfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiäner. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zuſtand der allgemeinen Geiſtesbildung, und der Gang der Philoſophie kurz vor der Reformation und in dem erſten Jahrhundert nach derſelben, war zuletzt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Ich faſſe die weſentlichen Reſultate dieſer Unterſuchung in folgende allgemeine Bemerkung zuſammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherſtellung der alten Litteratur und der Reformation der leere logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bey dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranſtalten herrſchend. In Deutſchland und nächſtdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphiloſophie, eine andere, höhere Philoſophie verbreitet, welche ſich theils an die platoniſche, theils an die orientaliſche anſchloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber ſie war wenigſtens im Ganzen auf dem beſſern Wege, ſie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbſt in der Art, wie ſie, und in der Perſon derjenigen, von denen ſie gelehrt ward, zeigt ſich ihr Vorzug. Sie herrſchte nicht auf den Univerſitäten und in den Schulen, ſie war überhaupt keine Secte, ſondern wahrhaft Philoſophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer ſelbſt willen geſucht und verbreitet, von ſolchen die zur höchſten Erkenntniß den unwiderſtehlichen Beruf in ſich fühlten. Die größten Naturforſcher und Mathematiker, die umfaſſendſten Kenner des griechiſchen Alterthums, und die erſten Orientaliſten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutſchland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Litteratur hatte auf die Philoſophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß ſie der myſtiſchen und mehr platoniſchen Art zu philoſophiren, mit ſo vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge, ſich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlaſſung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platoniſchen oder andern orientaliſchen Schwärmereyen. Durch die Wiederherſtellung der alten Litteratur gewann alſo die eine damahls herrſchende Hauptart der Philoſophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung: aber auch an Einfluß zur Verbreitung ſchwärmeriſcher Meinungen, überhaupt alſo an Wirkſamkeit zum Guten, wie zum Irrthum.

Auf die andere Art der Philoſophie, auf die ariſtoteliſche, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieſelbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt: ſie war ſchon bey den Scholaſtikern mit vielen platoniſchen Begriffen vermiſcht geweſen, da man ſie zugleich immer dem Chriſtenthum unterordnete. Als man ſie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen ſelbſt, und in dem ganzen Zuſammenhange der griechiſchen Geiſtesbildung kennen lernte und auffaßte, ſo war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigſtens das äuſſere ſcholaſtiſche Weſen, und kleidete ſie in ein Gewand, welches dem claſſiſchen Vortrage des Alterthums und dem kritiſchen Scharfſinn des Urhebers nicht mehr ſo ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je beſſer und tiefer man aber in den Geiſt der griechiſchen Philoſophie eindrang, je häufiger ereignete es ſich, daß einzelne Anhänger derſelben auf ſolche Folgerungen ihres Syſtems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar ſind; wie z. B. als erſte Urſache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltſeele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bey mehreren Anhängern des Ariſtoteles, beſonders in Italien im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert der Fall. Geringeren Einfluß wenigſtens keinen gleich Anfangs ſo deutlich ſichtbaren, hatte es auf den Gang der Philoſophie, wenn einige Kenner und Verehrer der alten Litteratur jetzt mehr und mehr auch andere Syſteme des Alterthums, wie z. B. das ſtoiſche zu erneuern ſuchten. Plato und Ariſtoteles haben die beyden Hauptwege des menſchlichen Denkens und Erkennens ſo entſchieden bezeichnet und gebahnt, daß ſie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben ſind, und bleiben mußten. Die andern Syſteme des Alterthums erhalten meiſtens nur durch ihre Beziehung auf jene beyden ihren Werth, es ſind nur Abweichungen oder Nebenwege, die ſich doch bald wieder in jene beyden Hauptwege verliehren. Daher machten jene Verſuche, den Stoicismus, oder andere Philoſophien des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten dieſe Verſuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das ſchlechteſte unter allen Syſtemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entſtehen läßt, fand ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vielen Beyfall; und darin lag freylich ſchon ein hinreichender Beweis von dem großen Verfall der echten Wiſſenſchaft und tieferen Philoſophie. Späterhin fand dieſe rohe Atomiſtik, die im Grunde nichts iſt, als die wieder hervorgerufne und durch die neuen Entdeckungen der Naturkunde bereicherte und erweiterte Lehre Epikurs, immer mehr Anhänger, und ward endlich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur eigentlich herrſchenden Secte, beſonders in Frankreich, durch die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache aber auch im übrigen Europa.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherſtellung, oder gar eine Wiedergeburth der Wiſſenſchaften. Eine Wiederherſtellung war es allerdings, wenigſtens in Rückſicht auf die erneuerten Kenntniſſe der griechiſchen Litteratur und des Alterthums, wodurch das hiſtoriſche Wiſſen zwar noch nicht bis zur Vollſtändigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburth des menſchlichen Geiſtes und der Wiſſenſchaften kann es durchaus nicht gelten, denn ſo würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, ſondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zuſtande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine ſolche innere, den Geiſt ſelbſt neu belebende totale Veränderung in der Philoſophie hat die Reformation zunächſt nicht hervorgebracht; die beyden Hauptwege der Philoſophie, die Ariſtoteliſche und Platoniſche, blieben im Weſentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beyder die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platoniſch-orientaliſchen, die vor ihm und zu ſeiner Zeit in Deutſchland ſo viele Freunde hatte, ſcheint Luther ſelbſt wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen deſto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholaſtik und auch gegen ihren vermeintlichen Stifter, den Ariſtoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war ſelbſt Luthers nächſter Freund und Nachfolger, Melanchthon ſchon wieder ein Anhänger derſelben; ja derjenige, welcher dem Ariſtoteles und der geläuterten ſcholaſtiſchen Philoſophie von neuem das Übergewicht gab. Die Urſache war folgende; die höhere und geiſtige Philoſophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl ſchwankend geworden, der Schwärmerey und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte dieſe Wirkung, in den erſten anarchiſchen Zeiten der Reformation, beſonders in Deutſchland in vollem Maaße gehabt. Daher entſtand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieſelbe. Es ward die ariſtoteliſche Philoſophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrſchend bey beyden Theilen, in Spanien, wie in Deutſchland; weil man dieſes alte Formelweſen, je geiſtloſer es getrieben wurde, um ſo eher dem einen, wie dem andern Glauben anſchmiegen konnte. War damit auch einige beſſere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, ſo war es doch im Ganzen das alte Uebel, derſelbe logiſche Wortkram, den die beſſere Philoſophie ſchon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wiſſenſchaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philoſophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichſten und wildeſten Oppoſition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente, wie Jordanus Brunus, wurden ein Opfer dieſes Kampfes. In Deutſchland und England ward die höhere Philoſophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mit unter verfolgt, wenigſtens aus dem allgemeinen Kreiſe der gelehrten Bildung ausgeſchloſſen. Um ſo mehr ward ſie dagegen in geheimen Überlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beyden Wegen mußte ſie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgeſetzt ſeyn, und konnte um ſo weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirkſamkeit gelangen. Zwar ſind die Gaben der Natur nicht nach menſchlicher Rangordnung eingezirkelt und geſchloſſen, ſondern mit freygebiger Hand ſind ſie überall verbreitet und oft verſchwenderiſch ausgeſtreut, und das Licht der göttlichen Offenbarung ſteht jedem chriſtlichen und empfänglichen Sinne offen, der damit begnadigt wird; der Geiſt des tiefern Nachdenkens und der höchſten Erkenntniß iſt nicht auf die ſogenannten gebildeten Stände beſchränkt, und auch von der Gelehrſamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigſten unter den griechiſchen Philoſophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiſeſte unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner ſeyn. Die erſten Verkündiger des Chriſtenthums waren Männer aus dem Volke, wir ſehen ſie gleichwohl mit den höchſten Gegenſtänden und Geheimniſſen des Nachdenkens durchaus vertraut. Ähnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgeſtanden. Es liegt überhaupt in dem ſtarken und weniger zerſtreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare ſittliche und auch geiſtige Kraft. Staaten und Secten ſind oft durch geringe Männer aus dem Volke geſtiftet worden; und auch die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, iſt nicht ſelten von ſolchen Männern ausgegangen, wenn ſie dazu berufen waren und von reiner Begeiſterung ergriffen wurden, wovon auch die Geſchichte der katholiſchen Kirche ſo viele erhebende Beyſpiele enthält. Das geſchah freylich meiſtens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderiſchen Geiſt und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philoſophie mit der Dichtkunſt, ſo iſt auch in dieſer Hinſicht das Genie kein ausſchließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakſpeare, der ſich doch ganz an die Volkspoeſie anſchloß, eine Höhe und Tiefe der Darſtellung erreichen, in welcher den kunſtreichſten und gelehrteſten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen; ſo läßt ſich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutſchland alle Höhen und Tiefen des geiſtigſten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philoſophie erſchöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreiſe der Wort- und Schriftgelehrten verſtoßen war. Dieß findet ſeine volle Anwendung auf jenen Mann, deſſen Nahme ſchon den Aufgeklärten ein Ärgerniß und den Gebildeten eine Thorheit iſt; den ſogenannten teutoniſchen Philoſophen, Jakob Böhme, der zu ſeiner Zeit nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch ſein Unglück ſo berühmte König Karl von England gehörte.

Ich habe ſchon mehrmahls meine Überzeugung geäußert, daß ich auch das Daſeyn einer Volkspoeſie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflöſung der wahren Dichtkunſt anſehen kann; denn dieſe ſoll nicht ausſchließlich dem Volke ſo wenig, wie den Gelehrten überlaſſen ſeyn, ſondern dem Volke, den Gebildeten, und der geſammten Nation gemein ſeyn. Kann aber ſelbſt die Volkspoeſie nicht allen nachtheiligen Spuren dieſes getrennten Zuſtandes, und der daher rührenden Vernachläſſigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall ſeyn, mit einer ſolchen Volksphiloſophie, deren Begriff ſogar ſchon beynahe etwas Widerſtreitendes in ſich ſchließt? Wie ſehr auch das Genie des Einzelnen ſich in dem ungünſtigen Verhältniß bewähren mag; es iſt dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philoſophie eigentlich im Ganzen einnehmen ſoll. Das merkwürdige Syſtem dieſes teutoniſchen Philoſophen ausführlicher zu ſchildern und zu erklären, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Vor allen ähnlichen und ſonſt theologiſchen Schriftſtellern unter den Proteſtanten der damaligen Zeit, zeichnet er ſich durch einen beſonders frommen, ſtillen und chriſtlichen Sinn aus. Die mannichfaltigen Entwicklungen der Seele in ihrem innerlichen Leben bilden die Grundlage ſeines Nachdenkens; eine höhere Sehnſucht aber führte ihn ſchon früh weit über die Gränzen des gewöhnlichen proteſtantiſchen Unterrichts und Glaubens hinaus und richtete ſeinen Geiſt zunächſt und faſt ausſchließend auf die Morgenröthe einer beſſern Zukunft, einer neuen Zeit und allgemeinen Verherrlichung. Die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in den Wundern ſeiner Schöpfung aber ſuchte er vorzüglich aus den verborgnen ſieben Quellen der Natur und ihrer innerlichen Kräfte zu enthüllen; und für dieſe geheime Tiefen und Quellen der Natur hat er wohl allerdings einen ſehr offnen und hellen Sinn, ein eignes nicht allen zu Theil gewordnes inneres Gehör, und ihm ganz eigenthümliche geiſtliche Anſchauungsgabe beſeſſen. Zu bemerken iſt indeß, daß ſo ſehr Böhme's Syſtem auch das Gepräge eines durchaus aus ſich ſelbſt und der eignen Quelle ſchöpfenden Geiſtes an ſich trägt, es doch nicht ohne Zuſammenhang iſt mit andern Formen der geheimen Philoſophie, die man um dieſe Zeit immer mehr Einfluß gewinnen ſieht. Begreiflich iſt es wohl, wenn der unverſiegliche Durſt nach Wahrheit ſich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortweſen der Gelehrten weit entfernte Wege ſuchte, auf denen manche Überzeugungen und Entdeckungen, Erkenntniſſe oder auch Schwärmereyen und Irrthümer ſich ſchnell verbreitet zu haben ſcheinen. Nachdem das zugleich ſichtbare und unſichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerriſſen war, trat nun eine unſichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder ſollte ſie wenigſtens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können ſchwerlich in dem Zuſtande der noch kämpfenden Menſchheit allgemein ſeyn. Ich will zugeben, daß es nach Leſſings Meinung, unter den Erkenntniſſen auch an ſich geheime gibt, nähmlich ſolche, die es ihrer Natur nach ſind, weil bey demjenigen, der ſie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entſchluß Statt finden kann, ſie zur Unzeit allgemein und offentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daſeyn ſolcher Überlieferungen iſt hiſtoriſch faſt zu allen Zeiten deutlich; auch wird man ſchwerlich jemahls verhindern können, daß ſich Anſichten und Überzeugungen dieſer Art in einer oder der andern Form unſichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine ſolche Überlieferung auch ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beygemiſchte falſche Schatzgräberey nach leeren Geheimniſſen enthielte, ſo würde doch die Oppoſition dieſer geheimen und der öffentlichen Wahrheit ſchon an ſich als ein großes Uebel zu betrachten und immer ſchlechthin verwerflich ſeyn. Die äußere Zerſpaltung der ſichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgeſinnten mit Recht als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der chriſtlichen Völker getrennt, der Körper der Menſchheit zerrißen werde. Wenn es eine unſichtbare Kirche geben könnte, die im Widerſpruch wäre mit der ſichtbaren, ſo würde dieſe Trennung noch ſchrecklicher, und wie eine Scheidung von Körper und Seele ſeyn, und uns mit einer gänzlichen Auflöſung bedrohen. Doch dem iſt nicht alſo; Leib und Seele der Menſchheit ſind noch nicht getrennt, und die Wahrheit iſt nur Eine. Wer den Felſen verlaßen hat, auf dem ſie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen. Die Wunder der Natur und die Geheimniße der Wißenſchaft und der Geiſterwelt ſind nur einzelne Strahlen an dem ewigen Leuchter der göttlichen Offenbarung, wie er von Anbeginn bis an das Ende der Zeiten in Gottes Kirche beſteht und beſtanden hat; und ſo wie jene Strahlen einzeln von dieſem Baume des Lebens, dem wahren Glauben, abgerißen werden, muß ihr Licht, ſo herrlich es ſonſt auch glänzen möchte, unwiederbringlich erlöſchen und ſich verfinſtern. Die Schule und die Wißenſchaft ſo wie ihre exoteriſche oder eſoteriſche Fortpflanzung und Anknüpfung, kann und muß in den meiſten Zeitaltern in der äußern Verfaßung, Geſtaltung und lebendigen Anwendung von der Kirche und Religion verſchieden und getrennt werden; aber im innerſten Geiſte müßen ſie ewig Eins ſeyn, denn das Wort des Lebens, welches ſie beyde auf verſchiedenem Wege, zu verkünden, zu deuten und wirkſam zu verbreiten haben, iſt überall daßelbe und ebenfalls nur Eines.

Dieß waren alſo die Wirkungen der Reformation auf die Philoſophie. Jene geiſtigere platoniſch-orientaliſche Art zu philoſophiren, welche im fünfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutſchlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Naturdenkern überlaſſen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunſtaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Öffentlich aber und bey den Gelehrten des Tags herrſchte der alte logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, faſt noch zwey Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Syſteme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da ſie bis auf unſre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Die Wirkungen der Reformation für Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, müſſen alſo in einem richtigen und umfaſſenden hiſtoriſchen Sinn ganz anders aufgeſtellt werden, als ſie nach dem beſchränkten Partheybegriffe in unbedingter Lobrede gewöhnlich erſcheinen. Überhaupt aber muß man eine große Weltperiode dieſer Art nicht nach den Wirkungen und Folgen, ſondern nach dem innern Weſen beurtheilen. Wenn nun das Weſen jener Epoche mehrentheils als ein Erwachen der Vernunft geſchildert, das Mittelalter aber als der Zeitraum der vorherrſchenden Fantaſie bezeichnet wird, ſo iſt dieſes im Allgemeinen allerdings richtig; es bedarf aber noch ſehr vieler nähern Beſtimmungen, damit nicht ganz falſche Folgerungen daraus hergeleitet werden. Wohl iſt in jedem Weltalter eine von den Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeyns vorwaltend, welche eben in dieſem Zeitraum beſonders verarbeitet, und dem letzten allgemeinen Ziele gemäß gebildet werden ſoll, mithin den eigenthümlichen Charakter derſelben bildet. So iſt in dem dritten Weltalter, welches von Conſtantin bis zur Reformation zwölf Jahrhunderte umfaßt, und welches wir als die Übergangs-Periode von der alten in die neue Welt, die mittlere Zeit zu benennen pflegen, das vorherrſchende Element die Fantaſie geweſen, aber nicht die alte heidniſche, ſondern eine neue chriſtlich völlig umgewandelte und erleuchtete Fantaſie, und eben daraus, aus dieſem neuen Frühling, und der chriſtlichen Wiedergeburth dieſer Einen Elementarkraft des Menſchen ergeben ſich die eigenthümlichſten Erſcheinungen jener Welt-Periode; womit gar nicht geſagt iſt, daß nicht auch die andern Kräfte des Verſtandes oder des Willens in manchen großen Ereigniſſen und Erzeugniſſen jener Zeit ſich herrlich kund gegeben, da unter jener Angabe, nur ein Übergewicht des vorherrſchenden Elementes zu verſtehen iſt, wovon ſich das Verhältniß zu den andern Elementen in dem Einzelnen ihrer Entwicklung nach dem ganzen Stufengang derſelben durch alle Perioden jenes Zeitraums wohl nachweiſen läßt. Auch die dialektiſche Spitzfindigkeit der Scholaſtiker kann gegen jene Herrſchaft der Fantaſie im Mittelalter keinen gegründeten Einwurf bilden, da vielmehr wo eine Elementarkraft im Ganzen eines Zeitalters herrſchend iſt, ſich die entgegengeſetzte um ſo mehr als Ausnahme in einigen wenigen Individuen zu concentriren, und im großen Gegenſatz und bewußter Einſeitigkeit zu geſtalten und zu entwickeln pflegt. So tritt auch in unſrer Vernunft-Epoche die Poeſie und künſtleriſche Fantaſie aus dem Zeitalter in iſolirter Abſonderung heraus, wie damals auf der entgegengeſetzten Seite die Scholaſtik; wie überhaupt der intellektuelle Entwicklung in jedem Weltalter ihre eigenthümlichen Mängel und Schlacken mit ſich führt. Wenn aber das vierte Weltalter, welches mit dem Anbeginn des ſechszehnten Jahrhunderts in dem entſcheidenden Wendepunkt der damaligen Zeit eintrat, als die Periode der vorherrſchenden Vernunft ganz richtig bezeichnet wird, mußte es gerade ein ſolches Erwachen derſelben ſeyn? Ein Rückfall in die heidniſche Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorſam, ſtatt einer höheren Erleuchtung des chriſtlichen Denkens und Wiſſens in angemeßner Entwicklung und immer ſteigendem Fortſchritt? Dazu war es eben ſo unnöthig als frevelhaft, erſt den Glauben zu zerreißen, dann das Wiſſen mit dem Glauben auf drey Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwieſpalt zu verſetzen, wodurch das Erſte in ſich ſelbſt verderbt, verſchlechtert und ganz und gar verwildert, das andre aber von dieſem feindlich abgeſondert, und durch die feindliche Abſonderung auch innerlich gehemmt, und in ſeinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben ſo wenig war es nöthig, jedes Heiligthum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Fantaſie es wohlthätig umkleidet hatte, mit einem Mahle wegzuwerfen, um der Vernunftbeſtimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. Auch jenes Mittelalter der aufdämmernden Fantaſie hat ſeine eigenthümlichen Verirrungen hervorgebracht; aber ſo ganz hat dieſe, obwohl nur einem Geſtirne der Nacht vergleichbar, doch nicht des rechten Weges verfehlt, wie das helle Tageslicht der Vernunft, während der ganzen erſten Hälfte ihres Weltenumlaufs, nachdem ſie ſich einmal von Gott abgewandt hatte. Nicht aber in dem Vernunft-Charakter der modernen Zeit liegt das Uebel, da dieſe wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da iſt, an die Reihe der Herrſchaft kommen mußte, wie ſie gleich damals entſcheidend in die Weltgeſchichte eintrat, ſondern in dem ſchlechten Gebrauch, welchen der Menſch als ein freyes Weſen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er ſie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Chriſtenthums, als des koſtbaren Unterpfandes der göttlichen Überlieferung und Offenbarung gebraucht, ſondern durchgehends faſt nur in einem Geiſte des Zwieſpalts und der Trennung angewendet hat, bis in unſern Tagen aus dem Übermaß des langen Uebels ſelbſt, die Rettung hervorgegangen iſt.

So wie die Nationen Europa's ſeit der Epoche des Zwieſpalts feindlich auseinander traten, ſo fand auch zwiſchen den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Studien eine vielfach ſchädliche Trennung Statt. Beſonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verurſachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die erſten Stifter dieſes erneuerten Studiums waren Philoſophen, und Männer die das Mittelalter und ihre Zeit eben ſo lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientaliſche Gelehrſamkeit mit der griechiſchen verbanden. Ihnen erſchien daher alles im Ganzen mehr an ſeiner rechten Stelle, im großen Zuſammenhange der Weltgeſchichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philoſophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergeſſen war, beſchränkte ſich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimiſch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches ſie bewunderten, ohne doch das Schöne deſſelben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künſtlern ward dieſes etwa lebendig aufgefaßt; bey den Gelehrten entſtand jetzt, da die claſſiſche Gelehrſamkeit mit Philoſophie faſt nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erſt im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbſt für Kunſt und Poeſie kann man als nachtheilig anſehen, daß ſie faſt ganz außer Berührung mit der Philoſophie kamen, daß die Bildung der Fantaſie von der Bildung des Verſtandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der erſten nicht ſelten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poeſie und Kunſt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philoſophie und Geſchichte mit Antheil nehmen mußten, beynah noch das einzige freye Aſyl, wo Gefühl und Geiſt ſich ungeſtört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poeſie der katholiſchen Länder, die ſpaniſche, italiäniſche, portugieſiſche, bildet in dieſem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, ſo daß ich ſie in der Betrachtung zuſammen nehmen werde. Die Spanier hatten ſchon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegeſang blühete im funfzehnten Jahrhundert ſpäter als bey irgend einer andern Nation. Überhaupt erhielt ſich der Rittergeiſt und die damit verbundne Poeſie hier länger als irgend wo ſonſt in Europa. Ihre Ritterbücher von meiſt ſelbſt erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten ſich aus, wenigſtens das älteſte und bekannteſte derſelben, der Amabis, durch eine gebildetere und ſchöne Schreibart, und durch den vorherrſchenden Hang zu ſanften und idylliſchen Darſtellungen. So beſtätigt ſich auch hier die ſchon bey Gelegenheit der Ritterpoeſie, und beſonders der altdeutſchen gemachte Bemerkung, daß grade heroiſchen Naturen, und ſehr kriegriſchen Nationen dieſer Hang zum Sanften und Zarten in der Poeſie oft eigen iſt. An die Ritterbücher ſchloß ſich ſchon früh bey Spaniern und Portugieſen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poeſie überhaupt, und beſonders der Minnegeſang ward im funfzehnten Jahrhundert, durch zwey Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Erſten des Reichs waren; Villena und Santillana. Überhaupt iſt die Poeſie in Spanien ſeit ihrem erſten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künſtlern geübt worden, und keine andre Nation zählt unter ihren Dichtern ſo viele, die auch das Schwerdt für ihr Vaterland geführt hätten. Die Poeſie, welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die ſpaniſche nennen, ſollte in ihrer älteſten Zeit richtiger die caſtiliſche genannt werden; denn anfänglich war ſie nur dieſer Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der ſpaniſchen Halbinſel hatten ihre eigne, von der caſtilianiſchen verſchiedene Kunſt. In Catalonien blühete eine eigne Poeſie, die man der Mundart nach, zu der provenzaliſchen rechnet. Der letzte bekannte Geſang derſelben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schickſale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als ſeinen eignen Fürſten geliebt zu haben ſcheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erſter Ehe jenes Ferdinand, der nachmahls unter dem Nahmen des Katholiſchen, auch in Caſtilien herrſchte, und deßhalb in einigen arragoniſchen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgeſonderten Selbſtſtändigkeit des Landes hörte auch die, demſelben eigenthümliche Poeſie auf, und ſo wie Caſtilien das herrſchende Land ward, ſo vereinigte ſich auch in der caſtiliſchen Dichtkunſt alle Schönheit der Poeſie, die ſonſt in den verſchiedenen Provinzen des dichteriſchen Landes zerſtreut vorhanden war. Nur die Portugieſen behielten, ſo wie ſie ein eignes Volk und Reich bildeten, allein auf der ſchönen Halbinſel ihre eigne Sprache und Poeſie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Caſtilien; viele Portugieſen ſchrieben caſtiliſch, und manches, was für altcaſtiliſch gehalten wird, ſtammt von den Portugieſen her. Ja ſo verwandt iſt die Poeſie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht iſt abzuſondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bey, die ſpaniſche Poeſie zu bereichern und zu verſchönern. Zwar die altcaſtiliſchen Gedichte ſind ganz rein von einem ſolchen arabiſchen Einfluß, oder orientaliſchen Anhauch. Sprache und Geiſt iſt vielmehr ſtreng und ſchlicht, treuherzig und einfach. Man kann um ſo beſtimmter ſagen, daß in dieſer altſpaniſchen Dichtkunſt gar nichts arabiſches iſt, je deutlicher und ſichtbarer in der ſpätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derſelbe ſich kund gibt. Die Trennung, welche die Verſchiedenheit des Glaubens verurſachte, und die gegenſeitige Abneigung iſt auch vollkommen hinreichend zu erklaren, warum ein ſolcher Einfluß früher hin nicht ſichtbar ſeyn konnte, der eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte. Als Iſabella und Ferdinand der Katholiſche, ich nenne Iſabella zuerſt, weil dieſe von einem ganz beſondern Eifer beſeelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreyt zu ſehen; — als dieſe mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in dieſem glorreichen Augenblick nach ſieben Jahrhunderten, Spanien wieder frey, und ganz ſein war, da war in dieſem letzten Kriege das arabiſche Konigreich in Granada in zwey Partheyen getheilt geweſen; an deren Spitze zwey edle Stämme ſtanden. Der eine derſelben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Chriſtenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch ſind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindſchaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabiſchen Granadiner beſingen. Stolze Lieder der glühendſten Liebe und Ruhmbegierde; abgeriſſne Heldengeſänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientaliſche Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyriſche Stammgeſänge noch ganz arabiſch, und der urſprünglichen alten Poeſie dieſer Nation, ſo weit wir ſie kennen, ähnlich. Hier in dieſen Romanzen, den ſchönſten meines Bedünkens, die es in ſpaniſcher oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache gibt, iſt der arabiſche Geiſt, und die orientaliſche Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben ſie auf die ganze nachfolgende Poeſie der Spanier einen entſcheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der ſpaniſchen Poeſie, auf altcaſtiliſchem

Boden durch portugieſiſche Erfindungen und provenzaliſche Blumen, und nun auch durch arabiſche Farbengluth verſchönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Arioſt als den erſten Dichter Italiens krönte, ward die kunſtreichere Poeſie der Italiäner durch Garcilaſo und Boſcan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rückſicht auf die eigne Sprache und Poeſie, und ohne die ältere Weiſe derſelben ganz aufzugeben. Dieſer hing die Nation ſo feſt an, daß die Einführung der italiäniſchen Kunſtweiſen Anfangs viel Widerſpruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poeſie iſt aus ſo mannichfaltigen Elementen entſtanden, als die ſpaniſche; aber dieſe Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantaſie und des Gefühls, die zuſammen erſt einen vollen Accord bildeten, und der ſpaniſchen Dichtkunſt eigentlich den höchſten Zauber des Romantiſchen verleihen. Nicht bloß reich iſt dieſe Poeſie, ſondern auch durchaus Eins in Geiſt und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften, iſt überhaupt keine Litteratur ſo ganz national geweſen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Litteratur nach den Grundſätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunſt, ſo iſt des Streits über die Vorzüge oder Mängel, ſo wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer geſammten Litteratur kein Ende, ſo daß meiſtens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erſte reine Eindruck ganz vergeſſen wird. Es gibt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Litteratur und aus dem ſich die Frage ungleich leichter und ſichrer entſcheiden läßt. Dieß iſt der moraliſche Geſichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Litteratur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiſte angemeſſen iſt. In dieſer Hinſicht wird faſt jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poeſie und Litteratur der Italiäner, die bloß als Kunſtwerk betrachtet, an Bildung und im Styl unſtreitig den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie ſehr muß ſie in dieſer Beziehung zurück ſtehen gegen die ſpaniſche! Einige der erſten Dichter ſind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Arioſt, Guarini; oder es laſſen ſich nur einzelne Anklänge der Art, wie beym Petrarca vernehmen, und auch in dieſen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherſtellung des alten Rom. Dante und Machiavelli ſind am meiſten Nationalſchriftſteller, aber der erſte mit ſeinem herben ghibelliniſchen Partheyhaß, wo er die wirkliche Welt berührt und auf die Zeithiſtorie anſpielt, iſt doch kein allgemeiner, da der Lichtſtrom ſeiner dichteriſch religiöſen Viſionen ſich ohnehin dem Auge der Menge ganz entzieht, und nur ſehr wenige ihm folgen können, und der florentiniſche Staatsdenker in den politiſchen Grundſätzen höchſt verderblich und heidniſch, ſteht aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen und muß durchaus nachtheilig auf ſie einwirken.

Wie groß erſcheint von dieſer Seite die ſpaniſche Litteratur und Poeſie. Alles in ihr iſt vom edelſten Nationalgefühl durchdrungen; ſtreng, ſittlich und tief religios, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede iſt. Nichts was die Denkart untergraben, das Gefuhl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Überall ein und derſelbe Geiſt der Ehre, der ſtrengen Sitte, und des feſten Glaubens. Den Reichthum an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken, die früh entwickelte und ſich immer gleich bleibende männliche Beredſamkeit, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch ihre Dichter ſind ächte Spanier. Faſt konnte man ſagen, nur die Kunſt macht den groſſen Unterſchied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; ſonſt aber herrſcht in allen ihren Schriftſtellern ſo zu ſagen, nur eine Denkart, die ſpaniſche. Dieſer hohe Nationalwerth der ſpaniſchen Litteratur muß ſehr in Anſchlag gebracht werden, wenn man ſie nur gar zu oft bloß nach dem Kunſtſtyl der Alten oder der Italiäner beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks. In Ruckſicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die ſpaniſche Litteratur wohl die erſte Stelle ein; die engliſche vielleicht die zweyte. Nicht als ob dieſe weniger reich wäre, ſondern weil ſie ſchon mehr Elemente des Kampfs, und mancherley antinationale Beſtrebungen und Abwechslungen enthalt. Die Nationaleinheit der engliſchen Litteratur, wird ungeachtet ſolcher Gegenwirkungen, oft mehr nur abſichtlich aufrecht erhalten, wie nach einer ſtillſchweigends anerkannten Übereinkunft, als daß ſie ſchon von ſelbſt aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Geſichtspunkt für den einzigen zu halten, aus dem der welthiſtoriſche Werth einer Litteratur zu beurtheilen iſt. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf iſt, der einem großen Theil der franzöſiſchen und der geſammten deutſchen Litteratur ihre hohe und wichtige Bedeutung gibt; wenn es nämlich nicht bloß geringfügige weltliche Intereſſen und politiſche Partheyzwecke gilt, ſondern ein Kampf der Wiedergeburth iſt, aus dem eine neue Epoche des geiſtigen Lebens, in allgemeiner Anerkenntniß des Göttlichen, und der gereinigten Wiſſenſchaft wie des höhern intellektuellen Friedens, hervorgehen ſoll.

Man betrachtet den Garcilaſo unter Karl dem Fünften nebſt einigen andern Dichtern derſelben Zeit, als ein Muſter ſchöner Sprache und eines edeln Geſchmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beyſpiel darin gegeben, an das es ſpäterhin um ſo nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantaſie einiger Dichter verwilderte oder in Künſteley verfiel. Daß Garcilaſo oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetiſchen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bey den Römern, Racine bey den Franzoſen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte ſelbſt ſind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große claſſiſche Werke. Ein lyriſcher und idylliſcher Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poeſie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung deſſelben umfaſſen; weil lyriſche Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beſchränktem Inhalt ſind. Nur ein epiſcher oder ein dramatiſcher Dichter vermag auf ſolche Weiſe allgemeine und bleibende Norm für die Kunſt und Sprache ſeiner Nation zu werden.

Das Leben der Spanier ſelbſt war damahls noch ſo ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa ſo glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantaſie ſo auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantiſche der alten Ritterbücher gegen dieſe Wirklichkeit weit zurückſtehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantaſtiſche Spiel der alten Rittergedichte im Epiſchen zu verwerfen; aber die Spanier ſind dabey in das entgegengeſetzte Extrem eines allzu hiſtoriſchen Inhalts verfallen. Wenigſtens iſt dieß der Fall mit dem berühmteſten epiſchen Verſuch in dieſer Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem ſehr tapfern und Freyheitsliebenden amerikaniſchen Volke, ſoll man ſagen, beſungen oder erzählt werden. Die Beſchaffenheit des fremden Landes und ſeiner wilden Bewohner, Wildniſſe und Naturerſcheinungen, Kämpfe und Schlachten, ſind mit einer Wahrheit geſchildert, bey der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge ſah und mit erlebte. Es hat dieſes erſte epiſche Gedicht der Spanier einzelne poetiſche Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen iſt es zu ſehr nur eine verſifizirte Reiſebeſchreibung und Kriegsgeſchichte. Das Heldengedicht muß beydes vereinen, hiſtoriſche Wahrheit und Größe, und das freye Spiel der Fantaſie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythiſch ſeyn, oder ſelbſt auf dem geſchichtlichen Gebiete ſich darbieten. So bleibt alſo wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier beſitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugieſiſche Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikaniſche Wildniß, ſo war ſeiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenſtand. Auch bey ihm fühlt man, daß er ſelbſt Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumſegler war. Er ſtützt ſich ganz auf die hiſtoriſche Wahrheit und hiſtoriſche Herrlichkeit ſeines Gegenſtandes und fängt ſeinen Heldengeſang an mit einem Gegenſatz gegen den Arioſt, deſſen Dichtungen er durch ſeine heroiſche Geſchichte zu beſiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles übertrafen, was jener von dem erdichteten Ruggiero geſungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat beſonders im Anfange einigermaßen den virgiliſchen Zuſchnitt, der damahls nicht ohne beſchränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernſten epiſchen Dichtkunſt galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küſte verläßt, ſich ins freye Meer hinauswagend, ſo verliehrt auch Camoens bald ſein Vorbild aus den Augen in dieſem Gedichte, wo er mit ſeinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umſegelt, bis das Ziel erreicht iſt, und die frohen Sieger das erſehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſes unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernſt in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantaſie bey weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens beſingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrſchaft und Heldenthaten der Portugieſen, ſondern Alles was irgend aus der ältern Geſchichte ſeines Volks, ritterlich, ſchön, groß, edel und liebevoll rührend war, iſt in dieſes Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poeſie ſeines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, iſt keines in dem Grade national, und niemahls iſt auch ſeit dem Homer, ein Dichter von ſeiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, ſo daß ſich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bey dieſer gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgeſunkenen Nation, faſt an dieſen Einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht ſtatt vieler andern Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann. Am würdigſten erſcheint Camoens, als Dichter ſeiner Nation, in dem Anfang und Schluß ſeines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in ſein Schickſal mit hinabreiſſenden jungen König Sebaſtian mit Liebe und Begeiſterung anredet, aber auch ermahnend und ernſt warnend, wie der begeiſterte Greis, der ſelbſt ſo lange das Schwerdt geführt hatte, zu ſeinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, iſt Taſſo, der uns ſchon durch ſeine Sprache, und zum Theil auch durch ſeinen großen, chriſtlichen Inhalt näher ſteht, welcher auf das glücklichſte gewählt iſt, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſt der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Für ſeine Zeit noch mehr, als für die unſre; denn noch dauerte der alte Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und den Mächten Mahomets fort. Noch unter Karl dem Fünften, ſchmeichelten ſich ſpaniſche Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlohrne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an ſich nicht unmöglich, und ſobald die ſpaniſche Seemacht im Mittelmeer einmahl entſchieden herrſchte, ſogar weniger ſchwer ſcheinen konnte, als der furchtbaren türkiſchen Landmacht in Europa ſelbſt Grenzen zu ſetzen. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit, beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Große ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Doch hat den Camoens dieſelbe Idee von der einem epiſchen Gedichte nothwendigen Form, nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetiſches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bey richtigern Begriffen von der epiſchen Kunſt dem Taſſo gelungen ſeyn. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen, und ihr eignes Selbſt in dieſer zu verliehren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte, ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden, in jedem andern Werk ſchön ſeyn würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminias Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an den Taſſo feſſeln. Geſtalten, von denen der deutſche Dichter den Taſſo ſelber ſo ſchön ſagen läßt:

> „Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;“
> „Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.“

In Taſſo's lyriſchen Gedichten iſt eine Gluth der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunſtreichen Petrarka ſonderbar abſticht. Taſſo iſt ganz ein Gefühlsdichter, und wie Arioſt durchaus mahleriſch, ſo iſt über Taſſo's Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beygetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner zu machen, was er ſelbſt beym Volke mehr als Arioſt iſt. Die einzelnen Stellen und Epiſoden des Gedichts ſind oft geſungen worden, und da die Italiäner ſonſt eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, ſo haben ſie ihr epiſches Gedicht für den lebendigen Geſang ſich auf ſolche Weiſe in einzelne Romanzen aufgelöſt; die wohllautendſten, edelſten, dichteriſch ſchönſten und ſchmuckvollſten, die wohl irgend ein anderes Volk beſitzt. Dieſe Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweiſe vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beſte; denn an dem innern Zuſammenhang des ganzen Werks als eines ſolchen, möchte nicht ſehr viel verlohren ſeyn. Wie wenig Taſſo ſich ſelbſt mit ſeinem Begriffe von epiſcher Kunſt befriedigen konnte, zeigen ſeine mannichfachen Abänderungen, und mißlungenen Verſuche. Zuerſt verſuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreyte Jeruſalem, dem er ſeinen ſchönſten Ruhm verdankt, wollte er, da ſeine glücklichſte Zeit ſchon vorüber war, ganz umarbeiten; die ſchönſten, reizendſten und liebevollſten Stellen brachte er ſeiner jetzigen ſittlichen Strenge oder Ängſtlichkeit zum Opfer; dafür ſollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Erſatz gewähren. Noch verſuchte er ein chriſtlich epiſches Gedicht von der Schöpfung. Wie ſchwer es auch dem glücklichſten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Moſis, zu eben ſo viel ausführlichen Geſängen zu entfalten, darf nicht erſt auseinander geſetzt werden. Ich habe ſchon beym Dante über die poetiſche Behandlung ſolcher Gegenſtände geſprochen, und erwähne des Gedichts von Taſſo hier nur, weil es beſonders dieſes war, was Milton vor Augen hatte. In dieſem Gedichte von der Schöpfung, entſagte Taſſo ſogar dem Gebrauch des Reims, deſſen Zauber doch ſeine Geſänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den ſelten ein Dichter ſo ganz in der Gewalt hatte, als er. So ſtreng war er eigentlich gegen ſich ſelbſt; man ſollte alſo bey ſo vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenſpiele, oder ſogenannten Concetti's, nicht ſo ſtreng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poeſie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abſpricht, daß ſie ein Spiel der Fantaſie iſt, und ſeyn darf! Wenn man jeden Gedanken ſo ſtreng prüfen und zerlegen will, ſo kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Proſa. Und ſelbſt in dieſer finden ſich, wenn man ſtreng analyſiren will, auch bey den nüchternſten Schriftſtellern, die und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig ſind, und etwas falſches enthalten. Viele von dieſen ſpielenden Gedanken beym Taſſo ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern auch bildlich ſchön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe ſind ſolche Gedankenſpiele am erſten erlaubt; ſie finden ſich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man ſonſt immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von claſſiſcher Strenge, der ſpielenden Fantaſie der romantiſchen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Taſſo ganz als einen muſikaliſchen Gefühlsdichter, ſo iſt es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewiſſen Sinne einförmig, und daß er ſo durchgehends ſentimental iſt. Von derjenigen Poeſie, die in ihrem innern Weſen lyriſch iſt, ſcheint dieſe Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu ſeyn; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß ſelbſt über die Darſtellung ſinnlicher Reize beym Taſſo dieſer ſanfte elegiſche Hauch verbreitet iſt. Aber ein epiſcher Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig ſeyn, er muß eine Welt von Gegenſtänden, den Geiſt der Gegenwart und der Vergangenheit, ſeine Nation und die Natur umfaſſen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, ſondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verſtehen. In dieſem epiſchen Reichthum ſteht Camoens weit über den Taſſo; auch in ſeinem Heldengedichte ſind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den ſchönſten im Taſſo vergleichbar; auch bey ihm bricht ungeachtet des ſüdlichen Glanzes und des ſinnlichen Reizes, der über alles verbreitet iſt, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er iſt auch darin ein romantiſcher Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen iſt von der Gluth und Begeiſterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahleriſche Fülle des Arioſt mit dem muſikaliſchen Zauber des Taſſo, und verbindet damit noch das Große und den Ernſt des wahren Heldendichters, was Taſſo doch mehr ſeyn wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf alſo nicht mehr hinzuſetzen, daß unter jenen drey großen epiſchen Dichtern der Neuern, dem Arioſt, Camoens und Taſſo, dem zweyten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch geſtehe ich gern, daß bey ſolchen Urtheilen das perſönliche Gefühl, mehr oder minder mitwirkt; denn nur einiges von dem, was den Werth eines Dichters beſtimmt, läßt ſich auf Begriffe und Grundſätze zurückführen, und aus ihnen beſtimmen und erweiſen; über anderes kann nur das Gefühl entſcheiden. Ich erinnere hiebey an die bekannte Anekdote vom Taſſo, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italiäniſchen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Arioſt ſey der zweyte. Die Ruhmbegier der Dichter, war immer leicht verletzbar, und ſo ſind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eiferſüchtig auf deſſen Vorzüge.

Schon im Taſſo hatte die italiäniſche Dichterſprache ſo viel von dem Adel und der Würde der alten römiſchen angenommen, als ſie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte ſich die italiäniſche Poeſie immer mehr zum Antiken, nicht allein im Styl und der Form, ſondern auch in der Wahl der Gegenſtände. Der letzte große Dichter der noch blübenden Zeit, Guarini, ein Liebesdichter wie Taſſo, iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Taſſo, und auch im Styl meiſtens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreiſſender iſt der Strom des Gefühls in den Liebesgeſängen des Taſſo. Guarini's arkadiſches Schauſpiel, der Paſtor Fido, iſt obwohl ohne ängſtliche Nachkünſtelung, und ſo ganz es auch nur ſein Gefühl und ſeine Liebe war, die er darin ausſprach, vom Geiſt des Alterthums durchdrungen, und ſelbſt in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Iſt alſo im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italiäniſchen Litteratur, ſind ihre frühern Verſuche, das Trauerſpiel der Alten wieder herzuſtellen, meiſtens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, ſo kann es zum Erſatz dafür gelten, daß ſie wenigſtens in einem Drama von ganz eigner Art, eine ſo hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Dieſe ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter iſt ſo viel überſetzt, geleſen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als ſolches auch an ſich mangelhaft erſcheinen. Dagegen die lyriſche Poeſie der Italiäner wohl nirgends einen kühnern Aufſchwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieſes Gedichts. Über das Tändelnde in den Gedanken der romantiſchen Liebesdichter, über die ſogenannten Concetti's habe ich ſchon beym Taſſo geredet. Aus eben den Gründen laſſen ſie ſich im Allgemeinen beym Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich ſpielend, ſondern ſchon gekünſtelt, und weniger glücklich ſind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernſten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er ſteht ſchon an der Gränze des edeln Styls und eines üppigen Geſchmacks, deſſen ganze Fülle ſich in Marino findet, der Alles, was Ovid, oder die Liebesdichter der Alten, Weichliches und Üppiges darbieten, mit dem Spielenden was Petrarka, Taſſo, Guarini hie und da darbieten, zuſammen geſchmolzen, und wie in ein weitläufiges Meer von poetiſchen Süßigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem geſunden Sinne um ſo mehr widerſtehen müſſen, da ſeine Tändeleyen nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, ſondern meiſtentheils nachgekünſtelt ſind.

Dieſes Ende nahm die ältere Poeſie der Italiäner, indem ſie in den erotiſchen Dichtungen der Alten einen falſchen Vereinigungspunkt zwiſchen der Mythologie, der Kunſt und dem Styl der Alten, und dem in der romantiſchen Poeſie herrſchenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte ſich die ſpaniſche Poeſie und Litteratur, in ihrem abgeſonderten Daſeyn. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen ſchädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poeſie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bey keiner andern Nation; die Bühne einen faſt unüberſehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Geſtalt und Form.

In der Poeſie hat die ſpaniſche Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweiſen, welche als die vollkommenſte und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in ſpätern Zeiten oft Urſache fand, an den Garcilaſo und einige andere ältere Dichter, als claſſiſch in der Sprache zu erinnern, ſo war dieß doch nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne richtig und gegründet. Die Dichterſprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frey; zu viel Kunſt und Poeſie iſt oft darin verſchwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrſchenden Sylbenmaaße ausgenommen, war ſie nie unterworfen. Dieß iſt um ſo auffallender, da im Gegentheil die Proſa der Spanier ſchon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigſte gebildet und auf das ſtrengſte beſtimmt war; die ſchärfſte Präciſion iſt ihr ſo zur andern Natur geworden, daß während die Proſa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachläſſigkeit verworren wird, die ſpaniſche Proſa nur vor dem einzigen Fehler ſich zu hüten hat, daß ſie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenſchaft, welche die Spanier mit dem eignen Nahmen der Agudeza bezeichnen. Doch dieſer Fehler findet ſich bey den beſten Schriftſtellern und Darſtellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erſte und vollkommenſte iſt, in welchem die Proſa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben iſt, wie die Dichterſprache in Spanien keine ſolche hatte; eine Freyheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfaltung ihrer reichen und erfinderiſchen Fantaſie vielleicht ſehr günſtig war.

Der Roman des Cervantes verdient ſeinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun ſchon ſeit zwey Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Styl und die Vollkommenheit der Darſtellung; nicht bloß dadurch, daß dieſes unter allen Werken des Witzes, das reichſte an Erfindung und Geiſt iſt, ſondern auch als ein lebendiges und ganz epiſches Gemählde des ſpaniſchen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während ſo viele Nachahmungen deſſelben in Spanien ſelbſt, in Frankreich und in England, ſchon ganz veraltet und vergeſſen ſind, oder auf dem beſten Wege es bald zu werden. Was ich ſchon bey einer andern Gelegenheit von poetiſchen Werken des Witzes ſagte, daß der Dichter in dieſer Gattung um ſo mehr durch eine reiche Mitgabe von Poeſie in den Nebenwerken, in der Darſtellung, in der Form und Sprache, ſeinen Beruf, und ſein Recht an alle Freyheiten, die er ſich übrigens nimmt, bewähren müſſe, das findet hier ſeine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unſtreitig ſehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire herausſondern, die Poeſie aber bey Seite laſſen wollen. Freylich iſt dieſe letztere nicht immer ſo ganz nach dem Geſchmack andrer Nationen, weil ſie eben durchaus im ſpaniſchen Geiſte iſt. Wer aber in dieſen ſich zu verſetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernſt, Witz und Poeſie, in dieſem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichſte vereinigt ſind, und eines durch das andre erſt recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Proſa von Cervantes, in ſchon bekannten Gattungen, ein Schäfer Roman, die Novellen, ein Pilger Roman, den er zuletzt ſchrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der kunſtreich geordneten Darſtellung, mit dem Don Quixote, welchem jedoch die Krone in der Fülle der Erfindung bleibt, und jene andern Dichtungen erhalten ihren Werth vorzüglich nur durch ihre Beziehung auf dieſes Werk, das einzig in ſeiner Art, um ſo unnachahmlicher erſcheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es iſt dieſes Werk eine der ſpaniſchen Litteratur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman ſtolz ſeyn, der ſo ganz ein allgemeines Nationalwerk iſt, wie keine andre Litteratur einen ähnlichen beſitzt, der als das reichſte Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geiſtes der Nation, wohl einem epiſchen Gedichte verglichen werden darf und nicht mit Unrecht von mehrern als ein ſolches von ganz eigenthümlicher und neuer Art betrachtet worden iſt.

* * *

Zwölfte Vorleſung.

Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Shakſpeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und franzöſiſches Trauerſpiel.

Der Roman des Cervantes iſt ſeiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyſpiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieſes Werk von einer in ſeiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Verſuchen, eine proſaiſche Darſtellung der wirklichen Gegenwart zur Poeſie zu erheben, bey Franzoſen, Engländern und Deutſchen, hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey ſtand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; ſo waren auch die Verhältniſſe, unter denen er in Proſa darſtellte und dichtete, ungleich günſtiger, als die ſeiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantiſch, als in ſonſt irgend einem Lande in Europa. Selbſt der Mangel an einer allzuſtreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poeſie günſtiger ſeyn.

In allen dieſen Verſuchen, die ſpaniſche Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geiſt und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunſt zu erheben, ſehen wir die Verfaſſer immer auf irgend eine Weiſe eine poetiſche Ferne ſuchen; ſey es nun in dem Künſtlerleben des ſüdlichen Italiens, wie oft in den deutſchen Romanen, oder in den amerikaniſchen Wäldern und Wildniſſen, was vielfältig bey den Ausländern verſucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimiſchen bürgerlichen Lebens ſpielt, immer ſtrebt die Darſtellung, ſo lange ſie noch Darſtellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenſpiel der Laune, des Witzes und des Gefühls ſich auflöſt, auf irgend eine Weiſe aus der beengenden Wirklichkeit ſich herauszuarbeiten, und irgend eine Öffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantaſie ſich freyer bewegen kann; wären es auch nur Reiſeabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereigniſſe und Verhältniſſe einer fahrenden Schauſpielergeſellſchaft.

Der Begriff des Romantiſchen in dieſen Romanen, ſelbſt in vielen der beſſern und berühmteſten, fällt meiſtens ganz zuſammen mit dem Begriff des Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Äußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsſtaat völlig geſchloſſen, und ſelbſt der Paß der Reiſenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde verſehen ſeyn wird) ein Roman ſchlechtweg unmöglich ſeyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlaſſung, oder einen wahrſcheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Anſicht, welche ſo ſonderbar ſie lautet, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund iſt.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poeſie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu beſtimmen, iſt eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Weſen der Kunſt betrifft. Überhaupt wird in unſeren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und faſt durchgehends falſchen Anſichten und Definitionen über die Kunſt und das Schöne an ſich, meiſtens nur von den Formen der Poeſie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend iſt. Eine Theorie von dem der Dichtkunſt angemeſſenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine ſolche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, dieſe Lücke auszufüllen, und eine ſolche Theorie zu geben, überall, wo ſich dazu die Gelegenheit darbot.

Was die Darſtellung des Wirklichen und der nächſten Gegenwart in der Poeſie betrifft, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünſtig, ſchwierig oder verwerflich für die poetiſche Darſtellung erſcheint, weil es an ſich immer gemein und ſchlechter wäre, als das Vergangene. Es iſt wahr, das Gemeine und Unpoetiſche tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings ſtärker und herrſchender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Geſtalten hell erſcheinen, verliert es ſich mehr in den Hintergrund. Aber dieſe Schwierigkeit konnte ein wahrer Dichter wohl beſiegen, deſſen Kunſt oft eben darin ſich zeigt, daß, was als das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn herausfühlt oder ahndend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichteriſchen Lichte verklärt erſcheinen zu laſſen. Beengend aber, bindend und beſchränkend iſt die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantaſie; und wenn man dieſer im Stoff unnützerweiſe ſo enge Feſſeln anlegt, ſo iſt zu beſorgen, daß ſie ſich nur von einer andern Seite in Rückſicht der Sprache und Darſtellung deſto mehr dafür entſchädigen werde.

Um meine Anſicht über dieſen Punkt auf dem kürzeſten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiöſen und chriſtlichen Gegenſtände ſchon mehrmahls bemerkte. Die überſinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geiſter können im Ganzen nicht geradezu dargeſtellt werden; die Natur und die Menſchheit ſind die eigentlichen und nächſten Gegenſtände der Poeſie. Aber jene höhere und geiſtige Welt kann überall in dieſen irdiſchen Stoff eingehüllt ſeyn, und aus ihm hervorſchimmern. Eben ſo iſt auch die indirecte Vorſtellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beſte und angemeſſenſte. Die ſchönſte Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchſte Schwung der Leidenſchaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanſchauung, laſſen ſich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erſcheinen in reinerem Lichte. Der älteſte Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, iſt zugleich ein Darſteller der lebendigſten und friſcheſten Gegenwart. Jeder wahre Dichter ſtellt in der Vorzeit zugleich ſein eigenes Zeitalter, ja im gewiſſen Sinne ſich ſelbſt mit dar.

Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſeyn. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben, trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel ahnden läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, als Morgenröthe ihrer Herrlichkeit, und Ahndung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt ſich auf dieſe Weiſe, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben nicht unſeelig zerriſſen, ſondern innig vereint ſind, wo die vergangene Liebe in bleibender Erinnerung immer wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſtets anwachſender Herrlichkeit ſchon jezt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darſtellung der Wirklichkeit und der umgebenden Gegenwart, für die der Poeſie angemeſſene halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein

Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke ausſprechen, welche den entgegengeſetzten Weg wählten. Man muß den Künſtler von ſeinen Werken zu unterſcheiden wiſſen. Der wahre Dichter bewährt ſich auch auf dem falſchen Wege und auch in ſolchen Werken, die ihrer urſprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopſtock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß ſie ſich ſelbſt eine Aufgabe geſetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardſon, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poeſie zu erheben verſuchte, ein großes Talent der Darſtellung nicht abgeſprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieſes Streben auf einem ſolchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben ſo vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt ſich die ſpaniſche Dichtkunſt auf der Bühne. Die lyriſche Gefühls-Poeſie iſt die Frucht einer einſamen Liebe und Begeiſterung; ja wenn ſie auch nicht auf ſich allein und die nächſten Gegenſtände ihrer Umgebung beſchränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, ſo ward ſie doch in der Einſamkeit empfangen. Die heroiſche Poeſie aber ſetzt eine Nation voraus, eine ſolche, die es wahrhaft iſt, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine urſprünglich poetiſche Denkart und Anſicht, eine Mythologie. Beyde, die lyriſche ſowohl als die epiſche Poeſie, gehören noch mehr der Natur als der Kunſt an. Die dramatiſche Dichtkunſt aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt deſſelben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es iſt wenigſtens dieſes das natürlichere, und auch das günſtigere Verhältniß; wie ſehr auch in der Folge Kunſtſchulen in kleineren Wirkungskreiſen mit den großen Hauptſtädten, dem erſten Sitz der dramatiſchen Kunſt, wetteifern oder dieſelben ſogar übertreffen mögen. Schon daraus iſt es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und faſt bis zum Überfluß reich waren, ehe in Italien und Deutſchland ein eigentliches Theater entſtehen und ſich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptſtadt der Kirche, Wien ſeit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutſchen Kaiſerthums geweſen, ſo waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptſtädte im weſtlichen Europa.

So wie die ſpaniſche Monarchie bis um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendſte in Europa, der ſpaniſche Nationalgeiſt der entwickeltſte war, ſo ſtand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am früheſten in reichem Flor. Dieſen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geiſt dieſes ſpaniſchen Schauſpiels. Hätte daſſelbe auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantiſch und in dieſer Weiſe vollendet iſt, ſo würde es ſchon dadurch ſehr merkwürdig, es würde lehrreich ſeyn, an dieſem Beyſpiele zu ſehen, welche Art von dramatiſcher Dichtkunſt denn aus der Ritter-Poeſie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür ſo gut zum Beyſpiel dienen, als das ſpaniſche, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiener und Franzoſen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen ſind, das Trauerſpiel und das Luſtſpiel der Griechen in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen, und dieſes Vorbild, wenn auch nur mittelſt des Seneca oder älterer franzöſiſcher Stücke, ſelbſt auf das engliſche Drama einen ſehr entſcheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die ſpaniſche Bühne in ihrem erſten berühmten Meiſter und Beherrſcher, dem Lope de Vega, ſo würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erſcheinen, und wir im Ganzen keine ſehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des ſpaniſchen Drama's faſſen können; ſo flüchtig und oberflächlich ſind ſeine zahlloſen Schauſpiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyriſchen Gedichten eines Sängers, ſo herrſcht auch wohl unter den dramatiſchen Werken eines Künſtlers eine gewiſſe Gleichförmigkeit und darf darin herrſchen, welche dann die Hervorbringungen ſehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatiſchen Werken nicht nur eines Dichters, ſondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer geſammten Nation, oft überhaupt eine gemeinſame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieſelbe iſt, nur daß ſie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern Seite dargeſtellt wird; wie eben ſo viele Variationen eines Thema's, oder verſchiedene Auflöſungen einer und derſelben Aufgabe. Hat nun der Dichter dieſe Idee ganz klar gefaßt, ſich die Form beſtimmt, wie er ſie für ſeine Idee und für ſeine Bühne bedarf, iſt er der Sprache und der äußeren Erſcheinung Meiſter, ſo kann es alsdann leicht geſchehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, ſogar in ſehr kunſtreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deshalb vernachläſſigt zu ſeyn brauchten. So haben die großen Trauerſpieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überſchreitet die Zahl der Lopeſchen Schauſpiele, wie man dieſelbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatiſchen Fruchtbarkeit. Er hat dieſe große Menge von Werken wohl größtentheils nicht ſowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improviſiren müſſen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatiſchen Geſchwindſchreibern und Vielſchreibern aller Nationen bis auf die neueſten Zeiten, der Erſte und noch am meiſten ein Dichter ſey, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darſtellung und durch die dichteriſche Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poeſie ſeiner Nation ſo allgemein verbreitet, daß ſie kaum noch als beſondere anzuſehen und zu loben ſind. An und für ſich iſt dieſe dramatiſche Geſchwindſchreibung auch mit Lope's Talent und Fantaſie keineswegs zu billigen, weder von Seiten der Kunſt, noch in moraliſcher Hinſicht. Eine Kraft der Ordnung und ein ſtrenges Geſetz iſt für die Bühne um ſo nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachläßigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgeſetzt iſt, in keiner andern Gattung es ſo leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publicum ſich gegenſeitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatiſche Dichter, wenn er ein ſo glückliches, reiches, leichtbewegliches Genie hat, wie Lope, ſein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreißen kann, wie leicht er ſelbſt ohne ſo glänzende Eigenſchaften, durch die bloße Routine und einigen leidenſchaftlichen Effect das Publicum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon ſind die Beyſpiele auch auf unſerer deutſchen Bühne zu nah liegend und zu häufig, als daß ſie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber iſt der theatraliſche Beyfall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das ſtärkſte und berauſchendſte. Das Publicum ſelbſt iſt es meiſtens, welches einen dramatiſchen Lieblingsdichter erſt in ſeinen Unarten recht beſtärkt, und ihn dahin bringt, daß er ſich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Dieſen Hang zur demagogiſchen Verwilderung und zur Anarchie haben ſchon die Alten an der dramatiſchen Gattung, die doch bey ihnen ſo vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie ſehr man auch von der andern Seite das Improviſiren für die Volkspoeſie oder ſonſt in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama iſt dieſes nicht anwendbar. Nur als Kunſt kann daſſelbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung ſchnell geſchehen und dennoch gelingen, ſo muß der Plan wenigſtens ſehr durchdacht ſeyn und mit Beſonnenheit entworfen; ſonſt wird die Bühne auf das beſte uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erſcheinung des Lebens und ſeiner Verwicklungen und Leidenſchaften, die glänzende Oberfläche deſſelben, ohne den tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieſer niedrigſten Stufe der dramatiſchen Kunſt ſteht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren ſpaniſchen Schauſpieldichter; auch ſo noch in dichteriſchem Glanz ſtrahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tiefern Verfall der Bühne der andern Nationen vergleichen, an ſich aber den höheren Forderungen kein Genüge leiſtend. Wie ſelten dieſe bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrſchend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyſpiel, als daß ſo vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erſcheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterſchiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels erfaſſen, ſo muß man es nur in ſeiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller ſpaniſchen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künſteley auf der andern Seite, oft beydes zuſammen in der ſpaniſchen Poeſie allgemein herrſchend. Lope's übles Beyſpiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeſchränkt. Durch den theatraliſchen Beyfall berauſcht, hatte er, wie andere poetiſche Vielſchreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen ſich verſuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent beſaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Erſten zu gelten, wollte er daneben kunſtreiche Romane wie

Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch denn ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters ſich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künſteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſteley wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſo aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſteley, die Fantaſie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wieder gebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt, ſo wie ich daſſelbe aufgefaßt habe, zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben, kann ich diejenigen Darſtellungen gelten laſſen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So iſt es, wäre auch der höchſte Schwung der Leidenſchaft im Trauerſpiel, die Blüthe aller geſellſchaftlichen Bildung und Verfeinerung im Luſtſpiel durch die Darſtellung erreicht worden, ſo lange das Ganze nur bey der äußern Erſcheinung ſtehen bleibt, und dieſe bloß perſpectiviſch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenſchaftliche Mitgefühl hingeſtellt wird. Die zweyte Stufe der Kunſt iſt die, wo in den dramatiſchen Darſtellungen nebſt der Leidenſchaft und der mahleriſchen Erſcheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrſcht und ſich ausſpricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteriſtik nicht bloß des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widerſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein Daſeyn, dieſes vielverſchlungene Räthſel, als ſolches, als Räthſel, dargeſtellt wird. Wäre dieſes Bedeutende und tief Charakteriſtiſche, der einzige Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, ſo würde Shakeſpeare nicht nur der Erſte von allen in dieſer Kunſt zu nennen, ſondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen ſeyn. Es hat aber meines Erachtens die dramatiſche Dichtkunſt allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeyns nicht bloß darlegen, ſondern auch löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgne klar und jede Verwicklung gelöſt wird, und indem ſie den ſterblichen Schleyer lüftet, läßt ſie uns das Geheimniß der unſichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief ſehenden Fantaſie erblicken, und ſtellt der Seele klar vor Augen, wie ſich das innre Leben in dem äußern Kampfe geſtaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung, und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdiſchen Untergange hervorgeht. Es iſt dieß freylich noch ganz etwas anders, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreyfachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führt. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabſtürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemiſchten Befriedigung und Verſöhnung noch halb ſchmerzlich ſchließt, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menſchen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt iſt, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerſpielen der Neuern, nur an Wallenſtein, Macbeth und den Fauſt der Volksſage erinnern. Die alte Kunſt neigt ſich mit entſchiedener Vorliebe zu dieſem ganz tragiſchen Ausgange, ihrer Anſicht von einem furchtbar vorherbeſtimmenden Schickſale gemäß. Doch iſt ein ſolches Trauerſpiel um ſo vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich, von oben ſo beſtimmtes Schickſal herbeygeführt wird, ſondern es ein innerer Abgrund iſt, in welchen der Held ſtufenweiſe hinunter ſtürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß iſt die, bey den Alten im Ganzen herrſchende Gattung; doch finden ſich auch herrliche Beyſpiele von jener Auflöſung des Trauerſpiels, welche ich die mittlere oder die Verſöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragiſchen Dichtern. So beſchließt Aeſchylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Oreſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem verſöhnenden Gefühl der endlichen Losſprechung des Unglücklichen, durch einen mildernden Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerinn und Tochter dargeſtellt, weiß uns den Tod deſſelben wie einen Hingang zu den verſöhnenden Göttern in ſo verſchönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur ſelten ſo groß und ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äuſſerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervor gehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeſſene und in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte. In den ernſthaften Stücken geſchichtlichen oder tragiſchen Inhalts, wie die Andacht zum Kreuze und der ſtandhafte Prinz, tritt dieß am deutlichſten hervor, und wird hier am leichteſten erkannt und anerkannt; indem für den Begriff der Sache ſelbſt ſchon dieſe wenigen Beyſpiele unter der reichen Menge ſeiner übrigen Hervorbringungen genügen. Es liegt dieſes Chriſtliche jedoch nicht in dem Gegenſtande allein, ſondern vorzüglich und noch weit mehr in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweiſe, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrſchende iſt. Auch da, wo der Stoff keine Veranlaſſung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollſtändig ſich entwickeln zu laſſen, iſt doch alles im Geiſte dieſer chriſtlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte geſehen, in ihren himmliſch glänzenden Farben gemahlt. Calderon iſt unter allen Verhältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vorzugsweiſe der chriſtliche, und eben darum auch der am meiſten romantiſche.

Was die Entwicklung und die ganze Geſtaltung der chriſtlichen Dichtkunſt überhaupt ſo eigenthümlich beſtimmt hat, iſt: daß ihr überall eine heidniſche Poeſie vorangegangen war, deren Andenken bey den Nationen, nachdem ſie chriſtlich geworden, doch nie völlig erloſchen iſt, und daß ſie ſelbſt dagegen der natürlichen Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zwiefachen Wege ſuchte man nun die Übereinſtimmung zwiſchen dem Chriſtenthum und der Poeſie zu erreichen; entweder man ging von dem Chriſtenthum ſelbſt aus und ſuchte eine vollſtändige, nicht bloß das Leben, ſondern auch die Welt und die Natur umfaſſende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geiſtigſten Schönheit vereinigte, und eben dadurch an die Stelle der alten heidniſchen Mythologie für die chriſtliche Kunſt treten, und dieſer zum Erſatz derſelben dienen könnte. Dieſen Weg, welcher von der Symbolik, einer ſo viel als möglich ganz chriſtlichen nämlich, ausgeht und dieſe auf die Welt und in das Leben hinüberträgt, iſt vorzüglich die ältere allegoriſche Schule unter den italiäniſchen Dichtern gegangen und eben dadurch ſind ſie auch noch von den eigentlich romantiſchen Dichtern unterſchieden, von denen ſie ſich auch ſelbſt ſorgfältig abtrennen. Indeſſen iſt jenes Streben und Suchen nach einer vollſtändigen chriſtlichen Lebens- Welt- und Natur-Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Mahlerey aber niemals zur allgemeinen Befriedigung für die Poeſie gelungen; auch im Dante nicht, vielweniger aber in den ſpätern ähnlichen Verſuchen von Taſſo und Milton. Der andre Weg für die neue Poeſie iſt nun, wenn ſie nicht von dem Ganzen eines allumfaſſenden chriſtlichen Welt-Gedichts, ſondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr grade gegeben iſt, von dem Leben ſelbſt, von der ſagenhaften Geſchichte, der einzelnen Legende, ſelbſt von Fragmenten der alten heidniſchen Mythologie, falls ſie eine höhere Deutung und geiſtige Umwandlung zulaſſen; und daß ſie dieſe poetiſche Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebiet der geiſtigſten Schönheit nach chriſtlichen Begriffen zu ſteigern und zu verklären ſtrebt. Darin iſt nun Calderon vor allen andern der Erſte und Herrlichſte, wie Dante unter den chriſtlichen Dichtern auf dem andern Wege als der Größte voranſteht. Und dieſer zweyte Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erſcheinung hinein trägt, ſondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur ſymboliſcher Schönheit, iſt das eigentlich unterſcheidende Merkmahl des Romantiſchen, inſofern wir dieſes noch von dem Chriſtlich-Allegoriſchen nach unterſcheiden.

Da die ſpaniſche Dichtkunſt überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantiſch geblieben iſt, da die chriſtliche Ritterpoſie des Mittelalters dieſer Nation am längſten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunſtreichſte Form erlangt hat, ſo iſt hier wohl der rechte Ort, das eigenthümliche Weſen des Romantiſchen überhaupt zu beſtimmen. Es beruht daſſelbe nebſt der ſchon bezeichneten innigen Anſchließung an das Leben, wodurch es ſich als eine lebendige Sagen-Poeſie von der bloß allegoriſchen Gedanken-Poeſie unterſcheidet, nächſtdem und vornämlich auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchenden Liebesgefühle, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem weiteren Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſeyn. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern orientaliſchen oder altnordiſchen und vorchriſtlichen europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Jene nordiſche Schule und ihre Dichtungen unterſcheiden ſich von dem eigentlich Romantiſchen nur dadurch, daß ſie mehr Reſte aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bey einem geringeren Grade von chriſtlicher Schönheit und Verklärung der Fantaſie. Wo aber immer das höchſte Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erſt im Chriſtenthum finden.

Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth im Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegengeſetzt: ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

In dem Gebiete des Romantiſchen aber und aus dem ganzen Kreiſe der dahin gehörenden Dichter ſteht Calderon der ältern allegoriſchen Schule des Dante und der erſten Italiäner im Geiſt am nächſten, wie Shakſpeare der nordiſchen. Unter der Allegorie, im wahren Sinne des Worts, iſt hier der ganze Inbegriff der geſammten chriſtlichen Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit zu verſtehen, als Ausdruck, Hülle und Spiegel der unſichtbaren Welt, nach chriſtlicher Erkenntniß derſelben. Dieſes iſt der Geiſt oder die Seele der chriſtlichen Poeſie, der Körper und äußre Stoff iſt dann die romantiſche Sage oder auch das nationale Leben. Dieſen Geiſt der chriſtlichen Symbolik hat nun Calderon auf ſeinem Wege von dem Einzelnen in der Mannichfaltigkeit des Lebens ausgehend, und von da aus in die Höhe ſteigend, eben ſo voll und tief ergriffen als Dante, indem er gleich das Ganze derſelben hinſtellte und in Eine Geſtalt zuſammenfaßen wollte. Im Calderon, als dem letzten Nachklange wie im ſtrahlenden Abendroth des katholiſchen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburth und chriſtliche Verklärung der Fantaſie, welche den Geiſt und die Poeſie deſſelben überhaupt charakteriſirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht. Die allegoriſch-chriſtliche Dichtkunſt überhaupt aber iſt keine bloße Natur- oder fragmentariſch zerſtreute und größtentheils unbewußte Volkspoeſie, noch auch eine bloß mit der äußern Bilderhülle ſpielende, ſondern eine zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wohl bewußte und wiſſende Poeſie des Unſichtbaren; deren Weſen darin beſteht, daß in ihr, was bey den Alten geſchieden war, die ſtrenge Symbolik der Myſterien nämlich, und die eigentliche Mythologie oder die neue, ſinnliche Heldenpoeſie, wieder vereinigt, und daß alles in ihr durch und durch ſymboliſch iſt. Und zwar iſt es eine Symbolik der Wahrheit, die eben daher auch von der einen Seite in der pſychiſchen Tiefe, oder dem Naturgeheimniß der Seele begründet iſt und begründet ſeyn ſoll, wie es Shakſpeare am meiſten erreicht hat, und von der andern Seite zur chriſtlichen Verklärung durchgeführt, wie im Calderon.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß zwiſchen jenen drey Arten von dramatiſchen Auflöſungen und Darſtellungen, denen des Untergangs, der Verſöhnung und der Verklärung, mancherley Abſtufungen und Miſchungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatiſchen Kunſt deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erſcheinung und Oberfläche des Daſeyns ſtehen bleibt, ſondern in das Innere eingreift, und bis zum entſcheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflöſung, welche oft auch wirklich ganz abgeſondert erſcheinen, als ſolche dargeſtellt werden. Selbſt der Gegenſatz der Alten und Neuern iſt, wie ſchon erinnert worden, kein vollkommener, ſondern beruht nur auf einem Übergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten ſich einzelne Annäherungen ſelbſt zu einer tragiſchen Darſtellung, die in Verklärung endet, bey den Alten finden laſſen, ſo wie hingegen Trauerſpiele des vollkommenen Untergangs bey den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo dieſe Gattung die herrſchende war, vollkommen gleich geſetzt zu werden verdienen.

Da indeſſen die dramatiſche Darſtellung ſo in die innerſten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingreift, ſo iſt wohl einleuchtend, daß die Alten in dieſer Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die ſie in ihrer Weiſe erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyſpiel zur Nachahmung ſeyn können. Überhaupt kann es im höheren Drama und Trauerſpiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbſt die Gefühlsweiſe der durch die gemeinſame Religion verbundenen und ſich ähnlichen, chriſtlichen Völkern iſt hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden ſoll, noch zu verſchieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Übereinſtimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Geſetze geben wollte. Für das Trauerſpiel und höhere Drama wenigſtens muß, weil es ſo ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichem Gefühl zuſammenhängt, jede Nation ſich ſelbſt die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das ſpaniſche Drama oder den Calderon, als Muſter der Nachahmung für unſere Bühne ohne Einſchränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das chriſtliche Trauerſpiel und Schauſpiel durch dieſen großen und göttlichen Dichter und Meiſter erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Verſuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein faſt unerreichbares Vorbild aus ſtrahlender Ferne vorleuchten muß. Nicht in dem gleichen Maße iſt die äußere ſpaniſche Form für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterſcheiden muß; denn dieſe, in welcher eine mehr lyriſche Entfaltung und Entwicklung vorherrſcht, ſteht uns allerdings näher, als die mehr epiſch-hiſtoriſche Gedrängtheit des Shakſpeare. Jene blumenreiche Bilderfülle einer ſüdlichen Fantaſie, welche die äußre Form und Dichterſprache der ſpaniſchen Trauerſpiele ſo eigenthümlich auszeichnet, kann wohl da ſchon gefunden werden, wo ein ſolcher Überfluß Natur iſt, aber nachkünſteln läßt er ſich nicht. Auf die Schauſpiele Calderons von allegoriſch-chriſtlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar ſeyn, was ich über die dichteriſche Darſtellung myſtiſcher Gegenſtände überhaupt bey mehreren Veranlaſſungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantiſchen Dichter in allen Arten des Drama's etwas ausſetzen, ſo wäre es, daß er uns zu ſchnell zur Auflöſung führt, daß dieſe oft um ſo viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel feſt hielte, und wenn er das Räthſel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakſpeare charakteriſirte, wenn er uns nicht faſt immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung verſetzte und dauernd darin erhielte. Shakſpeare hat den entgegengeſetzten Fehler, daß er uns das Räthſel des Daſeyns, wie ein ſkeptiſcher Dichter, allzu oft nur als Räthſel in ſeiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen ſtehen läßt, ohne die Auflöſung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darſtellung bis zu dieſer hindurch führt, da iſt es meiſtens mehr die alttragiſche des Untergangs, oder eine gemiſchte mittlere von halber Befriedigung, äußerſt ſelten aber jene im Calderon herrſchende, liebevolle Verklärung. Im Innerſten ſeiner Gefühls- und Behandlungsweiſe iſt Shakſpeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechiſcher, ſondern vielmehr ein altnordiſcher Dichter, als ein chriſtlicher. Es iſt eine tiefe Naturbedeutung im Shakſpeare, die zwar nur in zerſtreuten Anklängen einzeln aus ſeinen Gebilden hervorbricht, ihnen aber überall unſichtbar zum Grunde liegt und wie die verborgne Seele derſelben bildet; und eben in dieſem durchſchimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieſer nach außen ſo klar ſcheinenden Lebensgemählde. Dieſes tiefere Element in Shakſpeare's Poeſie ſteht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunſt da und erwartet erſt in der Zukunft ſeine volle Entwicklung, wo eine höhere Poeſie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr bloß die flüchtige Erſcheinung des Lebens, ſondern das geheime Leben der Seele ſelbſt, im Menſchen wie in der Natur, darſtellen wird. Von dieſer Seite hebt den Shakſpear ſein Tiefſinn in der Ahndung der Natur ganz weg aus den Gränzen der dramatiſchen Dichtung; während wir ihn in der Klarheit der ſichtbaren Darſtellung, nebſt dem ſpaniſchen Meiſter als Grundlage und Vorbild derſelben betrachten, und verehren.

In Einem Stücke vorzüglich ſollte man das ſpaniſche Drama und deſſen Form ſich zur Regel dienen laſſen; ich meine darin, daß auch das Luſt- oder überhaupt das bürgerliche Schauſpiel dort durchgängig romantiſch, und eben dadurch wahrhaft poetiſch iſt. Ganz vergeblich ſind und bleiben ſelbſt auf der Bühne alle Verſuche, die Darſtellung der proſaiſchen Wirklichkeit durch pſychologiſchen Scharfſinn oder bloßen Modewitz zur Poeſie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterſtücke nennen, mit dem romantiſchen Zauber der Calderoniſchen oder auch andrer ſpaniſchen Schauſpiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abſtand dieſes poetiſchen Reichthums mit der Armuth unſerer Buhne und beſonders mit jenem Weſen, was uns auf derſelben für Witz gelten ſoll, auszudrücken.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker, ſtand im ſechszehnten und auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert in genauem Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Überlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterſcheidung verworfen, verkannt und endlich vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt, ſo blühete auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker; Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dieß. Wie ſehr Shakſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit, und auch die ſüdlicheren Farben der Fantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte, darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italiäniſchen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer

Poeſie, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königinn der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damahls in England unter der Königinn Eliſabeth herrſchend war; der jungfräulichen Königinn, welche ſich nur allzugern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt mahleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er auffallend beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechszehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangenen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton hingegen in der Miſchung des Engliſchen, vorzüglich dem lateiniſchen Beſtandtheil ganz das Übergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spenſers Gedicht iſt unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, iſt keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geiſtlichen Helden und den Geheimniſſen ſeiner hohern Weihe, unter den äußern Abentheuern und ſinnbildlichen Geſchichten, verborgen liegt; es iſt dieſe todte Allegorie, die bloße Claſſification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine ſolche, die man nicht unter der geſchichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakſpeare's, der ſich in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten ganz an dieſes Vorbild anſchloß, kann Spenſern in unſern Augen noch einen hohern Werth leihen. Hier in dieſer Gattung, welche Shakſpeare'n für die eigentliche Poeſie galt, während er die Bühne, deren er Meiſter war, nur als eine mehr proſaiſche Kunſt der treuen Lebensnachbildung oder höchſtens für eine herablaſſende Anwendung der höheren Poeſie, wie für den großen Haufen zu betrachten ſcheint, lernt man den großen Dichter erſt ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweiſe kennen. So wenig iſt er, der alle Tiefen der Leidenſchaften erſchütternd hervorzurufen verſteht, und gemeine menſchliche Natur, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteriſtik darſtellt, ſelbſt ein leidenſchaftlich wilder Menſch geweſen, oder roh in ſeiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerſte Zartgefühl herrſchend iſt. Eben weil dieſes Gefühl ſo ganz innig und tief iſt, und faſt bis zum Eigenſinn zart, ſpricht es nur Wenige an. Für das richtigere Verſtändniß ſeiner dramatiſchen Werke, ſind dieſe lyriſchen aber höchſt wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, iſt das Weltgemählde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind, das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſte unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer ſchwerlich ein anderer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen idealiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung, mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatiriſcher Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeyns und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſeyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatiriſche Dichter nennt. Dabey aber ſchimmert im Shakſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bey jeder Veranlaſſung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den ſchönſten Strahlen vaterländiſcher

Begeiſterung, hoher Männerfreundſchaft oder glühender Liebe hervor.

Aber ſelbſt die jugendliche Liebesgluth erſcheint in ſeinem Romeo nur als eine Begeiſterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, ſchmerzlich ſkeptiſche und herbe Lebensanſicht giebt dem Hamlet eben das Rathſelhafte, wie bey einer unaufgelöſten Diſſonanz, und im Lear iſt Schmerz und Leiden bis zum Wahnſinn geſteigert. So iſt dieſer Dichter, der im Äußern durchaus gemäßigt und beſonnen, klar und heiter erſcheint, bey dem der Verſtand herrſchend iſt, der überall mit Abſicht, ja man möchte ſagen, mit Kälte verfährt und darſtellt, ſeinem innerſten Gefühl nach, der am meiſten tief ſchmerzliche und herb tragiſche unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauſpiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch beſonders anfangs durchgehends ſo. Er ſchloß ſich ganz an die Volkskomödie, wie er ſie vorfand, ſchuf die Bühne und bildete ſie weiter nach dieſem Gedanken und ſeinem Bedürfniß. Doch führte er ſelbſt in ſeinen erſten, noch roheren Jugendverſuchen, in das treuherzige Volksſpiel, das gigantiſch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entſetzliche ein; verſchwenderiſch auf der andern Seite mit ſolchen Darſtellungen und Anſichten der menſchlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuſchauern für Witz galten und noch gelten, während ſie in ſeinem tief ſchauenden und denkenden Geiſte doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder ſchmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksſpiele und Volkslieder beſtimmten viel an der äußern Form ſeiner Werke: ſo ganz ohne Kenntniß, wie man dieſes, ſeit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur geprieſen, immer vorausſetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunſt; aber freylich waren es für ſein inneres Gefühl, vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieſes abgeſonderte, verſchloſſene, einſame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meiſten mit den übrigen Menſchen zuſammenhing, war das Gefühl für ſeine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatiſcher Gemählde übertrug, welche durch das darin herrſchende Ruhm- und National-Gefühl, ſich dem epiſchen Gedichte nähern.

Es iſt eine ganze Welt in Shakſpeare's Werken entfaltet. Wer dieſe einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in das Weſen ſeiner Dichtung eingedrungen iſt, der wird ſich ſchwerlich durch die bloß ſcheinbare Unförmlichkeit, oder vielmehr die beſondre und ihm ganz eigenthümliche Form ſtören laſſen, oder durch das, was man über dieſe, wo man den Geiſt nicht verſtand, geſagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in ſo fern ſie jenem Geiſt und Weſen durchaus entſpricht, und wie eine angemeſſene Hülle ſich ihm glücklich anſchließt. Shakſpeare's Poeſie iſt dem deutſchen Geiſte ſehr verwandt, und er wird von den Deutſchen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimiſcher Dichter empfunden. In England ſelbſt erzeugt die oberflächliche Ähnlichkeit, welche andere geringere Dichter deſſelben Landes in der äußern Form mit Shakſpeare haben, manche Mißverſtändniſſe. Die Form aber kann, ſo ſehr uns auch die Poeſie anſpricht, um ſo weniger für unſre Bühne ausſchließendes Vorbild oder Regel ſeyn, da ſelbſt jene dem Shakſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt. Unſer deutſches Drama geht allerdings von der gleichen, oder doch einer ganz ähnlichen epiſch-hiſtoriſchen Grundlage aus, wie Shakſpeare; oder vielmehr, da es ſelbſt im Ganzen wie im Einzelnen, nur noch ein Streben iſt, es ſtrebt davon auszugehn. Von da ausgehend aber ſtrebt es wieder, wie die bedeutendſten bisherigen tragiſchen Gebilde und Verſuche insgeſammt kund geben, mehr und mehr in die Höhe einer rein lyriſchen Entfaltung, nach der Art des antiken Trauerſpiels, oder wie Calderon in andrer Weiſe für den chriſtlichen Begriff vom Leben und ſeinen Erſcheinungen, es am vollendetſten erreicht hat. Daher ſteht uns für die Anwendung Calderon, als das höchſte Ziel der romantiſch-lyriſchen Schönheit und einer chriſtlich verklärten Fantaſie faſt näher als Shakſpeare, obwohl wir den Grund und Boden, den wir mit dem letzten theilen, und aus dem auch unſre deutſche Poeſie emporgewachſen iſt, nie undankbar verkennen oder ganz verlaſſen dürfen. Calderon ſchließt ſich unter den romantiſchen Dichtern zunächſt an die ältere allegoriſch-chriſtliche Schule und hat den Geiſt dieſer chriſtkatholiſchen Symbolik in das Drama übertragen; Shakſpeare ſteht dem Weſen der nordiſchen Schule näher, und unſere neue deutſche Poeſie, trägt immer noch, ſo wie es auch ehedem war, die Anlage und die Neigung zu beyden in ſich. Die Naturtiefe Shakſpeare's aber iſt ein Element, welches an ſich das Höchſte der Poeſie berührend, doch mehr der epiſchen Dichtung angehört, da es in der dramatiſchen Nähe und Entwicklung nur zerſetzt, auseinandergeriſſen und entweiht wird; welchen Abweg wir ſchon oft zu bemerken, Gelegenheit hatten, und den wir, weil er verführeriſch iſt, mehr zu fürchten und davor zu warnen haben, als wenn andere, auf dem Wege der Nachfolge Shakſpeare's in eine zu proſaiſche Dichtigkeit und hiſtoriſche Umſtändlichkeit der Darſtellung gerathen; da dieſer Abweg ſich niemals auf die Länge des allgemeinen Beyfalls erfreuen wird. Auch von Calderons lichtglänzender Symbolik würde alles Einzelne nur eine unglückliche Nachfolge veranlaſſen und beſonders auf unſerer Bühne, bis jetzt dem chaotiſchen Sammelplatz der gemiſchteſten Empfindungen, Anſichten und Meynungen, faſt nur den Eindruck einer halben Entweihung hervorbringen; aber ſeine lyriſche Schönheit und Entfaltung bleibt das Vorbild, welchem die dramatiſchen Dichter unſrer Zeit, bewußt oder unbewußt nachſtreben.

Die heitere Ritterdichtung des Spenſer, die freye Lebenspoeſie des Shakſpeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Eliſabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden geweſen war, nun unter Karl dem Erſten mit einem Mahle gewaltſam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrſchte. Vorzüglich war Shakſpeare ein Gegenſtand des Haſſes für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben ſcheint, ſo wie er es noch heut zu Tage für die Methodiſten und ähnliche in England ſo ſehr verbreitete Sekten iſt. Indeſſen hat doch auch jene puritaniſche Zeit einen

Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die erſten und merkwürdigſten ſeiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poeſie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunſt mußte jetzt ganz auf das Geiſtliche gerichtet ſeyn, wenn ſie dem Geiſte der Zeit entſprechen ſollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernſt. Sein epiſches Werk leidet zuerſt an den Schwierigkeiten, die allen chriſtlichen Gedichten, welche die Geheimniſſe der Religion ſelbſt zum Gegenſtande wählen, gemein ſind. Auffallend iſt, wie er nicht einſah, daß das verlohrne Paradies für ſich kein Ganzes bilde und nur der erſte Akt ſey von der chriſtlichen Geſchichte des Menſchen, wenn er dieſe einmahl mit einem poetiſchen Auge anſehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlöſung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er dieſen Mangel durch das ſpäter hinzugekommene wiedergewonnene Paradies erſetzen wollen; aber dieſes iſt gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußſtein deſſelben gelten konnte. Gegen die katholiſchen Dichter, Dante und Taſſo, die ſeine Vorbilder waren, ſtand er als Proteſtant auch dadurch im Nachtheil, daß er von ſo manchen ſinnbildlichen Vorſtellungsarten, Geſchichten und Überlieferungen, die jenen für ihre Poeſie zum reichen Schmuck zu Gebothe ſtanden, keinen Gebrauch machen konnte. Er ſuchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien ſeine Poeſie zu bereichern, was einem ernſten chriſtlichen Gedicht dieſer Art gewiß nicht angemeſſen ſeyn kann. Der Werth dieſes epiſchen Werks liegt daher nicht ſowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächſt in der Vollkommenheit der höhern dichteriſchen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das ſind die einzelnen Züge und Darſtellungen paradieſiſcher Unſchuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteriſtik ihrer Bewohner, die er in einer großen und faſt antiken Art wie Giganten des Abgrundes ſchildert. Ob es für die engliſche Dichterſprache überhaupt heilſam geweſen, daß ſie ſich immer mehr auf die lateiniſche als auf die deutſche Seite hinwandte, daß ſie in der ſpäteren Zeit mehr dem Milton als dem Spenſer folgte, das könnte an ſich ſehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geſchehen, ſo iſt Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rückſicht ſelbſt als Norm für die hohe, ernſte engländiſche Dichterſprache zu betrachten. Doch eine durchaus feſte Norm leidet eine ſo ganz aus Miſchung entſtandene Sprache wie die engliſche nicht leicht, da ihre Natur ſelbſt es mit ſich bringt, daß ſie zwiſchen zwey entgegengeſetzten Extremen wo nicht immer ſchwanken, doch mit nicht zu beſchränkender Freyheit ſich hin und her bewegen, und ſich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der ſo kraftvollen engliſchen Sprache in dieſer ihrer Miſchung und allen Abſtufungen derſelben lernt man doch nur aus Shakſpeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrſchaft griff eine andere Art von Barbarey in der engliſchen Litteratur und Sprache um ſich: die allgemeine Herrſchaft des franzöſiſchen, und zwar eines ſehr verdorbenen franzöſiſchen Geſchmacks. Erſt gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhob ſich mit der wahren Wiederherſtellung der Freyheit, auch der Geiſt von neuem; ſo ſehr hatte aber das Ausländiſche um ſich gegriffen, daß die geſchilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewiſſermaßen erſt wieder entdeckt, und aus der Vergeſſenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die franzöſiſche Litteratur beſaß in den letzten burgundiſchen Zeiten, unter Franz dem Erſten, und im ſechszehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, woran ſie zu allen Zeiten ſehr ergiebig war; geſchichtliche Bekenntniſſe, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darſtellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anſchauung ergriffen ſind, ganz in die Sitten, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und überhaupt in den Geiſt der dargeſtellten Zeit verſetzen. Auch entwickelte ſich jetzt ſchon das eigenthümliche Talent des geſelligen und geſellſchaftlichen Vortrags einer leichten Philoſophie über die Gegenſtände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzöſiſche Sprache iſt meiſtens geſchwätzig, nachläſſig, ja nicht ſelten verworren im Perioden-Bau, aber es iſt mit jener Geſchwätzigkeit und Nachläſſigkeit, wie beym Montagne und andern beſſern Schriften der alten Zeit nicht ſelten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um ſo anziehender iſt, je ſtrenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die franzöſiſche Spra che im ſechszehnten Jahrhundert auch in der Poeſie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunſtreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe ſtand, wie weit ſie noch entfernt war von jenem edeln Geſchmack, den ſie ſelbſt nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweiſe dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent ſind. Sieht man überhaupt auf den vernachläſſigten, verwilderten, ja in mancher Hinſicht noch barbariſchen Zuſtand der ältern franzöſiſchen Litteratur und Sprache, ſo kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu geſtiftete Akademie, in beyden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indeſſen war es allerdings, wie in dem politiſchen Zuſtande unter Richelieu, eben ſo auch hier ein eiſernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel geſetzt wurde. Für ihren nächſten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommenſten Gelingen und dem glänzendſten Erfolge gekrönt. In der Proſa zeigt ſich dieß ganz allgemein; nicht bloß die erſten und berühmten Schriftſteller in der letzten Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts, man könnte faſt ſagen, alle zeichnen ſich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an ſo viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geſchäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck beſtimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftſtellern herrühren; ſie zeichnen ſich alle aus durch dieſes eigene Gepräge von edlem Geſchmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert faſt ganz verlohren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunſt eine harmoniſche Vollendung, wie ſie nach meinem Gefühl weder Milton im Engliſchen, noch auch Virgil im Römiſchen haben, und die nachher in der franzöſiſchen Sprache nie wieder erreicht worden iſt. Für das Ganze der Poeſie hätte man wohl wünſchen mögen, daß für die Dichterſprache beſonders, neben dieſer kunſtreichen Vollendung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelaſſen wäre; daß man die altfranzöſiſche Poeſie der Ritterzeit, die doch ſo vieles Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht ſo ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergeſſen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geſchehen war, einen kunſtreichern und ernſtern Styl mit dem dichteriſchen Geiſt der Ritterzeit verbinden können. Die franzöſiſche Poeſie und die Sprache würden dann wieder mehr von jenem romantiſchen Schwunge und jener alten Dichterfreyheit erhalten haben, die ihr Voltaire ſo oft zurück wünſcht, und die er ihr auch obwohl zu ſpät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben ſuchte. Doch ein ſolches Vergeſſen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, iſt von einer jeden großen und alles umfaſſenden Veränderung auch in der Litteratur faſt unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widerſprüche zurück, und eine ſtille Oppoſition gegen die harte Herrſchaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Funfzehnten immer mehr nach den verbotenen Früchten der engländiſchen Freyheit auch in der Litteratur und Sprache zu gelüſten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieſes Geluſten befriedigt und das Ausländiſche eingeführt und herrſchend gemacht wurde, entſtand jene Entartung des Geſchmacks unter den genannten Herrſchern, die immer höher ſtieg, bis ſie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeſte Anarchie ausbrach, die man erſt eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorſams gebracht hat.

Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechszehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen **Dichter**, unter Ludwig dem **XIV.**; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches, und vollkommen gelungenes, epiſches Nationalgedicht bey ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einemmahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in den entgegengeſetzten Fehler des all zu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten, verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Italiänern oder ſonſt, ihre Sprache ganz antikiſch haben bilden wollen, iſt Ronſard wohl am meiſten mit dieſem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenſtandes in ſeiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erſcheinen. Hätte ein franzöſiſcher Dichter einen hiſtoriſchen Gegenſtand der ältern Nationalgeſchichte für ein epiſches Gedicht erwählt, ſo hatte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojaniſchen Helden, als Epiſode in einem ſolchen hiſtoriſchen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Dieſe veraltete Sage aber, an und für ſich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schickſale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinſicht, als der günſtigſte Gegenſtand für ein epiſches Gedicht des ältern Frankreichs erſcheinen, da ſie mit allem Romantiſchen in Beziehung ſtanden, und hier mit dem Ernſt der Wahrheit und der Würde eines für das religiöſe und National-Gefühl gleich ſehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantaſie ein freyer Spielraum eröffnet ward. Nur bliebe es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenſtande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldinn, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus Neid und Überdruß, nachdem ſie dieſelbe erſt vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem ſchmählichen Tode hingegeben war. Eben ſo, wie es oft in der Geſchichte franzöſiſchen Helden, erging es auch in der Litteratur dem Ronſard. Denn grenzenlos wurde er zu ſeiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und ebenſo unbedingt verachtet. Indeſſen darf doch Ronſard in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht ganz übergangen werden; denn es iſt unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, ſich in der Sprache beſonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronſard anſchließt, wenigſtens hie und da daran erinnert.

Das Trauerſpiel der Franzoſen iſt eigentlich der glänzendſte Theil ihrer poetiſchen Litteratur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerkſamkeit der andern Nationen am meiſten auf ſich gezogen hat. Ihre Tragödie entſpricht ſo ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe, daß der hohe Werth, welchen ſie darauf legen, ſehr begreiflich iſt, ungeachtet die ältere franzöſiſche Tragödie faſt nie Gegenſtände aus der einheimiſchen Nationalgeſchichte darſtellte. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche ſie uns darſtellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenſchaft der Franzoſen angenommen haben. An ſich iſt auch dieſe Verwandlung und Aneignung des Ausländiſchen in der Poeſie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die franzöſiſche Tragödie immer nur fremde, und faſt nie franzöſiſche Helden darſtellt. Es iſt dieſes zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epiſchen Gedichts. Auch wären die meiſten tragiſchen Gegenſtände der altfranzöſiſchen Geſchichte auf einer Bühne, die zunächſt den Hof im Auge hatte, wegen gehäſſiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht geweſen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire, und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erſte hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher iſt ihm vor andern Franzoſen der Verſuch eines romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſollte, die ſich meiner Überzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den meiſten als eine Nachbildung des griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bey andern franzöſiſchen Schriftſtellern nicht leicht ſo finden möchte, und leiſtet uns ſein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen ſeit ihm noch weit mehr Hauptgegenſtand aller Unterſuchungen geworden ſind, auch nicht immer Genüge, ſo redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunſt und von den Dichtern, wie einer, der es ſelbſt iſt. Corneille ſchlägt ſich in den Vorreden meiſtens mit dem Ariſtoteles und ſeinen Commentatoren herum, die ihm nicht ſelten ſehr im Wege ſtehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit dieſen fatalen Gegnern der Dichterfreyheit abzuſchließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieſes mächtige Genie ſich in ſo engen, meiſtens unnützen, ihm gar nicht angemeſſenen Feſſeln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf daſſelbe hinaus, daß nähmlich die franzöſiſche Nation, und beſonders die franzöſiſche Bühne, die erſte in dem geſammten ehemahligen und gegenwärtigen Univerſum ſeyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünſchen übrig laſſen. Wer nun derjenige iſt, welcher dieſes noch fehlende zur höchſten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen ſoll, das wird dem Leſer meiſtens auch nicht ſehr ſchwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechiſchen Trauerſpiels, daß die bekannte Schrift des Ariſtoteles, ſo wie ſie dieſelbe verſtanden, die franzöſiſchen Dichter in manchen Stücken zu ſehr beſchränkt hat, daß vieles in dem Geſetz von den drey Einheiten, beſonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverſtändniß beruht, und ſo wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleiſtet worden iſt, und mit dem Weſen der Poeſie im Widerſtreit ſteht, der man niemahls die phyſiſche Möglichkeit mit arithmetiſcher Strenge nachrechnen, ſondern ihre Wahrſcheinlichkeit, die keine geſchichtliche, ſondern eine poetiſche ſeyn ſoll, nach dem Eindruck auf die Fantaſie beurtheilen muß: das alles iſt ſeit Leſſing ſchon ſo oft abgehandelt worden, daß es unnütz ſeyn würde, einen ſo alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine hiſtoriſche Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzuſetzen; der eigentlich beſchränkende Geiſt unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie ſchädlich er auf die franzöſiſche Dichtkunſt eingewirkt, läßt ſich wohl aus der einzigen Thatſache ſchließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben ſo zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am beſten ſchildert, ſcheint mir die von ihm gegebene Vorſchrift, daß man von zwey reimenden Verſen den letzten, wo möglich, immer zuerſt machen ſolle und der hohe Werth, welchen er auf dieſen groben, mechaniſchen Handgriff legt. Statt des wahren Urtheils und Kunſtgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinſte iſt, und ſtatt der Poeſie ein recht voll zuſchlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzuſtimmen, wenn er von Boileau, der übrigens ſein Freund war, an ſeinen Sohn ſchreibt: „Boileau ſey ein recht biederer Mann, von der Poeſie verſtehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgeſetz dieſes Kunſtrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geiſteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten ſoll, gerade ſo vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieſer Regel des anmaßlichen Geſetzgebers, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beyden herrlichſten Dichterwerke der franzöſiſchen Poeſie, nicht ſo langſam herausgekünſtelt, ſondern ſchnell in Einer Begeiſterung und wie in Einem Guß hervorgebracht wurden. Dieſe beyden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die franzöſiſche Bühne beſitzt, können am beſten bezeichnen, welche Höhe dieſelbe erreicht hat, und wo ſie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Ariſtoteles dieſes wahrgenommen haben mögen, denn in ihm ſelbſt iſt es allerdings deutlich anerkannt, der lyriſche Beſtandtheil, und der Chor iſt das Weſentlichſte im Trauerſpiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird; ſo, daß wer dieſe Form ſich zum Ziele ſetzt, nothwendig vorzüglich darauf ſein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyriſche über, und dieſer Schwung der Begeiſterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in ſeiner Athalie, obwohl mit Änderung und ſelbſtſtändiger Aneignung, aber wie mir es ſcheint, für dieſen Zweck ſehr glücklich, und mit hoher Poeſie wieder eingeführt. Wäre das franzöſiſche Trauerſpiel auf dieſem Wege, welchen die beyden erſten Dichter in den Werken ihrer höchſten Begeiſterung bezeichnet, weiter fortgegangen, ſo würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden ſeyn; viele der engen Feſſeln, welche aus bloß proſaiſchem Mißverſtand hervorgegangen waren, würden von ſelbſt weggefallen ſeyn, und freyer würde es ſich in einer freylich dann ganz anders geſtalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrſchender dramatiſcher Gebrauch wurde, den lyriſchen Beſtandtheil aus der Anlage des alten Trauerſpiels wegzulaſſen, ſo entſtand daraus ein großes Mißverhältniß, beſonders bey ſolchen mythologiſchen Gegenſtänden, die auch bey den Alten behandelt worden waren, und wie ſie ungefähr ein Trauerſpiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyriſche Beſtandtheil weg, ſo war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch ſchon bey den Alten zur Zeit des Verfalls der tragiſchen Dichtkunſt zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Weſen des Trauerſpiels ganz zuwider ſind, oder man ſetzte alles in die Rhetorik der Leidenſchaften, wozu in jedem tragiſchen Stoff leicht die mannigfaltigſte Veranlaſſung ſich findet. Dieß iſt nun eigentlich die glänzende Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, darin hat es eine hohe und faſt unvergleichliche Stärke, und dadurch entſpricht es ſo ganz dem Charakter und dem Geiſt der Nation, bey welcher die Rhetorik in allen Verhältniſſen einen herrſchenden Einfluß behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche ſelbſt im Privatleben zu einer ſolchen Rhetorik der Leidenſchaften ſich hinneigt. Es iſt dieſe allerdings auch in einem gewiſſen Maaße ein nothwendiges und unentbehr-

Element der dramatiſchen Darſtellung. So ausſchließend herrſchend aber, wie im franzöſiſchen Trauerſpiele, darf dieſes einzelne Element nicht ſeyn; zweckwidrig wenigſtens wäre es, was ſich bloß auf die franzöſiſche National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufſtellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poeſie, als angebornes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für dieſen rhetoriſchen Theil des Trauerſpiels iſt bey den Franzoſen ſo groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet iſt, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieſes, und ſehen wir auf diejenigen Stücke, welche eine wahrhafte und poetiſche Auflöſung haben, ſo werden wir finden, daß in dieſer Hinſicht das franzöſiſche Trauerſpiel ſich mehr an das Alterthum anſchließt, und meiſtens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbſchmerzlichen Verſöhnung; ſeltner aber, wie doch der chriſtliche Dichter vorzüglich dahin ſtreben ſollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach ſeinem Meiſterwerk, worin er als wahrer Dichter und ſeiner beſten Vorgänger ganz würdig erſcheint.

Dreyzehnte Vorleſung.

Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts. Baco. Hugo Grotius. Descartes. Boſſuet. Paſcal. Veränderung der Denkart. Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des franzöſiſchen Atheismus und Revolutionsgeiſtes.

Das ſiebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftſtellern, nicht bloß in dem Gebiete der ſchönen Litteratur, Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſondern auch in den Wiſſenſchaften und in der Philoſophie. Jene Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während deſſelben ſich über alle Theile der Litteratur verbreitete, ja ſelbſt auf die Schickſale der Menſchheit und der Nationen einen ſo entſcheidenden Einfluß gewonnen hat, iſt von einigen großen Denkern im ſiebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil ſehr weit von dem Geiſte und der urſprünglichen Abſicht und Meinung der erſten geprieſenen Erfinder und Stifter dieſer neuen Denkart abgewichen iſt. Es iſt nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des ſiebzehnten Jahrhunderts wenigſtens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteriſtik, um alle die geiſtigen und ſittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rouſſeau nicht bloß auf Frankreich, ſondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, richtig ſchildern und verſtehen zu können.

Das ſechzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch dauernden Kampfes, und erſt gegen das Ende deſſelben fing der menſchliche Geiſt an, ſich von der gewaltſamen Erſchütterung zu erhohlen und zu ſammeln. Erſt mit dem ſiebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forſchens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geſchehenen Wiederherſtellung der alten Litteratur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Proteſtantismus verurſachten allgemeinen Erſchütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerſt genannt werden muß, iſt Baco. Dadurch daß er die Wißbegierde und den Unterſuchungsgeiſt aus den leeren Wortſtreitigkeiten der erſtorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, iſt er der Vater der neuen Phyſik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er ſelbſt gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder gegründet und zur Hälfte errathen. Durch dieſen reichen und thätigen Geiſt befruchtet, ſind alle Erfahrungswiſſenſchaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat ſelbſt die allgemeine Geiſtesbildung, ja man darf ſagen, die geſammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Geſtalt gewonnen, die zum großen Theil von dieſem Manne, als erſtem Urheber, ausgegangen iſt. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußerſten Wirkungen und Folgen war es freylich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was ſie nie enthalten können; das Geſetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn ſie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine ſinnliche Erfahrung nicht ſogleich zu beſtätigen ſcheint, als Schwärmerey, mit ſchnöder Verachtung von ſich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geiſt, gegen die Abſicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausſpruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet iſt: „daß die Philoſophie nur an der Oberfläche berührt und gekoſtet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geſchöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den feſten Glauben an ſie, über alles bekräftige und ſtark mache." Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, glaubte dieſer große Denker an vieles, was ſeinen Anhängern und Bewunderern der ſpätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und ſeines Zeitalters geweſen ſey. Denn gerade ſeine Äußerungen über ſolche Gegenſtände der überſinnlichen Welt tragen am meiſten das originelle Gepräge ſeines hellſchauenden und durchaus eigenthümlichen Geiſtes. Er war eben ſo empfänglich als erfinderiſch, und weil ſich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, ſo war ihm doch keinesweges jene höhere und göttliche Region der geiſtigen Welt, die weit über die gemeine, ſinnliche Erfahrung hinaus gelegen iſt, deßhalb verſchwunden oder unſichtbar geworden. Wie wenig er ſelbſt Antheil hatte, ich will nicht ſagen an dem rohen Materialiſmus ſeiner Nachfolger, ſondern ſelbſt an der geiſtigen Naturvergötterung, welche aus der ſo reich und vielfach erweiterten Naturwiſſenſchaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutſchland hier und da hervorging, das mag folgender Ausſpruch von ihm über das eigentliche Weſen einer richtigen philoſophiſchen Naturanſicht beſtätigen. An der Naturphiloſophie der Alten, meint er, ſey das zu tadeln, daß ſie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die chriſtliche Lehre übereinſtimme, nur der Menſch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden können, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild deſſelben, ſondern das Werk ſeiner Hände ſey. Baco meint hier unter der Naturphiloſophie der Alten, wie man ſelbſt aus dem ihr zugeſchriebenen, allgemeinen Reſultate ſieht, nicht irgend ein einzelnes Syſtem, ſondern überhaupt alles das Beſte und Vortrefflichſte, was die Alten von der Naturphiloſophie wußten und dachten, wobey er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwiſſenſchaft, ſondern ſelbſt ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der chriſtlichen Lehre dem Menſchen allein das Vorrecht beylegt, ein Bild der Gottheit zu ſeyn, ſo iſt dieß nicht zu verſtehen, als ob dem Menſchen dieſe hohe Würde und Eigenſchaft deßhalb zukomme, weil er der höchſte Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigſte, geiſtige Inbegriff der Natur iſt; ſondern unmittelbar iſt ihm nach jener Anſicht, dieſe Ähnlichkeit und Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur ſey nicht ein Spiegel und Gleichniß Gottes, ſondern das Werk ſeiner Hände, liegt, wenn er nach ſeiner ganzen Tiefe verſtanden wird, der vollkommne Aufſchluß über das wahre Verhältniß der ſinnlichen und der überſinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht ſelbſtſtändig, ſondern von Gott zu einem beſtimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es iſt überhaupt jener einfache Ausſpruch Baco's über die Naturphiloſophie der Alten, und über ſeine eigne und die chriſtliche, eine leicht verſtändliche und klar ausgedrückte Richtſchnur, um das rechte Mittel zu treffen zwiſchen einer gottvergeſſenen Naturanbethung, und dem finſtern Naturhaß, worin eine einſeitige Vernunft nicht ſelten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, ſich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur ſehr unvollkommen verſteht. Die richtige Unterſcheidung und das wahre Verhältniß zwiſchen der Natur und der Gottheit, iſt der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, ſondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieſer Gegenſtand, und der Ausſpruch Baco's, der das eigentliche Reſultat ſeiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um ſo eher hier berührt werden, da noch zu unſrer Zeit die Philoſophie meiſtens nur zwiſchen jenen zwey Extremen getheilt iſt; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von ſeinen Werken, Gott nicht von der Welt unterſcheidet, oder auf der andern Seite, dem Haß und der Abläugnung ſolcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen iſt. Der rechte Mittelweg zwiſchen dieſen beyden Irrthümern von entgegengeſetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur außert ſich zunächſt wohl in dem Gefühl unſrer innigen Verwandtſchaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abſtandes, der uns von ihr trennt, und uns uber ſie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforſchung und Bewunderung alles deſſen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als ſie ſelbſt, allein und an ſich iſt; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein ſtummes Geſetzbuch oder weiſſagende Verkündigung die Hand verrathen, welche ſie bildete, oder die Abſicht, der ſie dienen ſollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf die Philoſophie und allgemeine Denkart, hatte im ſiebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktiſche und politiſche Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen. Und zwar einen ſehr glücklichen und heilſamen Einfluß; denn da das religiöſe Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatenſyſtem vereinte, jetzt getrennt war, ſeit Machiavells, die Gerechtigkeit und alles was heilig iſt, nicht achtende Staatskunſt, immer mehr und immer allgemeiner die Richtſchnur wurde, wornach man handelte, ſo war es die größte Wohlthat, dem in Burgerkrieg ſich ſelbſt zerſtörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im Glauben getrennten, in Leidenſchaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunſt irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine ſolche Richtſchnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die ſeines Geiſtes und ſeines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines ſolchen neuen Völkerrechts zu ſeyn vermochte; und wie er dadurch die Verehrung ſeines Zeitalters gewann, ſo verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als Syſtem betrachtet, mag das von Hugo Grotius und ſeinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht ſehr mangelhaft erſcheinen, und dürfte ſchwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers beſtehen. Das religiöſe Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unerſetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menſchen angebohrne, ihm weſentlich und nothwendig zukommende, geſellſchaftliche Anlage und Beſtimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bey den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus dieſen abgeleiteten Quellen geſchöpft, je mehr dabey die Beziehung auf die erſte Quelle aller Gerechtigkeit bey Seite geſetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß ſich die Theorie und ſelbſt das praktiſche Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte, auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was iſt nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftſtaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indeſſen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, ſeit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strome der Zerſtörung wenigſtens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengeſetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 ſind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geſchehen, aber es wurde doch jederzeit allgemein dagegen reclamirt; konnte man auch die Fakta nicht ändern, ſo wurden doch die Grundſätze nicht aufgegeben, ſondern fortwährend behauptet; es war ſchon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habſucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigſtens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten ſuchen mußte. Selbſt von 1740 — 1772 fanden dieſe wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße ſelbſt noch ſeit jener Epoche, wo die europäiſche Gerechtigkeit die zweyte große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältniſſe der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden ſind. Dieſes hat Europa in der neueſten Zeit, während der funfzehnjährigen Epoche einer beyſpielloſen Unterdruckung, wohl erfahren, da alle jene alten Grundſätze mit Füßen getreten wurden, und wie morſche Scherben vor dem gewaltigen Eiſen des Eroberers zerbrachen. Nachdem aber jene ungeheure Tyranney bald von ihrem Gericht ereilt zuſammenſtürzte, und ſchnell wie ein Meteor vorübergegangen iſt, und nun durch göttliche Fügung alles wieder zum Guten eingelenkt wurde, iſt es denen, welche der Leitung der Weltbegebenheiten am nächſten ſtehen, wohl klar und fühlbar geworden, daß die gegenſeitigen Verhältniſſe der chriſtlichen Staaten und Völker nicht mehr auf jenen flachen Grundſätzen eines allgemeinen Naturrechts oder eines bloßen Vernunftrechts, wie nach dem alten Syſtem, fernerhin beruhen können, ſondern daß ſie nach den höhern Forderungen und dem größeren Maßſtabe einer chriſtlichen Gerechtigkeit und Liebe geordnet und dem gemeinſamen Ziele entgegen geführt werden ſollen.

Unter den Schriftſtellern, welche auf die praktiſche Welt, und auf die politiſchen Verhältniſſe von Europa den größten und allgemeinſten Einfluß gehabt haben, iſt der des Grotius entſchieden der heilſamſte geweſen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavell vor ihm, oder Rouſſeau's nach ihm vergleichen.

Außer ſeinen Bemühungen für die Wiederherſtellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte ſich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Verſuch, die Wahrheit der Religion in der Geſtalt eines förmlichen, und ſo zu ſagen rechtlichen Beweiſes aufzuſtellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Proteſtantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenſtand eines Streits, und daher immer mehr als Verſtandesſache behandelt ward, was allerdings auch ſchon urſprünglich in dem Geiſte des Stifters der zweyten Hauptparthey unter den Proteſtanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Verſuch, der immer mehr Bedürfniß ſchien, viele Nachfolger gefunden, und ſeine Abſicht dabey war unſtreitig die lobenswertheſte. An und für ſich könnte es eher als ein Beweis angeſehen werden, daß der religiöſe Sinn ſchon ſehr abgenommen haben muß, wo man das, was ſeiner Natur nach bloß Sache des innigſten Gefühls und lebendigen Glaubens ſeyn kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verſtandes, und als Gegenſtand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßſache entſcheiden, oder wie es ſpäter Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometriſchen Aufgabe zur glücklichen Auflöſung bringen will.

Nicht ſo groß und verdienſtlich als die philoſophiſche Denkart und Beſtrebungen jener beyden Männer kann ich die des Descartes finden, deſſen Einfluß auf ſein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher ſchädlich und irre leitend war, als heilſam und wahrhaft erweiternd. Überhaupt ſcheint mir Descartes ein Beweis zu ſeyn, daß man wenigſtens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieſer Wiſſenſchaft, ein großer Mathematiker ſeyn kann, was Descartes für ſein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philoſoph zu ſeyn. Zwar ſind die Hypotheſen und Wirbel, aus denen Descartes in der Phyſik nicht bloß alles Einzelne, ſondern auch die Entſtehung der Welt herleiten wollte, längſt vergeſſen. Sein Syſtem überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrſchaft genoſſen, und hat ſich außerhalb Frankreich nicht ſehr allgemein verbreitet; indeſſen ſind doch auch ſeine philoſophiſchen Hypotheſen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geiſt des ſiebzehnten und dadurch ſelbſt des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Beſonders ſeine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weiſe, wie er die Philoſophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte ſchlechthin und ganz durchaus ein Selbſtdenker im ſtrengſten und vollkommenſten Sinne des Worts ſeyn. Zu dieſem Endzweck nahm er ſich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt und gedacht hatte, völlig zu vergeſſen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen Daß dabey die vor ihm geweſenen Philoſophen und Forſcher von dem angehenden Selbſtdenker nicht geſchont, daß ihr Anſehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn es möglich wäre, den Faden des überlieferten Denkens, woran wir ſchon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet ſind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureiſſen, ſo würden die Folgen davon doch nicht anders als zerſtörend ſeyn können. Es iſt grade wie wenn man in der politiſchen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um ſtatt der Verfaſſung, wie die Nation ſelbſt im Lauf und Kampf der Zeiten ſie ſich angebildet hat, ſchnell eine andre, ein beſſeres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Conſtitution aus dem reinen Vernunftſtaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben ſo wenig als eine rechte Verfaſſung durch ein ſolches plötzliches Vergeſſen und Verwerfen alles Vergangnen erreicht werden kann, iſt durch die Geſchichte der Philoſophie ſeit mehr als zwey Jahrtauſenden wohl hinreichend bewährt, wo ſich Beyſpiele im Überfluß finden von einer ſolchen ſeynſollenden Selbſtdenkerey und ihren Früchten. Die natürlichſten Folgen derſelben ſind, daß man die erſten und gewöhnlichſten Fehltritte in welche die menſchliche Vernunft bey dem Verſuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforſchen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer alſo unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die ſchon unzähligemahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch wiederlegt und verbeſſert wurden. Was das gänzliche Vergeſſen alles deſſen betrifft, was die Vorgänger gethan oder verſucht hatten; ſo iſt es ſo wenig möglich, dieſes Gelübde der Selbſtſtändigkeit und einer vollkommenen Denkfreyheit und Denkeigenheit ſtreng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter dieſen alles Andre und Alte verachtenden Selbſtdenkern iſt, deſſen originellſte Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt ſind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freylich oft nur aus unbeſtimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbſttäuſchung, und wenigſtens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtſeyn der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienſt an, Geiſt und Materie auf das ſtrengſte geſondert zu haben. Es muß ſchon auffallend und ſonderbar ſcheinen, daß man den Unterſchied zwiſchen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und feſtzuſtellen, als etwas ſo neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematiſch, wie Descartes dieſen Unterſchied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man ſich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele, und wie eine gegenſeitige Einwirkung zwiſchen beyden möglich ſey. Überhaupt blieb es von Descartes an, der Philoſophie eigen, nur immer hin und her zu ſchwanken zwiſchen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald warf man ſich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünſteln und zu experimentiren, auch jene ſittliche und göttliche, welche ſie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zuſammenhang zwiſchen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verlohren hatte, auf deren Boden beyde ruhen, und aus deren Lichte beyde erſt erhellt und erklärt werden können. Es fehlte das Mittelglied der Seele, um den Geiſt zur Erkenntniß, und um in die äußre Welt, als Werk des Schöpfers, ein Verſtändniß zu bringen. Die damalige Philoſophie war überhaupt durchaus befangen in dem abſtracten Bewußtſeyn des dialektiſchen Denkens, in deſſen Gebiet die Wahrheit nie gefunden werden, und wenn ſie auch ſchon anders woher gefunden und gegeben wäre, doch nicht rein bewahrt werden kann. Das höhere Licht der geiſtigen Erkenntniß, obwohl in der Religion einheimiſch, war in der Wiſſenſchaft nie vollſtändig zu Tage gekommen, ſondern nur einzeln, unterbrochen, und wie verſtohlen aus der Unterdrückung hervorgetreten, in welche alles lebendige Wiſſen unter der ſeit Jahrhunderten feſtgeſetzten Herrſchaft des Rationalismus gerathen war. Man rechnet es dem Deſcartes noch zum Verdienſte an, das Daſeyn Gottes aus der Vernunft, ſtreng wie einen geometriſchen Satz erwieſen zu haben. Dieſes Verdienſt, wenn es anders für ein ſolches gelten kann, iſt wenigſtens nicht das ſeinige; denn es iſt dieſes durchaus entlehnt von den ältern Philoſophen des Mittelalters, die von Deſcartes und von ſeinem Zeitalter ſonſt ſo ſehr herabgeſetzt wurden. Aber freylich war dieſes von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiſte geſchehen, als beym Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchſte aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewiſſeſte und unerſchütterlichſte überzeugt, und welche der innerſte Lebensgeiſt und Mittelpunkt aller andern Überzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch dieſen, wie zum Überfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu beſtätigen, das war die Meinung jener Ältern. Wie jedes Geſchöpf oder Naturweſen auf eine oder andre Art die unerforſchliche Größe des Werkmeiſters unwillkührlich verkündet, ſo ſollte auch die menſchliche Vernunft, ſonſt ſo eitel auf ſich und ihre eigne Kraft und Geſchicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einſtimmen. Oder auch ſo wie man in menſchlichen Angelegenheiten es als den höchſten Triumph einer guten und gerechten Sache anſieht, wenn ſelbſt der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derſelben nothgedrungen, und ungern einzugeſtehen, ſo ſollte auch die Vernunft des Menſchen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daſeyn Gottes, welches wir zunächſt durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beym Descartes vorzüglich, ausſchließend und allein aus der Vernunft erwieſen, ſo wird Gott dadurch in einem gewiſſen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgeſtellt und identificirt; und das Weſen der ewigen Liebe auf dieſe Weiſe in das niedre Gebiet der abſtracten Begriffe und in den Schein des Abſoluten herabgezogen. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewiſſen und andere Organe derſelben erloſchen ſind, das Daſeyn Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonſtriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrſchend ward. Doch erhielten ſich einzelne Geiſter unabhängig und blieben feſt in ihrer religiöſen Geſinnung, wenn ſie auch jenes Syſtem zum Theil annahmen, ſo weit es ihnen damit vereinbar ſchien. Dieß gilt von Malebranche, der ſich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Anſicht lagen, beſonders über das Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und deſſen äußern Gegenſtand, über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritiſcher zweifelnder Philoſoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streit und Gebieth, ſchrieb Fenelon in der ſchönſten Sprache jenes Zeitalters, was ihm ſein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle dieſe, wirkte, um die religiöſe Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich abſichtlich bis hieher aufgeſchoben habe. Es iſt Boſſuet, als Schriftſteller, in Beredſamkeit und Sprache anerkannt einer der Erſten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer ſolchen Beredſamkeit den Wahrheiten der Religion angemeſſen und ob nicht für die Einfalt des Chriſtenthums ein ganz kunſtloſer und bloß herzlicher Vortrag der beſte ſey. Wenn dem aber auch an und für ſich ſo wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieſer, ausgerüſtet mit ſolcher Kraft eines geſunden umfaſſenden Verſtandes, und der herrlichſten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Boſſuets Beredſamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologiſchen Inhalt beſchränkt war; indem alles was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geſchichte, und überhaupt in der Welt zu ernſten Betrachtungen auffordern, und einladen kann, bey dieſem würdigen Manne in Beziehung ſtand auf ſeine religiöſe Anſicht, und mit in den Umkreis der Gegenſtände gehört, denen er ſich widmet.

Iſt es erlaubt in Darſtellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, ſo möchte ich im Boſſuet etwas finden, was ihn ſogar noch um eine Stufe höher ſtellt, als die größten unter den franzöſiſchen Dichtern, welche ſeine Zeitgenoſſen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunſt und im Styl iſt eingeſchloſſen in einer beſtimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwiſchen dem Erhabenen und Großen, und zwiſchen dem was in der Form ganz ausgebildet, zugleich für die Seele anziehend iſt, und eben dadurch Anmuth mit der Feinheit im Ausdruck verbindet. Von beyden Seiten ſind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftſteller, die groß ſind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmoniſch zu ſeyn. Andere neigen ſich bey einer ſolchen vollendeten Gleichförmigkeit ſchon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; ſie ſind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler ſeiner beyden Vorgänger in der Tragödie ſeiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen ſein höchſter Ehrgeiz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Übertreibung und falſchen Schwulſt auch wirklich tadelhaft darſtellen kann. Mir ſcheint es faſt, er habe den Corneille, eben weil er ſeiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und ſich wohl getraut im Schwung der Leidenſchaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene, und die höchſte feurige Kraft vermißte. Allerdings mag dieſe ſeine Anſicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; ſieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenſchaft, ſo kommt unter ſo vielen andern franzöſiſchen Tragödien, die nach eben dieſem Ziele ſtreben, ſchwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeiſterung athmet in der Athalia. Iſt in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmoniſche Ruhe der Darſtellung, und Feinheit der Charakteriſtik hervortretend, ſo brachte es die Natur des Gegenſtandes ſo mit ſich. Doch ſo viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener ſeyn würde, wenn er bey der harmoniſchen Vollendung in der Sprache und Verskunſt, die er beſitzt, bey dieſem edlen, feinem Gepräge, was ſeine Darſtellung und Geſinnung ſo eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch beſäße von jenem erhabenen Aufſchwunge, der bey Corneille oft faſt verſchwendet, und durch den Überfluß weniger wirkſam wird. Dieſe Vereinigung aber findet ſich, was Sprache und Darſtellung betrifft, im Boſſuet, ſo weit ein Redner dieſe Vergleichung zuläßt. Bey der ſtrengſten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, iſt er durchgehends, wo es der Gegenſtand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülſtige zu fallen. Gern ſtimme ich daher den ſtrengen franzöſiſchen Kritikern bey, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Mannes und ſeiner Schriften, um ſo mehr da ſie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, ſondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilſamſten, erhabenſten Wahrheiten ſind.

Noch von einer andern Seite ließe ſich der Vorzug ins Licht ſtellen, welchen Boſſuet als Schriftſteller und Redner, ſelbſt vor den großen Dichtern ſeiner Nation und ſeiner Zeit behauptet. Die franzöſiſche Litteratur iſt in vielen weſentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf dieſe Nachahmung gegründete Litteratur, eben ſo wie es auch die römiſche im Verhältniß zu der griechiſchen war. Dieſes iſt an ſich kein Tadel, es iſt in einem gewiſſen Maaße unvermeidlich, für alle ſpäter emporgekommenen und ausgebildeten Völker, beſonders ſolche, deren Geiſt, wie der der Romer und Franzoſen, mehr auf das äußere praktiſche Leben, als auf die innere geiſtige Thätigkeit gerichtet iſt. Es würde ganz verfehlt ſeyn, die römiſche Litteratur von Seiten des erfinderiſchen Geiſtes der griechiſchen gleich ſtellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie ſie, ungeachtet ſie in der Poeſie und eigentlichen Philoſophie ſo weit nachſtehen muß, doch gerade durch ihre römiſche Geſinnung, und die in allen Werken und Schriftſtellern herrſchende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde beſitzt. Eine ſolche hohe, alles beherrſchende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht, giebt dem Geiſte Feſtigkeit, Charakter und Würde. Eben dieſes bewirkte im Boſſuet die ihn beſeelende, religiöſe Überzeugung, die Idee der katholiſchen Kirche und aller von ihr auch über das Gebiet der Geſchichte, der Staatskunſt, und der weltlichen Wiſſenſchaft ausſtrahlenden Erleuchtung; welches bey ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, ſondern der Geiſt ſeines Lebens, ihm gleichſam zur andern Natur und eine alles, was in ſeinem Kreiſe lag, in klarer Anſchauung umfaſſende Weltanſicht geworden war. Eben dadurch iſt er ſo ſelbſtſtändig in ſeiner Art, und bewegt ſich auch den Alten gegenüber ſo frey und unabhängig, die doch in Styl und Redekunſt auch ſeine Vorbilder, in der Geſchichte ſeine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftſtellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was dieſe Idee ihnen gab, das hätte in dem katholiſchen Frankreich, wenn Boſſuets Geiſt der allgemein herrſchende geweſen wäre, die Religion, das Chriſtenthum, jene Idee einer chriſtlichen Lebens- und Staatseinrichtung und einer katholiſchen Wiſſenſchaft, in viel höherm Maaße ſeyn, und ein ſtarkes Gegengewicht der geiſtigen Freyheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren konnen. Dieß war aber ſo wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichſte Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöſeſte war, durch den Zwieſpalt ſeiner innern Überzeugung und der dramatiſchen Kunſt, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es iſt bekannt wie Racine, der den janſeniſtiſchen Meinungen zugethan war, durch eine gewiſſe falſche Strenge und Frommeley an ſeiner Kunſt irre ward, und lange für das Theater, das ihm ſchlechthin verwerflich ſchien, nicht arbeiten wollte. Man kann dieſe übertriebene ſittliche Ängſtlichkeit des Dichters an dem Menſchen liebenswürdig finden, wie dann auch in ſeinem Privatleben, und in ſeinen Briefen viele Spuren eines ſolchen ihn beſeelenden tiefen Gefühls ſich zeigen. War auch jene Anſicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, ſo war doch allerdings in der tragiſchen Kunſt und Darſtellung damahliger Zeit manches, was mit der chriſtlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinſtimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und beſſer wäre es doch geweſen, Racine hätte ſeinen Glauben und ſeine Kunſt in Übereinſtimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigſtens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit ſteht aber auch in dieſer Hinſicht die Dichtkunſt der Spanier über der franzöſiſchen! Bey jenem ſo durchaus katholiſchen Volke ſtand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poeſie nie in ſtörendem Widerſtreit, ſondern in der ſchönſten Harmonie.

Die Parthey der Janſeniſten hat Frankreich mehrere ſehr ausgezeichnete Schriftſteller gegeben, unter denen ich nur den Paſcal nennen darf; im Ganzen aber haben dieſe Streitigkeiten einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die franzöſiſche Litteratur gehabt. An den Gegenſtand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend ſeyn, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der ſo alt iſt als die menſchliche Vernunft und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freyheit des Menſchen und wie dieſelbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes vereinbar ſey. Aber eben weil dieſer Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden ſollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derſelben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beyden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und ſechsten Jahrhundert die Lehre von der Freyheit und dem eignen Verdienſt des Menſchen an ſeiner Tugend, ſo vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und ſeiner Hülfe und der höhern Einwirkung der Gnade nicht bedürftig ſey, ſo ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit beſtritten, wiederlegt und verworfen; eben ſo wie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert der entgegengeſetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menſchen, um ſich zu retten und ſeine Beſtimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freyen Willen abſprach, und ihn einer unbedingten Vorherbeſtimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln

Schickſal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher beſtimmendes Fatum. Beſonders ſchädlich ward dieſer Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe ſind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache claſſiſch in der franzöſiſchen Litteratur geworden; ſoll man ſie aber ihrem Inhalt und Geiſt nach bezeichnen, ſo ſind ſie nicht anders als ein Meiſterwerk der Sophiſtik zu nennen. Alle Künſte derſelben biethet er auf, ſeine Gegner, die Jeſuiten ſo verächtlich und gehäſſig als möglich zu ſchildern. Daß dabey der Wahrheit auf vielfältige Weiſe große Gewalt geſchehen, wird wohl keiner, der mit der Geſchichte dieſer Zeit und ihrer Meinungen bekannt iſt, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von dieſem berühmten Schriftſteller, der an Geiſt, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geſchehen, als es doch wirklich der Fall iſt, welche nachtheilige Folgen mußte nicht dieſe ſtreitſüchtige Rechthaberey und bittere Spottſucht, auf dem Gebiete der Religion ſchon an und für ſich hervor bringen! Jetzt ward dieſelbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm perſönlich verhaßten Jeſuiten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernſt war mit der Religion, die er ſogar geometriſch erweiſen wollte. Wie bald konnten aber dieſe Waffen gegen die Religion ſelbſt gewandt werden! Und dieſes geſchah auch; die von Pascal mit ſo viel Witz und Kunſt in der gewandteſten Sprache ausgebildete und geſchärfte Sophiſtik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein ſchneidendes Meſſer in Voltaire's Hand, ſo wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der ſchon vor ihm den ganzen Reichthum ſeiner litterariſchen Kenntniſſe benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerſchütterte Burg des Glaubens zu richten.

Überhaupt neigte ſich die philoſophiſche Denkart in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Bako's neuem Geiſtesweg, der Übergang lag zum entſchiedenſten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beyſpiel von Hobbes. Indeſſen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er ſich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer ſolchen eigentlich atheiſtiſchen Anſicht von der politiſchen wie von der phyſiſchen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte ſpäter kommen müſſen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil ſeine Denkart mit den anerkannten ſittlichen Grundſätzen und Gefühlen ſeiner Zeit nicht ſo im Widerſtreit, und ſein Vortrag, obwohl etwas weitſchweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigſtens ſchien. Im Weſentlichſten war es doch dasſelbe, ja es war um ſo ſchädlicher, da der Irrthum unter dieſer gemäßigten Form deſto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unſrer Sinne und der ſinnlichen Erfahrung beſchloſſen liegt, das iſt wohl einleuchtend. Bey Locke ſelbſt vertrug ſich der Glauben an eine Gottheit noch mit ſeiner übrigen Denkart, weil es ſehr häufig geſchieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geiſtesweg zuerſt bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht ſieht, oder doch ſich nicht eingeſteht. Man muß bey dieſer Anſicht ſtreng genommen allem weitern Denken entſagen, ſich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung, und den Sinnengenuß halten; und ſo haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt, wobey ſie ſich noch für vorurtheilsfreye Selbſtdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenſtand dieſer ſinnlichen Erfahrung iſt und dann über die Kraft, welche dieſelbe in ſich aufnimmt, oder aus ihrer Miſchung entſteht und hervorgeht, ſo entſtehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil ſonderbare Vorſtellungsarten, wie dieß beſonders in England der Fall war. Die Frage nach dem was im Hintergrunde dieſes lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich iſt und vorgeht, läßt ſich nun einmahl nicht abweiſen, wenn man noch ſo oft vorgibt, das man ihr entſagen wolle; und ſo iſt die Anfangs ſo beſcheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geſchöpfte, gewöhnlich nur ein entſchiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, ſondern verſchleyerter Materialismus, wie es in Frankreich dieſe Wendung nahm, wo derſelbe aber bald den Schleyer abwarf.

Indirect, obwohl ganz gegen ſeine Abſicht, hat auch Newton zu der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts beytragen müſſen; indem die Anhänger der neuen Denkart ſich auf ſeine große Autorität beriefen, und nach ſolchen Entdeckungen in der Phyſik alles auch ohne Religion, durch jene zu leiſten und aus ihr allein zu erklären möglich ſchien. Aber ſowohl Newton als Bako würden ſich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche ſie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem erſten iſt auch bey aller übrigen Bewunderung von ſeinen philoſophiſchen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Chriſtenthum und an die Bibel als eine beſondere Geiſtesſchwäche, an einem ſonſt ſo großen Manne, oft genug vorgeworfen worden. In vielen von ſeinen Ausſprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, oder auch über den ſternbeſäten Himmelsraum, als Träger, Werkſtätte und Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, ſpricht nicht bloß ein begeiſtertes Gefühl, ſondern es iſt auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweiſt, daß er ſelbſt über den höchſten Gegenſtand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philoſoph war, und von der Metaphyſik nichts wiſſen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrſchende Volk auch in der litterariſchen Welt. Die ganze neuere franzöſiſche Philoſophie iſt ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer, doch entlehnten ſie nur das Syſtem ſelbſt in ſeinen erſten Grundzügen von dieſen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Geſtalt an, als in England ſelbſt. In Deutſchland dagegen hat der neue Aufſchwung der Litteratur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächſt durch die Poeſie und Kritik der Engländer den erſten Anſtoß und ſeine herrſchende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philoſophie des Locke und Newton zuerſt in Frankreich einführte. Sonderbar iſt es, wie er die wundervolle Größe der Natur, ſo wie dieſelbe ſich jetzt von der Wiſſenſchaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ſo ſelten zur Verherrlichung des Werkmeiſters, und faſt immer nur zur Erniedrigung des Menſchen anwendet, und um dieſen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzuſetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieſer Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geiſt, als ob ein Gedanke, der eben dieſe ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als ſie; als ob Gott wäre wie ein irdiſcher Monarch, der unter den Millionen die er beherrſcht, vielleicht die ihm nie zu Geſicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Grenze ſeines weitläuftigen Reichs zu vergeſſen, in Gefahr ſeyn könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem ſiebzehnten empfing, faſt durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerſtörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches Syſtem des Unglaubens, überhaupt feſte Grundſätze, eine beſtimmte philoſophiſche Meinung, oder auch nur eine beſtimmte Form des philoſophiſchen Zweifels finden ſich bey Voltaire nicht. Wie die Sophiſten des Alterthums, die Gewandheit und die Kunſt ihres Geiſtes darin bewährten, daß ſie zuerſt die eine, dann die andre der erſten grade entgegengeſetzte Meinung mit aller Beredſamkeit aufſtellten und vortrugen, ſo ſchreibt auch Voltaire ein Buch gegen die Verſehung, und ein andres dafür. Doch iſt er hier in ſo weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beyden Werken er am meiſten mit Liebe gearbeitet. Überhaupt überließ er ſich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen ſeinem Witz und ſeiner Abneigung gegen das Chriſtenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieſer Hinſicht wirkte ſein Geiſt wie ein ätzendes und zerſtörendes Mittel zur Auflöſung aller ernſtern, moraliſchen und religiöſen Denkart. Doch ſcheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch ſeine Religionsſpöttereyen durch den Geiſt und die Anſicht geſchadet habe, welche er über die Geſchichte verbreitet hat. Wie in der Poeſie ſo fühlte er auch hier wohl, woran es der Litteratur ſeiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte ſich der Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geſchrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, ſo ſehr vermehrt, daß ſie faſt eine eigene Litteratur für ſich bilden, und es iſt dieß unſtreitig eine der glänzendſten Seiten der geſammten franzöſiſchen Litteratur überhaupt. Freylich fällt die Geſchichte dadurch zu ſehr in den Converſationston, ſie zerſplittert ſich ins Einzelne, und löſt ſich endlich auch zum großen Nachtheil der hiſtoriſchen Wahrheit ganz auf in eine zahlloſe Menge von Anekdoten. Wenn aber auch dieſe Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch ſo geiſtreich iſt, ſo iſt es am Ende doch nur eine Gattung, es ſind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geſchichte, nicht dieſe ſelbſt in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigſtens iſt von den geiſtvollſten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abſtand bis zu der Kunſt der Geſchichtſchreibung, ſo wie die

Alten ſie geübt, oder unter den Neuern Machiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut geſammelte und zuſammengeſtellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geſchichte hatte die franzöſiſche Litteratur aufzuweiſen; eine wahrhaft claſſiſche Nationalgeſchichte, ein großes hiſtoriſches Originalwerk beſaß ſie nicht. Auch dieſen Mangel der Litteratur ſeiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfaſſenden Ehrgeiz ſelbſt erſetzen. Daß ihm dieß ſelbſt von Seiten der Kunſt durchaus nicht gelungen, daß er als Geſchichtſchreiber und ſelbſt in der Darſtellung und Schreibart, wie ſie der Geſchichte angemeſſen iſt, ich will nicht ſagen, mit den Alten, ſondern auch mit den beſten Engländern, mit Hume und Robertſon, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt ſelbſt in Frankreich allgemein anerkannt. Deſto allgemeiner hat ſein Geiſt auf die Anſicht von der Geſchichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, beſonders auf Gibbon, und iſt faſt herrſchende hiſtoriſche Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Weſentliche dieſer von Voltairen ausgegangenen hiſtoriſchen Denkart beſteht, in dem überall und bey jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geiſtlichen und Prieſter, gegen das Chriſtenthum und alle Religion. In der politiſchen Anſicht herrſcht eine wenigſtens einſeitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikaniſche, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikaniſchen Weſens und Geiſtes. Bey den Nachfolgern ging es bis zum entſchiedenen Haß gegen alles

Königthum und den Adel, überhaupt alſo gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Nahmen Feudal-Verfaſſung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth hiſtoriſch anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geiſt charakteriſirt hatte. Wie ſehr dadurch vieles in ein falſches Licht geſtellt, wie ſehr die geſchichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man ſeit den letzten Jahrzehnden durch die Fortſchritte einer gründlicheren Geſchichtsforſchung an einzuſehen. Denn nachdem die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſich in ſich ſelbſt vollkommen vernichtet hatte, und die Religion, welche ſie zerſtören wollte, ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, iſt auch in der Geſchichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in ſein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälſchungen, hiſtoriſche Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet iſt es der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geiſt zu dem ganz allgemein herrſchenden zu machen, und ſich tief bis in das Innerſte feſt zu wurzeln, als grade in dem der Geſchichte, wo die Abſicht und das Falſche, dem der nicht ſelbſt forſcht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geiſt unverhohlen als philoſophiſche Lehre und Meinung auftritt.

Bey Voltaire kommt nun noch etwas Perſönliches hinzu, was ſeine hiſtoriſche Anſicht auch auf andere Weiſe beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finſterniß, und alle andern Nationen außer der ſeinigen, als einen Haufen von Barbaren darzuſtellen. Jener vielgeprieſene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairiſchen Welt- und Geiſtesgeſchichte des Menſchen die große Rolle, daß er zuerſt über jenes Chaos von Barbarey, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet iſt, ſein ſchöpferiſches: Es werde Licht, ausſprechen muß. Doch werden die großen Schriftſteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die erſten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe geprieſen. Die vollkommene Mittagsſonne, dieſe ganze Lichtüberſchwemmung der Aufklärung und Denkfreyheit war unſtreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas ſpätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So ſehr er indeſſen geneigt war, der Eitelkeit ſeiner Nation zu huldigen, ſo hatte er doch manchmahl Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er ſich unverhohlner mit Bitterkeit über ſie äußerte, wie in dem bekannten Ausſpruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zuſammengeſetzt ſey; was man leicht verſucht werden könnte, auf ihn ſelbſt anzuwenden. So ganz unmöglich war es dieſem corroſiven Geiſte, irgend einen Gegenſtand, oder irgend ein Verhältniß mit ehrender Achtung, und ausdauerndem Ernſt zu behandeln! Seiner Nation hat er dadurch, daß er ihre Eitelkeit ſo übermäßig nährte, auf lange Zeit hinaus eine falſche Richtung gegeben; wovon die üblen Folgen ſich erſt jetzt allmählig wieder zu verliehren anfangen, nachdem die franzöſiſche Nation gegen die andern Nationen wieder in eine natürliche und gerechte Stellung gekommen iſt, und auch im intellektuellen Gebiet mehr und mehr mit ihnen in eine gegenſeitige Berührung tritt.

Zu der Entwicklung der Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Monteſquieu vorzüglich wohl in ſo fern beygetragen, als er zu allen dieſen im Einzelnen oft ſo vortrefflichen ſinn- und lehrreichen politiſchen Bemerkungen und Gedanken ſeinen Leſern keinen feſten Maaßſtab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freylich in den meiſten Gebieten des menſchlichen Thuns und Denkens damahls ſchon verlohren war. So ward denn allerdings auch durch dieſen an Kenntniß, Geiſt und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftſteller die allgemeine Erſchütterung aller Grundſätze nur vermehrt, indem ohne einen ſolchen leitenden Hauptpunkt, der Geiſt des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieſer politiſchen Kenntniſſe und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlaſſung zu erhebenden Gedanken und Geſinnungen, ſelbſt zu religiöſen Gefühlen und Anſichten, ſind in der Natur ſo vielfältig, und man möchte ſagen, mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforſchern Frankreichs, an der herrſchenden irreligiöſen Denkart keinen Antheil nehmen, oder ſie doch weniger darin verſtrickt, und wenigſtens hie und da zu einer höhern und geiſtigern Anſicht ſich aufſchwingen ſehen. So ſcheint mit Buffon, obwohl manche ſeiner Meinungen mit der poſitiven Religion nicht übereinſtimmen, andre die Prüfung der Philoſophie nicht beſtehen mögen, ſo wenig er ſelbſt ganz frey war von den materiellen Banden der damahls über alles ſich erſtreckenden durchaus phyſikaliſchen Anſicht der Welt und aller Dinge; dennoch in Beziehung auf die intellektuelle Geſinnung und das natürliche religiöſe Gefühl, wenigſtens vergleichungsweiſe zu den Beſſerdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den Spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die geſellſchaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte ſich in dem neuern Europa und beſonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken ſo weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein raſtlos forſchender, unruhiger Geiſt jetzt gerade zu dem entgegengeſetzten Extrem überging. Wie wenig indeſſen die ausſchließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menſchen angewandt, für das Leben ein ſicherer Leitfaden und Führer ſeyn könne, das kann Rouſſeaus Beyſpiel am beſten zeigen. In Rückſicht des Gefühls und des Eifers der ihn beſeelte, ſteht Rouſſeau als Denker nicht nur weit über Voltaire, ſondern auch wohl allen andern franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieſer Hinſicht ganz einzeln und abgeſondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf ſeine Nation und ſein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erſt dann, wenn eine ſtarke Seele leidenſchaftlich nach der Wahrheit ſtrebt, ſie auf falſchem Wege ſuchend nicht finden kann, den Irrthum ſtatt der Wahrheit ergreift; erſt dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Feſtigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Dieſe Feſtigkeit in der Geſinnung, und die alten Grundſätze des Glaubens und des ſittlich geordneten Lebens zu erſchüttern und aufzulöſen, dazu hat Voltaire's Witz am meiſten gewirkt, und dadurch hat er Rouſſeau den Weg gebahnt, auch ſolche Gemüther durch ſeine begeiſternde Beredſamkeit mit in den Strudel des Zeitgeiſtes hinein zu reißen, welche durch die bloße Sophiſtik des Witzes ſich nie hätte irre machen laſſen. Zwar erregte Rouſſeau's Gemählde vom wilden Naturzuſtande, und ſeine Theorie von einem rein demokratiſchen Vernunftſtaate anfangs wohl mehr Erſtaunen als Überzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und dieſe nun nach ihm häufig auf eine ähnliche iſolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne poſitiven Glauben, und ohne Rückſicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zuſammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, ſo darf es uns nicht befremden, daß ein Menſchenalter ſpäter auch die ſeltſamſten ſeiner politiſchen Natur-Ideen ausführbar ſchienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der ſittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entſchiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, ſo ward auch von der ſo herrlich erweiterten Menſchen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rouſſeau bewunderte und vergötterte am meiſten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie ſehr man aber auch die Schilderung der Reiſebeſchreiber von den amerikaniſchen oder andren Wilden verſchönern und ausſchmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünſtelten und ganz reinen Naturſtandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bey den Kannibalen, ſondern auch bey den andern Wilden beſonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menſchenfreſſens eine gewiſſe Störung für die Begeiſterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frey von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe ſtieg, wo auch dieſer an den geprieſenen Wilden noch haftende Fehler, neben den neuen Kannibalen, welche die Revolution ausgebohren hatte, nicht mehr ſo bedeutend ſcheinen mochte.

Bey Voltaire und auch ſonſt bey vielen andern franzöſiſchen Schriftſtellern nach ihm, iſt eine faſt eben ſo weitgehende Vorliebe für das andere Extrem ſichtbar, was der wilden Freyheit in dem geſammten möglichen Menſchenzuſtande der ganzen Völkerwelt, ſo weit ſie uns bekannt iſt, am meiſten entgegenſteht; für die Chineſen nähmlich, deren höchſt policirte, und mit der regelmäßigſten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man ſpäterhin mit einem eigenen Kunſtworte, den Despotiſmus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizey an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und ſittlichen Begeiſterung ſetzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchſte Beſtimmung der menſchlichen Geſellſchaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die ſogenannte reine Sittenlehre anſah, die ohne alle Schwärmerey, einzig zur Beobachtung aller Polizey-Geſetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem ſolchen Zeitalter mußte eine Nation unausſprechlich gefallen, welche eine ſolche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach ſeit Jahrtauſenden beſitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen beſaß; eine Nation, welche in Porcellan die ſauberſten Arbeiten und Darſtellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet als ſelbſt in Europa geſchieht. Zu beklagen indeſſen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erſt durch ein Experiment ſich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar ſey, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, ſich ſollte überzeugen können, daß jener Despotismus der Vernunft, daß die chineſiſche Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menſchen angemeſſen, und an ſich die rechte ſey.

Voltaire und Rouſſeau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meiſten und zuerſt beſtimmt; andere haben ſehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeiſt in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philoſophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entſchiedener in den Grundſätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrſchenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius ſehen. Denn als dieſer Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles beſtimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menſchen darſtellte, ſo fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geiſt, war dieſe Lehre, denn einen ſolchen außer der Materie gebe es nicht, unterſcheide den Menſchen vom Thier, ſondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menſchen zu theilen ſchien. Auch fing einigen Philoſophen der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erſcheinen, und man ſtritt darüber, ob nicht gewiſſe Stufenübergänge zwiſchen beyden möglich ſeyen, oder ſonſt Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünſchen, daß Rouſſeau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus perſönlicher Rückſicht unterließ, gegen die Philoſophie des Helvetius, um ſie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach ſeiner ganzen Art und Weiſe, würde der Streit ihn veranlaßt und angeſpornt haben, ſeine eigene Denkart und Philoſophie viel beſtimmter zu entwickeln, was gewiß ſehr zum Vortheil von beyden geweſen ſeyn würde. Denn es lag neben allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erſter Grund zum Guten darin; und es fehlt nicht an einzelnen, richtigeren Tiefblicken in ſeinen Schriften, welche von ſeinen jetzigen Gegnern und Tadlern häufiger benutzt als anerkannt werden. Jener damahls herrſchenden Philoſophie der Sinnlichkeit war er durchaus abgeneigt; er haßte die falſche Wiſſenſchaft überhaupt von ganzer Seele, und obwohl er ſelbſt die rechte nie hat finden können, ſagt er doch in jener Beziehung manches, was damals paradox erſchien, während es uns jetzt, grade aus dem religiöſen Standpunkte, wie eine Stimme und ein Zeugniß des richtigen Gefühls der Wahrheit in damaliger Zeit auffühlt, mitten aus der Verwirrung des allgemeinen Irrthums heraus. Sein höheres intellectuelles Streben iſt aber nie zu einer wahren Entwicklung und auf den rechten Weg gelangt, weil er zu ſehr allein ſtand und weil ihn eine falſche Idee von blinder, abſoluter Naturbewunderung, ſo wie er im Begriff war, die Spur der höhern Wahrheit zu betreten, immer wieder mit fortriß; wobey er doch, im Geiſte ewig umher getrieben, nie zur innern Ruhe gelangen konnte, ſo daß er der einzige iſt, unter allen jenen Irrenden, der uns ein tiefes Bedauern einflößt.

Die letzte Stufe in dem Gang der franzöſiſchen Philoſophie vor der Revolution, bezeichnet der genialiſche Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt vorausſetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeiſt, nicht bloß der Encyklopädie, ſondern auch des Syſtems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiſte geſchriebenen, eigentlich atheiſtiſchen Werke geweſen ſey. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er ſtand darin über Voltaire und Rouſſeau, daß er freyer von ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beſeelte, war ein wirklich fanatiſcher Haß, nicht bloß gegen das Chriſtenthum, ſondern gegen jede Art von Religion. Daß dieſe ohne Unterſchied Aberglauben und bloß zufällig entſtanden ſey, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch ſo deutlich zeigt, dem Überreſte eines halb zerſtörten Menſchengeſchlechts eingeprägt habe, iſt die Lieblingsmeinung dieſer Secte. In mehreren ihrer Schriften iſt auch der Nahme des Atheiſmus nicht vermieden, und es iſt ganz unverſchleyert ausgeſprochen, daß der Atheismus um das Menſchengeſchlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrſchende Denkart werden müſſe. Dieß hat ſich nun in der Erfahrung, wo es theilweiſe verſucht worden, durchaus nicht beſtätigen wollen. Die mildeſte Ausgeburth dieſes atheiſtiſchen Syſtems, iſt wohl jene bekannte mythologiſche Erklärung des Chriſtenthums, nach welcher Chriſtus bloß ein aſtronomiſches Sinnbild, und hiſtoriſch nie vorhanden war, die zwölf Apoſtel aber den Zeichen des Thierkreiſes entſprechen. Nachdem man aus der Naturwiſſenſchaft ein vollſtändiges neues Heidenthum abgeleitet, die Menſchen und Völkergeſchichte aber in allen einzelnen Epochen aufs gründlichſte verfälſcht hatte, blieb nichts weiter übrig, als das alte Heidenthum und die Mythologie ſelbſt herbeyzurufen, und ihr dieſe antichriſtliche Wendung und Anwendung zu geben, um auch der Weltgeſchichte vollends ihren innerſten Grundſtein zu rauben, und ihren feſten Mittelpunkt in eitle Fabel und ein bloßes ſymboliſches Spiel zu verwandeln. Die Denkart, welche aus dieſem Syſtem für das Leben hervorging, löſt ſich auf in den bekannten, noch vor der Revolution ſchon deutlich genug ausgeſprochenen Wunſch; daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Prieſters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorleſung.

Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeaus und Buffons Proſa; La Martine. Volkslieder in England. Scott und Byron. Neueres italiäniſches Theater. Kritik und hiſtoriſche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Unglaube. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. La Mennais und Graf Maiſtre. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geiſteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die franzöſiſche Sprache ſeit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklichern. Kein andrer Luſtſpieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunſtvoll nachläſſig poetiſchen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philoſoph durch ſeine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, ſchließt ſich in der Poeſie und Litteratur noch mehr an die ältere Epoche an, und bildet auf ſolche Weiſe den Übergang und Vereinigungspunkt zwiſchen beyden. Im Luſtſpiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerſpiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermiſchten, witzigen und flüchtigen Proſen jeder Art, that er es allen andern zuvor. Dieſe Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der geſellſchaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrſchend, ſo wie hingegen in der lyriſchen Poeſie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beſchreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poeſie ſich ganz auf die Gegenwart, und auf das geſellſchaftliche Leben hinlenkt, je lokaler iſt ſie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Luſtſpiele, Romane oder ſonſt geſellſchaftliche Gedichte, aus dem Ende des ſiebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an ſich geiſtvoll ſind, und zu ihrer Zeit in Frankreich ſehr berühmt waren, ſind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geiſt, der Zeit, die ſie darſtellten, und der ſie dienten. Würde die Dichtkunſt einer Nation ſich ganz auf dieſe Gattungen und durchaus moderne Gegenſtänden beſchränken; auf dramatiſche Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem geſellſchaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, ſo würde es kaum möglich oder nöthig ſeyn, eine Geſchichte oder Kritik von ihr zu geben, eben ſo wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenſtande anatomiſcher Unterſuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwiſchenſtunden des geſellſchaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um dieſen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden, dabey bisweilen Gefühl und Leidenſchaft angeregt, oder einige neue und geiſtvolle Gedanken ausgeſtreut wurden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu ſeyn, derſelbe, der auch ohne Poeſie eben ſo gut und viel beſſer erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemiſchten und geringern

Gattungen der Poeſie, Hervorbringungen, welche eben ſo ſehr den Stempel des Genies an ſich tragen, als die ernſten Werke der höhern Dichtkunſt. Nur iſt ihre Schönheit ſelten ſo allgemein; ſie beruht oft faſt ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten deſſelben, die ſich beſſer empfinden als beſchreiben laſſen. Ein Heldengedicht, ein Trauerſpiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit ſehr geringem Verluſt, je vortrefflicher es an ſich iſt. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die franzöſiſche Sprache durch die vertrauteſte Bekanntſchaft ganz zur andern Natur geworden ſeyn ſollte, in die gränzenloſe Bewunderung mit ſeinem Gefühle ganz wird einſtimmen können, mit welcher viele Franzoſen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewiſſe eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzoſe fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieſes liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbſt Moliere's berühmteſten Charakterſtücke ſind für die Bühne und lebendige Darſtellung jetzt ſchon völlig veraltet, und werden nur noch im Leſen bewundert. So hoch man ſie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der franzöſiſchen Dichtkunſt ſtellen mag, als Gattung und als Beyſpiel für die Nachfolger haben ſie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von La Bruyere oder Theophraſt in dramatiſcher Einkleidung ſind darum noch keine Poeſie. Iſt ſelbſt die Rhetorik der Leidenſchaften, wenn ſie allein herrſchend iſt im Trauerſpiel, der hohen Beſtimmung deſſelben bey weitem nicht genügend; ſo iſt die pſychologiſche Zergliederung der Charaktere und Leidenſchaften im Luſtſpiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poeſie und Witz. Dieſer Hang zur pſychologiſchen Zergliederung wird dem höheren franzöſiſchen Luſtſpiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Übergang zu den moraliſchen Abhandlungen in Form eines Luſtſpiels, welche Diderot zu unſerm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der urſprüngliche franzöſiſche Charakter iſt wohl ganz ſo leicht und fröhlich, wie man ihn gewöhnlich ſchildert; in den litterariſchen Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich dieſen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an ſeiner Stelle geweſen wäre. Dieß iſt dem immer mehr ſich verbreitenden philoſophiſchen und politiſchem Sectengeiſte zuzuſchreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten ſelbſt, es ſich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenſchaftliche Rhetorik, durchaus das Übergewicht bekam, über jene altfranzöſiſche fröhliche Poeſie; wie ſich denn unſtreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert weſentlich verändert hat. Zwar entſprach die herrſchende Philoſophie der Sinnlichkeit wohl der leichten ſcherzhaften Poeſie einiger Dichter, aber ſie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poeſie hinaus. An und für ſich iſt der Materialismus der Dichtkunſt ungünſtig, und für die Fantaſie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt iſt, für den muß aller Zauber der Poeſie verlohren gehen.

Auf der andern Seite ſtanden die Freyheitsliebe und die Naturvergötterung, wie ſie beſonders bey Rouſſeaus

Nachfolgern aus der neuen Philoſophie hervorgingen, ſehr im Widerſpruch mit der Regelmäßigkeit der ältern franzöſiſchen Dichtkunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts. Daher entſtand auch ein geheimer innerer Widerſtreit und ein fortdauerndes Streben ſich der ſtrengen Herrſchaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweiſe in eine förmliche Rebellion des Geſchmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende litterariſche Anarchie noch vor der politiſchen herbeyführte. Daher die Vorliebe für die engliſche Poeſie. Schon Voltaire benutzte ſie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er ſie im Allgemeinen, und öffentlich nicht ſelten verunglimpfte. Bey allen Beſtrebungen der höheren Poeſie beſonders, iſt dieſer Einfluß der Engländer bis auf unſre Zeiten ſichtbar. Die Verſuche dem Trauerſpiel mehr Freyheit der Bewegung, und mehr geſchichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabey das alte Syſtem ganz umzuſtoſſen, ſind bis jetzt nur Verſuche geblieben, und es iſt noch nicht zu einem beſtimmten Reſultat gekommen. Die neueſten Werke der höhern Dichtkunſt, die in der Sprache für claſſiſch gelten, ſind Naturbeſchreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung beſonders für ſolche werden, deren Naturbegeiſterung in den alten Formen ſich gar nicht ausſprechen konnte; denn dieſe Form, wenn man ſie ſo nennen kann, war frey von allen den Feſſeln, denen man ſonſt in der eigentlichen Poeſie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire ſeinen Witz und ſeine Philoſophie darin einkleiden, Rouſſeau ſeine Begeiſterung und Beredſamkeit darin niederlegen, Diderot ſeinen Muthwillen darin auslaſſen wollte, ſo wurde aus dieſer Form alles, was dieſen Schriftſtellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den erſten beyden folgten andere, indem ſie einen ähnlichen Geiſt nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darſtellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden ſuchten. Ich darf nicht erſt an ſolche Romane erinnern, in denen Voltaires Geiſt athmet, ſo wie er etwa im Candide ſich darſtellt. Andre folgten mehr dem Rouſſeau; wenigſtens von ähnlicher Naturbegeiſterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darſtellung in die amerikaniſchen Wildniſſe, wo ſie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des franzöſiſchen Mutterlandes, dem Ariſtoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rouſſeau und Diderot bedienten ſich alſo oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewiſſe eigenthümliche Ideen, die ſich in keine andre Form ſo gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poeſie, und als regelmäßig erzählende Darſtellung in Proſa, von Begebenheiten aus dem jetzigen geſellſchaftlichen Leben; ſo haben auch in dieſer Gattung die franzöſiſchen Schriftſteller nicht ſelten die Engländer zum Vorbilde nehmen müſſen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darſteller nimmt hier vielleicht Richardſon die erſte Stelle ein. Iſt nun gleichwohl auch er veraltet, iſt ſein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunſt überhaupt nicht ſonderlich gelungen, wird ſeine allzu große Ausführlichkeit peinlich und beſchwerlich, ſo iſt es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in dem Verſuch, die Poeſie ſo unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Proſa darſtellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern der Cervantes ſind Fielding und Smollet immer noch die geübteſten und ſelbſt in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturſtücken dieſer Gattung, die ihr eigentlich auch am beſten gelingen, dürfte der Prieſter von Wakefield ſeinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darſtellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieſer Laune, der Empfindung und des Witzes ſich auflöst, hat Sterne erſt erſchaffen.

Soll man Geiſteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, ſo wie andere Modewaaren beurtheilen, ſo ſcheinen mir auch in dieſer Hinſicht, was die ſaubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen engliſchen Romane vor den franzöſiſchen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den franzöſiſchen Romanen in ihrer eigenen Litteratur nachtheilig iſt, und unſtreitig auch der Entwicklung der Gattung ſehr im Wege ſteht, iſt der außerordentliche Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, Bekenntniſſen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder ſich der Natur des Romans etwas annähern. Mir iſt nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein ſo allgemeines Intereſſe erregt hätte, als ſeine Denkwürdigkeiten; und welcher andere franzöſiſche Roman konnte wohl eine ſolche Wirkung hervorbringen wie Rouſſeau's Bekenntniſſe!

Überhaupt wurde die Poeſie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Proſa verdrängt, die ſich während deſſelben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch ſehr reich und in den erſten Schriftſtellern mit der höchſten Kraft der Beredſamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Proſa iſt geiſtreich und witzig wie er ſelbſt; er iſt ihm und ſeiner Art durchaus angemeſſen. Sonſt wird er, ſo viel ich weiß, von den ſtrengern franzöſiſchen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geſchichtlichen Schreibart iſt er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutſche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem äſthetiſchen Kunſtgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunſt hat, was bey den andern franzöſiſchen Schriftſtellern ganz vermißt oder doch ſo äußerſt ſelten gefunden wird; ſeine Sprache aber iſt launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie dieſe in den Werken des Witzes von den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern erwartet wird. Am meiſten werden im Styl mit Recht, Büffon und Rouſſeau als Darſteller und Redner bewundert. Kunſtreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau iſt vielleicht der erſte; nur wird es durch die Beſchaffenheit ſeines Werkes herbeygeführt, daß er überall Epiſoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo ſie an ſich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben ſeine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich ſcheinen. Weniger erwartet iſt es aber, in dem Abſchnitt von den Haſen eine ausführliche und auch an ſich ſehr rhetoriſche Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freyheiten würde ſich Ariſtoteles als Naturbeſchreiber nicht erlaubt haben; in der ſtrengen Angemeſſenheit bey der vollkommenen Klarheit der wiſſenſchaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeitz war. Ich würde daher denjenigen beyſtimmen, welche Rouſſeau den Vorzug geben, eben weil die Kunſt im Einzelnen bey ihm weniger fühlbar iſt als bey Büffon, und weil in ſeinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine ſtrenge Ordnung, doch ein eigner und ſehr redneriſcher Gang ſich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beyſtimme, welche Rouſſeau'n unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Erſten an Kunſt und Kraft der Rede halten, ſo kann ich doch auch denen meine Beyſtimmung nicht verſagen, welche ſelbſt von dieſer hinreißenden Beredſamkeit bis zu Boſſuets Größe noch einen ſehr weiten Abſtand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß ſich jemahls ändern, ſollte dieſes jetzt ſo herrſchende Übergewicht der Proſa in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur ſich vermindern, oder wenigſtens doch daneben die Poeſie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, ſo würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher verſucht hat, der ſinkenden franzöſiſchen Poeſie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung ſonſt einer andern Nation geſchehen wird, oder geſchehen kann; ſondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geiſt, und die Poeſie mehr zurückführt in die ältere franzöſiſche Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was dieſe in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunſt hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgeben auf ihre eigene urſprüngliche und älteſte Poeſie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geſchöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinſam iſt. Die Poeſie der Nationen, ſo wie dieſe ſelbſt, berühren ſich in ihrem Urſprung. Der reine Born der religiöſen Begeiſterung aber bildet für alle Gemüther eine nie verſiegende Quelle, aus deren Tiefe die Poeſie immer wieder neu hervorgeht, und die jeder Zeit gleich nach ſteht. Aus dieſer Quelle ſchöpfte La Martine ſeine Dichtungen, in denen der glückliche Anfang einer neuen Poeſie für Frankreich aufgeht.

In England neigte ſich die Poeſie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum franzöſiſchen Geſchmack, der Einfluß deſſelben iſt in Pope's correcter Sorgfalt ſichtbar, wie in Addiſons Verſuch einer ſogenannten regelmäßigen Tragödie. Indeſſen zogen beyde den Shakſpeare und Milton wieder aus der Vergeſſenheit hervor; Pope's Überſetzung des Homer, ſo wenig ſie der Einfalt des alten Sängers entſprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den groſſen Dichter der Natur und der Vorzeit, und iſt ſelbſt ein Beweis von dieſer Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt ſich ſchon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine ſo große Anzahl von Verſuchen in derſelben erzeugte. Daß dieſe Gattung an ſich etwas kaltes und unpoetiſches hat, iſt ſchon früher erinnert worden; daß ſie ſich bald erſchöpfen muß, lehrt das Beyſpiel der Engländer von neuem. Indeſſen waren die Gedanken und Betrachtungen bey ihnen oft auch mit Leidenſchaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemaßigter und ſchöner ſprach Thomſon ſein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeſchreibenden Gedichts, die auch bey andern Nationen ſo viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Oſſian ſo viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Oſſianiſche Schwermuth und Youngſche Nachtgedanken, ſo iſt doch allerdings wohl ein Geiſt der ernſten Betrachtung in den lyriſchen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrſchender, als in den franzöſiſchen. Früh ſchon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakſpeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derſelben iſt, den man aufgefunden hat, beſonders der ſchottiſchen, je mehr ſcheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poeſie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauſpielen ausgenommen. So fing alſo am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poeſie in Frankreich an mit einer ſtrengen zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löſte ſich immer mehr auf in geſellſchaftlichen Witz. In England begann ſie mit ernſten Betrachtungen oder dichteriſchen Naturbeſchreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberey an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlohrnen Poeſie einer noch ältern Zeit. In den letzteren Jahren, ſeit die Gemeinſchaft mit England wieder hergeſtellt iſt, hat ſich der Ruhm von zwey neuen

Dichtern aus der brittiſchen Inſel auch über unſern Continent verbreitet, welche auf ſehr verſchiedene Weiſe den jetzigen Moment und Zeitcharakter des poetiſchen Gefühls bezeichnen. Scotts Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und iſt ſelbſt nur ein Nachhall, jener nicht mehr vorhandnen, ehemaligen Poeſie; oder wenn man will, eine Moſaik aus einzelnen Bruchſtücken der romantiſchen Sage und alten Ritterzeit, nach ſchottiſchen Sitten, mit genauer Kenntniß und ſorgſamer Treue, fleißig zuſammengeſetzt, und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäuſern und angelegten Einſiedeleyen, die Fragmente alter Glasgemählde aus gothiſchen Kirchen, für den mahleriſchen Eindruck ſauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, ſondern aus der Tiefe der tragiſchen Begeiſterung und eignen troſtlos atheiſtiſchen Weltanſicht bricht Byrons Poeſie hervor, wie ſich dieſe in einem hochſtrebenden an ſich reichbegabten Gemüthe im Kampf des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Fantaſie, unter mannichfachen ſeltſam wilden Geſtalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düſtern Zauberſcheine aller Leidenſchaften umkleidet. Dieſe atheiſtiſche Begeiſterung war auch der deutſchen Poeſie in einer früheren Epoche nicht ganz fremd; doch hat ſie ſich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falſchen tragiſchen Größe nur noch von den äußerſten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unſerer Kunſt ſchon deutlich empfunden, daß die neue Poeſie in ihrer Klarheit nicht hervorquellen kann aus dieſem dunkeln Strudel des leidenſchaftlichen Unmuths, ſondern ſich nur aus dem reinen Lichte der ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Fantaſie, wie der Regenbogen nach dem Ungewitter entfalten ſoll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zuſammengenommen, als Poeſie der Erinnerung und Poeſie der Verzweiflung, bilden mehr den letzten Schluß einer ehemaligen, verlohrnen, oder völlig untergegangnen Poeſie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigſtens bis jetzt darin nicht ſichtbar iſt.

Die Poeſie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bey den meiſten Nationen ſehr in Abnahme, wenigſtens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, ſelbſt in Ländern wo die Poeſie ganz in das Leben verflochten iſt, wie in Spanien, oder wo der Kunſtſinn mit zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poeſie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, ſo entwickelte ſich dagegen das Theater jetzt deſto mannigfaltiger. Im Metaſtaſio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen ſich ganz vereinzelt alle dieſe Elemente eines poetiſchen Schauſpiels, die auch bey uns, meiſtens aber in wunderlicher Vermiſchung die Bühne erfüllen. Im Metaſtaſio finden wir die höchſte muſikaliſche Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italiäniſcher Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bey uns in allerley Menſchen verkleidet. In Gozzis fantaſtiſchen Volksmährchen, ſeinen Zauber- und Spektakelſtücken, ſehen wir eine wahrhaft poetiſche Erfindungskraft; aber ohne die muſikaliſche Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantaſie, wodurch die Poeſie, die in ihnen liegt, erſt ganz zur Erſcheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man ſchon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt iſt.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern engliſchen Schauſpielen in Vergleich mit den neuern franzöſiſchen daſſelbe rühmen kann, wie von den Romanen; daß ſie als poetiſche Manufakturwaare betrachtet, in Rückſicht der ſaubern, ſorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italiäniſche Theater näher, wegen der Ähnlichkeit mit dem unſrigen, wenigſtens in der äußern Lage, und in der ſpäten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poeſie, oder auch über bildende Kunſt waren freyer, eigenthümlicher, und meiſtens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die franzöſiſchen Schriftſteller dieſer Gattung, entſprachen daher dem deutſchen Geiſte mehr. Doch hat die deutſche Kritik nur die erſte Veranlaſſung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und ſich bald durchaus ſelbſtſtändig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unſrer Litteratur.

Wichtiger als alles was zu der dem Schönen gewidmeten Litteratur gehört, ſind die großen Muſter der Geſchichtſchreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgeſtellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigſtens dadurch, daß ſie die erſten waren, weßhalb ſie auch den Geſchichtſchreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jezt, wenn ich nicht irre, die erſte Stelle unter den drey merkwürdigſten eingeräumt. So heilſam die ſkeptiſche Denkart dem hiſtoriſchen Schriftſteller für die Unterſuchung der Thatſachen iſt, wo ſie faſt nicht zu weit getrieben werden kann: ſo wenig iſt doch dieſe Denkart, wenn ihre Zweifel alle ſittlichen und religiöſen Grundſätzen angegriffen, erſchüttert und aufgelöſt hat, demjenigen angemeſſen, der als der Geſchichtſchreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einſeitige Grundſätze, eine Anſicht die nicht ganz die rechte iſt, ſind in dieſem Falle noch beſſer und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Geſinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Oppoſition gegen die herrſchende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem hiſtoriſchen Werk bey dieſer Sinnesart noch ein Intereſſe geben kann. Dieſe Neigung zur Oppoſition iſt unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilſam es nun auch ſeyn mag, daß er, da übrigens in der Litteratur Englands der republikaniſche Geiſt der Whig-Parthey damals ſo allgemein herrſchend war, wie er es auch jezt noch vielleicht für das fernere Wohl der Nation viel zu ſehr iſt, ſich von der gewohnten anglikaniſchen Härte und Einſeitigkeit entfernt hielt, und vielmehr die Gegenſeite ergriffen, und einen wichtigen Theil der engliſchen Geſchichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schickſale der Stuarts und für die Grundſätze der Tory's dargeſtellt hat; er bleibt deßfalls doch mehr nur ein höchſt merkwürdiger Partheygeſchichtſchreiber, in ſeiner Art und Anſicht allerdings der erſte, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geiſt und Werth geliefert hatte. In den ältern Zeiten iſt er ganz ungenügend, weil er für dieſe keine Liebe hatte, und ſich nicht in dieſelben zu verſetzen weiß. In der Schreibart iſt Robertſon der anziehendſte; ſein Ausdruck iſt gewählt, und obwohl geſchmückt, dennoch klar und ohne Künſteley. Deſto ſchwächer iſt er von einer andern Seite, welche freylich die wichtigſte ſeyn ſollte, als Geſchichtforſcher in Rückſicht auf den Inhalt. Wie unzuverläſſig, oberflächlich, voller Irrthümer er gröſtentheils in den Thatſachen ſey, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, ſo ſehr man auch bey dem ſinkenden und entarteten Geſchmack in der Schreibart, die ſeinige als ein Vorbild aufzuſtellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl iſt er auch darin noch zu Wort- und Antitheſenreich. Die Schönſchreiberey und das Streben nach einer durchaus künſtleriſchen und redneriſchen Behandlung in der Geſchichte, ſcheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu ſeyn. Wollen wir die Geſchichtſchreibung als eine Kunſt behandeln, ſo wird es ſchwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können ſie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmlich die Geſchichte mehr als Wiſſenſchaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten ſo unendlich reicher ausgeſtattet ſind, als ſie es waren. Hat man dieſes Ziel im Auge, ſo iſt eine ganz einfache Schreibart die beſte, wenn ſie nur ſorgfältig, überall angemeſſen, leicht und klar iſt, ohne überflüſſige Worte, geſuchte Kunſt oder Nachahmung von redneriſchen Wendungen und Prachtſtücken. Sehr reichhaltig in Gedanken iſt Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen faſt durchgehends vortreflich ausgearbeitet finden, aber ſie iſt zu gekünſtelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl iſt voll von lateiniſchen und franzöſiſchen Wendungen und Worten; die engliſche Sprache, als eine von gemiſchter Natur, hat in Rückſicht der Worte und Wendungen, welche ſie aus dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen, zu ſo vielen andern ſchon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für ſich keine ganz feſte Gränzlinie. Jene halblateiniſche und geſuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon ſich auszeichnet, ward beſonders durch den Kritiker Johnſon verbreitet; jetzt ſcheint man wenigſtens in den Grundſätzen davon zurückgekommen zu ſeyn, und betrachtet dieſe Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geiſt der Sprache. Im Innern iſt Gibbons Werk, ſo lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Geſinnung, und durch den Voltairiſchen Geiſt und Hang zur Religionsſpötterey, der eines Geſchichtſchreibers ſo ganz unwürdig iſt, und bey Gibbon's geſuchter und wie gedrechſelter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, ſondern bloß als das Streben darnach erſcheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an dieſen drey großen engliſchen Geſchichtſchreibern bemerkte, deren Verdienſte außerdem hinreichend anerkannt ſind, ſo erſcheinen ſie dennoch um ſo vorzüglicher, und als die Erſten ihrer Gattung, wenn man ſie mit ihren Nachfolgern zuſammenſtellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italiäniſcher Bildung ausgeſtatteten, aber dennoch trocknen und ſchwerfälligen Roſcoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und claſſiſch ſchreibenden Coxe, der in der Geſchichtforſchung meiſtens eben ſo ungenügend iſt, mit Robertſon, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen, immer wird man finden, daß die hiſtoriſche Kunſt in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu ſeyn ſcheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer feſten und befriedigenden Philoſophie, der ſelbſt bey jenen Erſten ſehr fühlbar iſt. Ohne über das Woher und Wohin des Menſchen überhaupt etwas zu wiſſen, iſt es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schickſale der Nationen, nicht möglich, ein Urtheil, oder auch nur eine beſtimmte Meinung und Anſicht zu haben. Überhaupt ſollten beyde, Geſchichte und Philoſophie, immer ſo ſehr als möglich verbunden ſeyn. Ganz getrennt von der Geſchichte, und ohne den Geiſt der Kritik, welcher eben nur aus dieſer Verbindung hervorgeht, kann die Philoſophie kaum etwas anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelweſen; indem ſie in dem erſten Falle die Zeiten verkennt, nicht verſteht und nicht unterſcheidet, und eben deshalb verwirrend auf ſie einwirkt, oder indem ſie im zweyten Falle, den Menſchen und das Leben in ihrem todten Treiben gar nicht berührt. Ohne den beſeelenden Lebensgeiſt der Philoſophie aber, iſt die Geſchichte nur ein todter Haufe unnützer

Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Reſultat. Der Mangel an befriedigenden Überzeugungen und Grundſätzen zeigt ſich nirgends auffallender als in der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit, die beſonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutſchland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reiſebeſchreibungen nahm man die Züge, um ein Gemählde aufzuſtellen von dem Fiſcher, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder ſtädtebewohnenden und Handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geſchichte der Menſchheit, und es enthielten dieſe Verſuche allerdings auch manche im Einzelnen und an ſich recht gute und brauchbare Bemerkungen; ſelbſt wo man den Menſchen nur nach ſeiner körperlichen und natürlichen Beſchaffenheit betrachtete, ſo wie dieſe in der weißen oder ſchwarzen, rothen und gelben Menſchengattung ſich unterſchieden darſtellt und beobachtet worden iſt. Solche einzelne Beobachtungen erhalten aber erſt ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung und Erklärung durch ihre Beziehung auf den höheren Zuſammenhang des Ganzen. Was war aber, ſo lange dieſe Einheit fehlte, damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geſchichte der Menſchheit verdienen würde: die Frage, was der Menſch denn eigentlich ſey, wie er urſprünglich beſchaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zuſtand gerathen, worin wir ihn jetzt ſehen? Die Antwort auf dieſe, doch allerdings geſchichtliche Frage, womit alle Geſchichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philoſophie;

jene chriſtliche Philoſophie nähmlich, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verſtehen. Sobald die Geſchichte aus dem beſchränkten Umkreiſe der gegebnen Überlieferungen und Begebenheiten einiger Völker und Zeiten hinausgeht und den Blick auf das Ganze der Menſchheit werfen will, kann nur eine gründliche Philoſophie der Offenbarung, die wahre Deutung finden und den rechten Weg bewahren; ſonſt wird immer die Gefahr entſtehen, daß die Menſchheit in ihrer Entfaltung und Entwicklung nur als ein bloßes Naturerzeugniß aufgefaßt werde. Und auch die höhere göttliche Weltordnung in der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Zeitalter und geſchichtlichen Aeonen der Welthiſtorie kann nur aus den Tiefen der geiſtigen Erkenntniß richtig verſtanden und aufgefunden werden. Die nothwendige Anknüpfung der Menſchengeſchichte an das Göttliche in ihrem Anfang, Mittelpunkt und Ende, geht mit einem Worte nur aus dem Spiritualismus dieſer chriſtlichen Anſicht leicht und befriedigend hervor. In jener falſchen Geſchichte der Menſchheit, einer würdigen Ausgeburth der verkehrten ſinnlichen und materiellen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Menſch aus dem Schlamm empor gewachſen ſey, wie ein Erdſchwamm, nur daß er beweglich iſt und Bewußtſeyn hat. Doch hat er nach derſelben Anſicht dieſes freylich nur ſehr allmählig erhalten und das Kunſtſtück in ſolchen Geſchichten der Menſchheit beſteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verſtand und Geiſt, ſammt aller Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehen zu laſſen. Je näher man dabey den Menſchen von dem Orang-Outang, dem Lieblinge ſo vieler Philoſophen des Jahrhunderts, entſtehen laſſen konnte, für ſo philoſophiſcher galt es. Wir, mit dieſem Reichthum von Hülfsmitteln und Quellen, von Urkunden des Alterthums, und Schätzen der Erd- und Völkerkunde umgeben, ſo viele Zeitalter ſchon vor uns überſchauend, ſtehen gerade auf dem Standpunkte, wo die Welthiſtorie eine Wiſſenſchaft in wahrem Sinne des Worts werden könnte, in deren großem Zuſammenhange dann auch die politiſche Geſchichte in einem ganz neuen Lichte erſcheinen würde. Um dieſen Bau zu vollenden, müßten aber die großen Materialien, welche unſerm Zeitalter zu Theil geworden, auf die alte theologiſche Grundlage aufgeführt und wohl zuſammengefügt werden, was bis jetzt noch nicht geſchehen iſt. Jene Geſchichten der Menſchheit, die man uns Statt deſſen gegeben, ſind auf dem Sand einer eiteln Vernunfthypotheſe oder einer ſeichten Naturbeobachtung gebaut geweſen, und mit dieſem Sand der damals herrſchenden Sinnlichkeitsphiloſophie zuſammengeſtürzt. Die hiſtoriſche Kunſt aber, wie die Engländer ſie in der modernen Zeit zuerſt geübt und am weiteſten gebracht haben, hat uns nur rhetoriſche Meiſterwerke gegeben, ohne wahre Wiſſenſchaft.

Die von Baco ohne ſeine Schuld veranlaßte, von Locke zuerſt in den weſentlichen Grundſätzen aufgeſtellte Philoſophie der Sinnlichkeit, welche ſich in Frankreich nach allen ihren unſittlichen und zerſtörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in dieſem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was dieſe erheiſcht, dem entgegenſtand; welche durch eine ſolche Entwicklung deſſelben Syſtems wie in Frankreich, allerdings und unausbleiblich würde zerſtört worden ſeyn. Auch von Natur war der Geiſt der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und ſkeptiſche Seite jener Philoſophie zu ergreifen, als die materielle und atheiſtiſche. Schon Berkeley gerieth durch Locke's Syſtem auf die ſeltſamſte Vorſtellungsart, da er ſeinen religiöſen Glauben dabey behaupten und damit vereinen wollte, und dieſer zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenſtände in unſern Geiſt hinein kommen, ſo daß er Vorſtellungen von ihnen haben kann, dieß ſchien der damahligen Philoſophie unbegreiflich, und mußte ihr ſo erſcheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, iſt doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen ſolchen Eindruck vom Gegenſtande, nicht den Gegenſtand ſelbſt und an ſich, der uns ewig zu fliehen ſcheint. Betrachten wir die Natur als ſelbſt belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das ſichtbare Wort des Lebens, ſo löſt ſich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwiſchen zwey lebenden und auf einander wirkenden, geiſtigen Naturen, ein drittes, ſcheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand ſeyn kann, das iſt uns nicht unverſtändlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir ſelbſt nicht anders leben und wirken, ja auch in uns ſelbſt eigentlich niemahls allein ſind, und mit uns ſelbſt nicht ohne Werkzeug und Wort umgeben und im innern Zuſammenhange bleiben können. Die einfache Anſicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geiſtes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denſelben ſey, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geiſtes, und mit der lebendigen Überzeugung von deren Daſeyn verlohren. Und ſo gerieth die ſinnliche Philoſophie über ihre erſten Grundſätze, ihre eigenen weſentlichſten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andre. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenſtände gebe, ſondern Gott unmittelbar alle Vorſtellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Anſicht, auf die ſkeptiſche, welche bey den unauflöslichen Zweifeln ſelbſt ſtehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß ſelbſt läugnet. Er hat eigentlich durch ſeine alles durchdringende, und alles erſchütternde ſkeptiſche Denkart den Gang der engliſchen Philoſophie entſchieden. Denn ſeit Hume iſt nichts weiter geſchehen, als daß man durch allerley Bollwerke den ſchädlichen praktiſchen Einfluß jener ſkeptiſchen Denkart abzuwehren und durch verſchiedene Stützwerke, und Nothhülfen das Gebäude aller ſittlichen nothwendigen Überzeugungen aufrecht zu erhalten ſuchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt iſt alſo nicht bloß bey Adam Smith, ſondern in der geſammten engliſchen Philoſophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unſichtbare Herrſcher des Ganzen. So lebenswerth und wohlthätig indeſſen die ſtete und allgemeine Beziehung auf dieſen Mittelpunkt iſt, zum entſcheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wiſſenſchaft iſt dieſer Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich ſind jene Stützwerke, und ſelbſt für das praktiſche Leben werden ſie auf die Dauer nicht halten, weil deſſen Gang immer früher oder ſpäter durch die innere Überzeugung und Entwicklung des Geiſtes beſtimmt und beherrſcht wird. Es ſind die beyden Surrogate, in Ermangelung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für dieſe ſelbſt, der gemeine und geſunde Menſchenverſtand, für die Sittenlehre aber das ſittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verſtand, wenn er ſich auch nicht bloß für allgemein und geſund hielte, ſondern es im vollkommenſten Sinne wirklich wäre, würde doch in ſeinen Entſcheidungen, wenn dieſe als das Letzte gelten, und nicht weiter unterſucht werden ſollen, vielmehr die Frage der Philoſophie abſchneiden, als löſen und beantworten. Aber die angebohrne Wißbegierde läßt ſich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt noch ſo oft abgewieſen, immer wieder. Das ſittliche Gefühl und Mitgefühl, iſt für die Sittenlehre allein ein zu ſchwankendes Weſen: wenn nicht ein ewiges Geſetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl ſich herleiten läßt, ſondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feſte Überzeugung, ein beſtimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die engliſchen Philoſophen auf die Ausſprüche des geſunden Verſtandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden ſittlichen Grundſätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, iſt wie dieſe Grundlage ſelbſt, worauf er gebaut iſt, von ſehr ſchwankender Art. Es iſt nicht, was wir Glauben nennen wurden; eine Überzeugung und Erkenntniß feſt und unerſchütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als dieſe, nur aus einer ganz andern Quelle geſchöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Überlieferung. Es iſt vielmehr dieſer ſogenannte Glaube des geſunden Menſchenverſtandes bey den engliſchen Philoſophen ein gemachter, und an ſich ſelbſt nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr ſo wenig beſtehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenloſen. So iſt alſo dieſe Nation kraftvoll und frey in ihrem ganzen Seyn und Leben, die ſelbſt in der Poeſie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erſcheinung, in der Philoſophie durch ſich ſelbſt auf eine eigne Weiſe gebunden; ſo daß in dieſem Gebiete ſich ihr Geiſt in der neuern Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erſcheint, als ſelbſt bey einigen unter den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern. Sind einige Philoſophen in England eigne Geiſteswege, abgeſondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, ſo hat dieß meiſtens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch ſind die mir bekannten Verſuche der Art an ſich nicht ſehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So iſt alſo die philoſophiſche Denkart in England einem Menſchen zu vergleichen, der ein vollkommen geſundes Ausſehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erſte Anfall derſelben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Wie in dem politiſchen Gebiet die innere revoluzionäre Unruhe, von welcher der Keim in England noch nie erloſchen war, durch das kunſtreiche Gleichgewicht jener bewunderten Verfaſſung fortdauernd angehalten und zertheilt wird, ſo geſchieht es auch in dem intellektuellen Gebiet, wo der vollſtändige, entſchiedene Materialismus, oder der zerſtörende Geiſt einer unbedingt ſkeptiſchen Anſicht, durch die erwähnten moraliſchen Linderungsmittel ſcheinbar in Schranken gehalten, und wenigſtens an einem gemeinſchädlichen Ausbruch bis jetzt verhindert wurde. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt ſich die Krankheit des philoſophiſchen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht; und es könnte ſich leicht auch in dieſer Anwendung bewähren, daß das zähe, chroniſche Uebel auf die Länge oft nicht minder gefährlich iſt, als die acute Krankheit. Ich halte daher für ſehr wahrſcheinlich, ja faſt für gewiß, daß der philoſophiſchen und was damit nothwendig zuſammenhängt, der moraliſchen und der religiöſen Denkart Englands, noch eine große Kriſis bevorſteht.

Sieht man nicht auf die nächſten praktiſchen Folgen, ſondern bloß auf den innern Gang des Geiſtes ſelbſt, ſo möchte man faſt geneigt ſeyn, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger ſchädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbſttäuſchung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußerſten Irrthums kommt der Geiſt oft um ſo ſchneller zu ſich ſelbſt, und erhebt ſich aus dem Abgrunde, in den er verſunken war, mit deſto größerer Kraft und Anſtrengung.

Eine ſolche, ſehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philoſophie hat beſonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Perſon einer Schauſpielerinn, oder ſonſt auf ähnliche Weiſe, treffender als man vielleicht dachte, dargeſtellt und gefeyert worden, wieder gereinigt und der Religion zurück gegeben waren, nachdem ſich auch jene neue Kirche, ohne allen beſtimmten Glauben, die Gott- und Menſchenliebhaberey, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöſt hatte, erhoben ſich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meyne hier nicht ausſchließend jenen berühmten Schriftſteller, der ſeine glänzende und überſtrömende Beredſamkeit ganz der Religion widmete. Denn ſo ſehr es an ſich lobenswerth, ſo ſehr es ganz an der rechten Zeit, ſo nothwendig es für die nächſte Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Chriſtenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in ſeinen wohlthätigen Folgen ſchilderte, ſo iſt dieſer Redner doch mehr nur bey der äußern Erſcheinung der Religion, und bey dem Glanze derſelben ſtehen geblieben, als daß er in den innern Geiſt, das eigentliche Weſen und in die Tiefen derſelben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer iſt ſeitdem La Mennais eingedrungen; am glücklichſten da wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieſes Glaubens ſpricht, wie er die Fülle deſſelben in ſich fühlt, weniger da, wo er in einem Streit befangen, zu dem ſeine Kräfte eigentlich nicht zureichend ſind, das Geſetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wiſſenſchaft gründen will, wie es auch bey uns in früherer Zeit in einer andern mehr bloß moraliſchen Weiſe von Kant und Jakobi und ihren Anhängern geſchehen, ſo daß er in dieſer Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholiſcher Abſicht redet. Es kann aber gewiß ſelbſt für Frankreich nicht mehr an der Zeit ſeyn, mit der Rouſſeauiſchen Beredſamkeit des Haſſes und tödtlichen Feindſchaft gegen alle Wiſſenſchaft anzugehen; da vielmehr ſchon der Augenblick näher gekommen iſt, wo die wahre Wiſſenſchaft, während die falſche größtentheils von ſelbſt in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiſte der Religion durchdrungen und überwunden, ſich dauernd mit ihr ausſöhnen und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen ſoll. Dieſem Ziele ſteht der Graf Maiſtre, als wohlwiſſender Kenner der tieferen Philoſophie, viel näher als alle andern Ultraſchriftſteller, während er doch die katholiſche Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutſchen Geiſt nicht verſtanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.

Auch noch von andern Seiten der litterariſchen Forſchung ſuchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philoſophie zu begründen. Selbſt dem Verſuche, den Geiſt deutſcher Forſcher dort bekannter und einheimiſcher zu machen, haben ſich kenntnißreiche Schriftſteller und berühmte Talente gewidmet, unter welchen jene Frau wohl die erſte Stelle einnimmt, die mit ihrem Denken ſo vieles durchkämpft und im Leben ſo vieles erduldet, und die Zeit und den Mann der Revoluzion mit unnachahmlichem Geiſte, für Frankreich beſſer als jeder andere Autor, geſchildert hat. Jenem Verſuche aber, dem auch ſie die ganze Kraft ihres außerordentlichen Geiſtes gewidmet, um deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft für Frankreich zugänglich zu machen, ſcheinen immer noch ſehr große Hinderniſſe im Wege zu ſtehen. Vielleicht iſt man dabey gleich zu ſehr ins Allgemeine der ganzen Litteratur gegangen, ſtatt ſich auf die zuerſt nothwendige und weſentliche philoſophiſche Belehrung der Nation zu beſchränken. Hier tritt nun aber das Hinderniß ein, ſobald Frankreich im Ganzen genommen wird, da doch die intellektuelle Entwicklung ſich nicht von dem religiöſen Gange trennen läßt, daß die geſammte deutſche Litteratur und auch die deutſche Philoſophie, beſonders in der früheren Epoche, eine überwiegend proteſtantiſche Farbe hat, was für den jetzigen Standpunkt von Frankreich um ſo mehr eine Störung und unveränderliche Entfremdung verurſachen muß. Die erſten Vertheidiger und Verkündiger des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Wiſſenſchaft haben nach ihrer perſönlichen Stellung dieſe proteſtantiſche Seite, welche auf jeden Fall doch nur die Eine Seite iſt, unglücklicher Weiſe viel zu ſchneidend hervorgehoben. Nur die Zeit kann dieſe für jetzt noch obwaltende Entfremdung ausgleichen; mit der Zeit aber werden ohne Zweifel die beſſern franzöſiſchen Schriftſteller, ich meyne die philoſophiſch-religiöſen, wohl inne werden, welchen Schatz von geiſtigen Materialien, welche Hülfsmittel und neue Organe ſie hier in dem intellektuellen Deutſchland, auch für die katholiſche Wiſſenſchaft finden konnten. Die philoſophiſchreligiöſe Übereinſtimmung und gegenſeitige Gemeinſchaft darin, kann für die verſchiedenen Nationen natürlich erſt dann Statt finden, wenn die einzelnen Nationen dieſe Übereinſtimmung erſt in und mit ſich ſelbſt gefunden haben. Unſtreitig würde auch eine noch ſo reiche bloß litterariſche Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, ſo lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Überzeugung feſt ſteht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politiſchen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Überzeugung iſt das, worauf es eigentlich ankommt.

Was mir daher in der neueſten franzöſiſchen Litteratur als das wichtigſte und weſentlichſte erſcheint, das iſt die ſchon früher berührte Rückkehr zur höhern ſittlichen, gereinigten platoniſchen und chriſtlichen Philoſophie, wie ſie ſelbſt in Frankreich hie und da aus dem tiefſten Abgrunde des herrſchenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieſelbe ſchon vor der Revolution, ſelbſt in der Zeit des größten Verderbens begonnen; nur daß erſt nach der allgemeinen Rückkehr auf die feſte Grundlage der Religion, die ſich allein als unerſchütterlich bewährt hatte, dieſes Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgeſonderte und beſſer denkende Philoſophen hat es immer gegeben, wie ſehr auch der herrſchende Zeitgeiſt im Allgemeinen verderbt ſeyn mochte. Ich nenne hier zuerſt den Hemſterhuys, der obwohl von Geburth kein Franzoſe, doch in dieſer Sprache ſchrieb, und zwar ſo ſchön und hermoniſch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieſer Seite ſeine ſokratiſchen Geſpräche dem edlen Platoniſchen und philoſophiſch chriſtlichen Geiſte entſprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meiſten wird aber jene Rückkehr durch zwey höchſt merkwürdige und ihrer Abſicht nach ganz ausſchließlich chriſtliche Philoſophen bezeichnet. Der erſte von dieſen Zweyen, St. Martin hatte ſchon vor der Revolution und während derſelben unter dem Nahmen des unbekannten Philoſophen in einer Reihe von Werken, welche dem großen Haufen unbemerkt blieben, aber deſto tiefer auf die Wenigen wirkten, jenes uralte Syſtem des Spiritualismus aufgeſtellt, welches in unſrer Zeit, weil ihr das Ewige fremd geworden war, wieder als ein neues erſcheint. Der andere aber, Bonald war ſeit der Revoluzion und im Kampf gegen dieſelbe, der beſte und tiefſinnigſte Vertheidiger der monarchiſchen Verfaſſung nach altfranzöſiſchem Vorbilde geworden, und ſuchte die weſentlichen Grundſätze und Eigenſchaften derſelben auf eine eigenthümliche chriſtliche Staatstheorie zu gründen, wie er ſich ſpäterhin in den letzten Schriften in ſeinem Verſuche einer chriſtlichen Philoſophie zu der Idee des ewigen, vermittelnden Wortes als Grundlage derſelben, mit ziemlicher Klarheit erhoben hat. Beyde enthalten indeſſen neben dem vielen Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manches, was einer weſentlichen Ergänzung oder Berichtigung bedarf. Zum Theil liegt dieſes ſchon in einigen franzöſiſchen Vorurtheilen und auch darin, daß ſie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu ſehr in demſelben und beſonders in ihrer Nation befangen ſind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Das Nationalvorurtheil iſt bey Bonald überwiegend und beſchränkt ihn vielfältig; dagegen St. Martins Blick zwar durchaus nicht in dem Syſteme ſelbſt, welches außer aller Berührung ſtand mit der armſeligen Wirklichkeit unſers Zeitalters, wohl aber in der Anwendung durch eben dieſe niederſchlagende Umgebung hie und da getrübt ward. Indeſſen iſt der Vorwurf eines ſtillen Oppoſitionsgeiſtes gegen die beſtehende kirchliche Verfaſſung, den man ihm als Katholiken macht, doch was ihn ſelbſt betrifft, mehr nur ſcheinbar, als in der That begründet; und wenn er einige ſeiner Anhänger in Frankreich oder Rußland mit mehrerem Rechte treffen ſollte, ſo iſt dieſes eben nicht auffallend, da die Nachfolger und Schüler eines großen Mannes in jeder Art und in jedem Fache eher alles andere von ihrem Meiſter anzunehmen und beyzubehalten pflegen, als die Gränzen einer weiſen Mäßigung. Wenn St. Martin aber den damaligen Zuſtand der kirchlichen Dinge nicht in allen Stücken billigt, beſonders aber den Verfall der katholiſchen Wiſſenſchaft laut beklagt, ſo hat er während der wilden Revoluzionszeit in der trüben Epoche, die ihr voranging, wohl Veranlaſſung dazu gehabt, und mag ihm der ganze Zuſtand, ſo wie er damals war, zur genügenden Entſchuldigung dienen. Doch bleibt das Mißverſtändniß an ſich immer verwerflich und dem großen Zwecke der Religion hinderlich, auf welchen er doch ſelbſt mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes hinarbeitet; indem dadurch der irrige Schein entſtehen konnte, als ſollte die Erkenntniß des Göttlichen ausſchließend und allein auf die innere Wahrnehmung und Erleuchtung gegründet und von der poſitiven Überlieferung und äußern Kirche, als ihrem natürlichen Träger und ihrer weſentlichen Form zu ſehr abgetrennt oder wenigſtens von ihnen entfernt werden. Nirgends aber hat St. Martin die wahre Wiſſenſchaft der Religion feindlich entgegengeſtellt oder zu ſehr gegen dieſe erhoben; er ſpricht überall nur den Wunſch aus, daß die höhere Erkenntniß ganz nur ein Eigenthum und Werkzeug derſelben und mit dem Prieſterthum wieder vereinigt ſeyn möchte, worin vielmehr eine hohe Würdigung ſeiner Beſtimmung als eine Geringſchätzung derſelben nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe des herrſchenden Zeitgeiſtes und einer gemeinen, ſinnlichen Philoſophie ſich kund giebt, welche er ſein ganzes Leben hindurch unermüdet bekämpft hat. Alles dieſes betrifft ohnehin nur die äußern Verhältniſſe; mit dem Syſtem des katholiſchen Glaubens ſelbſt iſt St. Martins Lehre nirgends im Widerſpruch und um ſo mehr in vollkommner Übereinſtimmung, als ſeine Philoſophie nicht bloß eine moſaiſche, ſondern auch eine wahrhaft chriſtliche iſt. Der Gattung und zum Theil auch wohl dem Urſprunge nach gehört ſie zu jener orientaliſch Platoniſchen Philoſophie, welche wie ich ſchon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet ſie von den Schulen und Lehrſtühlen verdrängt ward, ſich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Überlieferung erhielt; und ſeine Schriften enthalten noch die klarſte, vollſtändigſte und beſte Darſtellung derſelben, wenigſtens in dem Bereich der franzöſiſchen Sprache und bisherigen Litteratur des Jahrhunderts. Wenn alſo auch der genannte Schriftſteller nicht eigentlich das Verdienſt der Erfindung an dieſer von ihm angenommeinen Philoſophie haben kann, wenn derſelben, ſo wie er ſie aufgefaßt, auch noch manches Mangelhafte beygemiſcht ſeyn mag; immer bleibt es höchſt merkwürdig, daß mitten in dem damahls vom Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philoſoph auftrat, der ſich ausſchließend der Widerlegung eben dieſer atheiſtiſchen Philoſophie widmete und als Gegenſatz gegen dieſelbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Überlieferung gegründete, moſaiſche und chriſtliche Philoſophie verkündigte; und man muß ſich freuen zu ſehen, wie unter ſo vielen Wortführern der katholiſchen Sache, endlich doch der Erſte unter ihnen, der Graf Maiſtre, die Einſicht gehabt hat, zu bemerken, welch' ein Schatz von Geiſt und Erkenntniß, wenn er recht gebraucht würde, hier für den Zweck der Religion bis jetzt unbenutzt verborgen gelegen habe.

Nicht minder merkwürdig aber iſt es, obgleich es Anfangs auch nur von ſehr wenigen bemerkt wurde, wenn im Anfange unſers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherſtellung der Religion nur die politiſche Nothwendigkeit und Aufrechthaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphiloſoph auftrat, wie Bonald, und im Ernſte und aus der vollſten Überzeugung den Verſuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Chriſtenthums zu gründen. In philoſophiſcher Hinſicht konnte man ihm dabey den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu ſehr vermengt und faſt identificirt, mithin die letztere nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indeſſen in Frankreich hatte man beyde bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengeſetzt, ſondern völlig außer Berührung kommen laſſen. Viele Vertheidiger der religiöſen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Abſicht gewirkt, weil ſie alle Philoſophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektiſche Vernunft und falſche Philoſophie dem menſchlichen Geiſte einmahl angebohren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen iſt, als durch die wahre. Bonald befindet ſich in dem entgegengeſetzten Extrem, daß er das Chriſtenthum gar zu vernünftig machen und faſt ganz in Vernunft auflöſen will. Die Wahrheit ſelbſt, wenn ſie den Irrthum zerſtören will, neigt ſich oft etwas zu ſtark und einſeitig zu der entgegenſtehenden Anſicht hinüber. Nach ſolchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, iſt es nicht zu verwundern, wenn der Geiſt Anfangs noch einigermaßen unſicher auf dem beſſern Wege einherſchreitet, wie es in einigen Punkten auch den beyden größten franzöſiſchen Denkern unſerer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen iſt, denen ſich der Graf Maiſtre ergänzend und berichtigt, in einer ſchon höher vollendeten Anſicht würdig anſchließt; indem er auf der einen Seite den Grundſtein des katholiſchen Glaubens, in dem Werke über den Pabſt in der gründlichſten Klarheit hingeſtellt, zugleich aber in den philoſophiſchen Geſprächen die höchſten Ausſichten des katholiſchen Wiſſens für unſern Horizont eröffnet hat.

Eine ſolche Rückkehr von innen heraus konnte in England bis jetzt nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenſtände, der Welthandel und die brittiſche

Verfaſſung. Indien und der Continent verſchlangen dort in dem thätigſten Lande den Geiſt, der vorzüglich nur in eben dieſer Thätigkeit ausgezeichnet iſt. Es bleibt ihnen dort im eigentlichſten Verſtande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philoſophie, in der ſie aus dieſer Urſache ſogar den Franzoſen beynahe nachſtehen müſſen. Auch war zu einer Rückkehr im ähnlichen Sinne, wie in Frankreich, nicht die gleiche Veranlaſſung vorhanden, weil keine Revoluzion unmittelbar vorangegangen war, weder eine bürgerliche noch eine geiſtige. Die Kraft der guten Geſinnung zeigt ſich dort mehr in dem ſtandhaften Feſthalten der alten Größe, und beſonders in einem tiefern Ergründen derſelben in ihren Grundlagen, was ſich in einzelnen großen Geiſtern jetzt um ſo gedrängter entwickelt, je mehr der Sinn dafür im Allgemeinen zu erlöſchen beginnt. Es hat in der neueſten Epoche auch in England nicht gefehlt an großen Schriftſtellern, Forſchern und Rednern, welche als Zeichen der Zeit allein ſtehen, und auf eigenthümlich verſchiedne Weiſe, den wichtigen Moment bezeichnen, wo eine neue Welt ſich öffnet, die noch kaum erfaßt und verſtanden wird, während die alte Größe dahinſinkt. So hat William Jones, in brittiſcher Gelehrſamkeit einer der tüchtigſten, für ſeine Nachfolger eine feſte Bahn gegründet in der großen Art, wie er alle orientaliſchen, beſonders aber die indiſchen Alterthümer und in ihnen die der Menſchheit und der heil. Schrift mit wahrhaft religiöſem Sinne aufzufaſſen wußte; ſo daß die Bibel ganz eigentlich die Grundlage aller ſeiner welthiſtoriſchen Gelehrſamkeit bildet; woraus denn eine ſcientifiſche Benutzung des heil. Buchs hervorgeht, welche das andre Extrem bildet zu dem verſtandloſen Umherſtreuen derſelben durch die Bibelgeſellſchaften. Schon dieſer Weg der aſiatiſchen Unterſuchungen, wenn er nur mit Geiſt und Kraft weiter verfolgt würde, wie es wohl von Einigen geſchehen iſt, müßte frey und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beſchränkungen der brittiſchen Denkart; da auch der Zugang zu der höhern Philoſophie für den Sinn der Engländer leichter auf jenem Wege der Gelehrſamkeit und großer welthiſtoriſcher Forſchung gefunden werden dürfte, als durch das innere ſpekulative Bedürfniß allein. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutſchland inſonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke, ein neues obwohl aus der alten ſtarken Quelle geſchöpftes Licht aller politiſchen Weisheit und moraliſchen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgeriſſen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philoſophie tiefer eingreifend in das innere Weſen der Staaten, in die religiöſen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaſeyns, als es kaum je noch eine Philoſophie vermochte. Während alſo in Frankreich aus dem Abgrunde des geiſtigen Verderbens und Unglaubens, ein neues Streben nach dem Lichte der ewigen Wahrheit ſich im Strudel der trüben Zeit emporarbeitete, hat uns England, als eine auch im Geiſtigen ganz dem Alten zugekehrte Macht, einige große und genialiſche Beyſpiele im Feſthalten und tieferen Begründen des ſchon vorhandenen Poſitiven in der Wiſſenſchaft wie im Leben aufgeſtellt.

Funfzehnte Vorleſung.

Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoza und Leibnitz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopſtock; Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottſched und ſogenanntes goldnes Zeitalter. Erſte Generation der neuern deutſchen Litteratur oder Periode der Kritik.

Es könnte ſcheinen, als ſey es überflüſſig, jetzt noch gegen die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines ſchon Abgeſchiedenen, zu kämpfen. Dem iſt aber in der That nicht ſo, wie ſehr man auch nach dem äuſſern Scheine ſo urtheilen möchte. Ein Uebel iſt darum noch keinesweges ganz vernichtet, weil es weniger ſichtbar wird. In England iſt es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie verſiegenden Kraft der Wahrheit. Aber iſt die Denkart überhaupt, beſonders die der Gelehrten und der Naturforſcher deßhalb ſchon allgemein verändert? Keinesweges; wir ſehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte Syſtem herrſchen, welches die Welt überhaupt und alle Erſcheinungen derſelben ganz körperlich aus der Zuſammenſetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine ſolche Erklärung überall unbefriedigend, und auszuführen unmöglich; unter allen Hypotheſen iſt auch für die Wiſſenſchaft, der Materialismus die willkührlichſte und grundloſeſte, ſo wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeiſterung und Religion, in ihren Folgen ſchlechthin zerſtörend. Kommen auch dieſe Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und gradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt iſt, dieſe Folgen zu umgehen ſucht, oder ganz bey Seite läßt, ſo iſt es doch ſchon an ſich ſchmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforſcher Verdienſte haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen in allem was den Menſchen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß ſo tief unter dem Nullpunkte ſtehen ſehen. Dieſes iſt ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige dieſen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutſchland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falſche Philoſophie und epidemiſche Vernunftswuth, zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemäſſigtere, oder doch eben weil ſie künſtlicher waren, praktiſch nicht ſo ſchädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man ſich aber, wenn man glaubte, das Uebel ſey nur hier bey uns nicht vorhanden geweſen, oder wenn man darum, weil es in andrer Geſtalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Weſentlichen wo nicht ganz daſſelbe, doch ein nah verwandtes, aus derſelben Quelle herſtammendes war. Der grobe Materialismus und die ſeichte Atomiſtik hat zwar in dem gründlicher ſtrebenden Deutſchland nie tiefe Wurzel faſſen können, dagegen war ein Geiſttödtender Rationalismus das herrſchende Grundübel, das ſelbſt der Theologie ſich bemeiſterte und da die falſche Aufklärung, wie in der Schule die raſtloſe Syſtemſucht und das leere Formelweſen erzeugte. Dieſe Form hat die Krankheit bey dem großen Haufen der gewöhnlichen Denker und in den niedern Regionen des intellektuellen Lebens. Wenn aber einige Männer von großem Genie das Abſtractionen-Gewebe der Vernunft-Philoſophie von innen heraus mit den eignen Waffen zerreißend, den Durchbruch und ſo zu ſagen die Öffnungen und Anfangspunkte gefunden hatten, von denen es nicht ſchwer geweſen ſeyn würde, die Rückkehr und den rechten Weg zur Offenbarung und zur Erkenntniß des göttlichen Poſitiven zu finden; ſo ſind dem ungeachtet nach ihnen nicht wenige der beſten Talente ſtatt der eben verlaſſenen Irrungen des rationalen Denkens nur in einen ſchlaffen Pantheismus gerathen, als das neue und zweyte Uebel feinerer und geiſtigerer Art, welches mehr in den höhern Regionen der intellektuellen Bildung waltend, uns jetzt noch am meiſten auf dem Wege zur Wahrheit und chriſtlichen Philoſophie hemmt, während die unberufene Menge nur allzu froh iſt, bey dem erſten Anlaß, zu dem alten Formelweſen der leeren Abſtraction unter den mannichfachſten

Formen und allerley Modificationen zurückzukehren. Beyde Uebel, ſowohl dieſes gemeine als jenes höhere, ſind groß genug, wenn auch nicht ſo ſchreyend, wie die völlige Verſtockung oder die gänzliche Verwilderung des intellektuellen Lebens in der engländiſchen und franzöſiſchen Philoſophie, daß wir nicht glauben dürfen, Deutſchland ſey von allen Verirrungen dieſer Art ganz rein und frey, vor denen der höhere geiſtige Aufſchwung, den niemand hier verkennen kann, allein noch nicht ſichert.

Wenn die deutſche Philoſophie übrigens gleich Anfangs nicht in ſolche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die franzöſiſche, ſo ward ſie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrſchende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und deſſen was dieſe erforderte, bewahrt wie in England; denn ein ſolches konnte hier bey der künſtlich verwickelten Reichsverfaſſung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchſtens hatte dieſe, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günſtige, ja ſie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, ſonderbar künſtliche Staatsverfaſſung die Wirkung, mit den herkömmlichen Formen zugleich den Geiſt der Rechtlichkeit ſelbſt einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entſchiedenen Unrechts wie die von Machiavell oder Hobbes, wenigſtens nicht leicht öffentlich aufkommen zu laſſen, bis die Praxis auch in Deutſchland mit dem fortſchreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtſamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutſche Philoſophie von den größern Verirrungen Anfangs abhielt, war vorzüglich, daß in ihr mehr Reminiſcenzen aus der ältern Philoſophie und mehr Verbindung mit dieſer zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich faſt völlig abgeriſſen und verlohren hatte. Beſonders Leibnitz wirkte in dieſer Hinſicht wohlthätig auf Deutſchland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, ſondern nur deſſen gewaltſamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; ſeine Philoſophie enthielt dennoch, da er eben ſo ſehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiſcenzen dieſer Art in Menge, und je mehr ſeine Hypotheſen ſelbſt nur das, nur außerſt ſinnreiche und kunſtliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu löſen, je mehr enthielten ſie Stoff und Veranlaſſung, wenigſtens auf die Zukunft fur den, der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimniſſe der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geiſt und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Übergange an, von der Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entſcheidenden Wendepunkten des menſchlichen Geiſtes. Da er und ſeine Philoſophie aber faſt nur auf Deutſchland, hie und da auf Frankreich obwohl nur wenig, auf England ſo gut wie gar nicht gewirkt haben, ſo habe ich ihn auf dieſe Stelle verſpart und dort mit Stillſchweigen ubergangen, ſo wie ſeinen Gegner Spinoſa, weil auch dieſer in ſeinem Vaterlande wenig, in England und Frankreich faſt gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutſchland gewirkt hat. Spinoſa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterſcheiden, allen einzelnen Weſen aber die innere Selbſtſtändigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſonlichkeit, und dem Menſchen die Freyheit abſpricht, überhaupt aber das Unſitttliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo nahe, daß er vielleicht der älteſte ſeyn kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoſa den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoſa zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, oder auch gleich bis zur Vollendung durchführt, und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bey weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoſa's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht fühlen, und mit ſolchen, die ohne es ſelbſt recht deutlich zu wiſſen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, iſt nicht bloß die wiſſenſchaftliche Klarheit und Entſchiedenheit ſeiner Denkart, ſondern auch daß alles in dieſer ſo aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von ſeinem Gefühle beſeelt war. Man kann es nicht Naturbegeiſterung nennen, wie der Dichter, der Künſtler oder der Naturforſcher ſie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände dieſe einen Gegenſtand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt iſt es, was ihn immer bey all ſeinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entſchiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, iſt wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte ſcheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch dieſen Irrthum des Spinoſa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ergiebt ſich noch ein großer Unterſchied. Jene materielle Philoſophie, wenn ſie noch ſo heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erſte hält, iſt ein Irrthum der faſt unter die Region des Menſchlichen herabſinkt. Selten wird daher auch bey den Einzelnen, die einmahl bis in dieſe Tiefe herabgeſunken ſind, eine Rückkehr zu hoffen ſeyn, ſo leicht es geſchehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn ſie die ſittlichen Folgen jener Philoſophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, ſich mit Abſcheu davon zurückwenden. Die hohe Geiſtigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoſa führt, könnte dagegen ſcheinen, für die tiefer ſuchenden Individuen mehrere Mittel und Wege übrig zu laſſen, um ſich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite freylich, iſt ein Irrthum um deſto verderblicher, je mehr er geeignet iſt, auch die edelſten und geiſtigſten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen ſind wohl praktiſch nicht ſo ſchädlich, aber das Verderbliche wurzelt deſto tiefer im Innern, und wirkt früher oder ſpäter, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerſtörend; wie im menſchlichen Körper eine Krankheit, welche die edelſten Lebenstheile ergriffen hat. Eine ſolche, tief in den Mittelpunkt des Lebens eindringende geiſtige Krankheit iſt der feinere Pantheismus, der unter den mannichfachſten Formen, in Deutſchland herrſchend geworden iſt, und bald in der zauberiſchen Naturfülle einer beſeelten Fantaſie, bald kritiſch abwägend und dem Scheine nach abſondernd und wenigſtens das Einzelne hiſtoriſch erkennend, obwohl nie das Ganze verſtehend, hie und da auch noch in dem alten ſchon abgenutzten Truggewandte dialektiſcher Spitzfindigkeit und ideeller Leerheit auftritt. Dadurch wird auf die Dauer und in der allgemeinen Wirkung der Sinn der Wahrheit ſelbſt untergraben und aller Fähigkeit ein göttlich Poſitives zu erkennen und zu ergreifen, mithin alles innerlich Feſte aus dem Leben wie aus der Erkenntniß zum allgemeinen Verderben hinweggenommen. — Dieſem Uebel kann nur eine wahrhaft chriſtliche Philoſophie entgegentreten und vorbeugen, zu welcher für dieſe Welt-Epoche die Idee und Anlage in Leibnitz am deutlichſten ſich entwickelt hat, den wir eben darum als die Krone und den Gipfel jener älteren, noch keiner Nation ausſchließend angehörenden, allgemein europäiſchen Schule der neuern Philoſophie betrachten, deren Umkreis die vier großen Autoren, Baco, Descartes, Spinoſa nebſt dem ſchon genannten Erſten deutſchen Philoſophen, bezeichnen. Dieſen Weg hätte man ſtandhaft verfolgen und weiter ausbilden ſollen. Denn ganz unvollendet hat allerdings Leibnitz die Idee ſeiner Philoſophie gelaſſen, und eben darum auch das Uebel, welches ſchon damals, zwar, noch in andrer und ſtreng abgeſchloßner iſolirter Geſtalt ſich zeigte, obwohl er es wie im Keime ahndend erkannte und raſtlos bekämpfte, nicht vollſtändig beſeitigen und beſiegen können.

Leibnitzens Philoſophie bezieht ſich in ſehr vieler Hinſicht auf die des Spinoſa. Sie iſt überhaupt faſt durchaus eine ſtreitende Philoſophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern widerlegenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philoſophie ſeines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel löſende, die Mängel verbeſſernde, ſich an den Zeitgeiſt und das Zeitbedürfniß anſchließende, überhaupt vermittelnde, keineswegs eine unabhängige, aus ſich ſelbſt hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherſchreitende. Der litterariſche Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr perſönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmſte aber von allen iſt Spinoſa, mit dem er ſo oft, ja faſt immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unſichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philoſophen, mit welchen er übereinſtimmt, manche die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geſchöpft hatte, verſchwiegen. Das Daſeyn einer unendlichen

Geiſterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle iſt, entſchieden anzuerkennen, das war nicht in ſeinem Charakter. Die Lehre von den angebohrnen Ideen, ſo wie er ſie aufgefaßt hatte, führt vielmehr auf ein Syſtem von abſtracten Begriffen, welche man ſich gleich einem todten Grundriß dem Verſtande eingebohren oder aufgeprägt denkt, als daß das innere Wirken des Geiſtes lebendig darin erblickt werden könnte. Näher hätte die Lehre von den unbewußten Vorſtellungen zu dieſem Ziele führen mögen, indem die Erkenntniß, daß unſer Bewußtſeyn nur ein halbes iſt, oder daß wir nur um die Hälfte unſers Bewußtſeyns wiſſen, während eine andre unſichtbare Seite deſſelben unſerm Auge verdeckt iſt, wenigſtens den erſten Schritt der Annäherung bildet, um in das Geheimniß oder in die geheime Werkſtätte der Seele einzudringen; wie uns ja auch in der ſinnlichen Welt erſt die Geſtirne der Nacht über das Licht des Tages und ſeinen wahren Umlauf richtig belehren. Leibnitzens Hypotheſe dagegen, daß die ſinnlichen Gegenſtände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos ſeyen von einfachen geiſtigen Grundweſen oder Monaden, die nur in einem ſchlummernden Zuſtande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtſeyn entwickelt wären, ſchließt ſich viel zu ſehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheiſten an, und iſt doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwiſchen dieſer und der vollen Anerkennung der geiſtigen Welt. Sein Verſuch, die Hauptſchwierigkeit der damahligen Philoſophie von dem Zuſammenhange zwiſchen Geiſt und Körper, durch die Annahme zu löſen, daß der Werkmeiſter beyde, etwa wie ein Künſtler zwey Uhren, urſprünglich in Übereinſtimmung gebracht, iſt nur ein ſinnreiches Kunſtſtückchen, wobey eben das vorausgeſetzt wird, daß die Welt nichts anders ſey, als ein künſtliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Böſen, beantwortet dieſe der natürlichen Vernunft ſich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandheit eines geübten Diplomatikers, der es ſich zur Pflicht macht, die Seite, welche ſeinem Monarchen die vortheilhafteſte iſt, überall herauszukehren, und zu benutzen, wo ſich hingegen etwa eine ſcheinbare oder wirkliche Schwäche finden ſollte, die der Gegner benutzen könnte, dieſelbe ſorgfältig zu verſchweigen, oder dem Auge zu entziehen ſucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philoſophie unmöglich, die Frage von dem Urſprung des Böſen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böſe wider allen geſunden Verſtand ganz zu läugnen, oder deſſen Vorhandenſeyn Gott ſelbſt zuſchreiben zu müſſen, wogegen ſich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire ſeinen ganzen Spott gerichtet hat, daß dieſe Welt unter allen möglichen die beſte ſey, hat in unſern Tagen ihr Gegenſtück gefunden, in der Anſicht eines berühmten Denkers, der weil er alles aus dem Ich herleitete, dem zu Folge dafür hielt, die Welt ſey nur dazu hervorgebracht, daß das Ich ſich daran ſtoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln ſoll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie ſie übrigens auch beſchaffen ſeyn möge, tauglich, und alſo immer gut genug ſey. Aber weder dieſe äußerſt ſpartaniſche, noch jene künſtlich diplomatiſche Antwort können dem Gefühl oder der Philoſophie ge-

genügen. Mit Bewunderung ſehen wir in einem erſt kürzlich bekannt gewordenen dogmatiſchen Werk von Leibnitz, wie gründlich und klar ſeine Einſicht in der Theologie und in den Zuſammenhang der katholiſchen Wahrheit geweſen. Doch fehlte es ihm auch hier an dem graden Muth und der Charakterſtärke, um den letzten Schritt zu thun, und die Sache ſelbſt zur Entſcheidung und auch für die Welt zum offenen Durchbruch zu bringen, wozu der Vorgang eines ſo hervorragenden Geiſtes gewiß von ſehr großem Einfluß hätte ſeyn können. Er blieb auch im Glauben auf halbem Wege ſtehen, und dazu lag der Grund in der innern Halbheit ſeines nach außen ſo unermeßlich ausgebreiteten Wiſſens. Die höchſte und tiefſte Idee, die ſich in ſeiner fragmentariſchen Erkenntniß vorfindet, und die auch Leſſing mit richtigem Tiefgefühl beſonders hervorgehoben, iſt der Gedanke von der im metaphyſiſchen Sinne immer wachſenden Vollkommenheit der Welt, oder ſtets geſteigerten Verherrlichung Gottes im ewigen Fortſchritt ſeiner Schöpfung, von Klarheit zu immer höherer Klarheit. Denn dieſe Idee iſt für die metaphyſiſche Erkenntniß der eigentliche lebendige Mittelpunkt der neuen, chriſtlichen Offenbarung, wie die Lehre vom Abfall das Grundgeheimniß der alten, moſaiſchen Offenbarung bildet. Die meiſten Philoſophen unter den wenigen, welche ſich überhaupt zur Erkenntniß und Anerkenntniß der Offenbarung erhoben haben, ſind doch nur bey der alten, moſaiſchen ſtehn geblieben, deren Lehre vom Abfall die menſchliche Vernunft nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheſte Alterthum ſchon ſie aus der Überlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte. Dieſe Lehre, obwohl ſie die Grundlage und den Anfang aller wahren Erkenntniß bildet, erhält ihre wahre Bedeutung und Erklärung doch erſt durch jene andre Idee, von der ſich die Vernunft wohl etwas ungefähr Ähnliches im Allgemeinen erdenken kann, nach dem unbeſtimmten Begriff einer fortſchreitenden Vollkommenheit, der auf das irdiſche gemeine praktiſche Leben oft ſo verkehrt angewandt wird. Die volle Klarheit aber erlangt dieſe Idee für die Metaphyſik erſt im Lichte der Offenbarung durch das Chriſtenthum, welches allein uns die Einſicht und Überzeugung gewährt, daß grade aus dem alten Abfall der Welt, die neue Vollendung und Verklärung der Schöpfung um ſo herrlicher hervorgeht. Leibnitz mochte jedoch dieſe Idee mehr nur mathematiſch aufgefaßt, als in ihrer ganzen religiöſen Tiefe verfolgt und erſchöpft haben. Je beſtimmter und deutlicher wir die Anlage zu einer eigentlich chriſtlichen Philoſophie in ihm bemerken, um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß dieſe Anlage unvollendet geblieben, und daß ſich ſein lichter Geiſt nicht ganz aus den abſtracten Begriffen ſeiner Zeit und Umgebung zur lebendigen Erkenntniß hat emporarbeiten können.

Beſonders in Leibnitzens Vorſtellung von Raum und Zeit zeigt es ſich, wie vergeſſen die Anſichten der höhern Philoſophie ſchon damahls waren, oder doch wie weit abſtehend von der herrſchenden Denkart. Die ältere Philoſophie erkannte im Raum den unendlichen und beſeelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsſchlag in dem Geiſter-Meere der ewigen Liebe, in beyden aber nach ihrer urſprünglichen, noch nicht verſtörten Beſchaffenheit, die Lebensorgane der gottlichen Schöpfung, die alle Weſen umfaſſenden Flügel der Offenbarungen Gottes. Selbſt der natürliche, ja der ganz ſinnliche Menſch geräth in ein Erſtaunen, welches ſich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er dieſen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermeſſen, aber doch umfaſſen und alſo in ſich begreifen kann. Da eröffnet ſich ihm eine unendliche Tiefe in ſeinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von dieſem Punkt der Gegenwart zurückſinkt in die Vergangenheit, und dann hinausſchaut in die Zukunft. Leibnitz ſah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander beſtehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtsſagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menſchen über die Sinnenwelt zu erheben, am meiſten geeignet iſt. Leibnitzens Philoſophie ward in Deutſchland durch Wolf, eine in den Schulen herrſchende Secte; damit iſt ſie hinreichend charakteriſirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, iſt unterſchieden nach der Richtung die ſie nimmt, nach den Wirkungen die ſie hat. In die Schule eingeſchloſſen, äußert ſich der Sectengeiſt immer nur auf die gleiche Weiſe, als ein todtes Formelweſen, mögen nun Ariſtoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meiſter heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu ſtempeln, welche ehemahls in dem Geiſte ihrer Erfinder wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indeſſen ward doch dadurch wenigſtens der noch ſchädlichere Sectengeiſt jener das Leben ſelbſt ergreifenden und zerſtörenden atheiſtiſchen Philoſophie der Sinnlichkeit von

Deutſchland abgehalten; auch blieb das todte Formelweſen, die Pedanterey nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meiſtens lateiniſch oder franzöſiſch ſchreibend, hatte dennoch das wiſſenſchaftliche Studium der deutſchen Geſchichte und deutſchen Sprache ganz von neuem belebt; und ſelbſt Wolf hatte in ſeinen deutſchen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienſtvolles Beyſpiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philoſophie gebildet, doch als Selbſtdenker von allgemeiner Geiſtesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Dieſe nebſt einigen beſſern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerſt aus der Barbarey hervor, in welche ſie verſunken war, bis alsdann Klopſtock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meiſter und Vater der jetzigen deutſchen Litteratur.

Ehe ich aber dieſe zu ſchildern verſuche, iſt es nothwendig, noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwiſchen der altdeutſchen und neudeutſchen Litteratur. Zwar hat das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert nur wenige ausgezeichnete Schriftſteller in deutſcher Sprache hervorgebracht, aber dieſe wenigen ſind deſto merkwürdiger und außerordentlicher. Wie die alte Ritterpoeſie und die Kunſt des Mittelalters in den Streitigkeiten des ſechszehnten Jahrhunderts in Vergeſſenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieſes, und des ſiebzehnten Jahrhunderts ſelbſt die Sprache verwildert ſey, das iſt ſchon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen dieſe einreißende Verwilderung gewährte und einen Erſatz für den Verluſt alles Alten wenigſtens in der Sprache, das war die deutſche Bibelüberſetzung. Es iſt bekannt, daß alle gründlichen Sprachforſcher dieſe als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutſcher Sprache claſſiſchen Ausdrucks anſehen, und nicht bloß Klopſtock, ſondern noch viele andere Schriftſteller von der erſten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieſer Norm gebildet, und aus dieſer Quelle geſchöpft. Es iſt bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache ſo viele bibliſche Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen ſind, wie in die deutſche. Ich ſtimme denjenigen Sprachforſchern vollkommen bey, welche dieß für ſehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd ſich erhaltenden geiſtigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müſſen, welche das Deutſche in unſern beſten Schriften vor allen andern neuern Sprachen ſo ſichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere proteſtantiſche Gelehrte an Luthers Bibelüberſetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach ſeinem beſondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verſtanden, gedeutet und überſetzt hat, oder auch für das Einzelne geſchichtliche, naturhiſtoriſche, geographiſche und andre Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreyßig Jahren die Verſuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflöſende Überſetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beyſpiel, welches ſelbſt unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieſer Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieſer altdeutſchen Bibelüberſetzung anzuerkennen ſich bewogen gefühlt. Zwar gehört ſie nicht eigentlich Luthern allein an, ſie iſt bekanntlich nur durch Auswahl des Beſten aus ſo vielen ſchon vor ihm vorhandnen Überſetzungen entſtanden, wobey ihm, was die Erklärung ſelbſt betrifft, noch mancher ſeiner gelehrten Freunde, beſonders Melanchthon beygeſtanden. Nichts deſto weniger bleibt ihm ſelbſt, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geiſt, dieſe große und ſtarke Art des deutſchen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienſt. Denn auch in ſeinen eignen Schriften findet ſich eine Beredſamkeit, wie ſie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur ſelten in dieſer Kraft hervortritt. Freylich hat dieſelbe auch alle die Eigenſchaften an ſich, die man einer durchaus revolutionären Beredſamkeit immer wird nachſehen müſſen. Aber nicht bloß in ſolchen halb politiſchen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innerſten Fugen erſchütternden Schriften, wie die an den Adel deutſcher Nation, findet ſich dieſe Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredſamkeit, ſondern auch in allen ſeinen übrigen Werken. Denn faſt in allen ſehen wir ſeinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen geſtellt. Es liegen ſo zu ſagen zwey Welten mit einander im Streit in dieſer durch Gott und durch die Natur ſo ſtarken, ſo reich ausgeſtatteten Männerſeele, und wollen ſie beyde an ſich reißen. Es iſt überall in ſeinen Schriften, wie ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen einem unerſchütterlich feſten Glauben, und ſeiner eben ſo unbezwinglich wilden Leidenſchaft, zwiſchen Gott und ihm ſelber.

Welche Wahl er nun an dieſem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von ſeiner großen Geiſteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt ſo wie damahls das Urtheil nicht anders als verſchieden und ganz entgegengeſetzt ausfallen. Was mich ſelbſt und mein Urtheil über ihn anbetrifft, ſo darf ich es wohl kaum erſt erwähnen, daß mir ſeine Schriften wie ſein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir ſehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und ſich zum Verderben neigt. Was Luthers Geiſteskraft und Größe, abgeſehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung ſeiner Denkart betrifft, ſo ſcheint es mir in der That, daß noch keiner ſeiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und geprieſen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meiſtens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf deſſen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden ſollte; er war der alles entſcheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksſchriftſteller. So merkwürdige, umfaſſende, vielwirkende, durch Geiſteskraft außerordentliche Volksſchriftſteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutſchland. Es war auch, wie ſehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutſchland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachſtehen, ihnen kaum gleich kommen, oder ſie doch erſt ſpäter ubertroffen haben mogen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit ſolcher geiſtigen Kraft ausgerüſtet, als Volk das erſte, ja das einzige in Europa, an welchem ſich dieſe in den Tiefen der Menſchheit ruhende Naturkraft ſo offenbart und bewährt hätte, als das deutſche. Es iſt ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingeſetzt ſey; aber auch das iſt eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes ſich vernehmen laſſe. Beydes iſt wohlverſtanden, vollkommen wahr; Wehe denen, welche dieſe Gottesſtimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, ſie konnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Abſichten lenken; da das Volk, klüger als ſie denken, und als ſie ſelber ſind, jene Abſichten recht wohl bemerkt, und ſich ſo leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen ſich wohl diejenigen ſchuldig, welche jene in ihrem Urſprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerſtörung in Bewegung zu ſetzen ſich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar ſeyn wird, ſobald ſie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorſam und Glauben Gottes abgewichen iſt. Beſchränkt iſt auch das Urtheil derer, welche glauben, dieſe Kraft, weil ſie dieſelbe nicht zu achten wiſſen, ſey gar nicht vorhanden, oder konne vertilgt werden, wo ſie doch von Alters her und urſprünglich, wie in Deutſchland vorhanden iſt, weil ſie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in ſeltnern Fällen ſich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer Werken im proteſtantiſchen Deutſchlande Gegenſtand und Angelegenheit der Volksſchriftſteller, ſondern auch die Dichtkunſt fiel vorzüglich ihnen anheim, ja ſogar die Philoſophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigſten, den bekannten Meiſterſänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter den Nahmen des teutoniſchen Philoſophen in den proteſtantiſchen Ländern und dem übrigen nördlichen Europa berühmten chriſtlichen Naturdenker und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen beſitzt Deutſchland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt iſt von zwiefacher Art; theils ſind es Lieder, einzelne, verlohrne Anklänge von der untergegangenen Poeſie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Überlieferung durch ſpätere Revolutionen unterbrochen, oder bey einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergeſſen worden iſt. Theils aber wird die Dichtkunſt in ſolchen Zeiten auch vom Volke, für ſein Bedürfniß und nach ſeiner Art ſelbſt geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geiſt, doch im Äußern handwerksmäßig, und das iſt eben das Eigenthümliche des ſpätern deutſchen Meiſtergeſanges. Ein Handwerker in der Poeſie wie im Leben iſt dieſer Meiſter von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarſte, ſondern auch wohl der kraftvollſte in ſeiner Art, beſonders reich an Witz und von geſundem Verſtand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was dieſe bey ſich in der Litteratur ihrer ältern Zeit gar nicht hintanſetzen und wohl zu achten wiſſen, wenigſtens erfinderiſcher als Chaucer, reicher als Marot, poetiſcher als beyde. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jakob Böhme, jenem deutſchen Natur-Philoſophen, der von den gewöhnlichen Litteratoren meiſtens übel behandelt wird. Worin ſein gutes, und auch ſein irriges beſtand, davon bekennen ſie wohl ſelbſt, nichts zu verſtehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu ſeinem Zeitalter ſtand, und durch welchen Zuſammhang damahls, dieſe und ähnliche Meinungen ſich verbreiteten, davon wiſſen und ahnden ſie gar nichts. Wie wenig es an ſich das rechte Verhältniß ſey, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Litteratur nur todte Formeln auf der Oberfläche ſich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philoſophie aber entweder einer geheimen Überlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß ſchwärmeriſch Begeiſterten aus dem Volke anheimfällt, das habe ich ſchon früher erwähnt. Aber ſo war es nun einmahl zu jener Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet ſeyn ſollte, daß die Fantaſie einen bey weitem größern Antheil an den Hervorbringungen ſeines Geiſtes hatte, als ein wiſſenſchaftlich geübter Verſtand; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß es eine ſehr reich begabte und hoch erleuchtete Fantaſie war, die wir in dieſem ſonderbaren Geiſte gewahr werden. Wollte man ihn desfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern chriſtlichen Dichtern, welche überſinnliche Gegenſtände darzuſtellen verſucht haben, mit Klopſtock, Milton oder ſelbſt mit Dante vergleichen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er ſie an Fülle der Fantaſie und Tiefe des Gefühls beynahe übertrifft, und ſelbſt an einzelnen poetiſchen Schönheiten und in Rückſicht auf den oft ſehr dichteriſchen Ausdruck ihnen nicht nachſteht. Die Quellen der Natur ſind jedem ſtillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensſtrom der menſchlichen Seele mit einverwebt ſind; und dem kindlichen Auge iſt vielleicht manches ſchon ganz klar und durchſichtig, was für das künſtliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanſtalten des gelehrten Unterſuchers oft noch mit einer ſiebenfachen Decke und Wolke verhüllt iſt. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens; und wie unſre Zeit in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, nach langen Mühſalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt iſt, ſo wird auch die Naturwiſſenſchaft gerade in unſern Tagen wieder den Rückweg nehmen müſſen zu jenen erſten Quellen der innern Anſchauung und eines noch nicht verbildeten und geſtörten, ſondern noch von Grund aus hellſehenden Naturſinns, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wiſſenſchaft, welche zwar nicht den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit ſeiner Schöpfung, die Menſchen erkennen lehren ſoll. Obgleich nun dem chriſtlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholiſchen Kirche ſteht, mit ſo vielen erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geiſtes immer fehlen wird; ſo muß es doch wohl unterſchieden werden, ob jene Abſonderung aus der eignen Geſinnung des Zwieſpalts herſtammt, oder nur durch den unverſchuldeten Zufall der Geburth, ohne ſelbſt weitern Antheil an dem Geiſt des Haders zu nehmen, veranlaßt wurde. Was man indeſſen auch in Rückſicht auf Philoſophie mangelhaftes und irriges oder vielleicht nur unverſtändliches in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geſchichte der deutſchen Sprache darf ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen, denn in wenigen Schriftſtellern hat ſich noch zu jener Zeit der ganze geiſtige Reichthum derſelben ſo offenbart, wie in dieſem; eine bildſame Kraft, und aus der Quelle ſtrömende Fülle, welche ſich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künſtlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunſt- und Sprachgeſtalten nicht mehr beſitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreyßigjährigen Krieges, der in ſeiner Nachwirkung ſo ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geiſteskraft noch gewiſſermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutſchen Geiſtesbildung, der Dichtkunſt und Sprache, der Schleſier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er ſchloß ſich zunächſt an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius beſaßen, unter allen Proteſtanten nicht nur die gelehrteſten und aufgeklärteſten, ſondern auch in der Dichtkunſt gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerſpiele in der Landesſprache beſaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt ſein Werth nicht; auch ſeine dramatiſchen Verſuche in freyen Überſetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen weſentlichen Erfolg gehabt. Selbſt bey ſeinen eigenthümlichen lyriſchen, vermiſchten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das ſehen, was er hätte werden können nach ſeiner Natur, und nach dem was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden iſt. Man iſt gewohnt, ihn den Vater der deutſchen Dichtkunſt zu nennen; es ſcheint mir aber als ob wenigſtens ſeit Klopſtock, von den undankbaren Söhnen nur ſehr wenige mit dieſem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroiſchen Dichter beſtimmt. Das hatte er auch im Sinne, für die deutſche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältniſſen umhergeworfen, ſtarb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ ſeine Abſicht, und ſeine Poeſie unausgeführt. Wohl aber ſpürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derſelben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache iſt eine kunſtloſe naive Einfalt bey der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl ſpäterhin nur ſelten, oder eigentlich nie ganz ſo wieder erreicht worden iſt, und in Rückſicht auf welche ich Opitz bey weitem den Vorzug vor Klopſtock geben würde, der doch in ſeiner Zeit ſo hoch über allen andern ſteht.

Neben Opitz iſt unter den ſchleſiſchen Dichtern dieſer Zeit, beſonders noch Flemming ausgezeichnet, der was ihm Freundſchaft, Leidenſchaft und Liebe im eignen

Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reiſe über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Perſien und bey ſeinem dortigen Aufenthalte ſah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientaliſch farbenreichen Fantaſie in ſeinen Liedern und Gedichten dargeſtellt; nur in der Sprache iſt er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber ſchon, daß dieſe Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutſche, ſondern nur ſchleſiſche Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als ſolche wenigſtens angeſehen wurden. Je mehr ſeit dem unglücklichen Bürgerkriege, deſſen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Argliſt fremder Staatskunſt genährt, dreyßig Jahre lang Deutſchland verheerte und verwüſtete; je mehr ſeit dem für die gemeinſame lebendige Entwicklung noch unglücklichern Frieden von 1648. die Kraft der deutſchen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutſchen Poeſie der Stoff aus, und endlich ſank ſie faſt ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig ſpielenden Künſteley, wie meiſt immer geſchieht, wo die Poeſie keinen rechten Gegenſtand mehr hat, und das wahre Leben ſchon entflohen iſt. Dieſen unechten Geſchmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenſtein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrſchend. Es war dieſer Zeitraum von 1648. bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarey, und eine Art von Zwiſchenreich und chaotiſchem Mittelzuſtand in der deutſchen Litteratur, wo die Sprache ſelbſt zwiſchen einem ſeynſollenden Halbfranzöſiſch, und einem verwilderten Deutſch ſchwankend, zugleich verkunſtelt war und doch gemein. Auch in Rückſicht des politiſchen Zuſtandes, war die Zeit unmittelbar nach dem weſtphäliſchen Frieden für Deutſchland die ſchmachvollſte und unglücklichſte. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob ſich Deutſchlands Kraft von neuem; Öſterreich erſtieg wieder den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der erſten Thronen in Europa wurden von deutſchen Fürſtenhäuſern beſtiegen, während eines derſelben in Deutſchland ſelbſt zur königlichen Würde emporſtieg. Dieß alles mußte wenigſtens allmählig günſtig und erweckend auch auf den Geiſt, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürſten waren ſelbſt durch das Intereſſe des Staates aufgefordert, die Wiſſenſchaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur ſehr langſam und anfangs ſchwach, denn die Hinderniſſe waren groß, Kunſt und Sprache ſelbſt verirrt und auf ganz falſchem Wege. Die erſten in Gedanken und Sprache beſſern lyriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils noch eben ſo wie ihre Vorgänger im ſiebzehnten, auf dieſelbe Gattung galanter Hof- Staats- Feſt- und Gelegenheitsgedichte beſchränkt. Die, welche in der Sprache die ſorgfaltigſten waren, Hagedorn und nach ihm Uz, ahmten allzu oft nur franzöſiſche oder engliſche Dichter obſchon nicht unglücklich nach, ſeltener nur ſprachen ſie ſich ſelbſt aus, in Gedichten eigner Erfindung, und in Liedern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit wie Gleim, am meiſten Dichter genannt zu werden verdienen, ſind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entſchieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienſt, wenn man, was ſie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarey zuſammen hält, aus dem ſie dieſelbe wieder herausarbeiten mußten, und ſie darnach beurtheilt. Noch größer erſcheint dieß Verdienſt, wenn man auch die ungünſtigen Umſtände und Verhältniſſe mit erwägt. Einige von jenen erſten Bearbeitern der deutſchen Sprache und Dichtkunſt ſtarben früh, wie Kleiſt, dem auch ſo vielleicht die Palme unter allen gebührt, desgleichen Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bürgerliche und praktiſche Leben über, ließen ſich im Auslande nieder, oder wurden doch ſonſt zerſtreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friederich dem Zweyten erwartete. Man pflegt in den neueſten Zeiten dieſen König von Preußen wohl damit zu entſchuldigen, daß man ſagt, die deutſche Sprache und Gelehrſamkeit ſeyen, wie er auf den Thron kam, in einem ſolchen Zuſtande geweſen, daß man ſich nicht verwundern dürfe, wenn ein ſo geiſtvoller Monarch ſich mit Ekel und Geringſchätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber iſt dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutſche Sprache und Geiſtesbildung zu thun, zu deſſen Zeit Klopſtock, Winkelmann, Kant, Leſſing und neben dieſen Geiſtern von erſter Größe, ſo manche andere verdienſtvolle Männer, zum Theil in ſeinen eignen Staaten gebohren, der Wiſſenſchaft und der Kunſt lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von ſolcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab.

den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserleſenſten der franzöſiſchen Litteratur. Man darf es daher Klopſtocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbſtgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläßigung deutſcher Kunſt und Sprache ſich ſelbſt ſo zu ſagen, perſönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freylich ſehr zu des Königs Nachtheil, denſelben in dieſer Beziehung mit Caeſar zuſammenſtellt. Zu deſſen Zeit ward auch in Rom mehr griechiſch, ſchlecht oder gut geredet und geſchrieben, als nur irgend franzöſiſch im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland. Claſſiſche Geiſteswerke hatte die römiſche Sprache, einige wenig bekannte Alterthümer ausgenommen, damahls auch eben ſo wenig, oder doch nicht beſſere aufzuweiſen, als die neuere deutſche Litteratur vor 1750. Gleichwohl hielt Caeſar es der Mühe werth, ſeiner Sprache die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit zu widmen, ja ſelbſt Forſcher und Sprachlehrer in ihr zu ſeyn. Dadurch ward er der erſte Redner ſeiner Zeit und einer der erſten Schriftſteller in ſeiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu ſeyn, noch niemanden gelungen iſt. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls ſo allgemein erſehnte deutſche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde ſich glücklicher und ſchneller entwickelt, dagegen aber die deutſche Litteratur überhaupt vermuthlich einen beſchränktern Geiſt und Umfang, und ſtatt des allgemein deutſchen zu ſehr einen beſondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas ſchnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr bis jetzt noch am meiſten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freyheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entſchuldigung Friedrichs des Zweyten ausgeht, iſt nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünſtigung der Wiſſenſchaften überall warten wollen, bis es Schriftſteller in Menge giebt, bis dieſe durch ſich ſelbſt hinlänglich berühmt, und vielleicht ſchon in ihrer Kraft erſchöpft und abgelebt ſind; ſo bleibt ihnen freylich nichts übrig, als die erprobteſten unter den Schriftſtellern, die unſchädlichſten und invalideſten in einer Art von Verpflegungsanſtalt, unter dem Namen einer Akademie der Wiſſenſchaften zuſammen zu thun. Wollte man aber den Geiſt einer Nation wahrhaft bilden und leiten, ſo müſte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente ſich bemeiſtern, ihnen freyen Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopſtocken iſt für ſeine Perſon jenes Gefühl um ſo eher zu verzeihen, da er unſtreitig fähig geweſen wäre, nicht bloß in der Dichtkunſt, ſondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Litteratur einen neuen Geiſt und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böſes Voltaire in Frankreich, eben ſo vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopſtock nach ſeinem umfaſſenden Geiſte in Deutſchland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopſtock ſtand ganz einſam, und faſt allein damahls in der deutſchen Welt mit ſeinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verſtanden ward. Es blieb ihm alſo nur übrig, es in ſeiner Poeſie nieder zu legen. Mit der Meſſiade beginnt eigentlich der höhere Aufſchwung der neuern deutſchen Litteratur; ſo außerordentlich und folgenreich iſt das Verdienſt derſelben, beſonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meiſtens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigſtens im Ganzen nie wahrhaft wirkſam, in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet mehr als jeder andre, an denſelben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieſer Art, und über ſolche Gegenſtände ganz befriedigend hat löſen können. Am glücklichſten iſt Klopſtock überhaupt als Dichter wohl in den elegiſchen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Miſchung der elegiſchen Gefühle, weiß er als Meiſter darzuſtellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange ſeiner Empfindung ſich überlaſſen mag. Selbſt für einen der gefallnen Geiſter, den Abbadona, weiß er das innigſte Mitgefühl zu erregen. Es iſt aber noch ein anderes Element in ſeiner Poeſie, außer jenem elegiſchen Gefühle, was oft ſtörend wirkt. Dieſes iſt die rhetoriſche Kunſt, die ihn bisweilen zu Übertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Proſa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverſtändlichkeit abſchärft und zuſpitzt, in dem epiſchen Gedicht aber, in den entgegengeſetzten Fehler kunſtreicher, aber allzulanger Reden ſich ergießt. Sind ſchon im Virgil und Milton die Reden nicht geſpart, und oft von einer beträchtlichen Länge, ſo trifft der gleiche Vorwurf die Meſſiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle dieſe himmliſche Perſonen ſich der menſchlichen, ja der deutſchen Sprache bedienen durfen, ſo wird doch niemand ſich leicht überreden können, daß dieſe geiſtigen Naturen ſich ſo gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen ſollten.

Daß nicht bloß die Nation, ſondern auch der Dichter ſelbſt unbefriedigt war, und mit ſich ſelbſt nicht Eins über das Ganze der Meſſiade, das kann auch der große Abſtand beſtätigen, welcher die zweyte Hälfte des Gedichts von der erſten unterſcheidet.

Es lag in Klopſtocks Geiſt ein erhabener Begriff von einer neuen und beſonders deutſchen Poeſie. Mit mächtiger Hand ſtellte er gleichſam die äußerſten Endpunkte hin zu dieſem großen Entwurf, den er freylich nicht ganz ausfuhren konnte; auf der einen Seite das Chriſtenthum in der Meſſiade, auf der andern die nordiſche Mythologie und altgermaniſche Vorzeit erfaſſend, als die beyden Hauptelemente aller neuern europäiſchen Geiſtesbildung und Dichtkunſt. Die nordiſche Mythologie und Edda fingen däniſche Forſcher und Dichter damahls ſchon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienſt, woran denn auch Klopſtock Theil nahm; nur daß einzelne lyriſche Gedichte und abgeriſſene Anſpielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordiſchen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poeſie einzuführen; was nur durch ausgeführte darſtellende Werke geſchehen kann, wie es die däniſchen Dichter thaten.

Von Klopſtocks Hermann, nebſt dem Meſſias dem größten ſeiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegiſchen Gefühls in ſeiner Poeſie ſchon geſagt worden iſt, ſo wie über den Mißbrauch des rhetoriſchen Scharfſinns. Als dramatiſches Gedicht war es freylich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch ſpäter, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Übungen und Verſuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetiſchen. Es waren nur die beyden äußerſten Endpunkte der neuen deutſchen Poeſie, welche Klopſtock ergriff und aufſtellte: alles was in der Mitte lag zwiſchen dem Chriſtlichen und Nordiſchen, und eben aus dieſer Vereinigung hervorgegangen iſt, war ausgelaſſen; das ganze Mittelalter, die tauſend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den weſtphäliſchen Frieden, wenn man dieſen, wie billig auch in dieſer Hinſicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie anſehen will, wo die Poeſie in der Geſchichte aufhört. Es fehlte alſo grade die Region, welche ſich jederzeit als die fruchtbarſte für die neuere Dichtkunſt bewährt hat, und in welcher ſie auch, wenn ſie einen hiſtoriſchen Gehalt haben, und national ſeyn ſoll, nicht eben ganz ausſchließend, aber doch vorzüglich verweilen und ſich anſiedeln muß. Dieſe große Lücke, welche Klopſtock noch gelaſſen hatte, auszufüllen, dahin wirkten in jener erſten Zeit ganz beſonders zwey Schriftſteller: Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantiſchen Rittergeſang und zog die altdeutſchen Reichthümer in dieſer Gattung zuerſt wieder an das

Licht; doch auf eine Art, die für das erſte noch nicht ſo allgemein wirken konnte. Wielands Poeſie ging ganz auf das Romantiſche, was Klopſtock unbearbeitet gelaſſen hatte. Allerdings hätte ein hiſtoriſch romantiſches Gedicht nach Art des Taſſo, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch ſonſt irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu dieſem Zweck wirken müſſen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher faſt ohne hiſtoriſchen Boden, mehr zu einem bloßen Spiele der Fantaſie nach Arioſts Weiſe ſich eignete. Aber auch ſo, und ungeachtet aller Unvollkommenheiten und ſo vieler allzu modernen Einmiſchungen, war dieſe Erregung des romantiſchen Gefühls für die damalige Zeit immer noch alles Lobes werth. Schade nur, daß der Dichter dieſe Bahn der fröhlichen Wiſſenſchaft der alten Ritterſänger, und überhaupt die Poeſie ſo bald verließ. Dieſes iſt der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutſche Arioſt, oder doch der Nebenbuhler des italiäniſchen hätte werden können, ſtatt deſſen es vorzog, der Nachahmer eines Crebillon in Proſa zu ſeyn; ungeachtet es doch ſo einleuchtend iſt, daß er in dieſer, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie ſo glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon ſeinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle ſeine griechiſchen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der erſten Generation iſt Geßner der eigenthümlichſte. Seine Dichtung aber, ſich entfernt haltend von aller beſtimmten und localen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entſchiedene Dichtung und Mythologie, ſchwebt zu ſehr im Unbeſtimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache iſt er ſehr lobenswerth, nur daß auch hier, in der ſonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bey einer ſolchen Poeſie, ſich dieſelbe Hinneigung zum Formloſen und Unbeſtimmten offenbart.

In einer Rückſicht wirkte Klopſtocks Lehre und Beyſpiel beynahe ungünſtig auf die deutſche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden verſuchte, war wohl an ſich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zuſtande gänzlicher Verwilderung herauszureiſſen, ſind ſtrenge, kunſtreiche auch fremde Formen ſehr heilſam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläſſigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anſtrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch iſt der alte Hexameter dem deutſchen Ohre ſchon vertraulich und wenigſtens für den äußern Anſchein, einheimiſch geworden, obwohl dem tieferen Gefühl ſtets das weſentlich Fremde darin entgegentritt, und bemerklich bleibt. So ſehr man indeſſen die Verſuche in fremden Formen als Kunſtübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unſtreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich epiſches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen ſeyn; denn hier iſt die erſte Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Geiſt ſondern auch dem Ohre leicht faßlich ſey, und in der Sprache einheimiſch, wie von ſelbſt in Geſang übergehe. Bey dem Hexameter tritt noch die beſondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freyer und weniger ſtreng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Feſt bereitet werden ſoll; ſtrebt aber der Dichter dabey nach der höchſten rhythmiſchen Kunſt, ſo kann dieß beſonders in einem längern Gedichte ſchwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangeſetzt würde und ſelbſt die Sprache hier und da Gewalt erleidet. Klopſtocks Meſſiade war freylich ſchon ihrem Inhalte nach, nicht für die ganz allgemeine Verſtändlichkeit und Wirkung beſtimmt, ſondern auf eine kleine Sphäre beſchränkt; um ſo eher ließe ſich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entſchuldigen.

Gegen die Natur und den Geiſt der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabey ſo weit ging, daß er den Reim haßte, ja ſogar verbannen wollte, worin ihm ſeine Abſicht jedoch nicht gelungen iſt. Eine Gewohnheit überdem, die neun hundert, oder tauſend Jahr alt iſt, denn ſo lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutſcher Sprache geübt ward, und die durch ſo lange Übung tief eingewurzelt worden in die ganze Structur der Sprache, iſt ſo leicht nicht auszurotten. Auch iſt es nicht bloß Gewohnheit, ſondern der Reim geht aus dem urſprünglichen Weſen der deutſchen Sprache ſelbſt hervor. Klopſtock hat geglaubt, die allerälteſten deutſchen Gedichte und Lieder ſeyen bloß rhythmiſch, und ohne Reim geweſen. Das letzte aber iſt nicht gegründet; es iſt zwar nicht grade unſre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verſe, was darin herrſcht. Aber jene unvollkommneren, aber doch ſehr regelmäßig beſtimmten Anklänge und Reime zwiſchen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verſe; in der Weiſe, welche in den isländiſchen und altſkandinaviſchen Gedichten herrſcht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt iſt, war in der geſammten germaniſchen Sprache herrſchend, und alle noch vorhandenen altſächſiſchen Lieder, ſowohl die in England als die in Deutſchland gedichteten, ſind in dieſer beſondern Art und ältern Form der Reimverſe abgefaßt. Der Übergang von dieſer Weiſe zum vollkommenen Reim war ſehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutſche Mundarten ſchon in den früheſten Zeiten ihrer Entwicklung, ſich deſſelben bedienen ſehen. Es hängt dieſes ſelbſt mit dem noch jetzt geltenden Grundgeſetz der deutſchen Ausſprache und Sprache zuſammen. Es beſteht dieſes von allen Sprachforſchern dafür anerkannte Grundgeſetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, beſonders die Stammſylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit ſelbſt ſteigt; wir meſſen die Sylben nicht, ſondern wir wägen ſie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verſtändlichkeit für den Zuhörenden, ſondern in das Wort ſelbſt verſenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bey dieſen als bey der Hauptſache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebenſylben einen Werth zu legen. Auf dieſem, nach dem innern Gehalt ſich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutſchen Ausſprache, ſelbſt der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutſcher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bey uns nicht Längen oder Kürzen wie bey den Alten, die unter ſich für gleich angeſehen werden könnten, ſondern unter den bedeutenden

Sylben eine gar nicht zu beſtimmende Menge von Abſtufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieſes iſt das unüberſteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmiſchen Kunſt nach den Grundſätzen der Alten in unſrer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Ähnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um dieſe zu erreichen, müßte man die Sprache und ſelbſt die Ausſprache in ihren innerſten Elementen zerſtören und zerrütten. Eben dieſes Grundgeſetz unſrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die franzöſiſche, iſt der Reim unentbehrlich, ſchon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Abſonderung und Verbindung des Verſes; hierbey kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von ſelbſt ſo zu kommen ſcheint, ſehr in Anſchlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen, wird der Reim wie in der italiäniſchen und ſpaniſchen, leicht die Geſtalt eines bloß muſikaliſchen Sylben- und Wortſpieles annehmen. In der deutſchen Sprache, obwohl ſie dem Stamm und der Quelle näher und friſcher entſproſſen, ſich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgeſetz der Ausſprache, jenes Verweilen bey den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwiſchen dieſen zu bemerken, zu empfinden, zu ſuchen, und endlich zum Reim zu geſtalten. Auf dieſem eigenthümlichen Wege gelangte die deutſche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die franzöſiſche, noch die italiäniſche, oder ſpaniſche Art zu reimen, auf unſre Sprache ganz anwendbar iſt, ſo iſt der Reim ſelbſt doch ihrer Natur gemäß, und wird, ſo lange ſie nur beſteht, nie aus ihr verdrängt werden können. Das eigenthümliche Weſen und der rechte Weg der deutſchen Verskunſt beſteht aber darin, daß wir alle fremden Sylbenmaaße, ſowohl die alten rhythmiſchen, als die künſtlichen romantiſchen Reimweiſen, als bloße Vorübungen einer biegſameren Bildung, die als ſolche für ihre Zeit von Nutzen waren, wieder verlaſſen und zu den einfachen deutſchen Versformen zurückkehren. Dieſe unſre Naturformen liegen aber freylich eben ſo wenig allein in den fragmentariſchen und mehrentheils ſchon ganz zerſtückten Volksweiſen, oder in dem bloßen Nachmachen der altdeutſchen Versart in den Nibelungen, als in dem gewohnten Reimgange der beliebten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts; ſondern ſie müſſen aus der innerſten Natur der deutſchen Sprache, ſo wie ſie jetzt entwickelt iſt und empfunden wird, ſelbſt hervorgebildet und herausgefühlt werden, je nachdem es das Weſen der lyriſchen und epiſchen Poeſie, nach dem höchſten Maaßſtabe, in verſchiedener und mannichfacher aber doch höchſt einfacher Weiſe erfordert; wie dieß nicht minder von der dramatiſchen Gattung gilt, welche bey uns ebenfalls zum Reime neigt, ja ihrer durchaus lyriſchen Richtung wegen, ihn faſt erfordert.

Kehren wir zurück zu dem hiſtoriſchen Faden unſrer Betrachtung, und zu jener frühern Epoche von Klopſtock und Wieland, ſo war es für jene Zeit ſehr Recht und löblich, wenn Wieland das Spiel des Reims, wie es in der fröhlichen Wiſſenſchaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegeſang herrſchend war, auch der deutſchen Poeſie zu erhalten ſuchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einſeitigen Eifer jener feyerlichen Eloabſänger, und ungereimten Bardenſchaar, denen Klopſtock, zum Theil freylich ohne es zu wollen, das Daſeyn gab.

Ihn führte grade ſein tieferes Forſchen in der Sprache, weil er überall ſich ſelbſt Bahn machen wollte, hier und da zur Einſeitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung geſichert. Es hätte ſich nach ſo vortrefflichen Vorarbeiten, wie ſchon für die Sprachforſchung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten laſſen von einem Werke, welches den ganzen Reichthum der deutſchen Rede und Geiſtesbildung umfaſſen und über das richtige und rechte Maaß in jedem Ausdruck entſcheiden ſollte. Indeſſen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bey allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewieſen hat, für den gemeinen Gebrauch und den erſten Anfang nicht ohne allen Werth und für ſeine Zeit nicht ohne Verdienſt. Sein Hauptvorurtheil beſtand darin, daß er die Reinheit der hochdeutſchen Sprache, ſo wie er ſie im Raume ſehr eng auf die ehemahlige Markgrafſchaft Meißen beſchränkt, alſo auch in der Zeit den echten Geſchmack ſehr eng umzäumen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl ſchnell entſchwundne, aber deſto vollkommnere goldne Zeitalter der deutſchen Litteratur anpries. Was ihm dabey eigentlich den Stab bricht, das iſt ſeine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftſteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erſte iſt, gegen Klopſtock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meiſter, ſondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forſcher weit tiefer in den Geiſt derſelben eingedrungen war, als Adelung ſelbſt.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigſtens in Rückſicht auf unſre Litteratur, wie geneigt man ſey, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beyſpiel eines Schriftſtellers, aus eben jener ſo beneidenswerth und glücklich erſcheinenden Zeit beſtätigen, der wirklich ſo urtheilte. Gottſched verlegt in einem ſeiner Gedichte dieſe glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des erſten Königs von Preußen. Die Schriftſteller, welche er als die claſſiſchen in dieſer Zeit preiſt, die alſo für die deutſche Litteratur ungefähr das ſeyn ſollten, was Virgil für die römiſche, Corneille und Racine für die franzöſiſche waren, ſind vorzüglich Beſſer, Neukirch und Pietſch. Dieſe jetzt nicht einmahl dem Nahmen nach bekannten Dichter ſind vielleicht auch damahls nicht ſo allgemein bewundert worden, als Gottſcheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch ſo feſt überzeugt, daß mit ihnen der menſchliche Geiſt ſeinen höchſten Gipfel, beſonders aber die deutſche Dichtkunſt ihre Vollendung erreicht habe, daß er meynt, das Zeitalter ſey ſchon etwas im Sinken, und man ſpüre ſchon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geſchmack. Dieß ſchrieb er im Jahre 1751, in demſelben Jahre alſo, wo die erſten Geſänge der Meſſiade erſchienen ſind; mit welcher Erſcheinung mir vielmehr, zwar kein ſolches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufſchwung der deutſchen

Litteratur zu beginnen ſcheint. Die ſchon oben genannten, erſten, beſſern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopſtock bekannt geworden waren, hatten meiſtens nur Lieder, oder ſonſt vermiſchte lyriſche Gedichte hervorgebracht. Durch dieſe kann eine Litteratur, ſo ſehr ihr ſolche, wenn ſie ſchon übrigens im Weſentlichen reich iſt, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerſt und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernſten Inhalts erfordert, ſey es nun geſchichtlich, oder ein epiſches Gedicht, womit eine Litteratur wohl am glücklichſten beginnt. Es iſt wahr, daß die deutſchen Schriftſteller von der erſten Generation meiſtens alle eine vorzügliche und ſehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zuſtand das Bedürfniß einer ſolchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die erſten Anſtrengungen auch hierin ſo wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erſt daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopſtock's Ausdruck in der Proſa, dem in ſeinen Gedichten zu vergleichen iſt, oder wie weit Leſſing's erſte Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von ſeiner ſpätern reifen Schreibart abſtehen. Selbſt für die Sprachentwicklung läßt ſich daher ſchwerlich eine ſolche Abſonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutſchen Litteratur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von 1750—1800 hindurch, faſt von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortreflich anerkannt werden müſſen; ganz fehlerfrey, auch in dieſer Hinſicht, möchten wohl gar keine zu finden ſeyn. Eben ſo wird man aber überall keinen Mangel haben an

Beyſpielen einer nachläſſigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von ſehr bekannten Schriftſtellern.

Es bietet ſich eine andre Eintheilung dar, für die deutſche Litteratur, die ſich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieſelbe in dem genannten, unſtreitig ſehr fruchtbaren Zeitraume von 1750 — 1800 geſchichtlich betrachtet, ſo kann man allerdings die verſchiedenen Generationen der Schriftſteller ſehr deutlich unterſcheiden. Dieſen Unterſchied aufzufaſſen iſt um ſo wichtiger, da eine jede von dieſen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, woven der Grund meiſtens in dem äußern Verhältniſſe und in der Zeit ſelbſt lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenſchaften von einem Schriftſteller verlangt, die er in ſeinen Verhältniſſen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht ſowohl ihn, als ſeine ganze Zeit treffen.

Zu der erſten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erſte Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis gegen die ſiebziger. Die wichtigſten Dichter dieſer Generation habe ich ſchon geſchildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienſt ſind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieſer Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich noch mit Rückſicht auf unſer Oſterreich, daß der gelehrte Jeſuit, Denis, nebſt vielen andern Verdienſten ſich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, beſonders nach Klopſtocks ernſtem Geſchmack, in dem Vaterlande ſeiner Wahl, dem damahls unter Maria Thereſia nach überſtandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Kaiſerſtaate einzufühven und anzupflanzen; daher denn auch Klopſtocks Geiſt und Kunſt, im übrigen Deutſchlande größtentheils zu bald vergeſſen, hier noch längere Zeit zum Vorbilde in den deutſchen und dichteriſchen Studien diente.

Von den Proſaiſten gehören zu dieſer erſten Generation einige Philoſophen, die ich ſpäter nennen werde; ſelbſt Kant in Rückſicht auf die Zeit ſeiner Geburth, die Epoche ſeiner Bildung und ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche; vorzüglich aber Leſſing und Winkelmann. Auch Hamann gehört chronologiſch dieſer erſten Epoche an; aber mit ſeinem divinatoriſchen Tiefſinn, ſtand er als Einſiedler in der Litteratur und in ſeiner Zeit da, der ſeine eigenthümliche religiöſe Richtung, ſchon an ſich befremdlich, um ſo mehr verſchloſſen und unzugänglich blieb, da ein dunkles Gewand bildlicher Anſpielungen ſeine ſibylliniſchen Blätter und hieroglyphiſchen Andeutungen noch mehr umhüllt, deren originellen Geiſt und Werth erſt eine ſpätere Zeit, wo der deutſche Sinn ſchon mannichfacher geübt war, mehr verſtanden und anerkannt hat.

Die Schriftſteller dieſer erſten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an ſich von der ungünſtigen Lage, in welcher die vernachläſſigte deutſche Sprache und Kunſt ſich damahls befand, aus welcher ſich beyde erſt herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hinderniſſen und Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten. Wie ſehr dieß ſelbſt bey Winkelmann der Fall war, obgleich ſeine erſten, öffentlichen Verſuche ſchon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung ſeines Andenkens, durch Bekanntmachung ſeiner Briefe aufgedeckt. Kant iſt die

Spuren und Nachwirkungen dieſes langen, harten, mühſeligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Leſſings Jugendverſuche, beſonders die dichteriſchen, ſind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er gebohren wird, auf eine oder die andre Weiſe zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit verſetzen uns überhaupt, Klopſtock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Beſtellung gemachten Carmina. Klopſtock entwickelte ſich als Dichter am freyeſten und ſchnellſten, doch läßt ſich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl ſeiner Werkzeuge und Gegenſtände, in der Anlage ſeines Planes manche Mißgriffe, die ſelbſt die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er ſich ſeinen Weg nicht ganz hätte ſelbſt bahnen müſſen, wenn er ſchon große Vorarbeiten und Verſuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor ſich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftſteller der erſten Generation, eben dadurch, daß ſie die Erſten waren, nach der damahligen, anfangs ſehr ungünſtigen äußern Lage der deutſchen Litteratur trafen. Aber auf einen ſtarken Geiſt wirkt das Ungünſtige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu deſto größerer Anſpannung und Erhebung der Kraft. Beſonders dahin, daß er dieſe mit ganzem Ernſt deſto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel ſeiner Begeiſterung, und ſie ganz auf ein allumfaſſendes Werk ſeines Lebens richtet. Dieſes Concentriren aller Kraft auf Ein großes Ziel, findet ſich außer Klopſtock vorzüglich auch bey Winkelmann, und auf andre Weiſe ſelbſt bey Kant. Späterhin hat ſich unſre Litteratur, beſonders aber die Poeſie vielfältig zu ſehr vereinzelt und leichtſinnig zerſplittert. Durch dieſen Ernſt, durch dieſes hohe Streben ſind denn auch die vorzüglichſten jener erſten Generation die eigentlichen Stifter unſrer neuen deutſchen Litteratur geworden; nebſt Klopſtock und Leſſing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunſtſchönen eine ſo entſchiedene und charakteriſtiſche, vielleicht oft zu ausſchließend vorherrſchende Eigenſchaft derſelben wurde. Es iſt eine bloß künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht, vorzüglich ſeit jener Zeit, ohne daß er ſelbſt die Schuld davon trüge, in der deutſchen Litteratur und Denkweiſe faſt die allein herrſchende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, ſittlich nationale Beziehung oder religiöſe Geſinnung den Vorrang behaupten und das Erſte ſeyn ſollte.

Jene große welthiſtoriſche Erſchütterung, welche wir gewöhnlich mit dem Nahmen der Revoluzion bezeichnen, weil ſie ſich in dieſer dem Zeitalter zuerſt kund gab, hat den deutſchen Geiſt ſeitdem wohl aus ſeiner äſthetiſchen Traumwelt geweckt und auf den Ernſt des wirklichen Daſeyns im Kampfe der Zeit, ſo wie auf den höheren Ernſt des ewigen Glaubens ſtrenge hingewieſen. Aber nur mühſam und Anfangs trübe konnte ſich das reine Licht der wieder erwachten Erkenntniß aus dem Strudel der bewegten Zeit im revolutionären Kampf empor arbeiten und nur allmählig kann es ſich von allen Schlacken befreyen, die ihm noch aus der ſchlechten Epoche anhängen. Dieſer Kampf unſrer Zeit, ſo wie er ſich in dem intellektuellen Gebiet, in der Litteratur und Wiſſenſchaft, inſonderheit der Deutſchen, geſtaltet hat, iſt die letzte großer Erſcheinung, mit welcher wir die ganze Reihe dieſer Betrachtungen ſofort beſchließen wollen.

Sechszehnte Vorleſung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialiſchen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik, Leſſing und Herder; vorherrſchende äſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph, Denkfreyheit und Aufklärung; Kaiſer Joſeph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantiſche Philoſophie; Goethe und Schiller. Ausſicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthiſtoriſche Bedeutung der deutſchen Litteratur und Begriff der jetzigen Epoche.

Die neudeutſche Litteratur iſt einer noch unaufgelöſten Diſſonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht ſchwer ſeyn, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derſelben zu ſuchen ſey und worin ſie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufſtellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuſchenden Abwege, die neben demſelben vorbey und in die Irre führen, und die Hinderniſſe, die noch auf dem Wege, welcher der rechte iſt, ihm entgegen ſtehen! Ehe ſich an die Auflöſung des Problems denken läßt, müſſen wir das Problem ſelbſt in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit auffaſſen und kennen lernen, und müſſen allen den Faden des noch ziemlich verſchlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen durfen, dieſen gordiſchen Knoten unſerer Litteratur zu löſen.

Dazu ſind dieſe hiſtoriſche Betrachtungen beſtimmt, welche je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um ſo weniger bey der Charakteriſtik des Einzelnen verweilen, um ſo mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrſchenden Geiſt der Litteratur ſich beſchränken müſſen. Zu einer ganz vollſtändigen Geſchichte der neuern deutſchen Litteratur würde es vielleicht noch zu früh ſeyn. Manches wird erſt dann ganz im rechten Lichte erſcheinen, wenn alle ſeine Folgen ſich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenſtücken, die wichtig ſeyn würden für die Geſchichte deutſcher Geiſtesbildung.

Die vornehmſten Dichter der erſten Generation habe ich ſchon zu ſchildern verſucht. Von den Philoſophen und andern Proſaiſten zu reden verſchiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit ſo treu als möglich zu folgen, da die philoſophiſchen Beſtrebungen und Anſichten der beyden wichtigſten unter ihnen, Leſſings und Kants erſt etwas ſpäter in die allgemeine Denkart wirkſam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwiſchen Öſterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beſchloſſen worden war, genoß Deutſchland auf lange Zeit einer auch für die Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar ſchien es einmahl, als würde dieſe von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutſchland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und ſeiner Kraft, wenn gleich es der wahren Urſache ſeines damahligen glücklichen Zuſtandes ſich nicht überall deutlich bewußt war.

Die erſten Stifter der deutſchen Litteratur, gereinigten Sprache und Dichtkunſt, welche theils noch etwas vor Klopſtock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünſtigeren äußern

Lage, die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweyte Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und erndteten, was die Erſten, die Stifter geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es konnten dieſen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder ſpäter, ungefähr in derſelben glücklichen Zeit empor blühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältniſſe nicht zu ſo allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten ſich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialiſchen Kraft prahlten, die ſie eigentlich nicht beſaßen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genies ſelbſt, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beynahe in üblen Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um ſich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialiſcher Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer

Schriften ganz dieſer Epoche angehören; Männer deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch in dem übrigen Europa ſich verbreitet hat. Die Schriftſteller dieſer zweyten Generation ſind wie im Geiſt und der ganzen Art, ſo auch in Sprache und Styl durchaus verſchieden von den vorigen. Ihre Schreibart iſt voll Seele, Feuer und Leben; ſinnreich begeiſtert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft ſehr kunſtvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die ſtrenge Ordnung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja ſogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet ſich nicht überall. Dieß gilt ſelbſt von Herder und Johannes Müller, an umfaſſender Kenntniß den reichſten, durch mannigfaltige Übung den gewandteſten jener Epoche. Faſt möchte es alſo ſcheinen, als hätten die Anhänger der erſten Epoche Recht darin, wenn ſie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausſchließend, doch in einem höhern Maaße bey jenen erſten deutſchen Schriftſtellern gefunden. Doch iſt auch dieß nicht allgemein gegründet; bey einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bey Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bey einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bey Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläßigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie es im Deutſchen nur ſeyn kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieſer Schriftſteller und Dichter, die ſich auf der Bahn, welche die erſten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freyer bewegten, ſondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloſer Reinheit und ſchöner Vollkommenheit dargeſtellt. Die Poeſie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte ſich dieſelbe in zwey Partheyen getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopſtock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Muſen und Grazien, von Liebe und Roſen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern ſuchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwiſchen Felſen und Klippen zu ergreifen, oder ſie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf Sonnenbeſaeten Himmelsbahnen; und ließen ſie ſich je zur Erde herab, ſo war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Poſaune des Weltgerichts. Zwiſchen dieſen beyden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzuſüßen, halb griechiſchen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, ſtrebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie ſuchten ihre Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als ſeyen ſolch' einzelne, abgeriſſene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige wodurch auch die Dichtkunſt am meiſten wirken, und was ſie vorzüglich leiſten ſolle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, ſuchten ſie alle ſich beſonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutſche Sprache zu übertragen. Oder ſie erweckten auch mancherley Erinnerungen altdeutſcher Geſchichte, Kunſt und Geſangesweiſe; freylich war nicht immer noch eine genaue umfaſſende Kenntniß der altdeutſchen Geſchichte und Denkart, Sprache und Kunſtweiſe mit dieſem Streben verbunden. Es waren meiſtens nur Anklänge, deren mehrere doch an ſich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen ſehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unüberſehlichen Geſchlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterſchaaren, welche noch in unſern Tagen die altdeutſche Freyheit und ein edles Fauſtrecht wenigſtens auf der Bühne erhalten. So ſehr indeſſen dieſes Werk nicht bloß aus jugendlichem Übermuth, ſondern wie mit Abſicht, vollig regellos, ja ſogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen ſelbſt die Geſchichte des dargeſtellten Zeitalters darin aufgefaßt ſeyn mag, es bleibt ein reichhaltiges dichteriſches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken deſſelben Dichters, wo er ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunſt durch dieſe neue Richtung vielleicht zu ſehr von der hohen Idee, welche Klopſtock von ihr aufgeſtellt hatte, in das Einzelne zerſtreut und zerſplittert, zu ſehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch dieſen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausſchließend auf die Bühne hingelenkt. Denn allerdings ſcheint es, als müſſe die Bühne bey einer Nation um ſo glücklicher aufblühen und ſich entwickeln, je ſpäter dieß geſchieht. Vielleicht verdankt ſelbſt die griechiſche Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil dieſem Umſtande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Litteratur und Poeſie beſonders die ernſteren Gattungen derſelben, ſchon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geiſtes- und Kunſtbildung feſt begründet ſind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutſchland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine ſolche Denkart noch nicht. Leſſings Kritik trug zufälliger Weiſe auch dazu bey, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunſtrichter, ungeachtet aller Kenntniſſe und des großen Scharfſinnes, welchen er beſaß, für die deutſche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden. Aus den ungelenken Überſetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderotſche Gattung der moraliſchen Familiengemählde, und hielt lange Zeit ſelbſt die Proſa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darſtellung; damit um ſo eher auch die Sprache von allen Banden befreyt, dem formloſen Inhalt entſprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakeſpears, zu welcher beſonders auch Leſſing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darſtellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrſchende.

Leſſing war als Kunſtrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu ſetzen, beſonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunſt, einem einzelnen Künſtler oder einer geſammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geiſtesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunſtentwicklung anzuweiſen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit ſo zu betrachten und zu bewundern wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch weſentlich zu einer vollſtändigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunſt oder einer Art derſelben nach dem Ganzen ihrer Geſchichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Weſen einer Kunſt, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit ſolcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Leſſings Kritik geht mehr auf die Grundſätze als auf die Charakteriſtik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falſchen Grundſätze, als auf die Begründung der wahren. Er iſt auch in der Kritik mehr Philoſoph als Kunſtbetrachter. Die Biegſamkeit der Fantaſie fehlt ihm, mit welcher Herder ſich in die Poeſie aller Zeiten und Völker zu verſetzen weiß. In der Philoſophie der Geſchichte iſt es eben dieſer Sinn für das Poetiſche in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe ſich in ihre individuelle Denk- und Lebensweiſe zu verſetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; ſelbſt als Theologe war es die Poeſie der Hebräer, die ihn am meiſten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unſrer Litteratur nennen, wegen dieſes allgemeinen Sinnes für Poeſie, dieſer Gabe, die alte Sage zu empfinden, ſich in alle Geſtalten und Hervorbringungen der Fantaſie mitempfindend zu verſetzen, die ſelbſt einen hohen Grad von Fantaſie vorausſetzt. Nur kritiſche Genauigkeit oder philoſophiſche und religiöſe Tiefe darf man von dieſem an Geiſt, Gefühl und Fantaſie reichen, aber ſeiner Naturanlage nach durchaus nur äſthetiſchen Denker nicht erwarten. Als Kenner und Deuter aller Fantaſie, hat er den Sinn für dieſe, für alte Sage und Mythologie mannichfaltig erregt; den eigentlichen Sinn der Mythologie und alten Symbolik aber wirklich zu erſchließen, und die Grundlage des Wahren, der ſich wie ein unſichtbarer Faden durch alle dieſe Bilder und Dichtungen hindurchzieht, wieder hervorzuziehen und gereinigt aus der fabelhaften Umkleidung auszuſcheiden, das iſt nur durch ein tieferes Verſtändniß der Philoſophie und der Religion möglich, ſo wie auch nur aus dem einfachen Weſen des Lichtes, das mannichfache Spiel des Farbenbildes in ſeinen Brechungen erklärt und gedeutet werden kann. Ohne dieſes leitende Licht aber führt das Studium der Sage und der Mythologie nur zu einem wiſſenſchaftlichen Fantaſieren nach unbeſtimmten Gefühlen, wozu Herder in dem hiſtoriſchen und philologiſchen Gebiet, weil er jenen höhern Standpunkt nie erreicht hat, mit ſeinem in dieſer Art einzigen Talent und kunſtfühlenden Ahndungsſinn, recht eigentlich den Grund gelegt, und den angebohrnen Hang des deutſchen Geiſtes dazu ungemein verſtärkt und vorzüglich zur Entwicklung gebracht hat. Wenn er in ſeiner früheren Zeit auf dem beſten Wege war, in der älteſten Offenbarung den Schlüſſel aller Philoſophie, aller Sage, Überlieferung und Mythologie zu finden, ſo muß man es um ſo mehr beklagen und mißbilligen, daß er ſpäterhin dieſes Licht wieder verlaſſen hat und endlich völlig in den herrſchenden Modegeiſt einer wäſſrigen Aufklärung herabſank.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine faſt über alle Gegenſtände ſich verbreitende künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht immer mehr, ja man kann ſagen ausſchließend herrſchend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutſchen Geiſtes zur Kunſt und Poeſie veranlaßte dieß, ſondern auch die gänzliche Entfernung der meiſten hier ſich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreiſe, mußte dazu beytragen. Es blieb dem deutſchen Geiſte meiſtens nur die Wahl zwiſchen den zwey Wegen der innern, von dem bürgerlichen Leben mehr abgeſonderten, oder doch erſt ſpäter wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künſtleriſchen und der philoſophiſchen. Die erſte war Anfangs überwiegend herrſchend, ſelbſt zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftſteller, weil ſie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil deſſelben, der Betrachtung der Kunſt, oder der Beſchäftigung mit ihr, und ihren Grundſätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philoſophie, die ſie beſaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieſer Seite wirkſam zu werden. Selbſt in Winkelmann iſt eine ſolche, und zwar ſehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen ſeinen hohen Kunſtideen liegt eine platoniſche Begeiſterung zum Grunde, die er an der Quelle geſchöpft hatte und die herrſchende Denkart bey ihm war. Unter allen Arten der Philoſophie ſtimmt dieſe wohl am meiſten mit der Kunſtbetrachtung überein; doch iſt dieſer Platonismus ſo ſtark in ihm, daß er ihn nicht ſelten über alle Kunſtbetrachtung hinausführt. Beſonders in den ſpätern Schriften nimmt dieſer philoſophiſche Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutſche Philoſophie geweſen wäre, wenn ſie mit einem ſolchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte ſeyn können.

Leſſing legte, da ſein Geiſt die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquariſchen Unterſuchungen, Theater und Kunſtkritik, denen er ſein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bey Seite. Die philoſophiſche Erforſchung der Wahrheit ward das Ziel aller ſeiner ſpätern Beſtrebungen, denen er ſich mit einem Ernſt, einer Begeiſterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geſchäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, ſcheint er oft mehr nur wie zum Spiel ſich ſeiner genialiſchen Kraft zu überlaſſen, beſonders gegen ſchwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache ſelbſt, und aus eigner Wahl ſo ernſt geweſen wäre. Wie ſehr es ſeiner Natur auch ein Bedürfniß geweſen ſeyn mochte, ſich in den mannigfaltigſten Kunſt- und Geiſteswegen zu üben, ſein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philoſophie. Nur daß er darin zu weit über ſeinem Zeitalter ſtand, um allgemein verſtanden zu werden; was um ſo ſchwerer war, da ſeine Philoſophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es alſo bey ſeiner ganz unſyſtematiſchen Art ſich mitzutheilen, bloß bey gelegentlichen und indirecten Äußerungen und hingeworfenen Zügen und Umriſſen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philoſophen der ältern Schule hatte Sulzer nach damahls herrſchender Art ſein Denken und Forſchen vorzüglich der Kunſt gewidmet; Mendelſohn geſucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philoſophiſch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitziſchen Schule, aber doch in Rückſicht ſeiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete ſich beſonders der Moralphiloſophie der Engländer und der Alten; der Erfolg bewies nur, daß eine ſolche bloß auf das Wahrſcheinliche und Annehmliche gegründete und gebildete Moral und Philoſophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß deſſen, was denn eigentlich an ſich wahr und gewiß iſt, dem deutſchen Geiſte nicht genug thun könne. Wielands philoſophiſche Romane trugen dazu bey, unter einem ſokratiſchen Gewande, beſonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikuriſch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigſtens war dieſe etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine paſſende Vorbereitung für die ſchweren und erſchütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorſtanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgeſondert von den übrigen ging Lavater ſeinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit ſeiner Phyſiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erſte weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verſpottet. Sein philoſophiſcher Tiefſinn iſt faſt gar nicht anerkannt und verſtanden worden; er konnte ihn freylich auch nur in einzelnen Äußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil ſein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphiloſophie ſo ganz entfernt war. Er iſt aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich dieſenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlohrnen Wahrheit unermüdet nachgingen, nach Hamann und nebſt Leſſing der vortrefflichſten und der merkwürdigſten einer. Dieſe drey einſamen Denker bilden einen von dem Streit der herrſchenden Secten und den Modeformeln der Schule ganz abgeſonderten Kreis und eignen Cyklus des angehenden höheren Nachdenkens für ſich, in deſſen Gange man wohl die erſten, noch wenig entwickelten Keime einer chriſtlichen Philoſophie gewahr wird. Hamann ſtellte das Wort der älteſten Offenbarung, wie ein noch unverſtandnes Räthſel hin; eine Stimme, die wenig beachtet ward in der Wüſte der allgemeinen Aufklärung. Lavater faßte in ſeinem tiefen Gemüthe die Geheimniſſe des Chriſtenthums zugleich als Lichtpunkte der ideellen Erkenntniß auf. Der dritte welchen wir dieſen unbewußten deutſchen Spiritualiſten und chriſtlichen Originaldenkern beyzählen können, war Leſſing, deſſen klarer Geiſt bis zu den eigentlichen entſcheidenden Wendepunkten der Offenbarung und Erkenntniß, ſo wie auch beſonders der Überlieferung und der Denkfreyheit durchdrang.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich ſchrieb, iſt von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber iſt jener ausführliche Angriff deſſelben auf die geoffenbarte Religion in ſeinen Folgen geworden; welchen Leſſing, eben weil er mit Ernſt in die Unterſuchung, und auch in das Hiſtoriſche, wenigſtens mit dem Willen gründlich zu ſeyn, einging, glaubte bekannt machen zu müſſen; in der Überzeugung, es ſey die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verſchweigen, ſondern hervorzuziehen, damit ſie deſto beſſer beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Leſſings Philoſophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philoſophie noch von Descartes und Locke her befangen war, und ſich unnütz abarbeitete, hatten kein Intereſſe für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menſchengeſchlechts und in den Freymaurergeſprächen, wie in allen ſeinen philoſophiſchen Streitſchriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenſtände der höhern Philoſophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern faſt ganz aus ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philoſophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachſen. Leibnitz war unter den Naheſtehenden faſt der einzige, der ihn noch berührte, und er ſah ihn in einem weiten Abſtande von ſeinen damahligen Nachfolgern. Um ſo mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoſa damit verband. Wenn jede Metaphyſik ſeicht zu nennen iſt, welche dieſen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, ſondern ihn umgehen und ignoriren möchte, ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß Leſſing auf ſeine Art tiefer, wenn gleich nicht ſo ſyſtematiſch als Kant in das Innere der Philoſophie eingedrungen iſt. Wäre ſein Leben nicht ſo frühzeitig geendet, wäre er überhaupt ſparſamer mit ſeiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derſelben geweſen, ſo würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt ſeyn. Die deutſche Philoſophie würde ſich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Leſſings freyer und kühner Geiſt dazu fort dauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geſchah. Leſſing äußerte ſeine eigentlichen philoſophiſchen Gedanken faſt gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf, als eine allen Ausdruck überſteigende Paradoxie. Ein Spinoſiſt aber, wie man nach Leſſings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in ſo fern ein Denker ſich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande iſt, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Übergang zur Wahrheit werden ſoll. Der entſcheidende Beweis dafür iſt, daß Leſſing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen beſondern Lieblingsmeinungen ſcheint dieſe beſonders tief bey ihm gewurzelt zu haben. Dieſe Meinung aber iſt mit Spinoſa's Syſtem ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine perſönliche Fortdauer derſelben nach dieſem Syſtem Statt findet. Vielmehr ſcheint aus dieſem Umſtande deutlich hervorzugehen, daß Leſſing überhaupt zu der ältern orientaliſchen Philoſophie ſich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß alſo denen faſt Recht geben, welche glauben, daß man ſich vor der Schwärmerey gar nicht ſorgfältig und ängſtlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all ſein Wiſſen, noch Leſſingen ſein heller Verſtand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen Leuten für Schwärmerey gilt, ſo muß es auf einer gewiſſen Höhe ſchwer ſeyn, es zu vermeiden.

Doch von dieſer heimlichen Schwärmerey des geiſtvollen Forſchers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Deſto mächtiger und allgemeiner wirkten ſeine Zweifel und das Beyſpiel ſeiner Kühnheit; und ſo arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er ſo entſchieden abgeneigt war, und die er ſo oft bekämpft hatte. Leſſing hat in einem gewiſſen Sinne das beſchloſſen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutſchen Proteſtantismus als kritiſcher Forſcher bis zu Ende durchgeführt, und dadurch zu jener noch gegenwärtig obwaltenden Kriſis gebracht; wie Fichte in der neuern Epoche von einer andern Seite, als wiſſenſchaftlicher Selbſtdenker nach dem proteſtantiſchen Princip der Freyheit, oder als unbedingter Idealiſt und vollendeter Proteſtant jenen Gipfel erreicht hat, der auf dieſem Wege nun nicht weiter überſchritten werden konnte, von welchem aus daher auch ein neuer Umſchwung des Geiſtes in entgegengeſetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem ſelbſtgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens, zur Erkenntniß der Offenbarung oder des göttlichen Poſitiven ganz natürlich eintrat, obgleich unter ſtetem Widerſtreit, und vielerley täuſchenden Überbleibſeln des alten Irrthums, und mit häufigem Rückfall in denſelben. Als beſtimmtes Syſtem und geſchloſſene Parthey konnte der Proteſtantismus in Deutſchland, bey dieſer unbedingten Denkfreyheit, und nach der von Leſſing herbeygeführten Kriſis, wie es ſich bald kund gab, nicht länger beſtehen, weder in der Religion noch in der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft hat ſich, ſeit Fichte den Proteſtantismus in derſelben oder die freye Selbſtdenkerey bis auf den höchſten Gipfel des Idealismus geſteigert hatte, und dieſes Wageſtück den Geiſt unbefriedigt ließ, wieder mehr und mehr dem Gegebnen und Poſitiven der Natur, Geſchichte und Offenbarung zugewandt, obwohl mehrentheils noch in trüber Miſchung und Vermiſchung mannichfaltigen Irrthums. Im Glauben aber iſt ſeit jener von Leſſing herbeygeführten Kriſis das unbeſtimmte, innere Chriſtenthum und eine durchaus bloß individuelle Gefühls-Religion bey den fromm geſinnten Proteſtanten an die Stelle des alten nicht mehr recht haltbaren Syſtems getreten. Leſſingen ſelbſt hatte die hohe Kühnheit ſeines Forſchergeiſtes zurückgeführt zum Glauben an die älteſte Philoſophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer geſetzlichen Kraft in der Kirche.

Zunächſt hatte alſo Leſſing in dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland unſtreitig eine auflöſende Wirkung. Ob dieſe gänzliche Auflöſung der bis dahin geltenden Denkart und des proteſtantiſchen Glaubens vielleicht ſpäterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerſtört werden ſollten, um ein deſto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derſelben, eine Rückkehr zu ihr, auf Überzeugung und eigenes Gefühl gegründet, herbey zu führen, das iſt eine andre Frage, über welche erſt die Zukunft entſcheiden kann und hoffentlich bejahend entſcheiden wird. Die nächſten Wirkungen waren von ſehr gemiſchter Natur. Die aufgeſtellte und anerkannte Denkfreyheit ward weniger zum Aufbauen, zu wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und Unterſuchungen als zum Zerſtören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einſchmeichelnden Nahmen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Loſung. Dieß geſchah auch unſtreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entſcheidung geſtatten. Für die höhern Angelegenheiten und Überzeugungen fehlte es ganz an einem feſten Maaßſtabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterſcheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Loſungsworte getrieben, wie verſchiedene Dinge darunter bezweckt und verſtanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man ſich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreyheit und Aufklärung bey dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philoſophen Leſſing, und welch einen ganz andern, etwa bey Baſedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden ſelbſt oft ſehr unduldſam waren, iſt ſchon erinnert worden. Doch das iſt wohl mehr für eine ſich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des ſo leicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathenden menſchlichen Geiſtes zu halten, als gerade jenen ausſchließend zum Vorwurf zu machen. Traten ſelbſt Zweifelſucht, Unglauben und entſchiedene Abneigung gegen die Religion in Deutſchland ungleich beſcheidner und weniger kuhn auf als in Frankreich, oder bey einzelnen Individuen in England, ſo trug eben dieſe gemäßigte, der Vernunft ſchmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht ſo gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bey, die Denkart ſelbſt deſto ſchneller und allgemeiner zu verbreiten. Unter den Schriftſtellern, welche nicht mit dem Strome der öffentlichen Meynung gingen, ſondern als chriſtliche Denker im Stillen gewirkt haben, ſind aus jener älteren Epoche vorzüglich Jung Stilling und Stark bemerkenswerth; von denen der erſte auf dem Wege des innern Chriſtenthums unter den Proteſtanten vielfältig einen tieferen religiöſen Sinn und auch im Einzelnen freyere Anſichten erweckt, der andre aber in ſeinen Schriften ſeine Überzeugung für den katholiſchen Glauben in voller Klarheit ausgeſprochen hat. Gern reihen wir dieſen beyden geiſtbegabten Männern noch den liebenswürdigen Claudius an, der in dem heitern Gewande kindlicher Volksſchriften, was er von den Geheimnißen des Chriſtenthums mit tiefem Sinn erkannt hatte, ſo klar in die Gemüther zu bringen wußte.

Wir wenden jetzt noch einen Blick auf die äußern Verhältniſſe der intellectuellen Entwicklung in jener Epoche. Auch die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlſtand von Deutſchland war ſo wie der Entwicklung der allgemeinen Geiſtesbildung, ſo auch der Verbreitung einer neuen Denkart ſehr günſtig. Ungeachtet die Wiſſenſchaften und Künſte ſich nicht überall einer poſitiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, ſo mußte doch das Selbſtgefühl überhaupt ſchon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutſchland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derſelben mehr wahrhaft große Regenten beſaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Thereſia, waren auf verſchiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiſer Joſeph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entſprach dieſen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rückſicht der deutſchen Kunſt- und Geiſtesbildung ſchlug die Hoffnung des patriotiſchen Klopſtock abermahls fehl. Als Beherrſcher ſo vieler und großer nichtdeutſcher Länder wäre Kaiſer Joſeph vielleicht mehr berufen geweſen, ein großes wiſſenſchaftliches Inſtitut für ganz Europa, als für Deutſchland insbeſondere zu ſtiften. Dieſes zu thun, wäre gewiß ſelbſt dem Intereſſe ſeines Staats angemeſſen, und würde beſonders auch für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von ſehr entſcheidendem Einfluß geweſen ſeyn. Es unterblieb, oder geſchah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geſchehen können, weil der Kaiſer vorzüglich nur die praktiſche Seite der Wiſſenſchaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung gegen dieſelbe, daß er vielmehr einige praktiſche Theorien damahliger Zeit im Fache der Geſetzgebung, Juſtiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meiſtens nur als Hypotheſen noch erkannt werden und ein Intereſſe haben, weit über ihren wahren Werth ſchätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktiſche Anſicht der Wiſſenſchaft auch ſeyn mag, ſo darf doch das Beyſpiel dieſes ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtſchnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt iſt, daß der Geiſt und die Geiſtesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig iſt, als die phyſiſche Macht und der äußere Ruhm und Glanz, ſo muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben ſcheint, ſchon an und für ſich als äußerſt wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutſchen Litteratur, deren Charakter von den vorhergehenden ſehr auffallend verſchieden iſt. Den allgemeinen Charakter dieſer verſchiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutſchen Litteratur ſich deutlich vor Augen zu ſtellen, das iſt das ſicherſte Mittel, manche ſonſt ſtörende Widerſprüche zu löſen, und manche ſtreitende Meinungen in Übereinſtimmung zu bringen, wo die letztern nahmlich auf Mißverſtändniſſen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer weſentlichen Grundverſchiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrſchende Geiſt derjenigen Epoche, in welcher die erſte Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftſtellers fällt, beſtimmt oftmahls den Charakter deſſelben, und behält in jedem Fall einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrſchende Zeitgeiſt haben hier allerdings auch auf die deutſche Litteratur einen ſehr merklichen und entſcheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftſteller, ſondern auch auf das Publikum. Früherhin beſtand das Publikum der deutſchen Dichter und Schriftſteller faſt nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunſtfreunden und zerſtreuten Dilettanten. So war es, wie Klopſtock und ſeine Zeitgenoſſen anfingen, und nur langſam war dieß kleine Häuflein deutſcher Kunſtfreunde angewachſen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Leſen außerordentlich zu, von dem politiſchen Gebiete verbreitete es ſich bald auch über das philoſophiſche, und jedes andre litterariſche. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden iſt, welchen ſchädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und ſelbſt wenn man lebhafter als ſonſt Parthey nahm, war es ein Gewinn für den Geiſt, der ſich oft im Kampf am beſten entwickelt. Sollte ich dieſe Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverſtanden zu werden, ſo würde ich ſie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſolches Wort in einem zwar gültigen, aber noch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutſchen Schriftſtellern zum Ruhme nachgeſagt werden, daß wenigſtens die erſten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratiſchen Schwindel der erſten Revolutionsjahre ganz frey und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur den einzigen Forſter zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch ſich ſelbſt getäuſcht, in dieſem Strudel für die Welt und für die Litteratur verlohren ging. Wenn einige der Beſſern nicht ganz frey blieben von den trügeriſchen Hoffnungen jener Zeit, ſo ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß ſie getäuſcht waren, und ſie erſetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung alſo vielmehr in dem Sinne, wie man treffend geſagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geſchrieben. Dieß iſt ſo zu verſtehen, daß er darum die Erſchütterungen des Zitalters mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchildert hat weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorſtehenden Kampfs, und ergriffen davon, ſelbſt in einen Zuſtand des Kampfs und der innern Erſchütterung gerieth. Dieſer Zuſtand des äußern nicht bloß, ſondern noch vielmehr des innern Kampfs iſt, was ich als das Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der Dichter und Schriftſteller dieſer dritten Generation betrachte.

Ich darf um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftſteller und Dichter dieſer Generation nennen, deſſen reiche Laufbahn ſchon vollendet vor uns liegt. Wir ſehen Schillern in ſeinen erſten leidenſchaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltſamſten Zuſtand eines ſolchen innern Kampfs; wir ſehen ihn ſogar erfüllt von jenen ſchwärmeriſchen Hoffnungen, von jener kühnen Oppoſiton gegen alles Beſtehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen ſeiner Jugendgedichte ſprechen ſich die leidenſchaftlichſten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bey ſolchem hohen Ernſt und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiſte nicht ſowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein ſo tief erſchütterndes Bedürfniß und ein ſo mächtiger Drang nach Wahrheit in einer ſtarken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltſame Übergänge ſehen wir ſpäter in Schillers reifer Laufbahn; welchen ſteten Kampf mit ſich und der Welt, mit der Philoſophie des Zeitalters und mit ſeiner eignen Kunſt! Raſtlos in ſich und unruhig umhergeſchleudert ſehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erſchütterung des Zeitalters ganz ergriffen und ſie mitempfindend. Dieſes iſt es, was ich unter jenem Beywort verſtanden wünſchte, und was ich im größern oder geringern Maaße bey allen ausgezeichneten Schriftſtellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialiſchen Schriftſteller der zweyten Generation lebten in einer uns faſt ſonderbar erſcheinenden Sorgloſigkeit, da wir jetzt gewohnt ſind, ſelbſt die erſten Symptome der herannahenden Gefahren und Erſchütterungen ſchon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten nicht nur, ſondern ſogar um die ganze übrige und äuſſere Welt, nur ſich und ihrer Kunſt lebend, und ſich ihrer genialiſchen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, deſſen Geiſt ganz auf dieſe Gegenſtände gerichtet, von der einſamen Höhe ſeiner Alpen freylich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte wohnenden. Statt jener künſtleriſchen, glücklichen Sorgloſigkeit ſehen wir die Schriftſteller der ſpätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; ſich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigſten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weiſe ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders iſt der bekannteſte, unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters, dieſem ſo zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die ſchwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen, und ſich derſelben ganz zu bemeiſtern wußte? Ein Schriftſteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenſtehende Extrem von dieſer Benutzung der ſchwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter Philoſoph dar, der in ſeinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu ſetzen und das Zeitalter völlig umzukehren.

Will man noch ein anderes Beyſpiel von einem Verhältniß des Schriftſtellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwiſchen jener Schmeicheley gegen die Schwächen deſſelben, und dieſem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu geſtalten und auf den Kopf ſtellen zu wollen, ſo erinnere man ſich an jenen humoriſtiſchen Lieblingsſchriftſteller der Nation, der es eben dadurch iſt, daß er den ganzen Reichthum eines ſo verwickelten Zeitalters, alle Diſſonanzen und Anklänge deſſelben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer ſo diſſonanzvollen, gemiſchten, buntſcheckigen Schreibart zum Vorſchein bringt, wie das Zeitalter ſelbſt bey ſeinem Reichthum in ſeiner chaotiſchen Beſchaffenheit ſich darſtellt.

Die Fehler, welche den in die geiſtige Revolution mit eingreifenden Schriftſtellern, ſchon als ſolchen eigen ſind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die ſo energiſch in Kunſt und Wiſſenſchaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit beſtanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, dieſe ihre Geiſteskraft und ein weſentliches Verdienſt nicht abgeſprochen und verkannt werden.

Andre wandten ſich weg von dem unmittelbaren Anblick dieſes chaotiſchen Zuſtandes der jetzigen Menſchheit, ſich in das Gebiet der Fantaſie flüchtend, und in ihren Spielen ſich ergötzend, oder ſich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zuſtande des Menſchen ganz getrennten Betrachtung und Wiſſenſchaft derſelben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeiſterung das Große der vergangenen Zeiten, ſich ganz in ſie verſenkend und da die Auflöſung hoffend für das Räthſel der unſrigen. Viele der Edelſten, wandten ſich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wiſſenſchaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter faſt fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Chriſtenthum. Es hat auch auf dieſem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverſtändniſſen; am meiſten aber gebricht es noch an dem nöthigen Muth und an der Entſchiedenheit des Charakters um die im Innern ſchon erkannte Wahrheit nun auch durch die That zu ergreifen und im Leben offen zu bekennen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns ſelbſt fehlte, nur auf dieſem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand von den beſſer Geſinnten noch in Abrede ſeyn. Die Eintracht aber zwiſchen denen, welche den Glauben wiedergefunden haben, und das Chriſtenthum erkennen und lieben unter den Proteſtanten, oder die es ſuchen und ſich ihm annähern unter den Philoſophen, mit denen, welche dabey vor allem an dem katholiſchen Mittelpunkt feſt halten, der jene Beſtrebungen erſt ſicher begründet, und zur vollen Klarheit hindurchführt, wird ſich auf höherem Wege immer ſichtbarer entwickeln; indem jedes Große, was Epoche macht, in dem Laufe der Zeiten, nur durch ein gleichmäßiges Hervorbrechen vieler individuellen Kräfte ſich entfaltet.

Weiter läßt ſich das Gemählde nicht wohl fortführen, da es ſchwer iſt, eine Zeit zu ſchildern, der man ſelbſt angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiete der menſchlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geiſtigen, ſo wird, je mehr der Kampf ſich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder ſollte auch ein Theil an und für ſich entſchieden Unrecht haben, ſo wird doch wahrſcheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgeſehen davon und für ſich ſelbſt, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts ſchuldig ſeyn. Dieß bringt der allgemeine chaotiſche Zuſtand ſo mit ſich. Sieht man aber auf die Kunſt und die Entfaltung des Geiſtes in ſeinen Werken, ſo gehen wohl aus dem höchſten innern Kampf plötzlich die vortrefflichſten Werke hervor, oft aber auch ſind es nur Geburten eben dieſes innern Kampfes. Man erinnere ſich an den weiten Abſtand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenſtein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen iſt harmoniſche Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geiſtigen Kampfes, ſo lange er noch dauert; wohl aber iſt er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln, geeignet. Dieſer Ideenreichthum iſt der eigentlich unterſcheidende Vorzug der geſchilderten dritten Epoche der deutſchen Litteratur, der auch von den andern Nationen ſchon am meiſten anerkannt wird. Doch würden ſich allerdings auch aus dieſer Zeit einzelne Werke anführen laſſen, die als ſolche nicht bloß kunſtreich vollendet, ſondern von harmoniſchem Gefühl beſeelt, und auch in der Sprache ſchön ſind. Im Ganzen aber iſt der fragmentariſche Ideenreichthum vorwaltend in unſrer Epoche; die harmoniſche Vollendung bildet die ſeltneren Ausnahmen.

Wie ſehr man nun auch der Meinung ſeyn mag, daß über dieſen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unſeder Litteratur eine Art von Amneſtie ausgeſprochen werden müſſe, deren alle Partheyen bedürfen; wie ſehr man in Ruckſicht der Kunſt, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichſten Dichtern der erſten und der zweyten Generation den Vorzug geben mag: in Ruckſicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieſer Zeitraum ſehr merkwürdig, und weſſen Bildung und Entwicklung in dieſe Zeit von 1788 — 1802 fiel, der wird ſie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältniſſe nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauſchen wollen.

Am entſchiedenſten wirkte in dieſer Zeit die Kantiſche Philoſophie. Daß dieſelbe für die Denkart, und für den Glauben ſchädlich geweſen ſey, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieſer war ohnehin ſchon von andern Seiten her in ſeinem innerſten Grunde erſchüttert. Wurden ja bey einigen die Zweifel vermehrt, oder erſt rege gemacht, ſo führten dieſe Zweifel von der ernſten und tiefen Art ihre Heilung ſchon ſelbſt mit ſich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des ſogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlaſſungen in der Kantiſchen Philoſophie zerſtreut, von wo aus ein ernſtlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Überzeugung, wenn er ſie verlohren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch ſich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch ſelbſt in Deutſchland die Philoſophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten; ſo wird man finden, daß die Kantiſche Philoſophie in dieſer Hinſicht eher wohlthätig gewirkt, wenigſtens einigen als Übergang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erſter Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freylich war es, daß die Kantiſche Philoſophie ſo bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, ſo wie auch die Barbarey in der Sprache. Kants eigener Styl hat Stellenweiſe ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philoſophiſchen Scharfſinn auch Geiſt und Witz. Aber im Ganzen, und beſonders im Periodenbau, trägt ſeine Schreibart überall die Spuren ſeines mühſelig nach der Wahrheit ringenden, zwiſchen Zweifeln umherſchwankenden Geiſtes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat ſich jene Barbarey und philoſophiſche Chiffernſprache größtentheils wieder ganz verlohren; nur bey wenigen unter den ausgezeichneten Schriftſtellern werden aus Vernachläſſigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philoſophiſche Schriften der ſpätern Zeit ließen ſich anführen, die in der Sprache tadelfrey ſind.

In Kants Philoſophie finden ſich noch viele von den Mängeln ſeiner Vorgänger im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben ſo todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitziſchen, beginnt er, ſchlägt ſich dann immer zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie faſt alle Philoſophen ſeit Descartes, und giebt ſich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil dieſe aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufſchluß geben kann, ſo baut er, auf eine Art die der Weiſe der engländiſchen Philoſophen nicht unähnlich iſt, nun aus den Bruchſtücken der zerſtörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zuſammen, der aber noch allzuviel von der Art eben dieſer erſt von ihm ſelbſt ſo gewaltig angegriffenen Vernunft mit ſich führt, um an ſich ſelbſt recht glauben zu können; daher er dann auch bey andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktiſche Vernunft in dieſem Gebiete haben ſoll, vorzüglich entwickelt; beweiſ't aber in einem noch höhern Maaße, als das Beyſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieſer ſtarren Kantiſchen Sittenlehre iſt man bald zurückgekommen.

Das Größte was Kant geleiſtet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in ſich ſelbſt ſtreitend und an und für ſich leer und ohne Inhalt, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derſelben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch ſie zu erreichen, alſo nicht möglich ſey. Statt aber nun anzuerkennen, daß dieſe nur durch innere Wahrnehmung und göttliche Offenbarung erlangt werde, daß die höhere Philoſophie eine Erfahrungswiſſenſchaft ſey, ſtatt der Vernunft auch hier im Gebiete der überſinnlichen Erfahrung dieſelbe zweyte, ordnende und dienende Stelle anzuweiſen, ſtellte er ſtatt deſſen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht angehenden Maſke des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er ſich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung und des erleuchteten Glaubens durch den Geiſt der Kritik, mittelſt einer, wie im Gebiete der Erfahrung den gegebnen Thatſachen derſelben, ſo auch hier dem Lichte der Offenbarung dienenden Vernunft zur wiſſenſchaftlichen Bahn geebnet, ſo hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Phyſik, daſſelbe für die Philoſophie werden können, um ſie ſtatt der eitlen Wortſtreitigkeiten zu einer ſichern, lebendigen Erfahrungswiſſenſchaft zu erheben, oder, vielmehr wiederherzuſtellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Überſinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In dieſem todten und verkehrten Denken war er ganz befangen und verwickelt, und ſo blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünſtelten Glaubens; weil er zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig ſchwankend, zu keiner Wahl und Entſcheidung kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben ſo entſchieden die äußere Welt und unendliche Natur-Kraft ergreifend. Die angebliche reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerſtören wollen, erſtand alſo unter einer doppelten Geſtalt wieder auf, als Kunſtwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwiſſenſchaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelaſſen, ſondern auch in der Aufdeckung des innern Widerſtreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrſchaft bekämpften Vernunft, nicht auf den letzten Grund und bis zu dem erſten Urſprung des Uebels gekommen war. Wenn ſich Jakobi nun gegen den leeren Vernunftglauben eben ſo entſchieden erklärte, als gegen die abſolute Naturvergötterung, welche jedoch den beſſern Naturphiloſophen mit Recht nicht beygemeſſen werden darf, ſo muß man ihm darin vollkommen beyſtimmen. Indeſſen aber bleibt ſeine innere Offenbarung des Gewiſſens oder des ſittlichen Gefühls ohne feſten und klaren Glauben, da er nie zu dem göttlichen Poſitiven des Chriſtenthums hat durchdringen können oder wollen, eben ſo ungenügend; und es bildet dieſer ſkeptiſche Zuſtand des individuellen Gefühls, des ſchwankenden Willens und an ſich ſelbſt ungewiſſen Gewiſſens nur den Gegenſatz und die andere Hälfte zu Kants ſkeptiſcher Verſtandesanſicht, ohne eine beſſere Auflöſung zu gewähren. Dieſe beyden Theorieen des Zweifels und Nichtwiſſens bilden zuſammen mit dem Syſtem der ideellen Vernunft von Fichte und des dynamiſchen Spiels mit dem abſoluten Seyn, oder dem wiſſenſchaftlichen Fantaſieren der gewöhnlichen, nicht durch chriſtliche Offenbarung erleuchteten Naturphiloſophie, einen vollſtändigen Cyklus jenes vierfachen Scheins, welcher je nach den vier Elementarkräften deſſelben, aus dem todten, abſtracten Bewußtſeyn hervorgeht, und ſich nach Zeit und Umſtänden in den mannichfachſten Formen immer neu und anders geſtaltet, obwohl im Weſentlichen und Innern der Anſicht, der Irrthum immer der nämliche und der alte bleibt.

Alle dieſe Hauptformen des Irrthums, welche aus der Kantiſchen Philoſophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutſchen Philoſophie ausführlich darzuſtellen, liegt außer den Gränzen dieſes Entwurfes. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen ſtellt, können eher mit aufgenommen werden in das geſchichtliche Gemählde der neueſten Zeit. Nicht ſo die Philoſophen, deren Denkart ſich ſtets anders entwickelt, deren Syſtem noch im Werden begriffen iſt. Ich will hier alſo nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bey einem ſo tiefen Forſchen, als ſeit Kant in Deutſchland rege geworden, bey einer ſolchen Kenntniß der ältern Philoſophie, wozu wir wenigſtens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollſtändiger und beſſer als andre Nationen beſitzen, von jedem Irrthum der Übergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben ſind; dieß findet bey ſpekulativen Irrthümern um ſo leichter Statt, je mehr dieſelben entſchieden und vollendet auftreten. Nachdem nun das ganze Syſtem der weſentlichen Irrthümer, nach allen vier Seiten des falſchen und zerſplitterten Bewußtſeyns durch die genannten großen Talente vollſtändig und erſchöpfend ausgeführt da ſtand, und in gegenſeitiger Zerſtörung über ſich ſelbſt das Gericht ergehen ließ; ſo war wenigſtens freyer Raum gewonnen und wohl in der langen, alten Irrung ſelbſt ein hinreichender Anlaß zum Anfang eines andern und lebendigen Denkens, um Gott und die göttlichen Dinge im Geiſt und in der Wahrheit zu erkennen. Eine ſolche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen ſchon ganz entſchieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beyſpiel anführen, was Statt vieler gelten kann, ſo würde ich meinen verewigten Freund Hardenberg oder Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerſt betreten, und zur feſten Bahn auch für andere geebnet hätte, ſondern weil ſeine hinterlaſſenen Gedanken, Bruchſtücke und Dichtungen des guten Saamens ſo vielen enthalten, und verſchwenderiſch nach den verſchiedenſten Richtungen umherſtreuen, die doch alle hinführen zu dem Einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde, und mit der ſchönſten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit ſeines Glaubens entfaltet, die nicht bloß ſeinem Herzen Beruhigung, ſondern auch ſeinem Geiſte und ſeinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Es ſind noch manche ehrenwerthe Männer von ausgezeichneten Talenten in gleicher Weiſe, als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geiſtesfülle auf dem Wege der Philoſophie beſitzt wie Hardenberg, oder eine ſolche Feſtigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion, mit dieſer Gabe der würdevollen Darſtellung, wie Stollberg. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit faſt überall gefunden, und es läßt ſich mit Grund hoffen, die Rückkehr werde ganz allgemein Statt finden, und die deutſche Philoſophie eine Geſtalt gewinnen, wo man ſie nicht mehr als eine Zerſtörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, ſondern ſie als eine Vertheidigerin und Dollmetſcherin derſelben wird betrachten dürfen. Es iſt ein vergebliches Bemühen, die Secte der Kantianer, in neuer Geſtalt wieder hervor rufen zu wollen; die Zeit des leeren Formelweſens iſt vorüber. Fichte und

Jakobi haben immer nur einzelne Anhänger gezählt und konnten der Natur ihres Syſtems nach, nie eine eigentliche Secte bilden; das eine oder das andre in erneuter Form noch feſthalten zu wollen, würde eben ſo vergeblich ſeyn. Als vorübergehende Irrthümer ſind ſie verſchwunden oder haben den einzelnen Höherſtrebenden nur als Stufe und Übergang in der Aufſuchung der Wahrheit gedient. Auch unter den Naturphiloſophen geht jeder ſchon mehrentheils ſeine eignen Wege, ſo daß ſie kaum noch als Secte zählen können; das leere Formelſpiel mit dem Abſoluten verliehrt ſich allmählig vor der Fülle des Poſitiven, ſo wie dieſes aus den Geheimnißen der Natur und aus den Tiefen der Offenbarung immer lichter hervortritt. Die Anerkenntniß der letzteren und das Verſtändniß des Chriſtenthums wird immer allgemeiner vorherrſchendes Bedürfniß, ſo daß es bey mehreren nur noch weniger Schritte bedarf, um alle trüben Beymiſchungen aus dem früheren Syſtem vollends abzuwerfen. Man unterſcheide nur jederzeit die Perſon von der Sache und die immer verworrene Menge von den einzelnen Höheren, und das Außenwerk des Syſtems von den einzelnen Lichtblicken im Geiſte der letzteren. Vor allen aber hüte man ſich, wenn auch die deutſche Philoſophie zum Theil noch in weſentlichen Irrthümern befangen ſeyn ſollte, deßhalb auf die Philoſophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falſche Philoſophie kann nur durch die wahre aufgehoben und erſetzt werden. Dieſe muß alſo nothwendig mitwirken zu der Wiederherſtellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters. Sie alle, welche ſich dem Zeugniß der Wahrheit, ſey es im katholiſchen Glauben, oder in der chriſtlichen Philoſophie oder in beyden, gewidmet haben, ſind nur einzelne Atome einer höhern Zukunft. Aber wer könnte es noch länger verkennen wollen, daß die große Wiedervereinigung zuerſt im Glauben ſelbſt, und dann auch die andre nicht minder wichtige, des Wiſſens und des Glaubens, eben da Statt finden und vollzogen werden ſoll und wird, wo der Zwieſpalt angefangen hat?

Ich wende mich zurück zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beſchränkend. Erſt in dem jetzigen ſpätern Zeitraume, wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entſtehung nach in dieſe Zeit. Die vorzüglichſten derſelben werden jetzt an poetiſcher Kunſt und ſchöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichſte anerkannt, was wir in unſrer Sprache beſitzen. Die genialiſche Kraft und Leichtigkeit, welche die zweyte Generation überhaupt auszeichnet, beſitzt dieſer Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte ſein Beyſpiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen verſucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an ſolche ganz moderne Gegenſtände ſo viel Kunſt verſchwendet hat. Deſto eher kann man aber darüber urtheilen, welche Wahl die glücklichere geweſen, wenn man dieſe künſtlichen Werke moderner Darſtellung mit der Poeſie ſeiner ältern Gedichte zuſammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachſtehen, wenn wir beyde Werke gegen einander halten, als eine poetiſche Darſtellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen ſich verbreiten! Oder iſt es erlaubt Werke von verſchiedener äußerer Art, bey ähnlichem Inhalt zuſammenzuſtellen, ſo vergleiche man mit der Darſtellung von der Verwicklung der Leidenſchaften in den höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die Wahlverwandſchaften mit dem Taſſo. Oder ſieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zu der äußern Welt, wie im Fauſt der in ſeinen Ideen lebende Geiſt in ſeinem innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Sieht man aber auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß die genannten Werke, Fauſt, Iphigenia, Egmont, Taſſo, bey der Nachwelt den Ruhm dieſes großen Dichters als ſolchen am meiſten erhöben werden, nebſt den ſchönſten ſeiner Lieder; denn in dieſen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. Willig folgen wir, ſo oft ſein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magiſchen Greis, unwiderſtehlich fortgezogen in ſeine Zauberſphäre; während wir in ſeinen Proſa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken

Manche zweifeln, ob er an und für ſich zum dramatiſchen Dichter eigentlich beſtimmt und gebohren ſey; oder ob nicht die Ruhe ſeiner mahleriſchen Darſtellung, ſelbſt in ſolchen Stücken, die wie Egmont am meiſten für die Bühne geeignet ſind, mehr zum Epiſchen ſich neige. Die Verſuche in dieſer Gattung ſelbſt, oder in ſolchen, die ſich ihr nähern, ſprechen nicht ganz dafür. Denn faſt ſcheint es, daß er weder einen wahrhaft epiſchen Stoff, der ihm als ſolcher ganz Genüge leiſtete, noch eine Form wie ſie die rechte geweſen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit den Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſeyn.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Übermuth und die Ironie bey dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund gibt, redlicher und ernſtlicher gemeynt iſt, als bey dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichoft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle des mit Gedanken ſpielenden Geiſtes an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwiſchen der Poeſie und der Bühne in Deutſchland zeigte ſich fortdauernd darin, daß nach Klopſtock nun auch Goethe manche dramatiſche Werke hervorbrachte, ohne alle Rückſicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür beſtimmt waren, wenn ſie auch ſpäter auf derſelben erſchienen ſind.

Daſſelbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und ſeitdem er den verführeriſchen Vortheil des allgemeinen Beyfalls, den ſeine erſten rohen Jugendwerke gefunden, ſeinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ward es ihm ſchwer, für ſeine höhere Kunſt die unmittelbare Wirkung ſo allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſrer Bühne noch einige Disharmonie, ſo iſt er doch als der wahre Begründer unſrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben, und die ihr angemeſſene Form und Weiſe bis jetzt noch am glücklichſten getroffen, ſich ihr wenigſtens am meiſten genähert hat. Auf die dichteriſche Form unſrer höheren dramatiſchen Hervorbringungen hat beſonders auch die poetiſche Überſetzung des Shakſpeare und des Calderon, die A. W. Schlegel in anerkannt vollendeter Meiſterſchaft der Dichterſprache und der mannichfaltigſten Verskunſt aufgeſtellt, zu zwey verſchiedenen Epochen den entſchiedenſten Einfluß gehabt, wie auch für die höhere Poeſie überhaupt dieſes Urbild des Styls ein neuer Maaßſtab der künſtleriſchen Beurtheilung geworden iſt. Schiller ſeinerſeits war ganz und gar dramatiſcher Dichter; ſelbſt die leidenſchaftliche Rhetorik, die er neben der Poeſie beſitzt, iſt dieſem weſentlich. Seine hiſtoriſchen und auch ſeine philoſophiſchen Werke und Verſuche, ſind nur als Studien und Vorübungen ſeiner dramatiſchen Kunſt zu betrachten. Doch ſind die philoſophiſchen auch von der Seite merkwürdig, daß ſie uns am meiſten darſtellen, wie er in ſeinem Innern dachte, und wie wenig er in ſich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, ſkeptiſche und unbefriedigte Anſicht leuchtet aus allen jenen Verſuchen, ſeinem forſchenden Geiſt ein Genüge zu leiſten, hervor. Er iſt durchaus im Zweifel ſtehen geblieben, daher weht uns ſelbſt aus ſeinen edelſten und lebendigſten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige ſind der Meinung geweſen, das Studium der Philoſophie ſey ihm ſchädlich geweſen, auch für ſeine Kunſt. Allein in Zweifeln befangen war er ſchon früher; und die innere Befriedigung eines ſolchen Geiſtes muß doch immer als das Erſte gelten, und iſt wichtiger als alle äußere Kunſtübung. Und ſelbſt für die Kunſt dürften dieſe großen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Zurüſtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln ſeyn. Nicht durch eine noch ſo große Menge und ſchnelle Arbeiten vielſchreibender Theater-Dichter wird bey uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und hiſtoriſchen Gehalt iſt dramatiſche Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, ſo inſonderheit für uns erreichbar. Iſt Schiller in einigen Werken ſeiner mittleren Periode nicht frey von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Spekulation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch zu ſehr an der Oberfläche ſtehn geblieben waren, um zu einem fruchtbringenden Ziele zu gelangen. Noch mehr, als Schiller es ſchon gethan, brachte Werner alle Myſterien des Gefühls und des Glaubens und alle Paradoxieen eines furchtbaren Schickſals und eben ſo furchtbaren Seelenkampfs in ſeine dramatiſche Weltgemählde, die wo eine glückliche Wahl des Gegenſtandes das Werk begünſtigte, wie im Attila oder in der Mutter der Maccabäer, die lebendigſte Wirkung mit umfaſſender Größe und wunderbarer Tiefe vereinigen; Darſtellungen, welche ſich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entziehen, für welche ſie ſonſt vortreflich geeignet wären. Überall aber ſieht man auch ſchon in den früheren Werken dieſes Dichters den Kampf ſeines eignen Herzens mit dargeſtellt, wie es ſich aus dem Gedränge des Lebens zu einer höhern geiſtigen Laufbahn durchzuarbeiten ſtrebte.

Auf dem gleichen ernſten Wege wie Schiller und in edlem künſtleriſchen Wetteifer mit jenem Erſten deutſchen Tragiker ſtrebte für Öſterreich unſer Heinrich Collin ſich in der tragiſchen Kunſt immer höher zu bilden, zu der ihm ſeine edle patriotiſche Begeiſterung zuerſt hingeführt hatte, die alle ſeine dramatiſchen Werke ſo ganz beſeelt, daß ſie, wo auch die Gegenſtände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig ſind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländiſch bleiben. Die neueſten tragiſchen Dichter, welche auf der Bühne mit glücklichem und wenigſtens für den Augenblick glänzendem Erfolg gewirkt haben, ſind faſt alle wieder in den heidniſchen Fatalismus gerathen, und in eine ſich ſelbſt immer höher überbietende Steigerung des Gräßlichen, womit denn jene Caricatur von falſcher Charaktergröße natürlich verbunden iſt, zu der ſchon Schiller in ſeinen frühern Stücken, und hie und da neben ſo mancher vollendeten Darſtellung der wahren Charaktergröße ſelbſt in den reiferen Werken, wie nicht minder manche der Beſten nach ihm, einigen Anlaß gegeben hatten. Auf ſolchem falſchem Wege läßt ſich daher, ſo glücklich auch die Talente ſeyn mögen, wenig bleibende Frucht hoffen. In Theodor Körners Gedichten, in den lyriſchen faſt noch mehr als in den unreifen dramatiſchen, athmet ein jugendlich friſcher Lebensgeiſt, der uns durch die Weihe ſeines frühen Todes um ſo rührender anſpricht.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darſtellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenſtände, welche ſich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, iſt zu mannigfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verſchlungen und vielfach beweglich, als daß ich es ſchon ganz als Vergangenheit betrachten und hiſtoriſch in wenigen Zügen zuſammen faſſen könnte. Was ich ſelbſt ſeit beynah dreyßig Jahren in der Philoſophie zu erforſchen geſtrebt, oder in brüderlichem Verein mit A. W. Schlegel in der Poeſie, Kunſt und höheren Kritik, in der Litteratur und dem Studium der Sprachen gewirkt oder zu bilden verſucht, das mögen andre in die Charakteriſtik des Zeitalters eintragen. Es war mir in dieſen letzten

Vorträgen überhaupt nicht mehr möglich, bey allen den Schriftſtellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich ſonſt jene Überſicht des Ganzen, welche doch mein vornehmſtes Ziel war, zu ſehr aus den Augen verlohren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfaſſende deutſche Litteratur nach der Natur ihrer verſchiedenen Gegenſtände zerfällt, wenigſtens die vornehmſten derſelben für ſich durchgehen und unterſuchen, was für die Philoſophie und Erkenntniß der Religion, für hiſtoriſche Forſchung und Kunſt, dann für die höhere Poeſie oder auch für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; ſo würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieſer Provinzen eine abgeſonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was ſich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anſchließt, läßt ſich wohl noch hiſtoriſch auffaſſen und ſchildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentſchiednem äußern oder innerm Kampf begriffen iſt; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geſchieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erſcheinungen, die wirklich noch unbeſtimmt und unfertig ſind, ſchon im voraus einen ganz beſtimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht ſelten irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geiſtigen Kräfte ſelbſt oft ſtörend berührt und weſentlich gehemmt wird.

Deutlich ſehe ich eine neue Generation entſtehen und ſich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unſrer Litteratur ſich ganz anders geſtalten als das achtzehnte war. Aber noch iſt der Geiſt und die Richtung dieſer jüngern Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu beſtimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es iſt ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutſchen Litteratur die Rede iſt, ſo zweiſle ich auch keinen Augenblick daran, daß ſie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche ſie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollſtändig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen ſehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunſt und Poeſie hat das falſche antikiſche Weſen, das handwerksmäßige Nachdrechſeln der alten Kunſt- und Sprachformen ſich zu verliehren angefangen. Dagegen zeigt ſich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einſicht und Anerkennung des Rechten und ohne ſonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinweſen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, welche die vorangehenden Meiſter und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernſter Geſinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiſte in ſeiner Entwicklung bewußt oder unwußt zu dienen. Auch in der Philoſophie haben die meiſten von Schelling nur das ſchnelle Weltconſtruiren und ein dynamiſches Spielen mit allerley immer veränderten Naturſyſtemen ſich angeeignet; an der neuen noch unentſchiednen Entwicklung und der ſchon früher veränderten Richtung des Geiſtes in ſeinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und ſo lange nur das alte Gehäuſe des ehemahligen Syſtems noch ſtehen bleibt, bemerken ſie gar nicht, daß jetzt vielleicht ein ganz andrer Geiſt darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwieſpalt in der deutſchen Philoſophie und Litteratur und glaubten dadurch, daß ſie ſich als verſöhnende Friedensſtifter in die Mitte ſtellten zwiſchen den entgegenſtehenden Syſtemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für ſich ſelbſt eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der ſtreitenden Extreme, durch dieſe Stellung in die Mitte wird noch nichts Poſitives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht iſt aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftſteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation ſelbſt; der Zeitpunkt, wo nicht ſowohl die Schriftſteller ſich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, ſondern vielmehr die Nation nach ihrem geiſtigen Bedürfniß und innerm Streben, ſich ſelbſt ihre Schriftſteller zuziehen und anbilden ſoll.

Es iſt auch in dieſer Hinſicht ein unverkennbarer Fortſchritt ſichtbar. So wie ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutſche Litteratur, wenn auch nicht an Zahl der kunſtvollendeten Werke, die überall ſelten ſind, ſo doch an umfaſſender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innerer Energie in ſteter und ſtarker Progreſſion zugenommen hat; ſo iſt ein gleicher Fortſchritt auch in den Wirkungen, welche dieſe Litteratur hervorbrachte und in der Theilnahme an dieſen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beſchützer und Freunde der vaterländiſchen Kunſt und Sprache, mit denen unſre Litteratur um jene Zeit begann, ſammelte und bildete ſich allmählich ein Publikum. Anfangs meiſtens nur Zuſchauer der jetzt entſtandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieſer Zuſchauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, ſo daß es jetzt ſchon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutſchen Nation, ihrem Geiſt und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeiſt ſelbſt, ſo tief er auch eingewurzelt iſt in Deutſchland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche ſeit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meiſten Einfluß gehabt haben in Deutſchland, und dadurch wenigſtens hiſtoriſch bedeutend bleiben, ſind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anſchein nach in den Hintergrund zurückgetreten, ſo wie die tiefere Philoſophie herrſchend wurde; die Kantianer ſind bald ſelbſt ihres todten Formelweſens eben ſo müde geworden, wie es die Welt ſchon früher war; auch unter den Naturphiloſophen entwickelte ſich bald jene große und glückliche Verſchiedenheit, durch welche ſo dem beengenden Sectengeiſt beynah ſchon entwachſen ſind. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falſchen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menſchlichen Dünkelwiſſens das Zeitalter bearbeitenden Illuminaten ſchon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden ſeyn. Auch das Formelweſen der nun verſchollnen Kantianer, iſt unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorſchein gekommen in den ſpätern philoſophiſchen Secten, konnte aber doch nicht mehr bleibend Wurzel faſſen. Dieſer Vorwurf trifft zum Theil ſelbſt die gemeinere Claſſe der gewöhnlichen Naturphiloſophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte iſt, und wie ſelten noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geiſtes die kreiſenden Wandelſterne der menſchlichen Syſteme und Wiſſenſchaften ſich fügen wollen in den nothwendigen Liebes-Gehorſam und den vorgezeichneten Lauf um die unſichtbare Sonne der Wahrheit.

Indeſſen iſt doch der Sectengeiſt milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigſtens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, geſtaltet er ſich nun größer zu einem Nationalkampf deutſcher Geiſtesentwicklung. Man würde ungerecht ſeyn, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neueſten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutſchen Litteratur wie der Nation ſelbſt, der Zuſtand des Kampfes, ſo oft auch die Perſonen und Partheyen, die Gegenſtände, und ſelbſt der Grund und Boden auf welchem geſtritten ward, ſich veränderten.

Es wird kaum nöthig ſeyn, daran zu erinnern, wie unſre neue Litteratur ſchon ſeit ihrer erſten Epoche ſtreitend hervorgetreten, und ſo zu ſagen im Streit entſtanden iſt. Da war es zuerſt der Streit zwiſchen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poeſie und Kritik ausſchließend bewunderten und der Sachſen, welche ſich ganz nach dem franzöſiſchen Geſchmack gebildet hatten; dann der Gegenſatz zwiſchen den feyerlich ernſten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopſtock oder Wieland; und auf einem andern, der Philoſophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwiſchen den ſogenannten Orthodoxen und den Neuerungsſüchtigen und Aufklärern, der das deutſche Publikum beſchäftigte und ſeine Theilnahme für oder wider eine jede dieſer Partheyen anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantiſchen Philoſophie, als Kampf zwiſchen den Idealiſten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieſer Zwieſpalt ſich faſt über alle Gebiete unſers geſammten geiſtigen Wirkens erſtreckte. Beyde Partheyen haben in einem gewiſſen Sinne geſiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geſchichte und Kunſt, ſondern ſelbſt in der Naturkunde und Wiſſenſchaft behauptet. Verſteht man jedoch unter der Denkart des Idealiſten in jenem allgemeinen Sinne eine ſolche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die ſinnliche Erfahrung ſich zu erheben behauptet, ſo iſt eine ſolche idealiſche Anſicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunſt, ſondern auch der Wiſſenſchaft ſo allgemein herrſchend geworden, daß faſt keiner mehr den Anſpruch daran ganz zu verläugnen wagt; ſo ſehr übrigens auch dieſe verſchiedenen Anſichten nach der Idee, unter einander oder auch mit ſich ſelbſt in Streit ſeyn mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat ſich dieſer merkwürdige Kampf aufgelöſt, daß die Idealiſten oder dieſenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter ſich ſelbſt uneins wurden, und die Beſſern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, ſondern gegen eine allerdings intellektuelle Kraft und einen im Uebeln raſtlos wirkſamen Geiſt, ein eigentliches Genie des Böſen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch nicht bloß in der politiſchen ſondern auch in der intellektuellen Welt hätte herbeygeführt werden ſollen, iſt gleichwohl noch nicht entwickelt hervorgetreten. In dem engern Gebiete der eſoteriſchen Wiſſenſchaft hat der Streit zwiſchen der Idee und der Empirie eine ganz neue Wendung bekommen, ſeitdem die immer klarer hervortretende Entdeckung der pſychiſchen Welt die vollſtändigſte Anerkenntniß des Spiritualismus durch ſo erſtaunungswürdige Facta herbeygeführt hat, wogegen alle bloße Ideenahndung weit zurückbleiben muß. Dadurch iſt denn der Streit zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit, auch von dieſer Seite, wenigſtens für die Wiſſenden völlig aufgelöſt, und wird in der Folge einen andern Gegenſtand ſuchen oder doch eine ganz andre Geſtalt annehmen müſſen. — In dem exoteriſchen Gebiet der allgemeinen Litteratur hat jener alte Streit zwiſchen dem Vorhandnen und dem Geforderten, zwiſchen dem Gegebnen und Gedachten ſpäterhin wieder einen kleinlichern Charakter angenommen und iſt zum Theil in eine leere Spiegelfechterey ausgeartet. Von dieſer Art iſt der eingebildete Gegenſatz zwiſchen dem goldnen Zeitalter und einer ſogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich ſchon früher bemerkte, in der deutſchen Litteratur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben ſo wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich verſteht man darunter meiſtens wohl nur die Übertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Überwältigter, deren Verirrungen man denen, welche ſolche Ideen zuerſt aufgeſtellt haben, um ſie deſto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weiſe aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem ſonſt üblichen Sinn bey den griechiſchen Philoſophen oder italiäniſchen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem beſtimmten Wege der Kunſt oder der höhern Wiſſenſchaft, ſehe ich in unſerm geiſtigen Wirken noch wenig Spur, ja ſelbſt der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß ſie einſt Meiſter ſeyn werden. Ohnehin ſucht faſt jeder der Ausgezeichneten ſich ſeine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt ſich alles mehr und mehr.

Ein eben ſo gehaltleerer Gegenſatz war auch der vor einiger Zeit zwiſchen der norddeutſchen und ſüddeutſchen Litteratur und Geiſtesart aufgeſtellte, wobey noch die gehäſſigſten Leidenſchaften aller alten Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt ſich aber um etwas viel größeres in dieſem mannichfaltigen Zwieſpalt des deutſchen Geiſtes, als um eine vorübergehende litterariſche Modeſtreitigkeit der wechſelnden Partheyen.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem geſammten geiſtigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutſchland ſich entwickeln geſehen, ſondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa ſich geſtaltet hat, und fragen wir nun nach der welthiſtoriſchen Bedeutung dieſes großen Phänomens, ſo dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung deſſelben ſeyn. Nicht bloß im Äußern und Einzelnen, wo er ſich zunächſt kund gegeben, hat dieſer Streit ſeinen Sitz; ſondern es liegt ihm als allgemeine Urſache eine große Bewegung im Innern des Menſchengeiſtes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelaſſenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwiſſens und eben ſo bedeutungsleerer Lebensformen erſtorbenen Fantaſie ſind zugleich der innere Grund und das große Reſultat dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrſchende und alles auflöſende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entſagende Vernunft ihre zerſtörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das geſammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauſpiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; ſo nahm in Deutſchland, dem Charakter der Nation gemäß, bey der äußern Gebundenheit der edelſten Kräfte, die abſolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, ſtatt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphyſiſchem Kampfe Syſteme erzeugend und wieder zerſtörend. Von dem zweyten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erſtorbenen Fantaſie, die faſt erloſchen und vergeſſen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derſelben gleichſam zum zweytenmale und von neuem entdeckt ward, finden ſich wohl auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß ſich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantiſchen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutſchland die wiedererwachte Fantaſie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen ſich kund giebt, ſondern auch unter allen noch ſo verſchiedenen Geſtalten der Vorzeit verſtanden und anerkannt wird, dürfte dieſes Phänomen wohl bey keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrſchende und wirkende, ganz denkfreye Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerſeele ſich in ſich ſelbſt zerarbeitet, täuſcht, zerſtört und immer ſich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutſchen Philoſophen keinen ſo ſehr als Beyſpiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meiſterſchaft in allen Künſten des Denkens, die ihm in ſo hohem Grade eigen ſind, ſondern auch weil er den Stoff zu ſeinem Denken ganz aus ſich ſelbſt nehmen wollen, die Natur verſchmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beſeelt ſind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantaſie in Deutſchland ein ſo großes und allgemeines Verdienſt hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen ſo vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erſcheinungen und Geheimniſſe ſo ganz Meiſter iſt.

Bis an dieſes äußerſte Ziel, was Vernunft und Fantaſie betrifft, iſt das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergeſſen wir aber wenigſtens nicht, daß wir noch weiter fortſchreiten müſſen, wenn wir nicht ganz wieder zurück ſinken wollen, und daß zu dieſen Tiefen der Vernunft, die wir durchforſcht haben, und zu dieſer Fülle und Herrlichkeit der Fantaſie, die uns wieder geworden iſt, nun auch noch der feſte Wille hinzukommen muß, der den Anfang und erſten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande iſt, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verſtand und die rechte Einſicht, zu deren vollſtändigen Begründung und harmoniſchen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Fantaſie nur die einzelnen Elemente bilden, die für ſich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verſtand aber beruht in allen Dingen auf der Überſicht und Anſchauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterſcheidung deſſen, was das Rechte iſt.

Auf dieſen Zuſammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzuſtellen, und eine wahre Idee von der Litteratur und unſerm geſammten geiſtigen Wirken zu geben, war ich in dieſen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Verſuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Beſtreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Böſen auch in der Litteratur, ſo viel an mir iſt, ohne redneriſche Kunſt kräftig mitzuwirken.

* * *

415) (Eine neue Epoche hat einen neuen Kampf herbeygeführt; durch den großen Umſchwung der moraliſchen Welt, welcher die letzten Jahre bezeichnet, iſt auch die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters in ein neues Licht ge-

treten, und hat eine andre ſchon viel beſtimmtere Geſtalt angenommen. Zwar möchte, daß nun auch die Partheyen des Auslandes in ihrem politiſchen Zwieſpalt, in die deutſche Litteratur eingetreten, zunächſt nicht als ein ſonderlicher Gewinn erſcheinen. So wurden wir einige Jahre überſchwemmt mit einer Fluth von liberalen Flug- und Zeitſchriften, kleinen Büchern und Zetteln, fliegenden Blättern aller Art und in jeglicher Form, die allen grünen und allen dürren Boden bedeckten, wie ein verderbliches Heuſchrecken-Heer, ſo daß kaum mehr ein Raum übrig zu bleiben ſchien, für ein gediegeneres Werk der ernſten Litteratur. Wenn nun aus der ganzen Maſſe dieſer politiſchen Zeitſchriftſtellerey, die viel geringere Anzahl der Oppoſitionsſtimmen gegen das vorherrſchende Syſtem aller großen und kleinen liberalen Wünſche mit eingerechnet, nur Ein Görres als Nationalſchriftſteller und bewährter deutſcher Charakter in bleibendem Werthe für die Zukunft hervorgetreten iſt, ſo kann dieſer Eine Mann für viele gelten, als ein hinreichender Gewinn und Erſatz für alle übrigen, die der Vergeſſenheit anheim fallen müſſen, und dürfen wir es wenig bedauern, wenn der ganze Inſektenſchwarm, der ſich einige Jahre hindurch ſo emſig bewegte, und alles mit ſeinem Summen erfüllte, ſo wie eine kältere Temperatur in der obern Welt-Region eingetreten, ziemlich bald wieder in den leeren Raum, aus welchem er hergekommen war, entflogen und zergangen iſt. Das ganze Uebel iſt vielleicht nicht von ſo ernſthafter Art, wenigſtens nicht von Dauer geweſen; viel tiefer ſchädlich aber würde es ſeyn, wenn die Vertheidiger der guten Sache, der legitimen Gerechtigkeit und der chriſtlichen Wahrheit, durch den Streit und während deſſelben, ſelbſt in das Abſolute und in die Blendungen einer leidenſchaftlichen Übertreibung und in jenen Ton geriethen, der die Ultraſchriftſteller des Auslandes bezeichnet; denn ſolche Ultraſchriftſteller ſind dem deutſchen Geiſte einmal nicht angemeſſen, wo alle unfriedliche Herbigkeit in der Meynung ſelbſt, oder in der Äußerungsform dem guten Eindruck nur ſchaden kann. Jede Verſchiedenheit der Meynung in Deutſchland, ſie ſey philoſophiſch oder politiſch, berührt früher oder ſpäter unſre alte Wunde, den bey uns entſtandenen, und ſeit drey Jahrhunderten einheimiſch gewordenen Glaubens-Zwieſpalt. Wer fühlt aber nicht, daß dieſer, daß das innere religiöſe Gefühl eines jeden Individuums, als eine Gewiſſensſache und etwas heiliges, nur mit der tiefſten Schonung berührt werden darf und behandelt ſeyn will? Daß dieſe Mäßigung, die nicht aus der Halbheit, ſondern aus der Gewiſſenhaftigkeit der Geſinnung hervorgeht, mit der größten Entſchiedenheit derſelben vereinbar iſt, wird leicht einem jeden einleuchten, ja ſie wird um ſo mehr vorwalten, je mehr der Glaube an die Wahrheit ſich ſelbſt klar geworden, und zur höchſten Gewißheit gediehen iſt.

Überlaſſen wir daher alles Ultraweſen in Religion und Politik dem Auslande, da ſelbſt der Haß gegen das Chriſtenthum, die eigentlich antichriſtliche Geſinnung, durch welche ſich die niedrigſte Stufe der liberalen Parthey hie und da auch in Deutſchland, ſo hochſt verwerflich charakteriſirt, durch die Erwiederung des Haſſes nicht vertilgt oder beſiegt werden, vielmehr die reine Sache der chriſtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dabey ſelbſt nur einen Flecken durch die unedle Beymiſchung erhalten würde. Was aber die politiſche Zeitſchriftſtellerey betrifft, die wir nicht umhin konnten zu erwähnen, ſo darf doch dabey nicht verkannt werden, daß dieſe neue dem deutſchen Geiſt in ſolch' überwiegendem Maaße auf die Länge gewiß nicht angemeſſene, und ihm von Natur gar nicht zuſagende politiſche Richtung aller intellektuellen und litterariſchen Thätigkeit für die vaterländiſche Hiſtorie auch in der neueſten Zeit viele gute Frucht getragen hat, zunächſt in der Hervorbringung ſo mancher gediegenen Werke hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung, beſonders aber auch durch die Gründung eines würdigen deutſchen Vereins zu dieſem vaterländiſchen Zwecke. Nun iſt die Überzeugung unter den Gutgeſinnten aller Partheyen wohl ſchon ziemlich allgemein, und den Meiſten klar und gewiß geworden, daß der falſche Anhaltspunkt in dem Streit der Meynungen und der Intereſſen nur in dem Poſitiven gefunden werden, und nur dieſes den chaotiſchen Zuſtand enden, und ein organiſch geordnetes Daſeyn von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wiſſenſchaft hoffen, dieſen ſichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdiſch Poſitiven zu finden, es ſey welcher Art es wolle, ſo lange nicht das göttlich Poſitive hinzukommt, als Träger und zuſammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo ſollen wir aber dieſes göttlich Poſitive anders ſuchen als da, wo es uns ſchon lange gegeben iſt, ſobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung, und in der chriſtlichen Philoſophie, als einem treuen Abdruck derſelben in wiſſenſchaftlicher Form zu allgemeiner praktiſchen Anwendung? —

Alles was zu dieſem Ziele bewußt oder unbewußt hinwirkt, was irgend in dieſem Sinn und Geiſt geſchieht von der einen oder von der andern Seite, das iſt gut und löblich und heilſam. Wenn daher auch in dieſer neueſten Zeit höchſt ehrenwerthe Proteſtanten wie Planck, Neander, Kanne, Daub, die Göttlichkeit der Bibel, und die Gottheit Chriſti auf durchaus eigenem, und in dieſem Sinne auch neuem Wege laut bekennen und darlegen, ſo iſt dieß nur ein Zeugniß mehr für die Sache der Wahrheit, und eine neue Gewährleiſtung des Sieges, der ihr verbürgt iſt. Freylich aber führt uns jene ganze Frage von dem göttlichen Poſitiven und die Überzeugung, daß nur in ihm, in dem Chriſtenthume nämlich, der intellektuelle und damit auch der moraliſche Frieden für die Welt gefunden werden kann, auch wieder zurück auf den alten Zwieſpalt des deutſchen Glaubens. Hier iſt der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß, denn von da hat das Uebel ſeinen Urſprung genommen. Jene ſo lange gewünſchte und ſo oft vergeblich geſuchte Wiedervereinigung des Glaubens, kann aber freylich auf dem gemeinen Wege menſchlicher Ausmittlung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenſeitiges, wenn auch noch ſo gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatiſche Verhandlung; überhaupt iſt es kein Menſchenwerk, ſondern es muß von Gott kommen, der ſeine Werkzeuge ſchon dazu finden, und diejenigen, welche von ihm auserſehen ſind, mit der Kraft des heil. Geiſtes erfüllen wird. Menſchlicher Weiſe läßt ſich nur das dazu beytragen, und nur dadurch der hohen Abſicht entgegen kommen, daß wir jene unentſchloßne Halbheit der Geſinnung von uns abthun, welche uns ſo oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getroſt daran zu ſetzen. Wohl iſt es in manchen Anzeichen ſichtbar, und kann der Bemerkung nicht entgehen, wie die Epoche jener Wiedervereinigung in der großen Weltbahn der Vorſehung zu unſrer Zeit ſchon um vieles näher heranrückt, und darum kann es auch nicht länger verſchwiegen noch umgangen werden, dieſes zur Sprache zu bringen. Auch iſt hier der Ort davon zu reden, wo wir das intellektuelle Leben in ſeiner Entwicklung durch alle Zeiten hindurch betrachtet und begleitet haben; denn was wäre wohl dem deutſchen Geiſte Noth, als nur alle die rege gewordenen aber noch gährenden Kräfte aus der chaotiſchen Zerſtreuung zu concentriren, und dadurch eine wahrhafte deutſche Schule, als Inbegriff aller intellektuellen Bildung zu begründen, und wie könnte für dieſe die ihr immer und überall noch fehlende Einheit und Harmonie wohl gefunden und erreicht werden, als in jenem höhern religiöſen Frieden?

Ich habe in dieſem Werke überhaupt die Litteratur, mit Inbegriff der Philoſophie, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritiſchen, bloß philologiſchen oder auch künſtleriſchen Geſichtspunkte betrachten wollen; ſondern es war meine Abſicht, das geſammte intellektuelle Leben in ſeiner Entwicklung und ſeinem Fortgange bey den vornehmſten Nationen des Alterthums und des neuern Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen und dadurch einen lebendig vollen und geſchichtlich vollſtändigen Begriff hervorzubringen von jener großen intellektuellen Macht, welche die ganze höhere Geiſtesbildung des Menſchen, oder alle Wiſſenſchaft und Darſtellung, Erkenntniß, Forſchung und Kunſt, in ſich faßt, die in der Rede oder durch das Wort wirken; welche geiſtige Macht in ihrem Gegenſatz gegen Staat und Kirche, und in ihrem mannichfachen Verhältniß zu beyden, wie es auch in dieſem Werke oft berührt ward, wir unter dem Namen der Schule zuſammen faſſen.

Dieſen Standpunkt wollen wir jetzt zum Schluß noch einmal beſonders herauszuheben, indem wir einen Rückblick auf die ganze Entwicklungsreihe dieſer Betrachtungen werfen, damit das Reſultat des Ganzen für die jetzige Epoche deſto klarer hervortrete. Vier Gewalten ſind es vorzüglich, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten und bewegen, und welche eben dadurch nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der innerhalb einer jeden Sphäre lenkenden und entſcheidenden Kraft, und des ihr beſonders vorgeſteckten, und das Ganze vereinenden Zieles, auch eine vierfach verſchiedene Art und Form jeglichen menſchlichen Vereines begründen. Dieſe ſind, um mit der niederſten Stufe anzufangen, zuerſt die Macht des Geldes und des Handels, welche durch alle Staaten hindurch über die ganze civiliſirte Welt ſich erſtreckt, und die entfernteſten Theile derſelben in eine mannichfache, auch für die intellektuelle Bildung oft ſehr wichtige und folgenreiche Berührung ſetzt. Dieſe Verbindung nennen wir in einem weitern weltgeſchichtlichen Sinne die Gilde. Sie geht uns hier weniger an; die nächſte und mächtigſte von allen iſt dann die Gewalt des Schwerdtes, oder der Staat; dieſes Schwerdt der Gerechtigkeit aber ſoll nicht den Krieg ſelbſt zum Zweck haben, ſondern auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußern und des bürgerlichen Friedens gerichtet ſeyn, welches Ziel nie erreichbar iſt, wenn nicht auch der innere, moraliſche und intellektuelle Frieden durch Religion, gute Lehre und rechte Geiſtesbildung geſichert und befeſtiget iſt. Die dritte unter dieſen vier großen Gewalten iſt die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Prieſterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeyführt und auch dem äußern die höhere Sanction gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat ſeinen rechtlichen Beſtand ſichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunſtfleiß und Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf den Handel beruht, ſo reichlich ausſchmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellektuellen Lebens wäre? Dieſes höhere intellektuelle Leben aber wird zunächſt in der Religion, und als ein gemeinſames der ganzen Menſchheit zuſtändiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfaſſendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die ſpätern Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andre fortgepflanzt; welcher intellektuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menſchlichen Geſellſchaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigſten und innigſten Verhältniß ſteht; indem die Schule mit der letzten in manchen Zeitaltern, wo alle weltliche Kunſt und Wiſſenſchaft mit der göttlichen Eins iſt, näher verknüpft, oder völlig vereinigt, in andern Zeitaltern aber wieder weiter von ihr abgeſondert, und ſcharfer getrennt erſcheint, wie in den letzten drey Jahrhunderten, wo dann der Staat ſich ihrer Lenkung bemächtigt, oder falls dieſes auf die rechte Weiſe zu thun vernachläßigt wird, auch ſie wie jedes andre freye Gewerbe, in die Abhängigkeit vom Publikum und der herrſchenden Modeneigung und eben dadurch von mancherley Privatwillkühr und ſchließlich von irgend einem Geldintereſſe gerath, an das die Sicherung der äußern Exiſtenz geknüpft wird. Die verſchiedenen Wirkungen dieſes dreyfachen Abhängigkeitsverhältniſſes für die Schule, und beſonders auch die nachtheiligen Folgen des letzteren, ſind im Laufe dieſes Werkes oft genug berührt worden, und bedürfen wenigſtens für dieſen Zweck, hier keiner weitern Auseinanderſetzung. Die eigentliche bewegende Kraft in dieſem unſichtbaren Reich der Gedanken und intellektuellen Verein, der durch alle Zeitalter fortſtrömt, und auch von einer Nation zur andern, obwohl in langſamer Verpflanzung ſich hinüber ſtreckt, iſt die Macht des Wortes, wie ſolches dem Geiſte des Menſchen, als ſeine weſentliche Idee von Grund aus eingebohren, ſich in aller Poeſie und Erkenntniß mannichfaltig ausbreitet und ans Licht tritt. Daß aber das Wort der Kunſt, der Geſchichte und der Wiſſenſchaft, nur eine weitere Entfaltung, Erklärung, bildliche Umhüllung, oder Anwendung iſt, von dem unvergänglichen Worte der göttlichen Offenbarung, als ihrer urſprünglichen Quelle und der erſten Wurzel, aus welcher alle jene verſchiedene Zweige hervorgehen, darauf hat uns dieſe Geſchichte der Geiſtesbildung aller Nationen, oft genug und eigentlich überall hingewieſen.

Betrachten wir nun den geſammten Baum der Kunſt und Erkenntniß und wiſſenſchaftlichen Überlieferung, wie er ſich in ſeiner erſten Abſtammung und nach ſeiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, ſo haben wir die mannichfachen Äſte und Zweige deſſelben vorzüglich bey zehn Nationen verfolgen und nachweiſen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerſt auf die grünenden Fluren und reichbewachſenen Gefilde der griechiſchen Sage und Kunſt, als den klaren Anfang aller geiſtigen Bildung. Die Erforſchung des tiefern Urſprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerſt die erſtaunenswerthen indiſchen Erzeugniſſe erblicken, die noch wie Rieſentrümmer und Felſenſtücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluthen hervorragen. Im Mittelpunkte dieſer untergegangenen, älteſten Vorzeit aber legte Moſes auf dem feſteſten jener Urfelſen den Grund zu dem Tempel der hebräiſchen Weiſſagung, deſſen Lichtgebäude die älteſte perſiſche, dichteriſche und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schimmer und Abglanz umſtrahlt, ſo weit ſich dieſe noch aus dem falſchen arabiſchen Glauben rein ausſcheiden läßt. Beyde Elemente der Geiſtesbildung, ſowohl das griechiſche als das orientaliſche, nehmen ihren Durchgang durch die ernſte Römerwelt hinüber in die chriſtlichen Zeiten, wo auf die altnordiſche Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geiſtesbildung lebendig eingepflanzt wird, der ſich bey den vier gebildetſten Nationen des Abendlandes, bey den Italiänern und Franzoſen, den Spaniern und Engländern, in der Poeſie und Kritik, und in mancherley Kunſt und ächter oder unächter Geiſtescultur und Philoſophie auf das mannichfaltigſte und glücklichſte entfaltet hat. Den gemeinſamen und alles verknüpfenden Träger für die intellektuelle Bildung dieſer vier Nationen romaniſcher Abſtammung aber, bildet der deutſche Geiſt, dem es ſo wie er die eine germaniſche Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen chriſtlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellektuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch ſichtbar vorbehalten iſt, den letzten Schlußſtein des Ganzen zuerſt zu Tage zu fördern; damit wie einſt der Zwieſpalt ſo auch jetzt das neue Licht von hier aus ſich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geiſtescultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmals erwähnten, und charakteriſirten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtſeyns; je nachdem Kunſtſinn und Fantaſie wie bey den Italiänern, Vernunft und Rhetorik, wie bey den Franzoſen, der kritiſche Verſtand und hiſtoriſche Darſtellung wie bey den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poeſie, wie bey den Spaniern, den vorherrſchenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutſche Geiſt aber ſtrebt tiefer in die verborgenen Principien des innern Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erſcheinen, ſondern aus der gemeinſamen Wurzel die vollſtändige Kraft des lebendigen Bewußtſeyns im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar ſtanden auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, bey denen wir die Betrachtung früherhin verließen, iſolirt und getrennt gegen einander; aber ſchon iſt in der pſychiſchen Erkenntniß der große Wendepunkt erkennbar, in welchem beyde Elemente zur lebendigen Durchdringung gelangen, und von wo aus ſich ein factiſch begründeter und geſchichtlich klarer Spiritualismus über alle Regionen des intellektuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird dieſe neue Bahn in der Erkenntniß des Unſichtbaren wichtiger in ihren geiſtigen Folgen ſeyn, als es vor drey Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdtheils, oder des wahren Weltſyſtems, oder irgend eine andre jemals geweſen. Die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Beſtimmung des deutſchen Geiſtes herausgearbeitet werden ſoll, läßt ſich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es ſey die vollſtändige Anerkenntniß, und durch alle Weltalter durchgeführte Auffaſſung, und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburth, des in der zeitlichen Wiſſenſchaft und Kunſt ſich abſpiegelnden und ausſtrahlenden ewigen Worts; welche Idee ganz nahe zuſammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens ſelbſt, ſo wie auch des Glaubens und des Wiſſens. Dieſes wieder Eins gewordene Wiſſen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Namen der chriſtlichen Philoſophie, läßt ſich nicht machen wie ein Syſtem, oder ſtiften wie eine Secte, ſondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachſen aus der Wurzel der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthiſtorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt bilden nur die einzelnen Strahlen für dieſes Eine Licht der höchſten Erkenntniß. Und ſo wie dieſes voller heranbricht, ſo wird auch der in der welthiſtoriſchen Forſchung, oder in der Naturphiloſophie hie und da noch herumdämmernde Pantheiſmus vollends verſchwinden, und in Schatten zurückweichen, vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Poſitiven, wie ſich daſſelbe in wachſender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden Aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem was die Welt den Zeitgeiſt nennt, ſo ganz verſchieden iſt, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr ſo viele ausgezeichnete Geiſter, wie aus dem Traume fortreden, wo ſie vor zwanzig Jahren ſtehen geblieben waren, als ob ſie eine oder zwey Generationen der Welt verſäumt und überſehen hätten. Auch über das Gebiet der Kunſt mag ſich dann wieder ein neuer Lebens-Odem verbreiten, und ſtatt der falſchen Fantasmagorie unſrer verzerrten tragiſchen Gebilde, mag dann eine höhere geiſtige Poeſie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerſtammes, in beſchränktem Fantaſieſpiele nachbildet, ſondern in der irdiſchen Hülle, zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im ſinnbildlichen Gewande der Geiſterwelt abſpiegelt. Überhaupt aber iſt jenes Eine Licht nicht auf die Gränzen eines einzelnen Geiſtes oder nur auf eine Form und beſondere Region der geſammten Geiſtesbildung eng beſchränkt, ſondern die mannichfaltigſten Gaben und Talente müſſen zur Förderung jener Wiedergeburth, und zum Wachsthum, und zur vollſtändigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilſamen Erkenntniß des Lebens beytragen. Denn ſo wie in dem großen Schöpfungsreiche in verſchiedener Weſenſtufe bloß dienende und mitwirkende, oder auch kindlich ſpielende Naturen, dann ſuchende und liebende, oder endlich auch höhere und leuchtende Naturen, in der mannichfachſten Weiſe zur Verherrlichung des Schöpfers zuſammenſtimmen; ſo iſt es auch in der kleinen Menſchenwelt, als dem Nachbilde des Ganzen beſchaffen, und ſo wird auch in ihrem geiſtigen Mittelpunkt, dem Gebiete des intellektuellen Lebens und Wirkens, jene vierfache Art von geringeren und höhern Naturen deutlich wahrgenommen und leicht unterſchieden. Darin liegt auch die Erklärung, warum wir in dieſer hiſtoriſchen Darſtellung neben dem Größeren auch das Kleinere nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern überall geſchichtlich treu zu bezeichnen geſucht haben, inſofern ſolches zum Wachsthum und zur mannichfachen Entfaltung des Ganzen mit beyträgt; und es kann dieſer Begriff von den verſchiedenen Stufen der geiſtigen Naturen zugleich den Maaßſtab abgeben, der jedem Einzelnen, was in dieſem Werke mit erwähnt und charakteriſirt iſt, dem Niedern wie dem Hohen, dem Guten wie dem Uebeln, ſeine rechte Stelle und Geltung, und damit auch ſeine wahre Bedeutung anweiſt.

([illegible])

Gedruckt bey Franz Ludwig.

Inhalt.

Seite.

Neunte Vorleſung.

Italiäniſche Litteratur. Allegoriſcher Geiſt des Mittelalters. Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiäniſchen Dichtkunſt überhaupt. Lateiniſche Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derſelben. Altrömiſche Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts. . . 7

Zehnte Vorleſung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichſten und öſtlichen Völker in Europa. Über die Scholaſtik und deutſche Myſtik des Mittelalters. 38

Eilfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiäner. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes. 72

Zwölfte Vorleſung.

Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Shakſpeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und franzöſiſches Trauerſpiel. 108

Dreyzehnte Vorleſung.

Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Boſſuet, Paſcal. Veränderung der Denkart, Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des franzöſiſchen Atheismus und Revolutionsgeiſtes. . . . . . 1[illegible]

Seite.

Vierzehnte Vorleſung.

Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeaus und Buffons Proſa; La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italiäniſches Theater. Kritik und hiſtoriſche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Glauben. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maiſtre. William Jones und Burke. 193

Fünfzehnte Vorleſung.

Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoſa und Leibnitz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz. ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopſtock; Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottſched und ſogenanntes goldnes Zeitalter. Erſte Generation der neuern deutſchen Litteratur oder Periode der Stifter. 230

Sechszehnte Vorleſung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialiſchen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik, Leſſing und Herder; vorherrſchende äſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph. Denkfreyheit und Aufklärung; Kaiſer Joſeph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantiſche Philoſophie; Goethe und Schiller. Ausſichten in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthiſtoriſche Bedeutung der deutſchen Litteratur und Begriff der jetzigen Epoche. 276

Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Studien
des
# claſſiſchen Alterthums.

Erſter Theil.

Vorwort.

Als ich mit dieſer Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt auftrat, wovon ich die vollendete Bearbeitung nur bis in das lyriſche Zeitalter habe fortführen können, war eben damahls und zu gleicher Zeit mit jenem Unternehmen die ſkeptiſche Anſicht über die dichteriſche Sage und älteſte Poeſie mit der ſiegreichen Klarheit des gelehrteſten kritiſchen Scharfſinns aufgeſtellt worden. Wie wäre es möglich geweſen, ſo überwiegenden Gründen kein Gehör zu geben? Gleichwohl war in jener Kritik der homeriſchen Geſänge von den neuen Chorizonten nur Eine Seite des Gegenſtandes berührt und durchgeführt; und wie unbefriedigend dieſe einſeitige Erforſchung noch für das Ganze bleibe, mußte mir beſonders auf dem künſtleriſchen Standpunkte ſehr deutlich einleuchten, den ich nach dem Vorbilde Winkelmanns, in ſeiner Geſchichte der bildenden Kunſt, obwohl auf anderm und eignen Wege, für meine Betrachtung in dieſem Werke mir zum Ziele geſetzt hatte. Für das Ganze der Alterthumskunde kann eben nur durch die Wiſſenſchaft der Mythologie ein vollſtändiges Licht, und eine befriedigende Grundlage gefunden werden, ſo wie Creuzer dieſelbe ſeitdem, ſoll ich ſagen, neu begründet, oder richtiger ausgedrückt, mit umfaſſendem Geiſte in ihre alte Würde wieder hergeſtellt hat. Daran fehlte es damals, als ich mit dieſem Werke auftrat, noch ganz. Auf der einen Seite wurden alle mythologiſche Ueberlieferungen und Meynungen, mit gelehrtem Sammler-Fleiß, aber ohne hinreichende Kritik, und auch ohne alles Verſtändniß der tiefern ſymboliſchen Bedeutung in unzulänglichen Handbüchern und den üblichen Commentaren ausgeſchüttet. Dieſem unkritiſchen Gewohnheitsvortrage der Mythologie, wie er aus der bloßen Tradition der ältern Zeit und Schule herſtammte, mit einigen Grundſätzen der neuen Exegeſe verwebt, ſtellte ſich nun von der andern Seite eine ganz verneinende und bloß verwerfende Anſicht entgegen, die eben darum nicht einmal ſkeptiſch genannt zu werden verdient, und um ſo weniger kritiſch genügend ſeyn konnte, da ſie ohne alle Kenntniß und Einſicht in das Weſen der ſymboliſchen Dichtung und Sprache, ja ohne allen Sinn dafür, mithin ganz ohne Sachkenntniß unternommen war.

So ſtanden die Sachen in der Alterthumswiſſenſchaft, als der Anfang dieſes unvollendet gebliebenen Werks erſchien. So ſehr ich nun damals geneigt war, auch alle Gegenſtände der Mythologie mit der gleichen kritiſchen Strenge und mit einem ſkeptiſchen Mißtrauen zu betrachten; ſo wird der Leſer doch leicht bemerken, wie ſehr ich es empfunden, und an manchen Orten hervorgehoben, wo ſich eine Hindeutung auf das tiefere ſymboliſche Verſtändniß irgend auf meinem Wege von ſelbſt darbot.

Und wenn dieſe Arbeit, ihrer vielen Mängel ungeachtet, die bey ſolchem Gegenſtande, und in dieſem Alter kaum vermeidlich waren, dennoch von den Erſten und bedeutendſten Gelehrten in dieſer Wiſſenſchaft der Alterthumskunde günſtig aufgenommen worden iſt; ſo verdankt ſie dieß wohl dem Umſtande, daß ſie ganz nach dem Einen rein künſtleriſchen Standpunkte entworfen, und daß dieſer ſo ſtreng darin durchgeführt worden. Dieſer künſtleriſche Standpunkt aber, der in der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft gewiß am rechten Orte iſt, und als ſolcher ſich immer behaupten wird, tritt hier als ein für ſich beſtehender hervor, ganz unabhängig von jener kritiſchen Forſchung, welche damals alles ſkeptiſch erſchütterte, und auch geſchieden von dieſer ſymboliſchen Wiſſenſchaft, welche Deutſcher Geiſt und Tiefſinn ſeitdem neu wieder aufgeſtellt hat; obwohl er jene vielfältig berührt, und zum richtigeren Verſtändniß derſelben führt, zu dieſer aber überall leicht den Uebergang gewährt.

Und ſo mag das Werk auch noch jetzt, zwiſchen beyden Anſichten, zwiſchen der ältern und der neuen Zeit und Schule, in der Mitte ſtehend, da es nur auf der künſtleriſchen Erkenntniß des Alterthums beruht, wohl bey denen einige Liebe und eine günſtige Aufnahme finden, welche ſich der gleichen Grundlage des innern Sinns, im lebendigen Gefühl für die ewigen Urbilder des Schönen, erfreuen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

I.

Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Dunkel umhüllt nicht bloß die früheſten Anfänge der helleniſchen Poeſie, deren Erfolg in allen Künſten erſt in den reiferen Erzeugniſſen ſichtbar wird, die durch ihre feſte Geſtalt ſchon dauern können. Selbſt die älteſten Geſänge der Hellenen, welche ſich Kraft ihrer Vortrefflichkeit wirklich erhalten haben, treten nur wie einzelne helle Geſtalten aus der Nacht des Alterthums hervor.

> Unſer Wiſſen iſt nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.

Ihre Herkunft iſt uns verborgen; und die ſonſt ſo vieles erzählende Sage pflegt nur über die Geſchichte ihrer eignen Entſtehung und Verbreitung zu ſchweigen. Aber auch die Schriften geben keine Antwort, wie ſchon Platon klagt. Man fragt ſie oft vergeblich grade nach dem Wiſſenswürdigſten von den Verhältniſſen der Kunſt in den vergleichungsweiſe bekannteſten Zeitaltern. Die höchſten Urbilder ſtehn nicht ſelten da, wie Bruchſtücke einer untergegangnen Welt.

Länger als wir zu glauben pflegen, vertrat mündliche Überlieferung bey den Hellenen die Stelle ſchriftlicher Urkunden; und, mehr als wir uns denken können, fehlte es den Alten, ſelbſt während der Reife ihrer Alterthumskunde, an Hülfsmitteln, Antrieben und Einſichten, ihre eignen Sagen ſo zu ſichten und zu prüfen, wie es geſchehen ſollte. „Denn die Menſchen," ſagt Thukydides [1], der unter allen helleniſchen Geſchichtskünſtlern am ſchärfſten zweifelt und urtheilt, „nehmen die Sagen der Vorfahren, auch einheimiſche, ohne Prüfung an. Die Meiſten ſcheuen die Mühe des Unterſuchens ſo ſehr, daß ſie lieber zu dem Nächſten greifen. Was die Dichter beſangen, haben ſie verſchönert; und die Darſtellung der Redekünſtler war mehr auf den Beyfall, als nach der Wahrheit eingerichtet. Vieles gilt, was mit der Zeit unglaublich ins Wunderbare angewachſen iſt."

Nur eine unerſchütterliche Wahrheitsliebe kann den Alterthumsforſcher durch dieſes Labyrinth ſo verſchiedner Sagen, Anſichten und Meynungen zum Ziel führen. Er muß es, wie Sokrates, ſchon für einen Gewinn achten, zu wiſſen, daß er nichts wiſſe. Strenge gegen ſich ſelbſt, ſoll er immer bereit ſeyn, der Wahrheit auch die liebſte und eigenſte Meynung aufzuopfern. Er ſoll, wie Pindaros fordert, „auf gradem Wege wandeln mit Kraft und Geſchick." Dieſer Weg iſt eine ſchmale Mittelſtraße:

---

[1] Thuc. I. 20. 21.

Willſt du Charybdis meiden, ſo faſſet dich Scylla.

In der Alterthumskunde ſind abſchneidende Verdammungsurtheile, wie eines Richters, ſo gefährlich wie unbedingter Glauben an die Überlieferung. Die Wahrheiten der Kunſtgeſchichte laſſen ſich nicht entſcheiden, wie ein Rechtshandel; noch die Gründe ſo baar aufzählen, wie in der Größenlehre. Alles beruht auf unzähligen Kleinigkeiten. Nichts iſt unwichtig, denn nichts iſt einzeln. Hier gilt es recht eigentlich, was der treuherzige Heſiodos lehrt:

> Denn, wenn noch ſo Geringes zu noch ſo Geringem du legeſt,
> Und dieß häufiger thuſt, bald wird ein Großes auch hieraus.

Ja oft iſt eben das Wichtigſte ein Etwas, was ſich dem leiſeſten Gefühl beynah entzieht.

Darum muß der Alterthumsfreund auch das Bruchſtück eines Bruchſtücks heilig halten, und auch bey der faſt verloſchnen Spur mit Andacht verweilen. „Liebe lehrt“ nicht bloß, wie Sappho ſingt, „die Kunſt“ ſelbſt; ſondern muß auch den Geſchichtsforſcher derſelben beſeelen. Nicht Vorliebe für dieſes und jenes, ſondern Liebe zur Kunſt, zum Urbildlichen ſelbſt, zum geſammten Alterthum; das iſt das Erſte, und den Geiſt des Ganzen zu faſſen, iſt das Höchſte. Nur durch die ſtete Rückſicht auf den vollſtändigen Zuſammenhang unterſcheidet ſich die Vermuthung von der willkührlichen Erdichtung. Zur allgemeinen Überſicht iſt aber umfaſſende und genaue Gelehrſamkeit noch nicht hinreichend. „Durch Vielwiſſerey lernt man, wie Herakleitos ſagt, noch keine Vernunft.“ Und die Vernunft fordert hier nichts leichtes; die Wahrnehmungen des künſtleriſchen Gefühls nähmlich ſtreng zu beſtimmen und begriffsmäßig zu ordnen, und auch in dem Gange des menſchlichen Geiſtes und in der Entwicklung der menſchlichen Künſte die nothwendigen Naturgeſetze aufzufinden. Vornähmlich aber muß jeder, der die alte Poeſie ganz kennen und verſtehen will, mit allen urbildlichen Schriften des Alterthums jeder Art und jeder Zeit ſo innigſt vertraut ſeyn, wie die großen Alexandriniſchen Kunſtrichter es waren; ſie immer von neuem durchforſchen, und gleichſam mit ihnen leben. Das iſt die Grundlage dieſer Wiſſenſchaft.

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meynungen der Alten darüber.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen der Hellenen wurden mit feſtlicher Freude verrichtet; einige mit, andre ohne Muſik, theils myſtiſch, theils nicht [2]. Tanz und Geſang war die Seele der helleniſchen Feſte; wo Gebräuche ſind, ſind auch Sagen, und Sagen wurden bey dieſem Volke zu Gedichten. Daher gab es unter den Hellenen eine eigne, der Sage und angenommenen Meynung nach uralte, myſtiſche Poeſie, als deren Haupt eine allgemeine Sage den Orpheus nennt, den Vater der Poeſie [3], den Stifter der Myſterien [4]. Platon unterſcheidet [5] die Geheimlehren und Weiſſagungen des Orpheus und Muſäos ſehr beſtimmt von der ſpätern Dichtart des Homeros und Heſiodos. Eben ſo Horatius in einer Schilderung der älteſten Dichterweisheit:

> Heilig und gottgeſandt, trieb Orpheus hinweg von der ſchnöden
> Lebensweiſe, vom Mord die wälderdurchirrenden Menſchen.
> Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tieger;
> Hieß vom Amphion auch, der die Burg von Thebä gegründet,
> Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Zither, und ſchmeichelnd
> Hin ſie geführt, wo er wollte: das war die älteſte Weisheit. —

---

[2] Strab. libr. X. 716. ed. Cas. 1707. [3] Pind. Pyth. IV. 314.
[4] Ariſtoph. Ran. 1032. [5] Protag. III. p. 99. ed. Bip.

So ward Ruhm und Nahme den göttlichen Sehern und ihren Liedern zu Theil [6].

Orgiasmus, feſtliche Raſerey in geſetzlichen Gebräuchen, die einen geheimen heiligen Sinn umhüllt, war ein weſentlicher Beſtandtheil des myſtiſchen Götterdienſtes. So ward Zeus und Dionyſos zu Kreta verehrt [7]. So beſchreibt Strabo die enthuſiaſtiſchen und bakchiſchen Prieſter uralter Vorzeit, die unter kriegeriſchem Tanz, durch Geräuſch und Getöſe, mit Trommeln, Cymbeln, Waffen, Trompeten und mit wildem Geſchrey während der heiligen Handlung alles mit Schrecken erfüllten [8]. Wir müſſen uns dieſe Muſik, welche die myſtiſchen Tänze, Geſänge und Gebräuche begleitete, beynahe nur als ein rhythmiſches Getöſe denken, welches durch trunkne Begeiſterung Wohllaut und geſetzmäßige Schönheit zu erſetzen ſuchte. Ariſtoteles ſagt, es ſey allgemein anerkannt, daß die Melodien des Olympos die Gemüther mit Enthuſiasmus anfüllen [9]; der Charakter der phrygiſchen Harmonie ſey orgiaſtiſch und leidenſchaftlich [10]. Die Melodien des Phrygiers Olympos hätten ſich, heißt es beym Platon [11], durch ihre begeiſternde Göttlichkeit bis auf die damahlige Zeit erhalten.

Das Gemählde des Lucretius [12]) von dem Dienſt der Cybele iſt ſo kräftig, daß dieß Eine Beyſpiel die Eigenheit der ganzen Gattung hinreichend darſtellen und zugleich lehren kann, wie man myſtiſche Gebräuche zu deuten pflegte.

---

[6] Ep. ad Pis. 391. seq. überſetzt von Aug. Wilhelm Schlegel. [7] Strab. X. 716-726, loc. class. [8] ib. 718. Cfr. Heyne de sacris cum furore peractis. 8) Polit. VIII. 5. [10] Polit. VIII. 7. [11] Min. tom. VI. 134. [12] Lucr. II 598 — 642. überſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich ſangen von ihr die alten Dichter aus Hellas,
Frey in den Höhen führe, mit Löwen beſpannt, ſie den Wagen. —
Thiere des Raubes geſellten ſie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie' auch ſey, doch ſiegend beſänftigt.
Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil ſie Städte trägt, an erhabnen Orten befeſtigt.
Alſo mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauerbringend geführt das Bild der göttlichen Mutter.
Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauſchen die hohlen
Cymbeln darein, und es droht das Getön rauhſtimmiger Hörner,
Und die Gemüther ſtachelt in Phrygiſchen Weiſen die Pfeife.
Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerenden Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hinein fährt,
Schweigend mit ſtillem Gruß die Menſchenſöhne beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereichernder Gabe ſie ehrend; beſchneyn mit der Roſe
Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt ſie Kureten,
Aus dem Phrygierland, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeßnen Sprüngen, und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Hauptes die furchtbaren Büſch' auf den Helmen.
Jenen Diktäer-Kureten nun gleichen ſie, welche das Wimmern

Jupiters einſt, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem hurtigen Tanze die Knaben,
Schön bewehrt, nach dem Maaß die Erze ſchlugen an Erze:
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden ſenkt' in den Buſen der Mutter. —

Eben ſo ausſchweifend in wilder Begeiſterung wie dieſer Götterdienſt ſelbſt war auch die myſtiſche Poeſie, in der Kühnheit ihrer ſinnlichen Bilderſprache. Orpheus, ſagt Iſokrates 13), der vorzüglich den Göttern Unſittlichkeiten angedichtet habe, ſey zur Strafe dafür zerriſſen worden. Diogenes 14) zweifelt, ob man den Orpheus, welcher das ſchändlichſte, was nur ſelten den Mund der Menſchen befleckt, den Göttern ohne Maaß andichte, einen Philoſophen nennen könne. Noch ſinnlicher als ſelbſt Homeros und Heſiodos mahlte Muſaeos das Glück der Seeligen in der Unterwelt, indem er eine ewige Trunkenheit als den ſchönſten Lohn der Tugend darſtellte 15). Platon 16) erwähnt unter den geheimen Geſängen zwey auf den Eros, deren einer ſehr unzüchtig ſey.

Der Sohn der Natur denkt ſich alles belebt, und der Hellene übertrug ja noch auf der größten Höhe der Wiſſenſchaft, welche er erreicht hat, die Geſetze und die Eigenſchaften der lebenden Natur auf die lebloſe und ſogar auf die denkende; eine allgemeine und in dem Weſen ſeiner lebendigen Bildung ſelbſt gegründete Verwechslung, die viele Paradoxien der alten Denkart und Bildung erklärt. Die Wirkſamkeit der Kräfte er-

---

13) Busir. p. 171. ed. Batt. 14) Prooem. 5. 15) Plat. Resp. VI. 210. 16) Phaedr. X. 333.

ſchien ſeiner Einbildung als eine thieriſche Zeugung; ihre Wechſelwirkung als ein Kampf. Da es nun, wie Herodotos [17] bemerkt, den Hellenen eigen war, die Götter menſchlich geſtaltet zu glauben: ſo mußte ihr Geiſt auf die unſittlichſten und ausſchweifendſten Dichtungen verfallen, indem er ſich die Veränderungen der Natur als Handlungen der Götter darſtellte. Auch iſt es natürlich, daß die erſte Ahndung des Unendlichen den plötzlich erwachten Geiſt nicht ſo ſehr mit froher Verwunderung als mit graunvollem Erſtaunen und Entſetzen erfüllt. Erſchrocken ſchaudert er vor der feindlichen Kraft zurück, deren Anſtoß ihn zum Bewußtſeyn weckt und deren Wiederhall er in der eignen Bruſt nachtönend mitempfindet, ſo lange ihm das Gottes Licht verſagt oder unbekannt iſt, welches allein den Abgrund der Natur mit ſeinem milderen Scheine ſanfter zu erhellen vermag. Das lebendige Bild unbegreiflicher Allmacht mußte den noch rohen Menſchen wie betäubt niederwerfen, oder nur zu einer Raſerey, die durch ihre Beziehung heilig ſchien, erheben. Es iſt nicht befremdend, daß, zumahl unter einem heißen Himmel, die Begeiſterung eines geheimnißvollen Gottesdienſtes ſo oft in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausartete. Die höchſte Leidenſchaft verletzt gern ſich ſelbſt, um nur zu wirken, und ſich der überflüſſigen Kraft zu entledigen. Durch ein eben ſo natürliches Mißverſtändniß hielt die kindliche Vernunft ihre Ahndungen des Unbegreiflichen für Geheimniſſe, die nur dem Gereinigten und Geweihten offenbart werden dürften, dem gemeinen Haufen aber verborgen bleiben müßten, von welchem es den Eingeweihten, ſich in prieſterlichem Stolz ſtreng abzuſondern, ſchon frühzeitig gefiel. Es blieb fortan ein Charakterzug der helleniſchen Bildung, neben der dichteriſchen Sage und ſinnlichen Dichtung, die fürs Volk galt, die wahre Lehre als ein Geheimniß für die auserleſene Zahl der Eingeweihten zurück zu halten. Selbſt bey den helleniſchen Weiſen bemerkt man dieſen vorwaltenden Hang zum Geheimniß auch in der Wiſſenſchaft, nach Art der Myſterien, und es war nicht immer nothwendige Verſtellung allein, was die Trennung der eſoteriſchen und exoteriſchen Philoſophie veranlaßt.

---

[17] lib. I. cap. 131.

Schon in dieſer Orphiſchen Vorzeit der helleniſchen Poeſie findet ſich alſo vielleicht der erſte Keim jener allgemeinen, von ſpätern Dichtern, Prieſtern und Denkern ſo vielfach ausgebildeten und geſchmückten Meynung der Hellenen: die Poeſie komme von den Göttern, die Begeiſterung des heiligen Poeten ſey eine eigentliche Beſeſſenheit und höhere Eingebung. Daher ſo manche ſchöne Anſpielungen und Gleichniſſe der Dichter ſelbſt, von ſich und ihrer Kunſt, auch der durch Geſellſchaft und Weisheit gebildetſten. „Der Chor des Ariſtophanes 18) gebiethet denen" zu ſchweigen, und ihm auszuweichen, die unkundig ſolcher Reden, oder nicht reines Herzens ſeyen, oder „wer der echten Muſen Orgien nie geſehen noch gefeyert habe." Horatius 19) haßt, als Prieſter der Muſen, den ungeweihten Haufen, und entfernt ihn von ſeinem heiligen Liede. Als erſter Römiſcher Prieſter der Elegie betritt Propertius 20) „den heiligen Hayn des Kallimachos und Philetas, um in helleniſchen Chören italiſche Orgien zu feyern."

---

18) Ran. 354. 19) Od. III. 1. init. 20) Eleg. III, 1. init.

Es war nach Platon eine alte Sage [21]: „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreyfuße der Muſen ſitze, nicht bey Sinnen ſey, ſondern wie eine Quelle alles Zuſtrömende willig von ſeinen Lippen fließen laſſe.“ Die größten Weiſen ſchloſſen ſich an dieſe Sage an, welche ihnen die bedeutendſten Bilder für ihre tiefen Ahndungen, und treffenden Bemerkungen über das Weſen der künſtleriſchen Hervorbringung darboten. Demokritos wird von den Spätern genannt [22], als ſey er der Erfinder dieſer Lehre von der Begeiſterung geweſen. Horatius [23] ſagt in einer Stelle gegen die Verächter der Feile, welche jene Lehre als ein Zeugniß für ſich mißbrauchten:

> Angebohrner Geiſt ſey glücklicher, meynt Democritus
> Als armſeelige Kunſt, und verbannt die beſonnenen Dichter
> Von dem Parnaß.

„Die dritte Art der Beſeſſenheit und Raſerey, ſagt der Platoniſche Sokrates im Phaedros [24], iſt die von den Muſen. Sie ergreift zarte und reine Seelen, treibt ſie, ihre heilige Trunkenheit in Geſänge aller Art zu ergießen, und bildet die Nachwelt, indem ſie die zahlloſen Großthaten der Vorwelt ſchmückt. Wer ſich aber ohne die Raſerey der Muſen den Pforten der Poeſie nähert, in der Meynung, die Kunſt allein könne ihn ſchon zum Dichter machen, der bleibt unvollendet, und gelangt nicht ins Heiligthum; er und die Poeſie des Nüchternen ſind nichts gegen die Poeſie der Raſenden.“ Auch im Jon [25];

---

[21] Plat. leg. tom. VIII. p. 191. [22] Dio. Or. de Hom. in. Cic. de Div. I. 37. de Orat. II. 46. [23] Ep. ad Pis. 295. seq. [24] Vol. X. 317. [25] Vol. IV. 186.

lehrt er, daß die Poeten nicht durch Kunſt und mit Beſonnenheit, ſondern aus göttlicher Eingebung ihre ſchönen Gedichte hervorbringen. Es iſt zwar jener oft erwähnten alten Feindſchaft der Poeſie und Philoſophie und der Platoniſchen Eiferſucht ſehr angemeſſen, daß Sokrates auch in dieſem Geſpräch mit einem gutmüthig ſchwärmenden Rhapſoden die Selbſtbeſtimmung des Weiſen nach gedachten Gründen über die unwillkührlichen Ergießungen des Dichters, deſſen Werth nicht eignes Verdienſt, ſondern Gunſt der Natur iſt, leiſe zu erheben ſucht; welches auch eine andre Stelle beſtätigt und beweiſt 26). Nur muß man die zarte Stimmung dieſes ſchönen Geſprächs nicht ſo grob nehmen, wie gewöhnlich; und wer es weiß, wie die Sokratiſche Ironie das Heiligſte mit dem Fröhlichen und mit dem heiterſten geiſtigen Scherz zu verweben pflegt, wer mit der Platoniſchen Denkart vertraut iſt, wird nicht verkennen, wie ſehr es ihm mit dieſer Lehre Ernſt war. Vergleicht er doch ſelbſt die ſittliche Begeiſterung des Sokrates mit dem Enthuſiasmus der Korybanten 27). Und iſt nicht der ganze Phaedros voll myſtiſcher Anſpielungen, wo er über die heilige Trunkenheit der echten Liebenden mit Attiſchem Geiſt ſo lieblich philoſophirt, und mit jener Sokratiſchen Miſchung von Scherz und Ernſt, welche für Viele geheimer und dunkler iſt, als alle Myſterien? Die helleniſchen Denker, welche gern um der öffentlichen Duldung willen Künſtler ſcheinen wollten, folgten auch hierin den Dichtern; und die ſchon durch ihre Erhabenheit anlockende Vorſtellung ward auch durch

---

26) Apol. I. 51. cfr. Men. IV. 388. 27) Crit. I. 126.

die Macht der Gewohnheit beſtätigt. Selbſt der Prieſterhaſſende Lucretius [28]) nennt die Erfindungen großer Naturforſcher „Götterſprüche wie aus des Geiſtes Allerheiligſtem, heiliger und weit wahrhafter, als was die Pythia vom Dreyfuß und aus dem Lorbeer weiſſagt.“ — Nach Theophraſtos [29]) iſt der Enthuſiasmus eine der drey Quellen der Muſik. Zur Zeit des Cicero [30]) war es eine gewöhnliche Meynung, daß niemand ein guter Dichter ſeyn könne, ohne eine Entflammung der Lebensgeiſter und einen gewiſſen Anhauch von Raſerey.

Viele jener Stifter helleniſcher Geheimlehren nennt die Sage Thrakier. Am kalten Haemus wars,

> Wo der Bergwald kam zu dem lauten Orpheus;
> Der mit geerbter
> Kunſt, die Flucht aufhielt der geſtürzten Ströme,
> So die Eil des Windes, und lockend mit der
> Zauberſait' aufhorchende Eichen führte.

und nach der Meynung des Strabo [31]) deuten noch einige andre Spuren auf den Thrakiſchen Urſprung der uralten myſtiſchen Poeſie. Die den Muſen geweiheten Berge und Gegenden wurden in grauer Vorzeit vom Thrakiſchen Stamme bewohnt, und die Phrygier, bey denen der Orgiasmus vorzüglich herrſchend war, ſollen Abkömmlinge der Thrakier geweſen ſeyn.

Nach dem Grundſatz, viel zu ſuchen, um etwas zu finden, läßt ſich die Vorausſetzung, daß jede allgemeine Sage Spuren wahrer Begebenheiten enthalten müſſe, vollkommen rechtfertigen. Nur für die Zeitbeſtimmung können Sagen, und Schriftſteller, welche ſie auf Glauben annehmen, nicht das mindeſte Gewicht haben; da bey den Hellenen ohnehin ſo oft auf das ältere Zeitalter übertragen ward, was dem ſpätern angehörte.

---

[28]) I. 738. [29]) Plut. Symp. I. Reisk. tom. VIII. p. 461. [30]) Cic. de Or. II, 46. [31]) X. 721.

Alle geheimen Geſellſchaften ſind geneigt, ſich für ſo alt als möglich auszugeben, und ſind leicht auch ſelbſt von dieſem Glauben eingenommen. Die Eiferſucht der leichtgläubigen helleniſchen Völker, die Eitelkeit und ſelbſt der Brodneid der erfinderiſchen Prieſter, mußten dabey mitwirken. Die wahrhaften Kreter 32) gaben vor, ſie hätten die Eleuſiniſchen und Thrakiſchen Myſterien geſtiftet 33); und bald mochte ſich jede myſtiſche Brüderſchaft in Hellas für die älteſte, und für den reineſten Urquell geweihter Dichtung und räthſelhaft ſinnbildlicher Gebräuche halten. Die heidniſchen Prieſter waren es, welche die angeblich uralten myſtiſchen Gedichte aufbewahrten und verbreiteten; und nicht immer können wir ſie von dem Verdacht oder Vorwurf einer frommen Verfälſchung frey ſprechen. Wie viele Verfälſchungen heiliger Geſänge mögen wohl unbemerkt geblieben ſeyn, ehe einmahl die des Onomakritos 34) vielleicht nur durch die Künſtlereiferſucht des Laſos entdeckt, und vielleicht nur wegen einer politiſchen Nebenabſicht vom Hipparchos beſtraft ward. Überdem durfte es niemand wagen, was in den Myſterien gelehrt und von den Vorſtehern derſelben vorgegeben wurde, öffentlich zu prüfen. Aeſchylos und Alkibiades erfuhren es, wie gefährlich der bloße Verdacht ſey, die

---

32) Die Kreter ſind Lügner immerdar. Call. in Jov. 8. 33) Diod. Wessel. V. 393. 34) Herod. Polyh. 6.

Myſterien entweiht, und jene herrſchende Prieſterzunft beleidigt zu haben. Wer dem Aberglauben offenbaren Krieg ankündigte, und den Haß der Prieſter auf ſich zog, wie Diagoras [35]; den fand ihre Rachſucht leicht Gelegenheit der blinden Volks-Wuth Preiß zu geben. Selbſt in dem rechten Athen konnte der milde Perikles anrathen, die angeblichen Verbrecher der beleidigten Gottheit nicht bloß nach geſchriebenen Geſetzen, ſondern auch nach den ungeſchriebenen, über welche die Eumolpiden rechtliche Gutachten ausſtellten, d. h. nach der Willkühr mächtiger Prieſter, zu richten [36]; und ein blutdürſtiger Hierophant, mit dem einfachen Tode eines Unglücklichen nicht zufrieden, forderte eine feſtliche und öffentliche Hinrichtung, um allgemeineres Schrecken zu verbreiten [37].

Wenn daher zur Zeit des Platon unter dem Nahmen des Orpheus und Muſaeos haufenweiſe Bücher vorgezeigt wurden, welche Vorſchriften zu Opfern und Reinigungen enthielten [38]; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſes Vorgeben ohne weitere Beglaubigung gar wenig gelten kann. Ariſtoteles nennt jene Werke die „ſogenannten orphiſchen Lieder,“ die „ſogenannten Gedichte des Muſaeos [39].“ Schon Herodotos nennt orphiſche und pythagoriſche Myſterien zuſammen [40]; und eine allgemeine Meynung, ſagt Cicero [41], hielt den Pythagoräer Kekrops für den Verfaſſer des orphiſchen Gedichts. Der prüfende Ariſtoteles behauptet ſogar, daß es nie einen Dichter Orpheus gegeben habe [42]; eine Stelle, deren Stärke durch die gewöhnliche mildernde Auslegung nicht entkräftet wird. Sextos nennt den Onomakritos, der wie Epimenides auf ſeine Seherkunſt reiſte [43]), und zu Kreta außer der Gymnaſtik wahrſcheinlich auch kretiſiren [44]) lernte, gradezu als Verfaſſer der orphiſchen Lieder [45]).

---

[35] Anachars. V. 149. 150. [36] Lys. contr. Andoc. p. 204. ed. Reisk. [37] ibid. 256. [38] Rep. 2. VI. p. 221. [39] Hist. an. VI. 6. [40] Eut. 81. [41] de nat. deor. I. 38.

Die homeriſche Poeſie iſt die älteſte Urkunde der helleniſchen Geſchichte, und was man auch von der Ächtheit der Anordnung und einzelner Stellen der Iliade und Odyſſee denken mag: ſo hat ſie doch im Ganzen genommen und beſonders im Vergleich mit den Prieſtermährchen über Orpheus, die gültigſten Anſprüche auf Glaubwürdigkeit, und muß Grundlage und Leitfaden aller Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum ſeyn. Schon Herodotos, der ſonſt jede Sage nachſagt, hält die Dichter, welche für älter ausgegeben wurden, wie Homeros und Heſiodos, für jünger [46]); und nach Pindarion bey Sextos [47]) war es ausgemacht, daß kein älteres Werk auf die damahlige Zeit gekommen ſey, als die homeriſche Poeſie. So urtheilten mehrere, und grade die nüchternſten helleniſchen Alterthumsforſcher.

Homeros kennt mehrentheils und einzelne Ausnahmen und verlohrne Anſpielungen abgerechnet, weder myſtiſche Sagen noch myſtiſche Gebräuche; wenn man nähmlich nicht alles Bedeutende ſo benennt, ſondern darunter nur ſinnbildliche Geheimlehren über das unbegreifliche Weſen der Natur verſteht, und Gebräuche, die ſich auf ſolche Lehren beziehen. Die homeriſche Poeſie kennt weder Orgien noch Enthuſiasmus in dem Sinne der ſpäten Prieſter, Dichter und Denker. Zwar lehrt und lenkt auch den homeriſchen Sänger, wie den Helden, eine ſchützende Gottheit. Bey allem Geſchlecht der Sterblichen, ſagt Odyſſeus 48), werden die Sänger,

---

[42]) ibid. [43]) Aristot. Polit. II. 12. [44]) Kretiſiren hieß lügen. Suid. [45]) Orph. Gesn. p. 386. [46]) Euterp. 53. [47]) Adv. Math. I. 203.

> Werth der Nahrung geſchätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muſe
> Selbſt den Geſang ſie gelehrt, und huldreich waltet der Sänger;

und Telemachos 49) ſpricht zu ſeiner Mutter:

> — was tadelſt du doch, daß der liebliche Sänger
> Uns erfreut, wie das Herz ihm entbrannt wird? Nicht ja die Sänger
> Sinds, nur allein iſt Zeus zu beſchuldigen, welcher es eingiebt
> Allen erfindſamen Menſchen, nach Willkühr jeden begeiſternd.

Auch hier liegt überall der Gedanke der Eingebung der Muſe, oder des Gottes zum Grunde. Der homeriſche Sänger aber iſt nicht leidenſchaftlich beſeſſen und voll von ſeinem Gott, wie bey jenen Spätern. Sein Charakter iſt vielmehr eine ſtille Beſonnenheit, und nicht jene heilige Trunkenheit der orphiſchen und andern bakchiſchen Lieder.

„Aber, könnte man einwenden, hat nicht vielleicht Homeros die myſtiſche Theogonie des Orpheus nur epiſirt? Die homeriſche Poeſie und der orphiſche Geiſt waren ſo durchaus verſchiedner Art, daß es uns nicht befremden darf, in jener gar keine Erinnerung an ältere Myſtik zu finden. Hätten wir noch die ſämmtlichen ſapphiſchen Ge-

---

48) Odyss. VIII. 479. 49) Od. I, 46.

dichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnert. Die Bemerkung des Pindaros[50]: „daß jeder große Laut unſterblich wandle, wie ſich der unverlöſchliche Strahl ſchöner Thaten über die allbefruchtende Erde und über das Meer ewig verbreite;“ iſt für die ganze Geſchichte der helleniſchen Poeſie ſo wahr, daß ſich oft auch in der ſpäteſten Nachbildung Spuren des Urſprünglichen finden. Durfte man alſo nicht vermuthen, daß ein entfernter Nachhall des echten verlohrnen Lautes ſogar in den noch vorhandnen ſogenannten orphiſchen Hymnen übrig ſey? Sind nicht einige der darin vorgetragenen Lehren vorhomeriſch? Iſt nicht die Weiſe einer alten nachgebildet? Es iſt doch wenigſtens wahrſcheinlich, daß die erſten heiligen Geſänge nichts enthielten, als ſolche unzuſammenhangende, abgerißne Anrufungen, und an einander gehäufte geheimnißvolle Beynahmen.“

Eine ſolche Umbildung der orphiſchen Götterlehre in die homeriſche, bis auf die Vertilgung jeder Spur von älteren Geheimlehren über die Natur und ihre Kräfte, wäre in der ganzen Geſchichte des Alterthums das einzige Beyſpiel ſeiner Art. In jeder Umbildung müſſen ſich wenigſtens die urſprünglichen Beſtandtheile wieder erkennen laſſen. Überdem iſt die homeriſche Poeſie zwar keine ſyſtematiſche Encyklopädie, aber doch eine ſehr umfaſſende und reichhaltige Anſicht der helleniſchen Welt jener Zeit. Das bloße Stillſchweigen kann alſo gegen das vorhomeriſche Alter der myſtiſchen Sage und Lehre ſchon einigen Verdacht erregen.

---

[50] Isthm. IV, 68.

Wichtiger aber und entſcheidend iſt es, daß Homeros ſich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt, auf welches ſich alle myſtiſchen Handlungen und Lehren ſo ſichtbar durchgängig beziehen. Selbſt in denjenigen homeriſchen Stellen, wo die Deutung auf einen Gedanken in bildlicher Hülle am nächſten zu liegen ſcheint, findet ſich nirgends auch nur die entfernteſte Hindeutung auf eine alles erzeugende und alles erhaltende Urkraft. Viele derſelben, die als dichteriſche Bilder angeſehen, ſehr ausſchweifend erſcheinen, waren den großen Kennern des kritiſchen Zeitalters allerdings auch verdächtig 51); und haben in der That ganz heſiodiſche Farbe, wie die Stelle vom Briareus 52) und die Strafe der Here 53). Sogar die Vorſtellung einer unbedingten Naturnothwendigkeit, das Schickſal, wie es die Tragödie darſtellt, iſt dem Homeros unbekannt. Das Vermögen des Unendlichen ſchlummert noch in ihm, wie in der Seele des Knaben, ehe die Knospe ſich bis zur Blüthe jugendlicher Begeiſterung entfaltet hat. Wohl faßt er die unendliche Fülle des Lebens mit offnem Sinn auf und giebt ſie wie ein heller Spiegel klar zurück; aber ein Gedanke, ein Begriff von dem Unendlichen dieſer Fülle iſt nicht dabey ſichtbar, und nie ſtellt er das Unbedingte dar, weder das der Naturnothwendigkeit, noch das der Freyheit oder der Geſinnung. Er, den an Größe und Macht kein alter Dichter übertrifft, iſt daher auch, ſtreng genommen, nicht eigentlich erhaben; wenn man, wie billig,

---

51) Schol. Ven. Wolfii Prol. 52) Il. I. 394—406. 53) Il. XV. 18—33.

nur die lebendige Erſcheinung des Unendlichen ſo nennt[54]). Oder will man es ja ſagen, ſo iſt es doch nur die Natur, welche erhaben in ihm iſt, nicht der Dichter ſelbſt, welchem dieſer Vorzug nur unbewußt beywohnt, und der von einer ſittlichen Erhabenheit, im Kampf der eignen oder der dargeſtellten Geſinnung, nichts weiß. Die Heldenkraft des Achilles iſt bloß naturgewaltig; die Selbſtſtändigkeit des Prometheus, die Aufopferung der Antigone erhebt ſich über alle Schranken der Natur, und iſt ſittlich erhaben.

Mag die Ahndung des Unbedingten noch ſo dunkel, mag der Ausdruck des Geahndeten noch ſo ſinnlich ſeyn: es iſt der erſte Schritt in eine ganz andre Welt, der Anfang einer neuen Bildungsſtufe. Die Tänzer, welche um das Bildniß der Artemis zu Ephesos enthuſiaſtiſche Waffentänze feyerten, deren Stiftung man den Amazonen andichtete [55]); der Prieſter, welcher die Artemis zur Natur umdeutete; der Künſtler, welcher ſie auf die bekannte Weiſe allegoriſch bildete; der Dichter, welcher ſie als ſolche beſang; Herakleitos, der ſeine Schrift von der Natur im Heiligthume der großen Göttin niederlegte: ſie alle, ſo verſchieden auch die Art ihrer Mittheilung, und die Deutlichkeit ihrer Begriffe ſeyn mochte, waren von einem und demſelben Gegenſtande begeiſtert. Sie waren voll von der lebendigen Vorſtellung einer unbegreiflichen Unendlichkeit. Iſt nun dieſe Vorſtellung Anfang und Ende aller Philoſophie; und äußert ſich die erſte Ahndung derſelben in bakchiſchen Tänzen und Geſängen, in enthuſiaſtiſchen Gebräuchen und Feſten, in allegoriſchen Bildern und Dichtungen; ſo waren Orgien und Myſterien die erſten Anfänge der helleniſchen Philoſophie, und es war kein glücklicher Gedanke, die Geſchichte derſelben mit dem Thales anzufangen, und ſie plötzlich wie aus Nichts entſtehen zu laſſen. Wir ſollten die helleniſchen Orgien und Myſterien überhaupt nicht als einen fremdartigen Auswuchs und eine zufällige Verirrung, ſondern als einen weſentlichen Beſtandtheil der alten Bildung, als eine nothwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des helleniſchen Geiſtes mit Ehrfurcht betrachten.

---

[54]) Erhaben iſt auch der weiche und ruhige Pindaros durch das Großartige ſeiner allgemeinen Stimmung; der leichte und klare Herodotos durch eine ſtete Beziehung auf das allgewaltige Schickſal; ſelbſt der üppige Ariſtophanes durch lebendige Erſcheinung unendlicher Fülle; und der vollendete Sophokles durch lebendige Erſcheinung unendlicher Harmonie. In erhabnem Style ſind aber unter den alten Poeten und darſtellenden Autoren nur Aeſchylos und Thukydides. Das heißt, das Erhabne iſt herrſchend in ihnen; ſie ſind auch da nur erhaben, wo ſie ſchön und reitzend ſeyn ſollten.

[55]) Call. III. 257. seq.

Der große Ruhm des Epimenides und Onomakritos deutet an, daß ſie ihre Vorgänger weit übertrafen, daß die Ausbildung und Verbreitung der myſtiſchen Poeſie durch ſie und in ihrem Zeitalter einen gewiſſen Gipfel erreichte. Die werdende Philoſophie mußte eine wirkſame Triebfeder für die Anhänger und Vorſteher der Myſterien ſeyn, mit ihrer vernunftmäßig umgedeuteten Götterlehre in vielen Gedichten unter eignem und falſchem Nahmen ans Licht zu treten, um die höher geſtiegenen Anſprüche aller Gebildeten zu befriedigen, und mit der öffentlichen Meynung Schritt zu halten; wozu ſie vielleicht die Erfindungen der Denker ſelbſt benutzten. Indeſſen mußte doch ſchon ein großer Vorrath myſtiſcher Sagen vorhanden ſeyn, als der fruchtbare Epimenides eine ſo große Fülle von Gedichten dieſer Art verfertigen konnte. Die Weiſſagungen des Bakis, deren Herodotos ſo oft erwähnt, und die angeblichen des Muſaeos, welche Onomacritos verfälſchte, müſſen um ein beträchtliches älter geweſen ſeyn. Desgleichen die Hymnen des Olen, welche Pauſanias, der doch für einen helleniſchen Sagenſchreiber ſchon ein Zweifler iſt, die älteſten nennt, und noch vor Pamphos und Orpheus ſetzt [56]; ungeachtet die Hyperboräer darin erwähnt waren [57], von denen Olen ſelbſt, der Sage nach, gekommen war [58]. Der allgemeine Glaube, welchen die Prieſterdichtungen von der göttlichen Stiftung myſtiſcher Geſellſchaften und Gebräuche fanden, beweiſt wenigſtens, daß man nicht mehr wußte, wie alt ſie waren. Sonſt würden die joniſchen Mythographen und Philoſophen, welche alle Sagen helleniſcher Vorzeit mit großer Wißbegierde ſammelten, und hie und da zu prüfen wenigſtens verſuchten, die Spuren ihres irdiſchen Urſprungs wohl entdeckt haben.

Wie die Pelasger, nach einer Sage der dodoniſchen Prieſterinnen, lange opferten, ehe ſie Götter zu nennen, und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten [59]; indem der natürliche Drang, Götter zu dichten und mit ſich in Verhältniß zu ſetzen, in ſtumme Handlungen ausbrach, ehe er ſich zu Bildern und Geſängen ordnete: ſo waren wahrſcheinlich enthuſiaſtiſche Gebräuche und Tänze

---

56) IX. 27. 2. 57) Herod. IV. 32. 35. Paus. I. 18. 58) Paus. X. 5. 59) Herod. Euterp. 52. 53.

viel früher da, als die myſtiſchen Lehren vollkommen ausgebildet und in Gedichten vorgetragen wurden.

Wenn wir weder nach bloßem wörtlichen Glauben an das Einzelne, Zufällige und Ungewiſſe der Sage, noch nach dem oberflächlichen, ohne Ahndung vom Geiſt des Alterthums vernünftelten Meynungen von dem, was natürlich und wahrſcheinlich ſey, urtheilen wollen; ſondern nach der Gleichmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit im Gange der helleniſchen Bildung, welche ſo wunderbar auffällt, und jenes Erſtaunen erregt, welches nach Plato der Anfang der Wiſſenſchaft iſt: ſo müſſen wir annehmen, daß der Urſprung der helleniſchen Myſtik mit dem Urſprunge der republikaniſchen Verfaſſung und der lyriſchen Kunſt der Hellenen ungefähr gleichzeitig und alſo entſchieden nachhomeriſch war; denn in dieſen großen Veränderungen offenbarte ſich bey den Hellenen zuerſt das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freyer Selbſtbeſtimmung.

Daß die Prieſter ſchon viele Jahrhunderte vor Homeros auch bey den Hellenen klüger waren, wie der große Haufen; daß ſie ſich unter einander verſtanden und verbunden waren; daß ſie manches, was ſie wußten oder zu wiſſen glaubten, nicht jedermann mittheilten: das alles leidet keinen Zweifel, weil es ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. Will man das Myſterien nennen, ſo iſt ihr Urſprung vorhomeriſch.

Selbſt das vorhomeriſche Alter der helleniſchen Theogonien und Kosmogonien iſt mehr als zweifelhaft. denn die angeblichen Nahmen von bekanntlich untergeſchobenen oder ganz ungewiſſen Gedichten können nicht das mindeſte

Gewicht haben. Ihre eigentliche Zeit ſcheint die heſiodiſche Periode geweſen zu ſeyn; wo Rhapſoden die ältern Gedichte der beſſern Zeit ſammelten, willkührlich miſchten, zuſammenflickten und ins Ausſchweifende umbildeten; wo die epiſche Kunſt ſchon erſchöpft, zerrüttet und verwildert war. Der Gedanke einer Sammlung von Göttersagen zu einer gar nicht dichteriſchen Einheit iſt ganz gegen den Geiſt der homeriſchen Periode. Nun iſt zwar in den heſiodiſchen Gedichten ungleich mehr Lehre, in den Sagen mehr Bedeutung, als in den homeriſchen; doch iſt auch die Götterſage des Heſiodos noch keineswegs eine bildliche Geheimlehre über das Weſen der unendlichen und unbegreiflichen Natur.

Zweytes Kapitel.

Hiſtoriſche Andeutungen von dem früheſten Bildungszuſtande und der älteſten Dichtart der Hellenen.

Die älteſten Bewohner von Hellas werden uns als halbthieriſche Wilde dargeſtellt, welche ohne den Gebrauch des Feuers in den Wäldern umherſchweiften oder ſich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter, Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Daſeyn friſteten. In der homeriſchen Welt finden wir dagegen ſchon große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte, ſehr mächtige Fürſten, und eine ſtärkere Bevölkerung, als eine wandernde Lebensart ohne Heimath zu geſtatten ſcheint. Alles dieß deutet an, und ſetzt voraus, daß der Ackerbau, der Quell der Verfeinerung und der Knechtſchaft, ſchon lange eingeführt ſeyn mußte. Dem Sänger der Odyſſee war die Lebensart wilder Hirten ſchon ſo fremd, daß er ſie, mit übertriebenen Farben ſchildernd und mit Mährchen verwebt, in ein fernes Wunderland ſetzt:

> Und an das Land der Kyklopen, der Freveler, wild und geſetzlos,
> Kamen wir, welche nur den unſterblichen Göttern vertrauend,
> Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht.

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer ſteigt das Gewächs auf:
Alles Weizen, und Gerſt', und edele Reben, belaſtet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernähret ihn.
Dort iſt weder Geſetz, noch Rathsverſammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felſenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkühr
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern 60).

---

60) Od. IX. 106 — 115. In der Stelle Odyss. VII, 205 u. 206. werden die Kyklopen, zugleich mit dem Stamme der Giganten und dem Wundervolke der Phäaken, als ein den Göttern näher verwandtes Geſchlecht genannt; was der urſprünglichen Vorſtellung von ihnen unſtreitig angemeßner und richtiger iſt. Jene alten Zauberſchmiede und Metallkünſtler, welche die Sage Kreis- oder Himmelsſchauer nannte, denn dieſes bedeutet der Nahme der Kyklopen, gehören dem ältern magiſchen Götterdienſte an, welcher der neuen, dichteriſchen Helden-Mythologie voranging. Die Geſtirne und das Meer waren die beyden End- und Wendepunkte in dieſem älteren phyſiſchen Heidenthum, deſſen innerſtes Weſen in jenem Verſe aus den arimaſpiſchen Gedichten ausgedrückt iſt:

Ὄμματα ἐν ἄστροισιν, ψυχὴν δ' ἐν πόντῳ ἔχουσιν.

Auch das meiſte, was von den pelasgiſchen Stämmen eigenthümliches berichtet wird, iſt auf jenen älteren magiſchen Naturglauben zu beziehen; ſo wie auch der Nahme der Pelasger ſelbſt darauf deutet. Die nächſte Ableitung dieſes Nahmens von πέλας läßt ſich wohl mit der gewöhnlichen von πέλαγος verbinden, da auch πέλαγος ſelbſt von πέλας, als das Fluth auf Fluth nah zuſammenſtehende Gedränge der Wogen bezeichnend, abſtammen mag. Dieß kann zur Erweiterung und Ergänzung der im 1ten Theil. S. 21. Anmerk. vorgetragnen Ableitung dienen, da es übrigens bekannt iſt, daß für ſolche Nahmen oft mehrere Etymologieen zugleich gültig, nämlich in der Sage ſelbſt geltend geweſen ſind. Wenn übrigens Πελασγοὶ zunächſt und hauptſächlich, nach einer älteren Form, von πέλαγος abzuleiten iſt, und alſo allerdings

Von einer ſolchen Lebensart verſteht Platon 61) auch die Worte:

— Ilions heilige Veſte
Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menſchen;
Sondern am Abhang wohnten ſie noch des quelligen Ida 62).

Wenn man dieſe Stelle aber auch nur auf die Lage der ältern Stadt Dardania bezieht: ſo bleibt es doch merkwürdig, daß Homeros die Stiftung derſelben fünf Menſchenalter vor Priamos hinausſchiebt 63). Sein bekanntes Land iſt ſchon voll volkreicher Städte, und die erſte Frage der homeriſchen Reiſenden in unbekanntem Lande iſt:

In welcher Sterblichen Land bin ich jetzo gekommen?
Sinds unbändige Horden der Freveler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor den Göttern?

Auch ſetzt Heſiodos zwiſchen dem goldnen Geſchlecht und

Männer der See oder des Meeres bedeutet; ſo muß doch dieſe Bedeutung ſelbſt nicht bloß nach der gewöhnlichen, geſchichtlichen Bezeichnung und Erklärung von wandernden Seefahrern, der ohnehin ſo vieles entgegenſteht, verſtanden ſondern zugleich in einem viel höhern geiſtigen Sinne genommen werden, von eben jenem alten magiſchen oder pſychiſchen Naturverbande mit dem Meere, als dem Element der Tiefe, wie der Nahme der Kyklopen, oder Himmelſchauer ein eben ſolches mit den Geſtirnen andeutet; welches beydes zugleich in jenem arimaſpiſchen Verſe ſo herrlich zuſammengefaßt iſt. In der andern Stelle der Odyſſee, welche oben im Texte angeführt iſt, werden nun jene wunderbaren Himmelſchauer und alten Kyklopen, als ein ungefuges Rieſenvolk, auf fernem Eilande, wo helleniſche Seefahrer leicht auch in der Wirklichkeit wilde Stämme gefunden haben möchten, mit mährchenhafter Uebertreibung geſchildert, wie mehrentheils überall die Geſtalten der alten Göttersage in der neuern Heldenpoeſie der Hellenen in ungünſtigem Lichte erſcheinen.

61) Leg. VIII. 116. 62) Il. XX. 216 — 218. 63) ibid. 215 — 237.

dem der Helden noch zwey ungleich wildere [64]; und Ovidius bezeichnet ſchon das ſilberne Zeitalter durch den Urſprung des Ackerbau's [65]. Denn was iſt das goldene Zeitalter anders, als ein verſchönertes Bild von der ſorgenloſen Freyheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? Sie iſt es, nach welcher der ackerbauende und ſtädtebewohnende Menſch, der ſo oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne ſich an ihren Früchten zu laben, immer ſehnſuchtsvoll zurückſeufzt, und ihr alle Glückſeligkeit leiht, die er vergebens wünſchte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Sänger der Ilias nennt die Pferdemelker die gerechteſten Erdebewohner [66]; wobey man ſich nicht ohne Mitgefühl an manche beneidende Anſicht der Spätern von ſcythiſchen und germaniſchen Stämmen erinnert. Geſchichtlich wahrer iſt das Gemählde des Lucretius [67] von dem Zuſtande des Wilden vor allem Anfang menſchlicher Erfindungen und Künſte:

Auch noch wußten ſie nicht ſich Ding' im Feuer zu bilden,
Und zu gebrauchen die Fell' und zu hüllen den Leib in die Thierhaut;
Sondern ſie wohnten in Forſten, in Klüften der Berg' und in Wäldern.
Auch nicht achteten ſie des gemeinſamen Gutes, und noch nichts
Wußten ſie unter einander von Sitten, nichts von Geſetzen.

„Sehend ſagt Prometheus beym Aeſchylos [68], ſahen ſie umſonſt; hörend, vernahmen ſie nicht: ſondern Traumgeſtalten ähnlich, verwirrten ſie lange Zeit alles nach Zufall, und kannten weder ziegelgewebte, hellgelegne Häuſer, noch Holzarbeit; vergraben wohnten ſie, wie die geſchaftigen Ameiſen, in Höhlen der lichtloſen Tiefen. Sie hatten kein ſichres Zeichen weder des Winters noch des blumigen Fruhlings und des fruchtbaren Sommers, ſondern ohne Verſtand thaten ſie alles."

---

[64] Op. 95 — 140. ed. Brunck. [65] Metam. I. 123. 124. [66] Iliad. XII, 5. 6. [67] Lucr. V. 951 — 963. [68] Prom. 447 — 457.

Welch' ein Zeitraum mußte verfließen, bis ſich der mit den wilden Thieren und dem Hunger kämpfende 68 b) Menſch zu einer feſtlichen Weinleſe erheben konnte, wie Homeros 69) ſie beſchreibt:

Jünglinge nun, aufjauchzend vor Luſt und roſige Jungfraun
Trugen die ſuße Frucht in ſchöngeflochtenen Korben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leyer
Lockt' er gefallige Tön', und ringsum tanzten die andern
Froh mit Geſang und Jauchzen und hupfendem Sprung ihn begleitend.

Von jenem hulfloſen Zuſtande iſt ſogar der erſte Drang in der Bruſt des Wilden, ſich eine Empfindung feſtzuhalten und zu wiederholen, ein großer Fortſchritt, mit dem eine ganz neue Stufe der Entwicklung beginnt. Sobald nur dieſes Bedürfniß da iſt, wird ſich auch bald das poetiſche Vermögen des Menſchen durch unwillkührliche Ausbrüche der Leidenſchaften in gemeßnen Worten, Lauten und Sprüngen zu äußern anfangen: denn nur durch ſinnliche Begränzung und ſinnliche Eintheilung des Mittheilungsſtoffs, durch Rhythmus, der alſo beym Wilden

---

68 b) Lucr. V. 964 — 1008. 69) Iliad. 567 — 572.

nicht zum Überfluß, ſondern zur Nothdurft 70) gehört, kann die Empfindung, welche ſonſt an ihrer Geburtsſtätte gleichſam feſt kleben würde, losgetrennt, und zu einer dauernden und allgemeineren Wirkſamkeit erweitert werden. Und wie groß iſt nicht wiederum der Abſtand von der roheſten rhythmiſchen Klage über einen geliebten Todten, bis zu Liedern, wie die der beſtellten Sänger von Gewerbe bey Hektors fürſtlichem Begräbniſſe?

— Sie ordneten Sänger
Anzuheben die Klag' und gerührt mit jammernden Tönen
Sangen ſie Trauergeſang und ringsum ſeufzten die Weiber 71).

Jahrhunderte waren vielleicht nöthig, um die Werkzeuge für die Äußerung innrer Regungen, und für die Nachahmung empfangner Eindrücke, um Sprache und Rhythmus, nur einigermaaßen zu entwickeln. Solches erwägend ſingt daher Lucretius 72):

Lange vorher ſchon wurden die hellen Stimmen der Vögel
Nachgeahmt mit dem Mund', eh man gebildete Lieder
Durch den Geſang zu verkünden vermocht, und das Ohr zu erfreuen.
Und das Geſäuſel des Zephyrs zuerſt durch ſchwankende Rohre
Lehrte die Menſchen blaſen auf wildem gehöhletem Schierling.
Hierauf lernten ſie nach und nach die zärtlichen Klagen,
Welche die Tibie tönt, von des Bläſers Fingern geſchlagen,
Die man erfand in dem pfadloſen Hayn, in Wäldern und Thälern,
Und in einſamen Plätzen der Hirten und ruhiger Muße.

---

70) Siehe die Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache von A. W. Schlegel in den Horen. Beſonders den dritten. 71) Iliad. XXIV. 720. ſeq. 72) Lucr. V. 1378. ſeq. überſetzt von F. A. Eſchen.

In der gleichen Anſicht hielt auch Demokritos, ein Mann, der nicht nur der größte Naturkundige, ſondern auch einer der eifrigſten Alterthumsforſcher war, „die Muſik für jünger 73), als ſie nach der gewöhnlichen Meynung ſeyn ſolle.“

Und doch darf man bey jenen ſchon gebildeteren, aus Homeros angeführten Geſängen eben ſo wenig, wie bey dem Beſchwörungsliede 74), um das Blut einer Wunde zu ſtillen, oder bey den Geſängen 75), um einen zürnenden Gott zu verſöhnen, oder bey allen andern natürlichen Äußerungen des lyriſchen Vermögens unter den Hellenen vor Kallinos und Archilochos an eigentliche ſchöne Kunſt denken, wozu ſich rhythmiſcher Ausdruck der Leidenſchaften nur durch gleichförmige Beſtimmtheit der über die einzelnen Empfindungen herrſchenden Richtung und Stimmung erheben kann.

Unter allen Geſängen und Gedichten, welche die homeriſche Urkunde kennt, ſind dieſe erwähnten die einzigen, welche, obgleich ſie durch Stellung, Nebenzüge und Farbe in die letzte Zeit der homeriſchen Periode zu gehören ſcheinen, doch wenigſtens der Art nach in vorheroiſchen Zeit möglich waren, ſelbſt da wo es zur epiſchen Poeſie noch keine Veranlaſſung und keinen Stoff gab. „Da blühte, ſingt Lucretius 76), das ſeegeldurchflogne Meer von krummen Schiffen; ſchon hatten ſie Hülfe und Bundesgenoſſen nach Vertrag, als die Dichter anfingen, die ausgeführten Thaten in Geſängen zu überliefern.“ Überdem erfordert es ſchon eine ungleich freyere und ausgebrei-

---

73) Philod. de mus. p. 135. 74) Od. XIX. 457. 75) Iliad. I. 472. 76) V. 1441 — 1444.

tetere Thätigkeit, einer äußern Begebenheit durch Rhythmus eine feſte Geſtalt zu geben, und durch Erzählung, welche doch immer geordnet ſeyn muß, ähnlichen Weſen mitzutheilen, als eine Leidenſchaft in gemeßnen Lauten und Bewegungen unwillkührlich auszudrücken. Mit dieſer niedrigſten Gattung, welche nur die rohe Anlage, den erſten Keim zur künftigen lyriſchen Kunſt enthält, fängt die Poeſie überall an [77]; und bleibt auch auf der unterſten bloß vorbereitenden Stufe ihrer Entwicklung dabey ſtehn. Streng genommen ſind es nur geſtaltloſe Regungen der poetiſchen Anlage, Vorübungen der Poeſie; die eigentliche Poeſie ſelbſt iſt noch gar nicht vorhanden; denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfniſſes dient, gehört nicht in das Gebiet der ſchönen Kunſt.

Überall, wo der Menſch nur etwas über die Thierheit aufathmet, gibt es Prieſter und Sänger. Die Natur der Dinge und die Sage leiten uns darauf: daß der Stand des Sehers und des Dichters in der vorheroiſchen Zeit bey den Hellenen nicht getrennt war; daß einzelne Männer, bey dem Übergange der Hellenen von der Wildheit zum Ackerbau und einem geſitteterem Leben, an Geiſt weit über die Menge hervorragten, und ſie dadurch beherrſchten, weil dieſer Übergang nicht durch Gewalt von außen, ſondern bloß durch innere Entwicklung bewirkt ward; daß dieſe älteſten Menſchenbildner alles, was ſie aufbewahren und verbreiten wollten, rhythmiſch ausdrückten, weil nur das Metriſche in der Einbildung des rohen Menſchen leicht hängen bleiben kann; und daß ſie alſo auch durch lehrende Geſänge kräftig mitwirkten, den rohen Anpflanzer zur Geſelligkeit, und wenn gleich nicht zur Tugend, doch zu einiger Zucht, Sitte und Ordnung des Lebens zu gewöhnen.

---

[77] S. die ſchon angeführten Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Den Anfang der Geſetzgebung und königlichen Gewalt ſetzt Platon 78) erſt nach der Stiftung größerer gemeinſchaftlicher Wohnorte, und nach dem Anfange des Ackerbau's. Erſt bey wachſender Bevölkerung und Ungleichheit konnte die Macht der Helden durch die fortgeſetzte Gewalt und Klugheit vieler Geſchlechter ſo hoch ſteigen, wie wir ſie noch in der homeriſchen Welt finden; wo Kalchas,

der Theſtoride, der weiſeſte Vogelſchauer,
Der erkannte, was iſt, was ſeyn wird, oder zuvor war,
Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch wahrſagenden Geiſt, deß ihn würdigte Phöbos Apollon 79):

neben Agamemnon ſchon als ein ſehr untergeordneter Mann erſcheint; wo der wandernde Seher von der Gaſtfreyheit aller Leichtgläubigen lebt 80); und wo der Götterausſpruch der Prieſter nur gebraucht ward, um den Willen der Herrſcher durch ihre Würde zu heiligen, dem Haſſe des Volkes, als Gottesſtimme zum Vorwande zu dienen 81), oder eine Verbindung der Edlen zur Gewaltthat zu beſtätigen und zu beſchönigen. So ſagt Amphinomos unter den Freyern über die vorgeſchlagne Ermordung des Telemachos 82):

Fürchterlich iſt's, ein Königsgeſchlecht zu ermorden.
Aber laßt uns zuvor den Rath der Unſterblichen forſchen.

---

78) de Leg. l. VIII. p. 114. 115. 79) Iliad. I. 69 — 72. 80) Od. XVII. 382. 81) Od. III. 214. 215. XVI. 95. 96. 82) Od. XVI. 401 — 405.

Wenn ein günſtiger Spruch des erhabenen Zeus es genehmigt;
Selbſt ermord' ich ihn dann, und ermahn' auch jeglichen andern.
Doch verwehrt es der Götter Gebot, dann ermahn' ich zu ruhen.

Auch der einzelne wanderte wohl, bey einem verwickelten Fall, gen Dodona, um

dort aus des Gottes
Hochgewipfelter Eiche den Rathſchluß Zeus zu vernehmen 83).

Doch iſt alles dieß, wie Zuſammenhang und Farbe verräth, nur als Überbleibſel einer ältern, ungleich größern Gewalt der Prieſter zu betrachten, welche vielleicht nur durch die ſteigende Macht der Helden und Fürſten verdrängt ward. An vielen Orten in Hellas wurden die wichtigſten gottesdienſtlichen Handlungen von den höchſten Staatsgewalten verrichtet; und man behielt dazu auch in Freyſtaaten, wie zu Athen, den Nahmen der königlichen Würde bey 84). Selbſt in der homeriſchen Darſtellung unterſcheiden ſich die frühern Prieſter und Seher, welche ein höherer Glanz vom grauem Alterthum und fürſtlichem Anſehn zu umſchweben ſcheint, von den ſpätern. Melampos, der Urgroßvater des Amphiaraos, der untadelige Seher,

Welcher ehedem wohnt' in der lämmernährenden Pylos,
Reich in der Pylier Volk, hochragende Häuſer bewohnend;

wanderte drauf nach Argos:

denn dort beſtimmt' ihm das Schickſal,
Wohnungen, weit umher ein Herrſcher zu ſeyn den Argeiern 85)

Tireſias,

der blinde Prophet, dem ungeſchwächt der Verſtand iſt,

---

83) Od. XIV. 327. 328. 84) Plat. Pol. t. VI. p. 74. 75.
85) Od. XV. 225-226.

naht ſich dem Odyſſeus mit einem goldnen Herrſcherſtabe und wird ein Fürſt genannt [86]). Sehr bedeutend iſt es auch, daß dem Minos, welchen Odyſſeus im Hades, wo jeder das Geſchäft forttreibt, was er im Leben am meiſten liebte, erblickte [87]), wie er

— mit goldenem Scepter geſchmückt, die Geſtorbenen richtend,
Da ſaß; andre rings erforſchten das Recht vor dem Herrſcher
Sitzend hier, dort ſtehend, in Aïdes mächtigen Thoren;

an einer andern Stelle [88]) ein Beynahme zur Bezeichnung ſeiner häufigen und vertraulichen Geſpräche mit dem großen Zeus beygelegt wird. Nach dieſen Winken iſt die Sage beym Pauſanias [89]) nicht ohne Bedeutung, daß Orpheus aus prieſterlichem Stolz, und Muſaeos aus Nachahmung ſeines Meiſters, an den pythiſchen Kunſtſpielen keinen Antheil habe nehmen wollen; wenn man nähmlich dieſe Nahmen als Geſammtnahmen für die ältere Gattung von Prieſterſängern verſteht, da ſich die geſchichtliche Wirklichkeit dieſe Sagengeſtalten und Dichternahmen als wahrhaft vorhanden geweſener Perſonen, doch weder bejahen noch verneinen läßt. Denn die Sage geht auf das Allgemeine, und kann nur dieſes bezeugen, aber ſelbſt die Nahmen ſind, als ob ſie erfunden wären. Auch das eigne Urtheil des Pauſanias über die ganze Sage vom Orpheus verdient hier angeführt zu werden: „Die Hellenen glauben auch viele andre Dinge, welche nicht ſind, und auch daß Orpheus ein Sohn der Kalliope geweſen, daß die

---

86) Od. X. 495. XI. 91. 150. 87) Od. XI. 567-570.
88) Od. XIX. 179. 89) libr. X. cap. 7.

Thiere ſeinem Geſange bezaubert gefolgt ſeyn, und daß er lebend in den Hades herabgeſtiegen, um von den Untergöttern ſeine Frau wieder zu fordern. Wie es ihm aber ſcheine, habe Orpheus an Ausbildung der Geſänge ſeine Vorgänger übertroffen, und ſey durch prieſterliche Gaben, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu großer Macht gelangt [90]."

Daß die älteſten Prieſter, dieſe Ahnherren der menſchlichen Bildung in Hellas, die Muſik übten, wie Strabo behauptet [91], leidet keinen Zweifel, da Rhythmus in dieſer Kindheit des menſchlichen Geſchlechts das einzige Mittel iſt, Gedanken zu befeſtigen und zu verbreiten. Daher glaubte man dem pythiſchen Orakel den Hexameter zu verdanken [92], deſſen Erfindung ein Dichter [93] dem Orpheus zueignet. Wenn man erwägt, wie viele Fortſchritte Sprache, Maaß und Gedanke zu machen haben, ehe die eigentliche Kunſt nur anfangen kann, und wie beſonders in jener früheſten Zeit die geſammte Entwicklung unzertrennlich und nur Eins iſt; ſo läßt ſich gegen die allgemeine Sage und Meynung, Orpheus, der ja überall Epoche machte, oder doch bezeichnet, habe auch in der helleniſchen Poeſie ſchon Epoche gemacht, nichts einwenden. Nur iſt der Hexameter wohl mehr entſtanden, als eigentlich erfunden, wie die ſpätern Rhythmen der helleniſchen Poeſie; und die weitere Ausbildung deſſelben kann erſt in das folgende Zeitalter geſetzt werden, wo dieß heroiſche Maaß, welches bey den Hellenen vom Epos immer unzertrennlich war, mit dieſem zugleich anwuchs und emporblühte. Von den Wunderwirkungen der älteſten Muſik aber ſchweigt Homeros, ungeachtet er die Befeſtigung der Burg von Thebae, die er alſo auch ſchon ins hohe Alterthum hinaufſchiebt, durch den Amphion und Zethus vorübergehend erwähnt 94). „Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung die ihm zugeſchriebene Sittenmilderung gewirkt, darüber kann es keine hiſtoriſchen Nachrichten geben. Welches Alterthum auch viele Sagen der Völker von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens, als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger, als das, was ihr Odem gegeben hatte“ 95). Da indeſſen Maaß und Ordnung im Ausdruck der Empfindungen durch eine natürliche Rückwirkung auch die Empfindung ſelbſt vermenſchlichen müſſen; ſo läßt ſich die Sage, daß Orpheus die rohen Gemüther durch die Macht des Geſanges bezähmt habe, nicht verwerfen. Indeſſen ſind in derſelben nicht bloß die allmähligen Wirkungen eines ganzen Zeitalters in einen Punkt zuſammengedrängt; ſie ſcheint von vielen Sei-

---

[90] libr. IX. cap. 30. [91] Exc. libr. VII. p. 508. A. [92] Plin. VII. 56. [93] Anthol. ed. Iacobs, II. 40.

---

94) Od. XI. 260 — 265. 95) Briefe über Poeſie u. ſ. w. Herren. 1796. 2tes Stück. Seite 63.

ten der vielfache Umbildungen erlitten zu haben. In der geheimen ſinnbildlichen Überlieferung der Myſterien, übertrieb man die Vorſtellungen von der orphiſchen Bildung unſtreitig eben ſo ſehr, als die von der vorhergegangenen Wildheit 96). Die Pythagoräer, welche ihre neue Weisheit gern in alte Prieſternahmen hüllten, um ſie geltend zu machen, nannten ihre Lebensweiſe orphiſch 97). Ein Vorgeben, welches Platon ſcherzend vertheidigt, indem er es im Ernſt wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die älteſten Hirten, noch unbekannt mit verderblichen Künſten und Bedürfniſſen, im Überfluß von Weide und Nahrungsmitteln, unter der mildeſten Herrſchaft der Väter und Älteſten, friedlich unter einander lebten 98); daß ſie die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckten, ſondern Kuchen, mit Honig benetzte Früchte und andre ſolche reine Opfer darbrachten 99). Überhaupt ſtrebte alles Gebildete bey den Hellenen, ſobald es in ſeiner Art reif war, ſich alles, womit es in Berührung kam, oft auch das fremdartigſte, zu verähnlichen, und ſeinen Urſprung aus dem früheſten Alterthum herzuleiten. Wenn die Meynung des Timagenes 100), daß die Muſik die älteſte aller höheren Künſte ſey, an ſich auch nicht unrichtig iſt: ſo waren es doch gewiß die Vorſtellungen vieler alterthumsſüchtigen Muſiker; die Verſchönerungen der Dichter und die Umdeutungen alter Mythen durch allegoriſirende Philoſophen und pragmatiſirende Politiker nicht einmahl zu erwähnen.

---

96) Sext. adv. Math. libr. IX. Sect. 15. 97) de leg. t. VIII. p. 312. 98) ib. p. 108 — 114. 99) ibid. p. 312. 100) Quinct. libr. I. cap. X.

Es war ein ſolcher Gemeinplatz, daß Quinctilianus fragen kann: „Wer weiß nicht, daß die Muſik ſchon zu jenen alten Zeiten ſo ſehr nicht bloß geliebt, ſondern auch geehrt ward, daß die Muſiker auch für Seher und Weiſe geachtet wurden, wie Orpheus und Linus; um andre zu übergehn 100).“

Unter den lehrenden Geſängen der älteſten helleniſchen Prieſter gab es unſtreitig auch Gebete in der allereinfachſten Weiſe, aber gewiß nicht in der Weiſe der noch vorhandnen angeblich orphiſchen Hymnen; denn vielnahmig waren die Götter noch nicht in jenem älteſten pelaſgiſchen Naturdienſt. Auch der abſichtliche, abgerißne Unzuſammenhang dieſer Hymnen, in denen nicht bloß die Gedanken, ſondern auch Ausdruck und Farbe einen ſehr ſpätern Urſprung verrathen, iſt vielmehr enthuſiaſtiſch, als einfältig tief. Auch die enthuſiaſtiſche Muſik, deren Platon und Ariſtoteles erwähnen, kann wohl nicht älter ſeyn, als die älteſten Orgien, deren Alter oben aus allgemeinen Bildungsgründen beſtimmt iſt, und mit dem neuen bakchiſchen Götterdienſt zuſammenfallen muß. Vielleicht war ſie aber auch nicht jünger; denn daß ſich gottesdienſtliche Melodien ſehr lange erhalten können, beſtätigt ſich überall.

Auch durch die Hindeutung in Sagen und Meynungen der Alten auf thrakiſchen Urſprung muß man ſich die Unterſuchung über die vorzüglichſten Sitze der älteſten helleniſchen Poeſie, welche wahrſcheinlich überall verbreitet war, und an mehrern Orten zugleich aufkeimte und wuchs,

---

100) Quinct. ibid. I, X.

nicht beſchränken laſſen. Eine wichtige Unterſuchung, in der ganzen Archäologie der helleniſchen Bildung vielleicht eine der ſchwerſten, aber auch eine der anziehendſten, wenn man die gegründete Behauptung des Thukydides, daß die Hellenen, je höher man ins Alterthum hinaufgeht, um ſo mehr den Barbaren an Sitten, Gebräuchen und Lebensart gleichen [1]), mit der ſo auffallend helleniſchen Bildung des Homeros vergleicht. Wenn eine Sage bey Pauſanias [2]) behauptet, der thrakiſche Stamm ſey überhaupt gebildeter geweſen, als der Makedoniſche, und auch frömmer; ſo iſt dagegen Thrakien beym Homeros der Lieblingsaufenthalt des Ares [3]), und an einer Stelle ſetzt er die gaultummelnden Thrakier in die Ferne zu den herrlichen Pferdemelkern [4]). Der Thrakier Thamyris [5]) iſt dagegen keine Einwendung, da er ſeine Kunſt unten im Peloponneſos [6]) übte.

Sollten ſchon in der älteſten Poeſie der Hellenen die Vorſtellungen von den Göttern ſich nicht bloß in Götterſprüchen, Gebeten und Satzungen geäußert haben, ſondern auch zu rhythmiſchen Erzählungen gebildet, und durch dieſe fortgepflanzt ſeyn; ſo iſt hier doch noch nicht an die ſchöne Ausbildung zu denken, durch welche die rohe Erzählung erſt zum Epos wird. Auch konnten die Thaten der Götter wohl erſt dann ein Hauptgegenſtand der Sänger werden, nachdem die Thaten der Helden die Geſchicklichkeit angenehm zu erzählen geweckt und geübt hatten. In dieſem Sinne ſagt Herodotos 7) mit Recht: „Woher jeder Gott entſtanden, oder ob ſie alle von ewig waren, und wie von Geſtalt; das wußten die Hellenen nicht, bis, ſo zu ſagen, erſt ſeit heute und geſtern. Homeros und Heſiodos ſind es, die den Hellenen die Göttergeſchichte erfanden, und den Göttern Beynahmen gaben, die Ehren und Künſte unter ſie vertheilten, und ihre Geſtalt bezeichneten." Wir würden ſagen: erſt im epiſchen Zeitalter bildeten ſich die Vorſtellungen der Hellenen von den Göttern zu einer eigentlichen Sage und epiſchen Dichtung. Welch ein unermeßlicher Zwiſchenraum iſt nicht zwiſchen dem nahmenloſen Gebet der Pelasger auf Bergen, bis zu dem anmuthigen Mährchen des lieblichen Sängers Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite 8)?

---

[1]) Thuc. I. 6 [2]) lib. IX. cap. 29. [3]) Il. XIII. 298-302. Od. VIII. 361. [4]) Il. XIII. 4. 5. [5]) Il. II. 595. [6]) über die Lage von Dorion und Oechalia, ſiehe A. W. Schlegel de geographia Homerica p. 44; und Bayle's Wörterb. Art. Thamyris.

⁂

Ueber die Natur des alten Hymnus.

Zwiefach war die Anſicht des Alterthums ſelbſt in Hinſicht auf uralte Wildheit oder höhere Weisheit und rechtlich fromme Sitte der frühern Menſchenſtämme grauer Vorzeit, ſo wie über die Frage vom barbariſchen oder helleniſchen Urſprung der Bildung und des Götterdienſtes. Vielfältig hat ſich uns auch in den angeführten Hauptſtellen und entſcheidenden Thatſachen jene Zwiefachheit der Anſicht kund gegeben; dieſe große Unterſuchung aber ganz zu Ende durchzuführen würden noch viele andre Hülfsmit-

---

7) Euterp. 53. 8) Her. Eut. 52. Odyss. XVI. 471.

tel, nicht bloß der Gelehrſamkeit, ſondern vorzüglich auch umfaſſende Vorarbeiten tieferer Forſchung erheiſchen, die nicht dieſes Orts ſind, und weit über den Zweck einer Kunſtgeſchichte hinaus gehen.

Für dieſe aber, für die Kunſt bleibt uns aus jener ganzen Orphiſchen Vorzeit, als ſichrer Gewinn nur die eine Idee des Hymnus, als derjenigen Form und Geſtalt, oder als desjenigen Anfangs-Punktes alter Poeſie, in welchem als dem gemeinſamen, unentwickelten Keime, die erſten Fäden und Elemente beyder Hauptarten der alten Poeſie, der epiſchen Sage wie des lyriſchen Geſanges, noch ungetrennt und Eins in der Hülle des ſinnbildlichen Ausdrucks beyſammen lagen. Wie der Spruch die urſprüngliche Form des Gedankens und der Schrift in Proſa, ſo iſt jener ſinnbildliche, hie und da auch in Sprüchen beflügelte Sagengeſang die älteſte Form der Poeſie, und dieſes iſt eben die Idee, welche wir mit dem Worte Hymnus zu verbinden haben 9). Nachdem uns nun aber aus jener ganzen orphiſchen Vorzeit nichts geblieben iſt, als dieſer heilige Nahme des Hymnus und die rechte alte Idee davon; ſo dürfen wir wohl kaum unternehmen über die Entwicklung, allmählige Geſtaltung, und die verſchiedenen Bildungsſtufen des Hymnus, als der älteſten Form der Poeſie, nachdem alles geſchichtlich beglaubigte davon bis auf die letzte

---

9) Das Wort ſelbſt bedeutet urſprünglich nach der Ableitung, welche die beſte ſcheint, ſo viel als Erguß, Strom, welches für einen ſolchen heiligen Geſang, welcher alle abſichtliche Kunſt ausſchließt, ſehr anpaſſend iſt. In der Stelle Odyss. VIII, 429 tritt jene urſprüngliche Bedeutung noch ſichtbarer hervor; ἀοιδῆς ὕμνος wie es dort heißt, bezeichnet den Strom des Geſanges.

Spur verlohren gegangen, irgend eine Vermuthung oder einen beſtimmteren Gedanken zu entwerfen, und zu erfaſſen. Wollten wir es je verſuchen, und dennoch wagen, ſo wäre noch am ſicherſten, dabey die ſichtbaren Entwicklungsperioden der helleniſchen Götterlehre ſelbſt zum Grunde zu legen, denen ſich der gottesdienſtliche Spruch- und Sagengeſang oder Hymnus in ähnlich entſprechenden Bildungsſtufen oder Epochen angeſchloſſen haben wird. — Es ſondert ſich aber die Mythologie der Hellenen, in drey verſchiedene Reihen oder Abtheilungen und Epochen, welche auch in den Dichtern, obwohl in verſchiedener Weiſe, wohl deutlich erkennbar, und leicht zu unterſcheiden ſind. Die erſte Grundſchicht in dieſer mythiſchen Welt, gleichſam das Urgebirge, auf welchem die ganze ſpätere Erdformation beruht, bildet das Geſchlecht der alten Götter; darauf folgt die Periode der neuen Götter, und den Beſchluß in dieſer ſo einfachen und klaren Eintheilung und Überſicht des Ganzen macht der Dienſt der fremden Götter. Die alten Götter ſind aber nicht bloß in dem Sinne zu nehmen, wie beym Heſiodus, in den Myſterien, oder beym Aeſchylus, ſondern es gehören auch alle jene dazu, welche in den homeriſchen Geſängen ſchon mehr in den Hintergrund treten, und zum Theil ungünſtig geſtellt, daher auch hie und da mit einem komiſchen Anſtrich geſchildert ſind, wie Ares, Hephaiſtos, Aphrodite; ja es nimmt dieſe ſogar eine Hauptſtelle unter ihnen ein, nebſt dem Apollon, ſo wie er in der älteſten Zeit aufgefaßt worden, und eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Nicht in ihrer ſchönen dichteriſchen Geſtaltung, welche ſpäter iſt, wohl aber in den erſten Grundzügen beruht dieſer Theil der helleniſchen Götterſage auf jenem früheren pſychiſchen Heidenthum, deſſen höchſt einfacher ſideriſcher Naturglaube, in der älteſten Zeit über den bewohnten Erdkreis, überall und weit, auch bis zu den unbekannteren Völkern des fernen Nordens verbreitet war. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den dieſem Götterkreiſe angehörenden Hymnendichter und Apollo-Sänger, Olen, als Hyperboräer, oder von den Hyperboräern kommend, nennen hören. Die neuen Gotter aber ſind diejenigen, welche in den homeriſchen Geſängen, überhaupt in der jüngern heroiſchen Sage und Helden-Poeſie am hellſten hervorglänzen; unter ihnen nimmt Zeus die erſte Königsſtelle ein, und nebſt ihm Pallas, und alle Gottheiten, welche uns zunächſt nicht mehr auf jene ſideriſchen Naturkräfte und pſychiſche Tiefe hinweiſen, ſondern zunächſt an Verſtand und Weisheit, an alle Heldentugend und Königswürde der Götter, ſinnbildlich und in perſönlicher Erſcheinung erinnern. Die fremden Götter aber ſind jene, welche als ſolche, als weniger bekannte und verborgne im geheimen Dienſt verehrt wurden, wenn gleich manche derſelben auch der älteſten Sage ſchon bekannt ſind, aber nicht in dieſer tiefern Bedeutung und eben dadurch neu und fremd gewordenen Geſtalt, wie Dionyſos und Demeter, nebſt ihrer ganzen Umgebung, wo der dritte alte Hymnendichter Pamphus, dem Sagenkreiſe der Demeter angehörend, als der claſſiſche Nahme für dieſe Gattung und Stufe hervortritt.

Von dem Orpheus iſt geſchichtlich wahrſcheinlich, und geht aus ſehr vielen einzelnen Zügen und Angaben hervor, daß Zeus, der Konig und Vater der neuen Heldengotter in ſeinem Sagenkreiſe und Hymnen der vorherrſchende Mittelpunkt geweſen, wie er es in der heroiſchen Welt der epiſchen Sage überhaupt war; welcher daher unter den heiligen Prieſterſängern Orpheus am nächſten ſteht, und zu der vielleicht der thraciſche Thamyris noch eine beſtimmtere Stufe des Überganges bildet, als Mittelglied zwiſchen dem Orpheus und den Homeriden.

Wie die neuen Götter den alten, ſo treten auch die fremden, geheimen Götter und beſonders die bakchiſche Begeiſterung der alten Einfalt und Naturtiefe, ſo wie dem fröhlichen Heldenweſen oft feindlich entgegen, worauf die Sagen vom Orpheus und Thamyris vielfältig hindeuten. Und in jener einfachen Abſonderung eines dreyfachen Sagenkreiſes der alten, neuen und fremden Götter, bey den Hellenen, liegt der Aufſchluß, der Licht bringt und klare Ordnung in das vielverſchlungene Labyrinth jener mythiſchen Welt; nach deren kurzen Andeutung wir zurückkehren zu dem geſchichtlichen Faden, in genauer Zuſammenſtellung aller für den künſtleriſchen Standpunkt und die genaue Entwicklung der verſchiedenen Kunſtſtufen irgend bedeutenden Einzelheiten.

Drittes Kapitel.

Von dem epiſchen Geſange in der vorhomeriſchen und in der homeriſchen Zeit.

Der erzählende Sänger iſt der natürliche Begleiter des Heroen, und mit dem Heldenthum entſtand, wuchs und blühte in Hellas auch das Epos. Stärke, Geiſt und Schönheit, welche ſelbſt unter den freyen Wilden eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bey der Beſitznehmung des Bodens einen entſcheidenden Einfluß.

> Städte zuerſt zu erbaun und die Burg zu gründen begannen
> Sich zum Schutze die Könige ſelbſt, und zum Orte der Zuflucht.
> Und das Vieh und die Äcker vertheilten ſie drauf, und ſie gaben
> Jeglichem nach der Geſtalt, nach den Kräften und nach dem Geiſte:
> Denn die Schönheit vermochte noch viel, und es blühten die Kräfte 10).

Sobald der Hang zur Geſelligkeit die Liebe zur Freyheit überwunden hat, kann man die Menge als einen rohen politiſchen Stoff betrachten, der ſich zu geſtalten ſtrebt. Noch unfähig ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu bilden, wird er eine äußre Einheit ſuchen, an die er ſich anſchließen könne. Alle Schwächern werden ſich um den nächſten Mäch-

---

10) Lucr. V. 1110–1115. überſetzt von F. A. Eſchen.

tigen vereinigen. Zwar bleiben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Übermacht erworben war, auch unentbehrlich, um ſie zu erhalten; doch muß die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes und durch die Erblichkeit ſehr ſchnell und ſehr ſtark anwachſen, und leicht mag ſie bey den Begünſtigten Überfluß und Spielluſt erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eiferſucht der edlen Geſchlechter allein wird die Väterſage ſchon beynah zum Gedicht anſchwellen. Wenn ſich nun aber, bey ſteigender Ungleichheit und Entwicklung, der Geiſt allmählig über das bloße Bedürfniß erhebt, und der Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht; dann macht die freye Kraft, die wunderbare Größe, die reizende Mannichfaltigkeit des heroiſchen Lebens auf die noch friſchen Gemüther einen unglaublich ſtarken Eindruck. Wie mit durſtigen Sinnen hängen die Horchenden an den Lippen des Hochbegabten,

— der von Gott zu Geſange begeiſtert,
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu ſingen ihn antreibt 11).

Jetzt trennt ſich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geſchäft nicht mehr in derſelben Bruſt Raum hat. Es bildet ſich ein neues, zwar nicht ſo äußerlich mächtiges und heilig gehaltenes, wie das jener alten Prieſter, aber doch auch in ſeiner Art hochgeehrtes und ſorgenfreyes Geſchlecht erzählender Sänger, die in fröhlicher Armuth umherwandern, ſicher, an jedem Heerde, wo die Freude ſpielt, eine freundliche Heimath zu finden.

So leben die Sänger in der homeriſchen Welt. Vorzüglich in den Häuſern der Fürſten trifft man ſie oft, wo dieſe

---

11) Od. VIII. 44. 45.

Lieblinge der Natur in Freude und Überfluß gern verweilen. So ſpielt ein göttlicher Sänger vor den Hochzeitgäſten in der Wohnung des Menelaos [12]. Zwar iſt der hochberühmte [13], im Volke geehrte [14] Demodokos kein Hausgenoſſe [15] des Alkinoos, des Königs der ſeeligen Phäaken. Doch muß er kein ſeltner Gaſt ſeyn: denn er hat ſchon ſeinen beſtimmten Platz [16], und zwar einen ſehr ehrenvollen,

> den ſilbergebuckelten Seſſel
> Mitten im Kreis der Gäſte, gelehnt an die ragende Säule.

Bezaubert durch ſeine Geſänge gibt Odyſſeus dem Herold ein fettes Stück gebratnen Schweinsrücken von ſeinem Antheil, mit den Worten:

> Herold, reiche dieß Fleiſch dem Demodokos dort, daß er eſſe.
> Gerne möcht' ich, ein Trauernder zwar, ihm Liebes erweiſen;
> Denn bey allem Geſchlecht der Sterblichen werden die Sänger
> Werth der Achtung geſchätzt und Ehrfurcht [17].

Die übermüthigen, frevelnden Freyer der Penelope nöthigten den hochberühmten [18] Phemios, der —

> — genug der Geiſteserquickungen wußte,
> Thaten der Götter und Männer, ſo viel im Geſange berühmt
> ſind [19];

mit Gewalt [20], in das Haus des Odyſſeus; ſo ſehr verlangten ſie nach ſeinen Geſängen. Betheurend ſagt er dem Odyſſeus:

---

[12] Od. IV. 17. 18. [13] Od. VIII. 367. 521. [14] ib. 472. [15] ib. 43. 47. 471. [16] ib. 65. seq. 473. [17] Od. VIII. 474—481. [18] ib. I. 325. [19] ib. 237. 338. [20] ib. 156.

Auch dein geliebter Sohn Telemachos kann es bezeugen,
Daß ich nie freywillig hieher kam, noch aus Gewinnſucht,
Vorzuſingen den Freyern am feſtlichen Mahl in der Wohnung;
Sondern Mehrere führten und Stärkere mich mit Gewalt her 21).

In einem ſehr ehrenvollen Lichte erſcheint der Sänger und ſein Verhältniß zum Fürſten in der homeriſchen Sage, daß Klytemneſtra durch ihn Anfangs den Schmeicheleyen des Ägiſthos widerſtanden habe,

denn gut war ihr Herz und verſtändig;
Auch war dort ein Mann des Geſangs, dem ernſtlich es auftrug
Atreus Sohn, da gen Troja er fuhr, zu hüten der Gattinn 21).

Daß Homeros ſich in dieſen Dichtungen aus Vorliebe für ſeinen Stand von der Wahrheit weit entfernt habe, darf man nicht vorausſetzen. Um der Unterſuchung über die Miſchung und das Verhältniß des Geſchichtlichen und des Erdichteten in der homeriſchen Poeſie nicht vorzugreifen; ſo bemerke ich hier nur, daß nichts unhomeriſcher ſey, als ein ſolcher enger Zunftgeiſt irgend einer Art. Es lebt in dieſen alten helleniſchen Geſängen, welche ja ſogar über ihre Urheber das tiefſte Stillſchweigen beobachten, ſo häufig auch die Beziehungen auf den Dichter ſelbſt ſchon in den epiſchen Werken der heſiodiſchen Periode ſind, ein wunderbar freyer und allgemeiner Geiſt; nicht einſeitige Vorliebe für einen Stamm, ein Geſchlecht, einen Stand. Merkwürdig iſt es auch, daß unter den Helden der Ilias nur grade dem Achilles, einem der geehrteſten und gebildetſten, dem reizbarſten und ſchönſten von allen die Gabe des Geſanges beygelegt wird; und zwar iſt es ein Ge-

---

21) Od. XXII. 350-353. 22) Od. III. 265-271.

ſang von heroiſchem Inhalt, ein Lied zum Ruhm und von den Thaten der Helden, deſſen daſelbſt Erwähnung geſchieht [23].

Wir genießen eine ſchöne Frucht mehrentheils in dem Augenblick, wo ſie reif iſt, ohne über die Bedingungen ihres Daſeyns und die Geſchichte ihrer Entſtehung viel zu grübeln. Indeſſen darf doch niemand, der ſo weit es möglich iſt, wiſſen will, nicht bloß was die helleniſche Poeſie war und iſt, ſondern auch wie ſie es wurde, bey der ziemlich allgemeinen und beynah verjährten Vorſtellung ſtehn bleiben, die homeriſche Poeſie ſey, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich aus der Erde gewachſen. Zwar gewachſen iſt ſie allerdings; ſie iſt ein Naturgewächs, und eins der köſtlichſten; aber eben dieſe pflegen langſam zu reifen. Betrachtungen über den allmähligen Fortgang bis zum Gipfel, können bey Früchten dieſer Art den Genuß eher erhöhen, als vermindern. Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit für eine richtige Anſicht des Dichters, die vielen Andeutungen über das Daſeyn und die Beſchaffenheit des vorhomeriſchen Epos, deren auch in den mit deshalb angeführten Stellen ſchon einige enthalten ſind, nicht zu überſehn; und es mußten zu dieſem Endzweck wenigſtens die wichtigſten anſchaulich gemacht und zuſammengeſtellt, und wenigſtens einiges von allem dem angedeutet werden, was ſich unmittelbar und mittelbar aus ihnen folgern läßt.

Das Daſeyn der Poeſie bey den Griechen vor dem trojaniſchen Kriege, war ausgemacht gewiß, nach erprüfter Meynung des vielwiſſenden Plinius 24) und man darf ſo wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homeros Dichter gegeben 25), daß ſich die ſo natürliche Vermuthung einer vorhomeriſchen Periode der epiſchen Kunſt aus der Ilias und Odyſſee ſelbſt erweiſen läßt. Die Beziehungen auf andre Sänger 26), auf ältere Lieder, wie etwa von der allbeſungenen Argo 27), die ſehr häufigen, durch ihre Kürze nicht ſelten unverſtändlichen Anſpielungen 28) auf ſchon bekannte Sagen nicht zu erwähnen, die der Dichter ſo oft zu einer ſchönen Epiſode zuſammenfaßt, deren jede ſelbſt ein kleines Epos iſt, und den Keim eines großen enthaltend, ſich nach der natürlichen Länge und Umſtändlichkeit der homeriſchen Dichtart zu einer Rhapſodie ausbreiten ließe; ſo iſt ja in der homeriſchen Welt die Kunſt der erzählenden Sänger ſchon ein beſtimmtes Gewerbe, welches ſeinen Mann, ſo gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Koſten der öffentlichen Gaſtfreyheit ernährt. So ſagt Eumaeos zum Antinoos:

---

[23] Iliad. IX, 184 — 191.

> — — Wer gehe doch hinaus, die Fremdlinge ſelber berufend,
> Andre, als ſie allein, die gemeinſame Künſte verſtehen:
> Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meiſter des Baues,
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
> Dieſe beruft ein jeder, ſo weit die Erde bewohnt iſt 29).

Wer ſich in dieſer Kunſt auszeichnet, wird weit und breit berühmt. Es iſt dieß nicht nur ein gewöhnliches Beywort

---

24) lib. VII. cap. 56. 25) Cic. Brut. 18. 26) Od. I. 10. 27) Od. XII. 70. 28) z. B. Od. II. 119. 120. IV. 342. seq. XI. 120. seq. 519. 520. VII. 323. 324. Od. XI. 633. 634. XII. 63. 29) Od. XVII. 383. seq.

des Phemios und Demodokos; Odyſſeus verheißt auch dem Demodokos ausdrücklich:

> Wenn du anjetzt mir dieſes genau nach der Ordnung erzähleſt;
> Gleich dann werd' ich umher es verkünden unter den Menſchen,
> Wie ſo günſtig der Gott den ſchönen Geſang dir verliehn hat 30).

Die Rede des Phemios an den Odyſſeus:

> Sieh', ich lernte von ſelbſt, und ein Gott hat mancherley Lieder
> Mir in die Seele gepflanzt. Wie einem Gott dir zu ſingen,
> Steht mir an! Drum trachte mich nicht mit dem Schwerdte zu enthaupten 31);

zeigt wohl, daß die Kunſt ſchon ordentlich gelernt ward, daß der Vortreffliche aber das Erfundne und Eigne darin von dem Erlernten zu unterſcheiden wußte und darauf ſtolz war. Welch einen Überfluß von Liedern und Rückſicht des Dichters auf den höhern Genuß der Zuhörer, und welche Forderungen, und Auswahl des Angenehmſten bey dieſen, ſetzt nicht ſchon das als ein allgemein bekannter und anerkannter Spruch geſagte Wort des Telemachos voraus:

> Denn es ehrt den Geſang das lauteſte Lob der Menſchen,
> Welcher der horchenden Menge der neueſte ringsum ertönet 32).

In einer homeriſchen Sage, welche die ehrwürdige Farbe des hohen Alterthums an ſich trägt, wird ein Sänger erwähnt, der auf ſeine künſtleriſche Gabe bis zum Frevel ſtolz und übermüthig war:

> — Dorion, dort, wo die Muſen,
> Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten,
> Der aus Oichalia kam, vom Eurytos. Denn ſich vermeſſend,

---

30) Od. VIII. 496 seq. 31) Od. XXII. 347 – 349. 32) Od. I. 351. 352.

Prahlt' er laut zu ſiegen im Lied, und ſängen auch ſelber
Gegen ihn die Muſen, des Ägiserſchütterers Töchter.
Doch die Zürnenden ſtraften mit Blindheit jenen, und nahmen
Ihm den holden Geſang und die Kunſt der tönenden Leyer 33).

Dieſer künſtleriſche Übermuth ſchickt ſich weniger zu dem Bilde eines Prieſters und lehrenden Dichters, als zu dem eines heroiſchen Sängers. Für einen ſolchen hielten auch die Alten ſelbſt den Thamyris, wie alle Mährchen beweiſen können, die ſie auf dieſen einen Nahmen gehäuft haben 34); und Pauſanias 35) ſchließt ihn ganz beſtimmt aus von der Dichtergattung des Orpheus und Muſaeos. Daraus erklärt ſich auch ſein Kommen von einem Fürſten, bey dem er ſich alſo nach Sängerart einige Zeit aufgehalten hatte, um dann weiter zu wandern. Sehr merkwürdig iſt es, daß auch in dieſem Bilde eines alten Sängers, der in den Sagen der Hellenen von ihren älteſten Dichtern ſo häufig, als wäre es eine allgemeine Eigenthümlichkeit der Gattung, wiederkehrende Zug der Blindheit, die ja auch dem Homeros ſelbſt beygelegt wird, nicht fehlt. Auch vom Demodokos heißt es:

Herzlich liebt' ihn die Muſ' und gab ihm Gutes und Böſes:
Denn ſie nahm ihm der Augen, und gab ihm ſüße Geſänge 36).

Dieſe Sagen ſind wohl nicht immer bloß aus einem dunkeln Glauben von ſolcher Beſtrafung des künſtleriſchen Übermuths entſtanden, wie es bey der vom Thamyris der Fall iſt. Sie deuten vielmehr zugleich auf jene Abgezogenheit des in ſich thätigen und ſinnenden Geiſtes, als eine

---

33) Iliad. II. 594 — 600. 34) Zur Überſicht, ſ. Bayle's Wörterb. Art. Thamyris. 35) Libr. X. cap. VII. 36) Od. VIII. 63. 64.

natürliche Eigenſchaft des dichteriſchen Gemüthes, welche ſich auch in der auffallenden Schweigſamkeit der homeriſchen Sänger offenbart. Still und in ſich verſunken öffnen ſie ihre Lippen nur zu Geſangen, und nehmen keinen Theil am Geſpräch. So häufig deren auch in der homeriſchen Urkunde erwähnt werden, ſo wird doch nur ein einzigesmahl ein Sänger redend eingeführt, um für ſein Leben zu flehen. Daß die alten Epiker der Hellenen das Wirkliche mit hellen Augen auffaßten 38), lehren ihre Werke ſelbſt, wo die lebendige Natur ſo friſch, keck und warm dargeſtellt iſt, in den großen Zügen frey, in den kleinſten noch mit Liebe genau. Damit ihr Geiſt aber das Aufgefaßte ſo ausbilden konnte, mußte er zu Zeiten auch in ſich verſinken, wie es jedem künſtleriſchen Gemüthe von Sinn und Dichtungsgabe dann und wann begegnen muß. Auch lebte ja die ganze Vorzeit in ihrem Gedächtniſſe, welches eine Welt von alten Sagen und Liedern umfaßte.

Wenn es nach ſolchen Beweiſen noch anderer bedürfte; ſo würde ſchon die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, die zwar nicht gelehrte und künſtliche, aber doch feine und reife Ausbildung des homeriſchen Epos Vorgänger vermuthen laſſen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, ſondern ſchon dichteriſch ſchmückten und Künſtler zu heißen verdienten. Dieſe Kunſtart kann unmöglich allein, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Geſetz aller lebendi-

---

37) Leſſing hatte die Abſicht, aus ſeiner Behandlung der ſichtbaren Gegenſtände zu beweiſen, daß Homeros nicht blind geweſen ſeyn könne. Sämmtl. Schr. Th. 3. S. 14.

gen Bildung, nicht durch allmähliges Wachsthum ſondern durch einen Sprung plötzlich zur Vollendung gelangt ſeyn. Die Geſänge zu bilden, ſagt Lucretius, lehrte die raſtlos aber langſam fortſchreitende Erfahrung:

> „So wird einjegliches Ding durch die Zeit allmählig erzeuget,
> Von der Vernunft aus dem Dunkel geführt an die Helle des Tages.
> Denn wir ſehn in der Kunſt, daß andres aus anderem Geiſte
> Rühmlich entſtehe, bis wir dem oberſten Gipfel genaht ſind 38).“

Nur darf man in dem allmähligen Wachsthum des alten helleniſchen Epos keine entſchiednen Abſchnitte und eigentlichen Bildungsſtufen vermuthen. Man darf nicht annehmen, daß das vorhomeriſche Epos eine eigne, etwa härtere und gröbere, aber durchgängig beſtimmte und von der des homeriſchen ganz verſchiedne Geſtaltung gehabt habe; und daß nachdem die epiſche Kunſt das Höchſte erreicht, was ſich in jener unvollkommnern Geſtaltung erreichen ließ, ein ganz neuer Geiſt, und mit ihm eine vollkommnere Geſtaltung aufgekommen und herrſchend geworden ſey. Dieß würde eine Abſonderung der verſchiedenen Beſtandtheile in den Wahrnehmungen des Kunſtſinns und den Forderungen des Kunſtgefühls, und eine Selbſtſtändigkeit dieſer Kräfte vorausſetzen, die hier durchaus noch nicht Statt finden konnten, und deren ungleich ſpäterer Urſprung in dem Fortgange dieſer Geſchichte bemerkt werden wird. Hätte es, wenn dieſer Ausdruck zur kurzen Bezeichnung vergönnt iſt, einen epiſchen Aeſchylos gegeben, ſo würde er ſich ohne Zweifel erhalten haben, wie

---

38) Lucr. V. 1460 seq. überſetzt von F. A. Eſchen.

ſich alles Claſſiſche unter den Hellenen auch lange vor dem allgemeinen Gebrauch der Schreibekunſt erhalten hat. Wir müſſen uns alſo das Wachsthum dieſer geiſtigen Pflanze als eine ganz allmählige, und vom erſten Keim bis zur völligen Reife ſtetige Entfaltung denken. Die früheren Fortbildungen der epiſchen Kunſt mußten ſich, weil ihnen mit der beſtimmten Geſtaltung auch alles ſelbſtſtändige Daſeyn fehlte, in die vollendeten Werke des goldnen Zeitalters der epiſchen Kunſt gänzlich verlieren, welche mit der Reife zugleich auch eine beſtimmte Geſtaltung erreicht haben.

Wenn es nun gleich keinen alten Styl der epiſchen Kunſt, wie der tragiſchen, keine vorhomeriſche Bildungsſtufe derſelben giebt; ſo iſt damit nicht geläugnet, daß eine einzelne Begebenheit von großem und allgemeinem Einfluß, auch das Wachsthum des Epos auszeichnend begünſtigen und beſchleunigen konnte. Eine ſolche Begebenheit war der trojaniſche Krieg, als die erſte gemeinſchaftliche 39) Unternehmung der Hellenen. Schon das lange Beyſammenſeyn einer, wenn auch nur durch Dichter beglaubigten und durch die Sage vielleicht übertriebnen 40), doch verhältnißmäßig großen Anzahl von Kriegern, deren ſelbſt nach dem Thukydides kein früherer helleniſcher Krieg ſo viele vereinigte 41), mußte den gemeinſamen Sinn und die mittheilende Anlage der Hellenen vielfältig entwickeln, und konnte ſelbſt zur Erfindung mehrerer geſelligen Vergnügen und Spiele den Anlaß geben. In dieſer Rückſicht iſt die Sage vom Palamedes nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung, und da die Begebenheiten vor Ilion und die wundervolle

---

39) Thuc. I. 3.
40) Thuc. I. 10. 11.
41) ibid. 10.

Rückkehr der achäiſchen Helden und Fürſten, nach der homeriſchen Poeſie zu urtheilen, gleich von der Zeit, da ſie geſchahen, bis auf den Homeros, ein Lieblingsgegenſtand der Epiker geweſen ſeyn müſſen; ſo darf man wohl annehmen, ſchon der trojaniſche Krieg habe in der epiſchen Poeſie Epoche gemacht. Wie viel mußte nicht ſchon von Ilion geſungen worden ſeyn, ehe ein Sänger den Neſtor zum Telemachos konnte ſagen laſſen:

> Viel auch anderer Leiden beſtanden wir! Wer doch vermöcht' es
> Alles auszuſprechen der ſterblichen Erdebewohner?
> Nein, wenn fünf auch der Jahre und ſechs nach einander du bleibend
> Forſchteſt, wie viel dort trugen des Wehs die edlen Achäer;
> Eher mit Überdruß in die Heimath kehreteſt du wieder 42)!

Geſprächigkeit iſt eine auffallende und ächt helleniſche Eigenthümlichkeit der homeriſchen Menſchen, welche im lebhafteſten Verkehr unter einander ſtehn. Nicht nur die Fürſten und Adelichen reiſen viel zu Waſſer und zu Lande; zum Beyſpiel, um eine ſeltnere Waare ſelbſt einzutauſchen 43), oder mit Eiſen und Erz Handel zu treiben 44), eine Schuld einzufordern 45), oder auf Seeräuberey zu gehen 46), um Beute oder Menſchen 47) zu fangen. Oder ſie reiſen auch bloß zur Luſt 48), und beſuchen ſich häufig unter einander 49). Auch die Herberge für den Gemeineren iſt ein Ort zum Schwatzen 50). Außer dem Kaufmanne

---

42) Od. III. 113—117. 43) Od. I. 250 seq. 44) ibid. 184. 45) Od. III 364. seq. 46) ib. III. 72—74. 47) Od. I. 398. 48) Od. XV. 80—85. XIX. 282—286. 49) ibid. I. 176. 177. 204. IV. 178. 50) Od. XVIII. 328. cfr. Hes. Op. 463. ed. Brunk.

und Schiffer vom Gewerbe, wandern auch die Ärzte, Baumeiſter, Seher und Sänger [51]. Außerdem werden noch Herolde in Volksgeſchäften als eine gewöhnliche Sache erwähnt [52]. Da die Aufmerkſamkeit dabey ſo ſehr auf die Vornehmen gerichtet iſt, daß die unſchickliche Aufführung einer Fürſtentochter der Gegenſtand des allgemeinen Spottes [53] ſeyn würde; und der Sinn für Lob und Tadel ſo rege, daß die Furcht vor übler Nachrede [54] ein ſtarker Grund iſt, den übermüthigen Mächtigen in Schranken zu halten: ſo darf es uns nicht wundern, daß in der homeriſchen Welt der Ruhm eines gerechten Fürſten auch ohne Geſange durch die Erzählungen der Reiſenden [55] ſo verbreitet zu ſeyn pflegte, daß der Dichter ihn als ein Urbild eines allgemeinen und großen Ruhmes aufſtellt [56]. Indeſſen würde doch Odyſſeus ſchwerlich von ſich ſelbſt ſagen:

> Ich bin Odyſſeus, Laertes Sohn, durch mancherley Klugheit
> Unter den Menſchen bekannt; und mein Ruhm erreichet den Himmel [57];

noch Athene [58], daß Ithaka ſehr vielen bekannt ſey,

> Allen, die dorthin wohnen, zum Tagesglanz und der Sonne,
> Oder die hinterwärts, zum nächtlichen Dunkel gewendet;

auch würde wohl der Ruhm der Penelope, die alle Frauen der damahligen Zeit im achäiſchen Lande [59], und an Klugheit und Liſt ſelbſt die berühmten Frauen der Vorzeit [60]) übertrifft, nicht den Himmel erreichen [61]; wenn der Ruhm dieſer Nahmen nicht ſchon durch mehrere Generazionen von Geſängen angewachſen wäre. Überhaupt waren die Geſchichten vom Kriege vor Ilion und von der Heimkehr der Helden, ſchon in der homeriſchen Periode und nicht erſt ſeit Kurzem, ein eigentlicher Lieblingsgegenſtand des Epos. Dieß erhellt, einiger kleinen Spuren [62] und der völligen und reifen Ausbildung mancher Epiſode ſolchen Inhalts nicht zu erwähnen, ſchon daraus, daß Phemios und Demodokos wiederholt davon ſingen. So ſehr die Erdichtung dieſer Umſtände nun auch durch den Vortheil und Reiz, welche ſie der Erzählung gewähren, herbeygeführt ſeyn mag: ſo würde ſich Homeros dieſelbe doch ſchwerlich erlaubt haben, wenn nicht alle dieſe Geſchichten, wie der Zank des Odyſſeus und Achilleus, nach dem was er ausdrücklich in eigner Perſon ſagt, von der Gattung derjenigen geweſen wären, deren Ruhm damahls den Himmel erreichte [63]. Noch merkwürdiger iſt es, daß die Sirenen, über deren Geſang die Bezauberten Heimath und Frau und Kinder vergaßen [64], den Odyſſeus mit den Worten anlocken:

---

[51] Od. XVII. 383. seq. [52] Od. XIX. 135. [53] Od. VI. 273. seq. cfr. XVI. v. 75. [54] ibid. II. 65. [55] ib. XIX. 333. [56] ib. XIX. 109 seq. [57] Od. IX. 19. 20. [58] Od. XIII. 239—241. [59] ibid. XXI. 107—110. [60] Od. II. 118. seq.

> Denn wir wiſſen dir alles, wie viel in der räumigen Troja
> Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter erduldet [65].

Auf eine ähnliche Weiſe ſchränkten ſich auch die attiſchen Tragiker der beſten Zeit meiſtens auf einige ihrer Kunſtart vorzüglich angemeſſne Gegenſtände ein; wenn gleich mit mehr Abſicht und Beſonnenheit, wie jene alten Epiter, welche bloß durch den natürlichen Reiz des günſtigſten Stoffs angezogen wurden, ihn vor allen auszubilden.

---

[61] ibid. XIX. 108. [62] Z. B. Odyss. I. 11. 12. 351. 355. III. 86. 87. 203. 204. [63] Od. VIII. 75. [64] Od. XII. 42. seq. [65] ibid. 189. 191.

Daß aber das Epos, wenn gleich nicht ſo plötzlich und wunderbar, ſondern allmählig, dennoch wie von ſelbſt unter den Hellenen aufwuchs und zur Vollendung reifte; darf uns nicht befremden. So iſt auf dieſem glücklichen Boden alles entſtanden. Warum nicht auch die Poeſie, da alle Beſtandtheile derſelben Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, nach dem Ariſtoteles 66), in der menſchlichen Natur gegründet ſind? Wenn der Menſch ſich nur frey bewegen kann, ſo muß ſich alles entwickeln, was in ihm liegt.

Der Mittelzuſtand zwiſchen freyer Wildheit und bürgerlicher Ordnung iſt überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls ſehr günſtig. Er vereinigt die friſche Kraft der noch ungezähmten und ungeſchwächten Natur, und die Geſelligkeit, Reizbarkeit, den Überfluß, die Spielluſt der Bildung. Um ſo mehr bey den einzig begünſtigten Hellenen, deren Übergang vom wandernden Leben zu einer feſten Verfaſſung mit einer wohlthätigen Langſamkeit fortrückte; denn erſt nach der Rückkehr der Herakliden und der joniſchen Völkerwanderung ſetzte ſich der gährende Stoff einigermaßen zur Ruhe 67). Das helleniſche Heldenthum war denn auch in ſeiner Blüthe die glücklichſte Vereinigung des Großen und Reizenden, aus welcher die erſten Früchte der ſchönen Kunſt hervorgingen.

Nur denke man nicht, daß dieſe allgeprieſne Begünſtigung bloß in dem üppigen Boden, der ſüdlichen Luft und

---

66) Poet. cap. IV. 67) Thuc. I 5, 12.

einem heiterm Himmel, oder vielleicht auch in einer vorzüglichen Stammesart und angebohrnen Eigenſchaft von unerklärlichem Urſprung beſtand. Wo ſich, bey allen dieſen Vorzugen, auch in hoherm Maaß als in Hellas, unermeßliche Erdflächen ausbreiten, wie in Aſien; da muß die Entwicklung ſehr bald durch künſtliche Bande durchaus gehemmt werden. Eben weil der politiſche Bildungstrieb hier gleich anfangs keine heilſamen Schranken und Hinderniſſe findet, bleibt er auf der erſten Stufe ſtehn, welche wie bey allen lebendigen Kräften, nur auf die anwachſende Einheit der gleichformigen Maſſe ausgeht, nach Art der Kriſtalliſazion. Die kleineren politiſchen Abtheilungen vereinigen ſich immer wieder zu größern, und mit unglaublicher Schnelligkeit wird alles in Eine große Deſpotie zuſammenfließen. Hellas hingegen war zum Glück für die Menſchheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherrſchen, nur zu kennen, erfordert eine ungleich größere Ausbildung der Kriegskunſt, der Schiffarth und des Handels, als im heroiſchen Zeitalter Statt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Deſpoten, die Prieſter nicht zu einer orientaliſchen Kaſte zuſammenwachſen. Die Hemmung der politiſchen Entwicklung im ſteten Anwachs der gleichförmigen Maſſe, erhielt durch eine freyere Reibung die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, und ward die erſte Veranlaſſung einer höhern politiſchen Gliederung, deren Keime wir ſchon in der homeriſchen Welt finden. Zwar herrſcht in derſelben eine ſchneidende politiſche Ungleichheit, welche überhaupt vor der Ausbildung der bürgerlichen Freyheit, Geſetzgebung und Staatskunſt um ſo größer ſeyn muß, je günſtiger die Bildungslage iſt; weil die natürliche Ungleichheit der Anlagen und des Glücks, welche die politiſche Ungleichheit in dieſem Zeitalter zuerſt veranlaßt, und auch unzertrennlich von ihr bleibt, dann um ſo freyer wirken kann, wodurch jeder Vorzug wieder ein Mittel wird, andre neue Vorzüge zu erwerben. Die homeriſchen Herrſcher ſind eine von der untergebenen und dienenden Claſſe durchaus verſchiedne Menſchengattung; nicht bloß an mittelbarer Gewalt, Ehre und Reichthum, ſondern auch an Geiſt, Bildung, Leibeskräften und Schönheit 68). Die Macht der Könige über die Adelichen aber iſt ſehr gering und unbeſtimmt, auch in Rückſicht auf die Erbfolge 69). Sie iſt mehr wie ein Vorrang 70), als wie eine Oberherrſchaft zu betrachten. Dieſer loſe Zuſammenhang unter den Herrſchern mußte die Entwicklung der bürgerlichen Freyheit ſehr begünſtigen, als nach der Heimkehr der Helden von Ilion in den meiſten Staaten innerliche Zwiſtigkeiten entſtanden. Wie viel bey dieſen auf die Gunſt des Volks ankam, wie frey dieſes ſchon über ſeine Beherrſcher urtheilte, lehrt die ganze Odyſſee. Auch erkannte man ſchon:

> Daß die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorſicht
> Einem Mann, ſobald nur der Knechtſchaft Tag ihn ereilet 71).

Dieſe unſchätzbare Freyheit der Entwicklung verſchiedenartiger Kräfte erhielt dadurch noch einen größern Werth, daß die Natur des Landes die Hellenen gleich anfangs zu

---

68) Odyss. IV. 27. 62—64. XIII. 223. 69) ibid. I. 386—396. XV 521. 70) ib. VIII. 390. 391. 71) Odyss. XVII. 322. 323.

einer vielſeitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Auch die alten Römer waren ein freyes, wackeres und fröhliches Volk, und wie Virgilius 72) ſingt:

> Auch der auſoniſchen Flur von Troja ſtammende Hirten
> Feyern mit rohem Geſang ihr Feſt, und wildem Gelächter.

Weil ihre Lage ſie aber auf den Landbau und den Krieg einſeitig beſchränkte, ſo blieben ihre Naturgeſänge bloße Ausbrüche einer bäuriſchen Luſtigkeit, bis ihre Herrſchſucht, alle Schranken überſteigend, ſelbſt die helleniſchen Künſte eroberte, und erhaben in ihrer unmäßigen Kraft, auch den eigenen Werken einen eigenthümlichen großartigen Geiſt einflößte. Die Lebensart der Hellenen im heroiſchen Zeitalter hingegen war die glücklichſte Miſchung von Landbau und Schiffarth, von Krieg und friedlichem Gewerbe und Handelsverkehr. Heſiodos 73) nennt das göttliche Geſchlecht der Heroen ein gerechteres und beſſeres; dieß deutet auf eine höhere gediehene Stufe der ſittlichen Bildung und der bürgerlichen Entwicklung. Nach dem Thukydides 74) gelangten die helleniſchen Küſtenbewohner ſchon vor dem trojaniſchen Kriege zu mehr Reichthum und Sicherheit, und vereinigten ſich zu feſtern und größern politiſchen Körpern. In der homeriſchen Welt finden wir viele Gewerbe, die nicht von den Herrſchern geübt wurden, hoch geachtet; und nicht bloß das Werk, ſondern auch den Künſtler bewundert 75). Dieſe kleinen Umſtände hatten die wichtige Folge, daß ſich in dieſer Mannichfaltigkeit verſchiedenartiger Entwicklung bey den epiſchen Sän-

---

72) Georg. II. 385. 386. 73) Op. 142. ed. Brunck. 74) Thuc. I. 8. 75) Od. XI. 611. 612.

gern, welche ſonſt nur einſeitige und beſchränkte Lobredner der Fürſten und Helden geweſen ſeyn würden, jener allgemeine Sinn entwickeln konnte, welcher auch das alltäglichſte Leben mit Theilnahme auffaßt und unmittelbar verſchönert. Daher jene homeriſchen Gemählde und Gleichniſſe, welche eben ſo weit von der rohen Sprache des Wilden entfernt ſind, wie von dem Stillleben ſolcher überkünſtlichen Dichter, welche keinen Sinn für das Große haben, und nur ihre Geſchicklichkeit zeigen wollen. Die homeriſche Poeſie dünkt ſich nicht zu vornehm, alles Natürliche darzuſtellen, was ſich nur kräftig und reizend darſtellen laßt. Dieſe Allgemeinheit und Menſchlichkeit rückt ſie denn auch allen gebildeten Menſchen ſo ungleich näher, wie jede andre Heldenſage. Das iſt es, was dem Heroiſchen und Wunderbaren, welches ſich ohne dieſe Beymiſchungen unvermeidlich in den Lüften verliert, einſeitig unnatürlich und endlich abgeſchmackt wird, erſt die feſte Haltung gibt, und es gleichſam mit der Erde befreundet. Gewiß iſt es, wäre die homeriſche Poeſie nicht voll ſolcher zartmenſchlichen und einfach natürlichen Züge, wie jene alte ſteinerne Bank vor Neſtors Hauſe, auf der, ſchon Neleus geſeſſen hat; der Rauch, den ſich Odyſſeus ſo herzlich ſehnt, von ſeiner Heimath aufſteigen zu ſehn; ſo würde die homeriſche Poeſie nicht alle gebildete Völker erfreun und beſchäftigen, ja ſie würde ſich kaum bey ihrem eignen Volke erhalten haben.

Das alte helleniſche Epos iſt in dieſer Rückſicht und überhaupt eine ganz eigenthümliche Liedesart und Geſtaltung, die grade nur bey dieſer Bildungslage, an dieſem Orte, in dieſer Zeit entſtehen und reifen konnte. Man kann ſich überall in der Geſchichte der Naturpoeſie nicht genug davor hüten, daß man nicht das bloß Beſondre für allgemein halte, oder ſich das Beſondre unter bloß allgemeinen und unbeſtimmten Zügen denke. Nehmen wir zum Beyſpiel, folgendes allgemeine Gemählde des Lucretius von der Entſtehung der Naturgeſänge, und der Freude, welche ſie den Menſchen gewährten.

Oft nun unter einander auf weichem Graſe gelagert,
An dem Gewäſſer des Bachs, in des hohen Baumes Umſchattung,
Pflegten ſie ihrer Leiber, bey wenigen Gütern ſich freuend.
Aber am meiſten, wann der Himmel lacht', und des Jahres
Zeit die Gefild' ausſchmückte mit grünenden Kräutern und Blumen;
Dann war Scherz und Geſchwätz, dann auch das ſüße Gelächter
Häufig, es blühete dann vorzüglich die ländliche Muſe.
Dann auch Schultern und Haupt mit geflochtenen Kränzen zu ſchmücken,
Und mit Blumen und Laub, ermahnte die üppige Freude,
Und zu bewegen die Glieder in ungemeſſenen Schritten,
Hart, und mit hartem Fuße die Mutter Erde zu ſtampfen.
Hierdurch ward das Scherzen erzeugt und das ſüße Gelächter 76).

Sollte man nicht glauben, daß dieſes Gemählde auf jedes fröhliche Naturvolk unter glücklichem Himmelſtrich paſſe? Und dennoch hat es eine durchaus italiſche Geſtaltung und Farbe, welche der genauer Betrachtende auch leicht darin erkennen wird. Es findet ſich im Homeros, der doch mehr als eine Art lyriſcher Naturpoeſie erwähnt, auch nicht Eine beſtimmte Spur, daß die Hellenen damahls jene ſcherzhaften oder doch fröhlichen Naturgeſänge, nicht epiſchen, ſon-

---

76) Lucr. V. 1389 — 1403. Ueberſetzt von Friedrich Auguſt Eſchen.

dern ländlichen Inhalts dieſer Art, an ländlichen Feſten gekannt hätten. In Italien waren ſie dagegen von den älteſten Zeiten an einheimiſch; in Hellas aber konnten ſie ſich erſt ſpäter bey den freyen Landleuten im Peloponneſos, in Attika und in Sikelien, wenn gleich ſehr verſchieden unter ſich und noch mehr von den italiſchen, entwickeln, und die dramatiſche und bukoliſche Poeſie veranlaſſen; denn im heroiſchen Zeitalter war der Landmann grade am meiſten gedrückt, der Ackerbau der allgemeinen Fehden wegen vernachläßigt 77), oder auf den Gütern der Herrſcher, die den Boden, wie es ſcheint, faſt allein beſaßen, durch Lohnknechte 78), oder durch Leibeigne beſorgt, deren ein reicher Mann oft unzählig viele 79) beſaß.

Alle Naturpoeſie iſt eben darum, weil ſie nicht nach allgemeinen Begriffen oder fremden Beyſpielen ſich bildet, ſondern wild wächſt, ganz eigenthümlich, und verräth bis in die feinſten Adern durch Geſtalt und Farbe den Boden, wo ſie entſprungen iſt. Nach bloß allgemeinen Begriffen könnte man erwarten, auch die helleniſchen Sänger würden, gleich den germaniſchen Barden, die kämpfenden Helden durch Schlachtgeſänge anfeuern. Aber in der ganzen Ilias iſt es grade nur der einſame Achilles, der ſein Herz durch Geſänge erfreut. Die Leyer wird bey Homeros immer als eine ſolche bezeichnet:

— die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter 80);

und:

— — die ſchön zum blühenden Schmaus ſich geſellet 81);

---

77) Thuc. I. 2. 78) Odyss. XVIII. 356. 79) Od. XVII. 422. δμῶες μάλα μυρίοι. 80) Od. XVII. 271. 81) ib. VIII. 99.

und zuſammen mit dem Tanz, womit ſie ſo oft vereinigt genannt wird:

> Reigentanz und Geſang: denn das ſind die Zierden des Mahles[82].

Nie wird eine Hochzeit ohne Sänger erwähnt[83]. In der Darſtellung der ſeeligen Phäaken ſagt Alkinoos unter andern:

> Stets auch lieben wir Schmaus und Saitenſpiel und den Reihntanz,
> Oft gewechſelten Schmuck, das warme Bad und das Lager[84].

Ein fröhlicher Geiſt herrſcht in allen Handlungen und Werken der ſpielenden Hellenen. Eine Ermunterung zur Freude war hier der allgemeine Gruß, in ihrem Chaire, wie bey den Römern, Salve, der Wunſch ungeſchwächter Kraft; und ſelbſt die Weiſen der Hellenen glaubten, daß auch die Götter den Spielen hold wären[85]. Freude war ſchon auf ihrer erſten Bildungsſtufe die Seele der helleniſchen Poeſie. Es iſt merkwürdig, daß die gottesdienſtlichen Handlungen, als ein ernſtes Geſchäft, in der homeriſchen Welt nicht mit Poeſie und Muſik begleitet werden; während doch geſagt wird, daß Demodokos, wie es auch in ſpätern Zeiten Sitte der Homeriden und Rhapſoden war, ſeinen epiſchen Geſang mit einem vorläufigen, nach den Beyſpielen, welche bey Homeros vorkommen, und ſelbſt nach jenen ſpätern, aber wohl mehr epiſch als lyriſch gebildeten Geſange an den Gott anfing[86].

---

[82] Od. I. 152.
[83] Od. IV. 17. XXII. 142. seq. Iliad. XVIII. 192. seq.
[84] Od. VIII. 248. 249.
[85] Plat. Crat. t. III. p. 276. ed. Bip. φιλοπαίγμονες γὰρ καὶ οἱ θεοί.
[86] Od. VIII. 499.

Freyes Spiel der Empfindungen und der Vorſtellungen iſt die erſte Bedingung und eines der unterſcheidenden Merkmahle der Schönheit. Wenn der Dichter unter dem Stoff, der ſeinem Sinn gegeben, oder ſeinem Gedächtniß überliefert wird, ſchon wählen, und das Gewählte für den ſinnlich ſchönen Genuß, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths, frey miſchen, ordnen und ſchmücken kann; ſo wird die Darſtellung durch dieſe Selbſtthätigkeit, die ſich freylich nur noch an das Gegebne anſchließen muß, zum eigentlichen Gedicht. Es beginnt die erſte Bildungsſtufe der ſchönen Kunſt.

Daß die helleniſche Poeſie ſchon in dieſem Zeitalter wirklich Kunſt iſt, wiewohl es ſich von ſelbſt verſteht, daß dieſe Kunſt nur ein freyes Naturgewächs war; zeigt ſich unter andern auch darin, daß ſich aus der Menge verſchiedener und bloß eigenthümlicher Weiſen von Naturgeſängen eine beſondre, wenn gleich ſehr einfache Dichtart, deren allgemeine Eigenſchaften und Merkmahle ſich im Größten wie im Kleinſten gleich bleiben, und unter ſich zuſammenhängen und übereinſtimmen, bis zu einem entſchiednen Vorrang, ja bis zu der Alleinherrſchaft entwickelt hat. „Die Thaten der Helden“ werden bey Homeros überall als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie genannt. Dieſe ſingt auch der unmuthige Achilleus ſeinem Patroklos [87]), denn von einem ganz einſamen Geſange findet ſich im Homeros kein Beyſpiel. Selbſt den Tanz und Citherſpiel beym Schmauſe, begleiten Phemios [88])

---

87) Il. IX. 189. 88) Od. I. 152. seq. cfr. 325. seq.

und Demodokos 89) mit epiſchen Geſängen; jener die Abentheuer der Rückfarth der Helden von Troja, dieſer das Göttermährchen von Ares und Aphrodite ſingend. Solche meynt vielleicht der Dichter immer, ſo oft er Tanz und Geſang zuſammen nennt; etwa den Geſang zweyer Kunſttänzer bey der Hochzeit im Hauſe des Menelaos 90), ausgenommen, ſo wie jenen in der Mitte eines Chors tanzender Jünglinge und Mädchen auf dem Schilde des Achilleus 91). Alles Rühmliche, was im Homeros von der Poeſie geſagt und angedeutet wird, ſcheint ſich eigentlich nur auf das Epos, auf heroiſche Geſänge zu beziehen, gegen welche alle übrigen in ein auffallendes Dunkel zurücktreten.

Da nun die epiſche Dichtart nicht nur das eigenthümliche Erzeugniß desjenigen Zeitalters iſt, welches wir in der politiſchen Geſchichte der Hellenen das heroiſche nennen, und mit dem Urſprung des helleniſchen Republikaniſmus endigen würden; ſondern in demſelben auch ihre höchſte Blüthe und Reife erreichte, und diejenige Geſtalt, welche die Grundlage auch der ſpäteſten Umbildungen blieb: ſo nennen wir die erſte Bildungsſtufe der helleniſchen Poeſie epiſches Zeitalter.

Die Ilias und die Odyſſee ſind die erſten glaubwürdigen Urkunden des helleniſchen Alterthums, und die älteſten Denkmahle der claſſiſchen Kunſt. Mit ihnen wird es einigermaßen Tag in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie.

---

89) Od. VIII. 260 — 266. et seq. 90) Od. IV. 18. 19.
91) Iliad. XVIII. 590 — 605.

Ein richtiger, beſtimmter und klarer Begriff von der homeriſchen Poeſie iſt für jeden, welcher die alte Poeſie überhaupt zu kennen ernſtlich ſtrebt, ein weſentliches Bedürfniß. Denn Homeros iſt gleichſam der Urdichter der Alten, die ihn auch Vorzugsweiſe den Dichter ſchlechthin nannten; er iſt der allgemeine und unvergängliche Quell, aus dem alle Sänger ſchöpften 92), gleich dem Okeanos, nach dem Bilde des Quinctilianus und Dionyſios,

dem tief hinſtrömenden Herrſcher,
Welchem alle Ströme und alle Fluthen des Meeres,
Alle Quellen der Erd' und ſprudelnde Brunnen entfließen 93).

Das homeriſche Epos war nicht nur das Vorbild des ältern nachhomeriſchen, des alexandriniſchen und des römiſchen Epos; auch in allen andern Arten der Poeſie und Beredſamkeit ward es von den größten Künſtlern am meiſten nachgeahmt.

Nun ſcheint aber hier jeder Schritt der Unterſuchung eine neue endloſe Ausſicht der wichtigſten und anziehendſten Nachforſchungen zu eröffnen; und wer das Ganze umfaſſen will, muß ſich doch für die einzelnen Theile beſtimmte Gränzen ſetzen. Selbſt bey einer geübten Biegſamkeit, ſich in die Eigenthümlichkeit fremder Völker und Zeitalter zu verſetzen, kann es nicht leicht ſeyn, den Geiſt und die eigenſte Beſchaffenheit eines Naturgewächſes, welches auch unter den Alterthümern der menſchlichen Bildung einzig in ſeiner Art iſt, unbefangen und genau aufzufaſſen. Das homeriſche Epos läßt ſich aber gar nicht ſo einzeln betrachten und beurtheilen. Man kann nicht umhin, es von dem

---

92) Ovid. Amor. III. 9. 93) Iliad. XXI. 195 — 197.

alexandriniſchen und römiſchen, und vorzüglich von dem heſiodiſchen und nachheſiodiſchen, aber voralexandriniſchen Epos der Hellenen, und von der heroiſchen Naturpoeſie andrer Völker eben darum ſtreng zu unterſcheiden, weil es ihnen in vielen Zügen mehr oder weniger ähnlich iſt, und deshalb gewöhnlich mit dem einem, oder der andern durchaus verwechſelt wird. Man kann auch nicht wohl umhin, ſich auf die Meynungen der Alten über die homeriſche Poeſie einzulaſſen. Da wir dieſelbe nicht unmittelbar aus dem Munde oder wohl gar aus der Handſchrift des Urhebers empfangen können; ſo treibt uns ſchon eine natürliche Wißbegierde, alle diejenigen, welche in einem ſo langen Zwiſchenraume zwiſchen ihm und uns in der Mitte ſtehn, auch zu vernehmen. Welch' unermeßliches Feld eröffnet ſich hier! Kein Dichter hat mehr Bewunderer, Beurtheiler und Erklärer gefunden, als Homeros. Wie aber die Gefahr des Kranken mit der Zahl der Ärzte, ſo pflegt auch die Unverſtändlichkeit eines Gegenſtandes mit der Menge der Erklärer zu wachſen. Und doch darf man die Unterſuchung über das Kunſturtheil der Alten von der homeriſchen Poeſie durchaus nicht umgehn. Künſtleriſche Hervorbringung und Beurtheilung ſind ja nur verſchiedene Äußerungsarten eines und deſſelben Vermögens; und es iſt widerſprechend, die Werke der Alten für urbildlich anzuerkennen, und doch ihre Kunſturtheile vor der Unterſuchung zu verachten. Es verlohnt ſich wenigſtens der Mühe ernſtlich zu unterſuchen, ob die Alten einige Seiten der homeriſchen Poeſie, die doch einheimiſch bey ihnen war, und in der überall der Geiſt des claſſiſchen Alterthums athmet, leichter richtig faſſen und beurtheilen konnten, wie wir, denen die Entfernung ſelbſt für die Beantwortung einiger andern homeriſchen Fragen Vortheile gewährt, der wahren Vorzüge unſrer Zeit nicht zu erwähnen, auf welche ſich jedoch viele nur berufen, um den Mangel eigner Vorzüge zu decken; oder ob wirklich alle,

So viel Sterbliche jetzo die Frucht der Erde genießen.

das homeriſche Epos beſſer verſtehn, wie die Hellenen ſelbſt? — Alles dieſes ſind aber nur noch vorläufige und verhältnißmäßig leichte Schritte zur künftigen Kenntniß des Homeros. Die alte Poeſie iſt ein einiges und untheilbares Ganzes, welches man Theilweiſe durchaus nicht richtig erkennen kann. Grade das Unbegreiflichſte und Streitigſte in allen homeriſchen Aufgaben und Unterſuchungen kann nur durch eine Kenntniß des allgemeinen Geſetze der helleniſchen Bildung erklärt und entſchieden werden; und nie wird jemand die homeriſche Poeſie verſtehn und begreifen lernen, der ſich von der allgemeinen Vorausſetzung der Menſchen, was in ihrem nächſten Kreiſe gewöhnlich iſt, müſſe gewiß auch natürlich und überall wahrſcheinlich ſeyn, noch nicht ganz frey gemacht hat. Wie Odyſſeus den Alkinoos, könnte man hier in der That fragen:

Was doch ſoll ich zuerſt, und was zuletzt dir erzählen?

Der einfachſte und einer Geſchichte angemeſſenſte Gang dürfte es wohl ſeyn: zuerſt die Andeutungen, die ſich im Homeros ſelbſt über die Eigenſchaften und Verhältniſſe der heroiſchen Poeſie, und über alles, was darauf Bezug hat, finden, zuſammen zu ſtellen; dann das Kunſturtheil der Alten über die homeriſche Poeſie, ſo viel als möglich im Werden darzuſtellen, zu erklären und zu berichtigen; und endlich, zu erwägen, was auch nach dieſer Berichtigung, für den Alterthumsforſcher und Kunſtfreund zu thun übrig bleibt.

Ehe man aber in homeriſche Unterſuchungen, von was immer für einer Art, eingeht, iſt es durchaus nothwendig, die gewöhnlichen Meynungen der Theoriſten über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln zurückzulaſſen, und bis nach ausgemachter Sache gänzlich zu vergeſſen. Dieſe Forderung kann nicht unbillig ſcheinen, da in dieſem Theile der Kunſtlehre offenbar nicht weniger Widerſprüche und Mißverſtändniſſe herrſchen, wie unter den Philoſophen zu Athen, welche der römiſche Proconſul Gellius auf einen Platz zuſammenberief, und ihnen gewaltig anrieth, ſie möchten doch ihren Streitigkeiten endlich einmahl irgend ein Ziel ſetzen; falls ſie dazu geneigt wären, verſpräch' er ihnen ſeine guten Dienſte[94]). In der Beantwortung der einfachen Frage, ob das Epos und die Tragödie verſchieden ſind oder nicht, und aus welchem Grunde und durch welche Merkmahle ſie es im Falle der Verſchiedenheit ſind, iſt man ſeit dem Ariſtoteles noch nicht weiter gekommen. Und wäre man demſelben nicht bloß gefolgt, ohne ihn zu verſtehn, ſo würde man wenigſtens die auffallenden und harten Widerſprüche ſeiner Kunſtlehre wahrgenommen und zu erklären verſucht haben.

Viele Züge, welche die homeriſche Denkart über Poeſie überhaupt und die heroiſche insbeſondre, die Freude am Spiel, die Dichtungsgabe, den Kunſtſinn und das Schönheitsgefühl des Homeros und der homeriſchen Menſchen bezeichnen, ſind ſchon in den bisher angeführten Stellen

---

94) Cic. de leg. I. 20.

enthalten; einige andre werden unten ſchicklicher vorkommen. Hier kann nur auf die weſentlichſten Merkmahle aufmerkſam gemacht werden, die alle einzelnen zerſtreuten Züge zu einem ganzen Bilde vereinigen. Eine ſolche Eigenſchaft iſt die kindliche Sinnlichkeit der homeriſchen Poeſie, welche ſich in der Rede des Odyſſeus ſo anſchaulich äußert:

> Wahrlich, es iſt doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
> Solchen, wie jener iſt, den Unſterblichen ähnlich an Stimme!
> Denn nicht kenn' ich ſelber ein angenehmeres Trachten,
> Als wenn ein Freudenfeſt im ganzen Volk ſich verbreitet,
> Und in den Wohnungen rings die Schmauſenden horchen dem Sänger,
> Sitzend in langen Reihn, und voll vor jedem die Tiſche
> Stehn mit Brod und Fleiſch, und lieblichen Wein aus dem Kruge
> Schöpfend der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
> Solches däucht mir im Geiſt die ſeeligſte Wonne des Lebens 95)!

Das iſt gleichſam die Grundlage der homeriſchen Kunſtlehre. Rothen Wein zu trinken, und den Sänger zu hören im Hauſe des Fürſten; das iſt das Vorrecht und die Glückſeligkeit der Adelichen 96). Noch merkwürdiger ſind einige Äuſerungen in der homeriſchen Poeſie von einem ſchon auffallend regen Sinn für Anmuth, und beſonders für Harmonie der Rede und Erzählung. Vieles zu wiſſen, beſonders aus der Vorzeit, und wirkſam und gefüge ſagen zu können, iſt nicht nur ein ſo großer Vorzug, daß der beſte Redner unter den Helden eben ſo beſtimmt und rühm-

---

95) Odyss. IX. 3. seq. 96) Odyss. XIII. 8. 9.

ſich unterſchieden wird, wie der tapferſte Kämpfer. Auch der Reiz einer ſchönen Geſchichte oder Rede wird durch die lieblichſten Bilder anſchaulich gemacht, und die Bezauberung der Zuhörer mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Anmuth der Beredſamkeit preiſt Odyſſeus als eine der höchſten Göttergaben:

> Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
> Sterblichen, weder Geſtalt, noch Beredſamkeit, oder auch Weisheit.
> Denn ein anderer Mann iſt unanſehnlicher Bildung;
> Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
> Innig erfreut anſchaun. Denn mit Nachdruck redet er treffend,
> Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Verſammlung;
> Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
> Wieder ein anderer ſcheint den Unſterblichen ähnlich an Bildung;
> Aber nicht ſind jenem mit Reiz die Worte gekrönet 97).

Schickliche und reizende Ordnung bey der lebendigſten Anſchaulichkeit iſt es, was Odyſſeus am Demodokos preiſt, und von ihm fordert:

> Hoch vor den Sterblichen allen, Demodokos, preiſ' ich dich wahrlich!
> Dich hat die Muſe gelehrt, Zeus Tochter ſie, oder Apollon!
> So genau nach der Ordnung beſingſt du der Danaer Schickſal,
> Was ſie gethan und erduldet, und alle Mühn der Achaer;
> Gleich als ob du ſelber dabey warſt, oder es hörteſt 98).

---

97) Odyss. VIII. 167—175. 98) Odyss. VIII. 487—491. λίην γὰρ κατὰ κόσμον etc. v. 496 κατὰ μοῖραν.

„Eine weiſe und ſchön geordnete Erzählung" war eine weſentliche und allgemeine Eigenſchaft des epiſchen Sängers, den Alkinoos den lügenhaften Schwätzern entgegenſetzt;

> Keineswegs, Odyſſeus, vermuthen wir deiner Geſtalt nach
> Einen Betrüger in dir und Täuſchenden, ſo wie genug ſie
> Nähret die ſchwarze Erde, die weitverbreiteten Menſchen,
> Welche die Lüg' ausbilden, woher ſie keiner erſähe.
> Aber in deiner Red' iſt Geſtalt und edle Geſinnung:
> Und du erzählſt, wie der Sänger, mit kluger Kunſt die Geſchichte,
> Aller argeiiſchen Volks und dein eignes Jammerverhängniß 99).

Ja ſo geläufig und klar iſt dem Homeros die Harmonie; ſo allgemein die Forderung deſſelben, und ſo hoch der Werth, den er darauf legt, daß er den verächtlichſten aller Hellenen durch eine Fülle verworrner Reden und Gedanken ohne Maaß und Übereinſtimmung bezeichnet:

> Nur Therſites erhob ſein zügelloſes Geſchrey noch,
> Deſſen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war;
> Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürſten zu hadern,
> Wo ihm nur etwas erſchien, das lächerlich vor den Argeiern
> Wäre 100).

Überhaupt iſt jene Scheu vor allem Übermaaß, welche immer einer der hervorſpringendſten Züge der helleniſchen Eigenthümlichkeit war, in den Sitten und der Denkart der homeriſchen Welt ſchon auffallend herrſchend und entſchieden.

---

99) Odyss. XI. 362 — 368. μορφὴ ἐπέων. Geſtaltung oder Ordnung des Liedes. Dieſes iſt ein ſehr merkwürdiger und wohl zu beachtender Ausdruck.

100) Iliad. II. 211 — 219.
ὅς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ᾔδη.

Nur muß man, wie überhaupt ſo auch hier, nicht den ſpätern Sinn der Worte unterſchieben, und ſo die Sprache des alten Naturgeſanges vergeiſtigen und mißdeuten. Es iſt hier nur jene ganz ſinnliche und äußerſt einfache, von Berechnung und tief angelegtem Entwurf ſehr weit entfernte, durch ihre Schönheit aber doch von ächter Bildung zeugende Geſtaltung und Ordnung zu verſtehen, welche ſich in dem kleinſten Theile der homeriſchen Poeſie, welcher nur noch ein für ſich beſtehendes Ganzes iſt, ſo vollendet findet, wie in dem größten. Im Bilde oder Gleichniſſe wie in der ganzen Rede, im Geſpräch wie in der längern Begebenheit, in der Rhapſodie wie in der Rhapſodiengruppe, ründet ſich die freye Fülle der Einbildungskraft in klaren Umriſſen und einfachen Maſſen zu einer leichten Einheit. Dieſe epiſche Harmonie iſt ſo wenig auf das Ganze der Iliade und Odyſſee beſchränkt, und mit demjenigen, was man ihre Ökonomie zu nennen pflegt, ſo wenig einerley, daß ſie hier vielmehr nicht ganz ſo vollkommen iſt, als in dem einzelnen für ſich beſtehenden Ganzen; weil außer den harten Verbindungsſtellen, auch die Ungleichartigkeit der Maſſen nicht immer ſanft genug in einander verſchmolzen iſt.

Viertes Kapitel.

Anſichten und Urtheile der Alten von den homeriſchen Gedichten.

Das älteſte Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie iſt in der Sage enthalten, daß Heſiodos bey einem Wettſtreit über den Homeros geſiegt habe. Und obgleich das Urtheil des Panides ſeiner Ungerechtigkeit wegen zum Sprichwort ward; ſo war dies Urtheil doch der Ausſpruch eines ganzen Zeitalters, wie dieſes ſchon die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen Geſänge der heſiodiſchen Periode von denen der homeriſchen, zuſammengenommen mit dem großen Ruhm des Heſiodos, beweiſen kann. Und doch ſind ſelbſt in den Werken und Tagen, einem Gedichte von ſo ganz eigenthümlichem Stoff und Geiſt, Beziehungen auf die homeriſchen Geſänge, und in der Theogonie, außer den Stellen, welche man für eingeſchoben halten, oder für bloße Gemeinplätze der epiſchen Kunſt erklären könnte, nicht wenige offenbare Anſpielungen und Nachbildungen, wenn gleich Geiſt und Farbe durchaus verändert und entſtellt iſt [1]. Wie die epiſche Kunſt von kräftiger Vollendung in ſo entſchiedne Ausſchweifung und Schwäche verſinken, wie nach dem Homeros ein Heſiodos entſtehen und herrſchen konnte; das iſt eine von jenen allgemeinen Paradoxien der geſammten alten Geſchichte, welche nicht zufällig ſind, ſondern ſich auf nothwendige Naturgeſetze der lebendigen Bildung gründen. Wenn irgend eine Kunſtart durch vollendete Geſtaltung des Stoffs den höchſten Gipfel der natürlichen Entwicklung erreicht hat, ſo zeigt ſich zwar ein merklicher Abſchnitt der Bildung, welchen wir in der Geſchichte Epoche und Periode nennen; der Schein eines eigentlichen Stillſtandes, welcher bey lebendigen Kräften nicht Statt findet, iſt aber doch nur eine Täuſchung. Sobald dieſe nicht mehr wachſen, nehmen ſie wieder ab, und nähern ſich ihrer Auflöſung. Um nur neu zu ſeyn, muß die Kunſt nun von der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit abweichen.

---

[1] Z. B. v. 104 u. 105. 205 u. 206. 605 u. 606. 759 u. 760. desgleichen die ganze Titanomachie.

So ſtürzt durch das Schickſal
Alles zum Schlimmeren fort, und enteilt umkehrend den Rückweg:
Wie wenn gegen den Strom ein Mann ſchwerrudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und ſinken ihm etwa die Arme,
Ungeſtüm das Gewäſſer in reiſſendem Sturz ihn dahin rafft. 2).

„Zwar ſind die Gedichte des Homeros ſchön, ſagt Maximos 3), unter allen epiſchen die ſchönſten, glänzendſten, und würdig von den Muſen geſungen zu werden; aber nicht für alle ſind ſie ſchön, noch immer; denn nicht alle Geſänge haben eine Weiſe und eine Zeit.“ Nachdem in Hellas an die Stelle der heroiſchen eine republikaniſche Verfaſſung getreten war, ward auch die heroiſche

---

2) Virg. Georg. I. 199. seq. 3) Diss. XXIII. p. 450. t. I. ed. Reiske.

Poeſie der epiſchen Sänger von der lyriſchen Poeſie, Muſik, Gymnaſtik und Orcheſtik, wie in den Hintergrund zurückgedrängt. Sie gerieth ſo ſehr in eine Art von Vergeſſenheit, daß als das Bedürfniß der aufkeimenden Joniſchen Geſchichte und Philoſophie und Attiſchen Tragödie zu ihr zurückführte, mächtige Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte die homeriſche Poeſie aus ihrer Dunkelheit erſt wieder ans Licht ziehen mußten.

Denn ſo ändert der Sinn der ſterblichen Erdebewohner,
So wie andere Tag' herführt der waltende Vater.

Grade in die Republiken Deriſchen Stamms, wo jene neuen Künſte am meiſten blühten, fand die homeriſche Poeſie am ſpäteſten Eingang. „Viele heilſam beherrſchte und geſetzlich verfaßte Staaten, ſagt Maximos 4), haben den Homeros nicht gekannt. Denn ſpät rhapſodirte Sparta, und Kreta, und ſpät auch der Doriſche Stamm in Libyen." Die Kreter bekümmerten ſich nicht ſehr um dieſe fremden Geſänge 5); und die ſpätere Neigung der Spartaner zum Homeros gründete ſich wohl mehr auf ihre Vorliebe für das Heldenmäßige 6), und für die Sagen des Alterthums 7), als auf ſeine eigenthümliche Vortrefflichkeit, nähmlich die epiſche. Ja, das epiſche Kunſtgefühl ſelbſt ging im lyriſchen Zeitalter ſo ſehr verloren, daß man epiſche Gedichte, welche von der homeriſchen Poeſie an künſtleriſchem Werth, an Geiſt, Geſtaltung und Farbe unermeßlich verſchieden geweſen ſeyn müſſen, allgemein

---

4) Ibid. p. 442. 5) Plat. leg. t. VIII. p. 113. 6) Plat. Lac. Ap. 223. A. 7) Plat. Hipp. maj. t. XI. p. 14.

für homeriſch halten konnte. Nicht ſo die lyriſchen Künſtler ſelbſt, welche durch ihre Vorſorge und Nachbildung, durch die That bewieſen, daß ſie die homeriſche Poeſie kannten, und für nachahmungswürdig hielten. Die Art dieſer ſelbſtſtändigen Nachbildung aber zeugt von einem ſehr entſchiedenen Gefühl von der gänzlichen Verſchiedenheit ihrer Dichtart, und jener. Dies Gefühl verließ die alten Dichter der guten Zeit nie; und ob ſie gleich, ſelbſt Urkünſtler, doch kein Bedenken trugen, einzelne Gedanken, Ausdrücke und Wendungen aus der großen gemeinſamen Quelle zu entlehnen; ſo geſchah dies doch nie ohne eine völlige Umbildung bis in die feinſten Adern des erborgten Theils nach den Geſetzen ihrer Dichtart. Der Anſpielungen in den Elegien des Kallinos und Tyrtaeos nicht zu erwähnen; ſo war die Nachbildung der homeriſchen Poeſie in der archilochiſchen ſo fühlbar, daß es widerſinnig ſchien, zu behaupten: Archilochos ſey kein Schüler des Homeros, weil er nicht überall daſſelbe Maß gebraucht, ſondern meiſtens andere; noch ſey es Steſichoros geweſen, weil jener epiſche Werke bildete, Steſichoros aber ein meliſcher Dichter war. Alle Hellenen erkannten es, daß Steſichoros ein Nachahmer des Homeros ſey, und ihm in der Poeſie ungemein gleiche [8]). Terpander ſetzte ſelbſt die Melodie zu den homeriſchen Geſängen [9]); welches wohl mehr von einer genauern Beſtimmung oder Umbildung zu verſtehn iſt, als von der erſten Anlage.

---

[8]) Dio Chrys. Orat. IV. [9]) Heracl. Pont. ap. Plut. de mus. p. 1074. ed. Steph. 8°.

Pindaros bewährt ſeine Lehren mit dem Zeugniß des Homeros 10), und erkennt es, daß ſeine göttlichen Geſänge durch ihre Vortrefflichkeit unſterblich wurden 11)! „Ich glaube, ſingt er, daß mehr vom Odyſſeus geſagt werde, als er wirklich litt, durch den ſüßerzählenden Homeros. Denn ſeine Lügen haben durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde, und die Weisheit betrügt lockend durch Dichtungen 12).“ Selbſt die, welche die Wahrhaftigkeit des Homeros vertheidigten, konnten nicht behaupten 13), abſichtlich reine Erdichtung ohne allen Grund der Wahrheit liege gar nicht in der Natur eines Dichters, von dem man doch ſo oft, mit Gründen ſchon aus der Art und Beſchaffenheit ſeiner Erzählung, ſagen kann, was er ſelbſt vom Odyſſeus:

Alſo der Täuſchungen viel erdichtet' er, ähnlich der Wahrheit.

Offenbar erdichteter Nahmen, zum Beyſpiel bey den Phäaken, nicht zu erwähnen; wie oft ſchildert nicht Homeros Begebenheiten und Geſpräche mit der größten Umſtändlichkeit, von denen, nach ſeinen eignen Vorſtellungen von den Göttern, kein Sterblicher Augenzeuge geweſen ſeyn konnte? Die merkwürdige Erklärung des Polybios 14) ſcheint unter allen verſchiedenen Meynungen über dieſen vielbeſtrittenen Gegenſtand die richtigſte zu ſeyn: „die homeriſche Poeſie ſey aus Hiſtorie, Diatheſe und Mythos, aus geſchichtlichem Stoff oder Anlaß, dann der künſtleriſchen Anordnung und aus Erdichtung, oder dem

---

10) Pyth. IV. 495. seq. 11) Isthm. IV. 63. seq. 12) Nem. VIII. 29. seq. 13) Dio Chrys. Orat. XI. 155. C. ap. Morel. 14) Strab. p. 44. fin.

rein Erfundenen, zuſammengeſetzt; der Zweck der Geſchichte ſey Wahrheit, der der Anordnung Anſchaulichkeit, und der der Erdichtung Luſt und Erſtaunen." Alle Arten und Beſtandtheile der menſchlichen Bildung ſind im homeriſchen Epos nicht etwa, nachdem ſie ſchon einmahl abgeſondert waren, wieder vereinigt und vermiſcht, ſondern vielmehr noch gar nicht getrennt; und ſelbſt die einfache Abſonderung des Heſiodos, welcher die göttlichen Geſchichten und die Geſchlechter der Heroen, von den Frauen anfangend, beſonders beſingt, und wiederum beſonders die fürs Leben nützlichen Vorſchriften über die Werke, welche und die Tage, in welchen man ſie thun ſoll, iſt durchaus unhomeriſch 15).

Ohne dieſe Miſchung, Mannichfaltigkeit und Allgemeinheit, welche ſich ſelbſt in der Dichtart, ja in Sprache und Rhythmus der homeriſchen Poeſie offenbart, hätte ſie nicht ein ſo ganz allgemeines, und in ſeiner Art einziges Glück machen können. Homeros ſieht ſein Werk, nach dem Ausdruck des Propertius 16), mit der Nachwelt wachſen. Da er einmahl wieder ans Licht gezogen war, verbreitete ſich ſein Einfluß mit unglaublicher Schnelligkeit und Macht über ganz Hellas, und die Bewunderung ſeiner heiligen Geſänge ſtieg gleichſam zuſehends bis zur Vergötterung. Da lernte das Kind den Dichter, deſſen Geſänge an Volksfeſten öffentlich geſungen wurden. Von der homeriſchen Poeſie vorzüglich gilt, was Strabon 17) von der Poeſie überhaupt ſagt: „Sie führe den Jüngling in

---

15) Max. Tyr. Or. XXXII. p. 105. t. II. 16) Eleg. III. 2.
17) Libr. I p. 19.

das Leben ein, und mache ihn auf die ſanfteſte und freundlichſte Weiſe mit den Sitten und Leidenſchaften der Menſchen, und mit den Begebenheiten der Welt bekannt.“ Bald ward ſie die Grundlage jeder freyen Erziehung, und man konnte ſagen: Homeros habe ganz Hellas gebildet [18]).

Aber eben dieſe Allgemeinheit der homeriſchen Poeſie macht es ſchwer, ſie vollſtändig verſtehen und beurtheilen zu können. Dazu iſt weder künſtleriſches Gefühl, noch wiſſenſchaftlicher Geiſt, noch Kenntniß der Vorzeit allein hinreichend. Es wird jene, bey einer größern Höhe der Bildung, beſonders unter den Hellenen ſo ſeltne Allgemeinheit derſelben erfordert; denn die Hellenen waren nichts, was ſie waren, halb, ſondern bis zur ſchneidendſten Einſeitigkeit entſchieden und kräftig. Was war natürlicher und helleniſcher, als daß Mythographen und Geographen, Sophiſten und Philoſophen, Tragiker und Kunſtrichter der dramatiſchen Poeſie, Rhetoren und Rhetoriker ſich den Vater der Dichter wie um die Wette ganz zueigneten, und auf das unmäßigſte umdeuteten? Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz aller lebendigen Kräfte, wenn ihre innere Entwicklung reif iſt, nach Verähnlichung äußerer Gegenſtände zu ſtreben. Es gilt auch von der menſchlichen Bildung, wenn dieſe lebendig iſt; und nicht bloß von Einzelnen, ſondern auch von ganzen Maſſen, Ständen und Zeitaltern.

In der That war auch die homeriſche Poeſie ein nicht zu umgehender Gegenſtand der überall ſich darbietenden Rückſicht für die helleniſche Philoſophie, Urquell der Geſchichte und Vorbild der Tragödie. Jede hatte von derſelben auf ihre Art zu lernen, oder mußte aus ihr ſchöpfen, und ſich an ſie anſchließen.

---

[18]) Plat. Rep. X. t. VII. p. 307.

Die Sophiſten, welche den herrſchenden Irrthümern ſchmeichelten, benutzten die Heiligkeit des älteſten und allgemeinſten Dichters, als ein Anſehen für ihre Lehren, und halfen ſie dadurch beſtätigen. Homeros und Heſiodos, lehrte Protagoras 19), waren Sophiſten, und brauchten die Poeſie nur als Hülle und Werkzeug.

Die Philoſophen hingegen mußten im heiligen Kampf für reine Wahrheit und Wiſſenſchaft den Irrthum in ſeiner Quelle angreifen. Nun war und blieb aber unſtreitig die homeriſche und heſiodiſche Götterſage, ſo wichtig auch die Umdeutungen der ſpätern Prieſter, Dichter, Bildner und Denker waren, im Ganzen genommen, immer die Grundlage des helleniſchen Glaubens, von der man ſtets ausging, und zu der man immer wieder zurückkehrte. Daher die alte Feindſchaft der Poeſie und der Philoſophie bey den Hellenen 20). Um ſie zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Hellenen die homeriſche Poeſie nicht bloß als ſchöne Dichtung und würdiges Spiel bewunderten und liebten, ſondern an ſie, wie an heilige Wahrheit ernſtlich glaubten, ja, nach Platons merkwürdigem Ausdruck von den Bewunderern des Homeros, ganz nach ihr lebten 21). Nur darin irrten dieſe ehrwürdigen Häupter

---

19) Plat. Protag. III. 99. ed. Bip. 20) ibid. Republ. VII. 308.
21) Plat. Republ. tom. VII. 307

der ächten Weisheit, daß ſie einzelnen Dichtern Schuld gaben, was nur allgemeine Schuld der ganzen Menſchheit, und ein kaum vermeidlicher Fehler der geſammten helleniſchen Bildung war. Die Sokratiſchen, ältern akademiſchen und peripatetiſchen Philoſophen dachten wahrſcheinlich, mehr oder weniger, wie Pythagoras, Xenophanes und Herakleitos 22). Doch mußten ſie wenigſtens in ihren exoteriſchen Schriften die Heiligkeit der Dichter zu ehren ſcheinen, und gebrauchten gern ſpielend ihre Ausſprüche als Beleg und Zeugniß für ihre Meynungen, oder als Text zu mannichfachen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen.

Andre Philoſophen, welche wie Anaxagoras und Metrodoros 23) den Verſuch wagten, in die ſinnlichen Dichtungen der Einbildung einen höhern geiſtigen und ſittlichen Sinn zu legen, um den Volksglauben zu veredeln, mußten damit anfangen, den Homeros zu allegoriſiren. Freylich mußte dieſer Verſuch mißlingen. Die homeriſchen Mythen und Götter ſind nicht durch den reinen Verſtand hervorgebracht und beſtimmt, welcher der Einbildung etwa nur das Geſchäft überlaſſen hätte, den nackten Grundriß mit Stoff anzufüllen, und mit Leben zu bekleiden. Die Einbildung ſelbſt hat ihre Umriſſe verzeichnet. Es ſind gegebene Ganze der Anſchauung, Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinns; durch eine bloß unwillkührliche Äußerung des natürlichen Dichtungsvermögens mit Geſtalt, Leben, Seele und Geiſt begabt, und menſchlich gedacht; durch die Spiele der Einbildung aber mannichfach

---

22) Diog. Laert. VIII. 1. 19. II. 5. 25. IX. 2. 3. IX. 1. 2.

23) ibid. II. 3. 7. Wolfii Proleg. p. CLXII.

entwickelt und geſchmückt. Daher kann man ſie nicht allegoriſch, durch Aufſuchung der urſprünglich zum Grunde liegenden, in Bilder verhüllten allgemeinen Begriffe erklären; denn überhaupt hat Homeros nur Gemeinbilder, nicht allgemeine Begriffe im eigentlichen und ſtrengen Sinn. Sondern nur genetiſch ſind ſie aufzufaſſen; indem man, ſo weit es möglich iſt, ihrer allmähligen Entſtehung nachzuforſchen, und die ſpätern Zuſätze von den urſprünglichen Dichtungen abzuſondern, und die Einheit derſelben, wo ſie nicht aus der ſichtbaren Umgränzung und Gleichartigkeit des Gegenſtandes und Stoffs von ſelbſt einleuchtet, zu erklären ſtrebt; mit ſteter Rückſicht auf die homeriſche Eigenthümlichkeit beſonders bey den aus Wahrnehmungen des innern Gefühls entſtandenen Dichtungen, in denen ſie ſich ſchon früh ſehr bedeutend geäußert zu haben ſcheint. Die Stoiker beſonders erweiterten, beſtätigten und vollendeten die allegoriſche Umdeutung der homeriſchen Poeſie, worin ihnen die Neuplatoniker mit Eifer gefolgt ſind; theils um die verhaßte Philoſophie bey dem Volke beliebter zu machen, theils um die Poeſie und Mythologie gegen die Angriffe anderer Philoſophen und ganz beſonders auch der chriſtlichen zu ſchützen.

Die Stoiker waren von der Meynung, die Poeſie ſey eine ältere Philoſophie[24], ſo eingenommen, daß ſie es für ausgemacht hielten, „die homeriſchen Gedichte ſeyen Philoſopheme[25].“ Es liegt in dieſer Meynung wenigſtens das Wahre, daß die homeriſche Poeſie nicht bloß ein künſtleriſches Erzeugniß iſt, ſondern auch eine lehrreiche Urkunde zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Nur dürfte es nicht ſowohl eine homeriſche Theogonie und Mythologie ſeyn, welche man doch erſt nach einer ſchon vollendeten Kenntniß der heſiodiſchen erforſchen kann, als eine homeriſche Sprachlehre, worin ſich die damahlige und vorhergegangene Geiſtesbildung der Hellenen darſtellen und entwickeln ließe, und die als Archäologie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, eine Geſchichte der claſſiſchen Philoſophie eröffnen müßte. Daher würde es einſeitig und beſchränkt ſeyn, die homeriſche Poeſie, welche nur ein Philoſoph vollſtändig verſtehen und würdigen kann, aufs Kunſtgefühl allein zu beziehen. Ohne mit dem Epikuros zu behaupten, nur der Weiſe könne Gedichte beurtheilen, werde aber ſelbſt keine machen wollen, kann man doch wohl dem Platoniſchen Sokrates zugeben, auch der beſte Rhapſode habe kein Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie; denn ein ſolches kann ſich doch nur durch Vergleichung unter einer großen Mannichfaltigkeit von Eindrücken ausbilden. Es war gewiß keine unbedeutende Geſchicklichkeit, eine ſo große Menge epiſcher Geſänge mit der größten Genauigkeit 26) zu wiſſen, und vor einer Verſammlung von mehr als zwanzigtauſend 27) Menſchen, mit angemeſſenem Ausdruck, des Dichters und der Zuhörer würdig abzuſingen, und ſo gleichſam der Vermittler zwiſchen dem Künſtler und den Kunſtfreunden zu ſeyn, und die Begeiſterung der Muſen zu verbreiten; und über die homeriſche Poeſie immer, trotz den berühmteſten wiſſenſchaftlichen Umdeutern, viele und ſchöne Gedanken in Bereitſchaft zu haben, die allge-

---

[24] Strab. l. I. p. 15. [25] ibid. p. 45.

---

26) Xen. Memor. IV. 2, 10. 27) Plat. Ion. I. IV. p. 190

meinen Beyfall erwerben konnten 28). Aber eben der Eifer, mit welchem die Rhapſoden ſich einem Geſchäft allein widmeten, mußte ſie beſchränken. Die epiſchen Geſänge wußten ſie mit Genauigkeit, in allen übrigen Dingen aber waren ſie ſehr einfältig 29); und von den andern Dichtern, außer Homeros, wußte ein homeriſcher Rhapſode nichts zu ſagen 30). Bey der auf Beobachtung der damaligen Menſchheit gegründeten Betrachtung, in wie kleine Theile die menſchliche Natur abgeſondert und zerſplittert ſey, ſo daß auch verwandt ſcheinende Darſtellungskünſte nicht von denſelben Menſchen gut geübt werden konnten, wird es als allgemein bekannt vorausgeſetzt; daß man nicht zugleich ein Rhapſode und ein Schauſpieler ſeyn könne 31).

Doch urtheilten die Rhapſoden, welche ſich an dem Buchſtaben hielten, und die allegoriſche Umdeutung verwarfen 32), leicht geſunder über die homeriſche Poeſie, als die Philoſophen. Denn bey dieſen erzeugte jene Zertheilung der menſchlichen Natur, welche ſich hier nicht minder ſtark, wie in der Kunſt äußerte, zuſammengenommen mit dem helleniſchen Hange, vermöge deſſen alle ſich alles zu verähnlichen, und ein jeder ſeine Kunſt durch einen Urſprung aus dem entfernteſten Alterthum zu heiligen ſuchte, die ſeltſamſten Ungeheuer der Auslegung. „Den Homeros, ſagt Seneca 33), machen einige zu einem Stoiſchen Philoſophen, welcher die Tugend allein achte, die Wolluſt flie-

---

28) Plat. Ion. t. IV. p. 179. 183. 185. 29) Xen. Mem. IV. 2. 10. Symp. III. 6. 30) Plat. loc. Symp. cit. 185. 31) Plat. Rep. t. VI. p. 278. 279. 32) Xen. Symp. III. 6. 33) Epist. 88.

be, und von der Pflicht auch um der Unſterblichkeit willen nicht abweichen würde; bald zu einem Epikuräer, der den Frieden und ein ruhiges Leben bey Schmaus und Geſang preiſe; bald zu einem Peripatetiker, der drey Arten von Gütern einführe, bald zu einem Akademiker, der behaupte, daß alles ungewiß ſey." — Man hielt ihn für den Stifter der ſkeptiſchen Schule, weil er von denſelben Gegenſtänden zu verſchiedenen Zeiten bald dies bald das meyne[34]; und ſchon bey Platon wird Homeros, weil er den Okeanos den Vater der Götter nennt, als Gewährsmann für den ſkeptiſchen Satz des Herakleitos angeführt, daß alles Daſeyn in einem ſteten Fluſſe ſey, daß es gar nichts eigentlich Feſtes und Beharrliches, und alſo auch keine allgemeine und dauernde Erkenntniß gebe.

Auf eine ähnliche Weiſe hält Iſokrates den Homeros für einen panegyriſchen Redner, und glaubt, ſeine Poeſie habe darum ſo großen Ruhm erlangt, weil er die helleniſchen Siege über die Barbaren ſo ſchön geprieſen habe[35]. Diejenigen, welche von der Redekunſt ſchrieben, wählten, wie ſchon Ariſtoteles häufig thut, die meiſten Belege zu ihren Vorſchriften über die Gleichniſſe, Vergrößerungen, Beyſpiele, Abſchweifungen, Bezeichnungen der Gegenſtände, und verſchiedene Arten zu beweiſen und zu widerlegen, von dieſem Dichter[36], und rhetoriſirten auf dieſe Weiſe ſeine Naturgeſänge. Dieſe rhetoriſche Anſicht nahm bey den Spätern ſo ſehr überhand, daß ſie das eigentlich poetiſche Kunſturtheil faſt ganz verdrängte; und ſelbſt für den

---

[34] Diog. Laert. libr. IX. Wenn das den Skeptiker machte, ſo dürfte es wenig Dogmatiker geben! [35] Panegyr. p. 206. ed. Battie. [36] Quinct. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

Dionyſios iſt der epiſche Polykleitos eigentlich nur das vortrefflichſte Urbild der gemiſchten Schreibart, welche die Würde der groſſen mit der Anmuth der zierlichen Schreibart vereinigt [37].

Mit dem vollſten Recht betrachteten die Hellenen das homeriſche Epos als den Urquell und die Grundlage der Alterthumskunde und Geſchichte. Geſchichtliche Überlieferung und Sage war und iſt offenbar der Keim und Grundſtoff deſſelben, und ſehr auffallend iſt die Genauigkeit, Umſtändlichkeit und Richtigkeit der hiſtoriſchen und geographiſchen Angaben des Homeros, vorzüglich im Vergleich mit den größten Meiſtern in andern Dichtarten. Homeros, ſagt Platon [38], iſt glaubwürdiger als alle Tragiker. Bey allen Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum iſt die homeriſche Poeſie für den prüfenden Thukydides ſteter Leitfaden, und die glaubwürdigſte Urkunde. Strabon hält in der älteſten Geſchichte das Zeugniß des Homeros und Heſiodos für gültiger, als das des Hellanikos und Herodotos.

Es war natürlich, daß man, ſobald der Sinn für den hiſtoriſchen Werth der homeriſchen Poeſie erwachte, auch außer der epiſchen eine hiſtoriſche Ordnung in ihr ſuchte, und wo man ſie zu finden glaubte, hoch achtete. Die Sorge des Solon, der die noch ganz rohe Tragödie gering ſchätzte, und der tragiſchen Umdeutung alſo nicht verdächtig ſeyn kann, für die Folge der homeriſchen Rhapſodien, läßt auf eine ſolche hiſtoriſche Anſicht bey allen Sammlern derſelben ſchließen. Daß dieſe Vermuthung dem Geiſte des Alterthums nicht widerſpreche, kann eine Stelle bey Proklos beweiſen, wo geſagt wird; daß der epiſche Kreis eine Sammlung epiſcher Geſänge von verſchiedenen Verfaſſern, welche die Geſchichte der Götter und Helden von der Vermählung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos umfaßten, nicht ſowohl ſeiner Vortrefflichkeit wegen erhalten und allgemein geachtet ſey, als wegen der Folge der darin erzählten Begebenheiten [39].

---

[37] Dionys. de adm. dic. vi in Dem. XLI. p. 1082. 1083. t. VI. ed. Reisk. [38] Minos. t. VI. p. 155.

Die epiſchen Geſänge waren endlich die Vorrathskammer der attiſchen Tragiker. Das homeriſche Epos mußte nicht nur, als ein vollendetes Werk einer Hauptgattung der Poeſie, ihrem Kunſtſinn vielfache Nahrung und Bildung geben; es war ihnen auch ein Vorbild, welches ſie zwar noch weit mehr umgeſtalten mußten, als alles was ſie von der lyriſchen Kunſt entlehnten, aus dem ſie aber doch durch ſelbſtthätige Nachahmung ſehr viel lernen konnten; für das Ganze mehr als von den Urbildern der lyriſchen Poeſie, weil das epiſche Gedicht doch auch Begebenheiten und Handlungen, eine große Menge äußerer Gegenſtände darſtellt, und, in jener urſprünglichen Geſtalt vorzüglich, dialogiſcher und mimiſcher iſt, als das lyriſche, wie auch Platon bemerkt [40]. Schon der herrliche Aeſchylos nannte ſeine Tragödien Brocken von dem großen Gaſtmahl des Homeros [41]; und ein gewiſſer Jonikos behauptete, Sophokles allein ſey ein Schüler des Homeros [42]. Jnsbeſondere die leidenſchaftliche Stärke und heroiſche Große der Jlias ähnelt der ſchrecklichen und rührenden Kraft, und der Würde der attiſchen Tragödie, und iſt gleichſam eine jugendliche Verkündigung derſelben. Wie daher diejenigen, welche in der Kunſt nur die Natur ſuchen, die Odyſſee mehr lieben, weil ſie, nach dem Ausdruck des Alkidamas [43], ein ſchöner Spiegel des menſchlichen Lebens iſt; ſo achteten die Alten, im Ganzen genommen, die Jlias hoher, weil ſie tragiſcher und heroiſcher iſt. Schon Apemantos, der Vater des Sophiſten Hippias, behauptete, die Jlias ſey ſo viel ſchöner wie die Odyſſee, als Achilles beſſer, wie Odyſſeus; denn jedes der beyden Gedichte ſey auf einen dieſer Helden gemacht [44]. Der Sophiſt Longinos [45]) erklärte „die Odyſſee für eine ſpätere Nachſchrift der Jlias. Aus dieſem Grunde ſey die ganze Maſſe der auf dem Gipfel der Geiſteskraft geſchriebenen Jlias handelnd und rüſtig; die der Odyſſee meiſtens erzählend, welches eine Eigenthümlichkeit des Alters ſey. Daher könne man den Homeros in der Odyſſee mit dem Untergange der Sonne vergleichen, wo nur die Größe noch bleibe, ohne die Kraft." Denn hier bewahre er nicht mehr die gleiche Spannung mit jenen Jliſchen Geſängen, noch die ebenmäßige nie ſinkende Hoheit, noch den gleichmäßigen Erguß in einander eingreifender Leidenſchaften, noch das Raſche und alle Treffende, mit lebendigen Bildern dicht angefüllt. Es iſt Alter, aber doch das Alter des Homeros. Die aus dem alltäglichen Leben entlehnte Darſtellung der Begebenheiten im Hauſe des Odyſſeus iſt gleichſam eine Komödie, reich an Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeit, worin ſich die Entkräftung der Leidenſchaft bey großen Schriftſtellern und Dichtern aufzulöſen pflegt.

---

[39] Pag. 341. Eclect. Phot. et Procli Chrest. gram. ad calc. Apollonii de Syntaxi Sylb. 1590. ed. 4°. f. [40] Rep. libr. III. tom. VI. p. 273 — 285. [41] Athen. VIII. p. 357. f.

---

[42] Vit. Sophocl. [43] Arist. Rhet. III. 3. t. IV. p. 323. ed. Bip. [44] Plat. Hipp. min. III. 198. [45] p. 55 — 60 ed. Mor.

Bey der helleniſchen Denkart mußte die Nachbildung des homeriſchen Epos in der attiſchen Tragödie eine Umdeutung deſſelben veranlaſſen, welche den wichtigſten Einfluß auf den Begriff der Alten von der epiſchen Dichtart, und auf ihr Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie gehabt hat. Schon Platon nennt den Homeros einen Tragödiendichter [46], den Führer der Tragödie [47], den Erſten aller Tragiker [48], und das Haupt der tragiſchen Poeſie [49]. Das Weſen der tragiſchen Kunſt aber beſtand nach ihm nicht in Reden und Geſprächen, in ſchrecklichen und rührenden Stellen, ſondern in der den Gliedern unter einander und dem Ganzen angemeßnen Zuſammenſetzung dieſer Beſtandtheile [50], und in der Darſtellung der ſchönſten und vortrefflichſten Menſchheit [51]. Selbſt Ariſtoteles, der Vater der helleniſchen Kritik [52], und unter allen alten Schriftſtellern derjenige, welcher, ohngeachtet es ihm an Sinn für die älteſten Naturgeſänge fehlt, doch im Ganzen genommen die Geſchichte der helleniſchen Poeſie noch am meiſten unſern Forderungen gemäß behandelt haben würde, ließ ſich durch den allgemeinen Hang ſeines Zeit-

---

46) Rep. X. 1. VII. p. 304. 47) ibid. p. 290. 48) ibid. p. 307. 49) Theat. II. p. 70. 50) Phaedr. X. 367. 51) Leg. VIII. 380. 52) Dio Chrys. Or. LIII

alters, die homeriſche Poeſie zur Tragödie umzudeuten, gänzlich irre leiten. Die Behauptung, das epiſche Gedicht unterſcheide ſich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum [53], hat ihn in die tiefſten und offenbarſten Widerſprüche verwickelt; denn Thatſachen konnte der redliche Forſcher, der treu und ſcharf beobachtete, und die Wahrheit mehr liebte als ſeine Meynung, ſich nicht wegläugnen. Aber wie jeder dem vergötterten Homeros die Vortrefflichkeit, welche ihm die wertheſte und liebſte war, anzudichten pflegte, ſo verſuchte auch der Kunſtrichter, ſeine einfachere Dichtart zu derjenigen umzudeuten, deren höhere Vollkommenheit er wohl einſah [54]. Mit Unrecht verlangt er vom epiſchen Gedicht die Darſtellung einer einzigen vollſtändigen Handlung [55], und glaubt oder wünſcht [56] vielmehr dieſe im Homeros zu finden; denn er ſagt nur, „daß die Ilias und Odyſſee am meiſten Darſtellung einer einzigen Handlung ſeyen." Und doch ſieht er ein, daß im epiſchen Gedicht die tragiſche Einheit unmöglich [57], und die epiſche Zuſammenfügung in der Tragödie äußerſt fehlerhaft ſey [58]. Er iſt dadurch auf Jahrtauſende der Quell aller grundverkehrenden Misverſtändniſſe geworden, welche aus der Verwechſelung der epiſchen und tragiſchen Dichtart entſtehen. Dieſe Verwechſelung war im Alterthum ſelbſt nicht etwa bloß abweichende Meynung der Philoſophen, wie einige andre Paradoxien der ariſtoteliſchen Kunſtlehre; ſondern auch unter den Kritikern und Philologen verbreitet; in den Scholien 59) wird das homeriſche Epos geradezu Tragödie genannt.

---

[53] Poet. cap. 24. [54] ibid. cap. 26. [55] cap. 23. [56] cap. 26. [57] ibid. [58] cap. 18.

Aber bey allen dieſen, in der gehörigen Entfernung ſo leicht auffallenden Unrichtigkeiten in der Anſicht der Alten von der homeriſchen Poeſie, fehlte es doch bey den Hellenen, wo alle wahren und irrigen Anſichten jedes Gegenſtandes, die nur in der menſchlichen Natur liegen, mit gleicher Kraft und Fülle aus dem uppigen Boden hervorzukeimen pflegten, nicht an Kunſturtheilen über dieſelbe, an denen wir ewig zu lernen haben werden.

Sokrates, welcher ſelbſt an gleichmäßiger Vollendung auf der höchſten Stufe der Bildung dem Sophokles, an Menge, Verſchiedenheit und Freyheit der vortrefflichſten Schüler aber dem Homeros gleicht, ſagt beym Xenophon, welcher unfähig war, ein ſolches Urtheil unterzuſchieben: „In der epiſchen Poeſie bewundre ich den Homeros am meiſten, im Dithyrambos den Melanippides, in der Tragödie den Sophokles, in der Bildhauerkunſt den Polykleitos, in der Mahlerey den Zeuxis 60).“

Auch das Urtheil des Demokritos 61). Homeros habe, begünſtigt mit einer gottbegeiſterten Natur, mannichfache erzählende Geſänge kunſtmäßig zu einer reizenden Ordnung gebildet; gehört zu den vorzüglichſten. Denn ſein Ausdruck läßt ſich nur auf eine poetiſche, nicht auf eine hiſtoriſche Einheit beziehen; und die attiſche Tragödie war dem Demokritos wohl zu fremd, als daß er die Verknüpfung derſelben mit der epiſchen Harmonie verwechſeln,

---

59) Ilias ed. Villois. cum Schol. p. 28. ad z. 332. 60) Xen. Mem. I. 4. 3. 61) Dio Chrys. Orat. LIII.

und in der homeriſchen Poeſie zu finden glauben konnte. Doch iſt er durch ſeine Lehre von der Begeiſterung wenigſtens die Veranlaſſung geworden, daß man die Leidenſchaftlichkeit der lyriſchen Hervorbringung, und die aus den innerſten und geheimſten Tiefen des Geiſtes quellende Schöpfung des bis zur völligen Selbſtſtändigkeit gebildeten, nach dem Unendlichen ſtrebenden, und das Unendliche des Schickſals und der Geſinnung darſtellenden tragiſchen Künſtlers, auf die epiſche Dichtung jener noch kindlichen Stufe der Poeſie übertrug, welche doch jener, auch nach Platons Geſtändniß 62), ganz beſonnenen Wirkſamkeit des Bildners noch ungleich näher und ähnlicher iſt, als die dramatiſche, welche zwiſchen der plaſtiſchen Ruhe und dem Enthuſiasmus des Muſikers die Mitte hält. Nur von der dramatiſchen Poeſie, wo man die höchſte Anſchaulichkeit der Nachbildung mit begleitendem Ausdruck der Geſtalt und Gebehrde fordert, gilt eigentlich die Bemerkung des Ariſtoteles 63) ohne Einſchränkung: „Daß die poetiſche Kunſt einen Menſchen von glücklichen Naturanlagen, oder einen, nicht durch göttliche Eingebung, ſondern durch die natürliche Miſchung 64) der Elemente ſeines Weſens, zur Raſerey geneigten erheiſche; denn jene ſeyen bildſam, dieſe könnten leicht aus ſich ſelbſt verſetzt werden." Selbſt in der lyriſchen Poeſie war ein Tynnichos, der nie ein andres Gedicht gemacht hatte, das der Erwähnung würdig geweſen wäre, als „jenen Päan, den alle ſingen, beynah das ſchönſte aller Lieder; kunſtlos, wie er ſelbſt ſagt,

---

62) Ion. IV. 184. 185. 63) Poet. cap. 17. 64) Problem. Sect. XXX.

ein Fund der Muſen;" doch nur eine ſeltne Ausnahme, wie Marakos[65] der Syrakuſier, der am beſten dichtete, wenn er von Sinnen war; und dieſer Beweis des Platoniſchen Sokrates[66] für die Behauptung, die Poeſie ſey keine Kunſt, ſondern eine Gabe der Götter, iſt nicht der ſtärkſte. So allgemein auch bey den Alten der Begriff von der göttlichen Eingebung der Poeten war, an welche in der That die Dichter, in ſo fern ſie das ſind, auch noch heutiges Tages zu glauben ſcheinen; ſo verſchieden waren doch die Nebenzüge dieſes Begriffs bey verſchiedenen Menſchengattungen und in verſchiedenen Zeitaltern, wie ſein Gegenſtand ſelbſt, die dichteriſche Begeiſtrung, in jeder Gattung und Bildungsſtufe der Kunſt, andre Nebenbeſtimmungen erhält. Es iſt nothwendig, daß man jedem das ſeinige laſſe, oder wo Verwechslungen zu berichtigen ſind, wiedergebe. In dem Geiſte Platons zum Beyſpiel, deſſen Vorliebe für die dithyrambiſche Dichtart noch mehr aus dem Geiſt und der Farbe aller ſeiner Werke hervorleuchtet, und aus dem Zuſammenhange ſeiner politiſchen Grundſätze folgt, als ſie ſich in einzelnen Äußerungen[67] verräth, der ſelbſt mit der myſtiſchen Poeſie ſehr bekannt war, erhielt die geſammte Poeſie überhaupt in vollem Ernſt einen gewiſſen dithyrambiſchen und ſelbſt myſtiſchen Anſtrich: wiewohl er den bey den größten und gelehrteſten[68] Denkern herrſchenden Begriff von eigentlicher Beſeſſenheit der Poeten, den die Myſtagogen zuerſt ausgebildet und verbreitet haben mögen, auch benutzte, um die

---

[65] ibid. [66] Ion. IV. 188. [67] Rep. VI. 277. [68] ibid.

Poeſie unter die beſonnene Kunſt herabzuſetzen, vorzüglich im Jon und in der Apologie des Sokrates; wie Cicero in der Rede für den Archias, um ſie über dieſelbe zu erheben [69]. Dieſe Vorſtellung von einer dichteriſchen Schöpfung durch göttlichen Anhauch, im Gegenſatz einer mit Kenntniß und Überlegung nach Vorſchriften und Urbildern geübten Kunſt, darf man ſchon darum nicht im Homeros ſuchen, weil ſie vorausſetzt, daß auch der Begriff der ihr entgegengeſetzten Kunſt ſchon entwickelt ſey. Es iſt gar nicht einmahl etwas Auszeichnendes, wenn Homeros, der jede Kraft und Geſchicklichkeit für eine Gabe der Götter hält, ſagt: die Muſe, oder Apollo habe einen Sänger gelehrt, oder ihm den Geſang gegeben. Selbſt Autolykos, der vor allen Menſchen mit Dieberey und Meineid geſchmückt war, verdankt dieſe Künſte dem Hermes [70]. Da die homeriſchen Menſchen den Göttern auch ihre Frevel Schuld geben [71], ſo liegt ſelbſt in dem Wort des Telemachos: man dürfe den Sänger nicht hindern, ſeine Zuhörer ſo zu ergötzen, wie ihm der Geiſt ſtrebe, „nicht die Sänger ſeyen ſchuldig, ſondern Zeus, der es den erfindſamen Menſchen giebt, jedem wie er will"; nichts Beſondres, als etwa ein gewiſſer Sinn für die Freyheit des Dichters, welcher ſich auch in den freundlichen Reden offenbart, mit denen Odyſſeus den Demodokos bittet, ſein Lied auf einen andern Gegenſtand übergehn zu laſſen.

---

[69] cap. 8. [70] Odyss. XIX. 395. 396. [71] ibid. I. 32. seq. XVIII. 129. seq.

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Ariſtoteliſchen Grundſätze über die epiſche Dichtart.

Die weſentlichſte Eigenſchaft einer Dichtart iſt ihre eigenthümliche Einheit, und das eigentliche Merkmahl der Vollendung iſt innre Übereinſtimmung. Ariſtoteles erkennt gegen ſeine eigne Lehre von der Ähnlichkeit und Einerleyheit des Epos und der Tragödie, die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen und tragiſchen Einheit [72]), und die epiſodiſche Gränzenloſigkeit und Unbeſtimmtheit des epiſchen Gedichts [73]); welche ſich in den helleniſchen Beyſpielen von der älteſten urſprünglichen Geſtalt auch auf den kleinſten nur noch gegliederten Theil deſſelben erſtreckt, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der epiſchen Bilder und Gleichniſſe begründet. Sehr richtig unterſcheidet er die ächt epiſche Harmonie der homeriſchen Poeſie von jenen ſeynſollenden epiſchen Gedichten, deren hiſtoriſche, mythiſche, biographiſche oder chronologiſche Einheit eben ſo wenig poetiſch geweſen ſeyn wird, als die genealogiſche Einheit der heſiodiſchen Theogonie. Homeros, ſagt er, deſſen Ilias und Odyſſee ſo vortreflich als möglich zuſammengeſetzt wären, und am meiſten Einheit hätten 74), ſcheine auch darin göttlich gegen den großen Haufen der andern epiſchen Dichter, welche, wie die Verfaſſer der Herakleide, Theſeide und ähnlicher Gedichte 75), alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfaſſen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zuſammendrängen, und dadurch verworren werden, wie das kypriſche Gedicht und die kleine Ilias 76); daß er nicht den ganzen trojaniſchen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odyſſeus erzähle, ſondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Maſſe heraushebe, abſondre, und durch Epiſoden erweitre. Der große Unterſchied liegt darin, daß der gewöhnliche cykliſche Dichter nur eine hiſtoriſche Ordnung befolgt; der lebendige Sagendichter aber nimmt ſeinen Anfang aus der Mitte des Ganzen heraus, und bleibt auch immer in dieſer Mitte und Fülle der unendlichen Sage, ſo daß dieſe in dem einzelnen Gedicht zugleich mit hindurchſtrömt, weil alles Einzelne nur im Ganzen und aus dem Ganzen jenes Oceans der ewigen Sage hervortritt, und davon wie getragen wird, in unſichtbarer aber deutlich fühlbarer Umgebung. Zwiſchen allen Begebenheiten des Odyſſeus ſagt Ariſtoteles, ſey kein nothwendiger und natürlicher Zuſammenhang; und der ganze trojaniſche Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der Dichart 77) folgen wolle, für die Faſſungskraft der Hörenden zu groß und unüberſehlich, oder durch gewaltſame Zuſammendrängung verworren werden. Denn die Faſſungskraft der Zuhörer allein iſt es, nach dem Ari-

---

[72]) Poet cap. 9. 18, 26. [73]) cap. 24.

---

74) Poet. cap. 26. 75) cap. 8. 76) cap. 23. 77) cap. 26.

ſtoteles, welche den ſonſt unbegränzten Umfang des epiſchen Gedichts nicht genau, aber doch ungefähr 78) beſtimmt; und er bemerkt es 79) an demſelben als eine ſehr ſonderbare Eigenſchaft, daß ſein Umfang, über jeden gegebnen, immer mehr ins Unbeſtimmte und Unendliche erweitert werden könne. Auch Horatius preiſet die Harmonie des Homeros, der den Stoff ſo zu wählen und zuſammenzuſetzen wiſſe, daß alles ſich zu einem ſchön geordneten Ganzen abrunde, vereine und geſelle, im Gegenſatz andrer Epiker mit Nachdruk, als eine der wichtigſten Kunſtlehren für den jungen Dichter:

Auch nicht alſo beginne, wie einſt ein cykliſcher Dichter:
Priamus trübes Geſchick und den rühmlichen Krieg will ich ſingen.
Was kann dieſer uns geben, das ſolch' einem Prahlen entſpreche?
Sieh', es gebähret der Berg, und es kommt ein winziges Mäuschen.
Wie viel trefflicher jener, der nichts Unſchickliches übet:
Singe mir Muſe den Mann, der nach der Zeit der Erobrung
Troja's, die Sitten und Städte von vielen Menſchen erkannte.
Nicht vom Tod Meleagers zur Heimkehr des Diomedes
Spinnet er fort, noch vom Zwillingseye zum troiſchen Kriege.
Stets an den Ausgang eilt er, und in die Mitte der Dinge,
Als wenn ein jeder ſie kennt', entrafft er den Hörenden, und was
Ihm durch Behandlung ſcheint nicht glänzen zu können, verläßt er.
Und ſo täuſchet er uns, ſo miſcht er Wahres zum Falſchen,
Daß ſich zum Erſten die Mitt', und zur Mitte das Äußerſte füge 80).

---

78) cap. 24. 79) ibid. 80) de Arte poet. 136. seq. Ueberſetzt von F. A. Eſchen.

Ariſtoteles macht noch überdem die ſehr feine und treffende Bemerkung [81]), daß die Ilias und die Odyſſee viele kleine Theile enthalten, welche für ſich hinlänglichen Umfang haben, und für ſich beſtehende Ganze ſind. Dieß auffallende Beyſpiel kann uns lehren, wie richtig helleniſche Kunſtlehrer und Kunſtrichter empfanden, wie ſcharf ſie beobachteten, wie glücklich ſie mit dem urtheilenden Gefühl das Rechte ſelbſt da noch zu ahnden wußten, wenn auch die Unrichtigkeit der von ihnen angenommenen Grundbegriffe ihren Verſtand auf Abwege führte. Daher ſind denn auch oft ihre Beweiſe für die gegründetſten Urtheile ganz grundlos und vernünftelnd, und ſelbſt der Ausdruck der richtigen Wahrnehmung bekommt durch die Unrichtigkeit der Begriffe etwas Schiefes. Der helleniſche Sprachgebrauch nennt das kleinſte Stück, wie das größte Ganze in dieſer Dichtart, ein Epos; und in der That hat auch jedes größere oder kleinere Glied deſſelben, welches ſich nur ohne Verſtümmelung und Auflöſung in ſchlechthin einfache, nicht mehr poetiſche und epiſche Beſtandtheile von dem zuſammengewachſenen Ganzen abtrennen läßt, eignes Leben und innre Einheit, ſo gut wie das Ganze ſelbſt. Wir können alſo jenes ariſtoteliſche Lob der homeriſchen Harmonie nicht bloß auf den Schein einer dramatiſchen Vollſtändigkeit in dem Ganzen der Ilias und Odyſſee, ſondern müſſen es auf die ächt epiſche Einheit der einzelnen Theile, Rhapſodien und Rhapſodiengruppen beziehen. Noch viel weniger dürfen wir es bloß auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang deuten, an dem es nach Inhaltsanzeigen,

---

81) Poet. cap. 26.

Benennungen und manchen Andeutungen kaum einem der vom Ariſtoteles der Disharmonie wegen getadelten epiſchen Gedichte gefehlt haben kann. Hätte Ariſtoteles nur dieß gemeynt, ſo würde er den Homeros nicht ſo ausſchließlich geprieſen, und auch den epiſchen Kreis erwähnt haben, deſſen hiſtoriſche Ordnung nach Proklos ſo allgemein geſchätzt wurde. So verſchieden war aber, nach dem Sinne der Alten, die epiſche und die hiſtoriſche Ordnung, daß den cykliſchen Dichtern eben darum Mangel der epiſchen Kunſt Schuld gegeben ward, weil ſie die Gegenſtände in ihrer einfachen Geſtalt und Ordnung vortrugen, und nicht durch Veränderung zu bereichern wußten [82]. In der homeriſchen Poeſie hingegen iſt die natürliche, hiſtoriſche und logiſche Ordnung, der künſtleriſchen eben überall ſo ſehr untergeordnet, wie in lyriſchen Gedichten, obgleich die Abweichungen hier abſichtlicher und beſtimmter ſind, gleichſam ausgeſprochen werden, und ſichtbarer ins Auge fallen, weil ſie ſich in einzelnen kühnen Sprüngen äußern, nicht in einer ſich über das Ganze gleichmäſſig verbreitenden Umgeſtaltung. Die Bemerkung bey Lukianos [83], daß Homeros oft mitten in der größten Hitze Geſpräche einſchiebe und durch Erzählungen den Schwung zertheile, läßt ſich ſehr weit ausdehnen: wiewohl ſie als Tadel ſophiſtiſch iſt, wenn anders die Kunſt von der Natur abweichen darf, und jede Kunſtart ihren eignen Bau und innre Geſetze hat. Vorzüglich die Odyſſee, ſagt man, ſey ſchön geordnet: und wer würde nicht jedem epiſchen Gedicht wünſchen, daß es ſo leicht dahingleiten, daß alle Geſtalten bey einer ſolchen Fülle ſich doch eben ſo gefällig und klar runden und aneinander reihen möchten? Was würde man aber von dem dramatiſchen, hiſtoriſchen oder rhetoriſchen Werke urtheilen, wo der Zuſammenhang ſo locker, und der Gang ſo epiſodiſch wäre, wie hier? Wie vieles enthält aber nicht die Odyſſee, was in ihr zu dem Schönſten gehört, das in einer Lebensgeſchichte des Helden, oder in einer Lobrede auf ihn durchaus keine Stelle finden dürfte, und als fremdartiger Auswuchs beleidigen würde! Den rhetoriſchen Ausdruck abgerechnet, iſt die Bemerkung des Euſtathios nach Ariſtoteles richtig [84]: „der Stoff in dieſem Buche ſey ſehr unfruchtbar und dürftig, und wenn der Dichter nicht Mittel der Erweiterung ausgefunden hätte, ſo würde es mit der Zubereitung des Kunſtwerks übel ausgeſehn haben.“ Die alten Kunſtrichter [85] hielten es für eine weſentliche Schönheit des Epos, wider die Natur [86] in der Mitte anzufangen; und das Erſte im Fortgange ſtückweiſe und zerſtreut zu erzählen, und das Erſte zuletzt, hieß homeriſch vortragen [87]. Sie hätten vielleicht hinzuſetzen ſollen, daß das epiſche Gedicht auch in der Mitte endige. Gewiß iſt es wenigſtens, daß beyde, die Ilias und Odyſſee, nur aufhören, nicht eigentlich ſchließen. In keinem ſind die Fäden der Erzählung gänzlich abgeſchnitten; ja es zeigt ſich nicht einmahl die Abſicht, ſie alle nach einem gemeinſchaftlichen Endpunkt hin zuſammen laufen zu laſſen. Vom Ende der Ilias an könnte die Erzählung, ohne im mindeſten einen neuen Anlauf zu nehmen, gleich weiter fortlaufen, und ſich an das zuletzt Vorhergegangene eben ſo unmittelbar anſchließen, wie dieſes an das Vorige, und ſo immer weiter. Es würde hier nicht einmahl ein ſtärkerer Abſchnitt ſichtbar ſeyn, als irgendwo ſonſt am Ende einer Rhapſodie oder Rhapſodiengruppe. Wenn man die ohnehin ziemlich unbeſtimmte Ankündigung bey Seite ſetzt, und allein auf den innern Bau und Gang des Gedichts ſieht, ſo laſſen ſich gar viele Punkte angeben, wo man eben ſo gut anfangen und aufhören könnte. In der Odyſſee wird ſogar die Erwartung nach den ſpätern Thaten und Begebenheiten des Helden in der Weiſſagung des Tireſias, welche ſo ſehr hervortritt, und die Aufmerkſamkeit vorzüglich an ſich zieht, ganz beſtimmt rege gemacht. Und der Anfang der Odyſſee iſt gleichſam ein Nachſatz; er ſteht nämlich in der ſichtbarſten und unmittelbarſten Beziehung[88] auf eine Geſchichte von der Rückkehr aller übrigen Hellenen, wo die Ermordung des Agamemnon etwa die letzte Stelle einnahm. Immer ſchließt ſich die epiſche Rhapſodie nur ſo forterzählend und weiter dichtend gleich an das Vorige an, ohne beſtimmt und ſchlechthin anzuheben, wie die Tragödie. Wie gänzlich verſchieden iſt nicht das Verhältniß des Agamemnon, der Choëphoren und Eumeniden des Aeſchylos, oder des Königs Oidipos, des Oidipos in Kolonos und der Antigone des Sophokles, in denen der Stoff doch auch durch hiſtoriſche Folge verknüpft iſt, von dem Zuſammenhange der homeriſchen Geſänge! Merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Epiker, bey denen ſich allerdings die Abſicht zeigt, ihr Werk eigentlich zu ſchließen, ſich der Erreichung dieſer Abſicht nicht anders nähern konnten, als durch Abweichungen von dem, was nach den urſprünglichen Beyſpielen und dem einmuthigen Kunſturtheil des ganzen Alterthums, Geiſt und Geſetz dieſer Dichtart iſt, und was ſie ſelbſt, im Ganzen genommen, durch die That dafür anerkennen. So endigt der Hymnus auf Hermes mit einer allgemeinen Überſicht der fernern Lebensweiſe des Gottes 89); und die Argonautika des Apollonios ſchließen gar mit einer ganz lyriſchen Wendung. Nichts anders, als eine lyriſche Wendung iſt auch die Anrufung der Gottheit und die eine allgemeine Überſicht enthaltende Ankündigung, mit der allein ein epiſches Gedicht eigentlich anheben kann. Je weniger ein epiſches Werk von der homeriſchen Geſtalt abweicht, je unlyriſcher, kürzer, allgemeiner und unbeſtimmter; je epiſcher pflegt dieſe Ankündigung und Anrufung zu ſeyn. Wenn die ſpätern Künſtler und Kunſtlehrer ſie für unentbehrlich hielten, ſo geſchah dieß wohl mehr aus Bedürfniß, doch auf irgend eine Weiſe anzufangen, als daß ſie ein weſentliches Stück des Kunſtwerks ſelbſt wäre. Wie manches alte Epos mag nicht auch ohne ſie angefangen haben, wie ſo manche homeriſche Rhapſodie, die heſiodiſchen Eoen, und Werke und Tage, ganz abgeriſſen und meiſtens mit einem Nachſatz? Wichtiger iſt es, daß man die für ſo

---

[82] Siehe die Stellen in Heynens Excurs. ad Virg. Aen. II. p. 268. seq. sec. ed.
[83] Encom. Demosth. tom. IX. p. 138

---

[84] Prooem. Odyss. Arist. Poet. cap. 17. [85] Hor. A. poet. v. 148. Schol. min. ad Il. α. princ. Eustath. ibid. p. 7. Schol. Venet. p. 5. ad v. 1. [86] Eust. ibid. Dio. Chrys XI. [87] Cic. ad Att. I. 16.

---

[88] Beſonders merkwürdig iſt das Ἔνθ' v. 11. und das νῦν v. 35. Odyss. I. Dem letzten entſprechen zwar die Verſe 29—31 nicht. Sie ſind aber wie 4—9 ohnehin verdächtig.

---

89) V. 571 – 580.

nothwendig gehaltne lyriſche Einleitung, zum Beyſpiel vor der Odyſſee, geradezu wirklich wegnehmen kann, ohne daß das Epos dadurch mehr, als einige ſchöne Verſe, einbüßen, und an ſeiner Weſenheit und Ganzheit im mindeſten leiden ſollte. Wo dieß aber auch nicht geſchehen kann, iſt doch mehr der grammatiſche Zuſammenhang mit dem Anfang der Erzählung ſelbſt, als die poetiſche Einheit das Hinderniß. Wenn Homeros vom Demodokos ſagt, er fing mit der Gottheit an, und trug den Geſang vor; ſo ſcheint er die vorausgehende Anrufung als bloße Vorbereitung von dem Epos ſelbſt zu unterſcheiden.

Allerdings werden in jedem, auch dem homeriſchen Epos, Erwartungen erregt und befriedigt, Knoten geſchürzt und gelöſt, Zwecke ausgeführt und Begebenheiten vollendet; es enthält Verwicklungen und Entwicklungen, ein ſich entſprechendes Steigen und Sinken, Hervortreten und Zurücktreten, Vereinigungen und Gegenſätze, der wechſelnden Geſtalten im reichen fließenden Gemählde. In jedem kleinern und größern Epos pflegen ſich ſogar alle Theile zu einer Hauptbegebenheit zu vereinigen, und ein Hauptheld aus den übrigen hervorzutreten, an den ſich alle übrigen anſchlieſſen. Warum iſt es alſo kein durchaus vollſtändiges, in ſich ſelbſt ſchlechthin vollendetes poetiſches Ganzes? Weil es nicht durchgängig in ſich ſelber beſchloſſen und vollkommen begränzt iſt; weil hier jene Herleitung aller Faden des Werks aus einem Anfangspunkte, die Hinleitung auf einen Endpunkt fehlt. Darum erſcheint jedes homeriſche Epos zugleich als Fortſetzung und als Anfang. Es tritt gleichſam mitten aus einer unüberſehlichen Menge andrer berührender epiſcher Sagen und Geſänge hervor; und der Dichter könnte immer ſagen, was Helena 90) von ihrer Erzählung vom Odyſſeus:

> Alles zwar nicht werd' ich verkündigen, oder auch nennen,
> Wie viel Kämpf' er geduldet, der unerſchrockne Odyſſeus;
> Nur wie er jenes vollbracht' und beſtand u. ſ. w.

Wie vieles könnte nicht, unbeſchadet der Hauptbegebenheit und dem Haupthelden, weggenommen und hinzugethan werden? Auf die Frage, warum Homeros die Ilias nicht wie die Odyſſeia, ebenfalls Achilleis überſchrieben, da doch Achilles meiſtentheils die erſte Stelle einnehme; antworten alte Kritiker 91): Er wolle nicht bloß dieſen Helden darſtellen, ſondern beynah alle, indem er ihm einige ſogar gleich ſtellt. Aber auch in der Odyſſee tritt Odyſſeus oft weit mehr in den Hintergrund, als der Held einer Biographie oder einer Tragödie durfte. Der Zuſammenhang iſt überall ſo loſe, daß die Gegenſtände, außer der phyſiſchen und logiſchen Verknüpfung, welche ihnen ſchon als Theilen der Natur und Gegenſtänden des Erkenntnißvermögens zukommt, durch bloße Anreihung vereinigt ſcheinen. Alles, was nur mit dem Schein der Möglichkeit neben einander ſtehn, und auf einander folgen kann, darf es; verſteht ſich, wenn es ſo geſchieht, wie das Gemüth es ohne alle Rückſicht auf irgend einen äußern Zweck wünſchen möchte, ſo daß die Einbildung durch die bloße Geſtalt und Weiſe des Beyſammenſeyns und der Aufeinanderfolge ergötzt, unmittelbar zugleich be-

---

90) Odyſs. [illegible] 240. seq. 91) Schol. Venet. p. 6. ad v. 21. Ili[illegible]. α.

friedigt und gereizt wird. Dann hat aber auch dieſe bloße Fortſtrömung vollgültiges Recht auf den Nahmen poetiſcher Harmonie, worauf ſelbſt die vollkommenſte logiſche, und bloß techniſche oder hiſtoriſche Einheit und Ganzheit an und für ſich noch keine Anſprüche giebt, da die gänzliche Verſchiedenheit derſelben von der poetiſchen Einheit und Ganzheit ſchon daraus erhellt, daß ſie ihr ſo oft nachgeſetzt, ja aufgeopfert werden.

Schon der eine Umſtand, daß beyde, die Tragödie und das Epos, eine große Menge äußerer Gegenſtände mit ihrer Darſtellung umfaſſen, muß ſo viele Ähnlichkeiten erzeugen, daß es eben der ſcheinbaren Gleichheit wegen doppelt nothwendig iſt, auf die weſentlichen Verſchiedenheiten aufmerkſam, und ſelbſt im Gebrauch der Ausdrücke behutſam zu ſeyn. So ſollte man zum Beyſpiel das Wort Handlung wenigſtens aus der Erklärung des Epos durchaus entfernen, und der allzuleichten und gefährlichen Mißdeutungen wegen überall zu vermeiden ſuchen. Zwar wird allerdings, wie man das Wort im unbeſtimmten Sprachgebrauch zu nehmen pflegt, im epiſchen Gedicht gehandelt; ja, es iſt oft wie eine ſtetige Reihe von Handlungen. Im ſtrengen und eigentlichen Sinne kann doch aber im Leben und in der darſtellenden Kunſt nur dasjenige Handlung genannt werden, was Wirkung einer freyen Willensäußerung wirklich iſt, oder als ſolche erſcheint. Nun lehrt aber ein einziger unbefangner Blick auf alle epiſchen Werke der Alten, welche von der homeriſchen Geſtalt nicht ganz abgewichen ſind: daß alles, was darin gethan und gelitten wird, weder als Handlung der Freyheit, noch als nothwendige Fügung des

Schickſals erſcheint, ſondern als zufällige Begebenheit; denn auch das Wunderbare iſt zufällig. Es leuchtet auch jedem, der die Eigenſchaften der übrigen Dichtarten unterſucht, und über ihren Zuſammenhang nachgedacht hat, von ſelbſt ein, wie vieles von dem, was in der helleniſchen Kunſtgeſchichte ausſchließliches Merkmahl der lyriſchen und dramatiſchen Poeſie iſt und dafür anerkannt wird, zugleich mit den in ihnen waltenden und einheimiſchen Begriffen von unbedingter Nothwendigkeit und unbedingter Freyheit in das epiſche Gedicht aufgenommen werden müßte. Vorausgeſetzt, daß die allgemeinen Eigenſchaften des helleniſchen Epos innern Zuſammenhang haben; ſo würde durch ſolche Beymiſchungen die Eigenthümlichkeit und Weſenheit der Dichtart gänzlich zerſtört werden. Es zeugt daher von großer Einſicht, daß die alexandriniſchen Epiker auch hierin dem homeriſchen Beyſpiel folgten und ſich auch einer ſolchen Darſtellung der Sitten enthielten, worin das Unbedingte erſcheint, ſey es nun im tragiſchen Verhängniß des Schickſals oder in einer frey entſcheidenden Großthat; denn eine ſolche widerſtreitet der Natur dieſer Gattung eben ſo ſehr, wie jene Vorſtellungen. Sie thaten das nicht unwillkührlich, wie Homeros, der ſich zu dieſer Höhe noch nicht erhoben hatte, noch bloß aus Nachahmung, wie die durchgängig eigne Geſtaltung und Farbe ihrer Nachbildungen verbürgt, ſondern aus Wahl; denn warum hätten ſie nicht, gleich den römiſchen Heroikern, alles das und noch mehr ganz fertig und vollendet von den lyriſchen und tragiſchen Urbildern entlehnen können, da die Miſchung der urſprünglichen Dichtarten dem Geiſt des Zeitalters ohnehin ſo angemeſſen war?

Eine freye Handlung fängt an mit einem Machtſpruche der Willkühr, der wenn er auf äußre Zufälligkeiten gerichtet iſt, Abſicht genannt wird, und ſie ſchließt mit der vollendeten Ausführung dieſer Abſicht; wo denn alles, als in dem erſten Entſchluß, in der beſtehenden Geſinnung oder in einem unabänderlichen Geſetz, feſt begründet und urſachlich daraus hergeleitet, mithin als nothwendig erſcheint. Eine Begebenheit hingegen, welche als eine zufällige und bloße Naturerſcheinung aufgefaßt wird, iſt das Glied einer endloſen Reihe, die Folge früherer, und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit ſteht einzeln; und auch diejenige, welche unter mehrern die hauptſächliche iſt, wird wieder nur zum Theil einer andern noch größern; wenn nämlich der epiſche Dichter der natürlichen Länge ſeiner Dichtart folgt, auf die auch Ariſtoteles ſo oft zurückkommt. Die kleinern epiſchen Maſſen konnten immerfort in größere zuſammenwachſen, ohne daß die Einheit des Helden dieſe Erweiterung beſchränken konnte. In der helleniſchen Tragödie iſt derjenige der Held des Gedichtes (oft können es auch mehrere ſeyn), welcher die Handlung thut, oder die Schickung duldet. Alles übrige muß mit dieſem Mittelpunkt in nothwendiger Beziehung zu ſtehn ſcheinen. Das helleniſche Epos liebt zwar auch, Einen Helden zu haben; es würde Dürftigkeit und Verworrenheit entſtehn, wenn nicht einer aus der Maſſe am meiſten hervorträte; doch iſt er allein ſo wenig der Zweck des Ganzen, daß es wiederum dürftig ſeyn würde, wenn er einzeln hervorragte, wenn ſich nicht viele ihm vielfach näherten, ihn begleiteten, umgäben, oder ihm entgegenſtünden, wenn die Geſtalten und Grupren nicht wechſelten. Eine ſo ganz verſchiedene Sache iſt der Held eines helleniſchen Epos und einer helleniſchen Tragödie!

Homeros ſelbſt könnte ſcheinen, die Eigenthümlichkeit des Epos, daß es nicht eigentlich ſchließt und endigt, angedeutet zu haben. Er redet 92) von dem Erſtaunen und Vergnügen, welches der Sänger erregt:

der, gelehrt von den Göttern,
Singet liebliche Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen;

und ſetzt hinzu:

Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Geſang tönt.

Wenigſtens wäre das für ein eben beendigtes Drama ein ſchlechter Lobſpruch. Bemerkenswerth iſt es, daß der gewöhnliche den Gott anrufende Schlußvers in den epiſchen Hymnen der Homeriden:

Deiner auch und auch andres Geſangs will ich ferner gedenken;

eine Hinweiſung auf eine künftige Erzählung und Fortſetzung enthält. Jene allumfaſſende Allgemeinheit des Epos aber, welche zwar aus der freyen Lebensart der Sänger, aus der kindlichen Bildung des Zeitalters, wo die verſchiedenen Beſtandtheile der menſchlichen Natur noch nicht beſtimmt abgeſondert waren, und endlich aus dem Geiſte des Volks ganz natürlich hervorging, doch aber ohne die freye und in Rückſicht des Umfangs unbegränzte Geſtalt der Dichtart nicht hätte ausgeführt und ausgebildet werden können, hat der Dichter dadurch, daß er ſie höhern

---

92) Odyss. XVII. 518. seq.

[illegible] beylegt, als etwas, das er über alles ehrt und wünſcht, dargeſtellt. „Denn wir wiſſen dir," ſingen die Sirenen 93) zum Odyſſeus,

Alles, was irgend geſchieht auf der vielernährenden Erde;

und zu den Muſen ſagt der Dichter, indem er ſie um Mittheilung ihrer Kunde anfleht:

Denn ihr ſeyd Göttinnen, und wart bey allem, und wißt es 94).

Iſt der Umfang der epiſchen Dichtart durchaus unbegränzt; ſo darf es einem Dichter oder einer Dichterſchule dieſer Gattung nur nicht an Raum und Zeit fehlen; und die ſtetige Erzählung wird nicht eher aufhören, als bis der Stoff erſchöpft, und eine ungefähr vollſtändige Anſicht der ganzen umgebenden Welt vollendet iſt; etwa wie ſie die homeriſche Poeſie gewährt. Bewunderer der ſpätern Zeit haben dieſe ſchöne Weltanſicht des Epikers als ſyſtematiſche Encyklopädie eines Polyhiſtors mißdeutet. Schon bey Xenophon 95) wird es als bekannt vorausgeſetzt, daß Homeros, der Weiſeſte, beynah von allen menſchlichen Dingen gedichtet habe, und daß man alles aus ihm lernen könne. Quinctilianus 96) führt ihn, in dem ſich vollkommne oder wenigſtens unzweydeutige Spuren jeglicher Kunſt fänden, nebſt Hippias, Gorgias und Ariſtoteles, unter den Beyſpielen von außerordentlichem Umfang der Kenntniſſe an. Es iſt merkwürdig, den Maximos 97) mit ſeinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darſtellung des

---

93) Odyss. XII. 191. 94) Iliad. II. 485. 95) Sympos. IV, 6 96) Inst. XII. 11. p. 389. t. II. ed. Bip. 97) Diss. XXXII p. 116. t. II. ed. Reiske.

Homeros enthalten ſoll: „Alle Bewegungen des Himmels, alle Veranderungen der Erde, der Götter Beſchlüſſe, der Menſchen Natur und Eigenſchaft, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Thiere Entſtehungen, die Überſchwemmungen des Meers, die Austretungen der Flüſſe, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegerleben, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterweſen, das Schifferleben, mannichfache Künſte, verſchiedne Sprachen, allerley Geſtalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zurnende, Schmauſende, Schiffende" Ein andrer Lobredner [98] des Dichters, nachdem er, der allgemeinen Gewohnheit [99] der Kunſtlehrer der Beredſamkeit gemäß, für alle Geſtalten und Wendungen des redneriſchen Putzes und auch für die verſchiedenen Gattungen der kräftigen, magern oder mittlern und bluhenden Schreibart Beyſpiele aus dem Homeros aufgeſtellt hat, bemüht ſich zu zeigen: Homeros enthalte alle Meynungen der berühmteſten Philoſophen; er kenne und verſtehe, außer der rhetoriſchen Kunſt, die Arithmetik, die Muſik, die Taktik, die Arzneykunde, die Politik und die Weiſſagungskunſt. Er habe die Epigrammen erfunden, und ſey der Lehrer der Mahlerey. Die Tragödie leitet er ſo ganz vom Homeros ab, daß er die attiſche nur die neuere nennt; und die luſtigen Epiſoden der homeriſchen Poeſie, welche in einer helleniſchen Tragödie allerdings unerträglich ſeyn würden, geben ihm Gelegenheit, auch die Komödie aus dem gemeinſamen Born aller Künſte und Wiſſenſchaften herzuleiten. Doch bemerkt 100) er die auszeichnend herrſchende Umſtändlichkeit und ausgebreitete Fülle der homeriſchen Erzählungen, und wie ſelten ſie mit geſpannter Kraft grade aufs Ziel zugehn.

---

[98] Vit. Hom. ad calc. ed. Ern.

[99] Quinct. Inst. X. 1. p. 807. t. II. ed. Bip.

Das Wunderbare iſt nach dem Ariſtoteles der Tragödie fremdartig 1); und das Vernunftwidrige, woraus das Wunderbare meiſtens entſtehe, behauptet er, ſey im epiſchen Gedicht weit mehr an ſeiner Stelle 2). Keine Eigenſchaft, kein Merkmal des Epos iſt ſo allgemein befolgt, beobachtet und anerkannt worden, wie dieſes. Selbſt diejenigen Epiker, welche in den weſentlichſten Stücken von der urſprünglichen Geſtalt am weiteſten abgewichen ſind, haben ſich mit Beyfall ſolche Freyheiten in Erdichtungen erlaubt, welche jeder Alte in der Tragödie unerträglich gefunden haben würde; denn der Grundſatz des Ariſtoteles 3), man ſolle nicht jeden Genuß von der Tragödie fordern, ſondern nur den ihr eigenthümlichen, galt bey den Hellenen von allen Dichtarten. Im Epos ſind die Wunder jeglicher Art gleichſam einheimiſch. Aus der Tragödie ſind ſie verbannt; nicht bloß, wie Ariſtoteles meynt 4), weil die Unwahrſcheinlichkeiten bey der Aufführung ſtärker auffallen, in der Erzählung hingegen ſich verſtecken laſſen; denn das Weſen dieſer beyden Dichtarten beſteht ja nicht bloß in der Beſchaffenheit des äußern Vortrages, ſondern in der Eigenthümlichkeit der innern Zuſammenſetzung. Auch wurden ja Tragödien zur Zeit des Ariſto-

---

100) p. 184. 1) Poet. cap. 14. 2) ibid. cap. 24. 3) cap. 14.
4) cap. 24.

teles ſchon ſehr häufig geleſen, und homeriſche Geſänge von Demetrios Phalereus an mimiſch vorgetragen. Wie vieles ward nicht überdem im alten Schauſpiel bloß angedeutet und bezeichnet, wobey vollkommne Täuſchung durchaus nicht geſucht, oder wohl gar abſichtlich vernachläßigt wurde? Auch iſt des Zufälligen, Unwahrſcheinlichen, Wunderbaren in der alten Tragödie genug; nur daß es ſeine eigentliche Natur ablegt, indem es der Freyheit und der Nothwendigkeit immer untergeordnet ſcheint. Man hat es ſchon oft bemerkt, daß die Herrſchaft des Zufalls die Weſenheit der alten Tragödie ſelbſt zerſtöre; darum ſind Wunder und Wunderbarkeiten im eigentlichen Sinne gegen die Natur derſelben, als ein gewaltſamer Eingriff des Zufalls in das Gebiet der Freyheit und der Nothwendigkeit. Im Epos, wo alles nur zufällig, weder nothwendig, noch gegenwärtig zu ſcheinen braucht, darf die Einbildung im Erfinden und Zuſammenſetzen des Ergebnen natürlich eben ſo loſe und frey verfahren, wie im Umfaſſen der Gegenſtände, und im Verknüpfen der Maſſen. Sie darf alles dichten, was nur immer ein reizendes Erſtaunen gewähren mag, und nur möglich ſcheinen kann. Eben darum, weil die epiſche Darſtellung auf den Schein der Wirklichkeit keinen Anſpruch macht, gilt ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft völlig gleich; die ſtetige Erzählung geht ohne Sprung von einem zum andern über, oder miſcht ſie alle. Da ſie einmahl alles zu umfaſſen ſtrebt; ſo ſind ſelbſt Blicke in die Zukunft und Darſtellungen der Unterwelt zwar keineswegs ein weſentlicher, aber doch ein ſehr natürlicher Theil epiſcher Gedichte. An ganz andre Geſetze iſt das lyriſche Gedicht der Hellenen gebunden, wo das Ganze wirklich ſcheinen muß, die Hoheit der einzelnen Empfindungen mag ſich auch noch ſo ſehr über das gewöhnliche Maaß des Wirklichen in das Gebiet des bloß Möglichen erheben; oder die alte Tragödie, wo alles Einzelne in lebendiger Gegenwart wirklich beſteht, im dem Kampf der Entwicklung aber alle Möglichkeiten der ſich hin und herwendenden Ereigniſſe und Beſchlüſſe erſchöpft werden, woraus denn endlich der Gang und die Verknüpfung des Ganzen als eine durchaus nothwendige hervorgeht. Das aber hat eine allgemeine Erfahrung beſtätigt: wenn das Epos auch die einzelnen Beſtandtheile ſeiner willkührlichen Zuſammenſetzungen nicht aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnt, aus eigner Anſchauung oder geglaubter Sage, ſondern ihren Stoff ganz willkührlich erdichtet, oder nur fremden Vorbildern ohne eignes Gefühl und Leben nachdichtet; ſo geht in beyden Fällen ſelbſt der lebendige Schein der Möglichkeit verloren. Im letzten wird die Dichtung matt, todt und trocken, wie im alexandriniſchen Epos; oder ſie wird ausſchweifend. Wenn das Weſen ſchöner Wunderbarkeit in der unbeſchränkteſten und freyeſten Geſtaltung und Zuſammenſetzung gegebner Beſtandtheile beſteht; ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß die größte Mannichfaltigkeit des Gegebnen, eine helleniſche Vielſeitigkeit der Entwicklung eine weſentliche Bedingung ihres Gedeihens iſt. Auch lehrt die Erfahrung, wie leicht das Wunderbare in den Sagen andrer, kräftiger, aber einſeitig gebildeter Völker, ſich vor der Zeit in Unnatur und in das Abentheuerliche und allzu Unwahrſcheinliche verliert, und ſo merkwürdig für die Geſchichte der Fanſage und Völkerſage, ſo dichteriſch groß und anziehend es auch in andern Rückſichten ſeyn mag, doch den Forderungen der epiſchen Kunſt nach ſtreng helleniſchen Begriffen und im Vergleich mit der vollkommnen homeriſchen Naturwahrheit kein Genüge zu leiſten vermochte.

Dieſe Verſchiedenheit des Epos von der Tragödie iſt um ſo wichtiger und entſcheidender, da ſie den Mythos betrifft, deſſen Erfindung und Geſtaltung nach Ariſtoteles 5) eigentlich den Dichter macht, und mehr nach einer allgemein herrſchenden, als nach einer eigenthümlich abweichenden Meynung des Platoniſchen Sokrates 6), das Weſen der Poeſie iſt. Auch iſt in der That der Mythos, im Sinne der Kunſtlehre, oder die Zuſammenſetzung der Begebenheiten 7), abſichtliche, dem Ziel der ſchönen Kunſt angemeßne Geſtaltung eines ſagenhaft geſchichtlichen Stoffs, ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Art der helleniſchen Poeſie, welche nicht bloß Äußerung des eigenthümlichen Zuſtandes eines Einzelnen iſt. Sehr oft wird der geſchichtliche und der künſtleriſche Begriff des Mythos bey den Alten verwechſelt; weil ihr Gegenſtand hier in der That nur einer und derſelbe war: alle Sagen wurden poetiſirt, und alle poetiſche Erdichtungen gingen aus der Sage hervor. Die allgemeine Ausdehnung jener Forderung hat bey dieſer Verwechslung ſelbſt auf die Zweifel Einfluß haben können, ob die Komödie zur Poeſie gehöre, oder nicht.

Um aller dieſer Eigenſchaften willen iſt das epiſche Gedicht nach Platons 8) treffender Bemerkung dem

---

5) Poet. cap. 9. 6) Phaed. p. 138. t. I. ed. Bip. 7) Poet. cap. 6. 8) t. VIII. p. 69. ed. Bip.

geſchwätzigen Alter am angemeſſenſten; und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Bildner des Alterthums den Vater des Epos immer als Greis darſtellten. Das lyriſche und tragiſche Gedicht erfordert einen Aufſchwung, eine Anſpannung, deren das Alter nicht mehr fähig iſt; die alte Komödie, einen Überfluß friſcher Lebenskraft, der ſich mit der Jugendſtärke verliert. Die ſanfte Anregung des helleniſchen Epos hingegen, deſſen ſtetiger Strom in jedem Punkte ſeines Laufs zugleich Anſpannung und Befriedigung enthält, iſt nicht anſtrengend und ermüdend, weil ſie keine durchgängig beſtimmte Richtung hat. Es kann aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildung ſeine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es wohlthätig belebt, verſchönernd anfriſcht, und gefällig rundet; denn der unerfahrne Knabe kann die ſchöne Weltanſicht ſchwerlich ganz verſtehn.

In einer Dichtart, wo alles Dargeſtellte nur möglich ſcheinen ſoll, wird ſich natürlich vieles finden, was durchaus ungeſchickt iſt, wirklich zu ſcheinen. Da nun jede Äußerung eigner Empfindungen oder eigenthümlicher Beziehungen des Dichters in ſeiner Perſon ihrer Natur nach gegenwärtig und wirklich ſcheinen muß; ſo begreift ſichs, warum in einem Epos, welches etwa wie die Argonautika des Apollonius, im Ganzen genommen, dem Geiſte der Dichtart treu bleibt, eine einzelne lyriſche Betrachtung[9] oder ein Hervortreten des Dichters[10] eine ſo unangenehme Störung verurſacht; da doch die Darſtellung eigner Eigenthümlichkeit der weſentliche Reiz der helleniſchen Lyrik iſt, und ein entſchiednes und keckes Hervortreten des Künſtlers aus ſeinem Kunſtwerke in einer ganzen Gattung des alten Drama ſogar allgemeines Geſetz war. Es entſteht dadurch ein Widerſtreit in der epiſchen Darſtellung; die kleinſte lyriſche Beymiſchung verſetzt die Hörer in die Gegenwart, und macht, daß ſie auch von allen übrigen Theilen des Gedichts den Schein der lebendigen Wirklichkeit erwarten, und fordern, was ſie nicht leiſten können. Da ſich nun jede auch noch ſo epiſch behandelte und ausgeführte perſönliche Äußerung des Dichters dem Lyriſchen nähert; ſo iſt es eine große Vortrefflichkeit des Epos, wenn das Werk auch nicht eine Spur von ſeinem Urheber enthält; wie es die Alten ſo häufig mit Erſtaunen und Lob von den homeriſchen Geſängen bemerken. „Homeros,“ ſagt Ariſtoteles [11]), verdient wegen vieler andrer Eigenſchaften geprieſen zu werden, und auch, weil er allein unter den Dichtern richtig erkannt habe, was er darſtellen ſolle. Der Dichter ſelbſt muß ſo wenig wie möglich reden; denn in ſo fern er das thut, iſt er nicht Nachahmer. Die andern zeigen ſich ſelbſt durch das ganze Werk, ahmen weniges und ſelten nach; er aber führt nach einer kurzen Vorrede gleich einen Mann oder eine Frau ein, oder etwas andres durch ſittliche Eigenthümlichkeit Reizendes.“ — Äußerſt merkwürdig und wahrhaft wunderbar iſt dieſe gänzliche Reinheit der homeriſchen Geſänge von perſönlichen und lyriſchen Zuſätzen; da, ſpätere Epiker wie Ariſteas [12]) und die letzten Werke der heſiodiſchen Periode nicht zu erwähnen, ſelbſt das älteſte Epos der homeridiſchen Schule, der Hymnus auf den deliſchen Apollon, und das älteſte Epos der heſiodiſchen Periode, die Werke und Tage, voll von Perſönlichkeiten des Urhebers ſind. Auch in der Geſtaltung und Farbe der Darſtellung zeigt ſich die auffallendſte Verſchiedenheit. Welcher Epiker des lyriſchen Zeitalters hätte ſich zum Beyſpiel wohl die Gelegenheit entgehen laſſen, der leidenden Penelope häufige Klaglieder in den Mund zu legen? Und wie enthaltſam iſt dagegen Homeros! Auch ſolche lyriſchen Zwiſchenſtellen, dergleichen wir am Apollonios bemerkten, finden ſich durchaus nicht im Homeros; ungeachtet es einem lebhaften Erzähler doch ſo natürlich iſt, ſeine eigne Empfindung im Erzählen zu äußern und laut werden zu laſſen.

---

[9] I. 616.
[10] I. 1280.

---

[11]) Poet. cap. 24. [12]) Paus. lib. V. cap. 7.

Noch mehr Grund über den wunderbaren Einklang dieſer bloß durch den poetiſchen Naturſinn unter den Hellenen hervorgebrachten und ausgebildeten Dichtart zu erſtaunen, findet man in der Betrachtung und Zergliederung der epiſchen Sprache. Wie ſelbſt die Dichter [13]) der Hellenen auf der höchſten Bildungsſtufe der Kunſt es für einen großen Tadel hielten, wenn die Poeſie ſich in dem Geiſte und der Beſchaffenheit der dargeſtellten Menſchheit nicht über die alltägliche Wirklichkeit erhob; ſo verlangten die Alten, daß ſich die Poeſie überhaupt auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache von der gemeinen Rede gänzlich unterſcheiden ſolle; ja die Ähnlichkeit im Ausdruck der Komödie mit dem gewöhnlichen Geſpräch ſchien hinlänglich,

---

13) Arist. Poet. cap. 25.

um zu zweifeln, ob dieſe Gattung auch zur Dichtkunſt gehöre[14]. Man hielt viele Wendungen des Ausdrucks in der Poeſie für ſchicklich, in der Proſa aber für unſchicklich[15]; und man tadelte eine poetiſche Sprache an Rednern[16], als ihrer Kunſtart nicht angemeſſen[17], wie einen dem poetiſchen Maß zu ähnlichen Rhythmus[18]. Ein ſo allgemeines Merkmahl der Poeſie mußte natürlich auch in jeder Hauptgattung unter beſondern Nebenbeſtimmungen Statt finden, welche dem Geiſte der Dichtart überall, und vorzüglich auch in der epiſchen Poeſie vortrefflich entſprechen. Wie gut ſtimmt der dem helleniſchen Epos von Homeros und Heſiodos an eigenthümliche, und von Ariſtoteles für ein weſentliches Merkmahl der heroiſchen Poeſie[19] gehaltne Gebrauch veralteter Ausdrücke, nebſt der Miſchung aller Mundarten der helleniſchen Sprache, zu der gränzenloſen Allgemeinheit und loſen Unbeſtimmtheit dieſer Darſtellungsart, wo das ehrwürdige Alterthum, die jugendliche friſche Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die fernſten Wunder und das nächſte und alltäglichſte Leben ſich freundlich zu einander geſellen, und in Eins verſchmelzen. Den Gebrauch der Archaismen hielten auch die alexandriniſchen Künſtler für eine ſo weſentliche Eigenſchaft der epiſchen Sprache, daß ſie durch Übertreibung fehlerhaft wurden. Aber auch in den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich einzelne Ausdrücke ſehr merklich von der Geſtaltung und Farbe der übrigen durch eine gewiſſe Alterthümlichkeit; ſeine Angabe verſchiedner Benennungen deſſelben Gegenſtandes in der Sprache der Götter und der Menſchen, wodurch der Dichter nach dem Sophiſten Dion [20]) gleichſam zu erkennen giebt, daß er nicht bloß alle helleniſchen, ſondern auch den göttlichen Dialekt verſtehe, laſſen ſich ſchwerlich anders erklären, als von Abweichungen der Dichterſprache und der Volksſprache, die ſich überall zeigen, wo der Geſang nicht allein unmittelbar aus dem alltäglichen Leben hervorgeht, und ſich wiederum auf dieſes beſchränkt, ſondern wo er aus alter Sage entſteht, und ſich durch dichteriſche Fortbildung mehrerer Jahrhunderte weiter entwickelt. Nichts ſtreitet aber ſo ſehr mit dem Geiſt der homeriſchen Darſtellung und Sprache, als die vornehme Pracht und Feſtlichkeit im Ausdruck der helleniſchen Lyriker, der dramatiſchen Künſtler, unter dieſen ſelbſt der alten Komiker, und der römiſchen Heroiker. Sie iſt ganz wider den Charakter des reinen Epos, weil ſie der Darſtellung eine einſeitige Stimmung und Richtung giebt, welche den Umfang beſchränkt, und bey ungemeſſner Länge nothwendig zuletzt Überdruß erregen muß; auch iſt die epiſche Sprache, ſelbſt der alexandriniſchen Künſtler, zwar gewählt, gefeilt, ja gelehrt, aber durchaus nicht vornehm. Der homeriſche Ausdruck unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Volksſprache nach der Bemerkung des Dionyſios 21) faſt nur durch die Stellung und Zuſammenſetzung der Worte, nicht durch die Auswahl. Wie ſich ſeine Darſtellung keinem auch noch ſo alltäglichen und geringen Gegenſtande ſtolz entzieht, der nur, mit Liebe ausgemahlt, ergötzen kann; ſo iſt auch ſein „Ausdruck 22), wo es der Stoff heiſcht, allein aus den gewöhnlichſten und gemeinſten Worten zuſammengeſetzt, deren ſich etwa ein Landmann, ein Schiffer, ein Handwerker, oder jeder andre, der gar keine Sorgfalt, gut zu reden, anwendet, aus dem Stegreife bedienen würde." Aber eben weil die gewöhnliche Volksſprache in der homeriſchen Periode die Grundlage der epiſchen war; ſo mußte aus der wandernden Lebensart der heroiſchen Sänger, jene dem erſten Anſcheine nach ſo befremdliche Miſchung der Mundarten entſtehn. Zwar entwickelten ſich die vier gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden feſt beſtimmten Mundarten erſt nach der Entſtehung des Republikanismus und der lyriſchen Kunſt der Hellenen; und konnten ſich nicht eher ſondern, als der bis dahin vermiſchte Stoff aller ſchon entwickelten Fertigkeiten und angeregten Kräfte ſich in verſchiedene Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit der verſchiednen Hauptſtämme in allen ihren Äußerungen, in Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen, in Spielen, Feſten und Künſten, in der Sage und auch in der Sprache durchgängig beſtimmt ward. Doch läßt ſich nicht vorausſetzen, zur homeriſchen Zeit ſey

---

[14] Hor. Sat. I. 4. 42. seq. Cic. Orat. 20. [15] Aristot. Rhet. III. 3. [16] Aristot. Rhet. III. 1. Demetr. 12. [17] Arist. Rhet. III. 2. [18] ibid. III. 8. [19] Poet. cap. 22. 24. γλῶττα bedeutet beym Ariſtoteles nicht bloß Archaismen, ſondern auch Ausdrücke aus fremden Mundarten. cfr. cap. 21. 22. init. Deſſelben Worts bedient ſich Dio, da er von der Miſchung des Aeoliſchen, Doriſchen und Joniſchen in der homeriſchen Sprache redet. Orat. IX.

---

[20]) Orat. XI.

---

21) Dionys. de comp. p. 12, seq. 80. seq. 1, V. ed. Reisk.
22) ibid. p. 15.

überall in Hellas gleich geſprochen worden, noch weniger, die reiche homeriſche Sprache ſey die abweichende Mundart eines kleinen Landſtrichs; man müßte denn etwa auch annehmen wollen, zu Askra ſey ſo geredet, wie Heſiodos in den Werken und Tagen ſingt. Man verſtand die Sänger damahls ſo gut wie nachher, wo man doch auch nirgends den Verſuch gemacht hat, die homeriſche Poeſie in eine der beſondren, gebildeten oder rohen Mundarten zu überſetzen. Die Allgemeinheit der Miſchung erzeugte allgemeine Verſtändlichkeit. Die einzelnen Abweichungen mußten ſelbſt den Wenigen, die zum erſtenmahle zuhörten, und an die Dichterſprache noch gar nicht gewöhnt waren, durch den Zuſammenhang des Ganzen meiſtens deutlich genug werden. Wenn Maximos[22] alſo nur nicht, was bloße Naturwirkung war, zur Abſicht umdeutete, und Folge und Grund verwechſelte; ſo würde er mit Recht ſagen: „Homeros wollte nicht, daß ſeine Poeſie eine joniſche, eine eigenthümlich doriſche oder attiſche ſeyn ſollte; ſondern eine gemeinſame für die ganze Hellas. Weil er ſich demnach allen zugleich mittheilen wollte, ſammelte er vermengend die helleniſche Sprache, miſchte ſie zur Geſtaltung des Geſanges, und bewirkte dadurch, daß ſeine Gedichte allen zugänglich und verſtändlich, und für jeden reizend wurden."

Die übrigen Eigenthümlichkeiten der epiſchen Sprache beſtehen mehr in der häufigern Anwendung und weitern Ausführung allgemein gebräuchlicher Wendungen beſonders ſinnlicher und kindlicher Menſchen, als in ausſchließlich eignen Beſtimmungen. Um dieſer Ähnlichkeit und um ihres naturgemäßen Charakters und Urſprungs willen erſcheint uns die Sprache des homeriſchen Epos ganz kunſtlos und wir verkennen darin das beſondere Gepräge einer eigenthümlichen dichteriſchen Vollkommenheit von beſtimmter Art. Doch haben ſchwerlich auch die gebildeten Menſchen der homeriſchen Zeit, welche nicht Sänger waren, mit der Kraft, Fülle und Anmuth geredet, wie Homeros; noch werden ſie, wenn ſie Geſchäfte beſprachen, oder ihren Leidenſchaften freyen Lauf ließen, die Gleichniſſe ſo bis auf die feinſten Nebenzüge vollendet haben. Die Weſentlichkeit jener Spracheigenthümlichkeiten des helleniſchen Epos erhellt nicht bloß aus der Übereinſtimmung ſo vieler helleniſchen Epiker aus den verſchiedenſten Zeitaltern; ſondern auch aus dem Zuſammenhange mit andern weſentlichen Eigenſchaften des Epos, aus der Unanwendbarkeit in andern Hauptgattungen der Poeſie, aus dem Beſtreben der epiſchen Künſtler anderer Völker, der römiſchen zum Beyſpiel, ſich den helleniſchen Urbildern auch hierin ſo weit zu nähern, als der ganz verſchiedne Geiſt ihrer Darſtellungsart und die Natur ihrer Sprache nur immer erlauben wollte. Denn allerdings hat die helleniſche Sprache durch den außerordentlich großen Reichthum an abweichenden Wortbildungen und verſchiedenen Redearten, durch eine Menge kleiner, zur Belebung und völligern Nebenausbildung ſehr angemeßner, in andre Sprachen oft unüberſetzbarer Worte, durch eine eigne der Anhäufung der Beywörter ſehr günſtige Wortſtellung für die epiſche Poeſie beynah einzige und nie wieder ganz erreichte Vorzüge. Bloß nebenausbildende Beywörter und Gleichniſſe ſcheinen in dem raſchen und beſtimmten Gange des lyriſchen und dramatiſchen Gedichts eine verzögernde und abſchweifende Störung, entſprechen aber der Fülle und Allgemeinheit des Epos ſehr gut. Das Epitheton iſt eine kleine Epiſode, und die Epiſode iſt ein großes Epitheton. Höhere, ja die höchſte Bildlichkeit 24) des Ausdrucks iſt ein weſentliches Bedürfniß der epiſchen Darſtellung, welche die wunderbarſten Geſtalten entfernter, loſer und gleichſam luftiger hinzaubert, wenn ſie Schein und Leben haben ſoll; da ſie die Leidenſchaften nicht ſo ergreift, wie die lyriſche, noch die Gegenſtände mit der unwiderſtehlichen Gewalt des Drama in lebendiger Gegenwart als wirklich und nothwendig hinſtellen kann.

---

[22] Diss. XXXII. p. 122. t. II. ed. Reisk.

Der Hexameter allein ſchien den Alten der unbeſtimmten Dauer des Epos angemeſſen; „dieß habe, ſagt Ariſtoteles 25), die Natur ſelbſt gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroiſche Maaß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenſte Gleichmäßigkeit und den ſtärkſten Schwung 26).“ Seine Bewegung iſt weder ſteigend noch ſinkend, weder überſpringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zü-

---

24) Arist. Poet. cap. 24.

25) ibid. 26) cap. 22. Das στασιμώτατον geht hier auf die Darſtellung ſelbſt, auf ihre unbeſtimmte Dauer und von aller elegiſchen und jambiſchen Unordnung und Unruhe freye Gleichmäßigkeit; und iſt dem κινητικῷ des trochaiſchen Tetrameter u. ſ. w. entgegengeſetzt. Pol. VIII. ult. hingegen, wo daſſelbe Wort von der doriſchen Muſik gebraucht wird, bezieht es ſich auf das Dargeſtellte, welches nicht das Veränderliche der Leidenſchaften, ſondern das Beharrliche der Sitten oder Geſinnungen ſey, was die Alten Ethos nennen.

gellos. Eben ſo unbeſtimmt, wie ſeine Richtung, iſt auch ſein Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Geſetz fordert nur ſinnliche Eintheilung und Ordnung der rhythmiſchen Maſſen, vollkommne Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einſchnitte. Er hat die Freyheit, von der raſcheſten Leichtigkeit bis zur langſamſten Schwere zwiſchen den verſchiedenſten Miſchungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechſeln. Er allein weiß ſich daher, wie die epiſche Dichtart ſelbſt, allen Gegenſtanden anzuſchmiegen; und ſeine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abſchnitte noch vermehrt 27). Vielleicht war es alſo nicht allein ſein ehrwürdiges Alterthum und die vermeynte Herleitung aller übrigen Maaße aus dieſem, ſondern der Anſchein des in ſich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenſte Maaß zu nennen, und ihm den erſten Rang einzuräumen 28). **Ariſtoteles** nennt 29) die epiſche Poeſie geradezu die erzählende und im Hexameter darſtellende, und bemerkt es 30) als eine unſtreitige Sache, daß es durchaus unſchicklich ſeyn würde, ein Epos in einem andern Rhythmus, oder in mehrern verſchiednen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung beſtimmt iſt, muß den angeſpannten Trieb früher oder ſpäter ermüden; und es würde eine wahre Pein ſeyn, in dem ſonſt ſo ſchönen alcäiſchen oder ſapphiſchen Maaße ein Gedicht von der gewöhnlichen

---

27) Hermann. de metris p. 270. seq. 28) J. B. Vit. Hom. p. 154. Victorin. libr. II. p. 251. ed. Putsch. 29) Poet. cap. 23. 30) cap. 24.

Länge epiſcher Rhapſodieen hören zu müſſen. Das elegiſche Maaß iſt zwar nächſt dem heroiſchen das unbeſtimmteſte, und ihm am ähnlichſten; es iſt noch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anſpannt, ſondern auflöſt. Der in der alexandriniſchen Schule nicht ungewöhnliche epiſche Gebrauch deſſelben ſetzt aber beym Künſtler, wie beym Liebhaber, Schlaffheit, nicht als vorübergehenden Zuſtand, ſondern als bleibende Eigenſchaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Muſik und Poeſie ſtatt finden. Beym Gebrauch verſchiedner Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden; aber wenn die Maaße nicht ganz willkührlich, bedeutungslos und ohne Rückſicht auf den Geiſt der Darſtellung gewählt und gebraucht würden, ſo würde das Gedicht gar kein Epos mehr ſeyn. Denn es iſt widerſprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen und Gliedern oder Maſſen durchgängig beſtimmt und in ſcharfer Charakteriſtik geſondert und entgegengeſetzt, im Ganzen aber durchaus unbeſtimmt ſeyn und ſich in gleichförmigem Strom und Wellenſchlage fortbewegen ſoll, wie es die Natur des epiſchen Geſanges mit ſich bringt.

Wenn die Kunſtlehrer, welche dem Ariſtoteles gefolgt ſind, kaum einen bedeutenden Irrthum über die Natur des epiſchen Gedichts haben erſinnen können, deſſen Keim nicht in ihm läge; ſo iſt er auch unter allen der einzige, welcher die Eigenſchaften und Merkmale des Epos, deren Weſentlichkeit alle helleniſche Künſtler dieſer Gattung, und ſelbſt die römiſchen, obgleich dieſe durch Weglaſſung nothwendiger und Beymiſchung widerſtreitender Beſtandtheile die Reinheit der Darſtellungsart zerſtörten, durch die That anerkannten, einigermaßen angedeutet hat, mit einer achtungswürdigen Treue der Beobachtung, und nicht ohne Scharfſinn. Seine irrigen und richtigen, durch ſo herrliche Zeugniſſe beſtätigten Meynungen über das Epos ſind ſchon darum äußerſt merkwürdig, weil ſie, ſo vernachläßigt auch die Schrift von der Dichtkunſt ſelbſt ſeyn mochte, in den wichtigſten Stücken, wie bekannt, allgemeine Denkart des geſammten Alterthums oder doch ganzer Zeitalter und Gattungen waren. Ariſtoteles weiß die Kunſt nur nach den Werkzeugen der Darſtellung 31), dem Verhältniß der dargeſtellten zur wirklichen Menſchheit 32), und nach der äußern Geſtalt und Form der Darſtellung, welche entweder in eigner Perſon erzählend und ſich äußernd, oder andre nachahmend, oder aus dieſen beyden Arten gemiſcht iſt, einzutheilen; eine Eintheilung, welche ſich ſchon bey Platon 33) und noch bey ſpäten Grammatikern 34) findet. Auf dieſem Wege mußte ihn ſelbſt die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, die ſich auch in einigen von der allgemeinen Denkart abweichenden Paradoxien 35) ſeiner Kunſtlehre äußert,

---

31) Poet. cap. 1. 32) cap. 2. 33) Rep. III. t. VI. p. 275. seq. 34) Z. B. Schol. Theocr. Prooem. ed. Bip.

35) Dahin gehört wohl ſein καθ᾽ ὅλον, wodurch der künſtleriſch ſehr unzureichende Begriff des Objektiven an die Stelle der Idee im Platoniſchen Sinn geſetzt wird, worin doch der wahre Grundgedanke aller künſtleriſchen Anſicht und Begeiſterung liegt. Ferner die κάθαρσις, oder Reinigung der Leidenſchaften durch die Kunſt und poetiſche Darſtellung, welche Idee ſich wieder an ältere, ſelbſt Pythagoriſche Lehren anſchließt; und dann die einem helleniſchen Ohr ſo anſtößige Verwerfung der damahls und bey jenen Ältern allgemein angenommenen Meynung, das Metrum ſey das Weſen der Poeſie.

nur tiefer in den Irrthum führen. Auf der einen Seite war die Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit, und unvermögend, ſich zu richtigen Begriffen von den urſprünglichen Kunſtarten und zur Erklärung ihrer Verſchiedenheiten zu erheben. Ariſtoteles kann nur eine offenbar unbefriedigende und ſophiſtiſche Antwort auf die Frage geben: warum es ſich in der Poeſie ſchickt, zu ſagen, die weiße Milch, in Proſa aber nicht [36]. Es iſt ihm nicht klar geworden, wie tief die Unterſuchung über die Eintheilung der Kunſt wohl eigentlich gehn möge; eben ſo wenig als die ihm nachfolgenden Kunſtlehrer, wie es zu gehn pflegt, wenn man einmahl in die Gewohnheit kommt, an ein Buch zu glauben, die ſchneidenden Widerſprüche in den Behauptungen ihres Meiſters, die ſo offen da liegen, im Geringſten bemerkt haben. Auf der andern Seite war die Kunſtlehre, wie die Kunſt ſelbſt, nebſt der Staatslehre und Sittenlehre in Rückſicht auf die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der Forderungen ſchon zur Zeit des Ariſtoteles noch ſeit Platon unermeßlich tief geſunken und im entſchiedenſten Verfall. Nur für das Richtige, Schickliche und Feine äußert Ariſtoteles eignes Kunſtgefühl; und ſo viel Sinn er auch für logiſchen Zuſammenhang, techniſche Zweckmäßigkeit, ethiſche Übereinſtimmung und ſelbſt für organiſche Ganzheit blicken läßt; ſo zeigt ſichs doch überall, daß ihm ſelbſt der Begriff einer eigenthümlichen poetiſchen Einheit in der bloßen Auffaſſung der künſtleriſchen Fantaſie durchaus fehlte. Nur durch den Anſchein ſolcher in der Kunſt untergeordneten oder gar fremdartigen, ihm aber über alles werthen Eigenſchaften verführt, räumte er der Tragödie den verdienten Vorrang 37) über das Epos ein; da er von dem eigentlichen Sinn und Geiſt jener Dichtart auch nicht die leiſeſte Ahndung hatte.

---

[36] Rhetor. III. 2. 3. p. 311. 320. ed. Bip.

Merkwürdig iſt es, wie ſichtbar ſich bey der Andeutung der einzelnen Merkmahle des Epos ſein Gefühl von der Nothwendigkeit und dem Zuſammenhange derſelben auf verſchiedne Weiſe äußert. Es iſt auch in der That auffallend, wie ſehr ſich ſo viele, ſelbſt durch alle Umbildungen der urſprünglichen Geſtalt bleibende Eigenthümlichkeiten der Darſtellung, des Dargeſtellten und der Darſtellungsmittel in dieſer Dichtart entſprechen; und wie ſie ſich ſämmtlich in einige wenige, ſo allgemeine und verwandte Begriffe, wie Fülle, Unbeſtimmtheit, Anhäufung, Zufälligkeit, auflöſen laſſen. Eben darum kann man den Grund der Kunſteintheilung auch wohl nur in der Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ſuchen. Wenn man in einem Gebiete, wo man bisher den Grundſatz gewiſſenhaft befolgt hat, den Neoptolemus beym Ennius ausſpricht: „Philoſophiren muß ich, aber nur ein wenig, denn gründlich, das iſt mir zuwider;" nun einmahl das umgekehrte Verfahren verſuchen wollte, ſo würde man die Erklärung des alten Räthſels vielleicht in dieſen Tiefen finden, und bey der Entdeckung, daß die helleniſche Eigenthümlichkeit durch die Vorzüge ihrer Bildungslage auch hier das Urbild des rein Menſchlichen war, und mit den Geſetzen der

---

37) Poët. cap. 26.

Natur und Vernunft und mit den eingebohrnen Begriffen und Ideen des reinen Verſtandes übereinſtimmende Anſchauungen lieferte, eben ſo mistrauiſch erſtaunen, wie wenn man zum erſtenmahl erfährt, daß die Bewegungen der Welten den Vorausbeſtimmungen und Vorſchriften der Sternkundigen entſprechen und gleichſam gehorchen.

Sechstes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken.

Je reifer der helleniſche Geiſt, je älter die helleniſche Kunſtgeſchichte, je vollſtändiger die Sammlung urbildlicher Werke ward; je mehr beſtimmte und vollendete ſich das Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie. Der akademiſche Polemon beſaß jenes Übermaß ſittlicher und ſinnlicher Reizbarkeit, ohne welches man nie zur Empfindung des höchſten Schönen gelangen kann. Vielleicht lag in dieſer ſeltnen Eigenſchaft ſelbſt der erſte Keim zu den üppigen Ausſchweifungen ſeiner Jugend, die ihn jedoch nicht über die Gränzen der Anmuth und des Schönen hinausführten, noch ihm die Kraft raubten, von der mitgetheilten Begeiſterung eines echten Künſtlers der Lebensweisheit plötzlich gerührt, verwandelt, und auf immer von der reinſten Gluth der ſokratiſchen Muſe ergriffen zu werden. Dieſer würdige Mann, von eben ſo viel Tiefe und Zartheit als Umfang des Gefühls, ſagte mit einer dem großen Gedanken angemeſſnen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks: Homeros ſey ein epiſcher Sophokles[38]); ein claſſiſches Kunſturtheil, ewig, wie der beurtheilte Dichter. Homeros, denn das liegt in jenem Ausſpruch, iſt nicht bloß claſſiſch, ſondern auch vollendet. Claſſiſch iſt jedes Kunſtwerk, welches ein vollſtändiges Beyſpiel für einen reinen Begriff der Kunſtlehre enthält. Claſſiſch iſt ein Gedicht ſchon, wenn es nur für irgend eine entſchiedene Stufe der natürlichen Bildung, in irgend einer beſtimmten Geſtaltung das vollkommenſte ſeiner echten Art iſt; vollendet erſt dann, wann es für die höchſte mögliche Stufe der natürlichen Bildung, und in der vollkommenſten Geſtaltung, deren ſeine Dichtart fähig iſt, eine urbildliche Anſchauung für den reinen Begriff und die Geſetze einer urſprünglichen Kunſtart enthält. Das vollendete Kunſtwerk erregt keine Erwartung, die es nicht befriedigt: Erfindung und Ausführung, ſchaffende Einbildung und ordnendes Urtheil ſind in demſelben gleichmäßig vereint. Der Stoff hat ſich völlig geſtaltet, wie im Homeros, oder der Entwurf iſt völlig ausgeführt, wie im Sophokles Die unnachahmliche Leichtigkeit des Homeros iſt nicht bloß kunſtloſe Natürlichkeit, ſondern auch die Frucht der höchſten Vollendung, welche zu bezeichnen, die Alten häufig den Nahmen des Homeros brauchten. So nannte Polemon ſelbſt, der zugleich Philomeros und Philoſophokles genannt werden konnte, den Sophokles einen tragiſchen Homeros; andre, die Sappho einen weiblichen: desgleichen den Demoſthenes und Platon in ihren Gattungen. So die Römer, welche es bey ihrer Sucht Ähnlichkeiten zwiſchen einheimiſchen und helleniſchen Dichtern und Schriftſtellern zu finden, nicht eben ſehr genau nahmen, den Virgilius. Aber eben wegen der anſcheinenden Gleichheit der im Weſen ganz verſchiednen

---

[38]) Diog. Laert. vit. Pol.

Dichtarten, würde es äußerſt unſchicklich ſeyn, den Homeros einen helleniſchen Virgilius zu nennen; und nur ſolche, welche auch wohl den Apollonios und Virgilius, oder gar den Homeros und Heſiodos ungefähr mit derſelben Empfindung leſen, wurden dieſen Ausdruck mit dem Urtheil des Polemon für gleichbedeutend halten können. Denn Virgilius war zwar für die römiſchen Dichter ein Urbild der verhältnißmäßig beſten Miſchung der römiſchen Natur und der helleniſchen Bildung in der Kunſt; an ſich aber iſt er weder vollendet, noch claſſiſch. Die Aeneide iſt kein reines, ächtes Epos. Das Rhetoriſche und Tragiſche hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und die lyriſchen Stellen bieten ſich auch ſichtbar und zahlreich genug dar.

Wenn man erwägt, welche Bewunderung überall das Vollendete jeglicher Art auch in einer beſchränkten Gattung, ſelbſt ohne ein außerordentliches Maaß von Kraft, ſogar bey einer ſchiefen Richtung, zu erregen, und mit welcher Macht dasjenige, was bey einem gewiſſen Maaß von Kraft auch ohne Vollendung einen allgemeinen Geiſt athmet, auf die menſchlichen Gemüther zu wirken pflegt; ſo wird man auch über die allgemeinſte und äußerſte Vergötterung eines menſchlichen Werks, welches die beyden ſeltenſten Vortreflichkeiten in ſich vereinigt, nicht erſtaunen. Überdem ehrten die Alten, bey denen fortſchreitende Annäherung zu unbedingter Vollkommenheit durchaus kein einheimiſcher, allgemeiner und lebendiger Begriff war, das Vollendete noch mit einer ganz beſondren Vorliebe, und hielten, was wirklich das äußerſte Ziel ihrer, wie aller lebendigen Bildung war, für das höchſte Erreichbare aller menſchlichen Beſtrebungen. Der Grundſatz, die älteſten Schriften der Hellenen ſeyen auch die beſten[39], war im Ganzen genommen, ſo richtig, daß dadurch ein gewiſſes Vorurtheil für das Alte entſtehn, und die dem menſchlichen Geiſte ohnehin nicht unnatürliche Ehrfurcht vor dem Alterthum hie und da bis zum Aberglauben erhöht werden mußte. Unter allen Werken des menſchlichen Geiſtes behauptete daher die homeriſche Poeſie auch in Rückſicht auf den äußern glücklichen Erfolg die erſte Stelle[40]. Nicht bloß die Argiver erkannten dem Homeros den Vorzug in der geſammten poetiſchen Kunſt zu, und ſetzten ihm alle übrigen nach[41]; nicht bloß Quinctilianus behauptet, die Poeſie habe durch ihn ihren Gipfel erreicht, wie die Beredſamkeit durch Demoſthenes[42]; nicht bloß Lucretius ertheilt ihm den Scepter unter allen Erfindern der Künſte und Schönheiten[43]; es war dieß beynah allgemeine Denkart des Alterthums. So tief vielleicht auch der Künſtler, welcher bloß aus ſeinem Geſichtspunkte ſtreng würdigt, das homeriſche Epos unter die ſophokleiſchen Werke ſetzen wird; ſo muß er doch anerkennen, daß man in jenem, wie alte Erfahrung beſtätigt, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl, eine alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes anregende und ausbildende Unterhaltung finden kann; daß es eben darum, weil es ein kunſtloſes Naturgewächs iſt, eigenthümliche Vorzüge vor den höchſten Kunſtbildungen voraus beſitzt, und außer dem künſtleriſchen, auch hohen geſchichtlichen und allgemeingeiſtigen Werth hat. Bleibt man endlich bey der gewöhnlichen Anſicht ſtehn, ein Mann habe ohne alle Vorgänger, die er hätte nachahmen können, zwey ſolche Kunſtgebilde, wie die Ilias und Odyſſee, ſo vollendet, daß ihn kein Nachfolger je erreichen konnte, und habe die Gattung, in welcher er der vollkommenſte Meiſter war, zuerſt geſtiftet [44]); ſo wird man ſelbſt jenen Ausſpruch nicht übertrieben finden:

---

[39] Horat. Epist. II. 1, 28. [40] Plin. Nat. Hist. VII. 29. [41] Aelian. IX. 15. [42] Inst. XII. 11. p. 391. t. II. ed. Bip. [43] III. 60.

> Kaum ſchuf ihn die Natur, und ruhete nach der Geburt aus,
> Weil ſie die ganze Kraft wandt' auf den Einen Homer;

Man wird den Dichter, wenn man nicht den künſtleriſchen Werth genau wägen, ſondern nur die Größe der Geiſteskraft überhaupt ungefähr ſchätzen wollte, mit Plinius leicht für den glücklichſten aller Erfinder gelten laſſen [45]). Gewiß verdiente er die Vergötterung ungleich mehr, als ſo manches andre von den Hellenen angebetete Weſen. Nach der Denkart des Alterthums iſt demnach das Gedichtchen:

> Iſt Homeros ein Gott, ſo werd' er verehrt mit den Göttern;
> War er ein Menſch, ſo ſey dennoch als Gott er geehrt;

nicht blos ein Gedicht der Bewunderung, ſondern wahre Anſicht der Sache.

Um ſo größeres Lob verdient die ſcharfe Genauigkeit, die kühne Freymüthigkeit, mit welcher die Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters den vergötterten Homeros tadelten. Sie hielten den anerkannt vollendeten keineswegs für fehlerfrey und correct. Wie viele Fehler fanden nicht jene großen Triumvirn der helleniſchen Kritik, namentlich Zenodotos und Ariſtarchos, in ihrem bewunderten Dichter! Es beweiſt ſtrenge Forderungen, wenn Horatius 46) ſagt: „er wundre ſich lächelnd, wenn er den Choerilos zwey- oder dreymal gut finde; er, der einer edeln Brennbarkeit gemäß, unwillig zürne, wenn der gute Homeros etwa einmal ſchlummre.“ Longinos 47) bekennt es misbilligend, daß Homeros nicht ſelten falle, obgleich er ſeiner großen Natur mit Recht den Vorzug vor der Correctheit des Apollonios ertheilt. Wie bey allen Kunſturtheilen der Alten auf die beſtimmte Gattung und Geſtaltung des beurtheilten Werks ſtete Rückſicht genommen wird; ſo auch bey dem der Kritiker über Homeros. Selbſt Quinctilianus 48) ſagt: „Homeros hat ohne Zweifel Alle in allen Arten der Redekunſt weit übertroffen, doch vorzüglich die Heroiker; denn bey ähnlichem Stoff iſt die Vergleichung am deutlichſten.“ Von der verſchiednen Geſtaltung des homeriſchen und des heſiodiſchen Epos hatte Zenodotos einen ſo beſtimmten Begriff und ein ſo ſichres Gefühl, daß er nach dieſem Kennzeichen über die Ächtheit homeriſcher Stellen dreiſt zu entſcheiden wagte. Überhaupt war es durchaus nicht die Weiſe der Hellenen, alles von jedem zu fordern, und in Einem alles finden zu wollen. Ihre erſte Forderung an jedes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes war der innre Einklang; mochte ein Werk auch andern Bildungsarten ſchädlich und gefährlich, und in man-

---

[44]) Vell. Paterc. libr. I. cap. 5. [45]) Plin. VII. 29.

---

46) Art. v. 358. 47) cap. XXXIII. 4. 48) libr. X. cap. 1. p. 217. t. II. ed. Lip.

chen fremdartigen Rückſichten durchaus verwerflich ſeyn; dieß hinderte ſie nicht, ſeinem Werth zu huldigen, wenn es nur ganz war, was es ſeiner beſtimmten Gattung und Geſtaltung nach ſeyn ſollte und konnte. So ſehr auch die Kritiker, deren Kunſturtheile nicht eigne willkührliche Einfälle und Machtſprüche einzelner Menſchen, ja auch nicht einmal vorübergehende Lieblingsneigungen eines Zeitalters, ſondern im Ganzen genommen nichts anders waren, als eine verſtändige Auswahl, eine prüfende Sammlung, weitere Ausführung und nähere Beſtimmung der bewährteſten und allgemeinſten Kunſturtheile des geſammten helleniſchen Alterthums, in die allgemeine Bewunderung des Homeros einſtimmten; ſo gaben ſie doch auch ſolchen Epikern eine Stelle unter den Claſſikern dieſer Kunſtart, deren anerkannte Fehler nicht bloß Mangel an Correctheit, ſondern auch das Gegentheil von Vollendung beweiſen, weil ſie für eine entſchiedne Bildungsſtufe der epiſchen Kunſt in ihrer Art die vortrefflichſten waren. Man hat den helleniſchen Kunſtkennern oft mit Recht Mangel an Biegſamkeit, ſich in den Geiſt eines entfernten Zeitalters, wie des heroiſchen, und fremder Völker zu verſetzen, vorgeworfen. Unſtreitig wären auch die größten alexandriniſchen Kritiker unfähig geweſen, römiſche, oder altnordiſche und wiederum perſiſche oder indiſche Poeſie ganz zu begreifen und richtig zu würdigen. Eigenthümlichkeit iſt nur eine Nebenſache bey der Beurtheilung des Claſſiſchen. Daß ſie aber dieſem großen Ziel ihrer kritiſchen Auswahl unverrückt treu blieben, bis zur ſcheinbar ungerechten Vernachläſſigung ſehr eigenthümlicher und ſehr kraftvoller helleniſcher Künſtler; wird jeder, welcher ſich auf künſtleriſchen Werth verſteht, oder ſich bis zum hiſtoriſchen Geſichtspunkt erheben kann, eher billigen als misbilligen. Nur durch eine ſolche Beſchränkung auf einen Zweck kann das größte wie das kleinſte menſchliche Geſchäft zu einer künſtleriſchen Vollkommenheit ausgebildet werden. Überdem war es eine allgemeine mit der Richtung und dem innern Bau der helleniſchen Bildung ſelbſt weſentlich zuſammenhängende Denkart des geſammten Alterthums, überall, vorzüglich aber in der Kunſt, mehr Werth auf die ſchöne Geſtaltung und ſtrenge Form zu legen, als auf das Maaß der Kraft. Zwar äußert ſich bey den Hellenen, wo ſelten ein richtiger Begriff anders, als unter Begleitung der angränzenden Irrthümer aufzukeimen pflegt, der herrſchende Hang, alle Werke der Kunſt unter beſtimmte Arten zu ordnen, auch durch verkehrte Anwendung auf bloß eigenthümliche poetiſche Producte ohne geſetzmäßige Geſtalt; wie zum Beyſpiel in den Scholien 40) die fünf Arten lyriſcher Naturpoeſie, welche Homeros erwähnt, ſo benannt werden, als ob es eben ſo viele allgemeine Gattungen der lyriſchen Kunſt wären. Indeſſen zeigt ſich doch in den Äußerungen der Einſichtsvolleren ein ſehr beſtimmtes Gefühl von dem unermeßlich verſchiedenen Werth einer nothwendigen Kunſtart der Poeſie, und einer willkührlichen oder zufälligen dichteriſchen Natureigenthümlichkeit. Sie ſuchten und lobten nicht ſowohl vorübergehende Außerordentlichkeit, und was für den Augenblick am auffallendſten glänzen und wirken kann,

---

40) Hom. Vill. p. 36. ad v. 473. a.

als den für die Ewigkeit dauernden Werth. Wie ſollten aber Werke dauern können, deren Art und Geſtaltung oder weſentliche Form von den natürlichen und nothwendigen Forderungen und Beſtrebungsgeſetzen, als den eingebohrnen Ideen des menſchlichen Geiſtes, abweichen und nicht auch der Art nach urbildlich ſind.

Stete Prüfung claſſiſcher Schriften, deren damals vollſtändiger Reichthum jetzt zum Theil unwiederbringlich verloren iſt, war für die alten Kritiker das Hauptgeſchäft ihres ganzen Lebens. Durch eine ſolche Abſonderung mußte das Kunſturtheil ſelbſt zu einer Kunſt reifen; und an Schärfe, Sorgfalt und geordnetem Reichthum der Beſtimmungen erſcheinen auch wirklich die frühern Äußerungen ähnlicher Art gegen die Kunſturtheile des kritiſchen Zeitalters nur wie glückliche Verſuche und kunſtloſe Naturgewächſe. Freylich war das gewaltige Heldengeſchlecht der alten Urkünſtler ſchon untergegangen, und mit ihm der großartige Geiſt und der Sinn für das Höchſte. Kleinliche Künſtlichkeit, zweckloſe Vielwiſſerey und bloß nachahmender Fleiß waren herrſchender Geiſt des Zeitalters; das Gefühl war in Schlaffheit verſunken. Es lag im Gange der helleniſchen Bildung, daß die Kritik erſt reifen konnte, nachdem die Poeſie verblüht, das Urtheil nicht mehr durch die Herrſchaft einer beſondern urſprünglichen Dichtart oder eines beſtimmten Urbildes beſchränkt, das Syſtem der claſſiſchen Werke vollendet, und die künſtleriſche Schöpferkraft verloren war; da es keinen öffentlichen Geſchmack mehr gab. Erſt nachdem ſie nicht mehr claſſiſch dichten konnten, möchte man beynah ſagen, lernten die Hellenen claſſiſch urtheilen. Doch darf man ſich die großen alexandriniſchen Kunſtrichter nicht als beſchränkte Bücherkenner denken; auch diejenigen, welche nicht ſelbſt Künſtler waren, beſaßen doch mehr oder weniger ſo viel künſtleriſches Gefühl, als in ihrem Zeitalter überhaupt noch vorhanden war; und allein die bekannten Züge, welche ſich jeder gleich aus römiſchen Schriftſtellern erinnern wird, ſind hinreichend, uns nahmentlich den Ariſtarchos als einen Mann von eigenthümlichen Geiſt zu ſchildern. Sie irrten oft nur aus Übermaaß von unzeitigem Scharfſinn; und manche ihrer Tadler ſind ſicher, nie aus dieſem Grunde zu irren. Wenn ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtung ſehr oft durch falſche Begriffe ganz irre geleitet, oder doch durch fremdartige Zuſätze entſtellt ward; ſo war dieß nicht einmal ein ausſchließlich eigenthümlicher Fehler ihres Zeitalters oder ihrer Gattung, ſondern eine allgemeine Beſchränkung der geſammten alten Bildung. Selbſt der Hauptirrthum, woraus faſt aller ungegründeter Tadel des großen Dichters entſprungen zu ſeyn ſcheint; daß ſie nicht bloß epiſche, ſondern jede Art von poetiſcher, ja auch logiſche, ethiſche und vorzüglich rhetoriſche und geſellſchaftliche Schicklichkeit von ihm foderten; enthält die richtige Bemerkung, daß der Geiſt der homeriſchen Poeſie allgemein und nicht bloß künſtleriſch ſey. Aber mit Unrecht eigneten ſie ihr auch in andern Rückſichten jene Vollendung zu, auf welche ſie von der künſtleriſchen Seite allein Anſprüche machen darf. Dieſer Hauptirrthum verleitet ſelbſt den Ariſtarchos 50) zu manchen ſehr froſtigen Einfällen. Aus dieſer Quelle iſt auch, nach einigen Bey-

---

50) Wolfii Proleg. p. CCL. not.

ſpielen [51], nach dem Beynahmen eines rhetoriſchen Hundes, und nach dem Geiſt der Zeit zu ſchließen, der berüchtigte Tadel des Zoilos gefloſſen. Er muß es ſehr weit getrieben haben, um ſo allgemein verabſcheut zu werden; da doch die Freymüthigkeit des Ariſtarches, und ſelbſt die Kühnheit des Zenodotos, dieſe Männer nicht hinderte, zu dem höchſten Ruhm und Anſehn zu gelangen. Auch fällt es in die Augen, wie unermeßlich viel an dem Dichter zu tadeln ſeyn würde, wenn jemand, dem kein Schönheitsgefühl dabey im Wege ſtänden, ihn nach jenem Grundſatz ſtreng beurtheilen wollte. Die unter ihnen allgemein herrſchende Vorausſetzung, daß in der homeriſchen Poeſie nichts Unſchickliches, Überflüßiges, Verworrnes, Dürftiges ſeyn könne, beweiſt, wie ausgemacht und gewiß ſie die Vollendung derſelben hielten.

Kurz zuſammengefaßt iſt das Kunſturtheil des kritiſchen Zeitalters über Homeros: er war ein höchſt vortrefflicher, nicht bloß claſſiſcher, ſondern auch vollendeter, aber incorrecter epiſcher Künſtler von allgemeinem, nicht bloß auf dichteriſche Bildung beſchränktem Geiſt und Werth. Dieſe Züge, welche man als eine weitere Ausführung und nähere Beſtimmung von dem Ausſpruch des Polemon betrachten kann, ſind unter allen Anſichten des Alterthums von der homeriſchen Poeſie die dauerndſten, bewährteſten und allgemeinſten, welche nach Abſonderung alles deſſen, was nur einzelnen Zeitaltern oder Gattungen angehört, übrig bleiben.

---

[51] Schol. min. ad Il. V. 4. 20. Longin. IX, 14. Plut. Symp. V, 4.

Die Geſchichte des helleniſchen Begriffs von dem homeriſchen Epos kann beynah für eine Charakteriſtik des helleniſchen Kunſturtheils überhaupt gelten, welche hier, wo die Zeitordnung dem Zuſammenhange der Gegenſtände nachgeſetzt werden darf und ſoll, dem Gebrauch dieſer wichtigſten Hülfsquelle der Kunſtgeſchichte als Rechtfertigung und als Leitfaden vorangehn mußte; denn bey dem allgemeinſten aller helleniſchen Dichter konnten ſich alle fehlerhaften und alle nachahmungswürdigen Eigenthümlichkeiten deſſelben am freyeſten entwickeln. Für die Vermuthung indeſſen, daß jenes allgemeine, in der alexandriniſchen Periode völlig beſtimmte und vollendete Urtheil über die homeriſche Poeſie, welches keinesweges, weil es die Alten geſagt haben, für richtig gelten darf, immer die Denkart der Kunſtverſtändigen bleiben werde, dürfen hier eben ſo wenig einzelne Beweiſe angeführt werden, wie für die Behauptung, daß der Geſichtspunkt des Claſſiſchen, welcher die Grundlage der kritiſchen Auswahl künſtleriſcher Schriften war, derjenige ſey, aus welchem man das künſtleriſche Alterthum vorzüglich betrachten ſoll. Die nothwendigſten Winke über das erſte liegen ſchon zerſtreut in dem bisher Geſagten, und das letzte iſt die leitende Idee dieſes ganzen Werks.

Man hat bisher faſt nur die Klagen über die allgemein bekannten und ſo leicht zu bemerkenden Fehler der helleniſchen Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters bis zum Ekel wiederholt; und was man in einzelnen Stücken wirklich überſah, oder auch nur zu überſehn glaubte, breit und unbedingt verworfen. Es iſt ſehr unhiſtoriſch, Fehler, welche in dem Gange und in den Verhältniſſen eines gebildeten Volkes und Zeitalters nothwendig gegründet ſind, nicht als eine Schranke der menſchlichen Natur zu betrachten, ſondern als eine Schuld der Einzelnen, welche auf der nicht von ihnen beſtimmten Bahn mit Kraft und Geſchicklichkeit wandeln oder irren. Man braucht nur etwas von dem Sokratiſchen Geiſte zu haben, welchen kein Philolog füglich entbehren kann, um die Geſchichte jedes Begriffs bey dem geiſtreichen Volke, deſſen Verſtand ſo leicht umher irrend, wie ſeine Natur ſich ſelber treu war, mit Wißbegier und Luſt zu verfolgen, und ſelbſt Irrthümer in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf dem Boden, wo ſie einheimiſch ſind, gern zu erforſchen; wenn man Irrthum nennen darf, was eine unvermeidliche Stufe auf dem nothwendigen Wege der menſchlichen Wiſſenſchaft iſt, und desfalls, mag es noch ſo ſehr abzuweichen ſcheinen, doch nur eine Annäherung zum Ziel ſeyn kann. Hätte man endlich nicht bloß die äußre Veranlaſſung, ſondern den eigentlichen Sinn und Geiſt der kritiſchen Auswahl der Claſſiker einigermaßen gefaßt; über welche freylich niemand mitſprechen ſollte, dem Vortrefflich und Claſſiſch, Vollendet und Correct ungefähr gleich viel gilt, oder dem, um etwas zu wiederholen, was nicht genug eingeſchärft werden kann, Apollonios und Virgilius, Homeros und Heſiodos ziemlich den nämlichen Eindruck gewähren; ſo würde man auch erkannt haben, wie vieles wir noch aus den Kunſturtheilen der Alten zu lernen haben, und daß die helleniſche Anſicht vom homeriſchen Epos etwas mehr ſey, als ein warnendes Beyſpiel helleniſcher Umdeutung. Sie ſollten und könnten ein urkundliches Gewicht, und beynah das Anſehn von Geſetzen für uns haben; denn wer ſich durch ein ſolches Anſehn gewichtvoller Urtheile von der freyeſten eignen Prüfung zurückhalten läßt, der iſt ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte ſich wohl auch hier bewähren: je wiſſenſchaftlicher, je geſchichtlicher; je mehr die Behandlung der Alterthumskunde den ſtrengſten Forderungen der Vernunft angemeſſen ſeyn wird, je mehr werden die willkührlichen Vorausſetzungen verſchwinden, und den Zeugniſſen des Alterthums ihr unrechtmäßig entriſſenes Anſehn wieder einräumen. Selbſt zu den eigenthümlichſten Unterſuchungen der neuern Philologen liegen die weſentlichſten Beſtandtheile in Keimen und Bruchſtücken offenbar in den Alten; und eine vollendete Geſchichte der helleniſchen Poeſie würde, nicht mehr beſchäftigt mit Hinwegräumung falſcher Vorſtellungsarten, das meiſte und das wichtigſte mit ihren eignen Worten ſagen können.

Allerdings aber dürfen wir, wenn es möglich iſt, weiter zu gehn, nicht dabey ſtehn bleiben, die Kunſturtheile der Alten zu ſammeln, zu ſichten, zu ordnen, dadurch zu erklären, durch ſich ſelbſt zu berichtigen und zu ergänzen. Sollte die geſammte Menſchheit nicht auch, wie der Einzelne, ihre eigne Natur und alle Äußerungen und Veränderungen derſelben immer beſſer verſtehn, und begreifen lernen, je mehr ſie ſich ſelbſt entwickelt? In mancher Hinſicht iſt ſelbſt die Entfernung vortheilhaft. Die Alten ſtanden zum Beyſpiel zu nah und nicht hoch genug, um den Werth der epiſchen Dichtart richtig ſchätzen zu können; wiewohl ſich noch mehr aus dem Geiſt der damahligen Dichtkunſt als aus einigen Äußerungen des Platon und Ariſtoteles über den Vorzug der Tragödie vermuthen ließe, daß mancher alte Athener hierin weiter geſehn haben muß, wie die Spätern. Aber ſelbſt in der beſten Zeit konnten die Hellenen kein Kunſtwerk nach dem höchſten Maaßſtab würdigen, weil für ſie das Vollendete in der würdigſten Gattung das höchſte Schöne war. Strengere Forderungen, wenn ſie nur in todten urbildlichen Begriffen beſtehn, und nicht aus eignem lebendigem Kunſtgefühl entſpringen, haben keinen Werth. Wir verweilen daher nicht bey der bloßen Möglichkeit, daß ein andrer Epiker mit der Vollendung des Homeros, Correctheit verbinden, und ihn nicht bloß in andern, nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern auch bey gleicher Harmonie, in dichteriſcher Fülle und Kraft übertreffen konnte. Weſentlicher iſt es, daran zu erinnern, daß das Höchſte der Kunſt, die Erſcheinung des Unbedingten und des Ewigen in Stoff und Geſtaltung, im Dargeſtellten und in der Darſtellung, im reinen Epos durchaus nicht ſtatt finde; daß alſo dieſe Dichtart an und für ſich noch unvollkommen und für das Ziel der Kunſt unzureichend iſt; wenn anders, was die Triebfeder des Künſtlers ſeyn ſoll, und ſeine Anſprüche allein rechtfertigen kann, nicht ein zufälliges Bedürfniß iſt, welches nach Willkühr und Ungefähr, wie es ſich fügt, entweder ganz oder halb, nur ein wenig oder auch gar nicht befriedigt werden mag, ſondern eine nothwendige Forderung, ein inneres Geſetz der Menſchheit, hervorgehend aus der organiſchen Anlage und Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens; unvergänglicher und heiliger, als alle Satzungen endlicher Mächte über ein äußres irdiſches Bedürfniß. Dieſe Bemerkung über die Schranken der epiſchen Dichtart geht indeſſen die epiſch genannten Miſchgedichte der Spätern, eben weil ſie das, was ſie vorgeben, nicht ſind, natürlich nichts an. Doch wird jeder Verſtändige die weiſe Fülle der Natur bewundern, welche ſtatt einer einförmigen Vollkommenheit Urbilder aller Gattungen aufſtellte; er wird erkennen, daß die Kunſt auf der erſten, doch nicht zu überſpringenden Bildungsſtufe nicht hoher ſteigen, und weder in ihren Gränzen und Umriſſen rein und ſcharf abgeſondert, noch ſelbſtſtändig in ihrer innern Entwicklung und organiſchen Gliederung ſeyn konnte; und er wird auch das Epos in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange ehren, und ihm gern ſeine beſtimmte Stelle auf dem Wege der menſchlichen Bildung gonnen. Die Gattung und Geſtaltung, die allgemeinen Verhältniſſe und Schranken eines Kunſtwerks zu beſtimmen, das gehört nur zu den Vorbereitungen des eigentlichen Kunſturtheils; wiewohl manche über alles entſcheiden, die nicht einmahl vom Fachwerk der Kunſt gründliche Kenntniß haben. Das Weſentliche iſt, einen Widerſchein des Werks ſelbſt zu geben, ſeinen eigenthümlichen Geiſt mitzutheilen, den reinen Eindruck ſo darzuſtellen, daß der Styl, die Form und das Gepräge des Ausdrucks ſchon das künſtleriſche Bürgerrecht ihres Urhebers beglaubigen; nicht bloß ein Gedicht uber ein Gedicht, um eine Weile zu glänzen; nicht bloß den Eindruck, welchen das Werk geſtern oder heute auf dieſen oder jenen macht oder gemacht hat, ſondern den es immer auf alle Gebildete machen ſoll. Ein ſolches Kunſturtheil, welches allein den Nahmen verdient, uber die homeriſche Poeſie zu verſuchen, wäre jetzt wohl zu früh; indem noch ſo viele vorläufige Fragen zu beantworten ſind; ſo daß jeder, der in den Geiſt des Dichters möglichſt eindringen, ihn ganz mit ganzer Seele faſſen will, doch nicht umhin kann, ſich in eine Menge von Bemerkungen und Unterſuchungen andrer Art zu verlieren, welche die heilige Muße ſtören, in der allein das Schöne hervorgebracht und auch wiederum aufgefaßt werden kann.

Siebentes Kapitel.

Anſichten der Neuern von der Naturpoeſie.

Es ſind demnach nicht etwa bloß Lücken in den alten Kunſturtheilen, welche meiſtens im Allgemeinen zu unbeſtimmt, im Einzelnen kleinlich werden, auszufüllen; weſentliche Begriffe, wie die von den Dichtarten, zu berichtigen; Vernachläßigungen des Eigenthümlichen zu erſetzen, und in der kritiſchen Auswahl der Claſſiker, vergefallne Auslaſſungen Epoche machender Kunſterfinder von der Wichtigkeit des Laſos, zu bemerken. Sogar der weſentlichſte Beſtandtheil eines Kunſturtheils bedarf faſt immer einer Beſchränkung oder Erweiterung, und einer weitern Ausführung. Bey alle dem empfanden die Alten die Schönheit der homeriſchen Poeſie unſtreitig weit richtiger, wie diejenigen, welche wie es jetzt faſt herrſchende Sitte iſt, alles, in ihrer Ichheit befangen, nur auf ſich und ihren Zuſtand beziehend, im Homeros bloß das täuſchende Gemählde der für ſie verlornen Natürlichkeit empfindſam lieben. So entfernt iſt man, im Ganzen genommen, ſelbſt von dem Standpunkte, von welchem man das homeriſche Epos in künſtleriſcher Beziehung richtig würdigen kann. Das empfindſame Lächeln einer ſchmerzlichen und fruchtloſen Sehnſucht jener in ſich ſelbſt verſunkenen Naturträumer führt nicht dahin, den klaren Geiſt jener alten Gedichte in ihrem heitern Glanz der eigenthümlichſten Wahrheit und Lebensfülle zu erfaſſen, ſondern es enthält eine ganz fremdartige, trübe Beymiſchung.

Von ganz andrer Art iſt jenes Lächeln, jene leiſe, ironiſche und beynah parodiſche Stimmung, mit der auch ein Horatius, ein Ariſtophanes, mancher andre ſokratiſche Athener, und ſelbſt der Homeride, welcher den Hymnus auf Hermes dichtete, das alte Epos geleſen haben müſſen. Es ſo zu leſen, iſt vielleicht der kürzeſte Weg zu einer richtigen Anſicht ſeiner weſentlichſten und bekannteſten Eigenſchaften. Nur verſuche man dabey, den Vater der Dichter zuweilen auch wieder in der Stimmung und in dem Sinne zu vernehmen und zu hören, wie ihn Sophokles hörte, und Aeſchylos, der Pindaros, und Alkäos oder der alte Archilochos.

Noch mehr Verbeſſerung und Berichtigung, als ſelbſt das Kunſturtheil der Hellenen über die homeriſche Poeſie bedarf ihre allgemeine Anſicht von derſelben, beſonders die geſchichtliche. Nicht bloß in einem Zeitalter und von einer einzelnen Gattung von Beurtheilern und Liebhabern, ſondern von allen ohne Ausnahme, iſt es verkannt worden, daß das homeriſche Epos ein Naturgewächs ſey; alle haben in den Keim alles hineingetragen, was ſich ſpäterhin aus ihm entwickelte. Doch iſt die in dieſem Stücke richtigere Anſicht der Neuern, welchen wir in der Meynung, daß ſich die Anſicht der Alten und die Anſicht der Neuern von der homeriſchen Poeſie gegenſeitig durcheinander berichtigen und ergänzen laſſen, durch den Verſuch im Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters, und im Eingang des gegenwärtigen, nicht blos die eigne Natur, ſondern auch den allmähligen Wachsthum dieſes Gewächſes darzuſtellen, gefolgt ſind, durch ausſchweifende Übertreibung nicht minder in Umdeutung des Dichters gerathen, wie die verirrteſten unter den Alten. Homeros, ſo ſcheint es, war nun einmal beſtimmt, von ſeinen Bewunderern verwandelt zu werden. Bald ward er als Tragiker angebethet, bald als Improviſatore; ehedem als Philoſoph, jetzt als reiner Wilder; wie es beym Empedokles heißt:

Jüngling war er jetzt, war itzo Mädchen, dann Staude,
Vogel darauf, und glänzender Fiſch.

Die Vieldeutigkeit der Worte, Kunſt, Natur, Kunſtpoeſie und Naturpoeſie, und die häufige Unbeſtimmtheit der damit verknüpften Begriffe gibt dem Hange der Umdeutung noch freyeres Feld. Will man alle Poeſie Kunſt nennen, welche ſich durch Allgemeinheit des Geiſtes, der Gattung und Geſtaltung bis zur zweckmäßigen, wenn gleich abſichtsloſen, und nur durch Natur entſtandenen Übereinſtimmung mit den Forderungen der Schönheit, und bis zur Urbildlichkeit erhebt; ſo iſt Homeros ein Künſtler. Setzt man das Weſen der Kunſt in die abgeſonderte Ausbildung; ſo fängt die helleniſche Kunſtpoeſie mit Archilochos und Kallinos an, als ſich verſchiedene entgegengeſetzte Arten und beſtimmte Richtungen in derſelben entwickelten. Setzt man es in eine ſelbſtthätige Nachahmung anerkannter Urbilder und in die Leitung durch einzelne, aus lebendiger Übung entſtandne, vom Meiſter auf den Jünger in Kunſtſchulen fortgepflanzte Vorſchriften; ſo beginnt ſie kaum vor Laſos, Pindaros und Simonides. Die alten Lyriker äußerten gegenwärtige Zuſtände, ſtellten wirkliche Empfindungen dar; im Epos waren die wirklichen Begebenheiten, welche den Grundſtoff deſſelben ausmachten, zwar mit vielen Erdichtungen vermiſcht; doch hatten ſich dieſe ſo allmählig angebildet, waren ſo innig verwebt, und alles ward durch die Geſtalt der Darſtellung ſelbſt in eine ſo wunderbare Entfernung hinausgeſchoben, daß die dichteriſche Erfindung von der geſchichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geſchweige denn ihr entgegengeſetzt erſchien. Ganz anders in der dramatiſchen Kunſt, wo die Änderungen der gegebenen Mythen nicht nur auffallender und plötzlicher waren, ſondern wo auch die Freyheit des Dichters ſchon durch die Geſtalt der Darſtellung, in der das entfernteſte als unmittelbar gegenwärtig erſcheinen ſollte, ſich als ſolche laut ankündigte. Dadurch ward die Poeſie wie völlig losgeriſſen von der wirklichen Welt, in der ſelbſt die kunſtmäßigſten epiſchen und lyriſchen Gedichte der alten Hellenen noch einen Halt und Boden fanden, an den ſie ſich anſchließen, auf dem ſie ruhen konnten. Sie mußte nun ſtreben, für ſich beſtehen zu können, und ihre Bildungen in ſich ſelbſt zu vollenden. Durch innere Ganzheit ſelbſtſtändiger Hervorbringungen aus freyem Dichtungsvermögen verdient die dramatiſche Gattung vorzugsweiſe und im vollſten Sinne poetiſche Kunſt zu heißen, deren Weſen nach den Alten in der Vollendung bleibender Werke beſteht [52]; im Gegenſatz der praktiſchen Kunſt, welche ſich handelnd äußert, und ſchon durch Handlungen ihren Zweck erreicht, wie der Tanz, die rhetoriſche Kunſt, und, nach dieſer Anſicht, wohl auch die lyriſche. Merkwürdig iſt es, daß Solon, welcher die homeriſchen Rapſodieen mit großer Sorge ans Licht zog, und ſelbſt Elegieen dichtete, und ſeine Geſetzgebung zuerſt metriſch zu verfaſſen ſuchte 53), die Vorſtellungen des Theſpis als ſchädliche oder doch zweckloſe Täuſchungen und Unwahrheiten misbilligte. Nachahmung iſt in der Platoniſchen Kunſtlehre das unterſcheidende Merkmahl der dramatiſchen Gattung, und zugleich eine der weſentlichen Eigenſchaften der Poeſie überhaupt. Aber auch die alten Dramatiker hatten meiſtens, gleich den kunſtmäßigſten Lyrikern, vom Zweck ihrer Kunſt vielleicht eben darum, weil er ihnen als ein göttlicher galt und völlig allumfaſſend erſchien, keinen völlig beſtimmten Begriff. Beyde hielten ſich vielmehr für Weiſe, für Richter öffentlicher Verdienſte und Tugenden, für Aufbewahrer großer Thaten, für vortreffliche Geſellſchafter, Freunde und Liebende, für würdige Rathgeber edler Fürſten, für verdiente Bürger, Lehrer, Führer und Vertheidiger des Volks, auch wohl für Seher und Vertraute der Götter, als daß ſie den eigentlichen Werth desjenigen erkannt hätten, was die Nachwelt allein in ihren Werken ſchätzt. Im kritiſchen Zeitalter der helleniſchen Poeſie griffen die Gedichte ſo wenig ins Leben ein, ſie hatten ſogar keinen bürgerlichen, ja ſelten einigen ſittlichen Werth, ſie athmeten ſo wenig ächte Weisheit; an die Stelle einer natur-

---

[52] Quintil. Inst. II. cap. 18.

---

53) Plut. Sol. p. 80.

lichen Darſtellung mythiſcher Sagen und poetiſcher Gefühle durch epiſche und lyriſche Gedichte, als die nothwendigen und lange Zeit für dieſen Zweck und Stoff einzigen Darſtellungsarten und Kunſtgeſtalten, trat jetzt bey einer durchaus abſichtlichen Wahl der Mittel, nachdem es auch ſo viele andre gab, nachdem ſich die Proſa, bey den verſchiedenen Stämmen zu verſchiedener Zeit, überall aber nachdem die Poeſie dieſes Stamms ſchon verblüht war, völlig gebildet hatte, ſo häufig eine bloß willkührliche Verſetzung in den Glauben des alten Epikers, in die Stimmung des alten Lyrikers; daß ſich unter dieſen Umſtänden der Zweck der reinen Künſtlichkeit recht beſtimmt entwickeln konnte und mußte. Bey den Alten wirkte das künſtleriſche Urtheil nur im Hervorbringen, zum Anordnen und Geſtalten des gegliederten Werks; im kritiſchen Zeitalter richtete es ſich auch rückwirkend bis auf die feinſten Fäden des ganzen Kunſtgewebes, indem es auch die zarteſten Theile immer wieder durcharbeitete und ausbildete. Unſtreitig iſt Apollonios mehr Künſtler als Piſandros, Kallimachos und ſein römiſcher Nachfolger mehr als Mimnermos; und in dieſem Sinne zeigt ſich im Gange der alten Poeſie neben dem Kreislaufe auch eine gewiſſe Fortſchreitung; wie ſich denn auch erſt in den Werken einiger römiſchen Künſtler der Einfluß philoſophiſcher Begriffe vom Zweck und Werth der Kunſt zu äußern anfängt. Doch iſt der Kreislauf in der Geſchichte der geſammten alten Poeſie ſo herrſchend, daß ſie eben darum, wenn man ſie in Maſſe als ein Ganzes für ſich betrachtet, nicht als ein Werk der Kunſt erſcheint, deſſen Bewegungen nach der Richtung der Vernunft zweckmäßig beſtimmt wären, ſondern als ein Erzeugniß der Natur, welches ſich den Geſetzen aller lebendigen Kräfte gemäß, durch Trennung und Vereinigung des Ungleichartigen und Gleichartigen geſtaltete, gliederte, wuchs, blühte, reifte, ſich fortpflanzte, verhärtete und endlich auflöſte; und in ſo fern kann die alte Poeſie überhaupt Naturpoeſie genannt werden, wenn es eine Kunſtpoeſie giebt, welche ihr in dieſem Sinne entgegengeſetzt iſt.

Bildung kann man eigentlich nur demjenigen beylegen, was ſich zu einer geſetzmäßigen Geſtalt frey und aus ſich ſelbſt entwickelt hat. Sie hat eben darum einen allgemeinern und höhern Werth als Verfeinerung, ja auch als Cultur; denn abſichtlicher Anbau der Anlagen kann durch ſeine Willkührlichkeit ſelbſt leicht in eine falſche Richtung, in ausſchweifende Geſtalten und widernatürliche Mißbildung gerathen. Der erſte beſte barbariſche Naturſänger des Südens oder des Nordens iſt leicht feiner, geiſtiger, edler als der einfältige Homeros: aber Homeros iſt claſſiſcher, und eben darum gebildeter. Auch der Kunſtloſe kann gebildet ſeyn; und gewiß war der Dichter, welcher ſich durch das zarteſte Ebenmaaß, ordnende Beſonnenheit und durch die feinſte Schicklichkeit ſo ſehr unterſcheidet, nicht roh.

Es würde leicht ſeyn, eine große Menge ſolcher Züge aufzuſtellen, deren wir hier einige als Belege dieſer Behauptung gegen das Vorurtheil von der homeriſchen Wildheit zur Erfriſchung für diejenigen, welche die Orgien der ächten Muſen kennen, aus einem unerſchöpflichen Vorrath ausheben wollen. Die fein gemiſchte Eigenthümlichkeit des Menelaos in der Ilias, dem es weder an Heldenmuth, noch auch eigentlich an Klugheit, aber an eignem Willen [54] fehlt, nach dem Worte des Agamemnon:

Denn oft ſaumt mein Bruder, und geht ungern an die Arbeit,
Nicht von Trägheit beſiegt, noch Unverſtande des Geiſtes,
Sondern auf mich herſchauend und mein Beginnen erwartend;

iſt für ſeinen Antheil an den Begebenheiten, welche die Flucht ſeiner nicht unedlen aber äußerſt verführbaren Gattin nach ſich zog, wie geſchaffen, und ſo zart gehalten als ſchlau erſonnen. Die ſpäte Heimkunft des Odyſſeus, die werdende Entſchloſſenheit des verſtändigen Telemachos wird durch eine an mehrern Stellen im Vorüberfluge angedeutete und durchſchimmernde Vergleichung mit der frühen aber ſchrecklichen Rückkehr des Agamemnon und mit der kühnen Rache des Oreſtes bedeutſam hervorgehoben. Dieſe Geſtalten durften nur um ein Weniges zu laut aus dem Hintergrunde hervortreten, ſo war die ſchöne Einheit des Ganzen geſtört. Wie bewundrungswürdig iſt die Behandlung einer ſo großen Menge alter Sagen in der Nekyia! Nirgends findet ſich hier todte Maſſe, bloß mythiſche, nicht poetiſche Abſchweifungen; aber auch nirgends Überfluß, wie es doch bey dieſem Stoff ſo unvermeidlich war, wenn er von einer bloß erfinderiſchen, glücklichen Natur ohne geübtes Gefühl für Schicklichkeit, Maaß und Einheit ausgebildet worden wäre. Die Herrſchaft dieſes richtigen Kunſtgefühls über eine ſo reiche Dichtung und Fülle der Dichterkraft, dieſes nirgends zu viel noch zu wenig, was wir hier bemerken, verdient beſonders betrachtet zu werden. Überhaupt ſteht der ganze mittlere Theil der Odyſſee im Wunderbaren und in der Fülle auf dem Gipfel der Reife. Nur etwas weiter, und die Gränze der Schönheit wäre überſchritten, und die Dichtung näherte ſich heſiodiſcher Ausſchweifung. Den heitern Neſtor bey ſchon ganz naher und näher dringender Gefahr noch bey fröhlichem Schmaus und traulichem Geſpräch zu finden, kann in einem helleniſchen Dichter ſo wenig befremden, als die dadurch wohlthätig gehobene ſchöne Gleichmüthigkeit des wackern Alten im Sturm der darauf folgenden Schlacht. Doch konnte dieſe künſtleriſche Kühnheit ihre Gränze ſehr leicht verfehlen. Überdem erregt ein Zug [55], welcher, für ſich genommen, nichts als eine angenehme Umſtändlichkeit zu ſeyn ſcheint, hier das Bild eines kraftvollen und rüſtigen Greiſes ſo ſehr an der rechten Stelle, daß man ihn nicht für zufällig halten möchte. Die fein geäußerte Empfindlichkeit des Diomedes über den ungerechten Tadel des Agamemnon ſetzt einen Dichter voraus, dem das leiſeſte Gefühl für das Feinere in ſittlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen gleichſam angebohren war. Überdem iſt die gleichmäßige Ausbildung aller ſeiner Kräfte, das reine Ebenmaaß ſeines Gemüths, ſein ſo richtiges Verhältniß zum Ganzen, eine der ſchönſten Blüthen des vollendeten helleniſchen Epos und in der ganzen Geſchichte ähnlicher Geſänge einzig. Das war nur bey einem Volke möglich, dem Harmonie nothwendiges Bedürfniß, und unwillkührliche Äußerung urſprünglicher Natur, bey dem die Anlage zur Vollendung einheimiſch war.

---

[54] Darum will er auch, von Leidenſchaft plötzlich aufgetrieben, mehr als er vermag (Ilias VII, 94. f.); er, welcher in der Noth ohnmächtig verzagt, und nichts weiß, als den Vater der Götter verzweiflungsvoll zu ſchmähen (III, 365.).

---

[55] Ilias, XI, 635.

Wenn Ariſtoteles [56]) die Poeſie überhaupt, und alſo auch das Epos, aus Improviſazionen entſtehen läßt, ſo könnte es ſcheinen, er habe auch in dieſem Stücke, wie in ſo vielen andern, die Eigenthümlichkeiten der dramatiſchen Dichtart auf alle übrigen übertragen. Er deutet nirgends auf einen allgemeinen Gattungsbegriff von denſelben, ſondern ſcheint überall nur jene beſtimmte Art im Auge zu haben, aus denen, wie bekannt, das helleniſche Drama entſprungen iſt. Solche rohe dithyrambiſche und phalliſche Geſänge, aus welchem ſich die kunſtmäßige ſatyriſche, tragiſche und komiſche Poeſie der Athener entwickelte, waren noch zur Zeit des Ariſtoteles in vielen Städten gebräuchlich [57]). Die alte Muſe der Athener beſtand in Chören von Knaben und Männern aus den Landleuten, welche nach Völkerſchaften zuſammentraten, und noch beſtaubt von Erndte und Pflug, improviſirte Geſänge ſangen [58]). Zu dieſer Gattung gehörten auch wohl die ſpottenden Weiberchöre zu Ehren der ländlichen Gottheiten, Damia und Auxeſia auf Aegina, deren Spott keinen Mann, aber die einheimiſchen Weiber traf, und ähnliche Feſte bey den Epidauriern [59]). Verwandter Natur ſcheinen die improviſirten Spottgeſänge, welche Jünglinge, nach einem Gleichniſſe im homeridiſchen Hymnus auf Hermes, an

---

[56]) Poet. cap. 4. [57]) Ibid. [58]) Max. Tyr. Diss. XXXVII. p. 206. seq. T. II. ed. Reiske. [59]) Herod. Terpsich. cap. 83.

Gaſtmahlen zu wechſeln pflegten 60). Aus ähnlichen geſellſchaftlichen Improviſazionen entwickelte ſich das einheimiſche Drama, und ſelbſt die Satire der Römer. Sieht man nur auf die Schnelligkeit des leidenſchaftlichen Hervorbringens, auf den gänzlichen Mangel eines künſtleriſchen Entwurfs und beſonnener Ausbildung; ſo kann man ſelbſt den Lucilius unter die Improviſatoren zählen. Überhaupt iſt das Improviſiren kunſtloſen mimiſchen, geſellſchaftlichen und lyriſchen Gedichten ſo angemeſſen, daß es hier ſeine Stelle auch im Zeitalter der gebildeten Poeſie zu behaupten pflegt. Will man die im homeridiſchen Hymnus auf den deliſchen Apollon als eine berühmte Seltenheit erwähnten Geſänge der deliſchen Frauen 61) für feſtliche Improviſazionen halten; ſo kann man ſie wegen ihres mimiſchen Anſtrichs für die älteſte Spur der jetzt beſchriebenen Gattung betrachten; denn dieſer und die unſtreitig ſehr örtliche und deliſche Behandlung ſtimmt nicht zu der Natur des helleniſchen Epos in der homeriſchen Periode. Ländliche Improviſazionen, wie die altattiſchen, oder die in den bukoliſchen Gedichten der ſikeliſchen Schule des ſpätern Zeitalters häufig nachgebildeten Wechſelgeſänge doriſcher Hirten darf man in der homeriſchen Welt nicht erwarten, wo der bürgerliche Zuſtand der Landleute einer freyeren Entwicklung des dichteriſchen Naturgefühls in der beherrſchten Claſſe ſo ungünſtig war.

Noch weniger darf man in der erſten Periode der Kunſt an jene völlig verſchiedene Gattung von Improviſatoren auch nur denken, die man im Gegenſatz jener na-

---

60) v. 56. 57. 61) v. 156–164.

türlichen künſtliche nennen könnte, zu welcher Diogenes von Tarſos gehört, der Gedichte, meiſtens tragiſcher Art, über jeden aufgegebenen Gegenſtand ausſchäumte[62]; und der ſidoniſche Antipater, welcher hexametriſche Verſe und andre in andern Sylbenmaßen unvorbereitet auszuſtrömen pflegte, und es bey einem ſtarken Gedächtniß und einer glücklichen Natur durch Übung ſo weit gebracht hatte, daß ihm, wenn er ſich entſchloſſen in den Vers geworfen hatte, die Worte von ſelbſt folgten[63]; und Archias, welcher oft, ohne einen Buchſtaben zu ſchreiben, eine große Anzahl Verſe, die, nach der Verſicherung des Redners, höchſt vortrefflich waren, von den Begebenheiten des Tages herſagte, auch auf Verlangen denſelben Gegenſtand mit verändertem Ausdruck und Ausführung behandelte[64]; und viele andre von gleichem Schlage kurz vor und zu der Zeit des Quinctilianus[65]. Auf der einen Seite hat dieſe beſondre Gattung der Improviſazion, die vielen, welche über die Natürlichkeit der homeriſchen Poeſie haben reden wollen, allein bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint, etwas Seiltänzermäßiges und Knechtiſches, welches nur bey einer in Verweſung übergegangenen Entartung der Kunſt, wie in jenem Zeitalter der völligen Auflöſung der helleniſchen Poeſie Statt finden kann; auf der andern Seite liegt ihr ein ſehr hohes und übertriebenes Urbild von einer vollkommnen Übermacht der Willkühr über das künſtleriſche Vermögen zum Grunde; wie nicht ſelten dann die Forderungen in der Kunſt am höchſten und bis ins

---

[62] Strab. libr. XV. p. 992. fin. [63] Cicer. de orat. III. 50. [64] Cic. pro Archia, cap. 8. [65] Quinct. Inst. libr. X. cap. 7.

Abgeſchmackte ſteigen, wenn man ſchon ganz unfähig geworden iſt, irgend etwas tüchtiges zu leiſten.

Zwar improviſirt Hermes, in dem homeridiſchen Hymnus auf ihn, auch ein Epos 66) von der Liebe der Maja und des Zeus, und von ſeiner eignen Geburth. Aber der kleine Gott thut in dieſem Gedicht vieles aus dem Stegreife, wozu Menſchen Vorbereitung und Übung durchaus bedürfen. Auch werden die epiſchen Improviſazionen, als die ſeltnern und unbekanntern, durch Vergleichung mit den geſellſchaftlichen, als den gewöhnlichern und bekanntern, erläutert. Wie hohe Begriffe der Dichter dieſes geiſtvollen Geſanges, welches aus dem reinſten poetiſchen Kunſtſinn hervorging, und durchhin das athmet, was das Tiefſte und Eigenſte iſt in der ausgebildeten künſtleriſchen Natur und Denkart, von Lehre, Kunſt und Weisheit in der Poeſie hat, mag eine der merkwürdigſten Stellen dieſes Gedichts, in welchem beynahe alles merkwürdig iſt, bezeugen, in welcher Hermes dem Apollon die Eigenſchaften der Leyer beſchreibt. Hier heißt es unter andern:

Wenn ſie nun einer,
Welcher gebildet ward von der Kunſt und der Weisheit, befraget;
Dieſem ertönt ſie und lehret ihn viel, was das Herz ihm erfreuet;
Willig ſpielet ſie dann in dem milden Kreiſe der Freunde,
Fliehend der Arbeit Laſt, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungeſtüm ſie zuerſt und noch unkundig befraget;
Ganz unnütz dann tönet ſie ihm, und mit eitlem Geräuſche 67).

Wie verächtlich 68) äußert ſich der vortreffliche Homeride hier über die luftige und bodenloſe Darſtellung des natürlichen Improviſatore? Zwar werden beym Ariſtopha-

---

66) v. 57. seq. 67) V. 479 — 485. Überſetzt von F. A. Eſchen.

68) μὰψ αὔτως κεν ἔπειτα μετήορα τε θρυλλίζοι.

nes [69]) epiſche Stellen auf gegenwärtige Gegenſtände angewandt, und Verſe aus dem Stegreif erdichtet; ein Wink des Platon [70]) und manche Ausdrücke der Spätern von den Rhapſoden deuten darauf, daß es auch eine epiſche Improviſazion gab; welche ſich jedoch ihrem Charakter nach erſt auf die ſpätern Zeiten der epiſchen Kunſt beziehen läßt, ſo wie das Improviſiren auch in der rhetoriſchen Kunſt ſpät, erſt mit Aeſchines anfing. Bey Homeros wird es nicht nur nicht erwähnt, ſondern es widerſpricht auch den übrigen Eigenſchaften ſeiner Sänger; und, was noch entſcheidender iſt, es ſtreitet mit dem Weſen und Geiſt der Dichtart ſelbſt. Eine eigentliche improviſirte metriſche Erzählung wird unfehlbar mimiſch, welches das helleniſche Epos nicht iſt. Wie könnte man Geſchichte oder auch Sage improviſiren? Wie ſtimmte dies zu der homeriſchen Genauigkeit, zu der in den homeriſchen Geſängen durchhin athmenden treuen Anhänglichkeit an das Alterthum? Aus Geſchichte und Sage aber iſt das alte Epos der Hellenen entſtanden. In den früheſten Zeiten mußte das Geſchichtliche die beygemiſchte Dichtung noch mehr überwiegen; und es war da für die Improviſazion noch weniger Raum. Daß der epiſche Sänger im Vortrage der überlieferten und durch eigne Erfindung oder Anbildung veränderten Erzählung Kleinigkeiten weglaſſen und hinzuſetzen konnte und mußte, darf nicht bezweifelt werden; wer ſich aber genau ausdrückt, wird das nicht Improviſiren nennen.

---

69) Ep. v. 1063. f. 70) Phaedr. T. X. p. 387. ed. Bip.

Achtes Kapitel.

Von der Ächtheit und Diaſkeuaſe der homeriſchen Gedichte.

Es iſt in dem Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters angedeutet worden, wie das alte Epos aus der beſondern Eigenthümlichkeit der Hellenen hervorgegangen ſey, und in dieſen Bildungsverhältniſſen bis zur Vollendung habe wachſen können; und im gegenwärtigen, daß dieſe eigenthümliche Dichtart, durch ihre Conſequenz, die Allgemeinheit und Übereinſtimmung ihrer Merkmahle, in der Natur des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt ſelbſt gegründet, daß ihre Gränzen demnach nicht zufällig und ſie eine nothwendige Gattung der Poeſie überhaupt ſey. Wer den Winken der Natur gern nachforſcht, von der es hier vornehmlich gilt, was Herakleitos vom Apollon behauptete: „Er verbirgt nicht, und er ſagt nicht, ſondern er deutet an;" wird ſich leicht denken konnen, wie das helleniſche Epos aus dieſen Gründen und Veranlaſſungen nach allgemeinen Bildungsgeſetzen aller lebendigen Kräfte zu jener Conſequenz und Weſentlichkeit gelangt ſey, und wie die einzelnen Eigenſchaften deſſelben aus der äußern Geſtalt, welche aber nur hier ganz conſequent durchgeführt iſt, ſich allmählig entwickelt haben, oder vielmehr an dieſelbe allmählig angewachſen ſeyn mögen. Doch würde auch dadurch die Entſtehung der homeriſchen Poeſie nur im Allgemeinen und Ganzen erklärt werden. Die Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Theile und Rhapſodieen aber wäre ſchon zur nähern Beſtimmung und weitern Ausführung jener allgemeinen Umriſſe von der äußerſten Wichtigkeit. Überdem ruht die allgemeine Anſicht von der homeriſchen Poeſie, wenn ſie, wie es oft der Fall war und noch iſt, auf die Veränderungen, welche die einzelnen Theile und die Ordnung des Ganzen betroffen haben mögen, keine Rückſicht nimmt, auf ſchwachem, oder vielmehr auf gar keinem Grunde. Mit dieſer Unterſuchung ſteht und fällt alles. Es iſt die Frage vom Seyn oder Nichtſeyn. Wer ſie ernſtlich beantworten will, muß geſinnt ſeyn, wie der Held, welcher bittet:

Vater Zeus, befrey der Achaier Söhne von dieſer
Nacht! Laß Heitre kommen, gewähr dem Auge den Anblick,
Und am Tage den Tod!

Wenn hier von der homeriſchen Poeſie, als von einem untheilbaren Ganzen, geredet worden iſt; ſo iſt dies keinesweges im herkömmlichen Glauben an Einen Homeros, alleinigen und improviſirenden Schöpfer der Ilias und Odyſſee, geſchehen. Vielmehr hat die bisherige Unterſuchung über das homeriſche Epos ſtets Rückſicht auf dieſes ihr Ziel genommen, und es nie aus den Augen verloren. Doch mußte in der dieſer Geſchichte angemeßnen Ordnung der Gegenſtände, der Begriff des Ganzen vorzüglich in dieſem Fall, der Unterſuchung über die einzelnen Theile vorangehn, weil die Meynungen der Alten vom

Ganzen der homeriſchen Poeſie, ihre abſichtlichen Veränderungen, und ihre Urtheile über die Ächtheit einzelner Stellen oder Theile derſelben begründet und beſtimmt haben. Dieſe nothwendige Anordnung kann uns nicht hindern, was in dem bisher Behaupteten grundlos befunden werden ſollte, wieder zurückzunehmen [71].

---

[71] Als Grundlage und Veranlaſſung des Folgenden ſind Wolfs Prolegomena zu betrachten, welche uns mittelbarer Weiſe ſchon über mehreres in der älteſten helleniſchen Poeſie Licht gegeben haben. In der That hat faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde von den Entdeckungen dieſes Kritikers über die homeriſche Poeſie die wichtigſten Vortheile gewonnen. Im Ganzen aber ſcheint es, iſt jenes Meiſterſtück des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit, welches durch den Geiſt der Wißbegierde und Wahrheitsliebe, den es athmet, durch die ſtrenge Beſtimmung und feſte Verkettung einer ſo langen Reihe von Gedanken und Beobachtungen dieſer Art und dieſes Stoffs, am meiſten aber durch die eigne, eben ſo ſeltne als unſchätzbare Gewandheit und Biegſamkeit des Gedankenganges, bey dieſer Fülle des Inhalts, für ein Urbild geſchichtlicher Forſchung über einen einzelnen Gegenſtand des Alterthums gelten kann, von den Anhängern faſt noch weniger verſtanden, geſchweige denn benutzt worden, als von den Zweiflern. Der Grund davon liegt wohl zum Theil in der Anordnung der Schrift; indem was darin für das Ganze das wichtigſte iſt, die Grundlinien nämlich zu einer wo nicht chronologiſch beſtimmten doch genetiſch befriedigenden Entſtehungsgeſchichte der homeriſchen Poeſie, hier nur als Epiſode in die, zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Aufgabe beſtimmte und ausführlichere Geſchichte der Überlieferung und Behandlung des homeriſchen Textes, eingeflochten und in zerſtreuten Winken angedeutet werden konnte. Daher denn auch manchem Gegenſtande einer bloſſen Nebenunterſuchung, wie z. B. über die Schrift und die frühere oder ſpätere Anwendung derſelben, ein viel zu groſſes Gewicht für das Ganze gegeben worden. Die vornehmſte Urſache aber, warum jene ganze Unterſuchung der alten und neuen Chorizonten bloß in dem ſkeptiſchen Zuſtande ſtecken gebli

Jahrhunderte lang lebten die homeriſchen Rhapſodieen einzeln nur durch die Überlieferung epiſcher Kunſtſchulen, im Geiſt und auf den Lippen wandernder Sänger, bis ſie durch die Diaſkeuaſten geſammelt, zur Ilias und Odyſſee geordnet, und ſchriftlich aufgezeichnet wurden. Die Annahme einer Ilias und Odyſſee vor den Diaſkeuaſten iſt alſo nur blinder Glauben oder gewagte Vorausſetzung. Auch bey der treueſten mündlichen Überlieferung durch einen ſo langen Zeitraum ſcheinen allmähliche Abweichungen von der urſprünglichen Geſtalt faſt un-

---

ben iſt, ohne zu einem ganz klaren Ziel und geſchichtlich begründetem und genügendem Schluß gedeihen zu können, liegt außer den vielen in der Alterthumskunde noch herrſchenden Vorurtheilen und falſchen Meynungen, über die alte Sage und älteſte Poeſie, und wie man ſich ihre Entſtehung denkt, überhaupt aber über die Sprache, Kunſt- und Geiſtesentwicklung der Vorzeit und Urwelt, beſonders auch in der hier wohl genugſam erörterten vielfachen und gänzlichen Unbekanntſchaft mit der eigenthümlichen Natur des helleniſchen Epos. Es fehlt an dem hinreichend entwickelten dichteriſchen Kunſtgefühl, daher auch an dem rechten Verſtändniß ſelbſt für den Geiſt der Sage und Mythologie, an Sinn für die poetiſche Entfaltung der alten Heldenſage durch den epiſchen Geſang und für die eigenthümliche poetiſche Geſtaltung und kunſtſinnige Form in dieſen homeriſchen Liedern und eben daher auch an einer richtigen Würdigung der wahrhaft künſtleriſchen Diaſkeuaſe derſelben. Erſt jetzt, nachdem wir eine tiefere, wiſſenſchaftlichere Anſicht der Mythologie und des alten Sagengeiſtes gewonnen haben, kann eine Forſchung, welche das ganze Gewebe und Wundergebilde des Alterthums und der Urwelt mit poetiſchem Kunſtgefühl auffaßt, durch den Scharfſinn der Chorizonten in der Scheidung der Einzelnen geleitet, über die ſkeptiſche Stufe hinaus zu einer vollſtändig genetiſchen Natur und Entſtehungs- oder Kunſt- und Entwicklungsgeſchichte der alten Sage und Poeſie überhaupt und der homeriſchen Lieder insbeſondere gelangen.

vermeidlich, und die Neigung des Epos ſelbſt, ſich in epiſodiſcher Fülle auszubreiten, konnte den Rhapſoden zu Erweiterungen und Zuſätzen locken. Die Schule des berühmten Kynaethos 72) wird der Verfälſchung ausdrücklich beſchuldigt. Die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesart, welche wie leicht zu erachten, in den verſchiedenen Handſchriften verſchieden lautete, ging ſo weit, daß der bittre Timon dem Aratos auf die Frage, wie er ſicher zur ächten homeriſchen Poeſie gelangen könne, antwortete: „Wenn er ſich an die alten Handſchriften hielte, nicht an die neulich berichtigten 73). Das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig und allgemein, daß auch wohl Bücher dagegen geſchrieben wurden 74). Selbſt der beſcheidnere Ariſtarchos ſprach, wie ſich Cicero ausdrückt, die Verſe, welche er nicht billigte, dem Homeros ab 75). Nicht bloß größere und kleinere Stellen, auch ganze Rhapſodieen hielten die Kritiker für unächt. „Es ſey eine Krankheit der Hellenen," ſagt Seneca 76), „zu unterſuchen, wie viel Ruderer Odyſſeus gehabt, ob die Ilias früher geſchrieben ſey, oder die Odyſſee; ferner, ob ſie von demſelben Verfaſſer wären." Die Grammatiker welche die letzte Frage verneinten, bildeten eine eigne Secte der Chorizonten.

Und in der That findet ſich auch Veranlaſſung zum Scheiden und Sondern genug, wenn man die Rhapſodieen der Ilias und Odyſſee nicht im Zuſammenhange der

---

72) Schol. ad Pind. Nem. II. 73) Diog. Laert. IX. 12. 6.
74) Schol. Ven. ad. I, 424. 75) Wolfii Proleg. p. CCXXXII.
76) De brev. vit. cap. 13.

ganzen helleniſchen Poeſie und in Vergleichung mit den homeridiſchen Hymnen, mit den heſiodiſchen Geſängen, und mit dem, was wir von den Werken der epiſchen Claſſiker des lyriſchen und dramatiſchen Zeitalters wiſſen oder vermuthen, oder gar im Gegenſatz ganz andrer Gattungen der Kunſt betrachtet, wo ſie freylich als Eine Maſſe und Ein Ganzes erſcheinen, ſondern ſie bloß an und für ſich beobachtet, und nur mit ſich ſelbſt, ohne alle Vorausſetzung, ob ſie von Einem oder mehreren herrühren, vergleichet. Da ſondert ſich nicht etwa bloß das jedermann verdächtige Ende der Odyſſee 77) weit ab; auch manche der immer noch ſehr alterthümlichen, und kunſtreich gediegenen, an ſich betrachtet, größten und fließendſten Maſſen, verrathen durch eine feinere einem empfänglichem Gefühl und offnem Auge aber ſehr wohl merkliche Verſchiedenheit, in der Farbe des Ausdrucks und in den Umriſſen und Zügen der Erzählung und Dichtung, einen verſchiedenen Urſprung. Eine Verſchiedenheit, die gleichſam in die Sinne fällt, ohne noch die geſchichtlichen Widerſprüche im Einzelnen, die ſtreitenden oder abweichenden Anſichten derſelben Gegenſtände oder Geiſtesgegenden im Ganzen zu unterſuchen, oder auf Schwierigkeiten aus einer muthmaßlichen Chronologie der Gebräuche und Sitten zu ſehen. Von der Patrokleia an wechſeln und kämpfen in den letztern Rhapſodieen der Ilias größere Geſtalten, das Leben iſt gedrängter, und raſcher der Schwung. Gegen die erſten Rhapſodieen, wo man nach der dichteriſchen Erhaben-

---

77) Von XXIII, 297 an.

heit des erſten Anfangs auch wieder manches rein Hiſtoriſche, oder was dem ähnlich iſt, findet, dürfte man ſie deshalb poetiſirter nennen. Da nun das Eigenthümliche der Ilias im Gegenſatz der Odyſſee eben darin beſteht, daß die epiſche Kraft ſich darin mehr zuſammendrängt, als auseinanderbreitet, mehr in die Höhe ſteigt, als in die Weite ſtrömt, ſo ſind ſie in dieſer Hinſicht gleichſam der Gipfel der Ilias. Dagegen iſt aber freylich die Bildung, Bewegung und Farbe des Wunderbaren hier ungleich üppiger, ja ausſchweifender, und nicht ſelten anſtößiger. Hierin gleicht ihnen die Diomedeia nicht wenig, welche auch darum, weil nichts im Zuſammenhange der Geſchichte weſentliches darin vorgeht oder vollbracht wird, außer daß der Tod des bundbrüchigen Pandaros den Forderungen der gerechten und ſtrafenden Adraſteia Genüge leiſtet, ein ſpäterer Nachwuchs der vorhergehenden Rhapſodieen ſcheinen könnte. Wie nachdem ſich die Größe und Fülle der Kraft der erſten Geſänge wieder in mancherley Epiſoden und Einzelnheiten zerſplittert und verlohren hat, dann in den letzten Geſängen der Ilias wieder im poetiſchen Sinn am meiſten Ilias iſt, ſo iſt in den mittleren, vom fünften bis zum funfzehnten der Odyſſee am meiſten Odyſſee und am meiſten homeriſche Dichterfülle. An leichter Lebendigkeit, bezaubernder Süßigkeit, an völliger Ausbildung, Anmuth auch im Scherz und zarter Angemeſſenheit iſt dieſe Maſſe die volle Blüthe der homeriſchen Schönheit, und enthält verhältnißmäßig am meiſten Dichtung. Der achtzehnte Geſang der Odyſſee ſticht merklich ab, und in dem funfzehnten, ſechszehnten und ſiebzehnten Geſange iſt ein befremdendes Umherſpringen, hier und da unnatürliche Kürze und anſtoßige Stellen genug; viele andre Wahrnehmungen ähnlicher Art nicht zu erwähnen.

Aber auch die vollkommenſte Ähnlichkeit der Geſtaltung und Gleichheit der Farbe bey gänzlichem Mangel an Widerſprüchen, Lücken und Sprüngen, wäre noch kein hinreichender Grund, einen Kranz oder eine Maſſe dieſer alten Geſänge ganz beſtimmt Einem Urheber anzueignen, da ſie mehr entſtanden und gewachſen, als entworfen und ausgeführt, da ſie Früchte eines ſo einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchſt gleichartigen, durch die Natur ſelbſt geſtifteten Kunſtſchule ſind. Die alte Sage von Einem Homeros, und die mancherley Mährchen, welche ſich an ſie angebildet haben, können bey allen dieſen Unterſuchungen um ſo weniger etwas gelten, da ſie außer demjenigen, was offenbar aus den Lebensverhältniſſen der ſpätern Rhapſoden zur Zeit, da der noch neue Republikanismus die heroiſche Verfaſſung, mit allem was ihr anhing, und alſo auch die heroiſchen Sänger, verdrängte und erniedrigte, entlehnt und auf den ältern Urheber von Gedichten übertragen iſt, in denen das Leben der Sänger ganz anders dargeſtellt wird, gar nichts enthalten, als die gröbſten und ſchneidendſten Widerſprüche über das Vaterland, und was noch ſchlimmer iſt, auch über das Zeitalter des Homeros. Wenn man erwägt, wie viel Hülfsmittel die helleniſchen Gelehrten, welche das Zeitalter des Homeros zu beſtimmen verſuchten, noch hatten und haben konnten, die nun verlohren ſind: daß ſie bey Beantwortung der großen Frage, aus homeriſchen Anſpielungen auf Gebräuche oder Begebenheiten, deren Alter entweder geſchichtlich bekannt war, oder nach wahrſcheinlichen Gründen beſtimmt und angenommen wurde, nach ihrer Art ziemlich ſorgfältig und ſehr ſcharfſinnig zu Werke gingen, und daß die verſchiedenen Angaben und Beſtimmungen ſo außerordentlich weit von einander abſtehen; ſo dringt ſich der Gedanke auf, daß wenn auch nicht alle, doch ſehr viele dieſer abweichenden Meynungen gleich wahr, und das Alter der einzelnen Theile und Maſſen der homeriſchen Poeſie wohl auch ſehr verſchieden ſeyn möchte; da es ohnehin nichts als ein ganz mißglückter Einfall iſt, aus den verſchiedenen Zeiten eine mittlere Durchſchnittszahl ziehen zu wollen, und der Vorzug, den man einem oder dem andern homeriſchen Chronologen nach dem Anſehn ſeiner Gelehrſamkeit, Urtheilskraft und Zuverläſſigkeit geben mag, bey dem ungefähr gleichem Gewicht der Gegner doch nur willkuhrlich iſt.

Bey allen dieſen unläugbaren Thatſachen, Wahrnehmungen und daraus folgenden Sätzen kann es alſo wohl gar nicht mehr die Frage ſeyn: was iſt homeriſch in dieſen alten Geſängen, und was nicht? Denn unter dem Gedränge dieſer Zweifel verſchwindet Homeros unſrer Nachforſchung, wie des Vaters Schatten der Umarmung des Aeneas. Man darf nur noch fragen, wie die Ilias und Odyſſee entſtanden ſey. Wir haben ſie nicht mehr in ihrer urſprunglichen Geſtalt, ſondern vielfach bearbeitet und überarbeitet, und vielleicht durch Rhapſoden, Diaſkenaſten und Grammatiker ganz umgebildet. Und ſo ſcheint die homeriſche Poeſie ſelbſt, die einzige ſichere Grundlage der früheſten Alterthumskunde, und mit ihr das ganze Gebäude zu ſchwanken, und dem Kunſtfreunde wie unter den Händen wegzugleiten und gleichſam zu zerfließen. Die erſten Urheber haben alſo wohl vielleicht nur allerley rohen Stoff von ſich gegeben, der durch die Kunſt der ſpätern hintendrein vervollkommnet, und in welchen die liebliche Schönheit, die völlige Ausbildung, beſonders aber die reizende Harmonie, das unterſcheidendſte Merkmahl des homeriſchen Epos erſt lange nachher und ſehr ſpät hineingemacht ward.

Gegen dieſe Vorſtellung indeſſen, die bey Gelehrten, welche das helleniſche Alterthum nicht kennen, nach dem erſten flüchtigen Überblick aller der erwähnten und andern ähnlichen bedenklichen Nachrichten und Winke, die ſich in den Alten ſelbſt über die Entſtehung, Erhaltung und Behandlung der homeriſchen Poeſie finden, ſehr leicht aufſteigen könnte, dürfte wohl ſehr vieles von dem ſprechen, was bey einer Unterſuchung der Art am meiſten Gewicht haben muß. Auch die allgemeine poetiſche Disharmonie ſelbſt der Claſſiker der epiſchen Kunſt nach der homeriſchen Periode könnte ſchon Zweifel erregen. Die Unordnung und Disharmonie der heſiodiſchen Poeſie fällt jedem Kunſtfreunde in die Sinne. Antimachos war noch ſchlechter geordnet als Heſiodos 78), Panyaſis nur etwas beſſer; ſo auch wahrſcheinlich Piſandros, da Ariſtoteles die Herakleia unter den wegen Mangel an dichteriſcher Einheit getadelten epiſchen Werken nennt 79). Konnten unbekannte Verfälſcher den homeriſchen Geſängen jene Anordnung anbilden und gleichſam einimpfen, welche das Maaß des menſchlichen Geiſtes zu überſchreiten ſchien 80), während die Epiker,

---

78) Quinct. X, 1. 79) Poet. 8. 80) Quinct. X, 1.

welche, jeder in ſeinem Zeitalter, die gebildetſten waren, gleichſam die Häupter der epiſchen Kunſt, auch den gewöhnlichen Forderungen der Rhetoriker in dieſem Stücke ſo wenig Genüge leiſten? Die ſcheinbare Möglichkeit, daß die Homeriden, während aller Veränderungen der epiſchen Kunſt, unbekümmert um das, was in dieſem oder jenem Zeitalter grade galt oder nicht galt, dem alten Style des Epos treu, die Bildung und Geſtaltung der homeriſchen Poeſie wenigſtens in einer ſtetigen Reihe fortſetzen und vielleicht erſt in den ſpäteſten Zeiten vollenden konnten, wird vernichtet durch die gänzliche Verſchiedenheit derjenigen Rhapſodieen, welche die Ilias und die Odyſſee bilden, und der homeridiſchen Hymnen, deren verhältnißmäßige Spätheit wir faſt ohne Ausnahme wiſſen können. Eine Verſchiedenheit, die nicht bloß in dem Stoff liegt, oder auch ſich nur auf die Farbe und äußere Geſtaltung erſtreckt, ſondern ſich noch in dem innerſten Bau des Ganzen offenbart. Waren es aber die Diaſkeuaſten, denen die homeriſche Poeſie ihre epiſche Harmonie verdankt, ſo iſt es unbegreiflich, warum ſie gegen andre alte Gedichte, die ſie doch auch diaſkeuaſirten, minder freygebig waren. Auch läßt ſich nicht wohl einſehn, wie alle Diaſkeuaſten aus ganz Hellas zuſammengenommen das heſiodiſche Schild des Herakles zum Beyſpiel in eine ſchöngeordnete Rhapſodie hätten verwandeln können; ſie müßten denn ein ganz neues Gedicht daraus gemacht haben. Dann waren aber ſie die Dichter, und das iſt ſicher, die, von denen die epiſche Harmonie der homeriſchen Rhapſodieen herrührt, ſind die eigentlichen Autoren derſelben; mögen auch noch ſo viele Vorgänger ihnen Stoff zugebilder und Sagen poetiſirt, oder Nachfolger ihre einzelnen Geſänge, die für ſich beſtehende Ganze waren, ihrer Abſicht gemäß oder entgegen, durch Kitt und Klammern zuſammengefügt, ja ſogar Stellen eingeſchoben oder weggelaſſen haben, ſo lange nur nicht alles umgebildet und neu geſtaltet wurde. So wie die ſichtbare Hinneigung der homeriſchen Poeſie zu jener ſittlichen Übereinſtimmung, die aus der Strafe des Böſen und dem Falle des Übermüthigen entſpringt, deren Gefühl, mit manchem andern ſeiner eigenthümlichen Gedanken verſchwiſtert, ſo oft aus dem alten Liede hervorſchimmert, und die ſich nicht bloß in der grauſamen Züchtigung des Melanthios, ſondern auch in der Darſtellung des Agamemnon, des Achilles und des Patroklus offenbart, in das ganze Gebilde innigſt verwebt iſt, und nicht von außen zugethan werden konnte; ſo auch die epiſche Harmonie, deren Weſen in der fließenden Stetigkeit der Darſtellung, in der klaren Anſchaulichkeit des Dargeſtellten, nicht bloß im Einzelnen, ſondern auch noch in den größern, immer wieder gefällig und deutlich gerundeten Maſſen beſteht.

Diaſkeuaſirt aber iſt die homeriſche Poeſie nun einmal; das wiſſen wir, und daran müſſen wir uns halten. Genau zu beſtimmen, was die Diaſkeuaſten mit ihr und an ihr thun konnten oder nicht konnten, und was ſie wirklich gethan haben, das iſt die Hauptſache und das Eine, worauf es eigentlich ankommt.

Wenn wir auch annehmen wollen, die alten Geſänge hätten ſich, nicht bloß aus derſelben Sage, gleichſam Kinder einer Mutter, aufgewachſen, ſondern auch in einer Kunſtſchule ſchweſterlich gebildet und vollendet, aus urſprünglicher gegenſeitiger Befreundung aufs gutwilligſte in einander fügen laſſen; ſo kann dies doch nicht ganz ohne Vereinigungsmittel und Bindungsſtellen zu Stande gebracht worden ſeyn. Dieſe darf, ja ſoll man in der Ilias und Odyſſee aufſuchen, und wenn es, wie billig, nach dem Grundſatze geſchieht, Stellen[81]), welche durch einen harten Übergang oder bedenkliche Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epiſchen Gemeinplätzen und aus unverdächtigen andern homeriſchen Stellen mühſam zuſammengeflickt, der Ökonomie des Ganzen abſichtlich dienen, nichts enthalten, was ein Diaſkeuaſt, der bloß Diaſkeuaſt und gar nicht Poet wäre, nicht füglich hätte machen können, und ohne Schaden des Zuſammenhanges weggenommen werden mögen, fürs erſte als des diaſkeuaſtiſchen Urſprungs verdächtig zu bezeichnen; ſo wird man vielleicht Stellen der Art genug finden, und ſich zuvörderſt von der ängſtlichen Beſcheidenheit der Diaſkeuaſten überzeugen können, welche es beynahe überflüſſig iſt, in Worten zu loben, da die in der homeriſchen Poeſie übriggebliebenen Widerſprüche es durch die That thun, und ein bleibendes Denkmahl ihrer diaſkeuaſtiſchen Vollkommenheit ſind, welche darin beſteht, daß ein Diaſkeuaſt nur Diaſkeuaſt iſt, und nichts anders ſeyn will. Auch dürfte die Vermuthung auf dieſem Wege, durch die höchſte Strenge in jedem einzelnen Fall und durch immer wiederholte Vergleichung der ähnlichen und Überſicht aller ſchadhaften Stellen, wohl endlich mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit zu einer Zerlegung der Ilias und Odyſſee in die urſprünglichen Maſſen gelangen können, welche dann geſäubert von Kitt und entfeſſelt von Klammern, in reinerer Alterthümlichkeit und erhöhter Schönheit überraſchend da ſtehn, das immer ein gutes Maaß von Verblendung heiſchende Anſichten einer ſyſtematiſchen oder irgend einer andern ihnen fremdartigen Einheit faſt unmöglich machen, und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Harmonie 32) dem durch die Vorausſetzungen des Verſtandes nicht mehr irre geleiteten Kunſtſinn einleuchtender entgegenkommen würden. Mit Rückſicht auf die merkliche Störung, welche ſo manche harte, verworrne und leere Übergänge und Einſchiebſel, die nach aufgelöſter Diaſkeuaſe wegfallen dürften, einem leiſen Kunſtgefühl verurſachen können und ſollen, und vielleicht, als die erſte Veranlaſſung und der tiefere unter herkömmlichen Redensarten und Begriffen der Schule, wie unter einem mangelhaften Ausdrucke verſteckte Grund, eine Stelle verdächtig zu finden,

---

[81] Die Stelle Ilias I, 430 — 492 mag hier nur als ein Beyſpiel der Anwendung jenes Grundſatzes ſtehn, ohne dadurch auf allgemeine Überzeugung von ihrer Unächtheit Anſpruch zu machen. Denn hier muß doch jeder die Wahrheit ſelbſt finden, und ſo nützlich es ſeyn könnte, wenn mehrere dem Geſchäft gewachſene, jeder für ſich, alle von den Diaſkeuaſten herrührenden Stellen in der homeriſchen Poeſie aufzufinden verſuchten; ſo dürfte es doch nicht rathſam ſeyn, Vermuthungen, die nur durch ihre Übereinſtimmung und Verbindung in Maſſe unwiderſtehlich ſtark ſeyn können, durch voreilende Mittheilung zu vereinzeln und zu entkräften.

---

32) Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie fremd jene dem alten helleniſchen Epos eigenthümliche Harmonie manchen Zeitaltern ſeyn mag, iſt es, daß Voltaire und Home, zwey ſo verſchiedene Naturen, deren jeder für eine ganze Gattung gelten kann, im Tadel der von den Alten allgemein geprieſenen, und oft genug auch mit Einſicht gelobten und mit Geſchicklichkeit nachgebildeten homeriſchen Anordnung ſo ganz einig ſind.

den Kritikern des alexandriniſchen Zeitalters auch nicht ganz ſelten wirklich verurſacht haben, möchte man wohl ſagen, daß nicht die Ordnung ſondern die Unordnung, die poetiſche nehmlich, welche etwa noch in der homeriſchen Poeſie gefunden wird, das Werk der Diaſkeuaſten ſey. Aus einem andern Geſichtspunkte aber kann man ſagen, daß die Diaſkeuaſten nur eine urſprüngliche Ordnung wieder hergeſtellt haben. Theils weil die ächten Maſſen nach der Trennung immer noch durch die ungeachtet der feinern Unterſchiede im Allgemeinen ſehr große Ähnlichkeit der Darſtellung, bey dem geſchichtlichen Zuſammenhange des Dargeſtellten, auf gewiſſe Art ein Ganzes bilden, und mehr oder minder deutliche Spuren einer urſprünglichen Fortſetzung und abſichtlichen Beziehung verrathen würden. Vornähmlich aber, weil die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie nicht in eine neue, willkührliche Geſtalt umgegoſſen, ſondern bey der Verkittung der ſich übrigens von ſelbſt dazu fugenden und ordnenden Rhapſodieen, zu den beyden großen Maſſen der Ilias und Odyſſee, offenbar zwey Formen beabſichtigt haben, welche den alten Geſängen ſo wenig unbekannt ſind, daß ſie vielmehr als die ausdrücklichen und natürlichen Unterarten des homeriſchen Epos erſcheinen. Die Ilias ſoll eine Ariſteia ſeyn, und die Odyſſee iſt ein Noſtos; und dieſes ſind die zwey Ideen von der Form und Geſtaltung, innern poetiſchen Einheit, und nicht erſt erkünſtelten, ſondern allerdings urſprünglich künſtleriſch darin eingewebten, obwohl ſehr loſen dichteriſchen Ordnung und Verknüpfung, welche wir als den Hauptbegriff und zuſammenhaltenden Lebensfaden für beyde Gedichte feſt zu faſſen haben. Wenn auch mehrere Rhapſodieen und ganze Maſſen der Ilias gar nicht darauf angelegt ſcheinen, den Achilles am meiſten hervorzuheben, und nach Auflöſung der Diaſkeuaſe vielleicht noch weniger ſcheinen würden, wie denn zum Beyſpiel manche kleine Stellen im zweyten, dritten und vierten Geſange, welche an den Achilles und an ſeine Wichtigkeit erinnern ſollen, nach dem erwähnten Grundſatze als Einſchiebſel verdächtig ſind; ſo iſt doch die Rückſicht und Beziehung auf ein Höchſtes und Vortrefflichſtes, verſteht ſich nach der Denkart der alten Heldenwelt, den Dichtern der Ilias ganz natürlich und ſichtbar bey ihnen hervortretend, und mehrere Rhapſodieen und Maſſen zeigen einen abſichtlichen Hang, Einen Helden vor allen zu verherrlichen und über alle andern Geſtalten beſtimmt emporragen zu laſſen. In der Odyſſee werden ohnehin Geſänge von der endlichen Heimkehr der achaeiſchen Fürſten von Troja und ihren wundervollen Schickſalen und Wanderſchaften als eine damahls gewöhnliche und beliebte Liedesart in unverdächtigen Stellen erwähnt; und die einzelnen Rhapſodieen erhalten hier auch durch ihre Stelle im Ganzen eine Beziehung, welche ſie nicht ſchon an ſich haben. Wohl iſt in den erſten vier Geſängen der Odyſſee eine zuſammenfügende Hand beſonders merklich und ſichtbar, in der wiederholten und hin und herſpringenden Anknüpfung und Hinweiſung, wo die verknüpfenden Stellen oft nur aus wiederholten Verſen eines andern Geſanges, mit geringer Veränderung und mit kleinen Ausfüllungen verwebt, bloß für dieſen Zweck abſichtlich an einandergeſetzt zu ſeyn ſcheinen.

Übrigens darf man auch dem homeriſchen Epos nicht mehr als nur einen entſchiednen Hang beylegen, ſich in jene beyden Arten und Geſtalten zu trennen und zu bilden, und muß ſie nicht als eigentliche, das ganze Gebiet erſchöpfende Fächer betrachten, weil ſich vielleicht unter den urſprünglichen Maſſen welche finden könnten, auf welche dieſe Eintheilung nicht anwendbar wäre. Auch iſt in dieſer Hinſicht zwiſchen beyden Hauptgedichten ein merklicher Unterſchied. In der Iliade tritt vielleicht das dem Ganzen vorſchwebende Ziel einer Ariſteia in den mittleren Geſängen einigemal mehr zurück; in den letzten neun oder zehn Geſängen aber entfaltet ſich erſt das Ganze recht zu einem großen, allumfaſſenden, wundervollen Kampfgemählde. Und geſetzt auch, daß ihm einige etwas fremdartige Theile ergänzend ſpäter hinzugefügt ſeyn könnten; es iſt im Weſentlichen Ein Erguß, überall angelegt auf dieſen großen Eindruck des Einen Heldenbildes. In der Odyſſee aber iſt die beſeelende Idee der Wunderfarth oder des Noſtos in der erſten glänzenden Hälfte des Ganzen vorherrſchend; in den ſpäteren Geſängen nach der Rückkehr des Odyſſeus entſchwindet ſie wieder und das Gedicht geht über in ein beſchränkteres häusliches Kampfgemählde und in die Scenen der Wiedererkennung. Überhaupt iſt es nothwendig, ſich dieſe alten Formen ganz im homeriſchen Sinn zu denken, und alle Einmiſchung fremdartiger Merkmahle ſorgfältigſt zu vermeiden. Doch kann man den Unterſchied nicht bloß auf eine Verſchiedenheit des Inhalts herabſetzen, da das Eigenthümliche der homeriſchen Darſtellungsart vorzüglich eben mit darin beſteht, daß der darſtellende Geiſt, oder der Dichter nie für ſich laut wird und hervortritt, ſondern ſich innigſt an das Dargeſtellte anſchmiegt, ganz in daſſelbe verliert und Eins mit ihm wird, ſo daß ſich der Stoff und die Geſtaltung deſſelben hier noch gar nicht abſondern laſſen. Jene Trennung in zwey Hauptarten und verſchiedenen Formen des epiſchen Geſanges der homeriſchen Zeit oder Schule iſt auch ſo wenig zufällig als willkührlich, ſondern eine natürliche und nothwendige Folge jener unbegränzten Beweglichkeit und freyen Lebendigkeit des, alles ſchöne Sinnliche ergreifenden und bis zur ſinnlichen Schönheit in ſich bildenden und rein außer ſich darſtellenden Kunſtgeiſtes, welche die weſentlichſten Eigenſchaften des homeriſchen Epos ſind. Die rege Fülle der unbeſchränkten Einbildungskraft wird ſich entweder mehr zuſammendrängen oder ausbreiten, mehr in die Höhe ſteigen oder in die Weite dehnen müſſen, und nur in einem höchſten Gipfel, in einer äußerſten Umgränzung, Ruhe und einen feſten Anhalt finden können. Die einfache Kunſt des erzählenden Geſanges, wo das Dichtungsvermögen noch ganz im Stoff gebunden, und in der Sage verlohren iſt, wird entweder auf eine höchſte Steigerung gerichtet ſeyn, in der Ariſteia, dem Kampfgemählde Eines vor allen andern im hellſten Glanz des Ruhms hervorgehobenen Helden; oder es wird in der Wunderfarth, dem Noſtos, die weiteſte Ausbreitung ſuchen, und ſich in die reichſte Fülle ergießen. Es äußert ſich aber nicht bloß im Ganzen, ſondern auch noch in den feinſten Nebenzweigen des göttlichen Gewächſes die gleiche Neigung, ein jegliches zu einer vollen Welt im Kleinen zu entfalten, oder an der Spitze der untergeordneten Geſtalten Eine vorſtrahlend zu erheben. Überhaupt ſcheint es die innerſte Eigenthümlichkeit und eigentliche Weſenheit des homeriſchen Epos, daß das kleinere Glied eben ſo gebaut und gebildet iſt, wie das größere, daß der Theil dem verkleinerten Ganzen und das

Ganze dem vergrößerten Theile gleicht, und eben darin liegt eine neue Rechtfertigung für das Verfahren der Diaſkeuaſten. Das iſt es, was die ſchöne Übereinſtimmung erzeugt, die in der homeriſchen Poeſie wirklich da iſt; denn daß die Geſtalten ſo klar und bedeutend neben und gegen einander ſtehn, und ſich ſo leicht und groß bewegen, daß die Fülle der Bilder und Worte nie Verwirrung wird, daß der mächtige Strom des erzählenden Geſanges ſeine Wogen nie in Schaum bricht und nie über ſeine Bahn ſchweift, iſt mehr nur eine Abweſenheit von Unordnung. Wir müßen dem Quinctilianus beyſtimmen, daß jene Harmonie, welche nur die Frucht einer vollkommenen Natur war, und vielleicht auch nur das Werk einer durchaus vollendeten Kunſt ſeyn konnte, das Vermögen auch des größeſten Kunſterfinders zu überſchreiten ſcheine. Nur liegt ſelbſt in den, bloß abſichtlich und willkührlich entworfenen und ausgeführten Gebäuden der Dichtung oder Geſchichte, angemeßnen Kunſtworten, womit die alten Rhetoriker die homeriſche Harmonie bezeichneten, der Keim zu allen jenen Mißverſtändniſſen, die den Sagenkranz rhapſodiſcher Geſänge um das Haupt Eines Helden für ein poetiſches Kunſtgebäude ſyſtematiſcher Darſtellung nehmen.

Es iſt eine gleich leichte und gleich große Verirrung, die homeriſche Harmonie zu wunderbar, als ſie zu begreiflich zu finden. Sie iſt nicht wunderbarer als alles andre, was im poetiſchen Sinne homeriſch genannt werden darf. Achilles und Odyſſeus, Agamemnon und Neſtor ſind nicht minder ewige Gebilde, wie die Geſtalt des alten Epos; das Dargeſtellte iſt ſo claſſiſch als die Darſtellung. Doch iſt die Harmonie des homeriſchen Epos nicht begreiflicher wie die wunderbare Harmonie der ganzen helleniſchen, ja der geſammten alten Poeſie überhaupt.

Wenn aber auch die homeriſche Poeſie keine eigentliche Umgeſtaltung erlitten hat, durch keine ſpätere Überarbeitung verwandelt worden iſt; ſo konnten ſich dennoch wohl, ſchon nachdem ſie bis zur Reife ausgewachſen ſtillſtand, einzelne fremdartige neuere Stücke anſetzen, mit der alten Maſſe zuſammenwachſen, und wie Unkraut an ſie feſtſchlingen. Weniges iſt in der ganzen Unterſuchung über die Ächtheit der homeriſchen Poeſie ſo klar, als daß dieſes geſchah, und in welcher Periode es vorzüglich geſchah, und welches die Stellen ſind. Wenn der forſchende Freund der helleniſchen Poeſie, deſſen Geiſt die gehörigen Sinne beſitzt, um jede, auch die feinſte Verſchiedenheit der homeriſchen, heſiodiſchen und homeridiſchen Poeſie ſicher wahrzunehmen, und dieſelben durch Wiederholung und Vergleichung der Eindrücke hinlänglich geſchärft hat, den Grund lieſet, warum Zenodotos, der herbe, ſtrenge Kritiker, und nach ihm auch die mildere Ariſtarchos, das überflüßige und trockne Nahmenverzeichniß der Nereiden im ſiebzehnten Geſange der Ilias [85]) als unächt verworfen, weil die Stelle nähmlich heſiodiſchen Charakter habe [86]); ſo öffnet ſich ihm wie eine Ausſicht in eine neue Welt, und eine plötzliche Klarheit leuchtet in die Nacht des homeriſchen Alterthums. Es treten alle die vielen Stellen beſonders in der Ilias vor das Auge ſeines Gedächtniſſes, die unter denen, welche die Kritiker, wie wir wiſ-

---

85) v. 39 — 49. 86) Wolf. Proleg. p. CCVIII.

ſen, für unächt hielten, ohne daß uns geſagt würde warum, einen ganz unverkennbar heſiodiſchen Charakter haben. Ohne Zweifel werden ſie von den helleniſchen Gelehrten aus eben dieſem Grunde mit dem größten Rechte verworfen ſeyn. Denn es war recht in ihrem Geiſte, bey der Frage von der Ächtheit oder Unächtheit eines Werks vor allem auf den poetiſchen Charakter zu ſehn, nach dieſem zu entſcheiden, und darüber ſogar andre Hülfsmittel der Unterſuchung und Beurtheilung zu verabſäumen. So ſagt Dionyſios [87]) zum Beyſpiel, nachdem er den Styl des Lyſias geſchildert hat: an dem Mangel der dieſem Redner ganz eignen Anmuth habe er viele von ihm ſeynſollende Werke für unächt erkannt; erzählt dann, wie ihm dieſes Merkmahl zuerſt Verdacht gegen eine Rede einflößte, deren Falſchheit ihm nachher auch ein erſt bey weiterm Forſchen entdeckter grober Anachronismus bewies, und behauptet [88]), wenn der Kenner in angeblichen Reden des Dinarchos Anmuth wahrnehme, ſo ſolle er dreiſt ſagen, ſie ſeyen vom Lyſias. Desgleichen jener ſo gelehrte Servius beym Cicero [89]), deſſen Sinn durch die ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf den Styl der Dichter und durch ein beſtändiges Studium ihrer Schriften ſo zart geworden war, daß er leicht und ſicher ſagen konnte: dieſer Vers iſt nicht vom Plautus, aber dieſer. Wer die Anlage und die Vorbereitung dazu hatte, dürfte wohl auch dahin gelangen können, eben ſo von jeder zweifelhaften Stelle der Ilias, ohne eine andre Magie als die des Scharfſinns ſagen zu können; dieſe iſt heſiodiſch, dieſe aber ächt und homeriſch. Ja, die unverſchmolzene Verſchiedenartigkeit dieſer roh angeſetzten heſiodiſchen Stücke würde es, wenn es einer Beſtätigung bedürfte, beſtätigen können; die homeriſche Poeſie ſey wo nicht das Werk Eines Künſtlers, doch unſtreitig das Erzeugniß Einer Periode der epiſchen Kunſt.

---

[87]) Orat. Gr. Reiske, VIII, p. 183. [88]) Ibid, 215. [89]) Libr. IX, ad famil. ep. 16.

Man darf und muß fortfahren, dieſe ganze Periode der ſinnlichſten Schönheit und der ſchönſten Sinnlichkeit und ihren poetiſchen Charakter mit dem zu einem unentbehrlichen Kunſtworte der Poeſie gewordnem Nahmen homeriſch zu nennen, ohne dadurch die Hindeutung läugnen oder verdrängen zu wollen, welche die allgemeine und dauernde Sage auf das giebt, was ſich ohnehin erwarten ließ, daß wohl auch Einer unter den Sängern der Ilias und Odyſſee der vornehmſte, wie das Haupt und der Führer der andern, der Vater und Meiſter der Schule ſeyn mochte; vielleicht der Vortrefflichſte von allen, wahrſcheinlicher der älteſte der beynah gleich vortrefflichen. Nur darf man ſich dieſen nicht wie einen großen Kunſterfinder ohne Vorgänger denken, der die Grundlage des Göttergewebes eigentlich gemacht habe, mit Einemmahle, ſondern auch nur als den uralten doch letzten Vollender der vom erſten Keim an ſtätigen Ausbildung einer langen Reihe die epiſche Kunſt immer mehr verfeinernder Sänger Die Frage, zu welcher uns die alten Chorizonten veranlaſſen, ob wir für jedes der beyden homeriſchen Werke oder epiſchen Gebilde Einen Erſten Dichter annehmen ſollen, alſo Zwey ſtatt des Einen Homeros nach der gewöhnlichen Meynung, die aber die Chorizonten nicht hinreichend begründet fanden; wurde doch nur in chronologiſcher Hinſicht von Wichrigkeit ſeyn, und einen Werth haben; wenn ſich nämlich geſchichtliche Gründe fänden, aus den in der Darſtellung ſelbſt enthaltenen Beziehungen und Anſpielungen, einen bedeutenden Zwiſchenraum verſchiedener Zeit unter ihnen anzunehmen. Bloß künſtleriſch genommen, würde es ſchwer ſeyn, über den Vorzug des Einen oder des andern zu entſcheiden.

Die biographiſchen Nachrichten vom Homeros, nach der gewöhnlichen Annahme, daß es nur Einen gegeben, würden dabey nur ſehr wenig Gewicht haben können. „Eine Sage, die viele Völker verkünden," meynt zwar Heſiodos [90]), „gehe nie ganz unter, und ſey wohl auch ein göttlich Weſen." Gewiß kann eine allgemeine Sage noch weniger aus Nichts entſtehen, als in Nichts verſchwinden. Auch ſoll ſie dem Alterthumsforſcher ehrwürdig, ja heilig ſeyn. Doch können ihre Hindeutungen nie ſtrenge Gewißheit geben. Alle die Geſchichtchen, welche auf den Nahmen des Homeros gehäuft ſind, tragen indeſſen das Gepräge der Erdichtung und Übertragung aus ſpätern Zeiten zu ſichtbar an ſich, um irgend etwas gelten zu dürfen; und an dem Vater oder den Vätern der helleniſchen Poeſie bewährt ſich recht die Wahrheit des Pindariſchen Ausſpruchs: „daß das Wort, welches die Zunge mit der Muſen Gunſt aus tiefer Seele ſchöpft, länger lebe als Thaten" [91]). Ja, ſo ausgemacht ſchien es den Hellenen nach ihrer eigenthümlichen Erfahrung, alles, was ewigen Werth und ewige Schönheit habe, muſſe ſich erhalten, daß ſie auch umgekehrt ſchloſſen, und es ein Sophisma gegen die Beredſamkeit des Perikles abgeben konnte 92), daß ſie nicht mehr vorhanden ſey, und alſo offenbar nichts über den augenblicklichen Eindruck bleibendes in ſich gehabt habe, und nicht im Stande geweſen ſey, die Prüfung der Zeit auszuhalten.

---

[90]) Opér. v. 763. 764. [91]) Nem. III 10.

Noch ſcheint in der Sage vom Homeros eine alte und beſtimmte Hindeutung auf das Vaterland des homeriſchen Epos zu liegen. Simonides, Pindaros und Thukydides nennen den Homeros geradezu den Mann von Chios, wo der angebliche Stamm der Homeriden einheimiſch ſeyn wollte. Von Jonien aus verbreiteten ſich die einzelnen Rhapſodieen in das übrige Hellas. Die leichte Fülle und die reine Klarheit der homeriſchen Sprache hat am meiſten von der joniſchen Mundart. Nicht bloß der Standort iſt in vielen dieſer Geſänge joniſch; auch die Luft und der Himmel ſind es; und nach dem Platon 93) iſt es nicht ein lakoniſches, ſondern mehr ein joniſches Leben, welches der Dichter darſtellt. Doch darf dies alles die Anſicht nicht beſchränken, und es kann die Wahrheit, daß Homeros nicht, wie mancher Lyriker, bloß der einſeitige Günſtling eines Stamms, ſondern der Dichter aller Hellenen war, nicht aufheben. Noch weniger darf man jenen während der Blüthe der alten helleniſchen Republiken reifer ausgebildeten und ſchärfer beſtimmten, und in ſeiner früheſten Geſtalt ſo unhomeriſch herben und heftigen joniſchen Charakter, der ſich nur im Gegenſatz des doriſchen

---

92) Lucian. ed. Bip. IX. 149. 93) De legg. VIII. p 113. ed. Bip.

denken läßt, hier ſuchen wollen, oder gar mit dem natürlichen Jonismus der homeriſchen Poeſie vermengen.

Im Ganzen führt uns nun dieſe Unterſuchung zu folgendem Schluß. Von der biographiſchen Sage über den Homeros, bleibt uns nur „der blinde Mann," aus dem älteſten homeridiſchen Hymnus auf den Apollon, „der auf der hohen Chios wohnt und deſſen Geſänge forthin alle andern überſtrahlen"; 94) als die einzige ſichre Spur, welche für eine geſchichtliche Hindeutung auf Einen Erſten Meiſter der ganzen Homeriden-Schule gelten und erklärt werden konnte. Nehmen wir aber nach Anleitung der Chorizonten und der homeriſchen Gedichte ſelbſt, für jedes der beyden epiſchen Werke Einen Hauptdichter an; ſo ſind dieſe Zwey, an dichteriſcher Größe wenig verſchieden, auch in der Zeit einander wohl ziemlich nah geſtanden. Jeder von ihnen aber mag dann einen Fortſetzer ſeiner epiſchen Anlage gefunden haben, da in der Ilias ſowohl als in der Odyſſee zwiſchen der größern Hälfte der Geſänge, welche den weſentlichſten Theil und die Grundlage des Ganzen bilden, und den übrigen Geſängen, welche jenen Anfang oder das erſte Grundgewebe weiter fortführen und voller entwickeln, allerdings ein merklicher Unterſchied wahrgenommen wird; auch in Hinſicht auf die Poeſie und den ganzen Ton derſelben, obwohl auch dieſe ſich hier noch in großer Kraft und ganz homeriſcher Fülle zeigt, und die Dichtung im Ganzen genommen harmoniſch genug mit dem Anfang und der erſten Hälfte fortgeführt iſt.

---

94) Hymn. in Apoll. v. 172. 173.

Den durch drey oder vier Sänger von verwandtem dichteriſchen Geiſte alſo hervorgebrachten und geſtalteten beyden epiſchen Gebilden konnte ſich ſpäterhin wohl noch hie und da irgend eine einzelne, ſchon mehr fremdartige Rhapſodie, zur geſchichtlichen Ergänzung und Abrundung anſchließen, oder eingeſchoben werden, was am ſichtbarſten von dem letzten Geſange der Odyſſee gilt. Außerdem aber haben weder die Rhapſoden noch die Diaſkeuaſten die homeriſchen Geſänge umwandeln, oder gar eine andre Ordnung und Harmonie hineintragen können, als die, welche urſprünglich darinnen war.

Je deutlicher und gewiſſer man die Mehrheit der Verfaſſer der Ilias und Odyſſee und die Verſchiedenheit ihres Alters einſehen, je weiter man in der Geſchichte des alten Epos fortſchreiten wird, je mehr wird man vielleicht dahin kommen, der homeriſchen Poeſie, nicht aus blindem Glauben ſondern mit Kenntniß und nach Abwägung aller Gründe, die äußerſte Ächtheit zuzutrauen, die ſich nur immer von uralten, durch mündliche Überlieferung erhaltenen Geſängen erwarten läßt. Die ganze Beſchaffenheit dieſer Gedichte beurkundet es, daß ſie keine durchgehende Überarbeitung erlitten haben; man müßte denn dem, was Terpander als Muſiker den homeriſchen Geſängen angefügt, einen ſo weit ausgedehnten Einfluß auch auf den Text einräumen wollen. Dieß würde ſich aber doch wohl nur auf die Vermuthung einer metriſchen Berichtigung oder gleichförmigen rhythmiſchen Beſtimmung beſchränken, und alſo nur einen Beweis mehr für das hohe Alter und die Ächtheit dieſer alten Lieder, ſo wie für die ſorgſame Aufbewahrung und Behandlung derſelben abgeben. Gegen eine eigentliche Verfälſchung von Umfang kann außer der Einfalt und faſt abergläubiſchen Treue der Rhapſoden, deren Gedächtniß noch nicht durch ein Chaos von flüchtigen Eindrücken und todten Buchſtaben überſchwemmt und abgeſtumpft, ſeine ganze friſche, durch kunſtmaßige Übung überdem erhöhte Stärke beſaß, auch der Umſtand bürgen, daß die homeriſche Poeſie doch gar nicht bloß ausſchließliches Eigenthum einer Kunſtſchule war. Dies beweiſt die Bekanntſchaft der älteſten Lyriker und ſpäteren Epiker, die nicht Homeriden waren, mit ihr; und für eine verhältnißmäßig frühe Verbreitung, ſelbſt im Peloponneſos, ſpricht ſchon die Sage vom Lykurgos, und die Geſchichte vom Kliſthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welcher den Wettgeſängen der Rhapſoden in homeriſchen Gedichten, aus Eiferſucht gegen das ſeiner Meynung nach darin vorzüglich verherrlichte Argos, ein Ende machte 95).

Mit Recht verbanden die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie, welche als eine Maſſe der helleniſchen Bildung, und eben ſo reich an kenntlichen und verwandten Eigenheiten, als irgend eine andre lebendige Erſcheinung, der wir, ihren ſelbſtſtändigen Geiſt ahndend, innere Einheit zutrauen, für die Kunſtgeſchichte, die mehr auf das Allgemeine als auf das Beſondre ſehn ſoll, und wohl auch ganze Zeitalter für einfache Größen zählt, ein untheilbares Ganzes iſt, und ewig bleiben wird. Groß und gleich zum Ziel, wie die Philoſophie der Hellenen mit kühnen Behauptungen von der Natur aller Dinge und vom Bau

---

95) Herod. IV, 67.

des Weltganzen, wie die Poeſie mit einer vollendeten Darſtellung der ſchönen Heldenwelt, begann auch die alte Kritik damit, die älteſten Geſänge ihrem Geiſte gemäß ergänzend zu ordnen.

Eben ſo richtig war es aber auch, daß die Chorizonten, was die Diaſkeuaſten verbunden hatten, wieder zu trennen ſtrebten; denn die Kritik ſoll unterſcheiden und auflöſen ſo weit ſie kann, und darf keine Disharmonie verſchweigen wollen. Man darf nur die beyden entgegengeſetzten Anſichten vereinigen, und die homeriſche Poeſie zugleich in dem Sinne der Diaſkeuaſten und in dem der Chorizonten betrachten.

Auch zu dieſer Unterſuchung liegen alſo die Veranlaſſungen, Mittel und Bruchſtücke, bis dahin ungenutzt, ja unbemerkt, deutlich und klar in den Alten ſelbſt; und es brauchte nur ein Auge, welches in einigen zerſtreuten Theilen das Ganze zu erblicken vermag.

Neuntes Kapitel.

Von der Heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters und von der Schule der Homeriden.

Sieht man auf die ganze Anſicht des Lebens der Menſchen und der Götter, auf den dürftigen und verwirrten Geiſt der immer ernſten, oft trocknen und oft wilden heſiodiſchen Darſtellungsart, welche nie bloß darſtellen, ſich ſelbſt genießen und genießen laſſen, ſondern bald auch ohne alle Erzählung nur lehren, und ohne Entwickelung und Ausführung ſammeln will; ſo erſcheint die heſiodiſche Periode der epiſchen Poeſie gegen die homeriſche wie eine neue Welt. Aber die Weiſe der Überlieferung und Sammlung war auch bey dieſen alten Geſängen eben dieſelbe, wie bey den homeriſchen. Die ſogenannten Werke und Tage ſind ganz ſo künſtlich verkittend zuſammengefügt und diaſkeuaſirt, wie irgend ein Theil der Ilias oder der Odyſſee. Die einzelnen Stücke, denen man es nicht abſprechen kann, daß ſie ſelbſtſtändige Ganze ſind, hatten als zerſtreute Rhapſodieen, beſondre Nahmen und ein eignes Daſeyn für ſich, bis ſie mit manchen kürzern metriſchen Lehrſprüchen von ähnlichem Geiſt, von gleichem Alter und von verwandtem Urſprunge zu dieſer Sammlung zwar nicht gegen ihre Natur und Beſtimmung geordnet wurden, aber doch ohne daß ſich auch nur eine Spur von urſprünglicher Abſicht dieſer Einheit und Verbindung in einem der alten für ſich beſtehenden Stücke offenbarte. Daß auch die längſten derſelben nach dem Maaße homeriſcher Rhapſodieen ſehr kurz ſind, darf nicht befremden, da die Gedrängtheit der ſonſt ziemlich homeriſchen Sprache, welche die nachdrückliche Wiederhohlung des Hauptbegriffs und Hauptworts in einem Lehrſpruch liebt, der Eigenthümlichkeit lehrender Geſänge ſo angemeſſen iſt; wie denn auch im Ganzen, das beynahe nur dadurch zum Ganzen wird, die bald beſchämende bald warnende Ermahnung des hier redenden Hausvaters, man ſolle arbeiten, überall vorſchallt und immer wiederkehrt. An die Theogonie hingegen haben ſich nicht wenig fremdartige Stücke angeſetzt, und die Einleitungen, mit denen ſie ſo reichlich geſchmückt iſt, haben bis auf ein merkwürdiges altes Bruchſtück 96) mehr die fröhliche Farbe homeridiſcher Hymnen. Die Ungewißheit der Zeit des Heſiodus iſt ſo groß, daß ſie nicht mehr Ungewißheit iſt, ſondern Gewißheit der großen Verſchiedenheit des Alters der beyden Hauptarten des heſiodiſchen Epos, welche wir als die ökonomiſche und die genealogiſche bezeichnen und entgegenſetzen können. Dieſe Periode der epiſchen Kunſt, welche im Gegenſatz der homeriſchen Eine Stufe und Maſſe der Kunſtgeſchichte bildet, die nach dem Beyſpiel und Vorgange des Alterthums heſiodiſch zu benennen iſt, theilt ſich augenſcheinlich in zwey Abſchnitte, von denen der letzte wiederum zwey noch deutlich zu

---

96) v. 14—35.

unterſcheidende Bildungsſtufen der epiſchen Kunſt umfaſſen dürfte.

Bey den am Helikon wohnenden Böotern fand Pauſanias 97) die Sage, die Werke und Tage ſeyen das einzige ächte Gedicht vom Heſiodos. Auch kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß dieſer ehrwürdigen Urkunde der früheſten Bildung, unter allen Erzeugniſſen der heſiodiſchen Periode, der Zeit nach bey weitem die erſte Stelle gebühret. Aber nicht bloß das Urtheil erkennt ihr hohes Alterthum, ſelbſt der Sinn fühlt es gewiſſermaßen. Es iſt, als ſähe man den noch kindlichen Geiſt der Menſchheit in der engen Beſchränkung ſeiner Arbeit und ſeines Eigenthums am kleinen Heerde mit häuslicher Geſchäftigkeit in der Stille wirken, ſich regen und ſich entwickeln. Rühmend beneidet Plinius 98) den leichtern Fleiß der Alten in nützlicher Naturkunde, da tauſend Jahre vor ihm Heſiodos unter den Anfängen der geiſtigen Künſte den Landleuten Lehren zu ſingen begonnen, worin ihm nicht wenige nachfolgend, der Nachwelt dadurch eine größere Laſt des Wiſſens zugewälzt hätten. Bis in die ſpäteſten Zeiten blieb er das verehrte Haupt und der geprieſene Vater aller natürlichen oder auch künſtlichen ländlichen Lehrgeſänge, und noch Virgilius 99) ſagt in ſeinem gefeilten Kunſtgedichte vom Landbau, die ſaturniſche Erde anredend, daß er für ſie Sachen von alter Würde und Kunſt beginne, und die heiligen Quellen zu öffnen wagend, ſinge er durch römiſche Städte ein aſkräiſches Lied. Heſiodos, ſagt Vel-

---

97) Lib. IX. cap. 31. 98) XIV, 1. 99) Georg. II, 175. seq.

ſiodus 100), ein Mann von ſehr feinem Geiſt und durch die weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig, liebte die Muße und Ruhe über alles; und in ſeiner Ländlichkeit und Scheu vor Reiſen ſucht Pauſanias ¹) die Urſache ſeiner Entfernung von Königen. Anmuth war nach dem Dionyſios ²) ſein Ziel; in der Wahl der Worte ſuchte er Weichheit, in der beyfallswürdigen Wortſtellung aber Flüſſigkeit. Selten ſchwingt ſich Heſiodos empor, ſagt Quinctilianus, und ein großer Theil ſeiner Poeſie iſt nur mit Nahmen, deren Abſtammung und Entſtehung er gern zu erzählen pflegt, beſchäftigt; doch enthalte er nützliche Vorſchriften, und ihm gebe man den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks.

Zwar iſt die Anſicht und Farbe überall trübe. So endigt die ſeltſame Dichtung ³), wie der zürnende Zeus, nachdem er den Prometheus ſchadenfroh ausgelacht, dem unvorſichtigen Epimetheus die aus Erde und Waſſer weiblich gebildete und von allen Göttern begabte Pandora ſendet, wie dieſe nun den Deckel des Faſſes öffnet, zahlloſe Übel herausfliegen läßt, und nur die Hoffnung zurückhält, mit dem finſtern Schlußgedanken: „Die Erde ſey voll von Unheil, und voll auch das Meer; bey Tage und bey Nacht wandeln die Krankheiten unter den Menſchen umher, unglückbringend und ſchweigend, denn der kluge Zeus nahm ihnen die Stimme; ſo ganz geht es nicht an, dem Willen des Zeus zu entfliehen.“ Wir wiſſen mit ſolchen finſtern und ſchrecklichen Vorſtellungen den Gedanken der Anmuth

---

[illegible] I, 7. [illegible] I, 9. 2) pag. 68 — 72 ed. Sylb. 3) v. 42 - 90 nicht zu vereinigen, welche die Alten dem Heſiodos beylegen, die dabey freylich nur auf den Ausdruck und den Styl deſſelben zu ſehen gewohnt waren. Wann darin eine Anmuth ſeyn ſoll, ſo kann es wohl nur die ſchreckliche ſeyn. Auch jene durch ihre tiefſinnige Einfalt und den ſchönen Ernſt anziehende Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter ſchließt mit der ausführlichſten Weiſſagung der unglücklichſten Zukunft 4). Sie rührt gewaltiger und iſt wahrhaft erhabener, als die geprieſene Titanomachie, wo doch nur Bliz, Sturm und Erdbeben verworren durch einander krachen, ohne große Geſtaltung und ohne eigentliche lebendige Kraft. Aber dieſes Erhabne liegt in den alten Gedanken, gar nicht in der Darſtellung. Die eigenthümlichſten Vorzüge dieſer ſind doch nur gebildetere Feinheit und ein beſcheidner Reiz, und jene nach dem Sinne der Alten dem Heſiodos beygelegte Anmuth des Styls. Die heſiodiſche Darſtellung und Sprache iſt kälter und matter, aber feſter und dichter, als die der homeriſchen Poeſie, und der Gedanke überwiegt darin weit mehr die Dichtung, obgleich beyde ſich, wenn auch nicht eigentlich verſchmelzen, doch zuſammengewachſen, freundlich umſchlingen. Grade dieſes Verhältniß der Begriffe und der Bilder ſtimmt recht eigentlich zu jener Gattung ſinnbildlicher Erzählungen von menſchenähnlich handelnden und redenden Thieren, welche nur zur Hälfte der Poeſie angehört, und mehr eine der alten Vorzeit und dem roheren Volke, beſonders dem Landmanne, angemeßne Art von natürlicher Rheto-

---

4) v. 163 — 184

ril iſt. Auch ſchien Heſiodos, deſſen Werke und Tage ein merkwürdiges Beyſpiel der Gattung enthalten [5]), dem Quinctilianus der erſte Urheber und Bildner dieſer Fabel, welche bey den Hellenen Ainos hieß [6]) zu ſeyn; obgleich ſie meiſtens nach dem Aeſopos genannt wurde, weil ſie durch dieſen, dem die Athener ein vergrößertes Bildniß ſetzten und „ihn, den Knecht, auf eine ewige Baſe ſtellten [7]),“ ihre völligere Ausbildung erreichte. So könnte man ihn auch den Vater der Sprüchwörter nennen, die er liebt, abſichtlich braucht und wohl auch feiner gebildet und veredelt haben mag. Seine Gedanken ſtreben faſt überall nach einer ſolchen, den natürlichen Sittengeſetzen und altväterlichen Klugheitsvorſchriften des häuslichen Herkommens eigenthümlichen Geſtalt und Farbe; und Iſokrates [8]) nennt ihn vor Phokylides und Theognis unter den alten Meiſtern der gnomiſchen Poeſie.

Jene heſiodiſche Geſchichte der Menſchheit, wie ſie in der merkwürdigen Dichtung von den vier oder eigentlich fünf Weltaltern enthalten iſt, und als Eine der vorzüglichſten Varianten von einer überall verbreiteten Urdichtung der älteſten Überlieferung zu ſehr fruchtbaren Vergleichungen Anlaß geben würde, ſchließt ſich, ſo verſchieden auch das Ganze dem erſten Blick erſcheinen mag, in ihrer beſondern Ausführung und helleniſchen Lokalfarbe noch ganz nah an die homeriſche Weltanſicht, nur als vollſtändiger hiſtoriſcher Begriff derſelben in genealogiſcher Schilderung durchgeführt; da auch in der homeriſchen Welt und zwar ſchon in der trojaniſchen Zeit das damahls lebende Heroengeſchlecht dem ältern der Vorzeit als das weit ſchwächere und geringere ſo oft entgegengeſtellt wird. Doch deuten die immer wiederkommenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre krummen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen gegen das weibliche Geſchlecht 9), auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und der Sitten, wie er etwa nur in dem gährenden Übergange und Mittelzuſtande zwiſchen der entarteten Herrſchaft heroiſcher Könige und den ausgebildeteren republikaniſchen Einrichtungen Statt finden konnte, von dem ſich in einem und dem andern der alten Stücke 10) ſchon beſtimmtere Spuren zeigen.

---

[5]) v. 186 — 195. edit. Brunkii in Gnomicis ejusd. Hier wird jene ſinnbildliche Dichtung auch mit ihrem eigentlichen Nahmen Ainos genannt, wobey wir uns an Ainigma, Räthſel erinnern müſſen, welches Wort ſichtbar von der gleichen Wurzel herſtammend, und mit jenem verwandt, auch auf die urſprüngliche Bedeutung deſſelben ein Licht wirft, in welcher das Symboliſche, Räthſelartige ſchon mit umfaſst iſt. Was aber die Fabel von andern bloß mythiſchen, und epiſchen oder kosmogoniſchen ſinnbildlichen Dichtungen unterſcheidet, das iſt die vorwaltende gnomiſche Abſicht, welche ſich meiſtens auch in dem Endſpruch kund gibt. [6]) V. 2. [7]) Phaedr. II, 9. [8]) Or. ad Nicocl. pag. 73. l. 1. ed. Battie.

* * *

Ueber die heſiodiſchen Weltalter und die homeriſche Heldenzeit.

Die vier Weltalter des Heſiodos, nebſt dem fünften eiſernen ſind wenigſtens von einer Seite ganz hiſtoriſch

---

9) Z. B. 517 — 574.

10) Z. B. 196 — 230.

zu nehmen, und bilden in groſſen Zügen die weſentliche Grundlage der älteſten helleniſchen Geſchichte, ſo weit ſie ſich mit Sicherheit erforſchen läßt. Bey dem vierten Zeitalter der Heroen und Halbgötter iſt dieß ohnehin unverkennbar, da ſogar die Beziehung auf einzelne geſchichtliche Begebenheiten, wie der Krieg gegen Thebä und der trojaniſche, mit in die bezeichnende Darſtellung aufgenommen ſind. Nur das erſte Weltalter iſt mehr bloß Idee, von einem im Anbeginn der Zeit durchaus ſchuldlos ſeeligen, noch mit den Göttern vereinten und friedlichen Menſchengeſchlecht. Schon im zweyten und noch mehr im dritten Weltalter aber iſt die hiſtoriſche Farbe in einzelnen Zügen nicht zu verkennen. Das zweyte, ſilberne Geſchlecht iſt das der dumpfſinnigen Giganten, welche freveInd gegen die Götter, dieſelben im empörten Übermuth nicht mehr verehren wollen. In ungeheurer Kraft, und in langer Rieſen-Kindheit dumpf hinbrütend, erreichen ſie, ſo wie dieſelbe vorüber iſt, nur noch ein ſchon ſehr abgekürztes Lebensziel. Doch ſind auch dieſe ungefügen Naturen ein den Göttern noch nah verwandtes Geſchlecht. Noch weit mehr aber tritt der geſchichtliche Charakter hervor in dem dritten ehernen Weltalter. Es iſt ein hartes, herbes, finſtres, ehernes Kriegergeſchlecht, noch vor der eigentlich berühmten und dichteriſch glänzenden Heldenzeit; und darum heiſſen ſie mit Recht und ſehr bedeutend die nahmenloſen, oder auch die geſang- und ruhmloſen (νώνυμνοι v. 138.). Vorzüglich bezeichnend aber iſt es, daß ſie kein Getreide eſſen und des ſchwarzen Eiſens ermangeln. Der Gebrauch des Kupfers ſtatt des Eiſens iſt eben ſo wie die cyklopiſchen Mauren ein ſichres Hauptkennzeichen dieſer rauhen Urvölker der ehernen Zeit, unter denen wir, in geſchichtlicher Beziehung auf die helleniſche Vorzeit, vorzüglich die Pelasgiſchen Stämme zu verſtehen haben. Wo wir immer auf den ausſchließenden oder vorwaltenden Gebrauch des Kupfers [11]) zu kriegeriſchen, häuslichen, gottesdienſtlichen oder magiſchen Endzwecken und Werkzeugen ſtoßen, da iſt dieſes als eine Hinweiſung zu betrachten auf die ältere Grundſchicht der erſten Völkerſtämme, bey denen mehrentheils noch ein dunkler, ſideriſcher Naturdienſt waltet, ohne eigentliche dichteriſche Mythologie, deſſen Ernſt und Strenge der in vollem poetiſchen Glanze ſtrahlenden Heroenzeit voranging. Dieſe entfaltet ſich für die helleniſche Vorzeit vorzüglich in dem weitverbreiteten Heldenſtamme der Aeoliden, und iſt das vierte Weltalter des Heſiodos. Das fünfte eiſerne bezeichnet den Übergang von dem ganz entarteten heroiſchen Leben zu dem ſich erſt entwickelnden geſetzlichen Zuſtand der neuen republikaniſchen Sitten- und Lebenseinrichtung. Leicht konnte wohl einige Übertreibung, im bittern Gefühl der nähern Gegenwart, wie ſie herabgeſunken war gegen die glänzende Heldenzeit, an welcher der epiſche Dichter mit ſeiner Liebe hing und in ihr daheim war, einfließen auf das Gemählde deſſelben, wie dieſes in der heſiodiſchen Darſtellung bemerklich iſt; ſo wie die gleiche Vorliebe für den dichteriſchen Ruhmesglanz der Aeoliden und aller von dem Pelasgerfeinde Deukalion abſtammenden Helden, auch die eherne Vorzeit der ältern pelasgiſchen Völker, viel ſtrenger und dunkler in dieſen Liedern hat auffaſſen laſſen, als ſie in der Wahrheit geweſen ſeyn mochte.

---

[11]) In Ritters Vorhalle und Erdkunde ſind vielfältige, vortreffliche Hinweiſungen darüber enthalten.

Vergleichen wir nun mit dieſem heſiodiſchen Gemählde der Weltalter, die Anſicht in den homeriſchen Gedichten; ſo bemerken wir die meiſte Gleichheit mit derſelben und eine ganz ähnliche Herabſetzung der Gegenwart, da wo der Sänger ſeine eigne Zeit eines ſchon mehr bürgerlich geſtalteten Lebens der herrlichen Vergangenheit des Heldenalters entgegenſtellt, wenn dieß auch minder ſchneidend und bitter geſchieht als beym Heſiodos. Wo die homeriſchen Helden aber ſelbſt die frühere Heroenzeit als die größere und beſſere preiſen, da ſind doch nur die Väter und Ahnen deſſelben ruhmſtrahlenden Aeolidenſtammes 12) gemeynt, in deſſen Kreiſe, mithin im dritten Weltalter des Heſiodos, alles dieſes umſchloſſen und mit darin befaßt bleibt. Überhaupt aber iſt die gleiche Neigung in den homeriſchen Gedichten wie in der heſiodiſchen Darſtellung ſichtbar, ſich das Ältere in der Zeit überhaupt als Gottverwandter und Rieſenkräftiger vorzuſtellen. Von den frühern heſiodiſchen Weltaltern aber enthalten die homeriſchen Gedichte nur einzelne verlohrne Spuren; wie von dem erſten goldnen, in der Erwähnung höchſt gerechter, friedlich ſeeliger Menſchengeſchlechter unter den Völkerſtämmen des fernſten Nordens oder im äußerſten Oſten. Auf das zweyte Weltalter ſind zu beziehen die hie und da

---

12) Zur Geſchichte der Aeoliden enthält Ottfried Müllers Werk über die Minyer eine reichhaltige Grundlage.

erwähnten hundertarmigen Rieſen, und titaniſchen Frevler gegen die Götter, obwohl ſelbſt den Göttern noch näher verwandt, als das ſpätere, ſchwächere Erdengeſchlecht. Einiges vielleicht von ſolchen, der Gottheit noch näher verwandten Rieſenſtämmen und Heldennaturen und ſehr vieles, was in dem ganzen homeriſchen Weltgemählde von Göttern oder Helden überhaupt mit Ungunſt in den Hintergrund geſtellt wird, iſt auf das dritte pelasgiſche Weltalter in der heſiodiſchen Reihe zu deuten.

Geſchichtlich genommen aber folgen in der helleniſchen Heldenſage, auf ähnliche Weiſe wie nach der dreyfachen Eintheilung ihrer Göttermythologie, auf die alten pelasgiſchen Helden und ehernen Kriegerſtämme, die noch ruhmlos die dunkle Urzeit erfüllen, und den alten Göttern entſprechen, die neuen Heroen der im jugendlichen Dichterglanze hellſtrahlenden Aeolidenzeit, welche mit den neuen Göttern innigſt verwebt ſind. Die ſpätere Entartung des Heroengeſchlechts, als Übergangsſtufe zu der republikaniſchen Zeit hat Heſiodos wohl erfaßt und oft berührt. Im Allgemeinen ſtellt uns die Sage dieſe Entartung beſonders in den Frevelthaten und grauenvollen Schickſalen einiger fremden Herrſcherſtämme dar, die mit dem Geſchlechte der Aeoliden nur entfernter verwandt waren, wie die Atriden und das Haus des Lajos. Andre wie Theſeus bilden den Übergang zur hiſtoriſchen Zeit als Ahnherren der ſpäteren geſchichtlichen Königsſtämme. Vorzüglich aber bilden die Herakliden die letzte Epoche der Heldenzeit, wo alles ſchon einen andern mehr geſchichtlichen oder geiſtig bedeutſamen Charakter annimmt. Viele der ältern Aeoliden-Reiche und Heldenſtämme treten nun in den

Hintergrund zurück und finden durch den Herakles ſelbſt als Wiederherſteller und Rächer der heroiſchen Gerechtigkeit ihren Untergang; deſſen Leben überdem im ſinnbildlichen Kreis ſeiner Heldenkämpfe aus der ganzen Heroenſage dem geheimen Dienſt der verborgenen Götter in den Myſterien am nächſten ſteht, und alſo die dritte und letzte Periode derſelben bildet, da es hier in der mythiſchen Welt nicht auf eine ſtreng chronologiſche Reihenfolge und Abſonderung, ſondern vorzüglich auch die das Ganze beſeelende Idee ankömmt; wiewohl unſtreitig auch in geſchichtlicher Hinſicht die Herakliden den Übergang aus dem Heldenalter in die hiſtoriſche Zeit bilden.

Die heſiodiſche Theogonie, welche die Anwendung jener hiſtoriſchen Poeſie über die Zeitalter auf die Götterſage, obwohl in andrer Richtung enthält, und die althelleniſche Belebung aller ſinnlichen und geiſtigen Dinge, mit einem unmäßigen Hange, alle gährenden Gedanken und vermiſchten Bilder geſetzlos dichtend zu übertreiben, vereinigt, ſtellt uns vor allem zum Anfang das Chaos auf, aus welchem ſie die durch ihre gemeinſame Abſtammung verwandten ewigen Naturen urſprünglich ableitet, und dieſes Chaos iſt auch der poetiſche Geiſt und Quell derſelben; und ungeheuer, wie der Dichter dieſer Zeugungsgeſchichte und Kriegsgeſchichte aller Götter, der alten und der neuen, jedes ſo gern nennt, ſind auch die unzuſammenhängenden Geſtalten ſeiner wilden Einbildung. Die übermüthigen Kinder der Erde, von deren Schultern hundert furchtbare Arme ſich aufheben, und funfzig Häupter ſich emporſtrecken, angewachſen auf den kräftigen Gliedern; Typhoeus, der jüngſte Sohn der Erde aus der Umarmung des Tartaros, der aus hundert Schlangenköpfen mit ſchwarzen Zungen leckt, aus den blitzenden Augen Flammen funkelt, und in allen den ſchrecklichen Häuptern Stimmen von mannichfaltigem unbeſchreiblichen Klange tönt, bald den Göttern verſtändlich, bald wie eines brüllenden Stiers oder eines zornigen Löwen, bald wieder Hunden ähnlich, bald aber brauſend mit dem Wiederhalle der großen Gebirge; dieſe und ähnliche ſind hier gar keine ungewöhnliche oder auffallende Erſcheinungen. Daß ein Beherrſcher der Götter ſeine Kinder, ſo wie ſie aus der großen Mutter heiligen Schooß die Knie erreichen, verſchlingt, aus Furcht, es möchte ein andrer die königliche Würde unter den Göttern erlangen; daß der Gewaltige über ſeinen Frevel hohnlacht, iſt hier gleichſam Sitte. Das einzelne Gemählde, worin ſich die Natur des Ganzen am auffallendſten offenbart, iſt jenes, wie die Nacht den großen Ehegemahl der Erde, den Himmel herbeyführt, wie er, brünſtig von Liebe, die Erde umfängt, ſich überall dehnend, und wie nun der haſſende Sohn aus dem Hinterhalt, wo ihn die Mutter verbarg, beleidigt, daß der Alte die Kinder in ihre Tiefe verſtieß, und ihnen das Licht nicht gönnte, ſich ſeiner Übelthat freuend, worüber ſie innerlich erſeufzte, die ungeheuere, mit der linken Hand vorgreift, mit der rechten aber die ungeheuere Sichel faſſend, die breite, zackichte, des Vaters Glied gewaltſam abmäht und rückwärts ſchleudert, wo denn aus den herabfallenden Blutstropfen ſich im Schooße der empfangenden

Erde die tapfern Erinnyen erzeugen, und die großen Giganten, glänzend gewaffnet. Eben darin, daß die nichts ſchonende noch ſcheuende doch ernſte Wildheit, der Dichtung, die auch das Gräßlichſte nicht vermeidet, ſo voll gedacht und wie dem Tiefſten entquollen, ſo ganz und roh ausgeführt iſt, liegt eine gewiſſe Große; und in der heſiodiſchen Theogonie ſcheinen ſich die Rieſengeſtalten zuerſt zu regen, die ſich ſpäterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Styls der tragiſchen Kunſt ausbilden ſollten.

Roh und übertrieben iſt der Schild des Herakles auch, aber leer, flach und ohne Eigenthümliches, bis auf einige ekelhafte Bilder von den Kären und der Achlys 13). Das ganze Gedicht, welches der Grammatiker Ariſtophanes nicht für heſiodiſch hielt, iſt nur ein Beyſpiel des dürftigen Überfluſſes in der epiſchen Darſtellungsart, welche der Sänger nicht geſchickter zu handhaben und zu lenken verſteht, wie Phaethon den Sonnenwagen. Durch dieſes Epos, wenn man es ſo nennen darf, wo die rohen Stücke, eine Hochzeit, die nachahmende Beſchreibung eines Schildes, und ein Kampf ſo ganz grob wie aneinder genäht ſind, ohne alle Spur von einem Beſtreben, ſie zu einem Ganzen zu runden und zu verarbeiten, ſcheint die merkwürdige Sage, Heſiodos ſey der erſte Rhapſode oder Liederflicker geweſen 14), erſt ihren vollen Sinn zu erhalten.

Doch iſt der Schild des Herakles in der weſentlichſten Eigenſchaft der heſiodiſchen Theogonie ähnlich gebaut und gebildet. Er beginnt mit der ausführlichen Erzählung

---

13) v. 249 — 270. 14) Schol. ad. Pind. Nem. II, 1.

von der ſeltſamen Zeugung des Herakles, und eilt dann über alles andre weg zur Beſchreibung eines wilden Kampfs göttlicher und gottähnlicher Streiter. So zerfällt auch das größere Gedicht in Theogonie und Titanomachie; und da das eigenthümlichſte Merkmahl der ſpätern zweyten Maſſe der heſiodiſchen Poeſie, das Streben nach dem Ungeheuern, vorzüglich in Zeugungsgeſchichten und Kampfſchilderungen von Göttern, freyeren und größeren Spielraum finden kann, als in denen der Helden; ſo dürfte man wohl Theogonie und Titanomachie als die beyden Geſtalten und Arten betrachten, zu denen das heſiodiſche Epos ſich neigt, und in die es ſich trennt, wie das homeriſche in Ariſteia und Noſtos.

So ſchnell verſchwand die homeriſche Harmonie; ſo war ſchon in der heſiodiſchen Periode die epiſche Kunſt nicht ſo wohl geſunken als zerrüttet, und in Rückſicht auf den Styl ſeiner Poeſie verdient Heſiodos nicht einmahl den Nahmen des epiſchen Euripides. Denn der Gang der alten Poeſie war nicht, wie der unbelehrte Geiſt ſich die Geſchichte zu wünſchen pflegt, alles nach dem, was ihm gewöhnlich iſt und natürlich ſcheint, beurtheilend und erwartend, daß die Natur ſeinen Dichtungen entſprechen ſolle. So ward auch in ſpätern Zeiten die vollendete Schönheit der lyriſchen Kunſt durch die abſichtliche Ausſchweifung des Timotheos, Philoxenos, Kineſias und andrer Dithyrambendichter zerſtört. So zerrüttete Euripides die vollkommne Harmonie der ſophokleiſchen Tragödie. So ſanken die Athener überhaupt, nicht bloß in dieſer oder jener Kunſtart, ſondern in ihrem ganzen Daſeyn, in allen Künſten, in Verfaſſung und Geſetzen, in häuslichen und öffentlichen Sitten und Handlungen und mit dem klarſten und ſchmerzlichſten Bewußtſeyn ihres Falls, von ſchöner Vollendung in Üppigkeit, deren noch übrige Kraft auch bald gährend ermattete. Im Einzelnen ihrer Bildung wie im Ganzen führte die Gunſt der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollſtändigen Entwicklung, welchen die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff ſie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schickſals, nachdem der Gipfel der Reife erreicht war, und zwang ſie, wieder abwärts zu gehn auf der vorgezeichneten Bahn, nach den ewigen Geſetzen eines großen Kreislaufs.

Von den heſiodiſchen Geſängen, welche ernſt lehren oder ungeheuer dichten, unterſcheiden ſich die homeridiſchen Hymnen und Volkslieder durch eine fröhlichere Farbe, klare Geſtaltung und den raſcheren Gang. Vorzüglich aber auch durch das ſchöne Maaß der Vorſtellungsweiſe und der Darſtellungsart, dem ſie immer treu bleiben, auch wenn Inhalt und Sage heſiodiſch oder gar myſtiſch iſt. Sie ſind menſchlicher, natürlicher, gebildeter, poetiſcher, epiſcher und homeriſcher. Während ſo mancher Umwandlungen der epiſchen Kunſt erhielt ſich in dieſer Maſſe von Sängern, welche durch ihre Beharrlichkeit bey der alten Weiſe, durch ihren hohen Urſprung und durch ihre ſtätige Fortſetzung vor allen den Nahmen einer Schule verdient, der ächte Geiſt und Laut der homeriſchen Poeſie noch am reinſten. Aber auch von den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich die homeridiſchen eben ſo deutlich, wie von den heſiodiſchen; nicht bloß durch mindere Schönheit und Kraft, ſondern vorzüglich auch durch das Enge und Einſeitige der ganzen Darſtellungen.

Der homeridiſche Hymnos iſt freylich auch eine Ariſteia; nur mit dem Unterſchiede, daß der, deſſen Herrlichkeit hier erzählend beſungen wird, nicht ein Held ſondern ein Gott iſt. Aber auch die Beſchränkung auf Einen iſt viel ausſchließlicher. Selbſt wo ſich die Darſtellung am meiſten ausbreitet, wird doch nur die Eigenthümlichkeit dieſes Einen entwickelt, meiſtens in bloß allgemeinen Zügen entworfen, welche die erzählte Geſchichte nur als ausführlicheres Beyſpiel begleitet und erläutern ſoll. Die Nebengeſtalten ſtehn bedeutungslos da, oder können ſich doch in dem engen Raume nicht regen und zeigen, und dienen höchſtens, die Hauptgeſtalt durch einen Gegenſatz zu erhellen. Nicht zu erwähnen, daß ſich überall unpoetiſche Nebenabſichten und oft örtliche Beziehungen offenbaren.

Iſt es die eigentliche Beſtimmung und Natur des homeridiſchen Hymnos, den beſungenen Gott und ſein vorgezogenes Land, ſeine Verehrer und Diener aufs herrlichſte zu loben und zu preiſen; ſo verdient der Hymnos auf den deliſchen Apollon vor allen den Kranz, deſſen höheres Alterthum, ungeachtet er von der homeriſchen Poeſie an Geſtalt, Farbe und Art immer noch durch eine merkliche Kluft geſchieden iſt, durch ihn ſelbſt offenbar, die Beſtätigung, daß Thukydides ſich auf ihn beruft, und ihn für ächt hält, kaum bedarf. Alles wird darin verherrlicht; die göttlichen Mutterfreuden und Mutterleiden der hehren Leto; die Furchtbarkeit des überall ſchön beſungenen Apollon unter den Göttern und ſeine weitverbreitete Herrſchaft auf der Erde; der verdiente Vorzug der lebend gedichteten und redend eingeführten Delos; die Ionier, die ſich da mit ihren Kindern und ehrſamen Frauen verſammeln, Kampfſpiele im Tanzen und Singen zu halten; die deliſchen Frauen, die durch Geſang von alten Helden und Frauen der Vorzeit, nachdem ſie zuvor den Apollon, die Leto und die Artemis beſungen haben, alle Stämme der Menſchen bezaubern, und die Stimme eines jeden aufs täuſchendſte nachzuahmen wiſſen; und der alte blinde Sänger von Chios ſelbſt, den jene Frauen dem fragenden Fremden als den herrlichſten aller Dichter nennen ſollen, wofür er ihren Ruhm ſo weit zu verbreiten gelobt, als er auf der Erde nach volkreichen Städten wandern wird.

Der zweyte Hymnos auf den pythiſchen Apollon 15) will nur den Urſprung heiliger Stiftungen, Gebäude, Nahmen und Gewohnheiten, deren Merkwürdigkeit ihn ſogar zu Epiſoden veranlaſſen kann 16), erzählend erklären. Auffallend iſt es, wie die Behandlung, da doch nicht bloß dieſer Zweck, ſondern auch Inhalt und Sage, heſiodiſch iſt, dennoch ſo ganz homeriſch bleibt, und ſich nie, ſogar bey der Erlegung des Drachen und der Geburt des Typhaon nicht, ins Ungeheure und Ausſchweifende verliert.

Der reizende Hymnos auf die Aphrodite ſucht den Stamm des Aeneas zu verherrlichen, warnt die Lieblinge der Göttinnen vor Übermuth und Unvorſicht bey ihrem gefährlichen Glück, und lehrt gelegentlich, nicht eben an den ſchicklichſten Stellen, wie viele Arten der Nymphen es gebe, wie ihr Geſchick ſey und ihre Lebensart.

Dem Hymnos auf Demeter gibt die Miſchung von heiligem Schwung und prieſterlichem Ernſt mit der home-

---

15) Er ſchließt ſich als der zweyte Theil an den erſten von v. 179 — usq. ad fin. 16) v. 231 — 237.

riſchen Bedeutſamkeit, ſchön gemäßigten Haltung und friſchen, leichten Sinnlichkeit, eine geheimnißvolle Anmuth, welche einer Dichtung vom Urſprunge der alten eleuſiniſchen Myſterien wohl anſteht. Der ganze Hymnos iſt beſeelt vom Geiſte der ſchönſten Mütterlichkeit So behandelt iſt die Sage von der Perſephone, wie ſie dem Hades zugeſprochen wird, wie die weite Erde ſich öffnet, und die junge Göttin eben in der Blüthe ihres ſpielenden Lebens raubt, wie das Suchen und Sorgen der göttlichen Mutter nichts fruchtet; wie ſie ſchon nahe daran, den Armen der Nothwendigkeit zu entfliehen, durch einen Zufall von neuem gefeſſelt bleiben muß, und der Knoten zulezt durch den Herrſcherſpruch entſchieden wird, ſie ſolle in ewigem Wechſel ihr Daſeyn zwiſchen der düſtern Unterwelt und dem freundlichen Tageslichte theilen; ſelbſt nichts anders als der göttlichſte Ausdruck und verſchönerte Wiederſchein der allgemeinſten und unbegreiflichſten aller Umwandlungen, durch welche der dürre Keim aus dem unſichtbaren Schooße der mütterlichen Erde lebendig entſproßt. Und ſo iſt auch der ſtumme hohe Schmerz der göttlichen Mutter mit der Angſt und dem Geſchrey der ſterblichen Mutter neben der gutmüthigen Geſchäftigkeit und den erheiternden Scherzen der Jambe und ihrer Schweſtern ſehr ſchön entgegengeſetzt.

Der geiſtvolle Muthwillen des neugebohrnen Gottes in dem eben ſo zarten als tiefen Hymnos auf Hermes, dem keckſten und eigenthümlichſten aller homeridiſchen Geſänge, das Lachen des Vater Zeus über die geſchickten Lügen des wunderbaren Kindes, und Apollons faſt begeiſtertes Bewundern ſeiner liſtigen Künſte können an die geheiligten

Ausſchweifungen der attiſchen Feſte des Dionyſos erinnern, wo eine anſcheinende Zügelloſigkeit gleichſam geſetzlich war. Auch hier ſchimmert das Gefühl durch, daß die erfinderiſche Kunſt, die ſich ſelbſt in dieſem Hymnos mit Freude und Lächeln in ihrem Innern zu beſpiegeln ſcheint, alles dürfe, und ihre hohe Würde und Heiligkeit dennoch nie verlieren könne; aber der Scherz iſt hier ohne jambiſchen Stachel, ohne myſtiſche Bedeutung und ohne dithyrambiſche Trunkenheit. Er iſt beſonnener, gleich der Begeiſterung des epiſchen Sängers, und die Schalkheit ſelbſt blickt wie mit kindlichen Augen offen und unſchuldig um ſich.

In beyden zuletzt erwähnten Hymnen offenbart ſich ein Hang, alles befriedigend aufzulöſen, voll zu ſchließen und das Gedicht dadurch zu einem Ganzen zu ründen.

Eben dieſer die homeridiſche Poeſie von der homeriſchen ebenfalls unterſcheidende Hang verführte einen der ungeſchickteren und geiſtloſen Homeriden, der Odyſſee das entſtellende Ende anzufügen, und darin ſogar den letzten Rhapſodieen der Ilias eine Art von Hintergrund geben zu wollen.

Und außer dem Bedürfniß, durch einen herkömmlichen Anfang und in ſeiner Kürze mannichfach wechſelnden Vorgeſang, Geiſt und Ohr der Hörer erſt anzuregen und zum Genuß des längern Hauptgeſanges zu ſtimmen, konnte auch dieſer Hang, der Unbeſtimmtheit des Epos abzuhelfen und die Rhapſodie ſchärfer zu begränzen, dazu beytragen, daß ſich aus der frommen Meynung, man müſſe alles von den Göttern anfangen, die homeridiſche Künſtlerſitte bildete, kleine Hymnen zu epiſchen Vorreden zu gebrauchen, welche bald nur eine allgemeine Anrufung oder ein ſchmeichelndes Lob, bald auch eine beſtimmtere Bitte enthalten, oft ſogar das Herkommen dieſer oder jener Gottheit kurz erzählen, den Segen, welchen ſie vorzüglich ihren Günſtlingen verleiht, verherrlichen, ihre Eigenthümlichkeit und Lebensart in wenigen bedeutenden Zügen mit Sinn und Geiſt darſtellen, wie in dem auf den Pan, oder auch durch ein einzelnes ausgeführtes Beyſpiel erläutern, wie in dem längern auf den Dionyſos.

Aber nicht bloß die Götterſage war Stoff für die Geſänge der Homeriden. Auch auf die Erſcheinungen, Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe des gemeinen bürgerlichen Lebens wandten ſie die Darſtellungsart des alten homeridiſchen Epos an; und eben dieſe abſichtliche und willkührliche Verſchiedenartigkeit des Inhalts und des Ausdrucks gibt mancher homeridiſchen Kleinigkeit, welche nichts enthält, als ein gelegentliches Wort, einen eignen Reiz und Laune, deſſen ſelbſt das luſtige kleine Bettlerbild, Eireſione, nicht ermangelt. Eben dahin geht auch die mehr kindiſche als kindliche Batrachomyomachie, und obgleich das Salz darin ſehr dünne geſtreut iſt, ſo enthält doch das Epyllion einige recht drollige Stellen, Züge und Einfälle: wie der ausgemahlte Übermuth der Maus, welche den Krieg veranlaßt; die Klagen der Athene vor dem Vater der Götter, daß die Mäuſe ihr den Mantel gefreſſen, den ſie auf Borg gewebt, und nun komme der Schneider und fordre die Zinſen; und wie die Mäuſe, nachdem der flammende Donner des Kroniden, mit welchem er den großen Enkelados und der Giganten wilde Stämme getödtet, ſie nicht gehindert hat, plötzlich die Flucht ergreifen, da die vielnahmigen Krebſe anrücken und ſie in die Schwänze beißen.

Das ſchönſte, reichhaltigſte und älteſte homeridiſche Gedicht dieſer Gattung war wohl der Margites, worin der Held, welcher dem Werke den Nahmen gegeben, ſo bezeichnet ward:

> Nicht zum Gräber machten die Götter ihn, auch nicht zum Pflüger,
> Nicht zu etwas verſtandig, in jeglichem war er ein Stümper 17).

Ariſtophanes, Platon und Ariſtoteles offenbaren durch ihre bedeutenden Anführungen und Anſpielungen ihr Gefühl von dem hohen dichteriſchen Werth und Alter des Margites. Zeno erläuterte ihn wie die Ilias und Odyſſee, und Kallimachos, der Sinn hatte für epiſchen Scherz und Witz, und ſelbſt den des homeridiſchen Hymnos an Hermes in ſeinem an die Artemis für ſeine Kraft und ſein Zeitalter nicht unglücklich nachgebildet hat, bewunderte und liebte den Margites ganz vorzüglich.

Ariſtoteles findet im Margites den früheſten Keim der komiſchen Kunſt 18). Mit mehr Recht als in der Odyſſee; und in der homeridiſchen Poeſie kann man eine leiſe Annäherung zu der ſyſtematiſchen Ganzheit der dramatiſchen Kunſt und zu ihrer Trennung des Tragiſchen und Komiſchen, welche man in die homeriſche Poeſie ſo gewaltſam hineingetragen hat, wenn man ſie ſucht, wohl finden, oder vielmehr ahnden. Doch wird die Verwandtſchaft nicht viel weniger entfernt geweſen ſeyn, als die des Hymnos auf den Hermes mit den alten attiſchen Satyren, und die des Hymnos an Demeter mit der Tragödie.

---

17) Arist. Nicom. VI, 7. 18) Poet. 4.

Der Verluſt des Margites iſt der erſte in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie, deſſen Größe man mit einiger Beſtimmtheit ſchätzen kann. Dies zu verſuchen, und den Andeutungen und Winken von den untergegangenen Werken der alten Kunſt mit Andacht nachzugehn wie einer Gottheit Spur; das allein iſt der Geſchichte würdig, nicht aber, wie man es pflegt, über den unabänderlichen Verluſt des Einzelnen träge und ſelbſtgefällig zu klagen, während ſie es gar nicht gewahr zu werden ſcheinen, daß auch die Werke, welche gerettet wurden, eigentlich verlohren ſind, indem der Sinn für ſie im Ganzen verſchwunden iſt, und daß das geſammte Alterthum in dieſem Verſtande auf ewig untergegangen iſt, und nur in dem Innern auserwählter Geiſter ſchwächer wieder aufleben kann.

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos.

Wenn man die homeriſche, die heſiodiſche, die ältere und mehr auf die Art der Darſtellung als auf die Folge der Zeit ſehend, auch die ſpätere homeridiſche Poeſie im Gegenſatz des neuen Epos der Alexandriner das alte Epos nennen darf; ſo läßt ſich die Poeſie der nachheſiodiſchen, genealogiſchen und cykliſchen Dichter, die der ſpäteren Claſſiker der epiſchen Dichtart, des Piſandros, Panyaſis und Antimachos, die der myſtiſchen Epiker und die Schule der in hexametriſchen Gedichten von der beſchreibenden Art lehrenden Phyſiologen vielleicht am ſchicklichſten unter dem Namen des mittleren Epos zuſammenfaſſen. Selbſt das myſtiſche und phyſiſche Epos hat wenigſtens das mit dem cykliſchen gemein, daß es, ſo wie dieſes den Übergang zur Hiſtorie der joniſchen Mythographen bildet, ſo auch zwiſchen Poeſie und Philoſophie, der letzten näher, in der Mitte ſteht.

Jene unter dem Nahmen des epiſchen Kreiſes ſo berühmte Sammlung aus mehreren alten Dichtern ward nicht wegen der poetiſchen Schönheit, ſondern wegen der hiſtoriſchen Folge der darin erzählten Begebenheiten von der Umarmung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos geſchakt [19]; und diejenigen auch unter den cykliſchen mit genannten Gedichte, welche ſich, wie das cypriſche Epos vom Staſinos oder Dikaeogenes [20], die Aethiopis von Arktinos und die kleine Ilias von Leſches, an die homeriſche Ilias, deren Rhapſodieen ihnen alſo mehr oder weniger bekannt geweſen ſeyn müſſen, im Zuſammenhange der Geſchichte und nach der Zeitfolge der Sage anſchloſſen, ſcheinen den ähnlichen Zweck gehabt zu haben, die Ilias hiſtoriſch zu ergänzen und gleichſam cykliſch zu erweitern.

Schon Heſiodos iſt freylich auch in der Heldenſage nur genealogiſcher Sammler. Doch könnte vielleicht der ſelbſt im heſiodiſchen Schilde des Herakles ſichtbare, dem Geiſt der Theogonie folgende Hang zur Darſtellung des wildeſten Lebens in ungeheuern Kämpfen und kräftigen Zeugungen, ein Merkmahl ſeyn, das heſiodiſche und das cykliſche Epos zu ſondern, welche obwohl ſie dem flüchtigeren Blick, bis alle Spuren und Bruchſtücke vollſtändig geſammelt und geordnet werden, von gleicher Art zu ſeyn und ohne Unterſcheidung aneinander zu hängen ſcheinen mögen, wohl eben ſo deutlich und klar getrennt ſind, wie das homeriſche und homeridiſche Epos, und wie die erſte und die zweyte Maſſe der heſiodiſchen Periode der epiſchen Kunſt. Nach dem Schilde, als dem längſten und wichtigſten Bruchſtücke, zu urtheilen, bildet die heroiſche Poeſie der heſiodiſchen Periode eine dritte und letzte Maſſe derſelben, welche zwiſchen der Theogonie und dem cykliſchen Epos in der

---

[19] P. 381. Elect. Phot. e Procl. Chrest. gramm. ad Calc. Apollon. de Syntaxi ed. Sylburg. [20] Arist. Poet. cap. 16.

Mitte ſteht, und den Übergang macht. An Gelegenheit zu Zeugungsgeſchichten jener Art konnte es den Eöen des Heſiodos ſo wenig fehlen, als an der zu heroiſchen Kampfſchilderungen nach Art der Titanomachie.

Je mehr die Sänger dieſer hiſtoriſchen Periode des cykliſchen Epos auch in der Heldenſage nur Genealogen waren, wie Aſios 21), je örtlicher ihr Inhalt, je näher der hellern Geſchichte, oder je verwebter mit mährchenhafter Erdkunde ſpäterer Zeit, wie die dem Ariſteas beygelegten arimaſpiſchen Geſänge; je mehr näherten ſie ſich den joniſchen Mythographen, unter denen auch noch Herodotos, ein Rhapſode in Proſa, ſeinen Gegenſtand mit einer epiſodiſchen Fülle von Mythen cykliſch erweitert.

Doch darf man nicht denken, daß der in dieſem Zeitalter überwiegende hiſtoriſche Geiſt und Zweck der epiſchen Poeſie, ihren dichteriſchen Werth und ihre künſtleriſche Ausbildung völlig verdrängt habe. Ein Epos dieſer Art und dieſes Zeitalters konnte ein Kenner für homeriſch halten, und Pauſanias nach der Ilias und Odyſſee am meiſten ſchätzen 22). Piſandros aber, welcher der erſte unter den alten Dichtkünſtlern den Sohn des Zeus, den rüſtigen Löwenbändiger, vollſtändig beſungen, und die Arbeiten, die er durchkämpfte, beſchrieben hatte 23), verdiente und er-

---

21) Pausan. IV, 2. 22) Pausan. IX, 9. Dem Zuſammenhange nach zu urtheilen, bezieht ſich dieſe Stelle, in welche man die Thebais eben ſo überflüſſig als hart hinein vermuthet hat, auf das unter dem Nahmen Epigonoi ſo berühmte alte Epos, welches für homeriſch gehalten ward, und deſſen Ächtheit Herodotos, der älteſte Chorizont, nur bezweifelt. 23) Theocr. Epigr. XIX. Brunk. Anal. I 381.

hielt durch die Aufnahme unter die Claſſiker den Vorzug vor ſeinen Zeitgenoſſen. Es läßt ſich begreifen, daß unter allen cykliſchen Geſängen grade ein biographiſches Epos das wichtigſte und würdigſte Kunſtwerk, und daß unter allen Lebensgeſchichten von Helden, die des Herakles für die Poeſie am günſtigſten war. Aus der oft bedeutend vorkommenden Bemerkung, daß Piſandros zuerſt den Herakles mit der Löwenhaut bekleidet, und mit der Keule bewaffnet dargeſtellt habe, darf man folgern, daß er die Heldenzeit und die Heldenwelt wilder und ungeheurer gedichtet habe. Der Geiſt des Zeitalters und der geringere Umfang des Gedichts durften vermuthen laſſen, Piſandros habe den Faden der Geſchichte, ohne homeriſche Fülle von Epiſoden, ſtreng verfolgt, der Held und deſſen Leben ſey der ganze Inhalt und Zweck ſeines Werks geweſen.

Panyaſis, der zweyte nachheſiodiſche Claſſiker der epiſchen Kunſt, ward von einigen Kritikern gleich nach Homeros geſtellt, von andern erſt nach Heſiodos und Antimachos 24). Bey ihm durfen wir uns vielleicht nicht bloß mit Spuren und Vermuthungen begnügen. In der Sammlung der theokritiſchen und der dem Theokritos und andern Bukolikern beygelegten Gedichte, wo ſo manches ganz fremde ſteht, finden ſich drey überraſchend gleichartige Bruchſtücke eines epiſchen Gedichts vom Herakles. Der erſte unterſuchende Blick lehrt, daß ſie dem Theokritos, der ſikeliſchen Schule, ja überhaupt dem kritiſchen Zeitalter durchaus nicht angehören können, ſondern Theile

---

24) Suid. voc. Panyasis.

einer ältern voralexandriniſchen aber nachheſiodiſchen Herakleia ſeyn müſſen. Es kann faſt nur die Frage ſeyn, ob Piſandros oder Panyaſis der Verfaſſer ſey; denn die hohe Vortrefflichkeit der Bruchſtücke deutet auf einen berühmten Urheber, und ſchon dadurch, daß ſie erhalten ſind, wird es wahrſcheinlicher, daß ſie von einem der Claſſiker herrühren mögen, welche ſo ungleich häufiger, ja in ſpätern Zeiten faſt ausſchließlich geleſen und abgeſchrieben wurden. Es iſt aber aus manchen Spuren 25) ungleich wahrſcheinlicher, daß es Panyaſis ſey. Der elegiſche Überfluß in den überſtrömenden und ſich antwortenden Klagen der Mutter und Frau des Herakles zeigt, daß die epiſche Kunſt in dieſem Zeitalter von den Einflüſſen der herrſchenden lyriſchen Poeſie nicht frey blieb, und daß Panyaſis, Vorgänger wie Steſichoros, nicht ohne Nachbildung nutzte. Nach dieſen Bruchſtücken zu urtheilen, war der Gang der Erzählung verflochten genug; die Gleichniſſe ſind geſpart, die Darſtellung iſt reicher an jenen bedeutſamen Kleinigkeiten, welche zu dem Reiz der homeriſchen Poeſie ſo viel beytragen, als die heſiodiſche. Doch iſt die Darſtellung oder Andeutung von Eigenthümlichkeiten, ſelbſt des ausſchließlich einzigen Helden, ſo wie alles andre, nur Nebenſache; und das Herrſchende, woran ſich alles übrige anſchließt, ſind die genau und vollſtändig mit Liebe dargeſtellten Ar-

---

25) Z. B. Pauſ. IX. 11. werden Steſichoros und Panyaſis als die Autoren der in einem der Bruchſtücke erwähnten Sage, wie Herakles in der Raſerey ſeine Kinder von der Megara ermordet habe, genannt.

beiten des Helden. Das Schwere der Aufgabe iſt darin eben ſo ſehr hervorgehoben, als die Kraft des Überwinders. Selbſt in den Jugendgeſchichten des Herakles geht er über vieles flüchtig weg, nachdem er eine wunderbare That des Heldenkindes ganz umſtändlich erzählt hat, die in eben dem Geiſte und Sinne gedacht und ausgebildet iſt, wie ein Athlos der ſpätern eigentlich ſogenannten herkuliſchen Kämpfe von beſtimmter Anzahl. Ein Jeder ſolcher Athlos ſcheint eine Maſſe des Gedichts gebildet zu haben, wohin ſich alles ungleich gewaltſamer und entſchiedener zu einem Gipfel zuſammendrängte, wie in der homeriſchen Ariſteia Ein Held als der höchſte und vortrefflichſte vor den andern hervortritt. Die Naturen, welche Herakles bezwang, und die Geſtalten der umgebenden Welt erſcheinen roher und wilder, als in den Thaten homeriſcher Heroen; aber ſelbſt in der kräftigen, gedrängten aber genauen und ausführlichen Beſchreibung des Kampfes mit dem Löwen iſt auch nicht Eine Spur von Ähnlichkeit mit dem dürftigen Überfluſſe heſiodiſcher Schlachtſtücke. Da die Bruchſtücke der alten Herakleia eine innige Vorliebe für den Athlos verrathen, und da der dichteriſche Begriff davon und die künſtleriſche Behandlung beſtimmt genug geweſen zu ſeyn ſcheint; ſo durfte es, bey der durchgängig verwebten und wechſelſeitigen Ausbildung der helleniſchen Sage, Dichtung und Kunſt, nicht zu kühn ſeyn, wenn man vermuthen wollte, der Athlos ſey nicht bloß eine Maſſe und ein Theil der Heldengeſchichte, ſondern zugleich auch eine beſondre Geſtalt und beſtimmte Art des vielgeſtalteten und wandelbaren Epos der Hellenen geweſen, wie die homeriſche Ariſteia oder die heſiodiſche Titanomachie; zu der erſteren am meiſten ſich hinneigend, die Verſchiedenheit des dichteriſchen Styls, und die beſtimmtere ſymboliſche Bedeutung, die wir hier vermuthen dürfen, bey Seite geſetzt.

Antimachos, der ſpäteſte unter den epiſchen Claſſikern, ein Schüler des Panyaſis und älterer Zeitgenoſſe des Platon, verdrängte den zu ſeiner Zeit berühmtern Choerilos, welcher die perſiſchen Kriege beſang, aus der Zahl der auserwählten Dichter, und die Kritiker ſtimmten meiſtens überein, ihm den zweyten Platz anzuweiſen 26). Wer ein gebildetes Ohr erhielt, ſagt der Dichter Antipater 27), wer eine ernſte Rede vorzieht, und neue, von dem Haufen nicht betretene Wege liebt, müſſe den rüſtigen Vers des ausgearbeiteten Antimachos loben, welcher der Hoheit der alten Halbgötter würdig, und auf dem Amboß der Pierinnen geſchmiedet ſey. Wenn Homeros der König der Sänger, und Zeus erhabner ſey als Enoſichthon; ſo ſey Enoſichthon doch nach ihm der höchſte der Götter. So ſey auch der Bürger von Kolophon dem Homeros zwar untergeordnet, ſtehe aber an der Spitze der übrigen Sänger: Hadrianus 28), welcher das Gelehrte, Dunkle und Schwere liebte, zog ihn ſogar dem Homeros vor. Kraft und Würde, und eine nichts weniger als gemeine Art des Ausdrucks waren, nach dem Quinctilianus 29), ſeine eigenthümlichen Vorzuge; Cicero 30); nennt ſein groſes Werk ein gelehrtes Gedicht, und Proklos 31) fuhrt ihn

---

26) Quinct X, 1. 27) Brunk. Anal. II, 115. 28) Fragm Antim. cur. Schellenb. p. 49. 29) Quinct. X, 1. 30) Brut. c. 51. 31) Fragm. Antim. p. 44.

als ein Beyſpiel des künſtlichen und dem aus göttlicher Eingebung und Begeiſterung entſpringenden entgegengeſetzten Erhabenen an, welches viele Mittel und Vorkehrungen brauche, einen großen Anlauf nehme, und ſich meiſtens uneigentlicher Bilder bediene. Er war auch ein Gelehrter, Schüler des Steſimbrotos, und einer der erſten Kritiker der homeriſchen Poeſie, und ſtrebte, die Menge verachtend, nur nach dem Beyfall der Kenner. Da einſt alle Zuhörer, außer dem Platon, ſeine Vorleſung verließen, ſagte er: „Ich will dennoch leſen; denn der einzige Platon gilt mir ſo viel, als alle dieſe Tauſende 32).“ Auf Anrathen des Platon behauptet auch Herakleides 33), ſeine Gedichte zu Kolophon geſammelt zu haben. Dionyſios 34) nennt den Antimachos als Beyſpiel und Urbild der bis zur Härte erhabenen Wortſtellung; und nach dem Plutarchos 35) fehlte ſeiner Poeſie, wie den Gemählden des Dionyſios und den kriegeriſchen Thaten des Epaminondas und Ageſilaos, jener Schein der Leichtigkeit, welcher die Gemählde des Nikomachos, die Verſe des Homeros, und den Feldzug des Timoleon auszeichnete. Auch gab es Kritiker, welche weniger günſtig von ihm urtheilten; wie der wegen ſeiner Bewunderung des Choerilos in einem ſehr zweydeutigen Epigramm 36) vom Krates verſpottete Euphorion; und Kallimachos 37), welcher die lange, nach ſeiner geliebten Lyde benannte Elegie des Antimachos ein

---

32) Cic. loc. cit. 33) Fragm. p. 36. 34) De comp. verb. p. 22. l. 45. 35) Vit. Timol. p. 253. C. 36) Anthol. ed. Jacobs. II. 3. 37) Fragm. Antim. p. 37.

breites und nicht gebildetes Werk nannte. Der anerkannte Schwulſt 38) des Antimachos könnte die Vermuthung erregen, er ſey in der Thebais, deren Inhalt ein Lieblingsgegenſtand der Tragiker war, ſeinen Vorbildern über die Gränzen der epiſchen Dichtart gefolgt. Es fehle ihm an dem Hinreißenden und Anziehenden, ſagt Quinctilianus; auch an Anordnung, ja überhaupt an Schicklichkeit, ſo daß ſich hier recht klar zeige, wie ganz etwas andres es heiße, der nächſte oder der zweyte zu ſeyn. Durch die Art der Anordnung übertraf ihn Panyaſis, der ihm aber im Ausdruck nachſtand 39); und die oft erwähnte Weitläuftigkeit und Ausbreitung des Antimachos ſcheint dem in den Bruchſtücken der Herakleia ſichtbaren Hange, ſich in wenige, mehr hohe als weite Maſſen dicht und feſt zuſammenzudrängen, gerade entgegengeſetzt zu ſeyn.

Wenn gleich die drey ſpätern Claſſiker der epiſchen Kunſt ſich über die zum Sprüchwort gewordene Gemeinheit 40) der cykliſchen Poeſie erhoben, nicht bey dem Ungeheuern des heſiodiſchen Styls ſtehen blieben, ſondern ſich der Schönheit der homeriſchen Poeſie wieder zu nähern ſuchten; ſo zeigen doch alle Bruchſtücke, Nachrichten und Spuren zur Genüge, in wie geringem Maaße ihnen dieſes gelungen ſeyn mag. Auch die Kindheit hat ihre Blüthe, welche der Mann, wenn die Zeit einmal vorüber iſt, nicht wieder erkünſteln kann. Wenn gleich die Vermuthung, daß ſelbſt die Beſten unter dieſen Spätern, durch Aufnahme und Beymiſchung lyriſcher oder tragiſcher Beſtand-

---

38) Catull. XCV. 39) Quinct. loc. cit. 40) Callim. Epigr. Brunck. Anal. I. 461.

theils, die Reinheit der epiſchen Dichtart entſtellt und verunſtaltet haben, noch zweifelhaft ſcheinen könnte; ſo iſt doch die Wahl eines Stoffs aus der Zeitgeſchichte, wie die, wodurch Chörilos Beyfall fand, und welche der urſprünglichen Natur des helleniſchen Epos, wie es von Anfang den mit Dichtung vermählten Sagen der Vorzeit geweiht geweſen, ſo ganz widerſpricht, ein eben ſo unzweydeutiges Zeichen vom gänzlichen Verfall der epiſchen Kunſt, als Chäremons Kentauros, eine aus allen metriſchen Weiſen äußerſt unſchicklich [41]) gemiſchte proſaiſche Rhapſodie [42]), oder der Mangel an heroiſcher Hoheit der dargeſtellten Menſchennaturen, welche im Kleophon nur gemein und den gewöhnlichen gleich, in der Deilias des Nikochares aber noch unter dem Maaß des wirklichen Lebens waren [43]). War die Behandlung eines niedrigen Stoffs in dem letzten Dichter auch abſichtlich und zweckmäßig, indem ſein Werk zu der parodiſchen Gattung der epiſchen Poeſie gehörte, deren Vater Hegemon war [44]); ſo war doch die Ausbildung dieſer Abart ſelbſt kein günſtiges Zeichen für den Zuſtand der Kunſt. Denn wenn es nicht etwa zugleich didaktiſch iſt, wie die philoſophiſchen Sillen des Skeptikers Timon, oder wie die Kuchenlehre des Archeſtratos, welcher ſcherzweiſe ein Eßkünſtler, ein Heſiodos oder Theognis der Schwelger genannt wird [45]); ſo bleibt das rein parodiſche Epos eine dürftige Spielerey, auf welche die Kunſt nur, nachdem ſie ſich ſchon erſchöpft und überlebt hatte, verfallen konnte, und wodurch ſie nicht ſowohl ihr Gebiet erweiterte, als ihre Eigenthümlichkeit verſcherzte.

---

[41]) Aristot. Rhet. III, 12. [42]) Poet. cap. 1. 24. [43]) ibid. cap. IV. [44]) ibid. [45]) Athen. III, 22. VII, 5. VII, 17.

An die Denkart und Dichtart der heſiodiſchen Theogonie konnte ſich leicht die myſtiſche Poeſie der Prieſter und Orphiker anſchließen, in welcher die Lehre von der Würde und Heiligkeit des Lebens, und von der Einheit der in unendlich vielen Geſtalten geheimnißvoll erſcheinenden Urkraft, die alles zeuge und alles nähre, eben ſo ſehr ausgebildet wurde, wie in der gnomiſchen Poeſie die von der Nothwendigkeit der Beſchränkung und dem Werth einer weiſen Mäßigung, welche mit jener zuſammengenommen, die Grundlage der älteren, noch ganz kunſtloſen helleniſchen Philoſophie bildet. Auch die in der heſiodiſchen Periode entſtandene Lehre von den verſchiedenen Zeitaltern ſcheinen die Anhänger und Verkündiger der Myſterien, auch hier Mittler der Poeſie und der Philoſophie, umgebildet zu haben [46]; und vielleicht waren ſie es, welche die Sage oder Dichtung von einer gränzenloſen vollendeten Wildheit der älteſten Menſchen erfanden [47]. Der Enthuſiasmus in einigen der längern orphiſchen Bruchſtücke [48] aus myſtiſchen Lehrgedichten, vereinigt dichteriſche Kraft und Kühnheit mit prieſterlicher Salbung und Würde. Auch in den Hymnen äußert ſich ein begeiſtertes Ahnden der Unendlichkeit der angebeteten Götter und der lebendigen Einheit der Natur; aber dargeſtellt wird dieſes Gefühl eben ſo wenig, als die Beynahmen, welche durch ihre Menge alle Bedeutſamkeit verlieren, die beſungene Gottheit und die Eigenthümlichkeit derſelben lebendig vor die Einbildung ſtellen können. Die orphiſchen Argonautika ſcheinen die Abſicht gehabt zu haben, eine ganze Reihe von Verfälſchungen durch eine neue Verfälſchung zu beglaubigen 29), und zeigen, wie ſich denken läßt, eine große Vorliebe für gottesdienſtliche Gegenſtände. Von dichteriſchem Geiſt und künſtleriſchem Werth aber ſind ſie ſo leer, daß alle Anſtrengung vergeblich ſeyn dürfte, irgend eine Eigenthümlichkeit, die poetiſch wäre, an ihnen erforſchen zu wollen. Welcher ſchönen Behandlung ein myſtiſcher Stoff fähig ſey, können außer dem homeriſchen Hymnos auf Demeter auch der aus dem Helleniſchen eigentlich überſetzte, nicht bloß nachgebildete Atys des Catullus, und ſo manche Stellen und Züge des Kallimachos, Apollonios und andrer alexandriniſcher und römiſcher Dichter, beweiſen, welche das Myſtiſche, wegen ſeines Scheins von Alterthümlichkeit und als Gelegenheit, ihr Wiſſen zu zeigen, oder aus Hang zum Seltſamen und ganz Alterthümlichen, was die ſchon erſchlafften Gemüther von neuem reizen kann, oft auch wohl mit echter, frommer Begeiſterung, vorzüglich liebten, oder doch wenigſtens als einen Beſtandtheil in ihr, aus allen Arten und Geſtalten des alten, gemiſchten Epos aufnahmen. An dichteriſcher Schönheit, meynt Pauſanias 30), dürften die

---

[46] Orph. ed. Gesn. pag. 397. [47] Ibid. p. 378. [48] Vorzüglich das vite der Gesn. Ausgabe.

---

29) Cfr. v. 9 — 46. 30) Lib. IX, cap. 30.

orphiſchen Hymnen wohl die zweyte Stelle nach den homeriſchen erhalten; und nach einer Stelle des Plutarchos 51) waren die Weiſſagungen des Bakis und der Sibylle nicht ohne poetiſches Verdienſt. In dieſen und ähnlichen Geſangen, wie in den metriſchen Antworten der Orakel, konnte ſich der prophetiſche Styl für den künftigen Gebrauch des lehrenden Epos vorläufig entwickeln.

Die erſten ſyſtematiſchen Werke der didaktiſchen Poeſie der Hellenen waren die Gedichte der Phyſiologen, vorzüglich die großen von der Natur aller Dinge. Das auch für die Geſchichte der Poeſie merkwürdige Epos dieſer Schule erreichte durch Empedokles, welcher nach Theophraſtos ein Nachahmer des Parmenides, nach Hermippos aber des Xenophanes war 52), die höchſte Blüthe ſeiner Ausbildung. Maaß und Ausdruck ihrer Geſänge war epiſch, und beſonders Empedokles war, wie Ariſtoteles urtheilte, homeriſch in ſeiner kraftvollen Bilderſprache 53). Daher wurden ſie auch von allen ungelehrten Hellenen 54), ja ſelbſt von Kritikern 55), zu den epiſchen Dichtern gezählt. In Geſängen pflegten die Pythagoräer 56) ihre geheimeren Lehren zu überliefern; und Thales 57), welcher jedoch nach der Meynung einiger Alten keine Schrift hinterlaſſen hat, trug nach andern ſeine Wiſſenſchaft in Gedichten vor. Xenophanes, der

---

51) De fem. virt. pag. 433. ed. Steph. 52) Diog. Laert. VIII, 2, 1. 53) Ibid. VIII. 2, 3. 54) Arist. Poet. I. IX. 55) Dionys. de comp. pag. 20. C. ed. Sylb. 56) Cic. Tusc. IV, 2. 57) Diog. I, 1, 8. Plut. περὶ τοῦ μὴ χρᾶν ἐμμ. p. 716. Steph. Die Aechtheit der dem Thales zugeſchriebenen Aſtrologie war zweifelhaft.

älteſte Vielſchreiber[58]), Freygeiſt[59]) und gelehrte Streiter[60]) unter den helleniſchen Philoſophen, verfaßte epiſche und elegiſche Werke didaktiſchen Inhalts, auch jambiſche gegen Homeros und Heſiodos. Auch Parmenides, ein Schüler aber nicht Nachfolger des Xenophanes[61]), philoſophirte in Gedichten, welche ſich durch Eurhythmie eben nicht auszeichneten[62]), und verfaßte ein Epos von der Natur der Dinge. Sie waren ſchlechtere Dichter[63]) als Empedokles, der höchſte Stolz und die ſchönſte Zierde der an großen Erzeugnißen ſo reichen Sikelia[64]). Dieſer vereinigte die Naturwißenſchaft des Anaxagoras mit der Würde des pythagoriſchen Lebens[65]). Den hinreißenden Schwung, die Hoheit ſeines ſtrömenden Geſanges findet Cicero der Größe ſeines Stoffs angemeßen[66]). „Laut verkündigen ſeine Lieder die herrlichen Erfindungen ſeines göttlichen Geiſtes, ſo daß er kaum von ſterblichem Geblüt erzeugt zu ſeyn ſcheint“; ſagt mit feurigem Ausdruck ſein würdiger Schüler, der erhabene Lucretius. Die Vortreflichkeit der Nachbildung kann uns lehren, wie viel wir am Urbilde verlohren haben, und das Werk des Römers muß die Züge, welche ſich aus den Bruchſtücken, Nachrichten und Urtheilen der Alten ergeben, zu einem vollſtändigen

---

58) Diog. Prooem. XI. 59) Cic. de div. I, 3. Er war der einzige unter den ältern Philoſophen, welcher ohne die Götter zu läugnen, die Divination ganz wegnahm. 60) Er ſtritt gegen Thales, Pythagoras und Epimenides. 61) Diog. IX. 3, 1. 62) Plut. p. 77. De aud. poet. ed. Steph. 63) Cic. Academ. IV, 23. 64) Lucr. I, 717—738. 65) Diog. VIII. 2, 1. 66) Academ. IV, 23.

Bilde vom Epos der alten helleniſchen Phyſiologen, beſonders des Empedokles, ergänzen. Es war des Lucretius Abſicht, die Philoſophie des Epikuros, deſſen höckrige und zerbrochene Schreibart, wie die der römiſchen Epikuräer, eines Rabirius und Amafanius [67], viele abſchrecken mochte, mit dem Zauber und der Anmuth der Poeſie zu ſchmücken [68]; und ſollte er nicht geſtrebt haben, ſich die Schönheiten eines allgemein bewunderten Vorgängers, welchen er ſelbſt ſo hinreißend preiſet, mit Freyheit anzueignen? Zwar konnte auch Ennius als Lehrdichter [69] ſein Vorbild ſeyn. Lucretius hat eine eigne und einheimiſche Majeſtät; ſeine bewundrungswürdige Darſtellung von der Unmöglichkeit, die raſtloſe Begier zu ſättigen, iſt im Stoff und Geiſt ächt römiſch; und die kräftige Sprache und der fröhliche Witz in ſeinem Gemählde von den Verirrungen der Liebe hat etwas von dem rauhen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der helleniſchen Kunſt umgebildeten und verfeinerten Satire. Es konnte demungeachtet die Geſtalt und Eigenthümlichkeit ſeines Werks mit dem des Empedokles im Ganzen übereinſtimmend ſeyn; und der auffallende Umſtand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philoſophie des Epikuros ſich ſo weitläuftig verbreitete, nur in ſchönen Epiſoden beyläufig berührt, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er ſeinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte, und ſich die Gränzen ſeiner durch vortreffliche Künſtler des Alterthums nun einmahl feſt geſtellten und geſetzlich beſtimmten Dichtart zu übertreten ſcheute. Die Einfachheit, leichte Beweglichkeit und bedeutſame Umſtändlichkeit des homeriſchen Ausdrucks mochte Empedokles haben, auch wie Lucretius, die homeriſche Sitte, lange Stellen wörtlich zu wiederholen, eher lieben als verſchmähen; nur von der gleichgültig ſcheinenden Ruhe und reinen Äußerlichkeit der homeriſchen Darſtellung darf man auch keine Spur in ſeinen leidenſchaftlichen Gedichten erwarten. Seine Klagen über die engen Schranken des menſchlichen Verſtandes gränzten an Wuth 70); ſeine Wortſtellung war von der bis zur Härte erhabenen Art 71), und wie das Epos des Lucretius mochte wohl auch das ſeinige von der Begeiſterung eines würdigen Hohenprieſters der Natur durchgängig beſeelt ſeyn. Wie der Enthuſiasmus der myſtiſchen Poeſie durch die Phyſiologen noch erhöht und von einem größeren Geiſte belebt ward; ſo geſchah es wohl auch mit der Allegorie, welche nicht ſelten in ihren Dichtungen die zarteſten Geheimniſſe der denkenden und ahndenden Vernunft in ſinnreiche Bilder hüllte. Doch war Poeſie und Philoſophie in ihren Werken eher vermiſcht als verſchmolzen; im Lucretius ſteht das Dunkelſte und Trockenſte, was der Verſtand denken und die Wiſſenſchaft lehren kann, dicht neben den kühnſten Ergießungen leidenſchaftlicher Begeiſterung. Man kann ſie wohl nicht ganz aus dem Gebiete der Kunſtgeſchichte verbannen, obgleich, wie Ariſtoteles 72) gegen ein all-

---

[67] Cic. Academ. I, 2. Tusc. IV, 3. [68] I, 920 — 950.
[69] Lucret. I. 118.

---

70) Cic. Acad. IV, 5. 71) Dion. de comp. p. 22 ed. Sylb.
72) Poet. 1.

gemeines Vorurtheil der Hellenen richtig bemerkt, das Maaß allein den Empedokles nicht zum Dichter macht: denn wenn man das Werk des Herodotos auch in Verſe brächte, ſo würde es dennoch eine Hiſtorie und nicht Poeſie ſeyn [73]. Die Dichtung war dieſen Stiftern der didaktiſchen Poeſie nur Mittel, Stoff und Werkzeug der Mittheilung; ſie entlehnten nach Plutarchos [74] Maaß und Ausdruck von der Poeſie nur wie einen Wagen, um nicht zu Fuße einherſchleichen zu dürfen. Ihr Zweck war Wiſſenſchaft und Wahrheit; ganz unähnlich den alexandriniſchen Dichtkünſtlern, welche nur, um auch den trockenſten und ſprödeſten Stoff durch ihre feine und zierliche Behandlung zu beſiegen und zu bilden, wiſſenſchaftliche Gegenſtände dichteriſch darſtellen, oft ohne gründliche Einſicht, wie Nikander die Landwirthſchaft, und Aratos die Sternkunde [75].

Unter den mannichfachen Geſtalten, in welchen das alte Epos der Hellenen, verſchieden und doch daſſelbe, erſcheint, iſt die zuletzt dargeſtellte Gattung nicht die unwürdigſte. Die Angemeſſenheit der epiſchen Dichtart für die lehrende Poeſie und die Verwandtſchaft beyder wird noch einleuchtender durch die Betrachtung, daß nur im Epos ein Syſtem dargeſtellter Wiſſenſchaft möglich ſey, und daß einige Theile und Arten des Epos erſt im philoſophiſchen Gedicht ihre ganze Beſtimmung zu erreichen, ihren vollen Sinn zu erhalten ſcheinen. So gelangt die Epiſode erſt hier zu einem ſelbſtſtändigen Daſeyn, da im homeriſchen Epos eigentlich alles oder nichts Epiſode iſt, und der kürzere einleitende Hymnos, welcher in der beſten heroiſchen Poeſie weniger bedeutend oder doch einzeln zu ſeyn pflegt, kann hier durch eine große Behandlung zu dem wichtigſten und glänzendſten Theile der Schönheit des Ganzen werden; der Eingang des Lucretius iſt eines ſolchen Tempels der Natur und der Muſen wohl würdig.

---

[73] Poet. cap IX. [74] De aud. poet. pag 27. 28 ed. Steph.
[75] Cic. de Orat. I, 16.

Der Geiſt und die Eigenthümlichkeit dieſer älteſten Kunſtart der Poeſie, des ehrwürdigen Epos, iſt ſo unerſchöpflich reich und nimmt ſo mannichfache Geſtalten an auf den verſchiedenen Stufen ihrer dichteriſchen Bildung, und nach der verſchiedenen Richtung der künſtleriſchen Abſicht, daß jede Unterſuchung über dieſen Gegenſtand mit dem Gefühle endigen muß:

Wenn das Haupt nicht erreichen ſich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

II.

Bruchſtücke

zur

Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt.

1.

Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt.

Harmonie iſt nicht bloß die äußere Blüthe der helleniſchen Bildung, ſondern ihre innerſte Natur. Die ſchönen Glieder des großen Gewächſes ſind entſchieden geſondert; aber als verwandte Theile Eines vollendeten Ganzen ſtehn ſie in der innigſten Berührung, ſie athmen und wachſen mit einander, und ſind beſeelt von Einem gemeinſchaftlichen Lebenshauch. Jede Schwingung iſt überall fühlbar, und jede Regung, jede Veränderung, jede Umgeſtaltung iſt, mehr oder weniger, allgemein. Natürlich mußte daher jene große politiſche Veränderung, durch welche an die Stelle der nach väterlichem Herkommen herrſchenden Fürſten eine genauere Geſetzgebung trat, die Gewohnheit der Erbfolge den Wahlen der verſammelten Bürger wich, das Königthum aus den helleniſchen Staaten plötzlich verſchwand, und mit bemerkenswerther Übereinſtimmung die republikaniſche Freyheit faſt überall zur gleichen Epoche aufblühte, eine ähnliche, eben ſo wichtige Umwälzung in der Kunſt zur Begleiterin haben. Schon die äußern Folgen dieſer Veränderung für die Poeſie waren unüberſehlich, und ihr Wirkungskreis wurde durchaus neu, da Freyheit und Liebe, Ruhm und Geſelligkeit ſie mehr in die ſchönere

Gegenwart lockte und verwebte, wo die Leidenſchaft nun erhabner glühte, die Eigenthümlichkeit ſich ſelbſtſtändiger beſtimmte, und die Freude gebildeter ſpielte; da die Weiſen und Mächtigen unter den Blüthen der Kunſt in edler Muße lebten, da Poeſie die Geſetze überlieferte, die Feſte verherrlichte und die Seele der öffentlichen Erziehung war. Mit der äußern Lage verwandelte ſich ſelbſt das Innere der Poeſie, in welcher nun auch wie im Leben, Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft herrſchend wurden, wie der Geiſt der Geſetzlichkeit und der Geſelligkeit. Die Zeit der jugendlichen Begeiſterung war für die helleniſche Poeſie gekommen; es brauchte nur einen warmen Sonnenblick, um die ſchwellende Knospe zur vollen Blume zu entfalten, und es war nicht die Wirkung des Zufalls, ſondern eine natürliche und nothwendige Stufe ihrer innern Entwickelung, nachdem ſie, während ihrer Kindheit, die friſche Kraft ganz nach außen gerichtet, ſich im dargeſtellten Stoff gleichſam verlohren hatte, nun auch in ſich ſelbſt zurückzukehren, ſich ſelbſt zu beſchränken und liebevoll zu betrachten, und die darſtellende Natur ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung zu machen. Wie die Entſtehung der helleniſchen Republiken, ſo war auch der Urſprung der lyriſchen Kunſt eine Revoluzion, aber eine lange im Stillen vorbereitete und ohne gewaltſamen Kampf vollendete; beyde ſind mit allen ſie begleitenden Erſcheinungen ſo innig in einander verwebt, daß man im Einzelnen oft zweifeln kann, was Urſache und was Folge ſey. Dieß darf um ſo weniger befremden, da beyde doch nur zwey verſchiedene Seiten und Äußerungen einer und derſelben großen Umgeſtaltung waren, deren eigentliche Natur darin beſtand, daß die helleniſche Bildung, welche zuvor mehr einer allgemeinen und einfachen Maſſe glich, nun anfing, ſich aufs ſchärfſte zu trennen, alle Gränzen geſetzlich zu beſtimmen, und die Eigenthümlichkeit durch Selbſtbeſchränkung zu beſtätigen und zu verdoppeln. Dieſes Streben erſcheint überall als der Geiſt und das Geſetz eines Zeitalters, von deſſen Werken und von deſſen Geſchichte der Nachwelt nicht viel mehr geblieben iſt, als Bruchſtücke von Bruchſtücken, verlohrne Winke zu fernen Spuren, und abgebrochene Worte aus dunkeln Räthſeln. Wie ſich die innern und äußern Verhältniſſe der Staaten ordneten, entwickelte ſich auch die Geſetzgebung des Rhythmus nach allen ſeinen entgegengeſetzten und beygeordneten Richtungen und Weiſen; und wie ſich die Völker vereinigten und ſonderten, ſo theilte ſich nun auch die Poeſie in ſcharf begränzte und geſetzlich beſtimmte Arten, die nicht mehr in einander verſchmelzen und überfließen. Aber es war nur, damit das Gleichartige ſich deſto feſter vereinigen könnte, daß das Ungleichartige ſich ſo ſehr als möglich zu trennen ſtrebte, und die Gattungen der Bildung, deren Arten und Theile ſich immer von neuem zu ſpalten ſuchten, ſtanden ſelbſt in der innigſten Gemeinſchaft. Die Kunſt und das Leben griffen überall in einander ein, Poeſie und Muſik waren unzertrennliche Gefährten, und Harmonie, die allgemeine Eigenſchaft der geſammten helleniſchen Bildung, offenbart ſich hier ſichtbarer, iſt vorzugsweiſe das Eigenthum dieſes Zeitalters, in welchem die Muſik und Gymnaſtik blühte, Freundſchaft und Liebe ſich in den größeſten Handlungen auf das wunderbarſte äußerten, wie das Auszeichnende des in dieſem Zeitalter herrſchenden doriſchen Stamms, welcher jene Harmonie und die helleniſche Eigenthümlichkeit überhaupt bis zur Seltſamkeit trieb.

In Vergleichung mit der heroiſchen und mythiſchen Beſchaffenheit des alten Epos konnte man die lyriſche Kunſt der Hellenen, welche mit Kallinos und Archilochos zur Zeit begann, da die epiſche Kunſt lange vollkommen ausgebildet, ja ſchon wieder in Mißbildung verſunken war, und im Pindaros, bey weitem dem Erſten aller Lyriker nach dem Urtheile der Alten, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, als die Tragödie noch auf der früheſten Stufe ihrer Entwicklung ſtand, eine republikaniſche und muſikaliſche Poeſie nennen, deren Stoff ſo neu und verſchieden von der vorhergehenden epiſchen war, als ihr Zweck und ihre Geſtalt. Selten nur miſchte ſchon Archilochos alte Sagen, welche des Epos erſter Quell waren, und ſein einziger Inhalt blieben, wie zur Würze in ſeine Gedichte.

Die alte joniſche Elegie athmet die tapfre Begeiſterung der kriegeriſchen Bürgertugend,

> Und mit Geſangen ſpornte Tyrtaeus männliche Seelen
> An zu des Mavors Kampf.

In ernſten Rhythmen wurden die Geſetze freyer Staaten geſungen, überliefert und erhalten. Eine Sitte, die ſo allgemein war, daß Ariſtoteles die Urſache, warum eine Gattung der gottesdienſtlichen Feſtgeſänge der Hellenen Nomoi genannt wurde, darin zu finden glaubt 76). So war es wohl mit den ſpartaniſchen Satzungen, da der kretiſche Thaletas, ein Geſetzgeber und meliſcher Dichter, wel-

---

76) Probl. XIX, 28.

chem viele Gebräuche und vaterländiſche Gedichte in den männlichſten Rhythmen beygelegt wurden[77]), als Lehrer und Gehülfe des Lykurgos genannt wird. So auch die ältern joniſchen Geſetze, da noch Solon die ſeinigen zuerſt rhythmiſch abfaſſen wollte. Die von Geſetzgebern geſtifteten oder ausgebildeten und durch öffentliche Richter geordneten Bürgerfeſte, welche das Volk inniger verbanden, waren Veranlaſſung, Inhalt und Kampfplatz choriſcher Lieder. Nicht bloß mit dem Schwerdte, auch mit Geſängen führte Alkaeos den Bürgerkrieg, die Tyrannen, wie er ſie nannte, verfolgend, und in dieſem Theile ſeines Werks, wie Quinctilianus [78]) meynt, würdig, mit einem goldenen Plectrum beſchenkt zu werden; doch ſelbſt nicht rein von Neuerungen dieſer Art [79]), das Haupt der Verbannten gegen den großen Pittakos, deſſen Geſetzgebung neben der des Solon genannt werden durfte [80]). Steſichoros ſuchte ſeine Mitbürger gegen den Tyrannen Phalaris zu reizen [81]). „Ich, der einzelne, fürs Gemeinſame berufen,“ ſagt Pindaros [82]), und drängt in dieſe wenigen Worte den ganzen Geiſt ſeiner öffentlichen Geſänge, welche ſich überall auf den Ruhm und das Heil der Staaten beziehen, die Edeln und Großen auf eine edle und große Art verherrlichen, und ſie oft leiſe mit Würde zum Beſſern lenken. Man dürfte die Poeſie des Pindaros in dieſer Rückſicht eine ariſtokratiſche nennen; auch liebte er die Ruhe ſo ſehr, daß er die Thebaner in ihrem Entſchluſſe, am mediſchen Kriege keinen Antheil zu nehmen, beſtätigte [83]). Faſt jede große Begebenheit ſeiner Zeit gab dem Simonides Stoff zu einem Gedicht. Die politiſche Denkart in den Bruchſtücken des Bakchylides ſcheint der pindariſchen zu ähneln, und ſeine Verbannung iſt ein Beweis ſeiner bürgerlichen Thätigkeit. Selbſt die gnomiſche Elegie iſt ungleich politiſcher und geſellſchaftlicher in ihren Beziehungen und Lehren als das gnomiſche Epos des Heſiodos. Der Dithyrambos vollends konnte als Urbild vollkommener Freyheit nur für ein demokratiſches Volk ſeinen vollen Sinn haben.

---

[77]) Strab. libr. X, pag. 737. B, 738. C. [78]) X, 1. [79]) Strab. XIV, p. 917. C. cfr. p. 895. [80]) Dion. Halic. Ant. Rom. lib. II. p. 292. ed. Reiske. [81]) Arist. Rhet. II, 20. [82]) Olymp. XIII, 69.

Auch genoſſen die Dichter öffentliche Ehre, und lyriſche Poeſie und Muſik war ein Gegenſtand ſtrenger Geſetze bey den Spartanern, Argeiern [84]), Mantineern und Pellenern [85]). Tyrtaeos, Terpander und Alkman waren zu Sparta Gaſtfreunde des gemeinen Weſens; und die Sagen, daß einige derſelben auf den Rath der Götter herbeygeholt, daß bürgerliche Uneinigkeit durch ſie vernichtet und beſänftigt ſey, beweiſen wenigſtens für das nahe Verhältniß des Staats und der Muſik und lyriſchen Poeſie, wie die Verbannung der Gedichte des Archilochos und die ſpätere Einſchränkung des Timotheos. Nicht bloß in Republiken, auch bey Fürſten und groß geſinnten Tyrannen waren die Sänger dieſer Zeit und dieſer Art hoch geehrte Gaſtfreunde. Arion fand Schutz beym Periander, Ibykos und Anakreon lebten beym Polykrates, von deſſen Er-

---

83) Polyb. IV, 31. 84) Plut. de mus. p. 2097. ed. Steph. 85) p. 1093. ibid.

wähnung die Gedichte des letzten voll waren 86), Simonides war der Günſtling vieler Großen und Herrſcher, und der ſikeliſche Hieron lebte in der Blüthe der Muſik 87), unter den Spielen ſeiner geliebten Kunſtfreunde. Es waren Männer von Anſehen, nicht ſo genügſam und mit leichten Vorzügen befriedigt, wie die homeriſchen Sänger, oder der hausväterliche ländliche Heſiodos. Wenn ſie ſingen und loben ſollten, mußte mit gewaltigem Lohn das Gold in den Händen erſcheinen 88); die Zeit, da die Muſe noch nicht gewinnſüchtig arbeitete, da die ſüßen Geſänge noch nicht verkauft wurden, iſt dem Pindaros 89) ſchon eine längſt verſchwundene alte Zeit; Simonides 90) wußte das Verhältniß der köſtlichen Waare mit dem Preiſe zu meſſen, und ihm ähneln bedeutet beym Ariſtophanes 91) ſprüchwörtlich ſo viel, als in künſtleriſche Habſucht verfallen.

Es ſind bedeutende Sagen, daß dem Heſiodos der Zutritt zu dem pythiſchen Wettſpiele verſagt ſey, weil er den Geſang nicht mit der Kithara zu begleiten wußte 92); und daß Terpander die Melodie zu den homeriſchen Rhapſodieen geſetzt habe. So ſchwer es auch ſeyn mag, die eigentliche Beſchaffenheit der mit dem Entſtehen der lyriſchen Kunſt gleichzeitigen und verknüpften großen Veränderung in dem Verhältniſſe der Muſik und der Poeſie genau zu beſtimmen; ſo iſt doch klar, daß erſt jetzt die Muſik eigentlich

---

86) Strab. ib. XIV, p. 645. C. 87) Pind. Olymp. I, 22 seq. 88) ἀγκνορμισθῶ χρυσὸς ἐν χερσὶν φανείς. Pind. 89) Pind. Isthm. II, init. 90) Arist. Rhet. III, 2. 91) Lip. 697. 92) Pausan. X, 7.

Kunſt ward, und durch ihren Mitausdruck den der begleiteten Poeſie verſtärkte, da das Spiel auf der Kithara für den epiſchen Sänger der ältern, beſonders der homeriſchen Zeit vielleicht nur zur Vorbereitung und zur Ausfüllung der Zwiſchenräume und Lücken der ſingenden Rede dienen mochte. Selbſt der Gottesdienſt und die Schlachten im Homeros ſind ohne Muſik. Nicht ſo im lyriſchen Zeitalter, von dem es zuerſt gilt, was Cicero ſagt: „Vor Alters wären dieſelben Muſiker und Poeten geweſen", und Simonides, Pindaros und andre der Art werden beym Philodemos 93) unter die Muſiker im engſten, die beyden Schweſterkünſte ſcharf trennden Sinne des Worts gezählt. Muſik begleitete die gymnaſtiſchen Feſte, und der Aulos war, nach Pindaros Ausdruck, der Verkündiger und der Geſelle der ſpielenden Kämpfe, die der geheiligte Stoff und ernſte Zweck der würdigſten lyriſchen Kunſtwerke waren. Die Mitwirkung der Muſik war bedeutend, ihr Antheil an dem gemeinſchaftlichen Ganzen ſehr groß. „Auch wohl ein Gedicht des Kreros, obgleich es ſehr künſtlich ſey, erſcheine würdiger mit muſikaliſcher Begleitung, und die zu Epheſos und von den Chören in Lakedäemon geſungenen Hymnen würden, wenn man ihnen dieſe nähme, durchaus keine ähnliche Wirkung mehr hervorbringen können" 94). Doch läßt ſich freylich von dieſen kunſtloſen Geſängen des Alterthums nicht auf die lyriſche Kunſt der Hellenen ſchließen, deren Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der untergeordneten Muſik alle noch vorhandenen Denkmahle, die ganzen Werke ſowohl als die Bruchſtücke und Trümmer,

---

93) p. 117. cfr. p. 112. 94) Philod. p. 43 47.

laut und klar beweiſen. Wenn Plato es, oft nicht ohne Spott, als bekannt vorausſetzt, wie unvortheilhaft vom Rhythmus entkleidete und in Proſa aufgelöſ'te Gedichte erſchienen; ſo iſt dies eben da, wo er die ungünſtigſte Seite ins Licht ſetzen will, und dann ging ja durch dieſe Behandlung mit der muſikaliſchen Begleitung auch die feinere Nebenausbildung im Ausdruck und in der Wortſtellung verlohren. Die wenigen verſtändlichen Winke, welche ſich über die älteſte Ausbildung der Tonkunſt finden, machen es glaublich, daß ſie auch im Ganzen dem Gange und den Umgeſtaltungen der Poeſie folgte. Es waren alte Poeten, welche die Sage als Stifter der zweyten Verfaſſung oder Grundordnung der Muſik, und deſſen, was dazu gehört, in Sparta nennt 95). Mit und durch die lyriſche Kunſt der Hellenen endlich entſtand und bildete ſich eine ſo vollſtändige Mannichfaltigkeit von Rhythmen, daß der dramatiſchen Kunſt nichts übrig blieb, als die verſchiedenen Arten zu einem gegliederten Ganzen zu verbinden, und in den Geſetzen und der Beſchaffenheit des Einzelnen weniges zu ändern. Schon darum verdient die jambiſche, elegiſche, meliſche, choriſche und dithyrambiſche Poeſie der Hellenen den Nahmen der muſikaliſchen, und ſchon dieſes äußere Merkmahl würde erlauben, ſie unter dem Nahmen der lyriſchen Kunſt zuſammenzufaſſen und als eine Gattung zu betrachten, wenn auch nicht weſentlichere innere Ähnlichkeiten und gemeinſame Eigenſchaften und Verſchiedenheiten dazu berechtigten. Wenn das Eigen-

---

95) Plut. de mus. p. 2077. fin. ed. Steph.

thümliche der Muſik darin beſteht, die tiefſten Gefühle auszuhauchen, einer ſchönen Seele eine ſchöne Stimme zu geben, und um alle Leidenſchaften zu ſpielen; ſo iſt die lyriſche Poeſie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhältniſſen muſikaliſch, ſondern in ihrer innern Natur ſelbſt; ſo iſt ſie nicht bloß befreundet mit der Muſik, ſondern ſelbſt nichts anders als eine poetiſche Muſik. Wem treten bey dieſer Betrachtung nicht die Wuth des Archilochos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des lieberaſenden Ibykos vor das Auge des Geiſtes? Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Geſanges, ſondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genuſſes, der Gipfel der Sehnſucht und jedes lebendigſte Gefühl des Augenblicks: denn ſie bezeichneten nicht das Unſterbliche mit ſterblichen Worten, ſondern das Vergängliche verewigten ſie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erſcheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch ſolche choriſche Dichter, welche wie Steſichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroiſchen Stoff reicher und würdiger machten, beſangen die Liebe wie Alkman; und Pindaros ſelbſt, an Vollendung ein doriſcher Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poeſie, lächelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geſelligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darſtellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiſet.

Wie ganz verſchieden iſt dieſes Beziehungsvolle, dieſes Gegenwärtige und Wirkliche, dieſe Leidenſchaftlichkeit und Innerlichkeit der lyriſchen Poeſie der Hellenen von der beziehungsloſen und ruhigen Äußerlichkeit des alten Epos, beſonders des homeriſchen! Man möchte beyde Gattungen durch alle Merkmahle entgegengeſetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchſte hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde, ſo iſt es im helleniſchen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der geſellige Geiſt des Dichters ſich ſelbſt anſchaut, und er ſich im Spiegel ſeines Innern mit frohem Erſtaunen und edler Freude zu betrachten ſcheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein iſt, weicht die epiſche und die lyriſche Gattung der helleniſchen Poeſie ſo ſehr von einander ab, ſondern auch in der Weiſe, wie ſich beyde in Unterarten theilen. Die epiſche Gattung neigt ſich bald zu dieſer, bald zu jener Geſtalt; aber ihre Arten, wenn man es ſo nennen darf, ſind nicht ſo ſcharf getrennt, wie die Arten der lyriſchen Kunſt, welche ſich ſchon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der beſtimmten Geſtaltung unterſcheiden, die Verſchiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlaſſung nicht zu erwähnen. Bey der Eintheilung der lyriſchen Gattung mag man aber nun, wie die Alten, auf die rhythmiſche Form ſehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wiſſenſchaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil, der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verſchiedenen Stufen der künſtleriſchen Ausbildung, oder auf den nationalen Charakter der Gedichte ſehen; ſo iſt der Erfolg ganz derſelbe, und alle dieſe Eintheilungen fallen in Eins zuſammen. Denn bey einem jeden der vier großen Volksſtämme, welche in der ſchönſten Zeit der helleniſchen Bildung zu einer gemeinſamen, bleibenden, ſelbſtſtändigen und gebildeten Eigenthümlichkeit gelangten, blühte und reifte eine der ſtufenweiſe auf einander folgenden Hauptgattungen der lyriſchen Kunſt; bey den Joniern die rhythmiſche, bey den Aeoliern die meliſche, bey den Doriern die choriſche, bey den Athenern die dithyrambiſche; und die Natur der Dichtart entſpricht der Eigenheit des Volks, bey dem ſie einheimiſch war, eben ſo ſehr wie dem Zuſtande der lyriſchen Kunſt überhaupt, und dem Maaße von Bildung, welches die Gattung hatte, da die Art ihre Vollendung erreichte. Wenn es die Denkmahle ſelbſt, und alles, was noch übrig iſt vom lyriſchen Alterthum, nicht verkündigten, wie ſehr auch die Poeſie dieſes Zeitalters in Geſtalt, Bewegung und Farbe dem Charakter der Nationen entſprach, welcher ſich eben ſo in der Baukunſt, Bildnerey und Mahlerey unterſchied; ſo würde es doch ſchon die Vermuthung über allen Zweifel heben können, daß es in einer Gattung der Kunſt, die ſo ganz geeignet iſt, die Zuſtände und die Eigenthümlichkeit des Einzelnen wie einer gemeinſamen Maſſe auszudrücken, einen joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl werde gegeben haben, wie es einen ſolchen in der Muſik, in der gebildeten Sprache der Dichter, in Sagen, Lebensart, Gebräuchen, Sitten, Verfaſſung, Geſetzgebung, Erziehung gab, bis auf den Götterdienſt und die Kleidung, ja zum Theil in der Proſa und ſelbſt in der Philoſophie. Ganz beſtimmt nur vier verſchiedene Style der lyriſchen Kunſt ſetzen, wie vier verſchiedene nationale Arten der ſittlichen und geſellſchaftlichen Bildung der Hellenen, heißt den Zeugniſſen und Winken der Alten folgen; und es iſt um ſo weniger zu beſorgen, daß man ſich dadurch beſchränken und die Anſicht der unerſchöpflichen Fülle der bildenden Natur in merkwürdigen Eigenthümlichkeiten verengen werde, da dieſe eben in der lyriſchen Poeſie ohnehin ſo ſichtbar iſt, daß man ſie nie verlieren kann, und ſo leicht zu bemerken, daß man nicht lange dabey verweilen darf. Auch wird durch jene Annahm keineswegs etwa geläugnet, daß die lokriſchen Lieder zum Beyſpiel, welche Klearchos 96) ganz ſo ſchön wie die ſapphiſchen und anakreontiſchen Gedichte fand, ſehr national ſeyn mochten; denn gewiß hatten auch dieſe köſtlichen Blüthen der natürlichen Poeſie die Farbe des mütterlichen Bodens. Aber, wie nicht jedes leidenſchaftliche oder geſellſchaftliche Gelegenheitsgedicht ohne beſtimmte, geſetzliche und allgemeine Eigenthümlichkeit, und ohne die innigſte Übereinſtimmung und Ähnlichkeit aller gleichmäßig geſtalteten Theile mit der Natur des Ganzen bis auf die einzelnen Bilder, Beyſpiele und Gedanken, ein lyriſches Kunſtwerk genannt werden darf; ſo hat auch nicht jede Nation einen Styl oder künſtleriſchen Charakter im ſtrengeren, höheren Sinne des Worts. Dazu gelangt ein Volk nur durch eine gewiſſe glückliche Übereinſtimmung der ſittlichen und geiſtigen Anlage und äußern Umgebung, und durch Gleichartigkeit der urſprünglichen Beſtandtheile

---

96) Athen. XIV, p. 639.

beym Anfange der eigentlichen Bildung, wenn das gemeine Weſen zur Selbſtſtändigkeit fähig geworden iſt; durch unbeſchränkte Freyheit im Entwickeln und Beſtimmen ſeiner ſelbſt, und durch heftigen Kampf mit einem Volke von entgegengeſetzter Art; durch Geſellſchaftlichkeit und Gemeinſamkeit alles Einzelnen, durch Verbündung und Verbrüderung der freyen Staaten, durch Grundſätze endlich, welche die zufällige Eigenthümlichkeit zum nothwendigen Geſetze frey erheben, ſie durch öffentliche Erziehung auf künftige Geſchlechter fortzupflanzen und zu verewigen, oder auch über verwandte oder nachbarliche Völkerſchaften zu verbreiten ſuchen; durch Streben nach Allgemeinheit und Vollſtändigkeit der Ausbildung mit weltbürgerlichem Sinn, und ohne eine umbildende Annahme des Fremden zu verſchmähen. Je urſprünglich entſchiedener, je ausgearbeiteter und gebildeter die Natur eines Volks iſt, deſto leichter und ſicherer laſſen ſich die äußerſten Umriſſe an dem klaren und beſtimmten Bilde ſeiner Eigenthümlichkeit feſtſetzen und angeben. Doch bleibt auch in dem allgemeinſten Charakter etwas Unauflösliches, was ſich durch keinen Begriff erſchöpfen läßt, und was jener bey rohen Völkern ſo häufigen erblichen Sonderbarkeit gleicht oder ähnelt, welche aus reinem Zufall entſtanden zu ſeyn, und nur aus Eigenſinn fort zu dauern ſcheint. Bey urſprünglichen und ſelbſtſtändigen aber gebildeten Nationen iſt dieſes ſchlechthin Eigenthümliche mit dem Allgemeinen überall innigſt verwebt und verſchmolzen. Den Sinn dafür muß man mitbringen; und wenn Ennius ſchon drey Seelen zu haben glaubte, weil er helleniſch, römiſch und oſciſch reden konnte, ſo wird der Alterthumsforſcher der Poeſie noch weit mehr eine gewiſſe Mehrheit geiſtiger Sinne und Seelen in ſich vereinigen, und für die verſchiedenſten Richtungen der menſchlichen Natur und Kunſt gleich empfänglich ſeyn müſſen. Mit Hülfe dieſes Gefühls, wenn es durch ſtete Übung geſchärft wird, kann die Unterſuchung vielleicht das Gewebe von Sagen, Meynungen und Andeutungen entwirren, ſich bis zum Wahrſcheinlichen und endlich bis zur Einſicht erheben. Der Uneingeweihte ahndet wenig von allem dem, was einer, der zum Beyſpiel des joniſchen Styls nicht mehr ganz unkundig iſt, bey den Kunſturtheilen der alten Kritiker von der ſüßen, klaren und reinen Schreibart des Kteſias oder Hekataeos, des Demokritos oder anderer joniſcher Philoſophen, bey einigen Stellen und Nachrichten vom Herakleitos, bey den Sagen vom Archilochos, bey einigen Worten vom erſten Styl der joniſchen Muſik und Baukunſt, oder gar bey Betrachtung der älteſten Denkmahle der elegiſchen Kunſt und der früheren Geſchichte Athens wahrnimmt und ordnend denkt. Vielleicht kann die Kunſt, welche das Leben der Menſchheit aufzeichnet und nachbildet, in den feinern Theilen ihrer geiſtigen Gemählde auch das Eigenthümlichſte und Zarteſte eines nationalen Charakters, dem ſie bis in das Dunkel ſeiner Erzeugung und bis in alle Zweige ſeines Wachsthums nachgeforſcht hat, einigermaaßen ausdrücken und wiedergeben. Bey dem allgemeinen Umriſſe und vorläufigem Begriffe vom joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl und Charakter kommt es aber nur darauf an, ohne Anſprüche auf eine geſchichtliche Vollſtändigkeit und Darſtellung, den Standort und Geſichtspunkt der ganzen Frage richtig zu beſtimmen, den beſondern Antheil jeder dieſer Nationen an der geſammten Bildung der Hellenen anzugeben, beſonders aber Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen. Unter dieſen verdient der Glaube oder die Einbildung, daß alle Dorier vom Doros und alle Jonier vom Jon abſtammten, billig die erſte Stelle. Nach der Analogie zu urtheilen, dürften dieſe und andre ähnliche etymologiſche Sagen wohl nichts mehr ſeyn, als Erfindungen genealogiſcher Dichter in der cykliſchen Periode der epiſchen Poeſie. Freylich ſprechen ſie auch ſo für das Daſeyn deſſen, was ſie erklären wollten, für die verhältnißmäßig frühe Abſonderung der Maſſen und Entſtehung der verſchiedenen Arten des helleniſchen Charakters. Allerdings legten die alten Hellenen einen ſehr großen Werth auf die Herkunft. Dies äußert ſich auch in ihrem Hange, ſich für unbedingt urſprünglich zu halten. Der Glaube an die gemeinſchaftliche Abſtammung hat oft großen Einfluß bey ihnen gehabt; vorzüglich wenn Verwandtſchaft der Sitten und Gleichartigkeit der Verfaſſung, die Völker einander näherte, wenn kleinere benachbarte Staaten ſich in gemeinſamen Verſammlungen verbrüderten, oder wenn ein gemeinſchaftlicher Zweck und Sinn ſie auch aus der Ferne, im Gegenſatz mit andern Völkerbündniſſen, die für Stämme gehalten wurden, an einander kettete. Jene Sagen konnten leicht ſchon früh Eingang und Anſehn finden, wie der Umſtand anzudeuten ſcheint, daß die vier ältern Abtheilungen oder Stämme des attiſchen Volks vor Kliſthenes nach den vier Söhnen des Jon benannt waren 97), wenn dieſe nicht etwa Namen und Daſeyn den

---

97) Herod. Terps. 66.

Stämmen verdanken. Das Weſen der verſchiedenen Hauptarten des helleniſchen Charakters in die Verſchiedenheit der Abſtammung zu ſetzen, iſt um ſo unſtatthafter, da nicht bloß die Gelehrten unter den Alten bey der Eintheilung in Hellenen und Barbaren mehr auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sitten als auf den Urſprung des Geſchlechts ſahen, und das Eigenthümliche der Hellenen, wie Ariſtoteles 98) in der Mitte, die er überall liebt, oder wie beym Strabo 99) in dem Übergewicht des Geſetzlichen und Geſelligen, der Vernunft und der Bildung fanden, ſondern auch die Achäer am Pontos, welche, obgleich ganz vom reinſten helleniſchen Stamm, doch alle Barbaren an Wildheit übertrafen 100), allgemein nicht mit zu den Hellenen gezählt wurden. In dem ganzen Kleinaſien, ſagt Plinius 1) in dieſem Sinne, behaupte man, würden nur drey Völker mit Recht helleniſch genannt, das doriſche, joniſche, aeoliſche; die übrigen ſeyen barbariſch. Auch der Begriff der Mittheilung und Verbreitung des nationalen Charakters iſt den Alten ſehr geläufig; unter den Bewohnern des Peloponneſos, meynt Herodotos 2), ſchienen die einzigen Kynurier Jonier zu ſeyn, wären aber von den Argeiern, welche ſie beherrſchten, und durch die Länge der Zeit, doriſirt worden; und Strabo 3), nachdem er von der Miſchung des doriſchen und aeoliſchen Stammes und den mannichfachen Mundarten im Pelo-

---

98) Polit. VII, 7. 99) Libr. I. fin. 100) Dionys. Ant. rom. I. p. 232. ed. Reiske. 1) Lib. VI, 2. 2) Uran. 73. 3) Lib. VII. pag. 513 C — 514 D.

ponneſos geredet, ſagt: alle ſchienen zu doriſiren, wegen des Übergewichts, das dieſes Volk erhalten habe. Obgleich die älteſten Athener Jonier waren, und ihre Mundart joniſch 4), und Herodotos es gar zum Kennzeichen der ächten Jonier macht, von Athen abzuſtammen und die Apaturien zu feyern 5); ſo kam doch eine Zeit, wo ſie ſelbſt dieſen Nahmen flohen, und nicht mehr Jonier heißen wollten 6). Dem Charakter nach können ſie es auch nicht ſeit Themiſtokles; und früher ſchon äußert ſich manches, was mehr als joniſch iſt. Aber auch die reine Abſtammung der drey urſprünglichen Nationen iſt eine grundloſe Vermuthung. Daß die Bewohner der zwölf Städte, die ſich zum panioniſchen Feſte nach Samos verſammelten, mehr Jonier wären als die übrigen, oder von edlerer Abkunft, ſagt Herodotos 7), ſey eine große Thorheit zu behaupten; „da kein geringer Theil von ihnen Abanter aus Euboea ſeyen, die ſelbſt mit dem Nahmen Jonias nichts zu ſchaffen haben; da Minyer aus Orchomenos unter ſie gemiſcht geweſen, Kadmeier und Dryoper, Phokäer und Moloſſer, auch Pelasger aus Arkadia, Dorier aus Epidauros, und viele andre Völker; und da ſelbſt die unter ihnen, welche vom Prytaneion der Athener auszogen, und ſich für die ächteſten Jonier hielten, keine Frauen in die Kolonie mitnahmen, ſondern kariſche hatten, deren Eltern ſie umgebracht."

Wie unauslöſchlich aber der Charakter dauerte, wenn ſich einmal ein ſolches Gemiſch von wandernden und ein-

---

4) Herod. ibid. 5) Clio. 147. 6) ibid. 143. 7) Clio. 146.

heimiſchen Stämmen, ähnlichen aber nicht gleichen Urſprungs, zu einer Nation oder gar zu einem Syſtem von Republiken gebildet hatte; wie wenig die weiteſte Entfernung eine einmal anerkannte und beſtätigte Verwandtſchaft der Völker und der Staaten auflöſen konnte; davon giebt vorzüglich die Geſetzgebung merkwürdige Beyſpiele. Aus der Mitte des Peloponneſos ward der Arkadier Demonax berufen, um die Verfaſſung von Kyrene zu verändern und zu verbeſſern 8). Das waren Dorier, könnte man denken, die ſich durch Anhänglichkeit an das Alte und Gemeinſame auszeichnen; aber von den Joniern finden ſich eben ſo auffallende Züge. Androdamas aus der chalkidiſchen Pflanzſtadt Rhegion war Geſetzgeber der Chalkider in Thrakien 9); die Geſetze, welche Charondas den chalkidiſchen Staaten in Italien verfaßte, zu ſingen, war zu Athen eine gewöhnliche Unterhaltung bey Gaſtmahlen 10); vielleicht waren auch die Geſetze des Solon wiederum bey den joniſchen Hellenen Italiens im Umlauf, und wurden bey dieſen von den Römern gefunden und benutzt; und noch Strabo 11) nennt die Geſetze Maſſiliens, welches die fliehenden Phokäer ſtifteten, joniſche. Nach dieſen Thatſachen darf es vielleicht nicht übertrieben ſcheinen, wenn Ariſtoteles 12) die Vermiſchung der Achäer vom aeoliſchen und der Troizener vom doriſchen Stamme in Sybaris als ein gefährliches Beyſpiel anführt, und darin die erſte Urſache von dem Untergange dieſes Freyſtaats ſucht.

---

8) Herod. Melpom. 161. 9) Arist. Polit. II, 12. 10) Athen. XIV. p. 619. 11) Lib. III, p. 271. B. 12) Polit. V. 3

Zu welcher Nation ein Gedicht zu ordnen ſey, in welchem Styl ein Künſtler gedichtet habe, das muß weniger nach der Heimath und Abkunft des Dichters als nach dem Charakter des Werks beurtheilt werden. Allerdings konnte der Glaube des Pindaros, daß er von Sparta abſtamme 13), ſeine Vorliebe für alles Doriſche verdoppeln. Aber Alkman ſelbſt, der Stifter der doriſchen Poeſie, war nur ein eingebürgerter Fremdling. Der Rheginer Ibykos und der ceiſche Simonides dichteten im doriſchen Dialekt; und obgleich die Poeſie des erſten fern von doriſcher Ruhe und Würde geweſen ſeyn mag, und der letzte ein Künſtler von ſehr allgemeiner Ausbildung war, den man nicht auf Einen Styl beſchränken darf, wenn man nicht den lebendigen Charakter der verſchiedenen Bildungsarten in ein todtes Fachwerk verwandeln will, welches alles erſchöpfen und keine Ausnahme dulden ſoll; ſo mußte doch, bey helleniſcher Harmonie des Innern und Äußern, die Wahl des Dialekts, der oft auf ähnliche Wahl des Rhythmus ſchließen läßt, und das ſinnlichſte und doch ziemlich ſichere äußere Kennzeichen bleibt, auf das Ganze einen ſehr großen Einfluß haben. Der joniſche, aeoliſche, doriſche und attiſche Dialekt war aber keineswegs eine bloß örtliche Verſchiedenheit der Sprache und Ausſprache, deren rohe Unbeſtimmtheit ſelbſt die Bezeichnung zu fliehen pflegt. Wie der Charakter der vier gebildeten helleniſchen Nationen allen übrigen Handlungen und Werken derſelben ſein Gepräge aufdrückte, ſo hatte eine jede derſelben auch ihren eigenthümlichen grammatiſchen Styl, welcher

---

13) Pyth. V, 96. seq.

beſonders in der Bildung und Ausbildung der Worte, weniger in den Worten ſelbſt und in der Stellung der Worte abwich, und allerdings durch Veredlung der Mundart und Auswahl des Allgemeinſten, des Eigenthümlichſten und des Bedeutſamſten aus derſelben entſtanden, oder vielmehr von den Dichtern und Autoren gemacht worden iſt, ſelbſt aber um ſo weniger mit der Mundart verwechſelt werden darf, da die Jonier zum Beyſpiel zwar nur Einen Dialekt, aber in den zwölf Staaten allein vier verſchiedene Mundarten hatten 14).

Wenn man alles das wegdenkt, was nur von einzelnen Perioden des joniſchen Charakters gilt, ſo ſcheinen die Züge, welche die Alten als ſeine unterſcheidenden angeben, bloß die erſten und einfachſten Beſtandtheile des helleniſchen Charakters überhaupt zu ſeyn; regſame Empfänglichkeit und kunſtſinnige Geſchicklichkeit 15). Aber eben dieſes Übergewicht der bloßen Elemente ohne weitere Steigerung oder höhere organiſche Geſtaltung derſelben könnte hinreichen, eine ſehr entſchiedene und beſtimmte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und es iſt in der That faſt in allen Werken und Handlungen der Jonier ſichtbar. Sich in Pflanzſtädte zu verbreiten und Keime der politiſchen Bildung auszuſtreuen, war der Gipfel ihrer Staatskunſt. Ihre Kraft ſtrebte nicht ſowohl, ſich zuſammenzudrängen, als ſich zu erweitern, bis zur Leerheit und Oberflächlichkeit. Die Empfindungsweiſe und lyriſche Poeſie der Jonier treibt alles bis zu einem Äußerſten, ohne es doch ſchön

---

14) Herod. Clio. 142. 15) Dionys. de comp. pag. 39. 46. 66. ed. Sylb. 4.

zu vollenden; ſie iſt raſcher als ausdauernd, und leidenſchaftlich ohne Tiefe. Außer der innern Gleichartigkeit der Bildungsbeſtandtheile ſcheinen ihre Werke, in denen alles einzeln und durchſichtig iſt, keine andre Einheit zu kennen, als die der Anhäufung. Selbſt die joniſche Philoſophie, welche den klugen Kunſtſinn und die fließende Veränderlichkeit dieſes Nationalcharakters auf die Natur zu übertragen liebte, ſammelte nur einzelnes, oder trennte das geſammelte in ſeine natürlichen Beſtandtheile.

2.

Vorarbeiten zur Geſchichte der verſchiedenen Schulen und Epochen der lyriſchen Dichtkunſt bey den Hellenen. 1795. *)

1. Zur Geſchichte und Charakteriſtik der joniſchen Schule.

Durch die Rückkehr der Herakliden wurden mehrere helleniſche Völkerſchaften aus aeoliſchem, joniſchem und doriſchem Stamm vom feſten Lande verdrängt, flüchteten übers Meer, ließen ſich auf den Inſeln und an der Küſte von Kleinaſien nieder, wo ſie drey Koloniengruppen oder Stammvereine und Staatenbünde nach jenen dreyfachen helleniſchen Völkernahmen ſtifteten. Die Jonier, welche früher im Peloponnes an dem nördlichen Uferlande, Aegialus wohnten, zogen nach der Rückkehr der Herakliden, aus ihrem alten Wohnſitz durch die Achäer verdrängt, von dort

---

*) Indem hier zur Ergänzung des unvollendet gebliebenen Werks, aus den damahls für die Fortſetzung deſſelben entworfenen Vorarbeiten, das Vorzüglichſte und Weſentlichſte mitgetheilt wird, iſt hie und da auch manches Neue gegenwärtig angefügt worden, was der Leſer leicht bemerken und unterſcheiden wird.

nach Attika, und bald unter den Söhnen des Kodrus weiter nach Aſien, wo ſie ſich an der Küſte und auf den Inſeln anſiedelten, unter dem ſchönſten Himmel, in einem Lande, das an mannichfaltigen Erzeugnißen reich, zum Handel wie zur Schiffahrt ungemein günſtig gelegen war. Das attiſche Volk, welches ſelbſt vor Alters Pelasgiſch war, und erſt ſpäter zur helleniſchen Sitte und Sprache überging 16), wurde als das eigentliche Stammland der Ionier betrachtet, welche ebenfalls früher jenen Nahmen trugen 17), wie auch die Inſelbewohner von Urſprung ein pelasgiſcher Stamm waren und erſt ſpäter den joniſchen Nahmen erhielten 18).

Die joniſchen Städte an der aſiatiſchen Küſte und auf den Inſeln waren nicht ohne einigen Zuſammenhang, wie ihre gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte im Panjonium andeuten; es war ein Staatenbund, wie etwa der Verein der Amphiktyonen oder auch der Lateinerbund. In Denkart und Gebräuchen, in Sage, Sitten und Sprache hatten ſie viel Gemeinſchaftliches, welche Eigenthümlichkeit des Charakters ſich aus ihrer ganzen Lage erklärt. Als Beſiegte und Flüchtlinge waren ſie nicht ſtolz und übermüthig, ſondern ſuchten Schutz und Freundſchaft im Verkehr mit fremden und mächtigeren Völkern. Sie mußten thätig und gewandt ſeyn, um ſich ſelbſt zu helfen und erſt ein Daſeyn zu gründen. Die Kräfte, welche das Bedürfniß zuerſt in ihnen entwickelte, wucherten dann unter einem üppigen

---

16) Herod. Clio, cap. 57. Uran. cap. 44. 17) Polyhymn. cap. 94. 18) ibid. cap. 95.

Himmel zum Überfluß; ſie waren nicht ohne Künſte und Bildung hingekommen an die Küſte von Aſien, wo die Bildung mancher Völker ſchon in Weichlichkeit ausgeartet war. In dieſer glücklichen Miſchung von begünſtigter Lage und zwingendem Bedürfniß, betriebſam von Natur und mit erfinderiſchem Geiſte begabt, blühte bald Gewerbe, Handel, und Kunſtfleiß bey ihnen, eine rege Thätigkeit aller Art. Sie waren vorzüglich geneigt und fähig, die Ideen und Sitten fremder Völker anzunehmen; und während ſie dem pelasgiſchen Urſprung näher geblieben waren, unterſchieden ſie ſich durch dieſe Hinneigung zur aſiatiſchen Sitte vorzüglich von dem aeoliſchen und doriſchen Stamm, in denen der helleniſche Geiſt ſich am reinſten und ſtrenger abgeſondert dargeſtellt und entwickelt hat. Eine vielſeitige rege Empfänglichkeit und künſtleriſcher Sinn; die raſtloſe Beweglichkeit und Thätigkeit im Leben, eine reizende Fülle im Dichten und helle Klarheit im Denken bilden die Grundzüge der Eigenthümlichkeit des joniſchen Geiſtes. Dieſem günſtigen Zuſammenfluß geiſtiger Vorzüge verdanken wir die letzte vollendete Blüthe der epiſchen Poeſie in der Homeriden-Schule von Chios, die Anfänge der lyriſchen Dichtkunſt, der alten Hiſtorie und der joniſchen Philoſophie. Die Bevölkerung des joniſchen Stamms verbreitete ſich in unzähligen Anpflanzungen auf Inſeln und Küſten, bis in die fernſten Gegenden des ſchwarzen und des mittelländiſchen Meeres, die von Milet, Chalkis und Phokäa ausgingen. Aber eben dadurch zerſtreute ſich ihre Kraft; Tapferkeit in der Landſchlacht war nie ihr Vorzug, ſie waren Schiffer und Handelsleute, Küſten- und Städtebewohner ohne tiefer begründete, höher emporſtrebende kriegeriſche Bildung. Sie hatten noch nicht einen ſo ungleichen Kampf zu beſtehen vermocht, wie jenen, aus welchem ſpäterhin die attiſche Größe hervorging. Frühe ſchon unterlag ihre Verfaſſung und Freyheit der Übermacht benachbarter Völker, und ihre bürgerliche Entwicklung und ſittliche Bildung ward in dem Augenblicke ihres üppigſten Wachsthums unterbrochen und in Stillſtand verſetzt, ſo daß fortan auf den höhern Stufen helleniſcher Geiſtesbildung der joniſche Nahme durch den Ruhm des doriſchen und attiſchen verdrängt ward. Sie geriethen zuerſt in die Dienſtbarkeit der Lydier, dann der Perſer, und endlich unter die Abhängigkeit des hochherrſchenden atheniſchen Volks. In den kurzen Zwiſchenzeiten der Freyheit erzeugte ſich ſchnell aus der eignen Mitte eine Schaar von kleinen und größern Tyrannen. Ihre jederzeit ſchlechte Verfaſſung war entweder Oligarchie oder ganz oblokratiſch; das einzige Maſſilien, die Pflanzſtadt der Phokäer an Galliens Südküſte macht hier eine ruhmvolle Ausnahme [20]).

Ihre Lage ſelbſt hinderte ſie an höherer politiſcher Bildung. Sie unterlagen ſchon frühe den lockenden Verführungen eines üppigen Himmels und zerfloſſen in Weichlichkeit. Gegen dieſen Hang und den durch Handelsfleiß erzeugten Überfluß war kein Gegengewicht in ihrer einſeitigen Bildung enthalten, welche ſich nur auf die Einbildungskraft und den Verſtand erſtreckte, aber weder die Sitten bildete, noch auch die Willenskraft geſetzlich ordnete. Die ganze unendliche Fülle der Natur mußte ihr reger Geiſt mit zartem Künſtlerſinn und Scharfſinn lebendig zu erfaſſen und in einen leichten Strom von klaren Bildern und ſinnigen Sprüchen zu entfalten. Sie hatten aber mehr Einbildungskraft als tiefes Gefühl, ſie waren heftig ohne Innigkeit und Tiefe, raſch ohne ausdauernde, ſtandhafte Kraft; und ihr Gemüth war durch kein innres Geſetz zur hohen Eintracht harmoniſch geordnet. Daher ihre Unruhe und Leidenſchaftlichkeit, ihre Neigung zum heftigen Zorn und gränzenloſen Schmerz in der Klage, ſo wie auch wieder zu dem ſinnlichſten Genuß. Wie aber in Allgemeinen die Sittenbildung die Grundlage der helleniſchen Staaten war, ſo blieb auch die joniſche Verfaſſung ſchlecht und unvollkommen, als die ſich nie zu einer innigen Vereinigung und Lebensgemeinſchaft noch zu einer geſetzlich freyen Ordnung erheben konnte. In den Einzelnen zeigte ſich der joniſche Stamm und Geiſt bewundrungswürdig; und von der Natur begünſtigt, bilden ſie die ſchönſte Zierde der helleniſchen Entwicklung. Als Staat und Gemeinweſen aber waren die joniſchen Völkerſchaften unter den gleichzeitigen und umgebenden Völkern ſo ſchwach und wenig geachtet, daß ſelbſt Athen, die Mutterſtadt und der einzig bedeutend mächtige Staat des Stammes, den Nahmen deſſelben floh und verläugnete und nicht joniſch genannt ſeyn wollte 20).

---

[20]) Strab. IV. p. 271. B.

Die der joniſchen Schule eigenthümlichen Dichtarten der lyriſchen Kunſt ſind die Elegie und die Jamben.

---

20) Herod. Clio, 143. Wenn einige Stellen und Thatſachen die ſchon früher angeführt worden, in dieſen Anhängen des Zuſammenhanges wegen wiederhohlt vorkommen, ſo wird man ſich nicht daran ſtören wollen.

Wer der Erfinder der Elegie ſey, darüber ſtritten die Grammatiker und auch der Urſprung der Jamben verliehrt ſich in dunkle Sagen. Unſtreitig aber iſt es, daß die Erſten, welche dieſen Rhythmen und Dichtarten zuerſt eine beſtimmte Geſtalt und Bildung gaben, ſo wie die Sänger, durch welche ſie die höchſte poetiſche Blüthe vereinigten, Ionier waren. Wenn Kallinus früher gelebt hat [21] als Archilochus; ſo iſt vielleicht auch der elegiſche Rhythmus, deſſen Erfindung dem Hexameter viel näher lag, älter als der jambiſche. Die Beſtandtheile dieſes Rhythmus enthalten den raſchen daktyliſchen Schwung mit der gewichtigen ſpondäiſchen Schwere vereint; in einem Gleichgewichte, welches doch nicht ſo beſtimmt iſt, daß die Freyheit, bald der Schnelligkeit, bald der Schwere ein merkliches Übergewicht zu geben, dadurch ganz benommen oder zu ſehr beſchränkt wäre. In der Ungleichheit dieſer beſtändig wiederkehrenden Doppelverſe bildet die Elegie gleichſam einen zugleich gebrochnen und doch auch wieder verſchränkten Hexameter; ihre Bewegung iſt eine geordnete Unordnung, und gebrochne Harmonie ſtatt der alten geflügelten Kraft des freyen heroiſchen Verſes; die Fülle iſt überſtrömend, die Abſätze und Einſchnitte ſind gedehnt und gleichſam nachziehend, und die Richtung mehr ſinkend und niedergeſchlagen. Daher ſind die eigentlichen Gegenſtände der Elegie reizende Schwermuth und wehmüthige Freude, jene anziehende Miſchung von Schmerz und Luſt, welche dem reinen Drama faſt ganz verſagt iſt und den ſchönſten Vorzug der lyriſchen Gattung bildet. Die Elegie, ſo wie ſie in dieſer früheren joniſche Schule durch Mimnermus ihre ſchönſte Blüthe erreichte, war der angemeſſenſte Abdruck und Spiegel des joniſchen Charakters dieſer Zeit, ſo wie in allen Zeitaltern die glücklichſte Form für dieſe Art des ſchönen Gefühls und der lyriſchen Schönheit. In der älteſten Zeit aber, ehe die männlichen Rhythmen und Liederformen erfunden und gebildet wurden, war dieſes die einzige rhythmiſche Weiſe, welche Kallinus und Tyrtäus zu ihren Schlachtgeſängen vorfanden; und ihre biegſame Natur wußte ſich auch dieſem Bedürfniß anzufügen und ſich noch ganz im heroiſchen Schwunge feſt und gewaltig zu erhalten, aus welchem ſie ihren erſten Urſprung genommen hatte.

---

[21] Strab. lib. XV. p. 958. C.

Tyrtäus muß als Athener zu der joniſchen Schule der Poeſie gerechnet werden, weil die älteſten Athener Jonier waren [22], ſo wie auch ihre Mundart joniſch, wie denn auch die vier älteſten Stämme oder Tribus des attiſchen Volks vor Kliſthenes von den Söhnen des Jon benannt geweſen [23]. Wenigſtens von den Elegieen des Tyrtäus muß dieß gelten, die gar nichts Doriſches an ſich haben, und auch in der Sprache ſich zunächſt an die alte epiſche und homeriſche Art anſchließen; mag er auch ſonſt, zu Sparta einheimiſch geworden, einiges andre Lyriſche vielleicht in lakoniſcher Mundart und in doriſchen Rhythmen gedichtet haben.

„Mit dem raſchen Jambus bewaffnete die Wuth den zürnenden Archilochus", welcher zugleich der Stifter ſeiner Dichtart war und der vollkommenſte Meiſter derſelben geblieben iſt. In der Zuſammenſetzung dieſes Rhythmus iſt mehr bewegliche Schnellkraft als gewichtige Schwere; die Richtung iſt aufſteigend und emporfliegend, in der Gliederung liebt er die kurzen Abſätze und Einſchnitte, und die Bewegung iſt auf eine der überſtrömenden Gebrochenheit des elegiſchen Rhythmus entgegengeſetzte Art ungeordnet und abgeriſſen. Die ohnehin nicht langen Glieder werden noch durch Lücken unterbrochen, welche die haſtige Eil der heftigſten Leidenſchaft, der Wuth, des Zorns, des Freudentaumels gleichſam überſprang. So in jenen Epoden, deren Erfinder Archilochus war, welche ſich theilweiſe noch an den heroiſchen Vers anſchließen, und ſeinen daktyliſchen Schwung als einzelnes Element in ihre ſtrophiſche Zuſammenſetzung aufnehmen. Wie ſpäterhin das alcäiſche und andere ſtrophiſche Odenmaaße, ſo ſuchte auch die jambiſche Versart, die an und für ſich ganz kunſtlos aus der Natur der lebendigen Rede und des Geſprächs hervorgeht, durch Anſchließung an den alten epiſchen Rhythmus mehr Schwung und Gewicht und eine kunſtgemäßere Würde zu gewinnen.

---

[22] Strab. lib. VII. p. 513 C — 514 D. [23] Herod. Terpsich. cap. 66.

Eine Dichtart entſteht durch den Unterſchied, welcher die Gattung beſchränkt und näher beſtimmt. So lange der Rhythmus und die Leidenſchaft herrſcht in dem lyriſchen Gedicht, werden alſo die verſchiedenen lyriſchen Dichtarten durch die möglichen Unterſchiede des Rhythmus beſtimmt. In den Beſtandtheilen und der Zuſammenſetzung derſelben gibt es eine endloſe Mannichfaltigkeit; aber die rhythmiſche Bewegung kann nur zwey Richtungen haben, entweder eine ſteigende oder eine ſinkende. Die Zuſammenſetzung der einzelnen rhythmiſchen Beſtandtheile wird ſelbſt durch jene Richtung allein oder vorzüglich mit beſtimmt, ſo lange dieſe noch das Erſte und Herrſchende iſt; wie mannichfaltig auch ſpäterhin nach dem ſtrophiſchen Bedürfniß und verſchiedenem Charakter der Poeſie die Anordnung derſelben entwickelt werden mag; daher denn auch durch die Elegie und die Jamben die reinen Arten der lyriſchen Gattung, ſo lange dieſe noch ganz einfach rhythmiſch iſt, erſchöpft werden. Beyde Rhythmen entſprechen der eigenthümlichen Stimmung der joniſchen Leidenſchaftlichkeit ſehr gut. In die Elegieen ergoß ſich ihre wollüſtige Schwermuth und die jambiſche Poeſie nach der Weiſe des Archilochus und ſeiner Nachfolger, konnte nur in Verfaſſungen blühen, wo Herrſcherwillkühr mit Anarchie wechſelte, kaum in einer wohlgeordneten, ſtreng geſetzlichen Demokratie, am wenigſten aber unter der ariſtokratiſchen Verfaſſung des doriſchen Völkerſtamms. Mit dem Charakter der jambiſchen Versart ſtimmten die Gegenſtände der Leidenſchaft, welche Archilochus in derſelben darſtellte, wohl überein; ſo wie auch der gewaltſame Ausdruck und ganze Gedankengang. Seine Gedichte waren voll Leben und Kraft 24), und nicht an ſeiner Dichterkraft und Größe lag es, ſondern an der Dichtart ſelbſt, wenn er den Erſten nicht gleich geſetzt ward. Selten und nur wie zur Würze, miſchte er etwas von mythiſchen Sagen in ſeine Gedichte. Es war jetzt mit einemmahle ein ganz neuer Stoff in die Kunſt eingetreten, das wirkliche Leben nam-

---

24) Quinct. lib. X. cap. 1. plurimum sanguinis et nervorum

ſich und die ins Leben eingreifende Leidenſchaft: die Heldenſage, ſonſt der vornehmſte oder einzige Gegenſtand der alten Poeſie trat nun mehr in den Hintergrund zurück für dieſe neue Dichtungsweiſe, in welcher die lebendige Gegenwart ſo ganz vorherrſchend war. In dieſer Hinſicht beginnt mit der jambiſchen Dichtart, in welcher auch ſchon der Keim zur alten Komödie lag, eine ganz neue Epoche der helleniſchen Poeſie. Selbſt die ernſte dramatiſche Kunſt ging aus jener jambiſchen Grundlage hervor, und auch die geſammte lyriſche Poeſie nahm ihren Anfang von dieſem Punkte aus, der ihre ganze Entwicklung und Richtung weſentlich beſtimmte. Nur die Elegie, von Natur mehr zur dichteriſchen Erinnerung, als zum wirklichen Ausdruck gegenwärtiger Leidenſchaft ſich hinneigend, blieb wie in Sprache und Rhythmus dem epiſchen Gange verwandter, ſo auch in Geiſt und Inhalt dem alten mythiſchen Sagenkreiſe näher und treuer. Wollten wir unſre gewohnte dreyfache Eintheilung der Dichtarten nach gewiſſen allerdings grundweſentlichen Kategorien des Gegenſtandes oder der Darſtellung ſelbſt, für einen Augenblick vergeſſen oder bey Seite ſetzen, und die ganze Maſſe und Mannichfaltigkeit helleniſcher Dichtungsarten und Formen, rein geſchichtlich und nach ganz eigenthümlich helleniſchen Anſichten und Begriffen überſchauen, ſo würde ſich dieſelbe vielleicht richtiger noch in zwey Hauptgattungen ſcheiden und eintheilen laſſen. Auf die eine Seite bliebe dann alle und jede Art von mythiſcher und epiſcher Poeſie geſtellt, und ſelbſt die Elegie würde, vermöge der angeführten Verwandtſchaft in Sprache, Rhythmus und Inhalt dieſer Hauptgattung als ein Nebenzweig beygeordnet. Die andre Hauptgattung oder bildete die geſammte übrige lyriſche oder meliſche, und die dramatiſche Poeſie, die tragiſche ſowohl als die komiſche, indem das ganze Gebilde dieſer mannichfaltigen Dichtarten insgeſammt auf der jambiſchen Grundlage ruht, und zuerſt aus ihr hervorging. So bildete denn Archilochus einen zweyten an ſich geringeren Anfangspunkt der Poeſie nach oder neben Homeros, der aber in der ſpätern Entwicklung faſt größer erwachſen iſt, als der erſte Stamm aus der alten Wurzel; indem die jambiſch-meliſche Gattung in der Tragödie, als ihrem Gipfel, allerdings auch den Sagenſtoff und mythiſchen Inhalt, der urſprünglich der andern, ältern Hauptgattung angehörte, in einer neuen und eignen Art wieder ergriff und in ſich aufnahm. Der weſentlichſte Unterſchied aber der beyden Hauptgattungen iſt in der Idee der einen wie der andern ſelbſt gegründet; in der erſten epiſchen und elegiſchen wird das dichteriſch Schöne oder das Ewige der Fantaſie, in dem Unbeſtimmten und Unendlichen der alten Sage und dichteriſchen Erinnerung dargeſtellt; in der zweyten meliſchen und dramatiſchen Gattung aber ſoll daſſelbe in der endlichen und beſtimmten Umgränzung der wirklichen Gegenwart und lebendigſten Wirklichkeit anſchaulich erſcheinen.

So wie die Alten in der joniſchen Baukunſt und Muſik einen ältern Styl von dem ſpätern unterſcheiden, ſo können wir auch in der joniſchen Schule der lyriſchen Dichtkunſt, ſo wenig uns auch von ihren Werken übrig geblieben iſt, einen ältern, mittleren und neuern Styl derſelben deutlich wahrnehmen und abſondern. Den ältern Styl werden, den Bruchſtücken und Kunſturtheilen der

Alten von ihnen zufolge Kallinus, Tyrtaeus und Archilochus angehört haben. Die Härte dieſes ältern Styls hat vielleicht das Eigenthümliche, daß ſie nicht aus dem Mangel an Vollendung oder an genugender Fülle entſpringt, ſondern allein aus der haſtigen Unruhe der Leidenſchaft, und der herben Heftigkeit ihres Ausdrucks.

Zu dem mittleren Styl zählen wir vorzüglich die Elegieen des Mimnermos und Solon; denn obwohl die ſoloniſche Geſetzgebung die erſte Veranlaßung war, daß der attiſche Geiſt umd Charakter ſich von ſeiner Wurzel losriß, und von der joniſchen Eigenthümlichkeit trennte, ſo war dieſes doch damals noch nicht geſchehen und die Bruchſtücke dieſes großen Geſetzgebers und weiſen Dichters tragen alle Kennzeichen der joniſchen Schule unverkennbar an ſich. In ſeinen Gedichten erſcheint Solon gleich frey von der Herbigkeit des ältern, wie von der Üppigkeit des neuern Styls. Im Mimnermos aber ſcheint die reine Bluthe der joniſchen Eigenthümlichkeit und Gefühlsweiſe in der ſüßen Miſchung von weicher Schwermuth und ſanfter Freude am meiſten ſich zur vollen Reife entfaltet zu haben. „Höher gilt als Homeros des Mimnermos Lied in der Liebe;" ſingt der tief empfindende römiſche Elegieendichter Propertius; „denn weiche Geſänge verlangt der ſanfte Amor[25])."

Von dem ſpätern Styl der joniſchen Schule könnte uns die anakreontiſche Sammlung wohl einen anſchaulichen Begriff geben, wenn wir vorausſetzen dürften, daß dieſe ſpätern Nachbildungen im Rhythmus und im Ton noch einen nicht ganz untreuen Nachhall von den Liedern des tejiſchen Geiſtes enthalten mögen. Die wenigen Stücke und Bruchſtücke, welche von früheren Autoren angeführt, allenfalls für ächt gelten können, ſind ſtrenger und herber in Form und Sprache, wenigſtens in Vergleich gegen die andern ſpätern. Was aber den Inhalt und Ton betrifft, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß die fliegende Eile leichter Freude, die ſchnelle Luſt des Augenblicks, umkränzt von den Bildern ſüßer Sinnlichkeit den Charakter jener Lieder bildete, der ſich auch in den anakreontiſchen Rhythmen ausdrückt.

---

[25]) Propert. I. IX. 10.

Von dieſer Epoche an bis in die ſpäteſten Zeiten blieben die Jonier ſo ganz in Weichlichkeit zerfloſſen und in Üppigkeit aufgelöſt, daß ihr Nahme ſelbſt zur Bezeichnung dieſer Eigenſchaften diente. So nannte man die unzüchtigen Lieder des Sotades und ſeiner Nachfolger nur joniſche Geſänge 26), und wenn Horatius das Sittenverderben ſeiner Zeit recht ſtark ſchildern will, ſo ſagt er, „daß das reife Mädchen jezt ſchon joniſche Tänze zu lernen liebe, und von der zarteſten Kindheit an auf unerlaubte Liebe denke“ 27).

Ein unterſcheidendes Kennzeichen der joniſchen Dichterſchule lag in der Sprache und joniſchen Mundart, deren ſie ſich bedienten. Es war aber nicht mehr jene ältere homeriſche, in der alle Dialekte, wenigſtens die urſprünglichen zwey noch gemiſcht ſind, und die man daher vielleicht eben ſo gut zur aeoliſchen als zur joniſchen Mundart

---

26) Schol. ad Arist. Thesmoph. 171. 27) Od. lib. III. 6. 21.

rechnen konnte, ſondern der reine joniſche Dialekt der ſpätern Zeit, der in ſeiner Abſonderung einen Gegenſatz zu dem doriſchen bildet und von dem das größte Werk in Proſa, was ſich auf uns erhalten hat, die Geſchichte des Herodot iſt. Indeſſen iſt wohl auch die ſpätere joniſche Dichterſprache von der joniſchen Mundart, wie ſie in der Proſa war, noch unterſchieden geweſen, durch ſo manches, was ſie aus der ältern Poeſie annahm oder beybehielt, da beſonders die Elegie wie im Rhythmus, ſo auch in der Sprache näher an der epiſchen Weiſe feſthielt. Der Irrthum aber, welchen wir beſonders zu vermeiden haben, iſt, daß wir uns dieſen joniſchen Dialekt nicht als eine ſchwankende Provinzialmundart und bloß örtliche Sprachmanier zu denken haben, da es vielmehr eine durch eine Reihe von Dichtern und Autoren derſelben oder verwandter Gattung gleichförmig gebildete und feſt beſtimmte, für den ganzen joniſchen Stamm gültige Schriftſprache war, wie wir es in unſrer Weiſe nennen würden. Der Provinzialmundarten gab es in den Städten und Ländern joniſchen Stamms ſehr viele; in den zwölf Küſten und Inſelſtaaten von Kleinaſien allein vier, wie ſchon oben aus Herodot angeführt worden iſt; wie viele mehrere mochten es erſt ſeyn, wenn die entfernten Pflanzſtädte mit gerechnet würden. Der joniſche Schriftdialekt iſt aber nur Einer, verſchieden in Proſa und Poeſie und den verſchiedenen Gattungen der letzteren; beſtimmt und gleichförmig feſtgeſtellt, nicht ſowohl nach wiſſenſchaftlich gedachten Grundſätzen, als vielmehr nach einem innern Gefühl von dem Sprachähnlichen und einem beſondern Wohllaut. Die geſchleiften Vokale und beſondern, kaum durch die Schrift zu erfaſſenden eigenthümlichen Diphtongen und Vokalübergänge ſind dem Seeküſtendialekt in vielen Sprachen eigen, wie ſie ſich auch hier in dem joniſchen zeigen, und ſehr wohl zu der weichen Gefühlsweiſe dieſer helleniſchen Aſiaten ſtimmen.

2. Charakter der aeoliſchen Schule.

Ehe wir die Bruchſtücke der aeoliſchen Dichter zuſammenſtellend betrachten, und daraus den eigenthümlichen Styl und den Charakter der lyriſchen Gattung auf dieſer beſondern Kunſtſtufe zu beſtimmen verſuchen; wird es nöthig ſeyn, über den aeoliſchen Völkerſtamm und ſein Verhältniß zu den übrigen helleniſchen Stämmen ſowohl, als zu den Pelasgiſchen Urbewohnern von Hellas, überhaupt eine allgemeine geſchichtliche Bemerkung einzuſchalten, und dadurch alles in Einen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, was an mehreren Stellen in den einzelnen Zuſätzen über die Pelasger und Aeoliden eingeſtreut worden.

Der aeoliſche Stamm iſt, wie dieſes ſchon aus der geſammten Sage und Ahnenreihe der deukalioniſchen Heldengeſchlechter und der von ihnen geſtifteten Reiche und Staaten offenbar hervorgeht, der älteſte, erſte und vornehmſte unter den übrigen helleniſchen Stämmen, von welchem dieſe ganze neue Völkerbildung und Lebensgeſtaltung ausgegangen iſt, durch deren immer weiter eingreifende Einwirkung die alten Pelasgiſchen Völker allmählig faſt überall, hie früher und dort ſpäter, in Hellenen umgewandelt wurden. Ganz in dieſem Sinn und mit ſehr bezeichnenden Ausdrücken redet Herodotos davon, wie auch die Athenäer, als noch die Pelasger das jetzige Hellas inne gehabt, Pelasger geweſen ſeyen 28); wie das attiſche Volk mit ſeiner Umwandlung zu Hellenen, zugleich auch die Mundart umgeändert habe 29); oder wie die Athenäer, d. h. die Jonier aus dem Aegialus, welche ſelbſt früher Pelasger hießen, und erſt von dem Sohne des Xuthus, den Nahmen der Jonier annahmen 30), in Attika mit den Pelasgern zuſammengewohnt haben, daher dann auch dieſe ſeitdem für Hellenen gehalten worden ſeyn 31). Desgleichen, wie das pelasgiſche Volk auf den Inſeln späterhin Joniſch genannt worden, und wie die Aeolier zu Hellenen geſtaltet ſeyen, die vor Alters auch Pelasger geheißen haben 32) Der helleniſche Volksſtamm, der ſich von dem pelasgiſchen abgetrennt, ſey ſchwach geweſen und habe klein angefangen, nachher aber ſey er in viele Völkerſchaften angewachſen, da ſich beſonders auch fremde Stämme darunter gemiſcht haben 33). Dieſes mochte vorzüglich in Kleinaſien der Fall ſeyn, wo die Jonier mit den Lydiern in vielfacher Verbindung waren, oder auf den Inſeln, wo ſich auch phöniciſche Niederlaſſungen vorfanden. Dieſes aber waren doch nur einzelne Ausnahmen und es betrifft vorzüglich nur den joniſchen Nebenzweig des großen helleniſchen Stammes; der nach vielfältigem Zeugniß der Alten auch in den Sitten einige mehr aſiatiſche Farbe angenommen hat. Als rein helleniſch in Sitten, Abſtammung und Mundart wird uns aber jederzeit wie der neue doriſche, ſo auch der alte aeoliſche Stamm geſchildert. Wollte man ja eine fremde

---

28) Herod. Uran. cap 44. 29) Herod. Clid. cap. 57. 30) Polyhymn. cap. 94. 31) Euterp. cap. 51. 32) Polyhymn. cap. 95. 33) Clid. cap. 58.

Einmiſchung vermuthen, in dem ganzen Stamme des Deukalion, der vom Kaukaſus ausging, um die Pelasger in Hellas zu bekriegen und zu überwinden, ſo mußte es mehr eine nordiſche vielleicht mit der ariſchen Völkerfamilie verwandte ſeyn, dagegen das Pelasgiſche nicht bloß durch Anſiedelung ſondern ſchon urſprunglich, dem einen Beſtandtheile der altitaliſchen Bevölkerung näher ſtehen mag. Bey der großen Mannichfaltigkeit der pelasgiſchen Völkerſtämme, kann auch leicht unter ihnen noch manche Verſchiedenheit in Stamm und Art und ſelbſt in der Sprache Statt gefunden haben. Sehr richtig aber, obwohl gegen die Hypotheſen mancher ſpätern alexandriniſchen Gelehrten und ihre Etymologieen von wandernden Pelargern, betrachtet Herodotos gerade die Pelasger als das Urvolk, die alten Eingebohrnen von Hellas, die nie ihre Wohnſitze verändert haben; der helleniſche Stamm dagegen ſey ein vielwandernder geweſen 34). Dieſe Meynung iſt auch die Naturgemäßere, da die Aeoliden, von fremden kaukaſiſchen Ahnherren herſtammend, als Eroberer in die verſchiedenen Provinzen von Hellas eingezogen ſind und hier auf dem alten pelasgiſchen Grund und Boden, an die Stelle der frühern mehr prieſterlichen Lebenseinrichtung, neue Heldenſtaaten errichtet haben. Der Gegenſatz und Zwieſpalt, welcher ſich in der ſpätern Geſchichte und blühenden Zeit der helleniſchen Größe zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Völkerſtamme ſo ſchneidend

---

34) Siehe die ganze Stelle Clio. cap. 56 — 58. im Zuſammenhange. Von den wandernden Pelargern dagegen ſ. Strab. lib. V. p. 337. C. — 339. B.

offenbart hat, war alſo dem erſten Keime nach ſchon in jener Urzeit vorhanden *), und ſtellte Pelasger und Aeoliden feindlich gegen einander, bis der glänzende Nahme der ſiegreichen Hellenen, die alten Pelasger und ſelbſt ihren Nahmen immer mehr verdrängte; ſo daß er, der vor Alters in ganz Hellas vorherrſchend war [35]) ſich nun mehr und mehr in den andern verlohr, indem jetzt alle, in der mannichfachen Miſchung der wandernden und erobernden oder ſich wechſelnd anſiedelnden und wieder vertriebenen Völker und Geſchlechter, neu gebildeten Staaten und Stämmen ihren Urſprung vom helleniſchen Nahmen herzuleiten und an den Ruhm deſſelben anzuknüpfen ſtrebten. So ſchwierig es bey oft mangelhaften Nachrichten wegen dieſer vielfach ſich durchkreuzenden Miſchungen und Veränderungen bleibt, ein ganz vollſtändiges Stammverzeichniß aller helleniſchen Völkerſchaften zu entwerfen; ſo iſt doch die Erſcheinung im Ganzen klar, wie durch das aeo-

---

*) Ein ganz ähnlicher Gegenſatz findet ſich unter den germaniſchen Völkerſtämmen, zwiſchen den feſt angeſiedelten Sachſen und den vielwandernden, erobernden Franken, oder wie dieſe Stämme in der früheren Zeit hießen, zwiſchen Cheruskern und Chatten, wie auch in dem ſüdlichen Germanien zwiſchen den rauheren, alten Sueven und dem neu aufſtrebenden Heldenvolke der Gothen. Denn auch dieſe Ähnlichkeit findet hier Statt, zwiſchen der Entwicklung der pelasgiſch-helleniſchen und der mannigfaltigen germaniſch-gothiſchen Stämme, daß es nicht neue oder gar fremde Völker ſind, die mit den neuen Nahmen im Verlauf der Jahrhunderte auftreten, ſondern nur eine neue Völkerbildung aus Einem und demſelben alten Stamm, wie irgend ein weltgeſchichtliches Ereigniß ſie wohl veranlaßt, und ſo lang der Stamm noch lebendig iſt, in neuen Zweigen hervortreibt. 35) Strab. loc. cit.

liſche Heldenleben aus dem alten Pelasgiſchen Stamm eine neue Völkerbildung ſich entwickelt hat; und dieſelbe Stammeserneuerung hat ſich in dem gleichen Sinne nachher noch einmal wiederhohlt, durch die ſeit der Rückkehr der Herakliden, überall emporwachſende Macht der doriſchen Völker, welche wir daher nur als eine neue Entwicklung des aeoliſchen Urſtammes betrachten, in welcher neuen doriſchen Lebensbildung, das Helleniſche überhaupt ſich beſonders rein entfaltet hat. Wie demnächſt Athen, das pelasgiſche Mutterland, von welchem der joniſche Nebenzweig ausgegangen, nicht bloß als Staat vor allem groß geworden, ſondern vorzüglich auch in jeder Kunſt und in der Sprache ſelbſt, alle joniſchen und doriſchen Beſtandtheile helleniſcher Geiſtesbildung wieder in ſich aufgenommen und zu einem vollſtändigen und alles umfaſſenden Ganzen geſtaltet habe, das bildet die glänzendſte Periode in der Kunſtgeſchichte des Alterthums.

Wie aber auch in der mittleren Epoche zwiſchen dem heroiſchen Alterthum und dem atheniſchen Glanz, in der Zeit, da der Gegenſatz zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Geiſt und Leben am entſchiedenſten entwickelt und noch keineswegs wieder vermiſcht und verſchmolzen war, als eben die lyriſche Kunſt recht in ihrer Blüthe ſtand, der aeoliſche Völkerſtamm noch weit verbreitet geweſen; das wollen wir nun noch mit Kurzem in Erinnerung bringen, um auch in der Geſchichte der Poeſie der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle anweiſen zu können.

* * *

Vier Menſchenalter 36) vor der joniſchen Wanderung

---

36) Strab. lib. XIII. p. 872. C.

zog ein andrer althelleniſcher Stamm, unter den Söhnen des Oreſtes, vom Peloponneſus, aus jenem Lande und Reiche der Atriden, deſſen Bewohner in den homeriſchen Gedichten Achäer genannt werden, zuerſt an die Küſte und dann nach mannichfachen Wanderungen und langem Aufſchub durch Hellas nach Klein-Aſien hin, wo er auf der ſchönen Küſte angeſiedelt, unter den Inſeln vor allen zu Lesbos blühte, und hier ein von dem joniſchen und doriſchen Staatenverein abgeſondertes Völkerbündniß unter dem Nahmen des aeoliſchen [37]) bildete. Die Wanderung ſelbſt hieß die aeoliſche oder auch die böotiſche [38]), weil viele Böotier ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten, und weil ohnehin die Böotier urſprünglich ſelbſt zum aeoliſchen Stamm gehörten. Überhaupt aber wurden noch in den ſpäteren Zeiten alle Völkerſchaften auf dem feſten Lande von Hellas außerhalb des Iſthmus, nur Attika und Megara und dann die Dorer am Parnaß ausgenommen, Aeolier genannt und dem aeoliſchen Stamme beygezählt. Auch die Bewohner des Peloponnes waren vor der An-

---

37) Das Wort, wovon dieſer Stamm den Nahmen trug, bedeutet in allen ſeinen Verzweigungen: mannichfaltig, bunt, vielfach, verſchiedenartig, ſchnell, beweglich, in geiſtiger und in ſinnlicher Beziehung, lebensfreudig und auch vollgedrängt; wenn wir anders πολλῆς, als verwandt mit αἰόλος, hinzunehmen dürfen. Wohl war dieſer Nahme geeignet, einen Heldenſtamm zu bezeichnen, von welchem ein neues, fröhlich heroiſches Leben ausgegangen und in den alten pelasgiſchen Ernſt eingedrungen war. Der Stammesnahme der Jonier dürfte kaum helleniſch, ſondern eher aſiatiſch ſeyn; und auch der doriſche Nahme läßt ſich nicht ſo leicht und rein helleniſch deuten, als der der Aeolier.

38) Strab. IX. 617. B.

kunft der Dorier, größtentheils Aeolier, und es ſind bey ihnen viele Spuren aeoliſcher Mundart und Sitte übrig geblieben, beſonders in Elis und Arkadien, ungeachtet der ganze Peloponnes ſeit der Rückkehr der Herakliden, durch den Einfluß des ſiegenden Stammes, Achaja allein ausgenommen, doriſirt worden war [39]. Die Achäer, welche von den Doriern an die früher von Pelasgern und Joniern bewohnte Küſte waren hinaufgedrängt worden, ſind als ein rein aeoliſches Volk zu betrachten. Sie haben ſich als ſolches auch bis in die ſpäteſte Zeit ihrer politiſchen Bedeutung und blühenden Macht erhalten; und werden jederzeit ſorgfältig von dieſen, daſſelbe Land vor ihnen bewohnenden Joniern, ſo wie von den im Peloponnes nachher vorherrſchenden Doriern unterſchieden. Die merkwürdigſten Anſiedelungen der Achäer waren Kroton im untern Italien, und Sybaris, deſſen ſeltſame Üppigkeit zum Sprüchwort geworden iſt, und welches wie Lesbos in der eignen Weichlichkeit zu Grunde ging und ſich ſelbſt zerſtörte. Bemerkenswerth iſt auch noch, daß jener aeoliſche Stamm der in der ſpätern Römerzeit ſo berühmten Achäer, den alten Nahmen beybehalten hat, welcher beym Homeros den herrſchenden Volksſtamm bezeichnet, oder auch die ältere, allgemeine Benennung aller Hellenen bildet. Die Theſſalier aber wurden vor allen als diejenigen betrachtet, bey denen ſich der Aeolismus am reinſten erhalten und die höchſte Blüthe erreicht habe [40], ſo wie Sparta der Mittelpunkt und Kern aller doriſchen Verfaſſung und

---

23) Strab. VII. 513. C — 514. D. 24) Athen lib. XV. 624. C.

Sitte, Athen dagegen der Gipfel der joniſchen Macht und Bildung geweſen. Lange vor dem achäiſchen Bunde, war das mächtige und uralte Völkerbündniß der Theſſalier berühmt 41); Theſſalien aber ward als das Mutterland aller Hellenen betrachtet.

Manche Pflanzſtädte, wie das achäiſche Kroton, oder ehedem aeoliſche Staaten außerhalb des Iſthmus, wie Thebä, ſind freylich mit der Zeit ganz doriſch geworden, ſo daß der Dorismus der reinſten Dorier nicht reiner ſeyn könnte. Der lesbiſche Charakter wiederum ſteht weit ab von der Sitteneinfalt der Achäer und ſcheint ſich mehr zur joniſchen Üppigkeit hinüber zu neigen. Dieſe zwiefache Annäherung, wobey doch ein Übergang in das Doriſche viel häufiger gefunden wird, darf uns um ſo weniger Wunder nehmen, da der aeoliſche Charakter eben kein andrer iſt, als der allgemeine helleniſche, ehe ſich dieſer in der joniſchen und doriſchen getrennt hatte. Beyde liegen noch vereint und wie im Keime beyſammen, in der urſprünglichen Grundanlage des ältern aeoliſchen Lebens. Schwer iſt es daher auch, das Weſen des Aeolismus, wegen ſeiner noch weniger entwickelten Unbeſtimmtheit, in ſcharfen und ſichern Umriſſen zu erfaſſen und einen beſtimmten Begriff davon zu geben; dagegen die doriſche und joniſche Eigenthümlichkeit, ſich durch ihren ſchroffen Gegenſatz ſelbſt wechſelſeitig einander leicht erhellen. Wohl laſſen ſich manche Kennzeichen angeben, durch welche die Aeolier ſich auch noch in der ſpätern Zeit, ſowohl von den Ioniern als von

---

41) Strab. IX. 657. A.

den Doriern unterſcheiden. So waren ſie frey von der joniſchen Unruhe und raſtloſen Freyheitsliebe oder Veränderungsluſt. Als der mediſche Krieg Hellas überſchwemmte, ſo blieben die Achäer ganz ruhig, als ginge dieſer Feldzug, zu welchen ſich die ſonſt feindlich gegen einander ſtehenden joniſchen und doriſchen Stämme vereinigt hatten, die aeoliſchen Völker gar nichts an. Die Böotier aber und Phokenſer neigten ſich gar auf die mediſche Seite; und bey dieſer Gelegenheit tritt die aeoliſche Stammesverſchiedenheit auch in der politiſchen Geſinnung und in den geſchichtlichen Ereigniſſen beſonders deutlich hervor. Mit inniger Anhänglichkeit ſehen wir die Aeolier in den uralten Zitten ihrer Väter beharren, wie dieſe Anhänglichkeit an das Alte auch den ganzen doriſchen Stamm auszeichnet; aber ohne die ſchroffe und ſtolze Abſonderung der Dorier, ohne dieſe beſchränkte Verachtung gegen allen fremden Geiſt, und ohne daß der Haß gegen das Ausländiſche ausdrücklich zum Geſetz erhoben worden wäre. Auch für die Entwicklung des politiſchen Lebens und der bürgerlichen Verfaſſung, ſcheint die Bildung des aeoliſchen Stammes uralt und früher geweſen zu ſeyn, als die doriſche und joniſche. Unſtreitig waren die Achäer gebildeter als die Dorier, von denen ſie verdrängt wurden; die Jonier vor ihnen wohnten in Achaja in Dörfern zerſtreut, die Achäer ſtifteten Städte 42) und bieten uns das älteſte Beyſpiel einer ſehr einfachen Demokratie dar, die bis auf die ſpätern Zeiten ganz rein blieb von dem unruhigen und gewaltſamen at-

---

42) Strab. VIII. 384. A.

tiſchen Umwälzungsgeiſt, und in der ſich nur die allgemeine Anlage der Hellenen zur bürgerlichen Lebensordnung und einer geſetzlich freyen Verfaſſung ſchon frühe in höchſter Reinheit und Einfalt entwickelt hat [43]). Eine ſolche Demokratie bedurfte keiner ſehr künſtlichen Geſetzgebung, da die Verhältniſſe ſo einfach und die Sitten noch rein waren. Gleichwohl fand ſich die gleiche ſchlichte Einfalt der Sitten und alterthümlichen Denkart, welche bey den Achäern bemerkt ward, unter ganz andern Verhältniſſen, als wäre es eine allgemeinere Stammeseigenſchaft, auch zu Kumä wieder [44]). Die Lokrer in Italien hatten die älteſten geſchriebenen Geſetze [45]) und unter ihnen erhielt ſich dauerhaft und länger als irgend ſonſt, eine wohlgeordnete Verfaſſung und Geſetzgebung, deren Vortrefflichkeit ſo berühmt war, daß die meiſten italiſchen Städte, nach der Umwälzung, welche auf den Untergang des Pythagoräerbundes erfolgte, dieſelbe annahmen und bey ſich einführten [46]). Die Geſetzgebung des Pittakus in Lesbos verdiente ſogar mit der des Solon verglichen zu werden [47]).

Obwohl der eigentliche höchſte Glanz des aeoliſchen Stammes und Nahmens in das heroiſche Zeitalter fällt, während er in der Periode der blühenden Republiken vor der joniſchen und doriſchen Übermacht in den Hintergrund zurücktritt; und obwohl es mehrentheils nur ſo geringe Bruchſtücke ſind, was wir von den kleineren helleniſchen Staaten aus dieſem Zeitraume wiſſen: ſo werden doch die angeführten Züge hinreichend ſeyn, um es bemerklich zu machen, daß die aeoliſchen Staaten in Hinſicht auf die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſung und bürgerlichen Entwicklung keineswegs ſo unbedeutend waren, als ſie auf dem großen Schauplatz der allgemeinen Geſchichte für den erſten flüchtigen Blick erſcheinen mögen. Ihre Demokratie war eine wahrhafte, ſchlichte auf alterthümliche Sitteneinfalt dauerhaft beruhend; nicht eine ſolche, die gewaltſam und übertreibend aus dem Umſturz vorhergegangnen oligarchiſchen Druckes hervorgeht, und durch Umwälzungen erzeugt, auch unaufhaltſam von neuem zu ſolchen wieder hinführt, wie zu Athen und in den joniſchen Staaten. Wo aber Ariſtokratie in den aeoliſchen Verfaſſungen war, da ſcheint es auch mehr eine natürliche Adelsherrſchaft geweſen zu ſeyn, wie ſie aus der ganzen Beſchaffenheit des Landes und des Lebens in angeſtammter väterlichen Sitte hervorging; dagegen die Ariſtokratie in der Verfaſſung der doriſchen Staaten mehrentheils eine auf Unterdrückung des Gegentheils gegründete Partheygewalt war, feſtgeſtellt durch ſtrenge Geſetze, welche das ganze öffentliche Leben und auch die gemeinſame Erziehung umfaßten, und mit republikaniſcher Härte durchgeführt.

---

[43]) Strab. VII. p. 589 Polyb. II, 38. [44]) Strab. XIV 924.
[45]) Strab. V. 397 C. Als Kolonie der Lokrer am kriſſäiſchen Meerbuſen rechnen wir auch jene epizephyriſchen Lokrer zum aeoliſchen Stamm; wenn gleich die Anſiedelung nicht ohne doriſche Vermiſchung war und ſelbſt von Spartanern angeführt wurde, da auch jene berühmte Verfaſſung und Geſetzgebung keinesweges eine rein doriſche ſondern eine ſehr gemiſchte geweſen zu ſeyn ſcheint.
[46]) Strab. VII. 589. Polyb. II. 39. [47]) Dionys. Halic. Lib. II. Vol. I. p. 291 ed. Reiske.

Der aeoliſche Geiſt war einfacher und milder, und wir können ſein Eigenthümliches faſt nur mit den allgemeinen Zügen der allen Hellenen gemeinſamen Eigenſchaften bezeichnen, die vor der Abſonderung der joniſchen Sitte und Weiſe und vor der vollkommenen Ausbildung der doriſchen Eigenthümlichkeit, hier noch in ungetheilter Fülle und Einfalt beyſammen waren. Die heitere Freudigkeit des Lebens und des Geiſtes bezeichnet den aeoliſchen Charakter in der älteren heroiſchen Zeit, und dieſem Grundzuge der helleniſchen Sinnesart iſt er in milder Einfalt naher und immer mehr treu geblieben. In der ſpätern Zeit aber iſt es die ſeelenvolle Tiefe des Gefühls, wodurch ſich alles Aeoliſche beſonders auch in der Kunſt und Poeſie auszeichnet. Darin liegt auch eben der Unterſchied, wenn wir die ſybaritiſche oder lesbiſche Weichlichkeit mit der joniſchen Üppigkeit vergleichen, zu der ſonſt jene, ganz fern von der doriſchen Strenge, hinüber neigt; ſo weit ſich dieſer Charakter aus einzelnen Zügen abnehmen läßt, oder was die lesbiſchen Sitten betrifft, in den Geſängen ſelbſt ausgeſprochen iſt. Es iſt eine tiefere Innigkeit und unendliche Reizbarkeit in dieſen Liebes- und Luſtgefühlen ſichtbar; und es vereinigt ſich hier und verſchmilzt zuſammen, die doriſche Milde und Weichheit, mit der joniſchen Heftigkeit und raſchen Beweglichkeit, in eigenthümlicher Tiefe der höchſten Seelengluth.

Dieſes iſt der Styl der aeoliſchen Geſänge, wie er ſich kund giebt in den Bruchſtücken der ſapphiſchen Lieder und in dem wenigen, was ſonſt noch übrig iſt von der aeoliſchen Dichtkunſt; und eben dahin gehn auch, und einen eben ſolchen und ganz ähnlichen Geiſt bezeichnen auch die Urtheile der Alten von der aeoliſchen Muſik. In andern Gattungen geiſtiger Bildung mögen ſie den Joniern oder Doriern gefolgt ſeyn: ſo hat Hellanikos von Lesbos, wie alle Mythographen, joniſch geſchrieben; wie man denn überall in der helleniſchen Kunſtgeſchichte nicht ſo ſehr auf das Geburtsland eines Dichters oder Autors ſehen muß, als auf die Form, die er wählte, und den Styl, welchem er ſich anſchließt. Von aeoliſchen Werken in Proſa aber iſt keine Kunde vorhanden, eben ſo wenig von einer aeoliſchen Philoſophie, ſo wie etwa von einer joniſchen und doriſchen die Rede iſt. In der Poeſie aber waren ſie einheimiſch, und in den meliſchen und ſtrophiſchen, zum Theil vielleicht ſelbſt in den choriſchen Geſängen ſind aeoliſche Männer die Erſten geweſen und geblieben; in welcher Gattung die größten unter den doriſchen Dichtern ihnen gefolgt ſind. Auch die aeoliſche Mundart hat ſich nur in dieſen Geſängen und in der Poeſie zu einem feſten Styl eigenthümlich beſtimmter und gebildeter Sprache entwickelt. Der doriſchen Mundart ſteht dieſe ſpätere aeoliſche, ſo wie ſie im Zeitalter der blühenden lyriſchen Kunſt war, wohl am nächſten, und bildet die Grundlage derſelben; doch mögen auch noch manche Verſchiedenheiten Statt gefunden haben, wie z. B. die Neigung zu den breiten Vokalen weniger eintönig und vorherrſchend im Aeoliſchen erſcheint, als ſie wenigſtens in andern Gattungen doriſcher Kunſt und Rede, auch in der Proſa, gefunden wird. Es darf dabey nicht überſehen werden, daß wie alle epiſchen Dichter ihre Sprache nach der homeriſchen bildeten und die eigenthümlichen Wendungen derſelben beybehielten, ſo auch in dem lyriſchen Geſange, die ſpätern Dichter ihren aeoliſchen Vorgängern in der Sprache vielfältig folgten und oft mehr gefolgt ſeyn werden, als ihrer beſondern doriſchen Landesmundart, da dieß ſogar bey einigen der Fall iſt, die Jonier von Geburth waren. Wie alſo in allen epiſchen Dichtern die homeriſche Sprache durchſchimmert, ſo neigt der höhere lyriſche Geſang überhaupt zum Aeolismus, der beſonders in der doriſchen Kunſt nun unzertrennlich beygemiſcht, oder vielmehr als ihr von Anfang eingepflanzt erſcheint. Selbſt Pindaros nennt ſeine doriſchen Geſänge oftmahls auch aeoliſch; und allerdings war und blieb der aeoliſche Geiſt und Styl vorwaltend in aller meliſchen Poeſie und ging aus dieſer ſelbſt in die choriſche des Pindaros über. Daß der doriſche Styl in der lyriſchen Kunſt, ungeachtet dieſer Hinneigung zum Aeoliſchen, dennoch ein ganz eigenthümlicher war, bleibt unbeſtritten gewiß, und wird aus der nachfolgenden Geſchichte deſſelben noch klarer hervorgehen.

Mit Rückſicht auf eben dieſe Verſchiedenheit, und um jeden eigenthümlichen Styl richtig zu bezeichnen, nennen wir auch dieſe Schule der Poeſie mit dem allgemeinen Stammesnahmen eine aeoliſche, wiewohl ſie in einem beſchränkteren hiſtoriſchen Sinne vielmehr eine lesbiſche heißen könnte. So nannten auch die Alten jene Muſik, welche vor allen zu Lesbos blühte, dort erfunden und in dieſem beſtimmten Styl ausgebildet ward, ebenfalls die aeoliſche; und noch Horatius, wo er als römiſcher Alcäus ſeine Vorbilder rühmend erwähnt, nennt dieſe lesbiſchen Geſänge und die lesbiſche Dichtkunſt nicht ſelten aeoliſch 48). Lesbos war wie ein lieblicher Garten der Kunſt, wo die ſchönſten Blüthen des Geſanges und der

---

48) Horat. Od. II, 13. 22. III, 30. 31. IV, 3. 12. IV, 9. 12 cfr. Propert. II, 2. 29.

Muſik ſich auf das üppigſte entfaltet und über ganz Hellas ihren bezaubernden Duft verbreitet haben. Als lesbiſche Dichter und Muſiker glänzen ſchon aus der ältern Zeit, der Erfinder Terpander, und der ſagenhafte Arion uns entgegen, wie ſpäterhin Alcäus und Sappho das Höchſte in der Kunſt und begeiſterten Kraft, wie in der Liebesgluth des Geſanges erreicht haben. Terpander, welcher die erſte Grundverfaſſung der Muſik zu Sparta angeordnet 49), und die Geſetze der Lakedämonier in Lieder gebracht, und auch den homeriſchen Gedichten die Melodie des begleitenden Geſanges angefügt 50) oder ſie feſter beſtimmt hat, wird nebſt manchen andern Kunſtweiſen auch als Erfinder der ſkoliſchen Lieder und Geſangesarten genannt 51); wie Arion als erſter Dithyrambendichter und Erfinder 52) des cykliſchen Chors, oder des dithyrambiſchen Tanzes, und jener eigenthümlichen Poeſie des Geſanges ohne ein beſtimmtes Geſetz des Rhythmus.

Früherhin war die lyriſche Dichtkunſt, und die ſie begleitende Muſik, bloß rhythmiſch, wie in der jambiſchen und elegiſchen Poeſie; jetzt erhielt auch die Melodie Geſtaltung, und vollendete Ausbildung, und von dieſer neuen Gattung melodiſcher Lieder ſind die ſtrophiſchen Versmaaße des Alcäus und der Sappho als die höchſte Blüthe zu betrachten. Wenn die Melodie, oder die Stimme des Geſanges herrſcht über den Rhythmus, und zwar eine einzelne, nicht eine gemeinſame Maſſe vereinter Stim-

---

49) Plutarch. de mus. p. 1134. B. Siehe die Carmina convival. Graec. ed Ilgen. p LXXIV — LXXVIII. 50) Plut. ibid p. 1132. C. 51) ib. 1140 E. 52) Herod. Clio. cap. 23. 24.

men, welches die Harmonie in den choriſchen Geſängen bildet, ſo theilt ſich die Stimme des Geſanges, wie die Natur ſelbſt ſie getheilt hat, in eine männliche und weibliche, und die alcäiſche und ſapphiſche Odengeſtaltung bietet uns die beyden Hauptgattungen dar, in welche das ſtrophiſche Gedicht ſich ſeinem innern Weſen nach ſpaltet. Im Chor iſt eigentlich kein Geſchlecht, da herrſcht das gemeinſame Gefühl der Maſſe; ja auch die Unruhe der Leidenſchaft ſchweigt mehrentheils und tritt zurück vor der würdevollen Ruhe des Ausdrucks der ſtark vereinten, dauernden Geſinnung. In der noch unvollkommnen, bloß rhythmiſchen Lyrik, iſt allerdings auch die jambiſche Weiſe überwiegend männlich und mehr herbe, die Elegie aber neigt zum Ausdruck des Weichen, Schwebenden, Dahinſinkenden, Weiblichen. Dieſe zwiefache Richtung des rhythmiſchen Ausdrucks, wird nun in den ſtrophiſchen Versarten der aeoliſchen Schule zur Schönheit des Geſanges geſteigert; indem ſich das alcäiſche Maaß, ſelbſt in ſeinen Beſtandtheilen, wie auch durch die raſch hinanſteigende Richtung und ſchnelle geflügelte Bewegung der überſtrömenden Kraft, dem jambiſchen anſchließt, das ſapphiſche aber, wenn auch nicht in der Zuſammenſetzung des Einzelnen, doch in der Weichheit des ganzen Ausdrucks und dem ſanften Gange ſich dem Elegiſchen nähert. Beyde aber gewähren uns für die Idee des vollkommnen männlichen wie des weiblichen Geſanges die entſprechende Anſchauung, als vollendete Urbilder des Schönen, in dieſer beſondern Weiſe und beſtimmten Art. In Strophen aber iſt das melodiſche Gedicht ſeiner Natur nach geordnet; denn die Strophe iſt ſelbſt nichts anders als der einmahlige volle

Erguß der Stimme des Geſanges, der ſich mehrmahls zurückwendend, öfter in der gleichen Weiſe und Stimmung des Gefühls wiederhohlt. In einem Gedicht, welches bloß rhythmiſch iſt, giebt es in der ſtets gleichen Fortbewegung keinen ſolchen Abſatz, und keine melodiſche Gliederung: daher daſſelbe auch für die höhere lyriſche Schönheit ungenügend bleibt. Die Strophe ſelbſt aber, wird wo der höchſte Ausdruck begeiſterter Leidenſchaft und ſchöner Gefühle im männlichen oder weiblichen Geſange das Ziel iſt, wie bey den beyden aeoliſchen Dichtern, kunſtreicher, voller, großartiger gebaut und geordnet ſeyn, als in dem leichten Volksgeſange oder heitern Geſellſchaftsliede, dergleichen Hellas wohl auch unter dem Nahmen der Skolien beſaß. Auf der andern Seite iſt die Strophe des aeoliſchen Geſanges aber auch nicht ſo verſchlungen und in kurzen Sätzen lang hingezogen, als in den choriſchen Gedichten; ſondern leicht geordnet, aus wenigen aber vollen und großen Gliedern und rhythmiſchen Zeilen.

Den Alcäus rühmt uns der römiſche Rhetor, Quinctilianus [53], „als einen Dichter der erſten Größe, und dem Homeros vergleichbar; auch in der Sprache ſey er gedrängt, großartig und kunſtreich gebildet; wohl laſſe er ſich auch herab zum Gefühle und Spiele der Liebe, doch ſeyen ihm höhere Gegenſtände mehr angemeſſen." Den Horatius aber könnten wir nicht höher loben, als wenn wir annehmen dürfen, daß er die hohe Schönheit und hinreißende Kühnheit des Alcäus auf ſeine römiſche Weiſe nicht ganz unedel nachgebildet, und daß wir hie und da in ſeinen Oden noch einen Nachhall oder Anklang von jenem vernehmen.

---

[53] Quinct, lib. X. cap. 1.

Wen aber ergreift und bezaubert nicht die zarte Hoheit jener aeoliſchen Frau 54), deren Stimme wahrhaft mit Feuer gemiſcht iſt? In dieſen wenigen Geſängen und verlohrnen Lauten der hochgefeyerten Sappho athmet die tiefſte Gluth der begeiſterten Seele, welche ſie, wie in jenem Gedichte liebevoll zu der ſchönen Göttin hinaufgewendet, ganz aushauchen möchte in Laute der klagenden Sehnſucht.

„Durch den Wohllaut der Lieder linderte ſie, wie Philoxenos ſagt, den Eros 55)," der in ihrem Herzen wohnte; und wohl war es „Eros, der ſie die Kunſt der Muſe gelehrt hatte;" oder wie es auch Plato ſagt: „Eros iſt ſelbſt ein wunderbarer Dichter und auch jeder, den er berührt, wird ein Dichter, wenn er auch vorher die Muſe nicht kannte" 56). Vor allen aber muß man bey ſolchen Naturen und den Liebesgeſängen einer ſchönen Seele, auch deſſen eingedenk bleiben, was Plato an einem andern Orte ſagt: „daß der Dichtergeiſt ein zartes Weſen ſey, leichtgeflügelt und heilig." Sappho war ein Höchſtes in ihrer Art, vollkommen wie Sophokles, und erſtaunenswürdig wie Homeros in der ſeinigen. So reden auch die größten unter den Alten von ihr, und alle mehr oder minder, nach dem regen Sinn für jedes Große, welcher das ganze Alterthum beſeelte. Noch in der ſpätern Zeit geräth ein

---

54) Horat. od. IV. 9. 55) Plutarch. Amat. Vol. IX. p. 56
56) Plat. Sympos. p. 210.

gelehrter Geograph mitten in ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen ganz in Begeiſterung darüber, indem er ausruft, dieſe Frau ſey ein Wunder, einzig in aller Geſchichte [57]). Aber nur wenige Blätter aus der reichen Fülle dieſer unſterblichen Roſen der göttlichen Muſe ſind uns erhalten worden. Ein Grammatiker hat uns die eine Ode erhalten, um den Wohllaut des Rhythmus daran zu erklären; und ein Rhetor den Anfang einer andern, als ein Beyſpiel des Erhabenen; dieſem Zufalle verdanken wir die ſchönſten Geſänge, welche vorhanden ſind.

Gleichzeitig mit der Sappho und befreundet mit ihr blühte auch die jüngere Dichterinn Erinna ruhmvoll im aeoliſchen Geſange; und leicht würden ſich noch mehrere einzelne Züge, Bruchſtücke und geſchichtliche Erwähnungen aus den Alten zuſammenſtellen laſſen, zu einem vollſtändigeren Gemählde des reichen lesbiſchen Kunſtgartens.

In den ſpäteren Zeiten ſcheint die aeoliſche Kunſt, gleich der joniſchen, ganz in die weichſte Üppigkeit verſunken zu ſeyn. Phrynis von Mitylene, zur Zeit des Sokrates, verdrängte die alte, ernſte Muſik des Terpander durch ſeine weichlichen Neuerungen; und in noch ſpätern wird Simos, aus der aeoliſchen Stadt Magneſia am Mäander, als der gänzliche Verderber der Muſik bezeichnet, welcher die ſogenannte Simodie eingeführt, wie man dieſe wollüſtige Tonweiſe nach ihm benannte [58]).

---

[57]) Strab. lib. XIII. p. 917. C. [58]) Strab. lib. XV. 950. A. und 957. C.

3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt.

Um das Eigenthümliche des joniſchen Styls in der Poeſie richtig aufzufaſſen, mußten wir auch die joniſchen Sitten in einigen Zügen näher berühren; und um der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen, war es nöthig, auf eine geſchichtliche Überſicht des weniger bekannten aeoliſchen Stamms einzugehn, wenigſtens auf die weſentliche Verſchiedenheit und den erſten geſchichtlichen Grund dieſes Stamms und ſeines eigenthümlichen Charakters hinzudeuten.

Die doriſche Stammeseigenthümlichkeit dagegen, ſo wie die beſondre Sinnesart und Sittenbildung der Dorier, ihr gemeinſames Leben in ſtrenger Freyheitsverfaſſung und Geſetzesordnung, tritt ganz hell und deutlich hervor in den ſpätern Zeiten der allgemeinen helleniſchen Geſchichte und erfüllt mit ſeinem Ruhme und großen Thaten die ganze Periode des helleniſchen Glanzes, indem die doriſchen Staaten unter Sparta's ſiegreichen Vorgang oder nach ſeinem glänzenden Beyſpiele, hier mehrentheils im Wechſel allgemein bekannter weltgeſchichtlicher Ereigniße, die Übermacht und Hegemonie in Hellas behauptet haben, bis auf die macedoniſchen Zeiten hinab. Es würde daher überflüßig ſeyn, was hinreichend bekannt iſt, von dem Charakter und Weſen der doriſchen Geſetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten, wiederhohlen und ausführlich erörtern zu wollen, was wo es von Grund aus geſchehen ſollte, faſt die geſammte helleniſche Bildungs- und Staatengeſchichte umfaſſen müßte; und wollen wir uns hier nur auf dasjenige beſchränken, was dazu dienen kann, den doriſchen Styl in der Kunſt und Poeſie richtig zu erfaſſen und genau zu bezeichnen.

An hinreichendem Stoff, an mannichfaltigen Zügen, und einer Fülle von bekannten Thatſachen fehlt es nicht zu einer beſondern doriſchen Stamm- und Staatengeſchichte. Es tritt uns hier aber ein andres Hinderniß in der geſchichtlichen klaren Auffaſſung des doriſchen Charakters und Lebens entgegen; indem ſchon bey den Alten ſelbſt die Würdigung deſſelben ein Gegenſtand des Partheyſtreits geworden war, ſeitdem Sparta und Athen, jenes im Verein der doriſchen Staaten, dieſes an der Spitze des joniſchen Stammes, um die Übermacht und erſte Stimme oder um den Vorrang der Hegemonie in Hellas den Kampf begannen, und noch mehr ſeitdem Sokrates und ſeine Schule dem atheniſchen Sittenverderben die doriſche Geſetzesſtrenge in der beſten Abſicht entgegenſtellten und ſie in ihrem Sinne, der aber keineswegs immer der einfache altdoriſche ſeyn mochte, rühmten und prieſen, und manche der übertreibenden Nachfolger der gegründete Vorwurf einer ſehr einſeitigen Lakonomanie traf, deſſen wir in den Denkmahlen jener Zeit ſo häufig erwähnt finden. Dieſer Partheyſtreit über den Vorzug und Werth der doriſchen Verfaſſung und Lebensweiſe hat ſich nun bis auf die ſpätern Zeiten fortgepflanzt und weiter vererbt, und hat mehr oder minder alle Schriftſteller helleniſcher Sprache ergriffen, ſo daß nur wenige derſelben, ganz rein und klar in ihrer Anſicht des Gegenſtandes, aus dieſem allgemeinen Nationalzwieſpalt und über ihn erhoben daſtehen. Dieſer Partheyſtreit, welcher ſich aus dem politiſchen Zwieſpalt und aus dem Gegenſatz der Philoſophie gegen die ausgeartete und verwilderte Zeitſitte über alle Zweige des Lebens und des Wiſſens oder Denkens verbreitete, hat natürlich auch auf die hiſtoriſche Beurtheilung und Anſicht der ältern doriſchen Zeit und Geſchichte ſtörend zurückgewirkt, und die richtige Auffaſſung derſelben vielfach erſchwert, getrübt und verkehrt, da die Meynungsverſchiedenheit und der falſche Anſtrich und ſchiefe Geſichtspunkt, in den ſich alles geſtellt hat, von den Autoren des Alterthums ſelbſt, wenigſtens zu Anfang, auch auf die neuern Forſcher wiederum übergehen mußte, und man ſich jetzt in jedem Falle erſt durch die ganze Verworrenheit einer ſo großen und höchſt verwickelten hiſtoriſchen Streitfrage durcharbeiten muß, ehe man zu einem klaren Umriß, geſchichtlichen Begriff und Bilde von dem doriſchen Charakter und Leben, beſonders wie es urſprünglich in der ältern Zeit war, gelangen kann.

Wohl haben ſchon einzelne Forſcher, von künſtleriſchem Sinn geleitet, angefangen, die milde Größe, die weiche Hoheit, die zarte Schöne bey ſo ſtarker Kraft und der naturvollen Anmuth in dem doriſchen Styl zu erkennen; indeſſen bleibt noch ein großes Feld offen, um alle dahin einſchlagenden Irrthümer und Mißverſtändniſſe zu beſeitigen und zu löſen, beſonders aber um das doriſche Leben in ſeiner vollen Entfaltung und ganzen Verzweigung in Kunſt und Sitten nach dem innern Grunde ſeines eigentlichen Weſens vollſtändig und richtig zu erfaſſen und ein geſchichtliches Bild davon zu entwerfen. Nur dieſe innre Idee des doriſchen Staats und öffentlichen Lebens, können wir hier hervorheben, um den Styl der doriſchen Kunſt daraus zu erklären; die übrigen Punkte jener geſammten Streitfrage aber, mögen für jetzt unberührt bleiben. Weit entfernt, die Schranken der doriſchen Eigenthümlichkeit läugnen zu wollen, wird vielmehr gerade die beſtimmte Anerkennung derſelben um ſo eher zu einem klaren Begriff führen, von dem innern Grunde und Weſen dieſes beſondern Stammcharakters und ganz eigenthümlichen Volksbildung. Gern wollen wir daher zugeben, daß nicht bloß die lakoniſche, ſondern mehr oder minder alle doriſche Verfaſſung und Ariſtokratie oft ſehr drückend nach außen und nach innen war, ſelbſt in der guten alten Zeit, geſchweige denn in der ſpätern ſittlichen Entartung, wo ſpartaniſche Harmoſten in dem beſiegten Hellas mit roher Gewalt durch Schrecken übel herrſchten. Der joniſche Reichthum des erfinderiſchen Geiſtes im wiſſenſchaftlichen Gebiet war den Doriern eigentlich fremd; und gegen den Pythagoras und ſeine Verbündeten waren die doriſchen Völker in Italien nicht weniger undankbar, als die Athener gegen den Sokrates; und haben ſie ſich der großen Belehrung in gleichem Maaße wie jene unwürdig und unfähig gezeigt.

Selbſt die Hiſtorie, zuerſt unter den Joniern durch die Mythographen entwickelt, dann von den großen atheniſchen Staatsdenkern kunſtreich vollendet, blieb den Doriern fremd; und der lakoniſche Schriftſteller Hippaſos 59), der über die Verfaſſung von Sparta geſchrieben, bildet eine Ausnahme, wie auch die Philoſophie der Pythagoräer

---

59) Diog. Laert. lib. VIII, 6. 4.

von welchen die einzigen bedeutenden doriſchen Werke in Proſa herrühren, nur einen nicht zur Vollendung gediehenen Verſuch, oder eine ohne durchgreifende Folgen vorübergehende Epiſode in der doriſchen Bildung geweſen iſt. Urſprünglich war dieſelbe beſchränkt auf die bürgerliche Verfaſſung, Geſetzgebung und Erziehung; und was das innre geiſtige Leben und die Bildung der Seele betrifft, auf Muſik und Poeſie, nebſt den gymnaſtiſchen Übungen und dem Tanz, inſofern ſie mit jenen zuſammenhingen, und auf bildende Kunſt. Selbſt die Mythologie, welche in Sagen und Sprüchen, alles Belehrende der Vorzeit über göttliche und menſchliche Dinge umfaſſend, nebſt der Muſik und Gymnaſtik, den dritten Beſtandtheil der urſprünglichen helleniſchen Bildung ausmacht, war bey den Doriern durch Sitte und Geſetz enger in den Gränzen des väterlichen Glaubens beſchränkt, um alles ſittlich Störende in der ausſchweifenden Dichtung zu vermeiden, deſſen die alten Theogonien und epiſchen Geſänge nur allzu viel enthielten. Wollen wir aber, was in den Myſterien Höheres und tiefer in die verborgne Wahrheit eindringendes, von der Unſterblichkeit der Seele, von dem früheren ſeeligen Zuſtande, und dem künftigen göttlichen Leben, zu dem der Eingeweihte durch jene Reinigung gelangen ſolle, gelehrt wurde, als den vierten und geiſtigſten obwohl nicht allgemein verbreiteten Beſtandtheil der helleniſchen Geiſtesbildung betrachten; ſo ſcheint es wohl unläugbar, daß auch hieran die doriſchen Stämme weniger Theil gehabt, indem die Hauptſitze der berühmteſten und weitwirkendſten unter jenen Stiftungen und Verbündungen an Orten des joniſchen Stammes, am meiſten aber in dem

Mutterſtaat Athen gelegen waren. Wenn Pythagoras dieſem Mangel der höhern Myſterienerkenntniß bey dem doriſchen Stamme hat abhelfen wollen, ſo iſt dieſes Unternehmen erſtens nicht vollſtändig gelungen; und überdem war es ſchon ein fremdes Element einer neuen und andern Geiſtesbildung, welche den urſprünglichen althelleniſchen Umkreis derſelben eben ſo gut überſchreitet, als die dunkle Philoſophie des Herakleitos bey den Joniern oder die wohl klare aber doch wenig verſtandne Lehre des Sokrates, die auch zu Athen als etwas Fremdartiges erſchien und zwar in fruchtbarer Erweiterung fortgedauert hat, aber doch ganz abgeſchloſſen und bloß für ſich beſtehend, ohne allgemeinen Einfluß auf das öffentliche Leben. Hier ſtehen uns nun in der geſchichtlichen Erfaſſung des alſo beſchränkten doriſchen Geiſtes und Lebens, unſre jetzigen Begriffe von wiſſenſchaftlicher Bildung entgegen, die wir uns einerſeits nicht ohne das ganze Beyweſen gelehrter Hülfsmittel und Anſtalten denken können, indem wir anderſeits die geſellſchaftlichen Verhältniße und ſinnlichen Künſte der Verfeinerung, wie ſie ſich bey bluhendem Welthandel und üppig wucherndem Gewerbe in den großen Städten entwickeln, allzu ausſchließend zum Maaßſtabe der höheren Geiſtescultur annehmen. Wir dürfen aber hiebey nicht vergeſſen, daß es unter den Hellenen überhaupt eigentliche Gelehrte und denkende Forſcher anfangs nur Einzelne gegeben, am meiſten unter den Joniern, dann zu Athen; wo ſich zuerſt obwohl noch ſehr ſchwach, eine Art von Gemeinſamen der gelehrten Bildung entwickelt hat, was dann zu Alexandrien vollſtändiger erweitert und dauernd begründet ward. Auch kann es nicht geläugnet werden, daß die bildende Kunſt eine Höhe und Vortrefflichkeit, die wir nicht zu bezweifeln vermögen, vorzüglich grade in ſolchen doriſchen Staaten erreicht hat, welche mit Ausnahme von Korinth und wenigſtens im Vergleich mit der rhetoriſchen Vielſeitigkeit und ſophiſtiſchen Gelenkſamkeit des attiſchen Volks, oder mit der ins Ungeheure gehenden Schwelgerey von Rom, oder gar mit unſrer modernen Vervollkommnung des materiellen Lebens, noch in großer Sitteneinfalt und altväterlicher Beſchränktheit der Sinnesart beſtanden haben, welche ſie vielleicht um ſo geeigneter machte, das hohe Schöne in der Kunſt zu erreichen. Der doriſche Styl der Baukunſt wird vor allem bewundert; der alten doriſchen Säulenordnung ward die reichgezierte korinthiſche, als eine ſpätere dem Urſprung nach ebenfalls doriſche angefügt. Drey berühmte doriſche Schulen der blühenden bildenden Kunſt, werden uns genannt: zu Aegina, zu Sicyon und Korinth. An den beyden zuletzt genannten Orten erreichte die Mahlerey und Bildhauerkunſt nach dem Urtheile der Alten überhaupt die höchſte Blüthe[60]; und wollte man den doriſchen Antheil an der bildenden Kunſt in einem beſondern Werke geſchichtlich entwickeln, ſo würde dieß viele Belehrung gewähren, und nicht minder Erſtaunen erregen, über den großen Reichthum der doriſchen Kunſt. Zur Zeit des Darius Hyſtaſpes hatten die Bewohner von Argos den Ruhm, die Erſten in der Muſik zu ſeyn[61]. Bey den Arkadiern wie in Kreta[62] war die Muſik ein weſentlicher Theil der Erziehung, die geſellige Bildnerinn der Jugend bis ins dreyßigſte Jahr. Die Poeſie des Geſanges und Muſik, beſonders die Flöte blühte zu Thebä wie zu Sparta [63]), „wo nebſt dem Schwerdte der Jugend, wie ein alter Dichter ſingt, die helltönende Muſe waltet und die gerechte Ordnung.“ Gaſtfrey nahm Sparta die edelſten Sänger aus der Fremde zu ſich, den Terpander und Tyrtaeus, Thaletas und Alkman. Neben der Weisheit der Alten und unter den Waffen der Männer bewegten ſich hier freudig die Chöre der Muſe, und auch die Kunſt des Tanzes, als eine Gymnaſtik ſchöner Bewegung, welche zugleich zur kriegeriſchen Gewandtheit nützlich ſeyn mochte, ward zu Sparta als ein weſentlicher Theil der öffentlichen Erziehung geachtet [64]). Unter den verſchiedenen Kunſtarten der helleniſchen Nationaltänze, wurden nebſt den wollüſtigen joniſchen, beſonders auch viele doriſche Tänze, wie der lakoniſche, kretiſche, troizeniſche und der von Mantinea gerühmt und vom Ariſtoxenes, dieſen beſonders auch in der Bewegung der Hände der Vorzug gegeben [65]) Um den Gegenſatz der barbariſchen und helleniſchen Sitten recht fühlbar zu machen, ſtellt der doriſch geſinnte Xenophon die aſiatiſchen Tänze und die ſchönen arkadiſchen gegen einander, im Selbſtgefühl helleniſcher Bildung und edlen Gefühls [66]).

---

[60] Strab. VIII. p. 586. A. [61] Herod. Thal. 131. [62] Strab. X. 739. C.

An doriſchen Orten waren jene berühmten Wettſpiele der Schönheit und Feſte des Eros, den hiernach auch die

---

63) Arist. Polit. VIII. cap. 6. 64) Quinct. I. cap. 11.
65) Athen. lib. I p. 22. 66) Anabas. lib. VI cap. 1.

ehe ihr mich aber tödtet, ſo laßt mich zum Könige Orſchier gehen, daß ich ihm meine Verrätherei bekenne, denn ich war es, der ihm das Gift bereitete. — Lother ſetzte ſich nieder, denn er war gar ſehr ermüdet, und wollte die Rede Herna's anhören; da ſetzte Herna ſich ihm gegenüber, als wollte er gemächlich mit ihm ſprechen, nahm aber ſein Meſſer, ehe Lother ſichs verſah, und warf es nach ihm, das Meſſer durchfuhr aber nur den Panzer, verwundete aber Lothern nicht zum Glück, denn wäre es tiefer gegangen, es hätte ihm eine tödtliche Wunde gemacht. Da ſprang Lother wüthend auf, zog ſein Meſſer, und ſchlug damit ſo kräftig nach Herna, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerſpaltete; da fiel Herna todt nieder zur großen Freude der ſchönen Zormerin und ihres Vaters. Alles Volk rief voller Freude: Gott, der Barmherzige, ſchickte uns den Pilgrim. Geſegnet ſey die Stunde, da er iſt hergekommen! — Lother ging zu Zormerin, nahm ſeinen Helm ab, und küßte ſie auf den Mund mit ſeinem langen Bart, darüber lachte alles Volk ſehr.

Darauf führte ſie ihn bei der Hand zu ihrem Vater und ſprach: Ihr ſehet nun, mein Herr Vater, wie mir von den Lombarden iſt Gewalt und Unrecht geſchehen, nie habe ich Uebels gegen meinen Herrn Vater zu thun gedacht, und werde es nimmer denken. — König Orſchier ſprach: Ich ſehe es nun wohl ein, liebe Tochter; geh, nimm den Pilgrim mit dir, bewirthe ihn wohl, gib ihm auch reiche Gaben, und wenn er weggeht, ſo will ich ihm ehrenvolles Geleit geben, ſo weit als er will. Lother dankte dem König höflich, darauf führten ihn Zormerin und Syneglar in eine heimliche Kammer, hier wuſch er ſich, daß ihm ſeine Farbe wieder hervorkam, und zog ſich ſauber an, dann ging er zu Zormerin in ihre Kammer, die ihn freudig umarmte, und wohl hundert und tauſend Küſſe auf ſeinen Mund drückte. Von ihrer großen Freude, daß ſie beiſammen waren, will ich ſchweigen, doch kann ein jeder ſichs wohl denken. Zormerin verband ſeine Wunden, deren er viele hatte, und pflegte ihn wohl. Geliebte Frau, ſprach Lother, wißt ihr mir denn nicht zu ſagen, wo Maller, mein treuer Geſelle, geblieben iſt? — Nein, ich weiß nichts von ihm, antwortete Zormerin, ich habe nichts von ihm gehört, ſeitdem er hier auf dem Saal dem Könige, meinem Vater, den Frieden aufkündigte; damals hatte der treue Mann im Sinn, er wolle zu ſeinem Vater ziehen, und den um Hülfe für euch bitten, auch wolle er nicht eher ruhen oder raſten, er habe euch denn aus der Gefangenſchaft erlöſt. — Ach, rief

Lother aus, könnte ich ihm doch ſeine Treue je vergelten! —

Vierzehn Tage waren ſie ſchon beiſammen geweſen, da kam Scheidechin, Mallers Hausfrau, endlich auch nach Konſtantinopel, und zu Zormerin, die ſich herzlich freute ſie wieder zu ſehen; auch nach ihren andern Frauen ſchickte ſie ſogleich, die ſich in einer Herberge in der Stadt aufhielten, und ließ ſie alle zu ſich kommen. Als Scheidechin vernahm, daß Maller, ihr Gemahl, wohl noch am Leben ſey, ſie auch von Zormerin wohl gepfleget und genähret ward, ſowohl mit Speiſen und Getränk als auch mit Bädern und herrlichen Kleidern, da blühte ſie wieder auf, und ward ſo ſchön als ſie vorher geweſen war.

Hier wollen wir Zormerin und Lother ein wenig laſſen, und uns einmal nach Maller, dem treuen Geſellen, umſehen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Maller und ſeine Freunde hatten ein ge-
altiges Heer verſammelt, damit brachen ſie
die Lombardei ein und zerſtörten das ganze
nd, weder Kirchen noch Klöſter wurden
rſchont. Als er gegen Pavia kam, da
ickte er einen Herold in die Stadt zu den
irgern, mit dem Auftrag, ſie ſollten ihm
hern herausbringen, und auch Otto, ihren
nig, ſollten ſie in ſeine Hände liefern,
ein Pferd gebunden mit Händen und
ſen. — Denn Maller beſtand darauf,
müſſe den Otto aufhängen, das hätte
kein Menſch aus dem Sinn geredet. —
Bürger antworteten dem Herold: Lo-

ther von Frankreich iſt nach Konſtantinopel geführt worden, dort hat er ſich ausgeſöhnt mit unſerm König Otto. — Als Maller die Antwort von dem Herold vernahm, da wäre er bald unſinnig geworden vor Ungeduld. Er ſchwur zu Gott, König Orſchier ſammt König Otto müßten des bitterſten Todes ſterben, wenn ſie nicht ſeinen Herrn frei ließen; denn an die Ausſöhnung konnte er nicht glauben. Darauf ließ er die Stadt Pavia mit Sturm erobern, und ſo wie die Hiſtorie ſagt, ließ er keine Seele in Pavia mit dem Leben davon kommen, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, alles wurde mit dem Schwerdte erſchlagen, weil er die Lombarden alle haßte als falſche verrätheriſche Leute. Nachdem er die Stadt mit zwanzigtauſend ſeiner Gewaffneten beſetzt hatte, zog er mit dem übrigen Heere weiter gegen Konſtantinopel; ſobald er in des Königs Orſchiers Land kam, ließ er alles verheeren und verbrennen, und erſchlug alles, was ihm begegnete. Da lief einer nach Konſtantinopel, fiel dem Konige zu Füßen und ſchrie: Herr, bewachet eure Stadt, denn Maller kommt mit hunderttauſend Gewaffneten und will euch belagern, er iſt nicht mehr zwei Meilen weit von hier, und wo er durchkam da hat er alles verbrannt und verheert, und alles todtgeſchlagen. Konig Orſchier erſchrack heftig, und ſprach zu Otto: Ich bitte euch, verſöhnt euch mit meiner Tochter, und ſtehet mir bei gegen Maller! Sicher iſt Lother auch bei ihm, und der wird nicht unterlaſſen, ſich in den Pallaſt zu meiner Tochter zu ſchleichen, dann wollen wir ihn fangen, und ihr könnt dann mit ihm machen was euch gefällt, und dann meine Tochter ehelichen. — Gebt ihr mir euer Wort, ſagte Otto, daß ihr dies thun wollt, ſo bleibe ich hier und ziehe gegen Maller. König Orſchier ließ Zormerin zu ſich rufen, und ſagte ihr, ſie ſolle ſich mit Otto verſöhnen und ſeine Gemahlin werden, damit er ihm gegen Maller zu Hülfe käme. Zormerin ſprach: Gnädiger Herr Vater, weil ihr es befehlt, ſo will ich mich mit ihm verſöhnen, obgleich er ſehr unrecht an mir gehandelt, und ich viel Schmach um ſeinetwillen erleiden mußte. Seine Ehefrau werde ich aber nimmermehr, auch werdet ihr ſolches nicht verlangen, da ihr wohl gehört habt, daß mein Herr, Lother, lebt. Nun verſöhnte ſie ſich gutmüthig mit Otto'n, dann entfernte ſie ſich eilend, und ging wieder in ihr Gemach zu Lothern, dieſem erzählte ſie, daß Maller mit einem gewaltigen Heere nicht weit von der Stadt ſey, und daß er ſie belagern wolle. Da ſprang Lother auf und rief: So will ich zu ihm hinausreiten zu dem Treuen, der mir zu Hülfe kömmt. Geliebter Herr, fing ſie wieder an, ich flehe euch an, ihr wollet meinen Vater nicht verderben; er folgte böſem Rath, aber ich weiß gewiß, er wird es einſt bereuen. — Geliebte Frau, beruhigt euch, euerm Vater ſoll nichts geſchehen, aber Otto, den Verräther, will ich tödten, obgleich er mein Vetter iſt, denn er hat große Bosheit an mir verübet. — Als die Nacht hereinbrach, da waffnete ſich Lother und legte eine herrliche Rüſtung an, dazu gab ihm Zormerin ein gutes Pferd. Dann ging ſie mit ihm und machte ihm die Pforte offen; die Pförtner durften das der Königstochter nicht verſagen. Da ritt Lother hinaus, und dankte Gott von ganzem Herzen als er ſich im freien Felde ſah; Zormerin ging weinend wieder in ihre Kammer.

Als der Tag anbrach, da begegneten dem Lother viele Leute, die flüchteten. — Wen flieht ihr, lieben Leute? fragte ſie Lother. — Wir müſſen wohl fliehen, antworteten ſie, und auch euch wäre es Noth zu fliehen, denn es ziehet ein großes Heer daher, das verderbet das ganze Land, verbrennet und zerſtört Kirchen und Kloſter, und ſchlägt alles todt, was ihm vorkommt. — Lother war froh da er hörte, ſein Geſelle Maller ſey ihm ſo nah, und ritt weiter. Da ſah er einen Ritter von gutem Anſehen, der war von ſeinem Pferde abgeſtiegen, und bei ihm war eine ſchöne Jungfrau, die klagte und weinte ſehr, und gebehrdete ſich gar jämmerlich, denn er rang mit ihr und wollte ſie zu ſeinem Willen zwingen. O tödte mich, rief ſie weinend, nimm dein Schwerdt, ſchlag mir den Kopf ab, denn ich will viel lieber ſterben, als deinen Willen thun. — Liebe Jungfrau, ſagte der Ritter, erſt will ich mich an euch erfreuen, dann will ich euch den Kopf abſchla bildende Kunſt als Vorſteher der Kampfſpiele in eigenthümlicher Art darſtellte; wie dergleichen Feſte der Schönheit Statt fanden, mehrentheils unter Jünglingen, zu Theſpiä, zu Megara am Feſte des Diokles zu Elis, am Feſte des liebenden oder des küſſenden Apollo, und zu Sparta auch unter Jungfrauen; und noch in ſpäter Zeit rühmt ein römiſcher Dichter die Schönheit der lakoniſchen Jünglinge [67]. Die Spartaner waren nach Hippaſos [68] Erfinder der Gymnaſien; indem ſie bey ihnen als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens die gröſte Bedeutung und höchſte Vollendung erhielten; und wie Sokrates durch ſein weiſes Geſpräch und die Philoſophie ſeiner Vaterſtadt Ruhm brachte, ſo bewirthete der Spartaner Lichas die Fremden, die nach Sparta kamen, nach Xenophons Ausdruck, mit gymnaſtiſchen Feſten [69], den Sitten ſeines Landes gemäß. Zu Sparta und zu Elis nahmen auch die Jungfrauen Antheil an den gymnaſtiſchen Spielen und Übungen; überhaupt aber lebten die doriſchen Frauen nicht auf joniſche Weiſe in aſiatiſcher Abſonderung und Unterdrückung, ſondern es war die ganze doriſche Bildung des Leibes und der Seele zum Schönen, Guten und Großen auch den Frauen, wenigſtens denen von edlem Stamme, gemeinſam, bis zur ſpartaniſchen Aufopferung des weiblichen Zartgefühls. Etwas ganz eigenthümliches bey dieſer nur nach der Idee des Schönen geſtalteten und eingerichteten Lebensweiſe war auch die Nacktheit jener gymnaſtiſchen Spiele, welche

---

[67] Martial. VII, 79. [68] Athen. I. p. 14. [69] Xen. Memorab. lib. I. cap. 2

gen. — Da rief die Jungfrau mit lauter
Stimme: O Maria, Mutter Gottes, komm
mir zu Hülfe, hilf mir meine Ehre erhalten
und mein Leben! Lother, der ihnen hinter
einem Buſch zugehört, der ſprang nun her-
vor und rief: Falſcher Ritter, ſitze auf dein
Pferd, du mußt mit mir kämpfen, ich will
ieſes Fräuleins Ritter ſeyn. — Der Ritter
örte nicht ſobald dieſe Worte, als er auf
in Pferd ſprang und ſeine Lanze einlegte. —
s war Dietrich von Karthago, ein Baſtard
s König Anſus; er hatte dieſe Jungfrau
n ihrer Schönheit willen mit Gewalt ent-
hrt, und ihren Vater, den König von
iſpanien getödtet, darum ward in der Folge
nz Hiſpanienland verwüſtet.

Die Beiden kämpften nun, und ſchlugen
gar gräulich auf einander, daß ſie Beide
r verwundet waren; dies ſah ein Reuters-
cht, der daher geritten kam, der wandte

ſein Pferd und ritt zu Maller, der nicht weit mehr zurück war. Herr, rief der Reuter, kommt dem Baſtard von Karthago zu Hülfe, er iſt im Kampf mit einem fremden Ritter, der ihm gar ſehr zuſetzt. Da blies Maller auf ſeinem Horn, und ſpornte ſein Pferd daß es ſehr ſchnell laufen mußte; ihm nach eilten wohl zehntauſend Mann. Da Maller auf den Platz kam, wo die Beiden kämpften, da drang er auf ſie ein, und wollte dem Dietrich zu Hülfe kommen; Lother aber, der ihn gleich an ſeinem Wappen erkannte, zog eilend ſeinen Helm ab, da erkannte ihn Maller auch, Beide ſprangen von ihren Pferden, umarmten und küßten ſich voll Freude, Beide mußten vor Freude weinen, daß ſie ſich nun wieder hatten. Unterdeſſen waren die andern Herren mit dem Heere auch herzugekommen; König Galyen, Otger, Mallers Bruder, und König Anſys, die hießen alle den Lother willkommen, und waren froh ihn zu ſehen; nun kam auch Dietrich von Karthago näher und verſöhnte ſich mit Lother, und alles war voller Freude. Maller erzählte ſeinem Freunde, was ſich mit ihm begeben während er ihn nicht geſehen, ſo that auch Lother, und Beide beſchloſſen Konſtantinopel zu belagern, und nicht eher zu ruhen, bis ſie den Otto an den Galgen gehenkt.

Nun zogen ſie weiter, und belagerten die Stadt Konſtantinopel. König Orſchier beſchloß ſogleich, auf ſie zu fallen mit einem großen Heere, noch ehe ſie ſich von der Reiſe ausgeruhet hätten. Dieß war ſeine Ritterſchaft auch wohl zufrieden, und ſie zogen wohl mit ſechzigtauſend Gewaffneten gegen den Feind. Maller beſtellte auch ſein Heer; ſowohl er als Lother und König Anſys, König Galven, Ogier und Dietrich von Karthago führten jeder einen Haufen an. König Orſchier und ſeine Griechen ſchlugen tapfer in den Feind, aber dieſe fehlten auch nicht. Otger, Mallers Bruder, erwiſchte Salomen den Wirth, zog ihm ſeinen Helm ab, und wollte ihm den Kopf herunterſchlagen, das erſah Maller und ſprach: Mein Bruder, verſchone dieſen, er iſt mein guter Freund. Ergib dich mir! rief er ihm zu. Da reichte ihm Salomon, der Wirth, ſein Schwerdt, und man führte ihn in Mallers Zelt. Es war eine große Schlacht, wobei mancher Mann ſein Leben einbüßte. Maller drang ſo weit vor, daß er König Orſchier erblickte. Du thörichter König, rief er ihm zu, jetzt iſt deine Stunde gekommen, du haſt ſchon zu lange gelebt; mit dieſen Worten ſtach er mit ſeinem Speer nach ihm, und warf ihn aus dem Sattel, ſo daß er vom Pferde herunter fiel. Maller ergriff ihn und zog ihm den Helm ab. Otto hatte nun dem Könige bei allen Heiligen geſchworen, er wolle ihn nicht verlaſſen, da er ihn aber unten liegen ſah, da hätte er nicht König Salomons Schätze genommen, den Maller zu verhindern. Dieſer holte mit dem Schwerdte aus und wollte Orſchier den Kopf abſchlagen, da eilte Lother hinzu und hielt ſeinen Arm. Lieber Maller, tödte mir den König nicht, übergib ihn mir. Maller that es ungern, doch folgte er Lothers Worten und ließ den König los. Edler König, ſprach Lother, ihr ſeht nun, was des Otto Reichthümer euch helfen, ihr habt euch ſelbſt betrogen. Da ſchickte er ihn in ſein Zelt, und ließ ihn genau bewachen.

Otto ſchaute hin und her, und wäre ern weit weg geweſen, aber er konnte vor em Volke nicht herauskommen. Maller drang mmer weiter ein, endlich ſah er Otten, und achte ſich Raum um zu ihm zu gelangen; es ward Otto gewahr, und bat einen Lembardiſchen Ritter, die Waffen mit einander zu tauſchen. Ich will es dir wohl lohnen, lieber Ritter, ſagte er, denn ich möchte Mallern nicht erwarten, für kein Gut in der Welt. Der Ritter war der kühnſte und tapferſte unter den Lombarden, er tauſchte ſogleich die Waffen mit Otto, und dieſer zog ſich aus dem Streit gegen die Stadt zu. Maller kam nun auf den Lombardiſchen Ritter zu, und gab ihm einen ſolchen Streich, daß er todt vom Pferde fiel. Nun meynte Maller, es ſey Otto, und ſchleifte ihn nach dem Zelte, um ihn dem Lother zu überliefern. Das Volk meynte auch, Otto ſey erſchlagen, und zogen ſich zurück. Maller zog, als er in ſein Zelt war, dem Erſchlagenen den Helm ab, da er nun ſah, daß es Otto nicht war, da ärgerte er ſich ſehr. Einen verzagteren Buben, rief Lother, gibt es nicht auf Erden, als dieſen Rothkopf.

Nun ließ Lother König Orſchier kommen und ſagte: Edler König, ich mag euch kein Leides thun, ich weiß wohl, daß mein Vetter Otto euch gerathen hat ſo thöricht zu handeln. Ihr ſeyd ein verſtändiger Mann, bedenkt, daß ich eurer Tochter vor dem Altar von dem Prieſter bin zum ehelichen Gemahl gegeben worden; ihr wißt, daß keine Ehe zu ſcheiden iſt, der Tod ſcheide ſie dann. Ich ſchwur ihr Treue vor dem Altar, bei dem Gott, der für uns die Marter litt. Was alſo auch geſchehen mag, und was ihr mir auch thun mögt, ich werde euch nie Uebels erzeigen, und euch immer als meinem Schwäher ehrerbietig begegnen. — König Orſchier, als er Lothern ſo reden hörte, fiel vor ihm ieder, umfaßte ſeine Kniee, und wollte ihn m Verzeihung bitten; Lother gab dies aber icht zu, dazu war er zu tugendhaft. — Gefällt es euch, ſprach Orſchier, ſo will ich nach Konſtantinopel reiten und will euch morgen die Pforten öffnen laſſen, und Otto in eure Hand liefern. — Reitet in Gottes Namen, Herr König. — Ey, das ſoll er wohl nicht! rief Maller ein; ich werde ihn nicht reiten laſſen, er habe mir dann in meine Hand vorher gelobt, was er euch verſprach; denn wer ſo oft gelogen hat als er, dem kann man nicht ſo leicht trauen.

Nun gelobte Orſchier mit lauter Stimme, und vor allen Anweſenden bei ſeinem königlichen Ehrenwort, daß er dem Heere wolle die Thore von Konſtantinopel öffnen und ihnen den Otto ausliefern. Darauf ließ ihn Maller reiten; Lother begleitete ihn, und indem ſie Beide zuſammen ritten, erzählte ihm Lother, wie er der Pilgrim ſey, der Herna erſchlagen und ſeine Tochter erlöst. Da weinte König Orſchier als er dieſe Erzählung anhörte, und ſegnete den Lother für ſeine Treue und ſeinen Heldenmuth.

Sobald als König Orſchier in Konſtantinopel auf ſeinem Pallaſt angekommen war, ſchickte er einen Haufen Gewaffneter nach Otto, um ihn zu ſuchen und zu fangen. Sie fanden den Rothkopf in einer Kammer verſteckt, da lag er und ſchlief. Er ward gebunden vor den König geführt. Was heißt denn das? fragte er. — Geſtern haſt du arger Schalk mich verlaſſen, ſprach der König, als du mich in großer Noth ſaheſt, und nun, bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, ich überliefere dich deinem Vetter Lother und Maller, ſeinem Geſellen. Nun erſchrack Otto ar ſehr, ſchrie und weinte, aber es half hm nichts, er ward mit Händen und Füßen ſt an einer Säule gebunden.

Darauf ließ der König die Pforten weit uſthun, und ließ Lother mit ſeinem Heere einziehen. Zormerin lief Lothern entgegen, und Scheidechin Mallern, ſie umarmten ſich mit Liebe und gar großer Freude. Maller, fing Scheidechin an, ich glaubte ſchon, ihr würdet euch eine andere Jungfrau erworben haben. Liebes Weib, antwortete ihr Maller, und hätte ich ihrer hundert erworben, du wärſt doch und bliebſt die Gebieterin. Aber ſey ruhig, ich habe mich wohl gehütet, und bin dir immer treu geblieben. — Sie zogen nun mit großer Freude, und unterm Getön von Pfeifen und Cymbeln und Spielen aller Art, nach dem Pallaſt, ſo daß es ein Wunder war zu hören. Lieber Gemahl, ſprach Zormerin, ich wünſchte nun, an dem böſen Schalk, Otto, gerächt zu ſeyn, aber ich weiß wohl, ihr werdet das niemals ſelbſt thun, darum bitte ich euch, traget es euerm Freund Maller auf, denn ich ſchwöre zu Gott, ich will nicht eher Speiſe oder Trank genießen, bis Otto nicht mehr lebt.

bey den öffentlichen Volksfeſten und olympiſchen Wettkämpfen nach doriſcher Sitte allgemein eingeführt war, und im Gegenſatz aſiatiſcher und joniſcher Verhüllung von den Alten ſelbſt, welche der Einführung jener Sitte noch nahe genug ſtanden, als das eigentliche Merkmahl helleniſcher Sinnesart betrachtet und bezeichnet ward [70]). Dieſe Nacktheit, und die gymnaſtiſchen Übungen der Jungfrauen gehören zu den Sonderbarkeiten der doriſchen Sitten; und ſelbſt nach heidniſcher Götterlehre und Anſicht von dem Göttlichen ward es als etwas Auffallendes bemerkt, wenn Philippos von Kroton, der ſchönſte aller Hellenen ſeiner Zeit und Sieger in den olympiſchen Spielen, wegen der Schönheit ſeiner Geſtalt zu Egeſtä als Heros verehrt, und ihm als ſolchen ein Tempel erbaut und Opfer gebracht wurden [71]). So ganz vorherrſchend war die Idee und begeiſterte Liebe des Schönen in dem doriſchen Leben. In Beziehung auf die beſondern Sitten des weiblichen Geſchlechts aber muß man dagegen auch den Antheil der doriſchen Frauen an aller edlen Bildung ruhmwürdig bemerken. Sie dachten männlich und waren groß geſinnt, wie uns dieſes in ſo vielen Erzählungen und Zügen von ſpartaniſcher Aufopferung und ruhmvoller Vaterlandsliebe von dem lakoniſchen und anderm doriſchen Frauengeſchlecht geſchildert wird. Vorzüglich aber war ihnen auch die geiſtige Kunſt des Schönen und der Geſang der Muſe befreundet; unter den Lehrern des erhabenen Pindaros wer-

---

[70]) Die Hauptſtelle beym Thukydides iſt bekannt. Vergl. Plat. de legg. lib. V. 78; Herod. Terpsich. 47.

Lother rief ſeinen Geſellen Maller, und ſprach: Ich bitte dich, du wolleſt Otto den Kopf abſchlagen, denn ich wollte um keinen Preis meine Hand an ihn legen. — Herr, antwortete Maller, habe ich nur erſt Urlaub von euch, für das übrige laßt mich ſorgen. Damit band ihn Maller von der Säule ab, und führte ihn an einem Arm die Stiege hinab; Otto ſah aus als ob er ſchon geſtorben wäre. Er ward hinaus an den Galgen geſchleppt und aufgehängt.

Sie lebten nun in großer Freude zuſammen; Lother und Zormerin, Maller und Scheidechin waren die glücklichſten Eheleute die man ſehen konnte; auch ward Jungfrau Synoglar mit Dietrich, dem Baſtart von Karthago, vermählt. Bald darauf nahmen König Galven und ſein Sohn Otger, König Anſys und die übrigen Herren, vom Hof zu Konſtantinopel Abſchied und ein jeder begab ſich wieder in ſeinLand.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Bürger von Konſtantinopel und das ganze Griechenland, erwählten Lother von Frankreich zum Könige; denn König Orſchier war ein alter Mann, und mochte nicht länger regieren. Als nun Lother zum König und Kaiſer von Griechenland gekrönt war, und deßhalb große Feſte und Gaſtirungen hielt, da kam ein Botſchafter vor ihn, der knieete nieder und ſprach: Gott, dem alle Dinge bekannt ſind, der wolle den Kaiſer und die ganze Ritterſchaft heut und alle künftige Tage in ſeinen Schutz nehmen. — Gott grüße dich, lieber Bote, ſprach der Kaiſer, ſage an, was bringeſt du uns? — Herr, ich bin zu euch geſandt von dem frommen Bonifacius unſerm geiſtlichen Vater. Er entbietet euch durch mich, daß ihr ihm doch wollet zu Hülfe kommen; vierzehn heidniſche Könige haben Rom belagert, unter ihnen iſt der Sultan von Babilonien, und der König von Mohrenland, der ſo ſchwarz iſt, wie auch ſein Volk, daß ſie den hölliſchen Teufeln gleichen. Sie haben dreißigtauſend Gewaffnete, und beſonders ſind der ſchwarzen Teufel ſo viel, ſie beſetzen die ganze Gegend, und verwüſten das ganze Römerland. Darum bittet euch unſer geiſtlicher Vater, ihr möchtet ihn in der größten Noth nicht verlaſſen. Es betrifft die ganze Chriſtenheit. — Lieber Bote, hat der heilige Vater nicht zu meinem Bruder Ludwig, dem Könige in Frankreich geſchickt, und ihn um Hülfe angerufen? — Herr, ich glaube wohl, es iſt auch zu ihm geſchickt werden, aber ich weiß nicht ob er kömmt oder nicht, denn man ſpricht allgemein, er ließe ſich von böſen Verräthern verleiten, und thue nach ihrem Rath.

Da ſchickte Lother den Boten mit der Antwort zurück: er wolle in Kurzem mit ſeiner ganzen Macht dem heiligen Vater zu Hülfe kommen. Maller erbot ſich gleich mit ihm zu ziehen, denn ihn verlangte ſehr, einmal wieder gegen die Heiden zu ziehen. Ich ſcheide nie von euch, Herr, ſagte er, der Tod müßte uns denn ſcheiden. — Dafür ſey Gott gelobt und gedankt, ſagte Lother. Geſegnet iſt die Stunde, in welcher du mein Geſell wardſt. — Lother ſchrieb ſogleich Briefe an alle ſeine Fürſten und Grafen, ſo weit ſein Land reichte, und ließ ſie nebſt allen ihren Gewaffneten entbieten, und als ſie in kurzer Zeit ſich zuſammen in Konſtantinopel verſammelt hatten, da nahm Lother von ſeiner Gemahlin Abſchied, ſie weinte bitterlich als er fortging, auch ſah ſie ihn dann nimmer wieder. Maller nahm auch Abſchied von ſeiner treuen Scheidechin. Der Abſchied war bitter und ſehr ſchmerzhaft für die vier Eheleute, die ſich ſehr von Herzen lieb hatten.

Lother und ſein Heer ſtiegen zu Schiffe, und kamen mit gutem Wind bis zum Römerland, dann ſtiegen ſie aus, und ritten nach Rom. Vorher ſagte Lother zu Mallern:" Ich will dem Pabſt klagen über meinen Bruder Ludwig, daß er ſein Reich nicht mit mir theilt, und daß er mir nicht aus dem Gefängniß zu Pavia hat helfen wollen. Verhilft mir dann der Pabſt nicht zu dem Meinigen, ſo will ich mir mit gewaffneter Hand wohl Recht verſchaffen.

Als ſie vor Rom ankamen, da fanden ſie die Heiden eben im harten Streit mit den Chriſten begriffen. Höre ich recht, ſprach Lother, ich vernehme ein Geſchrei Montjoye, das iſt der Franzoſen Feldgeſchrei; geſchwind, lieber Maller, laßt uns hinzu, denn ich gönne es den Franzoſen nicht allein, den Tag zu gewinnen. Sie ſtürmten nun in hellen Haufen hinzu, und fielen den Heiden in den Rücken, die dadurch in gar großes Gedränge geriethen; die Hiſtorie ſagt, ohne Lother und Maller wären die Franzoſen den Tag geſchlagen worden. Lother ſah einen Haufen Heiden, die da ſehr hart ſtritten, und hörte die Franzoſen Montjoye rufen, da drang er ein, wo der Haufen am dickſten war, da ſah er ſeinen Bruder Ludwig von Heiden umringt, zu Fuß fechtend; ſein Pferd war erſchlagen, und er ſelber ſehr verwundet. Lother erkannte ihn ſogleich an ſeinem Wappen; da er ihn in ſolcher Noth erblickte, da vergaß er ſeinen Unwillen gegen ihn, ſchlug um ſich her auf die Heiden, mit ſolcher Kraft und Wuth, daß es bald weiter um Ludwig ward; die Heiden flohen vor Lother wie der Teufel vor dem Weihwaſſer, er war aber auch ein gar tapfrer Ritter, er ſchlug dem, der das heidniſche Panier führte, den Arm mit der Schulter herunter, ſo daß der Arm ſammt dem Panier auf die Erde fiel. Deſſelben Heiden ſein Pferd faßte er, und führte es König Ludwig zu. Ludwig ſaß auf, und betrachtete Lother, da ſah er, daß dieſer das griechiſche und das franzöſiſche Wappen im Schilde führte. Das griechiſche Wappen war ein Greif, halb von Gold und halb von Silber, nebſt einem Seſſel, dieſer Seſſel bedeutete das Gericht. Lieber Freund, fing Ludwig an, wie iſt euer Name? Darnach muß ich billig fragen, weil ihr mich habt vom Tode erlöſt; zudem ſehe ich Frankreichs Lilien auf euerm Schild, nebſt dem griechiſchen Greifen, welches mich ſehr Wunder nimmt. — Ich will euch meinen Namen nicht verhehlen, ſprach Lother. Einen Greif führe ich, denn ich bin ein Kaiſer in Griechenland, und ſo führe ich die Lilien, weil ich ein Sohn bin König Karls von Frankreich.— Da erſchrack Ludwig gar heftig. O lieber Bruder, rief er, ich bitte euch um Gnade, denn ich habe gegen euch gehandelt, ich bekenne es, und will es nach euerm Willen und Begehren beſſern. Ihr habt mir viel Liebe bewieſen, die ich euch verdanke, aber ich habe es nicht um dich verdient. — Von dieſer Bitte ward Lother ſein Herz bewegt. Bruder, ſagte er, ich verzeihe euch, was ihr gegen mich gethan, wiewohl ihr unſer väterliches Erbe gar ungleich getheilt habt; Ihr habt Frankreich, und dazu das Kaiſerthum von Rom. Seyd ihr es nun zufrieden, ſo wollen wir dem Pabſt zu Rom unſre Sache vorlegen, und er mag über uns entſcheiden, und theilen. Es geſchehe alſo, ſprach König Ludwig.

Nun ritten ſie wieder in den Streit, und ſchlugen muthig alle Heiden, die ihnen zu nahe kamen; auch Maller that denſelben Tag viel herrliche Thaten, und erſchlug viele heidniſche Rieſen. Der Pabſt ſtand auf der Mauer, und bat beſtändig zu Gott um Sieg und Schonung der Chriſten. Als es nun Nacht ward, da ritten die Herren zuſammen und hielten Rath, was ſie nun thun wollten. Da gab ihnen Maller den Rath, daß ſie einen Waffenſtillſtand mit den Heiden ſchließen ſollten, um die Todten zu begraben, die ſonſt ſo übel riechen würden, daß eine Peſt im Lande entſtehen müſſe. Dieſen Rath genehmigten Alle; ſie ſandten einen Herold zu der Heiden Lager, und ließen einen Waffenſtillſtand von vierzehn Tagen vorſchlagen, welches die Heiden auch zufrieden waren. — Darauf zog das chriſtliche Heer in Rom ein, wo ſie vom Pabſt mit großer Ehre empfangen wurden; er ging ihnen entgegen und gab ihnen den heiligen Segen. Er ſprach zu König Ludwig: Seyd mit Gott willkommen, mein Sohn, in dieſem fremden Lande, ich bedürfte eurer gar ſehr. Damit ging er weiter, und ſprach zu Lother: Seyd mit Gott willkommen, mein lieber Sohn, ich habe vieles ſchon von euch vernommen, ihr ſeyd ein Schirm und Schwerdt der ganzen Chriſtenheit, und der Gerechtigkeit. Ihr ſehet euerm Vater ſehr ähnlich. Er hat euch ſieben Jahre lang verbannt, aber das iſt nun vorbei, und ſoll euch weiter nicht ſchaden, denn ihr und euer Bruder, ihr ſollt euch in das väterliche Erbe theilen. Heiliger Vater, ſprach König Ludwig, wir haben uns beide vorgenommen, die Sache eurer Entſcheidung den außer dem großen Muſiker Laſos und dem kunſterfahrnen Simonides, auch die doriſchen Dichterinnen, Korinna und Myrtis ruhmvoll genannt. Ward aber von der einen Seite bey den doriſchen Völkern auch das zartere Frauengeſchlecht durch männliche Bildung geadelt und ſtark gemacht, ſo ſehen wir von der andern Seite ſelbſt die Gebräuche des Kriegs und die Sitten der Schlacht bey dieſem wunderbaren helleniſchen Stamm durch ein eignes Gefühl des Schönen beſeelt und gezügelt. Dem Eros opferten die Kreter, durch Jünglinge von auserwählter Schönheit, vor dem Kampf, die Könige der Spartaner aber brachten den Muſen das Opfer beym Anbeginne der Schlacht, wie zu einem feſtlichen Götterſpiele. Unter einem mächtigen, aber ſanften Geſange rückten ſie in den Kampf, feſtlich geſchmückt und mit Myrthen bekränzt. Die, welche in den olympiſchen oder andern geweihten Feſtſpielen als Sieger den Kranz errungen, ſtanden und fochten zunächſt um den König in der Ordnung des Heers 72). Im peloponneſiſchen Kriege unterbrachen ſie einmahl den blutigen Kampf um die Oberherrſchaft und ſchloſſen einen Waffenſtillſtand, um vierzig Tage lang das ſchöne Götterfeſt des holden Hiacynthos zu feyern, jenes geliebten Jünglings, den Apollo unvorſichtig im jugendlichen Spiel getödtet, und verwandelnd ſein Andenken in der Blume dieſes Nahmens verewigt hatte. So war alles bey ihnen in einem Sinne und Gefühl des Schönen geſtaltet und das ganze doriſche Leben ſelbſt war in des Friedens wei-

---

72) Plutarch. Sympos. Lib. II. quaest. 5.

zu überlaſſen. Habe ich gegen meinen Bruder gefehlt, ſo will ich es vergüten, und bitte ihn wegen jeder Beleidigung um Verzeihung.

Wohl geſprochen, lieber Sohn! antwortete der Pabſt. Nun gingen ſie zuſammen in den päbſtlichen Pallaſt, und ſetzten ſich zu Tiſch, wo ſie alle gar treflich bedient wurden.

Nach verfloßnem Waffenſtillſtande zogen die Chriſtenvölker wieder heraus gegen die Heiden. Von dieſem Tage, und der greulichen Schlacht, wo viel tauſend Chriſten und noch viel mehr Heiden ihr Leben verlieren mußten, wäre gar viel zu ſagen. Ehe die Chriſten aus Rom zur Schlacht gezogen waren, hatten ſie mit großer Andacht Meſſe gehört, welche der Pabſt ihnen geleſen, dann hatten ſie auch reiche Opfer gebracht; der Pabſt gab ihnen den heiligen Segen, und beſtrich ſie in Andacht mit den heiligen Reliquien. Der Sieg war ihre, und die Heiden wurden alle erſchlagen, die ſich nicht mit der Flucht retteten. Nun zogen ſie alle wieder in Rom ein, wo der Pabſt ſie mit großer Ehre und in Fröhlichkeit empfing. Die Leichname der Chriſten wurden alle in geweihter Stätte begraben, die der Heiden aber den reißenden Thieren und den Vögeln Preiß gegeben.

Der Chriſten Seelen wolle Gott tröſten,
Und der Teufel die Heiden röſten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Vierzehn Tage waren Lother und die übrigen zuſammen zu Rom geweſen, als ein Bote ankam, der dem Kaiſer Lother einen Brief brachte. Lother gab den Brief ſeinem Schreiber, daß er ihn ihm vorleſen möchte, und als dieſer ihn geöffnet, und anfing zu leſen, da weinte er gar bitterlich. Was iſt euch, Schreiber? Weswegen weinet ihr? — Herr, ſprach der Schreiber, König Orſchier und euer Schwäher meldet euch, eure Gemahlin, Frau Zormerin, ſey todt; ſie iſt von einem Kinde entbunden worden, das ſo groß war, daß man es von ihr ſchneiden mußte, davon iſt ſie geſtorben, und man beſorget ſehr, das Kind möchte auch nicht leben bleiben.— Da fiel Lother vor Schrecken ohnmächtig zur Erde nieder, und verblieb darin ſo lang, daß man meynte er ſey geſtorben. Da er endlich wieder zu ſich kam, da zerraufte er ſein Haar, und war in großes Leid verſenkt um ſeine ſchöne Gemahlin; König Ludwig lief hinzu, und verſuchte es, ihn zu tröſten. Aber Lother hörte nicht auf die Worte, die man zu ihm redete. — Ach du ſchöne, du getreue Zormerin! ſo klagte er immerfort; ach mein geliebtes Ehegemahl, nie kann ich dich vergeſſen, und deine große Liebe die du zu mir trugſt! Ach Tod! warum haſt du uns getrennt, warum haſt du der Welt genommen die Schönſte und die Huldreichſte, die Frömmſte und Tugendſamſte, die je auf ſie gekommen? Ach Tod, mich, mich hätteſt

du nehmen ſollen viel eher als ſie! — Ihr
ſolltet euch in Gott ergeben, ſprach König
Ludwig, denn was Gott will, das muß geſchehen.
— Ach Bruder, ich bin zum Unglück
geboren, nun habe ich die verloren,
die ich ſo einzig habe geliebt. O Erde, thu
dich auf, verſchlinge mich in deinen Abgrund.
— Und nun raufte er wieder ſein Haar,
nd rang die Hände; nie iſt wohl eines
Mannes Herz ſo hart geboren, hätte er
en Jammer geſehen, und Lothers Klage ge-
rt, es hätte ihn erbarmen müſſen. Zwei
age und zwei Nächte klagte er ſo, daß
emand ihn zu tröſten wagte. Am dritten
ge ward er etwas ſtiller. Nie iſt ein
d ſo groß, man muß ſeiner doch vergeſ-
; das können wir auf Erden wohl täg-
ſchauen, an Männern ſo wie auch an
mmen Frauen.

Der Pabſt ſchickte nach den beiden Brüdern, Lother und Ludwig, und nach den andern Fürſten, die mußten ſich alle bei ihm verſammeln. Lieben Söhne, fing der Pabſt an in der Verſammlung zu reden: ihr ſeyd beide Kaiſer Karls von Frankreich Söhne. Die Franzoſen haben Ludwig zu ihrem Herrn und König erkohren, Lother aber hat von ſeinem ganzen väterlichen Erbe nicht eines Sporns werth. Doch iſt er Kaiſer Karls leiblicher Sohn, und kein Baſtart, wir halten ihn nicht dafür. Nun, ihr lieben Herren und Freunde, was bedünket euch dazu? ſagt mir eure Meynung; mich bedünkt es billig: Ludwig bleibe König in Frankreich, und ließe Lother Kaiſer in Rom ſeyn. — Heiliger Vater, fing König Ludwig an, euer Rath dünkt mich gut, und ich will ihn befolgen. — So dachte der Pabſt die beiden Brüder zu vereinigen, aber um dieſer

Vereinigung willen wurden in der Folge mehr als zweimalhunderttauſend Menſchen erſchlagen. — Es waren viele ſchlechte und boshafte Menſchen unter den Räthen König Ludwigs, die noch zu Lothers alten Feinden gehörten, dieſe erſchracken ſehr, daß Ludwig dem Pabſt ſo folgſam war, und daß er dem Lother das Kaiſerthum ſo willig abgetreten hatte, und hieraus entſtand großes Unglück, und der blutigſte Krieg der jemals
ſt geführt worden.

Lother ward auf den päbſtlichen Stuhl
ehoben, ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt
eſetzt, und in die eine Hand das Schwerdt,
die andere der Reichsapfel gegeben. Da
ſchah dem Lother große Ehre, denn er
rd zum römiſchen Kaiſer mit vieler Feſt-
keit und großem Pomp gekrönt, aber er
r dennoch nicht vergnügt, und da jedermann
liches Herzens war, da war er es nicht,

um ſeiner Gattin willen, die er Nacht und Tag nicht aus dem Sinne verlohr, und im Herzen gar tief betrauerte.

Nicht lange hernach, da nahm König Ludwig Urlaub vom Pabſt, um wieder nach Frankreich zu reiſen. Er ging auch zu Maller und nahm von ihm Abſchied, denn Maller lag an ſeinen Wunden krank im Bette, er hatte in der letzten Schlacht wohl an dreißig Wunden erhalten, die alle gefährlich waren. Zuletzt kam König Ludwig auch zu ſeinem Bruder, dem Kaiſer, um ſich von ihm zu beurlauben. Er umarmte ihn und küßte ihn gar zärtlich, dann ſprach er: Lieber Bruder, nehmt keine andre Ehefrau, ihr habet mich dann um Rath darüber gefragt, darum bitte ich euch gar ſehr. — Mein Bruder, antwortete Lother, das thäte ich nicht, um viele Tonnen Goldes, denn hättet ihr mich gefragt, ehe ihr eure Gemahlin freytet, ich würde euch wahrſcheinlich nicht dazu gerathen haben. — Hierauf antwortete König Ludwig nicht, ſondern er beurlaubte ſich beim Kaiſer, und ritt nach Frankreich zurück.

Jene falſche Verräther, Lothers Feinde, die ſprachen nun zu Ludwig: O Herr, wie thöricht habt ihr gehandelt, daß ihr das Kaiſerthum habt von der franzöſiſchen Krone getrennt. Ihr habt ihr die größte Herrlichkeit geraubt, und werdet nun doch niemals Freundſchaft und Vertrauen mit euerm Bruder haben können, und eure Erben werden es in Jahrhunderten entgelten müſſen. Das Kaiſerthum wird ſich nun über die franzöſiſche Krone weit erheben, und dieſe wird ſich gar nicht mehr frei bewegen können. Nein, nie hat ein König ſchmählicher gehandelt; Kinder die jetzt noch ungeboren ſind, die werden eure Seele noch deswegen verfluchen. —

Solche Reden führten die Verräther ſo oft gegen den König, und er mußte ſo viel davon reden hören, daß er endlich anfing ſeinen Bruder Lother im Herzen zu haſſen. — Da ſie ihm nun riethen, Lothern zu verrathen, und mit Krieg zu überziehen, ſprach Ludwig: Ihr ſeyd meine geheime Räthe und vertraute Freunde, aber davon ihr redet, das will ich gar nicht wiſſen, ſprecht mir alſo nicht mehr davon, ich gebe es nicht zu.

Die Verräther waren mit dieſem Beſcheide übel zufrieden; ſie hätten dem Lother gerne ein Leids gethan, ſie konnten es nicht vergeſſen, daß er ehedem bei ihren Weibern und Töchtern gefunden ward. Dem Könige ſagten ſie dieſesmal nichts mehr, aber ſie beſchloſſen unter ſich, daß ſie des Königs Gemahlin, Weisblume, auf ihre Seite ziehen wollten, damit dieſe den König, ihren Gemahl, dazu bringe, daß er ſeine Einwilcher Ruhe, nur wie ein gymnaſtiſches Feſtſpiel, glänzend in aller Blüthe der Muſenkunſt; der Krieg aber einem olympiſchen Wettkampf um den Siegerkranz des unſterblichen Ruhms zu vergleichen. Wohl mag man es in dieſem Sinne verſtehen, wenn noch der redliche Plutarchos, in Erforſchung der alten doriſchen Zeit und Sitte vertieft und einheimiſch geworden, ſagt:" die tapferſten Völker ſeyen die geweſen, welche am meiſten von der Liebe beſeelt waren [73], wie jene doriſchen Völker, die Thebaner, Lakedämonier und Kreter; weil nämlich die Begeiſterung der männlichen Freundſchaft, die hohe Ruhmbegierde und innige Liebe des Vaterlandes, vor allem aber das gemeinſame Leben im würdevollen Gefühl des Schönen, das Eine war, wovon alles bey dieſen Völkern ausging, im Krieg wie im Frieden, im Staat wie in der Kunſt, in der alten Sage und im Kampfe der Gegenwart, in der Ordnung des Geſetzes und in der Bildung der Einzelnen.

Der Gang der Unterſuchung hat uns mitten in den Gegenſtand hineingeführt, und in der That läßt ſich das doriſche Leben in ſeiner Fülle und Eigenthümlichkeit nur in ſolchen einzelnen Zügen, als ein Ganzes lebendig erfaſſen. Nur in dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange und nur aus dem doriſchen Leben ſelbſt, läßt ſich ſodann auch das eigenthümliche Weſen des doriſchen Staats richtig begreifen. Wenn uns die Philoſophen dieſe doriſche Verfaſſung als eine Ariſtokratie der Tugend und durchaus wohlgeordnete Geſetzgebung preiſen, um ſie der anarchiligung gäbe. Wenn eine Frau einen Mann hat, der ſie von Herzen liebt, die bringt ihn wozu ſie will; je weiſer der Mann iſt, zu deſto größrer Thorheit ſie ihn verleiten kann.

---

[73] Plutarch. Amator. Vol. IX., p. 57. ed. Reiske.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Nachdem Ludwig von Rom gereiſt war, bekam Lother eine Botſchaft, ſein Sohn wäre am Leben, und ſey friſch und geſund; er habe zwei rothe Kreuze mit auf die Welt gebracht, auch ſey ſein rechter Arm, mit dem er das Schwerdt führen ſollte, ganz roth wie Blut, der andre Arm aber ſey weiß. Dieſer Botſchaft war Lother froh, und ſagte zu Maller: Lieber Geſelle, ich muß nach Konſtantinopel reiten, und muß meinen Sohn ſehen. Laß dich unterdeſſen von den Aerzten wohl pflegen, daß du geneſen mögeſt. Lieder Herr, ſprach Maller, ich bitte euch, bringt mir Scheidechin, meine Hausfrau, mit der zu mir. Das ſoll geſchehen, ſprach Lother; hiermit ritt er fort, ſetzte ſich zu Schiffe, und fuhr ohne Aufenthalt nach Konſtantinopel.

Als König Orſchier und Lother ſich wiederſahen, da fingen Beide an gar ſehr zu weinen, und ihr Beider Leid ward wieder erneut um die ſchöne Zormerin. Die Amme brachte Lothern ſeinen kleinen Sohn herbei; Lother nahm ihn auf ſeine Arme, und ſah ihn an, da floſſen ſeine Thränen reichlich über das Kind: Marphone, du lieber Sohn, ſprach er, die ſchönſte frommſte und treueſte Frau auf dem Erdboden die mußte um deinetwillen ſterben. — Bei meiner Treue, ſagte König Orſchier, der Name ſoll ihm bleiben. Marphone bedeutet auf deutſch:

Weh daß du geboren. — Zwanzig Monate blieb Lother zu Konſtantinopel, dann beurlaubte er ſich bei ſeinem Schwäher, um wieder nach Rom zu reiſen. Beim Abſchiede ſagte ihm König Orſchier: er wolle Marphone in Konſtantinopel bei ſich behalten, und ihm das griechiſche Kaiſerthum geben; er ſolle wieder eine Frau nehmen, um einen Erben für das römiſche Reich zu haben. — Ich will euch gehorchen, antwortete Lother, aber nie werde ich eine Frau lieben, wie ich die treue Zormerin liebte. — Da blieb Marphone zu Konſtantinopel, und ward ſchön und groß, Lother aber reiſte mit Scheidechin, Mallers Ehefrau, nach Rom. Hier fanden ſie Mallern wieder völlig hergeſtellt, und die Freude die er hatte, Scheidechin wieder zu ſehen, war ſehr groß.

Lother verlebte nun noch vier Jahre zu Rom, und zog mitunter gegen die Heiden, denen er vielen Schaden zufügte. Eine Ehefrau zu nehmen, konnte er ſich aber nicht entſchließen, Zormerin lebte immer noch in ſeinem Herzen. Unterdeſſen hatten die böſen Verräther nicht geruhet; ſie brachten Weißblume, die Königin von Frankreich, dahin, daß ſie ihren Gemahl beredete, und er gab endlich nach vielem Zögern ſeine Einwilligung zum Kriege. Auch Lother verſammelte ein großes Heer; viele Herren und Fürſten kamen ihm zu Hülfe. Auch Marphone, Lothers Sohn, der unterdeſſen ein ſtarker mächtiger Ritter, und nach König Orſchiers Tode Kaiſer von Griechenland geworden war, kam ſeinem Vater mit einem mächtigen Heere zu Hülfe; auch Maller und die Seinigen fehlten nicht. So ward der blutigſte Krieg geführt, wo Chriſten gegen Chriſten fochten, von dem je iſt erhört worden. Viele Jahre dauerte der Krieg, wo ganze Länder zerſtört, Kirchen und Kloſter verbrannt, und mehr denn ſechsmalhunderttauſend Chriſten ihr Leben verloren, deren Blut die Ströme und Flüſſe im Lande roth färbten. Endlich verſöhnte ſich Lother ſanftmüthig mit Ludwig, nachdem die verrätheriſche Räthe alle gefangen und getödtet waren.

Dann nahm Marphons wieder Abſchied von ſeinem Vater Lother, und zog wieder mit ſeinem Heer nach Konſtantinopel. — Maller bekam Botſchaft, wie ſeine liebe Ehefrau, Scheidechin, geſtorben ſey, da trauerte er viel um ſie, und beweinte ſie aufrichtig, konnte auch nimmer froh werden von da an, und da er ſeinen Herrn und Freund Lother auf Lebenszeit unglücklich wußte. Es kam ihm in den Sinn, er möchte wohl Vater und Mutter noch einmal ſehen, er beurlaubte ſich alſo von dem Kaiſer Lother, und ritt nach Montſyſſon. Vorher mußte er aber Lothern verſprechen, wieder nach Rom zu kommen, und nicht zu lange zu verweilen. Zu Montſyſſon fand er ſeinen Vater und ſeine Mutter, auch ſeinen Bruder, König Anſys und ſeine Söhne, auch den wilden Baſtart, Dietrich von Karthago. Sie alle freuten ſich ſehr, Mallern wieder zu ſehen, er aber konnte keine Freude mehr haben; da er kaum vier Wochen bei ihnen ſich aufgehalten hatte, da ſagte er, er wolle wieder nach Rom zu Kaiſer Lother, nahm Abſchied von allen Freunden, küßte ſeine Mutter mit weinenden Augen, und ritt fort. Als er vor die Stadt kam, da ward ſein Herz ſo gar mit Traurigkeit umfangen, und ihn gereute ſo ſehr alle das Chriſtenblut das er vergoſſen, daß er vom Pferde abſteigen, und ſich niederſetzen mußte. Hier dünkte ihm, als rief eine Stimme vom Himmel ihm zu, er ſolle ein Einſiedler werden, ein hartes Leben führen, und ſeine Sünden im Gebete und in der Einſamkeit büßen. Da ließ er ſein Pferd laufen, ging tief in den Wald hinein, wo keines Menſchen Fuß je hinkam, und hier lebte er als ein Einſiedler, ſchlief auf der harten Erde, trug den eiſernen Harniſch auf ſeinem bloßen Leib, ohne ihn abzulegen, weder bei Tag noch bei der Nacht; aß wilde Wurzeln, die er ſich ſelber ausgrub, trank Waſſer, und kaſteyte ſeinen Leib ſehr.

Kaiſer Lother war zu Rom, und wunderte ſich ſehr, daß Maller ſein Geſelle nicht wieder kam. Und als es ſich gar zu lange verzog, da ſaß Lother ſelber auf mit einigen Geſellen, und ritten nach Montfoſſen, um nach Maller zu fragen. Keiner aber wußte etwas von ihm, ſondern ſie meynten alle, er müſſe in Rom ſeyn, und der Schrecken war gar groß, als ſie von Lother vernahmen, er ſey nicht daſelbſt angelangt. Lother und die andern ſuchten ihn überall im ganzen Lande, aber er ward nirgend gefunden; da legte ſich Roſemunde, Mallers Mutter, nieder, und ſtarb vor groſſem Leide um ihren Sohn. Lother ritt wieder nach Rom. Drei Jahre gingen noch wohl darüber hin, und man konnte nichts von ihm erfahren. Da ward auch Lother krank, und wäre beinah vor Gram geſtorben; er klagte und weinte ohne Unterlaß um ihn; und ſo oft jemand von Maller redete oder ſeinen Namen nannte, da mußte er immer wieder aufs neue weinen. Endlich ward er ſo krank, daß er zu Bette liegen mußte, und er ward ganz ſchwach von Sinnen. Da ſagten die Aerzte: er müſſe die große Klage zu führen aufhören.

Lother ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche den Befehl ergehen, niemand ſolle von Maller ſprechen oder ſeinen Namen nennen; wer den Namen nennte, der müßte ſterben. Da ward alſo Mallers vergeſſen, und ſein Name nicht mehr gedacht. Nach drei Jahren, da war es gerade die Zeit, daß man die heilige Veronica in Rom vorzeigte, dieſe ward nur alle hundert Jahre einmal gezeigt. Nun gedachte Maller auch nach Rom zu gehen, um die heilige Veronica zu ſehen. Er kam zu Rom an, und hatte einen langen Bart, ſein Antlitz war bleich, und ohne Farbe oder Licht, denn er hatte in dreien Jahren keine menſchliche Speiſe zu ſich genommen, und hatte kaum ſein Leben erhalten. Er ging wie ein Pilger gekleidet, keiner ſeiner Freunde hätte ihn ſo erkannt. Er ging ſogleich nach der St. Peterskirche, und ſah Lother, ſeinen Geſellen, alle Tage ſchen Volksherrſchaft, die zu ihrer Zeit ſo herrſchend geworden war, entgegenzuſtellen; ſo haben ſie ihren eignen Staatsbegriff von weiſer Gerechtigkeit hineingetragen, wie ſie hinwieder zur lebendigen Darſtellung ihrer Ideen ſehr vieles Einzelne aus den doriſchen Sitten entnahmen. So hat Plato in ſein Gemahlde des vollkommnen Staats wohl hie und da auch einiges Ägyptiſche aufgenommen, das Ganze aber in doriſchem Sinne ausgeführt; und beym Xenophon trägt ſelbſt jene zur Dichtung erweiterte Geſchichte des großen Perſerkönigs und der Ariſtokratie ſeiner Edlen die ſpartaniſche Farbe. Aber nicht auf den Begriff des Geſetzes und der Gerechtigkeit war der doriſche Staat gegründet, in welcher Hinſicht er wenigſtens unſern Forderungen und Anſichten vom Recht und einem auf das Recht gegründeten Staat übel entſprechen würde; ſondern es war der Zweck des doriſchen Staats die Einheit, oder die vollkommne Gemeinſchaft aller in ihm verbündeten Kräfte und durch ihn gebildeten Naturen, und die aus dieſem gemeinſamen Leben hervorgehende Liebe und Begeiſterung der edlen Geſchlechter und freyen Bürger; die bald unter den beſondern Geſtalten der männlichen Freundſchaft, der Ruhmbegierde oder der Aufopferung für das Vaterland hervortrat, zu der aber der allgemeine Keim ſchon in dem ſtillen Genuß und Bewußtſeyn jenes ſchönen, gemeinſamen Lebens lag. Und weil nun Liebe und Begeiſterung die Seele des Staats, und dieſer ſelbſt nichts andres als die zuſammenhaltende Form und geſetzliche Ordnung jenes ganz auf den Genuß und Begriff des Schönen gerichteten doriſchen Lebens war; ſo können wir nicht umhin, es zu geſtehen und zu erkennen, ſo auffallend und vor ſich hinein- und herausgehen. Da ging Maller einen Sonntag auf den Pallaſt, wo Lother ſaß. Als dieſer den Pilgrim ſah, da bebte er zuſammen, denn er erinnerte ſich wie Maller ihm einmal geſagt hatte, er wollte noch einmal ein Pilgrim werden. Ach Maller, ſeufzte er bei ſich ſelber, wüßte ich dich zu finden, ich wollte dich ſuchen von einem Ende der Welt bis zum andern. Maller hatte nichts von dem Verbote gehört, daß man vor dem Kaiſer nicht ſeinen Namen nennen durfte, er ging alſo zu ihm, und bat ihn um Almoſen um Gotteswillen, und auch um eueres Geſellen Mallers willen, wenn ihr ihn je lieb gehabt. Bei dieſem Namen da vergingen dem Kaiſer die Sinne, ſein Herz ward kalt, und ſo nahm er ſein Meſſer, warf es nach dem Pilgrim, das Meſſer fuhr ihm tief in den Leib. O Lother, ich bin Maller, dein Geſelle, den du erſtochen haſt, komm her zu mir, küſſe mich, daß ich dir die That verzeihe.

Da ſprang Lother hinzu, nahm den Pilger in ſeine Arme, und beſah ihn von Kopf zu Fuß; da er ihn endlich erkannte, da fiel er in Ohnmacht neben ihm nieder; da er wieder zu ſich kam, und den Jammer bedachte, den er angerichtet, da ſchrie er vor großem Schmerz, verfluchte ſich und die Stunde in welcher er geboren, und wollte ſich ſelber tödten; Maller aber ſammelte ſeine Kräfte, und hielt ihn ab. Herr, ſagte er, mehret nicht eure Sünden, denkt an Gott; ſchreit auch nicht ſo ſehr, daß man nicht gewahr wird, ich ſey Maller, den ihr getödtet, denn wo mein Vater es erfährt, und mein Bruder, ſo werden ſie meinen Tod an euch rächen wollen, welches Gott verhüten wolle. Gott und ſeine liebe Mutter wollen euch verzeihen, ich verzeihe euch von ganzem Herzen. Als er dies geſagt hatte, da ſah er Lother an mit freundlichem Lächeln, und verſchied in ſeinem Arm; ſeine Seele war ſo treuer Liebe voll, und ward in einem ſo bußfertigen Leben abgerufen, daß ſicher ihm die ewige Seligkeit zu Theil worden iſt. Sein Körper ward von den Rittern in geweihte Erde beſtattet; Lother aber verfiel in eine ſo große Krankheit, daß man glaubte, er würde nicht länger leben können. Endlich ward er doch ſo weit hergeſtellt, daß er wieder heraus konnte; er redete aber mit niemand mehr ein Wort, und war in tiefe Traurigkeit verſenkt, woraus ihn nichts zu ziehen vermochte. Und als er einesmals allein hinausgeritten war, und keine Begleitung mitnehmen wollte, da erwartete man vergebens ſeine Zurückkunft, er kam nicht wieder nach Rom. Als ſein Sohn, Marphone, durch den kalabriſchen Wald kam, da fand er ihn als Einſiedler in einer Klauſe im Walde, wo er auch bald darauf ſtarb, in ſeines Sohnes Armen.

Hier endigt das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen.

Gedruckt in Offenbach bei C. L. Brede.

Corinna

oder

Italien.

Aus dem Franzöſiſchen

der

Frau von Staël

überſetzt und herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

— — — — — *Udrallo il bel paese,*
Ch' Apennin parte, e'l mar circonda e l'Alpe
Petrarcha.

Erſter Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1807.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Erſtes Buch.

Oswald.

fremd uns dieſes auch Anfangs ſcheinen mag; daß ſelbſt der Staat bey den doriſchen Völkern auf der Idee des Schönen beruhte und gerichtet war, und nur von dieſer Idee alle beſeelende Lebenskraft empfing. Iſt aber dieſe Idee des Schönen überhaupt das Vorwaltende, was den Geiſt und die Bildung des helleniſchen Alterthums auszeichnet; ſo darf man nun um ſo mehr auch im Ganzen ſagen, und als großen geſchichtlichen Umriß feſtſtellen, was ſchon aus ſo vielen Einzelnheiten hervorgeht: daß ſich der helleniſche Charakter in dem doriſchen Stamm am reinſten, eigenthümlichſten und vollſtändigſten ſo wie auch eben deshalb am ſonderbarſten und abweichendſten entwickelt und entfaltet hat, und daß eben dieß den doriſchen Stamm am weſentlichſten auszeichnet, und geſchichtlich ſeine Stelle und Bedeutung beſtimmt.

Daß dieſe ſo ganz nur auf die Idee des Schönen gegründete doriſche Bildung und Lebensweiſe, nach dem Maaßſtabe aller in dem Menſchen liegenden höhern Kräfte und tieferen Anlagen, ſo wie ihrer vollſtändigen Entwicklung ſehr einſeitig und ungenügend, in geiſtiger Hinſicht beſchränkt, auch in ſittlicher Beziehung keineswegs fehlerfrey geweſen ſey, ſoll dabey nicht verkannt oder geläugnet werden.

Wenn der helleniſche Geiſt nicht ſo ganz hingenommen und erfüllt geweſen wäre von dieſen gymnaſtiſchen Feſten, den Spielen der Kunſt, überhaupt aber von der Schönheit des Lebens; ſo möchten die zerſtreuten Lichtfunken der Myſterien und die neue Geiſtesbahn des Pythagoras oder Sokrates allgemeiner durchgegriffen und hingeführt haben zu einer tiefern Erkenntniß der Wahr-

Erſtes Kapitel.

Oswald, Lord Nelvil, ſchottiſcher Pair, reiſte im Herbſt des Jahres 1794 von Edimburg nach Italien. Er war von einer edlen und ſchönen Geſtalt, hatte viel Verſtand, einen großen Namen und Reichthum, aber ſeine Geſundheit war durch einen tiefen Gram angegriffen, und die Ärzte, welche fürchteten, daß ſeine Bruſt leiden möchte, hatten ihm die Luft des Südens verordnet. Er folgte ihrem Rath, ob er gleich nur wenig Werth auf die Erhaltung ſeines Lebens legte. Er hoffte wenigſtens einige Zerſtreuung in der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die er nun bald ſehen ſollte, zu finden. Der empfindlichſte aller Schmerzen, der Verluſt ſeines Vaters, war die Urſache ſeiner Krankheit; ſein Schmerz ward noch erhöht durch einige beſonders traurige Umſtände, durch Vorwürfe, die ihm ſein ängſtliches Gewiſſen machte. Die Einbildungskraft gewann Raum für ihre Täuſchungen; denn wenn man leidet, ſo überredet man ſich leicht, daß man ſchuldig ſey, und heftige Leiden ſetzen ſogar das Gewiſſen in Verwirrung.

Im fünf und zwanzigſten Jahre hatte er den Muth zum Leben verloren; ſein Geiſt verurtheilte alles im voraus, und ſein beleidigtes Gefühl hatte keinen Sinn mehr für die Täuſchungen des Herzens. Niemand zeigte mehr Gefälligkeit und Hingebung für ſeine Freunde, wenn er ihnen dienen konnte, als er; aber nichts konnte ihn glücklich machen, nicht einmal das Gute, das er that. Großmuth allein reichte nicht hin, um die beſtändige Aufopferung für die Wünſche anderer zu erklären, worin er ſich gefiel; man mußte ſie oft dem Gefühl des Unglücks zuſchreiben, welches ihm nicht mehr erlaubte Antheil an dem zu nehmen, was ihn ſelbſt betraf.

Und doch war er reizbar, gefühlvoll und leidenſchaftlich. Er vereinigte alles, was andere und uns ſelbſt hinreißen kann; aber Unglück und Reue hatten ihn furchtſam gegen das Schickſal gemacht, er glaubte es zu entwaffnen, wenn er nichts von ihm foderte. In der pünktlichen Erfüllung aller ſeiner Pflichten und in der Verzichtleiſtung auf alle Freuden, glaubte er einen Schutz gegen die Schmerzen zu finden, welche die Seele zerriſſen. Was er erfahren hatte, machte ihn ängſtlich und nichts ſchien ihm die Gefahr ſolcher Schmerzen aufzuwiegen; aber wenn man fähig iſt, ſie zu fühlen, wo giebt es wohl eine Weiſe des Lebens, die uns dagegen ſchützen könnte?

Lord Nelvil hoffte, er würde Schottland nicht ungern verlaſſen, weil es ihm keine Freude machte zu bleiben. Aber nicht alſo iſt die unglückliche Einbildungskraft reizbarer Gemüther eingerichtet. Er wußte gar nicht, welche Bande ihn an dieſen Ort feſſelten, der ihm doch am weheſten that, den Ort, den ſein Vater bewohnt hatte. Es waren Stellen und Zimmer in dem väterlichen Hauſe, denen er ſich nie ohne einen geheimen Schauder nähern konnte; und doch wenn er ſich entſchloß, ſich von ihnen zu entfernen, ſo fühlte er ſich noch mehr allein. Eine gewiſſe Starrheit bemächtigte ſich ſeines Gefühls, es war nicht mehr in ſeiner Gewalt, Thränen zu vergießen, wenn er litt, er vermochte es nicht, alle die kleinen Umſtände, die ihn ſonſt ſo innig rührten, in ſein Gedächtniß zurückzurufen. Seine Erinnerungen hatten kein Leben mehr, und keine Beziehung auf die Gegenſtände, welche ihn umgaben; er dachte noch eben ſo oft an den, welchen er verloren hatte, aber es ward ihm ſchwerer, ſich ſein Bild zu vergegenwärtigen.

Zuweilen machte er ſich auch Vorwürfe, die Gegend zu verlaſſen, die ſein Vater bewohnt hatte. — Wer weiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ob die Geiſter der Abgeſchiedenen den Gegenſtänden ihrer Neigung überall folgen können? Vielleicht iſt es ihnen allein um den Ort zu ſchweben vergönnt, wo ihre Aſche ruht. Vielleicht, daß in dieſem Augenblick mein Vater mich auch zurückwünſcht, aber die Kraft fehlt ihm, mich von ſo weit her zu rufen. Hat ihn nicht, da er noch lebte, ein ſeltſamer Zuſammenfluß von Zufällen überreden müſſen, daß ich ſeine Liebe mit Undank vergolten, daß ich gegen Vaterland, gegen den Willen meines Vaters und gegen alles, was auf Erden heilig iſt, mich aufgelehnt habe? — Dieſe Erinnerungen verurſachten dem Lord Nelvil einen ſo unerträglichen Schmerz, daß er ſie nicht nur niemanden hätte anvertrauen mögen, ſondern ſich ſelbſt ſcheute, ſie weiter zu verfolgen; denn nichts iſt leichter, als ſich ſelbſt durch ſeine eignen Gedanken ein unheilbares Übel zuzufügen.

Es iſt ſchwerer, ſich von ſeinem Vaterlande zu trennen, wenn man über's Meer ſetzen muß, um ſich von ihm zu entfernen. Alles iſt feierlich in einer Reiſe, deren erſter Schritt der Ocean iſt; ein Abgrund ſcheint ſich hinter uns zu öffnen und es iſt als ob die Rückkehr für immer unmöglich werden könnte. Der Anblick des Meeres macht immer einen tiefen Eindruck; es iſt ein Bild jenes Unendlichen, wohin unſer Nachdenken ſich immer gezogen fühlt, und worin es ſich immer verliert. Oswald, der ſich auf das Steuerruder ſtützte und ſeine Blicke auf die Wegen heftete, war dem Anſchein nach ruhig, denn ſein Stolz und ſeine Ängſtlichkeit erlaubten ihm beide faſt nie ſeinen Freunden mitzutheilen, was er empfand; aber peinliche Gefühle bewegten ſein Inneres. Er rief ſich die Zeit zurück, wo der Anblick des Meeres ſeine Jugend zu dem Wunſch befeuerte, die Wogen ſchwimmend zu zertheilen und ſeine Kraft mit der ihrigen zu meſſen. — Warum, rief er mit bitterm Unmuth, warum muß ich mich immer dem Nachdenken überlaſſen? Es giebt ſo viele Freuden in dem thätigen Leben und in jenen heftigen Übungen, die uns ein Gefühl von der Kraft unſres Daſeyns geben! Der Tod ſelbſt ſcheint dann auch nur ein vielleicht rühmlicher, wenigſtens ſchneller Zufall, dem keine Abnahme der Kräfte voranging. Aber jener Tod, der herbei kömmt, ohne daß der Muth ihn aufgeſucht hat; jener Tod der Finſterniß, der uns in der Nacht das Liebſte entführt, unſern Kummer verachtet, unſern Arm zurückſtößt, und ohne Mitgefühl dem Leidenden die ewigen Geſetze der Zeit und der Natur entgegenhält; ja dieſer Tod erfüllt uns mit einem verächtlichen Gefühl über die menſchliche Beſtimmung, über die Ohnmacht des Schmerzens und über alle die eitlen Beſtrebungen, die an der Nothwendigkeit ſcheitern. —

Dies waren die Gefühle, die Oswald quälten; und um das Unglückliche ſeiner Lage noch zu erhöhen, ſo vereinigte er die Leidenſchaftlichkeit der Jugend mit der Beſonnenheit eines reifern Alters. Er verſetzte ſich ganz in die Anſichten, die ſeinen Vater in der letzten Zeit ſeines Lebens beſchäftigt haben mochten, und er übertrug das Feuer, das man im fünf und zwanzigſten Jahre hat, auf die traurigen Betrachtungen des Alters. Er war alles müde und ſehnte ſich doch nach dem Glück, als ob die Täuſchungen deſſelben noch für ihn vorhanden wären. Dieſer Widerſpruch, der dem Willen der Natur ganz entgegengeſetzt war, welche eine allmählige Stufenfolge in dem Gange der Dinge liebt, brachte Oswalds innerſte Seele in Verwirrung. Doch hatte ſein äußeres Betragen immer viel Sanftes und Harmoniſches; und ſeine Schwermuth, weit entfernt ihn bitter zu machen, bewog ihn vielmehr zur Nachſicht und zum Wohlwollen gegen andre.

Zwei- oder dreimal, während der Überfahrt von Harwich nach Embden, drohte das Meer ſtürmiſch zu werden. Lord Nelvil gab den Schiffsleuten guten Rath, beruhigte die Reiſenden, und wenn er ſelbſt den Dienſt verſah, wenn er auf einen Augenblick die Stelle des Steuermannes einnahm, ſo zeigte er in allem was er that eine Geſchicklichkeit und Kraft, die mehr als eine bloß körperliche Eigenſchaft und Gewandtheit zu ſeyn ſchien; denn die Seele zeigt ſich in allem.

Als man ſich trennen mußte, drängte ſich die ganze Beſatzung zu Oswalden, um Abſchied von ihm zu nehmen; ſie dankten ihm für tauſend kleine Dienſte, die er ihnen während der Überfahrt geleiſtet hatte, und deren er ſich nicht mehr erinnerte. Das einemal war es ein Kind, mit dem er ſich lange beſchäftigt, oder noch öfter ein Greis, deſſen wankende Schritte er unterſtützt hatte, wenn der Wind das Schiff bewegte. Ein ſolches Vergeſſen ſeiner Selbſt hatte man noch nie geſehn; kein Tag ging vorüber, ohne daß er einen Augenblick deſſelben für ſich ſelbſt anwandte; er gab ihn den andern, aus Schwermuth und aus Wohlwollen. Indem ſie ihn verließen, ſagten ihm die Matroſen faſt alle zu gleicher Zeit: „Ach, mein lieber Herr, möchten Sie doch nur recht glücklich ſeyn!“ — Und doch hatte Oswald ſeinen Schmerz kein einzigesmal zu erkennen gegeben; und die Menſchen einer andern Klaſſe, welche die Überfahrt mit ihm gemacht hatten, hatten ihm kein Wort darüber geſagt. Aber die gemeinen Leute, denen die Höhern ſich ſelten anvertrauen, gewöhnen ſich die Gefühle anders als durch das Wort zu verſtehen; ſie beklagen einen, wenn man leidet, obgleich ſie die Urſache unſres Kummers nicht wiſſen, und ihr freies Mitleid iſt ohne alle Beimiſchung von Tadel und gutem Rath.

heit; deren verborgnes Weſen die Hellenen meiſtens nur ganz unvollkommen im Bilde des Schönen erkannt haben. Einleuchtend iſt auch, daß dieſer Gedanke einer vollkommnen Einheit des öffentlichen Weſens und Alles umfaſſenden und zuſammenſchmelzenden gemeinſamen Lebens, niemahls hat ſtreng ausgeführt und ganz vollendet werden können; wie dieß mit jeder auf eine einſeitige Idee gegründeten Lebensordnung der Fall iſt, daß ſie nah am Ziele unfertig ſtehen bleibt; obwohl es darauf angelegt und zu Sparta, wie Ariſtoteles 74) von dem man hier keine Übertreibung oder allzu günſtige Vorliebe beſorgen darf, bemerkt, wirklich bis zum gemeinſchaftlichen Gebrauch mancher Güter des Eigenthums ausgedehnt war; und in dieſem Sinne kann man wohl ſagen, daß erſt Plato in ſeiner Republik das vollendete Bild dieſes doriſchen Lebens, wie es nie vollſtändig zur Wirklichkeit gelangt iſt, entworfen hat, wo in der Idee des Staats und gemeinſamen Lebens alle Perſönlichkeit untergeht, und ſelbſt das Heiligthum der Ehe ihr zu Liebe vernichtet wird. Daß aber dieſes in der Wirklichkeit doch nie geſchehen, und Platos Entwurf nur Idee geblieben iſt, hat die Natur bewirkt, welche zu mächtig entgegen geſtanden.

Zu einer andern helleniſchen Entartung der Sitten und Unnatur lag der erſte Keim der Gefahr allerdings ſchon in der ganzen Anlage des doriſchen Lebens, indem jene männliche Freundſchaft, welche auf den Abweg führen konnte, aufs innigſte mit dem Weſen des auf Liebe und

---

74) Polit. II. 5.

Zweites Kapitel.

Reiſen iſt, was man auch ſagen mag, eines der traurigſten Vergnügen des Lebens. Wenn man ſich in einer fremden Stadt wohl fühlt, ſo iſt es immer, weil man ſchon anfängt, da einheimiſch zu werden. Aber unbekannte Länder durchſtreifen, eine Sprache reden hören, die man nur nothdürftig verſteht, menſchliche Geſtalten ſehen, die ſich weder an unſre Vergangenheit noch an unſre Zukunft knüpfen; das iſt Einſamkeit und Abſonderung ohne Ruhe und ohne Selbſtgenuß. Denn dieſes Streben, dieſe Eil, um da anzukommen, wo niemand uns erwartet, dieſe Unruhe, wovon Neugier der einzige Grund iſt, kann uns wenig Achtung für uns ſelbſt einflößen, bis zu dem Augenblick, wo die neuen Gegenſtände ſchon ein wenig alt werden und um uns her einige ſanfte Bande des Gefühls und der Gewohnheit ſtiften.

Oswald fühlte daher eine doppelte Traurigkeit, als er Deutſchland durchſtreiſte, um nach Italien zu gelangen. Man mußte damals wegen des Krieges, Frankreich und die angränzenden Länder vermeiden; man mußte ſich auch in der Entfernung von den Kriegsheeren halten, welche die Wege unbrauchbar machten. Dieſe Nothwendigkeit, ſich mit der Einrichtung der Reiſe genau und im Einzelnen zu beſchäftigen, an jedem Tage, ja faſt in jedem Augenblick einen neuen Entſchluß zu faſſen, war dem Lord Nelvil ganz und gar unerträglich. Seine Geſundheit, weit entfernt, ſich zu verbeſſern, nöthigte ihn oft ſtill zu liegen, wenn er gern geeilt hätte, um anzukommen, oder wenigſtens um weiter zu reiſen. Er ſpie Blut, und er trug ſo wenig Sorge als möglich für ſich; denn er hielt ſich für ſchuldig und klagte ſich ſelbſt mit einer übertriebenen Strenge an. Er wollte nur noch leben, um ſein Vaterland zu vertheidigen. — Das Vaterland, ſagte er zu ſich, hat es nicht in einem gewiſſen Sinne die Rechte eines Vaters an uns? Aber man muß ihm mit Nutzen dienen können, und nicht ihm ein ſchwaches Daſeyn anbieten, wie ich das meinige hinſchleppe, indem ich von der Sonne einige Lebenskraft erbettle, um gegen mein Unglück zu kämpfen. Nur ein Vater würde einen in einem ſolchen Zuſtande aufnehmen und den Sohn deſto inniger lieben, je mehr er von Natur und Schickſal verlaſſen wäre.

Lord Nelvil hatte gehofft, daß die beſtändige Mannichfaltigkeit der äußern Gegenſtände ſeine Einbildungskraft etwas von ſeinen gewöhnlichen Gedanken ablenken würde; aber er war anfangs weit entfernt, dieſe glückliche Wirkung davon zu ſpüren. Man muß nach einem großen Unglück ſich von neuem mit allem, was uns umgiebt, vertraut machen, ſich an die Geſichter, die man wiederſieht, an das Haus, das man bewohnt, die täglichen Beſchäftigungen, die man wieder vornehmen ſoll, von neuem gewöhnen. Jede ſolche Anſtrengung iſt eine peinliche Erſchütterung, und nichts vermehrt ſie ſo ſehr, als eine Reiſe.

Das einzige Vergnügen des Lord Nelvil war, die Tyroler Berge auf einem ſchottiſchen Pferde zu durchſtreifen, welches er mit ſich genommen hatte, und das, wie die Pferde dieſes Landes zu thun pflegen, in vollem Galopp bergan lief. Er entfernte ſich von der großen Heerſtraße, um die ſchroffſten Fußſteige zu wählen. Die erſtaunten Landleute ſchrieen erſt vor Schrecken, da ſie ihn ſo am Rande des Abgrundes ſahen; dann ſchlugen ſie in die Hände, indem ſie ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth bewunderten. Oswald liebte das Gefühl der Gefahr; es erleichtert die Laſt des Schmerzens, und es ſöhnt uns auf einen Augenblick mit dem Leben aus, das man wiedergewonnen hat, und was ſo leicht zu verlieren iſt.

Drittes Kapitel.

Noch ehe Oswald Italien betrat, hörte er in Jnſpruk von einem Kaufmann, bei welchem er ſich einige Zeit aufgehalten hatte, die Geſchichte eines franzöſiſchen Emigrirten, Namens Graf d'Erfeuil, welche ihn ſehr günſtig für dieſen jungen Mann einnahm. Er hatte den Verluſt eines ſehr großen Vermögens mit der größten Heiterkeit ertragen, und ſich und einen bejahrten Onkel, für welchen er ſo lange er lebte Sorge getragen, durch ſein muſikaliſches Talent erhalten; man hatte ihm verſchiedentlich Vorſchüſſe angetragen, welches er aber nie angenommen; im Kriege hatte er ächte franzöſiſche Tapferkeit, und in allen Unfällen des Lebens eine unzerſtörbare Heiterkeit gezeigt; jetzt wollte er nach Rom gehn, wo er einen Verwandten, deſſen Erbe er war, zu finden dachte, und wünſchte einen Reiſegefährten, oder lieber noch einen Freund zu finden, mit welchem er die Reiſe machen könnte.

Lord Nelvils ſchmerzlichſte Erinnerungen waren an Frankreich geknüpft, jedoch war er frei von den Vorurtheilen, welche beide Nationen trennen; er hatte einen Franzoſen zum vertrauten Freund gehabt, und in ihm die ſeltenſte Vereinigung aller ſchönen Eigenſchaften gefunden. Er ſagte jetzt dem Kaufmann, welcher ihm die Geſchichte des Grafen d'Erfeuil erzählte, daß er bereit ſey, dieſen edlen unglücklichen jungen Mann mit ſich nach Italien zu nehmen. Nach Verlauf einer Stunde brachte der Kaufmann dem Lord Nelvil die Nachricht, daß ſein Anerbieten mit der größten Dankbarkeit angenommen ſey. Oswald war zufrieden, dieſen Dienſt leiſten zu können, aber es koſtete ihn viel, der Einſamkeit zu entſagen, und nur ſchwer konnte ſeine Schüchternheit den Gedanken ertragen, auf einmal in ſo nahen Verhältniſſen mit einem Menſchen zu leben, den er nicht kannte.

Indeß kam der Graf d'Erfeuil, um dem Lord ſeinen Dank zu ſagen. Sein feines Betragen, ſeine ungezwungene Höflichkeit verriethen den beſten Ton, und mit großer Leichtigkeit wußte er das peinliche eines erſten Beſuchs zu mildern. — Man konnte, wenn man ihn ſah, nicht glauben, daß er ſo viel gelitten, denn er ertrug ſein Schickſal mit einem Muth, der bis zur Vergeſſenheit ging, und ſprach mit einer wirklich bewundernswürdigen Leichtigkeit von ſeinen Unglücksfällen; doch muß man bekennen, daß dieſe Leichtigkeit weniger angenehm war, wann ſie ſich über andere Gegenſtände verbreitete. —

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Mylord, ſagte der Graf d'Erfeuil, daß Sie mich aus dieſem Deutſchland wegbringen, wo ich vor Langerweile vergehe. — Gleichwohl ſind Sie hier allgemein geliebt und geachtet, antwortete Lord Nelvil. — Ich habe Freunde hier, die ich ungern verliere, erwiederte der Graf;

denn die Menſchen in dieſem Lande ſind die beſten von der Welt; aber ich weiß nicht ein Wort Deutſch, und Sie werden zugeben, daß es etwas lang und mühſam wäre, wenn ich es jetzt lernen wollte. Seit ich meinen Onkel verloren, weiß ich nicht wohin mit meiner Zeit; ſonſt beſchäftigte mich die Sorge für ihn, jetzt werden mir die vier und zwanzig Stunden im Tage ſehr beſchwerlich. — Die Zartheit, mit welcher Sie Ihren Herrn Onkel behandelt haben, ſagte hierauf Lord Nelvil, flößt die größte Achtung für Sie, Herr Graf, ein. — Ich habe nur meine Pflicht gethan, verſetzte der Graf; der gute Mann hat mich während meiner Kindheit mit Liebe überhäuft, ich würde ihn nie verlaſſen haben, und hätte er hundert Jahre gelebt! indeß iſt es gut für ihn, daß er todt iſt, ſo wie es denn auch für mich gut wäre, ſetzte er lächelnd hinzu, denn ich habe wenig zu hoffen in dieſer Welt. Im Kriege that ich mein Möglichſtes, um getödtet zu werden; da aber der Zufall mich verſchont hat, ſo will ich leben ſo gut es eben gehn will. — Es ſollte mich freuen, hier angekommen zu ſeyn, antwortete Lord Nelvil, im Fall Sie ſich in Rom gefallen, und wenn . . . . O mein Gott, unterbrach ihn der Graf, mir iſt es überall recht; wenn man jung und froh iſt, findet ſich das übrige. Ich bin weder durch Bücher noch durch Nachdenken zu meiner Philoſophie gekommen, im Umgang mit der Welt, und durch Unglück habe ich ſie erlangt; und Sie ſehen wohl, Mylord, daß ich mit Recht auf den Zufall rechne, da er mir die Gelegenheit verſchafft, mit Ihnen zu reiſen. — Bei dieſen Worten verbeugte ſich der Graf mit vielem Anſtande, und nachdem er mit Lord Nelvil die Stunde der Abreiſe für den folgenden Tag verabredet hatte, ging er fort. —

Den Tag darauf reiſten Graf d'Erfeuil und Lord Nelvil ab. Oswald blieb nach den erſten höflichen Worten mehrere Stunden lang ohne zu ſprechen; da er aber bemerkte, daß dieſes Schweigen ſeinem Reiſegefährten läſtig fiel, frug er ihn, ob es ihm Freude mache, nach Italien zu gehn. — Ach Gott, antwortete der Graf, ich weiß wohl, was ich von dieſem Lande zu halten habe, ich erwarte wenig Unterhaltung dort. Einer meiner Freunde, welcher ein halbes Jahr da zugebracht, ſagte mir, daß in jeder franzöſiſchen Provinz ein beſſeres Theater und angenehmere Geſellſchaft als in Rom zu finden ſey; indeſſen werde ich doch wohl in dieſer alten Hauptſtadt der Welt einige Franzoſen finden, mit welchen ich plaudern kann, und das iſt alles, was ich begehre. — Sie waren nie verſucht, Italieniſch zu lernen? fiel Oswald ein. — Nein, niemals, ſagte der Graf, dies gehörte nicht in meinen Studier-Plan; und bei dieſen Worten nahm er eine ſo ernſthafte Miene an, daß man glauben mußte, er habe ſich die Begeiſterung des Schönen gegründeten doriſchen Staats verwebt war, wie uns dieſes die Alten ſelbſt ſo oft andeuten, in ihren Bemerkungen über die vom Gorgidas geſtiftete heilige Schaar der Thebaner, andre ähnliche Verbrüderungen und auffallende Sitten der Kreter und andrer doriſcher Völker. Indeſſen muß man ſich wohl hüten, das gränzenloſe Sittenverderben der ſpätern Zeit und alle anſtößigen Thatſachen und Sittenzüge oder uppigen Gedichte derſelben, auf das ganze Alterthum zu übertragen, und ſich das Bild ſo mancher edlen Männerfreundſchaft und aus dieſer Begeiſterung hervorgegangenen hohen Thaten, gegen den beſſern Geiſt der alten Geſchichte, wegen der möglichen unſittlichen Entartung, die in einzelnen Fallen auch in der früheren Zeit Statt gefunden haben kann, zu entſtellen. Es lag in der doriſchen Lebenseinrichtung ſelbſt ein ſtarkes Gegengewicht wider dieſe Entartung, die aus den gymnaſtiſchen Schönheitsſpielen, ſo wie dieſe das ganze Leben erfüllten, leicht hervorgehen konnte; zuerſt in der großen Sitteneinfalt der alten Zeit, dann in der Begeiſterung ſelbſt, welche nebſt dem Schönen zugleich alles Edle und Hohe mit umfaßte, und von unwürdiger Sinnlichkeit zurückhalten mußte; auch in der edleren Bildung der doriſchen Frauen, dagegen die joniſche und aſiatiſche Geringachtung des Geſchlechts, und der daraus entſtehende Überdruß an demſelben, auf einem andern Wege zu dieſer Unnatur geführt hat. Am meiſten aber lag dieſes Gegengewicht in der ſtrengen Geſetzgebung ſelbſt; denn wenn auch die doriſchen Geſetzgeber meiſtens, wie Solon nach ihnen, die Liebe erlaubten, ſo geſchah dieſes doch immer in dem Sinne einer edlen männlichen Freundſchaft, durch die wichtigſten Gründe beſtimmen laſſen. —

Ich muß Ihnen geſtehn, fuhr der Graf fort, ich liebe eigentlich von allen Nationen bloß die Engländer und Franzoſen, man muß ſtolz wie jene, oder ſo lebhaft wie wir ſeyn, alles übrige iſt Nachahmung. — Oswald ſchwieg, nach einigen Augenblicken knüpfte der Graf die Unterhaltung mit vielem Geiſt und Frohſinn wieder an. Er ſpielte mit den Worten auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe, doch berührte ſein Geſpräch weder äußere Gegenſtände noch tiefe Empfindungen. Er nahm den Stoff ſeiner Unterhaltung nicht von Außen und auch nicht aus ſich, ſie gleitete zwiſchen der Betrachtung und der Einbildungskraft durch, und hatte bloß geſellſchaftliche Verhältniſſe zum Gegenſtande. —

Er nannte dem Lord Nelvil wohl zwanzig Namen, theils franzöſiſche, theils engliſche, um zu erfahren, ob ſie ihm bekannt wären, und erzählte bei dieſer Gelegenheit mit der einnehmendſten Manier mehrere Anekdoten; es ſchien, als wüßte er keine angenehmere Unterhaltung für einen Mann von Geſchmack, als die ſogenannten Plaudereien der guten Geſellſchaft.

Lord Nelvil dachte lange über den Charakter des Grafen nach, über die ſeltſame Miſchung von Muth und Leichtſinn, dieſe Verachtung des Unglücks, die ſo groß, ſo heroiſch geweſen wäre, wenn ſie ihre Entſtehung nicht derſelben Urſache verdankt hätte, die jeder tiefen Empfindung unfähig macht. — Ein Engländer, ſagte Oswald bei ſich ſelbſt, würde in ähnlichen Umſtänden dem Gram unterliegen, woher kömmt dieſem Franzoſen die Kraft? Woher dieſe Beweglichkeit? Sollte ſeine Anſicht des Lebens die wahre ſeyn, und iſt meine, die ich höher glaube, nur eine kranke? Iſt ſeine leichtſinnige Exiſtenz der Schnelligkeit des Lebens angemeſſener als die meinige, und muß man die Betrachtung wie einen Feind fliehen, anſtatt ſich ihr mit ganzer Seele hinzugeben? — Vergebens hätte Oswald dieſe Zweifel aufgeklärt, wir können die Bahn, die unſerm Geiſte angewieſen iſt, nicht verlaſſen, ja es giebt Eigenſchaften, die noch unbezwinglicher als manche Fehler ſind. —

Der Graf war nicht im mindeſten aufmerkſam auf Italien, und machte es dem Lord beinah unmöglich, ſich damit zu beſchäftigen, denn er ſtörte ihn unaufhörlich in der Stimmung, in welcher man ein ſchönes Land bewundern und ſeinen maleriſchen Reiz empfinden mag. Oswald horchte aufmerkſam auf das Rauſchen des Windes und der Wellen, jede Stimme der Natur that ſeiner Seele wohler als jene Geſellſchafts-Phraſen, die er am Fuß der Alpen, unter Ruinen und am Geſtade des Meeres hören mußte.

Der Gram, der an Oswalds Seele

nagte, ſtörte ihn weniger im Genuß der Schönheiten Italiens, als d'Erfeuils Luſtigkeit; ein zartes leidendes Gemüth wird durch ſeine Schmerzen nicht unempfänglich für die Reize der Natur und der Kunſt; nur die Leere des Herzens, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheinen mag, verſtattet keine ungetheilte Aufmerkſamkeit, keinen originellen Gedanken, keine tiefe Empfindung. Eine der ſonderbaren Wirkungen dieſer Gehaltloſigkeit war, daß Lord Nelvil ganz ſchüchtern in ſeinem Umgang mit dem Grafen wurde; in ernſten Gemüthern iſt dieſe Verlegenheit nicht ungewöhnlich, ſie empfinden eine Art von Ehrfurcht für dieſe geiſtreiche Lebhaftigkeit. Wer ſich für glücklich hält, ſcheint weiſer als der von Leiden gebeugte.

Graf d'Erfeuil war ſanft, verbindlich, und nahm alles leicht, ſeine Eigenliebe ausgenommen, die er ſehr ernſthaft behandelte; ſo wie er liebte, verdiente er wieder geliebt zu werden, nämlich als ein treuer Gefährte, wo es Vergnügen oder Gefahren gilt; Kummer zu theilen, darauf verſtand er ſich nicht. Oswalds Melancholie machte ihm Langeweile, er wünſchte, theils aus Gutmüthigkeit, theils zu ſeinem Vergnügen, ihn aufzuheitern. Was fehlt Ihnen, ſagte er ihm oft, Sie ſind jung, reich, und wenn Sie nur wollen auch geſund, denn Ihre Krankheit iſt nur Folge Ihrer Traurigkeit.. — Ich habe mein Vermögen, meine ganze Exiſtenz verloren, ich weiß nicht, was noch aus mir werden wird, und doch genieße ich das Leben, als beſäße ich alle Güter dieſer Erde. — Ich ehre Ihren ſeltnen Muth, antwortete ihm Lord Nelvil; aber die Unglücksfälle, die Sie erlitten, ſind weniger ſchmerzlich als der Kummer, der das Herz trifft. Ja, dieſer Kummer, rief der Graf, es iſt wahr, er iſt ſchrecklich . . . aber . . . indeß . . man muß ſich tröſten; denn ein vernünftiger Menſch muß alles aus ſeiner Seele verbannen, was weder ihm noch andern nützen kann. Sind wir nicht hier, um vor allem nützlich, und dann auch glücklich zu ſeyn? Laſſen Sie uns daran halten, mein Lieber. —

Was der Graf ſagte, war im gewöhnlichen Sinne des Worts recht vernünftig, es fehlte dem Grafen auch gar nicht an Verſtand: ſo unbedeutende Menſchen ſind ſelten thöricht, nur leidenſchaftliche Gemüther ſind der Thorheit fähig; indeſſen weit entfernt, daß dieſe Denkart Lord Nelvils Zutrauen erweckte, hätte er gern den Grafen verſichern mögen, er ſey der glücklichſte Menſch, nur um ſeinem Troſt auszuweichen.

Der Graf gewann Lord Nelvil täglich lieber; ſeine Reſignation, ſeine Einfachheit, ſeine Beſcheidenheit und ſein Stolz flößten ihm eine Achtung ein, deren er ſich nicht erwehren konnte. Oswalds äußere Ruhe machte ihn nur noch beweglicher, er beſann ſich auf alles Ernſthafte, was er in ſeiner Kindheit von bejahrten Verwandten gehört hatte, und ſuchte es bei dem Lord anzubringen; ganz verwundert, dieſe anſcheinende Kälte nicht beſiegen zu können, ſagte er endlich zu ſich ſelbſt: — Bin ich denn etwa nicht gut, offen, beherzt? bin ich in Geſellſchaft nicht liebenswürdig? woher kömmt es nur, daß ich auf dieſen Menſchen keine Wirkung mache? giebt es etwa ein Mißverſtändniß zwiſchen uns, das aus ſeiner Unkenntniß der franzöſiſchen Sprache entſteht?

Viertes Kapitel.

Bald vermehrte noch ein unvorhergeſehener Umſtand die Ehrfurcht, welche Graf d'Erfeuil beinahe ohne ſein Wiſſen für ſeinen Reiſegefährten empfand. Dieſer mußte, ſeiner Geſundheit wegen, ſich einige Tage in Ancona aufhalten. Die Lage dieſer Stadt wird durch das nahe Gebirge und das Meer zu einer der reizendſten, und die Menge Griechen, die, auf türkiſche Weiſe ſitzend, in den offnen Laden arbeiten, die Verſchiedenheit der morgenländiſchen Trachten, welche man auf den Straßen ſieht, gewähren einen neuen, anziehenden Anblick. Alle Bildung ſtrebt unaufhörlich, die Menſchen in Form und Weſen einander ähnlich zu machen; aber dem Geiſt und der Einbildungskraft gefällt jene Verſchiedenheit, welche die Nationen charakteriſirt; aus Abſicht oder, Affektation ſuchen die Menſchen einander zu gleichen, aber alles Natürliche iſt verſchieden. Daher iſt dieſe Verſchiedenheit der Trachten wenigſtens für das Auge erfreulich, ſie ſcheint eine andre Art zu denken und zu empfinden anzukündigen.

Der griechiſche, katholiſche und jüdiſche Gottesdienſt beſtehen in Ancona friedlich neben einander; bei aller Verſchiedenheit liegt doch den Gebeten, welche ſie zum Himmel ſenden, ein ähnliches Gefühl zum Grunde, derſelbe Schrei des Schmerzens und ein gleiches Bedürfniß einer höhern Hülfe.

Die katholiſche Kirche liegt auf dem Gipfel eines Berges, welcher ſich ſenkrecht über das Meer erhebt; oft vermiſcht ſich das Rauſchen der Wogen mit den Geſängen der Prieſter; das Innere der Kirche iſt mit einer Menge ziemlich geſchmackloſer Zierrathen überhäuft; aber gern verweilt man am Eingang, und fühlt die reinſte religiöſe Stimmung beim Anblick des weiten Meeres, welchem der Menſch ſeine Spur noch nicht aufdrücken konnte. Die Erde hat er umgewühlt, Berge getheilt und geebnet, Flüſſe zu Kanälen eingeengt; doch wenn ſeine Schiffe auf einen Augenblick Furchen auf der Waſſerfläche ziehn, ſo verlöſcht die herbeiſtrömende Welle bald dieſes leichte Zeichen der Dienſtbarkeit, und das Meer erſcheint wieder, wie es am erſten Schöpfungstage war.

Lord Nelvil hatte ſeine Abreiſe nach Rom auf den folgenden Tag feſtgeſetzt, als ihn ein fürchterliches Geſchrei in der Nacht weckte; er eilte aus dem Hauſe, um die Urſache zu erfahren, und ſah eine Feuersbrunſt, welche im Hafen entſtanden war und ſich nun von Haus zu Haus bis in den obern Theil der Stadt verbreitete. Der Wind, der das Feuer verſtärkte, bewegte die Wellen, in welchen die Flammen in der Ferne ſich ſpiegelten, und die empörten Wogen ſtrahlten vom Wiederſchein der dunkelrothen Gluth. —

Die Einwohner von Ancona trugen, in Erin hoher Begeiſterung des Schönen, und für den Ruhm des Vaterlandes bis zum freywilligen Heldentode treu und ewig vereint. Dieſer Geiſt belebte die kretiſchen und thebaniſchen heiligen Schaaren; und in dieſem Sinne tadelte Pammenes, erfüllt von der Idee jener männlichen Heldenliebe, den Homeros, daß er unkundig der Liebe, die Schaaren in ſeiner Schlachtordnung nach dem Stamm und Geſchlecht, nicht aber die Liebenden und Freunde zuſammengeſtellt habe [75].

Überhaupt aber war dieſe im doriſchen Leben herrſchende Idee des Schönen, wenn ſie auf der einen Seite in ihrer Begeiſterung bis zur Vergötterung ging, von der andern Seite einer ſtrengen Ordnung unterworfen, und wurde durch beſtimmte Geſetze in ihren Gränzen und in der großartigen Form unverändert erhalten. Die Alten ſind voll von dem Lobe jener weiſen Geſetzgeber, welche beſonders in den doriſchen Staaten ſtreng über die Aufrechterhaltung der Muſik gewacht haben, um jede Neuerung zu verhüten, durch welche die große alte Tonweiſe ins Weichliche entarten, oder ſonſt in eine Verwilderung des leidenſchaftlichen Ausdrucks hätte gerathen können. Unter der Muſik aber iſt in ſolchen Fällen, was weſentlich damit verbunden war, die Poeſie und die Tanzkunſt mehrentheils mit zu verſtehen; obwohl die Geſetze zunächſt vorzüglich auch auf die eigentliche Muſik ſelbſt gingen. Nicht bloß die Spartaner hatten ſolche beſchränkende Geſetze über Muſik und Poeſie; auch bey den Thebanern, in Kre-

---

[75] Plutarch. Sympos. tom. VIII. p. 428.

Ermangelung beſſerer Anſtalten zum Löſchen, das Waſſer mit den Händen herbei ([1]). Mitten durch das verwirrte Geſchrei hörte man das Klirren der Ketten der Galeerenſklaven, welche zur Rettung der Stadt, die ihnen zum Gefängniß diente, beitrugen. Die verſchiedenen Morgenländer, welche ihr Gewerbe nach Ancona führt, ſtanden da mit ſtarren Blicken, ein Bild des Schreckens. Die Kaufleute, deren Magazine ein Raub der Flamme geworden, verloren alle Gegenwart des Geiſtes. Die Furcht vor dem Verluſt ihrer Reichthümer verwirrt die meiſten Menſchen ſo ſehr, als die Furcht vor dem Tode, ja ſie iſt entnervender und raubt ihnen die Energie, die ihnen Mittel zur Rettung zeigen könnte. Das Geſchrei der Matroſen hat an ſich etwas Trauriges, welches der Schrecken jetzt noch fürchterlicher machte. Aus den braunen und rothen Mänteln, welche die Schiffer an den Ufern des adriatiſchen Meeres tragen, leuchteten die lebhaften italieniſchen Geſichter hervor, auf welchen ſich der Schrecken deutlich malte. Auf den Straßen gelagert ſah man die Einwohner den Kopf in ihre Mäntel verbergen, als ob ihnen nichts zu thun übrig bliebe, als nur ihr Elend nicht zu ſehen, andre warfen ſich hoffnungslos in die Flammen; Wuth wechſelte mit blinder Ergebung, aber keiner zeigte ruhige Faſſung, welche allein Kräfte und Hülfsmittel verdoppelt.

Oswald erinnerte ſich, daß zwei engliſche Fahrzeuge im Hafen lagen, die gewöhnlich vortreffliche Feuerſpritzen am Bord haben; er eilte zum Kapitain, und ſie beſtiegen ein Boot, um die Spritzen zu holen. Die Einwohner, welche ſie einſteigen ſahen, riefen ihnen zu: „Ihr thut wohl, Fremdlinge, dieſe unglückliche Stadt zu verlaſſen.“ — Wir kehren bald zurück, ſagte Oswald. — Aber ſie glaubten es nicht. Er kehrte indeß zurück, richtete eine der Feuerſpritzen gerade auf das erſte brennende Haus am

Hafen, und die andere auf das, welches in der Mitte der Straße brannte. Der Graf d'Erfeuil wagte ſein Leben, ſorglos beherzt und fröhlich; bald kamen die engliſchen Matroſen und die Bedienten des Lord Nelvil ihm zu Hülfe, denn die Einwohner von Ancona blieben immer noch unbeweglich, und begriffen kaum, was eigentlich dieſer Fremde machen wollte, ohne auf einen günſtigen Erfolg zu hoffen.

Jetzt tönten die Glocken von allen Seiten, die Prieſter hielten Prozeſſion, weinende Frauen knieten vor den Heiligenbildern in den Straßen; an die natürlichen Mittel, die der Himmel dem Menſchen zu ſeiner Rettung verliehen, dachte niemand. Sobald die Einwohner indeß die glücklichen Folgen von Oswalds Thätigkeit ſahen, da ſie endlich die Flamme gelöſcht und ihre Häuſer erhalten ſahen, ging ihr Erſtaunen in Entzücken über; ſie drängten ſich um ihn und küßten ſeine Hände mit ſolchem Ungeſtüm, daß er endlich erzürnt ſich von ihnen losmachte, um die nöthigen Anſtalten zur gänzlichen Rettung der Stadt zu treffen. Alles folgte jetzt ſeinen Befehlen, denn überall wo Gefahr iſt, es ſey in wichtigen oder geringen Ereigniſſen, ſtellt ſich der Muth von ſelbſt an ſeinen Platz, und alle Eiferſucht hört auf, wenn die Menſchen in Furcht geſetzt ſind.

Trotz dem allgemeinen Lärm und der Verwirrung unterſchied Oswald dennoch ein fürchterliches Angſtgeſchrei, das vom entgegengeſetzten Ende der Stadt herzukommen ſchien. — Er fragte, woher dieſe Stimmen, und erfuhr, daß ſie aus dem Theile der Stadt kämen, welchen die Juden bewohnen. Der Polizei-Offizier pflegte den Zugang zu dieſen Straßen Nachts zu verſchließen, und da nun das Feuer ſich nach dieſer Seite hingewendet hatte, konnten die Juden ſich nicht retten. Oswald ſchauderte, als er dies erfuhr, und verlangte, daß man dieſe Straßen unverzüglich öffne; aber einige Weiber aus dem Volke, die es hörten, warfen ſich zu ſeinen Füßen und beſchworen ihn, es nicht zu thun: „Ihr ſeht wohl,“ ſagten ſie, „ihr, unſer Schutzengel! daß dieſes Feuer nur um der Juden willen entſtanden iſt; ſie bringen uns Verderben, und wenn ihr ſie in Freiheit ſetzt, ſo hat das Meer nicht Waſſer genug, um dieſe Flammen zu löſchen;“ und nun baten ſie Oswald mit ſo vieler Beredſamkeit und ſo beweglich, die Juden doch brennen zu laſſen, als ob ſie irgend eine Gnade begehrten. Dies geſchah nicht aus Bosheit, aber die abergläubiſchen Vorſtellungen dieſer Frauen waren nun durch den Schreck noch verwirrter geworden. Oswald hielt mit Mühe ſeinen Unwillen bei dieſen ſeltſamen Bitten zurück. Er ſandte vier engliſche Matroſen mit Beilen, welche die Straßen öffnen mußten, in welchen jene Unglücklichen eingeſperrt waren; und nun verbreiteten ſie ſich augenblicklich in der Stadt und ſtürzten ſich in die Flammen, um ihre Habe zu retten, mit einer habſüchtigen Gier, die noch finſtrer erſcheint, wenn ſie ſelbſt den Tod nicht ſcheut. Es ſcheint beinahe, als ob der Menſch in dem jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft auf das bloße Geſchenk des Lebens gar keinen Werth legte.

Noch blieb ein Haus im obern Theile der Stadt, welches dermaßen von Flammen umringt war, daß es unmöglich ſchien, ſie zu löſchen, noch unmöglicher hindurchzudringen. Die Einwohner von Ancona hatten ſo wenig Intereſſe für dieſes Haus gezeigt, daß die engliſchen Matroſen es für unbewohnt gehalten und ihre Spritzen nach dem Hafen zurückgeführt hatten. Selbſt Oswald, betäubt von dem Geſchrei aller derer, die ihn umringten und um Hülfe riefen, hatte es nicht bemerkt. Das Feuer hatte ſich erſt ſpät dorthin gewandt, und griff nun ſchnell um ſich. Endlich frug Lord Nelvil dringend, was dies für ein Haus ſey, und ein Mann ſagte ihm, es wäre das Tollhaus. Bei dieſem Gedanken empörte ſich Oswalds Seele; er ſah ſich um und erblickte keinen der Matroſen mehr; auch Graf d'Erfeuil war nicht mehr da; und vergebens hätte er ſich an die Einwohner von Ancona gewendet, ſie waren beinahe alle beſchäftigt, ihre Waaren in Sicherheit zu bringen, und fanden es lächerlich, ihr Leben für Menſchen zu wagen, die, meinten ſie, alle unheilbar wären. Es iſt eine Wohlthat des Himmels, ſagten ſie, für jene Kranken und ihre Angehörigen, wenn ſie ohne eines Menſchen Schuld aus der Welt kommen.

Unterdeſſen näherte ſich Oswald, ohne auf dieſe Reden zu hören, dem Hoſpital, und die Menge, die ihn tadelte, folgte ihm dennoch mit einem unwillkührlichen Enthuſiasmus. Jetzt hatte er das Haus erreicht, und ſah an dem Fenſter, welches noch nicht vom Feuer ergriffen war, Unſinnige, welche die wachſende Flamme mit dem gefühlloſen herzzerreiſſenden Lächeln betrachteten, das entweder völlige Unkenntniß aller Leiden des Lebens vermuthen läßt, oder einen ſo tiefen Schmerz, daß der Tod, in welcher Geſtalt er auch erſcheinen mag, nicht mehr erſchrecklich ſcheint. Ein unſäglicher Schauder ergriff Oswalden bei dieſem Anblick; in Augenblicken der entſetzlichſten Verzweiflung hatte er gefühlt, daß er nahe daran war, den Verſtand zu verlieren; und ſeit jener Zeit fühlte er beim Anblick des Wahnſinns immer das ſchmerzlichſte Mitleiden. Er ergriff eine Leiter, die er dort fand, lehnte ſie an die Mauer, und durch die Flammen dringend ſteigt er durchs Fenſter in ein Zimmer, wo die Unglücklichen, welche ſich im Hoſpital befanden, verſammelt waren.

Ihr Wahnſinn war von der Art, daß man ſie im Innern des Hauſes umhergehn laſſen konnte; nur einer lag angekettet in demſelben Zimmer, wo die Flammen ſchon durch die Thür drangen, aber den Fußboden noch nicht verzehrt hatten. Oswalds Erſcheinung mitten unter dieſen unglücklichen von Leiden und Krankheit entarteten Geſchöpfen, verſetzte ſie in ein ſo ſtaunendes Entzücken, daß ſie ihm bald ohne Widerſtand gehorchten. Er befahl ihnen, einer nach dem andern, in ſeiner Gegenwart die Leiter hinabzuſteigen, welche jeden Augenblick ein Raub der Flamme werden konnte. Der erſte gehorchte, ohne ein Wort zu ſagen; einer wollte widerſtehen ohne nur zu ahnen, wie gefährlich jeder Verzug für ihn und Oswald ſey. Das Volk ſah ſeine ſchreckliche Lage und rief ihm zu, herabzukommen und jene Unſinnigen ihrem Schickſal zu überlaſſen; aber der Retter wollte nicht hören, bis er ſein großmüthiges Unternehmen zu Stande gebracht.

Von den ſechs Unglücklichen, welche im Hoſpital waren, hatte er nun ſchon fünf gerettet; nur der ſechſte, der an Ketten lag, blieb noch zurück. Oswald löſte ſeine Ketten, und ſagte ihm, ſich auf eben die Weiſe wie die andern zu retten; aber dieſer junge Menſch war unheilbar toll, und da er ſich nun von ſeinen Ketten, die er ſeit zwei Jahren getragen, befreit fand, lief er ganz ausgelaſſen vor Freude im Zimmer herum. Doch dieſe Freude verwandelte ſich in Wuth, als ihn Oswald durchs Fenſter hinabſteigen laſſen wollte. Das Feuer hatte unterdeſſen mehr und mehr um ſich gegriffen; da nahm der Lord den Unſinnigen, der ſich nicht ſelbſt retten wollte, in ſeine Arme und trug ihn, trotz allem Widerſtreben und ohne zu ſehen wo er hintrat, durch Rauch und Flammen; jetzt ſprang er die letzten Stufen der Leiter hinab, und übergab den Unglücklichen, der ihn noch ſchalt, einigen Leuten, die ihm verſprechen mußten, Sorge für ihn zu tragen.

Erhitzt von der Gefahr, die er überſtanden hatte, mit zerſtreuten Haaren, mit ſtolzem und zugleich ſanftem Blick, erſchien Osta [76]) und Arkadien fand das Gleiche Statt; auch die Pellener und Mantinea [77]), deſſen vortreffliche Verfaſſung Polybius anrühmt [78]), hatten ſolche Geſetze, und zu Argos ward eine ſchädliche Neuerung in der Muſik beſtraft [79]). Uns bleibt eine ſolche Beſchränkung der Kunſt durchaus fremd und will uns nicht zuſagen, ſo wie wir uns auch auf der andern Seite in die unbegränzte Freyheit, welche dem poetiſchen Geiſte in der alten Komödie zu Athen geſtaltet wurde, nicht finden können und Anſtoß daran nehmen. In dem doriſchen Leben waren aber einmahl die Kunſt und die Sitten unzertrennlich Eins; und wenn ſolche beſchränkende Geſetze bey den Thebanern auch für die bildende Kunſt [80]) ſtatt fanden, ſo haben wir bey der hohen Blüthe und Vollendung der doriſchen Bildner-Schule und Werke eben keinen Grund anzunehmen, daß dieß einen ſchädlichen Einfluß für die Kunſt gehabt habe. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß zu Sparta, einem der Hauptſitze der doriſchen Dichtkunſt, wo eine ſo große Liebe zu den homeriſchen Geſängen [81]) herrſchte, die jambiſchen Gedichte des Archilochos, als mit der Idee des Schönen und der wahren Poeſie ſtreitend, verboten und nicht geduldet wurden [82]); wie ſpäterhin daſſelbe dem Timotheos, wegen ſeiner regelloſen neuen Weiſe in der dithyrambiſchen Dichtung geſchah; daher denn auch die Sparta-

---

76) Strab. lib. X. 739. B. 77) Plutarch. de mus. p. 2093. ed. Steph. 78) Polyb. Exc. VI. cap. 41. 79) Plutarch. ibid. p. 2097. 80) Aelian. lib. IV. cap. 4. 81) Wolf Prolog. CXL. Plut. apopht. Lac. Plat. de legg. lib. III. 82) Nicom. lib. X. cap. 9.

wald der Menge, welche ihn bewundernd anſtaunte; beſonders drückten ſich die Frauen mit jener Lebhaftigkeit aus, welche in Italien faſt allgemein iſt, und auch den Reden der gemeinen Leute einen gewiſſen edlen Anſtrich giebt. Sie warfen ſich vor ihm auf die Knie und riefen: „Gewiß, du biſt der heilige Michael, der Schutzpatron unſerer Stadt, breite nur die Flügel aus, aber verlaſſe uns nicht; ſteige dort auf den Thurm jenes Doms, damit die ganze Stadt dich ſehe und zu dir bete.“ — „Mein Kind iſt krank,“ rief hier eine, „komm und heile es.“ — „Sage mir,“ ſchrie eine andre, „wo iſt mein Mann, der ſchon ſeit Jahren mich verlaſſen?“ — Oswald ſuchte ihnen zu entkommen. Da kam der Graf d'Erfeuil und ſagte, indem er ihm die Hand drückte: Beſter Nelvil, man ſollte mit ſeinen Freunden theilen; es iſt nicht recht, alle Gefahren allein zu beſtehen. — Befreien Sie mich von hier, ſagte ihm Oswald leiſe. — Die Dunkelheit begünſtigte ihre Flucht, und beide eilten nach dem Poſthauſe, wo ſie Pferde nahmen.

Das Bewußtſeyn ſeiner That gewährte dem Lord Nelvil eine angenehme Empfindung; aber wem konnte er ſie mittheilen, da ſein Freund nicht mehr am Leben war? Wehe den Verwaiſten! ſie fühlen die Öde des Herzens gleich ſchmerzlich bei glücklichen, wie bei traurigen Ereigniſſen. Wie könnte man auch je dieſe angeborne Neigung erſetzen, dieſe Eintracht, dieſe Übereinſtimmung, dieſe vom Himmel eingeflößte Freundſchaft, die das Kind an den Vater knüpft? Man kann öfter lieben; aber ſeine Seele anvertrauen dürfen, iſt ein Glück, das man nur einmal beſitzen kann.

Fünftes Kapitel.

Oswald durchſtrich die Mark Ancona und den Kirchenſtaat bis Rom, ohne an irgend etwas Antheil zu zeigen oder zu beobachten, woran ſowohl ſeine traurige Stimmung als eine gewiſſe natürliche Trägheit Schuld war, aus welcher ihn bloß ſtark aufgeregte Leidenſchaften wecken konnten. Sein Gefühl für Kunſt war noch nicht entwickelt; er kannte bis jetzt bloß Frankreich, wo Geſellſchaft das höchſte iſt, und London, wo politiſches Intereſſe jedes andre verdrängt. Nur mit ſeinem Schmerz beſchäftigt, empfand er weder die Herrlichkeiten der Natur, noch die Schönheiten der Meiſterwerke der Kunſt. Unterdeſſen durchlief Graf d'Erfeuil jede Stadt, mit irgend einer Anweiſung für Reiſende in der Hand, und genoß das zwiefache Vergnügen, ſeine Zeit damit hinzubringen, alles zu ſehen und dann verſichern zu können, er habe nichts gefunden, was man bewundern könne, wenn man Frankreich geſehn. Oswald ward durch des Grafen Langeweile ganz muthlos, um ſo mehr, da er Vorurtheile gegen Italien und die Italiener hatte; noch begriff er das tief verborgene Geheimniß dieſes Volkes und dieſes Landes nicht, welches freilich auch der Einbildungskraft eher deutlich wird, als der Urtheilskraft, welche die Engländer vorzüglich zu entwickeln trachten.

Die Italiener ſind weit merkwürdiger durch das, was ſie geweſen und was ſie ſeyn könnten, als durch ihren jetzigen Zuſtand. Die Einöde, welche Rom umgiebt, dieſes von Ruhm ermüdete Land, welches den Anbau und nützlichen Ertrag zu verachten ſcheint, muß dem, welcher bei einer Gegend nur ihre Fruchtbarkeit in Anſchlag bringt, verwüſtet und vernachläßigt erſcheinen. Auf Oswald, der ſeit ſeiner frühen Kindheit an Liebe zur Ordnung und zur allgemeinen Wohlfahrt gewöhnt war, machten dieſe unbebauten Ebnen in der Nähe von Rom, der ehemaligen Königin der Welt, einen widrigen Eindruck; er ſchalt die Trägheit der Einwohner und der Fürſten. Lord Nelvil beurtheilte Italien wie ein hellſehender Staatsmann, und Graf d'Erfeuil wie ein Weltmann; ſo war der eine zu vernünftig, der andre zu leichtſinnig, um die Wirkung zu fühlen, welche die Gegend um Rom auf die Einbildungskraft hervorbringt, wenn man von Erinnerungen, von Bedauern von den natürlichen Schönheiten und den großen tragiſchen Ereigniſſen durchdrungen iſt, welche über dieſes Land einen unerklärbaren Zauber verbreiten.

Der Graf ergoß ſich in komiſche Klagen über die Gegend um Rom. Wie, ſagte er, kein Landhaus, keine Equipage, nichts was eine große Stadt ankündigte; guter Gott, wie traurig! Sie näherten ſich Rom, da riefen die Poſtillone entzückt: Seht, ſeht, die Kuppel der Peterskirche! — So zeigen die Neapolitaner den Veſuv, und die Küſtenbewohner das Meer, worauf ſie gewiſſermaßen ſtolz ſind. — Man ſollte es für die Kuppel des Invalidenhauſes halten, rief der Graf! —

Dieſe mehr patriotiſche als richtige Vergleichung vernichtete den Eindruck, den der Anblick jenes erhabenen Wunders menſchlicher Schöpfungskraft auf Oswald hätte hervorbringen können. Sie fuhren nun in Rom ein, es war weder heller Tag, noch eine ſchöne Nacht, ein dunkler, bewölkter Abend; der graue Himmel zeigte alle Gegenſtände farblos und undeutlich. Sie fuhren über die Tiber, ohne ſie zu bemerken, und durch das Thor del Popolo genannt, welches zum Corſo der längſten Straße des neuen Roms führt, dem Theile der Stadt, der am wenigſten merkwürdig iſt, und der ſich wenig von jeder andern europäiſchen Stadt unterſcheidet.

Die Straßen waren voll Menſchen;

Marionetten und Marktſchreier bildeten Gruppen Volks um ſich herum, auf dem Platze, wo Antonius Säule ſich erhebt. Oswalds ganze Aufmerkſamkeit war auf die nächſten Gegenſtände beſchränkt. Noch klang der Name Rom nicht in ſeiner Seele wieder; er fühlte bloß die Einſamkeit, welche das Herz bedrängt, wenn man in eine fremde Stadt eintritt und die Menge Menſchen ſieht, denen unſer Daſeyn ganz unbekannt iſt, und die kein gemeinſchaftliches Verhältniß mit uns verbindet. Dieſe Betrachtungen, welche jeden Menſchen traurig machen, haben über Engländer noch mehr Gewalt, da ſie gewohnt ſind, viel mit einander zu leben und nur ſchwer die Sitten andrer Völker annehmen. Zu Rom, wie in einem ungeheuren Caravanſerai, iſt jeder fremd, ſelbſt die Römer ſcheinen dort nicht als Eigenthümer zu wohnen, ſondern nur wie „Wandrer, welche an Ruinen ausruhn(*).“ Von peinlichen Empfindungen bedrängt, eilte Oswald auf ſein Zimmer, wo er ſich verſchloß, und ging nicht aus, um die Stadt zu ſehen. Er ahnete nicht, daß hier in eben der Stadt, die er ſo traurig und niedergeſchlagen betrat, ſich eine Quelle neuer Anſichten und neuer Freuden für ihn eröffnen würde.

Zweites Buch.

Corinna auf dem Kapitol.

ner, wie Ariſtoteles ſagt 83), von ſich behaupten mochten, daß ſie ohne es beſonders erlernt zu haben, wohl beurtheilen könnten, welche Geſänge gut ſeyen und welche nicht.

Die drückendſte Schranke der doriſchen Bildung für das Leben war die Ariſtokratie ihrer Verfaſſung, welche in dem ganzen Weſen deſſelben begründet war, wenn die Anlage dazu auch nicht ſchon von Natur vorhanden geweſen wäre. Denn jene öffentliche Erziehung und das ganze gemeinſame ſchöne Leben unter ſteten gymnaſtiſchen Übungen, muſikaliſchen Spielen und feſtlichen Wettkämpfen erforderte eine ganz freye Muße, und nur die edlen Geſchlechter mochten ſich wohlhabend und unabhängig dieſes Glanzes erfreuen. Und da nur auf denen, welche dieſe edle Erziehung genoſſen hatten, der Staat beruhte, da nur ihnen die Waffen anvertraut und nur ſie für Bürger geachtet wurden; ſo ward eben damit unvermeidlich die ganze übrige Maſſe vom Staat ausgeſchloſſen und in den Zuſtand der Heloten herabgewürdigt, daher Plinius wohl bedeutſam die Spartaner, als die Erfinder der Sklaverey benennt 84). Ein ähnlicher Zuſtand findet ſich unter verſchiedenen Benennungen faſt in allen doriſchen Staaten; wie auch bey dem aeoliſchen Volk der Theſſalier, wo die dienſtbare Claſſe den Nahmen der Peneſter trug. Die Anlage dazu lag ſchon in dem Heldencharakter der Aeolidenſtaaten und in dem bey allen helleniſchen Völkern von daher vorherrſchendem Adelgeſchlechte; zum Theil auch wohl in der Unterdrückung der eroberten Urvölker von älteren, pelasgiſchen

---

83) Nicom. lib. X. cap. 9. 84) Plin. lib. VII. cap. 56.

Erſtes Kapitel.

Oswald erwachte in Rom. Ein heller italieniſcher Tag traf ſeine erſten Blicke und ſeine Seele ward von einem Gefühle der Liebe und der Dankbarkeit gegen den Himmel durchdrungen, der ſich in dieſen ſchönen Strahlen zu offenbaren ſchien. Er hörte die Glocken der zahlreichen Kirchen der Stadt erſchallen, Kanonenſchüſſe, die in abgemeſſenen Zwiſchenräumen gehört wurden, ſchienen ein großes Feſt zu verkünden; er fragte, was die Urſache davon ſey. Man antwortete ihm, daß dieſen Morgen die berühmteſte Frau Italiens auf dem Kapitol gekrönt werden ſollte; Corinna, Dichterin, Schriftſtellerin, Improviſatorin und eine der ſchönſten unter den römiſchen Weibern. Er that noch einige Fragen über dieſe durch den Namen des Petrarcha und Taſſo geheiligte Feierlichkeit, und alle Antworten, die er erhielt, erregten die lebhafteſte Neugierde in ihm.

Nichts war unſtreitig den Gewohnheiten und den Grundſätzen eines Engländers mehr entgegengeſetzt, als eine Frau auf ſolche Weiſe zum Gegenſtande eines öffentlichen Feſtes zu machen; aber die Begeiſterung, welche die Künſte der Einbildungskraft den Italienern einflößen, ergreift wenigſtens auf Augenblicke auch die Ausländer; man vergißt die Vorurtheile ſeines Landes unter einer Nation, die ihre Gefühle ſo lebhaft auszudrücken verſteht. Die gemeinen Leute zu Rom haben Sinn für die Kunſt, ſie reden mit Einſicht von den Statuen; Gemälde, Denkmale, Alterthümer und auch das litterariſche Verdienſt, wenn es zu einer gewiſſen Höhe ſteigt, ſind für ſie eine allgemeine Nationalangelegenheit.

Oswald ging aus, um auf dem öffentlichen Platz zu ſpazieren; da hörte er von Corinna reden und von ihrem Genie. Man hatte die Straßen geſchmückt, durch welche ſie kommen mußte. Das Volk, welches ſich ſonſt nur im Gefolge des Glücks oder der Macht verſammelt, war hier beinah in Aufruhr, um eine Perſon zu ſehen, die ſich bloß durch ein geiſtiges Talent auszeichnete. In der gegenwärtigen Lage der Dinge iſt der Ruhm der ſchönen Künſte der einzige, der den Italienern vergönnt bleibt und ſie fühlen das Verdienſt in dieſer Gattung mit einer Lebhaftigkeit, die viele große Männer hervorbringen müßte, wenn der Beifall allein das vermöchte und nicht auch ein mächtiges Leben, große Triebfedern und eine unabhängige Lage nothwendig wären, um den Geiſt zu beleben.

Oswald wandelte in den Straßen Roms umher, indem er Corinna's Ankunft erwartete. Jeden Augenblick ward ihr Name genannt oder irgend ein Zug von ihr erzählt, der die Vereinigung von allem verrieth, was nur irgend die Einbildungskraft feſſeln kann. Der eine ſagte, ihre Stimme ſey die ausdrucksvollſte in ganz Italien; ein andrer, daß niemand tragiſche Rollen ſpiele wie ſie; noch ein andrer, ſie tanze wie eine Nymphe und ſie zeichne mit eben ſo viel Anmuth als Erfindung. Alle ſagten, daß niemals jemand ſchönere Verſe geſchrieben oder improviſirt habe, und wie ſie in der gewöhnlichen Unterhaltung bald durch ihre Anmuth, bald durch ihre hinreißende Beredſamkeit alle Gemüther zu bezaubern wiſſe. Man ſtritt, welche Stadt Italiens ihr Geburtsort ſey; aber die Römer behaupteten einmüthig, man müſſe in Rom geboren ſeyn, um das Italieniſche mit dieſer Reinheit zu reden. Niemand wußte zu ſagen, wo ſie gelebt hatte, noch was ſie vor der jetzigen Epoche geweſen ſey; jetzt war ſie ungefähr ſechs und zwanzig Jahr alt. Dieſe Unbekanntheit und dieſe Bekanntheit zugleich, dieſe Frau, von der jedermann ſprach, und deren wahren Namen man nicht wußte, ſchienen dem Lord Nelvil eine der Seltſamkeiten des wunderbaren Landes, in dem er ſich jetzt befand. In England würde er eine ſolche Frau ſehr ſtreng beurtheilt haben, aber er wandte keines dieſer bürgerlichen Vorurtheile auf Italien an und Corinna's Krönung flößte ihm in Gedanken ganz dieſelbe Theilnahme ein, wie ein Abentheuer des Arioſt.

Eine ſchöne und ausdrucksvolle Muſik ging dem Triumphzuge voran. Jede Begebenheit, die durch Muſik angekündigt wird, ſetzt das Gemüth in Bewegung. Eine beträchtliche Anzahl vornehmer Römer und einige Ausländer gingen dem Wagen voran, auf dem Corinna fuhr. „Es ſind ihre Bewunderer, die ſie begleiten,“ — ſagte ein Römer. — „Ja,“ ſagte der andre, „ſie nimmt den Weihrauch von allen an, aber ſie giebt niemanden einen entſchiedenen Vorzug. Sie iſt reich und unabhängig; man glaubt ſogar, und ihr Anſtand ſpricht gewiß dafür, ſie ſey von einer hohen Geburt und wolle nur nicht erkannt ſeyn.“ — „Wie dem auch ſeyn mag,“ ſagte ein dritter, „es iſt eine Gottheit, die ſich in Wolken verhüllt hat.“ — Oswald blickte den Menſchen an, der ſo ſprach, und alles an ihm bezeichnete die niedrigſte Klaſſe des Volks; aber im Süden ſind die dichteriſchen Ausdrücke ſo natürlich und allgemein gebräuchlich, daß es iſt, als ob man ſie mit der Luft und der Sonne einſauge.

Endlich machten ſich die vier weißen Pferde, welche Corinna's Wagen zogen, im Gedränge Platz. Corinna ſaß auf einem antiken Wagen, und junge weißgekleidete Mädchen gingen zu ihrer Seite. Überall, wo ſie vorbeizog, warf man Wohlgerüche in die Luft, jedermann trat ans Fenſter, um ſie zu ſehen, und die Fenſter waren von anßen mit Blumentöpfen und ſcharlachnen Teppichen geſchmückt. Alle riefen: „Es lebe Corinna! Es lebe die Kunſt! Es lebe die Schönheit!“ — Die Bewegung war allgemein, nur Lord Nelvil theilte ſie noch nicht, und obgleich er ſich von ſelbſt geſagt hatte, daß man die Strenge der engländiſchen Sitten eben ſo wohl als die franzöſiſche Spötterei bei Seite ſetzen müſſe, um alles dies zu beurtheilen, ſo blieb er doch kalt bei dieſem Feſte, bis er endlich Corinna gewahr ward.

Sie war gekleidet, wie die Sibylle des Dominichino, um den Kopf einen indiſchen Shawl gewunden, wozwiſchen die Haare vom ſchönſten Schwarz geflochten waren. Ihr Kleid war weiß, ein blaues Obergewand faltete ſich unter ihrem Buſen und ihre Tracht war höchſt maleriſch, ohne ſich doch ſo ſehr von der allgemeinen Sitte zu entfernen, daß man es affektirt hätte finden können. Ihr Anſtand auf dem Wagen war edel und beſcheiden; man ſah wohl, daß es ihr einen Genuß gewährte, bewundert zu werden; aber ein Gefühl von Schüchternheit miſchte ſich in ihre Freude und ſchien für ihren Triumph um Entſchuldigung zu bitten; der Ausdruck ihres Geſichts, ihrer Augen, ihres Lächelns nahm für ſie ein, und ihr erſter Blick machte den Lord Nelvil zu ihrem Freunde, ehe noch ein lebhafterer Eindruck ihn überwältigt hatte. Ihre Arme waren von einer glänzenden Schönheit; ihr hoher und etwas voller Wuchs hatte nach der Weiſe der griechiſchen Statuen den Ausdruck glücklicher Jugend in voller Kraft; ihr Blick hatte etwas begeiſtertes. Man bemerkte in der Art, wie ſie grüßte und für den Beifall dankte, eine gewiſſe Natürlichkeit, welche den Glanz der außerordentlichen Lage, worin ſie ſich befand, noch erhöhte. Sie glich einer Prieſterin des Apollo, die den Tempel der Sonne hinanſtieg, und doch auch wieder einer ganz einfachen Frau in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens. Kurz alle ihre Bewegungen hatten einen Zauber, der Theilnahme und Neugier, Erſtaunen und Zuneigung einflößte.

Die Bewunderung des Volks für ſie ſtieg immer höher, je mehr ſie ſich dem Kapitol näherte, dieſem an mannichfaltigen Erinnerungen ſo reichen Orte. Der ſchöne Himmel, die begeiſterten Römer und vor allem Corinna ſelbſt bezauberten Oswalds Einbildungskraft. Staatsmänner hatte er oft genug in ſeinem Vaterlande vom Volk in Triumph tragen ſehen, aber zum erſtenmal war er Zeuge einer ſolchen Ehre, die einer Frau wiederfuhr, einer Frau, die bloß durch ihr Genie ſo verherrlicht war. Dieſer Siegeswagen, der niemanden Thränen, Reue oder Furcht koſtete, verſtattete ungehindert die ſchönſten Gaben der Natur, Einbildungskraft, Gefühl und Geiſt zu bewundern.

Oswald war ſo ganz in ſeine Betrachtungen vertieft, dieſe neuen Gegenſtände und

Gedanken beſchäftigten ihn ſo ſehr, daß er gar nicht auf die berühmten und durch das Alterthum geweihten Plätze merkte, durch die Corinna's Wagen zog. Am Fuß der Treppe welche zum Capitol führt, hielt der Wagen ſtill und in demſelben Augenblick eilten alle Freunde Corinna's herbei, um ihr die Hand zu bieten. Sie wählte die des Prinzen Caſtelforte, der unter allen römiſchen Großen ſeines Geiſtes und Charakters wegen am meiſten geachtet ward; jedermann billigte Corinna's Wahl. Sie ging die Stufen zum Kapitol hinan, deren ernſte Würde die leichten Schritte einer Frau mit Wohlgefallen aufzunehmen ſchien. Die Muſik ließ ſich mit einem neuen Schwung vernehmen in dem Augenblicke als Corinna anlangte, die Kanonen erſchallten, und die triumphirende Sibylle trat in den Pallaſt, der bereitet war, ſie zu empfangen.

Im Hintergrunde des Saales, in welchen ſie eingeführt ward, hatte der Senator, Stamme. In den doriſchen Staaten aber ward dieſe natürliche Ariſtokratie noch durch Erziehung, Geſetze, Gewohnheit und Sitte viel höher geſteigert, feſter begründet, und die Sonderung nach Grundſätzen um ſo ſchärfer durchgeführt, je mehr ſich jene urſprüngliche Ariſtokratie ſelbſt republikaniſch entwickelte. Doch wird die Behandlung der dienſtbaren Menge nicht überall ſo drückend geweſen ſeyn, wie bey den Spartanern, nach deren ſtrenger Erziehung, wie ihnen Iſokrates [85]) vorwirft, ſelbſt freye Jünglinge grauſamer gezüchtigt wurden, als anderswo die Sklaven. Es mögen auch manche von jenen edlen Geſchlechtern in den doriſchen Staaten in mildem Glanze geherrſcht haben. Die Milde der Beherrſcher von Sicyon rühmt ſelbſt Ariſtoteles [86]); die Verfaſſung von Sicyon aber war Anfangs die reine doriſche Ariſtokratie, wie Plutarchos ſagt [87]), aus der ſie erſt nachher in Partheyungen, Volksanarchie und Tyrannenherrſchaft geriethen, bis ſie dann, obwohl ſie Dorier waren, die Verfaſſung und ſelbſt den Nahmen der Achäer annehmen mußten [88]).

---

85) Isocr. Panegyr. cap. 34. 86) Arist. Polit. V, 12. 87) Plut. Arat. tom. V. p. 508. 509. 88) Plutarch ibid. tom. V. p. 521: Es iſt in den Ausdrücken ſelbſt der doriſche Stolz ſichtbar, als ob es für dieſen Stamm, der ſich wie von einem höhern Adel zu ſeyn dünkte, ſchon eine Schmach wäre, mit zu einem aeoliſchen Volke gezählt zu werden; und an dieſer Stelle wird einmahl die bleibende aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit recht ſcharf bezeichnet, die ſich auch durch den gegenſeitigen Haß der Achäer und Dorier beurkundet, während die Gränzen dieſer Stammesverſchiedenheit mehr in einander fließen, den ſo manchen andern aeoliſchen Völkern im Peloponnes und außerhalb des

welcher ſie krönen ſollte, ſeine Stelle eingenommen, nebſt den Conſervatoren des Senats; an der einen Seite befanden ſich die Kardinäle und die ausgezeichnetſten Damen des Landes, an der andern die Gelehrten, Mitglieder der römiſchen Akademie. An dem gegenüberſtehenden Ende war der Saal von einem Theile des Volks angefüllt, das ſich Corinnen nachgedrängt hatte. Der für ſie beſtimmte Stuhl war eine Stufe niedriger geſtellt als der des Senators. Corinna mußte, ehe ſie ihn einnahm, dem Gebrauche gemäß, ſich vor dieſer erhabenen Verſammlung an der erſten Stufe auf ein Knie niederlaſſen. Sie that es mit einem ſo edlen und ſo beſcheidnen Weſen, mit ſo viel Anmuth und Würde, daß Lord Nelvil in dieſem Augenblick ſeine Augen von Thränen benetzt fühlte. Er wunderte ſich ſelbſt über ſeine Rührung; aber es ſchien ihm, als hätte Corinna mitten in dieſem Glanz und Glück durch ihre Blicke den Schutz eines Freundes geſucht; einen Schutz, deſſen keine Frau, mag ſie auch noch ſo überlegen ſeyn, entbehren kann, und er dachte bei ſich ſelbſt, welches Glück es ſeyn müßte, die Stütze einer Frau zu ſeyn, deren Herz allein ihr eine ſolche Stütze zum Bedürfniß machte.

Sobald Corinna ihre Stelle eingenommen hatte, fingen die römiſchen Poeten an, Sonnette und Oden zu leſen, welche ſie ihr zu Ehren gedichtet hatten. Alle erhoben ſie bis in den Himmel; aber ſie gaben ihr lauter Lobſprüche, die eben ſo gut auf jede andere Frau von ausgezeichnetem Genie gepaßt haben würden, als auf ſie. Es war eine angenehme Verbindung von Bildern und mythologiſchen Anſpielungen, die man an alle Frauen hätte richten können, die ſich von der Sappho an bis auf unſre Tage und von Jahrhundert zu Jahrhundert durch ihr dichteriſches Talent berühmt gemacht haben.

Dieſe Art, Corinnen zu loben, fing ſchon an dem Lord Nelvil peinlich zu werden. Es ſchien ihm, daß er nach dem bloßen Anblick ein wahreres, richtigeres, eigenthümlicheres Bild hätte entwerfen wollen; ein Bild mit einem Worte, das nur auf Corinnen paßte.

Zweites Kapitel.

Der Prinz Caſtelforte nahm das Wort und was er über Corinna ſagte, zog die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft an ſich. Es war ein Mann von funfzig Jahren, der im Reden und in ſeinem ganzen Weſen viel Anſtand und Würde hatte. Sein Alter und die Verſicherung die man Lord Nelviln gegeben hatte, daß er bloß der Freund Corinnens ſey, machten, daß ſeine Aufmerkſamkeit auf das Bild, das er von ihr entwarf, ganz ungeſtört war.

Der Prinz Caſtelforte laß einige Seiten in Proſa, ohne Anmaßung, aber ſonderbar geeignet, um Corinnen zu charakteriſiren. Er entwickelte zuerſt das eigenthümliche Verdienſt ihrer Werke und ſagte, daß dieſes Verdienſt zum Theil in dem tiefen Studium beſtehe, welches ſie auf die ausländiſche Litteratur gewandt habe; ſie wiſſe im höchſten Grade die Einbildungskraft, das Maleriſche und den lebendigen Glanz des Südens mit jener Kenntniß, jener Beobachtung des menſchlichen Herzens zu vereinigen, welche ein Vorrecht der Länder zu ſeyn ſcheint, wo die äußern Gegenſtände die Aufmerkſamkeit weniger an ſich ziehen.

Er rühmte Corinnens Anmuth und fröhliche Stimmung, eine fröhliche Stimmung, die keinesweges aus dem Hange zur Spötterei hervorgehe, ſondern bloß aus der Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und der blühenden Leichtigkeit ihrer Einbildungskraft. Er verſuchte auch etwas zum Lobe ihres Herzens zu ſagen; aber man konnte leicht wahrnehmen, daß eine perſönliche Regung ſich in das miſchte, was er darüber ſagte. Er klagte über die Schwierigkeit, die eine ausgezeichnete Frau finden müſſe, den Gegenſtand anzutreffen, von dem ſie ſich ein idealiſches Bild entworfen, und dieſes mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, die Herz und Geiſt nur wünſchen können. Doch verweilte er lange bei dem leidenſchaftlichen Gefühl, welches Corinnens Poeſie beſeelte, und bei der eigenen Kunſt, welche ſie beſaß, die zarten Beziehungen zwiſchen den Schönheiten der Natur und den innerſten Gefühlen der Seele aufzufaſſen. Er prieß das Eigenthümliche in ihren Ausdrücken, die ganz aus ihrem Charakter und aus ihrer Art zu fühlen hervorgingen, ohne daß jemals auch nur der leiſeſte Anſtrich von Affectation dieſen nicht bloß natürlichen, ſondern ſogar unwillkührlichen Reiz ſtörte.

Er ſprach von ihrer Beredſamkeit wie von einer alles beſiegenden Kraft, die um ſo mehr diejenigen, welche ihr zuhörten mit ſich fortreißen müſſe, je mehr ſie ſelbſt Verſtand und wahres Gefühl beſäßen. „Corinna," ſagte er, „iſt ohne Zweifel die berühmteſte Frau unſres Vaterlandes und dennoch können nur ihre Freunde ſie ganz ſchildern; denn das Gefühl, wenn es ächt iſt, will errathen ſeyn; der Glanz kann es eben ſowohl als die Dunkelheit der Umgebung unſerm Blick verbergen, wenn nicht ein beſondres Band uns hilft es zu verſtehen.“ Er verbreitete ſich über ihr Talent zum Improviſiren, was gar keine Ähnlichkeit mit dem hatte, was man in Italien mit dieſem Namen zu beehren pflegt. „Man muß dieſes Talent,“ ſagte er, „nicht der Fruchtbarkeit ihres Geiſtes zuſchreiben, ſondern dem tiefen Gefühl, welches alle großen Gedanken in ihr erregen; ſie kann kein Wort ſagen, das daran erinnert, ohne daß der Enthuſiasmus, dieſe unerſchöpfliche Quelle von Gefühlen und Ideen, ſie ergreift und beſeelt.“ — Der Prinz machte dann aufmerkſam auf den Zauber eines immer gleich edeln und harmoniſchen Styles. „Corinnens Poeſie,“ fügte er hinzu, „iſt eine geiſtige Muſik, die allein fähig iſt, die Schönheit der flüchtigſten und zarteſten Gefühle auszudrücken.“ —

Er rühmte Corinnens Unterhaltung und

man fühlte wohl, daß er den Reiz davon kannte. „Fantaſie," ſagte er, „und Wahrheit, Urtheil und Begeiſterung, Kraft und Anmuth vereinigen ſich in einem Weſen, um in jedem Augenblick dem Geiſt ein neues Vergnügen zu gewähren. Man kann auf ſie den ſchönen Vers des Petrarcha anwenden:

Il parlar che nell' anima si sente, (*)

und ich glaube, ſie beſitzt etwas von jener ſo gerühmten Anmuth, von jenem orientaliſchen Zauber, welchen die Alten der Cleopatra zuſchrieben."

„Die Orte, die ich mit ihr durchreißt habe, die Muſik, die wir zuſammen gehört, die Gemälde, die ſie mir zeigte, die Bücher, die ſie mich verſtehen lehrte, bilden die Welt, in der meine Einbildungskraft einheimiſch iſt. In allen dieſen Gegenſtänden ſehe ich den Wiederſchein ihres Geiſtes, und wenn ich in der Entfernung von ihr leben müßte, ſo

---

(*) Das Reden, das ſich in der Seele fühlt.

würde ich wenigſtens wünſchen, mich mit dieſen Gegenſtänden umringen zu können, ſo gewiß würde ich ſeyn, nirgend anders wo dieſe Spuren göttlichen Feuers zu finden, Spuren, die ſie darin zurückließ. Ja, fuhr er fort, indem ſeine Augen zufälligerweiſe auf Oswald fielen, man muß Corinnen ſehen, wenn man ſein Leben mit ihr zubringen darf, wenn uns dies verdoppelte Daſeyn, das ſie gewährt, auf lange Zeit verſichert bleiben kann; aber niemand ſollte ſie ſehen, der gezwungen iſt, ſie wieder zu verlaſſen. Vergebens würde man das ganze Leben hindurch dieſe ſchöpferiſche Seele ſuchen, die unſre Gefühle und Gedanken theilte, und würde ſie nie wieder finden."

Oswald ward von dieſen Worten ergriffen, ſeine Augen hefteten ſich auf Corinnen, welche ſie mit einer ſichtbaren Bewegung anhörte, die nicht aus Eitelkeit entſprang, ſondern mit liebenswürdigern und innigern Gefühlen in Verbindung ſtand. Der Prinz

Caſtelforte fuhr in ſeiner Vorleſung fort, in der ihn ein Augenblick von Rührung unterbrochen hatte. Er ſprach von Corinnens Talent zur Malerei und Muſik, zur Deklamation und zum Tanz. In allen dieſen Kunſtarten ſey es immer Corinna, die ſich nicht an dieſe oder jene Manier oder an irgend ein Geſetz binde, ſondern nur in eben ſo viel verſchiedenen Sprachen die eigenthümliche Kraft ihrer Fantaſie ausdrücke, einen und denſelben Zauber des Kunſtſchönen in verſchiedenen Geſtalten.

„Ich ſchmeichle mir nicht,“ ſagte der Prinz Caſtelforte zum Beſchluß, „daß ich eine Perſon habe ſchildern können, von der es unmöglich iſt, ſich eine Idee zu machen, wenn man ſie nicht gehört hat; aber ihre Gegenwart iſt für uns hier zu Rom gleichſam eine von den Wohlthaten unſers glänzenden Himmels, und dieſer fantaſiereichen Natur. Corinna iſt das gemeinſchaftliche Band ihrer Freunde; ſie iſt die Triebfeder

Überhaupt war die doriſche Verfaſſung, wo ſie einmahl entartete, verderbter und ſchlechter als jede andre, als die nicht ſowohl auf einer kunſtreichen Staatseinrichtung, ſondern ganz auf den Sitten und auf dem Leben ſelbſt beruhte. Dieß geben ſelbſt die Lobredner der doriſchen Einrichtungen unter den Alten zu, und führen häufige Beyſpiele im Einzelnen davon an, wie die bürgerlichen Unruhen von Argos; während auf der andern Seite ſelbſt ſolche Schriftſteller unter den Alten, welche dem Doriſchen eher abgeneigt erſcheinen, doch gern zugeben, daß die ſpartaniſche Verfaſſung vortrefflich geweſen ſey 89), um den Staat nach der väterlichen Sitte und das Vaterland in ſeinen eng umſchloßnen Gränzen, gegen äußre Angriffe und innre Unruhen dauerhaft zu erhalten, und ihm eine uner-

---

Iſthmus, zum Theil auch in den italiſchen Pflanzſtädten aeoliſchen oder gemiſchten Urſprunges, welche alle nach dem vorherrſchenden doriſchen Einfluß, auch in Verfaſſung und Sitte ganz doriſch geworden waren. Eben ſo ſcharf wie hier Plutarchos in der Geſchichte des Verfalls von Sicyon, ſondert indeſſen auch Ariſtoteles noch die aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit in der ſchon oben S. 26 angeführten Stelle, wo er die Miſchung dieſer zwey Volksſtämme in der Anlage von Sybaris, als Urſache des Verderbens, tadelt. Für den Peloponnes iſt die Stelle bey Strabo lib. VII. 513 C — 514 D claſſiſch. Rein aeoliſch waren im Peloponnes nur die Achäer geblieben. Von den übrigen heißt es in jener Stelle: „daß diejenigen, welche von den Doriern am entfernteſten waren, die Bewohner von Arkadien und Elis, in aeoliſcher Mundart ſprechen; die übrigen bedienten ſich einer aus beyden Dialekten gemiſchten Mundart, indem ſie bald mehr bald minder aeoliſirten, und redeten faſt in jeder Stadt eine andre Mundart; alle ſchienen aber zu doriſiren, oder von doriſcher Art zu ſeyn, wegen des vorherrſchenden Einfluſſes." 89) Wie Polybius Exc. lib. VI. cap 46.

und die Seele unſres Lebens, wir vertrauen auf ihre Güte, wir ſind ſtolz auf ihr Genie. Wir ſagen zu den Fremden: Sehet hier das Bild unſres ſchönen Italiens; ſie iſt das, was wir ſeyn würden, ohne die Unwiſſenheit, den Neid, die Uneinigkeit und Trägheit, wozu unſer Schickſal uns verdammt hat. Wir mögen ſie gern als eine bewundernswürdige Frucht unſers Klima's und unſerer Kunſtſchönheiten betrachten, als einen Sprößling der Vergangenheit und eine Ahnung der Zukunft. Und wenn die Fremden dies Land geringſchätzen, von dem das Licht ausging, das ganz Europa erhellt hat; wenn ſie gar keine Schonung für die Fehler haben, die doch nur aus unſerm Unglück entſpringen; dann ſagen wir ihnen: ſehet hier Corinnen, gewiß wir würden ihrem Vorbilde folgen, wir würden als Männer das ſeyn, was ſie als Frau iſt, wenn es den Männern, ſo wie den Frauen möglich wäre, ſich eine Welt in ihrem eignen Herzen zu erſchaffen, und wenn unſer Genie, welches nothwendigerweiſe von den geſellſchaftlichen Verhältniſſen und äußern Umſtänden abhängig iſt, ſich einzig und allein an der Flamme der Poeſie zu entzünden vermöchte."

So wie der Prinz Caſtelforte zu reden aufhörte, erhoben ſich von allen Seiten die Bezeigungen des Beifalls, und obgleich das Ende ſeiner Rede einen verſteckten Tadel des gegenwärtigen Zuſtandes der Italiener enthielt, ſo ward dies doch von keinem der anweſenden Großen gemißbilligt; ſo wahr iſt es, daß man in Italien jene Art der Freiheit findet, welche zwar nicht dahin führt, die alten Verfaſſungen zu verändern, aber doch dem denkendſten Theile eine ſtille Gegenwirkung gegen die beſtehenden Vorurtheile erlaubt.

Das Anſehn, welches der Prinz Caſtelforte zu Rom genoß, war ſehr groß. Er ſprach mit einem ſeltnen Scharfſinn; und dieſe Eigenſchaft war um ſo auffallender, da man in dieſem Lande den Verſtand gewöhnlich mehr im Leben als im Reden zeigt. In Geſchäften hatte er nicht die Gewandtheit, welche die Italiener ſo oft auszeichnet; aber er war zum Nachdenken geneigt und ſcheute die Mühe des Forſchens nicht. Die glücklichen Bewohner des Südens wollen ſich dieſer Arbeit oft nicht unterziehen, indem ſie ſich ſchmeicheln, alles durch die Einbildungskraft errathen zu können, wie ihr reicher Boden Früchte ohne Cultur hervorbringt, bloß durch den günſtigen Einfluß des Himmels.

Drittes Kapitel.

Corinna ſtand auf, als der Prinz Caſtelforte ſeine Rede geendigt hatte. Sie dankte mit einer edlen und ſanften Verneigung des Kopfes, worin ſich zugleich ihre Schüchternheit und die natürliche Freude zu erkennen gab, ſich ſo ganz nach ihrem Sinne loben zu hören. Es war der Gebrauch, daß der Poet, der auf dem Kapitol gekrönt wurde, irgend ein Gedicht entweder herſagen oder improviſiren mußte, ehe man den Lorbeer auf ſein Haupt drückte, der ihm beſtimmt war. Corinna ließ ſich ihre Leyer bringen, ein Inſtrument von ihrer eignen Erfindung, welches viel Ähnlichkeit mit der Harfe hatte, aber antiker in der Form war und einfacher in den Tönen. Indem ſie es ſtimmte, überfiel ſie zuerſt eine große Schüchternheit und mit zitternder Stimme fragte ſie nach dem Gegenſtande, den man ihr aufgeben wolle. — Das Lob Italiens! rief alles mit einer Stimme um ſie her. Nun gut, erwiederte ſie, ſchon ergriffen und erhoben von ihrem Talent: Das Lob Italiens. Und indem ſie ſich durch die Vorliebe für ihr Vaterland begeiſtert fühlte, ließ ſie ſich in den ſchönſten Verſen hören, von denen ſich in Proſa nur eine unvollkommene Nachbildung geben läßt.

Geſang Corinnens auf dem Kapitol.

„Heil Dir Italien, Reich der Sonne, Italien, Gebieterin der Welt und Wiege der Kunſt! Wie oft ſchon war das menſchliche Geſchlecht Dir unterworfen! Erſt Deinen Waffen dienſtbar, dann Deinen Kunſtſchönheiten und Deinem Himmel.“

„Ein Gott verließ den Olymp, um in Auſonien eine Stätte der Zuflucht zu finden; der Anblick dieſes Landes gebahr den Traum von den Tugenden eines goldenen Zeitalters. Der Menſch ſchien hier allzu glücklich, um glauben zu können, dies ſey ein Wohnort der Schuld geweſen.“

„Rom beſiegte die Welt durch ſeine Tugend und war Königin durch die Freiheit. Der römiſche Geiſt drückte der ganzen Erde ſein Siegel auf, und der Einbruch der wilden Völker verdunkelte, indem er Rom zerſtörte, die Welt.“

„Italien erſchien von neuem mit den herrlichen Schätzen, welche die flüchtigen Griechen ihm zuführten. Der Himmel enthüllte hier ſeine Geſetze und die Kühnheit ſeiner Söhne entdeckte eine neue Erde; Italien ward noch einmal Königin durch den Herrſcherſtab des Geiſtes, aber dieſer von Lorbeern umwundene Scepter erzeugte nur Undankbare.“

„Die Fantaſie gab eine andre Welt wieder für die verlorene. Für Italien ſchufen die Maler und Dichter eine Erde und einen Olymp, Himmel und Hölle; und dies Feuer, welches hier herrſcht, ward beſſer von ſeinem Schutzgeiſte bewahrt, als von dem heidniſchen Gotte; es fand keinen Prometheus, der es raubte.“

„Warum bin ich hier auf dem Kapitol? Warum ſoll meine unwürdige Stirne den Kranz empfahen, den Petrarcha getragen, und der an dem Grabmal des Taſſo aufgehängt ward? Warum anders, o meine Mitbürger, als weil ihr den Ruhm ſo ſehr liebt, daß ihr auch ſchon das Streben danach eben ſo gut belohnen wollt als das Gelingen.“

„Wohlan, wenn ihr den Ruhm liebt, der nur allzu oft ſeine Opfer unter den Siegern wählt, die er bekränzte, denkt mit Stolz zurück an jene Jahrhunderte, welche durch die Wiedergeburt der Künſte verherrlicht wurden. Dante, der Homer der Neuern, dieſer heilige Dichter unſrer geheimnißvollen Religion, dieſer Rieſe an Geiſt, tauchte ſich in den Styx, um in der Hölle zu landen, und ſeine Seele war eben ſo tief als die Abgründe, die er beſchrieben.“

„Italien, in den Tagen ſeiner Kraft, lebt noch ganz im Dante. Beſeelt von republikaniſchem Geiſte, Krieger ſo gut als Dichter, haucht er die Flamme der Thaten über die Todten aus, und ſeine Schatten haben mehr Leben als die auf Erden athmen.“

„Die Erinnerungen des Lebens folgen ihnen noch, ihre zweckloſen Leidenſchaften zehren an ihrem Herzen; ſie beunruhigen ſich über die Vergangenheit, welche ihnen weniger unwiderruflich erſcheint, als dieſe ewige Zukunft vor ihnen.“

„Man möchte ſagen, Dante, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, habe die Leiden, die ihn ſelbſt verzehrten, in dieſe geiſtige Welt verſetzt. Seine Schatten fragen ohne Unterlaß nach Neuigkeiten aus dem Leben, wie der Dichter ſelbſt ſich nach ſeinem Vaterlande erkundigt, und die Hölle zeigt ſich ihm in der Geſtalt der Verbannung.“

„Alles nimmt in ſeinen Augen die Farbe von Florenz an. Die Todten des Alterthums, die er hervorruft, ſcheinen, indem ſie auf-

auferſtehen, eben ſo ſehr Toscaner zu ſeyn als er ſelbſt; es iſt nicht die Beſchränktheit ſeines Verſtandes, ſondern die Stärke ſeiner Seele, die das Weltall in das Gewand ſeiner Denkart und ſeiner Anſicht kleidet.“

„Eine myſtiſche Verkettung von Kreiſen und Sphären führt ihn von der Hölle zum Fegefeuer, vom Fegefeuer zum Paradieſe; er iſt ein treuer Geſchichtſchreiber ſeiner Viſion. Fülle der Klarheit ſtrömt er über die dunkelſten Gegenden aus, und die Welt, die er erſchafft in ſeinem dreifachen Gedicht, iſt in ſich ſelbſt vollendet, belebt und glänzend, wie wenn ein neues Geſtirn am Himmel erſcheint.“

„Auf ſein Geheiß verwandelt ſich alles auf Erden in Poeſie; die ſinnlichen Gegenſtände und die Gedanken, die Geſetze und die Erſcheinungen ſcheinen einen neuen Olymp mit neuen Gottheiten zu bilden; aber dieſe eigne Mythologie des Dichters verſchwindet, wie die des Alterthums, beim Anblick ſchütterliche Feſtigkeit zu geben. So rühmt auch Ariſtoteles[90], obwohl nicht doriſch geſinnt, und in ſeiner ganzen Geiſtesart mehr zur joniſchen Natur hinneigend, die Vortrefflichkeit der gemeinſamen ſpartaniſchen Erziehung, auf die ſie ſo großen Ernſt verwenden. Als nun aber Sparta mit der anwachſenden Macht aus den Schranken jener alten Sitteneinfalt und des väterlichen Bodens heraustrat, da änderte ſich die Geſtalt der Dinge, weil die ganze Verfaſſung und dieſe obwohl ſchöne doch ſo eng umgränzte Lebensordnung auf den weitern Schauplatz der neuen Herrſchaft gar nicht abgemeſſen war. Schnell vorübergehend war der Ruhm und die Zeit des Glanzes von Sparta, ſo lang es Hellas im Kampf gegen die Perſer ſchützte oder von den Tyrannen reinigte[91]. Bald aber, ſo wie die Oberherrſchaft der Spartaner entſchieden war, erhoben ſich von allen Seiten die Klagen gegen ſie, und hier finden alle die Vorwürfe ihre Anwendung, welche die Schriftſteller von der entgegenſtehenden Seite, wie Iſokrates[92], wegen ihrer Ungerechtigkeit ihnen machen, oder was die Geſchichte ſelbſt von ihren Bedrückungen und ſtrengen Härte erzählt; wie es ſelbſt Plutarchos, ſo ſehr er ſonſt der doriſchen Parthey geneigt iſt, eingeſteht und mehrere Beyſpiele von der Grauſamkeit der Spartaner gegen die Beſiegten anführt[93]. Man kann leicht die verſchiedenartigen Urtheile der Alten über Sparta und ſeine Einwirkung, ſo wie über andre doriſche Staaten

---

90) Polit. lib. VIII. cap. 1. fin. 91) Thucyd. lib. I. cap. 18. 92) Panegyr. cap. 32. 93) S. Plut. Lysand. Vol. III. p. 28. 39. 40. ed. Reiske, über die zahlreichen Hinrichtungen von der Volksparthey unter Lyſander.

vergeht oft das flüchtige Leben der Menſchen im Unglück, und wenn der Ruhm dann ſiegt, wenn man endlich an einem glücklichen Ufer landet, ſo öffnet ſich das Grab neben dem Hafen, und das vielgeſtaltete Schickſal kündigt nicht ſelten durch das wiederkehrende Glück das Ende des Lebens an.“

„So näherte ſich der ſchöne, gefühlvolle, ritterlich geſinnte und unglückliche Taſſo, den Eure Huldigungen, o Römer, für ſo viel Ungerechtigkeiten tröſten ſollten, von Thaten träumend und die Liebe, die er beſang, ſelbſt fühlend, dieſen Mauern mit Ehrfurcht und Dankbarkeit, wie ſeine Helden denen von Jeruſalem.“

„In einem edlern und freiern Jahrhundert, als das des Taſſo, war auch Petrarcha, wie einſt Dante, der kühne Sänger der italieniſchen Unabhängigkeit. Anderswo weiß man nichts von ihm als ſeine Liebe; hier ehren noch andre ernſtere Erinnerungen ſeinen Namen. Ja, das Vaterland hat ihn noch ſchöner begeiſtert, als Laura ſelbſt.“

„Er erweckte das Alterthum durch ſeinen Eifer, und weit entfernt, daß ſeine Einbildungskraft ein Hinderniß für ſeine tieferen Forſchungen geweſen wäre, ſo offenbarte ihm vielmehr dieſes ſchöpferiſche Vermögen, indem es ihm die Zukunft unterwarf, auch die Geheimniſſe der vergangnen Jahrhunderte. Er ſah, daß das Wiſſen dem Erfinden nicht ſchadet, und ſein Geiſt war um ſo eigenthümlicher, je mehr er ähnlich den ewigen Kräften in allen Zeiten zu wirken vermochte.“

„Unſre heitre Luft, unſre lachende Natur, hat den Arioſt begeiſtert. Es iſt der Regenbogen, der ſich nach unſern langen innerlichen Kriegen zeigte. Glänzend und farbig, wie dieſer Bote ſchöner Tage, ſcheint er vertraulich mit dem Leben zu ſcherzen; und ſeine leichte und wohlthätige Heiterkeit iſt nicht wie der ſpottende Witz des

Menſchen, ſondern wie das Lächeln der Natur.“

„Michel Angelo, Raphael, Pergoleſe, Galilei und Ihr kühnen Reiſenden, die Ihr neue Länder ſuchtet, obgleich die Natur Euch kein ſchöneres als das Eure darzubieten vermochte, vereinigt auch Ihr Euren Ruhm mit dem der Dichter! Künſtler, Gelehrte oder Philoſophen ſeyd Ihr alle, ſo wie jene, Kinder derſelben Sonne, die bald die Einbildungskraft entwickelt, bald den Gedanken beflügelt, jetzt den Muth anfeuert, oder auch im Glücke einwiegt, und alles zu verheiſſen ſcheint, oder alles vergeſſen läßt.“

„Kennt ihr das Land, wo die Orangen blühen, das Land, welches die Strahlen des Himmels mit dem Geiſt der Liebe befruchten? Habt ihr jene melodiſchen Klänge gehört, welche die Schönheit unſrer Nächte erhöhen? Habt ihr jene Wohlgerüche eingeathmet, die unſre ohnehin ſchon ſo reine und angenehme Luft durchwürzen? Sagt, ihr Fremden, iſt die Natur bei euch auch ſo ſchön und ſo bezaubernd?“

„Anderswo müſſen die Menſchen glauben, wenn bürgerliches Unglück ein Land trifft, daß die Götter ſie verlaſſen; aber hier fühlen wir beſtändig den Schutz des Himmels, wir ſehen, daß er Antheil am Menſchen nimmt, und daß er es der Mühe werth fand, ihn ehrenvoll zu behandeln.“

„Nicht bloß mit Reben und Ähren iſt unſre Natur geſchmückt, nein, ſie verſchwendet noch unter dem Fußtritt des Menſchen, wie bei dem Feſt eines Königs, einen Überfluß von Blumen und zweckloſen Pflanzen, die, bloß zur Zierde beſtimmt, ſich nicht bis zum Dienſt des Nützlichen erniedern.“

„Dieſe zarten Reize, welche von der Natur ſelbſt veranſtaltet ſind, werden von einer Nation genoſſen, die würdig iſt, ſie zu fühlen. Die einfachſten Speiſen genügen ihr, ſie berauſcht ſich nicht in den Quellen von Wein, welche dem Schooße des Überfluſſes entſprudeln. Sie liebt ihren Himmel, ihre ſchönen Künſte, ihre Denkmale und ihr Land, das zugleich alterthümlich und jugendlich iſt; die verfeinerten Vergnügungen einer glänzenden Geſellſchaft und die groben Genüſſe eines gierigen Volkes paſſen gleich wenig für ſie."

„Hier iſt die Sinnlichkeit mit dem Gedanken verſchmolzen, das ganze Leben wird aus Einer Quelle geſchöpft, und die Seele ſchwebt wie die Luft auf der Gränze zwiſchen Himmel und Erde. Der Geiſt fühlt ſich leicht hier, weil die ſanfte Träumerei ihm zur Seite ſteht; wenn der Geiſt uns aufregt, ſo beruhigt ſie; wenn er um einen verfehlten Zweck klagt, ſo ſchenkt ſie ihm tauſend ſüße Hoffnungen, und wenn die Menſchen ihn unterdrücken, ſo öffnet die Natur ihm ihre liebreichen Arme."

„So erſetzt ſie alles, und ihre hülfreiche Hand heilt jede Wunde. Hier werden ſelbſt die Leiden des Herzens getröſtet, indem man die gütige Gottheit bewundert und das Geheimniß ihrer Liebe durchdringt, nicht durch dieſes flüchtige Leben, den verhüllten Boten der Ewigkeit, ſondern in dem reichen und erhabenen Schooß des Weltalls."

Corinna ward auf einige Augenblicke durch die ausſchweifendſten Beifallsbezeigungen unterbrochen. Nur Oswald allein miſchte ſich nicht in das Geräuſch der Bewunderung, welches ſie umgab. Er hatte den Kopf auf die Hand geſtützt, bei den Worten: „Hier werden ſelbſt die Leiden des Herzens getröſtet;" und war noch immer in dieſer Stellung geblieben. Corinna bemerkte es und bald erkannte ſie ihn an ſeinen Zügen, an der Farbe ſeiner Haare, ſeiner Tracht und großen Geſtalt, und überhaupt an ſeinem ganzen Weſen für einen Engländer. Die Trauerkleidung, die er trug, und das Schwermüthige in ſeinem

Blick fielen ihr auf. Sein auf ſie gehefteter Blick ſchien ihr einen ſanften Vorwurf zu machen; ſie errieth ſeine Gedanken und ſie fühlte ſich gedrungen, ihm zu Gefallen mit etwas weniger Zuverſicht vom Glück zu ſprechen und dem Gedanken des Todes mitten in dieſer Feſtlichkeit einige Verſe zu weihen. In dieſer Abſicht nahm ſie die Leyer wieder zur Hand, die Verſammlung ſchwieg bei den rührenden und gedehnten Accorden, die ſie auf dem Inſtrumente anſchlug, und ſie fuhr folgenderweiſe fort:

„Doch ja, es giebt Leiden, die unſer troſtreiche Himmel ſelbſt nicht auslöſchen kann; aber in welchem andern Wohnort können die Schmerzen milder und erhabener auf die Seele wirken, als in dieſem Lande?“

„Anderswo finden die Lebenden kaum Platz genug für ihre raſtloſen Bemühungen und ihre glühenden Wünſche; hier laſſen die Monumente, die öden Stellen und die unbewohnten Palläſte, einen weiten Raum für die Schatten. Iſt Rom jetzt nicht die Heimath der Gräber?“

„Das Coliſeum, die Obelisken und alle jene Wunder, die weit von Ägypten her oder aus Griechenland ſeit den fernſten Jahrhunderten, von Romulus bis auf Leo den Zehnten, ſich hier anhäuften, als ob alles Große eine anziehende Kraft für jedes andre Große hätte, und als ob ein Ort alles, was der Menſch vor dem Angriff der Zeit hat retten können, umfaſſen ſollte, ja, ſie alle ſind zu Denkmalen des Grabes geweiht Unſer unthätiges Leben wird kaum bemerkt, die Stille der Lebenden iſt eine Huldigung für die Todten, ſie bleiben und wir ſind vergänglich.“

„Sie allein ſind geehrt, ſie allein noch berühmt; unſre Dunkelheit erhöht den Glanz unſrer Vorfahren, die Vergangenheit ſteht in unſerm gegenwärtigen Daſeyn allein da, und kein Geräuſch ſtört die Erinnerung.

Alle unſre Denkmale ſind ein Werk derer, die nicht mehr vorhanden ſind, und das Genie ſelbſt wird unter die großen Todten gezählt.“

„Vielleicht wirkt es nicht wenig mit, um Rom einen geheimen Reiz zu leihen, daß die Einbildungskraft ſich hier mit dem langen Schlummer ausſöhnt. Man ergiebt ſich darein für ſich ſelbſt, und man fühlte ihn weniger ſchmerzlich für ſeine Lieben. Die ſüdlichen Völker ſtellen ſich das Ende des Lebens unter minder finſtern Farben vor, als die Bewohner des Nordens. Die Sonne erwärmt, wie der Ruhm, ſogar das Grab.“

„Die Kälte und die Einſamkeit des Grabes verfolgen den erſchrockenen Geiſt weniger in der Nähe ſo vieler berühmten Urnen. Man wähnt, alle jene Schatten erwarten uns, und der Übergang aus unſrer einſamen Stadt in die Unterwelt ſcheint ſanft.“

„So wird der Stachel des Schmerzens gemildert, nicht weil das Herz ſtumpf geworden und die Seele trocken, ſondern weil eine reinere Harmonie, eine ſanftere Luft unſer Daſeyn umhauchen. Man überläßt ſich mit weniger Furcht der Natur, der Natur, von welcher der Schöpfer geſagt hat: die Lilien des Feldes arbeiten nicht und ſpinnen nicht, aber welcher Schmuck der Könige könnte ſich der Pracht vergleichen, womit ich dieſe Blumen bekleidet habe?“

Oswald ward durch dieſe letzten Strophen ſo entzückt, daß er ſeine Bewunderung durch die lebhafteſten Äußerungen ausdrückte; und diesmal kam der Enthuſiasmus der Italiener dem ſeinigen nicht gleich. In der That war dieſe zweite Hälfte von Corinna's Geſange mehr für ihn, als für die Römer gemeint.

Die meiſten Italiener haben beim Her-

und ihre Geſetze, vereinbaren und jedem ſeine rechte Stelle anweiſen, wo alles in ſeiner Beziehung und richtigen Anwendung völlig wahr und auch geſchichtlich begründet erſcheint, ſobald man nur einmahl das Weſen der doriſchen Verfaſſung und Eigenthümlichkeit überhaupt erkannt, und in dieſem Geiſte die Geſchichte und Entwicklung des doriſchen Stamms klar aufgefaßt hat. Überall aber finden wir die Ariſtokratie irgend eines oder einiger edlen alten Geſchlechter in den doriſchen Staaten vorherrſchend, welche von der Oligarchie des Reichthums, wie ſie in einigen joniſchen Seeſtädten oder Handelsſtaaten obwaltete, oder oftmahls auch aus demagogiſchen Partheyungen und anarchiſchen Volksunruhen hervorging, noch wohl unterſchieden werden muß; indem ſie durch die ſtrenge Schöne jenes gemeinſamen doriſchen Lebens ſchon einen ganz andern Charakter erhält und außerdem auch von Urſprung aus, mehr ganz auf dem angeſtammten Adel der alten Ahnen und deren oft noch ſagenhaften Heldenruhm beruht. Dieſes geht recht anſchaulich aus den doriſchen Siegesgeſängen des Pindaros hervor, wo das Lob des Ruhmbekränzten Beſungenen mehrentheils hinüberſchreitet in die wunderbare Sage von den Ahnen ſeines Heldenſtammes, unter denen beſonders viele doriſche Geſchlechter und Siegernahmen hervorglänzen. Zu Korinth herrſchten die Bakchiaden, ehe das Geſchlecht des Kypſelus emporkam, wie die Akeſtoriden zu Argos [94]); Argos aber zählt Herodotos [95]) wie Korinth [96]) unter die rein doriſchen Staaten. Auch zu Rhodus, welches den Ruhm der doriſchen ſagen der Verſe eine Art von einförmigem Geſang, welchen ſie Cantilena nennen, und der alles Gefühl zerſtört (¹). Es iſt umſonſt, daß die Worte wechſeln, der Eindruck bleibt derſelbe, weil der Accent, der noch weſentlicher für das Gefühl iſt als die Worte ſelbſt, ſich faſt gar nicht verändert. Corinna aber recitirte mit einer Abwechſelung der Stimme, welche der ſchönen Haltung des Wohlklanges nicht ſchadete; wie verſchiedene Melodien auf ein und demſelben himmliſchen Inſtrument.

---

[94]) cfr. Schol. in Callim. Pallad. lavacr. v. 34. [95]) Herod. Uran 73. [96]) ibid. cap. 43.

Das herrliche tonreiche Italieniſch in Corinnens Munde, deren Stimme ſo ausdrucksvoll und innig war, machte Oswalden einen ganz neuen Eindruck. Der Accent der engliſchen Sprache iſt einförmig und dumpf; alle ihre Schönheiten ſind von der ſchwermüthigen Art; der Nebel hat ihre Farben verſchmolzen, und das Geräuſch der Meereswogen ihre Melodie gebildet. Aber wenn die italieniſchen Worte, glänzend wie ein feſtlicher Tag, wiederklingend wie eine triumphirende Muſik, die man mit dem Scharlach unter den Farben verglichen hat, noch ganz voll von der Freude, die ein ſchöner Himmel in alle Herzen ſtrömt, von einer gefühlvollen Stimme ausgeſprochen werden, ſo erregt ihr gemilderter Glanz, ihre gemäßigte Kraft, eine eben ſo innige als unerwartete Rührung. Es iſt als wäre die Abſicht der Natur getäuſcht, ihre Wohlthaten unnütz, und als würden ihre Gaben verſchmäht, und der Ausdruck des Leidens, mitten unter ſo vielen Anregungen zur Freude erſtaunt und rührt uns tiefer, als wenn der Schmerz in den Sprachen des Nordens beſungen wird, die nur von ihm beſeelt zu ſeyn ſcheinen.

Viertes Kapitel.

Der Senator nahm den Kranz von Myrthen und Lorbeern in die Hand, den er Corinnen auf das Haupt ſetzen ſollte. Sie band den Shawl ab, der ihre Stirn umgab, und all ihr Haar, ſchwarz wie Ebenholz, fiel in Locken über ihre Schultern herab. Sie ſchritt vorwärts mit bloßem Kopf, ihr Blick war beſeelt von Gefühlen der Freude und des Danks, welche ſie nicht zu verbergen ſuchte. Sie ließ ſich zum zweitenmal auf ein Knie nieder, um die Krone zu empfangen, aber ſie ſchien weniger verwirrt und verlegen als das erſtemal. Sie hatte geſprochen und ihre Seele mit edeln Gedanken erfüllt, die Begeiſterung ſiegte über die Furchtſamkeit. Es war nicht mehr das ſchüchterne Weib, ſondern eine begeiſterte Prieſterin, die ſich freudig dem Dienſte der Kunſt weihte.

Als der Kranz Corinnen auf das Haupt

geſetzt war, erhoben ſich alle Inſtrumente mit freudigen Melodien, welche die Seele mächtig erheben. Das Geräuſch der Pauken und Trompeten ergriff Corinnen von neuem; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie ſetzte ſich einen Augenblick und bedeckte ihr Geſicht mit dem Schnupftuch. Oswald, der aufs lebhafteſte gerührt war, trat aus dem Gedränge vor und that einige Schritte, um ſie anzureden, aber eine unüberwindliche Schüchternheit hielt ihn zurück. Corinna betrachtete ihn einige Zeit, doch ſo, daß er es nicht bemerken konnte, daß ſie aufmerkſam auf ihn ſey. Als aber der Prinz Caſtelforte ſie bei der Hand nahm, um ſie vom Kapitol herab an ihren Wagen zu führen, ſo folgte ſie ihm mit vieler Zerſtreuung, und wandte mehrmals unter mancherlei Vorwänden ihr Geſicht zurück, um Oswalden anzuſehen.

Er folgte ihr, und in dem Augenblick, als ſie von ihrer Begleitung umgeben die Stu-

Stufen herabſtieg, machte ſie eine Bewegung rückwärts, um noch einmal nach ihm umzublicken; durch dieſe Bewegung fiel ihr Kranz herab. Oswald hob ihn ſchnell auf und ſagte ihr, indem er ihr denſelben wiedergab, einige Worte auf Italieniſch, des Sinnes, daß die beſcheidnen Sterblichen zu den Füßen der Götter den Kranz niederlegen, den ſie nicht wagen dürfen, auf ihr Haupt zu ſetzen (⁴). Corinna dankte Lord Nelviln auf Engliſch mit einer ganz reinen Ausſprache und dem eigenthümlichen Accent, der faſt nie von Ausländern nachgeahmt werden kann. Wie groß war Oswalds Erſtaunen, als er dies hörte! Er blieb unbeweglich auf ſeinem Platze ſtehen, und in der Verwirrung ſtützte er ſich auf einen von jenen Löwen von Baſalt, die ſich am Fuße der Treppe des Kapitols befinden. Corinna betrachtete ihn von neuem, wunderbar von dem Zuſtand, in dem ſie ihn ſah, ergriffen; aber man führte ſie zu ihrem Wagen, und erſt lange nachdem das ganze Gedränge verſchwunden war, fand Oswald ſeine Beſinnung wieder.

Corinna hatte ihn anfangs bloß als die liebenswürdigſte Fremde, als eine von den Merkwürdigkeiten des Landes, das er durchreiſen wollte, bezaubert; aber dieſer Ton ſeiner Mutterſprache erweckte alle vaterländiſchen Erinnerungen, und alle Reize Corinna's traten ihm um ſo viel näher. War ſie eine Engländerin? Oder hatte ſie bloß mehrere Jahre ihres Lebens in England zugebracht? Er konnte es nicht ergründen, aber unmöglich war es wenigſtens, daß ſie aus Büchern allein ſo hätte reden lernen können; ſie mußte alſo unter einem Himmel mit ihm gelebt haben. Wer weiß, ob nicht ſogar ihre Familien in Verbindung mit einander geſtanden hatten? Vielleicht konnte er ſie ſelbſt in ihrer Kindheit geſehen haben! Es iſt oft als ob man ein angeborenes Bild des geliebten Gegenſtandes im Herzen trüge, ſo daß man, wenn man ihn zum erſtenmale ſieht, ihn ſchon ehedem gekannt zu haben und nun wiederzufinden glaubt.

Oswald hatte ein großes Vorurtheil gegen die Italienerinnen, er hielt ſie für leidenſchaftlich, aber für veränderlich und einer tiefen und dauerhaften Zuneigung unfähig. Schon das, was Corinna auf dem Kapitol ſagte, hatte ihm eine ganz andre Meinung gegeben; aber wie, wenn er nun alle Erinnerungen ſeines Vaterlandes wiederfinden und zu gleicher Zeit ein ganz neues Leben durch die Fantaſie erwerben, für die Zukunft von neuem geboren werden ſollte, ohne ſich doch von der Vergangenheit losreißen zu müſſen!

Mitten unter dieſen Träumereien fand ſich Oswald auf der Engels-Brücke, die zur Burg gleiches Namens führt, oder vielmehr zum Grabmal des Hadrian, aus welchem man eine Feſtung gemacht hat. Die Stille des Orts, die blaſſen Wellen der Tiber, die Strahlen des Mondes, welcher die Staſtuen auf der Brücke beſchien und ſie in weiße Schatten verwandelte, ſtarr hinſchauend auf die Wogen und die Zeit, die vorüberfloſſen und ſie nichts mehr angingen; alle dieſe Gegenſtände führten ihn zurück zu ſeinen gewöhnlichen Betrachtungen. Er legte die Hand auf die Bruſt und fühlte das Bildniß ſeines Vaters, das er immer da trug; er zog es hervor, um es zu betrachten, und der Augenblick von Glück, den er genoſſen hatte, ſo wie die Urſache dieſes Glücks erinnerte ihn nur allzu ſehr an das Gefühl, welches ihn einſt ſo ſchuldig gegen ſeinen Vater werden ließ; dieſe Betrachtung erneuerte ſeine innern Vorwürfe.

Ewige Erinnerung meines Lebens, allzu ſchwer beleidigter und doch ſo großmüthiger Freund! rief er, hätte ich es wohl glauben können, daß die Aufwallung der Freude ſobald wieder Eingang in mein Herz finden würde. Du biſt es nicht, der mir Vorwürfe darüber machſt, Du, der beſte und nachſichtsvollſte der Menſchen; Du willſt, daß ich glücklich ſeyn ſoll, ja, Du willſt es roß meiner Vergehungen. Aber möchte ich wenigſtens Deine Stimme nicht verkennen, wenn Du von oben herab zu mir ſprichſt, o wie ich ſie hier auf Erden verkannt habe. —

Geſetzgebung durch die Vortrefflichkeit der ſeinigen noch bis in die ſpätern Römerzeiten erhielt, war eine ſolche Ariſtokratie der edlen Geſchlechter, der Diagoriden und Aſklepiaden; und obwohl Rhodus, als See- und Handelſtaat für das Volk und ſein Wohl und Bedürfniß bedachtſam Sorge trug, ſo war bey ihnen doch keine demokratiſche Verfaſſung 97). Beſonders glänzte das Geſchlecht der Battiaden in dem doriſchen Kyrene an der Küſte von Libyen, auch durch den Ruhm zahlreicher Siegerkränze in den olympiſchen und andern geheiligten Wettſpielen. Rhodus zählte unter andern ausgezeichneten Männern beſonders viele berühmte Athleten 98); auch zu Kroton blühte die Kunſt der Athletik, und dieſe in Ton und Art zu den doriſchen gehörige italiſche Pflanzſtadt, hatte die größte Anzahl von olympiſchen Siegern aufzuweiſen 99). Die olympiſchen Spiele ſelbſt nennt Strabo eine Erfindung der Eleer 100); von den vier großen Kampfſpielen der Hellenen, wurden außer den olympiſchen, noch zwey andere, die iſthmiſchen an der korinthiſchen Landenge und die nemëiſchen im Gebiete von Argos, auf doriſchem Boden gefeyert; und was ſo eben in Beziehung auf einige einzelne doriſche Staaten angeführt worden, gilt auch im Allgemeinen, daß eine vorzüglich große Anzahl der Sieger in den Kampfſpielen von doriſchem Stamme war, indem dieſe ganze Einrichtung großer gymnaſtiſcher Volksfeſte am meiſten in das doriſche Leben eingriff, und gleichſam den glänzenden Mittelpunkt deſſelben bildete. Alles

---

97) Strab. lib. XV. 965. B. 98) Strab. XV. 968. A. 99) ibid. p. 403. A. 100) ibid. lib. VIII. p. 544. A. lib. VI.

Drittes Buch.

Corinna.

Erſtes Kapitel.

Graf d'Erfeuil war bei dem Feſte auf dem Kapitol geweſen, er kam den folgenden Tag zu Lord Nelvil; lieber Oswald, ſagte er, wollen Sie, daß ich Sie dieſen Abend zu Corinna führe? — Wie? Sie kennen Sie? rief Oswald lebhaft. — Nein, aber einer ſo berühmten Perſon iſt es niemals unangenehm, wenn man ſie zu ſehen wünſcht. Ich habe ihr dieſen Morgen geſchrieben, und ſie um Erlaubniß gebeten, ſie mit Ihnen beſuchen zu dürfen. — Ich hätte gewünſcht, ſprach Oswald erröthend, Sie hätten meinen Namen nicht mit genannt, ohne mich vorher zu fragen. — Danken Sie mir doch, rief der Graf, daß ich Ihnen einige langweilige Förmlichkeiten erſpart habe. Statt zu einem Geſandten zu gehen, der ſie zu einem Kardinal geführt hätte, welcher Sie einer Frau vorgeſtellt haben würde, die Ihnen dann endlich Corinna's Bekanntſchaft verſchafft hätte, ſtelle ich Sie vor und Sie mich, und wir werden recht gut aufgenommen werden.

Ich bin aus guten Gründen weniger zuverſichtlich als Sie, erwiederte Lord Nelvil, ich fürchte, daß dieſe übereilte Bitte Corinnen mißfallen hat. — Nicht im geringſten, ſagte der Graf, dazu hat ſie zu viel Verſtand, ihre Antwort iſt ſehr höflich. — Sie hat Ihnen geantwortet, rief Lord Nelvil, und was ſagt ſie Ihnen, lieber Graf? — Aha, lieber Graf, ſagte d'Erfeuil lachend, Sie beſänftigen ſich alſo, nun Sie wiſſen, daß Corinna mir geantwortet; „indeſſen ich liebe Sie und alles iſt vergeben.“ Ich muß Ihnen nur ganz beſcheiden geſtehn, daß in meinem Billet mehr von mir als von Ihnen die Rede war, und in der

Antwort ſind Sie, wie mir vorkommt, zuerſt genannt, aber ich bin nicht eiferſüchtig auf meine Freunde. — Gewiß, ſagte Lord Nelvil, wir dürfen uns wohl einer ſo wenig als der andre ſchmeicheln, Corinnen gefallen zu haben. Was mich betrifft, ſo wünſche ich nichts weiter, als zuweilen in Geſellſchaft mit dieſer merkwürdigen Frau ſeyn zu können; es bleibt alſo bei dieſem Abend, da Sie es einmal ſo veranſtaltet haben. — Sie gehn mit? ſagte der Graf. — Nun ja, antwortete Lord Nelvil mit ſichtbarer Verlegenheit. — Warum tadelten Sie denn eben mein Betragen ſo ſehr? fuhr d'Erfeuil fort. Sie endigen wie ich angefangen habe, aber freilich mußte Ihnen der Ruhm bleiben, zurückhaltender zu ſeyn als ich, vorausgeſetzt, daß Sie nichts dabei verlieren würden. Dieſe Corinna iſt wirklich ſehr einnehmend; ſie iſt geiſtvoll und hat etwas Reizendes; ich konnte nicht ſonderlich verſtehen, was ſie ſagte, da ſie Italieniſch ſprach; aber ich ſehe es ihr an, daß ſie gut Franzöſiſch weiß, es wird ſich heute Abend zeigen. Sie führt ein ſonderbares Leben; ſie iſt reich, jung, unabhängig, doch weiß niemand mit Gewißheit zu ſagen, ob ſie einen Liebhaber hat. So viel iſt ſicher, daß ſie in dieſem Augenblick niemand begünſtigt; vielleicht findet ſie hier keinen, der ihrer würdig wäre, und das ſollte mich eben nicht wundern. —

In dieſem Tone ſprach der Graf noch eine Zeitlang fort, ohne daß Lord Nelvil ihn unterbrach. Er ſagte zwar nichts eigentlich unſchickliches, aber doch verletzte er Oswalds zartes Gefühl unaufhörlich, indem er ſich bald zu leicht, bald zu ſtark über die Gegenſtände ausdrückte, die dieſem werth waren. Es giebt eine gewiſſe Schonung, die weder Verſtand noch Weltklugheit uns lehren können, man kann oft das Herz verwunden, ohne gegen die Geſetze der feinſten Höflichkeit zu verſtoßen.

Der Gedanke an dieſen Abendbeſuch machte, daß Lord Nelvil den ganzen Tag ſehr unruhig war; aber er entfernte ſo viel als möglich alle Betrachtungen, die ihn ſtörten, und ſuchte ſich zu überreden, daß ein Verhältniß angenehm ſeyn könne, ohne deshalb entſcheidenden Einfluß auf das ganze Leben zu haben. Er täuſchte ſich, denn nichts kann der Seele wahre Freude gewähren, was ſie ſelbſt als vorübergehend erkennt.

Lord Nelvil und der Graf kamen bei Corinnen an; ihr Haus lag unweit der Engelsburg, und die Ausſicht auf die Tiber machte die Lage deſſelben ſo ſchön, als die innere Einrichtung vollkommen zierlich war. Gipsabgüſſe von den beſten Statuen Italiens, der Niobe, dem Laokoon, der mediceiſchen Venus und dem ſterbenden Fechter, ſchmückten den Saal, und in dem Kabinet, wo Corinna ſich gewöhnlich aufhielt, fanden ſich verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente, Bücher und einfache aber bequeme Möbeln, die ſo geordnet waren, daß man leicht einen Kreis bilden und ſich geſellig unterhalten konnte. Corinna war noch nicht im Zimmer als Oswald eintrat. Während er ſie erwartete, ging er nicht ohne Beklemmung auf und nieder, und bemerkte überall die glücklichſte Miſchung von dem, was die franzöſiſche, engliſche und italieniſche Nation vorzügliches haben; Geſelligkeit, Neigung zu ernſthaften Kenntniſſen und Sinn für die Kunſt.

Endlich erſchien Corinna; ſie war maleriſch aber einfach gekleidet. In den Haaren trug ſie einige Cameen und eine Korallenſchnur um den Hals. Ihre Höflichkeit war edel und einnehmend; indem man ſie ſo vertraulich im Kreis ihrer Freunde ſah, fand man doch bald die Göttin des Kapitols in ihr wieder, obgleich ſie durchaus einfach und natürlich war. Sie grüßte zuerſt den Grafen d'Erfeuil, aber ihr Blick war auf Oswald gerichtet, und gleich darauf, als ob ſie dieſe kleine Falſchheit bereute, ging ſie auf dieſen zu. Man konnte bemerken, indem ſie ihn Lord Nelvil nannte, daß dieſer Name eine ſonderbare Wirkung auf ſie machte, ſie wiederholte ihn zweimal mit bewegter Stimme, als ob er ein rührendes Andenken in ihr erweckte.

Sie ſagte dem Lord Nelvil einige verbindliche Worte auf Italieniſch, über die Güte, welche er für ſie gehabt, da er den Kranz aufgehoben. Oswald ſuchte in ſeiner Antwort die Bewunderung auszudrücken, welche ſie ihm eingeflößt, und beklagte ſich ſanft, daß ſie nicht Engliſch mit ihm ſpreche. Bin ich Ihnen heute fremder als geſtern? ſagte er ihr. — Nein, gewiß nicht, antwortete Corinna, aber wenn man mehrere Jahre ſeines Lebens, ſo wie ich, zwei oder drei verſchiedene Sprachen geredet hat, ſo findet ſich die, worin man eben ſeine Empfindungen am beſten ausdrücken kann, wie von ſelbſt. —

Ich vermuthe, ſagte Oswald, das Engliſche iſt Ihre Mutterſprache, die, welche Sie mit Ihren Freunden reden und die ..... Ich bin eine Italienerin, unterbrach ihn Corinna, verzeihen Sie Mylord, aber mich dünkt, Sie ſind von dem Nationalſtolze, der ihre Landsleute auszeichnet, nicht ganz frei. Wir ſind beſcheidner, wir ſind weder ſo ſelbſtzufrieden, wie die Franzoſen, noch ſo ſtolz, wie die Engländer. Uns genügt ein wenig Nachſicht von Seiten der Fremden. Freilich, da wir ſchon ſeit langer Zeit keine Nation mehr haben ſeyn dürfen, ſo fehlt es hin und wieder auch den Einzelnen an der Würde, die wir als Nation verloren haben. Doch wenn Sie erſt die Italiener kennen werden, ſo werden Sie bald Spuren vergangner Größe in ihrem Charakter entdecken, welche, obwohl nur ſelten und halb verlöſcht, doch nur glücklicherer Zeiten bedürften, um bald völlig wieder zum Vorſchein zu kommen. — Ich werde zuweilen aber ſtand in dieſem doriſchen Leben auch von Seiten der Kunſt im innigſten Zuſammenhange und war zu einem unzertrennlichen Ganzen verwebt und verbunden. Wie zu Sparta, wo die doriſche Schule der lyriſchen Kunſt mit Alkman begonnen, die gymnaſtiſchen Künſte und Spiele zuerſt geblüht haben, ſo wurden ſie auch bey den Thebanern beſonders hoch geehrt und mit Ernſt ausgebildet 1), wo die doriſche Poeſie durch Pindaros den Gipfel der Schönheit erreichte. Abſichtlich haben wir Sparta aus dem ganzen Umkreis dieſer Unterſuchung über die Idee des doriſchen Lebens nicht weglaſſen oder ausſchließen wollen, um nicht etwa dem verjährten Irrthum wieder Raum zu geben, als ſey dieſes bloß ein rauhes Kriegervolk nach alter Römer oder Sabinerart geweſen; denn obwohl Eroberungsſucht und das Streben nach der Hegemonie dem Charakter etwas Fremdartiges beygemiſcht haben, ſo iſt doch Sparta früherhin in ſeiner blühenden Zeit der glänzendſte Mittelpunkt der doriſchen Bildung auch in der Kunſt des Schönen und der Poeſie geweſen. Auch in der bildenden Kunſt hat Sparta einige berühmte Bildhauer hervorgebracht; und es werden Dorykleidas und Dontas, als Schüler des Dipoenos und Scyllis genannt. Wie aber die Poeſie der doriſchen Geſänge vorzüglich diente, die öffentlichen Feſte und die Sieger in den Kampfſpielen zu verherrlichen, ſo ging der Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt, und ihre große Entfaltung in ſo hoher Form und doch ſo lebendiger Natur, vorzüglich aus dieſen gymnaſtiſchen Übungen und Spielen hervor; und die

---

1) Ephoros bey Steph. Byzant. voc. Βοιωτια.

Engliſch mit Ihnen ſprechen, aber nicht immer; ich liebe das Italieniſche, und ich habe viel gelitten, um in Italien leben zu können.

Der Graf d'Erfeuil machte Corinnen einige leiſe Vorwürfe, daß ſie ihn ſo ganz vergeſſe und Sprachen rede, welche er nicht verſtehe. — Sprechen Sie doch Franzöſiſch, ſchöne Corinna, ſagte er, Sie ſind es wirklich werth. — Corinna lächelte über dies Kompliment und ſprach nun Franzöſiſch mit großer Geläufigkeit, jedoch mit engliſchem Accent. Lord Nelvil und Graf d'Erfeuil waren beide gleich verwundert hierüber. Der Graf, der es für erlaubt hielt, alles zu ſagen, wenn es nur mit einer artigen Wendung geſchah, und ſich einbildete, bloß darin läge die eigentliche Höflichkeit und nicht in dem Geſagten ſelbſt, fragte Corinnen geradezu um die Urſache dieſer Sonderbarkeit. Sie war erſt etwas betreten über dieſe plötzliche Frage, dann faßte ſie ſich wieder und ſagte zum Grafen d'Erfeuil:

es mag wohl daher kommen, daß ich das Franzöſiſche von einem Engländer gelernt habe. — Er wiederholte ſeine Fragen mit Lachen, aber doch ſehr dringend. — Corinna gerieth immer mehr in Verlegenheit und ſagte endlich: ſeit den vier Jahren, die ich zu Rom lebe, mein Herr, hat mich noch keiner meiner Freunde, keiner von denen, die doch den wärmſten Antheil an mir nehmen, über meine Familienverhältniſſe befragt; alle haben wohl gefühlt, daß es mir nicht angenehm ſey, darüber zu ſprechen. — Dieſe Worte ſetzten den Fragen des Grafen d'Erfeuil ein Ziel; aber Corinna fürchtete nun, ihn beleidigt zu haben, und da er in ſehr genauer Verbindung mit dem Lord Nelvil zu ſtehen ſchien, ſo hatte ſie, ohne ſich dies deutlich zu geſtehen, am meiſten Furcht, daß er unvortheilhaſt von ihr mit ſeinem Freunde reden möchte, und gab ſich alſo von neuem Mühe, ihm zu gefallen.

Der Prinz Caſtelforte trat dieſem Augenblick herein, mit mehrern Römern von ſeiner und Corinnens Bekanntſchaft. Es waren Männer von einnehmendem und heiterm Verſtande, gefällig in ihrem Äußern, und durch die Reden andrer ſo leicht anzuregen, daß es ein lebhaftes Vergnügen gewährte, mit ihnen zu ſprechen, ſo lebhaft ergriffen, bemerkten ſie alles, was werth war bemerkt zu werden. Die Trägheit der Italiener iſt Schuld, daß ſie oft weder in der Geſellſchaft, noch ſonſt auf eine andre Weiſe allen Verſtand ſehen laſſen, den ſie wirklich beſitzen. Die meiſten bemühen ſich ſelbſt in der Einſamkeit nicht, die Geiſtesfähigkeiten, welche die Natur ihnen gegeben hat, weiter auszubilden; aber eine innige Freude haben ſie an allem Schönen, daß ſich ihnen von ſelbſt darbietet.

Corinna hatte viel Witz. Sie bemerkte das Lächerliche mit dem Scharfſinn einer Franzöſin, und ſchilderte es mit dem Feuer einer Italienerin. Aber es war immer etwas Gutherziges damit verbunden; man bemerkte nie in ihren Einfällen etwas Feindliches oder Abſichtliches. In allen Dingen iſt es nur die Gefühlloſigkeit, die beleidigt; Menſchen von einer glühenden Einbildungskraft hingegen ſind faſt immer gutmüthig.

Oswald fand Corinnen voller Anmuth, und eine Art der Anmuth, die für ihn durchaus neu war. Ein wichtiges und ſchreckliches Ereigniß ſeines Lebens war in ſeinem Gedächtniß mit der Erinnerung an eine ſehr geiſtreiche und liebenswürdige Franzöſin verknüpft. Aber Corinna glich ihr in keinem Stücke; in ihrem Geſpräch waren alle Arten von Verſtand gemiſcht, Begeiſterung für die ſchönen Künſte und Kenntniß der Welt, ſeiner Scharfſinn und tiefes Gefühl; kurz aller Zauber der raſcheſten Lebhaftigkeit, ohne daß darum jemals ihre Gedanken mangelhaft oder ihre Bemerkungen oberflächlich geweſen wären. Oswald war zu gleicher Zeit erſtaunt und angezogen, unruhig und hingeriſſen; er begriff gar nicht, wie ein einziges Weſen alles das vereinigen könne, was Corinna beſaß; er fragte ſich ſelbſt, ob das geheime Band ſo vieler beinahe entgegengeſetzten Eigenſchaften Leichtſinn oder eine große Überlegenheit ſey; und ob ſie, weil ſie wirklich alles das fühlte, oder nur weil ſie eins ſo ſchnell als das andre vergaß, ſo faſt in einem Augenblick von der Schwermuth zur Fröhlichkeit überging, vom Ernſt zum Scherz und von einem an Gedanken und Kenntniſſen gleich reichhaltigen Geſpräch zu dem verführeriſchen Weſen einer Frau, die zu gefallen ſucht und zu feſſeln wünſcht; aber ſie hatte bei dieſer weiblichen Eitelkeit etwas durchaus edles, was die größte Achtung und ſtrenge Zurückhaltung einflößte.

Der Prinz Caſtelforte war ſehr mit Corinnen beſchäftigt, und alle Italiener, welche ihre Geſellſchaft bildeten, zeigten ihr eine Anhänglichkeit, welche ſich durch die aufmerkſamſte Sorgfalt und Huldigung verrieth.

Dieſe beſtändige Anbetung, wovon Corinna umgeben war, verbreitete einen gewiſſen Anſtrich von Feſtlichkeit über alle Tage ihres Lebens. Sie fühlte ſich glücklich, ſo geliebt zu ſeyn; aber auf eben die Art, wie man ſich glücklich fühlt, unter einem ſchönen Himmel zu leben, harmoniſche Klänge zu hören, und überhaupt keine andern als angenehme Eindrücke zu empfangen. Das tiefe und ernſte Gefühl der Liebe malte ſich nicht auf ihrem Geſichte, in welchem ſich ſonſt alles durch das feinſte und beweglichſte Gebehrdenſpiel ausdrückte. Oswald betrachtete ſie ſtillſchweigend; ſeine Gegenwart belebte Corinnen und flößte ihr den Wunſch ein, liebenswürdig zu ſeyn. Doch bisweilen hielt ſie mitten im Geſpräch inne, in dem Augenblick, wo ſie am glänzendſten ſprach; ſie war erſtaunt über Oswalds äußerliche Ruhe, und wußte nicht recht, ob ſie ihre Abſicht bei ihm erreicht habe, oder ob ſeine engliſchen Grundſätze ihm auch verſtatten würden, Vorzüge der Art an einer Frau zu billigen.

Oswald war zu ſehr durch Corinnens Reize gefeſſelt, um jetzt noch an ſeine ehemaligen Meinungen über die Zurückgezogenheit, die den Frauen zukäme, zu denken; aber er fragte ſich ſelbſt, ob ſie auch würde lieben können? ob es möglich ſey, ſo viele Strahlen auf ſich allein zuſammen zu ziehen? Kurz er war zugleich geblendet und verwirrt, und wiewohl ſie ihn beim Abſchiede ſehr höflich eingeladen hatte, ſie wieder zu beſuchen, ſo ließ er doch einen ganzen Tag verſtreichen, ohne zu ihr zu gehen, indem er ſelbſt eine Art von Furcht vor dem Gefühl hegte, das ihn ſo mächtig hinriß.

Zuweilen verglich er dieſe neue Leidenſchaft mit der traurigen Verirrung ſeiner erſten Jugendzeit, und dann wieß er dieſe anſcheinende Ähnlichkeit wieder mit Abſcheu von ſich; denn damals war er durch Kunſt, durch weibliche Kunſt und Treuloſigkeit beſiegt worden, dahingegen er an Corinna's Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte. War es ein magiſches Gaukelſpiel oder eine wahrhaft poetiſche Begeiſterung, was ihr ſo vielen Reiz lieh? War ſie eine Armida oder eine Sappho? Und durfte man wohl jemals hoffen, einen Geiſt zu feſſeln, der ſich ſo glänzenden Schwunges erhob? Es war unmöglich, dies zu entſcheiden; aber wenigſtens mußte man es fühlen, daß nicht die Geſellſchaft, ſondern der Himmel ſelbſt ein ſo außerordentliches Weſen gebildet habe, und daß ihr Geiſt der Nachahmung eben ſo unfähig ſey, als ihr Herz der Verſtellung. O mein Vater, rief Oswald aus, wenn Du Corinnen gekannt hätteſt, was würdeſt Du von ihr gedacht haben?

Zweites Kapitel.

Der Graf d'Erfeuil kam ſeiner Gewohnheit gemäß, den Morgen zu Lord Nelvil; und indem er ihm vorwarf, daß er den Tag zuvor nicht bei Corinna geweſen ſey, ſagte er ihm: Sie würden ſehr glücklich geweſen ſeyn, wenn Sie gekommen wären. — Und warum? erwiederte Oswald. — Weil ich mich geſtern gewiß überzeugt habe, das ſich Corinna lebhaft für Sie intereſſirt. — Immer noch ſo leichtſinnig! unterbrach ihn Lord Nelvil; wiſſen Sie denn nicht, daß ich es durchaus nicht ſeyn kann und nicht ſeyn will? — Sie nennen, ſagte der Graf d'Erfeuil, die Schnelligkeit meiner Beobachtungen Leichtſinn? Habe ich darum weniger Recht, weil ich ſchneller als andere Recht habe? Ihr wäret alle gemacht, um in der glücklichen Zeit der Patriarchen zu leben, wo der Menſch fünf Jahrhunderte lebte; aber viere zum wenigſten hat man uns davon abgezogen, das kann ich Ihnen zur Nachricht ſagen. — Nun gut, ſagte Oswald und dieſe blitzſchnellen Beobachtungen, was haben ſie Ihnen entdeckt? — Daß Corinna Sie liebt. Geſtern kam ich zu ihr; gewiß, ſie nahm mich ſehr wohl auf, aber ihre Augen waren nach der Thür gerichtet, um zu ſehen, ob Sie mir folgten. Sie verſuchte es einen Augenblick von etwas anderm zu ſprechen; aber da ſie ſehr lebhaft und ſehr natürlich iſt, ſo fragte ſie mich endlich geradezu, warum Sie nicht mit mir gekommen wären. Ich tadelte Sie, und ich hoffe, Sie werden mir nicht böſe darüber ſeyn. Ich ſagte, Sie wären ein finſtrer und ſeltſamer Menſch; aber übrigens erſpare ich Ihnen alle Lobeserhebungen, die ich hinzugefügt habe.

Er iſt traurig, ſagte Corinna, er hat gewiß jemand verloren, der ihm ſehr lieb war. Für wen trägt er Trauer? — Für ſeinen Vater, ſagte ich ihr, ob es gleich ſchon über

Univ. Bibl.
München

noch bewunderte Idee dieſer ſchönen Gebilde hat ſich in der Mitte dieſer eigenthümlichen doriſchen Feſte erzeugt und zur Reife entwickelt. Was wir noch von der Herrlichkeit dieſer Werke ſehen, kann auch am beſten dazu dienen, uns manche Sonderbarkeit der doriſchen Sitte zu erklären, wie die Nacktheit der gymnaſtiſchen Spiele; denn jene Götter- und Heldengebilde, was davon aus der blühenden Zeit, oder in ihrem Geiſte entworfen, noch übrig iſt, obwohl unbekleidet, blicken uns doch nicht lüſtern und buhleriſch an, ſondern in ſtrenger Schöne und ernſt in der Fülle und Blüthe der Hoheit ſtehen ſie vor uns; und ſollten uns wohl den Sinn öffnen, mit welchem in dieſem feſtlichen Leben der Hellenen die menſchliche Geſtalt angeſchaut wurde. Mit den übrigen doriſchen Künſten der Gymnaſtik und Sculptur, Poeſie und Muſik, war auch die Tanzkunſt auf das innigſte verbunden, die als ein gymnaſtiſches Spiel ſchöner Bewegung, und als eine fließende Bildnerey ein Mittelglied zwiſchen jenem und der Bildhauerkunſt war, für die ſie oft auch die ſchönſten Gegenſtände der Darſtellung hergab; indem ſie auf der andern Seite ſich der Muſik und Poeſie, als eine rhythmiſch ſich bewegende Mimik auf das genaueſte anſchloß. Hoch wurde daher die doriſche Orcheſtik [2]) geprieſen und die Herrlichkeit und Schöne der ſpartaniſchen Tänze und glanzvollen Jungfrauen-Chöre feyert Ariſtophanes in einem begeiſterten Chorgeſange [3]). Die eigne Kunſt-Gattung des Tanzes, welche Hyporchema benannt war, wurde dem Pindaros als Erfindung beygelegt [4]) und ſolche des großen ein Jahr her iſt, daß er ihn verloren hat; und da uns das Geſetz der Natur einmal alle in die Nothwendigkeit verſetzt, länger als unſre Eltern zu leben, ſo bilde ich mir ein, daß irgend ein andrer geheimer Grund die Urſache ſeiner langen und tiefen Schwermuth iſt. — O, erwiederte Corinna, ich bin weit entfernt zu glauben, daß Leiden, die dem Anſchein nach gleich, für alle Menſchen darum dieſelben ſind. Der Vater Ihres Freundes und Ihr Freund ſelbſt ſind vielleicht gar nicht wie die meiſten Menſchen; und ich bin ſehr geneigt dies zu glauben. — Ihre Stimme war ſehr ſanft, mein lieber Oswald, indem ſie dieſe letzten Worte ſagte. — Sind das alle Beweiſe, erwiederte Oswald, der Neigung, die Sie mir ankündigen? — In der That, erwiederte der Graf d'Erfeuil, das iſt vollkommen hinreichend, wie mich dünkt, um ſich zu überzeugen, daß man geliebt wird. Doch weil Sie mehr verlangen, ſollen Sie noch mehr hören; ich habe das ſtärkſte für das Ende aufbewahrt. Der Prinz Caſtelforte iſt hereingekommen und hat Ihre Geſchichte von Ancona erzählt, ohne zu wiſſen, daß Sie der wären, von dem er ſprach. Er hat ſie mit vielem Feuer und mit vieler Einbildungskraft erzählt, ſo viel ich beurtheilen kann, nach den beiden Stunden, die ich in der italieniſchen Sprache genommen habe; aber es giebt ſo viele franzöſiſche Wörter in den fremden Sprachen, daß wir ſie alle verſtehen, auch ohne ſie gelernt zu haben. Und überdies würden mir Corinna's Mienen zur Genüge erklärt haben, was ich nicht verſtanden hätte. Man las die Bewegung ihres Herzens ſo ſichtbar darin! Sie holte kaum Athem, aus Furcht ein Wort zu verlieren, und als ſie fragte, ob man den Namen dieſes Engländers wiſſe, war ihre Ängſtlichkeit ſo groß, daß man leicht ſehen konnte, wie ſehr ſie fürchtete, einen andern Namen zu hören, als den Ihrigen.

---

[2]) Arist. Poet. 26. Plut. de mus. [3]) Lysistr. v. 1267—1312.
[4]) Clem. Strom. I. Sylb. 265.

Der Prinz Caſtelforte ſagte, er wiſſe nicht, wer dieſer Engländer ſey, und Corinna rief, indem ſie ſich mit Lebhaftigkeit zu mir wandte: nicht wahr, mein Herr, es iſt Lord Nelvil? — Ja, antwortete ich, er iſt es. Corinna zerfloß in Thränen. Sie hatte bei der Erzählung nicht geweint; was war denn alſo in dem Namen des Helden, das ſie noch mehr rührte, als die Geſchichte ſelbſt? — Sie hat geweint? rief Lord Nelvil. O, warum war ich nicht dort? Dann hielt er plötzlich inne, er ſchlug die Augen nieder, und in ſeinem männlichen Geſichte zeigte ſich der Ausdruck der zarteſten Schüchternheit. Er eilte, weiter zu reden, aus Furcht, der Graf d'Erfeuil möchte ſeine geheime Freude ſtören, wenn er ſie bemerkte. — Wenn das kleine Abentheuer von Ancona erzählt zu werden verdient, ſagte Oswald, ſo gebührt Ihnen die Ehre davon eben ſo gut als mir, mein lieber Graf. — Freilich, antwortete der Graf d'Erfeuil mit Lachen, hat man auch von einem ſehr liebenswürdigen Franzoſen erzählt, der damals bei Ihnen war, Mylord; aber niemand als ich hat auf dieſe Epiſode der Geſchichte gemerkt. Die ſchöne Corinna giebt Ihnen den Vorzug; ſie glaubt ohne Zweifel, daß Sie der treueſte von uns beiden ſind. Sie werden es vielleicht eben ſo wenig ſeyn als ich, Sie werden ihr vielleicht mehr Kummer verurſachen, als ich jemals gethan hatte. Aber die Weiber lieben das Leiden, wenn es nur recht romantiſch iſt; alſo paſſen Sie ſehr gut für ſie. — Lord Nelvil war jedes Wort peinlich, was der Graf d'Erfeuil ſagte; aber was ſollte er darauf erwiedern? Streiten that er nie, ja er hörte niemals aufmerkſam genug zu, um ſeine Meinung ändern zu können. Hatte er ſeine Einfälle einmal geſagt, ſo bekümmerte er ſich nicht mehr darum; und das beſte war wohl noch unſtreitig, ſie eben ſo ſchnell zu vergeſſen, als er ſelbſt.

Drittes Kapitel.

Oswald ging dieſen Abend zu Corinna mit einer ganz neuen Empfindung; er dachte, daß er vielleicht erwartet werde. Welches Entzücken gewährt dieſer erſte Strahl des Verſtändniſſes mit dem geliebten Gegenſtande! Ehe die Erinnerung ſich zur Erwartung geſellt, ehe noch Worte die Leidenſchaft ausgedrückt, und ehe noch Beredſamkeit das, was man fühlt, dargeſtellt, iſt in dieſen erſten Augenblicken, ich weiß nicht welche reizende Unbeſtimmtheit, ein gewiſſes Geheimniß der Einbildungskraft, flüchtiger noch, aber auch himmliſcher, als das Glück ſelbſt.

Oswald fühlte ſich ſchüchterner als jemals, da er in Corinna's Zimmer trat. Er ſah, daß ſie allein war und faſt war ihm dies unangenehm; er hätte ſie gern noch länger mitten in der Geſellſchaft beobachtet; er hätte gewünſcht auf irgend eine Weiſe ihrer Neigung gewiß zu ſeyn, ſtatt ſich nun auf einmal in ein Geſpräch verwickelt zu finden, wodurch Corinna von ihm abgeſchreckt werden konnte, wenn er, wie er deſſen gewiß war, verlegen und aus Verlegenheit kalt ſeyn würde. —

Sei es nun, daß Corinna dieſe Stimmung an Oswald bemerkte, oder daß eine ähnliche Stimmung bei ihr den Wunſch erregte, das Geſpräch zu beleben, um den Zwang zu enden; ſie eilte den Lord Nelvil zu fragen, ob er ſchon einige von den Denkmalen Roms geſehen habe? — Nein, antwortete Oswald. — Was haben Sie denn geſtern gemacht? erwiederte Corinna lächelnd. — Ich bin zu Hauſe geweſen, ſagte Oswald; ſeit ich in Rom bin, habe ich niemand als Sie geſehen, oder ich war allein. — Corinna wollte ihn von ſeinem Betragen zu Ancona ſprechen. Sie fing an mit den Worten: Geſtern habe ich erfahren . . . . . . Dann hielt ſie inne und ſag-

ſagte: ich werde Ihnen das ſagen, wenn die Geſellſchaft gekommen iſt. — Lord Nelvil hatte eine Würde in ſeinem Anſtande, die Corinna ſchüchtern machte, und außerdem fürchtete ſie, zu viel Theilnahme zu verrathen, indem ſie ihn an ſeine edle Handlung erinnerte; es ſchien ihr, daß ſie weniger gerührt ſeyn würde, wenn ſie nicht mehr allein wären. Oswald war tief gerührt über Corinnens Zurückhaltung und über die Offenheit, womit ſie, ohne daran zu denken, die Gründe dieſer Zurückhaltung verrieth; aber er war ſo in Verwirrung, daß er nicht ſagen konnte, was er empfand.

Er ſtand alſo auf und trat an das Fenſter; dann fiel ihm ein, daß Corinna dieſe Bewegung ſonderbar finden könnte und verlegner als je, kehrte er an ſeinen Platz zurück. Corinna hatte im Geſpräch mehr Zuverſicht als Oswald; aber dennoch theilte ſie die Verwirrung, die er bezeigte, und in der Zerſtreuung, da ſie einen Anhalt ſuchte, ließ ſie ihre Finger auf die Harfe fallen, die neben ihr geſtellt war, und ſchlug einige Akkorde an, ohne Zuſammenhang und Abſicht. Dieſe lieblichen Töne ſchienen Oswalden, obgleich ſie ſeine Bewegung vermehrten, etwas mehr Kühnheit einzuflößen. Schon hatte er es gewagt, Corinnen anzublicken, und wer konnte ſie anblicken, ohne von der göttlichen Begeiſterung, die ſich in ihren Augen malte, ergriffen zu werden? — Der Ausdruck der Güte, der den Glanz ihrer Blicke umſchleierte, hatte Oswalden wieder Zutrauen gegeben und eben wollte er vielleicht anfangen zu reden, als der Prinz Caſtelforte hereintrat.

Es war ihm empfindlich, den Lord Nelvil allein bei Corinnen zu ſehen; aber er war gewohnt, ſeine Gefühle zu verbergen, und dieſe Gewohnheit, die bei den Italienern oft mit einer großen Heftigkeit der Leidenſchaften verbunden iſt, war bei ihm bloß die Wirkung der Mäßigung und natürlichen Sanftheit. Er hatte ſich darein ergeben, nicht die erſte Stelle in Corinnens Neigung zu beſitzen. Er war nicht jung mehr, er hatte aber viel Verſtand, viel Sinn für die Künſte und ſeine Einbildungskraft war belebt genug, um das Leben zu ſchmücken, ohne es zu beunruhigen. Dabei fühlte er ein ſolches Bedürfniß, alle ſeine Abende bei Corinnen zuzubringen, daß, wenn ſie ſich verheirathet hätte, er ihren Gemahl um die Erlaubniß gebeten haben würde, ſie alle Tage beſuchen zu dürfen, wie es bisher ſeine Gewohnheit war; und unter dieſer Bedingung würde es ihn nicht ſehr unglücklich gemacht haben, ſie mit einem andern verbunden zu ſehen. Die Leiden des Herzens ſind in Italien nicht mit denen der Eitelkeit verflochten, ſo daß man da nur Männer findet, die leidenſchaftlich genug ſind, um ihren Nebenbuhler aus Eiferſucht zu ermorden, oder dann auch Männer, die ſich gern beſcheiden, nur die zweite Stelle bei einer Frau einzunehmen, deren Unterhaltung ihnen angenehm iſt; aber man wird faſt niemand finden, der aus Furcht zurückgeſetzt zu ſcheinen, ſich verſagte, irgend ein Verhältniß fortzuſetzen, was ihm Vergnügen gewährt. Die Gewalt, welche die Geſellſchaft durch die Eigenliebe über uns ausübt, iſt in dieſem Lande ſo gut als unbekannt.

Da der Graf d'Erfeuil gekommen und die Geſellſchaft, welche ſich alle Abende bei Corinnen vereinigte, beiſammen war, wandte ſich das Geſpräch auf das Talent zum Improviſiren, wovon Corinna eine ſo herrliche Probe auf dem Kapitol abgelegt hatte, und man fragte ſie endlich ſelbſt, was ſie davon dächte. — Es iſt ſo ſelten, ſagte der Prinz Caſtelforte, Begeiſterung und Nachdenken, die hervorbringende Kraft des Künſtlers und die Gabe der Selbſtbeobachtung vereinigt zu finden, daß man die Perſon, bei der eine ſo ſeltne Vereinigung ſtatt findet, beſchwören

Dichters nicht unwürdig geachtet; dieſer hyporchematiſche Tanz aber, der unter Pindaros und Xenodamos blühte [5]), iſt der Beſchreibung nach beſonders mimiſch geweſen und war mit der Poeſie, deren Inhalt er auszudrücken ſuchte, auf das genaueſte verbunden. Selbſt den Apollo nannte Pindaros, „den Tänzer, König der Freude, Bogengeziert;“ und auch in Lakonien [6]) ward der Gott unter ſolchen Beynahmen verehrt. Es war dieſes Alles, Gymnaſtik und Tanz nebſt der Bildnerey, Poeſie und Muſik, ein untheilbares Ganzes, und obwohl wegen der hohen Schönheit und Bildung wohl Kunſt zu nennen, doch nicht angelernt und ausgeklügelt oder nachgemacht, ſondern ganz Natur und Eins mit dem Leben geworden. Dieſes Selbſtgefühl edler Naturen, mit Geringachtung alles Angelernten ſpricht ſich in den doriſchen Dichtern ſo entſchieden aus, wie in der wirklichen Geſchichte. „Weiſe iſt nur, ſingt Pindaros, wer von Natur tief denkt; Lehrlinge überfließend von Allgeſchwätz, krächzen wie Raben leeren Schall gegen Zeus göttlichen Vogel“ [7]). „Viele ſtreben nach Ruhm durch erlernte Vorzüge; aber die Natur iſt überall das Erſte [8])“. In dem gleichen Sinn ſagt der doriſche Redner beym Thukydides: „Was uns von Natur Edles eigen iſt, können die Athener nicht durch Erlernung erreichen; was ſie aber in der Wiſſenſchaft voraus haben, können wir durch Bildung uns aneignen.“ [9]) Dieſelbe Übereinſtimmung findet ſich in den Äußerungen des Hiſtorikers und des Dichters über die doriſche Anhänglichkeit an alte Sitte und ſollte, uns, ſo weit ſie es ſelbſt vermag, die Geheimniſſe ihres Genie's zu offenbaren. — Das Talent zum Improviſiren, erwiederte Corinna, iſt in den ſüdlichen Sprachen etwas eben ſo natürliches, als die Beredſamkeit der Rednerbühne oder die glänzende Lebhaftigkeit des geſellſchaftlichen Geſprächs es in den andern Sprachen ſeyn mag. Unglücklicher Weiſe möchte ich ſagen, iſt es bei uns leichter unvorbereitet Verſe zu machen, als gut in Proſa zu ſprechen. Die Sprache der Poeſie iſt ſo ſehr von der der Proſa unterſchieden, daß gleich von den erſten Verſen an die Aufmerkſamkeit durch die Ausdrücke ſelbſt beherrſcht wird, welche den Dichter gleichſam in eine weite Entfernung von den Hörern erheben. Es iſt nicht einzig und allein die Weichheit des Italieniſchen, ſondern noch weit mehr der kraftvolle und deutlich abgeſonderte Schwung der tonreichen Sylben, woraus man die Gewalt der Poeſie bei uns erklären ſollte. Das Italieniſche hat einen muſikaliſchen Reiz, der macht, daß man ein Vergnügen an dem Klang der Worte ſelbſt faſt unabhängig von dem Inhalt findet. Dieſe Worte haben außerdem faſt alle etwas Maleriſches, ſie ſtellen wirklich dar, was ſie bedeuten. In der Mitte aller Künſte und unter einem ſchönen Himmel hat ſich dieſe melodiſche und farbenreiche Sprache gebildet. Daher iſt es leichter in Italien als irgend ſonſt wo, mit bloßen Worten zu verführen ohne Tiefe der Gedanken und ohne Neuheit der Bilder. Die Poeſie wie alle ſchönen Künſte, feſſelt die Sinne nicht minder als den Verſtand. Doch darf ich ſagen, daß ich nie improviſirt habe, ohne von einem wahren Gefühl oder von irgend einer Idee, die ich für neu hielt, begeiſtert zu ſeyn, und ſo hoffe ich mich etwas weniger als andre auf den Zauber unſrer Sprache verlaſſen zu haben. Sie darf ſo zu ſagen aufs Gerathewohl anklingen, und kann auch dann noch ein lebhaftes

---

[5]) Athen I. 15. D. [6]) ibid I. 22. [7]) Olymp. II. 154 — 159. [8]) Olymp. IX. 152. seq. [9]) Thuc. I, 121.

Vergnügen gewähren, bloß durch die Magie des Wohllautes und des Rhythmus.

— Sie glauben alſo, fiel hier einer von Corinnens Freunden ein, daß das Talent zum Improviſiren unſrer Litteratur ſchädlich iſt? Ich glaubte es auch, ehe ich Sie gehört hatte, aber durch Sie bin ich ganz von dieſer Meinung zurückgekommen. — Ich habe ſagen wollen, erwiederte Corinna, daß aus dieſer Leichtigkeit, dieſem poetiſchen Überfluß eine große Menge gemeiner Gedichte hervorgehn; aber es iſt mir lieb, daß dieſe Fruchtbarkeit in Italien ſtatt findet, ſo wie es mich freut, unſre Gefilde mit tauſend unnützen Gewächſen bedeckt zu ſehen. Dieſe Freigebigkeit der Natur macht mich ſtolz. Ich liebe das Improviſiren vorzüglich bei den Menſchen vom Volk; es läßt uns ihre Einbildungskraft ſehen, die überall ſonſt verhüllt bleibt und ſich nur bei uns entwickelt. Dies giebt ſelbſt der unterſten Klaſſe einen poetiſchen Anſtrich, und erſpart uns die Verachtung, die man ſich nicht entbrechen kann gegen das Gemeine jeder Art zu fühlen. Wenn die Sicilianer in ihrem anmuthigen Dialekt liebliche Glückwünſche an die Reiſenden richten, die ſie in ihrer Barke führen, und ihnen in Verſen ein langes und ſanftes Lebewohl nachſingen, ſo möchte man ſagen, daß der reine Hauch des Himmels und des Meeres auf die Einbildungskraft der Menſchen wirkt, wie der Wind auf die Aeolsharfe und daß die Poeſie, wie jene Akkorde, nur der Wiederhall der Natur iſt. Noch ein andrer Umſtand macht, daß ich einen großen Werth auf unſer Talent zu improviſiren lege; es iſt, daß dieſes Talent in einer Geſellſchaft, die zur Spötterei geneigt wäre, faſt gar nicht würde ſtatt finden können. Es gehört dazu, verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck, es gehört dazu, die Unbefangenheit des Südens, oder vielmehr der Länder, wo man das Vergnügen liebt, ohne eine Freude daran zu finden, das zu tadeln, was uns unterhält, damit die Dichter es wagen können, ſich auf ein ſo gefährliches Spiel einzulaſſen. Ein ſpöttiſches Lächeln würde hinreichend ſeyn, ihnen die Geiſtesgegenwart zu rauben, die zu einer unvorbereiteten und ununterbrochenen Hervorbringung ſo nothwendig iſt, die Zuhörer müſſen mit uns in Leidenſchaft gerathen und ihr Beifall muß uns begeiſtern.

Aber Sie, ſagte Oswald endlich, der bis dahin ſtill geſchwiegen hatte, ohne je den Blick von Corinnen verwandt zu haben, welchen von Ihren Gedichten geben Sie den Vorzug? Denen die eine Frucht des Nachdenkens oder denen die ein Erzeugniß der augenblicklichen Begeiſterung ſind? — Mylord, antwortete Corinna mit einem Blick, der viel Aufmerkſamkeit und das noch zartere Gefühl einer hohen Achtung verrieth, Sie ſind es, den ich zum Richter darüber machen möchte; wenn Sie aber verlangen, daß ich ſelbſt dem nachgehen ſoll, was ich darüber denke, ſo muß ich ſagen, daß das Improviſiren für mich daſſelbe iſt wie ein lebhaftes Geſpräch. Ich laſſe mich nicht an dieſen oder jenen Gegenſtand feſſeln, ich überlaſſe mich dem Eindruck, den die Theilnahme derer, die mich hören, in mir erregt, und ſo verdanke ich meiſtens meinen Freunden den größten Theil meines Talents. Bisweilen erhebt mich das leidenſchaftliche Intereſſe, welches mir ein Geſpräch eingeflößt hat, wo man die größten und erhabenſten Fragen behandelte, welche das moraliſche Verhältniß des Menſchen angehn, ſeine Beſtimmung, ſeinen Zweck, ſeine Pflichten und Neigungen; es erhebt mich weit über meine Kräfte dieſes Intereſſe, es macht daß ich in der Natur, in meinem eignen Herzen kühne Wahrheiten entdecke, und Ausdrücke voll Leben, die das einſame Nachdenken nicht hervorgebracht haben würde. Ich glaube alsdann eine übernatürliche Begeiſterung zu fühlen, und ich weiß ſehr wohl, daß das, was in mir ſpricht, mehr werth iſt, als ich ſelbſt. Dann wiederfährt es mir oft, daß ich den Rhythmus der Poeſie verlaſſe und meinen Gedanken in Proſa ausdrücke; bisweilen pflege ich dann die ſchönſten Verſe aus den Sprachen, die mir bekannt ſind, anzuführen. Sie ſind mein eigen, dieſe göttlichen Verſe, von denen meine Seele durchdrungen war. Bisweilen endige ich auch auf der Leyer durch Akkorde, durch einfache und bekannte Melodien die Gefühle, die Gedanken, die meinen Worten entſchlüpfen. Um es mit einemmale ganz zu ſagen, ich fühle mich als Dichterin, nicht bloß wenn eine glückliche Wahl von Reimen oder harmoniſchen Sylben, wenn eine glückliche Zuſammenſtellung von Bildern die Zuhörer blendet, ſondern dann, wenn meine Seele ſich erhebt, wenn ſie Eigennutz und Niedrigkeit am tiefſten verachtet, in dem Augenblicke, wo eine ſchöne Handlung mir am leichteſten werden würde, dann ſind meine Verſe am ſchönſten. Ich bin Dichterin, wenn ich bewundre, wenn ich verachte und haſſe, nicht durch ein eigennütziges Gefühl und um mein ſelbſt willen, ſondern für die Würde des menſchlichen Geſchlechts und für die Ehre der Welt.

Corinna bemerkte, daß das Geſpräch ſie fortgeriſſen hatte; ſie erröthete ein wenig und indem ſie ſich zu Lord Nelvil wandte, ſagte ſie zu ihm: Sie ſehen, ich kann keinen von den Gegenſtänden berühren, die mir lieb ſind, ohne jene innerliche Erſchütterung zu empfinden, welche die Quelle der idealiſchen Schönheit in den Künſten, der Andacht in frommen Seelen, der Großmuth in Helden und der Uneigennützigkeit unter den thätigen Menſchen iſt. Verzeihen Sie es mir, Mylord, obgleich eine Frau wie ich den Frauen gar nicht gleicht, die man in Ihrem Vaterlande billigt. — Wer könnte Ihnen gleichen, ſagte Lord Nelvil; giebt es Geſetze für ein ſo einziges Weſen?

Der Graf d'Erfeuil war ganz entzückt, ob er gleich nicht alles verſtanden hatte, was Corinna ſagte; aber ihre Gebehrden, der Ton ihrer Stimme, ihr Anſtand bezauberten ihn und dies war das erſtemal, daß Reize, die durchaus nichts Franzöſiſches hatten, einen Eindruck auf ihn machten. Aber freilich der allgemeine Beifall, den ganz Rom Corinnen zollte, hatte ihm ein wenig auf die Spur geholfen, was er von ihr denken ſollte, und er blieb, indem er ſie bewunderte, der löblichen Gewohnheit treu, ſich durch die Meinung der andern leiten zu laſſen.

Er ging mit dem Lord Nelvil fort und ſagte ihm unterwegens: geſtehen Sie es nur, mein lieber Oswald, daß es ſehr verdienſtlich von mir iſt, einer ſo reizenden Frau nicht den Hof zu machen. — Schon gut, ſagte Lord Nelvil, aber mir däucht, man ſagt allgemein, es ſey nicht leicht ihr zu gefallen. — Ja, man ſagt es, erwiederte der Graf d'Erfeuil, aber es wird mir ſchwer es zu glauben. Eine Frau, die allein und unabhängig beinah ein Künſtlerleben führt, muß nicht ſchwer zu feſſeln ſeyn. Lord Nelvil fühlte ſich durch dieſe Bemerkung beleidigt. Der Graf d'Erfeuil, ſey es nun, daß er dies gar nicht bemerkte, oder daß er es dennoch für gut fand, ſeinen Gedanken ferner freien Lauf zu laſſen, fuhr folgendermaßen fort: Es iſt keinesweges als ob ich Corinnens Tugend, wenn ich einmal geſonnen wäre an die Tugend irgend einer Frau zu glauben, mehr in Zweifel ziehen wollte, als die irgend einer andern. Der Ausdruck ihrer Blicke und die Lebhaftigkeit ihres ganzen Betragens würde für Euch Engländer und ſogar bei uns mehr als hinreichend ſeyn, um an der Strenge einer Frau zu zweifeln; aber ſie hat dabei einen ſo überlegnen Verſtand, eine ſo gründliche Bildung, ein ſo feines Gefühl, daß die Grundſätze, nach denen man die Frauen gewöhnlich beurtheilt, auf ſie gar nicht angewandt wer-

Beharrlichkeit im väterlichen Geſetz. „Bey uns iſt es Sitte, ſagt der doriſche Redner ferner, die Tugenden im Kampf zu erwerben, und die väterlichen Gebräuche nicht zu ändern.“ „Immerdar“ ſingt der thebaniſche Dichter, „wollen die Söhne der Herakliden in den doriſchen Satzungen verharren 10).“ Und auch im Geſpräch der Philoſophen beym Plato heißt es noch: „Es iſt bey den Lakedämoniern nicht gebräuchlich, in den Geſetzen Neuerungen zu machen, und ihre Söhne anders als nach der väterlichen Gewohnheit zu erziehen“ 11). Noch bis in die ſpäteſten Zeiten hinab, unter ſchon ganz veränderten welthiſtoriſchen Verhältniſſen, finden ſich Spuren von dieſer feſten Anhänglichkeit an das Alte, als der übrig gebliebene Grundzug des doriſchen Stammcharakters. Die Kreter, deren Hartnäckigkeit der römiſche Geſchichtſchreiber Vellejus bemerkt 12), wurden zuletzt unter den helleniſchen Ländern von den Römern beſiegt; und ſelbſt nach der Einführung des Chriſtenthums blieben die doriſchen Völker im Peloponnes am längſten dem Heidenthum zugethan 13), weil ſich bey ihnen jenes ſinnlich ſchöne Leben am gediegenſten entwickelt hatte.

Wir wenden uns nun zu der Poeſie, welche aus dieſem doriſchen Leben hervorging, und in den pindariſchen Geſängen den innern Geiſt deſſelben auch wieder im treuſten Bilde abſpiegelt. Unter den neun für claſſiſch geachteten Dichtern der lyriſchen Kunſt gehören ſechſe der doriſchen Schule an; welche nebſt den zwey aeoliſchen

---

10) Pyth. I. 121 — 125. 11) Plat. Hipp. maj. tom. XI. p. 11. 12) Vellej. II, 34. 38. 13) Unter andern hat auch Gibbon dieſes bemerkt und nachgewieſen.

den können. Können Sie wohl glauben, daß ſie mir Achtung einflößt, trotz ihrem natürlichen Weſen und der ſorgloſen Unbefangenheit ihres Geſprächs? Geſtern wollte ich ihr, obgleich mit aller Schonung für Ihre Neigung zu ihr, auf gut Glück einige Worte für mich ſelbſt ſagen; von den Worten, Sie wiſſen ſchon, die man ſo fallen läßt; finden ſie Gehör, nun gut; wo nicht, ſo iſt es auch gut. Corinna ſah mich mit einer Kälte an, die mich ganz in Verwirrung ſetzte. Es iſt doch ſeltſam, wenn man gegen eine Italienerin ſchüchtern iſt, eine Künſtlerin, eine Dichterin, lauter Eigenſchaften, die einen kühn machen ſollten. — Ihre Herkunft iſt unbekannt, ſagte Lord Nelvil; aber ihr Betragen dürfte beweiſen, daß ſie ſehr vornehm ſey. — O, ſagte der Graf d'Erfeuil, in Romanen iſt es wohl gebräuchlich, das Beſte zu verheimlichen, im wirklichen Leben aber pflegt man alles zu ſagen, was einem zur Ehre gereicht und meiſtens noch ein wenig mehr. — Ja, ſagte Oswald, ſo iſt es in den Geſellſchaften, wo man nur an die Wirkung denkt, die einer auf den andern macht; aber da wo das innere Leben die Hauptſache iſt, da kann es Geheimniſſe in den äuſſern Verhältniſſen wie in den Empfindungen geben; und nur wer Corinnen heirathen wollte, hätte ein Recht zu wiſſen . . . . . — Corinnen heirathen, unterbrach ihn der Graf d'Erfeuil, indem er laut auflachte, o das wäre mir im Leben nicht eingefallen! Lieber Nelvil, wenn Sie Luſt haben, Thorheiten zu begehen, ſo laſſen Sie es wenigſtens ſolche ſeyn, die ſich wieder gut machen laſſen; aber beim Heirathen muß man immer nur auf den Nutzen und auf die Schicklichkeit ſehen. Ich ſcheine Ihnen leichtſinnig zu denken, aber ich wette, daß mein Leben am Ende vernünftiger eingerichtet ſeyn wird als das ihrige. — Ich glaube es auch, antwortete Lord Nelvil und ſagte kein Wort weiter.

Er durfte dem Grafen d'Erfeuil freilich nicht ſagen, daß ſehr oft mit dieſem Leichtſinn viel Egoismus verbunden iſt, der vor den Verirrungen der Leidenſchaft ſichert, in denen man faſt immer ſich ſelbſt für andere aufopfert. Wer leichtſinnig denkt, lernt darum doch bald alles aufs geſchickteſte zu ſeinem eignen Vortheil zu lenken, denn in allem, was die Klugheit des geſellſchaftlichen und des bürgerlichen Lebens betrift, erreicht man ſeinen Zweck noch öfter durch die Eigenſchaften, welche einem fehlen als durch die, welche man beſitzt. Keiner Begeiſterung fähig zu ſeyn und keine Meinung zu haben und kein Gefühl, und dann etwas Verſtand bei dieſem herrlichen Vorrathe von negativen Eigenſchaften, und man iſt ſicher, die eigentlichen Zwecke des gewöhnlichen Lebens, Geld und Anſehn, zu erwerben oder zu behaupten. Die Spöttereien des Grafen d'Erfeuil hatten demungeachtet einen unangenehmen Eindruck auf Lord Nelvil gemacht. Er gab ihnen keinen Beifall, aber er dachte noch oft daran mit einer peinlichen Empfindung.

Viertes Buch.

Rom.

K 2

Erſtes Kapitel.

Vierzehn Tage vergingen, während welcher Lord Nelvil nur für Corinnens Umgang lebte. Er ging nirgends hin als zu ihr, er ſah nichts, er dachte nichts als ſie, und ohne daß er ihr jemals von ſeiner Liebe ſprach, hatte ſie doch in jedem Augenblicke des Tages das angenehme Bewußtſeyn davon. Sie war an die lebhaften und ſchmeichleriſchen Huldigungen der Italiener gewöhnt, aber die Würde in Oswalds Betragen, ſeine anſcheinende Kälte, und ſein gefühlvolles Weſen, das ſich oft gegen ſeinen Willen verrieth, machten einen weit ſtärkern Eindruck auf ihre Einbildungskraft. Er konnte keine edle Handlung erzählen, von keinem Unglück reden, ohne daß ſeine Augen ſich mit Thränen anfüllten, aber immer ſuchte er ſeine Rührung zu verbergen. Er flößte Corinnen eine Art von Ehrfurcht ein, welche ſie lange nicht empfunden hatte. Kein noch ſo ausgezeichneter Verſtand vermochte ſie in Erſtaunen zu ſetzen; aber dieſe Erhabenheit und Würde des Charakters machten einen tiefen Eindruck auf ſie. Lord Nelvil verband damit einen Adel in den Ausdrücken, eine Feinheit in den geringſten Handlungen des Lebens, welche gegen die Nachläßigkeit und Vertraulichkeit der meiſten römiſchen Großen ſehr abſtachen.

Obgleich Oswalds und Corinnens Sinnesart in manchen Stücken verſchieden war, ſo verſtanden ſie ſich doch gegenſeitig auf eine wunderbare Weiſe. Lord Nelvil errieth Corinnens Gefühl mit dem größten Scharfſinn und Corinna bemerkte bei der kleinſten Veränderung in ſeinem Geſicht, was in ihm vorging. Sie kannte bis jetzt nur die ſtürmiſchen Äußerungen italieniſcher Leidenſchaft, und ſo mußte dieſe Liebe voll Zurückhaltung und Stolz, dieſe Leidenſchaft, die ſich unaufhörlich verrieth, ohne ſich je auszuſprechen, einen ganz neuen Reiz über ihr Leben verbreiten. Sie fühlte ſich wie von einer reinern und lieblichern Luft umgeben, und jeder Augenblick des Tages gewährte ihr ein Bewußtſeyn von Glück, dem ſie ſich willig überließ, ohne ſich Rechenſchaft darüber geben zu wollen.

Eines Morgens kam der Prinz Caſtelforte zu ihr. Er war traurig; ſie fragte ihn nach der Urſache davon. — Dieſer Schottländer, ſagte er, wird uns Ihre Neigung entziehen, und wer weiß, ob er Sie nicht vielleicht ſelbſt weit von uns wegführen wird. — Corinna ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete ſie: Ich verſichere Sie, daß er mir nie geſagt hat, er liebe mich. — Und dennoch, erwiederte der Prinz Caſtelforte, müſſen Sie deſſen gewiß ſeyn; es ſpricht ſich in ſeinem ganzen Betragen aus, und ſein Stillſchweigen ſelbſt iſt ein geſchicktes Mittel, Sie zu gewinnen. Was könnte man Ihnen in der That ſagen, das Sie nicht ſchon gehört hätten! Wo wäre der Lobſpruch, der Ihnen nicht ſchon dargebracht worden, die Huldigung, an welche Sie nicht ſchon gewohnt wären! Aber es iſt etwas Zurückhaltendes und Verſtecktes in Lord Nelvils Charakter, welches macht, daß Sie ihn nicht ſo vollkommen überſehen können, als uns andre. Niemand iſt leichter zu kennen als Sie, aber gerade weil Sie ſich gern ſo zeigen, wie Sie ſind, reizt und beherrſcht Sie dies zurückhaltende und geheimnißvolle Weſen. Das Unbekannte, ſey es, was es ſey, hat mehr Gewalt über Sie als alle Beweiſe von Anhänglichkeit, die man Ihnen geben kann. — Corinna lächelte; Sie glauben alſo, lieber Prinz, ſagte ſie, daß mein Herz undankbar iſt, und mein Geſchmack eigenſinnig? Lord Nelvil ſcheint mir doch Eigenſchaften zu beſitzen und zu zeigen, die

Dichtern, Alkäos und Sappho und dem einzigen joniſchen Anakreon, jenen Kreis der lyriſchen Kunſt erfüllen. Wohl mag es ſeyn, daß die alexandriniſchen Gelehrten und Kritiker der Dichtkunſt, welche dieſe Auswahl geordnet haben, die vier vornehmſten Dichter des choriſchen Geſanges in der doriſchen Schule, den Alkman, Steſichorus, Pindaros und Bakchylides in die Reihe aufgenommen haben, um zugleich, wie ſie es überall liebten, den Stufengang der Kunſtentwicklung nach der Zeitfolge durch den Epochemachenden Dichter jeder Zeit und Stufe zu bezeichnen und das Eigenthümliche einer jeden durch ein vollgültiges Beyſpiel und Urbild derſelben anſchaulich zu machen. Wie aber die doriſche Bildung überhaupt ein untheilbares Ganzes war, welches einmahl aufgegangen, ſchnell zur vollen Blüthe erwuchs, und ſogleich auch, wie es entartete, völlig zerſtört war; ſo ſcheint auch in der doriſchen Kunſt wohl eine fortſchreitende Entfaltung in anwachſender Schöne Statt gefunden zu haben. Aber nur allmählig, von Anfang an in derſelben Idee und dem gleichen milden Tone treu verharrend; ohne jene gänzliche Kateſtrophen und Umwälzungen der Kunſt, wie wir dieſe in dem Gange der atheniſchen Poeſie bemerken, wo mit jeder neuen, großen Epoche derſelben, auch eine ganz andre Grundidee in dem veränderten Styl hervortritt und alles beherrſchend umwandelt und neu geſtaltet.

Alkman, welcher zu Sparta einheimiſch geworden, oder obwohl von fremder Abkunft, ſchon dort gebohren war, hat den choriſchen Geſang zuerſt begründet [14]) und zu ausgezeichnet ſind, als daß ich mir ſchmeicheln dürfte, ſie zuerſt entdeckt zu haben. — Ich geſtehe es, antwortete der Prinz Caſtelforte, er iſt edel, ſtolz, geiſtreich, auch gefühlvoll und vor allen Dingen ſchwermüthig; aber ich müßte mich ſehr irren, oder ſeine Sinnesart hat nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit der Ihrigen. Sie werden es nicht gewahr werden, ſo lange Ihre Gegenwart ihn bezaubert, aber Ihre Gewalt über ihn würde nicht widerhalten, wenn er fern von Ihnen lebte. Hinderniſſe würden ihn ermüden, ſeine Seele iſt durch die Leiden, die er erfahren hat, in eine Art von Muthloſigkeit geſunken, die der Kraft ſeiner Entſchlüſſe nachtheilig ſeyn muß; und außerdem wiſſen Sie wohl, wie ſehr die Engländer an den Sitten und Gewohnheiten ihres Landes hängen. —

---

[14]) Clem. Strom. I. 308.

Corinna ſchwieg und ſeufzte bei dieſen Worten. Peinliche Erinnerungen aus den frühern Begebenheiten ihres Lebens traten wieder vor ihr Gedächtniß; aber den Abend ſah ſie Oswalden wieder, der mehr als jemals von ihr erfüllt ſchien, und alles, was von dem Geſpräche mit dem Prinzen Caſtelforte in ihrer Seele blieb, war der Wunſch Lord Nelvil an Italien zu feſſeln, indem ſie ihm Geſchmack an den Schönheiten aller Art einflößte, woran dieſes Land ſo reich iſt. In dieſer Abſicht ſchrieb ſie ihm folgenden Brief; ein Schritt, welchen die Freiheit der römiſchen Sitte und Lebensweiſe entſchuldigte, und Corinna insbeſondre wußte, obwohl man ihr etwas zu viel Offenheit und Leidenſchaftlichkeit Schuld geben konnte, viel Würde bei ihrem unabhängigen Verhältniß und viel Anſtand bei ihrer Lebhaftigkeit zu behaupten.

Corinna an Lord Nelvil.

Den 15ten December 1794.

„Ich weiß nicht, Mylord, ob Sie finden werden, daß ich mir zu viel zutraue, oder ob Sie den Gründen werden Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche dieſes Zutrauen entſchuldigen können. Geſtern hörte ich Sie ſagen, daß Sie Rom noch nicht geſehen, daß Sie weder die Meiſterwerke unſrer ſchönen Kunſt, noch die alten Denkmale beſucht hätten, die uns die Geſchichte unmittelbar durch Anſchauung und Gefühl lehren; und ich faßte den Gedanken, daß ich es wagen wollte, mich Ihnen zum Begleiter anzutragen bei dieſer Wanderſchaft durch die Jahrhunderte der Vergangenheit.“

„Unſtreitig würde ſich in Rom leicht eine große Zahl von Gelehrten finden, deren tiefe Kenntniß Ihnen weit nützlicher ſeyn könnte; wenn es mir aber nur gelingt, Ihnen dieſen Ort werth zu machen, zu dem ich mich immer ſo mächtig hingezogen fühlte, ſo werden Ihre eignen Forſchungen vollenden, was mein mangelhafter Umriß nur angefangen hatte.“

„Viele Fremde kommen nach Rom, wie

ſie nach London oder nach Paris gehen würden, bloß um die Zerſtreuungen einer großen Stadt da zu ſuchen. Wenn man ſich eines ſolchen Geſtändniſſes nicht ſchämte, ſo würden die meiſten bekennen, daß ſie Langeweile zu Rom empfunden; und dennoch iſt es eben ſo wahr, daß man einen Reiz in dieſem Aufenthalte finden kann, deſſen man nie wieder müde wird. Werden Sie es mir verzeihen, Mylord, wenn ich wünſche, daß Sie dieſen Reiz kennen möchten?“

„Freilich muß man alle Staatsverhältniſſe hier ganz vergeſſen; aber iſt es nicht wahr, daß dieſe Verhältniſſe, wenn ſie nicht mit heiligen Pflichten oder Gefühlen in Verbindung ſtehen, das Herz kalt machen? Man muß auch auf das Verzicht leiſten, was man in andern Ländern geſellſchaftliche Vergnügungen nennt; Vergnügungen, welche faſt immer die Einbildungskraft abſtumpfen. Man genießt zu Rom eines Lebens, das einſam und mannichfaltig zugleich iſt, wo ſich alles frei in uns entwickeln kann, was der Himmel uns verliehen hat. Ich wiederhole es noch einmal, Mylord, verzeihen Sie mir dieſe Vorliebe für mein Vaterland, die mir den Wunſch einflößt, es einem Manne, wie Sie ſind, werth zu machen, und beurtheilen Sie nicht mit der Strenge eines Engländers die Beweiſe von Freundſchaft, welche eine Italienerin geben zu dürfen glaubt, ohne weder in ihren eignen Augen noch in den Ihrigen etwas zu verlieren.“

Corinna.

Vergebens hätte Oswald es ſich abläugnen wollen, er war entzückt beim Empfang dieſes Briefes. Eine verworrne Zukunft von Glück und Freude ſchwebte ihm vor. Fantaſie, Liebe und Begeiſterung, alles was göttlich iſt in der Seele des Menſchen, ſchien ihm vereinigt in der bezaubernden Idee, Rom mit Corinnen zu ſehen. Diesmal überlegte er nicht, ſondern machte ſich gleich auf den Weg, um zu Corinnen zu gehen und unterwegens richtete er ſeine Blicke empor zum Himmel, er fühlte das ſchöne Wetter und das Leben dünkte ihm leicht. Seine Erinnerungen und ſeine Beſorgniſſe verſchwanden in den Wolken der Hoffnung; ſein Herz, das ſeit lange von Traurigkeit gedrückt war, klopfte und zitterte vor Freude. Freilich fürchtete er wohl, daß eine ſo glückliche Stimmung nicht lange dauern könne, aber der Gedanke ſelbſt, daß es nur vorübergehend ſeyn würde, gab dieſem Fieber von Freude noch mehr Kraft und Wirkſamkeit.

Sind Sie es? ſagte Corinna, da ſie den Lord Nelvil hereintreten ſah, o, das iſt ſchön! — Dann reichte ſie ihm die Hand. Oswald ergriff ſie und küßte ſie mit der größten Zärtlichkeit. Er wußte in dieſem Augenblick nichts von der peinlichen Schüchternheit, die ſich oft in ſeine glücklichſten Gefühle miſchte, und ihm nicht ſelten ſelbſt bei denen, die er am meiſten liebte, eine bittre und widerſtrebende Empfindung einflößte. Oswald und Corinna hatten mehr Zutrauen zu einander gewonnen, ſeit ſie ſich nicht geſehen; Corinnens Brief hatte dies bewirkt; ſie waren beide zufrieden mit einander, und fühlten ſich gegenſeitig dankbar verpflichtet.

— Dieſen Morgen alſo, ſagte Corinna, werde ich Ihnen das Pantheon und die Sankt Peters-Kirche zeigen; ich hoffte wohl, fügte ſie lächelnd hinzu, daß Sie es nicht abſchlagen würden, Rom mit mir zu ſehen; auch ſind meine Pferde bereit. Ich erwartete Sie, nun ſind Sie da, alles iſt gut; laſſen Sie uns gehen. — Wunderbares Weſen, rief Oswald, wie ſoll ich Sie begreifen? Wo haben Sie ſo viele Reize hergenommen, die mit einander zu ſtreiten ſcheinen; Zartheit und Scherz, Ernſt und Anmuth, Gefühl und Schüchternheit? Iſt das alles nur ein Traumbild? oder das Glück des

Himmels ſelbſt für das Leben desjenigen, dem es beſchieden wäre? — O, ſagte Corinna, wenn es in meinem Vermögen ſtände, etwas zu Ihrem Glück beizutragen, glauben Sie ja nicht, daß es mir leicht werden würde, darauf Verzicht zu leiſten. — Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte Oswald, indem er Corinnens Hand mit Heftigkeit ergriff, nehmen Sie ſich in Acht, etwas zu meinem Glück beitragen zu wollen. Seit beinah zwei Jahren drückt mir eine eiſerne Hand das Herz zuſammen; wenn Ihre liebliche Erſcheinung mir einige Erleichterung verſchafft hat, wenn ich in Ihrer Gegenwart Athem hole, was wird aus mir werden, wenn ich wieder zu meiner Beſtimmung zurückkehren muß, was wird aus mir werden . . . . ? — Die Zeit und das Schickſal, ſagte Corinna, müſſen es entſcheiden, ob der augenblickliche Eindruck, den ich auf Sie gemacht habe, auch länger als einen Augenblick dauern wird. Wenn unſre Seelen ſich ver-

verſtehen, ſo wird unſre gegenſeitige Zuneigung nicht vorübergehend ſeyn. Wie dem auch ſey, laſſen Sie uns gehen, und jene Gegenſtände gemeinſchaftlich bewundern, die unſern Geiſt und unſer Herz erheben werden; wir werden ſo wenigſtens einige glückliche Stunden mit einander genießen. — Indem ſie dieſe Worte ſagte, ging ſie die Treppe hinunter, und Lord Nelvil folgte ihr, erſtaunt über ihre Antwort. Es ſchien ihm, ſie habe die Möglichkeit eines halben Gefühles, eines vorübergehenden Eindrucks vorausgeſetzt. Kurz, er glaubte etwas Leichtſinniges in der Art zu finden, wie ſie ſich ausgedrückt hatte, und er fühlte ſich beleidigt.

Er ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, in den Wagen neben Corinnen, welche ſeine Gedanken errieth und zu ihm ſagte: ich glaube nicht, daß das menſchliche Herz ſo beſchaffen iſt, daß man immer entweder ganz ohne Liebe oder in der unbezwinglichſten Leidenſchaft ſeyn muß. Es giebt Anfänge des Gefühls, die bei einer nähern Bekanntſchaft verſchwinden. Man täuſcht ſich und man ſieht ſeinen Irrthum ein, ja die Leidenſchaftlichkeit ſelbſt, deren wir fähig ſind, wenn ſie dazu beitrug, die Annäherung zu beſchleunigen, kann auch eben ſo gut bewirken, daß man ſich deſto ſchneller wieder von einander entfernt. — Sie haben viel über die Liebe nachgedacht, ſagte Oswald mit Bitterkeit. — Corinna ward roth über dieſe Bemerkung und ſchwieg einige Augenblicke, dann nahm ſie das Wort mit einer ſonderbaren Miſchung von Würde und Offenheit. Ich glaube nicht, ſagte ſie, daß eine Frau, die Gefühl hat, jemals das ſechs und zwanzigſte Jahr erreicht hat, ohne die Täuſchungen der Liebe zu erfahren; aber wenn das Anſpruch auf Theilnahme geben kann, daß man nie glücklich war, nie den Gegenſtand gefunden hat, der die ganze Neigung unſers Herzens verdienen konnte, ſo habe ich gewiß Anſpruch auf die Ihrige. — Dieſe Worte iſt in jeder Hinſicht als der erſte große Urkünſtler und das Haupt der doriſchen Schule zu betrachten. Er dichtete für die Chöre der ſpartaniſchen Jungfrauen die Geſänge; in ſeinen Bruchſtücken 15) aber findet ſich ſchon jene doriſche Weichheit und zarte Anmuth oder Charis, welche wie Pindaros ſagt, „alles Milde unter den Sterblichen hervorbringt;" ſo daß wir hier den Gedanken an eine aeſchyliſche Härte und noch ſchroffe Erhabenheit der erſten Kunſtſtufe ganz zu entfernen haben. Einige Beſonderheiten der lakoniſchen Mundart thaten ſeiner Süßigkeit keinen Eintrag; denn ſonſt dichteten die Künſtler dieſer Schule in der allgemeinen doriſchen Sprache und es wird als eine Ausnahme bemerkt, daß Korinna in der gemeinen böotiſchen Landesſprache dichtete. Alkman beſang die ſpartaniſchen Dioſkuren, und den Apollo, wie er dort in dem eigenthümlichen karneiſchen Landesfeſt beſonders verehrt ward, welches nebſt den gymnaſtiſchen Spielen, auch Wettkämpfe der Muſik, oder der Muſenkunſt des Geſanges, der eigentlichen Muſik und Poeſie umfaßte. Ferner beſang er die Gratien, unter dieſem altdoriſchen Nahmen, deren er aber nur zwey, die Phaenna und Kleta, die Glänzende und die Ruhmbeſungne kannte. Nach doriſcher Denkart preiſet er vor allem die Eunomie oder doriſche Sittenordnung, deren Schweſter die Glückſeeligkeit ſey, ſo wie auch der Peitho, der Überredung und Fried-

---

15) Welcker hat dieſe Fragmente ſo vortrefflich zuſammengeſtellt, daß man bey der reichen Ausbeute nur begierig wird, eine vollſtändige Sammlung aller Fragmente der aeoliſchen und doriſchen Schule, die wenigen ächten Bruchſtücke des Anakreon mit eingeſchloſſen, mit dem gleichen Kunſtſinne geordnet zu erhalten.

und der Ton, mit welchem Corinna ſie ausſprach, zerſtreute einigermaßen die Wolke, die ſich in Lord Nelvils Seele erhoben hatte; doch ſagte er zu ſich ſelbſt: ſie iſt ein höchſt verführeriſches Weib; aber ſie iſt eine Italienerin, das iſt nicht ein ſchüchternes, ſchuldloſes, ſich ſelbſt unbewußtes Herz, wie es unſtreitig jenes Mädchen in England beſitzt, der mich mein Vater beſtimmte. —

Dieſe junge Engländerin nannte ſich Lucilie Edgermond, die Tochter des beſten Freundes von Lord Nelvils Vater; aber ſie war noch zu jung, als Oswald England verließ, als daß er ſie hätte heirathen oder auch nur mit Gewißheit vorausſehen können, was einmal aus ihr werden würde.

Zweites Kapitel.

Oswald und Corinna gingen zuerſt nach dem Pantheon, welches heut zu Tage St. Maria della Rotonda heißt. Überall in Italien hat ſich das Chriſtenthum mit den Denkmalen der heidniſchen Religion bereichert; aber das Pantheon iſt der einzige antike Tempel zu Rom, der ganz erhalten worden, der einzige, wo man die Schönheit der Architektur bei den Alten, und den eigenthümlichen Charakter ihrer religiöſen Feſte im Ganzen auffaſſen kann.

Corinna machte den Lord Nelvil aufmerkſam darauf, wie das Pantheon auf eine ſolche Weiſe eingerichtet ſey, daß es viel größer ſcheint als es iſt. — Die Peterskirche, ſagte ſie, wird gerade die entgegengeſetzte Wirkung auf Sie machen; Sie werden ſie anfangs für weniger ungeheuer halten, als ſie in der That iſt. Dieſe dem Pantheon ſo vortheilhafte Täuſchung rührt, wie man verſichert, da her, daß ein größerer Zwiſchenraum zwiſchen den Säulen iſt, und daß die Luft ſie freier umſpielen kann, beſonders aber, daß man faſt gar keine kleine Zierrathen daran bemerkt, von denen die Peterskirche im Gegentheil überladen iſt. So entwarf auch die alte Poeſie nur die großen Maſſen, und überließ es den Hörern, die Lücken auszufüllen und die Übergänge zu ergänzen; in allen Gattungen haben wir Neuern den Fehler, zu viel zu ſagen.

Dieſer Tempel, fuhr Corinna fort, ward vom Agrippa, dem Lieblinge des Auguſtus, dieſem ſeinem Freunde oder Gebieter beſtimmt, der aber doch beſcheiden genug war, nicht zu leiden, daß er ihm wirklich geweiht würde, ſo daß Agrippa ſich genöthigt ſah, ihn allen Göttern des Olymps zu widmen, um an die Stelle des mächtigen irdiſchen Gottes zu treten. Ein Wagen von Bronze mit den Statuen des Auguſtus und des

Agrippa ſtand auf dem Gipfel; von jeder Seite des Porticus ſah man dieſelben Statuen wieder unter einer andern Geſtalt; und auf dem Frontiſpiz des Tempels lieſet man noch jetzt: „Geweiht von Agrippa.“ Auguſtus gab ſeinem Zeitalter ſeinen Namen, weil er es zu einer Epoche des menſchlichen Geiſtes gemacht hat. Die Meiſterwerke jeder Art, welche ſeine Zeitgenoſſen hervorbrachten, bildeten gleichſam die einzelnen Strahlen zu dem Kranze ſeines Ruhms. Er wußte die Männer von Genie, die ſich mit der Litteratur beſchäftigten, auf eine geſchickte Weiſe zu ehren, und ſein Ruhm hat ſich bei der Nachwelt ſehr wohl dabei befunden.

Laſſen Sie uns in den Tempel treten, ſagte Corinna; Sie ſehen, er iſt noch offen, faſt ganz ſo wie er ehedem war. Man behauptet, daß dieſes Licht, welches von oben herab kam, das Sinnbild der über alle untergeordneten Götter erhabenen Gottheit geweſen. Man liebte in der alten Religion die Allegorie, deren Sprache ihr in der That vielleicht angemeſſener iſt als Worte. Der Regen benetzt oft dieſen marmornen Boden, aber dagegen beſcheinen hier auch die Strahlen der Sonne das Gebet. Welche Heiterkeit, welche Feſtlichkeit zeigt ſich uns an dieſem Gebäude! Die Alten vergötterten das Leben, wie die Chriſten den Tod. Dies iſt der Geiſt der beiden Religionen; unſer katholiſcher Glaube hier in Rom iſt jedoch heiterer, als der in den nordiſchen Ländern. Sie werden es ſehen, wenn wir in der Peterskirche ſeyn werden. Im innern Heiligthum des Pantheons befinden ſich die Büſten unſerer berühmteſten Künſtler, und zieren dieſe Niſchen, wo einſt die Götter der Alten ſtanden. Da wir ſeit der Zerſtörung des römiſchen Reichs faſt nie politiſch frei waren in Italien, ſo findet man hier weder große Staatsmänner noch Kriegshelden. Das künſtleriſche Genie iſt unſer einziger

Ruhm; aber finden Sie nicht, Mylord, daß ein Volk, welches die Talente, die es beſitzt, ſo zu ehren weiß, ein edleres Schickſal verdiente? — Ich bin ſtrenge in dieſem Punkt, antwortete Oswald, ich glaube, jede Nation hat ihr Schickſal verdient, wie es auch ſeyn möge. — Dies iſt hart, erwiederte Corinna. Vielleicht würden Sie, wenn Sie in Italien lebten, ſich eines Gefühls der Rührung über dies ſchöne Land nicht erwehren können, welches die Natur wie ein Opfer geſchmückt zu haben ſcheint. Vergeſſen Sie wenigſtens nicht, daß es für uns Künſtler, die wir nur für den Ruhm leben, keine ſchönere Hoffnung giebt, als eine Stelle hier zu erhalten. Die meinige habe ich mir ſchon ausgewählt, ſagte ſie, indem ſie auf eine noch leere Niſche zeigte. Oswald, wer weiß, ob Sie nicht einſt wieder in dieſe Hallen zurückkehren werden, wenn meine Büſte dort ſteht? Dann ..... Oswald unterbrach ſie lebhaft und ſagte ihr: wie können Sie, die von Jugend und Schönheit ſtrahlen, ſo zu einem reden, den Unglück und Leiden ſchon bis an das Grab gebeugt haben? — Ach, erwiederte Corinna, der Sturmwind kann in einem Augenblicke die Blumen zerknicken, die noch ihr Haupt erheben. Oswald, lieber Oswald, fügte ſie hinzu, warum könnten Sie denn nicht glücklich ſeyn, warum . . . . . Fragen Sie mich nicht darum, erwiederte Lord Nelvil, Sie haben Ihre Geheimniſſe, ich habe die meinigen; laſſen Sie uns gegenſeitig unſer Schweigen ehren. Gewiß, Sie ahnen es nicht, wie ſehr es mich erſchüttern würde, mein Unglück zu erzählen. — Corinna ſchwieg, ihre Schritte waren langſamer, während ſie aus dem Pantheon gingen, und ihre Blicke voller Nachdenken.

Sie blieb unter dem Porticus ſtehn. — Hier, ſagte ſie zu Lord Nelvil, ſtand eine porphyrne Urne von groſſer Schönheit, welche jetzt nach St. Johann vom Lateran gebracht worden iſt. Sie enthielt die Aſche des Agrippa, die man an den Fuß der Statue ſtellte, welche er ſich ſelbſt errichtet hatte. Die Alten beſtrebten ſich ſo ſorgfältig, den Gedanken des Todes zu mildern, daß ſie alles davon zu entfernen wußten, was er trauriges oder ſchreckliches hat. Überdies ſind ihre Grabmäler ſo prachtvoll, daß der Kontraſt zwiſchen dem Öden des Todes und dem Glanze des Lebens weniger auffallend iſt.

Freilich war die Hoffnung eines andern Lebens bei ihnen nicht ſo wirkſam, als bei den Chriſten; ſie bemühten ſich, dem Tode die Fortdauer des Andenkens abzukämpfen, welches wir ohne Furcht in den Schooß des Ewigen niederlegen. — Oswald ſeufzte und ſchwieg. Melancholiſche Gedanken haben viel Anziehendes, ſo lange man ſelbſt nicht höchſt unglücklich war; aber wenn der Schmerz ſich einmal in ſeiner ganzen Herbe der Seele bemächtigt hat, ſo kann man gewiſſe Worte, die ſonſt nur eine mehr oder minder ſanfte Schwermuth erregten, nicht mehr ohne die äußerſte Erſchütterung ausſprechen hören.

Drittes Kapitel.

Man geht, um nach der Peterskirche zu kommen, über die Engels-Brücke; Corinna und Lord Nelvil machten den Weg zu Fuß. — Auf dieſer Brücke, ſagte Oswald, habe ich zum erſtenmale, da ich vom Kapitol zurückkam, lange an Sie gedacht. — Ich ſchmeichelte mir nicht, erwiederte Corinna, daß mir die Krönung auf dem Kapitol einen Freund gewinnen würde; doch hoffte ich immer, wenn ich den Ruhm ſuchte, er würde mir Liebe erwerben. Wozu wäre er auch, ohne dieſe Hoffnung, wenigſtens den Frauen nütze! — Laſſen Sie uns noch einige Augenblicke hier verweilen, ſprach Oswald. Welche Erinnerung aus allen Schätzen der Vergangenheit kann für mein Herz dieſen Ort aufwiegen, der mir den Tag zurückruft, an dem ich Sie zum erſtenmale ſah? — Ich weiß nicht, ob ich mich irre, ſagte Corinna, aber es ſcheint mir, als würde man lichkeit, und eine Tochter der Vorſicht. Ihm wird außer dem alkmaniſchen, oder auch nach dem Vaterlande, dem er durch Wahl und Kunſt angehörte, ſogenannten lakoniſchen Versmaße, und einer neuen Grundordnung der Muſik 16), auch jener berühmte kriegeriſche Chorgeſang der Greiſe, Männer und Jünglinge zu Sparta zugeſchrieben, und auch der lesbiſche Arion als ſein Schüler genannt; wie denn überhaupt die Gränzen der aeoliſchen und doriſchen Schule, ungeachtet der bleibenden weſentlichen Verſchiedenheit im Ganzen, doch nicht ſo eng gezogen waren, daß nicht im Einzelnen manche Übergänge, der Einfluß der Nachbildung, und ſelbſt hier und da eine Verbindung der Lehre und unmittelbaren Nachfolge Statt gefunden hätte. So gewiß jener Umſtand nicht ohne Bedeutung iſt, für die Geſetze und weitere Ausbildung des Rhythmus und der ganzen Geſtaltung des melodiſchen Gedichtes, ja auch für die Bilderſprache, Gegenſtand und Behandlung dieſer neuen Kunſtart; ſo muß doch Steſichoros, der auch der Zeit nach zwiſchen Alkman und Pindaros in der Mitte ſteht, obwohl dem Alkman näher, nach den Angaben der Alten vor allen als der zweyte Begründer oder Vollender des choriſchen Geſanges betrachtet werden; ja er erhielt ſogar von dieſem Umſtande den Nahmen Steſichoros, der eben dieſes bezeichnen ſoll, da er vordem Tiſias geheißen hatte. Auch von ihm wird manches dichteriſch und ſagenhaft berichtet, wie vom Arion und wie es mit der Lebensgeſchichte mehrerer dieſer alten Sänger geſchehen; die vom Iſokrates 17) und Plato 18)

---

16) Plutarch de mus. p. 2080. ed. Steph. 17) Isocr. Encom. Helen. tom. II. 114. 18) Phaedr. vol. X. p. 313.

ſich gegenſeitig werther, wenn man gemeinſchaftlich Denkmale bewundert, die mit einer wahrhaften Größe zur Seele ſprechen. Die Gebäude ſind weder kalt noch ſtumm in Rom; das Genie hat ſie erſonnen, merkwürdige Begebenheiten haben ſie geheiligt; und vielleicht muß man lieben, Oswald, gerade ein Gemüth wie das Ihre lieben, um gern das Gefühl mit ihm zu theilen von dem Größten und Schönſten, was die Welt aufzuweiſen hat. — Ja, ſagte Oswald, aber wenn ich Sie anſehe, wenn ich Ihnen zuhöre, ſo trage ich kein Verlangen weiter nach andern Herrlichkeiten. — Corinna dankte ihm durch liebevolles Lächeln.

Auf dem Wege nach der Peterskirche blieben ſie vor der Engelsburg ſtehen. — Dies Gebäude, ſagte Corinna, iſt eines von denen, deren Äußeres am ſeltſamſten auffällt. — Ein Grabmal des Hadrian, dann von den Gothen in eine Feſtung verwandelt, trägt es den zwiefachen Ausdruck ſeiner erſten und ſeiner nachmaligen Beſtimmung an ſich. Für den Tod erbaut und nur eine einzige undurchdringliche Maſſe bildend, haben die Menſchen ihm doch noch etwas feindlicheres durch die äußern Befeſtigungen zu geben gewußt, welche mit der Stille und der erhabenen Zweckloſigkeit eines Todtendenkmales im Widerſpruch ſtehen. Auf dem Gipfel ſieht man einen Engel von Bronze mit bloßem Schwert (5). Im Innern ſind finſtre Gefängniſſe angebracht. Seit dem Hadrian bis auf unſre Tage knüpfen ſich alle Begebenheiten in der Geſchichte Roms an dies Denkmal an. Hier vertheidigte ſich Beliſar gegen die Gothen, und eben ſo ſehr Barbar, als die, welche ihn angriffen, ließ er die ſchönen Statuen, welche das Innre des Gebäudes ſchmückten, auf die Feinde ſchleudern. Crescentius, Arnold von Brescia, Nicolaus Rienzi (6), dieſe Vertheidiger der römiſchen Freiheit, die ſo oft Erinnerungen für Erfahrungen hielten, haben ſich lange in dieſem Grabmale eines Kaiſers vertheidigt. Sie gefallen mir, dieſe Steine, die ſich an ſo viele hohe Thaten knüpfen, und dieſe Pracht an dem Grabe eines Beherrſchers der Welt. Es iſt etwas Großes in dem Menſchen, der, im Beſitz aller irdiſchen Freude und Pracht, ſich dennoch nicht ſcheut, ſich ſo lange im voraus mit dem Tode zu beſchäftigen. Sittliche Gedanken und uneigennützige Gefühle ergreifen die Seele, ſobald ſie auf irgend eine Weiſe die Schrecken dieſes Lebens überſchreitet. Von hier aus, fuhr Corinna fort, ſollte man die Peterskirche ſchon ſehen können, und bis hieher ſollten ſich die Säulen erſtrecken, die den Eingang zu ihr bilden. So war der herrliche Plan des Michel Angelo, er hoffte, daß man ihn wenigſtens nach ſeinem Tode ausführen würde; in unſerm Zeitalter haben die Menſchen den Gedanken an die Nachwelt verloren. Wenn man einmal die Begeiſterung lächerlich gemacht hat, ſo bleibt nichts mehr übrig, als das Geld und die äußere Gewalt. — Sie ſind es, die dies Gefühl wieder erwecken müſſen, rief Lord Nelvil mit Entzücken. Wem wiederfuhr je ein Glück, wie ich es genieße? Rom, wie Sie es mir zeigen, Rom angeſchaut durch Fantaſie und Kunſtſinn, Rom eine Welt, wenn das Gefühl es beſeelt, ohne welches ſelbſt die Welt nur eine Wüſte ſeyn würde (⁷). Ach, Corinna! was wird auf dieſe Tage folgen, die glücklicher ſind, als mein Schickſal und mein Herz es verſtatten? — Corinna antwortete ihm mit einer ſanften Stimme: Alle wahre Liebe kommt vom Himmel, Oswald, warum ſollte er nicht ſchützen, was er ſelbſt eingeflößt hat? Ihm kommt es zu, für uns zu ſorgen. —

Jetzt zeigte ſich ihnen die Peterskirche, das größte aller Gebäude, was Menſchen jemals errichtet haben; denn die Pyramiden Ägyptens ſelber erreichen ihre Höhe nicht. — Ich hätte Ihnen vielleicht unſer ſchönſtes Ge-

Gebäude zuletzt zeigen ſollen, ſagte Corinna, aber das iſt mein Syſtem nicht. Um das Gefühl für die Schönheiten der Kunſt zu wecken, muß man, glaube ich, mit den Gegenſtänden anfangen, die eine gewaltige und tiefe Bewunderung erregen. Iſt dieſes Gefühl erſt vorhanden, ſo öffnet ſich uns gleichſam eine neue Welt, und macht uns nachher fähiger, alles zu lieben und zu beurtheilen, was auch in einer niedern Gattung dennoch jenen erſten Eindruck von neuem hervorruft. Alle die Abſtufungen, die methodiſchen und abgemeſſenen Vorbereitungen eines großen Gefühls ſind nicht nach meinem Sinn. Man gelangt nicht ſtufenweiſe zum Erhabenen; durch eine unendliche Kluft wird es ſogar von dem noch geſchieden, was nur ſchön iſt. — Ein ſeltſames Gefühl ergriff Oswalden beim Anblick der Peterskirche. Es war das erſtemal, daß ein Werk der Menſchen auf ihn wirkte, wie die Wunder der Natur. Es iſt das einzige Kunſtwerk unſrer jetzigen Erde, welches dieſelbe Art von Größe hat, welche ſonſt nur den unmittelbaren Werken des Schöpfers eigen iſt. Corinna freute ſich an Oswalds Erſtaunen. — Ich habe einen Tag gewählt, ſagte ſie ihm, wo die Sonne in vollem Lichte ſtrahlt, um Ihnen dies Denkmal zu zeigen. Ich verſpare Ihnen noch ein andres tieferes und heiligeres Gefühl, es nämlich beim Mondlichte zu betrachten; aber zuerſt wollte ich Ihnen dieſen feſtlichſten aller Anblicke gewähren, die Kunſt des Menſchen durch die Pracht der Natur erhöht und verherrlicht zu ſehen.

Der Platz der Peterskirche iſt von Säulen umgeben, die in der Ferne leicht, in der Nähe maſſiv erſcheinen. Der Boden, welcher bis an den Porticus der Kirche immer etwas höher wird, vermehrt noch die Wirkung. Mitten auf dem Platz ſteht ein Obelisk, der achtzig Fuß hoch iſt, neben der Kuppel der Peterskirche aber ganz verſchwindet. Die Form der Obelisken hat ſchon an ſich etwas, was die Fantaſie ſehr anregt; ihr Gipfel verliert ſich in die Lüfte und ſcheint einen großen Gedanken des Menſchen gen Himmel zu tragen. Dieſes Denkmal, welches aus Ägypten kam, um die Bäder des Caligula zu zieren, und welches Sixtus der Fünfte nachher an dem Fuß der großen Peterskirche aufſtellen ließ, flößt als Zeitgenoſſe ſo vieler Jahrhunderte, die nichts gegen ihn vermochten, ein Gefühl von Ehrfurcht ein. Zu beiden Seiten des Obelisken erheben ſich in einiger Entfernung zwei Springbrunnen, deren Waſſer unaufhörlich empor ſprudelt und mit ſchäumender Fülle durch die Lüfte wieder herabfällt. Das Rauſchen der Wellen, das man ſonſt nur im Freien zu hören gewohnt iſt, macht in dieſer Umgebung einen durchaus neuen Eindruck, der aber ſehr gut zu dem Gefühle ſtimmt, welchen der Anblick des majeſtätiſchen Gebäudes erregt.

Die Malerei und die Sculptur, welche meiſtens die menſchliche Geſtalt, oder doch ſonſt einen wirklichen Gegenſtand der Natur nachbilden, erwecken in der Seele einen ganz klaren und deutlichen Gedanken; die ſchönen Denkmale der Baukunſt aber haben ſo zu ſagen keinen beſtimmten Sinn, man verliert ſich bei ihrer Betrachtung in jenes träumendes Nachdenken ohne Zweck und Plan, welches den Geiſt oft ſo weit mit ſich fortreißt. Das Rauſchen des Waſſers paßt zu dieſem unbeſtimmten und tiefen Gefühl; es iſt eben ſo einförmig, als das Gebäude regelmäßig. Die ewige Bewegung und die ewige Ruhe finden ſich auf dieſe Weiſe neben einander. Hier ſcheint die Zeit ihre Gewalt verloren zu haben; ſie trocknet jene ſprudelnden Quellen nicht, und ſie vermag nicht, dieſe unbeweglichen Steinmaſſen zu erſchüttern.

Verweilen Sie, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, als er ſchon unter dem Porticus der Kirche ſtand, noch einen Augenblick hier, ehe wir den Vorhang aufheben, der die Thür der Kirche bedeckt. Klopft Ihnen das Herz nicht bei der Annäherung an das Heiligthum? und fühlen Sie nicht, da wir im Begriff ſtehn hereinzutreten, alles was man bei der Erwartung einer feierlichen Handlung empfinden würde? — Corinna hob ſelbſt den Vorhang auf und hielt ihn, um Lord Nelvil hindurch gehen zu laſſen; ſie hatte in dieſer Stellung ſo viel Anmuth, daß Oswalds erſter Blick auf ſie fiel, und einige Augenblicke lang konnte er ihn nicht von ihr wenden. Indeſſen trat er weiter in die Kirche hinein, und das Gefühl, das ihn unter dieſen ungeheuren Gewölben ergriff, war ſo tief und ſo ernſt, daß die Liebe ſelbſt nicht mehr hinreichend war, um ſeine Seele ganz zu erfüllen. Er ging langſam an Corinna's Seite; beide ſchwiegen. Alles ladet hier zum Stillſchweigen ein; das geringſte Geräuſch hallt ſo weit nach, daß keine Worte würdig genug ſcheinen, auf ſolche Weiſe in dieſer faſt ewigen Behauſung wiederholt zu werden! Das Gebet allein, der Laut der Klage, mag er ſich mit noch ſo ſchwacher Stimme erheben, erweckt in dieſer erhabenen Umgebung eine tiefe Rührung. Und wenn man unter dieſen hohen Hallen von weitem einen Greis kommen hört, deſſen zitternde Schritte ſich auf dem Marmorboden fortſchleppen, der ſchon von ſo vielen Thränen benetzt ward, dann fühlt man, daß der Menſch durch die Gebrechlichkeit ſeines Weſens ſelbſt, die ſeine göttliche Seele ſo vielen Leiden Preis giebt, ſo hoch ſteht, und daß das Chriſtenthum, die Religion des Schmerzens, das wahre Geheimniß von der Wanderſchaft des Menſchen auf Erden enthält.

Corinna unterbrach Oswalds Träumerei und ſagte ihm: Sie haben gothiſche Kirchen in England und in Deutſchland geſehen, und Sie werden ohne Zweifel bemerkt haerhaltene Erzählung, wie er, weil er die Helena in einem Gedichte geſchmäht hatte, geblendet werden, und nachdem er durch Palinodie in einem neuen andern Geſange dieſes zurücknahm und wieder gut machte, das Geſicht wieder bekommen habe, gründete ſich doch auf das eigne Zeugniß und Gedicht des Sängers, und hatte alſo wohl eine geſchichtliche Veranlaßung, wenn ſie gleich nachgehends dichteriſch aufgefaßt und erweitert worden ſeyn mag.

Wir finden darin jene eigne doriſche Behutſamkeit und fromme Sorge für das Sittliche und die höhere ſittliche Wahrheit in der Sage, jene auch in den Pindariſchen Geſängen ſo oft ſichtbare Euphemie; um wo es die Götter und Helden betrifft, alles zum Guten zu deuten und zu reden, und nichts von heiligen Gegenſtänden auszuſprechen, was unſittlich und ruhmwidrig lauten, und jene verehrten Weſen verletzen oder einen ungünſtigen Schein auf ſie werfen könnte.

Alle Urtheile der Alten treffen darin zuſammen, der Muſe des Steſichoros einen beſondern Charakter von Ernſt und Erhabenheit beyzulegen, wie noch Horatius mit ſolchem Beywort ſeiner erwähnt 19). Wie jeden erhabenen Dichter erſter Größe ſtellten die Alten ihn darum mit dem Homeros zuſammen, als der ihm nachgefolgt ſey, oder nahe komme; dieß rühmt noch in ſpäter Zeit ein redneriſcher Kunſtkenner, darin gewiß nur dem Urtheile der ältern Zeit folgend, vom Steſichoros wie vom Archilochos 20). Der römiſche Kunſtrichter aber, der uns ſo

---

19) Carm. IV, 9, v. 5 — 12. Stesichorique graves Camenae.
20) Dionis Chrysost. Orat. LV. tom II. p. 284.

ben, daß ihr Charakter nicht durchaus ſo heiter iſt, als der dieſer Kirche. Der Katholizismus hat in den nördlichen Ländern einen tiefern Ernſt; der unſre ſpricht durch ſinnliche Gegenſtände zur Einbildungskraft. Michel Angelo ſagte, da er die Kuppel des Pantheons erblickte: „Ich will ſie in die Luft ſtellen;“ und in der That iſt St. Peter ein Tempel, der ſich auf einer Kirche erhebt. In dem Eindruck, welchen das Innere dieſes Gebäudes auf die Einbildungskraft macht, findet eine gewiſſe Vermählung des Alterthums mit der chriſtlichen Religion ſtatt. Ich gehe oft hieher, um die Heiterkeit wieder zu gewinnen, die meine Seele bisweilen verliert. Der Anblick eines ſolchen Gebäudes iſt wie eine nie endende feſtgehaltene Muſik, die immer bereit iſt, wohlthätig auf uns zu wirken, ſo oft wir uns ihr nähern; und unſtreitig müſſen wir die Geduld und den uneigennützigen Muth der Häupter der Kirche, welche hundert und funfzig Jahre lang ſo viel Geld und ſo viel Arbeit auf die Vollendung eines Gebäudes gewandt haben, deſſen die, welche es erbauten, ſich nicht mehr ſelbſt zu erfreuen hoffen durften (*), mit unter die Anſprüche zählen, die unſre Nation auf Unſterblichkeit machen darf. Das heißt die öffentliche Tugend befördern, wenn man einem Volke ein Denkmal giebt, welches das Sinnbild ſo vieler großen und erhabenen Gedanken iſt. — Ja, ſagte Oswald, die Kunſt hat hier etwas Großes; Einbildungskraft und Erfindung ſind voller Genie; aber die Würde des Menſchen ſelbſt, wie wird ſie aufrecht erhalten? Welche Einrichtungen und welche Schwäche in den meiſten italieniſchen Regierungen! Und wie unterwürfig iſt ihnen dennoch der Geiſt! — Andre Völker haben das Joch ſo gut ertragen als wir, unterbrach ihn Corinna, und es fehlte ihnen noch obendrein die Einbildungskraft, die uns wenigſtens in Gedanken mit einer edleren Beſtimmung beſchäftigt;

Servi siam si, ma servi ognor frementi.

„Sklaven ſind wir zwar, aber Sklaven, die immerfort murren," ſagt Alfieri, der erhabenſte unſrer neuern Schriftſteller. Es iſt ein ſo tiefes Gemüth in den Hervorbringungen unſrer Kunſt, daß vielleicht der Tag noch einmal erſcheinen wird, wo der Charakter bei uns dem Genie gleich kommt.

Betrachten Sie, fuhr Corinna fort, dieſe Statuen auf den Gräbern hier; dieſe Gemälde in Moſaik, genaue und treue Nachbildungen der berühmteſten Werke unſrer großen Meiſter. Ich kann mich ſelten entſchließen, die Peterskirche im Einzelnen durchzugehen, weil dieſe Mannichfaltigkeit und Menge von Schönheiten mir doch den Eindruck des Ganzen etwas ſtören. Aber was ſoll man von einem Denkmale ſagen, wo ſelbſt die höchſten Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes als überflüſſige Zierrathen erſcheinen? Dieſe Kirche iſt gleichſam eine Welt für ſich. Man findet Schutz hier gegen Kälte und Hitze. Sie hat ihre eigne Jahreszeiten, ihren ewig gleichen Frühling, den die äußere Luft nie ändert. Der Boden dieſes Tempels bedeckt eine unterirdiſche Kirche, wo die Päbſte und mehrere fürſtliche Perſonen aus fremden Ländern begraben ſind; die Königin Chriſtine, nach ihrer Abdankung, die Stuarts, nach dem Umſturz ihrer Dynaſtie. Rom war ſchon lange der Zufluchtsort der Verbannten aller Weltgegenden, und iſt Rom nicht ſelbſt des Thrones entſetzt? Dieſer Anblick kann verſtoßene Könige tröſten.

Cadono le città, cadono i regni,
E l'uom, d'esser mortal, par che si sdegni.

„Städte und Reiche verſinken, und der Menſch will zürnen, daß er ſterblich ſey.“

Treten Sie hieher, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, neben den Altar mitten unter der Kuppel, Sie können hier durch das eiſerne Gitter die Todtenkirche unter unſern Füßen ſehen, und wenn Sie Ihren Kopf in die Höhe richten, werden Ihre Augen kaum den Gipfel dieſes Gewölbes erreichen. Dieſe Höhe erregt, wenn man von unten heraufſchaut, ein Gefühl von Schrecken; es iſt als öffnete ſich ein Abgrund über unſerm Haupte. Alles was ein gewiſſes Maaß überſchreitet, flößt dem beſchränkten Weſen des Menſchen ein unbezwingliches Schrecken ein. Was wir kennen iſt eben ſo unerklärlich, als das Unbekannte, aber wir haben uns mit dieſer gewöhnlichen Unbegreiflichkeit ſchon vertraut gemacht, ſtatt daß ein noch neues Geheimniß uns in Erſtaunen und unſre Fähigkeiten in Verwirrung ſetzt.

Die ganze Kirche iſt voll antiker Marmorſäulen, dieſe Steine wiſſen mehr als wir von den vergangenen Jahrhunderten. Dies hier iſt eine Statue des Jupiter, woraus man einen heiligen Petrus gemacht hat, indem man ihm einen Heiligenſchein auf das Haupt ſetzte. Der Ausdruck dieſer Kirche im Ganzen bezeichnet ſehr gut die Miſchung ernſter Glaubenslehren und glänzender Feſtgebräuche; etwas trauriges in den herrſchenden Gedanken, aber in der Anwendung die Weichheit und lebensfröhliche Stimmung des Südens; ſtrenge Grundſätze, aber ſehr mildernde Erklärungen; die chriſtliche Theologie und die Sinnbilder des Heidenthums, kurz die bewundrungswürdigſte Vereinigung des Glänzenden und des Erhabenen, die der Menſch ſeiner Verehrung der Gottheit nur immer verleihen konnte.

Dieſe durch die Wunder der Kunſt verzierten Grabmäler ſtellen den Tod nicht von der furchtbaren Seite dar. Es iſt nicht ganz wie bei den Alten, die Tänze und Spiele auf ihren Sarkophagen abbildeten, doch wird die Betrachtung von dem Gedanken des Sarges durch die Meiſterzüge des

Künſtlers abgelenkt. Sie erinnern uns noch auf dem Altar des Todes an die Unſterblichkeit; und durch die Bewunderung, welche ſie einflößen, erwärmt, fühlt die Einbildungskraft nicht die Stille und die Kälte, ſonſt die ewigen Hüter des Grabes. — Ohne Zweifel, erwiederte Oswald, iſt es unſrer Sinnesart gemäß, den Tod mit traurigen Bildern zu umgeben, und auch noch ehe wir durch das Chriſtenthum erleuchtet waren, finden wir in unſrer alten Mythologie und in unſerm Oſſian neben dem Grabe nur Klagen und Todtengeſänge. Hier will man vergeſſen und genießen, doch weiß ich nicht, ob ich wünſchen möchte, daß Ihr ſchöner Himmel dieſe in einem gewiſſen Sinne wohlthätige Veränderung in mir bewirkte. — Glauben Sie deshalb ja nicht, erwiederte Corinna, daß unſer Weſen ohne Gemüth und unſre Denkart leichtſinnig ſey. Nur die Eitelkeit macht leichtſinnig, der Hang zur Unthätigkeit bringt zwar einige

Unterbrechungen von Schlummer oder Vergeſſenheit in das Leben, doch ohne das Gefühl abzuſtumpfen oder zu verfälſchen, und unglücklicherweiſe für uns kann man durch heftigere und wildere Leidenſchaften aus dieſem Zuſtand geriſſen werden, als die der Menſchen, die immer gleichmäßig thätig ſind, zu ſeyn pflegen.

Indem ſie dieſe Worte geſagt hatte, näherten ſich Corinna und Lord Nelvil der Thür der Kirche. — Noch einen Blick in dieſes unermeßliche Heiligthum, ſprach ſie zu Lord Nelvil. Sehen Sie, wie wenig der Menſch iſt im Angeſicht der Religion, wenn wir auch nur ihr körperliches Sinnbild betrachten! Welche unbewegliche Dauerhaftigkeit können die Menſchen nicht ihren Werken geben, während ſie ſelbſt ſo ſchnell vorüber eilen, und ſich nur durch die Kunſt überleben! Dieſer Tempel iſt ein Bild des Unendlichen, ohne Gränzen ſind die Gefühle, die er erregt, die Gedanken, die er hervorruft, und die lange Reihe von Jahren, theils in der Vergangenheit, theils in der Zukunft, die er vor die Seele bringt; und tritt man aus ſeinem Umkreiſe hervor, ſo iſt es, als käm man von den Gedanken des Himmels zu den Angelegenheiten des irdiſchen Daſeyns, und von der Ewigkeit des Göttlichen in die bewegliche Atmoſphäre der vergänglichen Welt.

Als ſie außerhalb der Kirche waren, machte Corinna den Lord Nelvil aufmerkſam darauf, daß auf den Thüren Gegenſtände aus Ovids Metamorphoſen abgebildet ſeyen. — Man nimmt hier in Rom, ſagte ſie, kein Ärgerniß an den Sinnbildern des Heidenthums, wenn die Kunſt ſie geheiligt hat. Die Wunder der Kunſt machen überall einen religiöſen Eindruck auf das Gemüth, und wir bringen der chriſtlichen Religion alle Meiſterwerke huldigend dar, wenn ſie auch von einer andern hervorgerufen und eingegeben waren. — Oswald lächelte bei dieſer Erklärung. — Glauben Sie mir, Mylord, erwiederte Corinna, es iſt viel Wahrheit in dem Gefühl der Nationen, die eine feurige Fantaſie haben. Morgen werde ich Sie, wenn Sie wollen, auf das Kapitol führen. Ich hoffe, ich habe Ihnen noch manches Sehenswerthe zur Betrachtung vorzuſchlagen; aber wenn Sie alles geſehen haben, werden Sie alsdann abreiſen? Werden Sie ..... Sie ſchwieg und hatte den Muth nicht, weiter fortzuſahren. — Nein, rief Oswald, nein, ich werde mich dieſer Erſcheinung von Glück nicht entziehen, die vielleicht ein theilnehmender Schutzgeiſt von der Höhe des Himmels auf mich herabſchimmern läßt.

viele Urtheile der Alten erhalten, treu geſammelt und wohl geordnet hat, Quinctilianus 21) ſagt von ihm, indem er die Kraft ſeines Dichtergeiſtes rühmt: „daß er die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Leyer getragen habe, indem er die größten Kriege und die herrlichſten Heerführer beſungen, und ſeinen Helden in That und Rede die gebührende Würde und Hoheit leihe. Wenn er Maaß gehalten hätte, ſo würde er mit dem Homeros als der nächſte an ihm; wetteifern können; ſo aber ſey er überſtrömend und zu voll ergoſſen, was obwohl zu tadeln, doch ein Fehler ſey, der aus Kraft entſpringe. Dieſe letztere Bemerkung iſt vielleicht eher auf den gedrängten Strom tiefer Begeiſterung zu beziehen, welcher in dem choriſchen Geſange herrſchen ſoll, und dem in ſolcher Kunſtart Unerfahrnen als ein Übermaß erſcheinen konnte, als daß eine wirkliche Unangemeſſenheit Statt gefunden hätte, die ſich hier nicht wohl voraus ſetzen läßt. Denſelben dem Steſichoros ſo allgemein beygelegten Charakter der Erhabenheit athmet auch die ihm beygelegte Dichtung, oder um es angemeßner auszudrücken, jener große Sagengedanke, daß Athene, die furchtbare Göttinn der Weisheit, vollgewaffnet aus dem Haupte des Vaters ſprang, wie ſolcher wunderbaren Geburth ſchon der homeridiſche Hymnus auf den Apollon 22) erwähnt. Durch Hephäſtos Kunſt unter dem Schlag des ehernen Beiles, emporſprang ſie, die kriegeriſche Göttinn, aus des Vaters Haupte, aufjauchzend mit hochgewaltigem Schrey; und wohl war ſolcher Gedanke der ernſten Muſe des Steſichoros würdig. Doch

---

21) Quinct. lib. X. cap. 1. 22) Hymn. in Apoll. v. 308. 309.

Viertes Kapitel.

Den andern Tag waren Oswald und Corinna ſchon zutraulicher und heiterer geſtimmt. Sie waren wie Freunde, die mit einander reiſen; ſie fingen an, Wir zu ſagen. Ach, welch ein Glück liegt in dieſem Wir, wenn die Liebe es ausſpricht! Welch beſcheidenes und doch welch ein innig gefühltes Geſtändniß iſt darin enthalten! — Wir gehn alſo heute, das Kapitol zu ſehn, ſagte Corinna. — Ja, erwiederte Oswald, wir gehn zuſammen hin; und ſeine Stimme ſagte alles, mit dieſen einfachen Worten, ſo ſanft und ausdrucksvoll ſprach er ſie aus. — Von der Höhe des Kapitols, ſo wie es jetzt iſt, kann man die ſieben Hügel ſehr gut ſehen. In der Folge werden wir ſie alle beſuchen; es iſt keiner darunter, der nicht merkwürdige Spuren des Alterthums enthielte.

Corinna und Lord Nelvil folgten anſangs dem Wege, welchen man ehedem den heiligen nannte oder die Straße des Triumphs. — Iſt nicht Ihr Wagen hier durchgefahren? ſagte Oswald zu Corinnen. — Ja, ſagte ſie, dieſer ehrwürdige Boden mußte erſtaunt ſeyn, einen ſolchen Wagen zu tragen; aber ſeit den Zeiten der römiſchen Republik haben ihm ſo viele verbrecheriſche Fußtritte ihre Spur eingedrückt, daß das Gefühl von Ehrfurcht, welches er ehedem einflößte, ſehr geſchwächt worden. — Corinna ließ ſich darauf an den Fuß der Treppe des jetzigen Kapitols führen. Der Eingang des alten Kapitols war beim Forum. — Ich möchte wohl wünſchen, ſagte Corinna, daß dieſe Stufen noch dieſelben wären, welche Scipio betrat, als er, um die Verläumdung durch den Glanz ſeines Ruhmes zurückzuſtoßen, in den Tempel ging, und den Göttern für die Siege dankte, die er erfochten. Dieſe neue Treppe und dieſes neue Kapitol iſt auf den Ruinen des alten erbaut, um die friedliche

Magiſtratsperſon aufzunehmen, welche jetzt ganz allein den bedeutenden Namen eines römiſchen Senators trägt, vor dem einſt die Welt Ehrerbietung hegte. Nur die Namen beſitzen wir noch, aber ihr Wohlklang, ihre alte Würde ſpricht uns lebendig an und erregt ein eignes Gefühl, das aus der Miſchung der alten Erinnerungen und des angenehmen Eindrucks entſteht. Ich fragte dieſer Tage eine arme Frau, der ich begegnete, wo ſie wohne? Auf dem tarpejiſchen Felſen, antwortete ſie; und dieſer Name, obgleich er hier von allem abgeſondert war, was ſich ehedem daran knüpfte, wirkt noch auf die Fantaſie.

Oswald und Corinna blieben ſtehen, um die beiden Löwen von Baſalt (*) zu betrachten, welche ſich am Fuß der Treppe befinden, die zum Kapitol führt. Sie ſind aus Ägypten gekommen. Die ägyptiſchen Bildhauer haben die Thiergeſtalt viel beſſer aufgefaßt, als die des Menſchen. Dieſe

Löwen des Kapitols haben einen gewiſſen Ausdruck friedlicher Großmuth und ihre Phyſiognomie iſt das wahre Bild der vereinigten Ruhe und Kraft.

A guisa di leon, quando si posa.
Dante.

„Nach Art des Löwen, wenn er ruhend lieget.“ Nicht weit von dieſen Löwen ſieht man eine verſtümmelte Statue der Göttin Roma, welche die neuern Römer dahin geſtellt haben, ohne daran zu denken, daß dies das vollkommenſte Sinnbild des jetzigen Roms ſey. Dieſe Statue hat weder Kopf noch Füße, der Leib aber mit dem Gewande hat noch viel Schönes. Oben auf der Treppe zeigen ſich zwei koloſſale Statuen, von denen man glaubt, daß ſie den Caſtor und den Pollux vorſtellen, dann die Trophäen des Marius, zwei antike Meilenzeiger, welche die römiſche Welt abzumeſſen dienten, und endlich die Statue des Marc Aurel zu Pferde, welche ſchön und ruhig mitten unter allen dieſen Erinnerungen da ſteht. So iſt alles hier vereinigt, das heroiſche Zeitalter wird durch die Dioskuren bezeichnet, die Republik durch die Löwen, die Bürgerkriege durch den Marius, und die ſchönſte Zeit der Kaiſer durch den Marc Aurel.

Indem man ſich dem neuern Kapitol nähert, ſieht man zur Rechten und zur Linken zwei Kirchen, die auf den Ruinen eines Tempels des Jupiter Feretrius und des Jupiter Capitolinus erbaut ſind. Vor dem Eingang befindet ſich ein Springbrunnen, an dem zwei Flußgötter ruhen, der Nil und Tiber, nebſt der Wölfin des Romulus. Der Name der Tiber iſt nicht wie der andrer ruhmloſer Flüſſe; es iſt eins der Vergnügen, die Rom gewährt, ſagen zu können: „führt mich an das Ufer der Tiber, wir wollen über die Tiber ſetzen.“ Es iſt, indem man dieſe Worte ausſpricht, als ob die Geſchichte vor uns träte und die Todten ſich belebten.

Wenn man von der Seite des Forums nach dem Kapitol geht, ſo hat man die mamertiniſchen Gefängniſſe zur Rechten. Dieſe Gefängniſſe wurden zuerſt vom Ancus Martius erbaut, und dienten damals für gewöhnliche Verbrecher. Aber Servius Tullius ließ andre unter der Erde viel grauſamere für die Staatsverbrecher anlegen, als ob dieſe nicht gerade diejenigen wären, welche am meiſten Schonung verdienten, weil eine redliche Abſicht bei ihren Verirrungen ſtatt finden kann. In dieſen Gefängniſſen kamen Jugurtha und die Mitſchuldigen des Catilina um. Man behauptet, daß auch die Apoſtel Petrus und Paulus hier eingekerkert waren. Von der andern Seite des Kapitols iſt der tarpejiſche Felſen; am Fuße deſſelben findet man gegenwärtig ein Hoſpital, welches das Hoſpital des guten Troſtes genennt wird. Der ſtrenge Geiſt der Alten und die Milde des Chriſtenthums finden ſich in Rom nach langen Jahrhunderten beiſammen, und bieten ſich den Blicken wie der Betrachtung dar.

Als Corinna und Oswald den Thurm des Kapitols erſtiegen hatten, zeigte ihm Corinna die ſieben Hügel; Rom, wie es anfänglich auf den palatiniſchen Berg beſchränkt war, und dann auf die Ringmauer des Servius Tullius, welche die ſieben Hügel einſchloß, und zuletzt auf die des Kaiſers Aurelian, welche noch heute dem größten Theile Roms zur Umgebung dient. Corinna erinnerte an die Verſe des Tibull und Properz, die ſich der geringen Anfänge rühmen, aus denen die Beherrſcherin der Welt hervorgegangen (¹⁰). Anfangs war der palatiniſche Berg allein ganz Rom; in der Folge aber erfüllte der Pallaſt der Kaiſer den Raum, der für ein ganzes Volk hinreichend geweſen war. Ein Dichter aus der Zeit des Nero ward dadurch zu folgendem Epigramm veranlaßt: „Rom wird bald nur ein Haus ſeyn; wandert nach Veji, Quiriten, wenn nicht auch Veji ſchon von dieſem Hauſe umfaßt wird (*).“

Die ſieben Hügel ſind jetzt bei weitem nicht ſo hoch, als ſie es ehedem waren, da man ſie ſteile Berge nennen konnte. Das neue Rom iſt vierzig Fuß hoch über den Boden des alten erhaben. Die Thäler, welche die Hügel trennten, ſind durch die Zeit und die Trümmern von Gebäuden faſt ausgefüllt. Noch ſonderbarer iſt es, daß ein Haufen von Scherben zwei neue Hügel gebildet hat (**), und man könnte beinah ein Bild der modernen Zeit darin finden, wie hier die immer fortſchreitende Bildung, oder vielmehr die Bruchſtücke der zerſtörten und aufgelöſten Thäler und Berge eben gemacht, im Innern wie im Äußern alle die ſchönen Ungleichheiten auslöſchend, welche

---

(*) Roma domus fiet; Vejos migrate, Quirites;
Si non et Vejos occupat ista domus.

(**) Der Berg Citorio und Teſtacio.

die Natur hervorbringt, und die ihrem Anblick ſo ſehr verſchönern.

Drei andre Hügel (*), die nicht mit unter den ſieben berühmten begriffen ſind, geben Rom etwas ſo maleriſches, daß dies vielleicht die einzige Stadt iſt, die für ſich allein und in ihrem eignen Umkreis die herrlichſten Ausſichten darbietet. Es findet ſich da eine ſo wunderbare Miſchung von Ruinen und Gebäuden, von Weingärten und öde liegenden Feldern, daß man Rom von allen Seiten betrachten kann, und überall eine maleriſche Ausſicht findet.

Oswald ward nicht müde, die Spuren des alten Rom von der Höhe des Kapitols, auf die ihn Corinna geführt hatte, zu überblicken. Das Leſen der Geſchichte und die Betrachtungen, welche ſie veranlaßt, wirken ungleich weniger auf unſre Seele, als dieſe

---

(*) Der Janiculus, der Vatican, und Monte Mario.

durch einander liegenden Steine, und unter die neuen Häuſer gemiſchten Ruinen. Mächtig wirkt die Anſchauung auf unſern Geiſt. Wenn man dieſe Ruinen geſehn hat, ſo glaubt man an die alten Römer, als ob man zu ihrer Zeit gelebt hätte. Das Studium giebt Erinnerungen, die nur im Verſtande haften; die Erinnerungen der Fantaſie entſtehen dagegen aus einem unmittelbarern und tiefern Eindruck, der dem Gedanken Leben giebt, und uns das hervorbringen lehrt, was wir verſtanden haben. Freilich fallen einem alle die modernen Häuſer beſchwerlich, die ſich unter die alten Trümmer miſchen. Aber ein Porticus, der noch neben einer niedrigen Hütte da ſteht; Säulen, zwiſchen denen kleine Kirchenfenſter angebracht ſind, ein Grabmal, das einer ganzen ländlichen Familie zur Behauſung dient, erregen eine eigene Miſchung von erhabenen und von kindlichen Bildern, und dann das Vergnügen, immer etwas neues dürfen wir uns dieſe Erhabenheit, wie die Pindariſche, wohl nicht anders als mit der doriſchen Milde und Weichheit vereint denken; auch in ſeiner Oreſteia, oder dem Gedichte vom Oreſtes, hatte der Sänger die Gewalt, mit welcher die ſchönlockichten Chariten die Gemüther überwinden, bey ſüß herannahendem Frühlinge, in phrygiſchem Geſange zu feyern ermuntert. Wenn es gegründet iſt, daß Steſichoros dem choriſchen Geſange, der vorher bloß aus Strophe und Antiſtrophe beſtanden, das dritte Glied des Epodos hinzugefügt, ſo kann er für die äußre rhythmiſche Geſtaltung deſſelben. als der eigentliche Vollender gelten, obwohl Pindaros weit vor allen der Erſte in dieſer Gattung bleibt [23]. Zwiſchen beyden folgen der Zeit nach noch zwey andere Dichter aus der doriſchen Schule, welche mit jenen zwar in den claſſiſchen Umkreis der lyriſchen Kunſt aufgenommen, dennoch mehr außer der Reihe zu ſtehen ſcheinen, wenigſtens nicht auf gleiche Weiſe mit in den Stufengang der Kunſtentwickelung des choriſchen Geſanges, als dem eigenthümlichen Gebilde der doriſchen Dichtkunſt, eingreifen, noch auch ganz dem doriſchen Styl entſprechen, ſo weit ſich ſolcher aus den Nachrichten, den wenigen Bruchſtücken, Urtheilen und ſonſtigen Charakterzügen abnehmen läßt. Ibykos, aus Rhegion, einer italiſchen Pflanzſtadt gemiſchten Urſprungs gebürtig, und auf der joniſchen Samos bey dem Beherrſcher Polykrates lebend, mithin ſchon ſeiner Umgebung nach, nicht ganz in den doriſchen Kreis gehörend, obwohl er zu entdecken, das unſre Thätigkeit unaufhörlich rege erhält. Alles iſt gemein und proſaiſch in dem Äußern unſrer meiſten europäiſchen Städte, und Rom bietet vielleicht häufiger als irgend eine andre den traurigen Anblick des Elendes und der Erniedrigung dar, aber plötzlich erinnert uns dann wieder eine zerbrochene Säule, ein halbzerſtörtes Basrelief, oder einige Steine, unzerſtörbar nach der alten Bauart an einander gefugt, daran, daß es eine Kraft des Ewigen im Menſchen giebt, einen göttlichen Funken, und daß man nicht müde werden ſoll, ihn in ſich ſelbſt hervor zu rufen und in andern zu beleben.

---

[23] Quinct. lib. X. cap. 1

Dieſes Forum, deſſen Umkreis ſo beſchränkt iſt, und das ſo viel erſtaunungswürdige Dinge geſehen hat, iſt ein auffallender Beweis von der ſittlichen Größe des Menſchen. Als die Welt in den letzten Zeiten Roms, ruhmloſen Herren unterworfen war, da ſindet man ganze Jahrhunderte, von denen die Geſchichte kaum einige Thatſachen aufzubewahren würdig findet; und dieſer kleine Raum, Mittelpunkt einer damals auch ſehr beſchränkten Stadt, die nach allen Seiten um ihr kleines Gebiet kämpfen mußte, hat durch die Erinnerungen, die er weckt, die würdigſten Geiſter aller Zeiten beſchäftigt! Ehre alſo, ewige Ehre gebührt den freien Völkern, welche die Blicke der Nachwelt ſo mächtig auf ſich zu ziehen wiſſen!

Corinna machte den Lord Nelvil aufmerkſam darauf, daß man zu Rom nur ſehr wenig Ruinen aus den Zeiten der Republik findet. Die unterirdiſchen Waſſerleitungen waren das einzige Prachtwerk der Republik und der alten römiſchen Könige. Nur nützliche Gebäude hat die Republik hinterlaſſen, Grabmäler, die dem Andenken ihrer großen Männer gewidmet waren, und einige Tempel von Backſtein, die noch vorhanden ſind. Erſt nach der Eroberung Siciliens bedienten ſich die Römer zum erſtenmal des Marmors zu ihren Denkmalen; aber es reicht hin, bloß die Orte zu ſehen, wo große Thaten geſchehen ſind, um eine unbeſchreibliche Rührung zu empfinden. Dieſer Stimmung unſers Gemüths muß man auch die religiöſe Kraft der Pilgrimſchaften zuſchreiben. Berühmte Länder jeder Art, auch wenn ſie ihrer großen Männer und ihrer Denkmale beraubt ſind, üben eine große Herrſchaft über unſre Einbildungskraft aus. Was das Auge anſtaunte, iſt nicht mehr vorhanden, aber der Zauber der Erinnerung iſt geblieben.

Man ſieht auf dem Forum keine Spur mehr von jener berühmten Rednerbühne, von welcher herab das römiſche Volk ſo oft durch die Macht der Beredſamkeit beherrſcht ward; aber drei Säulen von einem Tempel finden ſich daſelbſt, der dem Jupiter Tonans vom Auguſtus errichtet ward, als der Blitz dicht neben ihm einſchlug, ohne ihn zu treffen; ferner ein Triumphbogen des

Septimius Severus, welchen der Senat ihm zum Lohn ſeiner Thaten errichten ließ. Die Namen ſeiner beiden Söhne, Caracalla und Geta waren auf der Vorderſeite des Bogens eingegraben; aber da Caracalla den Geta ermordet hatte, ließ er ſeinen Namen auslöſchen, und noch jetzt ſieht man die Spur der vertilgten Buchſtaben. Etwas weiter findet ſich ein der Fauſtina gewidmeter Tempel, ein Denkmal der blinden Schwäche des Marc Aurel; ein Tempel der Venus, der zur Zeit der Republik der Pallas gewidmet war; noch etwas weiter Ruinen des Tempels, welchen der Kaiſer Hadrian der Sonne und dem Monde erbauen, und den berühmten griechiſchen Baumeiſter Apollodorus, als er die Verhältniſſe des Gebäudes tadelte, umbringen ließ.

Von der andern Seite des Platzes ſieht man die Ruinen einiger Denkmale, die beſſern Zwecken und einem edlern Andenken gewidmet waren. Die Säulen eines Tempels, von dem man glaubt, daß es ein Tempel des Jupiter Stator war, der die Römer verhinderte, jemals vor ihren Feinden zu fliehen. Eine Säule, die ein Bruchſtück iſt von dem Tempel des Jupiter Cuſtos, der nicht weit von dem Abgrunde ſtand, in welchen ſich Curtius ſtürzte. Säulen eines Tempels, der nach einigen der Göttin Concordia, nach andern der Victoria geweiht war; zwei Vorſtellungen, welche die erobernden Völker wohl oft verwechſeln und denken, daß der wahre Frieden nur dann Statt finden kann, wenn ſie die ganze Welt erobert haben. Am äußerſten Ende des palatiniſchen Berges erhebt ſich ein ſchöner Triumphbogen, welcher dem Titus für die Eroberung von Jeruſalem errichtet ward. Man behauptet, daß die Juden, welche zu Rom leben, nie unter dieſem Bogen durchgehen, und man zeigt einen kleinen Nebenweg, den ſie zu nehmen pflegen, um jenen zu vermeiden. Man muß zur Ehre der Juden wünſchen, daß dieſer Zug wahr ſey: ein ſo langes Unglück fodert ein langes Nachgefühl.

Nicht weit von da iſt der Bogen Conſtantins, der durch einige Basreliefs verſchönert wird, welche die Chriſten vom Forum des Trajan genommen hatten, um das Denkmal, ſo dem Begründer der Ruhe, denn ſo nannte man den Conſtantin, gewidmet war, damit auszuſchmücken. Die Kunſt war in dieſem Jahrhundert ſchon im Verfall und man plünderte das Alterthum, um die Thaten der neuen Zeit zu verherrlichen. Dieſe Triumphbogen, die man noch zu Rom ſieht, verewigten den Ruhm ſo ſehr, als es Menſchen nur irgend vermögen. Auf ihrem Gipfel war ein Platz für die, welche die Flöte und Poſaune blieſen, beſtimmt, damit der Sieger, indem er durchzog, zugleich von der Muſik und dem Lobe begeiſtert, in einem und demſelben Augenblicke von allen Ge-

Gefühlen ergriffen würde, welche die Seele des Menſchen am meiſten erheben.

Dieſem Triumphbogen gegen über ſind die Ruinen vom Tempel des Friedens, den Veſpaſian erbaute; er war im Innern ſo reich mit Bronze und Gold geſchmückt, daß, als ihn die Flammen verzehrten, die Lavaſtröme des geſchmolzenen Metalls ſich bis auf das Forum ergoſſen. Zuletzt begränzt das Coliſeum, die ſchönſte Ruine Roms, den erhabenen Platz, wo ſich die ganze Geſchichte zuſammendrängt. Dieſes prächtige Gebäude, von dem die Steine, des Goldes und des Marmors beraubt, noch übrig ſind, diente zum Kampfplatz für die Fechter, welche mit wilden Thieren ſtritten. So unterhielt und täuſchte man das römiſche Volk durch krampfhafte Erſchütterungen, nachdem die natürlichen Gefühle ihren Schwung verloren hatten. Das Coliſeum hatte zwei Ausgänge; der eine war den Siegern beſtimmt, durch den andern trug man die Todten fort (*). Unbegreifliche Verachtung des menſchlichen Weſens, Leben oder Tod eines Menſchen ſo im voraus zum bloßen Zeitvertreibe eines Schauſpiels zu beſtimmen! Titus, der beſte aller römiſchen Kaiſer, widmete das Coliſeum dem römiſchen Volke, und dieſe erſtaunungswürdigen Ruinen tragen einen ſo herrlichen Charakter von Adel an ſich, daß man in Verſuchung geräth, ſich über das wahrhaſt Große zu täuſchen, und den Meiſterwerken der Kunſt die Bewunderung zu zollen, die eigentlich nur den Denkmalen gebührt, welche hohen Zwecken geweiht ſind.

Oswald ließ ſich nicht von der Bewunderung hinreiſſen, die Corinna empfand, indem ſie dieſe vier Galerien, dieſe vier Gebäude betrachtete, die ſich eines über das andre erheben, dieſe Miſchung des Prächti-

---

(*) Sana vivaria, sandapilaria.

gen und des Alterthümlichen, die Ehrfurcht und Wehmuth zugleich einflößt; er ſah in allem dem nur den Übermuth der Gebieter und das Blut der Sklaven, und fühlte eine Art von Widerwillen gegen die ſchönen Künſte, welche, unbekümmert um den Zweck, ihre Gaben an jeden Gegenſtand verſchwenden, den man ihnen aufgiebt. Corinna verſuchte, dieſe Anſicht zu beſtreiten. — Wenden Sie Ihre ſtrengen Grundſätze der Sittlichkeit und des Rechts, ſagte ſie zu dem Lord Nelvil, nicht auf die Betrachtung der Denkmale Italiens an; die meiſten ſtellen uns mehr die Größe, die Schönheit und den feinen Kunſtſinn der alten Formen dar, als das herrliche Zeitalter der römiſchen Tugend. Aber finden Sie nicht noch einige Spuren von der ſittlichen Größe der erſten Zeiten in der gigantiſchen Pracht der Denkmale, welche auf jene folgten? Selbſt das Verderbniß der Römer hat noch etwas Großes; ihre Trauer um die verlorne Freiheit bedeckt die Welt mit Wunderwerken, und die Fantaſie ſucht durch das Erhabene der Kunſt den Menſchen über den Verluſt ſeiner eigentlichen und wahren Würde zu tröſten. Sehen Sie die ungeheuren Bäder, die allen offen ſtanden, welche dieſen morgenländiſchen Genuß liebten; dieſe Cirke, wo Elephanten mit Tigern ſtreiten ſollten; dieſe Waſſerleitungen, welche den Kampfplatz auf einmal in einen See verwandelten, auf dem ſodann Galeeren mit einander ſtritten; Krokodile, die an dem Platz erſcheinen, wo unlängſt noch Löwen ſich zeigten. So war die Pracht der Römer, als ſie in der Pracht ihre Ehre ſuchten. Dieſe Obelisken, die von Ägypten herbeigeführt und den afrikaniſchen Todten entriſſen worden, um römiſche Grabmäler zu zieren; dieſe zahlloſen Statuen, die Rom ehemals bevölkerten, darf man nicht bloß als eine übermüthige, unnütze Pracht aſiatiſcher Despoten anſehen; es iſt der weltbeſiegende römiſche Geiſt, der in doriſcher Mundart gedichtet hat, wird der lieberaſendſte genannt, als der vor allen am meiſten in Liebe entbrannt geweſen 24). Ein ſo ganz leidenſchaftlicher Geiſt entſpricht nicht wohl dem doriſchen Charakter und Styl der Milde und Ruhe; vielleicht haben ihn die alexandriniſchen Kunſtrichter nur darum unter die Claſſiker aufgenommen, um neben den erotiſchen Geſängen der aeoliſchen Schule und des joniſchen Anakreon, doch auch einen doriſchen Liebesdichter ähnlicher Art mit in der Reihe zu haben; die Bruchſtücke aber ſind nicht hinreichend, um zu einem vollen Urtheil zu gelangen. Simonides wird dagegen als der größte und hinreißendſte Klagedichter von den Alten bezeichnet und geprieſen, während Pindaros in der Elegie kalt geweſen; und hier hat ſich wenigſtens ein Bruchſtück, von hinreichend hoher Vortrefflichkeit erhalten, um dieſen elegiſchen Charakter des Simonides vollſtändig zu bewähren. Es enthält dieſes Bruchſtück auch in Styl und Ausdruck der Sprache, die überall klar und beſtimmt, ſo leicht und voll hinfließend, doch nirgends überſchäumt, höchſt vollendet, den hinreißenden Klagegeſang der Danaë, den ſie ausgeſtoßen von dem zürnenden Akriſios, weil ſie dem Vater der Götter Liebe gewährte, im Nachen auf wildem Meere, über den ſchlummernden Knaben, den ihr Arm umſchlingt, aus der Seele hinſtrömt. Dieſe wunderſchöne und zarte Klage, wie nur je eine menſchlichen Lippen im Geſange entfloß, macht es wohl begreiflich, wie die Gewalt dieſes Dichters, die Gemüther in weichen Schmerz zu bezaubern, ſo vielfach

---

24) Cic. Tusc. IV. qu. 33.

in den Geſtalten der Kunſt hier ſichtbar erſcheint. Es iſt etwas Magiſches in dieſer Größe und Pracht, und man vergißt beim Anblick dieſer poetiſchen Herrlichkeit, ihren Zweck und ihren Urſprung.

Corinna's Beredſamkeit erregte Oswalds Bewunderung, ohne ihn zu überzeugen; er ſuchte überall das ſittliche Gefühl, und die Schönheit der Kunſt allein konnte ihm nicht genügen. Corinna dachte jetzt daran, daß auf eben dieſem Kampfplatze die verfolgten Chriſten als Opfer ihrer Standhaftigkeit geſtorben waren, und indem ſie dem Lord Nelvil die Altäre zeigte, welche ihrer Aſche zu Ehren errichtet wurden, und den Weg des Kreuzes, den die Büßenden längs den erhabenſten Ruinen irdiſcher Größe beſchreiten, frug ſie ihn, ob die Reſte dieſer Märtyrer ſeinem Herzen nichts ſagten? — Ja, rief er, ich hege die tiefſte Bewunderung für dieſe Kraft des Geiſtes und des Willens gegen Schmerz und Tod; jedes Opfer iſt ſchöner und ſchwerer, als eine bloße Erhebung des Gefühls oder des Gedankens. Die begeiſterte Einbildungskraft kann die Wunder der Kunſt hervorbringen, aber nur dann, wenn man alles für ſeine Meinung oder für ſein Gefühl hingiebt, iſt man wahrhaft tugendhaft; nur dann beſiegt eine himmliſche Gewalt in uns den ſterblichen Menſchen. — Dieſe edlen Worte tiefen Gefühls ſetzten Corinnen dennoch in einige Verwirrung. Sie blickte den Lord Nelvil an, und dann ſchlug ſie die Augen nieder; und obgleich er in dieſem Augenblicke ihre Hand ergriff und ſie an ſein Herz drückte, ſo zitterte ſie doch bei dem Gedanken, daß ein Mann von dieſer Denkart ſich ſelbſt und andre den Meinungen, Grundſätzen oder Pflichten, die er einmal ergriffen, aufzuopfern vermöchte.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Beſuch auf dem Kapitol und dem Forum brachten Corinna und Lord Nelvil zwei Tage damit zu, die ſieben Hügel zu durchwandern. Die alten Römer hielten ein Feſt zu Ehren der ſieben Hügel; dieſe in dem Umkreiſe der Mauern eingeſchloſſenen Anhöhen ſind eine von den eigenthümlichen Schönheiten Roms, und man begreift es leicht, daß die Vaterlandsliebe eine ſolche Sonderbarkeit gern feyern mochte.

Da Oswald und Corinna den Tag zuvor den kapitoliniſchen Berg geſehen hatten, fingen ſie alſo ihre Wanderungen mit dem palatiniſchen Berge wieder an. Der Pallaſt der Cäſarn, der goldene genannt, nahm ehedem ſeine ganz Oberfläche ein, die jetzt nur noch Trümmern dieſes Pallaſtes darbietet. Auguſtus, Tiberius, Caligula und Nero haben deſſen vier Seiten erbaut; es iſt nichts mehr davon übrig, als von üppigen Pflanzen überdecktes Gemäuer. Die Natur hat ihre Rechte über die Werke der Menſchen wieder geltend gemacht, und die Lieblichkeit der Blumen tröſtet über den Verfall der Palläſte. Zur Zeit der Könige und der Republik beſtand der römiſche Luxus bloß in den öffentlichen Gebäuden; die Häuſer der einzelnen Bürger waren klein und einfach. Cicero, Hortenſius, die Grachen wohnten auf dem palatiniſchen Berge, der in den ſpäteren Zeiten kaum für die Wohnung eines Einzigen hinreichte. In den letzten Jahrhunderten war die Nation ein namenloſer Haufe, bloß durch die Epoche ſeines Herrſchers bezeichnet. Vergebens ſucht man an dieſer Stelle die zwei Lorbeerbäume, die Auguſtus vor ſeiner Thür gepflanzt hatte: den Lorbeer des Krieges, und den der ſchönen Künſte, vom Frieden gepflegt; beide ſind verſchwunden.

Man findet noch auf dem palatiniſchen Berge einige Badezimmer der Livia; man zeigt darin die Stelle der koſtbaren Steine, welche damals als ein gewöhnlicher Zierrath die Deckengewölbe ſchmückten; die Farben der Wandmalereien ſind vollkommen unverletzt, und man erſtaunt etwas ſo leicht zerſtörbares, wie die Farbe, ſo wohl erhalten zu ſehen; es rückt uns gleichſam die vormaligen Zeiten näher. Wenn es wahr iſt, daß Livia das Leben ihres Gemahls abkürzte, ſo wurde dies Verbrechen in einem dieſer Zimmer ausgeſonnen, und die Blicke des Beherrſchers der Welt, der in ſeinen nächſten Verbindungen verrathen ward, haben vielleicht auf einem dieſer Bilder geruht, deren zierlicher Blumenſchmuck noch beſteht. Was dachte er im Alter vom Leben und deſſen Herrlichkeiten? Gedachte er ſeiner Proſkriptionen oder ſeines Ruhms? Hoffte oder fürchtete er eine Zukunft jenſeits? Und der letzte Gedanke, der dem Menſchen alles offenbart, der letzte Gedanke eines Herrn der Welt, ſchwebt er noch um dieſe Gewölbe (11)?

Der aventiniſche Berg bietet mehr als die übrigen Spuren der älteſten römiſchen Geſchichte dar. Gerade dem von Tiberius erbauten Pallaſt gegenüber erblickt man die Überreſte eines Tempels der Freiheit, welchen der Vater der Gracchen errichtet. Am Fuße des Aventin ſtand ein Tempel der Fortuna Virilis, vom Servius Tullius geweihet, um den Göttern zu danken, daß er, als Sklav geboren, zur Königswürde gelangt war. Außerhalb der Mauern Roms findet man die Reſte eines andern Tempels, welcher der Fortuna Muliebris geheiligt ward, als Veturia den Coriolan zum Rückzuge bewog. Dem aventiniſchen Berge gegenüber liegt der Janiculus, wo Porſenna ſich mit ſeinem Heere lagerte, und im Angeſichte dieſes Hügels ließ Horatius Cocles hinter ſich die Brücke abbrechen, die damals allein über die Tiber führte. Die Grundlage dieſer Brücke iſt bei niedrigem Waſſer noch ſichtbar; am Ufer des Fluſſes ſteht ein

Triumphbogen, aus Backſteinen erbaut, und ſo einfach als die Handlung, woran er erinnert, groß war, wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß dieſer Bogen zu Ehren des Horatius Cocles aufgeführt worden. Mitten in der Tiber bemerkt man eine Inſel, die ſich allmählig um einen Haufen Garben angeſchwemmt, welche man auf den Äckern des Tarquinius geerntet und in den Fluß geworfen hatte, weil das römiſche Volk, in der Meinung, daß ein Unſegen daran hafte, ſie nicht für ſeinen Gebrauch verwenden wollte. Heut zu Tage würde es ſchwer ſeyn, irgend einen Beſitz mit einem ſo wirkſamen Fluche zu beladen, der die Menſchen abhielte, ſich deſſen zu bemächtigen.

Auf dem aventiniſchen Berge ſtanden auch die Tempel der Pudor Patricia und der Pudor Plebeja. Am Fuße deſſelben ſieht man den Tempel der Veſta, der ſich faſt unverſehrt erhalten hat, wiewohl ihn die Überſchwemmungen der Tiber ſo oft bedrohet (*). Nicht weit davon ſind die Überreſte eines Gefängniſſes für Schulden, wo der allgemein bekannte ſchöne Zug kindlicher Liebe vorgefallen ſeyn ſoll. Hier iſt es auch, wo Clelia und ihre Gefährtinnen, die beim Porſenna als Geiſeln waren, durch die Tiber ſchwammen, um zu den ihrigen zu entkommen. Auf dieſem friedlichen aventiniſchen Berge kann das Gemüth von den widerwärtigen Erinnerungen ausruhen, die manche der andern Hügel erwecken, und ſein ſchöner Anblick entſpricht dieſem Eindrucke. Der Fluß am Fuße dieſes Hügels war mit einem Gange eingefaßt, der den Namen des ſchönen Ufers (pulchrum littus) führte. Hier gingen die römiſchen Redner ſpazieren, wenn ſie vom Forum kamen; hier begegneten ſich Cäſar und Pompejus als bloße Bürger, und ſuchten Cicero zu gewinnen, deſſen unabhängige Beredſamkeit

---

(*) Vidimus flavum Tiberim etc.

ihnen damals wichtiger war als ſelbſt die Macht eines Kriegsheeres.

Auch die Poeſie hat dieſen Ort geſchmückt. Virgil ſetzt die Höhle des Cacus auf den aventiniſchen Berg; die Römer, ſo groß in der Geſchichte, ſind es noch in den heroiſchen Wundern, womit die Dichter ihren fabelhaften Urſprung ausgeſtattet haben. Endlich wenn man vom aventiniſchen Berge zurückkommt, bemerkt man das Haus des Cola Rienzi, der ſich vergeblich bemühte, das Alterthum in der neueren Zeit wieder zu erwecken; und dieſe Erinnerung, wie ſchwach ſie auch neben ſo manchen andern erſcheinen mag, giebt noch viel zu denken. Der Berg Coelius iſt merkwürdig wegen der Spuren des Lagers der prätorianiſchen Cohorten und der fremden Kriegsvölker, die man darauf ſieht. In den Ruinen des für dieſe Soldaten beſtimmten Gebäudes hat man folgende Inſchrift gefunden: Dem heiligen Genius des fremden Lagers.

Heilig in der That für die, deren Macht er beſchützte! Was noch von den alten Caſernen übrig iſt, läßt vermuthen, daß ſie nach Art der Klöſter eingerichtet waren, oder vielmehr, daß die Klöſter nach ihrem Muſter gebaut ſind.

Der esquiliniſche Berg hieß der Berg der Dichter, weil Mäcenas ſeinen Pallaſt auf dieſem Hügel hatte, und Horaz, Properz und Tibull ebenfalls da wohnten. Nicht weit davon ſind die Ruinen der Bäder des Titus und Trajan. Bekanntlich ſoll Raphael das Muſter ſeiner Arabesken von den Frescogemälden in den Bädern des Titus entlehnt haben. Eben daſelbſt hat man die Gruppe des Laokoon gefunden. Die Friſche des Waſſers iſt in den heißen Ländern ſo überaus angenehm, daß man gern an den Badeörtern alle Pracht des Luxus und alle Genüſſe der Einbildungskraft zu vereinigen pflegte. In den Thermen ließen die Römer die Meiſterwerke der Malerei und Bildvon den Alten geprieſen ward und faſt in ein Sprichwort übergegangen iſt. Vielleicht iſt Simonides eben ſo ſehr wegen dieſer elegiſchen Vortrefflichkeit, worin er der Erſte unter allen lyriſchen Dichtern ſeyn mochte, mit in die claſſiſche Auswahl aufgenommen worden, als wegen der großen Mannichfaltigkeit ſeines reichen Dichtergeiſtes, durch die er noch mehr aus dem gewöhnlichen Umkreis der eigentlich doriſchen Bildung heraustritt. Denn ſo wie er an vielen Orten geblüht hat, beym Hieron, der in Sicilien herrſchte, beym Pauſanias von Sparta [25]), und bey dem Piſiſtratiden Hipparch oder Hippias zu Athen [26]), ſo hat er ſich auch in ſehr verſchiedenen Kunſtarten geübt und dichteriſchen Ruhm erworben; und der Gedankenreichthum ſeiner Sittenſprüche verräth ſchon einigermaßen die Schule der damahls eben emporkommenden Sophiſten, weit mehr wenigſtens als dieß bey den andern doriſchen Dichtern jener Zeit der Fall iſt; doch bewährt uns auch hier manche gefühlvolle Betrachtung über die rührende Beſchränktheit des menſchlichen Daſeyns, die elegiſche Richtung, welche ihn als Dichter vor allen ausgezeichnet hat.

Wie reich die doriſche Schule der Poeſie überhaupt geblüht habe, beweiſen ſo viele berühmte Dichternahmen, noch außer den claſſiſchen, und einigen ſchon früher vorübergehend erwähnten, wie die der Dichterinnen Praxilla von Sicyon, der Teleſilla von Argos, des Ariphron von Sicyon und Timokreon von Rhodus, ſo vieler andren nicht zu gedenken. Unter allen aber, welche nicht in dem

---

25) Epist. Platon. 2. tom. XI. p. 65. 26) Plat. in Hipparch. tom. V. p. 261.

baukunſt ausſtellen. Die letzteren betrachtete man beim Schein der Lampen, denn aus der Einrichtung dieſer Gebäude ſieht man, daß ihr Innres dem Tageslichte unzugänglich war, weil man es vor den im Süden ſo ſtechenden Sonnenſtrahlen hatte bewahren wollen: ohne Zweifel haben die Alten ſie wegen dieſer Wirkung die Pfeile Apollo's genannt. Wenn man die ungemein ſorgfältigen Vorkehrungen der Alten gegen die Hitze bemerkt, ſo möchte man glauben, das Klima ſey damals noch brennender gewesen als heut zu Tage. In den Thermen des Caracalla ſtanden der farneſiſche Herkules, die Flora und die Gruppe der Dirce. Nicht weit von Oſtia in den Bädern des Nero hat man den Apollo von Belvedere gefunden. Läßt es ſich begreifen, daß Nero beim Anblick dieſer edlen Geſtalt nicht irgend eine großmüthige Regung empfand!

Die Thermen und Circus ſind die einzigen Arten von Gebäuden, die der öffentlichen Unterhaltung gewidmet waren, wovon man in Rom noch Spuren ſieht. Außer dem Theater des Marcellus giebt es kein andres, deſſen Ruinen noch vorhanden wären. Plinius erzählt, man habe in einem Theater, das nur wenige Tage dauern ſollte, dreihundert und ſechszig marmorne Säulen und dreitauſend Bildſäulen geſehen. Bald errichteten die Römer Denkmäler von ſolcher Feſtigkeit, daß ſie den Erdbeben trotzten; bald fanden ſie Luſt an einem unermeßlichen Aufwand von Arbeit und Koſten für Gebäude, die ſie ſelbſt wieder einriſſen, wenn die Feſte vorüber waren; ſo vereitelten ſie die Rechte der Zeit unter allen Geſtalten. Überdies hatten ſie nicht die Leidenſchaft der Griechen für dramatiſche Darſtellungen; die ſchönen Künſte blüheten zu Rom nur durch die Werke und Künſtler Griechenlands, und die römiſche Größe fand ihren Ausdruck mehr in der koloſſalen Pracht der Architektur als in den Meiſterwerken der

Einbildungskraft. Dieſer rieſenhafte Luxus, dieſe Wunder des Reichthums tragen ein Gepräge hoher Würde an ſich; es ſind nicht mehr die Unternehmungen der Freiheit, aber immer noch der Gewalt. Die den öffentlichen Bädern gewidmeten Gebäude benannte man nach Provinzen; die mannichfaltigen Einrichtungen und Hervorbringungen, die ein ganzes Land darbieten mag, waren darin vereinigt. Der Circus Maximus, deſſen Überreſte man noch ſieht, lag ſo dicht unter dem Pallaſt der Cäſarn, daß Nero aus den Fenſtern ſeiner Zimmer das Zeichen zum Anfange der Spiele geben konnte. Der Circus war groß genug, um dreihundert tauſend Zuſchauer zu faſſen. Beinah die geſammte Nation wurde in demſelben Augenblick unterhalten; man kann dieſe ungeheuern Feſte gewiſſermaßen als eine volksmäßige Anſtalt betrachten, welche die Menſchen zu ihrem Vergnügen vereinigte, wie ſie ſich ehedem für ihren Ruhm verſammelt hatten.

Der quirinaliſche und viminaliſche Berg liegen einander ſo nahe, daß es ſchwer fällt ſie zu unterſcheiden; hier waren die Häuſer des Salluſt und Pompejus befindlich; hier hat auch der Pabſt gegenwärtig ſeine Reſidenz. Man kann in Rom nicht einen Schritt thun, ohne auf Beziehungen zwiſchen der Gegenwart und der Vergangenheit und zwiſchen den verſchiedenen Vergangenheiten unter einander geleitet zu werden. Aber man lernt ſich über die Begebenheiten unſrer Zeit beruhigen, wenn man die ewige Beweglichkeit in der Geſchichte der Menſchen ſieht; und man fühlt ſich wie beſchämt über ein ängſtliches Treiben vor dem Angeſicht ſo vieler Jahrhunderte, die alle das Werk ihrer Vorgänger umgeſtoßen haben.

Neben den ſieben Hügeln, oder auf ihrem Abhange oder ihrem Gipfel erheben ſich eine Menge Thürme, Obelisken, die Säule des Trajan und die des Antonin, der Thurm der Conti, von welchem aus Nero den Brand Roms betrachtet haben ſoll, endlich die Kuppel der Peterskirche, die alles hervorragende wiederum überſchaut. Die Luft ſcheint von dieſen Denkmalen bevölkert zu ſeyn, die ſich gegen den Himmel ſtrecken, und eine Stadt in den Wolken ſcheint majeſtätiſch über der irdiſchen Stadt zu ſchweben.

Bei der Rückkehr in das bewohnte Rom führte Corinna Oswalden zu dem Säulengange der Octavia, dieſer Frau, die ſo treu geliebt und ſo viel gelitten; dann fuhren ſie durch die Via scelerata, wo die abſcheuliche Tullia die Leiche ihres Vaters unter die Hufe ihrer Pferde treten ließ; von weitem ſieht man den Tempel, welchen Agrippina dem Claudius zu Ehren errichtet, den ſie hatte vergiften laſſen; endlich kommt man vor des Auguſtus Grabmale vorbei, deſſen innerer Bezirk gegenwärtig zu Stiergefechten dient.

— Ich habe, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, nur ſehr flüchtig einige Spuren der alten Geſchichte mit Ihnen durchlaufen, doch werden Sie ſchon verſtanden haben, welches Vergnügen man an dieſen zugleich gelehrten und dichteriſchen Unterſuchungen finden kann, die ſowohl die Einbildungskraft als das Nachdenken anſprechen. Es giebt in Rom eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrten, deren einzige Beſchäftigung es iſt, irgend eine neue Beziehung zwiſchen der Geſchichte und den Ruinen zu entdecken. — Ich kenne kein Studium, erwiederte Lord Nelvil, das mich mehr anziehen könnte, wenn ich Gemüthsruhe genug beſäße, um mich ihm zu widmen; dieſe Art Gelehrſamkeit iſt weit belebter, als die man aus Büchern ſchöpft; man ruft gleichſam ins Leben zurück, was man entdeckt, und die Vergangenheit erſteht aus dem Staube, worunter ſie begraben lag. — Unſtreitig, ſagte Corinna, iſt dieſe Leidenſchaft für das Alterthum nichts weniger als ein eitles Vorurtheil. Wir leben in einem Zeitalter, wo der Eigennutz die einzige Triebſeder der menſchlichen Handlungen zu ſeyn ſcheint; und welche Sympathie, welche Rührung, welchen Enthuſiasmus kann der Eigennutz jemals einflößen! Es iſt erfreulicher von jenen Tagen der Aufopferung und des Heldenmuthes zu träumen, die doch einſt wirklich waren, und wovon die Erde noch die ehrwürdigen Spuren trägt.

Sechſtes Kapitel.

Corinna ſchmeichelte ſich insgeheim, Oswalds Herz gefeſſelt zu haben; aber da ſie ſeine Zurückhaltung und Strenge kannte, ſo hatte ſie nicht gewagt, ihm alle die Theilnahme zu zeigen, die er ihr einflößte, wiewohl ſie nach ihrem Charakter geneigt war, was in ihr vorging, nicht zu verbergen. Vielleicht glaubte ſie auch, ſelbſt bei den Geſprächen ohne Bezug auf ihre Gefühle habe ihre Stimme einen Ton, der ihre gegenſeitige Zuneigung verriethe, und ein ſtilles Geſtändniß der Liebe male ſich in ihren Blikken und in jener ſchwermuthsvollen und leiſe andeutenden Sprache, die ſo tief in die Seele dringt.

Eines Morgens, als Corinna ſich anſchickte ihre Wanderungen mit Oswald fortzuſetzen, erhielt ſie einen beinah förmlichen Brief von ihm, worin er ihr meldete, der Zuſtand ſeiner Geſundheit nöthige ihn auf einige Tage zu Hauſe zu bleiben. Ihr Herz ward von einer ſchmerzlichen Unruhe beklemmt; erſt fürchtete ſie, er möchte gefährlich krank ſeyn; aber der Graf d'Erfeuil, den ſie am Abend ſah, ſagte ihr, es ſey nur einer von den Anfällen von Schwermuth, denen er ſehr unterworfen ſey, und während deren er niemand ſprechen wolle. — Ich ſelbſt, fügte der Graf d'Erfeuil hinzu, ſehe ihn nicht, wenn er ſo geſtimmt iſt. — Dies anmaßende „Ich ſelbſt“ misfiel Corinnen; allein ſie hütete ſich wohl, es dem Grafen merken zu laſſen, da er der einzige Menſch war, der ihr Nachrichten von Lord Nelvil geben konnte. Sie befragte ihn, in der Hoffnung ein dem Anſcheine nach ſo flüchtiger Menſch würde ihr alles ſagen, was er wüßte. Aber ſey es nun, daß er durch ein geheimnißvolles Weſen verbergen wollte, daß Oswald ihm nichts anvertraut hatte, oder daß er es für ehrenvoller hielt, was man von ihm begehrte, abzuſchlagen, als zuzugeſtehen, er ſetzte auf einmal Corinnens lebhafter Neugierde ein hartnäckiges Stillſchweigen entgegen. Sie war gewohnt, alle, mit denen ſie redete, nach ihren Abſichten zu lenken, und begriff nicht, warum ihre Mittel der Überredung bei dem Grafen d'Erfeuil ohne Wirkung blieben. Wußte ſie nicht, daß es in der Welt nichts unbiegſameres giebt als die Eigenliebe?

Was blieb alſo Corinnen übrig, um zu erfahren, was in Oswalds Herzen vorging? Ihm ſchreiben? Beim Schreiben iſt es ſo nöthig ſeine Ausdrücke abzuwägen und Corinna war beſonders durch ihre Unbefangenheit liebenswürdig. Drei Tage verfloſſen, ohne daß ſie Lord Nelvil ſah und ſie ward indeſſen von einer tödlichen Unruhe gequält. — Was habe ich nur gethan, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, um ihn von mir zu entfernen? Ich habe ihm nicht geſagt, daß ich ihn liebe, ich habe mir dies in England ſo entſetzliche, in Italien ſo verzeihliche Vergeclaſſiſchen Umkreis mit aufgezählt werden, ſcheint keiner ſo geeignet, die Stelle zwiſchen dem Steſichoros und Pindaros in dem Stufengange der Kunſtentwicklung des choriſchen Geſanges auszufüllen, als der ſchon mehrmals erwähnte Muſiker und Dichter, Laſos, dem einige auch die Erfindung des cykliſchen Chors und der dithyrambiſchen Kunſtgattung zuſchreiben, die Herodotos jedoch ausſchließend dem Arion beylegt, „der von allen Sterblichen, ſo viel wir deren kennen, zuerſt den Dithyrambus gedichtet, alſo benannt und zu Korinth aufgeführt habe“ 27). Ohne Zweifel aber deutet jene Angabe wohl auf eine neue Epochemachende Erweiterung der dithyrambiſchen Kunſt durch den Laſos, welchen Ariſtophanes neben dem hochberühmten Simonides als deſſen Nebenbuhler und Mitkünſtler nennt 28), ihn alſo mit dieſem auf die gleiche Stufe ſtellt.

Den Charakter der Pindariſchen Geſänge in Sprache und Bildern, in der Anordnung und dem Gedankengange, in der ganzen Geſtaltung und eigenthümlichen Einflechtung von Epiſoden, ſo wie auch nach ſeiner doriſchen Geſinnung und beſondern Anſicht der Götterſage, vollſtändig zu bezeichnen und zu ſchildern; das würde eine eigne und abgeſonderte Ausführung erfordern. Hier, wo es nur darauf ankömmt, den Begriff der doriſchen Schule im Allgemeinen in richtigem Umriß zu erfaſſen, begnügen wir uns, nur den einen Charakterzug ſeiner doriſchen Milde und Weichheit hervorzuheben, damit nicht das falſche Bild einer wilden Begeiſterung, wie bey den ſpätern Dithyrambendichtern, oder von dem erkünſtelten Schwulſt eines alexandriniſchen Schulpoeten an die Stelle dieſer

---

27) Herod. Clio. cap. 23. 28) Veſp. 1410.

hen nicht zu Schulden kommen laſſen. Hat er es errathen? Aber ſollte er mich darum weniger achten? — Oswald hatte ſich aus keinem andern Grunde von Corinnen zurückgezogen, als weil er ſich von ihrem Reiz zu unwiderſtehlich hingeriſſen fühlte. Ob er gleich ſein Wort nicht gegeben hatte, ſich mit Lucilie Edgermond zu vermählen, ſo wußte er doch, die Abſicht ſeines Vaters ſey geweſen, ſie ihm zur Gattin zu geben, und er wünſchte, ſich darnach zu richten. Endlich war Corinna nicht unter ihrem wahren Namen bekannt, und führte ſeit mehreren Jahren ein viel zu unabhängiges Leben; eine ſolche Heirath, glaubte Lord Nelvil, würde die Billigung ſeines Vaters ſchwerlich erhalten haben, und er fühlte wohl, daß dies nicht die Art ſey, ſein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen. Dies waren die Gründe, warum er ſich von Corinnen entfernte. Er hatte ſich vorgenommen ihr beim Abſchiede von Rom ſchriftlich zu eröffnen, was ihn zu dieſem Entſchluſſe verdamme; aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, und ſo begnügte er ſich, nicht zu ihr zu gehen, jedoch fiel ihm dies Opfer ſchon am zweiten Tage zu hart.

Corinna trug ſich mit dem Gedanken, ſie werde Oswalden nicht wieder ſehen, er werde Rom verlaſſen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen. Jeden Augenblick erwartete ſie die Nachricht von ſeiner Abreiſe zu bekommen, und dieſe Beſorgniß ſteigerte ihr Gefühl in einem ſolchen Grade, daß ſie ſich plötzlich von der Leidenſchaft ergriffen fühlte, von dieſer Geierklaue, unter welcher Glück und Unabhängigkeit erliegt. Außer Stande in ihrer Wohnung zu bleiben, wo Lord Nelvil ſie nicht beſuchte, ſchweifte ſie manchmal in den Gärten Roms umher, und hoffte ihm zu begegnen. Die Stunden, die ſie damit zubrachte, aufs Gerathewohl ſpazieren zu gehn, waren ihr noch die erträglichſten, weil doch irgend eine Möglichkeit ſtatt fand, ihn zu erblicken. Corinnens glühende Fantaſie war die Quelle ihres Talents, aber zu ihrem Unglück miſchte ſich eben dieſe Fantaſie in die natürliche Regſamkeit ihres Gefühls und machte ſie ihr oft ſehr ſchmerzlich.

Am Abend des vierten Tages ſeit dieſer quälenden Abweſenheit war gerade ein ſchöner Mondſchein, und Rom iſt in der Stille der Nacht ſo lieblich; es ſcheint dann nur von ſeinen ruhmwürdigen Schatten bewohnt zu werden. Corinna, wie ſie niedergedrückt vom Schmerz von einer ihrer Freundinnen zurückkam, ſtieg aus dem Wagen und ruhte an der Fontana di Trevi aus, an dieſer herrlichen Quelle, die mitten in Rom aus nachgeahmten Felſen in Fülle hervorſtrömt, und gleichſam das Leben dieſes friedlichen Wohnortes iſt. Wenn ihre Waſſerfälle während einiger Tage inne halten, ſo ſpürt man, daß ſich eine gewiſſe Erſtorbenheit über Rom verbreitet. In andern Städten iſt es das Rollen der Kutſchen, was man zu hören verlangt; in Rom ſcheint das Rauſchen dieſer mächtigen Quelle gleichſam die nothwendige Begleitung für das träumeriſche Leben, was man da führt. Das Bild Corinnens ſpiegelte ſich jetzt in dieſem Waſſer, das ſo klar iſt, daß es ſeit Jahrhunderten das jungfräuliche heißt. Oswald, der wenige Augenblikke nachher an demſelben Orte ausruhte, bemerkte in dem Becken der Quelle den Widerſchein von dem reizenden Geſichte ſeiner Freundin. Es ergriff ihn eine ſo lebhafte Bewegung, daß er erſt nicht wußte, ob ihn bloß ſeine Einbildungskraft mit dem Bilde Corinnens täuſchte, wie ſie ihm ſo oft den Schatten ſeines Vaters erſcheinen ließ. Er neigte ſich gegen die Quelle, um deutlicher zu ſehen, und nun ſpiegelten ſich ſeine eigenen Züge neben den ihrigen. Sie erkannte ihn, ſchrie plötzlich auf, ſtürzte auf ihn zu und faßte ſeinen Arm, als fürchtete ſie, er möchte ihr von neuem verſchwinden; allein kaum hatte ſie ſich dieſer zu ungeſtümen Bewegung überlaſſen. ſo erinnerte ſie ſich an

Lord Nelvils Charakter, und erröthete darüber, ihr Gefühl ſo leidenſchaftlich verrathen zu haben; ſie ließ die Hand ſinken, die ihn hielt, und bedeckte mit der andern ihr Geſicht, um ihre Thränen zu verbergen.

— Corinna, ſagte Oswald, liebe Corinna, meine Abweſenheit hat Sie alſo unglücklich gemacht? — Ach ja, ſagte ſie, und Sie waren deſſen gewiß! Warum mich ſo kränken? Habe ich verdient, durch Sie zu leiden? — Nein, rief Lord Nelvil aus, nein beim Himmel nicht! Aber wenn ich mich nicht für frei halte, wenn ich fühle, daß ich im Herzen nur Gram und Stürme hege, warum ſollte ich Sie auch in dieſen Wirbel trüber Gefühle und Bekümmerniſſe hineinziehen? Warum — Es iſt zu ſpät, unterbrach ihn Corinna, es iſt zu ſpät, der Schmerz iſt ſchon in meinen Buſen gedrungen, ſchonen Sie mich. — Was vermöchte der Schmerz über Sie, erwiederte Oswald, mitten in einer ſo glänzenden Laufbahn unter berauſchendem Beifall, bei einer ſo heitern Fantaſie? — Halten Sie inne, ſagte Corinna, Sie kennen mich nicht; die Fähigkeit zu leiden, iſt bei mir die mächtigſte unter allen. Ich bin für das Glück geboren, mein Gemüth iſt voll Vertrauen, meine Einbildungskraft iſt belebt; aber der Schmerz erweckt in mir einen Ungeſtüm, der meine Sinne verwirren oder mich tödten könnte. Ich wiederhole es, ſchonen Sie mich; meine Fröhlichkeit, meine bewegliche Sinnesart hilft mir nur zum Schein; aber ich habe in meiner Seele Abgründe des Kummers, denen ich bloß dadurch entgehen konnte, daß ich mich vor der Liebe bewahrt hielt. —

Corinna ſagte dieſe Worte mit einem Ausdrucke, wovon Oswald tief gerührt ward. — Morgen früh beſuche ich Sie wieder, ſagte er; zweifeln Sie nicht, meine Freundin. — Sie ſchwören es mir? fragte ſie mit einer Unruhe, die ſie vergebens zu verbergen ſtrebte. — Ja, ich ſchwöre es! rief er ihr zu und verſchwand.

Fünftes Buch.

Die Gräber, Kirchen und Palläſte.

Erſtes Kapitel.

Den andern Morgen waren Oswald und Corinna verlegen gegen einander, als ſie ſich wiederſahen. Corinna hatte kein Zutrauen mehr zu der Liebe, welche ſie einflößte, und Oswald war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er war ſich einer gewiſſen Schwäche des Charakters bewußt, welche ihn oft gegen ſeine eigenen Gefühle, als eine Art von Tyranney, bitter machte; und alle beide vermieden es abſichtlich, nicht von ihrer gegenſeitigen Zuneigung zu ſprechen. — Ich ſchlage Ihnen heute einen etwas ernſtern Gang vor, ſagte Corinna, der Ihnen aber doch gewiß werth ſeyn wird. Laſſen Sie uns die Grabmäler beſuchen, die letzte Ruheſtätte derer, die unter den Denkmalen wandelten, wovon wir die Trümmer betrachtet haben. — Ja, antwortete Oswald, Sie haben errathen, was zu der jetzigen Lage meines Gemüths am beſten ſtimmt. Er ſagte dieſe Worte mit einem ſo tiefen Ausdruck des Schmerzens, daß Corinna einige Augenblicke ſchwieg, und es nicht wagte ihn anzureden. Doch der Wunſch, Oswalds Leiden durch die Wirkung aller der merkwürdigen Gegenſtände, welche ſie zuſammen betrachteten, zu erleichtern, gab ihr den Muth wieder und ſie ſagte: Sie wiſſen es, Mylord, wie man bei den Alten, weit entfernt, daß der Anblick der Gräber die Lebenden muthlos machen ſollte, vielmehr die Ruhmbegier noch kühner anzufeuern glaubte, indem man die Grabmäler an den öffentlichen Heerſtraßen anlegte, damit ſie der Jugend das Andenken großer Männer vor Augen halten und ſie ſtillſchweigend zur Nachahmung auffodern möchten. — Ach, ſagte Oswald ſeufzend, wie großen doriſchen Poeſie trete. Dieſe Denkart und Idee aber von milder Hoheit, dieſe Stimmung eines ruhigen großen Gemüths, eines weichen, tiefen Gefühls, iſt ſo vorherrſchend in den Pindariſchen Geſängen und ſpricht ſich überall ſo deutlich aus, über das Leben im Ganzen, wie über die eigne Kunſt, daß ſie kaum verkannt werden können, wo nicht falſche Begriffe vorgefaßter Meynung im Wege ſtehen. Von der freundlichen Ruhe, der Gerechtigkeit machtvoller Tochter ſingt er: Du weißt milde zu wirken und zu dulden zugleich, nach rechter Zeit.“ 29) Weich nennt er die Worte ſeines Geſanges 30); „wohin ſoll ich ſenden, ſagt er an einer andern Stelle, die Pfeile des Ruhms aus dem weichem Sinn 31)?“ Unſterblich iſt das Wort, welches die Zunge hervorzieht, mit der Anmuth Gunſt, aus dem tiefen Gemüth 32); denn die Anmuth iſt es, welche unter den Sterblichen alles Milde wirkt 33). Die Heiterkeit iſt der bekämpften Mühen beſte Heilung, wie ſie weiſe Geſänge lindernd berühren; nicht erfriſcht die laue Welle ſo milde die Glieder, als die ſchöne Rede mit der Leyer vereint 34). Eines Schattens Traum iſt der Menſch; kommt aber ein Strahl ihm, vom Gotte gegeben, iſt lichter Glanz dem Manne gewährt und ein mildes Leben 35).“

---

29) Pyth. VIII. init. 30) ibid. v. 42. Nem. IX, 116. 31) Olymp. II, 156. 32) Nem. IV, 6. 33) Olymp. I, 48. 34) Nem. IV, init. 35) Pyth. VIII. 138. Μείλιχος iſt das eigentliche, übliche Wort für die doriſche Weichheit und Milde. Unter dieſem Beynahmen des Milden wurde Zeus von Alters zu Korinth verehrt. Μειλιχόμειδε die „mildlächelnde“ wird die hohe Sappho in jenem ſchönen Verſe von Alkaios genannt, wo er ſie anruft, die „Veilchenlockige, die reine“ (S. Welckers Sappho S. 202); und wer denkt hiebey nicht an den ſüß lachen-

ſehr beneide ich alle, deren Erinnerungen nicht durch Reue verbittert werden! — Reue, rief Corinna, und das ſagen Sie? O ich bin gewiß, daß ſie in Ihrem Herzen nur eine Tugend mehr iſt, nichts als ein zu weit getriebenes Zartgefühl. — Corinna, Corinna, berühren Sie dieſen Gegenſtand nicht weiter, unterbrach ſie Oswald; in Ihrem glücklichen Lande verſchwinden die finſtern Gedanken vor der Klarheit des Himmels; aber der Schmerz, der ſich einmal bis in das Innerſte der Seele grub, zerſtört auf immer unſer ganzes Daſeyn. — Sie beurtheilen mich falſch, antwortete Corinna, obgleich mein Charakter gemacht iſt, um ſich lebhaft des Glücks zu erfreuen, ſo würde ich doch noch tiefer leiden als Sie, wenn .... ſie hielt inne und lenkte das Geſpräch anders. — Mein einziger Wunſch, Mylord, fuhr ſie fort, iſt, Sie einen Augenblick zu zerſtreuen; mehr hoffe ich nicht. — Das Sanfte dieſer Antwort rührte den Lord Nelvil; und da er einen Ausdruck von Schwermuth in Corinna's Augen bemerkte, die ſonſt ſo voll Leben und Feuer waren, ſo machte er ſich Vorwürfe, ein Weſen zu betrüben, das zu lieblichen und ſanften Gefühlen gebildet ſey, und gab ſich Mühe, ſie wieder dahin zurückzuführen. Aber die Unruhe, welche Corinna über Oswalds Abſichten und über die Möglichkeit ſeiner baldigen Abreiſe empfand, ſtörte ihre gewöhnliche Heiterkeit durchaus.

Sie führte Lord Nelvil zu den Thoren der Stadt hinaus, auf die Spuren der alten appiſchen Straße. Dieſe Spuren ſind mitten durch die Ebene hin durch die Gräber zur Rechten und Linken angedeutet, deren Trümmer, ſo weit das Auge nur reicht, ſich mehrere Meilen weit von der Mauer an zeigen. Die Römer litten nicht, daß man die Todten im Innern der Stadt begraben durfte; nur die Grabmäler der Kaiſer machten eine Ausnahme. Doch erhielt auch ein bloßer Bürger, Namens Publius

Bibulus, dieſelbe Vergünſtigung zum Lohn ſeiner ſtillen Tugenden. Die Zeitgenoſſen pflegen dieſe in der That unter allen Tugenden am liebſten zu ehren.

Man geht, um nach der appiſchen Straße zu kommen, durch das St. Sebaſtians Thor, was ehedem Capena hieß. Cicero ſagt, daß, wenn man aus dieſem Thore gehe, die Gräber der Metellus, der Scipionen und der Servilius ſich zuerſt darſtellen. Das Familiengrabmal der Scipionen iſt eben hier gefunden und nachher auf den Vatican gebracht worden. Es liegt etwas unheiliges darin, Hand an die Aſche der Todten zu legen, und Trümmer von einem Orte zum andern zu verſetzen; die Einbildungskraft hängt näher mit dem ſittlichen Gefühl zuſammen als man denkt; man ſollte ſie nicht verletzen. Unter ſo vielen Gräbern, die das Auge auf ſich ziehen, theilt man die Namen nach Willkühr aus, ohne deſſen, was man vorausſetzt, recht gewiß ſeyn zu können; aber dieſe Ungewißheit ſelbſt erhöht das Gefühl und macht, daß man keines dieſer Denkmäler mit Gleichgültigkeit anſehen kann. In einigen derſelben haben Landleute ihre Wohnungen angebracht; denn die Römer widmeten der Todten-Urne ihrer Freunde oder berühmten Mitbürger einen großen Raum und ziemlich weitläuftige Gebäude. Sie kannten den dürren Grundſatz des Nützlichen nicht, der, um einige Winkel der Erde mehr fruchtbar zu machen, das große Gebiet der Gedanken und Gefühle wüſt und öde läßt.

In einiger Entfernung von der appiſchen Straße ſieht man einen Tempel, welcher der Ehre und der Tugend von der Republik errichtet ward; einen andern dem Gotte, welcher Urſach war, daß Hannibal umkehren mußte; die Quelle der Egeria, wo Numa die Gottheit der Rechtſchaffenen, die Stimme des Gewiſſens in der Einſamkeit befragte. In dem Bezirk dieſer Gräber ſcheinen nur die Spuren der Tugend noch vorhanden zu ſeyn. Kein Denkmal aus den laſterhaften Jahrhunderten findet ſich in der Nähe der Orte, wo dieſe großen Todten ruhen; ſie ſind von einem ehrenvollen Raum umringt, wo die erhabenſten Erinnerungen ungeſtört walten dürfen.

Der Anblick der Gegend um Rom hat etwas auffallend Eigenthümliches; freilich iſt ſie öde, man ſieht weder Bäume noch Wohnungen; aber der Boden iſt mit wilden Pflanzen bedeckt, welche der üppige Wachsthum ſtets erneuert. Dieſe unnützen Pflanzen ranken ſich um die Gräber, ſchmücken die Ruinen und ſcheinen nur da zu ſeyn, um die Todten zu ehren. Man möchte ſagen, die ſtolze Natur habe den Anbau der Menſchen verſchmäht, ſeit die Cincinnatus nicht mehr die Pflugſchaar führen; planlos bringt ſie Gewächſe hervor, aber ſie will den Lebenden nicht mehr mit ihrem Reichthume dienen. Dieſe unangebauten Ebnen müſſen den Ökonomen mißfallen, und allen denen, welche die Erde nur als einen Gegenſtand des Gewinns betrachten, und bloß zum Vortheil und Bedürfniß des Menſchen benutzen wollen. Wer aber zum Nachdenken geſtimmt iſt, und ſich mit dem Tode nicht weniger beſchäftigt als mit dem Leben, der betrachtet gern dieſe wüſte Gegend um Rom, der die jetzige Zeit keine Spur eingedrückt hat; dieſen Boden, der ſeine Todten ſo ſorgſam hegt, ſie liebevoll mit unnützen Blumen und Gewächſen deckt, die ſich an der Erde fortranken und niemals hoch genug erheben, um ſich von der Aſche zu trennen, welcher ſie liebzukoſen ſcheinen.

Oswald geſtand, daß man ſich an dieſem Orte ruhiger fühlen müſſe, als irgend ſonſt wo. Die Seele leidet hier weniger von den Bildern, welche der Schmerz ihr darbietet; man glaubt noch mit denen, die nicht mehr vorhanden ſind, den Zauber dieſer Luft, dieſer Sonne und dieſes Grüns zu theilen. Corinna bemerkte den Eindruck wohl, den dies alles auf Lord Nelvil machte, und ſie faßte einige Hoffnung. Zwar ſchmeichelte ſie ſich nicht, Oswalden tröſten zu können, ja ſie konnte nicht einmal wünſchen, den gerechten Kummer, den er dem Verluſte ſeines Vaters ſchuldig war, aus ſeinem Herzen zu vertilgen; aber es giebt in dem Gefühl des Leidens ſelbſt eine harmoniſche Sanftheit, mit der man diejenigen bekannt zu machen ſuchen muß, welche bis jetzt bloß die Bitterkeit deſſelben empfunden haben; dies iſt die einzige Wohlthat, die man ihnen erzeigen kann. —

Laſſen Sie uns hier verweilen, ſprach Corinna, dieſem Grabmal gegen über; es iſt das einzige, was faſt noch ganz erhalten iſt. Es iſt nicht das Grab eines berühmten Römers, ſondern der jungen Caecilia Metella, zu deren Gedächtniß ihr Vater es errichten laſſen. — Glücklich, ſagte Oswald, glücklich ſind die Kinder zu preiſen, die in den Armen eines Vaters ſterben, und den Tod am Herzen deſſen empfangen, der ihnen das Leben gab, dann verliert der Tod ſelbſt ſeinen Stachel für ſie. — Ja, ſagte Corinna mit gerührter Stimme, glücklich ſind die, welche keine Waiſen ſind. Sehen Sie, man hat Waffen auf dieſem Grabmale abgebildet, ob es gleich für eine Frau beſtimmt war; aber die Töchter der Helden dürfen auf ihrem Grabſtein die Trophäen ihrer Väter zeigen, Unſchuld und Tapferkeit ſo auf das ſchönſte vermählend. Eine Elegie des Properz ſchildert uns beſſer, als irgend eine andre Schrift des Alterthums, dieſe Würde der Frauen bei den Römern, welche etwas noch Größeres und Reineres hat, als ſelbſt der Glanz, der das weibliche Geſchlecht in den Zeiten des Ritterthums umgab. Cornelia, die jung geſtorben war, richtet an ihren Gemahl ein rührendes Lebewohl, eine Rede des Troſtes, und faſt in jedem Worte fühlt man alles, was die

Bande der Ehe Würdiges und Heiliges haben. Der edle Stolz eines unbefleckten Lebens ſpricht aus der majeſtätiſchen Dichtkunſt der Römer, die erhaben und ſtreng iſt, wie dieſe Weltbeherrſcher ſelbſt. „Ja,“ ſagt Cornelia, „kein Flecken hat mein Leben getrübt, von der Hochzeit bis zum Scheiterhaufen; rein lebte ich zwiſchen beiden Flammen (12).“ Welch ein herrliches Wort! rief Corinna, und wie beneidenswerth muß nicht das Schickſal einer Frau ſeyn, die eine ſo vollkommene Einheit in ihrer Beſtimmung hat bewahren können, und nichts mit in das Grab nimmt, als ein einziges Andenken, was genug iſt für ein Leben! —

Corinnens Augen füllten ſich, indem ſie die letzten Worte ſagte, mit Thränen; ein ſchmerzliches Gefühl, ein peinlicher Argwohn ergriff Oswalden. — Corinna, rief er, kann Ihre ſchöne Seele ſich etwas vorzuwerfen haben? Wenn ich über mich ſelbſt beſtimmen, wenn ich mich Ihnen antragen dürfte, würde ich nicht Nebenbuhler in der Vergangenheit finden? Würde ich ſtolz auf meine Wahl ſeyn dürfen? Würde nicht eine unſelige Eiferſucht mein Glück ſtören? — Ich bin frei, antwortete Corinna, und ich liebe Sie, wie ich nie geliebt habe, was verlangen Sie mehr? Bin ich verurtheilt, Ihnen das Geſtändniß abzulegen, daß meine Fantaſie, ehe ich Sie kannte, über das, was ich empfand, mich vielleicht hat täuſchen können, und giebt es nicht in dem Herzen des Menſchen eine göttliche Schonung für die Verirrungen, in die Gefühl oder doch die Täuſchung des Gefühls führen kann? — Indem ſie dies ſagte, bedeckte eine beſcheidene Röthe ihr Geſicht. Oswald war in der heftigſten Bewegung, aber er ſchwieg. Es war in Corinnens Blick ein Ausdruck von Reue und Schüchternheit, der ihm nicht erlaubte, ſie mit Strenge zu beurtheilen, und es ſchien ihm, als käme ein Strahl des Himmels auf ſie nieder, um ſie frei zu ſpre-

Dieſe und andre ähnliche Ausdrücke und eigenthümliche Worte bezeichnen recht eigentlich jene Idee von doriſcher Milde in der Kunſt und im Leben, die ſich auch in dem Styl dieſer Geſänge abſpiegelt, in der ſanften Hoheit der Sprache und Gefühle, und der weichen Großheit aller Umriſſe und Geſtalten. Mit dem Bakchylides aber, deſſen Blüthe in die letzte Zeit des Pindaros fällt, ſcheint die doriſche Dichtkunſt dieſer alten großen Schule ſich zum Ende zu neigen. Zwar iſt, nach den Bruchſtücken zu urtheilen, Styl und Sprache und Denkart noch ganz doriſch; und wie Pindaros die Ruhe, ſo preiſet Backchylides die Friedlichkeit in der gleichen doriſchen Geſinnung. Auch iſt keine Verwilderung bey ihm ſichtbar, die erſt bey den ſpätern Dithyrambendichtern über den choriſchen Geſang, wie eine Fluth des Verderbens hereinbrach, und dieſe große alte Form von hoher Poeſie zerſtörte. Wohl aber bemerkt man im Bakchylides die mindere und ſchon ſinkende Kraft; es fehlt die pindariſche Größe, und wenn es wahr iſt, was die Scholiaſten berichten, daß die Geſänge des Backchylides beym Hieron den Pindariſchen vorgezogen wurden; ſo kann es ſchon von da an gelten, was Eupolis geſagt hat: „die Pindariſchen Geſänge ſeyen im Schweigen begraben, weil die Menge des Schönen unkundig ſey [36].“ Denn ſo wie das doriſche Leben ſelbſt zerſtört oder entartet war, ſo ging auch der Sinn für die doriſche Kunſt verlohren, weil die Idee des Schönen in beyden nur eine und dieſelbe geweſen iſt.

---

den Blick der Aeginetiſchen Geſtalten, welche uns den alten doriſchen Styl in der Bildhauerkunſt ſo deutlich vor Augen ſtellen? —

[36] Athen. I, 3. A.

chen. Er nahm ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und kniete vor ihr nieder, ohne irgend etwas zu ſagen oder zu verſprechen, aber indem er ſie mit einem liebevollen Blick anſah, der alles hoffen ließ.

Glauben Sie mir, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, laſſen Sie uns keinen Plan für die Zukunft entwerfen. Die glücklichen Augenblicke des Lebens ſind immer noch die, welche ein wohlthätiger Zufall uns verſtattet. Iſt es denn hier der Ort, hier unter den Gräbern, um ſo feſt auf die Zukunft zu bauen? — Nein, rief Lord Nelvil, nein, ich kann an keine Zukunft glauben, die uns trennen dürfte! Die vier Tage Entfernung haben mich nur zu ſehr gelehrt, daß ich nur in Ihnen lebe. — Corinna antwortete nichts auf dieſe liebevollen Worte, aber ſie bewahrte ſie aufs heiligſte in ihrem Herzen. Sie fürchtete ſtets, wenn ſie das Geſpräch über das Gefühl, womit ſie einzig beſchäftigt war, verlängerte, ſo würde ſie Oswalden dahin bringen, ihr ſeine Plane eher zu entdecken, als eine längere Gewohnheit ihm die Trennung unmöglich gemacht haben würde. Oft lenkte ſie ſogar mit Fleiß ſeine Aufmerkſamkeit auf die äußern Gegenſtände, wie jene Sultanin in den arabiſchen Mährchen, die durch tauſend verſchiedene Geſchichten die Einbildungskraft deſſen, den ſie liebte, zu feſſeln ſuchte, um die Entſcheidung ihres Schickſals bis auf den Augenblick hinauszuſchieben, wo die Anmuth ihres Geiſtes den Sieg davon trug.

Zweites Kapitel.

Nicht weit von der appiſchen Straße ließen ſich Oswald und Corinna das Columbarium zeigen, wo die Sklaven mit ihren Gebietern vereinigt ſind, wo man in einem und demſelben Grabe alles beiſammen ſieht, was unter dem Schutze eines einzigen Mannes oder einer einzigen Frau lebte. Die Frauen der Livia zum Beiſpiel, welche einſt der Sorge für die Schönheit gewidmet für ſie gegen die Zeit kämpften und den Jahren nach einige ihrer Reize zu entziehen ſuchten, ſind hier neben ihr in kleinen Urnen hingeſtellt. Man glaubt eine Verſammlung unbekannter Todten neben einem berühmten Todten zu ſehen, der in das gleiche Schweigen wie ſein Gefolge verhüllt iſt. In einer geringen Entfernung von hier bemerkt man ein Feld, wo die Veſtalinnen, welche ihrem Gelübde ungetreu waren, lebendig begraben wurden; merkwürdiges Beiſpiel des Fanatiſmus in einer Religion, die eigentlich duldſam war.

Ich werde Sie nicht in die Katakomben führen, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, obgleich ſie durch einen ſeltſamen Zufall ſich unter dem appiſchen Wege befinden und die Gräber ſo unter Gräbern liegen. Aber dieſe Zufluchtsſtätte der verfolgten Chriſten hat etwas ſo Finſteres und Schreckliches, daß ich mich nicht entſchließen kann, dahin zurückzukehren; es iſt nicht die ſüße Schwermuth, die man an freien Orten athmet, es iſt das Gefängniß beim Grabe, die Qual des Lebens dicht bei den Schrecken des Todes. Man fühlt ſich unſtreitig von Bewunderung durchdrungen für die Menſchen, die durch die Kraft des Glaubens allein gehalten, dieſes unterirdiſche Leben zu ertragen, und ſich ganz von der Sonne und der Natur zu trennen vermochten. Der Menſch iſt ein Glied der Schöpfung, er muß ſeine ſittliche Harmonie in dem Ganzen des Weltalls, alles, in der allgemeinen Ordnung der Natur finden; gewiſſe gewaltſame und furchtbare Ausnahmen können wohl den Verſtand in Erſtaunen ſetzen, erſchrecken aber die Einbildungskraft ſo ſehr, daß die gewöhnliche Stimmung der Seele nichts dadurch gewinnen kann. Laſſen Sie uns lieber, fuhr Corinna fort, die Pyramide des Ceſtius beſuchen; die Proteſtanten welche zu Rom ſterben, werden alle um dieſe Pyramide her begraben; es iſt ein ſanfter Zufluchtsort der Duldung und Freiheit. — Ja, ſagte Oswald, hier haben mehrere meiner Landsleute ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Laſſen Sie uns hingehen; auf dieſe Weiſe wenigſtens werde ich vielleicht immer in Ihrer Nähe bleiben. — Corinna ſchauderte bei dieſen Worten und ihre Hand zitterte, indem ſie ſich auf ſeinen Arm ſtützte. — Ich fühle mich leichter, fuhr er fort, viel leichter, ſeit ich Sie kenne. — Da ward Corinnens Geſicht von neuem durch die ſanfte und liebliche Freude erleuchtet, die deſſen herrſchender Ausdruck war.

Ceſtius führte den Vorſitz bei den Spielen der Römer; ſein Name findet ſich nicht in der Geſchichte, aber er iſt berühmt durch dies Grabmal. Die ſchwere Pyramide, die ihn bedeckt, ſchützt ſeinen Tod gegen die Vergeſſenheit, die ſein Leben verlöſcht hat. Aurelian, der befürchtete, man möchte ſich dieſer Pyramide als einer Feſtung bedienen, um Rom anzugreifen, hat ſie in die Mauern einfaſſen laſſen, die noch jetzt nicht als unnütze Ruinen, ſondern als die gegenwärtige Ringmauer des neuen Roms vorhanden ſind. Man behauptet, die Pyramiden ahmen durch ihre Geſtalt die Flamme nach, die ſich von einem Scheiterhaufen erhebt; gewiß iſt es, daß dieſe geheimnißvolle Form den Blick an ſich zieht, und allen Ausſichten, wovon ſie einen Theil bildet, einen maleriſchen Charakter giebt. Dieſer Pyramide gegenüber iſt der Berg Teſtacio, unter welchem ſich ſehr kühle Grotten befinden, wo man im Sommer Feſte giebt. Die Feſte zu Rom werden nicht durch den Anblick der Gräber geſtört. Pinien und Cypreſſen, die man in gewiſſen Entfernungen auf dem lachenden italieniſchen Gefilde bemerkt, erwecken gleichfalls dieſe ernſten Erinnerungen; und dieſer Kontraſt macht dieſelbe Wirkung, als die Verſe des Horaz: „Dellius, wir müſſen ſterben . . . . . Dies Gefilde verlaſſen, die Behauſung und die liebliche Gefährtin (*);“ mitten unter andern Gedichten, die allen irdiſchen Freuden gewidmet ſind. Die Alten haben es immer gefühlt, daß auch der Gedanke des Todes einen gewiſſen Reiz hat; die Liebe und jedes Feſt erinnern daran, und die Begeiſterung einer lebhaften Freude

---

(*) . . . . moriture Delli
. . . .
Linquenda tellus et domus et placens
Uxor. —

ſcheint ſich noch zu erhöhen durch den Gedanken an die Kürze des Lebens.

Corinna und Lord Nelvil kehrten, nachdem ſie die Gräber beſucht hatten, längs dem Ufer der Tiber zurück. Einſt war er mit Schiffen bedeckt und von Palläſten umgeben; ſeine Überſchwemmungen ſelbſt wurden als Vorbedeutungen angeſehn, es war ein prophetiſcher Fluß, die Schutzgottheit Roms (¹⁴). Jetzt ſollte man ſagen, er fließe in der Schattenwelt, ſo einſam iſt er, und ſo bleich ſcheint die Farbe ſeines Waſſers! Die ſchönſten Denkmale der Kunſt, die herrlichſten Statuen ſind in die Tiber geworfen worden und liegen unter ſeinen Wogen vergraben. Wer weiß, ob man nicht dereinſt, um ſie wieder aufzuſuchen, ſein Bette ablenken wird? Wenn man aber daran denkt, daß die Meiſterwerke menſchlicher Kunſt vielleicht da ganz dicht vor uns liegen, und daß ein ſchärferes Auge ſie durch die Wogen hindurch erblicken würde, ſo hat man ein gewiſſes Gefühl, was in Rom unter verſchiedenen Geſtalten immer von neuem entſteht, und den Geiſt eine Geſellſchaft in den ſinnlichen Gegenſtänden finden läßt, die ſonſt überall ſtumm ſind.

Drittes Kapitel.

Raphael hat geſagt, das neue Rom ſey faſt ganz aus den Trümmern des alten erbaut, und in der That kann man faſt keinen Schritt thun, ohne auf Spuren und Überbleibſel des Alterthums zu ſtoßen. Man ſieht noch durch alle Zuthaten der letzten Jahrhunderte hindurch jene ewigen Mauern, wie Plinius ſie nennt, und faſt alle Gebäude zu Rom haben eine hiſtoriſche Bedeutung; man kann in allen die Phyſiognomie des Zeitalters, dem ſie angehören, leicht unterſcheiden, und von den Etruskern an bis auf unſre Tage, von dieſem Volke, das noch älter als das römiſche, den Ägyptern in der Dauerhaftigkeit der Arbeiten und der Seltſamkeit der Gedanken ähnlich war, bis auf den manierirten Bernini, und bis auf die italieniſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts herab, ſtellt ſich der menſchliche Geiſt in dem verſchiedenen Charakter der

Inhalt.

Seite.

I. Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt der Griechen. 9

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meynungen der Alten darüber. 13

Zweytes Kapitel.

Hiſtoriſche Andeutungen von dem früheſten Bildungszuſtande und der älteſten Dichtart der Hellenen. 33
Über die Natur des alten Hymnus. 49

Drittes Kapitel.

Von dem epiſchen Geſange in der vorhomeriſchen und in der homeriſchen Zeit. 54

Viertes Kapitel.

Anſichten und Urtheile der Alten von den homeriſchen Gedichten. 86

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Ariſtoteliſchen Grundſätze über die epiſche Dichtart. 108

Sechſtes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken. 143

Kunſt, der Gebäude und Denkmäler dar. Das Mittelalter und die glänzende Zeit der Medicis treten uns durch ihre Werke vor die Augen, und indem wir die Vergangenheit in den Gegenſtänden erforſchen, die wir unmittelbar anſchauen, wird uns der Geiſt der Zeiten klar. Man glaubt, daß Rom ehedem auch einen verborgenen Namen hatte, der nur einigen Eingeweihten bekannt war, und auch jetzt noch iſt das Geheimniß dieſer Stadt nur wenigen offenbar. Es iſt nicht bloß ein Haufen von Gebäuden, ſondern die Weltgeſchichte, in mannichfaltigen Sinnbildern angedeutet, unter verſchiedenen Geſtalten dargeſtellt.

Corinna verabredete mit dem Lord Nelvil, daß ſie erſt die Gebäude des neuen Roms mit einander ſehen und die herrlichen Sammlungen von Gemälden und Statuen, die es enthält, auf eine andere Zeit aufſchieben wollten. Vielleicht wünſchte Corinna, ohne ſich ſelbſt genaue Rechenſchaft davon zu geben, grade das am weiteſten hinauszuſchieben, was man am nothwendigſten zu Rom ſehen muß; denn wer hat es je verlaſſen, ohne den Apollo von Belvedere und die Gemälde Raphaels zu ſehen! Dieſe obgleich ſchwache Verſicherung, daß Oswald noch nicht abreiſen könne, ſchmeichelte ihrer Fantaſie. Iſt das einem edlen Stolze gemäß, wird man fragen, den geliebten Gegenſtand noch durch andre Gründe als ſein eignes Gefühl zurückhalten zu wollen? Ich weiß nicht, aber je mehr man liebt, je weniger Zutrauen hat man zu dem Gefühl, das man einflößt, und was es auch für eine Urſache ſey, die uns der Gegenwart des geliebten Gegenſtandes verſichert, man nimmt es immer mit Freuden an. Eine gewiſſe Art von Stolz iſt oft nur Eitelkeit, und wenn allgemein bewunderte Reize, ſo wie die, welche Corinna beſaß, einen wahren Vortheil gewähren, ſo iſt es, weil ſie verſtatten viel mehr auf die Liebe, welche man ſelbſt empfindet, als auf die, welche man einflößt, ſtolz zu ſeyn.

Corinna und Lord Nelvil machten in ihren Wanderungen den Anfang mit den merkwürdigſten unter den zahlreichen Kirchen Roms. Sie ſind alle mit den Bruchſtücken alter Pracht geſchmückt; aber ein trauriges und ſeltſames Gefühl umſchwebt den herrlichen Marmor, dieſe feſtlichen Zierrathen, welche den heidniſchen Tempeln entriſſen wurden. Die Säulen von Porphyr und Granit waren zu Rom in ſolcher Menge vorhanden, daß man ſie ordentlich verſchwendet, und faſt gar keinen Werth darauf gelegt hat. Zu St. Johann vom Lateran, einer Kirche die berühmt iſt wegen der Concilien, die daſelbſt gehalten worden, findet man einen ſolchen Überfluß von marmornen Säulen, daß man mehrere derſelben mit Gips bedeckt hat, um Pilaſter daraus zu machen; ſo gleichgültig war man durch die Menge gegen dieſe Schätze geworden.

Einige dieſer Säulen befanden ſich im Grabmale Hadrians, andre auf dem Kapitol; die letzten haben an ihren Capitälen noch die Figur der Gänſe, die das römiſche Volk erretteten. Gothiſche Zierrathen werden von dieſen Säulen getragen, auch einige die im arabiſchen Geſchmack ſind. Die Urne des Agrippa bewahrt die Aſche eines Pabſtes; die Todten ſelbſt haben andern Todten Platz gemacht, und die Gräber haben faſt eben ſo oft ihren Herrn verändert, als die Wohnung der Lebendigen.

Bei St. Johann vom Lateran iſt eine heilige Treppe, welche, wie man behauptet, von Jeruſalem nach Rom gebracht wurde. Man darf nur auf den Knieen hinaufſteigen. Cäſar ſelbſt und Claudius ſtiegen ebenfalls auf den Knieen die Stufen hinan, welche zum Tempel des Jupiter Capitolinus führten. Zur Seite der Kirche St. Johanns vom Lateran iſt das Taufgebäude, worin, wie man ſagt, Conſtantin getauft ward.

Mitten auf dem Platz ſieht man einen Obelisk, der vielleicht das älteſte Denkmal der Welt iſt. Dieſer mit dem trojaniſchen Kriege gleichzeitige Obelisk iſt derſelbe, für den der wilde Kambyſes dennoch Ehrfurcht genug hegte, um ſeinetwegen den Brand einer Stadt aufhalten zu laſſen, derſelbe, für den ein König das Leben ſeines einzigen Sohnes verpfändete. Auf die wunderbarſte Weiſe ließen die Römer ihn tief aus Ägypten nach Italien bringen; der Lauf des Nils ward abgelenkt, damit er ihn aufnehmen und bis ans Meer tragen könnte. Dieſer Obelisk iſt ganz mit Hieroglyphen bedeckt, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten noch immer ihr Geheimniß bewahren, und bis auf dieſen Tag den gelehrteſten Nachforſchungen Trotz bieten. Indien und Ägypten und was den Alten ſelbſt eine dunkle Vorwelt war, würde uns vielleicht in dieſen Zeichen offenbar werden. Der wunderbare Reiz des Aufenthalts zu Rom beſteht nicht bloß in der wirklichen

Schönheit der Denkmäler, ſondern auch in dem Nachdenken, das ſie erregen, und dieſe Art des Genuſſes wächſt von Tage zu Tage, je mehr ſich unſre Kenntniſſe erweitern.

Eine der ſonderbarſten römiſchen Kirchen iſt St. Paul. Von außen gleicht ſie einer ſchlecht gebauten Scheure, im Innern aber findet man achtzig Säulen von ſo ſchönem Marmor und einem ſo vollkommnen Styl, daß man glaubt, ſie haben zu einem Tempel Athens gehört, den Pauſanias beſchreibt. Cicero ſagt: „Wir wandeln auf den Spuren der Vorwelt.“ Wenn er das damals ſchon ſagen konnte, was ſollen wir vollends jetzt ſagen?

Die Säulen, Statuen und Basreliefs des alten Roms ſind dermaßen in den Kirchen des neuen verſchwendet, daß in einer derſelben (St. Agnes) umgekehrte Basreliefs als Stufen einer Treppe dienen, ohne daß man ſich die Mühe gegeben hätte, zu unterſuchen, was ſie vorſtellen. Welchen wunderbaren Anblick müßte uns Rom gewähren, wenn man die Säulen, die Marmorſtücke und Statuen alle an derſelben Stelle gelaſſen hätte, wo ſie gefunden wurden. Das alte Rom würde ſich faſt noch ganz darſtellen, aber dürften die Menſchen unſrer Zeit wohl den Muth haben, darin umher zu wandeln?

Die Palläſte der Vornehmen ſind ſehr groß, in einem ſchönen, ja erhabenen Styl gebaut; aber die Verzierungen im Innern ſind ſelten von gutem Geſchmack, und man hat hier gar keine Ahnung von der zierlichen Einrichtung der Zimmer, welche der verfeinerte Genuß des geſelligen Lebens in andern Ländern erfunden hat. Die weitläuftigen Wohnungen der römiſchen Fürſten ſind ſtill und öde; die trägen Bewohner dieſer ſtolzen Palläſte ziehn ſich meiſtens in ein kleines unbemerktes Zimmer zurück, und überlaſſen den Fremden ihre prächtigen Gallerien zu durchwandeln, wo die ſchönſten Gemälde aus dem Zeitalter Leo des Zehnten vereinigt ſind. Die römiſchen Großen ſind jetzt eben ſo weit von dem prachtvollen Luxus ihrer Vorfahren entfernt, als dieſe ſelbſt von den ſtrengen Tugenden der alten Römer aus den Zeiten der Republik. In einem noch höhern Grade erregen die Landhäuſer dieſelbe Vorſtellung von Einſamkeit und Gleichgültigkeit der Beſitzer mitten in den ſchönſten Wohnplätzen der Welt. Man wandelt in dieſen ungeheuren Gärten umher, ohne zu ahnen, daß ſie einen Herrn haben. Das Gras wächſt mitten in den Gängen, deren Bäume künſtlich nach dem alten franzöſiſchen Geſchmack zugeſchnitten ſind; ſo daß auf eine wunderliche Weiſe bei ſo vieler unnützen Ziererei zugleich das Nothwendigſte vernachläßigt wird. Man wird zu Rom und in den meiſten andern Städten Italiens oft durch die Vorliebe überraſcht, welche di Italiener für überladene Zierrathen hegen, da ſie doch die edle Einfalt der Antike ſtet

vo

vor Augen haben. Sie lieben mehr das was glänzend, als was zierlich und bequem iſt. Man findet bei ihnen in allen Rückſichten die Vortheile und die Nachtheile, die daraus entſtehen, wenn man nicht gewohnt iſt, beſtändig in Geſellſchaft zu leben. Ihr Aufwand iſt mehr für die Einbildungskraft berechnet als für den wirklichen Genuß. In der Entfernung, worin alle von einander leben, brauchen ſie den Geiſt der Spötterei nicht zu fürchten, welcher nur ſelten zu Rom die häuslichen Geheimniſſe durchdringt. Wenn man die Verſchiedenheit in dem Innern und Äußern dieſer Palläſte ſieht, möchte man oft ſagen, daß die meiſten italieniſchen Großen ihre Wohnungen mehr einrichten, um die Vorübergehenden in Erſtaunen zu ſetzen, als um Freunde darin aufzunehmen.

Nachdem ſie die Kirchen und Palläſte beſehen hatten, führte Corinna Oswalden nach der Villa Mellini; ein einſamer Garten, der außer den herrlichen Bäumen keine andere Zierrath hat. In der Ferne ſieht man von da die Kette der Appenninen; die durchſichtige Luft färbt die Berge, rückt ſie näher, und macht, daß ſie ſich auf eine äußerſt maleriſche Art darſtellen. Oswald und Corinna verweilten einige Zeit an dieſem Orte, um den ſchönen Himmel und die Ruhe der Natur zu genießen. Man hat gar keine Vorſtellung von dieſer wunderbaren Ruhe, wenn man nicht in den ſüdlichen Ländern gelebt hat. An einem heißen Tage fühlt man auch nicht den kleinſten Hauch der Luft. Die zarteſten Grashalme ſind ganz unbeweglich; auch die Thiere theilen die Trägheit, welche das ſchöne Wetter einflößt. In der Mittagsſtunde hört man keine Fliegen ſummen, das Zirpen der Grillen und der Geſang der Vögel verſtummt; kein Weſen treibt ſich noch ferner in zweckloſen und vorübergehenden Beſtrebungen umher; alles ſchlummert bis zu dem Augenblick, wo Ungewitter oder Leidenſchaft die heftige Natur wek-

Seite.

Siebentes Kapitel.

Anſichten der Neuern von der Naturpoeſie. 160

Achtes Kapitel.

Von der Ächtheit und Diaſkeuaſe der homeriſchen Gedichte. . 174

Neuntes Kapitel.

Von der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters und von der Schule der Homeriden. 202
Über die heſiodiſchen Weltalter und die homeriſche Heldenzeit. 208

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos. 223

II. Bruchſtücke zur Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt. . . . .
1. Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt. 243
(Bis hieher geht die alte Ausgabe von 1798.)
2. Vorarbeiten zur Geſchichte der verſchiedenen Schulen und Epochen der lyriſchen Dichtkunſt bey den Hellenen. 1795. 257
1. Zur Geſchichte und Charakteriſtik der joniſchen Schule.
2. Charakter der aeoliſchen Schule. 281
3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt. 300

ken, die ihre tiefe Ruhe dann mit Ungeſtüm verläßt.

In den römiſchen Gärten giebt es viele Bäume, die immer grün ſind, und die Täuſchung noch erhöhen, die das gelinde Clima während des Winters hier ohnehin erregt. Pinien von einer eignen Zierlichkeit, breit und voll gegen den Gipfel zu und dicht neben einander ſtehend, bilden eine Art von Fläche in der Luft, deren Wirkung äußerſt reizend iſt, wenn man hoch genug ſteht, um ſie ſehen zu können. Unter dieſen ſtehen wieder andre Bäume, die von jenem grünen Gewölbe bedeckt werden. Palmbäume finden ſich nur zwei zu Rom, beide in Kloſtergärten; der eine, der auf einer Anhöhe ſteht, dient aus der Ferne zum Geſichtspunkte, und man empfindet immer ein gewiſſes Vergnügen, wenn man ihn bemerkt und in den verſchiedenen Ausſichten Roms immer dieſen afrikaniſchen Fremdling wiederfindet, als Bild eines noch glühendern als des italieniſchen Südens; ein Bild, das ſo viel neue Vorſtellungen und Gefühle erweckt.

Finden Sie nicht, ſagte Corinna, indem ſie mit Oswald die Gegend betrachtete, von der ſie umgeben waren, daß die Natur in Italien mehr zum Nachdenken und Träumen einladet als irgend ſonſt wo? Man möchte ſagen, daß ſie hier in einem nähern Verhältniß zum Menſchen ſteht, und daß der Schöpfer ſich ihrer wie einer Sprache zwiſchen ſich und dem Geſchöpfe bedient. — Ja gewiß, erwiederte Oswald, ich glaube ſo iſt es, aber wer weiß, ob es nicht der tiefe Eindruck iſt, welchen Sie in mir hervorbringen, der mir Sinn für das alles giebt? Sie deuten mir erſt die Gedanken und die Gefühle, welche die äußern Gegenſtände hervorbringen können. Bis jetzt lebte ich nur in meinem Herzen; meine Einbildungskraft haben Sie erweckt. Doch dieſe Schönheit der Welt, die Sie mir haben kennen lernen, wird mir nie etwas darbieten das bezaubernder wäre als Ihr Blick, nichts das mich mehr ergriffe als Ihre Stimme. — Möchte doch dies Gefühl, das ich Ihnen heute einflöße, ſagte Corinna, ſo lange dauern als mein Leben, oder mein Leben wenigſtens nicht länger.

Oswald und Corinna endigten ihre Wanderungen um Rom mit der Villa Borgheſe, demjenigen aller römiſchen Gärten und Palläſte, wo die Herrlichkeit der Natur und der Kunſt mit dem meiſten Sinn und Glanz verſammelt iſt. Man ſieht Bäume von aller Art da, und herrliche Waſſerſtücke. Eine bewundernswürdige Sammlung von Statuen, Vaſen und alten Sarkophagen vereinigt ſich hier mit der jugendlichen Friſche der ſüdlichen Natur. Die Mythologie der Alten erſcheint hier in vollem Leben. Die Najaden ruhen am Ufer der Gewäſſer, die Nymphen in Hainen, die ihrer würdig ſind, die Gräber unter elyſiſchen Schatten, die Statue des Aeſculap zeigt ſich mitten auf einer Inſel und die der Venus ſcheint eben aus den Wogen zu ſteigen. Ovid und Virgil könnten an dieſem ſchönen Orte luſtwandeln und immer glauben, es ſey noch das Zeitalter des Auguſtus. Die Meiſterwerke der Bildhauerkunſt, welche dieſer Pallaſt enthält, geben ihm einen ewig neuen Glanz. Von weitem ſieht man durch die Bäume hindurch Rom und Sankt Peter, das Feld und die langen Arkaden, Trümmer der Waſſerleitungen, welche dem alten Rom die Quellen der Berge zuführten. Alles iſt hier beiſammen, um nachzudenken, zu fantaſiren und zu träumen. Die reinſte Sinnlichkeit verſchmilzt hier mit dem geiſtigen Vergnügen und gewährt die Ahnung eines vollkommenen Glückes; aber fragt man nun, warum dieſer bezaubernde Ort nicht bewohnt wird, ſo erhält man zur Antwort, daß die ungeſunde Luft (la cattiva aria) nicht verſtattet, während des Sommers da zu wohnen.

Die ungeſunde Luft belagert Rom in einem gewiſſen Sinne, jedes Jahr macht ſie einige Schritte weiter, und man iſt genöthigt, die ſchönſten Wohnungen ihrer Herrſchaft zu überlaſſen. Der Mangel an Bäumen in der Gegend um die Stadt iſt ohne Zweifel mit Schuld daran, und vielleicht war es deswegen, daß die alten Römer den Göttinnen die Wälder weihten, damit das Volk ſie ehren und verſchonen möchte. Jetzt ſind unzählige Waldungen umgehauen; und in der That, welche Orte wären wohl in unſern Tagen geheiligt genug, um die Habgier von ihrer Verwüſtung abzuhalten? Die ungeſunde Luft iſt eine große Plage für die Bewohner Roms und droht der Stadt mit einer gänzlichen Entvölkerung; doch vermehrt ſie vielleicht noch den Eindruck, welchen die herrlichen Gärten innerhalb Roms Mauern machen. Die ſchädliche Wirkung giebt ſich durch gar kein äußeres Zeichen kund, man athmet eine Luft, die ſehr rein und angenehm zu ſeyn ſcheint; der Boden iſt lachend und fruchtbar, eine erquickende Kühlung entſchädigt einen des Abends für die glühende Hitze des Tages, und alles dies iſt der Tod!

Dieſe unſichtbare, geheime Gefahr, gefällt mir, ſagte Oswald zu Corinnen, eine Gefahr, die in der Geſtalt der angenehmſten Empfindungen erſcheint. Wenn der Tod, wie ich überzeugt bin, nichts anders iſt, als der Aufruf zu einem glücklicheren Daſeyn, warum könnten nicht der Duft der Blumen, der Schatten ſchöner Bäume und der erquickende Hauch des Abends die Boten ſeyn, welche uns die Nachricht davon überbringen ſollen? Ohne Zweifel iſt es die Pflicht der Regierungen, auf alle Weiſe für die Erhaltung des menſchlichen Lebens zu ſorgen, aber die Natur hat ihre Geheimniſſe, welche die Fantaſie allein errathen kann, und ich begreiſe es ſehr wohl, daß die Einwohner wie die Fremden Rom nicht überdrüßig werden trotz der Gefahr, welcher man während der ſchönen Jahrszeit ausgeſetzt iſt.

Anmerkungen zum erſten Bande.

1.

Ancona iſt in dieſer Rückſicht noch ungefähr eben ſo entblößt, als damals.

2.

Dieſe Betrachtung iſt aus einer Epiſtel über Rom von Herrn von Humboldt entlehnt, dem Bruder des berühmten Reiſenden und preußiſchen Geſandten zum Rom. Man wird nirgends leicht einen Mann antreffen, deſſen Geſpräch und deſſen Schriften mehr Kenntniſſe und mehr Verſtand vorausſetzen.

3.

Von dieſem Tadel gegen die italieniſche Art zu deklamiren muß man den berühmten Monti ausnehmen, der Verſe eben ſo ſchön ſagt als macht. Es iſt in Wahrheit eins der größten dramatiſchen Vergnügen, die man haben kann, ihn die Epiſode von Ugolino, von Francesca di Rimini, den Tod der Clorinde u. ſ. w. rezitiren zu hören.

4.

Wie es ſcheint, machte Lord Nelvil eine Anſpielung auf folgendes ſchönes Diſtichon des Properz:

Ut caput in magnis ubi non est ponere signis,
Ponitur hic imos ante corona pedes.

5.

In dem letzten Kriege kommandirte ein Franzoſe in der Engels-Burg; die neapolitaniſchen Truppen forderten ihn zur Übergabe auf; er antwortete, er würde ſich ergeben, wenn der Engel von Bronze ſein Schwert in die Scheide ſtecken würde.

6.

Dieſe Facta finden ſich in der Geſchichte der italieniſchen Republiken des Mittelalters, von Herrn Simonde, einem Genfer. Dieſe Geſchichte wird gewiß als eine Autorität angeſehen werden; denn indem man ſie lieſt, findet man, daß ihr Autor ein Mann von großem Scharfſinn iſt, und eben ſo gewiſſenhaft als kraftvoll in ſeiner Art zu erzählen und darzuſtellen.

7.

Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Dieſe beiden Verſe ſind von Göthe, dem Dichter Deutſchlands, dem Philoſophen, dem jetzt lebenden Gelehrten, deſſen Genie das merkwürdigſte iſt.

8.

Man ſagt, dieſe St. Peters-Kirche ſey eine der vorzüglichſten Urſachen der Reformation, weil ſie den Päbſten ſo viel Geld koſtete, daß ſie, um ſie zu erbauen, die Indulgenzen vermehren mußten.

9.

Die Mineralogen behaupten, dieſe Löwen ſeyen nicht von Baſalt, weil der vulkaniſche Stein, dem man heut zu Tage dieſen Namen beilegt, nicht in Ägypten zu finden ſeyn könnte; da aber Plinius den ägyptiſchen Stein, woraus dieſe Löwen gebildet ſind, Baſalt nennt, und da Winkelmann, der Geſchichtſchreiber der Kunſt, in Anſehung ihrer dieſen Namen beibehält, glaubte ich mich ſeiner in der urſprünglichen Bedeutung bedienen zu dürfen.

10.

Carpite nunc, tauri, de septem collibus herbas,
Dum licet. Hic magnae jam locus urbis erit.
Tibullus.

Hoc quodcunque vides, hospes, quam maxima Roma est,
Ante Phrygem Aenean collis et herba fuit etc.

Propert. lib. IV. el. 1.

11.

Auguſtus iſt zu Nola geſtorben, als er nach den Bädern von Brunduſium reiſte, die ihm verordnet waren; er ging aber ſchon ſterbend von Rom ab.

12.

Viximus insignes inter utramque facem.

Propertius.

13.

Plin. Hist. natur. l. III. Tiberis . . . . . quamlibet magnarum navium ex Italo mari capax, rerum in toto orbe nascentium mercator placidissimus, pluribus prope solus quam ceteri in omnibus terris amnes, accolitur, aspiciturque villis. Nullique fluviorum minus licet, inclusis utrinque lateribus: nec tamen ipse pugnat, quanquam creber ac subitis incrementis, et nusquam magis aquis quam in ipsa urbe stagnantibus. Quin immo vates intelligitur potius ac monitor, auctu semper religiosus verius, quam saevus.

Anzeige

der

Zuſätze zu der Geſchichte der Litteratur im erſten und zweyten Bande.

In dem Abſchnitte von der griechiſchen Litteratur findet ſich ein längerer Zuſatz über die pelasgiſche Vorzeit, S. 19 — 23. Dann mehrere kürzere S. 25. über den Spruch; S. 33 — 35. über den Homer; S. 36. über Sage, Lied und Bild, als Stufen und Elemente der Poeſie; S. 40. und 41. über das Orientaliſche im Pindar und Aeſchylus; S. 42. über den Herodot als Homer der Geſchichte; S. 44. über die harmoniſche Geiſtesbildung der Griechen, beym Sophokles; S. 49. über zwey Gattungen der Hiſtorie; S. 54. über den Ariſtophanes; S. 77. u. 78. über die Form der griechiſchen Philoſophie; S. 82. und 83. von den Elementen der Poeſie; S. 95. und 96. über die großen griechiſchen Autoren und Elementargeiſter.

In der Darſtellung der orientaliſchen Litteratur findet ſich ein kürzerer Zuſatz. S. 128. und 129. über die perſiſche Sage; S. 124. über den Deſſatir; S. 151. über den prophetiſchen Tiefſinn der Hebräer. Ein ganz neuer Abſchnitt, vom alten Teſtamente und der hebräiſchen Sprache iſt S. 152 — 173. eingeſchaltet.

In dem Abſchnitt von der indiſchen Litteratur ſind kürzere Zuſätze, S. 177. von den epiſchen Gedichten der Indier; S. 187 von den Veda's. S. 192 und 193. vom Samſkrit; 194. von der Sakuntala; S. 195. vom indiſchen Spruch und der Schloka. Ein längerer Zuſatz vom Gautama und der indiſchen Philoſophie iſt S. 202 — 210. eingeſchaltet.

Corinna
oder
Italien.

Aus dem Franzöſiſchen
der
Frau von Staël
überſetzt und herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

— — — — — *Udrallo il bel paese,*
Ch' Apennin parte, e 'l mar circonda; e l' Alpe.
Petrarcha.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1807.

[illegible]

Universitäts-
München
Bibliothek

[illegible]

Sechſtes Buch.

Die Sitten und der Charakter der Italiener.

Erſtes Kapitel.

Oswalds natürliche Unentſchloſſenheit, die noch durch ſein Unglück vermehrt war, machte, daß er ſich vor jeder unwiederruflichen Maaßregel ſcheute. Er hatte in ſeiner Ungewißheit nicht einmal gewagt, Corinnen um ihren Namen und ihre Herkunft zu fragen, und doch gewann ſeine Leidenſchaft für ſie täglich mehr Stärke; er konnte ſie nicht ohne Bewegung anſehn; er konnte ſich mitten in der Geſellſchaft nur mit Mühe auf einige Augenblicke von der Stelle entfernen, wo ſie ſaß; jedes Wort, das ſie ſagte, drang in ſeine Seele; ſie verrieth nicht die leiſeſte Äußerung von Traurigkeit oder Heiterkeit, ohne daß der Wiederſchein davon ſich auf ſeinem Geſichte malte. Aber ſo ſehr er auch Corinnen bewunderte und liebte, ſo dachte er doch oft daran, wie wenig eine ſolche Frau zu der Lebensweiſe der Engländer paſſe, wie ſehr ſie von der Vorſtellung abwich, die ſein Vater ſich von derjenigen gebildet, die er heirathen ſolle. Die Verlegenheit und der Zwang, welche dieſe Betrachtungen in ihm erregten, miſchten ſich in das, was er Corinnen ſagte.

Corinna bemerkte dies nur allzu gut; es würde ihr aber ſo ſchmerzlich geweſen ſeyn, mit dem Lord Nelvil zu brechen, daß ſie es gern geſchehen ließ, daß es zu keiner entſcheidenden Erklärung kam. Es lag nicht in ihrem Weſen, weit auf die Zukunft hinaus zu denken; ſie genoß die Gegenwart, ſo wie ſie ſich darbot, ob ſie gleich nicht wiſſen konnte, was daraus entſtehen würde.

Sie hatte ſich ganz aus der Welt entfernt, um nur ihrer Neigung für Oswald zu leben. Endlich aber nahm ſie doch, beleidigt, daß er immer über die Zukunft ſchwieg, eine Einladung zu einem Ball an, bei dem man ihre Gegenwart lebhaft wünſchte. Nichts iſt leichter zu Rom, als die Geſellſchaft zu verlaſſen, und dann plötzlich wieder darin zu erſcheinen, ſo wie es einem gut dünkt. Nirgends beſchäftigt man ſich weniger mit dem was in andern Ländern unter dem Namen der Klätſcherei nur allzu bekannt iſt. Jeder thut hier was er will, ohne daß ſich irgend Jemand darum bekümmert, es müßte denn ſeyn, daß ein andrer ſeiner Liebe oder ſeinem Ehrgeiz ein Hinderniß in den Weg legte. Die Römer bekümmern ſich eben ſo wenig um das Thun und Laſſen ihrer Mitbürger, als um das der Fremden, die hier in dem Vereinigungspunkte Europa's unaufhörlich kommen und wieder gehen. Als Lord Nelvil erfuhr, daß Corinna auf einen Ball gehen wollte, ſo war er empfindlich darüber. Er hatte ſeit einiger Zeit eine ſchwermüthige Stimmung an ihr zu bemerken geglaubt, die ſehr gut zu der ſeinigen paßte. Nun zeigte ſie ſich auf einmal lebhaft mit dem Tanz beſchäftigt, wozu ſie ein ausgezeichnetes Talent hatte, und ihre Einbildungskraft ſchien durch die Ausſicht auf ein Feſt neu belebt. Corinna war nicht leichtſinnig, aber ſie fühlte es jeden Tag mehr, wie ganz die Leidenſchaft für Oswald ſie beherrſche, ſie wollte es verſuchen, ob ſie nicht die Gewalt derſelben vermindern könnte. Sie wußte es aus Erfahrung, daß Entſchlüſſe und Entſagungen weniger über leidenſchaftliche Gemüther vermögen als Zerſtreuung, und ſie glaubte, die Vernunft beſtehe nicht darin, ſich ſelbſt nach den Regeln der Kunſt zu überwinden, wenn es nur überhaupt geſchehn.

— Ich muß doch wiſſen, ſagte ſie dem Lord Nelvil, der ihr Vorwürfe darüber machte, ich muß doch wiſſen, ob es außer Ihnen nichts mehr in der Welt giebt, was mein Gemüth erfüllen kann; ob das, was mir ſonſt Freude machte, mir noch gefallen kann, oder ob die Neigung zu Ihnen jedes andre Gefühl und jeden andern Gedanken verſchlingen ſoll. — Sie wollen mich alſo nicht mehr lieben? erwiederte Oswald. — Nein, antwortete Corinna, aber nur in dem häuslichen Leben kann es angenehm ſeyn, ſich ſo ganz durch eine einzige Neigung beherrſcht zu wiſſen. Mir ſind meine Talente nothwendig, Geiſt und Fantaſie müſſen thätig ſeyn, um den Glanz des Lebens, das ich einmal erwählt, aufrecht zu erhalten; es ſchadet mir, es ſchadet mir ſehr, ſo zu lieben, wie ich Sie liebe. — Sie könnten mir alſo dieſe Huldigungen nicht — aufopfern, dieſen Ruhm . . . . Was hilft es Ihnen, ſagte Corinna, zu wiſſen, ob ich ſie Ihnen aufopfern könnte? Da wir doch nicht für einander beſtimmt ſind, ſo darf mir wenigſtens die Art des Glücks, worauf ich mich beſchränken muß, nicht für immer verleidet werden. — Lord Nelvil antwortete nicht;

hätte er alles ſagen wollen, was er für ſie fühlte, ſo hätte er zugleich auch ſagen müſſen, welchen Entſchluß dieſes Gefühl ihm eingäbe, und ſein Herz wußte es noch nicht. Er ſchwieg alſo ſeufzend und folgte Corinnen auf den Ball, ob es ihm gleich viel Überwindung koſtete, hinzugehn.

Es war das erſtemal ſeit ſeinem Unglück, daß er wieder eine große Geſellſchaft ſah, und das feſtliche Geräuſch machte einen ſo traurigen Eindruck auf ihn, daß er lange Zeit in einem Seitenzimmer neben dem Tanzſaale blieb, den Kopf auf die Hand geſtützt, und nicht einmal Corinnen tanzen ſehen wollte. Er hörte der Tanzmuſik zu, die wie alle Muſik ein träumeriſches Nachdenken erregt, obgleich ſie der Freude allein beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Der Graf d'Erſeuil kam jetzt zu ihm, ganz entzückt über den Ball und die zahlreiche Geſellſchaft, welche ihn einigermaßen an Frankreich erinnerte. — Ich habe alles mögliche gethan, Vom neuen Teſtament iſt eine neu hinzugefügte Stelle S. 230 — 235. befindlich. In dem Abſchnitt von der nordiſchen Litteratur ſind kürzere Zuſätze S. 247 — 249. hie und da, einiges über Odin; S. 252. in der Anmerkung über die Runenſtäbe; 256. von der Edda; S. 260. von der allemanniſchen Mundart.

In dem zweyten Bande ſind die Poeſie und Litteratur betreffenden Zuſätze: S. 20. über die ältere allegoriſche Schule der abendländiſchen Poeſie; S. 46. über die Verwandtſchaft der deutſchen Poeſie mit der nordiſchen und däniſchen; S. 124. und 125. von der chriſtlichen Dichtkunſt im Allgemeinen; S. 126 — 128. mehrere Stellen über die nordiſche Schule und die ältere allegoriſche der neuern Poeſie; S. 131. von der Naturbedeutung im Shakſpeare; S. 159. u. 160. Anwendung auf das deutſche Drama; S. 202. über La Martine; S. 203 — 205. über Scott und Byron; S. 220 — 222 über die Frau von Staël und Deutſche Litteratur in Frankreich; S. 267. über deutſche Versmaaße; S. 278. über Hamann; S. 284. über Herder; S. 316. über Werners Trauerſpiele, und S. 317. über die neueſten deutſchen Tragiker.

Zuſätze, welche die Philoſophie und den welthiſtoriſchen Geiſt der Zeiten betreffen, ſind: S. 65. u. 66. über die deutſchen Myſtiker des Mittelalters, desgleichen S. 69. und 70. S. 80. S. 82. und ſpäter S. 251.; S. 85 — 86. ein Zuſatz von der Reformation; S. 162. und 163. Von dem Völkerrecht nach Hugo Grotius; S. 167. über die fehlende Idee in der Philoſophie des Descartes; S. 190. und 191 über die Irrthümer und gute Anlage von Rouſſeau; S. 212. über die Begründung der Geſchichte durch chriſtliche Philoſophie; S. 218. über die ſkeptiſche Denkart in England; S. 219. und 220. über La Mennais und Graf Maiſtre; S. 223. und 224. mehrere Zuſätze über Bonald, St. Martin und Maiſtre; S. 228 und 229. über bibliſche Gelehrſamkeit und Bibelgeſellſchaften in England; S. 229. über Burke's politiſche ſagte er zum Lord Nelvil, um den Werth dieſer alten Denkmäler und Trümmer zu entdecken, von denen zu Rom ſo viel geſprochen wird. Ich ſehe in allem dem nichts beſonders; es iſt ein Vorurtheil, eine ſo große Bewunderung für Schutthaufen, die mit Dornen bedeckt ſind, fühlen zu wollen. Ich werde meine Gedanken darüber ſagen, ſobald ich wieder in Paris ſeyn werde; es iſt Zeit, daß dieſes Traumbild von Italien verſchwindet. Es giebt kein Denkmal in Europa, das noch ganz vorhanden, welches nicht ungleich mehr werth wäre, als dieſe Bruchſtücke von Säulen, dieſe von Alter ſchwarz gewordnen Basreliefs, die man nur nach dem Maaß der Gelehrſamkeit bewundern kann. Ein Genuß, den man nur durch ſo tiefe Studien erkaufen kann, muß wohl an und für ſich ſelbſt nicht ſehr lebhaft ſeyn. Um von der Oper zu Paris entzückt zu werden, hat Niemand nöthig ſich über den Büchern krumm zu ſitzen. — Lord Nelvil antwortete nichts. Der Graf d'Erfeuil befragte ihn von neuem über den Eindruck, den Rom auf ihn gemacht habe. — Mitten in einer Tanzgeſellſchaft, ſagte Oswald, iſt es wohl nicht der Ort, ernſthaft davon zu reden; und anders als ſo iſt's mir, wie Sie wohl wiſſen, überhaupt nicht möglich. — Schon gut, erwiederte der Graf d'Erfeuil; ich bin fröhlicher geſtimmt als Sie, aber vielleicht auch vernünftiger. Glauben Sie mir, es iſt viel Philoſophie in meinem anſcheinenden Leichtſinn; man muß das Leben grade ſo und nicht anders nehmen. — Sie haben vielleicht Recht, erwiederte Oswald; aber Sie ſind nicht aus Grundſatz ſo, ſondern von Natur, und darum paßt Ihre Art zu ſeyn durchaus nur für Sie. —

Der Graf d'Erfeuil hörte Corinnens Namen im Tanzſaale nennen, und ging um zu ſehen, was es ſey. Lord Nelvil trat bis an die Thüre und ſah, wie der Prinz von Amalfi, ein Neapolitaner von der ſchönſten

Geſtalt, Corinnen auffoderte, die Tarantelle, einen eben ſo reizenden als eigenthümlichen neapolitaniſchen Nationaltanz, mit ihm zu tanzen. Corinnens Freunde baten ſie auch darum. Sie nahm es an, ohne ſich lange zureden zu laſſen, was den Grafen d'Erfeuil ziemlich Wunder nahm, da er an die Weigerungen gewohnt war, die es gebräuchlich iſt, in einem ſolchen Falle der Einwilligung vorangehn zu laſſen. Aber in Italien kennt man dies gezwungene Weſen nicht, und jeder glaubt ganz einfach der Geſellſchaft am meiſten zu gefallen, indem er ſich beeifert zu thun, was ſie wünſcht. Corinnen würde dieſes natürliche Betragen aufgebracht haben, wenn es nicht ſchon herrſchend geweſen wäre. Sie war leicht und reizend gekleidet, ihre Haare waren nach der italieniſchen Sitte unter ein ſeidnes Netz zuſammengeflochten, und aus ihren Augen leuchtete eine ſo lebhafte Freude, daß ſie verführeriſcher als je erſchien. Oswald gerieth in Verwirrung darüber und in Streit mit ſich ſelbſt. Er war ungehalten darüber, von Reizen gefeſſelt zu ſeyn, über die er ſich zu beklagen hatte; denn weit entfernt ihm gefallen zu wollen, war es faſt, um ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen, daß Corinna ſich ſo bezaubernd darſtellte. Aber wer kann den Verführungen der Anmuth widerſtehn? Selbſt mit Stolz verbunden würde ſie noch allvermögend ſeyn; und das war gar nicht Corinnens Stimmung. Sie bemerkte den Lord Nelvil, ſie erröthete und ihre Augen ſtrahlten, indem ſie ihn anblickte, von einem bezaubernd ſanften Feuer.

Der Prinz von Amalfi begleitete, indem er tanzte, ſeine Bewegungen mit Caſtagnetten. Corinna begrüßte, ehe ſie anfing, mit beiden Händen die Geſellſchaft auf eine anmuthsvolle Weiſe, dann ſchwang ſie ſich leicht herum und nahm das Tambourin, welches der Prinz von Amalfi ihr darreichte. Sie begann nun zu tanzen, indem ſie das

Tambourin in der Luft hin und her ſchwang, und alle ihre Bewegungen hatten eine Weichheit, eine Anmuth, eine Miſchung von Schüchternheit und Wolluſt, die eine Vorſtellung von der Gewalt geben konnte, welche die Bajaderen über die Einbildungskraft der Indier ausüben, deren Tanz in einem gewiſſen Sinne Poeſie iſt, indem ſie die verſchiedenſten Gefühle durch die bedeutenden Bewegungen und durch die bezaubernden Gemälde ausdrücken, welche ſie dem Auge darbieten. Corinna kannte alle Stellungen, welche die Maler und die alten Bildhauer darſtellen, ſo gut, daß ſie durch eine leichte Bewegung ihrer Arme, indem ſie das Tambourin über den Kopf in die Höhe, oder mit der einen Hand vorwärts hielt, während die andre mit unglaublicher Schnelligkeit an den Schellen hinfuhr, an die Tänzerinnen im Herculanum erinnerte, und eine Menge neuer Gedanken für Zeichnung und Malerei erweckte.

Es war nicht wie der franzöſiſche Tanz, der ſich nebſt der Eleganz beſonders durch die Schwierigkeit der Bewegungen auszeichnet; ſondern eine Art der Darſtellung, die mit Fantaſie und Gefühl weit näher in Verbindung ſtand. Der Charakter der Muſik ward wechſelsweiſe durch die abgemeſſenſten und weichſten Bewegungen ausgedrückt. Corinna wußte im Tanzen alles, was ſie ſelbſt fühlte, in der Seele der Zuſchauer hervorzurufen, als wenn ſie improviſirt, auf der Leyer geſpielt, oder Figuren gezeichnet hätte. Die Muſiker fühlten ſich, indem ſie ihr zuſahen, begeiſtert, den Zauber ihrer Kunſt noch mächtiger wirken zu laſſen. Eine freudige Begeiſterung ergriff die rege Fantaſie aller, die bei dieſem wunderbaren Tanz zugegen waren, und verſetzte ſie in eine dichteriſche Stimmung, wo man von einem Glück träumt, das nicht von dieſer Welt iſt.

Es iſt ein Moment in dieſem neapolitaniſchen Tanz, wo die Tänzerin niederkniet, während der Tänzer ſich um ſie dreht, nicht als Gebieter, aber doch als Sieger. Bezaubernd reizend und doch voll Würde war Corinna in dieſem Augenblick, und ſelbſt knieend erſchien ſie noch als Königin. Und als ſie ſich wieder aufrichtete, um ihre leichte Cymbel erklingen zu laſſen, ſchien ſie von einem ſo begeiſterten Gefühl jugendlichen Lebens und jugendlicher Schönheit beſeelt, daß man hätte glauben ſollen, ſie bedürfe Niemand, um glücklich zu ſeyn. Leider war dem nicht ſo, aber Oswald fürchtete es und ſeufzte, indem er Corinnen bewunderte, als wenn all dieſer Glanz und der allgemeine Beifall ſie nur immer mehr von ihm trennte. Am Ende des Tanzes wirft ſich nun auch der Tänzer auf die Knie; und jetzt iſt es die Tänzerin, die um ihn her tanzt. Corinna ſchien ſich in dieſem Augenblicke wo möglich noch ſelbſt zu übertreffen. Sie durchlief zwei- oder dreimal denſelben Kreis mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß ihre zierlich geſchmückten Füße mit der Eile des Blitzes über den Boden hin zu fliegen ſchienen; und als ſie eine Hand emporhob, um das Tambourin zu ſchwingen, und mit der andern dem Prinzen von Amalfi ein Zeichen gab, daß er aufſtehn möchte, ſo waren alle Männer in Verſuchung niederzuknieen ſo wie er; nur den Lord Nelvil allein ausgenommen, der einige Schritte zurücktrat, und den Grafen d'Erfeuil, der einige Schritte vorwärts machte, um Corinnen etwas artiges zu ſagen. Die Italiener aber, die zugegen waren, dachten nicht daran, durch ihre Bewunderung irgend eine Wirkung hervorbringen zu wollen; ſie überließen ſich ihr, weil ſie ſie wirklich empfanden. Sie ſind nicht genug an das geſellige Leben und an die Eigenliebe, welche es nährt, gewöhnt, um an den Eindruck zu denken, den ſie machen; ſie laſſen ſich nie durch Eitelkeit vom Genuß ablenken, und vergeſſen das Ziel nicht über den Weg der dahin führt.

Corinna freute ſich über den allgemeinen Beifall, und dankte allen mit einer ungezwungenen Freundlichkeit. Sie war froh, daß es ihr ſo gut gelungen ſey, und ihre kindliche Gutmüthigkeit war weit entfernt, dies verbergen zu wollen. Was ſie aber am meiſten beſchäftigte, war der Wunſch, ſich durch das Gedränge der Thür zu nähern, an der Oswald angelehnt ſtand. Endlich kam ſie dahin und blieb einen Augenblick ſtehen, um ein Wort von ihm zu erwarten. — Corinna, ſagte er zu ihr, indem er ſich Mühe gab, ſeine Verlegenheit, ſein Entzücken und ſeinen Schmerz zu verbergen, welche Huldigungen, welch ein Beifall umgiebt Sie! Aber findet ſich unter allen dieſen enthuſiaſtiſchen Anbetern auch ein Freund von ſicherm Muthe? Ein Beſchützer für das Leben? und ſollte das Geräuſch eitler Lobeserhebungen einer Seele wie der Ihrigen genügen?

Zweites Kapitel.

Das Gedränge verhinderte Corinnen, dem Lord Nelvil zu antworten. Man ging zum Abendeſſen und jeder Cavaliere servente eilte, ſich neben ſeine Dame zu ſetzen. Eine Fremde kam, und da ſie keinen Platz mehr fand, bot ihr keiner von den Herren den ſeinigen an, außer dem Lord Nelvil und dem Grafen d'Erfeuil. Es geſchah nicht aus Unhöflichkeit, daß keiner von den römiſchen Herren aufgeſtanden war; aber ſie haben keinen andern Begriff von Ehre und Pflicht in Geſellſchaften, als den, ihre Dame keinen Augenblick zu verlaſſen. Einige, die keinen Platz mehr gefunden hatten, ſtellten ſich hinter den Stuhl ihrer Schönen, bereit ſie auf den geringſten Wink zu bedienen Die Damen ſprachen mit Niemand als mit ihren Begleitern. Die Fremden irrten vergebens um dieſen Kreis herum, wo Niemand ihnen etwas zu ſagen hatte.

Schule; S. 230. und 233. über die Mängel der deutſchen Philoſophie, und den feinern Pantheiſmus, desgl. S. 237.; über Leibnitz S. 236. und 241. 242. über ſein dogmatiſches Werk und wahre Idee der Offenbarung; S. 274 u. 275. über den revolutionären Kampf der Zeit; S. 284. über die chriſtlichen Denker in der früheren deutſchen Litteratur; S. 291 u. 292. über den durch Fichte vollendeten Proteſtantiſmus; S. 293. und 294. über einige religiöſe Schriftſteller, S. 300. über die Eintracht im Glauben; S. 307. über Jakobi und den vierfachen Irrthum in der Philoſophie, S. 308. desgl.; S. 309. von dem neuern Secten-Streben; S. 310. u. 311. von der Wiedervereinigung des Glaubens und des Wiſſens; S. 316. von der pſychiſchen Begründung des Spiritualiſmus. Neu iſt der hinzugefügte Schluß von S. 328. — 341. über die gegenwärtige Epoche und deren intellektuelle Beſtimmung.

Viele andere, kleinere Zuſätze und Verbeſſerungen in beyden Theilen wird der Leſer ſelbſt bemerken.

Gedruckt bey Franz Ludwig.

Die Frauen in Italien kennen das Spiel der geſellſchaftlichen Eitelkeit nicht, die ſelbſt in der Liebe nur die Eigenliebe zu befriedigen ſucht; ſie wollen Niemand gefallen als dem, welchen ſie lieben. Hier wird der Geiſt nicht eher gefangen als Herz und Auge; auf den ſchnellſten Anfang folgt nicht ſelten eine wahre Neigung, ja eine lange Ausdauer. Die Untreue wird in Italien ſtrenger an einem Manne als an einer Frau getadelt. Drei oder vier Männer begleiten unter verſchiedenen Anſprüchen eine und dieſelbe Frau, welche ſie mit ſich herumführt, ohne ſich bisweilen auch nur die Mühe zu nehmen, dem Herrn des Hauſes, der ſie empfängt, ihre Namen zu ſagen. Der eine iſt der begünſtigte, der andre ſtrebt danach es zu werden, ein dritter heißt der unglückliche (il patito). Dieſer letzte iſt ganz zurückgeſetzt, doch erlaubt man ihm, die Rolle des Anbeters zu ſpielen. Alle dieſe Nebenbuhler leben friedlich mit einander; nur in den niedern Ständen hat ſich noch die Sitte der Dolchſtiche erhalten. Man findet hier eine ſeltſame Miſchung von Einfachheit und Verderbniß der Sitten, von Verſtellung und Offenheit, von Gutmüthigkeit und Rachſucht, von Schwäche und Kraft, welche ſich aus der durchaus bewährten Bemerkung erklärt, daß die guten Eigenſchaften in dieſer Miſchung daher kommen, daß man hier nichts für die Eitelkeit, die ſchlechten aber, daß man faſt alles für den Vortheil thut, ſey es nun daß dieſer Vortheil ſich auf Liebe, Ehrgeiz oder Geld beziehe.

Der Unterſchied der Stände hat in Italien nur wenig Einfluß. Die geringe Empfänglichkeit für die Vorurtheile dieſer Art iſt keineswegs eine Wirkung des Nachdenkens, ſondern des gefälligen Charakters und der vertraulichen Sitten; die Geſellſchaft wirft ſich zum Richter über nichts auf und ſo läßt ſie alles zu.

Nach dem Abendeſſen ſetzte ſich jeder

an's Spiel, einige Frauen an ein Hazardſpiel, andre zu einem Whiſt, wo das tiefſte Schweigen beobachtet wurde; man hörte keinen Laut in dem eben noch ſo geräuſchvollen Zimmer. Die Bewohner des Südens gehn oft von der heftigſten Bewegung zur tiefſten Ruhe über; die Art wie ſich Trägheit in ihnen mit der raſtloſeſten Thätigkeit vereinigt, iſt einer von den vielen ſcheinbaren Widerſprüchen ihres Weſens. Überhaupt muß man ſich hüten, dieſe Menſchen nach dem erſten Eindruck zu beurtheilen; denn es finden ſich in ihnen oft die entgegengeſetzteſten Tugenden und Fehler vereinigt. Sieht man ſie in dieſem Augenblick ſehr vorſichtig, ſo kann es leicht geſchehen, daß ſie ſich in dem nächſten als die kühnſten der Menſchen zeigen. Sind ſie träge, ſo iſt es vielleicht, weil ſie ſich ausruhen von ihrer Thätigkeit, oder weil ſie ſich zu einer neuen vorbereiten; kurz, keine einzige ihrer Seelenkräfte verbrauchen ſie in der Geſellſchaft, und in jedem entſcheidenden Augenblick ſpringen alle vereint hervor.

In dieſer Geſellſchaft, wo ſich Oswald und Corinna befanden, verloren einige Männer ungeheure Summen im Spiel, ohne daß man die geringſte Veränderung in ihrem Geſicht gewahr werden konnte; dieſelben würden irgend eine unbedeutende Begebenheit mit dem lebhafteſten Feuer und mit den ausdruckvollſten Gebehrden erzählt haben. Wenn die Leidenſchaften bis auf einen gewiſſen Grad der Heftigkeit ſteigen, ſo ſcheuen ſie den Blick des Beobachters und verhüllen ſich faſt immer in Schweigen und Unbeweglichkeit.

Lord Nelvil hatte noch ein bittres Nachgefühl von der Scene des Tanzes; er glaubte, die Italiener und ihre lebhafte Art ihre Bewunderung auszudrücken, hätten wenigſtens für einen Augenblick Corinnens Aufmerkſamkeit von ihm abgelenkt. Er fühlte ſich ſehr unglücklich darüber; aber ſein Stolz rieth ihm es zu verheimlichen, oder es wenigſtens nur durch die Geringſchätzung merken zu laſſen, die er gegen den Beifall äußerte, der ſeiner bewunderten Freundin ſo ſchmeichelhaft war. Man bot ihm ein Spiel an; er ſchlug es aus, Corinna ebenfalls und gab ihm ein Zeichen, ſich neben ſie zu ſetzen. Oswald fürchtete, daß man Anmerkungen über Corinnen machen möchte, wenn er den ganzen Abend ſo vor den Augen aller Welt allein mit ihr zubrächte. — Seyn Sie ruhig, ſagte ſie ihm, Niemand wird Acht auf uns geben. Es iſt hier der Gebrauch, nichts in Geſellſchaften zu thun, als was einem gefällt. Eine gutmüthige Höflichkeit iſt hinreichend, außerdem iſt nichts willkührliches feſtgeſetzt und wird keine Art von Rückſicht verlangt; Niemand begehrt, daß der andere ſich um ſeinetwillen Zwang anthun ſoll. Zwar giebt es hier keine Freiheit in dem Sinne, wie Sie es in England nehmen, aber man genießt im geſelligen Leben die vollkommenſte Zwangloſigkeit. — Das heißt, erwiederte Oswald, man zeigt ſehr wenig Achtung für ſittlichen Anſtand. — Wenigſtens keine Heucheley, unterbrach ihn Corinna. Rochefaucoult hat geſagt: der geringſte Fehler einer galanten Frau iſt ihre Galanterie. In der That, ſo groß auch das Unrecht der italieniſchen Frauen ſeyn mag, ſie nehmen wenigſtens zu Lügen ihre Zuflucht nicht, und wenn die Ehe hier nicht heilig genug gehalten wird, ſo geſchieht es mit Bewilligung beider Theile.

Dieſer Mangel an Verſtellung, antwortete Oswald, iſt kein Beweis für die Aufrichtigkeit des Charakters, ſondern entſpringt bloß aus Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Urtheil. Als ich hier ankam, hatte ich einen Empfehlungsbrief an eine Prinzeſſin; ich gab ihn meinem Lohnbedienten, um ihn hinzutragen. Er ſagte mir: „Dieſer Brief kann Ihnen jetzt nichts helfen, mein Herr, denn die Prinzeſſin ſieht Niemanden, ſie iſt verliebt.“ Dieſer Zuſtand des Verliebtſeyns ward allgemein bekannt gemacht, wie irgend ein andres Verhaltniß des Lebens, ohne daß dieſe Öffentlichkeit durch eine außerordentliche Leidenſchaft entſchuldigt würde; mehrere Verhältniſſe der Art folgen auf einander und ſind alle gleich ſehr bekannt. Die Frauen machen ſogar kein Geheimniß daraus, daß ſie mit weniger Verlegenheit von ihren Liebhabern reden, als unſre Frauen von ihren Männern ſprechen würden. Kein tiefes oder zartes Gefühl verbindet ſich, wie ſich leicht denken läßt, mit dieſer Reizbarkeit ohne ſittliche Scheu. Daher giebt es auch bei dieſer Nation, wo man an nichts als an Liebe denkt, keinen einzigen Roman, weil die Liebe hier ſo ſchnell vorübergehend und ſo öffentlich bekannt iſt, daß er keine Art von Entwickelung zuläßt, und man, um die herrſchenden Sitten in dieſer Rückſicht nach der

Wahrheit zu ſchildern, auf der erſten Seite zugleich anfangen und endigen müßte. Verzeihen Sie mir, Corinna, rief der Lord Nelvil, da er bemerkte wie empfindlich ihr das war, was er ſagte, Sie ſind eine Italienerin, und dieſer Gedanke ſollte mich entwaffnen. Aber eine von den Urſachen, warum Sie ſo unwiderſtehlich ſind, iſt eben die Vereinigung aller der Vorzüge, welche die verſchiedenen Nationen auszeichnen. Ich weiß nicht, in welchem Lande Sie erzogen ſind, aber gewiß haben Sie nicht Ihre ganze Lebenszeit in Italien zugebracht; vielleicht war es in England ſelbſt . . . . . . ach, Corinna, wenn das wahr wäre, wie hätten Sie dieſes Heiligthum des ſittlichen Zartgefühls verlaſſen können, um hieher zu kommen, wo nicht bloß die Tugend, ſondern die Liebe ſelbſt ſo ſchlecht verſtanden wird? Man athmet wohl ihren Hauch in der Luft; aber dringt ſie auch bis in das Herz? Die italieniſchen Gedichte, in denen die Liebe die

Hauptſache iſt, ſind ſehr reizend und voller Einbildungskraſt; glänzende Gemälde von den friſcheſten und üppigſten Farben. Aber wo findet man jenes tiefe und zarte Gefühl, welches die Seele unſrer Poeſie iſt? Was können Sie der Scene der Belvidera mit ihrem Gemahl im Otway entgegenſtellen; dem Romeo des Shakſpeare, und der bewundrungswürdigen Schilderung des Thomſon in ſeinem Frühlinge, wo er das Glück der Liebe und der Ehe mit ſo edeln und rührenden Zügen malt. Giebt es eine ſolche Ehe in Italien? Und kann da, wo es kein häusliches Glück giebt, wohl Liebe gefunden werden? Iſt nicht dieſes Glück das Ziel jeder wahren Liebe, die aus dem Herzen kommt, wie der Genuß der bloß ſinnlichen? Sind nicht alle Frauen, die jung und ſchön ſind, einander gleich, wenn nicht die Eigenſchaften der Seele und des Geiſtes den Vorzug beſtimmen? Und welchen Wunſch erregen dieſe Eigenſchaften? Den der Ehe, das heißt der Gemeinſchaft aller Gefühle und Gedanken. Selbſt die unrechtmäßige Liebe iſt bei uns, wenn ſie unglücklicherweiſe einmal Statt findet, noch gewiſſermaßen ein Nachbild der Ehe; die Seele ſucht auch da in dem andern jene innige Befriedigung, die ſie in ſich allein nicht finden kann; ja die Untreue ſelbſt iſt ſittlicher in England als die Ehe in Italien.

Dieſe Worte waren hart und verletzten Corinnen tief. Sie ſtand ſchnell auf, die Augen voller Thränen, ging aus dem Zimmer und eilte nach Hauſe. Oswald war in Verzweiflung, Corinnen beleidigt zu haben; ſeine Empfindlichkeit über die Bewunderung, die Corinnen's Tanz erregt hatte, verrieth ſich in den Worten, die ihm entfuhren. Er folgte ihr nach in ihre Wohnung, aber ſie weigerte ſich, ihn zu ſehen. Des andern Morgens ging er noch einmal vergeblich hin, ihre Thür war verſchloſſen. Dieſe fortgeſetzte Weigerung, den Lord Nelvil anzu-

Verbeſſerungen
im erſten und zweyten Bande.

Th. I. Seite 22. Zeile 1 v. o. ſtatt von lies vor.

— Seite 166. Zeile 11. v. Zuſammenhange l. Zuſammenklange.

— Seite 257. in der Überſchrift Zeile 2. v. o. deſſelben l. derſelben.

Th. II. Seite 331. Zeile 15. v. o. ſtatt falſche l. feſte.

nehmen, war eigentlich nicht in Corinnens Charakter, aber ſie war durch die Meinung, welche er über die Italienerinnen geäußert hatte, auf's ſchmerzlichſte beleidigt, und eben dieſe Meinung ſchien es ihr nothwendig zu machen, in Zukunft wo möglich die Leidenſchaft, von der ſie beherrſcht ward, zu verbergen.

Oswald ſeiner Seits fand in Corinnens Betragen bei dieſer Gelegenheit nicht die Offenheit, die ihr ſonſt natürlich war; er beſtärkte ſich immer mehr in dem Mißvergnügen, welches der Ball ihm verurſacht hatte, und erhielt ſich abſichtlich in dieſer Stimmung, welche die Leidenſchaft bekämpfen konnte, deren Herrſchaft er fürchtete. Seine Grundſätze waren ſtreng, und das Geheimniß, welches das vorige Leben ſeiner Geliebten verhüllte, war ihm höchſt ſchmerzlich. Corinnens Weſen ſchien ihm äußerſt reizend, aber zuweilen etwas zu ſehr belebt durch die Begierde allgemein zu gefallen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL;F. FN. 09695/019

Er fand wohl etwas ſehr Edles und Zurückhaltendes in ihren Reden und ihrem Anſtande, aber zu wenig Strenge in ihren Meinungen. Kurz, Oswald fühlte ſich angezogen und hingeriſſen, aber es blieb ein Widerſpruch in ſeinem Innern, der jenen Eindruck bekämpfte. Eine Lage, die oft zur Bitterkeit verleitet. Man iſt unzufrieden mit ſich und mit den andern. Man leidet und man hat zugleich eine Art von Bedürfniß noch mehr zu leiden, oder wenigſtens eine gewaltſame Erklärung herbeizuführen, um einem der ſtreitenden Gefühle, die das Gemüth ſchmerzlich theilen, einen vollkommnen Sieg zu verſchaffen.

In dieſer Stimmung ſchrieb Lord Nelvil Corinnen. Sein Brief war bitter und beleidigend; er fühlte es, aber in der Verworrenheit ſeines Gefühls entſchloß er ſich endlich, ihn abzuſchicken; er war ſo unglücklich durch den Kampf in ſeinem Innern, daß er um jeden Preis eine Entſcheidung wünſchte, ſey es welche es wolle.

Ein Gerücht, das der Graf d'Erfeuil ihm hinterbracht hatte, trug vielleicht noch dazu bei, ſeine Ausdrücke noch bittrer zu machen, obgleich er ſelbſt ihm keinen Glauben beimaß. Man breitete in Rom aus, daß Corinna den Prinzen von Amalfi heirathen würde. Oswald wußte wohl, daß ſie ihn nicht liebte, und konnte ſich leicht erklären, daß der Ball die einzige Urſache dieſes Geſprächs war. Aber er bildete ſich feſt ein, ſie habe den Prinzen den Morgen des Tages bei ſich geſehen, wo er abgewieſen worden. Er war zu ſtolz, ſich ſeine Eiferſucht merken zu laſſen, und ließ ſeine geheime Unzufriedenheit um ſo mehr an der Nation aus, für welche er zu ſeinem höchſten Verdruß eine ſolche Vorliebe bei Corinnen bemerkte.

Drittes Kapitel.

Oswalds Brief an Corinnen.

Den 24ſten Januar 1794.

„Sie wollen mich nicht ſehen, Sie ſind über unſer vorgeſtriges Geſpräch beleidigt und haben ſich ohne Zweifel vorgenommen, künftig Niemand außer Ihren Landsleuten bei ſich zu ſehen, und dadurch den Fehler wieder gut zu machen, daß Sie einen Fremden aufgenommen hatten. Doch bin ich weit entfernt, daß es mich reuen ſollte, freimüthig über die Italienerinnen mit Ihnen, die ich thöricht genug war als eine Engländerin betrachten zu wollen, geſprochen zu haben. Ich werde es Ihnen vielmehr wo möglich noch ungleich ſtärker ſagen, daß wenn Sie einen Gemahl aus der Geſellſchaft, die Sie umgiebt, wählen wollten, dieſe Wahl weder Ihrem Glück noch Ihrer Würde zuträglich ſeyn kann.

Ich kenne keinen Mann unter den Italienern, der Ihrer würdig wäre; auch nicht einen giebt es, der Sie durch eine Verbindung mit ihm ehren könnte, was er Ihnen auch für Titel verleihen möchte. Die Männer haben in Italien weit weniger Werth als die Frauen; denn ſie haben alle Fehler des weiblichen Geſchlechts und die ihres eignen noch obendrein. Sie werden mich niemals überreden, daß dieſe Bewohner des Südens, die den Schmerz ſo ängſtlich fliehen und nur einzig das Glück ſuchen, der Liebe fähig ſind. Haben Sie mir nicht ſelbſt geſagt, daß Sie den verwichenen Monat einen Mann im Schauſpiel geſehn, der acht Tage zuvor ſeine Frau und eine andre, die er zu lieben vorgab, verloren hatte? Man ſucht ſich hier ſo ſchnell als möglich der Verſtorbenen und des Gedankens an den Tod zu entledigen. Die Gebräuche des Begräbniſſes werden durch die Prieſter vollzogen, wie der Dienſt der Liebe von den

Cavalieri serventi verſehen wird. Geſetz und Gewohnheit hat alles im voraus beſtimmt, das Gefühl der Erinnerung und die Begeiſterung ſucht man vergeblich. Überdem, und dies zerſtört alle Liebe am meiſten, flößen die Männer den Frauen keine Art von Achtung ein; und ſo wiſſen ihnen dieſe gar keinen Dank für ihre Unterwürfigkeit, weil ſie durchaus keine Feſtigkeit im Charakter und keine ernſthafte Beſchäftigung im Leben haben. Damit die Natur und die geſellſchaftliche Einrichtung ſich in ihrer ganzen Schönheit zeigen können, muß der Mann der Beſchützer ſeyn und die Frau die Beſchützte, aber der Starke muß das ſchwache Weſen, das er vertheidigt, anbeten und die Gottheit ohne Gewalt ehren, die ſeinem Hauſe Glück bringt, wie die Penaten. Hier möchte man faſt ſagen, daß die Frauen wie der Sultan ſind, und die Männer das Serail.“

„Die Männer haben hier die Weichheit

und Biegſamkeit des weiblichen Charakters. Ein italieniſches Sprichwort ſagt: wer ſich nicht zu verſtellen weiß, der weiß nicht zu lieben. Iſt dies nicht ein recht weibliches Sprichwort? Und in der That, wie könnte ein Mann ſich in einem Lande, wo es weder eine militäriſche Laufbahn noch irgend eine auf Freiheit gegründete Einrichtung giebt, zur Würde und Kraft des Charakters bilden? Daher lenken ſie auch ihren Geiſt ganz auf die Seite der Geſchicklichkeit, ſie ſpielen das Leben wie ein Spiel Schach, wo alles nur darauf ankommt, zu gewinnen. Von den Erinnerungen des Alterthums iſt ihnen nichts übrig geblieben, als etwas übertriebenes in ihren Ausdrücken und in der äußern Pracht; aber dicht neben dieſer falſchen Größe ohne Gehalt ſieht man oft Beweiſe von der äußerſten Gemeinheit des Geſchmacks oder von der traurigſten Vernachläßigung im häuslichen Leben. Iſt das die Nation, Corinna, welche Sie jeder andern vorziehen ſollten? deren lärmende Beifallsbezeigungen Ihnen ſo nothwendig ſind, daß jede andre Beſtimmung neben dieſen wiederhallenden Bravo's Ihnen traurig erſcheinen würde? Wer dürfte ſich ſchmeicheln, Sie glücklich machen zu können, wenn er Sie dieſem Geräuſch entriſſe? Sie ſind ein unbegreifliches Weſen, Ihr Gefühl iſt ſo tief und doch Ihre Wahl in dem, was Ihnen gefällt, oft leichtſinnig; frei durch den Adel Ihrer Seele, ſind Sie dennoch gebunden durch das Bedürfniß der Zerſtreuung; fähig einen einzigen zu lieben, haben Sie gleichwohl alle nöthig. Sie ſind eine Zauberin, die einen wechſelsweiſe verwirrt und beruhigt; jetzt erſcheinen Sie in aller Erhabenheit und verſchwinden dann plötzlich aus der Sphäre wo Sie allein ſtehen, um ſich unter das Gedränge zu miſchen. Corinna, man muß Sie fürchten, indem man Sie liebt."

Oswald.

Corinna war beleidigt durch die gehäſſigen Vorurtheile, die Oswald in dieſem Brief gegen ihre Nation zu erkennen gab. Zum Glück errieth ſie, daß er wegen des Feſtes böſe ſey, und weil ſie ſeine Beſuche ſeit dem Geſpräche jenes Abends abgewieſen hatte; dieſe Betrachtung milderte den peinlichen Eindruck etwas, welchen ſein Brief ihr machte. Sie zweifelte einige Zeit, wie ſie ſich nun gegen ihn betragen ſollte, oder wenigſtens glaubte ſie zu zweifeln. Ihr Gefühl machte ſie geneigt, ihn wieder zu ſehen, aber es war ihr ſehr peinlich, daß er dann glauben könnte, ſie wünſche ihn zu heirathen, obgleich ihr Vermögen wenigſtens gleich war,* und ihr wahrer Name, wenn ſie ihn hätte entdecken wollen, dem des Lord Nelvil nichts nachgab. Deſſen ungeachtet mußte die ungewöhnliche und unabhängige Lebensart, welche ſie erwählt hatte, ihn von dem Gedanken einer Heirath entfernen; und gewiß würde ſie ſelbſt die-

ſen Gedanken verworfen haben, wenn ihre Liebe ſie nicht über alle Leiden verblendet hätte, die ihr bevorſtanden, wenn ſie einen Engländer heirathete und Italien entſagte.

In allem, was die Liebe betrifft, kann man dem Stolz entſagen, aber ſobald die Meinungen und Verhaltniſſe der Welt ſich auf irgend eine Weiſe als Hinderniß darſtellen, ſobald man vorausſetzen kann, daß der, den man liebt, durch die Verbindung mit uns etwas verlieren würde, iſt es nich mehr möglich, ſich unbefangen dem Gefühl der Hingebung zu überlaſſen. Corinna konnte ſich aber dennoch nicht entſchließen, mit Oswald zu brechen, und ſuchte ſic ſelbſt zu überreden, ſie würde ihn noch ferner ſehen und ihm die Liebe, die ſie für ih fühlte, verbergen können. In dieſer Abſich machte ſie ſich's zum Geſetz, in ihrem Brief bloß auf ſeinen ungerechten Angriff gege die italieniſche Nation zu antworten, un ſich darüber ſo mit ihm einzulaſſen, als o dies allein in ſeinem Brief ihr wichtig ſey. Wohl die beſte Art, wie eine Frau von überlegnem Geiſt ſich wieder in die gehörige Entfernung und Würde ſetzen kann, wenn ſie ſich in das Gebiet allgemeiner Bemerkungen zurückzieht.

Corinna an den Lord Nelvil.

Den 25ſten Januar 1794.

„Wenn Ihr Brief nur mich allein beträfe, ſo würde ich es nicht verſuchen, mich zu vertheidigen. Ich bin ſo leicht zu kennen, daß wer mich nicht von ſelbſt verſteht, durch alle Erklärungen, die ich geben könnte, mich um nichts mehr verſtehen würde. Glauben Sie mir, die tugendhafte Zurückhaltung der Engländerinnen, die einnehmende Kunſt der Franzöſinnen, dient oft nur dazu, die Hälfte von dem, was in ihrer Seele vorgeht, zu verbergen. Was Ihnen an mir Zauberei zu nennen beliebt, iſt nichts als eine zwangloſe Natur, die zuweilen entgegengeſetzte Gedanken und verſchiedenartige Gefühle ſehen läßt, ohne ſich die Mühe zu geben, ſie in Übereinſtimmung zu bringen. Wo dieſe gleichmäßige Übereinſtimmung ſich findet, iſt ſie faſt immer künſtlich, und die meiſten aufrichtigen Charaktere ſind nicht frei von Widerſprüchen. Doch ich wollte Ihnen nicht von mir ſprechen, ſondern von der unglücklichen Nation, welche Sie ſo ſchonungslos angreifen. Iſt es vielleicht meine Anhänglichkeit an meine Freunde, die Ihnen dieſen bittern Haß einflößt? Sie kennen mich zu gut, als daß Sie eiferſüchtig darüber ſeyn könnten, und ich bin nicht ſtolz genug, zu glauben, daß ein Gefühl der Art Sie in einem ſo hohen Grade ungerecht machen könnte. Sie ſagen über die Italiener, was alle Fremden darüber ſagen, und was beim erſten Anblick auffallen muß; aber man muß tiefer eindringen um ein Land zu beurtheilen, welches in verſchiedenen Zeitaltern ſo groß war. Woher kommt es denn, daß dieſe Nation unter den Römern die kriegeriſchſte, in den Republiken des Mittelalters eiferſüchtiger als jede andre auf ihre Freiheit, und im ſechszehnten Jahrhundert die glänzendſte in Litteratur, Wiſſenſchaft und Kunſt? Hat ſie nicht dem Ruhm unter allen Geſtalten nachgeſtrebt? Und wenn ſie jetzt keinen mehr beſitzt, warum wollen Sie nicht den Grund davon in ihrer politiſchen Lage ſuchen, da ſie unter andern Umſtänden ſo ganz verſchieden von dem war, was ſie jetzt iſt."

„Ich weiß nicht, ob ich mich täuſche, aber die Fehler der Italiener flößen mir kein andres Gefühl ein, als das des Mitleids mit ihrem Schickſal. Die Fremden haben von jeher dies ſchöne Land, den ewigen Gegenſtand ihres Ehrgeizes, erobert und zerſtört; und die Fremden ſind es, welche eben dieſem Volke mit ſolcher Bitterkeit die Fehler jedes beſiegten und zerſtörten Volkes vorwerfen! Europa hat Künſte und Wiſſenſchaften von den Italienern empfangen, und jetzt, da es ihre eigne Gaben gegen die Geber gewandt hat, macht es ihnen oft noch den letzten Ruhm ſtreitig, der den Nationen ohne kriegeriſche Macht und ohne bürgerliche Freiheit vergönnt bleibt, den Ruhm der Wiſſenſchaft und der Kunſt.“

„Es iſt ſo unläugbar, daß die Regierungen den Charakter der Nationen beſtimmen, daß Sie in Italien ſelbſt eine ſehr merkwürdige Verſchiedenheit der Sitten in den verſchiedenen Staaten, die es bilden, finden können. Die Piemonteſer, welche eine kleine Nation für ſich bildeten, haben einen kriegeriſcheren Geiſt als die übrigen Italiener; die Florentiner, welche entweder die Freiheit oder Fürſten von einem liberalen Geiſte beſaßen, ſind aufgeklärt und milde; die Venetianer und Genueſer ſind empfänglich für politiſche Ideen, indem ihre Verfaſſung eine republikaniſche Ariſtokratie iſt; die Mayländer zeichnen ſich durch ihre Aufrichtigkei aus, weil von alten Zeiten her die Nordländer dieſen Charakter hierher mitgebracht haben; die Neapolitaner könnten leicht kriegeriſch werden, weil ſie ſeit mehreren Jahrhunderten unter einer zwar unvollkommnen aber doch eignen Regierung vereinigt waren. Der römiſche Adel iſt freilich unwiſſend und träge, da er weder militäriſch noch bürgerlich beſchäftigt iſt; die Geiſtlichen aber, die eine Laufbahn und eine Beſchäftigung haben, ſind ungleich gebildeter; und da die päbſtliche Regierung auf den Unterſchied der Geburt gar keine Rückſicht nimmt, und der Rang der Geiſtlichkeit im Gegentheil ganz durch Wahl beſtimmt wird, ſo entſteht dadurch eine Art von Freiheit, die nicht von Grundſätzen, ſondern von Gewohnheiten abhängt, und die Rom zu dem angenehmſten Aufenthalte für alle diejenigen macht, die weder die Ausſicht noch den Wunſch haben, eine Rolle in der Welt zu ſpielen."

„Die Bewohner des Südens werden

leichter durch ihre bürgerlichen Einrichtungen beſtimmt als die Nordländer; ſie ſind biegſam aus Trägheit, und die Natur bietet ihnen ſo viel Genuß an, daß ſie ſich leicht über den tröſten, welchen der Staat ihnen verſagt. Unſtreitig iſt viel Sittenverderbniß in Italien, und doch ſind die geſellſchaftlichen Verhältniſſe bei weitem nicht ſo verfeinert. Man könnte beinah etwas Wildes in dieſem Volke finden, trotz aller Feinheit ſeines Verſtandes, eine Schlauheit, die der Geſchicklichkeit des Jägers gleicht, ſeine Beute zu ertappen. Träge Völker ſind meiſtens voller Liſt; ein ſanftes Äußere iſt ihnen zur Gewohnheit geworden und dient ihnen ſelbſt ihren Zorn, wenn es ſeyn muß, zu verſtellen; denn nur hinter dem Schleier des gewöhnlichen Betragens kann man einen außerordentlichen Zuſtand verbergen.“

„Die Italiener ſind wahr und treu in ihren Privatverhältniſſen. Habſucht und

Ehrgeiz üben eine große Gewalt über ſie aus, Eitelkeit und Dünkel dagegen gar keine; der Unterſchied des Ranges macht nur wenig Eindruck; es giebt keine Geſellſchaft und keine Mode, und man weiß nichts von den kleinen Künſten, in jedem Augenblick bald dieſen bald jenen Eindruck hervorzubringen. Dieſe beſtändigen Quellen der Verſtellung und des Neides ſind ihnen unbekannt. Wenn ſie ihre Feinde oder Nebenbuhler hintergehen, ſo geſchieht es, weil ſie im Verhältniſſe des Kriegs mit ihnen zu ſtehen glauben; im Frieden aber ſind ſie grade und offen. Dieſe Offenheit eben iſt der Grund des Ärgerniſſes, worüber Sie Klage führen. Die Frauen, die unaufhörlich von der Liebe reden hören und mitten unter verführeriſchen Beiſpielen und Anreizungen zur Liebe leben, verheimlichen ihre Gefühle nicht und bewähren die Unbefangenheit ihres Herzens in der Art ſelbſt, wie ſie ſich dem ſittlichen Verderbniß ergeben; vom Lächerlichen haben ſie gar keine Vorſtellung, beſonders von dem, was aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen entſteht. Einige ſind ſo unwiſſend, daß ſie nicht ſchreiben können und geſtehen es öffentlich. Sie antworten auf ein Morgenbillet durch ihren Procurator (il paglietto) in Folio und im Style einer Bittſchrift. Dagegen ſieht man auch unter denen, die unterrichtet ſind, welche, die als Profeſſoren an einer Akademie öffentliche Vorleſungen in ſchwarzer Amtskleidung halten. Wollte man darüber lachen, ſo würde man zur Antwort erhalten: „Iſt es etwas Böſes, Griechiſch zu verſtehen? oder ſein Leben durch ſeine Arbeit zu gewinnen? Wie können Sie alſo über etwas ſo einfaches lachen?“ —

„Soll ich nun einen noch empfindlicheren Gegenſtand berühren, Mylord, und ſoll ich zu erklären ſuchen, warum die Männer oft wenig kriegeriſchen Geiſt verrathen? Für Liebe und Haß geben ſie ihr Leben mit der größten Leichtigkeit hin; die Dolchſtiche, die aus dieſem Grunde gegeben und empfangen werden, wundern und ſchrecken Niemand. Sie fürchten den Tod nicht, wenn die Leidenſchaft und Natur ihm zu trotzen gebieten; aber man muß geſtehen, daß ſie oftmals das Leben dem bürgerlichen Intereſſe vorziehn, welches ſie faſt gar nicht berührt, weil ſie kein Vaterland haben. Auch die Grundſätze der ritterlichen Ehre können meiſtens nur wenig Einfluß bei einer Nation haben, wo die Meinung und die Geſellſchaft, aus der ſie hervorgehen, gar nicht vorhanden ſind. Es iſt natürlich genug, daß bei einer ſolchen Auflöſung aller öffentlichen Gewalten die Frauen ſich einer großen Herrſchaft über die Männer anmaßen, und vielleicht iſt die, welche ſie wirklich beſitzen, zu groß, als daß ſie die Männer noch ehren und bewundern könnten. Und doch iſt das Betragen derſelben gegen ſie voll Zartgefühl und inniger Ergebenheit. Die häuslichen Tugenden ſind in England der

Stolz und das Glück des weiblichen Geſchlechts; wenn es aber Länder giebt, wo die Liebe auch außer den heiligen Banden der Ehe Statt findet, ſo iſt Italien unter allen gewiß dasjenige, wo das Glück der Frauen am meiſten geſchont wird. Die Männer haben ſich eine Art von Moral gebildet für Verhältniſſe, die eigentlich nicht moraliſch ſind, und ſind in der Vertheilung der Pflichten wenigſtens gerecht und großmüthig geweſen. Sie betrachten ſich ſelbſt als ungleich ſchuldiger wie die Frauen, wenn ſie das Band der Liebe brechen, weil die Frauen mehr aufgeopfert haben und mehr verlieren. Sie glauben vor dem Richterſtuhle des Herzens ſey der am ſchuldigſten, der am meiſten Leiden verurſacht. Haben die Männer Unrecht, ſo iſt es aus Härte; bei den Frauen geſchieht es aus Schwäche. Die Geſellſchaft, die zugleich verderbt und ſtreng iſt, das heißt unerbittlich gegen jeden Fehler, der ein Unglück nach ſich zieht, muß härter gegen die Frauen ſeyn; in einem Lande aber, wo es keine Geſellſchaft giebt, gewinnt die natürliche Gutmüthigkeit im Urtheil wieder mehr die Oberhand."

„Die Begriffe von Achtung und Würde ſind zwar, ich geſtehe es, weniger mächtig, ja ſogar weniger bekannt in Italien, als irgend ſonſt wo. Das Nichtvorhandenſeyn der Geſellſchaft und einer öffentlichen Meinung iſt der Grund davon; aber ich behaupte troz allem, was man von der Treuloſigkeit der Italiener geſagt hat, daß dies eines der Länder iſt, wo man am meiſten Gutmüthigkeit findet. Dieſe Gutmüthigkeit iſt in allem, was die Eitelkeit betrifft, ſo groß, daß, obgleich die Fremden von keinem Lande mehr übles geſagt haben als von dieſem, ſie dennoch in keinem andern eine ſo wohlwollende Aufnahme finden. Man wirft den Italienern einen zu großen Hang zur Schmeichelei vor; aber man ſollte auch bemerken, daß es meiſtentheils nicht aus einer eigennützigen Abſicht, ſondern bloß aus wahrer Begierde ſich gefällig zu bezeigen geſchieht, daß ſie ihre verbindlichen und ſchmeichelhaften Ausdrücke verſchwenden, denen ihr Betragen im gewöhnlichen Leben vollkommen entſpricht. Aber würden ſie auch bei außerordentlichen Gelegenheiten treu in der Freundſchaft ſeyn, wo man der Gefahr und dem Unglück ihrentwegen Trotz bieten müßte? Nur eine kleine, nur eine ſehr kleine Anzahl, ich geſtehe es, würde dazu fähig ſeyn; aber ich glaube nicht, daß dieſe Bemerkung von Italien allein gilt.“

„Der Italiener hat etwas von der orientaliſchen Trägheit, aber Niemand übertrifft ihn an Ausdauer und Thätigkeit, wenn ſeine Leidenſchaften einmal erregt ſind. Dieſelben Frauen, die ſo träge wie Odalisken im Serail ſcheinen, ſind plötzlich der edelſten Aufopferung fähig. Das Gemüth und der Sinn des Italieners hat ſeine Geheimniſſe, man ſtößt wechſelsweiſe auf unerwartete

Züge von Großmuth und Freundſchaft, und dann wieder auf ſchreckliche Beweiſe von Haß und Rache. Wetteifer findet hier in keiner Rückſicht Statt; das Leben iſt hier nichts als ein Schlummer voll angenehmer Träume unter einem heitern Himmel. Man gebe aber dieſen Menſchen einen Zweck, und man wird ſehen, daß ſie in ſechs Monaten alles lernen und alles begreifen, was man will. Eben ſo iſt's mit den Frauen; warum ſollten ſie ihren Geiſt ausbilden, da die meiſten Männer ſie alsdann nicht verſtehen würden? Sie würden alſo von Seiten des Gefühls verlieren, was ihr Geiſt an Kenntniſſen gewönne; aber wenn ein Mann von ausgebildetem Verſtand der Gegenſtand ihrer Liebe wäre, ſo würden ſie ſich bald ſeiner würdig zu machen wiſſen. Alles ſchlummert hier; aber in einem Lande, wo alles was wahrhaft groß iſt, ſich nicht frei bewegen kann, da iſt Ruhe und Sorgloſigkeit edler als ein leeres Treiben um kleine Zwecke."

„Selbſt die Künſte müſſen ſinken, da wo keine neuen Gedanken aus der raſchen Thätigkeit eines reichen Lebens hervorgehen. Aber in welchem Lande hat man dennoch jemals dem litterariſchen und dem künſtleriſchen Verdienſt eine gleiche Bewunderung gezollt, wie in Italien? Die Geſchichte belehrt uns, daß Päbſte, Fürſten und Völker zu allen Zeiten die Maler, Dichter und ausgezeichneten Schriftſteller durch die glänzendſten Ehrenbezeigungen belohnt haben (1). Ich geſtehe es Ihnen, Mylord, dieſe Begeiſterung für das Schöne iſt einer von den Hauptgründen, die mich an dieſes Land feſſeln. Hier findet man nicht die abgeſtumpfte Einbildungskraft, die muthlos machende Denkart und die alles beherrſchende Maſſe des Mittelmäßigen, wodurch man an andern Orten den emporſtrebenden Geiſt ſo gut zu quälen oder zu erſticken weiß. Ein Gedanke, ein Gefühl, ein überraſchend glücklicher Ausdruck, iſt wie eine Flamme, die in der Seele des Zuhörers zündet. Zwar erregt das Talent hier, grade weil es die erſte Stelle einnimmt, viel Neid; Pergoleſe ward wegen ſeines Stabat mater ermordet; Giorgione malte im Panzer, wenn er genöthigt war an einem öffentlichen Orte zu arbeiten. Hier geht dieſelbe gewaltthätige Eiferſucht auf die Kunſt, die anderswo nur durch die Herrſchaft hervorgerufen wird. Dieſe Eiferſucht ſetzt ihren Gegenſtand keineswegs herab; immer noch mit dem Fanatismus der Bewunderung vermiſcht, ruft ſie vielmehr grade indem ſie es verfolgt, das Genie hervor. Kurz, wenn man ſo viel Leben in einem ſo eng geſchloſſenen Kreiſe ſieht, mitten unter ſo vielen Hinderniſſen und Bedrückungen jeder Art, ſo kann man ſich, dünkt mich, nicht entbrechen, lebhaften Antheil an einem Volke zu nehmen, das mit Begier die wenige freie Luft einathmet, welche die Einbildungskraft durch die Schranken, welche es einſchließen, herbeiführt.“

„Ich kann es nicht läugnen, dieſe Schranken ſind ſo groß, daß die Männer in Italien ſelten die Würde und den Stolz erreichen, der freie und kriegeriſche Nationen auszeichnet. Ich will ſogar geſtehen, Mylord, wenn Sie es wollen, daß der Charakter dieſer Nationen den Frauen leicht mehr Begeiſterung und mehr Liebe einflößen kann. Aber wäre es nicht auch möglich, daß ein kühner, edler und ſtrenger Mann alle Eigenſchaften vereinigte, welche die Liebe hervorrufen, ohne diejenigen zu beſitzen, welche allein das Glück verſprechen?"

Corinna.

Viertes Kapitel.

Corinnens Brief war Urſache, daß Oswald zum zweitenmale bereute, an eine Trennung von ihr gedacht zu haben. Die ſanfte Würde und die geiſtreiche Art, mit der ſie ſeine harten Vorwürfe ablehnte, rührten ihn tief und erfüllten ihn mit Bewunderung. Eine ſo große, ſo wahre, ſo einfache Überlegenheit ſchien ihm ganz außer der gewöhnlichen Erfahrung zu liegen. Freilich fühlte er immer noch, daß Corinna nicht das ſchwache, furchtſame Weſen ſey, das an allem zweifelt, außer an ſeiner Pflicht und ſeiner Liebe, wie er in ſeiner Einbildungskraft ſich die Gefährtin ſeines Lebens entworfen hatte, womit Luciliens Bild, ſo wie er ſie in einem Alter von zwölf Jahren geſehen, weit beſſer übereinſtimmte; aber konnte man wohl irgend etwas mit Corinnen vergleichen? War es möglich, die gewöhnlichen Geſetze und Grundſätze auf ein

Weſen anzuwenden, das ſo viele ganz verſchiedenartige Vorzüge vereinigte, die allein durch ihr Genie und ihr Herz zuſammen gehalten wurden? Corinna war ein Wunder der Natur, und dieſes Wunder, geſchah es nicht Oswalden zu Liebe, da er ſich ſchmeicheln durfte, von einer ſolchen Frau geliebt zu ſeyn? Aber welches war ihr Name und ihre Herkunft? Und was für einen Entſchluß würde ſie faſſen, wenn er ihr die Abſicht erklärte, ſich auf immer mit ihr zu vereinigen? Alles war noch im Dunkeln, und obgleich Oswald in ſeiner Begeiſterung ſich ſelbſt überredete, daß er entſchloſſen ſey, ſie zu heirathen, ſo ſtörte ihn doch oft von neuem der Gedanke, daß Corinnens Leben nicht ganz tadelfrei geweſen, und daß ſein Vater eine ſolche Heirath ohne allen Zweifel gemißbilligt haben würde, und ſtürzte ſein Herz in die ängſtlichſte Unentſchloſſenheit.

Er war nicht ſo gebeugt von Schmerz als zu der Zeit, da er Corinnen noch nicht kannte; dagegen hatte er aber auch die Art von Ruhe verlohren, die ſelbſt im Schooße der Reue Statt finden kann, wenn das ganze Leben der Abbüßung einer großen Schuld gewidmet iſt. Ehedem fürchtete er ſich nicht, ſich ſeinen Erinnerungen zu überlaſſen, mochten ſie noch ſo bitter ſeyn; jetzt aber ſcheute er ſich ſeinen Gedanken lange zu überlaſſen, die ihm offenbart haben würden, was im Grunde ſeiner Seele vorging. Doch machte er ſich bereit, zu Corinnen zu gehen, um ihr für ihren Brief zu danken, und Verzeihung für den zu erhalten, den er ihr geſchrieben hatte, als er Herrn Edgermond, einen Anverwandten der jungen Lucilie, in ſein Zimmer treten ſah.

Es war ein rechtſchaffener engliſcher Landedelmann, der faſt immer in Wallis gelebt hatte, wo er ein Gut beſaß. Er hatte die Grundſätze und Vorurtheile, welche dazu dienen, in jedem Lande den Zuſtand der Dinge ſo wie er iſt zu erhalten. Dies iſt

Friedrich Schlegels

ſämmtliche Werke.

Vierter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

ſehr lobenswerth, wenn dieſer Zuſtand ſo vollkommen iſt, als menſchliche Kräfte es erlauben; und in dieſem Falle müſſen Männer wie Herr Edgermond, das heißt Anhänger der beſtehenden Ordnung, wenn ſie auch ihren Gewohnheiten und ihren Anſichten ſehr heftig und hartnäckig ergeben ſind, als Freunde der Aufklärung und Vernunft geachtet werden.

Lord Nelvil erſchrak, da er den Namen Edgermond anmelden hörte; es ſchien ihm, daß die ganze Vergangenheit mit einemmale vor ihn träte. Bald nachher kam er auf den Gedanken, daß Lady Edgermond, Luciliens Mutter, ihren Verwandten abgeſchickt habe, um ihm Vorwürfe zu machen, und auf dieſe Weiſe ſeine Freiheit beſchränken wolle. Dieſe Betrachtung gab ihm ſeine Feſtigkeit wieder und er empfing Herrn Edgermond mit der größten Kälte. Er hatte um ſo größeres Unrecht, dies zu thun, da Herr Edgermond gar an nichts der Art dachte. Er durchſtreifte Italien ſeiner Geſundheit wegen, machte ſich viel Bewegung, ging auf die Jagd und trank fleißig auf die Geſundheit des Königs Georg und des alten England. Er war der rechtſchaffenſte Menſch von der Welt und beſaß auch weit mehr Verſtand und Kenntniſſe als ſein Äußeres erwarten ließ. Er war vor allen Dingen ein Engländer, nicht bloß wie er es natürlich ſeyn mußte, ſondern auch ſo, daß man hätte wünſchen mögen, er wäre es nicht; indem er in allen fremden Ländern nur die Gewohnheiten des ſeinigen befolgte, nur mit Engländern lebte; nicht aus Verachtung, ſondern bloß aus Abneigung, eine fremde Sprache zu reden, und aus einer gewiſſen Schüchternheit, die es ihm, obgleich er ſchon funfzig Jahr alt war, ſchwer machte, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen.

Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen, ſagte er dem Lord Nelvil, ich gehe in vierzehn Tagen nach Neapel, werde ich Sie dort finden? Ich wünſchte es ſehr, denn ich kann nur kurze Zeit in Italien bleiben, weil mein Regiment ſich nächſtens einſchiffen ſoll. — Ihr Regiment, wiederhohlte Lord Nelvil und ward roth, als wenn er es vergeſſen hätte, daß er Urlaub für ein Jahr hatte, da das ſeinige vor dieſer Zeit nicht gebraucht werden ſollte; er war aber roth geworden, weil ihm der Gedanke gekommen war, daß Corinna ihn vielleicht ſeiner Pflicht vergeſſen machen könnte. — Das Ihrige, fuhr Herr Edgermond fort, wird ſobald noch nicht in Thätigkeit geſetzt werden, alſo ſuchen Sie nur Ihre Geſundheit wieder herzuſtellen, ohne ſich weiter zu beunruhigen. Vor meiner Abreiſe ſah ich meine kleine Couſine, die Sie kennen, ſie iſt liebenswürdiger als je und in einem Jahre, wenn Sie wieder kommen werden, zweifle ich nicht, daß ſie das ſchönſte Mädchen in England ſeyn wird. — Lord Nelvil ſchwieg, und auch Herr Edgermond ſagte weiter nichts hierüber, dann ſprachen ſie noch einige Worte auf eine ziemlich lakoniſche obgleich freundſchaftliche Art, und Herr Edgermond wollte ſchon fortgehen, als er wieder zurückkam und ſagte: Noch eins, Mylord, Sie können mir einen Gefallen erzeigen; ich habe gehört, daß Sie die berühmte Corinna kennen, und obgleich ich ſonſt neue Bekanntſchaften nicht ſehr liebe, ſo bin ich doch auf dieſe begierig. — Da Sie es wünſchen, ſo werde ich Corinnen um Erlaubniß bitten, Sie zu ihr zu führen. — Richten Sie es doch ſo ein, erwiederte Herr Edgermond, daß ich ſie an einem Tage ſehen kann, wo ſie in unſrer Gegenwart improviſiren, ſingen oder tanzen wird. — Corinna, ſagte Lord Nelvil, läßt ihre Talente nicht auf dieſe Art vor Fremden ſehen; ſie iſt in jeder Rückſicht — Ihres und meines gleichen. — Verzeihen Sie meinen Irrthum, erwiederte Herr Edgermond; da ſie unter keinem andern Namen als den der Corinna bekannt, und in einem

Alter von ſechs und zwanzig Jahren ganz allein ohne irgend Jemand von ihrer Familie exiſtirt, ſo glaubte ich, daß ſie von ihren Talenten lebe und gern die Gelegenheit ergreiſe, dieſelben bekannt zu machen. — Von Seiten des Vermögens, fiel Lord Nelvil heftig ein, iſt ſie ganz unabhängig, und ihr Charakter iſt es nicht minder. — Herr Edgermond hörte ſogleich auf von Corinnen zu ſprechen, und es that ihm leid, daß er ihren Namen genannt hatte, da er ſah, daß dieſer Gegenſtand Oswalden ſo werth war. Die Engländer haben in allem, was wahre Neigung betrifft, eine unbeſchreibliche Zurückhaltung und Schonung.

Als Herr Edgermond fortgegangen und Lord Nelvil allein geblieben war, konnte er ſich nicht entbrechen, in der höchſten Bewegung auszurufen: Ich muß Corinnen heirathen, ich muß ihr Beſchützer werden, damit Niemand ſie ferner verkennen darf. Ich werde ihr das wenige geben, was ich zu geben vermag, Rang und Namen, während ſie mich mit allen Seligkeiten überhäufen wird, die ſie allein gewähren kann. — In dieſer Stimmung eilte er Corinnen zu beſuchen, und niemals näherte er ſich ihr mit einem ſüßern Gefühl von Hoffnung und Liebe; aber durch eine natürliche Wirkung ſeiner Schüchternheit fing er das Geſpräch, um ſich wieder faſſen zu können, mit einigen unbedeutenden Worten an, und darunter war auch die Bitte, den Herrn Edgermond zu ihr führen zu dürfen. Bei dieſem Namen gerieth Corinna in ſichtbare Verlegenheit und ſchlug Oswalds Bitte mit bewegter Stimme ab. — Er ward ſeltſam betroffen darüber und ſagte ihr: Ich glaubte nicht, daß in einem Hauſe, wo ſo viel Leute aufgenommen werden, der Name eines Freundes von mir, ein hinreichender Grund ſey, um ausgeſchloſſen zu werden. — Seyn Sie nicht beleidigt, Mylord, erwiederte Corinna, glauben Sie mir, ich muß ſehr wichtige Gründe haben, um nicht gern zu thun was Sie wünſchen. — Und dieſe Gründe, erwiederte Oswald, werden Sie ſie mir ſagen? — Es iſt unmöglich, rief Corinna, ganz unmöglich! — Alſo, ſprach Oswald..... und da ihn die Heftigkeit ſeines Gefühls weiter zu reden hinderte, wollte er gehen, als Corinna ihm, ganz in Thränen, auf Engliſch ſagte: um Gotteswillen, wenn Sie mir nicht das Herz zerreiſſen wollen, gehn Sie nicht. —

Der Ton dieſer Worte rührte Oswalden tief. Er ſetzte ſich wieder in einiger Entfernung von Corinnen, den Kopf an eine Alabaſtervaſe geſtützt, welche das Zimmer erhellte, und ſagte ihr dann plötzlich: Grauſame Frau, Sie ſehen es, daß ich Sie liebe und daß ich zwanzigmal des Tages bereit bin, Ihnen meine Hand und mein Leben anzubieten, und Sie wollen mir nicht ſagen, wer Sie ſind! O ſagen Sie es mir, Corinna, ſagen Sie es mir, rief er einmal über

über das andre, indem er ihr die Hand mit dem rührendſten Ausdruck der Zärtlichkeit hinreichte. — Oswald, rief Corinna, Sie ahnden nicht, wie weh Sie mir thun. Wär' ich thöricht genug, Ihnen alles zu ſagen, ſo würden Sie mich nicht mehr lieben. — Gott im Himmel, erwiederte er, was iſt es denn, das Sie mir zu entdecken haben? — Nichts was mich Ihrer unwürdig macht, ſondern Zufälligkeiten, Verſchiedenheiten unſrer Sinnesart, unſrer Denkart, die einſt wirklich waren, und es nun vielleicht nicht mehr ſeyn würden. Fodern Sie nicht von mir, daß ich mich Ihnen entdecken ſoll. Künftig einmal, künftig vielleicht, wenn Sie mich genug lieben, wenn . . . . . ach, ich weiß ſelbſt nicht was ich ſage, fuhr Corinna fort, Sie ſollen alles wiſſen, aber verlaſſen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben. Verſprechen Sie mir das, bei dem Andenken Ihres Vaters, der unter den Seligen wohnt. — Sprechen Sie dieſen Namen nicht aus, rief Lord Nelvil; wer kann wiſſen, ob er uns vereinigen oder uns trennen möchte! Glauben Sie, daß er in unſre Verbindung willigen würde? Wenn Sie es glauben, ſo bezeugen Sie es mir und ich werde nicht mehr zerriſſen und zerſtört ſeyn. Ich werde es Ihnen einſt erzählen, wie traurig mein Leben war, aber jetzt ſehen Sie ſelbſt, in welchem Zuſtand ich bin, durch Sie bin. — In der That war ſeine Stirn mit einem kalten Schweiß bedeckt, ſein Geſicht bleich und ſeine Lippen zitterten, indem er es kaum vermochte, die letzten Worte noch auszuſprechen. Corinna ſetzte ſich neben ihm und indem ſie ſeine Hände in den ihrigen hielt, ſuchte ſie ihn auf eine ſanfte Weiſe zu beruhigen. — Lieber Oswald, ſagte ſie ihm, fragen Sie Herrn Edgermond, ob er nie in Northumberland geweſen iſt, oder ob es wenigſtens erſt ſeit den letzten fünf Jahren iſt, daß er dort war. Nur in dieſem Falle können Sie ihn zu mir führen. — Oswald sah Corinnen bei dieſen Worten ſtarr an; ſie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Lord Nelvil antwortete ihr: Ich werde thun, was Sie mir auftragen, und dann ging er.

Als er nach Hauſe gekommen war, erſchöpfte er ſich in Vermuthungen über Corinnens Geheimniſſe. Es ſchien ihm klar, daß ſie lange Zeit in England zugebracht habe, und daß ihr Name und ihre Familie da bekannt ſeyn müſſe. Aber was konnte ſie für einen Grund haben, beide zu verbergen und warum hatte ſie England verlaſſen, wenn ſie da einheimiſch war? Dieſe verſchiedenen Fragen beunruhigten Oswalds Herz ſehr. Er war überzeugt, daß nichts Schlechtes in Corinnens Leben entdeckt werden könnte; aber er fürchtete, daß eine Verkettung von Umſtanden ihr in den Augen andrer einen Schein von Schuld geben könnte, und was er am allermeiſten für ſie fürchtete, war ein ungünſtiges Urtheil in

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

England. In jedem andern Lande würde er ſich ſtark dagegen gefühlt haben; aber das Andenken an ſeinen Vater war ſo innig an den Gedanken des Vaterlandes in ſeinem Geiſte verbunden, daß dieſe beiden Gefühle ſich gegenſeitig noch verſtärkten. Oswald erfuhr von Herrn Edgermond, daß er vor einem Jahre zum erſtenmale in Northumberland geweſen ſey, und verſprach, ihn noch denſelben Abend zu Corinnen zu führen. Er ging voran, um ihr zu ſagen, welche Vorſtellung ſich Herr Edgermond von ihr gemacht, und bat ſie, ihn durch ein kaltes und zurückhaltendes Betragen fühlen zu laſſen, wie ſehr er ſich geirrt habe.

Wenn Sie es erlauben, erwiederte Corinna, ſo werde ich grade ſo gegen ihn ſeyn, wie gegen alle andere. Wünſcht er mich zu hören, ſo werde ich für ihn improviſiren; kurz, ich werde mich ſo zeigen, wie ich bin, und doch hoffe ich, wird er meinen wahren Werth unter dem Schleier eines einfachen Betragens eben ſo gut zu erkennen wiſſen, als wenn ich ein gezwungenes Weſen annehmen wollte, was mir fremd ſeyn würde. — Ja, Corinna, Sie haben Recht, antwortete Oswald. O wie Unrecht würde der haben, der Ihre herrliche Natur im geringſten verkünſteln wollte! — In dieſem Augenblick trat Herr Edgermond mit der übrigen Geſellſchaft herein. Im Anfange ſetzte ſich Lord Nelvil neben Corinnen, und ſagte mit einer Theilnahme zugleich wie die eines Anbeters und eines Beſchützers, alles, was ihren Werth fühlbarer machen konnte; er bezeigte ihr eine Achtung, welche weit mehr zur Abſicht hatte, den andern Ehrfurcht einzuflößen, als ſeinem eignen Gefühl Genüge zu leiſten; aber er merkte bald zu ſeiner Freude, wie ganz überflüſſig ſeine Beſorgniß war. Corinna nahm den Herrn Edgermond ganz ein, nicht bloß durch ihren Verſtand und ihre Reize, ſondern indem ſie ihm das Gefühl von Achtung einflößte, welches ein offenes Weſen immer bei rechtſchaffenen Herzen findet, und als er ſie zu bitten wagte, daß ſie ſich über einen von ihm aufgegebenen Gegenſtand möchte hören laſſen, gab er ſein Verlangen danach nicht anders, als mit der größten Ehrfurcht und Schonung zu erkennen. Sie gab ihre Einwilligung, ohne ſich auch nur einen Augenblick bitten zu laſſen, und bewies dadurch, daß dieſe Gunſt noch einen andern Werth habe, als die Schwierigkeit ſie zu erhalten. Ihr Wunſch, einem Landsmanne Oswalds, einem Manne, der durch die Achtung, die er verdiente, vielleicht Einfluß auf ſeine Meinung haben konnte, wenn er ihm von ihr ſpräche, zu gefallen, war ſo lebhaft, daß ſie plötzlich von einer ungewohnten Schüchternheit befallen ward. Sie wollte anfangen und ſie fühlte, daß ihr bewegter Zuſtand ſie im Reden hindre. Oswalden war es unangenehm, daß ſie ſich vor einem Engländer nicht in ihrer ganzen Stärke zeigte.

Er ſchlug die Augen nieder und ſeine Verlegenheit war ſo ſichtbar, daß Corinna, die einzig mit dem Eindruck beſchäftigt war, den ſie auf ihn machte, immer mehr und mehr die Geiſtesgegenwart verlor, die zum Improviſiren ſo nothwendig iſt. Endlich, da ſie fühlte, daß ſie ſtockte, daß ihr die Worte nur aus dem Gedächtniß, nicht durch's Gefühl zufloſſen, und daß ſie auf dieſe Weiſe das, was ſie eigentlich ſagen wollte und wirklich fühlte, durchaus nicht ſchilderte, ſo hielt ſie plötzlich inne und ſagte zu Herrn Edgermond: Verzeihen Sie mir, wenn mir heute die Schüchternheit mein Talent raubt. Meine Freunde wiſſen es, es iſt dies das erſtemal, wo ich mir ſelbſt ſo ganz ungleich war; und vielleicht, fügte ſie ſeufzend hinzu, wird es nicht das letztemal ſeyn.

Oswald ward durch die Schwäche, die Corinna verrieth, tief gerührt. Bisher hatte er Fantaſie und Genie immer über ihr Herz ſiegen und ihre Seele in dem Augenblick erheben ſehn, wo ſie am meiſten gebeugt ſchien. Diesmal hatte ihr Gefühl ihren Geiſt ganz und gar überwältigt, und doch hatte ſich Oswald bei dieſer Gelegenheit ſo lebhaft für Corinnens Ruhm intereſſirt, daß ihre Verlegenheit ihm peinlich war, ſtatt ſich darüber zu freuen. Da er aber gewiß ſeyn konnte, daß ſie unverzüglich wieder in ihrem natürlichen Glanz auftreten würde, ſo überließ er ſich willig den ſüßen Gedanken, die das was er bemerkt in ihm erregt hatte, und das Bild ſeiner Freundin herrſchte mehr als je in ſeinem Herzen.

Siebentes Buch.

Italieniſche Litteratur.

Erſtes Kapitel.

Lord Nelvil hatte den lebhaften Wunſch, daß Herr Edgermond Corinna im Geſpräch hören möchte, welches ihren inproviſirten Verſen nicht nachſtehen durfte. Dieſelbe Geſellſchaft verſammelte ſich Tags darauf bei ihr; um ſie zum Sprechen zu bewegen, führte er das Geſpräch auf die italieniſche Litteratur, und reizte ihre natürliche Lebhaftigkeit durch die Behauptung: England beſäße eine größere Anzahl wahrer Dichter, und Dichter, die durch Tiefe und durch Gefühl allen deren Italien ſich rühmte, überlegen wären.

— Die meiſten Ausländer, antwortete Corinna, kennen nur unſre Dichter vom erſten Rang: Dante, Petrarca, Arioſt, Guarini, Taſſo und Metaſtaſio; wir haben aber noch mehrere andre, ſo wie: Chiabrera, Guidi, Filicaja, Parini u. ſ. w. Sannazar und Politiano ungerechnet, die mit Geiſt in lateiniſcher Sprache geſchrieben haben; und alle dieſe vereinigen in ihren Verſen Wohlklang mit einer lebhaften Farbenmiſchung; alle verſtehen mit mehr oder minder Glück, die Wunder der Kunſt und der Natur in ihren dargeſtellten Schilderungen auszuſprechen. Allerdings, den Tiefſinn und die Menſchenkenntniß, wodurch ſich Ihre Dichter auszeichnen, beſitzen die unſrigen nicht; kommen aber jene Vorzüge nicht eigentlicher den philoſophiſchen Schriftſtellern zu, als den Dichtern? Der melodiſche Geſang des Italieners iſt dem Glanz der äußern Gegenſtände angemeſſener, als dem Nachdenken. Unſre Sprache wäre geeigneter, die Wuth darzuſtellen, als die Traurigkeit, weil die zum Nachdenken gewordenen Empfindungen mehr einen metaphyſiſchen Ausdruck erfordern, die Rachbegierde aber die Einbildungskraft anfeuert und den Schmerz nach außen wendet. Ceſarotti hat die beſte, geſchmückteſte Überſetzung vom Oſſian gemacht, die man hat, aber im Leſen dünkt uns dennoch, als hätten die Worte an ſich ein feſtlicheres Anſehen, als zu den düſtern Vorſtellungen darin ſchicklich iſt. Wir werden bezaubert von unſern ſchönen Worten, von klaren Bächen, heitern Gründen, kühlen Schatten, wie vom Rauſchen der Gewäſſer, und der Mannichfaltigkeit der Farben ſelber; was verlangen Sie noch mehr von der Poeſie? wozu die Nachtigall fragen, was ihr Geſang bedeute? ſie kann doch anders nichts antworten, als daß ſie wieder anfängt zu ſingen; man kann ſie auf keine andre Weiſe verſtehen, als daß man ſich den Eindrücken, die ſie hervorbringt, ganz hingiebt. Das Versmaaß, die wohlklingenden Reime, die raſchen aus zwei kurzen Sylben beſtehenden Endungen, deren Ton wirklich

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geſchichte der Griechiſchen Poeſie vollendet war, iſt in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, ſo wie der erſte Entwurf des Ganzen, ſind in dieſem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derſelben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bey weitem größere Theil des gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poeſie und Kunſt der Griechen allein, ſondern vornehmlich die innre Sittengeſchichte, die politiſchen Gebräuche, und die gleitend iſt, wie ihre Benennung andeutet, (Sdruccioli) ahmen manchmal den leichten Schritt des Tanzes nach; ernſtere Töne wieder, ſtellen das Toſen des Sturms und das Geräuſch der Waffen dar; kurz, unſre Poeſie iſt ein Wunder der Fantaſie, und nur was dieſe ergötzt, darf man unter allen Geſtalten darin ſuchen wollen.

— Sie erklären, erwiederte Lord Nelvil, ſowohl die Schönheiten, als die Mangel der italieniſchen Dichtkunſt, ſo gut als nur immer möglich; wie wollen Sie es aber vertheidigen, wenn in der Proſa ſich dieſe Mangel finden ohne jene Schönheiten? Was in der Poeſie bloß Unbeſtimmtheit iſt, das iſt in der Proſa Leere; die Menge der alltäglichen Gedanken, welche Ihre Dichter durch Melodie und Bilder zu verſchönern wiſſen, erſcheinen in der Proſa kalt bis zur abgeſpannteſten Ermüdung. Die meiſten der italieniſchen proſaiſchen Schriftſteller unſrer Zeit, haben einen ſo deklamatoriſchen, ſo weitſchweifigen, ſo von Superlativen überladenen Styl; man möchte ſagen, ſie ſchreiben auf Beſtellung, nach aufgegebenen Phraſen, und nach einer Vertrags-Natur; ſie ahnden, wie es ſcheint, nicht, daß Schreiben ſeine Gedanken und ſeinen Charakter darſtellen heißt. Der litterariſche Styl iſt bei ihnen ein verkünſteltes Gewebe, eine zuſammengetragene Moſaik, kurz, etwas ihren Seelen gleichſam fremdes, mit der Feder gemachtes, wie eine mechaniſche Arbeit der Hände. Sie beſitzen im höchſten Grade das Geheimniß, einen Gedanken zu entwickeln, auszulegen, aufzublaſen, und wenn man ſo ſagen darf, eine Empfindung in Schaum aufzublähen. Man geräth in Verſuchung, dieſen Schriftſtellern zu ſagen, was jene Afrikanerin einer franzöſiſchen Dame ſagte, die einen großen Reifrock unter einem langen Kleide trug: Madame, ſind Sie das alles ſelbſt? In der That, wo iſt denn das eigentliche Weſen in dieſem prächttigen Wort-Schwall, der vor einem wahren Ausdruck wie ein leeres Trugbild verſchwinden würde!

— Sie vergeſſen, unterbrach Corinna ihn lebhaft, den Machiavelli und Boccaz, alsdann Gravina Filangieri, und zu unſrer Zeit noch Ceſarotti, Verri, Bettinelli und noch ſo viele andre, die wohl zu denken und zu ſchreiben wiſſen (²). Eingeſtehen muß ich Ihnen aber allerdings, daß man ſeit den letzten Jahrhunderten, ſeitdem Italien durch ein unglückliches Verhängniß ſeine Unabhängigkeit eingebüßt, alle Beweggründe verloren hat, die Wahrheit zu ſagen, ja oft ſogar die Möglichkeit ſie ſagen zu können. Daher denn die Gewohnheit, ein Wohlgefallen an den Worten zu finden, ohne daß man es wagt, ſich einem Gedanken zu nähern. Einmal gewiß, durch Schriften keinen Einfluß auf die Dinge erhalten zu können, ſchrieb man bloß, um ſeinen Geiſt zu zeigen; ein ſicheres Mittel, zuletzt auch keinen

Geiſt

Geiſt mehr zu haben; denn nur, wenn man die Anſtrengung auf edle und nützliche Gegenſtände wendet, erhält man einen Zufluß von Gedanken. Wenn die Proſaiker auf keine Weiſe Einfluß auf das Glück einer Nation haben können, wenn man nur ſchreibt, um zu glänzen, kurz, wenn die Bahn ſelber das Ziel iſt, ſo windet man ſich in tauſendfältigen Wendungen, aber man kömmt nicht weiter. Wahr iſt es, die Italiener fürchten neue Gedanken, aber ſie fürchten ſie nur aus Trägheit, nicht aus litterariſcher Dienſtbarkeit. Ihr Charakter, ihre Fröhlichkeit, ihre Fantaſie hat viel eigenthümliches, aber ihre allgemeinen Begriffe ſind gemein, ſeitdem ſie ſich nicht die Mühe geben nachzudenken. Selbſt ihre Beredſamkeit, die ſo blühend iſt, wenn ſie reden, iſt ohne Natur, wenn ſie ſchreiben; gleichſam als ob ſie während der Arbeit kälter würden. Außerdem iſt den ſüdlichen Völkern auch die Proſa unbequem; ſie malen nur in Verſen ihre wahren Empfindungen. In der franzöſiſchen Litteratur, fuhr Corinna fort, indem ſie ſich zum Grafen d'Erfeuil wandte, iſt es nicht ſo; Ihre Proſaiker haben oft mehr Beredſamkeit und mehr Poeſie, als Ihre Dichter. — Es iſt wahr, antwortete Graf d'Erfeuil, in dieſer Gattung beſitzen wir die wahrhaft klaſſiſchen Muſter; Boſſuet, La Bruyère, Montesquieu, Buffon, können nicht übertroffen werden; beſonders die beiden erſten, die zu jenem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten gehörten, welches nicht genug geprieſen werden kann, deſſen vollkommne Vorbilder man auch, ſo viel es ſich immer thun läßt, nachzuahmen ſuchen muß. Dieſem Rath müſſen auch die Ausländer eben ſowohl, als wir ſelber, ſich befleißen nachzukommen. — Ich kann ſchwerlich glauben, ſagte Corinna, daß es für die ganze Welt wünſchenswerth ſeyn möchte, alle National-Farbe, alle Eigenthümlichkeit des Geiſtes und des Gefühls zu verlieren, und, Herr Graf, ich wage es Ihnen zu ſagen, ſelbſt in Ihrer Heimath muß durch dieſe litterariſche Rechtgläubigkeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die ſich jeder glücklichen Neuerung widerſetzt, auf die Länge Ihre Litteratur ſehr unfruchtbar werden. Der Geiſt iſt nothwendig erſchaffend, und trägt die Eigenthümlichkeit ſeines Beſitzers. Die Natur, die nicht zugab, daß zwei Blätter ſich vollkommen ähnlich wären, gab den Seelen noch größere Mannichfaltigkeit. Die Nachahmung iſt eine Art von Tod, weil jeder durch ſie ſeines natürlichen Daſeyns beraubt wird.

— Wären Sie es nicht zufrieden, ſchöne Ausländerin, ſagte Graf d'Erfeuil, wenn wir von den Deutſchen die Barbarei, von den Engländern Youngs Nachtgedanken, und von den Italienern und Spaniern die Concetti bei uns aufnähmen? Was würde aber aus dem Geſchmack, aus der Zierlichkeit, und aus dem Styl der Franzoſen bei einer ſolchen

Miſchung? — Der Prinz von Caſtel Forte, der bis jetzt geſchwiegen hatte, nahm das Wort. — Mich dünkt, wir bedürfen alle eines des andern; die Litteratur jedes Landes entdeckt jedem, der ſie einſieht, einen neuen Ideen-Kreis. Karl der Fünfte ſelber hat geſagt: Ein Mann, der vier Sprachen weiß, ſteht für vier Männer. Urtheilte dieſer politiſche Geiſt ſo in Anſehung der Geſchäfte, um wie viel mehr muß es nicht für die Gelehrſamkeit gelten? Alle Ausländer verſtehen Franzöſiſch, ihr Blick hat alſo einen weitern Geſichtskreis als die Franzoſen, die keine fremden Sprachen verſtehen. Warum geben Sie ſich ſo ſelten die Mühe ſie zu lernen? Dadurch würden ſie das erhalten, wodurch ſie ſich auszeichnen, und zugleich manchmal entdecken, was ihnen etwa fehlt.

Zweites Kapitel.

In einer Rückſicht, erwiederte Graf d'Erfeuil, werden Sie eingeſtehen, daß wir von Niemand etwas mehr zu lernen haben. Unſer Theater iſt entſchieden das erſte in Europa; denn ich glaube nicht, daß ſelber die Engländer ſich einbilden, uns ihren Shakeſpear entgegen zu ſetzen. — Erlauben Sie, unterbrach ihn Herr Edgermond, Sie bilden es ſich ein. — Nach dieſem Ausſpruch ſchwieg er wieder wie bisher. — Dagegen kann ich freilich nichts ſagen, erwiederte Graf d'Erfeuil mit dem Lächeln einer huldreichen Wegwerfung; jeder denkt was er will; dennoch aber höre ich nicht auf zu glauben, man könne ohne Eigendünkel annehmen, daß wir in der dramatiſchen Kunſt die Erſten ſind; und was die Italiener betrifft, wenn mir erlaubt iſt, meine Meinung frei zu ſagen, dieſe haben keine Ahndung davon, daß es eine dramatiſche Kunſt in der Welt giebt. Die Muſik iſt ihnen alles, das Stück nichts; hat der zweite Akt in irgend einem Schauſpiel eine beſſere Muſik als der erſte, ſo fangen ſie beim zweiten an; ſie geben in einer Vorſtellung zwei erſte Akte aus zwei verſchiedenen Schauſpielen, und ſchieben zwiſchen beide einen Akt aus einer Komödie in Proſa ein, die gewöhnlich die beſte Sittenlehre von der Welt enthält, aber aus lauter Sentenzen zuſammengeſtellt, die unſre Voreltern ſchon in's Ausland ſchickten, als zu alt für ſie. Ihre berühmten Muſiker haben völlig über die Dichter zu gebieten; der eine erklärt ihm, er könne nicht ſingen, wenn nicht das Wort felicità in ſeiner Arie vorkäme; der Tenoriſt verlangt tomba; der dritte Sänger kann keinen Triller machen als auf dem Worte catene; der arme Dichter muß nun zuſehen, wie er dieſe Forderungen mit der Situation in ſeinem Stück vereinigt. Das iſt noch nicht alles; es giebt Virtuoſen, die nicht auf gleicher Erde zuerſt auftreten wollen; ſie müſſen in einer Wolke erſcheinen, oder die Treppe eines Pallaſtes hinunter ſteigend, um ſich gleich beim Eintritt vortheilhaft auszunehmen. Iſt die Arie geſungen, ſo muß der Sänger, für den erhaltnen Beifall dankend, ſich verbeugen, der Augenblick mag noch ſo rührend oder noch ſo heftig ſeyn; ſo wie neulich in Semiramis: als der Geiſt des Ninus ſeine Arie geſungen hatte, machte der Schauſpieler, der ihn darſtellte, in ſeinem Anzuge, als Geiſt dem Parterre eine tiefe Verbeugung, wodurch der Schrecken vor dem Geſpenſt nicht wenig vermindert ward.

Man iſt in Italien daran gewöhnt, das Theater wie einen großen Verſammlungs-Saal anzuſehen, wo man auf nichts hört, als auf die Arien und auf die Ballete. Ich ſage abſichtlich, *daß man auf die Ballete hört*, denn ſobald es angeht, verlangt das Parterre Stille; und auch dieſes Ballet welthiſtoriſche Entwickelung der beyden claſſiſchen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Poſitive, das herrſchende Princip und die ewige Grundlage in der Kunſt und den Sitten, wie überhaupt in der geſammten Bildung der Griechen war, erweitert ſich nun die Ausſicht und der Geſichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung beſonders merkwürdigen Beyſpielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es ſo ganz eigenthümlich geſtaltete. Es bilden dieſe Verſuche inſofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritiſchen Forſchung über den Text der claſſiſchen Werke oder der hiſtoriſchen Thatſachen, zu einer allgemeinen und mehr philoſophiſchen Ueberſicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunſtbildung und Weltgeſchichte wiſſenſchaftlich iſt ein wahres Meiſterſtück des ſchlechten Geſchmacks. Die Grotesken ausgenommen, die wahrhafte Tanz-Karikaturen ſind, weiß ich nicht was in dieſen Balleten ergötzliches ſeyn kann, wenn es nicht eben ihre Lächerlichkeit iſt. Ich habe den Dſchingischan in ein Ballet gebracht geſehen, er war ganz mit Hermelin bedeckt, und mit ſchönen Gefühlen überzogen, denn er überließ die Krone dem Kinde des von ihm überwundenen Königs, und hob es mit einem Fuß hoch in die Luft; eine neue Art, einen Monarchen auf den Thron zu ſetzen. Auch ſahe ich die Ergebenheit des Curtius, Ballet in drei Akten mit allen Zwiſchenſpielen. Curtius, wie ein arcadiſcher Schäfer gekleidet, tanzte erſt lange mit ſeiner Geliebten, dann ſtieg er auf ein wirklich lebendiges Pferd, das ihm mitten auf's Theater vorgeführt ward, und ſtürzte ſich damit in einen Abgrund von gelbem Atlas und Goldpapier, der einem Konditor-Aufſatz beim Nachtiſch ſehr ähnlich ſah. Kurz, ich ſah einen ganzen Auszug der römiſchen Geſchichte im Ballet, von Romulus bis auf Cäſar. —

— Alles das iſt ſehr wahr, antwortete der Prinz von Caſtel Forte ſanftmüthig; Sie haben aber bloß von der Muſik und vom Tanz geſprochen, und das betrachtet man ja wohl nirgends als die eigentliche dramatiſche Kunſt. — Noch weit ärger iſt es, unterbrach ihn Graf d'Erfeuil, wenn ſie Tragödien oder Dramen aufführen, die nicht Dramen mit einem fröhlichen Ausgang genannt werden; in den fünf Akten werden mehr Abſcheulichkeiten zuſammengedrängt, als die Einbildungskraft faſſen kann. In einem der Schauſpiele dieſer Gattung bringt der Liebhaber den Bruder ſeiner Geliebten im zweiten Akt um's Leben, im dritten erſchießt er die Geliebte ſelber auf dem Theater, im vierten iſt das Leichenbegängniß; in der Zwiſchenzeit des vierten zum fünften Akts kömmt der Schauſpieler, der den Liebhaber ſpielt, heraus, und kündigt dem Parterre ganz ruhig auf den folgenden Tag Harlekins-Spiele an, und erſcheint dann im fünften Akt wieder, um ſich todt zu ſchießen. Die Schauſpieler ſind in vollkommner Übereinſtimmung mit der Froſtigkeit und dem Rieſenmäßigen der Schauſpiele. Alle dieſe gräßlichen Handlungen begehen ſie mit der größten Gelaſſenheit; hat ein Schauſpieler einige Handlung, ſo heißt es: er gebehrdet ſich wie ein Prediger, und wirklich iſt auf den Kanzeln mehr Handlung als auf der Bühne. Es iſt auch ein großes Glück, daß dieſe Schauſpieler ſo ruhig bei ihrer Ruhrung ſind; denn da weder ſie ſelbſt, noch die Lage, in der ſie ſich darſtellen, irgend eine Art von Theilnahme erregen, ſo würden ſie bei mehrerem Geräuſch nur immer lächerlicher werden; wäre denn nur dieſe Lächerlichkeit wenigſtens fröhlich; ſie iſt aber bloß eintönig. Luſtſpiele giebt es eben ſo wenig in Italien als Trauerſpiele; auch auf dieſer Bahn ſind wir die Erſten. Die einzige Gattung, die den Italienern wirklich angehört, ſind die Harlekins-Spiele. Ein ſpitzbübiſcher, gefräßiger, feigherziger Bediente; ein alter betrogner, geiziger, oder verliebter Vormund, das iſt der ganze Inhalt des Stücks. Sie werden mir eingeſtehen, daß dieſe Erfindung eben nicht viel Anſtrengung erfordert, und daß der Tartüffe oder der Miſanthrop etwas mehr Genie vorausſetzen.

— Der Angriff des Grafen d'Erfeuil mißfiel den anweſenden Italienern ſehr, doch mußten ſie darüber lachen. Graf d'Erfeuil zeigte lieber Witz als Gutmüthigkeit im Geſpräch; ſein natürliches Wohlwollen hatte Einfluß auf ſeine Handlungen, ſo wie ſeine Eigenliebe in ſeinem Geſpräch herrſchte. Der Prinz von Caſtel Forte und alle anweſende Italiener wünſchten ungeduldig den Grafen d'Erfeuil zu widerlegen; da ſie aber ihre Sache beſſer durch Corinna vertheidigt glaubten, als durch irgend einen andern, und da die Freude im Geſpräch zu glänzen nichts reizendes für ſie hatte, ſo baten ſie Corinna, zu antworten, und begnügten ſich bloß, die ſo bekannten Namen anzuführen, die Namen: Maffei, Metaſtaſio, Goldoni, Alfieri, Monti. Corinna gab gleich zu, daß die Italiener kein Theater hätten; ſie wollte aber beweiſen, daß Ereigniſſe daran Schuld ſeyen, keinesweges aber die Abweſenheit des Talents. Die Komödie, die von der Beobachtung der Sitten ausgeht, kann nur in einem Lande erzeugt werden, wo man unausgeſetzt im Mittelpunkte einer zahlreichen glänzenden Geſellſchaft lebt; in Italien giebt es nur heftige Leidenſchaften oder trägen Genuß; die heftigen Leidenſchaften aber erzeugen Laſter und Verbrechen von einer ſo grellen Farbe, daß ſie alle Übergänge der Charaktere verſchwinden machen. Jedoch die poetiſche Komödie, die von der Fantaſie ausgeht und allen Zeiten wie allen Ländern gleich zukömmt, dieſe iſt in Italien erfunden. Die Perſonen Harlekin, Brighella, Pantalon u. ſ. w. finden ſich in jedem dieſer Stücke in demſelben Charakter wieder. Sie haben in jeder Rückſicht keine Geſichter, ſondern Masken; das heißt, ihre Phyſiognomie iſt die einer gewiſſen Gattung von Perſonen, aber nicht eines gewiſſen einzelnen Menſchen. Die neuern Autoren der Harlekins-Spiele, welche alle Rollen ſchon vorfanden, ſo wie die Steine im Schachſpiel, haben freilich nicht das Verdienſt der Erfindung; aber Italien gehört dieſe Erfindung allerdings eigen; und dieſe fantaſtiſchen Perſonen, die von einem Ende Europa's bis zum andern alle Kinder ergötzen ſammt den Erwachſenen, die durch die Fantaſie wieder zu Kindern werden, müſſen als eine Schöpfung der Italiener angeſehen werden, die ihnen allerdings ein Recht auf die Anſprüche giebt, eine Komödie zu haben.

Die Beobachtung des menſchlichen Herzens iſt eine unerſchöpfliche Quelle für die Litteratur; die Nationen aber, welche mehr zur Poeſie als zum tiefen Nachdenken geneigt ſind, überlaſſen ſich leichter der Trunkenheit der Fröhlichkeit, als der philoſophiſchen Ironie. Es iſt im Grunde etwas trauriges mit dem auf Menſchenkenntniß gegründeten Scherz; die wirklich harmloſe Freude iſt einzig die der Fantaſie. Nicht etwa, als ob die Italiener nicht ſehr geſchickt die Menſchen zu ergründen wüßten, mit denen ſie zu thun haben, und als ob ſie nicht mit der größten Feinheit die geheimſten Gedanken entdecken könnten; dieſes Talent dient ihnen aber bloß zum geſchickten Benehmen in den Weltverhältniſſen, litterariſchen Gebrauch machen ſie nicht davon. Vielleicht auch, daß ſie ihre Entdeckungen nicht allgemein, ihre Bemerkungen nicht öffentlich wollen werden laſſen. Sie haben eine Art von Klugheit, von Verſchlagenheit im Charakter, nach deren Gutachten ſie es nicht für rathſam finden, in den Komödien bloß zu ſtellen, was in den beſondern Verhältniſſen ihnen als Führer dient, und nicht durch die Erfindungen des Witzes aufzudecken, was ihnen bei den Vorfällen des wirklichen Lebens nützlich ſeyn kann.

Indeſſen hat Machiavel, weit entfernt etwas geheim zu halten, alle Geheimniſſe einer verbrecheriſchen Politik vor Augen gelegt; er beweiſt, welcher entſetzlichen Menſchenkenntniß die Italiener fähig ſind; aber eine ſolche Tiefe gehört nicht in das Fach der Komödie; nur in der Muße des geſellſchaftlichen Lebens lernt man die Menſchen auf der komiſchen Bühne darſtellen. Goldoni, der zu Venedig, der geſelligſten Stadt Italiens, lebte, hat in ſeinen Luſtſpielen ſchon weit feinere Beobachtung, als man bei den andern Autoren gewöhnlich findet. Nichts deſtoweniger ſind ſeine Luſtſpiele einförmig, dieſelben Verwickelungen kommen immer wieder, weil wenig Mannichfaltigkeit der Charaktere darin iſt. Seine zahlreichen Luſtſpiele ſcheinen nach dem allgemeinen Modell der Schauſpiele gemacht zu ſeyn, nicht nach dem Leben. Der wahre Charakter der Fröhlichkeit der Italiener iſt nicht Spötterei, ſondern Fantaſie; nicht Schilderungen der Sitten, ſondern poetiſche Übertreibungen; Arioſt ergötzt die Italiener, nicht Moliere.

Gozzi, der Nebenbuhler Goldoni's, hat weit mehr Eigenthümliches in ſeinen Dichtungen, ſie haben weit weniger Ähnlichkeit mit den regelmäßigen Luſtſpielen. Er hat den Weg erwählt, ſich ganz freimüthig der italieniſchen Natur zu überlaſſen; ſtellte Feenmährchen dar, und miſchte allerlei Harlekins-Späße in die wunderbaren Dichtungen. Er ahmte nirgend die Natur nach, ſondern überließ ſich völlig den Eingebungen des Scherzes, wie den Hirngeſpinnſten der Feerei, und führte auf alle Weiſe den Geiſt über die Grenzen der wirklichen Welt.

Er fand zu ſeiner Zeit erſtaunlich vielen Beifall; vielleicht iſt er der Komiker, der am meiſten der italieniſchen Fantaſie entſpricht. Um mit Gewißheit ſagen zu können, was das Luſtſpiel und das Trauerſpiel in Italien ſeyn könnte, müßte es irgendwo daſelbſt ein Theater und Schauſpieler geben. Dadurch, daß alle kleinen Städte ein Schauſpiel haben wollen, werden die wenigen Hülfsmittel, die allenfalls noch geſammelt werden könnten, vollends zerſtreut. Die Theilung der Staaten, im Ganzen der Freiheit und dem Glücke günſtig, iſt für Italien aber ſchädlich. Es bedarf eines Mittelpunkts der Macht und der Aufklärung, um den Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, die es verſchlingen. Anderswo wird der Aufſchwung eines Einzelnen durch das Anſehen der Regierungen gehemmt; in Italien wäre ein ſolches Anſehen ein Gut, wenn es gegen die Unwiſſenheit der getrennten Staaten, und der unter ſich vereinzelten umfaßt würde, und wodurch die geſammte Alterthums-Kunde nach Einer groſſen Idee, feſt begründet und klar geordnet, in zureichender Vollſtändigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieſes war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen dieſen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geſchichte, weil auf dieſe die Kunſt und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, iſt hier die Idee des Groſſen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer ſelbſt in der Kunſt, wo ſie dieſelbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Groſſen als nach dem Schönen ſtreben. Dieſes Groſſe, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich ſittli-

Menſchen anſtrebte, wenn es durch den Nacheifer die dem Klima natürliche Trägheit bekämpfte, kurz, wenn es dieſer ganzen Nation Leben gäbe, der jetzt ein Traum genügt.

Dieſe und noch mehrere andre Bemerkungen wurden von Corinna ſehr geiſtreich entwickelt. Sie verſtand ſehr wohl die Kunſt der raſchen, leichten Unterhaltung, die nichts zu entſcheiden verlangt, und auch die gefällige Art, wenn man jeden auf ſeine Weiſe ſich geltend machen läßt; doch überließ ſie ſich im Geſpräch meiſtens dem Talent, wodurch ſie den Ruf einer berühmten Improviſatorin erhielt. Mehreremale erſuchte ſie den Prinzen Caſtel Forte, ihr zu Hülfe zu kommen und ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand zu ſagen; da ſie aber ſo ſchön ſprach und alle ihr mit Wohlgefallen zuhörten, wollte man nicht zugeben, daß man ſie unterbrechen durfte. Beſonders konnte Herr Edgermond nicht müde werden, ſie zu ſehen und zu hören; kaum daß er ſich erkühnte, ihr die Bewunderung zu erkennen zu geben, die ſie ihm einflößte. Ganz leiſe ſprach er einige Worte zu ihrem Lobe, und hoffte ſie würde ſie vernehmen, ohne daß er genöthigt wäre, ſie ihr zu ſagen. Er trug aber ein ſolches Verlangen zu wiſſen, wie ſie über das Trauerſpiel dächte, daß er es troß ſeiner Schüchternheit wagte, ſie in folgenden Worten darüber anzureden:

— Madame, fing er an, was mir vorzüglich der italieniſchen Litteratur zu fehlen ſcheint, iſt das Trauerſpiel; mich dünkt, es iſt kein ſo großer Unterſchied zwiſchen Kindern und Männern, als zwiſchen dem italieniſchen Trauerſpiel und dem unſrigen; denn die Kinder haben in ihrer Beweglichkeit zwar oberflächliche, aber doch wahre Empfindungen; das Ernſthafte aber der italieniſchen Trauerſpiele hat etwas unwahres, rieſenmäßiges, welches meiner Meinung nach alle

Rührung vernichtet. Iſt es nicht ſo, Lord Nelvil? fuhr Herr Edgermond fort, ſich zu Lord Nelvil wendend, und ihn durch einen Blick bittend, ihn zu unterſtützen, erſtaunt, daß er es gewagt hatte, vor ſo vielen Leuten zu ſprechen.

— Im Ganzen denke ich wie Sie, ſagte Oswald. Metaſtaſio, den man als den Dichter der Liebe preiſt, giebt dieſer Leidenſchaft in jedem Lande, in jeder Lage, immer nur eine und dieſelbe Farbe. Den Arien, die ſowohl durch Wohlklang und Anmuth, als durch die größten lyriſchen Schönheiten bewundernswürdig ſind, kann man nicht anders als Beifall geben, beſonders wenn man ſie von den Dramen losreißt, in welchen ſie angebracht ſind, uns aber, die wir Shakeſpear beſitzen, den Dichter, der die Geſchichte und die Leidenſchaften des Menſchen am tiefſten ergründete, uns iſt es unmöglich, die beiden Paar Verliebten ertraglich zu finden, die ſich beinah in alle Stücke von Metaſtaſie theilen, die einmal Achilles heißen, und dann Tircis; bald Brutus, und bald Corilas, die alle auf eine und dieſelbe Art der Liebe Kummer und Leiden ſingen, wovon die Seele kaum auf der Oberfläche berührt wird; und das ſtürmendſte Gefühl, wovon das menſchliche Gemüth bewegt werden kann, als ein ſchaale Süßigkeit ſchildern. Über Alfieri's Schauſpiele werde ich mir mit inniger Achtung für ſeinen Charakter, einige Bemerkungen erlauben. Ihr Zweck iſt ſo edel, die Gefühle, die der Autor darſtellt, ſind ſo übereinſtimmend mit ſeinem perſönlichen Betragen, daß man ſeine Trauerſpiele, als Handlungen angeſehen, nicht anders als loben kann, wenn man ſie auch als litterariſche Erzeugniſſe in einiger Hinſicht tadeln muß Mich dünkt, einige ſeiner Trauerſpiele haben eben ſo viel Einförmigkeit in der Kraft, als die von Metaſtaſio n der Süßigkeit. Es iſt eine ſolche Verchwendung von Kraft und Erhabenheit in

Alfieri's Schauſpielen, oder auch eine ſolche Übertreibung der Gewaltthätigkeit und der Verbrechen, daß es unmöglich wird, den wahrhaften Menſchen darin wieder zu finden. Die Menſchen ſind niemals weder ſo bösartig noch ſo edel als er ſie darſtellt. Die meiſten ſeiner Auftritte haben die Abſicht, Tugend und Laſter im Gegenſatz zu zeigen; dieſe Gegenſätze ſind aber nicht in den wahren Abſtufungen gezeichnet. Wann im Leben die Tyrannen es duldeten, daß die Unterdrückten ihnen Dinge in's Geſicht ſagen, wie in Alfieri's Trauerſpielen geſchieht, dann geriethe man beinahe in Verſuchung, ſie zu bedauern. In dem Trauerſpiel Octavia iſt dieſer Mangel an Wahrſcheinlichkeit am auffallendſten. Seneka predigt dem Nero ohne Unterlaß vor, als ob er der geduldigſte, Seneka aber der beherzteſte aller Menſchen wäre. In jedem Auftritt läßt der Herrſcher der Welt mit ſich trotzen, und geräth in Wuth, zur Ergötzung der Anweſenden, als ob es nicht von ihm abhienge, durch ein Wort allem ein Ende zu machen. Allerdings geben dieſe unaufhörlichen Geſpräche, Veranlaſſung zu ſehr ſchönen Gegenreden des Seneka, und es wäre zu wünſchen, daß man die edeln Geſinnungen, die er an den Tag legt, in einer Rede oder in irgend einem Werke anträfe; wird aber auf dieſe Weiſe die Tyrannei dargeſtellt? Anſtatt daß ſie mit abſchreckenden Farben geſchildert würde, wird ſie vielmehr als Ziel einer Wortfechterei hingeſtellt. Hätte Shakeſpear den Nero geſchildert, umringt von lebenden Menſchen, die es kaum wagen, ihm auf die kleinſten Fragen zu antworten, er ſelber ſeine Verwirrung verbergend, und ſich zur äußern Gelaſſenheit zwingend, und Seneka neben ihm, arbeitend an der Schutzrede des Mordes der Agrippina, wäre das Schrecken dann nicht viel größer geweſen? ür eine Betrachtung, die der Autor anſtellt, wären nicht tauſend in der Seele des Zuſchauers erregt worden? eben durch das Stillſchweigen der Rhetorik und der Wahrheit des Gemäldes.

— Oswald hätte noch ſehr lange fortreden können, ohne von Corinna unterbrochen zu werden. Sie hatte ein ſolches Wohlgefallen an dem Ton ſeiner Stimme, und an der edlen Zierlichkeit ſeiner Ausdrücke, daß ſie Stunden lang dieſen angenehmen Eindruck dauernd wünſchte. Ihr Blick blieb auf ihn geheftet, ſelbſt als er zu reden aufgehört hatte. Langſam drehte ſie ſich zu der übrigen Geſellſchaft, die ungeduldig ihre Meinung über das italieniſche Trauerſpiel zu wiſſen verlangten; dann ſich wieder zu Lord Nelvil wendend: — Mylord, ſagte ſie, ich bin faſt in allem Ihrer Meinung; ich antworte Ihnen alſo nicht, um Sie zu widerlegen, ſondern um zu Ihren vielleicht zu allgemeinen Beobachtungen, einige Ausnahmen anzugeben. Es iſt wahr, Metaſtaſio iſt mehr lyriſcher als dramatiſcher

Dichter, und er ſchildert die Liebe als eine das Leben verſchönernde Kunſt, nicht als das innigſte Geheimniß unſrer Leiden oder unſers Glücks. Überhaupt, obgleich unſre Poeſie den Geſängen der Liebe geweiht wurde, wage ich dennoch zu behaupten, daß wir mehr Tiefe und Gefühl in der Darſtellung der andern Leidenſchaften haben, als grade in dieſer. Durch die vielen Liebesgedichte iſt man unter uns dahin gekommen, in dieſer Hinſicht eine eigne abgeredete Sprache anzunehmen; nicht das Gefühlte, ſondern das Geleſene dient den Dichtern als Begeiſterung. Die Liebe, ſo wie man ſie in Italien findet, hat nicht die mindeſte Ähnlichkeit von der Liebe, wie unſre Schriftſteller ſie ſchildern. Ich kenne nur einen Roman, die Fiammetta des Boccaz, wo man ſich einen Begriff von dieſer Leidenſchaft machen könnte, die da mit wahrhaft nationalen Farben dargeſtellt iſt. Unſre Dichter verfeinern und übertreiben das Gefühl; der wahre Natur-Charakter der Italiener iſt mehr einem raſchen tiefen Eindruck geeignet, der ſich weit beſſer durch ſchweigende leidenſchaftliche Handlungen darſtellen läßt, als durch ſinnreiche Reden. Überhaupt ſchildert unſre Litteratur nur wenig unſern Charakter und unſre Sitten. Wir ſind eine viel zu beſcheidene, ich möchte beinah ſagen zu demüthige Nation, um es zu wagen, ein Trauerſpiel zu haben aus unſrer eignen Geſchichte, oder wenigſtens mit unſern eigenthümlichen Gefühlen bezeichnet (*).

Alſieri wurde durch einen ſonderbaren Zufall aus dem Alterthum ſo zu ſagen in die neuere Zeit verſetzt. Er war zu Thaten geboren und konnte nur ſchreiben; ſein Styl und ſeine Tragödien tragen die Merkmale dieſes Zwanges. Er wollte durch die Litteratur einen politiſchen Zweck erreichen — dieſer Zweck war ohne Zweifel der edelſte; gleichviel, aber durch nichts können die Werke der Fantaſie entarten, als durch itgend einen Zweck. Ermüdet unter einer Nation zu leben, in welcher man zwar ſehr gelehrte Männer und einige ſehr aufgeklärte Leute antrifft, deren meiſte Litteratoren und Leſer aber an nichts Ernſthaftem Geſchmack finden, und ſich mit Mahrchen, mit Erzählungen und Madrigalen ergötzen, wollte Alfieri ſeinen Trauerſpielen einen ernſteren Charakter beilegen. Er nahm ihm die vertrauten Theaterſtreiche, er ließ ihm nichts als ein würdevolles Geſpräch, gleichſam als wollte er die Italiener für ihre Lebhaftigkeit und für ihre natürliche Fantaſie büßen laſſen; dennoch ward er ſehr bewundert, weil er wahrhaft groß iſt, ſowohl an Seele als an Charakter, und hauptſächlich, weil die Bewohner Roms es ſehr gern ſehen, wenn man die Thaten und Gefühle der alten Römer lobt, als ob es ſie noch mit beträfe. Sie ſind Liebhaber von Kraft und Unabhängigkeit, wie von den ſchönen Gemälden in ihren Gallerieen. Deſſen ungeachchen Geſinnung, wenigſtens nach unſern Begriffen von einer ſolchen; ſondern vielmehr auf einer freyen und vollſtändigen Entfaltung der großen Naturkraft, wie dieſer Unterſchied an einem glänzenden Beyſpiele in der Charakterſchilderung des Caeſar beſonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden iſt. Aus ſolcher freyen Entfaltung glücklicher Naturanlage war bey den Griechen die ſchöne Kunſt, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit, hervorgegangen, wie bey den Römern ihre Thatengröße; weshalb beydes noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunſt der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und ſich daher auch nach demſelben Charakter freyer Naturbildung des Menſchengeiſtes hiſtoriſch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung ſittlicher Gegenſtände und Charaktere aber, nach jenen tet aber bleibt es doch wahr, daß Alfieri kein eigentliches italieniſches Theater erſchuf, Trauerſpiele nämlich, worin ein Italien eigenthümliches Verdienſt zu finden wäre. Er hat ſogar die Sitten der Länder und der Zeiten, die er behandelte, nicht geſchildert. Wenn gleich der Geiſt der Franzoſen mit Alfieri's nicht die geringſte Übereinſtimmung hat, ſo ſind ſie ſich doch darin ähnlich, daß ſie allen Gegenſtänden, die ſie behandeln, ihre eigne Leibfarbe tragen laſſen.

Graf d'Erfeuil, der vom Geiſt der Franzoſen reden hörte, nahm das Wort. Wir können unmöglich, ſagte er, weder die Widerſprüche der Griechen, noch Shakeſpear's Mißgeburten erträglich finden, dazu iſt der Geſchmack der Franzoſen zu rein. Unſer Theater iſt ein Modell von Zartheit und Zierlichkeit, wodurch es ſich von allen andern unterſcheidet; wer etwas neues bei uns einführen wollte, würde uns in Barbarei ſtürzen. — Sie könnten eben ſo gut, antwortete Corinna lächelnd, die große chineſiſche Mauer um ſich her ziehen. Allerdings werden ſeltene Schönheiten in Ihrem Trauerſpiele angetroffen, es würden ſich aber, hoffe ich, noch manche neue entwickeln laſſen, wenn Sie erlauben wollten, daß man Ihnen manchmal noch etwas anders als Franzoſen auf die Bühne bringen dürfte. Wir Italiener würden an dramatiſchem Geiſt viel verlieren, wenn wir uns in Regeln zwingen wollten, von denen wir nicht die Ehre haben würden, und unter deren Feſſeln wir litten. Die Fantaſie, der Charakter, die Gebräuche einer Nation müſſen ihr Theater bilden. Mit Leidenſchaft lieben die Italiener Kunſt, Muſik, Malerei, ſogar die Pantomime, kurz alles was die Sinne rühret. Wie würde alſo die Strenge eines beredten Geſprächs die einzige Ergötzlichkeit auf der Bühne ſeyn können, womit ſie ſich begnügen könnten? Umſonſt verſuchte Alfieri mit ſeinem ganzen Geiſt, ſie dahin zu bringen; er fühlte es ſelber, daß ſein Syſtem zu ſtreng war (⁴).

Merope von Maffei, Saul von Alfieri, Ariſtodemus von Monti, und vorzüglich Dante's Gedicht, obgleich er keine Trauerſpiele gemacht hat, ſcheinen eine vollkommene Vorſtellung zu geben, was die dramatiſche Kunſt in Italien ſeyn könnte. Die Merope von Maffei enthält eine einfache Handlung, aber eine glänzende Poeſie, voll der glücklichſten Bilder; und warum ſollte dieſe Poeſie im Drama unterſagt ſeyn? In Italien iſt die Sprache der Poeſie ſo vortrefflich, daß man hier mehr als irgendwo Unrecht hätte, ihren Schönheiten zu entſagen. Alfieri, der, wenn er wollte, in allen Gattungen vorzüglich ſeyn konnte, machte in ſeinem Saul einen vortrefflichen Gebrauch von der lyriſchen Poeſie; man könnte mit vielem Glück ſelbſt die Muſik darin einführen, nicht um den Geſang mit den Worten zu verbinden, ſondern um Saul in ſeinen Anfällen von Raſerei durch Davids Harfenſpiel zur Ruhe zu bringen. Wir beſitzen eine ſo entzückende Muſik, daß man durch ihr Ergötzen leicht den Genuß des Verſtandes vernachläſſigen könnte. Weit entfernt alſo, ſie trennen zu wollen, müßte man vielmehr ſuchen, ſie zu vereinigen; nicht indem man die Helden ſingen läßt, wodurch alle tragiſche Würde vernichtet wird, ſondern indem man Chöre einführte, wie die Alten, oder durch eine Dazwiſchenkunft der Muſik, die ſich durch eine natürliche Verbindung mit der Geſchichte verknüpfen läßt, wie das im Leiben ſo oft der Fall iſt. Weit entfernt die Vergnügungen der Fantaſie auf der italieniſchen Bühne zu vermindern, müßte man ſie, dünkt mich, im Gegentheil noch vermehren, und auf alle Weiſe vervielfältigen. Der lebhafte Geſchmack der Italiener für Muſik und für die Ballete mit großen Vorſtellungen iſt ein Anzeichen der Macht ihrer Fantaſie und der Nothwendigkeit, ſie beſtändig zu nähren, ſelbſt in der Behandlung ernſthafter Gegenſtände, anſtatt dieſe noch ſtrenger zu nehmen als ſie wirklich ſind, wie es bei Alfieri der Fall iſt.

Die Nation hält es für Pflicht, dem Ernſt und der Strenge Beifall zu geben; bald aber kehrt ſie wieder zu ihrer natürlichen Neigung zurück, und in der Tragödie könnte man ſie befriedigen, wenn man ſie durch den mannichfaltigen Reiz der verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt verſchönerte, und durch die Veränderungen des Schauſpiels, deren die Engländer und Spanier ſich ſo viele zu verſchaffen wiſſen.

Ariſtodemus von Monti hat etwas von dem ſchrecklich Rührenden des Dante, und dieſes Trauerſpiel iſt mit großem Rechte eines der allerbewundertſten. Dante, der große Meiſter in ſo vielen Gattungen, beſaß eine tragiſche Kunſt, die am meiſten in Italien gewirkt haben würde, wenn man ſie auf irgend eine Weiſe der Bühne anpaſpaſſen könnte; denn dieſer Dichter weiß den Augen darzuſtellen, was im tiefſten Grunde der Seele vorgeht, und ſeine Fantaſie bewirkt, daß wir den Schmerz ſelbſt fühlen und ſehen. Hätte Dante Trauerſpiele geſchrieben, ſie hätten ſowohl die Kinder gerührt als die Erwachſenen, die Menge ſowohl als die ausgezeichneten Köpfe. Die dramatiſche Litteratur muß allgemein ſeyn; ſie iſt wie ein öffentliches Ereigniß, die ganze Nation muß über ſie urtheilen können. —

— In der Zeit, als Dante lebte, ſagte Oswald, ſpielten die Italiener in Europa, wie in ihrer Heimath, eine große politiſche Rolle. Jetzt iſt es ihnen vielleicht unmöglich, ein National-Theater für das Trauerſpiel zu haben; zu einem ſolchen gehört nothwendig, daß große Umgebungen im Leben die Gefühle entwickeln, die man auf der Bühne darſtellen ſoll. Von allen Kunſtwerken der Litteratur iſt keines, das wie die

Tragödie der Geſammtheit eines ganzen Volkes angehört; die Zuſchauer tragen beinahe eben ſo viel dazu bei, als die Autoren. Der dramatiſche Geiſt iſt zuſammengeſetzt aus Gemeingeiſt, Geſchichte, der Regierung, den Sitten, kurz aus allem, was ſich mit jedem Tage dem Geiſte mittheilt, und woraus das ſittliche Weſen beſteht, ſo wie die eingeathmete Luſt dem körperlichen Leben Nahrung giebt. Die Spanier, denen ſie durch Klima und Religion ähnlich ſind, haben weit mehr dramatiſche Kunſt als ſie; ihre Schauſpiele ſind voll von ihrer Geſchichte, ihrem Ritterthume, ihrer Religion, und dieſe Schauſpiele ſind eigenthümlich und voll Leben; aber ihre beſten Werke dieſer Gattung ſind noch aus dem Zeitraum ihres hiſtoriſchen Ruhms. Wie ſollte man jetzt in Italien eine tragiſche Bühne ſtiften können, da noch nie eine hier war? —

— Unglücklicher Weiſe, erwiederte Corinna, iſt es wohl möglich, daß Sie Recht haben, Mylord; deſſen ungeachtet hoffe ich dennoch immer noch viel für uns von der natürlichen geiſtigen Schwungkraft der Italiener; von ihrem perſönlichen Nacheifer, ſelbſt da, wo ſie nicht durch äußere Umgebung begünſtigt werden. Was uns aber hauptſächlich für die Tragödie fehlt, das ſind Schauſpieler. Affektirte Worte bilden nothwendig eine falſche Deklamation; es giebt aber keine Sprache, worin ein großer Schauſpieler mehr Talent zeigen könnte, als in der unſrigen; denn die Melodie der Töne fügt einen neuen Reiz zur Wahrheit des Ausdrucks hinzu; es iſt eine unaufhörliche Muſik, verbunden mit der Darſtellung des Gefühls, ohne ihr etwas von ſeiner Stärke zu nehmen.

— Wollen Sie, unterbrach ſie der Prinz Kaſtel Forte, uns von dem überzeugen, was Sie ſagen, ſo beweiſen Sie es; ja, geben Sie uns das unausſprechliche Vergnügen, Sie in einer Tragödie ſpielen zu ſehen!

Sie müſſen den Ausländern, die Sie deſſen würdig halten, den ſeltnen Genuß verſtatten, ein Talent kennen zu lernen, das Sie allein in Italien, oder vielmehr allein in der Welt beſitzen, weil es das Gepräge Ihrer ganzen Seele trägt.

Corinna wünſchte im Geheim, vor Lord Nelvil eine tragiſche Rolle zu ſpielen, und ſich ihm auf dieſe Weiſe ſehr zu ihrem Vortheil zu zeigen; ohne ſeine Billigung durfte ſie es aber nicht annehmen, und ihr Blick bat ihn darum. Er verſtand ſie; gerührt von der Schüchternheit, die ſie Tags vorher am Improviſiren verhindert hatte, und zugleich ſich für ſie beeifernd, Herrn Edgermond fur ſie einzunehmen, vereinigte er ſeine Bitten mit denen der übrigen Freunde; Corinna ſtand alſo nicht länger an, es zuzugeſtehen. — Nun gut, ſagte ſie, ſich gegen den Prinzen Caſtel Forte wendend, wenn Sie es denn ſo verlangen, ſo wollen wir ein Projekt ausführen, das ich ſchon lange gefaßt habe, nämlich eine Überſetzung von mir, von Romeo und Julia aufzuführen. — Romeo und Julia von Shakeſpear? rief Herr Edgermond; Sie verſtehen alſo Engliſch? — Ja, antwortete Corinna. — Und Sie lieben den Shakeſpear? frug Herr Edgermond weiter. — Wie einen Freund, erwiederte ſie; denn er kennt alle Geheimniſſe des Schmerzes! — Und italieniſch werden Sie es aufführen, rief Herr Edgermond, und ich werde es hören! und auch Sie, lieber Nelvil? o wie glücklich ſind Sie! — Dann, auf der Stelle dieſes verrathende Wort bereuend, ward er roth; das Erröthen aus Zartgefühl und Gutmüthigkeit erregt in jedem Alter Theilnahme. — Wie glücklich werden wir ſeyn! ſagte er verwirrt, bei einem ſolchen Schauſpiel zugegen zu ſeyn! —

beyden Kunſt- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unſere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anſtößig erſcheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach ſeiner eignen Idee ganz ſo aufzufaſſen, wie es wirklich geweſen iſt, nirgends der Wahrheit unſerer reineren ſittlichen Ideen zu nahe getreten zu ſeyn oder etwas vergeben zu haben; indem dieſe, wenn nur die gebührende Unterſcheidung der Geſichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Die ſämmtlichen in dieſem Bande enthaltenen Aufſätze ſind in den erſten Jahren meiner litterariſchen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798. abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen ſehr erneuert und beynahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, ſie im Ganzen und Weſentlichen, was nähmlich die darin herrſchende und

Drittes Kapitel.

Alles war in wenigen Tagen bereit; die Rollen waren ausgetheilt, und der Abend beſtimmt zur Vorſtellung, die in einem Pallaſt Statt haben ſollte, der einer Anverwandtin des Prinzen Caſtel Forte, einer Freundin von Corinna, zugehörte. Oswald hatte ein vermiſchtes Gefühl von Unruhe und Vergnügen, bei der Annäherung dieſes neuen Beifalls; er genoß ihn ſchon im voraus; aber im voraus auch ſchon war er eiferſüchtig, nicht auf irgend einen beſondern Menſchen, ſondern auf das Publikum, das Zeuge der Talente der Geliebten ſeyn durfte. Er hätte gern nur allein ihren Geiſt und ihre Reize gekannt; er wünſchte, daß Corinna mit der Schüchternheit und Zurückgezogenheit einer Engländerin für ihn allein ihre Redekunſt und ihr Genie vereinigt hätte. Auch der ausgezeichneteſte Mann genießt vielleicht nicht ganz rein und unvermiſcht die Überlegenheit einer Frau; wenn er ſie liebt, ſo beunruhigt es ſein Herz; liebt er ſie nicht, ſo beleidigt es ſeine Eigenliebe. Oswald war bei Corinna mehr berauſcht als glücklich, und die Bewunderung, die ſie ihm einflößte, vermehrte ſeine Liebe, ohne ſeinen Entſchlüſſen mehr Beſtändigkeit zu verleihen. Er betrachtete ſie als eine wunderbare Erſcheinung, die ihm täglich auf's neue vor die Augen trat; aber ſelbſt das Entzücken und das Erſtaunen, das ſie in ihm erregte, ſchien ihm die Hoffnung zu einem ruhigen friedlichen Leben zu entfernen. Corinna war jedoch die ſanfteſte Frau, von leichtem, gefälligem Umgang, man hätte ſie um ihrer gewöhnlichen Eigenſchaften ſchon geliebt, ganz abgeſehen von ihren glänzenden Talenten; aber noch einmal, ſie vereinigte zu viele Talente, ſie war zu merkwürdig in jeder Rückſicht. Mit ſo vielen lobenswürdigen Eigenſchaften Lord Nelvil auch ausgeſtattet war, glaubte er dennoch, ihr nicht gleich zu ſeyn; und dieſer Gedanke machte ihn für die Dauer ihrer gegenſeitigen Zuneigung fürchten.

Einige Stunden vor der Vorſtellung führte Lord Nelvil Corinna nach dem Pallaſt der Prinzeſſin Caſtel Forte, wo die Bühne aufgeſchlagen war. Die Sonne ſchien herrlich, und aus einem Fenſter der Treppe, die ſie hinauf ſtiegen, überſah man Rom und die umliegende Gegend. Oswald hielt Corinna einen Augenblick auf, und ſagte: — Sehen Sie den ſchönen Sonnenſchein, das geſchieht Ihrentwegen, um Ihren glücklichen Erfolg zu erleuchten. — O wenn dem ſo iſt, rief ſie aus, ſo ſind Sie es, der mir Glück bringt, Ihnen habe ich dann den Schutz des Himmels zu verdanken. — Würden die ſanften reinen Gefühle der ſchönen Natur Ihnen zu Ihrem Glücke genügen? ſagte Oswald; weit ab liegt dieſe Luft, die wir athmen, die Träume in einer ſchönen Gegend, von dem geräuſchvollen

Saal, in welchem Ihr Name jetzt erſchallen wird. — Oswald, ſagte Corinna, hätte dieſer Beifall, wenn ich ihn anders erhalten werde, hätte er wohl die Kraft mich zu rühren, wenn es nicht wäre, weil Sie zugegen ſeyn werden? und wenn ich einiges Talent zeigen werde, iſt es nicht mein Gefühl für Sie, dem ich es verdanke? Poeſie, Liebe, Religion, alles was der Begeiſterung eignet, iſt in Übereinſtimmung mit der Natur; ſehe ich den blauen Himmel, überlaſſe ich mich der Empfindung, die er in mir hervorbringt, dann verſtehe ich Julien beſſer, dann bin ich Romeo's würdiger. — Ja, Du biſt ſeiner würdig, himmliſches Geſchöpf, rief Lord Nelvil; ja, es iſt eine Schwachheit, dieſe Eiferſucht auf Deine Talente, dieſes Bedürfniß mit Dir allein im Weltall leben zu wollen. Gehe hin, erndte die Verehrung der Welt, geh; aber dieſer Blick der Liebe, der göttlicher noch iſt als Dein Geiſt, daß er ſich auf mich allein wende. — Sie verließen ſich jetzt, Lord Nelvil nahm ſeinen Platz in dem Saal, das Vergnügen erwartend, Corinna erſcheinen zu ſehen.

Romeo und Julia hat einen italieniſchen Inhalt; die Scene iſt zu Verona; man zeigt daſelbſt noch das Grab der beiden Liebenden. Shakeſpear ſchrieb dies Stück mit der zugleich leidenſchaftlichen und lachenden ſüdlichen Fantaſie, die im Glücke triumphirend, dennoch ſo leicht von dieſem Glück zur Verzweiflung, und von der Verzweiflung zum Tode übergeht. Alle Eindrücke ſind ſchnell, und dennoch fühlt man, daß dieſe ſchnellen Eindrücke unauslöſchlich ſind. In einem kraftvollen Klima werden die Leidenſchaften frühzeitig entwickelt, nicht durch den Leichtſinn des Herzens, ſondern durch die Naturkraft. Der Boden iſt nicht leicht, obgleich das Wachsthum ſchnell vor ſich geht. Auch hat Shakeſpear beſſer als irgend ein fremder Schriftſteller den italieniſchen Na-

Univ. Bibl. München

tional-Charakter ergriffen, und jene Fruchtbarkeit des Geiſtes, der tauſend verſchiedene Arten zu erfinden weiß für den Ausdruck eines und deſſelben Gefühls, und jene morgenländiſche Redekunſt, die ſich der Bilder aus allen Reichen der Natur bedient, um zu ſchildern, was im Herzen vorgeht. Es iſt nicht wie im Oſſian eine Farbe, ein Ton, der beſtändig der empfindſamſten Saite unſers Herzens entſpricht; aber die verdoppelten Farben, die Shakeſpear in Romeo und Julia anwandte, geben ſeinem Styl keine froſtige Affektation, es iſt der getheilte, zurückgeworfene, verſchiedenartige Strahl, der dieſe Farben hervorbringt, und man fühlt wohl das Licht und das Feuer, woher ſie entſtehen. Es iſt in dieſer Dichtung eine Lebenskraft, ein Glanz des Ausdrucks, der das Land und die Bewohner bezeichnet. Durch die Überſetzung in's Italieniſche ſchien Romeo und Julia wieder in ihre Mutterſprache zurück gekehrt zu ſeyn. Zuerſt erſcheint Julia auf einem Ball, wo Romeo Montague in das Haus der Capulets, der tödlichen Feinde ſeines Geſchlechts, ſich eingeſchlichen hat. Corinna war in einem allerliebſten Ballkleide, und doch dem Coſtüme jener Zeit gemäß gekleidet. Ihre Haare waren künſtlich mit Edelſteinen und Blumen geſchmückt; anfangs überraſchte ſie wie eine unbekannte Perſon, dann erkannte man ſie an Stimme und Geſtalt, aber dieſe Geſtalt war vergöttert und hatte nur den poetiſchen Ausdruck beibehalten. Allgemeiner Beifall ertönte bei ihrem Eintritt in den Saal. Ihr erſter Blick entdeckte gleich Oswald, und blieb auf ihn geheftet; ein Freudefunken, eine ſanfte lebhafte Hoffnung malte ſich in ihren Geſichtszügen. Das Herz pochte vor Vergnügen und vor Furcht, indem man ſie anſah; man fühlte wohl, daß eine ſolche Seligkeit nicht auf Erden dauern würde; war es Julia oder war es Corinna, die dieſes Vorgefühl in Erfüllung bringen ſollte?

Als Romeo ſich ihr nahte, und ihr halb leiſe die im Engliſchen ſo glanzvollen und in der italieniſchen Überſetzung ſo herrlichen Verſe über ihre Schönheit und ihre Anmuth ſagte, da vereinigten ſich alle Zuſchauer, entzückt, ihr Gefühl ſo verdollmetſcht zu ſehen mit Romeo; und die plötzliche Leidenſchaft, die ihn ergreift, die Leidenſchaft, die vom erſten Blick entzündet wurde, ſchien allen Augen ſehr wahrſcheinlich. Oswald gerieth von dem Augenblick an ganz in Verwirrung; es dünkte ihm, alles wäre auf den Punkt offenbar zu werden; man würde ſogleich Corinna als einen Engel unter den Weibern ausrufen, ihn ſelbſt befragen über das was er für ſie fühle, ſie ihm ſtreitig machen, ſie ihm rauben; eine blendende Wolke ging vor ſeinen Augen vorüber, er fürchtete nicht mehr ſehen zu können, er fürchtete ohnmächtig zu werden, und zog ſich auf einige Augenblicke hinter eine Säule zurück. Beunruhigt ſuchte Corinna ihn ängſtlich und ſprach den Vers: „Ich ſah zu früh den ich zu ſpät erkannt,“ mit einem ſo tiefen Ausdruck, daß Oswald bebte als er es vernahm, es dünkte ihm, Corinna wende es auf ihre perſönliche Lage an.

Er ward nicht müde, die Anmuth ihrer Gebehrden zu bewundern, die Würde in ihrer Haltung, eine Phyſiognomie, die das ſchilderte, was Worte nicht ſagen können, und die Geheimniſſe des Herzens entdeckte, die man nie noch darſtellen konnte, und die doch über das Leben gebieten. Der Ton, der Blick, das geringſte Zeichen eines wahrhaft gerührten, wahrhaft begeiſterten Schauſpielers, ſind eine unaufhörliche Offenbarung des menſchlichen Herzens; und das Ideal der Kunſt verbindet ſich immer mit den Offenbarungen der Natur. Der Wohlklang der Verſe, die reizenden Stellungen verleihen der Leidenſchaft, was ihr in der Wirklichkeit oft fehlt, namlich Anmuth und Würde.

Im zweiten Akt erſcheint Julia auf dem Altan in ihrem Garten, um mit Romeo zu ſprechen. Von allem Schmuck hatte Corinna nichts behalten als die Blumen, bald darauf müſſen auch dieſe Blumen verſchwinden; auf Corinnen's Geſicht fiel ein ſanfteres, rührenderes Licht durch die halbe Erleuchtung der Bühne, um die Nacht anzudeuten. Der Ton ihrer Stimme war wohlklingender noch, als in dem glänzenden Feſte. Ihre Hand, gegen die Sterne erhoben, ſchien die einzigen Zeugen anzurufen, die es werth waren, ſie zu hören, und als ſie Romeo, Romeo rief, da fühlte Oswald Eiferſucht, daß dieſe entzückenden Töne einen andern Namen in die Lüfte hauchten als den ſeinigen, obgleich er ſich wohl bewußt war, daß ſie nur an ihn dachte. Oswald ſaß dem Altan gegenüber, und da der, der den Romeo ſpielte, etwas im Dunkeln ſtand, ſo durften Corinna's Blicke ſich gegen Oswald richten, bei den entzückenden Verſen:

zum Grunde liegende Idee und kritiſche oder geſchichtliche Auffaſſung betrifft, durchaus unverändert zu laſſen. Von dieſer eigenthümlichen Behandlungsweiſe und Art der Umgeſtaltung werden ſich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Geſtalt dieſer Verſuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabey der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswiſſenſchaft einigen Werth haben ſoll, dieſen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunſt in der ganzen Behandlungsweiſe, bewähren muß.

„Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich:
„Du könnteſt denken, ich ſey leichten Sinns.
„Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſeyn
„Als ſie, die fremd zu thun, geſchickter ſind.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — „Drum vergieb!“

Bei dem Worte: — vergieb! vergieb mir, daß ich liebe! vergieb mir, daß ich Dir es blicken ließ! — lag in Corinna's Blick eine ſo zärtliche Bitte: ſo viel Ehrerbietung für ihren Geliebten, ſo viel Stolz auf ihre Wahl, als ſie ſagte: — edler Romeo! ſchöner Montague! — daß Oswald ſich eben ſo ſtolz als glücklich fühlte. Er richtete den Kopf in die Höhe, der aus Rührung hinabgeſunken war, und hielt ſich für den König der Welt, weil er ein Herz beherrſchte, daß alle Schätze des Lebens in ſich ſchloß.

Corinna, die den Eindruck bemerkte, den ſie auf Oswald machte, ward immer beſeelter durch die Bewegung des Herzens, die

al

allein Wunder wirken kann; und als bei Annäherung des Morgens Julia glaubt den Geſang der Lerche zu hören, das Zeichen zu Romeo's Abſchiede, da hatte Corinna's Stimme einen übernatürlichen Reiz; ſie malte die Liebe, und doch lag ein heiliges Geheimniß darin, ein Gedanke an den Himmel, ein Vorgefühl der Rückkehr zu ihm, ein ganz himmliſcher Schmerz, wie der einer auf die Erde verbannten Seele, die bald nach ihrem himmliſchen Vaterlande wieder zurück berufen wird. O wie glücklich war Corinna an dem Tage, wo ſie vor dem Freunde ihrer Wahl eine edle Rolle in einem ſchönen Trauerſpiele aufführte; wie viel Jahre, wie viel Lebzeiten würden matt erſcheinen gegen einen ſolchen Tag!

Hätte Lord Nelvil die Rolle des Romeo ſpielen können, ſo wäre das Vergnügen, das Corinna empfand, nicht ſo vollkommen geweſen; ſie würde dann gewünſcht haben, die Verſe der größten Dichter wegzulaſſen, um aus eignem Herzen zu ihm zu reden. Vielleicht hätte ſelbſt eine nicht zu überwindende Schüchternheit ihrem Talente Feſſeln angelegt, ſie hätte es nicht gewagt Oswald anzuſehen, aus Furcht ſich zu verrathen; kurz, die Wahrheit auf dieſen Grad getrieben, hätte die Zauberei der Kunſt zernichtet; wie ſüß war es ihr aber, den Geliebten gegenwärtig zu wiſſen, indem ſie die Erhebung fühlte, die nur die Poeſie einflößen kann! indem ſie allen Zauber der Leidenſchaft empfand, ohne ihre Unruhe und ihre Qual! indem die Regung, die ſie darſtellte, zu gleicher Zeit nichts perſönliches und auch nichts allgemeines hatte, und ſie zu Lord Nelvil zu ſagen ſchien: — Sehen Sie, welcher Liebe ich fahig bin!

— Es iſt unmöglich, daß man im wirklichen Leben mit ſich ſelber zufrieden ſeyn kann, Leidenſchaft und Schüchternheit reißen fort, oder halten zurück, flößen zu viel Bitterkeit oder zu viel Unterwürfigkeit ein.

Aber ſich vollkommen zu zeigen ohne Affektation; Ruhe mit Gefühl zu verbinden, die es ſo oft raubt; kurz, auf einen Augenblick in dem ſüßeſten Traum des Herzens leben, das war Corinna's reiner Genuß bei der Aufführung des Trauerſpiels. Mit dieſem Vergnügen verband ſie das des glücklichen Erfolgs, des lauten Beifalls, den ſie erhielt, und ihr Blick legte ſie zu Oswalds Füßen, zu den Füßen des Gegenſtandes, deſſen Beifall allein ihr mehr galt als der Ruhm. Einen Augenblick wenigſtens war Corinna glücklich. Einen Augenblick kannte ſie, auf Koſten ihrer Ruhe, das Entzücken der Seele, nach welchem ſie ſich bis jetzt vergeblich geſehnt, und das ſie immer beweinen ſollte.

Im dritten Akt wird Julia in's Geheim die Gattin Romeo's. Im vierten wollen ihre Eltern ſie zwingen, die Gemahlin eines andern zu werden; ſie entſchließt ſich, den Schlaftrunk zu nehmen, den ein Mönch ihr reichte, und der ihr den Schein des Todes geben ſoll. Alle Bewegungen Corinna's, ihre heftigen Schritte, der bebende Ton ihrer Stimme, ihre bald lebhaften bald niedergeſchlagnen Blicke, ſchilderten den grauſamen Kampf der Furcht und der Liebe; die ſchrecklichen Bilder, die ſie verfolgten, bei dem Gedanken, ſich lebend in die Gruft ihrer Ahnurn gebracht zu ſehen, und dann die Begeiſterung der Leidenſchaft, durch welche eine ſo junge Seele einen ſo natürlichen Schrecken beſiegt. Oswald fühlte gleichſam ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ihr zu Hülfe zu eilen. Einmal hob ſie die Augen zum Himmel empor, mit einer Inbrunſt, die innigſt das Bedürfniß des göttlichen Schutzes darſtellte, von welchem kein menſchliches Weſen ſich noch hat frei machen können. Ein andermal glaubte Lord Nelvil, daß ſie die Arme nach ihm ausſtrecke, als ob ſie ſeine Hülfe anflehte, und in einem Anfall von Wahnſinn ſprang er auf; die erſtaunten Blicke der ihn umgebenden brachten ihn wieder zur Beſonnenheit, und er ſetzte ſich wieder nieder; ſeine Rührung ward aber ſo heftig, daß ſie ſich nicht mehr verbergen ließ.

Im fünften Akt hebt Romeo Julia, die er todt glaubt, noch vor ihrem Erwachen aus dem Grabe, und drückt die Beſinnungsloſe an ſein Herz. Corinna war ganz weiß gekleidet, ihre ſchwarzen Haare hingen herab, und ihr Kopf neigte ſich mit ſolcher Anmuth, und dennoch mit der ganzen rührenden düſtern Wahrheit des Todes auf Romeo, daß Oswald von den entgegengeſetzteſten Empfindungen erſchüttert ward. Es war ihm ganz unerträglich, Corinna in den Armen eines andern zu ſehen, er ſchauderte, indem er das lebloſe Bildniß der Geliebten betrachtete; kurz, er empfand mit Romeo die grauſame Vermiſchung der Verzweiflung und der Liebe, des Todes und der Wolluſt, die dieſen Auftritt ſo herzzerreißend macht. Endlich als Julia erwacht in dieſem Grabe, an dem der Geliebte ſich den Tod gegeben hat, als ihre erſten Worte noch im Sarge, unter dieſen Hallen des Todes, nicht das Entſetzen ausdrücken, das ſie natürlich einflößen müſſen, als ſie ausruft:

„O Troſtesbringer! wo iſt mein Gemahl!“

da antwortete Lord Nelvil dieſem Ruf durch lautes Stöhnen, und er kam nicht eher wieder zu ſich, als bis Herr Edgermond ihn aus dem Saal zog.

Nach geendigter Vorſtellung war Corinna durch die heftige Rührung und die Anſtrengung ſehr angegriffen. Oswald war der erſte, der in ihr Zimmer kam, und fand ſie allein, noch als Julia gekleidet, wie ohnmächtig in den Armen ihrer Kammerfrauen. Im Sturme ſeiner Empfindung konnte er nicht Wahrheit von Dichtung unterſcheiden, und ſich zu Corinna's Füßen werfend, ſagte er auf Engliſch die Worte des Romeo:

— — — — — „Augen,
„Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte
„Umarmung!“ — — — — — —

Corinna, noch in Verwirrung, rief: — Großer Gott! was ſagen Sie? wollen Sie mich verlaſſen? wollten Sie es? — Nein, nein, unterbrach ſie Oswald, nein, ich ſchwöre..... — In dem Augenblick ſtürmte ein Haufen von Corinna's Freunden und Bewunderern die Thüre, um ſie zu ſehen; ſie ſah Oswald an, erwartete ängſtlich, was er ihr noch ſagen wollte, ſie konnten ſich aber den ganzen Abend nicht wieder ſprechen; man ließ ſie keinen Augenblick allein.

Nie hatte ein Trauerſpiel in Italien ſolche Wirkung hervorgebracht. Mit Begeiſterung erhoben die Römer die Überſetzung, das Stück und die Schauſpielerin. Dies, ſagten ſie, wäre das wahrhaft ihnen anpaſſende Trauerſpiel, das ihre Sitten ſchildere, ihre Seele rühre, indem es die Fantaſie beſchäftige, und ihre ſchöne Sprache durch einen ſowohl redneriſchen als lyriſchen, eben ſo begeiſterten als natürlichen Styl, geltend mache. Corinna nahm alle dieſe Lobſprüche mit ſanfter wohlwollender Miene an; aber ihre Seele ruhte auf den Worten: ich ſchwöre .... die Oswald ſagte, und deren Fortſetzung von der eindringenden Geſellſchaft unterbrochen ward; dieſes Wort war es, welches das Geheimniß ihres Schickſals enthielt.

Achtes Buch.

Statuen und Gemälde.

Inhalt.

Seite.

Vorrede.

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794. 5

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794. 25

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1795. . 46

Ueber das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten. . . 60

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern. 1794. 66

V.

Ueber die Diotima. 1795. 90

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 151

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796. Einleitung. . 166

Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias. 178

Beurtheilung. 203

Beylage. Die Olympiſche Rede des Lyſias. 213

Anmerkung. 216

Erſtes Kapitel.

Die Nacht nach dieſem Tage ſchloß Oswald kein Auge. Nie war er ſo entſchloſſen geweſen, Alles für Corinna aufzuopfern. Er war ſogar willens, ſie gar nicht um ihr Geheimniß zu befragen, wenigſtens nahm er ſich doch feſt vor, ihr in feierlicher Verbindung ſein ganzes Leben zu weihen, bevor er jenes Geheimniß noch erfahren. Während ein Paar Stunden ſchien ihm nun jede Ungewißheit entwichen, und er ſetzte mit Wohlgefallen in Gedanken einen Brief auf, den er ihr des andern Morgens zuſenden wollte und der ſein Schickſal entſcheiden ſollte. Aber nicht länger währte dieſes Vertrauen auf das Glück, die Beruhigung bei dem gefaßten Entſchluß. Die Vergangenheit kam in ſeine Seele zurück; er hatte früher ſchon einmal geliebt, nicht mit der Stärke freilich, wie er Corinnen liebte, jene erſte Wahl durfte nicht mit dieſer verglichen werden; aber doch war es dieſe Liebe, die ihn zu unüberlegten Handlungen fortgeriſſen hatte; zu Handlungen, die das Herz ſeines Vaters verwundeten. — Ach, ſeufzte er, wer weiß ob er nicht auch heute fürchtet, daß ſein Sohn das Vaterland wie ſeine Pflichten gegen daſſelbe vergeſſen werde? — Du, rief er aus, das Bildniß ſeines Vaters anredend, würdigſter der Freunde, die mir auf dieſer Erde zu Theil wurden, du, deſſen Stimme ich nicht mehr vernehme; o belehre mich durch dieſen ſchweigenden Blick, deſſen Gewalt ich immer noch fühle, lehre mich, was ich thun muß, damit du noch im Himmel mit deinem Sohne zufrieden. Dann aber vergiß nicht, wie die Sterblichen vom Bedürfniß des Glücks verzehrt werden; habe Nachſicht in deinem himmliſchen Wohorte, ſo wie du ſie auf Erden hatteſt. Ich werde beſſer ſeyn, wenn ich erſt eine Zeit lang glücklich war, wenn ich mit dieſem engelgleichen Geſchöpfe lebe, wenn ich gewürdigt werde, ein ſolches Weib zu ſchützen, zu retten — zu retten? und wovon? von einem ihr ſelbſt wohlgefälligen Leben? von Unabhängigkeit, von allgemeiner Verehrung und Beifall? — Dieſe Betrachtung erſchreckte ihn ſelbſt, wie eine Eingebung des Vaters.

Wer hat nicht im Streit der Gefühle oft einen geheimen Aberglauben empfunden, wenn die eignen Gedanken uns als Vorbedeutung, und unſre Leiden uns als eine Warnung des Himmels erſcheinen? Welchen Kämpfen ſind nicht die Seelen unterworfen, die der Leidenſchaft fähig ſind und der Regungen des Gewiſſens!

Oswald ging erſchüttert und bewegt im Zimmer auf und ab; oft ſtand er ſtill, den Mond betrachtend, der in Italien ſo ſchön, ſo ſanft leuchtet. Das Anſchauen der Natur vermag uns Selbſtverleugnung zu lehren, aber über die Ungewißheit hat es keine Macht. Der herannbrechende Morgen traf Oswalden noch in demſelben peinvollen Zuſtand; Graf d'Erfeuil und Herr Edgermond, die ihn zu beſuchen kamen, glaubten ihn krank, ſo ſehr hatte die Unruhe der Nacht ihn zerrüttet. Graf d'Erfeuil unterbrach zuerſt das Stillſchweigen: Man muß doch geſtehen, fing er an, das geſtrige Schauſpiel war allerliebſt, Corinna iſt bezaubernd. Die Hälfte der Worte gingen für mich verloren, aber ich errieth alles durch ihren Ton und ihre Phyſiognomie. Sehr Schade, daß eine ſo reiche Perſon das ausgezeichnete Talent beſitzt! wäre ſie arm, ſo könnte ſie bei ihrer Ungebundenheit auf's Theater gehen; eine Schauſpielerin, wie ſie, wäre ein Triumph für Italien.

Dieſe Reden machten einen widerlichen Eindruck auf Oswald, er fand aber keine ſchickliche Gelegenheit es zu äußern. Graf d'Erfeuil hatte das eigne, daß man ſich nicht mit Grund von ihm beleidigt finden konnte, wenn gleich das, was er ſagte, unangenehm war. Nur fühlende Seelen verſtehen ſich gegenſeitig zu ſchonen. Die Eigenliebe iſt empfindlich, aber ſie hat keinen Sinn für die Empfindlichkeit des Andern.

Herr Edgermond lobte Corinna in den ſchicklichſten und ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Oswald unterhielt ſich auf Engliſch mit ihm, um das Geſpräch über Corinna dem widerlichen Lobe des Grafen d'Erfeuil zu entziehen. — Ich bin hier überflüſſig, fing er endlich an; ich will zu Corinna gehen, und ihr meine Bemerkungen über ihr geſtriges Spiel mittheilen, es wird ihr angenehm ſeyn. Über einiges muß ich ihr auch rathen, was ſie noch abändern muß, es betrifft freilich nur Kleinigkeiten, aber dieſe Kleinigkeiten tragen ſehr viel zum Ganzen bei. Es iſt in der That eine ſo bewundernswürdige Frau, daß es Unrecht wäre etwas zu verſäumen, wodurch ſie ſich zur größten Vollkommenheit ausbilden kann. Und, fuhr er leiſer, ſich gegen Lord Nelvil wendend, fort, ich will ſie bereden, oft tragiſche Rollen zu ſpielen; es iſt ein ſicheres Mittel, irgend einen vornehmen Reiſenden zu heirathen. Sie, lieber Oswald, werden ſo wenig als ich auf dieſen Einfall gerathen; wir ſind zu ſehr daran gewöhnt, reizende Frauen zu ſehen, als daß wir in Gefahr gerathen könnten, ihrentwegen eine Thorheit zu begehen. Aber irgend ein deutſcher Prinz, oder ein ſpaniſcher Grande, was weiß ich? — Ganz außer ſich ſprang Oswald auf, und wer weiß was geſchehen wäre, hätte Graf d'Erfeuil ſeine Bewegung bemerkt; ſehr zufrieden mit ſeiner Bemerkung war er behend, auf den Fußzehen zur Thüre hinaus geſchlüpft, ohne nur zu ahnden, daß Lord Nelvil beleidigt war; ſonſt wäre er ganz gewiß nicht gegangen, obgleich er Oswalden ſo ſehr liebte, wie er

nur

nur immer lieben konnte. Sein Muth trug noch mehr bei, ihn über ſeine eignen Fehler zu täuſchen, als ſelbſt die Eigenliebe. Über alles was die Ehre betraf war er von der größten Zartheit, daß es ihm nun in Rückſicht des Gefühls daran fehlen könnte fiel ihm nicht ein; er hielt ſich für tapfer und liebenswürdig, und das mit Recht; mit dieſem Theil war er zufrieden, ohne etwas tieferes im Leben zu ahnden.

Oswald ward von peinigenden Gefühlen beſtürmt, keins davon entging Herrn Edgermonds Blicken. — Lieber Oswald, ſagte er, als Graf d'Erfeuil fort war, ich reiſe ab, ich will nach Neapel. — Warum ſo bald? frug Lord Nelvil. — Weil es hier nicht für mich taugt, antwortete Herr Edgermond; troz meinen funfzig Jahren bin ich nicht ſicher, daß Corinna mir nicht den Kopf verdreht. — Und wäre dies? unterbrach ihn Oswald, welche Folgen würde es haben? — Eine Frau wie Corinna iſt nicht für die Provinz Walles, erwiederte Herr Edgermond; für England, liebster Oswald, paſſen nur Engländerinnen. Glauben Sie mir das. Es kömmt mir nicht zu, Ihnen rathen zu wollen, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu verſichern, daß ich nicht ein Wort ſagen werde von dem was ich ſah; ſo liebenswürdig aber Corinna iſt, ſo denke ich doch mit Thomas Walpole: Was fängt man zu Hauſe damit an? Und das Haus iſt alles für uns, beſonders für unſre Frauen, das wiſſen Sie. Stellen Sie ſich ihre ſchöne Italienerin vor, allein, während Sie auf der Jagd ſind, oder im Parlament; oder wie ſie beim Deſſert aufſteht, den Thee für Sie zu bereiten, wenn Sie von der Tafel kommen! Unſre Frauen beſitzen häusliche Tugenden, wie ſie ſonſt nirgend zu finden ſind. In Italien haben die Männer kein anderes Geſchäft, als den Frauen zu gefallen, alſo je liebenswürdiger dieſe ſind, je beſſer. Bei uns aber, wo die

Männer thätig in ihrer Laufbahn ſind, da müſſen die Frauen im Schatten ſtehen, es wäre doch ſehr Schade, Corinna hinein zu ſtellen. Auf dem Thron Englands möchte ich ſie ſehen, aber nicht unter meinem beſcheidnen Dach. Ich habe Ihre Mutter gekannt, Mylord, die von Ihrem ehrwürdigen Vater ſo beweint ward! ſie war ganz ſo wie meine junge Couſine; ſo würde ich mir eine Frau wünſchen, wenn ich noch in dem Alter wäre zu wählen und geliebt zu werden. Leben Sie wohl, liebſter Freund, nehmen Sie was ich hier ſagte nicht übel auf; keiner kann Corinnen mehr bewundern als ich; und in Ihrem Alter wäre ich vielleicht nicht im Stande, die Hoffnung ihr zu gefallen aufzugeben. Bei dieſen Worten nahm er Lord Nelvil's Hand, drückte ſie treuherzig und ging fort, ohne daß Oswald ihm ein Wort ſagte. Herr Edgermond verſtand ſein Schweigen, und zufrieden mit Oswalds antwortendem Händedruck, entfernte er ſich,

Inhalt.

Seite.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates. 1796. Einleitung 217

Charakteriſtik des Iſokrates. Aus dem Griechiſchen des Dionyſios. 230

Alle dieſe voranſtehenden Aufſätze haben zuerſt in verſchiedenen Zeitſchriften in den Jahren 1794 — 1796 und 1798. eingerückt geſtanden. Zwey derſelben, Nro. IV. und V. waren auch in dem Erſten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufſatz iſt noch nie gedruckt geweſen.

IX.

Caeſar und Alexander. Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796. 263

ein Geſpräch endigend, daß ihm nicht leicht ward.

Von nichts war Oswald gerührt worden in ſeiner ganzen Anrede, als von dem Andenken an ſeine Mutter, und an die innige Zuneigung ſeines Vaters. Als er ſie verlor, war er noch nicht vierzehn Jahr alt, doch erinnerte er ſich mit tiefer Ehrfurcht ihrer Tugenden und des ſchüchternen, zurück gezogenen Charakters dieſer Tugenden! — Ich Unſinniger! rief Oswald, als er ſich allein ſah, daß ich noch frage, welche Gemahlin mein Vater mir beſtimmte; und weiß ich es denn nicht, da das Andenken an meine Mutter in mir lebt, die er ſo ſehr geliebt? was verlange ich denn noch weiter? warum will ich mich ſelbſt betrügen, indem ich nicht zu wiſſen vorgebe, was er mir antworten würde, wenn ich ihn fragen könnte. — Und dennoch war der Gedanke ihm unerträglich, Corinna wieder zu ſehen; ohne ihr nach den Begebenheiten des vorigen Tages etwas zur Beſtätigung ſeiner geäußerten Gefühle zu ſagen. Seine Unruhe, ſeine Leiden nahmen ihn ſo ganz hin, daß jenes Übel, wovon er ſich ſchon geheilt glaubte, wieder eintrat; das kaum vernarbte Blutgefäß in ſeiner Bruſt ging wieder auf. Während ſeine Leute voller Schrecken nach allen Seiten um Hülfe riefen, wünſchte er in's Geheim, daß der Tod allen ſeinen Leiden ein Ende machte. — Möchte ich ſterben, ſo dachte er, wenn ich ſie nur noch einmal geſehen, wenn ſie mich ihren Romeo nennt! — Thränen entfloſſen ſeinen Augen; ſeit des Vaters Tode die erſten, die um einen andern Schmerz floſſen.

Er ſchrieb an Corinna den Zufall, der ihn abhielt ſie zu ſehen; einige Worte der Trauer ſchloſſen den Brief. Corinna hatte denſelben Tag mit einem ſehr trügenden Vorgefühl begonnen. Sie erfreute ſich des Eindrucks, den ſie auf Oswald gemacht; ſie glaubte ſich geliebt und fühlte ſich glücklich;

keines andern Wunſches war ſie ſich deutlich bewußt. Durch tauſend Nebenumſtände war der Gedanke, den Lord Nelvil zu heirathen, für ſie mit großer Beſorgniß verbunden. Mit mehr Leidenſchaftlichkeit als Vorſicht, von der Gegenwart beherrſcht, ſich wenig um die Zukunft kümmernd, war dieſer Tag, der ihr ſo viel Leiden bringen ſollte, für ſie wie der heiterſte ihres Lebens herangebrochen.

Bei Oswalds Billet bemeiſterte ſich eine tiefe Verwirrung ihrer Seele; ſie hielt ſeinen Zuſtand für gefährlich, und ſo wie ſie war, ging ſie zu Fuß über den Corſo nach Oswalds Haus, vor den Augen aller Leute der feinen Welt, die da grade um dieſe Stunde ſpazieren gingen. Sie hatte ſich die Zeit nicht gelaſſen, darüber nachzudenken, und ihre Schritte waren ſo eilend, daß ſie weder Athem noch Sprache hatte, als ſie zu Oswald in das Zimmer trat. Er ſahe es ein, was ſie gewagt hatte, um ihn zu beſuchen, und ſich die Folgen dieſer Handlung vergrößernd, die in England, beſonders eine unverheirathete Frau um ihren guten Ruf gebracht haben würde, fühlte er ſich von Großmuth, von Liebe und von Dankbarkeit ergriffen. So ſchwach er war, ſtand er doch auf und drückte Corinna an ſein Herz. — Nie werde ich Dich verlaſſen, rief er, da Du geliebte Freundin, Dich ſelbſt vergeſſend, für mich nur Sorge trägſt! da ich vergüten muß . . . . — Corinna errieth ſeinen Gedanken, und ihn unterbrechend, indem ſie ſich ſanft aus ſeinen Armen loswand, erkundigte ſie ſich erſt nach ſeiner Geſundheit, die ſich etwas gebeſſert hatte, dann fuhr ſie fort: Mylord, Sie ſind im Irrthum, indem ich Sie beſuche, thue ich nicht mehr, als was jede Frau in Rom in meiner Lage auch würde gethan haben. Sie ſind krank, fremd, kennen hier Niemand als mich, es kömmt mir alſo zu, Sorge für Sie zu tragen. Die Regeln der Schicklichkeit muß man achten, ſo lange man ihnen nur ſich ſelbſt aufzuopfern hat; müſſen ſie aber nicht dem wahren tiefen Gefühl weichen, das uns von dem Leiden oder der Gefahr des Freundes erregt wird? Welch ein Loos wäre das der Frauen, wenn dieſes Übereinkommen der Geſellſchaft zwar nicht die Liebe, aber doch die unwiderſtehliche Neigung unterſagte, die macht, daß wir dem Geliebten zu Hülfe eilen? Sie haben, ich wiederhohle es, Mylord, gar nicht zu fürchten, daß ich mich ausſetzte, indem ich herkam. Mein Alter und meine Talente geben mir in Rom die Freiheiten einer verheiratheten Frau. Ich verberge es meinen Freunden nicht, daß ich Sie beſuchte, ich weiß nicht, ob ſie es tadeln, daß ich Sie liebe, aber ich bin überzeugt, ſie werden es nicht tadeln, daß ich Ihnen ergeben bin, wenn ich Sie liebe. —

Bei dieſen ſo natürlichen, ſo offenherzigen Worten, fühlte Oswald eine ſeltſame Miſchung der verſchiedenſten Eindrücke. Das Edle dieſer Antwort rührte ihn, und zugleich war es ihm beinahe leid, daß ſie ſeinem erſten Gedanken widerſprach. Er hätte es gewünſcht, daß ſie in den Augen der Welt um ſeinetwillen ein recht großes Vergehen begangen hätte, damit dieſes Vergehen ſelbſt ihm die Pflicht auflegte, ſie heirathen zu müſſen, und ſeinen Zweifeln ſo ein Ende gemacht würde. Ihn verdroſſen die freien Sitten Italiens, durch welche nur ſeine Sorge verlängert ward, die ihm ſo viel Glück ſchenkten, ohne ihm ein Band anzulegen. Er wünſchte, die Ehre möchte ihm das gebieten, wonach er ſich ſehnte. Ein gefährlicher Rückfall ſeines Übels war die Folge dieſer quälenden Gedanken. Corinna trug mit hinreißender Sanftmuth Sorge für ihn, während ſie ſelber in der entſetzlichſten Unruhe war.

Gegen Abend ſchien der Kranke noch mehr beängſtiget; Corinna kniete an ſeinem

Bette, ihre Arme unterſtützten ſeinen Kopf, ſie ſelber litt mehr noch als er. Mitten in ſeinen Schmerzen blickte er ſie oft mit einem Ausdruck des Glücks an. — Corinna, ſagte er leiſe, leſen Sie mir aus dieſem Hefte vor, es ſind Gedanken meines Vaters, ſeine Todesbetrachtungen. Denken Sie nicht, fügte er hinzu, da er ihr Entſetzen ſah, denken Sie nicht, daß ich mich in Lebensgefahr glaube. Ich bin nie krank, ohne dieſe Worte des Troſtes wieder zu überleſen, die ich noch aus ſeinem Munde zu vernehmen glaube; ich möchte Ihnen auch gern zeigen, welch ein Mann mein Vater war, dann werden Sie beſſer meinen Schmerz verſtehen, ſo wie die Macht, die er noch über mich hat, und wie alles was ich Ihnen einſt noch entdecken werde. — Oswald trennte ſich nie von dieſem Hefte, Corinna nahm es und las mit bebender Stimme.

„Ihr Gerechten, die ihr geliebt werdet vom Herrn, ihr werdet ohne Furcht des

Todes gedenken, denn für euch iſt er bloß eine Veränderung des Wohnplatzes; der, den ihr zu verlaſſen im Begriffe ſeyd, iſt vielleicht der geringſte unter allen. O ihr unzähligen Welten, die ihr den unendlichen Raum erfüllt! ihr unbekannten Gemeinden der Geſchöpfe Gottes, Gemeinden ſeiner Kinder, am Firmamente zerſtreut, unter ſeinem Gewölbe geordnet, unſer Lob vereinige ſich mit dem eurigen! wir wiſſen nichts von eurer Beſchaffenheit, wir kennen nicht euren erſten, nicht euren zweiten und nicht euren letzten Antheil an der Wohlthätigkeit des höchſten Weſens; gedenken wir aber des Todes und des Lebens, der Vergangenheit und Zukunft, dann begreifen wir, und reichen an die Geſammtheit aller denkenden und fühlenden Weſen, gleichviel welcher Ort, welche Entfernung ſie trennt. Vereinte Völker, vereinte Nationen, Vereinigung der Welten, ihr ſprechet mit uns: Ehre ſey dem Herrn des Himmels, dem Herrſcher der Natur, dem Gott des Weltalls! Preis und Ruhm dem, der nach ſeinem Willen die Unfruchtbarkeit in Überfluß, den Schatten in Wirklichkeit und ſelbſt den Tod in ewiges Leben umwandelt.“

„Gewiß, das Ende des Gerechten iſt ein wünſchenswerther Tod; doch wenige nur unter uns, wenige unſrer Väter waren Zeugen davon. Welcher unter den Sterblichen wird ohne Furcht ſich vor die Augen des Ewigen ſtellen? wo iſt der Menſch, der Gott liebte ohne Zerſtreuung, der ihn von Jugend auf diente, und in reifem Alter keine Unruhe in der Erinnerung findet? wo iſt der Menſch, deſſen Handlungen ſittlich waren, ohne Abſicht auf öffentliches Lob oder Belohnung? wo iſt dieſer unter den Menſchen ſo ſeltne Menſch? dies würdige Vorbild für uns andere? wo? wo iſt er? Lebt er in unſrer Mitte, ſo umgebe ihn unſre Ehrfurcht! und dann — ihr werdet wohl daran thun — dann verlangt bei ſeinem

Tode gegenwärtig zu ſeyn, als bei dem herrlichſten Schauſpiel. Aber rüſtet euch mit Muth, damit ihr mit Aufmerkſamkeit ſein Schmerzens-Lager betrachten mögt, von dem er ſich nicht wieder erheben wird! Das weiß er, deſſen iſt er gewiß, und ſein Blick iſt heiter, ſeine Stirn wie von einem himmliſchen Glanz umgeben. Er ſpricht mit dem Apoſtel: Ich weiß wem ich geglaubt; und dieſes feſte Vertrauen belebt noch ſeine Züge, während die Kräfte erlöſchen. Schon öffnet das neue Vaterland ſich ſeinem Blick, und noch iſt ihm das alte, das er verlaſſen will, nicht vergeſſen; er iſt bei ſeinem Schöpfer, bei ſeinem Gott, doch die Gefühle, die ſein Leben ſchmückten, verlaſſen ihn noch nicht."

„Die treue Gattin; nach den Geſetzen der Natur wird ſie die erſte ſeyn von den Seinigen, die ihm folgen wird: er trocknet ihre Thränen, er vertröſtet ſie auf jenen Wohnort der Seligkeit, den er, ohne ſie,

Studien
des
# claſſiſchen Alterthums.

Zweyter Theil.

ſich nicht zu denken vermag. Noch einmal durchgeht er alle die glücklichen, mit ihr verlebten Tage, nicht um das Herz der fühlenden Freundin zu verwunden, ſondern um ſie und ſich im Vertrauen auf die Allgüte Gottes zu ſtärken. Noch einmal ruft er der treuen Gefährtin ſeine treue, zärtliche Liebe zurück; nicht um ihre Trauer zu verſtärken, die er vielmehr zu mildern wünſchte, ſondern um des ſüßen Gedankens willen, daß zwei Leben auf einem Stamme blühten, und daß vielleicht ihre Vereinigung ein Schild, eine Bürgſchaft mehr ſey für jene dunkle Zukunft, wo der Gedanke an das Erbarmen des höchſten Gottes unſre einzige Zuflucht iſt! Ach! wer vermag wohl ſich eine richtige Vorſtellung zu machen von der Rührung einer liebenden Seele, in dem Augenblick, wo ſich ihren Blicken nichts zeigt, als die tiefſte Einſamkeit, wenn alle Gefühle, alles was uns in dem Laufe des ſchönen Lebens werth war, auf ewig entſchwindet?

Und du! die du dieſes Weſen überleben ſollſt, das dir gleich war, vom Himmel dir zur Stütze verliehen, dein Alles im Leben, deſſen Blicke jetzt ſo ſchrecklich Abſchied von dir nehmen, lege deine Hand auf ſein ſterbendes Herz, daß ſein letztes Klopfen noch zu dir rede, wenn jede andre Sprache verſtummte. Wie ſollten wir euch tadeln können, ihr treuen Freunde, wenn ihr wünſcht, daß eure Aſche ſich vermiſche, daß Ein Grab eure ſterbliche Hülle vereinigend aufnehme? Gütiger Gott, erwecke ſie zuſammen! oder wenn nur einer von ihnen dieſe Huld verdiente, wenn nur einer zu den Auserwählten gezählt werden darf; daß der andre es vernehme! daß er das Licht der Engel gewahr werde, wenn das Loos der Seligkeit eröffnet wird, damit er noch eines Augenblicks Freude genieße, ehe er wieder zur ewigen Nacht zurückkehrt. Wie ſollte es uns aber wohl gelingen können, die letzten Tage des gefühlvollen Menſchen zu beſchreiben, dem der Tod mit raſchen Schritten entgegen eilt; der Tod, der ihn allem, was er geliebt, entreißt.“

„Er erholt ſich, und erhält noch einen Augenblick Kraft, ſeinen Kindern den letzten Unterricht zu ertheilen. Fürchtet nicht, ſagt er, dem Ende eures Vaters, eures alten Freundes beizuwohnen. Das Geſetz der Natur fordert von ihm, daß er zuerſt die Erde verlaſſe, auf die er früher gekommen. Ihr ſeht, er iſt beherzt, obgleich er ſich ungern von euch trennt. Er hätte wohl gewünſcht, euch länger noch durch ſeine Erfahrung nützlich zu ſeyn, euch noch einige Schritte durch die Gefahren zu leiten, die eure Tugend umſchweben. Aber das Leben iſt wehrlos, wenn man in's Grab ſteigen muß. Ihr bleibt nun allein in der Welt, die ich verlaſſe; möchtet ihr auf dieſer Welt doch alle das Gute im Überfluß einerndten, was die Vorſehung auf ihr ausſäete — aber vergeßt nie, daß ſie den-

dennoch nur Übergang iſt, daß ein dauerndes Vaterland euch ruft. Vielleicht werden wir uns wiederſehen; unter den Augen meines Gottes werde ich meine Wünſche und meine Thränen um euch ihm aufopfern. Liebet die Religion, ſie iſt voller Verheißungen; liebet die Religion, die große Verſicherung des Bündniſſes zwiſchen den Vätern und den Kindern, zwiſchen dem Tode und dem Leben .... Kommt näher her zu mir! .... daß ich euch noch ſehe, der Segen eines Dieners des allmächtigen Gottes ruhe auf euch .... Er ſtirbt! O ihr Engel des Himmels empfanget ſeine Seele, und laſſet uns auf dieſer Erde das Andenken ſeiner Handlungen, ſeiner Gedanken und ſeiner Hoffnungen (*)."

Oswald und Corinna waren erſchüttert, ſie mußte aufhören zu leſen. Oswald weinte heftig. Corinna fürchtete für ihn. Sein Zuſtand erſchreckte ſie, und ſie bemerkte nicht, wie tief ſie ſelber gerührt war. — Ja, ſagte Oswald, ihr die Hand reichend; ja, geliebte Freundin meines Herzens, Deine Thränen floſſen mit den meinigen; mit mir beweinſt Du dieſen meinen Schutzgeiſt, deſſen letzte Umarmung ich noch zu fühlen, deſſen letzten Blick ich noch zu ſehen glaube; Du biſt es vielleicht, die er mich zu tröſten auserwählte; vielleicht . . . — Nein, nein, rief Corinna, nein, er hat mich deſſen nicht werth gehalten! — Was ſagſt Du? unterbrach Oswald ſie. — Corinna erſchrak, ſie glaubte ſich verrathen zu haben; indem ſie die Worte wiederhohlte, ſagte ſie: Er hätte mich deſſen nicht werth gehalten. Dies einzige veränderte Wort zerſtreute die Unruhe wegen des erſten Ausdrucks wieder bei Oswald, und er fuhr fort ohne Argwohn mit ihr von ſeinem Vater zu ſprechen.

Die Ärzte kamen und beruhigten ſie über ſeinen Zuſtand, unterſagten aber dem Lord Nelvil zu ſprechen, bis das Blutgefäß in ſeiner Bruſt wieder geheilt ſey. Während ſechs Tagen verließ ihn Corinna nicht; ſie ließ ihn kein Wort ſprechen, ihm ſanft Stillſchweigen gebietend, wenn er nur den Mund zum Reden öffnete. Abwechſelnd kürzte ſie ihm die Stunden mit Vorleſen, mit Muſik, und oft mit Unterhaltungen, die ſie allein, mit großer Lebhaftigkeit und mit immer erneutem Intereſſe, bald ernſthaft, bald ſcherzend zu führen wußte. Aller Zauber, alle Anmuth mußte dem Lord Nelvil ihre ununterbrochne quälende Angſt verbergen. Seine Schmerzen empfand ſie beinahe noch früher als er, ſie ließ ſich nicht durch ſeine Standhaftigkeit täuſchen, mit der er ihr ſein Leiden verbergen wollte; ſtets errieth ſie, was ihm wohlthätig seyn müſſe, und ſuchte nur ſo viel als möglich ſorgfältig ſeiner Aufmerkſamkeit ihre Dienſte zu entziehen. Ward er blaſſer, dann verloren auch ihre Lippen die Farbe des Lebens, und mit zitternden Händen ſchaffte ſie ihm Hülfe; dann ſuchte ſie ſich gleich zu erhohlen, und lächelte mit Thränen in den Augen. Es gelang ihrer Sorgfalt; Oswald ward wieder hergeſtellt.

O Corinna, ſagte er, als ihm wieder zu ſprechen erlaubt war, wäre doch mein Freund Edgermond Zeuge der Tage geweſen, die Sie jetzt bei mir zubrachten! Er hätte geſehen, daß Sie nicht weniger gut, als liebenswürdig ſind; hätte geſehen, welch eine Kette von Bezauberungen das häusliche Leben mit Ihnen iſt, wie Sie ſich von andern Frauen nur darin unterſcheiden, daß bei Ihnen jede Tugend mit jeder Schönheit vereint iſt. Nein, es iſt zu viel, er muß enden der Streit, der mich zu Grunde richtet, der mich jetzt an den Rand des Grabes gebracht hatte! Corinna, Du ſollſt mich verſtehen, Du ſollſt jedes Geheimniß erfahren, wenn ſchon Du mir die Deinigen nicht entdeckſt. Du ſollſt entſcheiden über unſer Schickſal. — Unſer Schickſal iſt, erwiederte ſie, wenn Sie fühlen wie ich, daß wir uns niemals trennen. Werden Sie mir aber glauben, daß ich, wenigſtens bis jetzt, den Wunſch noch nicht gewagt habe, Ihre Gattin zu ſeyn? Es iſt eine ganz neue Erfahrung; meine Ideen über das Leben, meine Plane für die Zukunft, alles iſt umgeſtürzt durch dieſes neue Gefühl, das mich täglich mehr verwirrt, täglich mehr beherrſcht. Ob wir uns vermählen dürfen? ob wir es ſollen? — Verachten Sie mich, Corinna, ſagte Oswald, weil ich zögerte? könnten Sie mich niedriger Beweggründe fähig glauben? haben Sie nicht errathen, daß nur die tiefe ſchmerzliche Reue allein, die ſeit zwei Jahren mich verfolgt und zerreißt, Schuld dieſer Zögerung iſt? —

— Ich verſtand es, erwiederte Corinna; könnte ich Ihnen andre, dem Herzen fremde Bewegungsgründe zutrauen, dann wären Sie nicht der Mann, den ich liebe. Aber ich weiß wohl, das Leben darf nicht ganz der Liebe angehören. Gewohnheiten, Erinnerungen und Rückſichten, bilden einen Kreis um uns, den die Leidenſchaft ſelbſt nicht vernichten kann. Bricht er auch für einen Moment, ſo ſchlingt er doch bald ſich nur feſter an, und das Epheu erdrückt die Eiche. Lieber Oswald, laſſen Sie uns jeder Epoche unſers Lebens nicht mehr geben, als ſie jedesmal fordert. Mir iſt in dieſem Augenblick nichts nothwendig, als daß Sie mich nicht verlaſſen. Mich verfolgt unaufhörlich die Angſt, daß Sie vielleicht plötzlich abreiſen könnten. Sie ſind in dieſem Lande ganz fremd: keine Verbindung hält Sie; Sie können ohne Widerrede abreiſen, und mir bliebe nichts von Ihnen zurück als der Schmerz! dann wäre Kunſt, Natur, Poeſie, alles was ich mit Ihnen fühle, und jetzt, ach! nur mit Ihnen fühle, alles wäre dann ſtumm für mich. Zitternd erwache ich jeden Morgen; ich weiß nicht, ob das helle Licht mich nicht betrügt mit ſeinen Strahlen, ob Du noch hier biſt, Du, meines Lebens ſchönes Geſtirn! Oswald, dieſe Furcht nehmen Sie mir ab, nur dieſe einzige entzückende Verſicherung geben Sie mir, darüber geht mir jetzt nichts! — Sie wiſſen, Corinna, antwortete Oswald, daß nie noch ein Engländer ſeinem Vaterlande entſagte, daß der Krieg mich vielleicht zurückrufen kann, daß .... — Mein Gott! rief Corinna, wozu ſoll dieſe Vorbereitung? .... Sie zitterte an allen Gliedern, als ob ſie das entſetzlichſte Unglück herannahen ſähe. — Nun dann, wenn dem ſo iſt, dann begleite ich Sie als Ihre Gemahlin, Ihre Sklavin .... — Aber auf einmal ſich faſſend, fuhr ſie fort: Oswald, Sie reiſen nicht, ohne es mir vorher zu ſagen, nicht wahr? Hören Sie mich: in keinem Lande wird ein Verbrecher zur Hinrichtung geführt, ohne daß man ihm einige Stunden vergönnt, ſich zu ſammlen. Sie werden mir nicht etwa einen Brief ſenden, der mir Ihre Abreiſe verkündigt? Sie ſelber werden mir doch

die Nachricht geben, Sie werden mich doch hören ehe Sie reiſen? — Werde ich es können, wenn . . . Wie, Sie zögern, mir dies zu gewähren? rief Corinna. — Nein, ſagte Oswald, ich zögere nicht; Du willſt es! ich ſchwöre es Ihnen vorher ſelber zu ſagen, wenn dieſe Abreiſe nothwendig würde, und dieſer Augenblick ſoll über unſer Leben entſcheiden. — Ja, ſagte Corinna, er wird darüber entſcheiden. Sie ging fort.

Zweites Kapitel.

In den erſten Tagen nach ſeiner Wiederherſtellung vermied Corinna ſorgfaltig alles, was zu Erklärungen zwiſchen ihnen führen konnte. Sie wollte dem Freunde ſo viel als möglich das Leben erheitern, ihre Geſchichte aber wollte ſie ihm abſichtlich noch nicht anvertrauen. Ihre bisherigen Unterredungen hatten ſie nur zu ſehr über den Eindruck belehrt, den er erhalten würde, wenn er erführe, wer ſie ſey, und was ſie aufgeopfert hatte; nichts fürchtete ſie mehr, als dieſen Eindruck, der ihn von ihr losreißen möchte.

Sie nahm daher noch einmal zu der liebenswürdigen Liſt ihre Zuflucht, deren ſie ſich gewöhnlich bediente, um Oswald von ſeiner leidenſchaftlichen Unruhe abzuhalten; ſeine Phantaſie und ſeinen Verſtand beſchäftigend mit den Wundern der Kunſt, die ihm noch unbekannt waren, hielt ſie den Augenblick der Entſcheidung immer zurück. Dieſe Lage wäre bei jedem andern Gefühl als bei der Liebe unerträglich; aber die Liebe verleiht jeder Stunde ſo viel Süßigkeit, verbreitet ſolchen Zauber über jede Minute, daß ſie, wenn gleich mit dem Bedürfniß einer ganz unbeſtimmten Zukunft, ſich dennoch ganz in der Gegenwart berauſcht; in ihr iſt ein Tag, wie ein Jahrhundert von Glück oder Schmerz, ſo ſehr iſt dieſer einzige Tag voll von Gedanken und Gefühlen. O wahrlich, nur durch die Liebe lernen wir die Ewigkeit verſtehen! ſie vernichtet alle Beſtimmungen der Zeit, alle Ideen von Anfang und Ende; man glaubt, den geliebten Gegenſtand von je her geliebt zu haben, denn wie hätte man ohne ihn leben können? Und je ſchrecklicher die Trennung, deſto unwahrſcheinlicher dünkt ſie uns; ſie iſt wie der Tod, eine Furcht, von der wir mehr ſprechen, als wir daran glauben; eine Zukunft, die uns ganz unmöglich dünkt, wenn gleich wir uns nicht leugnen können, daß ſie unausweichbar ſey.

Die Statuen und Gemälde zu betrachten, hatte Corinna noch für Oswald aufbehalten, als einen der unſchuldigen Kunſtgriffe, womit ſie ihn zu zerſtreuen ſuchte. Eines Tages alſo, als Lord Nelvil wieder hergeſtellt war, ſchlug ſie ihm vor, Roms Schätze der Bildhauerkunſt und der Malerei mit ihm zu ſehen. — Es iſt eine Schande, ſagte ſie lächelnd, daß Sie noch weder unſre Statuen, noch unſre Gemälde kennen, wir müſſen morgen anfangen, die Muſeen und Gallerieen zu durchgehen. — Sie wollen es, Corinna, ſagte Lord Nelvil, und ſo bin ich es zufrieden. Aber in der That, Sie bedürfen dieſer fremden Hülfsmittel nicht, mich feſt zu halten; ich bringe Ihnen im Gegentheil ein Opfer, wenn ich meine Blicke von Ihnen auf irgend einen andern Gegenſtand wende.

Zuerſt gingen ſie nach dem Vatikan,

dieſem Pallaſt der Statuen, wo man die menſchliche Geſtalt erblickt, wie das Heidenthum ſie göttlich gemacht, ſo wie die Empfindungen der Seele es jetzt durch das Chriſtenthum werden. Corinna machte Lord Nelvil aufmerkſam auf dieſe ſchweigenden Säle, worin die Bilder der Götter und Heroen verſammelt ſtehen, wo die vollkommne Schönheit, in ewiger Ruhe, ſich ſelber zu genießen ſcheint. In dieſen bewundernswürdigen Formen und Zügen offenbart ſich das Gepräge der Göttlichkeit im Ausdruck der edlen Geſtalt, dieſer dem Menſchen verliehenen Gabe der Gottheit. In dieſer Anſchauung hebt die Seele ſich zu den höchſten Hoffnungen des Enthuſiasmus und der Tugend, denn die Schönheit iſt eine Tugend im Weltall, und unter welcher Form ſie ſich uns darſtellt, erregt ſie ein religiöſes Gefühl in der Seele des Menſchen. Welche Poeſie in dieſen Angeſichtern, wo der erhabenſte Ausdruck auf ewig feſtgehalten ward, wo die größten Ideen im Gewande eines ſo würdigen Bildniſſes erſcheinen!

Ein Bildhauer des Alterthums machte vielleicht in ſeinem ganzen Leben nur Eine Statue, ſie enthielt ſeine ganze Geſchichte. Täglich vervollkommte er ſie; liebte er, ward er geliebt, gab die Kunſt oder die Natur ihn neue Anſichten, ſo mußte Erinnerung und Neigung alles was er fühlte und erlebte, die Züge ſeines Helden verſchönern; und ſo ſtellte er ſeine ganze Seele ſichtbar in ſeinem Werke dar. Zu unſrer neuen Zeit, in unſerm kalten, gedrückten bürgerlichen Zuſtande, iſt das Leiden das edelſte im Menſchen geworden; wer in unſern Tagen nie litt, der hat nie gefühlt und nie gedacht. Im Alterthum gab es etwas edleres als den Schmerz, nämlich die heroiſche Ruhe, das Gefühl der Kraft, die in dem offnen freien Leben ſich willkührlich entwickeln durfte. Die ſchönſten Statuen der Griechen haben faſt nie etwas anders bezeichnet als Ruhe. Laokoon und Niobe ſind die einzigen, die ein heftiges Leiden ausdrücken; aber beide zeigen uns die Rache des Himmels, nicht in der Seele des Menſchen erzeugte Leidenſchaften. Das moraliſche Daſeyn war ſo geſund bei den Alten, ihre gewölbte Bruſt athmete ſo frei, und die Einrichtungen des Staates waren ſo in Übereinſtimmung mit den Fähigkeiten, daß es damals faſt nie mißmüthige Seelen gab, wie zu unſrer Zeit. Dieſe Stimmung mag Veranlaſſung zu ſcharfſinnigen Gedanken geben; aber ſie verleiht der Kunſt, und beſonders der Bildhauerkunſt,* nicht die einfachen Regungen, die urſprünglichen Elemente der Gefühle, die allein vom ewigen Marmor dargeſtellt werden können.

Kaum daß ſich einige Spuren von Schwermuth in ihren Statuen finden. Ein Kopf des Apollo im Pallaſt Juſtiniani, und einer des ſterbenden Alexander, ſind die einzigen, die eine zu Schmerz und Tiefſinn geneigte Seele bezeichnen; aber aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind beide aus einer Zeit, wo Griechenland unterjocht war. Damals verlor es die ſtolze Größe und die Seelenruhe, die bei ihnen die Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und der Poeſie hervorgebracht hatten, die beide aus einem Geiſt entſprangen.

Findet der Geiſt von außen keine Nahrung, dann beugt er ſich auf ſich ſelbſt zurück, zergliedert, arbeitet und gräbt in den innern Empfindungen, aber er beſitzt nicht mehr die ſchaffende Kraft, die ſowohl das Glück ſelber vorausſetzt, als auch die Fülle der Kräfte, die nur allein vom Glück verliehen werden. Selbſt die Sarkophage der Alten ſtellen kriegeriſche oder heitere Gegenſtände dar; das Muſeum im Vatikan beſitzt deren eine Menge mit Basreliefs, worauf Schlachten oder Spiele dargeſtellt ſind. Die Erinnerung an die Thätigkeit des Lebens war die ſchönſte Verehrung, die man den Todten zu erzeigen glaubte. Nichts ſchwächte oder verminderte die Kraft; Aufmunterung und Nacheifer waren das Princip der Künſte ſowohl als der Politik. Alle Tugenden fanden ihre Stelle, ſo wie alle Talente. Der gemeine Mann fand ſeinen Ruhm darin, bewundern zu können, und das Genie fand die Diener ſeines Tempels unter der Anzahl derer, die an ſeine Kränze keinen Anſpruch zu machen hatten.

Die Religion der Griechen war nicht wie das Chriſtenthum, der Troſt des Unglücklichen, der Reichthum des Armen, die Zukunft des Sterbenden. Sie ſuchte den Ruhm, den Triumph, ſie war ſo zu ſagen eine Vergötterung des Menſchen. In ihrem vergänglichen Gottesdienſt war auch die Schönheit ein religiöſer Lehrſatz. Waren die Künſtler berufen, niedrige oder wilde Leidenſchaft darzuſtellen, ſo erſparte er der menſchlichen Geſtalt dieſe Demüthigung, in-

dem

dem er die Thierheit damit vermiſchte, wie bei den Centauren oder Satyren; und um der Schönheit den höchſten Charakter zu ertheilen, vereinigten ſie in den männlichen und in den weiblichen Statuen wechſelsweiſe die Reize beider Geſchlechter, Kraft mit Sanftmuth; Sanftmuth mit Kraft; wie in der kriegeriſchen Minerva und im Apollo Muſagetes. Glückliche Vereinigung zweier entgegengeſetzten Eigenſchaften, ohne welche keine von beiden vollkommen wäre.

Indem Corinna in dieſen Bemerkungen fortfuhr, verweilte ſie mit Oswald vor einigen ſchlummernden Statuen, die auf Gräbern ruhen und die Bildhauerkunſt unter dem angenehmſten Geſichtspunkte zeigen. Corinna machte Oswalden aufmerkſam, wie jedesmal, wenn eine Statue in einer Handlung begriffen dargeſtellt iſt, die feſtgehaltne Bewegung eine Art von Schrecken hervorbringt, der manchmal wehe thut; da hingegen die ſchlummernden, oder doch völlig ru-

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794 [*].

Der erſte Blick des Forſchers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchſtücke der griechiſchen Poeſie verliert ſich in ihre unüberſehliche Menge und Verſchiedenheit, und erregt faſt Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einſicht in dieſes aber wird ſeine Kenntniß immer dürftig und unſicher bleiben müſſen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch willhenden Statuen, uns ein Bild der immerwährenden Ruhe vor die Augen bringen, das vorzüglich übereinſtimmt mit den Wirkungen des Südens auf den Menſchen. Dort ſcheint es, iſt die Kunſt die ruhige Beſchauerin der Natur, und der Kunſtgeiſt, der im Norden die Seelen ſtürmiſch bewegt, ſcheint im Süden nur wie eine Harmonie mehr.

---

[*] In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Überſicht des Ganzen der Kunſtgeſchichte der griechiſchen Poeſie, in dieſem erſten Umriß noch viel zu beſchränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßſtabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, ſpäteren Ausarbeitungen über denſelben Gegenſtand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerſt aufgeſtellt worden, ſo habe ich dieſen Aufſatz, mit welchem meine litterariſche Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgeſtalten, wenigſtens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzuſetzen wollen, wodurch jene Grund-Idee weſentlich berührt würde. Es mag derſelbe hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, ſeine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunſtgeſchichtlicher Forſchungen in dieſer Beziehung einigen Werth haben.

Von hier gingen ſie in den Saal, worin die Bilder der Thiere und der Gewürme zuſammengeſtellt ſind; die Statue des Tiberius ſteht in der Mitte dieſes Hofes; dieſe Vereinigung iſt aber ohne alle Abſicht bloß durch Zufall geſchehen; dieſe Marmorbilder haben ſich von ſelbſt um ihren Herrn verſammelt. Ein andrer Saal enthält die traurigen ſtrengen Monumente der Ägypter, deren Statuen mehr Mumien als Menſchen ähnlich ſehen, und die, wie es ſcheint, durch ihre ſchweigende, bewegungsloſe, knechtiſche Einrichtungen, ſo viel als möglich das Leben dem Tode zu verähnlichen ſuchten. Die Ägypter waren vorzüglicher in der Kunſt, Thiere nachzubilden, als Menſchen; das Reich der Seele ſcheint ihnen unzugänglich geweſen zu ſeyn.

Corinna und Oswald traten hierauf in die Säulengänge des Muſeums, wo ſie mit jedem Schritt ein neues Meiſterwerk erblickten. Von Vaſen, Altären, Zierrathen aller Art, werden Apollo, Laokoon und die Muſen umgeben. Hier iſt es, wo man Homer und Sophokles fühlen lernt; nirgend als hier offenbart ſich dem Geiſte die Erkenntniß des Alterthums. Vergeblich glaubt man durch das Leſen der Geſchichte den Geiſt der Völker zu begreifen; weit mehr als durch Leſen, werden durch Anſchauen Ideen erregt; die äußern Gegenſtände wirken mit einer ſo belebenden Kraft, daß durch ſie das Studium der Vergangenheit daſſelbe Intereſſe und daſſelbe Leben erhält, welches wir in der Beobachtung der gleichzeitigen Menſchen und Begebenheiten finden.

In der Mitte dieſer herrlichen Säulengänge, die ein Zufluchtsort ſo vieler Wunder ſind, ſtehen Springbrunnen, die unaufhörlich Waſſer ſtrömen, und uns ſanft das Andenken der Stunden geben, die vor zweitauſend Jahren eben ſo verfloſſen, als die Meiſter dieſer Kunſtwerke noch lebten. Den wehmüthigſten Eindruck aber im Muſeum des Vatikans machen die dort verſammelten Trümmer verſchiedener Statuen; der Torſo des Herkules; Köpfe, getrennt von ihren Leibern, ein Fuß des Jupiter, der einer größern und vollkommnern Statue, als alle die bisher gekannten, angehört haben muß. Man glaubt das Schlachtfeld zu ſehen, wo die Zeit mit dem Kunſtgeiſt kämpfte; dieſe zerſtückelten Glieder ſind Zeugniſſe ihres Sieges, und unſers Verluſtes.

Nachdem ſie den Vatikan verlaſſen hatten, beſahen ſie die Koloſſe des Monte Cavallo; dieſe beiden Statuen, ſagt man, ſtellen den Kaſtor und Pollux vor. Beide Heroen regieren nur mit einer Hand ein wildes, ſich bäumendes Pferd. Dieſe koloſſale Formen, dieſer Kampf des Menſchen mit dem Thiere, giebt, wie alle antike Werke, eine bewundernswürdige Vorſtellung der phyſiſchen Kraft in der menſchlichen Natur. Aber zugleich hat dieſe Kraft einen Ausdruck des Adels, der ſich in unſrer jetzigen bürgerlichen Ordnung nicht mehr findet, wo der größte Theil der körperlichen Übungen der geringern Volksklaſſe überlaſſen iſt. Es iſt nicht, wenn man ſo ſagen darf, die thieriſche Kraft der menſchlichen Natur, die in dieſen Meiſterwerken der Kunſt dargeſtellt iſt. Es ſcheint, als ob es eine innigere Verwandtſchaft zwiſchen den ſinnlichen und ſittlichen Eigenſchaften bei den Alten gab, die immer im Kriege lebten, und zwar in einem Kriege Mann gegen Mann. Körperliche Kraft und Seelenadel, Würde in den

Geſichtszügen und Stolz im Charakter, ein hoher Wuchs und Herrſcher-Anſehen, waren unzertrennliche Vorſtellungen, ehe eine ganz geiſtige Religion die Vollkommenheit des Menſchen in ſeine Seele ſetzte. Die menſchliche Geſtalt, zugleich die Geſtalt der Götter, war ſymboliſch; der Koloß des Herkules, und alle andre Geſtalten des Alterthums dieſer Art, ſtellen nicht die gemeinen Ideen des gewöhnlichen Lebens dar, ſondern das allmächtige göttliche Wollen, unter dem Sinnbild einer phyſiſchen Kraft.

Zuletzt gingen Corinna und Lord Nelvil zu Canova, dem größten Bildhauer unſrer Zeit; da es ſchon anfing Abend zu werden, beſahen ſie die Werkſtätte bei Fackelſchein; die Statuen gewinnen ſehr bei dieſer Beleuchtung, auch nach dem Urtheil der Alten, die oft Statuen in ihre Bäder ſtellten, wo das Tageslicht nicht hindrang. Der verſtarkte Schatten bei Fackelſchein verſchmelzt den einförmigen Glanz des Marmors, wodurch die Statuen wie blaſſe Geſtalten erſcheinen, mit erhöhtem, rührenderm Ausdruck der Anmuth und des Lebens. Eine ſchöne Statue, zu einem Grabmal beſtimmt, ſtand bei Canova: es war der Genius des Schmerzens, gelehnt an einen Löwen, das Sinnbild der Kraft. Corinna glaubte, indem ſie den Genius betrachtete, einige Ähnlichkeit mit Oswald zu finden, dem Künſtler fiel dieſe Ähnlichkeit gleichfalls auf. Lord Nelvil wandte ſich weg, um die Aufmerkſamkeit hierüber nicht auf ſich zu ziehen; leiſe ſagte er zu ſeiner Freundin: — Corinna, zu dieſem ewigen Schmerz war ich verdammt, ehe ich Sie fand; Sie haben meinem Leben eine veränderte Geſtalt gegeben; mein Herz, zum Leiden verurtheilt, fühlt jetzt manchmal Hoffnung und iſt immerwährend mit der ſüßeſten Verwirrung erfüllt.

Drittes Kapitel.

Rom vereinigte damals die größten Schätze der Malerei, wie ſie wohl nicht mehr auf der Welt zuſammen anzutreffen waren. Nur ein einziger Einwurf konnte bei dieſen Meiſterwerken Statt haben. Sind nämlich die Gegenſtände, welche die großen Künſtler Italiens wählten, geſchickt, die Vielſeitigkeit und die Eigenthümlichkeit der Leidenſchaften und der Charaktere darzuſtellen, deren die Malerei fähig iſt? Oswald und Corinna waren hierin verſchiedener Meinung. Aber ſowohl dieſe Verſchiedenheit, als jede andre zwiſchen ihnen, lag urſprünglich in dem Unterſchied der Nationen, des Klima's und der Religion. Corinna behauptete, die religiöſen Gegenſtände wären die günſtigſten für die Malerei. Die Bildhauerei, ſagte ſie, war die Kunſt des Heidenthums, ſo wie die Malerei die des Chriſtenthums. Man finde in dieſen Künſten, wie in der Poeſie, daſſelbe Verhältniß wieder, das auch in der antiken und modernen Litteratur Statt findet. Die Werke von Michel Angelo, der der Maler des alten, und die von Raphael, der der Maler des neuen Teſtaments iſt, ſetzen eben ſo viel Gefühl und ſo viel Tiefe voraus, wie Shakeſpear und Racine. Die Bildhauerkunſt kann nur das kraftvolle einfache Daſeyn darſtellen, ſo wie die Malerei die Geheimniſſe des Nachdenkens und der Ergebung andeutet, und mit vergänglichen Farben der unſterblichen Seele Sprache leiht. Auch ſeyen, meinte Corinna, die Gegenſtände aus der Hiſtorie oder aus Gedichten nur ſelten maleriſch; um ſolche Gemälde zu verſtehen, müßten den Figuren darauf, Zettel mit den geſchriebenen Worten aus dem Munde gehen, ſo wie es vor Alters bei den Malern üblich war, da hingegen die Gegenſtände der Religion gleich für jedermann verſtändlich ſind, ſo daß die

Aufmerkſamkeit nicht von der Kunſt auf das Errathen des Gegenſtandes abgelenkt wird.

Insgemein war ihrer Meinung nach der Ausdruck der neuern Maler oft theatraliſch, ſie trügen das Gepräge ihres Jahrhunderts, in welchen nicht mehr wie zur Zeit des Mantegna, Perugino und Leonardo, die Einheit des Daſeyns, die Einfalt der Lebensart, Statt findet, Reſte der antiken Ruhe. Aber zu dieſer Ruhe war das tiefe Gefühl des Chriſtenthums hinzugekommen. Corinna bewunderte die unverkünſtelte Compoſition in den Raphaelſchen Gemälden, beſonders in denen aus ſeiner erſten Manier. Alle Figuren wenden ſich nach einem Hauptgegenſtande, ohne daß der Künſtler daran gedacht hätte, ſie in Stellungen zu gruppiren, oder auf den Effekt, den ſie hervorbringen ſollen, zu arbeiten. Dieſe Treuherzigkeit in den Künſten der Einbildungskraft ſowohl, als in allen übrigen, iſt der eigentliche Charakter des Kunſtgeiſtes; die Berechnung des Effekts iſt faſt immer zerſtörend für die Begeiſterung. Es giebt, fuhr ſie fort, eine Rhetorik der Malerei wie der Poeſie; alle, die nicht zu Charakteriſiren verſtehen, ſuchen Schmuck der Nebendinge, vereinigen das Blendwerk eines in die Augen fallenden Gegenſtandes mit reichen Coſtumen, mit merkwürdigen Stellungen; eine beſcheidne Jungfrau mit dem Kinde auf dem Arm, ein aufmerkſamer Alter in der Meſſe von Bolſena, ein Mann auf einen Stab gelehnt in der Schule von Athen, die heilige Cäcilia die Augen zum Himmel erhebend, machen jedoch einen weit tiefern Eindruck, allein durch den Ausdruck in Blick und in der Phyſiognomie. Täglich findet man mehr in dieſer einfachen Schönheit zu bewundern, während in jenen Effekt-Gemälden der erſte Blick auch der lohnendſte iſt (⁶).

Corinna fügte noch eine Bemerkung hinzu, wodurch jene Gedanken noch verſtärkt wurden. Nämlich: da das religiöſe Gefühl kührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künſtlichen Zuſammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieſer willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur ſelbſt, welche die griechiſche Poeſie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieſes Ganze in wenige große Maſſen, und verknüpfte ſie mit leichter Ordnung in Eins. Dieſe Unterſchiede und Verknüpfungen aufzuſuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechiſchen Poeſie, den Zuſammenhang derſelben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu beſtimmen; das iſt der Gegenſtand dieſes Verſuchs.

Es ſey zu dieſem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunſt zu entlehnen. Dieſer Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künſtlern ſich von den übrigen abſondert, und ein künſtleriſches Ganzes bildet. Dieſe Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer ſo, wie bey der bildenden Kunſt, durch Unterricht fortgepflanzt zu ſeyn; obwohl bey den griechiſchen Dichtern ſelbſt eine Art von Unterricht in der Kunſt Statt gefunden haben muß, indem wir bey vielen der berühmteſten, neben ihren Lehrern in andern Künſten, oft auch ihre Lehrer in der Poeſie genannt finden. Nur zufällig darf ſie nicht ſeyn, ſondern ſie muß aus einem natürlichem innerm Grunde entſpringen, und alſo naturgemäß und unter gewiſſen Vorausſetzungen nothwendig ſeyn. Der Zuſammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Übereinſtimmung; und dieſe giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

der Griechen und Römer, ſo wie überhaupt ihre ganze Stimmung nicht die unſrige ſeyn kann, ſo können wir auch unmöglich in ihrem Sinne erfinden, auf ihrem Grund und Boden ſo zu ſagen etwas hervorbringen. Man kann ſie durch Studium nachahmen; wie ſoll aber das Genie ſeinen Schwung bei einer Arbeit nehmen, bei welcher Gelehrſamkeit und Gedächtniß zu dem erſten Erforderniß gehören? Bei Gegenſtänden unſrer eignen Religion und Geſchichte iſt dies aber nicht der Fall; von dieſer können die Künſtler ſelbſt unmittelbar begeiſtert ſeyn; ſie fühlen was ſie malen, und malen was ſie geſehen haben; ſie bilden Leben durch das Leben ſelbſt; malen ſie hingegen antike Gegenſtände, ſo müſſen ſie nach Büchern und nach Statuen erfinden. Kurz, die religiöſen Gemälde ſind ſo wohlthätig für die Seele, wie keine andren, und ſetzen einen heiligen Enthuſiasmus bei dem Maler voraus, der mit dem Genie eins wird, es erneuert, belebt, und es erhält mitten im Überdruß des Lebens und der Ungerechtigkeit der Menſchen. —

Oswald erhielt in einiger Rückſicht einen ganz verſchiedenen Eindruck. Anfangs war er beinah empört, die Gottheit ſelbſt mit menſchlichen Zügen gemalt zu ſehen, ſo wie Michel Angelo ſie gemalt. Der Gottheit, meinte er, dürfe die Einbildungskraft keine Form geben, kaum daß die Seele in ihrem Innerſten einen Gedanken fände, der geiſtig und ätheriſch genug ſey, um ihn zum höchſten Weſen zu erheben. Was die Gegenſtände aus der heiligen Schrift betrifft, ſchien es ihm, als ließe ſowohl der Ausdruck als die Bildniſſe, in dieſer Art von Darſtellungen, noch viel zu wünſchen übrig. Darin ſtimmte er mit Corinna überein, daß die Andacht das innigſte Gefühl der menſchlichen Seele ſey, und in dieſer Rückſicht iſt ſie es, die den Malern die größten Geheimniſſe in der Geſichtsbildung und dem Blick eröffnet;

da aber die Religion alle Bewegungen des Gemüths verwirft, die nicht unmittelbar aus ihr entſpringen, ſo können die Figuren der Märtyrer und Heiligen nicht ſehr mannichfaltig ſeyn. Die Demuth, dieſe Tugend vor Gott, ſchwächt die irdiſchen Leidenſchaften, und giebt nothwendig den meiſten heiligen Gegenſtänden etwas einförmiges. Michel Angelo, mit ſeinem furchtbaren Talent, hat, wenn er dieſe Gegenſtande malte, ihren Sinn beinah ganz verfehlt, indem er ſeinen Propheten einen Ausdruck von Macht und Herrlichkeit gab, der ſie mehr einem Jupiter als einem Heiligen ähnlich macht. Wie Dante, bediente er ſich oft der heidniſchen Bilder, und vermiſcht die Götterlehre mit dem Chriſtenthum. Ein wunderbarer Umſtand der Einſetzung des Chriſtenthums, iſt der niedrige Stand der Apoſtel, durch welchen es verkündigt ward, die Knechtſchaft und das Elend des jüdiſchen Volks, das ſo lange Zeit der Bewahrer jener Verheißungen war, die Chriſtus verkündigten. Dieſer Gegenſatz der geringen Mittel und des großen Erfolgs, ſind ſittlich ſehr ſchön; aber zur Malerei, wo die Mittel allein nur erſcheinen, können die Gegenſtände aus dem Chriſtenthume bei weitem nicht ſo glänzend ſeyn, als die aus den heroiſchen, fabelhaften Zeiten. Unter den Künſten kann nur die Muſik allein rein religiös ſeyn; die Malerei kann nicht, wie die Töne, durch einen unbeſtimmten ſchwärmeriſchen Ausdruck befriedigen. Freilich kann eine glückliche Zuſammenſtellung von Farben, von Schatten und Licht, eine, wenn man ſo ſagen darf, muſikaliſche Wirkung in der Malerei machen; da dieſe aber das Leben darſtellen ſoll, ſo wird von ihr gefordert, daß ſie die Leidenſchaft in aller ihrer Vielſeitigkeit und ihrer Energie darſtelle. Und dann muß man freilich in der Geſchichte nur ſolche Thatſachen wählen, die hinlänglich bekannt ſind, ſo daß es keines Studiums bedarf, um ſie zu verſtehen; die Wirkung der Gemälde muß raſch ſeyn und unmittelbar, ſo wie jedes Vergnügen, daß die Künſte verleihen. Sind alſo die hiſtoriſchen Gegenſtände nur eben ſo allgemein verſtändlich wie die religiöſen, ſo haben ſie alsdann noch den Vorzug der Mannichfaltigkeit in den Situationen und Gefühlen.

Auch ſollten, meinte Lord Nelvil, vorzüglich Scenen aus Tragödien, oder die rührendſten Bilder der Poeſie gemalt werden, damit alles vereinigt würde, was die Fantaſie und den Geiſt vergnügen könne. Corinna beſtritt auch dieſe Meinung, ſo verführeriſch ſie auch ſeyn mochte; ſie war überzeugt, daß das Eingreifen einer Kunſt in die andere ihnen gegenſeitig ſchade. Die Sculptur verliert ihre eigenthümlichen Vorzüge, wenn ſie nach den Gruppen der Malerei ſtrebt, ſo wie die Malerei, wenn ſie auf dramatiſchen Ausdruck rechnet. Die Künſte ſind beſchränkt in ihren Mitteln, obgleich

gleich unbeſchränkt in ihren Wirkungen. Das Genie ſucht nicht die Natur der Dinge zu beſtreiten, ſeine Übermacht beſteht im Gegentheil darin, ſie zu errathen. Sie, lieber Oswald, fuhr ſie fort, Sie lieben die Künſte nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern nur in ſo fern ſie auf Geiſt und Gefühl Bezug haben; Sie werden durch nichts in ihnen gerührt, als was die Leiden des Herzens Ihnen vor die Augen ſtellt. Muſik und Poeſie ſind dieſer Stimmung angemeſſener als die bildenden Künſte, die, obgleich in ihrer Bedeutung idealiſch, uns doch nur erfreuen und ergreifen können, wenn die Seele ruhig, und die Fantaſie ganz frei iſt. Auch gehört, um ihnen Geſchmack abzugewinnen, die Fröhlichkeit des geſellſchaftlichen Lebens nicht ſo dazu, ſondern mehr die Heiterkeit, die ein ſchöner Himmel, ein reizendes Klima uns giebt. In den Künſten, welche die äußern Gegenſtände darſtellen, muß man die Harmonie der Natur fühlen, und dieſe Harmonie fehlt in uns, wenn die Seele trübe, wenn ſie von Leiden zerrüttet iſt. — Ich bin nicht gewiß, antwortete Oswald, ob ich in den Künſten das allein ſuche, was mit den Leiden des Herzens übereinſtimmt; das weiß ich aber wenigſtens ganz gewiß, daß mir die Darſtellung körperlicher Leiden in dieſen Gemälden unerträglich iſt. Mein ſtärkſter Einwurf gegen die chriſtlichen Gegenſtände in der Malerei iſt das ſchauderhafte Gefühl bei der Abbildung von Blut, von Wunden und Martern, auch bei dem edelſten Enthuſiasmus der Märtyrer. Philoctet iſt vielleicht der einzige tragiſche Gegenſtand, wo die phyſiſchen Schmerzen dargeſtellt werden dürfen. Von wie vielen poetiſchen Umgebungen ſind dieſe gräßliche Schmerzen nicht umringt! Herkules Geſchoß hat ſie verurſacht, der Sohn Äsculaps ſoll ſie heilen; dieſe Wunde endlich iſt beinahe ganz in eins verſchmelzt mit der ſittlichen Betrübniß, die ſie in dem Verwundeten erweckt, und kann keine Art von Ekel erregen. Aber die Figur des Beſeſſenen in dem vortrefflichen Gemälde der Transfiguration von Raphael, iſt ein unangenehmes Bild und beleidigt die Würde der Kunſt. Die Süßigkeit des Schmerzens, ſo wie die Schwermuth im Glück, ſoll ſie uns als Ideal des menſchlichen Schickſals in jedem beſondern Vorfall aufſtellen. Aber nichts iſt quälender für die Fantaſie, als blutende Wunden, oder krampfhafte Nervenzuckungen. Bei dergleichen Gemälden kann man ſich nicht enthalten, die Wahrheit in der Nachahmung zugleich zu ſuchen und zu fürchten. Was kann uns eine Kunſt für Vergnügen gewähren, die bloß in dieſer Nachahmung beſteht! Sie iſt entweder gräßlicher oder weniger ſchön als die Natur ſelbſt, von dem Augenblick an, daß ſie darnach ſtrebt ihr zu gleichen. —

— Sie haben Recht, Mylord, ſagte Corinna, man ſollte die ſchmerzlichen Gegenſtände in den chriſtlichen Gemälden vermeiden, ſie ſind auch unnöthig darauf. Geſtehen Sie aber, das Genie, und zwar das Genie der Seele, weiß alles zu beſiegen. Sehen Sie die Communion des heiligen Hieronymus von Dominichino. Der Körper des ehrwürdigen Heiligen iſt todtenfarb und entfleiſcht; es iſt der Tod, der ſich aufrichtet, aber in ſeinem Blick iſt ewiges Leben; alles Elend der Welt iſt nur da, um vor dem reinen Glanz eines frommen Gefühls zu verſchwinden. Unterdeſſen, lieber Oswald, obgleich ich gar nicht überall Ihrer Meinung bin, will ich Ihnen zeigen, daß wir uns vereinigen, ſelbſt in unſern noch ſo verſchiedenen Meinungen. Ich habe das, was Sie wünſchen, in einer Gallerie zu vereinigen verſucht, die einige Künſtler, die zu meinen Freunden gehören, mir zuſammenſtellten, einige Zeichnungen entwarf ich ſelber. Sie ſollen die Fehler und die Vorzüge ihrer beliebten Gegenſtände der Malerei ſehen.

Dieſe Gallerie iſt in meinem Landhauſe zu Tivoli. Das Wetter iſt ſchön, wollen wir morgen hin und ſie beſehen? — Da ſie Oswalds Einwilligung erwartete, ſagte er: Kann meine Freundin wohl in Zweifel über meine Antwort ſeyn? habe ich ein andres Glück in der Welt, einen andern Gedanken als ſie? und mein ganzes Leben, das ich vielleicht nur zu ſehr von aller Beſchäftigung von jeder andern Theilnahme losmachte, iſt es nicht einzig nur von dem Glück erfüllt ſie zu ſehen, zu hören? —

Die Beſtimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien deſſen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche ſie umfaßt, ihre Charakteriſtik, die Entwickelung der Idee, welche ſie beherrſchte und lenkte, der weſentlichen Eigenſchaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entſprang; dieſes iſt das erſte und nothwendigſte Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechiſchen Poeſie. Durch das Zuſammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verſtändlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bey dem anhaltendſten Studium des Einzelnen über deſſen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die weſentliche Beſchaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunſtform und Art entdecken, und giebt uns einen feſten Standpunkt, aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu ſchließen. Wir dürfen ſelbſt verlohrnen Theilen des Ganzen ihre künſtleriſche Bedeutung und Geltung nach dem geſchichtlichen Zuſammenhang in dieſem beſtimmen; und gelangen endlich, welches nur auf dieſem Wege möglich iſt, zur Erkenntniß des großen Ganzen der geſammten alten Kunſtentwicklung. Bis zur vollſtändigen Ausführung einer vollendeten Geſchichte der griechiſchen Poeſie, möge der nachfolgende erſte Umriß dieſe Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteriſtik einer Schule der griechiſchen Poeſie beurtheilt und charakteriſirt erſtlich die Darſtellung; entweder an und für ſich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit, und ſtrenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Dieſe ſind Formen, die Dichtarten; oder ſie ſind

Viertes Kapitel.

Tags darauf fuhren ſie nach Tivoli. Oswald lenkte ſelber die vier Pferde, die den Wagen zogen, und ergötzte ſich an ihrer Schnelligkeit. Dieſe raſche Bewegung ſcheint das lebhafte Gefühl des Daſeyns noch zu erhöhen, und dies iſt ein angenehmes Gefühl an der Seite der Geliebten. Er fuhr mit ſorgender Aufmerkſamkeit, damit Corinna kein Unfall begegne. Dieſe ſchützende Sorge iſt das ſüßeſte Band zwiſchen dem Manne und der Frau. Corinna war nicht leicht ängſtlich auf der Reiſe, wie die meiſten Frauen ſind; Oswalds Beſorgniß war ihr aber ſo ſüß, daß ſie beinahe ſich zu fürchten wünſchte, um von ihm beruhigt zu werden.

Was Lord Nelviln eine ſolche Gewalt über ihr Gemüth gab, wie man in der Folge ſehen wird, waren die unerwarteten Widerſprüche, die über ſein ganzes Weſen einen eignen Reiz verbreiteten. Er ward von der ganzen Welt wegen ſeines Verſtandes und ſeiner ſchönen Geſtalt bewundert; noch ganz beſonders aber mußte er viel Einnehmendes für Corinna haben, die, Beſtändigkeit und Beweglichkeit auf eine ſonderbare Weiſe in ſich vereinigend, ſich in den Eindrücken gefiel, die zugleich bleibend und doch immer neu waren. Nie war Oswald mit etwas anderm beſchäftigt, als mit Corinna, aber dieſe Beſchäftigung nahm jeden Augenblick einen ganz entgegengeſetzten Charakter an. Bald herrſchte Zurückhaltung, bald Hingebung; jetzt ganz Sanftmuth, und gleich darauf war eine düſtre Bitterkeit Zeugniß der Tiefe ſeines Gefühls, aber auch zugleich Störerin des Vertrauens, und der Grund immer neuer Erſchütterungen. Er ſuchte bei innerlichen Stürmen Faſſung von außen, und ſeine Geliebte, die ihn zu errathen beſchäftigt war, fand einen unaufhörlichen Reiz in dieſem Geheimniß.

Man hätte ſagen ſollen, daß ſeine Fehler ſelbſt in ihren Augen ſeine Annehmlichkeiten erhöhten. Ohne dieſen ſich immer vervielfältigenden, immer regſamen, kämpfenden Geiſt, hätte kein andrer, auch noch ſo ausgezeichneter Mann die Herrſchaft über Corinna's Seele erlangt. Sie hatte auf gewiſſe Weiſe Furcht vor Oswald, wodurch ſie ihm wie unterwürfig ward; er herrſchte über ihr Gemüth, vermittelſt einer guten und einer böſen Macht; durch ſeine Eigenſchaften, und durch die Unruhe, die dieſe übel zuſammen ſtimmenden Eigenſchaften ihr einflößten; mit einem Wort, es war keine Sicherheit in dem Glück, das Oswald gab, und vielleicht muß man eben darin den Grund von der Heftigkeit ſuchen, mit der ihn Corinna liebte; vielleicht konnte ſie Niemand mit dieſer Leidenſchaftlichkeit lieben, als den ſie fürchten mußte zu verlieren. Ein ſo überlegner Geiſt als der ihrige, ein ſo glühendes, zugleich ſo zartes Gefühl, konnte leicht an allem Überdruß finden, nur nicht an dem ſo wahrhaft außerordentlichen Menſchen, deſſen immerwährend bewegte Seele, bald heiter wie der blaue Himmel ſchien, und bald mit Wolken bedeckt. Immer wahr, immer leidenſchaftlich, und immer tief, war er nichts deſto weniger auf dem Punkt, dem Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit zu entſagen; eine lange Gewohnheit des Leidens machte ihn glauben, daß die zu lebhaften Neigungen des Herzens ihm nur Reue und Schmerz bringen.

Sie kamen im Fahren an die Ruinen des Hadrianiſchen Pallaſtes, und vor den unermeßlichen Garten, der ihn umgab. In dieſen Garten hatte er die ſeltenſten Hervorbringungen verſammelt, die wunderbarſten Meiſterwerke der Länder vereinigt, welche die Römer eroberten. Noch jetzt ſieht man zerſtreute Steine daſelbſt, die Ägypten, Indien, Aſien genannt werden. Weiter hin war der einſame Aufenthalt, in welchem

Zenobia, die Königin von Palmyra, ihr Leben beſchloß. Sie hatte im Unglück nicht die Größe beibehalten, die ihr Schickſal erforderte; ſie verſtand weder für den Ruhm zu ſterben wie ein Mann, noch wie eine Frau, lieber zu ſterben als den Freund zu verrathen!

Nun erblickten ſie Tivoli, den Aufenthalt ſo vieler berühmten Männer; Brutus, Auguſtus, Mäcen, Catull wohnten daſelbſt; vorzüglich Horaz, deſſen Gedichte den Ort verherrlicht haben. Corinna's Haus ſtand über dem rauſchenden Waſſerfall des Teverone. Auf der Spitze des Berges, im Angeſicht ihres Gartens, ſtand der Tempel der Sibylla. Es war ein ſchöner Gedanke der Alten, ihre Tempel auf den höchſten Gipfeln zu erbauen. Sie herrſchten hier über die Gegend, ſo wie die Jdeen der Religion über jeden andern Gedanken. Sie flößten mehr Enthuſiasmus ein für die Natur, indem ſie ihren Urſprung, die Gottheit, verkündigten, und den ewig ertönenden Dank der Reihen von Generationen. Man mochte einen Standpunkt wählen, welchen man wollte, ſo gehörte der Tempel weſentlich zur Landſchaft, er ſtand da wie der Mittelpunkt, der Schmuck des Ganzen. Die Ruinen verbreiten einen wunderbaren Reiz über die Gegenden Italiens; ſie erinnern nicht, ſo wie neue Gebäude, an das Werk der Menſchen und ihre Gegenwart; ſie ſind eins mit den Bäumen, mit der Natur; ſie ſcheinen wie im Einklang mit dem einſamen Strom, dem Bilde der Zeit, wodurch ſie wurden was ſie ſind. Die ſchönſte Gegend der Welt, wenn ſie keine Vergangenheit zurückruft, wenn ſie nicht die Spuren irgend einer merkwürdigen Begebenheit trägt, iſt ohne Bedeutung in Vergleich mit einem hiſtoriſchen Boden. Welch ein Wohnort war für Corinna in Italien paſſender, als dieſer Aufenthalt, der Sibylla geheiligt, dem Andenken eines von der Gottheit beſeelten Weibes? Ihr Haus war entzückend ſchön; bei dem Schmuck der modernen Zierlichkeit, womit es eingerichtet war, vermißte man doch den Zauber der Fantaſie nicht, die ſich in den Schönheiten des Alterthums gefällt. Man entdeckte darin einen ſeltnen Sinn für den Genuß des Lebens, in der erhabenſten Bedeutung des Worts, wenn man es aus allen dem beſtehen läßt, was die Seele adelt, den Geiſt erregt, und das Talent belebt.

Oswald bemerkte, daß der Hauch des Windes einen melodiſchen Ton hervorbrachte, Accorde, die in der Luft verhallten, wie vom Wogen der Blumen, vom Rauſchen der Bäume, als ob die Natur eine Stimme erhalten hätte. Es waren Aeols-Harfen, die Corinna in die Grotten des Gartens geſtellt hatte, wo ſie, vom Winde berührt, Wohllaut und Wohlgeruch verbreiteten. Oswald war in dieſem lieblichen Aufenthalt vom reinſten Gefühl beſeelt. — Bis heute, Corinna, ſagte er, empfand ich Reue, wenn ich mich bei Ihnen glücklich fühlte; aber nun glaube ich, mein Vater ſandte Sie mir, damit ich nicht länger unglücklich ſey auf der Erde. Ihn hatte ich beleidigt, und er iſt es, der mir Verzeihung im Himmel erbeten. Corinna! rief er, indem er ſich ihr zu Füßen warf, mir iſt es verziehen, ich fühle es an dieſer ſchuldloſen, ſüßen Ruhe meines Herzens. Theile ohne Furcht mein Schickſal, es hat jetzt nichts unglückbringendes mehr. — So laß uns dann, ſagte Corinna, noch dieſes Seelenfriedens froh werden, der uns verliehen ward; aber wir wollen nicht an unſer Schickſal rühren; es iſt fürchterlich, wenn man ihm vorgreifen will, wenn man mehr zu erlangen ſich bemüht, als es geben will! Geliebter Freund, laſſen wir alles ſo, wie es iſt, wir ſind ja glücklich! —

Lord Nelvil war gekränkt durch dieſe Antwort. Er glaubte, ſie hätte fühlen müſſen, daß er bereit geweſen wäre, ihr alles zu ſagen, alles zu verſprechen, wenn ſie ihm in dieſem Augenblick ihr Geheimniß anvertraut hätte; die Art, wie ſie dem auswich, beleidigte und betrübte ihn; er fühlte nicht, daß Corinna aus Zartheit ihn in einem ſolchen Augenblick der Rührung durch keinen Schwur ſich wollte binden laſſen. Es iſt auch vielleicht in der Natur der tiefen wahren Leidenſchaft gegründet, ein feierliches Bündniß zu fürchten, wenn gleich man ſich darnach ſehnt, und nur furchtſam die Hoffnung gegen das Glück ſelber zu vertauſchen. Oswald aber glaubte, Corinna wünſche, ungeachtet ihrer Liebe zu ihm, dennoch ihre Unabhängigkeit zu erhalten, und deshalb vermeide ſie ſorgfältig alles, was eine unauflösliche Verbindung herbeiführen könnte. Er war ſchmerzlich aufgebracht, nahm auf der Stelle ein kaltes gehaltnes Weſen an, und folgte Corinnen nach ihrer Gallerie, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie errieth gleich, was dieſen Eindruck gemacht haben konnte; ſie kannte ſeinen Stolz und durfte es ihm nicht ſagen, daß ſie ihn errathen habe. Die entfernte Hoffnung, ihn wieder zu beſänftigen, gab ihrer Stimme einen Ausdruck der Zärtlichkeit und der Rührung, indem ſie ihm über die Gemälde oder über andre Gegenſtände, wenn auch nur einige gleichgültige Worte ſagte.

Ihre Gallerie enthielt Gemälde ſowohl von hiſtoriſchen, als auch von religiöſen und poetiſchen Gegenſtänden, und auch Landſchaften. Compoſitionen mit vielen Figuren waren nicht dabei. Dieſe Gattung hat freilich große Schwierigkeiten, aber iſt nicht ſo angenehm; die Schönheiten darauf ſind entweder zu verworren oder zu einzeln; die Einheit der Theilnahme, dieſe Lebenskraft in der Kunſt ſowohl, als auch ſonſt überall, muß dabei nothwendig zerſtückelt werden. Das erſte Gemälde hiſtoriſchen Inhalts war Brutus, in tiefes Nachdenken verſunken, ſitzend am Fuße der Statue Roms. Im materiell, und deren ſind drey: Sage und Mythus, Dichterſprache und Metrum. Ferner beſtimmt ſie, ob und inwiefern der darſtellende Kunſtgeiſt das Dargeſtellte empfangen oder erzeugt hat; ſie beſtimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darſtellung. Es giebt zwey Elemente der Kunſt; Darſtellung und Schönheit. Nächſt der Kunſt, wird alſo die Schönheit charakteriſirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erſcheinung deſſelben, und die Verhältniſſe beyder. Zu der vollſtändigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieſer entſprang, fortdauerte, und unterging, und die des hiſtoriſchen Zuſammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechiſchen Poeſie vier Hauptſchulen: die Joniſche, die Doriſche, die Atheniſche und die Alexandriniſche. Es giebt noch außer dieſen Künſtler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Claſſe bilden, die aber künſtleriſch nicht wichtig genug iſt, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künſtler, welche ſich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen laſſen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, alſo auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche ſich mit Sicherheit faſt gar nichts feſtſetzen läßt. Dies gilt vorzüglich von der vorhomeriſchen Zeit, die deshalb hier mit Stillſchweigen übergangen wird.

Die homeriſchen Werke, Heſiodus, und einige Fragmente, nebſt den römiſchen oder alexandriniſchen Nachbildungen verlohrner epiſcher Dichter dieſer Zeit und Gattung, ſind, was wir noch von der joniſchen Schule be-

Hintergrunde werden ſeine beiden Söhne, die er ſelber zum Tode verurtheilte, leblos von zweien Sklaven vorüber getragen; gegenüber Mutter und Schweſtern, die ſich ihrer Verzweiflung überlaſſen; Frauen ſind glücklicherweiſe des Heldenmuthes entlaſſen, dem man die Gefühle des Herzens aufopfern muß. Die Statue Roms neben Brutus iſt eine ſchöne Idee, ſie ſagt hier eigentlich Alles. Wie aber ſoll man nun ohne Erklärung erfahren, daß dies der alte Brutus iſt, der ſeine Söhne hat hinrichten laſſen? und doch kann man die Begebenheit gar nicht charakteriſtiſcher darſtellen, als es hier geſchehen iſt. In der Entfernung erblickt man Rom, noch in ſeiner Einfachheit, ohne Prachtgebäude, ohne Schmuck, aber als großes Vaterland, dem man ein ſolches Opfer bringen konnte. Als ich den Namen Brutus nannte, fuhr Corinna fort, da waren Sie gleich mit ganzer Seele auf das Gemälde geheftet, aber errathen hätten Sie den Gegenſtand doch gewiß nicht. Iſt dieſe Ungewißheit bei faſt allen hiſtoriſchen Gemälden nicht eine Art von Räthſel, das uns ſtörend wird beim Genuß der Kunſtwerke, die immer deutlich und verſtändlich ſeyn ſollen?

Ich wählte dieſen Gegenſtand, weil er an die entſetzlichſte Handlung erinnert, welche die Liebe zum Vaterland einflößte. Das Gegenſtück zu dieſem Gemälde iſt Marius, den der Cimber verſchont, und ſich nicht entſchließen kann, den großen Mann zu tödten. Marius iſt eine würdige Figur. das Coſtum des Cimbers, der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie ſehr maleriſch. Es war die zweite Epoche Roms; die Geſetze waren nicht mehr, aber der Geiſt übte noch eine große Herrſchaft über die äußern Umſtände aus. Dann folgte die Epoche, wo Ruhm und Talente ſich nur Unglück und Beſchimpfung erwarben. Dies hier iſt Beliſarius auf dem dritten Gemälde; auf ſeinen Schultern trägt er den todten Knaben, ſeinen

Führer, der für ihn um Almoſen bat. So ward der blinde bettelnde Beliſar von ſeinem Herrn belohnt; in der ganzen von ihm eroberten Welt hat er keinen andern Beruf, als die traurigen Überreſte des armen Kindes in die Grube zu tragen, das allein ihn nicht verlaſſen hatte. Die Figur des Beliſar iſt bewundernswürdig; in der neuen Zeit iſt noch keine von dieſer Schönheit gemalt worden. Die Fantaſie des Malers hat hier, wie der Dichter, alles Unglück zuſammengedrängt, vielleicht zu viel für das Mitgefühl; wer ſagt uns aber, daß es Beliſarius iſt? Muß man nicht der Geſchichte treu bleiben, um ſie in's Gedächtniß zu rufen, und iſt ſie bei dieſer Treue auch maleriſch genug? Neben dieſen Gemälden, im Brutus, darſtellend die dem Verbrechen ähnliche Tugend: im Marius den Ruhm, als Urſache des Unglücks: im Beliſar die treuen Dienſte, durch die ſchwärzeſte Verfolgung belohnt; kurz, alles Elend des menſchlichen

Schickſals, wovon in den mannichfaltigen Begebenheiten der Geſchichte die Rede iſt; neben dieſen habe ich zwei Gemälde aus der alten Schule geſtellt, die das niedergeſchlagne Gemüth wieder erheitern, durch die Erinnerung an die Religion, die Tröſterin der zerriſſenen, unterdrückten Welt; die Religion, die der tiefſten Seele Leben gab, während von außen alles gedrückt und ſtumm war. Das erſte iſt von Albano: das Kind Jeſus, auf dem Kreuze ſchlummernd; welche Süßigkeit, welche Stille in dem Geſicht! welche Reinheit ſchafft er in uns! wie giebt er es uns ſo ſüß zu verſtehen, daß die himmliſche Liebe nichts vom Leiden zu fürchten hat, und nichts vom Tode!

Das zweite Gemälde iſt von Titian; Chriſtus unter der Laſt des Kreuzes erliegend; ſeine Mutter kömmt ihm entgegen, und wirft ſich auf ihre Kniee nieder, indem ſie ihn erblickt; bewundernswürdige Ehrfurcht der Mutter für des Sohnes Leiden und göttliche Tugend! welch einen Blick hat dieſer Chriſtus! welche Aufopferung, welches Leiden, und welche Sympathie mit dem Herzen des Menſchen durch eben dieſes Leiden! Dies iſt das ſchönſte von meinen Gemälden, ohne allen Zweifel; ich betrachte es immer wieder, und nie iſt die rührende Wirkung ſeines Anblicks erſchöpft.

Wir kommen nun, fuhr Corinna fort, zu den dramatiſchen Gemälden, Gegenſtände aus vier der größten Dichter. Urtheilen Sie mit mir, Mylord, über ihren Eindruck. Das erſte: Aeneas in Elyſium, der ſich der Dido nahen will. Der erzürnte Schatten entfernt ſich von ihm, und ſcheint erfreut, kein Herz mehr im Buſen zu haben, das noch klopfen würde beim Anblick des Strafbaren. Die duſtige Farbe der Schatten, ſo wie die bleiche, ſie umgebende Natur, kontraſtirt mit dem Anſehen des Lebens im Aeneas und in der ihn leitenden Sibylle. Dieſe Art von Effekt iſt aber eine Spielerei; die Malerei erreicht die Schönheit der poetiſchen Beſchreibung nicht. Daſſelbe gilt von dem hier zunächſt folgenden Gemälde; es ſtellt den Tancred vor und die ſterbende Clorinde. Seine größte Wirkung iſt, daß es an Taſſo's ſchöne Verſe erinnert, als Clorinde ihrem Feinde verzeiht, der ſie anbetet, und der ihr das Herz durchbohrt. Bei der Behandlung der Gegenſtände aus den großen Dichtern, wird nothwendig die Malerei der Poeſie untergeordnet; die Wirkung ihrer Worte iſt höher als alles andre, und beinah jedesmal erhielten die Situationen, die ſie wählten, ihre größte Stärke von ihrer Rhetorik, und von der Entwicklung der Leidenſchaften; da hingegen die größten Wirkungen der Malerei aus der ſtillen Schönheit entſpringen, aus einem einfachen Ausdruck einer edlen Stellung, aus einem Moment der Ruhe, der es verdient auf immer feſtgehalten zu werden, ohne daß der beſchauende Blick je ſeiner ermüdet.

Ihr furchtbarer Shakeſpear, Mylord, gab den Inhalt dieſes dritten dramatiſchen Gemäldes. Es iſt Macbeth, der unbezwingliche Macbeth. Er iſt im Begriff, den Kampf mit Macduff einzugehen, deſſen Gattin und Kinder er hat ermorden laſſen, und erfährt nun, daß die Weiſſagung der Hexen erfüllt iſt; der Wald von Birnam ſcheint gegen Dunſinane zu kommen, und er kämpft mit einem Menſchen, der nach dem Tode der Mutter zur Welt kam! Macbeth iſt nicht von ſeinem Gegner, er iſt vom Schickſal beſiegt! Seine Hand hält verzweiflungsvoll das Schwert; ſein Tod iſt ihm bekannt, aber er will verſuchen, ob die Kraft des Menſchen nicht das Schickſal zu bezwingen vermag. Allerdings iſt in dieſem Kopf ein ſchöner Ausdruck von Wahnſinn und Muth, von Verwirrung und Energie; wie viele Schönheiten des Dichters gehen aber deſſen ungeachtet nicht verloren! Wie läßt der Macbeth ſich malen, der in Verbrechen geſtürzt ward, durch Vorſpiegelungen der Ehrſucht, die ihm unter der Geſtalt der Zauberei vor die Seele treten? wie ſoll man ſein Entſetzen malen und zugleich ſeinen unerſchrocknen Muth? wie die Gattung von Aberglauben, dem er unterlag? ſeinen Glauben ohne Würde, den Ruf der Hölle, dem er folgen muß? ſeine Verachtung des Lebens mit dem Abſcheu vor dem Tode?

Die Phyſiognomie des Menſchen iſt ohne Widerrede das größte aller Geheimniſſe, aber auf dem Gemälde feſtgehalten, kann ſie nur eine einzige Empfindung in ihrer ganzen Bedeutung ausdrücken. Gegenſätze, Kämpfe, eine Reihe von Begebenheiten gehören dem Drama. Die Malerei wird ſchwerlich etwas fortgehendes darſtellen; Zeit und Bewegung gehören ihr nicht.

Dieſes vierte Stück ſtellt die Phädra von Racine vor. Hippolyt, in der ganzen Blüthe der Jugend und Unſchuld, ſtößt die boshaften Beſchuldigungen ſeiner Stiefmutter von ſich; Theſeus, der Held, beſchützt noch ſeine ſtrafbare Gattin, die er mit ſeinem ſieggewohnten Arm umfaßt hält. Erſtarrende Verwirrung herrſcht in dem Geſicht der Phädra; die gewiſſenloſe Amme ſpricht ihr heimlich Muth ein, das Verbrechen zu vollbringen. Hippolyt iſt hier ſchöner vielleicht, als ſelbſt im Racine, und dem antiken Meleagre ähnlicher, denn keine Liebe zur Aricia ſchwächt hier den Ausdruck ſeiner edeln rauhen Tugend. Kann man aber möglicher Weiſe vorausſetzen, daß Phädra ihre Lüge ſelbſt in Gegenwart des Hippolyts noch behaupten wird, daß ſie ihn vor ihren Augen unſchuldig und verfolgt ſehen wird, ohne ihm zu Füßen zu fallen? Eine Frau kann den, den ſie liebt, und der ſie beleidigte, in ſeiner Abweſenheit mißhandeln, aber ſobald ſie ihn ſieht, bleibt kein Gefühl ihr im Herzen zurück, als die Liebe. Der Dichter brachte Phädra und den Hippolyt nicht wieder zuſammen auf die Scene, nachdem ſie ihn falſch angeklagt; der Maler führte ſie zuſammen, um die Schönheiten der Kontraſte zu vereinigen; iſt dies aber nicht ein Beweis, wie groß der Unterſchied der poetiſchen und maleriſchen Gegenſtände iſt? es wäre vielleicht beſſer, die Dichter machten Verſe nach Gemälden, als daß die Maler nach Gedichten malten. Die Fantaſie muß immer dem Verſtande vorangehen, die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes beweiſt es uns.

Während dieſer Betrachtungen und Gemäldebeſchreibungen, hatte Corinna oft inne gehalten. Sie hoffte, Lord Nelvil würde ihr etwas ſagen, aber ſeine verwundete Seele verrieth ſich durch kein Wort; nur jedesmal, wenn ſie einen gefühlvollen Gedanken äußerte, ſeufzte er, und wandte das Geſicht von ihr ab, um es ihr zu verbergen, wie leicht er gerührt ward. Sein Stillſchweigen ſchmerzte Corinnen; das Geſicht mit den Händen verdeckend ſetzte ſie ſich ſitzen. Die Darſtellung in den Werken derſelben iſt noch nicht reine ſchöne Kunſt; Poeſie, Geſchichte und Philoſophie waren noch nicht getrennt. Es gab, ſtatt dieſer, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem ſich ſpäter alle drey allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poeſie, ſondern ſelbſt Zweck; ſein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Proſa, war das Metrum, urſprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtniſſes und Träger der gemeinſamen Erinnerung aller Sage bey den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichteſten und dem Gedächtniſſe am faßlichſten iſt. Es gab nur zwey Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war epiſch; den ältern orphiſchen Hymnus würde ich nicht zu dieſer Schule rechnen. Dieſe Form war die einfachſte und leichteſte, die Erzählung; die epiſche Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darſtellung, was doch Formen der Poeſie ſeyn ſollten. Die Organe der Poeſie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere ſelbſt; aber in den Hervorbringungen der joniſchen Schule, war doch Poeſie ſchon bey weitem das Überwiegende, wenn man ſie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunſt betrachten kann und ſie bloß als mythiſche Erzeugniſſe und Bruchſtücke der Sage anſehn und auffaſſen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage iſt in dieſen alten Gedichten im hohen Maaße poetiſirt, das Metrum erhebt ſich oft zur muſikaliſchen Schönheit oder zum pathetiſchen Ausdrucke, die Sprache iſt höchſt anſchaulich nieder. Lord Nelvil ging einige Zeit mit Lebhaftigkeit im Zimmer auf und ab, dann kam er auf ſie zu, und war nahe daran, ſich ſeinen Klagen und ſeinen Gefühlen zu überlaſſen; aber eine ganz unbezähmbare Regung des Stolzes unterdrückte die Rührung, und er wandte ſich wieder zu den Gemälden, als ob er erwartete, daß Corinna in ihrer Beſchreibung fortfahren ſollte. Sie ſtand auf, und zwang ſich ruhig zu ſcheinen, und da ſie von der Wirkung des letzten Gemäldes viel hoffte, fuhr ſie fort. Noch drei Landſchaften habe ich Ihnen zu zeigen, Mylord; zwei davon enthalten merkwürdige Gegenſtände. Ich liebe die ländlichen Scenen eben nicht ſehr, die in der Malerei unbedeutend ſind, wie Idyllen, wenn ſie keine Anſpielung enthalten auf Fabel oder Geſchichte. Das Beſte in dieſer Gattung, glaube ich, iſt die Manier von Salvator Roſa; er malte, wie Sie auf dieſem Gemälde hier ſehen, Felſen, Ströme und

Bäume, ohne irgend ein lebendes Weſen; kein Vogel giebt im Fluge ein Zeichen des Lebens. Die Abweſenheit des Menſchen in der Natur, erregt tiefe Betrachtungen. Was wäre die unbewohnte Erde? Ein Werk ohne Zweck, und doch auch dann noch ein ſo ſchönes Werk, daß der geheimnißvolle Eindruck deſſelben ſich zur Gottheit allein wenden würde.

Nach meinem Urtheil, ſind in dieſen beiden hier folgenden Gemälden, die Hiſtorie und die Poeſie am glücklichſten in der Landſchaft vereinigt (7). Das erſte: Cincinnatus, von den Conſuln beredet, ſeinen Pflug zu verlaſſen, und den Oberbefehl über die römiſchen Armeen zu übernehmen. Die ganze Üppigkeit des Südens iſt in dieſer Landſchaft; die Fülle der Vegetation; der glühende Himmel, das freudenreiche Weſen der ganzen Natur, das überall, ſelbſt in der kleinſten Pflanze, ſichtbar hervorleuchtet. Das Gegenſtück zu dieſem iſt der Sohn des Cairbar, der auf dem Grabe ſeines Vaters eingeſchlummert iſt. Drei Tage und drei Nächte hatte er den Barden erwartet, der das Gedächtniß des Todten feiern ſoll. Man erblickt dieſen Barden in der Ferne, von einem Berge herabkommend; der Geiſt des Vaters ſchwebt über den Wolken. Die Landſchaft iſt mit Froſt bedeckt; die entlaubten Bäume ſind vom Sturm bewegt, der die todten Zweige und dürren Blätter vor ſich hintreibt. — Oswald hatte bis jetzt noch Empfindlichkeit im Herzen gehabt, wegen deſſen was im Garten vorgegangen war; dies Gemälde aber brachte ihm das Grab ſeines Vaters, und die Gebirge Schottlands wieder vor die Seele, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Corinna nahm ihre Harfe und ſang vor dem Bilde die ſchottiſchen Romanzen, die mit ihren einfachen Tönen das Rauſchen des Windes im Thal zu begleiten ſcheinen. Sie ſang den Abſchied eines Kriegers, der ſein Vaterland und ſeine Geliebte verläßt. Das no more (nimmermehr), einer der harmoniſchſten, gefühlvolliſten Töne der engliſchen Sprache, ſang ſie mit unbeſchreiblicher Rührung und Zärtlichkeit. Oswald ward überwältigt von den Empfindungen ſeines Herzens, beide überließen ſich ihren Thränen ohne Zurückhaltung. — Ach, rief er, dieſes Vaterland, es iſt das meinige! und ſpricht es denn nicht auch zu Deinem Herzen? wirſt Du mir folgen nach jenem ſtillen Aufenthalt, der meine Erinnerungen an ſich zieht? willſt Du die würdige Gefährtin meines Lebens ſeyn, Du, die jetzt ſein Glück, ſein Zauberband biſt? — Ich werde es, ſagte Corinna, ich glaube, daß ich es werde, weil ich Sie liebe. — Nun, bei der Liebe, bei dem Mitleiden beſchwöre ich Sie, verbergen Sie mir länger nichts. — Sie wollen es, und ſo verſpreche ich Ihnen, es ſoll geſchehen; nur vorher noch eine Bedingung: verlangen Sie nicht, daß ich dieſes

Verſprechen erfülle noch vor der größten Feierlichkeit unſrer Religion, die jetzt ganz nahe iſt. In dem Augenblick, wo über mein Schickſal entſchieden werden ſoll, iſt mir des Himmels Beiſtand nothwendiger als je. — Soll Dein Schickſal durch mich entſchieden werden, dann iſt es nicht länger zweifelhaft. — Sie glauben es, ich habe nicht daſſelbe Zutrauen; aber wie dem auch ſey, haben Sie Nachſicht mit meiner Schwäche, ich beſchwöre Sie. — Oswald ſeufzte, ohne ihr den verlangten Aufſchub zu geſtehen und ohne ihn abzuſchlagen. — Wir wollen zur Stadt zurück, ſagte Corinna, wie vermöchte ich in dieſer Einſamkeit länger zu ſchweigen! und wenn, was ich Ihnen zu ſagen habe, Sie von mir losreißt, ſoll es denn ſobald . . . . kommen Sie, Oswald, ſie ſollen auf jeden Fall wieder hier zurück kommen, meine Aſche wird hier ruhen. — Verwirrt, bewegt, folgte ihr Oswald. Auf dem Rückwege ſprachen beide nur wenig, aber ihre Blicke ſagten ihnen Alles; mit einem Gefühl der tiefſten Wehmuth im Herzen kamen ſie nach Rom zurück.

Neuntes Buch.

Das Volksfeſt und die Muſik.

Erſtes Kapitel.

Es war der letzte Karnavals-Tag, das lärmendſte Feſt im Jahre, wo das Volk zu Rom von einer Art von Fröhlichkeits-Fieber ergriffen wird, eine Luſtigkeits-Wuth, von welcher man in andern Ländern nichts ähnliches ſieht. Alles iſt maskirt, kaum daß in den Fenſtern einige Zuſchauer ohne Masken zu ſehen ſind. Und dieſe allgemeine Luſtbarkeit fängt pünktlich auf einen gewiſſen, beſtimmten Tag an; weder öffentliche noch perſönliche Angelegenheiten halten irgend einen Menſchen von der Theilnahme ab.

Hier nun lernt man die Fantaſie der Volksklaſſen recht kennen. Die italieniſche Sprache iſt überaus reizend, ſogar im Munde des Volks. Alfieri ſagte, er ginge und leicht. Die Darſtellung iſt durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenſeitige Beziehung der Theile, der innre Zuſammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künſtleriſche Selbſtſtändigkeit des Drama. Vergebens bemüht man ſich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklären, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapſodie iſt ſchon dieſelbe ſchöne Einheit, harmoniſche Fortgleitung und Zuſammenſtimmung, oder wohlbemeßne und künſtleriſch empfundne klare Ordnung der Darſtellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff iſt überhaupt viel ſpäter, als das in der Form; und doch findet ſich auch das erſte im Homer, in der Naturvollkommenheit ſeiner heroiſchen Charaktere. Jeder Held iſt bey ihm der höchſte in ſeiner Art, und dieß iſt nicht Natur, ſondern Ideal; allein im Ganzen war freylich das Überwiegende in der Darſtellung, Natur vor dem Ideal; eben ſo überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiſte, wie in dem vernehmenden Kunſtſinn, die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit; und in dem Schönen, die Erſcheinung den Inhalt. Daher iſt in den Erzeugniſſen dieſer Schule ſoviel Reichthum und Wechſel und Fülle der reizenden ſinnlichen Erſcheinung; ſoviel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz ſoviel ſchönes Leben; das höhere Geiſtige aber durchſchimmert nur noch ſanft jene Hülle, wie das ſittliche Gefühl eines ſeelenvollen Knaben. Die äußern Verhältniſſe des Künſtlers, die günſtigen Anlagen der Natur, welche in dieſer Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, ſind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der zu Florenz auf den Markt, um gut italieniſch ſprechen zu hören. Daſſelbe iſt in Rom der Fall; dies ſind vielleicht die beiden einzigen Städte in der Welt, wo das geringe Volk ſo gut ſpricht, daß man an allen Straßenecken Gelegenheit zu einer witzigen Unterhaltung findet.

Die Art von Scherz, wie man ihn in den Harlekins-Komödien und in der komiſchen Oper findet, iſt hier ganz gewöhnlich, ſogar unter Leuten ohne alle Erziehung. In den Karnavals-Tagen, wo Übertreibung und Caricatur einmal angenommen ſind, giebt es die allerkomiſchſten Auftritte.

Oft kontraſtirt ein lächerlicher Ernſt mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, man möchte ſagen, die wunderliche Kleidung gäbe ihnen eine Art von Würde, die ihnen gar nicht natürlich iſt. In einigen, ſelbſt erfundenen Verkleidungen, zeigen ſie oft eine eigene Bekanntſchaft mit der Götterlehre, man meint, das Alterthum mit ſeinen Mythen noch lebendig unter dem Volke zu ſehen. Noch öfterer ſind es Spöttereien über die verſchiedenen Stände, voll kräftigem, originellem Witz. In ſeinen Spielen erſcheint dieſe Nation tauſendmal ausgezeichneter, als in ſeiner Geſchichte. Die italieniſche Sprache iſt mit großer Leichtigkeit jeder Art des Scherzes fähig; durch eine geringe Biegung der Stimme, eine kleine Abänderung in den Endungen, ſind die Worte gleich geſchickt zum Vergrößern und Verkleinern, zum Veredeln und zum Entſtellen; beſonders viel Anmuth hat ſie im Munde der Kinder; die Unſchuld der Kindheit und die Schalkheit der Sprache kontraſtiren ganz allerliebſt (*). Kurz, man kann ſagen, es iſt eine Sprache, die von ſelbſt redet, bedeutend, ohne daß man ſich drum bemüht, und faſt immer witziger als der, welcher ſie ſpricht.

In den Karnavals-Feſten iſt weder Pracht noch Geſchmack; die allgemeine fröhliche Beweglichkeit macht ſie den Bachanalien der Fantaſie einigermaßen ähnlich; aber auch nur denen der Fantaſie, denn die Römer ſind im Ganzen ſehr mäßig, und ſogar ſehr ernſthaft, dieſe letzten Karnavals-Tage ausgenommen. Man macht in jeder Gattung unerwartete Entdeckungen im Charakter der Italiener, und das trägt ſehr viel zum Ruf ihrer Schlauigkeit bei. Sie haben es freilich, durch den öftern Wechſel ihres Jochs, zu einer großen Fertigkeit in der Verſtellung gebracht; aber den raſchen Übergang aus einer Manier in die andere muß man doch nicht immer der Verſtellung zuſchreiben; oft iſt ihre leicht entzündliche Fantaſie daran Schuld. Nationen, die nur verſtändig ſind, oder geiſtreich, können ſich leicht verſtändigen und einander vorausſehen; aber alles, was der Fantaſie eignet, iſt unerwartet; ſie überſpringt die Zwiſchenglieder; ein Nichts beleidigt ſie, und Dinge, die ſie in Bewegung ſetzen ſollten, laſſen ſie gleichgültig. Man kann ihre Eindrücke nicht nach den äußern Urſachen berechnen, es geſchieht alles innerlich bei ihr.

Man kann z. B. gar nicht begreifen, was die großen Herrn in Rom für ein Ergötzen daran finden, Stundenlang im Corſo auf und ab zu fahren, zur Zeit des Karnavals ſowohl, als auch außer demſelben. Nichts bringt ſie von dieſer Gewohnheit ab. So giebt es auch unter den Masken welche, die in dem lächerlichſten Coſtum, als Polichinelle, als Harlekine, äußerſt langweilig herum ſpazieren und kein Wort ſprechen; aber ſie haben nichts unterlaſſen, und ihr Karnavals-Gewiſſen iſt beruhigt.

Man ſieht eine Art Masken in Rom, die man ſonſt nirgend ſieht; nämlich Masken nach antiken Statuen geformt, die in der Ferne die vollkommenſte Schönheit nachahmen; die Frauen verlieren oft ſehr viel, wenn ſie dieſe Maske abnehmen. Dieſe bewegungsloſe Nachahmung des Lebens, dieſe herumwandelnde Wachsgeſichter, ſind recht artig, aber doch auf gewiſſe Weiſe erſchreckend.

Die Vornehmen laſſen am letzten Karnavalstage einen ziemlich großen Luxus mit Pferd und Wagen ſehen; die eigentliche Luſt dieſes Feſtes aber beſteht in der Volksmenge, in der Unordnung. Es iſt wie eine Erinnerung an die Saturnalien; alle Klaſſen laufen unter einander; die ernſthafteſten Magiſtratsperſonen fahren unausgeſetzt, und beinahe pflichtmäßig in ihren Wagen mitten durch die Masken ſpazieren. Alle Fenſter ſind ausgeſchmückt, die ganze Stadt iſt auf den Gaſſen, es iſt ein wahrhaftes Volksfeſt. Das Vergnügen des Volks beſteht weder in Schauſpielen, noch in Gaſtmahlen, noch in der Pracht, die man ihm zur Schau ſtellt; es iſt weder unmäßig im Eſſen noch Trinken; bloß macht es ihm Freude, ſich losgelaſſen, und mitten unter den vornehmen Herrſchaften zu ſehen, die wieder ihre Luſt daran finden, mitten unter dem Volke zu ſeyn. Die Verfeinerung der Vergnügungen iſt es beſonders, was die verſchiedenen Klaſſen unterſcheidet und trennt, ſo wie die Sorgfalt und die Ausbildung der Erziehung. Aber in Italien ſind die Stände in dieſer Rückſicht nicht ſehr unterſchieden; das Land iſt ausgezeichneter durch die Allgemeinheit der natürlichen Talente und der Fantaſie, als durch die Geiſtes-Kultur der erſten Stände. Während des Karnavals alſo ſieht man hier die vollſtändigſte Vermiſchung der Stände, der Sitten und des Geiſtes. Die Menge, das Geſchrei, die witzigen Einfälle, und die Zuckerkörner, womit man ohne Unterſchied die vorüberfahrenden beſtreut, mengen alle ſterbliche Weſen unter einander, und machen aus der ganzen Nation einen vermiſchten Haufen, als ob die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft aufgehoben wäre.

Mitten in dieſen Tumult geriethen Corinna und Lord Nelvil, als ſie wieder nach

Rom zurück kamen, beide nachdenklich und in ſich gekehrt. Nichts ſcheint wunderlicher als dieſe lärmende Beweglichkeit, wenn die Seele im Innern mit ſich ſelber beſchäftigt iſt; Corinna und Lord Nelvil waren im erſten Augenblick wie betäubt. Auf dem Volksplatz ließen ſie den Wagen halten, und ſtiegen auf das Amphitheater bei dem Obelisk, wo man dem Pferderennen zuſieht. Im Abſteigen ward ſie Graf d'Erfeuil gewahr, der ſogleich Oswalden auf die Seite rief.

— Sie thun nicht wohl, ſagte er, daß Sie ſo ganz öffentlich mit Corinna, von einer Landparthie kommend, ſich mit ihr ſehen laſſen. Sie werden ſie compromittiren, und was werden Sie dann mit ihr anfangen? — Ich glaube nicht, antwortete Lord Nelvil, daß Corinna compromittirt wird, wenn ich die Neigung kund gebe, die ſie mir einflößt; und ſollte dem aber dennoch ſo ſeyn, ſo wäre ich nur zu glücklich, wenn die Aufopferung meines ganzen Lebens .... —

O was das Glücklichſeyn betrifft, unterbrach ihn Graf d'Erfeuil, davon ſagen Sie mir nur nichts, man wird nur glücklich durch das, was ſchicklich iſt. Die Geſellſchaft behält einen großen Einfluß auf unſer Glück, man ſage auch was man wolle; und was ſie nicht billigt, das unterläßt man lieber. — So ſoll man denn ſein ganzes Leben nur nach der Geſellſchaft und ihren Reden einrichten? Gedanken und Gefühle ſollen nie unſre Führer ſeyn dürfen? Wenn das wirklich ſo nothwendig wäre, wenn wir immerfort uns nur einer nach dem andern richten müßten, wozu hätten wir denn jeder Seele und Geiſt für ſich? dieſe Verſchwendung hätte die Vorſehung ſich erſparen können. — Sehr ſchön geſagt, äußerſt philoſophiſch gedacht! aber mit ſolchen Grundſätzen geht man in's Verderben. Die Liebe vergeht, und die öffentliche Meinung bleibt. Mich halten Sie für leichtſinnig, aber Sie werden mich in meinem Leben nichts thun ſehen, wodurch ich mir den Tadel der Welt zuziehen könnte. Man kann ſich kleine Freiheiten erlauben, artigen Scherz, wodurch man ſich in ſeinen Anſichten zwar, aber nicht in ſeinen Handlungen von der Meinung unabhängig zeigt, denn ſobald es ernſthaft wird . . . . — Aber ernſthaft, unterbrach ihn Lord Nelvil, ernſthaft iſt ja nur die Liebe und das Glück. — Nein, nein, davon ſpreche ich nicht; ſo gewiſſe, einmal angenommene Schicklichkeiten ſind es, denen man nicht trotzen darf, wenn man nicht für einen Sonderling, für einen Menſchen gehalten ſeyn will, der . . . . verſtehen Sie mich, kurz, für einen Menſchen, der nicht iſt wie die andern. — Lord Nelvil lächelte, und ohne Ärger, oder üble Laune, zog er den Grafen über ſeine leichtfertige Strenge auf. Er fühlte mit innerer Zufriedenheit, daß der Graf, bei dieſem ihm ſo wichtigen Gegenſtand, zum erſtenmal keinen Einfluß auf ihn erhielt. Corinna hatte aus der Ferne alles errathen, was zwiſchen ihnen vorgegangen war; Lord Nelvils Lächeln beruhigte ſie. Die Unterredung mit Graf d'Erfeuil war nicht ſtörend für Oswald und ſeine Freundin, im Gegentheil, ſie gab ihnen die rechte Stimmung für die Feſtlichkeit.

Das Pferderennen begann. Lord Nelvil, der etwas den engländiſchen Pferderennen ähnliches zu ſehen erwartete, war verwundert, als er vernahm, daß es kleine Pferde aus der Barbarei ſeyen, die ganz allein, ohne Reiter rennen. Dieſes Schauſpiel zieht ganz beſonders die Aufmerkſamkeit der Römer an. Sobald es anfängt, theilt ſich die Menge in zwei Reihen. Der Volksplatz, der mit Menſchen gedrängt angefüllt war, iſt im Augenblick leer. Jeder ſteigt auf die Amphitheater, die den Obelisk umgeben, und eine unzählbare Menge von Köpfen und ſchwarzen Augen wendet ſich nach den Schranken, von wo die Pferde auslaufen.

joniſchen Schule leicht beſtimmen kann, ſind Zeit und Charakter, die epiſche Form, und das Joniſche im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts ſind dieſe Gränzen nicht ſo leicht zu beſtimmen; denn zwiſchen der joniſchen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwiſchenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der joniſchen und der doriſchen Schule müſſen die beyden feſten Punkte ſeyn, von denen man bey der Unterſuchung ausgeht; aber kaum läßt ſich hoffen, alle Schwierigkeiten zu löſen, und alle Kunſtwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In dieſe Zwiſchenzeit fallen zwey Claſſen von Dichtern, von denen ſich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen ſcheinen. Die erſten ſind die Gnomiker, Theognis, Phocylides, u. ſ. w. meiſtens Jonier; die andern, die ſogenannten Phyſiologen, Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten joniſch, und Empedokles vorzüglich homeriſch. Vielleicht beſitzen wir im Lukretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verſchieden von dem joniſchen Geiſte war der doriſche. Dieſe Verſchiedenheit äußerte ſich in Gebräuchen, Sitten, Geſetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Muſikart, und auch in der Poeſie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieſer letztern ſind ſo bedeutend, ihre Unterſchiede von der übrigen griechiſchen Poeſie ſo ausgezeichnet und zuſammenhängend, ſie entſpringen ſo ganz aus dem doriſchen Stammcharakter und der beſondern doriſchen Sittenbil-

Sie ſind ohne Sattel und Zaum, der Rücken bloß mit einem glänzenden Zeuge bedeckt, und werden von ſehr wohlgekleideten Stalldienern geführt, die den leidenſchaftlichſten Werth auf den Beifall legen, den man ihnen ertheilt. Die Pferde ſtehen hinter den Schranken, und ihre Ungeduld, ſie zu durchbrechen, iſt merkwürdig. Man muß ſie mit Gewalt zurückhalten; ſie bäumen ſich, wiehern, ſtampfen, als ob ſie ungeduldig den Ruhm nicht erwarten könnten, den ſie gewärtigen, ohne daß der Menſch ſie regiert. Die Ungeduld der Pferde, das Rufen der Stalldiener, machen den Augenblick, wenn die Schranken fallen, eine wahre Theater-Scene; die Pferde ſpringen fort, die Stalldiener rufen mit unausſprechlichem Eifer: Platz, Platz, und folgen ihnen, ſo weit ſie ihnen nachſehen können, mit Zurufen und Geſten. Die Pferde ſind eiferſüchtig auf einander wie Menſchen; das Pflaſter ſprüht Funken unter ihrem Hufſchlag, die

Mähnen fliegen, und ihre Begierde, ſich ſelbſt überlaſſen den Preis zu gewinnen, iſt ſo übermäßig, daß es welche gegeben hat, die todt zur Erde fielen, als ſie am Ziele anlangten. Man iſt erſtaunt, dieſe freien Pferde gleichſam durch perſönliche Leidenſchaft angefeuert zu ſehen; man erſchrickt, als ob man Denkkraft unter dieſer Thiergeſtalt wahrnähme!

Gleich hinter den Pferden durchbricht die Menge die Reihen, und folgt ihnen im vermiſchten Tumult. Am Pallaſt von Venedig iſt das Ziel; ſie kommen an, und nun muß man die Ausrufungen der Stallbedienten hören, deren Pferde die Preiſe gewannen! Der den erſten Preis erhielt, kniete vor ſeinem Pferde nieder, dankte ihm, und empfahl es dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Thiere, mit einem Eifer, der für ihn ſehr ernſthaft, aber für die Zuſchauer äußerſt komiſch war (*).

Mit dem Tag hört das Rennen gewöhnlich auf, und nun beginnt eine andre Art von Luſtbarkeit, die nicht ſo maleriſch, aber eben ſo lärmend iſt. Die Fenſter werden erleuchtet, die Wachen verlaſſen ihren Poſten und miſchen ſich ſelber in die allgemeine Luſt. Jeder nimmt eine kleine brennende Kerze, moccolo genannt, einer ſucht ſie dem andern auszulöſchen, und wiederhohlt, mit einer erſchrecklichen Heftigkeit, das Wort ammazzare (tödten). Che la bella principessa sia ammazzata, che il signore abbate sia ammazzato! (die ſchöne Prinzeſſin ſey getödtet, der Herr Abt ſey getödtet!) hört man von einem Ende der Straße zum andern rufen (10). Die geſicherte Menge, denn um dieſe Stunde ſind alle Pferde und Wagen von den Straßen verwieſen, ſtrömt nach allen Richtungen hin, und nun beſteht die Freude in nichts, als Tumult und Betäubung. Die Nacht kömmt heran, der Lärm hört nach und nach auf, das tiefſte Schweigen folgt darauf, und es bleibt nichts

von

von dieſem Abend, als die Idee eines verworrenen Traums, der das Daſeyn verwandelnd, auf einen kurzen Moment das Volk ſeine Laſten, den Gelehrten ſeine Studien, und die vornehmen Leute ihr Müßigſeyn vergeſſen macht.

Zweites Kapitel.

Seitdem Oswald unglücklich war, hatte er nicht den Muth gehabt, Muſik anzuhören. Ihm war bange vor den entzückenden Accorden, die einer wehmüthigen Stimmung zwar wohlthätig, bei einem wirklichen Kummer aber wahrhaft ſchmerzhaft ſind. Muſik erweckt jede ſchlummernde Erinnerung. Wenn Corinna ſang, dann hörte Oswald auf die Worte des Geſangs, ſah dem Ausdruck ihres Geſichts zu, war nur mit ihr beſchäftigt. Vereinigten ſich aber des Abends in den Gaſſen mehrere Stimmen, die ſchönen Lieder der großen Meiſter zu ſingen, wie man das in Italien oft hört; dann verſuchte er es wohl ſie anzuhören, aber er konnte es nie lange aushalten, der lebhafte und doch unbeſtimmte Eindruck erneuerte alle ſeine Schmerzen. Jetzt ſollte im Schauſpielhauſe ein vortreffliches Konzert gegeben werden, wozu die erſten Sänger in Rom ſich vereinigten. Corinna lud ihn ein, mit ihr hinzugehen, und er willigte ein; die Gegenwart der Geliebten, hoffte er, würde alle Schmerzen beſänftigen.

Corinna ward gleich erkannt, als ſie in die Loge trat; ihre Erſcheinung flößte jedesmal die lebhafteſte Theilnahme ein, dieſesmal kam noch das Andenken an das Kapitolium hinzu, und das Haus ertönte bei ihrem Eintritt von Beifall. Von allen Seiten rief man: es lebe Corinna! Die Muſiker ſogar, von dieſer allgemeinen Bewegung electriſirt, ſtimmten eine Siegesmuſik mit Pauken und Trompeten an; der Triumph, von welcher Art er auch ſey, erinnert die Menſchen jedesmal an Krieg und Kampf. Corinna war lebhaft bewegt von dieſem allgemeinen Zeugniß der Bewunderung und des Wohlwollens; die Muſik, das Beifallklatſchen, das Bravorufen und der unbeſchreibliche Eindruck, den es jederzeit hervorbringt, wenn eine große Menge Menſchen dieſelbe Empfindung äußern, ruhten ſie tief; ſie ſuchte es zu unterdrücken, aber die Thränen, die ihr in die Augen ſtiegen, und das ungeſtüme Klopfen des Herzens, am Gewande des Buſens ſichtbar, verriethen ſie. Oswald ward eiferſüchtig darüber: Madame, ſagte er ihr halb leiſe, Sie dürfen ſich einem ſolchen Beifall nicht entziehen, er hat eben ſo viel Werth als die Liebe, da er Urſache iſt, daß Ihr Herz ſo ſichtbar klopft. — Ohne ihre Antwort abzuwarten, ſetzte er ſich an das andere Ende der Loge. Corinna war in entſetzlicher Verwirrung; er hatte ihr mit dieſer Äußerung alle Freude an dieſem Triumph entriſſen, von dem ſie ihn ſo gern hätte Zeuge ſeyn laſſen.

Das Konzert fing an. Wer nicht den italieniſchen Geſang hörte, der kann keinen Begriff von der Muſik haben. Die italieniſchen Stimmen haben eine Biegſamkeit, eine Weichheit, wie Blumenduft, wie die reine Farbe des Himmels. Die Natur ſcheint dieſem Klima die Muſik beſtimmt zu haben, eins iſt wie der Gegenſchein des andern; denn die Welt iſt das Werk eines einzigen Geiſtes, der ſich in tauſend mannichfaltigen Formen darſtellt. Seit Jahrhunderten lieben die Italiener die Muſik mit Leidenſchaft. Dante in ſeinem Purgatorio begegnet einem der größten Sänger ſeiner Zeit; auf ſein Begehren ſingt er eins ſeiner Lieder, und die entzückten Seelen vergeſſen ſich ihm zuhörend, bis ihr Hüter ihnen zuruft. Die Chriſten, wie die Heiden, laſſen die Macht der Muſik noch jenſeits des Todes reichen. Unter allen Künſten wirkt die Muſik am unmittelbarſten auf die Seele. Die andern leiten ſie auf dieſe oder jene Idee, ſie allein nur greift in das innigſte Weſen des Daſeyns, und giebt ihm eine ganz verwandelte Stimmung. Was man von der Gnade geſagt hat, daß ſie plötzlich die Herzen umſchaffe, das kann in der irdiſchen Sprache auf die Macht der Melodie angewandt werden, und unter den Ahndungen eines künftigen Lebens, iſt die, von der Muſik erzeugte, nicht zu verwerfen.

Auch die Fröhlichkeit der komiſchen Muſik iſt keine gemeine, die der Fantaſie nichts giebt. Im Innerſten dieſer Fröhlichkeit liegt ein Gefühl von Poeſie, ein ſüßes Verſinken in Träumen, das die geſprochnen Scherze nie einflößen. Die Muſik iſt ein ſo vorüber eilendes Vergnügen, man fühlt es ſo ſchnell noch während des Genuſſes entſchwinden, daß ſich ſtets eine wehmüthige Empfindung in ihre heiterſte Fröhlichkeit miſchen muß; dafür iſt aber auch ihr Ausdruck des Schmerzens nie ohne ein gewiſſes ſüß milderndes Gefühl. Das Herz ſchlägt ſchneller, beim Anhören der Muſik; die Befriedigung in der Regelmäßigkeit des Taktes erinnert uns an die Flüchtigkeit der Zeit, und erregt das Bedürfniß, ſie zu genießen. Nichts iſt leer, nichts ſtumm um uns; das Leben iſt in ſeiner Fülle, das Blut läuft raſch, man fühlt die Bewegung eines thätigen Daſeyns in ſich ſelber, und fürchtet keine Hinderniſſe von außen.

Die Muſik verdoppelt das Vertrauen, das wir auf die Fähigkeiten unſrer Seele haben, wir halten uns, wenn wir ſie anhören, der edelmüthigſten Anſtrengungen fähig; mit ihr geht man begeiſtert dem Tode entgegen; ſie beſitzt den glücklichen Mangel, keinen Ausdruck für niedrige Geſinnungen zu haben, weder Hinterliſt, noch Lüge. Das Unglück ſelbſt, in der Sprache der Muſik, iſt nicht bitter, nicht quälend; ſanft hebt die Muſik die Laſt von unſerm Herzen, die jeder da trägt, der einer tiefen ernſthaften Neigung fähig iſt; dieſe Laſt, deren Druck ſo zur Gewohnheit wird, daß ſie oft eins wird mit dem Gefühl des Daſeyns ſelbſt. Hören wir die reinen entzückenden Töne, ſo meinen wir die Geheimniſſe der Schöpfung und des Lebens zu ergreifen. Keine Worte machen dieſen Eindruck deutlich; die Worte dung, daß wir genöthigt ſind, eine eigne doriſche Schule in der griechiſchen Poeſie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich helleniſche Stamm; und die beyden eigenthümlichen Produkte des Griechiſchen Geiſtes, Gymnaſtik und Muſik, ſind größtentheils ein Werk der Dorier. Es iſt nicht von der erſten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben dieſen beyden weſentlichen Formen und Beſtandtheilen der helleniſchen Erziehung, Geſtalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten ſich am vollſtändigſten und blühten am ſchönſten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf ſie einſchränkten, nicht ſo zerſtreuten, wie die Jonier. Gymnaſtik und Muſik machten die ganze urſprüngliche griechiſche Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geiſtesbildung war; und der doriſche Geiſt ging nie weit über dieſe Gränzen hinaus. Unter Muſik im alten Sinne des Worts, war auch lyriſche Poeſie begriffen; dieſer poetiſche Theil der Muſik erhielt ganz doriſche Bildung und doriſchen Ton, und dieſe geſammte doriſche Lyrik macht eben die doriſche Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Jdyll gehört aber nicht zu dieſer Lyrik, ſondern nur das geſungene Lied, oder Melos. Daß dieſes ein doriſches Produkt ſey, beweiſen die vorhandenen Werke und Fragmente ſelbſt; die beſtimmteſten Nachrichten, daß die meiſten lyriſchen Dichter doriſch geſchrieben haben; unter andern aber auch die Thatſache, daß ſelbſt der Chor der atheniſchen Dramen ſich in Form und Mundart noch zum Doriſchen hinneigt.

Die Kriterien um die Gränzen dieſer Schule zu beſchleppen ſich den urſprünglichen Eindrücken nach, wie die Überſetzungen der Gedichte in Proſa. Was uns einigermaßen einen Begriff davon wiedergiebt, iſt der Blick; der Blick des Geliebten, der lange auf uns ruhend, ſo eindringt in die innerſte Seele, daß man die Augen niederſchlagen muß vor einem ſo übermäßigen Glück; ſo würde der Strahl eines andern Lebens das ſterbliche Leben verzehren, das es unverwandt beſchauen würde.

Der wunderbare Einklang zweier übereinſtimmenden Sänger in den Duetten der großen italieniſchen Meiſter, erzeugt eine himmliſche Rührung, die aber ohne Schmerz nicht lange fortgeſetzt werden kann. Es iſt ein zu großes Wohlgefühl für die menſchliche Natur; die Seele geräth in Schwingung, wie ein gleichgeſtimmtes Inſtrument, das bei dem zu ſtarken Einklang zerbricht. Oswald war ſtandhaft von Corinnen entfernt geblieben, während des erſten Theils des Konzerts; als aber das Duo geſungen ward, mit halber Stimme, mit der Begleitung von Blaſe-Inſtrumenten, ſanftere, reinere Töne noch, als ſelbſt die Singeſtimmen, da verbarg Corinna ihr Geſicht mit dem Schnupftuche, und gab ſich ganz ohne Zurückhaltung ihrer Rührung hin; ſie weinte ohne Schmerz, ſie liebte ohne Furcht. Oswalds Bild ſtand vor ihrer Seele, aber die edelſte Begeiſterung vermiſchte ſich mit dieſem Bilde, und unzählige Gedanken ſtürmten in verworrenem Gedränge durch ihr Gemüth; ſie hätte dieſe Gedanken beſchränken müſſen, um ſie zu ordnen. Man ſagt, ein Prophet habe in einer Minute ſieben Regionen des Himmels durchwandert; wer ſo im Stande war zu fühlen, alles was ein einziger Moment in ſich zu faſſen vermag, ſicher hat der die Accorde einer ſchönen Muſik in der Nähe des Geliebten angehört. Oswald fühlte dieſe Macht, und der Mißmuth verließ ihn nach und nach. Corinna's

Rührung erklärte alles, rechtfertigte alles. Langſam nahte er ſich ihr wieder, und während dem bezauberndſten Moment der göttlichen Muſik, hörte ihn Corinna ganz nahe bei ſich tief athmen. Das war zu viel! Die erhabenſte Tragödie hätte in ihrem Herzen keine ſo tiefe Rührung hervorbringen können, als dies ſchmelzende Gefühl, wovon ſie beide zugleich ergriffen wurden, und das jeder Moment, jeder Ton immer mehr erhöhete. Die Worte, die geſungen werden, ſind dabei ganz unbedeutend; kaum daß ein paarmal die Worte: Liebe und Tod, der Einbildungskraft einige Richtung geben; vielmehr ſchmiegt das Unbeſtimmte der Muſik ſich jeder Regung des Gemüthes an; jeder glaubt in dieſer Melodie, wie in dem ſtillen reinen Geſtirn der Nacht, das Bild ſeiner Wünſche auf Erden zu finden.

— Laſſen Sie uns hinaus gehen, ſagte Corinna, ich bin einer Ohnmacht nahe. — Was fehlt Ihnen? rief Oswald unruhig;

Sie ſind blaß, kommen Sie mit mir hinaus in die freie Luft, kommen Sie! — Sie gingen hinaus, Corinna fühlte ſich von Oswalds Arm unterſtützt, und erhohlte ſich wieder. Er führte ſie auf einen Altan. — Lieber Oswald, ſagte Corinna in heftiger Bewegung, ich werde Sie auf acht Tage verlaſſen. — Was ſagen Sie? unterbrach ſie Oswald. — Ich gehe immer während der Charwoche in ein Kloſter, um mich zum Oſterfeſt vorzubereiten. — Oswald widerſetzte ſich dieſem Vorſatz nicht, denn es war ihm bekannt, daß die Damen in Rom ſich um dieſe Zeit den ſtrengſten Übungen unterwerfen, ohne ſich darum die übrige Zeit des Jahres ſehr ernſthaft mit der Religion zu beſchäftigen; aber er ward auf einmal daran erinnert, daß ſie einen andern Gottesdienſt hatte, als er, und daß er ſich nicht mit ihr im Gebet vereinigen könne. — Warum, rief er aus, haben Sie nicht mit mir nur Eine Religion, Ein Vaterland! —

Er hielt inne, nachdem er dieſen Wunſch ausgeſprochen. — Und ſind, ſagte Corinna, ſind unſre Seelen, unſre Geiſter nicht aus einem Vaterlande? — Wohl wahr, antwortete Oswald, aber doch fühle ich ſo ſchmerzlich alles, was uns trennt. — Dieſe Abweſenheit auf acht Tage preßte ihm das Herz ſo ein, daß er den ganzen Abend nicht ein Wort mehr redete, als Corinna's Freunde ſich um ſie verſammelten.

Drittes Kapitel.

Unruhig über das, was Corinna geſagt hatte, ging Oswald am andern Morgen früh zu ihr hin. Ihre Kammerfrau kam ihm entgegen und gab ihm ein Billet von ihrer Herrſchaft, worin ſie ihm meldete, daß ſie in aller Frühe bereits ſich nach dem Kloſter verfügt habe, und daß ſie ihn erſt nach dem Charfreitage wieder ſehen würde. Sie geſtand ihm, Tags vorher nicht den Muth gehabt zu haben, ihm zu ſagen, daß ſie ſich ſo ſchnell entfernen würde. — Oswald ward betroffen, wie von einem unerwarteten Schlag. Das Haus, worin er ſie ſonſt geſehen, war nun ſo einſam; da ſtand ihre Harfe, hier lagen ihre Bücher, ihre Zeichnungen, alles was ſie umgab, aber ſie ſelber war nicht da! Ein ſchmerzlicher Schauder ergriff ihn; das Zimmer ſeines Vaters fiel ihm ein; er mußte ſich ſetzen, ſeine Kräfte verließen ihn. —

— So könnte ich einſt ihren Verluſt erfahren! rief er aus; dieſe geiſtvolle Seele, dies ſeelenvolle Gemüth, dieſe glänzende Geſtalt voll jugendlichem Leben, kann ein plötzlicher Donnerſchlag hinweg raffen, und das Grab der Jugend wäre ſtumm, wie das Grab des Alters! Was iſt alles Glück anders, als loſe Täuſchung! ein Augenblick der unerbittlichen Zeit entwendet, die ohne Unterlaß auf ihren Raub lauert! Corinna, Corinna, du hätteſt mich nicht verlaſſen ſollen! Dein Zauber war es, der jedes trübe Nachſinnen verſcheuchte; im Glanz der glücklichen Momente mit dir war alles andre verſchlungen; nun bin ich allein; alles Alte kömmt wieder auf mich zu, und meine Wunden bluten wieder auf's Neue. — Mit einer Art von Verzweiflung rief er Corinna's Namen; ſie konnte der kurzen Abweſenheit nicht beigemeſſen werden, es war die unaufhörliche Angſt ſeines Herzens, die nur Corinna beſänftigen konnte. — Die Kammerfrau hatte ſeine Klagen vernommen, und gerührt über dieſe Anhänglichkeit zu ihrer Herrſchaft, kam ſie zu ihm in's Zimmer. — Mylord, ſagte ſie, ich will, um Sie zu tröſten, Ihnen ein Geheimniß meiner Herrſchaft entdecken; ich hoffe, ſie wird es mir verzeihen. Kommen Sie in ihr Schlafzimmer, Sie ſollen Ihr Porträt ſehen. — Mein Porträt! rief Oswald. — Sie hat es, ſagte Thereſine (dies war der Name der Kammerfrau), aus dem Gedächtniſſe gemalt; ſeit acht Tagen iſt ſie des Morgens um fünf Uhr aufgeſtanden, um mit der Arbeit fertig zu ſeyn, ehe ſie in's Kloſter ginge.

Oswald beſah das Porträt, es war ſehr ähnlich und mit vieler Anmuth gemalt. Dieſes Zeugniß des Eindrucks, den er auf Corinna gemacht, durchdrang ihn mit der ſüßeſten Rührung. Dem Porträt gegenüber hing ein allerliebſtes Gemälde der heiligen Jungfrau, vor welchem Corinna's Betſtuhl ſtand. Dieſe ſonderbare Miſchung von Liebe und Religion, findet man bei den meiſten italieniſchen Frauen, mit noch weit auffallenderen Umſtänden, als in Corinna's Zimmer; denn frei, wie ſie war, vereinigte ſich das Andenken an Oswald in ihrer Seele nur mit den allerreinſten Hoffnungen und Empfindungen. Aber das Bildniß des Geliebten dem Sinnbilde der Göttlichkeit gegenüber zu ſtellen, ſich durch achttägige Beſchäftigung mit eben dieſem Bildniß zum Kloſter vorzubereiten; dieſer Zug charakteriſirte nicht ſowohl Corinna, als die italieniſchen Frauen überhaupt. Die Art ihrer Andacht ſetzt mehr Fantaſie und Gefühl voraus, als ernſten Geiſt, oder Strenge in den Grundſätzen, und nichts war mehr Oswalds Grundſätzen entgegengeſetzt über die Art die Religion zu nehmen und zu fühlen. Wie hätte er aber Corinna tadeln können, in demſelben Augenblick, da er einen ſo rührenden Beweis ihrer Liebe fand!

Sein Blick durchlief mit inniger Bewegung

gung dies Zimmer, das er zum erſtenmal betrat. Oben an Corinna's Bett ward er das Bildniß eines alten Mannes gewahr, deſſen Phyſiognomie nichts italieniſches hatte; an dieſem Bildniß waren zwei Armbänder befeſtigt; eins von ſchwarzen und weißen Haaren gemacht, das andre von wunderſchönen blonden Haaren. Lord Nelvil glaubte in dieſen, durch einen ſonderbaren Zufall die größte Ähnlichkeit mit Lucilia Edgermonds Haaren zu finden, die ihm wegen ihrer ſeltnen Schönheit vor drei Jahren aufgefallen waren. Oswald betrachtete die Armbänder, ohne ein Wort zu ſagen, die Kammerfrau über ihre Herrſchaft zu befragen, wäre ſeiner unwürdig geweſen; Thereſine aber errieth, was ihn beſchäftigte, und um ihm jeden Anlaß zur Eiferſucht zu nehmen, eilte ſie ihm zu erzählen: ſie habe ſeit den eilf Jahren, die ſie bei Corinna ſey, dieſe Armbänder immer bei ihr geſehen; die Haare ſeyen von ihren Eltern und ihrer Schweſter. —

ſtimmen, ſind erſtlich die Dichtart, nehmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das Doriſche im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyriſche Werke aus der Zeit, in welcher doriſche Kunſt blühte, wenn jene auch Aeoliſch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder ſelbſt Joniſch, wie die des Anakreon, geſchrieben ſind, vielleicht am beſten zu dieſer Schule rechnen können; denn ſie gehören zur eigentlichen Lyrik, und dieſe iſt im Ganzen ein doriſches Gebilde. Die Zeit iſt wohl ein Kennzeichen, um von dieſer Schule auszuſchließen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beyde aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyriſchen Gattung gehören; aber ſie iſt kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poeſien und Poeten, welche man weder zur joniſchen, noch zur doriſchen, noch zur atheniſchen Schule rechnen kann, ſondern die mehr allein ſtehen, wie die joniſchen Jambendichter und Meiſter der älteren Elegie eine beſondre Abtheilung der joniſchen Dichtkunſt bilden, und noch mehr Epicharmus und die doriſchen Anfänger des Drama, welche ſich nicht in jene Ordnung der vier Hauptſchulen und Kunſtſtufen einreihen laſſen. Da die übrigen und größten doriſchen Dichter ſich aber faſt ausſchließlich der lyriſchen Kunſt gewidmet und dieſer ihre eigenthümliche Geſtalt und kunſtreiche Form gegeben und ſie vollendet haben, ſo gebühret nur ihr der Name einer doriſchen Kunſt; im Epos und Drama müſſen ſie den Joniern, oder den Athenern den Preis überlaſſen. Die älteſten Elegiker ſind Jonier, vermuthlich alſo die Elegie ſelbſt eine joni-

Seit eilf Jahren ſind Sie bei Corinna? rief Lord Nelvil; Sie wiſſen alſo . . . . — erröthend unterbrach er ſich ſelbſt, beſchämt über die Frage, die er zu thun im Begriff geweſen war; er verließ eilends das Haus, um nichts mehr zu ſagen.

Im Fortgehen wandte er ſich noch mehreremale um, und ſah nach Corinna's Fenſter; als er aber ihr Haus ganz aus dem Geſicht verloren, da ergriff ihn ein trauriges Gefühl, das ihm noch neu war, nämlich das der Einſamkeit. Er verſuchte den Abend in eine große Geſellſchaft zu gehen; er ſuchte Zerſtreuung. Um in einſamen Träumen Vergnügen zu finden, iſt erfoderlich, daß man im Glück, wie im Unglück, den innern Frieden habe.

Die Geſellſchaft ward ihm bald ganz unerträglich; er begriff es nun erſt recht, welchen Zauber, welches Leben Corinna in der Geſellſchaft verbreitete, eben durch die Leere, die durch ihre Abweſenheit entſtand.

Er fing mit einigen Frauen eine Unterredung an, ſie antworteten ihm jene bedeutungsloſen Phraſen, die man einmal angenommen hat, um nicht ſeine wahre Meinungen und Geſinnungen kund zu thun, wenn anders die, welche ſich dieſer Phraſen bedienen, etwas zu verbergen haben. Er nahte ſich einigen Gruppen von Männern, die er, den Gebehrden und der Stimme nach, in Geſprächen über Gegenſtände von Wichtigkeit begriffen glaubte, und vernahm wie man auf die gemeinſte Weiſe über die elendeſten Dinge hin und her redete. Er ſetzte ſich alſo hin, und ſah der grund- und zwecklosen Bewegung zu, die in den meiſten Geſellſchaften Statt findet. Übrigens iſt in Italien die Mittelmäßigkeit eine ziemlich gutmüthige Perſon; ſie beſitzt wenig Eitelkeit, wenig Eiferſucht, viel Wohlwollen gegen die geiſtige Überlegenheit, und beleidigt faſt nie durch Anſprüche, wenn ſie auch mit ihrer Schwere ermüdet.

Doch waren es dieſelben Geſellſchaften, in denen Oswald noch vor ſo wenigen Tagen ſo viel Annehmlichkeit fand! Das wenige Hinderniß, welches die große Welt ſeiner Begierde, ſich mit Corinnen zu unterreden, in den Weg legte, ihre Aufmerkſamkeit, ihn wieder aufzuſuchen, wenn die erforderliche Höflichkeit gegen andre beobachtet war; ihr Einverſtändniß über die Bemerkungen, zu welchen die große Geſellſchaft ihnen Veranlaſſung gab; die Luſt, die Corinna fand, in ſeiner Gegenwart zu plaudern, Betrachtungen auf eine indirecte Weiſe an ihn zu richten, deren eigentlichen Sinn er nur allein verſtand, das alles machte das Geſpräch für ihn ſo mannichfaltig, daß jede Stelle dieſes ſelben Saales ihm die Erinnerung an irgend einen glücklichen, oder merkwürdigen, oder angenehmen Augenblick gab, der ihm damals glauben machte, die Geſellſchaft ſelber ſey unterhaltend. — Ach, ſagte er im Weggehen, hier, wie an jedem andern Orte der

Welt, iſt ſie es nur allein, die Leben verbreitet; viel lieber will ich, bis ſie wiederkömmt, in die einſamſte Wüſte gehen. Wenn nichts der Freude ähnliches mich umgiebt, dann fühle ich vielleicht ihre Abweſenheit weniger ſchmerzlich.

Zehntes Buch.

Die Charwoche.

Erſtes Kapitel.

Am folgenden Tage beſuchte Oswald die Gärten einiger Mönchsklöſter. Zuerſt ging er zu den Karthäuſern; ehe er hineintrat, betrachtete er erſt zwei ägyptiſche Löwen, die nicht weit von der Kloſterpforte ſtehen, die einen merkwürdigen Ausdruck von Kraft und von Ruhe haben; es iſt etwas weder dem Menſchen, noch dem Thiere angehörendes in ihrer Phyſiognomie; ſie erſcheinen wie eine Naturkraft, und man findet es begreiflich, wie die Heiden ihre Götter unter dieſem Sinnbilde darſtellen konnten.

Das Karthäuſerkloſter iſt auf den Trümmern der Diocletianiſchen Bäder erbaut, die Kirche zur Seite des Kloſters iſt mit Granitſäulen verziert, die man daſelbſt aufrecht ſtehend fand. Die Mönche in dem Kloſter zeigen angelegentlichſt den Fremden dieſe Säulen; das einzige, was ſie mit der Welt verbindet, iſt ihre Theilnahme an Trümmern. Die Lebensart der Karthäuſer ſetzt entweder einen ſehr beſchränkten Geiſt voraus, oder die edelſte und ununterbrochene Erhebung der andächtigen Gefühle. Dieſe immer auf einander folgenden Tage, ohne alle Abwechslung der Begebenheiten, erinnern an den berühmten Vers:

„Auf Welten-Trümmern ſchläft bewegungslos die Zeit."

Dort, ſcheint es, dient das Leben nur dazu, den Tod zu betrachten. Mit dieſer einförmigen Exiſtenz einen regſamen Geiſt zu verbinden, wäre die grauſamſte Marter. Mitten aus dem Kloſter erheben ſich vier Cypreſſen. Der dunkle ſchweigende Baum, der vom Winde nur kaum bewegt wird, macht dieſen Aufenthalt nicht lebhafter. Bei dieſen Cypreſſen iſt ein Brunnen, der kaum hörbar ein wenig Waſſer ſtrömt in dieſe Einſamkeit, wo die Zeit ſo geräuſchlos vergeht, möchte man glauben ſey dieſes Stundenglas am allerangemeſſenſten. Der Mond dringt mit ſeinem bleichen Strahl hinein; ſein Erſcheinen und Verſchwinden iſt eine Begebenheit für dies einförmige Leben.

Und denſelben Menſchen, hätten ſie ſich daran gewöhnt, würde der Krieg mit ſeiner ganzen Raſtloſigkeit nicht genügen! Die verſchiedenen Verflechtungen des menſchlichen Schickſals auf Erden ſind ein unerſchöpflicher Quell der Betrachtungen. In dem Innern der Seele geht tauſenderlei vor, tauſend Gewohnheiten bilden ſich, und ſchaffen aus jedem Einzelnen eine eigne Welt und eine Weltgeſchichte. Einen andern ganz aus dem Grunde kennen, dazu gehört das Studium eines ganzen Lebens; was verſteht man denn unter Menſchenkenntniß? ſie beherrſchen, das iſt möglich; aber ſie verſtehen kann Gott nur allein.

ſche Erfindung, beſonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter iſt. Bey der Betrachtung der lyriſchen Kunſt der Hellenen iſt aber vorzüglich nur von dem Melos, dem geſungenen ſtrophiſchem Liede, und dem Chor, als dem gemeinſamen größeren Melos die Rede; und dieſe ſind ein Erzeugniß der doriſchen Schule. Der Anfang derſelben iſt ſehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der doriſchen Lyrik und Muſik aber fällt, allem Vermuthen nach, zuſammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beyder feindlich gegen einander ſtehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe ſcheint die doriſche Kunſt ſich ſelbſt gleich geweſen zu ſeyn; es iſt keine beträchtliche Verſchiedenheit getrennter Kunſtepochen und weſentlicher Hauptveränderungen im Styl, ſondern nur ein ſteter regelmäßiger und ſtufenweiſer Fortgang der harmoniſchen Ausbildung in ihr ſichtbar. Außer dem Pindar, beſitzen wir von den Werken dieſer Schule noch eine ſehr beträchtliche Anzahl Bruchſtücke und römiſcher Nachbildungen. Berühmte Dichter derſelben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. ſ. w.

Der beſte Commentar zum Studium dieſer Schule iſt der Charakter der Dorier ſelbſt während ihrer ſchönſten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten ſie in einer edeln Freude. Eben dieſer Geiſt der Größe Einfalt und Ruhe, beſeelte auch ihre Verfaſſungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine ſchöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre

Von den Karthäuſern ging Oswald nach dem Kloſter des heiligen Bonaventura; es iſt auf den Trümmern des Neroniſchen Pallaſtes erbaut; da, wo unbereut ſo viele Verbrechen ſind begangen worden, da legen arme Mönche, von Gewiſſens-Zweifeln geängſtigt, ſich um das kleinſte Vergehen die grauſamſten Peinigungen auf! — Wir hoffen nur, ſagte einer von ihnen, daß bei unſerm Tode das Gewicht unſerer Sünden nicht das der Buße überwiegt. — Bei dem Eingang in's Kloſter ſtieß Lord Nelvil mit dem Fuße gegen eine Fallthür, und fragte nach ihrer Bedeutung. — Hier werden wir begraben, ſagte einer der jüngſten unter den Mönchen, der ſchon von der Krankheit der böſen Luft angeſteckt war. Die Bewohner des Südens fürchten den Tod ſehr, und dennoch findet man ſo viele Einrichtungen bei ihnen, die immerwährend daran erinnern; aber es liegt in der Natur, ſich gern mit den Vorſtellungen zu beſchäftigen, die man am meiſten fürchtet. Es iſt wie ein Rauſch der Traurigkeit, der der Seele die Wohlthat erzeigt, ſie ganz zu erfüllen.

Der antike Sarcophag eines Kindes dient dem Kloſter als Brunnen. Roms ſchöner Palmbaum iſt der einzige Baum in dem Garten dieſer Mönche; aber ſie achten nicht die äußern Gegenſtände. Ihre ſtrenge Regel läßt dem Geiſte keine Art von Freiheit; ihr Blick neigt ſich zur Erde, ihr Gang iſt langſam, nirgend machen ſie Gebrauch ihres Willens, ſie haben der Herrſchaft über ſich ſelbſt entſagt; ſo ſehr ermüdet dies Reich den traurigen Beſitzer! Deſſen ungeachtet wirkte dieſer Aufenthalt nicht ſehr auf Oswald; die Fantaſie wird empört gegen die offenbare Abſicht, die Erinnerung des Todes unter allen Geſtalten zu erneuern. Wenn dieſe Erinnerung unerwartet auf uns ſtößt, wenn die Natur, nicht der Menſch, ſie uns zuruft, wie viel tiefer wirkt ſie dann auf uns?

Sanfte, milde Empfindungen erfüllten Oswalds Seele, als er beim Untergang der Sonne in den Garten St. Johannis und Paulus trat! Die Mönche in dieſem Kloſter ſind einer weniger ſtrengen Regel unterworfen, und aus ihrem Garten ſieht man über alle Ruinen des alten Roms. Das Coliſeum, das Forum, alle noch ſtehende Triumphbögen, Obelisken, Säulen! Welch eine ſchöne Ausſicht für einen Aufenthalt der Abgeſchiedenheit! Die Einſamen tröſten ſich Nichts zu ſeyn, wenn ſie Monumente betrachten, deren Erbauer auch nicht mehr ſind! Oswald ging lange in dem Schatten der Bäume in dieſem Garten, der etwas ſeltnes in Rom iſt. Die ſchönen Bäume unterbrechen eine Zeitlang die Ausſicht auf Rom, gleichſam um die Freude des Wiederſehens zu verdoppeln. Es war um die

Stunde des Abends, wenn mit allen Glocken zum Ave Maria geläutet wird, und

. . . . Squilla di lontano
Che paja il giorno pianger che si muore.
Dante.

. . . . „Der Glocken Ton von ferne
Den Tag ſcheint zu betrauern, der verſinket.“

Nach dieſem Gebete werden in Italien die Stunden beſtimmt: ich komme eine Stunde vor, oder eine Stunde nach dem Ave Maria, heißt es; und die Epochen des Tags und der Nacht werden durch die Religion bezeichnet. Oswald ergötzte ſich an dem bewundernswürdigen Schauſpiel der Sonne, die langſam zwiſchen den Ruinen unterſank, als ob ſie ſich auf einen Augenblick, gleich wie die Werke des Menſchen, dem Untergange unterwerfen wollte. Oswald fühlte alle die gewohnten Gedanken wieder rege werden. Corinna war zu reizend, zu ſehr ſein ganzes Glück, um ihn in dieſem Augenblick zu beſchäftigen; den Schatten ſeines Vaters ſuchte er mitten in den himmliſchen Schatten, die ihn umfingen. Ihm war, als könnte er mit ſeiner Liebe, mit ſeinen Blicken die Wolken beleben, als müßte es ihm gelingen, die erhabene rührende Geſtalt ſeines unſterblichen Freundes zwiſchen ihnen zu erblicken. Er hoffte, der Himmel würde ſeinen heißen Wünſchen Gehör geben, und ihn mit einem reinen wohlthätigen Hauch anwehen, der dem Segen des Vaters gliche.

Zwei-

Zweites Kapitel.

Das Verlangen, die Religion in Italien kennen zu lernen und zu ſtudieren, bewog Lord Nelvil, die Gelegenheit nicht zu verſäumen, und einige Prediger zu hören, von denen die Kirchen während der Faſten in Rom wiedertönen. Er zählte die Tage, die ihn noch von Corinna trennten; während ihrer Abweſenheit wollte er nichts ſehen, was der Kunſt, nichts was der Fantaſie angehörte. Das Vergnügen, was die Kunſtwerke verleihen, war ihm ohne Corinna ganz unerträglich; er wollte ſich kein Glück erlauben, als das ihm von ihr kam; Poeſie, Malerei, Muſik, alles was das Leben durch unbeſtimmte Hoffnungen verſchönt, das that ihm weh, wo es ihm auch werden mochte, außer in ihrer Gegenwart.

Die Predigten hört man zu Rom, während der Charwoche, des Abends bei ſchwacher Erleuchtung in den Kirchen. Die

Frauen ſind alle ſchwarz gekleidet, als eine Erinnerung des Todes Jeſu Chriſti. Dieſe ſeit ſo vielen Jahrhunderten jährlich erneute Trauer, hat wohl ſehr viel rührendes. Mit wahrhaft innerer Rührung tritt man in dieſe ſchönen Kirchen, und die Gemüther werden durch die Gräber zum Gebete noch mehr vorbereitet; der Prediger aber zerſtreut faſt immer in wenig Augenblicken die ganze Stimmung.

Die Kanzel iſt wie eine ziemlich lange Tribune, worauf er mit lebhaftem Eifer, und doch zugleich ſehr regelmäßig, von einer Seite zur andern läuft. Bei dem Anfang einer Phraſe unterläßt er niemals hinauf zu gehen, und wenn ſie geendigt iſt wieder herunter zu kommen, wie der Pendul in einer Uhr; und das mit ſolchen Gebehrden und ſolchem Eifer, daß man ihn in der That fähig glaubt, alles um ſich her vergeſſen zu können. Es iſt aber nichts anders, als eine ſyſtematiſche Wuth, wenn man ſo ſagen darf, ſo wie man dergleichen oft in Italien ſieht, wo die Lebhaftigkeit der äußern Bewegung oft doch nur eine ſehr oberflächliche innere Empfindung zum Grunde hat. An einer Seite der Kanzel hängt ein Kruzifix; der Prediger nimmt es herunter, küßt es, drückt es an ſein Herz, und iſt der pathetiſche Periode geendigt, ſo hängt er es ganz kaltblütig wieder an ſeinen Ort. Noch ein Mittel haben ſie, Effekt zu erregen, deſſen die gewöhnlichen Prediger ſich oft bedienen, ihr viereckiges Barret nämlich; mit unbegreiflicher Schnelligkeit wird es abgenommen und wieder aufgeſetzt. Einer von dieſen Rednern griff Voltairen, und noch beſonders Rouſſeau an, und gab ihnen die Irreligion unſrer Zeit ſchuld. Sein Barret mußte ihm Jean Jacques vorſtellen; er warf es mitten auf die Kanzel und redete es an: Nun, Philoſoph aus Genf, was haſt du meinen Gründen entgegen zu ſetzen? — dann ſchwieg er ein Veilchen, als ob er ſeine Antwort abwarte; da aber das Barret nichts entgegen redete, ſetzte er es wieder auf, und endigte die Unterhaltung mit den Worten: Nun, du biſt überzeugt, wir reden alſo kein Wort weiter darüber.

Solche Auftritte ſind gar nicht ſelten bei den Predigern in Rom, in dieſer Rückſicht iſt das Talent nicht oft dort zu finden. Die Religion wird dort verehrt wie ein allmächtiges Geſetz; ſie nimmt durch allerlei Ceremonien und Übungen die Fantaſie gefangen; auf der Kanzel beſchäftigt man ſich weit weniger mit der Moral, als mit den Dogmen, und ſie dringen nicht vermittelſt der religiöſen Ideen auf den Grund des menſchlichen Herzens. Die Kanzel-Rhetorik iſt alſo, ſo wie viele andre Zweige der Litteratur, durchaus den gemeinen Anſichten überlaſſen, die nichts ausmalen, nichts darſtellen. Ein neuer Gedanke würde beinahe eine Art von Auflauf unter dieſen Köpfen verurſachen, die ſo heiß, und zugleich ſo träge ſind, daß ſie einer Art von Gleichförmigkeit bedürfen, um ſich zu beruhigen, und dieſe Gleichförmigkeit lieben, eben weil ſie durch ſie beruhigt werden. Es giebt in ihren Predigten eine Art von Rangordnung für ihre Gedanken und Redensarten; eine kömmt gewöhnlich in der hergebrachten Ordnung hinter der andern drein; und dieſe Ordnung wäre geſtört, wenn der Redner aus ſich ſelbſt reden, und in ſeinem eignen Geiſte erſchaffen möchte, was er ſagen will.

Die chriſtliche Philoſophie, diejenige nämlich, welche die Analogie der Religion mit der Natur des Menſchen aufſucht, iſt ſo wenig, wie jede andre Philoſophie, den Predigern in Italien bekannt. So ſehr ſind ſie in dieſer Rückſicht an das Herkömmliche gewöhnt, daß Gedanken über die Religion ihnen eben ſo ein Ärgerniß ſeyn würden, wie Gedanken gegen dieſelbe.

Bildung, ihre Tugend ſelbſt war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verſchwendung und Ausſchweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die doriſchen Verfaſſungen und Sitten verderbte, ſo verſchwand auch ihre Tugend, und mit dieſer ihre Kunſt, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menſchliche Geſchlecht durch ihre Philoſophie umgeſtaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben dieſen Charakter der Gröſe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der doriſchen Dichtkunſt ganz wieder. Die doriſche Schönheit iſt nicht die höchſte innere Selbſtſtändigkeit des erfindenden und dichtenden Geiſtes, ſondern ein freyes Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieſes freye Entſtehen aus bloßer Entfaltung der Natur, ohne Abſicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem doriſchen Geiſte iſt Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit im Gleichgewicht. Das Weſen der Darſtellung ſteht hier in der Mitte zwiſchen Natur und Ideal, es iſt Auswahl edler Natur: daher ſind die Gränzen der dichteriſchen Welt und Sphäre enger beſchränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darſtellung des Sinnlichen iſt weniger anſchaulich als in der joniſchen Schule, und die Darſtellung des Geiſtigen weniger klar als in der atheniſchen; der Grund liegt in der ſittlichen Richtung und in der anſchauenden Ruhe des ſinnigen Kunſtgeiſtes. Zur Reinheit hat die Poeſie groſe Fortſchritte gemacht, und nur

Die Verehrung der Mutter Gottes iſt den Italienern beſonders ſehr wichtig, ſo wie allen ſüdlichen Völkern; auf gewiſſe Weiſe ſcheint ſich dieſe mit dem Reinſten und Gefühlvollſten in der Neigung zu den Frauen zu verbinden. Aber auch über dieſen Gegenſtand hört man in ihren Predigten dieſelben rhetoriſchen Formeln; man begreift nicht, wie nicht die ernſthafteſten Gegenſtände, durch ihre Gebehrden und ihre Ausdrücke, beſtändig ſpaßhaft erſcheinen. Faſt nie trifft man in Italien bei dem ehrwürdigen Amt der Kanzelrede einen richtigen Accent, oder einen natürlichen Ausdruck.

Ermüdet von der widrigen Monotonie dieſes unwahren Eifers, ging Oswald in das Coliſeum, den Kapuziner zu hören, der hier unter freiem Himmel an einem der Altäre predigt, die im Innern des Umkreiſes den ſogenannten Kreuzesweg bezeichnen. Es giebt keinen ſchönern Gegenſtand für die Rhetorik, als dieſes Monument, dieſe Bahn, auf welcher die Märtyrer den Fechtern folgten! Aber nichts dergleichen darf man von dem armen Kapuziner hoffen, der von der Menſchen-Geſchichte nichts kennt, als ſein eignes Leben. Deſſen ungeachtet fühlt man ſich doch bewegt von den verſchiedenen ihn umgebenden Gegenſtänden, wenn man es nur ſo weit bringen kann, ſeine ſchlechte Predigt gar nicht anzuhören. Die meiſten ſeiner Zuhörer gehören zu der Camaldulenſer Brüderſchaft, die ſich während der religiöſen Übungen mit einer Art von grauen Kutte bekleiden, worein ſie den Kopf ſowohl, als den ganzen Körper verhüllen; für die Augen ſind zwei kleine Öffnungen darin angebracht; man könnte die Geiſter ſo darſtellen. Ganz verborgen unter dieſer Bekleidung, werfen ſie ſich zur Erde, und ſchlagen an ihre Bruſt. Wirft der Prediger ſich auf die Kniee und ruft: Barmherzigkeit, Erbarmen! dann wirft das Volk, das ihn umgiebt, ſich gleichfalls hin, und ruft ihm nach: Barmherzigkeit, Erbarmen! daß der laute Schrei ſich in den alten Säulengängen des Coliſeums verliert. Unmöglich iſt es, dabei nicht gerührt zu werden; dieſer Ruf des Schmerzens zur Güte Gottes, der Erde gegen den Himmel, erſchüttert die Seele bis in ihr tiefſtes Allerheiligſtes. Oswald bebte in dem Augenblick, wo ſich alles rund um ihn her zur Erde warf; er blieb ſtehen, um nicht einem Gottesdienſt beizutreten, der nicht der ſeinige war; aber es ward ihm ſchwer, ſich nicht öffentlich zu den Sterblichen zu geſellen, wer ſie auch wären, die ihre Kniee vor Gott beugen. Gäbe es denn wohl in der That eine Art zur himmliſchen Barmherzigkeit zu flehen, die nicht allen Menſchen ohne Unterſchied zukäme?

Dem Volke war Lord Nelvil's ſchöne Geſtalt und ſein fremder Anſtand aufgefallen, aber es nahm kein Ärgerniß daran, daß er nicht niederknieete. Es giebt kein toleranteres Volk, als das römiſche; ſie ſind einmal daran gewöhnt, daß man nur zu ihnen kömmt, um zu ſehen und zu beobachten; und ſey es Stolz, ſey es Nachläßigkeit, ſie ſuchen keinem Menſchen ihre Meinungen aufzudringen. Was noch ſonderbarer iſt; viele von ihnen legen ſich körperliche Büßungen auf, beſonders während der Charwoche; ſie geiſſeln ſich in der offnen Kirche, es kann jeder ungehindert hineingehen, das gilt ihnen gleich. Sie beſchäftigen ſich gar nicht mit andern Leuten, ſie thun nichts, um geſehen zu werden, und unterlaſſen nichts, weil ſie geſehen werden; ſie gehen grade ihrem Zweck oder ihrem Vergnügen nach, ohne zu ahnden, daß es etwas giebt, was man Eitelkeit nennt, für die es weder Vergnügen giebt, noch Zweck, außer dem Bedürfniß nach Beifall.

Drittes Kapitel.

Von den Ceremonien der Charwoche zu Rom hat man ſchon oft geſprochen; alle Fremde kommen während der Faſten dahin, um ſie zu ſehen. Die Muſik in der Sixtiniſchen Kapelle, und die Erleuchtung in der Peterskirche, erregen mit großem Recht die allgemeine Neugierde, denn es ſind in ihrer Art einzige Schönheiten; von den eigentlichen ſogenannten Ceremonien aber, wird die Erwartung nicht ebenmäßig befriedigt. Die Mahlzeit der zwölf Apoſtel, die der Pabſt bedient, das Fußwaſchen, das er gleichfalls ſelbſt verrichtet, überhaupt die verſchiedenen Gebräuche dieſer feierlichen Zeit, geben alleſammt ſehr rührende Erinnerungen; dagegen ſchaden aber tauſend unausweichbare Zufälligkeiten der Würde und dem Intereſſe des Schauſpiels. Nicht alle, die dazu gehören, ſind in gleichem Grade andächtig und geſammelt; die ſo oft ſchon wiederhohlten

Ceremonien ſind für die meiſten, die damit zu thun haben, zu einer Art von mechaniſcher Fertigkeit geworden, und die jüngeren Prieſter verſehen den Dienſt der großen Feſte mit einer wenig Achtung gebietenden Eile und Thätigkeit. Das der Religion ſchickliche Unbeſtimmte, Unbekannte, Geheimnißvolle, iſt ganz und gar vernichtet, durch die Aufmerkſamkeit, die man nicht unterlaſſen kann auf die Art zu wenden, wie ein jeder ſeinem Amte vorſteht. Die Begierde der einen nach den Speiſen, die ihnen gereicht werden, und die Gleichgültigkeit der andern, bei den oft wiederhohlten Kniebeugungen und hergeſagten Gebeten, machen das Feſt oft nicht beſonders feierlich.

Die alten Coſtume der Geiſtlichen paſſen ſchlecht zu der modernen Art des Kopfputzes; am ehrwürdigſten iſt die Kleidung des griechiſchen Biſchofs mit ſeinem langen Bart. Eben ſo machen die alten Gebräuche, als z. B. ſich zu verneigen wie die Frauen, anſtatt ſich zu verbeugen wie Männer, keinen ſehr ernſthaften Eindruck. Kurz, das Ganze iſt nicht übereinſtimmend; Antikes und Modernes iſt vermengt, ohne daß man Sorge trüge, die Fantaſie zu erregen, und beſonders alles zu vermeiden, was ſie ſtört. Ein äußerlich glanzvoller majeſtätiſcher Gottesdienſt iſt gewiß ſehr geſchickt, die Seele zu den erhabenſten Geſinnungen zu erheben, aber man muß Acht haben, daß die Ceremonien nicht in ein Schauſpiel ausarten, wo einer gegen den andern ſeine Rolle ſpielt, wo man erlernt, was man thun muß, und in welchem Moment man es thun muß; wenn man das Gebet anfangen, und wenn man es endigen muß, wenn niederknieen und wieder aufſtehn; die Regelmäßigkeit einer Hof-Ceremonie im Tempel legt dem Gemüth Feſſeln an, nimmt ihm den freien Schwung, der allein dem Menſchen die Hoffnung einflößt, ſich der Gottheit nahen zu können.

Faſt alle Fremde werden dieſe Beobachtungen machen; der größte Theil der Römer aber wird dieſer Ceremonien nie müde, und findet jedes Jahr ein neues Vergnügen daran. Es iſt ein ſonderbarer Zug im Charakter der Italiener, daß ſie von ihrer Beweglichkeit nicht zur Unbeſtändigkeit verleitet werden, und daß ihre Lebhaftigkeit ihnen die Veränderung nicht nothwendig macht. Sie ſind in allem geduldig und ausdauernd; ihre Fantaſie verſchönert ihnen, was ſie beſitzen; ſie giebt ihrem Leben Beſchäftigung, anſtatt es zu beunruhigen; ſie finden alles ſchöner, herrlicher, koſtbarer, als es wirklich iſt, und anſtatt daß die Eitelkeit an andern Orten gebietet an allem Überdruß zu finden, beſteht die der Italiener, oder vielmehr die Wärme und Lebhaftigkeit in ihrem Innern darin, ſich mit allem zu freuen. Nach allem, was Lord Nelvil von den Römern über die Feierlichkeiten der Charwoche gehört hatte, glaubte er, ſie würden einen ſtärkern Eindruck auf ihn machen, als es wirklich der Fall war. Er vermißte die edlen, einfachen Feſte des anglicaniſchen Gottesdienſtes; er kam mit einer unangenehmen Empfindung wieder zurück. Nichts iſt trauriger, als wenn wir ungerührt bleiben bei Dingen, die uns eigentlich hätten rühren ſollen; man hält ſich ſelber für gefühllos; man fürchtet, die Kraft des Enthuſiasmus verloren zu haben, ohne welche das Denkvermögen uns nichts verleihen würde, als Überdruß des Lebens.

Viertes Kapitel.

Der Charfreitag gab Lord Nelvil die religiöſen Empfindungen zurück, die er während der vorhergehenden Tage nicht zu fühlen bedauerte. Corinna's Abweſenheit ging zu Ende; er erwartete das nahe Glück, ſie wieder zu ſehen. Die ſüßen Hoffnungen der Liebe ſtimmen mit der Andacht überein; nur das erkünſtelte Leben in der Welt bringt ganz davon ab. Oswald ging in die Sixtiniſche Kapelle, um das in ganz Europa berühmte Miſerere zu hören. Da es noch hell war, betrachtete er die berühmten Gemälde von Michel Angelo, die das jüngſte Gericht darſtellen, mit aller Schrecken erregenden Kraft des Gegenſtandes und des Talentes, das es ſchuf. Michel Angelo hatte ſich ganz in den Dante hineinſtudiert; der Maler, wie der Dichter, ſtellt mythologiſche Perſonen in die Gegenwart Chriſti; faſt immer iſt aber das böſe Princip unter den ſelten darf ein poetiſches Werk bloß als mythiſches Erzeugniß angeſehen werden. Die einzig vorherrſchende Form iſt Lyrik, ſo wie das Epos eine ausſchließlich joniſche Form, und als Drama die Atheniſche iſt; und man darf nie vergeſſen, daß dieſe Lyrik ſelbſt nichts anders iſt, als der poetiſche Theil der Muſik. Die doriſche Lyrik iſt eine veranlaßte Poeſie, oder eine Kunſt des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie iſt der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunſt iſt, iſt Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, ſondern muß an und für ſich ſchön ſeyn; das Metrum iſt muſikaliſche Schönheit, ſein Ton, wie der Ton der Sprache, iſt ſanfte Pracht. Der doriſche Mythus und Sagenſtyl iſt edler, der joniſche reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrſchten und lenkten die Kunſt; nur innerhalb dem Raume, welchen dieſe der Kunſt anwieſen, ward das Schöne erkannt und begünſtigt. Um dieſe Gränzen zu überſchreiten, hätte die Kunſt eher Widerſtand als Begünſtigung erwarten dürfen.

Im Epiſchen und Lyriſchen blieb den ſpätern Künſtlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenſte Form der Poeſie, das Drama, war noch ſo gut als gar nicht vorhanden. Es iſt das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der atheniſchen Schule. Sollten auch die Athener die erſten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, ſo waren ſie es doch, die ihm Geſtalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatiſche Werke können zur atheniſchen Schule gerechnet werden: denn es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß heidniſchen Vorſtellungen gemeint, indem er die heidniſchen Fabeln unter der Geſtalt der Teufel charakteriſirt. Die Propheten und die Sibyllen ſind von den Chriſten zum Zeugniß berufen (*). Sie werden von einem Haufen Engel umgeben, und das ganze Gemälde ſcheint den Himmel uns näher zu bringen; dieſer Himmel aber iſt dunkel und fürchterlich. Das Licht dringt kaum durch die Fenſterſcheiben, und wirft mehr Schatten als Licht auf das Gemälde; die ohnehin ſehr großen Figuren des Michel Angelo werden durch die Dunkelheit noch vergrößert; der Weihrauch füllt mit ſeinem Wohlgeruch, der etwas begräbnißmäßiges hat, den Bezirk; alle Empfindungen bereiten auf die tiefſte unter allen vor, die, welche die Muſik hervorrufen ſoll.

Während Oswald ganz in Betrachtungen

(*) Teste David cum Sibylla.

gen über die ihn umgebenden Gegenſtände verſunken war, erblickte er auf dem Frauen-Chor, hinter dem Gitter, das ſie von den Männern abſondert, Corinnen, die er noch ſobald nicht hoffen durfte wiederzuſehen. Corinna, ſchwarz gekleidet, blaß geworden durch die Trennung, und ſo zitternd, indem ſie Oswald erblickte, daß ſie ſich an dem Säulen-Geländer feſt halten mußte, um weiter vorzutreten. In dem Augenblick fing das Miſerere an.

Die Sänger ſind in dieſen alten reinen Geſang vortrefflich einſtudirt; ſie ſtehen ganz oben am Anfang des Gewölbes auf einer Gallerie. Man ſieht ſie nicht, die Töne ſcheinen wie in den Lüften zu ſchweben; mit jedem Moment ſinkt der Tag tiefer hinab, und die Kapelle wird düſtrer. Nicht die leidenſchaftliche wollüſtige Muſik, die Oswald mit Corinna acht Tage vorher angehört hatte, eine heilige Muſik war es, die zum Verzichtthun auf alles Irdiſche ermahnt. Corinna kniete hinter dem Gitter, in Nachdenken ganz vertieft. Oswald ſelbſt verſchwand ihrem Blicke; ihr dünkte der Tod wünſchenswerth in einem ſolchen Momente der Seelen-Erhebung. Geſchähe die Trennung der Seele vom Körper nicht durch die Zerſtörung des Körpers; ſchwänge ein Engel plötzlich das Gefühl und die Denkkraft auf ſeinen Flügeln hinauf, als Funken der Gottheit, die zu ihrem Urquell zurückkehren, dann wäre der Tod gleichſam nur eine freie Handlung des Herzens, ein heißeres, vollkommener erhörtes Gebet.

Das Miſerere (das heißt: **Erbarme dich**) iſt ein Pſalm aus ſehr verſchiedenartigen Verſen zuſammengeſetzt, die abwechſelnd geſungen und geſprochen werden. Bei einem Vers ertönt eine himmliſche Muſik, und der folgende wird von tiefen, beinahe rauhen Stimmen hergemurmelt; wie eine Antwort der harten Gemüther an die Gefühlvollen; wie das wirkliche Leben, das die

Gelübde der erhabnen Seelen feindlich zurückſtößt. Hebt der ſanfte Chor wieder an, dann athmet man wieder neue Hoffnung, und bei dem darauf folgenden hergeſagten Vers, wird man von einer ſtarren Kälte ergriffen, nicht vom Entſetzen, ſondern vom geſunknen Muth der Begeiſterung. Das letzte Stück endlich, rührender und erhabener noch als die vorhergehenden, überläßt die Hörenden einem ſüßen reinen Gefühl. Möchte Gott uns, ehe wir ſterben, ein ähnliches Gefühl verleihen!

Die Kerzen werden ausgethan; es wird immer finſterer; die Geſtalten der Propheten und Sibyllen erſcheinen in Dunkel verhüllt wie Geiſter. Es herrſcht eine tiefe Stille; bei dieſer in ſich gekehrten, innern Seelenſtimmung wäre jedes ausgeſprochene Wort unerträglich. Mit dem letzten verhallenden Ton geht man langſam und leiſe hinaus, als ob man ſcheute wieder in das gemeine Leben einzugehen.

Corinna folgte der Prozeſſion nach der St. Peterskirche, die zu dieſer Zeit von keinem andern Licht erhellt wird, als von einem erleuchteten Kreuz; dies Leidenszeichen, allein ſtrahlend durch die erhabene Dunkelheit des unermeßlichen Gebäudes, iſt das ſchönſte Symbol des Chriſtenthums, mitten in der Nacht des Lebens. Auf die Statuen der Gräber wirft es einen blaſſen Lichtſchimmer aus der Ferne; die Menge der Lebendigen, die ſich unter dem Gewölbe bewegen, erſcheinen wie Pygmäen gegen die Bildniſſe der Todten. Unter dem Kreuz, wo ſeine Erleuchtung am ſtärkſten trifft, knieet der Pabſt im weißen Gewande, hinter ihm die Kardinäle. Sie beten ſtill, beinahe eine halbe Stunde lang; man kann unmöglich bei dieſem Schauſpiel ungerührt bleiben; man kennt nicht den Gegenſtand ihres Gebets, von ihren ſtillen Klagen vernimmt man nichts; aber ſie ſind alt; ſie gehen uns voran in das Grab; wenn uns die

Reihe treffen wird, an jener furchtbaren Stelle zu wandeln, wird Gott uns dann die Gnade geben, das Alter ſo zu veredeln, daß die letzten Lebenstage die erſten der Unſterblichkeit werden?

Corinna, auch die junge ſchöne Corinna, kniete hinter dem Gefolge der Prieſter; ihr Geſicht, vom ſanften Licht beleuchtet, war blaß, aber ihre Augen hatten ihren gewohnten Glanz. Oswald betrachtete ſie gleich einem entzückenden Gemälde, und zugleich wie ein angebetetes Weſen. Nach geendigtem Gebet ſtand ſie auf; Lord Nelvil wagte es nicht, ſich ihr zu nahen, das fromme Nachdenken ehrend, worin er ſie noch vertieft glaubte. Aber ſie kam zuerſt zu ihm mit einem ſchimmernden Ausdruck des Glücks, der ſich über alles verbreitete, was ſie that. Fröhlich und heiter ſprach ſie mit allen Bekannten, die ſie anredeten. Die St. Peterskirche war auf einmal in einen öffentlichen Spaziergang verwandelt, wo man einander begegnet und von Geſchäften oder Vergnügen ſpricht.

Oswald erſtaunte über dieſe Beweglichkeit, die den verſchiedenſten Eindrücken in ſo kurzen Zwiſchenräumen Raum gab. Corinna's Freude machte ſein Glück, doch war er betroffen, keine Spur von den Eindrücken des vergangenen Tages bei ihr zu finden. Er begriff nicht, wie es erlaubt ſeyn durfte, daß die ſchöne Kirche an dieſem feierlichen Tage zu einem römiſchen Kaffeehauſe gemacht würde, wo man ſich zur Unterhaltung verſammelt. Corinna, mitten in ihrem geſellſchaftlichen Zirkel lebhaft ſich unterredend, nicht mehr denkend an die ſie eben umgebenden Gegenſtände, flößte ihm eine Art von Mißtrauen ein, gegen den Leichtſinn, deſſen ſie wohl fähig ſeyn könnte. Den Augenblick merkte ſie dies, verließ ſogleich ihre Geſellſchaft, nahm Oswalds Arm, und ging mit ihm in der Kirche herum. — Ich habe Ihnen, ſagte ſie, noch nie etwas über meine religiöſen Geſinnungen geſagt; erlauben Sie, daß es heute geſchehe; vielleicht daß es mir gelingt, die Wolken zu zerſtreuen, die ich in Ihnen habe aufſteigen ſehen.

Fünftes Kapitel.

Der geheime Tadel, lieber Oswald, den Sie nicht ganz unterdrücken können, rührt vom Unterſchiede unſrer Religion her. Die Ihrige iſt ernſt und ſtrenge, die unſrige iſt lebhaft und liebevoll. Man glaubt allgemein, der Katholicismus ſey ſtrenger als der Proteſtantismus, und vielleicht iſt dies auch wirklich der Fall in den Ländern, wo der Kampf zwiſchen den beiden Religionen Statt fand. In Italien hatten wir keine religiöſen Streitigkeiten, in England gab es deren viele; daher erhielt in Italien die Religion den Charakter der Sanftmuth und der Nachſicht, während die Reformation in England ſich in den Grundſätzen und in der Moral mit der größten Strenge bewaffnete, um den Katholicismus zu zerſtören. Unſre Religion iſt, wie die der Alten, belebend für die Künſte, begeiſternd für die Dichter; ſie macht, ſo zu ſagen, mit einen Theil aller unſrer Lebensfreuden aus. Die Ihrige, in einem Lande einheimiſch geworden, wo Vernunft mehr als Fantaſie herrſchend iſt, hat eine moraliſche Härte des Charakters angenommen, wovon ſie niemals abweichen wird. Die unſrige ſpricht im Namen der Liebe, die Ihrige im Namen der Pflicht. Ihre Grundſätze ſind frei, unſre Glaubensſätze ſind unbedingt; deſſen ungeachtet aber trifft in der Anwendung unſre rechtgläubige Alleinherrſchaft ein Übereinkommen nach den jedesmaligen beſondern Umſtänden, da Ihre Religionsfreiheit die Ausübung der Geſetze ohne alle Ausnahme gebietet. Denen freilich, die den Mönchsſtand wählten, legt der Katholicismus ſehr harte Büßungen auf; dieſer Stand, wenn er freiwillig angenommen ward, iſt ein geheimnißvolles Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und der Gottheit; aber die Religion des weltlichen Standes in Italien iſt eine unverſiegbare Quelle rührender Empfindungen. Glaube, Hoffnung und ſie im Epiſchen oder ſelbſt im Lyriſchen, die einzige dithyrambiſche Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug geweſen ſeyn ſollten, um eine eigene Schule darin zu bilden; ſie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt ſeyn. Die Gränzen dieſer Schule beſtimmen ſich daher von ſelbſt, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke die wir noch beſitzen ſind, die tragiſchen Gebilde des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, dann Ariſtophanes, die Fragmente andrer komiſcher und tragiſcher Dichter, und die römiſchen Überſetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

Jn Athen ward die Poeſie zu einer reinen Kunſt des Schönen; die Darſtellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Äußerliche der Kunſt nichts als Organ, und als ſolches zur höchſten Vollkommenheit in der Form und nach dem Jdeal aufſtrebend. Die metriſche Kunſt der dramatiſchen Sylbenmaaße, ſowohl in dem mehrentheils jambiſchen, dialogiſchen, als in dem ſtrophiſch geſungenen und choriſchen Beſtandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchſten leidenſchaftlichen, ſo wie des höchſten ſittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben ſo die Diction, welche bey der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung des Menſchen die feinſten und verborgenſten Äußerungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Wenn ſie im Anfang weniger ſchön war, ſo vereinigte ſie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Doriſchen, noch jene ſcharfe Beſtimmtheit

Liebe, ſind die erſten Tugenden dieſer Religion, und jede dieſer Tugenden iſt Glück verkündigend und Glück verleihend. Weit entfernt alſo, daß unſre Prieſter uns zu irgend einer Zeit das reine Gefühl der Freude unterſagen ſollten, lehren ſie uns vielmehr: dieſes Gefühl ſey der Ausdruck unſers Danks für die Gaben des Schöpfers. Was ſie von uns verlangen, iſt die Beobachtung der Gebräuche, als einen Beweis unſrer Ehrfurcht für den Gottesdienſt, und unſers Verlangens, Gott gefällig zu ſeyn; dann Wohlthätigkeit gegen Unglückliche, und Reue für unſre Schwachheiten. Aber ſie verſagen uns nie die Abſolution, wenn wir ſie eifrig verlangen, hier flößen die Neigungen des Herzens mehr, als irgendwo anders, ein nachſichtsvolles Mitleiden ein. Sagte Chriſtus nicht von der Magdalena: ihr ſind viel Sünden vergeben, denn ſie hat viel geliebet. Dieſe Worte wurden unter einem eben ſo ſchönen Himmel ausgeſprochen, als der unſrige iſt; derſelbe Himmel erfleht für uns das Erbarmen der Gottheit.

— Corinna, antwortete Lord Nelvil, wie ſoll ich ſo ſüße Worte beſtreiten, die meinem Herzen ein ſolches Bedürfniß ſind! Und dennoch muß ich ſie beſtreiten; denn nicht auf einen kurzen Tag nur liebe ich Corinna, eine lange Zukunft des Glücks und der Tugend hoffe ich mit ihr. Die reinſte Religion iſt die, welche mit der Überwindung unſrer Leidenſchaften und mit der Erfüllung unſrer Pflichten dem höchſten Weſen ein unaufhörliches Opfer bringt. Die Sittlichkeit des Menſchen iſt ſein Gottesdienſt; vorausſetzen, daß der Schöpfer irgend etwas von dem Geſchöpf wolle, das ſich nicht auf ſeine geiſtige Vervollkommnung bezöge, das hieße, die Vorſtellung, welche wir von der Gottheit haben, herabwürdigen.

Die Väterlichkeit, dies edle Bild eines allgütigen Herrn, verlangt nichts von den Kindern, als was ſie beſſer macht und glücklicher; wie kann man ſich denn einbilden, Gott verlange etwas von dem Menſchen, das nicht den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtande hat! Sehen Sie daher auch, welche Verwirrung in den Köpfen Ihres Volks entſteht aus der Gewohnheit, mehr Gewicht auf die Gebräuche der Religion zu legen, als auf die Ausübung der Pflichten. Sie wiſſen es ja, wie grade nach der Charwoche in Rom die meiſten Mordthaten verübt werden. Das Volk glaubt, ſo zu ſagen, durch die Faſten ein Kapital an Buße erworben zu haben, und verſchwendet es nachher in Mordthaten. Es gab Verbrecher, die, noch triefend vom Morde, ſich ein Gewiſſen daraus machten, Fleiſch am Freitage zu eſſen; die gefühlloſen Seelen, denen man die Verſicherung gab, das größte Verbrechen beſtehe in dem Ungehorſam gegen die von der Kirche angeordneten Gebräuche, ſtrengen in dieſer Hinſicht alles an, was ſie von Gewiſſen haben, und betrachten die

Gottheit wie weltliche Regierungen, bei denen die Unterwerfung unter ihre Macht verdienſtlicher iſt, als jede andre Tugend. An die Stelle der Ehrfurcht, die der Schöpfer einflößt, als Quelle und Belohnung eines gewiſſenhaften zartfühlenden Lebens, ſind die Verhältniſſe des Hofmanns getreten. Der italieniſche Katholicismus, ganz äußerliche Thätigkeit, erläßt der Seele das Nachdenken und die Sammlung; iſt das Schauſpiel aus, ſo hört die Rührung auf, die Pflicht iſt erfüllt, und man iſt nicht, wie bei uns, noch lange nachher voll von Gedanken und Gefühlen der ſtrengen Nachforſchung unſers Betragens und unſers Herzens erfüllt.

— Sie ſind ſtrenge, lieber Oswald, erwiederte Corinna, es iſt nicht zum erſtenmal, daß ich es bemerke. Wenn die Religion bloß in der genauen Beobachtung der Moral beſtände, was wäre ſie dann noch mehr, als Philoſophie und Vernunft? und welche

Gefühle der Andacht könnten ſich in uns entwickeln, wenn unſer vorzüglichſter Endzweck wäre, die Gefühle zu erſticken? Über die Pflichten und über die Strenge der Sitten, wußten die Stoiker ungefähr ſo viel, als wir; die Begeiſterung der Religion aber, die ſich mit allen Empfindungen verbindet, ſind wir allein dem Chriſtenthume ſchuldig; die Fähigkeit, zu lieben und zu beklagen, die Religion des Gefühls und der Schonung iſt es, was den Aufſchwung der Seele zum Himmel begünſtigt! was bedeutet denn die Parabel vom verlornen Sohn? Es iſt die Liebe, die wahrhafte Liebe, vorgezogen auch der genaueſten Erfüllung aller Pflichten. Dieſer Sohn, er hatte des Vaters Haus verlaſſen, und ſein Bruder war darin geblieben; in alle Freuden der Welt hatte er ſich geſtürzt, ſein Bruder hatte keinen Augenblick ſich von der Regelmäßigkeit des häuslichen Lebens entfernt; aber er war zurückgekommen, er weinte, liebte, und ſein

Vater feierte ſeine Rückkehr durch ein Feſt. Ach es iſt gewiß! in dem Geheimniß unſrer Natur iſt lieben, immerdar lieben, das einzige uns verbliebene Erbtheil des Himmels! Unſre Tugenden ſogar ſind ja oft ſo mit dem Leben verwebt, daß wir ſelber nicht wiſſen, was gut und was beſſer ſey? welch ein geheimnißvolles Gefühl leitet und verwirrt uns? ich flehe zu meinem Gott, daß er mich lehre, wie ich ihn anbeten ſoll, und ſchon fühle ich die Erhörung meines Gebetes in meinen Thränen! um ſich aber in dieſer Stimmung zu erhalten, ſind die gottesdienſtlichen Gebräuche nothwendiger, als Sie glauben; es iſt ein immerwährendes Verhältniß zur Gottheit; es ſind täglich wiederhohlte Handlungen, die mit dem Leben nichts zu ſchaffen haben, einzig nur gerichtet an die unſichtbare Welt. Auch die äußern Gegenſtände tragen ſehr viel zur Andacht bei; die Seele verſinkt in ſich ſelber, wenn nicht die Kunſt, erhabene Monumente, harmoniſche Geſänge den poetiſchen Geiſt beleben, der zugleich auch der religiöſe Geiſt iſt.

Der gemeinſte Menſch, wenn er betet, leidet, wenn er ſeine Hoffnungen auf Gott ſetzt, findet dann in ſeinem Innern etwas, das wie Milton, wie Homer, oder wie Taſſo reden würde, wenn er Worte zu ſeinen Empfindungen durch die Erziehung erhalten hätte. Es giebt nur zwei Menſchen-Klaſſen in der Welt: die eine erkennt die Begeiſterung, die andre verachtet ſie; alle andre Verſchiedenheiten entſtehen durch das Verarbeiten der Geſellſchaft. Jener findet keine Worte für den Ausdruck ſeiner Gefühle; dieſer weiß, was er jedesmal zu ſagen hat, um die Leere des Gemüths zu verbergen. Die Quelle aber, die auf des Himmels Ruf aus dem Felſen ſpringt, dieſe Quelle iſt das wahre Talent, die wahre Religion, die wahrhafte Liebe.

Der Pomp unſers Gottesdienſtes, die Ge-

Gemälde, wo die Heiligen auf ihren Knieen liegend, ein unaufhörliches Gebet zum Himmel in ihren Blicken darſtellen; dieſe Statuen, ruhend auf den Gräbern, als ob ſie an jenem Tage mit den Todten auferweckt werden ſollten; dieſe Kirchen mit ihren unermeßlichen Gewölben, ſtehen in genauer Verbindung mit der Andacht. Ich mag ſie wohl, dieſe glanzvolle Verehrung der Menſchen gegen das, was ihnen weder Macht, noch Glücksgüter verſpricht, und keine andre Belohnung oder Strafe verheißt, als das Gefühl ihres Innern. Dann bin ich ſtolz darauf. ein Menſch zu ſeyn, und erkenne etwas uneigennütziges im Menſchen. Und würde auch die Pracht im Gottesdienſte zu weit ausgedehnt; dieſe Goldverſchwendung für ein zukünftiges Leben, des Zeitlichen für das Ewige, iſt doch etwas ſchönes. Es geſchieht genug für den morgenden Tag, genug der Sorge für die irdiſch menſchlichen Angelegenheiten. Dies ſogenannte Unnützliche, ich liebe es ſehr: unnützlich nur dann, wenn das Daſeyn nichts, als eine mühvolle Arbeit für einen erbärmlichen Gewinnſt ſeyn ſoll; ſind wir aber in dieſem Erdenleben auf dem Wege zum Himmel, was können wir beſſeres thun, als unſre Seele ſo emporheben, daß ſie mitten in den ſie beengenden Schranken das Unſichtbare, Unendliche, Ewige fühlt.

Chriſtus erlaubte, daß ein ſchwaches, vielleicht auch reumüthiges Weib, ſeine Füße mit köſtlichen Salben benetzte; er antwortete den Phariſäern, die der Meinung waren, man müſſe dieſe Wohlgerüche lieber zu etwas einträglicherm anwenden: laßt ſie in Frieden, mich habt ihr nur auf kurze Zeit bei euch. Ach, es iſt nur zu gewiß, alles, was gut, was erhaben iſt auf dieſer Erde, das iſt nur auf kurze Zeit bei uns; dieſer Tropfen Thaues, der vom Himmel fällt und nur auf Blumen ruht, nur zu bald iſt er ein Raub des Alters, der Hinfälligkeit, des Todes. Lieber Oswald, laſſen Sie uns alles vereinen; Liebe, Religion und Kunſtgeiſt; Sonne und Wohlgeruch, Muſik und Poeſie. Keinen andern Atheismus giebt es, als Kälte, Selbſtſucht, als die Niederträchtigkeit. Chriſtus hat geſagt: Wo zween oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Was, o mein Gott! was hieße dann in deinem Namen verſammelt ſeyn, wenn es nicht das iſt, daß man der hohen Gaben deiner ſchönen Natur genießet, ſie dir aufopfert, und dir dankbar für das Geſchenk des Lebens iſt; dir dankbar iſt vor allem, wenn ein Gemüth von dir erſchaffen, dem unſrigen ſo ganz entſpricht! —

Eine himmliſche Begeiſterung belebte Corinna's Geſicht. Kaum daß Oswald ſich enthielt, ſich im Tempel vor ihr nieder zu werfen. Lange ſchwieg er, um ſich ihrer Worte alle zu erinnern, und ſie in ihrem Blicke wieder zu finden. Doch wollte er und den umfaſſenden Reichthum, welche dieſer fehlten. Außer dem Mythus im tragiſchen Sagenkreiſe, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das ſpätere Drama zur Sphäre der Poeſie. Und dadurch erhielt jede erhabene, ſchöne und hinreißende Leidenſchaft, oder auch erhabener und ſchöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie, bey den Athenern ſeinen weiteſten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die ſein Kunſtgeſetz iſt. Die Athener ſind die Erfinder des Tragiſchen und Komiſchen in der Dichtkunſt; ſie gaben den tragiſchen und komiſchen Darſtellungen die Form, welche allein den vollſtändigſten Umfang mit der höchſten künſtleriſchen Selbſtſtändigkeit vereinigt; ſie ſind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beſeelende Kraft der Kunſt war hier der Charakter der Athener ſelbſt, die freyeſte Regſamkeit und höchſte Entfaltung der ganzen menſchlichen Natur, die äußerſte ſittliche und geiſtige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlaſſen. Das lenkende oder vielmehr herrſchende Princip vom Anfange der atheniſchen Schule bis zu Ende derſelben war der öffentliche Geſchmack und Kunſtſinn, und dieſer war nichts als eine reine Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunſtſinn war. Aber er beſtimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Geſetze. Unter den Athenern allein, wie ſonſt bey keinem Volke in der alten und neuen Geſchichte, genoß die Poeſie während einer kurzen Zeit, ihr urſprüngliches und vollgültiges Recht an unbegränzte ihr noch etwas ſagen, eine ihm ſo werthe Sache nicht verlaſſen. — Erlauben Sie mir noch ein Wort, ſagte er. In der Seele Ihres Freundes iſt keine Härte, nein, Corinna, das nicht, glauben Sie es; nur um der Tiefe und der Dauer der Gefühle willen, fordre ich Strenge in Grundſätzen und Handlungen. Wenn ich Vernunft in der Religion fordre, das heißt: wenn ich die ſich widerſprechenden Glaubensſätze und die menſchlichen Mittel, um auf den Menſchen zu wirken, verwerfe, ſo geſchieht dies, weil ich ſowohl in der Vernunft die Gottheit erkenne, als in der Begeiſterung; ich mag es nicht, daß man den Menſchen in einer ſeiner Fähigkeiten herunterſetzen will, da ſie alle zuſammengenommen kaum hinreichen, ihm die Erkenntniß einer Wahrheit zu verſchaffen, die das Nachdenken ihm eben ſowohl offenbart, als der Inſtinkt des Herzens, nämlich, das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele; was vermag man noch zu dieſen erhabenen Gedanken, zu ihrer Vereinigung mit der Tugend hinzuzufügen, daß nicht unter denſelben wäre! Die poetiſche Begeiſterung, die Ihnen ſo viel Reize verleiht, Corinna, iſt, ich ſage es kühn, iſt nicht die heilſamſte Andacht; wie ſoll man ſich durch dieſe Stimmung zu den zahlloſen Aufopferungen vorbereiten, welche die Pflicht von uns fordert? Offenbarungen gab es nur in dem Schwunge der Seele, als das Schickſal des Menſchen, das Zukünftige wie das Gegenwärtige, ſich dem Geiſte wie in Wolken gehüllt zeigte; aber uns, denen es durch das Chriſtenthum klar und beſtimmt geworden, uns kann das Gefühl zur Belohnung werden, aber es darf nicht unſer einziger Führer ſeyn; was Sie beſchreiben, iſt die Exiſtenz der Seligen, nicht die der Sterblichen. Das gottſelige Leben iſt ein Kampf, aber kein Hymnus. Gäbe es auf dieſer Erde, weder in uns ſelbſt noch in andern, eine böſe Neigung, dann wäre es in der That nicht nöthig, einen andern Unterſchied anzunehmen, als die der kalten und der begeiſterten Seelen. Der Menſch aber iſt ein ſchrofferes, abſchreckenderes Weſen, als Sie ſich denken; Vernunft in der Religion, und Macht, Anſehen in der Pflicht, ſind nothwendige Zügel für die Verirrungen ſeines Hochmuths.

Sie mögen den äußern Pomp und die vielfältigen Gebräuche Ihrer Religion anſehen wie Sie wollen, immer bleibt die Anſchauung des Univerſums und ſeines Urhebers, die erſte aller Arten der Gottesverehrungen; ſie erfüllt die Fantaſie, ohne doch bei genauerer Unterſuchung etwas unnützes oder widerſprechendes zu enthalten. Die Glaubensſätze, die meine Vernunft beleidigen, verurſachen auch, daß meine Begeiſterung erkaltet. Ohne Zweifel iſt die Welt, ſo wie ſie iſt, ein Geheimniß, welches wir weder läugnen, noch begreifen können; ein Thor alſo, der, was er nicht erklären kann, auch nicht glauben will; alles Abgeſchmackte aber iſt eine Erfindung der Menſchen. Das Geheimniß, ſo wie Gott es uns gab, ſteht über dem Lichte des Verſtandes, aber nicht mit ihm im Widerſpruch. Ein deutſcher Philoſoph hat geſagt: ich kenne nur zwei ſchöne Dinge in dem Weltall: den geſtirnten Himmel über uns, und das Gefühl der Pflicht in uns.

Ehe ich Sie kannte, Corinna, glaubte ich, daß eine einfache ſtrenge Religion allein, weit entfernt, das Gemüth auszutrocknen, vielmehr die Gefühle verewige und zuſammendränge. Ich ſah, wie das reinſte ſtrengſte Leben in einem Manne die unerſchöpflichſte Zärtlichkeit entwickelte; ich ſah ihn bis in ſein Alter eine Jungfräulichkeit der Seele erhalten, die vom Sturm der Leidenſchaften und den aus ihnen entſpringenden Vergehen nothwendig doch wäre zerſtört worden. Die Reue iſt allerdings etwas ſchönes, und ich, mehr als irgend ein anderer, habe das

Bedürfniß, an ihre Wirkſamkeit zu glauben; aber die wiederhohlte Reue iſt ermüdend für die Seele, denn ſie iſt eine Empfindung, die nur einmal verjüngende Kraft hat; es iſt eine in der tiefſten Seele erzeugte Erlöſung. Dieſes große Opfer kann aber nicht wieder erneut werden, und wenn die menſchliche Schwachheit ſich daran gewöhnt, ſo verliert ſie die Kraft der Liebe, denn zur Liebe, wenigſtens zur ſtandhaften Liebe, gehört Kraft.

Ähnliche Einwürfe habe ich Ihrem prachtvollen Gottesdienſt zu machen, der, wie Sie ſagen, ſo lebhaft auf die Fantaſie wirkt; ich halte die Fantaſie für eben ſo beſcheiden und zurückhaltend, als das Herz. Die Regungen, die ihr eingeflößt werden, ſind minder mächtig, als die ſich ihr von ſelbſt erzeugen. Ich hörte einen proteſtantiſchen Geiſtlichen einen Abend in den Gebirgen der Cevennen predigen. Er rief die Gräber der von ihren Brüdern verbannten und geächteten Franzoſen an, deren Aſche an dieſem Orte eine Ruheſtätte gefunden hatte. Er gab ihren Freunden die Verſicherung, daß ſie ſie in einer andern Welt wiederfinden würden; er ſagte: ein tugendhaftes Leben gäbe uns die Zuſicherung dieſes Glücks; er ſagte: erzeigt den Menſchen Gutes, damit Gott die Wunden eures Herzens heile. Er erſtaunte über die Unbiegſamkeit, über die Härte eines Menſchen gegen einen andern Menſchen, beide leben nur einen Tag. Er ergriff den entſetzlichen Gedanken des Todes, erkannt von den Lebendigen, aber nie von ihnen erſchöpft. Alles, was er ſprach, war rührend und wahr; ſeine Worte waren in vollkommner Übereinſtimmung mit der Natur. Das Rauſchen des Stroms in der Ferne, die flimmernden Sterne, ſchienen daſſelbe nur in einer andern Sprache auszudrücken; es war die Herrlichkeit der Natur, die allein Feſte zu geben weiß, ohne die Leidenden zu kränken; und dieſe Einfachheit rührte die Seele tiefer, als Ihre pomphaften Gebräuche. —

Am Oſtertage, zwei Tage nach dieſer Unterredung, waren Corinna und Lord Nelvil zuſammen auf dem St. Peters-Platz, in dem Augenblick, wo der Pabſt, auf dem höchſten Altan der Kirche ſtehend, vom Himmel den Segen erfleht, den er der Erde zu ertheilen ſich bereitete. Als er die Worte ſprach: Urbi et orbi (der Stadt und der Welt), warf das ganze Volk ſich auf die Knie. Corinna und Lord Nelvil fühlten in der übereinſtimmenden Rührung, daß alle Arten des Gottesdienſtes gleich ſeyen. Das Gefühl der Religion, wenn nicht Fanatismus und Eigenliebe ſie zu einem Gegenſtande des Haſſes und der Eiferſucht umſchaffen, vereinigt die Menſchen inniger. Mit einander beten, in welcher Sprache, nach welchen Gebräuchen es auch ſeyn möge, das iſt die rührendſte Verbrüderung der Menſchen in Hoffnung und Übereinſtimmung.

Sechſtes Kapitel.

Das Oſterfeſt war vorüber, und Corinna erwähnte nichts davon, das Verſprechen gegen Lord Nelvil zu erfüllen, und ihm ihre Geſchichte zu vertrauen. Gekränkt durch dieſes Stillſchweigen, ſagte er eines Tages in ihrer Gegenwart: man rühme ihm die Schönheiten von Neapel ſehr, und er habe Luſt dahin zu reiſen. Corinna, die den Augenblick einſah, was in ihm vorging, that den Vorſchlag mit ihm zu reiſen. Sie ſchmeichelte ſich, durch dieſen Beweis ihrer Liebe, der befriedigend für ihn ſeyn müßte, noch einen Aufſchub für das verlangte Geſtändniß zu erhalten; auch dachte ſie, wenn er ſie mitnähme, ſo hätte er auch ſicher den Vorſatz, ihr ſein Leben zu widmen. Mit Ängſtlichkeit alſo erwartete ſie, was er ſagen würde, und ihre liebenden, beinah bittenden Blicke, erflehten eine günſtige Antwort. Oswald konnte ihnen nicht widerſtehen; anfangs war er überraſcht, ſowohl von dem Anerbieten ſelbſt, als auch von der Art, wie ſie es ihm ohne Umſchweif that; er zögerte einige Zeit es anzunehmen. Aber er ſah ihre Verwirrung, die Bewegung ihres Buſens, die bethränten Augen, und ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft von der Wichtigkeit eines ſolchen Entſchluſſes zu geben, willigte er ein, mit ihr zu reiſen. Corinna war auf dem Gipfel des Glücks, denn ſie vertraute in dieſem Moment ganz den Gefühlen ihres Freundes.

Der Tag ward beſtimmt, und jeder andre Gedanke verſchwand vor der angenehmen Ausſicht, mit einander zu reiſen. Die genaue Einrichtung alles erforderlichen ergötzte ſie, und jede einzelne dieſer Einrichtungen war eine neue Quelle von Vergnügen. Glückliche Stimmung! wenn jede Anordnung zum Leben ſich mit neuem Reize an irgend eine Hoffnung knüpft. Zu bald nur kömmt die Zeit, wo das Daſeyn ermüdend iſt, in jeder einzelnen Stunde, wie im anzen; wo jeder Morgen eine Anſtren- ung erfordert, um das Erwachen zu ertra- en, und den Tag bis zum Abend hinzu- iten.

Lord Nelvil ging eben fort, um noch as Nothwendige zur Reiſe anzuordnen, als Graf d'Erſeuil zu Corinna kam. Sie er- ählte ihm, welch einen Plan ſie zuſammen ätten. Wo denken Sie hin? ſagte er; ie? Sie wollen verreiſen mit Lord Nelvil, er nicht Ihr Gemahl iſt, der Ihnen auch och nicht die Zuſage gab, es zu werden? nd was wird aus Ihnen, wenn er Sie erläßt? — Was in jeder andern Lage aus mir würde, antwortete Corinna, wenn er aufhörte, mich zu lieben, die unglückſeligſte aller Frauen. — Ja wohl; wenn Sie ſich aber durch nichts in den Augen der Welt geſchadet haben, ſo bleiben Sie doch immer ganz wie Sie ſind. — Ich ganz bleiben wie ich bin, wenn das tiefſte Gefühl meines Lebens zerſtört wird? wenn mir das Herz äuſre Freyheit und unbeſchränkte Autonomie. Beſonders die poetiſche Darſtellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, iſt davon ein merkwürdiges Beyſpiel. Das herrſchende Princip der Kunſt war ein für die beſondre Form einer jeden Gattung näher beſtimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geſchmack, welcher dieſes beſtimmte, war eine reine und getreue Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns ſelbſt in der Geſchichte zum Maaßſtab für die Steigerung oder den Verfall der letzteren dienen kann. Der Gang der Poeſie und der Sitten war ſich alſo vollkommen gleich und regelmäßig, weil beyde ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlaſſen waren. So erhält auch die Geſchichte der atheniſchen Dichtkunſt von der andern Seite durch die Geſchichte der atheniſchen Sitten reichhaltige Beſtätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunſt indeß erſcheint einfacher und iſt viel leichter zu faſſen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es iſt äußerſt ſchwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geſchichte, nach Abſonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beſte Leitfaden dazu iſt der Gang der Kunſt und des in ihren Darſtellungen herrſchenden verſchiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichſten Perioden deſſelben in der politiſchen und ſittlichen Geſchichte wieder, und beyde erläutern ſich gegenſeitig. Es giebt vier Stufen des atheniſchen Geſchmacks. Der Charakter der erſten Stufe iſt harte Größe, ein gewaltſames Streben nach dem Höchſten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeſchylus fehlt es an ſchöner bricht? — So erfährt doch das Publikum nichts davon, und Sie würden, indem Sie ſich nichts davon merken laſſen, ſich doch in der öffentlichen Meinung nicht ſchaden! — Und wozu die öffentliche Meinung ſchonen, wenn wir keinen neuen Reiz dadurch gewinnen in den Augen des Geliebten? — Man hört auf zu lieben, erwiederte Graf d'Erfeuil, aber man hört nicht auf in der Geſellſchaft zu leben, und ihrer zu bedürfen. — O wenn ich denken könnte, antwortete Corinna, daß einſt ein Tag kommen würde, wo Oswalds Liebe mir nicht mehr Alles ſeyn wird, dann liebte ich ihn nicht. Welche Liebe wäre das, die den Moment, wo ſie nicht mehr ſeyn wird, vorausſieht, vorausberechnet. Dadurch allein iſt die Liebe heilig, weil alles andre vor ihr verſchwindet, und ſie ſich, wie die fromme Andacht, nur in der Aufopferung ihrer ſelbſt genügt.

— Was muß ich hören! erwiederte Graf d'Erfeuil, kann eine geiſtreiche Frau, wie Sie, ſich ſolche Thorheiten in den Kopf ſetzen? Daß die Frauen ſo denken, wie Sie, iſt ein großer Vortheil für uns Männer, ſie räumen uns dadurch eine weit größere Macht über ſich ein; Ihre Überlegenheit aber darf nicht verloren gehen, die Ihnen nützen muß. — Mir nützen? ſagte Corinna; o ich verdanke ihr viel, wenn ich alles Rührende und Edle in Lord Nelvils Charakter würdiger durch ſie empfinde. — Lord Nelvil, ſagte Graf d'Erfeuil, iſt ein Mann, wie andre Männer; er wird nach ſeinem Lande zurückreiſen, wird ſeiner Laufbahn folgen, kurz, er wird vernünftig ſeyn; und Sie ſetzen, indem Sie ihn nach Neapel begleiten, unvorſichtig Ihren guten Ruf aus. — Ich kenne Lord Nelvils Abſichten nicht, antwortete Corinna; vielleicht hätte ich beſſer gethan, darüber nachzudenken, ehe ich ihn liebte; was liegt aber nun an einem Opfer mehr! hängt mein Leben nicht auf jede Weiſe von ſeiner Liebe ab? ich finde im Gegentheil etwas angenehmes darin, mir keinen Ausweg zu laſſen; es giebt auch keinen für ein verwundetes Herz. Deſſen ungeachtet kann die Welt dennoch manchmal noch einen bei uns vorausſetzen; ich denke aber mit Vergnügen daran, daß ſogar in dieſer Rückſicht mein Unglück ganz vollkommen wäre, wenn Lord Nelvil ſich von mir trennte. — Und iſt es ihm bekannt, fuhr Graf d'Erfeuil fort, in welchem hohen Grade Sie ſich für ihn ausſetzen? — Ich habe es ihm ſorgfältig verheimlicht, antwortete Corinna; da die hieſigen Sitten ihm unbekannt ſind, ſo habe ich ihm die Freiheiten, die ſie geſtatten, etwas zu ausgedehnt ſchildern dürfen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie ihm nichts darüber ſagen wollen; ich will, daß er frei, immer frei ſey in ſeinem Verhältniſſe zu mir: er kann mich durch keine Art von Aufopferung glücklich machen. Das Gefühl, das mich beglückt, iſt die Blüthe des Lebens; wenn ſie zerſtört würde,

ſo

Oswald liebte, aber es war ihm unangenehm, alles das ſo öffentlich beſtätigt zu ſehen. Das Gelingen eines Mannes bei einer Frau mißfällt immer auf gewiſſe Weiſe, auch ihren beſten Freunden. — Ich ſehe ein, ſagte er, daß ich gar nichts dagegen thun kann, wenn Sie aber werden recht unglücklich geworden ſeyn, dann werden Sie ſich meiner erinnern. Unterdeſſen aber daß Sie und Lord Nelvil nicht in Rom ſind, will auch ich verreiſen; in Ihrer Abweſenheit hätte ich hier zu viel Langeweile; ich ſehe Sie gewiß beide wieder, entweder in Schottland, oder in Italien; denn unterdeſſen, bis ich etwas beſſeres antreffe, finde ich Geſchmack am Reiſen. Verzeihen Sie mir, reizende Corinna, daß ich Ihnen rathen wollte, und ſeyn Sie von meiner Ergebenheit überzeugt. — Corinna dankte ihm, und nahm ungern von ihm Abſchied. Sie hatte ſeine Bekanntſchaft mit Oswalds ſeiner zugleich gemacht, und dieſe Erinnerung knüpfte eine

Art von Verbindung zwiſchen ihnen, die ſie nicht gern zerriſſen ſah. Sie nahm ſich, wie ſie es dem Grafen d'Erfeuil vorher geſagt hatte. Lord Nelvils Freude über die geſellſchaftliche Reiſe ward einen Augenblick durch einige Unruhe getrübt; er fürchtete, dieſe Reiſe nach Neapel möchte Corinnen ſchaden; er verlangte alſo noch vor der Abreiſe ihr Geheimniß zu erfahren, um zu wiſſen, ob ſie nicht durch irgend ein unüberſteigliches Hinderniß getrennt würden. Sie aber beſtand darauf, es nicht eher als zu Neapel zu erklären, und ſuchte ihn ſanft zu täuſchen über das, was von dieſer Reiſe würde geurtheilt werden. Oswald gab ſich dieſer Täuſchung hin; ein ſchwankender, ſchwacher Charakter, wird nur zur Hälfte von der Liebe getäuſcht, zur Hälfte nur von der Vernunft aufgeklärt; immer iſt es die gegenwärtige Regung, die entſcheidet, welche von beiden Hälften das Ganze ausmachen ſoll. Lord Nelvils Geiſt war auf eine vorzügliche Weiſe umfaſſend und durchdringend, aber er beurtheilte ſich ſelber nur in der Vergangenheit richtig. Der gegenwärtige Zuſtand war ihm jederzeit undeutlich. Zu gleicher Zeit der Hinreißung fähig und der Gewiſſensbiſſe, der Leidenſchaft und der Schüchternheit, erlaubten dieſe Gegenſätze ihm nicht, ſich eher zu erkennen, bis der Kampf in ſeinem Innern durch den Erfolg entſchieden war.

Corinna's Freunde, beſonders der Prinz von Caſtel Forte, beklagten es ſehr, als ſie dieſe Reiſe gewahr wurden. Der Prinz von Caſtel Forte betrübte ſich ſo darüber, daß er den Entſchluß faßte, ihr in kurzem nachzureiſen. Sich ſo gleichſam in das Gefolge eines vorgezogenen Liebhabers zu ſtellen, war ſicherlich keine Eitelkeit; die entſetzliche Leere in der Abweſenheit ſeiner Freundin war ihm ganz unerträglich; er hatte keinen Freund, den er nicht bei Corinnen antraf, und er beſuchte kein anderes Haus, als das ihrige. War ſie fort, ſo zerſtreute ſich auch die gewöhnlich um ſie her verſammelte Geſellſchaft; und ihre Trümmer ſammeln zu wollen, war unmöglich. Der Prinz von Caſtel Forte lebte gewöhnlich nicht viel in ſeiner Familie. Er war ſehr geiſtreich, aber das Studieren ermüdete ihn; der lange Tag wäre alſo für ihn eine unerträgliche Laſt geweſen, wenn er nicht Morgens und Abends zu Corinnen gegangen wäre. Sie reiſte fort, er wußte nicht, was er anfangen ſollte, und nahm ſich im Stillen vor, ſich ihr wieder zu nähern, als ein Freund, der nichts fordert, der ſich aber immer wieder finden läßt, uns im Unglück Troſt zu geben; und dieſer Freund kann wohl gewiß ſeyn, daß ſeine Stunde nicht ausbleibt.

Corinna empfand eine Art Traurigkeit, ſich von allen ihren alten Bekanntſchaften loszureißen; ſie gefiel ſich wohl in der Art, wie ſie ſeit einigen Jahren zu Rom lebte; ſie war der Mittelpunkt aller daſelbſt lebenden berühmten Künſtler und gebildeten Männer; eine vollkommene Unabhängigkeit der Denkart ſowohl, als der Gewohnheiten, gaben ihrem Leben großen Reiz; was ſollte nun aus ihr werden? War ſie ſo glücklich, daß Oswald ihr Gemahl wurde, ſo führte er ſie nach England; und wie würde man ſie dort beurtheilen? wie ſollte ſie ſich in eine Lebensart zwingen, die der ihrigen ſo entgegen geſetzt war, die ſie ſeit sechs Jahren führte? Dieſe Betrachtungen gingen ihr aber nur flüchtig durch den Kopf, immer vertilgte die Liebe zu Oswald ſie bis auf die leiſeſte Spur. Ihn nur ſah ſie, hörte ſie, ſeine Abweſenheit, ſeine Gegenwart bezeichnete die Stunden. Wer iſt dem Glücke wohl entgegen? wer empfängt es nicht gern, wenn es kömmt? Wenig vorausſehend war beſonders Corinna; Furcht und Hoffnung waren nicht für ſie vorhanden; ihr Glaube für die Zukunft war verworren, und ihre Fantaſie that ihr in dieſer Rückſicht wenig Gutes und wenig Übels.

3 Früh Morgens, ehe ſie abreiſten, kam der Prinz Caſtel Forte noch zu ihr; mit thränenden Augen ſagte er ihr: — Kommen Sie nicht wieder nach Rom? — O mein Gott, freilich, ſagte ſie; in einem Monat ſind wir wieder hier. — Wenn Sie aber Lord Nelvil heirathen, ſo müſſen Sie Italien verlaſſen. — Italien verlaſſen? ſeufzte Corinna. — Dies Land, fuhr der Prinz Caſtel Forte fort, wo man Ihre Sprache redet, wo man Sie ſo gut verſtehet, ſo lebhaft bewundert; und Ihre Freunde, Corinna! Ihre Freunde! wo werden Sie geliebt werden, wie hier? wo finden Sie die Fantaſie, wo die Werke der Kunſt, an denen Sie ſo viel Wohlgefallen finden? macht denn nur ein einziges Gefühl das Leben aus? beſteht nicht in Sprache, in Gebräuchen, in Sitten, die Liebe zum Vaterlande? dieſe Liebe, die das Heimweh verurſacht, das ſchreckliche Gefühl der Verbannten! — Ach! ſagen Sie mir nichts mehr, rief Corinna; habe ich es nicht empfunden? iſt es nicht eben dieſes

Anmuth, ſeiner Darſtellung an Leichtigkeit, ſeinem Drama an innrer Vollſtändigkeit; das Tragiſche hat das Übergewicht über das Schöne. Das höchſte Streben des Kunſtgeiſtes ſeiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweyten Periode ſein äußerſtes Ziel, das höchſte Schöne. In den Werken des Sophokles verſchwindet die vollendete Kunſt, und ſeine Schönheit iſt der Gipfel der griechiſchen Poeſie. Nur die Abſicht kann die Werke des Triebes verewigen, für ſich erzeugt der natürliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechiſche Geiſt wie der Kunſtſinn verlohr die Harmonie und verſank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber geſetzloſe Schwelgerey. Nicht bloß der Menſch, auch die Kunſt vergaß ihre Geſetze, und erlaubte der Rhetorik und Philoſophie einen ſchädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie perſönlichen Abſichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freyheit, und da raubte man der Kunſt ihr angebohrnes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die geſetzloſe Schönheit des Euripides und Ariſtophanes iſt hinreißend, verführeriſch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerey in der vierten Periode Ermattung, welche ſich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche iſt ſie mäßiger und ſcheint ſie ſittlicher als die vorige Periode. Die poetiſche Anmuth und geiſtreiche Feinheit der neuern Komiker iſt die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte das Ziel der Kunſt zu ſeyn, bildete ſich ein ganz neuer Styl der Poeſie, die alexandriniſche Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrſamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieſer neuen Poeſie. Da indeß in

Gefühl, das über mein Schickſal entſchied! — Traurig betrachtete ſie ihr Zimmer, dann die Statuen, die es zierten, dann die Tiber, die unter ihren Fenſtern vorbeifloß, und den Himmel, der ſie zu bleiben einzuladen ſchien. Aber in demſelben Augenblicke ritt Oswald über die Engelsbrücke; er kam mit Blitzes Schnelle. — Da iſt er! rief Corinna; ſie hatte kaum dieſe Worte geſagt, als er auch wirklich ſchon da war; ſie lief ihm entgegen; ungeduldig den Augenblick der Abreiſe erwartend, ſtiegen beide eilend in den Wagen. Corinna ſagte dem Prinzen Caſtel Forte noch ein liebenswürdiges Lebewohl; aber die verbindlichen Worte verloren ſich in den Lüften, mitten unter dem Rufen der Poſtillione, dem Wiehern der Pferde und dem gewöhnlichen Lärm bei der Abreiſe, der manchmal betrübend iſt, manchmal berauſchend, nachdem die neuen Ereigniſſe des Schickſals uns Furcht oder Hoffnung einflößen.

Anmerkungen zum zweiten Bande.

1.

Herr Roscoe, Autor der Geſchichte der Mediceer, hat ſpäterhin in England eine Geſchichte Leo's des Zehnten herausgegeben, die ein wahres Meiſterſtück in dieſer Art iſt; er bemerkt darin alle die Beweiſe der Achtung und Bewunderung, welche die Fürſten und das Volk in Italien den ausgezeichneten Gelehrten gegeben haben; mit Unpartheilichkeit zeigt er auch, daß eine große Anzahl Päbſte in dieſer Rückſicht ſehr freigebig geweſen ſind.

2.

Ceſarotti, Verri, Bettinelli, ſind drei jetzt lebende Schriftſteller, die der italieniſchen Proſa Gehalt gegeben haben. Man muß geſtehen, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit dieſe Beſtimmung nicht hatte.

3.

Giovanni Pindemonte hat neuerdings ein Theater herausgegeben, wovon alle Gegenſtände aus der italieniſchen Geſchichte genommen ſind, welches eine ſehr verdienſtliche, lobenswürdige Unternehmung iſt. Der Name Pindemonte iſt auch durch Hippolito Pindemonte berühmt, einen der jetzt lebenden Dichter Italiens, der die meiſte Süßigkeit und Anmuth beſitzt.

4.

Eben hat man die nachgelaſſenen Werke des Alfieri bekannt gemacht, worin man ſehr viele anziehende Sachen findet; aus ſeinem ziemlich ſonderbaren dramatiſchen Verſuch über ſein Trauerſpiel Abel, kann man ſchließen, daß er ſelbſt fühlte, ſeine Schauſpiele wären zu ſtreng, und daß man auf der Bühne der Fantaſie mehr zugeſtehen müſſe.

5.

Ich habe mir erlaubt, hier einige Stellen aus der Rede über den Tod zu entlehnen, die ſich in dem Cours de morale religieuse, par M. Necker, befindet. Eine andre ſeiner Schriften: l'Importance des opinions religieuses, die den glänzendſten Erfolg hatte, wird manchmal mit jener verwechſelt, die zu der Zeit erſchien, wo die Aufmerkſamkeit durch die politiſchen Angelegenheiten zerſtreut war. Aber ich darf behaupten, daß dieſe Vorleſungen über die chriſtliche Moral das redneriſchſte Werk meines Vaters ſind. Kein Staatsminiſter, glaube ich, hat vor ihm für die chriſtliche Kanzel gearbeitet; und was dieſe Schrift eines Mannes, der ſo viel mit Menſchen zu thun hatte, charakteriſirt, iſt die Kenntniß des menſchlichen Herzens, und die Nachſicht, welche dieſe Kenntniß einflößt; in dieſer Rückſicht dürfte das Werk ganz eigenthümlich ſeyn. Gewöhnlich leben die religiöſen Menſchen nicht in der Welt; die Weltmenſchen ſind meiſtens nicht religiös; wo wäre es alſo möglich, die Beobachtung des Lebens in dem Grade vereinigt mit der Erhebung zu finden, die davon losreißt? Ohne Beſorgniß, daß man meine Meinung meinem Gefühle beimeſſen wird, ſage ich, daß unter den religiöſen Schriften dieſes Buch eins der vorzüglichſten iſt, die dem gefühlvollen Weſen Troſt geben, und die Theilnahme des denkenden Geiſtes erregt, für die großen Fragen, die ohne Unterlaß unſer Gemüth und unſern Verſtand beſchäftigen.

6.

In einem Journal, **Europa**, ſindet man Bemerkungen voller Tiefe und Scharfſinn über die Gegenſtände der Malerei; ich habe mehrere der Betrachtungen daraus genommen, die man hier las; ſie ſind von Herrn **Friedrich Schlegel**. Dieſer Schriftſteller iſt eine unerſchöpfliche Fundgrube, ſo wie die deutſchen Denker es überhaupt ſind.

7.

Die hiſtoriſchen Gemälde in Corinna's Sammlung ſind theils Kopieen, theils Originale des Brutus von **David**, des Marius von **Drouet**, und des Beliſar von **Gerard**. Unter den andern hier angeführten Gemälden iſt Dido, von **Rehberg**, einem deutſchen Maler; das der Clorinde iſt in der Gallerie zu Florenz; Macbeth iſt aus der engliſchen Sammlung der Gemälde zum Shakeſpear, und das der Phädra iſt von **Guerin**; die beiden Landſchaften endlich von Cincinnatus und von Oſſian ſind zu Rom; Herr **Wallis**, ein engliſcher Maler, hat ſie gemalt.

8.

Ich fragte ein kleines Mädchen aus Toscana, wer hübſcher von ihnen ſey, ſie, oder ihre Schweſter? O, ſagte ſie, il piu bel viso è il mio, das ſchönſte Geſicht habe ich.

9.

Ein italieniſcher Poſtillion ſah ſein Pferd ſterben: O sant' Antonio, rief er betend, abbiate pietà dell' anima sua! O heiliger Antonius, erbarme dich ſeiner Seele!

10.

Über das römiſche Karnaval muß man die reizende Beſchreibung von Göthe leſen, die ein eben ſo treues als lebhaftes Bild davon giebt.

Corinna

oder

Italien.

Aus dem Franzöſiſchen
der
Frau von Staël
überſetzt und herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

— — — — — *Udrallo il bel paese,*
Ch' Apennin parte, e 'l mar circonda; e l' Alpe.
Petrarcha.

Dritter Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1807.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Eilftes Buch.

Neapel und die Einſiedelei von St. Salvador.

allen poetiſchen Werken dieſes Zeitalters im Ganzen derſelbe Styl herrſcht, ſo begreife ich alle dieſe unter jenem Namen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, ſcheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrſamkeit in noch höherm Maaße, als ſie auch bey allen andern Dichtern derſelben Zeit allgemein herrſchend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt ſich am beſten aus ſeinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit ſcheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandriniſche Bildung vorauszuſetzen. Die entſcheidenden Merkmahle oder Gränzen dieſer Schule ſind erſtlich das Zeitalter; dieſes Kennzeichen iſt indeß nicht ganz ſicher, weil der Anfang und das Ende deſſelben ſich nicht völlig beſtimmt angeben laſſen. Deſto ſicherer aber iſt das andere Kennzeichen, der Styl; weil er ſich ſo beſtimmt und entſchieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den ſchon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, beſitzen wir auch eine beträchtliche Menge römiſcher Nachbildungen alexandriniſcher Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden ſind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz. Stellenweiſe und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandriniſchen Anſtrich.

Die in gewiſſer Rückſicht ſo unnatürliche Trennung der Kunſt und des Schönen, auf welche ſich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, iſt auch das ganz natürliche Ende der Kunſt, wie alle Formen ihren Geiſt überleben. Dies war auch das Schickſal der griechiſchen Kunſt. Der überladne Ge-

Erſtes Kapitel.

Oswald war ſtolz darauf, ſeine Eroberung fortzuführen; er, der in ſeinen Genüſſen faſt jederzeit durch Tiefſinn und Traurigkeit geſtört ward, er fühlte jetzt gar keine ſchmerzliche Ungewißheit mehr. Nicht als ob er entſchloſſen geweſen wäre, aber er dachte nicht mehr daran, es ſeyn zu wollen, und überließ ſich dem Schickſal mit der Hoffnung, es würde ihn dahin leiten, wohin ſeine Wünſche ſtrebten. Sie kamen durch die Gegend von Albano, wo man noch das angebliche Grab der Horatier und Curiatier zeigt (1). Dann kamen ſie den See von Nemi und die geheiligten Wälder vorbei, die ihn umgeben. Man ſagt Hippolytus ſey an dieſem Orte von der Diana wieder auferweckt worden; den Pferden verbot ſie ihm zu nahen, und durch dieſes Verbot verewigte ſie das Andenken des Unglücks ihres jungen Lieblings. Auf jedem Schritt beinah erhält man in Italien Erinnerungen der Poeſie und der Geſchichte, und die reizenden Gegenden, die ſie zurückrufen, verſüßen das Schwermüthige der Vergangenheit, und erhalten ihr gleichſam eine ewige Jugend.

Oswald und Corinna kamen hierauf durch die pontiniſchen Sümpfe, eine fruchtbare und zugleich äußerſt ungeſunde Gegend, wo man keine Wohnung antrifft, obgleich die Natur reich zu ſeyn ſcheint. Einige kranke Leute ſpannen die Pferde vor, und empfehlen einem, ja nicht zu ſchlafen, während man durch die Sümpfe fährt; denn hier iſt der Schlaf der ſichre Vorbote des Todes. Büffelochſen mit einer zugleich niedrigen und wilden Phyſiognomie ziehen den Pflug, den unvorſichtige Ackerleute noch manchmal über die Unglück bringende Erde führen, und das glänzendſte Sonnenlicht erleuchtet dies traurige Schauſpiel. Im Norden kündigen ſich die ſumpſigen ungeſunden Orte durch ihren ſchrecklichen Anblick an; aber im Süden behält die Natur in den allerbösartigſten Gegenden eine Heiterkeit, die mit ihrer betrügeriſchen Anmuth die Reiſenden täuſcht. Wenn es wahr iſt, daß es ſehr gefährlich iſt, einzuſchlafen, während man über die pontiniſchen Sümpfe reiſt, ſo iſt die unbezwingliche Neigung zum Schlaf, die ſie während der Hitze einflößen, noch eine verrätheriſche Wirkung mehr, die dieſer Ort hervorbringt. Lord Nelvil wachte ohne Unterlaß über Corinnen. Einigemal lehnte ſie ihren Kopf an Thereſien, die ſie begleitete, einigemal ſchloß ſie die Augen, beſiegt von der einſchläfernden Luft. Oswald weckte ſie eiligſt, mit unausſprechlicher Angſt, und obgleich von Natur ſehr ſchweigſam, war er dieſesmal unerſchöpflich an immer neuen, immer lebhaften Unterhaltungen, um ſie zu verhindern, daß ſie nicht einen Augenblick dem Unglück bringenden Schlaf unterliege. O muß man es nicht den Weibern verzeihen, wenn ihr Herz ſich ſchmerzlich nach den entflohenen Tagen zurückſehnt, wo ſie geliebt wurden, wo ihr Leben dem Leben eines andern ſo nothwendig war, wo ſie ſich unaufhörlich unterſtützt und beſchützt fühlten? welche Einöde folgt dieſer entzückenden Zeit! Und wie glücklich ſind diejenigen, welche das geheiligte Band der Ehe ſanft von der Liebe zur Freundſchaft geführt hat, ohne daß ein grauſamer Moment ihr Leben zerriß!

Nach dem beängſtigenden Übergang über die pontiniſchen Sümpfe, kamen ſie endlich in Terracina an, am Ufer des Meeres, auf den Gränzen des Königreichs Neapel. Hier beginnt in der That der Süden; hier iſt es, wo er den Reiſenden in ſeiner ganzen Herrlichkeit empfängt. Dieſes Land von Neapel, dieſe glückliche Gegend, iſt vom ganzen übrigen Europa getrennt, ſowohl durch das umgebende Meer, als durch den gefahrvollen Strich, den man durchwandern muß, um dahin zu gelangen. Gleichſam als hätte die Natur ſich das Geheimniß dieſes entzückenden Aufenthalts vorbehalten, und deswegen die Zugänge gefahrvoll gemacht. Rom iſt noch nicht der Süden; man hat daſelbſt ein Vorgefühl ſeiner Süßigkeit; ſein ganzer Zauber beginnt aber erſt auf dem Gebiete von Neapel. Nicht weit von Terracina iſt das Vorgebirge, das die Dichter zum Wohnſitz der Circe auserſahen, und hinter Terracina erhebt ſich der Berg Anxur, wo Theodorich, König der Gothen, eins jener feſten Schlöſſer erbaut hatte, womit die nordiſchen Krieger die Erde bedeckten. Es ſind wenige Spuren vom Einfall der Barbaren in Italien zurückgeblieben, oder wo dieſe Spuren, wenn ſie nur in Zerſtörungen beſtanden, ſich mit der Wirkung der Zeit vermiſchen. Die abendländiſchen Völker gaben Italien nicht das kriegeriſche Anſehen, welches Deutſchland behalten hat. Gleichſam, als ob die weiche Erde Auſoniens die Feſten und Schlöſſer nicht duldete, wovon die nordiſchen Länder ſtarren. Selten nur ſtößt man auf ein gothiſches Gebäude, auf eine Ritter-Burg; das Andenken der römiſchen Antike herrſcht allein, durch alle Jahrhunderte, und den Völkern zum Trotz, von welchen ſie überwunden wurden.

Der ganze Berg über Terracina iſt mit Pomeranzen- und Citronen-Bäumen bedeckt, die einen entzückenden Duft verbreiten. Nichts gleicht in unſerm Himmelsſtrich dem mittäglichen Wohlgeruch der im freien Felde wachſenden Citronen-Bäume. Er wirkt ungefähr eben ſo auf die Fantaſie, wie eine melodiſche Muſik; er giebt der Seele eine poetiſche Stimmung, ermuntert das Talent, und berauſcht es mit der Natur. Die Aloë und der Cactus mit den breiten Blättern, denen man auf jedem Schritte begegnet, haben eine ganz eigne Phyſiognomie, wodurch man an die furchtbaren Erzeugniſſe Afrika's erinnert wird. Dieſe Pflanzen verurſachen eine Art von Angſt; ſie ſcheinen einer heftigen herrſchbegierigen Natur anzugehören. Das Anſehen des ganzen Landes hat etwas fremdes; man ſieht ſich in einer andern Welt, in einer Welt, die uns nur durch die Beſchreibung der Dichter des Alterthums bekannt iſt, deren Schilderungen eben ſo poetiſch als ausführlich ſind. Als ſie in Terracina hineinfuhren, warfen ihnen die Kinder eine unermeßliche Menge Blumen in den Wagen, die ſie auf den Wegen pflückten, von den Bergen holten, und ſie mit vollen Händen umherſtreuten, ſo ſehr verließen ſie ſich auf die verſchwenderiſchen Gaben der Natur. Die Erndtewagen kamen täglich aus den Feldern geſchmückt mit Roſen-Gehängen; oft bekränzen die Kinder ihre Trinkſchalen mit Blumen; unter einem ſchönen Himmel wird ſelbſt die Fantaſie des geringen Volks poetiſch. Neben dieſen lachenden Gemälden ſah und hörte man das Meer heftig ſeine Wellen brechen. Nicht, daß der Sturm es bewegte, ſondern die Felſen, die ſich ſeinen Wellen widerſetzten, erregten ſeinen Zorn.

E non udite ancor come risuona
Il roco et alto fremito marino?
„Und hört ihr noch nicht wie hier wiederſchallet
Der hohen Meereswellen dumpfes Brauſen?“

Dieſe Bewegung ohne Zweck, dieſe Kraft ohne Gegenſtand, die ewig ſich erneut, ohne daß wir ihre Urſache noch ihr Ziel erkennen können, zieht uns an das Ufer, wo dies große Schauſpiel ſich dem Blicke zeigt; man fühlt eine Art von Bedürfniß mit Schrecken vermiſcht, ſich den Wogen zu nähern, und durch ihr Brauſen ſich betäuben zu laſſen.

Gegen den Abend ward alles ruhiger. Corinna und Lord Nelvil gingen langſam und mit innigem Vergnügen in der Gegend ſpazieren. Sie gingen auf Blumen, und jeder Tritt preßte Wohlgeruch aus ihrem Schooß. Nachtigallen ließen ſich am liebſten auf den Roſenſträuchen nieder; ſo vereinigte ſich der reinſte Geſang mit dem ſüßeſten Wohlgeruch; alle Reize der Natur zogen ſich gegenſeitig an; unausſprechlich aber und ganz entzückend iſt die Luft, die man einathmet. Betrachten wir im Norden eine ſchöne Gegend, ſo werden wir immer vom Klima in dem Vergnügen geſtört, das wir haben könnten. Die kleinen Empfindungen von Kälte und Feuchtigkeit, die mehr oder weniger die Aufmerkſamkeit von dem was wir anſchauen ablenken, machen einen Eindruck wie ein falſcher Ton in einem Konzert. Aber in der Nähe von Neapel fühlt man ein ſo vollkommnes Wohlſeyn, eine ſolche Zuneigung der Natur, nichts ſtört dort die angenehmen Gefühle, die ſie hervorbringt. In unſerm Klima hat der ſchmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unſicher herumſchweifenden Geiſtes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuoſen oder Poeſiegaukler beherrſchte die Kunſt. Kunſt ward der Zweck der Kunſt; an die Stelle der Schönheit trat die Künſtlichkeit, man ſuchte ſeine Geſchicklichkeit in der Überwindung groſer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl ſolcher todten Stoffe, wie in Nikanders mediciniſchem Gedicht. Eben daher abſichtliche Dunkelheit, geſuchte Gelehrſamkeit, und künſtliche Spielereyen. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunſt das Auffallende oder, was irgend dem ſtumpfen Sinn noch Aufmerkſamkeit abnöthigen kann. Dergleichen iſt das Seltne, Alte und Überladene in den ernſthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyriſchen Gedichte, oder auch ſogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es iſt der Verderbtheit ganz naturlich in dieſes zuruckzufallen, und Theokrit iſt eine ſehr begreifliche Erſcheinung dieſer Schule. Seine Einfalt iſt nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn ſie iſt ohne Gefühl für das Sittliche; ſondern ſie iſt der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es iſt zwar in den alexandriniſchen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieſer iſt doch eigentlich nichts Erfundnes, ſondern nur Nachahmung und eine neue Miſchung des ſchon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der älteſten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner ſind zwar trocken, ſchwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; ſo wie mit der Freyheit die öffentliche Sittlichkeit verſchwand, ſo gab es auch in der Poeſie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Dieſe

Menſch keine andern Verhältniſſe als die geſellſchaftlichen. In den warmen Ländern ſetzt die Natur uns mit den äußern Gegenſtänden in Verbindung, und die Gefühle verbreiten ſich ſanft nach außen. Nicht etwa, als hätte der Süden nicht auch ſeine Schwermuth; was für einen Ort gäbe es wohl, wo das Schickſal des Menſchen nicht dieſe Wirkung hätte? aber in dieſer Schwermuth iſt weder Unzufriedenheit, noch Angſt, noch Reue. Anderswo iſt es das Leben, das, ſo wie es iſt, den Fähigkeiten der Seele nicht genügt; hier genügen die Fähigkeiten der Seele dem Leben nicht, und der Überfluß an Gefühlen flößt eine träumeriſche Sorgloſigkeit ein, von welcher man ſich kaum Rechenſchaft giebt, indem man ſie fühlt.

In der Nacht, ſah man die Luft voller leuchtenden Inſekten, als ob der Berg Funken ſprühte, und die brennende Erde einige ihrer Flammen entwiſchen ließe. Dieſe leuchtenden Inſekten flogen um die Bäume, ruhten auf den Blättern; der Wind wiegte dieſe kleinen Sterne, und veränderte auf tauſend Weiſen ihren ungewiſſen Schimmer. Auch der Sand enthielt eine Menge eiſenhaltiger Steinchen, die von allen Seiten her glänzten; es war eine in Feuer ſtehende Erde, die in ihrem Schooß noch die Spuren der Sonne feſt hielt, von deren letzten Strahlen ſie eben noch erwärmt wurde. Es iſt zu gleicher Zeit Leben und Ruhe in dieſer Natur, wodurch alle Wünſche des Daſeyns erfüllt werden.

Corinna überließ ſich dem Zauber dieſes Abends, der ſie freudig durchdrang. Oſwald konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Mehreremal drückte er Corinnen an ſein Herz; mehreremal entfernte er ſich, kam wieder, entfernte ſich auf's Neue, um die, welche die Gefährtin ſeines Lebens ſeyn ſollte, ſchonend zu verehren. Corinna dachte nicht an die Gefahr, die ſie hätte beunruhigen können, denn ſo groß war ihre Achtung für Oswald, daß, hätte er ſie um die gänzliche Hingebung ihres Weſens gebeten, ſo wäre ſie überzeugt geweſen, dieſe Bitte ſey das feierliche Verſprechen, ihr Gemahl zu werden; aber ſie war froh, daß er ſich ſelbſt beſiegte und ſie durch dieſes Opfer ehrte; in ihrer Seele war eine Fülle von Liebe und Glück, die keinem andern Verlangen Raum verſtattet. Oswald war nicht ſo ruhig, als ſie; Corinna's Reize entzündeten ihn. Einmal warf er ſich ihr zu Füßen und ſchien alle Herrſchaft über ſeine Leidenſchaft verloren zu haben; aber Corinna ſah ihn mit einem ſolchen ſanften ſchüchternen Blick an, ſie ſchien ſo ſeine Macht anzuerkennen, indem ſie ihn flehte, keinen Mißbrauch davon zu machen, daß dieſe demüthige Waffen ihm mehr Ehrfurcht geboten, als jede andre.

Jetzt ſahen ſie in dem Meer den Wiederſchein einer Fackel, die von unerkannter

Hand längs dem Ufer getragen wurde, und ſich geheim in das benachbarte Haus ſchlich. — Er beſucht die Liebſte, ſagte Oswald. — Ja, antwortete Corinna. — Und für mich, ſagte Oswald wieder, wird das Glück dieſes Tages nun bald endigen. — Corinna's Blick, der in dieſem Augenblick ſich zum Himmel erhoben hatte, ward mit Thränen erfüllt. Oswald fürchtete, ſie beleidigt zu haben, und kniete vor ihr nieder, um Verzeihung für die ihn hinreißende Liebe zu erhalten. — Nein, ſagte Corinna, indem ſie ihm die Hand reichte und ihn einlud wieder mit ihr nach Hauſe zu gehen, nein, Oswald, ich bin verſichert, Sie werden Ihre Geliebte ehren; Sie wiſſen es, eine einfache Bitte von Ihnen wäre Alles vermögend; Sie ſelber alſo müſſen für mich ſtehen; Sie ſelber würden auf immer mir verſagen, Ihre Gemahlin zu werden, wenn ich mich deſſen unwürdig machte. — Wohl denn, Corinna, antwortete Oswald, wenn Sie alſo glauben an dieſe grauſame Herrſchaft Ihres Willens über meine Seele, warum ſind Sie denn traurig? — Ach, erwiederte ſie, ich dachte daran, daß die gegenwärtigen Augenblicke, die ich mit Ihnen zubringe, die glücklichſten meines Lebens ſind; und als ich meine Augen zum Himmel wandte, ihm Dank dafür zu ſagen, weiß ich nicht durch welch einen Zufall ein Aberglaube aus meiner Kindheit wieder in mir lebendig ward. Der Mond, den ich betrachtete, ward mit einer Wolke bedeckt, und dieſe Wolke hatte ein verderbliches Anſehen. Ich habe immer gefunden, daß der Himmel eine wirkliche Phyſiognomie hat, bald väterlich und bald zornig, und ich ſage Ihnen, Oswald, dieſen Abend hat er unſre Liebe verdammt. — Geliebte Freundin, antwortete Lord Nelvil, die einzigen Vorbedeutungen des Menſchen Lebens ſind ſeine guten oder böſen Handlungen; und habe ich nicht eben dieſen Abend mein glühendes Verlangen der Tugend auf-

ge-

opfert? — Wohl dann, deſto beſſer, wenn
ie nicht in dieſer Vorbedeutung mit be-
iſſen ſind, erwiederte Corinna; in der
at, der ſtürmiſche Himmel bedroht viel-
ht Niemand, als mich.

Zweites Kapitel.

Sie kamen bei Tage zu Neapel an, mitten unter dem unzähligen, ſo beſeelten und zugleich ſo müßigen Volke. Zuerſt kamen ſie durch die Straße von Toledo, wo ſie die Lazzaroni ausgeſtreckt auf dem Straßenpflaſter liegen ſahen, oder in einen Korb geſteckt, der bei Tage wie bei Nacht ihre Wohnung iſt. Dieſer Zuſtand der Wildheit, mitten in dem civiliſirten Leben, hat etwas ganz eignes. Es giebt welche unter dieſen Menſchen, die ihren eignen Namen nicht wiſſen, die in der Beichte alſo ungenannte Sünden eingeſtehen, da ſie den Namen deſſen, der ſie beging, nicht angeben können. Tauſende dieſer Lazzaroni bringen ihr Leben zu Neapel in einer unterirdiſchen Höhle zu, wo ſie um die Mittagszeit herausgehen, die Sonne zu ſehen, die übrige Zeit ſchlafen ſie, während ihre Frauen ſpinnen. In den Gegenden, wo Kleidung und Nahrung ſo leicht zu erhalten ſind, müßte die Regierung ganz unabhängig und ſehr thätig ſeyn, um in der Nation hinlänglichen Nacheifer zu erwecken. Zu Neapel iſt es dem Volke ſo leicht, ſeine körperliche Bedürfniſſe zu befriedigen, daß es des in andern Gegenden ſo nothwendigen Gewerbfleißes gar nicht bedarf, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Die Trägheit und Unwiſſenheit zuſammen mit der vulkaniſchen Luft, die man in dieſem Lande einathmet, müſſen nothwendig bei gereizter Leidenſchaft wilden Grimm erzeugen; bösartig aber iſt dies Volk nicht mehr, als jedes andre. Es hat Fantaſie, die eine Grundlage zu uneigennützigen Handlungen werden könnte, und mit dieſer Fantaſie könnte man es zum Guten leiten, wenn ſeine religiöſen und bürgerlichen Einrichtungen gut wären.

Man ſieht Haufen Kalabreſen auf der Reiſe, um das Land zu bauen, einer geht voran mit einer Geige, und wenn ſie des

Gehens müde ſind, ſo tanzen ſie. Alle Jahr wird bei Neapel ein Feſt gefeiert, zu Ehren der Madonna von der Höhle, bei welchem junge Mädchen mit Caſtagnetten und Tambourinnen tanzen; nicht ſelten laſſen ſie es in ihrem Ehekontrakt feſtſetzen, daß der Mann ſie alle Jahre zu dieſem Feſte führen muß. Auf einem Theater zu Neapel ſieht man einen achtzigjährigen Schauſpieler, der ſeit ſechzig Jahren ſchon die Neapolitaner in ihrer komiſchen National-Rolle, als Polichinello, zu lachen macht. Hat man wohl einen Begriff davon, was die Unſterblichkeit der Seele für einen Menſchen ſeyn wird, der auf dieſe Weiſe ſein langes Leben ausfüllte? Das Vergnügen iſt die einzige Vorſtellung von Glück, die das Volk zu Neapel hat; doch iſt Liebe zum Vergnügen immer mehr werth, als dürre Selbſtſucht.

Wahr iſt es, es iſt das geldbegierigſte Volk auf der Welt; fragt man einen unter ihnen nach dem Wege auf der Gaſſe, ſo deutet er es durch ein Zeichen an, und hält auch ſogleich die Hand auf; denn ſie ſind fauler mit Worten, als mit Zeichen. Ihre Geldliebe iſt aber weder überlegt, noch methodiſch; ſo wie ſie es erhalten, geben ſie es auch gleich wieder aus. So würden die Wilden Geld verlangen, wenn es bei ihnen eingeführt wäre. Was dieſer Nation im Allgemeinen beſonders mangelt, das iſt Würde. Edle, wohlwollende Handlungen begehen ſie mehr aus gutem Herzen, als aus Überlegung; denn ihre Grundſätze ſind in allen Gattungen nicht die beſten, und die öffentliche Meinung hat keinen Einfluß in dieſem Lande. Entrinnen aber Männer oder Frauen dieſer ſittlichen Anarchie, dann iſt ihr Betragen merkwürdiger in ſich ſelbſt, und verdient mehr Bewunderung als anderswo, denn die äußern Umgebungen begünſtigen hier die Tugend nicht. Sie kömmt allein aus der Seele. Weder Geſetze, noch wurden nun auch eben ſo trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künſtler am liebſten zu wählen ſchienen; doch findet in dieſer Rückſicht vielleicht eine geringe Abſtufung nach Maaßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede ſeyn kann, ſo haben ſie doch einen ſehr bedeutenden künſtleriſchen Werth; die Darſtellung iſt mit feſtem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in ſo fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewiſſermaßen vollendetes Beyſpiel ſolcher Art oder Abart, wie die griechiſche Kunſt überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandriniſchen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derſelben iſt gleichartig und regelmäßig, er läßt ſich auf allgemeine Eigenſchaften, feſte Kunſtmaximen und einen beſtimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter iſt Charakterloſigkeit, ihr Name Barbarey. Daß alexandriniſche Gelehrſamkeit und Künſteley ſich ein anderes Feld wählte, konnte ſehr zufällige Urſachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunſt waren es nicht. Im alexandriniſchen Styl hätte die Kunſt ewig fort beſtehen mögen, wenn die Geduld des Publikums eben ſo unermüdlich geweſen wäre, oder wenn nicht der Kunſtſinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und beſſere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandriniſche Poeſie aufhörte, ſcheint mit dem Anfange der alexandriniſchen Philoſophie und mit dem Ende des griechiſchen Reichs in

Sitten ſtrafen oder belohnen. Der Tugendhafte iſt um ſo heroiſcher, da er um ihrentwillen weder angeſehener noch bemerkter iſt.

Bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen, haben die höheren Klaſſen ziemlich viel Ähnlichkeit mit den geringeren; der Geiſt iſt bei den einen ſo wenig gebildet, als bei den andern, und im Äußerlichen macht die Übung der großen Welt den einzigen Unterſchied. Aber mitten in dieſer Unwiſſenheit beſitzen ſie ſo viel natürlichen Verſtand und eine ſolche allgemeine Anlage, daß man nicht abſieht, was aus einem ſolchen Volke werden könnte, wenn die ganze Kraft der Regierung auf Sittlichkeit und Aufklärung gewandt würde. Da nur ſehr wenig Unterricht in Neapel gefunden wird, ſo haben ſie mehr Eigenthümlichkeit des Charakters als des Geiſtes. Aber die merkwürdigen Männer in dieſem Lande, ſo wie der Abt Galiani, Caraccioli u. ſ. w., beſaßen, wie man ſagt, im höchſten Grade die Gabe des Scherzes und des Nachdenkens; ſeltene Denkkräfte; eine Vereinigung, ohne welche entweder Pedanterei oder Leichtſinn die Erkenntniß des wahren Werths der Dinge verhindern.

Das Volk zu Neapel iſt in einigen Betracht ganz und gar nicht civiliſirt; aber es iſt nicht gemein, wie andres Volk. Selbſt ſeine Rohheit erregt die Fantaſie. Man fühlt beinah ſchon die afrikaniſche Küſte auf der andern Seite des Meers, und es iſt gleichſam etwas Numidiſches in den wilden Tönen, die man von allen Seiten vernimmt. Die braune Geſichtsfarbe, die Kleidungen aus einigen rothen oder violetten Stücken Zeug zuſammengeſetzt, die mit ihren grellen Farben den Blick auf ſich lenken; dieſe aus Fetzen zuſammengeſtückten Gewänder, die dieſes kunſtliebende Volk noch künſtleriſch umzuwerfen verſteht, geben dem Pöbel ein maleriſches Anſehen, während man an andern Orten nur das Elend der Civiliſirung an ihm wahrnehmen kann. Sehr oft findet man zu Neapel eine gewiſſe Vorliebe für Schmuck und Anordnung dicht neben dem vollſtändigſten Mangel an allem, was nützlich und bequem iſt. Die Läden ſind angenehm mit Blumen und Früchten geziert. Einige haben ein feſtliches Anſehen, das weder vom Überfluß, noch von dem öffentlichen Wohlſeyn herrührt, ſondern bloß von der lebhaften Fantaſie; vor allem will man die Augen ergötzen. Das milde Klima erlaubt den Handwerkern aller Art, ihre Arbeit auf der Straße zu verrichten; Schneider verfertigen hier ihre Kleider, Gaſtwirthe ihre Speiſen, alle Beſchäftigungen des innern Hauſes ſind herausgebracht, und verdoppeln auf tauſendfache Weiſe die Bewegung. Ziemlich gut wird dieſes ganze Schauſpiel von Tänzen, Geſängen und lärmenden Spielen begleitet; es giebt kein Land, wo man deutlicher den Unterſchied fühlt zwiſchen der Zerſtreuung und dem Glück. Endlich kömmt man aus dem Innern der Stadt auf die Plätze und Straßen am Ufer, wo man das Meer ſieht und den Veſuv, und nun vergißt man alles, was man von den Menſchen wußte.

Oswald und Corinna kamen während des Ausbruchs des Veſuvs zu Neapel an. Am Tage war es nur ein ſchwarzer Rauch, den man mit den Wolken verwechſeln konnte; am Abend aber, als ſie auf den Altan ihres Hauſes traten, fühlten ſie ſich von einem ganz unerwarteten Anblick bewegt. Der Feuerſtrom ergießt ſich dem Meere zu, und ſeine Flammenwogen, den Waſſerwogen ähnlich, ſind ſo wie dieſe das Bild des fortreißenden unaufhörlichen Laufs der raſtloſen Bewegung. Es iſt, als ob die Natur, unter der Geſtalt der verſchiedenartigen Elemente, dennoch immer einige Spuren eines einzigen erſten Gedankens beibehält. Die Erſcheinung des Veſuvs verurſacht ein wahres Herzklopfen. Gewöhnlich iſt man ſo vertraut mit den äußern Gegenſtänden, daß man kaum ihr Daſeyn gewahr wird, und in unſern proſaiſchen Gegenden erhält man ſchwerlich in dieſer Rückſicht irgend einen neuen Eindruck; aber bei dem Anblick eines noch nicht gekannten Wunders der Schöpfung wird das Erſtaunen über das Weltall plötzlich erneuert. Unſer ganzes Weſen iſt erſchüttert durch dieſe Kraft der Natur, von der die geſellſchaftlichen Verhältniſſe uns ſo lange entfernt hatten; wir ſehen ein, daß die größten Geheimniſſe dieſer Welt nicht alle im Menſchen wohnen, und daß eine von ihm unabhängige Macht ihn bedroht oder ſchützt, nach Geſetzen, die er nicht zu durchdringen vermag. Oswald und Corinna nahmen ſich vor, auf den Veſuv zu ſteigen; das Gefährliche des Unternehmens gab dieſem Plan, da ſie ihn gemeinſchaftlich ausführen ſollten, einen Reiz mehr.

Drittes Kapitel.

Es lag damals ein engliſches Schiff im Hafen von Neapel, worauf jeden Sonntag Gottesdienſt gehalten wurde. Der Kapitain und die Geſellſchaft der Engländer in Neapel luden Lord Nelvil zum folgenden Tage dazu ein. Er nahm es an, ohne gleich zu überlegen, ob er Corinna mit hin führen, und wie er ſie ſeinen Landsleuten vorſtellen ſollte. Dieſe Unruhe quälte ihn die ganze Nacht hindurch. Als er den Morgen darauf mit Corinna am Hafen ſpazieren ging, und er eben im Begriff war ihr zu rathen, daß ſie nicht mit auf das Schiff gehen möchte, ſahen ſie eine engliſche Schaluppe ankommen, worauf zehn Matroſen ſaßen, weiß gekleidet, eine ſchwarze Sammtmütze, auf welchen der ſilberne Leopard geſtickt war, auf dem Kopfe. Ein junger Offizier ſtieg an's Land, begrüßte Corinna mit dem Namen Lady Nelvil, und lud ſie ein, die

Barke zu beſteigen, um ſich zum großen Schiff zu begeben. Als ſie ſich Lady Nelvil nennen hörte, gerieth Corinna in Verwirrung, ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder. Oswald ſchien einen Augenblick zu zögern; dann nahm er ſchnell ihre Hand und ſagte auf Engliſch: — Kommen Sie, Liebe. — Sie folgte ihm.

Das Rauſchen der Wogen, und das Schweigen der Matroſen, die in bewundernswürdiger Mannszucht keine unnöthige Bewegung machten, kein unnützes Wort ſprachen, und mit großer Schnelligkeit die Barke über das ſchon ſo oft von ihnen befahrne Meer führten, flößten Neigung zum ſtillen Nachſinnen ein. Übrigens durfte Corinna den Lord Nelvil nicht über das vorhergegangene befragen. Sie ſuchte ſein Vorhaben zu errathen, da ſie nicht glaubte (was doch eigentlich immer das wahrſcheinlichſte iſt) er habe gar keines, und überließe ſich jedem neuen Zufall. Einen Augenblick fiel ihr ein, daß er ſie zum Gottesdienſt führe, um ſich dort mit ihr zu vermählen; dieſer Gedanke aber verurſachte ihr in dieſem Augenblick mehr Angſt als Freude. Es kam ihr vor, als verließe ſie Italien, und als kehre ſie nach England zurück, wo ſie viel gelitten hatte. Sie erinnerte ſich der Strenge der Sitten und Gebräuche dieſes Landes, und die Liebe ſelber konnte das Unangenehme dieſer Erinnerungen nicht beſiegen. Wie ſehr wird ſie ein andermal über dieſe, wenn gleich flüchtigen Gedanken erſchrecken! wie wird ſie dieſelben verabſcheuen!

Corinna ſtieg in das Schiff, deſſen Inneres mit der größten Sorgfalt und Reinlichkeit geordnet war. Man hörte keine andre Stimme, als die des Kapitains, die von einem Ende zum andern durchdrang, und ſich wiederhohlte, indem man den Befehlen gehorchte. Die Ordnung, der Ernſt, die Regelmäßigkeit und das Schweigen in dieſem Schiff, waren das Bild einer freien, ſtrengen bürgerlichen Ordnung, im Gegenſatz mit der lebhaften, leidenſchaftlichen, tumultuariſchen Stadt Neapel. Oswald war mit Corinna beſchäftigt und mit dem Eindruck, den es auf ſie machen würde; einigemal ward er auch von ihr durch das Vergnügen abgezogen, ſich in ſeinem Vaterlande zu ſehen. Iſt nicht in der That ein Schiff mitten im Meere die Luft des Vaterlands für einen Engländer? Oswald ging mit den Engländern, die am Bord waren, auf und ab, um Neuigkeiten aus England zu hören, um von der Heimath und von Politik zu reden. Während der Zeit ſaß Corinna bei den engliſchen Frauen, die von Neapel hingekommen waren, dem Gottesdienſte beizuwohnen, Sie waren umgeben von ihren Kindern; wie der Tag ſo ſchön waren dieſe Kinder, aber ſchüchtern, wie ihre Mütter, und nicht ein Wort ward in Gegenwart einer neuen Bekanntſchaft geſprochen.

Der Zwang, das Schweigen, machte Corinna ziemlich niedergeſchlagen; ſie hob die Augen auf gegen das ſchöne Neapel, gegen ſeine blühenden Ufer, gegen ſein ſeelenvolles Leben, und ſeufzte. Glücklicherweiſe für ſie merkte es Oswald nicht; im Gegentheil, er fühlte eine recht große Freude, als er ſie ſo mitten unter den engliſchen Frauen ſitzen ſah, ihre ſchwarzen Augenwimpern niedergeſchlagen, wie die blonden Augenwimpern der Engländerinnen. Vergeblich gefällt ein Engländer ſich einen Augenblick in fremden Sitten; immer wird ſein Gemüth ihn wieder zu den erſten Eindrücken ſeines Lebens zurückführen. Redet mit Engländern, die auf einem Schiff am Ende der Welt umher ſegeln, fragt Ihr ſie, wohin ſie wollen, ſo werden ſie antworten: — Nach Hauſe — (home), wenn ſie nämlich nach England zurückkehren. Alle ihre Wünſche und ihre Sehnſucht richten ſich beſtändig an ihr Vaterland, wie weit ſie auch davon entfernt ſeyn mögen.

Ägypten zuſammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgeſetzt. Unter den griechiſchen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr, alſo auch keine Schule; jeder iſt einzeln, und ſo iſt es begreiflich, daß ſich in dieſer Zeit ein Oppian findet, der ſo viel mehr poetiſchen Werth hat, als die alexandriniſchen Lehrdichter. In der lyriſchen Poeſie erhielt ſich noch am längſten einige Manier und angenehme Form, aber ſie verſank in den ſpätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß ſinnlich wollüſtigen Darſtellung.

Der Gang der griechiſchen Poeſie war alſo im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die ioniſche Schule, und gelangte durch Bildung in der doriſchen Schule zur Schönheit. Dieſe ſtieg in der attiſchen Kunſt von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und ſank wieder zur ſchwelgeriſchen Fülle und Ausſchweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunſt bey den Alexandrinern zur Künſteley, und verlor ſich endlich in Barbarey.

Man ſtieg zwiſchen den beiden erſten Verdecken hinab, um den Gottesdienſt zu hören, und Corinna ſah nun ein, daß ihr erſter Gedanke ganz grundlos war, Lord Nelvil hatte nicht den feierlichen Vorſatz, den ſie erſt bei ihm vermuthete. Nun machte ſie ſich Vorwürfe darüber, daß ſie es gefürchtet hatte, und die Verlegenheit über ihre Lage erwachte wieder; denn alle Gegenwärtigen zweifelten nicht, daß ſie Lord Nelvils Gemahlin ſey, und ſie hatte nicht den Muth gehabt ein Wort zu ſagen, was dieſen Glauben beſtätigt, oder auch ihm widerſprochen hätte. Oswald litt gleichfalls auf eine grauſame Art; aber er hatte bei den ſeltenſten Eigenſchaften viel Schwäche und Unentſchloſſenheit im Charakter. Dieſe Fehler ſind für den, der ſie hat, unbemerkbar, und nehmen in ſeinen Augen bei jedem neuen Vorfall eine neue Geſtalt an; bald iſt es Klugheit, die den Moment eine Parthie zu ergreifen entfernt, und das Unentſchieſchiedne einer Lage feſthält, bald Empfindſamkeit und bald Zartgefühl; ſie fühlen faſt nie, daß es derſelbe Charakter iſt, der allen Ereigniſſen dieſelbe Art von Schwierigkeit entgegenſtellt.

Ungeachtet der unangenehmen Gedanken, die ſie beſchäftigten, machte das Schauſpiel, von dem ſie Zeuge war, doch einen tiefen Eindruck auf Corinna. In der That nichts ſpricht ſo zum Gemüthe, als der Gottesdienſt auf einem Schiff; und die edle Einfachheit des Gottesdienſtes der Reformirten ſcheint ganz beſonders dem Gefühle, das es einflößt, anpaſſend zu ſeyn. Ein junger Mann verrichtete das Amt eines Predigers; er predigte mit einer feſten ſanften Stimme, und ſein Geſicht hatte den Ausdruck der Strenge einer reinen jugendlichen Seele. Dieſe Strenge führt zugleich die Idee der Kraft mit ſich, die der Religion wohl anſteht, die mitten unter den Gefahren des Krieges gepredigt wird. An gewiſſen beſtimmten Stellen ſpricht der angilkaniſche Prediger Gebete, deren letzte Worte die ganze Verſammlung mit wiederhohlt. Dieſe verworrenen und dennoch ziemlich ſanften Stimmen kamen in Zwiſchenräumen immer wieder, und belebten die Theilnahme und die Rührung. Die Matroſen, die Offiziere und der Kapitain, knieeten mehreremal nieder, beſonders bei den Worten: — Herr, erbarme dich unſer. — (Lord have mercy upon us.) Der Säbel des Hauptmanns, der während er knieete auf der Erde neben ihm ſchleiſte, war ein Bild der edlen Vereinigung der Demuth gegen Gott, und der Unerſchrockenheit gegen die Menſchen, wodurch die Andacht der Krieger ſo rührend wird. Während alle dieſe braven Leute zu dem Gott der Heere beteten, nahm man das Meer wahr durch die Stückpforten, und manchmal ſchien ein kleines Rauſchen ſeiner damals ruhigen Wellen zu ſagen: — Euer Gebet iſt erhört. — Der Prediger endigte den Gottesdienſt mit dem den engliſchen Seeleuten gewöhnlichen Gebet: Gott gebe uns die Gnade, ſagen ſie, daß wir nach außen unſre glückliche Konſtitution vertheidigen, und daß wir im Innern bei unſrer Zurückkunft unſer häusliches Glück wieder antreffen mögen! Welche ſchönen Gefühle vereinigen dieſe einfachen Worte! Die vorläufigen und unaufhörlichen Studien, welche das Seeweſen erfordert, das ſtrenge Leben auf einem Schiff, machen es zu einer Art von militäriſchem Kloſter mitten auf dem Waſſer, und die Regelmäßigkeit der ernſthafteſten Beſchäftigungen wird durch nichts unterbrochen, als durch Gefahren und durch den Tod. Die Matroſen drücken ſich, ungeachtet der kriegeriſchen Gewohnheiten, oft ſehr ſanft aus, und zeigen beſonders viel Mitleid gegen Frauen und Kinder, wenn ſich welche am Bord mit ihnen befinden. Man iſt um ſo mehr von dieſen Geſinnungen gerührt, da man weiß, mit welcher Kaltblütigkeit ſie ſich den entſetzlichen Gefahren des Krieges und des Meeres ausſetzen, in deren Mitte die Gegenwart des Menſchen etwas übernatürliches hat.

Corinna und Lord Nelvil ſtiegen wieder in die Barke, die ſie zurückführen ſollte; ſie erblickten wieder die Stadt Neapel, die in der Form eines Amphitheaters erbaut iſt, gleichſam um bequemer bei dem Feſte der Natur zugegen zu ſeyn, und Corinna konnte ſich einer freudigen Regung nicht erwehren, indem ſie das Ufer betrat. Lord Nelvil würde, wenn er dieſes Gefühl bei ihr geahndet hätte, empfindlich gekränkt worden ſeyn, und vielleicht mit Recht; und dennoch wäre er ungerecht gegen Corinna geweſen, denn ſie liebte ihn leidenſchaftlich, ungeachtet des unangenehmen Eindrucks, den die Erinnerungen eines Landes ihr machten, in welchem ſie durch eine grauſame Umgebung unglücklich geweſen war. Ihre Fantaſie war leicht beweglich, in ihrem Herzen war eine große Fähigkeit zu lieben; aber das Talent, und beſonders das Talent bei einer Frau, bringt eine Anlage zur Langenweile hervor, ein Bedürfniß nach Zerſtreuung, das auch in der tiefſten Leidenſchaft nicht ganz verſchwindet. Das Bild eines einförmigen Lebens, ſelbſt im Schooße des Glücks, iſt einem Geiſte, welcher der Veränderung bedarf, etwas entſetzliches. Mit wenigem Wind in den Segeln kann man wohl ſtets am Ufer bleiben; aber die Fantaſie ſchweift ab, wenn auch das Gefühl treu bleibt. So iſt es zum wenigſten bis zu dem Augenblick, wo das Unglück alle dieſe Ungleichheiten verſchlingt, und nur einen Gedanken, nur einen Schmerz übrig läßt.

Oswald hielt Corinna's Nachdenklichkeit für Verwirrung, in welche ſie die Verlegenheit müßte geſetzt haben, als ſie ſich Lady Melvil nennen hörte. Er machte ſich ſelber lebhafte Vorwürfe darüber, ſie nicht davon befreit zu haben, und fürchtete von ihr des Leichtſinns beſchuldigt zu werden. Um alſo endlich zu der ſo lang erſehnten Erklärung zu kommen, fing er damit an, daß er ihr den Antrag that, ihr erſt ſeine Geſchichte mitzutheilen. — Ich will zuerſt ſprechen, ſagte er, und Ihr Zutrauen ſoll dem meinigen folgen. — Ja freilich, es muß ſeyn, erwiederte Corinna bebend. Wohl dann, Sie verlangen es? welchen Tag denn, zu welcher Stunde? Wenn Sie erſt geſprochen haben . . . . dann will ich alles ſagen. — In welcher ſchmerzlichen Erſchütterung Sie ſind! erwiederte Oswald. Wie, werden Sie denn immer ſolche Furcht haben vor Ihrem Freunde, ſolches Mißtrauen zu ſeinem Herzen? — Nein, es muß ſeyn, fuhr Corinna fort, ich habe alles aufgeſchrieben; wenn Sie wollen, morgen . . . — Morgen, ſagte Lord Nelvil, wollen wir ja auf den Veſuv ſteigen; mit Ihnen will ich das erſtaunenswürdige Wunder betrachten, von Ihnen lernen es gehörig zu bewundern, und auf der Reiſe ſelbſt, wenn ich Kraft genug dazu habe, Sie von meinem ganzen Schickſal unterrichten. Mein Zutrauen muß dem Ihrigen vorausgehen, ich bin im Herzen dazu entſchloſſen. — Nun wohl, ja, ſagte Corinna, Sie geben mir dann alſo noch morgen; ich danke Ihnen für dieſen Tag. O! wer weiß, ob Sie derſelbe gegen mich bleiben werden, wenn ich Ihnen mein Herz werde eröffnet haben, wer weiß! Wie, ſollte man nicht ſchaudern bei ſolchem Zweifel? —

Viertes Kapitel.

Die Ruinen von Pompeja liegen auf derſelben Seite des Meeres wie der Veſuv; und mit dieſen Ruinen begannen ſie ihre Reiſe. Beide waren ſchweigend; denn der Augenblick der Entſcheidung ihres Schickſals nahte heran; die unbeſtimmte Hoffnung, die ſie ſo lange Zeit genährt hatten, und die ſowohl mit der Nachläßigkeit und dem träumenden Weſen übereinſtimmte, welche das italieniſche Klima einflößt, dieſe ſollte nun endlich durch ein beſtimmtes Schickſal erſetzt werden. Sie ſahen Pompeja, die ſonderbarſte aller Ruinen des Alterthums. Zu Rom findet man nur Trümmer von öffentlichen Monumenten, die nichts als die politiſche Geſchichte der verfloſſenen Jahrhunderte ſchildern; zu Pompeja iſt es aber das bürgerliche Leben der Alten, das ſich uns, ſo wie es war, darſtellt. Der Vulkan, der die Stadt in der Aſche begrub, hat ſie gegen die Zerſtörung der Zeit geſchützt. Gebäude, die der Luft ausgeſetzt geweſen wären, hätten ſich nie ſo wohl erhalten können, und dieſe eingeſunkene Vergangenheit hat ſich ganz wiedergefunden. Gemälde und Bronzen waren noch in ihrer erſten Schönheit, und alles, was zum häuslichen Gebrauche nützt, iſt auf eine Schrecken erregende Art erhalten. Die Amphoren ſtanden noch bereit für das Feſt des kommenden Tages; das Mehl, das eben geknetet werden ſollte, ſteht noch da; die Überreſte einer Frau ſind noch mit dem Schmucke geziert, den ſie an dem Feſttage trug, als der Vulkan ſie bedeckte; ihre vertrockneten Arme füllen das ihn noch umgebende Armband von Edelſteinen nicht mehr. Nirgend findet man wohl ein ſo überraſchendes Bild der plötzlichen Unterbrechung des Lebens. Die Furchen der Räder ſind noch ſichtbar dem Straßenpflaſter eingedrückt; die ſteinernen Einfaſſungen der Brunnen zeigen noch

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794 *).

Nichts iſt ſeltner als eine ſchöne Komödie. Der komiſche Dichtergeiſt iſt nicht mehr frey, er ſchämt ſich ſeiner Froh-

---

*) Daß Ariſtophanes, deſſen dithyrambiſchen Reichthum dichteriſcher Erfindung Plato ſo wohl kannte und in verwandter Geiſtesart mitempfindend oftmahls anerkannt; deſſen poetiſche Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eignen claſſiſchen Sinn, hoch und werth hielt; als ein Urkünſtler der erſten Größe, in anderer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabenſten Meiſtern der alten tragiſchen Kunſt ſeine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieſer kleine Aufſatz, die Frucht einer langen, einſamen Durchforſchung der Werke jenes Dichters, zuerſt erſchien, noch durchaus nicht ſo allgemein anerkannt, als dieß jetzt überall zu vernehmen iſt; nachdem nun auch der innige Zuſammenhang dieſer überſchäumenden poetiſchen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfeſten des alten, heidniſchen Naturglaubens ſeither vielfältig, wörtlich und geſchichtlich, anſchaulich und belehrend iſt entwickelt worden.

Nur Eines, was ſich mehr auf die Philoſophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freyheit, welche in dieſer äſthetiſchen Betrachtung der alten Komödie und Dionyſos-Spiele die Spur der Seile, die ſie nach und nach aushöhlten. An den Wänden einer Wachtſtube ſieht man noch ſchlecht geſchriebene Buchſtaben und grob hingeworfene Figuren, welche die Soldaten gezeichnet hatten, um ſich die Zeit zu vertreiben, während dieſe Zeit ſie zu verſchlingen herankam.

Wenn man ſich mitten in den Weg ſtellt, wo die Straßen ſich durchkreuzen, von woaus man die Stadt von allen Seiten ſieht, die noch faſt ganz erhalten iſt, dann dünkt es einem, als erwarte man jemand, als wäre der Herr im Begriff zu kommen; der Anſchein des Lebens in dieſem Aufenthalte macht ſein ewiges Stillſchweigen noch trauriger. Verſteinerte Lava diente dazu, dieſe Häuſer zu erbauen, die nun durch andre Lava begraben wurden; alſo Ruinen auf Ruinen und Gräber auf Gräbern. Dieſe Welt-Geſchichte, deren Zeiträume ſich von Trümmern zu Trümmern fortzählen, dieſes menſchliche Leben, deren Spur man bei dem

Scheine der Vulkane, von denen ſie aufgerieben wurden, verfolgt, erfüllt das Herz mit tiefer Schwermuth. Wie lange Zeit iſt es ſchon, daß der Menſch da iſt! wie lange Zeit, daß er lebt, daß er leidet und ſtirbt! Wo finden ſich ſeine Gefühle und ſeine Gedanken wieder! Iſt die Luft in dieſen Ruinen noch damit erfüllt, oder ſind ſie auf ewig aufgenommen in dem Himmel, wo die Unſterblichkeit herrſcht? Einige verbrannte Blätter der Handſchriften, die man zu Herculanum und zu Pompeja fand, und die man zu Portici verſucht aufzurollen, das iſt alles, was uns übrig blieb, die unglücklichen Schlachtopfer zu verdollmetſchen, die der Vulkan, dieſer Blitzſtrahl der Erde, verzehrte. Indem man nahe an dieſer Aſche vorbei geht, die durch Kunſt wieder belebet wird, hohlt man nur zitternd Athem, aus Beſorgniß, ein Hauch möchte dieſen Staub entführen, der vielleicht noch den Ausdruck edler Gedanken enthält.

Die öffentlichen Gebäude in der Stadt Pompeja, die eine von den weniger großen in Italien war, ſind noch ziemlich ſchön. Die Üppigkeit der Alten hatte meiſt immer einen Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme zum Endzweck. Ihre Wohnhäuſer ſind ſehr klein, ohne geſuchte Pracht; hingegen iſt ein lebhafter Sinn für die Kunſt ſehr bemerkbar darin. Faſt das ganze Innere war mit den angenehmſten Gemälden verziert, und mit künſtleriſch gearbeiteter Moſaik gepflaſtert. Auf vielen dieſer Pflaſter findet man das Wort: — Salve. — Dies Wort iſt auf der Thürſchwelle angebracht. Sicher war dieſer Gruß keine bloße Höflichkeit, ſondern eine gaſtfreundliche Einladung. Die Zimmer ſind beſonders klein, wenig erleuchtet, da ſie niemals Fenſter nach der Straße zu haben, ſie gehen beinah alle auf einen Säulengang in dem Innern des Hauſes, ſo wie der Marmorhof, den er umgiebt. Mitten in dieſem Hof iſt eine einfach verzierte

Ciſterne. Durch dieſe Art der Wohnhäuſer iſt es ganz einleuchtend, daß die Alten faſt immer in freier Luft lebten, und daß ſie hier auch den Beſuch ihrer Freunde empfingen. Nichts giebt uns eine reizendere, wollüſtigere Vorſtellung vom Leben, als dieſes Klima, das den Menſchen ſo innig mit der Natur verbindet. Es ſcheint, als ob mit ſolchen Gebräuchen der Geiſt der Unterhaltung und der Geſellſchaft ſehr verſchieden ſeyn muß von dem in den Ländern, wo die Strenge der Kälte zum Verſchließen in den Häuſern zwingt. Man verſteht Plato's Geſpräche beſſer, wenn man die Säulengänge ſieht, unter denen die Alten die Hälfte des Tages auf und ab gingen. Unaufhörlich waren ſie beſeelt vom Anblick des ſchönen Himmels; die bürgerliche Ordnung, das was ſie darunter begriffen, war nicht die dürre Zuſammenſtellung der Berechnung und der Stärke, ſondern ein glückliches Ganzes von Einrichtungen, das die Fähigkeiten erregte, den Geiſt entwickelte und dem Menſchen die Vervollkommnung ſeiner ſelbſt und ſeiner Mitbürger als Zweck darſtellte.

Das Alterthum flößt eine unerſättliche Neugierde ein. Die Gelehrten, die ſich bloß mit der Aufſuchung einer Menge Namen, die ſie Geſchichte nennen, beſchäftigen, ſind ganz ſicher von aller Fantaſie entblößt. Aber in die Vergangenheit eindringen, die Seele des Menſchen noch nach Jahrhunderten befragen, eine That durch ein Wort ergreifen, den Charakter und die Sitten einer Nation wieder durch eine Thatſache; bis zu den entfernteſten Zeiten hinaufſteigen, um zu verſuchen ſich vorzuſtellen, wie die Erde in ihrer erſten Jugend den Menſchen erſchien, und auf welche Weiſe ſie damals das Geſchenk des Lebens ertrugen, das jetzt durch die Ausbildung ſo verwickelt worden iſt; dies iſt eine unaufhörliche Anſtrengung der Fantaſie, welche die ſchönſten Geheimniſſe entdeckt und erräth, die Nachdenken und

Studium uns offenbaren können. Oswald ward besonders von dieser Art von Theilnahme und Beſchäftigung angezogen, und oft wiederhohlte er gegen Corinna, daß, wenn er nicht in ſeiner Heimath edle Zwecke zu befördern berufen wäre, er das Leben nirgend erträglich würde gefunden haben, als an den Orten, wo die Denkmahle der Geſchichte die Stelle des gegenwärtigen Daſeyns erſetzen. Wenigſtens muß man den Ruhm betrauren, wenn es nicht mehr möglich iſt, ihn zu erlangen. Das Vergeſſen allein würdigt die Seele herab; ſie kann eine Zuflucht in der Vergangenheit finden, wenn erdrückende Nebenumſtände die Thaten ihres Endzwecks berauben.

Beim Herausgehen aus Pompeja, und indem ſie wieder durch Portici kamen, wurden Corinna und Lord Nelvil von den Einwohnern umringt, die ihnen mit großem Geſchrei den Antrag thaten, den **Berg** zu beſehen, ſo nennen ſie den Veſuv. Braucht man ihn bei ſeinem Namen zu nennen? Er iſt der Ruhm und das Vaterland der Neapolitaner, ihre Heimath iſt bezeichnet durch dieſes Wunder. Oswald wünſchte, daß Corinna ſich auf eine Art von Palankin tragen laſſen ſollte, bis zu der Einſiedelei von St. Salvador, die auf der Hälfte des Berges liegt, wo die Reiſenden gewöhnlich ausruhen, bevor ſie es unternehmen den Gipfel zu erſteigen. Er ritt neben ihr, um auf die zu wachen, die ſie trugen, und je mehr ſeine Seele von den großen Gedanken der Natur und der Geſchichte erfüllt wurde, deſto mehr mußte er Corinna anbeten.

Am Fuße des Veſuvs iſt das Land fruchtbarer und beſſer angebaut, als im ganzen Königreich Neapel, das heißt in der vom Himmel am meiſten begünſtigten Gegend Europens. Hier wächſt, ganz nahe an den Verheerungen der Lava, der berühmte Wein, den man Lacryma Chriſti nennt. Gleichſam, als hätte die Natur ſich noch

noch einmal angeſtrengt in der Nähe des Vulkans, und ſich vor ihrem Untergang mit ihren ſchönſten Gaben geſchmückt. Im Hinaufſteigen entdeckt man, beim Umwenden, immer mehr von Neapel und von der wunderbaren umliegenden Gegend. Die Meeres-Wellen funkeln wie Edelſteine im Strahl der Sonne; aber ſtufenweiſe erliſcht der Glanz der Schöpfung, bis zu dem Aſche und Rauch bedeckten Erdreich, welches die Annäherung des Vulkans verkündigt. Die eiſenhaltigen Laven der verfloſſenen Jahre führen ihre breiten ſchwarzen Furchen über den Boden hin, und alles iſt verdorrt neben ihnen. Auf einer gewiſſen Höhe fliegt kein Vogel mehr, noch etwas höher werden auch die Pflanzen ſeltner, und dann finden ſogar die Inſekten nichts mehr, um ſich in dieſer verbrannten Natur zu ernähren. Kurz alles, was Leben hat, verſchwindet, wir treten in das Reich des Todes, und nur die Aſche der verbrannten Erde rollt unter unſern unſichern Tritten.

Nè greggi nè armenti
Guida bifolco mai, guida pastore.
„Es führt nicht Schaf, noch Heerde,
Der Schäfer oder Hirt an dieſen Ort."

Hier auf der Gränze des Lebens und des Todes wohnt ein Einſiedler. Vor ſeiner Thüre ſteht ein Baum, das letzte Lebewohl der Vegetation; im Schatten ſeiner bleichen Blätter ruhen gewöhnlich die Reiſenden, und erwarten die Nacht, um ihren Weg fortzuſetzen. Denn am Tage erſcheint das Feuer des Veſuvs nur wie eine Rauchwolke; die Lava, die in der Nacht glüht, erſcheint dunkel gegen das Licht der Sonne. Dieſe Verwandelung ſelbſt iſt ein ſehr ſchönes Schauſpiel, jeden Abend das Erſtaunen erneuernd, welches durch das Ununterbrochne des Anblicks ſchwächer werden könnte. Die Wirkung, welche dieſe Gegend hervorbrachte, ihre tiefe Einſamkeit, gaben Lord Nelvil Kraft, ſeine geheime Geſinnungen zu entdecken; da er ſehr wünſchte, Corinna zum

Vertrauen Muth zu geben, ſo willigte er ein, ihr alles zu erzählen, und fing lebhaft bewegt an: — Sie wollen bis auf den Grund in der Seele Ihres unglücklichen Freundes leſen; nun dann, ich will Ihnen alles geſtehen; meine Wunden werden wieder eröffnet werden, ich fühle es; ſoll man aber in Gegenwart dieſer unveränderlichen Natur vor Leiden erſchrecken, die von der Zeit mit fortgeriſſen werden? —

lichkeit, und fürchtet durch ſeine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollſtändiges und reines Werk aus ſich

---

here überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieſes auf dem Gedanken, daß nicht bloß die vollkommene Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, ſondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten ſey. Und darin weicht dieſe ſonſt in der künſtleriſchen Begeiſterung für die Idee und das Ideal zu der Platoniſchen hinneigende Betrachtungsart, noch weſentlich von derſelben ab; da nach der Platoniſchen Denkweiſe, welche darin viel zu ſehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgeſtellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Übel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachſender Schöne, wie dieſe Idee hier vorausgeſetzt, und als das Zweite neben und nach dem Erſten, anerkannt und angenommen wird, beruht an ſich auf einem eigenen, andern und tieferen Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird ſie beſonders in der früheren, noch unverdorbenen, ioniſchen Philoſophie gefunden; wie ſie auch dem Geiſte der alten Mythologie überhaupt entſpricht, ſo wie dieſer in dem Ganzen derſelben ſich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieſer nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit ſelbſt als ein Übel und unglückſeliger Zwieſpalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; ſo iſt doch die geſammte Mythologie ſchon ihrem Weſen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Lebens gerichtet, und kann ihr Sinn im Ganzen nicht anders deuten als ein lebendiges Gefühl von der unerſchöpflichen Schönheit der ewigen Fülle.

Gehen wir aber auf die drey verſchiedenen Stufen und Epochen oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunſt der Poeſie, ſo iſt einleuchtend, daß die Idee der furchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragiſchen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Götterwelt, in den herrlichen Theilen

Zwölftes Buch.

Lord Nelvils Geſchichte.

Erſtes Kapitel.

Ich ward in dem väterlichen Hauſe mit einer Zärtlichkeit, einer Güte erzogen, die ich mehr noch bewundere, ſeit ich die Menſchen kenne. Nie habe ich etwas inniger geliebt als meinen Vater, und dennoch dünkt mich, wenn ich damals gewußt hätte, wie ich es jetzt weiß, wie einzig ſein Charakter in der Welt war, meine Liebe zu ihm wäre dann noch lebhafter und noch ergebener geweſen. Tauſend Züge ſeines Lebens erinnere ich mich, die mir ganz gewöhnlich vorkamen, weil mein Vater ſie ſo fand, die mich jetzt, nun ich ihren ganzen Werth einſehe, ſchmerzlich rühren. Die Vorwürfe, die man ſich wegen einer geliebten verſtorbenen Perſon macht, geben uns eine Vorſtellung von dem, was die ewigen Strafen ſeyn würden, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit uns in einem ſolchen Schmerze zu Hülfe käme.

Ich lebte glücklich und ruhig bei meinem Vater, ehe ich aber Dienſte in der Armee nahm, wünſchte ich vorher zu reiſen. In meinem Vaterlande iſt den Männern, welche die Gabe der Beredſamkeit beſitzen, eine vortreffliche bürgerliche Laufbahn offen; ich war aber und bin ſogar noch jetzt ſo ſchüchtern, daß es mir ſehr peinlich geweſen ſeyn würde, öffentlich ſprechen zu müſſen, ich zog alſo den Soldatenſtand vor. Ich wollte viel lieber mich einer ſichern Gefahr, als einer möglichen Kränkung ausſetzen. Meine Eigenliebe iſt in jeder Rückſicht mehr empfindlich als ruhmſüchtig; ich habe noch immer gefunden, daß der Einbildungskraft die Menſchen wie Geſpenſter erſcheinen, wenn ſie tadeln, und wie Pygmäen, wenn ſie loben. Ich bekam Luſt nach Frankreich zu gehen, wo zu der Zeit die Revolution ausbrach, die, trotz des Alters des menſchlichen Geſchlechts, Anſpruch machte, eine neue Welt-Geſchichte anzufangen. Mein Vater war gegen Paris einigermaßen eingenommen; er hatte es gegen das Ende der Regierung Ludwig des Funfzehnten geſehen, und konnte nicht begreifen, wie Geſellſchaften ſich in eine Nation, Anſprüche in Tugenden, und Eitelkeit in Begeiſterung verwandeln könnten. Deſſen ungeachtet willigte er in die Reiſe, die ich wünſchte, weil er fürchtete ausdrücklich etwas zu fordern; ſein väterliches Anſehen ſetzte ihn in eine Art von Verlegenheit, wenn nicht die Pflicht ihm gebot, Gebrauch davon zu machen. Immer fürchtete er, dieſes Anſehen möchte der Wahrheit ſchädlich ſeyn, und der reinen Neigung des Herzens, die ſo ganz von dem freieſten, unwillkührlichſten in unſrer Natur abhängt; und vor allem hatte er das Bedürfniß, geliebt zu werden. Er geſtattete mir alſo, im Anfang des Jahrs 1791, als ich volle ein und zwanzig Jahr alt war, ſechs Monate, die ich in Frankreich zubringen durfte, und ich reiſte ab, die Nation kennen zu lernen, die uns ſo benachbart, und dennoch ſo verſchieden iſt durch ihre Verfaſſung und durch die aus ihr entſprungenen Gebräuche.

Ich habe nie geglaubt dies Land lieben zu können, der den Engländern eigenthümliche Stolz und Ernſt flößten mir ein Vorurtheil dagegen ein. Ich fürchtete die Spöttereien gegen alles, was dem Gemüthe und dem Geiſte heilig iſt; ich verabſcheute die Kunſt, jeden Aufſchwung niederzuſchlagen, und jede Liebe zu entzaubern. Der Grund dieſer ſo geprieſenen Fröhlichkeit ſchien mir ſehr traurig, weil er meine geliebteſten Empfindungen ertödtete. Die wahrhaft ausgezeichneten Franzoſen kannte ich damals nicht, welche mit den edelſten Eigenſchaften das einnehmendſte Äußre vereinigen. Ich war erſtaunt über die Einfachheit, über die Freiheit, die in den Pariſer Geſellſchaften herrſchte. Die wichtigſten Dinge wurden darin ohne Leichtſinn, und auch ohne Schwerfälligkeit behandelt; es ſchien, als ob die tiefſten Ideen das Erbtheil der Unterhaltung geworden wären, und als ob die Revolution der ganzen Welt nur Statt hätte, um die Geſellſchaft in Paris deſto liebenswürdiger zu machen. Ich begegnete ernſthaft unterrichteten, mit vorzüglichem Talent begabten Männern, die mehr vom Verlangen zu gefallen belebt waren, als von dem Bedürfniß nützlich zu ſeyn; Männer, die nach der Beiſtimmung einer Tribune, noch nach der eines Geſellſchaftsſaals ſtrebten, und die in Geſellſchaft mit Frauen lebten, mehr um des Beifalls, als um der Liebe willen.

Alles war in Paris, in Rückſicht auf äußerliches Wohlſeyn, vollkommen gut eingerichtet. Keine Art von Zwang in der Einrichtung der Lebensart; Selbſtſucht zwar auf dem Grunde, aber nie in der Form;

eine Bewegung, eine Theilnahme, die jeden Tag hinnahm, ohne viel Nutzen freilich, aber auch ohne daß man ſeine Schwere fühlte; eine Schnelligkeit des Verſtändniſſes, vermittelſt welcher man durch ein Wort anzeigte und begriff, was anderswo einer langen Entwickelung bedurft hätte; ein Geiſt der Nachahmung, der allerdings ſich jeder wahrhaften Unabhängigkeit widerſetzen könnte, der aber im Geſpräch eine Art von gutem Einverſtändniß und von Gefälligkeit einführte, die man nirgends ſonſt antrifft; kurz, eine leichte Art das Leben zu führen, zu verändern, es der Betrachtung zu entziehen, ohne die Geiſtes-Anmuth davon zu entfernen. Zu allen dieſen Betäubungsmitteln fügen Sie noch die Schauſpiele hinzu, die Ausländer, die Neuigkeiten, und Sie haben einen Begriff von der geſelligſten Stadt der Welt. Ich erſtaune beinah, ihren Namen in dieſer Einſiedelei auszuſprechen, mitten in einer Wüſte, im Gegenſatz der Eindrücke, welche das thätigſte Volk in der Welt erzeugt, ich mußte Ihnen aber dieſen Aufenthalt und die Wirkung, die er auf mich hatte, darſtellen.

Werden Sie mir es glauben, Corinna, da Sie mich ſo finſter und ſo muthlos haben kennen lernen, daß ich von dieſem geiſtreichen Wirbel mich hinreißen ließ? Ich war froh, nicht einen Augenblick Langeweile zu fühlen, ſollte ich auch nicht einen mehr des Nachdenkens haben; die Fähigkeit zu Leiden in mir abzuſtumpfen, obgleich die Fähigkeit zu lieben es mit empfinden mußte. Wenn ich nach mir ſelber urtheilen ſoll, ſo ſcheint es mir, als ob ein ernſthafter gefühlvoller Menſch eben durch die Stärke und Tiefe ſeiner Empfindungen ermüdet werden kann; immer kömmt er freilich zu ſeiner eigenthümlichen Natur wieder zurück; was ihn aber, wenigſtens auf einige Zeit, daraus verſetzte, iſt ihm wohlthätig. Indem Sie mich über mich ſelbſt erheben, Coſelbſt, ſondern begnügt ſich, ernſthafte dramatiſche Handlungen aus dem häuslichen Leben mit ſeinen Reizen zu ſchmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf, die komiſche Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragiſche Wirkung erſetzt; und es entſteht eine neue Gattung, eine Miſchung des komiſchen und des tragiſchen Drama, welche ſich gewöhnlich mit beſcheidnem Stolz den erſten Platz über beyde anmaaßt. Was ihre Anſprüche gelten, iſt eine andre Frage; aber die Natur des Komiſchen kann man nur in der unvermiſchten reinen Gattung kennen lernen; und nichts entſpricht ſo ganz dem Ideal des reinen Komiſchen, als die alte atheniſche Volks-Komödie. Sie iſt eines der wichtigſten Denkmahle für die Theorie der Kunſt; denn in der ganzen Geſchichte der Kunſt ſind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es iſt ſchwer, nicht ungerecht gegen ſie zu ſeyn. Sie nur zu verſtehen, erfordert eine vollendete Kenntniß der Griechen; und mit unbeſtechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzuſondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunſtſinn, der über alle fremde Einflüſſe erhaben, auf das Schöne allein gerichtet iſt.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die

---

und Schickſalen zahlreicher Götterſöhne, wird in den epiſchen Geſängen, ſchon von den homeriſchen angefangen, in reichem, dichteriſchem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht ſich am meiſten auf die geheime Feyer der fremden und verborgenen Götter, beſonders des Dionyſos, als des Gottes der [illegible] Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Verjüngung.

rinna, zerſtreuen Sie meine natürliche Schwermuth; eine Frau, von welcher ich Ihnen bald erzählen werde, betäubte meine innere Traurigkeit, indem ſie mich weniger würdigte, als ich in der That werth bin. Dennoch, obgleich ich Geſchmack fand an dem Pariſer Leben, und die Gewohnheiten deſſelben angenommen hatte, würde es mir nicht lange genügend geweſen ſeyn, hätte ich nicht die Freundſchaft eines Mannes erlangt, der ein vollkommnes Muſter des franzöſiſchen Charakters in ſeiner alten Biederkeit, und des franzöſiſchen Geiſtes in ſeiner neuen Ausbildung war.

Die wahren Namen der Perſonen, von denen ich Ihnen ſprechen werde, geliebte Freundin, werde ich nicht nennen, und Sie werden es einſehen, was mir dieſes Verſchweigen auflegt, wenn Sie das Ende meiner Geſchichte hören werden. Graf Raimond war aus der größten Familie in Frankreich; ſeine Seele beſaß den ritterlichen

Stolz ſeiner Ahnherrn, und ſein Verſtand faßte die Ideen der Philoſophie, wenn ſie ihm perſönliche Aufopferungen geboten; er hatte ſich nicht thätig in die Revolution gemiſcht; aber er liebte das Tugendhafte in jeder Parthei; den Muth der Dankbarkeit in der einen, wie die Liebe zur Freiheit in der andern; alles, was uneigennützig war, gefiel ihm. Die Sache aller Unterdrückten ſchien ihm gerecht, und dieſe Großmuth des Charakters ward durch die größte Sorgloſigkeit für ſein eignes Leben noch höher gehoben. Er war nicht grade zu unglücklich, aber ſeine Seele war der Geſellſchaft, ſo wie ſie im Allgemeinen iſt, ſo entgegengeſetzt, daß der tägliche Verdruß darüber ihn ſich ſelbſt entfremdete. Ich war ſo glücklich Graf Raimonds Theilnahme zu erregen; er wünſchte meine natürliche Zurückhaltung zu überwinden, und, um ſie zu beſiegen, legte er in unſer Verhältniß eine wirklich romanhafte Koketterie der Freundſchaft; für ihn gab es kein Hinderniß, weder um einen wichtigen Dienſt zu leiſten, noch um ein geringes Vergnügen zu verſchaffen. Um mich nicht zu verlaſſen, wollte er die Hälfte des Jahrs ſich in England aufhalten; ich hatte viel Mühe, ihn zu verhindern, daß er nicht alles, was er beſaß, mit mir theilte.

— Ich habe nur eine Schweſter, ſagte er, ſie iſt an einen ſehr reichen alten Mann verheirathet, und ich bin vollkommen frei, mit meinem Vermögen zu machen was ich will. Außerdem wird auch dieſe Revolution eine ſchlimme Wendung nehmen, und es könnte ſeyn, daß ich umgebracht würde; laſſen Sie mich alſo meines Vermögens beſſer genießen, indem ich es als das Ihrige betrachten darf. — Ach! der großmüthige Raimond ahndete ſein Geſchick nur zu richtig; die Vorgefühle ſind ſehr oft nur ein Urtheil über uns ſelbſt, das wir uns noch nicht völlig eingeſtanden haben. Der edle, offne, ſogar unvorſichtige Graf Raimond, zeigte ſeine ganze Seele; für mich war ein ſolcher Charakter ein ganz neues Vergnügen; bei uns ſind die Schätze der Seele nicht leicht den Blicken ausgeſetzt, und wir haben es zur Gewohnheit gemacht, an allem, was geſehen wird, zu zweifeln. Die ausſtrömende Gutherzigkeit meines Freundes verſchaffte mir leichte und dennoch ſichre Freuden, und ich zweifelte an keiner ſeiner Eigenſchaften, obgleich ſie ſich gleich im erſten Augenblick wahrnehmen ließen. Ich fühlte keine Art von Schüchternheit in meinen Verhältniſſen zu ihm, und was noch mehr werth war, er machte mich mit mir ſelbſt zufrieden. So war der liebenswürdige Franzoſe, für den ich jene vollkommne Freundſchaft, jene brüderliche Vertraulichkeit eines Waffengefährten fühlte, deren man nur in der Jugend fähig iſt, ehe uns das Gefühl der wettſtreitenden Mitbewerbung bekannt wird, bevor noch die unwiederruflich vorgezeichneten Bahnen das Feld der Zukunft furchen und eintheilen.

Eines Tages ſagte mir Graf Raimond: — Meine Schweſter iſt Wittwe, es iſt mir ſehr lieb; ich war nicht zufrieden mit ihrer Heirath; ſie nahm die Hand des alten Mannes, der jetzt geſtorben iſt, in einem Augenblick an, wo keiner von uns beiden Vermögen hatte; denn das meinige kömmt von einer ganz neuerdings gemachten Erbſchaft; dennoch hatte ich mich damals dieſer Heirath ſo ſehr widerſetzt, als ich konnte; ich liebe es nicht, daß man etwas aus Berechnung thue, am wenigſten die feierlichſte Handlung des Lebens. Nun, ihr Betragen gegen den Mann, den ſie nicht liebte, war ganz ohne Tadel; nach dem Urtheil der Welt läßt ſich alſo ganz und gar nichts dagegen einwenden; jetzt iſt ſie frei, und ſie kömmt wieder zu mir, um mit mir zuſammen zu wohnen. Sie werden ſie ſehen; ſie iſt ſehr liebenswürdig bei längerer Bekanntſchaft; Ihr Engländer mögt ja gern Entdeckungen machen. Ich für mein Theil finde es angenehmer, gleich alles in einer Geſichtsbildung zu leſen. Das zurückhaltende Weſen an Ihnen, lieber Oswald, war mir nie unangenehm, aber an meiner Schweſter iſt es mir etwas peinlich.

Frau von Arbigny, die Schweſter des Grafen Raimond, kam den folgenden Morgen, und an demſelben Abend ward ich ihr vorgeſtellt. In ihren Zügen hatte ſie viel ähnliches von ihrem Bruder, der Ton der Stimme war gleichmäßig, die Art des Nachdrucks in der Sprache aber war ganz verſchieden, und im Ausdruck ihres Blicks lag weit mehr Zurückhaltung und Schlauheit; ihre Geſtalt übrigens war ſehr angenehm, ihr Wuchs ſehr reizend, und alle ihre Bewegungen waren vollkommen zierlich; ſie ſagte nicht ein Wort, das nicht ſchicklich geweſen wäre; ſie verfehlte keine Art von Achtungs-Bezeigung, ohne daß ihre Höflichkeit irgend etwas übertrieben hätte; mit vieler Geſchicklichkeit wußte ſie der Eigenliebe zu ſchmeicheln. Sie ließ es merken, daß man ihr wohlgefiel, ohne daß ſie ſich jemals bloß gab; denn in allem, was das Gefühl betraf, drückte ſie ſich immer ſo aus, als ſuche ſie in dieſer Rückſicht vor andern zu verbergen, was in ihrem Herzen vorginge. Dieſe Manier hatte eine ſcheinbare Ähnlichkeit mit der meiner Landsmänninnen, die mich verführte; es ſchien mir zwar, als ob Frau von Arbigny zu oft verriethe, was ſie verbergen zu wollen vorgab, und daß der Zufall nicht ſo oft Gelegenheit zu unwillkührlicher Rührung herbeiführe, als wirklich um ſie her entſtanden; aber dieſe Betrachtung ging mir nur leicht durch den Kopf, und das, was ich beſtändig in der Gegenwart der Frau von Arbigny fühlte, war mir angenehm und neu.

Ich war niemals von irgend jemand geſchmeichelt worden. Bei uns fühlen wir tief die Liebe und ihre Begeiſterung; die Kunſt aber, ſich durch die Eigenliebe in ein Gemüth einzuſchleichen, iſt wenig bei uns bekannt. Überdies kam ich eben von der Univerſität, und in England war bis jetzt noch niemand aufmerkſam auf mich geweſen. Frau von Arbigny ließ keines meiner Worte fallen; ſie war mit immerwährender Aufmerkſamkeit mit mir beſchäftigt; ich glaube nicht, daß ſie recht erkannte, was ich ganz werden konnte; aber ſie offenbarte mich mir ſelbſt durch tauſend einzelne Beobachtungen, vor deren Scharfſinn ich verſtummte. Oft dünkte mich, als wäre etwas künſtliches in ihrer Art zu reden, als ſpräche ſie zu gut und mit einer zu ſanften Stimme, als wären ihre Redensarten zu ſorgfältig geordnet; aber ihre Ähnlichkeit mit ihrem Bruder, dem offenſten aller Menſchen, entfernte dieſe Zweifel wieder aus meiner Seele, und trug dazu bei, mir Neigung für ſie einzuflößen.

Eines Tages erzählte ich dem Grafen

Raimond die Wirkung dieſer Ähnlichkeit auf mich; er dankte mir dafür; nach einer augenblicklichen Überlegung ſagte er aber: — Meine Schweſter hat jedoch mit mir keine Ähnlichkeit im Charakter. — Er ſchwieg nach dieſen Worten; als ich ſie mir aber in der Folge erinnerte, ſo wie manchen andern Umſtand noch, ward ich überzeugt, daß er nicht wünſchte, ich möchte mich mit ſeiner Schweſter vermählen. Daß ſie ſchon damals dieſe Abſicht gehabt hat, iſt mir nicht zweifelhaft, obgleich dieſe Abſicht noch nicht ſo beſtimmt ausgeſprochen wurde, als in der Folge geſchah. Wir brachten das Leben mit einander zu, und die Tage verfloſſen bei ihr oft auf eine angenehme Weiſe, immer aber ohne irgend eine unangenehme Empfindung. Ich habe ſeitdem mich erinnert, daß ſie immerwährend derſelben Meinung mit mir war; fing ich eine Rede an, ſo endigte ſie dieſelbe, oder ſie ſah voraus, was ich ſagen würde, und eilte ſich darnach zu richten; und dennoch, ungeachtet dieſer vollkommnen Sanftmuth dem Äußern nach, herrſchte ſie despotiſch über meine Handlungen; ſie hatte eine Manier mir zu ſagen: — Sicher werden Sie ſich ſo betragen; ſicher werden Sie keinen ſolchen Schritt thun, wodurch ſie mich völlig regierte. Es ſchien mir, als müßte ich ihre ganze Achtung verlieren, wenn ich ihre Erwartung betrügen wollte, und ihre Achtung, die ſie mir oft mit ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken bezeigte, war von großem Werth für mich.

Unterdeſſen, glauben Sie mir, Corinna, denn ich dachte es ſchon, ehe ich Sie kannte: das Gefühl, welches Frau von Arbigny mir einflößte, war nicht Liebe; ich hatte ihr auch nicht geſagt, daß ich ſie liebte; ich wußte nicht, ob eine ſolche Schwiegertochter meinem Vater angenehm ſeyn würde; er war nicht des Willens, daß ich eine Franzöſin heirathen ſollte, und ohne ſeine Einwilli-

Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie iſt ein Rauſch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeiſterung; urſprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidniſchen Götterdienſt gewidmete und geheiligte Darſtellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feſte des Dionyſos, welcher Gott ein Bild der innern verborgnen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiſer eines höheren und reinen, unſterblichen Daſeyns, und der allgemeine Befreyer von allen trüben, irdiſchen Banden war. Dieſe Vermählung des Leichteſten mit dem Höchſten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude iſt an und für ſich gut, ſelbſt die ſinnliche enthält urſprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des geſunden Lebens und organiſchen Wohlſeyns. Die geiſtige Freude aber iſt nichts anders als das begeiſterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überſtrömenden Schöpferkraft der Natur. Von dieſer überſtrömenden Fülle des freyeſten Lebens nun, giebt uns die Dionyſoskunſt der alten Komödie das treueſte und eigenthümlichſte Bild und Sinnbild. Dieſe Freude iſt der eigenthümliche, natürliche und urſprüngliche Zuſtand der höhern Natur des Menſchen im geſunden geiſtigen Zuſtande, der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil ſeines Weſens. Rein-geiſtiger Schmerz iſt nichts als entbehrte Freude, und rein-ſinnliche Freude nichts als geſtillter Schmerz; denn der Grund des thieriſchen Daſeyns iſt Schmerz. Aber Beydes ſind nur Begriffe der Abſonderung; in der Wirklichkeit bilden beyde gung wollte ich nichts thun. Mein Schweigen mißfiel, wie ich glaube, der Frau von Arbigny; denn manchmal hatte ſie üble Laune, die ſie immer für Traurigkeit ausgab, und nachher durch rührende Beweggründe erklärte, obgleich ihre Phyſiognomie manchmal in Augenblicken, wo ſie ſich nicht beobachtete, ſehr viel Trockenheit verrieth; ich ſchrieb aber dieſe augenblickliche Unebenheiten unſerem Verhältniſſe zu, mit welchem ich ſelber nicht zufrieden war; denn ein wenig zu lieben, und nicht ganz und gar zu lieben, iſt ſchmerzlich.

Graf Raimond ſprach nicht mit mir über ſeine Schweſter, und ich nicht mit ihm; dies war der erſte Zwang, der zwiſchen uns Statt gefunden hatte; aber mehreremale hatte Frau von Arbigny mich beſchworen, nicht mit ihrem Bruder über ſie zu ſprechen, und als ich über dieſe Bitte erſtaunte, ſagte ſie: — Ich weiß nicht, ob Sie ſo fühlen wie ich, aber mir iſt es unleidlich, wenn ein

Dritter, wäre es auch mein vertrauteſter Freund, ſich in meine Geſinnungen für einen andern hineinmiſcht. Ich liebe das Geheimniß in allen Gefühlen. — Dieſe Erklärung gefiel mir ziemlich wohl, und ich gehorchte ihren Wünſchen. Ich erhielt einen Brief von meinem Vater, der mich nach Schottland zurückrief. Die ſechs Monate meines Aufenthaltes in Frankreich waren verfloſſen, und da die Unruhen daſelbſt immer höher ſtiegen, glaubte er, es ſey für einen Ausländer nicht anſtändig, länger daſelbſt zu verweilen. Dieſer Brief verurſachte mir Anfangs lebhaften Kummer. Dennoch fühlte ich wie ſehr mein Vater Recht hatte; ich trug ein großes Verlangen ihn wieder zu ſehen, aber das Leben in Paris, in der Geſellſchaft des Grafen Raimond und ſeiner Schweſter, war mir ſo angenehm, daß ich mich nicht ohne bittern Schmerz davon losreißen konnte. Ich ging ſogleich zu Frau von Arbigny, zeigte ihr meinen

Brief, und während ſie ihn las, war ich ſo in meinen Kummer vertieft, daß ich nicht einmal wahrnahm, welchen Eindruck er auf ſie machte. Ich hörte ſie bloß einige Worte zu mir ſagen, um mich zu bereden, meine Abreiſe zu verſchieben, daß ich meinem Vater ſchreiben ſolle, ich ſey krank; daß ich mit ſeinem Befehl *laviren* müſſe. Ich erinnere mich, daß dies der Ausdruck war, deſſen ſie ſich bediente; ich wollte antworten, und ich hätte ihr geſagt, wie es in der That ſich verhielt, daß meine Abreiſe auf den andern Tag beſchloſſen ſey, als Graf Raimond dazu kam, der, als er hörte wovon die Rede ſey, gerade zu erklärte, ich müſſe meinem Vater gehorchen, und das ohne alle Zögerung. Ich war betroffen über dieſe ſchnelle Entſcheidung; ich hatte erwartet, daß man mich bitten und halten würde; ich wollte mein eignes Gefühl beſiegen, aber ich hatte nicht geglaubt, daß man mir den Sieg ſo leicht machen würde, und, auf einen Augenblick erkannte ich die Geſinnungen meines Freundes; er merkte es, nahm meine Hand und ſagte: — In drei Monaten bin ich in England, warum ſollte ich Sie alſo in Frankreich zurückhalten? und halb leiſe ſetzte er hinzu: ich habe meine Urſachen, es nicht zu thun. — Aber ſeine Schweſter hörte es, und ſagte eilig, es wäre auch in der That der Klugheit gemäß, die Gefahren zu vermeiden, denen ein Engländer während der Revolution in Frankreich ausgeſetzt ſeyn könnte. — Ich bin jetzt überzeugt, daß Graf Raimond darauf gar nicht angeſpielt hatte; aber er widerſprach weder, noch beſtätigte er die Deutung ſeiner Schweſter. Ich reiſte fort, er hielt es alſo für unnöthig, mir mehr zu ſagen.

— Könnte ich meinem Vaterlande nützen, fuhr er fort, ſo würde ich bleiben; Sie ſehen aber, es giebt kein Frankreich mehr. Die Geſinnungen, die es liebenswürdig machten, ſind nicht mehr vorhanden. Den Vaden werde ich noch betrauern; aber mein Vaterland werde ich wiederfinden, wo ich mit Ihnen dieſelbe Luft einathme. — Wie ergriff mich der rührende Ausdruck dieſer wahrhaften Freundſchaft! wie ſehr behielt Raimond in dieſem Augenblick das Übergewicht in meinem Herzen über ſeine Schweſter! Sie errieth es auch ſchnell genug, und noch denſelben Abend lernte ich ſie von einer ganz andern Seite kennen. Es kam Geſellſchaft, ſie empfing und bewirthete ſie mit der größten Artigkeit, ſprach ganz natürlich über meine Abreiſe, und erregte ganz allgemein die Meinung, daß es für ſie eine ganz gleichgültige Begebenheit ſey. Ich hatte zwar ſchon oft bemerkt, welche Wichtigkeit ſie auf die Rückſichten ſetzte, ſo daß ſie niemals jemand ihre Gefühle für mich blicken ließ; aber das war zu viel, und ich war ſo gekränkt von ihrer Gleichgültigkeit, daß ich beſchloß, noch vor der Geſellſchaft fortzugehen, und nicht einen Augenblick allein mit ihr zu bleiben. Ich nahte mich ihrem Bruder, um ihn zu bitten, daß er den andern Morgen vor meiner Abreiſe noch zu mir kommen und Abſchied von mir nehmen möchte; ſie ſah es, kam auf mich zu, und ſagte ziemlich laut, ſo daß man es hören mußte, daß ſie mir einen Brief für eine ihrer Freundinnen in England mitzugeben habe, dann ſetzte ſie ſehr ſchnell und ſehr leiſe hinzu: — Niemand verlaſſen Sie ungern, als meinen Bruder, mit Niemand reden Sie, als mit ihm; und mir wollen Sie das Herz durchbohren und ſo fortgehen! — Hierauf drehte ſie ſich gleich wieder um und ſetzte ſich wieder in ihren Geſellſchafts-Zirkel. Dieſe Anrede machte mich beſtürzt, und ich war im Begriff wieder zu bleiben, weil ſie es verlangte, als Graf Raimond mich beim Arm nahm und mich nach ſeinem Zimmer führte.

Als die ganze Geſellſchaft wieder fort war, hörten wir mehreremale nach einander ſtark ſchellen im Zimmer der Frau von Arbigny; Graf Raimond gab nicht Acht darauf; ich zwang ihn aber, ſich darum zu bekümmern, und wir ſchickten hinein, um uns zu erkundigen, was es gäbe; wir erfuhren, Frau von Arbigny befände ſich nicht wohl. Ich war ſehr gerührt; ich wollte ſie wiederſehen, noch einmal zu ihr gehen, Graf Raimond aber hielt mich hartnäckig davon zurück. — Es iſt beſſer, ſagte er, dieſen Rührungen auszuweichen, die Frauen tröſten ſich weit eher, wenn ſie allein ſind. — Ich begriff dieſe Härte meines Freundes gegen ſeine Schweſter nicht, die mit ſeiner immer gleichen Güte ſo ſehr in Widerſpruch ſtand, und ich trennte mich den Morgen darauf mit einer Art von Verlegenheit von ihm, die unſern Abſchied weniger zärtlich machte. O! hätte ich die Zartheit ſeiner Geſinnungen errathen, die ihn bewog nicht zuzugeben, daß ſeine Schweſter mich feſſelte, da er ſie nicht fähig hielt, mich glücklich zu machen; und vor allem, hätte ich vorausgeſehen, welche Begebenheiten uns auf immer trennen ſollten! mein Abſchied hätte ſein Herz befriedigt und auch das meinige.

Zweites Kapitel.

Oswald ſchwieg einige Augenblicke; Corinna hörte ſeiner Erzählung mit einer ſolchen Begierde zu, daß auch ſie ſchwieg, um nicht den Augenblick zurück zu halten, wo er wieder zu reden anfangen würde. — Glücklich wäre ich, fuhr er fort, wenn mein Verhältniß mit Frau von Arbigny damals ein Ende gehabt hätte, wenn ich bei meinem Vater geblieben, und den Fuß nicht mehr nach Frankreich geſetzt hätte! Aber das Verhängniß, das heißt, vielleicht die Schwäche meines Charakters, hat auf immer mein Leben vergiftet, ja, auf immer, geliebte Freundin, ſelbſt neben Ihnen.

Ich blieb beinah ein Jahr in Schottland bei meinem Vater, und unſre gegenſeitige Zärtlichkeit ward täglich inniger; ich drang in das Allerheiligſte dieſer himmliſchen Seele, und in der Freundſchaft, die mich mit ihm vereinigte, erkannte ich die Sympathie des Bluts,

Bluts, deren geheimnißvolles Band mit unſerm ganzen Weſen zuſammenhängt. Von Raimond erhielt ich Briefe voller Anhänglichkeit; er erzählte mir die Schwierigkeiten, die er fände, ſeine Güter zu veräußern, um zu mir zu kommen, aber ſeine Beharrlichkeit in dieſem Vorſatz war immer dieſelbe. Ich liebte ihn beſtändig; welch einen Freund aber konnte ich mit meinem Vater vergleichen! Die Ehrfurcht, die er mir einflößte, legte meinem Zutrauen keinen Zwang an; ich hatte einen Glauben an ſeine Worte, wie an ein Orakel, und die Unentſchloſſenheit, die unglücklicherweiſe in meinem Charakter liegt, hörte auf, ſobald er geſprochen hatte. *Der Himmel bildete uns*, ſagt ein engliſcher Schriftſteller, *für die Liebe des Ehrwürdigen.* Mein Vater wußte nicht, er konnte nicht wiſſen, wie ſehr ich ihn liebte; durch mein unglückliches Betragen mußte er daran zweifeln. Dennoch hat er Mitleid mit mir gehabt; ſterbend beungleichartige Naturen in unbedingter Gemeinſchaft ein Ganzes, den Menſchen, verſchmelzen in einen Trieb, den menſchlichen; der Schmerz wird ſittlich, und die Freude wird herrlich.

Weil reine menſchliche Kraft ſich in Freude äußert, ſo iſt ſie ein Symbol oder die ſinnbildliche äußere Erſcheinung des Guten, des geſunden Lebens oder des ungeſtörten vollkommenen Daſeyns; ſie iſt das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, ſondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf ſeine Wurzel und auf die Frucht ſeiner Vollendung; und der höchſte Moment der Lebenskraft iſt ſeine Verdoppelung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geiſt aber ſind im Menſchen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geiſter. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren ſich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, ſcheint die letzte Hülle der Thierheit zu verſchwinden; der Menſch ahndet den Zuſtand des völlig befriedigten Daſeyns, nach welchem er nur ſtreben kann, ohne ihn zu beſitzen. Es giebt für jedes empfindende Weſen eine Freude, welche keinen Zuſatz zu leiden ſcheint, weil ſie keine Gränzen hat, als die beſchränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchſten, was es faſſen kann, erſcheint dem Menſchen das Unbedingt-Höchſte; ſeine höchſte Geiſtes- und Seelen-Freude iſt ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Daſeyn des unendlichen Weſens. Der Schmerz kann ein höchſt wirkſames Mittel und Element des Schönen ſeyn; aber die Freude iſt dauerte er mich wegen des Schmerzes, den ſein Verluſt mir verurſachen würde. O Corinna, ich komme nun an dieſen traurigen Bericht, unterſtützen Sie meinen Muth, ich bedarf es. — Geliebter Freund, ſagte Corinna, möchten Sie einige Linderung darin finden, Ihre edle gefühlvolle Seele einer Perſon zu zeigen, die Sie am meiſten bewundert und werth hält! —

Er ſandte mich in Geſchäften nach London, fing Lord Nelvil wieder an; ich verließ ihn, um ihn nicht wieder zu ſehen, ohne daß ein Schauder mich mein Unglück ahnden ließ. Er war in unſern letzten Unterredungen liebenswürdiger als je; es iſt, als ob die Seele der Frommen, wie die Blumen, gegen den Abend ſtärker duften. Er umarmte mich mit Thränen in den Augen; oft ſagte er mir: in ſeinem Alter würde Alles feierlich. Ich aber glaubte an ſein Leben, wie an das meinige; unſre Seelen verſtanden ſich ſo wohl, er liebte mit ſolcher Jugend, daß ich nicht an ſein Alter dachte. Furcht und Zutrauen ſind beide unerklärbar in den lebhaften Neigungen. Mein Vater begleitete mich dieſesmal bis an das Thor ſeines Schloſſes, des Schloſſes, das ich ſeitdem wiederſah, wüſt und verödet, wie meine traurende Seele.

Ich war noch nicht acht Tage in London, als ich von Frau von Arbigny den unglücklichen Brief erhielt, den ich wörtlich auswendig weiß. „Geſtern, den 10ten Auguſt,“ ſchrieb ſie, „iſt mein Bruder in den Thuilerien ermordet worden, indem er ſeinen König vertheidigte. Als ſeine Schweſter bin ich proſcribirt, und genöthigt mich zu verbergen, um meinen Verfolgern zu entgehen. Graf Raimond hatte mein ganzes Vermögen zu dem ſeinigen geſchlagen, um es nach England zu ſchicken; haben Sie es ſchon erhalten? oder wiſſen Sie, wem er es anvertraute, um es Ihnen zu übergeben? Ich habe nur eine Zeile von ihm erhalten, die er auf dem Schloſſe ſchrieb, in dem Augenblick, als er hörte, daß man es angreifen wolle; und dieſe Zeile enthält nichts, als daß ich mich an Sie wenden ſolle, um alles zu erfahren. Könnten Sie herkommen, mich abzuholen, ſo würden Sie mir vielleicht das Leben retten, denn die Engländer reiſen noch frei in Frankreich; aber ich würde keinen Paß bekommen können, der Name meines Bruders macht mich verdächtig. Wenn Sie genug Theilnahme für die unglückliche Schweſter des Grafen Raimond haben, um ſie abzuholen, ſo erfahren Sie in Paris bei Herrn von Maltigues, einem Anverwandten von mir, wo ich anzutreffen bin. Verlieren Sie aber keinen Augenblick, wenn Sie den großmüthigen Vorſatz haben, mir zu Hülfe zu kommen; denn man ſagt, der Krieg könne jeden Augenblick zwiſchen den Franzoſen und Engländern ausbrechen."

Stellen Sie ſich vor, was dieſer Brief

für eine Wirkung auf mich machen mußte! Mein Freund erſchlagen, ſeine Schweſter in Verzweiflung, und ihr Vermögen, wie ſie ſagte, in meinen Händen; ich hatte aber nicht die geringſte Nachricht davon erhalten. Fügen Sie zu allen dieſen Umſtänden noch die Gefahr, worin Frau von Arbigny ſchwebte, und ihre Überzeugung, ich würde ihr nützen, wenn ich ſie abholen wollte. Zögern zu können, ſchien mir ganz unmöglich; ich reiſte den Augenblick ab, und ſchickte meinem Vater einen Boten, durch welchen ich ihm den erhaltenen Brief ſandte, und die Verſicherung, daß ich noch vor vierzehn Tagen wieder zurück ſeyn wollte! Durch einen wahrhaft grauſamen Zufall ward der Bote unterwegs krank, und der zweite Brief, den ich meinem Vater aus Dover ſchrieb, langte vor dem erſten an. Er erfuhr alſo meine Reiſe, ohne die Beweggründe dazu zu kennen, und als er die Erklärung erhielt, hatte er eine Bekümmerniß über dieſe Reiſe gefaßt, die nie zerſtreut wurde.

Ich kam in drei Tagen zu Paris an; dort erfuhr ich, daß Frau von Arbigny ſich in einer Provinzſtadt aufhielte, ſechzig Stunden von Paris, und ich reiſte alſo gleich weiter, um ſie dort zu treffen. Wir waren beide gerührt beim Wiederſehen; ſie war im Unglück viel liebenswürdiger als vorher, weil weniger Kunſt und weniger Zwang in ihrem Weſen lag. Wir beweinten mit einander ihren edlen Bruder und das allgemeine Unglück! Ich erkundigte mich ängſtlich nach ihrem Vermögen; ſie ſagte, ſie habe keine Nachricht darüber; wenige Tage nachher aber erfuhr ich, daß der Banquier, dem Graf Raimond es anvertraute, es ihr wieder zugeſtellt hatte; und was ſonderbar war, ich erfuhr es durch einen Kaufmann in der Stadt, in welcher wir uns aufhielten, der es mir zufällig ſagte und mich verſicherte, Frau von Arbigny habe nie Urſache gehabt, darüber unruhig zu ſeyn. Das war mir unbegreiflich, und ich ging zu Frau von Arbigny, um ſie darüber zu befragen. Ich fand ihren Anverwandten, Herrn von Maltigues, bei ihr, der mir mit merkwürdiger Geläufigkeit und Kaltblütigkeit ſagte, er käme ſo eben von Paris, um der Frau von Arbigny die Nachricht zu bringen, daß ihr Banquier wieder zurück ſey, von dem ſie geglaubt, daß er nach England gereiſt ſey, und von dem ſie ſeit einem Monat keine Nachricht gehabt habe. Frau von Arbigny beſtätigte dies, und ich glaubte ihr; wie ich mich aber erinnerte, daß ſie beſtändig unter allerlei Vorwand es auswich, mir das Billet ihres Bruders zu zeigen, deſſen ſie in ihrem Briefe Erwähnung gethan hatte, ward es mir nachmals deutlich, daß ſie ſich einer Liſt bedient hatte, um mich wegen ihres Vermögens zu beunruhigen.

Wahr iſt es, daß ſich in ihr Verlangen, ſich mit mir zu verbinden, kein eigennütziger Beweggrund miſchen konnte, denn ſie war reich; das große Unrecht der Frau von Arbigny war nur, eine Unternehmung aus einem Gefühl machen zu wollen, Künſtlichkeit anzuwenden, wo Liebe hinreichend war, und ſich ohne Unterlaß zu verbergen, wo es beſſer geweſen wäre, ganz natürlich blicken zu laſſen, was in ihr vorging. Denn ſie liebte mich damals ſo ſehr, als man lieben kann, wenn man alles berechnet, was man thut, ja, alles beinah was man denkt, und wenn man die Verhältniſſe des Herzens ſo leitet, wie politiſche Händel.

Die Traurigkeit der Frau von Arbigny vermehrte die Reize ihrer Perſon, und gaben ihr einen rührenden Ausdruck, der mir erſtaunlich gefiel. Ich hatte ihr förmlich erklärt, daß ich mich ohne die Einwilligung meines Vaters nicht verheirathen würde; ich konnte mich aber nicht enthalten, ihr das heftige Verlangen kund zu thun, das ihre verführeriſche Geſtalt in mir erregte;

und da es mit in ihren Plan gehörte, mich um jeden Preis zu feſſeln, glaubte ich wahrzunehmen, daß ſie nicht unveränderlich entſchloſſen ſey, meine Wünſche zurückzuweiſen; jetzt, da ich mich alles, was zwiſchen uns vorging, wieder erinnere, ſcheint mir, als hätte ſie aus Beweggründen gezögert, die der Liebe fremd ſind, und daß ihre anſcheinende Kämpfe eigentlich vielmehr heimliche Erwägungen waren. Ich war den ganzen Tag mit ihr allein, und trotz der Zurückhaltung, die ein zarteres Gefühl mir einflößte, konnte ich dennoch der Hinreißung nicht widerſtehen, und Frau von Arbigny legte mir alle Pflichten auf, indem ſie mir alle Rechte übergab. Sie zeigte mehr Schmerz und Gewiſſensbiſſe, als ſie vielleicht wirklich fühlte, und knüpfte mich ſelbſt durch ihre Reue feſt an ihr Schickſal. Ich wollte ſie mit nach England nehmen, ſie meinem Vater vorſtellen und ihn beſchwören, mir ſeine Einwilligung zu meiner Verbindung mit ihr zu geben, aber ſie weigerte ſich, Frankreich zu verlaſſen, ehe ich ihr Gemahl wäre. Darin hatte ſie vielleicht Recht; da ſie aber von Anfang an wohl wußte, daß ich mich nicht entſchließen würde, ſie ohne Einwilligung meines Vaters zu heirathen, ſo hatte ſie Unrecht in den Mitteln, die ſie ergriff, um nicht zu reiſen, und um mich troß der Pflichten, die mich nach England zurückriefen, feſt zu halten.

Als der Krieg zwiſchen ihrem und meinem Vaterlande erklärt war, ward mein Verlangen, Frankreich zu verlaſſen, lebhafter, und die Hinderniſſe, die Frau von Arbigny ihm entgegenſetzte, vermehrten ſich. Bald konnte ſie keinen Paß bekommen; wollte ich allein reiſen, dann verſicherte ſie mich, wenn ſie nach meiner Abreiſe in Frankreich bliebe, würde man ſie in Verdacht eines Briefwechſels mit mir haben. Dieſe Frau, die ſo gelaſſen, ſo abgemeſſen war, die konnte ſich augenblicklich Anfällen von

Verzweiflung überlaſſen, die meine ganze Seele zerrütteten. Sie wandte alles anziehende ihrer Geſtalt und alle Anmuth ihres Geiſtes an, um mir zu gefallen, und wieder ihren ganzen Schmerz, um mich ſchüchtern zu machen.

Vielleicht iſt es Unrecht von den Frauen, im Namen der Thränen zu gebieten, und auf dieſe Weiſe die Kraft ihrer Schwäche zu unterjochen. Wann ſie aber ſich nicht ſcheuen, dieſes Mittel anzuwenden, dann gelingt es faſt immer, wenigſtens auf eine Zeitlang. Freilich wird das Gefühl geſchwächt, durch die Herrſchaft, die man ſich über daſſelbe anmaßt, und die zu oft geübte Macht der Thränen kältet die Fantaſie ab; es gab aber zu der Zeit in Frankreich tauſend Gelegenheiten, Theilnahme und Mitleiden zu erregen. Die Geſundheit der Frau von Arbigny ſchien täglich ſchwächer zu werden; Krankheit iſt auch ein gewaltiges Mittel der Herrſchaft für die Frauen; diejeniſchon an ſich ſchön. Schöne Freude alſo iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönen Kunſt.

Die Poeſie kann dieſe Freude auf zweyerley Art behandeln. Sie iſt entweder Äußerung eines ſchönen Zuſtandes im Subjekte, in der lyriſchen Darſtellung; oder ſie iſt eine vollendete ſelbſtſtändige Nachahmung in der dramatiſchen Darſtellung. Schöne lyriſche Freude muß edel und natürlich ſeyn; die Äußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünſtelten würde unwirkſam ſeyn. Was wäre eine Freude, die nicht von ſelbſt ſchön wäre, ſondern wie einem Geſetze, der Schönheit aus Pflicht gehorchte? Sie darf ſich nicht einmal ſelbſt zwingen; fremder Zwang aber vernichtet ſie unvermeidlich. Schöne Freude muß frey ſeyn, unbedingt frey. Auch die kleinſte Beſchränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geiſtigen Freude iſt in der Darſtellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Äußerung des Gefühls, die lyriſche Darſtellung der Freude, kommt nicht ſo leicht in Gefahr, ihre äußre Freyheit zu verlieren, deſto mehr die dramatiſche. Sie nimmt den Stoff zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Beſtimmung iſt eine öffentliche laute Darſtellung des Lächerlichen, und ihre Freyheit iſt dem Laſter, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird ſie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freyheit überraſcht; ſo wird ſie zugleich das ſchönſte Symbol der bürgerlichen Freyheit, wie ſie nach weiſen Geſetzen geordnet, gen, Corinna, die nicht, wie Sie, ein gerechtes Zutrauen auf ihren Geiſt und ihre Seele ſetzen, oder die nicht, wie unſre Engländerinnen, ſo ſtolz und ſo ſchüchtern ſind, daß die Verſtellung ihnen unmöglich iſt, nehmen ihre Zuflucht zur Künſtlichkeit, um Rührung einzuflößen; und das Beſte, was man von ihnen alsdenn erwarten darf, iſt, daß ihren Künſten ein wahres Gefühl zum Grunde liegt.

Ein Dritter war ohne mein Vorwiſſen in meine Verhältniſſe mit Frau von Arbigny eingeflochten, nämlich Herr von Maltigues; ſie gefiel ihm; er hätte ſie ſehr gern geheirathet, aber eine beſonnene Unſittlichkeit machte ihn gleichgültig gegen Alles. Er liebte die verwickelten Händel wie ein Spiel, ſelbſt wenn ihr Zweck ihn weiter nichts anging, und unterſtützte Frau von Arbigny in ihrem Verlangen, ſich mit mir zu verbinden, um kurz und gut dieſen Plan rückgängig zu machen, wenn die Gelegenheit, den ſeinigen auszuführen, ſich darbieten würde. Gegen dieſen Menſchen hatte ich eine ſonderbare Abneigung; er war kaum dreiſſig Jahr alt, und ſein Äußeres, wie ſein ganzes Weſen, war von einer merkwürdigen Trockenheit. In England, wo man uns doch der Kälte beſchuldigt, habe ich nie etwas geſehen, was ſich mit der Ernſthaftigkeit ſeiner Haltung vergleichen ließe, wenn er in ein Zimmer trat. Ich hätte ihn nie für einen Franzoſen gehalten, hätte er nicht Geſchmack am Scherz gefunden, und ein Bedürfniß zu ſprechen gehabt, welches ſonderbar an einem Menſchen ſchien, der für alles abgeſtumpft war, und der dieſe Stimmung zu einem Syſtem machte. Er behauptete, von Natur ſehr empfindſam, ſehr begeiſtert zu ſeyn, daß aber die Kenntniß der Menſchen, während der franzöſiſchen Revolution, ihn von allem dem zurück gebracht habe. Er habe bemerkt, ſagte er, daß es nichts Gutes in der Welt gäbe, als Reichthum oder Macht, oder beides zuſammen, und im Allgemeinen müßten die Freundſchafts-Bündniſſe bloß angeſehen werden wie Werkzeuge, die man ergreifen oder loslaſſen müſſe nach den Umſtänden. Er war ziemlich geſchickt in der Ausübung dieſer Meinung; einen Fehler beging er nur dabei, nämlich: daß er ſie ſagte; obgleich er aber nicht zu gefallen verlangte, wie die ehemaligen Franzoſen, war ihm doch noch das Bedürfniß geblieben, durch ſeine Reden Effekt zu machen, und das machte ihn ſehr unvorſichtig. Darin war er ſehr verſchieden von Frau von Arbigny, die ihren Zweck erreichen wollte, ſich aber nicht, indem ſie ſelbſt durch die Unſittlichkeit zu glänzen ſuchte, verrieth, wie Herr von Maltigues. Wunderlich war es bei dieſen beiden Perſonen, daß die gefühlvolle Frau ihr Geheimniß gut zu bewahren wußte, und der kalte Mann nicht ſchweigen konnte.

Dieſer Herr von Maltigues, ſo wie er

da war, hatte doch einen überwiegenden Einfluß bei Frau von Arbigny, entweder errieth er ſie, oder ſie vertraute ihm alles; dieſe in immerwährender Verſtellung lebende Frau, mußte vielleicht von Zeit zu Zeit eine Unvorſichtigkeit begehen, gleichſam um Athem zu ſchöpfen. Wenigſtens iſt es gewiß, wenn Herr von Maltigues ſie hart anſah, gerieth ſie in Verwirrung; wenn er unzufrieden ſchien, ſtand ſie auf und zog ihn bei Seite; ging er übel gelaunt fort, ſo ſchloß ſie ſich gleich ein und ſchrieb an ihn. Dieſe Macht des Herrn von Maltigues über Frau von Arbigny erklärte ich mir damit, daß er ſie von Kindheit an kannte, und daß er ihre Geſchäfte beſorgte, ſeitdem ſie keinen nähern Anverwandten habe als ihn. Der Hauptbewegungsgrund aber der Schonungen, die Frau von Arbigny gegen Herrn von Maltigues beobachtete, war der Plan, den ſie gefaßt hatte, ihn zu heirathen, wenn ich ſie verließe, denn ſie wollte um keinen Preis als eine Verlaſſene angeſehen ſeyn. Bei einem ſolchen Entſchluß ſollte man glauben, ſie habe mich nicht geliebt, ſie hatte jedoch keinen andern Grund, mich vorzuziehen, als die Liebe. Aber ſie hatte all ihr Lebenlang Berechnung mit Hinreißung vereinigt, und die erkünſtelten Forderungen der Geſellſchaft mit den natürlichen Neigungen. Sie weinte, weil ſie gerührt war, aber ſie weinte auch, weil man dann rührend iſt. Sie war glücklich geliebt zu werden, weil ſie liebte, aber auch weil es Ehre macht in der Geſellſchaft; ſie hatte gute Empfindungen, wenn ſie ganz allein war, aber ſie ward ihrer nicht froh, wenn ſie dieſelben nicht zum Vortheil ihrer Eigenliebe oder ihrer Wünſche anwenden konnte. Es war eine Perſon, die von und für die gute Geſellſchaft gebildet war, und welche die Kunſt beſaß, das Wahre zu verarbeiten, eine Kunſt, die oft in den Ländern angetroffen wird, wo die Begierde, Effekt

durch

durch die Gefühle zu machen, ſtärker iſt, als dieſe Gefühle ſelber.

Ich hatte in langer Zeit keine Nachricht von meinem Vater, der Krieg hatte unſern Briefwechſel unterbrochen. Durch eine Gelegenheit erhielt ich endlich einen Brief; er beſchwor mich im Namen meiner Pflicht und ſeiner Zärtlichkeit, abzureiſen; zugleich erklärte er mir ganz förmlich, daß ich ihm eine tödtliche Kränkung verurſachen würde, wenn ich mich mit Frau von Arbigny verbände, - wenigſtens fordre er, daß ich frei nach England zurückkommen, und mich nicht eher entſchließen ſollte, bis ich ihn angehört hätte. Ich antwortete ihm auf der Stelle, gab ihm mein Ehrenwort, mich nicht ohne ſeine Einwilligung zu verheirathen, und die Verſicherung, in kurzer Zeit wieder bei ihm zu ſeyn. Frau von Arbigny wandte, um mich zurück zu halten, erſt Bitten an, dann Verzweiflung, und endlich, da ſie ſah, daß es ihr nicht gelingen wollte, nahm ſie, glaube ich, ihre Zuflucht zur Liſt; wie hätte ich es damals aber argwöhnen können?

Sie kam einen Morgen zu mir, blaß, mit zerſtreuten Haaren, warf ſich mir in die Arme und flehte mich an, ſie zu beſchützen; ſie ſchien halb todt vor Furcht. Kaum daß ſie mir ſo viel verſtändlich machen konnte, in der heftigen Bewegung, daß der Befehl gegeben ſey, ſie zu verhaften, als Schweſter des Grafen Raimond, und daß ich ihr einen Zufluchtsort ſchaffen müſſe, um ſie vor ihren Verfolgern zu ſichern. Zu der Zeit waren Frauen hingerichtet worden, und das Entſetzen ſchien ganz natürlich. Ich führte ſie zu einem mir ergebenen Kaufmann; dort verbarg ich ſie, ich glaubte ſie zu retten, ich und Herr von Maltigues wußten allein ihren Aufenthalt. Wie ſollte man in einer ſolchen Lage nicht den lebhafteſten Antheil an dem Schickſal einer Frau nehmen? Wie ſollte man ſich von einer geächteten Perſon trennen! An welchem Tag, in welchem Augenblick iſt es möglich, daß man zu ihr ſage: — Sie hofften auf meine Unterſtützung, und ich entziehe ſie Ihnen! — Mich verfolgte jedoch das Andenken an meinen Vater unaufhörlich, und bei unterſchiedlichen Gelegenheiten verſuchte ich ihre Erlaubniß zu erhalten, allein abreiſen zu dürfen, aber ſie drohte mir, ſich ihren Mördern auszuliefern, wenn ich ſie verließe; zweimal ging ſie am hellen Tage aus, in entſetzlicher Beſtürzung, und ich war von Schmerz und Angſt durchdrungen. Ich folgte ihr auf der Straße nach und beſchwor ſie vergeblich, wieder zurück zu kommen. Glücklicherweiſe, ſey es Zufall oder Abrede, trafen wir jedesmal Herrn von Maltigues; er führte ſie zurück, und ließ ihr die Unvorſichtigkeit ihrer Aufführung fühlen. Nun ergab ich mich da zu bleiben; ich ſchrieb meinem Vater, und lieh meinem Betragen ſo viel Gründe, als ich vermochte; aber ich erröthete, in Frankreich zu leben, mitten unter den entſetzlichen Begebenheiten, die ſich dort zutrugen, und zu einer Zeit, wo mein Vaterland in Krieg war mit Frankreich.

Herr von Maltigues ſpottete oft über meine Gewiſſenszweifel; aber ſo geiſtreich er auch war, ſo ſah er doch nicht voraus, oder er gab ſich die Mühe nicht, zu beobachten, welchen Eindruck ſeine Spöttereien auf mich machten; denn ſie weckten alle Empfindungen bei mir, die er verlöſchen wollte. Frau von Arbigny bemerkte dieſe Wirkung viel beſſer, als er, aber ſie hatte keine Macht über Herrn von Maltigues, der oft in Ermangelung der Theilnahme von Launen beſtimmt wurde. Um mich für ihren wahrhaften Schmerz empfindlich zu machen, nahm ſie ihre Zuflucht zu ihrem übertriebenen Schmerz; ihrer ſchwachen Geſundheit bediente ſie ſich eben ſo gut, um reizend, als um rührend zu erſcheinen, denn nie war ſie lieblicher, als wenn ſie ohnmächtig zu meinen Füßen ſank. Sie konnte ſelbſt ihre

Schönheit noch verſchönern, ſo wie ihre übrigen Eigenſchaften, und auch ihre äußern Reize mußten auf das geſchickteſte mit den Aufwallungen ihrer Leidenſchaft zuſammenwirken, um mich zu feſſeln.

So lebte ich in beſtändiger Angſt, in beſtändiger Unentſchloſſenheit; zitternd, wenn ich einen Brief von meinem Vater erhielt, unglücklicher noch, wenn ich keinen erhielt; zurückgehalten durch die Neigung, die ich für Frau von Arbigny fühlte, und beſonders durch die Furcht vor ihrer Verzweiflung; denn in ſeltſamer Miſchung war ſie im gewöhnlichen Leben die ſanfteſte, gleichmüthigſte, oft ſogar die aufgeräumteſte Frau, und nichts deſto weniger die heftigſte, wenn es einen Auftritt gab. Sie wollte durch das Glück und durch die Furcht feſſeln, und machte auf dieſe Weiſe ſtets ihre eigne Natur zum Werkzeug. Eines Tages, es war im September 1793, ich war ſchon länger als ein Jahr in Frankreich, bekam ich einen in der wahren auf Recht und Sitten gegründeten Republik walten; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunſt, hie und da ſelbſt in monarchiſchen Staaten, ſolche feſtliche Freudenſpiele in ſinnbildlicher Freyheit, nach altem gleichſam zum Recht gewordnen Gebrauch, gern beſtehen laſſen, oder auch ſelbſt zur Erheiterung und Anfriſchung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Überhaupt wird Freyheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargeſtellt. Eine Perſon alſo, die ſich bloß durch ihren eignen Willen beſtimmt, und die es offenbar macht, daß ſie weder innern noch äußern Schranken unterworfen iſt, ſtellt die vollkommne innre und äußre perſönliche Freyheit dar. Dadurch daß ſie im frohen Genuſſe ihrer ſelbſt nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, abſichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freyheit ſichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem ſie äußre Schranken verletzt, während das Geſetz großmüthig ſeinem Rechte entſagt. So ſtellten ſich die Römer in den Saturnalien die Freyheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöſt waren, und die ſonſt Herren waren, ihnen zum Schein dienten, in dem bedeutſamen ſinnbildlichen Lebensſpiel dieſer feſtlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bey dem römiſchen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Reſt jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten iſt. Dieſe feſtlichen Tage ſind gleichſam ein komiſches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geiſt der alten atheniſchen Volksfeſte, aus denen jene eigenthümliche Dionyſus-Kunſt und Poeſie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabey nur ſcheinbar ſey, nichts wirklich

Brief von meinem Vater; er enthielt nur wenige Worte, aber dieſe Worte waren ſo düſter, ſo ſchmerzlich, daß Sie mir ihre Wiederhohlung erlaſſen müſſen, Corinna, es würde mir zu weh thun. Mein Vater war damals ſchon krank, aber er ſchrieb mir nichts davon, dies ließ ſein Stolz und ſein Zartgefühl nicht zu. Sein ganzer Brief aber war ein Ausdruck ſeiner Betrübniß, ſowohl über meine Abweſenheit, als über die Möglichkeit meiner Verheirathung mit Frau von Arbigny; ich begreife noch nicht, wie ich nicht gleich, indem ich ihn las, eine Ahndung des Unglücks hatte, das mich bedrohte. Ich war jedoch bewegt genug, um nicht länger zu zaudern, und ich ging zu Frau von Arbigny, feſt entſchloſſen, Abſchied von ihr zu nehmen. Sie ſah gleich, daß ich einen Entſchluß gefaßt hatte, ſammelte ſich, ſtand plötzlich auf, und ſagte: — Eh Sie reiſen, müſſen Sie doch noch ein Geheimniß vernehmen, das ich Ihnen zu geſtehen erröthete. Wenn Sie mich verlaſſen, ſo bin ich es nicht allein, der ſie den Tod geben, die Frucht meiner Schande und meiner ſtrafbaren Liebe wird unter meinem Herzen mit mir ſterben. — Mein Gefühl in dieſem Augenblick läßt ſich nicht beſchreiben; dieſe geheiligte, mir neue Pflicht, bemächtigte ſich meiner ganzen Seele, und ich ward der Frau von Arbigny unterwürfig, wie der ergebenſte Sklave.

Ich hätte mich mit ihr vermählt, ſie wollte es; wenn ſich nicht grade in dieſer Zeit die größten Hinderniſſe der Heirath eines Engländers in Frankreich entgegen geſtellt hätten, weil es dazu nothwendig war, daß er dem Civil-Beamten ſeinen Namen ſagen mußte. Ich ſchob alſo unſre Vereinigung auf, bis wir zuſammen nach England hätten reiſen können, und ich beſchloß, Frau von Arbigny bis dahin nicht zu verlaſſen. Sobald ſie nur über die Gefahr meiner nahen Abreiſe geſichert war, ward ſie gleich beruhigt. Bald darauf aber fing ſie wieder an ſich zu beklagen, und ſich bald gekränkt, bald unglücklich darüber zu bezeigen, daß ich nicht alle Hinderniſſe überwand, mich mit ihr zu vermählen. Ich würde endlich dennoch ihrem Verlangen nachgegeben haben; ich verfiel in die tiefſte Schwermuth; ganze Tage blieb ich auf meinem Zimmer, ohne heraus zu können; ich war einem Gedanken ganz hingegeben, den ich mir nie eingeſtand, und der mich immer verfolgte. Ich hatte ein Vorgefühl von meines Vaters Krankheit, und wollte ihm nicht glauben, ich hielt es für eine Schwachheit. Auf eine ſeltſame Weiſe, eine Folge des Entſetzens den der Schmerz der Frau von Arbigny mir verurſachte, bekämpfte ich meine Pflicht gleich einer Leidenſchaft, und was man hätte für eine Leidenſchaft bei mir halten können, ängſtete mich wie eine Pflicht. Frau von Arbigny ſchrieb mir ohne Unterlaß, daß ich zu ihr kommen ſolle; ich ging hin, und wenn ich ſie ſah, redete ich gar nicht von ihrem Zuſtande, weil ich ungern an etwas erinnerte, wodurch ſie ein Recht über mich hatte; jetzt ſcheint es mir, als habe auch ſie weniger davon geredet, als ſie hätte thun ſollen; damals aber litt ich zu ſehr, um es zu bemerken.

Einmal endlich, als ich drei Tage wieder zu Hauſe geblieben war, von Gewiſſensbiſſe verzehrt, und ich wohl zwanzig Briefe an meinen Vater geſchrieben hatte, die ich alle wieder zerriß, kam Herr von Maltigues, der bis dahin mich noch nie beſucht hatte, wir gefielen uns einander nicht; Frau von Arbigny hatte ihn abgeſchickt, mich meiner Einſamkeit zu entreißen, aber wie Sie ſehen werden, nahm er nur wenig Antheil an dem Erfolg ſeiner Sendung. Indem er hereintrat, ſah er, daß mein Geſicht mit Thränen bedeckt war, die ich nicht Zeit gehabt hatte, ihm zu verbergen. — Was nützt dieſe Betrübniß, mein Beſter? fing er an, entweder verlaſſen Sie meine Couſine, oder heirathen Sie ſie; beide Entſchlüſſe ſind gut, weil ſie der Sache ein Ende machen. — Es giebt Lagen im Leben, antwortete ich ihm, in welchen, ſelbſt wenn man ſich aufopfert, man nicht alle ſeine Pflichten zu erfüllen weiß. — Weil man ſich eben nicht aufopfern muß, erwiederte Herr von Maltigues; ich wenigſtens kenne kein Verhältniß, wo das nothwendig wäre; mit Klugheit zieht man ſich allenthalben heraus; Geſchicklichkeit iſt die Königin der Welt. — Geſchicklichkeit iſt nicht was ich beneide, ſagte ich; wenigſtens aber, ich muß es wiederhohlen, wünſchte ich wohl, indem ich auf mein eignes Glück Verzicht leiſte, nicht das zu betrüben, was ich liebe. — Glauben Sie mir, ſagte Herr von Maltigues, miſchen Sie zu dem ſchweren Geſchäfte, was man Leben nennt, nicht noch auch Gefühl, wodurch es noch verwickelter wird; es iſt eine Krankheit der Seele, ſie befällt auch mich manchmal, wie jeden andern; kömmt ſie aber, ſo ſage ich mir ſelber, daß ſie wieder vergehen wird, und ich halte mir immer Wort. — Wenn man auch, antwortete ich, indem ich, ſo wie er, ſuchte im Allgemeinen zu ſprechen; denn ich konnte und wollte ihm nichts anvertrauen; wenn man auch das Gefühl verſcheuchen könnte, ſo bliebe doch immer die Ehre und die Tugend, die ſich oft allen unſern Wünſchen entgegenſtellen. — Ehre, erwiederte Herr von Maltigues; verſtehen Sie unter Ehre, ſich zu ſchlagen, wenn man beleidigt iſt? In dieſem Sinn findet kein Zweifel Statt; aber in jeder andern Rückſicht, welchen Vortheil hätte man davon, ſich durch tauſend vergebliche Spitzfindigkeiten hemmen zu laſſen? — Welchen Vortheil! unterbrach ich ihn, mich dünkt, das iſt hier nicht das rechte Wort. — Ernſthaft zu reden, fuhr Herr von Maltigues fort, es giebt wenige, die einen ſo klaren Sinn darbieten; ich weiß wohl, daß man ehedem ſagte: ein ehrenvolles Unglück, ein ruhmwürdiger Unfall. Heutiges Tages aber, da alle Menſchen verfolgt werden, die Schurken ſowohl, als die, welche man übereingekommen iſt, rechtſchaffene Leute zu nennen; jetzt giebt es keinen andern Unterſchied in dieſer Welt, als zwiſchen den Vögeln, die ſich in's Netz haben fangen laſſen, und denen, welche ihm entwiſchten. — Ich glaube an einen andern Unterſchied, antwortete ich ihm, nämlich ein Glück, das Verachtung verdient, und das durch die Achtung aller Rechtſchaffenen geehrte Unglück. — So finden Sie ſie doch, erwiederte Herr von Maltigues, finden Sie dieſe rechtſchaffenen Leute, die Sie in der Bekümmerniß mit muthiger Achtung tröſten; mich dünkt im Gegentheil, daß die meiſten ſogenannten tugendhaften Perſonen nur den Glücklichen entſchuldigen, nur den Mächtigen lieben. Es iſt ohne Widerrede ſehr ſchön von Ihnen, daß Sie Ihrem Vater nicht zu widerſprechen wiſſen, der ſich jetzt eigentlich nicht mehr in Ihre Angelegenheiten miſchen ſollte; aber deshalb ſollten Sie hier doch Ihre Zeit nicht auf alle Weiſe verlieren; was mich betrifft, ich will, es mag mir begegnen was da wolle, meinen Freunden den Verdruß erſparen, mich leiden zu ſehen, und mir das Schauſpiel eines langen Tröſter Geſichts. — Ich habe geglaubt, unterbrach ich ihn lebhaft, der Zweck des Lebens eines rechtſchaffenen Mannes ſey nicht das Glück, das ihm nur allein Nutzen bringt, ſondern die Tugend, die den andern nützlich iſt. — Die Tugend, die Tugend . . . . ſagte Herr von Maltigues, etwas zögernd, endlich ſich entſchließend: das iſt eine Sprache für den gemeinen Mann, welche die Eingeweihten unter ſich nicht reden können, ohne zu lachen. Es giebt einige Seelen, die von gewiſſen Worten, von gewiſſen wohlklingenden Tönen, noch gerührt werden; für dieſe läßt man das Inſtrument ſpielen; die ganze

Poeſie, die Gewiſſen, Ergebung, Begeiſterung genannt wird, iſt zum Troſt derjenigen erfunden worden, die in der Welt kein Glück haben machen können; wie das de profundis, das für die Todten geſungen wird. Die Lebendigen, wenn ſie ſich gut befinden, ſind ganz und gar nicht begierig nach dieſer Art von Huldigung. —

Ich war ſo aufgebracht über dieſe Reden, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit Feſtigkeit zu ſagen: — Es würde mir leid ſeyn, mein Herr, wenn ich ein Recht in dem Hauſe der Frau von Arbigny haben ſollte, daß ſie einen Menſchen darin aufnähme, der ſich eine ſolche Denkungsart erlaubt, und ſie zu erkennen giebt. — Darüber, antwortete Herr von Maltigues, können Sie, wenn die Zeit da ſeyn wird, verfügen was Ihnen beliebt; wenn aber meine Couſine mir glaubt, ſo heirathet ſie einen Menſchen nicht, der ſich wegen der Möglichkeit dieſer Verbindung ſo unglücklich bezeigt; ſchon lange, das kann ſie Ihnen ſagen, tadle ich ihre Schwachheit und alle die Mittel, die ſie zu einem Zweck anwendet, der nicht der Mühe lohnt. — Bei dieſem Wort, das durch den Ton, mit dem er es ſagte, noch beleidigender ward, machte ich Herrn von Maltigues ein Zeichen, mit mir hinaus zu gehen; auf dem Wege, muß ich ſagen, fuhr er fort mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt, ſeine Denkart zu entwickeln; er konnte in wenigen Augenblicken todt ſeyn, und er ſprach nicht ein einziges religiöſes oder gefühlvolles Wort. — Hätte ich mich auch, ſagte er, in die Albernheiten von euch jungen Leuten einlaſſen wollen, glauben Sie denn, daß ich nicht durch das, was in meinem Vaterlande vorgeht, davon geheilt ſeyn würde? Wann haben Sie geſehen, daß auf dieſe Weiſe ängſtlich und gewiſſenhaft zu ſeyn, irgend etwas nützt? — Ich gebe es zu, ſagte ich, daß es in Ihrer Heimath jetzt etwas weniger nützt, als an

Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freyheit unbedingt erſcheine; das iſt die eigentliche Aufgabe einer jeden ſolchen Darſtellung, und war es alſo auch für die alte griechiſche Komödie.

Eine ſolche gränzenloſe Freyheit genoß ſie zu Athen. Schon ihr religiöſer Urſprung erzog und bildete die komiſche Muſe zur Freyheit, der Dichter und ſein Chor waren heilige Perſonen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter dieſem Schutze waren ſie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiöſen Inſtitut auch ein politiſches, aus dem Feſte eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Prieſters eine ſymboliſche Darſtellung der bürgerlichen Freyheit. Der Chor beſonders deutete auf das atheniſche Volk, welches in der Schönheit eines Spiels ſeine eigne, nach alter Verfaſſung der freyeſten Republik geheiligte, Idee und oberſte Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunſt des Schönen das, worauf ſie eigentlich an und für ſich ſchon ein unverlierbares Recht hat, und was ihr nur der ängſtliche, ſtets an der Oberfläche klebende Scharfſinn der Menſchen ſo oft zu rauben geneigt iſt, die Freyheit, ſich ihrer Natur gemäß nach ihrem eignen Geſetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, iſt die Schönheit ein ächtes erſtgebornes Kind der menſchlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die Poeſie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künſte: am meiſten die komiſche Muſe, welche nur bey einem Volke, und bey dieſem einem Volke nur auf eine kurze Zeit, frey war. Wenn irgend etwas in andern Orten; aber mit der Zeit, oder jenſeits der Zeit, findet alles ſeinen Lohn. — Ja wohl, erwiederte Herr von Maltigues, wenn man den Himmel mit in Rechnung bringt. — Und warum das nicht? ſagte ich, einer von uns wird vielleicht bald erfahren, was daran iſt. — Sollte ich ſterben, fuhr er lachend fort, ſo erfahre ich ſicher nichts davon, das bin ich gewiß; und ſterben Sie, ſo kommen Sie wohl nicht zurück, meine Seele aufzuklären. — Unterweges dachte ich daran, daß, wenn Herr von Maltigues mich tödtete, ich weder Veranſtaltung getroffen hätte, meinem Vater Nachricht von meinem Schickſal zu geben, noch Frau von Arbigny einen Theil meines Vermögens zu vermachen, worauf ſie meiner Meinung nach ein Recht hatte. Während dieſer Betrachtungen kamen wir vor Herrn von Maltigues Haus vorbei, ich bat ihn um Erlaubniß hinauf zu gehen, um zwei Briefe zu ſchreiben; er gab es zu; und als wir darauf weiter gingen, um aus der Stadt zu kommen, gab ich ihm die Briefe, ſprach mit vieler Theilnahme von Frau von Arbigny, und empfahl ſie ihm als einem ſicher geglaubten Freunde. Dieſer Beweis von Zutrauen rührte ihn, denn man muß zur Ehre der Rechtſchaffenheit bemerken, daß die Menſchen, welche ſich am offenbarſten zur Unſittlichkeit bekennen, ſich doch ſehr geſchmeichelt finden, wenn man ihnen von ungefähr einen Beweis von Achtung giebt. Auch war unſer Vorhaben ernſthaft genug, ſo daß Herr von Maltigues vielleicht davon bewegt wurde; da er aber um alles in der Welt es nicht hätte wollen merken laſſen, ſo ſagte er im Scherz, was ihm, glaube ich, wohl ein ernſteres Gefühl eingeben mochte.

— Sie ſind ein ehrliches Weſen, mein lieber Nelvil, ich will etwas großmüthiges für Sie thun, man behauptet, es bringe Glück; und die Großmuth iſt in der That eine ſo kindliche Eigenſchaft, daß ſie eher im Himmel als auf Erden belohnt werden muß. Ehe ich Ihnen aber den Dienſt leiſte, laſſen Sie uns unſre Bedingungen ganz beſtimmt machen: was ich Ihnen auch ſagen möge, wir ſchlagen uns darum nicht weniger. — Darauf antwortete ich, wie ich glaube, durch eine ſehr verachtende Bewilligung, denn ich fand wenigſtens die redneriſche Vorſicht ſehr unnöthig. Herr von Maltigues fuhr in einem trocknen ungezwungnen Ton fort: — Frau von Arbigny paßt nicht für Sie, Ihre beiderſeitigen Charaktere ſtimmen gar nicht zu einander; außerdem würde Ihr Vater in Verzweiflung ſeyn, wenn Sie dieſe Verbindung eingingen, und Sie würden wieder in Verzweiflung ſeyn, Ihren Vater zu betrüben; bleibe ich alſo leben, ſo iſt es beſſer, ich heirathe Frau von Arbigny, und wenn Sie mich tödten, ſo iſt es auch beſſer, ſie heirathet einen Dritten; denn es iſt eine Perſon von hoher Weisheit, meine Couſine, die ſelbſt, wenn ſie liebt, ſehr weiſe Vorſichtsmaßregeln zu treffen weiß, in dem Fall, wo ſie nicht mehr geliebt würde. Alles das werden Sie in ihren Briefen ſehen, die ich Ihnen hinterlaſſen will; ſie werden dieſe Briefe in meinem Sekretär finden, hier iſt der Schlüſſel dazu. Ich kenne meine Couſine ſeit ſie auf der Welt iſt, und Sie wiſſen, daß ſie mir keins ihrer Geheimniſſe verbirgt, obgleich ſie ſehr geheimnißvoll iſt; ſie glaubt aber, ich ſage nichts, als was ich ſagen will. Wahr iſt es, ich werde von Nichts hingeriſſen, aber ich lege auch nur auf weniges eine große Wichtigkeit, und ich glaube, daß wir Männer uns in Rückſicht der Frauen nichts verſchweigen müſſen. Im übrigen, wenn ich ſterbe, ſo iſt es um der ſchönen Augen der Frau von Arbigny willen, daß mir dieſer Zufall begegnet, und obgleich ich bereitwillig bin, für ſie zu ſterben, weiß ich ihr eben nicht viel Dank für die Lage, in welche mich ihre doppelt geführten Händel geſetzt haben. Übrigens, ſetzte er hinzu, iſt es noch nicht ausgemacht, daß Sie mich tödten werden. — Wir waren außerhalb der Stadt, indem er die letzten Worte ſagte; er zog ſeinen Degen und nahm die gehörige Stellung.

Er hatte mit ſeltſamer Heftigkeit geſprochen, und ich war betroffen von dem, was er geſagt hatte. Ohne Verwirrung bei der Annäherung der Gefahr, ward er doch hitziger durch ſie, und ich konnte nicht errathen, ob er die Wahrheit verrieth, oder ob er eine Lüge ſchmiedete, um ſich zu rächen. Gleichwohl ſchonte ich in dieſer Ungewißheit ſein Leben; er war weniger geſchickt, als ich, in den körperlichen Übungen; ich hätte ihm zehnmal meinen Degen in's Herz ſtoßen können, ich begnügte mich aber, ihm eine Wunde in den Arm zu machen und ihn zu entwaffnen. Er ſchien mein Betragen zu fühlen; indem ich ihn nach Hauſe führte, erinnerte ich ihn an die Unterredung, die unſerm Gefecht vorherging. Darauf ſagte er: — Es thut mir leid, daß ich das Zutrauen meiner Anverwandtin verrathen habe; die Gefahr ſteigt zu Kopf wie der Wein; doch ich tröſte mich darüber; Sie wären nicht glücklich mit Frau von Arbigny geweſen, ſie iſt zu liſtig für Sie. Für mich iſt es gleichgültig, denn obgleich ich ſie ſehr reizend finde und mir ihr Verſtand ſehr wohl gefällt, wird ſie mich doch nie dazu bringen, etwas zu meinem Schaden zu thun, und wir werden uns einander trefflich nützlich ſeyn, weil die Ehe unſre Vortheile vereinigt. Sie aber, Sie ſind romanhaft, Sie wären der Betrogene. Es ſtand bei Ihnen, mich zu tödten, und ich verdanke Ihnen mein Leben, ich kann Ihnen alſo die Briefe nicht verſagen, die ich Ihnen nach meinem Tode verſprochen hatte. Leſen Sie ſie, reiſen Sie nach England, und ängſtigen Sie ſich nicht zu ſehr über den Kummer der Frau von Arbigny. Sie wird weinen, weil ſie Sie liebt; ſie wird ſich aber tröſten, weil ſie eine zu verſtändige Frau iſt, um immer unglücklich ſeyn zu wollen, und beſonders um dafür gehalten zu werden. In drei Monaten iſt ſie Frau von Maltigues. — Er ſagte die Wahrheit; die Briefe, die er mir zeigte, bewieſen es mir. Ich ward überzeugt, daß Frau von Arbigny ſich nicht in dem Zuſtand befand, den ſie vorgab mir erröthend zu geſtehen, um mich dahin zu bringen, ſie zu heirathen; ſie hatte mich alſo in dieſer Rückſicht auf eine unwürdige Weiſe hintergangen. Ohne Zweifel liebte ſie mich, denn ſie ſchrieb es ſelbſt an Herrn von Maltigues; ſie ſchmeichelte ihm aber auf eine ſo künſtliche Weiſe, ſie ließ ihm ſo viel Hoffnung, und zeigte, um ihm zu gefallen, einen ſo ganz andern Charakter, als den, in welchem ſie ſich mir jederzeit dargeſtellt hatte, daß ich unmöglich daran zweifeln konnte, daß ſie ihn geſchont hatte, in der Abſicht, ihn zu heirathen, wenn ihre

Verbindung mit mir nicht Statt fände. Das war die Frau, Corinna, die mir auf immer die Ruhe des Herzens und des Gewiſſens koſtete!

Ich ſchrieb ihr vor meiner Abreiſe, und ſah ſie nicht wieder; nachher erfuhr ich, daß ſie Herrn von Maltigues geheirathet hatte, wie er es mir vorher geſagt. Aber weit entfernt war ich damals, das Unglück zu ahnden, das mich erwartete; ich hoffte Verzeihung von meinem Vater zu erlangen; ich war gewiß, wenn ich ihm erzählen würde, wie ſehr ich hintergangen worden, dann würde er mich noch mehr lieben, weil ich bedauernswürdiger war. Ich reiſte Tag und Nacht; meine Reiſe durch Deutſchland dauerte doch beinahe einen ganzen Monat; endlich kam ich in England an, voll Vertrauen auf die unerſchöpfliche väterliche Güte. Corinna, als ich an's Land ſtieg, fand ich in einem öffentlichen Blatt die Nachricht von meines Vaters Tode! Zwanzig Monate ſind ſeit dieſem Augenblick verfloſſen, und immer ſteht er noch vor mir wie ein verfolgendes Geſpenſt. Die Buchſtaben, welche die Worte bildeten: Lord Nelvil iſt eben geſtorben, dieſe Buchſtaben waren flammend; das Feuer des Vulkans hier vor uns, iſt weniger ſchrecklich als ſie. Das iſt noch nicht alles; ich erfuhr, daß er tief betrübt über meinen Aufenthalt in Frankreich geſtorben war, daß er fürchtete, ich würde die militäriſche Laufbahn verlaſſen, ich würde eine Frau heirathen, der er wenig Gutes zutraute, und ein Vaterland erwählen, das mit dem meinigen im Krieg begriffen war, und mich dadurch ganz um meinen guten Ruf in England bringen. Wer weiß, ob dieſe ſchmerzlichen Vorſtellungen nicht ſein Leben verkürzten! Corinna, Corinna, bin ich nicht ein Mörder, bin ich es nicht, ſagen Sie es mir? — Nein, rief ſie, nein, Sie ſind bloß unglücklich, von Güte, von Edelmuth wurden Sie hingeriſſen. Meine Ehrerbietung für Sie iſt ſo groß als meine Liebe. Laſſen Sie mein Herz richten, ſehen Sie es als Ihr Gewiſſen an. Sie ſind im Schmerz verirrt, glauben Sie der, die Sie liebt. O! die Liebe, ſo wie ich ſie fühle, iſt keine Täuſchung, ich bewundere Sie, ich bete Sie an, weil Sie der beſte, der gefühlvollſte der Männer ſind. — Corinna, ſagte Oswald, dieſe Huldigung gebührt mir nicht; doch kann es wohl ſeyn, daß ich nicht ſo ſtrafbar bin; mein Vater hat mir vor ſeinem Tode verziehen; in einem letzten Schreiben von ihm, für mich beſtimmt, fand ich tröſtende Worte; ein Brief von mir war an ihn gelangt, der mich etwas gerechtfertigt hatte; aber das Übel war geſchehen, der Schmerz über mich hatte ſein Herz gebrochen.

Als ich ſein Schloß betrat, als ſeine alten Diener mich umringten, ſtieß ich ihre Tröſtungen von mir; ich klagte mich in ihdichteriſchen Werken, in Hinſicht auf Urſprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, ſo iſt es die ſchöne Fröhlichkeit und die erhabene Freyheit in den Werken des Ariſtophanes; nicht minder als das höchſte Schöne der tragiſchen Kunſt. Aber was die Schönheit der alten atheniſchen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verluſt ihrer Freyheit und ihrer Schönheit nach ſich zogen.

Daß die Freude frey und in ihrer Natürlichkeit ſchön ſey, ſetzt eine Bildung des Menſchen durch Freyheit und Natur voraus, wo alle ſeine Kräfte ihrem freyen Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlaſſen ſind. Dann wird der Menſch, ſeine Bildung und ſeine Geſchichte, ein gemeinſchaftliches Reſultat ſeiner beyden ungleichartigen Beſtandtheile und Naturen; beyde ſind in unzertrennlicher Gemeinſchaft, die Tugend iſt mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit ſchön. Aber freye menſchliche Bildung findet in ſich ſelbſt ihr Ende, weil früher oder ſpäter die Sinnlichkeit das Übergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugniße des freyen menſchlichen Triebes, kann auch die freye Komödie höchſtens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausſchweifung, aus Freyheit zügelloſer Frevel. Allein auch dieſen Moment hat die griechiſche Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwey Zeitpunkte zuſammen treffen müſſen; der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der wo der komiſche Sinn und die komiſche Kunſt ſchon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren ſchon ſehr verderbt, und der komiſche Sinn noch roh. Der Künſtler rer Gegenwart an, ich warf mich auf ſein Grab nieder, hier ſchwor ich, als ob es noch für mich zum Vergüten Zeit geweſen wäre, ich ſchwor, nie mich zu verheirathen ohne die Einwilligung meines Vaters! Weh mir! was verhieß ich dem, der nicht mehr war! was bedeuteten damals dieſe Worte meines Wahnſinns! wenigſtens muß ich ſie aber als eine genommene Verbindlichkeit anſehen, nichts zu thun, was er in ſeinem Leben mißbilligt haben würde. Corinna, geliebte Freundin, warum betrüben Sie dieſe Worte? Mein Vater konnte von mir fordern, daß ich ihm eine Frau aufopfere, die voller Verſtellung war, die nur ihrer Verſchlagenheit die Neigung verdankte, die ſie mir einflößte; aber eine Frau voll Wahrheit, Natur und Edelmuth, eine Frau, für die ich die erſte Liebe gefühlt, die Liebe, welche die Seele läutert, anſtatt ſie irre zu führen, warum würden die Himmliſchen mich von dieſer trennen wollen?

Univ. Bibl.

Beim Eintritt in das Zimmer meines Vaters, ſah ich ſeinen Mantel, ſeinen Lehnſeſſel, ſeinen Degen, alles war noch ſo da wie ehedem; noch da: aber ſeine Stelle war leer, und mein Geſchrei rief ihm umſonſt! Dieſe Handſchrift, dieſe Sammlung ſeiner Gedanken iſt alles, was mir Antwort giebt. Sie kennen ſchon einiges daraus, ſagte Oswald, indem er es an Corinna überreichte; ich trage es beſtändig bei mir; leſen Sie, was er über die Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern ſchrieb; leſen Sie, Corinna; Ihre ſüße Stimme wird mich vielleicht vertrauter machen mit ſeinen Worten. Corinna gehorchte ſeinem Verlangen, und las was hier folgt:

„O wie wenig gehört dazu, um bejahrte Eltern gegen ſich ſelber mißtrauiſch zu machen; ſehr leicht glauben ſie zu viel zu ſeyn auf der Erde. Wozu ſollten ſie meinen euch noch nützlich zu ſeyn, da ihr ſie nicht mehr um Rath fragt? Ihr lebt ſo ganz in dem gegenwärtigen Augenblick, ſeyd durch eine herrſchende Leidenſchaft an ihn gefeſſelt, und alles, was ſich nicht auf dieſen Augenblick bezieht, ſcheint euch veraltet und verjährt. Kurz, ihr ſeyd dermaßen mit Herz und Geiſt nur in euch ſelber beſchäftigt, und glaubt ſo gewiß allein einen Punkt in der Geſchichte auszumachen, daß die ewigen Ähnlichkeiten der Zeiten und der Menſchen euerer Aufmerkſamkeit entgehen; das Anſehen der Erfahrung ſcheint euch eine Fabel, oder eine leere Schadloshaltung, einzig nur für das Anſehen der alten Leute, und die letzten Genüſſe ihrer Eigenliebe beſtimmt. In welchem Irrthum befindet ihr euch! Die Welt, dieſer große Schauplatz, verändert ſeine Schauſpieler nicht; immer iſt es nur der Menſch, der ſich auf der Bühne darſtellt; aber der Menſch erneuert ſich nicht, er vermannichfaltigt ſich; und da alle ſeine Eigenthümlichkeiten von einigen Hauptleidenſchaften abhängen, deren Kreis ſchon längſt durchlaufen iſt, ſo iſt es ſelten, daß in den kleinen Verwickelungen des gemeinen Lebens die Erfahrung, dieſe Wiſſenſchaft der Vergangenheit, nicht eine reiche Quelle der nützlichſten Belehrungen enthalten ſollte.“

„Ehre dann den Vätern und Müttern, Ehre ihnen, Ehre und Ehrfurcht, wäre es auch nur um ihrer vergangenen Herrſchaft willen, um der Zeit willen, wo ſie allein herrſchten, und die nicht wiederkömmt; wäre es auch nur um der auf immer verlornen Jahre willen, deren erhabene Merkmale ſie an ihrer Stirn tragen.“

„Dies iſt eure Pflicht, ihr eingebildeten Kinder, die ihr ſo ungeduldig ſeyd, die Bahn des Lebens allein zu durchlaufen. Zweifelt nicht, ſie werden gehen, dieſe Eltern, die euch ſo ſpät den Platz einräumen; der Vater, deſſen Reden noch einen Anſtrich von Strenge haben, die euch empfindlich iſt; dieſe Mutter, deren hinfälliges Alter euch eine Sorgfalt auflegt, die euch unbequem iſt; ſie werden gehen, dieſe aufmerkſamen Wächter euerer Kindheit, die liebevollen Beſchützer euerer Jugend; ſie werden gehen, und vergeblich werdet ihr beſſere Freunde ſuchen; ſie werden gehen, und ſobald ſie nicht mehr ſind, werden ſie ſich euch unter einem ganz neuen Geſichtspunkt darſtellen; denn die Zeit, welche die vor unſern Augen gegenwärtigen Leute alt macht, die verjüngt ſie, wenn der Tod ſie hingeführt hat; alsdann leiht die Zeit ihnen einen Glanz, der uns unbekannt war; wir ſehen ſie in der Vorſtellung der Ewigkeit, wo es kein Alter mehr giebt und keine Abtheilungen; und haben ſie auf Erden ein Andenken ihrer Tugend hinterlaſſen, ſo ſchmücken wir es in der Einbildung mit einem himmliſchen Strahl, unſre Blicke folgen ihnen bis zum Aufenthalt der Auserwählten, dann ſchauen wir ſie in jenen Wohnungen der Glorie und der Seligkeit; und mitten in unſern ſchönſten Tagen, mitten in den

Triumphen, die uns am meiſten verblenden, werden wir uns bei den hellen Farben, woraus wir ihren Heiligen-Schein bilden, verdunkelt finden (²).“

Corinna, rief Lord Nelvil mit heftigem Schmerz, glauben Sie, daß er dieſe beredten Klagen gegen mich richtete? — Nein, nein, antwortete Corinna; Sie wiſſen, daß Sie ihm theuer waren, daß er Ihrer Zärtlichkeit traute; Sie ſagten mir ſelber, daß dieſe Betrachtungen lange Zeit vorher geſchrieben waren, ehe Sie das Unrecht gegen ihn ſich vorzuwerfen hatten. Hören Sie vielmehr, fuhr Corinna fort, indem ſie die Sammlung, die ſie noch in Händen hatte, durchlief, hören Sie dieſe Gedanken über die Nachſicht, die einige Seiten weiter geſchrieben ſtehen:

„Mit wankenden Schritten, von Fallſtricken umgeben, wandeln wir durch das Leben; die Sinne verführen uns durch betrügliche Lockſpeiſe; die Einbildungskraft führt uns durch falſchen Schimmer irre; ſelbſt unſre Vernunft erhält täglich von der Erfahrung den Grad von Erleuchtung, der ihr mangelte, und dies Zutrauen, deſſen ſie bedarf. So viel Gefahren, verbunden mit ſolcher Schwäche; ſo mancherlei Neigungen und Zwecke, und ein ſo beſchränkter Blick in die Zukunft; eine ſo eng umgränzte Fähigkeit; ſo viel Unbekanntes in dem ſo kurzen Leben; kurz, alle dieſe Umgebungen, alle dieſe Bedingungen unſres Weſens, ſind ſie nicht eine Anzeige des hohen Ranges, welchen wir in der Ordnung der geſellſchaftlichen Tugenden, der Nachſicht zugeſtehen ſollen? . . . . Ach! wo iſt der Menſch, der frei von Schwächen ſey? wo iſt der Menſch, der ſich keine Vorwürfe zu machen habe? wo iſt der Menſch, der rückwärts in ſein Leben ſchauen dürfte, ohne irgend Gewiſſensbiſſe zu fühlen, oder etwas zu bereuen? der iſt allein befremdet mit den Unruhen einer gewiſſenhaften Seele, der ſich nie

nie ſelbſt unterſuchte, der nie in der Einſamkeit ſeines Gewiſſens verweilte (¹).“

Das ſind die Worte, ſagte Corinna, die Ihr Vater Ihnen aus des Himmels Höhen zuruft, dieſe Worte ſind für Sie. — Das iſt wahr, ſagte Oswald; ja, Corinna, Sie ſind ein Engel des Troſtes, Sie ſind mir wohlthätig. Aber hätte ich ihn nur einen Augenblick vor ſeinem Tode ſehen können, hätte er von mir erfahren, daß ich ſeiner nicht unwürdig bin, hätte er mir dann geſagt, daß er mir glaube, dann würde ich nicht von Gewiſſensbiſſen erſchüttert ſeyn, wie der größte der Verbrecher; dann wäre mein Betragen nicht ſo wankend, meine Seele nicht ſo geängſtigt, daß kein Menſch ſich Glück von ihr verſprechen darf. Beſchuldigen Sie mich nicht der Schwachheit; der Muth vermag nichts gegen das Gewiſſen; von ihm wird er erzeugt, wie ſollte er es beſiegen können? Selbſt jetzt, da die Dunkelheit ſich naht, dünkt mich, ich ſähe in dieſen Wolken die Furchen des Blitzſtrahls, der mich verdammt. Corinna! Corinna! beruhigen Sie Ihren unglücklichen Freund, oder laſſen Sie mich hier auf dieſer Erde liegen, die vielleicht ſich auf mein Geſchrei öffnet, und mich bis in den Aufenthalt des Todes dringen laſſen wird. —

Dreizehntes Buch.

Der Veſuv und die Gegend von Neapel.

Ariſtophanes ſchließt ſich an die Geſchichte vom Anfange der Kunſt, der Menſch Ariſtophanes findet ſeinen Platz in der Geſchichte vom Verfalle. Dies iſt aus zwey Gründen ſehr begreiflich; die komiſche Kunſt bildet ſich ſpäter als die tragiſche, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil ſie mehr die Empfänglichkeit beſchäftigt, als die Selbſtthätigkeit in Anſpruch nimmt, und weil ſie in Athen nicht die gebildetere Erziehung vorausſetzte wie die Tragödie, ſo war ihr Publikum ſchlechter als das tragiſche, wie die öffentliche Meynung der Alten und die Lehren der Philoſophen es ausdrücklich beſtätigen. Die Tragödie ſpannt und erhebt ihr Publikum, und hält ſchon dadurch das Verderben des Geſchmacks ſo lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beſchleunigt die Ausartung des Kunſtſinns. Denn die Freude iſt überhaupt etwas Verführeriſches; ſie macht leicht die Kraft nachläßig, die Sinnlichkeit berauſcht und überwiegend. Die komiſche Kunſt der Griechen ward ſpäter gebildet als die tragiſche; dieſe fand ihren Stoff in den epiſchen und lyriſchen Dichtern ſchon höchſt gebildet und poetiſirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erſt zur Poeſie erheben, das wirkliche geſellige Leben, welches ſich ſelbſt ſehr ſpät ausbildete, nach ihrem Ideal dichteriſch geſtalten. Überhaupt ſcheint der tragiſche Dichtergeiſt früher rege zu werden, als der komiſche; der erſte erfordert nur die großen Hauptmaſſen und Grundzüge der menſchlichen Bildung und des menſchlichen Schickſals; zu dem letztern muß der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben, wenn ich mich ſo ausdrucken darf, ſchon bis in die kleinſten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt ſeyn.

Erſtes Kapitel.

Lange blieb Lord Nelvil wie vernichtet von der ſchrecklichen Erzählung, die ſeine ganze Seele erſchütterte. Corinna ſuchte ſanft ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; der Feuerſtrom, der ſichtbarer in der Nacht vom Veſuv niederſtrömte, erregte Oswalds zerrüttete Fantaſie. Corinna benutzte dieſen Eindruck, um ihn den ſchmerzlichen Erinnerungen zu entreißen, und eilte, ihn mit ſich fort zu ziehen an das Aſchen-Ufer der glühenden Lava.

Der Boden, über welchen ſie gehen mußten, um dahin zu gelangen, rollte unter ihren Füßen fort, und ſchien ſie zurückzuſtoßen aus dem alten lebendigen feindlichen Aufenthalt. An dieſer Stelle ſteht die Natur nicht mehr in Verbindung mit dem Menſchen; hier kann er nicht mehr ſie zu beherrſchen wähnen; ſie entgeht ihrem Tyrannen durch den Tod. Die Farbe des Feuerſtroms iſt düſter; wenn er Bäume oder Weinreben verzehrt, ſo ſieht man eine helle glänzende Flamme aus ihr herausleuchten, aber die Lava ſelber iſt dunkel, wie man ſich einen Höllenfluß vorſtellt; ſie rollt langſam am Tage wie ein ſchwarzer, und in der Nacht wie ein rother Sand. Man hört, indem ſie naht, ein kleines Geräuſch wie von Funken, das um ſo mehr Furcht erregt, weil es nur leicht iſt, Liſt ſcheint ſich noch der Stärke verbunden zu haben; ſo naht der königliche Tiger, heimlich und mit gemeſſenen Schritten. Dieſe Lava naht, naht, ohne je zu eilen, und ohne einen Augenblick zu verlieren; begegnet ſie einer hohen Mauer, irgend einem Gebäude, das ſich ihrem Gange widerſetzt, ſo hält ſie an, und häuft vor dem Hinderniß ihre ſchwarzen harzigen Ströme, bis ſie es unter den glühenden Wogen begräbt. Ihr Gang iſt nicht ſo ſchnell, daß die Menſchen ihr nicht entfliehen könnten; ſie erreicht aber, wie die Zeit, die Unvorſichtigen und die Greiſe, die ſich einbilden, es ſey leicht, ihr zu entgehen, da ſie ſo ſchwerfällig und ſtillſchweigend ankömmt. Sie verbreitet eine ſolche Gluth, daß zum erſtenmal die Erde ſich in dem Himmel abſpiegelt, und ihm den Anſchein eines dauernden Blitzes giebt; und der Himmel wiederhohlt ſich wiederum in dem Meer, die ganze Natur iſt entzündet von dieſem dreifachen Feuerbilde.

Aus dem Schlunde, woraus die Lava ſich ergießt, hört man den Wind kommen, und ſieht ihn an den wirbelnden Flammen. Man erſchrickt vor dem, was in dem Innern der Erde vorgeht, und man fühlt, welch eine ſeltſame Wuth ſie unter unſern Füßen erbeben macht. Die Felſen, welche die Quelle der Lava umgeben, ſind mit

Schwefel und Harz bedeckt, deren Farben etwas hölliſches haben. Bleiches Grün, Braungelb und Dunkelroth bilden eine Diſſonanz für die Augen, und ängſtigen das Geſicht, ſo wie das Gehör von den kreiſchenden Tönen zerriſſen werden würde, welche die Zauberinnen hören ließen, wenn ſie in der Nacht den Mond zur Erde riefen.

Alles, was den Vulkan umgiebt, erinnert an die Hölle, und ohne Zweifel ſind die Beſchreibungen der Dichter daher genommen. Dort begreift man, wie die Menſchen an einen bösartigen Geiſt glauben konnten, der den Abſichten der Vorſehung entgegen ſey. Im Anſchauen dieſes Aufenthaltes mußte man ſich fragen, ob die Güte allein den Erſcheinungen der Schöpfung vorſtehe, oder ob nicht irgend ein verborgenes Princip die Natur, wie den Menſchen, zur rohen Wildheit zwänge. — Corinna, rief Lord Nelvil, ſteigen aus dieſen Höllen-Ufern die Leiden? Nimmt der Engel des Todes ſeinen Flug von dieſem Gipfel? Hier würde ich, ſähe ich nicht Deinen himmliſchen Blick, hier würde ich alles verlieren, ſogar das Andenken der göttlichen Werke, welche die Welt ſchmücken; und ſogar dieſer Anblick der Hölle, ſo entſetzlich er iſt, er gleicht nicht der Qual der Gewiſſensbiſſe in meinem Herzen. Jeder Gefahr kann man trotzen, wie kann aber der Gegenſtand, der nicht mehr iſt, uns von dem Leiden befreien, daß wir uns vorwerfen ihm zugefügt zu haben? Niemals! Niemals! O Corinna, welch ein Flammen-, welch ein Eiſen-Wort! Jene Strafen, erſunden von den Träumen des Leidens, das Rad, das ewig ſich dreht, das Waſſer, welches dem entflieht, der ſich ihm naht, die Steine, die zurückfallen, ſo wie man ſie in die Höhe brachte, ſind nur ein ſchwaches Bild, um den entſetzlichen Gedanken auszudrücken, das Unmögliche und Unerſetzliche! —

Ein tiefes Schweigen herrſchte um Oswald und Corinna; ſelbſt ihre Führer halten ſich in die Ferne zurückgezogen, und da am Krater weder Thiere, noch Inſekten, noch Pflanzen ſind, hörte man nichts, als das Pfeifen der bewegten Flamme. Dennoch drang ein Geräuſch aus der Stadt bis an den Ort; es war das Glockengeläute, das ſich durch die Lüfte hören ließ: vielleicht feierten ſie den Tod, oder ſie verkündigten eine Geburt; gleichviel, ſie verurſachten den Reiſenden eine ſanfte Rührung. — Geliebter Oswald, ſagte Corinna, kommen Sie fort aus dieſer Wüſte, laſſen Sie uns wieder zu den Lebendigen; hier iſt meiner Seele nicht wohl. Alle andern Berge ſcheinen uns über das irdiſche Leben zu erheben, indem ſie uns dem Himmel näher bringen; aber hier fühle ich nichts als Schreck und Angſt; es iſt mir, als ſähe ich die Natur wie einen Verbrecher behandelt, und als ein verderbtes Weſen verdammt, nicht mehr den wohlthätigen Hauch ihres Schöpfers zu empfinden. Hier iſt ſicher nicht der Aufenthalt der Guten. Kommen Sie. —

Ein ſtarker Regen fiel, während Corinna und Lord Nelvil wieder hinabſtiegen. Ihre Fackeln waren alle Augenblick in Gefahr auszulöſchen. Die Lazzaroni begleiteten ſie mit unaufhörlichem Geſchrei, wodurch ſie jeden in Angſt ſetzen würden, der es nicht wüßte, daß dies ſo ihre gewöhnliche Art iſt. Dieſe Menſchen ſind manchmal von einem Überfluß an Leben angeregt, mit dem ſie nichts anzufangen wiſſen, denn ſie vereinigen Trägheit und Heftigkeit in gleichen Graden. Ihre Geſichtsbildung, die beſtimmter iſt als ihr Charakter, ſcheint eine Lebhaftigkeit anzudeuten, bei der weder Geiſt noch Herz etwas zu thun haben. Oswald war beſorgt, der Regen möchte Corinna ſchädlich ſeyn, die Fackeln könnten verlöſchen, kurz, ſie könnte irgend einer Gefahr ausgeſetzt ſeyn; er war mit nichts beſchäftigt als mit ihr; und durch dieſe zärtliche Theilnahme erholte er ſich nach und nach von dem Zuſtande, in welchen er durch die Mittheilung ſeiner Begebenheiten war verſetzt worden. Sie trafen ihren Wagen am Fuß des Berges; ſie verweilten nicht bei den Ruinen von Herkulanum, die man gleichſam auf's neue wieder vergraben hat, um nicht die Stadt Portici einzuſtürzen, welche auf dieſer alten Stadt erbaut iſt. Sie langten gegen Mitternacht in Neapel an, und als ſie ſich trennten, verſprach Corinna dem Lord Nelvil, ihm den Morgen darauf die Geſchichte ihres Lebens zu übergeben.

Zweites Kapitel.

Wirklich wollte Corinna den andern Morgen ausführen, was ſie verſprochen hatte, und obgleich die genauere Kenntniß, die ſie von Oswalds Charakter erhalten hatte, ihre Sorge vermehrte, verließ ſie ihr Zimmer, das Geſchriebene in der Hand tragend, bebend, und dennoch entſchloſſen, es ihm zu übergeben. Sie trat in den Saal des Gaſthofes, worin ſie beide wohnten; Oswald war in dem Saal, er hatte eben Briefe aus England erhalten. Einer dieſer Briefe lag auf dem Kaminſims, deſſen Handſchrift Corinna ſo auffiel, daß ſie in unbeſchreiblicher Verwirrung fragte, von wem er ſey? — Er iſt von Lady Edgermond, antwortete Oswald. — Sie ſtehen in Briefwechſel mit ihr? unterbrach ihn Corinna. — Lord Edgermond war der Freund meines Vaters, erwiederte Oswald, und weil der Zufall es ſo fügte, daß ich Ihnen

Aus der Natur des freyen Komiſchen überhaupt, und aus dem Urſprunge und Charakter der alten griechiſchen Komödie, erklären ſich ſehr leicht ihre vorzüglichen Fehler; Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künſtleriſch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit ſchon entartet war. Beydes findet ſich im Ariſtophanes; aber es iſt weit weniger zu befürchten, daß wir uns an ſeinen Fehlern, welche unſre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Geſetze der Kunſt, den Geſchmack verderben, als daß wir ſeine unübertrefflichen, dichteriſchen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunſtwerke als Vergehungen gegen die Schönheit und gegen die Darſtellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewiſſer Stände, Nationen und Zeitalter widerſpricht, iſt darum nicht ſchlechthin verwerflich. Wir insbeſondre müſſen unſre künſtleriſchen Vorurtheile in dieſem Punkte vergeſſen; wir müſſen uns erinnern, daß die ſchöne Kunſt mehr iſt als die Geſchicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu ſchmeicheln; wir müſſen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für ſtrafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunſt. Gewiß iſt dieſe übertriebene und eigenſinnige Empfindlichkeit, der Kunſt weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieſer erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunſt ein Ende und würdigt ſie wie mehrentheils bey den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigenſinn der Mode herab. Es iſt uns anſtößig, daß die griechiſche Komödie von ihr ſpreche, ſo will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mein Vater einmal daran dachte, ich könnte mich einſt mit ihrer Tochter, Lucile Edgermond, verbinden. — Großer Gott! rief Corinna, und ſank beinah ohnmächtig auf einen Stuhl.

— Woher dieſe grauſame Erſchütterung? ſagte Lord Nelvil; was fürchten Sie von mir, Corinna, da ich Sie mit Anbetung liebe? Hätte mein Vater ſterbend von mir verlangt, daß ich mich mit Lucile vermählen ſolle, freilich dann würde ich mich nicht frei glauben, und ich hätte mich von Ihrem unwiderſtehlichen Zauber losgeriſſen; aber er rieth mir bloß dieſe Verbindung, indem er mir ſchrieb, er könne nicht über Lucile urtheilen, weil ſie nur noch ein Kind ſey. Ich ſelber ſah ſie nur einmal, ſie war damals kaum zwölf Jahr alt. Ich bin vor meiner Abreiſe in keine Art von Verbindung mit der Mutter getreten; jedoch die Unentſchloſſenheit, die Verwirrung, die Sie ſicher oft in meinem Betragen werden bemerkt haben, entſpringen einzig nur aus dieſem Wunſch meines Vaters; ehe ich Sie kannte, wünſchte ich ihn, ungeachtet ſeiner Flüchtigkeit, erfüllen zu können, als eine Art von Buße um ſeinetwillen, als eine Weiſe, noch nach ſeinem Tode ſeinen Willen über den meinigen herrſchen zu laſſen; Sie aber haben dieſen Vorſatz beſiegt, Sie haben mein ganzes Weſen beſiegt, und ich bedarf der Verzeihung für das, was Ihnen in meinem Betragen als Schwachheit oder Unentſchloſſenheit erſchien. " Corinna, man kann niemals ſich ganz aus einem Schmerz erheben, wie ich ihn erlitt; er zerſtört die Hoffnung, er verleiht ein ſchmerzliches, kummervolles Gefühl von Schüchternheit; das Schickſal hat mir ſo viel Böſes zugefügt, daß ich ihm nicht traue, ſelbſt, wenn es mir ein großes Gut darzubieten ſcheint. Aber, geliebte Freundin, dieſe Sorgen ſind zerſtreut; ich bin Dein auf ewig, Dein! Ich bin verſichert, hätte mein Vater Sie gekannt, Sie hätte er als Gefährtin meines Lebens erwählt, Sie .... — Halten Sie ein, rief Corinna, in Thränen zerfließend, ich beſchwöre Sie, reden Sie ſo nicht mit mir. —

Warum widerſetzen Sie ſich, ſagte Lord Nelvil, der Freude, die ich daran finde, Sie in meinen Gedanken mit dem Andenken an meinen Vater zu vereinigen, und ſo in meinem Herzen alles, was mir theuer und geheiligt iſt, zu vereinen? — Sie können es nicht, unterbrach ihn Corinna; Oswald, ich weiß zu gut, daß Sie es nicht können. — Gerechter Himmel, erwiederte Lord Nelvil, was werde ich erfahren? Geben Sie mir dieſe Blätter, die Ihre Geſchichte enthalten ſollen, geben Sie mir ſie. — Sie ſollen ſie haben, ſagte Corinna, aber ich beſchwöre Sie, noch acht Tage Aufſchub, nur acht Tage; was ich dieſen Morgen erfuhr, zwingt mich zu einigen Zuſätzen. — Wie, ſagte Oswald, in welchem Verhältniß ſte-

hen

hen Sie? . . . . — Verlangen Sie jetzt keine Antwort, unterbrach ihn Corinna, bald ſollen Sie alles wiſſen, und es wird vielleicht das Ende, das ſchreckliche Ende meines Glücks ſeyn; vor dieſem Augenblick aber will ich, daß wir noch die glücklichen Gegenden von Neapel ſehen, mit einem noch ſüßen Gefühl, mit einer noch empfänglichen Seele für dieſe entzückende Natur; ich will auf irgend eine Art an dieſen ſchönen Orten den feierlichſten Zeitpunkt meines Lebens heiligen; Sie müſſen eine letzte Erinnerung von mir aufbewahren, von dem was ich war, was ich immer geblieben wäre, wenn mein Herz ſich hätte erwehren können, Sie zu lieben. — O Corinna, ſagte Oswald, was wollen Sie mir mit dieſen Unglück bedeutenden Worten verkündigen? Sie können mir nichts ſagen, was meine Zärtlichkeit und meine Bewunderung verringerte. Wozu denn noch um acht Tage dieſe Angſt, dieſes Geheimniß verlängern, das gleichſam eine Schranke zwiſchen uns zu befeſtigen ſcheint? — Lieber Oswald, ich will es, antwortete Corinna, verzeihen Sie mir dieſen letzten Machtſpruch; bald werden Sie nur allein zwiſchen uns beiden zu entſcheiden haben; ich will mein Schickſal aus ihrem Munde erwarten, ohne Murren, wenn es grauſam iſt; denn ich beſitze auf dieſer Erde weder Gefühle noch Bande, die mich verurtheilen, Ihre Liebe zu überleben. — Indem ſie dieſe Worte ſagte, ging ſie hinaus, und ſtieß Oswald ſanft mit der Hand zurück, der ihr folgen wollte.

Drittes Kapitel.

Corinna hatte ſich vorgenommen, für Lord Nelvil ein Feſt zu veranſtalten, während der acht Tage des Aufſchubs, welche ſie ſich erbeten hatte; und das feſtliche Vorhaben war mit der tiefſten Schwermuth vermiſcht. Bei der genauern Kenntniß von Oswalds Charakter mußte ſie nothwendig wegen des Eindrucks beſorgt ſeyn, den er durch das, was ſie ihm zu entdecken hatte, erhalten würde. Man mußte Corinna als Dichter, als Künſtler beurtheilen, um ihr verzeihen zu können, daß ſie der Begeiſterung und der Kunſt, ihren hohen Stand, ihre Familie, ihr Vaterland und ihren Namen aufgeopfert hatte. Lord Nelvil beſaß allerdings Geiſt genug, um Genie und Fantaſie gehörig zu bewundern; er glaubte aber die bürgerlichen Verhältniſſe gehen über alles, und die vorzüglichſte Beſtimmung der Frauen, und auch der Männer, beſtehe nicht in der Ausübung der geiſtigen Fähigkeiten, ſondern in der Erfüllung der jedem beſonders auferlegten Pflichten. Die grauſamen Gewiſſensbiſſe, die er erlitten, weil er von der vorgeſchriebenen Bahn abgewichen war, hatten die ihm angebornen ſtrengen Grundſätze der Sittlichkeit noch mehr verſtärkt. Die engliſchen Sitten, die Gebräuche und Meinungen eines Landes, wo man ſich bei der gewiſſenhafteſten Ehrfurcht ſowohl für die Pflichten, als für die Geſetze, ſo wohl befindet, hielten ihn in mancher Rückſicht in ſehr engen Banden; dazu kömmt noch, daß man durch die Muthloſigkeit der Betrübniß eine Neigung erhält zu der hergebrachten Ordnung, zu dem, was von ſelber geht, und weder eines neuen Entſchluſſes bedarf, noch einer Entſchließung, die den einmal vom Schickſal beſtimmten Verhältniſſen entgegen wäre.

Oswalds Liebe zu Corinna hatte ſein Gefühl zwar durchaus gemildert, aber die

Liebe kann nie den Charakter ganz verwiſchen, und Corinna entdeckte immer wieder dieſen Charakter, ſelbſt in der Leidenſchaft, die ihn beſiegte. Vielleicht hing ſeine Unwiderſtehlichkeit zum Theil an dieſem Gegenſatz ſeiner Natur und ſeiner Gefühle, der jeden Beweis ſeiner Zärtlichkeit noch erhöhte. Aber der Augenblick nahte heran, wo die flüchtigen Sorgen, die Corinna jederzeit verſcheucht hatte, und die dem Glücke, deſſen ſie genoß, nur eine leichte nachdenkliche Unruhe beimiſchten, über ihr Leben entſcheiden ſollten. Dieſe Seele, die geboren ward zum Glück, gewöhnt an die leicht beweglichen Empfindungen des Talents und der Poeſie, ſie erſchrak vor der Herbe, vor der Starrheit des Schmerzes; da ergriff ein Schauder ihr ganzes Weſen, den die Frauen, die eine lange Gewohnheit im Leiden haben, nicht mehr fühlen.

Und dennoch, mitten in der grauſamſten Angſt, bereitete ſie insgeheim einen glänzend feſtlichen Tag, den ſie noch mit Oswald zubringen wollte. So vereinigte ſich in ihr Gefühl und Fantaſie auf eine äußerſt romanhafte Weiſe. Sie lud die Engländer ein, die ſich zu Neapel befanden, einige Neapolitaner und Neapolitanerinnen, deren Geſellſchaft ihr gefiel, und an dem Morgen des Tages, den ſie erwählt hatte zur Feſtlichkeit, und der dem vorherging, an welchem ſie ein Geſtändniß ablegen ſollte, das ihr Glück auf immer zerſtören konnte, wurden ihre Züge von einer ſonderbaren Verwirrung belebt, wodurch ſie einen ganz neuen Ausdruck erhielten. Unaufmerkſame Augen konnten den lebhaften Eindruck für einen freudigen anſehen, aber ihre eiligen, unruhigen Bewegungen, ihre auf nichts haftenden Blicke, belehrten Lord Nelvil nur zu ſehr, was in ihrer Seele vorging. Vergeblich verſuchte er ſie durch die zärtlichſten Verſicherungen zu beſänftigen. — Nach zwei Tagen, antwortete ſie, ſollen Sie mir ſagen, ob Sie noch eben ſo denken; jetzt ſind mir dieſe ſüßen Reden ſchmerzlich. — Hiemit entfernte ſie ſich von ihm.

Die Wagen für die Geſellſchaft, die Corinna eingeladen hatte, kamen gegen Abend, als der Meereswind ſich erhob, und die Luft erfriſchend den Menſchen erlaubte, die Natur zu betrachten. An Virgils Grabe war der erſte Stillſtand der Spazierfahrt. Corinna und ihre Geſellſchaft hielten ſich dabei auf, ehe ſie durch die Höhle von Pauſilipo fuhren. Das Grabmal ſteht in der ſchönſten Gegend auf der Welt; der Meerbuſen von Neapel dient ihm zur Perſpektive. Man geräth in Verſuchung zu glauben, daß Virgil ſelber ihn erwählte, ſo viel Ruhe und Herrlichkeit iſt in dieſem Anblick; dieſer einfache Vers aus dem Gedicht über den Landbau hätte zur Grabſchrift dienen können:

Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope . . . . .

zu dem Volke in ſeiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunſt vornehm ſey. Aber die Freude und die Schönheit iſt kein Privilegium der Gelehrten, der Adlichen und der Reichen; ſie iſt ein heiliges Eigenthum der Menſchheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es iſt nicht die kleinſte Vortrefflichkeit der griechiſchen Muſe, daß ſie auch dem ungebildeten Verſtande, dem gemeinen Manne die höchſte Schönheit verſtändlich zu machen wußte. Freylich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geiſt und geſelliger Bildung, ſondern noch weit mehr an Freyheit und Schnellkraft des ſittlichen Charakters und Gefühls, alle ſeines Gleichen. Das beweiſ't uns unter andern eben der Ariſtophanes, welcher uns oft ſo deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komiſche richtet ſich, weit mehr als das Tragiſche, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Faſſungskraft ſeines Publikums, und dieſe hängen wieder von dem Maaße der geſelligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterſchied unter dem niedern und edlen Komiſchen. Um eine nicht ſo reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden ſtärkere Reize, heftigere Erſchütterungen erfordert; die Widerſprüche und Gegenſätze, überhaupt die Verhältniſſe, welche der ungebildete Verſtand faſſen ſoll, müſſen gröber und faßlicher ſeyn. Wie wandelbar überhaupt dieſe Verhältniſſe ſind, erläutert das Beyſpiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Menſch iſt gegen das Widrige, welches das Komiſche oft enthält, nicht ſo empfindlich; ihn kann auch wohl das Komiſche eines leidenden oder ſchlechten Gegenſtandes ergötzen. Es iſt die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Un-

Seine Aſche ruht noch daſelbſt, und das Andenken ſeines Namens zieht die Huldigung der ganzen Welt an dieſen Ort. Das iſt alles, was der Menſch auf dieſer Erde dem Tode zu entreißen vermag.

Petrarca hat einen Lorbeerbaum auf das Grab gepflanzt, und Petrarca iſt nicht mehr, und der Lorbeer ſtirbt dahin. Der Haufen der Fremden, die herkamen, das Andenken Virgils zu ehren, hat ſeine Namen auf den Mauern eingegraben, welche die Urne umgeben. Es iſt etwas läſtiges mit dieſen unbedeutenden Namen, die nur das ruhevolle Gefühl der Einſamkeit ſtören, welches jener Aufenthalt erregt. Petrarca allein war würdig, eine dauernde Spur ſeiner Wanderung an Virgils Grabmal zu hinterlaſſen. Schweigend ſteigt man wieder hinab von dieſer Grabes-Zuflucht des Ruhms, und man erinnert ſich der Gedanken und Bilder, die auf ewig durch das Talent des Dichters geheiligt wurden. Bewundernswürdige Unterredung mit den künftigen Geſchlechtern, eine Unterredung, die von der Schreibekunſt verewigt und erneut wird! Dunkelheit des Todes, was biſt du? Die Gedanken, Gefühle, die Ausdrücke eines Menſchen ſind dauernd, und das, was er ſelbſt war, ſollte nicht mehr dauern? Nein, ein ſolcher Widerſpruch in der Natur iſt unmöglich.

Oswald, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, die Eindrücke, die Sie hier erhalten haben, ſind eine ſchlechte Vorbereitung zum Feſte; aber, ſetzte ſie mit einem ſchwärmeriſch geiſtigen Blick hinzu, aber wie viele Feſte wurden nicht in der Nähe des Grabes gefeiert! — Geliebte Freundin, antwortete Oswald, woher dieſer geheime Schmerz, der Sie bewegt? Vertrauen Sie ſich mir, Ihnen verdanke ich die ſechs glücklichſten Monate meines Lebens; vielleicht verbreitete auch ich während der Zeit einigen Reiz über Ihr Leben. O! wer könnte ſo gefühllos undankbar gegen das Glück ſeyn! Wer könnte ſich des hohen Genuſſes berauben, einer Seele, wie der Ihrigen, wohlthätig zu ſeyn! Ach! es iſt ja ſchon ſo viel, ſich dem geringſten Sterblichen nothwendig zu glauben; aber für Corinna nothwendig zu ſeyn, glauben Sie mir, das iſt zu ruhmwürdig, das iſt zu entzückend, um Verzicht darauf zu leiſten. — Ich traue Ihren Verheißungen, ſagte Corinna; giebt es aber nicht Augenblicke, wo etwas heftiges, ſonderbares ſich des Herzens bemeiſtert, und ſein Klopfen in ſchmerzhafter Bewegung verdoppelt? —

Sie fuhren mit Fackeln durch die Höhle des Pauſilipo; dies geſchieht ſelbst wenn man am hellen Mittag hindurch fährt, denn der Weg geht beinahe eine Viertelmeile weit durch den Berg, und gelangt man in ſeine Mitte, ſo kann man kaum an den beiden äußern Enden das Tageslicht wahrnehmen. Ein ſonderbarer Wiederhall erſchallt unter dieſem langen Gewölbe; der Tritt der

Pferde, das Schreien ihrer Führer, machen einen betäubenden Lärm, vor dem man keines zuſammenhängenden Gedankens fähig iſt. Corinna's Pferde zogen ihren Wagen mit erſtaunlicher Schnelligkeit, doch gingen ſie ihr noch nicht ſchnell genug. — Lieber Oswald, ſagte ſie zu Lord Nelvil, das geht ſo langſam! ſorgen Sie doch, daß ſie eilen. — Woher dieſe Ungeduld, Corinna, antwortete Oswald; wenn wir ehedem bei einander waren, da übereilten Sie die Stunden nicht, Sie genoſſen ſie. — Jetzt, ſagte Corinna, muß alles ſich entſcheiden; alles muß zu ſeinem Ziel gelangen; ich habe ein Bedürfniß, alles eilend zu erreichen, wäre es auch mein Tod. —

Wenn man aus der Höhle herauskömmt, fühlt man ein lebhaftes Vergnügen, das Tageslicht und die Natur wieder zu erblicken, und welche Natur bietet ſich dem Blicke dar! Den italieniſchen Gegenden fehlt es oft an Bäumen; hier findet man deren in

Überfluß. Außerdem iſt die Erde ſo mit Blumen bedeckt in dieſem Lande, daß man ſehr gut der Wälder entbehren kann, die in jeder andern Gegend die größte Naturſchönheit ausmachen. Die Hitze iſt ſo groß zu Neapel, daß es unmöglich iſt, am Tage, ſelbſt nicht im Schatten, ſpazieren zu gehen; des Abends aber ſtellt das offne Land, umgeben von Meer und Himmel, ſich ganz unſern Augen dar, und man athmet von allen Seiten die erfriſchte Luft. Die Durchſichtigkeit der Luft, die Mannichfaltigkeit der Gegenden, die maleriſche Form der Gebirge, zeichnen das Land von Neapel ſo ſehr aus, daß die Maler vorzugsweiſe dieſe Landſchaften zeichnen. Die Natur hat in dieſem Lande eine Macht und Eigenthümlichkeit, die durch keinen andern Zauber eines andern Landes deutlich gemacht werden kann.

— Ich laſſe Euch, ſagte Corinna zu den ſie begleitenden, die Ufer des Averniſchen See's betreten, vor dem Phlegeton vorbei, und nun ſteht der Tempel der Sybilla von Cuma vor Euch. Wir kommen durch die Gegenden, die unter der Benennung des entzückenden Bajä berühmt wurden; aber ich rathe, Euch jetzt nicht daſelbſt aufzuhalten. Wir wollen die Erinnerungen der uns hier umgebenden Geſchichte und Poeſie zurückrufen, wenn wir an einen Ort werden gelangt ſeyn, wo wir ſie alle auf einmal anſichtig werden. —

Auf das Vorgebirge von Miſenum hatte Corinna Tanz und Muſik beſtellt. Man konnte nichts maleriſcheres ſehen, als die Anordnung dieſes Feſtes. Alle Matroſen von Bajä waren in helle, gut abſtechende Farben gekleidet; einige Morgenländer von einem Schiff aus der Levante, welches damals im Hafen lag, tanzten mit Bäuerinnen aus den nahe gelegenen Inſeln Iſchia und Procida, die in ihren Kleidungen noch einige Ähnlichkeit mit den griechiſchen Trachten haben; vollkommen reine Stimmen ließen ſich in der Entfernung hören, und die Inſtrumente antworteten ihnen hinter den Felſen, von einem Echo zum andern, als ob die Töne ſich in's Meer verſenkten. Die Luft, die man einathmete, war entzückend; ſie durchdrang die Seele mit einem freudigen Gefühl, wovon alle Gegenwärtigen belebt wurden, und das ſelbſt Corinna ergriff. Man ſchlug ihr vor, ſich in den Tanz der Bäuerinnen zu miſchen, und anfänglich willigte ſie mit Freuden in den Vorſchlag; aber ſie hatte kaum angefangen, als die ſchwärzeſten Vorſtellungen ihr die Freuden verhaßt machten, an denen ſie Theil nahm; plötzlich verließ ſie Tanz und Muſik, und ſetzte ſich auf das äußerſte Ende des Vorgebirges am Ufer des Meers. Oswald eilte ihr nach, aber als er eben bei ihr war, holte die ſie begleitende Geſellſchaft ihn ein, und bat Corinna, an dieſem ſchönen Ort zu improviſiren. Ihre Verwirrung war ſo groß in dieſem Augenblick, daß ſie ſich zu einem Hügel führen ließ, auf welchen man ihre Leyer hingebracht hatte, ohne nachzudenken, was man von ihr fordre.

Viertes Kapitel.

Corinna wünſchte jedoch, daß Oswald ſie noch einmal hören möchte, wie im Kapitol, mit dem ganzen ihr vom Himmel verliehenen Talent; ſollte dieſes Talent auf immer verloren ſeyn, ſo wollte ſie, daß ſeine letzten Strahlen vor dem Erlöſchen noch einmal vor dem Geliebten glänzten. Dieſer Wunſch war es, der ihr in der Erſchütterung ihrer Seele ſelbſt, die ihr nothwendige Begeiſterung verlieh. Ihre Leyer war bereit, und alle ihre Freunde ungeduldig, ſie zu hören. Selbſt das Volk, das ſie dem Rufe nach kannte, das Volk, das im Süden durch ſeine Fantaſie ſehr richtig über Poeſie urtheilt, umgab ſchweigend den Kreis, den Corinna's Freunde um ſie gebildet hatten, und alle dieſe neapolitaniſchen Geſichter bezeichneten mit ihren lebhaften Zügen die beſeelteſte Aufmerkſamkeit. Der Mond ſtieg am Himmel herauf, aber ſein Licht ſchien noch

noch ſehr bleich bei den letzten Strahlen des Tages. Auf der Höhe des kleinen Hügels, der in das Meer hervortritt und das Vorgebirge von Miſenum bildet, hat man die ganze Ausſicht auf den Veſuv, den Meerbuſen von Neapel, auf die Inſeln, mit denen er beſäet iſt, und die ganze Gegend, die ſich von Neapel bis Gaëta erſtreckt, kurz, die Gegend in der Welt, wo die Vulkane, die Geſchichte und die Poeſie die meiſten Spuren hinterließen. Auch baten alle Freunde Corinna's ſie einſtimmig, die Erinnerungen, welche dieſe Orte darbieten, zum Inhalt ihres Geſanges zu nehmen. Sie ſtimmte ihre Leyer und begann mit bebender Stimme. Ihr Blick war ſchön, wer ſie aber kannte wie Oswald, der konnte ihre geängſtete Seele darin erkennen; ſie verſuchte indeſſen ihrem Kummer zu gebieten, und ſich wenigſtens auf einen Augenblick über ihre perſönliche Lage zu erheben.

vollkommne, welches ihr als Beymiſchung unentbehrlich iſt, um der Freude dramatiſche Kraft und Wirkſamkeit zu verleihen, ſo viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komiſchen durch tragiſche Eindrücke zu erſetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt iſt. An Kraft fehlt es der komiſchen Kunſt im Anfange nicht, aber ſie iſt beleidigend; von dem einem weſentlichen Element des Komiſchen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält ſie weit mehr als nöthig wäre zur Beymiſchung und als Träger der heitern Luſt und geiſtigen Freude. Für ihr roheres Publikum muß freylich das Schöne in ihren Werken über das Häßliche das Übergewicht haben, ſonſt könnten ſie ihm nicht gefallen. Aber wenn der allgemeine Kunſtſinn ſich bildet, wenn der Verſtand und die Reizbarkeit des Publikums ſich verfeinern, ſo wird es die Werke, die es ehedem ſchön fand, nur beleidigend finden. Dieſe Rohigkeit aber, welche oft auch in praktiſcher Beziehung wahrhaft und reell unſittlich iſt, muß man ſich hüten, mit der künſtleriſchen Unſittlichkeit zu verwechſeln; dieſe iſt nichts als Mangel an Harmonie und geſetzlicher Ordnung im Ganzen, Zügelloſigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen ſollen, aus Übergewicht der Sinnlichkeit *).

---

*) So iſt zum Beyſpiel Euripides nach jenem künſtleriſchen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unſittlicher Dichter; weil er gegen die ſtrenge Harmonie fehlt, als dem höchſtem Geſetz erhabener Schönheit, und ſich ganz von der Leidenſchaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausſchweifende Muſik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in ſo vielen Stellen ſeiner

Corinna's Geſang bei Neapel.

„Poeſie, Natur und Geſchichte, wetteifern hier in der Größe; mit einem Blick umfaßt man hier alle Zeiten, wie alle Wunder.“

„Ich ſehe den Averniſchen See, einen erloſchnen Vulkan, deſſen Wellen einſt Entſetzen einflößten; der Acheron, der Phlegeton, die von unterirdiſchen Flammen ſieden, ſind die Flüſſe dieſer, von Aeneas beſuchten Hölle.“

„Das Feuer, dieſes verſchlingende Leben, welches die Welt erſchafft und ſie verzehrt, erſchreckte um ſo mehr, da ſeine Geſetze weniger bekannt waren. Die Natur offenbarte ehedem ihre Geheimniſſe nur der Poeſie.“

„Die Stadt Cuma, die Höhle der Sibylle, der Tempel Apollo's, waren auf dieſer Höhe. Hier iſt das Gehölz, woraus der goldne Zweig geholt wurde. Das Erdreich der Aeneide umgiebt uns, und die vom

Genius geheiligten Erfindungen ſind zu Erinnerungen geworden, deren Spuren man noch ſucht.“

„Ein Triton verſenkte in dieſe Fluthen den verwegenen Trojaner, der es wagte, den Meer-Gottheiten durch ſeine Geſänge Troß zu bieten; dieſe hohlen, tönenden Felſen ſind dieſelben, welche Virgil beſchrieb. Die Fantaſie iſt treu, wenn ſie allvermögend iſt. Des Menſchen Geiſt iſt ſchöpferiſch, wenn er die Natur fühlt, nachahmend, wenn er ſie zu erfinden glaubt.“

„Mitten unter dieſen furchtbaren Maſſen, den alten Zeugen der Schöpfung, erblickt man einen neuen Berg, den ein Vulkan erzeugte. Hier iſt die Erde ſtürmend, wie das Meer, aber nicht, wie dieſes, kehrt ſie ruhig wieder in ihre Gränzen zurück. Das ſchwere Element, empört vom Beben des Abgrundes, gräbt Thäler, erhebt Berge, und ſeine verſteinten Wogen ſind Zeugen der Stürme, die ihren Schooß zerreißen.“

„Schlagen wir auf den Boden, so ertönt das unterirdiſche Gewölbe; als ob die bewohnte Welt nichts wäre, als eine Oberfläche, immer bereit, ſich zu öffnen. Die Gegend von Neapel iſt ein Bild der menſchlichen Leidenſchaften: ſchwefelhaltig und fruchtbar, ſcheinen ihre Gefahren, wie ihre Freuden, aus den entflammten Vulkanen erzeugt zu werden, die der Luft ſo vielen Zauber verleihen, und den Donner unter unſern Schritten rollen machen.“

„Plinius ſtudierte die Natur, um Italien beſſer bewundern zu können; er rühmte ſein Vaterland als die ſchönſte Gegend, da er es aus keinem andern Grund mehr ehren konnte. Er ſuchte Kenntniſſe, wie ein Krieger Eroberungen, er entfernte ſich von dieſem Vorgebirge, um den Veſuv durch ſeine Flammen hindurch zu beobachten, und dieſe Flammen verzehrten ihn.“

„O Erinnerung! edle Macht, hier an dieſen Orten iſt dein Reich! von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſonderbares Geſchick! beklagt der Menſch das Verlorne. Gleichſam, als ob alle verfloſſene Zeiten nach der Reihe die Bewahrer eines nicht mehr vorhandenen Glücks wären; und während der Geiſt ſtolz iſt auf ſeine größere Vollkommenheit, und ſich zur Zukunft aufſchwingt, ſcheint unſre Seele ſich ſehnſuchtsvoll eines ehemaligen Vaterlandes zu erinnern, dem ſie ſich durch das Vergangene wieder nähert.“

„Die Römer, deren Glanz wir beneiden, beneideten ſie nicht wiederum die männliche Einfachheit ihrer Vorfahren? Ehemals verachteten ſie dieſe wollüſtige Gegend, und ſeine Freuden bändigten nur ihre Feinde. Sehet Kapua in der Ferne: es bezwang den Krieger, deſſen unbezwingliche Seele Rom länger widerſtand, als die ganze Welt.“

„Auch die Römer bewohnten dieſe Orte; als die Seelenſtärke ſie nur die Schande und den Schmerz heftiger fühlen ließ, da ergaben ſie ſich ohne Scham der Weichlichkeit. Zu Bajä ſah man ſie ein Ufer des Meers erobern, für ihre Palläſte. Die Berge wurden ausgehöhlt, um ihnen Säulen zu entreißen, und die Herren der Welt, nun auch Sklaven geworden, unterwarfen die Natur, um ſich zu tröſten, daß ſie unterworfen waren.“

„Bei dem Vorgebirge von Gaëta, das ſich unſerm Blick zeigt, verlor Cicero das Leben. Ohne Achtung für die Nachwelt, beraubten die Triumvirn ſie der Gedanken, welche dieſer große Mann würde an das Licht gebracht haben. Das Verbrechen der Triumvirn dauert noch fort. Noch an uns haben ſie ſich ſtrafbar vergangen.“

„Cicero fiel unter den Dolchen der Tyrannen. Unglücklicher noch, als er, ward Scipio von ſeinem noch freien Vaterlande verbannt. Nicht weit von dieſem Ufer endigte er ſeine Tage, und die Trümmer ſeines Grabmals werden der Thurm des Vaterlandes genannt. Rührende Anſpielung des Andenkens, mit welchem ſeine große Seele beſchäftigt war!“

„Marius flüchtete ſich in dieſe Sümpfe von Minturnum, nahe an Scipio's Aufenthalt. So haben zu allen Zeiten die Nationen ihre großen Männer verfolgt; aber ſie ſind getröſtet durch die Vergötterung, und der Himmel, wo die Römer noch zu ſehen glaubten, nimmt den Romulus, den Numa und Cäſar, unter ſeine Sterne auf: neue Geſtirne, durch welche die Strahlen des Ruhms, und das Licht des Himmels vereint in unſer Auge ſtrahlen.“

„Aber nicht das Unglück allein, die Spur aller Verbrechen befindet ſich hier. Sehet am äußerſten Ende des Meerbuſens die Inſel Capreä, wo Tiberius vom Alter entwaffnet ward; wo dieſe zugleich grauſame und wollüſtige, ungeſtüme und ermattete Seele, ſelbſt des Verbrechens überdrüßig war, und ſich in die allerniedrigſten Genüſſe ſtürzen wollte, als ob die Tyrannei ihn noch nicht genug herabgewürdigt hätte.“

„An dieſem Ufer, der Inſel Capreä gegenüber, iſt Agrippinens Grabmal; es ward erſt nach Nero's Tode errichtet; der Mörder ſeiner Mutter ächtete auch ihre Aſche. Lange bewohnte er Bajä, mitten unter den Erinnerungen ſeiner Verbrechen. Welche Ungeheuer verſammelt der Zufall hier vor unſern Augen! Tiberius und Nero ſchauen ſich an!“

„Die Inſeln, welche durch Vulkane aus dem Meere herausſtiegen, dienten beinah von ihrer Entſtehung an, den Verbrechen der alten Welt; die unglücklichen, auf dieſe einſame Felſen mitten in den Wellen Verbannten, ſchauten aus der Ferne nach ihrem Vaterlande, bemühten ſich, ſeine Wohlgerüche in den Lüften einzuathmen, und oft nach einer langen Verbannung erfuhren ſie durch das Todesurtheil, daß ihre Feinde ſie wenigſtens nicht vergeſſen hatten.“

„O Erde! Niemals haſt du, wenn auch gebadet in Blut und in Thränen, aufgehört Früchte und Blumen hervorzubringen! Biſt du denn ohne Mitleid gegen den Menſchen? und kehrt ſein Staub in deinen mütterlichen Schooß zurück, ohne daß er bebt?“

Hier hielt Corinna ein, um etwas zu ruhen. Alle zum Feſt verſammelten warfen Myrthen und Lorbeerreiſer zu ihren Füßen. Das klare ſanfte Licht des Mondes verſchönerte ihr Geſicht; der friſche Meerwind wehte maleriſch in ihren Haaren; die Natur ſchien ein Wohlgefallen daran zu finden, ſie zu ſchmücken. Plötzlich aber ward ſie von unwiderſtehlicher Rührung ergriffen: ſie betrachtete die bezaubernde Gegend, den hinreißenden Abend, Oswald war da, der vielleicht nicht immer da ſeyn würde, und Thränen floſſen aus ihren Augen. Selbſt das Volk, das noch ſo eben ihr lärmend Beifall rief, ehrte ihre Rührung, alle erwarteten ſchweigend, daß ihre Worte ihnen das, was ſie fühlte, mittheilen möchten.

Sie präludirte einige Zeit auf der Leyer, dann überließ ſie ſich in ihrem Geſang einer ununterbrochenen Bewegung, ohne ihn ferner in Oktaven einzutheilen.

„Einige Erinnerungen des Herzens, einige Frauen-Namen rufen auch eure Thränen an. Zu Miſenum war es, an dem Orte ſelbſt, wo wir uns befinden, daß Cornelia, Pompejus Wittwe, ihre edle Trauer bis zu ihrem Tode trug. Lange beweinte Agrippina an dieſen Ufern den Germanicus. Derſelbe Mörder, der ihr ihren Gemahl geraubt hatte, fand ſie eines Tages würdig, ihm zu folgen. Die Inſel Niſida war Zeuge von Brutus und Porcia's Abſchied.“

„So ſahen die Frauen, die Freundinnen der Helden, den Gegenſtand umkommen, den ſie angebetet hatten. Vergeblich verſuchten ſie lange Zeit, ſeiner Spur zu folgen. Es kam der Tag, an welchem ſie ihn verlaſſen mußten. Porcia nimmt ſich das Leben; Cornelia drückt die geheiligte Urne an ihre Bruſt, die ihren Wehklagen nicht mehr antwortet; Agrippina erzürnt vergeblich während mehrer Jahre den Mörder ihres Gemahls; und dieſe unglückſeligen Geſchöpfe, wie Schatten irrend um den verwüſteten Rand des ewigen Fluſſes, ſeufzen nach dem jenſeitigen Ufer; in ihrer langen Einſamkeit befragen ſie das Schweigen, fordern von der ganzen Natur, vom geſtirnten Himmel, wie vom tiefen Meer, einen Ton nur der geliebten Stimme, einen Laut, den ſie nie mehr vernehmen."

„Liebe, höchſte Macht der Seele, geheimnißvolle Begeiſterung, welche Dichtkunſt, Heroismus und Religion in ſich ſchließt! wie wird es dann ſeyn, wenn das Schickſal uns trennt von dem, der unſer innerſtes Geheimniß beſaß, der uns das Leben der Seele, das Leben des Himmels gab? wie

Man darf nicht glauben, daß die attiſche Volks-Komödie dadurch, daß ſie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die beſondre Sprache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit verloren habe, und zu einer bloßen Darſtellungsmanier und beſondern Charakteriſtik herabgeſunken ſey. Überhaupt widerſprechen ſich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchſte Individualität der Kunſt nicht; ſie muß vielmehr beyde vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat ſie kein andres Publikum als die Menſchheit; mag ihr ſichtbares Publikum noch ſo beſtimmt und beſchränkt ſeyn, ſie hat es in ihm nur mit dem Menſchlichen, mit dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunſt, kann nicht zu individuell ſeyn, weil ſie dadurch immer an Verſtändlichkeit und wirkſamer Kraft gewinnt; die komiſche Muſe insbeſondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemälde, der Schauplatz auf dem ihre Perſonen handeln ſollen, muß die lebendigſte Wirklichkeit und höchſte Individualität ſeyn.

Noch ein andrer Fehler des Ariſtophanes, nicht gegen die Schönheit, ſondern gegen die Reinheit der Kunſt, erklärt ſich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältniſſen der attiſchen Komödie. Entweder müßten die Rechte der Kunſt durch die allgemein verbreitete Einſicht in die Würde ihrer Beſtimmung anerkannt werden, oder es kann

---

Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktiſchen Lehren ſieht, iſt Euripides keinesweges ein unſittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, ſo gut die Alten ſie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

iſt es dann, wenn Entfernung oder Tod eine Frau einſam auf der Erde läßt? ſie ſchmachtet, ſie ſinkt. Wie oft boten nicht die Felſen, die uns umgeben, ihre kalte Stütze den verlaſſenen Wittwen, die ehemals ſich an die Bruſt eines Freundes, auf den Arm eines Helden lehnten!“

„Vor uns liegt Sorrente; dort wohnte Taſſo's Schweſter, wie er als Pilger dieſe der Welt verborgene Freundin um eine Zuflucht bat, gegen die Ungerechtigkeit der Fürſten; von langen Schmerzen war ſeine Vernunft beinah verworren; nichts war ihm geblieben als ſein Genie, nichts als die Kenntniß des Göttlichen, alles Irdiſche war ihm verworren. Im Entſetzen über die umringende Wüſte, durchläuft das Talent ſo das Weltall, ohne etwas zu ſinden, was ihm ähnlich iſt. Selbſt in der Natur ſindet es nun keinen Wiederhall mehr, und die Gemeinheit ſieht das Übelbefinden einer Seele für Thorheit an, die in der Welt nicht genug Luft, nicht genug Begeiſterung, nicht genug Hoffnung athmet.“

„Das Verhängniß,“ fuhr Corinna mit ſteigender Rührung fort, „verfolgt es nicht die begeiſterten Seelen, die Dichter, deren Fantaſie von der Fähigkeit zu lieben und zu leiden abhängt? ſie ſind die aus einer andern Region Verbannten, und die allgemeine Güte durfte nicht alles nach dem Bedürfniß der kleinen Anzahl der Erwählten, oder Ausgeſtoßenen, anordnen. Was wollten die Alten damit, wenn ſie mit ſolchem Entſetzen vom Schickſal redeten? Was vermag es dann, dieſes Schickſal, über die gemeinen friedlichen Seelen? Sie folgen den Jahrszeiten, ſie durchlaufen gehorſam den gewöhnlichen Weg des Lebens. Die Prieſterin aber, durch deren Mund die Sprüche des Orakels kamen, fühlte ſich von einer grauſamen Macht erſchüttert. Welche unwillkührliche Gewalt ſtürzt den höhern Geiſt in's Unglück; er vernimmt der Sphären

Ton, den die Organe der Sterblichen nicht zu faſſen vermögen; er durchdringt die, andern Menſchen unbekannten Geheimniſſe des Gefühls, und ſeine Seele birgt einen Gott, den ſie nicht zurück zu halten vermag.“

„Erhabener Schöpfer dieſer ſchönen Natur, beſchütze uns! Unſer Aufſchwung iſt ohne Kraft, unſre Hoffnungen trugvoll. In uns führen die Leidenſchaften eine wilde Herrſchaft, und rauben uns Freiheit und Ruhe. Vielleicht werden wir morgen etwas thun, was über unſer Schickſal entſcheiden ſoll; vielleicht ſagten wir geſtern ein Wort, das durch nichts zurück erkauft werden kann. Erheben wir unſern Geiſt zu den erhabenſten Gedanken, ſo fühlen wir, wie auf dem Gipfel hoher Gebäude, einen Schwindel, der alle Gegenſtände vor unſern Augen verwirrt; aber ſelbſt dann verliert der Schmerz, der entſetzliche Schmerz, ſich nicht in die Wolken, er furcht ſie, öffnet ſie. O mein Gott, was will er uns verkündigen? . . . .“

Bei dieſen Worten ward Corinna's Geſicht von leichenähnlicher Bläſſe bedeckt; ihre Augen ſchloſſen ſich, und ſie wäre zur Erde geſunken, wenn nicht Lord Nelvil in dem Augenblick zu ihr geeilt wäre und ſie unterſtützt hätte.

Fünftes Kapitel.

Corinna kam zu ſich, und Oswalds Anblick, deſſen Miene den rührendſten Antheil und Unruhe ausdrückte, machte ſie etwas ruhiger. Die Neapolitaner bemerkten mit Erſtaunen die Düſterheit in Corinna's Poeſie, ſie bewunderten den ſchönen Wohlklang ihrer Verſe, aber ſie hätten gewünſcht, daß dieſe Verſe eine weniger traurige Stimmung verriethen: denn ſie betrachteten die Künſte, und unter dieſen die Poeſie beſonders, nur als eine Art der Zerſtreuung der Lebens-Sorgen, und nicht, um tiefer noch durch ſie in ihre ſchrecklichen Geheimniſſe zu dringen. Die Engländer aber, die Corinna gehört hatten, waren von Bewunderung gegen ſie durchdrungen.

Sie waren entzückt darüber, die Gefühle der Schwermuth ſo mit italieniſcher Fantaſie dargeſtellt zu ſehen. Dieſe ſchöne Corinna, deren ſeelenvolle Züge, deren Blick voll Lebensgluth beſtimmt ſchienen, das Glück zu ſchildern, dieſe Tochter der Sonne, von geheimen Kummer berührt, glich einer friſchen glänzenden Blume, der aber ein ſchwarzer Punkt, von tödtlichem Stich verurſacht, den nahen Tod droht.

Die Geſellſchaft ſchiffte ſich ein, um nach Neapel zurück zu kehren; die Hitze und die Stille, die jetzt herrſchte, machte die Fahrt auf dem Meere äußerſt angenehm. Göthe hat in einer entzückend ſchönen Romanze das Gefühl geſchildert, das einen in großer Hitze zum Waſſer hinzieht. Die Nymphe des Fluſſes rühmt dem Fiſcher das Reizende ihrer Wellen; ſie lädt ihn ein, ſich darin zu erfriſchen, und nach und nach angelockt, ſtürzt er ſich endlich hinein. Dieſe magiſche Kraft der Wellen iſt auf gewiſſe Weiſe dem Blick der Schlange zu vergleichen, der ſchreckend anzieht. Die Woge, die in der Ferne ſich erhebt und immer größer wird, und immer eilender, je näher ſie dem Ufer kömmt, ſcheint etwas übereinſtimmendes mit dem Verlangen des Herzens zu haben, das leiſe beginnt und unwiderſtehlich wird.

Corinna war beruhigter; die Lieblichkeit des ſchönen Wetters beſänftigte ihr Gemüth; ſie hatte ihre Haare aufgeflochten, um das Wehen der Luft beſſer zu fühlen; ihre Geſtalt war reizender als je. Auf einer andern Barke folgten ihnen Blaſe-Inſtrumente, die eine bezaubernde Wirkung machten; ſie ſtimmten überein mit dem Meer, mit den Sternen, mit der berauſchenden Anmuth eines italieniſchen Abends, und verurſachten noch eine tiefere Rührung; ſie waren die Stimme des Himmels in der Natur. — Geliebte Freundin, ſagte Oswald leiſe, geliebte Freundin meines Herzens, nie vergeſſe ich dieſen Tag: kann es einen glücklicheren geben? — Indem er dies ſagte, füllten ſeine Augen ſich mit Thränen. Es gehörte mit zu Oswalds verführeriſcher Anmuth, daß er ſo leicht bewegt, und doch ſo gehalten war, daß ſeine Augen oft wider ſeinen Willen von Thränen benetzt waren; ſein Blick hatte alsdann einen unwiderſtehlichen Ausdruck. Einigemal, wenn er ſanft ſcherzte, merkte man eine geheime innere Rührung, die ſich bei ihm mit der Fröhlichkeit vermiſchte, und ihm eine edle Anmuth verlieh. — Weh mir! antwortete ihm Corinna, nein, ich hoffe keinen ſolchen Tag wieder, als den heutigen; er ſey geſegnet wenigſtens, wie der letzte meines Lebens, wenn er die Morgenröthe eines dauernden Glücks nicht iſt, wenn er es nicht ſeyn kann. —

Sechſtes Kapitel.

Als ſie zu Neapel ankamen, fing das Wetter an ſich zu verändern; der Himmel umwölkte ſich, das Gewitter kündigte ſich in der Luft an, und die Wellen ſchlugen heftiger, als ob der Sturm des Meers aus den Fluthen dem Sturm des Himmels antwortete. Oswald war einige Schritte vor Corinna vorausgegangen, um Fackeln bringen zu laſſen, um ſie mit größerer Sicherheit nach Hauſe zu begleiten. Auf der Straße am Meere ſah er Lazzaroni's verſammelt, die ziemlich laut riefen: O der arme Mann! er kömmt nicht da heraus; man muß ſich darein ergeben, er kömmt um. — Was ſagt ihr, rief Lord Nelvil ungeſtüm, von wem redet ihr? — Von einem armen alten Mann, antworteten ſie, der ſich da unten badete, nicht weit vom Molo, er ward vom Gewitter überraſcht, und hat nicht

Kräfte genug, gegen die Wogen zu ringen und an's Ufer zu kommen. Oswalds erſte Bewegung war, ſich in's Waſſer zu werfen; da er aber an den Schrecken dachte, den er Corinna's verurſachen würde, wenn ſie dazu käme, bot er alles Geld, welches er bei ſich hatte, mit dem Verſprechen, es zu verdoppeln, dem, der ſich in's Waſſer werfen würde, den Alten heraus zu ziehen. Die Lazzaroni's wollten es nicht thun. Wir fürchten uns zu ſehr, ſagten ſie; die Gefahr iſt zu groß, es kann nicht ſeyn. In dem Augenblick verſchwand der Alte unter den Wellen. Oswald zögerte nicht länger, und warf ſich in das Meer, trotz der Wogen, die ihm über dem Kopf zuſammenſchlugen. Er rang ihnen glücklich entgegen, erreichte den Alten, der einen Augenblick ſpäter todt geweſen wäre, ergriff ihn und zog ihn an's Ufer. Aber die Kälte des Waſſers, und Oswalds heftige Anſtrengung gegen das ſtürmiſche der Komödie die Freyheit nur durch ein Inſtitut geſichert werden. So war es bey den Griechen; aber noch ehe ſie ſich aus ihrem fremdartigen Urſprunge zu reiner Poeſie entwickelte und völlig bildete, entartete ſie ſchon in perſönliche und politiſche Nebenabſichten. Die Satire des Ariſtophanes iſt ſehr oft nicht poetiſch, ſondern perſönlich, und eben ſo demagogiſch als die Art, mit der er den Wünſchen und den Meinungen des Volks ſchmeichelt. Zügelloſigkeit hat zur natürlichen Folge, Erſchlaffung; Mißbrauch der Freyheit, den Verluſt derſelben. Nach dieſem, welcher ſehr bald erfolgte, war der griechiſchen Komödie noch weit weniger möglich, was ſie ſelbſt während ihrer ſchönſten Blüthe und freyeſten Regſamkeit nicht erreicht hat, das höchſte komiſche Schöne. Hätte die griechiſche Kunſt es auch erreicht, ſo hätte ſie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müſſen, wie das höchſte Schöne im Tragiſchen, welches ſie wirklich erreicht hat. Denn ſie war ein Erzeugniß des freyen Kunſtvermögens; und im freyen Laufe der ſich ſelbſt überlaſſnen menſchlichen Natur, iſt die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freye Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bey den Alten, ſondern Abſicht, ein gedachter Zweck und beſtimmter Verſtandesbegriff, das eigenthümliche Weſen und der beſtimmende Grund der menſchlichen Bildung iſt, wie unter uns; ſo wird ganz natürlich der Anfang zuerſt damit gemacht, den Menſchen zu zerſpalten, ſeine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit iſt alsdann im Stande, der Unterdrückung oder der Empörung; das Natürliche iſt ohne Bildung nicht ſchön, die Freude darf nicht frey ſeyn.

Meer, waren von ſo übler Wirkung, daß er in dem Augenblick, als er den Alten an das Ufer brachte, ohnmächtig niederſank, und in dieſem Zuſtand war er ſo bleich, daß man ihn für nicht mehr lebend halten mußte (⁴).

Corinna kam und ahndete nicht, was ſich zugetragen hatte. Sie ſah eine große Menge Menſchen verſammelt, und hörte rufen: er iſt todt; im Schrecken über dieſen Ausruf wollte ſie ſich eben entfernen, als ſie einen der Engländer, die ſie begleitet hatten, eiligſt durch die Menge dringen ſah. Sie folgte ihm einige Schritte, und das Erſte, was ſie gewahr wurde, war Oswalds Kleid, welches er am Ufer hingeworfen hatte, ehe er in's Waſſer ſprang. Sie ergriff dies Kleid mit krampfhafter Bewegung, ſie glaubte, dies wäre alles, was ihr von Oswald noch übrig bliebe, und als ſie endlich ihn ſelber erkannte, obgleich er ohne Leben ſchien, warf ſie ſich ganz außer ſich über ſeinen lebloſen Körper, faßte ihn innigſt in ihre Arme, und hatte das unausſprechliche Glück, nach Oswalds Herz klopfen zu fühlen, das vielleicht in Corinna's Nähe wieder Leben erhielt. — Er lebt, rief ſie, er lebt! — Und in dem Augenblick ward ſie von einer Kraft, von einem Muth beſeelt, den Oswalds gewöhnliche Freunde kaum hatten. Sie verſchaffte alle Hülfsmittel, ſie ſelber wußte ſie zu reichen; ſie unterſtützte des ohnmächtigen Oswalds Kopf; ſie benetzte ihn mit ihren Thränen, und ungeachtet ihrer ſchrecklichen Erſchütterung, vergaß ſie nichts, verlor ſie keinen Augenblick, und ihre Sorgfalt ward durch ihren Schmerz nicht unterbrochen. Oswald ſchien etwas beſſer zu ſeyn, doch hatte er noch ſeine Beſinnung nicht wieder. Corinna ließ ihn zu ſich nach Hauſe ſchaffen, kniete neben ihm nieder, umgab ihn mit ſtarken Wohlgerüchen, die ihn wieder zu ſich bringen ſollten, und nannte ſeinen Namen mit zärtlicher, liebender Stimme; dieſer Ton mußte ihn wieder in's Leben rufen; er hörte ihn, öffnete die Augen, und drückte ihr die Hand.

Mußte man, um eines ſolchen Augenblicks zu genießen, vorher eine Höllen-Angſt fühlen! Arme Menſchen-Natur! Wir kennen das Unendliche nur durch den Schmerz; und in allen Genüſſen des Lebens giebt es nichts, das die Verzweiflung erſetzen könnte, den Geliebten ſterben zu ſehen.

— Grauſamer, rief Corinna, Grauſamer, was haben Sie gethan? — Verzeihung, antwortete Oswald mit noch bebender Stimme, Verzeihung. In dem Augenblick, als ich zu ſterben glaubte, da, glauben Sie mir, Geliebte, da fürchtete ich für Sie. — Bewundernswürdiger Ausdruck der gleichgeſinnten Liebe, der Liebe im glücklichſten Verein des gegenſeitigen Vertrauens! Corinna war tief gerührt von den entzückenden Worten, und erinnerte ſich ihrer bis zu ihrem letzten Lebenstage mit jener Wehmuth, die wenigſtens auf einige Augenblicke alles verzeihen macht.

Siebentes Kapitel.

Oswalds zweite Bewegung war, mit der Hand auf ſeine Bruſt nach dem Bildniß ſeines Vaters zu faſſen; es war noch da, aber ſo vom Waſſer verlöſcht, daß es kaum noch zu erkennen war. Oswald, tief betrübt über dieſen Verluſt, rief aus: — Mein Gott! ſogar ſein Bild nimmſt du mir! — Corinna bat Lord Nelvil, ihr zu erlauben, daß ſie das Porträt wieder in Stand ſetze. Er gab es zu, aber ohne viel Hoffnung. Wie groß war ſein Erſtaunen, als ſie es ihm nach drei Tagen nicht allein wieder gut in Stande zurückgab, ſondern mit noch treffenderer Ähnlichkeit, als es vorher hatte. — Ja, ſagte Oswald mit Entzückung, ja, Sie haben ſeine Züge und ſeine Phyſiognomie errathen. Es iſt ein Wunder vom Himmel, der Sie mir als die Gefährtin meines Schickſals andeutet, da er Ihnen die Erinnerung desjenigen offenbarte, der auf ewig über mich zu gebieten hat. Corinna, fuhr er fort, indem er ſich ihr zu Füßen warf, beherrſche auf ewig mein Leben. Hier iſt der Ring, den mein Vater ſeiner Gattin gegeben hatte, der heiligſte, der geweihteſte Ring, der von der edelſten Treue gegeben, von dem beſtändigſten Herzen angenommen ward; ich ziehe ihn von meinem Finger ab, um ihn an den Deinigen zu ſtecken, und von dieſem Augenblick an bin ich nicht mehr frei, ſo lange Sie ihn aufbewahren, geliebte Freundin, bin ich es nicht mehr. Ich erkläre es feierlich, noch ehe ich weiß, wer Sie ſind; Ihrer Seele traue ich darüber, ſie iſt es, die mich alles lehrte. Haben Sie die Begebenheiten Ihres Lebens gelenkt, ſo ſind ſie ſicherlich edel wie Ihr Charakter, hat das Schickſal ſie gelenkt, und Sie waren ein Opfer davon, ſo danke ich dem Himmel, daß er mir auftrug, es zu vergüten. Alſo nun, o meine Corinna, ſagen Sie mir Ihr Geheimniß, Sie ſind es dem ſchuldig, deſſen Verſprechen Ihrem Vertrauen voranging.

— Oswald, antwortete Corinna, dieſe rührende Bewegung entſteht durch einen Irrthum in Ihnen, ich kann den Ring nicht annehmen, ohne dieſen vorher zu zerſtreuen. Sie glauben, ich habe durch eine Eingebung des Herzens die Züge Ihres Vaters errathen; ich muß Ihnen aber ſagen, daß ich ihn ſelber mehreremal geſehen habe. — Sie haben meinen Vater geſehen, rief Lord Nelvil, und wie? wo? wär es möglich, o mein Gott! wer ſind Sie denn? — Hier iſt Ihr Ring, ſagte Corinna mit erſtickter Rührung; ſchon muß ich ihn Ihnen zurück geben. — Nein, erwiederte Oswald nach einem kleinen Stillſchweigen, ich ſchwöre, nie der Gemahl einer andern zu ſeyn, bis Sie mir dieſen Ring zurückſenden. Aber verzeihen Sie der Verwirrung, die Sie in meiner Seele erregten; verworrne Gedanken drängen ſich mir auf, meine Unruhe iſt ſchmerzhaft. — Ich ſehe es, erwiederte Corinna, und ich will ſie abkürzen. Aber ſchon iſt Ihre Stimme nicht mehr dieſelbe, und Ihre Worte ſind verändert. Vielleicht, wenn Sie erſt meine Geſchichte werden geleſen haben, vielleicht daß das ſchreckliche Wort Lebewohl . . . . — Lebewohl, rief Lord Nelvil, nein, geliebte Freundin, nur auf meinem Todbette könnte ich es Dir ſagen, fürchte es nicht früher. — Corinna ging hinaus, und wenige Minuten nachher, kam Thereſine in Oswalds Zimmer, und brachte ihm von ihrer Herrſchaft die folgenden Blätter.

Vierzehntes Buch.

Corinna's Geſchichte.

In andern Kunſtwerken iſt der Geiſt von ſeiner äuſſern Lage unabhangig; ſeine innere Freyheit kann ihm niemand rauben. Aber die komiſche Kunſt verlangt auch äuſſre Freyheit, kann ohne dieſe ſich nur bis zur Anmuth und geiſtreichen Feinheit, nie bis zum höchſten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verſtandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freyen Leben der Natur auch im Gebiete der Kunſt zurückkehrt und wieder endigt, wo ſie einſt angefangen hatte; wenn aus Geſetzmäßigkeit Freyheit wird, wenn die Würde und die Freyheit der Kunſt auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte ſicher, wenn jede geiſtige Kraft des Menſchen frey und doch der Mißbrauch der Freyheit unmöglich ſeyn wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zuſatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komiſchen nothwendig iſt, an ſich genug dramatiſche Wirkſamkeit haben; die Komodie würde das vollkommenſte aller poetiſchen Kunſtwerke ſeyn, oder vielmehr an die Stelle des Komiſchen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poeſie kann dies gemeinſchaftliche Ziel nicht für ſich allein erreichen, aber ſie kann auch ohne fremde Hülfe ſich ihrem Ideal nähern. Das Schauſpiel muß ſo viel als möglich mit der dramatiſchen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkeh-

---

*) Hier liegt die Ahndung jener Idee, welche ich in der Darſtellung der Litteratur, bey Gelegenheit des Calderon, als chriſtliche Verklärung der erleuchteten Fantaſie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Weſen des romantiſchen Luſtſpiels beſteht.

Erſtes Kapitel.

Oswald, das Geſtändniß, welches über mein Leben entſcheiden muß, ſoll vor allem andern hergehen; haben Sie es geleſen, und halten es dann für unmöglich, mir zu verzeihen, ſo leſen Sie nichts weiter von meinem Brief, und ſtoßen Sie mich von ſich; iſt aber, wenn Sie den Namen und das Loos erfahren haben, worauf ich Verzicht gethan, noch nicht alles zwiſchen uns zertrümmert, ſo kann das darauf folgende vielleicht mir zur Entſchuldigung dienen.

Lord Edgermond war mein Vater; ſeine erſte Gemahlin, eine Römerin, brachte mich in Italien zur Welt, und Lucile Edgermond, die Ihnen beſtimmt wurde, iſt meine Schweſter von väterlicher Seite; ſie iſt die

Frucht einer zweiten Ehe meines Vaters mit einer Engländerin.

Und nun hören Sie mich. Ich ward in Italien auferzogen, und verlor meine Mutter, als ich nicht über zehn Jahr alt war; da ſie aber ſterbend noch den ſehnlichſten Wunſch geäußert hatte, daß meine Erziehung in Italien vollendet würde, ehe man mich nach England führte, ſo ließ mich mein Vater bis zu meinem funfzehnten Jahr zu Florenz, bei einer Tante meiner Mutter; meine Talente, meine Anlagen, ſelbſt mein Charakter, waren ſchon gebildet, als der Tod meiner Tante meinen Vater bewog, mich zu ſich zu berufen. Er lebte in einer kleinen Stadt in Northumberland, die, wie mich dünkt, eigentlich keine Vorſtellung von England geben kann, dennoch iſt es die einzige, die ich während der ſechs Jahre, die ich daſelbſt zubrachte, davon erhielt. Von Kindheit an hatte meine Mutter mir immer von dem Unglück geſprochen, nicht mehr in

Italien zu leben, und meine Tante wiederhohlte ſehr oft, die Furcht, ihre Heimath verlaſſen zu müſſen, wäre die Urſache des Todes meiner Mutter geweſen. Auch war meine gute Tante überzeugt: eine Katholikin würde nicht ſelig, wenn ſie in einem proteſtantiſchen Lande lebte, und obſchon ich dieſe Furcht nicht mit ihr theilte, war mir doch der Gedanke nach England zu müſſen ſehr verhaßt.

Ich reiſte in unausſprechlicher Niedergeſchlagenheit ab. Die Frau, die mich abholte, verſtand kein Italieniſch; ich redete zwar verſtohlen noch einige Worte in dieſer Sprache mit meiner armen Thereſine, die eingewilligt hatte, mich zu begleiten, obgleich ſie unaufhörlich weinte, indem ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernte; aber ich mußte mich des Wohllauts entwöhnen, der ſelber den Ausländern ſo gefällig klingt, deſſen Anmuth ſich bei mir an alle Erinnerungen der Kindheit knüpfte. Ich reiſte gegen Norden; dies machte mir eine traurige düſtre Empfindung, von der ich mir ſelber den Grund nicht deutlich machen konnte. Ich hatte meinen Vater in fünf Jahren nicht geſehen, als ich bei ihm ankam; kaum daß ich ihn wieder erkannte; es ſchien mir, als ſahe er ernſthafter aus, indeſſen empfing er mich mit zärtlicher Theilnahme, und ſagte mir, ich gliche meiner Mutter. Meine kleine dreijährige Schweſter ward mir zugeführt; es war das weißeſte Geſicht, das blondeſte ſeidne Haar, das ich je geſehen hatte. Ich betrachtete ſie mit Bewunderung, denn wir ſehen faſt keine ſolche Geſtalten in Italien, und ſie flößte mir von dem erſten Augenblick an ein lebhaftes Wohlwollen ein; ich nahm ſogar noch an demſelben Tage von ihren Haaren zu einem Armbande, das ich ſeitdem immer bewahrt habe. Endlich erſchien meine Stiefmutter, und der Eindruck, den ſie mir machte, als ich ſie zum erſtenmal ſah, hat ſich in den ſechs Jahren, die ich bei ihr zubrachte, beſtändig verſtärkt und erneuert.

Lady Edgermond hatte eine ausſchließliche Liebe für die Provinz, wo ſie geboren war, und mein Vater hatte ihr den Aufenthalt in London oder in Edimburg aufgeopfert. Sie war eine kalte, abgemeſſene, ſchweigſame Frau, deren Augen Gefühl zeigten, wenn ſie ihre Tochter anſah, die aber außerdem ſo viel Entſchiedenheit in ihrer Phyſiognomie und ihren Reden blicken ließ, daß es ganz unmöglich ſchien, ihr einen neuen Gedanken, ja nur ein ungewohntes Wort begreiflich zu machen. Sie empfing mich gut, ich konnte aber leicht merken, daß mein ganzes Weſen ſie in Erſtaunen ſetzte, und daß ſie ſich vorſetzte, es zu ändern, wenn es ihr möglich ſeyn würde. Während der Mittags-Mahlzeit ward nicht ein Wort geſprochen, obgleich einige Perſonen aus der Nachbarſchaft eingeladen waren; dies Stillſchweigen verurſachte mir dermaßen

Langeweile, daß ich auf einmal während der Mahlzeit verſuchte, mit einem alten Manne, der neben mir ſaß, zu ſprechen. Ich ſprach ziemlich gut Engliſch, mein Vater hatte es mich von Kindheit an ſprechen gelehrt, und ich ſagte im Geſpräch italieniſche Verſe her, die ſehr rein, ſehr zart waren, worin aber von Liebe die Rede war. Meine Stiefmutter, die ein wenig Italieniſch verſtand, ſah mich an, erröthete, und gab früher noch, als gewöhnlich, den Frauen das Zeichen, in ein andres Zimmer zu gehen, um den Thee zu bereiten, und die Männer während des Nachtiſches allein zu laſſen. Ich begriff dieſen Gebrauch nicht, der in Italien etwas unerhörtes iſt, wo man kein Vergnügen in einer Geſellſchaft findet, aus welcher die Frauen entfernt ſind; einen Augenblick glaubte ich, meine Stiefmutter wäre ſo gegen mich aufgebracht, daß ſie nicht mit mir in einem Zimmer bleiben wollte. Ich ward indeſſen beruhigt, als ſie mir ein Zeichen gab, ihr zu folgen, mir auch keinen Vorwurf machte während der drei Stunden, die wir zuſammen im Salon zubrachten, ehe die Männer wieder zu uns kamen.

Beim Abendeſſen ſagte meine Stiefmutter ziemlich ſanft zu mir: es ſey nicht Sitte, daß junge Frauenzimmer in Geſellſchaft redeten, und beſonders dürften ſie niemals ſich erlauben, Verſe anzuführen, wo das Wort, Liebe, ausgeſprochen würde. — Miß Edgermond, ſetzte ſie hinzu, Sie müſſen ſuchen alles zu vergeſſen, was Bezug auf Italien hat; es wäre ſehr zu wünſchen, Sie hätten dieſes Land nie gekannt. — Ich brachte die Nacht in Thränen zu; mein Herz war ganz in Bekümmerniß verſenkt; den Morgen darauf ging ich ſpazieren; es fiel ein entſetzlicher Nebel; ich ſah die Sonne nicht, die wenigſtens eine Erinnerung meines Vaterlandes geweſen wäre. Mein Vater begegnete mir, er kam auf mich zu, und ſagte: — Liebes Kind, es iſt hier nicht wie in Italien; bei uns haben die Frauen keinen andern Beruf, als die häuslichen Pflichten zu erfüllen; Deine Talente werden Dir nützlich ſeyn, Dir die Einſamkeit angenehm zu machen; vielleicht bekömmſt Du einen Mann, dem ſie Vergnügen machen; aber in einer kleinen Stadt, wie dieſe, erregt alles Neid, was die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und wenn man finden ſollte, daß Du unſern Sitten fremde Neigungen angenommen haſt, würdeſt Du ſchwerlich einen Mann finden; das ganze Daſeyn muß hier den alten Gebräuchen einer entlegenen Provinz untergeordnet ſeyn. Ich habe zwölf Jahre mit Deiner Mutter in Italien gelebt, und es gewährt mir noch eine ſüße Erinnerung; ich war damals jung, die Neuheit gefiel mir. Jetzt bin ich wieder in meine Hütte zurückgekehrt, und ich befinde mich wohl dabei; ein regelmäßiges, ſelbſt ein wenig einförmiges Leben läßt die Zeit ganz unmerklich verfließen. Man muß nicht gegen die Gebräuche eines Landes kämpfen, in welchem man einen feſten Wohnſitz genommen hat, man hat nur Verdruß davon; denn in einer ſo kleinen Stadt, als die, in welcher wir jetzt wohnen, bekümmert man ſich um alles, wird alles wiedererzählt; Nacheifer findet nicht Statt, dafür aber Neid, und es iſt im Grunde beſſer, etwas Langeweile zu ertragen, als beſtändig gehäſſigen Geſichtern zu begegnen, die ſich zu wundern ſcheinen, und die jeden Augenblick Rechenſchaft von unſern Handlungen fordern. —

Nein, lieber Oswald, Sie haben keine Vorſtellung von meinem Kummer, als ich meinen Vater ſo reden hörte. Ich erinnerte mich noch aus meiner Kindheit, ihn voller Anmuth und Feuer geſehen zu haben, und nun erblickte ich ihn unter dem bleiernen Mantel, welchen Dante in der Hölle beſchreibt, den die Mittelmäßigkeit jedem über ren und ſich der Freyheit nähern. Wenn auf einem ſolchem Wege nur einige Schritte gethan ſind, ſo läßt ſich alles hoffen; und auf dieſem Wege giebt es keinen beſſern Wegweiſer, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechiſche Komödie. Sie iſt ein unübertreffliches Muſter ſchöner Fröhlichkeit, erhabener Freyheit, und komiſcher Kraft, bey allen Fehlern, die ſie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich ſchon entwickelt habe, wirft man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeyen ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen in bis zur äußerſten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politiſchen Zwiſchenſpiel der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der Dichter und das Publikum zum Vorſchein: Der Anlaß liegt in den politiſchen Verhältniſſen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung ſcheint mir auch in der Natur der komiſchen Begeiſterung zu liegen. Dieſe Verletzung iſt nicht Ungeſchicklichkeit, ſondern beſonnener Muthwille, überſchäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht ſie vielmehr, denn vernichten kann ſie die Täuſchung doch nicht. Die höchſte Regſamkeit des Lebens muß wirken, muß zerſtören; findet ſie nichts außer ſich, ſo wendet ſie ſich zurück auf einen geliebten Gegenſtand, auf ſich ſelbſt, ihr eigen Werk; ſie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerſtören. In der Begeiſterung des poetiſchen Witzes, ſchadet und ſtört es nicht, wenn die Täuſchung ſcheinbar vernichtet wird; weil das Weſentliche des Eindrucks einer ſolchen die Schultern wirft, der ſich unter ihr Joch beugt. Alles verſchwand vor meinen Blicken, die Begeiſterung der Natur, der Kunſt, des Gefühls, und meine Seele quälte mich, wie eine unnütze Flamme, die mich ſelber verzehrte, da ſie keine Nahrung von außen fand. Da ich von Natur ſanft bin, ſo fand meine Stiefmutter keine Veranlaſſung, ſich über mich zu beklagen; noch weniger mein Vater, denn ich liebte ihn zärtlich, und in meinen Unterredungen mit ihm fand ich noch am meiſten Vergnügen. Er hatte ſich beſchränkt, aber er wußte es auch, daß er es hatte, während daß die meiſten unſrer Landedelleute tranken, jagten und ſchliefen, und ſich dabei einbildeten, die weiſeſte Lebensart von der Welt zu führen.

Ihre Zufriedenheit machte mich ſo verwirrt, daß ich mich ſelber fragte, ob nicht vielmehr meine Denkungsart eine Thorheit ſey; ob dieſes ruhige Daſeyn, das dem Schmerz wie dem Nachdenken entgeht, dem

Gefühl wie der Schwärmerei, ob es nicht eigentlich beſſer ſey, als meine Art zu ſeyn? Zu was aber würde mir dieſe traurige Überzeugung genutzt haben! mich über meine Fähigkeiten, wie über ein Unglück zu betrüben, während ſie in Italien als eine ſchöne Himmels-Gabe verehrt werden.

Unter den Leuten, die wir ſahen, gab es einige, denen es nicht an Geiſt fehlte, ſie erſtickten ihn aber, wie einen läſtigen Schimmer; und gewöhnlich ſo gegen die Vierzig war dieſe kleine Bewegung in ihrem Gehirn mit allem übrigen wieder eingedämmert. Gegen das Ende des Herbſtes ging mein Vater viel auf die Jagd, wir erwarteten ihn oft bis um Mitternacht. In ſeiner Abweſenheit blieb ich den größten Theil des Tages auf meinem Zimmer, mit der Übung meiner Talente beſchäftigt, und meine Stiefmutter machte dies übel gelaunt. — Wozu nützt alles das, ſagte ſie, wird es Sie glücklicher machen? — Und dies Wort war es, worüber ich hätte verzweifeln mögen. Was kann denn anders das Glück ſeyn, ſagte ich mir, als die Entwicklung unſrer Fähigkeiten? Iſt es denn ſchlimmer, ſich phyſiſch, als ſich moraliſch zu tödten? Und wenn ich meine Seele, meinen Geiſt erſticken muß, wozu ſollte ich wohl den elenden Überreſt von Leben zu erhalten ſuchen, der mich nur vergebens bewegt? Meiner Stiefmutter das zu ſagen, hütete ich mich wohl. Einigemal hatte ich es zwar verſucht, ſie gab mir aber zur Antwort, eine Frau wäre dazu beſtimmt, die Haushaltung ihres Mannes und die Geſundheit ihrer Kinder in Acht zu nehmen; alle andre Anſprüche taugten nicht, wenn ich aber dergleichen zu machen hätte, ſo wäre der beſte Rath, den ſie mir geben könnte: daß ich ſie verberge! So gemein dieſe Äußerungen waren, wußte ich doch nichts dagegen einzuwenden; denn Nacheiferung, Begeiſterung, alle die erregenden Mächte der Seele und des Kunſtgeiſtes, haben ein ganz beſonders Bedürfniß, aufgemuntert zu werden, unter einem beeiſten traurigen Himmel welken ſie wie Blumen hin.

Nichts iſt leichter, als ſich ein Anſehen von ſtrenger Sittlichkeit zu geben, indem man alles verdammt, was einer höheren Seele eignet. Die Pflicht, die edelſte Beſtimmung des Menſchen, kann, wie jede andre Idee, herabgewürdigt, und zu einer feindlichen Waffe gemacht werden, deren ſich beſchränkte Geiſter, und die mit ſich ſelbſt zufriedene Mittelmäßigkeit bedient, um dem Talent Stillſchweigen aufzulegen, und um ſich von der Begeiſterung des Genies, kurz von allen ihren Feinden zu befreien. Hört man ſie an, ſo möchte man beredet werden, daß die Pflicht in der Aufopferung der ausgezeichneten Fähigkeiten beſteht, welche man beſitzt; daß Geiſt zu haben ein Unrecht iſt, welches man damit abbüßen muß, daß man genau daſſelbe Leben führt, wie jene, denen es daran mangelt; aber iſt es denn wahr, daß die Pflicht allen Charakteren dieſelben Regeln vorſchreibt? Sind denn große Gedanken, erhabene Geſinnungen, in dieſer Welt nicht eine Schuld, welche diejenigen abtragen müſſen, die das Vermögen dazu beſitzen? Muß nicht jede Frau, wie jeder Mann, ſich einen Weg bahnen, der ihrem Charakter und ihren Talenten angemeſſen iſt? Muß man dem Inſtinkt der Biber nachfolgen, deren Geſchlechter ohne Fortſchritte und ohne Mannichfaltigkeit auf einander folgen?

Nein, Oswald, verzeihen Sie Corinna's Stolz, ich hielt mich für ein andres Loos beſtimmt. Dem Geliebten bin ich eben ſo unterwürfig, wie jene Frauen, die mich umgaben, die ihrem Geiſte kein Urtheil, ihrem Herzen kein Verlangen erlaubten; gefiele es Ihnen, tief in Schottland Ihre Tage zuzubringen, ſo würde ich mich glücklich fühlen, dort an Ihrer Seite zu leben und zu ſterben; aber weit entfernt, die Fantaſie aufzugeben, ſollte ſie vielmehr dazu mithelfen, die Natur beſſer zu genießen; je weiter ſich die Herrſchaft meines Geiſtes ausbreiten würde, deſto mehr Ruhm und Glück würde ich darin finden, Sie als den Herrn deſſelben anzuerkennen.

Meine Stiefmutter fand ſich von meinen Ideen eben ſo beläſtigt, als von meinen Handlungen; es war ihr nicht genug, daß ich dieſelbe Lebensart führte als ſie, ich ſollte ſie auch aus denſelben Beweggründen führen; die Fähigkeiten, welche ſie nicht beſaß, ſollten, meinte ſie, als eine bloße Krankheit angeſehen werden. Wir wohnten ziemlich nahe am Meer, und der Nordwind war in unſerm Schloß oft ſehr fühlbar; des Nachts hörte ich ihn durch die langen Gänge unſrer Wohnung pfeifen, und am Tage begünſtigte er das Schweigen in unſern Zuſammenkünften auf eine wunderbare Art. Das Wetter war kalt und feucht; ich konnte faſt niemals ohne eine ſchmerzhafte Empfindung herausgehen; es war etwas feindſeliges in der Natur, was mich mit Bitterkeit an ihre Süßigkeit, ihre Wohlthätigkeit in Italien erinnerte.

Den Winter zogen wir nach der Stadt, wenn es eine Stadt genannt werden kann, ein Ort, wo es weder Schauſpiele, noch Gebäude, keine Muſik und keine Gemälde giebt; es war eine Verſammlung von Klatſchereien, eine Zuſammenſtellung verſchiedener und gleichartiger Langeweile.

Die Geburt, die Heirath und der Tod, machten die ganze Geſchichte unſrer Geſellſchaften aus, und dieſe drei Begebenheiten waren dort weniger abwechſelnd als an andern Orten. Stellen Sie ſich vor, was es für mich, für eine Italienerin ſeyn mußte, mehrere Stunden täglich, nach dem Eſſen, mit der Geſellſchaft meiner Stiefmutter um einen Theetiſch ſitzen zu müſſen. Dieſe Geſellſchaft beſtand aus ſieben der ernſthafteſten

ſten Frauen der Provinz; davon waren zwei Jungfern von funfzig Jahr, und ganz ſo ſchüchtern, aber bei weitem nicht ſo fröhlich, wie Mädchen von funfzehn. Eine Frau ſagte der andern: Meinen Sie nicht, meine Beſte, daß das Waſſer kochend genug ſey, um den Thee aufzugießen? — Die andre antwortete: Meine Beſte, ich glaube, es iſt noch zu früh, denn die Herren werden noch nicht ſo weit ſeyn. — Werden ſie heute lang bei Tiſche bleiben? frug die dritte, was meinen Sie, meine Beſte? — Ich weiß nicht, antwortete die vierte, ich glaube, die Parlamentswahl ſoll künftige Woche vor ſich gehen, es kann ſeyn, daß ſie ſitzen bleiben und ſich davon unterhalten. — Nein, fing eine fünfte an, ich glaube vielmehr, ſie ſprechen von der Fuchsjagd, die ſie vorige Woche beſchäftigte, und die künftigen Montag wieder anfangen ſoll; indeſſen glaube ich dennoch, daß ſie bald von der Tafel aufſtehen werden. — Ach, das iſt noch nicht zu hoffen, ſagte eine ſechſte mit einem Seufzer, und nun war wieder das tiefſte Stillſchweigen. Ich war in den Klöſtern in Italien, gegen dieſen Zirkel waren ſie von der größten Lebhaftigkeit, und ich wußte nicht, wie ich es aushalten ſollte.

Alle Viertelſtunden erhob ſich eine Stimme mit einer äußerſt abgeſchmackten Frage, erhielt eine äußerſt froſtige Antwort, worauf die etwas aufgehaltene Langeweile mit erneuter Schwere über dieſe Frauen herfiel, die man für unglücklich hätte halten müſſen, wenn nicht durch die mit der Kindheit eingeſogne Gewohnheit alles erträglich würde. Endlich kamen denn die Herren, und dieſer ſo erwartete Augenblick, brachte eben in dem Zuſtand der Frauen keine große Abänderung hervor; die Männer ſetzten ihre Unterredung neben dem Kamine fort; die

Frauen blieben im Hintergrunde des Zimmers und reichten Taſſen mit Thee. Kam die Stunde, daß man ſich trennte, ſo ging eine jede mit ihrem Gemahl fort, um den folgenden Tag wieder ein Leben zu beginnen, das von dem des vergangenen Tages durch nichts verſchieden war, als durch das Datum im Kalender, und durch die Spuren der Jahre, die endlich ſich den Geſichtern dieſer Frauen eindrückten, als ob ſie während der Zeit gelebt hätten.

Noch begreife ich es nicht, wie mein Talent dem tödtenden Froſt hat entgehen können, der mich umgab; denn man muß es ſich nicht verbergen, daß es immer zwei Geſichtspunkte in jeder Art zu ſehen giebt: man kann die Begeiſterung rühmen, man kann ſie tadlen; Bewegung und Ruhe, Mannichfaltigkeit und Einförmigkeit, können mit verſchiedenen Beweisgründen angegriffen und vertheidigt werden; man kann dem Leben das Wort führen, und doch kann

Darſtellung, nicht in dem geordneten Zuſammenhange dieſer und in der Täuſchung beſteht, ſondern in eben jener Begeiſterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieſer charakteriſtiſche Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchſte Freyheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geiſt dieſer dichteriſchen Dionyſosſpiele.

Dramatiſche Vollſtändigkeit iſt in der reinen Komödie, deren Beſtimmung öffentliche Darſtellung und deren beſtimmende Macht und leitendes Geſtirn der künſtleriſche und ſittliche Sinn der Menge iſt, nicht möglich; wenigſtens ſo lange nicht möglich, bis ſich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbſtthätigkeit im Menſchen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zuſatz von Schmerz, hinreicht, ſeinen Trieb aufs höchſte zu ſpannen. Bis dahin wird die komiſche Kunſt, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatiſche Darſtellung unnatürlich und unwirkſam iſt, das Schlechte und den Schmerz zu Hülfe nehmen müſſen; bis dahin bleibt alſo auch der Erbfehler der komiſchen Kunſt und Wirkung, die unvermeidliche Luſt am Schlechten. Die reine Luſt iſt ſelten lächerlich, aber das Lächerliche, ſehr oft nichts andres als die Luſt am Schlechten, iſt weit wirkſamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie iſt, mit dem kleinſten Schmerz das höchſte Leben zu bewirken; ihr beſtes Mittel dazu iſt die Stellung, z. B. in einer überraſchenden Plötzlichkeit der Gegenſätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat ſie noch nicht allen Zuſatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch, man genug Gutes ſagen vom Tode und von dem, was ihm gleicht. Es iſt alſo nicht wahr, daß man ohne weiteres die Reden der Mittelmäßigkeit nur verachten könnte, ſie dringen uns zum Trotz auf den Grund unſrer Gedanken, ſie lauern uns auf in einem Augenblick, wo unſre Überlegenheit uns Kummer zuzog, um uns ein Siehſt du? zuzurufen, das dem Anſchein nach ganz ruhig, ganz gemäßigt iſt, und doch iſt es das härteſte Wort, das man hören kann; denn Neid kann man nur in den Ländern erträglich finden, wo er durch die Bewunderung des Talents ſelber eingeflößt wird; welch ein größeres Unglück aber giebt es, als da leben zu müſſen, wo die Überlegenheit den Neid erzeugt und nicht die Begeiſterung! da, wo man mit weniger Macht, als jedes andre unbedeutende Weſen, doch gehaßt würde als eine Macht! Dies aber war meine Lage in dieſem engen Aufenthalt; ich machte faſt für Jedermann nur einen läſtigen Lärm; ich konnte nicht, wie zu London oder zu Edimburg, überlegene Menſchen antreffen, die alles kennen und alles zu beurtheilen wiſſen, die das unerſchöpfliche Vergnügen des Geiſtes und des Umgangs bedürfend, wohl einigen Reiz in der Unterredung mit einer Ausländerin würden gefunden haben, auch wenn ſie ſich nicht in allen Stücken nach den ſtrengen Gebräuchen des Landes gerichtet hätte.

Ich brachte oft ganze Tage in den Geſellſchaften meiner Stiefmutter zu, ohne ein einziges Wort zu vernehmen, was einem Gedanken oder einem Gefühle entſpräche. Nicht einmal eine Gebehrde erlaubte man ſich im Sprechen; auf den Geſichtern der jungen Mädchen ſah man die lieblichſte Friſche, die lebhafteſte Farben, und die vollkommenſte Unbeweglichkeit; wunderlicher Gegenſatz der Natur und der Geſellſchaft! In jedem Alter waren es immer nur dieſelben Ergötzlichkeiten. Man trank Thee, ſpielte

Whiſt, und die Frauen alterten auf derſelben Stelle, mit derſelben Beſchäftigung; die Zeit war ſicher, ſie nicht zu verfehlen, ſie wußte, wo ſie anzutreffen waren.

In den kleinſten italieniſchen Städten giebt es Schauſpiel, Muſik, Improviſatoren, Eifer für die Poeſie, für die Künſte, einen ſchönen Himmel; kurz, man fühlt, daß man lebt; in der Provinz, die ich bewohnte, hätte ich es vergeſſen können, ich hätte, dünkt mich, eine durch Mechanismus etwas geſchickter gemachte Puppe an meine Stelle hinſetzen können, ſie hätte meine Verrichtung in der Geſellſchaft ſehr wohl ausgerichtet. Da es in England überall Angelegenheiten verſchiedener Art giebt, welche die Menſchheit ehren, ſo finden die Männer immer Mittel, ihre Muße auf eine würdige Art auszufüllen, in welcher Abgeſchiedenheit ſie auch leben mögen; das Leben der Frauen aber war in dem öden Winkel, den ich bewohnte, etwas ſehr abgeſchmacktes. Es gab einige, deren Geiſt durch Natur und Nachdenken entwickelt worden war, ich hatte einige Töne, einige Blicke, einige leiſe geſprochene Worte vernommen, die aus der allgemeinen Linie heraustraten; aber die kleine Meinung des kleinen Landes, alles vermögend in ihrem kleinen Kreiſe, erſtickte dieſe Keime völlig; man würde das Anſehen einer verkehrten Perſon, einer Frau von zweideutiger Tugend erhalten haben, wenn man gewagt hätte zu ſprechen, ſich auf irgend eine Weiſe zu zeigen; und was ſchlimmer noch war: man hatte keinen einzigen Vortheil davon. Anfangs verſuchte ich, dieſe eingeſchlummerte Geſellſchaft zu erwecken; ich ſchlug ihnen vor, Gedichte vorzuleſen, Muſik zu machen. Einmal hatte man auch ſchon einen Tag dazu feſtgeſetzt, als ſich auf einmal eine der Frauen beſann, daß ſie ſeit drei Wochen bei ihrer Tante zum Abendeſſen eingeladen ſey; eine andre, daß ſie Trauer habe wegen einer alten

Muhme, die ſie niemals geſehen hatte, und die ſeit länger als drei Monaten geſtorben war; wieder eine andre, daß ſie Einrichtungen in ihrer Haushaltung zu treffen habe. Alles das war ganz vernünftig; was aber jederzeit aufgeopfert wurde, das waren die Freuden der Fantaſie und des Geiſtes, und ich mußte ſo oft ſagen hören: das geht nicht, daß mir unter ſo vielen Verneinungen, die nicht zu leben, noch die beſte von allen ſchien.

Ich ſelber, nachdem ich einige Zeit mich ſo viel ich konnte widerſetzt hatte, entſagte meinen vergeblichen Verſuchen; nicht, als ob mein Vater mir ſie unterſagte, er hatte vielmehr meine Stiefmutter beredet, mich in dieſer Hinſicht nicht zu quälen; aber die leiſen Einwendungen, die verſtohlnen Blicke, während ich redete, tauſend kleine Verdrüßlichkeiten, gleich den Banden, womit die Pygmäen den Gulliver umwanden, machten mir jede Bewegung unmöglich; am Ende machte ich es wie die andern dem Anſchein nach, mit dem Unterſchiede, daß ich im Grunde des Herzens vor Langerweile, Ungeduld und Abneigung zu ſterben gedachte. So hatte ich ſchon vier der unmuthvollſten Jahre zugebracht; zu meiner größern Betrübniß noch, fühlte ich mein Talent wie erkalten; mein Geiſt ward wider meinen Willen von Geringfügigkeiten angefüllt; denn in einer Geſellſchaft, wo man alle Theilnahme vermißt für Wiſſenſchaften, für Litteratur, für Muſik, für Gemälde, kurz, wo der Geiſt Niemand beſchäftigt, da müſſen nothwendig Geringfügigkeiten und kleine Kritteleien den Gegenſtand der Unterhaltung ausmachen; und die Seelen, denen Thätigkeit und Nachdenken fremd iſt, haben etwas einengendes, gezwungenes und empfindliches, was die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zugleich beſchwerlich und unſchmackhaft macht.

Dort giebt es keinen andern Genuß, als den einer gewiſſen methodiſchen Regelmäßigkeit, welche denjenigen zukömmt, deren Verlangen es iſt, alle Überlegenheit zu vertilgen, um die ganze Welt ihnen gleich zu machen. Dieſe Gleichheit iſt aber ein ſteter Schmerz für die Charaktere, die zu einem ihnen angemeſſenen Schickſal berufen ſind. Die bittre Empfindung des Übelwollens, das ich wider meinen Willen erregte, fügte ſich dem Drucke der Leerheit bei, der mich zu athmen verhinderte; vergebens ſagt man ſich: dieſer oder jener Mann iſt nicht würdig, mich zu beurtheilen, dieſe oder jene Frau iſt nicht fähig, mich zu verſtehen; das Angeſicht des Menſchen übt eine große Herrſchaft über das Herz des Menſchen aus; und leſen wir auf dieſem Geſichte eine geheime Mißbilligung, ſo beunruhigt ſie uns unaufhörlich, uns ſelber zum Trotz; kurz, der Kreis, der uns umgiebt, wird uns immer die übrige Welt verdecken; ein kleiner Gegenſtand vor unſerm Auge verbirgt uns die Sonne. Eben ſo iſt es mit der Geſellſchaft, in welcher man lebt; Europa nicht, und nicht die Nachwelt können uns gegen Klatſchereien des Nachbar-Hauſes unempfindlich machen, und wer glücklich ſeyn und ſeinen Geiſt entwickeln will, der wähle vor allen Dingen die rechte Atmoſphäre, die ihn zunächſt zu umgeben hat.

Zweites Kapitel.

Ich hatte keine andere Zerſtreuung, als die Erziehung meiner kleinen Schweſter; meine Stiefmutter wollte nicht, daß ſie Muſik lernen ſollte, ſie hatte mir aber erlaubt, ihr Italieniſch und zeichnen zu lehren, und ich bin überzeugt, daß ſie ſicher beides ſich noch erinnern wird, denn ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie damals viel Verſtand zeigte. Oswald, Oswald! habe ich für Ihr Glück damals ſo viel Mühe angewandt, ſo erfreue ich mich deſſen noch jetzt, werde noch im Grabe mich deſſen erfreuen.

Ich war beinah zwanzig Jahr alt, mein Vater wollte mich verheirathen, und hier iſt es, wo alles Verhängnißvolle meines Schickſals ſich entwickelte. Mein Vater war der vertraute Freund des Ihrigen, und Sie waren es, Oswald, Sie dachte er mir zum Gemahl zu geben. Hätten wir damals uns gekannt, und Sie hätten mich geliebt, dann wäre unſer beider Loos unumwölkt geblieben. Ich hatte mit ſolchem Lob von Ihnen ſprechen hören, daß, ſey es Ahndung, ſey es Stolz, ich mich außerordentlich durch die Hoffnung geſchmeichelt fühlte, Ihre Gemahlin zu werden. Sie waren zu jung für mich, denn ich bin achtzehn Monate älter als Sie; aber Ihr Geiſt, ſagte man, Ihre Liebe zu den Studien eilte Ihren Jahren voraus, und ich machte mir eine ſo angenehme Vorſtellung von dem Leben mit einem Manne, wie man Sie ſchilderte, daß dieſe Hoffnung alle meine Vorurtheile gegen das Leben der Frauen in England völlig vernichtete; außerdem wußte ich, daß Sie in Edimburg oder in London wohnen wollten, ich war alſo gewiß, in jeder dieſer beiden Städte die ausgezeichneteſte Geſellſchaft zu finden. Ich ſagte mir damals, und ich glaube es noch jetzt, das ganze Unglück meiner Lage käme davon, daß ich in einer nach der Meinung faſt aller Philoſophen, Unvollkommenheit ein weſentlicher Beſtandtheil des Lächerlichen in der Natur iſt, welchem das Komiſche in der Kunſt entſpricht. Geiſtige Freude iſt rein und ruhig; eine Freude aber, die ſo heftig, unruhig, vermiſcht iſt, wie die, welche das Komiſche bewirkt, iſt höchſt ſinnlich. Sie erzeugt einen Rauſch des Lebens, welcher den Geiſt mit ſich fortreißt; und Schönheiten welche die Selbſtthätigkeit zu ſehr in Anſpruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte urſachliche Verknüpfung, die innere dramatiſche Nothwendigkeit und Vollſtändigkeit, ſind viel zu ſchwerfällig für einen leichten zerſtreuenden Rauſch; und der Genuß der Harmonie erfordert Beſonnenheit, Beyſammenſeyn der ganzen Seele. Vollkommne tragiſche Ganze, oder auch wohl epiſche und philoſophiſche Ganze im dramatiſchen Gewande, welche mit allen Reizen des Komiſchen geſchmückt ſind, ſind gar nicht ſelten; aber ich zweifle, daß ſich ein vollkommnes dramatiſches Kunſtwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetiſch, und zwar nicht tragiſch, ſondern reinkomiſch wäre. Dieſe Aufgabe kann nur dadurch gelöſt werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poeſie des Witzes in der Fülle ihrer Begeiſterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichteriſchen Dionyſosſpielen des Ariſtophanes, und den Unzuſammenhang der kühnſten Fantaſie ſelbſt an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zuſammenhanges ſetzt.

Nachdem die griechiſche Komödie nicht mehr frey, die komiſche Kraft und Begeiſterung der alten Dionyſoskunſt erloſchen war, die wenn ſie noch vorhanden geweſen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus kleinen Stadt leben müßte, weit verbannt in eine Provinz des Nordens. Nur große Städte ſind ſchicklich für Perſonen, die aus der allgemeinen Regel heraustreten, wenn ſie in der Geſellſchaft leben wollen; bei dem abwechſelnden Leben daſelbſt gefällt die Neuheit; an den Orten aber, wo die einigermaßen angenehme Gewohnheit der Einförmigkeit einmal angenommen iſt, da hat man nicht einmal gern Zeitvertreib, um nicht die Entdeckung zu machen, daß man eigentlich beſtändige Langeweile hat.

Ich wiederhohle es gern, Oswald, obgleich ich Sie nie geſehen hatte, erwartete ich Ihren Vater, der zu uns kommen wollte, um acht Tage mit dem meinigen zuſammen zu ſeyn, mit einer wahren Herzensangſt, und dies Gefühl hatte damals zu wenig Grund, als daß ich es nicht für einen Vorläufer meines Geſchicks anſehen ſollte. Als Lord Nelvil kam, trug ich ein Verlangen, ihm zu gefallen, ich verlangte vielleicht zu ſehr darnach, und ich wandte, um es zu erreichen, weit mehr Anſtrengung darauf, als dazu nothwendig war; ich zeigte ihm alle meine Talente, ich tanzte, ich ſang, ich improviſirte in ſeiner Gegenwart, und mein lange zurückgehaltner Geiſt war vielleicht zu lebhaft, indem er ſeine Feſſeln zerbrach. Seit ſieben Jahren hat die Erfahrung mich gelaſſener gemacht; ich habe weit weniger Eifer, mich zu zeigen; ich bin mich ſelber mehr gewohnt, ich kann beſſer warten; vielleicht habe ich weniger Zutrauen zu der guten Stimmung der andern, dafür aber auch weniger Begierde nach ihrem Beifall, kurz, es iſt leicht möglich, daß damals etwas ſonderbares in mir war. Man hat ſo viel Feuer, man iſt ſo unbedachtſam in der erſten Jugend! man wirft ſich dem Leben ſo voreilig entgegen! Auch der ausgezeichneteſte Verſtand erſetzt doch nie die Zeit, und wiewohl man mit dieſem Verſtande über die Menſchen zu ſprechen weiß, als ob man ſie kennte, ſo handelt man doch ſchwerlich der eignen Einſicht gemäß; es iſt, als ob ein Fieber in unſern Vorſtellungen uns verhinderte, unſer Betragen nach unſerm eignen Beſſerwiſſen einzurichten.

Ohne es mit Gewißheit ſagen zu können, glaube ich aber, daß Lord Nelvil mich zu lebhaft gefunden hat; denn nachdem er acht Tage bei meinem Vater geblieben, während derer er jedoch ſehr freundlich gegen mich war, verließ er uns, und ſchrieb meinem Vater, daß er nach reifer Überlegung ſeinen Sohn noch zu jung fände, um die Heirath, von welcher die Rede geweſen ſey, zu ſchließen. Oswald, welche Folge werden Sie aus dieſem Geſtändniß ziehen? Ich konnte Ihnen dieſen Umſtand meines Lebens verhehlen, ich habe es nicht gethan. Wäre es möglich jedoch, daß Sie meine Verurtheilung darin fänden! Ich habe mich, das weiß ich, ſeit ſieben Jahren gebeſſert, und Ihr Vater, hätte er ohne Rührung meine Zärtlichkeit und meine Begeiſterung für Sie geſehen! Oswald, er liebte Sie, wir hätten uns verſtanden.

Meine Stiefmutter hatte den Plan, mich mit dem Sohn ihres älteſten Bruders zu verheirathen, der ein Gut in unſrer Nachbarſchaft beſaß. Ein Mann von dreißig Jahren, reich, ſchön, von hoher Geburt, und von einem ſehr rechtſchaffnen Charakter; aber ſo vollkommen überzeugt von der Herrſchaft des Mannes über ſeine Frau, und von der unterwürfigen, häuslichen Beſtimmung dieſer Frau, daß der geringſte Zweifel in dieſer Hinſicht ihn ſo empört haben würde, als wenn man über Ehre oder Redlichkeit hätte einen Zweifel erregen wollen. Herr Maclinſon (ſo hieß er) hatte ziemlich viel Neigung zu mir, und das, was in der Stadt über meinen Verſtand und über meinen ſonderbaren Charakter geſprochen ward, beunruhigte ihn nicht im geringſten; es war eine ſolche Ordnung in ſeinem Hauſe eingeführt, alles geſchah darin ſo in der Regel, zu der beſtimmten Stunde, und auf die beſtimmte Weiſe, daß es keinem Menſchen möglich geweſen wäre, etwas darin zu verändern. Die beiden alten Tanten, welche das Hausweſen regierten, die Dienerſchaft, ja ſelber die Pferde, hätten nicht das geringſte anders zu machen gewußt, als wie ſie es geſtern gemacht hatten, und das Hausgeräth, das dieſem Leben ſchon ſeit drei Generationen zuſah, hätte ſich von ſelber aus ſeiner Stelle gerückt, wenn ihm etwas Neues vorgekommen wäre. Herr Marlinſon hatte alſo ganz Recht, meine Dazukunft in dieſem Hauſe gar nicht zu fürchten; das Gewicht der Gewohnheiten lag ſo ſchwer darüber, daß die kleine Freiheit, die ich mir genommen haben würde, ihm alle Woche etwa eine Viertelſtunde lang die Langeweile etwas würde abgenommen haben, aber ſicher ohne alle weitere Folge.

Es war ein guter Mann, und unfähig

Jemand Verdruß zu machen; wenn ich ihm jedoch von den zahlloſen Leiden geſprochen hätte, die eine thätige, gefühlvolle Seele quälen können, ſo hätte er mich für hypochondriſch gehalten, und hätte mir ganz ruhig gerathen, oft zu reiſen und mich in der freien Luft aufzuhalten. Er wünſchte mich zu heirathen, eben weil er die Bedürfniſſe des Geiſtes und der Einbildungskraft gar nicht ahndete, ich gefiel ihm, ohne daß er mich verſtand. Hätte er nur eine Ahndung gehabt, was eine ausgezeichnete Frau eigentlich ſey, das Vortheilhafte, wie das Nachtheilige, was ſie haben kann, ſo würde er befürchtet haben, nicht liebenswürdig genug in meinen Augen zu ſeyn; dieſe Art von Beſorgniß fiel ihm aber nicht ein; urtheilen Sie alſo von meiner Abneigung gegen eine ſolche Heirath. Ich ſchlug ſie beſtimmt aus; mein Vater unterſtützte mich; darüber faßte meine Stiefmutter einen heftigen Widerwillen gegen mich; ſie war im

Grunde des Herzens eigentlich eine herrſchſüchtige Perſon, obgleich ihre Schüchternheit ſie oft verhinderte, ihren Willen zu äußern; errieth man ſie nicht, ſo ward ſie übelgelaunt; und widerſtand man ihr, nachdem ſie ſich den Zwang angethan hatte, ſich zu äußern, ſo konnte ſie es um ſo weniger verzeihen, je mehr es ihr gekoſtet hatte, aus ihrer gewohnten Zurückhaltung herauszugehen.

Die ganze Stadt tadelte mich auf die entſchiedenſte Weiſe. Eine ſo ſchickliche Verbindung, ein ſo wohlgeordnetes Vermögen, ein ſo achtungswerther Mann, eine ſo angeſehene Familie; ſo hieß es allgemein! Ich verſuchte es deutlich zu machen, warum dieſe ſchickliche Verbindung ſich nicht für mich ſchickte; das war verlorne Mühe. Einigemal war es mir gelungen, daß ſie mich verſtanden, während ich redete, ſobald ich aber fort war, ſo ließ das, was ich geſagt hatte, nicht die mindeſte Spur zurück;

e gewohnten Vorſtellungen erfüllten ſo-
ich wieder die Köpfe meiner Zuhörer,
d ſie empfingen mit erneutem Vergnügen
eſe alten Bekannten, die ich auf einen
ugenblick verdrängt hatte.

Eines Tages, als ich mit mehr Lebhaf-
gkeit noch als gewöhnlich geſprochen hatte,
ahm mich eine Frau beiſeite, die weit
eiſtreicher war, als die andern, die ſich
aber äußerlich ganz nach der allgemeinen
Sitte bequemte, und ſagte mir folgende
Worte, die mir einen tiefen Eindruck mach-
ten: — Sie geben ſich viel Mühe, meine
Beſte, für einen unmöglichen Erfolg; Sie
werden die Natur der Dinge nicht ändern;
eine kleine nordiſche Stadt, die mit der gan-
zen übrigen Welt in keinem Verhältniß
ſteht, ohne Sinn für Kunſt oder Wiſſen-
ſchaft, kann nicht anders ſeyn, als ſo wie
ſie da iſt. Müſſen Sie hier leben, ſo un-
terwerfen Sie ſich; gehen Sie fort, wenn
Sie können; es giebt nur dieſe beide

Fälle. — Dieſe Gründe waren nur zu unwiderleglich; ich fühlte eine Achtung für dieſe Frau, wie ich ſie nicht für mich ſelber fühlte; denn mit ziemlich gleichen Neigungen, hatte ſie ſich einem Schickſal zu ergeben gewußt, das ich unerträglich fand; und mit der Liebe zur Poeſie und zu den geiſtigen Genüſſen, beurtheilte ſie doch die Gewalt der Umſtände, und die Hartnäckigkeit der Menſchen richtiger, als ich. Ich ſuchte ſie oft zu ſehen, aber vergeblich; ihr Geiſt überſchritt den Kreis, ihr Leben aber war darin eingeſchloſſen; und ich glaube ſogar, daß ſie fürchtete, durch unſre Unterredungen ihre natürliche Überlegenheit aufzuwecken; was hätte ſie damit angefangen?

Drittes Kapitel.

Dennoch würde ich mein ganzes Leben in dieſer bejammernswürdigen Lage zugebracht haben, wenn ich meinen Vater behalten hätte; aber durch eine plötzliche Krankheit ward er mir geraubt. Mit ihm verlor ich meinen Beſchützer, meinen Freund, den einzigen, der mich noch verſtand in dieſer bewohnten Wüſte, und ich war in ſolcher Verzweiflung, daß ich nicht mehr Kraft genug hatte, meinen Gefühlen zu widerſtehen. Ich war zwanzig Jahr alt, als er ſtarb, und ich fand mich ohne irgend eine Unterſtützung, und ohne mit Jemand in Verhältniß zu ſtehen, als mit meiner Stiefmutter, einer Frau, mit welcher ich in den fünf Jahren, die wir zuſammen gelebt hatten, nicht vertrauter geworden war, als am erſten Tage, da wir uns ſahen. Sie fing wieder an, mir von Herrn Maclinſon zu reden; ſie hatte kein Recht mir zu befehlen, Sittenloſigkeit Erſchlaffung entſtanden, war nachdem ferner die dramatiſche Kunſt, die Sprache der Poeſie, der Philoſophie, und des geſelligen Lebens, auch das geſellige Leben ſelbſt die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entſtand die neuere griechiſche Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freyheit und ohne komiſche Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komiſchen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geſchieht, mehr oder minder durch tragiſche Eindrücke erſetzt; die Tragödie ſelbſt war damals auch ſchon im Verfall, und die neue Miſchung mußte beyde erſetzen. Von der Tragödie entlehnte ſie die ſanfte Wärme der Leidenſchaft, welche ſich oft dem tragiſchen Ernſt nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatiſchen Kunſt, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer ſchöngeordneten vollſtändigen Handlung zu ſpannen. Der Ausbildung und Verſchönerung dieſer neuen Gattung war vieles ſehr günſtig; die attiſche Geiſtesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und ſelbſt die übergebliebenen Erinnerungen der ehemaligen Freyheit; aber auf der andern Seite ſetzte der herrſchende Sinn, welcher ſchon ſehr verderbt war, der Kunſt enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bey einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht ſo erſchlafft iſt, oder wo es überhaupt die Kunſt nicht leitet, kann der dichteriſeine Gemahlin zu werden, ſie nahm aber keinen andern Beſuch an, als ihn, und erklärte mir ziemlich rund heraus, ſie würde keine andre Heirath begünſtigen. Nicht, als ob ſie Herrn Maclinſon ſehr geneigt geweſen wäre, obſchon er ihr naher Anverwandter war, aber ſie fand es hochmüthig von mir, daß ich ihn ausſchlug, und ſie machte gemeinſchaftliche Sache mit ihm, mehr aus Vertheidigung der Mittelmäßigkeit, als aus Familien-Eigenliebe.

Täglich ward mir meine Lage verhaßter; ich fühlte mich vom Heimweh ergriffen, der kummervollſte Schmerz, der ſich der Seele bemeiſtern kann. Für lebhafte gefühlvolle Seelen iſt die Verbannung oft eine viel grauſamere Strafe, als der Tod. Alle uns umgebende Gegenſtände erregen der Fantaſie ein Mißfallen; der Himmel, das Land, die Sprache, die Sitten, das Leben im Ganzen, das Leben im Einzelnen; jeder Augenblick hat ſeinen Verdruß, wie jed-

Lage; denn das Vaterland giebt uns tauſend beſtändige Freuden, die wir ſelber erſt erkennen, wenn wir ſie verloren haben.

. . . . La favella, i costumi
L'aria, i tronchi, il terren, le mura, i sassi (*)!

Es iſt ſchon ein großer Kummer, die Orte nicht mehr zu ſehen, wo man ſeine Kindheit verlebte; durch einen beſondern Zauber verjüngt die Erinnerung an dieſes Alter das Herz, und verſüßt zugleich den Gedanken des Todes. Das Grab, der Wiege genähert, ſcheint ein ganzes Leben unter Einen Schatten aufzunehmen; die Jahre, die man auf fremdem Boden verlebt, ſind wie Zweige ohne Wurzel. Die Generation vor uns ſah uns nicht geboren werden; uns iſt ſie nicht die Generation der Väter, nicht die ſchützende

---

(*) Die Sprache, die Sitten, die Luft, die Bäume, die Erde, die Mauern, die Steine!
Metaſtaſio.

Generation; tauſend Anſichten, die wir mit unſern Landsleuten theilen, werden vom Ausländer nicht verſtanden; man muß alles erklären, alles umſchreiben, alles ſagen, anſtatt der leichten Verſtändigung, dem Erguß der Gedanken, der gleich in dem Augenblick wieder beginnt, in welchem man ſeine Landsleute wieder antrifft.

Ich konnte nie, ohne gerührt zu ſeyn, mich der wohlwollenden Ausdrücke meiner Heimath erinnern. Cara carissima, ſagte ich manchmal zu mir ſelber, wenn ich allein ſpazieren ging, um mir den freundlichen Empfang der Italiener und Italienerinnen zu wiederhohlen; ich verglich dieſen Empfang mit dem, der mir damals ward.

Täglich irrte ich in der Gegend umher, des Abends, wo ich in Italien ſonſt die ſchönen Lieder von ſo wohllautenden Stimmen zu hören gewohnt war; jetzt ertönte das Geſchrei der Raben in den Wolken. Die ſchöne Sonne, die milde Luft meiner

Heimath war durch Nebel erſetzt; kaum daß die Früchte reiften, ich ſah keine Weingärten, die Blumen wuchſen kränklich und in großen Zwiſchenräumen eine von der andern; das ganze Jahr hindurch bedeckten Fichten, wie ein ſchwarzes Gewand, die Berge. Ein altes Gebäude, ein Gemälde, nur ein einziges ſchönes Gemälde würde meine Seele erhoben haben, aber vergeblich hätte ich es auf dreißig Meilen in der Runde geſucht. Alles war erloſchen, alles war trübe um mich her, und was von Wohnungen und Bewohnern da war, das raubte bloß der Einſamkeit das poetiſche Entſetzen, welches der Seele einen recht angenehmen Schauder verleiht. Es war Wohlſtand, ein wenig Handel und Ackerbau um uns her; kurz, was nöthig iſt, damit man uns ſagt: Sie können zufrieden ſeyn, es fehlt Ihnen nichts. Ein unverſtändiges Urtheil über das äußere des Lebens, während der ganze Brennpunkt des

Glücks und der Leiden in dem innerſten, geheimſten Heiligthum unſrer ſelbſt ſeinen Sitz hat.

Im ein und zwanzigſten Jahr konnte ich dem Rechte nach die Verwaltſchaft meines mütterlichen Vermögens antreten, und auch des von meinem Vater ererbten. In meinen einſamen Träumen fiel es mir alſo eines Tages ein, da ich eine Waiſe ſey und mündig, nach Italien zurück zu reiſen, um dort ein unabhängiges, ganz der Kunſt geweihtes Leben zu führen. Der bloße Gedanke ſchon machte mich ganz von Glück trunken, und Anfangs ſah ich die Möglichkeit eines Widerſpruchs gar nicht ein. Indeſſen als mein Hoffnungs-Fieber ſich etwas gelegt hatte, gerieth ich vor dieſem nicht zu ändernden Entſchluß in Furcht; und bei der Vorſtellung, was alle meine Bekannte davon denken würden, ſchien mir der Anfangs ſo leicht gefaßte Plan ganz unausführbar; aber das Bild des Lebens, umringt von den Erinnerungen des Alterthums, von Malerei und Muſik, hatte ſich mir mit ſolcher Ausführlichkeit und ſo hohem Reiz wieder dargeſtellt, daß ich einen neuen Widerwillen gegen meine langweilige Exiſtenz faßte.

Mein Talent, das ich zu verlieren fürchtete, war vielmehr noch angewachſen durch mein anhaltendes Studium der engliſchen Litteratur; die Tiefe der Gefühle und der Gedanken, die Ihre Dichter bezeichnet, hatten meinem Geiſt und meiner Seele mehr Kraft verliehen, ohne daß ich etwas von der lebhaften Fantaſie verloren hätte, die den Bewohnern unſerer Gegenden allein anzugehören ſcheint. Durch die ſeltene Vereinigung von Umſtänden alſo, die mir eine zweifache Erziehung, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zwei verſchiedene National-Eigenthümlichkeiten verliehen hatten, durfte ich mich zu beſondern Vortheilen beſtimmt glauben. Ich erinnerte mich des Beifalls, den eine kleine Anzahl fähiger Richter zu Florenz meinen erſten poetiſchen Verſuchen gegeben hatten. Ich erhitzte mich mit der Vorſtellung des neuen Erfolgs, den ich erhalten würde; kurz, ich hoffte ſehr viel von mir, iſt das nicht die erſte und edelſte Täuſchung der Jugend?

Mir war, als würde ich in den Beſitz der ganzen Welt treten, an dem Tag, wo ich nicht mehr den verdorrenden Hauch der bösartigen Mittelmäßigkeit fühlen würde; als aber der Entſchluß gefaßt werden mußte, fortzugehen, heimlich zu entfliehen, da fühlte ich mich von der Meinung feſtgehalten, die mich in England mehr beherrſchte, als in Italien; denn wiewohl ich die kleine Stadt, in welcher ich wohnte, nicht liebte, ſo ehrte ich doch das ganze Land, zu welchem ſie gehörte. Hätte meine Stiefmutter mich gewürdigt, mich nach London oder Edimburg zu führen, wenn ſie geſorgt hätte, mich mit einem Mann zu verheirathen, der Geiſt genug gehabt hätte, den meinigen zu ſchätzen, ſo hätte ich niemals weder meinem Namen, noch meiner Exiſtenz entſagt, auch nicht um nach meinem alten Vaterlande zurückzukehren. So hart auch die Beherrſchung meiner Stiefmutter für mich war, ſo hätte ich doch vielleicht nie die Kraft gehabt, meine Lage zu ändern, hätten nicht eine Menge Umſtände ſich vereinigt, meinen unentſchloſſenen Geiſt gleichſam zu beſtimmen.

Ich hatte die italieniſche Kammerfrau, Thereſine, bei mir, die Sie kennen; ſie iſt aus Toscana, und obgleich ihr Geiſt nicht gebildet iſt, bedient ſie ſich dennoch der edlen wohlklingenden Ausdrücke, die der geringſten Rede unſers Volks ſo viel Anmuth giebt. Mit ihr allein redete ich meine Mutterſprache, und durch dieſes Band war ich an ſie gebunden. Oft ſah ich ſie traurig, und ich wagte es nicht, ſie um die Urſache zu fragen, ich ahndete es, daß ſie, ſo wie ich, eine Sehnſucht nach unſrer Heimath haben würde, und beſorgte, meine eignen Gefühle nicht mehr bezwingen zu können, wenn ſie durch die Gefühle eines andern noch mehr erregt würden. Gewiſſe Sorgen werden durch die Mittheilung verringert, die Leiden aber der Fantaſie werden nur vermehrt, wenn man ſie vertraut, und beſonders werden ſie vermehrt, wenn man in einem andern daſſelbe Leiden wahrnimmt. Das Übel, woran wir leiden, ſcheint uns dann unüberwindlich, und man verſucht nicht mehr es zu bekämpfen. Meine arme Thereſine ward plötzlich ernſtlich krank; und da ich Tag und Nacht ihr Ächzen hörte, entſchloß ich mich endlich, ſie um die Urſache ihres Kummers zu fragen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ſie mir faſt daſſelbe ſagte, was ich gefühlt hatte! Sie hatte nicht ſo tief, als ich, über die Urſache ihres Kummers nachgedacht; ſie hielt ſich mehr an örtliche Umſtände, an beſondre Perſonen; aber die Trauer der Natur, das Abgegeſchmackte der Stadt, in welcher wir wohnten, die Froſtigkeit der Einwohner, das Gezwungene ihrer Sitten, ſie fühlte alles, ohne ſich Rechenſchaft davon geben zu können, und rief unaufhörlich: — O mein Vaterland, ſoll ich dich denn niemals wiederſehen! — Dann ſagte ſie wieder, daß ſie mich nicht verlaſſen wollte, und mit einer Bitterkeit, die mir wahrhaft das Herz zerriß, beweinte ſie es, ihre Anhänglichkeit an mich nicht mit 'dem ſchönen Himmel ihres Italiens, und der Freude, ihre Mutterſprache wieder zu hören, vereinigen zu können.

Nichts hatte eine ſolche Wirkung auf meinen Geiſt gemacht, als dieſer Wiederhall meiner eignen Gefühle in einer ganz gemeinen Perſon, die aber den Charakter und die Neigungen Italiens in der urſprünglichen Lebhaftigkeit erhalten hatte, und ich verſprach ihr, ſie ſolle Italien wieder ſehen. — Mit Ihnen, antwortete ſie. — Ich ſchwieg. Nun raufte ſie ſich die Haare aus, und ſche Geiſt im gemiſchten Drama ſich ohne Zweifel weit höher ſchwingen. Im Stoff der neuern griechiſchen Komödie herrſcht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die ſittliche Anmuth des Menander war das höchſte, was der damalige Sinn noch zu faſſen fähig war. Aber dieſer Dichter liebte die Philoſophie, und bildete eine Ausnahme; ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen ſie ihre eigne erſchlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einſchmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieſer Miſchung der Tragödie und der Komödie zu unterſuchen, ſie mit den Geſetzen der Schönheit und der Kunſt zu vergleichen, und die Frage zu entſcheiden, ob die Reinheit des Tragiſchen und des Komiſchen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit iſt oder nicht; das iſt eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebiet der claſſiſchen Dichtkunſt aber hat die Kunſtgeſchichte der Alten hier ſchon entſchieden, indem alle großen, höchſten und eigenthümlichſten Erſcheinungen und Hervorbringungen der Poeſie in die Epoche der Trennung beyder Gattungen fallen; die Periode der Miſchung aber nur einen ſchwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komiſchen wie im Tragiſchen bildet.

ſchwur, ſich niemals von mir zu entfernen; aber ſie ſchien dem Tode nah, indem ſie dieſe Worte ausſprach. Endlich entfuhr es mir, ihr zu ſagen, daß auch ich zurückreiſen wollte, und dieſes Wort, das nur den Zweck gehabt hatte, ſie zu beſänftigen, ward feierlicher durch die unausſprechliche Freude, die es ihr verurſachte, und durch das Vertrauen, welches ſie dazu faßte. Von dem Tage an verband ſie ſich, ohne etwas davon zu ſagen, mit einigen Kaufleuten in der Stadt, und meldete mir pünktlich, wenn ein Schiff vom nächſten Hafen nach Genua oder nach Livorno abfuhr; ich hörte ſie an und ſagte ihr nichts; ſie ahmte mein Stillſchweigen nach, aber ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Täglich litt meine Geſundheit mehr vom Klima und von meinem innern Kummer. Mein Geiſt bedarf der Bewegung und der Fröhlichkeit; ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt, der Schmerz würde mich tödten; es iſt zu viel Kampf in mir gegen ihn; ich muß ihm nachgeben, um nicht davon zu ſterben.

Ich kam alſo oft zu dem Gedanken zurück, der mich ſeit meines Vaters Tode beſchäftigte. Ich liebte aber Lucile ſehr, die damals neun Jahr alt war, und für die ich ſeit ſechs Jahren wie eine zweite Mutter ſorgte. Eines Tages fiel mir ein, wenn ich ſo heimlich fortginge, würde ich meinem Rufe ſo ſehr ſchaden, daß der gute Name meiner Schweſter darunter leiden könnte, und dieſe Beſorgniß war Schuld, daß ich eine Zeitlang meinen Plan wieder aufgab. Eines Abends indeſſen, als ich mehr als jemals verſtimmt war wegen der verdrüßlichen Verhältniſſe, ſowohl mit meiner Stiefmutter als mit der Geſellſchaft, war ich mit Lady Edgermond allein beim Abendeſſen, und nach einem ſtundenlangen Stillſchweigen überfiel mich auf einmal ein ſolcher Überdruß wegen ihrer unzerſtörbaren Froſtigkeit, daß ich ein Geſpräch anfing, indem ich mich über die Lebensart beklagte, die ich führen mußte, Anfangs mehr um ſie zum Sprechen zu zwingen, als um ſie zu irgend einem Erfolg in Rückſicht meiner zu bewegen; aber indem ich eifriger ward im Reden, nahm ich plötzlich die Möglichkeit an, in einer Lage, wie die meinige war, England auf immer zu verlaſſen. Meine Stiefmutter ward aber nicht im geringſten davon bewegt, mit einer Kaltblütigkeit und Trockenheit, die ich niemals vergeſſen werde, ſagte ſie: — Sie ſind ein und zwanzig Jahr alt, Miß Edgermond, das Vermögen Ihrer Mutter und das Erbtheil Ihres Vaters gehören alſo Ihnen, und Sie haben vollkommne Freiheit, ſich aufzuführen, wie Sie es für gut finden; wenn Sie aber eine Partie ergreifen, die Sie in der öffentlichen Meinung entehrt, ſo ſind Sie es Ihrer Familie ſchuldig, Ihren Namen zu verändern und ſich für todt anſehen zu laſſen. — Bei dieſen Worten ſtand ich ungeſtüm auf, und ging hinaus, ohne zu antworten.

Dieſe hochmüthige Härte erzürnte mich auf das heftigſte, und auf einen Augenblick ergriff mich, was meinem Charakter eigentlich fremd iſt, ein Verlangen nach Rache. Dieſe Aufwallungen legten ſich zwar wieder, aber die Überzeugung, daß kein Menſch Theil an meiner Wohlfahrt nähme, zerriß alle Bande, die mich noch an das Haus hielten, wo ich meinen Vater geſehen hatte. Ich fand ſicherlich kein Wohlgefallen an Lady Edgermond, aber ſie war mir nicht ſo gleichgültig, als ſie ſich gegen mich bezeigte; ihre Zärtlichkeit für ihre Tochter rührte mich, ich glaubte, durch meine Bemühungen um das Kind, ihr Wohlwollen eingeflößt zu haben, und dieſe Bemühungen erregten vielleicht im Gegentheil ihre Eiferſucht; denn je mehr Aufopferungen ſie ſich in allen Stücken auferlegt hatte, deſto leidenſchaftlicher war ſie in der einzigen Zuneigung, die ſie ſich erlaubte. Alles, was es in des Menſchen Herzen lebendiges und glühendes giebt, fand ſich in dem ihrigen, das in jeder andern Rückſicht ihrer Vernunft ſo unterworfen war, wieder, wenn von ihrer Tochter die Rede war.

Noch während des empfindlichen Verdruſſes, den die Unterredung mit Lady Edgermond in meinem Gemüthe erregt hatte, kam Thereſine und erzählte mir in äußerſter Bewegung, ein Schiff aus Livorno ſey in dem nur wenige Meilen von uns entfernten Hafen eingelaufen, und auf dieſem Schiffe befänden ſich Kaufleute, die ſie kennte, es ſeyen die rechtſchaffenſten Leute von der Welt. — Es ſind lauter Italiener, ſagte ſie weinend, ſie ſprechen nichts als Italieniſch. In acht Tagen ſchiffen ſie ſich wieder ein und gehen grade nach Italien, wenn Madame entſchloſſen wäre . . . . — Geh' mit ihnen zurück, meine gute Thereſine, gab ich ihr zur Antwort. — Nein, Madame, rief ſie, lieber ſterbe ich hier. — Sie verließ mein Zimmer, und ich blieb und dachte über meine Pflichten gegen meine Stiefmutter nach. Es ſchien mir klar, daß ſie mich nicht länger bei ſich zu haben wünſchte, mein Einfluß auf Lucile mißfiel ihr; ſie beſorgte, daß mein Ruf, als eine außerordentliche Perſon, eines Tages der Verſorgung ihrer Tochter ſchädlich ſeyn möchte; mit einem Wort, ſie hatte mir das Geheimniß ihres Herzens geſagt, indem ſie mir ihr Verlangen andeutete, daß ich mich für todt angeben laſſen ſollte, und dieſer bittre Rath, der mich Anfangs ſo empörte, ſchien mir nach reifer Überlegung ziemlich vernünftig.

— Ja, in der That, rief ich aus, für todt will ich an dieſen Orten gehalten ſeyn, wo mein Daſeyn nur ein unruhiger Schlummer iſt. Ich werde wieder leben mit der Natur, mit der Sonne, mit der Kunſt, und die lebloſen Buchſtaben meines Namens, auf einem leeren Grabmal eingegraben, werden ſo gut, als ich ſelber, meinen Platz in dieſem Aufenthalt ohne Leben ausfüllen. — Dieſer Aufſchwung meiner Seele zur Freiheit gab mir indeſſen doch noch nicht Kraft zu einem entſcheidenden Entſchluß; es giebt Augenblicke, wo man ſich ſtark genug glaubt zu allem, was man wünſcht; und andre, wo uns dünkt, als müſſe die hergebrachte Ordnung der Dinge über alle Empfindungen unſrer Seele ſiegen. In dieſer Unentſchiedenheit war ich, und hätte immer darin verbleiben können, weil nichts von außen mich bewög, eine Partie zu ergreifen, als den Sonntag nach meiner Unterredung mit meiner Stiefmutter, gegen den Abend, ſich unter meinem Fenſter italieniſche Sänger hören ließen, die mit dem Livorno'er Schiffe gekommen waren, und die Thereſine hingezogen hatte, um mir eine angenehme Überraſchung zu machen. Ich kann die Rührung, die ich empfand, nicht beſchreiben, eine Fluth von Thränen bedeckte mein Geſicht, alle Erinnerungen wurden lebendig in mir. Nichts ruft die Vergangenheit ſo zurück, als Muſik; ſie thut noch mehr, als ſie zurückrufen, ſie erſcheint auf ihre Beſchwörung, gleich den Schatten derer, die wir liebten, gehüllt in einen geheimnißreichen, ſchwermuthsvollen Schleier. Die Muſiker ſangen die entzückenden Worte von Monti, die er während ſeiner Verbannung gedichtet hatte:

Bella Italia, amate sponde,
Pur vi torno a riveder.
Trema in petto e si confondo
L'alma oppressa dal piacer (*).

— — — — — — —
— — — — — — —

Ich war wie trunken, ich fühlte für Italien das ganze Gefühl der Liebe; Verlangen, Begeiſterung, Sehnſucht; ich war nicht mehr

---

(*) Geliebte Ufer, ſchöne Erde,
Ich kehre euch zu ſeh'n zurück.
Es bebt das Herz in mir, ich werde
Erliegen noch dem hohen Glück.

Meiſterin über mich ſelber, meine ganze Seele war von meinem Vaterlande angezogen: ich mußte es ſehen, es athmen, es hören, jedes Klopfen meines Herzens war ein Ruf nach meiner ſchönen Heimath, nach meinem freundlichen Vaterlande! würde den Todten in ihren Gräbern das Leben dargeboten, ſie würden nicht mit mehr Ungeduld den Stein aufheben, der ſie bedeckt, als ich fühlte, um mich von meinen Leichentüchern loszuwickeln, und wieder Beſitz zu nehmen von meiner Fantaſie, meinen Gaben, und von der Natur! In dem Augenblick von Schwärmerei, welche die Muſik mir verurſachte, war ich noch weit entfernt, irgend einen Entſchluß zu faſſen, denn meine Gefühle waren zu verworren, um irgend einem feſten Gedanken Raum zu verſtatten, als meine Stiefmutter zu mir kam, und mich erſuchte, den Geſängen ein Ende machen zu laſſen, weil es ein Ärgerniß ſey, am Sonntage Muſik zu hören. Ich wollte Einwendungen machen: die Italiener würden des andern Tages abreiſen; es wären ſechs Jahre her, ſeit ich ein ſolches Vergnügen nicht genoſſen; meine Stiefmutter hörte mich aber nicht an, und ſagte: vor allem müſſe man die Gebräuche und Meinungen des Landes ehren, in welchem man lebe; und hiemit befahl ſie ihren Bedienten aus dem Fenſter, meine armen Landsleute fortzuſchicken. Sie gingen, und wiederhohlten mir ſingend, in immer größerer Entfernung, ein Lebewohl, das mir in's Herz drang.

Das Maaß der widerwärtigen Eindrücke war voll, das Schiff ſollte den folgenden Tag abſegeln; Thereſine hatte, ohne mir etwas zu ſagen, auf allen Fall alle Zubereitungen zu meiner Abreiſe gemacht. Lucile war ſeit acht Tagen bei einer Verwandtin ihrer Mutter. Die Überreſte meines Vaters ruhten nicht in dem Landhauſe, welches wir bewohnten; er hatte befohlen, daß ſein Grabmal auf einem Gute, welches

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poeſie ſind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo ſie ſich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geiſt hat ſich nach den Naturgeſetzen der Metempſychoſe, welche auch im Reiche der Kunſt gilt, in andre Geſtalten verlohren, oder er iſt der Erde gen Olymp entflohen, wie einſt die himmliſchen Geſpielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eiſernen Zeit. Andern Gebilden der Kunſt ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entſproßte dem Stamm, der ſchon verdorrt ſchien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächſt dem Epos hat ſich dieſe Metamorphoſe der ſich ſelbſt verjüngenden Poeſie nirgends ſchöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildſamkeit dieſer vielgeſtalteten Dichtart, daß ſie ſeit ihrem Entſtehen faſt nie aufgehört hat zu blühen, und daß ſie auch noch, nachdem ſo viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, er in Schottland beſaß, ſollte aufgeführt werden. Kurz, ich reiſte, ohne es meiner Stiefmutter vorher zu ſagen, ich ließ ihr einen Brief zurück, der ſie mit meinem Entſchluſſe bekannt machte. Ich reiſte in einem der Augenblicke, wo man ſich dem Schickſale überläßt, wo alles beſſer ſcheint, als Unterwürfigkeit, Verdruß und Abgeſchmacktheit; wo die unbedachtſame Jugend ſich der Zukunft anvertraut, und ſie am Himmel wie einen Stern glänzen ſieht, der ihr die Verheißung eines glücklichen Looſes giebt.

Viertes Kapitel.

Beunruhigendere Gedanken bemeiſterten ſich meiner, als ich die Küſten von England aus dem Geſichte verlor; da ich aber nichts verließ, woran ich gehangen hätte, ſo ward ich ſehr bald bei meiner Ankunft in Livorno von dem ganzen Zauber Italiens getröſtet. Ich ſagte Niemand meinen wahren Namen, dem Verſprechen gemäß, das ich meiner Stiefmutter gegeben; ich nannte mich bloß Corinna, ein Name, der mir durch die Geſchichte einer griechiſchen Frau, einer Freundin Pindar's, einer Dichterin, werth geworden war (¹). Meine Geſtalt war während ihrer Entwicklung ſo verändert, daß ich gewiß war, nicht erkannt zu werden; ich hatte zu Florenz ziemlich einſam gelebt, und ich durfte darauf rechnen, was mir auch wirklich begegnete, daß nämlich kein Menſch in Rom wußte, wer ich ſey. Meine Stiefmutter ſchrieb mir, ſie habe das Gerücht verbreitet: die Ärzte hätten mir eine Reiſe nach dem Süden verordnet, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, daß ich aber bei der Überfahrt geſtorben ſey. Ihr Brief enthielt übrigens keine Anmerkung; ſie ließ mir mit der größten Pünktlichkeit mein ganzes, ziemlich anſehnliches Vermögen übermachen, aber ſie hat mir nicht wieder geſchrieben. Fünf Jahre waren von der Zeit an verfloſſen, bis zu dem Augenblick, wo ich Sie ſah; fünf Jahre, während derer ich ziemlich glücklich war. Ich ließ mich zu Rom nieder, mein Ruf vergrößerte ſich; Kunſt und Litteratur belohnten mich mehr noch im Genuß der Einſamkeit, als durch den Erfolg des Beifalls, und bis ich Sie kennen lernte, kannte ich nicht die ganze Gewalt der Liebe; die Fantaſie färbte und entfärbte einigemal meine Täuſchungen, ohne großes Leiden; ich war noch nicht von einer herrſchenden Neigung ergriffen; Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe feſſelten noch nicht alle Fähigkeiten meiner Seele; ſelbſt wenn ich liebte konnte ich mir höhere Eigenſchaften und größere Reize denken, als ich fand; kurz, ich blieb jederzeit meinen Gefühlen überlegen, anſtatt ganz von ihnen unterjocht zu werden.

Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen erzähle, wie zwei Männer, deren Leidenſchaft für mich nur zu viel Aufſehen erregte, nach einander mein Leben beſchäftigten, bevor ich Sie kannte; ich müßte meiner innerſten Überzeugung Gewalt anthun, um mich jetzt zu bereden, daß ein andrer, als Sie, mir theuer war, und ich bereue es eben ſo ſehr, als es mich betrübt. Nur will ich Ihnen noch ſagen, was Sie ſchon von meinen Freunden erfahren haben, daß meine Unabhängigkeit mir ſo wohl gefiel, daß ich nach langer Unentſchloſſenheit und entſetzlichen Auftritten, zweimal Bande aufgelöſt habe, welche ich aus Bedürfniß nach Liebe eingegangen war, und die ich mich nicht entſchließen konnte, unwiderruflich zu machen. Ein vornehmer Deutſcher wollte ſich mit mir vermählen und mich in ſein Vaterland führen, wo ſein Rang und ſein Vermögen ihn feſt hielten. Ein italieniſcher Prinz bot mir in Italien ſelbſt das glänzendſte Loos an. Der Erſte gefiel mir, indem er mir die größte Achtung einflößte; aber ich ward mit der Zeit inne, daß ſein Geiſt ihm nicht viel Hülfsquellen bot. Ich mußte mir, wenn wir allein waren, viel Mühe geben, das Geſpräch zu unterhalten und ihm ſorgfältig zu verbergen, was ihm mangelte. Ich durfte, wenn ich mit ihm ſchwatzte, nicht ganz zeigen, was ich ſeyn kann, aus Beſorgniß, ihm beſchwerlich zu fallen; ich ſah voraus, daß ſeine Liebe zu mir an dem Tage abnehmen würde, an welchem ich etwa aufhören möchte, ihn zu ſchonen, und nichts deſto weniger iſt es ſchwer, begeiſtert für die zu bleiben, die man ſchonen muß. Die Nachſicht einer Frau, für welche Untergeordnetheit des Man-

Mannes es auch ſeyn mag, ſetzt immer bei ihr mehr Mitleiden als Liebe voraus, und die Art der Berechnung und des Nachdenkens, welche dieſe Nachſicht erfordert, raubt der himmliſchen Natur eines unwillkührlichen Gefühls ihre Blüthe. Der italieniſche Prinz beſaß viel Anmuth und Reichthum des Geiſtes. Er wollte ſich in Rom niederlaſſen, hatte gleiche Neigungen mit mir, liebte meine Art zu leben, aber bei einer wichtigen Gelegenheit bemerkte ich, daß es ſeiner Seele an Energie fehle, und daß in ſchwierigen Ereigniſſen des Lebens ich mich gezwungen ſehen würde, ihn zu unterſtützen und zu ſtärken; da war es gethan um die Liebe; denn die Frauen bedürfen der Unterſtützung, und nichts erkaltet ſie mehr, als die Nothwendigkeit, ſie ſelber gewähren zu müſſen. Ich ward alſo zweimal in meiner Liebe enttäuſcht, nicht durch Unglück, noch durch Fehler, aber der Beobachtungsgeiſt entdeckte mir, was die Fantaſie mir verborgen hatte.

Ich glaubte mich dazu beſtimmt, niemals mit allen Kräften meiner Seele zu lieben; manchmal war der Gedanke mir ſchmerzlich, öfterer aber wünſchte ich mir Glück dazu, frei zu ſeyn. Ich fürchtete die Fähigkeit zu leiden in mir, dieſe leidenſchaftliche Natur, die meinem Glück und meinem Leben droht; ich beruhigte mich immer mit dem Gedanken, daß es ſchwer ſey, mein Urtheil gefangen zu nehmen, und ich glaubte nicht, daß irgend Jemand der Idee entſprechen könnte, die ich von dem Charakter und dem Geiſte eines Mannes gefaßt hatte; ich hoffte jederzeit der Alleinherrſchaft einer Neigung zu entgehen, indem ich in dem Gegenſtande, der mir gefallen würde, irgend einige Mängel entdecken würde; ich wußte nicht, daß es Mängel gebe, welche die Liebe noch verſtärken durch die Sorgen, die ſie ihr erregen. Oswald, die Schwermuth, die Unentſchiedenheit, die Ihnen für Alles den Muth rauben, die Strenge Ihrer Meinungen, ſtören meine Ruhe, ohne meine Liebe zu erkalten; oft denke ich wohl, daß dieſe Liebe mich nicht glücklich machen wird; aber dann beurtheile ich immer nur mich, nicht Sie.

Sie kennen jetzt die Geſchichte meines Lebens; die Flucht aus England, meine Namensveränderung, die Unbeſtändigkeit meines Herzens, ich habe nichts verheimlicht. Ohne Zweifel werden Sie denken, daß die Fantaſie mich oft irre führte; würden aber die Frauen in der Geſellſchaft nicht durch Bande aller Arten gefeſſelt, von denen die Männer ſich losgemacht haben, was enthielte dann mein Leben, das mich geliebt zu werden verhinderte? Habe ich je betrogen? that ich je Böſes? ward meine Seele je durch gemeine Neigungen befleckt? Aufrichtigkeit, Güte, Großmuth; wird Gott mehr von der Waiſe verlangen, die ſich allein fand im Weltall? glücklich ſind die Frauen, die auf ihren erſten Schritten im Leben dem begegnen, den ſie auf immer lieben! verdiente ich es aber weniger, weil ich ihn zu ſpät erkannte?

Indeſſen ſage ich Ihnen, Mylord, und Sie werden meiner Offenherzigkeit vertrauen: könnte ich mein Leben an Ihrer Seite zubringen, ohne Ihre Gemahlin zu ſeyn, ſo dünkt mich, ich würde, ungeachtet des Verluſtes eines großen Glücks, und eines Ruhms, der in meinen Augen der höchſte iſt, ich würde mich nicht mit Ihnen verbinden. Vielleicht iſt dieſe Heirath ein Opfer für Sie; vielleicht werden Sie es einſt bedauern, die ſchöne Lucile, meine Schweſter, nicht zu beſitzen, die Ihr Vater für Sie beſtimmte. Sie iſt zwölf Jahr jünger als ich; ihr Name iſt unbefleck't, wie die erſte Blume des Frühlings; den meinigen müßte man in England erſt wieder erwecken, der ſchon unter des Todes Herrſchaft getreten iſt. Ich weiß, Lucile beſitzt eine reine, ſanfte Seele; wenn ich nach ihrer Kindheit urtheilen ſoll, ſo iſt es möglich, daß ſie durch die Liebe fähig iſt, Sie zu verſtehen. Oswald, Sie ſind frei; ſobald Sie es verlangen, wird Ihnen Ihr Ring zurückgegeben.

Vielleicht wollen Sie, ehe Sie ſich entſcheiden, noch wiſſen, was ich leiden werde, wenn Sie mich verlaſſen. Ich weiß es nicht: manchmal erhebt ſich ein Tumult in meiner Seele, der ſtärker iſt, als meine Vernunft, und ich wäre nicht ſtrafbar, wenn dieſe Art von Erſchütterungen mir das Daſeyn ganz und gar unerträglich machten. Es iſt eben ſo wahr, daß ich eine große Fähigkeit zum Glück in mir trage; ich fühle manchmal in mir wie ein Fieber von Gedanken, die mein Blut in ſchnellern Umlauf bringen. Ich nehme an allem Antheil; ich ſpreche mit Vergnügen; ich genieße mit Entzücken den Geiſt der andern, den Antheil, den ſie mir bezeigen, die Wunder der Naden Geiſt der feinſten und edelſten Bildung athmete, und das Schönſte und Reizendſte, was das Leben und die Kunſt dieſes Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meiſter und erſten Künſtler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht ſelten, und eine Geſchichte der griechiſchen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poeſie nicht nennen dürfen.

Ja ſo allgemein iſt ihr Charakter, ſo weltbürgerlich ihre Geſinnung, daß ſie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verſchmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja ſogar aus dem ſüdlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieſer Kunſtart den Griechen näher gekommen zu ſeyn, und ſind ihren Vorbildern hier wenigſtens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutſchen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derſelben nachgebildet, und ein eben ſo großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu ſeinen frühern ſchönen Lorbern auch den Namen eines Wiederherſtellers der alten Elegie geſellt.

Sie iſt nun nicht mehr bloß eine ſchöne Antiquität; ſie iſt auch hier einheimiſch, und lebt unter uns. Wer mag es alſo noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch ſo mannichfaltige und neue Entwicklung ſey der Elegie verſagt, und ſich in Vermuthungen über die verſchiedenen Metamorphoſen und Beſtimmungen verlöhre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und muſſen, ſo iſt es doch ſicherer, ſich vorzüglich an dieſe ſelbſt zu halten, und nur die Geſtalt eines jeden Kunſttur, und die Werke der Kunſt, welchen Affektation nicht den Tod gab. Aber wird es in meiner Macht ſtehen, noch zu leben, wenn ich Sie nicht mehr ſehe? Hierüber, Oswald, müſſen Sie urtheilen, denn Sie kennen mich beſſer, als ich mich ſelber kenne; ich bin nicht verantwortlich für das, was ich zu leiden haben würde; demjenigen, der den Dolch eindrückt, kömmt es zu wiſſen zu, ob die Wunde, die er macht, tödtlich ſeyn wird. Aber auch wenn ſie es wäre, Oswald, ſollte ich es Ihnen verzeihen.

Mein ganzes Glück hängt von der Liebe ab, die Sie mir ſeit ſechs Monaten gezeigt haben. Ich fordre die ganze Macht Ihres Willens und Ihres Zartgefühls auf, mich über die allerkleinſte Veränderung in dieſer Liebe zu täuſchen. In dieſer Hinſicht entfernen Sie jeden Gedanken von Pflicht; in der Liebe kann ich weder Verſprechen, noch Bürgſchaft anerkennen. Die Gottheit allein kann eine Blume wieder beleben, die ein Sturm entblätterte. Ein Ton, ein Blick würde hinreichen, mich zu belehren, daß Ihr Herz nicht mehr daſſelbe iſt, und ich würde alles verabſcheuen, was Sie mir zum Erſatz anbieten könnten, an der Stelle Ihrer Liebe, dieſes göttlichen Lichts, meines himmliſchen Strahlen-Glanzes. Seyn Sie dann jetzt frei, Oswald, jeden Tag frei, auch wenn Sie mein Gemahl würden, noch frei; denn wenn Sie mich nicht mehr liebten, würde ich Sie durch meinen Tod von den unauflöslichen Banden befreien, die Sie an mich feſſeln würden.

Sobald Sie dieſen Brief geleſen haben werden, will ich Sie ſehen; meine Ungeduld wird mich zu Ihnen ziehen, und ich werde mein Schickſal wiſſen, indem ich Sie erblicke; denn das Unglück iſt ſchnell, und das Herz, ſo ſchwach es iſt, kann ſich nicht in den Unglück verkündenden Zeichen eines unwiderruflichen Schickſals irren. Leben Sie wohl.

Funfzehntes Buch.

Der Abſchied von Rom, und die Reiſe
nach Venedig.

Erſtes Kapitel.

Mit der innigſten Rührung hatte Oswald den Brief von Corinna geleſen. Eine verworrne Miſchung der verſchiedenſten Empfindungen erſchütterte ihn: bald war er empfindlich wegen ihrer Schilderung einer engliſchen Provinz, und überzeugte ſich mit Verzweiflung, daß eine ſolche Frau nie im häuslichen Leben ihr Glück finden könne; bald beklagte er ſie wegen des Unangenehmen, daß ſie ausgeſtanden, und konnte ſich nicht enthalten, die Einfachheit, mit welcher ſie es erzählte, zu lieben und zu bewundern. Er war auch eiferſüchtig wegen der Zuneigungen, die ſie, noch ehe ſie ihn gekannt, für andre gehabt hatte, und je mehr er dieſe Eiferſucht ſich ſelber verbergen wollte, deſto mehr quälte ſie ihn; über alles endlich betrübte ihn der Antheil, welchen ſein Vater an dieſer Geſchichte hatte, am bitterſten, und die Angſt ſeines Herzens war ſo groß, daß er nicht mehr wußte, was er denken, noch was er thun ſollte. Er lief in der Mittagsſtunde, in der glühendſten Sonnenhitze, aus dem Hauſe; kein Menſch geht um dieſe Zeit in Neapel über die Straße, die Furcht vor der Hitze hält alle lebendige Weſen im Schatten zurück. Er ging nach der Gegend von Portici, ohne irgend einen Vorſatz, und ſich dem Zufall überlaſſend, indem die brennenden Strahlen der Sonne, die ihm auf den Kopf fielen, ſeine Gedanken erregten und verwirrten.

Nachdem Corinna einige Stunden gewartet hatte, konnte ſie dem Verlangen, Oswald zu ſehen, nicht länger widerſtehen; ſie ging in ſein Zimmer, und da ſie ihn nicht darin antraf, gerieth ſie wegen ſeiner Abweſenheit in dieſem Augenblick in ein tödtliches Schrecken. Auf Lord Nelvil's Tiſch ſah ſie den Brief liegen, den ſie ihm geſchrieben, und da ſie nicht zweiflen konnte, daß er erſt, nachdem er ihn geleſen, fortgegangen ſey, bildete ſie ſich ein, er wäre abgereiſt, und ſie würde ihn nicht wiederſehen. Da bemächtigte ſich ihrer ein unerträglicher Schmerz; ſie verſuchte es zu warten, und jeder Augenblick verzehrte ſie; ſie durchlief mit großen Schritten ſein Zimmer, dann hielt ſie plötzlich inne, aus Beſorgniß, das kleinſte Geräuſch zu verſäumen, das ſeine Rückkehr ankündigen konnte. Endlich, ihrer Angſt nicht länger widerſtehend, ging ſie hinunter, um zu fragen, ob Niemand Lord Nelvil habe hinaus gehen ſehen, und nach welcher Seite er hingegangen ſey. Der Herr des Gaſthofes ſagte, Lord Nelvil ſey nach der Gegend von Portici zu gegangen, er würde aber ſicher, ſetzte der Wirth hinzu, nicht weit kommen, denn in dieſem Augenblick würde ein Sonnenſtich ſehr gefährlich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09696/020

ſeyn. Dieſe Beſorgniß kam nun noch zu den übrigen hinzu, und ohne daß Corinna etwas auf dem Kopfe hatte, was ſie gegen die Sonnenhitze hätte ſchützen können, ging ſie auf's Ungefähr auf die Straße hinaus. Das breite weiße Straßenpflaſter in Neapel, dieſes Lava-Pflaſter, welches da gleichſam wie mit Abſicht liegt, um die Wirkung der Hitze und des Lichts zu verdoppeln, brannte ihre Füße, und blendete ſie durch den Wiederſchein der Sonnenſtrahlen.

Sie hatte eigentlich die Abſicht nicht, bis nach Portici zu gehen, ſie ging aber immer weiter und immer ſchneller; Schmerz und Verwirrung beflügelten ihre Schritte. Kein Menſch war auf der Landſtraße zu erblicken; ſelbſt die Thiere verbergen ſich um dieſe Stunde, ſie fürchten die Natur.

Ein entſetzlicher Staub erfüllt die Luft beim leiſeſten Wind, oder wenn der leichteſte Wagen über den Weg fährt; die von dieſem Staub bedeckten Wieſen tragen die gebildes gleichſam vor unſern Augen werden und wachſen zu ſehen. Auch iſt es hier dem Gegenſtande ſelbſt gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber ſie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunſtgeſchichte ähnelt bey dieſer Dichtart der Stimmung des Künſtlers ſelbſt. Man möchte ſagen, es ſey etwas Elegiſches, bey den Bruchſtücken der alten Poeſie mit ſtiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechſelnden Geſchlechter der Poeſie mit heiterm Ernſt zu betrachten, wie ſie entſtehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu ſagen, ſie zu uns und uns zu ihr zu verſetzen.

Es iſt wohlthätig, nach der großen Ausſicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poeſie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beſchränken, ſich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geſchichte einzugehen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, beſonders wenn die Art ſelbſt ſo mannichfaltig und umfaſſend iſt, wie dieſe.

Da die Natur der elegiſchen Dichtart ſo ganz hiſtoriſch iſt, und ihr Weſen nur in dem Stufengange der Kunſtgeſchichte künſtleriſch richtig aufgefaßt werden kann, ſo ſcheint es beynah überflüſſig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geſchichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch ſcheint das Weſen der Elegie in klagende Empfindſamkeit zu ſetzen, Farbe der Vegetation und des Lebens nicht mehr. Jeden Augenblick war Corinna dem Umſinken nahe, ſie traf auf keinen Baum, um ſich anzulehnen, und ihre Vernunft war zerrüttet in dieſer entflammten Wüſte; ſie hatte nur noch wenige Schritte zum Pallaſt des Königs zu machen, unter deſſen Bogengang ſie Schatten gefunden hätte, und Waſſer zur Erfriſchung. Aber die Kraft entſank ihr; vergeblich verſuchte ſie zu gehen, ſie ſah den Weg nicht mehr vor ſich; ein Schwindel verbarg ihn ihr, ſie ſah tauſend Lichter, heller noch als das Tages-Licht, und auf dieſe Lichter folgte eine Wolke, die ſie mit Dunkelheit umgab, ohne ſie zu erfriſchen. Ein brennender Durſt verzehrte ſie; ein Lazzaroni begegnete ihr, das einzige menſchliche Weſen, das in dieſem Augenblick der Macht des Klima's trotzen konnte, und ſie bat ihn, daß er ihr ein wenig Waſſer holen möchte; dieſer Menſch aber, der eine Frau, die ſich durch ihre Schönheit und durch die Zierlichkeit ihres Anzuges ſo auszeichnete, um dieſe Stunde allein auf der Landſtraße antraf, hielt ſie für eine Wahnſinnige, und floh mit Entſetzen von ihr.

Glücklicher Weiſe kam Oswald eben zurück, und ſchon in der Ferne erkannte er Corinna an einigen Tönen; außer ſich, lief er zu ihr, und fing ſie in ſeine Arme auf, als ſie beſinnungslos niederſank; ſo trug er ſie nach dem Bogengange des Pallaſtes von Portici, und rief ſie durch ſeine Sorgfalt und ſeine Zärtlichkeit wieder in's Leben zurück.

Sobald ſie ihn erkannte, ſagte ſie noch verwirrt: — Sie hatten mir verſprochen, mich nicht ohne meine Einwilligung zu verlaſſen; ich mag jetzt Ihnen wohl Ihrer Zuneigung nicht würdig ſcheinen; aber warum achten Sie Ihre Zuſage nicht? — Corinna, erwiederte Oswald, nie iſt der Gedanke, Sie zu verlaſſen, in meine Seele gekommen; ich wollte bloß über unſer Schickſal nachſinſinnen, und meine Geiſter ſammeln, ehe ich Sie wiederſähe. — Nun wohl, ſagte Corinna, indem ſie verſuchte gelaſſen zu ſcheinen, Sie haben Zeit dazu gehabt während der tödtlichen Stunden, die mir beinahe das Leben raubten; reden Sie, ſagen Sie mir, was Sie beſchloſſen haben. — Oswald erſchrak vor Corinna's Stimme, die ihre innere Anſtrengung verrieth, und vor ihr hinknieend ſagte er: — Corinna, das Herz Deines Freundes iſt unverändert; was habe ich denn erfahren, was Deinen Zauber gelöſt hätte? Aber höre — und da ſie immer ſtärker zitterte, fuhr er dringender fort: — höre ohne Schrecken den an, der nicht leben kann, wenn er Dich unglücklich wiſſen muß. — O, rief Corinna, von meinem Glücke reden Sie; es iſt ſchon nicht mehr die Rede von dem Ihrigen. Ich ſtoße Ihr Mitleiden nicht zurück; es iſt ein Bedürfniß für mich in dieſem Augenblick. Glauben Sie denn aber, daß ich von ihm allein leben möchte? — Nein, durch meine Liebe werden wir beide leben, ſagte Oswald; ich werde wiederkommen . . . — Sie wollen wiederkommen? unterbrach ihn Corinna. Ach! Sie wollen alſo fort! Was iſt denn geſchehen? was iſt denn verändert ſeit geſtern? ich Unglückliche! — Geliebte Freundin! Deine Seele beunruhige ſich nicht ſo, erwiederte Oswald, und laß mich, wenn ich es vermag, Dir meine Empfindungen offenbaren; es iſt weniger, als Du befürchteſt, weit weniger; aber ich muß, ſagte er mit einer Anſtrengung ſich zu erklären, ich muß die Urſachen erfahren, die mein Vater gehabt haben mag, ſich vor ſieben Jahren unſrer Verbindung zu widerſetzen; er hat mir nie etwas davon geſagt, ich weiß nichts darüber; aber ſein vertrauteſter Freund, der noch in England lebt, wird ſeine Beweggründe wiſſen. Wenn ſie, wie ich vermuthe, nur von unwichtigen Urſachen herrührten, ſo achte ich ſie für Nichts; dann verzeihe ich Dir, daß Du Deines und meines Vaters Heimath verließeſt, ein ſo edles Vaterland; dann werde ich hoffen, daß die Liebe Dich wieder hinziehen wird, und daß Du ein häusliches Glück, die natürlichen gefühlvollen Tugenden, ſelbſt dem Glanz Deines Genie's vorziehen wirſt. Ich werde alles hoffen, alles thun; hat aber mein Vater ſich beſtimmt gegen Dich erklärt, Corinna, ich werde nie der Gemahl einer andern Frau, aber niemals auch könnte ich dann der Deinige ſeyn. —

Ein kalter Schweiß bedeckte Oswalds Stirne nach dieſen Worten, und ſeine Anſtrengung, dies auszuſprechen, war ſo groß, daß Corinna, nur an den Zuſtand denkend, in welchem ſie ihn ſah, einige Zeit ſtill ſchwieg, dann nahm ſie ſeine Hand und ſagte: — Wie, Sie wollen fort? wie, Sie reiſen nach England ohne mich? — Oswald ſchwieg. — Grauſamer, rief Corinna in Verzweiflung, Sie antworten nicht, Sie widerſtreiten meinen Worten nicht? Ach, es iſt denn wirklich wahr! Weh mir, ich ſagte es, aber ich glaubte es noch nicht. — Ich fand, antwortete Oswald, Dank ſey es Ihrer Sorgfalt, das Leben wieder, was ich nahe daran war zu verlieren; dieſes Leben gehört während des Krieges meinem Vaterlande. Kann ich mich mit Ihnen verbinden, ſo verlaſſen wir uns nie wieder, und ich gebe Ihnen Ihren Namen und Ihre Exiſtenz in England wieder. Iſt dieſes allzu glückliche Loos mir aber verſagt, ſo komme ich nach dem Frieden wieder zurück nach Italien; ich bleibe eine lange Zeit bei Ihnen und ändere nichts in Ihrem Schickſal, als daß ich Ihnen einen treuen Freund mehr gebe. — Ach, Sie würden nichts in meinem Schickſal ändern! ſagte Corinna, da Sie das einzige ſind, was mir theuer iſt in der Welt, da ich den berauſchenden Becher verſucht habe, der Glück oder Tod verleiht! Wenigſtens aber ſagen Sie mir, wann wird dieſe Abreiſe Statt haben? Wie viel Tage bleiben mir noch? — Geliebte Freundin, ſagte Oswald und drückte ſie an ſeine Bruſt, ich ſchwöre, Dich in drei Monaten nicht zu verlaſſen, und ſelbſt dann . . . . . — Drei Monate, rief Corinna, noch ſo lange ſoll ich leben; das iſt ſehr viel, ich hoffte nicht ſo viel. Wohl, ich fühle mich leichter; drei Monate ſind eine ganze Zukunft, ſagte ſie mit einer Miſchung von Freude und Traurigkeit, die Oswald tief rührte. — Beide ſtiegen hierauf ſchweigend in den Wagen und fuhren nach Neapel zurück.

Zweites Kapitel.

Als ſie daſelbſt ankamen, fanden ſie den Prinzen Caſtel Forte, der ſie im Gaſthofe erwartete. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, Lord Nelvil habe ſich mit Corinna vermählt, und obgleich dieſe Nachricht dem Prinzen ſehr leid that, kam er dennoch, um ſich ſelber zu überzeugen, ob es wahr ſey, und um ſich noch auf irgend eine Weiſe wieder an die Geſellſchaft ſeiner Freundin anzuſchließen, wäre ſie auch auf ewig mit einem andern verbunden. Die Schwermuth, die gänzliche Niedergeſchlagenheit, worin er Corinna zum erſtenmal fand, beunruhigten ihn auf's äußerſte; aber fragen durfte er ſie nicht, weil ſie jede Unterredung über dieſen Gegenſtand zu fliehen ſchien. Es giebt Stimmungen der Seele, wo man es ſcheut ſich irgend Jemand zu vertrauen; ein Wort, das man ſagen oder hören könnte, würde hinreichen, vor unſern eignen Blicken die

Täuſchung zu zerſtreuen, die uns allein das Daſeyn erträglich macht; und die Täuſchung in den leidenſchaftlichen Gefühlen, von welcher Gattung ſie auch ſeyn mag, hat das eigene, daß man ſich ſelber ſchont, wie man einen Freund ſchonen würde, den man zu betrüben fürchtet, indem man ihn einer Täuſchung entreißt; und daß man, ohne es zu merken, ſeinen eignen Schmerz in den Schutz ſeines eignen Mitleids giebt.

Corinna, die natürlichſte Perſon von der Welt, die mit ihrem Schmerz keinen Effekt zu machen verlangte, verſuchte den andern Tag fröhlich zu ſcheinen, ſich wieder zu beleben; auch dachte ſie, das beſte Mittel, Oswald zurück zu halten, wäre, ſich ihm ſo liebenswürdig als ehemals zu zeigen. Sie fing alſo an, mit Lebhaftigkeit über intereſſante Gegenſtände zu reden, dann ward ſie aber von plötzlicher Zerſtreuung ergriffen, und ihre Blicke ſchweiſten ohne Gegenſtand umher. Sie, die im höchſten Grade den

Fluß der Rede beſaß, ſie zögerte bei der Wahl der Worte, und oft bediente ſie ſich eines Ausdrucks, der nicht die geringſte Ähnlichkeit hatte mit dem, was ſie ſagen wollte. Dann lachte ſie über ſich ſelbſt, aber im Lachen füllten ihre Augen ſich mit Thränen. Oswald war in Verzweiflung, die Schuld ihrer Schmerzen zu ſeyn; er wollte allein mit ihr ſprechen, aber ſie vermied jede Gelegenheit dazu auf das ſorgfältigſte.

— Was wollen Sie von mir wiſſen, ſagte ſie eines Tages zu ihm, als er darauf drang, ſie allein zu ſprechen; es iſt mir leid um mich, das iſt alles. Ich war einigermaßen ſtolz auf mein Talent, ich liebte den Beifall, den Ruhm, das Lob ſelbſt der Gleichgültigen war der Gegenſtand meines Ehrgeizes; jetzt aber bekümmere ich mich um nichts, und nicht das Glück machte mich von dieſen eitlen Freuden los, ſondern eine tiefe Muthloſigkeit. Sie klage ich deshalb welche in dem weiten und mannichfachen Gebiet der alten nur eine ſehr kleine Stelle annimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine ſchöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verſtand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweiſe Klaggeſänge, beſonders über verſtorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht ſelbſt die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, ſinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur ſittlicher und über die ſittlichen Verhältniſſe natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muſe der ſpätern Elegie aber, welche die ſonſt das Ältere gern vorziehenden Griechen am höchſten ſchätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, iſt die befriedigte Sehnſucht, die glückliche Liebe. Sie iſt ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenſchaft; nachläßig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöſt, wie ſie iſt, liebt ſie erotiſche Tändeleyen und verirrt auch wohl in ganz ſinnliche Schilderungen.

Die Bruchſtücke dieſes letzten Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächſt eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, weil ſie der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkte aus, die Ausſicht auf die ältere griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff nicht an, ſie kömmt aus mir ſelber, vielleicht beſiege ich ſie noch! So viel Dinge gehen vor auf dem Grund der Seele, die wir nicht vorherſehen und nicht lenken können; aber ich muß gerecht gegen Sie ſeyn, Oswald, Sie leiden wegen meines Kummers, ich ſehe es. Auch ich habe Mitleiden mit Ihnen, warum ſollte dies Gefühl uns nicht beiden gleich zukommen? Ach! man kann es allem, was Athem hat, zuwenden, ohne ſehr zu irren.

Oswald war nicht weniger unglücklich in dieſer Zeit, als Corinna. Er liebte ſie ſehr, aber ihre Geſchichte hatte ſowohl ſeine Geſinnungen, als ſeine Neigungen gekränkt. Ihn dünkte, es ſey ganz klar, daß ſein Vater alles vorher geſehen, alles vorher für ihn beurtheilt habe, und es hieße ſeine Warnung verachten, wenn er ſich mit Corinna vermählte; doch konnte er nicht Verzicht darauf thun, und fand ſich auf's Neue in der Unentſchiedenheit, aus welcher er gehofft hatte durch die Bekanntſchaft mit dem Schickſal ſeiner Freundin herausgezogen zu werden. Sie ihrer Seits hatte nicht immer das Band der Ehe mit Oswald gewünſcht, und hätte ſie ſich nur ſicher gewußt, daß er ſie nie verlaſſen würde, ſo hätte ſie nichts mehr zu ihrem Glücke bedurft; aber ſie kannte ihn genug, um wohl zu wiſſen, daß er kein anderes Glück anerkenne, als im häuslichen Leben, und der Abſicht, ſich mit ihr zu vermählen, nie anders würde entſagen können, als wenn er ſie weniger liebte. Oswalds Abreiſe nach England ſchien ihr das Zeichen zum Tode zu ſeyn; ſie wußte, welchen Einfluß die Sitten und die Meinungen dieſes Landes auf ihn hatten; es war umſonſt, daß er den Vorſatz faßte, ſein Leben mit ihr in Italien zuzubringen; ſie zweifelte gar nicht, daß der Gedanke, ſein Vaterland zum zweitenmal zu verlaſſen, nachdem er ſich erſt wieder darin aufgehalten, ihm nicht ganz verhaßt ſeyn würde.

Kurz, ſie fühlte es, daß alle ihre Macht von ihrem Zauber herrühre, und was iſt in der Abweſenheit dieſe Macht? was ſind die Erinnerungen der Fantaſie, wenn man von allen Seiten von der Kraft und der Wirklichkeit der bürgerlichen Ordnung umzingelt iſt, die um ſo mächtiger herrſcht, je mehr ſie auf edle und reine Ideen gegründet iſt.

Gequält von dieſen Betrachtungen, wünſchte Corinna, ihr Gefühl für Oswald einigermaßen zu beherrſchen. Sie gab ſich Mühe, mit dem Prinzen Caſtel Forte über Gegenſtände zu ſprechen, an denen ſie ehedem immer ſo lebhaften Antheil genommen, über Kunſt und Litteratur; wenn aber Oswald in das Zimmer trat, dann wurde ihr ganzer Plan vereitelt, durch ſeinen würdigen Anſtand, durch einen ſchwermuthsvollen Blick, den er auf ſie warf, und der ſie zu fragen ſchien: warum wollen Sie mir entſagen? Zwanzigmal wollte ſie ihm ſagen, daß ſeine Unentſchloſſenheit ſie beleidige, und daß ſie entſchieden ſey, ſich von ihm zu entfernen; bald aber ſah ſie ihn, den Kopf auf die Hand geſtützt, wie ein Menſch, der von ſchmerzlichen Gefühlen gedrückt iſt, bald mit Anſtrengung athmen, oder in tiefen Gedanken am Ufer des Meers, oder die Augen zum Himmel aufheben, wenn harmoniſche Töne ſich hören ließen, und dieſe ſo einfachen Bewegungen, deren Magie ſie nur allein kannte, warfen dann auf einmal alle ihre Vorſätze um. Der Ton, die Phyſiognomie, eine gewiſſe Anmuth in jeder Gebehrde, offenbart der Liebe die innerſten Geheimniſſe der Seele, und vielleicht iſt es wahr, daß ein, dem Anſchein nach, kalter Charakter, ſo wie Lord Nelvil, von Niemand ergründet werden kann, als durch die, die ihn liebt; die nichts errathende Unpartheilichkeit kann nur das beurtheilen, was ſich zeigt. In ſchweigendem Nachdenken verſuchte Corinna wieder, was ihr ehemals gelang, wenn ſie zu lieben glaubte; ſie rief nämlich ihren Beobachtungsgeiſt zu Hülfe, der mit vielem Scharfſinn jede Schwachheit zu entdecken wußte; ſie bemühte ſich, ihre Fantaſie zu ſtimmen, daß ſie ihr Oswald unter einer weniger verführeriſchen Geſtalt darſtellen möchte; aber alles an ihm war edel, rührend, einfach, und wie ſollte man ſich ſelber den Zauber eines durchaus natürlichen Charakters und Geiſtes auflöſen können! Nur die Affektation geſtattet das plötzliche Erwachen des Herzens, das erſtaunt iſt, hier geliebt zu haben.

Außerdem fand noch zwiſchen Oswald und Corinna eine eigene, und alles vermögende Sympathie ſtatt; ihre Neigungen waren nicht dieſelben, ihre Meinungen ſtimmten ſelten überein, und dennoch lagen auf dem Grunde ihrer Seelen ähnliche Geheimniſſe, aus einer Quelle entſpringende Rührungen, kurz, irgend eine geheime Ähnlichkeit, welche eine und dieſelbe Natur vorausſetzte, wenn auch äußere Umgebung ſie verſchiedenartig ausgebildet hatte. Corinna bemerkte alſo mit Entſetzen, daß ſie ihre Liebe zu Oswald noch verſtärkt hatte, indem ſie ihn von neuem beobachtete, ihn im Einzelnen beurtheilte, und indem ſie lebhaft den Eindruck, den er ihr machte, bekämpfte.

Sie bot dem Prinzen Caſtel Forte an, mit ihnen zuſammen nach Rom zurück zu reiſen, und Lord Nelvil fühlte, daß ſie die Gelegenheit vermeiden wollte, mit ihm allein zu ſeyn; er war traurig darüber, aber er widerſetzte ſich nicht; er wußte nicht mehr, ob das, was er für Corinna thun könnte, hinreichend ſeyn würde, ſie glücklich zu machen, und dieſer Gedanke machte ihn ſchüchtern. Corinna indeſſen hätte gewünſcht, daß er nicht darein willigen möchte, den Prinzen Caſtel Forte zum Reiſegeſellſchafter zu haben, ſie ſagte es aber nicht. Ihr Verhältniß war nicht mehr einfach, wie ehedem; Verſtellung war noch nicht zwiſchen ihnen, und dennoch ſchlug Corinna etwas vor, wovon ſie wünſchte, daß Oswald es nicht annähme, und die Unzufriedenheit hatte ſich einer Neigung beigeſellt, die ihnen während ſechs Monaten täglich ein beinah unvermiſchtes Glück geſchenkt hatte.

Als ſie wieder durch Capua und durch Gaëta kamen, als ſie dieſelben Stellen wiederſahen, die ſie noch vor kurzer Zeit mit ſolchem Entzücken durchwandelt hatten, fühlte Corinna eine bittere Erinnerung. Dieſe ſo ſchöne Natur, die jetzt vergeblich ſie zum Glück einlud, verdoppelte noch ihre Traurigkeit. Wenn dieſer ſchöne Himmel den Schmerz nicht zerſtreut, ſo leidet man noch mehr durch den Gegenſatz ſeines freundlichen Ausdrucks. Den Abend kamen ſie bei entzückender Kühlung zu Terracina an, und daſſelbe Meer brach ſeine Wogen an denſelben Felſen. Nach dem Abendeſſen verſchwand Corinna; da Oswald ſie nicht wiederkommen ſah, ging er unruhvoll hinaus, und ſein Herz führte ihn, wie Corinna'n das ihrige, an die Stelle, wo ſie geruht hatten, als ſie nach Neapel reiſten. Er ſah Corinna von ferne, wie ſie vor dem Felſen kniete, auf welchem ſie geſeſſen hatten; und indem er den Mond anſah, bemerkte er, daß er von einem Gewölk verdeckt ſey, wie vor zwei Monaten zu derſelben Stunde. Corinna ſtand auf, als Oswald ſich ihr nahte, und ſagte, indem ſie auf das Gewölk zeigte: — Hatte ich Recht, an Ahndungen zu glauben? Aber iſt es nicht wahr, daß einiges Mitgefühl im Himmel iſt? er verkündigte mir die Zukunft, und heute, Sie ſehen es, heute trauert er um mich. Vergeſſen Sie nicht, Oswald, zu bemerken, ob nicht daſſelbe Gewölk den Mond bedecken wird, wenn ich ſterbe. — Corinna! Corinna! rief Lord Nelvil, habe ich es verdient, daß Sie mich wollen vor Schmerz ſterben ſehen? Sie können es ſehr leicht, ich verſichre es Ihnen; noch einmal ſprechen Sie ſo, und Sie werden mich todt zu Ihren Füßen ſinken ſehen.

Aber

Aber was iſt denn mein Verbrechen? Sie ſind durch ihre Denkungsart unabhängig von der öffentlichen Meinung; Sie leben in einem Lande, wo dieſe Meinung nie ſtrenge iſt, und wäre ſie es, ſo würde Ihr Genie ſie beherrſchen. Ich will, was ſich auch zutragen möge, mein Leben bei Ihnen zubringen; ich will es; woher denn Ihr Schmerz? Wenn ich nicht Ihr Gemahl ſeyn könnte, ohne ein Andenken zu beleidigen, welches mit gleicher Gewalt, wie Sie, über meine Seele herrſcht, würden Sie mich denn nicht genug lieben, um Ihr Glück in meiner Zärtlichkeit zu finden, in der Weihe jedes Augenblicks meines Lebens? — Oswald, ſagte Corinna, wenn ich glaubte, daß wir uns nie verlaſſen werden, ſo wünſchte ich nichts mehr; aber . . . . — Haben Sie nicht den Ring, das geheiligte Unterpfand . . . . — Ich werde es Ihnen zurückgeben, erwiederte ſie. — Nein, niemals, ſagte er. — Ach! ich werde es Ihnen zurückgeben, fuhr ſie fort, ſobald Sie verlangen werden, es wieder anzunehmen; und hören Sie auf, mich zu lieben, ſo wird der Ring es mir ſelber ſagen. Lehrt uns nicht ein alter Glaube, daß der Diamant treuer iſt, als der Menſch, und daß er ſeinen Glanz verliert, wenn der, welcher ihn uns gab, treulos wird (⁶)? — Corinna, ſagte Oswald, und Sie dürfen von Treuloſigkeit reden? Beſinnen Sie ſich; Sie kennen mich nicht mehr. — Verzeihung, Oswald, Verzeihung! rief Corinna; in tiefer Leidenſchaft erhält das Herz oft plötzlich die Gabe eines wundervollen Vorgefühls, und die Leiden werden zu Orakeln. Was bedeutet wohl ſonſt dieſes ſchmerzliche Klopfen, das mir den Buſen hebt? Ach! mein Freund, ich würde es nicht ſcheuen, wenn es mir bloß den Tod verkündete. —

Mit dieſen Worten entfernte Corinna ſich eilends; ſie fürchtete lange mit Oswald zu ſprechen; ſie hatte kein Wohlgefallen am Leiden, und ſuchte die Eindrücke der Trau-

und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwege auszuweichen und zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das wunderſchöne Bruchſtück des Hermeſianax.

Wir bemerken zuerſt ein Bruchſtück des Phanokles von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieſes Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer zärtlich begeiſterten Freundſchaft und Liebe auf das männliche Geſchlecht und ſchöne Jünglinge, wie ſie ſich auch in den Liedern des Anakreon in den Oden des Horaz, ja ſelbſt in den Dialogen des Plato und andrer Sokratiker findet, und ſelbſt in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem ſchönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bey reineren Sitten oft nur eine untadliche, Platoniſch begeiſterte Freundſchaft zwiſchen Männern darunter verſtanden und gemeynt iſt, und es oft auch nur Poeſie und zur Gewohnheit gewordne, übliche dichteriſche Redeform war, ohne daß ein ſtrafbares Verhältniß wirklich und im Ernſt vorhanden geweſen wäre. Dieſes darf man bey manchen Anſpielungen in den Werken der Alten nicht überſehen, um ihre Mythologie und Kunſt ungetrübt durch dieſe Störigkeit zu unterbrechen; aber ſie kamen nur deſto heftiger zurück, wenn ſie ſie zurückſtieß. Den Tag darauf, als ſie wieder über die pontiniſchen Sümpfe kamen, war Oswald für Corinna zärtlicher noch beſorgt, als das erſtemal; ſie nahm ſeine Sorgfalt ſanft und dankbar an, aber in ihrem Blicke ſchien etwas zu fragen: Warum laſſen Sie mich nicht ſterben?

Drittes Kapitel.

Wie öde ſcheint Rom, wenn man von Neapel zurückkömmt! Durch das Thor St. Johann vom Latran geht man herein, und durchwandelt lange einſame Straßen; das Geräuſch zu Neapel, ſeine Bevölkerung, die Lebhaftigkeit der Einwohner, gewöhnen an einen gewiſſen Grad von Bewegung, ſo daß man es Anfangs zu Rom ſonderbar traurig findet. Der Aufenthalt daſelbſt wird wieder auf's neue angenehm, wenn man ihn erſt wieder einige Zeit gewohnt worden iſt; hat man ſich aber erſt einmal an ein Leben voll Zerſtreuung gewöhnt, dann fühlen wir jederzeit eine gewiſſe Schwermuth bei dem Zurückgehen in uns ſelbſt, auch wenn es uns wohlthätig iſt. Außerdem iſt der Aufenthalt zu Rom in der damaligen Jahrszeit, zu Ende des Monat Julius, ſehr gefährlich. Mehrere Gegenden der Stadt werden durch die anſteckende Luft unbewohnbar, oft verbreitet ſich die Anſteckung ſogar über die ganze Stadt. Beſonders ſtieg in dieſem Jahre die Beſorgniß höher noch als gewöhnlich, und auf allen Geſichtern las man den Ausdruck eines geheimen Schreckens.

Als ſie ankamen, fand Corinna einen Mönch vor ihrer Hausthüre, der ſie um Erlaubniß bat, ihr Haus ſegnen zu dürfen, um es vor Anſteckung zu bewahren. Corinna willigte ein, und der Prieſter ging durch alle Zimmer, beſprengte jedes davon mit Weihwaſſer, indem er lateiniſche Gebete herſagte. Lord Nelvil lächelte ein wenig bei dieſer Ceremonie; Corinna war gerührt. — Ich finde, ſagte ſie ihm, einen unerklärlichen Reiz in allem, was religiös, ja ich möchte ſagen, was abergläubiſch iſt, ſobald dieſer Aberglauben nichts feindſeliges, nichts unduldſames enthält; der göttliche Beiſtand iſt ſo nothwendig, wenn die Gedanken und Gefühle aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens heraustreten! ganz beſonders erkenne ich das Bedürfniß eines übernatürlichen Schutzes für einen ausgezeichneten Geiſt. — Ohne Zweifel iſt dieſes Bedürfniß vorhanden, erwiederte Lord Nelvil; aber kann es wohl auf dieſe Art befriedigt werden? — Niemals, antwortete Corinna, ſchlage ich ein Gebet aus, das ſich mit dem meinigen vereinigen will, wer es auch ſey, der es mir anbietet? — Sie haben Recht, ſagte Lord Nelvil, und gab dem alten ſchüchternen Geiſtlichen ſeine Börſe für die Armen; jener ging fort ſie beide ſegnend.

Sobald Corinna's Freunde ihre Ankunft erfuhren, eilten ſie zu ihr; keiner verwunderte ſich, daß ſie zurückgekommen war, ohne Lord Nelvils Gemahlin zu ſeyn; keiner wenigſtens forderte die Beweggründe zu erfahren, die dieſe Verbindung verhinderten; die Freude, ſie wieder zu ſehen, war ſo groß, daß alles andre darüber vergeſſen ward. Corinna zwang ſich, noch dieſelbe zu ſeyn, aber es gelang ihr nicht; ſie betrachtete die Meiſterwerke der Kunſt, die ihr ehedem ein ſo lebhaftes Vergnügen gewährten, und immer lag Schmerz auf dem Grunde alles deſſen, was ſie empfand. Sie ging bald in die Villa Borghefe, bald an das Grab der Cäcilia Metella, und der Anblick der Orte, die ſie ehemals ſo geliebt hatte, war ihr jetzt ſchmerzlich; die ſüßen Träume waren verſchwunden, die, mit dem Gefühl der Wandelbarkeit aller Dinge, jedem Genuß einen noch rührenderen Charakter verleihen. Ein ſchmerzlicher, dauernder Gedanke beſchäftigte ſie; die Natur, die immer nur unbeſtimmt zu uns redet, iſt nicht wohlthätig, wenn ein beſtimmter Kummer uns beherrſcht.

Kurz, in Corinna's und Oswalds Verhältniſſe war ein durchaus läſtiger Zwang getreten. Es war noch nicht das Unglück ſelbſt; in ſeinen tiefen Erſchütterungen erleichtert dieſes oft das gepreßte Herz, und läßt einen Blitz aus der Gewitterwolke hervorgehen, der alles offenbar machen kann. Es war ein gegenſeitiger Zwang, es waren vergebliche Verſuche, der Gegenwart zu entgehen, die ſie beide niederbeugte, und ſie einer mit dem andern etwas unzufrieden machte; in der That kann man Leiden fühlen, ohne daß man ſie dem Geliebten Schuld giebt? denn würde nicht ein Blick, ein Ton hinreichen, alles vergeſſen zu machen? aber dieſer Blick, dieſer Ton, er kömmt nicht, wenn er erwartet wird, kömmt nicht, wenn er nothwendig iſt. Nichts geſchieht in der Liebe durch Gründe; es ſcheint, als wäre ſie eine göttliche Kraft, die in uns denkt und fühlt, ohne daß wir auf ſie Einfluß haben.

Plötzlich verbreitete ſich in Rom eine anſteckende Krankheit, wie man ſie in langer Zeit nicht geſehen hatte. Eine junge Frau ward davon befallen, und ihre Familie und Freunde, die ſie nicht verlaſſen wollten, ſtarben mit ihr; das ihr benachbarte Haus erfuhr daſſelbe Schickſal; zu jeder Stunde ſah man die weißgekleidete Brüderſchaft mit verhüllten Geſichtern durch die Straßen von Rom ziehen, um die Todten zur Kirche zu begleiten: man möchte ſagen, es ſind Geiſter, welche die Todten tragen; dieſe werden mit entblößtem Angeſicht auf eine Art von Tragbahre gelegt; auf die Füße wirft man bloß ein Stück von gelbem oder roſenfarbnem Atlas, und oft ſpielen die Kinder mit den erſtarrten Händen des Hingeſchiedenen. Dieſes zugleich ſchreckliche, und gewöhnliche Schauſpiel, wird vom düſtern, eintönigen Gemurmel einiger Pſalmen begleitet; es iſt eine Muſik ohne Modulation, worin der Ton der menſchlichen Seele ſchon nicht mehr fühlbar iſt.

Eines Abends, als Lord Nelvil und Corinna allein zuſammen waren, und Lord Nelvil viel von dem ſchmerzlichen gezwungenen Zuſtand litt, in welchem er Corinna ſah, hörte er unter den Fenſtern die langen langſamen Töne, die ein Leichenbegängniß verkündigten; er hörte einige Zeit schweigend zu, dann ſagte er zu Corinna: — Vielleicht werde auch ich morgen von dieſer entſetzlichen Krankheit ergriffen, gegen welche es keine Hülfe giebt, dann werden Sie es bereuen, Ihrem Freunde nicht einige fühlende Worte geſagt zu haben, an dem Tage, welcher der letzte ſeines Lebens ſeyn konnte. Corinna, der Tod bedroht uns alle beide ganz in der Nähe; iſt es denn noch nicht genug mit den natürlichen Leiden, müſſen wir uns noch gegenſeitig das Herz zerreißen? — Den Augenblick erſchrak Corinna vor dem Gedanken, daß Oswald in Gefahr ſey mitten in der allgemeinen Anſteckung, und flehte ihn an, Rom zu verlaſſen. Als er dies auf die entſchiedenſte Weiſe ausſchlug, that ſie ihm den Vorſchlag, mit ihm nach Venedig zu reiſen, und hierin willigte er mit Freuden; denn für Corinna bebte er, als er ſah, wie die Anſteckung täglich ſtärker um ſich griff.

Ihre Abreiſe ward auf den übermorgenden Tag feſtgeſetzt, aber den Morgen dieſes Tages, da Lord Nelvil Tages vorher Corinna nicht geſehen hatte, weil einer ſeiner Freunde, ein Engländer, der Rom verließ, ihn abgehalten hatte, ſchrieb ſie ihm: Ein unerlaßliches plötzliches Geſchäft zwänge ſie, nach Florenz zu reiſen, in vierzehn Tagen wollte ſie in Venedig zu ihm kommen; ſie bat ihn, durch Ancona zu reiſen, und gab ihm einen dem Anſchein nach wichtigen Auftrag in dieſe Stadt; der Styl dieſes Briefs war übrigens gefühlvoll und ruhig; ſeit Neapel hatte Oswald Corinna's Sprache nicht ſo heiter und ſo zärtlich geſehen. Er glaubte alſo dem Inhalt des Briefes, und machte ſich zur Abreiſe bereit, als er Verlangen bekam, Corinna's Haus noch einmal zu ſehen, ehe er Rom verließe. Er geht hin, findet es verſchloſſen, und klopft an; die alte Frau, die es bewachte, ſagte ihm, alle Bediente ihrer Herrſchaft wären mit ihr gereiſt, und antwortet auf ſeinen übrigen Fragen kein Wort mehr. Er geht zu dem Prinzen Caſtel Forte, dieſer weiß nichts von Corinna, und iſt ganz erſtaunt, daß ſie fort gereiſt ſey, ohne ihm etwas ſagen zu laſſen; kurz, eine Unruhe überfällt Lord Nelvil, und es fiel ihm ein, nach Tivoli zu gehen, um mit dem Mann zu ſprechen, der Corinna's Geſchäfte beſorgte, der daſelbſt wohnte, und der doch einige Befehle von ihr mußte erhalten haben.

Er ſteigt zu Pferde, und mit außerordentlicher Schnelligkeit, die von ſeiner innern Bewegung herrührte, kömmt er an Corinna's Haus an. Alle Thüren waren offen, er geht hinein, eilt durch einige Zimmer, in welchen er keinen Menſchen antrifft, und dringt endlich bis zu Corinna's Zimmer; in der Dunkelheit, die darin herrſcht, erblickt er ſie ausgeſtreckt auf dem Bette liegend, und Niemand neben ihr als Thereſine; er ſchreiet laut auf, indem er ſie errung aufzufaſſen, wo indeſſen die ſchreckliche Verirrung und Unnatur des ſinnlichen Triebes ſichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freylich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetiſche Erklärung weg.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalaïs aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.
Sondern im Geiſte geheim, ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalaïs blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im Thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe,
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die Thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beyde zuſammen genetzt ſchwemmen von bläulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leyer Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkys ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattinn, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dachten des grauſenden Mords.

kennt; auf dieſen Schrei kömmt Corinna zu ſich, wird Oswald gewahr, und ſagt, indem ſie ſich etwas erhob: — Kommen Sie mir nicht näher; ich verbiete es Ihnen; ich ſterbe, wenn Sie mir näher kommen! — Oswald ward von einem finſtern Entſetzen ergriffen; er glaubte, ſeine Freundin beſchuldige ihn irgend eines verborgenen Verbrechens, das ſie entdeckt zu haben vermeinte; er bildete ſich ein, gehaßt, verachtet zu werden, und indem er auf ſeine Kniee ſank, gab er dieſe Beſorgniß mit einer Verzweiflung und einer Niedergeſchlagenheit zu erkennen, die Corinna'n plötzlich den Gedanken eingaben, ſeinen Irrthum zu benutzen, und ſie befahl ihm, ſich auf immer von ihr zu entfernen, als ob er ſtrafbar geweſen wäre.

Beſtürzt, beleidigt, wollte er hinausgehen, wollte er ſie verlaſſen, als Thereſine ausrief: — Ach, Mylord, wollen Sie denn meine gute Herrſchaft verlaſſen? Sie hat alle Menſchen von ſich geſchickt, und wollte ſogar nicht einmal, daß ich ſie bediente, weil ſie die anſteckende Krankheit hat! — Dieſe Worte gaben Oswald den Aufſchluß über Corinna's rührende Liſt; er warf ſich ihr mit ſolcher Heftigkeit, mit ſolcher Rührung in die Arme, die er noch in keinem Augenblick ſeines Lebens empfunden hatte. Vergeblich ſtieß ihn Corinna zurück, vergeblich überließ ſie ſich ihrem ganzen Unwillen gegen Thereſine, Oswald machte Thereſinen ein gebietendes Zeichen, ſich zu entfernen, und nun, Corinna an ſein Herz drückend, ſie mit ſeinen Thränen und ſeinen Liebkoſungen bedeckend, rief er: — Jetzt wirſt Du nicht ohne mich ſterben, und wenn das verderbliche Gift in Deinen Adern fließt, ſo habe auch ich es wenigſtens, Dank ſey es dem Himmel, an Deinem Buſen eingeſogen. — Grauſamer, geliebter Oswald, ſagte Corinna, zu welcher Strafe Du mich verurtheilſt! O mein Gott! da er denn ohne mich nicht leben will, ſo wirſt du es nicht zugeben, daß dieſer Engel des Lichts umkomme! Nein, du wirſt es nicht zugeben! — Nachdem Corinna dieſe Worte geſprochen hatte, ward ſie ohnmächtig. Während acht Tage war ſie in der größten Gefahr; in ihren Fieber-Fantaſieen wiederhohlte ſie unaufhörlich: Man entferne Oswald von mir; daß er mir nicht nahe komme; daß man ihm verberge, wo ich bin! und wann ſie wieder zu ſich kam, und ſie ihn erkannte, ſagte ſie: — Oswald! Oswald! Sie ſind da, im Tode wie im Leben werden wir denn vereinigt ſeyn! — und wann ſie ſah, daß er blaß war, ergriff ſie ein tödtendes Entſetzen, und in ihrer Verwirrung rief ſie für Lord Nelvil die Ärzte zu Hülfe, die ihr die Probe der ſeltnen Ergebenheit gegeben hatten, ſie nicht zu verlaſſen.

Oswald hielt beſtändig Corinna's brennende Hände in den ſeinigen; er leerte immer die Schale aus, woraus ſie die Hälfte getrunken; kurz, mit einer ſolchen Begierde ſuchte er die Gefahr ſeiner Freundin zu theilen, daß ſie ſelber es aufgab, länger gegen ſeine leidenſchaftliche Ergebenheit zu kämpfen, und ihren Kopf auf Lord Nelvils Arm lehnend, ergab ſie ſich in alles, was er wollte. Können nicht zwei Weſen, die ſich ſo lieben, daß ſie fühlen, es würde eins ohne das andre nicht ſeyn können, können ſie nicht zu der edlen rührenden Innigkeit gelangen, die alles gemeinſchaftlich macht, ſelbſt den Tod (⁷)? Glücklicher Weiſe ward Lord Nelvil nicht von der Krankheit angeſteckt, die er ſo gut verpflegt hatte. Corinna ward wieder davon hergeſtellt; aber ein anderes Übel drang tiefer als je zu ihrem Herzen. Die Großmuth, die Liebe, die ihr Freund ihr bezeigt, verdoppelten noch die Anhänglichkeit, die ſie für ihn fühlte.

Viertes Kapitel.

Corinna und Lord Nelvil waren alſo übereingekommen, zuſammen nach Venedig zu reiſen, um ſich von der verderblichen Luft in Rom zu entfernen. Über ihre zukünftige Plane waren ſie wieder in das gewohnte Stillſchweigen geſunken; aber von ihrer Liebe redeten ſie mit mehr Zärtlichkeit als jemals, und Corinna vermied eben ſo ſorgfältig, als Lord Nelvil, jeden Gegenſtand der Unterredung, der den entzückenden Frieden ihres gegenſeitigen Verſtändniſſes hätte ſtören können. Ein mit ihm verlebter Tag war ein ſolcher Genuß; er ſchien ſo viel Vergnügen an der Unterhaltung ſeiner Freundin zu finden; er folgte jeder ihrer Bewegungen, erforſchte jeden ihrer kleinſten Wünſche mit einer ſo anhaltenden, beſtändigen Theilnahme, daß es unmöglich ſchien, daß er anders leben, und daß er ſo großes Glück verleihen könnte, ohne ſelber glücklich zu ſeyn. Corinna ſchöpfte ihre Sicherheit ſelbſt aus dem Glück, das ſie genoß. Nach einigen Monaten eines ſolchen Zuſtandes, glaubt man endlich, er ſey unzertrennlich vom Daſeyn, und dies ſey das Leben. Die Unruhe in Corinna hatte ſich alſo jetzt wieder gelegt, und wieder war ihr Mangel an Vorausſehung ihr zu Hülfe gekommen.

Den Tag vorher, ehe ſie Rom verließ, empfand ſie jedoch eine tiefe Schwermuth. Dieſesmal fürchtete und wünſchte ſie, daß es auf immer ſey. Die Nacht vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tage, da ſie nicht ſchlafen konnte, hörte ſie unter ihren Fenſtern einen Trupp Römer und Römerinnen vorübergehen, die ſingend im Mondenſchein ſpazieren gingen. Sie konnte dem Verlangen, ihnen zu folgen, nicht widerſtehen, und noch einmal auf dieſe Art die ihr ſo werthe Stadt zu durchwandeln; ſie kleidete ſich an, ließ in der Entfernung ihren Wagen und ihre Bediente nachfahren, hüllte ſich, um nicht erkannt zu werden, in einen Schleier, und holte auf einige Schritte jenen Trupp ein, der auf der Engelsbrücke, dem Grabmal des Hadrian gegenüber, ſtehen geblieben war. Man hätte ſagen mögen, die Muſik ſuche an dieſer Stelle das eitle aller Welt-Herrlichkeit auszudrücken. Man glaubt, in den Lüften den großen Schatten Hadrians zu erblicken, der erſtaunt iſt, auf Erden keine andre Spur ſeiner Macht wiederzufinden, als ein Grab. Der Trupp ging ſingend weiter, durch das Schweigen der Nacht, in der Stunde, wenn die Glücklichen ſchlafen. Die ſüße, reine Muſik ſchien ſich hören zu laſſen, um die Leidenden zu tröſten. Corinna folgte ihr, fortgeriſſen vom unwiderſtehlichen Zauber der Melodie, bei welcher man keine Müdigkeit verſpürt, bei welcher man wie mit Flügeln über die Erde ſchwebt.

Die Muſik machenden hielten vor der Säule des Antoninus, und vor der Säule des Trajans; dann begrüßten ſie den Obelisk von St. Johann vom Latran, und ſangen vor jedem dieſer Gebäude: die geiſtige Sprache der Muſik war in würdiger Übereinſtimmung mit der geiſtigen Bedeutung der Monumente; die Begeiſterung herrſchte allein in der Stadt, während das gemeine Leben ſchlummerte. Die Sänger entfernten ſich endlich, und ließen Corinna allein bei dem Coliſäum. Sie wollte noch einmal in ſeinen Bezirk eingehen, um dem antiken Rom ein Lebewohl zu ſagen. Wer das Coliſäum nur am Tage ſah, der kennt ſeinen ganzen Eindruck nicht; die Sonne in Italien hat einen Glanz, der allem ein feſtliches Anſehen leiht; das Geſtirn der Ruinen iſt der Mond. Zwiſchen den Öffnungen des Amphitheaters, das ſich bis in die Wolken zu erheben ſcheint, ſieht man oft einen Theil des Himmel-Gewölbes wie einen dunkelblauen Vorhang hinter dem Gebäude herunterhängen. Die Pflanzen, die aus dem zerfallnen Gemäuer und an einſamen Örtern hervorwachſen, kleiden ſich in die Farbe der Nacht, die Seele ſchaudert und iſt zugleich gerührt, ſich allein mit der Natur zu ſehen.

Die eine Seite des Gebäudes iſt weit mehr zerfallen, als die andre, wie ein ungleicher Kampf zweier Zeitgenoſſen gegen die Zeit; ſie fällt den ſchwächeren zuerſt, der andre leiſtet noch Widerſtand und ſinkt bald nachher. — Feierliche Orte, rief Corinna aus, wo in dieſem Augenblick kein lebendiges Weſen ſich neben mir befindet, wo meine Stimme allein meiner Stimme antwortet! wie kömmt es, daß die Stürme der Leidenſchaften nicht durch dieſe Stille der Natur beſänftigt werden, die ſo ruhig die Geſchlechter vor ſich vorübergehen läßt? hat das Weltall keinen andern Zweck, als den Menſchen, und ſind alle dieſe Wunder nur dazu da, um ſich in unſrer Seele abzuſpiegeln? Oswald, Oswald, wozu denn liebe ich Dich mit ſolcher Anbetung? wozu überlaſſe ich mich denn dieſem einen Tag nur dauernden Gefühl, nur einen Tag in Vergleichung mit den unendlichen Hoffnungen, die uns mit der Gottheit vereinigen? O mein Gott, wenn es wahr iſt, wie ich es glaube, daß man dich immer mehr bewundert, je größer unſre Fähigkeit zu denken iſt, ſo laß mich in dem Denken eine Zuflucht finden gegen die Leiden des Herzens. Dieſer edle Freund, deſſen rührende Blicke nicht aus meiner Erinnerung getilgt werden können, iſt er nicht ein vorübergehendes Weſen, wie ich! aber droben zwiſchen dieſen Sternen wohnt eine ewige Liebe, die allein der Unermeßlichkeit unſrer Wünſche genügen kann. — Corinna blieb noch lange in Gedanken verſenkt; endlich ging ſie langſam wieder nach ihrer Wohnung.

Vorher aber wollte ſie noch nach St. Peter gehen, um den Tag daſelbſt zu erwarten, auf die Kuppel zu ſteigen, und von dieſer Höhe herab Rom ein Lebewohl zu-

Alſo zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erſchlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welchen an ihm ſie verübt *).

Die ſchöne Einfachheit, welche dieſes Bruchſtück unterſcheidet, ſcheint ihm Anſprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indeſſen kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, ſo würde ihm doch ſchon der in dem Bruchſtücke vom Orpheus ſichtbare Hang, alte Sitten ſinnreich durch alte ſeiner Abſicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeſchmiegte Sagen zu erklären, ſeine Stelle in der Periode der elegiſchen Kunſt anweiſen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des ſchönen Alterthums waren, und wo die erotiſche Poeſie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenſchaft des Dichters ſelbſt, durch eine gebildete Darſtellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Anſicht verwandelte, und die Geſtalten der Vorwelt mit dem Geiſt der reizendſten Liebesdichtung neu beſeelte.

Über das Bruchſtück des Hermeſianar. Die griechiſche Poeſie hat einen entſchiedenen und urſprünglichen Hang die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verſchmelzen. Auch wenn ſie, um ſich zu vervielfältigen, ſich in beſtimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollſtändigen Beſtimmung beſchränkt, weiß ſie durch Abſchweifungen, die doch immer wieder auf

---

*) überſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

rufen. Indem ſie der St. Peters-Kirche näher kam, war ihr erſter Gedanke, ſich vorzuſtellen, wie es ſeyn würde, wenn auch ſie zur Ruine geworden ſeyn würde, ein Gegenſtand der Bewunderung für die kommenden Jahrhunderte. Sie dachte ſich dieſe jetzt ſtehenden Säulen halb auf der Erde liegend, den Bogeneingang zertrümmert, das Gewölbe aufgedeckt; ſelbſt dann aber noch wird der ägyptiſche Obelisk über die neuen Ruinen ſiegen; dieſes Volk hat für die irdiſche Ewigkeit gearbeitet. Endlich brach der Morgen an, und vom Gipfel der St. Peters-Kirche betrachtete Corinna Rom, hingeworfen in die unbebaute Gegend, wie eine Oaſis in den Wüſten Lybiens. Öde umgiebt es; aber die Menge von Thürmen, von Kuppeln, von Obelisken und von Säulen, die es beherrſchen, über denen jedoch St. Peter ſich wieder erhebt, geben ſeinem Anblick eine wundervolle Schönheit. Dieſe Stadt beſitzt gleichſam einen eigenthümlichen

Reiz; man liebt ſie gleich einem beſeelten Weſen, ihre Gebäude, ihre Ruinen, ſind Freunde, denen man Lebewohl ſagt.

Corinna wandte ſich ſcheidend gegen das Coliſäum, das Pantheon, gegen die Engelsburg, gegen jeden Ort, deſſen Anblick ihr ſo oft die Freuden der Fantaſie erneut hatte. — Lebe wohl, Land der Erinnerung, rief ſie, lebe wohl, du Wohnort, wo das Leben weder von der Geſellſchaft, noch von den Begebenheiten abhängt, wo die Begeiſterung durch das Anſchauen wieder belebt wird, und durch die innige Vereinigung der Seele mit den äußern Gegenſtänden. Ich gehe fort, ich folge Oswald, ohne nur zu wiſſen, welches Loos er mir beſtimmt, er, den ich der Unabhängigkeit vorziehe, die mir ſo glückliche Tage gab! vielleicht komme ich wieder hier zurück, aber mit verwundetem Herzen, mit trauererfüllter Seele, und ſelbſt du, Kunſt, ihr alten Monumente, du Sonne, die ich ſo oft anrief in den nebelichten Gegenden, wo ich verbannt war, ihr werdet nichts für mich vermögen! —

Corinna weinte, indem ſie dieſen Abſchied ausrief; aber es fiel ihr nicht einen Augenblick ein, Oswald allein reiſen zu laſſen. Die Entſchlüſſe, welche aus dem Herzen kommen, haben das eigene, daß man ſie, indem man ſie ergreift, beurtheilt, oft ſie mit Strenge tadelt, ohne jedoch wahrhaft anzuſtehen, ſie zu ergreifen. Wenn die Leidenſchaft ſich eines überlegenen Geiſtes bemeiſtert, ſo trennt ſie das Denken ganz vom Handeln, und um das eine irre zu leiten, hat ſie nicht nöthig das andere zu ſtören.

Corinna's Haar, und ihr vom Winde maleriſch geworfener Schleier, gaben ihrer Geſtalt einen ſolchen auffallenden Ausdruck, daß einige Frauen aus dem geringen Volk, die ſie mit Anbruch des Tages aus der Kirche kommen ſahen, in Erſtaunen geriethen, eine ſolche Frau, zu dieſer Stunde, dort anzutreffen; ihre italieniſche, fromme Fantaſie glaubte eine wunderbare Erſcheinung zu erblicken, und ſie knieeten vor ihr nieder, um ſie anzuflehen. Corinna war gerührt von dieſem naiven Zeugniß der Begeiſterung, und ſeufzte von neuem, ein Volk zu verlaſſen, das ſo lebhafter Eindrücke fähig iſt.

Das war aber noch nicht genug, Corinna mußte auch noch die Prüfungen des Abſchieds und des Bedauerns ihrer Freunde überſtehen. Sie ſannen Feſte aus, um ſie einige Tage länger noch zurückzuhalten. Sie machten Verſe, um ihr auf tauſend Arten zu wiederhohlen, ſie ſolle ſie nicht verlaſſen; und als ſie endlich abreiſte, ward ſie von allen zwanzig Meilen weit zu Pferde begleitet. Sie war tief gerührt; Oswald ſchlug verwirrt die Augen nieder, er machte ſich einen Vorwurf, ſie ſo vielen Freuden zu entreißen, und dennoch wußte er wohl, daß es noch grauſamer ſeyn würde, wenn er ihr zurückzubleiben vorſchlagen wollte. Es hatte das Anſehen der Eigenliebe, daß er Corinna aus Rom entfernte, und doch war es das nicht; denn die Beſorgniß, ſie zu betrüben, wenn er allein reiſen wollte, war noch größer in ihm, als ſelbſt das Glück, das er in ihrer Nähe genoß. Er wußte nicht, was er thun würde, er dachte nicht weiter als Venedig hinaus. Er hatte nach Schottland an einen Freund ſeines Vaters geſchrieben, um zu erfahren, ob ſein Regiment bald zum Kriege würde in Thätigkeit geſetzt werden, und erwartete die Antwort. Einigemal dachte er daran, Corinna mit nach England zu nehmen, aber es war ihm auch gleich einleuchtend, daß er ihren guten Ruf auf ewig vernichten würde, wenn er ſie in dieſes Land führen wollte, ohne daß ſie ſeine Frau ſey; dann wollte er wieder, um die Bitterkeit der Trennung zu verſüßen, ſie in's Geheim heirathen vor ſeiner Abreiſe, und den Augenblick darauf verwarf er dieſen Gedanken wieder. — Giebt es ein Geheimniß für die Todten, ſagte er zu ſich ſelber, und was würde ich für einen Vortheil haben, ein Geheimniß aus einer Verbindung zu machen, deren einziges Hinderniß die Verehrung eines Grabes iſt? — Kurz, er war ſehr unglücklich. Seine Seele, der die Kraft mangelte in allem was das Herz betraf, war von entgegengeſetzten Gefühlen auf das grauſamſte bewegt. Corinna ließ alles auf ihn ankommen, wie ein ergebenes Opfer; ſie begeiſterte ſich in ihrem Schmerz mit den Aufopferungen ſelber, die ſie ihm machte, und mit der edelmüthigen Unbeſonnenheit ihres Gemüths, wåhrend Oswald, für das Schickſal einer andern verantwortlich, in jedem Augenblick ſich mit neuen Banden gebunden fühlte, ohne die Möglichkeit zu erreichen, ſich ihnen ganz zu überlaſſen, und weder ſeiner Liebe, noch ſeinem Gewiſſen genug thun konnte, weil er der einen, wie des andren, nur durch ihre Kämpfe inne ward.

Als Corinna's Freunde Abſchied von ihr nahmen, empfahlen ſie dem Lord Nelvil Corinna's Glück auf das angelegentlichſte. Sie wünſchten ihm Glück, von der ausgezeichneteſten Frau geliebt zu werden, und der geheime Vorwurf, der in dieſen Glückwünſchungen lag, war eine neue Unannehmlichkeit für Oswald. Corinna fühlte es, und kürzte dieſe Freundſchaftsbezeugungen ab, ſo liebenswürdig ſie auch waren. Als aber die Freunde, die von Zeit zu Zeit ſich umwandten, um ſie noch einmal zu grüßen, nicht mehr von ihr geſehen werden konnten, ſagte ſie nur dieſe Worte zu Lord Nelvil: — Oswald, ich habe keinen andern Freund mehr, als Sie. — O wie ſehr fühlte er in dieſem Augenblick das Bedürfniß, ihr zu ſchwören, daß er ihr Gemahl ſeyn wollte! er war nahe daran, es zu thun; aber nach einem langen Leiden wird man von einem nicht zu beſiegenden Mißtrauen verhindert, ſich ſeinen erſten Bewegungen zu überlaſſen, und jeder unwiderrufliche Entſchluß verurſacht ein Zittern, ſelbſt wenn das Herz ihn herbeiruft. Corinna glaubte zu merken, was in Oswalds Seele vorging, und eilte aus ſchonendem Zartgefühl die Unterredung auf die Gegend zu lenken, durch die ſie fuhren.

Fünftes Kapitel.

Sie reiſten im Anfange des September-Monats; auf der Ebene war das Wetter herrlich, als ſie aber in die Apenninen kamen, hatten ſie eine Empfindung wie vom Winter. Die hohen Gebirge trüben oft die Witterung des Klima's, und man findet ſelten eine milde Luft vereinigt mit der maleriſchen Anſicht hoher Berge. Eines Abends, als Corinna und Lord Nelvil in dem Wagen ſaßen, erhob ſich plötzlich ein ſchrecklicher Orkan, eine tiefe Dunkelheit umgab ſie, und die Pferde, die in dieſen Gegenden ſo wild ſind, daß man ſie nur durch Überraſchung einſpannen kann, zogen ſie mit unbegreiflicher Schnelligkeit; beide fühlten, indem ſie ſo fortgeriſſen wurden, ein ſüßes Gefühl der Rührung. — Ach! rief Lord Nelvil aus, wenn man uns weit von allem, was ich auf Erden kenne, davon führte, könnte man über die Berge klimmen, ſich in ein andres

Leben ſchwingen, wo wir meinen Vater fänden, der uns aufnähme, uns ſegnete! Willſt Du es, Geliebte? — ſie heftig an ſein Herz drückend. Corinna war nicht weniger bewegt, und ſagte: — Mache mit mir was Du willſt, feſſle mich wie eine Sklavin an Dein Geſchick; hatten ehemals die Sklavinnen nicht Talente, die das Leben ihrer Herren angenehm machten? Nun, daſſelbe werde ich für Dich ſeyn, Oswald, Du wirſt die ehren, die ſich ſo Deinem Geſchick weiht, und Du wirſt nie verlangen, daß ſie, verurtheilt von der Welt, vor Deinem Blicke zu erröthen hätte. — Es muß geſchehen, rief Lord Nelvil, ich will es, ich muß alles erlangen, oder alles aufopfern, ich muß Dein Gemahl ſeyn, oder zu Deinen Füßen vor Liebe ſterben, im Erſticken der Leidenſchaft, die Du mir einflößeſt. Aber ich hoffe, ja, ich werde mich öffentlich mit Dir verbinden können, ſtolz ſeyn dürfen auf Deine Zärtlichkeit. O ich beſchwöre Dich, ſage den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythiſchen Dichterwelt zu offenbaren. Sie ſpielt wenigſtens in Bildern, Beziehungen, Gleichniſſen und Beyſpielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt ſich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Geſetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindeſten untreu zu werden, weil ſie ſich das Fremdartigſte zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und ſich anzueignen ſtrebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beſchreibungen und Gleichniſſe aus der lebendigſten Gegenwart der Natur; und ſo liebt die leidenſchaftliche Elegie mythiſche Beyſpiele auszuwählen, und in ſchöne Kränze zu flechten. Sie ſpart die Blumen nicht und liebt auch hier den geſchwätzigen Überfluß, wie die weiche Empfindung ſelbſt, deren ſchöner Ausdruck ſie ſeyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es ſich noch ſo ſorglos im Luſtwandeln zu verirren ſcheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Epiſode genannt werden.

Auf dieſem Wege hatte ſich auch die klagende und tröſtende Elegie des Antimachos über den Tod ſeiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchſtücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf ſeine geliebte Nanno ſehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weiſe führt Hermeſianax in dieſem merkwürdigen elegiſchen Bruchſtücke, ſeiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung ſeiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyſpiel der größten Dichter und Denker in der einfachſten Ordnung an, inſage es mir, habe ich nicht in Deiner Zuneigung verloren durch die Kämpfe, die mich zerreißen? glaubſt Du Dich weniger geliebt? — Der Ton, womit er dieſe Worte ſprach, war ſo voll von Leidenſchaft, daß er einen Augenblick an Corinna ihr ganzes Vertrauen wiedergab. Das reinſte, ſüßeſte Gefühl beſeelte ſie beide.

Die Pferde hielten; Lord Nelvil ſtieg zuerſt hinaus, er fühlte die Schärfe des kalten Windes, den er im Wagen nicht bemerkte; er konnte ſich auf Englands Küſten gelandet glauben; die kalte Luft, die er einathmete, paßte nicht mehr für das ſchöne Italien; dieſe Luft rieth nicht, wie die ſüdliche, alles zu vergeſſen, außer die Liebe. Oswald fiel bald wieder in ſeine traurigen Betrachtungen zurück, und Corinna, welche die kummervolle Regſamkeit ſeiner Fantaſie wohl kannte, errieth ihn nur zu leichtlich.

Des andern Tages kamen ſie nach Loretto, das auf einem hohen Berge liegt, wo man das adriatiſche Meer ſieht. Während Lord Nelvil einige Befehle zur Reiſe zu geben hingegangen war, ging Corinna in die Kirche, wo das Bildniß der heiligen Jungfrau mitten im Chor, in einer kleinen viereckigen Kapelle verſchloſſen iſt, die mit recht merkwürdigen Basreliefs bekleidet iſt. Das Marmorpflaſter, welches dies Heiligthum umgiebt, iſt von den Pilgern ausgehöhlt, die auf ihren Knieen rings umher gingen. Corinna ward gerührt, als ſie dieſe Spuren des Gebets wahrnahm, und ſich gleichfalls auf daſſelbe Pflaſter auf ihre Kniee niederwerfend, das von einer ſo großen Menge Unglücklicher war berührt worden, flehte ſie zu dem Bildniſſe der Güte, zum Symbol der himmliſchen Liebe. Oswald fand Corinna, hingebeugt vor dieſem Tempel, und in Thränen zerfließend. Es war ihm unbegreiflich, wie eine Frau von ſo hohem Geiſte den Volksgebräuchen ſo folgen konnte. Sie nahm ſeine Gedanken in ſeinen Blicken wahr, und ſagte: — Lieber Oswald, kömmt es nicht oft, daß man ſeine Wünſche nicht bis zu dem höchſten Weſen zu erheben ſich erkühnt? Wie ſollte man ihm die Leiden des Herzens alle vertrauen können? Iſt es nicht ſüß alsdann, eine Frau als die Fürbitterin der ſchwachen Sterblichen anſehen zu können? Sie hat gelitten auf dieſer Welt, denn ſie hat gelebt; ich betete zu ihr für Sie, mit minderem Erröthen; ein unmittelbares Gebet hätte mir zu Ehrfurcht gebietend geſchienen. — Ich richte auch nicht immer mein Gebet unmittelbar an das höchſte Weſen, antwortete Oswald; auch ich habe meinen Fürbitter, der Schutzengel der Kinder iſt ihr Vater; und ſeitdem der meinige im Himmel iſt, fühlte ich oft im Leben außerordentliche Hülfe, Augenblicke der Ruhe ohne Grund, und unerwarteten Troſt; auf dieſen wundervollen Schutz hoffe ich auch, um aus meiner Verwirrung geriſſen zu werden. — Ich verſtehe Sie, ſagte Corinna, ich glaube, es giebt keinen Menſchen, der nicht im Grunde ſeines Herzens eine ſonderbare geheimnißvolle Meinung über ſein eignes Schickſal hätte. Eine Begebenheit, die man ſtets gefürchtet, obgleich ſie unwahrſcheinlich iſt, und die dennoch Statt findet; die Beſtrafung eines Fehlers, obgleich es unmöglich iſt, das Verhältniß zu faſſen, wodurch unſer Unglück damit in Verbindung ſtehet, ſchrecken oft die Fantaſie. Von meiner Kindheit an habe ich mich immer gefürchtet, in England zu wohnen; nun! und der Schmerz über die Unmöglichkeit, dort leben zu können, wird vielleicht die Urſache meiner Verzweiflung ſeyn, und ich fühle es, daß in dieſer Hinſicht etwas unbezwingbares in meinem Schickſale liegt, ein Hinderniß, gegen welches ich vergeblich kämpfe und mich aufreibe. Jeder erkennt innerlich ſein Leben ganz anders, als es erſcheint. Man hat einen verworrenen Glauben an eine übernatürliche Macht, die ohne unſer Mitwiſſen wirkt, und die ſich unter der Geſtalt der äußeren Umgebungen verbirgt, während ſie allein die einzige Urſache von allem iſt. Geliebter Freund, die Seelen, welche des Nachdenkens fähig ſind, tauchen ſich ohne Unterlaß in den Abgrund ihrer ſelbſt, und kommen nie darin auf den Grund! — Oswald war immer erſtaunt, wenn er Corinna ſo ſprechen hörte, daß ſie zu derſelben Zeit ſolcher Leidenſchaft fähig ſeyn, und über ihre eigenen Gefühle ſchweben konnte, indem ſie dieſelben beurtheilte. — Nein, ſagte er ſich oft, nein, keine andre Geſellſchaft auf der Welt kann demjenigen genügen, der die Unterhaltung einer ſolchen Frau genoß. —

Sie kamen zu Ancona bei Nacht an, weil Lord Nelvil fürchtete erkannt zu werden. Ungeachtet ſeiner Vorſicht, ward er es dennoch, und den Morgen darauf umringten alle Einwohner das Haus, in welchem er war. Corinna erwachte vom Ruſen: es lebe Lord Nelvil, es lebe unſer Wohlthäter! das unter ihren Fenſtern erſcholl. Ein Schauer überlief ſie bei dieſen Worten, ſie ſtand eilends auf, und miſchte ſich unter die Menge, um den Geliebten loben zu hören. Lord Nelvil, dem man berichtete, daß das Volk ihn ungeſtüm zu ſehen verlange, war endlich genöthigt, zu erſcheinen; er glaubte, Corinna ſchliefe noch, und würde nicht erfahren, was vorginge. Wie erſtaunte er, ſie mitten auf dem Platz zu finden, ſchon erkannt, ſchon verehrt von der dankbaren Menge, die ſie baten, ihr Dollmetſcher zu ſeyn. Corinna's Fantaſie fand einiges Wohlgefallen an allen außerordentlichen Ereigniſſen, und dieſe Fantaſie war ihr Zauber, und manchmal ihr Fehler. Sie dankte Lord Nelvil im Namen des Volks, ſie that es mit ſolchem Anſtande und ſo edlem Weſen, daß alle Einwohner von Ancona darüber in Entzücken geriethen; ſie ſagte: wir, indem ſie von ihnen redete.

Sie haben uns gerettet, wir verdanken Ihnen das Leben, und als ſie herzu trat, um in ihren Namen dem Lord Nelvil den Kranz von Eichenlaub und Lorbeer zu reichen, den ſie für ihn gewunden hatten, ergriff ſie eine unerklärbare Rührung; ſie fühlte ſich verzagt, indem ſie ſich Oswald nahte; das ganze Volk, das in Italien ſo regſam und begeiſtert iſt, kniete in dieſem Augenblick vor ihm nieder, und Corinna beugte unwillkührlich ihre Knice, indem ſie ihm den Kranz überreichte. Bei dieſem Anblick gerieth Lord Nelvil ſo in Verwirrung, daß er dieſen öffentlichen Auftritt, und die Huldigung von der, die er anbetete, nicht länger ertragen konnte, und ſie weit von dem Gedränge mit ſich fortzog.

Im Abreiſen dankte Corinna, in Thränen gebadet, allen guten Einwohnern von Ancona, die ſie ſegnend begleiteten, während Oswald ſich tief in den Wagen verbarg, und unaufhörlich wiederhohlte: —

Corinna vor mir auf den Knieen! Corinna, zu deren Füßen ich mich beugen möchte! Habe ich dieſe Beleidigung verdient? halten Sie mich des unwürdigen Hochmuths fähig .... — Nein, gewiß nicht, unterbrach ihn Corinna; aber ich ward plötzlich von der Ehrfurcht ergriffen, die eine Frau immer für den Mann fühlt, den ſie liebt. Die äußere Huldigung wird an uns gerichtet; aber in der Wahrheit, in der Natur, iſt es die Frau, die den, welchen ſie ſich zum Vertheidiger auserſehen, tief verehrt. — Ja, ich werde Dein Vertheidiger ſeyn bis zum letzten Tage meines Lebens, rief Lord Nelvil, der Himmel ſey mein Zeuge! So viel Seele, und ſo viel Geiſt, ſoll nicht vergeblich unter meiner Liebe Schutz geſucht haben. — Weh mir! antwortete Corinna, ich bedarf nichts, als dieſe Liebe, und welches Verſprechen kann mir für ſie bürgen? Was thut's, ich fühle es, daß Du mich jetzt mehr als jemals liebſt, trüben wir nicht dieſe Rückkehr. — Dieſe Rückkehr! unterbrach ſie Oswald. — Ja, ich nehme dies Wort nicht zurück, ſagte Corinna; aber erklären wollen wir es nicht, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſanft dem Lord Nelvil ein Zeichen gab, zu ſchweigen.

Sechſtes Kapitel.

Während zweier Tage fuhren ſie an den Ufern des adriatiſchen Meers hin; aber dieſes Meer macht, nach der Romagna zu, nicht den Eindruck, wie das Weltmeer, nicht einmal wie das mittelländiſche. Die Landſtraße gränzt an ſeine Wellen, und ſeine Ufer ſind mit Raſen bedeckt: dabei kann man ſich nicht das furchtbare Reich der Stürme vorſtellen. Zu Rimini und zu Ceſena verläßt man den klaſſiſchen Boden der Begebenheiten der römiſchen Geſchichte, und die letzte Erinnerung, die ſich uns darbietet, iſt der Rubicon, über welchen Cäſar ging, als er entſchloſſen war, ſich zum Herrn von Rom zu machen. Durch eine ſonderbare Zuſammenſtellung ſieht man heutigen Tages die Republik von St. Marino nicht weit von dieſem Rubicon, als ob dieſer letzte ſchwache Schatten von Freiheit neben dem Orte beſtehen ſollte, wo die Republik der dem er das Schönſte und Eigenthümlichſte von dem, was die Poeſie oder die Geſchichte über die berühmteſten Leidenſchaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutſam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geiſt und Dichtung die gedrängt iſt, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das ſchöne Bruchſtück dem Liebhaber der Poeſie und des Schönen durch ſeine unbeſchreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geſchichte durch die Menge von geſchichtlichen Anſpielungen und Andeutungen iſt, ſo merkwürdig iſt es denen, welche die Kunſt üben, die ſchriftlichen Denkmahle und Bruchſtücke des claſſiſchen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch ſeine Verdorbenheit; daher auch die gröſten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, ſich groſe Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzuſtellen, die zweifelhaften aber durch eine beſſere Auslegung der oft räthſelvollen Anſpielungen geſchichtlich zu deuten und verſtändlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll iſt dieſe zierliche Rhapſodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem ſchnellſten Sinn bey vertrauter Bekanntſchaft mit dem behandelten Stoff ſchwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beym erſten Eindruck alle Feinheiten des Künſtlers wahrzunehmen. Seiner Abſicht gemäß, die unwiderſtehliche Macht der zärtlichen Sehnſucht durch groſe und ſchöne Beyſpiele zu offenbaren, umfaßt er gleichſam alle Zeitalter der Bildung und der Geſchichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Myſterien, den dichtenden Prieſtern der grauen Vorzeit, bis zu ſeinem Freunde und Zeitgenoſſen, dem

Welt zerſtört ward. Von Ancona nähert man ſich nach und nach einer Gegend, die einen völlig von dem Kirchenſtaate verſchiedenen Anblick gewährt. Das Bologneſiſche, die Lombardei, die umliegenden Gegenden von Ferrara und von Rovigo, ſind merkwürdig durch ihre Schönheit und ihren Anbau; es iſt nicht mehr die poetiſche Wüſtenei, welche die Nähe von Rom verkündigte und die darin geſchehenen entſetzlichen Begebenheiten.

Man verläßt: „die Fichten, Schmuck des Winters und des Sommers Trauer (*);" die Zapfen tragenden Cypreſſen (**), ein Bild der Obelisken, die Berge und das Meer. Die Natur, wie der Reiſende, ſagt nach und nach den ſüdlichen Strahlen Lebewohl; zuerſt wachſen die Pomeranzenbäume nicht

---

(*) Vers von Herrn von Sabran.

(**) Et coniferi cupressi.

Virgil.

mehr in freier Luft. Olivenbäume treten an ihre Stelle, deren leichtes blaſſes Grün ſich für die Gebüſche zu ſchicken ſcheint, worin die Schatten in Elyſium ſich aufhalten; und einige Stunden weiter verſchwinden ſelbſt dieſe Olivenbäume.

Kömmt man in das Bologneſiſche, ſo ſieht man eine lachende Ebene, wo die Weinberge wie Laubgehänge die Ulmen zuſammen verbinden; die ganze Landſchaft iſt wie zu einem feſtlichen Tag geſchmückt. Corinna fühlte ſich bewegt durch den Gegenſatz ihrer innern Stimmung und des ſtrahlenden Glanzes der Gegend, wovon ihr Auge getroffen wurde. — Ach! ſagte ſie ſeufzend zu Lord Nelvil, ſollte die Natur wohl ſo viel Bilder des Glücks zweien Freunden zeigen, die ſich vielleicht bald trennen? — Nein, ſie werden ſich nicht trennen, ſagte Oswald, mit jedem Tage fühl ich mich weniger ſtark genug dazu; Ihre unveränderliche Sanftmuth verbindet auch noch den Reiz der Gewohnheit mit der Leidenſchaft, die Sie einflößen. Man iſt glücklich neben Ihnen, als ob Sie nicht das bewundernswürdigſte Genie wären, oder vielmehr eben weil Sie es ſind, denn die wahrhafte Überlegenheit verleiht eine vollkommne Güte; man iſt zufrieden mit ſich, mit der Natur, mit den andern; welche Art von Bitterkeit könnte man empfinden! —

Sie kamen nach Ferrara, einer der traurigſten Städte Italiens, denn ſie iſt zu gleicher Zeit weitläuftig und öde; die wenigen Einwohner, die man von einer Entfernung zur andern in den Straßen antrifft, gehen langſam, als ob ſie gewiß wären, zu Allem Zeit genug zu haben. Man begreift nicht, wie an dieſem ſelben Orte der glänzendſte Hof ſeinen Sitz haben konnte, den Arioſt und Taſſo beſangen; man zeigt daſelbſt noch von ihren eignen Handſchriften, und welche vom Dichter des Pastor fido.

Arioſt lebte ruhig in der Mitte eines

Hofes; aber zu Ferrara ſieht man noch das Haus, wo man den Taſſo als wahnſinnig einzuſperren wagte; und man kann nicht ohne Rührung die Menge von Briefen leſen, worin dieſer Unglückliche ſich den Tod erbittet, den er nun ſchon ſo lange erhalten hat. Taſſo beſaß die eigne Beſchaffenheit des Talents, wodurch es dem Beſitzer ſo furchtbar wird; ſeine Fantaſie wandte ſich gegen ſich ſelbſt; nur durch ſeine Leiden war er ſo tief in die Geheimniſſe der Seele gedrungen, war er ſo reich an Gedanken. Der nie gelitten hat, ſagt ein Prophet, was weiß der?

In einiger Hinſicht hatte Corinna Ähnlichkeit mit ihm; ihr Geiſt beſaß mehr Fröhlichkeit, ihre Empfindungen waren mannichfacher; aber ihre Fantaſie bedurfte eben ſo, wie die ſeinige, der Schonung; denn ſie vermehrte die Stärke ihres Kummers, anſtatt ihn zu zerſtreuen. Lord Nelvil irrte, indem er oft meinte, Corinna's glänzende

Fähigkeiten müßten ihr ein von ihrer Leidenſchaft unabhängiges Glück verleihen können. Wenn ein Menſch von Genie mit wahrhaftem Gefühl begabt iſt, ſo werden ſeine Leiden durch ſeine Fähigkeiten ſelbſt verdoppelt; er macht in ſeinem eignen Schmerz Entdeckungen, wie überall in der Natur, und da die Leiden des Gemüths unerſchöpflich ſind, ſo fühlt man ſie um ſo mehr, je reicher man an Gedanken iſt.

Siebentes Kapitel.

Man ſchifft ſich auf der Brenta ein, um nach Venedig zu gelangen; von beiden Seiten des Kanals ſtehen die Palläſte der Venetianer, die groß ſind und ein wenig verfallen, wie die italieniſche Pracht überhaupt. Ihre wunderlichen Verzierungen erinnern durch nichts an den antiken Geſchmack. In der venetianiſchen Architektur merkt man den Handel mit dem Orient; es iſt eine Vermiſchung des mohriſchen und gothiſchen Geſchmacks, der die Neugierde reizt, ohne der Fantaſie gefällig zu ſeyn. Die Pappel, dieſer architektoniſch-regelmäßige Baum, umfaßt beinah überall den Kanal. Das tiefe Blau des Himmels macht einen lebhaften Gegenſatz mit dem glänzenden Grün der Landſchaft; der übermäßige Überfluß des Waſſers unterhält dieſes Grün; Himmel und Erde haben ſo ſchneidende Farben, daß dieſe Natur ſelber das Anſehen einer eigentlichen

Zubereitung hat; das geheimnißvolle, unbeſtimmte, daß wir im ſüdlichen Italien ſo lieben, trifft man hier nicht an. Der Anblick von Venedig iſt mehr erſtaunenswürdig als angenehm; Anfangs glaubt man eine überſchwemmte Stadt zu ſehen, und es bedarf des Nachdenkens, um den Geiſt der Sterblichen zu bewundern, welche dieſen Wohnort den Gewäſſern entriſſen. Neapel iſt am Ufer des Meers im Amphitheater erbaut, Venedig aber ſteht auf völlig plattem Boden, und die Thürme ſind wie Maſtbäume eines Schiffs, das ſich unbeweglich mitten in den Wellen hält. Eine Traurigkeit bemächtigt ſich unſrer bei der Ankunft zu Venedig. Man nimmt Abſchied von der Vegetation; keine Fliege iſt darin ſichtbar; alle Thiere ſind daraus verbannt, der Menſch allein iſt da, um gegen das Meer zu ringen.

Eine tiefe Stille herrſcht in der Stadt, deren Straßen Kanäle ſind, das Geräuſch der Ruder iſt die einzige Unterbrechung dieſer Stille; es iſt nicht das Land, denn man ſieht keinen Baum; es iſt nicht die Stadt, denn man vernimmt nicht die mindeſte Bewegung; es iſt auch nicht ein Schiff, denn man geht nicht weiter; der Sturm macht ein Gefängniß aus dieſem Wohnort, es giebt Augenblicke, wo man weder aus der Stadt, noch aus dem Hauſe gehen kann. Es giebt zu Venedig Leute aus dem geringen Volke, welche nie von einem Viertel der Stadt zum andern gegangen ſind, die den St. Markus-Platz nicht geſehen haben, für die der Anblick eines Pferdes, oder eines Baums, ein wahres Wunder ſeyn würde. Die ſchwarzen Gondeln, welche über die Kanäle hingleiten, ſehen dem Sarge gleich, oder der Wiege, der erſten und der letzten Behauſung des Menſchen. Des Abends ſieht man bloß den Wiederſchein der Laternen, welche dieſe Gondeln erhellen, ſie ſelber kann man wegen ihrer ſchwarzen Farbe nicht unterſcheiden. Man möchte ſie für Geiſter halten, die, von einem kleinen Stern geleitet, über das Waſſer hingleiten. Alles iſt geheimnißvoll an dieſem Ort, die Regierung, die Gebräuche und die Liebe. Gewiß giebt es viele Freuden für Herz und Geiſt darin, wenn man es ſo weit bringt, alle dieſe Geheimniſſe zu durchdringen; die Fremden müſſen aber den erſten Eindruck ungemein traurig finden.

Corinna, die an Ahndungen glaubte, und deren erſchütterte Fantaſie in allem eine Vorbedeutung ſah, ſagte zu Lord Nelvil: — Woher die tiefe Melancholie, die mich beim Eintritt in dieſe Stadt ergreift? iſt es nicht ein Zeichen, daß mir irgend ein großes Unglück darin zuſtoßen wird? — Indem ſie dieſe Worte ſagte, hörte ſie aus einer der Inſeln der Lagunen drei Kanonen-Schüſſe fallen. Corinna erſchrak, und fragte ihre Gondelführer, was die Schüſſe bedeuten? — Eine Nonne nimmt heute den

Schleier, antworteten ſie, in einem der Klöſter mitten im Meer. Bei uns iſt der Gebrauch, daß die Frauenzimmer, in dem Augenblick da ſie das geiſtliche Gelübde ablegen, einen Blumenſtrauß hinter ſich werfen, den ſie während der Ceremonie trugen. Das iſt das Zeichen der Entſagung der Welt; und die Kanonenſchüſſe, die Sie gehört haben, verkündigten dieſen Augenblick, indem wir in Venedig einfuhren. Corinna ſchauderte bei dieſen Worten. Oswald fühlte ihre Hände in den ſeinigen erkalten, und eine tödtliche Bläſſe bedeckte ihr Geſicht. — Geliebte Freundin, ſagte er, welchen heftigen Eindruck macht dieſe zufällige Begebenheit auf Sie? — Nein, ſagte Corinna, das iſt nicht zufällig; glauben Sie mir, die Blumen des Lebens ſind auf ewig hinter mich geworfen. — Da ich Dich mehr als jemals liebe, unterbrach ſie Oswald, da alſo ſchon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neuern Komödie ihr Daſeyn verdankt, die auch als erſte oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; endlich die Werke der Dichter ſelbſt, wie bey Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gleichen Kunſtart näher waren und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſondrer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beym Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung abfaßte, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit meine ganze Seele Dein iſt . . . — Dieſes Kriegsgetös, fuhr Corinna fort, das an andern Orten den Sieg oder den Tod verkündet, feiert hier die unbekannte Aufopferung eines jungen Mädchens. Es iſt ein unſchuldiger Gebrauch der ſchrecklichen Waffen, welche die Welt umſtürzen. Es iſt der feierliche Ruf einer Frau, die der Welt entſagt hat, an alle die Frauen, welche noch mit dem Schickſal ringen. —

Achtes Kapitel.

In den letzten Jahren ihrer Exiſtenz erhielt ſich die Macht der venetianiſchen Regierung beinah ganz durch die Macht der Gewohnheit und der Einbildung. Sie war einſt furchtbar, und war ſehr ſanft geworden; ſie war beherzt geweſen, und war jetzt ſehr ſchüchtern; der Haß gegen ſie ward leicht aufgeweckt, weil ſie ehedem fürchterlich war; man hat ſie mit Leichtigkeit umgeworfen, weil ſie es aufgehört hatte zu ſeyn. Es war eine Ariſtokratie, welche ſich um die Volks-Gunſt bemühte, aber nach der Weiſe des Despotismus, indem ſie dem Volke nicht Aufklärung, ſondern Zerſtreuung ſchaffte. Indeſſen machen Zerſtreuungen den Zuſtand eines Volks ziemlich angenehm, vorzüglich in den Ländern, wo der Sinn für die Freuden der Einbildungskraft, ſowohl durch Klima als durch die Kunſt, bis zu der letzten Klaſſe der Geſellſchaft entwickelt worden iſt. Man gab dem Volke nicht die gröbern herabwürdigenden Luſtbarkeiten, ſondern Muſik, Gemälde, Improviſatoren, Feſte; die Regierung verpflegte ihre Unterthanen, wie ein Sultan ſein Serail. Sie verlangte bloß, was man von Frauen fordert, ſich nicht in die Politik zu miſchen, nicht die Machthaber zu beurtheilen; dafür aber verſprach ſie ihm viel Ergötzlichkeiten, und ſogar auch recht viel Ruhm; denn die Beute aus Conſtantinopel, womit die Kirchen bereichert ſind, die Fahnen von Cypern und von Candia, die auf dem Markte wehen, die korinthiſchen Pferde, ergötzen die Augen des Volks, und den geflügelten Löwen des heiligen Markus hält er für das Sinnbild ſeines Ruhms.

Da der Grundſatz der Regierung dem Volke alle Beſchäftigung mit den politiſchen Angelegenheiten unterſagt, und die Lage der Stadt den Landbau, die Spaziergänge und die Jagd unmöglich machen, ſo bleibt den

Venetianern nichts übrig als Luſtbarkeiten; auch iſt es wirklich eine Stadt der Luſtbarkeiten. Der venetianiſche Dialekt iſt ſanft und leicht, wie ein lieblicher Hauch; man begreift nicht, wie die, welche dem Bunde von Cambray Widerſtand leiſteten, eine ſo biegſame Sprache reden konnten. Dieſer Dialekt iſt ſehr lieblich im ſcherzhaften oder anmuthigen Styl; gebraucht man ihn aber in einem ernſthaften Sinn, hört man Verſe auf den Tod in dieſen zarten, beinah kindlichen Tönen, ſo glaubt man, das ſo beſungene Ereigniß ſey nur eine poetiſche Erfindung.

Im Ganzen haben die Männer in Venedig mehr Geiſt, als in dem übrigen Italien, weil ihre Regierung, wie ſie auch geweſen ſeyn mochte, ihnen doch öfterer Gelegenheit zum Nachdenken gab; ihre Fantaſie aber iſt von Natur nicht ſo glühend, als im ſüdlichen Italien. Die Frauen haben größtentheils bei vieler Liebenswürdigkeit, durch die Gewohnheit des geſellſchaftlichen Lebens, eine Empfindſamkeit in ihrem Weſen angenommen, welche, ohne der Freiheit der Sitten Zwang anzulegen, nur eine Ziererei in ihre Liebeshändel gebracht hat. Das große Verdienſt der Italienerinnen bei allen ihren Fehlern iſt, daß ſie gar keine Eitelkeit haben: in Venedig, wo man mehr Geſellſchaft ſieht, als in irgend einer andern Stadt Italiens, geht dieſes Verdienſt einigermaßen verloren, denn die Eitelkeit wird beſonders durch die Geſellſchaft entwickelt; ſie ertheilt ſo oft, und ſo ſchnell, lauten Beifall, daß alles auf den Moment berechnet werden muß; in Rückſicht des Glücks, welches man in ihr machen will, kann man der Zeit nicht einen Augenblick Kredit geben. Deſſen ungeachtet fanden ſich zu Venedig noch viele Spuren der Eigenthümlichkeit und der Leichtigkeit der italieniſchen Sitten. Frauen vom erſten Rang nahmen ihre Beſuche in den Kaffeehäuſern des Markus-Platzes an, und dieſe wunderliche Vermiſchung verhinderte, daß die Geſellſchaftszimmer nicht auf eine zu ernſthafte Weiſe der Kampfplatz für die Anforderungen der Eigenliebe werden konnten.

Es waren auch noch Volksſitten und alte Gebräuche übrig; dieſe Gebräuche ſetzen immer Ehrfurcht für die Voreltern voraus, und eine innere Jugend, die der Vergangenheit und ihrer Rührung nicht müde wird. Außerdem iſt der Anblick der Stadt an ſich ſelbſt beſonders geeignet, eine Menge von Erinnerungen und Gedanken zu erwecken.

Der St. Markus-Platz, der ganz von blauen Zelten umgeben iſt, unter welchen eine Menge Türken, Griechen und Armenier ruhen, iſt an einer Seite von der Kirche eingeſchloſſen, deren Äußeres mehr einer Moſchee, als einem Chriſten-Tempel ähnlich iſt; dieſer Ort giebt uns einen Begriff von dem trägen Leben der Morgenländer, die ihre Tage in den Kaffeehäuſern mit Sorbettrinken, oder mit Rauchen von allerhand wohlriechenden Dingen zubringen. Zu Venedig ſieht man oft Türken und Armenier in einer offnen Gondel fahren, nachläßig hingelehnt, und Töpfe mit Blumen zu ihren Füßen.

Männer und Frauen der erſten Klaſſe gehen nie aus, ohne einen ſchwarzen Domino übergeworfen zu haben. Die Gondeln, die immer ſchwarz ſind, denn das Syſtem der Gleichheit findet in Venedig vorzüglich bei äußern Dingen Statt, werden oft von Schiffern gefahren, die weiß gekleidet ſind, mit roſenfarbnen Gürteln. Dieſer Kontraſt hat etwas auffallendes; als ob die feſtlichen Kleidungen dem Volke überlaſſen wären, während die Großen des Staats ſich einer immerwährenden Trauer weihen. In den meiſten Städten Europens muß die Fantaſie der Schriftſteller ſorgfältig alles aus dem Wege räumen, was dem täglichen Leben angehört, weil unſre Gebräuche, und ſelbſt unſer Luxus nichts poetiſches hat. Aber in Venedig iſt nichts von der Art gemein; die Kanäle und Barken machen ein Gemälde aus den gewöhnlichſten Begebenheiten des Lebens.

Auf dem Quai der Sklavonier begegnet man beſtändig Marionetten, Marktſchreiern oder Erzählern, die ſich auf verſchiedene Weiſen an die Fantaſie des Volks wenden; beſonders verdienen die Erzähler Aufmerkſamkeit; gewöhnlich ſind es Epiſoden aus dem Taſſo oder Arioſt, die ſie in Proſa herſagen, zur Bewunderung aller, die es anhören. Dieſe Zuhörer ſitzen im Kreiſe um den Redenden her, meiſtentheils halb nackt, und unbeweglich aus übermäßiger Aufmerkſamkeit; man bringt ihnen von Zeit zu Zeit ein Glas Waſſer, das ſie bezahlen, wie an andern Orten den Wein, und dieſe einfache Erfriſchung iſt alles was dieſes Volk ſtundenlang bedarf, ſo ſehr iſt der Geiſt bei ihm beſchäftigt. Der Erzähler macht die lebhafteſten Gebehrden; er ſpricht mit lauter Stimme, er geräth in Zorn, in Leidenſchaft, und doch ſieht man, daß er im Grunde vollkommen ruhig iſt; man könnte ihm zurufen, wie Sapho der Bacchantin, die mit kaltem Blute bewegt ſcheinen wollte: nüchterne Bacchantin, was willſt du von mir? Jedoch iſt es nicht Affektation, was in den lebhaften Gebehrden der ſüdlichen Einwohner liegt; es iſt eine beſondere Gewohnheit, die ihnen von den Römern iſt überliefert worden, die auch viel Gebehrden-Sprache hatten, ſie hängt zuſammen mit ihrer lebhaften, glänzenden und poetiſchen Stimmung.

Die Fantaſie eines, in Luſtbarkeiten gefangenen Volkes, konnte leicht vom Blendwerk der Macht erſchreckt werden, womit die Regierung von Venedig ſich umgab. Ein Soldat ward nie zu Venedig geſehen; man drängte ſich nach dem Schauſpielhauſe, wenn etwa in einer Komödie einer vorkam mit einer Trommel; ein einziger Häſcher von der Staats-Inquiſition, mit dem Dukaten auf der Mütze, war hinreichend, um dreißigtauſend Menſchen, die bei einem öffentlichen Feſte verſammelt waren, zur Ordnung zu verweiſen. Eine ſchöne Sache wäre es, wenn dieſe einfache Macht von der Ehrfurcht für die Geſetze herrührte; ſie war aber von den geheimen Maßregeln verſtärkt, welche die Regierung anwandte, um Ordnung im Staate zu erhalten. Die Gefängniſſe (eine unerhörte Sache) waren im Pallaſt des Dogen ſelbſt; es gab ihrer über und unter ſeinem eignen Gemache. Das Löwen-Maul, worein alle Denunciationen geworfen wurden, befindet ſich gleichfalls in dem Pallaſt, in welchem das Haupt der Regierung wohnte. Der Saal, in welchem die Staats-Inquiſitoren ſaßen, war ſchwarz behangen, das Licht fiel blos von oben hinein; das Urtheil glich zum voraus ſchon der Verurtheilung; die Seufzer-

Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück, den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galathea und ſich ſelbſt als Odyſſeus darſtellte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht ſo durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmliſcher Reinheit, in das Gebiet des Geiſtigen geſteigert war, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bey gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie Theano, die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künſten der Verführung die berühmteſte war, in gewiſſem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beyſpiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Ge-

Brücke, ſo ward ſie genannt, führte vom Pallaſt des Dogen nach dem Gefängniß der Staatsverbrecher. Indem man über den Kanal fuhr, der unter dieſen Gefängniſſen hinläuft, hörte man rufen: Gerechtigkeit, Hülfe! und dieſe ächzenden verworrnen Stimmen konnten nicht erkannt werden. Wenn ein Staatsverbrecher verurtheilt ward, ſo holte ihn bei Nacht eine Barke ab; aus einer kleinen Thür, die auf den Kanal hinausging, kam er heraus, ward in eine Entfernung von der Stadt geführt, und an einer Stelle der Lagunen ertränkt, wo es verboten war zu fiſchen. Entſetzlicher Gedanke, wo das Geheimniß noch jenſeits des Todes hinausreicht, und dem Unglücklichen nicht einmal die Hoffnung läßt, daß ſein Leichnam wenigſtens ſeinen Freunden verkünden werde, daß er gelitten hat, und nicht mehr iſt!

Zu der Zeit, als Corinna und Lord Nelvil nach Venedig kamen, hatten ſeit beinah einem Jahrhundert ſolche Hinrichtungen nicht mehr Statt gefunden; aber das Geheimniß, das die Fantaſie erregt, exiſtirte noch, und obſchon Lord Nelvil mehr als irgend einer davon entfernt war, ſich auf irgend eine Art in die politiſchen Angelegenheiten eines fremden Landes zu miſchen, fühlte er ſich dennoch gedrückt von dieſer ohne Rettung herrſchenden Willkühr, die in Venedig über allen Häuptern ſchwebt.

Neuntes Kapitel.

— Sie müſſen nicht, ſagte Corinna zu Lord Nelvil, ſich lediglich an die niederſchlagenden Eindrücke halten, welche dieſe verborgenen Wege der Regierung auf Sie gemacht haben. Sie müſſen auch die großen Eigenſchaften dieſes Senats betrachten, der aus Venedig eine Republik für den Adel bildete, und ihnen ehemals die Energie, die ariſtokratiſche Größe einflößte, die eine Frucht der Freiheit iſt, ſelbſt dann, wenn ſie nur auf die kleinere Zahl beſchränkt iſt. Sie werden ſie ſehen, wie ſie mit gegenſeitiger Strenge, in ihrer eignen Bruſt wenigſtens, die Tugenden herrſchen laſſen, die eigentlich ein Eigenthum Aller ſeyn ſollten; Sie werden ſie väterlich geſinnt gegen ihre Unterthanen ſehen, ſoviel man es nämlich ſeyn kann, wenn man dieſe Menſchenklaſſe nur aus dem Geſichtspunkt ihres phyſiſchen Wohlſeyns betrachtet. Kurz, Sie werden einen hohen Stolz für ihr Vaterland bei ihnen finden, für das Vaterland, welches ihr Eigenthum iſt, das ſie aber deſſen ungeachtet dem Volke ſelbſt werth zu machen wiſſen, welches in ſo verſchiedener Rückſicht davon ausgeſchloſſen iſt. —

Corinna und Lord Nelvil gingen mit einander in den Saal, wo die Zweihunderte ſich damals verſammelten; rings umher hängen die Bildniſſe aller Dogen; an der Stelle des Bildniſſes deſſen, der als Verräther ſeines Vaterlandes enthauptet worden war, hat man einen ſchwarzen Vorhang gemalt, worauf der Tag und die Art ſeines Todes geſchrieben ſteht. Die prächtigen königlichen Kleider der andern Dogen Bildniſſe, verſtärken den Eindruck dieſes entſetzlichen ſchwarzen Vorhangs. Noch iſt in dieſem Saal ein Gemälde, welches das jüngſte Gericht vorſtellt, und ein andres, das den Augenblick darſtellt, wo der mächtigſte der Kaiſer, Friedrich Barbaroſſa, ſich vor dem Senat von Venedig demüthigte. Es iſt ein ſchöner Gedanke, ſo alles zu vereinigen, was den Stolz einer Regierung auf Erden erhöhen muß, und zu gleicher Zeit dieſen Stolz vor dem Himmel zu beugen. Corinna und Lord Nelvil gingen hierauf das Arſenal zu beſehen. Vor der Thür deſſelben ſtehen zwei Löwen, die in Griechenland verfertiget, dann aus dem Hafen von Athen geführt wurden, um die Hüter der venetianiſchen Macht zu ſeyn; unbewegliche Hüter, die nur das bewachen, was man ehrt. Das Arſenal iſt mit Siegeszeichen der Seemacht angefüllt; die berühmte Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meer, kurz, alle Einrichtungen in Venedig waren Zeugniſſe ihrer Dankbarkeit gegen das Meer; ſie haben in dieſer Rückſicht einige Ähnlichkeit mit den Engländern, und Lord Nelvil fühlte lebhaft den Antheil, den dieſe Ähnlichkeit in ihm erregen mußte.

Corinna führte ihn auf den Gipfel des Thurms, der Glockenthurm von St. Markus genannt, der einige Schritte von der Kirche entfernt ſteht. Von da aus überſchaut man die ganze Stadt, mitten in den Waſſern und den unermeßlichen Damm, der ſie gegen das Meer ſchützt. Man entdeckt in der Ferne die Küſten von Iſtrien und Dalmatien. — Wo wir das Gewölk ſehen, ſagte Corinna, dort iſt Griechenland. Iſt der Gedanke allein nicht ſchon hinreichend, uns zu rühren! Dort leben auch noch Menſchen von lebhafter Fantaſie, von begeiſtertem Charakter, vom Schickſal herabgewürdigt, aber vielleicht ſo wie wir beſtimmt, einſt die Aſche ihrer Väter wieder zu beleben. Ein Land, das wirklich exiſtirte, iſt immer etwas, wenigſtens erröthen ſeine Bewohner wegen ihres gegenwärtigen Zuſtandes. Aber in den Gegenden, welche die Geſchichte nie heiligte, dort ahndet der Menſch nicht einmal, daß es ein anderes

Schickſal gäbe als die dunkle Dienſtbarkeit, die ſeine Voreltern ihm hinterließen.

Dalmatien, welches Sie von hier aus wahrnehmen, fuhr Corinna fort, ward ehemals von einem ſehr kriegeriſchen Volke bewohnt, und hat noch jetzt etwas Wildes behalten. Die Dalmatier wiſſen ſo wenig, was ſich ſeit funfzehn Jahrhunderten zutrug, daß ſie die Römer noch jetzt die Allesvermögenden nennen. Zwar zeigen ſie neuere Kenntniſſe, indem ſie Euch Engländern den Namen der Krieger des Meers geben, weil Ihr oft in ihren Häfen landetet, was aber übrigens in der Welt vorgeht, davon wiſſen ſie nichts. Sehr gern, fuhr Corinna fort, möchte ich alle Länder ſehen, wo die Sitten, die Gebräuche und die Sprache etwas eigenthümliches haben. Die civiliſirte Welt iſt äußerſt einförmig, man lernt alles in kurzer Zeit darin kennen; dazu habe ich ſchon jetzt lange genug gelebt. — Sieht man wohl, unterbrach ſie

Lord Nelvil, wenn man mit Ihnen lebt, jemals das zu Ende, was Gedanken und Gefühle erregt? — Gott wolle, antwortete Corinna, daß auch dieſer Zauber nicht verſchwinde! —

Doch, fuhr ſie fort, laſſen Sie uns noch einen Augenblick bei Dalmatien verweilen. Wenn wir von der Höhe, auf welcher wir jetzt ſtehen, hinabſteigen, dann nehmen wir auch nicht einmal die unbeſtimmten Linien mehr wahr, die uns dies Land in der Ferne ſo verworren bezeichnen, wie eine Erinnerung in dem Andenken der Menſchen. Es giebt Improviſatoren unter den Dalmatiern, auch unter den Wilden giebt es welche; die alten Griechen hatten deren auch; beinah unter allen Völkern, die viel Fantaſie und keine geſellſchaftliche Eitelkeit haben, werden ſie gefunden; in den Ländern aber, wo ein jeder eilt, aus Furcht ein Gegenſtand des Spotts zu werden, dieſe Waffe zuerſt zu ergreifen, da wird aus dem natürlichen. Verſtand eher Witz als Poeſie; auch haben die Völker, welche der Natur nahgeblieben ſind, eine Ehrfurcht gegen ſie erhalten, wodurch die Fantaſie trefflich unterſtützt wird. Die Höhlen ſind heilig, ſagen die Dalmatier; wahrſcheinlich iſt dies der Ausdruck des unbeſtimmten Schreckens für das Geheimnißvolle der Erde. Ihre Poeſie hat einige Ähnlichkeit mit Oſſian, obgleich ſie ſüdliche Bewohner ſind. Es giebt nur zwei beſtimmte Arten die Natur zu fühlen; entweder ſie wie die Alten zu beleben, ſie unter tauſend glänzenden Formen zu vervollkommnen; oder ſich, wie die ſchottiſchen Barden, dem Entſetzen des Geheimnißvollen zu überlaſſen, und dem traurigen Gefühl des Ungewiſſen, Ungekannten. Seitdem ich Sie kenne, Oswald, neige ich mich zu dieſer letzten Gattung; ehemals hatte ich genug Hoffnung, genug Leben, um die lachenden Bilder zu lieben, und mich der Natur zu erfreuen, ohne das Schickſal zu fürchten. — So bin ich es dann, ſagte Oswald, der dieſer ſchönen Fantaſie ihre Blüthe raubte, der ich die berauſchendſten Freuden meines Lebens verdanke. — Nicht ſich müſſen Sie darum anklagen, antwortete Corinna, ſondern die tiefe Leidenſchaft. Das Talent bedarf einer innern Unabhängigkeit, welche bei einer wahren Liebe nicht verſtattet iſt. — Ach! wenn dem ſo iſt, rief Lord Nelvil, ſo leg' Deinem Genie Stillſchweigen auf, und gieb mir ganz Dein Herz. — Er konnte dieſe Worte nicht ohne Erſchütterung ſagen, denn in ſeinem Sinn verſprachen ſie noch mehr als er ſagte. — Corinna verſtand ihn, und wagte nicht zu antworten, aus Beſorgniß in der Süßigkeit, die für ſie darin lag, etwas zu ſtören.

Sie fühlte ſich geliebt; und gewohnt, in einem Lande zu leben, wo die Menſchen alles dem Gefühl aufopfern, war ſie leicht beruhigt, und ſie überredete ſich, Lord Nelvil würde ſich nicht von ihr trennen können; zu ſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm dieſer Dichter zu glänzend war, um in dieſer Auswahl der berühmteſten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt in dieſer ganzen Dichtung und reichen Blumenleſe erotiſcher Züge und Anſpielungen aus dem ganzen mythiſchen und geſchichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bey dem zarten erotiſchen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger geiſtreichen Feinheit hervorgeht, muß freylich für die zum Theil verlohren gehn, welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlichen Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angebohrner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frey; aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſeyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, die ſich gleicher Zeit ſorglos und leidenſchaftlich, hielt ſie es für hinlänglich, nur Tage zu gewinnen, und glaubte, die Gefahr, von welcher man nicht mehr rede, ſey vorüber. Corinna lebte, mit einem Worte, wie die meiſten Menſchen leben, wenn ſie lange Zeit von demſelben Unglück bedroht ſind; ſie denken am Ende, es werde nicht kommen, weil es noch nicht gekommen war.

Die Luft und die Lebensart zu Venedig ſind ſonderbar geeignet, die Seele mit Hoffnungen einzuſchläfern; das ruhige Schaukeln der Barken macht zu Träumereien und zur Trägheit geneigt. Oft hört man einen Gondelführer auf der Brücke des Rialto eine Stanze aus dem Taſſo ſingen, worauf ein andrer Gondelführer ihm am andern Ende des Kanals mit der darauf folgenden Stanze antwortet. Die ſehr alte Muſik dieſer Stanzen gleicht dem Kirchengeſange; in der Nähe merkt man das Eintönige darin, aber in freier Luft des Abends, wenn die Töne lange über den Kanal nachhallen, wie der Wiederſchein der untergehenden Sonne; und die Verſe von Taſſo ihre gefühlvolle Schönheit zu dem Ganzen des harmoniſchen Gemäldes hinzufügen, dann flößen dieſe Geſänge eine ſüße Schwermuth ein. Oswald und Corinna fuhren ſtundenlang mit einander auf dem Waſſer; manchmal ſagten ſie ein Wort, öfterer aber reichten ſie ſich die Hand, und überließen ſich ſchweigend den unbeſtimmten Gedanken, welche Natur und Liebe erzeugen.

Anmerkungen zum dritten Bande.

1.

Eine ſehr hübſche Beſchreibung vom Albaner See ſteht in einer Sammlung Gedichte von Madame Brun, geborne Münter, eine der Frauen ihres Landes, deren Talent und deren Fantaſie das größte Lob verdienen.

2.

Abhandlung über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Cours de morale religieuse. S. Anmerkung zum zweiten Theil.

3.

Abhandlung: Sur l'indulgence dans le cours de morale religieuse. S. Anmerkung zum zweiten Theil.

4.

Herr Elliot, engliſcher Geſandte, hat zu Neapel auf eben die Art, wie Lord Nelvil, einem alten Manne das Leben gerettet.

5.

Den Namen Corinna muß man nicht mit Corilla verwechſeln, einer italieniſchen Improviſatorin, von welcher man überall geſprochen hat. Corinna war eine Griechin, berühmt durch ihre lyriſche Poeſie; Pindar ſelber hat ihren Unterricht genoſſen.

6.

Eine alte Sage unterſtützt das fantaſtiſche Vorurtheil, wodurch Corinna ſich überredet, daß der Diamant gegen Verrath warnt; man findet dies in ſpaniſchen Verſen erwähnt, deren Charakter etwas ſehr wunderbares haben. Der Prinz Ferdinand, ein Portugieſe, ſagt dieſe Verſe, in einem Trauerſpiel von Calderon, an den König von Fez, deſſen Gefangener er geworden war. Dieſer Prinz wollte lieber in den Feſſeln ſterben, als einem mauriſchen König eine chriſtliche Stadt übergeben, die ſein Bruder, der König Eduard, für ſeine Löſung anbot. Aufgebracht wegen dieſer Weigerung, ließ der mauriſche König den edeln Prinzen auf's unwürdigſte behandeln; dieſer, um ihn zu erweichen, erinnert ihn, daß Großmuth und Erbarmen die wahren Eigenſchaften der höchſten Macht ſeyen. Er führt ihm alles, was königlich auf Erden iſt, als Beiſpiel an: unter den Thieren den Löwen, den Delphin, den Adler; auch unter den Pflanzen und Steinen ſucht er die natürlichen vortrefflichen Eigenſchaften derer auf, die alle andre zu beherrſchen ſcheinen, und bei dieſer Gelegenheit ſagt er ihm, daß der Diamant, der dem Eiſen zu widerſtehen vermögend iſt, von ſelber zu Staub zerfällt, um den, der ihn trägt, vor dem Verrath zu warnen, der ihn bedroht. Man kann nicht wiſſen, ob dieſe Art, die ganze Natur wie im Zuſammenhange mit den Empfindungen und dem Schickſal des Menſchen anzuſehen, mathematiſche Richtigkeit hat; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie der Fantaſie wohlgefällt, und daß die Poeſie überhaupt, und die ſpaniſchen Dichter insbeſondere, große Schönheiten daraus hernehmen.

Den Calderon kenne ich nur aus der deutſchen Überſetzung von Auguſt Wilhelm Schlegel. In Deutſchland iſt es allgemein bekannt, daß es dieſem Schriftſteller, einem der erſten Dichter ſeines Vaterlandes, auch die poetiſche Schönheiten der Spanier, der Engländer, der Italiener und Portugieſen in ſeine Mutterſprache überzutragen mit ſeltner Vollkommenheit gelungen iſt. Eine Überſetzung, wie die ſeinige, giebt eine ſehr lebendige Vorſtellung des Originals, es ſey welches es wolle.

7.

Herr Dübreuil, ein ſehr geſchickter franzöſiſcher Arzt, hatte einen vertrauten Freund, Herrn von Pemeja, der ein eben ſo ausgezeichneter Mann war als jener. Herr Dübreuil verfiel in eine tödtliche und zugleich anſteckende Krankheit; als die allgemeine Theilnahme für ihn ſein Zimmer mit Beſuchern anfüllte, rief Herr Dübreuil Herrn von Pemeja zu ſich und ſagte ihm: — Man muß die Leute nicht herein laſſen, Sie wiſſen, mein Freund, daß meine Krankheit anſteckend iſt, es darf Niemand hier ſeyn als Sie. — Welch ein Wort! Glücklich iſt der, welcher es verſteht! Herr von Pemeja ſtarb vierzehn Tage nach ſeinem Freund.

Corinna

oder

Italien.

Aus dem Franzöſiſchen
der
Frau von Staël
überſetzt und herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

— — — — — Udrallo il bel paese,
Ch' Apennin parte, e 'l mar circonda; e l' Alpe.
Petrarcha.

Vierter Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1807.

Universitäts-
München
Bibliothek

Sechzehntes Buch.

Trennung und Abweſenheit.

in Beyſpielen, epiſodiſchen Beſchreibungen, Bildern und Gleichniſſen entfaltet und kund giebt, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden. Die Bedeutſamkeit, geſetzliche Freyheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgeſtaltung, durch die, was uns ſchon bekannt war, nun wieder neu erſcheint, ſind Eigenſchaften, die jedes Gleichniß, Beyſpiel oder Bild beſitzen muß, ohne Rückſicht auf das Einzelne und die beſondre Art. Aus dieſem Geſichtspunkte hat das Bruchſtück des Hermeſianax noch außer ſeiner elegiſchen Vortrefflichkeit eine gleichſam eigenthümliche und ſelbſtſtändigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetiſchen Mahlerey dürfte dieſe Reihe kleiner Kunſtwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beſchreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektoniſcher Feſtigkeit wie für die Ewigkeit daſtehn; wenn in der pindariſchen Poeſie oft eine hohe Geſtalt von einfachen und allgemeinen Zügen ſanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu ſchweben ſcheint: ſo möchte man dieſe Bilder des Hermeſianax an ſorgloſer Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geſchnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieſes in der Sprache und auch durch eine gewiſſe Vorliebe für gymnaſtiſche Bilder zum doriſchen Styl ſich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Feſt von der Gattung beſtimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgeſtellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutſamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimniſſe.

Erſtes Kapitel.

Sobald man zu Venedig Corinna's Ankunft erfuhr, war jeder neugierig ſie zu ſehen. Ging ſie nach einem Kaffeehauſe auf dem St. Markus-Platz, ſo drängte man ſich haufenweiſe unter die Galerieen des Platzes, um ſie einen Augenblick zu ſehen, und die geſammte Geſellſchaft warb mit dem lebhafteſten Eifer um ſie. Ehemals hatte ſie es wohl geliebt, mit Glanz allenthalben zu erſcheinen, wo ſie ſich nur zeigte, und ſie geſtand ganz ungezwungen ein, daß die Bewunderung einen großen Reiz für ſie habe. Das Genie flößt ein Bedürfniß zum Ruhm ein, und es giebt übrigens wohl kein Gut, wozu diejenigen nicht ein Verlangen trügen, denen die Natur Mittel gab, es zu erlangen. Dennoch fürchtete Corinna in ihrer damaligen Lage alles, was nicht zu den Gewohnheiten des häuslichen Lebens paßte, das für Lord Nelvil ſo großen Werth hatte.

Corinna hatte in Anſehung ihres Glücks Unrecht, in ihrer Anhänglichkeit für einen Mann, der mit ihrem natürlichen Daſeyn ſo in Widerſpruch ſtand, und der ihre Talente mehr unterdrücken, als anregen mußte; aber man begreift leicht, wie eine Frau, die ſich viel mit Kunſt und ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftiget, einen Mann lieben kann, deſſen Eigenſchaften, und ſelbſt deſſen Neigungen ganz verſchieden von den ihrigen ſind. Man iſt ſeiner ſelbſt ſo oft überdrüßig, daß man von dem, was uns ähnlich iſt, nicht verführt werden kann. Es gehört Übereinſtimmung in den Gefühlen, und Widerſpruch in den Charakteren dazu, damit aus dieſer Sympathie und dieſer Verſchiedenheit die Liebe entſpringe. Lord Nelvil beſaß im höchſten Grade dieſen zwiefachen Zauber. Durch ſeine Sanftmuth und die Leichtigkeit ſeines Umgangs, war man im gewöhnlichen Leben bald Eins mit ihm, und dennoch verhinderte das, was er in der Seele von Empfindlichkeit und Mißtrauen hatte, daß man die Anmuth und das Gefällige in ſeinen Manieren nie gewohnt wurde. Obgleich die Tiefe, und die Vielſeitigkeit ſeines Verſtandes, ihn zu allem fähig machte, flößten jedoch ſeine politiſchen Meinungen und ſein Hang zum Militär ihm mehr Neigung zur thätigen Laufbahn ein, als zu den Wiſſenſchaften; er glaubte, Thaten wären immer poetiſcher, als ſelbſt die Poeſie. Die Vorzüge ſeines Verſtandes galten ihm nicht für das höchſte, und er ſprach in dieſer Hinſicht mit großer Gleichgültigkeit von ſich ſelber. Ihm zu gefallen, ſuchte Corinna ihm darin nachzuahmen, und fing an, ihre litterariſchen Verdienſte gering zu achten, bloß um den beſcheidenen und eingezogenen Frauen ähnlicher zu ſeyn, deren Vorbilder in Oswalds Vaterland gefunden werden.

Die Huldigungen, die Corinna zu Venedig empfing, machten indeſſen dem Lord Nelvil einen angenehmen Eindruck. Es war ſo viel Wohlwollen in ihrer Aufnahme; ſie zeigten das Vergnügen, welches ſie in Corinna's Umgang fanden, mit ſo vieler Anmuth und Lebhaftigkeit, daß Oswald vielmehr ſich glücklich fühlte, von einer ſo verführeriſch reizenden, und ſo allgemein bewunderten Frau geliebt zu werden. Er war nicht mehr eiferſüchtig auf Corinna's Ruhm, da er die Gewißheit hatte, daß ſie ihn Allem vorzog, und ſeine Liebe ſchien durch das, was er von ihr ſagen hörte, noch vermehrt. Er vergaß ſelbſt England; er nahm etwas von der italieniſchen Sorgloſigkeit über die Zukunft an. Corinna bemerkte dieſe Veränderung, und ihr unvorſichtiges Herz erfreute ſich ihrer, als ob ſie hätte dauernd ſeyn können.

Das Italieniſche iſt die einzige europäiſche Sprache, deren verſchiedene Dialekte einen eigenen Geiſt haben. Man kann Gedichte machen und Bücher ſchreiben in jedem dieſer Dialekte, die ſich mehr oder weniger vom klaſſiſchen Italieniſch entfernen. Unter den mannichfachen Sprachen der verſchiedenen Staaten Italiens, erzeigt man jedoch nur dem Neapolitaniſchen, dem Sizilianiſchen und dem Venetianiſchen die Ehre, ſie zu rechnen; und das Venetianiſche wird für das originellſte und anmuthigſte unter allen gehalten. Corinna ſprach es mit reizender Süßigkeit aus, und die Art, wie ſie einige Barcarolen von der fröhlichen Gattung ſang, war ein Beweis, daß ſie eben ſo gut im Luſtſpiel, als in der Tragödie ſpielen müſſe. Man lag ihr ſehr an, eine Rolle in einer komiſchen Oper zu übernehmen, die man in der folgenden Woche auf einem Geſellſchafts-Theater aufführen wollte. Seitdem Corinna Oswalden liebte, hatte ſie ihm noch nie ihr Talent in dieſer Gattung zeigen wollen; ſie fühlte in ſich nicht Freiheit des Geiſtes genug zu einer ſolchen Ergötzlichkeit, und einigemal hatte ſie ſich ſogar geſagt, daß ein ſolches Überlaſſen der Fröhlichkeit Unglück bringen könne; durch ein ſonderbares Zutrauen verleitet, willigte ſie dieſesmal ein. Oswald bat ſie mit Lebhaftigkeit darum, und man kam überein, daß ſie die Tochter der Luft ſpielen ſollte; ſo hieß das Stück, welches gewählt wurde.

Dieſes Stück, wie die meiſten von Gozzi, iſt von ausſchweifenden, ſehr originellen und ſehr fröhlichen Zaubereien zuſammengeſetzt (1). Truffaldin und Pantalon erſcheinen oft in dieſen burlesken Dramen, den größten Königen der Erde zur Seite. Das Wunderbare wird zum Scherz darin gebraucht, und das Komiſche veredelt durch das Wunderbare, welches niemals gemein oder niedrig ſeyn kann. Die Tochter der Luft, oder Semiramis in ihrer Jugend, iſt eine von Hölle und Himmel begabte Kokette, um die Welt zu unterjochen. Sie war wie eine Wilde in einer Höhle erzogen, kunſtreich wie eine Zauberin, gebieteriſch wie eine Königin, und vereinigte natürliche Lebhaftigkeit mit überdachter Anmuth, kriegeriſchen Muth mit weiblichem Leichtſinn, und Ehrgeiz mit Unbeſonnenheit. Dieſe Rolle verlangt eine Stimmung der Fantaſie und fröhlichen Gefühls, die nur von der Begeiſterung des Augenblicks verliehen werden kann. Die ganze Geſellſchaft vereinigte ſich mit der Bitte, daß Corinna ſie übernähme.

Zweites Kapitel.

Das Schickſal übt oft ein ſeltſames, grauſames Spiel; man möchte es für eine Macht halten, die Furcht einflößen, und die zutrauende Vertraulichkeit von ſich ſtoßen will. Oft wenn man ſich am meiſten der Hoffnung überläßt, beſonders wenn man das Anſehen hat, mit dem Schickſal ſcherzen, auf das Glück rechnen zu wollen, dann wird etwas furchtbares in das Gewebe unſres Lebens mit eingewirkt, und die verhängnißvollen Schweſtern nahen ſich, miſchen ihren ſchwarzen Faden hinein, und verwirren das Werk unſrer Hände.

Es war am ſiebzehnten November, als Corinna den Morgen ganz bezaubert von dem Gedanken aufwachte, den Abend Komödie zu ſpielen. Sie wählte, um im erſten Akt als Wilde aufzutreten, einen ſehr maleriſchen Anzug. Ihr Haar, das zerſtreut ſeyn mußte, war doch mit einer Sorgfalt

geordnet, die ein lebhaftes Verlangen ge-
fallen zu wollen anzeigte, und ihr zierliches,
leichtes und fantaſtiſches Gewand, gab ihrer
edlen Geſtalt einen beſonders anmuthigen
Ausdruck von Koketterie und Schalkhaftig-
eit. Sie kam nach dem Pallaſt, wo die
Komödie geſpielt werden ſollte. Alles war
chon verſammelt, nur Oswald war noch
nicht gekommen. Corinna hielt den Anfang
o lange auf, als möglich, und fing an we-
gen ſeiner Abweſenheit in Unruhe zu gera-
hen. Endlich, als ſie auf dem Schauplatz
rſchien, erblickte ſie ihn in einem finſtern
Winkel des Saales; aber ſie erblickte ihn
och; und ſelbſt die Sorge, die das Erwar-
en ihr gemacht hatte, verdoppelte ihre
reude, und ſie athmete jetzt Fröhlichkeit,
ie ſie im Kapitol Begeiſterung athmete.

Rede und Geſang war untermiſcht, und
as Stück war ſo eingerichtet, daß man
en Dialog improviſiren konnte, welches ſehr
Corinna's Vortheil war, und auch die

Scene belebter machte. Wenn ſie ſang, zeigte ſie den Geiſt der italieniſchen Buffa-Arien mit vorzüglicher Zierlichkeit. Ihre Gebehrden, von der Muſik begleitet, waren edel und komiſch zu gleicher Zeit; man mußte über ſie lachen, ohne daß ſie aufhörte Achtung einzuflößen, und ihre Rolle, wie ihr Talent, beherrſchten Schauſpieler und Zuſchauer, indem ſie ſich anmuthig über die einen, wie über die andern, luſtig zu machen ſchien.

Ach! wer hätte nicht Mitleid mit dieſem Schauſpiel gehabt, der es gewußt hätte, daß dieſes vertrauende Glück bereit war, den Blitzſtrahl anzuziehen, und daß dieſe ſiegende Fröhlichkeit bald dem bitterſten Schmerz würde weichen müſſen!

Der Beifall der Zuſchauer wiederhohlte ſich ſo oft, und war ſo herzlich, daß ihre Freude ſich Corinna mittheilte. Sie empfand die Art von Luſt, die ein lebendiges Gefühl unſrer Exiſtenz verleiht, die das welche Feſte der Natur nur eines Geſchlechts, Alters oder Standes angemeſſen, und im Vergleich mit den großen Volksverſammlungen und Kampfſpielen, wo jeder freye Hellene ſeine Kraft und Geſchicklichkeit verſuchen und beweiſen durfte und ſollte, ſehr eng umſchränkt waren; ſo eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit beſtand. Wenn an dem Feſte ſelbſt, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelſtem Geſchlecht einer doriſchen Stadt von altem Glanz alles ſo entſprach, wie in dieſem elegiſchen Feſtgeſange des ſinnreichen und gelehrten Kallimachos, ſo war es in ſeiner Art wohl ſchön, und entſprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieſes Orts und dieſer Veranlaſſung verſchönernd in Erinnerung zu bringen und in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn ſchon die Richtung des Ganzen an beſtimmte Perſonen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters dieſen elegiſchen Hymnus, der von allen epiſchen des Kallimachos von Grund aus und ſehr weit verſchieden iſt, der lyriſchen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der ſcheidenden Kunſt beſtimmten Begriffen von derſelben, aneignet; ſo könnte eine Geſchichte, welche ein ſo ſeltſames Gemiſch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Abſicht enthält, für die Elegie, welche ſo gern mit ſtreitenden Empfindungen ſpielt, und Widerſprüche verkettet, ein ſehr angemeſſener und glücklicher Stoff ſcheinen. In jedem Fall wäre die Vorausſetzung, die Beſchaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poeſie der Natur des Ganzen ſo genau und tief entſpricht, könne

Vergeſſen des Schickſals einflößt, und auf einen Augenblick den Geiſt aller Feſſeln entbindet und von jeder Wolke befreiet. Oswald hatte Corinna den tiefſten Schmerz darſtellen ſehen, zu einer Zeit, wo er ſich ſchmeicheln durfte, ſie glücklich zu machen; jetzt ſah er ſie eine ungetrübte Luſt ausdrücken, in dem Augenblick, da er eine für beide ſehr traurige Nachricht erhalten hatte. Mehreremal dachte er Corinna von ihrer verwegenen Fröhlichkeit fortzuziehen; aber er genoß das traurige Vergnügen noch einige Augenblicke, den Ausdruck der Freude auf dem liebenswürdigen Geſicht glänzen zu ſehn.

Zu Ende des Stücks erſchien Corinna zierlich als Amazonen-Königin gekleidet; ſie gebot den Männern, und beinah auch ſchon den Elementen, durch das Zutrauen in ihre Reize, deſſen eine ſchöne Frau fähig iſt, wenn ſie nicht liebt; denn wenn man liebt, iſt keine Gabe der Natur oder des Geſchicks hinreichend, uns ganz zu beruhigen. Aber dieſe kokette Herrſcherin, dieſe gekrönte Zauberin, welche Corinna darſtellte, indem ſie auf eine ganz wunderbare Weiſe den Zorn mit Scherz, Sorgloſigkeit mit dem Wunſch zu gefallen, und Anmuth mit Despotismus vereinigte, ſchien das Schickſal, wie die Herzen, zu beherrſchen; und als ſie den Thron beſtieg, lächelte ſie ihren Unterthanen zu, indem ſie ihnen mit ſanftem Trotz Unterwürfigkeit gebot. Alle Zuſchauer erhoben ſich, um Corinna'n als wahrhafte Königin Beifall zuzurufen. Dieſer Augenblick war vielleicht derjenige in ihrem Leben, in welchem die Beſorgniß des Schmerzes am weiteſten von ihr entfernt war; aber plötzlich erblickte ſie Oswald, der, ſich länger nicht haltend, ſein Geſicht in beide Hände barg, um ſeine Thränen nicht ſehen zu laſſen. Sie ward ſogleich betroffen, und der Vorhang war noch nicht herunter gelaſſen,

laſſen, als ſie von dem ſchon jetzt kummervollen Thron herabſtieg, und in das nächſte Zimmer ſtürzte.

Oswald folgte ihr, und als ſie in der Nähe ſeine Bläſſe bemerkte, ward ſie von einem ſolchen Entſetzen ergriffen, daß ſie genöthigt war, ſich an die Wand anzulehnen, und zitternd ſagte ſie: — Oswald! o mein Gott! was iſt Ihnen? — Ich muß noch dieſe Nacht nach England abreiſen, antwortete er, ohne zu wiſſen was er that; denn er hätte ſeiner unglücklichen Freundin dieſe Nachricht nicht auf dieſe Art geben müſſen. Ganz außer ſich, trat ſie zu ihm, und rief: — Nein! es iſt nicht möglich, daß Sie mir ein ſolches Leid zufügen! was habe ich verſchuldet, um es zu verdienen? Sie nehmen mich alſo mit? — Verlaſſen wir jetzt dieſes unſelige Gedränge, antwortete Oswald; komm mit mir, Corinna. — Sie folgte ihm, verſtand nicht mehr, was man ihr ſagte, antwortete auf Gerathewohl, wankend, und ſchon mit ſo entſtellten Geſichtszügen, daß jeder glaubte, ſie ſey plötzlich krank geworden.

Drittes Kapitel.

Sobald ſie zuſammen in der Gondel waren, ſagte Corinna in ihrer Verwirrung zu Lord Nelvil: — Sehen Sie, was Sie mir ſo eben geſagt haben, iſt tauſendmal ſchmerzlicher als der Tod. Seyn Sie großmüthig; ſtoßen Sie mich in dieſe Fluth, damit ich das Gefühl los werde, das mich zerreißt. Oswald, thun Sie es herzhaft; es gehört weniger Muth dazu, als Sie mir eben zeigten. — Wenn Sie noch ein einziges Wort reden, antwortete Oswald, ſo ſtürze ich mich vor Ihren Augen in den Kanal. Hören Sie mich, warten Sie bis wir bei Ihnen zu Hauſe ſeyn werden, und entſcheiden Sie dann über mein Schickſal und über das Ihrige. Um des Himmelswillen, ſeyn Sie gelaſſen. — Es lag ſo viel Unglück in Oswalds Ton, daß Corinna ſchwieg, nur zitterte ſie mit einer ſolchen Heftigkeit, daß ſie kaum die Treppe nach ihrer Wohnung herauf zu gehen vermochte. Sobald ſie in ihrem Zimmer war, riß ſie ſich ihren Schmuck mit Entſetzen ab. Lord Nelvil, der ſie in dieſem Zuſtande ſah, ſie, die noch vor wenigen Augenblicken ſo glänzte, warf ſich, in Thränen ſchwimmend, auf einen Stuhl, und rief: — Bin ich ein Barbar, Corinna, gerechter Gott! Corinna, glaubſt Du das? — Nein, ſagte ſie, nein, ich kann es nicht glauben. Haben Sie nicht noch dieſen Blick, der mich jeden Tag glücklich machte! Oswald, Sie, deſſen Gegenwart für mich wie ein Strahl vom Himmel war, iſt es möglich, daß ich Sie fürchte, daß ich mir nicht traue, Sie anzublicken, daß ich hier vor Ihnen, wie vor einem Mörder ſtehe, Oswald, Oswald? — und indem ſie dieſe Worte ſagte, fiel ſie flehend zu ſeinen Füßen.

Was ſehe ich? rief er aus, indem er ſie wüthend aufhob, Du verlangſt, daß ich mich entehre. Nun wohl, ich werde es thun.

Mein Regiment ſchifft ſich in einem Monate ein, ich habe ſo eben die Nachricht erhalten. Ich bleibe, gieb Acht, ich bleibe hier, wenn Du mir dieſen Schmerz zeigſt, dieſen Schmerz, der alles über mich vermag; aber überleben werde ich meine Schande nicht. — Ich verlange nicht, daß Sie bleiben ſollen, erwiederte Corinna; aber was thue ich Ihnen zu Leide, wenn ich mitgehe? — Mein Regiment wird nach den Inſeln eingeſchifft, und es iſt keinem Offizier erlaubt, ſeine Frau mitzunehmen. — So laſſen Sie mich wenigſtens Sie bis nach England begleiten. — Dieſelben Briefe, erwiederte Oswald, geben mir die Nachricht, daß das Gerücht unſers Verhältniſſes in England ſehr bekannt worden ſey, daß in den öffentlichen Blättern die Rede davon war, daß man anfing zu argwöhnen, wer Sie ſind, und daß Ihre Familie, von Lady Edgermond angeſtiftet, erklärt habe, Sie nie anzuerkennen. Laſſen Sie mir Zeit Sie zurückzubringen, Ihre

Stiefmutter zu zwingen zu dem, was ſie für Sie thun muß; komme ich aber mit Ihnen an, und ich werde gezwungen, Sie zu verlaſſen, bevor ich Ihnen Ihren Namen wieder verſchaffte, ſo gebe ich Sie der ganzen Strenge der öffentlichen Meinung preis, ohne zu Ihrer Vertheidigung gegenwärtig zu ſeyn. — So verſagen Sie mir denn Alles, ſagte Corinna, und mit dieſen Worten ſank ſie beſinnungslos hin; ihr Kopf ſchlug heftig zur Erde, und Blut floß herab. Bei dieſem Anblick ſtieß Oswald das heftigſte Geſchrei aus. Thereſine kam beſtürzt herein ſie brachte ihre Herrſchaft wieder in's Leben zurück. Als Corinna zu ſich kam, ſah ſie in einem Spiegel ihr bleiches entſtelltes Geſicht, die zerſtreuten, blutigen Haare. — Oswald, ſagte ſie, Oswald, ſo ſah ich nicht aus, als Sie mich im Kapitol ſahen; meine Stirn trug den Kranz der Hoffnung und des Ruhms, jetzt iſt ſie mit Blut und Staub bedeckt; aber es iſt Ihnen nicht erlaubt, mich zu verachten, wegen des Zuſtandes, in welchen Sie mich verſetzten. Die andern dürfen es, aber Sie, Sie dürfen es nicht; Sie müſſen Mitleid haben mit der Liebe, die Sie einflößten, Sie müſſen es —

— Halt ein! rief Lord Nelvil, das iſt zu viel. — Er machte Thereſine ein Zeichen, wieder hinaus zu gehen, nahm Corinna in ſeine Arme, und ſagte: — Ich bin entſchloſſen zu bleiben; Du kannſt aus mir machen was Du willſt. Ich unterwerfe mich des Himmels Anordnung, aber ich werde Dich in dieſem Unglück nicht verlaſſen, und ich werde Dich auch nicht nach England führen, ehe ich Dir Dein Loos dort zugeſichert habe. Ich werde Dich nicht dort den Schmähungen einer hochmüthigen Frau ausſetzen. Ich bleibe; ja, ich bleibe, denn ich kann Dich nicht verlaſſen. — Dieſe Worte brachten Corinna wieder zu ſich, eine Niedergeſchlagenheit befiel ſie aber, die ſchrecklicher noch war, als die Verzweiflung, die ſie vorher gefühlt hatte. Sie fühlte die Nothwendigkeit, die auf ihr laſtete; den Kopf niedergeſenkt, blieb ſie lange in tiefem Schweigen. — Rede, Geliebte, ſagte Oswald, laß mich den Ton Deiner Stimme vernehmen; ich habe nichts als ſie, mich zu halten; von ihr will ich mich leiten laſſen. — Nein, antwortete Corinna, nein, Sie müſſen fort, Sie müſſen. — Und ein Thränenſtrom verkündigte ihre Ergebung. — Meine Freundin, rief Lord Nelvil, ich nehme dies Bildniß Deines Vaters zum Zeugen, das hier vor unſern Augen iſt; Du weißt, ob der Name eines Vaters mir heilig iſt! ich nehme ihn zum Zeugen, daß mein Leben in Deiner Gewalt iſt, ſo lange es zu Deinem Glücke nothwendig bleibt. Bei meiner Rückkunft aus den Inſeln, will ich ſehen, ob ich Dir Deinen Rang und Deinen Namen wiederverſchaffen kann, die Dir zukommen; wenn es mir aber nicht gelingt, ſo komme bey einem ſo abſichtsvollen Künſtler zufällig ſeyn und von keiner Bedeutung, durchaus geſchichtswidrig.

Vergleicht man dieſe Elegie des Kallimachos mit dem Bruchſtücke des Hermeſianax, ſo kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob dieſe Sonderbarkeit des Kunſturtheils der Alten eben ſo natürlich und nothwendig war, wie das verſchiedene Vorziehen der Ilias und der Odyſſee bey den Alten und bey den Neuern, müſſen wir nur kurz erinnern; daß dieſer elegiſche Hymnus des Kallimachos wie ſeine elegiſchen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in ſeiner geſammten Poeſie bildete, und daß wir nur aus ſeinen erotiſchen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den beſten in dieſer Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überſtrömende Philetas leidenſchaftlicher, antithetiſcher, ja ſogar gefeilter ſeyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermeſianax nie erreicht haben wird.

Über das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poeſie aufgehört hatten, zeigte ſich die neue zierliche Kunſt gelehrter Dichter in mancherley geiſtreichen Verſuchen neu erſonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der ſpätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigſten und berühmteſten Überbleibſel erwähnt haben.

ich nach Italien zurück, um zu Deinen Füßen zu leben und zu ſterben. — Ach! erwiederte Corinna, und die Gefahren des Krieges, denen Sie entgegen gehen . . . . — Fürchte ſie nicht, ſagte Oswald, ich werde ihnen entgehen; doch ſollte ich umkommen, ich, der unbekannteſte unter den Menſchen, dann bleibt mein Andenken in Deinem Herzen zurück; Du wirſt dann vielleicht nie meinen Namen nennen hören, ohne daß Deine Augen ſich mit Thränen füllen, nicht wahr, Corinna? Du ſagſt dann: ich kannte ihn, er liebte mich. — O! höre auf, höre auf, rief ſie, meine anſcheinende Ruhe täuſcht Dich, morgen, wann die Sonne wiederkehrt, und ich mir ſagen muß: ich ſehe ihn nicht wieder, ich ſehe ihn nicht wieder! dann höre ich vielleicht auf zu leben, und das wäre ein großes Glück! — Warum, rief Lord Nelvil, warum, Corinna, fürchteſt Du mich nicht wieder zu ſehen? iſt denn das feierliche Verſprechen, uns auf immer zu verbinden, nichts für Dich? kann Dein Herz zweifeln? — Nein, ich ehre Sie zu ſehr, um Ihnen nicht zu glauben, ſagte Corinna; es würde mir noch ſchwerer werden, meine Bewunderung für Sie aufgeben zu müſſen, als meine Liebe. Ich betrachte Sie als ein himmliſches Weſen, als den reinſten und edelſten Charakter, der je auf Erden erſchien; es iſt nicht allein Ihre Anmuth, die mich feſſelt, es iſt die Überzeugung, daß niemals ſo viel Tugenden in einem Gegenſtande vereinigt waren, und daß Ihr himmliſcher Blick Ihnen nur verliehen ward, um ſie alle auszuſprechen; weit entfernt alſo iſt von mir jeder Zweifel über Ihre Zuſage. Ich würde den Anblick der menſchlichen Geſtalt fliehen; ſie würde mir Abſcheu einflößen, wenn Lord Nelvil des Betrugs fähig ſeyn könnte; aber die Trennung giebt uns dem Zufall ſo in die Hände, aber das ſchreckliche Lebewohl! . . . — Niemals, unterbrach er ſie, niemals kann Oswald Dir ein letztes Lebewohl ſagen, als auf ſeinem Todbette. — Und ſeine Rührung bei dieſen Worten war ſo tief, daß Corinna, welche anfing wegen der Wirkung dieſer Erſchütterung auf ſeine Geſundheit ſehr beſorgt zu ſeyn, verſuchte, ſich zurückzuhalten, ſie, die am bedauernswürdigſten war.

Sie fingen alſo an, ſich über dieſe grauſame Abreiſe zu bereden; über die Art, die Briefe zu erhalten, und über die Gewißheit, wieder zuſammen zu kommen. Ein Jahr war der beſtimmte Termin für dieſe Abweſenheit; Oswald hielt es für gewiß, daß die Expedition nicht länger dauern könne; kurz, ſie hatten noch einige Stunden vor ſich, und Corinna hoffte, ſie würde Kraft haben. Als aber Oswald ihr ſagte, daß die Gondel ihn um drei Uhr des Morgens abholen würde, und ſie an ihrer Uhr ſah, daß dieſer Augenblick nicht mehr weit entfernt ſey, da bebte ſie an allen Gliedern, und die Annäherung des Schaffots hätte ihr kein größeres Entſetzen erregen können. Auch Oswald ſchien jeden Augenblick ſeine Entſchloſſenheit zu verlieren, und Corinna, die ihn ſtets Herr über ſich ſelbſt geſehen hatte, durchbohrte dies Schauſpiel ſeiner Angſt das Herz. Arme Corinna! ſie tröſtete ihn, und ſie war tauſendmal unglücklicher als er!

Hören Sie, ſagte ſie zu Lord Nelvil, in London werden Ihnen die leichtſinnigen Männer in der Stadt ſagen: daß Liebesverſprechen die Ehre nicht binden; daß alle Engländer auf ihren Reiſen Italienerinnen geliebt, und ſie bei ihrer Rückkunft wieder vergeſſen hätten; daß einige Monate des Glücks weder jene feſſle, welche es empfängt, noch den, welcher es verleiht; und daß in Ihrem Alter das ganze Leben nicht von dem Reize abhängen dürfe, welchen Sie während einiger Zeit in der Geſellſchaft einer Ausländerin gefunden haben.

Es wird ausſehen, als ob ſie Recht hätten; der Welt nach, Recht; Sie aber, der Sie das Herz kannten, über welches Sie Herr wurden, Sie, der Sie wiſſen wie ſehr dieſes Herz Sie liebt, werden Sie Scheingründe finden, eine tödtliche Wunde zu beſchönigen? Und die leichtſinnigen, unmenſchlichen Scherze der Welt-Menſchen, werden ſie es verhindern, daß Ihre Hand nicht bebe, indem ſie den Dolch mir in das Herz ſtoßen? — Ach! was ſprichſt Du? rief Lord Nelvil, es iſt ja nicht nur Dein Schmerz, der mich zurückhält, es iſt ja auch der meinige. Wo fände ich ein Glück, das dem gliche, welches ich bei Dir genoß? wer in der ganzen Welt wird mich verſtehen, wie Du mich verſtanden haſt? Die Liebe, Corinna, die Liebe, Du allein empfindeſt ſie, Du allein flößeſt ſie ein; dieſe Harmonie der Seele, dies innige Einverſtändniß des Geiſtes und des Herzens, bei welcher andern Frau wird es gefunden, als bei Dir? Corinna, Dein Freund iſt nicht leichtſinnig, Du weißt es; es fehlt ſehr viel, daß er es ſey; für ihn iſt alles ernſthaft in der Welt; wird er denn nur für Dich allein ſein Weſen verläugnen?

— Nein, nein, erwiederte Corinna, nein, Sie werden einer aufrichtigen Seele nicht mit Verachtung begegnen; und nicht Sie, Oswald, nicht Sie wird meine Verzweiflung gefühllos finden. Aber ein furchtbarer Feind droht mir bei Ihnen: die herrſchſüchtige Strenge, die hochmüthige Mittelmäßigkeit meiner Stiefmutter. Sie wird Ihnen alles erzählen, was mein vergangenes Leben verdunkeln kann; verſchonen Sie mich damit, Ihnen ſchon im voraus ihre unbarmherzige Reden wiederhohlen zu müſſen. Weit entfernt, daß meine etwanigen Talente in ihren Augen eine Entſchuldigung wären, ſind ſie, ich weiß es, mein größtes Unrecht; ihren Zauber verſteht ſie nicht, ſie erkennt nur ihre Gefahr. Alles, was nicht mit der Beſtimmung, die ſie ſich vorgezeichnet hat, übereinkömmt, findet ſie unnütz, und vielleicht ſtrafbar; alle Poeſie des Gefühls ſcheint ihr eine läſtige Laune, die ſich das Recht anmaßt, ihre Vernunft zu verachten. In dem Namen der Tugenden, die ich eben ſo verehre als Sie, wird ſie meinen Charakter und mein Geſchick verdammen. Oswald, ſie wird Ihnen ſagen, ich ſey Ihrer unwürdig. — Und wie könnte ich ſie anhören? unterbrach ſie Oswald; welche Tugenden dürfte man mehr erheben, als Deinen Edelmuth, Deine Aufrichtigkeit, Deine Güte, Deine Zärtlichkeit? Himmliſches Geſchöpf! Es mögen gemeine Frauen nach gemeinen Grundſätzen beurtheilt werden! aber Schande über denjenigen, den Du geliebt haſt, und der Dich nicht eben ſo ehrte, als er Dich anbetet! Nichts auf Erden kömmt Deinem Geiſte, noch Deinem Herzen gleich. An der göttlichen Quelle, woraus Deine Gefühle geſchöpft ſind, iſt alles Liebe und Wahrheit.

Corinna, Corinna, ach! ich kann Dich nicht verlaſſen; ich fühle den Muth mir entſinken; wenn Du mich nicht unterſtützeſt, kann ich nicht fort; und von Dir ſelber muß ich Kraft erlangen, Dich zu betrüben? — Nun wohl, ſagte Corinna, noch einige Augenblicke, ehe ich meine Seele Gott empfehle, daß er mir Kraft gebe, die zu Deiner Abreiſe beſtimmte Stunde ſchlagen zu hören. Oswald, wir haben uns mit inniger Zärtlichkeit geliebt. Ich habe Dir die Geheimniſſe meines Lebens vertraut; die Begebenheiten nicht nur, ſondern die innigſten Empfindungen meines Daſeyns, Du kennſt ſie alle. Ich habe nicht einen Gedanken, der nicht mit Dir eins wäre. Wenn ich einige Zeilen ſchreibe, worin meine Seele ſich ergießt, ſo biſt Du es allein, der mich begeiſtert; zu Dir richte ich alle meine Gedanken, und mein letzter Athemzug wird Dein ſeyn. Wo hätte ich eine Zuflucht, wenn Du mich verläßt? Die Kunſt ruft mir Dein

Bild zurück, Deine Stimme iſt in der Muſik, Dein Blick in des Himmels Blau; all das Genie, das ehedem mein Denken entflammte, iſt jetzt nur Liebe. Begeiſterung, Nachdenken, Sinn, alles habe ich nur in Verbindung mit Dir.

Allmächtiger Gott, der du mich hörſt! ſagte ſie, indem ſie ihre Augen zum Himmel hob; Gott! der du nicht ohne Erbarmen biſt gegen die Leiden der Seele, die edelſten unter allen! nimm mir das Leben, wenn er aufhört mich zu lieben, nimm mir den bejammernswürdigen Überreſt des Daſeyns, der mir zu nichts nützen wird, als zu leiden. Er nimmt alles, was edel und zärtlich in mir war, mit ſich hinweg; wenn er dieſe, ſeiner Bruſt anvertraute Flamme erlöſchen läßt, möge dann, an welchem Orte der Welt ich mich auch befinde, auch mein Leben mit erlöſchen. Großer Gott! du haſt mich nicht erſchaffen, alle edle Geſinnungen zu überleben, und was würde mir bleiben, wenn ich aufhören müßte ihn zu achten? denn auch er muß mich lieben, er muß es; ich fühle im Innerſten meines Herzens eine Neigung, welche die ſeinige gebietet. O mein Gott! rief ſie noch einmal, den Tod oder ſeine Liebe. — Nachdem ſie dieſes Gebet geendigt, wandte ſie ſich wieder gegen Oswald, und fand ihn vor ſich, in ſchrecklichen Verzuckungen hingeſtreckt; das Übermaaß ſeiner Rührung hatte ſeine Kräfte überſchritten; er ſtieß Corinna's Hülfeleiſtung zurück, er verlangte zu ſterben, er ſchien ganz im Wahnſinn zu ſeyn. Corinna preßte ſanft ſeine Hände mit den ihrigen, indem ſie ihm alles wiederhohlte, was er ihr geſagt hatte. Sie gab ihm die Verſicherung, daß ſie ihm glaube, daß ſie ſich auf ſeine Rückkehr verlaſſe, und daß ſie ſich weit beruhigter fühle; dieſe ſanften Worte waren wohlthätig für Lord Nelvil. Je näher aber die Zeit des Abſchiedes kam, je weniger ſchien es ihm möglich, ſich dazu entſchließen zu können.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher kleineren dichteriſchen Erzeugniſſe wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhendem Zuſammenhange, im Ganzen der geſchilderten Lebensweiſe und Natur, oder des geſelligen Kreiſes, denen ſie angehören, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen ſeiner Anſicht; und dieſe innere Gefühls-Einheit iſt ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengeſetzt, und eben das unterſcheidende Merkmahl der lyriſchen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darſtellung iſt die Liebe und die eigne Geſtalt, die ſie in jedem annimmt. Daher der urſprünglich erotiſche Geiſt des Idylls, und da dieſes nicht bloß Selbſtbetrachtungen oder freundſchaftlich dialogiſche Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyriſchen Gattung, ſondern kleine liebliche Darſtellungen, ſo iſt ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemeſſen und beynah weſentlich; ſo daß ſogar Helden und Götter, die ſie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinſel nun auch einen bukoliſchen Anſtrich bekommen.

— Warum, ſagte er zu Corinna, warum können wir nicht vor meiner Abreiſe in den Tempel gehen, und das Gelübde einer ewigen Verbindung ausſprechen? — Corinna erbebte bei dieſen Worten, ſah Lord Nelvil an, und die größte Beſtürzung bemeiſterte ſich ihres Herzens. Sie beſann ſich, daß Oswald, als er ihr ſeine Geſchichte erzählte, ihr geſagt hatte: der Schmerz einer Frau vermöge alles über ſein Betragen; er ſetzte aber hinzu: daß ſeine Liebe ſelbſt, kälter würde durch die Aufopferungen, welche er dieſem Schmerz brächte. Corinna's ganze Feſtigkeit, ihr ganzer Stolz erwachte bei dieſer Erinnerung, und nach einigem Stillſchweigen antwortete ſie: — Sie müſſen erſt Ihre Freunde und Ihr Vaterland wiedergeſehen haben, ehe Sie den Entſchluß faſſen, ſich mit mir zu vermählen; ich würde dieſen Entſchluß, Mylord, der Rührung des Abſchiedes verdanken; ſo mag ich ihn nicht. — Oswald drang nicht weiter darauf; wenigſtens, ſagte er, indem er Corinna's Hand ergriff, ich ſchwöre auf's neue, meine Treue iſt an dem Ring befeſtigt, den ich Ihnen gab; ſo lange Sie ihn bewahren, wird nie eine andre ein Recht über mein Geſchick haben; wenn Sie ihn einſt verachten, wenn Sie ihn mir zurückſenden .... — Hören Sie auf, unterbrach ihn Corinna, hören Sie auf, eine Beſorgniß auszudrücken, die Sie nicht empfinden können. Ach! nicht ich werde zuerſt das geheiligte Band unſrer Herzen zerreißen, Sie wiſſen wohl, daß ich es nicht thun werde, und ich möchte beinahe erröthen, etwas zu verſichern, was nur zu gewiß iſt. —

Die Stunde rückte näher; Corinna erblaßte bei jedem Geräuſch; Lord Nelvil war in tiefe Traurigkeit verſenkt, und hatte nicht mehr Kraft, ein einziges Wort zu ſprechen. Endlich erſchien das entſcheidende Licht in der Entfernung durch das Fenſter ſchimmernd, und bald darauf hielt die ſchwarze Barke vor der Thür. Corinna ſchrie laut auf, als ſie dieſelbe anſichtig wurde, trat mit Entſetzen zurück, und fiel Oswalden in die Arme, indem ſie ausrief: — Da ſind ſie, da ſind ſie! Leben Sie wohl, reiſen Sie, es iſt vorbei. — O mein Vater! o mein Vater! forderſt du das von mir! ſagte Lord Nelvil, ſie an ſein Herz drückend, und ſie mit Thränen benetzend. — Gehen Sie, ſagte Corinna, gehen Sie, es muß ſeyn. — Laſſen Sie Thereſinen kommen, antwortete Oswald, ich kann Sie nicht ſo allein laſſen. — Allein, weh mir! ſagte Corinna, bin ich nicht allein bis Sie wiederkehren? — Ich kann nicht aus dieſem Zimmer hinaus, rief Lord Nelvil, nein, ich kann es nicht. — Und indem er dies ſagte, war ſeine Verzweiflung ſo groß, daß ſeine Blicke, wie ſeine Wünſche, den Tod riefen. — Nun dann, ſagte Corinna, ſo will ich dann das Zeichen geben; ich ſelber will dieſe Thür aufthun, aber ſchenken Sie mir noch einige Augenblicke. — O ja! rief Lord Nelvil, bleiben wir noch beiſammen, bleiben wir; dieſer entſetzliche Kampf iſt beſſer noch, als ganz aufhören, Dich zu ſehen. —

Nun hörte man unter Corinna's Fenſtern die Schiffer, welche Lord Nelvils Bediente anriefen; ſie antworteten, und einer von ihnen kam und klopfte an Corinna's Thür; es iſt alles bereit, ſagte er. — Ja, alles iſt bereit, antwortete Corinna, entfernte ſich von Oswald, und den Kopf angelehnt an das Bildniß ihres Vaters, betete ſie. In dieſem Augenblick ſtellte ſich ihr ohne Zweifel ihr ganzes vergangenes Leben dar; ihr Gewiſſen vergrößerte alle ihre Fehler; ſie fürchtete, die Barmherzigkeit Gottes nicht zu verdienen, und doch fühlte ſie ſich ſo unglücklich, daß ſie wohl an die Barmherzigkeit des Himmels glauben mußte. Endlich erhob ſie ſich, reichte Lord Nelvil die Hand, und ſagte: Gehen

Sie, jetzt will ich es; und vielleicht kann ich es in einem Augenblick nicht mehr; gehen Sie, Gott ſegne Ihre Schritte und beſchütze auch mich, denn ich bedarf es. — Noch einmal ſtürzte Oswald in ihre Arme, und drückte ſie mit unausſprechlicher Leidenſchaft an ſein Herz; zitternd und bleich, wie ein Menſch, der zum Richtplatz geführt wird, verließ er das Zimmer, wo er zum letztenmal vielleicht geliebt hatte, wo er gefühlt hatte, auf eine Weiſe geliebt zu werden, auf eine Weiſe, wie es im menſchlichen Schickſal kein zweites Beiſpiel giebt.

Als Oswald vor Corinna's Blicken verſchwand, ergriff ſie ein entſetzliches Herzklopfen, welches ſie nicht athmen ließ, ihre Augen waren ſo getrübt, daß die Gegenſtände, welche ſie ſah, alle Wirklichkeit für ſie verloren, und bald nah, bald fern vor ihren Blicken zu wanken ſchienen; ſie glaubte zu fühlen, daß das Zimmer, in welchem ſie ſich befand, wie in einem Erdbeben ſchwankte, und ſie hielt ſich an, um der Bewegung zu widerſtehen. Noch eine Viertelſtunde lang hörte ſie das Geräuſch, welches Oswalds Bediente machten, indem ſie noch mit den Zubereitungen zur Abreiſe beſchäftigt waren. Noch war er da in der Gondel; noch konnte ſie ihn wiederſehen; aber ſie fürchtete ſich vor ſich ſelber; er ſeiner Seits lag in dieſer Gondel faſt ohne Beſinnung. Endlich fuhr er ab, und in demſelben Augenblick ſtürzte Corinna aus ihrem Zimmer, um ihn zurückzurufen; Thereſine hielt ſie auf. Ein ſchrecklicher Regen ſtrömte herab; der heftigſte Wind erhob ſich, und das Haus, worin Corinna wohnte, ward beinah wie ein Schiff mitten im Meer erſchüttert. Sie ward ſehr unruhig wegen Oswald, der durch die Lagunen fuhr in dem entſetzlichen Wetter, und ſie ſtieg an das Ufer des Kanals hinab, in der Abſicht, ſich einzuſchiffen und ihn wenigſtens bis zum feſten Lande zu begleiten. Aber die Nacht war ſo finſter, daß nicht eine einzige Barke anzutreffen war. Corinna ging in entſetzlicher Angſt über die ſchmalen Steine, die den Kanal von den Häuſern ſondern. Der Sturm nahm immer zu, und ihre Angſt um Oswald ward immer größer. Sie rief auf's Gerathewohl nach Schiffern, die ihr Rufen für ein Hülferufen der Verunglückten hielten, die im Sturm ertranken; und dennoch wagte Niemand, ſich zu nahen, ſo furchtbar waren die ſtürmenden Wogen des großen Kanals.

Corinna erwartete den Tag in dieſem Zuſtande. Das Wetter ward indeſſen ruhiger, und der Gondelführer, der Oswald gefahren hatte, brachte ihr nach ſeinem Auftrag die Nachricht, daß er glücklich durch die Lagunen gefahren ſey. Dieſer Augenblick noch glich beinahe dem Glück, und erſt nach einigen Stunden hatte Corinna auf's neue das Vorgefühl der Abweſenheit, der langen Stunden, der traurigen Tage, und des unruhvollen, verzehrenden Kummers, der ſie allein nun beſchäftigen ſollte.

Viertes Kapitel.

Während der erſten Tage ſeiner Reiſe, war Oswald wohl zwanzigmal bereit, wieder zu Corinna zurückzureiſen; aber die Gründe, die ihn fortzogen, ſiegten über dies Verlangen. Es iſt ein feierlicher, ein entſcheidender Schritt für die Liebe, ſie einmal überwunden zu haben; das Blendwerk ihrer Allmacht iſt vorüber.

Indem Oswald England wieder näher kam, kehrten alle Erinnerungen des Vaterlandes in ſeine Seele zurück. Das in Italien verlebte Jahr ſtand mit keinem andern Zeitraum ſeines Lebens in irgend einer Verbindung. Es war, als ob eine glänzende Erſcheinung ſeine Einbildungskraft gerührt hätte, die aber nicht völlig weder ſeine Meinungen, noch die Neigungen verwandeln konnte, aus denen ſein Daſeyn bis jetzt beſtanden hatte. Er fand ſich ſelbſt wieder, und obwohl ſeine Traurigkeit, von Corinna getrennt zu ſeyn, ihn in jeder Empfindung von Freude ſtörte, bekam er doch wieder eine Art von Feſtigkeit in den Vorſtellungen, welche durch die berauſchende Unbeſtimmtheit der Kunſt, und Italiens, vor ſeinem Blicke verſchwunden waren. Sobald er den Fuß in England an das Land geſetzt hatte, ward er betroffen von der Ordnung, dem Wohlſtande, dem Reichthum und dem Erwerbfleiße, die ſich ſeinem Blicke darboten; alle ihm angebornen Neigungen, Gewohnheiten und Anhänglichkeiten, wurden kräftiger als je in ihm aufgeweckt. In dieſem Lande, wo die Männer ſo viel Würde, die Frauen ſo viel Beſcheidenheit haben, wo die häusliche Wohlfahrt das Band der allgemeinen Wohlfahrt iſt, hier dachte Oswald nur an Italien, um es zu beklagen. Ihn dünkte als ob in ſeinem Vaterlande allem das edle Siegel der menſchlichen Vernunft aufgedrückt wäre; da in Italien die Einrichtungen und der Zuſtand des Staates in

Der älteſte unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beſte Dichter der idylliſchen Gattung war Bion. Von ihm iſt das unvergleichliche Bruchſtück aus der Liebesgeſchichte des Achilles und der Deidamia; dieſes mag allein hinreichend ſcheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgeſpräch dürfte gleichfalls von ihm ſeyn; es ſteht mit ſeiner naiven Anmuth in der ſchönſten Mitte zwiſchen der unverſchönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt ſich in dem gemeſſen wechſelnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Überbleibſel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen ſind, athmen eine ſüße Innigkeit, ſind überaus lieblich und liebevoll. Derſelbe Geiſt lebte allem Anſchein nach in ſeinen andern Gedichten, die nun verloren ſind. Sie gehören zu denen, die mit den Geſängen der Sappho auf Anſtiften der Geiſtlichen zu Conſtantinopel wegen ihres allzu erotiſchen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, iſt der berühmteſte ſeiner Gattung geworden. Er gefällt ſich am meiſten in kräftiger Darſtellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er ſuchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünſtigten, deren Nachahmung für ſeine Manier entſcheidend geweſen ſeyn mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unſchuldigen Natur liegt, welche er darſtellt, und nicht in der Art, wie er darſtellt, konnte es bey dem ervieler Rückſicht nur Verworrenheit, Schwachheit und Unwiſſenheit verriethen. Die verführeriſchen Gemälde, die poetiſchen Empfindungen machten in ſeinem Gemüthe dem tiefen Gefühl der Freiheit und der Sittlichkeit Raum; und obgleich er Corinna immer liebte, tadelte er ſie doch ſanft, daß ſie Mißfallen an dem Leben in einer Gegend gefunden habe, das ihm ſo edel und ſo weiſe dünkte. Kurz, wenn er aus einem Lande, wo die Fantaſie vergöttert wird, nach einem leichtſinnigen oder dürren Lande gekommen wäre, dann hätten alle Erinnerungen, ſeine ganze Seele ihn nach Italien zurückgefordert; aber er vertauſchte das unbeſtimmte Verlangen eines romanhaften Glücks, gegen den Stolz der wahren Güter des Lebens, gegen Unabhängigkeit und Sicherheit. Er ging wieder ein in das den Männern ziemende Daſeyn, der zweckmäßigen Thätigkeit. Schwärmerei iſt wohl eigentlich ſchicklicher für Frauen, für die von der Geburt an ſchwachen, aufopfernden Weſen; der Mann will erlangen, was er wünſcht, und der gewohnte Muth, das Bewußtſeyn der Kraft, bringen ihn gegen ſein Geſchick auf, wenn er nicht dahin gelangt, es nach ſeinem Willen zu lenken.

Oswald traf in London die Geſpielen ſeiner Kindheit wieder an; er hörte wieder die kraftvolle gedrungene Sprache reden, die weit mehr Gefühle anzudeuten ſcheint, als ſie ausdrückt; er ſchaute die ernſthaften Geſichtsbildungen wieder, die ſich plötzlich aufhellen, wenn ein tiefes Gefühl ihre gewöhnliche Zurückhaltung beſiegt; er fand das Vergnügen wieder, Entdeckungen zu machen in den Gemüthern, die ſich den beobachtenden Blicken nur nach und nach offenbaren; mit einem Worte, er fühlte, daß er in ſeinem Vaterlande war; diejenigen, welche es nie verlaſſen haben, wiſſen nicht, wie viel Bande es uns theuer machen. Indeſſen trennte Oswald das Andenken an Corinna von keinem der Eindrücke, die ihn empfingen, und da er mehr Anhänglichkeit als je für England, und zugleich die größte Abneigung fühlte, es auf's neue zu verlaſſen, ſo führten ihn ſeine Betrachtungen jedesmal wieder zu dem Entſchluß, Corinna zu heirathen, und ſich mit ihr in Schottland niederzulaſſen.

Mit Ungeduld wünſchte er eingeſchifft zu werden, um deſto eher wieder zurückzukommen, als der Befehl ankam, die Abfahrt der Expedition, bei welcher ſein Regiment ſeyn ſollte, aufzuſchieben; zu gleicher Zeit aber machte man bekannt, daß dieſer Aufſchub mit jedem Tage ein Ende haben könne, und es war in dieſer Rückſicht eine ſolche Ungewißheit, daß kein Offizier über vierzehn Tage Zeit, vorher beſtimmen durfte. Lord Nelvil fühlte ſich ſehr unglücklich in dieſer Lage. Er litt entſetzlich, von Corinna getrennt zu ſeyn, und weder die nöthige Zeit, noch die Freiheit zu haben, irgend einem feſten Plane zu folgen. Er brachte ſechs Wochen in London zu, ohne in Geſellſchaften zu erſcheinen, einzig nur ſich mit dem Augenblick beſchäftigend, wenn er Corinna wiederſehen würde, und ſich ſehr betrübend, daß er ſo viel Zeit, von ihr entfernt, verlieren müſſe. Endlich beſchloß er, dieſe Tage der Erwartung zu einer Reiſe nach Northumberland anzuwenden, um Lady Edgermond zu beſuchen, und ſie zu bewegen, daß ſie rechtskräftig anerkennen ſolle, daß Corinna die Tochter des Lord Edgermond ſey, und daß das Gerücht ihres Todes irrig verbreitet worden wäre. Seine Freunde zeigten ihm die öffentlichen Blätter, in welchen man ſehr ungünſtige Bemerkungen über Corinna's Leben hatte einfließen laſſen, und er fühlte ein glühendes Verlangen, ihr ihren gebührenden Rang und Anſehen wiederzuſchaffen.

Fünftes Kapitel.

Oswald reiſte nach dem Gute der Lady Edgermond ab. Er dachte mit Rührung daran, den Ort zu ſehen, wo Corinna ſo viele Jahre verlebt hatte; die Nothwendigkeit, der Lady Edgermond verſtehen geben zu müſſen, daß er entſchloſſen ſey, der Hand ihrer Tochter zu entſagen, ſetzte ihn einigermaßen in Verlegenheit, und die Miſchung dieſer verſchiedenartigen Empfindungen beſtürmte ihn, und machte ihn nachdenklich. Die Gegenden, indem er weiter nach dem nördlichen England reiſte, erinnerten ihn immer lebhafter an Schottland; und das Andenken an ſeinen Vater, ſeinem Gedächtniſſe ohne Unterlaß gegenwärtig, drang tiefer noch zu ſeinem Herzen. Als er bei Lady Edgermond ankam, fiel ihm der gute Geſchmack in der Anordnung des Gartens und des Schloſſes auf, und da die Frau vom Hauſe noch nicht bereit war, ihn gleich zu empfangen, ſo ging er unterdeſſen in den Park ſpazieren, und erblickte in der Entfernung, zwiſchen den Bäumen, eine junge Perſon von dem zierlichſten Wuchs, und mit wunderſchönen blonden Haaren, die kaum von ihrem Hut zuſammen gehalten werden konnten. Sie las mit vieler Aufmerkſamkeit. Oswald erkannte Lucile in ihr, obgleich ſie, da er ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen hatte, und ſie unterdeſſen von der Kindheit zur Jugend herangewachſen war, ſich erſtaunlich verſchönert hatte. Er nahte ſich ihr, grüßte ſie, und wollte ihre Hand nehmen, um ſie nach der italieniſchen Sitte ehrerbietig zu küſſen; das Mädchen trat zurück, ward ſehr roth, verneigte ſich tief, und ſagte: — Mein Herr, ich will Sie bei meiner Mutter melden; — und entfernte ſich.

Es war Lucile, die eben in ihr ſechszehntes Jahr getreten war. Ihre Züge waren von einer ſeltenen Zartheit; ihr Wuchs beinah zu ſchlank, denn es lag etwas ſchwächliches in ihrem Gange; ihre Geſichtsfarbe war von wunderbarer Schönheit, Erröthen, und Erblaſſen wechſelten in einem Augenblicke darin ab; ihre blauen Augen waren ſo oft niedergeſchlagen, daß ihre Phyſiognomie vorzüglich in dieſer Zartheit der Geſichtsfarbe beſtand, die ohne ihr Vorwiſſen ihre Bewegungen verrieth, welche ihre tiefe Zurückhaltung auf keine andre Weiſe kund werden ließ. Seitdem Oswald im Süden reiſte, hatte er die Vorſtellung einer ſolchen Geſtalt, und eines ſolchen Ausdrucks ganz aus dem Gedächtniß verlohren. Ein Gefühl von Ehrfurcht ergriff ihn; er machte ſich lebhafte Vorwürfe darüber, daß er ſie mit einer Art von Vertraulichkeit angeredet habe, und indem er wieder nach dem Schloſſe zurück ging, wohin er Lucilen gehen ſah, ſann er der himmliſchen Reinheit eines jungen Mädchens nach, die ſich niemals von ihrer Mutter entfernte, und die vom Leben nichts kennt, als die kindliche Zärtlichkeit.

Lady Edgermond war allein, als Lord Nelwil zu ihr geführt ward; er hatte ſie zweimal vor einigen Jahren mit ſeinem Vater geſehen, damals aber wenig Acht auf ſie gegeben; dieſesmal beobachtete er ſie mit Aufmerkſamkeit, um ſie mit der Schilderung zu vergleichen, die Corinna ihm von ihr gemacht; er fand dieſe Schilderung in mancher Hinſicht wahr, doch dünkte ihm als läge im Blick der Lady Edgermond mehr Gefühl, als Corinna ihr beilegte, und er dachte, ſie habe nicht ſo viel Übung als er, die zurückhaltenden Phyſiognomien zu errathen. Seine vorzüglichſte Abſicht bei Lady Edgermond war, ſie dahin zu vermögen, daß ſie Corinna anerkennen möchte, indem ſie alles vernichtete, was man angeordnet hatte, ſie für todt auszugeben. Er fing ein Geſpräch über Italien an, und redete von dem Vergnügen, welches er dort gefunden. Für einen Mann iſt es ein angenehmer Aufenthalt, antwortete Lady Edgermond; aber es würde mir leid thun, wenn eine Frau, die mir werth wäre, ſich lange Zeit dort wohl gefiele. — Ich traf jedoch dort, ſagte Lord Nelvil, ſchon angegriffen von dieſer Anſpielung, die ausgezeichneteſte Frau, die ich in meinem Leben geſehen habe. — Das kann in Rückſicht des Verſtandes wahr ſeyn, erwiederte Lady Edgermond; aber ein rechtſchaffener Mann ſucht andre Eigenſchaften, als dieſe. bei der Gefährtin ſeines Lebens. — Und auch dieſe findet er, unterbrach ſie Oswald mit Wärme. — Er wollte fortfahren, und deutlich ausſprechen, was von beiden Seiten bis jetzt nur war angedeutet worden, als Lucile hereinkam, und ſich ihrer Mutter näherte, um ihr etwas in's Ohr zu ſagen. — Nein, meine Tochter, ſagte Lady Edgermond ganz laut, Du kannſt heute nicht zu Deiner Couſine hingehen; Du mußt mit Lord Nelvil hier zu Mittag ſpeiſen. — Lucile erröthete bei dieſen Worten noch mehr als im Garten, und ſetzte ſich dann ihrer Mutter zur Seite, nahm eine Stickerei vom Tiſch, mit welcher ſie ſich beſchäftigte, ohne die Augen wieder aufzuſchlagen, oder ſich in die Unterhaltung zu miſchen.

Lord Nelvil ward beinah ungeduldig über dieſes Betragen; denn wahrſcheinlich konnte es Lucilen nicht unbekannt geblieben ſeyn, daß eine Verbindung zwiſchen ihnen im Vorſchlag geweſen war, und obgleich Lucilens entzückende Geſtalt, ihn immer betroffener machte, dachte er an alles was Corinna ihm über die wahrſcheinliche Wirkung der ſtrengen Erziehung geſagt hatte, welche Lady Edgermond ihrer Tochter gab. Im Allgemeinen haben in England die jungen Mädchen mehr Freiheit als die verheiratheten Frauen, und dieſer Gebrauch iſt ſowohl auf Vernunft als auf Sittlichkeit gegründet; Lady Edgermond ging aber davon ab, nicht in Anſehung der verheiratheten Frauen, ſondern in Anſehung der jungen Mädchen; ſie war ſten unreifen Nachdenken ſcheinen. Theokritos ſey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künſtler ſeiner Gattung. Forſcht man weiter, ſo ſieht man wohl, wie das allgemeine Geſetz der natürlichen Kunſtentwickelung für die künſtliche Bildung der gelehrten Epoche helleniſcher Poeſie hier noch eine nähere Beſtimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu ſehn, da ja auch in der Elegie dieſes Zeitalters Hermeſianax, deſſen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entſcheidung der Kritiker, den claſſiſchen Gipfel ſeiner Gattung zuſprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moſchos ſteht, in zwey Handſchriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt geleſen worden. Der Scholiaſt meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen ſey Moſchos ſein Name geweſen, Theokritos „der Gottgewählte" aber ſein Beyname. So dürfte alſo wohl der bukoliſche Moſchos mit dem Theokritos Eine Perſon, und er von dieſem nur durch ein Mißverſtändniß abgeſondert worden ſeyn, welchem die Exiſtenz eines andern nicht ſehr viel ſpätern Moſchos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung ſchon Statt findet, ein Schüler des Ariſtarchos war, und alſo doch nicht Zeitgenoſſe des Philetas und Verfaſſer des Gedichts auf Bion ſeyn konnte. In den Lebensumſtänden ſpricht nichts dagegen, und es begreift ſich, warum auch Moſchos der Meinung, daß in jeder Lage, den Frauen die ſtrengſte Zurückhaltung zukomme. Lord Nelvil wollte der Lady Edgermond, ſobald er noch einmal allein mit ihr ſeyn würde, ſeine Abſichten wegen Corinna erklären, aber Lucile entfernte ſich nicht, und Lady Edgermond unterhielt bis zur Mittag-Eſſenszeit das Geſpräch über verſchiedene Gegenſtände mit einem einfachen, feſten Verſtande, der Lord Nelvil Ehrerbietung einflößte. Er wünſchte, ihre über jeden Punkt feſt angenommene Meinungen zu beſtreiten, die oft mit den ſeinigen nicht übereinſtimmten; aber er fühlte wohl, daß wenn er nur ein einziges Wort ſagen würde, das nicht in ihrem Sinne geweſen wäre, ſie dadurch eine Meinung von ihm bekommen würde, die durch nichts würde vernichtet werden können, und er nahm Anſtand, dieſen erſten Schritt zu thun, der ganz unabänderlich bei einer Frau geweſen wäre, die weder Übergänge noch Ausnahmen geſtattete, und die alles nach allgemeinen beſtimmten Regeln beurtheilte.

Man meldete, daß die Mittags-Tafel bereit ſey. Lucile nahte ſich ihrer Mutter, und gab ihr den Arm. Oswald bemerkte nun erſt, daß Lady Edgermond mit großer Beſchwerlichkeit ging. — Ich leide, ſagte ſie zu Lord Nelvil, an einer ſehr ſchmerzhaften, und vielleicht tödtlichen Krankheit. — Lucile erblaßte bei dieſen Worten; Lady Edgermond bemerkte es, und ſetzte ſanft hinzu: jedoch die Sorgfalt meiner Tochter, hat mir ſchon einmal das Leben erhalten, und wird es mir vielleicht noch lange erhalten. — Lucile beugte den Kopf nieder, damit ihre Rührung nicht bemerkt würde. Als ſie ihn wieder erhob, waren ihre Augen noch feucht von Thränen; aber nicht einmal die Hand der Mutter zu faſſen, hatte ſie gewagt; alles war in der Tiefe ihres Herzens vorgegangen, an die andern hatte ſie nur gedacht, um ihnen zu verbergen, was ſie fühlte. Oswald war innigſt gerührt von dieſer Zurückhaltung, dieſer Verſchloſſenheit;

und ſeine Fantaſie, unlängſt noch von der Redekunſt und der Leidenſchaft erſchüttert, ſchaute mit Wohlwollen das Bild der Unſchuld an; Lucile erſchien ihm wie hinter einer Wolke von Sittſamkeit, auf der ſein Auge mit Entzücken ausruhte.

Bei Tiſche legte Lucile mit unaufhörlicher Sorgfalt alles vor, um ihrer Mutter die kleinſte Anſtrengung zu erſparen, und Lord Nelvil hörte den Ton ihrer Stimme nur, wenn ſie ihm von den verſchiedenen Schüſſeln anbot; aber dieſe unbedeutenden Worte wurden mit bezaubernder Sanftmuth ausgeſprochen, und Lord Nelvil fragte ſich, wie es möglich ſey, daß die einfachſten Bewegungen, die gewöhnlichſten Worte, eine Seele ſo offenbaren können. — Entweder, wiederhohlte er bei ſich ſelber, muß es Corinna's Genie ſeyn, welches alles überſteigt, was die Fantaſie verlangen kann, oder dieſer geheimnißvolle Schleyer des Stillſchweigens und der Sittſamkeit, die jedem Mann die Freiheit laſſen, die Tugenden und die Gefühle vorauszuſetzen, die er wünſcht. — Lady Edgermond und ihre Tochter ſtanden auf, und Lord Nelvil wollte ihnen folgen; aber Lady Edgermond war der Gewohnheit beim Nacheſſen heraus zu gehen, ſo gewiſſenhaft treu, daß ſie ihm ſagte, er möchte am Tiſche ſitzen bleiben, bis daß ſie und ihre Tochter den Thee im Geſellſchaftszimmer würden zubereitet haben; und Lord Nelvil wartete eine Viertelſtunde, bis er ihnen folgte. Der Abend verging, ohne daß er einen Augenblick hätte mit Lady Edgermond allein ſprechen können, denn Lucile verließ ſie nicht. Er wußte nicht was er thun ſollte, und war Willens, ſich nach der benachbarten Stadt zu begeben, und den Morgen darauf wieder zu kommen, um mit Lady Edgermond zu ſprechen, als ſie ihm anbot die Nacht da zu bleiben. Er nahm das Anerbieten ſogleich an, ohne eine Wichtigkeit darauf zu legen, und demungeachtet gereute es ihn hernach, es angenommen zu haben, weil er in Lady Edgermonds Blicken zu bemerken glaubte, daß ſie in dieſer Einwilligung einen Grund fände zu glauben, er habe noch Abſichten auf ihre Tochter. Dies war ein Bewegrund mehr ihn zu beſtimmen, daß er ſie in dem nämlichen Augenblick noch um eine Unterredung bat, die ſie ihm auf den folgenden Morgen zuſagte.

Lady Edgermond ließ ſich nach dem Garten tragen; Oswald bot ſich an ſie zu führen, damit ſie einige Schritte gehen möchte; Lady Edgermond ſah ihn feſt an, und ſagte: — Ich bin es zufrieden. — Lucile übergab ihm den Arm ihrer Mutter, und ſagte ihm mit ſehr leiſer Stimme, damit es ihre Mutter nicht hören möchte: — Mylord, gehen Sie langſam. — Lord Nelvil bebte bei dieſen geheim geſagten Worten. Eben ſo hätte ein Wort des Gefühls von dieſer engelgleichen Geſtalt an ihn gerichtet werden können, die nicht für irdiſche Neigungen erſchaffen ſchien. Oswald dachte nicht, daß ſeine Bewegung in dieſem Augenblick eine Kränkung gegen Corinna ſey; es ſchien ihm blos die Huldigung für Lucilens himmliſche Reinheit. Sie gingen zur Zeit des Abendgebets wieder in das Schloß zurück; Lady Edgermond ließ es täglich in ihrem Hauſe, in Gegenwart des vereinigten Hausgeſindes halten. Sie waren alle in dem großen Saal des unterſten Stockwerks verſammelt; die meiſten von ihnen waren alt und entkräftet; ſie waren theils bei dem Vater der Lady Edgermond, theils bei dem ihres Gemahls in Dienſten geweſen. Oswald ward ſehr gerührt von dieſem Anblick, der ihn erinnerte an das, was er ſo oft in ſeines Vaters Hauſe geſehen hatte. Alles knieete nieder, ausgenommen Lady Edgermond, die von ihrer Krankheit daran verhindert wurde; ſie faltete aber ihre Hände, und ſchlug die Augen nieder, in ehrerbietiger Sammlung.

Lucile knieete neben ihrer Mutter; Ihr

war das Vorleſer-Amt aufgetragen. Erſt las ſie ein Kapitel aus dem Evangelium, und dann ein dem ländlichen häuslichen Leben angemeſſenes Gebet. Lady Edgermond war die Verfaſſerin dieſes Gebets, und es lag eine Art von Strenge darin, die mit dem ſanften ſchüchternen Ton ihrer Tochter, die es vorlas, contraſtirte; aber dieſe Strenge ſelber erhöhete die Wirkung der letzten Worte, die Lucile zitternd ausſprach. Nach dem Gebet für das Hausgeſinde, für die Anverwandte, für den König, für das Vaterland, hieß es darin: »Erzeige uns auch die Gnade, »o mein Gott, daß die Tochter dieſes Hau»ſes lebe und ſterbe, ohne daß ihre Seele »von einem Gedanken, von einer Empfin»dung befleckt ſey, die ihren Pflichten ent»gegen wäre; und daß ihre Mutter, die »bald zu dir zurück kehren muß, Vergebung »ihrer eignen Fehler finde, durch die Tu»genden ihres einzigen Kindes.«

Lucile wiederhohlte täglich dieſes Gebet.

Dieſen Abend aber, in Oswalds Gegenwart, war ſie gerührter als gewöhnlich, und Thränen entfielen ihren Augen, ehe ſie die Vorleſung geendigt hatte, und ſie ihr Geſicht mit den Händen verbergen konnte, um ihre Thränen allen fremden Blicken zu verbergen; Oswald hatte ſie aber fließen ſehen, und eine mit Ehrfurcht vermiſchte Rührung erfüllte ſein Herz; er betrachtete dies jugendliche Anſehen, das beinah noch an die Kindheit gränzte, dieſen Blick, der die noch friſche Erinnerung des Himmels aufbewahrt zu haben ſchien. Ein ſo reizendes Geſicht, mitten unter dieſen Alter und Krankheit bezeichnenden Geſichtern, erſchien wie ein Bild der göttlichen Erbarmung. Lord Nelvil betrachtete das ſtrenge eingezogne Leben, welches Lucile geführt hatte; die unvergleichliche Schönheit, die allen Freuden wie allen Huldigungen der Welt entzogen war, und ſeine Seele durchdrang die reinſte Empfindung. Auch Lucilens Mutter verdiente Ehrerbietung und erhielt ſie; dieſe Frau war ſtrenger noch gegen ſich ſelbſt, als gegen andre; die Schranken ihres Geiſtes mußten eher der außerordentlichen Strenge ihrer Grundſätze zugeſchrieben werden, als irgend einem Fehler ihres natürlichen Verſtandes; und mitten in allen den ſelbſt gemachten Banden, in aller der angebohrnen und erworbenen Unbiegſamkeit, hatte ſie eine Leidenſchaft für ihre Tochter, die um ſo tiefer war, da die Härte ihres Charakters von unterdrücktem Gefühl herrührte, und der einzigen Neigung, die ſie nicht erſtickt hatte, neue Kraft verlieh.

Um zehn Uhr Abends herrſchte die tiefſte Stille im Hauſe; Oswald hatte Zeit über den verlebten Tag nachzudenken; er geſtand es ſich ſelber nicht, daß Lucile Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte; vielleicht war dies ſogar auch noch nicht der Fall; aber obgleich Corinna die Fantaſie auf tauſend Weiſen bezauberte, ſo gab es doch eine Art von

Vorſtellung, einen muſikaliſchen Laut, wenn es erlaubt iſt ſich ſo auszudrücken, der nur mit Lucile in Übereinſtimmung zu bringen war. Die Bilder des häuslichen Glücks vereinten ſich leichter mit der Eingezogenheit in Northumberland, als mit Corinnas Triumphzug; kurz Oswald konnte es ſich nicht verbergen, daß Lucile die Frau ſey, die ſein Vater für ihn gewählt haben würde; aber er liebte Corinna; er ward von ihr geliebt; er hatte geſchworen nie eine andre Verbindung einzugehen, das war hinreichend, um in ſeinem Vorhaben zu beharren, den folgenden Morgen der Lady Edgermond zu erklären, daß er ſich mit Corinna vermählen wollte. Er ſchlief unter dem Andenken an Italien ein, und troz dem glaubte er im Schlafe Lucile zu ſehen, die in der Geſtalt eines Engels leicht vor ihm vorüber ſchwebte. Er erwachte, und wollte den Traum verſcheuchen; aber derſelbe Traum kam wieder, und das leztemal, daß er ſich ihm darſtellte, ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beygelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wiſſen, daß er ſich in manchen andern Arten verſucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner gewöhnlichen bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meynung beyſtimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der epiſchen Poeſie in dem Abſchnitt von dem mittleren Epos angegeben. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunſtgeſchichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſeyn; es iſt augenſcheinlich ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So konnten auch die Bakchantinnen, Bruchſtellte, ſchien die Geſtalt zu entfliegen; er erwachte von neuem, dieſesmal es bedauernd, daß er den verſchwindenden Gegenſtand nicht zurück halten konnte. Der Tag brach eben an, Oswald ging hinunter, um ſpazieren zu gehen.

Sechſtes Kapitel.

Die Sonne war eben aufgegangen, und Lord Nelvil glaubte, es würde noch Niemand im Hauſe wach ſeyn. Er irrte; Lucile zeichnete ſchon auf dem Altan. Ihr Haar, das noch nicht aufgeſteckt war, flatterte im Winde; ſie glich dem Traume, der Lord Nelvil erſchienen war, und er war einen Augenblick betroffen, als er ſie ſo, wie eine übernatürliche Erſcheinung vor ſich ſah; gleich darauf aber ſchämte er ſich, von einem ſo natürlichen Zufall ſo gerührt zu ſeyn; er blieb einige Zeit vor dieſem Altan ſtehen; er grüßte Lucile, konnte aber nicht bemerkt werden, denn ſie wandte die Augen nicht von ihrer Arbeit. Er ſetzte ſeinen Spaziergang weiter fort, und nun wünſchte er mehr als jemals, Corinna zu ſehen, damit ſie die unbeſtimmten Eindrücke zerſtreue, die er nicht zu deuten wußte. Lucile gefiel ihm, wie das Geheimniß, wie das Unbekannte; er hätte gewünſcht, daß der Glanz von Corinna's Genie dieſes leichte Bild verdunkele, das nach einander alle Geſtalten vor ſeinen Augen annahm.

Er ging in das Geſellſchaftszimmer und traf Lucile, welche die Zeichnung, die ſie eben gemacht hatte, in einen kleinen braunen Rahm faßte, und ſie dem Theetiſch ihrer Mutter gegenüber aufſtellte. Oswald beſah die Zeichnung; es war nichts als eine weiße Roſe am Stiel, aber mit vollkommner Anmuth gezeichnet. — Sie können alſo malen? ſagte Oswald zu Lucile. — Nein, Mylord, ich kann durchaus nichts als Blumen nachahmen, und auch nur die leichteſten; wir haben hier keinen Meiſter, und das wenige, was ich gelernt habe, verdank' ich einer Schweſter, die mir Unterricht gab. Dieſe Worte begleitete ſie mit einem Seufzer. Lord Nelvil ward ſehr roth und ſagte: — und wo iſt dieſe Schweſter hingekommen? — Sie lebt nicht mehr, erwiederte Lucile, aber ich werde ſie immer beweinen. — Oswald ſah, daß Lucile über das Schickſal ihrer Schweſter betrogen ſey, wie die ganze übrige Welt; aber das Wort, ich werde ſie immer beweinen, ſchien einen liebenswürdigen Charakter zu offenbaren, und er ward davon gerührt. Lucile wollte ſich entfernen, da ſie plötzlich gewahr wurde, daß ſie allein ſey mit Lord Nelvil, als Lady Edgermond herein kam. Sie ſah ihre Tochter mit einem Blick des Erſtaunens und der Strenge an, und machte ihr ein Zeichen, hinaus zu gehen. Dieſer Blick machte Oswald aufmerkſam auf etwas, was ihm zuerſt nicht aufgefallen war; nämlich .daß Lucile etwas, ihrer Gewohnheit nach, ganz außerordentliches gethan habe, indem ſie einige Minuten ohne ihre Mutter bei ihm geblieben war; und er war ſo davon gerührt, wie er es von einem ſehr ausgezeichneten Beweiſe der Neigung einer andern Perſon geweſen ſeyn würde.

Lady Edgermond ſetzte ſich, und ſchickte ihre Bediente hinaus, die ſie bis zu ihrem Seſſel geführt hatten. Sie war ſehr blaß, und ihre Lippen bebten, indem ſie Lord Nelvil eine Taſſe Thee anbot. Er bemerkte dieſe Unruhe, und ſeine eigne Verlegenheit ward noch dadurch vermehrt; doch, vom Verlangen angefeuert, der Geliebten nützlich zu ſeyn, fing er die Unterredung an. — Madame, ſagte er zu Lady Edgermond, ich habe in Italien eine Perſon ſehr oft geſehen, die Sie ſehr nah angeht. — Das glaube ich nicht, antwortete Lady Edgermond trocken, es iſt Niemand dort, der mich nah anginge. — Ich ſollte doch glauben, fuhr Lord Nelvil fort, daß die Tochter Ihres Gemahls, ein Recht auf Ihr Wohlwollen habe. — Wenn die Tochter meines Gemahls, erwiederte Lady Edgermond, eine Perſon wäre, die ihre Pflicht vernachläſſigt wie ihr Anſehen, ſo würde ich ihr ſicher nichts Übels wünſchen, aber es würde mir angenehm ſeyn, nie von ihr reden zu hören. — Und wenn dieſe von Ihnen verlaſſene Tochter, Madame, erwiederte Oswald mit Wärme, die mit allem Recht berühmteſte Frau in der Welt wäre, durch ihre bewundernswürdigen Talente jeder Art, würden ſie dieſelbe immer doch verſchmähen? — Auf alle Weiſe, antwortete Lady Edgermond; ich ſetze nicht den geringſten Werth auf Talente, die eine Frau von ihren wahrhaften Pflichten ablenken. Es giebt Schauſpielerinnen, Muſiker, Künſtler mit einem Worte, um die Welt zu ergötzen; aber für Frauen von unſerm Stande giebt es nur ein einziges ſchickliches Loos, ſich nämlich ganz ſeinem Gemahl zu widmen, und ſeine Kinder gut zu erziehen. — Wie! fing Lord Nelvil wieder an, dieſe aus der Seele entſpringenden Talente, die ohne den erhabenſten Charakter, ohne das gefühlvollſte Gemüth nicht Statt haben könnten; dieſe Talente, die mit der rührendſten Gutmüthigkeit, mit dem edelſten Herzen vereinigt ſind, dieſe würden Sie tadeln, weil ſie das Denken erheben, weil ſie der Tugend ſelber ein weiteres Reich, einen allgemeinern Einfluß geſtatten! — Der Tugend? erwiederte Lady Edgermond mit einem bittern Lächeln; ich weiß nicht recht, was Sie unter dieſem ſo angewandten Worte verſtehen? Die Tugend einer Perſon, die aus dem väterlichen Hauſe entflohen iſt; die Tugend einer Perſon, die ſich in Italien niederließ, dort das unabhängigſte Leben führt, alle Huldigungen annimmt, um nicht noch mehr zu ſagen, die ein noch ſchädlicheres Beiſpiel für andere, als für ſich ſelber giebt, indem ſie ihren Stand verläugnet, und ihre Familie, ja ſogar den Namen ihres Vaters .... — Madame, unterbrach ſie Oswald, das war ein Opfer der Großmuth, das ſie Ihren Wünſchen und Ihrer Tochter brachte; ſie fürchtete Ihnen zu ſchaden, wenn ſie Ihren Namen trüge .... — Sie fürchtete, rief

Lady Edgermond, ſie fühlte alſo, daß ſie ihn entehrte. — Das iſt zu viel, unterbrach Oswald heftig; Corinna Edgermond wird bald Lady Nelvil ſeyn; dann werden wir ſehen, Madame, ob Sie erröthen werden, in ihr die Tochter Ihres Gemahls anzuerkennen! Sie faſſen eine Perſon mit in die gemeinen Regeln, die Gaben erhielt, wie noch nie eine andre Frau ſie erhalten hat; ein Engel an Geiſt und Güte; ein bewundernswürdiges Genie, und nichts deſto weniger ein gefühlvoller beſcheidener Charakter; eine erhabene Fantaſie; ein gränzenloſer Edelmuth; eine Perſon, die gefehlt haben kann, weil eine ſo erſtaunenswürdige Überlegenheit ſich nicht immer zu dem gemeinen Leben ſchickt, die aber eine ſo ſchöne Seele beſitzt, daß ſie erhaben iſt über ihre Fehler, und eine einzige ihrer Handlungen, oder ihrer Worte, vernichtet ſie alleſammt. Der, welchen ſie als ihren Beſchützer erwählt, iſt mehr geehrt, als der es ſeyn könnte, den die Königin der Welt ſich als Gemahl auserwählte. — Vielleicht, Mylord, antwortete Lady Edgermond, indem ſie ſich zur Faſſung zwang, vielleicht, Mylord, werden Sie die Schranken meines Verſtandes beſchuldigen, aber ich verſtehe nichts von Allem, was Sie da ſagten. Ich verſtehe unter Sittlichkeit nichts, als die genaue Beobachtung der feſtgeſtellten Regeln; außer dieſen verſtehe ich nur übel angewandte Eigenſchaften, die höchſtens Mitleiden verdienen. — Die Welt würde etwas ſehr Freudenloſes ſeyn, Madame, antwortete Oswald, wenn man niemals Genie, und nie Begeiſterung gehabt, und aus der menſchlichen Natur ein ſo geregeltes eintöniges Ding gemacht hätte. Wir wollen aber nicht ferner einen ſo unnützen Streit fortführen, ich komme, Sie förmlich zu befragen, ob Sie Miß Edgermond als Ihre Stieftochter anerkennen werden, wenn ſie Lady Nelvil ſeyn wird? — Dann noch weniger, erwiederte Lady Edgermond; denn ich bin es dem Andenken Ihres Vaters ſchuldig, wenn ich es vermag, die unglücklichſte Verbindung zu verhindern. — Wie, mein Vater? ſagte Oswald, den dieſer Name immer beſtürzt machte. — Wiſſen Sie denn nicht, fuhr Lady Edgermond fort, daß er die Verbindung mit Miß Edgermond für Sie ausſchlug, als ſie noch kein Vergehen begangen hatte, als er bloß mit dem ihm eigenen unfehlbaren Scharfſinn vorausſah, was ſie eines Tages ſeyn würde? — Wie? Sie wiſſen . . . . — Der Brief Ihres Vaters über dieſen Gegenſtand, an Mylord Edgermond, iſt in Herrn Dickſons, ſeines alten Freundes, Händen; ich übergab ihm denſelben, als ich Ihr Verhältniß mit Corinna in Italien gewahr wurde, damit er ihn Ihnen bei Ihrer Rückkunft zu leſen gäbe; es kam mir nicht zu, es auf mich zu nehmen.

Oswald ſchwieg einige Augenblicke, dann fing er wieder an: — Was ich von Ihnen

Stück eines epiſchen Gedichts ſeyn. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 71ſte — 100ſte Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἀΐτης und Ἠλακάτη überſchrieben ſind; doch geben wir dieſe zu keiner ſo beſtimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung ſo beſchaffen iſt, darf es nicht überflüſſig und muß ſehr erlaubt ſcheinen, manche Stücke derſelben von neuem zu prüfen, ob ſie auch dem Theokritos angehören, und ob ſich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotiſche Geiſt des letzten und der mimiſche des erſteren, die feſten Punkte ſind, welche die Unterſuchung leiten müſſen.

fordre, Madame, was gerecht iſt, was Sie ſich ſelber ſchuldig ſind, iſt dies: vernichten Sie die Gerüchte über den Tod Ihrer Stieftochter, die Sie haben verbreiten laſſen, und erkennen Sie ſie ehrenvoll an, für das, was ſie iſt, für die Tochter von Lord Edgermond. — Ich, antwortete Lady Edgermond, will auf keine Weiſe zu dem Unglück Ihres Lebens etwas beitragen; und wenn Corinna's jetzige Exiſtenz, dieſe Exiſtenz ohne Namen und ohne Schutz, die Urſache ſeyn kann, daß Sie ſie nicht heirathen, ſo behüte mich Gott und Ihr Vater, daß ich dieſes Hinderniß hinwegräume! — Madame, antwortete Lord Nelvil, Corinna's Unglück wird mich nur feſter an ſie knüpfen. — Nun dann! fing Lady Edgermond mit einer Heftigkeit an, der ſie ſich noch nie überlaſſen hatte, und die wahrſcheinlich aus dem Verdruß entſtand, einen Gemahl für ihre Tochter zu verlieren, der in ſo vieler Rückſicht ſchicklich für ſie war; nun dann, ſtürzen Sie ſich dann beide in Ihr Unglück! denn auch ſie wird unglücklich ſeyn; dies Land iſt ihr verhaßt; ſie kann ſich nicht in unſre Sitten, in unſer ſtrenges Leben fügen. Sie bedarf eines Schauplatzes, wo ſie alle ihre Talente zeigen kann, die Sie ſo hoch preiſen, und die das Leben ſo beſchwerlich machen. Sie werden ſehen, daß ſie hier Langeweile haben, daß ſie verlangen wird, nach Italien zurückzugehen; ſie wird Sie mit hinziehen; Sie werden Ihre Freunde, Ihre und Ihres Vaters Heimath verlaſſen, einer Ausländerin zu Gefallen, die liebenswürdig iſt, ich will es zugeben, die Sie aber vergeſſen würde, wenn Sie es wollten, denn es iſt nichts beweglicher als dieſe überſpannten Köpfe; die tiefen Schmerzen ſind nur ein Eigenthum der gewöhnlichen Frauen, wie Sie ſie nennen, das heißt ſolcher, die nur für ihren Gemahl und ihre Kinder leben. — Lady Edgermond, die immer zur Verſchloſſenheit gewöhnt, ſich vielleicht nie in ihrem Leben ſo hatte gehen laſſen, ward von der Heftigkeit, mit der ſie geredet hatte, ſo erſchüttert, daß ſie, da ſie ohnedies an ſchwachen Nerven litt, ohnmächtig ward, als ſie zu reden aufhörte. Oswald, der ſie in dieſem Zuſtande ſah, zog heftig an die Klingel, um nach Hülfe zu rufen.

Lucile kam äußerſt erſchreckt, bemühte ſich ihrer Mutter zu helfen, und warf auf Oswald bloß einen unruhigen Blick, der zu ſagen ſchien: Sind Sie es, die meine Mutter in dieſen Zuſtand verſetzt haben? Lord Nelvil ward ſehr gerührt von dieſem Blick. Als Lady Edgermond wieder zu ſich kam, ſuchte er ihr ſeine Theilnahme zu bezeigen; aber ſie ſtieß ihn kalt zurück, und erröthete bei dem Gedanken, daß ſie durch ihre Heftigkeit vielleicht, ſich in dem Stolze für ihre Tochter etwas vergeben, und den Wunſch verrathen habe, ſie mit Lord Nelvil zu vermählen. Sie machte Lucile ein Zeichen, ſich zu entfernen, und ſagte: — Mylord, auf jeden Fall müſſen Sie ſich als frei von der Art von Verbindung anſehen, die zwiſchen uns etwa Statt fand. Meine Tochter iſt ſo jung, daß der Plan, den Ihr Vater und ich gefaßt hatten, ſie zu nichts verbinden konnte; indeſſen iſt es, da dieſer Plan geändert iſt, doch ſchicklicher, Sie beſuchen mich nicht mehr, ſo lange meine Tochter nicht verheirathet iſt. — Ich werde mich alſo, ſagte Oswald, indem er ſich verbeugte, darauf einſchränken, Ihnen zu ſchreiben, um mit Ihnen über das Loos einer Perſon zu unterhandeln, die ich niemals verlaſſen werde. — Das kömmt auf Sie an, antwortete Lady Edgermond mit erſtickter Stimme. — Lord Nelvil ging fort.

Indem er durch die Auffahrt ritt, erblickte er von Ferne, zwiſchen den Bäumen, Lucilens zierliche Geſtalt. Er hielt ſein Pferd an, um ſie noch zu ſehen, und es dünkte ihn, Lucile ginge derſelben Richtung nach, indem ſie ſich zwiſchen den Bäumen verbarg. Die Landſtraße führte vor einem Luſthauſe an dem einen Ende des Parks vorbei. Oswald bemerkte, daß Lucile in das Luſthaus hineinging, er ritt bewegt vorüber, ohne ſie wahrnehmen zu können. Er wandte mehrmals den Kopf, als er vorüber war, und bemerkte an einer andern Stelle, von wo man die ganze Landſtraße überſehen konnte, daß ſich etwas in den Blättern eines der Bäume rührte, die das Luſthaus umgaben. Er hielt dem Baume gegenüber an, ſah aber nicht die geringſte Bewegung mehr. Ungewiß, ob er richtig errathen habe, ritt er fort; plötzlich wandte er um, und ritt mit Blitzesſchnelle zurück, als ob er etwas auf dem Wege verloren habe, und nun erblickte er Lucile am Wege, und grüßte ſie ehrerbietig. Lucile ließ eilends ihren Schleier herunter und ging tiefer in das Gehölz; ſie bedachte nicht, daß ſie eben durch dieſes Verbergen den Beweggrund eingeſtand, der ſie hergeführt; das arme Kind hatte in ihrem Leben nichts ſo lebhaftes, und nichts ſo ſtrafbares empfunden, als das Gefühl, welches ihr das Verlangen eingeflößt hatte, Lord Nelvil vorüber reiten zu ſehen; und weit entfernt, daß ſie hätte denken können, ihn ganz einfach zu grüßen, hielt ſie ſich ganz bei ihm für verloren, weil er ſie errathen hatte. Oswald verſtand alle dieſe Regungen, und fühlte ſich ſanft geſchmeichelt durch dieſe unſchuldige Neigung, die ſich ſo ſchüchtern und ſo wahr zu erkennen gab. — Keine, dachte er, konnte wahrhafter ſeyn, als Corinna, aber keine kannte auch beſſer ſich ſelbſt und andere; Lucilen müßte man ſowohl die Liebe lehren, die ſie fühlen, als die ſie einflößen würde. Aber dieſer kurze Reiz, kann er für das ganze Leben genügen? weil dieſe liebenswürdige Unwiſſenheit über ſich ſelbſt nicht dauernd ſeyn kann, weil man denn doch einſt in ſeine Seele eindringen und wiſſen muß, was man fühlt, iſt nicht die Unbefangenheit, welche dieſe Entdeckung überlebt, mehr noch werth, als die Unbefangenheit, welche ihr vorhergeht? —

So verglich er in ſeinen Gedanken Corinna mit Lucile; aber dieſe Vergleichung war bis jetzt, wenigſtens glaubte er es, nichts als ein einfacher Zeitvertreib für ſeinen Verſtand; er dachte nicht daran, daß er ihn je auf eine andre Art beſchäftigen könnte.

Siebentes Kapitel.

Nachdem er Lady Edgermonds Haus verlaſſen, begab ſich Oswald nach Schottland. Die Unruhe, die Lucilens Erſcheinung in ihm zurückgelaſſen, das Gefühl, welches er für Corinna behielt, alles wich der Rührung bei dem Anblick der Orte, wo er mit ſeinem Vater gelebt hatte; er machte ſich Vorwürfe wegen der Zerſtreuungen, denen er ſich ſeit länger als einem Jahre überlaſſen; er fürchtete nicht mehr würdig zu ſeyn, die Wohnung zu betreten, die er nie verlaſſen zu haben wünſchte. Ach! nach dem Verluſte deſſen, was man auf Erden am meiſten geliebt, wie könnte man mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn man nicht in der tiefſten Eingezogenheit verblieb! Das Leben in der Geſellſchaft iſt immer Schuld, daß wir auf gewiſſe Weiſe den Dienſt derer, die nicht mehr ſind, verabſäumen. Vergebens wohnt ihr Andenken in dem Grunde unſeres Herzens; man iſt der Thätigkeit der Lebenden hingegeben, die den Gedanken des Todes als ſchmerzlich, oder als unnütz, oder auch nur als anſtrengend, verſcheucht. Kurz, wenn die Einſamkeit nicht die Klagen und das Nachſinnen verlängert, ſo bemächtigt das Daſeyn, ſo wie es iſt, ſich auf's neue der zärtlichſten Seelen, und theilt ihnen wieder Zuneigung, Verlangen und Leidenſchaften mit. Es iſt eine elende Bedingung der menſchlichen Natur, dieſe Nothwendigkeit der Zerſtreuung, und wenn ſchon die Vorſehung es wollte, daß der Menſch ſo ſey, damit er den Tod ertragen könne, den eignen, und den der andern; oft aber fühlen wir, mitten in dieſen Zerſtreuungen, uns von der Reue ergriffen, daß wir deren fähig ſind, und es iſt als ob eine rührende und ſanftduldende Stimmme uns ſagte: Ihr, die ich liebte, habt Ihr mich denn vergeſſen?

Dieſe Empfindungen beſchäftigten Oswald, indem er nach ſeinem Wohnorte zurückging; als er daſelbſt ankam, fühlte er nicht mehr dieſelbe Verzweiflung, als das erſtemal, ſondern eine tiefe Traurigkeit. Er ſah, wie die Menſchen durch die Zeit an den Verluſt deſſen waren gewöhnt worden, den er beweinte; die Dienerſchaft glaubte, nicht mehr in ſeiner Gegenwart den Namen ſeines Vaters ausſprechen zu dürfen; jeder war wieder in ſeine gewohnte Beſchäftigung getreten. Die Reihen waren dichter zuſammengedrängt, und das Geſchlecht der Kinder wuchs heran, um das der Väter zu erſetzen. Oswald verſchloß ſich in das Zimmer ſeines Vaters, wo er alles wieder auf derſelben Stelle antraf; ſeinen Mantel, ſeinen Stock, ſeinen Seſſel; aber wo war die Stimme hin, die der ſeinigen antwortete, und das Herz des Vaters, das dem Sohn entgegenpochte! Lord Nelvil blieb in tiefes Nachdenken verſenkt. — O Schickſal des Menſchen, rief er in Thränen gebadet aus, was

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den ſittlichen Zuſtand der griechiſchen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetſten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechiſchen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es ſich allmählig bildete, vollendete, und wieder ausgeartet iſt. Wem indeſſen einfache Natur und beſcheidne Schönheit nicht genügen, der wird weder die Charaktere, noch die poetiſche Darſtellung derſelben ſehr anziehend finden. Beyde ſind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroiſchen Zeitalter, von deſſen Sitten uns die homeriſchen Gedichte ein ſo reichhaltiges, und beynahe vollſtändiges Gemählde geben, war das weibliche Geſchlecht in einer weniger günſtigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größern Spielraum, zu wirken und ſich zu entwickeln. Auf Abentheuern und willſt du von uns! ſo viel Leben, um zu ſterben, ſo viel Gedanken, um alle aufzuhören! Nein, nein, er hört mich, mein einziger Freund, er iſt ſelbſt hier, meinen Thränen gegenwärtig, und unſre unſterbliche Seelen erwarten einander. O mein Vater! o mein Gott! leite mich durch das Leben. Sie kennen weder die Unentſchiedenheit, noch die Reue, dieſe eiſernen Seelen, die in ſich ſelber die unveränderlichen Eigenſchaften der todten Natur zu beſitzen ſcheinen; aber die aus Fantaſie, Gefühl und Gewiſſen erſchaffenen Weſen, können ſie einen Schritt thun, ohne zu fürchten, daß ſie irre gehen? ſie ſuchen die Pflicht als Führer, und die Pflicht ſelber wird vor ihren Blicken verdunkelt, wenn die Gottheit ſie nicht dem innerſten Herzen offenbart. —

Den Abend ging Oswald in dem Lieblingsgange ſeines Vaters ſpazieren; er folgte ſeinem Bilde zwiſchen den Bäumen. Ach! wer hat nicht manchmal im Eifer des Gebets gehofft, daß ein geliebter Schatten uns erſcheinen würde; daß wir ein Wunder durch unſer Lieben erflehen müßten? Vergebliche Hoffnung! Vor dem Grabe wird uns nichts enthüllt. Ungewißheit der Ungewißheiten, du beſchäftigſt die gemeinen Menſchen nicht. Aber je mehr das Denken ſich veredelt, deſto unwiderſtehlicher wird es zu dem Abgrunde des Nachſinnens hingezogen. Während Oswald ſich ihm ganz hingab, hörte er einen Wagen in der Auffahrt, und ein alter Mann ſtieg heraus, der langſam auf ihn zukam. Der Anblick des Alten, zu dieſer Stunde, an dieſem Orte, rührte ihn innigſt. Er erkannte Herrn Dickſon, den alten Freund ſeines Vaters, und empfing ihn mit einer Rührung, die er nie für ihn, in keinem andern Augenblick empfunden hatte.

Achtes Kapitel.

Herr Dickſon war Oswalds Vater in nichts gleich; er hatte weder ſeinen Verſtand, noch ſeinen Charakter; aber er war in der Todesſtunde bei ihm gegenwärtig, und war mit ihm in einem Jahre geboren; man hätte ſagen mögen, er bliebe noch einige Tage zurück, um ihm Nachrichten aus dieſer Welt zu bringen. Oswald führte ihn die Treppe hinauf; er fand etwas angenehmes in dieſer Sorgfalt für das Alter, die einzige Ähnlichkeit mit ſeinem Vater, die er in Herrn Dickſon auffinden konnte. Dieſer alte Mann hatte Oswald zur Welt kommen ſehen, und ſäumte nicht, ihm von allem, was ihn betraf, ohne Zurückhaltung zu ſprechen. Er tadelte ſeine Verhältniſſe mit Corinna auf das äußerſte; ſeine ſchwachen Gründe würden auf Oswalds Geiſt aber noch weit weniger Einfluß gehabt haben, als die von Lady Edgermond, wenn Herr

Dickſon ihm nicht den Brief ſeines Vaters eingehändigt hätte; Lord Nelvil ſchrieb an Lord Edgermond, als er den Heirathsvorſchlag zwiſchen ſeinem Sohne und Corinna, damals Miß Edgermond, aufheben wollte. Hier iſt dieſer Brief, geſchrieben im Jahre 1791, während Oswalds erſter Reiſe nach Frankreich. Er las ihn zitternd.

Brief von Oswalds Vater an Lord Edgermond.

„Werden Sie mir verzeihen, mein Freund, wenn ich Ihnen den Vorſchlag zu einer Abänderung in dem Plan einer Verbindung zwiſchen unſern beiden Familien thue? Mein Sohn iſt achtzehn Monate jünger, als Ihre älteſte Tochter; es iſt wohl beſſer, Lucile für ihn zu beſtimmen, Ihre zweite Tochter, die zwölf Jahre jünger iſt als ihre Schweſter. Ich könnte es an dieſem einzigen Beweggrund ſchon bewenden laſſen; da ich aber das Alter von Miß Edgermond kannte, als ich ſie von Ihnen für Oswald verlangte, ſo würde ich gegen das Vertrauen der Freundſchaft zu fehlen glauben, wenn ich Ihnen nicht ſagte, welches eigentlich die Gründe ſind, die mich bewegen, zu wünſchen, daß dieſe Heirath nicht Statt finde. Wir ſind ſeit zwanzig Jahren Freunde, wir können uns mit Freimüthigkeit über unſre Kinder beſprechen; und das um ſo mehr, da ſie noch jung genug ſind, um ſich durch unſern Rath noch umbilden zu können. Ihre Tochter iſt ſehr reizend; aber es dünkt mich, als ſähe ich in ihr eine jener ſchönen Griechinnen, welche die Welt bezauberten und unterjochten. Seyn Sie nicht beleidigt von der Vorſtellung, welche dieſe Vergleichung erregen kann. Ohne Zweifel hat Ihre Tochter von Ihnen keine andren Grundſätze, keine andren Empfindungen erhalten, als die allerreinſten, ſo wie ſie auch keine andre in ihrem eignen Herzen wird genährt haben; aber ſie hat das Bedürfniß zu gefallen, zu feſſeln, Effekt zu machen. Sie hat mehr Talent noch als Eigenliebe, aber ſo ſeltne Talente müſſen nothwendig das Verlangen erregen, ſie zu entwickeln, und ich weiß nicht, welch' ein Schauplatz dieſem Geiſt der Thätigkeit, dieſer ungeſtümen Fantaſie, mit einem Worte, dieſem glühenden Charakter, der in jedem ihrer Worte fühlbar iſt, welch' ein Schauplatz dieſem genügen könnte; ſie würde nothwendig meinen Sohn aus England fortziehen, denn eine ſolche Frau kann nicht in England glücklich ſeyn, Italien allein paßt für ſie."

„Sie bedarf einer unabhängigen Exiſtenz, die der Laune allein unterworfen iſt. Unſer Leben auf dem Lande, unſre häuslichen Gewohnheiten, müſſen nothwendig allen ihren Neigungen widerſprechen. Ein Mann, der in unſerm glücklichen Vaterlande geboren ward, muß vor allem andern ein Engländer ſeyn; er muß ſeine Pflicht als

Bürger erfüllen, weil er das Glück hat, es zu ſeyn; und in den Ländern, wo die politiſchen Einrichtungen den Männern ehrenvolle Gelegenheit geben, thätig zu ſeyn und ſich zu zeigen, da müſſen die Frauen im Schatten ſtehen. Wie wollen Sie, daß eine ſo ausgezeichnete Perſon, wie Ihre Tochter iſt, ſich mit einem ſolchen Loos begnüge? Glauben Sie mir, verheirathen Sie ſie in Italien; ihre Religion, ihre Neigungen und ihre Talente fordern ſie hin. Wenn mein Sohn ſich mit Miß Edgermond vermählte, würde er ſie ſicher ſehr lieben, denn es iſt nicht möglich, anziehender zu ſeyn als ſie iſt; dann würde er, um ihr zu gefallen, verſuchen, in ſeinem Hauſe fremde Sitten einzuführen; bald verlöre er dann den Nationalgeiſt, dieſe Vorurtheile, wenn Sie wollen, die uns unter uns vereinigen, und aus unſrer Nation einen Körper bilden, eine freie, aber unauflösbare Genoſſenſchaft, die nicht anders als mit dem letzten von uns zu

Grunde gehen kann. Mein Sohn würde ſich bald in England nicht mehr wohl befinden, wenn er ſeine Frau nicht glücklich darin ſähe. Er hat alle Schwachheiten des Gefühls, ich weiß es; er würde ſich alſo in Italien niederlaſſen, und dieſes Verlaſſen des Vaterlandes würde, wenn ich noch lebte, die Urſache ſeyn, daß ich vor Schmerz ſtürbe; nicht allein, weil es mich meines Sohnes berauben, ſondern weil es ihm die Ehre rauben würde, ſeinem Vaterlande zu dienen."

„Welch' ein Loos wäre es für einen von uns Bergbewohnern, ein müßiges Leben in dem Schooß der Freuden Italiens zu führen! Ein Schottländer, der Cicisbeo ſeiner Frau, wenn er nicht der einer andern iſt! Unnütz ſeiner Familie, deren Führer, deren Stütze er nicht mehr iſt! So viel ich Oswald kenne, würde Ihre Tochter viel Macht über ihn haben. Ich wünſche mir alſo Glück, daß er durch ſeinen gegenwärtigen

Aufenthalt in Frankreich die Gelegenheit verabſäumt hat, Miß Edgermond zu ſehen; und ich beſchwöre Sie, mein Freund, wenn ich ſterben ſollte, ehe mein Sohn verheirathet iſt, ihm die Bekanntſchaft Ihrer älteſten Tochter nicht machen zu laſſen, bis Ihre jüngſte Tochter in dem Alter iſt, ſeine Neigung zu feſſeln. Ich ſehe unſer Verhältniß für alt, für heilig genug an, um dieſen Beweis der Liebe von Ihnen erwarten zu dürfen. Machen Sie, wenn es erforderlich iſt, meinen Sohn mit dieſem meinen Willen bekannt; ich weiß gewiß, daß er ihn ehren wird, und mehr noch, wenn ich nicht mehr am Leben ſeyn ſollte.“

„Schenken Sie auch, ich bitte Sie darum, alle Ihre Aufmerkſamkeit einer Verbindung zwiſchen Oswald und Lucile. Obgleich ſie noch ein Kind iſt, ſo habe ich doch ſchon in ihren Zügen, in dem Ausdruck ihrer Phyſiognomie, und in dem Ton ihrer Stimme, die rührendſte Beſcheidenheit entdeckt. Dies iſt die wahrhafte Engländerin, die Frau, welche das Glück meines Sohnes machen wird. Sollte ich nicht lange genug mehr leben, um Zeuge dieſer Vereinigung zu ſeyn, ſo werde ich mich auch im Himmel ihrer erfreuen; wenn wir daſelbſt eines Tages wieder vereinigt ſeyn werden, mein theurer Freund, dann ſoll unſer Segen und unſer Gebet noch unſre Kinder beſchützen.

Der Ihrige.

Nelvil.“

Oswald war in das tiefſte Stillſchweigen verſenkt, nachdem er dieſen Brief geleſen hatte, wodurch Herr Dickſon Zeit behielt, ſeine lange Reden ohne Unterbrechung fortzuſetzen. Er bewunderte den Scharfſinn ſeines Freundes, mit welchem er Miß Edgermond ſo richtig beurtheilt hatte, obgleich er damals weit entfernt war, ſich die ſtrafwürdige Aufführung vorzuſtellen, deren ſie ſeitdem ſich ſchuldig gemacht hatte; er that im faſt unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in ſich ſelbſt Hülfe zu ſuchen, und ſo erlangte er Kühnheit, ſchnelle Erfindungskraft, Selbſtſtändigkeit und Zuverſicht. Die älteſten, tapferſten und reichſten Männer einer kleinen Völkerſchaft berathſchlagten gemeinſchaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verſtand und das ſittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Feſten wurde durch Muſik und Poeſie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten ſeine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit enthüllten. Gemeinſchaftliche Freude war der Keim, aus dem ſich die Blume ſchöner Geſelligkeit bald entfalten ſollte. Den Frauen fehlten alle dieſe Veranlaſſungen zur Bildung; ſelbſt vom Umgange und der Geſelligkeit mehr entfernt, waren ſie auf das häusliche Leben beſchränkt. Unterdrückung und Geringſchätzung brachten das weibliche Geſchlecht dahin, zu entarten, und dieſe Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geiſt edel erhoben wird, ſo ſinkt ſie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt ſich ſo mancher auffallende Zug im Homer und beſonders im Heſiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechtes und Mißtrauen gegen daſſelbe ſchon in dieſem Zeitalter beynahe allgemeine Denkart war; denn in der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfaſſung der alten heroiſchen Zeit ſchon völlig entartet. Die homeriſchen Helden ſcheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wiſſen, als Jugend, Reize, Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verſtändigkeit;

den Ausſpruch in dem Namen von Oswalds Vater, daß dieſe Heirath eine ſeinem Andenken tödtliche Beleidigung ſeyn würde. Oswald erfuhr von ihm, daß ſein Vater, während ſeines verhängnißvollen Aufenthalts in Frankreich, ein Jahr nachdem dieſer Brief geſchrieben war, im Jahre 1792, nirgend Troſt gefunden habe, als bei Lady Edgermond, wo er einen ganzen Sommer zubrachte, und daß er ſich mit Lucilens Erziehung beſchäftigt habe, die ihm ganz beſonders gefiel. Kurz, Herr Dickſon berührte Oswalds Herz an ſeinen empfindlichſten Seiten, ohne Liſt, aber auch ohne Schonung.

So mußte alles ſich vereinigen, um das Glück der abweſenden Corinna zu zerſtören, die keine andre Vertheidigung hatte, als ihre Briefe, durch welche ſie von Zeit zu Zeit Oswald an ſich erinnerte. Sie hatte den natürlichen Lauf der Dinge zu bekämpfen; den Einfluß des Vaterlandes, das Andenken des Vaters, die Verſchwörung der

Freunde zu Gunſten der leichteren Entſcheidung, und des gemeinen großen Weges; dann die blühenden Reize eines jungen Mädchens, die ſo wohl übereinzuſtimmen ſchien mit den reinen, ſtillen Hoffnungen des häuslichen Lebens.

Siebenzehntes Buch.

Corinna in Schottland.

Erſtes Kapitel.

Während der Zeit hatte Corinna ſich bei Venedig, auf dem Lande, an dem Ufer der Brenta niedergelaſſen; ſie wollte in den Gegenden bleiben, wo ſie Oswald zuletzt geſehen hatte, außerdem glaubte ſie auch, hier den Briefen aus England näher zu ſeyn, als zu Rom. Der Prinz Caſtel Forte hatte ihr geſchrieben, um ihr zu melden, daß er ſie beſuchen wolle; ſie lehnte es aber ab. Es war eine Freundſchaft zwiſchen ihnen, welche Vertrauen gebot; und wenn er verſucht hätte, ſie von Oswald los zu machen, wenn er ihr geſagt hätte, was ſich ſagen läßt, daß durch die Abweſenheit die Liebe erkalte; ein ſolches unüberlegtes Wort wäre für Corinna wie ein Dolchſtoß geweſen; ſie wollte alſo lieber Niemand ſehen. Aber es iſt nichts leichtes, allein zu leben bei einer glühenden Seele, und in einer unglücklichen Lage. Die Beſchäftigungen der Einſamkeit bedürfen alle der Geiſtesruhe, und wenn man von Unruhe beſtürmt wird, ſo iſt eine gezwungene Zerſtreuung, wie läſtig ſie auch ſeyn möge, doch beſſer, als die Fortſetzung deſſelben Gefühls. Auf eine andre Weiſe kann man ſich nicht denken, wie man in Wahnſinn geräth, als daß ein einziger Gedanke ſich unſers ganzen Geiſtes bemächtigt, und den Gegenſtänden nicht mehr erlaubt, ſich zu folgen und die Vorſtellungen abzuwechſeln. Corinna war überdies von einer ſolchen Heftigkeit der Einbildungskraft, daß ſie ſich ſelbſt aufzehrte, wenn ihre Fähigkeiten keine Nahrung von außen mehr fanden.

Welch' ein Leben folgte dem, das ſie beinah ſeit einem Jahre geführt hatte! Oswald war faſt den ganzen Tag bei ihr; er folgte jeder ihrer Bewegungen; horchte begierig auf jedes ihrer Worte; ſein Geiſt erregte den ihrigen; worin ſie ſich ähnlich, worin ſie ſich verſchieden waren, beſeelte auf gleiche Weiſe ihre Geſpräche; Corinna ſah beſtändig den Blick, der ſo zärtlich war, ſo ſüß, und ſo unaufhörlich nur mit ihr beſchäftigt. Wenn die kleinſte Unruhe ſie ſtörte, nahm Oswald ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und Ruhe, ja mehr noch als Ruhe, unbeſtimmte entzückende Hoffnung lebte in ihrer Seele auf's neue auf. Und jetzt, nichts als freudenloſes von außen, nichts als Düſterheit im Innern des Herzens; ſie hatte keine andre Begebenheit, keine andre Veränderung im Leben, als Oswalds Briefe, und die Unregelmäßigkeit der Poſt im Winter, verurſachte ihr täglich die Pein des Erwartens, und oft noch ward dieſe Erwartung hintergangen. Sie ging jeden Morgen am Rand des Kanals auf und ab, deſſen Waſſer wie erdrückt iſt unter den breiten Blättern der ſogenannten

Waſſer-Lilien. Sie erwartete die ſchwarze Gondel, welche die Briefe von Venedig brachte; ſie hatte es ſo weit gebracht, ſie in einer großen Entfernung zu erkennen, und das Herz ſchlug ihr mit entſetzlicher Heftigkeit, ſobald ſie dieſelbe anſichtig ward; ihr Bote ſtieg aus der Gondel, manchmal ſagte er: Es ſind keine Briefe da, Madame; und ſetzte dann gelaſſen ſeine Geſchäfte weiter fort, als ob nichts ſo natürlich wäre, als keine Briefe zu erhalten; oder ein andersmal ſagte er: Ja, Madame, es ſind welche da; ſie durchlief ſie dann alle mit zitternder Hand, und Oswalds Handſchrift erblickte ſie nicht! nun war der Reſt des Tages abſcheulich; die Nacht war ſchlaflos, und den folgenden Morgen fühlte ſie wieder dieſelbe Angſt, die den ganzen Tag hinnahm.

Endlich klagte ſie Lord Nelvil wegen ihrer Leiden an; es ſchien ihr, er hätte ihr öfter ſchreiben können, und ſie machte ihm

Vorwürfe darüber. Er rechtfertigte ſich, und ſchon wurden ſeine Briefe weniger zärtlich, denn anſtatt ſeine eigene Unruhe auszudrücken, war er beſchäftigt, die Unruhe ſeiner Freundin zu zerſtreuen.

Dieſe Übergänge entgingen der traurenden Corinna nicht, die Tag und Nacht über eine Redensart, über ein Wort in Oswalds Briefen ſtudierte, und indem ſie ſie ohne Aufhören wieder überlas, irgend eine Widerlegung ihrer Beſorgniſſe, irgend eine neue Auslegung, zu entdecken ſuchte, die ihr einige ruhige Tage verſchaffen könnte.

Dieſer Zuſtand griff ihre Nerven an, und ſchwächte die Kraft ihres Geiſtes. Sie ward abergläubiſch, und beſchäftigte ſich mit den unaufhörlichen Vorbedeutungen, die man aus jeder Begebenheit ziehen kann, wenn man beſtändig von derſelben Beſorgniß verfolgt wird. Wöchentlich einen Tag ging ſie nach Venedig, um an dieſem Tage ihre Briefe um einige Stunden früher zu erhalten, ſo brachte ſie Mannichfaltigkeit in die Pein der Erwartung. Nach einigen Wochen hatte ſie eine Art von Abſcheu vor allen Gegenſtänden, die ſie auf dem Hinwege und dem Rückwege erblickte; ſie waren wie Geſpenſter ihrer Gedanken, und ſtellten dieſe ihr mit gräßlichen Zügen wieder vor Augen.

Einesmales als ſie in die St. Markus-Kirche hereintrat, erinnerte ſie ſich, daß, als ſie in Venedig angekommen, ſie auf den Gedanken gerathen war, Lord Nelvil würde ſie vor ſeiner Abreiſe hierher führen, und ſich ihr in Angeſicht des Himmels vermählen, und nun überließ ſie ſich völlig dieſer Vorſtellung. Sie ſah ihn, wie er unter dem Bogengange hereintrat, wie er ſich dem Altare nahte, und vor Gott das Verſprechen ablegte, Corinna immer zu lieben. Es dünkte ihr, ſie ließ ſich neben Oswald auf ihre Kniee nieder, und man ſetzte ihr den Brautkranz auf; die Orgel, die ſich in der Kirche hören ließ, die Fackeln, die ſie erdenn ſo kann man vielleicht am beſten einen ſehr unbeſtimmten Ausdruck des Dichters überſetzen, mit welchem er aber mehr Abweſenheit großer Thorheiten und Laſter, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenſchaften des Gemüths zu bezeichnen ſcheint. Er iſt ſo reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerſt ſelten aber redet er ſo von ſeinen Heldinnen! Am beſten kann man ſich von der Überlegenheit des männlichen Geſchlechts über das weibliche ſchon in dieſem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundſchaft deſſelben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargeſtellt hat, mit der Freundſchaft des Achilles und Patroklus! Es iſt dieſes auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, ſondern es iſt Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden ſich einzelne ſchöne Züge vom Gegentheil, im Ganzen aber iſt die Frauen-Liebe der homeriſchen Helden nichts als eigennützige Sinnlichkeit und daneben Geringſchätzung; ſie reden von ihren Geliebten nicht ſelten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur übertreibe man dieſe Vorſtellung nicht, und vergeſſe nicht, daß dieß nicht bloß die herrſchende Denkart in einem noch rohen Zuſtande menſchlicher Entwicklung, ſondern daß es auch die der Sittenverderbtheit iſt! Der Geiſt der weiblichen Liebe war im Ganzen in dieſem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroiſche Freundſchaft hingegen iſt die ſchönſte Vermählung männlicher und kriegeriſcher Größe und zarten Gefühls. Sie iſt die edelſte Frucht dieſes Zeitalters, und ſo ſehr Charakter deſſelben, daß ſchon aus dem Dunkel der älteſten Tagen, die Helden leuchteten, liehen ihrem Traume den Schein der Wahrheit, und auf einen Augenblick fühlte ſie nicht mehr die entſetzliche Lücke der Entfernung, vielmehr eine Rührung, welche die Seele ganz erfüllt, und im innerſten Herzen wie die Stimme des Geliebten ertönt. Plötzlich ward Corinna durch ein dumpfes Murmeln aufmerkſam gemacht, und beim Umwenden erblickte ſie einen Sarg, der in die Kirche getragen ward. Bei dieſem Anblick wankte ſie, es ward trübe vor ihren Augen, und von dem Augenblick an überzeugte ſie ihre Fantaſie, daß ihre Liebe zu Oswald die Urſache ihres Todes ſeyn würde.

Zweites Kapitel.

Als Oswald den Brief ſeines Vaters geleſen hatte, welchen Herr Dickſon ihm übergab, blieb er lange der unglücklichſte und unentſchloſſenſte aller Menſchen. Corinna's Herz zu zerreißen oder dem Andenken ſeines Vaters zuwider zu handeln, das war eine ſo grauſame Wahl, daß er tauſendmal den Tod anrief, um ihr zu entgehen; endlich that er wieder, was er ſchon ſo oft gethan, er verſchob den Augenblick der Entſcheidung, und dachte ſich, er wolle nach Italien gehen, um Corinna ſelber urtheilen zu laſſen über ſeine Qual, und über das, was er thun ſollte. Er glaubte, die Pflicht gebiete ihm, Corinna nicht zu heirathen; doch blieb ihm die Freiheit, ſich nie mit Lucile zu verbinden. Aber auf welche Weiſe konnte er mit ſeiner Freundin zuſammen leben? ſollte er ihr ſeine Heimath aufopfern, oder ſie, ohne auf ihren Ruf, oder ihr Schickſal zu achten, mit nach England ziehen? In dieſer ſchmerzlichen Verwirrung wäre er nach Venedig gereiſt, wenn nicht von einem Monat zum andern ſich das Gerücht verbreitet hätte, daß ſein Regiment eingeſchifft werden ſollte; er wäre hingereiſt, um Corinna zu ſagen, was er ſich ihr zu ſchreiben nicht entſchließen konnte.

Der Ton ſeiner Briefe ward dadurch nothwendig entſtellt. Er wollte nicht ſchreiben, was in ſeinem Innern vorging, und doch konnte er ſich nicht mehr mit derſelben Hingebung ausdrücken. Er war entſchloſſen, Corinna die Hinderniſſe zu verſchweigen, denen er in dem Vorſatz, ſie anerkennen zu laſſen, begegnete, weil er immer noch hoffte, es ſolle ihm mit der Zeit noch damit gelingen; er wollte ſie alſo nicht unnützer Weiſe gegen ihre Stiefmutter erbittern. Durch ſo vieles, was er verſchwieg, wurden ſeine Briefe kürzer; er füllte ſie mit fremdartigen Gegenſtänden an, er ſprach nicht von ſeinen künftigen Planen; kurz, eine andre, als Corinna, wäre deſſen, was in Oswalds Herzen vorging, gewiß geweſen; aber ein leidenſchaftliches Gefühl macht zu gleicher Zeit ſcharfblickender und leichtgläubiger; es ſcheint, als ob man in dieſem Zuſtande alle Dinge nur auf eine übernatürliche Weiſe ſehen könne. Man entdeckt das verborgene, und man täuſcht ſich über das, was klar am Tage liegt; denn man wird empört von der Vorſtellung, daß man in einem ſolchen Grade leiden ſoll, ohne daß etwas übernatürliches daran Schuld ſey, daß eine ſolche Verzweiflung von ganz gewöhnlichen Umſtänden herrühren ſoll.

Oswald war ſehr unglücklich, ſowohl durch ſeine perſönliche Lage, als durch den Kummer, welchen er der Geliebten verurſachen mußte; und ſeine Briefe hatten den Ausdruck des Verdruſſes, ohne daß er die Urſache davon angab. Auf eine eigne wunderliche Weiſe gab er Corinna die Schuld von dem, was er litt, als ob ſie nicht tauſendmal mehr zu bedauern geweſen wäre, als er; kurz, er zerſtörte völlig die Seele ſeiner Freundin. Sie war ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig; ihr Verſtand gerieth in Verwirrung, ihre Nächte waren von entſetzlichen Bildern geſtört; am Tage zerſtreuete ſie ſich nicht, und die unglückſelige Corinna konnte nicht glauben, daß der Oswald, der ſolche harte, ſtürmiſche, bittere Briefe ſchrieb, daß dies derſelbe ſey, den ſie ſo edel, ſo zärtlich gekannt; ſie fühlte ein unwiderſtehliches Verlangen, ihn wieder zu ſehen und mit ihm zu reden. — Daß ich ihn höre, rief ſie; daß er mir ſage: er ſey es, der ſo ohne Erbarmen die zertrümmern kann, deren kleinſte Sorge ehemals ſein Herz ſo tief betrübte; daß er es mir ſage, dann werde ich mich dem Schickſal unterwerfen. Aber ganz ohne Zweifel, es iſt eine Macht der Hölle, die ihm dieſe Sprache eingiebt; es iſt Oswald nicht, nein, es iſt nicht Oswald, der mir ſo ſchreibt; man hat mich in ſeinem Herzen verläumdet; kurz, es iſt irgend ein Verrath da, wo ein ſo großes Unglück iſt. —

Eines Tages faßte Corinna den Entſchluß, nach Schottland zu reiſen, wenn man anders den ungeſtümen Schmerz für einen Entſchluß will gelten laſſen, der uns zwingt, unſre Lage zu verändern, es koſte was es wolle. Sie durfte Niemand ſchreiben, daß ſie abreiſe; ſie hatte ſich nicht einmal entſchließen können, es an Thereſine zu ſagen, und ſchmeichelte ſich noch immer, ſie würde ſich durch ihre eigne Vernunft dahin vermögen, zu bleiben. Sie ſuchte bloß einige Erleichterung ihrer Fantaſie in dem Plan zu reiſen, in einer von der geſtrigen verſchiedenen Vorſtellung, in einem Schein von Zukunft, an der Stelle deſſen, was ſie beweinte; jeder andern Beſchäftigung war ſie unfähig; es war ihr unmöglich zu leſen; die Muſik machte ihr eine ſchmerzliche Erſchütterung; und der Anblick der Natur, der zu Träumen geneigt macht, vermehrte noch ihren Kummer. Sie, die ſo voller Leben war, ſie brachte Tagelang ganz unbeweglich zu, oder doch wenigſtens ohne äußere Bewegung. Ihre Leiden wurden durch nichts, als durch ihre Bläſſe verrathen. Jeden Augenblick ſah ſie auf ihrer Uhr, in der Hoffnung, daß eine Stunde vorbei ſey, und wußte doch nicht, warum ſie es wünſchte, daß die Stunde den Namen verändere, weil ſie nichts neues herbeiführte, als eine Nacht ohne Schlummer, der ein noch ſchmerzlicherer Tag folgte.

Eines Abends, als ſie ſich zur Abreiſe bereit glaubte, ward ihr eine Frau gemeldet; ſie nahm ſie an, weil man ihr ſagte, die Frau ſchiene es ſehr zu wünſchen, daß ſie mit ihr ſprechen möchte. Sie ſah eine ganz mißgeſchaffne Perſon zu ſich hereinkommen, das Geſicht entſtellt von einer ſcheußlichen Krankheit, ſchwarz gekleidet, und mit einem Schleier bedeckt, um wo möglich ihren Anblick denen zu entziehen, denen ſie ſich nahte. Dieſe von der Natur ſo übel behandelte Frau hatte das Amt des Almoſenſammlens übernommen. Sie bat auf eine edle Art, und mit rührender Sicherheit, um Hülfe für die Armuth; Corinna gab ihr reichlich, und forderte bloß, daß man für ſie beten ſolle. Die arme Frau, die ſich in ihr Schickſal ergeben hatte, betrachtete mit Erſtaunen dieſe ſchöne Perſon, die ſo voller Kraft, ſo voller Leben war, die ſo reich, ſo jung, ſo bewundert war, und die dennoch vom Unglück erdrückt ſchien. — Mein Gott! Madame, ſagte ſie ihr, ich wünſchte Ihnen wohl, daß Sie ſo ruhig wären, als ich. — Welch ein Wort von einer Frau in dieſem Zuſtande, gerichtet an die glänzendſte Perſon in Italien, die der Verzweiflung unterlag!

O die Macht zu lieben iſt zu groß, allzu groß in leidenſchaftlichen Gemüthern!

Wie glücklich ſind jene, die Gott allein das tiefe Gefühl der Liebe weihen, deſſen die Bewohner der Erde nicht würdig ſind! aber für Corinna war die Zeit dazu noch nicht gekommen; ſie bedurfte noch der Täuſchungen, ſie bedurfte noch des Glücks; ſie betete, aber ſie hatte noch nicht entſagt. Ihre ſeltnen Talente, der Ruhm, den ſie erworben, gaben ihr noch zu viel Antheil an ſich ſelber. Nur wenn man ſich von allem in der Welt losreißt, kann man dem entſagen, was man liebt; alle andre Aufopferungen gehen dieſer vorher, und das Leben kann lange Zeit zur Wüſte geworden ſeyn, bevor das Feuer erliſcht, welches es verheerte.

Endlich, mitten in den Zweifeln und Kämpfen, welche Corinna's Plan unaufhörlich umſtießen und erneuten, erhielt ſie einen Brief von Oswald, der ihr meldete, daß ſein Regiment ſich in ſechs Wochen einſchiffen würde, und daß er dieſe Zeit nicht benutzen könne, nach Venedig zu reiſen, weil ein Oberſter, der ſich in dieſem Augenblick entferne, ſeiner Ehre ſchaden würde. Es blieb Corinna nur die Zeit in England anzukommen, ehe Lord Nelvil ſich, und vielleicht auf ewig von Europa entfernte. Dieſe Furcht befeſtigte vollends ihren Entſchluß zur Abreiſe. Man muß Corinna beklagen; es war ihr nicht unbekannt, was in dieſem Schritte unbeſonnenes lag; ſie beurtheilte ſich ſelber ſtrenger als irgend einer; aber welche Frau würde das Recht haben, den erſten Stein auf die Unglückſelige zu werfen, die ihren Fehler nicht beſchönigt, die keinen Genuß davon hofft; die aber von einem Unglück zum andern flieht, als ob ſchreckliche Erſcheinungen ſie von allen Seiten verfolgten?

Hier ſind die letzten Zeilen ihres Briefes an den Prinzen Caſtel Forte: „Leben Sie wohl, mein treuer Beſchützer, lebt wohl, Ihr meine römiſchen Freunde, lebt wohl, Ihr Alle, mit welchen ich ſo gute, ſo uns Paarweiſe entgegen ſtrahlen, Kaſtor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theſeus und Pirithous. Alle hervorſtechenden Helden der Iliade ſind von einem tapfern Genoſſen freundlich begleitet. Daß ſolche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig ſind, liegt ſchon in der Natur der Sache; wie edel und zart ſie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlaſſen in der Freundſchaft des Achilles und Patroklus.

Die homeriſche Poeſie iſt nicht ſowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; ſo wie dieſe ſelbſt in der Wirklichkeit damahls, ſo iſt auch der Dichter, als wahrhafter Wiederſchein ſeiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich näher, als in weiblichen. In dieſen finden ſich nicht ſelten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, beſonders an ſeinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unſern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank ſchlägt, ihr die Hände zuſammen hält, und Köcher und Pfeile ums Geſicht wirft, ſie bitter verhöhnend. Es iſt aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schöne ſchüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieſer ſie lächelnd tröſtet, ihr ſagt, daß nicht Krieg und Streit, ſondern die Werke der Liebe ihr Amt ſeyen. Es iſt nicht lobenswerth, und beleidigt das ſittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida ſitzend den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg ſendet, durch heuchleriſche Liebkoſungen abſichtlich in ihre Arme lockt, und dann ſchlau den Augenblick ſeiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg zu entreißen. Bey fröhliche Tage verlebte. Es iſt vorbei, das Schickſal hat mich getroffen; ich fühle ſeine tödtliche Wunde; ich ſträube mich noch, aber ich werde unterliegen. Ich muß ihn wiederſehen, glauben Sie mir, ich kann nicht für mich ſelber ſtehen; es ſind Stürme in meinem Buſen, die mein Wille nicht zu beherrſchen weiß. Indeſſen ich nahe dem Ziel, wo alles für mich aufhören wird; was jetzt vorgeht, iſt der letzte Akt meines Lebens, nachher kömmt die Buße und der Tod. Seltſame Verworrenheit des menſchlichen Herzens! Selbſt in dieſem Augenblick, wo ich mich ſo leidenſchaftlich betrage, nehme ich jedoch die Schatten des Untergangs in der Ferne wahr, und mich dünkt, ich höre eine göttliche Stimme, die mir zuruft: — Unglückſelige, dieſe Tage der Stürme und der Liebe noch, dann erwarte ich Dich in der Ruhe der Ewigkeit. — O mein Gott! verleih mir Oswalds Gegenwart noch einmal, nur noch zum letztenmal! Das Andenken ſeiner Züge iſt wie verdunkelt von meiner Verzweiflung. Aber hatte er nicht etwas göttliches in ſeinen Augen? ſchien es nicht, wenn er hereintrat, als verkünde ein glänzendes reines Licht ſeine Ankunft? Mein Freund, Sie ſahen ihn ſich neben mir ſetzen, mich mit ſeiner Sorgfalt umgeben, mich beſchützen durch die Ehrfurcht, die er für ſeine Wahl einflößte. O wie ſoll ich ohne ihn leben? Verzeihen Sie meiner Undankbarkeit; darf ich ſo die beſtändige, edle Zuneigung erkennen, die Sie mir ſtets bezeigten? Aber ich bin das Alles nicht mehr werth; ich würde für unſinnig gelten, wenn ich nicht die traurige Gabe hätte, meine Thorheit ſelber zu beobachten. Leben Sie denn wohl, leben Sie wohl.“

Drittes Kapitel.

Wie iſt eine gefühlvolle, zartempfindende Frau ſo unglücklich, wenn ſie einen unbedachten Schritt thut, der ſie der allgemeinen Nachrede Preis giebt, einem Gegenſtande zu Gefallen, von dem ſie ſich weniger geliebt glaubt; die keine andre Stütze hat, in allem was ſie unternimmt, als ſich ſelbſt! wenn ſie ihren guten Ruf und ihre Ruhe auf's Spiel ſetzte, um dem Geliebten einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wäre ſie nicht zu beklagen. Es iſt ſo ſüß, ſich hinzugeben; es iſt ſo entzückend für die Seele, allen Gefahren zu trotzen, um ein Leben zu retten, das uns theuer iſt, um einen Schmerz zu erleichtern, der das uns befreundete Herz zerreißt! Aber ſo allein fremde Länder durchſtreifen zu müſſen; anzukommen, ohne erwartet zu werden; vor dem Geliebten erröthen zu müſſen, ſelbſt um des Beweiſes von Liebe willen, den man ihm giebt; alles zu wagen, weil man es will, und nicht weil ein andrer es verlangt, welch' ein ſchmerzliches Gefühl! welche Demüthigung! und welches Mitleid verdient ſie nicht! denn alles, was aus Liebe geſchieht, verdient Mitleid. Was wäre es erſt, wenn man ſo das Daſeyn der andern der Gefahr ausſetzte, wenn man die Pflichten gegen ein geheiligtes Band verletzte? aber Corinna war frei; ſie opferte nur ihre eigne Ruhe und ihre Ehre. Es war weder Vernunft, noch Klugheit in dem, was ſie that, aber auch nichts was einen andern beleidigen konnte, ihre unglückliche Liebe richtete Niemand zu Grunde, als ſie ſelbſt.

Als Corinna in England an's Land ſtieg, erfuhr ſie durch die öffentlichen Blätter, daß die Einſchiffung von Lord Nelvils Regiment noch aufgeſchoben ſey. Zu London ſah ſie Niemand, als die Geſellſchaft des Banquiers, dem ſie unter einem angenommenen Namen empfohlen war. Er empfing ſie gleich mit vieler Theilnahme, und war mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter gleich bemüht, ihr alle erſinnliche Dienſte zu leiſten. Sie ward bei ihrer Ankunft gefährlich krank, und ihre neue Freunde pflegten ſie während vierzehn Tage mit dem zärtlichſten Wohlwollen. Sie erfuhr, Lord Nelvil ſey in Schottland, werde aber in wenigen Tagen wieder in London erwartet, wo ſein Regiment ſich damals befand. Sie wußte nicht, wie ſie ſich entſchließen ſollte, ihm ihre Gegenwart in England anzukündigen; ſie hatte ihm ihre Abreiſe nicht gemeldet, ihre Verwirrung war ſo groß, daß ſie in einem Monat keinen Brief an Oswald geſchickt hatte; er war in großer Unruhe deshalb; er beſchuldigte ſie der Unbeſtändigkeit, als ob er das Recht gehabt hätte, ſich darüber zu beklagen. Als er nach London zurückkam, ging er ſogleich zu ſeinem Banquier, wo er Briefe aus Italien zu finden hoffte; es waren keine angekommen. Als er wieder fortging, kummervoll über dieſes Stillſchweigen nachſinnend, begegnete er Herrn Edgermond, den er in Rom geſehen hatte, und der ihn fragte, was er für Nachrichten von Corinna habe? — Ich habe keine Nachrichten von ihr, antwortete Lord Nelvil verdrüßlich. — O das glaube ich gern, erwiederte Herr Edgermond, die Italienerinnen vergeſſen die Ausländer ſehr geſchwind, ſobald ſie ſie nicht mehr ſehen; man hat tauſend Beiſpiele davon, man muß ſich nicht darüber grämen; ſie wären zu liebenswürdig, wenn ſie mit ſolcher Fantaſie auch Beſtändigkeit vereinten; es muß unſern Frauen doch Ein Vorzug bleiben. — Er drückte ihm die Hand, indem er es ſagte, und nahm Abſchied von ihm, weil er wieder nach ſeinem gewöhnlichen Wohnorte, nach dem Fürſtenthum Walles, gehen wollte; aber er hatte mit wenigen Worten Oswalds Herz in Betrübniß geſenkt. — Ich habe Unrecht, ſagte er bei ſich ſelbſt, ich habe Unrecht, zu verlangen, daß ſie mir treu bleibe, da ich mich ihrem Glücke nicht widmen kann. Aber ſo ſchnell den Geliebten zu vergeſſen, das heißt, die Vergangenheit wenigſtens eben ſo entwürdigen als die Zukunft. —

Sobald Lord Nelvil den Willen ſeines Vaters erfahren, beſchloß er, Corinna nicht zu heirathen; aber auch Lucile nicht wieder zu ſehen hatte er ſich vorgenommen. Er war unzufrieden mit dem zu ſtarken Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte; und beredete ſich, da er verurtheilt ſey, ſeiner Freundin ſo viel Übels zuzufügen, müſſe er ihr wenigſtens die Treue des Herzens bewahren, die keine Pflicht ihm gebieten könne, aufzuopfern. Er begnügte ſich, an Lady Edgermond zu ſchreiben, um ſein Geſuch in Rückſicht auf Corinna's Anerkennung bei ihr zu erneuen; aber ſie verſagte beſtändig, ihm hierüber zu antworten, und Lord Nelvil merkte durch ſeine Unterredungen mit Herrn Dickſon, dem Freunde von

Lady Edgermond, daß das einzige Mittel von ihr zu erhalten, was er wünſche, ſey, ihre Tochter zu heirathen; denn ſie glaubte, Corinna könne der Verheirathung ihrer Schweſter ſchaden, wenn ſie ihren wahren Namen wieder annähme, und ihre Familie ſie anerkennte. Corinna hatte noch gar keine Ahndung davon, daß Lucile Oswalden eine Zuneigung eingeflößt habe; das Schickſal hatte ihr bis dahin dieſen Schmerz noch erſpart; und doch war ſie nie Lord Nelvils würdiger geweſen, als in dem Augenblick, wo dieſes Schickſal ſie von ihm trennte. Sie hatte während ihrer Krankheit, unter den einfachen rechtſchaffenen Kaufleuten, bei welchen ſie war, wirkliches Wohlgefallen an den engliſchen Sitten und Gebräuchen gefunden. Die kleine Anzahl von Perſonen, die ſie in der Familie, in welcher ſie aufgenommen war, ſah, zeichneten ſich durch nichts aus, beſaßen aber eine merkwürdige Kraft und Feſtigkeit des Verſtandes. Die

Univ. Bibl. München

Zuneigung, welche man ihr bezeigte, war weniger überfließend, als die, an welche ſie gewöhnt war, aber man erkannte ſie bei jeder Gelegenheit in neuen Dienſtleiſtungen wieder. Die Strenge der Lady Edgermond, die Langeweile einer kleinen Provinzſtadt, hatten ſie auf eine grauſame Art verblendet gegen alles Gute und Edle des Landes, dem ſie entſagt hatte; und in Umſtänden fühlte ſie ſich wieder von ihm angezogen, wo es, für ihr eignes Glück, vielleicht nicht mehr zu wünſchen war, daß ſie dies fühle.

Viertes Kapitel.

Die Familie, welche Corinna mit Beweiſen ihrer Freundſchaft und ihrer Theilnahme überhäufte, redete ihr eines Abends ſehr dringend zu, Madame Siddons ſpielen zu ſehen, in Iſabella, oder die unglückliche Heirath; einem der Stücke der engliſchen Bühne, worin dieſe Schauſpielerin mit bewundernswürdiger Kunſt ſpielt. Corinna lehnte es lange ab; aber endlich, als ſie ſich erinnerte, daß Lord Nelvil oft ihre Art zu deklamiren mit jener der Madame Siddons verglichen hatte, ward ſie neugierig ſie zu hören, und begab ſich verſchleiert in eine kleine Loge, wo ſie alles ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Sie wußte nicht, daß Lord Nelvil den Tag vorher in London angekommen war; aber ſie fürchtete, es möchte ſie ein Engländer erkennen, der ſie in Italien geſehen hatte. Die edle Geſtalt, und das tiefe Gefühl der zeichen Zugen und Scenen, welche Göttinnen zugeſchrieben und in die Götterwelt verlegt ſind, könnte man wohl leicht durch die ſymboliſche Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was ſonſt dem feineren Sinn rauh auffält; aber es findet ſich ähnliches auch in der Menſchenwelt und dem Sittengemählde der heroiſchen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerley Künſte Geſchenke abzulocken weiß, erſcheint faſt nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der ſie ſich noch ihrer Klugheit rühmt. Um ſo mehr ſieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal dieſe ganze Heldennatur noch war.

Es finden ſich aber auch ſehr ſchöne weibliche Charakterſchilderungen und Züge in dieſem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen ſind ſelten edel, doch wenn ſie es ſind, ſo ſind ſie dann um ſo mehr hinreißend. Eben weil ihr Weſen ſo ganz beſchränkt und ihr Charakter ſich ſelbſt überlaſſen war, ſo iſt der kleinſte zarte oder ſchöne Zug, den wir hier finden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entſprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend iſt freye Natur, ihre Einfalt iſt vollkommen, und bezaubernd dieſe ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier iſt keine durch Bildung zerſtörte Weiblichkeit! Die ungewiſſe Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menſchen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenſchilderung Homers bemerken wollen, er ſtelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man ſich geneigt, dieß zu glauben bey dem Ab-

Schauſpielerin feſſelten Corinna's Aufmerkſamkeit ſo ganz, daß ſie während der erſten Aufzüge die Augen nicht von der Bühne abwendete. Die engliſche Deklamation iſt mehr als irgend eine andre dazu geeignet, die Seele zu bewegen, wenn ein ſchönes Talent ihre Stärke und Eigenthümlichkeit heraushebt. Es iſt weniger Kunſt, weniger Übereinkunft darin, als in Frankreich; ihre Wirkung iſt unmittelbarer; ſo würde ſich die Verzweiflung in der Wirklichkeit ausdrücken; und da ſowohl die Natur der Stücke, als die Art der Verſification, die dramatiſche Kunſt, in geringerer Entfernung vom wirklichen Leben ſtellen, ſo iſt die Wirkung, die ſie hervorbringt, um ſo ergreifender. In Frankreich gehört um ſo mehr Genie dazu, ein großer Schauſpieler zu ſeyn, da die allgemeinen Regeln ſo viel Raum einnehmen, daß der eigenthümlichen Manier nur wenig Freiheit übrig bleibt ([1]). In England aber darf man alles wagen, was die Natur einflößt. Das lang gedehnte Ächzen, das beim Nacherzählen lächerlich ſcheint, erregt Schauer, wenn man es hört. Madame Siddons, die edelſte Schauſpielerin in ihren Manieren, verliert nichts von ihrer Würde, wenn ſie ſich zur Erde niederwirft. Es giebt Nichts, was nicht bewundernswürdig ſeyn könnte, wenn eine innere Rührung dazu hinreißt, eine Rührung, die aus dem Mittelpunkt der Seele ausgeht, und mehr noch den beherrſcht, welcher ſie fühlt, als jenen, der Zeuge davon iſt. Es giebt bei den verſchiedenen Nationen, eine verſchiedene Art Tragödie zu ſpielen, aber der Ausdruck des Schmerzes wird verſtanden von einem Ende der Welt bis zum andern; und vom Wilden bis zum Könige, haben alle Menſchen etwas Gleichartiges im Unglück.

In der Zwiſchenzeit des vierten und fünften Aufzugs bemerkte Corinna, daß alle Augen ſich nach einer Loge wendeten, und in dieſer Loge erblickte ſie Lady Edgermond und ihre Tochter; wenigſtens zweifelte ſie nicht, es müſſe Lucile ſeyn, obgleich ſie ſeit ſieben Jahren ſich ſehr verſchönert hatte. Der Tod eines reichen Verwandten des Lord Edgermonds, hatte Lady Edgermond bewogen, nach London zu reiſen, um die Geſchäfte in Anſehung der Erbſchaft in Ordnung zu bringen. Lucile war im Schauſpiel mehr als gewöhnlich geputzt, und lange hatte man, ſelbſt in England, wo die Frauen alle ſo ſchön ſind, keine ſo ausgezeichnete Perſon geſehen. Corinna ward ſchmerzlich betroffen, als ſie ſie erblickte, es ſchien ihr unmöglich, daß Oswald den Reizen einer ſolchen Geſtalt widerſtehen könne; ſie verglich ſich in Gedanken mit ihr, und fand ſich ihr ſo untergeordnet, und übertrieb ſich dergeſtalt, wenn es anders möglich war, ſich ihn zu übertreiben, den Zauber dieſer Jugend, dieſer weißen Farbe, dieſer blonden Haare, dieſes unſchuldigen Bildes vom Frühling des Lebens, daß ſie ſich faſt gedemüthigt fühlte, mit Talent, mit Geiſt, kurz, mit erlangten, oder wenigſtens vervollkommten Gaben, gegen dieſe Anmuth zu ringen, welche die Natur ſelber jener verlieh.

Auf einmal ſah ſie in der Loge gegen über Lord Nelvil, deſſen Blick auf Lucile geheftet war. Welch' ein Augenblick für Corinna! Zum erſtenmal ſah ſie dieſe Züge wieder, welche ſo oft ihre Gedanken beſchäftigt hatten; dieſes Angeſicht, das ſie jeden Augenblick in ihrer Erinnerung aufſuchte, wiewohl es doch nie daraus verloren war; ſie ſah ihn wieder, und Lucile allein beſchäftigte Oswald? Corinna's Gegenwart konnte er freilich nicht vermuthen, hätten aber ſeine Augen ſich von ungefähr gegen ſie gewendet, ſo hätte die Unglückſelige noch irgend eine glückliche Vorbedeutung darin gefunden. Endlich erſchien Madame Siddons wieder, und Lord Nelvil wandte ſich gegen das Theater, um ſie zu betrachten; nun holte Corinna wieder freier Athem,

und

und ſchmeichelte ſich, die bloße Neugierde habe Oswalds Aufmerkſamkeit auf Lucile gezogen. Das Schauſpiel ward immer rührender, und Lucile war gebadet in Thränen, die ſie zu verbergen ſuchte, indem ſie ſich ganz in die Loge zurückzog; Oswald ſah ſie wieder an, und mit mehr Theilnahme, als das erſtemal. Endlich kam der entſetzliche Augenblick, wo Iſabella, den Armen der Frauen entgehend, die ſie verhindern wollen, ſich zu tödten, über ihr unnützes Bemühen lacht, indem ſie ſich den Dolch in's Herz ſtößt. Dieſes Lachen der Verzweiflung iſt die ſchwerſte und auffallendſte Wirkung, welche die dramatiſche Kunſt hervorzubringen vermag; dieſe bittre Ironie des Unglücks, dieſer ſein zerreißendſter Ausdruck, rührt weit mehr als Thränen. Wie grauenvoll iſt das innere Leiden, wenn es eine ſo barbariſche Fröhlichkeit einflößt, wenn es bei dem Anblick des eignen Blutes, die wildwüthende Befriedigung eines unmenſchlichen Feindes gewährt, der ſeine Rache verübt hat!

Lucile war aller Wahrſcheinlichkeit nach jetzt ſo gerührt, daß ihre Mutter in Beſorgniß darüber gerieth, denn man ſah ſie unruhig ſich nach ihr hinwenden; Oswald ſtand auf, als ob er zu ihr hin wollte, aber er ſetzte ſich gleich wieder. Corinna war einigermaßen erfreut über dieſe zweite Bewegung, aber ſeufzend ſagte ſie zu ſich ſelber: — Lucile, meine Schweſter, die mir ehemals ſo lieb war, die ſo jung iſt, und ſo gefühlvoll; ſollt' ich dieſer ein Gut rauben wollen, deſſen ſie ohne Widerſpruch froh werden könnte, ohne daß es den, welchen ſie liebte, ein Opfer koſtete? — Nachdem das Schauſpiel geendigt war, wollte Corinna erſt alle Leute hinausgehen laſſen, bevor ſie ſelbſt ging, aus Beſorgniß, erkannt zu werden; ſie ſtellte ſich hinter einer kleinen Öffnung ihrer Loge, wo ſie ſehen konnte, was in dem Gang vorging.

Als Lucile aus der Loge kam, verſammelte ſich die Menge um ſie her, ſie zu betrachten, und man vernahm von allen Seiten her Ausrufungen über ihre entzückende Geſtalt. Lucile ward immer verlegner; die kranke hinfällige Lady Edgermond hatte Mühe, durch das Gedränge zu kommen, ungeachtet der Sorgfalt ihrer Tochter, und der Achtung, die man ihnen bezeigte; ſie kannten aber Niemand, es konnte ſie alſo auch Niemand anreden. Lord Nelvil, der ihre Verlegenheit bemerkte, eilte zu ihnen. Er bot Lady Edgermond einen Arm, den andern an Lucile, die ihn ſchüchtern annahm, den Kopf herunterbeugend, und mit tiefem Erröthen. So kamen ſie vor Corinna vorüber; Oswald ahndete nicht, daß ſeine bedauernswürdige Freundin Zuſchauerin eines für ſie ſo ſchmerzlichen Auftritts ſey; denn er hatte einen leiſen Anſtrich von Stolz, indem er ſo die ſchönſte Perſon aus England durch die Reihen ihrer zahlloſen Bewunderer hindurchführte, die ihr folgten.

Fünftes Kapitel.

Corinna kam in entſetzlicher Verwirrung nach Hauſe; ſie konnte keinen Entſchluß faſſen; ſie wußte nicht, wie ſie Lord Nelvil ihre Ankunft ſollte wiſſen laſſen, und was ſie dieſer Reiſe für Beweggründe leihen ſollte; denn mit jedem Augenblick verlor ſie etwas von ihrem Zutrauen zu ihrem Freunde, und manchmal dünkte ihr, ſie ſolle einen Fremden wiederſehen, einen Fremden, den ſie leidenſchaftlich liebe, der ſie aber nicht wieder kennen würde. Sie ſchickte den folgenden Abend zu Lord Nelvil, und erfuhr, er ſey bei Lady Edgermond; des folgenden Tages dieſelbe Antwort; aber ſie erfuhr auch, Lady Edgermond ſey krank, und würde wieder auf's Land zurückgehen, ſobald ſie wieder hergeſtellt wäre. Dieſen Augenblick erwartete Corinna, um Lord Nelvil wiſſen zu laſſen, daß ſie in England ſey; aber jeden Abend ging ſie aus, vor

Lady Edgermonds Haus vorüber, und ſah Oswalds Kutſche vor der Thür ſtehen. Eine unbeſchreibliche Angſt preßte ihr das Herz; ſie ging wieder nach Hauſe, und machte den folgenden Tag denſelben Weg, um denſelben Schmerz zu fühlen. Corinna hatte jedoch Unrecht, wenn ſie ſich überredete, Oswald ginge mit der Abſicht zu Lady Edgermond, ſich mit Lucile zu verbinden.

Jenen Tag im Schauſpiele hatte Lady Edgermond, während er ſie nach dem Wagen führte, ihm geſagt: daß die Erbſchaft des Anverwandten des Lords Edgermond, der in Indien geſtorben war, Corinna eben ſowohl anginge, als ihre Tochter, daß ſie ihn alſo erſuche, zu ihr zu kommen, um den Auftrag über ſich zu nehmen, die verſchiedenen Einrichtungen, die ſie in dieſer Rückſicht zu treffen geſonnen ſey, nach Italien zu beſorgen. Oswald verſprach zu kommen, und ihn dünkte in dieſem Augenblick, als hätte Lucilens Hand, die er hielt, gezittert. Coſchiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abſchied von ſeiner Gemahlinn, und von ſeinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend iſt die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der beſondere Zug ſo natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet ſich vor dem Helmbuſch des Vaters, und flieht ſchüchtern in den Schoos ſeiner Amme. Der Vater entwaffnet ſich, nimmt ihn, ſpielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden beyder Herzen des Helden ſelbſt, wie ſeiner edlen Gemahlinn getroffen und begegnen ſich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unausſprechlich ſchöner Miſchung, und ergießen ſich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor beſtimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bey ſeinem Tode ſind ſo wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenſchaft beym Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenſchaftlicher Darſtellungen ſind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen iſt die Zartheit, mit der er oft die feinſten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leiſeſten Laut der Natur verſtanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verſtandne andeutet. Der weibliche Charakter wird ſo oft nicht verſtanden, eben weil es die ſchöne Natur des Weibes iſt, ſeine Seele zu verhüllen, wie ſeine Reize; ſelbſt die offenſte weibliche Hingebung iſt noch ſcheu und zart. Aus dieſem Hange und dem Unbewußtſeyn der Unſchuld entſpringt eben jene rinna's Stillſchweigen konnte ihn bereden, er ſey nicht mehr geliebt, und die Regung dieſes jungen Mädchens, mußte den Gedanken in ihm erregen, daß ſie im Grunde des Herzens eine Neigung zu ihm habe. Indeſſen dachte er nicht daran, das Verſprechen nicht zu halten, welches er Corinna gegeben hatte, und der Ring, welchen ſie beſaß, war ein ſicheres Unterpfand, daß er ohne ihre Einwilligung nie eine andre heirathen würde. Er ging des andern Tages zu Lady Edgermond, um Corinna's Angelegenheiten zu beſorgen; aber Lady Edgermond war ſo krank, und ihre Tochter in einer ſolchen Angſt, ſich ſo allein in London zu befinden, ohne Anverwandten, (denn Herr Edgermond war abgereiſt) ohne nur zu wiſſen, an welchen Arzt ſie ſich zu wenden habe, daß Oswald es für eine Pflicht gegen die Freundin ſeines Vaters hielt, alle ſeine Zeit ihrer Pflege zu widmen.

Lady Edgermond, die von Natur zurückſtoßend und herbe war, ſchien ſich nur für Oswald zu beſänftigen; ſie ließ ihn täglich zu ſich kommen, ohne daß er ein Wort ſagte, das die Abſicht, Lucile heirathen zu wollen, hätte vorausſetzen können. Durch ihren Namen und ihre Schönheit, war Lucile eine der glänzendſten Partieen in England, und ſeitdem ſie im Schauſpiele erſchienen war, und man ſie in London wußte, war ihre Thür von den Beſuchen der vornehmſten Männer im Lande belagert. Lady Edgermond nahm aber durchaus keinen Beſuch an; ſie ging nie aus, und ſah Niemanden als Lord Nelvil. Wie hätte eine ſo zarte Aufmerkſamkeit ihm nicht ſchmeicheln ſollen? Dieſe ſchweigende Großmuth, die alles ihm überließ, ohne etwas zu fordern, ohne ſich über etwas zu beklagen, rührte ihn tief; und doch, jedesmal wenn er zu Lady Edgermond in's Haus ging, beſorgte er, ſeine Gegenwart könne als eine Verbindung aufgenommen werden. Er würde nicht mehr hingegangen ſeyn, ſobald Corinna's Angelegenheiten es nicht mehr bedurften, wenn Lady Edgermond ihre Geſundheit wieder erlangt hätte; aber als man eben glaubte, ſie würde beſſer werden, ward ſie noch einmal, und zwar noch gefährlicher krank, als das erſtemal; und wenn ſie geſtorben wäre, ſo hätte Lucile zu London keine andre Stütze gehabt, als Oswald, weil ihre Mutter keine Bekanntſchaften gemacht hatte.

Lucile hatte ſich nicht ein einziges Wort erlaubt, das Lord Nelvil hätte überreden können, daß ſie ihn vorziehe; aber er durfte es manchmal annehmen, durch die leichte plötzliche Abwechſelung in ihrer Geſichtsfarbe, durch die zu geſchwind niedergeſchlagenen Augen, durch ein ſchnelleres Athemholen; kurz, er ſtudierte das Herz des jungen Mädchens mit neugieriger, zärtlicher Theilnahme, und ihre vollkommene Verſchloſſenheit ließ ihm jederzeit Zweifel und Ungewißheit über die Natur ihrer Gefühle. Der höchſte Grad der Leidenſchaft, und die hohe Beredſamkeit, welche ſie einflößt, genügen der Fantaſie noch nicht; immer wünſcht man noch etwas mehr, und wenn man es nicht erlangt, ſo wird man kalt und abgeſpannt; während der ſchwache Schimmer, welchen man hinter einer Wolke wahrnimmt, lange Zeit die Neugierde rege erhält, und in der Zukunft neue Gefühle, und neue Entdeckungen zu verheißen ſcheint; dieſe Erwartung wird jedoch nicht befriedigt; und wenn man endlich weiß, was dieſer ſchweigende ungekannte Zauber verbirgt, ſo iſt auch das Geheimniß verblüht, und man kömmt darauf zurück, die Offenheit und das Leben eines ſeelenvollen Charakters zurück zu wünſchen. Ach! auf welche Weiſe kann man ihm eine längere Dauer verleihen, dieſem Zauber des Herzens, dieſem Entzücken der Seele, der, ſo fremd ſind unſerm Schickſal die Freuden des Himmels, von Zweifel, wie von Zutrauen, vom

Unglück, wie vom Glück, auf gleiche Weiſe mit der Zeit zerſtört wird! Sie ziehen durch unſer Herz, dieſe Freuden, damit wir uns nur unſers Urſprungs und unſrer Hoffnungen erinnern mögen.

Lady Edgermond ward wieder hergeſtellt; ſie wollte nach Schottland reiſen, nach einem Gut des Lord Edgermond, welches in der Nähe von Lord Nelvils Gute lag, und beſtimmte ihre Abreiſe dahin nach zwei Tagen. Sie erwartete, Lord Nelvil würde ſich erbieten, ſie dahin zu begleiten, da er ihr geſagt hatte, daß er Willens ſey, vor der Einſchiffung ſeines Regiments noch einmal dahin zu gehen; aber er ſagte nichts; Lucile ſah ihn an in demſelben Augenblick, und dennoch ſchwieg er; ſie ſtand eilends auf, und ging an's Fenſter; einige Augenblicke nachher, folgte ihr Lord Nelvil unter irgend einem Vorwand, und es ſchien ihm, als wären ihre Augen feucht von Thränen; er ward gerührt, ſeufzte; die Unbeſtändigkeit, deren er ſeine Freundin beſchuldigte, fiel ihm wieder ein, und er fragte ſich ſelber, ob dies junge Mädchen nicht einer treuen Liebe fähiger wäre, als Corinna.

Oswald ſuchte, wie er den Kummer, den er Lucilen gemacht hatte, wieder gut machen ſollte; ſo gern führt man die Freude wieder zurück auf ein noch kindliches Geſicht! der Kummer iſt nicht gemacht für die Phyſiognomieen, auf welchen das Nachdenken noch nicht einmal eine Spur zurück ließ. Lord Nelvils Regiment ſollte den folgenden Tag im Hyde-Park gemuſtert werden; er fragte alſo Lady Edgermond, ob ſie mit ihrer Tochter in einem offnen Wagen dahin kommen, und ob ſie ihm erlauben wolle, nach der Muſterung, mit Lucile neben ihrem Wagen ſpazieren zu reiten. Lucile hatte einmal geſagt, daß ſie Luſt habe zu reiten; ſie ſah ihre Mutter mit einem zwar ſtets unterwürfigen Blick an, worin aber doch der Wunſch lesbar war, ihre Einwilligung zu erhalten. Lady Edgermond ſann einige Augenblicke nach, dann reichte ſie ihre ſchwache, täglich mehr abnehmende Hand an Lord Nelvil und ſagte: — Wenn Sie es fordern, Mylord, ſo erlaube ich es. — Oswald ward ſo betroffen von dieſen Worten, daß er im Begriff war, das, was er ſelber vorgeſchlagen hatte, wieder aufzugeben; aber mit einer Lebhaftigkeit, die ſie noch nicht gezeigt hatte, ergriff Lucile ſchnell die Hand ihrer Mutter, und küßte ſie, um ihr zu danken; Lord Nelvil hatte nun den Muth nicht, das unſchuldige Geſchöpf, das ein ſo einſames und trauriges Leben führte, einer Ergötzlichkeit zu berauben.

Sechſtes Kapitel.

Seit vierzehn Tagen lebte Corinna in der grauſamſten Angſt; jeden Morgen nahm ſie Anſtand, an Lord Nelvil zu ſchreiben, wo ſie ſey, und jeder Abend verging unter dem unbeſchreiblichen Schmerz, ihn bei Lucile zu wiſſen; was ſie den Abend litt, machte ſie immer für den folgenden Morgen ſchüchterner; ſie erröthete, dem, der ſie vielleicht nicht mehr liebte, den unbedachtſamen Schritt zu geſtehen, den ſie um ſeinetwillen gethan hatte. — Vielleicht, ſagte ſie ſich oft, ſind alle Erinnerungen Italiens aus ſeinem Gedächtniſſe erloſchen? vielleicht fühlt er das Bedürfniß nicht mehr, einen höhern Geiſt, ein Herz voll Leidenſchaft, bei einer Frau zu finden? Jetzt gefällt ihm die ſechzehnjährige wundervolle Schönheit, der Engels-Ausdruck in dieſem Alter, die ſchüchterne erfahrungsloſe Seele, die dem Gegenſtande ihrer Wahl ihre erſten Gefühle weiht. —

ſorgfältig putzen, und ſich ihm plötzlich zeigen; als ſie aber vor den Spiegel kam, und ihre ſchwarzen Haare, ihre von Italiens Sonne etwas braune Geſichtsfarbe, ihre ſtarken Züge betrachtete, deren Ausdruck ſie aber nicht bemerken konnte, indem ſie ſich anſah, ward ſie muthlos über ihre Reize. Das ätheriſche Geſicht ihrer Schweſter ſchwebte ihr beſtändig vor dem Spiegel; und allen Schmuck, den ſie gewählt hatte, weit von ſich werfend, zog ſie ein ſchwarzes venetianiſches Kleid an, verhüllte Geſicht und Wuchs mit dem in dieſem Lande gewöhnlichen Mantel, und verſteckte ſich tief in einer Ecke des Wagens.

Kaum war ſie in Hyde-Park, als ſie Oswald kommen ſah, an der Spitze ſeines Regiments; die Uniform gab ihm ein ſehr ſchönes hohes Anſehen; er ſaß mit vortreſſlichem Anſtande und Geſchicklichkeit zu Pferde; es ward eine Muſik gehört, die etwas ſtolzes und zugleich ſanftes hatte, und die Aufopfeſittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nauſikaa durch den Zuſatz von Verſtändigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben iſt. Der irrende Odiſſeus iſt von dem ſtürmiſchen Meere erſchöpft und hülflos, an eine fremde Inſel ausgeworfen. Er bereitet ſich für die rauhe Nacht ein armſeliges Lager im Walde, und ſo verläßt ihn der Dichter. Dieſe Inſel bewohnte ein glückliches, gaſtfreyes Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Feſten ihr Daſeyn leicht und fröhlich verſcherzen. Die Tochter des Königs, Nauſikaa iſt nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäſche ans Ufer des Meeres gefahren, wie ſie ihrem Vater ſagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte ſie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine ſchöne reinliche Ausſteuer. Sie iſt am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beſchäftigt; ihr Geräuſch weckt den Odyſſeus, er nähert ſich ihnen, ihre Geſpielinnen fliehen bey ſeinem Anblick ſchüchtern zurück, ſie allein bleibt mit unbefangner Zuverſicht. Er fleht ſie um Hülfe an, und erſcheint ihr wohlgefallend; ſie räth und hilft ihm, wie ſie kann. In allem, was Nauſikaa ſagt, und in ihrem ganzen Benehmen iſt die ſchönſte Miſchung von Offenheit und Furchtſamkeit, von ſich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an ſich zu denken, und um ſich zu wiſſen, ohne die geringſte Abſicht, handelt ſie nach dem reinen Eindrucke auf ein unſchuldiges Herz.

Homer iſt überhaupt ſehr reich und abwechſelnd an Charakteren: der Geiſt und die ganze Art ſeiner weibopferung des Lebens auf eine edle Weiſe pries. Eine Menge einfach, aber wohl gekleideter Männer, ſchöne und ſittſame Frauen, zeigten auf ihren Geſichtern, jene den Ausdruck der männlichen, dieſe den Ausdruck der ſchüchternen Tugenden. Die Soldaten in Oswalds Regiment ſchienen ihn vertrauend und ergeben anzuſehen. Das berühmte Lied ward geſpielt, Gott ſchütze den König, das alle Herzen in England ſo tief bewegt, und Corinna rief: — O ehrwürdiges Land, das mein Vaterland hat ſeyn ſollen, warum habe ich dich verlaſſen? Was lag an etwas mehr oder weniger perſönlichem Ruhm, mitten unter ſo großer Tugend; und welch' ein Ruhm, o Nelvil, wäre dem gleich zu achten geweſen, deine würdige Gemahlin zu ſeyn! —

Die kriegeriſche Muſik erinnerte Corinna an die Gefahren, denen Oswald bald ausgeſetzt ſeyn würde. Sie ſah ihn lange ſtarr an, ohne daß er ſie wahrnehmen konnte, und ſagte mit thränenden Augen zu ſich ſelber: — Er lebe, und wäre es auch nicht für mich; o mein Gott! nur ihn erhalte! — In dieſem Augenblick kam Lady Edgermond in ihrem Wagen; Lord Nelvil grüßte ſie ehrerbietig, indem er die Spitze ſeines Degens vor ihr ſenkte; dieſer Wagen fuhr mehreremale auf und ab; alle, die Lucile ſahen, bewunderten ſie; Oswald ſchaute ſie mit einem Blick an, der Corinna's Herz durchbohrte; die Unglückſelige kannte dieſen Blick, er war einſt ihr zugewendet.

Die Pferde, welche Lord Nelvil Lucilen geliehen hatte, liefen in ſchimmernder Eile durch die Gänge von Hyde-Park, während Corinna's Wagen ganz langſam, beinah wie zu einem Leichenbegängniß, hinter den ſchnellen Roſſen, und ihrem glänzenden Geräuſch herzog. — Ach! dachte Corinna, nicht ſo war es, nicht ſo begab ich mich auf das Kapitol, wo ich ihn zum erſtenmale ſah; er hat mich von dem Triumphwagen in den

Abgrund der Leiden geſtürzt. Ich liebe ihn, und alle Freuden des Lebens ſind verſchwunden; ich liebe ihn, und alle Gaben der Natur ſind hingewelkt. Vergieb es ihm, mein Gott! wann ich nicht mehr ſeyn werde. — Oswald ritt dicht neben dem Wagen hin, in welchem Corinna ſaß; der italieniſche Schnitt des ſchwarzen Kleides, das ſie verhüllte, fiel ihm ſonderbar auf. Er hielt an, ritt um den Wagen herum, kehrte wieder zurück, ihn noch einmal anzuſehen, und bemühte ſich, die Frau zu erkennen, die ſich darin verborgen hielt. Corinna's Herz ſchlug während der Zeit mit entſetzlicher Heftigkeit, und nichts beſorgte ſie ſo ſehr, als in Ohnmacht zu fallen, und dadurch entdeckt zu werden; ſie widerſtand jedoch der heftigen Bewegung, und Lord Nelvil verlor den Gedanken wieder, der ihn Anfangs beſchäftigt hatte. Um Oswalds Aufmerkſamkeit nicht länger auf ſich zu ziehen, ſtieg Corinna, als die Muſterung zu Ende war, aus dem Wagen, und nahm ihre Stellung hinter den Bäumen und dem Volke, ſo daß man ſie nicht bemerken konnte. Oswald nahte ſich dem offnen Wagen der Lady Edgermond, und indem er ihr ein ſanftes Pferd zeigte, welches ſeine Bediente herbeiführten, bat er ſie für Lucile um Erlaubniß, auf dieſem Pferd an der Seite ihres Wagens reiten zu dürfen. Lady Edgermond erlaubte es, indem ſie ihm Sorgfalt für ihre Tochter anempfohl. Lord Nelvil war vom Pferde abgeſtiegen; er ſprach, den Hut in der Hand haltend, an Lady Edgermonds Kutſchenſchlag, mit einer ſo gefühlvollen und zugleich ehrerbietigen Haltung, daß Corinna nur zu ſehr darin eine von der Neigung, welche die Tochter einflößte, beſeelte Anhänglichkeit für die Mutter gewahr wurde.

Lucile ſtieg aus dem Wagen; ſie trug ein Reitkleid, das die Zierlichkeit ihres Wuchſes zum Entzücken bezeichnete; ſie hatte einen ſchwarzen Hut mit weißen Federn auf, und ihr ſchönes blondes Haar floß anmuthig und leicht, wie die Luft, um ihr reizendes Geſicht. Oswald hielt ſeine Hand ſo, daß Lucile ihren Fuß darauf ſetzen ſollte, um aufzuſteigen; Lucile hatte erwartet, daß einer von den Bedienten ihr dieſen Dienſt erzeigen würde, und ſie erröthete, ihn von Lord Nelvil anzunehmen. Er drang darauf; Lucile ſtellte endlich einen allerliebſten Fuß auf dieſe Hand, und ſchwang ſich mit ſolcher Leichtigkeit auf das Pferd, daß alle ihre Bewegungen die Vorſtellung einer Sylphide herbeiriefen, welche die Fantaſie uns mit ſo zarten Farben ſchildert. Sie ritt im Galopp fort, Oswald folgte ihr, und verlor ſie nicht aus den Augen; einmal that das Pferd einen Fehltritt, den Augenblick hielt Lord Nelvil es an und unterſuchte Zaum und Gebiß mit liebenswürdiger Beſorglichkeit; bald darauf glaubte er, aber mit Unrecht, das Pferd gehe durch; er ward bleich wie der Tod, und ſein eignes Pferd mit unglaublicher Heftigkeit aufſpornend, überholte er Lucile in einer Sekunde, ſtieg ab, und ſtürzte ſich ihr entgegen, Lucile, die ihr Pferd nicht aufhalten konnte, war ebenfalls in Schrecken gerathen, Oswald umzureiten, aber mit der einen Hand ergriff er den Zügel, und mit der andern hielt er Lucile, die ſich im Herabſpringen leicht auf ihn ſtützte.

Was war mehr nöthig, um Corinna von Oswalds Geſinnungen gegen Lucile zu überführen? waren es nicht dieſelben Beweiſe der Theilnahme, die er ehedem ihr geſchenkt hatte? und glaubte ſie nicht ſogar, zu ihrer immerwährenden Verzweiflung, in ſeinem Blicke mehr Schüchternheit, mehr Zurückhaltung wahrzunehmen, als er in der Zeit hatte, da er ſie liebte? Zweimal zog ſie den Ring vom Finger; ſie war bereit, durch die Menge zu dringen und ihn Oswald vor die Füße zu werfen, und die Hoffnung, in demſelben Augenblick zu ſterben, flößte ihr Muth zu dieſem Entſchluß ein. Aber wo iſt die Frau, geboren ſelbſt unter der Sonne des Südens, die ohne Schauder die Aufmerkſamkeit der Menge auf ihre Gefühle ziehen kann! Bald erbebte Corinna vor dem Gedanken, ſich in dieſem Augenblick vor Lord Nelvil zu zeigen, und verließ die Menge, um wieder in ihren Wagen zu ſteigen. Im Durchgehen durch einen einſamen Gang, ſah Oswald von ferne dieſelbe ſchwarze Geſtalt, die ihm aufgefallen war, und der Eindruck, welchen ſie dieſesmal auf ihn machte, war viel ſtärker. Indeſſen ſchob er die Erſchütterung, die er fühlte, auf die Gewiſſensbiſſe, zum erſtenmale im innerſten Herzen Corinna's Bilde untreu geweſen zu ſeyn; und als er nach Hauſe kam, faßte er ſogleich den Entſchluß, wieder nach Schottland zu reiſen, weil ſein Regiment erſt in einiger Zeit eingeſchifft werden ſollte.

Siebentes Kapitel.

Corinna kam in einem Zuſtand der ſchmerzlichen Bekümmerniß wieder nach Hauſe, der ihren Verſtand verwirrte; und von dem Augenblick an war ihre Kraft auf immer geſchwächt. Sie beſchloß, an Lord Nelvil zu ſchreiben, und ihm Nachricht zu geben von ihrer Ankunft in England, und von allem was ſie gelitten hatte, ſeit ihrer Ankunft daſelbſt. Sie fing dieſen Brief an, der Anfangs die bitterſten Vorwürfe enthielt, dann zerriß ſie ihn wieder. — Was ſollen in der Liebe Vorwürfe, rief ſie; wäre es dann das innigſte, reinſte, das edelſte aller Gefühle, wenn es nicht in Allem unwillkührlich wäre? was ſollen dann meine Klagen? Eine andre Stimme, ein andrer Blick beſitzt den Schlüſſel zu ſeinem Herzen; iſt damit nicht alles geſagt? — Sie fing ihren Brief auf's neue an, und dieſesmal wollte ſie an Lord Nelvil die Einförmigkeit ſchildern, die er in ſeiner Verbindung mit Lucile finden dürfte. Sie verſuchte es ihm zu beweiſen, daß ohne eine vollkommne Übereinſtimmung der Seele und des Geiſtes, kein Glück in der Liebe dauernd ſeyn könne; und dann zerriß ſie dieſen Brief mit größerer Heftigkeit noch, als den erſten. — Wenn er meinen Werth nicht kennt, ſagte ſie, ſoll ich ihn damit bekannt machen? und überdies, darf ich ſo von meiner Schweſter ſprechen? iſt es wahr, daß ſie mir ſo untergeordnet ſey, als ich mich zu überreden ſuche? und wenn ſie es wäre, kömmt es mir zu, es zu ſagen, mir, die ich ſie wie eine Mutter in ihrer Kindheit an mein Herz drückte? O nein! man muß nicht ſo ſein eignes Glück um jeden Preis erkaufen wollen. Dieſes Leben, während deſſen man ſo viele Wünſche hat, es vergeht, und ſelbſt lange Zeit vor dem Tode trennt etwas ſanftes, nachdenkliches uns nach und nach von dem Daſeyn. —

Sie nahm noch einmal die Feder, und redete nur von ihrem Unglück; aber während der Schilderung fühlte ſie ein ſolches Mitleid mit ſich ſelber, daß ſie ihr Papier mit Thränen bedeckte! — Nein, ſagte ſie wieder, ich darf dieſen Brief nicht an ihn ſenden; wenn er ihm widerſtände, dann würde ich ihn haſſen; und würde er davon hingeriſſen, ſo wüßte ich nicht, ob er nicht ein Opfer gebracht hätte, ob er nicht das Andenken an eine andre im Herzen trüge. Es iſt beſſer, ich ſehe ihn, ich ſpreche mit ihm, ich gebe ihm dieſen Ring zurück, das Unterpfand ſeiner Verheißungen! und eilends wickelte ſie ihn in ein Blatt ein, worauf ſie nur die Worte ſchrieb: Sie ſind frei! ſteckte dann dieſen Brief mit dem Ring in ihren Buſen, und erwartete den Abend, um zu Oswald zu gehen; es war ihr, als müſſe ſie am hellen Tage vor jedem erröthen, der ſie anſähe, und doch wollte ſie der Zeit zuvorkommen, zu lichen Charaktere iſt im Allgemeinen ſchon durch das vorhergehende hinlänglich beſtimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher beſtimmt, durch die Stelle, welchen dieſer im Gedichte und in dem Ganzen deſſelben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergeſſen, daß der Dichter die Erforderniſſe dieſer einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umriſſe der Sage nicht ändern darf, und daß er alſo nicht ganz frey iſt, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich ſeine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in dieſen Gränzen frey zu ſeyn weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die ſittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, welche durch die Kunſt und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöſt iſt. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verliehren; ſie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verſtecken; er hat es nicht beſchönigt, und auch nicht verſchleyert, und dennoch beleidigt ſie nie unſer Gefühl. Sie iſt ganz, wie ſie ſeyn muß, um unſre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen iſt getheilt; ſie kann von den alten Freunden nicht laſſen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue iſt mit ſo wunderbarer Schonung behandelt, daß ſie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, ſondern gerade dadurch unſre ganze Theilnahme und Rührung erwelcher Lord Nelvil gewöhnlich zu Lady Edgermond zu gehen pflegte. Um ſechs Uhr alſo ließ ſie ſich hinfahren, aber zitternd, wie eine verurtheilte Sklavin. Wie man den Geliebten fürchtet, wenn das Zutrauen verloren iſt! Ach! der Gegenſtand einer leidenſchaftlichen Neigung iſt unſern Augen entweder der ſicherſte Beſchützer, oder der ſchrecklichſte Gebieter!

Corinna ließ ihren Wagen vor Lord Nelvils Thüre halten, und fragte mit bebender Stimme den Bedienten, der dieſe Thüre aufmachte, ob er zu Hauſe ſey? Seit einer halben Stunde, Madame, antwortete er, iſt Mylord abgereiſt nach Schottland. Dieſe Nachricht preßte Corinna das Herz zuſammen; ſie zitterte, Oswald zu ſehen, und dennoch eilte ihre Seele dieſem unausſprechlichen Gefühl entgegen. Die Anſtrengung war einmal gemacht, ſie glaubte ſich ſo nahe daran, ſeine Stimme zu hören, und nun koſtete es eine neue Entſchließung, ihn wieder zu finden; wieder einige Tage des Erwartens, und noch einen Schritt mehr, zu dem ſie ſich herablaſſen mußte. Dennoch wollte Corinna ihn wiederſehen, es koſte was es wolle; des andern Tages alſo reiſte ſie nach Edimburg ab.

Achtes Kapitel.

Ehe er von London abreiſte, war Lord Nelvil noch einmal zu ſeinem Banquier gegangen, und als er hörte, daß kein Brief gekommen war, fragte er mit Bitterkeit ſich ſelber, ob er ein häusliches, ſicheres und dauerndes Glück einer Perſon aufopfern ſolle, die vielleicht ſich ſeiner nicht mehr erinnere? Er beſchloß jedoch noch einmal nach Italien zu ſchreiben, wie er ſeit ſechs Wochen ſchon mehreremale gethan hatte, Corinna um die Urſache ihres Stillſchweigens zu fragen, und ihr noch einmal zu erklären, daß er nie der Gemahl einer andern ſeyn würde, ſo lange ſie ſeinen Ring habe. Er machte die Reiſe in ſehr verdrüßlicher Stimmung; er liebte Lucile, faſt ohne ſie zu kennen, denn er hatte ſie noch nicht zwanzig Worte ſprechen hören; aber er ſehnte ſich nach Corinna, und betrübte ſich wegen der Umſtände, durch die er von ihr getrennt wurde; bald feſſelte ihn die reizende Schüchternheit der einen, dann erinnerte er ſich wieder des glänzenden Zaubers, der erhabenen Beredſamkeit der andern. Hätte er es damals gewußt, daß Corinna ihn mehr liebte als je, daß ſie alles verließ, ihm zu folgen, nie hätte er Lucile wieder geſehen. Aber er hielt ſich für vergeſſen, und indem er über Lucilens und Corinna's Charaktere nachdachte, ſagte er ſich, daß ein kaltes verſchloſſenes Äußeres oft die tiefſten Gefühle verberge. Er irrte; leidenſchaftliche Seelen verrathen ſich auf tauſend Arten, und was man immer zurückhält, iſt ſehr ſchwach.

Noch ein Umſtand kam hinzu, die Neigung zu verſtärken, welche Lucile dem Lord Nelvil einflößte. Indem er nach ſeinem Landgute reiſte, kam er dem der Lady Edgermond zugehörenden ſo nah, daß er aus Neugierde hinein ging. Er ließ ſich das Kabinet öffnen, wo Lucile gewohnt war zu arbeiten. Dies Kabinet war mit Andenken der Zeit angefüllt, welche Oswalds Vater bei Lucile zugebracht hatte, während ſein Sohn in Frankreich war. Sie hatte ein Fußgeſtell von Marmor auf derſelben Stelle hinſetzen laſſen, wo er ihr wenige Monate vor ſeinem Tode Unterricht gab, und auf dieſem Fußgeſtell waren die Worte eingegraben: Dem Andenken meines zweiten Vaters. Ein Buch lag auf dem Tiſch; Oswald öffnete es; er erkannte die Sammlung der Gedanken von ſeinem Vater, und auf der erſten Seite fand er dieſe Worte von der Hand ſeines Vaters geſchrieben: An Sie, die mich tröſtete während meines Kummers; der reinſten Seele; der engelgleichen Frau, die der Stolz und das Glück ihres Gemahls ſeyn wird. Mit welchem Gefühl las Oswald dieſe Zeilen, wo die Meinung deſſen, den er verehrte, ſo beſtimmt ausgedrückt war! Er erſtaunte, daß Lucile ihm über die Beweiſe der Zuneigung, die ſie von ſeinem Vater erhalten hatte, nicht ein Wort geſagt hatte. In dieſem Stillſchweigen fand er die ſeltenſte Zartheit, die Beſorgniß ſeiner Wahl, durch den Gedanken der Pflicht, Zwang anzulegen; endlich fielen ihm die Worte auf: An Sie, die mich tröſtete während meines Kummers. — Lucile alſo iſt es, rief er, die dem Schmerze Linderung ſchaffte, den ich meinem Vater verurſachte, und ich ſollte ſie verlaſſen, da ihre Mutter ſterbend iſt, da ſie Niemand hat ſie zu tröſten, als mich! O! Corinna, Du ſo glänzend, ſo reich umgeben, bedarfſt Du ſo wie Lucile einen treuen ergebenen Freund? — Sie war nicht mehr glänzend, nicht mehr reich umgeben, dieſe Corinna, die allein von Gaſthof zu Gaſthof irrte; nicht einmal den ſehend, um den ſie alles verließ, und doch ohne Kraft ſich von ihm zu entfernen. In einer kleinen Stadt, auf halbem Wege nach Edimburg, ward ſie krank, und konnte aller Anſtrengung ungeachtet nicht weiter reiſen. Oft, während der langen leidensvollen Nächte, dachte ſie, daß wenn ſie an dieſem Orte ſtürbe, Thereſine allein ihren Namen wüßte und ihn auf ihr Grab ſchreiben würde. Welch' eine Veränderung, welch' ein Schickſal für eine Frau, die in Italien nicht einen Schritt thun konnte, ohne daß der Hauſe ihrer Verehrer ihren Schritten nacheilte! Und darf dann ein einziges Gefühl das ganze Leben ſo alles Schmucks berauben? Nach acht Tagen unausſprechlicher Angſt ſetzte ſie endlich ihre traurige Reiſe fort; denn wiewohl die Hoffnung Oswald wieder zu ſehen das Ziel war, ſo waren doch mit dieſer lebhaften Erwartung ſo viel kummervolle Gefühle verbunden, daß ihr Herz nur eine ſchmerzliche Unruhe empfand. Ehe Corinna in Lord Nelvils Wohnhauſe anlangte, trug ſie ein Verlangen ſich einige Stunden auf dem nicht weit davon liegenden Gute ihres Vaters aufzuhalten, wo er ſein Grabmal aufzurichten anbefohlen hatte. Seit der Zeit war ſie nicht wieder dort geweſen, und ſie war nur einen Monat lang, allein mit ihrem Vater, auf dieſem Gut; das war der glücklichſte Zeitraum ihres Aufenthaltes in England geweſen. Dieſe Erinnerungen flößten ihr das Bedürfniß ein, dieſen Wohnplatz wieder zu ſehen, und ſie glaubte nicht, daß Lady Edgermond ſchon dort ſey.

Einige Meilen vor dem Schloſſe, traf ſie auf der Landſtraße auf eine umgeworfene Kutſche. Sie ließ die Ihrige halten und ſah aus der umgeworfenen einen alten Mann heraus kommen, der heftig von dem Fall erſchrocken worden war. Corinna eilte ihm zu Hülfe, und erbot ſich, ihn ſelber nach der nahen Stadt zu begleiten. Er nahm es dankbar an, und ſagte, er nenne ſich Herr Dickſon. Corinna erkannte den Namen, den ſie Lord Nelvil oft hatte nennen hören. Sie wußte das Geſpräch ſo zu lenken, daß der gute Alte viel von dem einzigen Gegenſtande ſprechen mußte, der allein für ſie im Leben noch wichtig war. Herr Dickſon war der geſprächigſte Mann von der Welt, und da er nicht ahndete, daß Corinna, deren Namen er nicht wußte, die er für eine Engländerin hielt, irgend einen beſondern Antheil an den Fragen nähme, die ſie ihm that, ſo erzählte er alles, was er wußte, mit der größten Umſtändlichkeit; und da er Corinna etwas zu Gefallen zu thun wünſchte, deren Sorgfalt ihn gerührt hatte, ward er geſchwätzig, um ihr einen Zeitvertreib zu ſchaffen.

Er erzählte, wie er ſelber Lord Nelvil den Bericht gegeben habe, daß ſein Vater ſich ſchon vorher der Heirath entgegen geſetzt habe, die er jetzt ſchließen wollte; und gab darauf einen Auszug aus dem Briefe, den er ihm überliefert hatte; indem er mehreremale die Worte wiederhohlte, die Corinnas Herz durchbohrten: Sein Vater hat es ihm unterſagt, dieſe Italienerin zu heirathen; es hieße ſein Andenken beleidigen, wenn er ſeinem Willen trotzen wollte.

Herr Dickſon beſchränkte ſich nicht auf dieſe grauſamen Worte; er bekräftigte ferner, daß Oswald Lucile liebe, daß Lucile ihn liebe; daß Lady Edgermond dieſe Heirath ſehr wünſche, daß aber eine Verbindung, die er in Italien geſchloſſen, Lord Nelvil daran verhindere. — Wie! ſagte Corinna zu Herrn Dickſon, indem ſie ſich bemühte ihre entſetzliche Beſtürzung zu verbergen, Sie glauben, daß es blos wegen ſeiner eingegangenen Verbindung ſey, daß Lord Nelvil ſich nicht mit Miß Lucile Edgermond vermählt? — Deſſen bin ich ſehr gewiß, erwiederte Herr Dickſon, ſehr erfreut wieder aufs Neue befragt zu werden; erſt vor drei Tagen habe ich Lord Nelvil geſehen, und obwohl er mir die Art ſeiner Verbindung in Italien nicht erklärte, hat er mir doch folgende Worte geſagt, die ich auch ſogleich an regt. Wie ſchön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bey dem Anblick des geſammten griechiſchen Heeres! Die trojaniſchen Greiſe ſchauen eben dorthin, ſitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu ſich, und fragt nach dem Nahmen, Geſchlecht, Charakter und den Thaten dieſes und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter ſie tritt, erregt ihre Schönheit das Erſtaunen der ehrlichen Greiſe. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen ſie, und daran ſey Helena Schuld; aber ſie ſey auch ſchön, wie eine Göttin, es verlohne ſich ihr Beſitz des großen Kampfes. In dieſem Zuge liegt eine Spur von der beynahe gränzenloſen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit ſo natürlich und gleichſam eingebohren iſt, und überall in das Sagenhafte hinüberſchreitet.

Man erinnert ſich hiebey an die Nymphe Kalypſo, und die Zauberin Circe, die den Odyſſeus auf ſeiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe feſſeln. Es ſcheint nicht ohne Bedeutung, daß beyde übermenſchliche Weſen ſind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe ſtärker als alle irdiſche Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magiſcher Art ſind, wie es ſich an dieſen mährchenhaftem Weſen zeigt. Noch ſchöner aber und ſinnvoll für das Gefühl des Menſchlichen erſcheint es dagegen, daß Odyſſeus in den Armen der Göttin Kalypſo nicht zufrieden, und nicht glücklich iſt, und ſich nach ſeiner ſterblichen Genoſſinn, Penelope, ſehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unſterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felſenufer

Lady Edgermond gemeldet habe: Wenn ich frei wäre, würde ich Lucile heirathen. — Wenn er frei wäre! wiederhohlte Corinna; — und in dem Augenblick hielt ihr Wagen vor der Thüre des Gaſthofes an, wo Herr Dickſon abſteigen wollte. Er wollte ihr danken, ſie fragen an welchem Orte er ſie wieder ſehen könnte; Corinna hörte ihn nicht mehr; ſie drückte ihm die Hand, ohne ihm antworten zu können, und verließ ihn, ohne ein einziges Wort hervorgebracht zu haben. Es war ſpät; dennoch wollte ſie noch nach dem Orte hin, wo die Aſche ihres Vaters ruhte. Die Verwirrung ihres Geiſtes machte ihr dieſe heilige Wallfahrt nothwendiger als jemals.

Neuntes Kapitel.

Seit zwei Tagen war Lady Edgermond auf ihrem Landgut, und an dieſem Abend ſollte ein großer Ball bei ihr ſeyn. Alle ihre Nachbarn, alle Bewohner ihres Gutes hatten ſich zu verſammeln verlangt, um ihre Ankunft zu feiern: Lucile hatte es auch gewünſcht, vielleicht in der Hoffnung, daß Oswald kommen würde; er war in der That auch da, als Corinna ankam. Sie ſah eine Menge Kutſchen in der Auffahrt, und ließ die ihrige einige Schritte dahinter anhalten; ſie ſtieg aus, und erkannte den Wohnort, wo ihr Vater ihr die zärtlichſten Geſinnungen zeigte. Welch' ein Unterſchied zwiſchen jenen Zeiten, die ſie damals für unglücklich hielt, und ihrer jetzigen Lage! So wird man im Leben für die Leiden der Einbildung beſtraft, durch wirklichen Kummer, durch welchen man nur zu ſehr das wahrhafte Unglück kennen lernt.

Corinna ließ ſich erkundigen, warum das Schloß erleuchtet ſey, und wer die Perſonen ſeyen, die ſich jetzt darin befänden. Durch einen Zufall erkundigte ſich ihr Bedienter grade bei einem von Lord Nelvils Bedienten, den er in England erſt in ſeine Dienſte genommen hatte, und der grade da war; Corinna hörte ſeine Antwort. — Es iſt ein Ball, ſagte er, den Lady Edgermond heute giebt; und Lord Nelvil, mein Herr, hat mit Miß Lucile Edgermond, der Erbin dieſes Schloſſes, den Ball eröffnet. Corinna bebte bei dieſen Worten, änderte aber ihren Entſchluß nicht. Eine ſchmerzliche Neugierde zog ſie hin, ſich dem Orte zu nahen, wo ſo viele Qualen ihr drohten; ſie machte ihren Leuten ein Zeichen ſich in der Ferne zu halten, und ging allein in den Park hinein, der offen ſtand, und in welchem man zu dieſer Stunde wegen der Dunkelheit lange ungeſehen herum gehen konnte. Es war zehn Uhr; und ſeit dem Anfang des Balls, tanzte Os=

wald mit Lucile die engliſchen Contretänze, die in einem Abend fünf oder ſechs mal angeſangen werden; derſelbe Mann tanzt immer mit derſelben Frau, und oft herrſcht in dieſer Art von Luſtbarkeit die größte Ernſthaftigkeit.

Lucile tanzte edel, aber ohne Munterkeit; ſelbſt das Gefühl, das ſie hinnahm, vermehrte noch ihren Ernſt; da man in dem Canton neugierig war zu wiſſen, ob ſie Lord Nelviln liebe, ſo ward ſie von aller Welt mit größerer Aufmerkſamkeit noch als gewöhnlich betrachtet; und dadurch ward ſie abgehalten ihre Augen gegen Oswald aufzuſchlagen; und ihre Schüchternheit nahm ſo überhand, daß ſie nicht hörte und nicht ſah. Dieſe Verwirrung und dieſe Zurückhaltung rührten Lord Nelvil im erſten Augenblick über die maßen; da aber dieſer Zuſtand keine Abwechſelung erhielt, fing es an ihn ein wenig zu ermüden, und er verglich dieſe lange Reihe von Mannsperſonen und Frauenzimmern, und die eintönige Muſik, mit der ſeelenvollen Anmuth der italieniſchen Tänze und Geſänge. Dieſe Erinnerung verſenkte ihn in ein tiefes Nachdenken, und Corinna, hätte ſie in dieſem Augenblick Lord Nelvils Empfindungen gekannt, ſo würde ſie noch einige glückliche Augenblicke genoſſen haben. Aber die Unglückſelige durchſtreiſte zu eben der Zeit aufs Gerathewohl die düſtern Gänge einer Wohnung, die ſie ehedem als ihr Eigenthum betrachten durfte; und jetzt war ſie eine Fremde auf dem väterlichen Boden, ausgeſchloſſen neben dem, den ſie zum Gemahl zu haben hoffte. Die Erde wich unter ihren Füßen, und der ſtürmende Schmerz vertrat die Stelle der Kraft; vielleicht dachte ſie Oswald im Garten zu begegnen; aber ſie wußte ſelber nicht was ſie wünſchte.

Das Schloß ſtand auf einer Anhöhe, an deren Fuß ein Fluß vorbei floß; das eine Ufer war von vielen Bäumen beſchattet, das andre aber bot dem Auge nichts als dürre, mit Haidekraut bewachſene Felſen dar. Corinna ging bis an den Fluß; die Muſik aus dem Schloß miſchte ſich in das Rauſchen des Waſſers; der Schimmer der leuchtenden Lampen aus dem Tanzſaal, ſchien von oben bis mitten in den Fluß herüber, während der blaſſe Mond die öden Gegenden des gegenüber liegenden Ufers erleuchtete; gleichſam als ob, wie im Hamlet, die Geiſter um den Pallaſt irrten, worin feſtlich geſchmauſet wurde.

Die unglückſeelige, einſame, verlaſſene Corinna hatte nur noch einen Schritt zu thun, um ſich in ewige Vergeſſenheit zu ſtürzen. — Ach! rief ſie, wenn er morgen an dieſen Ufern, mit der fröhlichen Schaar ſeiner Freunde wandelt, ſeine triumphirenden Schritte dann auf die Ueberreſte derjenigen ſtoßen, die er doch einſt liebte, wird er dann nicht eine Beſtürzung fühlen, die mich rächen wird, nicht einen Schmerz fühlen, der dem meinigen gleich iſt? Nein, nein, ſagte ſie dann, nicht Rache muß man im Tode ſuchen, ſondern Ruhe. — Sie ſchwieg, und betrachtete aufs Neue den Fluß, deſſen Wellen ſo ſchnell, und doch ſo regelmäßig ſich folgten; die ſo wohlgeordnete Natur, während die Seele des Menſchen ſo wild ſtürmt; ſie erinnerte ſich des Tages, als Lord Nelvil ſich ins Meer geſtürzt hatte, um einen alten Mann zu retten. — Wie war er damals ſo gut, rief Corinna; ach! ſagte ſie weinend, er iſt es vielleicht noch! warum ihn tadeln, weil ich leide? er weiß es vielleicht nicht, vielleicht wenn er mich ſähe . . . . — Und auf einmal war ſie entſchloſſen, Lord Nelvil rufen zu laſſen, aus jenem Feſt heraus, und den Augenblick mit ihm zu ſprechen. Sie ging wieder gegen das Schloß hinauf, mit der Eil, welche ein neu gefaßter Entſchluß mittheilt; ein Entſchluß, der einer langen Unentſchiedenheit ein Ende macht; als ſie aber näher kam, ward ſie von einem ſolchen Zittern ergriffen, daß ſie ſich auf eine der ſteinernen Bänke unter den Fenſtern ſetzen mußte. Der Haufen der Bauern, die ſich verſammelt hatten, um tanzen zu ſehen, verbarg ſie, daß ſie nicht geſehen werden konnte.

Lord Nelvil trat in demſelben Augenblick auf den Altan hinaus, um die Friſche der Abendkühle einzuathmen; einige dabei ſtehende Roſenſträuche erinnerten ihn an den Wohlgeruch, welchen Corinna gewöhnlich bei ſich zu tragen pflegte, und ein Schauer durchfloß ihn bei dieſem Andenken; der lange, langweilige Tanz ermüdete ihn; er erinnerte ſich, mit welchem Geiſt Corinna ein Feſt zu veranſtalten wußte, wie verſtändig ſie in allem war, was die Kunſt betraf, und er fühlte, daß er nur im gewöhnlichen häuslichen Leben, ſich Lucile mit Vergnügen als ſeine Gefährtin denken konnte. Alles was nur auf die entfernteſte Weiſe der Fantaſie, der Poeſie gehörte, machte ihm die Erinnerung an Corinna wieder rege, und erneute ſeine Sehnſucht nach ihr. In dieſer Stimmung nahte ſich ihm einer ſeiner Freunde, der einige Augenblicke mit ihm ſprach; da vernahm Corinna Oswalds Stimme.

Unausſprechlicher Eindruck der Stimme des Geliebten! verworrne Miſchung von Rührung und Entſetzen! denn es giebt ſo heftige Gefühle, daß unſre arme ſchwache Natur über ſich ſelber in Angſt geräth, indem ſie dieſelbe fühlt.

Einer von Oswalds Freunden ſagte zu ihm: — Iſt der Ball nicht allerliebſt? — Ja, antwortete er zerſtreut; ja, in der That, wiederhohlte er ſeufzend. — Dieſer Seufzer, und der ſchwermüthige Ton ſeiner Stimme, machten Corinna eine lebhafte Freude; ſie hielt es nun für gewiß, Oswalds Herz wieder zu finden, noch von ihm verſtanden zu werden, und raſch aufſtehend, ging ſie auf einen Bedienten vom Hauſe zu, um ihm aufzutragen, daß er Lord Nelvil rufen ſolle. Hätte ſie dieſem Vorſatz gefolgt, wie viel anders wäre ihr und Oswalds Schickſal dann geworden!

In dieſem Augenblick nahte Lucile ſich dem Fenſter, und da ſie in der Dunkelheit eine Frau in den Garten gehen ſah, die weiß gekleidet, aber ohne feſtlichen Schmuck war, ward ihre Neugierde rege. Sie lehnte ſich hinaus, und ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtend, glaubte ſie die Züge ihrer Schweſter zu erkennen; da ſie aber nicht zweifelte, daß ſie ſchon ſeit ſieben Jahren todt ſey, fiel ſie vor Schrecken bei dieſer Erſcheinung in Ohnmacht. Alle Welt lief ihr zu Hülfe, Corinna traf den Bedienten nicht, mit dem ſie ſprechen wollte, und begab ſich tiefer herunter in den Gang, um nicht bemerkt zu werden.

Lucile kam wieder zu ſich, und wagte es nicht zu geſtehen, was ſie erſchreckt hatte. Da aber ihre Mutter alle Vorſtellungen, welche auf die Frömmigkeit Bezug haben, ihrem Geiſte von Kindheit an ſtark eingeprägt hatte, bildete ſie ſich ein, der Geiſt ihrer Schweſter ſey ihr erſchienen, dem Grabe ſitzend, ſchaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach ſeiner geliebten Heimath. Dieſe geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schickſalen und Wundern des Odyſſeus erſt einen umgränzenden Hintergrund, gleichſam einen heimathlichen Boden, worauf ſie ruhen. Sie geben dem Gedichte Beſtandheit und Zuſammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Heerd, und die reizenden Wunder und anziehendſten Gefahren des umherirrenden Helden leihen ſich gegenſeitig die ſchönſten Reize. Die Sehnſucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Beſitz ſeines Hauſes und ſeiner Penelope zurück. Der Charakter derſelben beſteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorſorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verſtändige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der ſie lebt, ſo wie dieſe nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldenſitten.

Die lyriſche Dichtkunſt der Griechen, welche erſt nach der epiſchen zur Blüthe gelangte, war die Äußerung feſtlicher Freude, oft auch die Götterſprache einer ſchönen Liebe. Selbſt der erhabene Pindarus beſingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden dieſen einzelnen Zug lyriſcher Anmuth und Schönheit keine vollſtändigen Charakterſchilderungen.

So wie Homer ganz Natur iſt, ſo iſt die attiſche Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die ſittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechiſche Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen lerihres Vaters zugehend, um ihr das Vergeſſen dieſes Grabes vorzuwerfen, und den Fehler, welchen ſie begangen habe, ein Feſt an dieſem Orte anzunehmen, ohne wenigſtens vorher die fromme Pflicht gegen ſeine verehrte Aſche zu erfüllen. In dem Augenblick alſo, wo Lucile ſich gewiß glaubte nicht beobachtet zu werden, entfernte ſie ſich aus dem Tanzſaal. Corinna war erſtaunt ſie ſo allein in dem Garten zu ſehen, und meynte, Lord Nelvil würde nicht ſäumen ihr nachzugehen, und er habe ſie vielleicht um eine geheime Unterredung gebeten, um die Erlaubniß von ihr zu erhalten, ſeine Wünſche ihrer Mutter zu erklären. Sie blieb wie verſteinert bei dieſem Gedanken; bald aber nahm ſie wahr, wie Lucile ſich gegen ein Gebüſch wandte, welches, wie ſie wußte, der Ort war, wo das Grabmahl ihres Vaters errichtet ward, und ſich gleichfalls anklagend, daß ſie nicht damit angefangen habe, ihm ihre Klagen und ihre Thränen zu bringen, folgte ſie ihrer Schweſter in einiger Entfernung, ſich immer mit Hülfe der Dunkelheit und der Bäume verbergend. Endlich erblickte ſie den ſchwarzen Sarkophag, der auf den Überreſten des Lord Edgermonds ruhte. Eine tiefe Rührung zwang ſie ſtill zu ſtehen und ſich an einen Baum zu lehnen; auch Lucile ſtand ſtill, und beugte ſich ehrerbietig bei dem Anblick des Grabes.

Einen Augenblick war Corinna willens ſich ihrer Schweſter zu entdecken, im Namen ihres Vaters ſie aufzufordern, ihr ihren Stand und ihren Gemahl wieder zu geben; aber Lucile ging eilfertig einige Schritte näher gegen das Grab, und Corinna entſank der Muth. In dem Herzen einer Frau iſt ſo viel Schüchternheit mit dem Ungeſtüm des Gefühls vereinigt, daß ein Nichts ſie zurückhalten kann, wie ein Nichts ſie hinreißt. Lucile kniete am Grabe ihres Vaters nieder, ſtrich ihr blondes Haar zurück, welches von einem Blumenkranz zuſammen gehalten war, und hob betend die Augen zum Himmel empor, mit einem Engelsblick. Corinna war hinter den Bäumen verborgen, und ohne entdeckt werden zu können, ſah ſie ihre Schweſter ganz deutlich, die ſanft von einem Strahl des Mondes beleuchtet wurde, und ſie ward plötzlich von einer ganz großmüthigen Rührung ergriffen. Sie betrachtete dieſen Ausdruck der reinſten Frömmigkeit, dies junge beinah noch kindliche Angeſicht; ſie erinnerte ſich der Zeit, wo ſie Lucile wie eine Mutter verpflegte; ſie dachte an ſich ſelber, daß ſie nicht mehr fern vom dreißigſten Jahre ſey, von jener Zeit, wo die Jugend anfängt ſich abwärts zu neigen; während ihre Schweſter eine lange unbeſtimmte Zukunft vor ſich hatte, eine Zukunft, ungetrübt von irgend einer Erinnerung, von irgend einer Vergangenheit, die ſie vor andern, oder auch nur vor ihrem eignen Gewiſſen hätte verantworten müſſen. — Laſſe ich mich vor Lucile ſehen, ſagte ſie zu ſich ſelber; ſpreche ich mit ihr, ſo wird ihre noch ruhige Seele getrübt, und der Frieden kömmt vielleicht niemals darin zurück. Schon habe ich ſo vieles erduldet, ich kann noch mehreres erdulden; aber die unſchuldige Lucile wird in einem einzigen Augenblick von der Ruhe zum entſetzlichſten Sturm übergehen; auf meinen Armen habe ich ſie getragen, an meiner Bruſt ſchlief ſie, und ich ſollte ſie in die Schmerzenswelt ſchleudern! — So dachte Corinna; aber die Liebe hatte in ihrem Herzen einen harten Kampf mit dieſer Uneigennützigkeit, mit dieſer Schwärmerei, die ſie dahin vermochte ſich ſelber aufzuopfern.

Jetzt ſagte Lucile ganz laut: — O mein Vater, bitte für mich. — Corinna hörte es, fiel auf ihre Kniee nieder, bat für beide Schweſtern zugleich um den Segen des Vaters, und vergoß Thränen, die ein reineres Gefühl noch als die Liebe ihr entlockte. Lucile fuhr fort zu beten, und ſagte ganz deutlich dieſe Worte: — O! Schweſter, bitte für mich im Himmel; du haſt in der Kindheit mich geliebt, beſchütze mich ferner. — Wie ſehr ward Corinna gerührt von dieſer Bitte! Lucile fuhr mit inbrünſtiger Stimme fort: — Mein Vater vergieb mir das augenblickliche Vergeſſen, woran ein Gefühl ſchuld iſt, das Du ſelber anordneteſt. Ich bin nicht ſtrafbar, wenn ich den liebe, den Du mir zum Gemahl beſtimmteſt; aber vollende Dein Werk, und gieb, daß er mich als die Gefährtin ſeines Lebens erwähle. Ich kann nur mit ihm glücklich ſeyn, aber nie ſoll er es wiſſen, daß ich ihn liebe; nie ſoll dies bebende Herz ſein Geheimniß verrathen. O mein Gott! O mein Vater, ſende Deiner Tochter Troſt, und mache ſie Oswalds Achtung und ſeiner Zärtlichkeit würdig. — Ja, wiederhohlte Corinna leiſe, erhöre ſie, mein Vater, und für Dein andres Kind einen ſanften ruhigen Tod. —

Indem ſie den feierlichen Wunſch ausſprach, das größte Opfer, deſſen Corinnas

Seele fähig war, zog ſie den Brief aus ihrem Buſen, worein der Ring gewickelt war, den Oswald ihr gegeben, und entfernte ſich eilend. Sie begriff wohl, daß wenn ſie dieſes Blatt ſo an Lord Nelvil überſchickte, ohne ihn wiſſen zu laſſen, daß ſie in England ſey, ſie das Band zerriß, und Oswald an Lucile übergebe; aber in Gegenwart des Grabes hatten die Hinderniſſe, die ſie von ihm trennten, ſich ihr mächtiger als je dargeſtellt; ſie hatte ſich Herrn Dickſons Worte erinnert: *Sein Vater unterſagt ihm, dieſe Italienerin zu heirathen*, und ihr war, als ob auch ihr Vater ſich mit Oswald vereinige, und daß die ganze väterliche Gewalt ſich ihrer Liebe entgegenſetze. Lucilens Unſchuld, ihre Jugend, ihre Reinheit gaben ihrer Fantaſie einen höhern Schwung, und ſie war, wenigſtens einen Augenblick, ſtolz darauf ſich aufzuopfern, damit Oswald in Frieden lebe mit ſeiner Heimath, mit ſeiner Familie, mit ſich ſelber.

Die Muſik, die ihr aus dem Schloß entgegen kam, unterſtützte Corinnas Muth. Ein armer alter blinder Mann ſaß an einem Baum, und hörte dem Geräuſch des Tanzes zu; dieſem nahte ſie ſich, gab ihm den Brief, und bat ihn, denſelben an einen der Bedienten des Hauſes zu geben. Auf dieſe Weiſe wollte ſie ſogar zuvor kommen, daß Lord Nelvil es nicht entdecken könnte, eine Frau habe ihn abgegeben. Wer Corinna geſehen hätte, indem ſie den Brief überlieferte, der hätte es in der That errathen müſſen, daß er die Entſcheidung ihres Lebens enthielt. Ihr Blick, ihre bebende Hand, ihre feierliche angſtvolle Stimme, alles verkündigte einen der ſchrecklichſten Augenblicke, in welchen das Schickſal uns ergreift, wo das unglückliche Weſen nur ein Sklav des Verhängniſſes iſt das ihn verfolgt.

Corinna beobachtete aus der Ferne den Alten, dem ein treuer Hund als Führer diente; ſie ſah ihn ihren Brief an einen der

Bedienten abgeben, der durch einen Zufall, eben noch mehrere auf das Schloß trug. Alle Umſtände vereinigten ſich, keine Hoffnung mehr übrig zu laſſen. Corinna ging noch einige Schritte zurückſehend, um den Bedienten nach der Thür gehen zu ſehen; und als ſie ihn nun endlich nicht mehr ſah; als ſie auf der Landſtraße war, die Muſik nicht mehr hörte, ſelbſt der Schein der Lichter aus dem Schloſſe verſchwand, da bedeckte ein kalter Schweiß ihre Stirn, ein Todesſchauder ergriff ſie; ſie wollte weiter gehen, aber die Natur verſagte es ihr, und ſie ſank beſinnungslos am Wege nieder.

Achtzehntes Buch.

Der Aufenthalt zu Florenz.

nen. Wir dürfen aber dabey den wichtigen Unterſchied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergeſſen. Nur im zweyten Styl der Tragödie ſind beyde in Harmonie, das höchſte und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne ſittliche Güte Statt finden. In dem erſten und dritten Styl aber finden wir zwiſchen beyden nicht ſelten den ſchneidendſten Widerſpruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeſchylus ſind wie ſeine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, iſt nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnäſtra; er iſt ſchrecklich und ſchauderhaft. In dem Trauerſpiele Agamemnon ermordet ſie ihren von Troja ſiegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage ſeiner Rückkehr. Ihre Beweggründe ſind Rache fur die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eiferſucht über die Kaſſandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegiſthus, und Herrſchſucht. Die überlegne Kraft, mit welcher ſie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, ſondern auch erträgt, machen ſie zu einer großen heroiſchen Verbrecherin. Zwar iſt das Weib in ihr vertilgt; nachdem ſie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchleriſch empfangen und in das Netz gelockt hat, zückt ſie ſelbſt das Schwerdt. Ruhig und kühn offenbart ſie ihre That, wie ſie iſt, ohne ſie zu verſchleyern. Aber ſie iſt wenigſtens menſchlich geblieben; ſie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegiſthus. In dem darauf folgenden Stücke derſelben tragiſchen Trilogie kehrt der verſtoßne Sohn Oreſtes, der von frühſter Kindheit an verbannt war, weil ſie ſeine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väter-

Erſtes Kapitel.

Graf d'Erfeuil, der einige Zeit in der Schweiz zugebracht hatte, und der Natur im Alpengebürge eben ſo bald müde geworden war, wie der Kunſt zu Rom, bekam auf einmal Luſt nach England zu gehen, wo er, wie man ihn verſichert hatte, den Tiefſinn im Denken antreffen würde, und eines Morgens beim Aufwachen fiel ihm ein, daß dies eben ſein Bedürfniß ſey. Als dieſer dritte Verſuch ihm eben ſo wenig gelungen war als die beiden erſten, erwachte ſeine Anhänglichkeit für Lord Nelvil wieder, und indem er ſich gleichfalls eines Morgens beredete, daß es kein anders Glück gäbe als in der wahren Freundſchaft, machte er ſich auf den Weg nach Schottland. Er ging ſogleich zu Lord Nelvil, den er nicht antraf; als er nun vernahm, daß er bei Lady Edgermond zu finden ſeyn würde, ſtieg er ſogleich wieder zu Pferde, um ihn dort aufzuſuchen, ſo ſehr glaubte er ſich von dem Bedürfniß gedrängt, ihn wieder zu ſehen. Indem er nun vorüber eilte, ſah er ein Frauenzimmer bewegungslos am Wege liegen; er hielt an, ſtieg vom Pferde und eilte ihr zu Hülfe. Wie erſtaunte er, da er Corinna, trotz ihrer Todesbläſſe, erkannte! Ein tiefes Mitleiden ergriff ihn; mit Hülfe ſeines Bedienten machte er einige Zweige zurecht, um ſie darauf fort zu bringen, und ſeine Abſicht war, ſie ſo nach dem Schloſſe der Lady Edgermond zu führen, als Thereſine, die unterdeſſen in Corinnas Wagen ſitzen geblieben, und wegen ihres langen Ausbleibens unruhig geworden war, dazu kam. Sie errieth gleich, daß ihre Herrſchaft nur durch Lord Nelvil in dieſen Zuſtand geſtürzt ſeyn konnte, und veranſtaltete, daß ſie nach der benachbarten Stadt getragen wurde. Graf d'Erfeuil folgte Corinna, und während acht Tage, wo die Unglückliche im Fieber und im Wahnſinn lag, verließ er ſie nicht; der leichtſinnige Mann alſo trug Sorge für ſie, während der gefühlvolle ihr das Herz durchbohrte.

Dieſer Contraſt war Corinna'n auffallend, als ſie wieder zu ſich kam, und ſie dankte dem Grafen d'Erfeuil mit inniger Rührung; er antwortete ihr, indem er ſie geſchwind zu tröſten verſuchte; er war eher einer edlen Handlung als ernſthafter Reden fähig, und Corinna konnte weit eher hülfreiche Dienſte als einen wahren Freund in ihm finden. Sie verſuchte ihre Gedanken zu ſammeln, ſich alles, was vorgegangen war, wieder zu erinnern; ſie mußte ſich anſtrengen, um ſich ſowohl deſſen, was ſie gethan hatte, zu entſinnen, als auch der Beweggründe, die ſie dazu vermochten. Vielleicht fand ſie jetzt ihre Aufopferung zu groß, dachte wenigſtens daran, dem Lord Nelvil ein letztes Lebewohl zu ſagen, eh' ſie England verließe, und nun fand ſie an dem Tage, nachdem ſie zur Beſinnung gekommen war, in einem öffentlichen Blatt, welches ihr durch Zufall in die Hände fiel, folgende Bekanntmachung.

„Lady Edgermond, die ihre Stieftochter
„in Italien geſtorben glaubte, erfährt ſo
„eben, daß ſie noch lebt, und in Rom un-
„ter dem Namen Corinna einen großen künſt-
„leriſchen und literariſchen Ruhm beſitzt. Lady
„Edgermond rechnet es ſich zur Ehre, ſie an-
„zuerkennen und mit ihr die Erbſchaft eines
„Bruders des Lord Edgermond zu theilen,
„der kürzlich in Indien geſtorben iſt.“

„Nächſten Sonntag wird Lord Nelvil
„ſich mit Miß Lucile Edgermond vermählen,
„der jüngſten Tochter Lord Edgermonds, und
„einzigem Kinde der Lady Edgermond, ſei-
„ner Wittwe. Der Ehekontract ward ge-
„ſtern unterzeichnet.“

Zu ihrem Unglück verlor Corinna nicht

die Beſinnung, indem ſie dieſe Nachricht las, aber eine plötzliche Umwälzung ging in ihr vor; alles was im Leben Werth für ſie hatte, verließ ſie; ihr war, wie einer die zum Tode verurtheilt iſt, die aber nicht weiß, zu welcher Zeit das Urtheil vollzogen wird; von dieſem Augenblick an blieb die völlige Ergebung in die Verzweiflung, die einzige Empfindung ihrer Seele.

Graf d'Erfeuil kam zu ihr ins Zimmer; er fand ſie bläſſer noch als in der Ohnmacht, und erkundigte ſich beſorgt nach ihrem Beſinden. — Ich befinde mich nicht übler; ich möchte wohl übermorgen abreiſen, am Sonntage, ſagte ſie feierlich, ich will nach Plymouth reiſen und mich dort nach Italien einſchiffen. — Ich will Sie begleiten, antwortete d'Erfeuil lebhaft, mich hält in England nichts zurück. — Sie ſind gut, erwiederte Corinna, wahrhaft gut, man muß nicht nach dem Scheine urtheilen . . . . ſie hielt inne, und fuhr dann fort: ich nehme ihre Hülfe an bis Plymouth, denn ich bin nicht ſicher bis dort allein für mich ſorgen zu können; wenn man aber erſt einmal eingeſchifft iſt, ſo führt einen das Schiff mit, in welchem Zuſtande man ſich auch befinden möge, das iſt dann gleichgültig. — Sie gab dem Grafen d'Erfeuil zu verſtehen, daß er ſie allein laſſen möchte, weinte dann lange vor Gott, und bat ihn um Kraft ihren Schmerz ertragen zu können. Es war nicht mehr die heftige Corinna, die Kraft ihres mächtigen Lebens war erſchöpft, und die Vernichtung, von welcher ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft ablegen konnte, machte ſie gelaſſen. Das Unglück hatte ſie beſiegt; müſſen nicht früh oder ſpät die widerſpänſtigſten den Nacken unter ſein Joch beugen?

Am Sonntag reiſte Corinna von Schottland ab, vom Grafen d'Erfeuil begleitet. — Heute iſt es, ſagte ſie, indem ſie vom Bette aufſtand, um in den Wagen zu ſteigen, heute! — Graf d'Erfeuil wollte ſie wegen dieſes Ausrufs befragen, ſie gab ihm aber keine Antwort, und verfiel wieder in ihr Stillſchweigen. Sie kamen vor einer Kirche vorbei, Corinna bat den Grafen d'Erfeuil um Erlaubniß einen Augenblick hinein gehen zu dürfen. Sie kniete nieder vor dem Altar, *und betete für Oswald und Lucile*, indem ſie ſich vorſtellte ſie vor ſich zu ſehen; aber die Rührung, welche ſie empfand, war ſo ſtark, daß ſie wankte, indem ſie ſich erhob, und nicht einen Schritt thun konnte, ohne von Thereſine und dem Grafen d'Erfeuil, die ihr entgegen gingen, geführt zu werden. Man ſtand in der Kirche auf, um ſie durchgehen zu laſſen, und man zeigte ihr viel Mitleiden. — Ich ſehe alſo wohl ſehr krank aus, ſagte ſie zum Grafen d'Erfeuil; jüngere, ſchimmerndere Perſonen als ich, kommen jetzt triumphirend aus der Kirche. — Graf d'Erfeuil hörte die letzten Worte nicht; er war gutmüthig, aber mitfühlend konnte er nicht ſeyn; auch war er auf der Reiſe mit aller Liebe zu Corinna doch ihrer Traurigkeit ſehr überdrüßig, und ſuchte ſie daraus zu ziehen, als ob man, um allen Kummer des Lebens zu vergeſſen, nur nöthig hätte ihn vergeſſen zu wollen. Manchmal ſagte er ihr auch: — Ich ſagte es Ihnen wohl. Eine ſonderbare Art zu tröſten, eine Genugthuung der Eitelkeit auf Unkoſten des Schmerzes!

Corinna ſtrengte ſich auf eine unerhörte Weiſe an, um zu verbergen was ſie litt, denn man ſchämt ſich der heftigen Bewegung vor leichtſinnigen Menſchen; allem Unverſtandnem, allem was man erklären muß, kurz allen Geheimniſſen der Seele, von welchen man uns nur erleichtert, indem man ſie erräth, iſt ein Gefühl von Schamhaftigkeit beigeſellt. Corinna war mit ſich ſelber nicht recht zufrieden, nicht dankbar genug gegen die Beweiſe von Ergebenheit des Grafen d'Erfeuil ſeyn zu können; aber in ſeiner Stimme, in ſeinem Ton, wie in ſeinem Blick, lag ſo

iel Zerſtreuung, ſolch ein Verlangen nach
eitvertreib, daß man immer im Begriff
ar, ſeine edle Handlungen zu vergeſſen,
wie er ſelber ſie vergaß. Es iſt aller-
ings ſehr edel, nur geringen Werth auf die
gnen guten Handlungen zu legen; es kann
ber auch wohl kommen, daß die Gleichgül-
gkeit, welche man dem was man Gutes
ethan bezeigt, daß dieſe Gleichgültigkeit,
ie an ſich ſelber etwas ſo ſchönes iſt, doch
ei gewiſſen Charakteren eine Wirkung des
eichtſinns ſeyn möchte.

In der Fieberhitze hatte Corinna bei-
ahe alle ihre Geheimniſſe verrathen, und
ie öffentlichen Blätter hatten den Grafen
'Erfeuil das übrige gelehrt; mehreremale
ollte er, daß Corinna ſich mit ihm über
as unterreden möchte, was er ihre An-
gelegenheiten nannte; aber dieſes Wort
war allein hinreichend, Corinna's Zutrauen
zurück zu ſchrecken, und ſie beſchwor ihn, er
möchte nicht von ihr verlangen, daß ſie von

Lord Nelvil redete und ſeinen Namen nennte. Als Corinna vom Grafen d'Erfeuil Abſchied nehmen wollte, wußte ſie nicht, wie ſie ihre Dankbarkeit ausdrücken ſollte, denn ſie war ſehr froh allein zu bleiben, und doch that es ihr leid, ſich von einem Manne zu trennen, der ſich ihr ſo gefällig bezeigte. Sie verſuchte es, ihm zu danken; aber er ſagte ihr ſo ganz einfach, ſie möchte nicht davon ſprechen, daß ſie wirklich ſchwieg. Sie gab ihm den Auftrag an Lady Edgermond, daß ſie der Erbſchaft ihres Oheims ganz entſage, und bat ihn, dieſen Auftrag ſo auszurichten, als ob er ihn in Italien empfangen habe, ohne es ihrer Stiefmutter wiſſen zu laſſen, daß ſie in England war.

— Darf es denn Lord Nelvil wiſſen? fragte Graf d'Erfeuil. — Corinna bebte bei dieſen Worten; ſie ſchwieg einige Zeit; dann ſagte ſie: — Bald werden Sie es ihm ſagen können; ja, bald. Meine Freunde in Rom ſollen es Ihnen ſchreiben, wenn es liche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet ſie und ihren neuen Gemahl Aegiſthus. Auch in dieſer Tragödie hat der Dichter ihre ſchreckliche Größe mit mächtiger Hand dargeſtellt. Die ſtärkſte Stelle des Stücks iſt das erſchütternde Flehen der knienden Mutter vor dem raſenden Sohne, der ſchon das Schwerdt ſchwingt, um ſeinen Vater zu rächen. Vom Apollo geſandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachluſt entflammt und überwältigt, ſtürzt er ſinnlos in die ſchreckliche That. Umſonſt iſt das mütterliche Flehen! Aber kaum iſt es vollbracht, ſo erſcheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und ſchrecklicher dringen ſie auf ihn, und faſſen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeſchylus ſind nicht ſo vollſtändig ausgeführt, es ſind nur einzelne große Umriſſe, wie die erhabene Weiſſagung der ſterbenden Kaſſandra, die königliche Würde der Atoſſa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht ſind wir mit den weiblichen Charakteren dieſes Dichters nicht glücklich geweſen; es iſt möglich, daß die Zeit uns das Beſte geraubt hat. Die Niobe des Aeſchylus iſt verlohren. War ſie vielleicht ein Gegenſtück zum Prometheus? Wie jener, hat ſie nach der Sage, im Bewußtſeyn ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird alſo in ihr ein Bild erhabnen Übermuthes entworfen haben, der Überlegenheit menſchlicher Kraft über das Schickſal im höchſten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlaſſung einen großen Charakter zu ſchildern.

Die Größe iſt der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht geſtört wird, ſo geht aus

Zeit ſeyn wird, daß Sie es ihm ſagen. — Wenigſtens tragen Sie für Ihre Geſundheit Sorge, ſagte Graf d'Erfeuil; wiſſen Sie, daß ich Ihrentwegen beſorgt bin? — Wirklich? antwortete Corinna lächelnd; in der That, ich glaube Sie haben Recht. — Graf d'Erfeuil gab ihr den Arm, um bis an's Schiff mit ihr zu gehen; als ſie eben einſteigen wollte, wandte ſie ſich noch einmal gegen England, gegen das Land, das ſie nun auf immer verlaſſen wollte, und worin der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und ihres Leidens wohnte; Thränen drangen aus ihren Augen, es waren die erſten, die ſie in Gegenwart des Grafen d'Erfeuil vergoß. — Schöne Corinna, ſagte er, vergeſſen Sie einen Undankbaren; erinnern Sie ſich der Freunde, die Ihnen mit ſo vieler Zärtlichkeit ergeben ſind, und glauben Sie mir, denken Sie mit Vergnügen an alle Ihre Vorzüge. — Bei dieſen Worten zog Corinna ihre Hand von Graf d'Erfeuils Arm, und entfernte ſich einige Schritte von ihm; dann aber machte ſie ſich Vorwürfe wegen der Empfindung, der ſie ſich überlaſſen hatte, ging wieder zu ihm hin, und ſagte ihm ſanft Lebewohl. Graf d'Erfeuil hatte es nicht bemerkt, was in Corinna's Seele vorgegangen war; er ſtieg mit ihr in die Schaluppe, empfahl ſie dem Kapitain ſehr angelegentlich, beſchäftigte ſich ſogar mit liebenswürdiger Sorgfalt um jede Kleinigkeit, die ihre Überfahrt angenehmer machen konnte; dann ging er mit der Schaluppe zurück, und begrüßte mit ſeinem Tuche das Schiff, ſo lange er konnte. Corinna antwortete dem Grafen d'Erfeuil mit Dankbarkeit; aber ach! war denn dies der Freund, auf den ſie rechnen ſollte?

Leichte Gefühle haben oft eine lange Dauer; ſie werden durch nichts zertrümmert, weil nichts ſie einengt; ſie folgen dem Strom der Dinge, verſchwinden, und kommen mit ihnen zurück, während die tiefern Empfindungen ohne Rückkehr zerreißen, und an ihrer Stelle nur eine ſchmerzliche Wunde zurücklaſſen.

Zweites Kapitel.

Ein günſtiger Wind brachte Corinna in weniger als einem Monat nach Livorno. Sie hatte während der Zeit faſt beſtändig Fieber, und war ſehr niedergeſchlagen; die Leiden der Seele verbanden ſich mit der Krankheit, alle Eindrücke verwirrend, und keine deutliche Spur zurücklaſſend. Als ſie ankam, war ſie ungewiß, ob ſie gleich nach Rom reiſen ſollte; obgleich ihre beſten Freunde ſie dort erwarteten, hielt ſie doch ein unüberwindlicher Widerwillen ab, die Orte wieder zu bewohnen, wo ſie Oswald gekannt hatte. Sie dachte ſich ihre eigene Wohnung, die Thür, die er jeden Tag zweimal öffnete, um zu ihr zu kommen, und der Gedanke, ohne ihn dort zu ſeyn, machte ſie ſchaudern. Sie beſchloß alſo, nach Florenz zu gehen, und da ſie fühlte, daß ihr Leben ihrem Leiden nicht lange würde widerſtehen können, dünkte es ihr gut, ſich nach und nach vom Daſeyn loszureißen, und damit anzufangen, daß ſie allein lebte, fern von ihren Freunden, fern von der Stadt, die Zeuge war ihres Ruhms, fern von dem Aufenthalte, wo man verſuchen würde, ihren Geiſt wieder aufzurichten, wo man von ihr verlangen würde, daß ſie ſeyn ſollte, was ſie ehedem war; jetzt, da eine unbezwingbare Muthloſigkeit ihr jede Anſtrengung verhaßt machte.

Auf der Durchreiſe durch das fruchtbare Toscana, bei der Annäherung des blumenduftenden Florenz, mit einem Worte, bei dem Wiederſehen von Italien fühlte Corinna nichts als Traurigkeit; alle dieſe Schönheiten der Gegend, die zu einer andern Zeit ſie entzückt hatten, erfüllten ſie nun mit Schwermuth. Wie ſchrecklich iſt, ſagt Milton, die Verzweiflung, die von dieſer ſüßen Luft nicht beſänftigt wird! Es gehört Liebe oder Religion dazu, um die Natur zu empfinden, und in dieſem Augenblick hatte die traurende Corinna das höchſte irdiſche Gut verloren, ohne noch die Stille wiedergefunden zu haben, welche die Religion allein den gefühlvollen und unglücklichen Seelen verleihen kann.

Das Toscaniſche iſt ein ſehr bebautes lachendes Land, aber es rührt die Fantaſie nicht, wie die Gegenden um Rom. Die Römer vernichteten ſo völlig die urſprünglichen Einrichtungen des Volks, welches ehedem das Toscaniſche bewohnte, daß beinah keine der Spuren des Alterthums mehr darin gefunden werden, durch welche Rom und Neapel ſo wichtig ſind. Aber hiſtoriſche Schönheiten einer andern Art werden dort gefunden, nämlich die Städte, welche noch die Denkmale des republikaniſchen Geiſtes des Mittelalters enthalten. Der Platz, wo das Volk ſich verſammelte, der Altan, wo der Magiſtrat es anredete, müſſen zu Siena jedem Reiſenden auffallen, wäre er auch noch ſo wenig des Nachdenkens fähig; man fühlt es, daß dort eine demokratiſche Regierungsform geweſen iſt.

Es iſt ein wahrhafter Genuß, Toscaner ſprechen zu hören, ſelbſt die von der unterſten Klaſſe; ihre zierlichen bilderreichen Ausdrücke, geben uns eine Vorſtellung von dem Vergnügen, das man zu Athen haben mußte, wo das Volk das wohlklingende Griechiſch redete, das wie eine unaufhörliche Muſik klang. Es iſt eine ganz ſeltſame Empfindung, ſich mitten unter einer Nation zu glauben, von welcher jeder Einzelne gleich ausgebildet zu ſeyn, und jeder zu der höhern Klaſſe zu gehören ſcheint; dies iſt wenigſtens die Täuſchung, welche die Reinheit der Sprache auf einige Augenblicke hervorbringt.

Der Anblick von Florenz erinnert an deſſen Geſchichte vor der Erhebung der Medizis zur Oberherrſchaft; die Palläſte der vornehmſten Familien ſind wie feſte Schlöſſer gebaut, in welchen man ſich vertheidigen konnte; man ſieht noch außerhalb die eiſernen Ringe, in welchen die Fahnen einer jeden Parthei aufgeſteckt wurden; kurz, alles war mehr dazu eingerichtet, die Kräfte der Einzelnen aufrecht zu halten, als ſie zum allgemeinen Beſten zu verbinden. Es iſt als ob die Stadt zum Behuf des Bürgerkrieges erbaut wäre; am Juſtiz-Pallaſt ſind Thürme, wo man die Annäherung des Feindes beobachten, und ſich gegen ihn vertheidigen konnte. Der Haß zwiſchen den Familien war ſo groß, daß man Palläſte ſieht, welche ganz wunderlich erbaut ſind, weil ihre Beſitzer nicht wollten, daß ſie ſich bis auf den Boden erſtrecken ſollten, wo feindliche Häuſer geſchleift worden waren. Hier verſchworen ſich die Pazzi gegen die Medizis; dort erſchlugen die Welfen die Gibelinen; kurz, allenthalben erblickt man Spuren des Kampfs und des Wettſtreits. Doch jetzt iſt alles wieder eingeſchlummert, die Steine der Gebäude allein haben noch einige Phyſiognomie aufbewahrt. Man haßt ſich nicht mehr, weil man nichts mehr zu erreichen hat; ein Staat, der ſo ohne Ruhm wie ohne Macht iſt, iſt nicht mehr der Gegenſtand des Streits ſeiner Bewohner. In unſern Tagen iſt das Leben zu Florenz etwas ſehr einförmiges; jeden Nachmittag geht man an dem Ufer des Arno ſpazieren, und des Abends fragt man einander, ob man dort war?

Corinna wohnte in einem Landhauſe, das nicht weit von der Stadt lag. Sie meldete dem Prinzen Caſtel Forte, daß ſie ſich daſelbſt niederlaſſen wolle; dies war der einzige Brief, den ſie ſchrieb, denn ſie hatte einen ſolchen Abſcheu bekommen vor aller gewöhnlichen Thätigkeit des Lebens, daß jeder Entſchluß, den ſie faſſen ſollte, die geringſte Anordnung, die ſie zu machen hatte, ihr verdrüßlich war. Sie brachte die Tage in völliger Unthätigkeit zu; ſie ſtand auf, legte ſich nieder, ſtand wieder auf, öffnete ein

Buch, ohne eine Zeile davon verſtehen zu können. Oft ſtand ſie ſtundenlang am Fenſter, dann ging ſie haſtig im Garten auf und ab; ein andermal nahm ſie einen Blumenſtrauß, und ſuchte ſich mit ſeinem Duft zu betäuben; kurz, das Gefühl ihres Daſeyns verfolgte ſie wie ein nie ſich lindernder Schmerz, und ſie verſuchte auf tauſend Arten, die verzehrende Fähigkeit des Denkens in ſich zu beſänftigen, die nicht mehr, wie ehedem, ihr die mannichfaltigſten Betrachtungen einflößte, ſondern immer nur denſelben Gedanken, daſſelbe Bild, von Herz durchbohrenden Spitzen umgeben.

harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeſchylus läßt ſich Sophokles gleichſam erwarten. In ihm hat die griechiſche Dichtkunſt das äuſerſte Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch das höchſte Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragiſchen, ſondern ſelbſt in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige ſeiner weiblichen Charaktere, wie Jokaſte, Dejanira nicht ſo ſehr hervortreten, ſo ſind ſie dennoch nicht minder nach demſelben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne iſt in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Perſonen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil iſt ſchöner als er im gegenſeitigen Verhältniß zu den andern ſeyn darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Geſetz des Ganzen, und iſt doch für ſich beſtehend, frey. In dieſer Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen iſt Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beyſpiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönſte durchs Ganze beſtimmt iſt. Die kleinſte Änderung ſelbſt willkührlich ſcheinender Züge würde unſre Rührung ſchwächen, oder die Schönheit ſtören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verſtändige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für dieſe Lage die ſtärkſte Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald ſchrecklich auf ſie ſelbſt zurückkehren ſoll, und ihr Tod, welcher den tiefſten Schmerz mit der höchſten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich iſt, und ſich in dieſem Maaße von ſittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bey ihm findet. Der Charakter der Elektra iſt eine hinreißende Miſchung von leidenſchaftlicher jugendlicher Er-

Drittes Kapitel.

Eines Tages nahm Corinna ſich vor, die ſchönen Kirchen zu beſehen, welche die Stadt Florenz ſchmücken; ſie erinnerte ſich, wie zu Rom ihre Seele nach einigen Stunden, die ſie in der St. Peters-Kirche zubrachte, immer Ruhe gefunden hatte, und ſie erwartete dieſelbe Hülfe von den Tempeln zu Florenz. Um zur Stadt zu kommen, mußte ſie durch das angenehme Gehölz am Ufer des Arno; es war ein entzückend ſchöner Abend im Junius, die Luft war durchwürzt von einer unbeſchreiblichen Menge Roſen, und die Geſichter der Spazierengehenden ſchienen von Glück beſeelt. Corinna fühlte ihren Kummer verdoppelt, als ſie ſich von dem allgemeinen Wohlſeyn ausgeſchloſſen ſah, welches die Vorſehung den meiſten Weſen verleiht, doch aber ſegnete ſie dieſelbe mit Sanftmuth, daß ſie den Menſchen Gutes erzeigt. — Ich allein bin eine Ausnahme in der allgemeinen Anordnung, ſagte ſie zu ſich ſelber; für jeden giebt es ein Glück, und dieſe entſetzliche Leidensfähigkeit, die mich tödtet, das iſt ein mir ganz allein verliehenes Gefühl. O mein Gott! warum denn erwählteſt du mich, dieſes Leiden zu tragen? darf ich nicht auch, wie dein göttlicher Sohn, dich bitten: daß dieſer Kelch vor mir vorübergehe? —

Corinna war verwundert über das thätige geſchäftige Weſen der Einwohner der Stadt. Seitdem ſie an nichts in der Welt mehr Theil nahm, begriff ſie nicht, was die Menſchen ſo hin und her gehen und ſo eilen macht, und indem ſie mit langſamen Schritten über das breite florentiniſche Steinpflaſter ſchlich, vergaß ſie den Vorſatz anzukommen, weil ſie ſich der Abſicht nicht bewußt war, wo ſie hinwollte; ſie befand ſich endlich vor den berühmten Thüren von Erz, welche Ghiberti für die Taufkapelle von

St. Johann verfertigte, die neben der Domkirche in Florenz liegt.

Sie betrachtete einige Zeit dieſe unermeßliche Arbeit, worauf Nationen von Bronze, in ſehr kleinem Maaßſtabe, aber ſehr deutlich, mit einer Menge der verſchiedenſten Phyſiognomieen abgebildet ſind, die alle einen Gedanken des Künſtlers, eine Erzeugung ſeines Geiſtes darſtellen. — Welche Geduld, rief Corinna, welche Achtung für die Nachwelt! und dennoch, wie wenig Menſchen betrachten aufmerkſam dieſe Thüren, durch welche die Menge zerſtreut, unwiſſend oder verachtend hindurchgeht. O wie ſchwer wird es dem Menſchen, der Vergeſſenheit zu entrinnen, und wie iſt der Tod ſo mächtig! —

In dieſer Domkirche ward Julian von Medizis ermordet; nicht weit davon, in der St. Laurentius-Kirche, ſteht die mit koſtbaren Steinen verzierte Marmor-Kapelle, worin Michel Angelo's Grabmahle der Medizis, und ſeine Statuen von Julian und von Lorenz von Medizis befindlich ſind. Die von Lorenz, im Ausſinnen der Rache an dem Mörder ſeines Bruders begriffen, verdiente die Ehre, Michel Angelo's Gedanke genannt zu werden. Am Fuße dieſer Statuen ſind die Morgenröthe und die Nacht befindlich: das Erwachen der einen, und vorzüglich der Schlummer der andern, ſind von außerordentlicher Bedeutung. Ein Dichter machte Verſe auf die Statue der Nacht, die mit den Worten endigten: Wiewohl ſie ſchläft, lebt ſie, willſt du es nicht glauben, ſo wecke ſie auf, ſie wird es dir ſagen. Michel Angelo, der nicht unerfahren war in der Dichtkunſt, ohne welche jede Art von Fantaſie ſehr geſchwind verblüht, antwortete im Namen der Nacht:

Grato m' è il sonno, e più l' esser di sasso.

Men-

Mentre che il danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir m' è gran ventura
Però non mi destar, deh parla basso.

Lieb iſt der Schlaf, noch lieber ſolcher Weiſe
Von Stein zu ſeyn. Weil Schand' und Schmach beſtehen,
Iſt's gut mir, nicht zu hören, noch zu ſehen,
Drum wecke mich nicht auf, o rede leiſe.

Michel Angelo iſt der einzige Bildhauer der neueren Zeit, welcher der menſchlichen Geſtalt einen Charakter gab, der weder mit der antiken Schönheit, noch mit der heutigen Affektation etwas ähnliches hat. Man glaubt, den Geiſt des Mittelalters darin wahrzunehmen, eine kraftvolle düſtre Seele, eine ſtandhafte Thätigkeit, Geſichtszüge, welche das Gepräge der Leidenſchaft an ſich tragen, aber keinesweges das Ideal der Schönheit darſtellen. Michel Angelo iſt der Genius ſeiner eignen Schule, denn er hat nichts nachgeahmt, ſogar die Antike nicht.

Sein Grab iſt in der Kirche von Santa Croce. Er hat verlangt, daß man es einem Fenſter gegenüber errichten ſoll, aus welchem der Dom geſehen wird, welchen Filippo Brunelleſchi erbaute; als ob ſeine Aſche noch unter dem Marmor erbeben ſollte bei dem Anblick dieſer Kuppel, dem Model der St. Peters-Kuppel. Dieſe Kirche von Santa Croce enthält die glänzendſte Todtengeſellſchaft, die vielleicht in Europa gefunden wird. Corinna war tief gerührt, indem ſie zwiſchen dieſen beiden Reihen von Todten durchging. Hier Galilei, der von den Menſchen verfolgt ward, weil er die Geheimniſſe des Himmels entdeckte; weiter hin, Machiavelli, der die Kunſt des Verbrechens offenbarte, nicht als

Verbrecher, ſondern als Beobachter, deſſen Lehren aber die Unterdrücker mehr benutzen, als die Unterdrückten; Aretino, der ſein Leben dem Scherz widmete, und der nichts ernſthaftes auf Erden erfuhr, als den Tod; Boccaz, deſſen fröhliche Fantaſie den vereinigten Plagen des Bürgerkrieges und der Peſt widerſtand; ein Gemälde zu Ehren Dante's, als ob die Florentiner, die ihn in der Strafe der Verbannung haben ſterben laſſen, noch mit ſeinem Ruhme prahlen dürften (3); und noch mehrere ehrenwerthe Namen, die an dieſem Orte bemerkt werden; berühmte Namen während ihres Lebens, deren Ruhm aber von Geſchlecht zu Geſchlecht ſchwächer wird, bis er ſich endlich ganz verliert (4).

Der Anblick dieſer von ſo edlen Erinnerungen geſchmückten Kirche, weckte Corinna's Begeiſterung; der Anblick der Lebenden hatte ſie muthlos gemacht, die ſchweigende Gegenwart der Todten belebte auf einen Augenblick wenigſtens den Nacheifer des Ruhms, der ihr ehedem eigen war; ſie ging mit feſtern Schritten in der Kirche herum, und einige Gedanken durchflogen, wie ehedem, ihre Seele; ſie ſah junge Prieſter unter dem Gewölbe gehen, die mit leiſer Stimme ſingend langſam um das Chor herum gingen; einen von dieſen fragte ſie um die Bedeutung dieſer Ceremonie: Wir beten für unſre Todten, antwortete er. — Ja, ihr habt Recht, dachte Corinna, ſie eure Todte zu nennen; ſie ſind das einzige ruhmwürdige Eigenthum, das euch übrig iſt. O! warum mußte denn Oswald dieſe Gaben vernichten, die ich vom Himmel erhalten hatte, die ich anwenden ſollte, Begeiſterung in den Seelen zu erwecken, die mit der meinigen übereinſtimmten? O mein Gott, rief ſie, indem ſie niederknieete, nicht um des eitlen Hochmuths willen flehe ich zu dir, mir die Gaben wieder zu ſchenken, die du mir verliehest. Allerdings ſind dieſe unberühmte

Heilige, die für dich zu leben und zu ſterben wußten, beſſer als alle andre; aber es giebt verſchiedene Bahnen für die Sterblichen; der Geiſt, der das Lob der edeln Tugenden feiern würde, der Geiſt, der ſich allem, was edel, menſchlich und wahr iſt, widmete, könnte doch wenigſtens in den äußern Vorhof des Himmels gelangen dürfen. — Corinna ſenkte ihre Augen, indem ſie ihr Gebet endigte, und die Inſchrift eines Grabes, worauf ſie knieete, fiel ihrem Blicke auf: *Allein bei meinem Aufgange, allein bei meinem Untergange, bin ich auch hier noch allein.*

— Ach! rief Corinna, dies iſt die Antwort auf mein Gebet. Welch' einen Nacheifer kann man fühlen, wenn man allein iſt in der Welt? Wer wird meinen Ruhm mit mir theilen, wenn ich welchen erlangen ſollte? wer nimmt an meinem Schickſal Antheil? Welch' ein Gefühl könnte meinem Geiſt zur Arbeit Muth geben? Seines Blicks bedarf ich zur Belohnung. —

Noch eine andre Grabſchrift zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich: *Beklaget mich nicht,* ſprach ein Mann, der in der Jugend geſtorben war, *wenn ihr wüßtet, wie vieles Leiden dies Grab mir erſpart.* — Welch' ein Abſagen des Lebens flößen dieſe Worte ein! ſagte Corinna mit Thränen. Ganz nahe am Gewühl der Stadt ſteht dieſe Kirche, die den Menſchen das Geheimniß von Allem entdecken könnte, wenn ſie es verlangten; aber man geht vorüber, ohne hinein zu gehen, und die wunderbare Täuſchung des Vergeſſens macht, daß die Welt ihren Weg geht.

zürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernſter Größe und zärtlicher Empfindſamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man verſuche es nur, den kleinſten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerſtören. Die höchſte Anmuth weiblicher Unſchuld und Sanftheit hat der Dichter in der Ismene erreicht; ſie dient ihrer Schweſter Antigone wie zum Gegenſatz. Ismene leidet im Stillen bey dem Unglück ihres Hauſes, bey der Beſchimpfung eines unglücklichen erſchlagenen Bruders. Antigone handelt, ſie will nur das reine Gute; und vollbringt es ohne Anſtrengung; mit Leichtigkeit geht ſie ſelbſt in den Tod. Alle Kräfte ſind in ihr vollendet und unter ſich Eins; ihr Charakter iſt der einer Heldin von göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menſchen ſichtbar wird, ſo erſcheint die höchſte Schönheit.

Das dichteriſche Ideal des weiblichen Charakters hat bey den Griechen im Sophokles ſeine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt ſich die griechiſche Bildung auf dieſer Höhe; die Sitten und die Kunſt verlohren Ebenmaaß und Ruhe, und mit dieſen die ſtrenge Tugend im Leben und das höchſte Schöne im Styl der Kunſt. Der Übergang von der Vollkommenheit zur äußerſten Zügelloſigkeit, zu der üppigſten Schwelgerey der Seele, geſchah nicht allmählig und ſtufenweiſe, ſondern mit einemmale und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der ſtrengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieſer Periode kann man am beſten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter iſt gewiſſermaſſen der Charakter ſeiner Zeit: ſo wie er ſelbſt

Viertes Kapitel.

Der Antrieb zur Thätigkeit, der Corinna auf einige Augenblicke gehoben hatte, führte ſie auch noch den andern Tag nach der florentiniſchen Gallerie; ſie hoffte, ihre alte Neigung für die Kunſt wieder zu finden, und einigen Eifer für ihre ehemaligen Beſchäftigungen. Die Künſte ſind noch ſehr republikaniſch zu Florenz; Statuen und Gemälde werden zu jeder Stunde mit großer Bereitwilligkeit gezeigt; unterrichtete Männer, von der Regierung beſoldet, ſind als öffentliche Beamte angeſtellt, die Kunſtwerke zu erklären. Es iſt noch ein Überreſt der Ehrfurcht für jede Art von Talent, die immer in Italien gefunden ward, und vorzüglich in Florenz, als die Medizis wünſchten, daß man ihnen ihre Macht verzeihe, um ihres Verſtandes willen, und ihren Einfluß auf die Handlungen, um des freien Laufs willen, den ſie wenigſtens den Gedanken ließen. Das geringe Volk zu Florenz hat viel Liebe für die Kunſt, und bringt dieſe Neigung mit in ſeine Andacht, die in Toscana allgemein herrſchender iſt, als irgend ſonſt wo in Italien; es iſt nichts ſeltenes, ſie Perſonen aus der Fabellehre mit der chriſtlichen Geſchichte vermiſchen zu ſehen. Ein Florentiner, ein Mann aus der geringen Klaſſe, zeigte den Fremden eine Minerva, die er Judith, einen Apollo, den er David nannte, und bezeugte, indem er ein Basrelief erklärte, welches die Einnahme von Troja darſtellte, daß Caſſandra eine gute Chriſtin geweſen.

Dieſe florentiniſche Gallerie enthält eine unermeßliche Sammlung, man könnte viele Tage darin zubringen, ohne ſie doch genau kennen zu lernen. Corinna durchlief alle dieſe Gegenſtände, und fühlte zu ihrem Schmerze ſich gleichgültig und zerſtreut. Die Statue der Niobe erregte ihre Theilnahme; dieſe Ruhe, dieſe Würde in dem tiefſten Schmerze, rührte ſie. Freilich wäre in einer ſolchen Lage die Geſtalt einer wirklichen Mutter völlig zerrüttet, das Ideal der Kunſt aber erhält die Schönheit in der Verzweiflung; das ſo tief rührende in den Werken der Kunſt iſt nicht der Schmerz ſelber, ſondern die Macht der Seele über dieſen Schmerz. Nicht weit von der Statue der Niobe iſt der Kopf des ſterbenden Alexanders; dieſe beiden Gattungen von Phyſiognomieen geben viel zu denken. Im Alexander liegt Staunen und Zorn, die Natur nicht überwinden zu können. In den Zügen der Niobe iſt die Beſorgniß der mütterlichen Liebe dargeſtellt; mit Seelenzerreißender Angſt drückt ſie ihre Tochter an ihre Bruſt; der Schmerz, welchen dieſe bewundernswürdige Figur darſtellt, trägt den Charakter jenes Schickſals der Alten, das einer gottesfürchtigen Seele keinen Ausweg ließ. Niobe erhebt die Augen gen Himmel, aber ohne Troſt; denn die Götter ſelber ſind ihre Feinde.

Als Corinna nach Hauſe kam, verſuchte ſie über das geſehene nachzudenken und zu dichten, wie ehemals; aber eine unüberwindliche Zerſtreuung ſtörte ſie bei jeder Zeile. Wie entfernt war ihr jetzt das Talent zu improviſiren! jedes Wort koſtete ihr Anſtrengung, und oft ſchrieb ſie Worte hin ohne allen Sinn, Worte, die ſie ſelber erſchreckten, wenn ſie ſich dieſelben vorlas, als ob die Fieber-Hitze ſchreiben wollte. Sich unfähig fühlend, die Gedanken von ihrer eignen Lage abwenden zu können, ſchilderte ſie, was ſie litt; es waren aber nicht mehr die allgemein gültigen Gedanken und Gefühle, die zu den Herzen aller Menſchen ſprechen; es war der Schrei des Unglücks, der endlich ermüdend eintönig wird, wie der Schrei der Nachtvögel; in ihren Ausdrücken war zu viel Gluth, zu viel Ungeſtüm, zu wenig Übergänge; es war das Unglück, aber es war kein Talent mehr. Eine wahre Rührung gehört allerdings dazu, um gut zu ſchreiben, aber zerreißend muß ſie nicht ſeyn.

Das Glück iſt zu allem nothwendig, und die allerſchwermüthigſte Poeſie muß doch von einer Begeiſterung beſeelt ſeyn, die Kraft und inneres Leben vorausſetzt. Der wirkliche Schmerz hat keine natürliche Fruchtbarkeit; was er hervorbringt, iſt nichts als eine traurige Bewegung, die unaufhörlich wieder auf dieſelben Gedanken hinführt. Wie jener Ritter, der von einem verderblichen Zauber verfolgt, vergebens tauſend Irrgänge durchlief, und ſich immer auf derſelben Stelle wieder fand.

Corinna's ſchlechte Geſundheit untergrub vollends ihr Talent; in ihren Papieren hat man einige der folgenden Betrachtungen gefunden, die ſie zu einer Zeit aufſchrieb, als ſie ſich vergeblich bemühte, ſich zu einer dauernden Arbeit anzuſtrengen.

Fünftes Kapitel.

Fragmente aus Corinna's Gedanken.

„Mein Talent iſt verloren; es thut mir leid. Ich hätte gewünſcht, daß mein Name mit einigem Ruhm vor ihn komme; daß er, wenn er eine Schrift von mir läſe, er eine Übereinſtimmung mit ſich ſelber darin fände."

„Ich hoffte mit Unrecht, er würde in ſeiner Heimath, unter ſeinen alten Bekanntſchaften noch die Gedanken und die Gefühle in ſich erhalten, die allein uns zu vereinigen vermochten. Man kann ſo vieles einwenden gegen eine Perſon wie ich bin, und auf alle dies giebt es nur eine Antwort, nämlich mein Verſtand und meine Seele; aber was iſt dies für eine Antwort für die meiſten Menſchen!"

„Man hat jedoch ſehr Unrecht, die Überlegenheit des Verſtandes und der Seele zu fürchten; dieſe Überlegenheit iſt ſehr ſittlich: denn, wenn man alles verſteht, ſo erlangt man viel Nachſicht, und tiefes Gefühl flößt große Gutmüthigkeit ein."

„Wie iſt es möglich, daß zwei Weſen, die ſich ihre innigſten Gedanken anvertrauten, die von Gott, von der Unſterblichkeit der Seele, vom Schmerz mit einander redeten, daß dieſe ſich auf einmal wieder fremd werden können? Welch' ein erſtaunliches Geheimniß iſt die Liebe! es iſt entweder ein wunderbares Gefühl, oder es iſt gar keines! heilig entweder, wie die Märtyrer es waren, oder kälter als die gewöhnlichſte Freundſchaft. Kömmt das, was das unwillkührlichſte auf der Welt iſt, kömmt es vom Himmel, oder entſteht es aus irdiſcher Leidenſchaft? muß man ſich ihm unterwerfen, oder es bekämpfen? O! welche Stürme wühlen in der innerſten Seele!"

„Das Talent ſollte eine Zuflucht ſeyn;

Dominichino, der in einem Kloſter eingeſperrt war, verfertigte vortreffliche Gemälde an den Wänden ſeines Gefängniſſes, und hinterließ Meiſterwerke als Spuren ſeines Aufenthaltes; aber ſeine Leiden lagen in äußern Umſtänden; das Übel lag nicht in der Seele, denn liegt es hier, ſo iſt nichts mehr möglich, ſo iſt die Quelle von allem verſiegt."

„Manchmal unterſuche ich mich wie ein Fremder es thun könnte, dann bedaure ich mich. Ich war geiſtreich, wahr, gut, edel, gefühlvoll, warum ſchlägt denn alles das ſo ſehr zum Übeln aus? iſt die Welt wirklich ſo ſchlecht? und berauben gewiſſe Eigenſchaften uns der Waffen, anſtatt uns Kraft zu geben?"

„Es iſt Schade; ich war beſtimmt eine ausgezeichnete Perſon zu ſeyn; ich werde ſterben, und man wird gar keine Vorſtellung von mir haben, obgleich ich berühmt bin. Wäre ich glücklich geweſen, hätte das

Fieber der Leidenſchaft mich nicht verzehrt, ich hätte das Schickſal des Menſchen auf einem ſehr hohen Standpunkt betrachten können, ich hätte noch unbekannte Verhältniſſe mit dem Himmel und der Natur in ihm entdecken können. Aber das Unglück hat mich mit ſeinen Klauen gepackt; wie ſoll ich frei denken können, da es ſich bei jedem Athemzuge fühlen läßt?

„Warum ward er nicht verſucht eine Frau glücklich zu machen, deren Innerſtes er allein nur kannte, eine Frau, die nur zu ihm aus tiefſtem Gemüthe redete? O, man kann ſich wohl von gemeinen Frauen trennen, die aufs Gerathewohl lieben; aber für die, welche das Bedürfniß fühlt zu bewundern, was ſie liebt, für die, welche mit einer ſchwärmeriſchen Fantaſie, eine durchdringende Urtheilskraft verbindet, für dieſe giebt es nur einen Gegenſtand in der ganzen Welt.“

„Ich hatte das Leben aus Dichtern kennen gelernt; aber ſo iſt es nicht; es iſt etwas Dürres in der Wirklichkeit, das man vergeblich hinwegzubringen ſich bemüht.“

„Die Erinnerung des Beifalls, welchen ich ehedem erhielt, bringt mich auf; wozu ſagte man mir, ich ſey reizend, wenn ich nicht geliebt werden ſollte? wozu mir Zutrauen einflößen, damit ich ſchrecklicher nur enttäuſcht würde? wird Er in einer andern mehr Geiſt, mehr Seele, mehr Zärtlichkeit finden als in mir? Nein, er wird weniger finden und zufrieden ſeyn; er wird ſich einig finden mit der Geſellſchaft. Wie erkünſtelt ſind ihre Freuden, und ihre Leiden!“

„In Gegenwart der Sonne und des geſtirnten Himmels bedarf man nichts als ſich zu lieben, und eins des andern würdig zu ſeyn. Aber die Geſellſchaft, die Geſellſchaft! wie ſie das Herz verhärtet, und den Sinn verengt! wie ſie es dahin bringt, daß man nur lebt, um der Nachrede willen! wenn die Menſchen ſich einſt begegneten, losgemacht jedweder vom Einfluß aller, welch reiner

Hauch

der Abgott und das Ideal ſeiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines ſittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügelloſigkeit ſo viel Güte und Kraft, als möglich iſt; er verlieh dem Laſter verführeriſche Reize, ja er wußte ihm durch ſeine großen Eigenſchaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es ſeinen Zeitgenoſſen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menſchen in der üppigſten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Geſetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte ſich auch der allgemeine Sinn in der Kunſt. Dieſer beherrſchte bey den Athenern die Poeſie ſo ſehr, daß ſie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künſtler ſich über ſeine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geſchmacks und der Dichtkunſt wurde ein künſtleriſcher Überfluß, und dies iſt der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragodiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke beſitzen. Unter einer ganz verſchiedenen Außenſeite, finden wir dennoch das Weſentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieſer ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunſtgeiſt und ſittlichen Styl ſeiner Werke beſtätigt. In ſeinem Ideal, in ſeinem Dichtergeiſte und ſeiner Kunſt iſt alles übrige im größten Überfluße vorhanden; nur Übereinſtimmung, Geſetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu ſpannen, bis ins Mark der Seele zu dringen, und durch den reichſten Wechſel zu reizen. Die Leidenſchaft, ihr Steigen und Fallen, beſonders ihre heftigen Ausbrüche ſtellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger

Hauch würde jede Seele durchdringen! welche neue Gedanken, welche wahre Gefühle würden ſie erfriſchen!“

„Auch die Natur iſt grauſam. Meine Geſtalt wird ſehr bald hingewelkt ſeyn, und dann werde ich nur vergeblich die zärtlichſten Neigungen hegen; erloſchne Augen können nicht mehr ein Spiegel meiner Seele ſeyn, können nicht für mein Flehen erweichen.“

„Es ſind Schmerzen in mir, die ich niemals darſtellen kann, auch nicht durch Schreiben; ich habe die Kraft nicht dazu; die Liebe allein könnte bis in die Tiefe dieſer Abgründe dringen.“

„Wie ſind die Männer ſo glücklich, daß ſie in den Krieg gehen, ihr Leben wagen, daß ſie ſich der Begeiſterung der Ehre und der Gefahr überlaſſen dürfen! Aber den Frauen wird keine Erleichterung von außen; unbeweglich in Gegenwart des Unglücks, iſt ihr Daſeyn eine allzu lange Marter!“

„Wenn ich Muſik höre, dann erinnere ich mich oft an die Talente, die ich hatte, an Geſang, Tanz und Poeſie; mich ergreift dann die Begierde, mich vom Unglück los zu machen, wieder mich der Freudigkeit zu geben; dann aber macht ein Gefühl im Innern, daß ich ſchaudern muß; wie ein Geiſt, der noch auf der Erde bleiben will, wenn das Tageslicht und die Nähe der Lebendigen ihn zwingen zu verſchwinden.“

„Ich wünſchte empfänglich zu ſeyn für die Freuden der Welt; ehedem liebte ich ſie, ſie waren mir wohlthätig; das einſame Nachdenken führte mich zu tief und zu weit vorwärts; mein Talent gewann bei dem Wechſel der Eindrücke. Jetzt habe ich etwas ſtarres, ſowohl im Blick als im Denken; Fröhlichkeit, Anmuth, Fantaſie, wo ſeyd ihr hin? Ach, ich möchte ſo gern noch einmal Hoffnung fühlen, wäre es auch nur auf einen Augenblick! Aber es iſt vorbei, die Wüſte iſt unerbittlich, die Quelle und auch der Tropfen Waſſer iſt verſiegt, und das Glück eines Tages iſt ſo ſchwierig, wie das Verhängniß eines ganzen Lebens.“

„Ich finde, daß er ſtrafbar gegen mich iſt; vergleiche ich ihn aber mit andern Männern, wie geziert, beſchränkt, wie elend kommen dieſe mir vor! und er, er iſt ein Engel, aber ein Engel, bewaffnet mit dem flammenden Schwert, das mein Leben verzehrte. Er, der Geliebte, iſt der Rächer der Vergehungen auf dieſer Welt, die Gottheit leiht ihm ihre Macht.“

„Nicht die erſte Liebe iſt unauslöſchlich, ſie entſteht aus dem Bedürfniß zu lieben; hat man aber das Leben kennen gelernt, und man begegnet in der größten Reife der Urtheilskraft dem Geiſte, der Seele, die man bis dahin vergebens ſuchte, dann iſt die Fantaſie bezwungen von der Wahrheit, und man iſt mit Recht unglücklich.“

„Wie unſinnig, werden im Gegentheil die meiſten Menſchen ſagen, aus Liebe zu ſterben, als ob es nicht noch tauſend Arten gäbe, wie man leben kann! Jede Art von Begeiſterung iſt lächerlich für den, welcher ſie nicht fühlt. Poeſie, Aufopferung, Liebe, Religion, haben nur Einen Urſprung, und es giebt Menſchen, in deren Augen dieſe Gefühle nur als Thorheit gelten. Alles iſt Thorheit, wenn man will, ausgenommen die Sorge, welche man für das eigne Daſeyn trägt; in allem andern kann es Täuſchung und Irrthum geben."

„Dadurch wird mein Unglück beſonders ſo groß, daß er allein mich verſtand, und vielleicht findet er noch einmal, daß auch er nur allein von mir verſtanden ward. Ich bin die bereitwilligſte, und dann wieder die ſchwierigſte Perſon von der Welt; jedes wohlwollende Weſen iſt mir als Geſellſchaft auf einige Augenblicke angenehm; aber in Anſehung einer innigen feſten Neigung war Niemand auf der Welt, als Oswald, den ich lieben konnte. Fantaſie, Verſtand, Gefühl; welche Vereinigung! wo in der Welt wird ſie gefunden? und der Grauſame, er beſaß alle dieſe Eigenſchaften, oder zum wenigſten ihren ganzen Zauber!“

„Was hätte ich andern zu ſagen? mit wem könnte ich reden? welcher Zweck, welche Theilnahme bleibt mir übrig? Die bitterſten Schmerzen, die entzückendſten Gefühle ſind mir geworden; die farbloſe Zukunft iſt für mich nur das Geſpenſt der Vergangenheit.“

„Warum iſt eine glückliche Lage ſo vorübergehend? was macht ſie vergänglicher als jede andre? iſt denn der Schmerz das Geſetz der Natur? Das Leiden iſt für den Körper ein Krampf, aber für die Seele ein dauernder Zuſtand.“

„Ahi! null' altro che pianto al mondo
dura.

Petrarca.“

„Ach, in der Welt iſt dauernd nichts, als
Thränen!“

„Ein künftiges Leben! ein künftiges Leben! das iſt meine Hoffnung; aber ſo mächtig iſt das gegenwärtige, daß man im Himmel dieſelben Gefühle wieder aufſucht, die uns auf Erden beſchäftigten. In den Mythologien des Nordens findet man Geiſter der Jäger, die in den Wolken Geiſter der Hirſche verfolgen. Aber mit welchem Recht nennen wir ſie Geiſter? Wo iſt ſie dann, die Wirklichkeit? Es giebt ja nichts gewiſſes, als den Kummer; dieſer allein hält unbarmherzig, was er verſpricht.“

„Ohne Unterlaß vertiefe ich mich in Träumen über die Unſterblichkeit; aber nicht mehr die, welche die Menſchen verleihen; jene, die, wie Dante ſagt, einſt die jetzige Zeit die alte nennen werden, beſchäftigen mich nicht mehr; aber an die Vernichtung meines Gefühls kann ich nicht glauben. Nein, o mein Gott, daran glaube ich nicht. Dir gehört dies Gefühl, das er nicht annahm, du wirſt es würdigen zu empfangen, nachdem ein Sterblicher es verſchmähte.“

„Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde, und dieſer Gedanke verleiht meiner Seele Ruhe. Es iſt etwas ſüßes in dem Zuſtande, in welchem ich jetzt bin, zu fühlen, daß man ſchwächer wird; es iſt das ſtumpfer werdende Gefühl der Leiden.“

„Warum iſt man im Trübſinn des Schmerzens mehr des Aberglaubens als der Frömmigkeit fähig? Aus allem mache ich eine Vorbedeutung, und nirgend weiß ich noch mein Vertrauen feſt zu ſtellen. O! wie iſt die Andacht ſo ſüß, wenn man glücklich iſt! wie dankbar muß Oswalds Gattin gegen das höchſte Weſen ſeyn!“

„Gewiß iſt es, daß der Schmerz den Charakter ſehr ausbildet; man knüpft in Gedanken ſeine Vergebungen an ſein Unglück, und immer ſcheint es, als ob ſie, wenigſtens vor unſern Augen, von einem ſichtbaren Bande vereinigt würden; aber dieſe heilſame Wirkung hat ihre Gränzen.“

„Ich muß mich nothwendig erſt ſammeln, ehe ich erhalten kann den

. . . . . „Stillen Übergang
Zu einem ſtillern Leben.“
. . . . . „Tranquillo varco
A più tranquilla vita.“

„Wenn ich erſt ganz krank ſeyn werde, dann muß die Ruhe wieder in meinem Herzen aufleben; in den Gedanken des ſterbenden Weſens iſt viel Unſchuldiges, und ich liebe die Empfindungen, welche dieſer Zuſtand einflößt.“

„Unbegreifliches Räthſel des Lebens, das weder von der Leidenſchaft, noch vom Schmerz, noch vom Genie entdeckt werden kann; wirſt du dich dem Gebete offenbaren? vielleicht iſt es grade die einfachſte Vorſtellungsart, die das Geheimniß enthüllt! vielleicht waren wir in unſern Träumen ganz nahe dabei? Aber dieſer letzte Schritt iſt unmöglich, und unſer vergebliches Bemühen in jeder Art ermüdet die Seele; es iſt wohl Zeit, daß die meinige ſich ausruhe."

„Fermossi al fin il cor che balzò tanto."

Hippolito Pindemonte.

„Still ward das Herz, das einſt ſo heftig pochte."

Sechſtes Kapitel.

Prinz Caſtel Forte verließ Rom und kam nach Florenz, um nahe bei Corinna zu leben. Sie war ſehr dankbar für dieſen Beweis ſeiner Freundſchaft, aber etwas beſchämt, nicht mehr den Zauber über die Unterhaltung verbreiten zu können, wie ehedem. Sie war zerſtreut und ſtill; ihre hinfällige Geſundheit ließ ihr nicht Kraſt genug, um, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Gefühle zu beherrſchen, die ſie immerwährend beſchäftigten. Sie hatte im Geſpräch noch die Wärme, welche das Wohlwollen einflößt, aber der Wunſch zu gefallen beſeelte ſie nicht mehr. Eine unglückliche Liebe ertödtet alle andre Neigungen. Man kann ſich ſelber nicht deutlich machen, was im Innern der Seele vorgeht, aber ſo viel man durch das Glück gewonnen hatte, ſo viel verliert man im Leiden. Der Zuwachs an Leben, den ein der ganals Leidenſchaft, nur in leidenſchaftlichen Charakteren gefällt er ſich; wie in dem der Medea, welche aus Eiferſucht und Rache ihre eigenen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine raſende Liebe zu ihrem Stiefſohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorſichtige Vertraute, ſich ſelbſt umbringt, und durch einen zurückgelaſſenen Brief, voll falſcher Beſchuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbſt Edelmuth und Größe iſt bey dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beym Sophokles, ſondern heftiger Ausbruch einer Leidenſchaft, plötzliche Begeiſterung. So ſtürzt ſich Evadne, trunken von dem ſie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceſtis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerſtreben trennt ſie ſich von dem ſchönen Leben, deſſen letzten Hauch ſie ſchon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polyxena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, iſt mehr Leidenſchaft als Charakter. Aber nicht ſelten verdirbt er ſelbſt ſolche ſchöne Stellen. Denn ſo wie ſeinem Ideale, ſo fehlt es auch ſeinem bildenden Geiſte und der Darſtellung ſelbſt an Harmonie und Geſetzmäßigkeit. Er weiß ſich ſelbſt als Künſtler nicht zu zügeln und zu beherrſchen, vergißt ſich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsſtoffes ſo ſehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beyſpiel ſeine Perſonen gern philoſophiren, und thut es zu oft; denn nicht ſelten hört man aus ihnen nur den philoſophiſchen Dichter reden. Er liebt lange, glänzenzen Natur ſich erfreuendes Gefühl verleiht, geht über in alle Verhältniſſe des Lebens und der Geſellſchaft; aber wenn dieſe unermeßliche Hoffnung zerſtört iſt, dann iſt das Leben ſo verarmt, daß man jeder freiwilligen Bewegung unfähig iſt. Eben darum wird es den Frauen, und hauptſächlich den Männern, durch ſo viele Pflichten geboten, die Liebe, welche ſie einflößen, zu ehren und zu fürchten, denn dieſe Leidenſchaft kann auf ewig den Geiſt wie das Herz zerſtören.

Prinz Caſtel Forte verſuchte mit Corinna von Gegenſtänden zu reden, die ihr ehedem wichtig waren; manchmal blieb ſie mehrere Minuten, ohne ihm zu antworten, weil ſie ihn nicht gleich im erſten Augenblick gehört hatte; bis ſie ſich dann auf ſeinen Ton und ſeine Worte beſann, dann ſagte ſie etwas, das weder die Farbe, noch das Leben hatte, das man ehedem in ihren Reden bewundern mußte; wodurch denn das Geſpräch einige Augenblicke wieder in Gang kam, und ihr erlaubte, wieder in ihre Träumereien zu verfallen. Dann ſtrengte ſie ſich auf's neue an, um die Güte des Prinzen Caſtel Forte nicht muthlos zu machen, nahm aber oft ein Wort für das andre, oder ſagte das Gegentheil von dem, was ſie eben geſagt hatte; lächelte dann aus Mitleid über ſich ſelber, und bat ihren Freund um Verzeihung wegen dieſer Thorheit, deren ſie ſich bewußt war.

Prinz Caſtel Forte wollte es wagen, mit ihr von Oswald zu reden, und es ſchien ſogar, als fände Corinna ein ſchmerzliches Vergnügen daran; aber ſie war nach dieſem Geſpräch ſo von Schmerzen überwältigt, daß ihr Freund glaubte, es ſich verſagen zu müſſen. Prinz Caſtel Forte beſaß eine gefühlvolle Seele; aber ein Mann weiß nie, und beſonders einer, der von einer Frau lebhaft eingenommen war, wie er ſie wegen des Gefühls, welches ſie für einen andern hegt, tröſten ſoll, wäre er auch noch ſo großmüthig. Ein wenig Eigenliebe von ſeiner, und Schüchternheit von ihrer Seite, verhindern, daß die Innigkeit des Zutrauens nicht vollkommen werde; übrigens was könnte es auch helfen? nur für den Kummer giebt es Mittel, der auch von ſelbſt heilen würde.

Täglich gingen Corinna und Prinz Caſtel Forte an den Ufern des Arno ſpazieren. Mit einer liebenswürdigen Miſchung von Theilnahme und Schonung, durchlief er alle Gegenſtände der Unterhaltung; ſie dankte ihm mit einem Händedruck; oft verſuchte ſie dann über Gegenſtände des Gefühls zu ſprechen; dann ſtrömten Thränen aus ihren Augen, und die Rührung that ihr weh; ihre Bläſſe und ihr Zittern waren ſchmerzlich zu ſehen, und ihr Freund ſuchte ſie ſchnell von dieſen Vorſtellungen abzubringen. Einſt fing ſie auf einmal an mit ihrer gewöhnlichen Anmuth zu ſcherzen; Prinz Caſtel Forte ſah ſie verwundert und freudig an, aber ſie entfloh ſogleich, in Thränen zerfließend.

Sie kam zum Mittageſſen wieder, reichte ihrem Freunde die Hand, und ſagte: — Verzeihen Sie, ich wünſchte liebenswürdig zu ſeyn, um Sie für Ihre Güte zu belohnen, aber es iſt mir unmöglich. Haben Sie die Großmuth, mich zu ertragen, wie ich bin. — Corinna's immer ſchlechter werdende Geſundheit beunruhigte den Prinzen von Caſtel Forte am meiſten. Von einer nahen Gefahr ward ſie noch nicht bedroht, aber ſie konnte unmöglich lange leben, wenn nicht irgend ein glücklicher Umſtand ihre Kräfte wieder belebte. Zu derſelben Zeit erhielt Prinz Caſtel Forte einen Brief von Lord Nelvil, und obwohl er in der Sache ſelbſt nichts abänderte, weil er ſeine Vermählung beſtätigte, ſo enthielt dieſer Brief doch Worte, die Corinna ſehr würden gerührt haben. Stundenlang dachte Prinz Caſtel Forte darüber nach, und ging mit ſich ſelder zu Rathe, ob er ſeiner Freundin eine ſo heftige Rührung verurſachen dürfe, ihr den Brief zu zeigen, oder ob er es unterlaſſen ſollte; er fand ſie aber ſo ſchwach, daß er es nicht wagte. Während er noch zweifelhaft war, bekam er einen zweiten Brief von Lord Nelvil, der auch voll von Geſinnungen war, von denen Corinna gerührt worden wäre, der aber zugleich die Nachricht enthielt, daß er nach Amerika abreiſe. Nun war Prinz Caſtel Forte ganz beſtimmt, ihr nichts zu ſagen. Vielleicht hatte er Unrecht; denn Corinna's bitterſter Schmerz war es eben, daß Lord Nelvil ihr nicht ſchrieb; ſie wagte nicht, es Jemand zu geſtehen, aber ein Andenken von Oswald, ein Beweis, daß er ſich nach ihr ſehne, wäre ihr ſehr werth geweſen, obgleich er auf immer von ihr getrennt war; dieſes gänzliche Stillſchweigen, das ihr nicht einmal Gelegenheit gab ſeinen Namen zu nennen, oder nennen zu hören, das war ihr eben das entſetzlichſte.

Ein Kummer, von welchem kein Menſch mit uns redet; ein Kummer, der nicht die geringſte Veränderung erleidet, weder durch den Lauf der Tage, noch der Jahre, der keiner Begebenheit, keinem Wechſel unterworfen iſt, der ſchmerzt tiefer noch, als eine Abwechſelung der bittern Empfindungen. Prinz Caſtel Forte folgte der allgemeinen Regel, welche das Vergeſſen auf alle Weiſe herbeizuführen räth; die Menſchen aber, die eine tiefe Fantaſie haben, für dieſe giebt es kein Vergeſſen; bei ihnen iſt es beſſer, immer dieſelbe Erinnerung zurück zu rufen, die Seele endlich durch Thränen zu ermüden, als ſie zwingen, daß ſie ſich in ſich ſelbſt verſchließen.

Neunzehntes Buch.

Oswalds Rückkehr nach Italien.

Erſtes Kapitel.

Wir rufen jetzt die Begebenheiten zurück, welche in Schottland vorfielen, den Tag nach jenem Feſte, als Corinna ein ſo ſchmerzliches Opfer brachte. Der Bediente von Lord Nelvil überreichte ihm ſeine Briefe auf dem Tanzſaal; er entfernte ſich um ſie zu leſen; er öffnete mehrere, welche ſein Banquier ihm zuſchickte, bevor er den fand, der über ſein Schickſal entſchied. Als er aber Corinna's Handſchrift erkannte, als er die Worte ſah: Sie ſind frei; und er den Ring erblickte, da ergriff ihn der bitterſte Schmerz, zugleich mit dem lebhafteſten Unwillen. Seit zwei Monaten hatte er keinen Brief von Corinna erhalten, und dieſes Stillſchweigen ward von ſo kurzen Worten, von einer ſo entſcheidenden Handlung gebrochen! Er zweifelte nicht daran, daß ſie ihm untreu ſey; erinnerte ſich an alles, was Lady Edgermond ihm von Corinnas Unbeſtändigkeit, von ihrem Leichtſinn geſagt hatte, und fing an ſie feindſelig zu beurtheilen, denn er liebte ſie noch genug, um ungerecht gegen ſie zu ſeyn. Er vergaß, daß er ſchon ſeit mehreren Monaten den Gedanken ſich mit Corinna zu vermählen ganz aufgegeben, und daß Lucile ihm eine ziemlich lebhafte Neigung eingeflößt hatte; er hielt ſich für einen gefühlvollen, von einer untreuen Frau verrathenen Mann; er fühlte Verwirrung, Zorn, Schmerz, aber vor allem eine jede andre Empfindung beherrſchende Regung von Stolz, die ihm das Verlangen einflößte, ſich der, die ihn verlaſſen hatte, überlegen zu zeigen. In der Liebe darf man ſich des Stolzes eben nicht ſehr rühmen; dieſer findet faſt nie Statt, als wenn die Eigenliebe mächtiger iſt als jene Neigung; und hätte Lord Nelvil Code Reden; ſie ſind immer ſchön, aber er verſchwendet ſie oft am unrechten Orte. Zum Beyſpiel, Makaria, welche ſich freywillig für ihre Geſchwiſter dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhoren zu reden, und Abſchied zu nehmen. Am meiſten verfuhrt ihn ſeine Neigung, ſo viel Leidenſchaft als nur moglich in ſein Werk zu bringen, bis zu Unwahrſcheinlichkeiten. So iſt es widerſprechend, daß Kreuſa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnſucht nach dem verlohrnen Sohn, ſo edel dargeſtellt iſt, den Sohn, der ihr als Stiefſohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieſer grauſame Entſchluß iſt nicht hinlänglich begründet und herbeygeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerſpruch zu verhüllen. Die ſchönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreuſa über das Mislingen dieſer Abſicht, und die freudige Überraſchung bey der Entdeckung, daß Jon ihr rechter Sohn ſey, verführten den Dichter zu dieſem Widerſpruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgeriſſen. Sophokles verlieh ſeinen Charakteren ſo viel Schönheit, als das Geſetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunſt erlaubten; Euripides legt in ſeine Perſonen ſo viel Leidenſchaft als moglich, gleichviel ob dieſe edel oder unedel iſt, oft ohne Rückſicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunſt. Am vortreflichſten iſt er, wenn er in ſeinem Stoffe die Schönheit des Charakters ſchon gegeben findet, oder wenn er gezwungen iſt, ſchön zu ſeyn, um zu rühren. So iſt in der Iphigenia in Aulis die Leidenſchaft edel, und die Rührung ſchön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unſchuld das Mitleiden ſteigt. Eine rinna noch ſo geliebt als damals in Rom und in Neapel, ſo würde ſein Unwille wegen des Unrechts, deſſen er ſie beſchuldigte, ihn noch nicht von ihr losgemacht haben.

Lady Edgermond merkte Lord Nelvils Unruhe; ſie war unter äußerlicher Kälte doch ſehr leidenſchaftlich; und die tödtliche Krankheit, welche ſie in ſich fühlte, vermehrte noch den Eifer für das Wohl ihrer Tochter. Sie wußte die Liebe des armen Kindes zu Lord Nelvil, und war bange ihr Glück auf's Spiel geſetzt zu haben, indem ſie zugegeben hatte, daß ſie ſeine Bekanntſchaft machte. Sie verlor alſo Oswald keinen Augenblick aus dem Geſicht, und drang in alle Geheimniſſe ſeines Innern mit einem Scharfſinn, den man der Klugheit der Frauen zuſchreibt, der aber lediglich von der ununterbrochnen Aufmerkſamkeit herrührt, welche bei der wahren Liebe Statt findet. Unter dem Vorwand von Corinnas Angelegenheiten, nämlich der Erbſchaft ihres Oheims, die ſie ihr übermachen wollte, hatte ſie den folgenden Morgen eine Unterredung mit Lord Nelvil; während dieſer Unterredung errieth ſie ſehr leicht, daß er unzufrieden mit Corinna ſey, und ſeinem Unwillen durch die Vorſtellung einer edeln Rache ſchmeichelnd, erbot ſie ſich, ſie als ihre Stieftochter anzuerkennen. Lord Nelvil erſtaunte über dieſe plötzliche Veränderung in den Geſinnungen der Lady Edgermond, aber er ſah ſehr wohl ein, obgleich ſie es auf keine Weiſe zu verſtehen gegeben hatte, daß dieſes Anerbieten nicht in Erfüllung gehen würde, wenn er nicht Luciles Gemahl würde, und in einem Augenblick, in welchem man ſchneller handelt als nachdenkt, hielt er bei ihrer Mutter um ſie an. Lady Edgermond konnte vor Entzücken ſich kaum zurück halten, nicht gar zu ſchnell Ja zu ſagen; die Einwilligung ward gegeben, und Lord Nelvil war, als er das Zimmer verließ, durch ein Verſprechen gebunden, das ihm nicht in den Sinn gekommen war einzugehen als er hinein ging.

Während Lady Edgermond Lucilen vorbereitete, ſeinen Beſuch anzunehmen, ging er in großer Bewegung im Garten auf und ab. Er geſtand ſich, daß Lucile ihm gefallen habe, eben weil er ſie wenig kenne, und daß es wunderlich ſey, das ganze Lebensglück auf den Reiz eines Geheimniſſes zu gründen, das nothwendig enthüllt werden müſſe. Eine Regung von Zärtlichkeit für Corinna erwachte wieder in ihm, und er erinnerte ſich der Briefe, die er ihr geſchrieben hatte, die nur zu deutlich den Kampf ſeiner Seele darſtellten. — Sie hatte Recht, rief er aus, mir zu entſagen, ich hatte den Muth nicht ſie glücklich zu machen; aber es hätte ihr ſchwerer werden müſſen, dieſe kalte Zeile .... aber wer weiß, ob nicht ihre Thränen ſie benetzten? — und indem er dies ſagte, floſſen die ſeinigen wider ſeinen Willen. In Träume verſunken entfernte er ſich vom Schloſſe, und mußte lange von Lady Edgermonds Bedienten aufgeſucht werden, die ſie geſchickt hatte ihm zu ſagen, daß er erwartet würde. Er war ſelber verwundert über ſeinen geringen Eifer, und eilte zurück.

Als er in das Zimmer trat, ſah er Lucile vor ihrer Mutter auf den Knieen, den Kopf mit der rührendſten Anmuth in ihren Schooß verbergend; als ſie Lord Nelvil hörte, erhob ſie ihr in Thränen gebadetes Geſicht, und ſagte, indem ſie ihm die Hand reichte: — Nicht wahr Mylord, Sie werden mich nicht von meiner Mutter trennen? — Dieſe liebenswürdige Art ihre Einwilligung zu erkennen zu geben, gefiel Oswald ſehr. Er kniete auch nieder, und bat Lady Edgermond um Erlaubniß, daß Lucilen's Geſicht ſich dem ſeinigen zuneigen dürfe, und das unſchuldige Mädchen fühlte jetzt zum erſtenmal einen, der Kindheit nicht mehr angehörenden Eindruck; eine hohe Röthe bedeckte ihre Stirn. Oswald fühlte, indem er ſie anſah, welch' ein reines geheiligtes Band er geknüpft hatte, und Lucilen's Schönheit, ſo bezaubernd ſie auch in dieſem Augenblick war, rührte ihn nicht ſo tief als ihre himmliſche Sittſamkeit.

Die Tage vor dem Sonntage, an welchem die Trauungs-Ceremonie vorgehen ſollte, vergingen unter den nothwendigen Anordnungen zu dieſem Tage. Während dieſer Zeit ſprach Lucile nicht viel mehr als gewöhnlich, was ſie aber ſagte, war edel und einfach, und Lord Nelvil liebte und billigte jedes ihrer Worte. Eine gewiſſe Leere fühlte er freilich neben ihr, das Geſpräch beſtand immer in einer Frage, und in einer Antwort; es verwickelte ſich nicht, ward nicht fortgeführt; es war alles gut, aber die Bewegung fehlte, das unerſchöpfliche Leben, deſſen man ſo ſchwer entbehrt, wenn man es einmal genoß. Lord Nelvil dachte an Corinna, da er aber nicht weiter von ihr reden hörte, ſo hoffte er, dieſe Erinnerung würde endlich ein Traum, der Gegenſtand ſeiner entfernten Sehnſucht werden.

Lucile, die von ihrer Mutter erfahren hatte, daß ihre Schweſter noch am Leben ſey, und ſich in Italien aufhalte, bezeigte ein Verlangen ſich bei Lord Nelvil nach ihr zu erkundigen; Lady Edgermond verbot es ihr aber, und Lucile hatte ſich ihrer Gewohnheit gemäß dieſem Verbot unterworfen, ohne nach dem Grund zu fragen. An dem Morgen des Hochzeittages erwachte Corinnas Bild lebhafter als je in Oswalds Herzen, und er ward ſelber erſchreckt von dem was er fühlte. Aber er wandte ſich mit ſeinem Gebete an ſeinen Vater; im innern Herzen ſagte er ihm, für ihn geſchähe es; um ſeinen Segen im Himmel zu erhalten, erfülle er ſeinen Willen auf Erden. Geſtärkt durch dieſe Empfindung ging er zu Lady Edgermond, und machte ſich Vorwürfe, daß er in Gedanken ſich gegen Lucile vergangen habe. Sie war ſo reizend als er ſie ſah, daß ein Engel, der zur Erde herab gekommen wäre, um den Sterblichen die Tugenden des Himmels darzuſtellen, keine andre Geſtalt hätte erwählen können. Sie gingen zum Altar. Die Mutter war heftiger gerührt noch als die Tochter; denn die Furcht kam bei ihr hinzu, die ein jeder, der das Leben kennt, bei einem entſcheidenden Entſchluſſe empfindet. Lucile war ganz Hoffnung; die Kindheit war in ihr noch mit der Jugend, und die Fröhlichkeit noch mit der Liebe verbunden. Als ſie vom Altar zurück gingen, lehnte ſie ſich ſchüchtern auf Oswalds Arm; ſie wollte ihres Beſchützers ſich verſichern; Oswald betrachtete ſie gerührt; es war, als ob er fühlte, daß in dem Innern ſeines Herzens ein feindliches Weſen Lucile's Glück bedrohe, und er es ſich ſelber zuſagte ſie dagegen zu beſchützen.

Als ſie wieder nach Hauſe kamen, ſagte Lady Edgermond zu ihrem Schwiegerſohn: — Jetzt bin ich ruhig; ich habe Ihnen Lucilens Glück anvertraut; es bleibt mir noch ſo wenig Zeit zu leben übrig, daß es mir ein großer Troſt iſt, mich ſo gut erſetzt zu ſehen. — Lord Nelvil ward tief gerührt von dieſen Worten, und dachte mit eben ſo viel Eifer als Beſorgniß über die Pflichten nach, welche ſie ihm auflegten. Wenige Tage waren verfloſſen, und Lucile fing kaum an ihre ſchüchternen Blicke gegen ihren Gemahl zu erheben, und hinlängliches Zutrauen zu gewinnen, daß ſie es hätte wagen können, offner gegen ihn zu ſeyn, als dieſe Verbindung durch unglückliche Ereigniſſe geſtört ward; ſie hatte unter günſtigern Vorbedeutungen begonnen.

Zweites Kapitel.

Herr Dickſon kam die Neuvermählten zu beſuchen; er entſchuldigte ſich nicht am Hochzeitstage gegenwärtig geweſen zu ſeyn, indem er erzählte, daß er von der Erſchütterung, welche der heftige Fall ihm verurſachte, lange krank geweſen ſey. Als man von dieſem Fall mit ihm ſprach, ſagte er, die reizendſte Frau von der Welt ſey ihm zu Hülfe gekommen. Oswald ſpielte grade Federball mit Lucile; ſie bewegte ſich äußerſt anmuthig bei dieſem Spiel; Oswald ſah ſie an, und hörte nicht auf Herrn Dickſon; dieſer rief ihm vom andern Ende des Zimmers herüber: — Mylord, die ſchöne Unbekannte, die mir zu Hülfe kam, muß ſicher viel haben von Ihnen reden hören, denn ſie hat mich vieles über Ihr Schickſal gefragt. — Von wem reden Sie? fragte Lord Nelvil, indem er fortfuhr zu ſpielen. — Von einer ſehr ſchönen Frau, erwiederte Herr Dickſon, wiewohl ſie das Anſehen hatte, als wäre ſie durch Leiden ſehr angegriffen; die von Ihnen nicht ohne Rührung ſprechen konnte. — Dieſesmal ward Lord Nelvils Aufmerkſamkeit von dieſen Worten erregt, er nahte ſich Herrn Dickſon, und bat ihn ſie zu wiederhohlen. Lucile, die nicht Acht gegeben hatte auf das was geſprochen ward, ging zu ihrer Mutter, die ſie hatte rufen laſſen. Oswald war allein mit Herrn Dickſon, und fragte ihn, wer die Frau ſey, von welcher er geſprochen habe. — Ich weiß es nicht, antwortete Herr Dickſon; ihrer Ausſprache nach muß ſie eine Engländerin ſeyn; aber ich ſah ſelten unter unſern Landsmännin eine Frau von einem ſo verbindlichen Weſen und einer ſo angenehmen Unterhaltung. Sie war um mich armen alten Mann ſo beſchäftigt, als ob ſie meine Tochter wäre, und während der ganzen Zeit, die ſie bei mir war, habe ich alle die Quetſchungen, die ich erhalten habe, gar nicht gefühlt. Aber lieber beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, ſeine Tochter zum Opfer, und nur unter dieſer Bedingung ward der griechiſchen Flotte der günſtige Wind verheißen, auf welchen ſie ſchon ſo lange umſonſt gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bey dem Wiederſehen des Vaters ergießt ſich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigſten Liebkoſungen, die den unterrichteten Zuſchauer, zuſammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, ſchon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz iſt geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das ſchöne Leben es ganz durchdringen könne. Da ſie endlich einſieht, daß ein Verſuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entſchließt ſie ſich zu leiden, edel und frey für ihr Vaterland zu ſterben. So löſet ſich Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es iſt ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem ſie gewogen ſcheint, und die Hülfe, die er ihr auf ſeine Gefahr bietet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beym Euripides unter die Ausnahmen; ſein eigentliches Gebiet und Weſen iſt die Leidenſchaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirkſam iſt nicht die Unentſchloſſenheit der Medea, ihr Hin- und Her-Wanken zwiſchen dem Entſchluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Übergang der Hermione von der heftigſten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche ſie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefſten

Oswald, ſind Sie denn auch in England ein Ungetreuer, wie Sie es in Italien waren? denn meine liebenswürdige Wohlthäterin zitterte und erblaßte, indem ſie Ihren Namen nannte? — Gütiger Himmel! von wem reden Sie? eine Engländerin ſagen Sie? — Ja, ohne allen Zweifel, antwortete Herr Dickſon, Sie wiſſen wohl, daß die Ausländer unſre Sprache nie gut ausſprechen. — Und ihre Geſtalt? — O die bedeutendſte, die ich je geſehen, obgleich ſie mager und blaß war, daß es einem leid that. — Die ſchimmernde Corinna glich dieſer Beſchreibung nicht; aber konnte ſie nicht krank ſeyn? mußte ſie nicht viel gelitten haben, wenn ſie nach England gekommen war, und den nicht geſehen hatte, den ſie ſuchte? Dieſe Beſorgniſſe fielen Oswald plötzlich auf, und er fuhr äußerſt beunruhigt fort zu fragen. — Herr Dickſon wiederhohlte immer fort, die Unbekannte ſpreche mit ſo viel Anmuth und ſo vieler Zierlichkeit, wie er es noch von keiner

Frau gehört habe; daß in ihrem Blicke ein Ausdruck von himmliſcher Güte liege, daß ſie aber traurig und leidend zu ſeyn ſchiene. — Welche Farbe haben ihre Augen und ihr Haar? fragte Lord Nelvil. — Das ſchönſte Schwarz von der Welt. — Lord Nelvil erblaßte. — Spricht ſie lebhaft? — Nein, fuhr Herr Dickſon fort, ſie ſagte von Zeit zu Zeit einige Worte, um mich zu fragen, und mir zu antworten, aber die wenigen Worte, die ſie ſagte, waren voller Anmuth. — Er wollte fortfahren als Lady Edgermond und Lucile wieder herein kamen; er ſchwieg und Lord Nelvil hörte auf zu fragen, fiel aber in tiefes Nachdenken, und verließ das Zimmer, um ſpazieren zu gehen, bis er Herrn Dickſon wieder allein anträfe.

Lady Edgermond, der ſeine Traurigkeit aufgefallen war, ſchickte Lucile hinaus, und erkundigte ſich bei Herrn Dickſon, ob in ihrem Geſpräche etwas vorgefallen ſey, was ihren Schwiegerſohn betrüben könnte; Herr

Dickſon erzählte ihr unbefangen, was er ihm geſagt hatte. Lady Edgermond errieth den Augenblick die Wahrheit, und ſchauderte bei der Vorſtellung des Schmerzes, welchen Oswald empfinden würde, wenn er mit Gewißheit erführe, daß Corinna nach Schottland gekommen ſey ihn aufzuſuchen; und da ſie wohl vorherſah, daß er Herrn Dickſon aufs Neue befragen würde, ſo unterrichtete ſie dieſen von dem, was er antworten müſſe, um Lord Nelvil wieder von ſeiner Vermuthung abzuführen. Wirklich erhöhte Herr Dickſon in einer zweiten Unterredung ſeine Unruhe in dieſer Rückſicht keineswegs, aber er zerſtreute dieſelbe auch nicht, und Oswalds erſter Gedanke war, ſeinen Bedienten zu fragen, ob alle Briefe, die er ihm ſeit drei Wochen ungefähr gebracht habe, mit der Poſt gekommen wären, und ob er ſich nicht entſinnen könne, welche anders erhalten zu haben. Der Bediente verſicherte Nein; als er aber aus der Thür gehen wollte, kam er noch einmal zurück, und ſagte: Mich dünkt jedoch, daß mir am Balltage ein Blinder einen Brief für Ihre Gnaden einhändigte; wahrſcheinlich aber eine Bitte um Unterſtützung. — Ein Blinder? erwiederte Oswald; nein, ich habe keinen Brief von ihm bekommen; könnteſt Du den Blinden wieder aufſuchen? — Ja, ſehr leicht, antwortete der Bediente, er wohnt im Dorfe. — Geh', hohle ihn, ſagte Lord Nelvil; und zu ungeduldig die Ankunft des Blinden zu erwarten, ging er ihm bis ans Ende der Auffahrt entgegen.

— Mein Freund, man hat Euch an dem Tage, da der Ball auf dem Schloſſe war, einen Brief für mich gegeben, wißt Ihr nicht, wer ihn Euch einhändigte? — Mylord wiſſen, daß ich blind bin, wie ſollte ich Ihnen das ſagen können? — Meint Ihr, daß es eine Frau war? — Ja Mylord, denn ſie hatte eine ſehr ſanfte Stimme, die ungeachtet ihrer Thränen durchdrang, denn ich habe es wohl gehört, daß ſie weinte. — Sie weinte? ſagte Oswald, und was ſagte ſie Euch? — Dieſen Brief, guter Alter, gebt an Oswalds Bedienten; dann ſich gleich verbeſſernd, ſetzte ſie hinzu: an Lord Nelvil. — O Corinna! rief Oswald aus; und einer Ohnmacht nahe, war er genöthigt ſich auf den Alten zu ſtützen. — Mylord, fuhr der blinde Greis fort, ich ſaß an einem Baum, als ſie mir den Auftrag gab; ich wollte ihn ſogleich ausrichten; da ich aber nur mit Mühe aufſtehen konnte, Alters halber, war ſie ſo gut mir ſelber zu helfen; ſie hat mir mehr Geld gegeben, als ich ſeit langer Zeit gehabt hatte, und ich fühlte ihre Hand zittern, indem ſie mir aufhalf, ſo wie die Ihrige in dieſem Augenblick Mylord. — Genug, ſagte Lord Nelvil; hier guter Alter, da iſt auch Geld, ſo wie ſie Euch welches gab, betet für uns beide. — Er entfernte ſich hiemit.

Von dem Augenblick an war ſeine Seele

von ſchrecklicher Verwirrung ergriffen; von allen Seiten that er vergebliche Nachfrage, und konnte es nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß Corinna in Schottland geweſen ſeyn könnte, ohne nach ihm gefragt zu haben; er quälte ſich mit tauſenderlei Vermuthungen, um die Gründe zu dieſem Betragen zu errathen, und ſeine Betrübniß war ſo groß, daß ſie von Lady Edgermond nicht unbemerkt bleiben konnte, troz der Mühe, die er ſich gab ſie zu verbergen, und auch Lucilen konnte es nicht entgehen, wie unglücklich er war; ſeine Traurigkeit machte, daß auch ſie in eine ſchwermüthige Stimmung verfiel, und ſie lebten ſtill und ſchweigend neben einander. Zu der Zeit war es, daß Lord Nelvil an den Prinzen Caſtel Forte den erſten Brief ſchrieb, welchen dieſer nicht an Corinna zeigen zu dürfen glaubte, der aber durch den Ausdruck von Kummer ſie ſicherlich würde gerührt haben.

Graf d'Erſeuil kam von Plymouth, wohin er Corinna begleitet hatte, noch vor der Antwort des Prinzen Caſtel Forte zurück; er wollte alles, was ihm über Corinna bekannt war, nicht an Lord Nelvil ſagen, und doch that es ihm leid, daß man es nicht merken ſollte, welch' ein wichtiges Geheimniß ihm bekannt ſey, das er aber aus Verſchwiegenheit nicht entdecke. Seine Anſpielungen, die anfangs Lord Nelvil nicht aufgefallen waren, erregten ſeine Aufmerkſamkeit, als er zu merken anfing, daß ſie in einiger Beziehung auf Corinna ſtanden; nun befragte er den Grafen d'Erfeuil mit lebhafter Ungeduld; dieſer aber vertheidigte ſich ſehr gut, ſobald er es ſo weit gebracht hatte, befragt zu werden.

Jedoch gelang es Oswald zuletzt, die ganze Geſchichte von Corinna aus ihm zu ziehen, durch die Freude, welche Graf d'Erfeuil darin fand, alles zu erzählen, was er für ſie gethan hatte, die Dankbarkeit, die ſie ihm beſtändig bezeigte, die gräßliche Verlaſſenheit und den Schmerz, worin er ſie gefunden; kurz er erzählte, ohne es im geringſten zu bemerken, was es auf Lord Nelvil für eine Wirkung hatte, und ohne einen andern Zweck in dieſem Augenblick zu haben, als, wie die Engländer ſagen: der Held ſeiner eignen Geſchichte zu ſeyn. Als er zu ſprechen aufhörte, merkte er erſt, wie übel er gethan, und nun war es ihm aufrichtig leid. Oswald hatte bis dahin ſich zu faſſen geſucht, dann ward er aber wie unſinnig vor Schmerz; er klagte ſich an der treuloſeſte, der grauſamſte aller Menſchen zu ſeyn; Corinnas Aufopferung, ihrer Zärtlichkeit, ihrer Ergebung, ihrer Großmuth, ſelbſt in dem Augenblick, da ſie ihn am ſtrafbarſten glaubte, ſtellte er die Härte, die Unbeſtändigkeit entgegen, mit welcher er ihr gelohnt. Er wiederhohlte ohne Unterlaß, daß kein Menſch ihn je ſo lieben würde, wie ſie ihn geliebt habe, und ſicher würde er auf irgend eine Weiſe für ſeine Grauſamkeit gegen ſie beſtraft werden. Er wollte nach Italien reiſen, ſie ſehen nur auf einen Tag, auf eine Stunde nur; aber ſchon hatten die Franzoſen Rom und Florenz inne, ſein Regiment ſollte eben eingeſchifft werden, er konnte, ohne ſeiner Ehre zu ſchaden, nicht verreiſen; er durfte das Herz ſeiner Frau nicht verwunden, nicht Unrecht durch Unrecht, und Schmerzen durch Schmerzen gut machen wollen. Zuletzt hoffte er auf die Gefahren des Kriegs, und dieſer Gedanke beruhigte ihn.

In dieſer Stimmung ſchrieb er den zweiten Brief an den Prinzen Caſtel Forte, welchen dieſer ebenfalls nicht an Corinna mittheilen zu dürfen glaubte. Corinnas Freund ſchilderte ſie in ſeiner Antwort, traurend, aber ergeben; da er ſtolz und empfindlich in Rückſicht ihrer war, ſo milderte er mehr ihren unglücklichen Zuſtand, als er ihn übertrieb. Lord Nelvil glaubte alſo, ſie nicht mit ſeinen Klagen noch quälen zu dürfen, da er ſie durch ſeine Liebe ſo unglücklich gemacht hatte, und er ging nach den Inſeln ab, mit einem ſchmerzlichen Gefühl der Reue, wodurch das Leben ihm ganz unerträglich ward.

Beſchämung und Reue, in welcher ſie kaum vom Selbſtmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erſchütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einſt blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erſchlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetiſche Raſerey der Kaſſandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverey und Schande, die emporſteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in dieſem elegiſchen Trauerſpiel. Aber in demſelben Stücke iſt der Streit der Hekuba mit der Helena äußerſt unedel. Dies ſind ſolche Zank-Scenen faſt allemahl beym Euripides, und doch liebt er ſie ſehr, als Anlaß zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen, worin er ſich vor allem gefällt, und zu langen kunſtvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunſtſinnes erſchöpfen, beſonders trifft die Hekuba immer das Schickſal, gemein zu ſeyn. Aber eigentlich ſind doch ſelbſt dieſe Stellen nach demſelben Ideal entworfen, wie die ſchönſten; der Dichter ſcheint nur ſich ſelbſt ungleich zu ſeyn, er iſt es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er ſich nie erhoben, in der Leidenſchaft iſt er aber immer unübertreflich.

Noch ein beſondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht übergangen werden, über den man ſehr viel geſagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig iſt.

Drittes Kapitel.

Lucile war betrübt über Oswalds Abreiſe; aber das trübſinnige Stillſchweigen, worein er in der letzten Zeit verfallen war, hatte ihre angebohrne Schüchternheit ſo vermehrt, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte ihm zu ſagen, daß ſie ſich ſchwanger fühle; er erfuhr es erſt auf den Inſeln durch einen Brief der Lady Edgermond, der ihre Tochter es bis dahin nicht entdeckt hatte. Lord Nelvil fand alſo Lucilens Abſchied ſehr froſtig; er beurtheilte nicht richtig, was in ihr vorging, und indem er ihren ſchweigenden Schmerz mit Corinna's redneriſchen Klagen verglich, als er von Venedig abreiſte, ſo blieb ihm kein Zweifel, daß er von Lucilen nur wenig geliebt würde. Doch hatte ſie während der vier Jahre, daß er abweſend war, keinen einzigen frohen Tag. Kaum daß ſie über die Geburt ihrer Tochter einen Augenblick die Gefahren vergeſſen konnte, denen ihr Gemahl ausgeſetzt war. Zu dieſer Sorge ward noch ein Verdruß hinzugefügt; ſie entdeckte nämlich nach und nach alles, was Corinna und ihr Verhältniß zu Lord Nelvil betraf.

Graf d'Erfeuil der beinah ein Jahr in Schottland zubrachte, und Lucile und ihre Mutter oft ſah, war völlig überzeugt, das Geheimniß von Corinnas Aufenthalt in England nicht entdeckt zu haben; aber er ſagte ſo vielerlei, was dem ähnlich war, es ward ihm ſo ſchwer, wenn die Unterhaltung ſtockte, ſie nicht wieder auf den Gegenſtand zu führen, der ſo viel Wichtigkeit für Lucile hatte, daß ſie endlich alles erfahren mußte; ſo wenig Kunſt gehörte dazu, Graf d'Erfeuil zum Schwatzen zu bringen, daß Lucile es trotz ihrer Unbefangenheit dahin zu bringen wußte.

Lady Edgermond die täglich mehr ſich mit ihrer Krankheit beſchäftigen mußte, ahndete es gar nicht, wie ihre Tochter daran arbeitete, etwas zu erfahren, was ihr ſo ſchmerzlich ſeyn mußte; ſie bemerkte aber ihre tiefe Traurigkeit, und Lucile vertraute ihr ihren Kummer. Lady Edgermond erklärte ſich mit äußerſter Strenge gegen Corinnas Reiſe nach England. Lucile hatte andre Gedanken darüber; ſie war bald eiferſüchtig auf Corinna, bald unzufrieden mit Oswald, daß er ſo grauſam gegen eine Frau ſeyn konnte, die ihn ſo liebte; es ſchien ihr, als müſſe ſie ſelbſt in Rückſicht ihres eignen Glücks einen Mann fürchten, der ſo das Glück einer andern aufzuopfern im Stande war. Sie hatte beſtändig Theilnahme und Dankbarkeit im Herzen für ihre Schweſter behalten, und zu dieſer kam nun noch das Mitleiden, das ſie ihr einflößte; und weit entfernt durch das Opfer, das Oswald ihr gebracht hatte, geſchmeichelt zu ſeyn, quälte ſie vielmehr der Gedanke, daß er ſie nur darum gewählt habe, weil ihre Lage vortheilhafter ſey als Corinnas; ſie erinnerte ſich ſeines Zögerns vor der Heirath, ſeiner

Betrübniß wenige Tage nachher, und alles beſtätigte ſie in dem grauſamen Argwohn, daß ihr Gemahl ſie nicht liebe. Hätte Lady Edgermond ſie beruhigt, ſo wäre ſie ihr in dieſer Seelenſtimmung ſehr nützlich geweſen; aber ſie war eine Frau ohne Nachſicht, die, nichts erkennend als die Pflicht, und die von ihr erlaubten Geſinnungen, den Bannfluch ausſprach gegen alles, was dieſe Linie überſchritt. Sie dachte nicht daran, einen auf dem Wege der Schonung zurück zu bringen; im Gegentheil, wähnte ſie, das einzige Mittel, Gewiſſensbiſſe zu erregen, ſey, den Unwillen fühlen zu laſſen. Zu lebhaft theilte ſie Lucilens Unruh; der Gedanke, daß eine ſo liebenswürdige Frau von ihrem Gemahl nicht nach ihrem Werth geſchätzt würde, brachte ſie auf, und anſtatt ſie wohlthätig zu überreden, daß ſie mehr geliebt ſey als ſie glaube, beſtärkte ſie ſie noch in ihrem Argwohn, um ihren Stolz mehr zu erregen. Lucile, die ſanfter und gebildeter war, als ihre Mutter, folgte ihr nicht gerade zu in allem, was ſie ihr rieth; aber immer waren doch einige Spuren davon ſichtbar, und in ihren Briefen an Lord Nelvil war weit weniger Gefühl als in ihrem Herzen.

Während der Zeit zeichnete Oswald ſich durch glänzende Thaten der Tapferkeit im Kriege aus; er ſetzte ſein Leben tauſend Gefahren aus, nicht allein aus Begeiſterung für die Ehre, ſondern aus Neigung zur Gefahr; man ſah es, daß dieſe ihm Vergnügen machte, daß er fröhlicher, heiterer, glücklicher ſchien, an den Tagen der Schlacht; er ward roth vor Freude, wenn das Geräuſch der Waffen begann, und nur in ſolchen Augenblicken geſchah es, daß die Laſt, die er auf dem Herzen hatte, von ihm fiel, und ihn leicht athmen ließ. Von ſeinen Soldaten angebetet, und bewundert von ſeinen Gefährten, genoß er einer raſchen Gegenwart, die, ohne Glück zu verleihen, ihn wenigſtens über die Vergangenheit, wie über die Zukunft, betäubte. Von ſeiner Frau erhielt er Briefe, die zwar kalt waren, an die er ſich aber gewöhnte. In den ſchönen Nächten unter dem Wendekreiſe, wo man eine ſo erhabene Vorſtellung von der Natur und ihrem Schöpfer erhält, erſchien ihm oft das Andenken an Corinna; da aber ſowohl das Clima als der Krieg täglich ſeinem Leben drohten, hielt er ſich, ſo nah dem Tode, für weniger ſtrafbar; man verzeiht den Feinden, wenn der Tod ihnen droht; man fühlt auch in einer ähnlichen Lage mehr Nachſicht mit ſich ſelber. Lord Nelvil dachte blos an die Thränen, welche Corinna weinen würde, wenn ſie erführe, daß er nicht mehr ſey, jene vergaß er, die ſein Unrecht ihr auspreßte.

Umringt von Gefahren, welche das Nachdenken über die Ungewißheit des Lebens erregen, dachte er weit mehr an Corinna als an Lucile. Er hatte ſo oft vom Tode mit ihr geſprochen, ſie hatten ſich ſo oft in die ernſthafteſten Betrachtungen mit einander vertieft, daß er noch mit Corinna ſich zu unterreden wähnte, wenn er ſich mit den großen Gedanken beſchäftigte, die von dem Schauſpiel des Krieges und ſeiner Gefahren erregt wurden. Zu ihr wandte er ſich, wenn er allein war, obgleich er ſie erzürnt gegen ſich glauben mußte. Es ſchien ihm, als verſtänden ſie ſich noch, troz der Abweſenheit, ja troz der Untreue; während die ſanfte Lucile, die er nicht für beleidigt hielt, ſich ſeiner Erinnerung nur wie eine Perſon darſtellte, die es verdiente beſchüzt zu werden, welcher man aber alle traurige und tiefe Betrachtungen erſparen müſſe. Die Truppen, die Lord Nelvil kommandirte, wurden endlich nach England zurück berufen; er ging ab; ſchon war die Ruhe auf dem Schiffe ihm weniger angenehm, als die Thätigkeit des Krieges. Die Bewegung von außen hatte ihm die Freuden der Fantaſie erſezt, die er ehedem im Umgang mit Corinna genoß; die Ruhe hatte er, entfernt von ihr, noch nicht geſchmeckt. Er hatte ſich ſeinen Soldaten ſo werth zu machen, und ihnen ſo viel Anhänglichkeit und Begeiſterung einzuflößen gewußt, daß ihre Ergebenheit, und ihr treuer Eifer ihm während der Fahrt die rege Theilnahme des kriegeriſchen Lebens erneute. Dieſe Theilnahme hörte nicht eher ganz auf, als bis man anlandete.

Viertes Kapitel.

Lord Nelvil reiſte nach Northumberland, nach dem Gute der Lady Edgermond, er mußte wieder die Bekanntſchaft ſeiner Familie machen, die ihm ſeit vier Jahren aus der Gewohnheit gekommen war. Lucile reichte ihm ſeine dreijährige Tochter mit mehr Schüchternheit, als eine ſtrafbare Frau fühlen würde. Die Kleine ſah Corinna ähnlich; Lucile hatte ſich während ihrer Schwangerſchaft viel mit dem Andenken an ihre Schweſter beſchäftigt, und Julie, ſo hieß die Kleine, hatte Corinna's Augen und ihr Haar; Lord Nelvil bemerkte es, und ward betroffen davon; er nahm ſie in ſeine Arme, und drückte ſie mit Zärtlichkeit an ſein Herz. Lucile ſah in dieſem Gefühl nur das Andenken an Corinna, und von dem Augenblick an war ihre Freude über die Zuneigung, die Lord Nelvil für Julie zeigte, nicht mehr ungemiſcht.

Lucile war noch ſchöner geworden; ſie war jetzt beinah zwanzig Jahr alt; ihre Schönheit hatte einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck erhalten, und ſie flößte Lord Nelvil ein Gefühl von Achtung ein. Lady Edgermond war nicht mehr im Stande, aus dem Bette zu bleiben, und ihre Krankheit machte ſie verdrüßlich und übel gelaunt. Sie war jedoch froh, als ſie Lord Nelvil wieder ſah, denn der Gedanke ängſtigte ſie ſehr, in ſeiner Abweſenheit zu ſterben, und ihre Tochter ſo allein in der Welt laſſen zu müſſen. Lord Nelvil hatte ſich ſo ſehr an ein thätiges Leben gewöhnt, daß es ihm ſehr ſchwer ward, faſt den ganzen Tag im Zimmer ſeiner Schwiegermutter bleiben zu müſſen, die Niemand mehr zu ſich ließ, als ihre Tochter und ihren Schwiegerſohn. Lucile liebte Lord Nelvil noch immer ſehr; aber ſie hatte den Schmerz, ſich nicht geliebt zu glauben, und verbarg ihm aus Stolz, was ſie über ſeine und Corinna's

Euripides iſt ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geſchlecht auf die härteſte Weiſe zu deklamiren. Er gab dadurch ſeinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Ariſtophanes, Gelegenheit zu den bitterſten Spottereyen. Aber beynahe möchte man ſagen, die Werke des Ariſtophanes enthalten ſelbſt die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe laſſen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe ſich bey dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieſes Maaß von weiblicher Zügelloſigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Ariſtophanes darſtellt, überraſcht uns doch und überſteigt allen Glauben. Zwar iſt die Natur in ſeinen Darſtellungen nach dem Bedürfniſſe der Komödie verändert, ins Komiſche idealiſirt, alſo mit Übertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch iſt die Komödie des Ariſtophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und inſofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die perſönlichen Anſpielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgeſtaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnſten Fantaſie angeordnet iſt, oder vielmehr ſcheinbar ungeordnet überſtrömt aus der Fülle des dichteriſchen Witzes, die Darſtellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt ſind, und iſt in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeſchichte der damahligen Zeit. Vollſtändig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden ſich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, ſo manche einzelne Züge, Geiſt und Farbe des Ganzen

Liebe erfahren hatte, und die Eiferſucht, die ſie darüber empfand. Dieſe Zurückhaltung vergrößerte noch ihre gewöhnliche Verſchloſſenheit, und ſie ward kälter und ſtiller, als ſie von Natur geweſen ſeyn würde. Wenn ihr Gemahl ihr einen Wink geben wollte, daß ſie die Unterhaltung durch lebhaftere Theilnahme hätte anmuthiger machen können, ſo glaubte ſie, darin eine Erinnerung an Corinna wahrzunehmen, und ward darüber empfindlich, anſtatt Nutzen daraus zu ziehen. Lucile hatte einen ſehr milden Charakter, aber ihre Mutter hatte ihr über alles ſehr einſeitige Begriffe gegeben; und wenn Lord Nelvil die Freuden der Fantaſie und den Reiz der Kunſt rühmte, ſah ſie in allem, was er ſagte, nur die Erinnerung an Italien, und ſchlug durch ihre Trockenheit Lord Nelvils Begeiſterung wieder nieder, weil ſie glaubte, Corinna wäre allein die Urſache davon. In einer andern Stimmung hätte ſie ſorgſältig die Worte ihres Gatten aufbewahrt, um kein Mittel, ihm zu gefallen, zu verſäumen.

Lady Edgermond, deren Fehler durch die Krankheit immer fühlbarer wurden, zeigte einen ſtets anwachſenden Widerwillen gegen alles, was aus der Einförmigkeit und den einmal eingeführten Regeln ihres Lebens heraus ging. An allem fand ſie etwas auszuſetzen, und ihrer durch das Leiden gereizten Einbildung ward alles Geräuſch zur Laſt, ſowohl phyſiſch als moraliſch. Sie hätte das Daſeyn gern bis zur möglichſten Ärmlichkeit herunterbringen mögen, vielleicht um das, was ſie nun bald verlaſſen mußte, nicht ſo ſehr zu bedauern; da aber Niemand den perſönlichen Beweggrund ſeiner Meinungen eingeſteht, ſo ſtützte ſie die ihrige auf die allgemeinen Grundſätze einer übertriebenen Sittlichkeit. Unaufhörlich entzauberte ſie das Leben, indem ſie an jedem Vergnügen etwas zu tadeln fand, und jeder Anwendung der Zeit, die einigermaßen etwa von der geſtrigen abweichend war, irgend eine Pflicht entgegenſetzte. Lucile, die, obgleich ſie ihrer Mutter ſehr unterworfen war, doch mehr Geiſt hatte, als ſie, und auch einen biegſamern Charakter, würde ſich mit ihrem Gemahl vereinigt haben, um ſich der Strenge und den immer ſteigenden Forderungen der Lady Edgermond ſanft zu widerſetzen, wenn dieſe ſie nicht beredet hätte, ſie habe dieſes Betragen bloß angenommen, um Lord Nelvils Neigung zu dem Aufenthalt in Italien zu bekämpfen. — Man muß, ſagte ſie, unaufhörlich die Macht der Pflicht der möglichen Rückkehr einer ſo unglücklichen Neigung entgegenſetzen. — Gewiß hatte Lord Nelvil ebenfalls eine tiefe Ehrfurcht vor der Pflicht; aber er hatte einen weitern Geſichtskreis für ſie, als Lady Edgermond. Er verfolgte ſie bis zu ihrem Urſprung, hielt ſie in vollkommner Übereinſtimmung mit unſern wahren Neigungen, und war nicht der Meinung, daß ſie unaufhörliche

Opfer und Kämpfe von uns verlange. Weit entfernt, eine Qual für das Leben zu ſeyn, ſchien die Tugend ihm vielmehr ſo ſehr zu einem dauernden Glücke beizutragen, daß man ſie als eine Art von Vorherwiſſen anſehen könnte, das dem Menſchen ſchon auf Erden vergönnt ward.

Indem er ſeine Gedanken mittheilte, überließ Oswald ſich manchmal dem Vergnügen, Ausdrücke wieder anzuwenden, die er von Corinna gehört hatte; er mochte ſich ſelber gern hören, wenn er ihrer Art zu reden etwas entlieh. Lady Edgermond ward übel gelaunt, ſo oft er ſich dieſer Art zu denken und zu ſprechen überließ, neue Anſichten mißfallen den alten Leuten; ſie mögen ſich gern überreden, daß die Welt, anſtatt zuzunehmen, nur verloren habe, ſeit ſie aufhörten jung zu ſeyn. Vom Inſtinkt des Gefühls geleitet, erkannte Lucile in der höhern Lebhaftigkeit, womit Lord Nelvil ſprach, den Wiederhall ſeiner Liebe zu Corinna; ſie ſchlug die Augen nieder, um ihrem Gemahl nicht merken zu laſſen, was in ihr vorging; und er, der es nicht ahndete, daß ſie von ſeinem Verhältniß mit Corinna unterrichtet ſey, ſchrieb das unbewegliche Stillſchweigen ſeiner Frau, während er mit ſolchem Feuer ſprach, ihrer Charakter-Kälte zu. Nicht wiſſend, an wen er ſich wenden könne, um einen Geiſt zu finden, der dem ſeinigen antworte, ward die Sehnſucht nach der Vergangenheit mehr als je in ſeiner Seele rege, und er verfiel in tiefe Schwermuth. Er ſchrieb an den Prinzen Caſtel Forte, um Nachrichten von Corinna zu haben; aber ſein Brief kam nicht an, wegen des Krieges. Seine Geſundheit litt ungemein von dem Klima in England, und die Ärzte verſicherten ihm, daß ſeine Bruſt leiden würde, wenn er nicht den Winter in Italien zubrächte; daran war aber nicht zu denken, weil England noch mit Frankreich in Krieg war. Einſt ſprach er in Gegenwart ſeiner Schwiegermutter und ſeiner Frau von dem Rath, den die Ärzte ihm gegeben hatten, und von den Hinderniſſen, die ſich dem entgegenſetzten. — Wenn es auch Friede würde, ſagte Lady Edgermond, ſo hoffe ich nicht, Mylord, daß Sie ſich ſelber erlauben würden, Italien wieder zu ſehen. — Wenn es zu Mylords Geſundheit nothwendig iſt, unterbrach ſie Lucile, ſo wird er ſehr wohl thun, hinzureiſen. — Lord Nelvil fand dieſe Äußerung ſehr milde, und er eilte, Lucilen ſeine Dankbarkeit dafür zu bezeigen; aber dieſe Dankbarkeit ſelbſt war ihr empfindlich, ſie glaubte die Abſicht darin zu erkennen, ſie zur Reiſe vorzubereiten.

Der Friede ward im Frühlinge gemacht, und die Reiſe nun möglich. So oft Lord Nelvil etwas über den ſchlechten Zuſtand ſeiner Geſundheit ſagte, ſchwankte Lucile zwiſchen der Beſorgniß um ihn, und der Furcht, daß er nur die Abſicht zu verſtehen geben wolle, den Winter in Italien leben zu müſſen; und anſtatt daß ihre Liebe ſich die Krankheit ihres Gemahls hätte übertrieben vorſtellen müſſen, ward ſie von Eiferſucht verleitet, die auch aus dieſer Liebe entſprang, Gründe aufzuſuchen, um ſich die Gefahr zu verringern, welcher er, ſelbſt nach dem Ausſpruch der Ärzte, ausgeſetzt war, wenn er in England blieb. Lord Nelvil ſchrieb dieſes Betragen Lucilens Gleichgültigkeit und Selbſtliebe zu; ſie beleidigten ſich gegenſeitig, weil ſie ſich ihre Gefühle nicht freimüthig bekannten.

Lady Edgermond ward endlich ſo gefährlich krank, daß Lord Nelvil und Lucile über nichts anders redeten, als über ihren Zuſtand. Die bedauernswürdige Frau verlor einen Monat vor ihrem Tode die Sprache; man errieth bloß durch ihre Thränen, oder durch die Art des Händedrückens, was ſie ſagen wollte. Lucile war in Verzweiflung; Oswald war aufrichtig gerührt und wachte jede Nacht bei ihr; da es gerade im November war, that er ſich ſelber Schaden durch ſeine Sorgfalt für ſie. Lady Edgermond ſchien dieſer Beweis von Wohlwollen ihres Schwiegerſohns ſehr glücklich zu machen. Ihre Charakter-Fehler verſchwanden immer mehr, je mehr ſie wegen ihres entſetzlichen Zuſtandes zu entſchuldigen geweſen wären, denn die Annäherung des Todes beruhigt jede Leidenſchaftlichkeit der Seele, und die meiſten Fehler entſtehen bloß aus dieſer Leidenſchaftlichkeit.

In der Nacht, als ſie ſtarb, nahm ſie Lucilens und Oswalds Hände, drückte ſie vereinigt an ihr Herz; dann hob ſie die Augen empor zum Himmel, und ſchien die Sprache nicht zu vermiſſen, die doch mehr nicht hätte ausdrücken können, als dieſer Blick und dieſe Gebehrde. Wenige Minuten nachher gab ſie ihren Geiſt auf.

Lord Nelvil, der ſich ſelber nicht geſchont hatte, um für ſeine Schwiegermutter Sorge tragen zu können, ward nach dieſer

Anſtrengung gefährlich krank, und die bedauernswürdige Lucile mußte bei dem großen Schmerz, auch noch die entſetzlichſte Angſt erleiden. Wahrſcheinlich nannte Lord Nelvil in der Fieberhitze oft die Namen Corinna und Italien. Im Fantaſieren rief er oft nach Sonne, nach dem Süden, nach wärmerer Luft; wenn ihn die Fieber-Schauer ergriffen, ſagte er: es iſt hier im Norden ſo kalt, daß man niemals warm werden kann.

Als er zu ſich kam, erfuhr er mit Erſtaunen, daß Lucile alles zu der Reiſe nach Italien angeordnet hatte; und da er ihr ſeine Verwunderung darüber bezeigte, gab ſie den Rath der Ärzte als Beweggrund an. — Wenn Sie es erlauben, ſetzte ſie hinzu, ſo will ich mit meiner Tochter Sie dahin begleiten; ein Kind muß nicht von Vater und Mutter getrennt ſeyn. — Allerdings, erwiederte Lord Nelvil, wir müſſen uns nicht trennen; aber iſt Ihnen die Reiſe unangenehm? ſo geſtehen Sie es, und ich thue Verzicht darauf. — Nein, ſagte Lucile, das iſt es nicht, was mir unangenehm iſt . . . — Lord Nelvil ſah ſie an, und ergriff ihre Hand; ſie war im Begriff, ſich deutlicher zu erklären, das Andenken aber an ihre Mutter, die ihr gerathen hatte, nie ihre Eiferſucht dem Lord Nelvil zu geſtehen, hielt ſie plötzlich zurück; ſie lenkte alſo ein, und ſagte: — Das wichtigſte, Mylord, glauben Sie mir's, iſt mir die Herſtellung Ihrer Geſundheit. — Sie haben eine Schweſter in Italien, fuhr Lord Nelvil fort. — Ich weiß es, antwortete Lucile, haben Sie Nachricht von ihr? — Nein, ſagte Lord Nelvil, ſeitdem ich nach Amerika abging, habe ich nichts von ihr erfahren. — Nun, Mylord, wir werden es in Italien wohl hören. — Iſt ſie Ihnen noch werth? — Ja, Mylord, antwortete Lucile, ich habe die Zärtlichkeit, geben ein nur zu vollſtändiges Gemählde weiblicher Sittenloſigkeit. Denn wenigſtens die einzelnen Züge zu dieſem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon ſie auch das unverkennbare Gepräge an ſich tragen; wenn auch die komiſch erfundenen Begebenheiten ſelbſt, welche jenem Sittengemählde zur dichteriſchen Einfaſſung dienen, und denen ſchwerlich etwas in der Wirklichkeit entſprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen, als ein muthwilliges Spiel ſeiner Fantaſie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann ſchon errathen laſſen, was unſere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derſelben rotten ſich alle Weiber einer Stadt zuſammen, unzufrieden über den ſchon lange geführten Krieg, verſchwören ſich zu der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und zwingen durch die ſtandhafte Befolgung ihres Beſchluſſes die Männer, Frieden zu ſchließen. In der weiblichen Volksverſammlung bemächtigen ſich die Weiber, als Männer verkleidet, durch Liſt, des Marktplatzes und der Regierung, beſchließen die Herrſchaft der Weiber und Gehorſam der Männer, Freyheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinſchaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Geſetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Beſitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetiſche Muthwille des Dichters den freyeſten Spielraum, dem er ſich auch in reichlichem Maaße überlaſſen hat.

Die neuere attiſche Komödie, ſo wie wir ſie in den römiſchen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, iſt ein treues Bild des häuslichen Lebens der ſpätern Zeit von Athen, und ſtellt uns dieſes die ſie, als ich ein Kind war, für mich hatte, noch nicht vergeſſen. — O, man muß ja nichts vergeſſen, ſagte Lord Nelvil ſeufzend; — und das beiderſeitige Stillſchweigen endigte die Unterredung.

Oswald reiſte nicht in der Abſicht nach Italien, ſein Verhältniß mit Corinna wieder anzuknüpfen; er beſaß zu viel Zartgefühl, um einem ſolchen Gedanken Raum zu geben; wenn er aber von der Bruſtkrankheit, von welcher er bedroht ward, nicht wieder befreit werden ſollte, ſo würde er etwas ſüßes darin gefunden haben, in Italien zu ſterben, und noch durch ein letztes Lebewohl Corinna's Verzeihung zu erhalten. Er glaubte nicht, daß Lucilen ſeine vergangene Leidenſchaft für ihre Schweſter bekannt worden ſey; noch weniger dachte er daran, daß er in der Fieberhitze die Sehnſucht verrathen habe, die ihn noch bewegte. Er ließ dem Verſtande ſeiner Frau nicht Gerechtigkeit widerfahren, weil dieſer Verſtand etwas trockenes hatte, und ihr mehr nutzte, die Gedanken anderer zu errathen, als dieſelben für ihre eigne Gedanken einzunehmen; Oswald hatte ſich alſo gewöhnt, ſie als eine ſchöne kalte Perſon anzuſehen, die ihre Pflichten erfüllte, und ihn liebte, ſo ſehr ſie zu lieben vermochte, aber Lucilen's Gefühl war ihm nicht bekannt geworden, ſie verbarg es auf das ſorgfältigſte. In ihrer damaligen Lage entzog ſie ihm aus Stolz was ſie bekümmerte; aber auch in einer ganz glücklichen Lage würde ſie ſich es zum Vorwurf gemacht haben, eine lebhafte Zuneigung blicken zu laſſen, ſelbſt nicht für ihren Gemahl. Es ſchien ihr, als würde die Sittſamkeit durch jede Äußerung eines leidenſchaftlichen Gefühls verletzt; da ſie eines ſolchen Gefühls aber allerdings fähig war, ſo hatte die Erziehung, die ihr das Geſetz der Zurückhaltung aufgelegt hatte, ſie traurig und verſchloſſen gemacht; man hatte ſie zwar überzeugt, daß ſie nichts von dem, was ſie fühlte, offenbaren müſſe; ſie fand aber keine Freude daran, von andern Dingen zu ſprechen.

Fünftes Kapitel.

Lord Nelvil fürchtete, gewiſſe Erinnerungen in Frankreich wieder aufzuwecken, er reiſte alſo ſehr ſchnell durch; denn da Lucile auf dieſer Reiſe weder irgend etwas verlangte, noch einen Willen zu haben äußerte, ſo war er es, der alles entſchied. Sie kamen am Fuß der Gebirge an, die das Delphinat von Savoyen trennen, und gingen zu Fuß durch den in dem Felſen ausgehauenen Weg, deſſen Eingang dem einer tiefen Höhle ähnlich iſt. Er iſt von einem Ende bis zum andern finſter, ſelbſt in den ſchönſten Sommer-Tagen. Damals war es im Anfang des Dezembers; es lag noch kein Schnee, aber der Herbſt, die ſinkende Jahrszeit, neigte ſelber zu Ende und machte dem Winter Raum. Der ganze Weg war mit welkem Laube bedeckt, das der Wind zuſammengeführt hatte, denn auf dieſem Felſen-Wege waren keine Bäume,

und

und neben den Trümmern der erſtorbenen Natur ſah man keine Zweige, die Hoffnung des kommenden Jahrs. Lord Nelvil fand Wohlgefallen am Anblick der Gebirge; in den Ebenen iſt es gleichſam, als ob die Erde keinen andern Zweck habe, als den Menſchen zu tragen und ihn zu ernähren; in den maleriſchen Gegenden aber, glaubt man die Spuren des Schöpfer-Geiſtes und ſeiner Allmacht deutlicher zu erkennen. Allenthalben jedoch hat der Menſch ſich mit der Natur vertraut gemacht, und die Wege, die er gebahnt, überſteigen die Berge, und ſenken ſich in die Abgründe. Für ihn iſt nichts unzugänglich, als das große Geheimniß ſeiner ſelbſt.

Beim Eintritt in die Maurienne, ward der Winter bei jedem Schritt ſtrenger. Indem ſie dem Mont-Cenis näher kamen, war es, als gingen ſie gegen Norden; Lucile, die nie gereiſt war, erſchrak vor dem Eiſe, worauf die Pferde mit unſichern

Schritten gehen. Sie verbarg ihre Furcht vor Oswald, machte ſich aber oft Vorwürfe darüber, ihr Kind mitgenommen zu haben; ſie fragte ſich mehreremale, ob eine ſtrenge Sittlichkeit ihr dieſen Entſchluß geboten habe, und ob nicht vielmehr ihre zärtliche Neigung für das Kind, dann auch die Vorſtellung, daß Oswald ſie mehr liebe, wenn ſie ſich ihm beſtändig mit Julien zeigte, ſie die Gefahren einer ſo großen Reiſe habe vergeſſen machen. Lucile war ſehr gewiſſenhaft, und peinigte ſich oft mit Zweifeln und geheimen Prüfungen über ihre Handlungen. Je tugendhafter man iſt, deſto größer wird die Zartheit, und mit dieſer die Beunruhigung des Gewiſſens. Lucile fand bei dieſer Stimmung keine Zuflucht, als in der Andacht; lange Gebete im Innern der Seele beruhigten ſie.

Als ſie dem Mont-Cenis nahe kamen, ſchien die ganze Natur ſchrecklicher werden zu wollen; auf die ſchon mit Schnee bedeckte Erde fiel noch häufiger Schnee herunter; als ob man in die Eis-Hölle einginge, welche Dante ſo ſchön beſchrieben hat. Alle Hervorbringungen der Erde, aus der Tiefe des Abgrundes bis an den Gipfel der Berge, gewähren nur einen einförmigen Anblick; eine und dieſelbe Farbe bedeckte alle Mannichfaltigkeit der Gewächſe; die Flüſſe ſtrömten noch am Fuß der Berge; aber die weißen Fichten ſpiegelten ſich in dem Waſſer, wie Geſpenſter von Bäumen. Oswald und Lucile betrachteten ſchweigend das Schauſpiel; die Rede ſcheint dieſer erſtarrten Natur etwas fremdartiges, und man ſchweigt mit ihr; plötzlich ſahen ſie auf einer weiten ſchneebedeckten Ebene, eine lange Reihe ſchwarzgekleideter Männer, die einen Sarg nach einer Kirche trugen. Dieſe Prieſter, die einzigen lebenden Weſen, die in dieſer kalten öden Gegend ſichtbar waren, gingen mit langſamen Schritten, die in der ſtrengen Kälte eilender würden geweſen ſeyn, wenn nicht der Gedanke des Todes ihrem Gange ſeinen ſchweren Ernſt mitgetheilt hätte. Die Trauer der Natur und der Menſchen, der Vegetation und des Lebens; dieſe zwei Farben, ſchwarz und weiß, die allein dem Blicke begegneten, und wo eine durch die andre abſtechender wurde, erfüllten die Seele mit Entſetzen. Leiſe ſagte Lucile: — Welche traurige Vorbedeutung! — Nicht für Sie, Lucile, unterbrach ſie Oswald, glauben Sie mir das. — Ach! dachte er bei ſich ſelber, nicht unter ſolchen Vorbedeutungen machte ich mit Corinna die Reiſe in Italien; was iſt jetzt aus ihr geworden? alle dieſe Gegenſtände der Trauer, kündigen ſie mir an was ich werde leiden müſſen? —

Lucile war erſchüttert von der Angſt, welche die Reiſe ihr verurſachte. Oswald dachte nicht an dieſe Art von Furcht, die jedem Manne fremd iſt, und beſonders einem ſo unerſchrockenen Charakter als dem ſeinigen. Lucile hielt für Gleichgültigkeit, was lediglich nur davon herkam, daß er bei dieſer Gelegenheit nicht die Möglichkeit der Furcht ahndete. Alles vereinigte ſich unterdeſſen, um Lucilen's Ängſtlichkeit zu vermehren. Das geringe Volk findet eine Art von Vergnügen darin, die Gefahren größer darzuſtellen; das iſt ihre Fantaſie; ſie gefallen ſich in der Wirkung, die ſie auf Perſonen einer andern Klaſſe hervorbringen, die ihnen mit Schrecken zuhören. Wenn man im Winter über den Mont-Cenis gehet, geben die Reiſenden und die Gaſtwirthe einem alle Augenblicke Nachricht von dem Weg über den Berg, ſo wird er ſchlechtweg genannt; und man glaubt, daß von einem unbeweglichen Ungeheuer die Rede iſt, einem Hüther der Thäler, die zum gelobten Lande führen. Das Wetter wird beobachtet, um zu wiſſen, ob man nichts zu fürchten habe; wird aber ein Sturm vorausgeſehen, ſo räth man den Fremden, ſich nicht auf den Berg zu wagen. Dieſer Sturm, einer beſondern Art, kündigt ſich am Himmel durch ein weißes Gewölk an, das ſich wie ein Leichentuch in der Luft ausbreitet, und nach wenigen Stunden iſt der ganze Horizont davon verfinſtert.

Lucile hatte insgeheim alle mögliche Erkundigungen eingezogen, ohne Lord Nelvils Vorwiſſen; er ahndete dieſe Angſt gar nicht, und überließ ſich ganz den Betrachtungen, welche die Rückkehr nach Italien in ihm erregten. Lucile, welche von dem Zweck der Reiſe mehr noch als von der Reiſe ſelber beunruhigt war, beurtheilte alles mit einem ungünſtigen Vorurtheil, und hielt es ſtillſchweigend für ein Unrecht von Lord Nelvil, daß er wegen ihrer und ihrer Tochter ſo ganz ruhig war.

Den Morgen, als ſie über den Mont-Cenis wollten, verſammelten ſich mehrere Bauern um Lucile, und ſagten ihr, das Wetter drohe den Sturm. Deſſen ungeachnoch anſchaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie gibt uns ein deutliches und ziemlich vollſtändiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geſchlechtes im Ganzen; enthält aber faſt gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur ſehr wenige weiblichen Perſonen auf, am wenigſten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freyer Bürger. Die handelnden und redenden weibliche Perſonen ſind faſt allein aus der Klaſſe der von den Alten im Staat geſetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung beſaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beſchränkt waren. Daher die komiſchen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder ſittenlos darſtellen, ſondern im Ganzen weit beſſer als es nach ihrem Stande, ſo wie wir dieſen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft ſchildern ſie ſolche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenſchaften vereint, und der edleren Empfindungen fähig, und die Darſtellung ſelbſt iſt mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anſtändigen.

Obgleich überhaupt nicht ſelten in der poetiſchen Anmuth der neuern Komödie, auch eine ſittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters ſichtbar wird, und obgleich Geiſt, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, faſt allen dieſen Charaktern eigen iſt, und nur ſelten die Gränzen dieſes Ideals durch etwas Beleidigendes überſchritten werden; ſo herrſcht dennoch eine große Einförmigkeit in dieſen Charakteren, beſonders in den weiblichen, welche überraſcht, und eine Erklärung verlangt.

tet verſicherten die Träger, die ſie und das Kind herüber tragen ſollten, daß nichts zu fürchten ſey. Lucile ſah Lord Nelvil an, ſie merkte, daß er die Furcht verlachte, die man ihnen einflößen wollte, und von neuem durch dieſen Muth beleidigt, erklärte ſie haſtig, daß ſie reiſen wolle. Oswald blieb die Empfindung, die ihr dieſen Entſchluß eingab, unbekannt, und er folgte zu Pferde dem Tragſeſſel, worauf ſeine Frau und ſeine Tochter ſaßen. Sie kamen ziemlich leicht bis herauf; als ſie aber bis in die Mitte der Fläche gekommen waren, wo das Aufwärtsſteigen aufhört, und das Herabſteigen beginnt, erhob ſich ein ſchrecklicher Orkan. Die Führer erblindeten von den Schneewirbeln, und mehreremale konnte Lucile Oswald nicht mehr ſehen, den der Sturm wie eingehüllt hatte in ſeinen Nebeln. Die ehrwürdigen Geiſtlichen, die ſich auf dem Gipfel des Gebirgs dem Heil der Reiſenden widmen, fingen an ihre Lärm-Glocken zu läuten, und obwohl dieſes Zeichen das Mitgefühl der wohlthätigen Menſchen verkündet, die es hören laſſen, ſo hat der Ton doch an ſich ſelber etwas trauriges, und die verdoppelten Schläge des Erzes ſchienen mehr noch das Entſetzen, als die Hülfe zu verkündigen.

Lucile hoffte, daß Oswald vorſchlagen würde, im Kloſter anzuhalten, und die Nacht darin zuzubringen; da ſie ihm aber ihren Wunſch nicht entdecken wollte, ſo glaubte er, es ſey beſſer, eilends weiter zu reiſen, um noch vor Abend anzukommen; Lucilen's Träger frugen ſie ängſtlich, ob ſie herabſteigen ſollten? — Ja, antwortete ſie, da Mylord es nicht unterſagt. — Lucile hatte Unrecht, ihn nicht ihre Angſt blicken zu laſſen, denn ſie hatte ihr Kind bei ſich; aber wenn man liebt, und ſich nicht wieder geliebt glaubt, wird man über alles empfindlich, und jeder Augenblick des Lebens iſt eine Kränkung, und beinah eine Demüthigung. Oswald blieb zu Pferde, obgleich es die gefährlichſte Art war, hinab zu ſteigen; aber er glaubte ſich ſicherer auf dieſe Art, ſeine Frau und ſeine Tochter nicht aus den Augen zu verlieren.

Als Lucile vom Gipfel des Berges den Steg vor ſich erblickte, der ſo ſteil herunter führt, daß man ihn ſelber für einen Abgrund halten würde, wenn nicht die Abgründe an den Seiten den Unterſchied deutlich machten, drückte ſie erſchrocken das Kind an ihre Bruſt. Oswald bemerkte es, ſtieg vom Pferde, und kam den Trägern zu Hülfe, den Tragſeſſel zu unterſtützen; er hatte in allem, was er that, ſo viel Anmuth, daß Lucilen's Augen von Thränen naß wurden, indem ſie ihn mit ſolchem Eifer, und ſolcher Theilnahme um ſie und um die kleine Julie ſich beſchäftigen ſah; aber in demſelben Augenblick kam ein ſo heftiger Windſtoß, daß die Träger ſelbſt auf ihre Kniee ſanken und ausriefen: O Gott, fleh' uns bei! Lucile faßte ihren ganzen Muth zuſammen, erhob ſich auf dem Tragſeſſel, reichte die kleine Julie an Lord Nelvil, und ſagte: — Lieber Freund, nehmen Sie Ihre Tochter. — Oswald nahm ſie, und ſagte zu Lucile: — Kommen Sie auch, ich kann Sie beide tragen. — Nein, antwortete Lucile, retten Sie nur Ihre Tochter. — Wie, retten, wiederhohlte Lord Nelvil, iſt denn hier Gefahr? und ſich gegen die Träger wendend rief er: Elende, warum ſagtet ihr nicht . . . . — Sie haben mich gewarnt, unterbrach ihn Lucile . . . . — Und Sie haben es mir verborgen, ſagte Lord Nelvil, wodurch verdiente ich ein ſo grauſames Stillſchweigen? — Indem er dies ſagte, wickelte er das Kind in ſeinen Mantel, und wandte die Augen in großer Angſt gegen den Boden; aber der Himmel nahm Lucile in ſeinen Schutz; ein Lichtſtrahl durchbrach das Gewölk, beſänftigte den Sturm, und deckte die fruchtbaren Thäler des Piemonteſiſchen vor ihren Augen auf. Nach einer Stunde kam die ganze Caravane ohne Unfall nach Novalaiſe, der erſten italieniſchen Stadt jenſeits des Mont-Cenis.

Als ſie im Gaſthofe abſtiegen, nahm Lucile ihr Kind auf den Arm, ging in ein Zimmer, warf ſich auf ihre Kniee, und dankte Gott mit großer Inbrunſt. — Während ſie betete, lehnte Oswald ſich gedankenvoll an den Kamin, und als Lucile aufſtand, gab er ihr die Hand und ſagte: — Lucile, Sie haben Furcht gehabt? — Ja, mein Freund, antwortete ſie. — Und warum haben Sie ſich troß dem auf den Weg begeben? — Sie ſchienen mit Ungeduld weiter zu wollen. — Und wiſſen Sie es denn nicht, antwortete Lord Nelvil, daß ich vor allen Dingen nichts ſo fürchte, als Gefahr und Sorge für Sie? — Für Julien müſſen wir ſie fürchten, ſagte Lucile. — Sie nahm ſie auf den Schooß, um ſie am Feuer zu erwärmen, und lockte mit ihren Fingern die ſchönen ſchwarzen Haare des Kindes, die von Regen und Schnee genäßt glatt über die Stirn herunter lagen. Mutter und Tochter waren in dieſem Augenblick höchſt reizend. Oswald ſah ſie beide mit Zärtlichkeit an, aber wieder hob das Schweigen eine Unterredung auf, die vielleicht zu einer glücklichen Erklärung hätte führen können.

Sie kamen nach Turin; der Winter war in demſelben Jahre ſehr ſtrenge; die weiten Gemächer in Italien ſind für die Sonnenſtrahlen eingerichtet, in der Kälte ſcheinen ſie öde zu ſeyn. Die Menſchen ſind ſehr klein unter dieſen hohen Gewölben. Im Sommer ſind ſie durch ihre Kühlung ſehr angenehm, aber mitten im Winter fühlt man nur die Leere in dieſen unermeßlichen Palläſten, deren Bewohner wie Pygmäen in den Wohnungen der Rieſen ausſehen.

Man hatte eben die Nachricht von Alfieri's Tode erhalten, es war eine allgemeine

Trauer für alle Italiener, die ſtolz auf ihr Vaterland waren. Lord Nelvil glaubte über- ll Spuren der Trauer zu finden, er fand en Eindruck nicht wieder, den Italien ihm hemals gemacht. Die Abweſenheit jener, die r ſo ſehr geliebt hatte, nahm in ſeinen Au- en der Natur und der Kunſt ihren Zauber. r erkundigte ſich in Turin nach Corinna; r erfuhr, daß ſie ſeit fünf Jahren nichts erausgegeben habe, in der allergrößten urückgezogenheit lebe; und hörte mit Ge- ißheit, daß ſie ſich zu Florenz aufhielte. r beſchloß hin zu gehen, nicht um dort zu eiben, und auf dieſe Weiſe die Treue, die Lucilen ſchuldig war, zu verrathen, aber n wenigſtens ſelber ſich mit Corinna zu rſtändigen, wie es gekommen war, daß er on ihrer Reiſe nach Schottland nichts er- hren hatte.

Als ſie durch die Ebenen der Lombardei hren, rief Oswald aus: — O wie war hier ſo ſchön, als die Ulmen belaubt waren, und die grünen Reben ſie mit einander verbanden! — Lucile ſagte bei ſich ſelber: — Es war ſchön, als Corinna mit ihm war. — Die Ausſicht in der Landſchaft ward von feuchtem Nebel verdeckt, wie es ſehr oft geſchieht in den von ſo vielen Flüſſen durchſchnittnen Ebenen. Des Nachts hörte man in den Gaſthöfen den Regen, der in den ſüdlichen Gegenden ſo ſtark iſt, daß er einer Überſchwemmung gleicht, auf die Dächer herab plätſchern. Das Waſſer dringt in die Häuſer, und verfolgt einen überall ſo ſchnell wie Feuer. Lucile ſuchte vergeblich den Zauber Italiens; es war, als ob alles ſich vereinigen mußte, es ihren und Oswalds Blicken mit einem dunkeln Schleier zu verdecken.

Sechſtes Kapitel.

Oswald hatte noch kein Wort italieniſch
eſprochen, ſeit er wieder in Italien war,
s ſchien, als ob dieſe Sprache ihm ſchmerz-
ch wäre, und als ob er es vermiede, ſie
u hören und ſie zu ſprechen. An dem
bend des Tages, als er mit Lady Nelvil
n dem Gaſthofe zu Mailand angekommen
ar, klopfte Jemand an ihre Thüre, und
e ſahen einen Mann in das Zimmer tre-
en; es war ein Römer, von einer ſehr dun-
eln Geſichtsfarbe, mit ſehr ſtarken Zügen,
ber doch ohne eigentliche Phyſiognomie;
üge, die zur Bedeutung gebildet waren,
enen aber die Seele fehlte, welche ſie ver-
eihen kann; und ein immerwährendes Lä-
heln ſchwebte auf dieſem Geſicht, mit einem
Blick, der poetiſch ſeyn wollte. Schon an
er Thüre fing er an Verſe zu improviſi-
en, die voller Lobſprüche waren auf Mut-
er, Kind und Gemahl; Lobſprüche, die al-

len Müttern, allen Kindern, und allen Gemahlen in der Welt zukamen, und die mit ihrer Übertriebenheit über alle Gegenſtände hinaus waren, als ob die Worte und die Wahrheit niemals in Verhältniß ſtehen ſollten. Der Römer bediente ſich jedoch der wohllautenden Töne der bezaubernden italieniſchen Sprache; er deklamirte mit einer Stärke, wodurch das unbedeutende des Inhalts noch hervorſpringender ward. Nichts konnte verdrüßlicher für Oswald ſeyn, als auf dieſe Weiſe, nach einem langen Zwiſchenraume, zum erſtenmale wieder die geliebte Sprache zu vernehmen; ſeine Erinnerungen in ſolcher Entſtellung zu ſehen, und einen traurigen Eindruck zu fühlen, der von einem lächerlichen Gegenſtand erneuert ward. Lucile merkte, in welcher peinlichen Stimmung Oswald ſich befand, und wollte dem Improviſator ſagen, daß er ſchweigen ſollte; es war aber nicht möglich, ihn zum Anhören zu bringen; er ging mit großen Schrit-

Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klaſſe ſo ganz ähnlich war, ſo iſt es zwar ganz natürlich, daß ſich dieſe Ähnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf deſſen Darſtellungen in der Kunſt erſtreckte. Dieſelbe Einformigkeit aber findet ſich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attiſchen Komödie wieder und wohl mag es auf den erſten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geſchichte uns noch die glänzendſten Beyſpiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunſt unſrer Erwartung, dieſe unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, ſo ſchlecht entſpricht. Allein, wie ſchon oben geſagt worden iſt, der öffentliche Geſchmack beherrſchte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrſchenden Ideal bildete der Künſtler ſeine Werke. Wo es noch groſſe männliche oder weibliche Tugend in dieſem Zeitalter gab, da war ſie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter; lebte entweder ganz einſam und unbekannt wie in den Schulen der Philoſophen, oder wenn ſie öffentlich hervortrat, in dem entſchiedenſten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu ſpät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Dieſe Bemerkung gilt auch ſchon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philoſophie wenigſtens höher ſtand, und einen ſtrengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunſt gewahr werden.

In Alexandrien ſank die Poeſie zu einer gelehrten Kunſt herunter. Unter der macedoniſchen Soldatenherr-

Schritten im Zimmer umher, machte unaufhörliche Gebehrden, begleitet von lauten Ausrufungen, und bekümmerte ſich nicht im mindeſten darum, ſeinen Zuhörern Langeweile zu verurſachen. Er lief wie eine aufgezogene Maſchine, die erſt zur geſetzten Zeit ſtille ſteht; dieſe Zeit kam endlich heran, und Lady Nelvil ſuchte ihn los zu werden.

Als er fort war, ſagte Oswald: — Die poetiſche Sprache iſt in Italien ſo leicht zu parodiren, daß man ſie allen unterſagen müßte, die nicht werth ſind ſie zu reden. — Es iſt wahr, erwiederte Lucile, vielleicht mit ein wenig zu viel Trockenheit; es iſt wahr, daß es ſehr unangenehm ſeyn muß, ſich an das, was man bewundert, auf dieſe Art erinnert zu ſehen. — Dies Wort war Lord Nelvil empfindlich. — Weit davon entfernt, ſagte er, ſcheint es mir im Gegentheile, als ob dieſer Kontraſt die Macht des Genies noch weit mehr heraushebt.

Dieſe ſelbe ſo elend herabgewürdigte Sprache, ward zur himmliſchen Poeſie, wenn Corinna, wenn Ihre Schweſter, wiederhohlte er mit gefliſſentlichem Nachdruck, ſich ihrer bediente, um ihre Gedanken darzuſtellen. — Lucile war wie verſteinert bei dieſen Worten; der Name Corinna war in ihrer Gegenwart auf der ganzen Reiſe noch nicht von Oswald ausgeſprochen worden, noch weniger das: Ihre Schweſter, welches einen Vorwurf zu enthalten ſchien. Sie ward von Thränen faſt erſtickt, und hätte ſie ſich ihrer Rührung überlaſſen, vielleicht wäre dieſer Augenblick der glücklichſte ihres Lebens geworden; aber ſie hielt dieſelbe zurück, und der Zwang zwiſchen den beiden Gatten ward nur noch peinlicher.

Den andern Morgen ſchien die Sonne, und ungeachtet des böſen Wetters der vorhergegangenen Tage, zeigte ſie ſich ſtrahlend und glanzvoll, wie ein Verbannter, der in ſein Vaterland zurückkehrt. Lucile und

Lord Nelvil benutzten es, um die Mailändiſche Dom-Kirche zu beſehen; ſie iſt das Meiſterwerk der gothiſchen Bauart in Italien, ſo wie St. Peter das der modernen Bauart iſt. Dieſe in der Kreuzes-Form erbaute Kirche iſt ein ſchönes Bild des Schmerzes, das ſich über die reiche fröhliche Stadt Mailand erhebt. Beim Heraufſteigen auf die Höhe des Thurms, muß man verſtummen vor der ausgeführten Arbeit jedes einzelnen Stücks. Das ganze Gebäude, in ſeiner ganzen Höhe, iſt verziert, ausgehauen, man möchte faſt ſagen, ausgeſchnitzt, wie ein kleiner Zierrath es ſeyn könnte. Welche Geduld, welche Zeit gehörte dazu, ein ſolches Werk zu vollenden! Die Beharrlichkeit für denſelben Zweck, ward ehedem von einem Geſchlecht dem andern überliefert, und das Menſchengeſchlecht führte, ſeinem Denken ähnliche, unerſchütterlich feſte Monumente auf. Eine gothiſche Kirche erzeugt eine ſehr religiöſe

Stimmung. Horaz Walpole ſagt: Die Päbſte haben dem Bau der modernen Tempel die Reichthümer gewidmet, welche die Andacht in den gothiſchen Kirchen ihnen eingebracht hatte. Das Licht, welches durch die gemalten Fenſter ſcheint, die beſondere Form der Bauart, mit einem Wort der ganze Anblick der Kirche iſt ein ſchweigendes Bild des geheimnißvollen Unendlichen, das wir in unſerm Innern fühlen, ohne jemals uns deſſen entledigen oder es begreifen zu können.

Die Erde war mit Schnee bedeckt, als Lucile und Lord Nelvil Mailand verließen, und in Italien giebt es nichts traurigers, als dieſen Anblick. Man iſt es dort nicht gewohnt, die Natur unter der einförmigen Decke des Froſtes verſchwinden zu ſehen; alle Italiener ſind betrübt im üblen Wetter, wie bei einem allgemeinen Unglück. Oswald hatte, indem er mit Lucile reiſte, eine

Art von Eitelkeit für Italien, die unbefriedigt blieb; der Winter iſt dort läſtiger, als an andern Orten, weil die Fantaſie nicht darauf vorbereitet iſt. Lord und Lady Nelvil reiſten durch Piacenza, Parma und Modena. Die Kirchen und Palläſte hier ſind zu weitläuftig im Verhältniß zu der Anzahl und dem Reichthum der Einwohner. Es kömmt einem vor, als ob dieſe Städte eingerichtet wären, vornehme Herren zu empfangen, die erwartet würden, und die nur einige von ihrem Gefolge vorangeſchickt hätten.

Den Morgen als Lucile und Lord Nelvil ſich vorgenommen hatten, über den Taro zu gehen, war der Fluß in der Nacht ausgetreten, als ob alles dazu beitragen müßte, ihnen dieſesmal das Reiſen in Italien traurig zu machen; die Überſchwemmungen der Flüſſe, die von den Alpen und Apenninen herunter kommen, haben etwas ſchreckliches; man hört ſie in der Ferne herrollen, wie den Donner, und ihr Sturz iſt ſo reißend, daß das Gewäſſer faſt zu gleicher Zeit mit dem verkündigenden Getöſe ankömmt. Über dieſe Flüſſe iſt keine Brücke möglich, weil ſie beſtändig ihr Bett verändern, und oft weit höher ſteigen als die Ebene. Oswald und Lucile ſahen ſich an dem Ufer des Fluſſes aufgehalten; die Kähne hatte der Strom mit fortgeriſſen, und man mußte warten, daß die Italiener, ein Volk, das ſich nicht eilt, ſie an das von der Überſchwemmung gebildete neue Ufer zurückbrächten. Lucile ging während der Zeit nachdenklich und erfroren auf und ab; der Nebel war ſo dick, daß er ſich mit dem Horizont vermiſchte, und dieſer Anblick glich mehr den poetiſchen Beſchreibungen des Styxes, als den wohlthätigen Wellen, welche eigentlich die Blicke der von den Sonnenſtrahlen verbrannten Bewohner entzücken müſſen. Lucile fürchtete die ſtrenge Kälte für ihre Tochter, und führte ſie in eine Fiſcherhütte, wo das Feuer mitten in der Stube brannte, wie in Rußland. — Wo iſt denn Ihr ſchönes Italien? ſagte Lucile lächelnd zu Lord Nelvil. — Ich weiß nicht, wenn ich es wiederfinden werde, antwortete er mit einem ſchmerzlichen Ausdruck.

Indem man Parma näher kömmt, und allen auf dieſem Wege gelegenen Städten, hat man in der Ferne den maleriſchen Anblick der terraſſenförmigen Dächer, die den italieniſchen Städten etwas Orientaliſches verleihen. Die Kirchen und Thürme erheben ſich ſonderbar aus der Mitte dieſer flachen Dächer; und wenn man nach dem Norden zurückkehrt, machen die ſpitzen Dächer, die ſo gebaut ſind, um den Schnee abzuhalten, einen ſehr unangenehmen Eindruck. Parma hat noch einige Meiſterwerke von Corregio erhalten; Lord Nelvil führte Lucile in eine Kirche, wo man ein Fresco-Gemälde von ihm ſieht, die Madonna della Scala genannt. Es iſt mit einem

Vorhange bedeckt; als man dieſen wegzog, nahm Lucile die kleine Julie auf den Arm, um ſie das Gemälde näher ſehen zu laſſen, und in dieſem Augenblick war die Stellung der Mutter und des Kindes beinah dieſelbe, als die der heiligen Jungfrau und des Sohnes. Lucilen's Geſicht hatte ſo viel Ähnlichkeit mit dem Ideal der Sittſamkeit und der Anmuth, wie es Corregio gemalt hat, daß Oswald abwechſelnd bald ſeinen Blick vom Gemälde auf Lucilen, und bald von Lucilen auf das Gemälde wandte; ſie merkte es, ſchlug die Augen nieder, und die Ähnlichkeit ward dadurch noch auffallender; Corregio iſt vielleicht der einzige Maler, der den niedergeſchlagenen Augen einen eben ſo durchdringenden Ausdruck zu geben weiß, als ob ſie gegen den Himmel aufgeſchlagen wären. Der Schleier, welchen er über den Blick breitet, entzieht ihm keinesweges weder das Gefühl, noch den Geiſt, ſondern giebt ihm noch eine Schönheit mehr, nämlich die des himmliſchen Geheimniſſes.

Dieſes Gemälde iſt nahe daran, ſich von der Mauer loszugeben, man ſieht die beinah zitternden Farben, die ein Hauch hinweg nehmen könnte; dadurch erhält es den ſchwermuthsvollen Reiz, der allem Vergänglichen eigen iſt, und man geht mehreremale zu ihm, um ſeiner nun bald entſchwindenden Schönheit ein gefühlvolles letztes Lebewohl zu ſagen.

Als ſie aus der Kirche herausgingen, ſagte Oswald zu Lucile: — Dieſes Gemälde wird in kurzer Zeit nicht mehr ſeyn, aber ich werde ſein Modell immer vor Augen haben. — Dieſe liebenswürdigen Worte rührten Lucile; ſie drückte Oswalds Hand; ſie war nahe daran, ihn zu fragen, ob ihr Herz dieſem zärtlichen Ausdruck trauen dürfe; aber wenn Oswald etwas ſagte, worin ſie Kälte zu finden glaubte, ſo verhinderte ihr Stolz, daß ſie ſich darüber beklagte; und war ſie froh wegen einer gefühlvollen Äußerung, ſo fürchtete ſie, dieſen Augenblick des Glücks zu zerſtören, indem ſie ihn dauernder zu machen ſuchte. So fand ihr Gemüth, wie ihr Geiſt, immer Urſachen zum Stillſchweigen. Sie ſchmeichelte ſich, daß die Zeit, Ergebung und Sanftmuth, einen glücklichen Tag herbeiführen würden, der alle dieſe Beſorgniſſe zerſtreute.

ſchaft verſchwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Geſinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunſt. Das Schöne hörte auf, der Zweck der Poeſie zu ſeyn; und der ſittliche Menſch war nicht mehr ihr Gegenſtand. Charakter und Leidenſchaft, deren äußere Geſtalt und Umriſſe oder Andeutung wenigſtens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade ſo trocken, ſo künſtlich und ſo gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandriniſche Poeſie am liebſten zu ihrem Gegenſtande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunſt ſehen zu laſſen. Die Geſchichte auch dieſes Zeitalters iſt noch nicht ganz leer von Beyſpielen ſittlicher Kraft und Größe, aber das ſittlich Große lag nunmehr ſchon außerhalb dem Gebiete der Poeſie.

Siebentes Kapitel.

Lord Nelvils Geſundheit erhohlte ſich unter Italiens Himmel, aber eine quälende Unruhe bewegte ihn ohne Unterlaß; allenthalben erkundigte er ſich nach Corinna, und allenthalben ſagte man ihm wie zu Turin, daß ſie vermuthlich in Florenz ſey, daß man aber nichts von ihr wiſſe, ſeit ſie keine Geſellſchaft mehr ſähe, und nicht mehr ſchriebe. O! nicht ſo hörte man ehedem von Corinna ſprechen; und er, der ihr Glück und ihren Glanz getrübt hatte, konnte er es ſich verzeihen?

Indem man Bologna näher kömmt, wird man in der Ferne von zwei ſehr hohen Thürmen überraſcht, wovon der eine beſonders auf eine ſchreckliche Weiſe herüber hängt; vergebens iſt man es ſich bewußt, daß er ſo gebaut iſt, und daß er Jahrhunderte ſo hat vorübergehen ſehen, der Anblick bleibt immer beunruhigend für die Fantaſie. Bologna iſt eine von den Städten, in welchen man eine größere Anzahl unterrichteter Männer aller Art antrifft; das Volk aber macht einen unangenehmen Eindruck. Lucile erwartete die wohlklingende Sprache Italiens zu hören, die man ihr verkündigt hatte, die Bologneſiſche Mundart mußte ihr aber häßlich auffallen; es giebt in den nordiſchen Gegenden keine rauhere. Oswald und Lucile kamen gerade in der Karnevals-Zeit zu Bologna an; Tag und Nacht hörte man Freudengeſchrei, welches ganz wie ein Zankgeſchrei klang. Eine den Lazzaroni's zu Neapel ähnliche Volksmenge ſchläft die Nacht unter den zahlreichen Schwibbögen in den Straßen von Bologna; im Winter tragen ſie ein wenig Feuer in einem irdenen Gefäß mit ſich; ſie eſſen auf freier Straße, und verfolgen die Fremden mit unaufhörlichem Betteln. Lucile hoffte umſonſt auf die melodiſchen Stimmen, die man des Nachts in den Straßen der Städte Italiens hört; im kalten Wetter ſind ſie alle ſtumm, und werden zu Bologna von einem Geſchrei erſetzt, das den nicht daran gewohnten ſehr erſchreckt. Das Kauderwälſch des geringen Volks klingt mit ſeinen rauhen Tönen wie feindlich, und die Sitten des Pöbels ſind in einigen mittäglichen Gegenden viel gröber, als in den nördlichen Ländern. Das häusliche Leben macht die bürgerliche Ordnung vollkommner; die Sonnenwärme hingegen, die in den Straßen zu wohnen erlaubt, führt in die Gebräuche des geringen Volks eine gewiſſe Wildheit ein (¹).

Oswald und Lady Nelvil konnten keinen Schritt gehen, ohne von einer Menge von Bettlern belagert zu werden, die überhaupt in Italien eine Plage ſind. Indem ſie vor den Gefängniſſen in Bologna vorbei kamen, deren Gitter zur Straße hinaus gehen, hörten ſie die Gefangenen ſich einer widerlichen Fröhlichkeit überlaſſen; ſie wendeten ſich mit einer donnernden Stimme an die Vorübergehenden, und baten mit unedlem Scherz, und mit unmäßigem Lachen um Unterſtützung. — Auf dieſe Art, ſagte Lucile, wird unſer Volk, das Mitbürger ſeiner Oberherrn iſt, ſich nicht zeigen. — Oswald, kann ein ſolches Land Ihnen gefallen? — Gott behüte mich, antwortete Oswald, daß ich jemals meinem Vaterlande entſagte; aber wenn Sie über die Apenninen kommen, werden Sie toskaniſch ſprechen hören; dort werden Sie erſt den Süden ſehen, werden das geiſtreiche beſeelte Volk dieſer Gegenden kennen lernen, und werden, glaub' ich, weniger ſtrenge gegen Italien ſeyn.

Man kann die italieniſche Nation, aus verſchiedenen Geſichtspunkten angeſehen, ganz verſchiedenartig beurtheilen. Bald ſtimmt das ungünſtige, was ſo oft von ihr iſt geſagt worden, mit dem, was man ſieht, überein, und ein andermal dünkt es uns wieder ganz ungerecht zu ſeyn. In einem Lande, wo der größte Theil der Regierungen ohne

Gewährleiſtung beſtand, und die Macht der öffentlichen Meinung eben ſo nichtig war für die erſten, als für die letzten Klaſſen; in einem Lande, wo die Religion mehr mit dem Gottesdienſt, als mit der Sittlichkeit ſich beſchäftigt, da kann man von der Nation im Allgemeinen wohl wenig Gutes ſagen, aber an vielen einzelnen guten Eigenſchaften fehlt es nicht darin. Es iſt alſo bloß der Zufall der perſönlichen Verhältniſſe, der den Reiſenden entweder Spott oder Lobſprüche einflößt; das Urtheil über die Nation wird von den einzelnen genauern Bekanntſchaften hergeleitet; dieſes Urtheil iſt alſo weder auf die Einrichtungen, noch auf die Sitten, noch auf den Allgemein-Geiſt feſt begründet.

Oswald und Lucile beſahen die ſchöne Gemäldeſammlung zu Bologna. Oswald ſtand, indem er ſie durchging, lange vor einer Sybille von Dominichino. Lucile ſah, welche Gefühle das Gemälde in ihm rege machte, und da er ſich ganz in ſeinem Anſchauen zu vergeſſen ſchien, wagte ſie es endlich, ſich ihm zu nahen, und fragte ihn ſchüchtern: ob die Sybille von Dominichino mehr zu ſeinem Herzen rede, als die heilige Jungfrau von Corregio? Oswald verſtand Lucile, er ward von der Bedeutung dieſer Worte betroffen, ſah ſie einige Augenblicke ſtillſchweigend an, dann ſagte er: — Die Sybille läßt keine Orakel mehr hören; ihr Genie, ihr Talent, alles iſt hin; aber die engelgleiche Geſtalt von Corregio hat nichts verloren von ihrem Zauber, und der Unglückliche, der jener ſo viel Übels zufügte, wird dieſe nie verrathen. — Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, ging er hinaus, um ſeine Verwirrung zu verbergen.

Zwanzigſtes Buch.

Beſchluß.

Erſtes Kapitel.

Nach dem was auf der Gallerie von Bologna vorgegangen war, mußte Oswald wohl einſehen, daß Lucile mehr über ſein Verhältniß mit Corinna wiſſe, als er bis dahin geglaubt hatte, und nun fiel es ihm endlich ein, daß ihre Kälte und ihr Stillſchweigen vielleicht aus einem geheimen Kummer herrühre; und dieſesmal war er es, der eine nähere Erklärung befürchtete, die bis dahin Lucile geängſtigt hatte. Das erſte Wort war geſagt, und nun würde ſie alles offenbart haben, wenn Lord Nelvil es gewollt hätte; aber es ward ihm zu ſchwer von Corinna zu ſprechen, da er ſo nahe daran war, ſie wieder zu ſehen, ſich durch irgend ein Verſprechen zu binden, kurz, ſich über einen Gegenſtand, der ihn ſo bewegen mußte, mit einer Perſon zu unterreden, die ihm beſtändig eine Art von Zwang auflegte, und deren Charakter er nur ſehr wenig kannte.

Sie gingen über die Apenninen, und fanden jenſeits das ſchöne Klima Italiens. Der Seewind, der im Sommer erſtickend iſt, verbreitete zu der Zeit eine ſanfte Wärme; es war alles grün; kaum war der Herbſt vorüber, und ſchon ſchien der Frühling ſich zu melden. Auf den Märkten ſah man alle Arten von Obſt, Pomeranzen und Granatäpfel. Die toskaniſche Mundart ward gehört; kurz, alle Erinnerungen vom herrlichen Italien kamen wieder in Oswalds Seele zurück, aber keine Hoffnung kam mit ihnen; nur vergangenes lebte in ſeinen Empfindungen. Die milde ſüdliche Luft hatte auch auf Lucilens Stimmung Einfluß; ſie würde zutraulicher, offener, geweſen ſeyn, wenn Lord Nelvil ſie dazu aufgefordert

V.

Ueber die Diotima. 1795. *)

In dem Platoniſchen Geſpräche, das Gaſtmahl, unterredet ſich Sokrates mit ſeinen Freunden über die Liebe;

---

*) Dieſe Abhandlung aus der Sittengeſchichte des weiblichen Geſchlechts im griechiſchen Alterthume, enthält manche Züge und Thatſachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unſern chriſtlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabey aber nicht auf die Grundlage und Ideen der neuern Völker, ſondern auf die wirklich beſtehenden Sitten unſerer Zeit ſehen, ſo würde der Vergleich doch bey weitem nicht immer ſo ſehr zu unſerm großen Ruhm und Vortheil ausfallen. Wollen wir aber, da bey ſo ganz verſchiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zuſammenſtellung in der gleichen Region der verſchiedenen heidniſchen Völker des Alterthums ſtehen bleiben; ſo dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daß bey unſern germaniſchen Vorfahren das wahre Naturverhältniß und die Würde und Beſtimmung der Frauen, ſo wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaßt worden, als ſolches in allem künſtleriſchen Glanz der ſchönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünſtige Lage des weiblichen Geſchlechts, und aller ſeiner Verhältniſſe, ſo wie der darauf ſich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenſeite bildet. Um jedoch dieſe an ſich richtige Bemerkung von aller einſeitigen Übertreibung und unwahren Beymiſchung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daß demungeachtet, zwiſchen der aſiatiſchen Unterdrückung des

hätte; aber ſie wurden beide durch die gleiche Schüchternheit zurückgehalten; gepeinigt von ihrer gegenſeitigen Stimmung, und nicht wagend, es einander mitzutheilen, was ſie erfüllte. Corinna würde in einer ſolchen Lage ſehr bald ſowohl Oswalds, als Lucilens Vertrauen zu erhalten gewußt haben; aber beiden war dieſelbe Art von Zurückhaltung eigen, und je mehr ſie ſich in dieſer Rückſicht ähnlich waren, deſto ſchwerer konnten ſie ſich aus ihrer peinlichen Lage herausreißen.

Zweites Kapitel.

Sobald ſie in Florenz ankamen, ſchrieb Lord Nelvil an den Prinzen Caſtel Forte, und wenige Augenblicke darnach kam der Prinz zu ihm. Oswald war ſo heftig bewegt, als er ihn erblickte, daß er lange nicht reden konnte; endlich erkundigte er ſich nach Corinna. — Von ihr habe ich Ihnen nur trauriges zu melden, ſagte Prinz Caſtel Forte; ihre Geſundheit iſt ſehr ſchlecht, und ſie wird täglich ſchwächer. Sie ſieht keinen Menſchen als mich; die Beſchäftigung wird ihr oft ſehr ſchwer; ſie war jedoch ſchon etwas ruhiger, als wir Ihre Ankunft in Italien erfuhren; ich kann Ihnen nicht verhehlen, ihre Erſchütterung bei dieſer Nachricht war ſo heftig, daß ſie wieder Fieber bekam, das ſie bereits verlaſſen hatte. Sie hat mir in Rückſicht Ihrer nicht geſagt, was ſie zu thun geſonnen ſey, denn ich vermeide es ſorgfältig, Ihren Namen zu nennen. — Haben Sie die Güte, mein Prinz, ſagte Oswald, ihr den Brief zu zeigen, welchen Sie vor beinah fünf Jahren von mir erhielten; er enthält die ausführliche Beſchreibung aller der Umſtände, die es verhinderten, daß ich ihre Reiſe nach England nicht erfuhr, bevor ich mich mit Lucile vermählte; und nachdem ſie ihn geleſen haben wird, bitten Sie ſie mich zu ſehen. Es iſt nothwendig, daß ich ſie ſpreche, um mich wo möglich bei ihr zu rechtfertigen; ihrer Achtung bedarf ich, obſchon ich auf ihre Theilnahme keinen Anſpruch mehr zu machen habe. — Ich werde Ihre Wünſche erfüllen, Mylord, ſagte Prinz Caſtel Forte; ich wünſchte wohl, daß Sie ihr wohlthätig ſeyn könnten. —

Lady Nelvil kam hier in's Zimmer. Oswald ſtellte ihr den Prinzen Caſtel Forte vor; ſie empfing ihn ziemlich kalt; er ſah ſie aufmerkſam an. Ihre Schönheit fiel ihm ohne Zweifel auf, er ſeufzte, indem er an Corinna dachte, und ging hinaus; Lord

Nelvil folgte ihm. — Lady Nelvil iſt ſehr ſchön, ſagte Prinz Caſtel Forte, welche friſche glänzende Jugend! meine arme Freundin hat nichts mehr von dieſem Schimmer; aber Sie müſſen nicht vergeſſen, Mylord, wie glänzend auch ſie war, als Sie ſie zum erſtenmal ſahen. — Nein, ich vergeſſe es nicht, rief Lord Nelvil, nein, niemals werde ich mir verzeihen .... er hielt inne, ohne vollenden zu können, was er ſagen wollte. — Den Reſt des Tages war er ſtill und düſter. Lucile verſuchte nicht ihn zu zerſtreuen, und es war ihm empfindlich, daß ſie es nicht verſuchte; er ſagte bei ſich ſelber: — Hätte Corinna mich traurig geſehen; Corinna würde mich getröſtet haben. —

Den andern Morgen führte ſeine Ungeduld ihn ſehr früh zu dem Prinzen Caſtel Forte. — Nun, fing er an, was gab ſie zur Antwort? — Sie will Sie nicht ſehen, antwortete Prinz Caſtel Forte. — Und aus welchem Grunde? — Ich war geſtern bei ihr, und fand ſie in ſo heftiger Bewegung, daß es mich ſehr ſchmerzte. Sie ging haſtig im Zimmer auf und ab, ungeachtet ihrer äußerſten Schwäche. Ihre Bläſſe wechſelte mehrmals mit einer lebhaften Röthe ab, die aber gleich wieder verſchwand. Ich ſagte ihr, daß Sie den Wunſch hätten ſie zu ſehen; ſie ſchwieg einige Zeit, dann ſagte ſie mir endlich dieſe Worte, die ich Ihnen treulich wiederhohlen will, weil Sie es verlangen. — Er hat mir zu weh gethan! ein Feind, der mich in ein Gefängniß geworfen, der mich verbannt und geächtet hätte, würde mein Herz nicht in einem ſolchen Grade zerriſſen haben. Ich habe geduldet, was noch Niemand geduldet hat; eine Miſchung von zärtlicher Rührung und Bitterkeit, wodurch meine Gedanken zu einer unaufhörlichen Qual wurden. Ich fühlte eben ſo viel Begeiſterung als Liebe für den

Grauſamer, ich ſagte ihm einmal, er muß es ſich noch erinnern, daß es mir ſchwerer fallen würde, ihn nicht mehr zu bewundern, als ihn nicht mehr zu lieben. Er hat den Gegenſtand meiner Anbetung entheiligt; er mag mich willkührlich oder unwillkührlich betrogen haben, gleichviel, er iſt nicht der, der ich wähnte, daß er ſey. Was that er für mich? Während eines Jahres beinah hat er der Liebe, die er mir einflößte, hat er der Schönheit meines Geiſtes ſich erfreut; und als er mich vertheidigen ſollte, als er ſein Gefühl durch eine That frei verkündigen ſollte, hat er da eine begangen? kann er ſich einer Aufopferung, einer großmüthigen Regung rühmen? Er iſt jetzt glücklich, er beſitzt jeden Vortheil, den die Welt ſchätzt; ich bin dem Tode nah, er laſſe mich in Frieden. —

Dies ſind ſehr harte Worte, ſagte Oswald. — Sie iſt durch das Leiden erbittert, erwiederte Prinz Caſtel Forte; ich habe ſie oft ſanfter geſtimmt geſehen; oft, verzeihen Sie mir, hat ſie Ihre Vertheidigung gegen mich unternommen. — Sie finden mich alſo wohl ſehr ſtrafbar, ſagte Lord Nelvil. — Darf ich es Ihnen geſtehen, antwortete Prinz Caſtel Forte, nach meiner Meinung ſind Sie es wirklich. In den Augen der Welt ſchadet das Unrecht nicht, welches man einer Frau thut; dieſe leicht vergängliche Götzenbilder, die man heute anbetet, können morgen zertrümmert werden, aber ich ehre ſie eben deswegen um deſto mehr; denn die Sittlichkeit in Anſehung ihrer wird durch nichts aufrecht erhalten, als durch unſer eignes Gefühl. Für uns entſteht nicht das geringſte Ungemach daraus, wenn wir ihnen Übels zufügen, und doch iſt dieſes Übel entſetzlich. Ein Dolchſtoß wird vom Geſetz beſtraft, und das Verwunden eines fühlenden

Herzens iſt der Gegenſtand des Scherzes; beſſer wäre es, ſich den Dolchſtoß erlauben. — Glauben Sie mir, antwortete Lord Nelvil, auch ich war ſehr unglücklich; dies iſt die einzige Entſchuldigung für mich; aber ehedem hätte Corinna auf dieſe gehört, jetzt iſt ſie vielleicht von keinem Einfluß mehr auf ſie; deſſen ungeachtet aber will ich ihr ſchreiben; ich glaube immer noch, daß ſie trotz allem, was uns trennt, die Stimme ihres Freundes hören wird. — Ich will ihr Ihren Brief zuſtellen, ſagte Prinz Caſtel Forte; aber ich beſchwöre Sie, ſchonen Sie ſie! fünf Jahre machen einen Eindruck noch tiefer, wenn er in dieſer Zeit durch keinen andern Gedanken zerſtreut ward. Wollen Sie ihren jetzigen Zuſtand kennen lernen? eine wunderliche Grille, der ſie ungeachtet meiner Bitten nicht entſagen wollte, wird Ihnen eine Anſchauung davon geben. —

Mit dieſen Worten öffnete Prinz Caſtel Forte die Thür ſeines Kabinets, und Lord

Nelvil ging mit ihm hinein. Zuerſt ſah er Corinna's Portrait, ſo wie ſie in dem erſten Akt als Julie auftrat; an jenem Tage, unter allen andern, der, an welchem er am meiſten von ihr hingeriſſen worden war. Der Ausdruck des Zutrauens, des Glücks belebte alle ihre Züge; die Erinnerung dieſer feſtlichen Zeit erwachte wieder ganz vollſtändig in Lord Nelvils Gemüth; und als er ſich mit Vergnügen ihr überließ, nahm ihn Prinz Caſtel Forte bei der Hand, und indem er einen Vorhang von Kreppflor von einem andern Bildniß wegzog, zeigte er ihm Corinna, ſo wie ſie ſich noch in dieſem Jahre hatte malen laſſen, in einem ſchwarzen Kleide, nach eben dem Schnitt, wie ſie es ſeit ihrer Rückkehr aus England noch nicht abgelegt hatte. Oswald erinnerte ſich auf einmal, wie eine auf dieſe Weiſe gekleidete Frau in Hyde-Park ihm aufgefallen war; was ihn aber beſonders beſtürzt machte, war die erſtaunliche Veränderung ihres Anſehens.

Da ſtand ſie, blaß, wie der Tod, die Augen halb geſchloſſen, und die langen Augenwimpern verſchleierten ihren Blick, und warfen einen Schatten auf die farbloſen Wangen. Unter dem Gemälde ſtand der Vers aus dem Pastor fido:

A pena si può dir: questa fu rosa (*).

Wie! rief Lord Nelvil, dies iſt ſie jetzt? — Ja, antwortete Prinz Caſtel Forte, und ſeit vierzehn Tagen iſt ſie ſchlimmer noch, als hier. — Bei dieſen Worten ging Lord Nelvil wie wahnſinnig aus dem Kabinet; der Übermaaß ſeines Kummers verwirrte ſeine Vernunft.

(*) Kaum kann man ſagen: dies war eine Roſe.

und als ihn die Reihe trifft, ſeine Meynung zu ſagen, ſo erzählt er ſtatt deſſen ein Geſpräch, welches er mit der Diotima einer Seherinn gehabt. „Sie beſaß, heißt es daſelbſt, in der Seherkunſt und in vielen andern Dingen

---

Geſchlechts, und eigenthümlicher helleniſcher Unſitte und Entartung, daß auch bey den Griechen, und beſonders bey den doriſchen Völkern, ſo wie nach der Pythagoreiſchen Lebensweiſe und nach den Platoniſchen Grundſätzen, eine hohe Idee von ſittlicher Schönheit des weiblichen Charakters ſich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Geſtalt wirklich geworden iſt.

Jene Idee des Schönen auch in dieſem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verſchiedenheiten der griechiſchen Sittengeſchichte in dieſem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieſer Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen ſollen, die hier keineswegs bloß um den Sinn durch ein, von dem unſrigen ſo abweichendes Sittengemählde zu ergötzen, angehäuft ſind. Dieſes mag leicht von andern mit reicherer Beleſenheit weit unterhaltender und gelehrter geſchehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel feſtgehalten und aufgeſucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bey ſeiner erſten Erſcheinung bey manchen Freunden des Alterthums eine günſtige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beylegen. Denn nachdem das claſſiſche Alterthum in dieſen erſten Studien und jugendlichen Verſuchen durchaus nach dieſem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derſelben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als dieſe Idee des Schönen in der Kunſt und in den Sitten, welche der eigentliche Geiſt des griechiſchen Alterthums iſt, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieſelbe bey den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verſchiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geſchlechts in Griechenland hindurch, geſchichtlich genau zu unterſuchen; wozu die Frage, wer die Platoniſche Diotima geweſen, die erſte Veranlaſſung ſo wie den letzten Schlußſtein darbot.

Drittes Kapitel.

Er ging nach Hauſe, und ſchloß ſich den anzen Tag in ſein Zimmer ein. Zur Mitageſſenszeit klopfte Lucile ſanft an ſeine Thüre. Er öffnete, und ſagte: — Liebe Luile, erlauben Sie, daß ich heute allein leibe; und ſeyn Sie mir nicht böſe darum. — Lucile wandte ſich gegen die kleine Juie, die ſie an der Hand hielt, nahm ſie auf en Arm und ging fort, ohne ein Wort zu agen. Lord Nelvil ſchloß ſeine Thüre wieder zu, und ging wieder an den Tiſch, worauf der Brief lag, den er eben an Corinna zu ſchreiben im Begriff war. Aber mit Thränen ſagte er bei ſich ſelber: — Wäre es möglich, daß ich auch Lucilen Kummer mache? Wozu nützt denn mein Leben, wenn alles, was mich liebt, unglücklich durch mich iſt? —

Lord Nelvils Brief an Corinna.

„Wären Sie nicht die edelmüthigſte Frau in der Welt, was könnte ich Ihnen denn zu ſagen haben? Sie können mich mit Vorwürfen überhäufen, und was entſetzlicher noch iſt, mich durch Ihren Schmerz zerreißen. Corinna, bin ich denn ein Ungeheuer, da ich der Geliebten ſo viel Böſes zufügen konnte? Ach, ich leide ſo viel, daß ich mich nicht ganz für einen Barbaren halten kann. Als ich Sie kennen lernte, Sie wiſſen es, war ich von einem Kummer gedrückt, der mir bis in's Grab folgen wird; ich hoffte auf kein Glück; lange kämpfte ich gegen die Neigung, welche Sie mir einflößten; da ſie endlich doch über mich ſiegte, behielt ich ſtets ein trübes Gefühl im Herzen, die Ahndung eines unglücklichen Schickſals. Bald hielt ich Sie für ein wohlthätiges Geſchenk meines Vaters, der im Himmel über mein Schickſal wachte, und es wollte,

vollte, daß ich noch auf Erden ſo geliebt
ürde, wie er mich geliebt hatte, ſo lange
r lebte; dann glaubte ich wieder, ich würde
egen ſeinen Willen ungehorſam ſeyn, wenn
h mich mit einer Ausländerin verbände,
enn ich mich von der Gränzlinie entfernte,
elche meine Pflichten und meine Lage mir
orſchrieben; und dieſe letztere Überzeugung
ehielt die Oberhand, als ich nach England
urückkam, als ich erfuhr, daß mein Vater
hon im voraus meinem Gefühle für Sie
as Urtheil geſprochen hatte. Hätte er ge-
bt, ſo würde ich mich für berechtigt ge-
alten haben, in dieſer Rückſicht gegen ſeine
äterliche Macht zu kämpfen; die Todten
ber hören uns nicht, und ihr machtloſer
ille beſitzt einen rührenden geheiligten Cha-
kter.“

„Ich fand mich mitten in den Gewohn-
iten und den Banden meines Vaterlandes
ieder; ich ſah Ihre Schweſter, die mir
n meinem Vater beſtimmt war, und die

dem Bedürfniß nach Ruhe, dem Vorſatz eines häuslichen Lebens ſo ganz zu entſprechen ſchien; ich habe eine Art von Charakter-Schwäche, die mir eine Furcht einflößt gegen alles, wodurch das Daſeyn heftig bewegt wird; mein Geiſt wird von neuen Hoffnungen verführt; aber ich habe ſo viel gelitten, daß meine kranke Seele alles ſcheut, was ſie ſtarken Erſchütterungen ausſetzen könnte, was ſie zu Entſchließungen führen könnte, gegen welche meine Erinnerungen, und die mir angeborne Neigungen zu hart ſtreiten. Und dennoch, Corinna, hätte ich Sie in England gewußt, nie würde ich mich von Ihnen haben losreißen können; dieſe bewundernswürdige Probe Ihrer Liebe hätte mein unentſchloſſenes Herz völlig hingeriſſen. O, wozu ſoll ich ſagen, was ich gethan haben würde! wären wir denn glücklich? bin ich im Stande es zu ſeyn? Unentſchieden, wie ich bin, hätte ich mir ein Loos erwählen können, wäre es auch das ſchönſte von allen, ohne mich nach einem andern zu ſehnen?“

„Als Sie mir meine Freiheit zurückgaben, ward ich erzürnt gegen Sie. Ich ging in die Vorſtellungen ein, welche die Menſchen im Allgemeinen von Ihnen haben müſſen, ich ſagte mir, daß eine ſo ausgezeichnete Frau mich leicht würde entbehren können. Corinna, ich habe Ihr Herz gebrochen, ich weiß es; aber ich glaubte nur mich allein aufzuopfern. Ich glaubte untröſtbarer zu ſeyn, als Sie; Sie würden mich vergeſſen haben, meinte ich, wenn ich mich immer noch nach Ihnen ſehnen würde. Kurz, ich ward von den Umſtänden ganz umwunden, und ich leugne nicht, Lucile iſt nicht allein der Gefühle, welche ſie mir einflößt, ſie iſt viel mehr werth. Sobald ich aber Ihre Reiſe nach England erfuhr, ſo wie Ihr Unglück, deſſen Schuld ich bin, war mein Leben nur ein dauernder Schmerz. Während vier Jahre ſuchte ich den Tod auf dem Schlachtfelde, mit der Gewißheit, daß Sie mich würden gerechtfertigt finden, ſobald Sie ihn erführen. Sie haben mir freilich ein Leben voller Schmerzen und Kummer entgegen zu ſetzen, und eine vollkommne Treue gegen einen Undankbaren, der ſie nicht verdiente; aber das Schickſal der Männer iſt aus tauſend verſchiedenen Verhältniſſen zuſammengefügt, von welchen die Beſtändigkeit des Herzens geſtört wird. Indeſſen, wenn es wahr iſt, daß ich weder Glück geben, noch ſelber finden konnte; wenn es wahr iſt, daß ich allein lebe, ſeit ich Sie verließ; daß ich nie aus dem innern Herzen ſpreche; daß die Mutter meines Kindes, daß die, welche ſo viele Anſprüche auf meine Liebe zu machen hat, meinen Geheimniſſen, wie meinen Gedanken fremd bleibt; wenn es wahr iſt, daß eine immerwährende Traurigkeit mich wieder in jene Krankheit zurückwarf, woraus Ihre Sorgfalt, Corinna, mich einſt herauszog; wenn ich nur nach

Italien gekommen bin, nicht um geheilt zu werden, Sie werden nicht glauben, daß ich das Leben liebe, ſondern um Ihnen, wenn ich ſtürbe, noch ein Lebewohl zu ſagen, würden Sie es mir verſagen, Sie einmal zu ſehen, ein einzigesmal? Ich wünſche es, weil ich glaube, es würde Ihnen wohl thun; nicht meine eigne Leiden beſtimmen mich; was liegt an meinem Elende! was liegt daran, daß eine gräßliche Laſt auf immer mir auf dem Herzen liegt, wenn ich fort von hier gehe, ohne Sie geſprochen zu haben, ohne Verzeihung von Ihnen erhalten zu haben! Ich bin beſtimmt, unglücklich zu ſeyn, und gewiß ich werde es ſeyn! aber mich dünkt, Ihr Herz würde ſich erleichtert fühlen, wenn Sie an mich, wie an einen Freund denken könnten, wenn Sie ſehen würden, wie theuer Sie mir ſind, es fühlen würden in den Blicken, in der Stimme dieſes Oswalds, dieſes Verbrechers, deſſen Schickſal mehr Veränderung erlitt, als ſein Herz."

„Ich ehre meine Verbindung, ich liebe Ihre Schwester; aber des Menſchen Herz, ſo wunderlich, ſo widerſprechend als es iſt, kann dieſe Liebe, mit der Zärtlichkeit für Sie, vereinigt fühlen. Ich habe nichts über mich zu ſagen, was ſich ſchreiben ließe; alles, was erklärt werden muß, verdammt mich; dennoch, wenn Sie mich hingeworfen zu Ihren Füßen ſähen, Sie würden aus allen meinen Vergehungen, aus allen meinen Pflichten heraus noch wahrnehmen, was Sie mir noch ſind, und dieſe Unterredung würde Ihnen ein ſanftes Andenken zurücklaſſen. Ach! unſre beider Geſundheit iſt ſehr ſchwach, und ich glaube nicht, daß der Himmel uns ein langes Leben beſtimmt hat. Der von uns beiden, der dem andern vorangeht, fühle, daß er von dem in dieſer Welt zurückgelaſſenen Freunde beweint, geliebt ſey! nur der Schuldloſe müßte dieſes Glück genießen; ſie ſey aber auch dem Schuldigen vergönnt!“

„Corinna, erhabene Freundin, Sie können in dem innerſten Herzen leſen, errathen Sie, was ich nicht zu ſagen vermag; verſtehen Sie mich, wie Sie mich ehedem verſtanden. Erlauben Sie, daß ich Sie ſehe, daß meine blaſſe Lippen ihre entkräftete Hände drücken: ach! ich allein bin nicht Schuld an dieſem Übel; daſſelbe Gefühl hat uns beide verzehrt; das Schickſal ſelber ſchlug zwei Weſen, die ſich liebten; aber das eine von beiden weihte ſie dem Verbrechen, und dieſes, Corinna, iſt vielleicht nicht das am wenigſten beklagenswürdige!“

Corinna's Antwort.

„Wäre es hinreichend, Ihnen zu verzeihen, um Sie zu ſehen, ſo hätte ich es keinen Augenblick verſagt. Ich weiß nicht, warum ich keinen Unwillen gegen Sie fühle, obwohl der Schmerz, den Sie mir verurſachten, mich vor Entſetzen ſchaudern macht. Ich muß noch Liebe für Sie fühlen, um ſo ganz frei von allem Haß ſeyn zu können; die Religion allein würde nicht hinreichen, mich ſo ganz zu entwaffnen. Ich hatte Augenblicke, wo meine Vernunft zerrüttet war; wieder andre, und dies waren die ſüßeſten, wo ich vor erdrückender Herzens-Angſt noch an demſelben Tage ſterben zu müſſen glaubte; endlich andre, wo ich an allem zweifelte, ſelbſt an der Tugend; Sie waren mir ihr Abbild hienieden, und nun hatte ich keinen Führer, weder für mein Denken, noch für mein Gefühl, da Bewundrung und Liebe auf einen Schlag in mir vernichtet wurden.“

„Was wäre ohne des Himmels Beiſtand aus mir geworden? es giebt nichts in der Welt, das mir nicht durch Ihr Andenken wäre vergiftet worden. Ein einziger Zufluchtsort blieb mir in innerſter Seele übrig, Gott nahm hier mich auf. Meine körperlichen Kräfte ſchwinden hin, aber keinesweges die Begeiſterung, die mich aufrecht hält.

hohe Weisheit, verſchaffte einſt den Athenern, als ſie zehn Jahre vor der Peſt [1]) opferten, Aufſchub der Seuche, und lehrte mich die Kunſt zu lieben [2])." Im Geſpräche ſelbſt nennt ſich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]). Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, welche der Platoniſche Sokrates ihr in den Mund legt, ſind eben ſo umfaſſend als ſcharfſinnig, eben ſo beſtimmt als zart. Die ſanfte Größe, mit der er ſie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verſtande entſprach, und ſtellt uns ein Bild nicht nur ſchöner Weiblichkeit, ſondern vielmehr vollendeter Menſchheit dar. Ihr Geſpräch mit dem Weiſen iſt eines der vortrefflichſten Überbleibſel des Alterthums; was aber den Gegenſtand deſſelben betrifft, ſo darf es kaum erinnert werden, daß der Platoniſche Sokrates, wie in einigen andern Geſprächen, ſo auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden verſteht, ſondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an ſich geringfügige Frage, wer dieſe Diotima war, welche Plato ſo hohe Dinge ſagen läßt, und wie dieſe Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unſrer gewöhnlichen Meynung von griechiſchen Frauen ſo ſehr widerſpricht; erregt zuerſt dadurch die Aufmerkſamkeit, daß ſie als eine Paradoxie der Geſchichte erſcheint, welche dem Scharfſinn des Alterthumsforſchers zu ſchaf-

---

[1]) Olymp. 85, 1. [2]) Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227.
[3]) ibid. p. 237. 239.

Sich der Unſterblichkeit würdig machen, iſt, ich finde Wohlgefallen an dieſer Überzeugung, iſt der einzige Zweck des Daſeyns. Wohlfahrt, Leiden, alles iſt nur Mittel zu dieſem Zweck; Sie waren auserſehen, mein Leben aus der Erde zu entwurzeln; ich war mit zu ſtarken Banden daran gebunden.“

„Als ich Ihre Ankunft in Italien erfuhr, Ihre Handſchrift wieder ſah, Sie an dem andern Ufer des Fluſſes wußte, da fühlte ich einen entſetzlichen Aufruhr in meiner Seele. Ich mußte es mir unaufhörlich wiederhohlen, daß meine Schweſter Ihre Frau iſt, um das zu bekämpfen, was ich empfand. Ich verberge es Ihnen nicht: Sie wieder zu ſehen, ſchien mir ein Glück, eine unbegreifliche Erſchütterung, die mein trunkenes Herz von neuem, Jahrhunderten der Ruhe vorzog; aber die Vorſehung verließ mich nicht in dieſer Gefahr. Sind Sie nicht der Gemahl einer andern? was hatte ich Ihnen denn zu ſagen? war es mir erlaubt, in Ihren Armen zu ſterben? und was blieb mir übrig für mein Gewiſſen, wenn ich kein Opfer brachte, wenn ich noch einen letzten Tag, eine letzte Stunde haben wollte? Nun aber, nun ich der Entſagung fähig war, Sie nicht zu ſehen, nun werde ich vielleicht mit größerm Zutrauen vor Gott erſcheinen. Dieſer große Entſchluß wird meiner Seele Ruhe geben. Das Glück, ſo wie ich es fühlte, als Sie mich liebten, iſt nicht übereinſtimmend mit unſrer Natur; es beſtürmt, beunruhigt, es geht ſo bald vorüber! Aber ein beſtändiges Gebet, ein Verſinken in Träume der Andacht, deſſen Zweck iſt, ſich ſelber zu vervollkommen, ſich in Allem nur nach dem Gefühl der Pflicht zu entſcheiden, dies iſt ein ſo wohlthätiger Zuſtand, und ich kann es nicht wiſſen, welch' eine Empörung ſchon der Ton Ihrer Stimme in dem Leben der Ruhe hervorbringen könnte, das ich erhalten zu haben glaube. Sie haben mir weh damit gethan, mir ſagen, Ihre Geſundheit ſey angegriffen. Ach! ich bin es nicht, die ſie verpflegt, aber ich bin es noch, die mit Ihnen leidet. Gott ſegne Ihre Tage, Mylord; ſeyn Sie glücklich, aber ſeyn Sie es durch die Frömmigkeit. Eine geheime Verbindung mit der Gottheit ſcheint in uns ſelber das ſich vertrauende Weſen, und die Stimme, die ihm antwortet, zu vereinigen; ſie macht aus einer Seele zwei Freunde. Suchen Sie etwa noch was man Glück nennt? Ach! werden Sie etwas beſſeres finden, als meine Liebe? wiſſen Sie, daß ich in den Wüſten der neuen Welt mein Loos würde geprieſen haben, wenn Sie mir erlaubt hätten, Ihnen dahin zu folgen? wiſſen Sie, daß ich Sie bedient haben würde, wie eine Sklavin? wiſſen Sie, daß ich mich vor Ihnen niedergebeugt haben würde, wie vor einem Abgeſandten des Himmels, wenn Sie mich treu geliebt hätten? Nun, was haben Sie gemacht aus ſo großer Liebe? was haben Sie gemacht aus dieſer auf der Erde einzigen Zuneigung? ein Unglück, das Einzig iſt, wie ſie. Machen Sie alſo keinen Anſpruch mehr auf Glück; beleidigen Sie mich nicht, indem Sie noch glauben, es erlangen zu können. Beten Sie, wie ich, beten Sie, daß unſre Gedanken ſich im Himmel begegnen."

„Indeſſen, wenn ich mich meinem Ende ganz nah wiſſen werde, dann begebe ich mich vielleicht an irgend einen Ort, wo ich Sie kann vorüber gehen ſehen. Warum ſollte ich das nicht thun? Gewiß, wenn meine Augen trübe werden, wenn ich nichts von außen mehr erkennen werde, dann wird Ihr Bild mir erſcheinen; hätte ich Sie dann neuerdings noch geſehen, wäre die Täuſchung dann nicht noch vollkommner? Die Gottheiten ehemals, waren nie bei dem Tode gegenwärtig; ich werde Sie von dem meinigen entfernen, aber ich wünſche, daß ein friſches Andenken Ihrer Züge ſich noch meiner ſinkenden Seele darſtellen möge. Oswald, Oswald, was ſage ich? Sie ſehen, was aus mir wird, wenn ich mich meinen Erinnerungen überlaſſe."

„Warum hat Lucile mich nicht zu ſehen verlangt? ſie iſt Ihre Frau, aber ſie iſt auch meine Schweſter. Ich habe ſanfte, ja ich habe ſogar großmüthige Worte für ſie. Und Ihre Tochter, warum hat man mir dieſe nicht zugeführt? Sie darf ich nicht ſehen, aber was Sie umgiebt, iſt meine Familie; bin ich denn daraus verſtoßen? Fürchtet man, daß die arme kleine Julie erſchrickt, wenn ſie mich ſieht? es iſt wahr, ich ſehe wie ein Schatten aus, aber Ihrem Kinde werde ich zulächeln können. Leben Sie wohl, Mylord, leben Sie wohl; denken Sie, daß ich Sie Bruder nennen könnte, aber nur weil Sie der Gemahl meiner Schweſter ſind. Ach! wenigſtens werden Sie Trauer tragen, wenn ich todt ſeyn werde. Sie werden als Anverwandter bei meinem Begräbniß zugegen ſeyn. Nach Rom ſoll meine Aſche gebracht werden; laſſen Sie meinen Sarg denſelben Weg nehmen, über welchen einſt mein Triumphwagen zog, und ruhen Sie dann an eben der Stelle aus, wo Sie mir einſt meinen Kranz wieder reichten. Nein, Oswald, nein, es iſt Unrecht von mir. Ich verlange nichts, was Sie betrübt; ich verlange nur eine Thräne, und einige Blicke zum Himmel, wo ich Sie erwarten werde."

Viertes Kapitel.

Mehrere Tage verfloſſen, bevor Oswald wieder einige Ruhe finden konnte nach dem zerreißenden Eindruck, welchen Corinna's Brief ihm verurſachte. Er floh Lucilen's Gegenwart; ging ſtundenlang an dem Ufer des Fluſſes herum, der zu Corinna's Haus führte, und gerieth oft in Verſuchung, ſich in ſeine Wellen zu ſtürzen, um von ihnen wenigſtens leblos nach jener Wohnung geführt zu werden, deren Eintritt ihm ſo lange er am Leben war unterſagt blieb. In Corinna's Brief ſah er, daß ſie ihre Schweſter zu ſehen wünſche, und obgleich dieſer Wunſch ihn Wunder nahm, war er dennoch geſonnen, ihn zu erfüllen; wie aber ſollte er es bei Lucilen einleiten? er merkte wohl, daß ſeine Traurigkeit ihr empfindlich war, er wünſchte, daß ſie ihn nach der Urſache fragen möchte, aber zuerſt zu ſprechen, konnte er ſich nicht entſchließen, und Lucile fand immer Gelegenheit, das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände zu lenken, einen Spaziergang vorzuſchlagen, um nur eine Unterredung abzuwenden, die zu einer Erklärung hätte führen können. Einigemal ſprach ſie davon, daß ſie Florenz verlaſſen, und Rom und Neapel ſehen möchte. Lord Nelvil widerſprach ihr niemals, nur bat er ſie immer wieder um einige Tage Aufſchub, und Lucile willigte dann ein mit einem Ausdruck von ſtolzer Kälte.

Wenigſtens wollte Oswald, daß Corinna ſeine Tochter ſähe, und er befahl heimlich ihrer Wärterin, ſie zu ihr zu führen. Als die Kleine zurückkam ging er ihr entgegen, und fragte ſie, ob der Beſuch ihr Vergnügen gemacht habe. Die kleine Julie antwortete ihm mit einer italieniſchen Redensart, und Oswald bebte, als er ihre Ausſprache hörte, die Corinna's glich. — Wer lehrte Dich das, Kind? fragte er. — Die Dame, die ich beſucht habe, antwortete ſie. —

Wie

Wie hat ſie Dich aufgenommen? — Als ſie mich erblickte, weinte ſie ſehr, ſagte Julchen, ich weiß nicht warum. Sie küßte mich, und weinte, und das that ihr weh, denn ſie ſieht ſehr krank aus. — Gefällt Dir die Dame, mein Kind? fuhr Lord Nelvil fort. — Sehr, antwortete die Kleine, ich will alle Tage hingehen; ſie hat mir verſprochen, mich alles zu lehren, was ſie weiß. Sie ſagt, ich müſſe Corinna ähnlich werden. Vater, was iſt das, Corinna? die Dame wollte es mir nicht ſagen. — Lord Nelvil antwortete nichts mehr, und entfernte ſich, um ſeine Rührung zu verbergen. Er gab Befehl, daß man Julchen alle Tage, wenn ſie ſpazieren ginge, zu Corinna führen ſolle, und vielleicht hatte er Unrecht gegen Lucile, ſo ohne ihre Einwilligung über das Kind zu verordnen; aber in wenig Tagen machte die Kleine unbegreifliche Fortſchritte in allen Arten. Ihr italieniſcher Sprachmeiſter war entzückt von ihrer Ausſprache; ihre Muſik-Lehrer bewunderten ſchon ihre erſten Verſuche.

Nichts von allem, was vorgegangen war, hatte Lucilen ſo geſchmerzt, als dieſer Einfluß Corinna's auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie hatte es von der kleinen Julie erfahren, daß die arme Corinna in ihrem ſchwachen kränklichen Zuſtande ſich die äußerſte Mühe gebe, ſie zu unterrichten, und ihr alle ihre Talente mitzutheilen, wie ein Erbtheil, das ſie ihr gern noch im Leben zugewendet hätte. Lucile würde davon gerührt geweſen ſeyn, wenn ſie nicht in allen dieſen Bemühungen geglaubt hätte den Vorſatz zu ſehen, Lord Nelvil von ihr loszureißen; ſie ſchwebte zwiſchen dem ſehr natürlichen Wunſch, ihre Tochter ſelber zu leiten, und dem Vorwurf, welchen ſie ſich machte, ihr eine Bildung zu entziehen, wodurch ſie ſo merklich an Anmuth zunahm. Eines Tages ging Lord Nelvil durch das Zimmer, als Julie eben eine Muſik-Stunde ſen macht. Dann wird ſie Veranlaſſung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechiſchen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Unterſuchung auf dieſem Wege ſammelt, wird ſich von ſelbſt zu einem Bilde der griechiſchen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, deſſen geſchichtlicher Zuſammenhang jedoch den Freund der Griechen aufs angenehmſte überraſcht. So wie es oft nicht unmöglich geweſen iſt, aus den kleinſten Bruchſtücken einer zerſtückelten Statue, und bey beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzuſtellen; ſo zeigt ſich auch hier ein Leitfaden, das Verlohrne zu ergänzen, das Zerſtückte wieder zuſammenzuſetzen, und die Ausſicht zu einer nicht ganz unvollſtändigen Geſchichte der griechiſchen Frauen.

Plato ſagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß ſie aus Mantinea war [4]); er erwähnt ihrer in keinem ſeiner noch vorhandnen Geſpräche, außer dem genannten. Bey ältern Schriftſtellern finde ich keine Spur, und die ſpätern begnügen ſich meiſtens ſie zu nennen. Wir müſſen alſo zu Vermuthungen unſre Zuflucht nehmen. Eine ſchlüpfrige Bahn, auf der uns die ſorgfältigſte Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung iſt: daß geſittete Frauen bey den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeſchloſſen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Män-

---

4) Sympos. p. 248.

nahm. Sie hielt eine leyerförmige Harfe, die ihrer Größe angemeſſen war, auf dieſelbe Art wie Corinna; und ihre kleinen Arme, und hübſche Augen, ahmten ſie vollkommen nach; man glaubte die Miniatur eines ſchönen Gemäldes zu ſehen, wo noch die Anmuth der Kindlichkeit mit ihrem ſchuldloſen Reiz hinzu kam. Oswald ward ſo bewegt von dieſem Anblick, daß er nicht ein einziges Wort vorbringen konnte; zitternd ſetzte er ſich nieder. Die kleine Julie ſpielte daſſelbe ſchottiſche Lied auf ihrer Harfe, welches Corinna einſt in Tivoli, vor einem Gemälde nach Oſſian, dem Lord Nelvil vorgeſpielt hatte. Während Oswald kaum athmend zuhörte, trat Lucile unbemerkt hinter ihn. Als die Kleine das Lied geendigt hatte, nahm der Vater ſie auf den Schooß, und ſagte: — Hat die Dame, die am Arno wohnt, Dich ſo ſpielen gelehrt? — Ja, antwortete Julchen; aber es ward ihr ſehr ſchwer; ſie ward oft während des Unterrichts ohnmächtig; ich bat ſie mehreremale, aufzuhören, aber ſie wollte immer nicht, nur mußte ich ihr verſprechen, Ihnen jedes Jahr, auf einen gewiſſen Tag, das Lied vorzuſpielen, den ſiebenzehnten November, glaube ich, war es. — O mein Gott! rief Lord Nelvil, indem er das Kind umarmte und heftig weinte.

Lucile kam nun hervor, nahm das Kind bei der Hand, und ſagte auf engliſch zu ihrem Gemahl: — Das iſt zu viel, Mylord, daß Sie mir auch die Liebe meines Kindes entziehen wollen, dieſer Troſt gebührte mir in meinem Unglück — und hiemit führte ſie Julien hinaus. Lord Nelvil wollte ihr folgen, ſie gab es aber nicht zu, und zur Mittagseſſens-Zeit erfuhr er erſt, daß ſie ſeit einigen Stunden allein ausgegangen ſey, ohne Jemand zu ſagen, wohin ſie wollte. Er war in tödtlicher Unruhe wegen dieſer Abweſenheit; ſie kam aber nach Hauſe mit einem Ausdruck der Sanftmuth und der

Ruhe auf ihrem Geſicht, den er nicht erwartet hatte. Er wollte jetzt endlich mit Zutrauen zu ihr ſprechen, und durch Aufrichtigkeit ihre Verzeihung zu erlangen ſich bemühen; ſie ſagte aber: — Erlauben Sie, Mylord, daß dieſe uns beiden ſo nothwendige Erklärung noch aufgeſchoben werde; in kurzer Zeit ſollen Sie die Gründe dieſer Bitte erfahren. —

Während der Mittagsmahlzeit nahm ſie weit mehr Antheil an der Unterhaltung als gewöhnlich; ſo vergingen einige Tage, während welcher Lucile ſich beſtändig liebenswürdiger und munterer zeigte, als ſie ſonſt zu ſeyn gewohnt war. Lord Nelvil konnte dieſe Veränderung nicht begreifen; hier iſt die Urſache davon: Lucile ward ſehr empfindlich über die Beſuche ihrer Tochter bei Corinna, und über den Antheil, welchen Lord Nelvil an den Fortſchritten nahm, die das Kind durch Corinna's Unterricht machte. Alles, was ſie ſo lange in ihrem Herzen verſchloſſen gehalten, brach in dieſem Augenblick heraus, und wie es zu geſchehen pflegt bei Perſonen, die aus ihrem Charakter herausgehen, ſie faßte plötzlich einen ſehr heftigen Entſchluß, und ging aus dem Hauſe, um Corinna zu ſprechen, und ſie zu fragen, ob ſie entſchloſſen ſey, ihr beſtändig in der Liebe zu ihrem Gemahl ein Hinderniß in den Weg zu legen. Lucile redete kraftvoll mit ſich ſelber, bis ſie an Corinna's Thüre kam; hier ward ſie aber wieder von einer ſolchen Schüchternheit ergriffen, daß ſie niemals ſich würde haben entſchließen können, hinein zu gehen, wenn Corinna, die ſie durch das Fenſter gewahr wurde, ihr nicht Thereſine geſchickt hätte, mit der Bitte, daß ſie zu ihr kommen möchte. Lucile ging nach Corinna's Zimmer herauf, und ihr ganzer Unwille verſchwand, ſobald ſie ſie erblickte; ſie fühlte ſich im Gegentheil tief gerührt von dem traurigen Geſundheitszuſtand ihrer Schweſter, und weinend umarmte ſie dieſelbe.

Und nun begann zwiſchen den beiden Schweſtern eine gegenſeitig offenherzige Unterredung. Corinna gab zuerſt das Beiſpiel zu dieſer Offenherzigkeit, aber es wäre Lucilen unmöglich geweſen, ihm nicht zu folgen; ſie empfand die Macht des Einfluſſes, den Corinna auf alle Menſchen hatte; neben ihr konnte man weder Verſtellung, noch Verſchloſſenheit behalten. Corinna verhehlte es Lucilen nicht, daß ſie mit Gewißheit bald zu ſterben glaube, und ſowohl ihre Bläſſe, als ihre Schwäche, waren Beweiſe davon. Sie berührte ganz zwanglos die zarteſten Gegenſtände der Unterhaltung gegen Lucile, ſie ſprach mit ihr von ihrem und von Oswalds Glück. Durch das, was Prinz Caſtel Forte ihr erzählt hatte, mehr noch durch das, was ſie errieth, wußte ſie, daß oft Kälte und Zurückhaltung zwiſchen ihnen herrſchte, und hier ſich der Überlegenheit bedienend, die ihr Geiſt, und der ihr ſo nah drohende Tod, ihr verlieh, beſchäftigte ſie ſich großmüthig damit, Lucilen glücklicher mit Lord Nelvil zu machen. Da ſie ſeinen Charakter vollkommen kannte, machte ſie Lucilen deutlich, wieſo es ihm Bedürfniß ſey, in der Geliebten ein Weſen zu finden, das von dem ſeinigen in mancher Rückſicht verſchieden ſey; ein freiwilliges Zutrauen, weil ſeine natürliche Zurückhaltung ihn abhielt, ſie zu erbitten; mehr Theilnahme, weil er der Muthloſigkeit unterworfen war; und Frohſinn, eben weil er an eigner Traurigkeit litt. Corinna ſchilderte ſich ſelbſt in den glanzvollen Tagen ihres Lebens; ſie beurtheilte ſich ſelber, wie ſie eine Fremde hätte beurtheilen können, und zeigte Lucilen mit vieler Lebhaftigkeit, wie ſehr liebenswürdig er eine Frau finden würde, die mit der tadelloſeſten Aufführung, mit der ſtrengſten Sittlichkeit, den ganzen Zauber, die ganze Hingebung, und ganz den Wunſch zu gefallen verbände, welcher oft von der Nothwendigkeit eingeflößt wird, begangene Fehler wieder zu verbeſſern. —

Man ſieht oft, fuhr Corinna zu Lucile zu reden fort, daß Frauen geliebt werden, nicht allein, trotz ihrer Verirrungen, ſondern eben um dieſer Verirrungen willen. Die Urſache dieſer Sonderbarkeit iſt vielleicht, weil dieſe Frauen liebenswürdiger zu erſcheinen ſich bemühen, damit dieſe Verirrungen vergeſſen werden möchten; und keinen Zwang auflegen, weil ſie der Nachſicht für ſich ſelber bedurften. Lucile ſey alſo nicht ſtolz auf ihre Vortrefflichkeit, ihr Zauber beſtehe vielmehr darin, dieſe zu vergeſſen, als ſie ſich zu Nutze zu machen. Sie ſey zu gleicher Zeit ſie ſelbſt, und auch ich; ihre Tugend berechtige ſie niemals zu der kleinſten Vernachläſſigung ihrer Anmuth, und ſie ſtütze ſich nicht auf dieſe Tugend, um ſich Stolz und Kälte zu erlauben. Wäre dieſer Stolz nicht gegründet, würde er vielleicht weniger kränkend ſeyn; die Benutzung deſſen, wozu man berechtigt iſt, macht die Liebe mehr erkalten, als ungerechte Anforderungen; die Liebe mag vorzüglich gern das verleihen, was ſie nicht ſchuldig iſt. —

Lucile dankte ihrer Schweſter zärtlich für ihre Güte. Corinna ſagte ihr: — Wenn ich noch am Leben zu bleiben glaubte, wäre ich es nicht im Stande; da ich aber bald ſterben muß, ſo iſt mein einziger eigennütziger Wunſch, daß Oswald in meiner Schweſter und in ſeiner Tochter noch einige Spuren meines Einfluſſes finde, und daß er wenigſtens nie ſich eines liebenden Gefühls erfreue, ohne an Corinna erinnert zu werden. — Lucile ging alle Tage zu ihrer Schweſter, und bemühte ſich, mit liebenswürdiger Beſcheidenheit, und mit noch liebenswürdigerer Zartheit der Liebe, der Perſon ähnlich zu werden, die Oswald am meiſten geliebt hatte. Lord Nelvil ward täglich neugieriger, da er Lucilen's neu erworbene Anmuth bemerkte. Er mußte es zwar ſchnell errathen, daß ſie Corinna müſſe geſehen haben; er konnte aber hierüber kein Geſtändniß von ihr erlangen. Corinna hatte gleich bei der erſten Unterredung mit Lucile von ihr verlangt, daß ſie ihre Bekanntſchaft geheim halten ſolle. Sie hatte den Vorſatz einmal Oswald und Lucile zuſammen zu ſehen, aber erſt, wie es ſchien, wenn ſie mit Gewißheit nur noch wenige Augenblicke zu leben haben würde. Sie wollte zu gleicher Zeit alles ſagen und alles fühlen, und dieſen Vorſatz hüllte ſie in ein ſolches Geheimniß ein, daß Lucile ſelber nicht wußte, auf welche Art ſie ihn auszuführen geſonnen war.

Fünftes Kapitel.

Corinna, die überzeugt war, von einer tödtlichen Krankheit befallen zu ſeyn, wünſchte noch Italien, und beſonders Lord Nelviln ein letztes Lebewohl zu ſagen, das an die Zeit erinnerte, in welcher ihr Genie am hellſten geglänzt hatte. Dieſe Schwachheit kann man ihr wohl verzeihen, Liebe und Ruhm waren bei ihr immer in Eins verſchmolzen geweſen, und bis zu dem Augenblick, in welchem ſie alles das zum Opfer darbrachte, was ſie auf Erden gefeſſelt hatte, war ihr heißer Wunſch, daß der Undankbare, der ſie verlaſſen hatte, es noch einmal fühle, er habe der Frau ſeiner Zeit, die am meiſten zu lieben und zu denken verſtand, den Tod gegeben. Corinna hatte nicht mehr Kraft genug zu improviſiren, aber ſie ſetzte Verſe auf, und wählte einen Tag, um alle, die ſie zu hören wünſchen würden, in einen Saal der Akademie zu Florenz zu verſamnern genoſſen. Wer von dieſer Meynung voll iſt, und Plato's Geſpräch nur flüchtig lieſt, der wird unſre Frage ſehr raſch entſcheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären [5]), weil ſie eine ſehr ausgezeichnete Geiſtesbildung haben ſoll, und mit einem Manne Geſpräche wechſelt. Eine Erklärung, welcher ſich ſo wichtige Einwürfe entgegen ſtellen, daß wir ſie durchaus verwerfen müſſen.

Das griechiſche Kleinaſien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichſter Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo ſie ihre höchſte Bildung und im Umgange mit den erſten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, ſogar einen politiſchen Einfluß erreichten. Nach den heidniſchen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anſtößiges gefunden; da ſelbſt die Tempel, wie zu Korinth voll von ſolchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienſtes war einmal eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geiſtigen Ideen, welche auch zerſtreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, beſſere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidniſchen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wolluſt als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; inſofern nur die bürgerlichen Geſetze, welche gegen den Ehebruch ſehr ſtrenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Geſetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil dieſe nicht

---

5) Dieß ſcheint unter andern in der bekannten Schrift: über die Weiber. S. 27. zu geſchehen.

mein; ſie theilte Lucilen dies Vorhaben mit, und bat ſie, ihren Gemahl mit hin zu führen. — Ich darf es wohl verlangen, ſagte ſie ihr, in dem Zuſtande, worin ich mich befinde. —

Oswald ward von entſetzlicher Verwirrung ergriffen, als er Corinna's Entſchluß hörte. Wird ſie ihre Verſe ſelber vorleſen? von welchem Gegenſtand werden ſie handeln? die Möglichkeit, ſie zu ſehen, war allein ſchon hinreichend, ſeine Seele ganz zu zerrütten. An dem Morgen des beſtimmten Tages, zeigte der Winter, der in Italien ſelten fühlbar iſt, ſich auf einen Augenblick wie unter dem nordiſchen Himmelsſtrich. Der Sturm heulte ſchrecklich durch die Häuſer, heftig ſchlug der Regen gegen die Fenſter, und zugleich fand die Seltſamkeit ſtatt, von welcher man aber in Italien mehr Beiſpiele hat, als in andern Gegenden, daß es mitten im Januar donnerte, ſo daß noch Schrecken zu der Traurigkeit wegen der böſen Witterung hinzukam. Oswald ſprach nicht ein einziges Wort, aber alle äußere Empfindungen ſchienen den Schauder im Innern ſeiner Seele noch zu verſtärken.

Er ging mit Lucilen nach dem Saal, eine unzählbare Menge war ſchon darin verſammelt. In einem dunkeln Winkel am äußerſten Ende des Saals ſtand ein Lehnſeſſel bereit, und Lord Nelvil hörte die Umſtehenden ſagen, daß er für Corinna beſtimmt wäre, weil ſie ſo krank ſey, daß ſie nicht ſelber ihre Verſe herſagen könne. Sie fürchtete ſich ſehen zu laſſen, weil ſie ſo übel ausſah, und hatte dieſes Mittel erwählt, Oswald zu ſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Sobald ſie hörte, daß er da ſey, ging ſie verſchleiert nach dieſem Lehnſeſſel; man mußte ſie unterſtützen, ſie wankte im Gehen; von Zeit zu Zeit hielt ſie ein, um Athem zu holen; es war als ob dieſer kurze Weg eine mühſelige Reiſe für ſie ſey. So ſind die letzten Schritte es Lebens immer langſam und beſchwer- ich. Sie ſetzte ſich hin, ſuchte mit den Augen nach Oswald, erblickte ihn, und durch ine ganz unwillkührliche Regung ſtand ſie uf, ſtreckte die Arme nach ihm aus, fiel aber ſogleich wieder zurück, indem ſie das Geſicht weg wandte, wie Dido, als ſie dem Aeneas in einer Welt begegnet, wohin die menſchlichen Leidenſchaften nicht dringen dürfen. Prinz Caſtel Forte hielt Lord Nelvil zurück, der ganz außer ſich zu ihren Füßen hinſtürzen wollte; er hielt ihn durch die Ehrfurcht zurück, die er in der Gegenwart ſo vieler Leute ihr zu bezeigen ſchuldig war.

Ein junges Mädchen, weiß gekleidet und mit Roſen bekränzt, erſchien auf einer Art von Bühne, die zu dieſem Behuf war eingerichtet worden; dieſe ſollte Corinna's Verſe ſingen. Dies ruhige ſanfte Angeſicht, auf welchem der Kummer des Lebens noch keine Spur zurückgelaſſen hatte, machte einen rührenden Kontraſt mit den Worten, die ſie auszuſprechen bereit war. Aber eben dieſer Kontraſt hatte Corinna wohl gefallen; er verbreitete eine gewiſſe Heiterkeit über die zu trüben Vorſtellungen, von welchen ihre niedergeſchlagene Seele erfüllt war. Eine edle gefühlvolle Muſik bereitete die Zuhörer auf den Eindruck vor, welchen ſie zu erwarten hatten. Der unglückliche Oswald konnte ſeine Augen nicht von Corinna abwenden, von dieſem Schatten, der ihm wie eine entſetzliche Erſcheinung in Fieber-Träumen ängſtigte; und unter Thränen hörte er dieſen Schwanen-Geſang, den die Frau, gegen welche er ſo ſtrafbar war, noch aus innerſter Seele an ihn richtete.

Corinna's letzter Geſang.

„Seyd mir feierlich gegrüßt, o ihr meine Mitbürger! Schon naht meinen Blicken die Nacht; aber iſt der Himmel nicht ſchöner in der Nacht? Tauſende von Sternen ſchmücken ihn, am Tage iſt er öde. So

So offenbaren die ewigen Schatten unzählige Gedanken, welche bei dem Glanz der Wohlfahrt in Vergeſſenheit geriethen. Aber die Stimme, die darüber belehren könnte, wird nach und nach ſchwächer; die Seele zieht ſich in ſich ſelbſt zurück, und ſucht ihre letzte Wärme zu ſammlen.“

„Schon in meinen erſten Jugend-Tagen verhieß ich mir, den Namen einer Römerin zu ehren, bei welchem das Herz noch jetzt erbebt. Du vergönnteſt mir den Ruhm, o! Du freigebige Nation, die Du aus ſeinem Tempel nicht die Frauen verbannſt; nicht unſterbliche Gaben vergänglicher Eiferſucht aufopferſt, und ſtets dem Aufſchwung des Genius Beifall zollſt, dieſem Sieger ohne Überwundene, dieſem Eroberer ohne Beute, der aus der Ewigkeit ſchöpft, um die Zeit zu bereichern.“

„Welch' Zutrauen flößte die Natur und das Leben mir ehedem ein! Alles Unglück, glaubte ich, komme von zu wenigem Denken, von zu wenigem Fühlen, und man könne ſchon auf Erden einen Vorſchmack der himmliſchen Seligkeit haben, der nur in der Dauer der Begeiſterung, in der Beſtändigkeit der Liebe beſtehe."

„Nein, ich bereue nicht dieſe edle Schwärmerei; nein, nicht ſie preßte mir die Thränen aus, die den Staub befeuchteten, der mich erwartet. Ich hätte meine Beſtimmung erfüllt, ich wäre der Wohlthaten des Himmels würdig geweſen, wenn ich meine tönende Leyer nur der Feier der göttlichen Güte, die im Weltall ſich offenbart, gewidmet hätte."

„Du verwirfſt nicht, o mein Gott, den Tribut der Talente; die Huldigung der Dichtkunſt iſt religiös und auf den Flügeln der Gedanken naht man ſich dir."

„In der Religion iſt nichts beſchränkt, nichts dienſtbar, nichts begränzt. Sie iſt das Unermeßliche, Unendliche, Ewige; und weit entfernt, daß der höhere Geiſt davon abführte, überſchreitet die Fantaſie bei ihrem erſten Aufſluge die Gränzen des Lebens, und das Erhabene jeder Art iſt ein Abglanz der Gottheit.“

„Ach! hätte ich nur ſie allein geliebt, hätte ich mein Haupt in den Himmel erhoben, geſchützt vor den ſtürmiſchen Leidenſchaften, ſo wäre ich nicht zertrümmert vor der Zeit; Geſpenſter hätten nicht meine glänzende Einbildungen verdrängt. Ich Unglückliche! mein Genie, wenn es noch beſteht, iſt nur noch in der Kraft meiner Schmerzen fühlbar; nur unter der Geſtalt einer feindſeligen Macht giebt es ſich noch zu erkennen.“

„So lebe denn wohl, du meine Heimath, iebe denn wohl, Erde, wo ich zuerſt das Licht erblickte. Erinnerungen der Kindheit, iebt wohl! was habt ihr mit dem Tode zu ſchaffen? Und Ihr, o meine Freunde, die Ihr in meinen Schriften Gefühle anraft, die den Eurigen antworteten, an welchen Orten Ihr Euch befinden mögt, lebt wohl! Nicht um einer unwürdigen Sache willen hat Corinna ſo viel gelitten, wenigſtens hat ſie nicht des gerechten Anſpruchs auf Mitgefühl ſich verluſtig gemacht.“

„Herrliches Italien! vergeblich bieteſt du mir alle deine Schönheiten, was kannſt du einem verwaiſten Herzen geben! Willſt du meine Wünſche wieder in's Leben rufen, um meine Leiden zu vergrößern? willſt du mir wieder das Andenken des Glücks erneuen, um mich gegen mein Schickſal zu empören?“

„Bereitwillig unterwerfe ich mich ihm. O Ihr, die Ihr mich überleben werdet, erinnert Euch, wenn der Frühling wiederkehrt, wie er mich immer erfreute, wie oft ich ſeinen Hauch und ſeine Düfte pries! erinnert Euch manchmal meiner Gedichte, ſie tragen den Abdruck meiner Seele; meine letzten Geſänge flößten Liebe und Unglück, verhängnißvolle Muſen, mir ein.“

„Sind die Abſichten der Vorſehung mit

uns erfüllt, dann bereitet eine Muſik in unſerm Innern uns vor, auf die Ankunft des Todes-Engels. Er hat nichts ſchreckliches, nichts entſetzliches; er hat weiße Flügel, obgleich er von Nacht umgeben daherkömmt; aber tauſend Ahndungen verkündigen ſeine Ankunft.“

„Im Brauſen des Windes glaubt man ſeine Stimme zu hören; wenn der Tag ſinkt, ſo erſcheinen die langen Schatten auf dem Gefilde, wie die Falten ſeines ſchleppenden Gewandes. Um Mittag, wenn die in Sicherheit Lebenden nur den heitern Himmel, nur den Glanz der Sonne ſehen, dann erblickt der, welchen der Engel des Todes fordert, in der Ferne ein Gewölk, das ſeinen Augen bald die ganze Natur verdecken wird.“

„Hoffnung, Jugend, Regungen des Herzens, ſo iſt denn alles dahin! Weiche, betrügende Sehnſucht, werden mir einige Thränen geweint, kann ich noch mich geliebt glauben, ſo iſt es bloß, weil ich bald nicht mehr ſeyn werde; wenn ich aber das Leben wieder feſt hielte, würde es bald alle ſeine Dolche wieder gegen mich richten.“

„Und du, Rom, wohin meine Aſche geführt werden ſoll, vergieb, die du ſo viele haſt ſterben ſehen; wenn ich mit bebenden Schritten mich zu deinen berühmten Schatten geſelle, vergieb mir, daß ich klage. Gefühle, vielleicht edle, vielleicht fruchtbare Gedanken, erlöſchen mit mir, und von allen Fähigkeiten der Seele, die ich der Natur verdanke, iſt die des Leidens die einzige, die ich in ihrem ganzen Umfange geübt habe.“

„Was thut's, ich gehorche. Des Todes großes Geheimniß, von welcher Art es auch ſeyn möge, muß Ruhe verleihen. Du bürgſt mir dafür, ſchweigendes Grab; du bürgſt mir dafür, wohlthätige Gottheit! Ich hatte gewählt auf Erden, nun hat mein Herz keine Zuflucht weiter. Du entſcheideſt für mich, mein Schickſal wird um ſo viel beſſer ſeyn.“

frey waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Jonien vornämlich ſchien die Natur, der Himmel ſelbſt, zum Genuß einzuladen, zur Weichlichkeit zu verführen; und das Beyſpiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die joniſche Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verſtand, vernachläſſigte dagegen die Sitten, welche daher ſchnell entarteten. Die älteſte ſtädtiſche Verfaſſung der Jonier war frey, aber die Freyheit des Einzelnen war durch keine weiſe Geſetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Dieſe Verfaſſung war frühe, ja eigentlich urſprünglich, oligarchiſch; und ſchon Ariſtoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchieen ſittenlos ſind [6]. Sie artete bald in Tyranney aus, und endigte ſchnell in Sklaverey unter fremden aſiatiſchen Völkern; wo alsdann die ausſchweifende Wolluſt noch um ſo mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbſt die Bürgerinnen lebten im griechiſchen Kleinaſien ſittenlos, wie das übereinſtimmende Urtheil die Lesbierinnen beſchuldigt. Natürlich fand ſich dann keine größere Strenge bey ſolchen, in denen der Verluſt der bürgerlichen Freyheit vielleicht das Gefühl der ſittlichen Freyheit und der innern Würde ſchwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen ſchändlicher Eigennutz die Unſchuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichſten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsſtädten des feſten grie-

---

[6] Polit IV. 15

Hier endigte Corinna's letzter Geſang. Ein trauriges tiefes Murmeln des Beifalls erſcholl in den Saal. Lord Nelvil unterlag der Heftigkeit der Rührung, und verlor alle Beſinnung. Corinna, die ihn in dieſem Zuſtande ſah, wollte zu ihm; aber ihre Kräfte verließen ſie, als ſie aufſtehen wollte; ſie wurde nach Hauſe getragen; und von dem Augenblick an, war alle Hoffnung ſie zu retten verſchwunden.

Sie ließ einen ehrwürdigen Prieſter rufen, zu dem ſie viel Zutrauen hatte, und unterhielt ſich lange mit ihm. Lucile ging zu ihr; Oswalds Schmerz hatte ſie ſo gerührt, daß ſie ſelbſt ſich ihrer Schweſter zu Füßen warf, und ſie beſchwor, mit ihm zu ſprechen. Corinna verſagte dies, aber ohne Unwillen. — Ich vergebe es ihm, ſagte ſie, daß er mir das Herz brach; die Männer wiſſen es nicht, was ſie Böſes thun, und die Geſellſchaft überredet ſie, eine Seele zum höchſten Glück zu erheben, und ſie darauf in Verzweiſlung hinab zu ſtürzen, ſey nur ein Spiel. Aber in dem Augenblick des Todes, verlieh Gott mir die Gnade, daß ich wieder Ruhe fand, und ich fühle es, daß bei Oswalds Anblick Gefühle in mir erregt werden würden, die ſich nicht zur Todesangſt paſſen; die Religion allein beſitzt die Geheimniſſe für dieſen entſetzlichen Übergang. Ich verzeihe dem, den ich ſo geliebt habe, ſetzte ſie mit ſchwacher Stimme hinzu, er lebe glücklich mit Dir. Wenn aber die Zeit kommen wird, daß auch er den nahen Tod erwartet, möge er ſich dann der armen Corinna erinnern; ſie wird, wenn es Gottes Willen iſt, über ihn wachen, denn die Liebe endet nicht, wenn ſie ſo ſtark war, daß ſie uns das Leben koſtete. —

Oswald ſtand an der Thüre, bald wollte er trotz Corinna's ausdrücklichem Verbot, dennoch zu ihr gehen, bald war er von Schmerz vernichtet. Lucile ging von der einem zum andern; ein Engel des Friedens zwiſchen der Verzweiflung und der Todesangſt.

Eines Abends hielt man Corinna für etwas beſſer, und Lucile bewog Oswald, daß ſie einige Augenblicke zu ihrer Tochter gingen, die ſie in drei Tagen nicht geſehen hatten. Während der Zeit verſchlimmerte ſich Corinna, und ſie erfüllte alle Pflichten ihrer Religion. Man verſichert, ſie habe dem ehrwürdigen Greis, dem ſie ihr feierliches Geſtändniß ablegte, geſagt: — Mein Vater, Sie kennen jetzt mein trauriges Geſchick, beurtheilen Sie mich. Nie rächte ich mich für das Böſe, welches man mir gethan; nie fand ein wahrer Schmerz mich ohne Mitgefühl; meine Fehler waren die der Leidenſchaft, die an ſich ſelbſt nicht verdammenswerth geweſen wäre, wenn Hochmuth und menſchliche Schwachheit nicht Übermaaß und Verirrung hinein gemiſcht hätten. Glauben Sie, o mein Vater, Sie wurden länger von dem Leben geprüft als ich, glauben

Sie, daß Gott mir verzeihen wird? — Ja, meine Tochter, ſagte der Greis, ich hoffe es; iſt Ihr Herz jetzt ganz ihm zugewendet? — Ich glaube wohl, mein Vater, entfernen Sie dies Bildniß (es war das von Oswald) weit von mir, und legen Sie das Bildniß deſſen an mein Herz, der zur Erde kam, nicht für Macht und Geiſtesgröße, ſondern um der Leidenden und der Sterbenden willen, die ſeiner ſehr bedurften. — Corinna bemerkte jetzt den Prinzen Caſtel Forte, der neben ihrem Bette weinte. — Sie reichte ihm die Hand und ſagte: Sie allein ſind bei mir in dieſem Augenblick; ich lebte um der Liebe willen, und ohne Sie wäre ich allein im Tode. — Ihre Thränen floſſen bei dieſen Worten, dann ſagte ſie noch: — Dieſer Augenblick übrigens bedarf keines Beiſtandes weiter; unſre Freunde können uns nur bis zur Schwelle des Lebens begleiten; hier empfangen uns Gedanken, deren Verworrenheit und deren Tiefe man nicht einander vertrauen kann. — Sie ließ ſich auf einen Lehnſeſſel neben dem Fenſter tragen, um den Himmel noch einmal zu ſehen. Lucile kam jetzt wieder zu ihr, und der unglückliche Oswald, der ſich nicht mehr aufhalten ließ, folgte ihr, und fiel auf ſeine Kniee, indem er ſich Corinna nahte; ſie wollte zu ihm ſprechen, aber ſie hatte die Kraft nicht mehr dazu. Sie hob ihre Augen gegen den Himmel, und ſah, daß der Mond eben ſo von einem Gewölke bedeckt ward, als damals am Ufer des Meers, als ſie nach Neapel reiſten; darauf zeigte ſie mit ſterbender Hand hin, und mit ihrem letzten Seufzer fiel dieſe Hand zurück.

Was ward aus Oswald? Er war in einer ſolchen Zerrüttung, daß man im Anfange für ſeine Vernunft und für ſein Leben beſorgt war. Er folgte Corinna's Leichenzuge nach Rom. Er verſchloß ſich lange zu Tivoli, wohin ihm ſeine Frau und ſein Kind nicht folgen durften; die Pflicht und die

Anhänglichkeit für ſie führten ihn wieder zu ihnen zurück. Sie gingen zuſammen wieder nach England. Lord Nelvil gab ein Beiſpiel des wohlgeordneteſten und des reinſten häuslichen Lebens. Verzieh er ſich aber die Vergangenheit? die Welt, die ihm Beifall gab, konnte ſie ihn tröſten? konnte er nach dem, was er verloren, von einem gemeinen Schickſal befriedigt werden? Ich weiß es nicht, und will in dieſer Rückſicht ihn weder tadeln, noch ihn freiſprechen.

Anmerkungen zum vierten Bande.

1.

Unter den komiſchen Autoren in Italien, welche die Sitten ſchildern, muß der Ritter von Roſſi mit gezählt werden, ein Römer, der in ſeinen Stücken eine ganz beſondere Beobachtungsgabe, und Geiſt der Satyre zeigt.

2.

Talma, der mehrere Jahre in London lebte, hat in ſeinem wunderbaren Talent den Charakter und die Schönheiten der Schauſpielkunſt beider Länder zu vereinigen gewußt.

3.

Nach Dante's Tode ſchickten die Florentiner, beſchämt, daß ſie ihn ſo entfernt von ſeinem Geburtsort hatten ſterben laſſen, eine Botſchaft an den Pabſt, ihn zu bitten, daß ihnen ſeine

Überreſte zugeſchickt werden möchten, die zu Ravenna begraben waren. Aber der Pabſt verſagte es ihnen, er fand mit Recht: daß das Land, welches dem Verbannten Schutz verliehen hatte, ſein Vaterland geworden ſey, und wollte ſich nicht des Ruhms berauben laſſen, im Beſitz ſeines Grabes zu ſeyn.

4.

Alfieri ſagte, er habe, als er in der Kirche Santa Croce herum ging, zum erſtenmal die Liebe zum Ruhme gefühlt; und dort liegt er begraben. Die Grabſchrift, die er zum voraus für ſeine hochachtungswürdige Freundin, die Gräfin Albani, und für ſich aufgeſetzt hatte, iſt der rührendſte und einfachſte Ausdruck einer langen vollkommnen Freundſchaft.

5.

Man hatte zu Bologna um zwei Uhr Nachmittags eine Sonnenfinſterniß angekündigt; das Volk verſammelte ſich auf dem Marktplatz, um ſie zu ſehen, und ungeduldig, daß ſie zögerte, rief es ungeſtüm, wie nach einem Schauſpieler, der auf ſich warten läßt; endlich ließ ſie ſich ſehen, und da das neblichte Wetter verhinderte, daß es keinen großen Effekt machte, und das Schauſpiel ſeine Erwartung nicht befriedigte, fing es an zu lärmen und zu pfeifen.

40x

chiſchen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, ſondern noch unter dem beſondern Schutz der Geſetze ſtanden, inſofern ſie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempeldienſt gehörten und gebraucht wurden.

Die griechiſche Bildung aber, welches nur eine Bildung des Geiſtes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengeſetz eingerichtet, erſtreckte ſich über das ganze Leben in ſeiner freyeſten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menſchlichen Natur; daher das Edle in ihr ſich ſo frey und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künſtleriſchen Anſtrich von ſinnlicher Schönheit wenigſtens äußerlich veredelt ward. Dieſes findet denn auch ſeine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denſelben ſchildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denſelben, ja es erklärt ihre ganze Anſicht davon. Der Stand ſelbſt erſchien wohl auch ihnen, als zum Looſe der Sklavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an ſich fanden ſie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um ſo weniger der Fall ſeyn, weil der ganze Stand und Zuſtand der Hetären bey den Alten genau mit ihrem Sklavenweſen zuſammenhing: und es doch ſelbſt für eine reinere und ſtreng ſittliche Beurtheilung einen großen Unterſchied machen würde, ob der

Friedrich Schlegels

Gedichte.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.
1809.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Friedrich Schlegels

ſämmtliche Werke.

Erſter Band.

Gedichte.

Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle,
Hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle,
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen,
Im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frei dem Vaterland erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge,
Erſt nur Spiele
Streben bald zu ächtern Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle:
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe du entzündet,
Ewig mir verbündet,
Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;
Liebe iſt es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet,
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte,
Fern vertrieben,
War es nicht dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben? /

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen,
Was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;
Was ſich ſpielend erſt durchs Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen,
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Farth zum Ziel uns führen ſollen.

Farth, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden,
Hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreit nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſeel'gen Landen,
(Auf)zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh die Sieger linde mag umſchweben.

Inhalts-Verzeichniß.

gung.

Erſtes Buch.

e des Dichters. . . . . Seite 3
Helikon. . . . . — 4
Frühlings. . . . . — 6
Gedichte der Liebe. . . . . — 7
rfe. . . . . — 8
all. . . . . — 10
. . . . — 11
ndröthe. . . . . — 12
ung. . . . . — 34
aſt. . . . . — 37
die Freunden. . . . . — 40
weiße Kranz. . . . . — 41
e. . . . . — 42
der Frauen . . . . — 43
zen zur Einleitung eines Mährchens. . . . . — 45
reiſen. . . . . — 47
Geſtirne. . . . . — 48
. . . . — 51
Schiffer. . . . . — 52
Verhältniß. . . . . — 53
gniß. . . . . — 54
Träume. . . . . — 55
trachtung. . . . . — 56
die Dichterin. . . . . — 57
denſsbild. . . . . — 58
immen der Liebe. . . . . — 59

Zweites Buch.

arcos, ein Trauerſpiel in zwei Aufzügen. . . . — 103
land, ein Heldengedicht in Romanzen. . . . — 150

Drittes Buch.

die Deutſchen. . . . . — 179
mmen. . . . . — 197
liches Muſagetes. . . . . — 209
's Worte. . . . . — 231
s Kirchenamen. . . . . — 250
s Ideal. . . . . — 253
neue Schule. . . . . — 254
Ludwig Tieck. . . . . — 258

Alte Gedichte nach dem Spanischen. . . Seite 257
Auf der Wartburg. . . . . — 263
Am Rheine. . . . . — 267
Wolframs Klage. . . . . — 270
Die drei Weltalter. Bruchstück. . . . . — 274
Prolog zum Nathan. . . . . . . — 278
Epilog zum Nathan. . . . . . . — 280
Weihe des Alten. . . . . — 283
An den Ritter. . . . . — 287
Gerana. . . . . — 289
An Novalis. . . . . — 291
Im Walde. . . . . — 293
Meerfahrt. . . . . — 294
Eintritt in die deutsche Schweiz. . . . . — 296
Wechselgesang. . . . . — 297
Frankreichs [illegible]. . . . . . . — 300
[illegible]. . . . . — 306
Das versunkene Schloß. . . . . . . — 307
An die Deutschen. . . . . — 312
An Tieck. . . . . — 313
An [illegible]. . . . . — 314
Calderon. . . . . — 315
Gute Zeichen. . . . . — 316
Gebet. . . . . — 317
Auf dem Feldberg. . . . . — 320
Im Spessart. . . . . — 320
[illegible]. . . . . — 324
Frieden. . . . . — 326
Gesang der [illegible]. . . . . . . — 328
Gartenfreude. . . . . — 330
An den Ufern des Mayns. . . . . . — 341
An seinen Freund. . . . . — 342
Zuruf. . . . . — 351
An Corinna. . . . . — 352
Freiheit. . . . . — 360
Die Rückkehr des Gefangenen. . . . . — 363
An A. W. Schlegel. . . . . . . — 369
Die Zwerge. . . . . — 372
[illegible] guter Rath. . . . . . — 375
Der alte Pilger. . . . . — 379
Das Gelübde. . . . . — 387

S. 241. Z. 1. von unten hat sich ein sinnzerstörender Druckfehler eingeschlichen. Es ist nämlich statt: dem Stamm, dem Stab des Mönches u. s. w. zu lesen.

unglückliche Zufall einer unfreyen Geburth, oder die eigne ſchlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweiſe der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, ſo war denn auch der Stand der Hetären in dem ſinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeſchloſſen von der Bildung des Schönen, obgleich dieſe in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freyen ſeyn konnte; ja ſelbſt einiger Annäherung zum Edlen, und der beſſern ſittlichen Eigenſchaften wurden ſie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beſchützer, und liebenswürdige Bildung und geſellige Eigenſchaften wurden an den Hetären gerühmt, die ſinnliche Verbindung aber ſelbſt für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe ſelbſt nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines ſolchen Bandes nach dem ſinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verſtanden war. Gleich tief unter dem freyen Erguß eines begeiſterten Herzens, und gleich weit über gefühlloſe Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer ſchönen ſinnlichen Kunſt zu vergleichen. Dieſe Lebensweiſe und Hetären-Kunſt empfing ihre erſte Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen. Schon Solon, der gerechteſte, weiſeſte, menſchlichſte aller griechiſchen, ja vielleicht aller Geſetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, ſtatt kraftloſer oder verderblicher Verbote, geſetzmäßig zu ordnen verſuchte, ſicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch ſtrenge Straf-

Gedichte.

Erſtes Buch.

(1800. 1801.)

Weiſe des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauſchen,
Ihr Lied dazwiſchen Nachtigallen ſchlagen,
Der muntre Vogel ſingt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauſchen;

So ſeht ihr hier jedwede Weiſe tauſchen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Luſt, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauſchen.

Anklänge aus der Sehnſucht alten Reichen
Sind es, die bald ſich ſpielend offenbaren,
Uns ihr Geheimniß bald mit Ernſt verkünden;

Sinnbilder, leiſe, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings ſüße Hoffnungszeichen,
Die ſchon in helle Flammen ſich entzünden.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Stärke dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth;
Da klang der dunkeln Tugend Felſenwort:
Befrey' dich Freyer ſelbſt, durch heil'gen Mord.

Kraft dieſes Stahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blüht das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſeyn wird, ſah' im Streben
Künſtlich' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken
So gränzenlos begehrt' ohn' es zu ſagen,
Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora:
Aus deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf du Wunderblume Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworrne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verſtande.

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel!
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf' ich, Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth;
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaſſnem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'ſchen Heiligthume.

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele der Freude erſchloſſen,
In Frühlings Tagen,
Die muthigen Lieder zu wagen,
Entriſſen dem Zügel in Freiheit zu jagen
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren weiß Freude nur ſagen;
Im Dunkel der Bäume
Da bilden ſich ruhige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen.
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchoſſen
Geſtalten auf feurigen Roſſen,
Im Silber der Milch dann Ströme gefloſſen
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Kerker entſchloſſen
In klingenden Worten,
Da öffnen ſich feurige Pforten,
Und klar iſt der Frühling, der Gottheit Genoſſe,
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen.
Kann Kummer ſie nagen?
Sie ſehen den Morgen ſo tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergoſſen.

Das Gedicht der Liebe.

Wie nächtlich ungeſtüm die Wellen wogen,
Bald ſchwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald ſinken zu der Tiefe hingezogen,
Sehnſüchtig fluthend in dem Wechſeltanze,
Bis Morgenroth empor ſcheint aus den Wogen
Noch feucht im blumenlichten Thränenglanze;
So ſteigen hier der Dichtkunſt hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnſucht Meer und Wonnequalen.

Rückkehr.

Unſre Erde liebt den Aether,
Möchte gern der Sonne nahn,
[illegible]
[illegible] herniederkam.
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Steine trieb die Tiefe,
Hohe Lüfte ſchwebten nach,
Von dem Aether abgeſendet
Um die große Braut zu ſehn.
Scham macht roth den blauen Schleier,
In den Adern rinnt Metall,
Edelſteine blühen oben,
Und in Wolken lächelt der Gemahl.
Süßes Blut durchdringt die Glieder,
Flammen rieſeln unſichtbar,
Sehnſucht ſchwellt die [illegible] Hügel,
Grüne Fülle quillt im Thal,
Und es ſpielen bunte Thiere,
Wo den Schooß der Aether traf.
Pflanzen, Thiere und Metall
Athmen nur des Lichtes Kraft;
Andre Weſen leuchten anders,
Mancher Schein von einem Strahl.
Leichtes Eiſen, feſter Aether,
Steht der Menſch vollendet da.

In dem Anblick glänzt die Erde
Und zur Sonne reift die That.
Wo die Farben wieder eins,
Wird das Licht ſich ſelber klar.
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wenn der Heimath es gewahret.
Frohe Zeichen ſchaut das Auge,
Wo das kühne Leben wallt,
Wo die milde Erdenfläche
Schön vereint iſt zu Geſang:
Da erinnert an die Sonne
Und ihr Abglanz, die Veſtale,
Freier regt ſich dann die Liebe
Die ſo tief verſchloſſen lag;
Wo die Schönheit angeſprochen
Hatte Liebe ſchon gefragt.
Wenn das Herz in ſchöner Liebe
Kühnlich ſchwebet gleich dem Aar,
Strömet hoch die Fantaſie,
Wie die Flammen vom Altar.
Was der Geiſt ſo hell gedichtet
Lebet ewig feſt und wahr;
Und zur Sonne kehret das Licht,
Wo das heil'ge rein und klar.

Spruch.

Wer gewähret nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen,
Flamme kühn, und laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

Geſetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freyen; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerſt Mädchen für öffentliche Häuſer, und ſtiftete der Venus Pandemos den erſten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotiſche Erfindung!" ruft der Komiker Philemon *) mit ſcherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Abſicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für dieſen Fall wohl auch in andern Geſetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe deſto ſtrenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müſſen wir ſeine Hetärengeſetze auch in Verbindung ſtellen, mit der im ganzen Alterthum ſo auffallend ſeltnen, milden Schonung, welche der Soloniſchen Geſetzgebung gegen den Stand der Sklaven, der Fremden und Unfreyen überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Anſicht und Eintheilung der alten Geſetzgeber, mit zu dem Sklaven- und Fremdenweſen gehört. Der menſchenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen verſagte, oder ein Zufall ſie entriß, das einzige was in ſeiner Macht ſtand, wenigſtens öffentliche Duldung. Der menſchliche Geiſt des Attiſchen Volks beſtätigte das Geſetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und ſo fiel wenigſtens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungsloſe Verachtung nicht zur ſittlichen Abſtumpfung führte. Das öf-

---

*) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. ſq.

Lied.

Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Roſenlicht am Himmel ſchweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich ſagen:
Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt ſich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauſchet,
Abend kühl im Walde rauſchet,
Dunkel ſchlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Abendröthe.

Erſter Theil.

Tiefer ſinket ſchon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit iſt vollendet,
Und die Kinder ſcherzen muſter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh' die Sonne ganz verſunken;
Milden Balſam hauchen leiſe
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret
Wenn die Sinne ſeelig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menſchen,
Berge himmelan geſchwungen,
Und der große Silberſtrom,
Der im Thale ſchlank gewunden,
Alles ſcheint dem Dichter redend
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor
Manches Lied aus einem Munde.

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu beſiegen,
Zu den Himmliſchen oben,
Will es dringen und fliegen.
Der Menſch empor geſchwungen,
Glaubt ſchon er ſey durch die Wolken gedrungen.

Bald muſt er ſtaunend merken,
Wie ewig feſt wir auf uns ſelbſt begründet.
Dann ſtrebt in ſichern Werken
Sein ganzes Thun, verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Und baut wie Felſen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen ſpottend hangen;
Vergeſſend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu ſcherzen,
Denn hoher Muth ſchwillt ihm in hohem Herzen.

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu ſchweben zu ſingen.
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menſchen ſind thöricht
Sie können nicht fliegen.
Sie jammern in Nöthen
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will tödten,
Dem Früchte wir picken;
Wir müſſen ihn höhnen,
Und Beute gewinnen.

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Wenn ich ſo ein Vogel bin
Darf ich alles, alles haſchen,
Und die höchſten Kirſchen naſchen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Iſt ſie bös in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an ſie ſchmiegen,
Ihren Ernſt gar bald beſiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel, J.
Dürft' ich in der Sonne ſchwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen,
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär ich über jene Hügel
Ach dann wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Der Fluß.

Wie rein Geſang ſich windet
Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen,
Er ſelbſt ſich wieder findet,
Wie auch die Weiſen tauſchen
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauſchen;

So fließet mir gediegen
Die Silbermaſſe, ſchlangengleich gewunden,
Durch Büſche, die ſich wiegen,
Von Zauber ſüß gebunden,
Weil ſie im Spiegel neu ſich ſelbſt gefunden;

Wo Hügel ſich ſo gerne
Und helle Wolken leiſe ſchwankend zeigen,
Wenn fern ſchon matte Sterne
Aus blauer Tiefe ſteigen,
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

So ſchimmern alle Weſen
Den Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erleſen
Durch milder Götter Güte
In dem Kryſtall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der

Der Hirt.

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in ſüße Bilder wiegen;
Da kam Anmuth in's Gemüthe,
Alle Wehmuth zu beſiegen.

Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die ſtillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Die Roſe.

Es lockte ſchöne Wärme,
Mich an das Licht zu wagen,
Da brannten wilde Gluthen:
Das muß ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
In milden heitern Tagen;
Nun muß ich frühe welken,
Dem Leben ſchon entſagen.
Es kam die Morgenröthe,
Da ließ ich alles Zagen
Und öffnete die Knoſpe,
Wo alle Reize lagen.
Ich konnte freundlich duften
Und meine Krone tragen,
Da ward zu heiß die Sonne,
Die muß ich drum verklagen.
Was ſoll der milde Abend?
Muß ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe iſt verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.
Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch ſterbend ſagen.

Der Schmetterling.

Wie ſoll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe,
Und reizende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer ſchöner glänzen
Meine bunten Flügel,
Immer ſüßer hauchen
Alle kleinen Blüthchen.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Wie groß iſt die Freude,
Sey's ſpät oder frühe,
Leichtſinnig zu ſchweben
Ueber Thal und Hügel.
Wenn der Abend ſäuſelt
Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden
Scheint die Wieſe grüner. [illegible]
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Die Sonne.

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt ſich der Mutter Auge, und muß trauern;
Noch einmal ſie umfangend,
Vergehn die Kleinen, an den Blicken hangend:
Sie ſoll und muß ſich trennen,
Nur eine Mutter kann ſolch Leid erkennen.
So ſtröm' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'ſchen Bande
Will alles hin zu mir in ſanftem Brande.
Ach dürft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch ſtrömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen,
Die Erde ſcheint zu rauſchen,
Als ſtrebte ſie den Wohnſitz zu vertauſchen. —
Nun muß ich dennoch ſcheiden,
Und euer Tändeln bis auf Morgen meiden!
So ſauge, Menſch, denn trunken
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmal will ich ſtrahlen,
Und dann verſinken in der Trennung Qualen.

fentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Geſtalt, und ließ keinen menſchlichen Zuſtand als ganz fremd und von der menſchlichen Theilnahme ausgeſchloſſen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bey der Art der alten Kriege, ein grauſamer Zufall Mädchen, die im Bewußtſeyn der bürgerlichen Freyheit und in edeln Sitten erzogen waren, in das Schickſal und die Lebensart der Sklavinnen ſtürzen! Und auch bey dieſen war die erſte Veranlaſſung ihrer Lebensart nicht ſowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennuz, als das Unglük der Geburth.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des feinen Menander, des Philoſophen der neuen Komödie, ſeyn konnte, die Hetären faſt immer gut und edel darzuſtellen; ſo wird es begreiflich, daß wir ſie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher ſich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder prieſterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freyen blieb. So lebten faſt die meiſten ſpätern attiſchen Philoſophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr iſt, was nachläſſige, ſtumpfſinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbeſtimmten Geſchichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche ſagten, was das Volk, das den Philoſophen ſehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeſchrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philoſophen gleich ſtrenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; ſo bleibt dieſe Thatſache an und für ſich doch im-

Die Lüfte.

Wie ſäuſeln ach ſo linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen ſüß erröthen,
Waldbäume ſich neigen,
Berühren wir die ſchönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze ſäuſeln
Dem, der ſich grämet,
So wird die leiſe Freude
Ihn bald beſchämen.

Der Dichter.

Was wünſchen und was ſtreben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verſchweben.
Was iſt das höchſte Ziel von allem Streben?
Es will der Menſch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt' ihr, ſel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienſte ſich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt ſein Leben,
So laßt ihn ſchnell in leichten Dunſt zerrinnen.

Es ſchwebt die Seele gern auf ſüßen Tönen,
Und lauſchet ſinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit ſchon den Wunſch gewähre:

Sie wünſcht ſich im Geſang ſo zu verſchönen,
Daß ihren Leib das Flammenſpiel entzünde,
Sie ſelbſt in leiſen Hauch ſich bald verkläre.

Zweiter Theil.

Zweiter Teil

S. fehlt.

Als die Sonne nun verſunken,
Bläßer noch der Abend roth.
Lange ſchienen weit die Flammen,
Gegenüber ſtand der Mond;
Wie zwei Welten gegenüber,
Dieſe bleich und jene roth,
Mitten inne kleine Sterne
An des Himmels Gürtel hoch,
Unten dann die große Erde,
Wo im tiefen Dunkel ſchon
Blumen duften, Bäume rauſchen
Bei der Nachtigallen Ton.
Blaß wird jede ſchöne Gluth
Und die Freude ſinkt vom Thron.
Fern iſt ganz des Tages Mutter,
Lichter ſcheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Menſch ſich
Und iſt auch im Dunkel froh.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir ſpricht,
Mich beſeelend, zu der Reiſe:
„Folge treu dem alten Gleiſe,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen ſonſt die ſchweren Tage:
Fort zu andern
Sollſt du wechſeln, ſollſt du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage.“

Sanfte Ebb' und hohe Fluth
Tief im Muth,
Wandr' ich ſo im Dunkel weiter,
Steige muthig, ſinge heiter,
Und die Welt erſcheint mir gut.
Alles reine
Seh' ich mild im Wiederſcheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es ſtreben alle Kräfte,
So matt ſie ſind, zur Erde doch zu wirken;
In den ew'gen Bezirken
Der ſchönen Welt iſt das nur mein Geſchäfte;
Das muß ohnmächtig immer ich verſuchen,
Und traurig dem beſchränkten Kreiſe fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen
Und warme Sommernächte ſchön erhellen,
Wo leiſe Freudewellen
Der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen;
Sind's Sonnengeiſter nur, die ſanfter ſpielen:
Mein eignes Weſen könnt ihr ſo nicht fühlen.

Doch wenn ich ſeltſam ſcheine,
Aus dunkeln Wolken ängſtlich vorgeſchlichen,
Dann iſt die Hüll' entwichen.
Es merkt der Menſch mit Schaudern was ich meine.
So zeigen Geiſter ſich, um euch zu wecken,
Und laſſen ahnden die verborgnen Schrecken.

[illegible]
[illegible]

[illegible]

Wogen

[illegible]

Zwei Nachtigallen.

Die erſte.

Sieh, es ſteigt zum dunkeln Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel,
Und ſo ſtröme volle Woge,
Liebesluſt in heißer Klage.

Die zweite.

Was die Worte nimmer faſſen,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Geſange,
Das verſchöne ſich im Chore!

Die erſte.

Lange war die Bruſt verſchloſſen,
Und mir fremd die ſüßen Gaben.
Was ich wußte, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir ſchallte.

Die zweite.

Wenn der Liebe Ruf uns faſſet,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlaſſen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die erſte.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten ſolcher Wonne
Nun die alten Schmerzen kamen.

Die zweite.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreyt vom dunkeln Looſe,
Daß, wo Freuden ſich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die erſte.

In der Trauer blühen Roſen,
Seit die Bruſt im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Luſt gefloſſen,
Kann ich in Geſängen klagen.

Die zweite.

Süße Weihung treuen Gatten,
Wenn ſie gleichen Schmerz geſogen:
Was kein Irdiſcher errathen,
Finden ſie im gleichen Tode.

Beide.

Es verſchönet ſich im Chore
Liebesgluth in heißer Klage;
Was die Sonne nimmer ſagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

Das Mädchen

Wie ſo innig, möcht' ich ſagen,
Sich der meine mir ergiebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Will ich's ſagen, ſo entſchwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöſſ' es hin in Harmonieen
Denn in jenen Tönen lebt es;
Nur die Nachtigall kann ſagen,
Wie er innig ſich mir giebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Der Waſſerfall.

Wenn langſam Welle ſich an Welle ſchließet,
Im breiten Bette fließet ſtill das Leben,
Wird jeder Wunſch verſchweben in den einen:
Nichts ſoll des Daſeyns reinen Fluß dir ſtören.
Läßt du dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe losgelaſſen,
Der Kraft in vollen Wogen ſich entladen,
Daß unten tief ſich baden die Gefühle,
Im bunteſten Gewühle milder rauſchen,
wild.
Bis ferne Männer lauſchen, und voll Bangen
Das nah zu ſehn verlangen, was mit Grauſen
Die Seel' erfüllt im Sauſen ſolcher Wogen,
Die manchen ſchon betrogen, und nicht ruhten,
Bis tiefer in die Fluthen ew'ger Leiden
Verſchlungen ſie die beiden, die vereinet
Im Silberſchaum den ſüßen Tod beweinet.

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,
Man darf den ſüßen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' es auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten,
Die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muß der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das eine kann uns auch die Nacht nicht rauben?
Daß wir in Düften unſer Seyn verkünden,
Muß jungen Blüthen noch die Luſt erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen
Und ſchön geflochtenen Lauben
So innig ſich verbünden,
Die Luft mit ſüßerm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich ſtrebt der Menſch mit ſchlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daß jeder Blume Geiſt ſein Geiſt gewinne!
Wo holde Lüfte ſpielen,
Daß jeder Hauch zerrinne,
Umfloſſen von Gefühlen
Vergißt er bald von welcher Luſt er trinket,
Wenn er, berauſcht, in Balſamfluthen ſinket.

mer befremdend. Der Grund dieſer Sonderbarkeit aber iſt dieſer: die Philoſophen hatten die größte und gerechteſte Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politiſchen unzertrennlich; wer häusliche Geſchäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entſagen. Und ſo wurden ſie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geſchäftigen Lebens fortgeriſſen, wo damahls wenigſtens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerey und Zwietracht, ſich in ewigem kleinlichem Kreiſe drehten. Um ungeſtört zu denken, und nach ihren Grundſätzen zu leben, mußten ſie ſich dem vergifteten Strome der politiſchen Thätigkeit entreißen; und dies konnte nur auf ſolche Weiſe ganz geſchehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frey von ihren Pflichten; aber Geſetzloſigkeit war zu Athen nicht auch Sittenloſigkeit, und ſelbſt Sittenloſigkeit kann bey jedem gebildeten Volke noch ſo viele Bruchſtücke des Guten und Schönen retten, daß ſie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römiſche Laſter ſind nicht ſelten noch mit einer Willensſtärke, einer ſelbſtſtändigen Kraft gepaart, welche die urſprünglich große Anlage und Geſinnung verräth, die nur einer beſſern Richtung bedurft hätte. Die griechiſche Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regſamkeit jeder einzelnen, eine Vollſtändigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freyer Einheit, gegen welche die römiſche Größe nur roh und dürftig am Geiſte erſcheint.

Die mileſiſche Aſpaſia war es vorzüglich, welche die

Dem Sänger.

Nimmer wird das Lied gewendet Leid
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo es gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit ſich bethören,
Muß ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.

So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder ſchallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo er gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du ſtauneſt, o Menſch, was heilig wir ſtrahlen ?
O folgteſt du nur den himmliſchen Winken,
Vernähmeſt du beſſer, was freundlich wir blinken,
Wie wären verſchwunden die irdiſchen Qualen;
Dann flöße die Liebe aus ewigen Schaalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umſchwebte die Fluren,
Und funkelten Stern' auf den heimiſchen Thalen.

Aus göttlicher Quelle ſind alle genommen.
Iſt jegliches Weſen nicht eines im Chore?
Nun ſind ja geöffnet die himmliſchen Thore,
Was ſoll denn das bange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr ſchon zur Tiefe geklommen,
So ſähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und ſpielend um's Herz die kindlichen Wogen,
In denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Die Gebüſche.

Es wehet kühl und leiſe
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tauſend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brauſen,
Und in den leiſen Worten,
Die durch die Blätter rauſchen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geiſter heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geiſter Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume,
Ein leiſer Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauſchet.

Der Dichter.

Der ſchwarze Mantel will ſich dichter falten,
Die freundlichen Geſpräche ſind verſchollen;
Wo allen Weſen tief Geſang entquollen,
Da muß die ſtumme Einſamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
Und Fantaſie nicht mehr der Täuſchung zollen;
Was farbig prangt, muß bald in's Dunkel rollen,
Nur unſichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!
Es ſtrahlt in dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt ihn in's große All aus engen Mauern;

Er iſt in's Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'ſchen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil ſchon die Binde ihm vom Haupt genommen.

Monolog.

Ja, ich fühle mich gezwungen
Endlich dir mein Leid zu klagen.
Lüfte! könnt ihr mir nicht ſagen,
Wo ſo lange bleibt die meine?
Daß ich irren muß alleine
Seufzen nach der Unbekannten,
Nein, der nur zu wohl bekannten,
Die in jedem Traum ich ſah,
Deren Bild mir immer nah,
Doch vor allen hier im Thal,
Hier erfreu' ich mich der Qual,
Hier ergeb' ich mich den Träumen
Irrend auf den grünen Räumen,
Wo der Waldbach rauſchend fließt,
Wenn ſich in Geſang ergießt
Klage hoher Nachtigallen,
Sie in's tiefe Herz mir ſchallen,
Oeffnet ſich der ſtumme Mund,
Thut mir ſelbſt mein Leiden kund,
Rufend dich, du lang' Erſehnte!
Alles, was ich Freude wähnte,
Kann mir keine Luſt mehr ſchaffen.
Fremd ſind mir die theuren Waffen,
Nichtes, der Roſſe kühnes Spiel;
Ach, und was mir ſo gefiel,
Lieber Freunde muthig Scherzen,

Das verwirrt mir nur die Schmerzen,
Seit ich bin, nicht mehr mein eigen.
Komm, Geliebte, dich zu zeigen,
Daß ich dich mit Glanz umkröne!
Komm, und gieb mir deine Schöne
Mein zu ſeyn, mein Heiligthum!
Bin ich darum reich an Ruhm,
Aller Jugend Kron' und Zier,
Daß ich krank und einſam hier
Soll umſonſt nach Freude ſchmachten?
Jede Kunde, die mir brachten
Ferne Männer, ſtille Boten,
Was du mir geheim entboten,
Was ſo manche Sommernacht,
Die ich glühend durchgewacht,
Durch die Wälder mich getrieben,
Das iſt in der Bruſt geblieben,
Alles andre gar verſchwunden.
Keine hatt' ich noch gefunden,
Die wie ich der Gluth ergeben.
Ach, ſie fühlten nicht das Leben,
Das der vollen Seel' entquillt!
Keine hat das Herz geſtillt,
Das die Kraft ſo gern verſchwendet.
Du allein haſt Troſt geſendet,
Süße Herrin, du alleine,
Du an Schönheit einzig Eine,
Stolze Heldinn, herrlich Weſen,
Die ein Gott wohl auserleſen,
Daß mir kühne Hoffnung bliebe,
Wahr zu finden meine Liebe.

Fantaſie.

Alte Töne tönen wieder,
Raſch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnſucht hingegeben,
Wenn der Knabe einſam weint,
Dann zu hoher Luſt vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,
In des Uebermuthes Fülle,
Zwiſchendrein die alte Stille,
Friſch lebendig was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen ſchon das Neue,
Schmerzen, die ich nimmer ſcheue,
Weil ſie tief're Luſt erzeugen,
Kalte Feſſeln, die mich beugen,
An der Jugendblüthe nagen;
Laßt, o laßt mich alles ſagen:

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden!
Daß ſie alle gleich verſchwunden,
Muß ich trauern.
Frühen Leiden hingegeben,
Mußte Schönheit ſo verderben,
Süße Anmuth welkend ſterben;
Blühend noch muß Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang' erſehnte nun ihm nahte,
Weiß er kaum ſein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude giebt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen
Das die Freude oft zu Leide machte.
O dieß Verlangen
Zu fühlen, an den Lippen feſtzuhangen,
Bis daß in ſüßer Luſt der Sinn vergangen!
Und faßt dich einmal dieſes tiefe Sehnen,
So darfſt du nimmer wähnen, es zu füllen,
Und wollte dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren ſchönen Freuden.

Laß' uns fröhlich tändeln,
Laß' uns Scherz erſinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie ſüß iſt die Freude
Mit der Liebe zu ſpielen
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur dich Hohe ſchmückt die Krone.
Lichtglanz muß dich golden zieren,
Roſenſtrahlend triumphiren,
Herrin auf des Herzens Throne.
Alles gab ich dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,
Bis wir freudeflammend beide,
Beide ſagten: Nun verſchone!
Wenn ich unverſtanden bliebe

Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben,
Um ſo inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wähnte,
Was ich liebeſehnend meine
Iſt ſo heiter, lind' und reine,
Daß kein Sinn ſich weiter ſehnte,
Der geſehn dieß einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben
Und in heitern Freuden ſchweben.

Kühne Wogen, wildes Leben,
Laß' den Strom nur immer brauſen,
Friſchen Sturm im Herzen ſauſen,
Wie der Adler durch die Lüfte,
Ueber Meere, über Klüfte,
Laß mich ſchweben, laß mich fliegen;
Alles kann der Muth beſiegen
Muth entſprungen hohem Glauben:
Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechſeln die Gefühle
In dem irdiſchen Gewühle.

An die Freundin.

Mich traf, ich weiß nicht wie, ein ſüß Verlangen,
Sogleich mit dir zu ſterben,
Es dünkte mich, wir gingen
Im Grün, die Stirn' vom Morgenſtrahl getroffen,
Weit, weit von Menſchenſpuren.
Im Reigen hören wir die Lerche ſingen,
Das Auge lächelt auf die ſtillen Fluren,
Des Berges Höh' ſchon nah, wo froh wir wagen,
Die Freiheit zu erwerben —
Nun wirſt den Freund, du Freudenreiche, fragen:
„Warum willſt du verderben?" —
Ich ſah mich ſelbſt, mein Weſen klar und offen;
Erreicht das Ziel, das alle Wünſche hoffen,
Wenn ſie ſich nicht beſchränken. —
Wie wenig alles, muß ich ſeitdem denken!

attiſchen Hetären lehrte, ſich durch Geiſt und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinſte Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; ſie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters ſelbſt ihre ſchönſte Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates dieſe Freundinn des Perikles, „ſeine Lehrerinn in der Beredſamkeit; ſie habe viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommenſten, den Perikles [8].“ Durch die Aſpaſia ward dieſe geſellige Lebensweiſe ganz zur Kunſt des ſchönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meiſter der Mahlerey oder Plaſtik ſeinen Geiſt nicht nur in eignen Werken ausdrückt, ſondern auch in ſeinen Schülern fortpflanzt, ſo ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweiſe des geſelligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poeſie oder der Beredſamkeit, wie in der bildenden Kunſt und Muſik, wie in jedem Theile der ſittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, ſo entſpricht auch dieſes geſellige Verhältniß in dem Gange ſeiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verſchiedenen Zeitalter und Stufen des atheniſchen Staats und des herſchenden öffentlichen Geiſtes, die wir auch in dem Charakter der berühmteſten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, ſo ſonderbar dieß auch Anfangs ſcheinen mag. Aſpaſia verſetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zuſammen mit der ſchwelgeriſchen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die andern Charaktere, wie ſie Menander geſchildert hat, tra-

---

[8] Plat. Vol. V., p. 277.

Der welke Kranz.

Es war noch Mai, da haſt du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen, ſelber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe ſchon ſich regte,
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich ach! der Freund ſo gerne hegte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte an das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen, daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen, nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen,
Wie der hat ſie zu enden früh erkohren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe köſtlich liebe Gabe,
Das einz'ge, was ich habe von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern, wenn in Thränen
Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht der Erde eitlem Wähnen,
Doch erſt laß mich in Thränen ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Bitte.

Ach laß' die theure Frau in bittern Leiden
Du milde Königinn mir nicht verſinken!
Ihr Herz erfriſche bald ein himmliſch Winken
Aus jenen Augen, die mit Liebe uns weiden.

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' ins Dunkel ſinken,
Und darf aus deinem Bilde Gottheit trinken;
Sie lebt in Lieb', und liebend wird ſie ſcheiden.

O Mutter! todt und arm ſind jetzt die Herzen,
Doch wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verſpottet bliebe;

Wir fühlen noch die Gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
Es glüht und blüht in uns die erſte Liebe.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk ſtrömt die ſchöne Welt
In lichter Lebensfülle
Des ſchönſten Weſens Hauch in alle Sinne;
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft ins Herz, und hält
Das trunkne, daß in Freud' es nicht zerrinne.
Du heil'ge lockſt den Geiſt zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund ſchön wie in den Funken
Des Lichts, im Tod' und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus deren ſeel'gem Schooße ſonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die holde Pflanze
Der vollen Erde Bruſt zum bunten Kranze.

Doch müſſen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menſchenbilde,
Aus deſſen Aug' das All ſich ſelbſt beſchaut,
Deß kühnes Haupt am himmliſchen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut,
Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut
Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte ſtrahlen,
Vergangne, künft'ge, jetz'ge Geiſter bindend,
Die heil'ge Kunſt erfindend,
Und bildet ew'ger Liebe ſüße Qualen.
Der Menſch nur lächelt, ſelbſt ſein holder Spötter,
Aus ſeinem Haupt entſprangen alle Götter.

Das Urbild ſolcher Bildung blüht im Weibe;
Es iſt der Menſchheit Blume,
Die ſeelig duftet ſüße Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Rahme;
Aus ihrem ſüßen Leibe
Blüht Kraft in jene, die vom Himmel ſtammen.
Schmilzt aller Männer Macht und Geiſt zuſammen;
Was groß und würdig, mögen ſie erringen,
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden,
Den Gott im Werk verkünden,
Lehrt Lieb' und auch durch That zu ihm ſich ſchwingen;
Und Liebe kann der Milden Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat ſo treu der Freund den Freund gefunden,
Als ſanfte Frau'n oft waren,
Wenn's muthig galt an's Herz des Liebſten hin
Zu dringen durch den Tod und durch Gefahren,
Dem Einz'gen feſt verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht ſchön in Frau'n der Tugend milde Frucht;
Verſtand und Frieden glänzt vom Angeſichte
Das Aug' in heiterm Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Der Frauen Geiſt beſeelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz ſich bald geſund.

Das Kind ſaugt Liebe aus der Mutter Bruſt
Es ruht der Knab' im Schooß,
Der Jüngling ehrt ihr Aug' als ſein Geſtirn;
Des Mannes freudig Herze ſchwillet groß
Bei'm Anblick ſolcher Luſt,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhers denkt des Sehers weiſes Hirn
Als dich Natur! Kein Weſen aber gleichet
So nah' dir als der Mutter Kraft und Tugend,
Die jung in fremder Jugend,
Des Mitgefühles tiefſte Tief' erreichet,
Und ſchweigend in der Erde ſchönſten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blüht der leichte Himmel
Die Tiefe voll Verlangen
Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält feſt die Erd' umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel,
Bekränzt ſie bräutlich ſich zum Hochzeitsbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch ſag ich's, ſchöne Frauen, kühn und laut;
Ihr ſeyd die ſchönſten Blüthen dieſer Erde.
So wahr ich froh noch werde
Bei'm Kuß der hingegeb'nen Braut;
Wer ſolche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der iſt der höchſt' im ſterblichen Geſchlechten.

Stanzen.

Zur Einleitung eines Mährchens.

Wie Blätter dunkles Grün um Blumen ranken,
Als ob es gern die Gluth der Farben fühlte,
Weil ſonſt das Auge würd' im Glanz erkranken,
Wenn es berauſcht im Blumenfeuer wühlte,
Wo rothe, weiße, bunte Strahlen wanken
Nicht auch im Grün das Licht gemildert fühlte;
So möcht' ich, dich umarmend, Mährchen weben,
Die Flammen durch Geſchwätz zu lindern ſtreben.

Die Flammen, wo den ſüßen Tod wir ſtarben,
Den du, ein ſcheues Kind ſonſt, nimmer ſcheuteſt,
Seit meine Bitten deine Huld erwarben,
Wo ſterbend du zum Leben mich erneuteſt,
Und, glaubt' ich ſchon im Ueberfluß zu darben,
Durch Reiz im Reiz dich freuend mich erfreuteſt:
Sie werden unſern holden Leib verzehren,
Wenn wir nicht ihrem ſüßen Gifte wehren.

Doch weil, wo Frag' und Antwort wechſelnd ſpielen
Die Lippen bald ſich inniger vermählen,
Und im Geflüſter ſüße Pfeile zielen,
So möcht' ich andre Stundentäuſchung wählen,
Und wüßt' ich nur, wie ſie dir wohlgefielen,
Die reizende Geſchichtchen nun erzählen,
Die du anhörteſt, weichlich hingegoſſen,
Als kämen ſüß vom Himmel ſie gefloſſen.

Tändeleien.

Als der Witz ein Liebchen ſuchte,
Neckt' er Mädchen fern und nah,
Endlich wählt' er doch die Freude
Die ihm leiſ' entgegen kam.
Schwerer ward ihr zartes Seelchen,
Wußte nicht, wie ihr geſchah,
Bis nach einem leichten Stöhnen,
Von dem Söhnlein ſie genaß.
Muthwill hieß das Kind der beiden,
Der noch kaum ein Knabe war,
Als er ſchon mit Mädchen ſpielet,
Gleich erhaſcht' die flücht'ge Scham.
Hold errothend floh die Kleine,
Bis an ſeiner Bruſt ſie lag,
Wo er ſorgſam ihrer pflegte,
Daß ſie ruhig bei ihm ſaß.
Als die Kleine Mutter wurde,
O wie liebte ſie ihn da!
Brachte viele, viele Kinder,
Alle Scherze leicht und zart.

An Selinde.

1.

Als das Köpfchen an mir ruhte
Konnt' ich nicht ein Wörtchen ſagen,
Konnte glühend von Verlangen,
Keine Liebkoſung doch wagen. —
Sieh ſo glühend muß ich lieben,
Und du fühlſt nicht meine Klagen!

2.

Sirene, du Sirene,
O wie ſüß kannſt du loben!
Da ward ich ganz entzündet,
Fern die Klugheit geflohen.
Es war, als ob du liebteſt,
Das hat mich ſo betrogen.
Die Süße will dich lieben,
Dacht' ich in Luſt erhoben.
Sirene, o Sirene,
Welch Netz haſt du gewoben.

3.

Laß' frei die Flammen, die mich quälend drücken,
Sey einmal noch wie ſonſt ein liebend Weib!
Komm an das Herz, das frei von allen Tücken,
Gieb hin der Luſt den jugendlichen Leib,
Und laß' die zarten Glieder mich umſchlingen;
Wie ſollt' ich ſonſt das volle Herz bezwingen?

4.

Zwar du litteſt meine Küſſe,
Doch erwiederteſt kaum einen,
Flammen ſchwebten auf den Lippen,
Und berührten ſchon die deinen;
Doch getäuſcht floh'n ſie zurücke
Und verzehrten ſich alleine.
Böſes Kind, um dieſe Kälte
Könnt' ich wie ein Kind faſt weinen.

5.

Den treuen Freund auf ewig dir zu weih'n,
Haſt du ihm deine Freuden hingegeben.
Laß auch die Schmerzen offenbar ihm ſeyn,
Daß nie der Täuſchung Wolken uns umſchweben!
Schön biſt du doch: wozu der eitle Schein?
Drum ſag' mir, ſag' mir alles, ſüßes Leben;
Ich ſoll und muß an deine Wahrheit glauben,
Nur du kannſt ſelber dich mir wieder rauben.

6.

Die ſüße Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Als mich der liebe Leib ſo ſüß umſchlungen,
Auch du von meinem Leben warſt durchdrungen
Uns beid' umſchwebt ein ſeeliges Vergeſſen!
Was darf mit freier Liebesluſt ſich meſſen,
Wenn endlich jeder Zweifel nun bezwungen,
Die Welt in einen Augenblick verſchlungen,
Und Freude macht das leichte Herz vermeſſen?

7.

Noch einmal laß' das ſüße Gift mich ſaugen,
Feſter uns verbünden,
Heißer dich entzünden!
Noch einmal laß' in deinen Arm mich ſinken,
Daß ſo umſchlungen,
Ganz durchdrungen,
Ein Bliz der Luſt, belebend beide tödte.

gen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinſten Geiſtescultur, die aber ſchon in das Schwächliche herabgeſunken war. Von den Hetären aus dieſer letzten Zeit haben wir die vollſtändigſten Darſtellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengeſpräche Lucians ſtimmen mit ihnen ſo ſehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftſteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attiſche Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komiſchen Dichtkunſt die Darſtellung des öffentlichen Lebens entriſſen war, blieb ihr nur die Darſtellung des einzelnen Lebens übrig, an deſſen Leidenſchaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl ſo ganz irrig geſtellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aſpaſia umgegangen iſt; auch wird ihr ein ſcherzendes Gedicht an den Sokrates, über ſeine Neigung zum Alcibiades, zugeſchrieben 9). Man könnte denken, dieß ſey nur eine Ausnahme geweſen; weil Aſpaſia durch ihre Freundſchaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Anſehn, ja ſogar einen Einfluß in die Staatsgeſchäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchieen nicht ganz unähnlich iſt. Es findet ſich aber noch ein andres Beyſpiel, welches dieſe Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmal von der Theodote ſprach, „einer ſchönen Frau, die mit ihrer Gunſt freygebig, und deren Schönheit unbeſchreiblich

---

9) Athen. V, p. 219.

Lied.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt ſie wieder.

Wie die Blume glänzt dem Kinde,
Lächeln Leichtſinn uns die Mädchen,
Leichte rollt des Lebens Rädchen
In der Liebe Luſtgewinde.
Darum ſingt man froh und linde,
Kleine Frauen, kleine Lieder,
Liebt ſie, und ſie lieben wieder.

Und es gleiten von der Kehle
Dieſe Spiele, dieſe Wörtchen,
Wie ein ſüßes Lieblingsörtchen
Lieblich ſchwebet vor der Seele.
Ach, man fragt nicht, ob was fehle:
Denn man ſingt die kleinen Lieder,
Wie man liebt, und ſingt ſie wieder.

Der Schiffer.

Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Lenke hin und her das Ruder,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Träume ſüß im ſtillen Muthe;
Gleiten laſſ' ich auch den Kahn,
Schaue in die blanken Fluthen,
Wo die Sterne lieblich ſchimmern,
Spiele wieder mit dem Ruder.
Säße doch das blonde Mägdlein
Vor mir auf dem Bänkchen ruhend,
Sänge ſchmachtend zarte Lieder.
Himmliſch wär' mir dann zu Muthe.
Ließ mich necken von dem Kinde,
Wieder tändelnd mit der Guten. —
Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Träume ſüß im ſtillen Muthe,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Führe hin und her das Ruder.

Die Verhältniſſe.

Rückſichten ſind's, die unſern Blick berücken;
In Abſicht jede Ausſicht gleich erkalten,
Bis wir, eh' wir uns umgeſehn, veralten,
Und beugen dann, von Einſicht ſchwer, den Rücken.

Roh ſcheint's, der Erde Blumen grade pflücken.
Wir möchten fein der Schonung Linie halten,
Der Liebe Leben künſtlich klug verwalten,
Verſtändig und mit Anſtand uns erdrücken.

Wir ſollen unbekannte Größen wählen,
Es ſind zu wenig Gleichungen gegeben,
Drum hatt' und hat's ein ſonderbar Bewendniß.

Denn, weil wir endlos rechnen, zweifeln, zählen,
Wird uns das klare, leichte, freie Leben
Ein einzig vielverſchlungnes Misverſtändniß.

Bündniß.

Wo mehre bildend ſich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künſtler ſeines Daſeyns Mitte,
Weiß nun, wohin er richten ſoll die Schritte,
Und ſieht die Theile ſich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' und Stufe höher ſchritte,
Und wenn man noch ſo ſtarke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

Es darf der Menſch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth ſich ſchließen an die muth'gen Brüder,
Den feſten Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Geſtaltung zollen,
Die höchſten Würden ſteigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunſtwerk groß vollenden.

Ein Traum.

Tief im dunkelgrünen Walde
War ein Leu von hohem Muthe,
Dieſer liebte ſeinen Herren,
War ihm treu von Herzensgrunde.
Auf dem Thiere ritt der Jäger,
Sprengte durch die grünen Fluren;
Wollt' er auf den Rücken ſpringen,
Stand der Löwe ganz geduldig.
Doch nach vielen Tagen einmal,
Da er wieder es verſuchte,
Ward die alte Wildheit rege,
Dreht' er ſich in zorn'gem Muthe,
Als ob er ihn tödten wollte,
Seinen Herrn, den lieben, guten.
Doch alsbalde ward er's inne,
Und da war er ſtill und ruhig.
Traurig ſenkt' er nun die Blicke,
Und es nagt' ihn bitter Kummer,
Daß er ſeinem Herren zürnte,
Ihn gar balde hätt' verwundet;
Das zernagt ſein großes Herz ihm,
Und es wird ihm immer dunkler.
Nieder legt er ſich zu Boden,
Hingeſtreckt auf hartem Grunde,
Liegt er da zehntauſend Jahre,
Wie von Schmerz und Reu verwundet,
Achtet nicht der Freundes Reden,
Ganz verſteint in herbem Kummer,

Betrachtung.

Das kleine Haus, es ſteht noch an der Stelle,
Wo ich es ſonſt geſehn vor vielen Jahren,
Seit ich ſo manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieſelben Tritt' und Weg' an ſelber Stelle,
Die kleinſten Dinge, wie ſie eh'mals waren,
Bemüht die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles ſtelle.

So bleibt Beſchränkung gern in tiefem Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die ſtille Welt da zu verweilen.

Den kühnern Geiſt hat immer Ruh vermieden;
Will ſinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

An die Dichterin.

Gern ſlieht der Geiſt vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernſthaſt thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in ſich die heiligſten Gefühle.

Umweht ihn einmal Aether leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen,
Und ſchnell wird jenen Scherz der Ernſt belohnen,
Daß er ſich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünſche, die dich hin zur Dichtkunſt ziehen,
Der frohe Ernſt, in den du da verſankeſt,
Das ſey dein eigen ſtill verborgnes Leben;

Was du gedichtet, um ihr zu entſliehen,
Das muſt du, weil du ihr allein es dankeſt,
Der Welt zum Scheine ſcherzend wiedergeben.

Farbenſinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer dich die Schweſter binden. —

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben drunter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Stimmen der Liebe.

Die Fröhliche.

Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender,
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüßige.
Ach kläng' die meine ſchöner nur und ſingender,
Dann ſollte froh erwiedern jeder müßige,
Die Lieder tanzen wilder ſtets und ſpringender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Fantaſie ſich ſelbſt nicht kann regieren,
Und freie Verſe muß improviſiren.

Schon hör' ich Dichter ſingen voll Gelahrheiten,
Uns warnend, daß der Tugend Roſe flüchtig,
Wie luſt'ge Götter oben in den Klarheiten
Die Element' auch lieben alſo tüchtig.
Sie ſagen Liebe lehr' uns ew'ge Wahrheiten;
Das glauben ſie im Ernſt und reden wichtig;
Wie Pflanzen, Thiere, ja die Stein' nicht minder,
Sich lieben all' und alle kriegen Kinder.

Die klügſten Frauen ſcherzen mit der Liebe;
Selbſt Mädchen fürchten, ſonſt noch unerfahren,
Die Langeweile dieſer ew'gen Triebe.
Wo wir bei kühnem Spott oft fröhlich waren,
Den ſchönen Kreis, der ſonſt nicht ſchön mehr bliebe,
Laßt heilig uns vor jedem Ernſt bewahren.
Was wär's auch, wenn die Luſt, die uns verſammelte,
Gleich jeden wieder in ſich ſelbſt verrammelte?

Man frage nicht, ob's Frauen oder Männer;
Man frage redlich nur, wer iſt wohl witziger?
Ein Scherz hat hier vereint des Scherzes Kenner,
Geſell'ger Streit macht jede Schärfe ſpitziger;
Drum laßt vom Zügel frei der Laune Renner.
Die ſchöne Luſt ſei toller ſtets und hitz'ger;
Das Mädchen ſoll nicht denken an das Weibliche,
Der Mann dafür vergeſſen alles Leibliche.

Entflammen mög' euch Poeſie, die gütige,
Sie ſey euch Wein, und Freiheit unſre Liebe.
So trotzen dem Geſchick wir übermüthige,
Und ſpotten ſeiner ungeſchickten Hiebe.
Die Scherz nicht kennen, ängſten ſich wie wüthige,
Und bleiben dumm, wie ſehr man ſie auch riebe;
Wir aber wollen hoch in Lüften ſchweben,
Zur Luſt von neuem uns durch Luſt erheben.

ſey; die Maler drängten ſich herbey, um ſie zu zeichnen, deren Auge ſie ihren ſchönen Körper ſehen ließ," ſo beſuchte auch er ſie mit ſeinen jungen Freunden, indem er ſagte: „das Unbeſchreibliche könne man ja aus Beſchreibungen nicht kennen lernen 10)." Auch zu unſrer Zeit mögen die Künſtler der ſchönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indeſſen gehört doch die volle Sittenfreyheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verſchiedenem Grundbegriff von dieſem ganzen Verhältniſſe und Stande hervorging, um dieſe Unbefangenheit des weiſen und unſtreitig auch in ſeinen Sitten ſehr ernſten und ſtrengen Sokrates in dieſem Falle nicht unſchicklich oder auch nur erklärbar zu finden; ohne daß man ihn deßfalls eines beſondern Cynismus beſchuldigen oder etwa mit dem Diogenes zuſammenſtellen dürfte, „jenem weiſen Hunde," wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn ſein nacktes Leben ausarbeitete."

So wenig aber von dieſer Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege ſtehen würde, da Sokrates ja ſogar dieſe Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu ſehen nicht für unanſtändig gehalten hat; ſo kann man doch der Meynung durchaus nicht beyſtimmen, daß auch jene vom Plato hochgeprieſene Seherinn Diotima eine Hetäre geweſen.

Wäre aber dieß der Fall, ſo wäre es ſchon ſonderbar, daß der Name der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichniſſen zu finden iſt, und daß Plato von einer Buhlerinn, die ſo unbedeutend war,

---

10) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leuncl.

Wechſelgeſang.

Sie.

Leicht fühl' ich mich, als ſchwebt' ich ſchon von hinnen
Und brächte Dank den Gütigen dort oben,
Wo Freudenſtröme lau im Aether rinnen,
Daß mein Geſchick ſie mir ſo leicht gewoben;
Drum wollen neue Thorheit wir erſinnen. —
Und laß zur Sicherheit noch dir geloben,
Daß ich die Kühnheit nicht zu furchtſam meide,
So frei du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude.

Er.

So frei du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude,
Seh' ich doch auch das Gold im Glaſe blinken;
Und willſt du, daß ich keinen Gott beneide,
Vergiß die ſtrenge Sitt' und laß uns trinken,
Bis wir vom heitern Scherz berauſcht ſind beide.
Die Kunſt iſt leicht, nur folge meinen Winken!
Auch darfſt du nicht von andern Dingen träumen,
Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen.

Sie.

Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen,
Drum darf ich längre Rede nicht erlauben.
Ich ſchwör' es dort bei den azurnen Räumen,
Und was ich ſchwöre, magſt du ſicher glauben:
Ich will verſäumtes länger nicht verſäumen,
Und niemand wird mir dieſen Vorſatz rauben;
Du ſollſt in dieſer Kunſt mich unterrichten.
Bei'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten.

Er.

Beym Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten,
Die mir vor allen immer heilig waren,
Und darf ich nur der Hoffnung Anker lichten,
So werd' ich froh begrüßen die Gefahren,
Im ſüßen Rauſch die ganze Welt vernichten,
Von ird'ſchem Unmuth rein den Muth bewahren,
Und ſeelig nur das eine wünſchen müſſen,
Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen.

Sie.

Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen,
Und thät' es, wenn ich wüßte, was es ſollte.
So treibt an Woge Wog' in wilden Flüſſen,
Als ob die vor'ge jede haſchen wollte,
Wie zwecklos Kuß an Kuß in Lieb' Ergüſſen
Sich reiht, ſeit Langeweil' der Nacht entrollte.
Weißt du, mein Freund, nur dieſe alte Weiſe,
So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe.

Er.

So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe,
Bis wir aus ihm in unſer eignes lenken,
Und dies geſchieht zu Zeiten auch ganz leiſe,
Ein Bild nur iſt, um Sinn darein zu ſenken,
Der Kuß; drum will nach deinem Wunſch ich weiſe,
Zur alten Sitte neuen Geiſt erdenken.
Wird es mich ſchon zu Treu und Leid bethören
Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören.

Sie.

Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören,
Wo Reize locken, kindlich ſie verſuchen,
Des Seelchens Wünſche ſorgſam zu erhören
Im ſchönen Wechſel leichte Freuden ſuchen;
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange matte Einerlei verfluchen.
So werden wir denn frei und freier leben,
Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben.

Er.

Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben,
Und ſeelig zu den ſeel'gen Göttern kommen,
Wird oft noch Freude dir den Buſen heben,
Sind nur der Treue Feſſeln uns entnommen,
Iſt Liebe ewig grün des Lebens Leben;
Und haſt du, was ich ſcherzend bat, vernommen,
So weiß ich ferner keinen Stoff zur Klage,
Als daß zu ſchnell entfliehn des Frühlings Tage.

Lied.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu ferne,
Nur in Tönen mag ſie gerne
Alles was ſie will verſchönen.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach, ſo gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht ſagen,
Wie die Seele ſich bewegt.
Wird ſie jemals ſich beſchränken?
Sich in Luſt und Leid zu ſenken,
Kann ſie nimmer ſich entwöhnen!
Doch was ſoll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen ſagen
Und das Auge nur erkennt,
Leiſe kaum mich ſelbſt befragen.
Wenn ich wandl' auf ſtiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und ſie fühlend denken lernen,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken ſtehn zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns verſagte,
Denke in leiſen Fantaſieen,
Was er nie in Worten ſagte.
Worten iſt es nicht gegeben,
Unſre Seele zu beleben;
Nah' ſich ahnden ſchon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag ſie gerne.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Darf es der Geſang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegoſſen
Leiſe zu der Laute ſagen,
Daß im Wohllaut wir zerfloſſen.
Wenn man den Geſang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht misgönnte,
Würden ſie ſich leicht verſöhnen,
Und die ſchöne Liebe könnte,
Alles, was ſie will, verſchönen.

Parodie.

Sagt' ich Wer und Wo und Wie?
Wenn ich ſie zum Beſten habe,
Gleich vertheilend ſolche Gabe;
Wär' es nicht mehr Ironie.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Pflegen ſie es leicht zu wagen,
Was ſie fühlend doch nicht ſagen,
Wie das Herz ſich auch bewegt.
Wenn es noch ſo leiſe ſchlägt,
Hört es doch die eine Sie,
Die ihm gern das ihre lieh';
Und ſo oder ſo geht's allen.
Wollt' ich durch den Scherz mißfallen,
Sagt' ich Wer und Wo und Wie.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen
Und im dichtbelaubten Hain,
Mit der Liebſten du allein, —
Magſt du's fühlen, doch nicht ſagen.
In ſo wunderſamen Lagen
Iſt ein zu beſcheid'ner Knabe
Selten wie ein weißer Rabe;
Und ſo oft ſie das beſtritten,
Hat es jede noch gelitten,
Wenn ich ſie zum Beſten habe.

Wer es je im Herzen wagte,
Sich den Himmel zu erringen,
Fand oft ſolche ein ſchön Gelingen,
Daß er endlich ſich beklagte.
Wenn ich allzu kühn es ſagte,
Tadelt nicht des Scherzes Gabe,
Nehmt zufrieden, was ich habe.
Liebe ſollte Luſt erwecken,
Jeder gern die Mädchen necken,
Gleich vertheilend ſolche Gabe.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Dürfen doch die Augen fragen,
Was im Grunde nichts will ſagen,
Bleibt es bei ſo leichten Poſſen.
Was man einmal recht genoſſen,
Liebt man immer oder nie,
Bis die ſüße Frucht gedieh.
Wenn es nur bei Scherzen bliebe,
Ohne vollen Ernſt der Liebe,
Gäb' es keine Ironie.

Bildniſſe.

Erſtes.

Der Blume gleich, die ſich zur Sonne wendet,
Erhebt das ſchöne Haupt, ſo ſanft gebogen,
Von ſeidner Locken Heil'genglanz umflogen,
Das Auge, das zum Himmel Strahlen ſendet.

Die edle Naſe, die ſo ſinnreich endet,
Der hohe Mund, der glatten Stirne Bogen,
Der Wange Braun, von Röthe angeflogen,
Sie ſcheinen ganz zur Harmonie vollendet.

Wer ſieht den Wurm an dieſer Blume nagen?
Wer ahndet nahen Tod ſo ſchöner Hülle,
Die Schmerzen, die des Knaben Herz umwinden?

Zerriſſen in der Harmonieen Fülle,
Scheint mitleidsvoll der ſtille Geiſt zu ſagen:
Das ſchönſte muß, erſcheinend euch, verſchwinden.

Zweites.

Die hellen Blitze hätten uns geblendet
Des Auges, das kein Nebel noch betrogen,
Wenn Anmuth ſelbſt den Umriß nicht gezogen,
Und jedes Lächeln um den Mund verſchwendet.

Dem Himmel ſcheint der Mienen Spiel entwendet,
Das, wie Muſik enteilt, auf ſchnellen Wogen,
Dem ird'ſchen Blicke oft zu hart entflogen,
Eh' er dem Scherz die Freude nachgeſendet.

Wer ſieht den Mund nicht leiſe ſpottend fragen?
Wer wähnt, daß er dem Auge ſich verhülle?
Wer möchte dieſer Stirn nicht Kränze winden?

Ob ſich nur Freude kindlich hier enthülle,
Ob zarte Geiſter neckend ſelbſt ſich plagen,
Darauf wird keiner wohl die Antwort finden.

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die ach! ſo gern dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll dir weih'n die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ältre Knoſpen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blühe ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

Drum überraſcht dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein andres bald in Wonne tauchen.

daß kein Anekdotenſammler, kein Litterator von ihr wußte, ſo viel Weſen macht. Vollends unmöglich konnte ſie aber von der Liebe dann ſo reden, und Plato ſie ſo reden laſſen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preiß der Üppigkeit unter den griechiſchen Hetären zuerkannte [11], ſagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß ſie ihre allerverbreitete Gunſt nach dem Gewinn ordnete" [12]. Wenn wir aber auch von dieſem üblen Umſtande hinwegſehen, und uns das ſittliche Verhältniß der Hetären ſo denken, wie es nur immer in den beſſern Ausnahmen am allergünſtigſten geſchildert werden kann; ſo bleibt doch für eine bloß ſinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterſte Stufe Diotimens das höchſte Ziel. Die Schönheit der einzelnen Geſtalten nähmlich iſt, nach der Lehre der Seherinn, die unterſte Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunſt, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in deſſen Genuß das Leben erſt Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt ſich mit der heiligen Begeiſterung, die keine Venus Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künſtler allein ſeine liebſten Günſtlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platoniſchen Sokrates, dem Gotte der Harmonie geweiht; ſie war die Prieſterinn des unſterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich dem Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit dieſem prieſterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, dieſe heilige

---

[11] Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. [12] Anthol. Graec. cur. Jacobs, II, p. 29.

Zweiter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
In Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glüh'n auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glänzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die hohen Augen
Vom Schmerz, der dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſangen,
So glühe, liebe, traur' in dunkler Schöne.

Dritter.

Laß' weiße Roſen dir die Stirn' umkränzen,
Zum ſchönen Zeichen, daß die Freund' erfreue
Wie in dem milden Herzen reine Treue
Nie Farbe wechſelt vor der Täuſchung Glänzen.

So ſchwebe heiter mit in unſern Tänzen,
Daß ſich an deiner, unſre Freud' erneue,
Erhalte du ſie rein und fern von Reue,
Bis Engel dich mit hellern Roſen kränzen.

Denn wie der weiße Schmuck der Seele Zeichen,
Die gern das Wort verhüllt in ſtillen Bildern,
Von treuer Lieb' und Unſchuld nie zu weichen;

So ſoll, daß wir ungläubig nicht verwildern,
Uns deine Treue, was wir nie erreichen,
Das Urbild aller Treu' im Abglanz ſchildern.

Vierter.

Wen hat dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und froher hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heitrer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt andre gern mit leichten Blicken reizen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Der Verlaſſene.

„Roſen, ſüße Marianna,
Marianna, ſüße Roſen
Reicht dir hold dein holdes Kindlein,
Treu zu ſchmücken deinen Frohen.
Grün verhüllt noch Knoſpe dieſe,
Andre prangen freudig offen.
Eine, eine nur gewelket,
Unter dieſen vielen Roſen!“ —
„Dieſe eine, ſprach Maria,
Dieſe eine magſt du loben;
Wenn die rothe Hülle bleichet,
Athmet frei die Liebe oben.“ —
Als nun heil'ge Luft gehauchet,
Ward die Seele fortgezogen;
Ihre und der ſeinen Seele,
Und das Kindlein glänzt noch holder,
Friſch im Arm der bleichen Mutter,
Die es ſchlummernd angeſogen.
Weh, daß ſie entflohen!
Und den Jüngling traf es heimlich,
Daß der Frühling ihn betrogen.
Leiſe ſprach der hohe Jüngling:
„Schöne Augen ſind verloſchen,
Doch der Himmel glänzt nur heller.
Roſenſchein hat ſich ergoſſen;
Könnte den dein Händchen greifen,

Dürft' ich nicht mehr irre folgen,
Keine Stunde darf ich zaudern;
Lächle Mädchen mir gewogen!
Marianna, unſre Mutter
Marianna, meine Roſe
Leuchtet roth am blauen Himmel,
Wo die tiefen Augen locken,
Bis ich in Azur zerfloſſen.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Doch das Kindlein lachte fröhlich,
Schlug die blauen Augen offen,
Daß die Mutter wieder käme,
Mocht' es wohl im Stillen hoffen;
Drum ſo mocht' es fröhlich lachen,
Seinen lieben Vater koſen,
Haſchte nach den bunten Lüften,
Denn die Welt erſchien ihm golden.
„Deine Züge ſind wie ihre,
Die ich nie mehr ſehen ſollte;
Deine Augen ſind gleich ihren,
Als ob trinken ſie mich wollten,
Und du lächelſt wie Maria,
Die im Lächeln mir entflohen.
Weil Maria mich verlaſſen,
Weiß ich nichts mehr von der Tochter.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Irrend eilt' und irrt' er weiter,
Wollte gern den Geiſt ermorden,
Träumte kindiſch tief und tiefer,
Und vergaß, daß ſie geſtorben.
Leiſe weint' er in die Laute,
Bis zum Hauche er geworden;

Glänzend ſchimmert noch die Thräne,
Wie im Blau der Himmelsbogen.
Glänzend blühet auch das Kind,
Wie im Licht die rothe Roſe.
Nach dem heiter blauen Lande
Wo die ſüße Mutter wohnet,
Wandte ſie die jungen Blicke,
Wie die Blume nach der Sonne,
Und man hieß ſie Cöleſtine,
Weil ſo himmliſch blüht die Knoſpe,
Wie die junge Mutter blühte,
In der Liebesluſt Aurora.
Weh, daß ſie entflohen!

Die Freudige.

Die Träume verſchwinden, Aurora erſcheint.
Es lebte und ſtrebte verſchloſſen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte dich, ewigen Freund.
Zu dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens dich immer gemeint.

Nun darf ich der Freude Muſik nicht entfliehen;
Es ſind ja die Schmerzen in Wohllaut verſchwunden.
Kühn heb' ich die Stirne von Kränzen umwunden,
Zu ſingen mit dir der Luſt Harmonieen.
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht;
Wo du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich ſchaue vom Felſen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich ſie nie zuvor noch geſehen,
Die Waſſer, die Bäume ſo Kühlung uns wehen
Das freudige Spiel der jungen Naturen;
An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren,
Ich kann es nicht ſagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

Wie dürſtet mich ach! nach den himmliſchen Quellen,
Das Dunkel iſt klar, und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich ſehe der Liebe das Leben entquellen,
Ich kann nicht entſteigen den lieblichen Wellen,
So dringen zur Seele die ſüßeſten Gluthen;
Die Erde begrüßt mich, in Frühlinges Fluthen,
Ich fühle die Sehnſucht den Buſen mir ſchwellen.

Erſcheinung.

Einſam blieb die Mutter auf der Erde,
Einſam geht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen
Lebt ſie ſchweigend und will ſchweigend enden.
Denn nur einmal weinte ſie von Herzen,
Als ſie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer ſie geblendet.
Ihren Knaben ſah ſie lächelnd ſchweben,
Andre Kinder ſchwebten um ihn ferne.
Tändelnd ſaß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir ſpielen!
O wie bunt ſind die Kinder,
Die mit mir fliegen:

Sie ſcheinen mich zu hüten,
Und geben ſüßes.
Ich ſehe, daß ich glänze,
Und habe Flügel.

Mit den Worten war der Schein verſchwunden,
In dem Glanz vergaß ſich ſelbſt die Mutter,
Doch der Schrecken faßte ſie im Dunkel,
Daß ſie wohl auf ewig hingeſunken,

Wenn nicht neues Licht der Nacht entſprungen.
Ernſthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittet aus der Ferne nimmer ruhend,
Klagend fließt Geſang vom ſüßen Munde.

Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Roſen;
Ich frage nach der Mutter,
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war ſo gern auf Erden
Und liebte recht die Sonne.
Nun bin ich leiſer Schatten,
Sie werfen mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen.
Ich bin noch kindiſch blöde;
Was ſoll ich ſchon am Throne?

Du haſt mich auch verlaſſen,
Sonſt wärſt du ſchon gekommen.
O komm' zu deinem Kinde,
Das ungern dir entflohen!

Als das ſüße Mädchen ſang die Klagen,
War's als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöſt in Thränen mich zu baden,
Die nun ewig einſam und verlaſſen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

Kunſt Apollo's übte keine Sklavinn! Man wird viele Beyſpiele finden, daß Seher herumreiſende Fremdlinge wären, aber keines, daß ſie Sklaven geweſen. Nichts widerſpricht den griechiſchen Sitten ſo ſehr. Die kleinſte heilige Handlung war bey den Griechen öffentlich und bürgerlich, und ſchon ein gottesdienſtliches Feſt war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Feſten der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeſchloſſen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tauſend ſolcher Mädchen von auserleſener Schönheit den Tempel der Venus ſchmückten 13), nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Feſt gefeyert ward, die Hetären Theil an demſelben nahmen 14); die aber dennoch von den Bürgerinnen abgeſondert geweſen zu ſeyn ſcheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodiſia hatten 15). Überhaupt vergißt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären faſt nie Freye waren. Die Mädchen wenigſtens, welche Solon kaufte, oder deren eine beſtimmte Anzahl der Göttinn zu weihen, korinthiſche Bürger nicht ſelten das Gelübde thaten 16), waren doch nicht frey? Zu Athen verlor jede freye Perſon, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben geſtraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Feſten der Bürgerinnen Theil zu neh-

---

13) Strab. libr. VIII., p. 580. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol. 14) Athen. libr. XIII., p. 573. fin. 15) Athen. ibid. p. 574. 16) Wie jener Xenophon, an deſſen der Göttinn gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Geſang dichtete, von dem noch ein Bruchſtück vorhanden iſt. Athen. p. 574.

Anſichten.

Die Fröhliche.

Wie friſch von Regen mit erneuter Blüthe,
Die grünen Kinder blühen im Geſilde,
So ſpielt im heitern Licht die inn're Güte,
Wenn ſüßer Rede Thau uns wehet milde,
Im bunten Glanze froh ein leicht Gemüthe,
Zum Scherze dichtet flüchtige Gebilde,
Wo Leichtſinn oft den leichten Sinn verſchönet,
Der Witz ſich zierlich ſelbſt zum Schein verhöhnet.

Die Trauernde.

Im Dunkel wohnt die hohe Gluth verſchloſſen,
Und tiefer gräbt das Herz ſich ſelbſt die Wunde,
Das gern in Thränen wohl ſein Blut vergoſſen,
So lang' es einſam weint, den Freund nicht funde.
Leid wird zur Freude unter Leidgenoſſen,
Wo man im Schmerz vernimmt der Gottheit Kunde.
Und trifft das Wort die Tiefe unſ'rer Trauer,
Die Wahrheit uns ergreift mit leiſem Schauer.

Die Glückliche.

Der Sommer glüht im Purpur der Granaten,
Und auch die kleinſten Blümchen ſchimmern golden,
Und wenn der Abend weht in grünen Saaten,
Wird alles ſanft der gleiche Schein vergolden;
So kann auch einen Sinn nur fühlend rathen,
Die Seele in des Freundes Wort, dem holden.
Ein Sinn, der, wie die Worte ſchweben, bliebe:
Was ihr klagt oder ſcherzt, es iſt nur Liebe.

Klage der Mutter.

Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen
Seit mir die Welt verſchwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;
Von wo aus freudig ſtrömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zuſammen.

Zurückgetreten ſind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundin lindern,
Erregt ihr ſanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmal ſtrömen frei in's Freie,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09697/021

Das Kind an die Mutter.

Ich komme, dich zu bitten,
Du liebe Liebe,
O laß' dich grün umkränzen
Von deinem Kinde.

Weg mit dem dunklen Schleier;
Dann biſt du ſchöner,
Und ſchau' die ſüßen Blüthen,
Wie glänzt es fröhlich!

Die Sonne ſcheint ja Mutter!
Du kannſt mir glauben,
Und willſt du dich nicht kränzen,
So werd' ich traurig.

Sind deine Augen heiter,
So lacht das Grüne;
Sind deine Augen dunkel,
So ſtirbt die Blüthe.

Die Unzufriedene.

Es merket kaum die Leiden
Das leicht erfreute Auge;
Und ob auch Fremde horchen,
Mußt du dich ſtets im Dunkel einſam glauben.

Sie eilen ſchnell und weiter
Bewußtlos hin im Raube,
Mit leichtem Muth ſich täuſchend,
Zum Todesſchlummer kaum geweckt vom Traume.

Und kehr' ich zu den Beſten,
So muß ich tiefer trauern,
Wenn Edles ſo verdorben,
Als ob der Menſch nur zum Gemeinſten tauge.

Die Sorge zu zerſtreuen,
Muß man wohl Schmerzen kaufen;
Dem Leichtſinn es ergebend,
Das volle Herz durch leeren Schein berauſchend.

O Leben, leeres Leben!
So lange du auch daueſt,
Muß der im Zweifel kreiſen,
Den du umſchloſſen hältſt in engen Mauern.

Die Heitre.

Rede heiter, denke milde,
Schwebe ſtill im ſanften Gleiſe,
Blühend nach der Blumen Weiſe;
Wie ſie duften im Gefilde.
Lebe linde, liebe leiſe.

Die Eitle.

Reizte Schönheit keinem eigen,
Wär' das Leben
Reizend ſchön, ein lieblich Streben.

Gebend raubt den ſchönen Schein
Dem, der eh' ſie gab, ſich ſehnte,
Die ihm hingegeben wähnte,
Sein zu werden ſey ihr Seyn.
Keiner darf der Eine ſeyn:
So kann ſchweben
Reizend ſchön der Liebe Streben.

Das Mädchen.

Wenn mich einſam Lüfte fächeln,
Muß ich lächeln,
Wie ich kindiſch tändelnd koſe
Mit der Roſe.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht' ich ſcherzen;
Könnt' ich, was ich ahnde, ſagen,
Würd' ich klagen,
Und euch bange hoffend fragen:
'Was verkünden meine Looſe?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Roſe,
Muß ich lächelnd dennoch klagen.

Bekenntniſſe.

Der Heitre.

Mädchen, Mädchen, laß dir ſagen,
Wenn der Mund im Lächeln ſchwebt,
Wangen röther ſie verklagen,
Buſen ſich neugierig hebt,
Will das Mädchen Liebe wagen.
Einen Wunſch nur kann ich geben:
Fühl' die Freuden immer neu;
Einen Rath, ihm nachzuſtreben:
Flieh' den Ernſt und glaube treu,
Scherz der Lieb' iſt ſchönſtes Leben.

Götter ſcherzen mit der Welt,
Männer müſſen handeln, ſiegen,
Fallen, wie das Schickſal fällt,
Keiner mag es überfliegen,
Wär' er auch der kühnſte Held.
Schönheit darf zum Himmel ſchweben,
Frauen haben Götterrecht,
Leichtes Freudeſpiel zu weben,
Ernſte Müh' geziemt dem Knechte;
Scherzend liebt, die frei will leben.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09679/003

Andre Scherze welken bald
Ohne Lieb'erwiederung.
Laſſen einſam uns und kalt.
Liebe, ewig, leicht und jung,
Fühlt ſich trübe nie, noch alt.
Holde Luſt geheimen Gebens,
Deine Roſen, ſüße Scham!
Bindet ſie zum Kranz des Strebens;
Selbſt ihr Gram iſt milder Gram,
Scherz der Lieb' iſt Ziel des Lebens.

Der Glühende.

Lockend ſchwillt der Mund der Roſen,
Oeffnet dir des Duftes Fülle;
Willſt du ſüß begeiſtert koſen.
Sticht ein Dorn aus Blumenhülle,
Spottet noch, wenn Schmerzen toſen.
Dürft' ich ſagen, wie ich liebe,
Ungeſtört im leiſen Bunde,
Aus dich athmen, Gluth der Triebe,
Klagt' ich nicht mehr: Roſamunde,
Wilde Scherze ſcherzt die Liebe.

Heißer fühl' ich ſtets die Wunden,
Flöhe gern den Blitz der Augen,
Kann zerriſſen nie geſunden,
Bis ich Mund an Mund darf ſaugen,
Süßen Tod von Roſamunden.
Wenn ſie ferne mich vertriebe,
Seufzt' ich ferne nach der Frucht,
Die mir ewig Blume bliebe.
Fliehend hindert mich die Flucht,
Wild und wilder ſcherzt die Liebe.

Anmuth will den Muth mir rauben,
Will in Unmuth mich verſenken,
Meiner Wehmuth nichts erlauben!
Neuen Traum will Treu' erdenken,
Aber Reue ſcheut zu glauben.
Wenn mein Herz, von Leid nun trübe,
Ihr entſagt' und nichts mehr ſagte,
Und im Mißverſtändniß bliebe,
Würdet ihr gerührt euch fragen;
Scherzt ſo wilden Scherz die Liebe?

Der Beſonnene.

Vor des Lebens Doppelwege,
Tritt der Ernſt zum Jüngling hin,
Zeigt dem Muth'gen enge Stege,
Oder Scherz berauſcht den Sinn,
Daß nun Luſt zur Luſt ihn rege.
Glücklich aber, wer die beiden
Kühn beſiegend ſchlau verbunden!
Kein Verhältniß darf er meiden,
Hat des Räthſels Sinn gefunden:
Ernſte Freud' und Scherz mit Leiden.

Milde lächeln, milde ſchonen,
Sah ich die Geliebte ſo;
Will ſie ſcherzend Treue lohnen,
Wird das Herz mir ſchmerzlich froh,
Wähnt' in ihrem noch zu wohnen.
Keinen Scharfſinn darf ich neiden,
Seit mein Sinn ſich ihr verband,
Und ſo innig als beſcheiden,
Sie des Leichtſinns Tiefen fand;
Ernſt in Freud' und Scherz mit Leiden.

Der Unbefriedigte.

Glaubend einſt, ſie lieb' im Ernſt,
Ward ich ſtolzer ſchon und ſagte:
„Glück, wenn du dich je entfernſt" —
Als ſie unterbrechend fragte:
„Ob du Scherz verſtehen lernſt?"
Was bezaubert nur mein Herz?
Wie ſie lieblich lieblos handelt.
Was erregt mir regen Schmerz?
Daß ſie wankend ſtets verwandelt,
Scherz in Ernſt, und Ernſt in Scherz.

Der Unglückliche.

Herz, was frommte deine Treue?
Stille Reue.
Geiſt, mein Geiſt! wohin verloren?
In tiefen Thoren.
Magſt du keinen mehr beneiden?
Leer ſind Freuden.
Freude alſo will ich meiden,
Wie ſie ſchön und ſchöner glänze.
Leicht zerreißen zarte Kränze,
Schwere Ketten ſind dann Leiden.

Was muß innig dich betrüben?
Wie ſie lieben.
Tröſten dich nicht güt'ge Freunde?
Beſſer Feinde.
Hoffſt du nichts vom künft'gen Tage?
Neue Plage.
Ewig alſo ich entſage,
Lieb' und ſüße Freundſchaft dir!
Freuden werden Leiden mir.
Täuſchung flieh', willkommen Klage.

Der Zürnende.

Wenn leiſer Reiz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als deine ſchöne Flamme, heil'ger Zorn.
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehegt,
Die höchſten Roſen blüh'n am ſcharfem Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluthen.

Es drängt der Muth Gefühl oft an Gefühl,
Die inn're Liebe ſtockt im Uebermaas,
Der Himmel ſcheint dir ſchwer, der Aether ſchwül;
Wenn endlich dann entbraunt der Muth genas,
So haucht die Welt dir wieder grün und kühl,
Du regſt dich leicht im neuen Ebenmaaß,
Wie ſich nach rothem Blitz und ſchwarzem Regen
Die bunten Erdenweſen friſch bewegen.

In Lieb' und Zorn blüht alles Lebens Kraft.
Drum trenne frevelnd nie den hohen Bund,
Der ewig neu die Welt verjüngend ſchafft,
Und macht des Menſchen heilig Weſen kund.
Wer neu dem ſüßen Tode ſich entrafft,
Dem ſprüht die Flamme leicht vom ſeel'gen Mund,
Und leicht kann Schönheit, ſchnell verletzt, entbrennen.
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel erkennen.

Wahnſinn.

Bittre Schmerzen reißen wild.
Herz ſey mild!
Denn du magſt es doch nicht ſagen;
Nimmer half ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen dir dein Bild.
Tod nur Freude,
Nähme nur die Erd' uns beide.
Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.

Laute, dieſen Mislaut ſprich,
Und dann brich,
Eh' ich ganz in Haß verſunken,
Wahnſinn rede Todestrunken,
Weil die Einz'ge von mir wich.
Gebt mir Blut,
Daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's that,
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth.

Abſchied des ſterbenden Sängers.

Jn Liebe lebend ſtreb' und bilde Werke,
Verklär' im Farbenglanz geliebte Leiden,
Und mahl' in Liedern, die kein Licht beneiden,
Des Feuers Schönheit, das dich ewig ſtärke.

Nun wiſſe, daß ich mich verſchwinden merke.
Die Liebe will, ich ſoll vom Leben ſcheiden,
Der Freude Heimath mußt' ich lange meiden,
Berauſchend raubt Muſik die letzte Stärke.

Mein einzig Leben war, den Tod verſchönen.
Der Andern tiefgefühlte Noth beweinen,
War ſterbend Luſt dem troſtberaubten Herzen.

Und weint dein Geiſt bei den zerriſſ'nen Tönen,
So werd' ich ſelber dir alsbald erſcheinen
Mit leiſer Stimme in den wilden Schmerzen.

Klaggeſang am Grabe eines Jünglings.

Erſte Stimme.

Jaſmin und Lilien, Veilchen, junge Roſen,
Der liebſten Blumen Fülle will ich bringen,
Durch ſie dem ſchönen Schatten liebzukoſen;
Und kann noch Freude, Jüngling, zu dir dringen,
Daß neu am kühlen Ort dein Herz erwarme,
So muß es, Freudenreiche, mir gelingen.
Dein blaſſer Geiſt ſchon frei vom alten Harme,
Er wird zur Erde wiederkehren wollen,
Wenn ich ihm freundlich öffne dieſe Arme.

Zweite Stimme.

Ich weiß nicht, was des Frühlings Kinder ſollen,
Seit mir verwelkte aller Blüthen Blume,
Kann ich nur Schmerzen dieſer Urne zollen.
Fließt Thränen, Seufzer athmet ihm zum Ruhme!
Was Worte nimmer ſagten, fühl' verſunken
Du ſtille Klag' im innern Heiligthume.
Es glimmen in der Aſche ew'ge Funken;
Neu werd' in deinem neuen Glanz ich leuchten,
Wink' nur, und alle Bande ſind entſunken!

men; und wir können von dieſer Seite der atheniſchen Geſetzgebung keinen Vorwurf machen, daß ſie nicht hinreichend ſtrenge geweſen.

Diotima iſt alſo keine Hetäre. Entweder ſteht ſie unerklärlich und einzeln in der griechiſchen Geſchichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meynung, noch außer den Hetären, eine andre Klaſſe von griechiſchen Frauen, in welcher jene Geiſtesbildung möglich war, welche ihr Geſpräch vorausſetzt; und es iſt das Vorurtheil ungegründet, als ob bey den Griechen von dem weiblichen Geſchlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geiſtesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein ſpäter aber nicht unbeleſener Schriftſteller, in ſeinem Commentare zu der Republik des Plato, über deſſen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, ſagt er; der Satz, daß die Vollkommenheit und Beſtimmung beyder Geſchlechter nur eine und dieſelbe ſey, habe den Platoniſchen Sokrates bewogen, für beyde Geſchlechter die gleiche Erziehung zu beſtimmen; die Veranlaſſung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er ſich auf das Leben der Pythagoriſchen Frauen, und nennt unter denſelben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]. Aber durch dieſe Erklärung iſt unſre Frage, ſcheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten vom Pythagoras und ſeinem geheimen Bunde ſind zwar zahlreich, aber eben ſo unſicher als unbeſtimmt. So ſind auch die Nachrichten von

---

[17] Proclus in Polit. Platonis, p. 420., lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol.

Erſte Stimme.

Ach, wenn dich ſüße Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundin Wange feuchten.

Zweite Stimme.

Ach wollteſt du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Das Mädchen ſchweben froh in leichten Tänzen.

Erſte Stimme.

Geheimnißvoll und lockend, wie von drüben,
Erklang des Jünglings Stimm' in deine Seele,
Zur ewigen Muſik ſie vorzuüben.

Zweite Stimme.

Verſchwunden iſt das Lied der ſüßen Kehle.
Die Laute muß es einſam tief beklagen,
Wie ſchnell ihn raubten des Geſchicks Befehle.

Erſte Stimme.

Auch mir erſchien geliebt in heitern Tagen
Des wunderbaren Sängers zarte Blüthe,
Nun daß ſie welkte, muß ich ewig klagen.

Zweite Stimme.

Nein, angerührt von deiner frohen Güte,
Heilt jeder Schmerz, es keimet ſchönes Leben;
Drum lebt der Schatten noch dir im Gemüthe.

Erſte Stimme.

Bald welkt im Schatten jedes freud'ge Streben.
So fielen, Arme! uns die dunkeln Looſe;
Das Schön' iſt jedem Hauche hingegeben.
Die Freude ſtirbt, indem ich mit ihr koſe;
Der Schmerzen Stachel wollt' ich gern nicht achten,
Sänk' nur nicht allzu ſchnell der Schönheit Roſe.
Umſonſt, daß wir nach ew'gem Frühling trachten!
Wir ſelbſt entblättern, es verweht der Glauben,
Giebt denen dennoch Recht, die ihn verlachten!
Scheu iſt die Liebe, will ſich nicht erlauben,
Was reizend ihr erſcheint, nur um zu fliehen,
Dem Augenblicke kühn und ſchnell zu rauben.

Zweite Stimme.

Die Welt giebt nur zurück, was ihr geliehen.
Aus eigner Tiefe muß ſich Nahrung ſaugen
Die Seele, kann ſich ſelber nicht entfliehen;
Und wandte einmal ſie auf ſich die Augen,
So will ſie ewig ſich in ſich verzehren,
Und nie zu keiner flücht'gen Freude taugen.
Geſänge klagend wird den Schmerz ſie mehren,
Bis alle Kräft' in ew'gen Schlummer ſinken,
Dann muß ſie auch die Freud' am Schmerz entbehren.
Verſtummend darf ſie keinem Freund mehr winken,
Und muß, von irdiſcher Muſik geſchieden,
Im Dunkel unſichtbare Thränen trinken.

Erſte Stimme.

Fahr' wohl, und lächle dieſen Blumen Frieden!
Noch blühen ſie, bald werden ſie dir gleichen.
Warum haſt du der Freude Ruf vermieden?

Zweite Stimme.

Vergebens hofft' ich ein erwiedernd Zeichen.
Bald wird Geräuſch der Freude um mich ſummen,
Mir aber tief in's Herz die Klage ſchleichen,
Und weil die deine ſtumm, auch ſie verſtummen.

Gedichte.

Zweites Buch.

(Alarcos. Roland.)

Zweite

Alarcos.

Ein Trauerſpiel in zwei Aufzügen.

Perſonen.

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvaro.
Octavio. } Herren vom Hofe.
Ricardo.
Dagobert, im Dienſte des Grafen.

Die Infantin Soliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlin des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfin.
Eine Wärterin.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa, Don Alvaro, in Jagdkleidern, Laura; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung. Jagdmuſik.

Soliſa.
So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der inn're Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie nun der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!
Alvaro.
Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —
Entfernt euch, Freunde! Die erhabne Fürſtin
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh' bedürfen.
(Die Begleitung entfernt ſich.)
Soliſa.
Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahndend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen, wie ich traure:
Drum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegeriſch erklangen dieſe Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreu'n, ſo wagt' ich dir zu ſingen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Soliſa.

So gieb die Laute mir, dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm ſie hin o Herrin! — Es verſchöne
Mit leichtem Zauberſchlag der Roſenfinger
Die Alabaſterhand des Liedes Töne.

(Sie ſingt.)

Traurig ſtunde da der Ritter,
Traurig und von Freuden ferne,
Und gedacht' in ſeinem Sinne
Das, was innig er begehrte.
Thränen floſſen aus den Augen,
Und die Lippe kam zu reden:
O wo biſt du, all mein Leben?
O wo biſt du, meine Herrin? —
Ja ich liebte eine Dame,
Liebte ſie um hohe Ehre;
Doch mein bitter Unglück wollte,
Daß ich ſie nun muß entbehren.
Auf die Berge will ich ſteigen,
Daß mich niemand wiederſehe;
Auf dem höchſten der Gebirge
Will ich führen nun mein Leben.

Soliſa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß einer ſolches Leid um Liebe trüge;
Der heiße Ernſt iſt aus der Welt verſchwunden
Die ſchöne Dichtung ward zur eitlen Lüge,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege dann zu meinen Füßen,

Du täuſchende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünſche anvertraute!
(Sie zerbricht die Laute.)
Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten,
Zerreiſſen ganz die ſchon zerriſſ'ne Seele;
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Soliſa.

Nein, keinen Troſt iſt's möglich zu erdenken,
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,
Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einz'gen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine.
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.
Ich kann mich oft der Thränen nicht erwehren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtin, ſah ich ſo dich heute
Im kühnſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein dir, dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Mußt du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.

dieſen Pythagoriſchen Frauen, über welche der attiſche Philochorus geſchrieben hatte, theils ſehr unbeſtimmt, theils haben ſie nur ſpäte Gewährsmänner. Anerkannt aber iſt es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, ſondern auch Frauen ſehr berühmt wurden, deren Jamblichus ſiebzehn nennt 18). Seiner Tochter Damo ſoll Pythagoras ſeine Schriften hinterlaſſen haben. „Der Leidenſchaft, welche ihn an die Theano" — eine Philoſophinn, der man auch Gedichte zuſchrieb 19) — „feſſelte," erwähnt der Dichter Hermeſianax in der merkwürdigen Elegie 20), deren hiſtoriſcher Theil jedoch nicht ohne dichteriſche Freyheit oder Nachläſſigkeiten iſt. Einigen dieſer Pythagoriſchen Frauen wurden in ſehr ſpäten Zeiten wiſſenſchaftliche Werke untergeſchoben, aus denen ſich Bruchſtücke beym Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philoſophiſche Sittenſprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinſtimmend, entweder ausdrücklich beſtätigen, oder ſtillſchweigend vorausſetzen, hat einen ſehr glaubwürdigen und einſichtsvollen Zeugen für ſich, den Dikäarchus 21); daß nähmlich Pythagoras auch eine Geſellſchaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, ſondern auch Frauen ſeine Schüler waren. Er unterrichtete bey ſeiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber 22). Sie genoſſen al-

---

18) Cap. ult. 19) Clem. Alex. Strom. I. p. 133. 20) Athen. XIII., p. 599, A. 21) Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. 22) Jambl. cap. XI.

Den Bildern der Erinnerung mag's gelingen,
Daß ſie dir neue Hoffnung noch gewönnen.

Soliſa.

So laß' die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.
(Laura bringt ihr ein Käſtchen.)
Nun komm' Alarcos, ſieh die ſtolze Fürſtin,
An dieſem Schauſpiel mag dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaſſ'ne,
Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Des Mannes, deſſen Herz für ſie einſt flammte.
(Sie nimmt das Bildniß heraus und betrachtet es.)
Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Alarcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne? —
O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume;
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſeh'n von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,
Er ſey der erſte Mann im Ritterthume?
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Namen nennen.
Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt' ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken —
O wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,

Den lockt es ewig nur, auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;
Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.
Nur die iſt Königinn, die ſeine Liebe
Anbetend ſich zur Herrin auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg geböte,
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

(Sie giebt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt.)

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?
Und wär's nicht recht, die Ehe zu vernichten
Den Grafen zu befreien von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſtzuhalten.

Alvaro.

Wie magſt du jene Thorheit Ehe nennen,
Die niemals ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort dir nicht gegeben,
Dein Wille löſte wohl noch feſt're Bande!
Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,
Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freimüthig wagen.

Nicht länger mehr verſchweigend was ich denke,
Dich ſelber bei dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtin, dieſes Zaudern, dieſes Zögern —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Plane.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König deinem Vater.
O ſag' was hält dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles, was geſchehen, frei zu ſagen?

Soliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe.
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dießmal nun zu ſeinen ſtimmten,
So daß er ungeduldig dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſteh'n gegeben,
Du ſollſt dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie dir Alarcos einſt die Eh' gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Soliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfin leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freilich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dieß nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemals dieß Geſchlechte.

Soliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſey der Gräfin Bruder, Don Garcia
Mit eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Al-

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,
Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl misfallen mußte.

Soliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblend'te Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhoben,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweiſle, daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweiſle an des Himmels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.
Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,
Und mich den treuſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Soliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden;
Ich will mich deiner Führung überlaſſen.

(Alvaro geht ab.)

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſt ihn zu durchdringen!
O laß es mir gelingen,
Die ſeel'gen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es doch betheuern bei der Treue,

Die ich mit bittrer Reue oft beweinet;
Ich will mit dir vereinet alles dulden,
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
In grauſem Blute will ich kühn mich baden
Wirſt du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweite Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricardo. Octavio.

Ricardo.

Habt ihr den König heute ſchon geſprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner iſt vor ihn gekommen.
Er will allein ſeyn, ſcheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beſchworen,
Daß die Infantin jezt ihn ſprechen wolle,
Ein feierlich Gehör bei ihm gefodert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen.

Ricardo.

Da kommt er. — Seht wie blickt er ernſt und zornig!
So laßt uns geh'n, eh' er uns wahrgenommen.

(Sie entfernen ſich, indem der König hereintritt.)

Der König.

Wie große Burgen laſten auf dem Boden,
Der ſich dem ſchweren Drucke nie entzogen:
So auf des Herrſchers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebote.

Die jener dieſem auflegt zu befolgen.
Es müſſen alle ſeufzend doch gehorchen,
Sich ſchweigend beugen dem gewalt'gen Joche,
Vom König alles leiden Niedr' und Hohe.
O daß mein Haus nur ſo den Wünſchen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einz'ge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Dieſe Sorge
Iſt mir ein ſcharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvaro, (der hereintritt.)

Erlaubſt du, Herr, daß die Infantin jetzt dir naht?

Der König.

Sie komme, wie ich dir erlaubt' und anbefahl.

(Alvaro führt die Infantin herein. Sie läßt ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.)

Solisa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath.
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach;
Des feſten Sinnes, daß ich aufſteh'n will erſt dann,
Wenn, was ich bitte, du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag' ich, daß du wieder aufſteh'n kühnlich darfſt,
Wenn was du bitteſt irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand.

Solisa.

Nun Herz! ſey ſtandhaft, waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heft'gen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Schaam. —
Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz —

O hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt! —
Ich will's bekennen, es gefällt mir nicht mein Stand,
Wo ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um deine Hand,
Von denen mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang;
Doch keinem gabſt du jemals das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich die Sorg' um dich vergaß,
Gedacht ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt du jemals noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Soliſa.

O nein, kein Fremder werde jemals mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwan eine Krone ward?
Es ſey der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für dich nicht ſolchen Mann,
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſey von dir verbannt,
Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt:
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Würdigſten verſammeln und der hohe Dank
Sey dein Beſitz, du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Soliſa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſcheh'n, und der mich liebte, meine Seele traf,

Mir bald die Freiheit raubte, Graf Alarcos war's.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfin nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſt's möglich, hab' ich deine Worte recht gefaßt?

Soliſa.

Ich habe alles, was du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt du betheuernd ſchwören, daß dies alles wahr?

Soliſa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt du Großes mir geſagt. —
Zum zweitenmal nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach' und That.
Das erſtgegeb'ne Wort ſoll halten dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.
Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergehen, ſich erkühnen ſolcher That?

(Der König und die Infantin gehn von verſchiedenen Seiten ab.)

Alvaro.

Der gröſte Schritt iſt endlich nun geſchehen,
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Alarcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantin mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborgnen herrſchen,
Und beſſres bringen noch die künft'gen Stunden.
O wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!
So nahe nun dem lang' erſehnten Ziele
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.

Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nutzen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Plane ſtören könnte;
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben.

Dritte Scene.

Ein andres Zimmer im Schloſſe.

Ricardo. Octavio. Alarcos.

Ricardo.
So wollt ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.
Ich denke, leichter Wechſel bringt uns Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einz'ge ewig ſich erkohren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.
Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeyd der Dinge Meiſter, kennt die Liebe. —
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſt's möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.
O wollt ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt eurem jeder Zweifel bald entſchwunden;
Und wer bezweifelt's, der ſein Glück gefunden?

Wer einmal liebte, der kann nie vergeſſen.
Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,
Am erſten heiſſen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen,
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bei dem Theuerſten beſchwören.

Der König,

(der während der letzten Worte hereingetreten iſt.)

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen,
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte:
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen,
Ich will auf deine Tugend Felſen bauen;
Du ſollſt der erſte ſeyn in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich wicht'ges dir vertrauen.

(Ricardo und Octavio entfernen ſich.)

Du ſiehſt, wie ich als Vater deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich dir zürnen ſollte,
Die Schrecken meiner Macht dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling dich zu ehren.

Alarcos.

Wie möcht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt du Kühner noch verwegen fragen?
Haſt du vergeſſen, was du der Infantin

ſo eine höhere Bildung, als ſonſt griechiſche Frauen, ja ſogar eine wiſſenſchaftliche. Daraus ſcheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten ſtillſchweigend vorausſetzen, daß ſie vom Umgange mit Männern nicht ausgeſchloſſen waren. Alſo ſchon Ein Beyſpiel gegen die gewöhnliche Meynung! Über ihre öffentlichen Verhältniſſe, und ihre häusliche Lebensart, haben wir ſo wenig wie über die Geſetzgebung des Pythagoras überhaupt, beſtimmte Nachrichten. Waren ſie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, ſondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechiſchen Frauen verſchieden?

Es ſpringt in die Augen, daß dieſer, wenn gleich unbeſtimmte, Begriff mit unſrer Diotima ſehr gut übereinſtimmt. Er erklärt ihre wiſſenſchaftliche Bildung, ihren philoſophiſchen Geiſt. Das Amt der Seherinn, ihre Sprache, die ſich zwar ganz in die reinſten Ideen auflöſen läßt, aber doch nicht ohne einige Ähnlichkeit mit der Sprache der Myſterien iſt, verträgt ſich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato ſeyn mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagoriſche Frauen ſelbſt in Griechenland geben mochte, findet ſich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoraer, die auf der attiſchen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagoriziſen von Kratinus an, ohne jedoch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeſchylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Namens geſchrieben habe; und eine Komödie mit derſelben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh' du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantin ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt du dich ſelbſt vergeſſend,
Nur eben jetzo deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Uebermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit,
Denn fern war die Infantin meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bei dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt du, was du heftig liebteſt?

Alarcos.

Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie dürften deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.

Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.
Dein tapfer Schwerdt, dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde;
Was fehlt dir, als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſeyn, ſo du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.

Wie ſollt' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eig'ne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.

Wie kann den künſt'gen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel deinen Weg dir hemmen,
Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es giebt gar manche Zuflucht für Verſtoßne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit Einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.

So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? Oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weil's nöthig war, den Tod erduldet;
So mag daſſelb' auch wohl die Gräfin leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen;
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das einz'ge hab' ich feſt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
Drum überlaſſ' ich jetzo dich dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweitenmale
Gegebnem Worte, laß mich nun als Vater
An meine königliche Bruſt dich drücken.

(Er umarmt ihn und geht ab.)

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das dein groß Vertrau'n?
Du hältſt mich deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handelnd um den ſchnöden Lohn,
Iſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſeyn,
Bis deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt. —
O Greuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch deine Meuchelmörderhand. —
„Warum nicht?“ — ſagſt du, möchteſt trinken heißes Blut,
Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo dir Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Schaam,
Und immer noch — warum nicht? — frug' dein eiſern Herz. —
Mir ſey die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber geb' ich all mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödtlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz. —
Weh mir, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch. —
Es wird geſcheh'n, es muß; doch nicht ſo, wie ſie denkt.
Weh mir, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen kettet mich das Eine Wort,
In ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

Univ. Bibl. München

Vierte Scene.

Ein Garten bei der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmal.

Donna Clara, Dagobert, nachher Donna Cornelia.

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bei uns bliebe,
Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.
Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Leben frommen.
So will ich ihm denn volle Kränze winden,
Die ſchönſten Knoſpen, ſorgſam wählend, brechen,
Ihm meine inn're Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden.
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,
In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja, glücklich wär' ich, Dagobert, und heiter,
Blieb' unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones. —
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Für die er hochgeſinnt das Leben opfert,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden. —

Gott weiß, ob meine Seele richtig ahndet,
Ob arges Mißtrau'n in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig,
An meines Bruders Don Garcia's Tode.
Selbſt an Alvaro's Treue muß ich zweifeln,
Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen. —
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf dich doch übertrüge, dir nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte;
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;
Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit dir, was nie geſcheh'n mag, zürnte;
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen,
Ja wenn, was Gott verhüt', ihn Schuld beſleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Ueberredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, mußt' ich oftmals denken,
Trüg' unſer theurer Herr die goldne Krone,
Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,

Als ſey er gleich zum König ſchon gebohren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Tugend ſtrahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrau'n würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes,
So wie Cornelia, Fluch in Thränen miſchen,
Gedenkend daß er heimlich ſey ermordet. —
O ſchau', wie dort ſie an dem Grabmal ſtehet
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verloren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.
Wenn ich die Heil'ge ſo im Gram betrachte,
Dann fühl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten;
So laß uns weggeh'n, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Für jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Rückkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schönheit loben.
Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterin.

Dein Kindlein, Herrin, will nach dir verlangen.
O komm und gieb ihm deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen putzen,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.

O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.
(Vigra, Dagobert und die Wärterin gehen ab.)

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf dein Grabmal ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd rieſe,
Es kann die Eitelkeit dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.
Was andre preiſen, wird von mir beweinet;
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen
Der alten Bosheit immer neues Streben:
Wie alle ſorglos in's Verderben gehen,
Kaum einmal träge nach dem Himmel ſchauen,
Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen,
Wenn alles täuſcht? — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen. —
Drum ſeyd ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne
Ihr eigen herzlich Leiden dar zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

Fünfte Scene.

Ein Wald, im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro. Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon deine Burgen. —
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verfluchte,
Mit weiſer Ueberredung goldner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen. —
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,
Weil ich ſo ſtark entſchloſſen dich gefunden.
Wie wird die Fürſtin freu'n ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertrauen dürfe deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvaro.

So lerne du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh' nicht, was ſo leicht, im Uebermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:

Es fehlt' ihm nur an dieſer einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden! —
Ja handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe:
Behutſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es giebt der Dinge, die das Schwerdt nicht dulden,
Und manches was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtänd'ge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet. —
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch einmal ſey umſchlungen
Von deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.

(Alvaro geht ab.)

Alarcos.

Ja geh nur hin! — So milde wie du klüglich denkſt,
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſcheh'n.
Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
Drum iſt die hohe Ehre dir ein kalt Geſetz;
Und große That dir, ſo wie groß Verbrechen, fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;
So lichter Fackel folgend hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner geh'n,
Im Sturm mich ſelber reißend achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zorn'ge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht greulich kund.

Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmal, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht! —
Vielleicht daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt,
Auf jeden Fußtritt merkend, ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,
Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,
Der eig'nen Bruſt ein ewig ſchneidendſcharfer Dolch.
Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß,
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon —
Doch Gruß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und ſieht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los;
„Wie traurig, unglückſel'ge Gräfin, iſt dein Loos:
Wie bitter iſt dein Schickſal, fern von allem Troſt!“ —
„Nein glücklich, ſpricht ſie, freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil du zur glücklichen Genoſſin mich erkohr'ſt.“ —
„Das eben, Gräfin, raubt dir wahrlich allen Troſt.“ —
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entflohn,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und ſieh', es ſproßt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Träum' und Mitleid mich verlor;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.

(Er weint.)

Wohlan, Alarcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie dein Wort du raſch entſchloſſen zweimal gabſt,

Aber ſelbſt Dikäarch iſt ein ſpäter Zeuge; und da die Reſultate der Unterſuchung ſo unbeſtimmt ſind, ſo kann es nicht überflüſſig ſcheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte ſehr ſtarke Beſtätigung zu geben. Dieſe finden wir erſtens in den Meinungen der Philoſophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächſtdem auch in den lakoniſchen Sitten, dem zweyten Beyſpiele gegen die herrſchende Vorſtellung von dem Mangel aller höheren Bildung bey dem weiblichen Geſchlecht im griechiſchen Alterthum. Man denke ſich den Pythagoriſchen Bund etwa als einen frühen noch rohen Verſuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philoſophie mit doriſcher Politik und Muſik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptiſche Kaſten-Abſonderung. Nur Geſetzgebung und öffentliche Erziehung ſichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend iſt die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyranney; drey Ungeheuer, welche damals Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfaſſung ſeines philoſophiſchen Bundes, am meiſten auf die doriſchen Sitten, und die damit verbundene Ariſtokratie. Ein Verſuch, welcher aus der dreyfachen Urſache mißlang, weil erſtlich der griechiſche Charakter überhaupt mit ägyptiſcher Kaſteneinrichtung, und auch das doriſche Leben mit dieſer Philoſophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratiſchen Zeitgeiſtes alles unaufhaltbar mit ſich fortriß. Was iſt demnach die politiſche Philoſophie Plato's, in welcher wir alle dieſe Züge wiederfinden, anders als die reife, voll-

So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.
Ich nahe dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
Die Mauern ſeh'n mich an wie Grabesſteine,
Die hohen Fenſter mit trübſeel'gem Scheine:
Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
Die Schrecken alle drohend im Vereine,
Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es zieh'n herbei die ſchwarzen Geiſterhorden,
Hohnlachend, daß ſie bald in Blut ſich laben,
Seh' ich ſie all' auf mich die Blicke richten;
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
Den Leib im Schutt der eig'nen Burg begraben,
Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.

(Er geht auf die Burg zu.)

Sechſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa (allein.)

Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſey mir freundlich, kühle dieſe Flammen,
Die innerlich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne
Nach dem, der treulos meiner Gluth vergeſſen,
Mein Diadem verſchmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürſtenbraut zu wählen.

Und ſtolz in meinem Sonnenglanz zu ſtrahlen,
Von Luſt und Glorie trunken,
An dieſe Bruſt zu ſinken,
Die ihn nur fühlt, und ſtrebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umſchlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Glut gebadet, immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen. —

Du himmliſch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lindrung
Nur einen Tropfen, einen einz'gen Tropfen,
In dieſes Meer von Glut und Scham und Liebe,
Das mir die volle Bruſt bedrängend ſchwellt!
O wehe kühl und freundlich
An dieſe Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die ſo von Scham und Unmuth ſchmerzlich brennen,
Daß keine Worte ſolche Schmerzen nennen! —
Wenn lang' umſonſt ſich ausgeſtreckt die Arme,
Das Herz umſonſt ſo glühend hat geſchlagen,
So kann die Kraft es länger nicht ertragen —
Dann ſtockt der Buſen plötzlich,
Und Todeskälte ſchleicht durch alle Glieder;
Das wilde Feuer drängt ſich in die Wangen,
Um ſchamroth meine Schmach mir zu verkünden. —
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerſtört den ſtolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch du biſt bleich und kalt;
Wie konnt' ich Glüh'nde meine Glut dir klagen? —
Es gleicht dein kranker Schein

Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der muth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht daß oft dein Blick uns Unheil ſendet,
Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich deinem Neide fallen ſoll. —
O wenn es doch die Gräfin wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht, ſo bleich wie du,
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

Zweiter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos. Donna Clara. Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh', mein treu'ſter Mann und Freund, und mache nun,
Was ich dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwerdt ſey du!
Wer, was du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut;
Denn wilde Dinge hegt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.
Du biſt des Dagobertes Herz und er dein Arm;
Ja auch dein Auge will ich ſeyn. Wie du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von ird'ſchem Laut allein ſey dieſer Saal;
Und wenn du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah'.
So fodert es vielleicht, was du beſchloſſen haſt.
Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,
Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft in reinſten Glanz. —
Was es auch ſey, ſteht Dagobert gewaffnet da,

Am Tage dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer du biſt, und wer du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlich, was du that'ſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu dein Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Argen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freilich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der bittern Sorgen hart, und wär' nicht mein Gemahl
Und du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft!

Clara

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verläumdung in des Fürſten Ohr.
So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treu'ſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
Drum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O träf' es mich allein, und bliebeſt du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht.

Clara.

So thu' nun, Dagobert, wie dir dein Herr gebot,
Und zögre länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln in Geheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach theure Gräfin, heißeſt du mich ſelber geh'n?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke deine Pflicht, ſonſt ſchlage dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat dich der wilde Schmerz.
Ach Herr, wie ſchmäheſt du wohl ſonſt den treu'ſten Knecht?
Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich geh'n. —
Wie unbeweglich du im heißen Zorne ſteh'ſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſteh'n, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie du jetzt furchtbar roth das Flammenauge dreh'ſt,
So blickt der Tiger ſeitwärts uns Entſetzen her. —
Ich geh' und grauſes Unheil wird hier bald geſcheh'n.
O Weh dir, Weh der Gräfin, Weh uns allen, Weh!

(Dagobert geht ab.)

Clara.

Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag', was meint dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entfloh'n.

Alarcos.

Der König war's, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!

Clara.

Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl.
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß dein herber Groll
Sey durch Verrath erregt, der oft umgiebt den Thron.
Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt weit mehr wie ſonſt;
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,

Es hat der liebſte Freund mit Undank dir gelohnt.
Alvaro zielt vielleicht nach dir mit gift'gem Dolch.

Alarcos.

Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frei, wie er, von arger Schuld!

Clara.

So bin ich ſelbſt die Schuld'ge wohl mir unverhofft?
O ſage, ſprich, wie kam's, daß ich dein Herz verlor,
Und wenn ich es verlor, warum wird mein's verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos.

Es ſterben ſchnell oft die noch blühend und geſund,
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz betratſt du heut dein Schloß.
In froher Liebe naht' ich dir, dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt dich nicht mein Blick, das Kind dich nicht im Schooß;
Ja ſeltſam heftig willſt du und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus deinen Augen, fort.
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bittrer Wurm;
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte giebt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebietet's, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' in Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!
Weh der Ehre, die der hohen Liebe Tod gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Greuel jetzt immer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh' mich dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr ſeyd frei!
Aus der innern Tiefe laß die bittren Leiden ſchrei'n!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm' herbei!
Fluchen will ich und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß er mich gebohren, der gebohren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne, die uns leuchtet, Fluch dem warmen Mai;
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.
Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend reizt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.
Fluch Alarcos dir und verlohren ſey dein Heil,
Daß du ſollſt des Weibes Mörder, dann dein eigner ſeyn! —

Clara.

Kann ich ſterbend dich erretten, ſieh' mich hier bereit.
Bittrer ſchneidet nicht das Eiſen, als dein Klaggeſchrei.

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh' entflieh'n!
Oder wäreſt du Soliſa, und der König hier,
Ließ' ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den beiden ſchrecklich in's Gericht.

Clara.

So dacht' ich ſchnell es ahndend gleich im ſtillen Sinn;
Es kann nur die Infantin ſeyn, denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden, was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt, dich von mir wegzuzieh'n. —
Es zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm. —
Wie iſt's, daß du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaub'rin wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was du nicht ahnden konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was freigeſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, was Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang,
Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maaß,
Und ohne Rettung fort mich zieh'n zu ew'ger Qual,
Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz.
Zu jener Zeit, du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum —
Du weißt, wie dieſe Fürſtin ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertrau'n.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,

Verführt von fremder Schönheit, eig'nem Uebermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüß verwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz —
Ein raſcher Augenblick, und ewig war's geſcheh'n.
Ich gab der Ehre Wort, ſie giebt es nie zurück.
Ich hab' es dir verhehlt, drum muß ich untergeh'n.
Ja ich vergaß dich, Mitleid machte, daß ich ſchwur,
Ich hab' als künftige Gemahlin ſie umarmt! —
Nun mahnt mich die Infantin an dieß raſche Wort;
Der blutgeſinnte König fodert deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten goldnen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen euch den Dolch,
Der deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth.
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lüg' und Schonung fremd; ich will nun untergeh'n.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil du frei von Schuld,
Was ich ſtill geahndet, nun beſtätigt hat dein Mund.
Da du nur in Worten fehlteſt, blieb ja rein die Bruſt.
Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut;
So mich nur Alarcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe find' ich keine, bis ich ſchnell dich frei gemacht;
Haſt du dann dein Wort vollzogen, folgeſt du mir bald.

Alarcos.

Im Tod' auch Eins mit dir, das ſey mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß' es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen und Furcht von uns wenden!
Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

ſtändige Ausbildung des Pythagoriſchen Keimes? In der Platoniſchen Politik werden wir alſo die Erläuterungen und Beſtätigungen der Pythagoriſchen zu ſuchen haben.

Wenn ſich irgend etwas aus der Geſchichte des Pythagoras und ſeines Bundes als gewiß oder wahrſcheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus dieſem Labyrinthe zu finden, ſo iſt es dieſer: die Pythagoriſche Lehre und Lebensordnung war ganz im doriſchen Styl, für doriſche Sitten, und für doriſche Staaten entworfen. Die geſchichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und ſeiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des doriſchen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er ſelbſt ſeinen Sitz, hier ſtiftete er ſeinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Die höchſte Blüthe der Gymnaſtik aber zu Kroton ſcheint auf doriſche Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus ariſtokratiſche Verfaſſung der tauſend Geronten 23) auf doriſchen Urſprung zu deuten. Darf man annehmen, daß dieſe, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäiſche Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieſer Beymiſchung und dieſes daher vorherrſchenden Einfluſſes in Sitten und Charakter eine doriſche geweſen, oder mehr und mehr geworden ſey; ſo wird ſich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, beſſer begreifen laſſen. Sybaris war halb 24) achäiſch und ganz

---

23) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. 24) Arist. Polit. V. 3.

Alarcos.

Laß' ab, zu ſtreben nach dem Dolch mit raſcher Hand.

Clara.

O gieb' mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend ich himmliſche Freiheit mir ſchaffe!
Nun rette mich blutende Wunde,
Daß fern von den Banden im Tod' ich zum Leben geſunde.
(Sie verwundet ſich.)

Alarcos.

Es iſt geſcheh'n. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entflieh'n das holde Leben;
Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,
Die roſenhell der Kindheit Traum uns weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod ſey deiner Tugend Ehrenkranz.

Clara.

Du thatſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch eins;
Ach laß' mein Kind im Arm mich nochmals hegen,
Noch einmal Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hinbewegen,
Es ſäugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf recht tief in's inn're Herz hinein,
So bittre Wunde fühlt' ich nie, ſo wildes Leid.
Ach Freund, laß' ab zu tödten dein getreues Weib!

Alarcos.

Du redeſt irr', es täuſcht dich Theure, wilder Wahn.

Clara.

Weh dir, Alarcos, Wehe!
Mich dünkt, daß ich mit dir am Throne ſtehe,
Und wie ich bebend flehe,
In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh' nur ſehe.

Alarcos.

Ein ewig Weh', ich fühle daß mich's wüthend faßt.

Clara.

Mein Retter, Richter, Rather! fleh' ich wende
Zu dir hinauf in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſeelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.

Alarcos.

O Gott, jetzt gieb mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!

Clara.

Die Seele will im rothen Blut verſtrömen.
Drum laß mich, eh' die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophet'ſche Reden ſtrömen.
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.
In dreien Tagen ſoll'n zu Recht ſie ſtehen:
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.
In dreien Tagen meldet euch zum Lohne,
Daß ſchuldig ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeh't, wie euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt ihr Thränen dann vergoſſen

In manchem heißen Reueſtrom um Gnade;
So denkt, daß ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl euch lade,
Trauend den Mächten, ſo die Unſchuld ſchufen,
Daß ich die Wunden bald in Balſam bade.
Und dieß mein letztes ſchmerzenlautes Rufen,
Ihr werdet bald trotz eurem Schlaf es merken,
Und dort erſcheinen an den ew'gen Stufen,
Um zu empfah'n den Lohn von euren Werken.

Alarcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Hölle! komm', ich bin ja ſchon dein eigen.
Es ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das inn're Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Willſt du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Mild' und dir verſchließen?
Nun laß' von neuem Blut zum Blute fließen,
Und ſtirb du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
Zu dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſey, ich ſprenge dieſe Ketten.
O Herz! ſey ſtark, du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen,
Als länger hören dieß ihr ſchmerzlich Flehen!

(Er tödtet ſie.)

Nun biſt du frei, Alarcos; ſchon der erſte Schritt
Geſcheh'n. Was übrig noch, iſt leichter zu vollzieh'n.
Was möcht' es ſeyn, das dem noch Furcht und Schrecken giebt,
Dem ſchon das beſte Blut aus eig'nem Herzen quillt?

Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſey gewiß,
Daß ich, ſobald du ſelbſt es willſt, dein Eidam bin.
Ob es dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.

Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe niemand als der düſtern Lampe Schein. —
Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär' es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,
In wilde Flammen meinen Zorn anfachte:
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen;
Der Blick iſt an den Leichnam feſtgeſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als läg' ich ſelbſt vor mir erſchlagen.
Es winkt mir, mich von neuem zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die inn're Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen:
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,
Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.

(Er verhüllt die Leiche, Dagobert tritt herein.)

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich geharrt, gehorcht am Thor auf deinen Ruf.
Ich weiß nicht wie, da ich nichts böſes mir bewußt —
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich dich ſehe, ſchlägt mir wieder frei die Bruſt.
Jetzt iſt's vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt du Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?

Die Gräfin iſt ermordet, ja da haſt du Recht.
Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Und hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt du ein dreifach Weh' geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Tugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That;
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann
In argen Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sklav';
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz und allein im grauen Haar.

Alarcos.

Das biſt du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freilich war es meine Hand; doch weit, weit mehr
Sind andre ſchuldig. — Wiſſe, daß ich einſt die Eh'
Der Fürſtin allzuraſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einz'ger Quell!
Der König hat ſchon lang' nach dieſem Blut geſtrebt;
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles was geſcheh'n;
Was noch zu thun, iſt ſicher deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahin geſtreckt
Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm' wieder denn an meine Bruſt, du wack'rer Held!
Daß ſie an deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theu'rer Herr, verzeih'n.
Gott mag es richten, Gott dein rechter Richter ſeyn!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;

Drum

Drum will ich ferner wie biſher vertrau'n auf dich.
Und wollt' ich gleich dich laſſen, ach ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos morden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das fleh'nde Weib durchbohren grauſam mit dem Schwerdt,
Todt drücken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich und möchte gern
In Thränen knieend Gott verſühnen, alles Weh'
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth,
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung fleh'n. —
Noch eines will ich dir vertrau'n, mein Dagobert!
Die Gräfin lud, eh' ſie verſchied, im Todesſchmerz
All' die vor Gottes Stuhl, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt du, ich müſſe auch hingehn?
Glaubſt du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

Dagobert.

Ach Herr! ich habe, was du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wen blut'ge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergeh'n.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt. —
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch dich gemeint,
So leidet's keinen Zweifel, daß du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
Drum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig geh'n. —

Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her;
Ich will zum letztenmale alle um mich ſeh'n.

Dagobert.

Auf's erſte Zeichen iſt die ganze Schaar bereit.

(Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saals.)

Du ſieh'ſt, gewaffnet dringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbietigkeit,
Was dein Befehl gebieten wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollzieh'n, was es auch ſey.

Alarcos.

Ihr Männer all', Grundfeſten dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapfre! die umkränzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wir oft neugefärbt mit hoher Luſt
In unſers kühnen Herzens eignem heißem Blut —
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punkt —
So folgten Einem Stern wir all' vereint im Bund;
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreiße fremd' und eigner Schuld.—
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drei Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu euch zuruck,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Wälder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luſt,
Die mir im Frühling oft geſchwellt den Uebermuth.
Drum laß ich euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich euch als euren Herrn und Führer kund:
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht;

Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhms.
Was dieſer Mann gebietet, ſollt ihr freudig thun.
Er ſey mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeyd ihr aller Pflichten gegen uns.

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen dir den Schmerz,
Den deine Diener fühlen, weil du von uns geh'ſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Gebehrden klar zu ſeh'n,
Daß gern ihr Herz in dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O könnt' ich die Erſchrock'nen alle tröſten in dem Weh'!
Doch horch', was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt? —
Sieh' her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königin im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,
Das tiefgebeugt und traurend — deutlich uns beſagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

(Cornelia tritt ein.)

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort,
Wo ſie zu verbergen dein Gewiſſen wohl gehofft.
Sieh' ich kam, um ſie zu fodern; denn geflügelt ſchon
Eilt der Ruf von deinen Thaten, die zu hohem Lob,
Kam bei mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt
Wildes Chaos find' ich alles hier im düſtern Schloß;

Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwin für das Junge ſiehe mich im Zorn!
Gieb mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blut'ger, dir verſchont,
Wenn verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß du ſelbſt gemordet ewig bluteſt von dem Mord
All' dein Heil verloren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiße Tuch verhüllt, o Mutter, die du ſuchſt;
Und weiß, ſchau' her, iſt auch der Leib, den du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an dein großes Herz gedruckt.
Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchrei't, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt was du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchont!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!
Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare deine Worte! Was du fluchen magſt,
In dreien Tagen wird's erfüllt, wenn ew'ge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

Es ſpricht zu laut die That, die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen.
Doch will ich, Alarcos, dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophet'ſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, der Ort der Angſt, der Sünd' und Qual.

Nie dringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die Liebeleuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreißen.
Du liebſt das tückiſche Morden, ich kann dir verheißen,
Zur Genüge wirſt du finden, was begehrt dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut
Wir alle ſterblich athmen Jammer und die Fluth
Bittrer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſieheſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,
Zeigt in blut'gen Eingeweiden uns die Tiefe kund.
Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß dreimal ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt. —
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt
Daß zurück zum Paradieſe Freiheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Greueln nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtrebend nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt.
Wer den Abgrund einmal ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
Zu neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſtgehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,

demokratiſch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras beſtätigt; und der König Telys bey Herodot 25) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogiſcher Tyrann, deſſen Herrſchaft geſtürzt und deſſen Anhänger ermordet wurden 26). Sybaris ſcheint der Geſellſchaft des Pythagoras abgeneigt geweſen zu ſeyn, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweiſe daſelbſt herrſchte, und die Sage zu beweiſen ſcheint, er ſey zuerſt bey Sybaris ans Land geſtiegen, habe aber ſeinen Entſchluß bald geändert 27). Der andre Staat, wo der Pythagoriſche Bund hauptſächlich blühte, Tarent, war eine lakoniſche Kolonie, und ward erſt ſpät, kurz nach dem perſiſchen Kriege, demokratiſch 28). Da nun die doriſchen Sitten zu Sparta ſich am reinſten erhielten, und die höchſte Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigſtens zahlreicher ſind; ſo dürfen wir hoffen, auch in den lakoniſchen Sitten Erläuterung für die Geſchichte der Pythagoriſchen Frauen zu finden.

Die verſchiednen Syſteme der griechiſchen Philoſophie, das joniſche, welches auf die Natur gegründet war, das ſkeptiſche, welches in die Sophiſtik entartete, und das geiſtige, welches auf der innern Anſchauung der Idee beruhte, entſtanden nicht auf einmal, ſondern bildeten ſich allmählich und zuſammenhängend aus, indem auch der Phi-

---

25) Terpsich. 44. 26) Athen. XII., p. 521. fin. ex Heracl. Pont. 27) Jamblich. 36. 28) Aristot. Polit. libr. V. cap. 3.

Daß aus Krankheit, Laſter, inn'rer Bosheit, Hitz' und Gift
Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt, in ſich verſchlung'ner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod. —
Doch ſchau't, welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz mit ernſtem Gang
Die Reih'n durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal. —
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet ſolche feſtlich ſtille Trauer an?
(Alvaro tritt ein.)

Alvaro.

Nun waffne Don Alarcos deine Seele!
Denn ſchwarz gekleidet bring' ich ſchwarze Kunde.
So wie die Sonne heute ſeltſam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtſam zögern,
Bis ſie den traurigen Bericht erſtattet;
Und o wie ſchmerzt mich, daß ich auserkohren
Um dir zuerſt zu ſchlagen dieſe Wunde

Dagobert.

Auch uns ſind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier ſieht mit ſtummem abgewandtem Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar ſchmerzliche Geſtalt!
Du räthſt nun leicht, weß Herz des Todes Senſe traf.

Alvaro.

So haſt du Leidenſchaft auch hier gewüthet,

Und mit verworrnem Sinne wild verſchwendet
Der langen Jahre Frucht, und raſch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet?

Dagobert.

So rede! Lautet deine Botſchaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh', ſo dringt ſie leicht in unſer Ohr.

Alvaro.

Du weißt wie die Infantin immer tiefer
Sich ſelbſt verſtrickt in ſelbſtgeſchaff'nes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verlohren
Am eig'nen Schmerze nur ſich ſchien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude.
Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern, Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſieen;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen.
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Uebel wehren,
Desgleichen keiner niemals noch geſehen.
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.
O Freund, was ſoll ich langſam dich nur quälen?
Sie iſt nicht mehr! — Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier dein Bild, es war das letzte,
Wonach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,

Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebeſtand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrei zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheid'ne Kraft!

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſey jene Stunde, jene Nacht, da ich,
Vom Stolz geblendet dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bei ihm in Stücken liegen wird!

Und du fahr' hin, ruchloſer Mann, am Thron zu knie'n.
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Höll' ihr Augenmerk geſtellt, dem giebt
Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,
Sich ſelbſt nur fröhnend gern das köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt du meines Zornes Ziel!
(Alvaro geht ab.)

O zürne nicht Gemahlin! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir in's Auge ſchau't, o zürne nicht,
Daß noch in deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig brauſt. Ich nah' in Demuth betend dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend bitt' ich dich,
Es ſey auch dieſer letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.

Mein Wort iſt frei, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thörichte Leben ausgeſpielt.
Fahr' wohl denn, Theure! ſag' ich eh' das Herz mir bricht,
Fahr' wohl du Meine! deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr' wohl du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!

Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
Der find't im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg und Liebe ſich umarmen,
O Jugend, wann wir königlich uns tragen,
Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
Im Schoos der Freude glühend dann erwarmen!
Nun liegt der Schild, die Wappen da, zerbrochen,
Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter.
Schon droh'n im Abgrund brüllend die Gewitter,
Kein Panzer rettet mich vom Todeswurme,
Ich habe über mich den Stab gebrochen.

(Ricardo und Octavio kommen.)

Ricardo.

O Weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh dir, Alarcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricardo.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricardo.

Wir kommen, dir ein großes Leid zu ſagen.
Des Königs Tod mußt du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden Leiden waren,
Die Zunge ſtockt verzagt, es auszuſprechen.

Ricardo.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen,
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah', noch lebend, ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen.
Es hielte Raſerei ſein Herz ummwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricardo.

Er ſchriee heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,
Die Diener ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: jetzt iſt's Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.

Aus Furcht zu ſterben iſt er ſo geſtorben,
Hat wüthend ſich in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreien;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben. —
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.
Die Wachen ſah'n erſchreckt durch ihre Reihen
Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört' des Königs Namen dreimal ſchallen,
Und mit dem dritten Schrei ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt ihr dieß Zeichen ſelbſt geſeh'n, ſo ſchau't dorthin,
Ob es derſelbe Geiſt wohl ſey, den ihr erblickt! —
Die Gräfin iſt's. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt —
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt —
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigt's ſich's ſchnell und deutlich, wer die Schuld'gen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht.
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Alarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Namen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewalt'gen Thron,
Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weh't,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,

Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch
Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern,
Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfällt und es verliſcht der Hoffnung Stern.
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht;
Die kühne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,
Und laut und immer lauter ſchrei't es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtößt den grimmi'gen Arm in's eig'ne Herz,
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.
(Er todtet ſich.)

Ricardo.
So ſtürzt der Held nun hin zu eig'nen Handen,
Der eben noch geprangt in Uebermuthe.

Octavio.
Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricardo.
Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavio.
Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen;
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricardo.
Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken;
Bald ſteh'n verödet da die blut'gen Steine.

Octavio.

Der Diener Schaar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmahl anzuſchauen.

Ricardo.

Wie darf der Mann dem Uebermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen?

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freiwillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Erwartend nicht, bis ſeiner Freiheit Schmach geſcheh'n. —
Du haſt vom Leben dich errettet mit dem Schwerdt!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt. —
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geh't,
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſteh'n;
Es ſchütze euren tapfern Lauf ein beßrer Stern! —
Den Zweig, der noch zurückgeblieben vom Geſchlecht
Alarcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh';
Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfrau'n Gott verehrt. —
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerdts,
Zu frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.
Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht

Ob dieſem Ort berichtet ihn der Landmann gern;
„In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch treu den alten Heerd,
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebet.“

Roland.

Ein Heldengedicht in Romanzen,

nach

Turpins Chronik.

loſoph, wie der Dichter oder der Bildner ſeinem Meiſter folgte, und ſo das angefangene Werk ſeines Vorgängers vervollkommnete. Daher ſind in der Lehre von der weiblichen Beſtimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem Syſtem, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den früheſten Zeiten bis in die ſpäteſten ſo übereinſtimmend. Daher hat vielleicht ſchon Pythagoras, der Vater jener tiefſinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den erſten Keim dazu erfunden, die erſten Umriſſe entworfen, aus denen nachher die Meynungen und Lehren des Plato und der Stoiker ſich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in ſeinem Entwurfe eines vollkommenen Staates die Ehe, und forderte Gemeinſchaft der Weiber wie der Güter; ſondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chryſippus, die Fürſten der Stoa, ſtimmten dieſer Meynung bey 29); welche von uns darum, weil ſie unſre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht ſogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden ſollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geſchlechts bey den Griechen, und ihre in dieſer Hinſicht ſo durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenſtehende Idee der Philoſophen eigentlich hervorging. Es iſt aber leichter, dieſe zu verſpotten oder geringzuſchätzen, als ihren tieferen Sinn zu verſte-

---

29) Diog. Laert. libr. VII. cap. 7. §. 65.

Was Turpin uns treu berichtet,
Alte Chronik alter Zeiten,
Von der Chriſtenhelden Streiten,
Wie der Heiden Macht vernichtet;
Was ſo mancher ſeit gedichtet,
Kühne Sänger aller Orten,
Wie Roland nach hohen Thaten,
Doch in Roncisvall verrathen,
Aufging zu des Himmels Pforten;
Leſ't es hier in ſchlichten Worten.

Erſte Romanze.

Karol Magnus, deutſcher Kaiſer,
Hatte ſiegreich all' die Lande
Von dem Meer zu Meer bezwungen,
England, Gallien und Italien,
Bei Burgunden, Baiern, Deutſchen
Weh'ten hoch des Kreuzes Fahnen;
Aus des Orients weiter Ferne
Wunderſam die Völker kamen,
Frohe Huldigung zu bringen
Vor den goldnen Stuhl in Achen,
Wo des Nordens Heldenkinder
Auch die alten Schätze brachten.
Alſo pflag der hohe Kaiſer,
Sicher nun in Frieden raſtend,
Nach der Arbeit wilden Zeiten,
In des Glückes frohen Tagen,
Auf den Burgen jetzt der Ruhe.
Da er einſtmals nun entſchlafen,
Däucht' am Himmel ihm zu ſehen,
Bei der Frieſen Meer anfangend,

Einen lichten Weg von Sternen
Liebevoll die Lichter ſtrahlend
Auf dem blauen Himmelsgrunde,
Welcher Weg denn an Navarra
Grade hinzog nach Gallizien
Durch die Felder von Hiſpanien;
Nach Gallizien, wo der Leichnam
Jenes Pilgrimm Gottgeſandten,
Des Apoſtel Sankt Jacobus,
Unter Heiden lag vergraben.
Wie das Wunder nun ihm däuchte,
Lag ihm immer in Gedanken,
Was doch wohl bedeuten ſolle
Jene ſternenlichte Bahne,
Die allnächtlich ihm erſchienen.
Wie er ernſtlich das bedachte,
In dem Sinnen war entſchlummert.
Da erſcheinet plötzlich nahe
Hochgeſtaltet ihm ein Held,
Würdevoll im Alter ſtrahlend,
Hohen Hauptes, freundlich ſchauend,
Angethan mit braunem Mantel,
Nach der frommen Pilger Weiſe
Sanft gelehnt an mächt'gem Stabe.
Dieſer auf den Kaiſer blickend,
Wie, wenn er mit Augen fragte,
Sprach zu ihm die ſanften Worte:
„Nun, mein Sohn, wohlan! was ſagſt du?“
Jener alsbald ihm erwiedernd:
„O wer biſt du, würd'ger Vater?“ —
„Chriſti treuer Schüler bin ich
Und Johannis Bruder, ſprach er,“

Der Jacobus, den der Herr einſt
Ueber wilde Meere ſandte,
Seine Liebe zu verkünden
In den weit entleg'nen Landen,
Deſſen Leichnam in Gallizien
Jetzo ruh't, noch unbekannt iſt;
Denn noch herrſchen Sarazenen
Schmachvoll dort in jenem Lande.
Wohl, mein Sohn, muß ich drob ſtaunen,
Da beſiegt von deinem Arme
So viel Völker dir ſich beugen,
Burgen du erſtürmt ſo manche,
Sieg' erfochten auch unzählig,
Daß du nur allein die Bande
Meines theuren Landes dorten
Nimmer noch zu löſen dachteſt.
Da der Herr dich nun zum erſten
Aller Erdenfürſten machte,
Sieh'! ſo hat er dich erkohren
Jener Heiden Grimm zu ſchlagen,
Und mein gutes Land befreiend
Dich zu ſchmücken einſt im Glanze
Mit der ew'gen Siegerkrone.
Jene lichte Sternenbahne,
Die am Himmelsgrund du ſaheſt,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend,
Spricht von dir und deinen Schaaren,
Wie ihr wandelt durch Gefahren,
Durch die Drachen Bahn euch ſchlagend,
In der Chriſten Helden Glanze,
Durch die fernen Lande wandelnd
Bis zu meinem ſtillen Sarge,

Zu dem dann die Völker alle,
Fromm andächt'ge Pilger, wallen,
Dort das bange Herz entladen,
Dank und Preiß dem Herren ſagend. —
Auf denn, eile nun alsbald
Ich geleite dich fürwahr, .
Bin dein Bund'smann überall,
Und für deine Mühe hart,
Schaff ich einſt den Himmelskranz." —
Solchem Worte kühn vertrauend,
Ruft der Kaiſer ſeine Schaaren,
Zieht dahin mit mächt'gem Heere
In das ſchöne Land Hiſpanien.
Und die erſte aller Burgen,
Die ſie zu beſtürmen kamen,
War von ehern feſten Mauern,
Pampelona ſie mit Namen,
Daß drei Monde ſchon vergebens
Dort die Helden mühvoll harrten,
Nimmer ſie erſtürmen mochten.
Da der gute Karl nun ſahe
Solche Arbeit ſeiner Mannen,
Zu Jacobus er ſich wandte,
Recht von Herzen im Gebete,
An ſein Wort ihn fromm gemahnend.
Und alsbald erbebten jene
Felſenmauern, ſtürzten krachend,
Wie zerſplittert, durch einander.
Da die Helden das vernahmen,
Uebergaben ſie die Burgen,
Beugten all' ſich ſeinem Arme
Und gelobten ihm Gehorſam,

Warfen von ſich gern die Waffen,
Und verehrten hoch die ſchönen
Ritterlich geſchmückten Franken,
Die in Sieg und Freude zogen
Hin zu des Jacobus Grabe,
Und von dorten hin zum Meere,
Wo der Kaiſer ſeine Lanze
Weit hin in die Wogen ſchluge.
Gott und Sankt Jacobus dankend,
Dem er von dem rothen Golde,
Was die Fürſten all' ihm gaben,
Eine ſchöne Kirche baute,
Ewig Denkmahl ſeines Grabes;
Und vom Meere bis zum Meere
War nun ſein das Land Hiſpanien.

Zweite. Romanze.

Doch der grimme Agolante
Auf des Mohrenlandes Throne,
Wie er ſolche Kunde hörte,
Glühend roth im heißen Zorne,
Alle ſeine Mohren rief er,
Alle Gläub'gen an Mahoma.
Aus den Afrikan'ſchen Wüſten
Kam der Schwarm herbeigezogen,
Schwarze Schaaren aus dem Süden,
Wo die wilden Gluthen toben.
All' die Fürſten um den Sultan
Nieder in den Staub geworfen
Zitterten vor ſeinem Blicke,
Still erwartend die Gebote.
Und es traten in die Kreiſe
Klagend nun die Trauerboten,
Wie der Franken Heer Hispanien
Von dem Meer zum Meer erobert;
Und mit Klaggeſchrei verkündend,
Wie die Mohren all' ermordet
So die Taufe nicht empfangen,
Und nicht Mahom abgeſchworen:
Wie in ihrem Blute liegend,
Rache ſie noch ſchrie'n im Tode.
Ja auch unſers Gottes Bilder
Liegen alle umgeworfen

Von des grimmen Karles Arme,
Der von Meer zum Meer durchzogen
Blutig hat die ſpan'ſchen Lande,
Und nur eines ſteh't noch oben
Von den goldnen Mahomsbildern,
Allen Mohren uns zum Troſte;
Salomkadir das mit Namen,
Das der hohe Gott Mahoma
Selbſt durch mag'ſche Kraft gebildet,
Dort am Rand der Meereswogen,
Wo ſo hoch die Raben fliegen,
Auf dem ſteilen Felſen oben,
Unbeweglich ſchaut der Rieſe
Nach des Südens wilder Zone,
In der Hand die Keule haltend,
Alles ganz von rothem Golde.
Naht ſich irgend da ein Chriſte,
Fallen auf ihn Legionen
Von den grimmen wilden Geiſtern,
Die Mahoma hat beſchworen,
Bannend an das Rieſenbildniß
Ihre Kraft durch mag'ſche Worte.
Nahte da in Lüften kreiſend
Irgend jemals ſich ein Vogel,
Fiel er todt alsbald herunter.
Doch iſt dieſes Bild gewogen
Allen tapfern Sarazenen,
Die für Mahom Blut vergoſſen;
Wer zu Mahom betend nahet,
Iſt für Unheil da geborgen.
Dieſes goldne Rieſenwunder
Iſt alleine noch verſchonet,

hen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menſchlichkeit untergeordnet ſeyn ſoll; und die von jenen Philoſophen ſo tief erfaßte, dem erſten Grunde nach aber ſchon in der doriſchen Verfaſſung liegende Lehre und Idee, daß eine vollſtändige Gemeinſchaft des ganzen Lebens das Weſen des Staats iſt, deren erſte Bedingungen nur Geſetzmäßigkeit und Freyheit ſind. Was aber widerſpricht dieſer ſo ſchneidend, als die Abſonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieſer Idee, daß ſie niemals wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geſtändniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weiſen herrſchen, oder die Herrſcher Weiſe ſeyn werden;" eine Zeit, welche aber in dieſem Sinne wohl niemahls erſcheinen, noch auch wünſchenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieſes nur, weil es in Verbindung ſteht mit den Meynungen Plato's und der Stoiker über weibliche Beſtimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagoriſchen Frauen erläutern und beſtätigen können; indem man die ſolchen eigenthümlichen Meynungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin ſie geführt hat, auffaſſen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verſchiedenheit zwiſchen der Lehre des Plato und der Stoiker 30) Statt, die aber für unſern Zweck gleichgültig iſt. Genug beyde behaupteten, die Beſtimmung des männlichen und weiblichen Geſchlechtes ſey die

---

30) Proclus in Polit. Plat. p. 416.

Es zerbrachen an der Keule
Noch der Chriſten Lanz' und Dolche.
Von der gold'nen Keule haben
Chriſtenmagier geſprochen,
Daß ſie einſt in fernen Zeiten
Jener Fauſt entſinken ſolle.…
Wo ſie furchtbar jetzo ruhet,
Wenn ganz Spanien chriſtlich worden.
Doch es wollen dieß verhüten
Und uns retten von dem Hohne,
Unſers Rieſen Mahoms Glaube
Und der Geiſter Legionen,
Jene aber ganz zerſchmettern.
Als die Mohren das vernommen,
Ward ein Schreien, ward ein Toben,
Racherufen, Luſt zum Morden,
Wie von Löwen und Hyänen,
Oder grimmer Tieger Horden.
Säbel blinken, Roſſe wiehern,
Von viel tauſend Schaaren Mohren
Viele tauſend Fahnen wehen,
Die Hispanien durchzogen,
Daß vom Meere bis zum Meere,
Alles ſchwamm in Blutes Strome.
Gegen dieſe grimmen Schaaren
Hat nun Karl ſein Schwert erhoben,
Mit dem Milo von Angleren,
Daß den Chriſten ſey geholfen;
Herzog Milo, Rolands Vater,
Zog mit Karl und den Genoſſen
Durch die ſpaniſchen Gefilde
Suchend jene blut'gen Horden.

Auf den ſchönen grünen Wieſen
Fanden endlich ſie den Mohren,
Lagerten ihm gegenüber,
An der Cera Silberſtrome,
Dort wo Sankt Facundi Münſter
Nachmals himmelan erhoben,
Und aus blutbeſprengtem Grunde
Eine fromme Stadt entſproſſen.
Zornentbrannt in ſeinem Herzen
Und von ſtolzer Ruhmgier kochend,
Sandte in der Chriſten Lager
Agolante edle Boten,
Um zu gutem Ritterkampfe
Alle Chriſten aufzufodern,
Daß von zweien gegen zweie,
Gleicher Anzahl ſey gefochten,
Oder tauſend, gegen tauſend,
Wie es ſelbſt die Chriſten wollten.
Hundert Ritter ſandte Karol,
Hundert gegen hundert Mohren.
Lanzen, Schwerdter, Helme blinken,
Schnaubend wiehern hell die Roſſe,
Doch der Chriſten Schwerdter ſiegen;
Von der Heiden Blut begoſſen,
Färbt ſich roth die grüne Wieſe
An der Cera Silberwoge.
Dieſe bittre Schmach zu löſchen
Sendet an dem andern Morgen
Früh der zorn'ge Agolante
Jene erſte Zahl verdoppelt;
Doch auch dieſe fallen blutend
In der Kampfbahn hin zum Tode.

Da entfärbt ſich Agolante,
Fluchend laut in heißem Zorne;
Und ſo ſollen denn zweitauſend
Mit dem erſten Strahl der Sonne,
Auf die blut'ge Wieſe hinzieh'n,
Wär' es auch zu Fluch und Tode.
Und es ſtanden ſchon die Chriſten
Schimmernd in dem Glanz Aurorens,
Gleicher Anzahl ihrer wartend,
An der Cera Silberwage.
Wohl ward da ein gutes Streiten,
Von den Chriſten, von den Mohren,
Lanzen ſplittern, Helme ſpringen,
Jählings ſtürzen hin die Roſſe,
Manche Wunde wird geſchlagen,
Bis zum letzten Schein der Sonne,
Als von den zweitauſend Heiden
Lagen tauſend da im Tode,
Und die andern tauſend flohen,
Karol hat den Sieg gewonnen.
Da zerrauft ſein Haar der alte
Heidenkönig ſich am Boden,
Wild in ſeinem Grimm ſich wälzend
Wilder fluchend ſeinem Gotte.
Und in nächtlich ſchwarzer Stunde
Läßt er ſeine Zaub'rer kommen;
Und die Hölle laut beſchwörend,
Werfen ſie die ſchwarzen Looſe,
Um durch böſe Kunſt zu finden,
Was der Frommen Blick verborgen.
Und da ſieht er in den Looſen,
Auf des andern Tages Morgen

Schlimmes Zeichen für die Chriſten
An dem einz'gen Tag beſchloſſen,
Daß ſie da den grimmen Unſern
Meiden, oder fallen ſollen.
Froh des Unheils ſandt' er eilend
Hin zu Karol ſeine Boten,
Kampf und Schlacht ihm anzutragen
Auf des andern Tages Morgen,
Welches Karol, froh des Sieges,
Gern dem Heiden angelobte.
In der Frühzeit dieſes Tages,
Da geſchah es, wie hier folget,
Daß die Krieger ſo am Abend
Ihre Lanzen in den Boden
An des Fluſſes grünem Ufer
Schlugen bis zum andern Morgen,
Durch die Nacht ſich wacker rüſtend
Und zum Kampf die Waffen probend,
Da ſie nun gerüſtet kamen,
Ihre Lanzen greifen wollten,
Staunend ſolche grünend fanden,
Feſtgewurzelt tief im Boden.
Solches ſchien ein ſeltſam Wunder,
Göttlich Zeichen wohl von oben.
Dieſes Grün war zu bedeuten
Schön'res Grün der Palmen Gottes.
Weſſen Lanze grün umlaubt war,
Starb den Tag im Märt'rertode.
Davon grünt ein Wald noch heute,
Von den Stäben, die im Boden
Auf der Wieſe dort geblieben
An der Gera Silberwoge.

Denn es waren viel der Lanzen
Viele Märtyrer zum Tode,
Vierzigtauſend Chriſtenſeelen
Die den ird'ſchen Leib verloren,
Zu der Seelen Freud' und Troſte.
Und auch Milo ward erkohren
Mit den andern, deren Lanze
Schön geblüht in grüner Krone.
Auch das Roß des guten Karol
Starb an dieſem Tag' des Todes.
Unerſchüttert ſtand alleine
Kaiſer Karol noch der hohe,
(Mit ihm waren nur zweitauſend
Seiner Mannen und Genoſſen)
In der Sarazenen Haufen
Schwang ſein Schwerdt, genannt Gaudioſe,
Mitten von einander hauend
Manchen wilden grimmen Mohren,
Bis am Abend beide Heere
Wieder in die Lager zogen.
Doch am andern Morgen kamen
Vier Markgrafen hergezogen
Von Italiens ferner Grenze,
Mit der Kriegerſchaar, der frohen.
Solche fürchtend ſind die Heiden
Nach Hispanien heimgeflohen.
Und nun merke wohl der Leſer,
Wie hier iſt bedeutet worden
Durch die Schlacht das Ziel der Männer,
Die für Chriſtus ſtreiten wollen.
Denn wie Karles gute Krieger
Sich gewaffnet auf den Morgen,

Vor dem Kampf ſich wacker rüſtend;
So auch wir die Waffen ſollen
Hoher Tugend uns umkleiden,
Um ſo kämpfend zu verfolgen
Wilder Laſter grimme Drachen.
Wer da guten Sieg erfochten,
Wie wird deſſen Lanze grünen
An dem Richtertage Gottes!

Dritte Romanze.

Zahllos wie der Sand am Meere,
Wie im Meer die Tropfen ſind,
Rief die fernſten Heidenvölker
Agolante zu ſich hin.
Mohren, Perſer, Sarazenen,
Von Arabien Texephin,
Afrikaner, Parther kamen
Und Algarbiens Fürſt Oſpin.
Urabell von Alexandren,
Ferne Aethiopen wild,
Altumajor von Corduba,
Von Sevillen Ibrahim.
Alpinorges von Majorka,
Flammend in des Zornes Grimm,
Manuone, Mecca's König,
Auch der Berberfürſt Facin.
Wie zum Meere all' das Waſſer
Aus ſo fernen Landen fließt,
Kamen die zum Agolante,
Dachten froh auf Raub und Sieg.
So erſtürmt er nun Agennen
Das im Baskenlande liegt,
Sandte Boten hin zu Karol,
Sinnend arge Tück' und Liſt.
Goldbeladen reich an Schätzen,
Sechzig Roſſ' er ihm verhieß,

Wenn

Wenn nur Karl mit wenig Mannen
Friedlich zu ihm kommen will;
Bietet Sicherheit und Frieden,
Als hätt' er ihn noch ſo lieb,
Bietet Gold und Edelſteine,
Wollt' er kommen nur zu ihm.
Aber Kaiſer Karol merkte
Wohl des Heiden arge Liſt,
Der ihn nur erſpähen wollte,
Daß er dann ihn tödten ließ.
Mit viertauſend tapfern Mannen
Zog er auf Agennen hin,
Die am vierten Meilenſteine
Er da heimlich von ſich ließ.
Bis zum nah'gelegnen Berge
Er mit ſechzigen noch ging,
Da verwechſelt' er die Kleider,
Sandte fort ſodann auch die.
Ohne Lanze, wie ein Bote,
Auf dem Rücken hing der Schild
Nur von einem Knecht geleitet
Zu dem Stadtthor ſie einziehn. —
„Wir ſind Kaiſer Karles Boten
Die er Agolanten ſchickt.“ —
Und ſo führt man ſie alsbalde
Auf die Burg des Sultans hin. —
„Kaiſer Karol kommt, o Sultan,
Wie befohlen ward von dir,
Kommt mit ſechzig guten Rittern,
Friedlich er dir huld'gen will.“ —
Froh ward deſſen Agolante
Froh er zu den Boten ſpricht:

„Saget Karlen, daß ich komme,
Nur mit ſechzigen auch ich.“ —
Alſo ſprach zu Kaiſer Karlen
Agolante, kannt' ihn nicht.
Während der ſich eilig waffnet,
Forſchet Karl mit klugem Blick,
Stadt und Burg durchſpäh't er fleißig.
Merkt ſich's wohl in ſeinem Sinn,
Ob er irgend ein Gebrechen
Wo an Thor und Mauern ſieht.
Auch die Heidenfürſten alle,
Von Geſtalt und Sitten wild,
Wandelnd durch der Feinde Straßen
Späht er alles wohl darin.
Und dann eilend kehrt er wieder,
Wo die ſechzig hielten ſtill,
Mit den ſechzig zieht er weiter,
Wo er die viertauſend ließ.
Agolante Kaiſer Karlen
Schaden und Verrath erſinnt.
Siebentauſend ſtarke Reiter
Aus dem Thore mit ihm zieh'n.
Kaiſer Karol mit den Seinen
Sicher ſchon im Weiten iſt,
Kehrt mit großem Heere wieder,
Und mit Sturm die Burg umringt.
So bedrängt er ſie ſechs Monden,
Hat nun bald die Burg beſiegt.
Manches Felſenſtück und Feuer
Er von Thürmen in ſie wirft,
Und berennt die Mauern mächtig,
Bis er brechend ſie bezwingt.

Durch geheimer Schleuſe Gang
Agolante ſchimpflich flieh't,
Agolante mit den Fürſten
Fliehen ſchnöde, ſind beſiegt.
Mancher Haufen von dem andern
In dem Fluß Garonne ſchwimmt;
Zehnmal tauſend Heiden fallen
Unter Karles Schwerdte hin,
So berichtet was er ſah,
Uns der Erzbiſchof Turpin.

nahmliche; und der Stoiker Kleanthes ſchrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieſelbe ſey [31]. Plato fordert in ſeinem Entwurfe eines griechiſchen Freyſtaates, daß die öffentliche Erziehung ſich auf die Frauen erſtrecke: ſie ſollen an der Gymnaſtik und Muſik, an den öffentlichen Geſellſchaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechiſche Geſchichte hat die Rechtmäßigkeit dieſer Forderung vollkommen beſtätigt, und die Ideen und geſetzgebende Weisheit Plato's nach der damaligen Lage der Welt und der Dinge inſoweit wenigſtens gerechtfertigt; indem der ſittliche Zuſtand und Charakter des weiblichen Geſchlechts in den doriſchen Staaten unſtreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den joniſchen Ländern oder nach den atheniſchen Sitten. Die Vernunft ſagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freyheit der Bürger nur auf Koſten und mit der ſittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts erreicht wird, ſehr unvollkommen ſey; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menſchen umfaßt, nothwendig ſehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengeſetzten Meynung [32]; Ariſtoteles tadelt nicht nur die Platoniſchen Grundſätze und die lakoniſchen Sitten in dieſer Rückſicht, ſondern er kann ſich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug aus-

---

[31] Diog. Laert. libr. VII. cap. 5, §. 6. [32] Procl. ibid.

Vierte Romanze.

Wieder kamen ſie zu ſchlagen
Bei der hohen Tala Burgthor,
Dort wo an Sanktona's Mauern
Die Caranta ſchlängelt kunſtlos.
Wo den ſeinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott ſchuf,
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche ſoll'n im Himmels Luſtort
Morgen heil'ge Sterne ſchauen,
Rein gebadet in dem Blutſtrom.
Froh des heil'gen Märterthumes
Stürzten in den Tod ſie muthvoll,
Doch unzählige der Heiden
Färbten noch zuvor den Grund roth.
Agolante nächtlich fliehet,
Da von Karl ihn trennt der Fluß noch.
Doch kaum glüht des Morgens Purpur,
Als ſchon Karol ſeiner Spur folgt.
Bugiens König und Algarbens
Zittern vor dem Helden muthlos,
Und nach mancher herben Wunde
Färbt ſein Schwerdt ihr grimmes Blut roth.
Da der Chriſten Heer nun raſtet,
Nach dem wilden Streit die Ruh' folgt,
Da geſchah' ein ſeltſam Zeichen
Warnend, wie der Sünde Trug lohnt.

Romarich, ein kranker Krieger,
Da der Tod ihm nahet wuthvoll,
Ließ dem theuerſten Geſellen,
Ob vor Gott er würde ſchuldlos,
Noch ſein Roß, deß Werth den Armen
Er ſoll geben lieb und huldvoll.
Jener aber treulos denkend,
Mit der wilden Sünd' im Bund ſchon,
Die er löſ'te, hundert Gulden,
Schnell verſchwendet er ſie nutzlos,
Lebt im frechen Sinn ſo fürder,
Denkt nicht ſeiner Worte trugvoll.
Da nun dreißig Tage waren,
Daß am Freund' er ward ſo ſchuldvoll,
Da erſchien der Geiſt des Freundes,
Furchtbar ſchauend, bleich und blutlos,
Sprechend: Wiße, daß all' meine
Sünden ſind getilgt und ſpurlos.
In der Hölle Thal wirſt künftig
Du ſtatt meiner jammern wuthvoll;
Alſo lautet jenes Richters
Ewig ſtreng gerechtes Spruchwort. —
So verſchwand der Todte wieder,
Jener ſtarret ſinn- und muthlos.
Früh am andern Tage Morgens
Thut er's den Geſellen kund noch.
Als er eben frech nun redet,
Da erhebt ſich in der Luft hoch
Brüllen, wie von Löwen, Kälbern,
Wie die Wölfe heulen wuthvoll.
Luſtig fahren durch einander
Ungeheu'r in wilder Unform.

Blut'ge Flammen zucken ſtrahlend
Aus der dunkeln Wolke Gluthſchooß.
Noch lebendig ward von Teufeln
Weggeführt er durch die Luft ſo,
Aus der Mitte der Genoſſen,
Mit Geheul und wildem Fluchwort.
Da das Heer nun weiter wandelt
Wohl zwölf Tage raſt- und ruhlos,
Durch die Wüſten, durch die Berge,
Findet man die Leiche wundvoll
An der jähen Felſenſpitze,
Findet da die Spur von Blut noch,
Wo ihn ſchlug der alte Unhold.
Lebe keiner ſchlecht und ruchlos!

Fünfte Romanze.

Von Pamplona ſendet Boten
Agolant' an Kaiſer Karl,
Daß er ſeiner da will warten,
Fodert kecklich ihn zur Schlacht.
Da berief der fromme Kaiſer
Aus dem weiten Frankenland
Alle ſeine treuen Mannen,
Ritter, Knechte, reich und arm.
Wer verſchuldet, wer verpfändet,
Deſſen Schuld und Pfand er zahlt,
Alle Fehden er befriedet,
Manchem er die Feſſeln brach.
Allen, die der Waffen kundig,
Schönes Ritterzeug er gab,
Die zum Dienſte gern gekommen,
Sprach Turpin der Sünden baar.
Hundert vier und dreißig tauſend
Waren Ritter in der Schaar,
Die mit Karl gen Spanien zogen,
Und das Fußvolk ohne Zahl.
Und nun hört die hohen Namen
Jener Helden, deren Glanz
Hell vor allen andern leuchtet
Auf der Ritter Ehre Plan.
Roland, Karles Schweſter Sohn
Wird mit Recht zuerſt genannt;

Der die Heere weislich führte,
In Guyenn' ein hoher Graf.
Araſtagnus von Bretagne,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Oliver und Balduinus,
Der des Rolands Bruder war.
Engeler von Aquitanien,
Herr der alten Kaiſerſtadt,
Die ſeit immer wüſt gelegen
Nach der Schlacht bei Roncisvall.
Samſon, Herzog der Burgunden,
Conſtantin aus Griechenland,
Dann Reinold von Alba Spina,
Der manch Abentheu'r vollbracht.
Ivo, Dietrich und Gaiſerus,
Der zu Bordeaux König war,
Dann der Mainzer Ganelone,
Der fiel nachher in Verrath.
Dieſes ſind die hohen Helden,
Kämpfer, mächtiger im Kampf,
Als die mächtigſten der Erde,
Chriſti tapfre Ritterſchaar.
Denn, wie mit den zwölf Apoſteln
Chriſtus ſich die Welt gewann,
So erobert Karl mit dieſen
Gott zum Ruhm das fran'ſche Land.
Weit und breit, auf Berg' und Thäler,
Lagern ſie ſich ohne Zahl
Bei der Heidenburg, die wieder
Aufgebaut noch feſter ſtand.
Als geraſtet bei Pamplona
Froh ſie ſchon den achten Tag;

Da entbeut dem Sultan Botſchaft
Streng gebietend Kaiſer Karl;
Daß er ſich ergeben ſolle
All' die Seinen und die Stadt,
Oder auszurücken komme,
Zu entſcheiden in der Schlacht.
Agolante wählt zu ſchlagen,
Daß nicht herber Tod und Schmach
In der Stadt zuletzt ihn träfe,
Die er ohne Rettung ſah.
Bis die Heere ſind geordnet,
Fodert er Geleit von Karl,
Den zu ſprechen er begehrte
Vor der Burg im grünen Thal.
Bald mit ſechzig hohen Rittern
In das Thal der Sultan kam,
Wo in aller Fürſten Mitte
Zürnend Karol zu ihm ſprach:
„Du biſt alſo der Aglante,
Der mein Land mir böslich nahm,
Spanien, Baskla, die erobert
Ich durch Gottes ſtarken Arm?
Chriſti Glauben folgten alle,
Waren Chriſt ſchon unterthan,
Die mit Wüthen du ermordet,
Als ich fern in Gallien war.
Haſt die Burgen mir zerſtöret,
Wild verwüſtet manche Stadt,
So mit Schwerdt als grauſem Feuer.
Das ſey Gott anjetzt geklagt.“ —
Staunend ſeine Sprach' erkannte,
Da er Karles Wort vernahm,

Agolante, weil der Kaiſer
In arab'ſcher Zunge ſprach,
Die er einſtens wohl gelernet,
Als er bei Galafrus war.
Lange ſtand geſenkten Hauptes
Agolante, bis er fragt:
„Wie dir jenes Land gebühre,
Das ſey endlich mir geſagt,
Wo dein Vater nicht, noch keiner
Deiner Ahnen König war?“ —
„Weil der Herr und unſer Heiland,
So erwiedert Karl alsbald,
Der ſo Erd' als Himmel ſchuf,
Chriſtus uns das anbefahl,
Unſer Volk vor allen wählte
Weit zu herrſchen überall;
Darum macht' ich deine Heiden
Unſerm Glauben unterthan.“ —
„Diente unſer Volk dem Deinen,
Sprach der Sultan, wär' es Schmach;
Denn viel beſſer als der Eure
Iſt ja unſer Glaube klar.
Zu Mahoma leben, glauben,
Durch den herrſchen wir fürwahr,
Denen er durch ſeine Geiſter
Selbſt die Zukunft offenbahrt.“ —
„O wie irrſt du, ſprach der Kaiſer,
Wir nur thun, was Gott befahl;
Ihr folgt eitler Menſchenſatzung
Und verehrt der Hölle Schaar.
An den Vater, Sohn und Geiſt
Glauben wir, und wir empfah'n

Dort des Paradieſes Freuden,
Während ihr zur Hölle fahrt.
„Drum, daß unſer Glaube beſſer,
Iſt wohl jedem Auge klar,
Schlimmen Todes mußt du ſterben,
Oder gleich die Tauf' empfah'n.“ —
„Das ſey ferne, ſprach der Heide,
Daß ich durch ſo falſche That
Meinen Gott Mahoma ließe,
Der allmächtig überall.
Drum ſo laſſ' uns mannlich ſtreiten,
Und das ſey des Streits Vertrag,
Weſſen Glaube beſſer wäre,
Der ſiegt ob in dieſer Schlacht.
So nun ihr den Sieg gewinnet,
Ew'gen Ruhm ihr deſſen habt;
Und daneben, ſo ich lebe,
Nehm' ich gleich die Taufe an.“
Alſo ſprach der wilde Heide;
Gern folgt Karol ſeinem Rath.
Zwanzig Chriſten, zwanzig Heiden
Kämpfen nun nach dem Vertrag.
Doch die Sarazenen fallen,
Sind getödtet alleſammt,
Und zum andern Male vierzig,
Eine auserlaſ'ne Schaar.
Hundert werden gegen hundert
Nun zum dritten ausgeſandt.
Furcht ergreift der Chriſten Herzen,
Drum hat ſie der Tod gefaßt.
Denn wie Chriſti fromme Kämpfer,
Wenn im Streit ſie werden laß,

Als des Heils verluſtig, ſinken
In des ew'gen Todes Qual;
Wer nicht redlich kämpfet, heißt es,
Solchen lohnet nie der Kranz;
So hat die das Schwerdt getroffen,
Weil ſie in dem Streit verzagt.
Zweimal hundert Sarazenen
Und von Chriſten gleiche Zahl,
Wieder tauſend gegen tauſend,
Ziehen kühnlich in den Kampf.
Da die Heiden unterliegend
Nun getödtet beidemal,
Streitens müde, Agolante
In der Chriſten Lager kam,
Schwöret, daß ihr Glaube beſſer
Augenſcheinlich ſey, und wahr,
Will mit ſeinem Volk die Taufe
Andern Tages ſchon empfah'n.
Um die hohe Mittagsſtunde
Agolant' am andern Tag
Kam gezogen zu dem Kaiſer,
Den er eben ſpeiſend traf.
Hohe Gäſt' an reichen Tiſchen
Sieht er manchen ſitzen da,
Ritterlich geſchmückt die einen,
Andre weiß und andre ſchwarz.
Wer die hohen Gäſte ſeyen,
Staunend er den Kaiſer fragt. —
„Jene dort im weißen Kleide
Sprechen uns der Sünden baar,
Das ſind unſers Glaubens Prieſter,
Machen Gottes Wort uns klar.

Doch noch heil'ger ſind die andern,
Beten für uns Tag und Nacht." —
Auf der niedern Erde ſitzen
Drauf der Heidenkönig ſah,
Dreizehn Männer ärmlich ſpeiſend
Im zerriſſenen Gewand.
„Wer ſind jene dort im Winkel
Im zerriſſenen Gewand,
Die am Boden ärmlich ſpeiſen?
Raſch der Heidekönig fragt. —
„Das ſind Arme, Gottes Leute,
Gleich wie der Apoſtel Zahl,
Die wir ſpeiſen, die wir tränken
Gott zu Liebe, Tag für Tag." —
„Herrlich ſpeiſeſt du die Deinen,
Spricht der Heide drauf zu Karl;
Doch ſind dieſe Gottes Leute,
Thuſt du Gott wohl große Schmach.
Wohl nun ſeh' ich, wie dein Glaube,
Den du rühmteſt, ſchlecht und falſch;
Drum ſo geh' ich zu den Meinen,
Will die Taufe nicht empfah'n." —
Eilend ging er mit den Worten,
Und der Kaiſer voll von Scham,
Daß, weil jene nicht geachtet,
So viel Volk der Tauf' entſagt,
Läßt die Armen all' berufen,
Ladet herrlich ſie zu Gaſt.
Groß iſt wahrlich deſſen Sünde,
Der der Armen nicht nimmt wahr:
Beide Heere Morgens rücken
Wohl gerüſtet in den Kampf,

drücken [33]). Eine ähnliche Stelle beym Lucretius [34]) iſt doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in dieſem Stücke wie Ariſtoteles dachte, obwohl es ſonſt nicht unwahrſcheinlich iſt.

Mit den Meinungen Plato's, der die ſpartaniſchen Sitten in dieſem Stücke nur inſofern tadelte, weil ſie auf halbem Wege ſtehen blieben, und mit dem Verſuche des Pythagoras, ſtimmen die Sitten der lakoniſchen Frauen ſehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung [35]), und an der Gymnaſtik und Muſik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erſchöpften. Die Frauen entſagten zwar den gymnaſtiſchen Übungen, und führten die Aufſicht über die häuslichen Geſchäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten ſich ſo ſehr zu beſchäftigen, wie etwa die attiſchen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gaſtmahlen, aber doch an der Geſellſchaft der Männer, und genoſſen auch die öffentliche Achtung in ſehr hohem Maaße. Die ſpartaniſche Sittengeſchichte konnte aus bekannten Urſachen ſehr leicht verfälſcht werden, welches frühe geſchah, indem ſchon ältere Philoſophen durch ihre Vorliebe für doriſche Geſetzmäßigkeit und doriſche Kraft den ſpätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer alſo alle Geſchichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweiſen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen woll-

---

[33]). Aristot. Poet. cap. 15; Hist. animal. libr. IX. cap. 1.

[34]) Lucret. V. 1354. seq.

[35]) Plat. de legg. VII. p. 357.

Ihren Glauben zu verfechten
Nach gemeinſamen Vertrag.
Da der Heiden Haufen einer
Nun von fünf gefallen war,
Drängen ſich die andern Viere
Dicht um König Agolant.
Von den wilden Sarazenen
Mancher ſchon getödtet war,
Aber mitten noch in ſeinem
Heere Agolante ſtand.
Jenen Haufen zu umzingeln,
Eilen, da ſie das gewahrt,
Jetzt herbei die Chriſten alle,
Hierher, dorther auf dem Plan.
Mordend zu der Rechten, Linken,
Stürzt Arnold ſich durch die Schaar,
Bis mit grimmen Schwerdtes Schlage
Mächtig er den Heiden traf.
Da entſteht ein wildes Schreien,
Alles Agolanten klagt.
Mordend nun von allen Seiten,
Stürzt herbei der Chriſten Schaar,
Araſtagnus mit den Seinen,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Galdebod und Conſtantin,
Und Arnoldus von Bellant.
Da ward ſo viel Blut vergoſſen,
Daß im Blut gegangen ward,
Daß von allen Sarazenen
Keiner an dem Tag entkam.
Nur der König von Sevilien
Flohe glücklich aus der Schlacht;

Altumaior von Corduba
Auch mit Müh' dem Tod' entkam.
Sehet, weil für Chriſti Glauben
Kämpft in rühmlichen Vertrag
Kaiſer Karl, hat obgeſieget
Er den Heiden an dem Tag.
Wer für Chriſtus wacker ſtreitet,
Bis an's End' in guter That,
Der wird einſt erhöhet werden,
Höher als der Engel Schaar.
Einen Haufen wilder Chriſten,
Der mit Gier manch gold'nen Schatz
Raubte in der Heiden Lager,
Hat der Tod alsbald geſtraft.
Altumaior von Corduba,
Aus verborg'nem Hinterhalt,
Schlug ſie wehrlos alle nieder,
Tauſend Männer an der Zahl,
Alſo ſollen ew'gen Todes
Sterben, die geſiegt im Kampf
Mit den Laſtern, doch von neuem
Sind verlockt in ſchnöden Fall.

Sechste Romanze.

Boten kamen her mit Eile,
Kaiſer Karol anzuzeigen,
Wo Garzime's Berg, der ſteile,
Der Navarr'ſchen Berge einer,
Stolzer in die Wolken ſteiget,
Käm' ein Fürſt ihn anzufeinden,
König Furr, ein wilder Heide.
An Garzime's Felſenſteine
Kam zu Abend hin der Kaiſer;
Morgen ſoll die Schlacht entſcheiden,
Und er bat Gott um ein Zeichen,
In der dunkeln Nacht geheime,
Daß er die mag unterſcheiden,
Die des andern Tags erbleichen
Todes ſollen von den Feinden,
Schönen Märt'rerkranz erreichen. —
In des andern Frühroths Scheine,
Da gerüſtet all' ſich zeigen,
Haufen hier und dort ſich theilen,
Sieht ein rothes Kreuze ſcheinen
An der Schulter auf den Kleidern
Er der auserwählten Seinen,
Die als Märtyrer erbleichen
Sollen und den Tod erleiden.
Solches ſieht allein der Kaiſer,
Auſer ihm gewahrt es keiner.

Wehmuth an ſein Herz da greifet;
Und es regt der Wunſch ſich heimlich,
Wie ſie lebend möchten bleiben,
Die mit rothem Kreuz gezeichnet.
Alle er alsbald vereinet,
Schließt ſie in der Kirche eine,
Sie zu retten ſo vermeinend;
Seine Abſicht wußte keiner.
Muthvoll geh'n ſie auf die Feinde,
Schlagen bald die wilden Heiden,
Auch ihr König muß erbleichen,
Mit dreitauſend von den Seinen.
Freudig zieht mit Siegeszeichen
Heim das Heer im Abendſcheine.
Da nun heimgekehrt der Kaiſer,
Und die Kirche öffnet ſchweigend,
Sieht er hundertfunfzig Leichen.
Sanft entſeelt und bleich ſich ſeinem
Auge ſtrafend allda zeigen.
Bitterlich er die beweinet,
Reuevoll und voll Mitleiden.
O ihr Chriſtuskämpfer heilig,
Traf euch nicht der Arm des Feindes,
Weil von irdiſchem Mitleiden
Sich der Kaiſer ließ ergreifen,
Gottes Fügung wollte meiden,
Bleibt der Kranz euch dennoch eigen!

Siebente Romanze.

Boten kamen, bei Nagera
Sey ein Rieſe, Ferracut,
Fern von Babylon gekommen,
Aus des Goliath Stamm und Blut.
Gen Nagera eilt der Kaiſer,
Zu umlagern ſolche Burg.
Prahlend tritt der Rieſ' hervor,
Läßt erſchallen ſeinen Ruf,
Fodert Zweikampf von den Chriſten,
Schmähend laut in wilder Wuth.
Kraft hat er, wie vierzig Männer,
Hat vor keinen Waffen Furcht.
Däne Ogier war der erſte,
Der das Abenthen'r verſucht.
Da der Rieſe ihn erblicket,
Kommt er ſachte angeruckt,
Streckt nach ihm die lange Rechte
Und ergreifet ihn bei'm Rumpf,
Hat ihn unter'm Arm verwahret,
Jenem ward nicht wohl zu Muth.
Ihn mit allen ſeinen Freunden,
Wie ein zartes Lamm er trug,
Geht damit vor aller Augen
Stracks hinauf zu ſeiner Burg.
Seine Länge maß zwölf Ellen
Und die Naſe einen Fuß,

Arm und Schenkel maßen eben
An drei Ellen gern und gut.
Dann Malnold von Alba Spina
Trägt er wieder in den Thurm.
Conſtantin von Griechenlande,
Einen Grafen noch dazu,
Trug er beide, unter jedem
Arme einen, durch die Flur,
Sperret ein ſie zu den andern
Und noch manchen Ritter gut.
Alle ſtaunten, Kaiſer Karlen
Muß entſinken wohl der Muth.
Ritter Roland konnt' es länger
Nun nicht tragen mit Geduld.
Nur nach langem Bitten, Harren,
Spricht das Ja des Kaiſers Mund.
Wie Roland dem Rieſen nahet,
Greift ihn der auf einen Zug,
Mit der Rechten nur ihn ſetzend
Vor ſich auf den Mähnenbuſch
Seines Roſſes, trabt er eilend
Wieder nach dem Thor der Burg.
Doch der Ritter, Gott vertrauend,
Sammelt ſeine Kraft zur Stund',
Griff ihn wacker bei dem Barte,
Warf ihn hinten auf den Grund.
Beide lagen ſie am Boden,
Beide ſprangen gleichen Muths
Wieder auf die Roſſe, jeder
Tapfer auf den andern ſchlug.
Roland will den Rieſen ſpalten
Mit des Schwerdtes grimmen Schwung

Doch das Schwerdt, ſtatt ſeiner, mitten
Durch den Leib des Roſſes fuhr.
Da ſein Roß ihm nun getödtet,
Stritt der Rieſe dann zu Fuß,
Drohet viel mit ſeinem Schwerdte,
Bis er's ſinken laſſen muß.
Doch wie mächtig er getroffen,
Wird des Rieſen Arm nicht wund.
Grimmig er die Fauſt jetzt ballte,
Rolands Roß den Kopf einſchlug.
So mit Fäuſten, ſo mit Steinen
Kämpften beide nun zu Fuß.
Da es Abendroth geworden,
Bot den Frieden Ferracut.
Bei den Seinen ſoll ein jeder
Pflegen dieſe Nacht der Ruh'.
„Ohne Schwerdt und Lanze kämpfen
Morgen wir wie heute nur.“ —
Alſo ſchieden nun am Abend
Dieſe zwei mit manchem Gruß;
Kehren auf den Kampfplatz frühe
Bei der Morgenſonne Gluth,
Zwar ein Schwerdt der Rieſe brachte
Gegen Recht und ſeinen Bund;
Doch es mag ihm wenig frommen,
Daß gebrochen er den Schwur.
Roland einen Stecken führte,
Einen Stecken lang und krumm,
Hat ihn viel damit geſchlagen,
Doch der Rieſe ward nicht wund.
Auch mit großen Kieſelſteinen,
Die er von der Erd' aufhob,

Bis zur heiſſen Mittagsſtunde
Er ihn unermüdlich ſchlug.
Da nun Roland Frieden bietet,
In der Mittagszeit zu ruh'n.
Schwer von Schlaf alsbald der Rieſe
Streckt ſich auf die grüne Flur.
Einen Felsſtein nahm der Ritter,
Wie er ſtark noch war und jung,
Legte den ihm zu den Häupten,
Daß er deſto ſanfter ruh't.
Roland nicht, noch ſonſt ein Ritter
Nähme jetzt des Rieſen Blut;
Denn ſo war der Zeiten Sitte,
Da noch blüht' das Ritterthum:
Wer dem Feind das Wort gegeben,
Und nicht hält der Treue Schwur,
Sey es Chriſte oder Heide,
Mit dem Tod es büßen muß.
Da der Rieſe nun erwachte,
Geht der Ritter auf ihn zu,
Setzt in's Gras ſich zu ihm nieder:
„Sag mir, ſpricht er, doch mit Gunſt,
Wie du alſo hart gewachſen,
Daß kein Eiſen dich macht wund?
Stein noch Holz kann dich verletzen,
Nirgends ſeh' ich deſſen Spur.“ —
Staunend ſchaut ihn an der Rieſe,
Willig er das kund ihm thut,
Wie am Nabel er verwundbar,
Feſt ſonſt ſey von Kopf zu Fuß.
„Der ſo tapfer mich beſtreitet,
Sage Knabe, wer biſt du?“ —

„Roland bin ich, ſprach der Ritter,
Von der Franken Stamm und Blut.“ —
„Welches Glaubens ſind die Franken?“ —
Sprach der wilde Ferracut.
„An den Chriſt durch Gottes Gnade
Glauben wir und ſeinen Schutz.“ —
„Wer noch dieſer Chriſt geweſen,
Sage mir nun zum Beſchluß.“ —
„Er war Gottes Sohn, ſprach Roland,
Jungfräulichen Leib's Geburt,
Der am Kreuz geſtorben, ſiegreich
In des Abgrunds Tiefe fuhr;
Auf dann ſtieg zum Himmelreiche,
Dorten ſitzt auf ew'gem Stuhl.“ —
„Einer iſt der Welten Sultan,
Der hat Vater nicht noch Suhn,“ —
Sagt der Rieſ' und Roland weiter
Spricht im chriſtlichen Disput
Von dem Vater, Sohn und Geiſte,
Der die Welten all' erſchuf.
Doch der Rieſe gegenredet:
„Drei und Eins ſind nimmer gut.“ —
„Tönt die Leyer, ſpricht der Ritter,
Wirkt die Saite, Hand und Kunſt,
Dreierlei zu einem Schalle,
Deutlich iſt doch die Figur.
An der Sonne unterſcheideſt
Du das Licht, der Wärme Gluth,
Dann zum dritten ihre Kreiſung,
Drei in Einem klar genug.
Iſt dies aber dennoch dunkel,

Sieh' des Mandelbaumes Nuß,
Kern, und grüne Haut, und Schaale,
Dreierlei an einer Frucht.
Ja auch an dem Wagenrade
Siehſt du dreierhande Stuck;
Nabe, Felge, Speiche eben,
Oder wahrlich du biſt ſtumpf." —
Wie das alſo nun geſchlichtet,
Fraget weiter Ferracut,
Nach der Jungfrau, die im Schooße
Ohne Mann das Kind doch trug. —
„Wie im Mayen alles grünet,
Manche roth' und weiße Bluth,
Wo kein Sämann nimmer ſä'te,
Alſo auch Maria thut." —
Solches ſprach der edle Ritter,
Unermüdlich an Geduld,
Für den lieben Gott zu ſtreiten
So mit Schwerdte als dem Mund.
„Sieh' doch an in Sommertagen,
Wie in manchem tiefen Sumpf
Plötzlich alles lebt und webet,
Ohne Saamen mancher Wurm." —
„Wohl geſprochen, ſagt der Rieſe,
Doch auch das erkläre nun,
Wie der, ſo zuvor geſtorben,
Von den Todten doch erſtund."
„Wie der Löw' am dritten Tage,
Wie der Löwe ſeine Brut,
Hauchend, die erſt todt, belebet,
Gott an ſeinem Sohn auch thut. —

te, daß er nicht zu unterſcheiden wiſſe. Auch laſſen ſich nicht ſelten ohne Sehergabe, die alten ächten Erzählungen von den ſpätern Schulübungen, bey dieſem Schriftſteller unterſcheiden, welche letztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteſte einfache Sinnſchrift auf eine lakoniſche Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordnen Sohn ſelbſt umbrachte, von den beyden ſpätern [36]. Worin alle Nachrichten mit den älteſten und beſten übereinſtimmen, das läßt ſich wohl als wahrſcheinlich vorausſetzen: daß nähmlich die lakoniſchen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beſeelt, und ſogar fähig waren, derſelben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geſchichte bleibt, ſo iſt es dennoch nicht unwahrſcheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Geſetz und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine ſittliche Gewohnheit iſt wohl ſo mächtig als die Schaamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo ſich die Eigenthümlichkeit der helleniſchen Sitte und des doriſchen Lebens, von der ältern mehr aſiatiſchen oder auch joniſchen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Geſtaltung abgeſondert hinſtellte, als die Spartaner in ihrer Begeiſterung für dieſe gymnaſtiſchen Feſte, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfſpiele feyerten; und der große Hiſtoriker ſelbſt hat es gar wohl, als eine entſcheidende Epoche hel-

---

[36] Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunkii Analecta, II., p. 115.

Wie die Sonne, ſprach der Ritter,
Abends ſinkt der Tiefe zu
Und in Oſten auf dann ſteiget,
Leuchtend ſtrahlt am Himmelsrund;
Leicht wohl konnte ſo ſich heben
Aus des grimmen Todes Schlund,
Dem des Todes bleiche Schaaren
Alle folgen, wann er ruft,
Die am jüngſten Tage kommen
Alle vor des Richters Stuhl;
Leicht kann durch die Himmel wandeln,
Der die Himmel ſelber ſchuf.“ —
„Laß' uns kämpfen, ſprach der Rieſe,
Und daß ſey des Kampfes Bund;
Iſt dein Glaube wahr, ſo fall' ich,
Werde ſiegen, wenn es Trug.“ —
„Alſo ſey es, ſprach der Ritter;
Ewig ſey dem Sieger Ruhm,
Schande des Beſiegten Volke.“ —
Sprang dann auf den Helden zu.
Mächtig ſchwingend ihn der Rieſe
Mit dem Schwerdt zu ſchlagen ſucht,
Doch es meidet gar behende
Roland ihn im Seitenſprung.
Rolands Keule war zerbrochen,
Drum der Rieſ' in grimmer Wuth
Springt auf Roland, ihn ergreifend,
Beugt ihn nieder auf den Grund.
Da ſieht Roland keine Rettung,
„Hilf Maria mir,“ er ruft;
Doch er biegt ſich, zieht behende
Jenes Dolch aus ſeinem Gurt,

Stieß den in des Rieſen Nabel,
Daß in Strömen quillt das Blut.
Sterbend nun der grimme Rieſe,
Schrei't, und ſeinem Gotte flucht.
Eilend auf den Schrei die Heiden
Stürzen aus der hohen Burg.
Roland war ſchon bei den Seinen
Heimgekehrt in ſich'rer Hut.
Und die Schaar der Sarazenen
Klagend nun den Leichnam trug
Auf die Burg des grimmen Rieſen,
Der genannt war Ferracut.

Achte Romanze.

Altumajor ſammelt wieder
Seine Helden bei Corduba.
Hierher, dorther kommen Schaaren,
Ibrahim, Seviliens Sultan,
Andr' aus andern Landen Spaniens,
Von Granad' und von Abula.
Wie der Heiden Volk verſammelt,
Ward es bald dem Kaiſer ruchtbar.
Der zog mit ſechstauſend Mannen
Froh hin, wie zu einem Luſtkampf.
Da die Schlacht nun ſoll beginnen
Außen an der hohen Burg Wall,
Wählt er all' die beſten Ritter,
Reih't des ganzen Heeres Grundkraft,
Ordnet die zum erſten Haufen,
Stellt zum zweiten dann die Fußmacht,
In den dritten wieder Reiter,
So zu meiden jeden Unfall.
So auch ſtellen ſich die Heiden,
Hatten wohl von jenen Kundſchaft,
Ritter doch gemiſcht mit Fußvolk,
Deſſen ſah' man bald die Urſach.
Larven ſtanden bei den Roſſen,
Grimmer Larven eine Unzahl,
Bärtig und gehörnt wie Teufel.
Wie bei höll'ſcher Geiſter Luſtfahrt

Durch die wilden Wirbelwinde
Sich die inn're Boſheit Luſt ſchafft
In Gekreiſch und wildem Schalle;
So erklingen, heulen furchtbar,
Töne ſeltſam von den Larven,
Zwiſchen dem Geklirr und Hufſchlag,
Daß der Chriſten Roſſe plötzlich,
Wie wenn ſie des Böſen Wuth faßt,
Unaufhaltſam, hiehin, dorthin,
Flieh'n auf unwegſamen Fußpfad.
Schon gebrochen ſind der Chriſten
Schaaren alle durch den Unfall.
Karl erſinnt alsbalde Rettung,
Daß verſchwinden gleich von Stund' an
Muß des eitlen Zaubers Trugbild.
Mit dem Kreuz, der Hölle furchtbar,
Stellt Turpin ſich in die Reihen,
Dann von Leinen manchen Umhang
Um der Roſſe Haupt ſie binden,
Daß der Zauber ſchwand von Stund' an.
In der Sarazenen Schaaren
Ward alsbald ein grauſes Blutbad,
Und es flog wohl hiehin, dorthin,
Mit dem Kopfe mancher Turban.
Nur die rothe Fahne ſteht noch,
Die den Helden wieder Muth gab:
Keiner flieht ſo lang ſie weh't noch,
Die auf goldnen Wagens Grund ſtand,
Den acht weiße Stiere zogen,
Goldgeſchmückt, als wie zur Prunkfahrt.
Gott vertrauend und der Rüſtung,
Feſt war die und unverwundbar,

Dringet Karol durch die Schaaren
Zu der Fahne und wirft unſanft
Manchen Heiden todt danieder,
Dann die Fahne in das Blutbad.
Jetzt muß alles, alles weichen,
Niederfällt Sevilliens Sultan.
Früh am Morgen nach dem Siege
Wird erſtürmt die Burg Corduba's,
Altumajor unterwirft ſich
Karlen, der ihm ſeine Huld gab.
Nun vertheilt er auch die Lande,
Weil ſein Theil allein der Ruhm war.
Portugall ſchenkt er den Dänen,
Wer mit in des Heeres Bund war;
Arragonien den Picarden
Und den Deutſchen Andaluſia;
Auch Nager' und Sarragoſſa
Denen Griechen von Apulia,
Und für Baſkla und Navarra
Wird Britanniens Heer ſein Schuldmann;
Giebt den Franken dann Caſtilien.
In Gallizien, das nicht fruchtbar,
Wollten nicht die Franken wohnen.
Karl war groß und allen furchtbar.

Neunte Romanze.

Nach Jacobus heil'gem Münſter
Wallet Karl als frommer Pilger,
Tödtet alle Renegaten
Und belohnt die treuen Chriſten.
Er verſammelt heil'ge Männer
Biſchöf', Erzbiſchöf' und Prieſter
Nach dem ſeel'gen Compoſtella
In dem chriſtlichen Gallizien,
Dort mit froher Pracht und Andacht
Einzuweih'n die ſchöne Kirche,
In des Mayen grüner Blüthe
Zu begeh'n die frohen Pfingſten.
Manches Recht und milde Gabe
Schenkt er des Jacobus Sitze,
Daß, wie Epheſus in Aſien,
Wo Johannes lehrte milde,
Wie die Pracht der hohen Roma,
Wo den Tod Sankt Peter litte,
Alſo auch das hohe Spanien
Compoſtella's Andacht zierte,
Aller apoſtol'ſchen Kirchen
Zweit' an Rang, an Zahl die dritte.
So auch zahlet ſtets vier Pfennig
Dorthin jeder Hausbeſitzer
In ganz Spanien und Gallizien;
Ledig ſind ſie alles Dienſtes.

Es erfreu'n ſich mit dem Kaiſer
Nun des May'n die frommen Ritter,
Sitzen unter grünen Lauben
An den reichgedeckten Tiſchen,
Wo auf ihre Winke warten
Manche ſchön geſchmückte Diener.
Da war oft ein gutes Tönen
Von Poſaunen und von Cymbeln,
Und von alter Ritter Thaten
Hörte man gar manche Lieder.
Karol war von Anblick herrlich,
Mächtig ſeine Bruſt und Glieder;
Wie des Löwen Augen, funkeln
Feurig ſeine hohen Blicke.
Wen er anſah, mußte oftmal
Vor dem Blicke bloß erzittern.
Seine Länge maß acht Fuße,
Königlich war ſeine Stirne;
Ausgelernt war er im Kampfe,
Und an Kraft faſt wie Ein Rieſe.
Tugendſam war dieſer Kaiſer
Auch im Eſſen und im Trinken.
Wenig Brodtes nur genoß er,
Nebſt dem Viertel eines Widders,
Ein'ge Hühner, ſonſt Geflügel,
Haaſen, Pfauen, ſo man briete,
In den Wein miſcht' er ſich Waſſer,
Saß nur einmal Tags zu Tiſche.
Seine Stärke war ſo mächtig,
Daß er oftmals einen Ritter
Ganz geharniſcht und gerüſtet
Auf der flachen Hand gen Himmel

Hoch erhoben in die Lüfte.
Saß er auf dem Stuhl als Richter,
Ward ein Schwerdt ihm vorgetragen,
Nach der alten Kaiſer Sitte.
Viermal trug er Jahrs die Krone
Und das Scepter, alles ſchlichtend,
An dem Weihnachtstag und Oſtern,
Auf Jacobi und zu Pfingſten.
Hundert zwanzig fromme Edle
Wachten um ſein Bette immer,
Wechſelten zu dreien Wachen,
Standen alſo immer vierzig,
In der Rechten bloße Schwerdter,
In der andern helle Lichter;
Zehn zum Haupte, zehn zu Füßen,
Zehn zur Rechten wie zur Linken.
Ja wer dieſes guten Kaiſers
Thaten alle wollte wiſſen,
Würd' an Worten eh' es fehlen,
Wär' auch Meiſter wer im Dichten,
Um das alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geſchichten,
Wie er edel war und ſtrenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen ſpendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbitlich;
Wie Galafrus einſt der Heide
Den verbannten ſchlug zum Ritter;
Wie er den Braymant getödtet,
Dann den wildeſten der Rieſen,
Der ſie grimmig will bekriegen
Dem Galafrus bloß zu Liebe;

Wie zum heil'gen Grab' er wallte,
Manche Kirchen, Klöſter ſtiftet,
Manches Land und viele Burgen
Dem Dreieinigen gewinnend;
Wie er heimgebracht das heil'ge
Holz vom wahren Kreuze Chriſti,
Ferner köſtliche Reliquien,
Wohl verwahrt in Gold und Silber·
Nebſt manch ſelt'nem Abentheuer,
Wird von andern wohl berichtet.

Zehnte Romanze.

Alſo war nun ſein geworden
Spanien zu Gottes Ruhme,
Und Sankt Jacob, des Apoſtels;
Kaiſer Karl in Frieden ruhte.
Nur Marſir von Babylonien,
Rieſe Belligant, ſein Bruder,
Die der große Sultan dorten
Sandt' einſt nach den ſpan'ſchen Fluren,
Noch bei Sarragoſſa thronten,
Heimlich Tück' und Rache ſuchend;
Treu' und Liebe war erlogen,
Tief im Herzen Haß gewurzelt.
Kaiſer Karol ſandte fodernd,
Daß, getauft im Chriſtenbunde,
Gott ſie gleich bekennen, oder
Sich verpflichten zum Tribute.
Ganelon von Mainz war Bote,
Der Verrathes ſchuldig wurde,
Durch den ſchnöden Lohn beſtochen,
Daß, mit falſcher Frevelzunge,
Er den Heiden angelobte,
Sie zu ſättigen im Blute
Kaiſer Karls und ſeiner Stolzen,
Die nichts Arges ſich vermuthend,
In die Schling' er locken wollte,
Wie an Hand und Fuß gebunden.

leniſcher Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [37]. Anfänglich ſchien dieſe öffentliche Nacktheit der Männer ſelbſt den Griechen, wie den andern Völkern und Aſiaten jederzeit, unanſtändig und lächerlich, bis dieſe künſtleriſche Begeiſterung und eigenthümlich doriſche Idee des Schönen ſiegte und nun überall zur Gewohnheit wurde [38]. Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für ſchändlich, welche ſie nur als Laſter kannten [39]; bey andern doriſchen Völkern, wie zu Elis und bey den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [40], nur die ſinnliche Liebe ſchöner Geſtalten, was in jenen gymnaſtiſchen Spielen der Jünglinge dabey vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterſchieden den himmliſchen Amor von dem irdiſchen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnaſtiſchen Übungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widerſprachen allerdings den joniſchen und aſiatiſchen Sitten, und mit unſern Begriffen und Gewohnheiten ſteht jene Sitte ſo ſehr im Widerſpruch, daß man ſie kaum noch glaublich findet, und die Thatſache ſelbſt, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [41]. Der Geſundheit aber und der

---

37) Thucyd. I., 6. 38) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. 39) Sympos Plat. p. 186. 40) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav. 41) Das gewöhnliche Beywort der ſpartaniſchen Jungfrauen, φαινομηρίδες, deutet ſchon auf eine ſehr leichte und freye Bekleidung. Noch mehr beweiſ't aber für die Allgemeinheit der doriſchen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiaſt von dem Worte Δωριάζειν gibt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας.

Dreißig Roſſe ſchwer von Golde,
Edelſtein und ſpan'ſchem Gute,
Sandten ſie zu Karls Gebote,
Als ein Zeichen, daß ſie huld'gen.
Auch beladen vierzig Roſſe
Süßen Weines zum Genuſſe;
Blühend dann, wie volle Roſen,
Tauſend Mädchen holder Jugend.
Zwanzig Roſſe ſchwer von Golde,
Teppiche geſtickt mit Blumen,
Gaben ſie zu ſeinem Lohne,
Ganelon dem falſchen Buben.
Heimgekehrt zu Karles Hofe,
Spricht er von der Heiden Schwure,
Ihm zu huld'gen, wenn er komme,
Treu zu ſeyn dem Chriſtenthume.
Karol ſandte, ſo betrogen
Nach dem Roncevaller Grunde,
Mit den beſten der Genoſſen
Roland, aller Ritter Blume.
Die, bis durch die Berge oben
Mit dem Heer' er Bahn gefunden,
Sollen unten ſeiner dorten
Harren, wachend ſich gedulden.
Bald vergaßen ſie der Sorge,
Von dem ſüßen Weine trunken,
Von der Wolluſt ſüßern Wonne
Ganz beraubt des alten Muthes.
Ganelon ward deſſen frohe,
Gab den Heiden gleich die Kunde.
Funfzig tauſend Heiden kommen
Frühe aus des Waldes Dunkel,

Wo, im Hinterhalt verborgen,
Sie geharrt der günſt'gen Stunde,
Tobend jetzt hervorgebrochen,
Daß von Schwerdtern alles funkelt.
Hinten ſind die grimmen Mohren
In das Lager eingedrungen,
Wo die Kämpfer nicht geordnet,
Oder lagen noch im Schlummer.
Doch die Helden nimmer flohen,
Tapfer in die Mohren ſchlugen,
Bis zur dritten Stund' vor Morgen,
Daß die Helden ſinken mußten,
Ihrer keiner iſt entkommen.
Heimgewendet nun zur Ruhe
Seh'n ein andres Heer ſie vorne,
Größer noch als das ſie ſchlugen,
Wilder auch und grimm'ger tobend.
Da entſinkt das Herz dem Muthe,
Und ſie fühlen ſich verloren,
Matt wie jeder iſt und blutend,
Können fürder nichts mehr hoffen;
Jetzt zu ſiegen wär' ein Wunder,
Doch iſt keiner noch geflohen;
Eingedenk des alten Ruhmes,
Kämpfen ſie in Blutes Strome,
Bis, ermattet von den Wunden,
Endlich in den Arm des Todes
Alle nieder ſind geſunken.
O was war da für ein Morden
Von den grimmen Heidenbuben,
Die auch keines nicht verſchonten,
Der noch gab des Lebens Spuren.

Den mit Lanzen ſie durchbohrten,
And're ſchlugen ſie mit Ruthen,
Auch zerfetzend mit den Dolchen,
Die am Baum ſie feſt gebunden.
Andre mit dem Beil zerſtoßend
Werfen ſie in Flamm' hinunter,
Marternd noch mit wildem Spotte
Sie bis in des Todes Schlunde.
Alſo bitter ward gelohnet
Denen, die es wohl verſchuldet,
Weil, obwohl im Dienſte Gottes,
Sie vergaßen Sitt' und Tugend.
Alle liegen ſie ermordet,
Rettung ward da nicht gefunden.
Roland einzig blieb verſchonet,
Dieterich, und Rolands Bruder
Balduin, die im Wald verborgen,
Irrend rannten durch das Dunkel.
Da fand Roland einen Mohren
Bei des Dämmerlichtes Spuren,
Der in dunkeln Wald geflohen,
Band ihn feſt an eine Buche.
In der Nacht bei'm Schein des Mondes
Stieg nun, alles zu erkunden,
Roland auf die Berge oben,
Schauend auf die Feinde drunten.
Bei dem erſten Strahl der Sonne,
Trüben Herzens, doch nicht murrend,
Griff er nach dem großen Horne,
Laut erſchallt die Kraft des Mundes.
Zu dem wohlbekannten Tone
Eilet Balduin der Bruder,

Dieterich und mehr Genoſſen,
Andre Chriſten wohl an hundert.
Deß ward Roland wieder frohe,
Gehet den Gefangnen ſuchend,
Der, mit manchem Tod bedrohet,
Sie zu führen ward gezwungen.
Nach Marſir fragt er den Mohren,
In Marſirus Herzensblute
Hat der Held ſich angelobet,
Rein zu waſchen ſeine Schulden.
„Jener hohe König dorten
Zu dem braunen Roß mit rothem
Schilde, hat der Mohr geſprochen,
Vor dem knieen all' die unſern.“ —
Roland drauf und die Genoſſen,
Nach des Ruhmes Labſal durſtend,
Gott geweiht zum frommen Tode,
Stürzen muthig nun hinunter.
Einen Rieſen ſammt dem Roſſe
Mitten durch in einem Schwunge
Spaltet Roland von der Schulter
In zwei Hälften bis zur Sohle.
Einzig den Marſir verfolgend,
Der entfliehend bleich ſchon wurde,
Hat er nieder all' geworfen,
Rechts und links, die Mohrenhunde,
Bis er dennoch ihn getroffen.
Und der Mohr wälzt ſich im Blute,
Schrecklich des Verraths belohnet,
Fährt er hin zum Höllenſchlunde.
Angſtvoll iſt alsbald geflohen
Belligant weit in die Fluren.

Mit ihm alle ſeine Mohren,
Weil ihr Sultan war geſunken,
Doch auch jene hundert Frommen
Sind nach mancher herben Wunde
All' als Märtyrer geſtorben.
Einſam Roland und voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er nach Balduin ſuchend,
Der wie Dietrich ſich verloren;
Bis er endlich, ſchmerzgedrungen,
Abſtieg von dem guten Roſſe,
Bleich und kraftlos hingeſunken,
Bei Ciſera's Felſenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde.
Hat ſein Schwerdt alsbald gezogen,
Das ſo herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und im Schlagen recht ein Wunder.
Noch in ſpäter Zeit erſcholle
Zu Durenda's hohem Ruhme,
Rolands gutes Schwerdt zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf ſein Schwerdt, das gute,
Das ſo manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verluſtes,
Hat er Thränen noch vergoſſen,
Klagend alſo ausgerufen,
Liebevoll zu ihm geſprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwerdt ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Namen,
Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden:
Soll ich dich, mein Schwerdt, verlaſſen,
Das ich trug nun ſchon ſo lange?
O wer wird dich künftig tragen?
Wohl iſt ſeelig der vor allen,
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du das ſchärfſte von den ſcharfen,
Einzig bleibſt du wie du wareſt,
Denn der Künſtler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmals nahm ich Rache
Für den Herrn, den ſie verrathen,
An der Heiden böſem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen.“

Drauf, nach dieſen Klageworten,
Hat er hoch das Schwerdt geſchwungen.
Schlagend nach dem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieſes Schwerdt ſo hoher Tugend.
Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwerdtes grauſem Schwunge,
Unverſehrt liegt das am Boden,
Unverſehrt, wie er auch ſchluge.
Drauf nach ſeinem großen Horne

Grif er, ſchallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenoſſen,
Die im Thale irrend ſuchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf' ihm in der Todesſtunde.
Und es war des Klanges Donner
Alſo ſtark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten iſt geborſten,
Ihm die Adern ſind zerſprungen.
Ja zu Kaiſer Karles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.
Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe ſenden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Luſt iſt jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“ —
O der falſchen Judaszunge
Zu Verrath geſchickt und Morde;
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, ſeinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Waſſer fodert,
Liegend auf dem Wieſengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troſte,
Schmerzvoll, wie er war und durſtend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,

Balduin ſo ängſtlich ſuchend,
Roland war ſchon nah' geſtorben,
Balduin auf ſein Roß geſchwungen,
Eilte, ſeinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde.
Der iſt klagend aufgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen ſeinem Gotte,
Daß, geſchirmt vor dem Verſucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus dieſem Sündenpfuhle.
Roland ſchlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebet zu opfern,
Reue, Freude, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ſo übertroffen,
Sprach er, wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſeel'gen Orte,
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde." —
Dreimal nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Betet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;

Zeichnet mit des Kreuzes Troſte
Vielmals ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Ronciswaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Karol ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Haufe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen,
Wen ſie führen, fragt er. Jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen;
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsveſte." —
Da die Meſſe nun geendet,
Vor den Kaiſer Karol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,
Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele

Geſtalt waren jene gymnaſtiſchen Übungen des weiblichen Geſchlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schönheit, Geſundheit und große Bildung der lakoniſchen Frauen iſt aus vielen Zeugnißen der Alten hinreichend bekannt. In ſpätern Zeiten hingegen konnten ſie die ohnehin eingeriſſne Sittenloſigkeit vielleicht verdoppeln. Der römiſche Kallimachus 42) beneidet Sparta um die günſtige Gelegenheit, die zwangloſe Freyheit, welche die gymnaſtiſchen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünſcht Rom ähnliche Sitten. Es iſt nehmlich bekannt, daß die Lakoniſchen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausſchweifungen, Herrſchſucht und Habſucht alle andre griechiſche Frauen übertrafen, und das Übermaaß ihrer Laſter entſprach ihrer urſprünglich großen ſittlichen Kraft. Ariſtoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen 43), welches in ſeinem Zeitalter vermuthlich ſehr treu war. Hatte er aber die Abſicht, unbedingt zu tadeln, und vermiſchte er die Zeiten, ſo läßt er ſich eher entſchuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechiſchen Stämme ſich verwiſchten, nachdem die Blüthe doriſcher Tugend verwelkte, welches ſchon im peloponneſiſchen Kriege geſchah, ging auch bald die beſtimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der doriſchen Tugend überhaupt ſagen, was ſchon Eupolis von den doriſchen Geſängen des Thebaniſchen Adlers ſagte: „Sie ſind verſtummt, durch die Gefühlloſigkeit des Haufens 44).“ War

---

42) Propert. Eleg. III. 12. 43) Aristot. Polit. libr. II. cap. 9. 44) Athen. libr. I. p. 5.

Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſirus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen.“ —
So noch ſprach er und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland ließ bei'm Felſen
Schon im Todeskampfe, ſterbend
Ein Geſchrei ward da im Heere,
Wie ſie hiehin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Karl den Helden
Liegen fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebete.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,
Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,
Händeringend und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Karol dieſe Klagerede:

„O du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwerdt des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwung'ne Heldenlanze.
Du, dem Judas Maccabäus
Aehnlich durch der Tugend Thaten,
Saul und Jonathan im Tode,

Simſon gleich an Kraft des Armes,
Weh, daß du erſchlagen!

O du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Königlich von Sinn und Adel.
Du des Clerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen
Allen hülfreich, Schild der Wittwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte.
Weh, daß du erſchlagen!

Warum mußt' ich her dich führen,
Wo dich todt mein Auge ſahe?
Konnt' ich denn mit dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſeelig
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Schaaren.
Aber wir, ſo wie die Seinen
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um dich klagen.
Weh, daß du erſchlagen!“

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen alle ſie gewaffnet,
Um die Kriegsgenoſſen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten ſie in Haufen,
Einige noch lebend ächzen
Durch einander ſah'n mit Grauſen.
Oliverus, deſſen Seele
Fern ſchon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgeſtreckt mit ſtarken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerriſſen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwerdtern, Meſſern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O was war da für ein Klagen,
Schreien und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;
Wieder klangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Karol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare raufend,

Schwur bei dem allmächt'gen Gotte:
Nichts ſoll hemmen ihn im Laufe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwerdt im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten.
Da den Heiden ſie nun folgen
Ward erhöret ſein Vertrauen;
Unbeweglich ſtand die Sonne
Wohl an dreier Tage Dauer,
Bis bei Saragoſſa's Burgen,
An der Ebra Uferauen,
Karol ſie hat überfallen,
Ganz in Freud' und Feſt berauſchet.
Da die Rache nun vollzogen,
Ließ er hin zu jenem Baume
Alle Kranken, Schwerverwund'ten,
Dort wo Roland ſchloß die Augen,
Führen, um ſie ſtreng zu fragen,
Weil im Heere war der Glaube,
Durch Verrath ſey es geſchehen,
Weil er Ganelon vertraute.
Um das klarer zu erkunden,
Soll im Zweikampf nach dem Brauche
Dietrich für den Kaiſer ſtreiten,
Daß man Gottes Urtheil ſchaue,
Pinabell für den Verräther,
Einer ſeiner Freund' und Trauten.
Doch als Pinabell erſchlagen,
Läßt der Kaiſer ohne Zaudern,
Da die Schuld nun liegt am Tage,
Keines Zeugen es mehr brauchte,

An vier wilde Roſſe binden
Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen, grauſend
Ihn zerſtückten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichtes Poſaune.

Dreizehnte Romanze.

Fackeln irrten, Feuer brannten
In dem Walde um den Todten,
Weiße Zelte in dem Grünen
All' der Leid- und Kriegsgenoſſen.
Balſam, Aloe und Myrrhen
Muß die heil'gen Dienſte zollen,
Um den Leichnam zu erhalten,
Bis er zu der Heimath komme.
Klag'geſänge und Gebete
Steigen, feierlichen Tones,
Durch die Nacht in dunkler Stunde,
Bis zu Gottes hohem Throne.
Und nun ward ein Suchen, Tragen,
Als der Gottesdienſt vollzogen,
Bei des Frühroths Morgenſcheine,
Jeder für die Seinen ſorgend;
Ein'ge führen ſie auf Bahren,
Aus des Waldes Grün geflochten,
Tragend andre auf den Schultern,
Sorgſam andre auf den Roſſen,
Hier den Leichnam balſamirend,
Dort in neue Klag' ergoſſen,
Andre lebend noch Verwund'te,

Tragen ſie mit Sorge ſchonend,
Doch des ſeel'gen Rolands Leiche,
Trägt auf Teppichen von Golde,
Eingehüllt in Fürſtenmantel,
Dort ein Maulthierpaar erhaben,
Schmuckvoll in des Zuges Mitte.
Bis nach Blaya's hohem Schloſſe
Hieß ihn Kaiſer Karol tragen,
Dort zu Sankt Romanus Dome,
Den er ſelber hat geſtiftet
Und den ſtolzen Bau erhoben.
Da ward ehrenvoll die Leiche,
Mit dem elfenbeinen Horne
Zu den Füßen, und dem Schwerdte
Ruhend an dem Haupt des Todten,
In die tiefe Gruft geſenket,
Bei dem Klang der Trauerglocken.
Seelig wohl ſind Blaya's Mauern,
Welche Stadt in ihrem Schooße
Hat ſo hohen Gaſt empfangen,
Troſt dadurch und Schutz gewonnen.
Da um Roland nun die Klage,
Nach vollbrachtem Seelenopfer,
Nach vollbrachtem Todtendienſte,
Wieder ſich erheben wollte,
Sprach der gottgeweihte Biſchof
Laut die troſtesreichen Worte:
„O wie ſollte, Klag' anſtimmend,
Uns um den zu weinen ziemen,
Welcher ſeelig im Bezirke
Wohnet ſchon des Paradieſes?

Glänzend wohl und ruhmgezieret
War er, als er wallt' hienieden,
Doch noch heller jetzo ſchimmert
Hoch er über den Geſtirnen.
Denn in ſeines Herzens Tiefe
War ja Gottes Wort geſchrieben.
Heiter war er, fromm und bieder,
Allen er ein Vater ſchiene,
War der Ehre Licht und Gipfel
Und des Ritterthumes Zierde.
Drum ſo wendet nicht die Blicke
Zu dem Sarge, wo mit nichten
Ihr noch könnt den Edlen finden,
Der jetzt ſchon hinaufgeſtiegen
Iſt zu jener Burg des Himmels.“ —
Alſo lauten jenes frommen
Biſchofs Worte voll des Troſtes.
Manche Helden ſie begruben,
Da Roland beſtattet worden,
Heimwärts ziehend jetzt die Chriſten
An viel Gott geweihten Orten.
Bei Belinum ward begraben
Oliver und Galdebode,
Dän' Ogier und Araſtagnus
Mit Guarin und andern Todten.
Seelig iſt auch dieſes Städtchen,
Wo ſo große Helden wohnen!
Bei Bordeaux ſind dann begraben,
Ruhend in Severines Dome,
Sankt Reinold und Engelerus,
Mit Gayfer' und den Genoſſen.

Durch Toulouſe war indeſſen
Der Burgunden Schaar gezogen,
Auf dem Aplisfeld bei Arles,
Lagern ſie ſich mit den Todten,
Wo auch jene ſind begraben,
Die durch Gottes Hand geſtorben,
Da die Schlacht war bei Garzime,
In der Kirche eingeſchloſſen;
Da begruben die Burgunden
Klagevoll um ihre Todten.
Herzog Naymes auch von Baiern
Ruhet mit auf dem Kirchhofe.
Viele Lande ſchenkte Karol
Dort zu Blava nun dem Dome,
Seinem Roland all' zu Liebe,
Viel des Silbers und des Goldes,
Manche Gaben, Rechte ſtiftend,
Mit dem einzigen Gebote,
Daß ſie künftig keinem andern,
Ihre Dienſte leiſten ſollen,
Einzig für den Roland betend
Und für ſeine Kriegsgenoſſen.
Auch am Tage ſeines Leidens
Sollen jährlich, wird geboten,
Dreißig Arme ſchön bekleidet
Und bewirthet ſeyn im Kloſter,
Daß des Rolands ſie gedenken,
Der den Armen hat geholfen.
Dreißig Meſſen und Vigilien,
Sammt den andern Ceremonien,
Heil'ger Trauer ſind geſtiftet

Zum Gedächtniſſe der Todten,
Rolands und der Kriegsgenoſſen,
Die den Märterkranz erfochten
Auf den ſpaniſchen Gefilden,
Streitend für die Ehre Gottes.

ſie auch nur kurz, ſo hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der doriſchen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakoniſche Frauen männliche Kraft und Selbſtſtändigkeit, lakoniſche Jünglinge aber weibliche Beſcheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth beſaßen [45]; nach dem Ideal des doriſchen Lebens von der innern harmoniſchen Einheit der edelſten Menſchennatur und Bildung.

Aber mußten nicht dieſe männlichen Übungen der ſpartaniſchen Mädchen, wie die wiſſenſchaftliche Bildung der Pythagoriſchen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie ſcheinen uns ſo vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unſre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meynungen findet ihre Entſchuldigung in der frühern Stufe der Wiſſenſchaft und noch ſehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beſchaffenheit und Natur der griechiſchen Freyſtaaten. Trennen wir aber das Weſentliche vom Zufälligen, ſo iſt der Grundſatz an ſich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit ſollte wie die Männlichkeit zur höhern Menſchlichkeit gereinigt werden; und der Verſuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunſt der attiſchen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geſchlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechiſchen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unſrigen, auf

---

[45] Xenoph. Rep. Lac. §. 537.

Vierzehnte Romanze.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die, vollendend ihr Gelübde,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich in frommen Streit bemühen,
Mit der Palme ſich zu ſchmücken,
Die im Himmel immer grünet,
Gern in eig'nem Blut ſich kühlen;
Wie im Mayen die Gebüſche
In den ſtillen Thalen grünen,
Blüth'umkränzt die vollen Hügel,
Linde liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel,
Sich erhebt ein Liebesgrüßen
Auf Geſanges kühnem Flügel;
Alſo blühet, alſo grünet,
Von jedwedem Mund gerühmet,
Manches Heldenherz entzündend,
Und in manchem Lied verkündet,
Rolands Tod und Heldenkühne,
Auch ſein adelich Gemüthe,
Wie er fern von Trug und Lügen
Doch vor allem, wie er frühe
Alle ſeine Schuld abbüßte,
Mit der Märt'rer Kranz ſich ſchmückend,
Deren Palme immer grünet.
Noch in fernen Zeiten glühen

Helden in dem Schlachtgewühle,
Bei dem Rolandsliede kühner,
Wenn der Held alſo begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird geſungen,
Kampf dann begunnen,
Wohlauf ihr Geſellen
Froh in Reih'n zu ſtellen.

Sonne hoch da leuchtet,
Wieſ' im Thaue feuchtet,
Einer läßt vor allen,
Seine Stimm' wohl ſchallen.

Wie die weiß' und rothe
Blüth' im Sturm zu Boden,
Alſo blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden
Alles Leid's geſunder,
Höret wie Roland all-
Fiel dort in Roncisvall.

War er da verrathen;
Manchen Schlag doch that er.
Muß in Blute ſinken,
Ehrenkranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er deß hohe Ehr.
Alle ſeine Starken
Sah' da fallen Karle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen,
Noch ſein Horn erklungen,
Daß es mitten ſprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen,
Höret wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

Erſt in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet,
Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf goldnem Stuhle.

Iſt er da bei Gotte,
Für ihn ſtarb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wie Sankt Roland bitten,
Führ' in Todes Mitten,
Hell noch ſcheint die Lanze
Bald in rothem Glanze.

Lied iſt nun geſungen,
Kampf wird begunnen.
Gedenkt wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

So auf kühnem Liedes Flügel
Wird des Roland Leid verkündet,
Deſſen Thaten ewig blühen,
Deſſen Palme immer grünet.

Funfzehnte Romanze.

Als die Todten nun beſtattet,
Sind nach dem Gebrauch der Chriſten,
In die Gruft hinabgeſenket,
Mit Gebet und ſchönen Liedern,
Zu der frommen Kämpfer Ruhe
Manches Grab kunſtreich gezieret;
Kaiſer Karol mit dem Heere
Heimwärts nach Paris hinziehet,
Heil'ge Männer und Biſchöfe
Hat er dorten hinbeſchieden,
Nach des Dionyſii Münſter,
Kund zu machen ſeinen Willen.
Gotte dankend, der ihn ſchirmte,
Gnädig oft ihm half zu ſiegen,
Dann auch betend für die Seelen,
Die in Ronciswall geblieben,
Und der andren Märtrer alle
In den ſpaniſchen Gefilden,
Giebt und ſchenkt für ew'ge Zeiten
Reiche Gaben er der Kirche,
Die dem Sankt Denis geſtiftet,
Hohes Gut und Gold und Silber,
Land und Leute, viele Rechte,
Daß der Heil'ge künftig ſchirmen
Wolle bis auf ew'ge Zeiten,
Alle, die dereinſtens ſehen

Werden auf dem goldnen Stuhle
Dieſes Reiches, daß im Kriege
Frankreich ſtets beſchirm' und ſchütze
So der Heil'ge, wie im Frieden;
Tritt dann zu Deniſens Leiche,
Sein Gebet gen Himmel richtend,
An dem offnen Sarge knieend,
Daß der Heil'ge wollte bitten
Für die theuern Kriegsgenoſſen,
Die den Märtertod erlitten,
Daß, der Schulden losgeſprochen,
Ihre Seele ruh' in Frieden.
In der Nacht nach dieſem Tage,
Iſt Sankt Dionys erſchienen,
Kaiſer Karlen angelobend,
Daß auf ſein Vorwort und Bitte
Aller Schulden ſind entledigt
Jene frommen Glaubensritter,
Die, für Gottes Ehre ſtreitend,
In dem Heldenkriege fielen.
Auch für jene, welche willig
Fromme Gaben werden ſtiften,
Daß der Bau des ſchönen Münſters
Sey vollendet, will er bitten. —
Drauf nach Achen über Lüttich
Karol ſeinen Weg hinrichtet,
Sich in linder Quelle Fluthen,
Nach der Arbeit zu erquicken,
Sankt Marien ſchönes Münſter,
Das er hatte da geſtiftet,
Hat er reich mit Gold und Silber
Und mit heil'ger Kunſt gezieret,

Ließ mit Fleiß da ſorglich mahlen
Alle heiligen Geſchichten.
Auch auf gleiche ſchöne Weiſe
Ward die Kaiſerburg gezieret,
Die er dicht am hohen Münſter
Sich zur Freude aufgerichtet;
Denn da ſah' man jene Schlachten,
Alle wunderſam geſchildert,
Die in Spanien ſind gefochten,
Wo die Heiden ſie beſiegten;
Auch die ſieben freien Künſte,
Die der Weisheit Kreis umſchließen,
Sah' man da nach ihren Zeichen,
Durch der Meiſter Kunſt gebildet.
Als das Jahr achthundert vierzehn
Man nun zählte bei den Chriſten,
Sah' man wunderſame Zeichen,
Die auf Karles Tod hinzielten.
Sonn' und Mond hat bei ſechs Tagen
Schwärzlich leuchtend nur geſchienen,
Auch die Worte „Kaiſer Karol,"
Die zur Inſchrift dort geſchrieben
Standen an der Wand der Kirche,
Sah' man plötzlich einſt verſchwinden.
Einſtmals ward es auf der Reiſe
Dunkel um ihn her und finſter,
Ganz des Tages Licht verſchwunden?
Von der Rechten fährt zur Linken
Eine große Feuerkugel,
Daß erſchrocken von dem Lichte
Ab dem Roſſe er geſunken,
Und der Bogen, den er hielte,

In dem Schrecken, in dem Taumel
Nach der andern Seite fiele.
Seine Kriegsgenoſſen eilten
Ihn vom Boden aufzurichten.
Ruhig iſt er bald entſchlafen,
Noch manch' milde Gabe ſtiftend,
Für die Armen, für die Klöſter,
Giebt er vieles Gold und Silber,
Daß für ſeine Kriegsgenoſſen
Und ſein eigen Heil ſie bitten.
Ruhig in dem Herrn entſchlief er,
Zu empfah'n den Lohn des Himmels.
Seine Seele ruh' in Frieden.

Gedichte.

Drittes Buch.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

An die Deutſchen.

Zu Anfang' des Jahrs 1800.

Vergaß't auf ewig Ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herr'n und Unterthanen!
Ach, ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwerdt als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, einen kaum der hörte.
Vor Fürſten Recht, bei Bürgern edle Sitte
War wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einz'le, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh' hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums ſollte der Adel der Menſchennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Geſinnung und des Geiſtes, der Charakter der Gattung ſollte die Oberhand haben über die beſondern und abweichenden Eigenſchaften der beyden Geſchlechter. Bey den Neuern iſt es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibiſch genug ſchildern, und nimmt es auch ſo, als ob es ſo ſeyn müßte und gar nicht anders gebildet und geſtaltet werden könnte; eben ſo übertrieben, rauh und roh ſchildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was iſt aber wohl nach jener Idee von ſittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was iſt widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unſern Sitten, in unſern Meynungen, ja auch in unſrer beſſern Kunſt, herrſcht? Auch auf die künſtleriſchen Darſtellungen, welche idealiſch ſeyn ſollen, wie auf die Verſuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert dieſe neuere Denkart und Anſicht ihren ſtörenden Einfluß. Man betrachtet dabey die Beſtandtheile und beſondern Eigenſchaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenſchaften, welche die Freyheit des Gemüths vernichten würden. Sie ſind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und dieſe zu lenken, ohne ſie zu zerſtören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das iſt das höchſte Kunſtwerk der Freyheit. Man nimmt überdem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geſchöpft ſind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit

Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte
Im ſchönen Tempel iſt Natur Madonne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blüh'te,
German'ſcher Männer Lied wird's nun entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweimal das. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch' Feu'r, wie dieß, erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſey mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
In ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis, kraft des jüngſten Tag's, zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergeh'n ſammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwömm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.

Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal ſchaut;
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht;
Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r, vor dem dir graut.
Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert,
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neu grün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dies Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, den alten Krieg verſöhnend.
Auch ich ſprach's aus, und ſah', wo keiner gafft,
Des Menſchengeiſtes kühnen Weltenbau,
Sah' lebend, was zum Schein der Tod geräfft.
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüh't der Säulenwald im Glanze
Des Tempels Blau vollendend zu erfüllen,
Weih'n am Altar ſich die mit grünem Kranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bei des Himmels Roſen
(Der Eid ſey höchſtes Ziel auch meinem Willen);
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen. —

Wohl ſeyd ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte, ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jüngling' ein! Ernenn't durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtung Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchaar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken,
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmern will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Hymnen.

I.

Apollo, wirſt du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich dich, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treu'ſte Treue ſoll dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allmächt'ger, wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was du mir enthüllt, geſungen,
Laß' mich verzehren ſchnell von deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo ſind deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umklirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der großen Göttin tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erſchlaffen,
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

III.

Ich ſoll den Schleyer, Iſis, dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die inn're Kraft gebähre;
Was frommen Schleyer da, ſo ſchön ſie gleißen?

Sie wollen feige ſich dem Lichte entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenröthe.
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß' gleich das Blut den grünen Boden färben.

Herkules Muſagetes.

1801.

Opf're dich ſelber zuvor und alles was ſterblich der Muſe,
  Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder ſo denken:
  Denn wie reu'te den Mann, was er ſo männlich beſchloß?
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
  Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
  Weg ſich wendend vom Lärm alles zuſammen verdammt,
Seh' ich gelaſſen es an: denn ich weiß ja die alten Geſchichten,
  Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir ſelbſt gegenüber den Mann, der, gerüſtet zum Kriege
  Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt und wie alles ihn nichts dünkt,
  Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
  Hätte wohl ſelber, wie gern, raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
  Muth der muthigen Schaar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Anders beſchloſſen die Götter und willig nehm' ich mein Schickſal,
  Trotz dem adlichen Neid froh und zufrieden im Muth.
Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
  Ach in jenem Bezirk, der mir auf ewig verſagt.
Nur wenn die Welt den Ernſt uns eitel ſchwatzend erwiedert
  Regt in der Bruſt ſich der Grimm, ob der zu duldenden Schmach.

Beſſer wir bleiben für uns in einſamer Strenge geſondert,
Als im ekeln Gemiſch Wahres und Falſches zu ſeh'n.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Sprách' ich: wachſe denn fort, wie die Natur dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt!
Kühn drum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Göthe, die haben die Kunſt der Deutſchen erneuert,
Mächtiger Quell warſt du, würdiger Winkelmann, einſt!
Was den beiden entriſſen die Parce, das gab ſie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich begeiſtert vernichtend, ſo kamet ihr Denker von oben
Flammet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruh'te der Geiſt des raſtlos forſchenden Deutſchen,
Bis er im Abgrund erfaßt ſchauend die Wurzel der Welt.
Anmuth gab dir der Gott, und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung
Tiek, erfindſamer Freund. Werke verkünden dich laut,
Und wohl ſchiene beſtochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Begründer der Kunſt, ſeyd mir, Poeten, gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!
Euch, ja nur euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Bruſt glüh't das erhabene Herz:
Und die ſo leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
Alle wieg' ich ſie auf durch die erfindende Kraft.

Nur an der Sprache gebrach es, wenn ihr ſie nicht endlich gegeben,
  Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
  O wie geſteh' ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich verbunden auf ewig mit jenen,
  Die ich dankbar genannt, göttlich begeiſtert mit euch
Eins zu werden geſinnt, die ich früh ſchon liebend umfaßte,
  Deren mir Einen der Tod, and're das Leben geraubt.
Jetzt wohl umarmt' ich den Freund, und ſo laßt mir die Flammen gewähren;
  Denn nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.
So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge,
  Wählt' ich die Stärkeren gern, todtend mit löblichem Haß.
Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
  Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret der Pöbel, für den ſie auch gut ſind;
  Nur daß der Beſſ're ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verſchonte,
  Daß das Geſindel mich haßt, hab' ich ja wahrlich verdient.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
  Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt?
Ja willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen;
  Aber ſo redlich ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
  Nur, bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach.
Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
  Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht:
Willſt du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
  Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt du geben, zurück nur behalten die Liebe?
  Wenn du nicht beide verkennſt, iſt es noch dunkel in dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß,
  Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.

Ehre die marmornen Männer, denn löblich ſind ſie von Ferne:
Doch wenn du glühend dich nah'ſt, friert auf der Lippe das Wort.
Sieh'ſt du wo Liebe verborgen, ſo hauch' ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund dir um weichlich zu ruhen:
Sondern wer gleich dir an Geiſt kräftig dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge, bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt dir, gebildeter, was du berühreſt:
Wem das Kleinſte zu klein, dem iſt auch großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe dir köſtlich;
Aber ſo ſehr du es lieb'ſt, gieb ihm du ſelber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüh't ja des Ganzen Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff du, den einen, deß Fülle unendlich:
Faſſe nun auch in's Gemüth dieſes Geheimniß der Form:
Kennſt die bewegliche Drei du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt du nimmer die Eins.
Schau'ſt du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren in's Weltall?
Wer, was unendlich ſie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und eins.
Lebend ſey das Gebilde der Kunſt, und lebend die Einheit
Wie in dem liebenden Paar Eine Seele nur ſchlägt.
Langſam entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume erſcheinet
Was der Gedanke nicht ſagt, ſinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,
Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.

zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anſchmiegen an den allein ſelbſtſtändigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Beſtand, als den eigentlichen Vorzug des Geſchlechts aufſtellt und betrachtet. Man verſteht darunter nichts anders als die innere Charakterloſigkeit, welche das Geſetz ihrer Sitten von einem fremden Weſen empfängt; und welche niemals Tugend ſeyn kann, da nur freye Liebe und die Feſtigkeit der innern Geſinnung dieſen Nahmen verdienen. Zwar iſt die von Außen gegebne Einheit hier freylich vollendeter, als die ſelbſtthätige von innen mühſam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrſchſüchtige Ungeſtüm des Mannes, und die ſelbſtloſe Hingegebenheit des Weibes, ſind ſchon übertrieben und häßlich. Nur ſelbſtſtändige Weiblichkeit mit ſittlicher Stärke vereint, nur ſanfte Männlichkeit in milder Kraft, iſt gut und ſchön. Dieſes iſt die wahre und gereinigte Idee der ſittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, ſo wie dieſelbe in den Platoniſchen Verfaſſungsidealen und in der doriſchen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der ſpartaniſchen Einrichtungen und der platoniſchen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle ſittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, ſondern auch in ſich ſelbſt ſchon ungenügende und einſeitige Lebens Idee erkennen müſſen, ſobald wir ſie richtig verſtanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meynung haben wir alſo nun ſchon zwey Beyſpiele von griechiſchen Frauen kennen lernen, welche von der Geſellſchaft und der Bildung der

Wurde dir Blume die Welt, du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
  Fühlſt du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahndeſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
  Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Sieh'ſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Wolluſt,
  Sieh'ſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier dich,
  Göttlich zeugend das Werk ähnlich zu bilden dem All,
Daß es, unſterblich gleich ihm, in ſich ſelber habe das Leben,
  Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt. —
Seelig der Mann, der ſo großes zu denken vermag und zu bilden,
  Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
  Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,
Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
  Ewig die Spiele erneu'n, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn Freunde mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
  Wandelt herkuliſche Kraft noch die germaniſche Flur.

Leſſings Worte.

Wenn kalte Zweifel ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen:

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen.
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen.“ —
So ſagte Leſſing, doch die blinde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſ'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theu're vorgenommen
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Das Athenäum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchrei't und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

Das Ideal.

Der iſt zu ſchwer, der andre fällt ins Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte;

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas miſſen
Und einer kann den kleinen Punkt nur treffen. [illegible]

Nur das Ganze mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſey dein Ideal, frei von der Formel Geſpenſt.

Die neue Schule.

Eines ſchickt ſich nicht für alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläßt die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden,
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen
Was des Meiſters Kraft ermeſſen;
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich neu vermehren,
Suche jeder wen er reibe,
Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die gebohren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß' ſie alle ſeelig ſpielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft, im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Dir ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das beſte nur ein liebend Streben.

Da nah'te Genovev' in frommer Schöne.
Wer fühlt nicht daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüh't in holder Klarheit?

Sey, Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten dich des Glaubens ſüße Töne,
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Alte Gedichte,

aus dem Spaniſchen.

Auf die heilige Katharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat dir Gott ein Herz gegeben,
Das ſo fromm beſtehen ſollte;
Thät der Bruſt das dein' entheben,
Wie dein Fleh'n begehren wollte.

Ja, er mahlt' auf deinen Wänden,
Karmoſinen ſeine Wunden,
Will ſein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebild't gefunden
Jede Qual an Füß' und Händen.

Chriſti Leiden mußt', o Holde,
In der Hütte dich umgeben;
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager dürre Reben.

Auf der Pilgrimſchaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſſen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troſte uns bereiten
Wollte, für des Lebens Frohne.
Du des heil'gen Gartens Krone,
Hohe Perle, ſo uns bliebe,
Quell der Gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber ſchriebe,
Königin dich hieß zum Lohne.

Theure Zuflucht für Entfloh'ne,
Milder Oelbaum reich an Früchten,
In deß Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede ſelig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo ſchon zeigen,
Engel feyern's in den Reigen;
Du, der ſich die Himmel neigen,
Stumm die Schönſten alle ſchweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach, wie ſpricht in ſanftem Tone
Die holdſel'ge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daß ſie freundlich unſer ſchone.
In den Feldern von Sione,
Lilienblume hold verſchloſſen,
Frommer Demuth Palm' entſchloſſen,
Die des Segens Füll' ergoſſen,
Uns gewaffnet mit Geſchoſſen,
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lieb' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne,
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erſchuf im ird'ſchen Thone.
Herrin! ach was ſind wir ohne
Deine ſüße Huld zu achten?
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Wird die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen machten,
Lichter Hoffnung Chalcedone.

Schau' herab von deinem Throne,
Königin, zu der wir trachten,
Unſern Feind durch dich verachten,
Jeden Schmerz in Frieden brachten,
Ende du mein tiefes Schmachten,
Daß ich ſelig bei dir wohne.

Männer nicht ausgeſchloſſen waren. Es gibt deren noch zwey, noch zwey Klaſſen von mehr als andre gebildeten griechiſchen Frauen. Die erſte iſt ſo bekannt, daß ich nur an ſie zu erinnern brauche; die macedoniſchen Fürſtinnen, vom Anbeginn der griechiſchen Weltherrſchaft bis zur Zerſtörung aller Griechiſch-Aſiatiſchen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang dieſe Fürſtinnen die Noth, oder verführte ſie die Herrſchſucht, an den Streitigkeiten, den Geſchäften und Verbrechen des Ehrgeitzes, und alſo auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker ſelbſt zu herrſchen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapferſten, des Kühnſten, des Verſchlagenſten. Im ſteten Kampf der heftigſten Triebe, im Überfluß aller Mittel, konnte ſich alles Große entwickeln, was mit ſo unglücklichen Verhältniſſen einer ganz ungeordneten Deſpotie, nach der wechſelnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheyenkrieg, irgend beſtehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrſchaft auch der Preis des Schlechteſten unter allen den ſtreitenden Partheyen. „Wer ſeine Eltern oder Kinder nicht ermordete," ſagt Plutarch, „deſſen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichſam als ein königliches Poſtulat, wie die Poſtulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von jedermann zugeſtanden 46)" Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung

---

46) Plutarch Vit. Demetr. vol. V, p. 7. edit. Reisk.

Univ. Bibl.

Vom Leiden Chriſti.

Erd' und Himmel ſich beklagten,
Trübe war das Licht verborgen,
Wüthender das Meer zu brüllen
Wälzte dunkel ſeine Wogen,
Als der hohe Welterlöſer,
An dem Kreuze bald geſtorben,
Worte, würdig heißer Thränen,
Alſo ſagte, wie ſie folgen:
„Nun, o Herr, in deine Hände
Sey anjetzt mein Geiſt befohlen.“
O unſäglich tiefe Trauer,
Unvergleichbar bitt're Looſe,
Daß der unerſchaff'ne Schöpfer
Selber zum Geſchöpf geworden,
Um dieſelben zu erretten,
Die ihm gaben Tod zum Lohne!
Nur du ſeine hohe Mutter,
Reiner Jungfrau'n heil'ge Krone,
Du allein vom Troſt entkleidet,
Magſt es ſagen, Freudenloſe! —

Lied.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sey der Tod das Ziel des Strebens
Und mein Lohn.

Mutter ward ich wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erſt beweine,
Seit ſie doppelt mir im Herzen.
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Iſt entfloh'n.

Weil viel Tod iſt überwunden
Durch des Einen bitt'res Sterben,
Drum muß billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eine ſterben,
Und es ſchickt den Troſt vergebens
Von dem Thron,
Zu mir her das Licht des Lebens,
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Thiere, wandelnd auf den Weiden:
Sagt, warum wollt ihr nicht ſchreien,
Mich zu tröſten in den Leiden?
Der allein kein Troſt gegeben,
Weil entfloh'n
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſeelig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge
Nichtiger Wolken,
Rieſengebilde und Räthſel;
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels,

Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anſchau't
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.

Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſeelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße. —
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Laſter zu tilgen
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben:
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich,
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.

Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt
Ganz brünſtig zu ſchauen
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermann't er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren:
Die Felſen ſo die Ritter ſich erkohren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten,
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapfre Lanzen damals ſchwungen,
Noch die deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verrungen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbau'ten.
Da der Mann dem Mann noch trau'te,
Deutſche Luſt im Walde blüh'te,
Glaub' in Demuth liebend glüh'te,

Ach da keiner noch alleine —
In des Herzens tiefem Schreine
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bittre Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet ſtolze Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit euch nicht leben,
So ergreift euch doch mein Streben.
Wo ich wandre, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten
Einen allvereinten Strom zu leiten.

Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen
Alle Hetzen wiederklungen,
Hohe Freude dann verbündet.
So der Freude Reich gegründet.

und der Geiſt der Kleopatra, ſind allgemein bekannt. Andre Fürſtinnen, die ſelbſt im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu ſeyn.

Die zweyte Klaſſe begreift die lyriſchen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben ſo wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyriſchen Kunſt, Lesbos zum ſchönſten Garten der Muſik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerinn, Freundinn, Meiſterinn des Pindarus ſeyn. Die ſchöne 47) lesbiſche Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poeſie nähere ſich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchſtücken kann man ſagen, wie Meleager von den lyriſchen Blumen derſelben, die er in ſeinen dichteriſchen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Roſen." Die dichteriſchen Beynamen eines „weiblichen Homerus," einer „ſterblichen Muſe," ſind geſchichtliche Wahrheit 48). Sie liebte zärtliche Luſt 49), und ward die Stifterinn einer Schule des Schönen und der Kunſt unter den lesbiſchen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung ſagt, einer Schule der Sittenloſigkeit 50).

---

47) Plat. Phaedr. tom. X. p. 296. 48) Anthol. Gr. ed. Jacobs. II, 25. 101. 49) Athen. XV, p 687. init. 50) Suid in Σαπφ. Ovid. Heroid XV. Vortrefflich iſt die edle Dichterinn gegen die Anekdotenſucht, welche alles Hohe ſo gern ſchmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt, tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Grenze,
Sich den Staub von ſeinen Sohlen. —
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruh'te,
Bis ich fern von euch entflohen
Gern entſagend meinem Blute,
Ja, den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme goldner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewürkten Rollen;
Doch mit nichten darf ich ſcheuen,
Kühn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe

Flüchtig mir nur ſchöne Worte,
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort im Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben,
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen? —
Das iſt Lug nur und Verläumdung,
Daß ich neues ſtiften wollte,
Mich nur meinend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh' die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden. —
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſt im Strome
Fluthen wachſen über Fluthen

An eine Freundin der Poeſie.

Aus deinen braunen Augen,
Da leuchtet heiter,
Wie grüner Maien,
Die Freude voll Vertrauen.
Mich dünkt, es gleichet,
Vom Liede fromm entzündet,
Dein froh bewegt Gemüthe
Den frommen Zeiten,
Da in der Jugend Roſe,
Noch Pilgerinnen,
Des Glaubens Lilie
In volle Herzen ſchloſſen,
So leicht durch's Leben gingen
An treuem Stabe,
In grünem Frühling wandelnd
Der immer bliebe.

Die drei Weltalter.

Bruchſtück.

Anfangs lebte der Menſch mit ſich ſelber in heiliger Eintracht,
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmliſchen Geiſtes.
Liebend beſangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater.
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebete die Menſchen,
Jegliches brachte ſelber ſich dar in Vertrauen und Demuth.
Seegen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerſt ſie bewillkommt.
Willig gewährte und folgſam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menſchen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beſeeligt,
Schwebte ſinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umſcheinen.
Denn oft ſtiegen hernieder zum erd'gebohrnen Menſchen,
Lieblich in lieber Geſtalt noch die ſeeligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menſchen noch leicht entſchlummert zur Heimath,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heiteren Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unſchuld,
Wo die grünende Erde ſo ſchön dem Geliebten ſich ſchmückte.
Aufwärts ſtieg die Flamme des Lebens aus ſehnenden Herzen,
Welche das treue Geheimniß noch göttliches deutend vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verſchlungen verwebten ſich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahr's und des Tages.

Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Roſe geſellt mit der Blume des Friedens;
Ja, auch des Tages ſtrahlende Kraft und der dunkelen Fülle
Nächtliches SegensGeheimniß, ſie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umſchlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemals der ſeeligen Menſchen Geſchlechter.

Prolog zu Leſſings Nathan.

Die Dichtkunſt.

Unzählig ſind die frohen Kinder meiner Luſt,
Die ich aus dunkelm Schooß erzeugend aufgebracht,
Daß ſie nun Himmel athmend lichte Sterne ſchau'n. —
Was auf des Frühlings grünem Teppich munter ſpielt,
Mit muthigen Geſellen jugendlich vereint,
Und frei ſich ſeines Lebens freu't in raſchem Kampf,
In heißer Wolluſt Ringen; oder was auch ſtill
Verborgen leiſe Schönheit duftet in dem Grün,
Aus offnem Kelche dann dem Licht ſein eigen Bild —
Ein kleiner Farbenhimmel — kindlich wiedergiebt,
In einen Blick und Freudenblitz den Geiſt verhaucht;
Ja, was nur athmet, grünet, lebet und ſich ſehn't;
In allem athmet, ſchlägt und regt, ſehn't ſich und treibt
Die eine alldurchdringend nie durchdrung'ne Kraft,
Der treuen Mutter ewig liebeſchaffend Herz.
Doch wenn die Sommerluſt entfloh'n, die Pracht verblüh't,
Von Schmuck entblößt ganz traurend nur ich ſchein' und kalt,
Dann denkt das Herz in ſtiller Tiefe andres aus;
Ein ſinnreich künſtlich Bilden ſchafft der kühne Fleiß,
Vielfach verſchlungen webend, was er ſchlau erdacht.
Oft wenn die Laune eigenwillig es befiehlt,
Ein ſcherzend Spiel nur; denn die wildeſte Geſtalt

Die ſonderbarſte iſt's, die ſich der Witz erwählt.
Der Worte räthſelvoll verworr'n ſinnbildend Spiel
Wird hier erdacht; und was den Menſchen wohl bewegt
Zu ſtaunen über ſeines Gleichen, daß der Menſch —
Dieß wundervoll Gewächſe, gottverwandte Thier,
Des Lebens Blume, helles Aug' und Freudenlicht,
Der Mutter höchſte Luſt und lieblichſtes Geſchöpf —
So wundervoll gebildet und gebaut ſeyn kann;
So ſeltſamlich gemiſcht in ſeinem Hirn der Ernſt
Und Laun' und Spott, ſinnreicher Witz und Lieb' und Zorn,
Allmächtiger Gedanken ſchaffendes Geheiß,
Und wieder tiefes Sehnen, leiſer Wünſche Hauch
In ſtiller Bruſt und ſanfte Demuth, zarte Scheu;
So eigen jeder, eine kleine Welt für ſich.
Denn mir mißfällt von Herzensgrunde was nur gleich
Sich ſelbſt einförmig wiederholend immer bleibt.
Was ich mit Lieb' und Luſt erſchaff', iſt mannichfalt,
Und frei und kühn, und muthig bahn't ſich's neuen Weg.
So ſchuf ich einſt in ſtiller heit'rer Winternacht
Da jeder Stern am Himmel freundlich niederſchien,
Ein reichbegabtes lichtanſtrebendes Gemüth.
Ein Künſtler ſann ich, ſoll es werden mir zur Luſt,
Mit ſchlauen Sinnen reich verſeh'n und heiterm Geiſt,
Voll tiefer Abſicht, allbeginnend, fein gewebt;
Und wie ich nun ſo ſinnend bilde die Geſtalt,
In ſie vertieft, trifft mich, ich weiß nicht wie, ein Zorn,
Indem ich an das Schlechte denke in der Welt,
Das Ungeziefer, das den ſchönen Garten mir
Geſchändet, wüſter Zeiten Unkraut und Gewächs,
Das ſchlechte Machwerk, das zum Spott nur Leben äfft.
Und wie ich nun den Sohn betracht' und ſeine Noth,
Die er in buntverwirrter Welt wohl bald erlebt,

Schulmeiſter, Anverwandte, Publikum, Geſchwätz,
Die Menge Bücher, Handel und Betriebſamkeit,
Den Rath der Narren, Obrigkeit — und tolles Zeug,
Wie heiß ich war von Zorne, lacht' ich dennoch laut.
So ging durch eine Unvorſichtigkeit mir gleich
Die ſchönſte Bildung faſt zerſtückt! da ward mir's leid;
Ich nahm den jungen Geiſt und taucht' ihn ein in Stahl,
Auf daß er eiſenkräftig würde, Pöbels Thun
Und Schrey'n nicht allzu zart empfänd'; ich haucht' ihn an,
Und Feuer regt ſich glühend in der Adern Schlag.
Da blickt er zu mir auf voll Dank; ich lächt' ihn an,
Und von dem Lächeln leuchtet noch ſein Falkenblick,
Und heit'res Licht wohnt auf des Sehers heller Stirn.
So warf ich an des Lebens kalten Strand ihn aus;
Er immer rege, forſchend, wandelnd, ſtets bemüht,
Umfragend, ward des rechten Weges bald gewahr;
Den andern deutend bahnt er ſelber kräft'ge Spur;
Und trat ihm Dummheit, platter Pöbel in den Weg,
Da ſprüht er hellen Witzes-Funken weit umher,
Und manchen traf der tödtlich ſchneidend ſcharfe Schlag.
So blieb der Theure ſtets mein lieber theurer Sohn,
Sein Angedenken mir im Herzen feſt und werth;
Und wer heraufgeſtiegen, Göttin, kühnlich auf
Zu dieſer ſeiner Namensfeier, das Gedicht,
Wo ſich ſein Geiſt am reinſten ſelber ausgedrückt,
Zu loben, deuten, anzukünden. Ein Gedicht,
Wo all den Trotz ihr find't, Muthwill' und ſpröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr ſonſt an ihm verehrt,
Und wahrlich auch das grade Herz, den lichten Ernſt,
Drum laßt es euch nicht irren, wenn nicht alles gleich
Vortreflich ausgebildet und gefeilt hier iſt,
Und nur wie man im Zimmer, auf dem Markte ſpricht.

Die Proſa hier geſprochen wird, die Menſchen auch
Nicht alle gleichbedeutend immer geiſtvoll ſind.
Das lautre Gold iſt dennoch gut, wer es auch bringt;
Der Wahrheit Gold in ſchlichte Fabel eingewürkt.
Und wenn der König hie und da nicht edel ſpricht,
So iſt der Bettler dafür königlich geſinnt.

Was verſteht man nicht alles unter Bildung? Die Poeſie allein ſcheint vielleicht manchem kein gültiger Anſpruch dazu. Allerdings war auch die griechiſche Poeſie und die griechiſche Bildung ganz verſchieden von der unſrigen; von den griechiſchen Frauen darf man keine andre als griechiſche Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum ſo genannt zu werden verdienen, als die Poeſie der Griechen, der Keim aus welchem der Baum ihrer ganzen Bildung entſprang, und die ſchönſte Frucht, mit der er ſein Wachsthum vollendete? Auch ſcheint es, die Dichterinnen gingen freyer mit Männern um, als andre griechiſche Frauen. Von der **Sappho** iſt dieſes unſtreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freymüthig edeln Antwort darauf [51], ſetzen es manche andre Bruchſtücke und Nachrichten ausdrücklich oder ſtillſchweigend voraus; der Geiſt ihres Lebens und ihrer Geſänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabey keine Rückſicht nehmen, weil ein alter Schriftſteller der Meynung war, es ſey eine andre Sappho geweſen, die den **Phaon** liebte [52]. Obgleich ihre Gedichte ſich in aller Händen befanden, und die Vorliebe für ſie ſehr groß war, ſo läßt es ſich doch begreifen, wie ſolche Verwechslungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geſchichte ſich einſchleichen konnten. Die Komiker brachten ſie nehmlich nicht ſelten aufs Theater, und bedienten

---

[51] Arist. Rhetor. libr. I, cap. 9.

[52] Athen. libr. XIII, p. 596, D. Hierüber iſt alles nöthige in Welckers Schrift beygebracht und berichtigend auseinandergeſetzt.

Epilog.

Der Verſtand.

Der Fabel leichtes Bild iſt nun vollendet;
Beſorgniß hat, erſt zweifelvoll verſchlungen,
In Freud' und Wiederfinden ſich gewendet.
Geſchwiſter ſtaunen Bruſt an Bruſt umſchlungen,
Des Lebens kühnes Spiel iſt nicht verlohren,
Den alten Ring hat Glaube neu errungen;
Daß jeder Rechte ſey von Gott erkohren,
Der rechte Glaube hat uns all' vereinet,
Die Gottheit ſinnend wir im Staub gebohren.
So ſchwinde Trübſinn, den wir erſt beweinet,
Und laßt, von allem Dunkel frei, uns fragen,
Was jenes lichte Räthſelbild nun meinet? —
Den Frieden kommt der Held uns anzutragen,
Erkenntniß ſoll der Zwietracht Kinder tödten,
Des Lichtes Gunſt will uns die Dichtkunſt ſagen;
Des reinen Lichtes, deſſen Morgenröthen,
In ewig gleicher Sonneneinheit ſtrahlen,
Befreit von ird'ſcher Dämmerung und Nöthen.
Dies Eine war das Ziel von ſeinen Wahlen,
Dies Eine, das die alte Zeit erkannte,
Dies Eine wollt' er neu lebendig mahlen;
Denn mancher Hohe, der die Welt verkannte
Hatt' es wohl feſt, doch alſo hoch gegründet
Daß ſich geblendet weg die Schwachheit wandte.

Der Dichter hätt' es allen gern verkündet,
Des Pöbels Wahnſinn ewig ausgerottet,
In Gottes Klarheit alle ganz verbündet;
Drum wird mit bitterm Spotte hier verſpottet,
Was gegen jenes Licht die Sonn' umſchwirrend
In dumpfen Sinn ſich dumpf zuſammenrottet.
Es webt und gräbt der Geiſt nur tiefer irrend,
So lang' er noch im Irdiſchen beſchränket,
Im Denken auch bedrängt, ſich ſelbſt verwirrend;
Doch wenn er hoffnungslos im Schmerz verſenket,
Hat ſchnell er oft des Friedens Born gefunden,
Wenn tief Gefühl in ſich zur Quell' ihn lenket!
Erwacht vom Traum iſt er mit Gott verbunden,
Vernimmt nicht mehr wie trüber Zweifel höhnet,
Von Kraft und Muth und Licht die Stirn' umwunden;
Mit andern iſt er nun, mit ſich verſöhnet,
Des Herzens Trieb' und Stärke neu erſtanden,
In immer höherm Licht der Geiſt verſchönet.
Seelig der Mann, der ſchauend das verſtanden,
Die Welten all' erkannt in jenem Einen,
Sich ſelbſt befreit von allen ird'ſchen Banden! —
Nun ſtrebt mit Gott den Geiſt er zu vereinen,
Und wenn ihr Menſchen alle ihn verlachtet,
Ihn preiſ' ich einzig ſelig, anders keinen. —
Der Denker, Dichter, den wir jetzt betrachtet,
Hat auch mit ſolchem Bild uns vorgeleuchtet,
Das Ziel erreicht, wonach die Forſchung trachtet.
Sein Geiſt hat hell in dunkle Zeit geleuchtet,
Noch manchen künftig wird ſein Wort erregen,
Das in des Witzes Schein ſo ſinnvoll leuchtet;
Laßt denn das köſtliche uns ſorgſam pflegen,
Wo unbewußt noch höh'res angedeutet,
Von größern Zeiten, ferner Weisheit Wegen,

Da Stern und Blum' und Erde Himmel deutet,
Der Geiſt nicht mehr im Kampf mit ſeinen Zeichen,
Der ew'gen Freuden inn're Füll' erbeutet,
Daß ſeiner Macht die ird'ſchen Mächte weichen,
Im Worte zaubernd wirkt und blüh't das Denken,
Der Gottheit Leben ſelbſt die Sinn' erreichen,
Und in den Abgrund ſeines Worts ſich ſenken.

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreiſt!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Glitzern;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So ſchwillet der Jugend Herz,
Seelig von Kraft und liebender Freude. —
Ergreife kühnlich der Zauberbecher:
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sey du trunken nur ſtets
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleier.
Wo der Freudige nah't,
Hauchet Sommerwolluſt die Luft.
Lüſtern öffnet die Roſe den Kelch,
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge

Rein der Hülle entfliegen.
Nackte Reize umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeeliger Liebe.
Gern ſinkt er hinab
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,
In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlings Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquollen
In neu erzeugten Gebilden
Das ſchöne Wunder des Leibes
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahndeſt du was dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,
Erd'umfaſſend dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken
Grimmgefeſſelter Thiere,
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.
Steige mein Freund in den Schacht

Kühn des Todes hinab;
Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergehn. —
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt
Wehmuthzerriſſen von wilder Betrübniß. —

Schrecken bleibe dir fern!
Immer der Freude geweih't
Laß' dich königlich kränzen,
Du biſt König, mein Sohn,
Leben im Leben erzwingen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt. —
Ich ſelber kann es nicht mehr. —
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz,
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe;
Des Himmels herrlicher Mantel
Sternendurchwirktes Blau
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,

Erdenumrauſchende Woge;
Laß' den Zauber erklingen,
Daß gebährend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,
Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sey mir gegrüß't mein Sohn!
Wenn ich den Leib dir nicht ſäugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Seegen geſpendet,
Drücke dich herzlich an's Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

An den Retter.

Eile herbei zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß dich den Tod gelüſten,
Zum zweitenmale dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tiegers grimme Klauen
Zerreißen deines Frühlings Blumenauen,
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß', wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu dir den frohen Glauben,
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.
Als König wirſt du kommen
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man dir wird die Lagerſtatt bereiten,
Als Löwe wirſt du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen.
Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt du vom ſchlimmen Joch dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch deines Volks Geſchlechte.

Vereine du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen,
Laß' deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich dir den ſchönen Tod doch ſterben.

Geſang.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang all' die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Oeffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,
Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreiten Bruſt.

ſich ihrer dichteriſchen Freyheit ſo ſehr, daß Diphilus ſogar [53] den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürſten der jambiſchen Poeſie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengeſetztem Anachronismus, dichtet Hermeſianax von ihrer Liebe zum Anakreon [54]. Auch von der Korinna iſt Veranlaſſung da, vorauszuſetzen, daß ſie mit Männern freyer umging; und wahrſcheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben ſo. Entweder verließen ſie mit einer männlichen Kunſt auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beſchränkte Lebensweiſe der übrigen griechiſchen Frauen; oder es iſt überhaupt nicht unwahrſcheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeoliſchen wie in den doriſchen Freyſtaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch auch nicht durch Geſetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeſchloſſen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künſtlerinnen hat Mißverſtändniſſe veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, ſogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechiſchen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freyen Volkes, und nach deſſen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Mu-

---

[53] Id. ibid. p. 599. A. [54] Außer dem Antiphanes und Diphilus, ſchrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Namens Sappho; welches höchſt wahrſcheinlich die Dichterinn war, wie auch in dem Luſtſpiele gleiches Namens der beyden erſten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüh't verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſeel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frei der Menſch von Schmerzen
Und zieh't in tiefem Herzen
Dem mag'ſchen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brauſend er geſchwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden- und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen
Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezei't.

An Novalis.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

O laß' mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, du von mir ſcheiden?
Du ſtrahl'ſt in heiterm Frieden fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden,

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus alter Jugend die Erinn'rung erbend.

Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht,
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen
Zaubert Blumen aus dem Schmerz,
Trauer doch in linden Wellen
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild,
Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel
Tief in dunkler Waldesnacht,
Frei gegeben alle Zügel
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen,
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken
An's Herz den Wandrer greift ein ahndend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil auf grünlich hellen Wogen
Das Schifflein munter hin des deutſchen Rheines,
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder.

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

Eintritt in die deutſche Schweiz.

Freier athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernſt zu uns hernieder ſtrahlt.
Seelig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkohr,
Daß er brächt' an's Licht hervor
Alten Heldengeiſtes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wilden Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.

Möcht' ich einſt ſo glücklich ſeyn,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſeh'n!

Wechſelgeſang.

Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüſſige Gold,
Trinke die Wellen, den mäßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut. —
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern,
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie zieh'n ſich und flieh'n ſich, verſchwunden dem Blick,
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schließt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüſſigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüſtern aus leuchtendem Schrank? —
Nun ſprich mir und ſage von deiner Braut,
Deine Luſt ſey kühn dem Alten vertraut. —

Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund!
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund,
Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.

Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie im Bliz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt.
Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es ward aus der Bruſt das Herz ihm geraubt,
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luſt, fern von Wein und Geſang,
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar,
Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig wie lüſterne Knaben ſind,
Bezaubernd wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend wem ſie geneigt.
Die blühende Mutter auch, ſonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüh't,
Wo auf voller Wange die Roſe glüh't.
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergaß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft, ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägſt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhme einſt,
Wenn zum Thatenbund' du dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

ſik war ein Vorrecht der Freyen. Selten werden die Fälle ſeyn, daß Sklaven oder Hetären die Kunſt übten; wenigſtens läßt ſich als ausgemacht feſtſetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Muſenſpielen Theil nahmen, beydes nicht ſeyn konnten. Sappho war aus einer, wie es ſcheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine ſehr ſchöne Hetäre, welche er liebte, frey kaufte, ſcherzte und ſpottete vielmehr die Schweſter in manchem Gedicht [55], als daß ſie ſelbſt eine Hetäre geweſen wäre, und auf einen Befreyer gehofft hätte.

Das Beyſpiel der Sappho und der andern griechiſchen Dichterinnen widerſpricht der Meynung, welche Rouſſeau mit ſo mächtiger Beredſamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeiſterung und hoher Kunſt ganz unfähig ſeyen. Eine Meynung, die aus Vernunftgründen nicht bewieſen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünſtigt, da uns die Geſchichte ſo große und ruhmvolle Ausnahmen gegen dieſe allzu allgemein ausgeſprochene Behauptung aufſtellt; zu geſchweigen, daß eine unvollſtändige Erfahrung keinen vollſtändigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth iſt es, daß bey ſo vielen, ſo berühmten Künſtlerinnen in Muſik und Lyrik, keine griechiſche Frau in der dramatiſchen oder der bildenden Kunſt bekannt geworden iſt. Man hat es vielleicht überſehen, daß es, wie zwey Arten der Kunſt, ſo auch

---

[55] Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161, in Anthol. Gr. II, 52.

Frankenberg bei Achen.

In des Maien linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah' ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gränzen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wieſengrund hinfliehen,
Schwäne auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.
Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,

Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet.
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Seelig der ſeel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bitt'res Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen
Die Huldin ſterben ſehen.

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Die ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſtgebunden,
Schwinden ihn die ſchnellen Stunden.
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Spricht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.

Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Oeffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieh't den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.
Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.
Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden;
Das ſtille Waſſer ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
Drum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

Sankt Reynold.

Sankt Reynold als Einſiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bei Kölln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reynold muß es büßen:
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.
Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden. —

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeyd,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen,
So ſeyd ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“ —

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeſſ' die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allen in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feil den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reynold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;
Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam, ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf den Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n ſie wie vom Donnerſchlag
Verrückt, in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knie'n ſie bei ihm hin
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weh't dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward nun errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das verſunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund.
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —
So ſchritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein.“ —

Der jüngſte von den zween,
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar. —
„Als noch die Burgen ſtunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth.

Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund.“ —

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden
Als traut er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch o Sohn!
Es ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn.

Wahr iſt's, es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geſchlecht.

Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,
Drum ſucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt;
Nur dieſe Wellen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt.

Wohl jene Waſſer drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange
Klagend die Welt zurück.

zwey weſentlich verſchiedene Arten der Begeiſterung gibt, die dramatiſche und die lyriſche. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon die Eigenthümlichkeiten der plaſtiſchen und der muſikaliſchen Begeiſterung ſcharf und zart beſtimmt. Dieſe muſikaliſche Begeiſterung iſt mit der lyriſchen eins; und wenn man von der vollſtändigen dramatiſchen, welche freylich auch die lyriſche umfaßt, dieſe leztere trennt, ſo bleibt die plaſtiſche übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiſte wohl jenen Umfang und die Beſtimmtheit, welche die dramatiſche Kunſt erfordert, zwar nicht verſagt, eine Macht, welche ihr über das freye Gemüth nicht zuſteht, aber doch unendlich erſchwert. Dagegen ſtimmt die Natur der lyriſchen Begeiſterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele ſo ganz überein, daß man ſie auch die weibliche Begeiſterung, wie die dramatiſche die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philoſophiſchen Sinn abgeſprochen, weil ihnen der ſyſtematiſche Geiſt fehlt, der doch nur ein Theil von jenem iſt. Aber die Gabe, die tiefſten und zarteſten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, iſt doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unſchäzbarem Werth; und wer mag ſie den Weibern abſprechen? So lange noch kein vollendetes Syſtem des Wahren in allumfaſſender Klarheit entfaltet und vollendet daſteht, bleibt das ſyſtematiſche Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das ſyſtemloſe lyriſche Philoſophiren zerſtört wenigſtens das Ganze der Wahrheit nicht ſo ſehr, als die einſeitigen, unvoll-

Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt.

So dünkt mich, daß die Geiſter
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schland hinab,
Wir ſeh'n, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen ſo die Töne
Und der Geſang erſtirbt.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen
Flieht aus der ſtarren Zeit,
Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin.“ —

Es treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks ſie zeihe,
Erſinnt der Fremd' alsbald. —
„Und liebt ihr denn Geſänge,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich.“ —

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen,
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n ſie, die ihm nachſchau'n,
Rauſchen empor die Wogen,
Seh'n es mit Luſt und Grau'n.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt im Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eig'nen Geiſt bewundernd drehen
Beſeeligt, daß ſo einzig's ihm gelinge.

Laß't nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtung Höhen,
Wer fühle, wie heilig das ſey, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des teutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;

Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich ſey, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geiſt umnachtet,
Beſorgt, wie das Verborgne er gewinne;

Der Dichter, der, wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unſterblich hier ſchon wird der Zukunft inne.

Als noch die Flammen ſtrömten, Felſen klungen,
Die alte Rieſenzeit der jungen Erde
Iſt nah' ihm gegenwärtig gleich wie heute;

Und wieder grüßt und ruft von fern ſein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat ſeine Ankunft froh ſchon jetzt beſungen.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden!
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sah'ſt du von Alter, Sorge, Gram gebunden
Den letzten König deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede Seel' entraubend,
Frohlockend, kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſt ein Strom verborgner Klagen.

Sey, Camoëns denn mein Vorbild: Laß' mich's wagen,
Des deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde:
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo, blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von dieſen Seeligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſeelig ſelbſt der Meiſter;

Drum ſollen alle Feen auch bereiten,
Des Dichterhimmels diamantne Krone
Dir Calderon, du Sonnenſtrahl der Geiſter.

Gute Zeichen.

Des Krieges grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tieger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

Drob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bei ſtillen Flammen,
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tiegers Bau zuſammen,
Drum lodert auf ihr Flammen, laßt es tagen!

Gebet.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu ſchauen;
Dein Wink iſt was mich trifft, dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen,
Der erſtgebohrne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen de[illegible] getrennt,
Jn wüſter Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, w[illegible]s kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie du leiteſt,
Die ſelber ſich dir anvertraut,
Wie allen du den Weg bereiteſt,
Die du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer einmal, Herr! dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen
Wo deiner Liebe Hauch ihn hält,
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn deine Hand
Durch dieſes Daſeyns wilde Wogen.

So laß auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorſam folg' ich deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweifen,
So führe du mir Freude zu,
Die dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen ſanfte Ruh,
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,
Standhaft da ſteh'n in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen.
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

kommenen Syſteme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet ſind, bey weitem die meiſten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter ſein Syſtem iſt, um deſto weniger den Werth der lyriſchen Philoſopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet alſo die gewöhnliche Meynung, daß nur ſittenloſe Frauen bey den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meiſten griechiſchen Freyſtaaten, wenn gleich nicht in allen, ſchlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung, rohe Verachtung, das Loos der Bürgerinnen? Und wenn die einmüthigſten Zeugniſſe, wenn Beweiſe aller Art, keinen Zweifel übrig zu laſſen ſcheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechiſchen Bildung und Geſelligkeit geweſen iſt; was ſoll man von der Geſelligkeit, dem ſittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attiſchen Frauen ganz übertriebne und unbeſtimmte Begriffe hatten, und dieſe auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falſche Anklage aus falſchen Gründen zu vertheidigen; weil ſie nähmlich die Rechtfertigung der attiſchen Sitten als Unterlage für ihre Satire auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es ſcheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführeriſche Anmuth des reizenden Weibes, und die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bey denſelben ganz getrennt war, daß die

Auf dem Feldberge

Wie ſtill iſt es hier oben,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo kein Gebüſch mehr blüh't
Niemals der Sommer glüh't;
Wo ſelbſt der Schall verklungen,
Kein Vogel je geſungen,
Sein froh geſellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Die Felſen weich umkleidet,
Auf wüſtem Heidefeld.
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebeſä'ten Feldern,
Ein' unermeſſne Welt.

Den Wanderern zuſammen
Lodern einſame Flammen
Am Felſenbette auf;
Oede den Pfad herauf,
Ein ſchaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
All' ſorgſam das beachte,
Was mir das Herz erfreut,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten,
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln
Seh' ich ſie da und wandeln
German'ſcher Männer Schaar;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hühnengräber auch,
Scheinend im Nebelrauch.
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frei im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen
Die Helden vor und bringen
Freiheit der Welt zurück.
Der hohen Sieger Glück
Strömt mit erneu'ten Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück?

Im Speſſhart.

Gegrüßt ſey du viel lieber Wald!
Es rühret mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtand'ſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und wehreſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Aeſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark:
Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn ſich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg;
Zu dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huldigen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeb'n die Sündenſchuldigen,
Aber wann erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt,
Laßt den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmal wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmal muß der Greuel enden.
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſrer Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung giebt,
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freiheit hin;
Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schaar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerſtört die deutſche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolph, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück.
Doch vor allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wild'ſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
Drum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald,
Fürſten ſind die Frei- und Kühnen
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sey als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1808.

Wohl mag in dieſen Zeiten,
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie möcht' es wohl beſteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hienieden
Von Gott herab der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſey bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hofnung Seegenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laß't das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einſt verſprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seyd wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So ſchweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widerſprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles faſſen,
Als wild ein wüthend Haſſen
Mit Blindheit euch umſpann.
Der Tod entſtieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid ſah'n die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meinen
Der Menſch, er ſey nun frei;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungsloſen Schmerzen,
Der ſchöne Bund entzwei.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun ſchwebet,
Im Sturme jagt und bebet,
Find't keiner Hoffnung Land.

Was ſchnöde ihr zerſtöret,
Da ihr euch ſelbſt bethöret,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr erſinnen?
Ihr ſeh't es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erſt in Liebe glühen,
Erſchließen euren Sinn,
Laß't euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreue, wieder hin!
In ſtiller Bruſt genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, ſich auch in zwey verſchiedne Stände und Lebensarten ſchied. Auch iſt es wahr, daß dadurch die ſeltſamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Miſchungen unſrer Sitten vermieden wurden, wo ſich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anſtand einer Matrone in ſcheinbarer Würde, die Anſprüche der letztern, und der Leichtſinn der erſtern, beyſammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunſt auch bey uns die Anmuth mit der Würde, ſo wie Zartheit und Gröſſe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollſtändigen Weiblichkeit in ſich vereinigen kann, ſo konnte eine edlere Naturbildung auch bey den Griechen daſſelbe Ziel erreichen. Auf dieſe Weiſe wäre die griechiſche Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unſrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bey uns iſt es überdem jener höhern ſittlichen Kunſt doch unbenommen und frey, nach vollſtändiger weiblichen Bildung zu ſtreben; wie läßt es ſich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freyen Athen durch die Geſetze ſelbſt gehemmt, und die trennende Beſtimmtheit der Natur zur Zerſtörung der Vollſtändigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meynung jener Schriftſteller ſcheint dieſe zu ſeyn: die Weiber können und ſollen nur nützlich ſeyn; macht die beklagenswerthe Üppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, ſo iſt es am beſten, ſie ſind eines von beyden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber ſeyen nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Beſtim-

Geſang der Ehre.

Im Sommer 1808.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt;
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geſchlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

Drum ſey jener hochgeprieſen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertrau't den großen Ahnen
Er auf ſeinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen,
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, ſtrahlend durch die Zeiten
Jener ſo die Welt befreiten.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Erde feſten Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter ſingen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug:
Dennoch in den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einſt worden.

Sittenſprüche.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch.
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurückſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

Geiſtes Licht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lebe' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts geſeh'n,
Als wenn die beiſammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerdte ſey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er flieh'n,
Ohne Noth von ſeinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht,
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

Deutſchland.

„Nimmer wird die teutſche Nation vergeh'n
Neu verklärt durch Gott einſt auferſteh'n.“ —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlägt ewig frei;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von weib'ſcher Sitt' und Luſt.
So wie edle Krieger ſind,
Sey der König uns geſinnt.
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't.
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sey vor allen Frau'n geehrt,
Seegensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freiheit Ruf erſchallt.

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl,
Fremder Rechte loſes Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſer Stern.

mung ausſchließen, worüber die Griechen jedoch ganz andrer Meynung waren.

Andre hingegen, und bey weitem die meiſten, bleiben bey eben ſo unbeſtimmten und übertriebenen Begriffen von den attiſchen oder überhaupt von den griechiſchen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und dieſe ſelbſt aufs heftigſte. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meynung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Weſen und Sitten, ihre geſellige Bildung war gegen die unſrige nur ſehr roh, das Schöne vermochte ihr ſtumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder ſittenloſe Üppigkeit, ungerechter Eigennutz, erſtickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht ſagen, denken es doch. Zum Beweiſe, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erſtlich auf die Überbleibſel der bildenden Kunſt, weil doch hier der untrügliche Augenſchein das Vorurtheil für geſunde Sinne am leichteſten und ſchnellſten entwaffnet. Iſt nicht der Kreis der idealiſchen Geſtalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz, aus den ſchönſten Blüthen der Weiblichkeit geflochten 56)? Auch die wenigen Überbleibſel der griechiſchen bildenden Kunſt beweiſen nicht nur, daß wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der weiblichen Geſtalt, während der

---

56) Man ſehe die meiſterhafte Charakteriſtik derſelben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im 3ten Stück der Horen. 1795.

Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall;
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneu't.
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieh't;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüh't,
Wenn das Irdiſche verſprüh't,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

Liebes Leben.

Leiſ' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unſer Herz,
Jugendluſt in Flammen glüh't
Wie die Roſe Farben ſprüh't.
Bitt'rer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoſſ',
Und des Lebens rauher Sturm,
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht,
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres alte Wellen. —
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder,
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſeelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

An den Ufern des Mayns.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſüße Bahn gezogen
Auf ſchlangengleich gewund'nen Wogen
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im feuchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So gold'nen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freien Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigend der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſanft im Lied' ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild,
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſeel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch, Wellen grüß' ich drum des Maynes,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

An ſeinen Freund.

Im Herbſt 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahnde all' den Mord;
Je fern und fremd entrückter,
So ſchmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freiheit nicht von Ketten,
Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'ſche Luſt;
Wer aber Gott ſey eigen,
Wird jetzt ſich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder
Vom Vater zu uns nieder
Des heil'gen Marterthums;
So laß' den Muth nicht ſinken,
Gehorche Gottes Winken,
Ledig des ird'ſchen Ruhms.
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weih'ten
Zu bitterm Tod und Qual,
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet
Lächeln ſie lichtbegnadet.

Soll denn in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die drei ſo einſt verbündet,
Der Freiheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die dreie,
Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz.
So laß uns zwei es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sey inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteh't;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung
Der Gotteswiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger einer Zunft;
Wo zwei in Gott beiſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sey jeder uns willkommen
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Aus Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten
Und himmliſch ſich geſtalten,
Die erſte Chriſtenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet, und auch nach dem Verfall des Kunſtgefühls, ſelbſt in Werken mittelmäßiger Künſtler nicht das Einzelne, ſondern das Allgemeine dargeſtellt ward; was mehr iſt, als man oft von den beſten neuern Künſtlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldene nennt, ſagen kann; ſondern ſie beweiſen auch die feinſte Gabe, die zarteſten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufaſſen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechiſche Sage und Sprache, in vielen der ſchönſten ſinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Weſen der Weiblichkeit und die Begeiſterung der Liebe, eben ſo beſtimmt als zart; ſo daß ſich auch hier die griechiſche Eigenthümlichkeit als eine allgemein menſchliche bewährt und es kann auch in dieſem Sinne das Griechiſche immer noch, wie beym Iſokrates [57]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten [58]).

Ich berufe mich ferner zum Beweiſe des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und ſittliche Schönheit auf die dichteriſchen Kunſtwerke, auf die ſchöne Natur in Homers Darſtellung weiblicher Sitten und Leidenſchaften.

---

57) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144. tom. I. 58) Barbaren ſind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Maſſe die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freyheit das Übergewicht hat (μετ λογου κρειττων εϛι). Griechen wären alſo Völker, in deren Maſſe die Sitte und Bildung über die Natur das Übergewicht hat. So legt ſich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der geſammten Menſchheit bey. Strab. lib. I, fin. lib. IX, p. 615. B.

Vielleicht, daß einſt dies Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,
Sich wendet noch in Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Gebot;
Wie jene freud'gen Schaaren,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüh't nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brächte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen
So nicht für Gott geſchieh't,
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieh't.
Des Muthes woll'n wir flehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahrs 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja ſchon ſterbend,
Doch den Hader nicht vergeſſen,
Dünkels noch vermeſſen
Nicht vernehmt die Hand, die euch geſchlagen:
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel eure Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'ſt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verſchwinde,
Alle deines Heiles Licht erkennen,
Und in dir verbündet
Gern ſich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet,
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern
Wohl dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerſtörung uns umſchnauben,
Steht nur feſt der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupte das Schickſal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbſtzerſtörend,
Hier ein Gift, uns zu umſchlingen,
Feſſelnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben;
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habſucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten
Und umgarnt mit Ohnmacht unſer Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'ſchem Ruhme trunken,
Lag in Luſt verſunken,
Sterbend hießeſt Liebe auferſtehen!
Müſſen deine Krone
Wir ſo arg verſpottet ſehen,
Darf der Mord mit grimmem Lohne
Wüthend ſo durch deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge ſchwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens ſinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen ſchon verſtummt erblaſſen;
Nirgends ſchimmert Rettung
Sturmwind naht ſie zu umfaſſen,
Und in ſchrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer faſſen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandelnd an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Noth und Sorge ziehend;
Kraft iſt ſeinem Munde
Wort und Lied umſonſt verliehen,
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Nach dem Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkohren;
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verlohren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dies Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verderben,
Innen ganz erſterben,
Gott, dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts göttliches mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;
Er, der all' vereinet,
Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, ſo weit der Himmel ſcheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen ſchon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finſterniß und Gutes ernſt ſich ſcheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angſtvoll klagt der irrdiſch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Dieſe Felſen, die jetzt brechen,
Alle ſprechen
Von der göttlichen Erſcheinung.
Seelige Vereinung
Erndten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir drum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'ſt du, ach, beklommen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſah'ſt des Elends Spuren
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blüh'n;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freiheit glüh'n;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen
Auf wilden Meereswogen
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüften,
Des Südens Blumendüften
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde!
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zurück.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Bruſt;
Laß' dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heit'rer Luſt.
Ja ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſeel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten
In Demuth ſich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag ererben
Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Löſt hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einſt bethört.

Ja, auch des Sterbens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Frühlingsglanz;
Die neubelebten Fluren
Geſchmückt mit Himmelsſpuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod verlohrnen
Und die noch ungebohrnen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freien Wellen
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,
Der ſich der Lieb' ergiebt;
Es blüh't ein neues Leben,
Die Himmel nieder ſchweben
Je inniger man liebt.
Da flieh't die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frei das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freiheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt dir als Ruheſtatt.

Zwar iſt die Seele ſeiner Darſtellung, Natur und nicht das freye Ideal, er ſtellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, ſondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darſtellungen der weiblichen Seele in den charaktervollſten und der Natur getreueſten neuern Dichtern, wie Shakſpeare und Goethe, ſind mannichfaltiger, und reichhaltiger für den Geiſt, aber auch die Einfalt des alten joniſchen Sängers hat ihre Schönheit und iſt oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenſchaften in den Darſtellungen des Sophokles aber, iſt ein vollkommnes Ideal, dem ſich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von fern nähert. Denn was haben wir vom dichteriſchen Ideal, wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der Weiblichkeit, aufzuweiſen, als Theorien die nicht fertig, und Verſuche die mißglückt ſind? Man erinnere ſich ferner an die idealiſche Schilderung der edelſten Frauen in den Sokratiſchen Geſchichtsdichtungen des Xenophon, an die Darſtellung der Liebe in der beſſern lyriſchen Kunſt und ſo manches andre 50). Wer überdem den Griechen hier das Gefühl abſprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig abſprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet ſich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geiſt war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zu-

---

50) Siehe über alles dieſes die vorſtehende Abhandlung über die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern.

Freiheit.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weh't des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liedeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahndung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich der Freund erkohr.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
In der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie alles auf.
Irdiſch hier in Thränen
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreie,
Eine Freiheit ganz,
Einer Sehnſucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut;
Sprich aus dem Geſange
Rauſch' in Adlers Klange
Athme deutſchen Muth.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1807.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbei!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frei.
Dem Gefangnen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hätt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſt jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſt,
Die dem Krieg ſein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt;
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein deutſches Herz
Muth im Auge doch noch bleich von Schmerz;
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

O ſeyd nun jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht:
Wir haben viel erduldet,
Ja ſchlimm'res wohl verſchuldet
Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen
Und jeder Zwiſt verſühnen
Nach langem Bürgerkrieg.

Sind unſrer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht, und das bittre Joch?
O wollt' nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch
Wie ſoll ſich frei entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!

Wo warſt du deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand' und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;
Was helfen ſie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub.

Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem Leiden Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freien Mannesmuth.

Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muthes;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts?
Nicht ward zum Spiel gegeben,
Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſich zu heben
Dieß unſ're Geiſtesleben
Und iſt ein Heiligthum.

Ihr wolltet alles ſichten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt ihr noch geſtritten
In der Zerſtörung Mitten
Um jeden nicht'gen Tand:
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Zweifel kalte Luſt
Berauſcht' euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt.

Ihr Fürſten auch des Landes
Vergaßt des alten Bandes
Getäuſcht durch fremden Trug,
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt ihr fremd in Mitten
Des Landes das euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O hättet ihr die Ahnen
Des Ruhms euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.

Die ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Rechte euch widerſtemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ihr! jetzt die fromme Milde
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freien Thron
Werft euch in Demuth nieder,
Thut ihnen Gleiches nach!
Seyd ernſt wie ſie und bieder,
Seyd rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach.

Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur gehäſſig vermeſſen,
Was Hohes dir erſchien,
In der Verblendung lebteſt,
Unwürdig dich beſtrebteſt,
Was groß herabzuzieh'n.
Was dann dir die geſandten
Zu früh dem Leben reißt,
So manchen lang verkannten
Unwürdig oft genannten
Von Gott erwählten Geiſt.

Wann ehrteſt du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur deinem todten Sterne
War nie dein Sinn vereint!
Gern waſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!

Zwar iſt von Schuld nicht einer,
Ja, unter allen keiner
Iſt, der nicht ſchwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen,
Und endlich das erkennen
Was uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns ſahe,
Des Unglücks hohe Weihe
Gebe uns die Krone noch.

Wie der in wilder Schlucht
Wohl einſam ruhen möchte,
Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch ſind, verbindend,
Beſiegend Schmach und Tod.

So lang' der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Wort des Lichts empor,
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſehn,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder ſenkend
Wird deutſcher Geiſt beſtehn.

Und walten auch des Dunkel,
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſey ſie treu bewahrt.

Nicht falſchem Dünkel fröhnd,
Kein Gottes Licht verhöhnd,
Wenn deutſch das Herz uns ſchlägt
Nein, freud'ger Mühen gegeben
Zu edlem großen Streben,
Wie es auch Namen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,
Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.

Alſo ſey er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Leid und eitler Klage ſchwoll
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frei!
Väter, Söhne, Deutſche [illegible]
Ewig ſeid im Bund verſchlungen.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß trennend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rühret erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freiheit uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüh't und ſchwindet,
Nur Eines bleib't unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

ſammenhang; ihre Geſchichte iſt ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchſt lebendige, ſinnliche und ſittliche Reizbarkeit iſt die Grundlage ihrer Bildung, der Geiſt ihrer Geſchichte; nicht nur ihre Tugend und Große, ſondern auch ihre Schwächen und Laſter entſpringen aus dieſer außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unſern Glauben, ſondern faſt die Gränzen unſrer Einbildungskraft überſteigt, und doch der feſteſte Leitfaden des griechiſchen Alterthumsforſchers iſt, der ſich ohne eine jener griechiſchen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für ſchöne Männlichkeit in Weſen, Geſtalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieſes wohl in ſo manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; deſſen erheuchelte Huldigung für ſchöne Weiblichkeit iſt verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunſt und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die ſchöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beyden Geſchlechtern nur ein und daſſelbe iſt.

Mehrere Urſachen äußern einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf unſre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die geſellige Bildung der Alten überhaupt. Erſtlich vermiſcht man die rohe Einfalt der älteſten, die Sittenloſigkeit der ſpätern Zeit, die Verderbtheit der ſchlechteſten Menſchen, mit der ſchönen Bildung der beſſern

Laß' Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;
Laß' wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zur Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpähen das ſtille Thor;
Wenn ſie denn endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt der Sonne Licht hervor;

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß' ſich freudig den Muth bewegen
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht.

Wie ſollte der Unmuth ſich denn bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
Zu Knechtes Wahn erniedert fiel!
Laß' unverzagt uns vorwärts ſchreiten:
Es ſchlummern in den goldnen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieh't,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieh't.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droh't;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß' denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Geſang erſchallen
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſey der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſey jedes Angeſicht;
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
In ewig heiterm klaren Licht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung
Und ekelt' ihn manchen Dreihellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade, ſprach der Ritter, du Vaterland mein;“ —
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſeyn,
„Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und von Schmerz?
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimiſchen Ort.

„Thu' auf deinen Schoos o Waldesthal,
„Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!
„Ich ſtrebte und lebte der Liebe zumal.“
Dann ſchüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruh'n;
„Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?“

So ſprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rühreten am Platz,
Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen draus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben nnd trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft,
Das, ſprachen ſie, ſoll unſer Abgott ſeyn.
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
„Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
„Wir die wir ſpringen um Stein und um Stock,
„Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht,
„Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
„Was fragen wir nach dem Edelſtein?"

Nun treten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt;
Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwärmen und lärmen und ſchrei'n nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildprett nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkeln Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bei Sonn' und bei Mond wie die Wolke zieh't.

Eulenſpiegels guter Rath.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeyd auf rechter Spur und Farth,
Und falls ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Seegen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſre eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich ſeh't,
Wie ſchön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an n'ander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.
Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Weinchen ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes

Jedwedem lachen in's Angeſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Stånd' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele banquerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmals nur deſto beſſer;
Und wucherſt du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Seine eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſey es oder ſey nicht verſtändig,
Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart

Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſeelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt einem wohl Gedanken machen,
Blos weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſeh'n,
Nüchtern alle nach Hauſe geh'n.
So nennt der Kaufmann alles fein,
Mag er Chriſt oder Jude ſeyn.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die vergüld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon.
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort;
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpfe nur auf die, ſo ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmals ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.

Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſey je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Der alte Pilger

oder

Homo's neueſte Wanderungen.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
„Sonſt iſt's um meine Füße geſcheh'n;
„Hier will ich unterkauern.
„Dieß ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſeyn,
„O ſeyd nur ſo gut und brecht noch nicht ein!“ —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmals an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Geſicht,
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Menſchen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer unter einander. Auch auf die römiſche Bildung in Hinſicht auf den geſelligen Geiſt und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römiſchen Dichtkunſt ſagt: „Es ſind noch Spuren vom Landleben d. h. von der urſprünglichen Rohigkeit übrig 60).“ Die Römer waren urſprünglich, wie die Sabiner und andre italiſche Völker der alten Zeit, ein kriegeriſches Land- und Bauernvolk geweſen, welches dann ſehr ſchnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrſchenden Stadt emporgeſtiegen iſt. Dagegen iſt die attiſche Geſelligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beynahe kleinſtädtiſch; denn der Sinn und die Art dieſes Volks ging in allen Dingen auf das Große, ſo wie der Sinn der Griechen ausſchließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieſer Idee ausging. Wenn man die Freyheit von allen beſchränkten Anſichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, ſo haben die Römer eine Höhe derſelben erreicht, der ſich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk, nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Weſentliche, und hält ſich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem ſeine beſchränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Geſetz der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheint. Die größere Keckheit der Leidenſchaften und ihrer Äußerungen in wärmern Ländern bey einem kräftigen Volk, iſt zwar eben ſo wenig allgemeingültig wie die nordiſche Kälte, hat doch

---

60) Manent vestigia ruris.

Da kommen zwei Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doctoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein andrer, der ſtärker noch
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt, und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern, ſieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen:
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreh't,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteh't,
Bei'm Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,“
So hat der Pilger bei ſich gedacht;
„Die kräftigen Gebehrden!
„Die Herrlichen, wie ſie da ſteh'n und geh'n,
„Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſeh'n!
„Was wird's nur endlich werden?“

Des Schreyens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nakt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſt in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
„Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geiſterſtunde.
„Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
„Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
„Sie ſind nicht mit im Bunde.

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
„Dann magſt du gebieten jedem Zweck
„Du wirſt es dankbar ſpüren.“ —
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeſſ'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es dreimahl ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram.
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir, ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geſchrieben;
„Wo Milch und Honig ſich ergießt,
„Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
„Sich alle herzlich lieben.“ —

Nun war es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe.
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frei er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen drein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein,
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frei,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
„Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht in warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?" —
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
So höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſtgekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
„Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
„Und ſeiner ſelbſt genießen.“ —
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weh't ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und furchte ſich der Reiſe. —
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;“
So ſprach er: „der Pflüger ſingt ſein Lied
„Nach ländlich froher Weiſe.

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
„Ich kann es all's am Ort ja ſeh'n,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit geſucht,
„Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
„Nun iſt es Zeit zum Pflanzen.

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Das ſind nur ſchöne Worte.
„Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
„Wie manches nicht im Traum erlebt
„Und kam doch nicht vom Orte.“

Es war um des Pilgers Muth geſcheh'n,
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe gehen,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Gelübde.

Es ſey mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeyſt befreit:
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüh't der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben,
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Berlin 1809.
Gedruckt bei Karl Friedrich Amelang.
Neue Friedrichsſtraße No. 10.

aber wenigſtens gleiche Rechte. Die republikaniſche Offenheit und Entſchiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, ſogar als ein Vorzug erſcheinen, indem ſie die männliche Tugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unſern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer die alte Geſchichte richtig faſſen, ja wer den Menſchen und das menſchliche Leben überhaupt beſtimmt und klar erkennen will, nur auf das Weſentliche in der Tugend und in den Sitten ſehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile ſeiner Zeit zum Maaßſtabe nehmen. Eine chineſiſche Ängſtlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geſchlecht iſt bey weitem noch keine Reinheit; und die freyere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in dieſem Punkte der ſinnlichen Natur und ihrer Regungen, iſt der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig geweſen, als oftmahls die verſtohlne Lüſternheit in den Sitten wie in der Kunſt der Neuern, wo die boſen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um ſo weiter fortſchleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieſer Bemerkung auch die Grundſätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schaamloſigkeit oft ins Unglaubliche ſtieg, wie beym Krates; nach dem falſchen Grundſatze, daß nichts, was die Natur gebeut, ſchändlich ſey. Dieſes iſt aber ſo wenig in der Wahrheit gegründet, daß ſelbſt manche der edleren Thiere in dem Geſchäfte der Fortpflanzung das Verborgne ſuchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Na-

Ueber

die neuere Geſchichte.

Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1810

von

Friedrich Schlegel.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Comp.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinen

Zuhörern

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorrede.

Dieſe mit Allerhöchſter Bewilligung im Jahre 1810 zu Wien gehaltenen Vorleſungen erſcheinen hier bis auf wenige Veränderungen ganz ſo, wie ſie gehalten wurden.

Ich wünſchte zunächſt meinen Zuhörern dieſe Vorträge übergeben zu können. Bey einigen Stellen, beſonders bey denjenigen, welche ſich ganz auf eigene und neue Forſchungen gründen, würde es vielleicht zweckmäßig geweſen ſeyn, Anmerkungen hinzuzufügen über ſolche Gegenſtände der Unterſuchung, welche ſich im mündlichen Vortrage nicht wohl erörtern laſſen, ſo wie auch die minder bekannten Quellen anzuführen. Dieß war anfangs meine Abſicht. Aber die Anmerkungen würden meiſtens zu Abhandlungen angewachſen, das Werk dadurch ein ganz andres geworden, und wohl mehrere Jahre bis zur Beendigung deſſelben vergangen ſeyn.

Gleichwohl glaubte ich, daß unter denen, welche in Deutſchland, und wo ſonſt die deutſche Sprache bekannt iſt, meinen Arbeiten ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſchenken, mehrere dieſe Betrachtungen über die neueren Zeiten lieber gleich jetzt, auch in derjenigen Geſtalt, wie ich dieſelben hier gebe, würden aufnehmen wollen.

Da ich ſeit mehreren Jahren die Zeit, welche mir frey bleibt, faſt ausſchließend der Geſchichte widme, nicht bloß der allgemeinen, ſondern vorzüglich auch der vaterländiſchen; ſo hoffe ich, daß es mir nicht an Muße und Gelegenheit fehlen wird, manches, was in dieſem Werke nur im Vorbeygehen angedeutet ward, in der Folge ausführlicher ins Licht zu ſtellen.

Inhalt.

Seite.

Erſte Vorleſung. Über den Werth der Geſchichte und von dem älteſten Zuſtande in Europa und Deutſchland. 3

Zweyte und dritte Vorleſung. Von den Germanen. 41

Vierte und fünfte Vorleſung. Von den Gothen und von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen. 94

Sechste und ſiebente Vorleſung. Vom deutſchen Kaiſerthum. 150

Achte Vorleſung. Von den Kreuzzügen. . . 197

Neunte und zehnte Vorleſung. Fernere Geſchichte des Mittelalters und Entwicklung der einzelnen europäiſchen Nationen. . . . 218

Eilfte Vorleſung. Das Zeitalter Kaiſer Maximilians. 258

Zwölfte Vorleſung. Von der Glaubenstrennung. 290

Seite.

Dreyzehnte und vierzehnte Vorleſung. Geſchichte Kaiſer Karls des Fünften. . . . 318

Funfzehnte und ſechzehnte Vorleſung. Geſchichte von Europa unter Karls Nachfolgern. . 377

Siebzehnte und achtzehnte Vorleſung. Vom dreyßigjährigen Krieg, bis auf Ludwig den Vierzehnten. 438

Neunzehnte, zwanzigſte und ein und zwanzigſte Vorleſung. Betrachtungen über das achtzehnte Jahrhundert. 486

über

die neuere Geſchichte.

men trug, dem Krates in ſeiner öffentlichen Unverſchämtheit zum Beyſpiel dienen konnten [61]), in welcher die verirrte und überweiſe oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheſte Natur, als eine ſelbſt unter Wilden ſeltne Ausnahme, bey einigen Bewohnern der Südſeeinſeln wie in Otaheiti finden. Es iſt belehrend, ſolche Verirrungen zu bemerken, um den ſchneidenden Gegenſatz der überhaupt im Alterthum herrſchenden ſittlichen Grundbegriffe deſto ſtrenger zu faſſen. Die beſſere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Geſetz ſoll die Natur im Menſchen nicht zerſtören aber ordnen; und ſo ſoll auch die Schaamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Geſetzen des Verſtandes und der Sitten untergeordnet ſeyn; ſo war es die Meynung des Plato, und ein ſolcher Gedanke lag auch den doriſchen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelſte Entfaltung der Menſchennatur im Alterthum, in dieſer Unterſuchung der Sittengeſchichte zurückgeführt werden *).

---

61) Diog. Laert. lib. VI, cap. 7. Κράτης.

*) Wenigſtens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Foderungen in dem Adel der doriſchen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Schaam nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen ſey. Der eigentliche Begriff der Unſchuld und innern Reinheit iſt ihnen auch in der höhern Philoſophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Beſtimmung beruht. Darin beſteht die weſentliche Verſchiedenheit der antiken Denkart von der unſrigen; die Offenheit der Sitten aber ſoll man ihnen nicht ſo ſehr zum Tadel anrechnen, da ſie nur das Zufällige betrifft.

Erſte Vorleſung.

Es ſind vorzüglich drei Gegenſtände, welche den Geiſt gebildeter Menſchen an ſich ziehen, und die freie Muße beſchäftigen, welche bürgerliche Thätigkeit und geſellſchaftliche Verhältniße ihnen übrig laßen; die Philoſophie des Lebens, der Genuß der ſchönen Künſte und das Studium der Geſchichte.

Alle drei ſind geeignet, den innern Menſchen auf vielfache Weiſe zu erheben und zu bereichern. Sie ſind in dieſer Hinſicht gleich unentbehrlich. Vorzüglich indeßen iſt es das Studium der Geſchichte, welches allen dieſen Beſtrebungen nach höherer Geiſtesausbildung einen feſten Mittelpunct und Halt, die gemeinſchaftliche Beziehung auf den Menſchen, ſeine Schickſale und ſeine Kräfte, gibt. Ohne die Kenntniß der großen Vergangenheit wird die Philoſophie des Lebens, ſo ſehr ſie auch durch Witz bezaubern, durch Beredſamkeit hinreißen mag, was nicht von dem

Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreiſe unſrer Gewohnheiten und nächſten Umgebungen loszureißen im Stande ſeyn. Selbſt die höhere Philoſophie, dieſer kühnſte und auch inſofern ſchon achtungswerthe Anflug des menſchlichen Denkens, darf den ſteten Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kräfte nicht ungeſtraft verabſäumen, indem ſie ſich ſonſt unfehlbar in Unverſtändlichkeiten verwickelt und verliert. Die Geſchichte dagegen, wenn ſie nicht bloß bey der Herzählung von Nahmen, Jahreszahlen und äußern Thatſachen ſtehen bleibt, wenn ſie den Geiſt großer Zeiten, großer Menſchen und Ereigniſſe zu erfaſſen und darzuſtellen weiß, iſt ſelbſt eine wahrhafte Philoſophie, allen verſtändlich und ſicher, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichſte. Der Werth der ſchönen Kunſt für höhere Geiſtesbildung iſt anerkannt. Ohne den Ernſt aber, welchen ſie nur durch die Beziehung auf den Menſchen, auf ſeine Schickſale und ſeine Geſchichte erhalten, müßten ſie immer in Gefahr bleiben, ein inhaltsleeres Spiel und eine bloße Schwelgerey der Einbildungskraft zu werden. Der Sinn der vortrefflichſten und höchſten Hervorbringungen der bildenden Kunſt und der Poeſie wird uns erſt dann recht deutlich, wenn wir uns in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen wiſſen, aus denen ſie hervorgingen, oder welche ſie darſtellen.

Wenn die Philoſophie den Verſtand, die ſchönen Künſte Gefühl und Einbildungskraft zunächſt beſchäftigen, ſo nimmt die Geſchichte dagegen die Theilnahme des ganzen Menſchen und alle ſeine Seelenkräfte gleich ſehr in Anſpruch, ſoll es wenigſtens, wenn ſie ihrer hohen Beſtimmung entſprechen will.

Auf dieſe Weiſe iſt die Geſchichte ſchon an und für ſich in dieſem ſchönen Kreiſe, welcher die höhere Ausbildung des Menſchen umfaßt, wo nicht das glänzendſte, doch das unentbehrlichſte Mitglied, welches die übrigen erſt recht innig verbindet. Noch eine ganz beſondre Aufforderung für das Studium der Geſchichte aber liegt in den außerordentlichen und überraſchenden Begebenheiten der Gegenwart. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die Kenntniß derſelben allein kann uns einen ruhigen feſten Überblick der Gegenwart, einen Maaßſtab ihrer Größe oder Kleinheit und ein richtiges Urtheil über ſie gewähren.

So iſt das Einfachſte meiſtens auch wieder das Höchſte. Die Geſchichte macht den ſcheinbar leichten und erſten Anfang alles Unterrichtes, und dennoch je gebildeter ein menſchlicher Geiſt iſt, je vielfachere Veranlaſſungen wird er finden, ſie anzuwenden und zu benutzen, je mehr wird er ihren Reichthum einſehen und ihren tiefen Sinn ahnden. Iſt ja doch kein Denker ſo durchdringend, daß er den Gang der Geſchichte im voraus genau errathen, kein Gelehrter ſo vielwiſſend, daß er glauben könnte, er habe ſie erſchöpft, ſei in ihr zu Ende gekommen, und auch kein Herrſcher ſo mächtig, daß er ihre ſtille Belehrungen ungeſtraft gering ſchätzen dürfte.

Es iſt ein großer Vorzug unſers Zeitalters, das Studium der Geſchichte von neuem belebt, und mit großem Eifer angebaut zu haben. Die Engländer haben das Verdienſt, in dieſem ſchönen Beſtreben die Erſten geweſen zu ſeyn. Die Deutſchen ſind ihnen mit Ruhm nachgefolgt. Leicht würde es ſeyn, einen oder den andern von unſern großen Hiſtorikern zu nennen, der wenigſtens was die glückliche Vereinigung von Geiſt und Gelehrſamkeit, und den Reichthum an Gedanken betrifft, es den berühmten Engländern zuvor thun möchte; dagegen iſt der Vorzug einer gleichmäßigen Ausarbeitung und Vollendung, bei den Engländiſchen Geſchichtſchreibern ungleich weniger ſelten, als bei den Deutſchen. Doch über den Werth unſerer vaterländiſchen und der fremden Geſchichtſchreiber mag das Urtheil ſehr abweichen, je nachdem die Vorliebe für die einen oder die andern entſcheidet, oder die Begriffe von der Kunſt der Darſtellung verſchieden ſind. Deſto unbezweifelter iſt der außerordentliche Reichthum an gründlich belehrenden und zum Theil ganz neuen Geſchichtsforſchungen, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. Was nur die letzten zwey oder drey Jahrzehende in dieſer Art gethan und geliefert haben, deſſen iſt ſo viel, daß die hiſtoriſche Kenntniß in dieſem kurzen Zeitraum vielleicht eben ſo ſehr erweitert werden, als ſonſt in eben ſo vielen Jahrhunderten.

Ungeachtet dieſer Bereicherung iſt die Geſchichte aber von einer andern Seite noch mangelhaft genug, die hiſtoriſche Wahrheit hier und da noch durch manche unhiſtoriſche Wolken verhüllt.

Daß die Geſchichte parteyiſch geſchrieben werde, iſt eine allgemeine Klage. Im gemeinen und buchſtäblichen Sinne ſollte dieſe Klage gar nicht Statt finden können, ſobald man ſich zu dem großen Standpunct der Geſchichte erhoben hat. Wenn ein Geſchichtſchreiber in ſeiner Darſtellung bloß den Vortheil eines beſondern Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwicklung der menſchlichen Schickſale und des menſchlichen Weſens im Auge hat, ſo iſt er vielleicht ein geſchickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politiſcher Schriftſteller, aber auf keinen Fall ein hiſtoriſcher. Wenn uns aber ein wahrhafter Geſchichtſchreiber die Thatſachen, ſo wie es gefordert wird und ſich von ſelbſt verſteht, als Thatſachen unverfälſcht und mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit zeigt; für ſeine Anſichten und Urtheile, ohne welche keine Geſchichte, wenigſtens keine darſtellende zu ſchreiben möglich iſt, und ſelbſt die

Grundſätze des Rechts und des Glaubens offenherzig darlegt, aus denen jene Anſichten und Urtheile herfließen, ſo können wir uns billigerweiſe nicht beklagen, da er uns ſelbſt die Mittel an die Hand gibt, auf eine leichte Weiſe inne zu werden, in wiefern wir mit ihm übereinſtimmen oder nicht. Der Parteylichkeit ſollte man ihn nicht beſchuldigen, wenn wir auch andrer Meinung ſind als er, oder wenigſtens hat dieß denn keinen ganz verwerflichen Sinn mehr. Überhaupt dürfte es in der Geſchichte, wie im Leben, oft ein größeres Lob ſeyn, die rechte Partey erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partey, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben. — Das Beyſpiel eines großen römiſchen Schriftſtellers wird am beſten deutlich machen können, was hier gemeint ſey. Tacitus eröffnet ſeine beiden unſterblichen Werke in verſchiedener Wendung, mit der gleichen Verſicherung, daß ſie ohne Haß und ohne Liebe geſchrieben ſeyen. Er hatte dabey vielleicht nur ſeine perſönliche Verhältniſſe unter dieſem oder jenem Kaiſer im Sinne, was ſeinen Zeitgenoſſen etwa am nächſten gegenwärtig ſeyn mochte. Wollte man ſeinen Ausdruck aber nach der Strenge nehmen, ſo müßte man ihm Unrecht geben. Denn gerade der aus ſeinen Werken überall hervorleuchtende edle ſittliche Haß, und die höhere darin ſichtbare Liebe; der Haß nähmlich gegen ungerechte Willkühr und einſchleichende Laſter, und die entſchiedene aufmerkſame

Vorliebe für alles Hohe, der beſſern Zeit Würdige; dieſe ſind es, die ſeine Werke unſterblich gemacht, und ihnen für alle Zeiten einen unvergänglichen Werth gegeben haben. Nicht unparteyiſch iſt Tacitus, was jeder ohne Geiſt und ohne Liebe leicht ſeyn kann, ſondern im höchſten Grade parteyiſch, aber für die rechte Partey, und auf die rechte würdige Art und Weiſe.

Wodurch die Geſchichte weit mehr verfälſcht iſt, als durch dieſe ſo ſehr gefürchtete Parteylichkeit der Darſteller, das iſt, wenn es noch ſo genannt werden kann, wenigſtens eine ganz andre Art der Parteylichkeit, eigentlich aber ein Mangel an Empfänglichkeit, eine Beſchränkung des Sinns. Es iſt dem Menſchen außerordentlich ſchwer, ſich dem Kreiſe ſeiner Gewohnheiten zu entreißen. Dieſe nun, die ganze Gegenwart, unſer Zeitalter mit allen ſeinen unſichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geiſtiger Atmoſphäre um uns, welche uns die Geſtalten der Vergangenheit wie in einem Nebel verhüllen muß. Daher ſo viel irrige, oder vielmehr nur ſchwache, nicht treffende, geiſtloſe Anſichten und Urtheile über entfernte große Zeiten, über Menſchen und Thaten, welche den gewöhnlichen Maßſtab überſchreiten.

Störende Anſichten dieſer Art aus dem Wege zu räumen, die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Thaten in der wahren Geſtalt und in ganzer Kraft vor Augen zu ſtellen, das wird mein vornehmſtes Beſtreben ſeyn.

Um ein deutliches Gemählde der letzten ſo reichhaltigen und merkwürdigen Jahrhunderte zu entwerfen, iſt es nothwendig, in das Mittelalter, und die ältere deutſche Geſchichte zurückzugehen. Die Völkerwanderung iſt die Scheidewand zwiſchen der alten und der neuen Welt. Die Einrichtungen, Geſetze und Sitten derſelben, bis auf unſre Zeit, haben ihren erſten Grund in der älteſten Verfaſſung der Deutſchen, und man muß ſich vor Augen ſtellen, was Europa vor und nach den Kreuzzügen war, um zu beurtheilen, was die Entdeckung der beiden Indien auf dieſe große Maſſe von Kräften wirken konnte, und was ſie in der That gewirkt hat. Ein kurzes Gemählde der alten Germanen, eine gedrängte Darſtellung des Mittelalters, wird daher unſere Betrachtungen über die neuere Geſchichte eröffnen.

Den Anfang machen wir mit der Völkerwanderung, einer Begebenheit, eben ſo erſtaunenswerth an ſich, als unermeßlich in ihren Folgen. Erſtaunenswerth, denn niemahls war vielleicht ein ſo ganz troſt- und hoffnungsloſer Zuſtand, eine ſo allgemeine Erſchlaffung und Erniedrigung, eine ſolche Unterjochung alles Beſſern, über die ganze gebildete Menſchheit verbreitet, als in der letzten Zeit des ſinkenden römiſchen Reichs. Und dennoch erſchien auf eine unerwartete Weiſe Rettung. Von neuer Lebenskraft ward die Welt befruchtet, und Länder, die ſchon früher gebildet waren, blühten von neuem auf, wenn nicht gebildeter, ſo doch freyer, glücklicher, edler als ſelbſt in den beſſern Zeiten des Alterthums; andre Länder und Völker, die von der Natur weniger begünſtigt, bisher in freier Armuth und Einfalt beſtanden hatten, wetteiferten bald an blühendem Wohlſtand und Bearbeitung aller Künſte, mit dem glücklichern Süden. Unermeßlich ſind die Folgen der Völkerwanderung, denn die ganze neue Geſchichte, alles was ſich ſeit anderthalb Jahrtauſenden durch den edlen Wettſtreit ſo vieler und großer Nationen und Kräfte entwickelt hat, iſt einzig nur dadurch wirklich geworden. Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden, wäre es den deutſchen Völkern nicht gelungen, das römiſche Joch aufzulöſen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden, ſo würde jener herrliche Wettkampf, jene reiche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes bei den neuern Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch iſt es eben dieſer Reichthum, dieſe Mannigfaltigkeit, was Europa zu dem macht, was es iſt, was ihm den Vorzug gibt, der vorzüglichſte Sitz des Lebens und der Bil

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechiſchen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bey einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es iſt wahr, daß ſolche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß ſie auch gegen die höchſte Bildung der edelſten Völker die Unſitte und das Unrecht ſchützen, und die ſchönſten Blüthen der Menſchheit zerknicken können. Wer aber mit der älteſten Geſchichte der Griechen bekannt iſt, weiß es, wie begünſtigt ſie überhaupt in dieſem Stücke von der Natur und dem Schickſale waren. Ihr unſcheinbarer Urſprung, der ſich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unſichtbare, Merkmahle unterſcheidet, enthält doch ſchon den vollſtändigen Keim ihrer allbewunderten höchſten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet ſich noch keine Spur von dieſer Unterdrückung, die alſo ſehr neu ſeyn mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Geſellſchaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroiſchen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländiſchen Einſperrung und deren Folgen. Ja ſie nehmen Theil an der heroiſchen Bildung dieſes Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünſtigt ward, als die der Frauen [62].

Die ſcheinbarſte Erklärung wäre es, den Mangel dung der Menſchheit zu ſeyn. Ein ſolches freies und reiches Europa würde es dann gar nicht geben, ſondern ſtatt deſſen nur Ein Rom, worin alles verſchmolzen und aufgelöſt wäre, und ſtatt der reichen europäiſchen Geſchichte, würden die Annalen des einen Römerreichs uns ein Gegenſtand liefern zu der traurigen Einförmigkeit der chineſiſchen Jahrbücher. Wer würde einer ſolchen chineſiſchen Bildung, auf allgemeine Erniedrigung gegründet, nicht den Zuſtand der Einfalt und der freien Natur verziehn?

---

[62] Man ſehe darüber Lenz Geſchichte der Weiber im heroiſchen Zeitalter; eine kritiſche unter manchen unkritiſchen Arbeiten über die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts bey den Alten. Barthelemy iſt darüber etwas kürzer als man wünſchen möchte; und Pauw iſt faſt in keinem Abſchnitte ſeines übereilten Werks ſo unendlich reich an Fehlern als in dieſem.

Die Völkerwanderung iſt nichts anders, als die Geſchichte der Kriege zwiſchen den freien germaniſchen Völkern und den römiſchen Weltherrſchern, welche ſich mit der Auflöſung des römiſchen Reichs und der Gründung und erſten Bildung der neuen Staaten und Nationen endigten. — Ein Rückblick, wie die Weltherrſchaft an die Römer gekommen, und wie dieſe römiſche Weltherrſchaft ſchon früher den Keim des eigenen Unterganges in ſich getragen; das merkwürdigſte vom Stamm und Geiſt, von den Sitten und der Verfaſſung der Germanen; eine kurze Überſicht endlich der Kriege zwiſchen den Deutſchen und Römern, ehe und nachdem Herrmann durch unerſchütterliche Standhaftigkeit und Aufopferung die deutſche Unabhängigkeit behauptete; das ſind die weſentlichen Stücke, welche zur deutlichen Betrachtung dieſer großen Weltbegebenheit erfordert werden.

Laſſen ſie uns den Blick zuerſt auf den älteſten Zuſtand des geſammten Europa werfen. Es iſt ein merkwürdiges und anziehendes Schauſpiel, den von der Natur ſo reich begabten, mit ſo herrlichen Kräften ausgeſtatteten Menſchen, in einer von dem uns gewohnten Zuſtande ſo ganz verſchiednen Geſtalt zu beobachten. Ehe die Begierde nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus auf die Griechen fortgepflanzt, und dann die Römer ergriffen hatte, war der Zuſtand von Europa im Ganzen ohngefähr überall derſelbe. Die Anfänge der Cultur waren ſchon bekannt, der Ackerbau verbreitet, einige Länder verhältnißmäßig ſtark bevölkert. Städte gab es in Menge; aber auch faſt eben ſo viele einzelne kleine Staaten, als bedeutende Städte. Überhaupt war alles einzeln und ohne Zuſammenhang; Europa war vorzüglich von drei bis vier großen Nationen bewohnt und bevölkert, aber keine dieſer Nationen war unter ſich eins und zu einem Ganzen verbunden. Jede derſelben zerfiel in unzählige kleine Völkerſchaften und Stämme, die eben ſo viele beſondere Staaten bildeten. Jede dieſer Völkerſchaften hatte von den entfernteren nur geringe Kunde, mit den benachbarten war oft Krieg. Weil aber der Krieg nur mit ſo vereinzelten Kräften, nicht mit großen Maſſen, wie bey ſteigender Cultur zwiſchen mächtigen Staaten geführt ward, ſo war er nicht ſo zerſtörend als bey dieſen, diente mehr nur zur Entwickelung und Übung des Muthes und aller kriegeriſchen und männlichen Eigenſchaften.

Bei mancher wichtigen Verſchiedenheit im Einzelnen beruhte der Glaube und Gottesdienſt dieſer Völker im Ganzen auf einer gemeinſchaftlichen Grundlage. Es war dieſer Glaube eine Verehrung der Natur, ihrer herrlichſten äußern Erſcheinungen, und ihrer verborgenen Urkräfte und Geheimniſſe. Die Sonne und die Geſtirne, das Feuer und das Meer, die Elemente; die Mutter Erde ſelbſt, die ſchauerlichen Höhen, heiligen Wälder und Quellen waren die Gegenſtände dieſes Naturdienſtes, vermiſcht mit Ueberlieferungen und Dichtungen von alten Helden und dem früheren Zuſtande der Erde und der Menſchen. Viele, ja die meiſten der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten und Künſte des Lebens waren den Menſchen, beſonders im Norden, noch unbekannt; dagegen erfüllte jenes tiefe und ſtarke Naturgefühl ihre Bruſt mit einer Lebenskraft und Lebensfreude, deren Quelle in den Verhältniſſen einer künſtlichern Geſelligkeit nur zu oft verſiegt. So dürftig uns überhaupt jener Zuſtand der alten Völker ſcheinen mag, ſie beſaßen faſt allgemein ein großes Gut, das wir unſern andern Vorzügen meiſtens zum Opfer bringen müſſen — die Freiheit. Es ward dieſelbe durch jene Vereinzelung und Zerſplitterung in lauter kleine Staaten und Völkerſchaften begünſtigt und er halten. Dieſe urſprüngliche Freiheit iſt im Gegenſatze von Aſien, als der unterſcheidende Charakter Europa's, zu betrachten. In Aſien finden wir gleich Anfangs große Maſſen von Staaten, Nationen und Weltherrſchaft, in Europa war urſprünglich alles vereinzelt, eben darum auch in ſtetem gegenſeitigen Wettkampf, und jedes ſich in eigenthümlicher Freiheit entwickelnd. — Aſien, könnte man ſagen, iſt das Land der Einheit, wo alles in größern Maſſen und den einfachſten Verhältniſſen ſich entfaltet; Europa iſt das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettſtreit vereinzelter und mannichfach eigenthümlicher Kräfte. Dieſe Mannichfaltigkeit iſt durch alle Zeiten Charakter der europäiſchen Bildung geworden; denn auch nachdem größere Staaten und Nationen entſtanden waren, iſt das Weſentliche jener urſprünglichen Anlage geblieben. Oft hat die zu große Vereinzelung die ſchädliche Folge gehabt, daß zwar die Freiheit dadurch begünſtigt ward, die National Einheit aber ungeachtet des Strebens darnach nicht zur Reiſe gedeihen konnte. So war es bey den Griechen, und größtentheils auch bey den Deutſchen, der Fall. Die Natur ſelbſt hatte Europa zu dieſer Vereinzelung günſtig eingerichtet, durch die vielen kleinen und größern Trennungen ſeiner von Bergen und Meeren vielfach getheilten Länder. Aber auch der Umſtand mochte der Freiheit vortheilhaft ſeyn, daß Europa von Aſien aus bevölkert worden, daß alle alte europäiſche Nationen früher oder ſpäter eingewanderte Aſiaten waren. Colonieen und Völkerwanderungen ſind immer zur Freiheit geneigt, die Bande der Gewohnheit bleiben in dem verlaſſenen Mutterlande zurück, und der urſprüngliche Zuſtand ſtellt ſich wieder ein. Dieß hat in den älteſten Zeiten eben ſo gut gegolten wie es ſich noch in den neueſten bewährt.

Was wir über den Zuſtand von ganz Europa überhaupt bemerkt haben, gilt ganz insbeſondere von der griechiſchen Nation. Sie war in der früheren Zeit in unzählige kleine Staaten und Völkerſchaften zertheilt, die nur durch die gemeinſchaftliche Abſtammung, Sprache und Mythologie zuſammenhingen. Erſt durch den Angriff der Perſer bildeten ſich große Staaten in Griechenland, nahm der Ehrgeiz einen kühnern Schwung. Denn als es dem Muthe der Griechen durch die äußerſte Anſtrengung aller Kräfte gelang, ihre Unabhängigkeit gegen die Übermacht zu behaupten, hatte man das Bedürfniß der Einheit gefühlt, die kleinern Staaten hatten ſich an zwei der bedeutendſten angeſchloſſen. Aber eben darin, daß es zwei waren, lag ſchon der Keim der Eiferſucht und der innern Zwietracht. Auch wurden Sparta und Athen bald der Mittelpunct zweier durch ganz Griechenland verbreiteten Parteyen, von durchaus entgegengeſetzten Grundſätzen. Sparta, als Landmacht, war der Natur eines ſolchen gemäß, dem Adel günſtiger und wollte das

Haupt

Haupt der ariſtokratiſchen Partey; Athen, ein Handelsſtaat, und eben darum dem Bürgerſtande und ſtädtiſcher Freiheit geneigter, der Mittelpunct aller demokratiſch Geſinnten. Wie in dieſem großen Kampfe zwiſchen Athen und Sparta, zwiſchen den ariſtokratiſch und demokratiſch Geſinnten die Kraft der griechiſchen Nation ſich ſelbſt zerſtörte, das iſt in der Darſtellung der großen alten Geſchichtſchreiber noch jetzt eines der lehrreichſten hiſtoriſchen Gemählde. Die griechiſche Nation als Nation war mit dieſer gegenſeitigen Zerſtörung der beiden mächtigſten und ausgezeichnetſten Völker, völlig erſtorben. Nur hier und da zeigte ſich ein Funke unter der Aſche, und noch einmahl loderte die griechiſche Kraft in Alexander zu einer hellen Flamme auf, die aber auch bald wieder erloſch. Kann man von irgend einem Eroberer der Vorzeit behaupten, daß er nicht bloß zerſtören, ſondern auch bauen und neues ſtiften konnte und wollte, daß er eigne, kühne und große Gedanken hatte, ſo war es Alexander. Eben für dieſe ſeine Ideen war er leidenſchaftlich begeiſtert, nicht bloß kalt berechnend wie Cäſar. Man könnte fragen, ob es nicht größer geweſen wäre und von dauerndern Folgen für die Welt, wenn Alexander, wie ſein Lehrer Ariſtoteles es wünſchte, und dieſen Wunſch mehrmahls verräth, ſtatt der orientaliſchen Eroberungen ſich auf Europa beſchränkt, wenn er die Griechen ganz bezwungen und zugleich zu einer Nation, zu einer auf geſetzliche Freyheit gegründeten Monarchie vereinigt hätte? Ein herrliches Schauſpiel würden die Griechen auf dieſe Weiſe, in ihrer blühenden Zeit zu einem großen Ganzen, zu einer Nation — was ſie nie wurden — vereint, der Welt und der Geſchichte gegeben haben. Aber ſchwerlich wäre es damahls noch möglich geweſen. Es war alles zu getrennt, ſchon durchaus verderbt, und die Kraft ſelbſt erloſchen: der wahrſcheinliche Lohn Alexanders in dieſem Falle würde Mißlingen und Undank geweſen ſeyn. Doch dem ſey wie ihm wolle, Alexandern führte ſein Trieb nach Aſien. Die ſtädtiſche Verfaſſung und Lebenseinrichtung der Griechen, ihre kleinliche Streitſucht und Überverfeinerung mochten ſeinem großen Geiſte zu eng und zu beſchränkt dünken. Eine entſchiedene Vorliebe für die orientaliſche Erhabenheit leuchtet aus ſeinem ganzen Leben hervor, und gereichte ihm bey den beſchränkteren Griechen zum Vorwurf. Es mag wohl ſein Hauptgedanke geweſen ſeyn, die orientaliſche Größe und die griechiſche Bildung zu verſchmelzen und in einer vollſtändigen Lebensweiſe und Staatseinrichtung die Vorzüge von Europa und Aſien vereinigen zu wollen. Mit ſeinem Tode aber trennten ſich die unvereinbaren Elemente wieder, und das Ganze zerfiel. Unter den mehreren griechiſch macedoniſchen Reichen, die ſich nun in Ägypten, Syrien, Klein-Aſien und Griechenland bildeten, ent ſtanden bald Verhältniſſe, die mit einigen Epochen der neuern Geſchichte eine auffallende Ähnlichkeit haben. Stehende Kriegsheere, Bündniſſe, die mit allem Aufwande diplomatiſcher Kunſt, wie ihn nur die neuere Zeit kennt, geſchloſſen oder geändert wurden, mit einem Worte, ein anerkanntes Syſtem des politiſchen Gleichgewichts. Es hatte dieſes damahls denſelben Erfolg, den es auch in der Folge jeder Zeit gehabt hat, und immer haben wird. Beſtändige Kriege, weil die Wage des künſtlichen Gleichgewichts doch nie ganz in Ruhe ſteht, immer auf eine Seite ſich neigt, oder doch zu neigen ſcheint; nach den beſtändigen Kriegen gegenſeitige Erſchöpfung und allgemeine Auflöſung. Damit nicht Einer zu ſtark würde, ſchwächten die griechiſchen Mächte ſich eine die andere ſo ſehr, bis ſie alle ſchwach genug waren, um von einer neuen und unerwarteten Macht leicht beſiegt zu werden.

Zu dieſer Beſtimmung war indeſſen Rom herangewachſen. In ſeiner Bevölkerung, ſeinen Sitten, Geſetzen und Gebräuchen, aus den verſchiedenen Nationen, welche das mittlere Italien bewohnten, vermiſcht, war Rom gleich von Urſprung an zum Kriege nothgedrungen, um in der Mitte mehrerer mächtiger Staaten ſich ſelbſt, und was es von jenen geraubt hatte, zu erhalten. Der Grund zu den unaufhörlichen nachfolgenden Kriegen lag in der römiſchen Verfaſſung. Unbeſchreiblich hart war der Druck, welchen der Adel ſtand über das Volk ausübte. Auch war das Volk immer unruhig; das Mittel aber, die Gefahr, da der Krieg einmahl zur Gewohnheit geworden war, zu entfernen, jederzeit leicht gefunden. Man durfte nur den Krieg verewigen; Patricier und Volk, beide liebten ihn; die Patricier gewannen am ſicherſten dabei, und wenn ſie dann und wann auch dem Volke von dieſen Vortheilen einiges mittheilten, ſo ward damit die oft ſchon nahe drohende Gefahr leicht von neuem entfernt und der Sturm abermahls beſänftigt. Als nun Rom bei ſteigender Erweiterung in ſeinen Anſprüchen auf Sicilien und Spanien mit Karthago zuſammentraf, da entwickelte es auf einmahl die lang geſammelten Kräfte zu einer Größe, welche damahls die ganze Mitwelt in Erſtaunen ſetzte, ſo wie noch jetzt die Nachwelt. Der Kampf mit Karthago, der Roms Daſeyn galt, der ſeine höchſte Anſtrengung hervorrief und es an den Rand des Untergangs brachte; dieſer Kampf war es, der Rom jenen großen Schwung des Geiſtes, jene Erhabenheit, auch für die folgenden Zeiten, mittheilte, wegen welcher Größe und Erhabenheit von hinreißenden Darſtellern geſchildert, wir nur zu oft geneigt ſind, ſo vieles in der römiſchen Geſchichte und Einwirkung auf die übrige Welt zu vergeſſen, was mit dem Auge der Menſchheit betrachtet. nicht anders als verwerflich und verderblich erſcheinen kann. Jetzt war Roms Kraft unwiderſtehlich geworden.

leicht ward es den Römern, dem Spiel des Gleichgewichts unter den griechiſchen Mächten und Königreichen ein Ende zu machen, indem ſie ſich anfangs mit Würde und ſcheinbarer Gerechtigkeitsliebe einmiſchten, bald immer dreiſter redeten, um zuletzt alle Scheu und Hülle ablegend den unterjochten Völkern ihr ſchon lange beſtimmtes Loos zu verkündigen und zu beſtimmen.

Schwerer ward es ihnen die weſtlichen und die nördlichen Europäiſchen Völker nicht ſo wohl zu beſiegen, als zu vertilgen. Die kriegeriſchen Bewohner Spaniens, und die celtiſchen Nationen wurden endlich faſt ganz unterjocht, ja auch mehrere germaniſche Völker. Aber der Kern der Nation blieb unüberwunden; von hier aus ſollte die Menſchheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit ſchnellen Schritten eilte Rom ſeinem nothwendigen Untergange entgegen. Nicht mehr der Stand der Patricier, ſondern einzelne Übermächtige, nach der Alleinherrſchaft ſtrebende, waren es in den ſpätern Zeiten, die den Krieg begünſtigten und verwüſtete Länder und halb vertilgte Nationen als Mittel der Bereicherung und zu Werkzeugen ihrer Ehrſucht brauchten. Der Kampf der Parteyen näherte ſich ſchon der Alleinherrſchaft, dem unvermeidlichen Ende jedes tumultuariſchen Freiſtaats, als der große, ewig denkwürdige Kampf Roms gegen die deutſche Nation begann. So hatte nun die Krankheit von dem Überfluße, den Fehler von der ſittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen ſelbſt herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, das meiſte aber auf ihre Gymnaſtik und Muſik zu ſchieben! Denn dieſe drey waren gleichſam die Blätter, die ſich aus der zarten Knoſpe der griechiſchen Bildung, wie wir ſie im Homer finden, entwickelten, ſobald dieſe ſich zur vollendeten Blume der geiſtigen und ſittlichen Freyheit entfaltete. Was der höchſte Ruhm und der höchſte Genuß der griechiſchen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Dieſe Erklärung enthält ſehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da ſogar viele griechiſche Frauen an der Gymnaſtik und Muſik Theil nahmen; am wenigſten aber gibt ſie Aufſchluß über die Abweichungen der attiſchen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der geſellige Umgang mit den Weibern ſehr verſchieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigſtens die Außenſeite, gleichſam die äußern Zuthaten, in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an aſiatiſche Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta verſetzt, Anfangs etwas herbe dünken; wäre ſie aber edler Natur, ſo würde ſie bald einſehen, daß ſie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man ſie zwar vergöttert, aber ohne ſie um ihrer ſelbſt willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug ſchlaffer Wolluſt. Die Gymnaſtik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bey den doriſchen Völkern, oder nicht, mußte eine weſentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten der Herrſchſucht, das Streben nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus immer weiter nach Weſten verbreitet und fortgepflanzt, und endlich mitten in Europa feſte Wurzel gefaßt!

Wir wenden unſern Blick zurück auf den Norden von Europa. Drei große Völkerſtämme bewohnten das mittlere und nördliche Europa. Die Celten im obern Italien und auf den Alpen, im ganzen mittlern Frankreich, in einem Theil von Spanien und auf den brittiſchen Inſeln. Die Germanen in Deutſchland und den ſkandinaviſchen Reichen; denn damahls wurden die Sueonen oder Schweden, und die andern Bewohner jener nordiſchen Reiche mit zu den Germanen gerechnet, waren noch Eins mit ihnen. Erſt ſpäter hat ſich die eigentlich deutſche Sprache und Nation abgeſondert, eigen entwickelt, und von den ſkandinaviſchen Stammverwandten in Dänemark und Schweden getrennt. Der nordweſtliche dritte Theil von Gallien war unter den Nahmen von Belgien, nicht bloß von celtiſchen, ſondern auch von rein deutſchen oder aus beiden Stämmen vermiſchten Völkerſchaften bewohnt. — Die älteſten europäiſchen Wohnſitze der germaniſchen Völker waren in dem nördlichen Theile von Deutſchland, den Niederlanden, Dänemark, dem ſüdlichen Schweden und Norwegen, rings um die Küſte des Baltiſchen und gegen Weſten auch an denen des Weltmeers. Später erſt iſt das mittlere und ſüdliche

Deutſchland überhaupt angebaut, und beſonders von deutſchen Völkern beſetzt worden. Dieſer Umſtand iſt wegen ſeiner Folgen ſehr wichtig. Früherhin waren die Alpen von Celten beſetzt, vielleicht auch manche Gegend zwiſchen den Alpen und der Donau; bald mochten ſich auch deutſche Stämme dazu geſellen, daher reden römiſche Schriftſteller von halbgermaniſchen Völkern auf den Alpen. Aber erſt, als eine größere deutſche Nation, die Schwaben und die mit ihnen verwandten Schweizer, aus mehr nordiſchen Gegenden und von den Ufern des baltiſchen Meers, in ihre jetzigen Wohnungen einrückten, ward das Land zwiſchen dem Main, der Donau und den Alpen, ſo wie ein Theil von dieſen, ganz deutſch. Daß es an der Nieder-Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtiſche Völkerſchaften gegeben, vielleicht auch germaniſche, iſt wahrſcheinlich. Den Galliern, die von hieraus einſt in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnſitze in Klein-Aſien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umſtänden erhellt, deutſche Völker beigemiſcht.

Die öſtlichen Nachbarn der Deutſchen waren, wie noch jetzt, ſo ſchon vor zwei tauſend Jahren, die weit verbreiteten ſlaviſchen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die weſtlichen und ſüdlichen Gränzen von Deutſchland, das innere Deutſchland aber wenig oder gar nicht kannten, ſind ungewiß in ihrer Gränzbeſtimmung zwiſchen den deutſchen und ſlaviſchen Völkern. Von einigen dieſer öſtlichen Nationen, ſagt der Schriftſteller, der am meiſten Kenntniß von Deutſchland hatte, er getraue ſich nicht zu entſcheiden, ob es Germanen oder Sarmaten ſeyen. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichſel, oder noch weiter öſtlich, bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutſche mit ſlaviſchen und andern Völkern beiſammenlebten; aber nicht vermiſcht, ſondern ſo wie in Ungarn und im türkiſchen Reiche mehrere Nationen von ganz verſchiedener Sprache und Abſtammung ſeit Jahrhunderten neben einander ſind, ohne ſich zu verſchmelzen; indem jede bey ihrer eigenthümlichen Sprache und Weiſe bleibt. Es ſcheint, daß auch ſchon damahls vielerlei Verhältniſſe und Verbindungen zwiſchen den deutſchen und ſlaviſchen Völkern Statt fanden; dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, da wir bey den größern Unternehmungen der Deutſchen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutſche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrſcheinlich, andere gewiß vom ſlaviſchen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächſt angehen, hatten alſo von den genannten drey großen Nationen, die am meiſten nordiſchen Wohnſitze inne. Es iſt, als ob ſie ſich mit Abſicht ſo weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thier arten, welche urſprünglich in Aſien einheimiſch ſind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Überlieferung, beſonders aber die Sprachen der europäiſchen Nationen unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie alle früher oder ſpäter aus Aſien eingewandert ſind, ſo möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutſche Nation wohl bewegen, die glücklichſten Wohnſitze zu verlaſſen, und den äußerſten rauhen Norden aufzuſuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht ſo bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnſitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums ſuchen. Eine ganz befriedigende Auflöſung dieſer Frage iſt kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth iſt es wenigſtens, daß gerade das ſüdlichſte aſiatiſche Volk, die Indier, die herrlichſte und vollkommenſte Erdgegend, das irdiſche Paradies, welches wir meiſtens im Süden ſuchen, in den äußerſten Norden verſetzen, welchen ſie ſich in der Geſtalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Dieſen wunderbaren Berg erſtiegen und erobert zu haben, das iſt eines der höchſten Abenteuer, welche ſie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländiſche Gelehrte ſind deshalb ſo weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieſer indiſchen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeſchrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverläſſig dieß ſcheinen mag, ſo gewiß iſt es, daß man für die älteſten Begebenheiten der Völker den Aufſchluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den phyſiſchen Bedürfniſſen allein, die uns gewöhnlich zunächſt einfallen, ſondern weit eher in der Mythologie zu ſuchen hat, d. h. in ſolchen vielleicht unrichtigen und unbeſtimmten, aber dichteriſchen Vorſtellungen und Sagen, die uns auf den erſten Anblick ſo fremde ſind, auf den Geiſt der frühern Menſchen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutſchen Völker zwiſchen ihren weſtlichen und öſtlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen einen Blick auf ihre früheſte Herkunft und erſte Einwanderung zu werfen wagten. Aber auch die Wohnſitze, welche ſie in Europa inne hatten, ſind wegen ihres großen Einfluſſes auf den Charakter der Nation, einer aufmerkſamen Betrachtung werth. Deutſchland hat ungeachtet ſeiner nördlichen Lage viele und große Vorzüge; es beſitzt im vollkommnen Maaße, was die erſte Bedingung aller Fruchtbarkeit eines Landes iſt; einen Reichthum an großen und kleinen Flüſſen, die es von allen Seiten durchſchneiden. In dieſer erſten und wichtigſten Eigenſchaft eines fruchtbaren und ſchönen Bodens, übertrifft es viele der andern europäiſchen Länder, oder kommt den beſten gleich. Auch die großen Ebenen und Niederungen, die ſich gegen das Meer zu erſtrecken, an der Küſte des Nord-Meers und der Oſtſee, ſind zum Theil fruchtbar, und nur einzelne Strecken ſind durch Meerſand wüſte und unfruchtbar. Noch war in jener Zeit die Fruchtbarkeit des deutſchen Bodens, welche Deutſchland in ſpäteren Zeiten zu einem blühenden und verhältnißmäßig ſehr volkreichen Lande gemacht hat, bey weitem nicht durch ſorgfältigen Anbau entwickelt. Noch durch eine andre Eigenſchaft, die auf den Geiſt und das Gemüth auch ſchon damahls den größten Einfluß hatte, durch ſeine hohe Lage und ſeinen Reichthum an Bergen, zeichnet es ſich von den zunächſt angränzenden Ländern in Nordoſten und Südweſten, dem ungleich niedriger liegenden Pohlen und Frankreich, aus. Die hohen Alpen im Süden, das Rieſengebirge gegen Oſten, gegen Weſten das vogheſiſche Gebirge in Elſaß, dann die trieriſchen Berge die Moſel aufwärts, dieſſeits des Rheins die Höhen des Schwarzwaldes, die Berge am Mittel-Rhein und in der Wetterau, die ſich auf der einen Seite gegen das Meer zu verlieren, von der andern Seite ſich an das Harzgebirge im Norden anſchließen, machen das alte Deutſchland zu einem von Bergen der verſchiedenſten Höhe und Art überall umkränzten und durchflochtenen Lande, in welcher Rückſicht es in Europa vorzüglich mit Spanien zu vergleichen iſt.

Noch waren die bis auf die Entdeckung von Amerika ſehr bedeutenden innern Schätze dieſer Berge nicht ans Licht gezogen; deſto größer war der Reichthum von begeiſternden, ſtarken und freudigen Lebensgefühlen, der durch dieſe erhabene Natur des Landes in der Bruſt der deutſchen Völker hervorgerufen und immer friſch erhalten ward. Die Macht, welche die Natur und ihre Geſtalt über den Menſchen ausübt, iſt ungleich größer, als man gewöhnlich denkt, ſelbſt in dem Zuſtand der künſtlichen Bildung, weit mehr aber noch in dem der erſten Einfalt, wo der Menſch ſelbſt der Natur noch näher ſteht, ſie deſto tiefer, deſto inniger fühlt. — Welchen Eindruck kann wohl eine auch noch ſo fruchtbare Ebene auf das Gemüth machen? Eben nur den der Fruchtbarkeit; es iſt da nichts, was den Geiſt von dem Gedanken an die Arbeit und den Erwerb des Menſchen entfernen, ihn über die Sphäre der gemeinen Bedürfniſſe erheben kann; es fragt ſich da eigentlich nur, welche Producte auf der Fläche, und in welcher Fülle, in welchem Grade der Vollkommenheit, ſie gedeihen. — Wie ganz anders iſt der Eindruck hoher, gebirgichter Gegenden auf das Gemüth! Die Natur ſteht da gleichſam ſichtbar in ihrer Erhabenheit vor uns; gegenüber dieſen Felſen, den redenden Denkmahlen ihrer Größe, uralten Trümmern ehemaliger Schöpfungen, wird unſer Blick weit und groß; wir werden zurückgeführt in die Jahrtauſende vor uns, unſer Ich und alles, was klein und beſchränkt iſt, verſchwindet uns. Einen ähnlichen erhabenen Eindruck, wie ſchöne Berggegenden, machen auch hohe, alte, von Menſchenhand noch wenig berührte Wälder, wo tauſendjährige Eichen, wie in Deutſchland nach der Beſchreibung des ältern Plinius, mit gegen einander ſtrebenden, in einander verſchlungenen Wurzeln und Äſten, hohe Schwibbögen, Gänge und Geſtalten bilden, ſonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menſchenkunſt, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Rieſentempel der Natur erhoben.

Es fehlte, wie die erwähnte Stelle des Plinius über die deutſchen Wälder beweiſt, einzelnen Römern nicht an Sinn für die hohen Naturſchönheiten des deutſchen Landes; im Ganzen aber ſchildern ſie den Norden ſehr rauh. So mag er auch noch jetzt in Vergleich mit Italien genannt werden, doch ſind die Äußerungen und Schilderungen der Römer von Deutſchland zu unverhältnißmäßig und übertrieben für das wahre Verhältniß, wie es jetzt iſt. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob Deutſchland nicht ehedem kälter geweſen, ob nicht durch den gebildetern Anbau auch das Klima einigermaßen verändert ſey. Für das mittlere und ſüdliche Deutſchland kann man dieſe Frage ohne Bedenken bejahen; es war gewiß beträchtlich rauher und kälter, da noch faſt dieſer ganze Strich einen einzigen großen zuſammenhängenden Wald bildete, von dem wir im Schwarzwalde, dem Speſſhart, dem Harzwalde, und dem thüringiſchen bis nach den böhmiſchen Wäldern hin, noch die einzelnen Überbleibſel ſehen. Daß die niedern nördlichen, der See näher liegenden Gegenden von Deutſchland, ehedem kälter geweſen ſeyen, als jetzt, iſt aber kein Grund vorhanden anzunehmen. Vielmehr, von jener beſondern Urſache größerer Waldungen, und einer noch größern Zahl und Maſſe von Seen und waſſerreichen Tiefen abgeſehen, entſcheidet die wahrſcheinlichſte Meinung der Naturforſcher mehr für eine obwohl langſam zunehmende Erkältung der Erde. Das Eismeer hat in noch bekannten Zeiten gegen uns her zugenommen, in nordiſchen Gegenden und auf Bergeshöhen, wo man noch Spuren eines vor nicht gar langen Zeiträumen blühenden Pflanzenwachsthums findet, will derſelbe jetzt nicht mehr gedeihen. Kälter als gegenwärtig iſt demnach das nördliche Deutſchland, und das däniſche und ſchwediſche Küſtenland gewiß nicht geweſen, vielleicht ſogar wärmer.

Dieſes tiefe und ſtarke Naturgefühl nun, welches die alten Deutſchen auf ihren Bergen und in ihren Wäldern mit der vaterländiſchen Luft ſelbſt einathmeten, iſt der eigentliche Grundzug des deutſchen Charakters, der immer geblieben iſt, und die deutſchen Völker durch alle Zeiten und alle Länder begleitet hat. Wo ſie auch in der Folge der Zeit ihre Wohnplätze aufſchlugen, in den ſüdlichen Gefilden Spaniens und Italiens, oder im nördlichen England, überall wohnten und bauten ſie auf gleiche Weiſe, wählten ſie ihre Sitze nicht ſowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach jenem zum nothwendigen Bedürfniß gewordenen Gefühl der freien Natur, und ihrer bezaubernden Schönheit. Auf den Höhen, am ſchroffen Abhang der Felſen, nächſt dem reißenden Bergſtrom, im einſamen waldigen Thal, ſchlugen ſie ihre Wohnung am liebſten auf. Dieſes Naturgefühl ſpricht uns aus der ganzen Lebensweiſe, aus dem Gottesdienſt und dem Glauben, ja ſelbſt aus der Verfaſſung der alten Deutſchen, an. In allen Hervorbringungen der folgenden gebildetern Zeit wird es ſeinen herrſchenden Einfluß zeigen, und gibt ihm das eigenthümliche deutſche Gepräge. Noch lebt es in unſrer Sprache und Dichtkunſt, und ſollte jemahls bei den Deutſchen dieſes Naturgefühl ganz erlöſchen, ſo würde es nur ein Beweis ſeyn, daß der deutſche Charakter ſich völlig verändert habe, oder daß er aufgehört habe zu ſeyn.

So viel von dem Boden des Landes. Für unſern Zweck iſt die Verfaſſung der alten Germanen das Wichtigſte. Ehe ich ſie darzuſtellen verſuche, iſt es nothwendig eine ſehr verbreitete unrichtige Anſicht zu entdes weiblichen Geſchlechts verurſachen. Im letztern Falle, dem der meiſten griechiſchen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller joniſchen, entfernte ſie die Frauen von dem Umgange und der Geſellſchaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnaſien nahm. Sie ſchwächte auch allmählich die Achtung derſelben, und dadurch ſelbſt ihren Werth, indem ſie das weibliche Geſchlecht von demjenigen ausſchloß, was die höchſte Blüthe des männlichen Lebens und die erſte Liebe des Jünglings war; ſchöne Spiele nämlich und freye Thaten in männlicher Freundſchaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechiſchen Sitten, welche ich bis itzt anführte, ſetzen unbeſtimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden ſoll. Ich werde mich weiterhin in dieſen Berichtigungen nur noch auf Athen beſchränken, einen ganz allgemeinen aber doch beſtimmteren Umriß der Thatſache entwerfen, und die Gründe derſelben entwickeln. Haben wir nur erſt hier, wo die Nachrichten doch am vollſtändigſten ſind, Grund und Boden gewonnen; ſo kann bey der Unterſuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geſchlechts in den andern griechiſchen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Vorausſetzung, daß die joniſchen ſich dem erſten, die doriſchen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchſtücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer ſchönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendſten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attiſchen Frauen, ſind dieſe. Ihre Erziehung wurde erſtens, außer fernen. — Man ſchildert die alten Teutſchen nur allzu gewöhnlich als völlige Wilde; einige vielgeleſene Schriftſteller vergleichen ſie beſonders gern mit den amerikaniſchen; mit jenen Wilden, die bei der erſten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmahl den Gebrauch des Eiſens kannten, von denen mehrere Stämme Menſchenfreſſer waren, oder es noch ſind, mehrere andere in jeder Rückſicht auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Natur, an der äußerſten Gränze der Thierheit ſtehen. Solche falſche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entſtehen, wenn die Geſchichtſchreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, beſonders aber aus dem Mangel beſtimmter Begriffe. An beſtimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in dieſem Falle ganz beſonders gefehlt. Das, worauf es hier weſentlich ankömmt, iſt folgendes: Drei große Werkzeuge und Erfindungen ſind es vorzüglich, welche ein Volk, das noch in einfachern Verhältniſſen lebt, bildungsfähig machen, und auf eine höhere Stufe erheben: das Eiſen, als das unentbehrlichſte Mittel zum Anbau des Bodens, und als der erſte Anfang aller Kunſt; das Geld, als ein unſichtbares Band zwiſchen allen noch ſo entfernten gebildeten Nationen; und die Buchſtabenſchrift, welche die gegenwärtige Menſchheit mit der Vergangenheit und der Zukunft in Verbindung ſetzt. Wie dieſe drei großen Entdeckungen, die ſehr genau mit einander zuſammen-

hanhängen, die künſtliche Behandlung des Eiſens, die Anerkennung und Übereinkunft über den Werth und die allgemeine Geltung der edlen Metalle und die Einführung der Buchſtabenſchrift unter den Menſchen entſtanden und an die Menſchen gekommen ſind, das iſt eine ſehr tief führende Unterſuchung. Genug, daß wir dieſe drei großen Werkzeuge und Hebel des menſchlichen Lebens bei allen Völkern aſiatiſcher Abſtammung etwas früher oder ſpäter, etwas vollkommener oder unvollkommener, dennoch allgemein verbreitet finden; dagegen die amerikaniſchen Wilden, als die neue Welt entdeckt ward, derſelben gänzlich ermangelten. Daß mit dieſen erſten großen Werkzeugen der Anfang und erſte Keim zu allen fernern Fortſchritten der Bildung gegeben ſey, die nun, wenn auch langſam, faſt von ſelbſt und nothwendig nachfolgen müſſen, das iſt einleuchtend. Ob ein Volk welches Eiſen, Geld und Schrift kennt und beſitzt, wenn es dabei noch in ſehr einfachen und naturgemäßen Sitten und Einrichtungen lebt, wie die alten Germanen, mit dem Nahmen von Wilden belegt werden könne, darüber zu ſtreiten, lohnt der Mühe nicht, weil Benennungen am Ende willkührlich ſind. Aber gewiß iſt, daß die Völker, welche Eiſen, Geld und Schrift haben, von denen, welche dieſe Dinge nicht kennen, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind, daß ſie man könnte faſt ſagen zwei ganz verſchiedene Menſchengattungen ausmachen; ſo unendlich groß und in alles eingreifend iſt der Einfluß dieſer drei erſten aller Erfindungen. Ganz unpaſſend iſt daher beſonders der Vergleich der alten Deutſchen mit den amerikaniſchen Wilden. So wie die übrigen nordiſchen Völker, ſo kannten auch die Germanen jene Anfänge des höheren, gebildeten und geſellſchaftlichen Lebens. Die Germanen hatten Lanze, Schwert und den Pflug; noch waren die Reichthümer der vaterländiſchen Berge unbenutzt, das Eiſen war daher ſelten und koſtbar. Nicht jeder Krieger hatte Panzer und Helm, der Schild war meiſt nur von Holz geflochten; Kupfer und Stein erſetzten bei einigen Waffen, wie Streitaxten und dergleichen, das Eiſen. Es erwähnen die Römer in Beſchreibung der deutſchen Schlachtordnung, daß wohl die erſte Reihe mit ordentlichen Lanzen hinreichend verſehen, die hintern Reihen aber nur mit hölzernen, im Feuer gehärteten Wurfſpießen bewaffnet geweſen ſeyen. Auch waren eiſerne Waffen einer von den Gegenſtänden, welche die Germanen in ihrem Handelsverkehr mit den Römern vorzüglich ſuchten; nicht als ob ſie ſelbſt gar nicht verſtanden hätten, Waffen aus Metall zu bereiten, ſondern wegen der Seltenheit des Eiſens. Auf die mehrere oder mindere Verbreitung kommt es hierbei aber nicht an, ſondern auf die Sache ſelbſt. Schon das Schwert und der Pflug allein, führen eine ganz neue Geſtalt und Einrichtung des Lebens mit ſich; die weitere Verfeinerung und Vervollkommnung in der Eiſen-Kunſt, wie man die Cultur nennen könnte, ergeben ſich mit der Zeit von ſelbſt. Auch war dieß vielleicht nicht bei allen nordiſchen und deutſchen Stämmen gleich. In der Geſchichte der Cimbern und Teutonen erwähnen die Römer einer Schaar von funfzehn tauſend mit Panzer, Helm und Schild vollſtändig gerüſteten und gewappneten Reitern. Es mag ſein, daß die Römer aus Ruhmſucht die Zahl vergrößert haben, aber ſchwerlich läßt ſich ein Grund erdenken, warum ſie jenem Heere eine ſolche Bewaffnungsart gegen die Wahrheit ſollten angedichtet haben. Da dieſe Völker aus dem inneren nördlichen Deutſchland, näher von der Küſte des baltiſchen Meers, herkamen, ſo läßt es ſich denken, daß hier, im Verkehr mit dem eiſenreichen Schweden, dieſes Metall vielleicht nicht ſo ſelten war, als an der weſtlichen Rheingränze Germaniens, welche die Römer, bei ihren Schilderungen faſt immer ausſchließend im Auge haben.

Aus einer mißverſtandenen Stelle des Tacitus hat man den Germanen die Kenntniß der Schrift abſprechen wollen; allein es iſt unwiderleglich ausgemacht, daß die ſkandinaviſchen Völker in der Runenſchrift ein eigenthümliches Alphabet beſaßen; und eben ſo gewiß, daß auch mehrere andre deutſche Nationen ſich urſprünglich deſſelben Alphabets bedient haben. Daraus läßt ſich auf die übrigen ſchließen; daß nicht ſo viel geſchrieben ward, als bei den Römern, oder in den neuern Zeiten, bedarf keiner Erinnerung, und wenn bei ein oder dem andern ganz kriegeriſch eingerichteten Gränzvolke, wenige oder gar keine Spur dieſer Kunſt wahrzunehmen geweſen wäre, ſo würde auch dieß für das Ganze nichts beweiſen. Eben ſo kann man gern zugeben, daß nicht bloß bei den Germanen, ſondern bei allen nordiſchen Völkern das Geld ſelten war, daß die meiſten nicht ſelbſt münzten, ſondern ſich mit fremden Münzen begnügten. Wollte man aber annehmen, daß ſie überhaupt mit dem Werth des Geldes unbekannt geweſen ſeyen, ſo würde die ganze Geſchichte des alten Handels dagegen ſprechen, der auch ſchon in ſehr frühen Zeiten von dem ſchwarzen Meere aus und längſt der großen Flüſſe, die in daſſelbe ausſtrömen, ſich bis tief in den innerſten Norden erſtreckte. Wenn die Germanen, inſonderheit in ihrem Handel mit den römiſchen Kaufleuten, oft lieber in Waaren austauſchten, als Geld nahmen, ſo hatte es denſelben Grund, als weßhalb ſie die alten Münzen vorzogen, indem ſie bei den neuern, oft geringhaltigern oder doch ihnen weniger bekannten, betrogen zu werden fürchteten. Man darf es überhaupt nicht vergeſſen, daß die alten Schriftſteller in ihrer Schilderung der Germanen nur allzugern die Einfalt dieſes Naturlebens, den ausgearteten Sitten des verderbten Roms, entgegenſetzten. Wenn ſie alſo von der Abneigung der alten Deutſchen vor eingeſchloſſenen Wohnorten und Städten reden, ſo darf man dieſes nur von der größern Seltenheit, aber nicht buchſtäblich verſtehen, als ob es durchaus keine Städte gegeben hätte. Meiſtens war freilich jeder Meierhof einzeln gelegen; ſelbſt die Vereinigung in Dörfer fand alſo nicht auf die neuere Weiſe Statt. Indeſſen erwähnen die Römer ſelbſt deutſcher Burgen, die feſt genug waren, eine Belagerung zu erheiſchen; wie diejenige, in welcher Herrmann ſeinen mit ihm verfeindeten Schwiegervater Segeſt belagerte. Sie führen manche Orte an, wo man aus der ganzen Weiſe der Anführung deutlich ſieht, daß es Städte waren; einer der alten Geographen nennt ſogar eine große Anzahl von Städten in Deutſchland. Es iſt nicht immer möglich, die Lage dieſer Städte noch genau beſtimmen, oder die Glaubwürdigkeit aller ſolcher Angaben im Einzelnen beſtätigen zu wollen; indeſſen bleibt die Sache im Ganzen um deſto merkwürdiger, da dieſe Angaben, wie man weiß, aus den Berichten der Kaufleute geſchöpft waren, die nach dem innern Norden Handel trieben. Es iſt eine Beſtätigung für das, was noch viele andre Beweiſe wahrſcheinlich machen, daß nähmlich das innere, den Römern unbekannte Deutſchland ungleich gebildeter ſeyn mochte, als die ganz kriegeriſch eingerichteten Gränzvölker, welche die Römer faſt allein kannten, und nach denen ſie ihre Schilderung des Ganzen entwarfen.

Bei der Gegeneinanderſtellung der deutſchen Einfalt und der römiſchen Verderbtheit, in welcher die alten Schriftſteller ſich oft ſo ſehr gefallen, müſſen wir alſo nicht jedes Wort ganz buchſtäblich nehmen, müſſen etwas auf den redneriſchen Gegenſatz und Ausdruck rechnen. Neueren hingegen geſchieht es nicht ſelten, daß ſie, von der Vorſtellung der einmahl vorausgeſetzten Wildheit angefüllt, manches auf eine Weiſe darſtellen, welche den beſtimmteſten Nachrichten der Alten ausdrücklich widerſpricht. So pflegen Mahler und Zeichner, wenn ſie Gegenſtände aus der älteſten deutſchen Geſchichte wählen, uns halbnackte, wilde Geſtalten, in rohe Thierfelle eingehüllt, zu zeigen. Dieſes ſtimmt nicht mit der Beſchreibung der Alten überein. Die Bekleidung der alten Germanen beſtand aus Pelzwerk und Leinwand; Tuch lernten ſie erſt ſpäter kennen und bereiten; baumwollne Zeuge waren damahls auch bei den ſüdlichen Völkern noch nicht allgemein verbreitet, Seide noch weniger bekannt. Die Zubereitung der Leinwand war im alten Deutſchland ſchon ſo verbreitet und vervollkommnet, daß dieſelbe einen Hauptgegenſtand des Handels ausmachte. Das weiße Gewand der Frauen, welches den Hals und größtentheils die Arme frei ließ, war mit einem Purpurſtreifen beſetzt. Die Tracht der Männer war außer einem dichtanſchließenden, den ganzen Körper bedeckenden Unterkleide, nicht ein rohes Thierfell, ſondern ein Pelzkleid, wie aus dem Umſtande erhellt, daß der Geſchichtſchreiber hinzufügt: bei den Reichen ſey dieſes Kleid mit ſchmalen Streifen von koſtbaren Fellen ſeltner Thiere des äußerſten Nordens beſetzt geweſen. Es ſollten alſo Mahler und Zeichner die Einfalt dieſer freilich einfachen Bekleidung, doch nicht zu einer Caricatur von widerlicher Rohheit entſtellen, und die deutſchen Fürſten und Helden, wenn ſie ſie ja darſtellen wollen, nicht ſo darſtellen, wie man etwa die Kamtſchadalen in Reiſebeſchreibungen abgebildet findet.

Jener barbariſche Gebrauch, der faſt bei allen wahrhaft wilden Völkern Sitte iſt, da ſie allerlei ſeltſame und abſchreckende Figuren in das Geſicht oder auf den Körper einſchneiden oder einbrennen, und in dieſer Entſtellung eine Schönheit, Ehre und Zierde ſuchen, war den Germanen immer ganz unbekannt. Ihr einfacher Schmuck, vornehmlich der Frauen, beſtand in dem Haar, dem man die blonde Farbe, wenn ſie nicht ſchon von Natur vorhanden war, durch künſtliche Mittel zu geben wußte. Dem Mann waren ſeine Waffen das Liebſte; die Schilde waren mit mancherlei Sinnbildern bemahlt, ſo wie auch die Wohnhäuſer mit lebhaften Farben angeſtrichen waren. Auch der Helm, wer einen haben konnte, war mit Zierrathen verzieren, ſo wie das Horn vom erlegten Wild mit Silber beſchlagen und zum Trinkgeſchirr zugerichtet, als Andenken der Jagd, höher geachtet ward, als wäre es ganz von Silber geweſen.

Die alten Geſchichtſchreiber hielten es der Mühe nicht unwerth, ſolche kleine Züge von einem merkwürdigen Volke aufzubewahren; ich habe verſucht, ſie zu einem Gemählde zuſammen zu ſtellen.

Zweite und dritte Vorleſung.

Nebſt der Vervollkommnung der nützlichen Künſte gibt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten, einfacheren Völker entſcheidet: die Poeſie. Was iſt und was enthält ſie nicht alles, für ſolche der Natur noch näher lebende Stämme! Ihre Geſchichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beſchränkten Kenntniſſe, die ganze Anſicht von dieſer und von jener Welt. Sie iſt die Freude und Seele des Lebens, der gemeinſchaftliche Geiſt eines ganzen Zeitalters. Es iſt daher als ein großer Fortſchritt in der Kenntniß der Geſchichte anzuſehn, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforſchung der dichteriſchen Denkmahle, beſonders in den ältern dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geſchichtlichen Unterſuchung zu verbinden, die Poeſie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten. Wie wichtig die Dichtkunſt für die Frage von der Bildung eines Volkes ſey, wird ein nahe ſo viel Orcheſtik und Muſik als etwa zu öffentlichen Feſten unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeſchränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunſt gleich ſehr bekannt ſind. Jedoch waren ſie auch Zuſchauerinnen im Theater [93]), wenigſtens bey den tragiſchen Schauſpielen, dieſer hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren ſie von dem öffentlichen Leben, von den Geſellſchaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeſchloſſen. Außerdem ſind auch die Urtheile der attiſchen Schriftſteller über das andre Geſchlecht ungewöhnlich hart, und die Übereinſtimmung ihrer Äußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Geſetze ſelbſt, die Geſetze des freyen Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einſchränkung der Frauen. Schon Solon beſchränkte die öffentliche Erſcheinung derſelben durch ein Geſetz, deſſen Buchſtabe ſeltſam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es beſtimmt die Zahl der Kleidungsſtücke, das Maaß der Geräthſchaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn ſie bey Tage ausging, mit ſich führen und an ſich tragen ſollte, bey Nacht durfte ſie

---

93) Die Gründe für die entgegengeſetzte Meynung ſ. in Teutſch. Merk. 1796. 11es St. III. Waren die Frauen in Athen Zuſchauerinnen bey den dramatiſchen Vorſtellungen? Weil aber die poſitiven Gründe aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nicht unwiderleglich ſind, die Stelle aus Alexis nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bey Plato de legg. lib. II. p. 69 70. ed. Bip. gar keine Rückſicht genommen worden iſt; ſo habe ich den Text unverändert gelaſſen.

liegendes Beiſpiel am beſten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfalt und hohen Schönheit der homeriſchen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damahls, als dieſe Geſänge gedichtet wurden, die Griechen beſchaffen waren, und die andern Völker, mit denen ſie am meiſten in Verbindung ſtanden, ſo werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in der Schifffahrt, im Handel, in den nützlichen Künſten, überhaupt in allem ſtädtiſchen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen in allen dieſen Rückſichten gegen die Phönicier noch ſehr zurück ſtanden. Werden wir aber darum die damahligen Griechen, die ſolche ſchöne Geſänge hervorzubringen, ſich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabſetzen wollen? Gewiß nicht! Was iſt überhaupt Bildung, als Geiſt, Regſamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geiſtes und aller geiſtigen Kräfte? Die nützlichen Künſte ſind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn ſie von dem Geiſte gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bei einem geiſtloſen Gebrauch aller dieſer körperlichen Künſte aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob ſie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts gereichen. Der Geiſt iſt das Erſte und den ſchildert uns die Poeſie eines Volks am beſten.

Nicht oft genug können die römiſchen Darſteller der Poeſie der Deutſchen, ihrer Lieder und des mächtigen Einfluſſes dieſer Lieder auf das Leben erwähnen. In der Schlacht ſelbſt ward das Kriegslied geſungen; in und während dem Kampf das Andenken ehemaliger Helden beſungen und alles hinzugefügt, was zu neuen Heldenthaten anfeuern konnte. Wohl ſind die Geſänge verſchollen, in denen Herrmann, nachdem er bei ſeinem Leben verkannt und mit Undank belohnt worden war, wenigſtens nach dem Tode verherrlicht ward. Dennoch werden wir von der Natur und von dem Einfluß der deutſchen Geſänge auf das Leben uns einigen Begriff zu machen im Stande ſeyn, wenn wir dasjenige betrachten, was außer dem Andenken und den Thaten der Helden den Inhalt derſelben ausmachte; die Vorſtellungen von den Göttern nähmlich und die Weiſe ſie zu verehren, was ohnehin den Geiſt und Zuſtand eines Volks am meiſten bezeichnet.

Von der Götterlehre der Deutſchen ſagen uns die Römer nur wenig, aber auch dieſes Wenige iſt merkwürdig. Es war, wie der Gottesdienſt und Glaube aller alten Völker, eine Verehrung der Natur, ihrer großen Erſcheinungen und wundervollen Kräfte. Nur war dieß alles bei den alten Germanen einfacher, dem unmittelbaren erhabenen Naturgefühl näher, als bei den ſüdlichen Völkern, weniger mit Fabeln geſchmückt wie bei den Griechen, nicht ſo mit Ceremonien überladen wie bei den Römern, überhaupt weniger ſinnlich als bei beiden.

Die Deutſchen verehrten gleich den alten Perſern vor allem die Sonne und das Feuer; als oberſte Gottheit aber den Wodan, welchen ſie Allvater nannten, und welchen die Römer vorzüglich nur wegen der Beziehung auf den gleichen Planeten mit ihrem Merkur verglichen, ſo verſchieden auch ſonſt beider Gottheiten Amt und Charakter war. Nicht bloß in der beſondern Verehrung des Feuers, nebſt dem des Waſſers und überhaupt der erſten Naturkräfte, auch noch in manchen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten war der Gottesdienſt der alten Deutſchen dem der Perſer ähnlicher, als dem der Griechen und Römer. Bei den Germanen, wie in Perſien, wurden in geweihten Hainen heilige weiße Roſſe zum Dienſt der Götter und zu feierlichen Aufzügen unterhalten. Einige deutſche Stämme opferten auch Pferde, was unter den bekannten Völkern des Alterthums vorzüglich nur noch von den Perſern als eine beſondre Eigenheit ihres Gottesdienſtes bemerkt wird. Wie die Perſer, ſo verſchmähten die Germanen die andern Völkern gewöhnliche Weiſe, die Götter in eingeſchloſſenen Gebäuden durch eine große Mannichfaltigkeit von Bildniſſen darzuſtellen und zu verehren. Für bloße Unkenntniß oder Unfähigkeit darf man dieß nicht halten. Sie hatten noch keine eigentlichen Tempel in

Zeiten wo ſchon Burgen vorhanden waren. Unförmliche Bildniſſe endlich von ihren Gottheiten wiſſen ſich auch die roheſten Völker zu machen; wenn die Germanen dergleichen nicht hatten, ſo beweiſt es nicht Unfähigkeit, ſondern Abneigung oder eine andre Vorſtellungsweiſe. Wenn die Verwandtſchaft der perſiſchen und der deutſchen Sprache ſchon oft von den Gelehrten bemerkt worden iſt, wenn ſich eine ähnliche Übereinſtimmung auch in der Verfaſſung zeigt, indem wir bei den Perſern die Einrichtung des Heerbanns, eines allgemeinen Aufgeboths aller Freien zum Kriegsdienſt, eine Art von Lehnsverfaſſung und einen ſehr deutlich hervortretenden Rittergeiſt bemerken, ſo darf uns das Zuſammentreffen beider Völker in manchen Stücken des Gottesdienſtes und der Naturverehrung nicht mehr befremden.

Von der Religion der Griechen und Römer war die der alten Deutſchen, außer der größern Einfalt, vorzüglich durch einen feſtern Glauben an die Unſterblichkeit der Seele unterſchieden. In dem griechiſchen Volksglauben war der Gedanke einer andern Welt mehr nur ein Schatten wehmüthiger Erinnerung und ſchwacher Hoffnung, als eine Erwartung von beſtimmter Gewißheit. Daher die Scheu der Griechen vor dem Tode, die ängſtliche Vermeidung ſeiner auch nur mit Worten geradezu zu erwähnen. Bei den Germanen vertilgte die gewiſſe Überzeugung eines andern Lebens alle Furcht. Sie waren in dieſem feſten Glauben in manchen Fällen ſogar zum Selbſtmorde geneigt. Nicht wie die ſpätern Römer aus einer falſchen Philoſophie und Überdruß am Leben, ſondern in ſolchen Fällen, wo die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit dazu bewegen konnte. So befreiten oftmahls deutſche Frauen, die nach germaniſcher Sitte dem Kriegsheere gefolgt waren, ſich ſelbſt bei unglücklichem Ausgange der Schlacht, wenn Gefangenſchaft gewiß ſchien und keine Ausſicht zur Rettung war, durch den Tod von eigner Hand. Geſandte eines deutſchen Volkes, welche von der römiſchen Treuloſigkeit als Geißeln und Gefangene zurückbehalten und behandelt worden waren, entleibten ſich ſelbſt, um die Abſicht der Römer zu vereiteln, und damit nur die Rückſicht auf ſie ihr Volk nicht etwa zu einem nachtheiligen Frieden zwingen möchte. Allerdings dachten ſich auch die Deutſchen, wie alle heidniſchen Völker, das Leben jenſeits unter ſehr ſinnlichen und beſonders der Sinnesart der Nation gemäß, unter ſehr kriegeriſchen Farben. Die vorzüglichſte Freude der Seligen in Walhalla beſtand in kriegeriſchen Spielen. Bei Tage ergötzten ſich die Beglückten an der Jagd oder an Kämpfen aller Art; ſo wie der Tag ſich zum Abend neigte, ſo wurden die Wunden alle durch Zauberkraft geheilt, die Helden verſöhnten ſich und ſetzten ſich mit einander zum feſtlichen Mahle nieder. — Die Ausführung des Gemähldes fällt hier immer der

Einbildungskraft anheim; worauf es ankommt, das iſt die feſte Überzeugung von der wirklichen Fortdauer, von einem Daſeyn jenſeits, freudiger, reiner dauernder, Gott näher, als das kurze gebrechliche Erdenleben.

Von dem höchſten Weſen, von einem über alle Schickſale und über alle Kräfte der Natur waltenden, gerechten und gütigen Gott, hatten die heidniſchen Völker des Alterthums wohl einige Vorſtellung, denn zu laut geben die Welteinrichtung und das Gewiſſen Zeugniß von ihm. Aber es waren nur einzelne verlorne Spuren der Wahrheit, unter viele Irrthümer und Fabeln verwebt. Man darf behaupten, daß die Germanen in dieſer Rückſicht einen Vorzug vor den andern Völkern verdienen, die ſtatt der Gottesverehrung und Religion auch nur einen Naturdienſt und eine Mythologie kannten. Es ſcheint dieß beſonders aus folgendem Umſtande hervorzugehn. Nach deutſchen Rechten fand nur in einem einzigen Falle die Todesſtrafe Statt; in dem der Treuloſigkeit gegen Volk und Staat, gegen den gemeinſamen Bund. Aber nicht der Herzog oder der Fürſt, nicht die Verſammlung des Adels und des Volks waren es, welche die Strafe beſtimmten und verkündigten. Sie mochten wohl über die Schuld berathſchlagen und entſcheiden; das Urtheil ſelbſt aber ward durch einen vom verſammelten Volk und Adel erwählten Prieſter der Nation geſprochen und feſtgeſetzt, im Nahmen der Gottheit. Nicht der Fürſt oder König, Wodan ſelbſt, der Allvater, hatte, wenn man ſo ſagen darf, den ausſchließenden Blutbann, das Recht über Leben und Tod. Sie dachten ſich alſo dieſen ihren oberſten Nationalgott als einen Beſtrafer der Untreue, einen Rächer des Meineides. Ein Begriff, ſittlicher und würdiger, als das Beſte, was man irgend aus dem Volksglauben der Griechen und Römer von ihrem Jupiter würde anführen können, auch da wo ſie von dieſem nicht bloß fabelhaft reden, ſondern mit Annäherung an den erhabenen Gedanken eines Vaters aller Dinge. Jene altdeutſche Vorſtellung vom Allvater, als oberſten und höchſten Richter und Rächer des Unrechts hat großen Einfluß gehabt auf die ſogenannten Ordalien oder Gottesurtheile. Man ſtellte in Fällen, wo menſchliche Klugheit nicht auslangen wollte, die Sache dem Zweikampf oder einer Prüfung durch Feuer und Waſſer anheim, in dem feſten Wahn und Glauben, Gott ſelbſt werde durch den Ausgang für das Recht und die Wahrheit entſcheiden. Ein Irrthum und eine Sitte, die ſich ungeachtet der Gegenwirkung des Chriſtenthums noch viele Jahrhunderte erhalten hat, und an die wir noch jetzt zu Zeiten, wenigſtens auf der Schaubühne, obwohl nicht immer glücklich, erinnert werden.

Wenn wir den Naturglauben und Götterdienſt der alten Deutſchen von dem der Griechen und Rö-

mer

mer ſehr verſchieden finden, ſo müſſen wir uns aber noch ſorgfältiger hüten, nicht die Anſichten und Gebräuche der Germanen, mit denen ganz davon verſchiedenen Einrichtungen der Celten und Gallier zu verwechſeln.

Überhaupt dürfen wir es nicht vergeſſen, daß die erhebenden und herrlichen Gefühle, mit denen die Verehrung der Natur und ihrer großen Gegenſtände und Geheimniſſe die Bruſt der alten Völker erfüllte, auch mit ſeltſamen zum Theil ſchrecklichen Irrthümern vermiſcht waren. Selbſt in dem ſinnlich ſchönen Götterdienſte der Griechen, war der ſittliche Einfluß mancher Vorſtellungen und Gebräuche auf das wirkliche Leben, ſehr verſchieden von dem ſchönen dichteriſchen Eindruck, den ſie auf uns machen, wo ſie als bloßes Spiel der Einbildungskraft wirken. So wie in der älteſten Zeit bei den Griechen, woran die ſchöne Dichtung von der Iphigenia uns noch erinnert, wie ungleich länger bei den Römern, ſo fanden auch, obwohl ſparſam und nur in ſeltenen Fällen, bei den Germanen einzelne Menſchenopfer Statt. An gewiſſen Feſten der Göttinn Hertha, wurden einige Jünglinge und einige Jungfrauen von auserleſener Schönheit (denn eben das Schönſte mußte der Göttinn und zwar freiwillig zum Opfer fallen) im geheimnißvollen Zuge des Wagens der Göttinn in den geweihten Hain, zu dem ſchauerlichen See, geführt, und wurden nicht weiter geſehen. Indeſſen waren grauſame Feſte dieſer Art nur ſelten, ſo wie auch bei den älteren Griechen. Ganz anders bei den Galliern, wo ſolche Opfer zu Tauſenden fielen, der ganze Gottesdienſt gleichſam ein fortgehendes Blutvergießen war. Sei es nun der Einfluß phöniziſcher Colonieen, da dieſes Volk, ſo wie die Karthager, zu Menſchenopfern beſonders geneigt war, ſei es die Herrſchaft des mächtigen und ehrſüchtigen Prieſterordens der Druiden, oder auch die Wirkung des heftigeren und leidenſchaftlicheren Charakters der Nation; kurz der Aberglaube und falſche Gottesdienſt der alten Gallier war ſo blutig, daß man in der ganzen Geſchichte kaum noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von gleicher Grauſamkeit finden wird, außer in Mexiko, ehe ſolches die Spanier eroberten. Schwer ward es den Römern, die ſonſt gegen alle Religion ſo duldſam waren, durch immer wiederhohlte und geſchärfte Geſetze dieſe Ausartungen zu unterdrücken und den gefährlichen Orden der Druiden zu vertilgen.

Einen Orden der Druiden kannten und hatten die Deutſchen nicht, auch keine erbliche Prieſterkaſte. Die Vorausſetzung von Druiden bei den Deutſchen iſt eines von den vielen Mißverſtändniſſen und Irrthümern, die durch die Verwechslung celtiſcher und germaniſcher Sitten und Einrichtungen hervorgebracht worden ſind. Da der Gottesdienſt der Deutſchen ſo wenig mit Ceremonien überladen war, ſo bedurfte es eines ſolchen Prieſterordens nicht. In den Liedern lebten mit dem Andenken der Helden auch die Vorſtellungen und Dichtungen von den Göttern fort. Aber frei ward die Dichtkunſt geübt, Barden hatten die Deutſchen ſo wenig als Druiden; Barden, d. h. eine von den Prieſtern ganz abhängige, beſtimmte und beſchränkte Dichterzunft. Bei den Griechen waren die Sänger unabhängig vom Prieſterthum; es wanderten die Künſtler umher, alte Sagen zur Freude aller Hörenden ſingend, wo man es liebte und begehrte. Daher hat ſich die Dichtkunſt bei den Griechen ſo frei und ſo ſchön entfaltet. Anders war es bei den Römern; das Wenige, was ſie von Poeſie hatten, ehe ſie die Griechen nachzuahmen lernten, war ganz von dem gottesdienſtlichen Gebrauch abhängig. Dieß beweiſen ſchon die urſprünglichen römiſchen Worte für Dichter und Lied. Vates, heißt zugleich Dichter und Seher, Prieſter; Carmen, Lied und beſchwörende oder jede andere gottesdienſtliche Formel. Noch mehr ſind dieſe prieſterliche Beſchränkung bei den celtiſchen Völkern ſtatt, indem wir uns ihre Barden nicht anders als ganz abhängig von den Druiden denken dürfen. Wollte man dagegen die oſſianiſchen Gedichte anführen, in denen keine ſolche prieſterliche Beſchränkung, ja überhaupt faſt gar keine Mythologie ſichtbar iſt, ſo iſt darauf zu antworten, daß bei noch unentſchiedenem Streit, wie nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erſcheinen [64]). Ein Geſetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tauſend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber ſo wie auch über andre Gegenſtände der weiblichen Sitten die Aufſicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind, beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur der Sitten und der Lage geſchöpft, und es iſt daher ein belehrendes Vergnügen, ihren oft verſteckten Sinn zu erforſchen. Die Erklärung dieſer Geſetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geſchichte aufzuſuchen.

Beym erſten Blick ſcheint der einzige Zweck des Soloniſchen Geſetzes nur der zu ſeyn, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beſchränken. Zwey Thatſachen beym Herodot aber haben mich auf die Ver-

---

64) Plut. in Solon. p. 369, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem das höchſte Gepräge der Ächtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damals noch in aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles, commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beynahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch keine eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beym Lykurgus, gab.

viel oder wie wenig von dieſen oſſianiſchen Gedichten echt ſei, auf jeden Fall was etwa echt davon ſein mag, in ſolchen Zeiten entſtanden iſt, wo die ganze celtiſche Staats- und Prieſter-Einrichtung ſchon untergegangen, das Chriſtenthum ſchon faſt allgemein angenommen war, und nur auf einigen Hochgebirgen hier und da noch ein wehmüthiger Nachhall der untergegangenen Vorzeit ſich vernehmen ließ. — Nicht in dieſer vom Gottesdienſt und gottesdienſtlichen Gebräuchen allein abhängigen Beſchränkung, wie bei den Celten und älteſten Römern, ward die Dichtkunſt bei den Germanen geübt; aber auch nicht auf die griechiſche Weiſe. Unter allen Helden der griechiſchen Fabel iſt es der einzige Achilles, der ſelbſt die Leyer rührt, und am Geſtade des Meers den innern Gram durch die eigenen Geſange bezwingt. Was die griechiſche Dichtung von dieſem einem Liebling rühmt, das war bei den Germanen die allgemeine Sitte; die Helden waren ſelbſt die Dichter. So wie in ſchon chriſtlichen Zeiten König Alfred zugleich die Dichtkunſt übte, als Sänger verkleidet, in das Lager der Dänen, um es auszukundſchaften, ging, wie der däniſche Held Regner Lodbrog im Gefängniſſe ſterbend den eignen Tod beſang, ſo wie Odin zugleich ein König und ein Dichter war, ſo vieler Beiſpiele aus der nordiſchen und deutſchen Geſchichte und Sage nicht zu erwähnen, wie ſelbſt im deutſchen Mittelalter Kaiſer und Fürſten ſich nicht ſcheuten, Lieder zu dichten und ſich zu den Sängern zu geſellen, ſo war es auch ſchon in den ältern Zeiten, wie es durch viele Gründe gewiß wird. Die deutſche Poeſie hat ſich vielleicht eben deswegen weniger als Kunſt entwickelt, als bei den Griechen, wo ſie das gleich anfangs ward; aber deſto inniger und unmittelbarer war der Einfluß ihrer Naturgefühle auf das Leben.

Die deutſche Mythologie iſt verklungen, kaum iſt noch ein Schatten der Erinnerung davon übrig; indem etwa nur noch in den engliſchen und deutſchen Benennungen einiger unſrer Wochentage, die Nahmen deutſcher Götter, des Wodan vor allen, des Thor und Thyn, und der deutſchen Liebesgöttinn Freya, ſich erhalten haben. — Unrecht aber würde man haben, wenn man glaubte, daß alle Wirkung und aller Einfluß der alten deutſchen Götterlehre mit der Einführung des Chriſtenthums aufgehört habe. Nachdem ſie aufgehört hatte, wirklicher Glaube und Gottesdienſt zu ſeyn, hat ſie noch viele Jahrhunderte in der Poeſie des Mittelalters fortgelebt, ja bis auf die neueſten Zeiten, iſt alles, was wir in Dichtungen, Begriffen und Gefühlen romantiſch, als uns Neuern ganz allein eigen und nicht erſt von den Alten nachgebildet, nennen, zuerſt und ſeinem Grunde nach aus dieſen Quellen entſprungen. Um ſo thörichter iſt es, wenn einige aus einer vermeinten und falſchen

Vaterlandsliebe nicht undeutlich den Wunſch äußern, die reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes, das Chriſtenthum möchte lieber nicht in Deutſchland eingeführt ſeyn, wenn ſie es als eine Art von Unglück beklagen, daß die vaterländiſche Religion, wie ſie wähnen, dadurch verdrängt ſey. Dieß iſt ganz ungegründet: was irgend gut und ſchön, was in einem gewiſſen Sinne wahr, was edel und liebenswürdig in der deutſchen Götterlehre war, das hat ſich in der romantiſchen Dichtkunſt erhalten, lebt noch als Poeſie fort. Es verräth aber wenig Kenntniß, ich will nicht ſagen der Philoſophie und Geſchichte, ſondern auch des menſchlichen Herzens, wenn man nicht einſieht, wie die Götterlehre nicht bloß der Deutſchen, ſondern aller alten Völker, ſo ſchön ſie für uns als bloße Poeſie iſt, in ihrem wirklichen Einfluß und Glauben ernſthaft genommen, nicht nur vieles durchaus Irrige, Schädliche und Unſittliche, ſondern auch für das Gemüth innerlich Quälende und Ängſtigende enthielt.

Mag man über die Cultur oder Wildheit der Germanen urtheilen wie man will, je nachdem die Begriffe von beiden verſchieden ſind. Ihre Verfaſſung verdient unſre volle Aufmerkſamkeit; denn ſie iſt die Grundlage der ganzen neuern Geſchichte und europäiſchen Bildung. Auch werden wir finden, daß ſo einfach, kunſtlos, ganz naturgemäß dieſe Verfaſſung war, dennoch nicht nur eine hohe ſittliche Kraft, ſondern auch ein großer Verſtand darin lag. Wir dürfen in dieſem Stücke ſchon auf das Urtheil der Römer trauen, die über Geſetzgebung und Verfaſſung ſo groſſe Erfahrungen gemacht, ſo viel darüber nachgedacht hatten. Die Römer kannten wilde, gebildete und halb gebildete Völker und Staaten genug in allen drei alten Welttheilen, um den Vergleich anſtellen zu können. Kaum haben ſie der Verfaſſung irgend eines andern Volks eine ſolche Aufmerkſamkeit geſchenkt, als der germaniſchen. Die ſtaunende Befremdung, mit welcher ſie von derſelben reden, geht oft in Bewunderung über. Das Weſen dieſer Verfaſſung beſtand in der höchſten Freiheit der Einzelnen, bei der feſteſten Vereinigung Aller. Jeder freie Mann war ganz frei und ſelbſtſtändig, in gewiſſem Sinne ſein eigener Herr; hatte thätigen Antheil an der Kraft des Ganzen, an der Gewalt des Bundes. Er hatte das Recht, gewaffnet in der allgemeinen Verſammlung zu erſcheinen, wo über die Gegenſtände des Bundes berathſchlagt und entſchieden ward, wo aus den adlichen Geſchlechtern die Grafen oder Richter über einen Gau erwählt wurden; damahls noch kein erblicher Vorzug, ſondern eine perſönliche Würde. Dieſe für den Frieden; in Kriegszeiten vor allen ein Heerführer des Bundes, des bewaffneten Volkes, oder nach der alten Benennung, ein Herzog. Dieſer aber ward, wie Tacitus erinnert, nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Verdienſt gewählt. — Außer den freien Männern gab es alſo einen Adel; bei den Berathſchlagungen auf den Land- und Bundestägen hatte dieſer den Vorrang und erſten Vorſchlag, obwohl auch die freien Männer Antheil daran nahmen. So finden wir ſchon hier den erſten Keim von zwei Abtheilungen und Kammern der verſammelten Staatskraft, und lernen dieſe geprieſene Einrichtung als eine urſprünglich germaniſche kennen. Ob für den Adel auch im Kriegsdienſt ein Unterſchied Statt gefunden, wird nicht beſtimmt gemeldet; es iſt aus folgendem Umſtande wahrſcheinlich. Die Römer führen als eine beſondre Eigenthümlichkeit der deutſchen Kriegsweiſe die Sitte an, nach welcher Reiter und Fußvolk bei ihnen vermiſcht und verbunden waren; jeder Reiter hatte ſeinen leichtbewaffneten Mann bei ſich, der ihm in der Schlacht auf alle Weiſe zu Handen war und zu Hülfe kam. Cäſar, der große Kenner, fand nach der damahligen Bewaffnungs- und Kriegsart dieſe Einrichtung ſehr vortheilhaft und führte ſie in ſeinem Heere ein, und vorzüglich ihr und den germaniſchen Hülfsvölkern glaubte er ſelbſt den Sieg in der pharſaliſchen Schlacht um die Weltherrſchaft zu verdanken. Wen erinnert dieſe altgermaniſche Einrichtung nicht an die Kriegsart des Mittelalters, wo der ſchwerbewaffnete Ritter Fußknechte zur Bedienung und Mithülfe bei ſich führte? Die Natur der Sache ſcheint es mit ſich zu bringen, daß der Kämpfer zu Pferde den Vorrang hatte vor den Gehülfen zu Fuß, und ſo mochte ſchon damahls, wie ſpäterhin, der Dienſt zu Pferde vorzüglich, wo nicht ausſchließend, die Beſtimmung und das Vorrecht des Adels ſeyn. Mehr nur in ſolchen Vorrechten und in dem Ruhm des Geſchlechts, dem Andenken ausgezeichneter und beſungner Vorfahren, beſtand wohl der Vorzug des Adels, weniger in großem Reichthum.

Fürſtengeſchlechter mit ſichtbarer Erblichkeit werden ſchon früh bei den Germanen erwähnt. Die Vermuthung eines erblichen Königthums, das wir ſpäter allgemein eingeführt finden, wird in früheren Zeiten noch dadurch beſtärkt, daß in der deutſchen Erbfolge überhaupt das Recht der Erſtgeburt galt. Doch mochte bei den Fürſten und Königen dieſe anfangs nicht immer ausſchließend entſcheiden; ſondern auch Wahl unter mehreren Mitgliedern eines fürſtlichen oder königlichen Hauſes Statt finden. Auch die Macht des gewählten Herzogs mochte oft dem erblichen Vorrechte des Fürſten Schranken ſetzen. Das Verhältniß der freien Männer kann man ſich am deutlichſten machen, wenn man ſich die Einrichtung der ſchweizeriſchen Alpenländer, oder weil jene Freiheit auch mit einem erblichen Adel und Königthum vereinbar iſt, die in dem ſchwediſchen Dalecarlien, überhaupt ſolcher Länder vor

Augen ſtellt, wo auch der Bauer ein Landſtand iſt, das Recht hat, die Waffen zu tragen, und auf den Landtägen an den öffentlichen Berathſchlagungen Antheil zu nehmen. Doch gilt dieſes nur für den unabhängigen Hausherrn und Eigenthümer des Hofes, der, wenn gleich keine große Anzahl, doch einige Dienſtleute beſitzen wird, zur Mithülfe und Beſorgung der Wirthſchaft; und genau ſo war es auch bei den alten Deutſchen. Das Verhältniß, wo alle Bewohner einer ganzen Gegend einem Grundherrn unterthänig oder leibeigen ſind, muß man hier noch nicht hineintragen, es hat ſich erſt viel ſpäter entwickelt. Auch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Loos dieſer dritten und letzten Claſſe von Menſchen, bei den Deutſchen ungleich gelinder war, als das der Sklaven bei den Römern und Griechen. Bei den kriegeriſchen Gränzvölkern am dieſſeitigen Rheine, waren es vorzüglich Kriegsgefangene, die als Dienſtleute zum Ackerbau gebraucht wurden.

Adel alſo und Freiheit waren die Grundveſten der älteſten deutſchen Verfaſſung; ein Adelſtand und ein Stand der Freien unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürſten, dieſe enthalten den ganzen Umfang des deutſchen Staats. Aber welch ein Adel und welch eine Freiheit, wenn wir ihn mit dem deſpotiſchen, drückenden, habſüchtigen Adel in Sparta, oder dem alten Rom, mit der tumultuariſchen Freiheit der kleinen griechiſchen Staaten vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freiheit, eine Freiheit auf Ehre, Tugend und Bundestreue gegründet. Bei keinem andern Volk findet man den Adel, dieſen erſten aller Stände, dieſe Grundlage jeder ſtändiſchen Verfaſſung, dieſes erſte und weſentlichſte Naturelement des wahren Staats, mit ſo großen und ſtarken Zügen gezeichnet, und in ſo reinen Verhältniſſen, wie bei den Germanen. Schon darum iſt ihre älteſte Geſchichte ſo lehrreich. Wie ſpäterhin die Geiſtlichkeit als ein zweiter Stand hinzugekommen, dann ſich der dritte Stand entwickelt, in der neueſten Zeit endlich noch mehrere Abtheilungen und kunſtreichere Verhältniſſe entſtanden ſind, das wird die Folge der Geſchichte zeigen. In dieſer Hinſicht kann man ſagen, die deutſche Geſchichte, von der älteſten bis auf die neueſten Zeiten, ſey eine natürliche und höchſt lehrreiche Theorie des wahren Staats, d. h. der ſtändiſchen Verfaſſung. Statt des erträumten Naturſtandes ſehn wir einen wahrhaften Naturſtaat in der germaniſchen Adelsverfaſſung, denn ganz einfach und bloß naturgemäß war die ganze Staatseinrichtung und Geſetzgebung. Jeder freie Mann hatte gegen andre Einzelne das Recht der Selbſthülfe, ja im Falle der Zwiſt bis zum Todſchlag geführt hatte, war die Blutrache nicht bloß ein Recht, ſondern die Pflicht des nächſten männlichen Erben oder Schwertverwandten. Der Staat, und im Rahmen deſſelben der Graf, trat gleichſam nur als Schiedsrichter zwiſchen die ſtreitenden Gegner ein, um durch ein Wehrgeld und andre Sühnungsmittel, wie es Sitte, Herkommen und Geſetz beſtimmten, weiteres Unglück zu verhüthen und die Eintracht wieder herzuſtellen. Aus dieſem uralten Recht der Selbſthülfe entſprangen die vielen kleinen Befehdungen des Mittelalters, und noch bis auf unſre Zeit hat ſich daher in den meiſten europäiſchen Ländern die den Alten unbekannte Sitte des Ehrenzweikampfs erhalten.

Allerdings ward jene Freiheit der Einzelnen oft der Einheit und Ruhe des Staats und der Nation nachtheilig, wenn wir aber die Mißbräuche, welche die Geſetzgebung in Jahrhunderten nicht ausrotten oder auch nur mildern konnte, gern als Mißbräuche anerkennen, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß die Entwicklung des herrlichen Gefühls der Ehre, durch Geſetze beherrſcht, eine der ſchönſten und weſentlichen Eigenheiten der neuern europäiſchen Bildung ſey, und daß dieß eben die ſchwere Aufgabe der Staatskunſt ſey, die Ordnung und Einheit der Kraft des Ganzen mit der höchſtmöglichen Freiheit der Einzelnen zu verbinden.

Auch dürfen wir wegen dieſer Freiheit der Einzelnen gegen Einzelne nicht glauben, daß alles ganz ungebunden und zügellos war. In einem Falle waren die Geſetze ſehr ſtreng: in allem, was auf den Staat und den allgemeinen Bund Bezug hatte. Hier galt der Grundſatz, Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod. Jede Treuloſigkeit und Verletzung der Bundespflicht wurde mit dem Tode beſtraft, desgleichen Feigherzigkeit. Wer den Schild verloren hatte, fiel in die Acht, ward ehr- und rechtlos. Ein nicht bloß vorausgeſetzter, ſondern wirklich geſchloſſener Bund war die Staats- und National-Einheit. Jedes Volk war eine Eidgenoſſenſchaft, wie wir es nennen würden. So wie die Schweizer in neueren Zeiten in einen freien Verein zuſammentraten, zu gegenſeitigem Schutz und Wehr, und eben durch dieſen Bund erſt ein Volk wurden, ſo war es in jenen alten Zeiten. Die Römer nennen uns eine Menge einzelner deutſcher Völkerſchaften; oftmahls mögen unter einem ſolchen ſogenannten Volke nur die Bewohner eines abgeſonderten Landſtrichs, eines oder mehrerer Gauen gemeint, die Benennung der entfernteren Völker im Innern nach bloßem Hörenſagen ziemlich verworren aufgezeichnet, einige Volksnahmen aus bloßem Mißverſtändniß durch Unkenntniß der Sprache entſtanden ſeyn; wo aber die römiſchen Beſchreiber aus der Anſchauung und mit genauer Kenntniß, beſonders von größern deutſchen Nationen in ihrer Nähe, an den Rheingränzen reden, da iſt es leicht zu bemerken, daß unter denen von ihnen ſogenannten Völkern, ſolche Eidgenoſſenſchaften und Bundesvereine zu verſtehen ſeien. So war die muthung gebracht, daß ſein Nebenzweck und der Hauptzweck des ſpätern Geſetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe war; denn dieſer konnte der ungeſtüme Freyheitsſinn, welcher auch die attiſchen Weiber beſeelte, bey ihrer Leidenſchaftlichkeit leicht gefährlich werden. Schon in ſehr alten Zeiten rotteten ſich die attiſchen Frauen zuſammen, und brachten einen Unglücklichen um, der ſchuldig ſchien, weil er allein und als der einzige Gerettete von einer fehlgeſchlagenen Unternehmung gegen Aegina zurückkehrte, indem eine jede ihn fragte, während ſie ihn mißhandelten und tödteten, wo ihr Mann ſey 65). Als Lycidas im perſiſchen Kriege die Athener verführen wollte, Vorſchlagen Gehör zu geben, welche auf den Verluſt ihrer Freyheiten abzweckten, ſo tödteten ſie den Verräther. Als die attiſchen Frauen zu Salamis Nachricht davon erhielten, brachen ſie in ſein Haus, und brachten ſein Weib und ſeine Kinder um 66). Da die Volksherrſchaft der Alten ohne ſtrenge ſittliche Erziehung, ſogleich in Anarchie und leidenſchaftliche Wuth entartete, und da die Frauen an dieſer Erziehung, außer dem Drama, keinen Antheil hatten; ſo darf uns dieſe ochlokratiſche Weibergerechtigkeit nicht ſehr befremden. Schon die Gewohnheit zahlreicher und unruhiger Verſammlungen bey öffentlichen Frauenfeſten konnte ſehr leicht weiter um ſich greifen und äußerſt gefährlich werden. Man denke nur an die Bakchantinnen, an die geheiligten Ausſchweifungen bey Ceresfeſten, am Adonisfeſte und andern. Dazu kam noch

---

65) Herodot. Terpsich. cap. 87. 66) Herodet. Calliop. cap. 4, 5.

ſchwäbiſche Eidgenoſſenſchaft beſonders mächtig und den Römern anfangs furchtbar; nicht minder der Bund der Heſſen. Beide ſind noch jezt meiſtens in denſelben Wohnſitzen, wie ehemahls, als beſondre deutſche Völker vorhanden, durch manche Eigenheit kenntlich von den übrigen unterſchieden. Der Bund der Cherusker im nördlichſten Deutſchlande ward durch ihren Fürſten und Herzog Herrmann merkwürdig. Selbſt die Benennung der Germanen iſt von dieſer Einrichtung hergekommen, indem die Römer dieſen Nahmen von einer deutſchen Völkerſchaft, bei der ſie dieſe Einrichtung zuerſt bemerkten, auf mehrere andere und endlich auf alle übertragen haben. In neuern Zeiten haben die Geſchichtforſcher für jenen uralten Bundesverein und deutſche Sitte der Eidgenoſſenſchaft das Wort Heermannie aufgebracht, in Beziehung auf die Benennung der Germanen. Genauer angemeſſen aber wäre es wohl, das Wort Germanen in unſrer jetzigen Sprache durch Wehrmannen zu überſetzen; unſer Wehr, was Vertheidigung und Waffen bedeutet, iſt urſprünglich daſſelbe Wort, wie das engliſche war, von dem das franzöſiſche und italieniſche guerre und guerra nur durch eine andre Ausſprache verſchieden ſind; unſtreitig das Stammwort, von welchem Germanen herkommt. Alſo Wehrmannen bedeutet es, d. h. nicht bloß Kriegsmänner, ſondern die zu gegenſeitigem Schutz und Wehr Verbundeten, die Gemeind der Eidgenoſſen. Das Einzige, was man bei dieſen Völkerbündniſſen vermißt, iſt, daß nicht alle deutſche Nationen gleich in einen großen Bund zuſammentraten. Es konnte dieß nicht auf ein Mahl bewirkt werden; waren ja die Deutſchen, wie alle europäiſchen Staaten, urſprünglich in lauter kleine Völkerſchaften und Staaten zerſplittert. Erſt das Bedürfniß bei umfaſſendern Kriegsunternehmungen, beſonders in dem ſchweren Kampf gegen die Römer, führte zu größeren Nationalvereinen. Wie die einzelnen deutſchen Völker immer mehr in Verbindung getreten, wie endlich eine große deutſche Nationaleinheit zu Stande gekommen und ſich während eines Jahrtauſends theils erhalten, theils nach vorübergehenden Erſchütterungen mehr als ein Mahl wieder hergeſtellt worden; das iſt der Inhalt der neuern Geſchichte.

Außer dieſem Volksverein, dem eigentlichen Weſen und Grunde des Staats, fand noch eine andre Verbindung bei den alten Deutſchen Statt, die freier war, mehr nur für die Einzelnen galt; dieß war jene eigenthümliche Waffenfreundſchaft, deren ſchwärmeriſche Treue uns die Römer mit Bewunderung und nicht geringem Befremden ſchildern. Krieger verbanden ſich aus Freundſchaft, vereint mit einander zu leben und zu ſterben, Sieg oder den Tod zu theilen. Beſonders an mächtigere und fürſtliche Helden ſchloſſen ſich Ruhmbegierige an, als freie Gehülfen und Edeldiener.

Die Treue war ſo groß, daß kaum ein Beiſpiel gefunden ward, wo das Gefolge ſeiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte. Aus dieſer kriegeriſchen Freundſchaft und Verbindung iſt die ganze Lehnsverfaſſung hervorgegangen. Der fürſtliche Anführer mußte für ſeine Getreuen ſorgen; an dieſe vertheilte und vergab daher der deutſche Eroberer ganze Länder, für die Fortdauer der gleichen Treue und edlen Dienſte. Die Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen ward dadurch nicht wenig erregt, eben daher auch der Rittergeiſt durch nichts ſo ſehr entwickelt, als durch dieſe Einrichtung; denn hier ward der Krieg nicht erſt vom verſammelten Volk und Adel beſchloſſen. Auch wenn der Bund Frieden hatte, der Führer aber zu irgend einer kleineren kriegeriſchen Unternehmung Muth und Luſt fühlte, ward das Abenteuer kühn begonnen und beſtanden. Die Lehnsverfaſſung hat viele und große Mißbräuche in ihrer Entartung herbeigeführt; desfalls darf man den erſten edlen Urſprung ſo wenig verkennen, als die großen und herrlichen Wirkungen, welche der Rittergeiſt hervorgebracht hat. Wirkungen, die noch nicht ganz erloſchen ſind, und von denen man nicht wünſchen darf, daß ſie jemahls ganz verſchwinden möchten.

Nebſt dieſer ſchwärmeriſchen Waffenfreundſchaft ſcheint nichts ſo ſehr die Aufmerkſamkeit und das Erſtaunen der Römer erregt zu haben, als die Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen, das hohe Anſehen, welches die Frauen bei ihnen genoſſen, die Ehre und die Freiheit, in welcher ſie lebten. Auch in dieſem Stücke werden wir den erſten Urſprung von dem, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geiſtigen Liebe, in der freiern und feinern Geſelligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geſchlechts, ſo vortheilhaft unterſcheidet, bei den alten Germanen finden.

Einigen Einfluß auf die ganz andern Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen mag man ſelbſt dem Klima zuſchreiben. Daß das deutſche Klima auf die Geſundheit, ja auch auf die Schönheit der Geſtalt nicht nachtheilig wirkte, das dürfen wir aus den Beſchreibungen der Römer wohl ſchließen. Indeſſen war die Entwicklung, beſonders des weiblichen Geſchlechts, in dem kältern Himmelsſtrich nicht ſo frühzeitig als in heißern Ländern. Die ſpäten Heirathen der Deutſchen erregten die beſondre Aufmerkſamkeit der Römer. Tacitus ſagt, ſie hätten geglaubt dieſe Sitte ſey nothwendig, um die Stärke des Stammes zu erhalten. Gewiß iſt, daß dieſe Sitte zu dem freiern Verhältniſſe, zu dem höhern Anſehen der Frauen weſentlich beitragen mußte. Wo die körperliche Entwicklung, wie in manchen ſüdlichen Ländern Aſiens, ſo frühzeitig iſt, daß die Heirathen gleich an die Kindheit gränzen, wo die Frauen ſchon im zarteſten Alter Mütter werden, da kann die Wahl für das Leben keine freie Wahl ſeyn, da ſtehen, wenn auch noch das Geſetz die Vielweiberei erlaubt, der vollen Entwicklung der Seelenkraft beim weiblichen Geſchlecht, und der ihm von Natur gebührenden Würde, große faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen.

Zwar erhielt auch bei den Deutſchen die Frau keine Mitgift; vielmehr mußte, wie bei den meiſten alten Völkern, der Anwerber dem Vater ein Geſchenk, gleichſam als Löſegeld, darbringen. Man darf deßfalls nicht vorausſetzen, der Vater habe ſeine Tochter wie ein Eigenthum verkauft. Es fand ein großer weſentlicher Unterſchied Statt zwiſchen der aſiatiſchen und der germaniſchen Sitte. Dort iſt es Geſetz, daß der Mann die Braut nicht eher ſehen ſoll, als die Heirath ſchon wirklich abgeſchloſſen iſt; in Deutſchland war es vielmehr Sitte, daß der Jüngling und die Geliebte ſich kennen, daß ein längerer freundſchaftlicher Umgang der Verbindung vorausgehen mußte. Freie Wahl ſchloß die Verbindung und dieſe freie Wahl vorzüglich, nicht die Einfalt der Sitten allein war es, weßhalb die Römer die Ehen der Deutſchen in ihrer Strenge und glücklichen Eintracht ſo ganz anders fanden, als ſie es bei ſich gewohnt waren.

Wenn Entführungen bei den Deutſchen ſchon in alten Zeiten häufig waren, wenn ſelbſt Herrmann ſeine Thusnelda geraubt hatte, ſo dürfen wir nich annehmen, daß ihrer Neigung dadurch Gewalt geſchehen ſey; nur der Vater war und blieb ſein Feind, und das mochte bei dem angeführten Verhältniß oft der Fall ſeyn, daß die Forderungen des Vaters den Liebenden und ihrer Wahl entgegen ſtanden, und er den Bund nicht beſtätigen wollte, den freie Neigung geſchloſſen hatte. Auch die Morgengabe, welche die Frau erhielt, iſt merkwürdig; es gehörte dazu ein Schlachtroß, Schild und Waffe. Ich möchte nicht vorausſetzen, daß dieß ganz allgemein geweſen ſey; es fand wohl nur vorzüglich bei den adelichen Geſchlechtern Statt, und dieſes Geſchenk war nicht bloß ſinnbildlich gemeint, ſondern zum wirklichen Gebrauch beſtimmt. Die Frauen folgten dem Heere im Kriege, ſorgten für die Verwundeten, ſie haben oft die ſchon wankende Schlacht wieder hergeſtellt, bei ganz unglücklichem Ausgang durch einen freiwilligen Tod den erſtaunten Römern mehrmals ein nie geſehenes Beiſpiel hohen Muthes gegeben.

So theilten bei dieſem Volke die Frauen alles was groß und ehrenvoll war, ſelbſt das, worin der Mann die höchſte Beſtimmung, den Stolz und die Freude ſeines Lebens fand.

* * *

Um ein gedrängtes Gemählde der Geſchichte vor Augen zu ſtellen, iſt es unvermeidlich, Thatſachen, die längſt bekannt ſind, von neuem zu berühren: das einzige, was dem Darſteller bei dieſer Schwierigkeit dennoch Vertrauen einflößen kann, iſt, daß die ſchöne Erinnerung der Vorzeit, die großen Gegenſtände der Geſchichte einen unvergänglichen Reitz in ſich tragen, daß ſie in einem gewiſſen Sinne immer neu bleiben, in ein um ſo helleres Licht vor uns treten, je mehr ſich unſer eigenes Leben erweitert. Wie die Vergangenheit allein uns die Gegenwart ruhig ins Auge faſſen lehrt, ſo erleuchtet eine reiche Gegenwart auch auf mannichfache Weiſe das Dunkel der Vergangenheit; wie manches ſonſt unverſtandene Blatt der Geſchichte ſteht nur ſeit den Begebenheiten der letzten Jahre, in einer ganz neuen Klarheit vor uns! —

Man denkt ſich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Überſchwemmung zahlloſer Barbarenſchwärme, da von der öſtlichen Gränze China's bis a die weſtlichen Ufer von Spanien plötzlich die wilde Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, ein unwillkührliche Bewegungsluſt, ergriffen, und nun ei Treben, Drängen, Treiben und Stoßen derſelbe begonnen habe; wodurch zuerſt die alte Cultur z ſtert, und dann die Barbarei des Mittelalters herb geführt worden ſey. Nach der Wahrheit und im ſammenhange der Geſchichte ſieht dieſe Begebenheit ganz anders aus. Zuerſt ging ſie eigentlich nur zwiſchen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutſche, unmittelbar aus Aſien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war ſo wenig zahlreich, ihr Einfluß ſo unbedeutend, daß auch ohne ſie die Entwicklung deſſen, was ſchon ſo lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen eben ſo Statt gefunden haben würde. Kaum iſt eine andre große Weltbegebenheit ſo langſam, Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden, ſo allmählig und Stufenweiſe zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Anſiedelung der Germanen in den Provinzen des römiſchen Reichs, und die endliche Beſitzergreifung der vier vornehmſten großen Provinzen im weſtlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte dieſe Begebenheit zwei einfache große Urſachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnſitzen, bei ſteigender Bevölkerung, ein Bedürfniß Colonieen auszuſenden, um ſich eines Theils ihrer Bevölkerung zu entledigen. Nach welcher Richtung ſie nun Wohnſitze ſuchten, im Weſten, Süden oder Südoſten, ſo ſtießen ſie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederhohlten Kriege zwiſchen den Germanen und den Römern, die von der Erſcheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Chriſti

Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünf hundert Jahre gedauert haben. Schon jene erſten nordiſchen Fremdlinge, welche Rom in ſo großes Erſtaunen ſetzten, forderten nichts als Wohnſitze. Nicht zerſtörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, ſondern Anſiedelung war ihr Zweck; mit Güte, oder wenn dieſe kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienſt, nach der allgemeinen deutſchen Sitte, das war, was ſie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz ſollte man ihnen abtreten, dagegen wollten ſie dann treu verbündet das allgemeine Aufgeboth ihrer Mannſchaft zum gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt ſtellen; als bewaffnete, kriegeriſche, zuerſt aber doch immer friedlich unterhandelnde Anſiedler, kamen auch ſie ſchon, ſo wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römiſchen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der ſpätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiſer ſich glücklich geſchätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine ſo herrliche Verſtärkung für ſein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbriſchen Kriege, als das ſüdliche und weſtliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es dieſen Völkern auch leicht geworden ſeyn, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnſitze zu finden. Jetzt aber, da ſie auf das mächtige Rom, in ſeiner vollſten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtloſen Siegen der überlegenen Kriegskunſt unterliegen; ſie wurden vernichtet.

Dieſelbe Urſache einer im Vergleich mit dem Ertrag des Landes zu ſtark anwachſenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern im Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Überlieferung zu Folge, welcher die Geſchichte in dieſem Falle vollkommen beiſtimmt, in ihre jetzigen Wohnſitze geführt. — Was jene ſteigende Bevölkerung und das daher entſtehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an ſich Unwahrſcheinliches darin. Wenn das mittlere und ſüdliche Deutſchland damahls, wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deswegen der Ackerbau in dieſem Erdſtrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet geweſen ſeyn mag, ſo gilt dieß keineswegs von dem nördlichen, der Küſte näher liegenden Theil von Deutſchland, wie ſchon früher bemerkt worden iſt. Es war der Ackerbau in dieſen nördlichſten Wohnſitzen der Deutſchen verbreitet, die Bevölkerung konnte ſtark, und verhältnißmäßig zu groß ſeyn; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch die attiſche Heftigkeit! Man kann ſich den Ungeſtüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorſtellen. Der erhabne Aeſchylus gibt uns davon ein treues Bild, welches durch einzelne Züge im Herodot und Thucydides noch vollſtändiger wird. Die alte Pelasgiſche Tiefe und ernſte Traurigkeit traf hier zuſammen mit der joniſchen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erſcheinung von gränzenloſer Heftigkeit und leidenſchaftlichem Ungeſtüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Weſen des atheniſchen Volkscharakters bildet. Man erinnre ſich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choëphoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Geſetz geben, daß der Schmerz der Frauen bey dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausarten möchte[67]).

Eine neue Beſtätigung dieſer Meynung gewährt uns Ariſtophanes. Den Inhalt zwey noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben ſo toll als lächerlich iſt; der Inhalt einer dritten iſt ein öffentliches Weiberfeſt, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Namen einiger verlohrnen Komödien dieſes und andrer Dichter laſſen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lyſiſtrata, oder ein Weiberſtaat wie der in den Ekkleſiazuſen, ſeyen ein buchſtäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten deſſen Urtheilskraft ſtände zu bezweifeln; aber ohne alle

---

67) Jenes Geſetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne raduuto, neve lessum funeris ergo habento; iſt nach dem Zeugniſſe des Cicero. Soloniſch.

in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem geſunden und fruchtbaren Menſchenſtamme, und bei einem durch die Natur beſchränktem Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüſſigen Bevölkerung ſich in Auswanderungen, oder auf andre Weiſe als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutſchland ſcheint dieß jetzt nicht der Fall zu ſeyn; aber wie ſehr hat ſich auch nicht ſeitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweiſe, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Urſache der Völkerwandrung war die immer zunehmende Erschlaffung, und die immer ſchlechter werdende Verfaſſung des römiſchen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und ſchon dadurch der Ankunft und der Beſitzergreifung der bewaffneten nordiſchen Anſiedler entgegen kam, und ſie auf jede Weiſe begünſtigte. —

Ich kehre zurück zu dem Faden der Geſchichte; aber nur diejenigen Begebenheiten, nur die Charaktere werde ich erwähnen, die Epoche gemacht haben, denn dieſe ſind es, welche den Geiſt der Zeit darſtellen. Es iſt mein Wunſch und mein Ziel, nicht die ganze Reihe und Folge deſſen, was geſchehen iſt, noch einmahl zu wiederhohlen, ſondern über bekannte Thatſachen neue Betrachtungen zu veranlaſſen.

Das zweite Mahl trafen die Römer mit den Deutſchen zuſammen bei Cäſars blutiger Eroberung von Gallien, die ihm als Grundlage und Stufe zum Thron der Alleinherrſchaft den Weg bahnen ſollte. Der ſchwäbiſche König Arioviſt, dem die Römer nach ihrer Weiſe ſchon früher die ſehr bedeutende, immer folgenreiche, oft gefährlich entſcheidende Benennung eines Freundes des römiſchen Volks gegeben hatten, war durch Bündniß mit einem galliſchen Volk dort angeſiedelt. Cäſar führte Krieg gegen ihn, nöthigte ihn zum Rückzuge, und ſtreifte in Deutſchland, welches er zuerſt als Augenzeuge beſchrieben hat. Aber nicht auf die beſſere Bewaffnung des Heeres und ſeine überlegene Kriegskunſt allein verließ er ſich; gegen einige deutſche Völkerſchaften führte er den Krieg auf eine ſo treuloſe und zugleich grauſame Weiſe, daß, als er Dankfeſte im Senat für die erfochtnen Vortheile begehrte, dieſes Geſuch verworfen ward, und die ihm nicht günſtig waren, beſonders Cato, darauf antrugen, daß er zur Ehre des römiſchen Nahmens jenen deutſchen Völkern ausgeliefert werden ſollte.

Sehr verſchieden war die Weiſe, wie die Römer die überwundenen Völker behandelten. Die Griechen, ſo wie alle griechiſch aſiatiſche Reiche ſchonten ſie, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, und täuſchten ſie auf alle Weiſe durch einen Schein von Freiheit und von Fortdauer ihres alten National-Daſeyns. Gegen die weſtlichen und nordiſchen Völker in Spanien und Frankreich führten ſie einen Vertilgungskrieg; kaum wird die Geſchichte einen blutigern Krieg nennen können, als den, durch welchen Cäſar Gallien endlich ganz eroberte. Um die Lücken zu erſetzen, nahmen die Colonieen ihre Richtung vorzüglich hierhin. Die Geſchichtſchreiber erzählen uns meiſtens nur von Schlachten oder von den Verhältniſſen der Gewalthaber, von ihren Tugenden und Fehlern, ihren guten und böſen Eigenſchaften, ſo wie ſie dieſelben finden und beurtheilen; die ſtillen Wirkungen des bildenden Geiſtes und Fleißes werden mit Stillſchweigen übergangen, bis endlich nach Jahrhunderten vielleicht ein großes Reſultat dieſer verborgenen Thätigkeit mit einem Mahl unſer Auge überraſcht. Wie lehrreich würde es nicht ſein, wenn wir ein ausführliches Gemählde davon hätten, wie Frankreich und Spanien durch Colonien und den Einfluß des herrſchenden Hauptlandes in kurzer Zeit ſo ganz römiſch geworden iſt, als es ſelbſt die Sprachen jener Länder beweiſen. Nur die Art, wie zu neuerer Zeit in Mexiko und Peru auch nach einem blutigen und faſt vertilgendem Krieg gegen die Urbewohner, durch ſtete Einwanderungen aus dem Mutterlande, ein wahrhaftes Neu-Spanien, ſpaniſch in Sprache, Sitten und Stammesart, blühender vielleicht als das Mutterland, entſtanden iſt, läßt ſich damit vergleichen. Die ſteten Bürgerkriege der Römer, die Verfolgungen unter den Kaiſern, mochten dazu beitragen, daß viele die Ruhe der Provinz, und den ſichern Gewinn der Landwirthſchaft oder des Verkehres in kleinen Städten, dem gefährlichen Gewirre der Hauptſtadt vorziehend, Italien verließen, und ſich in jenen neurömiſchen Ländern anſiedelten.

Gegen die Deutſchen ſchwankten die Römer zwiſchen ihren beiden verſchiedenen Kriegsſyſtemen. Anfangs mochte die Hoffnung und die Abſicht ſeyn, die Deutſchen zu unterjochen, ja zu vertilgen, wie die Gallier, wenigſtens ihre Verfaſſung, Sitten und Sprache, kurz das, was ſie zu Deutſchen machte. Bald aber, ſchon unter Auguſtus, ganz entſchieden unter Tiberius, ward es anerkannter römiſcher Staatsgrundſatz: man ſolle die Deutſchen nicht durch ſtete Angriffe zum Krieg reitzen, ſondern nur die Uneinigkeit unter ihnen erhalten und vermehren, ſich eine Partei im Lande machen, einzelne Mächtige durch Ertheilung von Ehrenwürden, durch den Aufenthalt in der Hauptſtadt und den Genuß ihrer Verführungen zu gewinnen und zu entnerven ſuchen.

Als der wichtigſte und größte Charakter des ganzen germaniſchen Zeitalters erſcheint Herrmann; vielleicht weil wir ihn, Dank ſey es der Meiſterhand des großen Römers, der ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte, beſſer und vollſtändiger kennen, als jeden andern Helden dieſes Zeitalters, aber auch deswegen, weil wir die innere Beſchaffenheit und das höchſte Streben dieſer ganzen Zeit, in ihm am deutlichſten ausgedrückt ſehen; wie ſchwer nähmlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hinderniſſe der Held des Vaterlandes bei ſeinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Geſinnung endlich es war und es ſeyn mußte, durch welche es ihm dennoch gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Ausſaat großer Anſtrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern ſeines Volks einer glücklichern Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in ſeiner Hand zuerſt vereinigt war, wandte Auguſtus vornähmlich gegen die Deutſchen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Gränze feſtzuſetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germaniſche Völker unter römiſche Botmäßigkeit. Weniger glücklich waren ſeine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwiſchen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römiſch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römiſche Geſetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, ſo erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Hermann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entſcheidenden Augenblick die raſche und vollſtändige Ausführung zu bewundern iſt.

Herrmanns Haus war vom Auguſtus begünſtigt worden, er ſelbſt hatte als Anführer der cheruskiſchen Völker im römiſchen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunſt der Römer, ihre Sprache und Bildung; ſeine Geſinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, ſondern allein die klare Überzeugung von dem, was Teutſchland heilſam und zur Rettung nothwendig ſei, hat ſeinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er ſich beſonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner der ſeiner würdig war. Es drang derſelbe mit einer großen Übermacht wohl in das innere Teutſchland vor, rühmte ſich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer ſtand Herrmann wieder ſchlagfertig da, und es endigten ſich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer ſtets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geſtändniſſe des Geſchichtſchreibers von der Größe des Verluſtes, und daß Herrmann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege beſiegt worden ſei.

Teutſchland blieb von dieſer Seite frei; indeſſen war der Kampf ſchwer geweſen, ein Theil des Landes verwüſtet worden. Herrmann hatte eingeſehen, woran es eigentlich, um den Römern ſicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche; an einem allgemeinen Verein und feſtem Zuſammenhalten der verſchiedenen deutſchen Völker. So entſpann ſich der Krieg gegen Marbod, den König im ſüdlichen Deutſchland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgültig geblieben war. Marbods den römiſchen Sitten nachgebildete Herrſcherweiſe war verhaßt; er mußte fliehen, und beſchloß ſein Leben, es von römiſchen Wohlthaten friſtend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Herrmann ſpäterhin des Strebens nach der Alleinherrſchaft beſchuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürſten fiel; ſo dürfen wir nach dem Gehalt und Geiſt ſeines Lebens wohl vorausſetzen, daß er nicht für ſich mehr, als Rechtens war, begehrte, ſondern vielmehr, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutſchen Nation, weil er durch Erfahrung geſehn hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünſchte, und daß wahrſcheinlich eben darin ſeine große Abſicht verkannt ward.

Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauſcht, nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glücks folgen, ſondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren

Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Übermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in ſteter Anſtrengung und Entſagung aufopfern. Sein eigner und ſeiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der ſeine, Flavius, deſſen deutſcher Nahme ſich nicht erhalten hat, trug ſelbſt die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde eines römiſchen Prieſterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in ſeiner Geſinnung zwiſchen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beſchämt die trügeriſchen Ehrenzeichen der Fremdlinge von ſich, als Herrmann Deutſchland befreit hatte; ſpäter doch dem Segeſt auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unverſöhnlich Segeſt, der Vater ſeiner Gemahlinn. Selbſt der Oheim, der ſo lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm ſeiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wiſſen, den Triumphzug des ſtolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterſte zum Lohn entſchiedener allgemeiner Undank des eignen Volks! Einer der deutſchen Fürſten ſandte ſogar Bothſchaft an den Kaiſer Tiber, daß er ihm Gift, damahls in Deutſchland noch unbekannt, ſenden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbſt Tiber beantwortete dieſes Anſinnen, zu dem ein deutſcher Fürſt ſich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erſt nach ſeinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermeßnen großen Wirkungen, mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutſchen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloſchen war, den Ruhm des Helden in vielgeſungnen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländiſchen Geſchichtſchreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutſchen Nation und ihrer Unabhängigkeit, iſt er auch als der Anfang und Begründer der geſammten neuern Geſchichte, der freien europäiſchen Verfaſſung und Bildung anzuſehn; denn ohne ihn, ohne ſeine Thaten und ſeine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und ſo darf man ſagen, daß Herrmanns kurzes, mühſeliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeſchichte eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäſars blutige Siege.

Der erſte unſerer vaterländiſchen Dichter hat unſerm Helden ein ſchönes Denkmahl, in einer Reihe von dramatiſchen Darſtellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieſes Dichterwerk nicht nur wegen ſeiner vaterländiſchen Geſinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopſtockſchen Werke unterſcheidet, ſondern durch viele einzelne große und rührende Züge. Nur in einer Eigenſchaft iſt es ſonderbar; es iſt dieſe Verherrlichung des Erſten aller deutſchen Helden, mehr mit dem Geiſt und in dem künſtlich gedrungenen, ſcharfen, ſentenzenreichen Styl des Seneca, oder überhaupt eines Römers geſchrieben, als mit der kunſtloſen Freude und Liebe, die uns zu Herrmanns Deutſchen, und in die Einfalt der damahligen Zeit zurückführen könnte.

Nach Herrmann nimmt der große bataviſche Aufſtand unter Civilis in den römiſchen Geſchichtsbüchern eine wichtige Stelle ein. Der Ausgang dieſes merkwürdigen Volkskrieges, deſſen eigentliche Seele die begeiſterte Seherinn Velleda war, iſt nicht ganz bekannt. Gewiß iſt, daß die bataviſchen Völker, wenn gleich unter römiſcher Oberherrſchaft, die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprache behaupteten, daß ſie Deutſche blieben. Eben dieß iſt von den Völkern ſüdlich der Donau im alten Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien, theils gewiß, theils wahrſcheinlich. Eben dadurch blieben die Deutſchen im Ganzen unüberwunden, daß ſie, obwohl ſie von den Römern manches lernten, dennoch treu und ſtandhaft

Veranlaſſung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß dieſe Darſtellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfniſſen des komiſchen Ideals weiter ausbildete. Es iſt nicht immer leicht, dieſe reichhaltigſte Quelle der attiſchen Sittengeſchichte zu gebrauchen, und die ſehr in einander laufende Grenze des Wirklichen und des Erdichteten im Ariſtophanes mit Beſtimmtheit und Sicherheit unterſcheiden zu können.

Jene Geſetze waren freylich nichts anders als Linderungsmittel, wie ſchon ihre Wiederhohlung beweiſt, konnten nichts anders ſeyn, da eine Verbeſſerung und Abhülfe in den einmahl herrſchenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in ſpätern Zeiten keine ſolche Thatſache mehr angeführt, wie die obige beym Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nämlich, „die weibliche Cenſur, iſt wie Ariſtoteles ſagt, nur in Ariſtokratien, in Demokratien aber ſo wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Cenſor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erſcheinen 68)?" Ich verſtehe dieſes nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geſchäften, denn es wäre ungereimt, dieſes zu verbieten, und ohnehin verrichteten es meiſtentheils männliche Sklaven, ſondern von einem öffentlichen Erſcheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war 69). Wie konnte der Cenſor

---

68) Aristot. Polit. lib. IV, cap. 15. 69) Barthelemy tom. II. p. 99. hat alſo die Stelle des Ariſtoteles, wie das Geſetz des Solon, wohl mißverſtanden.

bei der vaterländiſchen Sitte, Sprache und wo ſie konnten, auch bei der alten Verfaſſung blieben. In einzelnen Schlachten wurden ſie durch die überlegene Kriegskunſt der Römer oft beſiegt. Tief in das Innere von Deutſchland drangen manche Kaiſer ein, am dauerndſten unter Trajan, wo auch das Land zwiſchen dem Main und der Donau römiſch ward; dieſe Zeit war vielleicht die gefahrvollſte für deutſche Freiheit. Caligula, Domitian hatten, um doch das Schauſpiel eines germaniſchen Triumphs geben zu können, andere Gefangene deutſch kleiden, ihnen nach deutſcher Art die Haare wachſen und ſogar roth färben laſſen, weil der gemeine Römer ſich den Deutſchen nun einmahl nicht anders als mit rothem Haar denken konnte. Trajan bedurfte dieſer kindiſchen Künſte nicht, er mochte im Ernſt germaniſche Triumphe feiern. Wichtig in Beziehung auf Deutſchland war auch Trajans große Eroberung im Nord-Oſten, da er ganz Dacien zur Provinz machte und durch eine zahlreiche Colonie zu ſichern ſtrebte, aus welcher Vermiſchung römiſcher Soldaten und Anſiedler mit den alten Eingebornen, die Nation der Wallachen, welche ſich ſelbſt Römer nennen, ein noch lebendes Denkmahl geblieben iſt. — Iſt es doch, als hätte Trajan vorausgeſehen, von woher die deutſchen Völker am gefährlichſten eindringen, von woher dem römiſchen Reich der Untergang kommen würde.

Nach ihm war der wichtigſte und entſcheidendſte deutſche Krieg der ſogenannte Markomanniſche, längſt der ganzen ſüdlichen Donaugränze, unter Marc Aurel. In dieſem Kriege drangen die Deutſchen bis Aquileja vor, und da endlich Friede ward, konnten die Quaden, Bewohner des jetzigen Oeſterreich, funfzig tauſend Gefangene an die Römer zurück geben. Das Übergewicht der Deutſchen war jetzt entſchieden, und der Untergang des römiſchen Reichs leicht vorher zu ſehen. Schon Cäſar ſiegte durch Deutſche, Auguſtus bildete ſeine Leibwache aus ihnen. alle nachfolgenden Kaiſer ſuchten der Deutſchen immer mehr in ihrem Kriegsheere zu haben. Von dieſer Epoche unter Marc Aurel an, wird der deutſche Einfluß im Heere und im Staat mit jeder Regierung ſtets ſichtbarer, ſo wie die Abhängigkeit der Römer mit jedem neuen Friedensſchluß. Immer mehr deutſche Nahmen finden wir unter den Gewalthabern, die ſich in einzelnen Provinzen aufwarfen, oder unter den höchſten Staatsbeamten, welche die Kaiſer anordneten. Zahlreiche deutſche Colonieen wurden von mehreren ganz verſchiedenen Zeiten, noch vor Conſtantin, im römiſchen Reich aufgenommen; immer fühlbarer zeigt ſich das Bedürfniß einer großen Veränderung; zuſehend mächtiger wird die deutſche Partei im römiſchen Reiche, denn das iſt die für das wahre Verhältniß eigentlich paſſende Benennung; bis endlich ganze Provinzen, ganze Claſſen des Reichs, die höchſten Staatsbeamten und oft die Kaiſer ſelbſt die Deutſchen herbeiriefen, ſie aufforderten, das nun ganz auszuführen, was ſchon ſo lange vorbereitet war.

Der Untergang Roms iſt nicht durch die vielen ſchlechten Kaiſer verurſacht worden; er war an ſich unvermeidlich. Das römiſche Reich hatte vom Anfang an, weder eine Verfaſſung noch eine feſte Grundlage in den Gemüthern der Menſchen. — Keine Verfaſſung; — wohl war im alten republikaniſchen Rom die Vertheilung der Staatskraft unter Patricier, Volk und Ritter, Conſuln, Senat und Tribunen, von der Art, daß durch eine ſtarke Hand wieder hergeſtellt und neu belebt dadurch für die Stadt, allenfalls auch für ein beſchränktes Land von einer Nation, etwa für Italien eine wahrhafte und angemeſſene Verfaſſung hätte können gebildet werden; aber wie, als nun dieſe alte Form der einen, zur Weltherrſcherinn gewordenen Stadt, dem ganzen aus vielen verſchiedenen Ländern und Nationen beſtehenden Reiche angepaßt werden ſollte? Zwar dehnte man die Vorrechte des Römers früh ſchon auf Einzelne unter den abhängigen Völkern aus; aber wenn hier ein deutſcher Fürſtenſohn mit der Würde eines römiſchen Ritters bekleidet ward, dort ein Syrer oder Ägypter die Vorrechte eines römiſchen Bürgers erhielt, ſo entſtand dadurch doch keine wahre Einheit unter ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen. Eine ſchwache Nachbildung bloß der äußern Form blieb es.

wenn viele der bedeutenden Städte der Provinzen, im Kleinen ganz wie Rom eingerichtet, ihnen ein Senat, ein Kapitol, Theater und Naumachien gegeben wurden. War doch der alte Senat in der Hauptſtadt ſelbſt nichts mehr, als ein kraftloſer Schatten erloſchner großer Erinnerung! Auch das war fruchtlos, als man das römiſche Bürgerrecht auf ganz Italien und endlich auf das ganze Reich ausdehnte; denn es ward dadurch dennoch weder ein wahrhafter Bürgerſtand noch ein gemeinſamer Adel des ganzen Reichs hervorgebracht, der als ein ſichtbarer und thätiger Theil der Volkskraft, ein Träger und Band des Throns, und ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Kaiſers hätte ſeyn mögen. Alles blieb dem durch nichts geordneten, und mit dem Willen des Volks verbundenen Willen des Einzigen anheim geſtellt, oder im noch ſchlimmern Falle, den Launen des, den Alleinherrſcher wieder beherrſchenden Kriegsheers, welches zuletzt als die einzige wahre Staatskraft übrig blieb. So konnte Rom zu keiner Verfaſſung kommen, als Monarchie noch eben ſo tumultuariſch, wie es die Republik geweſen war.

Der Mangel einer feſten Grundlage zeigte ſich vorzüglich in dem Sittenverderbniß und in der Religion, oder vielmehr in dem Mangel derſelben. Schon in der letzten Zeit der Republik hatte ſich mit dem einreißenden Luxus und der plötzlichen Sittenveränderung, wie das immer zu geſchehen pflegt, ein allgemeiner

Geiſt des Unglaubens, der Gleichgültigkeit, und der Verſpottung der alten Gebräuche offenbart. Die Einführung der griechiſchen Philoſophie trug viel dazu bei; vorzüglich war es die, einem gebildeten Lebensgenuß, einer verfeinerten Selbſtſucht wohl ſchmeichelnde, im Grunde aber jeden Glauben an Gott und Sittlichkeit untergrabende Lehre des Epikur, welche anfangs allgemeinen Beifall und zahlloſe Anhänger fand. — Kaiſer Auguſtus fühlte das Übel und deſſen Quelle wohl; ſeine ganze Staats-Einrichtung und Wirkſamkeit war darauf gerichtet, die alten Sitten und Geſetze wieder herzuſtellen und den Volksglauben aufrecht zu erhalten. Dieſes letzte aber war zu ſpät; der Grund, warum es nicht gelingen konnte, lag in der Beſchaffenheit des römiſchen Volksglaubens ſelbſt. Ein jeder Glaube, welcher auf der Anerkennung des einzigen Gottes beruht, kann, wenn auch Vernachläſſigung der Sitten und der Erziehung, Uneinigkeit und ſelbſt allgemeine Gleichgültigkeit, noch ſo ſehr eingeriſſen ſind, wieder hergeſtellt werden, ſobald ſich eine ſtarke Hand findet, die dazu berufen iſt, denn es iſt ein feſter Punct gegeben, auf den man zurück gehen kann, eine weſentliche ſichre Grundlage, die nach Abſondrung alles Vergänglichen übrig bleibt. Die Götterlehre der Griechen und Römer war in ſich unzuſammenhängend, ohne Einheit und feſten Grund, zu auffallend fabelhaft, und zu ſehr bloß ein Werk der Einbildungskraft, als daß es möglich geweſen ſeyn ſollte, ſie wieder herzuſtellen, nachdem das Gefühl dieſer Schwäche einmahl allgemein geworden war. Auguſtus ſuchte den Götterdienſt wieder mit dem Staate in die genaueſte und innigſte Verbindung zu ſetzen; aber wenn ein Nero mit den höchſten prieſterlichen Würden bekleidet war, wenn ein Divus Tiberius, oder Divus Caligula nach ihrem Ableben göttlich verehrt werden ſollten; ſo konnte dieß weder den Göttern ihre ehemahlige Würde, noch den Menſchen die alte Tugend und den verlohrnen Glauben wiedergeben. — Wäre irgend ein Mann im Stande geweſen, altrömiſche Kraft und ſtrenge Größe wieder herzuſtellen, ſo war es Trajan; da er es nicht vermochte, ſo müſſen wir glauben, daß es überhaupt zu ſpät war. Sein tiefdenkender Nachfolger, Kaiſer Hadrian, ſcheint die Quelle des Übels vorzüglich im Geiſte geſucht zu haben, in dem Mangel an Einheit, welcher die Denkart und die Bildung der verſchiedenen Nationen des römiſchen Reichs trennte. Von dieſem Zeitraume fing der griechiſche Geiſt in der Literatur und Wiſſenſchaft wieder an ſein natürliches Übergewicht zu behaupten. Hadrians Hauptgedanke mag geweſen ſeyn, die Kenntniſſe und den Geſchmack aller der gebildetſten Nationen des Reichs, ſelbſt die Ägypter nicht ausgeſchloſſen, in Eins zu verſchmelzen, und dadurch den ſinkenden Geiſt der römiſchen Welt neu zu beleben und zu befruchten; auch dieß konnte nur ein vorübergehender Verſuch bleiben. Die Antonine ergriffen noch ein anderes Mittel der Rettung; die ſtoiſche Philoſophie ſollte jetzt den unaufhaltſam ſinkenden Volksglauben ſtützen oder erſetzen; ſie ward auf alle Weiſe begünſtigt, verbreitet und recht als Staatsangelegenheit betrieben. Auch hat ſie dem Staat und der Menſchheit unſtreitig große Männer gegeben; aber andrer Gebrechen nicht zu gedenken, ſo konnte dieſe ſchwer verſtändliche Wiſſenſchaft nie für alle ſeyn, nie Volksglaube werden.

Dieſer Mangel ward durch das Chriſtenthum erſetzt; in der erhabenen Philoſophie und Sittenlehre deſſelben fanden viele Männer, die mit der ganzen Bildung der Griechen und Römer bekannt waren, eine Befriedigung, die weder Plato, noch die Stoa ihnen gegeben hatte; aber dieſe Befriedigung war kein ausſchließendes, dem übrigen Volke unzugängliches Vorrecht einiger Philoſophen. Das Chriſtenthum war zugleich Philoſophie, und dennoch weil es nicht auf eine, ſondern auf alle Seelenkräfte wirkte, jedem zugänglich, und von gleicher Wirkung auf alle Stände. Ungeachtet der angeſtrengten Gegenwirkung trat daher das Chriſtenthum immer mehr an die Stelle des alten, vor ihm allmählig zurückweichenden und verſchwindenden Götterdienſtes der Fantaſie. Den römiſchen Staat hat aber der chriſtliche Glaube dennoch nicht retten können, auch nachdem er allgemein und herrſchend geworden war. Es konnte ſehr befremden, daß dieſe Lehre, welche unläugbar ſo vielen Einzelnen zu den größten Aufopferungen oder zu der noch ſchwerern Befolgung der ſtrengſten Geſetze die Kraft gab, auf den Staat nichts gewirkt hat. Die Urſache war, daß ſelbſt unter den chriſtlichen Kaiſern die Religion, einige Abſchnitte und Geſetze des Privatrechts ausgenommen, auf die eigentliche Staatseinrichtung und Verfaſſung, oder vielmehr Unverfaſſung, gar keinen Einfluß hatte. Es blieb hier alles, wie es war; auch würde es eine große Kraft und tiefen Geiſt erfordert haben, eine neue, den reinern Begriffen von Gott und dem Menſchen angemeſſene Staatsverfaſſung zu erſchaffen, zu welcher die nothwendigſten Bedingungen fehlten. Selbſt das am leichteſten ſich darbietende Mittel, durch die Vermittlung und den Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk zu wirken und die öffentliche Meinung und den Willen des Volks mit den Abſichten des Herrſchers in Verbindung zu bringen, ward wenigſtens im abendländiſchen Kaiſerthume verabſäumt. Daß im griechiſchen Kaiſerthume wenigſtens einige Verbindung zwiſchen dem Staate und der Geiſtlichkeit Statt fand, iſt, nebſt der günſtigern Naturlage gegen die deutſchen Völker, einer von den hauptſächlichen Gründen, weßhalb das griechiſche Reich eine obgleich ſchwache, doch ungleich längere Dauer erlebte. —

Die Gothen waren die erſten, welche das römiſche Reich von Nord-Oſten aus in Beſitz nahmen; grade von daher, wo Trajans Eroberungen und große Colonieen die Gränze zu ſchützen beſtimmt ſchienen. Es geſchah die Einwanderung der deutſchen Völker in das abendländiſche Kaiſerthum vorzüglich in zwei Richtungen, von zwei verſchiedenen Puncten aus. Die erſte Einwanderung war die der Gothen und aller ihnen verwandten Völker, welche von Oſten her die ſüdlichen Länder des Reichs, Italien, das mittägliche Gallien, Spanien und die atlantiſche Küſte traf. Die andere aus dem nordweſtlichen Deutſchland, da die Franken und Sachſen das nördliche Gallien und das ſüdliche Britannien in Beſitz nahmen. Wir betrachten erſt in Kürze die gothiſchen Eroberungen und Reiche, dann die fränkiſchen.

Daß die Gothen, ein großes deutſches Urvolk, aus Schweden gekommen ſeyen, wo noch einige Länder dieſes Reichs ihren Nahmen tragen, das gehört keinesweges zu den unbezweifelten hiſtoriſchen Wahrheiten. Gewiß iſt es, daß die Gothen aus den nordöſtlichſten Wohnſitzen der Deutſchen, vom Ufer des baltiſchen Meeres aus, ſich in die ſüdlichen Wohnſitze, wo wir ſie nachher finden, verbreitet haben. Die Urſache der Auswanderung mag daſſelbe durch anwachſende Bevölkerung verurſachte Bedürfniß, wie bei allen frühern Auswanderungen, geweſen ſeyn. Daß die Richtung der erobernden Anſiedler nicht mehr nach Weſten, oder grade nach Süden auf Gallien und Italien zuging, ſondern ſüdöſtlich, davon läßt ſich der Grund in der ſtarken Verwahrung der römiſchen Rhein- und Donaugränze finden. Hier lag der Kern des Heers, und eine fortgehende Kette von Feſtungen bildete mit jenem zuſammen ein Bollwerk, welches unüberſteiglich in den Zeiten des noch mächtigen Kaiſerthums, ſelbſt in denen des Verfalls, noch mit Anſtrengung unterhalten ward. In den ſüdöſtlichen Gegenden ſtießen die Gothen dagegen zuerſt nur auf kleine Nationen, die mit ihnen zum Theil ſchon von ältern Zeiten her verbunden ſeyn mochten, oder über die ſie doch leicht das Übergewicht behaupten konnten. Schon zwei hundert Jahre nach Chriſto waren ſie weit verbreitet in dieſen ſüdöſtlichen Gegenden, und im vierten Jahrhundert unter Ermanarich erſtreckte ſich das große gothiſche Reich vom ſchwarzen Meere, von dem Ausfluß der Donau, ganz Dacien und Sarmatien, nebſt der Krimm umfaſſend, öſtlich bis an die Nordſeite des Kaukaſus, und nach dem äußerſten Norden zu, bis an die Ufer des baltiſchen Meeres. Wenn die Gothen auch nicht unmittelbar aus Schweden hergekommen und ausgewandert ſind, ſo iſt doch ihr Zuſammenhang mit dieſem äußerſten Norden, ſelbſt bis nach Schweden, durch mehrere einzelne Thatſachen, außer Zweifel. Auch tief in das die arme Menge mit Geld ſtrafen? Daher denn auch das Geſetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar ſeyn mochte. Mit Leibesſtrafe aber konnte er Freye nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie beſtimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Geſetzgeber, was Ehre und Schande bringen ſoll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfremdung von der Geſellſchaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen geſichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beyden Geſchlechter noch mehr befeſtigt und beſtätigt. Das einzige Mittel, das Übel von Grund aus zu heben, wäre geweſen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu laſſen, und dennoch die entgegengeſetzten Fehler zu vermeiden. Dieſes Mittel zu gebrauchen, ſtand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den atheniſchen Begriffen widerſprach. Er verzweifelte ſchon ſo gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die ſtrengen Geſetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu beſtätigen. Man darf überhaupt nicht vergeſſen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Geſetze zu erdenken, ſondern nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren beſten Ausdruck zu finden, wenn man die Soloniſche Geſetzgebung, als das höchſte Kunſtwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechiſche Geiſt in den damahligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es ſich finden ſollte, daß innere Deutſchland erſtreckte ſich die Herrſchaft und der Einfluß dieſer Nation; vornähmlich der ſüdöſtliche Theil deſſelben ward jetzt gothiſch, wenn er es nicht zum Theil ſchon früher war. — Im jetzigen Oeſterreich, an der Donau von Wien bis Paſſau, war das Rugiland, ſo benannt von dem gothiſchen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker, von einem berühmten chriſtlichen Biſchof dazu ermahnt, nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang ſchon aufgehobenen römiſchen Herrſchaft endlich auch dem Nahmen nach ein Ende zu machen und ein gothiſch deutſches Kaiſerthum an deſſen Stelle zu ſetzen. Dieſe gothiſchen Bewohner Oeſterreichs haben unſtreitig auf die beſondre Stammesart viel Einfluß gehabt, und man darf nicht bezweiflen, daß dieſe deutſche Nation ihrer erſten Grundlage nach, zum größern Theil von gothiſcher Abkunft ſei.

Wie nun das große gothiſche Reich am ſchwarzen Meere in zwei Reiche getheilt, wie der mehr als hundertjährige Hermanarich von den einbrechenden Hunnen beſiegt, wie dieſe dann mit den Oſtgothen ein verbündetes Volk geworden, wie Alarich etwas mehr als vierhundert Jahre nach Chriſtus Rom erobert, wie durch ſtammverwandte Völker der Gothen, ein burgundiſches Reich im öſtlichen Gallien, ein weſtgothiſches im weſtlichen Gallien und Spanien, ein vandaliſches Reich in Africa entſtanden, wie Attila unter Gothen erzogen, und meiſtens mit gothiſch deutſchen Völkern ſeine Siege erkämpfend, Gallien und Italien mit ungeheuern Kriegsheeren geſchreckt; wie der große Theodorich ſpäter ruhmvoll und weiſe, gleich den beſten der römiſchen Cäſaren über Italien geherrſcht, davon iſt die Geſchichte zwar an ſich merkwürdig; da aber alle dieſe Reiche doch ſchnell wieder untergegangen, ſind dieſe Begebenheiten für das Ganze nicht ſo folgenreich, als einige nothwendige Bemerkungen über den Charakter der gothiſchen Nation, und über das Verhältniß ihrer Eroberungen und ihrer Herrſchaft, zur Menſchheit und zu den Fortſchritten oder Rückſchritten der Bildung.

Vierte und fünfte Vorleſung.

Daß Rom ſelbſt ſo wie viele der Provinzen bei dem Einbruch der gothiſchen Völker, den Eroberungen des Alarich, noch mehr aber bei den Heereszügen des Attila, viel von den Übeln gelitten, die jeder Krieg mit ſich führt, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenn man aber deßfalls die deutſchen Eroberer beſchuldigt, die Cultur der alten Welt zerſtört zu haben, ſo iſt dieſer Vorwurf nicht bloß übertrieben, ſondern ungegründet und unrichtig. Auch lauten die Beſchreibungen von den damahligen mit der erſten Erſchütterung verbundenen Kriegsübeln ganz verſchieden bei den neuern Darſtellern, deren Einbildungskraft einmahl von der Vorſtellung einer allgemeinen Verwüſtung und Zerſtörung erfüllt iſt, und wenn wir die gleichzeitigen Quellen und Augenzeugen ſelbſt leſen. Viele derſelben, beſonders einige der erſten chriſtlichen Schriftſteller urtheilen ſogar ſehr günſtig über die Deutſchen, über ihre ſchonende Art den Krieg zu führen und ihre

Gerechtigkeitsliebe. Man darf nach dieſen Urtheilen und nach andern Zügen vorausſetzen, daß die deutſche Partei im römiſchen Reiche unter den Chriſten beſonders ſtark war. Die gegenſeitige Abneigung der Heiden und der Chriſten erwachte überhaupt bei der großen Veränderung mit neuer Stärke. Die Heiden glaubten die Urſache von Roms Fall einzig darin zu finden, daß man die alten Götter verlaſſen, ihnen ſeit geraumer Zeit nicht mehr geopfert habe. Die Chriſten hingegen führten die ſchonende Weiſe der damahligen Kriege, im Vergleich mit den alten, als einen Beweis von den wohlthätigen Wirkungen des Chriſtenthums an, da auch die Gothen damahls Chriſten waren.

Die Gothen zeigen ſich überhaupt gleich bei ihrer erſten Erſcheinung nicht bloß als ein tapfres und ſiegreiches Volk, ſondern auch auffallend gebildeter, als die früher bekannten germaniſchen Völker an der altrömiſchen Rheingränze es ſelbſt damahls noch waren. Mit Recht darf die Empfänglichkeit der Gothen für die Lehren des Chriſtenthums, die ſchnelle Ausbreitung deſſelben bei ihnen als ein Beweis dieſer höhern Bildung und Bildungsfähigkeit angeführt werden. Denn es ward das Chriſtenthum bei ihnen nicht, wie ſpäter mit andern deutſchen Völkern geſchehen iſt, durch Gewalt eingeführt, oder durch den plötzlichen Übertritt eines Herrſchers, deſſen Beiſpiel alsdann die ganze Nation mit ſich fortriß; ſondern es wurde der Glaube auf dem Wege bei ihnen verbreitet, wie es von Anfang geſchehen war und immer hätte geſchehen ſollen; durch Miſſionen und durch die Wirkung der Lehre. Wie ſich das Chriſtenthum bei allen gothiſchen Völkern in kurzer Zeit ſo allgemein verbreitet habe, davon kennen wir eben ſo wenig die einzelnen Umſtände als wir von Stufe zu Stufe wiſſen, wie ihr großes Reich am ſchwarzen Meere entſtanden ſei. Nicht bloß diejenigen gothiſchen Völker, welche ſich im römiſchen Reiche niederließen, waren Chriſten, ſondern auch die, welche das jetzige Oeſterreich bewohnten, und ſelbſt bei den Thüringern, der letzten gothiſchen Nation nach dem innern nordweſtlichen Deutſchlande zu, war das Chriſtenthum ſchon in dieſem Zeitraume wo nicht allgemein eingeführt, doch bekannt und verbreitet, während im Norden von Deutſchland die Sachſen noch mehrere Jahrhunderte denſelben entfremdet und abgeneigt blieben. Es iſt dieſe allgemeine und ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums bei allen gothiſchen Völkern auch ein Beweis von dem innern Verkehr unter ihnen, von einem nicht unwirkſamen allgemeinen Nationalzuſammenhange des geſammten gothiſchen Stammes.

Den Einfluß des Chriſtenthums auf das Verhältniß der Völker wird ein Beiſpiel am beſten erläutern, welches uns zugleich in die Sitten jener Zeit verſetzen kann. Als Roms Thore den Heeren des Alarich geöffnet wurden, die Gothen nun einrückten, das Kriegsvolk ſich in der Stadt zerſtreute, einige zu rauben anfingen, da fand ein Krieger bei einer chriſtlichen Frau ſilberne und goldene Gefäße. Sie ſagte ihm, es gehören dieſelben dem heil. Apoſtel Petrus, man habe ſie ihr für die Kirche aufzubewahren gegeben; er ſolle nun thun, was ihm gut dünke. Der Gothe meldete es dem Könige. Alarich ſchickte ſogleich hin, um die köſtlichen Gefäße zu ſichern und ließ dieſelben feierlich in die Baſilika zurückführen. Die chriſtlichen Römer, erfreut über dieſen Beweis von Schonung, begleiteten den Zug und ſtimmten die bei ſolchen feſtlichen Aufzügen gebräuchlichen geiſtlichen Hymnen an. Auch Heiden folgten, um deſto eher Sicherheit zu finden Die gothiſchen Krieger, erſtaunt über das unerwartete Schauſpiel, geſellten ſich mit dazu und ſo verbreitete der gemeinſchaftliche Glaube Gefühle des Friedens und ſetzte der Wuth des Krieges ein Ziel.

Allerdings ſind manche Urtheile der Zeitgenoſſen über einzelne deutſche Völker ungünſtiger, ſchildern die damahligen Kriegsübel mit härteren Farben. Indeſſen wird man aus jener Zeit der Völkerwanderung, die wir uns als eine Epoche fortgehender Verwüſtung denken, ſchwer auch nur eine Thatſache aus den Quellen anführen können, welche ſich an eigentlicher wahrhaft ſo zu nennender Barbarey vergleichen ließe mit der planmäßigen Grauſamkeit und Zerſtörung, deren ſich die Römer gegen Tarent und Karthago, zu Korinth auch mit Verſchleuderung der ſchönſten alten Denkmahle und Kunſtwerke und in noch wie vielen andern der herrlichſten Städte des Alterthums ſchuldig machten; in Zeiten, die wir als gebildet, und verhältnißmäßig als die blühenden und beſten des alten Rom anſehen! Unſtreitig ſind während der gothiſchen Kriege manche Denkmahle der Kunſt zu Grunde gegangen. Daſſelbe war ſchon früher geſchehen bei innerlichen Unruhen unter den Kaiſern und auch zur Zeit der Republik, ehe noch an eine Eroberung der Deutſchen gedacht ward. Es iſt dieß bei der zu jeder Zeit auch der gebildetſten unter der Menge herrſchenden Unkenntniß dieſer Gegenſtande, eine unvermeidliche Wirkung eines jeden Krieges, daß nicht alle Denkmahle des Alterthums und der Kunſt ſich ſo, wie wir es wohl wünſchen möchten erhalten können; anderer zerſtörenden Unfälle nicht z gedenken. Es iſt hinreichend bekannt, daß der Untergang vieler alten Kunſtwerke einer ganz ander Zeit und Urſache zuzuſchreiben ſei. Als das Chriſte thum herrſchende Religion ward, als plötzlich vie heidniſche Tempel in chriſtliche Gotteshäuſer verwa delt wurden; da mochte es wohl geſchehn, wie ſ jeder großen noch ſo wohlthätigen Veränderung, v Menſchenhänden ausgeführt, leicht ein falſcher Ei beigeſellt, daß dieß manchen Götterbildniſſen den U tergang brachte, die wir nur als Heiligthümer der ſchönen Kunſt zu betrachten gewohnt ſind, die damahls aber für den großen Haufen der Heiden Gegenſtände einer ganz andern Verehrung, eben darum alſo auch des Abſcheus für die Chriſten waren. Wenn wir übrigens weniger nach einer ausſchließenden Vorliebe für die ſchöne Kunſt urtheilen, als auf das Ganze der menſchlichen Bildung ſehen wollen, ſo werden wir nicht in Abrede ſeyn können, daß die Schriften und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe der Römer die Aufmerkſamkeit der Deutſchen ungleich mehr auf ſich ziehen mußten, als ihre Statuen. Und dieſes thaten ſie auch in hohem Maße. Von dieſer Seite iſt der Vorwurf, daß die Deutſchen die alte Cultur zerſtört haben, beſonders ungerecht und ungegründet. War ja doch der römiſche und griechiſche Geiſt längſt in ſich ſelbſt erloſchen! Wie konnten die Deutſchen zerſtören, was gar nicht mehr vorhanden war? Wo gab es denn damahls noch wahrhaft bedeutende Autoren, wo gab es überhaupt noch eine römiſche Literatur und Gelehrſamkeit, außer bei den großen Kirchenſchriftſtellern des vierten und fünften Jahrhunderts? Es war das ganze Erbtheil der beſſern römiſchen Kenntniſſe und Literatur damahls vorzüglich nur noch bei der chriſtlichen Geiſtlichkeit vorhanden. Die Deutſchen waren ſo entfernt, dieſes Erbgut chriſtlich römiſcher Kenntniſſe und Literatur zu zerſtören oder gering zu ſchätzen, daß ſie es vielmehr mit der größten Verehrung aufnahmen, erhielten, verbreiteten und ſo wie die Zeiten es mit ſich brachten, auch weiter entwickelten. Die Cultur des Bodens, der phyſiſche Wohlſtand des Landes ward durch die Deutſchen ſo wenig zerſtört, daß unter Theoderich der Ackerbau durch die Vorſorge der neuen Regierung ſich ſchnell wieder emporhob, Italien in kurzem keiner Kornzufuhr mehr bedurfte.

Die erwähnte Verſchiedenheit der gleichzeitigen Urtheile über die Eroberungsweiſe, das Verfahren und den Charakter der deutſchen Völker kann uns zuerſt beſtätigen, was ſchon früher bemerkt werden, daß es zwei Parteien im damahligen römiſchen Reiche gab, eine für die Deutſchen günſtig geſinnt, eine andere gegen ſie eingenommen. Außer der ſichtbaren Vorliebe mehrerer chriſtlichen Schriftſteller und überhaupt vieler der angeſehenſten Chriſten, ſcheint aus manchen Umſtänden hervorzugehn, daß man im abendländiſchen Kaiſerthum den Deutſchen nicht ſo abgeneigt war als im griechiſchen Reiche. Man darf dieß vielleicht nicht einzig von dem Einfluß des Stilico herleiten, jenes Deutſchen, welcher beym Anfange der gothiſchen Kriege als erſter Reichsbeamter unter Honorius das Ruder des Staats führte. Es läßt ſich aus dem ältern und vielfachern Handels- und Colonieen-Verkehr erklären; am meiſten aber aus der verſchiedenen Sinnesart der Griechen und Römer. Die Griechen hatten, wie ſchon im Alterthum ſo auch damahls, was Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Feinheit und künſtliche Ausbildung des Geiſtes betrifft, unſtreitig den Vorzug vor den Römern, wie vor allen andern Europäern. Der gemeinere Theil der griechiſchen Nation war auf dieſe Vorzüge, ſelbſt in der beſſern alten Zeit und ungleich mehr noch in der damahligen Entartung ſehr eitel und eingebildet. Sie verachteten und haßten alle Nicht-Griechen um ſo entſchiedner, als ſie ſelbſt immer mehr in Verfall und in eine ſchmähliche Abhängigkeit und Erniedrigung geriethen. Die Römer hingegen waren ſchon früh gelehrt worden, andere ins Leben einwirkende Tugenden und Eigenſchaften höher zu ſchätzen, als alle Spiele eines in der ſinnreichſten Sprache zur äußerſten Schärfe und Feinheit in müßigen Künſten entwickelten Geiſtes. Daher mochten ſie nach ihrer ſchlichteren und ſtrengeren Anſicht vom Leben und vom Werth des Menſchen über die damahligen Deutſchen auch wohl ganz anders und ungleich günſtiger urtheilen als die Griechen.

Man darf den Chriſten, welche den Deutſchen geneigter waren, dieſes nicht als eine unrömiſche Geſinnung und einen Mangel an Vaterlandsliebe anrechnen. Es war nicht die Rede von einer Ausrottung der römiſchen Sitten und Sprache, wie etwa der einzige Attila ſie im Sinne hatte; ſondern bloß von einer ſeit lange als nothwendig erkannten Veränderung in ſeine Geſetze, wo es nur möglich war, der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er wo dies nicht in ſeiner Macht ſtand, durch recht ſinnreiche Züge der ſchlauſten Benutzung und der feinſten Schonung wenigſtens das beſte Gleichgewicht zwiſchen den Geſetzen der Nothdurft und den Foderungen der ſittlichen Vernunft zu erreichen wußte, ſo ſcheint dieſes vielleicht Einigen wenig geſagt, es dürfte aber mehr ſeyn, als ſich von vielen andern Geſetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, ſo ſorgte hingegen der attiſche Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Tochter derer, welche ſich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Koſten erzogen oder ausgeſtattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; ſelbſt jene ausgeſtoßenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen verſagt waren, fanden wenigſtens Duldung. Alles ganz im Geiſte des gerechten und guten Athen, wo die Geſetzesgleichheit einheimiſch war, wo auch der Fremde gegen die ſonſtige Sitte des Alterthums, und ſelbſt der Unfreye ſeine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demoſthenes ſagt, ſogar freyer reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er ſich freuen durfte 70).

Welches die geſetzlichen Urſachen der Eheſcheidung zu Athen geweſen, ob der beyderſeitige oder gar einſeiti-

---

70) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis. —
Plautus in Stich. act. III, scen. 1.

der Staatseinrichtung und Regierung, die immer mehr erſchlaffend ohnehin ſchon faſt aufgehört hatte, ehe noch die deutſche Herrſchaft an ihre Stelle getreten war. Wenn die Chriſten nun hierin, wie es das unſtreitig war, das einzige Heil- und Rettungsmittel des Staats ſahen, und dieſes entſchieden ergriffen, ſo waren ſie darin wohl nicht zu tadeln und in dieſer Hinſicht und in dieſem Sinne mag man es immer zugeben und mit Wahrheit ſagen, daß das Chriſtenthum den Umſturz des römiſchen Reichs begünſtigt habe.

Beſonders aber muß jene Verſchiedenheit in den Urtheilen der Zeitgenoſſen über die Völkerwanderung uns aufmerkſam machen auf die große Verſchiedenheit, welche unter den einzelnen Begebenheiten und Epochen derſelben Statt fand, je nachdem die Umſtände anders waren. Wenig oder nichts litt Rom bei des weſtgothiſchen Königs Alarich Eroberung, wie denn überhaupt unter allen deutſchen Völkern die Weſtgothen den Römern am meiſten geneigt geweſen zu ſeyn ſcheinen, auch in der folgenden Zeit unter Attila und ſonſt es oft mit den Römern ſelbſt gegen andere deutſche Völker hielten. Was ein gleichzeitiger Schriftſteller uns von der Geſinnung des weſtgothiſchen Königs Adolf ſagt, verdient in dieſer Ruckſicht angeführt zu werden. „Er habe," ſagte König Adolf, „ſonſt nach nichts ſo ſehr geſtrebt, als daß das ganze Römerland gothiſch würde und auch ſo benannt ſeyn möchte; ſo daß das Alles nun ein Gothenreich wäre, was bisher das Römerreich geweſen ſei, und er Adolf jetzt das, was ehedem der Kaiſer Auguſtus. Da er aber durch viele Erfahrung ſich überzeugt habe, daß dieſes mit den Gothen auszuführen, wegen ihrer zu großen Freiheitsliebe, unmöglich ſei, das Reich aber doch beſtehen und die Geſetze aufrecht erhalten werden müßten, ſo habe er es ſich nun vorgeſetzt, und wolle ſeinen Ruhm darin ſuchen, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzuſtellen und noch zu vergrößern, damit er bei der Nachwelt, weil er ein anderes Reich an deſſen Stelle zu ſetzen nicht vermocht, doch für den Wiederherſteller des römiſchen Reichs gehalten werden möge." —

Ganz anders aber wie unter Alarich und Adolf war es, als der König der Vandalen in Africa, Geiſerich, Rom einnahm. Er wollte weder Rom noch Italien behaupten und ſich dort anſiedeln; ſeine Abſicht war bloß, den dortigen Feind zu ſchwächen, Beute zu machen und damit heimzukehren; was dem Kriege jederzeit einen ungleich verderblicheren Charakter gibt. Auch war er perſönlich von einer tyranniſchen Gemüthsart, ſo wie ſein Bundesgenoſſe Attila. Die Kriege des letzten mußten um ſo verwüſtender ſeyn, je zahlreicher ſeine unermeßlichen Heere waren; beſonders auch, weil ſie aus vielen verſchiedenen Nationen beſtanden, unter denen mehrere nicht deutſche, wie Attila ſelbſt noch heidniſch, ungleich roher und wenigſtens den Römern fremder waren, als damahls die Deutſchen. Je größer die Heere, je zuſammengeſetzter, je fremder unter ſich die kriegführenden Völker, deſto grauſamer iſt der Krieg, deſto zerſtörender ſeine in jedem Verhältniß drückend bleibenden Folgen. Die Deutſchen aber und die Römer waren ſich damahls nichts weniger als fremd. Seit Jahrhunderten waren ſie durch gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt, durch Handel, Colonieen und Bündniſſe mit einander bekannt und an einander gewöhnt. Wir dürften, wenn wir es auch nicht aus manchen einzelnen Anführungen und Zügen ſchließen könnten, ſchon nach jenem ganzen Verhältniß vorausſetzen, daß viele Deutſche römiſch und viele Römer deutſch verſtanden haben. Schon damahls fing jene Vermiſchung der beiden Sprachen an, von der wir noch jetzt die Wirkung ſehen, indem wir in unſerer Sprache ungefähr eben ſo viel römiſche Worte aufgenommen haben, als auch deutſche Worte in die neu römiſchen, in die italieniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Sprachen gekommen ſind. Selbſt in den äußern Sitten und den Trachten fand eine gewiſſe freie Vermiſchung und gegenſeitige Annahme der Lebensweiſe des andern Theils Statt. Zu der Zeit, als das Reich noch nicht erobert, der deutſche Einfluß aber ſchon ſehr überwiegend war, fingen die Römer an, ſich in deutſchen Trachten zu kleiden. Ein römiſcher Schriftſteller klagt dagegen, daß die Gothen, deren viele damahls die Würde der Senatoren bekleideten, wenn ſie zu Rath ſäßen, zwar die römiſche Toga anlegten, kaum hätten ſie aber die Verſammlung verlaſſen, ſo zögen ſie wieder ihre Pelze an und ſpotteten über die Toga, welche das Schwert zu führen verhindere. Merkwürdig für das Verhältniß der beiden Völker iſt die Äußerung des ſchon angeführten Schriftſtellers, der noch zur Zeit der erſten Erſchütterung, gleich beim Anfang der Völkerwanderung, lebte. „Die Deutſchen,“ ſagt er, „haben alsbald das Schwert bei Seite und Hand an den Pflug gelegt; ſie betrachten und lieben die Römer nun wie Freunde und Bundesgenoſſen, und ſo gibt es auch ſchon manche Römer, die lieber unter den Deutſchen in Freiheit obwohl dürftig leben mögen, als wie ehemahls in ſteter Angſt vor den Erpreſſungen der alten Regierung.“

Wenn aber das Verhältniß der Gothen und der Römer nichts weniger als durchaus und unbedingt feindlich war, ſo ſcheint Attila dagegen von einem ganz beſondern Haß gegen die Römer entflammt geweſen zu ſeyn. Attila's Reich war ſehr groß; wenn wir das ganze weite Donauland, das alte Pannonien und Dacien, nebſt einigen angränzenden Provinzen am ſchwarzen Meere, als den Mittelpunct deſſelben betrachten, ſo erſtreckte es ſich von da aus noch viel weiter nach Oſten bis an das caspiſche, nach Norden bis an das baltiſche Meer, von der perſiſchen Gränze alſo, bis da, wo nur die Oſtſee die deutſche Küſte von Schweden trennt. Wie tief Attila's Einfluß ſich in das innere Deutſchland erſtreckt und über wie viele deutſche Nationen er geherrſcht habe, kann man leicht inne werden, wenn man nur das Verzeichniß ſeines großen Heeres bei der Schlacht in den catalauniſchen Gefilden durchgeht. Wohl ſcheint er einen allgemeinen großen Verein, wo nicht aller deutſchen, doch aller gothiſchen Völker beabſichtigt zu haben. Mit beſonderer Erbitterung focht er gegen diejenigen Deutſchen, die es lieber mit den Römern, als mit dem wilden Eroberer hielten, denn Rom haßte er über alles. Ward ja doch der große Kampf in Gallien faſt nur zwiſchen deutſchen Nationen und Heeren geſchlagen! Hunnen waren der geringſte Theil in Attila's Heere, und die großen Thaten des Aetius und der Römer beſtanden vorzüglich darin, die Zwietracht der für und der gegen den Attila Geſinnten zu erhalten und zuzuſehen, wie ſich die deutſchen Völker in dieſem Zwieſpalt unter einander gegenſeitig aufrieben.

Den Attila haben einige ganz als Wüthrich, ja auch von Perſon als einen ungeſtalteten Kalmyken ſchildern, andre Neuere, willkührlicher Weiſe, weil er das verderbte Rom haßte, einen erhabenen nur für die Gerechtigkeit entflammten Rächer der Menſchheit aus ihm machen wollen. Die freilich ſehr ungünſtige Beſchreibung ſeiner Geſtalt rührt doch von einem Schriftſteller her, der nicht frei iſt vom Verdacht der Parteilichkeit gegen die Hunnen. Wie dem auch ſei, Attila war kein kalt berechnender, planmäßiger Eroberer, ſondern mehr von Launen beherrſcht, grauſam oder unerwartet ſchonend, wie es dieſe mit ſich brachte; dieß beweiſen beſonders die großen Heereszüge nach Gallien und Italien gegen das Ende ſeines Lebens. Er blieb, wie überhaupt die Hunnen, dem Heidenthum ergeben, während die Gothen Chriſten waren, übrigens genoß er eine gothiſche Erziehung. Man denkt ſich den Einfluß der Hunnen überhaupt meiſtens zu überwiegend. Als ſie bei ihrem Einbruch aus Aſien den alten Ermanarich beſiegten, war dieß mehr eine Veränderung der Herrſchaft als des Reichs, das im Ganzen doch ſelbſt unter Attila gothiſch blieb. Raum zur Anſiedlung mochte in jenen Gegenden noch genug ſeyn, und ſo ſehen wir in den erſten beiden Menſchenaltern, nach dem erſten Einbruch bis auf Attila, Hunnen und Gothen da auf dem Fuß der Gleichheit neben einander leben. Der größte Beweis dafür iſt, daß die Oſtgothen ihre eigenen Könige behielten, Ermanarichs und ſeines Bruders Abkömmlinge, aus der alten großen viel beſungenen gothiſchen Heldenfamilie der Amaler; ſelbſt in Attila's Zeit und unter ihm herrſchten drei Brüder aus demſelben Geſchlecht als gemeinſchaftliche Mitkönige. Attila's Gewalt war Folge ſeiner perſönlichen Kraft und Größe. Wir finden nicht, daß ſelbſt unter ihm, Hunnen den Vorzug vor den Gothen gehabt hätten; wir finden mehr deutſche als nicht deutſche Nahmen unter ſeinen Helden, Fürſten und Großen des Reichs. Nach ihm wurde die Nation der Hunnen, die ohnehin nicht zahlreich war, noch von geringerem Einfluß; einige ſeiner Söhne gingen nach Aſien zurück, andere blieben bei und unter den Gothen. Es geſchah auch dieß nicht durch eine allgemeine große blutige Revolution; es trat bloß alles in das natürliche Verhältniß zurück, nachdem der eine wenigſtens durch Kraft und Selbſtſtändigkeit große Mann nicht mehr war, der ſeine Nation bedeutend gemacht hatte. Er ſelbſt blieb in dem einzigen Punct des Glaubens ein Hunne, daß aber auch ſeine Erziehung und Lebensweiſe in allem übrigen mehr gothiſch geweſen ſey, dafür iſt beſonders ein Umſtand entſcheidend. Wir haben das ausdrücklichſte Zeugniß eines Augenzeugen, daß an Attila's Hofe nicht die hunniſche, ſondern die gothiſche Sprache herrſchend geweſen und geredet worden ſey. Wenn alſo der merkwürdige Umſtand angeführt wird: Attila habe die römiſche Sprache ganz ausrotten, dagegen aber die gothiſche allgemein einführen wollen, ſo darf dieß nicht, wie einige neuere ungariſche Schriftſteller es wollen, auf die hunniſche, oder nach der vorausgeſetzten Verwandtſchaft und Einerleiheit der beiden Völker der Hunnen und der Ungarn, gar auf die ungariſche Sprache gedeutet, ſondern es muß ganz buchſtäblich von der gothiſchen oder damahligen deutſchen Sprache verſtanden werden. Zwar verſtand Attila auch die römiſche Sprache, oder vielmehr die in den daſigen Provinzen übliche entartete Mundart, welche die auſoniſche Sprache genannt ward, und während ſein Gezelt von gothiſchen Liedern erſcholl, in denen des Eroberers eigener Ruhm, oder die Thaten der alten Helden beſungen wurden, ſo mußten zu anderer Zeit Poſſenreißer in der italieniſchen oder ſogenannten auſoniſchen Sprache den großen König und ſeinen Hof durch allerhand Scherze und Späße erheitern. Selbſt dieſer Gebrauch der Sprache ſcheint eine gewiſſe Geringſchätzung in ſich zu ſchließen, ſo wie jene widerſinnige Abſicht, die römiſche Sprache gar auszurotten zu wollen, eine Abſicht die nie einer der andern deutſchen Eroberer und Könige gehabt hat, den ganz unbeſchränkten Haß Attila's gegen alles Römiſche, und die ſeltſame Laune, die ihn darin beherrſchte, beſtätigen kann.

Schonender alſo war der Anfang und die erſte Epoche der Völkerwanderung, wenn wir dieſen Nahmen auf das Zeitalter der eigentlichen letzten Erſchütterung des Römerreichs durch die geſammten gothiſchen Eroberungen beſchränken wollen, unter Alarichs und Atalfs den Römern am meiſten befreundeten Weſtgothen. Ungleich zerſtörender und wilder war die mittlere Zeit unter dem Vandalen Geiſerich und Attila; wieder ſehr günſtig für die Cultur aber die letzte Epoche der oſtgothiſchen Herrſchaft in Italien, unter dem großen Theoderich. Die Eroberungen und die Herrſchaft der Gothen war mehr auf Ruhmbegier als auf Habſucht gegründet. Wohl hatten ſie den hohen, ſelbſt in dem äußerſten Verfall noch ſichtbaren Begriff des römiſchen Kaiſerthums gefaßt, ſo wie derſelbe nach der Einführung des Chriſtenthums und unter dem milden Einfluß deſſelben, nun in einen ganz neuen Lichte erſcheinen mußte, als einen großen Völkerbund, der alle gebildete und chriſtlich geſittete Nationen unter der oberſten Lenkung einer allgemeinen kaiſerlichen Schutzherrſchaft, aber doch mit Schonung der Freiheit der einzelnen Nationen umfaſſen ſollte. Dieſer Sinn iſt bei den meiſten gothiſchen Herrſchern unverkennbar; daher ihre Milde, denn wenn der Sinn des Eroberers mehr auf eine erhabene Idee, auf das Ganze, als auf kleinen Gewinn im Einzelnen gerichtet, wenn er nicht von Habſucht, ſondern von wahrhafter Ruhmbegier beſeelt iſt, ſo iſt auch ſeine Herrſchaft gelinde, und der Freiheit des Einzelnen günſtig, und läßt er dieſe gern gewähren, da er nur auf das große Ganze ſieht. Ganz anders war es in der Folge bei den Franken; und eben dieſe edlere Geſinnung, dieſe freiere Lebens- und Eroberungsweiſe, war eine von den Haupturſachen, warum die gothiſche Herrſchaft wenig Beſtand hatte. Wohl würde ſie länger gedauert haben, wenn ſie gleich anfangs etwas durchgreifender und härter geweſen wäre, ſo wie die fränkiſche. In jenem milden und freieren Sinne herrſchte der große, in Griechenlands Hauptſtadt gebildete Theodorich von Italien aus auch über das ſüdliche Deutſchland, nebſt der Provence und über die öſtlichen Donau-Länder, und erſtreckte ſeinen Einfluß in Freundſchaft mit dem byzantiniſchen Kaiſer ſelbſt über alle Könige und Reiche deutſchen Urſprungs in dem weſtlichen Europa. Wie in ſpätern Zeiten Karl der Große, ſo war auch er für die Erhaltung der von dem Alterthum ererbten Bildung, für das geiſtige Bedürfniß eines durch Krieg beunruhigten Zeitalters, durch die wohlthätigſten Anſtalten der Erziehung beſorgt, und zwar auch hier frei geſinnt, für beide, für gothiſche und für römiſche Sprache und Bildung gleich ſehr ſorgend; nicht etwa wie Attila geſonnen, die Sprache der alten Welt und mit ihr ſo viele Bildung thörichter Weiſe zu vertilgen, noch auch die vaterländiſchen Sitten und Sprache, wie damahls von manchen andern deutſchen Herrſchern geſchah, gleich über die fremde römiſche Cultur vergeſſend. Mit Recht alſo hat die deutſche Sage und Dichtkunſt den ge Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entſcheiden. Höchſt wahrſcheinlich iſt es aber, daß die attiſchen Geſetze auch in dieſem Stücke ihrem eignen Geiſte treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des Mannes und der Frau gleich waren. Der Umſtand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die perſönliche Erſcheinung der Frau vor Gericht, den Leichtſinn zu hemmen ſuchte; die Namen der Scheidung ſelbſt [71], laſſen etwas ſehr willkührliches vermuthen. Die ſonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (επικληρος) hatten einen politiſchen Grund, und können zum Beyſpiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den ſeltſam ſcheinenden Soloniſchen Geſetzen liegt. Epikleros hieß nehmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermangelung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und ſprach ſie dem nächſten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rückſicht zur Ehe fähig ſeyn muſte, ſonſt dem nächſten nach dieſem [72]; ja, war ſie zu der Zeit, da ſie erbte, ſchon verheirathet, ſo wurde die erſte Ehe wieder getrennt. Eine ſolche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meiſten die Abſicht hatten, ihr auf jede Weiſe Nachkommenſchaft zu verſchaffen; einige derſelben waren aber von der Art, daß ſie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon ſuchte nicht nur überhaupt die äußerſt wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine, gebildeten und dennoch kühnen und tapfern Helden bis auf ſpäte Zeiten beſungen und verherrlicht; und ſelbſt der letzte Schimmer der altrömiſchen Literatur, ehe die Sprache ſich noch weſentlicher geändert hat, fällt mit Boethius und Caßiodor in die Regierung dieſes großen Königs, der wohl auch vor dem fränkiſchen Karl ein römiſch deutſcher Kaiſer genannt werden darf, weil er es der Geſinnung nach, und auch in der That wirklich war.

---

[71] Αποπομπη, von Seiten des Mannes: απολειψις, von Seiten der Frau. [72] Der, welchem ſie zugeſprochen ward, hieß επιδικαζομενος.

Hätte Theodorich Nachfolger gehabt, ihm ähnlich, hätte die Herrſchaft der Gothen beſtanden, wäre gleich damahls von ihnen ausgeführt worden, was erſt nach einigen Jahrhunderten von Karl dem Großen begonnen und begründet, von den ſächſiſchen Kaiſern ausgeführt ward, die wahrhafte Wiederherſtellung oder vielmehr Erneuerung des abendländiſchen Reichs zu einem wo möglich allgemeinen europäiſchen National-Verein, ſo würde die europäiſche Cultur um einige Jahrhunderte früher von neuem aufgeblüht ſeyn, und manches würde eine viel mildere und freyere Geſtalt erhalten haben, als unter der Herrſchaft der anfangs ungleich roheren Franken.

Es hatte aber, außer der zu großen Freyheit, noch mehrere andere Gründe, warum die Herrſchaft der Gothen von ſo kurzer Dauer war. Der vornehmſte war ihre Theilung in mehrere große Reiche und Völker, und ihre gegenſeitigen Kriege. Zwar leſen wir

nicht,

nicht, daß die verſchiedenen gothiſchen Völker vor ihrer Anſiedelung in dem römiſchen Reiche unter ſich eben ſo uneins geweſen, als es die weſtlichen Germanen ſchon in frühern Zeiten waren. Als aber die Gothen das römiſche Reich beſezten, ſo entſtanden zwiſchen denen von der Natur ſchon abgeſonderten Ländern, Pannonien, Italien, Gallien und Spanien, aus der verſchiedenen Neigung der einzelnen Völker und Fürſten zu den Römern, oder ihrer Abneigung vor ihnen, ſo mannichfach ſtreitende und verwickelte Verhältniſſe, daß es der ſchlauen Kunſt byzantiniſcher Hofbeamten nur allzuleicht ward, Uneinigkeit unter den Gothen zu erregen und zu erhalten. Wichtig iſt auch der Umſtand, daß die Gothen zwar Chriſten waren, aber doch zur arianiſchen Partei gehörten; da nun die Katholiſchen im römiſchen Reiche unterdeſſen überall die Oberhand behielten, ſo trug auch ſchon dieſer Zwieſpalt viel bei, der Herrſchaft der Gothen eine weſentliche und unentbehrliche Stüze zu entziehen.

Die lezte ob zwar nicht gothiſche, doch mit den übrigen gothiſchen Völkern genau verbundene, vielleicht auch vermiſchte Nation, welche ſich in derſelben Richtung in den ſüdlichen Provinzen des abendländiſchen Reichs feſtſezte, waren die Longobarden. Aus ihren Sizen in dem nordweſtlichen Deutſchland, ſollen ſie durch die Einfälle der Römer im erſten Jahrhundert genöthigt worden ſeyn, ſich nach Oſten zu wenden. Gewiß iſt es, daß ſie ſpäterhin mehr ſüdlich an der Donau wohnten, unmittelbar ehe ſie den nördlichen Theil Italiens eroberten und dort das longobardiſche Königreich ſtifteten, genau in dem jetzigen Oeſterreich. Als die älteſten deutſchen Bewohner deſſelben werden die Quaden genannt, welche die römiſchen Schriftſteller mit zu dem ſchwäbiſchen Stamme rechnen, wohin ſie meiſt alle öſtliche, ihnen wenig bekannte deutſche Nationen zu zählen pflegten. Alsdann finden wir hier, in dem ſogenannten Rugilant, von Wien bis Paſſau, die Rugier, dann die Heruler, beides unbezweifelt gothiſche Nationen, und endlich die Longobarden. Wir dürfen nicht annehmen, daß eine dieſer Nationen die andre ganz verdrängt, oder gar vertilgt habe. Es kann in einem ſolchen Falle nur von einer neu hinzu kommenden Anſiedelung und von dem vorherrſchenden Einfluſſe die Rede ſeyn. Auch ſpäterhin, da Oeſterreich von öſtlichen, nicht deutſchen, und noch heidniſchen Völkern, theils verwüſtet, theils beherrſcht wurde, iſt nicht zu glauben, daß die deutſche Bevölkerung des Landes ganz vertilgt worden ſey, und dieſelbe alſo von jenen alten Zeiten her dem größern Theile nach von dem gothiſchen Stamme herzuleiten.

Die Longobarden waren, als ſie aus Oeſterreich in Italien einrückten, wie alle übrige gothiſche Völker, arianiſche Chriſten; weil aber vielerlei andre, auch nicht deutſche und noch heidniſche Völker mit ihnen verbunden waren, ſo war ihre Eroberung und Herrſchaft ſchon darum zerſtörender und härter; wozu noch die langwierig fortdauernden Kriege mit den Griechen kamen, deren Schauplatz, ſo wie vieler andrer Kriege in der alten und neuen Zeit, auch damahls jenes ſchöne Land war, welches nach Petrarca's Ausdruck, der Apennin theilt, und das Meer umfließt.

Wie wenig überhaupt die Völkerwanderung im Ganzen, dem was doch die Grundlage aller Cultur iſt, dem Anbau und dem phyſiſchen Wohlſtande des Landes nachtheilig geweſen ſey, davon läßt ſich ein auffallender Beweis anführen. Mit ſichtbarer Kraft ſehen wir jedes römiſche Land, ſo wie es unter deutſche Herrſchaft kommt, von neuem aufleben; dagegen die Provinzen, die von den Deutſchen wieder an die Griechen kamen, wie Africa und Italien, erſt das ganze, dann wenigſtens der größere Theil deſſelben, ſogleich wieder in einen Zuſtand nahmenloſer Schwäche und allgemeinen Elends verſanken. — „Nicht die Barbaren," ſagt ein geiſtvoller Geſchichtforſcher, „die Römer ſelbſt haben Italien zu Grunde gerichtet." — „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen," ſo redet eben derſelbe in einer andern Stelle, „traf Italien endlich das härteſte Schickſal; eine Provinz des byzantiniſchen Reichs zu werden." Und ferner, „ſo roh die Lombarden, ſo war doch der Zuſtand des griechiſchen Italiens, der zuſehends ärmer und entvölkertet ward, ungleich zerrütteter als der des lombardiſchen." —

Die Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums iſt überhaupt die beſte Apologie der deutſchen Nationen, und der ganzen Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menſchheit, daß ſie der Cultur nachtheilig geweſen ſey, wenn man die Geſchichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutſchland ſelbſt, vom fünften bis zum funfzehnten Jahrhundert, wenn man dieſe eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, dieſe Regſamkeit und Thätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künſten und Wiſſenſchaften, in den genannten Ländern ſich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geſchichte des byzantiniſchen Reichs vergleicht, das wie kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtauſend lang, ſeinem endlichen Tode entgegen ſchmachten ſehen! Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geiſtesbildung ganz auf Seiten der byzantiniſchen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrſamkeit und Literatur über die Römer eine entſchiedene Überlegenheit gehabt hatten, ſo war auch der in der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs verſammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntniſſen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptſtadt waren jene Kenntniſſe aufgehäuft; die Provinzen befanden ſich in einem Zuſtande unbeſchreiblicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem ſie ſelbſt keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andre herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römiſchen Literatur, wie es die Deutſchen in Rom und in den Provinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländiſchen Völkern! Selbſt der todte Schatz der griechiſchen Kenntniſſe ward erſt dann wieder lebendig wirkend, als er von dem ſtarken Geiſt des reif gewordenen Mittelalters ergriffen, bei der Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgeſtreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geiſtesbildung, die ſich einige Jahrhunderte ſpäter bei den abendländiſchen Völkern entwickelte, nicht gleich damahls entſtanden ſey, daß wir nicht unmittelbar nach der erſten Erſchütterung auch ſchon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung ſehen, das iſt leicht zu erklären. Zu verſchiedenartig waren die urſprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geiſtesgeſtalt und Geiſtesbildung des neuern Europa hervorgehen ſollte; die deutſche Poeſie, ſo wie die nordiſchen Völker in allen ihren Sagen, Erinnerungen und Gewohnheiten ſie in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten; das Chriſtenthum, wie ſie es von den Römern empfingen, und endlich der ganze Reichthum, ſo viel davon noch übrig war, der Geſchichte, der Kenntniſſe und Künſte des heidniſchen Alterthums; als daß dieſe ſo fremdartigen Beſtandtheile ſich ſogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können. Iſt es doch oft in ſpätern Zeiten ſchwer geworden, die verſchiedenen Elemente unſrer Bildung zu einer vollkommenen und harmoniſchen Einheit zu verſchmelzen! —

* * *

Die ſüdliche Einwanderung der deutſchen Völker, die von Oſten her beſonders durch die Gothen geſchah, haben wir betrachtet; wir wenden uns jetzt zu der nördlichen.

Die Franken und die Sachſen, Völker von nahverwandtem Stamm, beide aus dem nordweſtlichen Deutſchland, waren, als ſie Gallien und Brittanien in Beſitz nahmen, noch Heiden. Schnell und mit einem Mahle bekannten ſich die Franken, nach dem Beiſpiel ihres Königs, zum Chriſtenthum; und ſo wie ſie ſelbſt es auf dieſe gewaltſame Weiſe angenommen hatten, ſo drangen auch ſie wieder es den Alemannen, und in der Folge den deutſchen Sachſen mit

Gewalt auf. Es war das katholiſche Chriſtenthum, und dieß ſchon gab ihnen ein großes Übergewicht über die arianiſchen Gothen. Roher waren die Franken, als die meiſten der bisher geſchilderten deutſchen Völker; ſo drückend aber auch ihre Herrſchaft in mancher Hinſicht ſeyn mochte, ſo beweiſt mindeſtens die große Kraft, mit der das Land gleich nach der erſten Einwanderung wieder auftrat, verglichen mit der Ohnmacht, in welche es unter den letzten Römer Zeiten verſunken war, daß auch die fränkiſche Herrſchaft immer noch beſſer war, als die alte römiſche. — Schon Chlodwig war ein planmäßiger Eroberer; nebſt dem nördlichen und größten Theil von Gallien unterjochte auch er ſchon alle noch unabhängigen fränkiſchen Fürſten, die Allemannen und größtentheils auch die Thüringer. Unter ſeinen Nachfolgern wurden ungeachtet der Erbtheilungen, dieſe Eroberungen in die Runde umher Schritt vor Schritt, und ganz der geographiſchen Lage gemäß, fortgeſetzt und erweitert, und ſo ward auch das ſüdliche Gallien, und der Reſt des weſtgothiſchen Reichs, durch die Waffen einverleibt. Mit Recht konnte das ganze alte Gallien jetzt Frankreich genannt werden, und im innern Deutſchland ward mit der vollendeten Eroberung von Thüringen und der von Bayern, obwohl die Nationen in vieler Hinſicht frei, und ihre Herzoge mächtig blieben, der fränkiſche Einfluß, ſo wie bald auch im nördlichen

Italien, ſchon vor Karl dem Großen, ſehr bedeutend, bis dieſer die Eroberung noch weiter führte, und den Umfang des großen Reichs vollendete. Die Reihe der merovingiſchen Könige, ihre Theilungen und Wiedervereinigungen des Reichs, ihre Streitigkeiten, ſind für das Ganze und die Folge nicht beſonders lehrreich. Faſt ſollte man glauben, wenn man die Geſchichte und den Charakter der beiden fränkiſchen Dynaſtieen der Merovinger und Karolinger vergleicht, daß gewiſſe Eigenſchaften, daß Tugenden und Laſter in Familien erblich ſeyn könnten. In der Geſchichte der Merovinger finden wir, bis ihre Kraft ganz erloſchen war, faſt nichts als ein fortgehendes Gemählde von Laſtern und Tirannei, von unerhörter Grauſamkeit und wilder Rachbegier, die forterbend, wie in der Familie des Atreus und Thyeſt, immer neue Unthaten erzeugten. Die Karolinger zeichnen ſich vom Anfang der Dynaſtie, vom Pipin bis zum Erlöſchen, durch eine beſondere Anhänglichkeit an die Religion aus, welche man gewiß nicht der Politik allein, ſondern zum Theil auch der innern Überzeugung zuzuſchreiben hat. Wenn Zwietracht und Rachbegier ſich fortpflanzen, und ſtets anwachſen, ſo läßt es ſich denken, daß auch ſittliche Grundſätze, die freilich gegen Schwäche und Leidenſchaft nicht immer ſicher ſtellen, je mehr ihr Werth durch die Dauer erprobt iſt, in fürſtlichen Häuſern zur herrſchenden Denkart und andern Natur werden können. Nicht immer an ſich durchaus lobenswerth, aber wenigſtens in Vergleich mit den Merovingern, müſſen die Karolinger jedem Unbefangenen als die Beſſern erſcheinen.

Am wichtigſten für das Ganze der Geſchichte iſt die allmählige Ausbildung der fränkiſchen Verfaſſung, die auch auf Deutſchland ſchon unter den Merovingern viel Einfluß gehabt hat, und das Aufkommen der Dynaſtie der Karolinger erſt erklärt, wie dieſe von der Würde eines Major Domus, bis zu der des wiederhergeſtellten Kaiſerthums geſtiegen iſt.

Die alte germaniſche Verfaſſung mußte in den neuen Verhältniſſen ſehr weſentliche Veränderungen erleiden. Für ein nicht allzugroßes Volk von einem und demſelben Stamm, mochte ſie vortrefflich ſeyn; jetzt war aber ihre Einfachheit nicht überall mehr zureichend, oft ſchon bei der Größe des Landes und wegen der Verſchiedenartigkeit ſeiner Bewohner nicht mehr ganz anwendbar. In der alten germaniſchen Verfaſſung gab es eigentlich nur einen Stand. Bei der noch nicht ganz beſtimmten Erblichkeit der Fürſten, ihrer ſehr gemäßigten Gewalt und der freien Wahl der Herzoge, waren die Fürſten ſelbſt vom Adel nicht durch eine unüberſteigliche Scheidewand getrennt, beide gränzten nahe an einander; auch der Stand der Freien war mehr eine Abſtufung, als eine ganz andre, völlig geſchiedene Claſſe. Hatten ja doch die Freien urſprüngaus welchen das Ganze des Staats zuſammengeſetzt war, durch Ehen in ſich zu befeſtigen, welche ſonſt leicht der Kitt der Partheyen werden konnten; ſondern er hatte auch bey jenen ſonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel ſeiner ganzen Geſetzgebung in der genaueſten Beziehung ſtand. Dieſes Ziel war, die überhaupt, wo ſie einmal eingeriſſen iſt, beſonders aber in Griechenland, ſchnell wachſende Ungleichheit des Vermögens wenigſtens in ſo weit zu hemmen, daß die Erſchütterungen, welche ſie in Freyſtaaten nach ſich ziehen mußte, vermieden würden. Er ſuchte durch jene Geſetze die Vereinigung zweyer Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen ſo auch die Familien und Stämme an Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit ſolcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen; die Sorge des Staats für diejenigen, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld ſeiner Hülfe bedurften, war ſo großmüthig: die Geſetze waren ſo vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [73], unmäßiger Reichthum aber nur ſelten ſeyn, und ſchwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie ſie mehrentheils überhaupt die Veranlaſſung der demokratiſchen Staatseinrichtungen in Griechenland geweſen, ſo auch die erſte geſchichtliche Urſache der Soloniſchen Geſetzgebung, durch welche die höchſte Aufgabe jedes griechiſchen Freyſtaates ſo zweckmäßig, und wenn man ſich erinnert, daß Athen

---

73) Isocr. Areopag. p. 263.

lich Adelsrechte, nähmlich das, die Waffen zu tragen, gewaffnet an dem Landtage Theil zu nehmen und die beleidigte Ehre ſelbſt zu ſchützen; Rechte, die man ſpäterhin in den meiſten Ländern als ausſchließende Vorzüge des Adels betrachtete. Anders wurden die Verhältniſſe nach den großen Eroberungen und als dieſe Feſtigkeit gewannen. Die mächtig gewordenen Könige waren jetzt nicht mehr bloß Fürſten, die Erſten und Vornehmſten ihres Adels und Volks, ſondern ſie erſchienen als Alleinherrſcher von einem bisher ungewohnten Glanz umgeben, völlig abgeſondert von den übrigen Menſchen. Die wichtigſte Veränderung ging mit dem Stand der freien Männer vor; in ihm lag die Wahrheit, die Kraft der Nation, denn er war die Grundlage und die Stärke des Heerbanns, des allgemeinen kriegeriſchen Aufgeboths. Der Stand der Freien und mit ihm auch der Heerbann, gerieth in Verfall und in Abnahme, ſchon deßwegen, weil die Grundſätze und das Verfahren des Eroberers, wenn ſein Sinn nicht auf das Große gerichtet, ſondern nur auf ſtete allmählich fortſchreitende Erweiterung des zunächſt liegenden Beſitzes, wenn er mehr habſüchtig, als wahrhaft ruhmbegierig iſt, für die Freiheit im Innern eben ſo ſchädlich wirken, als ſie der Sicherheit der Nachbarn gefährlich ſind.

Zwei Arten der kriegeriſchen Verbindungen und des Kriegsdienſtes fanden bei den alten Deutſchen

Statt: der Heerbann oder die Nationalbewaffnung, und der Lehensdienſt, der dem Fürſten oder Könige perſönlich verpflichteten Getreuen, adelichen Leute, oder wie ſie nun auch bald genannt wurden — Vaſallen. Die erobernden Könige bedachten ihre Getreuen natürlicher Weiſe bei der Vertheilung zuerſt und am reichſten; dadurch wurden dieſe Dienſtleute des Königs außerordentlich mächtig. Das eine Element der alten deutſchen Verfaſſung erhielt ein unverhältnißmäßiges Übergewicht; an die Stelle des alten Nationaladels trat immer mehr ein neuer Lehens- und Dienſtadel, deſſen Vortheil und Sinnesart von der des Volks geſchieden und nur an die Perſon ſeines Herrn gebunden war. Der Stand der Freien, das andre Element der alten Verfaſſung, verlor in dem Verhältniß, als die Übermacht der Dienſtleute des Königs ſtieg. Einzelne mochten unterdrückt werden, andere gaben ſelbſt ihre Freiheit auf und machten ſich unterthänig, um vom Heerbann frei zu ſeyn; denn weil hier der Krieger ſich ſelbſt unterhalten mußte, ſo war der Heerbann jetzt bei der Größe des Reichs um ſo läſtiger und drückender. Eben das Mittel, wodurch anfangs die Macht der Könige ſo ſehr geſtiegen war, wurde die Veranlaſſung, daß dieſe Macht heimlich untergraben, und endlich zu einem bloßen Schatten wurde; je mehr die Dienſtleute und Lehensträger des Königs alles in allem wurden und vermochten, je leichter konnte es geſchehen, daß der Erſte unter ihnen, der Vorſteher im Hauſe und am Hofe des Königs, wenn dieſer ſchwach war, in der That Alleinherrſcher wurde. Auf dieſe Art ward die erſte Dynaſtie der Merovinger durch den erblich gewordenen Major Domus verdrängt; die neue aufkommende Dynaſtie aber enthielt im Pipin von Heriſtall, dem ſiegreichen Karl Martell, dem klugen erſten König Pipin eine ſolche Reihe von Helden und kraftvollen Regenten, daß vielleicht keinem großen Manne der Geſchichte ſo iſt vorgearbeitet worden, als Karl dem Großen. Den Vorwurf der Uſurpation kann man Karls Ahnherrn um ſo weniger machen, da der Anfang ihrer Gewalt ganz verfaſſungsmäßig war. Das Frankenreich war außerdem urſprünglich kein vollkommnes Erbreich, obwohl die erſten Merovinger es ſo behandeln zu wollen ſchienen, wie ſie denn überhaupt ſtreng herrſchten, das Volk hart drückten, und immer mehr neurömiſche Verderbtheit und Sitten annahmen. Aber die Rechte des Volks waren noch in zu neuem Andenken, und durch die freie Wahl deſſelben nach dem alten fränkiſchen Recht, ſind die Vorfahren Karls, als Herzoge, Beſchützer und Freunde des Volks und der Freiheit zu jener erweiterten Macht gelangt, die, da ſie einmal ſchon verfaſſungsmäßig begründet war, erſt durch die geiſtliche Sanction noch ihre letzte Beſtätigung erhielt. Über Karls Eroberungen hat man mit

Recht bemerkt, daß er nur vollendet hat, wozu mehrere Menſchenalter vor ihm ſchon den Grund legten, indem er das große Frankenreich von der Eider bis nach Rom, vom Ebro bis an die Raab, und noch jenſeits derſelben, erweiterte. So wie in Spanien gegen die nie ruhenden mahomedaniſchen Feinde, die Gränze durch eine Markgrafſchaft in Barzellona geſichert ward, ſo wurde auf der andern Seite durch die Erweiterung des Reichs im öſtlichen Deutſchland bis an die Raab, Oeſterreich von neuem hergeſtellt; damahls noch ein äußerſtes Gränzland, was in ſpäterer Zeit in ſo vielen Beziehungen der Mittelpunct von Deutſchland werden ſollte.

Das Heer, welches Karl von ſeinen Vorgängern ererbte, war ſtark und geübt. Um ihn als Feldherrn ganz zu beurtheilen, müßten wir auch ſeine Gegner mehr kennen, und ganz wiſſen, was ſie in dieſer Beziehung waren. Gegen die Araber in Spanien und gegen die Sachſen in Deutſchland war ſein Kampf nicht immer ſiegreich; dort erreichte er ſeinen Zweck nur ſehr unvollkommen, hier begann der Kampf immer von neuem.

Karls hartes grauſames Verfahren gegen die unterjochten und zum Chriſtenthum gezwungnen Sachſen läßt ſich eher entſchuldigen als rechtfertigen; es mochte durch die ſeit vielen Menſchenaltern zwiſchen den Franken und den Sachſen geführten Kriege der

Nationalhaß der beiden Völker ſehr entflammt ſeyn, um ſo bitterer vielleicht, weil beide Völker von nah verwandtem Stamme waren. Die wilde Wuth der Mahomedaner, welche ihren Glauben durch die Gewalt der Waffen auszubreiten als ein heiliges Geboth anſahen, nöthigte die chriſtlichen Kämpfer nicht nur zu einer Vertheidigung des Glaubens, ſondern es konnte derſelbe Geiſt der Erbitterung in die Kriege gegen alle andre nicht chriſtliche Völker nur allzuleicht übergehen, was gegen die heidniſchen Völker ſehr Unrecht war, da nur etwa gegen die Mahomedaner das Recht der Nothwehr und der Wieder-Vergeltung anwendbar ſeyn, und einen Glaubens-Krieg entſchuldigen konnte.

Karls erſter Frieden mit den Sachſen war billiger als die nachfolgenden. Die Unterjochung der Sachſen mochte Karln vorzüglich am Herzen liegen, weil ſie zur Ausführung ſeines Entwurfs nothwendig war. Er wollte, ſo ſcheint es nach der Wahl ſeiner Hauptſtadt zu Achen, nach den Schlöſſern, die er ſich zum Aufenthalt von Ingelheim bei Mainz bis nach Nimwegen anlegte, die fruchtbare Gegend an dem ſchiffbaren Strom in der Mitte von Frankreich und Deutſchland, er wollte die Rheinländer, das alte Stammland der Franken, zum Mittelpuncte der großen Monarchie machen; und es iſt nicht zu bezweifeln, daß die höhere Cultur, mit der wir die Rhein länder bald vor allen andern deutſchen Provinzen aufblühen ſehen, vorzüglich ihm und ſeiner Vorſorge verdankt wird. Um aber die Rheinländer als Mittelpunct des Ganzen ſicher zu behaupten, dazu war nothwendig, die nördliche Gränze zu erweitern und die Sachſen in Deutſchland zu unterjochen, von denen ſich wohl vorausſehn ließ, daß ſie nie ruhig ſeyn würden, bis ſie nicht das Chriſtenthum angenommen hätten.

Immer bleibt es ein Vorwurf für Karl und überhaupt für die Franken, das Chriſtenthum in mehreren Fällen auf eine demſelben ſo wenig angemeſſene Weiſe geübt und verbreitet zu haben. Ganz anders war in dieſer Rückſicht das Verfahren und die Denkart der Angelſachſen in Britannien; überhaupt war dieſe deutſche Colonie der Sachſen in England, von dem Reiche der ihnen ſo ſtammverwandten Franken merkwürdig verſchieden, und der Nachtheil bei dem Vergleich, iſt faſt immer auf Seiten der Franken. Die Einwandrung der Sachſen in Engelland, die während eines langen Zeitraums fortgeſetzt wurde, war ungleich zahlreicher, als die fränkiſche, ſo daß faſt die ganze Bevölkerung im fruchtbarſten ſüdlichen und öſtlichen Theil dieſer Inſel rein deutſch und ſächſiſch ward. Geraume Zeit noch blieben auch in dem neuen Wohnſitze die Sachſen Heiden; in dieſe Zeiten fallen die Kriege des chriſtlichen Celten Königs, Artus, gegen die Sachſen, von denen nachher in den Ritterliedern ſo vieles gedichtet worden iſt. Als aber die Sachſen einmahl nicht durch Gewalt, ſondern durch Miſſionen von Rom aus zum Chriſtenthum waren gebracht worden, ſo zeichnete ſich Brittanien bald vor allen übrigen abendländiſchen Provinzen, vor Frankreich und auch vor Italien in literariſchen Kenntniſſen, wie ſie damahls noch vorhanden waren und durch alle Geiſtescultur, auf das entſchiedenſte aus. Nicht durch das Schwert, wie die Franken, verbreiteten ſie das Chriſtenthum; wohl aber gingen mehrere chriſtliche Lehrer, ihre ruhigen Wohnſitze in England verlaſſend, in die wilderen Gegenden des inneren Deutſchlands und der Schweitz, um mit heroiſcher Aufopferung die Religion zu lehren. Hier haben ſie ſich auch durch Verbreitung von Kenntniſſen, Milderung der Sitten, ſelbſt durch den Anbau des Landes, große Verdienſte erworben. Wie ſchön ſich die alte deutſche Verfaſſung bei den Sachſen erhalten und entwickelt hat, dafür iſt der beſte Beweis der, daß mehrere der vortrefflichſten Einrichtungen der geprieſenen engliſchen Verfaſſung, ſich grade aus dieſer Zeit und noch von den Sachſen herſchreiben. Auch Alfred ragte ungleich mehr über ſein Zeitalter hervor als Karl über das ſeinige; und der Vergleich möchte für den großen Karl überhaupt nachtheilig ausfallen, wenn wir nicht nach dem Umfang der Gewalt und den Glanz des Reiches urtheilen,

theilen, ſondern nur auf die ſtille Gröſſe des Menſchen ſehen wollten, und dann den frommen König Alfred neben ihn ſtellten, wie er im Unglück unermüdlich ſtandhaft, bey allen Leiden heiter, als Sänger im Lager der Feinde, als Hirt unter dem eignen Volke unerkannt umher irrte, und als Sieg und Glück endlich ſeinen Muth krönte, und er ſein Land gerettet ſahe, doch in allen Dingen gemäßigt, milde und demuthsvoll blieb; er, der ſo vieles wußte, was man ſeiner Zeit kaum zutraut, ſo vieles wohlthätig und weiſe einrichtete, was noch jetzt Bewunderung erregt.

Gröſſer war Karls Wirkungskreis, und größer ſind die Folgen ſeiner Thaten und ſeiner Einrichtungen für ganz Europa geweſen. Wie viel auch von ſeinem kriegeriſchen Ruhme ſeinen Vorgängern gebühren mag, ein groſſer und heller Verſtand iſt in allen ihm eignen Anordnungen bis auf die zur Verwaltung ſeiner Güter ſichtbar. Als Geſetzgeber verdient er vielleicht am meiſten Bewunderung, und hat als ſolcher auf Jahrhunderte hinaus gewirkt. Er iſt als der Stifter der ſtändiſchen Verfaſſung und Staatseinrichtung der geſammten mittleren bis auf die neueren Zeiten herab zu betrachten. Von ihm iſt der Begriff des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters wie der der Chriſtenheit, oder eines kirchlichen Vereins aller abendländiſchen Nationen ausgegangen. Der Einfluß, den Karl als Geſetzgeber auf ganz Europa ſeit einem Jahrtauſend gehabt, iſt ſo wichtig, daß er eine eigne Betrachtung erfordert. Zuvor verweilen wir noch einen Augenblick bei ſeinem Zeitalter, und bei dem, was er für die wiſſenſchaftliche und geiſtige Bildung desſelben that.

Die Aufmerkſamkeit, welche er allen Denkmahlen und Überbleibſeln der alten Kunſt in Italien ſchenkte, die Freundſchaft, in welcher er mit dem gelehrten Engländer Alcuin lebte, die Geſellſchaft, zu der er ſich mit ihm und einigen andern ähnlichen Männern vereinte, wo er ſelbſt den Nahmen des **Königs** David, ein andrer den des Homer annahm, können nicht umhin, unſer Urtheil günſtig für ihn zu ſtimmen. Die lateiniſchen Schulen, die er überall, ſo viel als die damahligen Umſtände es erlaubten, ſtiftete, dienten dazu, was an Kenntniſſen von den ältern Völkern an ſein Zeitalter gekommen war, zu erhalten und allgemeiner zu verbreiten. Seine Bemühungen aber, die vaterländiſche deutſche Sprache und Dichtkunſt aus der Vergeſſenheit hervor zu ziehen, und neu zu beleben, ziehen unſre Wißbegierde um ſo mehr auf ſich, je mehr die Urkunden von dem, was er in dieſer Hinſicht geleiſtet, verloren gegangen ſind. Was würde man nicht darum geben jene altdeutſchen Lieder noch zu beſitzen, die er nach dem, was uns gemeldet wird, ſo wie einſt Lykurg und Piſiſtratus die Geſänge des Homer ſammlete, und die ſchon ſo manche Wünſche und Unterſuchung erregt haben. Es iſt dieſer Umſtand für die Ge ſchichte des deutſchen Geiſtes ſo wichtig, daß ich glaube, etwas dabey verweilen zu müſſen, um durch einige Bemerkungen wenigſtens genauer zu beſtimmen, was wir uns unter dieſen von Karl, oder auf Karls Befehl geſammelten deutſchen Liedern für einen Begriff zu machen haben, und in wie fern dieſelben durchaus untergegangen ſeyen, oder noch auf die ſpätern Sagen und Zeiten einen Einfluß gehabt, und ſich vielleicht wenigſtens einem Theil ihres Inhalts nach erhalten haben. Karls des Großen Beförderung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt iſt wie ein feſter Standort, von wo aus ſich der damahlige Zuſtand der geiſtigen Cultur überſchauen und beurtheilen läßt. Die Thatſache ſelbſt, durch glaubwürdige Zeugen gemeldet, daß er altdeutſche Lieder geſammelt, eine deutſche Sprachlehre ſelbſt entworfen, oder entwerfen laſſen, darf um ſo weniger in Zweifel gezogen werden, da überhaupt die ganze Familie Karls von niederdeutſcher Abſtammung, in jenen Gegenden vorzüglich anſäſſig war. Wenn die ſpätern Könige der ältern Dynaſtie mit andern römiſchen Sitten auch die verderbte römiſche Sprache angenommen haben mögen, ſo haben wir dagegen die ausdrücklichſten Zeugniſſe dafür, daß an dem Hofe der Karolinger nicht die neulateiniſche, ſondern die fränkiſche von der ſächſiſchen in England nicht weſentlich verſchiedene Sprache die herrſchende war. Karls Vorliebe für Deutſchland ergibt ſich ſchon aus der Wahl eine demokratiſche Handelsſtadt war, kann man wohl ſagen, ſo glücklich aufgelöſet worden iſt.

Bey der bisher entwickelten Sittengeſchichte und Verfaſſung Athens, darf es uns alſo nicht befremden, in den attiſchen Schriftſtellern Äußerungen über das weibliche Geſchlecht zu finden, welche ſie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieſer Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht ſo wohl Geringſchätzung als Mißtrauen, nicht Leidenſchaft, ſondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; ſelbſt der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Übermuth eines ungerechten Unterdruckers. Erklärbar iſt alſo auch in dieſer Hinſicht der Vorzug, welchen die Griechen der geiſtigen Männerfreundſchaft vor der weiblichen Leidenſchaft gaben, und die Meynung, daß die edlere oder himmliſche Liebe nur zwiſchen Männern Statt finde [74]. Solon ſelbſt hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Verſuch gewagt, joniſche Ausſchweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu doriſcher Liebe zu adeln. Er unterſagte die edle Männerfreundſchaft, als ein Vorrecht der Freyen, den Sklaven, ſuchte aber dagegen durch ſtrenge Strafgeſetze jede unnatürliche Ausſchweifung zu hemmen. Wenigſtens erreichte er ſo viel, daß man noch zu Plato's Zeit ſagen konnte; nur zu Athen und Sparta wiſſe man den himmliſchen Amor von der gemeinen ſinnlichen Liebe zu unterſcheiden [75].

---

[74] Plat. Sympos. p. 184. [75] Plat. Sympos. p. 186.

ſeiner Wohnorte, aus der Lage der von ihm angelegten Hauptſtädte und Schlöſſer, ſelbſt aus der Richtung ſeiner Eroberungen, die er hier am weiteſten und am eifrigſten verfolgte. Man kann überhaupt das Emporkommen der Dynaſtie der Karolinger als eine natürliche Gegenwirkung anſehen, da unter ihnen, und durch ſie die urſprünglich fränkiſche Sitte, Verfaſſung, und mit dieſen auch die Sprache wieder mehr empor kamen.

Es gibt mehrere Spuren und Beweiſe, daß in der Zeit Karls und ſeiner nächſten Nachfolger, deutſche Poeſie und Sprache vielfach angebaut und neu belebt worden. Die ſpätern Gedichte der folgenden Jahrhunderte erwähnen nicht ſelten der alten, zu ihrer Zeit noch in Menge vorhandenen Heldenlieder. Wie verbreitet dieſe Lieder noch waren, kann uns der Umſtand beweiſen, daß Karls Sohn, Ludwig der Fromme, dieſe Lieder in der Jugend geliebt zu haben, aus mißverſtandner Gewiſſenhaftigkeit ſich zum Vorwurf machte; daß man es für nothwendig hielt, den Kloſterfrauen die vaterländiſchen Wynelieder zu unterſagen. Wyne heißt Freundſchaft, und hat man dieſem Verbothe nach darunter ſolche zu verſtehen, die ſpäterhin Minnelieder genannt wurden. Noch beſitzen wir ein in der Sprache ſehr merkwürdiges und dichteriſches Denkmahl aus der karolingiſchen Zeit in Ottfrieds Heldengedicht vom Heilande nach den Evangelien. Da die Abſicht des frommen Mannes ganz unverkennbar die war, durch die dichteriſche Weiſe, worin er die Geſchichte Chriſti vortrug, die alten vaterländiſchen, dem Chriſtenthum nicht ſo angemeſſenen Lieder zu erſetzen und zu verdrängen, ſo darf man wohl annehmen, daß er dieſelbe Form derjenigen Lieder, die er verdrängen wollte, in ſeinen Liedern angenommen haben wird, um ſo mehr, da dieſe Form ganz dieſelbe iſt, die wir in dem ſchönen Siegesliede eines karolingiſchen Königs Ludwig über die Normannen finden. Dieſer Einfluß des Chriſtenthums, dieſe ſtete Hinſicht auf daſſelbe, auch in allem, was für Sprache und Dichtkunſt geſchah, iſt bemerkenswerth, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen, in welchem Sinne Karl der Große altdeutſche Lieder ſammeln ließ, und welche Lieder das ſeyn konnten. Für die frühe Ausbildung der deutſchen Sprache iſt es immer ein ſchöner Beweis, daß manche theologiſche und philoſophiſche Schriften der Alten zu einer Zeit in deutſcher Sprache überſetzt und vorhanden waren, da die italiäniſche, franzöſiſche, überhaupt alle aus der römiſchen abgeleiteten Sprachen noch in einem barbariſchen Mittelzuſtande, zwiſchen der römiſchen Form, die nun ganz verdorben, und der neuen, die noch ganz ungeſtaltet war, ſchwebten, und eigentlich als beſtimmte und eigenthümliche Sprachen noch gar nicht vorhanden waren. Unter manchen andern chriſtlichen Schriften in deutſcher Sprache aus der karolingiſchen Zeit iſt auch ein, für die neu bekehrten Sachſen beſtimmtes, deutſches Unterrichtsbüchlein vorhanden, in welchem ausdrücklich die Frage enthalten iſt: Entſageſt du dem Wodan und der Sachſen Odin? — Wie kann man alſo glauben, daß Karl bei ſolchen Geſinnungen die Lieder der alten deutſchen Dichter aus der heidniſchen Zeit, die wir irriger Weiſe Barden nennen, habe ſammeln laſſen? Etwa ſolche, wie die altſchwediſchen und däniſchen vom Odin, den die Sachſen auf dem Harz mit Gelübden um Hülfe gegen Karls ſiegreiche Waffen anriefen? und den ſie, als ſie überwunden waren, abſchwören mußten? Sollten ja zu dieſer Zeit noch in der mündlichen Überlieferung Sagen und Geſänge vom Hermann vorhanden geweſen ſeyn, ſo waren ſie gewiß mit heidniſcher Götterlehre allzu ſehr verwebt, als daß ſie ein andres Schickſal als jene hätten haben können. Heldenlieder waren es indeſſen, dem ganzen Zuſammenhange der Angaben nach unſtreitig, die Karl ſammeln ließ; nur aus den heidniſchen Zeiten dürfen wir nicht erwarten, daß ſie geweſen ſeyn. Daß ſich bey den ſo ſchnell zum Chriſtenthum bekehrten Franken, in dem römiſchen Gallien eine eigenthümliche Poeſie entwickelt habe, iſt nicht wahrſcheinlich; wenigſtens findet ſich während der ganzen Dynaſtie der Merovinger keine Spur davon. Wenn es alſo weder altgermaniſche heidniſche, noch auch nationalfränkiſche Volksgeſänge waren, was bleibt übrig, als auf jene gothiſchen Heldenlieder zu ſchließen, von deren Vorhandenſeyn auch außerdem ſo viele urkundliche Beweiſe reden, und die ſich, obgleich in ſpätern Bearbeitungen des dreyzehnten Jahrhunderts, bis auf uns erhalten haben? Dieſelben Heldenſagen, die den Attila und die letzten burgundiſchen Könige, den gothiſchen Theoderich und Odoaker, beſingen, dieſe unſchätzbare Denkmahle deutſcher Sprache und deutſchen Dichtergeiſtes, die unter den Nahmen des Nibelungen Liedes und des Heldenbuches noch vorhanden ſind; Denkmahle die Bodmer zuerſt der Vergeſſenheit zu entreißen ſtrebte, Leſſing kritiſch zu erforſchen und zu verſtehen bemüht war, deren hohen Werth und hiſtoriſche Wichtigkeit Johann v. Müller vollkommen erkannte, ſind aus dieſen uralten Quellen gefloſſen; Gedichte, die in ihrer ſchönen Einfalt und heroiſchen Kraft dem unerreichbaren Homer näher ſtehen, als alle erkünſtelte Nachahmungen. Nicht als ob ſich dieſe Heldenlieder in der Form erhalten hätten, wie ſie zu Karls des Großen Zeit vorhanden geweſen ſeyn mögen; aber die Sagen die dieſen Gedichten zum Grunde liegen, Lieder dieſes Inhalts aus der gothiſchen Heldengeſchichte waren es unbezweifelt, die Karl ſammeln ließ. Glücklich genug, daß ſich wenigſtens ein Nachhall von einigen erhalten hat, während viele andre für immer untergegangen ſeyn mögen.

Über die gothiſche Heldenſage noch einiges zu erinnern und nachzutragen wird hier der ſchicklichſte Ort ſeyn.

Die von den Gothen geſtifteten Reiche waren von keiner Dauer; ihr Ruhm aber und ihr Andenken erhielt ſich lange bei den deutſchen Völkern, nicht nur in den Geſchichtsbüchern, ſondern auch in Sagen und Dichtungen. Die kühnen Unternehmungen, die unerwarteten Umwälzungen und großen Schickſale, welche die Geſchichte der Gothen von der Stiftung ihres großen Reichs, das ſich vom ſchwarzen Meer bis tief in das innere Deutſchland erſtreckte, und von der Verbreitung im römiſchen Reich bis zu ihrem Untergang aufzeichnet, ſcheinen der Einbildungskraft einen neuen Schwung gegeben, und die allen deutſchen Völkern eigne Liebe zur Dichtkunſt mit erhöhter Kraft belebt zu haben. Die nordiſche Götterlehre erhielt ſich nur bei den ſtammverwandten Gothen in Schweden, nachdem die ſüdlichen Gothen alle das Chriſtenthum angenommen hatten. Wenn aber auch die Nahmen der alten Götter verſchwanden, ſo blieben doch die Dichtungen von Geiſtern und Wundern, und das heroiſche Leben ſelbſt gab Stoff genug zu Heldengedichten. Es kommt bey den Gegenſtänden der Poeſie nicht darauf an, ob ſie gegenwärtig oder vergangen ſind; wenn nur in einem Leben, in einem Zeitalter im Ganzen mehr die Fantaſie herrſcht als der Verſtand, ſo ſind ſie gleich und noch in der Gegenwart geeignet, auch zu ihrer Beſchreibung mehr die Fantaſie als den Verſtand aufzuregen, dichteriſche Sagen und Darſtellungen zu veranlaſſen. Wenn es uns auch der Geſchichtſchreiber der Gothen, Jornandes nicht ſelbſt ſagte, daß ein großer Theil ſeines Werks nur aus gothiſchen Heldenliedern gezogen, aus ihnen in lateiniſche Proſa übertragen ſey, ſo würden wir es aus der ganzen Art und Weiſe ſeiner Schrift hinreichend abnehmen können. Daher es unzweckmäßig iſt, ſo viel kritiſchen Tadel an ſein Werk zu verſchwenden, welches vielmehr, wenn man es nur für das nimmt, was es iſt, als eines der ſchätzbarſten Denkmahle und Überbleibſel alter Heldenſagen des deutſchen Alterthums erſcheint. Beſonders ſcheint der zwar furchtbare, aber doch für die Einbildungskraft ergreifende Lebenslauf Attila's den Heldenliedern reichen Stoff gegeben zu haben. Noch iſt ein altes lateiniſches Gedicht von der Rache ſeiner letzten burgundiſchen Braut vorhanden, wie denn in dieſem Zeitalter, und während des ganzen Mittelalters Sagen und Dichtungen aus der Volksſprache ſehr häufig in die allgemeiner verbreitete Schrift und Bücherſprache, die lateiniſche übertragen worden ſind. Auch in ungariſchen Chroniken hat ſich manches von Attila erhalten, was mehr der Sage als der Geſchichte angehört, und mit den deutſchen Heldenfabeln zuſammenhängt; andrer Bruchſtücke nicht zu gedenken. Es iſt alſo nicht bloße Vermuthung, daß dem Nibelungen Liede und dem Heldenbuche ältere gothiſche Lieder zum Grunde lagen, ſondern es wird durch Zeugniſſe und Überbleibſel mannichfacher Art beſtätigt und beurkundet.

Das älteſte Denkmahl der deutſchen Sprache, welches wir noch gegenwärtig beſitzen, die bekannte dem Ulfilas zugeſchriebene gothiſche Überſetzung der Evangelien iſt aus dieſer Zeit. Überſetzungen der heiligen Schrift, beſonders der Evangelien, ſind die älteſten Denkmahle faſt aller neueren Sprachen, beſonders der deutſchen Mundarten; der Meinung derer ganz entgegen, welche glauben, man habe die heilige Schrift im Mittelalter dem Volke zu entziehen geſucht. Für die Kenntniß der Sitten, und der Geſchichte des Geiſtes würde uns ein Heldengedicht, worin etwa das Unglück des alten Ermanarich, die kühnen Heerzüge ſo mancher andern Fürſten, die Chronik des alten königlichen Hauſes der Amaler beſungen wären, belehrender und willkommener ſeyn, als dieſe Überſetzungen. Aber auch ſo iſt es ein wichtiges Denkmahl. Iſt ja doch die Sprache das treueſte und beſte Abbild der Denkart, des Geiſtes, und der Stufe ſeiner Ausbildung. Wenn wir nun dieſe gothiſche Sprache, nach einigen Urkunden ganz dieſelbe wie die der Oſtgothen in Italien, genau betrachten, wenn wir, nachdem das Fremdartige des erſten Anblicks verſchwunden iſt, einige Einmiſchungen abgerechnet, darin die Grundlage unſrer jetzigen Sprache deutlich erkennen, wenn wir in der Bedeutung, Verbindung und Ableitung der Worte, dem ſchönen einfachen Bau der grammatiſchen Formen, und in den Wurzeln eine auffallende, mehr als zufällige Ähnlichkeit mit den ſchönſten und gebildetſten Sprachen Europas und Aſiens, mit der griechiſchen, der perſiſchen und indiſchen gewahr werden, ſo kann es uns ſchwerlich mehr einfallen, die alten Deutſchen mit amerikaniſchen Wilden oder Kaffern in eine Reihe zu ſtellen, um ſo weniger, da wir in unſerm Zeitalter genaue Beſchreibungen und Kenntniſſe von den Sprachen der Wilden genug beſitzen, um den Vergleich anſtellen, und uns überzeugen zu können, wie groß der Unterſchied ſey. Man hat darüber geſtritten, ob dieſes gothiſche Denkmahl der ſchwediſchen Sprache und Alterthumskunde, oder der deutſchen angehöre? Eine Frage, die im gewiſſen Sinne unbeantwortlich iſt. Die ſchwediſche, und überhaupt die ſkandinaviſche Nation und Sprache, und die deutſche, waren urſprünglich ein und dieſelbe. Jenes Denkmahl fällt gerade in die Zeit, da die deutſche Nation in ſüdlichere Wohnſitze einwandernd, ſich von dem ganzen Stamm abſonderte, und dieß hat die Entſtehung und Abſonderung der deutſchen Sprache veranlaßt, welche, wenn ich ſo ſagen darf, zugleich eine Schweſter und eine Tochter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen iſt. Dieſes iſt ſo zu verſtehen. Unſre deutſche Sprache iſt bekanntlich aus zwei ſehr verſchiedenen Mundarten gemiſcht, der oberdeutſchen und der niederdeutſchen. Die letzte, die im nördlichen Deutſchlande auf dem Lande als Sprache des gemeinen Volks noch herrſcht, aber ſeit mehreren Jahrhunderten nicht mehr angebaut und ausgebildet wird, iſt nach dem Urtheil aller Sprachforſcher die ältere, urſprünglichere Mundart. Nur Ein Zweig dieſer weit verbreiteten Mundart, die holländiſche Sprache, hat auch in neueren Zeiten eine höhere und eigenthümliche Ausbildung erhalten. Die genaue Verwandtſchaft des Niederdeutſchen mit der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache iſt bekannt, und beſonders in den ältern Denkmahlen, wie in den angelſächſiſchen, in den reiner erhaltenen Mundarten, wie der frieſiſchen auffallend ſichtbar. Die niederdeutſche Mundart iſt eine Schweſter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache; die ſüd- und oberdeutſche Mundart aber iſt ſpätern Urſprungs, nicht eine Schweſter, ſondern eine Tochter der altſchwediſchen. Große Wanderungen, neue Wohnſitze, ein neuer Himmelsſtrich, ſind eine damit verbundene Veränderung aller Lebensverhältniſſe ſind es, die auch in der Sprache eine ſo große Veränderung hervorbringen, daß neue Mundarten entſtehen. Als die Schwaben und Schweizer aus ihren frühern Wohnſitzen an der Oſtſee, in dem weſtſüdlichen Deutſchland ſich niederließen, wie andre gothiſche Völker in dem öſtlichen Theil des ſüdlichen Deutſchlands, da fing die deutſche Sprache an, als eine eigne, von der ſkandinaviſchen abgeſonderte Mundart zu entſtehen, und die Einmiſchung vieler fremden, beſonders römiſcher Wörter gab ihr noch mehr Eigenthümliches. Die allgemein gebildete deutſche Schriftſprache, die wir die hochdeutſche nennen, iſt nicht eine Mundart, ſondern vielmehr aus einer Vermiſchung und gegenſeitigen Milderung der beiden Mundarten entſtanden.

Schon haben wir eines großen Nahmens erwähnt, der zu wichtig in der alten deutſchen und nordiſchen Geſchichte iſt, als daß wir ihn mit Stillſchweigen übergehen könnten. Die ganze nordiſche Sage und Götterlehre geht, wie bekannt, vom Odin aus. Wiewohl nun Odin, vergöttert wie er ſpäterhin ward, in der Sage als eine fabelhafte Perſon erſcheint, ſo iſt es dennoch unläugbar gewiß, daß er eine wahrhaft hiſtoriſche Perſon war, und daß er in dem Zuſtande eines großen Theils der deutſchen Nation, und im ganzen Norden eine große Revolution bewirkt habe. Nicht bloß die älteſte Dynaſtie der däniſchen und der ſchwediſchen Könige, der Skioldunger und Inglinger werden vom Odin hergeleitet, ſondern auch die ſchon chriſtlich gewordenen Könige der Angelſachſen in Britannien leiteten ihre Abſtammung von ihm her. Dieſe von einander ganz unabhängigen Überlieferungen weiſen beide dem Odin ſeinen erſten Sitz in Sachſen an; da ſey er König geweſen, und erſt von da alsdann nach dem Norden gegangen, Sigtuna zu erbauen, und ſein Reich

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attiſche Sittenloſigkeit und Geſetzloſigkeit, in noch ungeſchwächter Kraft, und ungehemmter Freyheit, nur deſto üppiger ausſchweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die doriſche Tugend ihre höchſte Blüthe erreichte. Daher ſeine Vorliebe für die doriſchen Sitten, auch in Rückſicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meiſterzügen eine Frau verewigt, welche dieſer Vorliebe entſprach, die ſein tiefes Gefühl und die hohen Ideen ſeiner Vernunft gleich ſehr befriedigte; die Diotima, in welcher ſich die Anmuth einer Aſpaſia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbſtſtändigkeit vermählt, deren edel begeiſtertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menſchheit darſtellt.

in Schweden zu ſtiften. Legt man dieſen verſchiedenen Stammtafeln eine auf die mittlere Lebensdauer gegründete Berechnung unter, ſo ſtimmen ſie auch darin überein, daß Odin erſt ziemlich ſpät, im dritten oder gar im vierten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung lebte. Wenn ſpätere isländiſche Schriftſteller, die ſchon mit der Geſchichte der Römer bekannt waren, ihn aus Aſien vom Kaukaſus erſt nach Sachſen kommen laſſen, und dieſe Begebenheit in die Zeit des Mithridates verſetzen, ſo kann man darin nur einen mißlungenen Verſuch ſehen, die nordiſchen Sagen an die römiſche Geſchichte anzuknüpfen. Für die erſte Einwanderung der Deutſchen iſt dieß viel zu ſpät, für den wirklichen Odin aber, zufolge jener Geſchlechtsverzeichniſſe, zu früh. — Der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nach war Odin ein Held und König im nördlichen Deutſchland, zugleich auch, wie die Sage ausdrücklich erwähnt, ein Dichter, und gleich wie Mahomed durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit und ſeines Schwertes, ſo auch er im Norden als Seher und Held durch die Kraft der Dichtkunſt der Stifter, wo nicht einer neuen, doch einer vielfach veränderten und umgeſtalteten Götterlehre und Götterdienſtes. Deſto begreiflicher iſt es, daß er ſelbſt vergöttert worden; daß er aber mit dem höchſten Gotte der alten Deutſchen, mit dem Wodan, völlig verwechſelt ward, kann erſt ſpät geſchehen ſeyn, da er in dem chriſtlichen Lehrbuche für die neubekehrten

Sachſen unter Karl dem Großen ausdrücklich vom Wodan unterſchieden, ſo wie er da auch, als dem Sachſenvolke zunächſt angehörend bezeichnet wird. Worin Odin's Götterlehre, die ſich in Schweden noch ſo lange gegen das eindringende Chriſtenthum erhalten hat, von der ältern deutſchen verſchieden geweſen ſey, iſt ſchwer zu beſtimmen. Im Ganzen ſehen wir in den beiden noch vorhandenen mythologiſchen Sammlungen der Isländer dieſelbe Verehrung der Naturgeiſter und erſten Naturkräfte, die auch in dem frühern Glauben des Nordens herrſchend war. Doch ſo geiſtig bedeutend möchte die Verehrung des Waſſers, des Feuers und der Naturgeiſter wohl bei den ältern Deutſchen nicht ſeyn. Daß Odin auch im einzelnen nicht alles verändert habe, iſt um ſo gewiſſer wegen der ſonderbaren Übereinſtimmung mancher einzelnen Züge mit den aſiatiſchen Sagen und Vorſtellungen der alten Perſer und der Indier. Am auffallendſten in der Odin'ſchen Götterlehre iſt die Sage und der Begriff vom Balder und ſeinem Tode. Dieſer ſchöne jugendliche Gott, den man dem Apollo vergleichen kann, iſt durch ein unabwendliches Verhängniß dem Tode beſtimmt; alle guten Götter und Geiſter ſind bemüht ihn zu retten; er ſcheint gerettet, als ein Zufall alles ſtört, und er dem beſtimmten Verhängniß nicht weiter entrinnen kann. Die Klage um Balder's Tod iſt eins der Hauptſtücke der Odin'ſchen Götterlehre, und erinnert an die Klage um den ſeiner Venus entriſſenen Adonis, und an die geheimnißvolle Todtenfeier des Oſiris. So erinnert Thors plumpe Rieſenkraft an den Herkules der Griechen, Loke's feindlich wirkende Argliſt an den Ahriman der Perſer. — Wenn uns die ſpätere Edda des Sturleſon eine kurze, aber vollſtändige Überſicht der ganzen Odiniſchen Götterlehre gibt, ſo kann uns die frühere aus einzelnen abgeriſſenen Liedern beſtehende des Saemund in ihrem räthſelhaft begeiſtertem prophetiſchen Ton, vielleicht auch in der Form, einen Nachhall geben, von den Liedern der Seher oder Seherinnen, von denen die geheiligten Wälder des deutſchen Nordens oft erſchollen.

Eben ſo viel, oder noch mehr als durch das Sammeln der alten gothiſchen Lieder, hat Karl durch ſein Leben ſelbſt auf die Poeſie und auf die Einbildungskraft der neuern Nationen überhaupt gewirkt. Wie große, alles verändernde Weltbegebenheiten, wo die Fantaſie noch rege iſt, meiſtens auch eine neue Epoche in der allgemeinen Denkart, in den Sagen und Dichtungen herbeiführen, ſo iſt er ſelbſt, während es doch gleichzeitige und wahrhafte Geſchichtſchreiber von ihm gab, auf eine ſeltſame Weiſe nicht gar lange nach ſeiner Zeit ein Gegenſtand der Poeſie, und zur Fabel geworden. Auffallend iſt es, daß er ſelbſt in dieſen ihrem erſten Urſprunge nach ziemlich alten Rittergedichten, deren Gegenſtand er iſt, eine ſo untergeordnete und

und faſt unthätige Rolle ſpielt. Die Normänner, deren romantiſcher Geiſt erſt Karls Geſchichte zur Dichtung umbildete, dachten ſich, ſcheint es, den thätigen Helden ſo, wie ſie ſeine Nachfolger fanden; geehrt, prachtvoll und wohlwollend, aber wenig ſelbſtherrſchend, etwa wie einen Sultan des Morgenlandes.

Daß Karls des Großen Frankenreich von ſo kurzer Dauer war, davon laſſen ſich viele Gründe angeben. Was durch den Geiſt und die Kraft eines außerordentlichen Mannes nur gewaltſam zuſammen gehalten ward, fiel aus einander, ſobald die ſtarke Hand nicht mehr da war, die das Ganze zuſammen hielt. Die Schwäche der Nachfolger allein war es indeſſen nicht, was den Verfall und die Auflöſung des Reichs verurſachte. Mehrere derſelben waren noch ausgezeichnet durch Tapferkeit und Verſtand; auch haben die Reichstheilungen und damit verknüpften Zwiſtigkeiten, nie ſolche Greuel unter ihnen veranlaßt, wie bei der Dynaſtie der Merovinger. Im Ganzen blieben immer dieſelben guten und heilſamen Grundſätze der Staats und der Lebenseinrichtung unter den Nachfolgern herrſchend, wie unter Karl dem Großen ſelbſt. Auch der Andrang der feindlichen Völker allein war nicht Urſache des Untergangs, denn ſobald nur kein innerer Krieg war, und ſobald die Regierung nur einige Kraft hatte, vermochten weder die Normänner gegen das einzelne Frankreich, noch die Ungarn gegen Deutſchland viel, geſchweige denn daß ſie das ganze Reich zu zerſtören, mächtig genug geweſen wären. Was die Theilung des Reichs betrifft, hat man ſich gewundert, daß ſelbſt Karl der Große, dem man ſonſt ſo viele richtige und tiefe Politik zutraut, ſie angeordnet hatte, da nur durch den Tod der andern Söhne Ludwig dem Frommen das ganze Reich anheim fiel. Es iſt Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß dieß nicht ganz von ſeiner Wahl abhing, weil es verfaſſungsmäßig, und alte fränkiſche Sitte war, die mit dem Lehenweſen zuſammen hing. Merkwürdig iſt wenigſtens, daß ſich bei den Gothen, die das Lehenweſen, welches bei den Franken vorherrſchend war, wenig gekannt zu haben ſcheinen, auch die Theilungen nicht finden. Bei der Lehenseinrichtung konnte der jüngere Königsſohn, dem die Liebe des Vaters auch nur einige Reichthümer vergönnte, wenn er tapfer, freygebig und von hohem Geiſte war, leicht durch den Anhang ſeiner Getreuen zu ſolchem Anſehen und ſolcher Macht gelangen, daß man ihm wohl geben mußte, was er ſonſt mit Gewalt zu nehmen verſucht, und dadurch Kriege veranlaßt haben würde, welche ſelbſt durch die geſetzliche Theilung nicht immer vermieden wurden. Der Hauptgrund, daß Karls Reich, wie einſt Alexanders, nicht lange Zeit nach ihm aus einander fiel, und ſich in ſeine natürlichen Beſtandtheile te auflöſte, lag in ſeinen Eroberungen ſelbſt. Grade dadurch, daß er das ganze nördliche Deutſchland unterworfen und chriſtlich gemacht hatte, war das geſammte Deutſchland, durch Sprache, Sitten, alte Verbindung und Verfaſſung ohnehin Eins, eine ſehr große Macht geworden. Dieſes mächtige Ganze konnte nicht ferner, wie es früher mit einigen Provinzen der Fall war, abhängig vom entfernten Herrſcher bleiben. Deutſchlands überwiegende Stärke zeigte ſich auch darin, daß nach einigem Schwanken und mehrmahls erfolgten Veränderungen und Theilungen, das ſchöne rheiniſche Mittelland, des alten Lothringens nördlicher Theil endlich ganz bei den Deutſchen blieb, der ſüdliche Theil deſſelben aber unter dem alten Nahmen Burgund, ein eignes neues Königreich wurde, welches in ſpäterer Zeit auch dem deutſchen Staatskörper einverleibt ward. Dieſen reichen, zur Cultur ſo herrlich gelegenen Erdſtrich, Burgund, Lothringen, die Rheinländer und die Niederlande hatte Karl, wie es ſcheint, zum Mittel- und Hauptlande des ganzen Reichs auch für die folgenden Zeiten beſtimmt; er hätte es werden können, wenn die Nationen und die Herrſcher eins geweſen wären.

Selbſt Italien fühlte ſich ſtark genug, nachdem die longobardiſche Herrſchaft durch Karl zerſtört worden, der griechiſche Einfluß ganz ohnmächtig, und es nach Hinwegräumung ſo mancher kleinen Theilungen mehr Eins geworden war, unabhängig ſeyn zu wollen, wenn gleich es den Willen nicht zu behaupten vermochte. — Nicht Italien war Frankreich am meiſten geſchwächt, wovon der Grund in dem frühern Verderben lag. Die ſichtbare Stärke dagegen, mit welcher Deutſchland ſo ſchnell nach Karls Tode auftrat, läßt vermuthen, daß der Wachsthum dieſer Stärke ſich ſchon früher gezeigt habe, und macht es noch begreiflicher, daß Karl einen ſo großen Werth auf Deutſchland legte, hier ſeine Herrſchaft mehr als irgendwo ſonſt zu erweitern und zu befeſtigen ſuchte.

In einem allgemeinen Gemählde ganzer Zeitalter und großer Weltbegebenheiten, dürfen nur diejenigen Charaktere eine Stelle finden, welche Epoche gemacht, die Welt verändert haben, und deren Leben uns eine Welt, ein ganzes Zeitalter darſtellt. Solcher Charaktere finden ſich unter den Nachkommen Karls des Großen weiter nicht, ihre Schickſale und Streitigkeiten, die mancherlei Trennungen und Wiedervereinigungen Frankreichs und Deutſchlands füllen am Ende nur den leeren Zwiſchenraum aus, zwiſchen Karl und der völligen Abſonderung Deutſchlands, da es durch freie Wahl ſich ſelbſt einen König gebend, als eignes ſelbſtſtändiges Reich auftrat, und bald den Gipfel der Macht erreichte. Nun kam jene, in frühern Zeiten oft vergeblich geſuchte große National

Einheit aller deutſchen Völker zu Stande. In dieſem Zeitraum, von dem durch Wahl der ganzen Nation auf den Thron erhobnen König Konrad, bis auf Kaiſer Rudolph den Erſten, war Deutſchland der mächtigſte Staat in Europa, und kaum wird ſich in der Geſchichte ein andres Beiſpiel auffinden laſſen, daß auf irgend einem Throne eine ſolche faſt ununterbrochene Reihe kraftvoller Helden und großer Herrſcher auf einander gefolgt wäre, als in dieſem großen, freien, und während eines Zeitraums auch feſt verbundenem Wahlreiche.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. *)

Der Verſtand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorſtellungen

---

*) Dieſe kleine Abhandlung bemüht ſich, die Idee des Schönen in ihrem Zwieſpalt mit dem Weſen der Kunſt zu betrachten; indem nähmlich zuerſt Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunſt immer nur unvollſtändig, einſeitig, getrennt und in ſeine Elemente zerſpalten, zur Erſcheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewieſen und angedeutet wird, wie das Schöne und ſeine Beſtandtheile nicht bloß in der Kunſt, ſondern urſprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erſt im vollendeten Einklang dieſer drey Elemente das vollſtändige, wahre und höchſte Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaaß der Kunſt zuſammenſtimmen. So genommen, iſt die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben iſt dieſer Verſuch gerichtet, jene griechiſche Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollſtändigkeit und höchſten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit ſind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unſerer Deutſchen Philoſophie üblich war, wo ſie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beſchränkten Daſeyns betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verſtanden, die unendliche Fülle des Lebens der ſchöpferiſchen Natur, in der anwachſenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber iſt nicht irgend eine äußre Einheit gemeynt, ſondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der

Sechste und ſiebente Vorleſung.

Das Reich, welches Karl der Große als Eroberer gegründet, iſt nicht von Dauer geweſen; ungleich wichtiger für die Weltgeſchichte iſt er als Geſetzgeber geworden. Was er in dieſer Hinſicht für Frankreich insbeſondere gethan, indem er die alte fränkiſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, den Heerbann aufrecht zu erhalten, der Übermacht des Dienſtadels durch Geſetze wider die Erblichkeit entgegen zu arbeiten, indem er mit einem Worte den Adel, die Grundkraft des Staats, ſo viel es bei den veränderten Umſtänden möglich war, wieder auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückzuführen ſtrebte; das iſt für die ganze Folgezeit minder wichtig, weil ſich alle dieſe Verhältniſſe doch nachher mannichfach anders beſtimmten, und weil die Einrichtungen, die Karl in dieſer Hinſicht traf, nur für ſeine Lebenszeit, oder höchſtens für die kurze Zeit ſeiner Dynaſtie in Wirkung blieben. Geſetzgeber aber für alle folgende Zeiten, und für das ganze abendländiſche Europa iſt er beſonders durch die Art geworden, wie er das Verhältniß zwiſchen dem Staat und der Kirche beſtimmte, und ein Band zwiſchen beiden knüpfte, welches Jahrhunderte hindurch die Grundlage der Verfaſſung geweſen, und ſelbſt, nachdem es zum Theil verändert worden, doch bis auf die neueſten Zeiten von der weſentlichſten Wirkung geblieben iſt. Die ſtändiſche Verfaſſung und Staatseinrichtung des Mittelalters gewinnt mit Karl dem Großen zuerſt eine beſtimmtere Geſtalt, und der Begriff eines chriſtlichen Vereins aller abendländiſchen Nationen tritt ſichtbar und deutlich als das Ziel hervor, worauf das ganze Streben des damahligen Zeitgeiſtes gerichtet war. Schon unter Karls Vorgängern fand eine ſtete Beziehung und Verbindung zwiſchen der königlichen Gewalt und der Kirche Statt. Eine ſtändiſche Macht hatten die Biſchöfe ſchon unter den frühern fränkiſchen Königen; gleich den Herzogen und Grafen nahmen ſie Antheil an den Staatsgeſchäften und Staatsberathſchlagungen, hatten Sitz und Stimme in den Reichsverſammlungen; aber vorzüglich durch Karl ward alles das anerkannter Grundſatz und Verfaſſung, und erhielt eine feſtere Geſtalt. Durch ihn iſt die Geiſtlichkeit ein Stand geworden, der nun als ein zweites Glied des Staatskörpers dem Adel das Gegengewicht halten konnte. Bei den Römern hatte ſich die chriſtliche

Kirche ganz unabhängig von dem Staat, ganz getrennt von ihm entwickelt, war in ihrer innern Einrichtung ſchon ganz ausgebildet, als ſie herrſchend ward; daher blieb Kirche und Staat, das Chriſtenthum und das öffentliche Leben auch unter den chriſtlichen Kaiſern ſehr getrennt, einige Einmiſchungen der Willkühr abgerechnet. — Anders war es bei den Deutſchen; bei ihnen war, als ſie noch ihrer alten Götterlehre anhingen, kein abgeſondertes Prieſterthum geweſen, ſondern die prieſterlichen Rechte und Verrichtungen mit der Staatsgewalt, und den übrigen Volksangelegenheiten völlig eins und vermiſcht. Der Umſtand, den Tacitus ausdrücklich bezeugt, daß der Prieſter der Nation von dem verſammelten Volk gewählt worden ſey, ſo wie der Einfluß, welchen das Prieſterthum hinwiederum auf die Nationalgerichtsbarkeit und auf alle Nationalangelegenheiten hatte, geben dieß hinreichend zu erkennen. Daher erklärt ſich ſehr leicht eine gewiſſe Vermengung des Geiſtlichen und des Weltlichen, die bei den chriſtlich gewordenen Deutſchen Statt fand; treuherzig nahmen ſie das Chriſtenthum in ihr ganzes Nationalleben mit auf, verſtatteten ihm einen großen Einfluß auf daſſelbe.

So ſehr auch das Chriſtenthum für alle Nationen beſtimmt war und iſt, ſo hat doch eine jede der Nationen, die es zuerſt annahmen, in der Art der

Annahme, und in dem Gebrauch ihren beſondern Charakter gezeigt. Den Ägypter führte ein angeſtammter Tiefſinn und Schwermuth als Einſiedler in rauhe Wüſten. Die Griechen trugen den ihnen ſo ganz eignen dialektiſchen Scharfſinn in die Religion über, früh genug auch die damit verbundne Streitſucht. Die Römer, deren Sinn mehr praktiſch war, wußten die für die Geheimniſſe des Chriſtenthums weſentlichen Gebräuche zu einem würdigen Ganzen auch für das Äußere auf das Schönſte zu ordnen, und wie jede Geſellſchaft beſtimmte Geſetze erheiſcht, ſo dergleichen nothwendige Lebensregeln für die größeren oder kleineren kirchlichen und chriſtlichen Vereine mit Einſicht zu entwerfen. Die Deutſchen endlich haben für den chriſtlichen Glauben, nachdem ſie ihn einmahl angenommen hatten, erſtens gegen die fanatiſchen Feinde desſelben als gute Ritter gekämpft, ſodann aber das Chriſtenthum nicht als eine abgeſonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, ſondern im vollen herzlichen Gefühl des unſchätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben chriſtlich eingerichtet, und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Wirkungen davon zeigen ſich ſchon früh, und von der daher entſpringenden Vermiſchung geiſtlicher und weltlicher Geſchäfte finden ſich beſonders bei den Franken viele Beiſpiele.

So wie die Biſchöfe an den Reichsverſammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil nahmen, ſo waren auch die Könige, Herzoge und Grafen nicht ſelten bei den Synoden und Verſammlungen der Geiſtlichen zugegen. Das Chriſtenthum und der Nationalverein, Staat und Kirche waren durchaus verknüpft und verwebt. Karl, der die Geiſtlichkeit wie den Adel auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurück zu führen ſtrebte, trennte und beſtimmte ſo weit es ſeyn mochte, die gegenſeitigen Gränzen der Geiſtlichen und Weltlichen, ſo wie er auch die Biſchöfe und den hohen Adel auf den Reichsverſammlungen in zwei Kammern abtheilte. Dadurch eben ward die Geiſtlichkeit ein eigentlicher Stand, ein beſtimmtes Glied des ganzen Staatskörpers, mit dem Adel theils verbunden, theils von ihm geſchieden, bald mit ihm zuſammen wirkend, bald ſeine ausſchließende Wirkſamkeit mannichfach beſchränkend. Zuſammengeſetzter ward nun der innere Bau und die Einrichtung des Staats; um aber dieſe Einrichtung, und die dabei zu Grunde liegenden Gedanken richtig zu beurtheilen, muß man in das ganze Verhältniß und Bedürfniß der damahligen Zeit zurückgehen. Gewiß iſt es, daß der Lehens- und Dienſtadel, anfangs die Stütze und das Werkzeug der königlichen Gewalt, ihr ſelbſt nun oft Gefahr drohte; für die ordnungsmäßige und gleichförmige Sicherheit derſelben, war alſo nichts ſo erforderlich und ſo wünſchenswerth, als ein bleibendes Gegengewicht, ein andrer an Macht ihm gewachſener Stand. Der Bürgerſtand war als Stand noch kaum vorhanden, wenigſtens nicht mächtig, nicht entwickelt genug, um gegen den Adel ſchon jetzt ein irgend bedeutendes Gegengewicht bilden zu können. Erſt ſpäter kam der Bürgerſtand zu jenen beiden erſten Ständen als dritter Stand hinzu, und vollendete dadurch die geſammte ſtändiſche Verfaſſung, und ſeine Entwicklung iſt durch den geiſtlichen Stand und deſſen oft von den Vortheilen und der Macht des Adels getrennten, oder gegen denſelben gerichteten Zwecken, nicht wenig befördert und beſchleunigt worden.

Wenn damahls der durch die ſteten Eroberungen und Fehden ganz kriegeriſch gewordene Adel die geſammte Kraft der Nation in ſich zu enthalten ſchien, ſo war der Geiſt, ſo viel davon aus älteren Zeiten noch gerettet war, oder auch neu wieder auflebte, vorzüglich bey dem Lehrſtande zu finden. Er war ja der Aufbewahrer der geſammten römiſch chriſtlichen Kenntniſſe, Literatur und Bildung, deren man ſelbſt für den Staat in unzähligen Fällen bedurfte. Im Gegenſatz gegen dieſen chriſtlich römiſche Beſtandtheil der Bildung und des Staats in der Geiſtlichkeit, kann der Adel in der damahligen Verfaſſung, als der germaniſche Beſtandtheil betrachtet werden, indem er der Aufbewahrer und Erhalter der urſprünglichen deutſchen Sitten und Grundſätze der Ehre und der Freiheit war. — Der Adel und Kriegsſtand als Inbegriff der Staatskraft, eignete dem beſondern Staat, der beſondern Nation, welcher er angehörte. Sollten aber die geſammten chriſtlich geſitteten Nationen zu einem größern Verein, zu einer europäiſchen Republik verbunden werden, ſollte ſie alle ein gemeinſchaftliches Band umſchlingen, ſo mußte es in jedem einzelnen Staate neben dem nationalen Stande, dem Adel, noch einen andern geben, der mehr auf das größere Ganze des allgemeinen Vereins der chriſtlich geſitteten Nationen gerichtet war, und dieſes allgemeine Band thätig und wirkſam erhielt. — Wenn Karl der Große (ich nenne ihn, weil er als Geſetzgeber Epoche gemacht hat, obgleich mehrere ſeiner Vorgänger ſchon in gleichem Sinne gehandelt haben, manche ſeiner Einrichtungen von einem oder dem andern ſeiner Nachfolger weiter entwickelt worden ſind); wenn Karl der Große die Staatsverfaſſung auf dieſe beiden, in ſo vielen Rückſichten in der damahligen Zeit ſich ergänzenden Stände und Kräfte, und auf ihr gegenſeitiges Bedürfniß und ihre lebendige Einwirkung gründet; ſo iſt er desfalls nicht zu tadeln. Karl fühlte ſich gro und ſtark genug, um auch andern freien Spielraum, Macht und Ehre in ihren von der Natur und Vernunf angewieſenen Gränzen zu gönnen. Viele ſeiner Einrichtungen haben unleugbar keinen andern Zweck, al den, die königliche Macht zu befeſtigen und zu vermehren; aber wie mehrere ſeiner Ahnen war auch er ein Mann des Volks. Dem Adel ließ er nicht nur die angeſtammten Rechte, ſondern er ſuchte auch in dieſem Theile des Ganzen, die alte kraftvolle Verfaſſung neu zu beleben; die Geiſtlichkeit erhöhte er beſonders, das Bedürfniß ſeiner Zeit wohl fühlend. — Eine wahrhaft lebendige Kraft beruht nicht auf der Vertilgung alles freien Lebens rund um ſich her; vielmehr wird ein Herrſcher von ſtarkem Geiſte und von großer Seele um ſo mächtiger ſeyn, je mehr Leben und freie Kraft auch in allen übrigen Theilen des ganzen Staatskörpers iſt.

Die weſentliche Beſtimmung des geiſtlichen Standes, Gott den Menſchen zu verkündigen, und ſie zu ihm zu leiten, iſt zu allen Zeiten unwandelbar dieſelbe; die äußern Verhältniſſe aber des geiſtlichen Standes, können nicht anders als von den Umſtänden abhängig ſeyn. Dieß hat man oft überſehen, bei den Aufforderungen wieder zu den Verhältniſſen der älteſten chriſtlichen Lehrer zurück zu kehren. Wenn die Erziehung als ein vorzüglicher Gegenſtand des geiſtlichen Berufs anerkannt wird, ſo kann die Milderung der Sitten in noch ſehr kriegeriſchen Zeitaltern durch den Anbau des Landes wie des Geiſtes, es kann die Erziehung der Nationen der geiſtlichen Beſtimmung nicht als fremdartig angeſehen werden. Dazu war Macht, Einfluß und Beſitzthum erforderlich.

Geldreichthum war damahls verhältnißmäßig ungleich ſeltner, daher war es meiſtens Landeigenthum, woran der geiſtliche Stand reich ward, und was ihn um ſo mehr mit dem Staat verflocht, da die deutſche Staatseinrichtung vorzüglich auf das Landeigenthum ſich gründete. Mehrere Urſachen trugen bey, das Landeigenthum der Geiſtlichen auch im Kleinen zu vermehren, noch außer den größeren Schenkungen der Könige und Fürſten. Es war dieß dem Bedürfniß der Zeit angemeſſen, und unter allen Schriftſtellern iſt nur eine Stimme darüber, wie ſehr der Anbau des Landes dadurch gewonnen habe, wie viele rauhere oder noch wüſte Gegenden durch den Fleiß der Klöſter urbar gemacht und in fruchtbare Gefilde verwandelt worden. Wie ſehr auch einzelne Geiſtliche den durch ſo viele Schenkungen angehäuften Reichthum mißbraucht haben mögen; im Ganzen gebührt der Geiſtlichkeit vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert jenes Lob. Inſonderheit hat die Geſellſchaft der Benedictiner ſich den doppelten Ruhm in ganz Europa erworben, die beſten Schriften und Kenntniſſe des Alterthums zur Bildung des Geiſtes erhalten und das Land ſelbſt vielfach angebaut und verſchönert zu haben.

Wir dürfen uns die Eigenſchaft eines Beſchützers der Kirche, die man im ganzen Mittelalter als das Weſentliche des Kaiſerthums betrachtete, mit Hinſicht auf jenen auch jetzt wie damahls ſo erwünſchten freien Verein aller geſitteten Staaten und Völker, nur in unſre Sprache überſetzen, um zu ſehen, wie moraliſch und politiſch groß und wichtig dieſe Idee des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters geweſen ſey, ſo wie Karl der Große und die beſſern deutſchen Kaiſer, von Otto dem Großen bis auf Rudolph von Habsburg, dieſelbe im Geiſte gefaßt und bey ihrem Handeln zum Grunde gelegt haben. Wenn es in der Folge der Zeiten nicht immer gelungen iſt, ein friedliches Verhältniß zwiſchen der Kirche und dem Staat zu erhalten, wenn die deutſchen Kaiſer und der römiſche Stuhl ſich in ihrem Streit oft wechſelsweiſe geſchadet und ihre Macht gegenſeitig zerſtört haben, ſo dürfen wir doch desfalls die große Idee ſelbſt, nach der man ſtrebte, und die außerordentlichen Geiſteskräfte, die ſich in dieſem Streben entwickelten, nicht verkennen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß in den neuern Zeiten, wo man den freien Verein und ein allgemeines rechtliches Verhältniß aller geſitteten Staaten und Völker, nun auf einem ganz andern Wege durch politiſche Kunſt zu erreichen ſtrebte, es dieſer oft eben ſo ſchwer oder unmöglich geblieben iſt, ihr Ziel ganz zu erreichen, als es damahls durch das Kaiſerthum und durch die Macht der Kirche vollkommen gelang.

Nachdem die Biſchöfe auf den Staat ſo vielen und Beſtrebungen ſind durch zwey entgegenſtehende Geſetzgebungen unabänderlich beſtimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des ſtrebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Geſetze der Natur. Unſicher ſchwankt die Neigung zwiſchen der Stimme der Freyheit und dem Gebothe des Schickſals; mühſam bildet der Verſtand am Einzelnen, und verliert ſich vom Ganzen endlich ſo weit, daß es ſcheinen könnte, als ſey dem Menſchen Maßſtab und Wagſchale ſeines Lebens entriſſen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schickſals und der Freyheit in volle Eintracht aufzulöſen, iſt der verſchlungenſte Knoten des menſchlichen Lebens. Iſt das Ungefähr weiſer als die Kunſt? Kann die ſchwerſte Aufgabe nur von ſelbſt erfüllt werden?

Wenn nicht abſichtliche Kunſt, ſondern der Naturtrieb die Bildung lenket, ſo entwickelt ſich gleichmäßig der ganze Menſch. Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit ſind die unterſcheidenden Merkmale des Alterthums, und ſeiner organiſchen Entwicklung. Alles Einzelne iſt hier in durchgängiger Wechſelwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geſchichte die großen Umriſſe der Freyheit und des Schickſals vor uns; auf den verſchiedenen Stufen der alten Bildung ſind die reinen urſprünglichen Arten aller weſentlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und der Natur erſchöpft, auf der höchſten Stufe iſt mehr oder weniger die harmoniſche Eintracht und eine natürliche Vol-

---

Liebe; und ſo iſt auch die Ordnung und das Ebenmaß in dieſem Sinne nicht bloß auf die Kunſt beſchränkt, ſondern es iſt der ordnende Geiſt, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und beſtimmt, und ſelbſt ihr Weſen iſt.

Einfluß erhalten hatten, Stände des Reichs geworden waren, mußte natürlich auch der erſte Biſchof der Chriſtenheit in ein anderes Verhältniß zu den Staaten treten; ein Verhältniß, das zwar keinesweges mit ſeiner kirchlichen und geiſtlichen Beſtimmung nothwendig verbunden iſt, aber auch nicht in Widerſpruch mit derſelben ſteht. Von Alters her und ſchon in den erſten Jahrhunderten war der Biſchof von Rom als der erſte und vornehmſte Biſchof der Chriſtenheit anerkannt; d. h. aus dieſer Zeit finden ſich beſtimmte Zeugniſſe des Vorranges, die auch von proteſtantiſchen Gelehrten anerkannt werden. Die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihnen und den Katholiſchen beſteht nur darin, daß die Proteſtanten, wenn ſie auch nicht alle annehmen, dieſer Vorrang ſey erſt zu der Zeit entſtanden, da ſich jene unleugbaren Zeugniſſe finden, denſelben doch überhaupt für zufällig entſtanden, für der Religion unweſentlich, oder gar nachtheilig halten; die Katholiſchen hingegen denſelben Vorrang nach der ausdrücklichen Abſicht des Stifters und Heilandes angeordnet, dieſe Einheit ſchon in dem Weſen des Chriſtenthums gegründet finden. Über die Ausdehnung der Rechte, welche dem erſten Biſchof als ſolchem zukommen, ſind allerdings auch bei katholiſchen Gelehrten verſchiedene Meinungen geweſen. Es mag ſchwer, ja unmöglich ſeyn, für alle Fälle die Gränzen dieſes Einfluſſe wie weit er gehen ſoll, im voraus ganz genau zu be

ſtimmen; um ſo mehr, da ein und derſelbe Fall unter verſchiedenen Umſtänden und in verſchiedenen Zeiten eine ganz andere Geſtalt annehmen, ein ganz anderer werden kann. Diejenigen welche wirklich, und von Herzen die Einheit wollen, werden darüber ſchwerlich jemahls in einen weſentlichen Streit gerathen; ſie werden nie in Zweifel darüber ſeyn, wo der Mittelpunkt dieſer Einheit ſich befindet. Diejenigen aber, welche Zwietracht oder gewaltſame Eingriffe beabſichtigen, werden jederzeit leicht irgend einen ſcheinbaren Rechtsgrund, unter der unzähligen Menge der ſich darbiethenden frühern Fälle und Beſtimmungen irgend eine für ſie zeugende Thatſache finden, die aber unter andern Umſtänden etwas ganz andres war, um ihrer Abſicht zur Beſchönigung und zum Deckmantel zu dienen. Solche Störungen hat die Kirche und das Chriſtenthum faſt zu allen Zeiten mehr oder minder erfahren, aber keine derſelben, ſo oft es auch den Anſchein dazu hatte, iſt eine Zerſtörung geworden.

Die großen Schenkungen durch welche Karl den römiſchen Stuhl bereicherte, und dadurch den Grund zu dem nachherigen Kirchenſtaat legte, dürfen am wenigſten befremden, indem ſich viele Gründe dafür angeben laſſen. Schon in ſehr frühen Zeiten, noch unter heidniſchen Kaiſern beſaß der römiſche Biſchof großen Reichthum, auch in Ländereien. Es war dieſer Reichthum nicht zum perſönlichen Aufwande beſtimmt, ſondern außer den übrigen kirchlichen Bedürfniſſen, vorzüglich um eine große Anzahl von Geiſtlichen zu erziehen, zu unterhalten, und reiſen zu laſſen, wenn ſie verſandt wurden entweder um das Chriſtenthum zu verbreiten, oder auch die Gemeinſchaft der Kirche lebhaft zu unterhalten. In ſpätern Zeiten beſaß der römiſche Biſchof beſonders anſehnliche Ländereien in Neapel und Sicilien. Als er nun dieſe durch die Saracenen und die Griechen verlor, was war natürlicher als daß die fränkiſchen Eroberer ihm durch andre Diſtricte einen Erſatz dafür gaben? Es war ohnehin eine allgemeine Gewohnheit, beſonders an den entfernteren Theilen des Reichs durch freiwillige Vergabungen ſich dieſe beſſer zu ſichern. Es kam noch der beſondere Umſtand hinzu, daß der römiſche Biſchof, mit welchem die Longobarden in alter Feindſchaft ſtanden, das neu eroberte Italien durch ſeine Macht deſto ſichrer bei den Frank zu erhalten, viel beitragen konnte. Dieß ſind die politiſchen Gründe die ſich für jene Schenkung anführen laſſen; ſpäter mag auch noch eine andre Betrachtung hinzu gekommen ſeyn. Erſt nachdem der röm ſche Stuhl von dem Druck der Longobarden und d Griechen durch Karl befreit war, konnte er ſeine a ten Anſprüche wieder geltend machen, und ſich m neuer Würde erheben. Sehr bereitwillig wirkte K. dazu mit, die kirchliche und geiſtliche Gewalt d oberſten Biſchofs in volle Wirkſamkeit zu ſetzen, indem ihm dieß das zweckmäßigſte und das gerechteſte Mittel ſchien, die Kirche zu reformiren, und die alten ſtrengen Geſetze, ſo weit es die Umſtände erlaubten wieder in Anwendung zu bringen. Eine Reformation, die um ſo dringender Bedürfniß wurde, je mehr bei ſteigendem Reichthum und Staatseinfluß der Biſchöfe der Fall vorkommen mochte, daß mehrere unter ihnen von ihrem geiſtlichen Beruf abwichen. — Auch andre Kaiſer, wie Heinrich III. haben in der gleichen Abſicht ſelbſt am meiſten dazu beigetragen, die Macht des römiſchen Biſchofs als eines Oberhaupts der Kirche in Anwendung zu bringen. Es waren in der frühern Zeit oft gerade die mächtigſten Kaiſer, welche der geiſtlichen Gewalt viel einräumten; damit nicht bloß der Staat, ſondern auch die Kirche in gleichmäßiger Verfaſſung, und ſtrenger Ordnung regiert werde, ſchien es ihnen nothwendig neben dem ariſtokratiſchen Beſtandtheil der kirchlichen Geſellſchaft, der biſchöflichen Macht, auch die monarchiſche Gewalt des allgemeinen Oberhauptes aufrecht zu erhalten und in Wirkſamkeit zu ſetzen. So wie das Verhältniß der Kirche zum Staat ſich mehr entwickelte, ſo bildeten ſich auch die verſchiedenen Gewalten im Innern der Kirche mehr aus.

Wichtig war beſonders das Verhältniß, wodurch der römiſche Biſchof ſo oft als Schiedsrichter in den

größten europäiſchen Angelegenheiten auftrat, vorzüg-
lich ſeit der Zeit Karls des Großen. Da es ſchon in
den älteſten Zeiten eine Gewohnheit der Chriſten war,
in Streitſachen die ſie unter ſich hatten, ihren Bi-
ſchof als freiwillig gewählten Schiedsrichter entſchei-
den zu laſſen, ſo darf es uns nicht befremden, daß
jetzt, da die Biſchöfe überhaupt ein Stand und eine
Staatsgewalt geworden waren, die Mächtigen, die
Fürſten und Könige der Chriſtenheit ſo oft den erſten
aller Biſchöfe zum Schiedsrichter aufriefen. Denn
durch die Fürſten ſelbſt iſt das Oberhaupt der Kirche
zuerſt aufgerufen worden, einzelne wichtige Staats
fälle zu entſcheiden, und überhaupt in die europä
ſchen Angelegenheiten Einfluß zu haben. Man dar
auch keine beſonderen Gründe dazu aufſuchen, in die
ſer oder jener eigenthümlichen Lage der Dinge; es l
ein allgemeiner Grund ſchon darin, daß das abendlä
diſche Europa in mehrere Mächte getrennt war; du
die Theilung des Reichs unter den Karolingern w
der Einfluß des Papſtes beſonders begünſtigt. W
man auch über den Mißbrauch urtheilen mag,
einzelne Päpſte von dieſem Einfluß auf die euro
ſche Angelegenheiten gemacht haben, der übrigens
dem Weſentlichen der geiſtlichen Obergewalt ganz
ſchieden iſt, ſo wird man doch, wenn man nu
das Bedürfniß, in die Lage und den Geiſt jener
ten recht eingehen will, nicht läugnen können,

er viel wohlthätiges hatte, daß nicht ſelten die unterdrückte gerechte Sache dadurch geſchützt ward, daß es oft nur die entſchiedene Stimme des Volks, die ſichtbar herrſchende Meinung aller Beſſern war, die durch die Dazwiſchenkunft der geiſtlichen Macht zur Sprache kam, ein Gewicht, und oft die Oberhand erhielt. Es ſchien erwünſcht und wohlthätig, daß ſelbſt gegen den mächtigſten Herrſcher noch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er ſcheuen mußte, die er durch bloſe Gewalt niederzuſchlagen nicht vermochte. Auch die päpſtliche Macht, wie die kaiſerliche war eine Volksmacht; der Papſt war der Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, die ſchon als Bedürfniß gefühlt wurde, wenn auch noch nicht als beſtimmtes Ideal deutlich aufgeſtellt war. Zu der eigenthümlichen Geſtaltung der europäiſchen Bildung hat dieß viel beigetragen, indem gerade durch dieſen Einfluß des erſten Biſchofs die europäiſchen Nationen vielfach in Verbindung geſetzt, und doch in Unabhängigkeit erhalten wurden. Hier zeigt ſich in der That zuerſt das Ideal, welches dem europäiſchen Staaten- und Völker-Syſtem zum Grunde liegt; das Ideal eines rechtlichen Bandes, eines freien Vereins, welches alle Nationen und Staaten der gebildeten und geſitteten Welt umſchlänge, ohne daß die Einheit, die freie und eigenthümliche National-Entwicklung jeder einzelnen Nation aufgeopfert würde. Gern wollen wir geſtehen, daß jenes Ideal in der damahligen Zeit eben ſo wenig ganz zur Vollendung gediehen, als dieß in neuerer Zeit gelungen iſt; es iſt vielmehr das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerthum und der Kirche im Mittelalter nie ganz in Harmonie, und was die Größten und Beſten von beiden Seiten beabſichtigen mochten, nie ganz zur Ausführung gekommen. — Noch weniger kann es die Abſicht ſeyn, alle einzelne Handlungen der Kaiſer und Päpſte vertheidigen zu wollen; aber ſelbſt diejenigen darunter, welche die tadelnswertheſten ſind, kann man erſt dann richtig beurtheilen, wenn man die Idee, welche dem politiſchen Streben der damahligen Zeit zum Grunde lag, aufgefaßt, und ſich in ſie verſetzt hat. Dieſen Geiſt der frühern Zeit richtig zu zeichnen, und lebhaft vor Augen zu ſtellen, iſt mein Ziel; und wenn es weder möglich noch auch rathſam ſeyn möchte, bei einer Darſtellung dieſer Art die eigne Überzeugung zu verläugnen, ſo hoffe ich doch die ſtrengſte Gerechtigkeit gegen die Andersdenkenden nie zu verletzen. Dieſe Gerechtigkeit kann nichts beſſer lehren, als die Geſchichte; ſie betrachtet die groſen Verſchiedenheiten, welche das menſchliche Geſchlecht theilen, nicht wie eine Streitſache, ſondern als Weltbegebenheiten, als Entwicklungen und Ereigniſſe des Menſchengeiſtes, wo das Urtheil auf das Groſe gerichtet dann ungleich milder ausfällt.

Nicht leicht iſt ein Staat, von einer ziemlich beſchränkten Macht und in bedrängter Lage, in ſo kurzer Zeit zu einer ſo alles überwiegenden Stärke gelangt, wie Deutſchland in dem Zeitraum von Konrad dem Erſten bis auf Heinrich den Vierten, vom Anfang des zehnten bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts. Aber in der Reihe dieſer Kaiſer kann man auch mehrere nennen, wie Heinrich den Erſten, Otto den Großen, Konrad den Salier, Heinrich den Dritten, welche neben den größten Eroberern des Alterthums hätten glänzen können, wenn ihr Streben bloß auf erweiterte Macht gegangen wäre, und ſie nicht vielmehr eine größere Ehre darin geſetzt hätten, als Geſetzgeber nach Recht und Herkommen zu herrſchen und Ordnung in der Chriſtenheit, ſo wie die alte Freiheit im deutſchen Vaterlande zu erhalten, weshalb ſie ſich mit einer mäßigen Erweiterung und Befeſtigung des Reichs begnügten. Konrad war der Erſte von fünf verſammelten deutſchen Nationen gewählte König, der aber nicht ſtark genug durch eigne Stammgüter war, um der deutſchen Königswürde ihr volles Anſehen zu verſchaffen. Großmüthig empfahl er auf ſeinem Sterbebette den Fürſten, mit Vorbeigehung ſeines eignen Hauſes, den mächtigſten der deutſchen Fürſten, den ſächſiſchen Heinrich zu wählen. Man hat die alte Verfaſſung von Deutſchland als Wahlreich getadelt, mit Anführung aller der nachtheiligen Folgen, welche

Wahlreiche zu haben pflegen. Es iſt jede Einrichtung gut oder verwerflich, je nachdem die Zeiten und die Menſchen beſchaffen ſind; ein Volk wo ſolche Geſinnungen herrſchen, wie der fränkiſche Konrad durch jene großmüthige Handlung kund gegeben hat, darf ein Wahlreich ſeyn. — Die ganze Reihe der auf einander folgenden kraftvollen und großen Könige und Kaiſer iſt die beſte Rechtfertigung für die auf die alte germaniſche Verfaſſung gegründete Form der Wahl. Auch geſchah es gerade wo das Wahlreich in ein Erbreich überzugehen begann, indem man durch das Anſehn eines großen Kaiſers bewogen, von dem Hauſe nicht abgehen wollte, der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger gewählt ward, wenn nun Minderjährigkeit und Vormundſchaft eintrat, daß alsdann das Reich in einem ſchwankenden und ſchwächern Zuſtand erſcheint. Es bedurfte bei dem Anfange des zehnten Jahrhunderts eines mächtigen, kraftvollen und tapfern Heerführers zum König der Deutſchen; denn faſt von allen Seiten war Deutſchland mit Feinden umgeben. Im Weſten Streit mit Frankreich um Lothringen, Lothars Reich, jetzt das nördliche Mittelland, worunter auch die Niederlande begriffen waren; nach Norden und Oſten die geſammte Gränzen von heidniſchen und feindlichen Völkern umgeben, de Dänen und den verſchiedenen ſlaviſchen Stämmen. Am meiſten verbreiteten die Ungarn Schrecken über gan

Europa. Ihre Heereszüge in das nördliche Italien und in Deutſchland bis an den Rhein waren um ſo verwüſtender, da ihre Abſicht nicht darauf ging zu erobern und ſich in den eroberten Ländern nieder zu laſſen, ſondern ſie nur Beute machten, und dann heimkehrten. In kurzer Zeit, ſchon unter den beiden Regierungen Heinrich des Erſten und Otto des Großen, wurde nicht nur Lothringen behauptet, die Dänen beſiegt, gegen die ſlaviſchen Völker in Nord-Oſten die Gränze fortgehend erweitert, den Einfällen der Ungarn durch die Schlachten bei Merſeburg und am Lech ein Ende gemacht, ſondern auch Italien, und die Kaiſerwürde mit dem Reich vereinigt. Schon jetzt war Deutſchland ohne Vergleich der mächtigſte Staat in Europa, noch ehe Konrad der Zweite durch Vertrag mit dem letzten erbloſen König auch das burgundiſche Königreich, das ganze ſüdliche Mittelland mit Einſchluß von Savoyen, Dauphiné und der Provence, dem deutſchen Reiche einverleibte, deſſen weite Gränzen von dem mittelländiſchen bis zum nordiſchen und baltiſchen Meere noch bei weitem nicht den ganzen Umfang der Macht und des Einfluſſes der Kaiſer erſchöpfte. Mit der Annahme des Chriſtenthums wurde dieſer Einfluß auf Dänemark, Böhmen, Pohlen und Ungarn ſichtbar. So unrichtig es ſeyn würde, den bald größern bald geringern Einfluß der deutſchen Könige auf dieſe Länder nach den Grundſälendung und höchſte Blüthe erreicht. Dieſer Zuſammenhang gegen unſere Zerſtückelung, dieſe reinen Maſſen gegen unſere unendlichen Miſchungen, dieſe einfache Beſtimmtheit gegen unſere kleinliche Verworrenheit gehalten, ſind Urſache, daß uns die Alten, Menſchen im höhern Styl zu ſeyn ſcheinen. Doch dürfen wir ſie nicht als Günſtlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unſere Mängel ſelbſt bewähren und ſichern unſere Hoffnung; denn ſie entſpringen eben aus der Oberherrſchaft des geiſtigen Vermögens und des freyen Verſtandes, deſſen obwohl langſame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geſchäft, dem Menſchen eine beharrliche Grundlage zu ſichern, und eine unwandelbare Richtung zu beſtimmen, beendigt hat, ſo wird es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, ob die Geſchichte des Menſchen gleich einem Kreiſe ewig nur in ſich ſelbſt zurückkehre, oder ins Unendliche zum Beſſern fortſchreite. Eben ſo iſt die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beyde entſpringen aus der Herrſchaft des Triebes und einer ſich aus ſich ſelbſt frey entwickelnden Natur. Der Verſtand, wo er den Gang der menſchlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechſelt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menſchen. Selbſt die griechiſche Kunſt, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in ſich ſelbſt, und beweiſet die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunſt iſt auch unſere Verworrenheit und Zerſtückelung am offenbarſten. Eine Kunſt ſchweift in das Gebiet der gen eines viel neueren Staatsrechts geſetzlich genau beſtimmen zu wollen, ſo iſt derſelbe ſehr weſentlich, um uns eine angemeſſene Vorſtellung von dem Anſehen zu bilden, in welchem das deutſche Reich und die Kaiſer ſtanden. Am merkwürdigſten und am vielfachſten waren die Verhältniſſe mit Ungarn; mit der Einführung des Chriſtenthums wurden hier zugleich auch die größten Fortſchritte in der geſammten Cultur ſichtbar, indem Ungarn an dem König Stephan, der als ein weiſer Herrſcher, und Geſetzgeber ſeinem Volke das ward, was Alfred für das ſeinige geweſen war, einen von den ſeltenen Männern erhielt, die weit über ihr Zeitalter hervorragen, und auf Jahrhunderte hinaus für die Bildung wirken, und ihren Gang leiten. In dieſe Epoche fällt auch die neue Begründung des deutſchen Oeſterreich. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, von chriſtlich gothiſchen Völkern, den Herulern, Rugiern und Longobarden bewohnt, war das öſtliche Donauland nachher von nicht deutſchen, heidniſchen Völkern in Beſitz genommen worden, ohne daß jedoch der deutſche Stamm ausgerottet ward. Die Franken ſuchten auch in dieſer Richtung ihr Reich immer weiter auszudehnen; durch Karls des Großen bis an die Raab ſich erſtreckende Eroberungen ward Oeſterreich völlig wieder befreit. Unter den ſchwachen letzten Karolingern ging dieſe öſtliche Mark wieder verloren, beſonders ſeitdem nichts dem erſten Einbruch der Ungarn zu widerſtehen vermochte. Durch die Ottonen aber erhob ſich unter dem Geſchlecht der Babenberger die erneuerte Markgrafſchaft wieder, die ſich bald vor andern deutſchen Ländern durch einen blühenden Wohlſtand, Handel und Cultur vorzüglich auszeichnete.

Nachdem Deutſchland ein ſelbſtſtändiges Wahlkönigreich geworden war, ſo gab von den vier deutſchen Haupt-Nationen, den Franken, Sachſen, Schwaben und Bayern eine jede mit Ausſchluß der Bayern dem Reiche eine Dynaſtie. Obwohl es ein Wahlreich war, ſo gab dennoch die Geburt aus dem einmahl herrſchenden Hauſe einen faſt rechtlich begründeten Anſpruch auf die Nachfolge; nur daß nicht gerade die Erſtgeburt entſchied, ſondern freie Wahl Statt fand unter mehreren Gliedern eines herrſchenden Hauſes, und daß ſelbſt die Nachfolge des Erſtgebornen, wenn man bei ihm blieb, einer feierlichen Beſtätigung durch Wahl bedurfte, und nach Erlöſchung der Dynaſtie das vollkommenſte Wahlrecht in ſeiner ganzen Fülle und Kraft wieder eintrat. Von den drei Dynaſtien deutſcher Könige und Kaiſer, der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen hat eine jede etwas mehr als hundert Jahre gedauert. Alle drei ſind ſich auch darin ähnlich, daß unter den erſten Königen und Kaiſern einer jeden Dynaſtie beſonders große Kriegshelden und kraftvolle Herrſcher ſich zeigen; in den ſpätern Gliedern hingegen mehr Neigung zur Bildung und weniger Kraft, oder doch eine nicht ſtreng geordnete und weiſe angewandte, ſondern mehr unregelmäßige und ins Wilde wirkende Kraft. So waren Heinrich der Erſte und Otto der Große die Helden der ſächſiſchen Kaiſerreihe; die beiden letzten Ottonen zeichnen ſich bei ihrer Familienverbindung mit dem griechiſchen Kaiſerhauſe durch ihre Vorliebe für die ſüdliche Pracht und Bildung aus. Sie ahmten ſogar das Ceremoniel des byzantiniſchen Hofes nach, und es konnte der Gedanke möglich ſcheinen, Rom wieder zum Sitz des Reichs zu machen. Die erſten Kaiſer der fränkiſchen Dynaſtie, Konrad der Salier und Heinrich der Dritte waren vielleicht die mächtigſten und glücklichſten Kaiſer, die Deutſchland je gehabt hat. Die Schwäche und der verwilderte Charakter ihrer Nachfolger trug viel dazu bei, das Reich durch den großen Kampf mit der Kirche zu zerrütten; wenn die Veranlaſſung deſſelben gleich außerdem ſchon vorhanden und der Kampf ſelbſt unvermeidlich war. Unter den Herrſchern der ſchwäbiſchen Dynaſtie zeigt Friedrich der Erſte als ſtrenger Gebiether und wenn auch nicht immer glücklicher, doch gewaltiger Held und Kriegsheerführer wie groß und mächtig auch damahls noch ein Kaiſer war und ſeyn konnte. Friedrich der Zweite an Bildung und kühner Geiſteskraft den frühern Kaiſern, ja allen Herrſchern des Mit telalters vielleicht überlegen, hat durch den wilden Gebrauch, den er von ſeinen großen Gaben machte, das deutſche Reich und das Kaiſerthum, ſo wie es im Mittelalter unter den drei Dynaſtien beſtand, zerſtört; bis es durch Rudolph von Habsburg und ſpäter durch Maximilian, aber ſchon unter dem erſten in ſehr veränderter Geſtalt wieder hergeſtellt ward. In allen drei Dynaſtien zeigt ſich alſo ein ähnlicher von Kraft zur Schwäche, von Strenge und gebietheriſcher Ordnung zur Zugelloſigkeit und Auflöſung fortſchreitender oder ſinkender Gang.

Alle drei Dynaſtien ſuchten gleich ſehr ihren höchſten Ruhm darin, die Kaiſerwürde zu beſitzen, und ſie auf den Gipfel des Glanzes zu erheben. Nur erſt Friedrich der Zweite ſcheint was bis dahin für die höchſte aller irdiſchen Würden gehalten ward, minder geachtet zu haben. Im übrigen iſt bei den drei Dynaſtien das Regierungsſyſtem beſonders auch in der Richtung ihrer Eroberungen ſehr verſchieden geweſen. Die ſächſiſchen Kaiſer richteten ihre Kraft gegen die feindlichen Nationen im Norden und Oſten und legten dadurch den Grund zu der Stärke und Größe des Reichs; in Italien ſuchten ſie mehr den Ruhm als den alleinherrſchenden Beſitz; im innern Deutſchland herrſchten ſie großmüthig und milde. Die fränkiſchen Kaiſer haben ſichtbar nach der unumſchränkten Herrſchaft geſtrebt. Nicht als ob ſie die Fr des Volks hätten unterdrücken, dem niedern Adel ſeine Rechte hätten entreißen oder das Aufkommen der Städte weniger begünſtigen wollen; aber gewiß hatten ſie die deutliche Abſicht, das Reich zu einem vollkommenen Erbreich zu machen, die beſondern Nationalrechte aufzuheben, die königliche Gewalt auf alle Weiſe zu vermehren und vielleicht auch die entferntere, die großen Herzogthümer der Krone einzuverleiben. In dieſem ihrem herrſchſüchtigen Regierungsſyſtem lag, ſobald es unweiſe angewandt ward, ſchon ein Grund zu jenem Kampf mit der Kirche, in welchen ſie zuerſt geriethen. Es betraf ja dieſer Kamp die gegenſeitigen Anſprüche der Kaiſer und des römiſchen Stuhls auf die geiſtlichen Fürſten; auf dere Abhängigkeit von dem weltlichen Oberherrn ſie nich minder ſtreng und eiferſüchtig, als auf der Ausübun aller übrigen ihrer königlichen Rechte beſtanden. Au ſcheint, daß ſie außerdem noch beſondern Einfluß au die Kirche ſelbſt haben wollten. Kein Kaiſer weder vo noch nach ihm hat denſelben in dem Maße gehab wie Heinrich der Dritte, und obwohl er einen g ten Gebrauch davon gemacht hat, ſo lag doch an hierin ſchon der Grund und Anreiz zu einer natür chen Gegenwirkung. Die ſchwäbiſchen Kaiſer endli haben nicht nur die frühern Erwerbungen und Anſpr che im Norden, Weſten und Oſten, ſondern endl ſelbſt Teutſchland und ihren kaiſerlichen Beruf verna läßigt, um nur unumſchränkte Beherrſcher und Monarchen des ſchönen Italiens zu werden. Unter ihnen nahm der Streit zwiſchen dem Kaiſerthum und der Kirche einen ganz andern Charakter an, indem jetzt noch das weltliche Intereſſe der Unabhängigkeit oder der Unterwerfung Italiens hinzu kam. Was die Eroberungen betrifft, ſo waren die der ſächſiſchen Kaiſer die weſentlichſten, für die Erhaltung des Reichs nothwendig, für den Zuwachs wahrer Macht am vortheilhafteſten geweſen. Man hat gezweifelt, ob durch die Einverleibung des burgundiſchen Königreichs mit dem deutſchen Reiche, daſſelbe einen bedeutenden Zuwachs an wahrer Macht erhalten habe; da die Herrſchaft über Burgund ohnehin nicht von ſo langer Dauer war, daß beide Reiche eins werden konnten, und man leicht wahrnehmen mag, daß ſelbſt Lothringen nur loſer mit dem Reich zuſammen hing. Wenigſtens aber wurde die weſtliche Gränze durch dieſe Erwerbung geſichert, da ſonſt Frankreich auch damahls leicht der gefährlichſte Nebenbuhler und Nachbar für Deutſchland hätte werden können.

Ebenfalls ſind die neuern Schriftſteller faſt einſtimmig der Meinung, daß die Verbindung mit Italien und ſelbſt die Kaiſerwürde dem deutſchen Staat ſchädlich geweſen ſei. Wohl mag es zugegeben werden, daß die deutſchen Könige in den folgenden Zeiten mächtiger würden geworden ſeyn, wenn der Staat ſich mehr nach andern Seiten hin erweitert, oder wenn die Könige ihre Kräfte nur angewandt hätten, ſich völlig unumſchränkt zu machen. Für die Cultur iſt aber dieſe Verbindung gewiß vortheilhaft geweſen. Auch hätte Italien mögen behauptet werden, wenn die frühern Kaiſer länger beſonders im nördlichem Italien reſidirt, wenn ſie dieſes mit Deutſchland mehr verſchmolzen hätten. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern war es nicht mehr an der Zeit und durch die Erwerbung von Sicilien verlor nicht nur das ſchwäbiſche Haus, ſondern die kaiſerliche Macht ſelbſt ihre ganze Liebe in Italien, weil man nun allgemeine Unterwerfung fürchtete.

Ungeachtet aller dieſer Einſchränkungen war unter ſtarken Kaiſern die Macht des Reichs ſehr groß, welches ganz Deutſchland nebſt der Schweiz und Holland, das nördliche Italien und den öſtlichen Theil von Frankreich umfaſſend, einen oft ſehr fühlbaren Einfluß über Dänemark, Pohlen und Ungarn ausübte, und eine gar nicht zu berechnende Kraft und Größe in der Meinung und dem Glauben aller europäiſchen Nationen beſaß.

* *

Noch vor dem Gemählde des geſammten Europa zur Zeit der Kreuzzüge erfordert der innere Zu

ſtand

ſtand und die innre Verfaſſung von Deutſchland eine beſondre Betrachtung. Um ſo mehr, da in den hiſtoriſchen Darſtellungen jener Zeit der deutſche König meiſtens über den römiſchen Kaiſer vergeſſen, oder doch nicht genug beobachtet wird. Und doch verdient dieſe merkwürdige Verfaſſung gewiß eine aufmerkſame Erforſchung, ſo viel Tadel ſie auch bei neuern Schriftſtellern gefunden hat, denen jede Mannichfaltigkeit freier Kräfte, wie ſie ſich in ſtändiſchen Einrichtungen und Verhältniſſen zeigt, gleich zu verwickelt iſt und als ein Zuſtand bloßer Verworrenheit erſcheint; die nur Eines im Staate wünſchen und bei der Geſchichte der Staaten im Auge haben: die fortſchreitende Erweiterung und Befeſtigung der unumſchränkten Gewalt und Alleinherrſchaft.

Von den fünf Nationen, welche zur Wahl des erſten deutſchen Königs zuſammentraten, den Franken, Sachſen, Schwaben, Bayern und Thüringern hatten die Franken nebſt dem größten Theile von Heſſen und den Gauen am Mayn vorzüglich die mittlern Rheingegenden inne. Dieſe fränkiſchen Rheinländer waren als vorzüglicher Wohnort Karls des Großen, und von ihm beſonders begünſtigt, an Cultur allen andern deutſchen Ländern zuvor geeilt. Bald wetteiferte jedoch Sachſen, damahls das ganze nördliche Deutſchland, auch in dieſer Hinſicht mit Franken. Dieß geſchah durch den Einfluß der Kaiſer aus ſächſiſchem Stamm, durch das Anſehen welches die Kaiſer und das Land dadurch erhielt, durch die Wirkung welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt im Lande verbreitete. Der Herzog von Sachſen war mächtiger als der von Franken, theils wegen der Ausdehnung des Landes, theils weil hier die Macht des Herzogthums nicht durch ſo große Bisthümer geſchmälert war als in den Rheinlanden. Schwaben, mit Einſchluß des Elſaß und der Schweiz, enthielt noch am meiſten Spuren von der älteſten germaniſchen Verfaſſung, ſchon dadurch der aufmerkſamſten Betrachtung werth. Länger wie in einem andern deutſchen Lande erhielt ſich hier auf dem ſchwäbiſchen Boden wenigſtens theilweiſe und als einzelnes Überbleibſel des Alterthums, vollkommener aber in den Schweizergebirgen der alte germaniſche Stand der Freien in ſeiner urſprünglichen Gleichheit, der ſonſt faſt überall von dem immer mehr herrſchend werdenden Lehenweſen verdrängt war. In dem rheiniſchen Franken war natürlich die neue Verfaſſung wie ſie ſich in dem großen karolingiſchen Reich und Hauptlande neu entwickelt und geſtaltet hatte, herrſchend geworden. In Sachſen war bei der Eroberung, durch welche es dem Reiche einverleibt ward, unſtreitig vieles von der alten Einrichtung untergegangen; außerdem war aber in den ſächſiſchen Landen die Einverleibung ſo mancher ſlaviſchen Orte und Völkerſchaften der alten germaniſchen Freiheit und Verfaſſung ohne Zweifel nachtheilig.

Man hat den Deutſchen der damahligen Zeit einen Vorwurf aus der Unterdrückung und harten Behandlung der Slaven gemacht; in Rückſicht auf den Krieg ſelbſt, der hartnäckig und mit Erbitterung geführt ward, mag der Vorwurf gegründet ſeyn. Für die Wirkung auf die Folgezeit darf man nur den blühenden Wohlſtand ſo mancher urſprünglich ſlaviſchen Länder im nördlichen Deutſchland, die durch deutſche Eroberer oder Coloniſten, ganz oder halb deutſch geworden ſind, mit andern Ländern vergleichen, welche die alte ſlaviſche Einrichtung durchaus beibehalten haben. Bei den ſlaviſchen Völkern war urſprünglich die Trennung der Adlichen und der Nichtadlichen weit ſtrenger, das Verhältniß der erſten zu den letzten ungleich drückender. Daß wie in Deutſchland, ein Stand der Freien bei den Slaven urſprünglich Statt gefunden habe, findet ſich keine Spur. Von der innern Stärke, dem Wohlſtande, und der damahligen Bevölkerung Deutſchlands, muß die weite Ausbreitung deutſcher Anſiedelungen in Ländern die zuvor ſlaviſch waren, wie Brandenburg, Meißen, Schleſien, einen großen Begriff geben. Bloße Eroberung ohne nachfolgende zahlreiche Anſiedelung hätte das nie bewirken können. Dazu rechne man noch die großen Heere welche nach Italien und andern, und eine Gattung in das Gebiet der andern hinüber. Darſtellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anſchauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechſeln ihre Beſtimmung Der Künſtler ſtrebt auf Koſten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner ſchätzt in der Natur nur das Künſtliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederſchein ſeiner eignen Träume verlangend, ſucht die Liebe in der Natur; der liebloſe Schwelger erfrecht ſich den freyen Menſchen, wie äußere Natur zu genießen. Dieſer lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menſchheit verwirrt; er muß ſie auch noch vereinzeln und verſtümmeln. Wer in Muſik allein ſchwelgt, verſchwebt in Unbeſtimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich ſelbſt zu Stein; wer in der Poeſie allein lebt, verliert beydes, Kraft und Beſtimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbſt Poeſie und Wirklichkeit vereinigt, laſſen eine große Lücke, welche nur durch die ſinnlichen Künſte ausgefüllt werden kann, in welchen die Geſetzmäßigkeit beſtimmter und lebendiger als in der Dichtkunſt, die Wirklichkeit geſetzmäßiger als in der Natur iſt. Durch die Kunſt allein wird der Menſch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und lieblos. Es iſt ein beweinenswerther Anblick, einen Schatz der trefflichſten und ſeltenſten Kunſtwerke wie eine gemeine Sammlung von Koſtbarkeiten zuſammen aufgehäuft zu ſehen. Troſtlos und ungeheuer ſteht die Lücke vor uns; der Menſch iſt zerriſſen, die Kunſt und das Leben ſind getrennt. Und dieß Gerippe war einſt Leben!

an den Grenzgauen von Deutſchland aufgingen. Auf die deutſche Verfaſſung hatte aber die Einverleibung der ſlaviſchen Länder und Völker mittelbar eine nachtheilige Wirkung. Von zwei Seiten drang jetzt ein Einfluß in Deutſchland ein, welcher der alten Freiheit entgegen war. Von der einen Seite der neue feindliche Lehensgeiſt, vor welchem der Stand der Freien immer mehr verſchwand; von der andern, ein von ſlaviſcher Sitte herrührender Druck der nicht edlen, nicht freien Leute.

An die Stelle des alten Standes der Freien trat dagegen mit der ſteigenden Anzahl und Erweiterung der Städte der neue Bürgerſtand, der immer mehr Einfluß und Rechte erhielt, ſo daß er bald als drittes Glied das Ganze der Staatsverfaſſung vollenden konnte. Die Kaiſer vorzüglich begünſtigten und beförderten auf alle Weiſe das Emporkommen dieſes dritten Standes. Dieſes erheiſchte nicht nur ihr Vortheil, um ſich ein Gegengewicht gegen übermächtige Fürſten zu verſchaffen, ſondern der ganze Geiſt ihrer Würde brachte es ſchon mit ſich. Es war die Macht des deutſchen Königs und Kaiſers eine Volksmacht, die ganz auf der Kraft der öffentlichen Meinung, und auf dem Glauben an die Hoheit der Kaiſerwürde, auf der Verehrung ihrer Heiligkeit beruhte. Daher war ein Kaiſer von kleinem Geſchlecht, auch ohne eigne große Stammgüter ſich allmächtig

Konnte doch Otto der Große ſogar ſein Herzogthum weggeben, als er Kaiſer ward, unbeſchadet der Stärke ſeiner Herrſchaft; und in etwas ſpätern Zeiten war die große Macht Friedrichs des Erſten wenigſtens in gar keinem Verhältniß mit dem Umfange ſeiner Stammgüter. Ganz kraftlos aber war die deutſche Königs- und Kaiſerwürde, wenn der Regent ſie nicht durch ſich ſelbſt zu heben wußte. Es war in der damahligen deutſchen Verfaſſung immer noch viel von der alten germaniſchen Freiheit, obwohl in einer durchaus andern und neuen Geſtalt. Die genannten fünf Nationen waren eben ſo viele Herzogthümer; Sachſen und Franken ſchon bei der Entſtehung des deutſchen Königthums, Schwaben und Bayern wurden es bald nachher; Thüringen, nur noch ein Überbleibſel von dem ehemahligen nicht unbeträchtlichem gothiſchen Königreich dieſes Nahmens, welches die Franken zerſtört hatten, war verhältnißmäßig nicht ſo ſtark. Lothringen, welches ſpäter hinzu kam, als ſechſtes Herzogthum und Nation, zeigt ſich wegen der wechſelnden Verhältniſſe mit Frankreich, und wegen der Entfernung, nicht immer von ſo einwirkendem Einfluß, als die übrigen Hauptglieder und Nationen des deutſchen Königthums, als welche ſich die Franken, Sachſen, Schwaben und Bayern betrachteten. Es fand allerdings einige Eiferſucht, beſonders zwiſchen den Franken und Sachſen, und überhaupt zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Nationen Statt, deren Verſchiedenheit ſelbſt jetzt nach ſo langem und mannichfaltigen Verein noch nicht ganz verſchmolzen iſt. Wo wäre aber wohl eine Freiheit ohne Eiferſucht möglich? Bei manchen Fehden dieſer Zeit iſt es ſichtbar, daß ſie, wie oft die Kriege im Mittelalter, nur wie ein ritterlicher Zweikampf, nicht mit der Erbitterung der Bürger oder National-Kriege geführt wurden. Eine ſolche Erbitterung zeigt ſich ſeltner in der frühern Zeit, aber von der Regierung des unglücklichen Heinrich des Vierten an, nahm ſie in dem Kampf der Welfen und Ghibellinen immer mehr überhand.

Die Herzoge wurden nicht mehr vom Volke, wie in den älteſten Zeiten gewählt, ſondern vom Könige als oberſten Lehensherrn eingeſetzt, oder beſtätigt. Indeſſen war das Herzogthum doch eine eigentliche Nationalwürde, auf den Schutz und Schirm der Rechte und der Freiheit der beſondern Nation gerichtet, ſo wie der König auf die Sorge für das ganze Reich. So leicht es den mächtigen deutſchen Königen ward, Herzoge ab und einzuſetzen, ſo häufig ſie dieſe Würde an ihre nächſten Verwandten vergaben, ſo ſehen wir doch daß ſelbſt die mächtigſten, auch wohl nach unbeſchränkter Herrſchaft ſtrebenden Kaiſer, ein heimgefallenes Herzogthum förmlich der Krone einzuverleiben Anſtand nahmen, woraus ſich ſchließen läßt, daß die Unabhängigkeit der Herzogthümer für verfaſſungsmäßig gehalten ward. Die Wahlverfaſſung hatte unter mehreren andern auch den Vortheil, daß keine Theilung des Reichs, die ſonſt unvermeidlich geweſen ſeyn möchte, Statt finden konnte. Das Weſentlichſte der damahligen Verfaſſung in Beziehung auf die ältere, läßt ſich in den Worten zuſammenfaſſen: Der Adel war ungleich mächtiger und herrſchender geworden, aber der Herzog und der König ſchützte jeder ſein Volk, der letzte nebſt den Biſchöfen begünſtigte auch beſonders die Städte, in denen ein neuer dritter Stand, und bald auch eine neue Cultur empor blühte. Es waren wohl alle Elemente zur glücklichen Verfaſſung des Königreichs gegeben, wenn dieſe Elemente aber nicht ganz in Harmonie kamen, die Anlage zu einer guten Verfaſſung nicht ganz zur Reife gedieh, ſo lag die Urſache davon in den gewaltſamen Bewegungen, welche ganz Europa bald darauf erſchütterten und die Nationen unaufhaltſam mit ſich fortriſſen. Einen neuen Beweis von der überaus großen innern Stärke des damahligen Deutſchlands, geben die Städte und ihr blühender Wohlſtand ab. Zwar iſt in Deutſchland keine einzelne Stadt zu der Größe gelangt, wie einige italiäniſche, was auch in der Nähe der königlichen Macht nicht wohl möglich war; aber an der überaus großen Menge von Städten, welche doch auch ſehr bevölkert, blühend und reich waren, hatte Deutſchland ſelbſt vor Italien den Vorzug. Die Macht der Herzoge war allerdings ein Hinderniß für die Könige, daß ſie nicht unumſchränkt werden konnten; es iſt daher glaublich, daß ſie beſonders die Biſchöfe noch ungleich mächtiger machten; ſie zu wahren geiſtlichen Fürſten erhoben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürſten zu haben. Schon bei der Wahl Konrads des Zweiten werden außer den Hauptnationen auch die angeſehenſten Biſchöfe genannt, vor den übrigen die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, welche die Wahl mit beſtimmt haben.

Aber grade von dieſer Seite drohte jetzt Deutſchland der größte Sturm; es war eben die Staatsgewalt der zu Fürſten gewordenen Biſchöfe, und ihr zwiefaches ſchwer zu vereinigendes Verhältniß zur Kirche und zum Staat, was den großen anderthalb hundertjährigen Kampf zwiſchen dem Kaiſerthron und dem römiſchen Stuhl veranlaßte. Italien und Deutſchland in den unzähligen Fehden der Guelfen und Ghibellinen verwirrte und endlich damit endigte, daß die Kaiſerwürde ihre Kraft und das alte Anſehen verlor, bis Rudolfs thätige Gerechtigkeit es ihr wiedergab, das Oberhaupt der Kirche aber äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Der Kampf war gleich zu Anfang deſto heftiger, da er in die Zeit Heinrichs des

Vierten fiel, eines Kaiſers von eben ſo gewaltſamem und leidenſchaftlichem als ſchwachem Charakter, deſſen lange Regierung in Rückſicht auf die Planloſigkeit und die Verwirrung als eine fortgeſetzte Minderjährigkeit, oft als ein Zwiſchenreich erſcheint. Auf der andern Seite ſtand dagegen ein Mann, Gregor der Siebente, von dem ſelbſt ſeine Feinde eingeſtehen, daß er an Kraft und Stärke des Charakters in der ganzen Geſchichte wenige ſeines Gleichen habe. Der Streit betraf zunächſt die zwiefache Abhängigkeit der Biſchöfe vom Staat und von der Kirche, und war im gewiſſen Sinne unauflöslich, weil weder der König ſeine Lehensrechte auf die geiſtlichen Fürſten als ſolche, noch auch die Kirche den Wunſch aufgeben konnte und wollte, daß die Biſchöfe zunächſt und zuerſt ihr angehören ſollten. Das war es eigentlich warum geſtritten ward, nicht bloß dieſe oder jene äußere Förmlichkeit. Als es daher endlich zum Frieden kam, ſo war auch dieſer ſo beſchaffen, wie es bei unauflöslichen Streitigkeiten meiſtens zu ſeyn pflegt, wo keiner der Streitenden ſeine Abſicht ganz erreicht, und ein unentſchiedener Mittelzuſtand mit Förmlichkeit feſtgeſetzt und als Entſcheidung angenommen wird. So nothwendig und wohlthätig die ſtändiſche Gewalt der hohen Geiſtlichkeit, ihr Antheil an den geſetzgebenden oder berathſchlagenden Reichsverſammlungen für den Staat ſeyn mochte, ſo wenig dieſes Verhältniß mit dem geiſtlihen Beruf in Widerſpruch ſtand, ſo war es doch ganz anders mit dem Lehensverhältniß, wenigſtens ſo wie dieſes damahls aufgefaßt wurde. Schon in frühern Zeiten waren Biſchöfe, weil ſie Güter überkommen hatten und beſaßen auf welchen der Kriegsdienſt, als Lehenspflicht haftete, ſelbſt in den Krieg gezogen, das Schwert anſtatt des Hirtenſtabes ergreifend. Dagegen hatten ſchon fränkiſche und karolingiſche Könige Geſetze gegeben. Jetzt nachdem theils frommer Eifer, theils auch Staatsgründe, einen ſo großen Theil des Landeigenthums in die Hände der Geiſtlichkeit gebracht hatten, ſuchten ſich Mächtige und Fürſten, die durch ihre Lage Einfluß auf die Beſetzung einer geiſtlichen Würde haben konnten, beſonders aber die Könige ſelbſt dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie die geiſtlichen Stellen und Würden heimlich oder auch öffentlich verkauften. Dieß war nicht nur unanſtändig, ausdrücklichen vom Staat anerkannten Kirchengeſetzen zuwider, ſondern es läßt ſich auch denken, daß es alle rechtliche und ſittliche Ordnung zu verletzen und aufzulöſen, vielfach beigetragen habe. Dieſem Unweſen wollte Gregor der Siebente zunächſt ein Ende machen. Schon durch die deutſchen Päpſte, welche unmittelbar ſeine Vergänger waren, aber mit Gregors Einfluß, unter dem mächtigen Kaiſer Heinrich den Dritten und von dieſen begünſtigt, hatte die Reform beſonders gegen jenes unwürdige Verkaufen der Biſchofswürde angefangen. Gregor wollte das Übel an der Wurzel heben, und es läßt ſich wohl nicht leugnen, daß er die Abſicht hatte, die Kirche von der weltlichen Gewalt, die beſonders in der Zeit zunächſt vor ihm einen gewiß ſehr nachtheiligen Einfluß auf die kirchliche Ordnung gehabt hatte, ganz frey und unabhängig zu machen. Wenn Gregor der Siebente ſich in die deutſchen Händel einmiſchte, ſo wurde er von den Fürſten und den Nationen ſelbſt dazu berufen und aufgefordert, wie man ſchon Jahrhunderte früher, unter den Karolingern in ähnlichen Fällen den oberſten Biſchof als einen natürlichen Schiedsrichter betrachtet hatte. Wenn man dieß nach den Sitten, nach den herrſchenden Begriffen, nach dem Staatsrecht jenes Jahrhunderts, und nicht des unſrigen, beurtheilen will, ſo fällt das anfangs befremdende ganz weg. Dieſer außerordentliche Mann hat das Schickſal wie alle große Reformatoren gehabt, entweder leidenſchaftlich gelobt, oder leidenſchaftlich getadelt zu werden; daß er ein Mann von heroiſcher Kraft des Willens, und von dem umfaſſendſten Verſtande war, geben jetzt auch diejenigen zu, welche ſeine Grundſätze durchaus verwerfen: wie auch daß er ein wahrer Reformator der Kirche, wenigſtens in Rückſicht der Sitten, und für die Verfaſſung nach den damahls noch nicht bezweifelten Geſetzen und Grundſätzen derſelben war, und daß ſeine eigne Sitten ſtreng und unbeſcholten geweſen ſind.

Nur eines ungemeſſenen Ehrgeitzes wird er beſchuldigt; wenn er davon nicht ganz frei geweſen, ſo war es nicht eine kleinliche Herrſchbegier, ſondern jener edle Ehrgeitz, ohne den kein ausgezeichneter von einem großen Gedanken erfüllter Mann gefunden wird, ſo bald er ſich in der Lage findet, den allgewaltigen großen Gedanken, von den er im Innerſten ſeines Geiſtes durchdrungen iſt, ausführen und wirklich machen, und mit Aufopferung alles Äußern durch ſeinen Geiſt auf Mitwelt und Nachwelt mächtig wirken zu können. Sich ſelbſt betrachtete Gregor ohne Zweifel als einen für die Unabhängigkeit und Reinigung der Kirche berufenen Kämpfer; er ſah voraus daß nur allgemeiner Haß und Verfolgung, nicht bloß der Fürſten, ſondern ſelbſt eines großen Theils der Geiſtlichkeit, ſein Lohn ſeyn konnte, worüber man ſeine ausdrücklichen Äußerungen in ſeinen freundſchaftlichen Briefen beſitzt; auch haben mehrere Geſchichtſchreiber bemerkt, daß er ſchwerlich einem gewaltſamen Ende entgangen ſeyn würde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit eines natürlichen Todes geſtorben wäre.

Wie wenig überhaupt bei dieſem unglücklichen Streit zwiſchen dem Oberhaupt der Kirche und den Kaiſern, eine bloß eigennützige Staatskunſt zum Grunde liegt, davon iſt das Anerbiethen eines ſpätern Papſtes ein auffallendes Beiſpiel. Er both nähmlich dem Kaiſer an, wenn er auf der Lebenspflichtigkeit der

Biſchöfe und Geiſtlichen unerbittlich verharre, ſo ſolle er lieber alle ihre Güter zurück, und wieder an ſich nehmen. Wenn die Kaiſer dieſes Anerbiethen hätten annehmen wollen oder können, ſo würde ihre Macht dadurch leicht verdoppelt, ja dreifach vermehrt worden ſeyn, und das leichteſte Mittel, den Frieden wieder herzuſtellen, möchte es wohl geweſen ſeyn! Daß es mit dieſem Anerbiethen durchaus nicht Ernſt geweſen ſeyn ſollte, davon kann ich mich nicht überzeugen, weil es doch unter gewiſſen Bedingungen wohl ausführbar war, und beide, der Papſt ſowohl als der Kaiſer, wenn ſie auf dieſe Weiſe einverſtanden geweſen wären, gleich ſehr dabei würden gewonnen haben. Unauflöslich war im Ganzen der Streit über den Vorrang der beiden Gewalten, indem beide Theile Recht hatten. Es waren mehrmahls Päpſte durch den Einfluß der Kaiſer gemacht worden, aber auch mehrmahls hatten die Päpſte entſchieden und beſtimmt, wem die Kaiſerwürde zufallen ſollte; doch beides war nie von dem Gegentheile als ein Recht anerkannt. Das Recht einer förmlichen Anerkennung und darin enthaltenen Beſtätigung ſowohl der Kaiſer durch die Päpſte, als der Päpſte durch die Kaiſer war durch ſo viele Vorgänger beſtätigt, daß es keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte. So lange noch Eintracht zwiſchen beiden großen Gewalten war, und ein weiſer Gebrauch ſie lenkte, war dieß ohne nachtheilige Folgen gebie-

Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünſtelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einſeitigen Kunſtſinnes, ſind die Schlachtopfer der Anſtrengung, die Sklaven des Nutzens, in denen ſteter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt ſich der Mechanismus einer ſolchen Sinnesart und eines ſolchen Lebens noch leidentlich wie ein Menſch; im Genuſſe zeigt ſich unverhohlen das reine Thier. Dieſe verwahrloſten Naturen erröthen endlich bey dem Namen der Schönheit. Die leiſeſte Erinnerung an Kunſt, Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes.

Auch der geiſtige Genuß iſt der Seele nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; ſtete Anſtrengung zerrüttet und zerſtöret unvermeidlich, wie ſteter Genuß erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſeyn, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf; die kleinſte Unmäßigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andre, die ſich zu ernſter That verknüpfen, ben. Wenn je einmahl ein Kaiſer einem Papſt, oder ein Papſt einem Kaiſer die Anerkennung verweigerte, geſchah es in ſolchen Fällen, wo die Natur der Sache ſelbſt, die offenbare Ungültigkeit einer Wahl, wo die Nation und die Kirche ſchon längſt vorher entſchieden hatten. Jetzt aber, nachdem der unglückliche Kampf einmahl begonnen hatte, wer ſollte ihn löſen und entſcheiden? wer ſollte Richter ſeyn zwiſchen dem heiligen Vater, dem Oberhaupt der Kirche, dem Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, und dem Kaiſer, der als der erſte aller Könige, der anerkannte Lehensherr vieler derſelben, als Schirmherr der ganzen Chriſtenheit, und allgemeiner Beſchützer der Gerechtigkeit und der Freiheit, die höchſte irdiſche Gewalt darſtellte? Es konnte der Kampf kaum einen andern Ausgang nehmen, als den er wirklich nahm; beide Gewalten mußten in engere Schranken zurück treten. Der Papſt blieb faſt nur geiſtliches Oberhaupt der Kirche, der Kaiſer bloß der erſte und größte König; beide verloren durch den Streit den größten Theil jenes Einfluſſes auf die europäiſche Republik, der ſo wohlthätig für das Ganze und für die Bildung geweſen war, und in der Folge es noch viel mehr hätte werden können. Nachdem nun weder Rom noch das Kaiſerthum ein Mittelpunkt für ganz Europa geworden war, wie ſie es ihrer Beſtimmung nach hätten werden ſollen, es auch nicht einmahl in dem Maße ſo blieben, wie ſie es einen Zeitraum über geweſen waren, ſo entſtand und entwickelte ſich etwas drittes, das jetzt als ein neues ſehr wohlthätiges gemeinſames Band, die verſchiedenen chriſtlichen Nationen von Europa, da kein vollkommen geordneter Staatenverein unter ihnen zu Stande gekommen war, wenigſtens durch gemeinſchaftliche Grundſätze und Sitten der Ehre, der Liebe und des gebildeten Lebens vereinigte. —

Das Ritterthum war nebſt dem Papſtthum und der Kaiſerwürde die dritte, nicht blos nationale, ſondern allgemeine europäiſche Gewalt des Mittelalters. Die Anlage dazu lag ſchon in der älteſten germaniſchen Verfaſſung; die Entwicklung ward durch die Kreuzzüge beſonders befördert. „Will man ſich von der eigenthümlichen Lebensweiſe des Mittelalters einen anſchaulichen Begriff machen, ſo muß man ſich vor allem in den Geiſt des Ritterthums verſetzen. Aber auch in der Geſchichte der Verfaſſung macht es Epoche, als eine neue, ſehr merkwürdige Form des Adels; denn wie der Adel die erſte Grundkraft des Staats iſt, ſo tritt auch mit jeder neuen Form deſſelben eine andre Art der Verfaſſung oder eine neue Epoche in der Entwicklung derſelben ein. Nachdem der alte deutſche Kriegs- und Volksadel, in einen Lehens- und Dienſtadel übergegangen war, ſo gab dieſe neue Form des Adels, das Ritterthum, dem letztern eine viel höhere, ſchönere, heiligere Richtung und Bedeutung, die immer eine der ſchönſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte bleiben wird.

Auf die Entwicklung des Ritterthums und auf die Geſchichte der Kreuzzüge, hat der Geiſt der Normannen einen großen Einfluß gehabt. Ihre Geſchichte verbindet die zwei großen Weltbegebenheiten des Mittelalters, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. An den Küſten von Frankreich, bei der Beſitzergreifung jener ſchönſten und fruchtbarſten Provinz des ganzen Landes, die noch ihren Nahmen trägt, dann in England, Italien, Sicilien, und zuletzt in Aſien waren ſie die letzten mit gewaffneter Hand in ſüdlichen Gegenden ſich niederlaſſenden nordiſchen Anſiedler. Ihre Eroberung Englands war mit einer Einwandrung des erobernden Volks verbunden, und iſt eben dadurch der Grund einer allgemeinen Veränderung in Sprache, Sitten und Verfaſſung, Urſache der langen Verbindung und des langen Kampfs zwiſchen England und Frankreich im Mittelalter geworden. Es hatten die erſten normänniſchen Eroberer mit dem Chriſtenthum, auch bald die neurömiſche, oder nun ſchon franzöſiſche Sprache angenommen, ihre Sitten aber und ihr Geiſt blieben während des ganzen Mittelalters hindurch durchaus eigenthümlich, ſo daß man in dieſer Zeit Normänner und Franzoſen, wenn auch ihre Sprache dieſelbe war, keines-

wegs

weges als Eine, ſondern als zwei ſehr verſchiedene Nationen zu betrachten hat. Die Normannen zeichnen ſich vorzüglich durch den romantiſchen Schwung ihres Geiſtes aus, der ſich ſelbſt im Charakter ihrer Eroberungen zeigt. Den Hang zur Poeſie und die romantiſche Richtung ihres Geiſtes mochten ſie zum Theil ſelbſt aus ihren alten nordiſchen Wohnſitzen mitgebracht haben. Sie haben ihn nicht erſt in Frankreich angenommen; durch ſie vielmehr iſt der Rittergeiſt, wie überhaupt in Europa, ſo beſonders in Frankreich herrſchend geworden. Von dem Geiſte kühner Seefahrer, als die ſie zuerſt auftraten, war ihnen noch der Hang zu Abentheuern geblieben, und befeuerte ſie zu ſehr entlegenen Unternehmungen und Eroberungen, die einer planmäßigen Berechnung im voraus vielleicht unausführbar geſchienen hätten. So gelang es ihnen ſich in dem ſchönſten und ſüdlichſten Theile Italiens, in Neapel und Sicilien feſt zu ſetzen, wo ſie anfangs von den Kaiſern als kriegeriſche Grundbeſitzer gegen die Griechen und Saracenen begünſtigt, nachher die Lehensträger des Papſtes wurden. Ihnen war dieſe Abhängigkeit nicht ſo läſtig, als die Oberherrlichkeit der mächtigen Kaiſer. Dem römiſchen Stuhl verſchaffte es den Vortheil einer großen, ihm ergebenen Kriegsmacht in Italien gegen den überwiegenden Einfluß der Kaiſer, bis durch Heiſeit das normanniſche Reich in Neapel und Sicilien an das ſchwäbiſche Kaiſerhaus fiel, und mit der drohenden, dem Anſchein nach nahen Gefahr einer gänzlichen Unterwerfung Italiens, auch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen um deſto erbitterter entflammte.

Durch ihren kühnen Charakter und ihren Hang zu Abentheuern, waren die Normänner zu der Theilnahme an den Kreuzzügen ganz beſonders geſchickt und berufen. So verbindet die Geſchichte der Normänner die Völkerwandrung und die Kreuzzüge, macht den Übergang und ein Mittelglied zwiſchen beiden. Der Ausgang der Kreuzzüge würde glücklicher geweſen ſeyn, wenn ſie mehr vom Charakter einer Völkerwandrung gehabt hätten, wenn der erſten Eroberung eine dauerhafte und zweckmäßig gegründete Anſiedelung gefolgt wäre. Um das ganze Unternehmen richtig zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß zu jener Zeit, da der Fanatiſmus der Mohamedaner noch nicht wie jetzt durch langen Verkehr mit den Europäern gemildert war, ein allgemeiner, immer fortdauernder Kriegszuſtand zwiſchen den chriſtlichen und mohamedaniſchen Völkern und Staaten, Statt fand, und Statt finden mußte. Wenn es gelungen wäre, einige europäiſche Colonien im weſtlichen Aſien nicht bloß zu gründen, ſondern auch zu behaupten, ſo wäre dieß die beſte Vormauer gegen Oſten geweſen, und es würde alsdann den Türken nie möglich geworden ſeyn, ein Reich in Europa zu gründen, und ſo viele blühende chriſtliche Länder, beſonders Ungarn und Oeſterreich zu erobern oder zu verwüſten, und ſelbſt Italien und Deutſchland zu ſchrecken. Nur hätte man, um das weſtliche Aſien wieder, wie es ſchon im Alterthum durch die Griechen geſchehen war, europäiſch zu bilden, ſich auch noch andrer Küſtenländer verſichern, nicht allein wie es anfangs geſchah auf Jeruſalem allein ſeine Richtung nehmen müſſen. Vor allen Dingen hätte auch gleich anfangs das griechiſche Kaiſerthum, deſſen zweideutige Politik an dem meiſten Unglück Schuld war, mit in das europäiſche Völker- und Staaten-Syſtem hinein gezogen werden müſſen. Als ſpäterhin ein lateiniſches Kaiſerthum zu Konſtantinopel eingerichtet wurde, war es ſchon nicht mehr an der Zeit.

Daß es bei der angewachſenen Bevölkerung ein Bedürfniß für Europa war, ſich eines Theils derſelben zu entledigen, iſt in der Geſchichte dieſer ganzen Zeit ſichtbar. Außer den ſchon angeführten Urſachen, war der Mangel an Einheit Schuld daran, daß ſo unermeßlich große Kräfte übel angewendet, meiſtentheils verſchwendet wurden, und ſich ſelbſt aufrieben. Wenn aber in Aſien nicht wie ſpäter in Amerika bleibende europäiſche Colonien aufgeblüht ſind, ſo iſt doch der Einfluß der Kreutzzüge, der wohlthätige und der nachtheilige, auf die Cultur, auf die Sittlichkeit und Verfaſſung von Europa nicht geringer geweſen, als der, welchen Indien und Amerika in der neuern Zeit gehabt haben, und noch ſo mächtig fühlen laſſen.

Achte Vorleſung.

So wie man in der Beſchreibung der Wallfahrten nach dem gelobten Lande bemerkt hat, daß anfangs vorzüglich eine ſchwärmeriſche Andacht die frommen Pilger zum heiligen Grabe führte, viele dann nachfolgten aus Begier, ſeltſame Abentheuer zu beſtehen, und um der überſtandenen nach glücklicher Heimkehr ſich rühmen zu können; wie endlich noch andre ſchlauer, mit den zurück gebrachten Schätzen des Morgenlandes einen Handel zu treiben anfingen, manche einzelne dadurch gereitzt, ſchon in dieſer Abſicht hinzogen, ſo war es auch im Ganzen mit den großen bewaffneten Pilgerfahrten, den Kreuzzügen, mit den verſchiedenen Epochen derſelben, und den darin hervorglänzenden Charakteren beſchaffen. Der erſte Heerzug unter dem frommen Gottfried von Bouillon, war ganz das Werk der Begeiſterung und der Andacht; daher war auch hier die Kraft am unwiderſtehlichſten, und mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. In den nachfolgenden Zeiten, beſonders in dem Heldenkampfe des löwenherzigen Richard mit dem ritterlichen Saladin, war der urſprüngliche Zweck ſchon mehr aus dem Auge verloren, und der romantiſche Geiſt kriegeriſcher Ruhmbegier und Abentheuer die beſeelende Triebfeder aller Thaten; als man endlich planmäßiger verfuhr, das griechiſche Kaiſerthum lateiniſch machte, und einſah, daß Ägypten erſt gewonnen werden müſſe, um Paläſtina ſicher zu behaupten, als die Flamme der frommen Begeiſterung in Ludwig dem Heiligen noch einmahl empor loderte, da war die erſte wahre Kraft doch ſchon erloſchen, die allein ſo große, ganz neue und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unwahrſcheinliche, und an das Unmögliche gränzende Unternehmungen auszuführen vermag; und am Ende waren es die italiäniſchen Seemächte, beſonders Venedigs großer Handelsſtaat, welche von den mühſam errungenen Erwerbungen am längſten einiges erhielten, und allein den bedeutendſten Vortheil zogen. So iſt oft der Gang der menſchlichen Begebenheiten! Ein großer Gedanke, ein mächtiges Gefühl ergreift den Geiſt und hebt wie den einzelnen Menſchen, ſo auch ganze Zeitalter plötzlich hinweg über alle Schranken der Gewohnheit, ja über die größten, unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe; wenn aber dann die ſchnell befriedigte Sehnſucht in dem Beſitz des errungenen Gegenſtandes erkaltet, wenn über den Beſtrebungen ihn zu erreichen, der Zweck ſelbſt vergeſſen worden iſt, ſo gefällt ſich der aufgeregte Muth noch in dem Gefühl ſeiner eignen Thätigkeit, ſpielend mit der Gefahr, und herrliche Kräfte verſchwendend, bis endlich ſie ſich ſelbſt verzehrt haben, und dann die kluge Benutzung des äußern Erfolgs, für den nächſten Gewinn und Vortheil, allmählig an die Stelle tritt, und allein übrig bleibt; für einen Vortheil der den kurzen Blick des Berechners täuſchend, ſo oft wieder Nachtheil wird. —

Unter der großen Menge außerordentlicher Charaktere und Helden, welche die Geſchichte dieſer Zeit darbiethet, iſt vielleicht keiner ſo geeignet, die ganze Macht des damahls herrſchenden Rittergeiſtes zu ſchildern, und wie man über dem Ritter ſelbſt den König vergaß, als der Charakter König Richards Löwenherz; ſeine an das Wunderbare gränzende Heldenthaten, ſeine gefahrvolle Heimkehr, Gefangenſchaft, und ſein Unglück, die aber doch ſeinen Löwenmuth nicht zu beugen vermochten, wenn gleich für ſein Königreich, und eine planmäßige Verwaltung deſſelben, bei einem ſo ritterlich durchſtürmten Leben nicht zum beſten geſorgt war. Charaktere wie dieſer, oder auch des Gottfried, und anderer von Andacht beſeelten ritterlichen Kreutzhelden, ſind mehr geeignet von der Fantaſie eines Taſſo ergriffen, der Mitwelt und Nachwelt in bezaubernden Gemählden hingeſtellt, als von dem For-

und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beſtändigkeit ihres Genuſſes belohnt. Der Genuß hat um ſo mehr Werth, je ſelbſtthätiger er iſt, je mehr er ſich dem Schönen nähert, in welchem ſich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke ſeyn; abſichtlicher Genuß wäre Geſchäft und nicht Genuß. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber iſt heilig. Man kann durch Darſtellungen den Verſtand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunſt kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabey. Wie jede Kraft ſich nur im freyen Spiele entwickelt, ſo bildet ſich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freyen Genuſſe des Schönen. Dieſer innre Sinn der Seele für das Schöne, iſt noch verſchieden von dem bloßen Kunſtſinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunſtvermögen, als die Empfänglichkeit, Darſtellung und Erſcheinung zu faſſen, gegenüberſteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darſtellung und Kunſt, ſondern auch in der Natur und im Menſchen, oder in der Liebe. Die Gränze des geiſtigen Genuſſes der Seele, wo er anfangen darf und wo er aufhören muß, iſt leicht zu beſtimmen, aber äußerſt zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren gibt es drey, wie drey urſprüngliche Gegenſtände des geiſtigen Genuſſes; die Natur, der Menſch, und die Kunſt, in deren Darſtellungen alles vereint wird.

ſcherblick eines Tacitus enthüllt und erklärt zu werden. Es unterſcheidet dieß überhaupt die Charaktere und Helden des Mittelalters von denen des Alterthums, daß mehr die Fantaſie, oder irgend eine große Idee, das Ganze ihres Lebens und ihrer Thaten leitet und beherrſcht, als ein Plan des Verſtandes. Nur der Charakter Alexanders des Großen macht hier von den andern großen Griechen und Römern eine Ausnahme, und iſt wie meiſtens auch der Charakter der orientaliſchen Helden, denen des Mittelalters darin ähnlicher, daß mehr die Fantaſie und Begeiſterung vorherrſchend bei ihnen iſt, als ein berechnender Verſtand. Daher bei allen Kämpfen, Gefahren, Verwirrungen dieſer Zeit, die Fülle von Leben die ſich über alles ergießt, und aus allem athmet; dieſer Hauch und Zauber der Fantaſie, der ſelbſt die Leiden noch verſchönt. Wie nach der alten nordiſchen Sage die ſeeligen Helden in Walhalla ſich während des Tages an Kämpfen ergötzen, wenn die Sonne ſich aber nun zum Abend neigt, werden die geſchlagenen Wunden durch Zauberkraft geheilt, die Helden verſöhnen ſich, und ſetzen ſich freundlich vereint nieder zum feſtlichen Mahle; ſo hatten auch die ritterlichen Kämpfe jener romantiſchen Zeit oft keinen politiſch bedeutenden äußern Erfolg, und es hatte ein Heldenleben hingebracht unter allen Abentheuern Europa's und des Morgenlandes, oft keinen andern Beſchluß, als das Gefühl der Ruhe, wie am

Abend des heißen Tages, das Gefühl rührender Erinnerung, und der Verſöhnung in ſtiller heiliger Einſamkeit. Aber im innern Gefühl war ein ſolches Heldenleben gewiß reicher, als die Wirkſamkeit jener Verſtandesmänner der Staatengeſchichte, die oft bloß durch die Stelle wo ſie ſtehn, obwohl im Innern arm, in das große Räderwerk der Weltbegebenheiten mächtig eingreifen, und es weiter zu treiben mehr mitwirken, als ſie ſelbſt empfänden und wiſſen.

Der Rittergeiſt indeſſen iſt nur eine Epoche, eine Seite des Mittelalters, und wenn im Ganzen in den Charakteren und Sitten, die größere Herrſchaft der Fantaſie, die Allgewalt einigen großen Ideen ſehr auffallend iſt, ſo würde man mit Unrecht dieſer Zeit ihre großen Geſetzgeber abſprechen. Alfred von England, der große Volksbildner Stephan in Ungarn, und der heilige Ludwig von Frankreich könnten dieß allein ſchon widerlegen. Von den deutſchen Königen und Kaiſern würde man viele nennen müſſen, wenn man alle auszeichnen wollte, die nicht bloß tapfre Krieger, ſondern denkende, das Ganze überſchauende Feldherrn, nicht bloß gewaltig wollende Alleinherrſcher, ſondern die innern Staatskräfte wohl kennende und abwägende Weltlenker waren. Die deutſchen Charaktere zeichnen ſich beſonders durch die ſtrengere und ernſtere Heldenkraft aus, von dieſer Kraft und Hoheit der Charaktere im Mittelalter könnte der Kampf Kaiſer Friedrichs des Erſten mit Heinrich dem Löwen ein herrliches Beiſpiel und Bild geben; wie dieſer mächtige, wohl die Gerechtigkeit ehrende, aber im Recht bis zur Grauſamkeit ſtrenge Kaiſer gegen ſeinen Freund zürnend, daß er ihn in den ſchweren italiäniſchen Kämpfen verlaſſen hatte, nicht ruhte, bis er mit der Gewalt des Sturms den großen Helden, den mächtigſten nach ihm, ganz zu Boden geworfen, ſeine Macht zertrümmert und zerſplittert hatte; und da er ihn nun zu ſeinen Füßen ſah, ſich dennoch der tiefſten Rührung um den alten Freund und Waffenbruder nicht erwehren konnte. Heldengefühle wie dieſe, waren es eben, welche in damahliger Zeit mehr herrſchten, als die Berechnung des kalten Verſtandes, beſonders bei den Deutſchen. Die italiäniſchen Charaktere des Mittelalters haben dagegen in ihrem frühen republikaniſchen Anſtrich, in ihrer Neigung zu einer oft grauſamen Politik, mehr Ähnlichkeit mit den Helden des Alterthums. Der eigentliche Rittergeiſt war bei keiner Nation des damahligen Europa ſo ausſchließend herrſchend wie bei den Normännern; derſelbe Geiſt und dieſelben Sitten waren in dieſer normänniſchen Periode auch England und Frankreich gemeinſchaftlich, während dieſe beiden Reiche durch die Normandie ſo vielfach verbunden und mit einander verbunden waren.

Der Mangel an Einheit, wegen deſſen die Kreuzzüge vorzüglich mißlangen, betrifft nicht bloß die unübereinſtimmenden Plane der einzelnen Heerführer und Unternehmungen, ſondern auch die große Verſchiedenheit in Geiſtes und Sinnesart, in der äußern Lage und dem beſondern Vortheil der einzelnen europäiſchen Nationen war ein Hinderniß der Eintracht. Die Spanier waren zu beſchäftigt durch den Kampf gegen die Araber in der eignen Heimath, als daß ſie einen ſehr großen Antheil an den Kreutzzügen hätten nehmen können; dasſelbe gilt wegen der Entfernung von den Nationen des äußerſten Nordens. Das nördliche Italien und Deutſchland, das kaiſerliche Reich, war ganz von dem großen Zwieſpalt der Kirche und des Kaiſerthums erfüllt und hingeriſſen, durch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen in allen größern und kleinern Theilen und Staaten, ſo durchaus beſchäftigt, daß ſie zwar mit großer Macht, wenn es einmahl dazu kam, aber nur nach langem Zögern, und faſt ungern an den Kreutzzügen Antheil nehmen konnten, wenigſtens nie ſo bereitwillig dem allgemeinen Strom und Umſchwung des Zeitalters folgten, wie die normänniſche Nation in England, dem normandiſchen Theile Frankreichs und in Neapel, und nebſt dieſen, die von einem ähnlichen Geiſte beſeelten Franzoſen. Alle dieſe verwandten Nationen waren durch zahlreiche Bevölkerung und Kriegsmuth mächtig, durch keinen andern großen Gegenſtand ſchon beſchäftigt, und eben darum am empfänglichſten, ſich für dieſen zu begeiſtern. Vielleicht wären ſchon ſie ſtark genug geweſen, die ganze Unternehmung allein auszuführen, die dann um ſo leichter hätte volles Gelingen, und dauernden Beſtand haben können.

Die großen deutſchen Kreutzzüge unter Kaiſer Konrad dem Dritten und Friedrich dem Erſten waren durch die Wirkung des Klima's und durch die griechiſche Argliſt am unglücklichſten. Friedrich der Zweite begnügte ſich und war froh, nur einen ſehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht zu haben, und eilte heim in ſein Sicilien. Einen feſten Plan für das Ganze und ein wahres Intereſſe an dem fortdauernden Gelingen hatten wohl nur das Oberhaupt der Kirche und die italiäniſchen Seemächte. Beide natürlich in ſehr verſchiedener Beziehung; daher es nicht zu verwundern iſt, daß es ihnen nicht möglich war, die ungeordnete, aus ſo verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzte Kriegsmacht der verbündeten Chriſten immer zweckmäßig und mit Einheit anzuwenden, ſondern eher Erſtaunen erregen muß, daß die ganze europäiſche Herrſchaft in Aſien nur noch ſo lang Beſtand hatte.

Unter den Wirkungen der Kreutzzüge iſt die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeiſtes die vornehmſte; zwar waren ſchon früher die Grundſätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche

Sittenlehre in eine beſtimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewiſſe Äußerlichkeiten gebunden, und damit ſchon das eigentliche Ritterweſen begründet werden. Den höchſten Aufſchwung aber erhielt dieſes, als der Ritter in den geiſtlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Chriſtenheit hingewieſen, ſich nun frei von der Lehensabhängigkeit, ja über alle Nationalſchranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienſtmann Gottes und der geſammten Chriſtenheit. Die drei großen geiſtlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, ſind die Quelle und das Vorbild aller übrigen geweſen; die Johanniter, welche bis auf die neueſten Zeiten den urſprünglichen Geiſt des Ritterthums in ihrem ſtandhaften Kampfe gegen die Mahomedaner fortgeſetzt haben; der deutſche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigſten und blühendſten deutſchen Colonie am öſtlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genuſſe großer Macht durch die Habſucht des franzöſiſchen Königs auf eine ſo grauſame Weiſe vernichtet ward. In Rückſicht des Ideeneinflußes, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, war dieſer unſtreitig der merkwürdigſte von den dreien. In Frankreich, wo auch der erſte blutige Religionskrieg in Europa gegen die irrgläubigen Albigenſer geführt worden war, in eben jenen Gegenden, wo unter Ludwig dem Vierzehnten die wegen der Religion verfolgten, in Verzweiflung gerathenen Camiſarden, nach einem hartnäckigen Kriege ausgerottet wurden; in Frankreich erging auch die grauſame Verfolgung über den Orden der Tempelherren, deſſen Kataſtrophe in der Hinrichtung des letzten wegen ſeiner Tugend verehrten Großmeiſters Molay, weder der König noch der Papſt, der ihm nachgegeben hatte, lange überlebten. Welches die Ideen waren die in dem Orden herrſchten, der nicht öffentlich bekannte Theil ſeines Zweckes, das konnte bei einem ſolchen, ſchon in der Form ſo ungerechten Verfahren nicht an das Licht kommen; höchſtens nur das, daß der Orden Geheimniſſe hatte, nicht aber mit Beſtimmtheit welche es geweſen. Vernichtet ward der Orden nur in Frankreich, in andern Ländern ward zwar das vom Papſt gegebene Urtheil der Aufhebung erfüllt, aber es geſchah mit Schonung, in einigen Ländern wurden die Tempelherren mit andern neu entſtandenen geiſtlichen Ritterorden verſchmolzen, ihre Güter dieſen gegeben. Der Geiſt des Ordens ward nicht vertilgt, er lebte und wirkte im Stillen fort, und einen ſo kurzen Zeitraum er in der äußeren Geſchichte einnimmt, ſo gehört er dennoch in die Reihe der merkwürdigſten Welterſcheinungen.

Nebſt dem Einfluß, welchen die weitere Ausbil dung des Ritterthums auf die Verfaſſung Europa's hatte, iſt die Wirkung der Kreuzzüge auf den Handel, ſeine Ausbreitung und Richtung, eine der auffallendſten und ſichtbarſten. So wie dieß beitrug, die Macht der Städte und des Bürgerſtandes zu erhöhen und zu vermehren, ſo hat es auch mitgewirkt, die Künſte zu entwickeln und zu einer neuen Blüthe zu beleben; doch beſchränkt ſich dieſe Einwirkung größtentheils auf den mächtigen Anſtoß, welchen die große Begebenheit dem Geiſte der Europäer gab, und auf den vermehrten, den bildenden Künſten ſo günſtige Reichthum der Städte. Die Vorausſetzung, daß die europäiſchen Nationen in ihren erſten Dichtungen und Kunſtverſuchen aus morgenländiſchen Quellen geſchöpft, nach morgenländiſchen Vorbildern gearbeitet haben, verſchwindet entweder ganz bey näherer Unterſuchung, oder es bleibt doch nur ein ſehr geringer Einfluß als Wahrheit zurück. Am erſten zeigt es ſich in der Poeſie, wie ſehr die Fantaſie der abendländiſchen Nationen, durch ſo viele neue im Gebiete der Begeiſterung geſehene Gegenſtände und erlebte Abentheuer ergriffen und erregt worden war. Dieſes iſt die eigentliche Zeit der Ritter Poeſie, welche bey den Normannern und bei den Deutſchen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert blühte, und die ſpäter in der ſchönen Form und anmuthigen Erzählungsweiſe eines Arioſt und Taſſo, das Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden iſt. Die Deutſchen hatten ſchon im karolingiſchen Zeitalter Heldengedichte und Minnelieder; das den Rittergedichten eigenthümliche Wunderbare kann um ſo weniger aus dem Orient allein entlehnt ſeyn, da es ſich ſchon in der ältern nordiſchen Sage findet. Nur bekam die Fantaſie durch die Kreutzzüge einen ganz neuen Schwung; ältere Heldengeſänge wurden mehr vergeſſen, oder dem neuen Geſchmacke verähnlicht. Die Ritter-Poeſie war das treue Abbild des ritterlichen Lebens, und deſſen ſtäte Gefährtinn, eben darum auch für uns der anſchaulichſte Spiegel der damahligen Sitten, die beſte Erklärung zur Geſchichte jener Zeit. Der emporſtrebende Geiſt, und eines durch Handel und Kunſtfleiß groß und mächtig gewordenen Bürgerſtandes zeigte ſich dagegen in den ſtolzen Gebäuden, in deren Errichtung reiche Städte damahls wetteiferten, und die durch ihre Kühnheit noch jetzt Bewunderung und Erſtaunen erregen.

Dieſe Kunſt entwickelte ſich nach der Poeſie zunächſt, und blühte in dieſem Zeitalter. In der ältern karolingiſchen Zeit, und unter den ſächſiſchen Kaiſern hatte die Verbindung mit der griechiſchen Hauptſtadt welche beſonders unter den letzteren Statt fand, auch die Bekanntſchaft mit der neugriechiſchen Baukunſt, und die Nachbildung derſelben veranlaßt, von welcher neugriechiſchen Art Deutſchland wie Italien einige merkwürdige Denkmahle beſitzt. Jetzt aber kam in

Deutſch

Deutſchland wie Italien, einige merkwürdige Denkmahle beſitzt. Jetzt aber kam in Deutſchland, beſonders in den Niederlanden und in England, mit dem neuen Schwunge des Geiſtes auch ein ganz neuer Geſchmack in der Baukunſt auf, den man gewöhnlich den gothiſchen nennt, welcher außer den genannten Ländern auch in Italien an dem bewunderten, von deutſchen Meiſtern erbauten Dom zu Mayland ein großes Denkmahl aufzuweiſen hat. Was dieſe gothiſche Baukunſt auszeichnet bei der Rieſengröße des Totaleindrucks, iſt eine Fülle der Künſtlichkeit im Einzelnen; und eben durch dieſen Charakter, iſt ſie nicht blos eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte, ſondern zugleich ein lebendiges Denkmahl des Mittelalters, und ein Spiegel der damahligen Sinnesart. Ganz aus dem deutſchen Geiſte iſt dieſe eigenthümliche gothiſche oder vielmehr altdeutſche Art und Baukunſt hervorgegangen. Die Vorausſetzung, daß dieſelbe arabiſchen Urſprungs ſey, iſt um ſo ungegründeter, da einige Gebäude in Portugall und Sicilien, die wirklich in einem halb mauriſchen Geſchmack gebildet ſind, einen von jenem gothiſchen weſentlich verſchiedenen Styl und Charakter zeigen. Der in Kirchen ſich darſtellenden Baukunſt ſchloß ſich die zunächſt zur Ausſchmückung der Kirchen beſtimmte Mahlerkunſt an; der Anblick prächtiger bilderreicher griechiſcher Kirchen mag ſie von neuem belebt haben, Das Vorrecht der Natur iſt die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunſt iſt die geiſtige Einheit und das harmoniſche Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunſt nur für Erinnerung an die ſchönſte Natur hält, der ſpricht ihr alles ſelbſtſtändige Daſeyn ab. Hätte ſie nicht ihr eigenes Geſetz, wäre ſie nichts als Natur, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöſchende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu erſetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz verſagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greiſen überlaſſen, ſich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in weſenloſen Schatten zu ſchwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem ſie ſie eine Künſtlerinn nennen, als wenn nicht alle Kunſt beſchränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet ſich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinſte Einzelne in ihr iſt zwiefach unerſchöpflich. Es iſt die durchgängige Beſtimmtheit des Geſtalteten, wie die allbewegliche Regſamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele ſind, iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannigfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt ſie uns zwey Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künſten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feſte Geſtaltung. Aber die weßhalb auch die älteſten italiäniſchen, und niederländiſch deutſchen Gemählde den neugriechiſchen ganz ähnlich erſcheinen, bis ſich bald in beiden Ländern ein eigner Charakter in der Mahlerei entwickelte, und die herrlichſten ewig bewunderten Meiſterwerke hervorbrachte.

Was die Europäer, den Arabern an wirklich neuem Zuwachs von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften verdanken, beſchränkt ſich vorzüglich auf einige chemiſche, mechaniſche und aſtronomiſche Kenntniſſe, und auf die Bekanntſchaft mit einigen Schriften des Ariſtoteles in einer vielverſtümmelten, faſt unverſtändlichen Ueberſetzung von denen ſich ſchwerlich behaupten läßt, daß ſie für die Geiſtesbildung des Abendlandes, ein großer Gewinn geweſen ſeyen. Zu dem waren jene Mahomedaner, welche Paläſtina damahls inne hatten, und mit denen die Chriſten zunächſt in Verkehr kamen, ein rohes Volk. Die blühenden Zeiten des Chalifats waren längſt vorüber. Gebildeter als jene Völker waren die Araber in Spanien, aber zu groß der National- und Religionshaß zwiſchen ihnen und den Chriſten, als daß ſie ſehr viel Einfluß auf die Cultur der Spanier hätten haben können.

Dieſe ganze Epoche, in welcher Chriſten und Mahomedaner in die vielſeitigſte Berührung kamen, wo der Orient und Occident nach einer langen Trennung zum erſten Mahl wieder auf einander einwirkten, lenkt die Betrachtung natürlich auf den Mann, deſſen Geiſt ſeit zwölf Jahrhunderten der Geiſt von halb Aſien geworden, und deſſen unſichtbarer Beherrſcher geweſen iſt. Mahomed ſelbſt erregt bei allen Unbefangenen diejenige Bewundrung, die Heldenkraft und Begeiſtrung, in ſteter Einheit auf ein Ziel gerichtet, einfach auch im Innern, allem Anſchein nach ohne weſentliche Täuſchungs- und Verſtellungskünſte, auf feſte Überzeugung und unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt gegründet, immer erregen müſſen. Das Volk, das ſein Werkzeug, und durch ihn das mächtigſte Volk der Erde wurde, war ſchon vor Mahomed in alter angeſtammter Freiheit, den Ruhm der Waffen und die Liebe einer begeiſterten Dichtkunſt verbindend, mit den älteſten Sagen der heiligen Urwelt nicht ganz unbekannt, und auch dadurch zu allem Hohen geſtimmt, ein edles und erhabenes Volk zu nennen. Nach dem neuen Aufſchwung, welchen die arabiſche Nation durch Mahomed nahm, erſtreckte ſich in kurzem ihre Herrſchaft über die herrlichſten Länder, von den indiſchen Gewürzinſeln bis nach Portugall, und von dem Kaukaſus bis tief ins innre Afrika. Mahomeds Lehre, auf die höchſten und reinſten Begriffe von der Gottheit gegründet, ohne die Vernunft durch unbegreifliche Geheimniſſe zu ſtören; vor allen Tugenden, Großmuth, Freigebigkeit und unerſchütterlichen Heldenmuth lehrend, dabei doch nicht ohne lockenden Reitz für Fan taſie und Sinnlichkeit; wie ſollte dieſer Glaube, welcher die Welt ſo lange beherrſcht hat, nicht den Menſchen von allen Seiten ergreifen und feſſeln? Jener gefährliche und verderbliche Zwieſpalt zwiſchen dem Staat und der Kirche, welcher die Chriſtenheit theilte und zerrüttete, fand nicht Statt in Mahomeds Reich, denn beide waren in ihm ganz Eins und verſchmolzen. Auch als dem Menſchen angemeſſner, und ausführbar ließe ſich Mahomeds Lehre rühmen, denn ſie iſt befolgt. Mahomeds Gedanken ſind wirklich ausgeführt, und ſein eigenthümlicher Geiſt iſt der von halb Aſien und Afrika geworden; da hingegen im Chriſtenthum, wo oft das Leben und die Sitten der Einzelnen wie ganzer Völker und ganzer Zeitalter mit dem Geiſt und dem Lehren des Stifters in auffallendem und ſchreiendem Widerſpruch ſtehen, die unvollkommne Annäherung an eine für Menſchen nicht erreichbare Idee, dem Ganzen den Anſchein eines nur halb gelungenen Verſuchs gibt. Kaum iſt es zu verwundern, wenn eine gewöhnliche Philoſophie dieſer Lehre nicht undeutlich den Vorzug vor der chriſtlichen gibt. — Aber die Weltgeſchichte entſcheidet anders, als jene auf den Schein gerichtete Philoſophie, und hat längſt entſchieden über das Verhältniß Mahomeds und des Chriſtenthums zur Cultur und Bildung des menſchlichen Geiſtes. Der Geiſt des Stolzes und des Hochmuths, den Mahomeds Lehre bei allen jenen lebens werthen Eigenſchaften athmet, der ſo auffallend abſticht gegen die Liebe und Demuth des chriſtlichen Glaubens, dieſer iſt es, welcher ſeine Weltwirkung verderblich macht, und wodurch dem Reiche Mahomeds gleich von Anbeginn der Keim des Untergangs eingepflanzt war. Durch dieſen Hochmuth, der feſter als der ſtoiſche, auf den Glauben an den wahren Gott gegründet, je ſcheinbarer und ſchwärmeriſch zuverſichtlicher, um deſto verderblicher wirkt, blieb der Geiſt der Anhänger Mahomeds bald nach dem erſten Aufſchwung der Bildung ſtehen, bis er endlich, auch bei edlen Nationen zu gleichgültiger Dumpfheit erſtarrte.

Jene Verſuchung, von welcher die Schrift redet, das verführeriſche Anerbieten, durch welches der Stifter des Chriſtenthums erprüft ward; die Reiche der Welt ſollten ſein werden, wenn er nur dem Geiſte der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle; dieſer Verſuchung vermochte Mahomed nicht zu widerſtehen. Hätte er ihr widerſtanden, wären die hochgeſinnten Araber Chriſten geworden mit eben der flammenden Begeiſterung wie ſie Mahomeds Lehre ergriffen, ſo würden die ſchönſten Länder des Erdbodens, wahrſcheinlich auch die glücklichſten und gebildetſten geworden, Aſien und Europa ſtatt zerſtörender, die Erde und den Menſchengeiſt ſpaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in ſchönſter Eintracht mit einander verbunden ſeyn. Der Geiſt des Stolzes aber, und eben jene Einheit des Staats und der Kirche in Mahomeds Reich, legte den Grund zu einem Despotismus der alle weltliche und geiſtliche Gewalt in einer Hand umfaſſend, nicht bloß die äußere Freiheit ſondern auch den Geiſt in ſeinen Banden erdrückte.

Die Bekanntſchaft mit einer dem bisherigen Glauben ſo ganz entgegengeſetzten Denkart, hat ungleich größere und wichtigere Folgen auf die Denkart und Philoſophie des Abendlandes gehabt, als einige verſtümmelte Überſetzungen Ariſtoteliſcher Schriften. Der Unglaube und die Religionsverachtung, welcher Kaiſer Friedrich der zweyte beſchuldiget ward, fand und findet wenigſtens in andern Erſcheinungen deſſelben Zeitalters eine Beſtätigung. Mit einigen chemiſchen, mediciniſchen, und aſtronomiſchen Kenntniſſen, welche die Europäer von den Arabern erhielten, verbreitete ſich ſehr allgemein die Neigung zum aſtrologiſchen Aberglauben, zu alchemiſchen und magiſchen Künſten. Die Geheimniſſe, und verborgenen Lehren der Tempelherrn könnten auch einen Beweis mehr abgeben, von ganz neuen Anſichten, von einer großen innern Gährung in dem europäiſchen Geiſte. Am ſichtbarſten und auffallendſten war die Wirkung in der Philoſophie; ſchon im zwölften Jahrhundert, ein Jahrhundert nach den erſten Kreuzzügen, zeigte ſich in Arnold von Breſcia der erſte Verſuch durch die

Kraft der Philoſophie die ganze Chriſtenheit zu erſchüttern, und die damahlige chriſtliche Verfaſſung der Kirche und des Staats umzuſtoßen. Es mußte Arnold das Schickſal haben, welches allen Urhebern einer zu früh begonnenen und mißlingenden Revolution zu Theil wird. Doch läßt ſich die Reinheit ſeiner Abſicht nicht verkennen, und die ungleich tiefere Philoſophie und Begeiſterung, von welcher er ausging, ſtellt ihn weit über ſpätere Bekämpfer der Kirche, die glücklicher waren als er. Ohne ſo unmittelbar auf die Welt einzuwirken, traten viele andre mit neuen, zum Theil gefährlichen und der Religion verderblichen Lehren und Syſtemen auf. Dieſem Strome ſetzte ſich für die Erhaltung des Glaubens ein deutſcher Mann von großer Kraft entgegen; Albertus Magnus, einer von den ſeltenen Geiſtern welche wir von Zeit zu Zeit die ganze Maſſe aller vorhandenen, und in ihrem Jahrhundert nur zu erreichenden Kenntniſſe in ſich vereinigen ſehen, wie etwa Ariſtoteles in dem ſeinigen. Man würde irren, wenn man glaubte der Philoſophie gebühre keine Stelle in der Weltgeſchichte. Selbſt bei den Griechen und Römern, wo die Philoſophie und das Leben ſo ganz getrennt waren, hat ſie ihren mächtigen Einfluß genug bewährt. Grade in jener Trennung und Oppoſition des Geiſtes gegen den Staat und den herrſchenden Volksglauben, lag der wahre Grund des Untergangs aller alten Staaten.

In der neuern Geſchichte zeigt ſich die Philoſophie von den Zeiten des Mittelalters an, in ihrer weiten Verbreitung zur öffentlichen Meinung geworden, noch deutlicher als eine die Welt bewegende, ſie wohlthätig erhaltende, oder gewaltſam erſchütternde Kraft. —

Wie jede große Erſchütterung ſo haben auch die Kreuzzüge viele alte Bande gelöſt, Freiheit, und mit ihr wo die Anlage dazu da war, auch Anarchie befördert. Die im dreizehnten Jahrhundert, vorzüglich in der letzten Hälfte deſſelben, in Italien und Deutſchland herrſchende Verwirrung war zunächſt durch den zerſtörenden Kampf der Kirche und des Kaiſerthums, durch die gegenſeitige Aufreibung der beiden höchſten Gewalten verurſacht worden, kann alſo nicht den Kreuzzügen zugeſchrieben werden, aber die allgemeine Bewegung und Auflöſung ward durch ſie noch beſchleunigt und vergrößert. Schon die lange Entfernung des letzten großen, und auch durch den Geiſt machtvollen Kaiſer Friedrich des Zweiten von Deutſchland, legte für Deutſchland den Grund zu jenem Zuſtande der Verwirrung. Nachdem das Haus der Hohenſtaufen ein Jahrhundert lang das mächtigſte in Europa in ſeinem letzten Sprößling auf dem Blutgerüſte ſchrecklich geendet hatte, man bei zweifelhaften, kraftloſen, oder verworfnen Königs-Wahlen gar nicht mehr wußte, ob Deutſchland und die Welt noch einen wahrhaften, rechtmäßigen Kaiſer habe, da erreichte ſie ihre höchſte

Stufe. Jetzt konnte man mit Recht ſagen was ein Dichter in redneriſcher Übertreibung ſang bei dem Tode eines frühern Kaiſers: daß das unglückliche Europa enthauptet weine! — Wenn man die beyden höchſten Gewalten mit den Geſtirnen verglichen hatte, die den Tag und die Nacht beherrſchen, ſo konnte man jetzt ſagen, daß der Himmel verdunkelt, daß in dem Papſt und Kaiſer, jene Sonne und jener Mond, die alle Augen erleuchteten, und alle Schritte lenkten, erloſchen ſeyen. Aber noch ſchlug ritterlicher Muth in biedern Herzen, und ein Ritter war es, auf den ſich die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern. Groß durch Tapferkeit und Glück, durch jede kriegeriſche und adliche Tugend, durch einen ſtarken und umfaſſenden Verſtand, war Rudolph von Habsburg noch größer durch Gerechtigkeit.

Unermüdet das danieder getretne Geſetz wieder empor zu heben, war er ſelbſt Richter, und des Rechts Beſchützer und Pfleger; der erſte wieder, der minder durch die Gewalt ſeines ſiegreichen Schwertes, als durch die milde Kraft der Gerechtigkeit, zugleich Deutſchland wieder herſtellte und ein großes Reich begründete, deſſen Schickſale wir von jetzt an, eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte einnehmen ſehen.

Neunte und zehnte Vorleſung.

Das Glück, der Ruhm, und die Würde eines Zeitalters, beruhen nicht allein auf der Menge der Hülfsmittel und Werkzeuge, welche zur Bildung dienen, oder das Leben verſchönern, ſondern vor allem auf den Gebrauch, welchen der Geiſt von jenen Hülfsmitteln macht, auf den Sinn den er hinein legt, das Ziel worauf er jene Kräfte hinlenkt, die herrlich und groß ſind, nur wenn ſie groß gebraucht werden. Wollte man bloß auf dieſen Reichthum von Hülfsmitteln ſehen, ſo würde unſer Zeitalter, durch das Erbe aller vorigen Jahrhunderte bereichert, vor allen vergangenen als das erſte, ja als das einzige erſcheinen. Man dürfte dann nur das Buch der Geſchichte zuſchließen, im voraus überzeugt, daß ſich doch nirgend etwas finden werde, was mit dieſer hohen Stufe der Bildung irgend verglichen werden könne. Wenn aber ein ſolches Verfahren unſer Zeitalter grade um ſein ſchönſtes und ſicherſtes Vorrecht bringen würde, um das Vorrecht mit allen Hülfsmitteln, die wir beſitzen, verſehen, beſſer als es die frühern Zeiten vermochten, den Geiſt und die Schickſale der vergangnen Jahrhunderte zu erkennen; wenn wir den Homer und Sophokles als große Dichter verehren, obgleich ſie nicht wußten daß die Erde rund, noch wie weit Sonne und Mond von der Erde entfernt ſeyen; wenn wir die Seelenſtärke und Staatskunſt eines Solon, eines Leonidas und der Scipionen bewundern, obgleich ſie und ihre Zeit mit manchen Erfindungen und Künſten unbekannt waren, die für uns Gewöhnlichkeiten und Bedürfniſſe geworden ſind, weil ſie Dinge nicht wußten, die jetzt jeder Schüler herzuſagen gelehrt genug iſt; wenn wir endlich, ſo ſehr auch einzelne Thatſachen oder Einrichtungen und Gebräuche des Alterthums, der Vernunft und dem ſittlichen Gefühl widerſprechen, darum nicht gleich das Ganze, und die hohe geiſtige Kraft und Größe deſſelben ungeprüft verwerfen; warum urtheilen wir nicht mit derſelben Billigkeit über das Mittelalter? Auch die Bildung des Alterthums war keine gränzenlos allgemeine, auf die Kenntniß aller Zeiten und aller Erdtheile gegründete, aus allen Himmelsſtrichen geſammelte, künſtliche und gelehrte, ſondern eine durchaus lebendige, natürliche, aus dem Geiſte des Volks und der Zeit ſelbſt hervorgegangne Bildung grade wie die des Mittelalters, welches in mancher Rückſicht das

Vereinigung iſt mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zuſammengehn; vorzüglich iſt der plaſtiſche Theil dieſer plaſtiſchen Muſik ſehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealiſchen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuſchung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuſchung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichſam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verſchiedenſte Leben durch alle Sinnen in unſer Innerſtes dringt; den Anblick eines furchtbar-ſchönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerſtörung überſchäumt. In dieſer Anſchauung ſcheint der Menſch die ganze Fülle des Daſeyns und die endloſe Zeit ſelbſt zu faſſen, die verſchwiſtert mit der Mannigfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorſtrömt. „Das Ganze bleibt immer jung, ſingt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechſeln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen ſie die Fackel des Lebens weiter *)." — Entfliehe, ſcheint ſie dem Menſchen verführeriſch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armſeligen Kunſt; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeiſterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüſten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtloſe Verlangen, ſich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durſt das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menſchen ſo

---

*) Lucret. II. 75

Alterthum übertreffend, im andern mit ihm wetteifernd, oder ihm wenig nachſtehend, im Geiſt des Ganzen nicht minder eigenthümlich war, als jenes. Beſonders iſt zu bemerken wie ſehr man bey den Vorwürfen, die dem Mittelalter überhaupt gemacht werden, ganz verſchiedene Zeiten durch einander wirft, da doch das Mittelalter ein Zeitraum, der wie verſchieden man ihn auch beſtimme, faſt ein Jahrtauſend, oder noch drüber, umfaßt, aus mehreren ſehr deutlich abgeſonderten Epochen beſteht. In der erſten Periode des Mittelalters unter Karl dem Groſſen, ſeinen Nachfolgern, und den erſten deutſchen Kaiſern bis auf Gregor den ſiebenten, und die groſſen Erſchütterungen der Kreutzzüge, waren die Geſetze und die Sitten mild, der Charakter der Zeit groß und einfach, ernſt aber ſanft; eben dieſen Charakter tragen die Schriften, die Kunſtwerke, und überhaupt alle Denkmahle dieſer Zeit. Eine Zeit die doch gewiß nicht ganz ſo unwiſſend und ungebildet war, als man ſie oft ſchildert, wenn gleich im Mittelalter wie im Alterthum, die Zeiten wo Nationen und Staaten gegründet wurden, die Zeiten der Geſetzgebung, denen der Kunſt und der allgemeinen Verfeinerung vorangingen, welche nur zu oft auch die Auflöſung der Sitten und des Staats mit ſich führt. Die zweite Periode des Mittelalters unter den Kreutzzügen, iſt wunderbar kühn, ſchwärmeriſch begeiſtert und alles unternehmend, u-

Leben wie im Gebiete der Fantaſie. Die dritte Periode, von Rudolph dem Erſten bis auf Maximilian, iſt in Rückſicht der Sitten und Verfaſſung verwildert zu nennen. Der Unwiſſenheit, und des Mangels an Cultur iſt aber wohl ſchwerlich ein Zeitalter zu beſchuldigen, in welchem nicht bloß das Mittelmeer wie einſt in der ſchönſten Zeit der Griechen, ſondern auch das baltiſche, den Alten ein faſt unbekannter, ſchauerlicher Norden, beide mit reichbeladenen Schiffen, die Küſten mit blühenden mächtigen Handelsſtädten bedeckt waren; ein Zeitalter in welchem die Baukunſt einen ganz neuen Schwung nahm, die Mahlerei eine hohe, noch nie geſehene Vollkommenheit und Ausbildung erreichte; wo die Philoſophie, faſt zu verbreitet, eine Angelegenheit des Lebens und des Staats wurde; alle hiſtoriſche und literariſche Kenntniſſe die ſich dem Zeitalter nur irgends darboten, mit leidenſchaftlicher Begier und Sehnſucht ergriffen, Naturkunde und Mathematik mit raſtloſer Mühe durchforſcht und angebaut wurden, bis die beiden groſſen Entdeckungen, durch welche der Geiſt des Menſchen erſt mündig geworden iſt, die Entdeckung des andern Welttheils und des Sternenlaufs, der Erde und des Himmels in ihrer wahren Gröſſe den forſchenden Fleiß der Jahrhunderte krönten. Nicht alſo der Unwiſſenheit iſt dieſe Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu zeihen, ſondern vielmehr aller der ſittlichen Ausſchweifungen und Gebrechen, die im Gefolge des Handels und der höheren Geiſtesbildung ſo oft zu erſcheinen pflegen. Wenn indeſſen die Verwilderung in den Sitten, die Härte und Grauſamkeit in manchen Geſetzen und Einrichtungen dieſer Zeit nicht geläugnet werden kann, ſo iſt eben ſo unläugbar, daß dieſe Auflöſung in den ſittlichen Verhältniſſen, nicht bloß Schwäche und Erſchlaffung, daß in der Verwilderung noch eine große ſittliche Kraft vorhanden war.

Am meiſten bewährte ſich dieſe ſittliche Kraft in dem noch wirkſamen Rittergeiſte, der in dem Adel und Fürſtenſtande herrſchend geworden war, der aber bei den verſchiedenen Nationen Europa's auch eine merklich verſchiedene Geſtalt annahm. In Spanien behielt er am meiſten die urſprünglich religiöſe Richtung. Der Hang zu kühnen kriegeriſchen Abentheuern blieb herrſchend in allen jenen durch ihre Sitten und Verhältniſſe damahls noch verbundnen Ländern, in der Normandie und England, in Frankreich und Burgund. In Deutſchland nahm der Rittergeiſt, da die alten Bande mit der Kirche ſich trennten, mehr eine patriotiſche Richtung, durch Muth und Tapferkeit das Recht und das Vaterland wieder herzuſtellen. Nicht nur in mancherlei zugleich ritterlichen und vaterländiſchen Verbindungen und Eidgenoſſenſchaften zeigte ſich dieß, ſondern auch in der Geſchichte der deutſchen Könige und Kaiſer damahliger Zeit. Rudolph von Habsburg war wegen ſeiner Rittertugend zur Königswürde erhoben; durch die allgemeine Stimme zum Retter der bedrängten Zeit berufen; eine Wahl des ganzen Volks, wenn auch nicht der Form, doch dem Weſen nach, wie jene durch welche einſt der erſte Konrad, König der Deutſchen und Stifter des Reichs ward. Aber auch in den nachfolgenden Wahlen zeigte ſich dieſelbe allgemeine Verehrung ritterlicher Tugend. Auch von ſeinem unglücklichen aber edlen Nachfolger, Adolph von Naſſau, konnte man da er im Kampfe gegen Albrecht blieb, ſagen: es ſey der edelſte der deutſchen Helden gefallen. Heinrich von Luxemburg galt in Deutſchland wie in Italien an allen ritterlichen Tugenden, für die Blume des Adels; ihm gelang es wie Rudolfen durch die reiche Erwerbung Böhmens, die Größe ſeines Hauſes zu gründen; und auch an Geiſteskraft als Geſetzgeber und Wiederherſteller hoffte man ihn Rudolfen ähnlich zu ſehen, als ein frühzeitiger Tod ihn dieſer Hoffnung entriß. Einfach iſt das Leben des großen Rudolfs; vor ſeiner Erhebung gab er viele ſchöne und rührende Beweiſe, daß er durch Kriegsmuth, Biederſinn, und wahre Frömmigkeit derſelben würdig war, als eben ſo viele Vorbedeutungen ſeiner künftigen Größe. Nachdem das Reich unter ſeiner Obhut war, hatte er nur das erſte Geſchäft, des Rechts zu pflegen und das Reich wieder herzuſtellen; wie ſo manche der alten Kaiſer, herrſchte er ohne übermächtige Stammgüter dennoch groß, mit ſtarker Hand nur durch ſich, durch das was er war, und wie er geehrt ward. In das hellſte Licht tritt Rudolfs Charakter in ſeinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar; ein Schauſpiel wie die Geſchichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der andern Seite Heldenmuth, aber ein ſtürmiſcher, herrſchſüchtiger, leidenſchaftlich grauſamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg entſchieden dießmahl für die Tugend. Das ſchöne Öſterreich, welches in den Unruhen des Zwiſchenreichs nach dem Ausſterben der Babenberger als erledigtes Reichslehen, mehr als jedes andre deutſche Land, im Streit mehrerer gleich ungültiger Anſprüche, zerrüttet worden war, entriſſen ſeine Siege dem im Lande verhaßten Ottokar, und auf dieſe Erwerbung gründete Rudolf mit Zuſtimmung aller deutſchen Reichsſtände die künftige Macht ſeines Hauſes, welches jetzt von der einen Seite Öſterreich beherrſchend, von der andern die alten in Schwaben, Elſaß der und Schweiz weit verbreiteten Stammgüter erhaltend und erweiternd, die ſchönſten Länder des ſüdlichen Deutſchlands umfaßte.

Nicht bloß die innere Ordnung und Ruhe, ſondern auch die äußere Würde und Größe des Reichs trachtete Rudolf zu erhalten. Mit Sorgfalt behauptete er die alten Rechte auf Burgund; er hatte dieß Königreich ſeinem Hartmann beſtimmt, bis der Rhein ihm den Liebling raubte. Es waltete ein ſonderbar unglückliches Geſtirn über die Söhne und Enkel des großen, im eignen Leben ſo glücklichen Kaiſers. Nach altem deutſchen Herkommen hätte eine ſo glorreiche Regierung wie die ſeinige, ſeinem Hauſe einen faſt ſichern Anſpruch auf die Nachfolge geben müſſen. Aber die Zeiten waren nicht mehr die alten; wenn ſich auch der Sinn der Nation darin noch kraftvoll bewährte, daß man nicht wagen durfte, einen andren als durch hohe Tugend geadelten Helden zur Wahl zu bringen, ſo lag doch ſchon darin, daß man die Wahl eines Mächtigen vermied, das deutſche Bekenntniß von der Denkart der deutſchen Fürſten, lieber unter einem ſchwachen Kaiſer ihre eigne Macht von dem Ganzen ſich abſondernd zu vermehren, als die ſchwere Pflicht der kaiſerlichen Würde ſelbſt auf ſich nehmen zu wollen. Noch ein andrer ſchädlicher Einfluß zeigte ſich bei den Kaiſerwahlen: Jahrhunderte lang hatte man blutige Fehden darüber geführt, ob der geiſtlichen Macht das Recht beſtätigender Anerkennung einer Wahl gebühre, welche doch nicht bloß den Deutſchen einen König, ſondern der ganzen Chriſtenheit ein Oberhaupt geben ſollte; jetzt rühmte ſich ein Erzbiſchof von Mainz, deutſche Könige ab und ein ſetzen zu können nach Belieben! Dazu kam, daß die Könige von Frankreich fortdauernd nach der Krone ſtrebten, ihren Einfluß auf die in Frankreich reſidirenden Päpſte benutzten, um Partheyungen in Deutſchland zu erregen. Jene Geſinnung der Fürſten und dieſe Partheyungen waren Urſache, daß des großen Rudolfs Wünſche, die Kaiſerwürde welche er ſo glorreich verwaltet hatte, ſeinem Hauſe zu erhalten, erſt in ſpäterer Zeit in Erfüllung gingen. Die Verſagung der gehofften Krone mochte Albrechts Gemüth erbittert und härter gemacht haben; da er ſie endlich erreicht hatte, mußte er ſie erſt durch Krieg und den Tod des Gegners auf ſeinem Haupte befeſtigen, um Krone und Leben bald unter der mörderiſchen Lanze eines von Zorn und Haß verblendeten Jünglings, ſeines eignen Neffen, zu verlieren. Kaiſer Albrecht war nicht ſo milde und großmüthig wie Rudolf, doch wird man es ihm nicht abſprechen können, daß er bei ſeiner Härte und Strenge, die Gerechtigkeit wie ſein Vater ehrte. Wenn man was in der Schweiz geſchah, grade ausſchließend ihm Schuld giebt, wenn man, damit das Gemählde der Befreiung deſto lebhafter wirke, ſich ihn desfalls als den grauſamſten Unterdrücker ausmahlt, ſo urtheilt man wie oft geſchieht, mehr nach den zufälligen Folgen als nach der reinen Thatſache und dem Geiſt der Handelnden im Zuſammenhange ihrer Zeitverhältniſſe. Nicht Albrechten oder irgend einen einzelnen Fürſten und Herrn, ſondern den ganzen Adel damahliger Zeit trifft der Vorwurf, daß er ſeine Herrſchaft jetzt drückender und härter machte als ſie urſprünglich ſeyn ſollte und in früherer Zeit geweſen war. Wenn aber das kriegeriſche Gebirgsvolk auch in ſeinem erſten Freiheitskampfe nur dieſem Übermaß Schranken ſetzen wollte, ſo wird man ſchwerlich behaupten können, daß in ihren fernern Unternehmungen Mäßigung immer beobachtet, oder die gerechte Sache ſtets auf ihrer Seite geweſen ſey. Für Deutſchland war Albrechts Tod unſtreitig ein großer Verluſt; auch ein ſtrenger Kaiſer wäre beſſer geweſen als die nachfolgenden Partheyungen. Die herrlichen Hoffnungen welche der ritterliche Heinrich von Luxemburg erregt hatte, wurden durch einen frühzeitigen Tod dahin geriſſen. Die ſtreitigen Anſprüche auf Böhmen unterhielten eine unglückliche Uneinigkeit zwiſchen dem luxemburgiſchen und dem öſterreichiſchen Hauſe, erzeugten jene zwiefache Königswahl, da nebſt Friedrich dem Schönen, dem dritten Kaiſer aus Habsburgs Stamme, durch den Einfluß des böhmiſch-luxemburg'ſchen Hauſes, auch Ludwig der Bayer zur Krone berufen ward. Die Geſchichte ſeiner langen Regierung iſt nur ausgezeichnet durch den Kampf mit Friedrich dem Schönen, durch den erneuerten heftigen Streit mit der Kirche, und die nicht immer gerechte Vermehrung ſeiner Stammländer mit Brandenburg, Tyrol, und Holland. Er war nicht von jenem ritterlichen Geiſte beſeelt, welchen wir in den unſern Kaiſern jener Zeit bemerken, durch den unter allen mächtigen Fürſtenhäuſern damahliger Zeit keines ſo ſehr ſich auszeichnete als das öſterreichiſche. Wem iſt es unbekannt, wie Kaiſer Friedrich der Schöne nach langen Kriegen durch eine verlorne Hauptſchlacht in die Gefangenſchaft des Gegners gerathen, von ihm mit großer Härte behandelt, zu dem nachtheiligſten Frieden gezwungen ward, um frei zu werden; wie er dann von dem Ungeſtüm und dem Unwillen ſeines treuen aber ruhmbegierigen Bruders Leopold an der Erfüllung des Vertrages verhindert, ganz anders wie in ſpätern Zeiten König Franz der Erſte, der Ehre und ſeinem Worte treu ſich ſelbſt ſeinem Feinde wieder zum Gefängniß ſtellte? — Thaten wie dieſe ſind auch in den Geſchlechtsbüchern der Könige helle Ehrenzeichen des wahren Ruhms. Selbſt Ludwig des Bayern Herz ward davon erſchüttert, obwohl nicht auf lange.

Des edlen Friedrichs Aufopferung brachte Deutſchland noch keine Ruhe. Bayern und Böhmen unter den erſten Luxemburgern dachten nur auf ſich; daher wurden ſie unter ſich uneins. Beyde ſtrebten ſie nach dem Reich, aber auf die Würde des Reichs wollten ſie nur den Glanz und die Größe des eignen Hauſes gründen. Daher iſt ihre Regierungsweiſe ſich ungeachtet der Uneinigkeit ähnlich, ihre abgeſonderte Herrſchaft aber von kurzer Dauer geweſen. Rudolfs Stamm ſuchte den Ruhm mehr im Großen und darum iſt Öſterreich nach vielem und langem Unglück deſto glorreicher wieder emporgeſtiegen.

Es waren jetzt nicht mehr die großen Partheien der Kirche und des Kaiſers, der Guelfen und der Ghibellinen, welche Deutſchland theilten, nicht die alten deutſchen Völkerſtämme der Schwaben, Franken, Sachſen und Bayern, welche den König wählten. Aus der allgemeinen Auflöſung treten nur die Fürſtenhäuſer von Böhmen, Bayern und Öſterreich als eben ſo viele Partheien heraus. Der Zwieſpalt der böhmiſchen und der bayriſchen Parthei ward abſichtlich von Frankreich unterhalten. Wenn Karls des Vierten lange Regierung dem deutſchen Reiche eine Art von Ruhe und Frieden wieder gab, ſo war dieß alles nicht ſo wie es hätte ſeyn ſollen und verdient nicht das Lob, welches man oft an Karls Werk, weil es dem Wunſch der Mächtigen entgegen kam, verſchwendet hat. Die Verfaſſung welche er Deutſchland gab, war keine Wiederherſtellung der alten Nationalfreiheit und Königswürde. Dazu hätten vor allem die ehemahligen Nationalherzogthümer in Schwaben und Franken wieder aufgerichtet werden müſſen, wie es die öſterreichiſchen Kaiſer mehreremahl wollten; deren Grundſätze für die Verfaſſung des Reichs von denen der bayriſchen und böhmiſchen ſehr verſchieden waren. Ungeachtet der heiligen Zahl Sieben, welche für die Zahl der Churfürſten feſtgeſetzt ward, war das Ganze gewaltſam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freyheit entreißt. Wild verachtet er alles Geſetz; lieblos entweiht er die Würde ſeiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genuſſe der Natur und in der Ausſchweifung in dieſer ſinnlich und geiſtig ſchwelgenden Lebensweiſe, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, geſetzloſer, grauſamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die erſten Fechterſpiele ſeinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genuſſe waren hier ſo groß, daß die Fülle eines römiſchen Lebens die Gränzen unſerer Einbildungskraft überſteigt. Die Selbſtſtändigkeit, der große Styl ihrer Laſter miſcht ſelbſt in unſern gerechten Unwillen über ihre nahmenloſen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung ſolcher allumfaſſenden und durch nichts zu erſchütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift iſt in ihre Jahrbücher die Geſchichte der ſittlichen Ausſchweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht, die an ſich unerſättlichen Begierden zu befriedigen; auch römiſche Kraft konnte der Schwelgerey, welche ſelbſt die ſtärkſte Kraft am Ende unausbleiblich zerſtört, nicht widerſtehen, und endigte mit völliger Erſchlaffung und Auflöſung.

Die Liebe iſt der Seelengenuß des freyen Geiſtes, und der Menſch iſt zunächſt ihr Gegenſtand. Denn wie in Einem allein keine Wechſelwirkung ſeyn kann, ſo giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar iſt es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfaſſen, und Eins mit der Natur zu ſeyn. Der menſchliche Trieb ahndet einen Überfluß von Güte, Geiſt und Fülle: der menſchliche Verſtand fühlt der goldnen Bulle ſehr willkührlich nach damahligen Nebenrückſichten zuſammengeſetzt; ein Werk ohne wahre innre Einheit, durch welches, wie in ſpätern Zeiten durch den weſtphäliſchen Frieden, die großen Staatsübel nicht von Grund aus geheilt, ſondern nur in ein leidliches Verhältniß geſetzt und eben dadurch dauernd gemacht wurden. Indem der Kaiſer einige Mächtige ſo ſehr erhöhte und faſt unabhängig machte, gab er ſein ſchönſtes Vorrecht auf, der Schirmherr der allgemeinen Freiheit zu ſeyn, und legte ſelbſt den erſten Grund zu der innern Abſonderung und Theilung von Deutſchland, welche dann von Stufe zu Stufe den weitern Verfall der Kaiſerwürde herbeiführte.

Böhmen jedoch erhob ſich unter Karl dem IV. zu einem Wohlſtande und einer Bildung in Künſten, Wiſſenſchaften und in der Bearbeitung der eignen Landesſprache, daß es allen andern ſlaviſchen Nationen darin weit zuvoreilte. Daß er ſelbſt in ſeiner Verfaſſung des deutſchen Reichs auf die zahlreichen ſlaviſchen Bewohner deſſelben Rückſicht genommen, für ihre Rechte, Herkommen, und Sprache durch eigne Anordnungen Sorge getragen, war der Gerechtigkeit gemäß; ein einzelner lobenswerther Zug an einem im Ganzen ſo unvollkommnen Werk. Obwohl von deutſchen Ahnen ſtammend, war Karl der Vierte, in Böhmen geboren und erzogen, auch ganz ein Böhme geworden. In Beziehung auf Deutſchland nannte ihn Maximilian wohl mit Recht einen Stiefvater des Reichs. Auch Burgund gab er zuerſt bis auf den leeren Nahmen auf; und nebſt Ludwig dem Bayern war er es vorzüglich, der die Kaiſerwürde in Italien um ihr altes Anſehn brachte. Karl der Vierte beſaß nicht jene ritterlichen Tugenden, welche ſeinen Ahnherrn Heinrich zur Zierde und zur Freude der deutſchen Nation gemacht, dem König Johann hohen Ruhm in allen Landen Europa's erworben hatten. Durch Eigenſchaften andrer Art, durch ausdauernde Thätigkeit, Kenntniß und Klugheit ward ſeine Herrſchaft für Böhmen wahrhaft wohlthätig und glänzend, für Deutſchland wenigſtens ſcheinbar, bis die üblen Folgen in der ſpätern Geſchichte ſich zeigen. Tiefer aber als unter ſeinem Sohne, dem abgeſetzten Wenzel, ſchien die Kaiſerwürde nicht ſinken zu können.

So ſollte alſo das große Werk der Wiederherſtellung Deutſchlands, welches Rudolfs Kraft begonnen hatte, ſich nicht unmittelbar nach ihm vollenden, es ſollte noch ein Mahl eine Art von Zwiſchenreich und eine lange Zeit der Verwirrung eintreten, und erſt dann von ſeinen ſpäten Enkeln, Maximilian und Karl das Reich und das Kaiſerthum wieder zu ihrer alten Würde erhoben werden! —

Welche großen Kräfte ſelbſt damahls noch in dem deutſchen Staatskörper vorhanden waren, ungeachtet dieſer ſchon merklichen Auflöſung des Ganzen, das beweiſen mehrere herrliche Erſcheinungen merkwürdiger und mächtiger einzelner Staatsvereine die ſich eben in dieſer Zeit der Auflöſung im Umkreiſe des deutſchen Reichs, bildeten. Die Schweiz, die Hanſe, und die Herrſchaft des deutſchen Ordens am baltiſchen Meer, ſind dieſe merkwürdigen großen Erſcheinungen. In den erſten ſchweizeriſchen Kämpfen hat ſich dieſelbe Kraft wirkſam bewieſen, die in vorigen Zeiten in den nordiſchen Wäldern der römiſchen Übermacht Widerſtand leiſtete; der alte Stand der Freien, jene kriegeriſche Grundkraft des Volks, hatte ſich auf dieſen Gebirgen reiner als in den niedern Gegenden erhalten. Glücklich wenn die edlen Schweizer, unter milder Schirmherrſchaft, in ſelbem freien Zuſtand und mit dem Reich verbunden geblieben wären! Daß der feſte Muth und Handſchlag weniger Männer, einen Bund auf Jahrhunderte, ein Volk und einen Staat zu gründen vermochte, wird immer bewundernde Theilnahme erregen. Bald aber nahm ihre Kriegsluſt eine ganz andere Geſtalt an, als da ſie zuerſt nur einigen beſondern Bedrückungen Schranken ſetzen wollten. Sie wurden die Angreifer und Eroberer, es bildete ſich zwiſchen dem kriegeriſchen Gebirgsvolk, und dem Adel und Ritterſtand, eine Art von Bürgerkrieg, der ſich oft in andere Gegenden zu verbreiten, und ganz Deutſchland zu umfaſſen drohte. Mehr noch als die herrlichen Kräfte, die als ein Opfer dieſes Kampfes fielen, war die Trennung ſelbſt zu beklagen. Der Verluſt der Schweiz traf nicht Habsburg allein; es war der erſte große Stoß, welchen nicht bloß das Reich, ſondern Deutſchland erhielt. Auch die Schweiz genoß bei innern Bürgerkriegen damahls nicht des ruhigen Glücks, welches ihr andre Verhältniſſe in ſpätern Jahrhunderten geſichert haben. Ihre Macht und ihr Kriegsruhm ſtieg im kurzen außerordentlich; der Einfluß aber, welchen ſie als bezahlte Streiter der kriegführenden Mächte, auf die europäiſchen Angelegenheiten im funfzehnten Jahrhundert hatten, war weder für das Wohl des Ganzen vortheilhaft, noch des Schweizervolks würdig.

Die Gründung eines neuen mächtigen deutſchen Staates an der Oſtſee, Preußen unter dem deutſchen Orden, iſt wie die frühern deutſchen Colonien durch welche das urſprünglich ganz ſlaviſche Schleſien eine blühende deutſche Provinz wurde, andre durch welche in Ungarn und Siebenbürgen, Bergbau und ſtädtiſche Bildung befördert ward, ein Beweis von der innern Stärke, der Bevölkerung, und der Cultur des damahligen Deutſchlands.

Einen noch größern gibt die Hanſe, jener deutſche Städtebund, der Epoche gemacht hat in der Geſchichte des Welthandels, deſſen Macht und Einfluß ſich bald, das baltiſche Meer beherrſchend, auf die nordiſchen Königreiche erſtreckte, deſſen hohe Cultur und ſtädtiſche Verfaſſung den griechiſchen und italiäniſchen Handelsſtädten an die Seite geſtellt werden kann. Wenn gleich in Deutſchland keine einzelne Stadt ſo große Macht wie Venedig erreichte, wenn Venedig die Schlüßel des orientaliſchen Handels meiſt für ganz Europa in Händen hielt, ſo war Deutſchland hingegen in Fabriken und mechaniſcher Kunſt Italien überlegen. Merkwürdig war die ganze Form dieſes deutſchen Städtevereins; es erwachte hier wie in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, der alte, in der früheſten germaniſchen Verfaſſung und Sitte ſchon ſichtbare Bundesſinn, die Neigung zu freien Bündniſſen aller Art, zum Schutz und Schirm der allgemeinen Kraft und Sicherheit.

So hatten alſo Volk, Ritter und Städte, jeder Stand einen eignen, neuen, mächtigen Staat in Deutſchland gegründet, nachdem das Ganze ſich ſchon allmählig zu trennen begann; unter welchen Staaten beſonders die Schweiz und die Hanſe, in dem Gemählde deutſchen Geiſtes, deutſcher Kraft, und deutſcher Bildung, eine bedeutendere Stelle einnehmen. Ungleich größer noch durch ſeine Folgen für die Weltgeſchichte ward der neue deutſche Staatenverein, der durch die ritterlichen Tugenden und unerſchütterlichen Grundſätze des edelſten Fürſtenhauſes errungen ward; der öſterreichiſche Völkerbund. Ein Gebäude zu dem ſchon Rudolf den Grund entworfen, welches auch bei allem Unglück, was einzelne Fürſten dieſes Hauſes, in der Zwiſchenzeit von Rudolf bis auf Maximilian oft hart bedrängte, nie aus den Augen verloren ward, und zu deſſen weitern Ausführung viele öſterreichiſche Fürſten die auch nicht zur Kaiſerwürde gelangten, durch Ritterſinn und Tapferkeit, wie durch weiſe Geſetze, weſentlich beigetragen haben. Um aber dieſes Gemählde in ſeiner Größe entwerfen zu können, iſt es nöthig erſt noch einen Blick auf das übrige Europa zu richten, da aus der Auflöſung der alten Verhältniſſe, jetzt ſowohl die Nationen mit mehr entwickeltem Charakter, als auch die Staaten mit neu befeſtigter Macht hervortraten, und das große Zeitalter Maximilians, und Karls des Fünften vorbereiteten. —

In Italien hatten nur zwei Staaten eine ſelbſtſtändige, und ſich gleich bleibende Politik: Rom, und Venedig. Beider Unabhängigkeit war ſicher gegründet. Venedig in der Mitte zwiſchen dem griechiſchen Kaiſerthum und dem Abendlande gelegen, war die größte Seemacht des Mittelmeers geworden. Von Neapel konnte nur die Frage ſeyn, wer es beherrſche; und während der Handel auf dem Mittelmeere blühte, war, nachdem das Blut der Hohenſtaufen einen Rächer in dem König von Arragonien gefunden hatte, die Verbindung Siciliens mit dem ſüdlichen Spanien die natürlichſte. Die größte Gährung, aber auch die Entwicklung der herrlichſten Geiſteskräfte, fand in den nördlichen, urſprünglich zum deutſchen Reich gehörigen Ländern Statt, in Mayland und Florenz. Groß war die Macht der Viſconti, größer der Einfluß der Mediciäer auf den Geiſt Italiens, und der ganzen geſitteten Welt. Poeſie und Baukunſt, Mahlerei und alte Literatur nahmen einen herrlichen Aufſchwung, und nachdem der römiſche Stuhl durch die franzöſiſche Abhängigkeit, durch die ſtreitigen Papſtwahlen von ſeinem europäiſchen Einfluß und Anſehen viel verloren hatte, behauptete Italien, doch auf eine neue Weiſe ſeinen alten Vorrang, indem die italiäniſche Cultur in ihrer Verbreitung bei andern Nationen, ein allgemeines Band für ganz Europa wurde. Ein Band das von ganz freier Art, und ſehr wohlthätig war, noch wohlthätiger hätte werden können, wenn nicht die Kirchentrennung es aufgelöſt hätte. An der italiäniſchen Bildung nahm beſonders was alte Literatur betrifft, Deutſchland den unmittelbarſten Antheil; Deutſchland, welches vor der Entdeckung der beiden Indien den europäiſchen Handel mit Italien theilte, in allen Künſten mit ihm wetteiferte. Überhaupt war die Verbindung der beiden Nationen durch den Handel und die alte Gewohnheit ſehr groß, beſonders in dem nördlichen Theil Italiens, in Venedig und Mayland, wo ſelbſt die Sitten naher und der Geſchmack dem deutſchen weniger unähnlich war. Lange wirkte noch die alte Verb rung der Kaiſerwürde, die gewohnte Vorſtellung von der deutſchen Macht. Dante und Petrarca, ſetzten noch ihre begeiſterte Hoffnung auf die deutſchen Kaiſer, als die Herrſchaft in der Heimath ſelbſt ſchon immer beſchränkter ward; und noch Machiavell ſucht es ſeinen Landsleuten erſt zu erweiſen, daß Deutſchlands Macht ungeachtet alles Anſcheins von Größe, in der That nicht ſo beſchaffen ſey als man denke, und ihrem Untergang mit ſtarken Schritten entgegen eile.

So wohlthätig als der Einfluß italiäniſcher Bildung für das übrige Europa, ſo ſchädlich ward die italiäniſche Politik, welche zuerſt in Frankreich, nach und nach an den meiſten übrigen europäiſchen Höfen Raum gewann, und nachgeahmt ward, und welche bei herrſchendem Zwieſpalt und Eigennutz alle Mächte in einen anerkannten oder heimlichen Krieg aller gegen Alle verſetzte. Der Mittelpunkt dieſer italiäniſchen Politik und aller ihrer vielverſchlungenen Verhältniſſe, war Florenz und Mayland, wo die Anarchie einen ſteten Wechſel erzeugte, in deren Strudel auch Venedig und Rom, und bald Neapel, Spanien und Frankreich hinein gezogen ward. Selbſt in Italien war es in einem kleinern Spielraum, an der Geſchichte der Viſconti, der Medici, der Sforza, und ſo mancher andrer kleiner Herrn und Tyrannen ſichtbar, wie bürgerliche Zwietracht, plötzliche Auflöſung der alten

Sitten und Verhältniſſe, unvermeidlich und unaufhaltſam zur unumſchränkten Alleinherrſchaft führe. In einem größern Maaßſtabe zeigt ſich das ſchnelle Wachsthum der königlichen Macht in dieſem Zeitraume, in Frankreich, England, ja auch in Spanien. Frankreich ſtand im Mittelalter an Cultur und innerm Wohlſtande, hinter Italien und Deutſchland weit zurück; für die Entwicklung des Rittergeiſtes der hier beſonders herrſchend blieb, iſt die Geſchichte der Normannen, dann der Engländer, während ſie einen Theil von Frankreich beherrſchten, die Geſchichte von Burgund glänzender und reicher als die Geſchichte des eigentlichen Frankreichs ſelbſt. Am auffallendſten iſt die frühe Begründung der königlichen Macht, wozu freilich ein Grund ſchon in der Lage des Landes und der Hauptſtadt ſich finden läßt, wie in der alten Verfaſſung der fränkiſchen Könige, demnächſt aber in dem unausgeſezten und ungetheilten Beſtreben der Herrſcher. In dem großen Kampfe zwiſchen England und Frankreich, entwickelten ſich von beiden Seiten viele kriegeriſche Tugenden und merkwürdige Charaktere, unter denen für den Rittergeiſt und die Sitten der damahligen Zeit, keiner ſo merkwürdig iſt, wie der der Jungfrau von Orleans. Dieſe zweite Stifterinn, und Retterinn des franzöſiſchen Throns, hat das Schickſal gehabt, welches bei jener Nation großen Charakteren oft zu Theil geworden iſt, erſt leidenſchaftlich vergöttert, und dann wieder eben ſo tief erniedrigt zu werden. Nachdem der Neid und Verrath der eignen Waffengenoſſen die Heldinn dem Flammentode Preis gegeben hatte, ward ſie vergeſſen, und es verſtrich ein Zeitraum, ehe der, welcher doch nur durch ſie König war, ſich der Pflicht erinnerte, den Adel ihres Ruhms wieder herzuſtellen. Auch in neuern Zeiten diente der ſchönſte Nahme und Charakter welcher die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat, nur zum Gegenſtand des Mißbrauchs. Ein vortrefflicher deutſcher Dichter hat die Heldinn Frankreichs zuerſt wieder verherrlicht; dennoch ſteht die Wahrheit der Geſchichte, noch weit über dieſer poetiſchen Darſtellung. Johanna führte das Schwert wie die Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran, aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit oder Blutvergießen, iſt zwar ſie ſelbſt mehrmahls verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergoſſen, noch iſt andre irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für Frankreichs Lilien, deren Glanz zu retten ſie ſich oft in das Schlachtgewühl geſtürzt hat, und endlich in den Flammen geſtorben iſt.

Nachdem der groſſe Kampf mit England durch jene Heldinn und Englands innerer Zwietracht, für Frankreich glücklich geendet war, ſehen wir die Aleine Lücke jenſeits der Gränzen des Wiſſens. Jener Überfluß erfüllt dieſe Lücke, und erzeugt die Vorſtellungen von höhern Weſen, und die Neigung zu Gott, als dem höchſten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geiſtigſten Liebe iſt die Schwelgerey der Seele ſchädlich. Erkenntniß iſt Anſtrengung des Geiſtes; Glauben iſt Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens ſeyen der Lohn für die Anſtrengung des Denkers! Unverdient genoſſen, werden ſie ſonſt wie jede Unmäſſigkeit, ſich ſelbſt beſtrafen. Die kleinliche Verſicherung, in Allem nur

---

*) Nur als ſolches, als höchſtes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeiſterte Gedanke das Weſen der Gottheit erfaſſen, auf dieſem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach ſeiner Idee des höchſten Schönen, welche den Geiſt deſſelben bildet. Und hier zeigt ſich klar der große Unterſchied zwiſchen der Begeiſterung, oder der nur aus ſich ſelbſt denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Weſens und ſeines Verhältniſſes zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeiſterung des höchſten Schönen hervorgeht, iſt mehr eine künſtleriſche Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen: wo das vollkommenſte Weſen, als das ewige Urbild des höchſten Schönen, zwar wohl als Maaßſtab der Würdigung für jede andere Liebe gelten mag, ohne jedoch uns ſelbſt auch wiederum mit der Hoffnung und Verſicherung der gegenſeitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können: welche Gegenliebe Gottes gegen den Menſchen vielmehr auf dieſen Standpunkt, nur als eine Täuſchung der Einbildungskraft erſcheinen muß. Die Vernunft aber, indem ſie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Widerſchein der eignen Ichheit im erkünſtelten Glauben ausfüllt: gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geſchweige denn zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe: welche Idee des unvergänglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande ſind.

gewalt in dem mißtrauiſchen und grauſamen Ludwig den Eilften ſchon vollkommen befeſtigt; wie jederzeit nach großen Erſchütterungen des Staats, die Herrſchaft mit verdoppelter Macht wiederkehrt.

* * *

Schwer iſt es, das worin der eigenthümliche Charakter der Nationen beſteht, richtig aufzufaſſen und die einzelnen Züge die ihn auszeichnen, zu beſtimmen und anzugeben. Erſcheint ja ſelbſt im Einzelnen der Menſch dem beobachtenden Geiſte oft wie ein ſchwer zu löſendes Räthſel, und wie wunderbar mannichfaltig entwickelt ſich nicht erſt die menſchliche Natur in dem weiten Spielraum der Weltgeſchichte. Grade dieß aber iſt das Anziehendſte und Lehrreichſte in der Geſchichte, indem wir jeden merkwürdigen bedeutenden Nationalcharakter als eine eigenthümliche und neue Entwicklung des Menſchengeiſtes, und als eine Bereicherung unſers eignen Weſens betrachten. Wenn gleich nun der ganze Charakter einer Nation nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten höchſtens nur in einer ausführlichen Darſtellung angedeutet und entfaltet, auch da oft mehr gefühlt als begriffen, und nie in wenigen beſtimmenden allgemeinen Worten zuſammengefaßt werden kann, ſo läßt ſich doch wenigſtens im allgemeinen angeben, worauf man dabei den Blick zu ſenken habe; in welchen Bedingungen die erſten Grundzüge deſſelben zu ſuchen, durch welche Erſchütterunrungen die völlige Entwicklung deſſelben veranlaßt ſey. In dieſer Beziehung und in dieſem Sinn kann man ſagen, daß der Charakter aller der großen Nationen des weſtlichen Europa, die im funfzehnten Jahrhundert zu einem Syſtem gebildeter Staaten wurden, der Italiäner, Franzoſen, der Engländer und der Spanier aus zwei Hauptelementen ſich erkläre, aus der beſondern Form welche die Völkerwandrung bei einer jeden dieſer Nationen angenommen, und aus dem Einfluß, welchen die Kreutzzüge und das Ritterweſen auf jeden Staat insbeſondere gehabt haben; ſo wie man für die ſpätern Zeiten im Allgemeinen feſtſetzen kann, daß ſich der Charakter eines jeden europäiſchen Staates und jeder Nation wie ihre Cultur beſtimme nach dem Einfluß, welchen der indiſche Welthandel auf eine jede hatte, und nach der eigenthümlichen Form welche die Reformation bei ihr annahm.

Die Völkerwandrung alſo und die Kreutzzüge nach der Geſtalt welche ſie bey jeder Nation annehmen, nach der Einwirkung die ſie auf jedes Land hatten, beſtimmen den verſchiedenen Charakter der europäiſchen Völker. Gothen und Araber mußten verſchmelzen, damit der Geiſt des Spaniers gerade ſo würde. Der ſtete, Jahrhundert lange Kampf gegen die Mahomedaner, hier in der Heimath ſelbſt, nicht bloß in entfernten Landen nur Abentheuer und Ruhm ſuchend, ſondern für das Vaterland, für den eignen Heerd gefochten, gab dem ſpaniſchen Geiſt den erſten Schwung der eine bleibende Eigenſchaft der Nation wurde. Aus angelſächſiſchen und normänniſchen Elementen iſt die engliſche Verfaſſung hervorgegangen; in dem Rittergeiſt der Kreutzzüge hat ſich der damahlige hundertjährige Kampf zwiſchen England und Frankreich entflammt, in welchem beide Nationen und Staaten erſt ihre ganze Kraft entwickelten; durch den levantiſchen und byzantiniſchen Handel hat die italiäniſche Cultur ihren eigenthümlichen Charakter erhalten, was auch ohne türkiſche Eroberung von Konſtantinopel, und ohne griechiſche Flüchtlinge eben ſo, wenn gleich etwas ſpäter und langſamer geſchehen ſeyn würde.

Nachdem die europäiſchen Nationen nicht mehr vereint einen gemeinſchaftlichen Feind im fernen Morgenlande bekriegten, wandten ſie ihre Kraft deſto mehr gegen einander, wie England und Frankreich, oder es gründete und vollendete ſich der Staat ganz in ſich ſelbſt, wie es in Spanien geſchah. Das innere Bedürfniß der Staaten ſelbſt, und der Zuſtand des Adels, führte faſt bei allen weſtlichen Nationen gleichmäßig diese veränderte Verfaſſung herbei. Das Ritterthum und die damit verbundene ſtrenge Ordnung adlicher Sitten wurden nie allgemein. Auch das Band was die Kirche ſonſt für alle Nationen Europa's und für alle Stände jeder Nation geweſen, war um vieles ſchlaffer und ſchwächer geworden. Je mannichfaltiger und verwickelter jetzt die Lehensverhältniſſe ſich verſchlungen hatten, je weniger wurde die Lehensverbindung ſelbſt heilig gehalten. Es mußte unter dem faſt unabhängig gewordenen, die Hoheitsrechte der höchſten Staatsgewalt ausübenden, und dadurch dieſe zerſplitterndem Adel, in ihm ſelbſt und in ſeinem Verhältniß zu den andern Ständen ein Zuſtand der Verwirrung und der Geſetzloſigkeit eintreten. Aber eben dieſer Zuſtand und die Noth führte zurück auf das Geſetz, und auf den geheiligten Stellvertreter deſſelben. Dieß war gut und nothwendig; glücklich war die Veränderung da zu nennen, wo die Grundſätze der ſtändiſchen Verfaſſung gereinigt wurden; ſie ganz aufopfern oder vernichten, hieß nur ein Übel mit dem andern vertauſchen. In allen Ländern ſehen wir daher in dieſem Zeitraume die königliche Gewalt ſchnell zu einer ſolchen Höhe und Stärke anwachſen, von der ſogar in der Folge in einigen Staaten durch die natürlich entſtehende Gegenwirkung vieles iſt nachgelaſſen worden. In Frankreich war der Anwachs der königlichen Macht ſchon ſeit lange vorbereitet; indem man ſelbſt in der alten franzöſiſchen Geſchichte nur ſelten auf einen Charakter trifft, der wie Ludwig der Neunte nicht bloß Frankreich und die eigne Gewalt, ſondern ganz Europa und das allgemeine Wohl im Auge hatte. Solche wohlthätige und wahrhaft groß-

Charaktere ſollte man in der Geſchichte vorzüglich aufſuchen, und bei ihnen verweilen, ſtatt daß die neuern Darſteller faſt nur diejenigen Könige herausheben, welche, wie Philipp Auguſt, Philipp der Schöne, und andre ähnliche ihre Gewalt von allen Seiten zu vermehren mit Glück bedacht waren. Das iſt es was die Kenntniß der frühern Geſchichte noch ſo ſehr verdunkelt, daß die Geſchichtſchreiber nur zweierlei vor Augen haben, entweder die unumſchränkte Alleinherrſchaft, oder die allgemeine Gleichheit, die ſo ſchnell wieder zu jener führt. Die Geſchichte würde ſchon darum eine Lehrerinn des Lebens und eine Schule der Weisheit zu nennen ſeyn, wenn ſie uns auch nur das Eine lehrte, jener herrſchenden Denkart des Zeitalters und ihrem trügeriſchen Schein zu widerſtehen, und die Vorzüge der ſtändiſchen Verfaſſung aus Gründen zu erkennen; der ſtändiſchen Verfaſſung, wo ein ſtarker, aber durch Geſetze geordneter Adel, die Gewalt der Könige nicht ſchwächt, die Freiheit des Volks nicht unterdrückt, ſondern beide verbindet und gegenſeitig belebt. — In Frankreich ward die königliche Gewalt ſelbſt unter Ludwig dem Neunten vermehrt, unter Ludwig dem Eilften erſcheint ſie faſt vollkommen. Nur die während des Kampfs mit England entſtandene, ſchnell durch Glück und Verdienſt der Herrſcher angewachſne, neue burgundiſche Macht, hielt das franzöſiſche Übergewicht e ne Zeit lang noch auf. Burgund, und beſonders die Niederlande waren damahls durch betriebſamen Handel und Kunſtfleiß vielleicht das reichſte Land von Europa; alle Künſte, die im Gefolge des Handels und des Reichthums bei einem lebhaften Volke ſich zu zeigen pflegen, ſtarben in der höchſten Blüthe, und ſchienen den Beherrſcher eines ſolchen Landes zu ſo hochfliegenden Anſprüchen und Planen zu berechtigen, wie die Karls des Kühnen waren; bis eben dieſe großen Plane zu heftig und unbeſonnen verfolgt an Ludwigs verborgnen Künſten und an der Schweizer Tapferkeit ſcheiterten. Was in Frankreich ſeit lange zur Vermehrung der königlichen Gewalt geſchah, das entwickelte ſich ſchnell und mit einemmahle in England. Nach den glorreichen Eroberungen Eduard des Dritten, dem Sieg des ſchwarzen Prinzen, dem Glück Heinrich des Fünften, welchen uns ein Dichter ſeiner Nation als die Blume und den Liebling derſelben ſchildert, mit deſſen zu frühzeitigem Tode die ſchönſte Hoffnung jenes Heldenzeitalters zu Grabe ging, richtete ſich Englands kriegeriſche Kraft gegen ſich ſelbſt in der blutigen Fehde der Yorks und der Lancaſter, an Erbitterung und grauſamen Thaten die alten Trauerſpiele der Guelfen und Ghibellinen erneuernd. In den franzöſiſchen Kriegen hatten ſich die Engländer, dreifach ſtärkere Heere beſiegend, mehrmahls als die erſte der damahligen Nationen, nicht bloß an Tapferkeit, ſondern auch in der Kriegskunſt bewährt. Deſto wilder und zerſtörender bei ſolcher Kraft war der innere Krieg, der wie jederzeit nach allgemeiner Ermattung von bürgerlichen Erſchütterungen, im Frieden der endlich erfolgte, zur vergrößerten Alleinherrſchaft führte. Dieſe ſehen wir Heinrich den Achten in einem Maaße wie kaum einen franzöſiſchen König, und der alten Formen ungeachtet, im Grunde mit uneingeſchränkter Willkühr üben. Nur allmählig und erſt ſpät konnte es in Spanien zu einer Einheit des Ganzen kommen, da es urſprünglich nicht ein Reich, ſondern aus zwiefachen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war. Die von den Arabern nicht unterjochten Spanier in den nordiſchen Gebirgen, deren Anführer ſich noch vom alten Königsſtamme der Gothen herleiteten, und bald Leon und Caſtilien gründeten von der einen, von der andern Seite Navarra, geſtiftet von den Grafen in der fränkiſchen Mark, die ſich unabhängig gemacht hatten; dieſes waren die beiden Grundlagen der chriſtlichen Macht in Spanien. Wenn gleich beide ſchon einmahl vereinigt, und einige der frühern ſpaniſchen Könige zu großer Macht gelangt waren, ſo ward dieſe doch durch die üblichen Theilungen immer wieder zerſtückt. Portugal von Caſtilien geſtiftet, blieb getrennt; Aragonien von Navarra gegründet, bildete ein eignes Reich. Caſtilien und Aragonien, das nördliche und ſüdliche Spanien waren an Sprache, Sitten, Verfaſſung und Bildung damahls noch mehr als jetzt verſchieden. Das ſüdliche Spanien kam durch den mittelländiſchen Handel früher in blühenden Wohlſtand. Hier in Barcellona und Valencia, unter dem ſchönſten Himmelsſtriche Europa's war eben ſo wie im ſüdlichen Frankreich jene liebliche von den ältern Italiänern oft erwähnte provenzaliſche Dichtkunſt, welche man die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, einheimiſch. Das kriegeriſch ernſte Caſtilien erhielt ſpäter das Übergewicht. In die Weltgeſchichte greift Spanien erſt ein, als es unter Ferdinand und Iſabella vereint, Granada beſiegt, und eine der großen Hauptmächte Europa's geworden war. In Ferdinand des Katholiſchen und Iſabellas gemeinſchaftlicher Herrſchaft und Geſchichte ſind beide ſorgfältig zu trennen. Ferdinand kann ſchwerlich von dem Vorwurf befreit werden, die Vermehrung der Gewalt auch durch ungerechte Mittel geſucht zu haben. Ganz anders die tugendhafte Iſabella, deren Verſtand nicht minder groß war als ihre reine Seele. Mit frommer Begeiſterung entflammte ſie ihre Ritter zum Kampfe, da es galt, den letzten ſpaniſchen Boden vom fremden Joche zu befreien; mit unermüdeter Thätigkeit ſorgte ſie im Frieden für das Beſte des Landes. Ihr zur Seite ſtand der große Ximenes, zugleich ein Geiſtlicher im ſtrengſten vollſten Sinne des Worts, ein Gelehrter, ein tief durchſchauender Staatsmann, und ſelbſt ein Held an Muth und Kriegseinficht, wenn es für das Vaterland galt gegen den alten Feind Spaniens und des chriſtlichen Glaubens. Beide, Ximenes und Iſabella waren einander werth. Es iſt dieſe Zeit reich an ungeſtümen, leidenſchaftlichen herrſchſüchtigen Charakteren, wie Karl der Kühne, Karl der Achte von Frankreich, an gehäſſigen, argliſtigen, wie Ludwig der Eilfte, der gewaltthätige Heinrich von England. Nicht ſelten aber wird auch das Auge erfreut durch den Anblick hoher Tugenden; überall zeigte ſich damahls jene Menge von großen Charakteren und ausgezeichneten Geiſtern, jene allgemeine Regſamkeit, jene Fülle von Leben in unerwarteter und ſchneller Entwicklung, welche einer wahrhaft großen Zeit vorangehen, einer ſolchen die es nicht bloß durch äußere Erſchütterung und zufällige Erwerbungen iſt, ſondern durch den Geiſt und durch die innere Kraft. Wenn Ferdinand der Katholiſche auch eben ſo ſehr nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebte, wie Heinrich in England, Ludwig in Frankreich, ſo konnte doch dieſes Streben in dem freiern Spanien für jetzt noch weniger ausgeführt werden. Zu groß und feſt geordnet war die Macht der Stände und der Reichsverſammlungen. Außer dem Adel waren hier auch die Städte beſonders mächtig, ſo daß es hier ſogar während der innern Unruhen zu einem allgemeinen Ausbruch, zu einer Art von Bürgerkrieg wie in Deutſchland zwiſchen dem Adel und den Städten kam. Der

Rittergeiſt hatte in Spanien am meiſten die Denkart der geſammten Nation durchdrungen, daher die hohe ſittliche Kraft und Würde deſſelben, während dieſes Zeitalters.

Keine andere Nation eilte der Entwicklung der neuen Zeit in Beziehung auf das eine groſe Ereigniß derſelben, den neuen indiſchen Welthandel, ſo ſchnell entgegen und allen andern Nationen darin zuvor, als die portugieſiſche. Hier war die Entdeckung Oſtindiens durch planmäſig erweiterte Seereiſen, und vervollkommnete Schiffahrt, ſeit beinah hundert Jahren vorbereitet, bis endlich der ſchönſte Erfolg die kühnen Bemühungen krönte. Begreiflich iſt es daher, weil alle Kräfte der Nation ſchon lange dieſe Richtung genommen hatten, daß in ſo kurzer Zeit alle die fruchtbarſten Küſten von Indien und Afrika, wie einſt von arabiſchen, ſo jetzt von portugieſiſchen Schiffen, Handelsniederlagen, Pflanzſtädten und feſten Beſitzungen angefüllt wurden. Wunder der Kühnheit und Tapferkeit, die an das ganz Unglaubliche gränzen, wurden von den Portugieſen in der kurzen Heldenzeit ihrer blühenden Macht verrichtet. Ihnen und dem glücklichen Gama fiel der ſchönſte Antheil zu von der neuen Welt; denn ſie erhielten den lebendigen Handel, Spanien zuerſt nur todtes Gold. Statt des herrlichen, in den Erzählungen der Alten geprieſenen Indiens, das ſeine Seele ſuchte, fand der mit jeder Gefahr, mit endſich und ſeinen Widerſchein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu ſuchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reitzbarkeit und ſchöpferiſche Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in andern, menſchlichen Verhältniß, die Kunſt mit der Liebe verwechſeln, da doch jede Abſicht das freye Seelengefühl entweiht, welches ſich nicht erkünſteln läßt, da keine abſichtliche Kunſt den Namen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geiſtig Liebender ſein Selbſt in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbſtſtändigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus ſeiner Bruſt. Denn die Liebe iſt der Wechſelgenuß freyer Naturen, und eben darum iſt ſie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in ſich ſelbſt. Aller Genuß der Natur iſt halb und unbefriedigend. Wie ſchnell flieht das Schönſte und drückt den Stachel der Sehnſucht nur tiefer in die Bruſt! Und nach einer kurzen Täuſchung von Leben erſtarrt das zurückbleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die ſehnſuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer ſtumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchſte Seelengenuß iſt die Liebe, und die höchſte menſchliche Liebe iſt die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem ſtarken Triebe, der die Heldenbruſt des Römers beſeelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, ſich den Seinen entreißt, ſich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher ſein Haupt verwünſcht, ſich den unterirdiſchen Gottheiten weiht und ſeinem Unglück, und dann noch mit Undank bis an ſeinen Tod ringende unglückliche Columbus, nur ein ungeheures, in Geſtaltung der Pflanzen und Thiere, der alten Welt durchaus unähnliches, wildes, und von Wilden bewohntes Land, das erſt ſpäterhin, als auf Eroberung volkreiche Colonien folgten, eine Pflanzſchule europäiſcher Menſchheit, und europäiſcher Freiheit werden ſollte. Damahls als plötzlich alle Reichthümer Indiens, in Portugals Hauptſtadt zuſammenfloſſen, ſeine Schiffe in allen Meeren herrſchten, mochte das erſtaunte Europa den portugieſiſchen Emanuel wohl den großen nennen. Aber eben weil die portugieſiſche Nation ihre Kraft ganz in die neue Welt ergoß, hatte ſie keinen, oder nur ſehr geringen unmittelbaren Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem, und in der kurzen Dauer ihrer blühenden Macht, iſt dieſe damahls an Muth und Geiſt ſo kühne Nation mit jener Pflanze zu vergleichen, welche nur wenige Stunden blüht, in dieſer kurzen Blüthe aber an Glanz und Pracht alle anderen Gewächſe überſtrahlt.

Italien, noch mehr aber Deutſchland verloren zunächſt am meiſten durch den neuen Welthandel. Beiden ward der größte Theil ihres bisherigen Handels entriſſen. Für Deutſchland kam noch hinzu, daß der bisher ſehr beträchtliche Reichthum der vaterländiſchen Berge im Werthe ſank, ja faſt unbedeutend ward, gegen den neuen Maßſtab der Schätze Perus gehalten.

Je mehr das neue Zeitalter Maximilians, und Karls, in ſeinem Reichthum an großen Erſcheinungen eine kurze Weltgeſchichte umfaßt, je nothwendiger iſt es, die ganze damahlige Welt im Auge zu halten, um richtig zu beurtheilen, was der eine wie der andre Gutes und Großes gewollt und gethan haben.

Der Charakter der weſtlichen europäiſchen Nationen ward wie geſagt, beſtimmt durch die beſondre Form welche die Völkerwanderung in dem Vaterlande einer jeden annahm, und durch die Art und nach dem Maaß der Einwirkung der Kreutzzüge, ſo wie des neuen indiſchen Welthandels. Dieſes ſind die fruchtbarſten Vergleichungspunkte für den verſchiedenen Nationalgeiſt und für den Culturzuſtand der Italiäner, Spanier, Franzoſen, und Engländer. Es läßt ſich aber alles dieſes nicht anwenden auf die nordiſchen und öſtlichen Völker, weil jene großen Weltbegebenheiten entweder bei ihnen nicht Statt fanden und keinen, oder doch keinen mittelbaren und nur entfernten Einfluß auf ſie hatten. Der Nationalgeiſt und Culturzuſtand der nordiſchen und öſtlichen Völker läßt ſich vielleicht am klarſten und fruchtbarſten beſtimmen aus dem urſprünglichen Stammcharakter einer jeden, und aus dem Verhältniß mit den aſiatiſchen Staaten auf der einen, und aus dem was ſie von der Cultur des weſtlichen und des ſüdlichen Europa angenommen haben, auf der andern Seite. Nur einige Worte mögen daran erinnern in welchem Verhältniß die wichtigſten dieſer Nationen damahls zu dem europäiſchen Staatenſyſtem und zu der großen neuen Zeit die ſich entwickelte, im Allgemeinen ſtanden.

Dänemark hatte zu der Zeit der Hohenſtaufen, da die deutſche Kraft ganz auf Italien gerichtet und im innern Kampfe begriffen war, ſich im nördlichen Deutſchland und an der deutſchen Küſte des baltiſchen Meeres ſtark erweitert. Dieſer Einfluß verſchwand wieder, und die mächtigen deutſchen Hanſeſtädte, Meiſter in der Schiffbaukunſt und Beherrſcher der Oſtſee machten die drei nordiſchen Reiche vielmehr von ſich abhängig. Vereint wie ſie im funfzehnten Jahrhundert waren, hätten ſie ein mächtiges Reich bilden können. Aber es war eine Verbindung ohne vollkommene Einheit, ſchon waren die Gährungen vorhanden, welche bald nachher Schwedens Trennung herbeiführen, und es unter Waſas Nachkommen zu einer ſo großen Macht erheben, ihm ſo entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten verſchaffen ſollten. Damahls hatten die drei vereinten nordiſchen Reiche, mit ſich allein beſchäftigt, noch keinen oder nur geringen Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Ganz außer dem Umkreiſe deſſelben lag Rußland; nur ſeine großen mächtigen Handelsſtädte ſtanden in Verbindung mit de deutſchen Hanſe. Schon in frühern Zeiten ſehr mächtig, hatte es mit der chriſtlichen Religion auch manche Cultur von Conſtantinopel her angenommen. Es war aber in dieſer byzantiniſchen Cultur nie die rege und lebendige Kraft wie in der abendländiſchen aus der Miſchung der Römer und deutſchen entſtandenen Bildung. Alles ward wieder zerſtört unter dem Druck der Mogolen, die unter Tſchingiſchan und ſeinen Nachfolgern das geſammte nördliche Aſien beherrſchten, auf der einen Seite in Schleſien große Schlachten lieferten, auf der andern mit Japan Krieg führten, Pohlen und Ungarn verwüſteten, und das übrige Europa mit Beſorgniß und Schrecken erfüllten. Erſt jetzt gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ward Waſiliewitſch, den man den Großen nennt, Wiederherſteller des ruſſiſchen Reichs, von welchem man damahls nur wie von einer fremden Welt durch wunderbar abentheuerliche Erzählungen wußte. Pohlen war jetzt durch Rußlands Fall und den Verein mit Lithauen ein mächtiges Reich geworden, aber noch ganz kriegeriſch, nur mit ſeinem Innern beſchäftigt und ohne Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Selbſt ſeine Kriege und Verhältniſſe mit den deutſchen Rittern in Preußen waren ohne bedeutende Wirkung für das Ganze des deutſchen Reichs. Pohlen gehörte zwar ſchon durch die römiſch katholiſche Religion ſeit der Annahme des

Chriſtenthums dem europäiſchen Staatenſyſtem an, aber die alte Verbindung Pohlens mit Deutſchland hatte ſich allmählig aufgelöſt; es konnten die deutſchen Colonien hier auf die ſtädtiſche Cultur und auf das Ganze nicht den Einfluß gewinnen wie in Ungarn, da ſie in die eine Provinz Schleſiens zuſammengedrängt waren, um ſo mehr da auch dieſe bald von Pohlen getrennt und mit Böhmen vereint wurde. So begründeten ſich in dieſem an neuen Kräften ſo fruchtbaren Zeitalter die Reiche, entwickelten ſich die Nationen, bereiteten ſich wichtige Begebenheiten vor, ſtanden große Männer auf ſelbſt in den von dem weſtlichen und mittlern Europa am weiteſten entlegenen und abgeſonderten Ländern. Ein ſehr wichtiges und thätiges Glied in dem damahligen Staatenſyſtem war Ungarn; ſo wie keine der chriſtlichen europäiſchen Nationen den aſiatiſchen Stammcharakter noch ſo ſichtbar an ſich trug und ſo treu behauptete, ſo hatte auch keine ſo viel von der abendländiſchen europäiſchen Cultur angenommen. Zuerſt mit dem Chriſtenthume zugleich, aus Deutſchland ſeit Stephan dem Großen und forthin durch jene vielfältigen deutſchen Colonien, welche von den Königen aus Arpads Stamm ſo ſehr begünſtigt wurden, und nicht nur die Bevölkerung und Macht, ſondern auch die Cultur des Landes vermehrten. Unter den Königen aus dem Hauſe Anjou bildete ſich die Verbindung mit Italien, und ein Einfluß der italiäniſchen Geiſtesbildung auf Ungarn, welcher unter Mathias Corvinus ſo ausſchließend herrſchte, daß man nur die Vernachläſſigung des Einheimiſchen daran zu tadeln fand. Auch bei ihm war das Streben nach der Vermehrung der königlichen Gewalt ſichtbar, wie es ſich damahls faſt in allen Ländern offenbarte. Die ungeſtüme Heldenkraft durch welche ſein großer Vater Hunyad ein Bollwerk gegen die türkiſche Übermacht geweſen war, ward unter Matthias zum Theil auch gegen Öſterreich und die andern benachbarten chriſtlichen Staaten verwendet, ſtatt einzig gegen den gemeinſchaftlichen Feind gerichtet zu ſeyn. Die türkiſchen Eroberungen durch welche Aſien jetzt den Abendländern die Kreutzzüge vergeltend, ein mahomedaniſches Reich in dem ſchönſten Lande Europa's ſtifteten, haben den entſcheidendſten Einfluß auf Europa gehabt; denn nichts iſt ſo geeignet, wo große Kräfte vorhanden ſind, ſie mit einemmahle ſchnell zu entwickeln, als eine gemeinſchaftliche große Gefahr. Gefahr für die Staaten nicht nur und für den Glauben, ſondern auch für die Völker und für die Geiſtesbildung war es, was Europa von den Türken drohte. Zwar waren ſie keines weges ein ganz unwiſſendes und rohes Volk zu nennen; was die gebildetſten mahomedaniſchen Nationen, die Araber und Perſer, in Wiſſenſchaften Literatur und Dichtkunſt hervorgebracht haben, was ihnen bekannt, vielfach angewandt, nachgebildet, angeeignet und einheimiſch geworden, etwa wie bei den kriegeriſchen Römern griechiſche Wiſſenſchaft und Literatur. Als große Seemacht, und als ein Handelsſtaat konnte das türkiſche Reich um ſo weniger der Cultur entbehren, oder ihr ganz entfremdet werden. Aber des in dieſem Glauben gegründeten Hochmuths nicht zu erwähnen, der alle Mahomedaner ſo ungleich weniger empfänglich und fähig für fernere Fortſchritte der Ausbildung macht, waren die damahligen Türken, wenn auch nicht an ſich, doch in ihrem Verhältniß als Eroberer zu Europa, Barbaren zu nennen. Ihre ganze länderverwüſtende Weiſe den Krieg zu führen und Eroberungen zu nutzen, das Wegführen vieler Hunderttauſende in die Sklaverei, das drückende Tributſyſtem, machten auch ohne die Einwirkungen des Fanatismus ihre Herrſchaft mit Recht furchtbar, und verbreiteten allgemeinen Schrecken in allen chriſtlichen Ländern. Es war die Gefahr um ſo dringender, da es ihnen in der damahligen Blüthe ihrer Macht nicht an großen Regenten und Helden fehlte, deren mancher wohl im Ernſt den Gedanken hegen mochte, nebſt Ungarn auch Pohlen und Teutſchland in ein türkiſches Paſchalik zu verwandeln, und wenn die weſtlichen Länder von der Landſeite geſichert waren, ſo litten ſie doch unſäglich an ihren blühenden Küſten, ſo lange die Türken im Mittelmeere mächtig und faſt herrſchend, die afrikaniſchen Raubſtaaten unter ihrem Einfluſſe blieben. Dieſe gemeinſchaftliche große Gefahr weckte das ſchlummernde Europa, und allgemein war die Begeiſterung damahliger Zeit gegen die Feinde des chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Sitte, in Spanien, in Italien und Deutſchland, ja auch in Frankreich, bis König Franz das erſte Beiſpiel einer entgegengeſetzten Geſinnung gab.

Es werden überhaupt die Zeitalter allgemeiner Erſchütterung, welche Epoche machen in der Weltgeſchichte, meiſtens auf eine doppelte Weiſe herbeigeführt. Einmahl ſind die erſten Gründe und Anlagen zu jeder großen Begebenheit gewöhnlich obſchon der Menge unſichtbar ſchon lange vorhanden, und im Stillen wirkſam, bis dann ein äußerer Anſtoß den plötzlichen Ausbruch beſchleunigt, als ob die Menſchheit zu dem Kampfe ihrer Ausbildung einer ſteten Veränderung bedürfte, ſich abwechſelnd in längeren Perioden ruhiger Entwicklung und in kürzeren Epochen allgemeiner Umwälzung zu ihrem verborgenen Ziele fortbewegen ſollte. So war es mit der Völkerwanderung, mit den Kreutzzügen, und ſo auch jetzt mit dem Zeitalter Karls des Fünften. Der Stoff zu den großen Bewegungen lag in der allmähligen Kraftentwicklung der abendländiſchen Nationen und Staaten im funfzehnten Jahrhundert, welche in Spanien, England, Frankreich, Italien, ungefähr zu gleicher Zeit zur Reife

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09698/022

gedieh, als auch Deutſchland ſich mit neuer Größe erhob, und von der einen Seite die Entdeckung zweier unbekannten Welten Europa neues Leben, und einen unerwarteten Umſchwung gab, von der andern Seite die reißenden Fortſchritte der türkiſchen Eroberer Europa in Schrecken ſetzten und zum Kampfe der Selbſterhaltung aufriefen. Dieſe zwiefache Erſchütterung brachte jene plötzliche Entwicklung erſtaunenswürdiger Kräfte hervor, welche ob ſie gleich mehr in Zwietracht als in Eintracht wirkten, doch wenige ihres gleichen in der Weltgeſchichte haben. Das Zeitalter Karls des Fünften iſt es aber am ſchicklichſten zu nennen, nicht als ob Er dieſes Zeitalter hervorgerufen oder erſchaffen hätte, was noch nie ein einzelner, noch ſo großer Mann oder mächtiger Herrſcher allein vermocht hat; auch hat er vielmehr während ſeines ganzen Lebens einen fortdauernden Kampf wider dieſes ſein Zeitalter geführt, ſich dem reißenden Strom entgegen geſtellt; aber mit Recht kann dieß Zeitalter nach ihm benannt werden, denn ſeine Kraft und ſein Geiſt haben am meiſten das Ganze der damahligen Erſchütterung umfaßt, und die Einheit Europa's zu erhalten geſtrebt.

Nach dieſem Überblick auf die damahls bekannte Welt, auf alle Staaten und Nationen, die mittelbar oder unmittelbar, mithandelnd oder gegenwirkend Antheil nehmen ſollten an dem großen Kampfe, auf alle Elemente, welche für die Entwicklung der neuen Zeit in die offenen Arme des Todes ſtürzt, ſcheinen uns Halbgötter Man vergleiche ſie mit der himmliſch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche ſie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas! Sie ſind Barbaren, ſie erfüllten das Geſetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bey Thermopylae ſtarben, denn ſie ſtarben für das Geſetz, ſondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, deſſen Zweck Vollſtändigkeit in der Gemeinſchaft mehrerer freyer Weſen iſt, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechſelgenuß Aller in allen. Das war es, deſſen Verluſt der unglückliche Lacedämonier, welchen das Geſetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterſchied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dies verbreitet über das Leben eines Braſidas den Glanz ſelbſtgenugſamer Freudigkeit. Die Römer nähern ſich hingegen an hoher Selbſtſtändigkeit dem attiſchen Styl, und ſie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach außen ſehr weit. Der heftigſte Kampf riß gewaltſam ihr Inneres bis zum Schwulſt heraus; ſie ſind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae ſchwelgte man in den Gefühlen der begeiſterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundſchaft; und der Genuß und das Gefühl dieſer ſchwelgenden Begeiſterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Dieſe Völker ſanken endlich ſo tief, daß ſie dem Reitze, der nur Hülle des Schönen ſeyn ſollte, huldigten, und ſich an der Natur vergiengen. Überhaupt iſt die

---

*) Herod. Erat. cap. 132 — 13[illegible].

ſchon bereit lagen und ihren Charakter zu beſtimmen mitgewirkt haben, kehren wir zurück auf Deutſchland und Italien, welche beide noch der Mittelpunkt wie der europäiſchen Cultur ſo auch der europäiſchen Politik waren. Nachdem Deutſchland unter dem böhmiſchen Karl gleichſam verfaſſungsmäſig in einen ſchwachen und ungeordneten Zuſtand geſetzt worden war, die Kaiſerwürde unter Wenceslaus Anſehen und Achtung vollends verloren zu haben ſchien, erhob ſich dieſelbe von neuem unter dem letzten böhmiſchen Kaiſer Siegmund. Zuerſt durch die Macht, die er auch als König von Ungarn, wenn gleich nicht in ruhiger Herrſchaft, dennoch beſaſ. Vorzüglich aber durch die beiden europäiſchen Concilien zu Koſtnitz und Baſel, deren Siegmund nach dem alten Begriffe eines Kaiſers als eines Schirmherrn der Kirche und der ganzen chriſtlichen europäiſchen Republik ſich mit ſo vielem Eifer annahm. Er ward zwar zu dieſem Eifer durch eine beſondere ihm näher liegende Urſache veranlaßt: er bedurfte des allgemeinen Kirchenvereins, und der dadurch beſtimmten öffentlichen Meinung, um deſto eher mit Gewalt oder durch Vergleich über die Huſſiten Herr zu werden. Nicht aus einer das Ganze des Glaubens umfaſſenden Philoſophie wie bey Arnold von Brescia, ſondern von Beſtreitung einiger einzelnen Geheimniſſe und Gebrauche des Chriſtenthums nahmen dieſe blutigen Neuerungen ihren Anfang. Als die Lehre, welche von einem Deutſchen veranlaßt, in England entwickelt, nach Prag verpflanzt worden war, bei dem unruhigen und aufgelöſten Zuſtande des Reichs hier den Stoff und Zunder fand, eine große Volksgährung zu erregen, ſo ſah man jetzt in dem blutigen Huſſiten-Kriege zum erſten Mahle, welche ſchreckliche Folgen es haben muß, wenn die Angelegenheiten der Kirche und des Chriſtenthums von den geiſtlichen und weltlichen Oberhäuptern verabſäumt, deren erſte Pflicht dafür Sorge zu tragen geweſen wäre, nun einem leidenſchaftlichen empörten Volke anheim fallen und auf dem Wege eines zerſtörenden Bürgerkrieges entſchieden werden ſollen.

Die Abhängigkeit der Päpſte zu Avignon hatte zwiefache Wahlen, und je nachdem einige Nationen den einen oder den andern der beiden Päpſte für den rechtmäßigen und gültig erwählten erkannten, eine allgemeine Spaltung, das Schisma der abendländiſchen Kirche herbey geführt; welche Spaltung auf die Denkart, die Sitten und den Staat, überhaupt aber auf den allgemeinen Zuſtand ſo viele nachtheilige Folgen hatte, daß ſie mit Recht von den Zeitgenoſſen als das größte Unglück betrachtet wurde. So wenig nun jene Concilien alle Hoffnungen, die man ſich von ihnen gemacht hatte, erfüllten, ſo vielen Tadel ihr Verfahren und ihre Beſchlüſſe in mancher Hinſicht erfuhren, ſo haben ſie dennoch außerordentlich viel beigetragen, den Zuſammenhang der europäiſchen Nationen als Glieder eines chriſtlichen Staatenſyſtems von neuem zu beleben und haben dadurch die neuere Epoche mit vorbereitet. Ihr nächſter Zweck einer gültigen Wahlbeſtimmung und geſicherten Unabhängigkeit des Kirchenoberhaupts ward zwar erreicht, aber auch von einer andern Seite theuer erkauft. Wenn man zuerſt um den ſchwankenden Zwieſpalt deſto beſſer zu ſchlichten, verdienſtvolle aber auch durch eine hohe Geburt ausgezeichnete Männer zu Oberhäuptern der Kirche wählte, ſo war dieß an ſich ſo wenig unbedingt zu tadeln, als daß die ihrem Rom wiedergegebenen Päpſte auf die Wiederherſtellung und Erhaltung des Kirchenſtaats, des Unterpfandes ihrer Unabhängigkeit, mit Eifer bedacht waren. Auch hat das funfzehnte Jahrhundert mehrere durch Charakter und Gelehrſamkeit große und ausgezeichnete Päpſte aufzuweiſen. Aber nur all zu leicht gehn die Menſchen von einem Äußerſten zum andern über. Was anfangs bloß gerechte Sorge für die Fortdauer der ſo lang gekränkten Unabhängkeit war, ſchien bald der Hauptzweck zu werden. Das Streben der großen Fürſtenhäuſer nach der oberſten geiſtlichen Würde, die Rückſicht auf die hohe Geburt und weltliche Macht gewannen zu vielen Einfluß, überhaupt trat der italiäniſche Nationalfürſt oft an die Stelle des geiſtlichen Oberhaupts. Der kriegeriſche Julius der Zweite, der ſich auf einen weltlichen Thron großen Ruhm erworben haben würde, hat dem römiſchen Stuhl in der öffentlichen Meinung nicht minder geſchadet, als der üble ſittliche Ruf Alexanders des Sechſten. Selbſt Leo der Zehnte, der Sohn des großen Lorenzo, der Gönner des Raphael, beſaß wohl Eigenſchaften die ihn würdig machten, dem Zeitalter der neubelebten Wiſſenſchaften ſeinen Nahmen zu leihen, weniger aber die, welche ſeinem Berufe zunächſt nothwendig waren, und die ihn in den Stand geſetzt hätten, Europas Einheit zu erhalten. Ein ſtrenger Ximenes, der die Verhältniſſe des Staats und des Lebens, wie alle die ernſten Kenntniſſe ſeines Zeitalters mit gleich ſtarkem Geiſt umfaßte, wäre damals beſſer auf dem römiſchen Thron geweſen als alle Medicäer.

Wenn die königliche Macht, welche Siegmund mit der kaiſerlichen verband, wenn die erneuerte Vorſtellung von einem Zuſammenhange der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, die Ehre des Vorrangs und der Einfluß, welche dem Kaiſer dabei geſtattet wurden, vieles beytrugen, die geſunkene deutſche Kaiſerwürde wieder zu heben, ſo hatte die Verbindung des luxemburgiſchen und des öſterreichiſchen Hauſes, welche ebenfalls unter Siegmund zu Stande kam, für ganz Deutſchland noch glücklichere Folgen. Der Keim der Partheiungen ward hinweggeräumt durch dieſe Vereinigung derjenigen beiden deutſchen Fürſtenhäuſer, welche damahls die mächtigſten waren, nachdem Bayern, welches unter Kaiſer Ludwig ſo groß geworden war, die meiſten der neuen Erwerbungen wieder verloren hatte. Zwar vernichtete ein frühzeitiger Tod die großen Erwartungen, welche Kaiſer Albrecht der Zweite für Deutſchland und für die Macht ſeines Hauſes erregt hatte. Auch die ſo lang gewünſchte Vereinigung mit Ungarn, ward Öſterreich nach dem Abſterben des jungen Ladiſlaus wieder entriſſen, bis ſie ſpäter durch Maximilian von neuem zu Stande kam. Indeſſen blieb doch die Kaiſerwürde ununterbrochen bey dem Fürſtenhauſe, welches ſeit Rudolf ſo viele Anſprüche darauf hatte, und durch ſeine ritterlichen Tugenden, wie durch ſeine Staatsgrundſätze unter allen am meiſten geeignet war, derſelben ihren alten Glanz wiederzugeben. Sorgfältigſt war Friedrich der Vierte bemüht, die kaiſerlichen Vorrechte zu erhalten, obwohl er bey einer wenig beträchtlichen Hausmacht nicht im Stande war, den überlegenen ungariſchen Kriegsheeren unter Mathias Corvinus mit Glück zu widerſtehen. Bey aller anſcheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit ſeines ſonderbaren Charakters, wird man ihm Kenntniſſe, Geiſt und Klugheit nicht abſprechen können; Eigenſchaften, durch welche er einen nicht unbeträchtlichen Einfluß in die europäiſchen Angelegenheiten erhielt. Der zweite Stifter aber des öſterreichiſchen Hauſes und der öſterreichiſchen Macht ward erſt ſein Sohn Maximilian, und wenn dieſer neben dem Glück, welches ihn bisweilen begünſtigte, noch öfter des Muths bedurfte, wenn gleich auch ſein thatenvolles und unruhiges Leben ein ununterbrochener ſchwerer Kampf war, wenn er viele von ſeinen großen Gedanken nicht ausführen konnte, ſo iſt dennoch ſein Geiſt nicht unwirkſam geblieben. Mehr durch dieſen als durch äußere Macht, iſt er ein Wiederherſteller Deutſchlands, insbeſondere ſeiner Verfaſſung und Sitten, der allgemeinen Denkart und Bildung, und ein mächtiger Erreger, einer der vornehmſten Schöpfer der neuen Zeit geworden.

Eilfte Vorleſung.

Wenn die Zeit zu einer allgemeinen Erſchütterung reif iſt, ſo bedarf es nur einen Anſtoß, nur einen Funken, und alles geräth in helle Flammen. So war damals der Zuſtand von Europa, als die königliche Gewalt in Frankreich, in Spanien und England zugleich mit der Kraft der Nationen ſich zu ungewohnter Stärke entwickelt, die Macht der Schweiz und der Geiſt Italiens die höchſte Blüthe erreicht hatte, und Deutſchland ſchon den jungen Helden nährte, der es von neuem zu der alten Würde des erſten Staates, der erſten Nation in Europa erheben ſollte. Der burgundiſche Krieg, Karls des Kühnen Ehrgeiz, durch angeſtammten Ritterſinn, den alten Nahmen von Burgund, den mächtigen Reichthum ſeiner Länder, durch ſein ſtolzes Herz und Alexanders des Großen Vorbild entflammt, war dieſer erſte Anſtoß, der ganz Europa während mehr als eines halben Jahrhunderts in kriegeriſche Bewegung verſetzte. Die Schweizer, indem ſie Burgund in drei unſterblichen Schlachten danieder ſchlugen, deren letzte der kühne Held nicht zu überleben vermochte, legten ſelbſt den Grund zu der Größe Habsburgs, welches ſie anderthalb Jahrhunderte lang mit einer Erbitterung, weit über die Schranken der erſten Entzweiung hinaus, befehdet hatten. Schon eh die verderbliche Ehrbegier des kühnen Helden, und der Schweizerkrieg zum Ausbruch kam, hatte der Kaiſer Friedrich der Vierte für die Größe ſeines Hauſes und die Würde des Reichs durch die Verbindung ſeines Maximilian mit der burgundiſchen Erbtochter am beſten zu ſorgen geglaubt. Ob ihm bey der Zuſammenkunft mit Karl mehr der burgundiſche Ungeſtüm oder die franzöſiſchen Eingebungen des neidiſchen Ludwig geſchreckt und zur ſchnellen Abreiſe geſtimmt haben mögen, iſt nicht zu entſcheiden. Der eine wie die andern mußten der Sinnesart des ehr- und friedliebenden Kaiſers gleich fremd ſeyn. Bei dem wilden Angriff, welchen Karl gegen das Reich unternahm, zeigte Friedrich, daß, wenn er den Frieden liebte, es nicht immer aus Schwäche und bloßem Hang zur Ruhe ſei. Des Burgunders Abſicht in jenen durch ſo viele alte Bande ſeit Karl dem Großen und den Karolingern verbundnen Mittelländern zwiſchen Frankreich und Deutſchland vom niederländiſchen Meere bis an die Alpen, ja vielleicht bis an die ſüdlichen provenzaliſchen Küſten ein Reich zu gründen welches dann mit Recht ein burgundiſches zu nennen wäre, alle Anſprüche dieſes Namens vollführend und erweiternd, und König nicht bloß zu heißen ſondern zu ſeyn, ſcheiterte wie ſchon oft die Angriffe eines ritterlich kühnen, aber auf die neue Kriegsart nicht eingerichteten Adels, an der unbezwinglichen Tapferkeit des ſchweizeriſchen Landvolks. Was die Politik nicht zu Stande gebracht hatte, vollführte jetzt Liebe und Heldenmuth. Denn wohl kann man ſagen, daß Liebe jenes Band geknüpft hat zwiſchen der burgundiſchen Maria und dem jungen Maximilian. Dieß beſtätigt nicht nur die innige Eintracht, welche beide während ihres kurzen Vereins beſeelte, es geht auch hervor aus Mariens offnem, den Ständen, da noch die Entſcheidung zwiſchen andern Bewerbern und Frankreich ganz zweifelhaft war, ſehr unerwartetem Geſtändniß, daß ſie Maximilianen bereits früher in einem eigenen Schreiben, Ring und Wort gegeben, dieß alſo nun nicht zurücknehmen könne. Maximilian eilte, dieſen ſein Gefühl und ſeine Ruhmbegier gleich lockenden Worten mit der Kühnheit entgegen, die es erheiſchte, und hatte in den dortigen Verwicklungen volle Gelegenheit die erſten ſchweren Ritterproben eines unerſchütterlichen Heldenmuthes abzulegen. So beginnt die Geſchichte des großen Kaiſers, ähnlicher einer Ritterdichtung als der erſten Entwicklung wichtiger, politiſcher Ereigniſſe. Für ihn war die Liebe kein müßiges Spiel der Einbildungskraft, kein leerer Traum der Jugend, ſondern es war die Flamme, welche ihn zu großen Thaten entzündete. Wenn er dem erfahrnen, in aller Argliſt grau gewordenen Staatskünſtler Ludwig gegenüber, als Jüngling ſchon damals ſo groſſen Verſtand bewährte, ſo bewies er in der Standhaftigkeit, die ihn mitten unter dem empörten Volke nicht verließ, daß er nicht bloß den Muth der ritterlichen Tapferkeit am Tage der Schlacht beſitze, ſondern auch jenen Muth der ſeltner und ſchwerer iſt, ſich durch nichts beugen und erſchüttern zu laſſen, ja der Waffen beraubt und in Feindes Hand ſich ſelber gleich zu bleiben, und nie der Ehre und der eigenen Würde zu vergeſſen. Es war ihm überhaupt gegeben, das zu vereinigen, was ſo ſelten vereinigt iſt, heroiſche Kraft und ſanfte Milde. Er, der oft mit der Mehrzahl kämpfend, in der Schlacht viele ſelbſt erlegt hat, zum ritterlichen Spiel und Vergnügen gleich den fabelhaften Helden des Alterthums Löwen mit eigener Hand bezwang, der dem kühnſten Alpenjäger auf ſchreckenvollen Klippen voran eilte, der eine Luſt fand, tollkühn mit der Gefahr zu ſcherzen, war gleichwohl der ſanften Empfindungen ſo empfänglich, daß er der erſten geliebten, ihm ſo ſchnell entriſſenen Gemahlin nach Jahren nie ohne Rührung und Thränen gedachte, daß er ſeinem Vater, welchem er doch an Kraft und Geiſt ſo ſehr überlegen war, immer mit frommer Ehrfurcht und Liebe ergeben blieb, nie ſich ſeiner Vorzüge überhob; daß er obwohl zum Krieger und Feldherrn gebohren, dennoch in ſeinen

Reitzbarkeit der Seele das gefährlichſte, wie das ſchönſte Geſchenk der Götter. Man ſetze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes ſehr gering, die Reitzbarkeit der Seele aber ſo gränzenlos, daß die leiſeſte Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbſtſtändigkeit des Willens aber ſey ſo ſtark, daß ſie die Leitung des Lebens mit der Reitzbarkeit theile. Das Daſeyn einer ſolchen Natur würde ein ſtetes Schwanken ſeyn, wie die ſtürmiſche Woge; eben ſchien ſie noch die ewigen Sterne zu berühren, und ſchon ſtürzt ſie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Dieſem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchſte und das tiefſte Loos der Menſchheit; innigſt vereinigt iſt es dennoch ganz getrennt, und im Überfluß von Harmonie unendlich zerriſſen. So denke man ſich die Sappho, und alle Widerſprüche in den Nachrichten über dieſe größte aller griechiſchen Frauen ſind erklärt. Auch wir können ſagen: „Noch lebt die Gluth der aeoliſchen Frau; noch athmet die Liebe, die ſie den Saiten vertraute.“ Einige ihrer Geſänge und mehrere Bruchſtücke gehören unter die köſtlichſten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit iſt von Schwermuth wie umfloſſen. Zahlloſe Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt ſind, erſcheinen gegen dieſe, wie trübes irdiſches Feuer gegen den reinen Strahl der unſterblichen Sonne.

Die Liebe iſt an ſich arm und bedürftig; alle ihre Fülle iſt eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für ſich genommen, iſt nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr, ſo wie die innre Einheit, iſt ein Geſchenk der Liebe. In der Kunſt vermählen ſich Fülle und

Grundſätzen und Geſinnungen friedliebend war, ſo lange nur die Ehre und ſeine großen Zwecke es erlaubten, die friedlichen Bemühungen ſtets der Entſcheidung durch die Waffen vorzog, unermüdlich an Geduld und Nachgiebigkeit in Unterhandlungen und Staatsgeſchäften.

Dieſer tugendhafte und große Kaiſer iſt oft durch die herabſetzendſten Urtheile in- und ausländiſcher Geſchichtſchreiber verunglimpft worden; einzig und allein deswegen weil er viele ſeiner großen Abſichten nicht hat ausführen können. Als ob das die beſten und würdigſten Gedanken wären, welche den Wünſchen der Menge ſo entgegen kommen, daß jeder ſie faſſen, und auch ausführen kann, der nur die Gewalt hat und vom Glück begünſtigt wird; als ob nicht das gerade oft am ſchwerſten wirklich zu machen wäre, was das einzig Rechte und das wahrhaft Große iſt, was die Menge und die Zeit nicht ſchon von ſelbſt will und meint, ſondern was ihr nöthig wäre, um ſie über ſich zu erheben; als ob ſich nicht im edlen Kampfe gegen ein Zeitalter eine größere Seelen- und Heldenkraft zeigen könnte, als in der Benutzung ſeiner Schwächen! —

Und doch hat Maximilian auch ausgeführt und gewirkt auf ſein Zeitalter und auf Europa, mehr als irgend einer der drey franzöſiſchen Könige, die ſeine Zeitgenoſſen waren, obwohl mit ungleich größerer Macht zur Wirklichkeit gebracht haben, und mehr als alle italiäniſchen Staatskünſtler, die ihn wie jeden dieſſeits der Alpen gebornen, ſo oft weit zu überſehen, ihn zu überliſten glaubten. Für ſein inneres Wirken in Deutſchland und Öſterreich läßt ſich aus ſeinem Zeitalter höchſtens nur die katholiſche Iſabelle und Ximenes mit ihm vergleichen.

Noch in der Blüthe des Alters und wie im Fluge rettete er das burgundiſche Erbe, welches unter dieſen Umſtänden zu erhalten alle Erwartung überſtieg, befreite Öſterreich nach Matthias Corvinus Tode gegen Ungarn, und wenn er gleich hier ſeine Vortheile und Siege nicht weiter verfolgen konnte und wollte, ſo ſicherte er doch die alte erbliche Anwartſchaft Öſterreichs auf die Krone, gründete auf dieſe beyden großen Beſitzungen und Hoffnungen die künftige Macht ſeines Hauſes, deſſen unter ſeines Vaters Alleinherrſchaft oft geſtörte Eintracht er jetzt ihm zur Seite wirkend vollends herſtellte, die getheilte Macht deſſelben von neuem vereinte.

Was er außerdem für Europa, für Deutſchland, und überhaupt für ſein Zeitalter war, und gewirkt hat, das wird, eben weil er nicht immer alles was er gewollt, ausführen können, am deutlichſten erhellen, wenn wir nicht ſowohl ſeine Thaten und Geſchichte wiederhohlen, ſondern vor allem die Gedanken, die ihn geleitet haben, betrachten. Die Grundſätze nach welchen Maximilian ſowohl in den europäiſchen als in den deutſchen Angelegenheiten und Verhältniſſen handelte, waren dieſelben, welche auch ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Habsburg ſchon befolgt und ſtets im Auge gehalten hatten; nur daß er dieſe Grundſätze theils mit mehr Kraft und Eifer ergriffen, und mit denſelben manche ganz beſondre nur ihm eigne Gedanken und Abſichten verbunden hat. Die öſterreichiſchen Grundſätze in Beziehung auf die europäiſchen Verhältniſſe von Kaiſer Albrecht dem Zweiten bis auf Maximilian, ja bis auf Karl den Fünften, waren immer dieſelben; die ganze kriegeriſche Kraft des vereinten Europa gegen den damals allgemeinen Feind, die Türken, zu richten, unter den chriſtlichen Mächten Frieden ſo viel als möglich zu erhalten; alles was man wünſchte, lieber auf dem Wege der friedlichen Unterhandlung zu erreichen, als durch die Gewalt der Waffen; Zwieſpalt und Krieg, wenn ja einer entſtanden war, wie einen häuslichen Zwiſt auf demſelben Wege baldigſt wieder auszugleichen, die regierenden Häuſer von Europa immer mehr zu einer Familie zu verbinden; übrigens in allem die Würde und das Anſehn der Kirche und des Papſtes möglichſt zu unterſtützen, und die alten Rechte und Anſprüche der Kaiſerwürde aufrecht zu erhalten. Daß die Öſterreicher dieſe aber für Italien ſelbſt keinesweges über die Gränzen der oberſten Schutzherrlichkeit nach alter Kaiſerſitte zu einer unumſchränkten Allgewalt ausdehnen, oder mißbrauchen wollten, das hat der Erfolg am beſten gelehrt — Dieſes ſind die Grundſätze welche dem Verfahren aller öſterreichiſchen Kaiſer von Albert dem Zweiten bis auf Karl den Fünften zum Grunde lagen, und die ſehr verſchieden ſind von denen der andern europäiſchen Könige, bei welchen man, wo ein Syſtem und feſte Grundſätze der Regierung ſichtbar werden, keine andre gewahr wird als nur ſolche die auf Vollendung der unumſchränkten Allgewalt abzielen. Die öſterreichiſchen Regenten wurden dabei von dem viel höhern Begriff einer chriſtlichen Republik, eines freien und friedlichen europäiſchen Staaten- und Völkervereins geleitet. Schon die erſte Unternehmung Kaiſer Albrecht des Zweiten war ein ernſter Türkenkrieg, der ihm durch Krankheit den Tod brachte. Daß nach ihm Ungarns Kraft nicht fortdauernd den Türken entgegengeſtemmt, ſondern durch innere Uneinigkeit geſchwächt, oder gar zu nichtigen und eroberungsſüchtigen Abſichten gegen die benachbarten chriſtlichen Königreiche, beſonders unter Matthias, übel verwandt ward, hat großes Unglück über das Land gebracht. So kurz Albrecht des Zweiten Regierung war, ſo hat er doch während derſelben die größten Beweiſe ſeiner Vorſorge für die Eintracht der Kirche und die Würde ihres Oberhauptes gegeben. Schon von Rudolf dem Stifter an, hatten ſich die öſterreichiſchen Fürſten vor allen andern Deutſchen durch ihre Anhänglichkeit an den Glauben und die Kirche eben ſo ſehr, als durch ihre ritterlichen Tugenden ausgezeichnet. In Kaiſer Friedrich des Vierten Leben iſt die lange Freundſchaft mit dem Aeneas Silvius, nachmaligem Pabſt Pius dem Zweiten, eine der ſchönſten Seiten. Dieſer Mann, einer der geiſtvollſten und gelehrteſten ſeines Jahrhunderts, hatte durch ſeine Bemühungen vorzüglich die durch den Zwieſpalt der Concilien und durch die Wuth der Huſſiten geſtörte Eintracht der Kirche wieder herzuſtellen vermocht. Wenn alle ſeine Nachfolger auf dem päbſtlichen Stuhl, Deutſchland und deſſen Verhältniſſe ſo gut gekannt hätten wie er, ſo würde ſie länger erhalten worden ſeyn. Der überlegenen Macht des kriegeriſchen, launenvollen, habſüchtigen Matthias vermochte Friedrich nicht zu widerſtehen; in ſeinen Verhältniſſen und Unterhandlungen mit der Schweiz, mit Frankreich und Burgund war er glücklicher, und bewährte darin nebſt ſeiner Einſicht, eine Vorliebe für den Frieden, die nicht blos Neigung, ſondern Grundſatz war. Auch Maximilian ward nur durch andre in den Strudel von Kriegen, von Bündniſſen und Gegenbündniſſen hineingezogen, der damals halb Europa in Bewegung ſetzte. Karls des Kühnen herrſchſüchtige Ruhmbegier hatte den Anfang gemacht; nach ſeinem Fall ergriff die gleiche Eroberungsluſt die franzöſiſchen Könige, inſonderheit Karl den Achten, ſtatt daß Ludwig der Eilfte mehr nur im Innern die Gewalt feſt zu gründen geſtrebt hatte. Es nahm dieſe Eroberungsluſt, nachdem der Streit um das burgundiſche Erbe endlich verglichen war, die Richtung auf Italien, wo Neapel und Mayland der nächſte Gegenſtand, die Schweiz meiſtens ein allezeit bereites Werkzeug derſelben war. Der Leichtſinn und die Anarchie der Florentiner, die neutrale Selbſtſucht Venedigs, die argliſtige Politik aller Italiäner vermehrte fortdauernd den Gährungsſtoff und gab der Kriegsflamme, welche Italien ſo lange verwüſtet hat, immer neue Nahrung.

Die Italiäner hatten ſich ſelbſt dieſe Übel zugezogen; ſie zuerſt hatten die Franzoſen herbeigerufen. Nachdem ihr Vaterland lange der Schauplatz des Krieges geweſen, und durch ihn zerrüttet worden war, äußerte ſich nur Ein Wunſch als herrſchender Gedanke bei der ganzen Nation: Befreiung Italiens vom ausländiſchen Joch oder von den Barbaren, wie ſie alle nannten, welche dieſſeits der Alpen geboren worden. Dieß war aber ein bloß negatives, nicht ausführbares Streben. Ein einiger Staat konnte Italien damals nicht werden, denn welcher von den beſtehenden, ungefähr gleich mächtigen Staaten ſollte den Vorzug haben, daß er der Mittelpunkt des Ganzen und alle andre in ihm verſchmolzen würden? Es hätten dazu alle andre außer dieſem einen, erſt aufgelöſt, und wenigſtens in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden müſſen. Eben diejenigen welche am lauteſten von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation redeten, waren es oft, welche das Vaterland verwirrten, und dadurch die Abhängigkeit deſſelben herbeiführten. Überhaupt waren die damaligen Italiäner in der Politik wohl allen andern Nationen überlegen, wenn man darunter bloß die Verſtellung begreift, oder die Kunſt, durch alle möglichen Mittel zur Herrſchaft zu gelangen und ſich darin zu behaupten; aber wahrhaft große politiſche Ideen finden wir in dieſem Zeitalter nicht mehr bei ihnen. Es war einleuchtend, daß das nördliche und mittlere Italien nur ein föderatives Staatenſyſtem ſein konnte. Wenn es nun, um das Gleichgewicht in dieſen zu erhalten, noch einer andern Macht und eines andern Schutzes bedurfte, ſo konnten die Italiäner leicht den Vergleich zwiſchen der franzöſiſchen Schutzherrſchaft machen, welche ſie herbeiriefen und dem auf altes Recht und Herkommen gegründetem oberſten Einfluſſe der deutſchen Kaiſer, wenn ſie nur das Schickſal der dem franzöſiſchen Königreiche einverleibten kleineren Länder wie der Bretagne, der Provence, und die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und Nationen in Deutſchland unter der kaiſerlichen Oberherrlichkeit gegen einander hielten. Jene ältern italiäniſchen Patrioten aus der Zeit des Dante, welche nichts mehr als nur einen ſtarken Ruhm- und Gerechtigkeitliebenden deutſchen Kaiſer wünſchten, der Italien und das Reich wiederherſtellte, waren demnach auf einem richtigeren

Wege, als der falſche Patriotismus der ſpäteren Florentiner, welche immer nur die Befreiung Italiens im Munde führen. Hätte Maximilian den ſonderbaren Wunſch, welchen er in ſpäteren Jahren gefaßt hatte, Papſt zu werden, befriedigen können, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß es ihm eben ſo wohl in Italien als in Deutſchland gelungen ſein würde, Ordnung und Einheit in den italiäniſchen Staaten und Völkerbund zu bringen, und vielleicht Rom zum Mittelpunkt deſſelben zu machen, und leicht möchte er fähiger geweſen ſein der Kirche vorzuſtehen, als der eben ſo kriegsluſtige als in ſeinen Bündniſſen wankelmüthige Julius der Zweite, welcher nicht weniger dazu beigetragen hat Italien zu verwirren, als die geiſtliche Würde um ihr Anſehn zu bringen.

Was in dieſem Strudel der italiäniſchen Kriege, in dieſer Verwirrung ſchnellwechſelnder Bündniſſe und Gegenbündniſſe, in welchen Maximilian nun einmal hineingeriſſen ward, ihn am meiſten unterſcheidet von den Künſten der italiäniſchen Politik ſowohl, als auch von dem Leichtſinn, mit welchem die franzöſiſchen Könige, wenn auch nicht alle ſo nach Grundſatz treulos wie Ludwig der Eilfte, dennoch ihre Verſprechungen gleich ſchnell vergaßen, das iſt die Gewiſſenhaftigkeit mit welcher er von den einmal gemachten Bündniſſen nicht abgehen wollte. Dieß hat ihn oft um den beſten Vortheil und Erfolg gebracht.

Eine Abſicht hatte er bei dieſen italiäniſchen Kriegen die ihm eigenthümlich war, und die er nicht hat ausführen können, obwohl die erſten der damals politiſch wirkſamen Mächte ſich mit ihm dazu vereinten, eben weil ſie den Zweck entweder gar nicht recht gefaßt, oder bald aus den Augen verloren hatten; dieſes war die Vernichtung und Theilung Venedigs. Er war perſönlich in einem ſolchen Maaße von Venedig beleidigt, daß dieſes allein ihn rechtfertigen und entſchuldigen möchte. Venedigs um ſich greifende Eroberungen hatten Tyrol, Italien und das Reich in ſeinen Gränzen, alten Rechten oder Anſprüchen verletzt oder bedroht, ſo daß von dieſer Seite äußerer Anlaß und Grund genug zum Kriege vorhanden war, und wenn einige Eroberungsluſt mitwirkte, ſo war ſie nach dieſer Seite hin für das Stammland des Hauſes am vortheilhafteſten. Daß Maximilian aber nicht auf Beſchränkung ſondern auf Vernichtung Venedigs drang, ſein Haß gegen dieſen Staat, der einzige gegen den er Haß gezeigt hat, mag wohl noch einen andern Grund gehabt haben als jenen bloß perſönlichen. In einem verwickelten und geſpannten Staatenſyſtem iſt offenbar dargelegte kriegeriſche und leidenſchaftliche Eroberungsſucht bei weitem nicht ſo gefährlich und verderblich für den Geiſt des Ganzen, welcher allein die Freiheit bei der Einheit erhalten kann, als kalte, neutrale Selbſtſucht; nichts ſo geeignet, dem Staatslenker, der von der Gerechtigkeit und von der Ehre erfüllt, von großen Ideen begeiſtert iſt, zu beleidigen und zu erbittern, als eben jener abgemeſſene Egoismus, und ſo mag Maximilian in ſeinem höheren Sinne vielleicht nicht Unrecht gehabt haben, wenn er die Quelle alles deſſen was in Italien übel war, am meiſten in Venedig fand.

So ſehr man Maximilians Staatskunſt, weil ihm nicht alle Abſichten gelungen ſind, zu tadeln gewohnt iſt, hat er doch mehr erreicht als bei ungleich größerer Macht die franzöſiſchen Könige, welche damals in ihrer Eroberungsluſt ſo verfuhren als ob ſie ſelbſt gar keinen Plan hätten oder feſt halten könnten. Das Glück hat mitgewirkt, Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, wie ſeinen Enkel Karl auf den ſpaniſchen Thron zu erheben. Wäre es aber nicht ungerecht die Frucht ſo vieler Beſtrebungen und überwundenen Hinderniſſe dem Glück allein zuzuſchreiben, wenn es gewiß iſt, daß keiner der damaligen Selbſtherrſcher auch in Unterhandlungen und allen äußern Staatsgeſchäften ſo unermüdlich thätig und nach ſo feſten Grundſätzen thätig war als Maximilian?

Einfacher als ſein Mitwirken in den italiäniſchen Verwirrungen und allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten war das, was er für Deutſchland that. Auch hier hatte er in der ſchlechten Verfaſſung und in dem Fauſtrecht, das durch jene erhalten ward, außeror-

Harmonie. Freundlich begegnen ſich in ihr beyde Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freyheit und Schickſal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innere Mark der Seele dringt, ſondern wohlthätig allen Streit löſet. Die Natur giebt dem geiſtigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunſt aber die harmoniſche Ordnung und das Geſetz des Schönen. Nur vereinigt vollenden dieſe drey die Bildung des geiſtigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen ſie nur die Empfänglichkeit, die Reitzbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt ſich die Tiefe und Beſeelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen ſich beyde unter das Geſetz der Kunſt. Hier vollendet der Menſch ſein Daſeyn, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Alſo die zarteſten Gränzen, das feinſte Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterſpruches *), Maaß iſt der Gipfel der Lebenskunſt. Nur durch Vollſtändigkeit kann er erreicht werden; und dieſe kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfaſſen. Zwar pflegt der Menſch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir ſehen auch, daß dann der ernſteſte Wille, die ſtärkſte Kraft, die ſcharfſinnigſte Kunſt nur die krampfhafteſten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Menſch, der nach dem Göttlichen ſtrebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hinderniſſe zu kämpfen. Eben darum iſt die Rückkehr auch

---

*) Die Delphiſche Inſchrift: Μηδὲν ἄγαν.

deutliche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Was er mit immer wiederhohlter unermüdlicher Beſtrebung für die Erhaltung des Landfriedens gethan, wie er den Geſetzen darüber durch Errichtung des Kammergerichts, durch die Eintheilung Deutſchlands in Kreiſe, Wirkſamkeit zu verſchaffen geſucht, darin beſteht nicht ſo ſehr Maximilians eigenthümliches Verdienſt; denn daſſelbe hatten auch ſchon ſeine Vorgänger gewollt und begonnen, nur daß er es mit mehr Kraft und Beharrlichkeit und nach den durchdachteſten Grundſätzen in der Ausführung weiter brachte. Daß die Ruhe doch nie ganz vollkommen hergeſtellt wurde, davon lag der Grund in der Verfaſſung ſelbſt, durch welche Karl der Vierte alle großen Staatsübel nicht gehoben, ſondern vielmehr ſie mit dem Anſchein einer rechtlichen Ordnung förmlich feſtgeſetzt, dauernd und geſetzlich gemacht hatte. Auch Karl der Vierte hatte Geſetze für den Landfrieden gegeben. Allein ſeine Abſichten und Grundſätze, und die der öſterreichiſchen Kaiſer waren ſehr verſchieden; merkwürdig iſt daß Kaiſer Albrecht des Zweiten viel zweckmäßigere Vorſchläge gegen den Landfrieden verworfen wurden, weil die Städte darin zu ſehr begünſtigt waren; ein ſprechender Beweis von dem Geiſte der die Staatsgrundſätze der öſterreichiſchen Kaiſer beſeelte. Von Friedrich dem Vierten wird behauptet, daß er das römiſche Recht habe abſchaffen wollen, welches die Geſchäfte mehr verwickelt hat, der Freiheit ungünſtig wirkte, und uns um die ſchöne alte, nur in England erhaltene, urſprünglich deutſche Einrichtung der Friedensgerichte durch gleiche Richter aus dem Volke ſelbſt vom Stande des Angeklagten gebracht hat. Gewiß iſt es, daß es überhaupt Grundſatz der öſterreichiſchen Kaiſer war, die vaterländiſchen Rechte und Herkommen aufrecht zu erhalten. Am wichtigſten für die öſterreichiſchen Grundſätze über deutſche Staatsverfaſſung iſt der erſte Entwurf einer Eintheilung des deutſchen Reichs nach den vier Hauptnationen der Schwaben, Bayern, Niederländer und Sachſen; man darf annehmen, daß dieſe Kreiseintheilung nicht bloß an die Stelle der alten untergegangenen Herzogthümer treten, ſondern auch wohl den Weg bahnen ſollte, dieſelben wieder herzuſtellen. Daß dieſes für Schwaben geſchähe, darnach ſtrebte Oſterreich oftmals, und hier traf der allgemeine Vortheil des geſammten Vaterlandes, mit dem des eignen Hauſes zuſammen. Dieſe alten National-Herzogthümer und Vereine wieder empor zu bringen, das wäre der einzige Weg geweſen die Verfaſſung aus dem Grunde herzuſtellen, ſo daß alsdann wieder alle gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, beſonders aber die Wahl des Königs, durch den wahren Willen und die Kraft der Nation wären entſchieden worden. Davon fand in Karls des Vierten Wahlverfaſſung grade das Gegentheil Statt, durch die mit den wahren Nationalmaſſen und Hauptgliedern in ga keinem Verhältniß ſtehende willkührliche Vertheilung des Wahlrechts, und durch alle die Vorrechte, welche er den Wahlfürſten gab. Wo in einem Staatenverein die Wahlfürſten faſt vollkommen unabhängig und erblich ſind, das Oberhaupt ſchon durch die Wahl gebunden wird, da läßt ſich im voraus entſcheiden, daß die Wahlfürſten nothwendig immer mächtiger werden müſſen, da der Gelegenheiten ſo viele ſind, die ſich dafür benutzen laſſen. Das Oberhaupt hingegen mußte immer ohnmächtiger, das Band der Glieder mit dem Oberhaupt in eben dem Maaße loſer werden, das Ganze ſich der Auflöſung immer mehr nähern, welche auch viel früher erfolgt ſein würde, wenn ſie nicht durch einen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände ſo lange künſtlich zurück gehalten worden wäre. Karls des Vierten Reichsgrundverfaſſung war alſo der Wahrheit nach ſchon eine Reichsgrundauflöſung. Noch nachtheiliger war die ſittliche Wirkung, welche dieß im Ganzen auf die Geſinnung und die Denkart der deutſchen Fürſten hatte. Es mußte durch jene Verfaſſung ihr Sinn unvermeidlich von dem Ganzen abgewandt und abgeſondert, auf ſtete Erweiterung der eignen Macht allein ausſchließend gerichtet werden, und nur zu oft wurde das was die größte Angelegenheit der ganzen Nation hätte ſein ſollen, die Wahl des Königs auf die unwürdigſte Weiſe zwiſchen einigen Fürſten und ihren Räthen verhandelt und verkauft. Von dieſer Zeit an ſehen wir daher auch

Eigennutz und rohe Gier nach einer kleinen Länderweiterung, zugleich mit der äußerſten Gleichgültigkeit und Lauigkeit für alles, was das Vaterland und ſein allgemeines Wohl betraf, in den Geſinnungen und Grundſätzen der Fürſten hervortreten. In den Schilderungen, welche man von dem Fauſtrecht dieſes Zeitalters entwirft, giebt man gewöhnlich dem Adel allein die Schuld von allen den Unordnungen, welche damals herrſchend wurden. Groß waren ſie allerdings, denn faſt war es zu einem allgemeinen Bürgerkriege zwiſchen den mächtigen übermüthigen Städten und dem eben ſo zügelloſen Adel gekommen. Unter dem Schein von gemäßigtern und geſetzlichern Formen aber war die Entartung der Fürſten, ihr Mangel an Vaterlandsliebe vielleicht noch größer als ſelbſt bei dem Adel, dem man bei aller Verwilderung herrliche Kräfte und Eigenſchaften auch in dieſer Zeit nicht wird abſprechen können, welche nur beſſer hätten geordnet, und ſtreng vereint werden müſſen, um Großes und Gutes für das Vaterland zu wirken. Dieſen Geiſt wird man auch in der von dem Helden Götz von Berlichingen ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung finden, worin das ganze Fauſtrecht und die Fauſtrechtsgeſinnung treuherzig genug dargelegt ſind und uns in dem eignen offnen Geſtändniß ein ſeltſames Mittelding zwiſchen einem für Vaterland und Pflicht begeiſterten Helden, und einem Räuberhauptmann darſtellen. Dieſer kriegeriſche Fauſtrechts-

Adel, der jetzt herrſchend wurde, war eine neue und zwar ſehr entartete nach dem alten National- dem dann entſtandenen Lehn- und dem Ritteradel, die vierte Form dieſer Grundkraft des Staats. Der erſte Keim des Mißbrauchs lag in dem alten Recht der Selbſthülfe; allgemein herrſchend ward die Entartung und Verwirrung erſt als die Lebensverhältniſſe ſich auflöſten und ihre Kraft verloren; der Geiſt des Ritterthums wirkte dagegen nicht mächtig genug, weil er nie allgemein herrſchend ward. Es konnte dem Übel und der Verwirrung nur auf zwei verſchiedenen Wegen abgeholfen werden; entweder durch unbedingte Alleinherrſchaft, oder dadurch, daß man den Adel auf ſeine wahre Beſtimmung und auf die alten urſprünglichen Grundſätze der deutſchen Verfaſſung zurückführte, dieſes letzte war das beſſere aber auch das ſchwerere. Nur ein ſehr mächtiger Kaiſer hätte einen ſolchen Adel wieder zur Ordnung zu führen und die herrliche Kraft auf das Wohl des Ganzen hin zu lenken vermocht. Die Fürſten ſelbſt aber waren es, welche dieß am meiſten verhinderten, durch ihr ſtetes Widerſtreben gegen die kaiſerliche Macht, und durch den immer allgemeiner werdenden Mangel an großen Zwecken und Geſinnungen, und einer wahrhaft fürſtlichen und vaterländiſchen Denkart.

Wenn das habsburgiſche Haus von den übrigen deutſchen Fürſtenhäuſern dieſer Zeit in Grundſätzen und Denkart durch den mehr ritterlichen Schwung ſich auffallend unterſcheidet, und eine vortheilhafte Ausnahme macht, ſo läßt ſich davon eine ſehr wirkſame Urſache angeben, um dieſe Thatſache zu erklären. Die außerordentlichen Unfälle ſelbſt, welche dieſes Fürſtenhaus in der Zwiſchenzeit, zwiſchen Rudolf und Maximilian faſt ununterbrochen betrafen, konnten dazu mitwirken einen hohen Sinn in ihnen zu erhalten, während die Erinnerungen an Rudolfs Ruhm, den vorigen Glanz ihres Hauſes und die großen Schickſale deſſelben den Muth aufrecht genug erhielten, daß ſie ſelbſt in dem äußerſten Unglück nie aufhörten, nach der kaiſerlichen Würde und nach der Wiedererlangung des alten Ruhms zu ſtreben. Ein großes Streben ſichert am beſten vor kleinlichen Fehlern und einer kleinlichen Denkart.

Keiner war ſo ganz von edler Ruhmbegier für ſein Haus zugleich und von der hohen Beſtimmung der kaiſerlichen Würde durchdrungen wie Maximilian. Er ſelbſt ein Ritter und ein vaterländiſch geſinnter Deutſcher hat er auch dem Adel ſeiner Zeit ſo viel ritterlichen Sinn und vaterländiſchen Geiſt eingeflößt, überhaupt Ordnung und Frieden in Deutſchland ſo ſehr hergeſtellt, als es unter den Umſtänden nur immer möglich war. Ein dem Maximilian ganz eigenthümlicher Gedanke war die Stiftung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſe nach der altdeutſchen Gewohnheit und Neigung zu freien Bündniſſen und nach dem Beiſpiele der Schweizer und der Hanſe geſtiftete deutſche Eidgenoſſenſchaft ſollte eine Nationalmacht erſchaffen, um die alte Verfaſſung mit Kraft und Würde in Wirkſamkeit zu ſetzen. Die Verbindung der Städte des Adels und der Fürſten in einen Bund, konnte die Trennung zwiſchen beiden, welche faſt zu einem allgemeinen Bürgerkrieg gediehen war, wieder aufheben und ausgleichen, überhaupt die vaterländiſche Geſinnung und deutſche Einheit in den am meiſten zertheilten Gegenden des Reichs neu beleben. Dazu hat der große mächtige Bund viel gewirkt, bis ſpäter große Begebenheiten und neue Gegenſtände den Geiſt der Zeit mit ſich fortriſſen und alles verändert ward. Daß Maximilian mehr noch und viel größeres damit in Sinne gehabt, erhellt ſchon daraus, daß er die Schweizer mit in den ſchwäbiſchen Bund ziehen, und ſie durch dieſen letzten Verſuch wieder feſter an das Reich knüpfen wollte. Wenn ihm auch dieſe Abſicht nicht gelungen iſt, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, in dieſer Hinſicht gewollt zu haben, was ein deutſcher Kaiſer zu wollen berufen war; die unglücklichen Folgen voraus geſehen zu haben, welche die Trennung der Schweiz von Deutſchland für das letzte haben mußte, und wenn irgend ein Weg möglich war, das aufgelöſte Band wieder feſt zu knüpfen, ſo hätte es auf dieſe Weiſe am erſten gelingen können.

Man kann die Denkart und die Staatsgrundſätze des öſterreichiſchen Hauſes in dieſer Zeit im Kurzen am treffendſten bezeichnen, wenn man ſagt, daß ſie am meiſten die Verfaſſung des Mittelalters aufrecht erhielten, bis eine neue Zeit auch neue Grundſätze erheiſchte. Die allgemeinen europäiſchen Bande, welche alle abendländiſchen Nationen im Mittelalter zu einer chriſtlichen Republik vereinten, oder vereinen ſollten, waren die Kirche, die kaiſerliche Würde, und das Ritterthum. Dieſe drei großen ſittlichen Kräfte machen den ganzen Innhalt und Umfang der Staatskunſt des Mittelalters aus. Sie blieben am längſten wirkſam in dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, während in andern großen Staaten der Begriff von einem Ganzen der geſammten Chriſtenheit, von einem Verein der chriſtlichen Nationen ſchon längſt verloren, die Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt Europa's erkaltet war, und nur ein eigennütziges und abgeſondertes Streben nach der Vollendung der unumſchränkten Gewalt im Innern ſichtbar blieb. In der Behauptung der kaiſerlichen Würde haben die öſterreichiſchen Fürſten dieß bewährt durch ihre Ergebenheit gegen die Kirche, und ihre gemäßigte auf friedliche Unterhandlungen gegründete Politik in den europäiſchen Angelegenheiten, und was Deutſchland betrifft, durch ihre ritterlichen Tugenden und die unabläſſigen Bemühungen, die wahre altdeutſche Freiheit und Verfaſſung wieder herzuſtellen.

Wenn die deutſche Verfaſſung damals ganz wieder herzuſtellen ſelbſt einem Maximilian, einem der kraftvollſten, thätigſten, und vielleicht dem ideenreichſten Monarchen, welchen die neue Geſchichte aufzuweiſen hat, nicht gelungen iſt, und nicht gelingen konnte, ſo hat er deſto mächtiger auf den deutſchen Geiſt gewirkt, der in allen Fächern unter ihm und zum Theil durch ihn einen neuen Aufſchwung nahm. Obgleich er die alte Verfaſſung nicht dem äuſſern Schein nach in todter Form wie Karl der Vierte feſtſetzen, ſondern in lebendiger Kraft erhalten und wiederherſtellen wollte, ſo waren doch auch alle neue Anſichten und Kenntniſſe ſeines daran ſo reichen Zeitalters ihm nicht fremd, und was er, der unermüdlich thätige Staatsmann, der mit ſo vielen Kriegen oder kriegeriſchen Spielen beſchäftigte Ritter, in Wiſſenſchaften und Künſten erlernt, gethan und gewirkt hat, wäre hinreichend geweſen ihm auch unter den Denkern und Künſtlern ſeiner Zeit eine anſehnliche Stelle zu verſchaffen, das Leben eines thätigen Gelehrten auszufüllen. Mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit war er in genauer Verbindung, während er dem einen philoſophiſche Fragen zur Beantwortung vorlegte, war er in Gemeinſchaft mit andern ſelbſt ein eifriger Geſchichtsforſcher. Er veranlaßte, ja er verfertigte ſelbſt mehrere Werke und zwar in deutſcher Sprache, obwohl er aller übrigen im damaligen Europa üblichen Sprachen kundig und als Geſchäftsmann an die lateiniſche gewohnt war. Er liebte und beförderte die zeichnenden Künſte, die unter ihm in Deutſchland, beſonders durch Albrecht Dürer blühten. Auch die mechaniſchen Künſte und die Mathematik liebte er und wandte ſie an auf die Kriegskunſt. Durch ihn erhob ſich die deutſche Kriegskunſt auf eine neue Stufe der Vollkommenheit, ſo daß das deutſche Fußvolk, die Landsknechte, dem ſchweizeriſchen jetzt gleich geſchätzt, den Deutſchen von den Kennern in der Kunſt der Verſchanzungen und Benutzung der Feuerſchlünde der Vorzug vor den andern Nationen gegeben ward.

Was ihn neben der raſtloſen Thätigkeit am meiſten auszeichnet, iſt die Vielſeitigkeit des Geiſtes, womit er die allerverſchiedenſten Gegenſtände umfaßte. Wegen der unausführbaren und unausgeführten Plane wird ihn niemand Vorwürfe machen, der die damalige Zeit kennt, und weiß, was er bei allem dem doch unmittelbar und mittelbar gewirkt, oder im Geiſte ſeiner Zeit veranlaßt hat. Seine Fehler waren ſolche, die edlen, beſonders ſehr thätigen Menſchen eigen zu ſeyn pflegen: er war nicht ſparſam, er war im Zorne aufbrauſend, doch wußte ſein ſtarker Geiſt die Faſſung und Haltung bald wieder zu gewinnen, und er liebte das Vergnügen. — Der Charakter der deutſchen Nation war damals in zwei ganz getrennte Formen getheilt, der deutſche Adel und die deutſchen Städte waren in nie unmoglich, wenn gleich die Eintracht in einer Bruſt noch ſo zerrüttet iſt; wenn auch ein verfinſtertes Volk ſchon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollſtändigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daſeyn, ſo ſchwankt der Menſch nach dem erſten Schrecken der Freude, gegen wen er ſich ſeines Dankes entladen ſoll. Er darf nicht ſich zueignen, was ſeine eifrigſten Beſtrebungen nicht wirkten, deſſen äußere Veranlaſſung vielleicht ſo deutlich ſcheint; er kann einem fremden Weſen nicht das zueignen, deſſen er ſich als ſeines innigſten Eigenthums bewußt iſt. Er hat ein neues Stück ſeines unbekannten Selbſt gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht iſt nicht ſein Verdienſt, aber ſeine That.

Geiſt und in der Bildung verſchiedener als zwei Nationen von einander ſeyn können. Vom Maximilian kann man ſagen, daß er beide damals vorhandenen Elemente des deutſchen Charakters und der deutſchen Bildung in ſich vereinigte. Den Rittergeiſt, der obwohl nicht mehr ſo milde und liebevoll, wie er in den frühern Zeiten und Darſtellungen erſcheint, doch immer noch den verwilderten Adel auszeichnete, und mit herrlichen Kräften ſchmückte; und die ſtädtiſche Bildung, den Kunſtfleiß, jenen tiefen ſinnenden Geiſt, der uns aus den Gebäuden, den Gemählden, den Schriften des damaligen Bürgerſtandes anſpricht. Man kann ohne Übertreibung den Kaiſer Maximilian in Rückſicht der umfaſſenden Geiſtesfähigkeiten den vollkommenſten, den vollſtändigſten deutſchen Mann ſeiner Zeit nennen.

Zwölfte Vorleſung.

Ehe ich es verſuche, ein Gemählde des Zeitalters der Reformation und Karls des Fünften aufzuſtellen, ſcheint es hier die ſchicklichſte Stelle zu ſeyn, den Zweck, den ich bei dieſen Vorträgen im Auge hielt, vollſtändig vorzulegen. Das Zeitalter in dem wir leben, wird auch noch in den entfernteſten Jahrhunderten als eines der merkwürdigſten und außerordentlichſten erſcheinen, welche die Weltgeſchichte jemals aufzuweiſen hatte. Wer möchte nicht gern den innern Zuſammenhang und verborgenen Grund ſo außerordentlicher Erſcheinungen mit Klarheit erkennen; nicht gern den Gang, welche der menſchliche Geiſt in dieſer allgemeinen Erſchütterung nehmen ſoll und nehmen wird, zu errathen im Stande ſeyn! Wer vermöchte es, ſich dieſer großen Betrachtung ganz zu entziehen, wer kann ſich abſondern und unabhängig vom Zeitalter erhalten, wen ergreift es nicht mehr oder minder gewaltſam, ihn unwiderſtehlich mit hinein reißend in den Schwung ſeiner Bewegungen? — Man hat es auf verſchiedenen Wegen verſucht.

dieſes an großen äußern Umwälzungen und an noch wichtigern innern Veränderungen ſo reiche Zeitalter, darzuſtellen, es zu erklären und zu begreifen. Eben darauf war auch meine Abſicht bei dieſen Vorträgen gerichtet. Daß es eine eigentliche Geſchichte unſres Zeitalters noch nicht geben kann, ſondern höchſtens nur Vorarbeiten dazu, iſt einleuchtend, weil keine Geſchichte möglich iſt von Begebenheiten die noch nicht vollendet, die dem Auge noch zu nah, in denen wir ſelbſt noch befangen ſind. Geiſtvolle Schriftſteller haben es verſucht, als Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens und der Zeitgeſchichte, eine Charakteriſtik des Zeitalters nach den einzelnen Zügen zu entwerfen, die es auszeichnen. Viele ſolcher Züge erkennt man gern für richtig, findet die Bemerkung ſcharfſinnig; andere erſcheinen zweifelhaft, unbeſtimmt, oder werden unrichtig erfunden; und am Ende, wenn auch das Einzelne, jedes für ſich genommen richtig wäre, ſo ſind es eben nur Einzelnheiten, wo der erklärende Begriff, der Zuſammenhang und Geiſt des Ganzen fehlt, den wir doch eigentlich verlangen. Von der andern Seite haben ſcharfſinnige Denker das Weſen des Zeitalters zu erfaſſen und mitzutheilen geſucht, dadurch daß ſie eine allgemeine Theorie aufſtellten von dem nothwendigen Gange der Vernunft und des Menſchen in ſeiner ſtufenweiſen Entwicklung, und daß ſie dem Zeitalter die Stelle beſtimmen, welche es in dieſem Ganze, in den

Reihe der Jahrhunderte und der Jahrtauſende einnimmt. Wenn aber eine ſolche Theorie auch auf allgemeine Übereinſtimmung Anſpruch machen könnte, was nicht der Fall iſt, ſo würde es immer nur ein unbeſtimmter Umriß, ein leerer Begriff bleiben; und wenn wir durch einen Philoſophen dieſer Art erfahren, daß unſer Zeitalter ungefähr an der Gränze ſteht zwiſchen der äußerſten Entartung, und der zu hoffenden Wiederherſtellung und Verbeſſerung, ſo iſt dieſes bei weitem nicht hinreichend, ich will nicht ſagen, das Räthſel der großen Schickſale und Fügungen, deren Augenzeugen wir ſind, vollſtändig zu löſen, ſondern auch nur die wahren Urſachen und innere Beſchaffenheit aller dieſer Bewegungen und Erſchütterungen, dieſes Lebens und dieſer Zerſtörungen, woran wir Antheil nehmen, wenigſtens einigermaßen zu erkennen. Mir hat es geſchienen, daß der ſicherſte Weg zu dieſer von allen geſuchten richtigen Erkenntniß des Zeitalters, der geſchichtliche wäre; und da ſchon ehedem im Laufe der neueren Geſchichte, ähnliche Epochen allgemeiner großer Erſchütterung vorgekommen ſind, daß, wer das Zeitalter der Völkerwanderung, das Zeitalter der Kreuzzüge, und das der Reformation lebhaft gegenwärtig, wer dieſe Zeiten, ihren Gang, und ihre Folgen, ihr unterſcheidendes Weſen durchdacht hätte, am beſten vorbereitet ſeyn würde, ſich durch die Erſcheinungen unſerer Zeit nicht irre machen zu laſſen, und ein feſtgegründetes klares Urtheil über ſie zu gewinnen. Nur in dieſer Beziehung glaubte ich, daß eine ganz auf dieſen Zweck gerichtete neue Zuſammenſtellung bekannter Thatſachen der Aufmerkſamkeit würdig ſeyn könnte, wenn es mir gelänge, jene drei großen Epochen allgemeiner Welterſchütterung erklärend darzuſtellen. Unfruchtbar iſt auch die geſchichtliche Deutung unſers Zeitalters durch die Vergangenheit, wenn man nur beim Einzelnen ſtehen bleibt, etwa nach einzelnen Anſpielungen ſtrebt, die doch nur ſpielend, nie ganz treffend, nicht wahrhaft erklärend ſind; oder auch wenn man Belege und ähnliche Beiſpiele zur Vergleichung, zur Rechtfertigung und Entſchuldigung für die Thatſachen der Zeitgeſchichte aus der ewigen Weltgeſchichte zuſammenſucht, wo man denn leicht für alles, mag es dem Gefühle noch ſo ſchwer zu dulden, der Vernunft noch ſo hart zu faſſen ſeyn, irgend einen ähnlichen Fall, eine ſcheinbar rechtfertigende Thatſache entfunden wird, und ſich in dieſer Beziehung das Wort des Sehers bewährt: daß nichts Neues unter der Sonne geſchehe. Wenn man nicht auf Einzelnheiten, ſondern auf das Ganze ſieht, gibt es allerdings kein beſſeres Gegengewicht gegen den Andrang des Zeitalters, als die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Aus dieſem Grunde glaubte ich der Erklärung der drei Welterſchütternden Zeitalter der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, und der Reformation, ein ſo ſtarkes Gemählde von der ehemaligen deutſchen Nation hinzufügen zu müſſen, als ich es nur immer vermochte; ſowohl von ihrem älteſten Zuſtande, da ſie noch in urſprünglicher Freiheit und Stammesart lebte, als von ihrer Entwicklung und Bildung im Mittelalter. Dieſes erheiſchte eine beſondere erklärende Rückſicht auf die großen Kräfte und Formen des Staats, welche im Mittelalter herrſchend waren; auf das Verhältniß und Band der Kirche, und des alten Kaiſerthums in Deutſchland, Italien und Europa, und dann auf den Rittergeiſt. Um ſo mehr, da die Hauptfrage auch unſers Zeitalters, die große Frage von der geſellſchaftlichen Verfaſſung iſt, von der Möglichkeit, das weſentlich Gute und Wohlthätige der alten Verfaſſung, in den neu entſtandenen Weltverhältniſſen zu erhalten, von der beſten, zweckmäßigſten, gefahrloſeſten Vereinigung der alten Rechte mit dem, was der Andrang des neuen Lebens unvermeidlich erheiſcht. —

Dies führt zum Nachdenken über die erſte Grundkraft des bürgerlichen Vereins und der geſellſchaftlichen Verfaſſung. Wenn nun Geſchichte und Theorie darin zuſammen treffen, dieſe Grundkraft des Staats in dem Adel zu erkennen, da alle andere Stände erſt an ihm und mit ihm ſich bilden und beſtimmen; ſo dürfte es einfacher und ſicherer ſeyn, was der Adel in ſeinem Weſen iſt und ſeiner Beſtimmung nach ſeyn ſollte, durch die bloße Zuſammenſtellung der Thatſachen zu erklären, durch die Darſtellung deſſen, was er urſprünglich war.

und was er im Laufe der Zeiten, bald durch die ſchönſte Ausbildung und Verklärung, nach den Geſetzen und hohen Gelübden des Ritterthums, bald aber auch entartend und verwildernd im Fauſtrecht, und ungezähmter Kriegsluſt geworden iſt, als durch jene ſchwankende Theorieen über den Staat, Verfaſſung und Geſetzgebung, deren unſer Zeitalter ſo viele hat entſtehen und verſchwinden ſehen. Unter allen frühern Zeitaltern allgemeiner Welterſchütterung liegt keines dem gegenwärtigen ſo nah, als das Zeitalter der Reformation. Wenn es in dem der Völkerwanderung und der Kreutzzüge mehr nur ein neuer Schwung der Einbildungskraft war, was die allgemeine Erſchütterung hervor brachte; ſo war es im Zeitalter der Reformation eben wie in dem unſern der Verſtand, der Gedanke, der ſich da als weltherrſchende, welterhaltende oder zerſtörende Kraft bewährte. Daß der Gedanke, dieſer Gott in uns, wenn er auf das Göttliche gerichtet iſt, über die Welt und die Zeit ſo mächtig zu herrſchen vermag, iſt an ſich erhebend für die Würde des Menſchen. Wie furchtbar dieſe Gewalt und Wirkung werden könne, wenn Leidenſchaft und Eigennutz ſich der hohen Kraft bemächtigen, davon bietet jenes Zeitalter wie das unſere große Beiſpiele und Belehrungen dar. Eine genauere Betrachtung der Reformation und zwar nach ihren innern Gründen wird alſo in dieſer Reihe von Betrachtungen über die neue Weltgeſchichte ganz an ihrer Stelle ſeyn, einen nothwendigen, ja einen der wichtigſten Theile derſelben bilden. Welche Urſachen die lutheriſchen Unruhen herbeigeführt, wodurch ſie ſo ſchnelle Ausbreitung und ſo feſte Dauer gewonnen, warum endlich ſtatt einer allgemeinen Reformation der geſammten Kirche nur eine Trennung derſelben die Folge geweſen, das wird ſich am deutlichſten darſtellen laſſen durch die Charakteriſtik vier großer und außerordentlicher deutſcher Männer.

Reuchlin, Ulrich von Hutten, Luther und Melanchton, alle vier Gelehrte, obwohl der erſte auch anſehnliche Staatswürden bekleidete, der zweite auch Soldat und Ritter war, haben als Gelehrte durch die Wirkung ihrer Schriften und ihrer Beredſamkeit einen Einfluß auf ihre Zeit und die Welt gehabt, wie wenige der Herrſcher und Fürſten ihrer und anderer Zeiten. Die beiden erſten, Reuchlin und Hutten weil nur vorbereitend und theilnehmend, treten weniger hervor in der Geſchichte, doch iſt ihr Einfluß darum nicht minder groß. Reuchlin war ein Mann, von dem man ſagen kann, daß wenn ſein Geiſt herrſchend geweſen wäre, wenn ein ſo ſeltener und tiefer Geiſt allgemein ſeyn könnte, es wohl zu einer Reformation im höheren Sinne, zu einer philoſophiſchen Erhellung und Wiederherſtellung des durch ſcholaſtiſche Streitigkeiten verdunkelten Chriſtenthums, aber nie zum Proteſtantismus, nie zu einer Trennung der Kirche hätte kommen können. Ulrich von Hutten nebſt Luther erklären die Trennung, den gewaltſamen allem Verein widerſtrebenden Charakter, welchen die Reformation gleich anfangs nahm; und wenn es noch möglich geweſen wäre, den geſtörten Frieden, nachdem die Spaltung ſchon ein Menſchenalter dauerte, wiederherzuſtellen, ſo würde dieſes Werk, welches der große Kaiſer ſo ſehnlich wünſchte, unter allen Proteſtanten durch den milderen Melanchton und die ihm ähnlich Geſinnten am erſten gelungen ſeyn. In ſpäteren Zeiten iſt die Denkart ſehr verändert, der Geiſt der Proteſtanten ein ganz anderer geworden. Will man aber jene große, an Folgen ſo reiche Weltbegebenheit, in ihren inneren philoſophiſchen Gründen genauer erkennen, ſo muß man ſich ganz in jene erſte Zeit zurückverſetzen, die Reformation ganz ſo betrachten, wie ſie urſprünglich war.

Reuchlin, einer der erſten Gelehrten, die Deutſchland jemahls hervorgebracht hat, in Italien eben ſo einheimiſch wie in ſeinem Vaterlande, vereinigte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in ſich alle Bildung, alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, welche beide Länder damals nur irgend darbothen. Der erſte Kenner und Wiederherſteller der jetzt neu auflebenden griechiſchen Literatur, ward er, nicht befriedigt durch ſie, zugleich der Stifter und Schöpfer des orientaliſchen Studiums für ganz Europa. Aber nicht wie die ſpätern Gelehrten und Literatoren, war es ihm bei dieſen Studien nur um die Sprachkenntniß, um hiſtoriſche Sammlung und ſchönredneriſchen Prunk allein zu thun; er bezog alles das auf die höchſte Erkenntniß, die dem forſchenden Manne immer die erſte und wichtigſte bleibt, auf die Erkenntniß des Menſchen, der Natur und der Gottheit.

Er war ohne Vergleich der tiefſinnigſte Philoſoph ſeines Zeitalters; in jener ſelteneren Tiefe, die mit Klarheit verbunden iſt, ſtand er noch über Leibnitz. In Rückſicht der Fülle und des Umfanges der Kenntniſſe, konnte ihm in der damaligen Welt etwa nur noch ein Jüngling in Italien, das Erſtaunen ſeiner Zeitgenoſſen, der Fürſt Picus von Mirandola an die Seite geſtellt werden; doch iſt dieſer durch einen frühzeitigen Tod dahingeriſſen, nie zu gleicher Klarheit gelangt wie Reuchlin. Mit der äußern Welt, dem Leben und dem Staate war er ſo bekannt, wie es ein Mann ſeyn mußte, der in der genaueſten Verbindung ſtand mit den meiſten Gelehrten und mit vielen gebildeten Großen und Fürſten ſeiner Zeit in Italien und Deutſchland. Durch ſeine Neigung zu orientaliſchen Sprachen und zur orientaliſchen Philoſophie ward Reuchlin einigen der beſchränkteren Geiſtlichen und Theologen verhaßt und verdächtig. Der Streit ward lebhaft und kam bis nach Rom; eben in Rom ward er für die gute Sache und für Reuchlin entſchieden. Rom war damals

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbeſtatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt ſey, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homeriſchen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verſtorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu beſtatten, iſt ihnen die theuerſte Pflicht. Sie kennen keinen ſchrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speiſe und zum Spott Preis gegeben wird; die feſtliche Ehre des Begräbniſſes ſcheint ihnen für den Todten ſelbſt ein Troſt und einiger Erſatz für das entrißne ſüße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann ſich ein Daſeyn ohne thieriſches Leben eben ſo wenig vorſtellen, als eine gänzliche Trennung der beſeelenden Kraft und des beſeelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erſchienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menſchen der gebrechliche Theil ſeines Weſens eben ſo ſehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer ſeines Selbſt zu glauben. In mehr als jemals der Sitz der Gelehrſamkeit, der Kunſt und wahren Geiſtesbildung; es herrſchte daſelbſt kurz vor dem Ausbruche der Reformation eine Denkfreiheit, über die man jetzt faſt erſtaunen muß. Nicht als ob hier, wie man es oft darſtellt, eine nur nicht öffentlich kund gegebene, im Verborgenen dafür deſto allgemeiner herrſchenden Freidenkerei und Gleichgültigkeit nachſichtig und duldſam gemacht hätte über Gegenſtände des Glaubens, wenn ſie nicht die Verfaſſung der Kirche betrafen; eine ſolche Denkart äußerte ſich wohl hie und da in Italien, bei den Erſten aber, bei den Würdigern und Beſſern ging die freie Anſicht hervor aus einer gründlichen und tiefen Kenntniß der Philoſophie wie der Religion und der Kunſt, und aus der Überzeugung von ihrer gegenſeitigen Übereinſtimmung. Reuchlins Philoſophie überſteigt ſehr weit das Maaß und die Schranken gewöhnlicher Fähigkeit und Anſicht. Einzelnes darin möchte dem Beſchränkteren leicht gefährlich ſcheinen; das Ganze ſtreitet nicht mit dem chriſtlichen Glauben, aber weit entfernt iſt es von den Anſichten und der Lehre der Proteſtanten, ja es kann vielmehr zum beſten Beweiſe dienen, daß Reuchlin ſeinen eigenen Meinungen nach keineswegs den Proteſtanten angehöre. Nur weil jener Streit über orientaliſche Sprachen und Philoſophie mit in den Strudel der proteſtantiſchen Angelegenheiten hinein gezogen ward, zählte man nachher auch Reuchlin mit unter die Stifter und Urheber der

Reformation, die er allerdings wie viele andere, ohne es zu wollen und voraus zu ſehen, mit veranlaſſen half.

Wenn man in den geſchichtlichen Darſtellungen der Reformation den Urſprung derſelben gewöhnlich ableitet aus der Ablaßkrämerei, und den fromm gemeinten Geldbeiträgen, welche für Rom in Deutſchland geſammelt wurden, um den Bau der herrlichen Peterskirche zu vollführen, aus dieſem oder irgend einem andern einzelnen Mißbrauche, ſo bleibt man bloß bei der erſten äußern Veranlaſſung ſtehen, die ſich leicht hätte wegräumen laſſen, ohne ſo große Folgen zu haben, ohne eine Begebenheit und eine Erſchütterung herbei zu führen, welche auch ohne jene Veranlaſſung etwas früher oder ſpäter doch erfolgt ſeyn würde. Dieſer wahre Grund der Reformation iſt weit tiefer als in jener zufälligen Veranlaſſung zu ſuchen, und war lange vorhanden, ehe es zu dem letzten Ausbruch kam. In der Philoſophie lag er; oder vielmehr in der Vernachläſſigung und Entartung derſelben. In der Philoſophie, d. h. in der wiſſenſchaftlichen Grundlage des höhern Unterrichts und in dem innern Geiſt der öffentlichen Meinung. Das erſte war die Philoſophie damals mehr als je, das letzte, der innere Geiſt und die erſte bewegende Urſache der öffentlichen Meinung und herrſchenden Denkart iſt ſie zu allen Zeiten geweſen. In dem unſichtbaren Gebiete der Philoſophie, in dem Geiſt der ſelbſtdenkenden Menſchen jedes Zeitalters iſt immer zuerſt die Veränderung vorgegangen, diejenige Denkart entſtanden welche, wenn ſie dann ein oder mehrere Menſchenalter ſpäter allgemein herrſchend geworden, als öffentliche Meinung in der äußern Welt Wirkungen hervorbringt, die oft nur allzu groß, allzu ſichtbar ſind. Zwar ſollte man glauben, daß die Philoſophie nicht erſt wie andere Wiſſenſchaften mit der Zeit zunehmen und wachſen, daß es überhaupt keine Veränderung in ihr geben dürfe; wenn anders, worauf es für die Philoſophie ankommt, nur die Erkenntniß des Ewigen iſt, welches wir im Gefühl unſrer eigenen Unvollkommenheit Gott, in Beziehung auf unſre ſittliche Beſtimmung, Tugend und Gerechtigkeit, in Rückſicht unſerer Hoffnungen aber Unſterblichkeit der Seele nennen. Denn eine ſolche Erkenntniß iſt zwar mannichfach verſchiedener Ausdrücke, aber an ſich keines Zuſatzes fähig. Es ſind die großen Fortſchritte und die Entdeckungen deren die Philoſophie ſich von Zeit zu Zeit rühmt, nur Entdeckungen, die vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden auch von andern ſchon gemacht worden, nur in andrer Geſtalt und Sprache. Aber eben die Art wie jene Erkenntniß ausgedrückt, entfaltet und mitgetheilt wird, iſt von der äußerſten Wichtigkeit für die allgemeine Denkart, die früher oder ſpäter immer von der wiſſenſchaftlichen beſtimmt wird. Noch mehr iſt dieß der Fall, wenn der Geiſt in einer zerſtörenden Richtung gegen jene Erkenntniß wirkt, welche dem Menſchen und dem Leben allein feſte Einheit zu geben vermag; oder wenn es verſäumt wird, die ſchädlichen Einflüſſe dieſer zerſtörenden Beſtrebungen zu vernichten, ſo lange es noch Zeit iſt. Wo irgend ein Staat oder Glauben im öffentlichen oder geheimen Widerſpruch iſt mit der herrſchenden Philoſophie, da kann man gewiß ſeyn, daß jene allmählig untergraben und gewaltſamen Veränderungen unterliegen werden. — Von der früheſten Zeit, von ſeinem Urſprunge an war das Chriſtenthum ſchon durch einige ſeiner erſten Lehrer mit der Philoſophie auf das engſte verbunden, zum ſichern Beweiſe, daß dieſe Verbindung nicht zufällig, ſondern dem Chriſtenthume weſentlich ſey. Es hatten ſelbſt die alten Vertheidiger den Sieg deſſelben über den Glauben und die Grundſätze des Alterthums vornehmlich durch das Übergewicht der chriſtlichen Philoſophie über die ſtoiſch platoniſche erſt ganz entſchieden. Wie nachtheilig mußte jetzt der Religion ſelbſt der Verfall und die Verwilderung der Philoſophie ſeyn, welche durch mehrere ungünſtige Umſtände herbei geführt im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eine ſo große Höhe erreichte. Dieſe Umſtände waren der auf den großen freien Univerſitäten, ohnehin ſich leicht entzündende und herrſchende Sectengeiſt, die Zwietracht und die Eiferſucht der verſchiedenen gelehrten Orden, welche Wiſſenſchaft und Erziehung vorzüglich in Händen hatten. Auch die neu aufgenommene römiſche Jurispendenz hatte der philoſophiſchen Streitluſt Nahrung gegeben. So war die auf allen europäiſchen Univerſitäten herrſchende Philoſophie in ein leidenſchaftliches Sectenweſen, eine dialectiſche Streitluſt und leere Formenſpielerei ausgeartet; die beſſere höhere Philoſophie einzelner Selbſtdenker deren Deutſchland von Albertus Magnus bis auf Reuchlin fortgehend mehrere hervor gebracht hat, konnte nicht in die allgemeine Denkart übergehen und keine Ausbreitung erlangen, weil jene andere Philoſophie ſchon herrſchend war. Es fehlte dabey nicht an der beſtändigen heimlichen Gegenwirkung einer falſchen von Gott entfernten Philoſophie, deren Geiſt dem Chriſtenthum allerdings entgegen geſetzt iſt. So bald die wahre Philoſophie vernachläſſigt wird, tritt eine falſche unvermeidlich an ihre Stelle. Beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit dem Morgenlande, hatte Unglauben und Schwärmerei nie aufgehört, ſich in manchen Geſtalten im Stillen zu verbreiten. Kurz vor der Reformation ward die Neigung zum aſtrologiſchen Aberglauben und zu magiſchen Künſten beſonders ſichtbar, in welchen einige nicht allgemein bekannte Naturkenntniſſe mit vielen abſichtlichen Täuſchungskünſten vermiſcht auf den Geiſt und die Sitten gleich nachtheilig wirkten. Einer durch Geiſteskraft beſonders ausgezeichneten philoſophiſchen Abentheurer dieſer Art der unter dem Namen des Doctor Fauſt eine Volksſarei geworden iſt, ſtand mit vielen bedeutenden Männern damaliger Zeit in Verbindung; er lebte auf Franz von Sickingens Schloß, und ſein Beiſpiel hatte verderblichen Einfluß auf die Gemüther. Auch der erſte große Verſuch einer gänzlichen Kirchenumwälzung durch Arnold von Breſcia, war ganz von einer ſchwärmeriſchen Philoſophie ausgegangen. Die verſchiedenen Oppoſitionen und Neuerungen der folgenden Jahrhunderte bis auf die Kirchentrennung hatten ihren erſten Urſprung alle aus der Philoſophie genommen, und ſelbſt Luthern befeuerte weniger der Gedanke an die Abſtellung einiger Mißbräuche, als die ihm eigenthümliche Glaubensanſicht, von der er nicht ablaſſen und die er gewaltſam durchſetzen wollte.

Wenn Reuchlins Einfluß und Geiſt uns hinleiten kann, auf die allgemeinen tiefern Urſachen der Reformation, ſo wird aus einem Charakter, wie Ulrich von Hutten dagegen die ſchnelle Ausbreitung klar, und die politiſche Wichtigkeit, welche ſie gleich anfangs erhielt. Zugleich Soldat und Gelehrter beſaß er eine unwiderſtehliche, hinreißende Beredſamkeit, welche er als ein leidenſchaftlicher Patriot oftmals nicht bloß gegen die Mönche, ſondern auch gegen die Türken, die Franzoſen oder andere beliebte Gegenſtände der Art ausließ. Noch mehr als durch ſeine Beredſamkeit wirkte er durch ſeinen beißenden Witz und durch ſein geſellſchaftliches Talent, durch welches er mit allem, was nur irgend gebildet oder von Bedeutung in Deutſchland war, in Verbindung ſtand. Seine Kenntniſſe wie ſeine Fähigkeiten waren mehr die angenehmen, leichtern, welche deſto allgemeiner wirken, als die ernſten wiſſenſchaftlichen. Je mehr Blößen die herrſchende Philoſophie zeigte, je mehr hatte ſich die mit der neubelebten alten Literatur entſtandene Claſſe der Freunde derſelben ganz ihrer Liebhaberei überlaſſen, und es war bei dem großen Haufen derſelben, den ſogenannten Humaniſten, eine Entfremdung, und Abneigung vor aller ernſten Wiſſenſchaft, eine gewiſſe bloß auf das Angenehme gerichtete leichtſinnige Freidenkerei entſtanden, die um ſo gefährlicher war, je ausgebreiteter dieſe Menſchenclaſſe wirkte zu einer Zeit, da die lateiniſche Sprache nicht bloß als Geſchäfts-, ſondern auch als Geſellſchaftsſprache diente. Ein Epigramm von Hutten ward in kurzer Zeit in allen Hauptſtädten Europa's verbreitet und geleſen. Ein ziemlich abentheuerlicher Lebenslauf hatte ihn durch halb Europa hin und her getrieben und ſeinen unruhigen raſtloſen Geiſt nur noch mehr entwickelt; Muth hatte er alles, ſelbſt das Gefährlichſte zu unternehmen. So hatte er als geübter Ritter einſt vier Franzoſen, die von dem Kaiſer unehrerbietig geſprochen, zugleich im Zweikampfe beſiegt, wofür ihn Maximilian mit hohen Ehrenbezeugungen belohnte. Seine Feder war noch kühner und ſchneidender als ſein Degen. Als Herzog Ulrich ſeinen Vetter Johann von Hutten umgebracht hatte, wußte ſeine Rachgier alles gegen dieſen mächtigen Feind in Bewegung zu ſetzen. Ulrich von Würtemberg ſuchte jene aus Eiferſucht über ſeine Gemahlin, eine geborne Fürſtin von Bayern, oder wahrſcheinlicher wegen eines Liebesverſtändniſſes mit des jungen Huttens Frau entſprungene Gewaltthat damit zu entſchuldigen, daß er als Vehmrichter, als einer der Oberſten des heimlichen Gerichts dazu befugt geweſen ſey. Es kann ein Bild geben von der zerrütteten Verfaſſung jener Zeit, daß eine geheime Geſellſchaft, welche freilich auch einen Kaiſer vor ihren Richterſtuhl zu fordern ſich erkühnte, deren Wiſſende wie ſie ſich nannten alle andern nicht Eingeweihten für bloße unbedeutende Schatten hielten, öffentlich zu ſolchen Thaten genannt werden durfte. Es iſt übrigens in dieſem merkwürdigen geheimen Bunde, der wohl mit den ältern Geſellſchaften gleicher Art zuſammen hängen mochte ſichtbar, daß derſelbe bei dem damaligen Streit des Adels mit den andern Ständen auffallend den erſten begünſtigte. Ulrich von Hutten war einer von jenen gefährlichen Charakteren, welche als Kennzeichen der Zeit meiſtens hervortreten, wenn dem Staat und der Nation eine große Gährung und Umwälzung bevorſteht. Er war zum Volksführer geboren, und wohl der Mann mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit eine halbe Welt in Aufruhr zu bringen. Es ſchien damals in Deutſchland alles reif zu einer allgemeinen Staatsumwälzung, wovon der mehrmalige Aufſtand des Landvolks, der Zuſtand in Schwaben und Niederſachſen, wo die großen Fehden faſt zu einem offenbaren Bürgerkriege ausgebrochen waren, welcher auch von Frankreich aus heimlich begünſtigt ward, der furchtbare Bauernkrieg, Franz von Sickingens Unternehmungen, und ſpäter hin die Unruhen der Widertäufer unter Johann von Leiden nur als einzelne Erſcheinungen zu betrachten ſind. Der Grund zu einer ſolchen Revolution lag in dem ſtarken Sittenverderbniß einiger Stände, bei doch noch ungeſchwächter Geiſtes- und Körperkraft der Nation; in der Gährung der Meinungen, in dem herrſchenden Fehdegeiſt, am meiſten aber in den innern Verhältniſſen der Verfaſſung und der Stände ſelbſt. Der Adel, obwohl immer noch die alte Fehde gegen die reichen Städte erneuernd, mochte es wohl fühlen, daß die eigentlichen Feinde ſeiner Unabhängigkeit und Macht die Fürſten ſeyen, und wenn dieſe wegen der anderweitigen großen Gewalt des neuen Kaiſers nicht ohne Beſorgniß waren, blieb dagegen der Adel wie überhaupt die Nation dem Kaiſer ganz ergeben. Ein ehrgeiziger Kaiſer, der vielleicht die Abſichten gehabt hätte, deren man Karl den Fünften auch in Rückſicht Deutſchlands beſchuldigt hat, durfte ſich nur an die Spitze dieſes Adels ſtellen, den allgemeinen Wünſchen etwas mehr entgegen kommen, um ſeinen Zweck ganz zu erreichen und unumſchränkter Herr zu werden. Erwartungen dieſer Art verrathen nicht nur Sickingens zum Anfang gegen einen geiſtlichen und anerkannt franzöſiſch geſinnten Fürſten gerichtete Unternehmungen, ſondern auch manche andre Äußerungen der Zeit. Wie ſehr Luther auf den Adel rechnete, ihn als die wahre Kraft und den Kern der Nation betrachtete, durch welche Erwartungen und Ausſichten dieſem Adel die neue Lehre auch außer der eignen Überzeugung noch ſchmeicheln und ihn gewinnen und fortreißen konnte, das ſieht man deutlich aus Luthers merkwürdiger Schrift: an den Adel deutſcher Nation, einer der wichtigſten Urkunden für die damalige Zeitgeſchichte, und den innern Zuſtand Deutſchlands. Von dieſer politiſchen Seite ergriff Hutten Luthers neue Lehre und die damaligen Streitigkeiten; denn von Huttens Philoſophie, oder der Theilnahme ſeines Herzens an den Angelegenheiten des Glaubens, erregen ſeine Sitten und ſeine Schriften nicht die vortheilhafteſte Meinung. Er ſah in Luthers Sache den Keim einer deutſchen Revolution, und er war unermüdet geſchäftig, das Feuer der einmal entzündeten Zwietracht nach Kräften auszubreiten und in helle Flammen zu bringen. Die bewunderungswürdige Kunſt des Bücherdrucks, welche Anfangs ihrer wahren Beſtimmung gemäß in Italien wie in Deutſchland an der Urgeſchichte der Menſchheit ſind manche eigenthümliche und zum Theil ſonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung ſcheinen, die erſten Zeichen einer höhern Beſtimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, ſteht ſchon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Beſtattung und die Art derſelben für den Todten ſelbſt ſehr wichtig ſey, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch ſehr eingenommen. Zwar lächelte und ſcherzte der ſterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil ſeines Weſens bedacht war, wohl wiſſend, daß das innere Selbſt nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, ſeinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen [1]. Ariſtoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und iſt der Meinung, daß das Schickſal der Nachkommen, Ehre und Schande, alſo auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beſchimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne [2]; und Cicero [3] hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es ſehr ernſtlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein ſpielendes Volk, und ſchon die homeriſchen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bey ſeiner prächtigen Beſtattung. Feſtliche Freude ſchien ihnen das ächteſte Band der Gemeinſchaft zwiſchen Göttern und Menſchen, und ſchöne Spiele die heiligſte Gabe und die reinſte Verehrung. Durch gymnaſtiſche Spiele und muſikaliſche Feſte an ihren Gragewandt ward, die herrlichſten Denkmahle des Alterthums und des Mittelalters, nebſt den Schriften der Alten auch die beliebteſten großen Dichterwerke in der Landesſprache mit ruhmwürdigem Wetteifer zu vervielfachen, gab jetzt ein gefährliches Werkzeug und leichtes Mittel an die Hand, tauſende von Flugſchriften ſchnell unter das Volk zu verbreiten. Daß in dem Bauernkriege die Gährung gerade nach einer andern Seite hin ausbrach, als man zuerſt erwartet hatte, darf uns nicht Wunder nehmen. Wenn die Kraft der Maſſe einmal frei gegeben, die Flamme der Volksleidenſchaft einmal entzündet iſt, ſo nimmt ſie ihren eigenen zerſtörenden Lauf, gehorcht ſelten mehr der lenkenden Hand deſſen, welcher den erſten Anſtoß gegeben hat.

---

[1] Cic. Tusc. I. 43. [2] Nicom. I, 11. [3] Cic. Tusc. I. 43. 44

Daß die Reformation gleich im Anfang nicht ganz eine ſolche Revolution wurde, das verdankt man vorzüglich Luthern, und dadurch hat er der Reformation vorzüglich Dauer gegeben, ſo wie Ulrich von Hutten und die ihm ähnlichen für die ſchnelle Verbreitung derſelben geſorgt haben. Hätte Luther ſich nicht mit aller Kraft den gefährlichen Irrthümern, in die gleich anfangs einige ſeiner Anhänger geriethen, entgegengeſtellt; hätten dieſe Schwärmereien von allgemeiner Gleichheit, und von Abſtellung aller weltlichen Obrigkeit, als die nun bei dem neuen Zuſtand der Dinge überflüſſig ſey, die Oberhand behal ten, wäre die ſo genannte Reformation des Glaubens und der Kirche ganz und gar eine Revolution des Staats und der Nation geworden; ſo würde die erſte Erſchütterung des Bürgerkriegs unſtreitig viel ſchrecklicher und allgemeiner geworden ſeyn, wahrſcheinlich wäre ſie aber alsdann, wenn der Sturm ausgetobt hätte, durch ſich ſelbſt beſiegt, und eine Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge das Ende des Ganzen geweſen. Daß Luther die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen kräftig mitgewirkt, wußten ihm beſonders die Fürſten Dank, ja ſelbſt bei denen, welche ſeine Lehre und ſein Verfahren nicht billigten, mußte er dadurch an Achtung gewinnen. Überhaupt war ſein perſönlicher Charakter ganz dazu geeignet, ſeiner Parthei Dauer und Feſtigkeit zu geben. Die große Kraft, welche ihm ein ſo entſchiedenes Übergewicht vor allen andern der mit ihm in gleichen Sinne Wirkenden gab, erhielt die Einheit, ſo viel als es nur immer in dem gährenden Zuſtande möglich war. Bei der leidenſchaftlichen Hitze, mit welcher Luther ſich ausdrückte und äußerte, hielten ſeine Grundſätze und ſeine Denkart dennoch in manchen Stücken gerade das Maaß was nöthig war, um ſeine Parthei als abgeſonderte Parthei zu erhalten. Wenn er gleich anfangs weiter gegangen wäre, wenn er gar in jene Schwärmereien mit eingeſtimmt hätte, ſo würde ſich das Ganze weit eher aufgelöſt haben.

Grade daſs er anfangs von dem alten Glauben ſich nicht weiter entfernte als er es that, das verſchaffte ihm ſo viele und ſo bedeutende Anhänger, und dem Anhange ſelbſt dieſe Feſtigkeit. Bei den großen Eigenſchaften, mit denen er unläugbar begabt war, laſſen ſich alle Fehler, die man ihm Schuld geben muß, in den einzigen Vorwurf zuſammen faſſen, daß er von einem ganz unbiegſamen Starrſinn und Hochmuth beſeſſen war. Selbſt ſeine treueſten Anhänger und Freunde führten oft bittere Klagen darüber. Aus dieſer einzigen Eigenſchaft des ſtarrſinnigen Hochmuths, läßt ſich alles ableiten, was in ſeinen Schriften durch leidenſchaftliche Hitze oder ſonſt jedem tadelhaft erſcheint, ja auch alles, was in der ihm eigenthümlichen Glaubensanſicht dem milden und liebevollen Geiſt des Chriſtenthums nicht entſpricht. Wer das Chriſtenthum auf ſeine urſprünglich reine Geſtalt zurück führen will, der muß in eben dem reinen und liebevollen Geiſte wirken. So haben Borromäus und die heilige Thereſia mit Strenge aber liebevoll, die Kirche wahrhaft reformirt. Grenzenlos aber war Luthers Hitze gegen ſeine Feinde nicht nur, ſondern auch gegen die Freunde und Gleichgeſinnten, wenn ſie nicht ganz dachten wie er. Unglaublich für unſere Zeit iſt, was er ſich gegen König Heinrich den Achten zu ſagen erlaubte. Seine Heftigkeit gegen die Reformirten und gegen andere von ihm abweichende Schüler, die er wie abtrünnige Rebellen zu betrachten ſchien, übertrifft an leidenſchaftlichem Ausdruck noch das, was er gegen den Antichriſten in Rom — wie er den Papſt zu nennen pflegte — zu äußern gewohnt war. Selbſt die Abſtellung der Mißbräuche und die Verbeſſerung der kirchlichen Verfaſſung zu erreichen, war die ſtürmiſche Hitze nicht der beſte Weg, da bei dem genauen Zuſammenhange der Kirche und des Staats hier entweder mit äußerſter Schonung verfahren werden, oder große Zwietracht erfolgen mußte. Am wenigſten konnte auf einem ſo ſtürmiſchen Wege dem, worin doch eigentlich die Quelle des Übels lag, abgeholfen, die Philoſophie wahrhaft reformirt, d. h. nicht bloß die alte weggeräumt, ſondern auch eine beſſere an die Stelle geſetzt werden; durch einen Mann, welcher den großen Lehrer des Alexander nicht anders als einen verdammten, ſchalkhaften, todten Heiden zu nennen wußte.

Luthers Beredſamkeit machte ihn zum Manne des Volks, und eben jene Unbiegſamkeit, über die auch ſeine Freunde klagen, gab, verbunden mit dem Umſtande, daß ſeine Grundſätze ungeachtet des leidenſchaftlichen Ausdruckes, im Weſentlichen ſowohl in Hinſicht des Staats als auch des Glaubens dennoch in gewiſſen Schranken blieben, ſeinem Anhange deſto mehr Feſtigkeit und Einheit, der neuen Parthei aber dauernde Kraft.

Wenn nun Luthers perſönlicher Charakter ſehr viel mitgewirkt hat, der neuen Parthei als einer abgeſonderten Parthei dieſe Feſtigkeit und Dauer zu geben, ſo ſchien der Charakter Melanchthons, der nach Luther als das Haupt der Proteſtanten verehrt wurde, ganz geeignet die völlige Trennung, wenn es überhaupt noch möglich geweſen wäre, zu verhüten, und die geſtörte Eintracht in dem chriſtlichen Europa wieder herzuſtellen. Es war die Hoffnung unzählig vieler Gutdenkenden, wie der größten für das öffentliche Wohl beſorgten Staatsmänner, daß dieſer allerdings ſchwere Verſuch durch den ruhig forſchenden ſanft geſinnten Melanchton erreicht werden könnte, welchem ſelbſt ſeine Mitbrüder oft die zu große Nachgiebigkeit zum Vorwurf machten. Dieſem Verſuche, die Eintracht wieder herzuſtellen, und ſtatt einer Trennung der Kirche, eine Verbeſſerung derſelben einzuleiten, widmete ſich Kaiſer Karl in der letzten Hälfte ſeines Lebens mit dem ganzen Ernſte aller ſeiner Kräfte; und der Erſte an Anſehen unter den Proteſtanten kam von der andern Seite dazu entgegen. Mußte dieſer Verſuch vergeblich ſeyn? war die Trennung wirklich ganz nothwendig? Man entſcheidet in ſolchen Fällen meiſtens nach dem Erfolg, obwohl mit Unrecht. An und für ſich nothwendig war die Trennung nicht; noch war eine Wiedervereinigung möglich. Luthers ihm eigenthümliche Lehre von der Nichtfreiheit des Willens war von ſeinen Nachfolgern theils verlaſſen, theils ſo weſentlich verändert worden, daß man über dieſe Hauptlehre der Vereinigung oft ſchon ganz nahe kam. Wichtig war allerdings auch die Neuerung in Betreff der mit den Geheimniſſen des Chriſtenthums verbundenen Gebräuche; denn durch ihre Abſchaffung und Veränderung war die Gewohnheit des alten Gottesdienſtes unterbrochen worden. Da aber das Weſentlichſte, die Anerkennung des Geheimniſſes, mit Ausnahme der zwingliſchen Parthei, von den übrigen Proteſtanten zugeſtanden ward, ſo wäre auch hier möglich geweſen, zuſammen zu kommen. Andre äußere Verſchiedenheiten hatten weder gegen die Vereinigung der griechiſchen und der römiſchen Kirche ein Hinderniß geſchienen, noch auch die Wiederherſtellung des Friedens nach den huſſitiſchen Unruhen unmöglich gemacht. Über die geiſtlichen Güter, die Staatsverhältniſſe und Verfaſſung hätte man ſich leicht vereinigen mögen, wenn man den Frieden allgemein gewollt hätte, da dieß bloße Äußerlichkeiten der Kirche, nicht das Weſen des Glaubens betraf. Daß Hadrian der Sechſte ſo bald der Welt entriſſen ward, daß der Kaiſer und die geiſtliche Gewalt nachmals nicht immer in Übereinſtimmung wirkten, Melanchthons Geſinnung eben auch bei den Proteſtanten nicht die herrſchende war, daß überhaupt der Verſuch früher durch Staatsereigniſſe verhindert, dann zu ſpät gemacht wurde, als die Trennung ſchon zu ſehr verjährt und zur Gewohnheit geworden war, das, nebſt andern zufälligen Umſtänden hat der Reformation gerade den Ausgang gegeben, welchen ſie gehabt hat, und welchen man anfangs voraus zu ſehen weit entfernt war. Wohl mag es wahr ſeyn, daß im höhern Sinne nichts zufällig iſt in der Weltgeſchichte, daß alles, was wir, wenn es uns vor Augen ſteht, Zufall nennen, in einer umfaſſendern höhern Anſicht, als eine geheimnißvolle Fügung ſich kund gibt: und ſo wollen wir es gern mit Dank erkennen, daß die Reformation ſpäter auch wohlthätige Folgen für die Entwicklung des Menſchengeiſtes gehabt habe. Hätte ſie dieſe nicht gehabt und haben ſollen, ſo würde ſie nicht geſchehen ſeyn. Nur den großen Kaiſer tadle man deßfalls nicht, daß er an jenes Werk der Eintracht ſo viele Anſtrengung, und faſt ſein halbes Leben verſchwendet; denn jene ſpäteren wohlthätigen Folgen, die uns jetzt mit der vorübergehenden Zerrüttung und Trennung ſelbſt ausſöhnen, waren damals noch im Dunkel der Zukunft verhüllt; was aber jeder von Karls Staats- und Weltkenntniß ohne Sehergaben mit Gewißheit vorausſah und vorausſehen konnte, war das, was wirklich erfolgt iſt, daß nämlich Europa auf ein Jahrhundert wenigſtens, wo nicht auf länger, von blutigen Bürgerkriegen würde zerriſſen werden. Überhaupt ſoll der Menſch der Vorſehung nicht vorgreifen, ſonſt wäre die Entſchuldigung für jeden ſchon gefunden, der irgend einem Strome des Verderbens folgt aus Schwäche, oder aus theilnehmendem Ehrgeitze. Der Menſch ſoll nur auf die Stimme der Ehre, der Gerechtigkeit und der Liebe hören, wo er dann meiſtens ſich zum ſteten Kampf gegen das Schlechte berufen fühlen wird; was aus dieſem Schlechten einſt durch Gott Gutes entſtehen kann, das ſoll er Gott und der Zukunft überlaſſen. — Alles, was Karl voraus ſah, und was ſein Gemüth drückte, das war nun einmal beſchloſſen, und die völlige Trennung war lange ſchon in den Gemüthern innerlich vollendet, ehe ſie durch die tridentiniſche Kirchenverſammlung auch für die äußere Welt geſetzlich ausgeſprochen ward. Wenn der Ausſpruch deſſelben im Gegenſatz gegen die neue Lehre nichts andres ſeyn konnte, als eine Beſtätigung des alten Glaubens, wenn für die Verbeſſerung der Kirchenzucht, und Abſtellung einzelner Mißbräuche und Gebrechen faſt mehr zu Trident geleiſtet worden iſt, als ſich unter ſo ſchwierigen Umſtänden erwarten ließ, ſo ward dennoch das Übel, da wo eigentlich der Grund deſſelben lag, nicht gehoben, was auch durch eine Kirchenverſammlung nicht geſchehen konnte. Die geſtörte Eintracht zwiſchen der Philoſophie und dem chriſtlichen Glauben war nicht wieder hergeſtellt, ſelbſt die Einrichtung der wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die Verfaſſung der Univerſitäten und der geiſtlichen Geſellſchaften, deren Händen der höhere wiſſenſchaftliche Unterricht anvertraut war, ward nicht aus dem Grunde verbeſſert; der Keim des Übels blieb. Der Mißbrauch der Philoſophie und der Denkfreiheit, der ſo große Zwietracht veranlaßt, ſo unglückliche Folgen gehabt hatte, führte jetzt zum entgegengeſetzten Übel, zur Beſchränkung, ja zur Unterdrückung. Die bloſe Unterdrückung einer falſchen Philoſophie und mißbrauchten Denkfreiheit, wo das Übel nicht aus dem Grunde gehoben, wo nichts Beſſeres an die Stelle geſetzt wird, veranlaßt jedesmal eine um deſto ſchlimmere und gefährlichere Gegenwirkung. Dieſe iſt denn allgemein auch erfolgt, und hat ihren weit verbreiteten Einfluß bis auf die Umwälzung der neueſten Zeit erſtreckt.

Dreizehnte und vierzehnte Vorleſung.

Verkannt zu werden iſt das gewöhnliche Loos der wahren Größe. Außerordentliche Kraft und Thätigkeit, mit den gemeinen nur weiter greifenden eigennützigen Zwecken, die werden leicht verſtanden und von allen geprieſen. Cäſar findet bei der Menge mehr Bewunderer als Alexander, weil jener kalt berechnete, wo dieſer begeiſtert war. Noch mehr aber findet jene Verkennung Statt, wo die außerordentliche Kraft- und Thätigkeit, allein auf große Ideen gerichtet, um ſie auszuführen, die Welt öfter zu bekämpfen als zu benutzen ſtrebt, wo das tiefe Gefühl von dieſen großen Gegenſtänden durchdrungen, in den äußern Handlungen bisweilen einige Ungleichheit hervorbringt.

Daher die vielen widerſprechenden, ungünſtigen, wenigſtens tief unter ſeiner wahren Würde und Größe bleibenden Urtheile über den großen Kaiſer Karl den Fünften. Was Haß und Vorurtheil gegen ihn verbreitet haben, konnte nur darum bis auf neuere Zeiten ſo viel Eingang finden, weil nicht jeder Sinn und re ehrten ſie vergötterte Helden, und ſelbſt in der Blüthezeit der helleniſchen Freyſtaaten wußten ſie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Braſidas und eines Timoleon, keinen ſchönern Lohn als dieſe Ehre eines heroiſchen Denkmahls.

Die Athener insbeſondere ſtrebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit Raſerey; in abergläubiſchen Gebräuchen ängſtlich gewiſſenhaft, waren ſie zur Schwärmerey geneigt; und die äußerſte Reizbarkeit zum innigſten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefſten Schmerz über eigne, iſt eine ihrer eigenthümlichſten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugniſſe des Demetrios Phalereus 4), ſchon vor Solon die Pracht der Athener bey Beſtattungen ſo hoch geſtiegen, die Klagen ſo ſehr in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die attiſche Heftigkeit durch Geſetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer ſchönen Empfindlichkeit zu mildern ſuchte; denn dieſer liebenswürdige und menſchliche Weiſe, der noch als Greis fröhlich zu ſcherzen wußte, geſtand ja ſelbſt den rührenden Wunſch 5), nicht unbeweint zu ſterben, und ſeinen Freunden Schmerz zu hinterlaſſen, damit ſie ſein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feyern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bey den Leichenmahlen, wo die Eltern gekränzt erſcheinen mußten, den Verſtorbenen, ſo weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, ſagt Cicero 6), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos ſehn, ein Geſetz gegeben,

---

4) Ap. Cic. de legg. II, 25. 5) Cic. Tusc. I. 49. 6) De legg. II. 26.

Gefühl hat für die Gedanken und die Handlungsweiſe eines in allem ſo weit von dem gewöhnlichen Maßſtabe entfernten Geiſtes, deſſen Wirkungen richtig zu beurtheilen, auch eine ſorgfältige, umfaſſende Kenntniß ſeines ganzen Zeitalters erfordert wird, weil er in alle Erſcheinungen deſſelben eingriff und verflochten ward, eines Zeitalters, das unter allen zu den vielſeitigſten und mannichfaltigſten gehört.

Das Glück hatte reich für Karln geſorgt, noch eh er in das Alter trat, ſelbſt zu handeln; es hatte die ſchönſten Kronen Europa's entweder mit Gewißheit oder mit faſt ſicherer Erwartung zu einem reichen Erbe auf ſein Haupt zuſammen gehäuft. Indeſſen lag in den Schickſalen, welche ihn ſchon als Knaben und Jüngling umgaben, auch vieles Schmerzliche oder Gefahr drohende. Sein Vater Philipp der Schöne, ein ritterlich edler, wohlwollender, aber leidenſchaftlicher, nur dem Vergnügen ergebener Fürſt, war nach einem kurzen Genuß des herrlichen Königreichs vom frühzeitigen Tode den Hoffnungen und der Liebe ſeiner Kaſtilier entriſſen, hatte Karln noch als Kind fremder Obhut hinterlaſſen. In meiſtens feindlicher Entfernung ſtanden die beiden Großväter, Maximilian und Ferdinand der Katholiſche von Arragonien gegen einander. Liebe und Eiferſucht hatten ſeine Mutter Johanna in Schwermuth, und endlich nach dem Tode ihres Gemahls in einen ſtillen Wahnſinn geſtürzt, der ſie gegen alles gleichgültig und unempfindlich machte, die eine Empfindung und Sorge für den Leichnam des Geliebten ausgenommen, welchen ſie im Sarge mit ſich führte und noch jetzt eiferſüchtig bewachte. Daß Karls jüngerer Bruder im fremden Spanien erzogen in den frühern wankelmüthigen Erbverordnungen des Großvaters wie durch die Liebe einiger ſpaniſchen Großen zum ſpaniſchen Throne beſtimmt worden war, mußte die brüderliche Liebe des Jünglings gegen eben den Ferdinand, der künftig in Geſchäften und Gefahren ſich ſtets als ſeinen treueſten Freund bewährte, in Sorge und zurückhaltendes Mißtrauen umwandeln. Selbſt ſeine beiden Erzieher der gelehrte Adrian, nachheriger Papſt, und Chievres ein ſtaatskundiger Niederländer, der Karln wie jener in die Welt der Kenntniſſe, ſo er in die Welt der Geſchäfte einführte, wirkten nicht übereinſtimmend, ſondern in ganz entgegengeſetzten Geſinnungen auf den Jüngling. Alles dieſes konnte und mußte beitragen und bewirken, daß er, der von Natur ſeinem Vater ähnlich, ganz zu ritterlichen Leibesübungen und kriegeriſchen Spielen geneigt war, ſich dennoch ſchon frühe durch eine ſeltene Beſonnenheit und Bedachtſamkeit auszeichnete. Dieſen nachdenklichen und gefühlvollen ſinnigen Ausdruck hat das Bildniß des funfzehnjährigen Jünglings von einem großen deutſchen Künſtler entworfen. Da Karl von Meiſterhand faſt in jeder Stufe ſeines Lebens abgebildet worden, ſo iſt es merkwürdig den Übergang in dieſen verſchiedenen Abbildungen zu ſehen, wie in jene regelmäßige und ſchöne Geſichtsbildung des Jünglings die Welt allmählig immer tiefere Furchen des Nachdenkens und des Leidens eingegraben hat.

Wie große Urſache fand Karl bei ſeiner Ankunft in Spanien zur Sorge und zur aufmerkſamſten Beachtung ſeiner ſelbſt, ſeiner Verhältniſſe und der Welt. Das Reich enthielt ſchon damals den Stoff zu allen der Gährungen, die bald in ſo gewaltige Flammen ausbrachen. Ein mächtiger Adel erſt ſeit kurzem an eine ſtrengere Handhabung der königlichen Gewalt gewöhnt, eine freie Verfaſſung, reiche und ſtolze Städte; Partheien mancher Art durch Ferdinands Druck, ſelbſt durch Ximenes wohlmeinende Begünſtigung der Städte, durch ſeine heilſame aber noch neue geſetzliche Strenge, durch Ferdinand des Katholiſchen Zwieſpalt mit Philipp und Maximilian erregt und entzündet; dabei eine günſtige Gelegenheit für jede Parthei, eine dem jungen König entgegengeſetzte Regierung mit einigem Rechtsſchein aufzuwerfen in der Perſon ſeines in einem frühern Teſtament vom Großvater zum Erben eingeſetzten jüngern Bruders Ferdinand; oder auch in der Königinn Mutter Johanna, deren Unfähigkeit zu herrſchen ungeachtet ihrer Schwermuth noch nicht geſetzlich ausgemacht und gewiß ſchien. Man hat Karlen unter andern auch aus ſeinem Undank gegen Ximenes einen großen Vorwurf gemacht. Dieß möchte gelten, wenn der Vorfall um einige Jahre ſpäter wäre; billigerweiſe aber ſollten die Handlungen des ſiebzehnjährigen Jünglings der in einer ſo ſchweren Lage in ein ihm fremdes Reich kömmt, nach einem andern Maßſtabe beurtheilt werden. Es möchte denen, die Karln umgaben, ſehr daran gelegen ſeyn, eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Ximenes zu verhindern. Wer weiß, was ein Geſpräch mit dem erhabenen und ſtaatsklugen Greis in der Seele des Jünglings alles gewirkt haben, wie ſehr diejenigen dabei verloren haben würden, die vom Knabenalter her noch am meiſten Einfluß und Gewicht bei ihm hatten. Daſſelbe gilt in Beziehung auf den Mißbrauch, welchen die Niederländer anfangs von ihrem Einfluß in dem fremden reichen Spanien machen konnten. So frühe Karl auch ſelbſt arbeitete, ſo ſehr er ſpäterhin in allem ſelbſt ſah, ſelbſt urtheilte und entſchied, ſo gehört es mit zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er erſt allmählig allein wandeln und ſich ſelbſt beſtimmen lernte; er war gleich entfernt von dem herrſchſüchtigen Ungeſtüm ſolcher Jünglinge die zu früher Herrſchaft gelangt, ihre Kräfte erſt durch den Mißbrauch kennen lernen; und der Schwäche derjenigen, welche ſich und den Staat der fremden Leitung willig fur immer hingeben. Nondum — war ſein ſchöner Wahlſpruch, als er im Thurniere zu Valladolid alle Zuſchauer durch ſeine Geſchicklichkeit in ritterlichen Spielen in Erſtaunen ſetzte; er fühlte gleich ſehr, was er wohl werden könnte, als daß er es jetzt noch nicht ſey. Lehrbegierig, arbeitſam, beſonnen war er von Jugend an, aber es bedurfte einige Zeit, eh er Zutrauen zu ſeinem eignen Urtheil gewann und ſelbſtſtändig ward.

Die erſte Begebenheit, die man als ſeine That, als den Anfang ſeiner Geſchichte und Regierung betrachten kann, iſt der Entſchluß, Spanien zu verlaſſen, um die angetragene Kaiſerwürde in Deutſchland perſönlich anzutreten. Er führte dieſen Entſchluß aus, gegen den Rath und die Warnung vieler ſeiner Getreueſten. Es war vor Augen, daß die Gährung in Spanien zum Ausbruch kommen müſſe; aber auch Deutſchland bedurfte ſeiner und rief ihn mit Ungeduld herbei. Seit Jahrhunderten war keine Wahl ſo wichtig, ſo groß geweſen, von ganz Europa als ſo groß und wichtig anerkannt worden. Karl hatte den Sieg davon getragen, über den mächtigen durch Kriegsruhm glänzenden König Franz. Kam der neuerwählte Kaiſer bald, die angetragene Würde zu führen, ſo konnte ſie in ſeiner Hand wieder das werden was ſie einſt war, die höchſte Stufe und Gewalt der europäiſchen Chriſtenheit; zögerte er, ſchwand die Hoffnung, die man auf ihn geſetzt hatte, einmal dahin, ſo würde dieſer Augenblick nie wieder gekehrt ſeyn, die kaiſerliche Würde dann mit einem Male alle Kraft und Bedeutung verloren haben. Karl war in die Schranken des Ruhms gerufen; er folgte unerſchüttert dieſem Rufe, der drohenden Gefahr nicht achtend. Spanien verließ er in einem Zuſtande, wo die Gährung faſt ſchon in Flammen ausbrach: in Deutſchland wartete auf ſeine Entſcheidung der große Kampf des Zeitalters, der Kampf, auf welchen die Augen aller Nationen der ganzen Mitwelt mit der geſpannteſten Erwartung geheftet waren, wie noch jetzt die Betrachtung der Nachwelt oft dabei verweilt. Zur ſelben Zeit als er Spanien verließ, und den neuen größern Schauplatz betrat, erreichte ihn die Botſchaft, daß Mexico, daß ein neues großes Reich und Kaiſerthum in einem andern Welttheile für ihn erobert ſey. Eindrücke wie dieſe waren es, welche den zwanzigjährigen Jüngling ſchnell zum Manne reiften, ihn zum Herrſcher bildeten, und die Kraft in ihm entwickelten eine Welt in ſeinem Geiſte und ſeiner Vorſorge zu umfaſſen, aber auch die Kraft in ſeinem Herzen, dem Andrange einer Welt mit ruhiger Faſſung zu widerſtehen. Von dieſer Zeit an wird man in dem öffentlichen Gange ſeiner Geſchichte eben ſo wohl, als in den urkundlichen Denkmahlen ſeines Fleißes, jene lebhafte Thätigkeit, jene Klarheit bemerken, mit welcher er alle Geſchäfte ſeines ſo viele Gegenſtände und Völker umfaſſenden Reichs, unermüdet betrieb bis zu jenem Augenblick, da er ſich der Welt überdrüßig, von Krankheit und Leiden gebeugt, in eine heilige Einſamkeit zurückzog.

So war alſo Karls Eintritt in die Welt. Jetzt betrachten wir die Zeit ſeiner Regierung, ſeinen Kampf mit der Welt, die Ideen, die ihn leiteten, die Eigenſchaften die ihn dabei auszeichnen, die Plane, die Gegner, die Freunde und Diener die er hatte; die wichtigſten Begebenheiten in der Kürze berührend bis dahin, wo er ermüdet vom langen Kampf auf eine Weiſe Abſchied von der Welt nahm, die ſeinem innerſten Gefühle eben ſo gemäß, als ſeiner Geſinnungen würdig war.

Seinen Kampf mit der Welt und mit dem Zeitalter eröffnet die erſte große Begebenheit ſeiner Regierung, der Reichstag zu Worms. Keine Idee ſcheint ihn damals ſo ſehr beſeelt zu haben als die, ſeinem Ahnherrn Maximilian gleich, mit Sorge für den innern Frieden, die kaiſerliche Würde zu ihrem ehemaligen Glanz wieder herzuſtellen. Der Zwieſpalt der Meinungen und des Glaubens war indeſſen ſchon faſt zum Bürgerkriege gediehen, und forderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Willig lieh er der Unterſuchung der neuen Lehre ſein Ohr, ſo lange er glaubte, daß von einer Verbeſſerung der Kirche, wie alle Gutdenkenden ſie wünſchten, daß von einer Wiederherſtellung des reinern Chriſtenthums die Rede ſey: ſo bald er ſah, daß es auf eine gänzliche Veränderung des alten, ewigen Glaubens abgeſehen, daß die Einheit der Kirche bedroht ſey, ſo war ſein Entſchluß unerſchütterlich gefaßt, und es erfolgte die Achtserklärung Luthers, welche, da ſie nicht ganz in Erfullung gehen konnte, als die gewiſſeſte Loſung vieler blutigen Kriege zu betrachten war. Sie würden nicht minder erfolgt ſeyn, wenn der Kaiſer in ſeinem Betragen ſchwankend geweſen wäre. Es läßt ſich dabei nur das tadeln, daß man Luthern überhaupt auf dem Reichstage erſcheinen ließ, die Glaubensſtreitigkeit zu einer Nationalangelegenheit machte, denn dadurch ſtieg die Gährung zu einer ſo gefährlichen Höhe; aber dieß war nicht mehr zu ändern und konnte nicht rückgängig gemacht werden, weil es zu ſpät war, weil die Fürſten es verlangten, ja die ganze Nation es forderte, und jene Sache längſt ſchon als allgemeine Nationalangelegenheit ergriffen hatte und behandelt wiſſen wollte. Es war ein unvermeidliches Übel. Entſchloſſen war Karl, den alten Glauben und die alte Verfaſſung zu vertheidigen, aber keinesweges vermochte leidenſchaftlicher Eifer ihn über die Grenzen der Gerechtigkeit wegzureißen. Als ihn der Churfürſt von Brandenburg mit allen Scheingründen, die nach damaliger Denkart dazu bewegen konnten, zuredete, Luthern ungeachtet des gegebenen Geleits in Verhaft nehmen zu laſſen, blieb er ſeinem Ehrgefühl, und ſeinem Worte treu.

Daß jener hohe Begriff von der Kaiſerwürde, die ſich in Karls eignen Geſchäftsſchriften ſo vielfältig kund gibt, nur auf die Würde ging, auf den hohen Beruf und den Ruhm, nicht auf eine unumſchränkte Gewalt im Innern, oder Eroberungsſucht, das zeigt ſich deutlich in Karls Behandlung der deutſchen wie der italiäniſchen Angelegenheiten. Es iſt oft bemerkt worden, daß Karl die damaligen deutſchen Unruhen leicht hätte benutzen können, um ſeine Gewalt auszubreiten; die ganze Nation hing an ihm, Adel und Städte waren den Fürſten entgegen, die Fürſten unter ſich uneins; auch die Proteſtanten waren Karln ungeachtet der Achtserklärung Luthers und der Geſetze, die ja doch nicht ganz in Erfüllung gingen, und die ſie nicht ihm ſelbſt, ſondern dem Einfluß andrer zuſchrieben, nicht durchaus feind; ſie rechneten immer noch auf ihn. Der Adel war ihm ganz ergeben, und Sickingen, auf den aller Augen gerichtet waren, wie auf den Helden der Nation in dieſer Zeit der Unruhe und Gefahr, würde alles für den Kaiſer gethan und gewagt haben. Der Kaiſer hätte ſeine Macht unermeßlich vermehren können, wenn er die geiſtlichen Fürſten von Deutſchland unter dem Vorwand der Kirchenverbeſſerung nur auf die Stufe hätte herabſetzen wollen, auf welcher die Biſchöfe in andern chriſtlichen Reichen ſtanden; dabei hätte er es doch immer in ſeiner Macht behalten, zur rechten Zeit wieder einige Schritte zurück zu thun, um mit der Kirche nicht ganz zu brechen. Aber eine ſolche ehrgeitzige Benutzung unruhiger

Zeiten mit Hintanſetzung der alten Verträge und des rechtlichen Beſitzſtandes kam nie in Karls Sinn. Sickingen handelte für ſich und fiel; mit ihm die beſte Kraft und Hoffnung des Adels. Unter allen eigenmächtigen Helden und Fürſten Deutſchlands war er dem Kaiſer am aufrichtigſten ergeben, und es iſt zu bezweifeln, ob einer der andern beim Gelingen ehrgeitziger Abſichten für Deutſchland ſo viel Großes im Sinne hatte, ſo viel bewirkt haben würde als er. Welch ein allgemeiner Zuſammenhang ſeinem Unternehmen zum Grunde lag, das liegt aus vielen Beweiſen am Tage. Noch bei dem Bauernaufſtande nahmen mehrere von Adel ſehr bedeutenden Antheil, die nicht alle wie Götz von Berlichingen behaupten konnten, ſie ſeyen gezwungen geweſen. Die erſten Forderungen des Landvolks waren nicht unbillig, und ſo läßt ſich hier ſchwer entſcheiden, was bei jener Theilnahme des Adels Zufall, wohlmeinende Abſicht oder weit ausſehender Ehrgeitz war. Bei der ſchrecklichen Wendung und dem unglücklichen Ausgang, welchen das Ganze bald nahm, wurde dieß ohnehin vergeſſen und wie in ſolchen Fällen immer geſchieht, durch den mißlungenen Verſuch eine grade entgegengeſetzte Wirkung hervor gebracht. Die Gewalt der Fürſten verſtärkte ſich nach dem unglücklichen Ausgang der erſten Freiheitsverſuche im Allgemeinen, bei den Proteſtanten aber zwiefach durch die eingezogenen Biſthümer; und ſo ward der erſte Keim gelegt zu dem daß niemand ein Denkmahl ſetzen ſolle, welches mehr als dreytägige Arbeit von zehn Menſchen erfordere; und außer andern Einſchränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verſtorbenen eine Rede zu halten, außer bey den öffentlichen Begräbniſſen durch den vom Staat beſtellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bey Beſtattungen und an Gräbern wieder ſo ſehr überhand, daß Demetrios Phalereus ſie durch neue Geſetze einſchränken mußte. Selbſt Plato beſtimmt für eine anſtändige Ausſtattung dreyßig Minen, zum Bau eines Grabes für ſeine Mutter aber zehn Minen [7]. Es iſt allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubiſchen Heftigkeit der attiſchen Menge im peloponneſiſchen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See geſiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden [8].

Was war natürlicher bey dieſer Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Beſtattung belohnt wurde? Überdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der geſetzlichen Verfaſſung, ſondern auch allgemeiner Geiſt des Volks. Nach dem Geſetze der Gleichheit aber ſchien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bey gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil der Übriggebliebenen verloren hatten, einen Erſatz ſchuldig zu ſeyn. Was konnten die Lebenden thun, um ſich dieſer Schuld zu entledigen, als die Verſtorbenen ehren, und ihre Witt-

---

[7] Ep. XIII. p. 174. tom XI Bip. [8] Xenoph. Hellen. I. 7.

Fürſtenkrieg, der nach den ſchnell verbrauſenden Unruhen der erſten Zeit ſich faſt ein Menſchenalter hindurch, drohend vorbereitete, ehe er zum Ausbruch kam.

Karl war als Schirmherr von Deutſchland, als König von Spanien, Beherrſcher beider Sicilien, am nächſten zum Kampf gegen die Türken und den furchtbaren Soliman aufgefordert; zum rechtlichen Widerſtand gegen die Neuerer hielt er ſich als Kaiſer verpflichtet. Jetzt kam noch der franzöſiſche König als der dritte und gefährlichſte Gegner hinzu. Franz der Erſte hatte den Krieg, ohne doch ihn gleich in eignem Namen eingeſtehen zu wollen, auf die gehäſſigſte Weiſe begonnen, indem er theils die Unruhen in Deutſchland durch heimliche Anſtiftungen unterhielt, theils den großen Volksaufſtand in Spanien zu einem Einbruch in Navarra benutzte. Dieß letzte brachte gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Schon der demokratiſche Charakter, welchen der Aufſtand der ſpaniſchen Städte gleich anfangs annahm, hatte den Adel bewogen, die Parthei des Königs zu halten; der franzöſiſche Angriff erweckte die ganze Nation, ſo daß dieſe ſelbſt durch ihre eigne Kraft die Unruhen ſtillte, und zur Ordnung zurück kehrte. Karl wußte dieß Glück bei ſeiner Rückkehr in Spanien durch die Großmuth zu verdienen, welche er gegen die Theilnehmer an den Unruhen bewieß: von dieſer Zeit an ſcheint er die ganze Liebe der

Spanier gewonnen zu haben, die ihm ſo ergeben blieben, wie ſelten eine Nation ihrem König geweſen iſt. Er iſt als der eigentliche Schöpfer der ſpaniſchen Größe zu betrachten, nicht bloß der äußern Macht, ſondern der ſittlichen Größe und innern Stärke, zu welcher die Nation unter ihm und durch ihn ſich erhob; vorgearbeitet war ihm durch Iſabella und Ximenes, wie wenig aber Verfaſſung und Denkart ſchon ganz geſtaltet waren wie ſie es ſeyn ſollten, das bewieſen eben jene Unruhen. Wenn er für Deutſchland, für Italien, für Europa als Kaiſer nur der Vertheidiger des alten Glaubens, der alten Verfaſſung und der Gerechtigkeit war, ſo zeigte er als König von Spanien durch manche der vortrefflichſten, ganz auf den Geiſt der Nation gegründeten Einrichtungen, daß es ihm neben dem Muth das Alte zu verfechten, auch nicht an der Kraft und dem Geiſt fehlte, Neues zu ſtiften und hervorzurufen, da wo er ungehinderter wirken konnte, bei einer Nation die eines Sinnes und eines Herzens war mit ihm. Die Wendung, welche der Volksaufſtand in Spanien genommen hatte, brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er den Adel fernerhin, man kann nicht ſo wohl ſagen, begünſtigte als vielmehr ehrte und liebte, und eben dadurch dem ſpaniſchen Adel jenen hohen ſittlichen Geiſt einflößte, der ſelbſt in den Zeiten des ſchon ſichtbaren Verfalls unter Philipp dem Zweiten noch einen ſolchen Glanz über die ſpaniſche Monarchie verbreitete, daß kaum noch in dieſer Zeit eine andre Nation gegen den gerechten Stolz der ſpaniſchen in die Schranken treten durfte. — So weit war indeſſen Karl entfernt, bei der Begünſtigung des Adels den dritten Stand die Städte, oder gar die freye Verfaſſung Spaniens zu unterdrücken, daß er vielmehr ſelbſt dieſe aufrecht erhielt, obgleich er einigemal Nachtheil davon empfand, und Spanien damals in Rückſicht auf ſtändiſche Rechte für die freieſte Monarchie in Europa gelten konnte. — Unläugbar iſt es, daß Karl Spanien immer lieber gewann, und zuletzt am meiſten liebte; doch ward er Deutſchland darum nicht entfremdet, und noch in ſeinem letzten rührenden Abſchiede nannte er es ſein Vaterland, wiewohl es für ihn, wie von je her für viele ſeiner Helden und groſſe Männer, kein dankbares Vaterland geweſen war. Karl hatte bei dem groſſen Umfange ſeiner Pflichten, die er alle mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen ſtrebte, das Schickſal, daß er ganz entgegengeſetzte Vorwürfe über ſich ergehen laſſen muſste; während man ihn in Deutſchland als einen ſtolzen harten Spanier ſchilderte, klagte man in Spanien über ſeine Liebe für Deutſchland, und ſeine häufigen Reiſen dahin.

In dem erſten Kriege mit Frankreich begünſtigte Karln das Glück ſo ſehr, daß zur ſelben Zeit, als ſein Reich jenſeits des Meeres ſtets erweitert ward, und die Goldquellen der neuen Welt ſchon ſein waren, er durch ſeine Kriegshelden den franzöſiſchen König als ſeinen Gefangenen, und wenigſtens dem äußern Anſchein nach ſich als Herrn von Europa ſah, dem fernerhin nichts zu widerſtehen vermöge; welchen äußern Anſchein ſeine Neider und Feinde nur all zu gut zu benutzen wußten. Zwar verdankte er jenen ruhmvollen Sieg nicht ſich ſelbſt, ſondern den Kriegshelden, deren er viele beſaß. Aber eben das muß ihm zum Ruhm angerechnet werden, wenn wir auf den ganzen Lauf ſeines Lebens ſehen, daß er überall, im Krieg wie in Staatsgeſchäften, zu Lande und zur See, von ſo großen Männern umgeben war, daß er ihren Werth zu erkennen, daß er ſie zu gebrauchen, ſie um ſich zu verſammeln, und an ſich zu ziehen wußte. Wie ganz anders König Franz, von dem ſelbſt ſeine Lobredner geſtehen müſſen, daß er unfähigen Günſtlingen oft ſein Ohr geliehen, ſeinen wahren Feldherrn aber den Sieg nicht gern gegönnt, ein kleinliches Mißbehagen dabei empfunden habe. Karl ehrte den großen Mann, er erkannte ihn für den, der er war, und dadurch zog er ihn an ſich; daß er dem König Franz in Bourbon den erſten ſeiner Vaſallen, zugleich einen der beſten Feldherrn der damaligen Zeit, und ſpäter den großen Doria abgewann, das war einer der ſchönſten Siege von allen die er über ihn erhielt. Bourbons That, die durch gewaltſame Schritte gegen ihn faſt nothwendig gemacht, wo nicht ganz gerechtfertigt, doch entſchuldigt wird, darf übrigens nicht nach den Grundſätzen des ſpätern Staatsrechts, ſie muß nach dem damaligen Verhältniß großer Vaſallen beurtheilt werden; auf keinen Fall darf es Karln verübelt werden, jenen Umſtand benutzt zu haben, da Franz ſich gegen ihn noch ganz andrer, und überhaupt aller Mittel und Vortheile bedient hatte. Auch die deutſchen Fürſten waren damals noch Vaſallen des Kaiſers, aber wenn ſie ſich mit dem franzöſiſchen König verbündeten, ſo konnte dieß wohl mit Recht als ein Beweis unvaterländiſcher Geſinnung, aber nicht als Staatsverbrechen angeſehen werden. Bei der Darſtellung und Beurtheilung des Königs Franz wird meiſtens ein Fehler begangen, der nicht ungewöhnlich iſt in der Anſicht, die man ſich von berühmten Charakteren bildet. Man ſieht ſie zu ſehr als ſich ſelbſt in allen Epochen gleich bleibend an, man macht ſich ein Bild von dem Charakter nach derjenigen Epoche, welche die auffallendſte iſt, und ſieht dieß als den Charakter ſelbſt an, ohne auf die Veränderungen Rückſicht zu nehmen, welche derſelbe im Lauf ſeiner Entwicklung etwa erfahren hat. Allerdings gibt uns der jugendliche Held, der zuerſt die für unüberwindlich geachteten Schweizer beſiegte, und auf dem Schlachtfelde von ſeinem Bayard zum Ritter geſchlagen wurde, ein ſchönes Bild von dem jungen König und es geht vom Bayard und von den ritterlichen

Tugenden, welche den franzöſiſchen Adel damals überhaupt auszeichneten, noch mehr Glanz auch mit auf ihn über. Allein im fernern Lauf ſeines ſpätern Lebens hofft man vergebens dieſe glänzenden Züge wiederholt zu ſehen. Es gehörte Franz zu jenen nicht ſeltnen Charakteren, die nach einem ſchnellen Auflodern in der erſten Jugendblüthe nachher erlöſchen und die erregte Hoffnung täuſchen. Die Unthätigkeit ſeines ſpätern Lebens, die Auflöſung der innern Verwaltung; der Einfluß bald der Mutter, bald einer Geliebten oder eines Günſtlings in den Gang der Staatsgeſchäfte, ſo viele unſittliche Züge und ungerechte Handlungen im Einzelnen, der Geiſt der Unordnung im Ganzen, machen einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die innere ſittliche Stärke, und geſetzliche Ordnung des damaligen Spaniens, die raſtloſe Thätigkeit Karls, die ruhige Würde, welche in allem herrſchte, was ihn umgab. König Franz folgte dem Beiſpiele Karls des Achten und Ludwigs des Zwölften, welche auch die Größe ihres Reichs in fernen Eroberungen, nicht in der innern Vervollkommnung ſuchten, welcher letzteren Frankreich doch damals am meiſten bedurft hätte, und durch deren ſtäte Vernachläſſigung Frankreich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſo tief ſank, daß es ſeinem Untergange nahe kam. Die beſtändigen Kriege hatte das große an Hülfsmitteln ſo reiche Land erſchöpft, und doch vermochte König Franz durch alle dieſe Kriege Karln nichts abzugewinnen, ſondern nur das zu erreichen, daß er für alle die großen auf die Wohlfahrt aller Nationen Europa's zielenden Unternehmungen Karls, eine ſtäte Hemmung war. Das Betragen des Königs Franz bei dem Madrider Frieden, da er einen feierlichen Eid ablegte, und durch ſein ritterliches Ehrenwort beſtätigte, mit dem heimlichen Vorbehalt und Vorſatz, beide zu brechen hat noch keiner ſeiner Lobredner als ruhmwürdig zu preiſen vermocht. Karln fällt dabei der Fehler zur Laſt, daß er den Mittelweg einſchlug in einem Falle, wo die Staatskunſt durchaus erfordert hätte, entweder das Eine oder das Andere ganz zu thun: entweder den König nicht aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen, und ſich in der Verwirrung, welche dieß in Frankreich erregt haben würde, von dieſer Seite für immer vor aller Gefahr ſicher zu ſtellen, oder aber ſich Franzen durch unbegränzte Großmuth ganz zum Freunde zu machen; wozu in dem bisherigen Verhältniß wenig Hoffnung lag. Es war der größte Staatsfehler, den Karl je beging, und der für ſein ganzes Leben ſtörende Folgen hatte. Vergebens warnte ihn der treue einſichtsvolle Gattinara, und weigerte ſich, einen Frieden zu unterzeichnen, von dem er voraus ſah, daß er nicht würde gehalten werden. Karl ſcheint ganz auf Franzens ritterliches Ehrenwort gebaut, für die Zukunft aber auf die Verbindung des Königs mit Eleonoren gerechnet zu haben. Auch mochte er von der Gerechtigkeit ſeiner Forderungen ſelbſt in Rückſicht auf das Herzogthum Burgund überzeugt ſeyn. Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften und Franz des Erſten Verfahren gegen Maximilian, Philipp und Karl war ſo ſehr eine fortgehende Kette von Verletzungen, willkührlich übertretenen Verträgen, und nicht erfüllten Verſprechungen, daß es nicht befremdend iſt, wenn Karl auf die urſprünglichen Rechte und Anſprüche zurück ging, wie es oft war vorbehalten worden. Hätte König Franz den Frieden halten und ſich mit Karl gegen die Türken verbinden wollen, ſo hätte er unſtreitig jedes Opfer von ihm erwarten dürfen. Was aber den König Franz zu immer erneuerten Kriegen antrieb, war ſeinem Charakter nach zu urtheilen weniger Habſucht oder Schmerz über einen Verluſt, als ſein aufs äuſſerſte gekränkter Ehrgeiz; denn wenn ſeine eigne Lobredner eingeſtehen, daß er die Vortheile ſeiner Feldherrn nicht ohne Neid betrachten konnte, ſo läßt ſich denken, wie ſehr jener tiefe Fall bei Pavia ihn kränken und erſchüttern mußte. Karl war an ſich und von Anfang ſo wenig geneigt zum Kriege mit Frankreich, daß man vielmehr ſagen kann, es war ein Familiengrundſatz des öſterreichiſchburgundiſchen Hauſes, den Krieg mit Frankreich auf jede Weiſe zu vermeiden, durch Unterhandlung, Bündniſſe, und Familienverbindungen ein friedliches Einverſtändniß mit dem königlichen franzöſiſchen Hauſe zu erhalten. Nach dieſem Grundſatze hatten auch ſchon Maximilian und Philipp der Schöne gehandelt; ſo oft jene Verbindungen von franzöſiſcher Seite aufgelöſt waren, wurden ſie dennoch von öſterreichiſchburgundiſcher Seite immer von neuem angeknüpft. Noch war es in nahem Andenken, wie Karl der Achte ſein Verlöbniß mit Margarethen getrennt hatte, als Philipp der Schöne, welcher dem franzöſiſchen Hauſe ganz beſonders geneigt war, ſchon wieder eine zwiefache Familienverbindung feſt ſetzte, um das Einverſtändniß zwiſchen dem franzöſiſchen und öſterreichiſchburgundiſchen Hauſe feſt zu knüpfen, und als auch Claudia, die Karln verſprochen war, dem Franz von Angouleme, nachmaligem Könige zu Theil ward, wurde die Verbindung doch bald für die jüngere Schweſter Renata wieder angeknüpft. Auch Karl der Fünfte befolgte denſelben Grundſatz, denn indem er Franzen ſeine geliebte Schweſter Eleonore verband, hatte er ganz unſtreitig ein dauerndes Freundſchaftsbündniß im Sinne. Der Grund von jenem frühern friedlichen Syſteme lag eines Theils in dem Wunſch der Niederländer, welche die Folgen eines franzöſiſchen Kriegs allemal zuerſt nachtheilig ſpüren mußten, und dann in der Anſicht, die beſonders Karl hatte, daß alle chriſtlichen Könige nur eine europäiſche Republik und Familie bilden ſollten, wo der Zwiſt rechtlich entſchieden, oder wenn

Krieg unvermeidlich wäre, er doch mit Schonung und wie ein ritterlicher Zweikampf geführt, die ganze Kraft der europäiſchen Nationen aber allein zum ernſten Krieg gegen die Erbfeinde, die Mahomedaner, gerichtet werden müßte. Daher die faſt bei jedem Friedensſchlüſſe wiederholte Bedingung, daß König Franz mit ihm gegen die Türken gemeine Sache machen ſollte. Selbſt bei der berühmten Herausforderung, welche Karl an Franz erließ, muß dieſe Anſicht nicht vergeſſen werden; eine Herausforderung, welche nach den damaligen Sitten nicht ſo befremdlich war als nach den unſrigen. Es iſt ihm unſtreitig Ernſt damit geweſen; Karl war von Natur, und aus Grundſatz friedliebend, und ſchwer zu beleidigen, war er aber einmal geweckt und gereizt, im Kampf dem aufgereizten Löwen gleich. Nur fortgeſetzte Beleidigungen, immer erneuerte Angriffe brachten Karln dahin, einigemal andre Grundſätze anzunehmen und gegen das Innere von Frankreich ernſte Entwürfe zu machen, die nicht ohne Erfolg geblieben ſeyn würden, wenn England ſtatt des launenvollen nur auf die innere Allgewalt gerichteten, zu großen Abſichten unfähigen Heinrich den Achten, einen kriegeriſchen Eduard oder Heinrich den Fünften gehabt hätte, und Karl nicht zwiſchen zu viele Feinde ſeine Macht hätte theilen müſſen.

Er gehörte zu den Charakteren, die man, weil wen und Eltern ſchützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Koſten erziehen?

Die Athener thaten das erſte und auch das letzte 9), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege umgekommenen. „Die Gebeine der Verſtorbenen,“ ſagt Thukydides, „werden drey Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüſt zur Schau ausgeſtellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Beſtattung werden Gefäße von Cypreſſenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin ſind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen ſind bey dem Begräbniſſe zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl geſetzt, welches in der ſchönſten Vorſtadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen iſt. Sie begraben die im Kriege umgekommenen immer an demſelben Ort, außer die zu Marathon; denn weil ſie ihre Tapferkeit für einzig hielten, ſo errichteten ſie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind ſie mit Erde bedeckt, ſo tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einſicht nicht ungeſchickt zu ſeyn ſcheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er ſo weit als möglich von der Verſammlung gehört werden kann, und hält über ſie eine zweckmäßige Lobrede.“ Dieſe epitaphiſche Rede, denn ſo nannten die Hellenen jene feyerliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege umgekommenen, wurde jähr-

---

9) Lys. Epit. p. 187. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303 — 305. Bip.

ſie beſonnen ſind, und im Äußern ruhig, für kalt hält, da es doch oft gerade das edlere tiefere Gefühl iſt, was ſich von der Oberfläche zurück zieht, und der Welt verbirgt, um in dem äußern Betragen nur den Verſtand, Mäßigung und Würde herrſchen zu laſſen. So heftig Karl auch ſeyn konnte, wenn er einmal aus der ihm gewohnten Mäßigung durch ſtäte Angriffe heraus geriſſen war, ſo blieb er dennoch immer leicht verſöhnlich, wie er es in den wiederholten Friedensſchlüſſen mit König Franz bewährt hat. Welche Opfer er gern gebracht haben würde, wenn Franz ſich nur zu ſeinen übrigen großen Unternehmungen für die Sicherung und den Frieden von Europa hätte mit ihm vereinigen, ihn darin nicht hätte ſtören wollen; das kann man unter andern aus dem letzten Frieden ſehen, welchen er mit ihm ſchloß, wo er ihm, da er als Sieger zwei Tagreiſen weit von Paris ſtand, und dort alles flüchtete, die vortheilhafteſten Bedingungen machte, und einem ſeiner Söhne entweder einen beträchtlichen Theil der Niederlande, oder das lang beſtrittene Mayland abtreten wollte, damit nur der franzöſiſche König ihn in Deutſchland nicht weiter hinderte, Eintracht und Ruhe wieder herzuſtellen, und ſich einmal aufrichtig mit ihm vereinte. Wohl möchte es nicht rathſam geweſen ſeyn, jene errungenen Fortſchritte allzu raſch zu verfolgen, aber Karl war doch entſchieden im Vortheil und brauchte auf keinen Fall ſo große Opfer zu bringen. Der ſonderbarſte aller Vorwürfe den man Karln gemacht hat, iſt wohl der, daß er ſich auf wiederholte Einladung des Königs und ſeiner Schweſter ſo weit auf des Königs Ehre verließ, daß er durch deſſen Land zu reiſen wagte. Wundern muß man ſich vielmehr, daß am franzöſiſchen Hofe ſo laut an die Möglichkeit gedacht werden durfte, das Völkerrecht, und das Wort des Königs zu verletzen, und daß Karl wirklich aller ſeiner ruhigen Faſſung bedurfte, um ſich während er dort war, mancher unbeſcheidenen Zudringlichkeit zu erwehren. Wie viel Würde und Feinheit liegt nicht in der Antwort, welche er dem Könige gab, als dieſer ihm die Herzogin d'Eſtampes mit den Worten vorſtellte: Seht, auch dieſe Dame räth mir, Euch zurück zu halten. — Wenn der Rath gut iſt, ſo muß man ihn befolgen, erwiederte Karl; und dieſer ſtille Vorwurf drückte gewiß ſchonend aber deutlich aus, was er bei der Äußerung des Franzoſen fühlen mußte.

Der franzöſiſche König war ein Gegner für Karlen der ihn ermüdete, wenn gleich Karl im Kriege ſelbſt ſtets den Vortheil hatte, der ihn in allem ſtörte und hemmte, für ihn um ſo quälender, da er eigentlich den Frieden mit ihm wünſchte. Ein ganz anderer und furchtbarer Gegner war Soliman, von perſönlichen Eigenſchaften nicht unedel. Soliman hatte zur ſelben

Zeit den Thron der Osmanen beſtiegen, da Karl in ſeinen erſten groſſen Reichsverhandlungen den Schauplatz der Weltgeſchichte betrat. Soliman war ganz von Ruhmbegier beſeelt, er las Cäſars Geſchichtsbücher in ſeiner Sprache überſetzt; er verweigerte Karln den Kaiſernahmen. Er als Herr der byzantiniſchen Hauptſtadt wollte römiſcher Kaiſer und Weltbeherrſcher ſeyn, dergleichen es wie einen Gott und eine Sonne am Himmel, auf Erden nur einen geben könne. Er war Kenntniſſen und Künſten nicht abgeneigt, auch duldſam, und da man ihn einſt ermahnte, die Chriſten und Juden in ſeinem Reiche zu verfolgen und auszurotten, zeigte er auf den blühenden Garten vor ihm, und fragte: ob der Garten nicht eben durch die Mannichfaltigkeit der Blumen und Gewächſe, ſchön und herrlich ſey? Dem ungeachtet konnte er doch durch Liebe oder von andern Leidenſchaften beherrſcht, ſelbſt gegen die ſeinigen grauſam ſeyn, und was fruchtete es, wenn der Sultan für ſich milder und edler dachte, während der Geiſt des türkiſchen Staats und Volks, damals noch in dem Verhältniß zu den Chriſten völlig fanatiſch, ihre Weiſe den Krieg zu führen, und die eroberten Länder zu beherrſchen, durchaus barbariſch blieb, ſo daß die Türken zu jener Zeit mit Recht als die allgemeinen Feinde der geſitteten europäiſchen Welt, und der Menſchheit zu betrachten waren. So dachten und urtheilten auch alle europäiſche Nationen, und man hat ſehr Unrecht, wenn man die ſpätern Verhältniſſe worin die Türken ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegen das chriſtliche Europa getreten ſind, auf jene ältern Zeiten überträgt. Selbſt der franzöſiſche König fühlte dieß ſo wohl, daß er ſein Bündniß mit den Türken kaum ganz offen zu geſtehen wagte; es war nach dem damaligen Völkerrecht und den Zeitverhältniſſen allerdings das, wofür es von dem ganzen Zeitalter gehalten wurde, ein Verrath der allgemeinen Sache und Wohlfahrt der europäiſchen Republik.

Soliman dachte bei ſeinen Anſprüchen auf das Kaiſerthum ernſtlich an die Eroberung nicht bloß von Wien, ſondern von Deutſchland. Dieſen Anmaßungen wenigſtens ſetzte Karl durch ſeinen großen Heereszug nach Ungarn einen Damm entgegen, wenn gleich es zu keiner entſcheidenden Schlacht kam. Doch ließ der Rückzug des großen türkiſchen Heers den Vortheil ſo ſehr auf Karls Seite, daß er entſchloſſen war, ihm nachzueilen und die günſtigen Umſtände zu benutzen, und nur ungern gab er den Vorſtellungen der andern mit der Natur des Landes und den Schwierigkeiten des Gelingens genauer bekannten Feldherrn nach. Karl war als Regent milde und behutſam, als Feldherr dennoch immer für die kühnſten, ja oft für die gefährlichſten Entſchlüſſe entſchieden. Wenn Europa ruhig, wenn wenigſtens Deutſchland einig geweſen wäre, ſo würde die Geſchichte ein großes Schauſpiel mehr aufzuweiſen haben; Karln, im Kampf mit einem ſeiner würdigen Gegner. Wenn auch die Hoffnungen eines ſeiner großen Feldherrn, des berühmten Marquis del Guaſto überſpannt ſeyn mochten, der da meinte, man müſſe den Türken alles wieder abnehmen, was ſeit Gottfried von Bouillon verloren gegangen ſey; Ungarn wenigſtens wäre gewiß befreit, Deutſchland und Öſterreich gegen ſo manche zerſtörende Einfälle der türkiſchen Macht im voraus geſichert worden. Der kürzeſte Aufſchluß darüber, warum von dieſer Seite nicht mehr gewonnen werden konnte, ſpricht vielleicht aus folgendem Zuge. Als Karl vor dem abtrünnigen Moritz von Inſpruck flüchten mußte, ſagten ihm die deutſchen Reuter, die ſeine Begleitung ausmachten, treuherzig: wenn er doch nur in Rückſicht des Glaubens nachgeben wollte, ſo würden die Deutſchen ihm ein Heer geben, mit dem er Conſtantinopel erobern könne. Um dieſen Preis, erwiederte Karl, möge er ganz Europa nicht haben. Jene Äußerung war keinesweges übertrieben, Deutſchland war damals ſo ſtark, daß es vereinigt, nicht nur jeder andern europäiſchen Kriegsmacht überlegen, ſondern auch der türkiſchen vollkommen gewachſen geweſen ſeyn würde.

Daß Karl zum großen Feldherrn geboren ſey, erkannten ſeine Zeitgenoſſen einmüthig, er bewies es nicht nur durch die Unerſchrockenheit in jeder Lage und Gefahr, ſondern beſonders auch durch die Gegenwart des Geiſtes, die klare Überſicht des Ganzen, die er am Tage der Schlacht zeigte. In friedlichen Gewohnheiten, und Staatsgeſchäften aufgewachſen, ſchien er zur entſcheidenden Stunde die Gefahr zu lieben, von dem großen Augenblicke begeiſtert zu ſeyn; nie verlor er die ihm eigne klare Beſonnenheit, doch immer geneigt die kühnſten Maßregeln vorzuziehen. Das unterſchied ihn am meiſten von den großen Feldherrn, die ihn umgaben; dadurch war er es, der den großen Sieg bei Tunis erſt recht vollkommen und glänzend machte, und als bei dem Unglück vor Algier Sturm und Ungewitter ſeine Flotte vernichtet, die Waffen verderbt, ſein Heer zerſtreut hatte, da war er es wieder, der unter allen am unerſchrockenſten blieb, der allen Muth einſprach, überall half, jede Noth, jede Entſagung mit dem gemeinſten Krieger theilend, keine Gefahr achtend, und faſt der letzte das Ufer der Barbaren verließ. Dieſe Unternehmung gegen Tunis und die afrikaniſchen Raubſtaaten war für das Bedürfniß der ſpaniſchen und italiäniſchen Küſtenländer zunächſt erforderlich; auch für die Freiheit des geſammten Europa war es ſehr wichtig, der türkiſchen Seemacht vor allen Dingen ſich entgegen zu ſetzen. Hätten die Türken die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere ferner behauptet, ſo würde das ſüdliche Italien wahrſcheinlich in ihre Hände gefallen ſeyn. Karl hat die ſpaniſche Kriegsſeemacht auf die Stufe gebracht, durch welche es unter ſeinem Nachfolger möglich ward, den Türken in einer entſcheidenden Schlacht die Herrſchaft der Meere für immer zu entreißen. Dieß war für die Freiheit Europa's eben ſo weſentlich und nothwendig als der Widerſtand zu Lande. Von der Wichtigkeit der afrikaniſchen Küſte für Spaniens Wohl, wie in gleicher Überzeugung ſchon Ximenes ganzer Eifer dahin ſich richtete, war Karl ſo durchdrungen, daß noch in ſeiner letzten Abgeſchiedenheit die Nachricht von einem daſelbſt erlittenen Verluſt der Spanier, ſein Gemüth ergriff, und ſeine Krankheit verſchlimmerte.

Herablaſſend und gütig wie er überhaupt gegen alle war, wußte er auch die Liebe der Soldaten zu gewinnen; vertraulich miſchte er ſich unter ſie, legte mit Hand an die Arbeit, ward Vater von ihnen genannt und über alles geliebt, ungeachtet er die Kriegsgeſetze, wo es das Recht und die Nothwendigkeit forderte, ſtreng erfüllen ließ. Grenzenlos war die Ergebenheit ſeiner großen Feldherrn gegen ihn; und hierin war er ſehr glücklich. Peſcara, Bourbon, und Frondsberg in ſeiner frühern Zeit, Doria, Leyva, der Marquis del Guaſto, Alba vor allen, und ſo viele andre bildeten einen Kreis von Helden um ihn her, dergleichen die Geſchichte aller Zeiten nur ſelten aufzuweiſen hat. Peru's und Mexico's Goldquellen waren ſein, in einer Zeit, wo kein Heerbann mehr galt, noch keine geſetzliche allgemeine Werbung eingeführt war, wo der freie Kriegsmann um den Sold diente, Geld allein nicht bloß ein Heer erhalten mußte, ſondern auch es nur erſt zu verſammeln nothwendig war. Mit ſo großen Gaben und Vortheilen zum Feldherrn, ja zum Eroberer ausgerüſtet, hat er, den ſeine Feinde des Strebens nach der Universalmonarchie beſchuldigen, hat Karl nur die ererbten Reiche erhalten, keine einzige ungerechte und überhaupt bedeutende Eroberung in Europa durch die Waffen gemacht. Es ſchien ihm der Ruhm den eine chriſtliche Nation im Kriege mit der andern erreicht, nicht erwünſcht. Gern und mit ganzer Seele war er nur bei dem Krieg, wenn derſelbe gegen den Erbfeind der ſpaniſchen und der deutſchen Nation und überhaupt des chriſtlichen Europa gerichtet war. Als er zu Tunis zwei und zwanzig tauſend Chriſtenſklaven der Freiheit, und ihrer Heimath wiederſchenkte, da ſagte er: dieß allein lohne den Feldzug, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte.

* * *

Nur in Spanien erreichte Karl der Fünfte ganz das, was er wollte. Der ſtäte Kampf mit Frankreich verhinderte, daß Europa damals überhaupt den türkiſchen Angriffen wirkſamer entgegen treten konnte. In

Deutſchland erwartete Karln der ſchwerſte von allen Kämpfen, die er zu beſtehen hatte, und wenn ſeine großen Anſtrengungen für dieſes Land auch nicht ohne wohlthätige Folgen blieben, ſo gelang wenigſtens das, was er ſelbſt gewollt hatte, hier nicht. In Italien erreichte er einiges Gute, wo nicht alles, doch das, was ſich unter den damaligen Umſtänden noch erreichen ließ.

Frankreich war ſeit Philipp der Schöne die Freiheit der Kirche unterdrückt hatte, ſeit ſtete Annäherung zum vollkommenen Deſpotismus hier Grundſatz geworden war, ein gefährlicher Nachbar für Deutſchland, eine Störung und Quelle von Unruhe für Europa, und Urſache der Zerrüttung für Italien geweſen. Tadelhaft war demnach vielleicht das fortdauernde Friedensſyſtem des öſterreichiſchburgundiſchen Hauſes, indem über dieſe Neigung zum Frieden oft die günſtigſten Gelegenheiten, das Übel an der Wurzel auszurotten, verſäumt und der Keim künftiger Kriege und Zerrüttungen in jedem neuen Friedensvertrage übrig gelaſſen wurde. Es war ſeit Ludwig dem Eilften nicht ſchwer das verderbliche franzöſiſche Syſtem, für das was es war, für die Quelle alles Übels und alles Unglücks in Europa zu erkennen. Als ſolches ward es von mehreren Regenten richtig erkannt und beurtheilt, nur daß ſie zu oft den Weg einer milden und ſchonenden Gegenwirkung den entſcheidenden Mitteln vorzogen. Erſt dann würde es möglich geweſen ſeyn, das chriſtliche Europa kräftig nach außen zu vertheidigen und zu befeſtigen, wenn Ruhe und Eintracht zuvor im Innern begründet, hier die Quelle des Übels vertilgt worden wäre. Es war dieſe Neigung zum Frieden mit Frankreich ſo ſehr Familiengrundſatz des öſterreichiſchburgundiſchen Hauſes, daß ſelbſt mehrere der durch große Regenteneigenſchaften ausgezeichneten Fürſtinnen dieſes Hauſes, wie die ältere Margaretha, auch Karls Schweſtern ſo dachten, und mit allem Eifer in dieſem Sinne zu wirken ſuchten. So ſehr man auch nach dem Erfolg dieſe unzeitige Friedensliebe des öſterreichiſchburgundiſchen Hauſes zu tadeln geneigt ſeyn möchte, ſo darf man doch den edlen und großen Begriff, der dabei zum Grunde lag nicht verkennen; der Begriff von einem chriſtlichen Staatenverein, und einer durch Verträge und Ehrgefühl bedingten milden Schlichtung aller in ihm entſtandenen Zwiſtigkeiten, von einem nur zu dieſem Ende immer enger zu knüpfenden Familienbande zwiſchen den großen herrſchenden Dynaſtien Europa's.

Das wird man leicht zugeben, wenn man die Geſchichte, die Charaktere, und die Beſtrebungen jenes Zeitalters genauer kennt, daß ſich nicht leicht ein größeres Unglück für Europa hätte denken laſſen, als wenn die ſehr weit ausgreifenden und tief begründeten Plane des deſpotiſchen Ludwigs des Eilften, des erobeſich wiederhohlt. Nie verſäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten 10), und ſtiftete außerdem gymnaſtiſche und muſikaliſche Kampfſpiele ihnen zu Ehren. Leichenſteine verkündigten durch Inſchriften den Ort, wo die Heldenſchaaren gefallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pauſanias 11) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freyheit geſtorben wurden, den Staat gerettet, die Verfaſſung verbeſſert, oder Tyrannen beſiegt hatten.

Hier ſagt Pauſanias 12), waren zuerſt diejenigen begraben, welches einſt in Thrake von den Edonern überraſcht, und getödtet waren. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erſt ſpäter fügten die Athener die epitaphiſche Lobrede zu dieſem Gebrauch. Mögen ſie nun, wie Dionyſios in Zweifel ſteht 13), von denen, welche zu Artemiſium, bey Salamis und in Platäa für das Vaterland ſtarben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathoniſchen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieſer Einrichtung, und der Urheber der helleniſchen Epitaphien ſeyn, wie Anaximenes der Rhetor behauptet 14); gewiß iſt es, daß dieſe Sitte, welche alſo mit dem Urſprunge der attiſchen Größe ungefähr gleichzeitig iſt, unter die eigenſten Eigenthümlichkeiten des attiſchen Volks gehört.

* * *

---

10) Plat. Menex. p. 306. 11) Paus. I. 29. 12) ibid. 13) Archaeolog. II. p. 201. ed. Sylb. 14) Plut. Poplic. p. 102. A.

rungsſüchtigen Karls des Achten, und der übrigen in Verträgen leicht veränderlichen, im Zweck immer gleich geſinnten franzöſiſchen Könige wirklich ganz zur Ausführung gekommen wären. Aber wird man ſagen, war denn Karls des Fünften weit verbreiteter Einfluß, war dieſe Art von Oberherrſchaft, die er ungeachtet aller Widerſtrebungen dennoch über den größten Theil von Europa behauptete, der allgemeinen Freiheit und der Selbſtſtändigkeit der Nationen nicht auch entgegen geſetzt, und einem wahren Ideal eines auf Gerechtigkeit gegründeten chriſtlichen Staatenvereins der abendländiſchen Völker nicht eben ſo nachtheilig und widerſprechend, als es der Ehrgeiz der franzöſiſchen Könige nur immer hätte ſeyn können, wenn es ihnen gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen? —

Diejenigen, welche von der allgemeinen Idee des Staats, eines öffentlichen Lebens, und einer Nation ausgehen, ſind nur zu ſehr geneigt, ſich alles dieß als ein ganz abgeſondertes, für ſich allein beſtehendes Weſen zu denken. Aber weder ein Staat, noch eine Nation iſt je in dieſer Einzelnheit beſtanden; die Weltgeſchichte lehrt, und es bedarf nur einiges Nachdenken, um einzuſehen, daß in einem Syſtem von Staaten und Nationen, welche wie die von Europa ſeit Jahrhunderten in einem ſo innigen, vielfachen, geographiſch und moraliſch unvermeidlichen und nothwendigen Verkehr ſtehen, ein Mittelpunkt nothwendig ſey, von irgendwo aus ein lenkender oberſter Einfluß über das Ganze ausgehen müſſe. Alſo nicht, daß ein ſolcher Einfluß, der immer war und immer ſeyn wird vorhanden, ſondern von welcher Beſchaffenheit er ſey, von wem, und wie er ausgeübt werde, dieß iſt es, worauf es ankömmt, woran die Freiheit des Ganzen hängt, und was jeder Anſtrengung der Edelſten werth iſt. Nicht das Kaiſerthum an und für ſich, wenn es erlaubt iſt in der Sprache des Mittelalters, jenen oberſten durch ſittliche und religiöſe Grundſätze und Zwecke beſtimmten und bedingten oberſten Einfluß im freien Verein der chriſtlichen Staaten, ſo zu nennen; nicht das wahre Kaiſerthum in jenem Sinne des Mittelalters iſt an und für ſich ſchon ein Eingriff in die allgemeine Europäiſche Freiheit, und eine Form der Ungerechtigkeit. Wohl aber iſt das falſche Kaiſerthum, der nicht auf ſittliche und religiöſe Ideen, ſondern bloß auf egoiſtiſche Herrſchſucht auf einen todten allgemeinen Mechanismus ausgehende und gegründete oberſte Einfluß das größte Unglück, welches die Menſchheit betreffen kann. Während der alten Zeit des chriſtlichen Kaiſerthums im Mittelalter war vielmehr dieſe Form der allgemeinen Freiheit äußerſt günſtig, und bei manchen Mängeln und Gebrechen kein Zeitalter der Entwicklung aller eigenthümlichen Kräfte ſo vortheilhaft, von jeder Art allgemeiner Alleinherrſchaft ſo entfernt geweſen, wie das damalige. Deutſchland war es, welches den oberſten

Einfluß beſaß und ausübte in dem europäiſchen Staatenverein; aber nicht Deutſchland, nicht der Kaiſer allein, ſondern mit ihm Italien und das Oberhaupt der Kirche. Und eben dieſe Zwiefachheit der beiden oberſten, innigſt verknüpften gegenſeitig auf einander ſich gründenden, durchaus beziehenden, und doch von einander unabhängigen Gewalten, war der allgemeinen Freiheit außerordentlich günſtig; hier waren zwar einzelne deſpotiſche Handlungen wie deren beſonders die Hohenſtaufen ſich viele zu Schulden kommen laſſen, aber keine durchaus deſpotiſche Verfaſſung möglich; ſelbſt der gewaltthätigſte herrſchſüchtigſte Kaiſer vermochte nicht das Oberhaupt der Kirche auf die Dauer zu unterjochen und niederzudrücken, eben weil deſſen Gewalt in einem ganz andern, ihm unerreichbaren, auf den Glauben und die öffentlichen Meinung gegründetem Gebiethe lag und ſonach ſchon durch dieſes ihr Verhältniß, von ſelbſt eine wohlthätige Schutzwehr der Freiheit wurde. Als nun jene Europa früher lenkende Form von ihrer Kraft und Bedeutung ſchon ſehr viel verloren hatte, da fühlte Europa und Deutſchland bei dem Andrange der türkiſchen Eroberer, daß Maximilian einen Nachfolger haben müſſe, der wieder Kaiſer ſeyn könnte und Kaiſer wäre im alten Sinne des Worts. Es ſchwankte die Wage, bis die große Wahl endlich für Karln, für Deutſchland und Spanien entſchied. Ohne nun dieſe Entſcheidung, ob ſie die rechte war, nach bloß perſönlicher oder nationaler Vorliebe und Rückſicht beurtheilen zu wollen, kann ein ſehr einfacher, für alle Jahrhunderte geltender Grundſatz vielleicht am beſten dienen, dieß zu beſtimmen. Der lenkende europäiſche Einfluß, welchen eine unbeſchränkte oder deſpotiſche Monarchie beſitzt und ausübt, wird auch unbeſchränkt monarchiſch oder deſpotiſch ſeyn; der Einfluß, welchen eine Republik auf den europäiſchen Staatenverein ausübt, wird in dem Sinne republikaniſch ſeyn, daß er die kleinern und ſchwächern Staaten und Nationen gegen die ſtärkern zu begünſtigen und zu unterſtützen geneigt iſt; welches, wenn es gelingt, zu einer größern Theilung der Staaten und Nationen, wenn es mißlingt, grade zur völligen Unterjochung und Einverleibung der kleinern Staaten in die größern führt. Der Einfluß, welchen ein föderativer, ſtändiſch freier Staat hat, ein Staat, der ſelbſt ein Syſtem von verbundeten Nationen und Staaten iſt, wie Oſterreich unter Karl dem Fünften es war, wird gleichfalls von föderativer Art ſeyn, d. h. an Verträge gebunden, ohne Gerechtigkeit gar nicht haltbar, von Natur und einzelne Ausnahmen abgerechnet zum Frieden geneigt, und wo nicht perſönliche Gründe entgegen ſtehen, an ſich der Freiheit günſtig. Dieſer Grundſatz kann vielleicht am beſten dienen, den überwiegenden öſterreichiſchen, franzöſiſchen, engliſchen Einfluß der damals und in den neuern Jahrhunderten miteinander kämpfte, und wechſelsweiſe die Oberhand hatte, nach ſeinem wahren Werth für das Wohl von Europa zu würdigen. Wie ganz unpaſſend der von den Feinden gewählte Ausdruck einer Univerſalmonarchie ſey, für jenen Einfluß, welchen Karl als Kaiſer, als König von Spanien, und Beſchützer von Italien allerdings auf Europa hatte, und zu behaupten geſonnen war, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Nur diejenigen, welchen der Begriff des wahren Kaiſerthums, eines gerechten, milden, die Freiheit ſchützenden und der Menſchheit wohlthätigen europäiſchen Einfluſſes ganz fremd war, weil ſie nichts kannten und wollten als die eigennützige Politik des Truges und der Habſucht nach Außen, ſo wie den unbeſchränkten Despotismus im Innern, konnten jene hohe ſittliche Idee ſo entſtellen, indem ſie ihre eigene Unrechtlichkeit zum Maaßſtabe nahmen und auf jenes Verhältniß übertrugen. In wiefern aber und in welchem Sinn das ganze damals unter Karl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten ſtehende Öſterreich ein föderativer Staat zu nennen war und nach Karls Abſicht auch durch die Verbindung der ſpaniſchen und der deutſchen Linie immer bleiben ſollte, das wird aus Karls letztem Plane, ehe er die Welt verließ, am deutlichſten hervorgehen.

Jetzt wenden wir unſere Betrachtung auf das, was er in Italien zu Stande brachte, und was er in Deutſchland gewollt, aber nicht erreicht hat. Nach dem

Siege bei Pavia, wo die Gefangennehmung des franzöſiſchen Königs die Welt in Erſtaunen ſetzte, hatte es den Anſchein, als ſey Karl nun unwiderſtehlicher Gebiether von Italien, ja von Europa; und eben dieſer Anſchein erregte ihm Neider und Feinde. Schon unter Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten war neben dem alten Lieblingswunſch einer vollkommnen italiäniſchen Nationalunabhängigkeit und Nationaleinheit, die Abneigung gegen die franzöſiſche Herrſchaft immer ungleich ſtärker geworden; ſie hatte ſich verhaßt gemacht, und man hatte gefühlt, von welcher Seite die ſchlimmſte Gefahr drohe. Jetzt, da Karls Übergewicht entſchieden war, regte ſich wieder die alte zweideutige Politik der Italiäner, die Franzoſen durch die Spanier und Deutſchen, die Deutſchen und Spanier durch die Franzoſen aus Italien zu vertreiben; eine Politik, deren nothwendige Folge war, daß Italien lange Zeit der Schauplatz verwüſtender Kriege wurde, deren natürlichſte Folge es geweſen ſeyn würde, Italien gerade in die härteſte fremde Abhängigkeit zu bringen. Clemens der Siebente war der Urheber dieſer Gegenwirkung, und als auch dießmal Karls Feldherren den entſcheidendſten Sieg davon trugen, und er nun in der That als Herr und Schiedsrichter von Italien auftreten konnte; wie benutzte er ſeinen Sieg, als er zum zweitenmale nach zehn Jahren Spanien verließ, um erſt Italien, und dann Deutſchland zu ordnen? Mit einer, für ſein Glück und ſein jugendliches dem

Ehrgeiz am empfänglichſte Alter, ſeltnen Zurückhaltung und Schonung, mit einer Großmuth gegen Einzelne, gegen Clemens und Sforza, die man gar nicht erwartete, und die ihm auch, wo nicht alle, doch ſehr viele Herzen in Italien gewann. Überall den rechtlichen Beſitzſtand wieder herſtellend, die erblichen Anſprüche ehrend, die größeren Mächte ſchonend und vergleichend, gab er Italien die beſte Verfaſſung, deren es damals noch fähig war; eine föderative Verfaſſung, die unabhängig genug war, daß er den Gedanken faſſen konnte, alle ſpaniſchen Kriegsheere wegzuziehen, und die Unabhängigkeit des Landes der Vertheidigung eines italiäniſchen Bundesheeres überlaſſen zu wollen. Selbſt das eigennützige Venedig gewann er zuletzt einigermaßen durch ſeine friedlichen Grundſätze. — Es konnte Italien damals durchaus nichts anders als ein föderativer Staat, und nur darüber die Frage ſeyn, weil jedes föderative Staatenſyſtem eines Mittelpunktes und eines das Ganze vorzüglich lenkenden Mitgliedes bedarf, welche der drei durch Geiſt, Würde, oder Ausdehnung bedeutendſten Mächte, Florenz, der Papſt, oder Venedig dieſen Vorrang haben ſollte? Florenz war obwohl im Geiſt am gebildetſten, nicht ſtark genug, und im Innern zu gährend. Venedigs Macht war die größte; aber ſein Übergewicht würde für das übrige Italien drückend und zerſtörend geweſen ſeyn; denn als die erſte See- und Handelsmacht würde Venedig, wenn es die Herrſchaft über Italien erlangt hätte, nach der es allerdings ſehr ernſtlich ſtrebte, dieſelbe unfehlbar gebraucht haben den Handel und die Seemacht der andern zu unterdrücken. Ein ſolcher Mißbrauch war nicht vom Papſte zu befürchten, deſſen oberſten Einfluß ſich die andern Staaten um ſo mehr gefallen laſſen konnten, als dieſe Macht einer von allen andern verſchiedenen Art und Würde, auch ihrer Natur nach im Friedensſtande am geſichertſten war, wie es für den Mittelpunkt eines Bundesſtaates erwünſcht und zweckmäſig iſt. Ein friedliches federatives Syſtem, deſſen erſtes Mitglied, wo nicht förmlich als ſolches aufgeſtellt, doch durch ſtillſchweigende Anerkennung der Papſt wäre, war die paſſendſte Verfaſſung für Italien; und wenn der Papſt und die übrigen Staaten für ſich nicht ſtark genug waren, dem franzöſiſchen Angriff zu widerſtehen, ſo blieb nichts andres übrig, als daß der Beherrſcher von Neapel und Mayland, die Grenzen und die Unabhängigkeit jenes friedlichen Staatenbundes ſicherte. Eine ſolche Verfaſſung hat Karl Italien gegeben; dieſer Verfaſſung, und Karln verdankt Italien die glückliche Ruhe, welche es ſeit der völligen Vertreibung der Franzoſen unter ihm und in den nächſten Zeiten nach ihm genoß, während die übrigen Länder von Europa durch Bürgerkriege zerriſſen wurden; und nicht bloß Italien, ſondern die Welt, den herrlichen Flor aller Künſte, der ſich auch im ſechzehnten Jahrhundert noch in Italien entfaltete. Denn wenn gleich in der Philoſophie und Gelehrſamkeit, in der Poeſie und ſelbſt in den bildenden Künſten, die Zeit der italiäniſchen bürgerlichen Kriege, vor Karl dem Fünften und in der erſten Epoche ſeiner Regierung an Geiſtern und Erfindern der erſten Größe vielleicht noch reicher war, als die nachfolgende, ſo iſt doch nach dem erſten Aufſchwung, den der Geiſt in der Zeit der Gährung oft am meiſten nimmt, zur weitern Entfaltung die Ruhe unumgänglich nothwendig, welche Karl Italien ſicherte, indem er mit derſelben Hand, welche den geliebten Dichter der Nation krönte, auch die Verfaſſung und den Frieden gründete, in deſſen Schatten Mahlerei und Baukunſt, Poeſie und Beredſamkeit ſich wetteifernd bildeten. In Spanien hatte Karl eine ganz neue Welt erſchaffen, auch in der Gelehrſamkeit, Bildung, und Dichtkunſt; während vor ihm die Spanier noch ganz nur kriegeriſch waren, wetteiferten ſie unter ihm mit den Italiänern in einem Reichthum an gelehrten Männern in allen ernſten Fächern. In der Geſchichte, Landesſprache und Dichtkunſt entfaltete ſich der Geiſt der ſpaniſchen Nation eben ſo reich und erfinderiſch, als ganz ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe gemäß. So groß war der neue Aufſchwung des ſpaniſchen Geiſtes unter Karl in allen Zweigen der Erfindung und Bildung, daß ſelbſt die lange Regierung eines Philipp ihn nicht niederzudrücken vermochte. So herrlich war die Ausſaat unter Ximenes und Karl, daß die Früchte davon unaufhaltſam und unvertilgbar auch unter Philipp noch aufwuchſen, und erſt ſpät dieſe ganze glänzende Erſcheinung des ſpaniſchen Geiſtes, deren Brennpunkt und Seele Karl der Fünfte war, erloſchen und ermattet iſt. Italien aber gab Karl grade das einzige, was Italien ſich ſelbſt nicht zu geben vermochte, und was das weſentlichſte war für die weitere Entwicklung des italiäniſchen Geiſtes, der in allen Erfindungen ſchon ſo herrliche Beweiſe ſeiner Kraft gegeben hatte.

Die Oberherrſchaft, welche Karl über Italien allerdings hatte und behauptete, war ſo gemäßigt, war durch manche unabänderliche Rückſicht und nothwendige Schonung ſo bedingt und beſchränkt, daß ſelbſt ſein Nachfolger Philipp, der ſie von ihm erebte, keinen weſentlichen deſpotiſchen Mißbrauch, wozu er doch ſonſt ſo geneigt war, davon machen konnte. Die Wiedereinſetzung der Sforza in Mayland, der Mediceer in Florenz, ungeachtet der erſte von ihm abgetreten, Clemens der Siebente der Haupturheber des zweiten Krieges geweſen war, iſt der beſte Beweis von Karls ſchonendem Verfahren in Italien. Man könnte ihn eher darüber tadeln, daß er Mayland nicht lieber ſeinem Pescara gegeben, der ſo große Anſprüche auf eine Belehnung hatte. Pescara, kühn und erfinderiſch, war nicht nur der erſte Feldherr, ſondern

Lyſias, der Sohn des Kephalos, ſtammte von Syrakuſiſchen Ältern, wurde aber zu Athen, wo ſein Vater ſich niedergelaſſen hatte, zur Zeit, da die attiſche Große ihren höchſten Gipfel erreicht hatte, geboren, Ol. LXXX. 2; und ward mit den vornehmſten atheniſchen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darſtellung war ſein Vater ein wohlhabender und ſehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der ſelbſt im hohen Alter wiſſenſchaftliche Geſpräche und Forſchungen liebte. Dieſer Kephalos nähmlich iſt eben jener heitere Greis, mit deſſen ſchönem Bilde Plato ſeine unſterbliche Republik ſo einladend eröffnet. Als Lyſias fünfzehn Jahr alt war, wanderte er mit ſeinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die Athener dahin ſandten, Antheil. Daſelbſt hörte er den Tiſias, welcher zuerſt über die Grundſätze der Redekunſt ſchrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredſamkeit zuerſt ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er ſich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geſchäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieſes Unglück nach ſich zog, ward er mit dreyhundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der atheniſchen Parthey beſchuldigten, verbannt, und kehrte Olymp. XCII, 1. im ſieben und vierzigſten Jahr ſeines Alters nach Athen zurück. Während der Herrſchaft der dreyßig Tyrannen ward ſein Haus geplündert, ſein Bruder Polemarchos ermordet, und er ſelbſt mußte ſich flüchten. Er bewies ſich nachgehends für die Wiederherſtellung der attiſchen Freyder größte Mann ſeiner Nation, der das wahre Wohl und Heil derſelben hell überſah, und wohl die Fähigkeit gehabt hätte, als Eroberer ſelbſt eine Krone zu erſchwingen, Karls Dienſten aber mit unbeſchränktem Eifer ergeben war, weil er in ihm und ſeinem ſchützenden Einfluß das Heil ſeines Volkes ſah. Er war ihm ergeben, aber nicht knechtiſch ſondern wie ein freier Mann, mit offnem Tadel oder Unzufriedenheit, wo er Grund und Recht zu haben glaubte. Daß ſeine Treue und ſeine Abſicht zweideutig geweſen, aus Ehrgeitz etwa wie Wallenſtein, das iſt eine von den vielen Unrichtigkeiten in Karls des Fünften Geſchichte, mit denen üble Abſicht und Vernachläſſigung der Quellen ſie angefüllt haben. Daß Pescara'n jener verdiente Lohn nicht zu Theil ward, war gewiß nicht Mangel der Anerkennung von Karls Seite, ſondern das große Gewicht, welches erbliche Anſprüche, und ein irgend rechtlich gegründeter Beſitzſtand ſtets bei ihm hatten. Daß Karl den Florentinern die Freiheit nicht wiedergab, läßt ſich wohl rechtfertigen, denn wie lange hatten die Florentiner nun ſchon bewieſen, daß ſie die Freiheit zu ertragen unfähig ſeyen, und wenn ſie nicht zu einer dauernden republikaniſchen Form wie Venedig, gelangen konnten, wenn ſie einen erblichen Beherrſcher haben mußten, wer hatte gegründetere Anſprüche darauf als die Medicäer? — Wenn indeſſen etwas an Karls Verfahren in Italien Tadel verdient, ſo iſt es vielleicht, daß er gegen die beiden Päpſte, Clemens den Siebenten, und Paul den Dritten in ihren italiäniſchen Verhältniſſen und Privatbeſtreben allzu nachgiebig war. Wenn früher, am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Päpſte mit allem Eifer danach geſtrebt hatten, den Kirchenſtaat wieder herzuſtellen, alles was davon abgekommen war, wieder zu erlangen, ſo ließ es ſich rechtfertigen, weil dieſe ihre Sorge doch nicht auf ihre eigne Perſon, ſondern auf die Sicherheit, die Würde und Unabhängigkeit des römiſchen Stuhls gerichtet war. Unangenehme Betrachtungen aber erregt es, daß jene beiden Päpſte Clemens der Siebente und beſonders Paul der Dritte, deren lange Regierung gerade in eine für die Kirche und die Welt ſo gefährliche Zeit fiel, auf nichts ſo eifrig bedacht ſchienen, als ihrer Familie ein Fürſtenthum erblich zu ſichern. Wenn wir die vielen großen Männer betrachten, welche Karln in Italien und Spanien umgaben, und dann fragen, wer unter den deutſchen Großen, außer dem brüderlichen Ferdinand, Karls geiſtiger Stellvertreter und Mitwirker an ſeinen großen Zwecken war; ſo findet man hier wenig Antwort. Die Urſache war nicht, daß es damals in Deutſchland an Männern von Geiſt und Kraft gefehlt hätte; aber es waren die vorhandenen Kräfte durch die allgemeine Gährung zerſtreut und meiſtens von dem Kaiſer abgewandt, wo nicht ihm entgegen wirkend. Unter allen deutſchen Fürſten war Pfalzgraf Friedrich Karln am ergebenſten. Auch ohne Churfürſt zu ſeyn, hatte er durch ſeine Thätigkeit auf Karls Wahl großen Einfluß gehabt. Ein treuer Diener ſchon ſeines Vaters Philipp des Schönen, war der Pfalzgraf von Jugend an ein Freund und Geſpiele Karls geweſen; weder eine den Verhältniſſen nicht angemeſſene Leidenſchaft für Karls Schweſter Eleonore, noch nachher die vergebliche Bewerbung um Marien, die verwittwete Königinn von Ungarn, konnte je das gute Verhältniß ſtören. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte der Pfalzgraf mit ähnlichen Bewerbungen hin, unermüdet war er zwiſchen Spanien und Deutſchland hin und her zu reiten; mehr ein Fürſt von liebenswürdigen Eigenſchaften als von ausgezeichneter Kraft. Er war keiner der hitzigſten Anhänger der neuen Lehre, indeſſen folgte er dem Strome, und ſie war es, die ihn zuletzt von Karln entfernte. Wie tief auch bei dieſem die alte Freundſchaft gewurzelt hatte, zeigte ſich an den Beweiſen der Rührung, die er bei der Ausſöhnung mit ihm gab, nach der Zerſtreuung des ſchmalkaldiſchen Bundesheeres. Unter den jüngern Fürſten hatte keiner Karls Gunſt und Zutrauen ſo ganz zu gewinnen gewußt, wie Moritz von Sachſen, der ihn nachmals verließ. Durch Verſtand und Thätigkeit war er ausgezeichnet, und als Feldherr von großer Anlage. Beſonders mochte die Beſonnenheit, die äußere Mäßigung und Würde Karls Neigung gewonnen haben, um ſo mehr da bei vielen andern deutſchen Fürſten der damaligen Zeit mehr noch ein gewiſſer ritterlicher Ungeſtüm in den Sitten herrſchend war, als ein abgemeſſener feiner Anſtand. Karl liebte die beſonnenen, gehaltenen Charaktere, wie Wilhelm von Oranien, und Moritz von Sachſen. Je länger Karl herrſchte, je mehr ſcheint es ihm zur Gewohnheit geworden zu ſeyn, ſein eignes Gefühl zu verläugnen, und zur feſten Überzeugung, daß die Welt nur durch den Verſtand beherrſcht werden könne. Aber die äußere Würde, und beſonnene edle Zurückhaltung, die ſo viel verſpricht, und bei einigen wie bei Karlen, im Innern ein tiefes Gefühl, große Zwecke und edle Geſinnungen verbürgt, kann auch einem gemeinen Eigennutz und der Ehrſucht zur Hülle dienen, und das eingeflößte Vertrauen auf das grauſamſte täuſchen, wie es Karln mit Moritz geſchah.

Was Karl in Deutſchland wollte, war wie ſchon erwähnt, nichts anders als die zerſtörte Eintracht wieder herzuſtellen, und die Kirchentrennung zu verhüten. Auch über dieſen Punkt hat er in damaliger Zeit die entgegengeſetzten Vorwürfe dulden müſſen, und während es in Rom hieß, er greife dem Papſt in ſein Amt, indem er ſich in die kirchlichen Angelegenheiten eigenmächtig einmiſche, wurde in Deutſchland ausgeſprengt, er wolle alle Lutheraner ausrotten. Dieß beſtätigt die Geſchichte nun ſo wenig, daß neuere Darſteller dagegen einen andern viel künſtlichern Vorwurf ausgeſonnen haben, nämlich: er habe die Proteſtanten eigentlich heimlich begünſtigt, aber nur in der eigennützigen Abſicht, um dadurch den Papſt zu demüthigen. Dieſe Hypotheſe iſt daher entſprungen, weil dieſe Schriftſteller ſich zu wenig in Karls Geſinnung, und überhaupt in die Denkart damaliger Zeit haben verſetzen mögen; aus dem Geiſte unſrer Zeit, und ihrer eignen Denkart ſcheint es ihnen unbegreiflich, daß Karl als ein ſo kluger Monarch, für den ſie ihn doch halten, keinen andern Zweck gehabt haben ſollte, als den welchen er wirklich hatte; daß er es nach ſeiner Denkart für die erſte und heiligſte ſeiner Pflichten, für den theuerſten ſeiner Wünſche, ja für den Zweck ſeines Lebens halten konnte, das Unglück einer Kirchentrennung zu verhüten. Der Vorwurf einer eigenmächtigen und gewaltthätigen Einmiſchung in Kirchenſachen, kann Karln nicht treffen. Zu tadeln war nur der erſte ſehr folgenreiche Schritt, Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage, da deſſen eigenthümliche Meinungen vom Glauben, von der Gnade, und der Knechtſchaft des Willens keinesweges geeignet waren, an dieſem Orte von den verſammelten Fürſten und Churfürſten ausgemittelt zu werden: die Beſchwerden der deutſchen Nation gegen Rom beſonders in Rückſicht des Geldes welches häufig aus dem Lande gieng, hätten wie oft geſchehen war, auch ohne ihn ausgemittelt werden mögen. Nachdem die Proteſtanten aber keine Kirchenverſammlung noch weniger Rom anerkennen, und ſich mit der geiſtlichen Gewalt in keine Art von Unterhandlung einlaſſen wollten, ſo blieb nichts anders übrig, als daß der Staat und des Staats Oberhaupt mit ihnen unterhandelte. Hätte Karl ſo ſehr geſtrebt, die Kirche und beſonders das Oberhaupt derſelben zu beſchränken, wie die neuern Schriftſteller es ſich ausgedacht haben, ſo würde er damit unſtreitig wohl in Spanien ſelbſt den Anfang gemacht haben, und man würde den damaligen Zuſtand von Spanien ſehr verkennen, wenn man glaubte er hätte dieß wegen der Denkart der Nation nicht gedurft. Wie überhaupt die gegenſeitigen Gränzen der biſchöflichen und der päbſtlichen Gewalt oft ein Gegenſtand des Streits geweſen waren, ſo fehlte es auch den ſpaniſchen Biſchöfen, wie denen andrer Nationen, nicht an alten Beſchwerden, Anſprüchen und Streitigkeiten, die Karl zu ſolchen ehrgeizigen Abſichten hätte benutzen können, wenn er ſie gehabt hätte; um ſo mehr da man aus allen damaligen ſpaniſchen Schriftſtellern erſieht, daß die beiden Päbſte, Clemens der Siebente, und Paul der Dritte, perſönlich bei der ſpaniſchen Nation äußerſt verhaßt waren. Daß er die Proteſtanten begünſtigt habe, kann nicht von Karln geſagt werden; nachgebend war er, ſo weit es ſeine Überzeugung litt, weil er nicht den Krieg mit ihnen, ſondern den Frieden ſuchte, und immer von neuem die Hoffnung faßte, die Ausſöhnung und Wiederherſteltung ſey noch möglich. Aus dieſer Überzeugung entſprang die Langſamkeit ſeines Verfahrens. Er hoffte die Gährung der Gemüther würde von ſelbſt, wo nicht aufhören, doch ruhiger werden; und wenn er übrigens den Augenblick, wo Deutſchland von dem furchtbarſten türkiſchen Angriff bedroht ward, nicht gerade dazu wählte den Streit mit den Proteſtanten zur Entſcheidung zu bringen, oder noch heftiger anzufachen, ſo kann er deswegen wohl nicht getadelt werden. Es war dieſe äußere Ruhe vor dem Ausbruch des deutſchen Krieges nur ein täuſchender Schein. Zu tief hatte ſchon die Spaltung in den Gemüthern Wurzel gefaßt. Gegen einen Karl, einen Melanchthon, gab es viele tauſende, die in wilden Haß entflammt, und gränzenlos erbittert waren, einzelne auch die ehrgeitzige Nebenzwecke im Auge hatten. Es trug ſich in jener Zeit wo die ſteigende Erbitterung ſchon den Bürgerkrieg vorausſehen ließ, ein Ereigniß zu, das wie wohl es nur Einzelne betraf, doch auf das ganze Zeitalter einen großen Eindruck machte. Von zwei ſpaniſchen Brüdern war der eine in Deutſchland der neuen Lehre beigetreten; der andre hierüber in Unwillen, kam auch nach Deutſchland, traf den Bruder, gegenſeitige Erbitterung und Wuth führte bis zur Ermordung des einen durch den andern. So großen Eindruck machte dieſer, obwohl einzelne Vorfall, daß kaum ein Schriftſteller jener Zeit gefunden wird, der ihn nicht mit Umſtänden erzählte, nicht mit einem eignen Schauder dieſes Brudermords erwähnte. Es war wie ein unglückliches Vorgefühl von dem Fluch der Verblendung der ſeit dem ſchrecklichen Zwieſpalt des Glaubens auf der Menſchheit ruhte, von allem dem Bruderblute welches im Laufe von anderthalb Jahrhunderten in Frankreich und Spanien, in den Niederlanden, in England und Deutſchland, auf Schlachtfeldern und Blutgerüſten vergoſſen werden ſollte.

Mit einer unbeſchreiblichen und ganz unermüdlichen Geduld, arbeitete der Kaiſer in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Krieges, an dem Werke des Friedens und der Eintracht, unterſtützt von mehreren, durch Kenntniſſe, ſittliche Würde, und Billigkeit am meiſten geachteten Gelehrten beider Partheyen. Aber vergeblich; die entgegengeſetzten Verbindungen der proteſtantiſchen und der katholiſchen Fürſten, geriethen immer heftiger aneinander; immer mehr Thaten geſchahen, welche auch ohne Rückſicht auf den Glauben und auf die Kirche, kein Kaiſer, der es mehr als dem Nahmen nach ſeyn wollte, dulden durfte. In keiner andern Zeit hat Karl gleich wie in dieſer die ganze Stärke ſeines Charakters und ſeines Feldherrn Talents entwickelt, als in dieſem ſchmalkaldiſchen Kriege. Ganz rettungslos ſchien ſeine Lage am Anfange deſſelben, aber ſo wie ſein Zutrauen, man kann ſagen ſeine Heiterkeit mit der Gefahr ſelbſt ſtieg, wie er ſeine Krieger durch ſich, durch ſeine Liebe und herablaſſende Vertraulichkeit zu dem Unmöglichen zu begeiſtern wußte, ſo bemächtigte ſich eine unbegreifliche Verblendung und Verwirrung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes. Tapferkeit und Klugheit als Haupt der Seinigen hatte der Landgraf oft bewieſen; jetzt an dem entſcheidenden Tag der Gefahr täuſchte auch er das Zutrauen, das alle auf ihn allein geſetzt hatten. Es war Karls innigſtes Gefühl als er nach der Schlacht bei Mühlberg, da die größte Gefahr, die ihn je bedroht hatte, unverhofft beſiegt war, mit Erinnerung an Cäſars berühmte Worte ſchrieb: Ich kam, ich ſah, und Gott ſiegte. Unglaublich war die Wirkung, die dieſer plötzliche unerwartete Umſchwung der Dinge in Deutſchland, wie außer Deutſchland hervorbrachte. In Deutſchland unterwarf ſich ihm alles, wie von einem wunderbaren Schrecken befallen, ohne Rückhalt und ohne Bedingung. Im übrigen Europa ſchien, daß er Deutſchland, welches man damals noch für das erſte und mächtigſte aller Länder hielt, aus der gefährlichſten Lage, faſt ohne Hülfsmittel, als die ſein unerſchütterlicher Muth ihm gab, im Schlachtfelde, und auch geiſtig in Zeit von wenigen Monathen ganz beſiegt und bezwungen hatte, ſo groß, daß alle Namen des Ruhms auf ihn gehäuft, er dem Cäſar und Alexander an die Seite geſtellt wurde. Eine Geſandtſchaft des moskowitiſchen Zaars, des Chans der Tartaren, wie ſchon der Kaiſer von

Perſien ihm zu ſeiner Thronbeſteigung durch eine Geſandtſchaft Glück gewünſcht hatte, dienten ihn in den Augen der Menge um ſo mehr, als den erſten Monarchen Europa's zu verherrlichen. —

Er hatte im erſten Augenblick des Sieges in Deutſchland thun und gebieten können, was er nur wollte, denn groß war ſein Anhang, und die Zahl ſeiner treuen Freunde und Diener, und ganz von Schrecken befallen die, welche ſeine Feinde geweſen waren. Es war die rechte Zeit um die deutſche Verfaſſung aus dem Grunde zu ändern, wenn er das gewollt hätte; was er auch ohne Verletzung des Rechts thun konnte, denn welcher der kriegführenden Fürſten hatte nicht die Verfaſſung auf eine oder die andre Art zuerſt übertreten? Es war um ſo mehr alles alte Verhältniß aufgehoben, und ein ganz neuer Zuſtand der Dinge eingeleitet, da die kriegführenden Fürſten ihn gar nicht mehr als Kaiſer erkannt, ihn bloß Karln von Gent genannt hatten. Er bediente ſich ſeines Glücks und ſeines Siegs allein, um das Werk der Eintracht, an dem er ſo lange mit Eifer, aber mit unglücklichem Erfolg gearbeitet, nun deſto wirkſamer durchzuſetzen. Und mit welcher Billigkeit that er dieß! Daß es nicht gelingen konnte, weil er ſo weit über ſeine Zeitgenoſſen erhaben war, weil dieſe ſo weit entfernt waren von ſeiner großen milden Sinnesart, weil er mit dieſer Billigkeit in ſeinem Zeitalter ſo ganz einzeln und allein heit ſehr thätig. Er ſelbſt gab zweytauſend Drachmen, und zweyhundert Schilde her. Er miethete dreyhundert, oder nach dem Juſtinus 15) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thraſydaios von Elis, ſeinen Gaſtfreund, ihm zwey Talente zu dieſem Zweck zu geben. Dafür machte Thraſybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu ſchenken; welchen Antrag das Volk auch beſtätigte. Weil aber dieſer Volksbeſchluß gegen die geſetzliche Form, ohne vorläufige Berathſchlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, ſo ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lyſias blieb des Bürgerrechts verluſtig. Er ſtarb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demoſthenes.

Anfangs gab Lyſias Unterricht in den Grundſätzen der Redekunſt 16); weil aber Theodoros in der Wiſſenſchaft ſcharfſinniger, in den Reden ſelbſt aber dürftiger war, als er, ſo ließ Lyſias die Wiſſenſchaft liegen, und fing an Reden zu ſchreiben. Dieſer Zug iſt nicht unbedeutend. Bey den Neuern würde Lyſias ſich wahrſcheinlich dem wiſſenſchaftlichen Unterricht, Iſokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil ſind die Beyſpiele, wie einheimiſch unter den Alten, auch bey gewöhnlichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Beſtimmung und vorzüglichſten Geſchicklichkeit war. Die Alten wußten, was ſie wollten; und fühlten beſtimmt, was ſie konnten. Lyſias ſchrieb ſehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne; unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm

---

15) Just. V. 9. 16) Cic. Brut. 12

daſtand, ſoll man ihm das zum Vorwurf machen? Mit ſorgfältiger Schonung hatte er es zu verhindern gewußt, daß der Krieg nicht eigentlich den Namen und den Charakter eines Religionskrieges erhielte. Und er war es auch nicht; nicht bloß weil ein proteſtantiſcher Fürſt es mit Karln hielt, andre proteſtantiſche wie katholiſche neutral blieben, ſondern ſelbſt die Art wie der Krieg geführt ward, welche Art freilich in der folgenden Zeit nicht mehr die nähmliche blieb, bewies es, daß er es nicht ſey. Jedes Große und Gute, wenn es auch dem äußern Schein nach mißlingt, hat unausbleibliche und unvertilgbare Folgen. Daß in Deutſchland nachdem die verſuchte Wiedervereinigung unmöglich ſchien, doch wenigſtens ein wahrer Frieden zwiſchen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthei ſogleich möglich war, daß er ein halbes Jahrhundert beſtehen konnte, während in Frankreich und England das Blut ſchon Stromweiſe floß, wem anders verdankte dieß Deutſchland als Karls unermüdlichen Friedensbeſtrebungen, wodurch nicht nur die Geſinnungen einiger wenigen Beſſeren gemildert, ſondern auch die Formen eines ſolchen den Menſchen noch ganz neuen Verhältniſſes und Glaubensfriedens mehr entwickelt wurden? Daß der Frieden nach einem halben Jahrhundert dennoch brach, und der ſchrecklichſte Krieg ſich entflammte, darf nicht angeführt werden, um jene Wohlthat herabzuſetzen; wenn Karls Geiſt nur wirkſamer in Deutſchland geblieben wäre, wenn er nur mehr ähnliche Geſinnungen geweckt hätte, ſo wäre es nie zu einem dreißigjährigen Krieg gekommen. Nur einen groſen Fehler der Staatskunſt begieng er auch hier; daß er abermals in einem Falle, wo nur die ganz entſchiedene Maaßregel, nur eines von den zwei Entgegengeſetzten, vollkommne Strenge, oder unbedingte Milde , wirkſam zum Zwecke führen konnte, den Mittelweg einer ſich gegenſeitig bedingenden Gerechtigkeit und Schonung wählte. Dieß gilt von ſeinem Betragen gegen alle kriegführende Fürſten, am meiſten gegen den Churfürſten Johann Friedrich. Alba beſchwor ihn, wenn er um den Vorwurf der Eroberungsſucht nicht auf ſich zu laden, ſeinen Bruder nicht mit Sachſen belehnen wolle, ſo ſolle er es zerſtückeln, die Städte zu freien Reichsſtädten erheben, die Länder unter die verſchiedenen kleinen Fürſten theilen; wenn er auch dieß nicht wolle, ſo ſolle er dann das Ganze ungetheilt dem Johann Friedrich wieder geben, der durch dieſe Großmuth vielleicht gewonnen werden könnte; nur Moritzen ſoll er es auf keinem Falle geben. Auch der treue Ferdinand war gegen Moritz; aber umſonſt, Karl hatte ſein Wort gegeben, er erfüllte es, und ward ſchrecklich getäuſcht. — Für den Churfürſten Johann Friedrich gewann Karl während ſeiner Gefangenſchaft ſelbſt Achtung, ja Freundſchaft. Er war anfangs auf ihn am meiſten erbittert, weil Johann Friedrich ſeinen Vereinigungsverſuchen immer unter allen den unbiegſamſten Widerſtand entgegengeſetzt hatte; auch in der Gefangenſchaft wollte er, nachdem er für ſich und ſeine Nachkommen bedeutenden Ländern entſagt hatte, Karls Vereinigungsformel, das Interim, nicht unterſchreiben, weil er es gegen ſeinen Glauben und ſein Gewiſſen hielt; dagegen der Landgraf, wenn er auf dieſe Bedingung frey werden könnte, ſich gleich dazu bereit zeigte. Eben dieſe Unbiegſamkeit Johann Friedrichs war eine Folge, und ein Beweis wo nicht eines umfaſſenden Verſtandes, doch eines biedern Herzens; und bei Karln machte die Theilnahme für den rechtſchaffnen Fürſten wohl um ſo höher ſteigen, je mehr er ſich in ſeinem bisherigen Günſtlinge Moritz betrogen fühlte.

Als dieſer ſein Feldherr ſich gegen ihn wandte, ihn überfiel und zur Flucht nöthigte, da ſah Karl ein, daß ſeine Abſicht, die Kirchentrennung zu verhüten, unausführbar ſey; einen für dieſe Lage und die bleibende innere Trennung erträglichen Frieden zu ſchließen, wie überhaupt die deutſchen Angelegenheiten überließ er von nun an ſeinem Bruder Ferdinand. Man würde irren wenn man glaubte, er habe, weil er im erſten Augenblick der Überraſchung ohne Macht zum Widerſtande war, überhaupt keine Hülfsmittel mehr gehabt. In wenigen Monathen ſtand er durch die thätige Mitwirkung ſeiner Schweſter Maria, an der Spitze eines Heers von mehr als funfzig Tauſenden. Daß es ihm nicht ſchwer werden konnte auch proteſtantiſche Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, ſieht man an dem Beiſpiele eines der unternehmendſten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in ſeine Dienſte trat. Immer war Karls Anhang noch ſehr groß in Deutſchland. Hätte er ſich nur an Moritz rächen, den Churfürſten Johann Friedrich wieder einſetzen, jenes große Heer in Deutſchland gebrauchen wollen, ſo würde er noch jetzt leicht die Oberhand gewonnen haben. Nur in Rückſicht des Glaubens hätte er nachgeben müſſen, ſo wäre ihm noch damals ganz Deutſchland zugefallen. Aber das eben konnte, und wollte er nicht, und ſeitdem er ſah, daß die erwünſchte Wiedervereinigung, an die er ſo viele Jahre der Anſtrengung verſchwendet hatte, bei dieſer herrſchenden Stimmung der Gemüther durchaus unausführbar ſey, ſo verlohr er alle Theilnahme an Deutſchland, und ſichtbar iſt an ihm ſeit dieſer Zeit eine entſchiedene Abneigung und Gleichgültigkeit gegen alle deutſchen Angelegenheiten.

Bei der Gefangenhaltung der beiden Fürſten Johann Friedrich, und des Landgrafen, hatte Karl keinen andren Zweck als den, dieſe beiden waren der eine durch ſeine unerſchütterliche Unbiegſamkeit, der andre durch ſeine unruhige Thätigkeit, der von Karln ſo ſehr gewünſchten Wiedervereinigung am meiſten im Wege ſtanden, ſo lange außer Einfluß zu ſetzen, bis die Wiedervereinigung durch ſich ſelbſt Feſtigkeit genug erlangt hätte. Bei dem Landgrafen hatte er ſich auch hierin ſo wenig verrechnet, daß derſelbe noch in der Gefangenſchaft erbötig war, das Interim anzunehmen, und als er wieder frei ward, gar nicht mehr derſelbe ſchien, die eigne Kraft, den Muth und alles Anſehen verlohren hatte. Über die Gefangennehmung des Landgrafen hat man Karln unwürdige Vorwürfe gemacht, deren Ungrund jetzt völlig erwieſen iſt. Karl iſt hierin von allem Vorwurf ganz frei, die Unterhändler waren es, die dem Landgrafen mehr verſprochen haben, als Karl wußte und wollte. Tadel aber verdient Karls Verfahren von Seiten der Staatskunſt vielleicht, hier wie in mehreren andern Fällen, daß er in einem Zeitalter gewaltſamer Umwälzung und allgemeiner Spaltung nicht immer die entſchiedenſten Maaßregeln ergriff, zu oft den gemäßigten Mittelweg einſchlug. Im Ganzen jedoch mißlang die von Karln beabſichtigte Wiedervereinigung nicht wegen einer einzelnen falſchen Maaßregel, ſondern weil die Spaltung, die Gährung und Erbitterung der Gemüther zu allgemein war.

Moritz hatte ſich zum Retter der deutſchen Freiheit aufgeworfen, aber die Stimme des Volks war nicht für ihn. Das war auch nicht wohl möglich; ein doppeltes Betragen wird nie von der öffentlichen Stimme verziehen. In eben dem Sinne wie Moritz, nannte ſich der franzöſiſche König einen Beſchützer der deutſchen Freiheit, indem er einige wichtige Städte des Reichs an ſich riß, die ihm Moritz als ob das Reich ſchon ſein wäre, in dem Bündniß mit ihm abgetreten hatte. Gegen dieſen Eingriff wandte nun Karl ſein Kriegsheer, zum letztenmale die Waffen führend für die Ehre und Unverletzlichkeit des Reichs und für die Sicherung ſeiner Niederlande. Er war auch hier nicht glücklich, und konnte Metz nicht wieder gewinnen. Doch erlebte er noch in ſeiner Einſamkeit den großen Sieg bei St. Quentin unter ſeinem Nachfolger; welcher Sieg von dieſer Seite gegen Frankreich volle Sicherheit, ja mehr als das zu gewähren ſchien.

Den Wunſch, welchen Karl ſchon lange gehegt hatte, ſein Leben in ruhiger Einſamkeit, und ſtiller Beſchäftigung mit ſeinem Innern zu beſchließen, führte er jetzt aus. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Kampf geweſen, ſeine Herrſchaft hatte er von Anfang an als einen Beruf, eine große Pflicht und Würde betrachtet, und gefühlt; ein Menſchenalter hindurch, hatte er die Laſt auf ſeinen Schultern getragen, das im Sturm der Zeit gewaltſam ſchwankende Europa mit feſtem Steuer gehalten. Er war ſo wenig ohne Gefühl, daß man eher einen Hang zur Schwermuth in ihm finden könnte; der große Eindruck welchen der Tod ſeiner Mutter, die nach langem ſtillen Wahnſinn kurz vor ſeinem Ende ſtarb, auf ihn machte, iſt in dieſer Hinſicht bedeutend. Und doch hat auch dieſer Entſchluß ſich in die Ruhe zurückzuziehen, zu den ſeltſamſten Auslegungen Anlaß geben müſſen; ein Entſchluß von dem es bekannt iſt, daß er ihn ſchon ſehr frühe, auf dem Gipfel des Glücks, und in der Fülle der männlichen Kräfte gefaßt, und mehrmals geäußert hatte. Obwohl aber von ernſtem tiefen Gefühl in ſeinem Innern, war er im Äußern heiter, geiſtvoll im geſellſchaftlichen Geſpräch, und für Freundſchaft äußerſt empfänglich. Viele und rührende Beweiſe ſind vorhanden, von dieſer gefühlvollen Anhänglichkeit an ſeine Geſchwiſter, beſonders die beiden Königinnen Eleonora und Marie, die ihn bei ſeinem Abſchiede von der Welt nach Spanien begleiteten, überhaupt aber an alle die ihm nahe waren, und einem ſolchen Gefühl nur irgend entſprechen konnten. Freundſchaftlich war ſein Verhältniß gegen ſeine großen Diener im Felde wie im Staat, herablaſſend war er gegen alle, und nicht zu zählen ſind die treffenden Antworten, die geiſtvollen Züge und bedeutenden Ausſprüche die ſein Zeitalter von ihm aufbewahrt hat. Wenn in einem ſolchen Fall einem großen Manne vielleicht auch manches nicht genau nacherzählt wird, ſo würde, wenn man nur die beſten und zuverläſſigſten Züge wählen wollte, ſich leicht ein Buch davon ſammeln laſſen, das in ſeiner Art zu den lehrreichſten gehörte.

So trat der Mann wieder aus der Welt zurück, der als König von Spanien ohne Vergleich der erſte und beſte war, von allen die vor ihm und nach ihm geweſen ſind, der Spanien zu dem gemacht hat, was es zwei Jahrhunderte hindurch war; der als Kaiſer den edelſten Zwecken in unermüdeten Kampfe nachgeſtrebt hatte; der Mann welcher Europa und ſein Zeitalter, alle ſchwer zu löſende Verwirrungen, alle furchtbar drohende Schickſale deſſelben in ſeiner Bruſt und ſeinem Geiſte umfaßte, trug und überſchaute. Bei ſeinem Tode wetteiferten die chriſtlichen Staaten in Trauerfeſten von beiſpielloſer Pracht, ſeinen Namen und ſeine Größe zu verherrlichen; ſelbſt in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs ehrte ein edler Feind durch eine öffentliche Todtenfeier das Andenken des großen Monarchen, der die Welt verlaſſen hatte. Europa ſchien es zu fühlen, daß der Held und Kämpfer des Zeitalters nicht mehr war, welches, nachdem auch dieſe letzte Kraft der Einheit verſchwunden war, einem Jahrhundert von Krieg und Zerrüttung um ſo gewiſſer entgegen gieng.

Funfzehnte und ſechzehnte Vorleſung.

Das Zeitalter, dem Europa nach Karls Tode entgegen gieng, war wohl geeignet den, welcher es im Geiſte vorausſah, mit Schwermuth zu erfüllen. Lange bürgerliche Kriege waren die erſte und nothwendigſte Folge der Kirchentrennung. Sie zerrütteten Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, die ſpaniſche Monarchie, und England, von dem Bauernkriege an zu rechnen bis auf die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten, während voller anderthalb Jahrhunderte, bis endlich zuerſt in Holland, dann ſeit der Königinn Anna in England und Kaiſer Joſeph dem Erſten neue mildere Grundſätze in Europa herrſchend wurden. Nicht lange nachdem in Deutſchland durch Karl den Fünften und ſeinen Bruder Ferdinand, der erſte Religionsfrieden gegründet werden, brachen die innern Kriege in Frankreich und in den Niederlanden aus. Kaum war für Frankreich mit Heinrich dem Vierten ein ſchöneres Zeitalter angebrochen, und Hollands Freyheit nach langem Kampfe anerkannt, als in Deutſchland von neuem der lang zurückgehaltene Krieg mit verdoppelter Wuth ausbrach; als endlich nach dreißig Jahren der Zerrüttung und des Blutvergießens hier der Bund des Friedens eben unterzeichnet ward, mußte in England nach vielen andern grauſamen Hinrichtungen, der unglückliche König Karl ſelbſt das Blutgerüſte beſteigen; und als ſchon in England aus dem Kampf der ſtreitenden Elemente eine neue Form geſetzlicher Freiheit hervorzugehen begann, erging noch unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich eine allgemeine Verfolgung gegen die Proteſtanten; nicht minder grauſam und ungerecht als alles was Philipp den Zweiten bei der Nachwelt in den Ruf eines Tyrannen gebracht hat. Es waren jene Bürgerkriege eine unvermeidliche Folge der Kirchentrennung, nicht nur wegen der innigen Verknüpfung des Staates und der Kirche, ſondern auch weil die neue Lehre meiſtens nicht blos im Glauben, ſondern auch in Beziehung auf den Staat eine eigne und neue Lehre und Parthei war. Zwar die erſten politiſchen Schwärmereien der Wiedertäufer in Deutſchland war ſogleich allgemein von beiden Seiten verabſcheut, vertilgt und wieder vergeſſen worden. Eben daher hatte auch der Religions Zwieſpalt in Deutſchland, in dem Zeitraum von Karl dem Fünften bis zum dreißigjährigen Kriege, weniger als in allen andern Ländern eine politiſche Richtung, in Frankreich aber war bei Calvin's Anhängern, nicht in zügelloſen Schwärmereien wie bei jenem erſten herrührenden, hielten die Kritiker zweyhundert, drey und dreyßig für ächt. Er war nach Cicero zwar ſelbſt in Rechtshändeln nicht bewandert [17], aber ein äußerſt ſcharfſinniger und ausgearbeiteter Schriftſteller, welchen man beynahe ſchon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle zu ſeiner Zeit blühenden Redner, erwarb ſich in allen Arten der Beredſamkeit Ruhm, und konnte nur von wenigen ſeiner Nachfolger übertroffen werden. Seine ſcheinbare Leichtigkeit iſt der Gipfel der Kunſt, und faſt unnachahmlich.

Dionyſios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemeſſenheit ſeines Ausdrucks; ſeine durch die höchſte Kunſt natürlich und kunſtlos ſcheinende Wortſtellung; ſeine Kenntniß und lebendige Darſtellung der Menſchen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewiſſe eben ſo unbeſchreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichſte ſeiner Eigenſchaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionyſios am glücklichſten, und auch in dieſen iſt er geſchickter, das Geringe, Seltſame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit ſeines ſcharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kriti-

---

[17] Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bey den Hellenen ſo wenig geſchätzt, daß die ſogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I, 45.

Ausbruch der deutſchen Unruhen, ſondern in den durchdachteſten, und eben darum dauernder wirkenden Grundſätzen, dieſe politiſche Richtung ſehr ſichtbar; noch mehr bei den Puritanern in England. Dazu kam die Gelegenheit die ſich einer unſittlichen Politik in dem vorhandenen Gährungsſtoff von ſelbſt darbot, ſich der bürgerlichen Unruhen als eines Werkzeuges zu herrſchſüchtigen Abſichten zu bedienen. Die franzöſiſche Regierung hatte zuerſt angefangen, es als den Beweis einer vorurtheilsfreyen Staatskunſt anzuſehen, wenn man die Proteſtanten in Paris foltern und hinrichten laſſe, in Deutſchland aber ſie unterſtütze. Aber auch ohne dieſen vortrefflichen Grundſatz eines neuen an die Stelle des alten ſich bildenden Völkerrechts, der bei den andern Nationen noch keine Nachfolge fand, brachte der natürliche und unvermeidliche Zuſammenhang jeder Glaubens-Parthei in den verſchiedenen Ländern allgemeine und vielfache Verletzungen der Gerechtigkeit mit ſich. Wenn die Königinn Eliſabeth die Hugenotten in Frankreich unterſtützte, ſo war es auch nicht zu verwundern, wenn die Freunde und Glaubensgenoſſen der unglücklichen Maria der Ankunft einer ſpaniſchen Flotte mit Sehnſucht entgegen ſahen. Eine ſolche Verknüpfung der Dinge mußte das gegenſeitige Verhältniß der Staaten nicht nur, ſondern auch der Regenten und des Volks im Staat im höchſten Maaß verſchlechtern, vergiften, und unſittlich machen.

Mehr noch als ſelbſt die Bürgerkriege und das viele vergoſſene Blut, war der Verluſt und die allgemeine Beſchränkung, ſowohl der bürgerlichen als auch der Denkfreiheit zu beklagen, welche die Kirchenſpaltung zur nächſten Folge hatte. An jene umfaſſende und tiefe Geiſtesbildung, an jene wahrhafte und große Denkfreiheit die unter Lorenzo und Leo in Italien, unter Maximilian in Deutſchland geherrſcht hatte, und von da ihren wohlthätigen Einfluß über ganz Europa erſtreckte, war nun gar nicht mehr zu denken. Es mußte vor allem nur der Staat und ſein Daſeyn gerettet und geſichert werden, mochte auch noch ſo viel zu Grunde gehen, mochte es auch noch ſo große und blutige, oder für den Geiſt ſchmerzliche und der Bildung nachtheilige Opfer erheiſchen. Dieß war nicht bloß in der alten Kirche, ſondern eben ſo ſehr auch in dem Gebiete der neuen Lehre der Fall. Es war in dem proteſtantiſchen Deutſchland nicht minder gefährlich von dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniß abzuweichen, als es in dem katholiſchen Europa geweſen wäre, die tridentiniſche Kirchenverſammlung anzugreifen. Wurde doch ſelbſt in Sachſen, dem Vaterlande der Reformation, im Jahre 1574 ein Gelehrter wegen des ſogenannten Kryptocalvinismus, der Beſchuldigung ein heimlicher Anhänger von Calvins Parthei zu ſeyn, in peinliche Unterſuchung gezogen, ein angeſehener Staatsmann und Kanzler im Jahre 1601 aus der gleichen Urſache öffent lich enthauptet. Nicht bloß die Denkfreiheit, ſondern auch die bürgerliche hat in vielen Staaten Europa's durch die Kirchentrennung ſehr gelitten, beſonders in Deutſchland, wo der Bauernaufſtand, und die Gährung des Adels, die Veranlaſſung, die durch die eingezogenen geiſtlichen Güter und durch Verbündung vermehrte Gewalt der Fürſten die Urſache zu vielen Beſchränkungen der ehemaligen Freiheit enthielten. In der ſpaniſchen Monarchie mußten die großen Volksaufſtände, je weniger die Regierung ſie überall zu beſiegen im Stande war, bei gereizter Erbitterung das Syſtem derſelben immer mißtrauiſcher und härter machen. Es iſt wahr, daß eben die ſteigende Beſchränkung gewaltſame Gegenwirkungen und dadurch Freiheit und republikaniſchen Geiſt veranlaßte; wahr daß in einigen Staaten der Kampf der gährenden Elemente endlich in ein Gleichgewicht ſich ſetzte, welches wenigſtens eine Zeitlang blieb, wie dieß nebſt Holland am meiſten in England der Fall geweſen iſt, durch eine kunſtreiche Verknüpfung der alten Formen mit dem neuen Geiſt; ſo wie in Öſterreich durch die mit der Aufrechthaltung des alten Syſtems verbundenen Nachgiebigkeit gegen das neue. Im Ganzen der europäiſchen Geſchichte, wovon ſelbſt England nicht immer eine Ausnahme macht, blieb es in der Verfaſſung wie in der Geiſtes Entwicklung bei eben dieſem Wechſel eines ſtarken Drucks und eben ſo gewaltſamer Ausbrüche der Freiheit. Kann aber der beſtändige Überganz von einem Äußerſten zum andern, der beſtändige Umſchwung und Wechſel von Deſpotismus und völliger Geſetzloſigkeit, der Haß gegen alle Philoſophie auf der einen, Verachtung der Religion auf der andern Seite in der Verfaſſung wie in der Denkart ſo ſicher zu einer wahrhaft geordneten und dauernden Freiheit und Bildung führen, als die gleichförmige innere Entwicklung der frühern Zeit? Zu dieſer war in dem Zeitalter vor der Reformation für den Geiſt und die Bildung ſchon die herrlichſte Anlage, für die europäiſchen Staaten aber wenigſtens die Möglichkeit eines glücklichen und rechtlichen Verhältniſſes vorhanden geweſen.

Der Charakter der neuern Nationen und Staaten in den letzten Jahrhunderten wird wo nicht ausſchließend doch vorzüglich beſtimmt durch die Form, welche die Reformation bei einer jeden angenommen, den Einfluß welchen dieſe auf ſie hatte. Am glücklichſten war unter den wichtigſten Ländern Europa's in dem erſten Jahrhundert nach der Reformation unſtreitig Italien, eben weil es außer der entfernten und mittelbaren Einwirkung der allgemeinen Veränderung von jenem Einfluß frei, von bürgerlichen Religionskriegen verſchont blieb. Die öffentliche Ruhe erheiſchte hier kein andres Opfer, als etwa nur die Verfolgung oder Verbannung eines oder des andern Gelehrten, deſſen Denkart und Lehre jetzt für die öffentliche Sicherheit gefährlich ſchien, da er zu andern Zeiten vielleicht den Ruhm Italiens vermehrt und verſchönert haben würde. Es hatte Italien damals nebſt Spanien, weil auch da Einheit im Ganzen war, allein eine wahre Nationalbildung des Geiſtes, und eine dieſe darſtellende Literatur. Weil aber die Philoſophie aus Furcht vor dem Mißbrauch und den Neuerungen davon ausgeſchloſſen, oder auf eine todte kraftloſe Form herabgeſetzt, weil dieſe ganze Geiſtesbildung zu ſehr nur auf die Fantaſie beſchränkt war, ſo trug dieſe in den Künſten, in der Poeſie und Literatur ſo glänzende italiäniſche und ſpaniſche Geiſtesbildung den Keim der innern Ermattung und Erſchlaffung in ſich; denn nur aus der harmoniſchen Entwicklung aller Kräfte kann wahre Bildung dauernd hervorgehen. In England und Deutſchland giengen durch Erinnerung andrer Zeiten und alter Tagen auch in dieſem Jahrhundert noch manche einzelne Blumen nordiſcher Dichtkunſt aus dem vaterländiſchen Boden hervor; zu einem fortgehenden Ganzen von Geiſteswerken und Geiſtesbildung, zu einer Literatur wie in Spanien und Italien, konnte es nicht kommen. Der Sturm der Bürgerkriege riß alles, wie es aufgeblüht war, wieder in Vergeſſenheit dahin, und ſelbſt die Sprache verwilderte in Deutſchland, als auf ein volles Jahrhundert von Glaubensſtreitigkeiten, die immer mit Erbitterung, oft mit Rohheit, meiſtens mit falſcher Spitzfindigkeit, ſelten mit Geiſt und Tiefſinn geführet wurden, ein verwüſtender allgemeiner Krieg folgte, deſſen Ende viele als Männer und Greiſe erlebten, die ſeinen Anfang als Kinder und Jünglinge geſehen hatten. Auch in Frankreich war damals alle Theilnahme und Kraft auf die bürgerlichen Unruhen und das Spiel der Partheien ausſchließend gerichtet; erſt als Richelieu die Einheit wieder hergeſtellt hatte, ſollte die franzöſiſche Geiſtesbildung ihr Zeitalter beginnen, die er anfangs auch nur zu politiſchen Zwecken hervorzurufen bemüht war. Nächſt Italien war in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der Zuſtand von Deutſchland vom Religionsfrieden bis da der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herannahte verhältnißmäßig noch am glücklichſten. Zwar war es ein falſcher Frieden, der den Zwieſpalt nicht aus dem Grunde hob, ja nicht einmal die Gränzen der feindlichen Parthei ganz unzweifelhaft feſt ſetzte; aber auch ſo war es eine Wohlthat, verglichen mit den Gräueln ſelbiger Zeit in England und in Frankreich. Dieſen Vorzug daß es zuerſt einen Religionsfrieden hatte, verdankte Deutſchland zunächſt den Vereinigungsverſuchen Karl's des fünften, und den dadurch wo nicht gemilderten Geſinnungen doch hier früher entwickelten Eintrachtsformen und Bedingungen. Den obwohl im innern Weſen kraftloſen und ſchwankenden Frieden ſo lang in Dauer zu erhalten, dazu trug es weſentlich bei, daß beide Partheien in Deutſchland wo nicht völlig gleich, doch beide groß und mächtig genug waren, um einander fürchten und ſchonen zu müſſen; nächſtdem das friedliebende nachgiebige Syſtem der erſten öſterreichiſchen Kaiſer aus der deutſchen Linie nach Karl dem fünften; und der ſeit den Gräueln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer zum Grundſatz gewordenen Abſcheu der deutſchen Lutheraner vor allen bürgerlichen Unruhen, vor unrechtlichen Eingriffen oder gewaltſamer Umwälzung der alten Verfaſſung. Calvins Anhänger hingegen, deren Grundſätze und Geiſt überall und von Anfang an mehr auch auf den Staat, auf bürgerliche Verhältniſſe und Veränderungen gerichtet waren, konnten da ſie in den Religionsfrieden nicht eingeſchloſſen, von den Lutheranern ſelbſt verabſcheut waren, nur kaum und allmählig geduldet wurden, erſt ſpät in Deutſchland zu einigem Einfluß gelangen. Ganz anders in Frankreich und England, wo die Partheyen nicht ungefahr gleich, wie in Deutſchland ſondern in beyden Ländern in Frankreich die katholiſche in England die proteſtantiſche Parthey die herrſchende und überwiegend genug waren, um die geringere oft nach Willkühr bedrücken zu können. Verſchwörungen waren in beiden Ländern an der Tagesordnung. In England erregen die Hinrichtungen würdiger und unſchuldiger Perſonen von Thomas Morus bis auf die unglückliche Maria von Schottland, ſelbſt durch die gerichtliche Form der Grauſamkeit noch größern Unwillen, ſo wie der gewaltſame Wechſel der Grundſätze und des Glaubens, der nach der jedesmaligen Denkart deſpotiſcher

Herrſcher blutig durchgeſetzt werden ſollte. In Frankreich iſt das Spiel der Partheyen am Hofe unter den letzten Valois und überhaupt der verworfenſten Intrigue mit dem Heiligthum des Glaubens, mit der Wohlfarth und dem Blute des Volks vorzüglich empörend. Von wie ſtarker und zerſtörender Natur der neue Gährungsſtoff ſey, der jetzt in die Welt gekommen war, zeigte ſich beſonders in England. Faſt noch heftiger und blutiger als der allgemeine Haß der Anhänger des alten und des neuen Glaubens, war der Haß der beiden Partheyen in welchen ſich der neue Glaube hier getheilt hatte, der Haß der biſchöflichen Proteſtanten, und der Puritaner. In dieſer Beziehung war England Deutſchland am ähnlichſten; nur daß ſich in England ganz entwickelte, wozu in Deutſchland nur erſt der Keim vorhanden war. Wäre in Deutſchland die katholiſche Parthey ganz verdrängt worden, hätten die Reformirten etwas mehr Ausbreitung gewinnen können, ſo würde es wahrſcheinlich nach der gegenſeitigen Geſinnung und Erbitterung zu ſchließen, auch in Deutſchland zu einem bürgerlichen Kriege zwiſchen den Anhängern Luthers und Calvins gekommen ſeyn.

In der ſpaniſchen Monarchie zeigte ſich die Kraft der neuen Lehre, und die Reaction der Freiheit in der gefährlichen Form großer Volksaufſtände. Holland erkämpfte die Freiheit, die Morisken im ſüdlichen Spanien unterlagen und wurden ausgerottet. Wie ſehr eine deſpotiſche Regierung, die einen Volksaufſtand veranlaßt, durch eben dieſen in ihrer Strenge noch verhärtet wird, das beweiſt ein dritter bloß politiſcher großer Volksaufſtand unter Philipp den Zweyten in Arragonien. Eine andre Folge der Reformation war, daß die europäiſchen Staaten und Nationen ſich mehr vereinzelten, daß das allgemeine Band, welches ſie vorher verknüpft und umſchlungen hatte, loſer ward, oder gar verſchwand. Deutſchland war von ſeiner alten Größe beträchtlich herabgeſunken, meiſtens auf ſich beſchränkt. England und Frankreich waren ganz nur in ſich und mit ihren innern Bürgerkriegen beſchäftigt. Nur Spanien behauptete fortdauernd die Oberherrſchaft über Italien, nebſt Portugall den faſt vollkommnen Alleinbeſitz des Welthandels und der neuentdeckten Länder, zu Zeiten ein fühlbares Übergewicht über Frankreich und England, eine Art von vorherrſchendem Einfluß in dem ganzen weſtlichen Europa, bis die heller Sehenden bemerkten, daß die ſpaniſche Größe, deren Ruhm und Glanz von Karl dem Fünften her immer noch über ganz Europa ſich verbreiteten, nicht mehr das ſey was ſie geweſen war, und wofür ſie von der Menge noch gehalten ward, daß die große Monarchie unverkennbar und unaufhaltſam im Sinken ſey.

Ehe wir die Geſchichte Philipps des Zweyten, dieſes ſeinem Vater ſo wenig ähnlichen Nachfolgers des großen Karl, die fernern Schickſale ſowohl des ſpaniſätzen als die Grundſätze des deutſchen öſterreichiſchen Hauſes betrachten, iſt es nöthig noch einiges zu erwähnen von Karls Abſichten und Grundſätzen für ſein Haus und ſeine Nachkommen, für die öſterreichiſche Dynaſtie in Spanien wie in Deutſchland. Einer ſeiner letzten Plane war bekanntlich der, daß Philipp römiſcher König werden ſollte. Keine von Karls Maaßregeln ſcheint ſo ſehr dem Tadel ausgeſetzt als dieſe, wenn man nicht nach der Abſicht, ſondern nach dem Erfolge urtheilt, und von Karln verlangt, daß er den Charakter ſeines Sohnes ganz ſo vorausgeſehen haben ſollte, wie wir ihn beurtheilen, nachdem ſich dieſer Charakter in einer zwei und vierzigjährigen Regierung der Nachwelt entfaltet, auch während dieſer langen Zeit immer mehr verhärtet und verſchlimmert hat. Zwar ſcheint der bloße Gedanke was aus Europa geworden ſeyn würde, wenn Philipps des Zweyten Gemahlinn Maria von England länger gelebt hätte, ihre Ehe fruchtbar geweſen, er im langen Beſitz der Mitregentſchaft wirklicher Beherrſcher von England, und als König von Spanien, von Neapel, Herr der neuen Welt nun auch noch deutſcher Kaiſer geworden wäre. Aber nur aus ſeinem perſönlichen Charakter würde die Gefahr hervorgegangen ſeyn, nicht aus der Vereinigung dieſer Reiche, welche vielmehr durch ihre nicht zu ändernde Verſchiedenheit und Entfernung ſich eine ſichere gegenſeitige Gewährleiſtung ihrer Freiheit gegeben haben würden. In Italien konnkern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attiſchen Styls der Beredſamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einſeitigkeit hoch geprieſen. Jene attiſche Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit ſelbſt, wenn ſie nur geſund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attiſch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Urſache hatte, die Forderung ſtrenger Nüchternheit des Ausdrucks nicht übertreiben zu laſſen, ja auch wohl den Schwulſt ſelbſt verſteckter Weiſe in Schutz zu nehmen: nicht das ſey Attiſch im Lyſias, daß er mager und arm ſey, ſondern daß ſich nichts Abweichendes und Ungeſchicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Geſuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus ſeiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attiſch. Die Geringfügigkeit der Gegenſtände, welche Lyſias, der mitunter ſo kraftvoll ſeyn konnte, wie nur irgend jemand, meiſtentheils behandle, ſey der Grund, warum er ſich ſelbſt herabgeſtimmt habe.

Ein Schriftſteller unſres Zeitalters würde ſich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn man von ihm ſagte, er ſey das Urbild der magern Schreibart. Indeſſen iſt es doch einleuchtend, daß nichts ungeſchicktes ſchön ſeyn kann. Der reine und geſunde Kunſtſinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulſt, und verlangte vor allem, daß der Redner ſich ſeinem Gegenſtande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigſte Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunſt durch eben jene ſcheinbar kunſtte Philipp auch ſo, obwohl durch keine äußere Macht gehindert, nicht Deſpot ſeyn; noch weniger würde er es in England haben ſeyn können, wenn er auch bei längern Leben Maria's, bei der damaligen Stärke der katholiſchen Parthey ſich behauptet, ja die Gemüther für ſich zu gewinnen gewußt hätte. In Spanien würde er ganz ohne Zweifel weit weniger unumſchränkt geweſen ſeyn, als er es wirklich war, wenn er zugleich deutſcher Kaiſer geweſen wäre. Am wenigſten hätte er in Deutſchland je unumſchränkt werden mögen; gerade hier hätte er nachgiebigere Grundſätze annehmen müſſen, oder wenn er unbiegſam ſtreng geblieben wäre, würde der einzige Erfolg der geweſen ſeyn, daß der Krieg der ſpäterhin doch ausbrach, ſchon früher ſich entflammt hätte, und vielleicht ein halbes Jahrhundert früher durch einen weſtphäliſchen Frieden beſchloſſen worden wäre. Eine gänzliche Unterdrückung der einen Parthey war hier nicht zu beſorgen, dazu waren beide zu ſtark. Ganz anders als die Vereinigung ſo verſchiedener Reiche, und weit Gefahr drohender wird die Wirkung da ſeyn, wo ein großer Staat in ſich abgeſchloſſen und in ſeinen Gränzen abgerundet, von Nachbarn umgeben wird, deren jedem er einzeln genommen an Stärke überlegen iſt. Denn hier werden die Gelegenheiten zur regelmäßigen Erweiterung in der Folge der Zeit nie fehlen, die Erweiterung eines ſolchen Staats aber nicht nach dem bündiſchen Grundſatz einer bloßen Verknüpfung geſchehen, ſondern mit Einverleibung in das Hauptland, Verſchmelzung in die allgemeine Maſſe, mit deren Ausdehnung nothwendig auch die Allgewalt im Innern immer höher ſteigen, immer unbeſchränkter werden muß. Wie dem aber auch ſey, und wie viel glücklicher und erwünſchter für Deutſchland auch die milden Regierungsgrundſätze der erſten öſterreichiſchen Kaiſer aus der Deutſchen Linie waren, als jenes Ereigniß geweſen ſeyn würde: in Karls Abſicht lag ſo wenig der Gedanke alle Kronen auf ein Haupt zuſammen zu häufen, oder gar alle Staaten und Nationen in einen Staat und eine Nation zu verſchmelzen, daß wir gewiß ſeyn dürfen, wenn er einen zweiten rechtmäßigen Sohn gehabt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich eine der Kronen abgeſondert, ihm Neapel oder die Niederlande zum Erbe gegeben haben. Dieß geht auch aus ſeinen brüderlichem Verhältniß mit Ferdinand hervor. Nicht Mißtrauen gegen dieſen oder Abneigung war es, was bei Karln jenen Gedanken erzeugte, ſondern einzig und allein die natürliche Betrachtung, wie ſchwer ja unmöglich es Ferdinanden ſeyn würde, bei der mäßigen Macht, die er übrigens beſaß, die kaiſerlichen Rechte, und Pflichten mit Nachdruck zu behaupten und mit Wirkſamkeit zu erfüllen. Den beſten Aufſchluß über die Abſicht, welche dabei zum Grunde lag, kann uns die Form des Plans geben, in welcher die beiden Brüder zuletzt über denſelben einſtimmig geworden zu ſeyn ſcheinen.

Philipp ſollte römiſcher König werden, und dann Ferdinanden in der Kaiſerwürde folgen, Maximilian aber, Ferdinands Sohn wieder als römiſcher König Philippen zur Seite ſtehen, wie ſein Vater Karls Stelle ſo oft in Deutſchland vertreten hatte. Der allgemeine Widerſtand, welchen dieſer Plan in Deutſchland erregte, war natürlich in Rückſicht auf Philipps ſchon damals nicht beliebten Charakter; weniger gegründet war der Vorwurf man wolle die Kaiſerwürde erblich machen. Es war in den kraftvollſten Zeiten der deutſchen Verfaſſung, unter den ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Kaiſern Herkommen geweſen, nicht ohne große Urſache von dem Herrſcherhauſe abzugehen, wohl aber die Freiheit der Wahl, in dem Vorzug einer Perſon vor der andern in demſelben Hauſe und Geſchlechte zu behaupten. Es fühlten die deutſchen Fürſten nachher ſelbſt, ſogar während ſie zum Theil uneinig, ja im Krieg mit dem öſterreichiſchen Hauſe waren, daß bei dieſem Hauſe zu bleiben, eine Art von Erblichkeit nicht zwar als Grundſatz aber doch durch die That einzuführen, das einzige Mittel ſey, der ſo ſehr geſchwächten Kaiſerwürde noch einige Kraft zu erhalten; was für die Erhaltung der innern Ordnung ſo wohl, als für die Vertheidigung gegen die Türken alle wünſchten und als wünſchenswerth anerkennen mußten. — Nach Kar's Meinung ſollte wohl nicht bloß die Kaiſerwürde beiden Linien ſeines Hauſes gemeinſchaftlich, ſondern es ſollten überhaupt dieſe beiden Linien innigſt verbunden ſeyn, das geſammte öſterreichiſche Haus eine Familie, und die verſchiedenen öſterreichiſchen Nationen und Staaten eine einzige verbündete Macht bilden, wie auch er und Ferdinand obwohl ſehr entfernte Länder beherrſchend, im Krieg wie im Frieden zuſammen doch nur eine Macht, einen öſterreichiſchen Bundesſtaat ausgemacht und gebildet hatten. Mehrere andere ſolcher Anſtalten verrathen dieſen ſeinen Gedanken, und den Wunſch einer allgemeinen öſterreichiſchen Familieneinheit, und engen Verknüpfung der beiden Linien. Maximilian mit Philipps Schweſter vermählt, ward von ihm während ſeiner letzten Abweſenheit zum Statthalter in Spanien angeordnet, wobei er ſich die allgemeine Liebe der ſpaniſchen Nation zu erwerben wußte. Von eben dieſem Maximilian und ſeiner Gemahlinn, ließ der Kaiſer ſeinen geliebten Enkel den unglücklichen Karlos erziehn. Karls Geiſt, ſeine Geſinnung hätte erblich bleiben müſſen in ſeinem Hauſe, um jene Einheit wirklich zu erhalten. Aber ſo wenig als es dem guten Kaiſer in Deutſchland gelungen war, die in Haß entbrannten verwilderten Gemüther zur Eintracht zurück zu führen, und wieder zu vereinigen, eben ſo wenig gelang es ihm jene gewünſchte Verbindung und Einheit bei ſeinen Nachkommen zu erhalten, ja die Mittel ſelbſt die er gewählt hatte, um beide Linien zu verknüpfen, wurden durch den gehäſſigen Charakter Philipps gerade die Veranlaſſung der noch größern Entfernung, welche nach Karls Tode zwiſchen beiden Linien eintrat, und erſt ſpäter wieder ausgeglichen ward. Philipps in Vorſchlag gebrachte, aber nicht durchgeſetzte Königswahl in Deutſchland, hat wo nicht einige Erkaltung zwiſchen beiden Brüdern ſelbſt verurſacht, doch gewiß eine entſchiedene Entfernung und Abneigung zwiſchen Ferdinand und Philipp erweckt. Daß Maximilian als Statthalter in Spanien die Liebe der Nation ſo ganz gewonnen hatte, konnte bei der übrigen großen Verſchiedenheit ihrer Denkart und bei Philipps Gemüthsart die Abneigung zwiſchen ihm und jenem leicht noch vermehrt haben. Und gewiß waren die freieren Grundſätze welche der junge Karlos in der Erziehung Maximilians eingeſogen hatte, bei dem ungebändigten und aufbrauſenden Charakter des Jünglings, und bei dem argwöhniſchen haſſenden Gemüth des Vaters, die erſte Veranlaſſung von der Zwietracht zwiſchen dem Vater und dem Sohn, und von Karlos unglücklichem Schickſal.

So unveränderlich die Weltgeſchichte ihr Urtheil über Philipp den Zweyten ausgeſprochen hat, ſo darf man doch in der Auffaſſung ſeines Charakters nicht vergeſſen, daß er wie der römiſche Tiberius, welchem er in der argwöhniſchen und haſſenden Gemüthsart ähnlich ſcheinen kann, dennoch neben dieſer auch große Eigenſchaften beſaß; tiefen Verſtand, Kraft und Thätigkeit in vollem Maaß. Auch war er keineswegs von Anfang ſchon ganz ſo, wie er erſt allmählig geworden iſt, und ſich immer mehr verhärtet hat. Das iſt das ſchlimmſte bei einer ſtrengen, argwöhniſchen, haſſenden Gemüthsart, daß dieſes Übel mit der Zeit immer tiefer wurzelt. Der Anfang zu Philipps deſpotiſchen Grundſätzen war wohl die Überzeugung daß er, bei dem allgemeinen Tadel welcher über die zu große Nachgiebigkeit und Milde Karls, beſonders in Rückſicht des Glaubens ergieng, den Fehler zu verbeſſern meinte, wenn er wie oft geſchieht, zu dem andern Entgegengeſetzten der äußerſten Strenge übergieng. In vielen Fällen und Lagen ſind die ganz entſchloſſenen und äußerſten Maaßregeln die einzigen die helfen und retten können; aber gefährlich iſt es ſie zu ergreifen, denn es liegt eine Kraft in ihnen die oft der Hand Meiſter wird, welche ſie lenken will. Dieſe äußerſten und entſchloſſenen Mittel und Schritte, welche in der Ausführung ſo leicht grauſam werden, mögen ſie nun von den Grundſätzen der Einheit und Herrſchaft, oder von dem Gedanken der Freiheit ausgehen, haben das Eigene daß ſie nicht zurückgenommen werden können, daß die einmal aufgeregte und in Wirkſamkeit geſetzte Grauſamkeit wie eine ſelbſtſtändige Kraft alsdann ihren Gang für ſich fortwälzt, und es von dem Tyrannen ſelbſt endlich gar nicht mehr abhängt, ob er ferner ein Tyrann ſeyn will oder nicht, ſondern er wie von einem eiſernen Schickſal von jener unſichtbaren Kraft mit fortgeriſſen wird

Die erſte Zeit der Regierung Philipps des Zweyten war glänzend; der Krieg gegen Frankreich zu welchem dieſes ſelbſt von Rom, aus Haß gegen Karls Nachgiebigkeit und vermeinte Einmiſchung in Glaubensſachen angereizt worden war, dieſer Krieg war ruhmvoll und ſiegreich wie nur je einer geweſen war. Die türkiſche Seemacht ward gebrochen zu einer Zeit, da ſich die Folgen des niederländiſchen Aufſtandes noch nicht ahnden ließen. Zwei große Eigenſchaften hatte Philipp von ſeinem Vater ererbt: die Würde und Hoheit des äußern Anſtandes, und dann die Kunſt große Männer um ſich zu verſammeln, ſie zu erkennen, zu ehren und zu gebrauchen. Groß war noch von Karl her der ſpaniſche Name in ganz Europa, und ſehr wirkſam das Gewicht dieſes Ruhms in der öffentlichen Meinung. Alles was Spanien damals unternahm, hatte ein gewiſſes Gepräge von Würde und Größe. Die Fortdauer des alten Glanzes verdankte die Monarchie beſonders dem ſpaniſchen Adel, welcher durch Karl zum erſten von Europa erhoben worden war. Man könnte ihn und dieſe neue Form deſſelben zur Unterſcheidung von allen den ältern Formen und Epochen in welchen der Adel ſeit der germaniſchen Zeit im Mittelalter ſich entwickelt hatte, den königlichen Adel nennen; denn gränzenloſe Ergebenheit, Treue und Aufopferung im Dienſt des Königs war die Seele und der erſte Grundſatz deſſelben. Der Lehensadel war ausgegangen von der Waffentung und Behandlung des Geſchützes, leicht am geſchickteſten waren. Die Fehde welche der Adel im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gegen das freigeſinnte Landvolk und gegen die Städte führte, war ein Kampf einer neu entſtehenden Kriegskunſt gegen die alte, in welchem Kampf die neue ihre Stelle behauptete. Der ausſchließende Beſitz des Kriegsdienſtes und der Kriegsehre konnte nun nicht mehr das Weſentliche des Adels ſeyn; die alten verwickelten Lehns- und beſondern Eigenthums Verhältniſſe verlohren ſich je mehr und mehr bei der ſteigenden königlichen Gewalt. Aber eben durch dieſe erſt jetzt ſich ganz entwickelnde königliche Gewalt erhielt der Adel eine ganz neue Beſtimmung; die nähmlich, ein Mittelglied zu ſeyn zwiſchen dem Könige und dem Volk. Nicht als ob der König, wenn er das iſt was er ſeyn ſoll, der lebendige Mittelpunkt ſeines Volks, eines künſtlichen Stützwerkes zu ſeiner Erhaltung bedürfte; auch nicht um ein die Volksfreiheit unterdrückendes Streben nach unumſchränkter Allgewalt mitwirkend zu theilen, ſondern um die Einheit des Ganzen zu vollenden, und das lebendige Band zwiſchen dem Könige und dem Volk deſto vielfacher zu verknüpfen. Was iſt der König im Volke ſeinem urſprünglichen Begriffe nach anders als das lebendige Geſetz, die ſichtbare Gerechtigkeit? Ein Adel der in demſelben ſittlichen Geiſte denkt und handelt, der dieſe königliche Kraft der geſetzlichen Ordnung und ſittlichen Würde gleichſam vervielfacht, der in der Aufopferung für den König, in den Grundſätzen einer ſtrengen Gerechtigkeit und Sittlichkeit, in den Ruhm und Glanz ſeines Volks die eigne Ehre ſetzt, der entſpricht jenem hohen Begriff, welchen ſich Karl der Fünfte von der Beſtimmung des Adels gemacht hatte, und man darf ſagen daß durch Nachwirkung ſeines Geiſtes und durch die ſittliche Würde der Nation ſelbſt der ſpaniſche Adel damaliger Zeit dieſem hohen Maaßſtab vor dem ganzen übrigen Europa wohl am meiſten entſprach, dem Ziel am meiſten ſich näherte.

Unter den großen Männern welche Philipp noch von ſeinem Vater erbte, nimmt Alba die erſte Stelle ein. Auch dieſen Charakter der in ſeinem langen Lebenslauf drei ganz verſchiedene Epochen unterſcheiden läßt, beurtheilt man einſeitig blos nach der ſpäteſten und ungünſtigſten. Ein treuer Diener und Freund des großen Karl, acht Jahre jünger als er, war Alba ſchon in früher Jugend zu hohem Ruhm gelangt. Was damals der Inbegriff des Lebens für jeden edlen Spanier ſchien, Liebe, ritterliche Spiele und Dichtkunſt, kriegeriſche Thaten und kriegeriſcher Ruhm, das erfüllte auch Alba's Jugend; er galt für die Zierde des ſpaniſchen Adels, er war das Vorbild aller ruhmbegierigen Jünglinge, der Liebling ſeiner Nation. Es erregt ein trauriges Gefühl wenn wir dieſes ſchöne Bild von Alba's Jugend mit der Grauſamkeit vergleichen die er als Greis in den Niederlanden ausübte, von der ſchreckliloſen Vorzüge, wegen welcher Lyſias mit Recht bewundert wird, zu beweiſen. Dieſe ſind gewiß ſein Verdienſt, und beweiſen, daß er ein Künſtler ſey; und bey einem Volke, wo ſie mehr oder weniger allgemein und natürlich ſind, da iſt die Redekunſt einheimiſch. Wenn der Gegenſtand ſelbſt ſchon groß und erhaben iſt, ſo iſt es keine Kunſt, hinreißend zu reden; die Beredſamkeit der Leidenſchaft und der Begeiſterung iſt ein unwillkührliches Erzeugniß der Natur, kein abſichtliches Werk der Kunſt. Überdem darf der Redner ſich ſeinen Stoff nicht wie der freye Dichter, ſelbſt erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wiſſen. Und wenn er auch dem magerſten und trockenſten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er ſich auch in dem Vortrag der alltaglichſten und geringfügigiſten Dinge nicht durch ein gewiſſes Etwas von dem Unberedten zu unterſcheiden weiß, ſo hat er keine Anſprüche auf den Nahmen eines Redekunſtlers.

Übrigens ſcheint es für die Bildung eines Volks nicht wenig zu beweiſen, wenn ſeine gewöhnlichen gerichtlichen Reden über gemeine Rechtshandel, auch nachdem das Menſchengeſchlecht um einige Jahrtauſende älter geworden iſt, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an ſorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Beſtimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunſtſprache unſrer Rechtsgelehrten, an unſre Regensburger, oder wie Klopſtock ſie nennt, Heiligeromiſcherreichsdeutſchernazionsperioden.

chen Einwirkung und Veränderung welche ein halbes Jahrhundert in bürgerlichen Unruhen und in Religionskriegen verlebt, auch in einem urſprünglich edlen Charakter hervorzubringen vermag. In der mittleren Zeit ſeines Lebens, da er Karln in Deutſchland als großer Feldherr zur Seite ſtand, war er noch ſo wenig ganz der, als den man ihn gewöhnlich ſchildert, daß die Rathſchläge und Warnungen die er Karln gab, beſonders in Rückſicht des Churfürſten Johann Friedrich ſogar für die Schonung, überhaupt aber ſehr weiſe waren, und eine große Sachkenntniß der deutſchen Staats- und Fürſten Verhältniſſe zeigen. Die Würde des öſterreichiſchen Hauſes, die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, die Ehre Spaniens; dieß waren die Zwecke ſeines Lebens, dieß war das einzige was Werth hatte in ſeinen Augen, wofür begeiſtert er als Krieger und Staatsmann kämpfte, und wofür er ſelbſt auch jedes Opfer zu bringen bereit war. Seine Grauſamkeit in den Niederlanden iſt unleugbar; daß er aber von der vollkommenen Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt war, und daß er nur die äußerſten und gewaltſamſten Maaßregeln für wirkſam hielt, das hat er mit vielen gemein, deren Leben in das unglückliche Zeitalter bürgerlicher Kriege gefallen iſt; auch erhielt er von Philippen, der das Gehäßige von ſich auf ihn wälzen wollte, ſtets geſchärfte Befehle zur Strenge. Wenn man einem Sulla, einem Pompejus und Cicero, Cato und

Brutus nicht alle große Eigenſchaften abſpricht, weil ſie theils in Leidenſchaft, theils aus Grundſätzen und um der Meinung willen Bürgerblut vergoſſen, oder Antheil an ſolchen Handlungen genommen haben, ſo ſoll man auch Alba nicht aus der Reihe der großen Männer ausſchließen.

Der Abfall und die nachmals erkämpfte Unabhängigkeit der Niederlande waren in ihren Folgen eine der wichtigſten Weltbegebenheiten. Wollte man die erſten Forderungen und Schritte der Unzufriedenen einzeln durchgehen, ſo würden nicht alle gegründet und gerecht, auch die Häupter und Anführer nach ihren beſondern und geheimen Abſichten keineswegs ganz in dem vortheilhaften Lichte erſcheinen, in welches der Ruhm des glücklichen Erfolgs, und die Dankbarkeit der Nachwelt ſie geſtellt hat. Sieht man aber auf den ganzen Gang und Geiſt der Regierung Philipps des Zweyten, ſo kann man den Aufſtand der Völker nicht anders als natürlich finden. Das Verlangen welches eine bedeutende Parthey in den Niederlanden äußerte, unter der Herrſchaft eines öſterreichiſchen Erzherzogs von der deutſchen Linie zu ſtehen, bringt auf den Gedanken daß es wohl glücklicher geweſen wäre, wenn Karl der Fünfte ſeine Niederlande der deutſchen Linie zugetheilt hätte. Bei den milden Grundſätzen der erſten Kaiſer dieſes Hauſes würde der damalige Krieg wahr ſcheinlich verhütet, auch Holland kein eigner Staat geworden ſeyn; was für ganz Europa nachmals von den wichtigſten wohlthätigſten Folgen, mehrmals von dem entſchiedenſten Einfluß für das Ganze der Weltbegebenheiten geweſen iſt. Nebſt dem Abfall der Niederlande, iſt die Eroberung Portugalls das wichtigſte Ereigniß in der Regierung Philipps des Zweyten. Mit dem Tode Sebaſtians war die kurze Blüthezeit der portugieſiſchen Macht und Größe erloſchen. Dieſer Enkel Karls des Fünften, nicht minder unglücklich als der andre Enkel, der ſpaniſche Don Karlos, ſcheint durch das ruhmvolle Vorbild ſeines Großvaters am meiſten zu ſeiner großen afrikaniſchen Unternehmung entflammt worden zu ſeyn. An ſich thöricht kann man dieſe Unternehmung nicht nennen, da ſchon nach Ximenes und Karls des Fünften Überzeugung für den innern Flor der pyrenäiſchen Halbinſel nichts ſo wichtig und ſo weſentlich ſeyn mußte, und auch für die Folge geblieben ſeyn würde, als ein dauernder Einfluß auf der afrikaniſchen Küſte, feſte Beſitzungen unter deren Schutz vielleicht allmählig hier blühende, chriſtliche Colonien aufgeſtiegen, und jenes mit Europa weſentlich verknüpfte Küſtenland wieder wie ehedem von geſitteten Nationen bewohnt, und mit der pyrenäiſchen Halbinſel eng verbunden werden wäre, ſtatt daß jetzt die feindliche afrikaniſche Küſte den ſüdlichen europäiſchen Ländern oft Verderben gebracht, ihrem höhern Flor ein unüberwindliches Hinderniß entgegen geſtellt hat. Wäre Sebaſtians Unternehmung gelungen, ſo würde man ihn den größten Siegern und Helden gleichſtellen; es urtheilt die Welt meiſtens nach dem Erfolge. Für Sebaſtian ſpricht die ſchwärmeriſche Liebe ſeines Volks zu ihm, die ſich nicht bloß nach dem Unglück und wegen des traurigen Zuſtandes nach ihm ſondern noch vorher kund gab. Er hatte die ganze Nation für ſich und ſein Unternehmen zu begeiſtern gewußt, was nicht geringe Fähigkeiten verräth. Daß aber Sebaſtian, trunken von jugendlicher Ruhmbegier, ſo zu ſagen die Macht ſeiner Nation mit einemmal aufs Spiel ſetzte, das hatte, da er das gewagte Spiel verlor, die traurige Folge, daß mit ihm auch ſeine Nation unterging. Wohlmeinend und mit Eifer hatte ihn Alba gewarnt, kalt und mit ungewiſſen Außerungen ſein Onkel Philipp ihn entlaſſen, welcher ſich jetzt des Reichs bemächtigte, ſcheinbar dadurch ſeine Macht vermehrte, im Grunde aber durch die ungerechte Eroberung Spaniens Verfall vorbereitete. Denn eben dieſe gegen die Neigung und Überzeugung der meiſten Portugieſen gewaltſam durchgeſetzte Beſitzergreifung Portugalls, die ohnehin bald eine neue Umwälzung veranlaßte, machte es den Holländern möglich, eine große Seemacht zu werden, indem ſie einen anſehnlichen Theil des portugieſiſchen Welthandels und der portugieſiſchen Beſitzungen in Indien an ſich riſſen. Wie ganz anders war auch hierin Philipps Verfahren und Denkart, und die ſeines Vaters Karl! Mit der größten Sorgfalt hatte Karl die Eintracht der beyden Nationen und Reiche begründet und ſtets geſchont; da es einem eroberungsſüchtigen König von Spanien leicht geweſen ſeyn würde, des zu Lande ſchwächern Portugalls ſich zu bemächtigen. Schon unter Iſabella war der alte Nachbarshaß mehr und mehr in dauernde Eintracht verwandelt worden, wozu die berühmte Scheidungslinie vermittelſt welcher der Papſt die neue Welt zwiſchen beiden Nationen theilte, auch das ihrige beitrug. Sie verdient als der letzte wichtige Act von ſchiedsrichterlicher Gewalt des Papſtes zwiſchen europäiſchen Mächten eine Stelle in der Geſchichte, und iſt oft auch zum Gegenſtande der Spötterei gemacht worden. Gern kann man zugeben, daß dem Papſte die neue Welt ſo wenig als das Meer zu eigen gehörte; wenn aber ohne ſeine Theilungslinie ein zerſtörender Krieg wie bei allen durch Handelseiferſucht entflammten Völkern, zwiſchen den Spaniern und Portugieſen unvermeidlich geweſen wäre, ſo war wenigſtens die Wirkung wohlthätig, und möchte man bei manchen Handels- und Seekriegen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl gewünſcht haben, daß es noch eine Macht gäbe, welche ohne andre Gewalt als die der Überzeugung eine ſolche Friedenslinie auf dem Globus zu ziehen die Kraft gehabt hätte. Die Einheit und Verbindung der pyrenäiſchen Halbinſel zu einem Ganzen mochte an ſich natürlich und wünſchenswerth ſcheinen! Iſabellens und Karls Weisheit bereitete ſie vor auf dem gelinden Wege der Familieneintracht und Verbindung, wo ſie in der Folge der Zeit von ſelbſt erfolgt ſeyn würde. Philipps übereilte und gewaltſame Beſitznahme brachte grade das Gegentheil hervor; eine Empörung und ewige Trennung. Mit Sebaſtian ſank die Kraft der Nation ganz darnieder. Ob unter den mehreren angeblichen Sebaſtianen der letzte der in Venedig zuerſt auftrat, und der in einem ſpaniſchen Gefängniſſe ſein Leben endete, nicht der wahre geweſen ſey, iſt noch zweifelhaft. Iſt dem ſo, dann würde die Anzahl der verborgenen Grauſamkeiten Philipps in ſeinem Hauſe, dadurch vermehrt werden.

Merkwürdig iſt die furchtbare Reue, welche nach dem Zeugniß und der ausführlichen Darſtellung ſpaniſcher Geſchichtſchreiber den alten Philipp in den letzten Jahren ſeines Lebens ergriff und marterte. Keine Vorſtellung von Philipp würde unrichtiger ſeyn, als wenn man ſich ihn als bloß eigennützigen Unterdrücker ohne Gefühl, ja vielleicht auch ohne eignen Glauben dächte. Eine ſolche Reue, wie die, welche er fühlte, beweiſt daß die Erinnerung erhabener Ideen in ſeiner Bruſt nicht erloſchen war. Weniger gewiß iſt es auf welche Gegenſtände dieſe Reue eigentlich ging. Schwerlich auf das, was die Nachwelt Philippen am meiſten zum Vorwurf und zum Verbrechen gemacht hat: die Unterdrückung der Freiheit, und die Grauſamkeiten wegen des Glaubens; hierin war ſeine Überzeugung zu feſt, um zu wanken. Hat er ſich vielleicht diejenigen Fehler am meiſten zum Verbrechen angerechnet, die er ſtets ſo ſorgfältig zu verbergen bemüht war, und welche die Nachwelt ihm am leichteſten verziehen haben würde, wenn er ſonſt den Wünſchen der Menſchheit entſprochen hätte? Oder war es manches, was er im eignen Hauſe, und ſeiner nächſten Umgebung im Verborgenen gethan und thun laſſen? Waren es die Geiſter des unglücklichen Karlos, des Don Juan, vielleicht auch des Sebaſtian, die ihm hier erſchienen?

* * *

In dem nächſten Zeitraum nach dem Tode Karls des Fünften war es, als ſeyen nicht bloß die Staaten und Nationen der bis dahin vereinigten öſterreichiſchen Macht unter die zwey Linien ſeines Hauſes getheilt worden, ſondern auch ſeine Geſinnungen und Eigenſchaften ſchienen mit getrennt und getheilt zu ſeyn, indem das ſpaniſche wie das deutſche Öſterreich, beyde nur eine Seite ſeiner umfaſſenden Denkart ergriffen, und als Richtſchnur befolgten. Karl hatte unermüdliche Geduld und Nachgiebigkeit, wo irgend noch Frieden zu hoffen, unerſchütterlichen Heldenmuth aber, wenn Kampf und Krieg unvermeidlich war, gleich ſehr bewieſen. In dem ſpaniſchen Öſterreich hielt man ſich einzig an jene ſtrenge Anhänglichkeit, an den alten Glauben und an die alte Verfaſſung, die ſeine eignen Geſinnungen beſeelte und die er nur in Spanien befriedigen konnte, übertrieb die Strenge weit hinaus über die Gränze, die ſolch' eine Geſinnung, wie Karl ſie hegte, irgend billigen konnte. Im deutſchen Öſterreich dagegen ward nach dem Vorgange von Karls gemäßigtem Verfahren in Deutſchland mit einer immer weiter gehenden Milde und Nachgiebigkeit gegen die neuern Grundſätze es dahin gebracht, daß die Erhaltung des Hauſes ſo wie der angeſtammten Staaten nur durch den an das Wunderbare gränzenden Heldenmuth eines unerſchütterlichen Kaiſers von ganz andern Grundſätzen verhüthet, und dem reiſſenden Strom des empörten verwilderten Zeitgeiſtes wenigſtens noch Ein feſter Damm entgegengeſetzt werden konnte.

Es war dieſe ſo weit gehende Nachgiebigkeit der erſten öſterreichiſchen Kaiſer des deutſchen Hauſes nach Karl eine, aber nicht die einzige Urſache des dreyßigjährigen Krieges, in welchen Deutſchland mehr oder minder ganz Europa hineinreißend, nach einem Zeitraum von täuſchendem innern Frieden, und ſichtbaren äußerer Ohnmacht wieder ſeinen alten Rang behauptete, dasjenige Land in Europa zu ſeyn, von deſſen Zuſtand und Schickſal mehr oder minder der Zuſtand des Ganzen, das Schickſal der übrigen Länder und Nationen Europa's abhängt, und immer abhängen wird.

Ehe ich aber dieſen großen Krieg, mit dem eine neue Epoche in der Weltgeſchichte beginnt, zum Gegenſtande meiner Betrachtung mache, iſt es nöthig noch einen Blick zu werfen auf die frühern bürgerlichen Glaubenskriege in andern Ländern, auf den Zuſtand Europa's, während die ſpaniſche Macht, geſondert von dem deutſchen Öſterreich einen bedeutenden Einfluß über alle weſtlichen Länder erſtreckte, bald aber auch unzweydeutige Merkmahle den herannahenden Verfall verriethen.

So wie die neue Glaubensparthey in England und in Frankreich von Anfang an, am meiſten eine politiſche Richtung gehabt hatte, ſo hat ſie auch hier dieſen Charakter am längſten, ja bis auf die Kämpfe der neueſten Zeit erhalten, die uns zu den Reformationskriegen und Partheyen als zu ihrer erſten Quelle hinleiten, ſo oft wir den Gang der Begebenheiten aus der Vergangenheit uns zu erklären verſuchen. Ich habe die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten als die letzte große Begebenheit bezeichnet, unter allen durch die Reformation veranlaßten Religionsunruhen, Bürgerkriegen, Volksaufſtänden oder

Volksbedrückungen; weil ſeitdem, beſonders ſeit der Verbündung Englands und Öſterreichs im Zeitalter der Königinn Anna, Eugens und Kaiſer Joſephs des Erſten, durch eben dieſe Verbündung, dem Europa die Wohlthat allgemeiner Glaubensduldung mehr als allen andern Urſachen verdankt, mildere Grundſätze wenigſtens im Ganzen in Europa herrſchend, durch die öffentliche Meinung ſeit dieſem Zeitraum immer mehr als die beſſern anerkannt wurden. Nur in Rückſicht auf dieſe beſſern Grundſätze und ihrer allmählig ſich ausbreitende Herrſchaft, nur in Rückſicht auf die herrſchende öffentliche Meinung, kann jene Epoche als das Ende der Religionskriege betrachtet werden; denn wollte man auf einzelne Begebenheiten ſehen, die noch ſpäter eine Ausnahme machen, ſo darf ich nicht erſt daran erinnern, welche bedeutende Bewegungen und Unruhen die drückenden Verhältniſſe der Katholiken in Großbrittanien, beſonders in Irrland, noch in ſehr neuen Zeiten erregt haben. So ſehr iſt die Reformation, und die beſondere Form, welche ſie in jedem Lande angenommen, die vorherrſchende Kraft in der neuen Geſchichte, noch über den indiſchen und amerikaniſchen Welthandel, daß ſelbſt das beſondere Verhältniß Englands und ſeiner amerikaniſchen Colonien vorzüglich dadurch beſtimmt, die Unabhängigkeit der letztern dadurch vorbereitet worden iſt. Die heftigſten, oder doch von dem im Mutterlande herrſchenden Syſtem am meiſten ab-

Ungleich ſchwächer iſt Lyſias nach dem Urtheil des Dionyſios in den panegyriſchen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger ſeyn will. Ihr Charakter iſt von dem der gerichtlichen Reden völlig verſchieden. Wenn Theophraſtos den Vorwurf der Überladenheit und der Spielerey, welchen er dem Lyſias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beyſpiel angeführt hat, ſondern auch auf die panegyriſchen Reden des Lyſias gründete; ſo hatte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach ſo unvollſtändigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es iſt nichts mehr von den panegyriſchen Reden des Lyſias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige Epitaphios; dann ein Bruchſtück, welches wir als einen Beytrag zur Charakteriſtik ſeines panegyriſchen Styls, als einen neuen Beweis ſeines patriotiſchen Eifers, und als eine merkwürdige Urkunde zur Geſchichte der allgemeinen Sitte [18] der Sophiſten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinſchaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Überſetzung des Epitaphios als eine Beylage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerey, die erotiſche Rede des Lyſias im Platoniſchen Phaidros. Denn erotiſche Reden gehören gleichfalls zur epideiktiſchen, oder panegyriſchen Gattung, deren Zweck es iſt, die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers vor einer Panegyris oder gemiſchten allgemeinen Verſammlung von Zuhörern oder von Leſern glänzen zu laſſen.

---

[18] Plut. Timol. p. [illegible] init.

weichenden proteſtantiſchen Secten waren es, die ſtets aus dem Mutterlande vorzüglich auswanderten, wo man oft froh war, ſich des Gefahr drohenden Feuerſtoffs auf dieſem milden Wege zu entladen, und die eben dadurch in der Bevölkerung und dem Geiſt der Colonien ein entſchiedenes Übergewicht erhielten. Zwar haben ſich im Laufe der Zeiten die Verhältniſſe ſo vielfach verſchlungen, ſo mannigfach geſtaltet, daß es zu allgemein ſeyn würde, zu ſagen: Großbrittannien ſey ein proteſtantiſches Königreich, nach den Grundſätzen der gemäßigten, die biſchöfliche Hierarchie, und alte ſtändiſche Verfaſſung beybehaltenden Proteſtanten; das engliſche Amerika eine Republik von Puritanern. Doch wird man die Grundzüge der brittiſchen und der nordamerikaniſchen Verfaſſung, die groſe Verſchiedenheit des nordamerikaniſchen und des brittiſchen Geiſtes nie befriedigend zu erklären im Stande ſeyn, wenn man nicht auf dieſe ihre erſte Quelle, auf die Reformation, die Reformations Partheyen und Kriege zurückgeht. So wie in der Zeit dieſer erſten Unruhen, der Kampf und der Haß zwiſchen den beyden Zweigen, in welche die neue Parthey ſich theilte, zwiſchen den gemäßigten und den ſtrengen Proteſtanten, den die biſchöfliche und königliche Gewalt behauptenden, und den mehr für Freyheit und Gleichheit geneigten Secten faſt noch heftiger und erbitterter war als zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens überhaupt, ſo war auch in Frankreich der Kampf zwiſchen den ſtrengen und gemäßigten Katholiken, den Guiſen und ihrer Gegenparthey nicht minder erbittert. Es iſt leicht zu bemerken, daß in England jene alten Partheyen, der für die biſchöfliche und königliche Gewalt geneigten, und der republikaniſchen Proteſtanten, der Epiſcopalen und der Puritaner, nur unter veranderten Nahmen als Torys und Whigs, bis auf die neueſten Zeiten geherrſcht haben; in Frankreich aber an die Stelle der gemäßigten und der eifrigen Katholiken, die ſo heftig gegeneinander kämpften und Krieg fuhrten, mit einiger Modifikation des alten Zwiſtes, der Kampf zweyer Partheyen trat, die ebenfalls beyde katholiſch waren, der Kampf der Jeſuiten und Janſeniſten; welcher für Frankreichs Schickſal ſo entſcheidend gewordene Zwieſpalt ſich ungefähr bis an die Zeit erſtreckte, da ſchon die Vorbothen des letzten Umſchwungs aller Dinge ſichtbar wurden. So iſt der aus dem Glaubenszwieſpalt entſtandene innere Krieg in England und Frankreich bis auf die neueſten Zeiten, wiewohl unter verändertem Nahmen mit ſtarker Erbitterung und mit den entſcheidendſten Folgen für Staat und Volk fortgeführt worden; ja die Elemente dieſes Zwieſpalts ſind noch gegenwärtig nicht in wahre Eintracht verſetzt. Anders aber war der Einfluß, welchen die Reformation auf Spanien hatte, der Gang den ſie in Deutſchland nahm. In England und in Frank reich war die geringere Parthey dort die katholiſche eines, die puritaniſche andern Theils, in Frankreich die der Proteſtanten zwar ſchwach genug um gedrückt und verfolgt werden zu können, aber auch ſtark genug, um alle Vernichtungsverſuche durch gefährliche Reaction zu erwiedern. In Spanien und in Deutſchland hingegen erfolgte Frieden, aber auf verſchiedene Art; in Spanien dadurch daß aller Einfluß der Reformation niedergedrückt und vernichtet, das einzige Land wo dieß nicht gelang von der Monarchie abgeſondert wurde. Die Strenge, zu welcher der Staat durch die ſteten Volksaufſtände bewogen, und in dieſer Strenge und Überſpannung beſtärkt ward, enthielt den Keim der Erſtarrung und des Todes, welcher dem Frieden und der Einheit, die hier erreicht und erhalten wurde, unter dem Anfangs täuſchenden Schein des äußern Glanzes die innere Lebenskraft nahm. In Deutſchland ward auch Frieden, nicht wie in Spanien durch den Sieg des Einen, ſondern gerade durch das gleiche Gewicht der Beyden; durch die Unmöglichkeit, daß Eines ganz ſiegen konnte. Daß die katholiſche und die proteſtantiſche Macht in Deutſchland beyde ſo ſtark waren, das ſchob den Kampf ſo lange hinaus, es machte ihn deſto fürchterlicher und dauernder, nachdem er einmahl entbrannt war, und es führte einen Frieden herbey, der nur aus der Ermüdung der kriegführenden Mächte hervorgegangen, den Zwieſpalt nicht hob, auſter durch gegenſeitige Überzeugung von der Unmöglichkeit, den andern Theil zu überwältigen, die darauf gegründete Anerkennung eines gegenſeitigen Beſitzſtandes, und feſte und genaue Gränzbeſtimmung beyder Theile auf ewige Zeiten. Spanien hatte einen Frieden und Einheit mit Aufopferung der Freyheit errungen und erkauft. Der Frieden, welchen Deutſchland am Ende der Glaubenskriege erhielt, war nur ein feſtgehaltener Zwieſpalt, was die äußern Verhältniſſe betrifft. Die Geſinnung und die Leidenſchaft des Zwieſpalts, welche in Frankreich und in England immer noch ſich rege zeigte, erloſch hier durch die von beyden gefühlte Unmöglichkeit des Gelingens; die Gährung, die in jenen Ländern fortdauerte, hörte in Deutſchland auf, es ward Frieden in der Denkart. So wenigſtens ſchien es, vielleicht hätte es auch wirklich werden können. Was aber ward, war keine wahre Einheit, ſondern nur Gleichgültigkeit, die bey jener Verfaſſung, welche die beyden entgegenſtehenden Theile und Kräfte nicht wahrhaft verband, ſondern nur in einer nach gerechtem Gleichgewicht abgemeſſenen Entfernung auseinander hielt, zur völligen Auflöſung des Ganzen früher oder ſpäter nothwendig führen mußte. Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage zu Worms war die erſte Urſache, welche die Auflöſung des deutſchen Reichs und die Trennung der deutſchen Nation in der Folge der Zeiten herbeyführen mußte.

Ich nannte die Partheyen, die in England und Frankreich ſo blutig kämpften, gemäßigte und ſtrenge Proteſtanten, gemäßigte und eifrige Katholiken. Allein dieſes bedarf einer Erklärung, und iſt das Beywort der gemäßigten Parthey nur zur Unterſcheidung von der andern gewählt, nicht in dem eigentlichen Sinne zu verſtehen. Die Anhänger der anglikaniſchen Kirche waren allerdings in vielen Stücken der katholiſchen Anſicht näher als die Puritaner, die ihnen eben dieſe Annäherung oft vorwarfen, und ſie desfalls haßten, und inſofern waren ſie gemäßigt zu nennen; die Art aber, wie jene oft ihre Begriffe von der unbedingten königlichen Allgewalt in Ausübung ſetzten, ſo wenig milde als ihre Verfügungen gegen die minderen Partheyen. Noch weniger verdient diejenige katholiſche Parthey, welche der ſtrengen in Frankreich entgegengeſetzt war, das Lob der wahren Mäßigung. Zwar war dieſe Hofparthey unter den letzten Valois weit eher geneigt, ſich mit den Proteſtanten in Verbindungen einzulaſſen, was die eifrige Parthey der Guiſen durchaus verabſcheute; aber jene Verbindungen entſprangen nicht aus wahrer Friedensliebe oder gar aus einem Grundſatz von Geiſtesfreyheit, ſondern es lag dabey einzig die unſittliche Denkart zum Grunde, die Religion bloß als ein Werkzeug, die furchtbare allgemeine Gährung als einen Spielraum der eigennützigen Politik zu betrachten. Weit weniger der blinde Eifer derer, die nach einem oder dem andern Glauben leidenſchaftlich, oder auch nach Grundſätzen ſtreng und grauſam handelten, als jenes ſchrecklich leichtſinnige Intriguen-Spiel mit dem Glauben und den Leidenſchaften des Volks war es, was zu allgemeinem Blutvergießen oder zu einzelnen Unthaten führte, und man wird in der ſittlichen Beurtheilung ſchwerlich umhin können, den Guiſen im Vergleich mit der gränzenloſen Entartung des Hofes unter den letzten Valois den Vorzug zu geben. Was ſie bey großen Eigenſchaften und feſten Grundſätzen für Frankreich gefährlich machte, war daß ſie als die ſtreng Katholiſchen, in ihren Beſtrebungen um den Thron auch eine ſpaniſche Parthey waren. So weit war alſo das große Frankreich das unter Franz dem Erſten, Karls des Fünften Macht entgegen zu treten vermochte, durch innern Zwieſpalt gekommen, daß es eine ausländiſche, eine ſpaniſche Parthey im Reiche gab und mehr als ein Mahl der Augenblick nahe ſchien, dann Frankreich ganz unter ſpaniſchen Einfluß, und in ſpaniſche Abhängigkeit gerathen wurde.

So wie in Frankreich, ſo hatte ſich auch in England der Glaubenszwieſpalt und Partheygeiſt nebſt dem Volke, auch des Throns und der herrſchenden Dynaſtie bemeiſtert. Wenn man die Regierungsgeſchichte der Tudors und der Stuarts betrachtet, ſo ſollte man denken, daß gewiſſe Eigenſchaften, ein beſtimmter Charakter in Familien erblich ſeyn, durch mehrere Menſchenalter hindurch ſich gleich bleiben könne. Alle diejenigen Tudors, welche ihre Denkart in einer langen Regierung Zeit genug hatten zu entfalten und zu offenbaren, ſehen wir unverrückt nach einem und demſelben Ziele deſpotiſcher Allgewalt ſtreben. Daß dieß ſchon bey Heinrich dem Siebenten der Fall ſey, iſt aufmerkſamen Geſchichtsforſchern nicht entgangen. In Heinrich dem Achten zeigt ſich dieſe Geſinnung mit unverhohlener Grauſamkeit; im Innern hatte ſeine Tochter Eliſabeth wohl die gleiche Denkart vom Vater ererbt, nur im Äußern war ihr Betragen abgemeſſener. Kalt und undurchdringlich verſchloſſen, Meiſterinn in der Verſtellungskunſt wie Wilhelm von Oranien, glich ſie dieſem auch in der unermüdlichen Beharrlichkeit, nur auf einen Endzweck gerichtet. Viel hat ſie durch dieſe Eigenſchaft nicht bloß für die Sache der Proteſtanten, ſondern auch für England gethan, weßhalb ihr großes Lob zu Theil geworden iſt. Wollte man ihren perſönlichen Charakter ganz wie er iſt, in ihrer Geſchichte zum Hauptaugenmerk machen, ſo würde ihr Herz ſchwerlich in einem viel günſtigern Lichte erſcheinen, als das ihres mächtigen Gegners, Philipps des Zweyten. Bey den Kriegen, welche dieſer gegen ſie führte, kann außer dem Glaubenszwieſpalt auch noch perſönliche Erbitterung einiges beygetragen haben. Als Philipp der Zweyte mit ſeiner Gemahlinn, der Königinn

Maria von England daſelbſt war, befand ſich Eliſabeth in Folgen der Unruhen, welche Maria's Thronbeſteigung vorangingen, im Gefängniß und nur Philipps Vorbitte verdankte ſie die Freyheit und die Erhaltung des Lebens. Dieſes mochte Philipp der Eliſabeth ſchwerlich vergeſſen können, welche ihm nachher durch Unterſtützung der Niederländer ſo empfindliche Schmach zufügte. Daß er England durch ſeine berühmte Armada welche der Sturm beſiegte, habe erobern wollen, iſt kaum glaublich; denn das Recht der Stuarte an den Thron war zu klar, und eben der Gedanke, die unglückliche Maria, die wegen des Glaubens leiden müſſe, zu retten, war es, was die Spanier zu dieſem Kriege begeiſterte, denſelben bey der Nation beliebt machte. Allerdings aber konnte bey glücklichem Erfolg ein allgemeiner Aufſtand der Katholiken möglich ſcheinen, der Eliſabeth wohl den Thron gekoſtet haben würde, und in dieſem Falle würde, wenn die Stuarte ihn beſtiegen hatten, der ſpaniſche Einfluß in England ſehr groß und fühlbar geworden ſeyn. Von der unglücklichen Maria bis zur Königinn Anna, der letzten, welche aus dieſer Dynaſtie in England geherrſcht hat, wird man faſt bey allen Stuarts Geiſt, Kenntniſſe, Fantaſie, Bildung, liebenswürdige Eigenſchaften im vollen Maße finden; nur die abgemeſſene Zurückhaltung, die Kälte, die kluge Bedächtlichkeit der Tudors fehlt ihnen oft zu ihrem Unglück. Bey jenen Eigenſchaften

und

und Sitten, konnten ſie ohnehin dem Sinn der ſtrengern proteſtantiſchen Parthey in England nie ganz entſprechen, wenn auch nicht mehrere unter ihnen dem katholiſchen Glauben in der That geneigter geweſen wären. Daß ſie bei dieſer Neigung und ihren frühern Familienverbindungen gemäß dem Auslande anhingen, erſt in ſpaniſchen Verbindungen, ſpäterhin unter franzöſiſchem Einfluß ſtanden, das hat ihnen wie die gleiche Urſache den Guiſen in Frankreich Verderben gebracht. In Frankreich wie in England war das Gefühl der Nationaleinheit immer ſo ſtark, daß jede oft vielleicht nur ſcheinbare Verletzung derſelben hart beſtraft ward. Nur in Deutſchland konnten ſeit Moritz von Sachſen Partheyen und Partheyhäupter ungeſtraft unter ausländiſchem Einfluß ſtehen.

In Frankreich ſchien Heinrich der Vierte nach geendigtem Bürgerkriege ein neues goldnes Zeitalter zu verſprechen. Außer allem dem, was er als Feldherr, durch Geiſt und perſönliche Liebenswürdigkeit war, hatte er im langen Kampf der Partheyen, fern vom Thron und der Hoffnung dazu aufgewachſen, auch gelernt ſich den Umſtänden zu fügen, auf die Gemüther gerade ſo zu wirken, wie es ſeine Abſicht forderte. Er war bey aller natürlichen Offenheit ſehr klug, gewann die Herzen gleich ſehr durch das was er war und was er ſchien. Vor ihm war eine ſchreckliche Zeit geweſen, man fand nach ihm oft genug Urſache ihn zurückzu wünſchen; dieß mußte den Glanz ſeiner Eigenſchaften in der Bewunderung und Liebe ſeines Volks erhöhen. Auch alles was Sully gethan, gewollt und gedacht hat, geht in den Augen der Nachwelt zum Theil mit Recht auf Heinrich über, macht ſeine kurze Geſchichte noch ruhmvoller und bedeutender.

Seine politiſchen Geſinnungen und Grundſätze in Beziehung auf Europa überhaupt waren nur dem beſſern Anſchein nach, nicht im Weſen, von der Politik der übrigen franzöſiſchen Könige verſchieden. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdient hier ſeine Idee von einer allgemeinen chriſtlichen Republik nach welcher Europa in mehrere Erb- und Wahlkönigreiche und Freyſtaaten eingetheilt, und ungefähr wie in dem deutſchen Staatenſyſteme auf der deutſchen Reichsverſammlung und in Reichsgerichten die innern Streitigkeiten geſchlichtet wurden, ſo auch da vor einem allgemeinen europäiſchen Parlament die Streitigkeiten der Mächte entſchieden werden ſollten. Daß Frankreich dabey nicht vergeſſen war, und wer, wenn das Ganze ausgeführt worden wäre, dabey den Vorſitz geführt, und den herrſchenden Einfluß gehabt haben würde, läßt ſich leicht denken. Bey dieſem berühmten Plan einer chriſtlichen europäiſchen Republik iſt es zuerſt nur ein auffallender und trauriger Beweis, wie ſehr durch die Glaubenskriege alle reinern Grundſätze und Ideen der frühern Zeit vergeſſen, wie tief Europa durch dieſe

Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es ſey moglich, an dieſem Grabe, die Verdienſte der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrücken; ſo würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über ſie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menſchengeſchlecht nicht hinreichend ſeyn würde, eine Rede, welche den Thaten dieſer Helden gleich wäre, hervorzubringen; ſo ſcheint mir deswegen der Staat, aus Vorſorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meynung, daß ſie ſo wohl noch am erſten Nachſicht bey den Zuhörern finden würden. Überdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es ſind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen ſoll, ſondern die Redner, welche vor mir über ſie geſprochen haben. Denn die Tapferkeit dieſer Helden gewährte denen, die dichten konnen, und denen, die reden wollen, einen ſo unerſchöpflichen Überfluß an Stoff, daß man ſchon ehedem viel Schönes über ſie geſagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer iſt von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bey allen Menſchen giebt es Leute, welche ih-

Erſchütterungen in der politiſchen Sittlichkeit herabgeſunken war, daß jetzt der Gedanke von einem ſittlichen Bande und Verein aller chriſtlichen Staaten und Völker, nachdem er Jahrhunderte lang in Deutſchland und in Italien allen öffentlichen Verhältniſſen und Handlungen zum Grunde gelegen hatte, deſſen vollkommnere Ausführung am meiſten nur durch die eigennützige Politik der franzöſiſchen Könige verhindert worden war, jetzt nichts deſto weniger als eine neue franzöſiſche Erfindung aufgeſtellt wurde, die nur zu vortrefflich ſey um ausgeführt werden zu können, daher man es ſich auch vorbehielt in der Anwendung andere Grundſätze zu befolgen. Unausführbar mochte der Plan freylich ſeyn, ſo wie er für das Einzelne ſchon in Gedanken ausgemahlt war, weil die Macht über ganz Europa nach Belieben zu ſchalten doch noch nicht erreicht war. Überall leuchtet aus den Zügen dieſes Gemähldes nichts anders hervor als die alten aus der frühern franzöſiſchen Geſchichte ſchon hinreichend bekannten Vergrößerungsplane, nebſt der Feindſchaft gegen das öſterreichiſche Haus. Ein Krieg Frankreichs gegen Spanien konnte gerecht gefunden werden; Spanien hatte einen ſtarken Einfluß und vielen Anhang in Frankreich gehabt. Spanien hatte ſich in Frankreichs innere Unruhen gemiſcht, und ſo konnte hier wenigſtens das Recht der Vergeltung angeführt werden. Welche Gefahr aber konnte wohl damahls das franzöſiſche Reich von Deutſchland oder von Öſterreich beſorgen? Es war hier auch nicht die entfernteſte Veranlaſſung zu einem gerechten Kriege gegeben. Daß er die unterdrückte Glaubensfreyheit in Deutſchland vertheidigen wolle, konnte Heinrich nicht einmahl zum Vorwande nehmen, außer etwa auf die Art wie ſein Vorfahr Heinrich der Zweyte ſich den Beſchützer der deutſchen Freyheit nannte, indem er einige Stücke des Reichs an ſich riß. Die Glaubensfreyheit war ſo wenig unterdrückt, die Macht beyder Glaubenspartheyen in Deutſchland ſo groß, daß wenn ja an wirklicher Macht auf einer Seite einiges Übergewicht, dieſes auf Seiten der Proteſtanten war. Auch war in Deutſchland ſchon lange Frieden zwiſchen beyden Partheyen, ihr gegenſeitiges Verhältniß rechtlich und geſetzlich beſtimmt und entwickelt, mehr als damahls noch in Frankreich oder überhaupt in irgend einem andern Lande Europa's Statt fand. Daß Heinrich alles that was er vermochte, um dieſen Frieden aufzulöſen, um den ſchrecklichſten Bürgerkrieg über Deutſchland herbey zu führen, das läßt ſich ſchwerlich rechtfertigen als nach derſelben unſittlichen Politik, welche die franzöſiſchen Könige ſchon früher befolgt hatten, indem ſie die Proteſtanten in Paris hinrichten ließen, in Deutſchland aber zum Kriege gegen den Kaiſer aufreizten, und überhaupt den Glauben und die Glaubenskriege als ein Spiel und Werkzeug zu eroberungsſüchtigen

Abſichten gebrauchten. Heinrich iſt unter allen am meiſten der heimliche Anſtifter des dreyßigjährigen Kriegs geweſen, er hat jene ſchreckliche Flammen angefacht, und in dieſer Beziehung nach keinen andern Grundſätzen gehandelt als die, durch welche Richelieu nach ihm der Urheber von ſo vielen Unglück für Deutſchland geweſen iſt; nur daß Heinrich, wenn er länger gelebt hätte, bey ſeinen glänzenden Eigenſchaften als Feldherr und König, Deutſchland noch ungleich mehr Verderben gebracht haben würde, als es Richelieu vermochte.

Einen weit wirkſamern Einfluß als Heinrichs Projekt, um die Idee einer chriſtlichen europäiſchen Republik, eines rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſes aller Staaten und Völker von neuem zu beleben, hat ein Staat gehabt der erſt jetzt zu bilden ſich anfing, Holland, ein Staat von geringem Umfang, der aber im ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte behauptete, ſo daß von ihm ſpäterhin ein ganz neues europäiſches Staatsſyſtem, eine neue Epoche in der Geſchichte ausgegangen iſt. Zu dem Kampfe welchen die Niederländer erſt für die Erhaltung der alten Rechte, dann für die völlige Unabhängigkeit beſtanden, waren Katholiſche und Proteſtanten gleich anfangs verbunden geweſen. Allerdings hatte dieſe Verſchiedenheit auch die Folge, daß das Ganze ſich trennre, die brabantiſchen Niederlande ſich mit Spanien wieder vereinten, Holland ſich ganz losriß. Es blieben die Wirkungen der Vereinigung aller verſchieden Glaubenden zur gemeinſchaftlichen Selbſterhaltung und Vaterlandsliebe ſehr groß. In Holland zuerſt entwickelten ſich Grundſätze der Duldung und eine Eintracht, die nicht wie in England und Frankreich mit Niederdrückung des einen Theils und bloß zu Staatszwecken beabſichtigt, noch auch wie in Deutſchland zwar ein Frieden mit gegenſeitiger rechtlicher Anerkennung, aber mit bleibender Zwietracht, eigentlich alſo nur eine Friſt, nur ein langer Waffenſtillſtand, ſondern eine wirkliche Eintracht war, auf innere Überzeugung und ein ſittliches Band gegründet. Die vortheilhafte Wirkung davon zeigte ſich ſogleich in der wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Cultur, worin Holland allen den Ländern welche an der allgemeinen Erſchütterung Antheil genommen hatten, bald ſehr zuvoreilte. Seit Europa getrennt war, hatte ſich auch die Litteratur und die wiſſenſchaftliche Bildung eines jeden Landes und jeder Nation mehr auf ſich beſchränkt, der litterariſche Verkehr und Verein, der ſonſt Statt hatte, war verſchwunden oder loſer geworden. Holland beſaß zuerſt ſeit der Kirchentrennung im Hugo Grotius wieder einen europäiſchen Gelehrten, wie ſie vor der Reformation und früher gebildet, auch noch in den erſten Jahren derſelben vorhanden geweſen war; einen Gelehrten, der den größten Einfluß auf ſein Zeitalter, auf ganz Europa, man kann ſagen auf die Weltgeſchichte hatte. Sein großer Antheil an der Ausbildung des neuen Völkerrechts kann dieß allein ſchon bewähren; und wie ſehr er durch umfaſſende Kenntniß und Geſinnung über ſein Zeitalter der Streitſucht erhaben war, erhellt ſchon daraus, daß er, der ohne Vergleich der erſte proteſtantiſche Gelehrte war, von der alten Kirche gleichwohl ſo geehrt ward, daß dieſe ihn faſt für einen der ihrigen hielt. Es entging Hugo Grotius ſelbſt in Holland nicht aller Verfolgung der beſchränkten Denkenden; damahls hätte in einem der andern Länder ein Geiſt wie der ſeinige kaum entſtehen, ſich ſchwerlich zu dieſer Mäßigung und Höhe der Anſicht ausbilden können. Wenn Holland nicht ganz ohne Gährung blieb, ſo kam es doch nie zu ſo ſchrecklichen Ausbrüchen wie in Frankreich und England, was bey der nicht großen Ausdehnung und der gefährlichen Lage dieſes Staats ſchon durch die ſtets nothwendige Sorge für die Selbſterhaltung begünſtigt ward.

Nach der Kirchentrennung hatten ſich die Länder und Nationen ſehr vereinzelt, der allgemeine Zuſammenhang Europa's hatte faſt aufgehört. Nur das weſtliche Europa blieb unter Spaniens noch immer überwiegendem Einfluß in lebhafter Verbindung. Seit dem Zeitalter Karls des Fünften war der dreyßigjährige Krieg, an dem faſt alle Mächte Antheil nahmen, und aus denen ſich ein neues Staatenverhältniß, eine neue Geſtalt für Europa entwickelte, wieder die erſte europäiſche Weltbegebenheit. Die Erklärung deſſelben erfordert alſo noch einen Blick auch auf die übrigen Länder Europa's und auf die eigenthümliche Geſtalt, welche die Reformation bey ihnen annahm. Zunächſt auf die nordiſchen Reiche, beſonders Schweden, das bald eine ſo große Stelle im Schauplatz der Weltgeſchichte einnehmen ſollte. Selbſt die Art, wie die neue Lehre in dieſe Länder eingeführt ward, iſt merkwürdig und eigenthümlich. In das angränzende Dänemark hatte ſich dieſelbe zwar gleich mit dem erſten Strome von Deutſchland aus verbreitet, aber in dem äußerſten Norden fand die neue Lehre wenig Anhang. In Norwegen, in Island, mußte man ſie einzuführen faſt Gewalt brauchen. In Schweden war die Stimmung des Volks für die neue Lehre durchaus ungünſtig, die Anhänglichkeit an den alten Glauben ſo ſtark, daß Guſtav Waſa, außer dem Glanz und der Liebe, die er noch als Jüngling durch die Befreyung des Vaterlandes ſich erworben hatte, alle der nachgiebig ſtandhaften, unermüdlich beharrlichen Klugheit bedurfte, woran er dem Wilhelm von Oranien und der Eliſabeth von England nichts nachgab, um das, was er faſt zum einzigen Geſchäft ſeiner langen Regierung machte, durchzuſetzen, und endlich zu bewirken, daß Schweden lutheriſch wurde. So wie bey dem Hirtenvolke in dem gebirgichten Theile der Schweiz, ſo mochte auch bey jenen Söhnen des Nordens, welche den Alpen-Bewohnern in ſo vielem ähnlich ſind, außer der ſolchen Völkern immer eignen Anhänglichkeit an das Alte, die neue Lehre, welche zunächſt den Verſtand in Anſpruch nahm, weniger verführeriſch ſeyn, um ſo mehr, da vielleicht manches Verderbniß, welches der alten Kirche, manche Unſittlichkeit, welche ihren Mitgliedern vorgeworfen ward, von ihrer Sitteneinfalt entfernt, ihnen unbekannt geblieben war. Daß der Norden lutheriſch ward, Zwingli's und Calvins Lehre hier keinen Eingang fand, begründete für die Folgezeit Schwedens großen Einfluß in Deutſchland, wo die lutheriſche Parthey bei weitem die überwiegende war; und eben dieſem Umſtande verdankt der Norden vielleicht noch eine andre glückliche Eigenthümlichkeit, wodurch er ſich von den andern Ländern auszeichnete, welche an der neuen Bewegung Antheil genommen; den innern Frieden nähmlich, und daß es hier nicht zu Bürgerkriegen gekommen iſt. So gering oft der Unterſchied zwiſchen Luthers und Calvins Lehre geſchienen hat, ſo iſt er gleichwohl für die Weltgeſchichte von ſo großen Folgen geweſen, daß wir in allen Ländern wo nebſt Luthers Lehre die des Calvin Einfluß gewann, viele neue politiſche Ideen ſich entwickeln, aber auch große politiſche Gährungen entſtehen ſehen. Wie ſehr Luthers

Lehre ſeit der Unterdrückung der erſten Volksgährungen der Fürſtengewalt in Deutſchland günſtig war, iſt ſchon erwähnt; noch mehr mußte dieſe Wirkung im Norden eintreten, wo die neue Lehre nicht durch den Strom einer unwiderſtehlichen Volksbewegung ſich verbreitet hatte, ſondern vorzüglich in Schweden allein durch den Willen des Herrſchers eingeführt worden war. Leicht begreiflich wohl iſt, daß eine Lehre von Zwingli und Calvin, in der Schweiz veranlaßt und geſtiftet, ausgebildet in Holland und von da aus wie aus einem ſichern Schutzhafen über Frankreich und andre Länder verbreitet, eine ungleich mehr republikaniſche Richtung haben mußte, welche ihren höchſten Gipfel bei der proteſtantiſchen Oppoſitionsparthey der Puritaner in England erreichte. Dieſer ſo ganz verſchiedene politiſche Geiſt der beiden Hauptzweige der neuen Parthey iſt bis auf Nordamerika und die neueſte Zeit herab von ſo großen welthiſtoriſchen Folgen geweſen, daß es unzureichend ſeyn würde, bei jener blos äußern Veranlaßung ſtehn zu bleiben, und erforderlich ſcheint, auch auf den innern Grund dieſer merkwürdigen Verſchiedenheit in wenigen Worten hinzudeuten. Man hat von der Lehre der Proteſtanten geſagt, ſie ſey ein reiner Verſtandesglauben; einige haben es als einen Vorzug geprieſen, daß Einbildungskraft und Sinnlichkeit hier durch Erkenntniß und Sittlichkeit aufs ſtrengſte beherrſcht, andre es als nachtheilig getadelt, daß das freye Leben der Einbildungskraft dadurch zu ſehr beſchränkt werde, und daß dieß auch inſonderheit der Entwicklung der ſchönen Künſte ungünſtig ſey. In dieſer Hinſicht nun waren die beiden proteſtantiſchen Hauptpartheyen, im erſten Zeitalter der Reformation im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ganz verſchieden, und aus eben dieſer Verſchiedenheit erklärt ſich auch ihre ſo ganz entgegengeſetzte politiſche Richtung, da die eine der Monarchie günſtig, die andre mehr republikaniſch war. Der Grund der Verſchiedenheit liegt grade in dem Unterſcheidenden der Lehre, ſo wenig dieſes nach der oberflächlichen Anſicht unſres Zeitalters dem erſten Anblick weſentlich ſcheinen mag. Das, wodurch das Chriſtenthum ſich von jedem andern gleichfalls auf die Lehre von einer allmächtigen Gottheit und einer vergeltenden Unſterblichkeit gegründetem Glauben unterſcheidet, iſt, daß die chriſtliche Lehre von der Gottheit nicht bloß einen reinen Vernunftbegriff aufſtellt, wie es in der natürlichen Religion der Philoſophen, oder auch in Mahomets Lehre geſchieht. Weit entfernt, anzunehmen, daß die Fülle der Gottheit durch die Vernunft erſchöpft werden könne, ſtellt die chriſtliche Lehre das Weſen der Gottheit vielmehr als ein der Vernunft unbegreifliches Geheimniß dar; daher gleich die erſte Verſchiedenheit in der Anſicht von der Gottheit zwiſchen Mahomets Lehre und dem Chriſtenthum. In dieſem wurde außer dem Weſen der

Gottheit, auch die Art, wie Gott ſich dem Menſchen offenbart und mittheilt, und die Art, wie der Menſch ſich mit ihm wieder verbinden, ſich ihm wieder annähern kann, als ein Geheimniß aufgefaßt und dargeſtellt, was der Verſtand gar nicht ganz begreifen und faſſen kann, und was eben ſo ſehr auch auf das Herz und auf die Einbildungskraft wirken ſoll. In der Anerkennung dieſes Geheimnißvollen nun, waren die erſten Lutheraner ganz mit den Katholiken einverſtanden; eben daher erklärt es ſich, daß ſo viele vorurtheilsfreye Männer von beyden Seiten in der erſten Zeit eine Wiedervereinigung für möglich halten konnten, denn man war mit jener gemeinſchaftlichen Anerkennung des Geheimnißvollen wirklich eins in den erſten und weſentlichſten Grundſätzen, grade in dem, was einem in der Schule der Philoſophen gebildeteren Geiſte am Chriſtenthum am ſchwerſten zuzugeſtehen und in die eigne Denkart aufzunehmen ſeyn muß. Dagegen Zwingli's und Calvins Lehre durch die Ableugnung des Geheimniſſes in dem weſentlichſten von allem was äußerlich ſchien, den innerſten Grund des alten Glaubens berührte und erſchütterte. Es zeigte ſich die große Verſchiedenheit auch gleich im Äußern ſehr auffallend. Wie der Glaube an das Unbegreifliche, eben weil es das, weil es für den Verſtand allein nicht zu faſſen iſt, zu einer bildlichen Darſtellung und Andeutung führt, ſo hatte auch die alte Kirche mehrere äußere Mittel, Zeichen re Großthaten beſingen, indem ſie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerſt werde ich alſo die alten Abentheuer unſrer Vorfahren durchgehn, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch ſie ſind würdig, daß alle Menſchen ſie preiſen, in Liedern beſingen, durch die Reden der Verſtändigen loben, bey ſolchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieſer Verſtorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, urſprünglich Töchter des Ares, welche am Fluße Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eiſen bewaffnet waren, und die erſten von allen Roſſe beſtiegen, auf welchen ſie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn ſie ſchienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als ſie ihnen an Bildung des Leibes nachſtanden. Sie beherrſchten ſchon viele Völker und hatten alles um ſich her unterjocht, als ſie durch das Gerücht den großen Ruf von dieſem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den ſtreitbarſten Völkern gegen dieſe Stadt auszogen. Da ſie aber auf wackre Männer trafen, ſo entſprach ihr Muth ihrem Geſchlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengeſetztes Urtheil über ſie fällte, und bewieſen ihr Geſchlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Geſtalt. Nur ihnen allein war es verſagt, durch ihre Fehler belehrt künftig weiſer zu handeln, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr und Gebräuche nicht nur für weſentlich gehalten, ſondern auch ſinnbildliche Darſtellungen aller Art geduldet, ja befördert, die ſchönen Künſte zur Verherrlichung des Glaubens gebrauchend. Alles dieß bildliche Äußere verwarf nun die reformirte Parthey ohne alle Schonung, ja mit Haß als ganz ſchädlich, und zeigte ſich damit als eine Lehre des reinen Verſtandes-Glaubens. Dieß konnte aber keineswegs auf die ältern Lutheraner angewandt werden, weil ſie doch das Princip aller jener äußern Bildlichkeit, das weſentliche Geheimniß ſelbſt anerkannten. Daher behielten ſie auch ungleich mehr von den äußern Gebräuchen bey, und würden, da ohnehin nicht alles Äußere von der alten Kirche ſelbſt für gleich alt, weſentlich oder bedeutend gehalten wurde, wohl noch mehr, ja das meiſte davon angenommen haben und annehmen können, wenn nur ſonſt Friede und Wiedervereinigung möglich geweſen wäre. Eine andre merkwürdige Verſchiedenheit der beiden proteſtantiſchen Partheyen liegt darin, daß alle fernern und neuern Secten dergleichen viele noch in der neueſten Zeit, wenigſtens für England und Amerika nicht ohne großen politiſchen Einfluß geweſen ſind, aus der reformirten hervorgegangen. Es war in ihr urſprünglich ein Princip immer fortgehender Veränderung, und fernerer Neuerung, wie alles worin der Verſtand herrſcht, nothwendig von ſtets in neuen Gegenſätzen fortſchreitender Natur iſt. Daher übertraf auch die reformirte Lehre in der erſten Zeit die lutheriſche ſehr bald an intellectueller Ausbildung; in dem Princip der immer fortſchreitenden Entwicklungen und immer neuen Veränderungen liegt der Keim zu ſteter Gährung. In der lutheriſchen Parthey iſt es zwar viel ſpäter hie und da zu einer Art von innern Auflöſung, wie auch in einem bedeutenden Theil der katholiſchen Kirche gekommen, neue Secten aber, an denen die reformirte Parthey immer ſo fruchtbar war, hat ſie faſt keine erzeugt; ja ſie ſtimmte urſprünglich darin mit der alten Kirche überein, daß in dem Glauben an den wahren Gott, ſo wie er nun einmal offenbart ſei, im Weſentlichen keine Veränderung ſtatt finden könne. Am wichtigſten aber iſt der Einfluß, welchen die eine Grundverſchiedenheit auf die politiſche Denkart haben mußte. So wie im Gebiethe des Glaubens die unbegreifliche, auch auf Herz und Einbildung wirkende Idee ſich zur reinen Verſtandeserkenntniß von Gott verhält; grade ſo auch im Staate der König, der lebendige ſichtbare Stellvertreter der Gerechtigkeit, der nicht blos dem Verſtande und dem Willen, was Pflicht und Rechtens iſt, vorzeichnet, ſondern auch das Herz und die Liebe des Volks in Anſpruch nimmt, und ſelbſt auf die Einbildungskraft durch den Glanz der äußern Erſcheinung wirkt, gegen das todte Geſetz, welches der Verſtand im Staat fordert. Wo der Verſtand, die Anſicht und der Glaube des Verſtandes allein herrſchen, da wird man die alleinige Herrſchaft des Geſetzes als das Weſen des Staats betrachten, welches jede fremde Zuthat nur verunſtalte, wird den lebendigen Stellvertreter des Geſetzes höchſtens als eine ſolche an ſich unweſentliche Zugabe, als einen für die nicht rein verſtändige Menge zur Zeit noch erforderlichen Nothbehelf anſehen, und dulden. Aber es ſind außer dem Verſtande noch andre Kräfte im Menſchen, welche der königlichen Würde eine ganz andre Bedeutung und Würde geben, und ſie nicht als eine mit den Fortſchritten der Bildung verſchwindende Unvollkommenheit des Staats, ſondern als das rechte Weſen deſſelben anſehen lehren. Nicht alſo zufällig, ſondern weſentlich iſt die Verſchiedenheit, daß die alte Kirche, worin die ältern Lutheraner mit ihr einſtimmen, mehr monarchiſch, die Gemeinde der Reformirten nach Zwingli und Calvin in der Schweiz, in Holland, England und Nordamerika mehr republikaniſch geſinnt war. Nicht zum Tadel iſt dieß geſagt, ſondern zur Entwicklung des innern Grundes von dem was wirklich geſchehen iſt; denn wer wollte läugnen, daß jener republikaniſche Geiſt neben der vorübergehenden Gährung auch ſehr wohlthätige, der Menſchheit ruhmvolle und groſe Erſcheinungen in den genannten Ländern hervorgebracht habe!

Siebzehnte und achtzehnte Vorleſung.

So wie die Schweiz gleich nach dem erſten gelungenen Kampf der Unabhängigkeit eine anſehnliche, ja eine große kriegeriſche Macht wurde, ſo auch Schweden, nachdem es ſich von Dännemark frey gemacht hatte. Überhaupt haben in Europa Mächte von dem Anſchein nach geringer Größe gewöhnlich den entſcheidenden Umſchwung herbeigeführt, oder doch ſeinen Gang am meiſten beſtimmt. So Venedig zur Zeit der Kreuzzüge, die Schweiz in den burgundiſchen und italiäniſchen Kriegen, und wie Holland am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Europa eine neue Geſtalt gegeben, ſo hat Schweden im ſiebzehnten Jahrhundert geherrſcht, in der erſten Hälfte deſſelben das große Frankreich an Glanz übertroffen. Ähnlich an kriegeriſchem Muth, Sitteneinfalt und der ganzen Stammesart war die Schweiz und

Schweden. Gleichwohl fand ein großer Unterſchied Statt. In der Schweiz waren von frühern Zeiten an zwey ganz verſchiedene Hauptbeſtandtheile; Bern, kriegsmuthig wie alle Schweizer, auch eroberungsluſtig zu den weitausſehendſten Entwürfen; dann die Alpenvölker, die eigentlich nur die Freiheit wollten auf ihren Bergen, jenen weitausſehenden Entwürfen dann und wann überredet, doch nicht von Herzen folgten, oft auch nicht; dazwiſchen Zürch, verſchieden noch in ſeinen Grundſätzen von jenen, feſter in den deutſchen Zuſammenhang verflochten, ſo mancher andern Verſchiedenheiten und fremdartigen Beſtandtheile nicht zu erwähnen. Hätten jene kühnen Entwürfe obgeſiegt, ſo wäre wohl, wie es mehr als einmal möglich ſchien, ein Theil von Schwaben, Elſaß, Tyrol, Savoyen, Mayland mit vereint, an den Ufern des mittelländiſchen Meers für den Handel des Freyſtaats eine günſtig gelegene Grenze erreicht und das kriegeriſche Bern etwa ſo mächtig geworden wie Rom vor dem zweyten puniſchen Kriege. Aber es wirkte die große Kraft nie ganz vereint wie ſie es bey gleichem Kriegsmuth in Schweden war, unter einem König, dem geliebten Könige ſeines Volks aus Guſtav Waſa's des Befreyers Stamme. Doch ſchien es unter Guſtav Waſa's erſten Nachkommen, als würde durch die neue Dynaſtie ſelbſt der katholiſche Glauben über den neuen proteſtantiſchen wieder obſiegen, was bey der Art, wie der letzte durch Guſtav Waſa hier eingeführt worden, nicht Wunder nehmen kann. Auch war die erſte Unternehmung des freigewordenen, kriegeriſchen, eroberungsluſtigen Volks und ſeines Königs zunächſt auf die Herrſchaft im baltiſchen Meer und an ſeinen Küſten, gegen die ſtreitigen Küſtenländer des deutſchen Ritterordens gegen Pohlen und Preußen gerichtet. Der proteſtantiſche Glaube ſiegte, und der Kampf gegen Pohlen ſtählte nicht nur die Kraft, ſondern ward ſelbſt die Veranlaſſung zur Einmiſchung Schwedens in die deutſchen Kriege. Pohlen, obwohl ſeit der Verbindung mit Litthauen eine bedeutende Macht, hatte bloß mit ſich und ſeinen Nachbarn den Preußen, Ruſſen und Türken beſchäftigt, keinen Antheil genommen an den großen Kämpfen Europa's unter Karl dem Fünften. Erſt jetzt, nachdem der alte jagelloniſche Stamm erloſchen war, ward es eben dadurch mit verflochten in die allgemeinen Verhältniſſe und Streitigkeiten. Denn es ſchien vermuthlich um den Streit zwiſchen den gleich Mächtigen unter den Einheimiſchen zu vermeiden rathſamer, einen Auswärtigen zu wählen; auch konnten unter ſolcher Herrſchaft alle, die ſtark genug waren es zu wünſchen und den Wunſch zu behaupten, völlige Freyheit deſto eher erwarten, als unter einem Gebieter aus ihrer eigenen Mitte. Der erſte Verſuch mit einem franzöſiſchen König, dem nachmaligen Heinrich den Dritten, endigte ſchnell mit gegenſeitigem Überdruß und mit der heimlichen Flucht des Fremdlings. Daß ein Fürſt von Siebenbürgen zugleich König von Pohlen ſey, konnte ſchon wegen des gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Türken vortheilhaft ſcheinen. Sollte ein ausländiſcher König bei der beſtehenden Verfaſſung nicht ganz bloß ein Schattenbild ohne Kraft und Anſehen bleiben, ſo mußte er aus einem nicht zu entfernten Nachbarsreiche ſeyn; ja wenn er ſelbſt auch Beſitzer und Beherrſcher eines ſolchen Reiches war, konnte die Freiheit dadurch noch nicht gefährdet ſcheinen, eben weil dieſe anderweitige Macht eine entfernte fremde keine einheimiſche war. Gedanken dieſer Art müſſen die Mächtigſten der Nation wohl geleitet haben, da wir bei allem Wechſel fortgehend zwei Partheyen im Reiche finden, eine ſchwediſche und eine öſterreichiſche, die zu verſchiedenen Zeiten mehrere aber nicht zur Ausführung gekommene Wahlen öſterreichiſcher Fürſten veranlaßte. Von öſterreichiſcher Seite ward dieſe Wahl ſo wenig geſucht, daß ſie das erſte Mal ganz unerwartet kam; es waren jene allgemeinen ſchon angeführten Gründe der Partheyen, welche ihr Verfahren beſtimmten. Für Öſterreich ſprach das alte Verhältniß mit Ungarn, das Band der gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Türken, und die Gleichheit der herrſchenden Religion. Das ſchwediſche Haus behielt dennoch die Oberhand; weil aber Siegmund katholiſch war, verlor er Schwedens Kro ne, und ſchloß ſich auch durch die Bande der Verwandtſchaft an das kaiſerliche Haus von Öſterreich; nur daß er im Kampfe gegen Guſtav Adolf eher Hülfe von dieſem erwartete, als daß er mit ſo vielen andern nachbarlichen Kämpfen beſchäftigt, ſie ihm hätte gewähren können. In größere Erſchütterungen gerieth Rußland, welches in Maximilian des Erſten Zeitalter nach den mogoliſchen Verwüſtungen unter Waſiliewitſch dem Großen ſich ſchon zum Range einer der erſten Mächte erhoben hatte, jetzt von neuem durch das Erlöſchen des alten Herrſcherſtammes. Pohlen und Schweden rangen um den Preis der ruſſiſchen Krone, beide drangen tief in das Innere des Reichs. Endlich ermannte ſich die Nation unter einer neuen einheimiſchen Dynaſtie, und erhielt ihre Selbſtſtändigkeit, wenn gleich mit dem Verluſt einiger Provinzen. Geſchieden war Rußland noch immer von dem übrigen Europa, nicht ſowohl durch die Entfernung als dadurch, daß es der griechiſchen Kirche angehörte. Auf dieſe hatte die Lehre der Proteſtanten ungeachtet mehrerer Verſuche nicht den mindeſten Einfluß. So weit aber die katholiſche Kirche ihr Gebiet, ſo weit erſtreckte der neue Glauben ſeinen Einfluß, auch auf Pohlen und Ungarn ſehr bedeutend. Der Unterſchied von der Einwirkung auf andre europäiſche Länder war hier zunächſt nur der, daß nebſt den in Deutſchland und allen nordiſchen Ländern anerkannten Proteſtanten auch ſolche

Secten die in Deutſchland und ſelbſt im übrigen Europa gar nicht geduldet wurden, ſich nach Pohlen und Siebenbürgen wandten. Duldung der verſchieden Glaubenden war hier ſchon lange eingeführt durch die Nothwendigkeit, da ein ſo großer Theil des Volks der getrennten griechiſchen Kirche angehörte; und wenn es auch nicht reiflich durchdachter, anerkannter Staatsgrundſatz geweſen wäre, ſo war hier Schutz für die anderwärts nicht geduldeten leichter zu finden, ſchon wegen der nach Art orientaliſcher Reiche weniger ſtrengen innern Einrichtung und Verwaltung; in Ungarn und Siebenbürgen um ſo mehr, da jenes zwiſchen öſterreichiſcher und türkiſcher Herrſchaft getheilt war, dieſes zwiſchen beiden wechſelnd ſchwebte. Es hatte der Einfluß der Reformation, der wegen der innigen Verbindung mit Deutſchland in Ungarn beſonders ſtark war, in dieſem Reiche zunächſt nur die Folge, die Verſchiedenartigkeit der Beſtandtheile, aus denen dieſe Reiche ſelbſt in Rückſicht der Abſtammung und der Sprache zuſammengeſetzt ſind, noch zu vermehren. Ob dieſe Verſchiedenartigkeit der innern Beſtandtheile dereinſt zu deſto allgemeinern Grundſätzen der Glaubensduldung, wie ſie ſelbſt in Holland und Deutſchland nicht Statt fanden, führen; ob die Verſchiedenartigkeit ſelbſt zu einer deſto reichern Geſtaltung des Ganzen verknüpft werden, oder zur innern Uneinigkeit und Auflöſung führen ſollte, das blieb noch der Zueignes Unglück und unſrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier ſtarben ſie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem ſie den Ruhm der Tapferkeit dieſer Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hieſige Niederlage vertilgten. So verlohren die Amazonen alſo mit Recht ihr eignes Land, weil ſie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adraſtos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben laſſen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, ſo hätten ſie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; dieſe durch Vernachläſſigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie ſandten daher zuerſt Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man ſolle ihnen die Wegführung der Leichen verſtatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu ſtrafen, aber nur denen, die ſich ſelbſt nicht trauten, ſey es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu proben. Da ſie dieß nicht erlangen konnten, zogen ſie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen ſie zuvor keinen Zwiſt gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, ſondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beyde; für die einen, damit ſie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter freveln möchten; für die andern aber, damit ſie nicht unkunſt, dem Geiſte der ſie beſeelen, den Helden die ſie herbeiführen würde, überlaſſen. Mehr als einen großen Geſetzgeber und Volksbildner hatte Ungarn unter ſeinen Königen gezählt; nur daß, was ſie gewirkt, nebſt den Früchten deutſcher und italiäniſcher Bildung in der türkiſchen Verwüſtung großentheils wieder zu Grunde ging. Pohlen, von dieſem Unglück zwar verſchont, hatte unter vielen durch kriegeriſchen Ruhm ausgezeichneten Königen gleichwohl keinen beſeſſen, den großen Ludwig ausgenommen, welcher beide Reiche beherrſchte, der als großer Geſetzgeber, Stifter, Volksbildner das für Pohlen geweſen wäre, was Stephan im Mittelalter, Mathias Corvin in der Zeit aufblühender Wiſſenſchaften für Ungarn waren. Die nächſte Wirkung der ſich hier ausbreitenden Reformation mußte bei der damals herrſchenden Erbitterung der Gemüther die ſeyn, daß für das Haus Öſterreich dieſer Theil ſeiner Macht viel unwirkſamer ward. Außerdem war in Ungarn unter Kaiſer Maximilian dem Zweiten gegen die Türken wieder einiges gewonnen worden; unter Kaiſer Rudolf dem Zweyten ließ es ſich auf das günſtigſte an, daß nebſt Siebenbürgen ſogar die ganze Wallachei, welche durch eigne Kraft unter einem muthvollen Fürſten ſich vom türkiſchem Joche frei gemacht hatte, unter kaiſerliche Hoheit und Schutzherrſchaft kommen würde. Allein durch den Einfluß der Glaubenstrennung und der daher entſtandenen

Zwietracht und Kriege ſchwand jene Hoffnung bald wieder, und ſelbſt Ungarn im Glauben getheilt, vermehrte weniger die Macht als die Gefahren des kaiſerlichen Hauſes, zu der Zeit da Ferdinand der Zweite es vom gänzlichen Umſturz rettete.

Schon unter Ferdinand den Erſten zeigte ſich die große innere Gährung, welche durch die Ausbreitung der neuen Lehre veranlaßt, in Rudolfs des Zweyten letzten Jahren eine ſo furchtbare Höhe erreichte. Gegen die, welche im ſchmalkaldiſchen Kriege in Böhmen ſich ihm abtrünnig gezeigt hatten, glaubte der ſonſt gewiß weder harte noch herrſchſüchtige Ferdinand Strenge zeigen zu müſſen. Wie duldſam er übrigens in Glaubensſachen handelte und geſinnt war, iſt bekannt. Noch mehr als er, Karls geliebter Maximilian der Zweite; lobenswerth zwar an ſich, vielleicht aber zu nachgiebig für jene Zeiten. Wo einmal zwei Partheyen im entſchiedenem Kampf gegen einander ſtehen, da darf bey dem, der zum Haupt und Führer der einen Parthei berufen iſt, die Mäßigung gegen die andere nicht ſo weit gehen, daß die eigne Parthei das Zutrauen zu ihrem Führer verliert, oder gar viele die eigne Fahne verlaſſend zu den Grundſätzen und Meinungen der andern übergehen. Nicht die Abgeneigtheit des römiſchen Hofes, welcher den erſten öſterreichiſchen Kaiſern der deutſchen Linie ſo vieles zum Vorwurf machte, was zu verhüten oder zu verändern leider gar nicht in ihrer Macht geſtanden hatte; nicht des Churfürſten von der Pfalz Erwartung und öffentliche Aufforderung an Kaiſer Maximilian den Zweiten ſich für die Proteſtanten zu erklären; wohl aber die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils über ſeine wahre Meinung bei Katholiſchen ſo wie bei Proteſtanten, und die Wirkungen, welche dieſe Ungewißheit nothwendig haben mußte, leiten uns darauf hin, die erſte Urſache von der großen innern Gährung, die am Ende von Rudolfs Regierung in den öſterreichiſchen Staaten ausbrach, in Maximilians zu großer Nachgiebigkeit und Milde zu ſuchen. Daß er dabey ganz uneigennützig, daß er für ſich ſelbſt auch nichts weniger als ſchwankend, daß es nur Duldſamkeit war, die jenem Betragen zum Grunde lag, das kann ihn hinreichend rechtfertigen für den ſchönen Fehler, daß ſeine Geſinnung zu weit von der ſeines Zeitalters entfernt war, als daß er ihr ohne Gefahr für die Zukunft hätte folgen dürfen. Mag alſo auch wahr ſeyn, daß er durch ſeine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur deſto mehr vorbereiten helfen, ſeine Abſicht darf deshalb nicht verkannt werden. Auch würde er, hätte er länger gelebt und geherrſcht, wahrſcheinlich die Nothwendigkeit eingeſehen haben, Feſtigkeit mit der Milde zu verbinden und dann die großen Erwartungen die man als Kaiſer von ihm hatte, ganz erfüllt haben. Ausgezeichnete Eigenſchaften des Geiſtes wie des Herzens, beſaß er im vollem Maaß, auch von Tapferkeit und kriegeriſcher Fähigkeit hatte er unzweideutige Beweiſe gegeben. Die im Schatten jener Milde angewachſene Gährung wieder zu beruhigen, war Rudolf der Zweite nicht geeignet, obwohl er an Geiſt und Kenntniſſen den meiſten Zeitgenoſſen weit überlegen war. Seine Gedanken waren ſelten auf der Erde daheim: wie mußte die damalige Zeit mit ihren erbitterten Leidenſchaften, oft kleinlich eigennützigen Streitigkeiten dem erſcheinen, der gewohnt war, und nichts mehr liebte, als ſich einzig mit Tycho Brahe und Keppler am geſtirnten Himmel mit dem Anblick der ewigen Ordnung und Eintracht zu erfüllen! Es war jene Neigung nicht eine müßige Liebhaberei; er folgte nicht bloß den großen Männern in ihren Gedanken und Betrachtungen; er war ſelbſt Forſcher, Kenner in mehr als einem Fache der Naturkunde. Um ſo weniger freilich konnte er das ſeyn und das leiſten, was an ſeiner Stelle in jenem Andrang drohender Verhältniſſe und herannahender Gefahr von ihm erwartet und gefordert ward. Doch war ſeine bei dieſer Sinnesart ſehr begreifliche Abneigung vor den Geſchäften nicht Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl. Selbſt in ſeinem letzten Zuſtande, da er ganz in ſich gekehrt war und krank im Gemüthe ſchien, arbeitete er an Entwürfen des allgemeinen Friedens. Aber wo ſollte der Frieden, der in der Betrachtung und der Liebe der

Natur dem Herzen zu Theil wird, damals Eingang finden in die erbitterten Gemüther des kämpfenden Zeitalters? — Dieſe unglückliche Geiſtesrichtung und endliche Geiſteskrankheit Rudolfs, nebſt der ungeduldigen Heftigkeit des ehrgeizigen Mathias, welchen erſt die Übereinkunft der Fürſten des Hauſes, und ſodann Deutſchland berief das ſchwankende Steuer der Herrſchaft an Rudolfs Statt zu ergreifen, erregte nun in dem herrſchenden Hauſe ſelbſt eine Zwietracht und Gährung, wodurch die des Volks und des Staats erſt recht gefahrvoll ward. Schon in der Jugend hatte Mathias, nach den Niederlanden während den erſten Unruhen berufen, gezeigt, daß es ihm an kluger Mäßigung fehle. Er wenigſtens durfte ſich nicht mit Oranien verbinden und Don Juan gewaltſam vertreiben; auch verfehlte er dadurch ganz den großen und ſchönen Zweck zu dem er berufen war, ein Erhalter der Niederlande, Vermittler und Friedensſtifter zwiſchen ihnen und Spanien zu ſeyn, und vermehrte nur das Mißtrauen und die Entfernung, die ohnehin ſchon zwiſchen dem ſpaniſchen und dem deutſchen Öſterreich obwaltete. An des verdrängten Bruders Stelle getreten, entwickelte Mathias nicht die glänzend großen und wohlthätigen Eigenſchaften, die allein ehrgeizige Schritte vergeſſen machen können. Wie ganz anders da der unvermeidliche Drang der Umſtände ihm ein gleiches Schickſal zu drohen ſchien, als das, welches er ſeinem Bruder bereitet hatte, mit welcher Würde und Mäßigung betrug ſich Ferdinand an die gefahrvolle Stelle tretend, die er, wie alle fühlten, mit Ruhm zu behaupten, allein den Muth und die Kraft beſaß. Wie einſt Karl durch die entſcheidende Wahl auf den großen Schauplatz der Weltgeſchichte berufen worden, ſo waren auch jetzt aller Augen auf Ferdinand gerichtet, auch er war zu einem nicht minder großen und wichtigen, aber ſchweren und gefahrvollen Kampf berufen. — Schon erhob ſich von allen Seiten der wilde Sturm jenes Krieges der lange drohend über Deutſchland geſtanden, wie ein ſchweres Ungewitter das ſich zu entfernen ſcheint, dann wiederkehrend nun mit verdoppelter Wuth ausbricht.

Die Anlage dazu war lange vorhanden. Der Friede ſelbſt den, als Karl Deutſchland verlaſſen hatte nach Moritzens Abfall, ſein Bruder Ferdinand ſchloß zwiſchen den Anhangern des alten und des neuen Glaubens, war nur ein Waffenſtillſtand, und zwar kein durchaus beſtimmter. Nur die Friedensliebe der Kaiſer, und nach Moritzens Tode auch die der vornehmſten lutheriſchen Fürſten erhielten ihn. Als Moritz von Sachſen durch einen frühzeitigen Tod ſeinen ehrgeitzigen Entwürfen entriſſen ward, da ging wohl die erſte und größte Gefahr vorüber. Bey ſeiner durchdringenden Klugheit und Verſtellungskunſt hätte ſein Ehrgeitz leicht, wo nicht die Herrſchaft über Deutſchland erreicht, denn dazu fehlte ihm der Glaube und das Vertrauen des Volks, welches Guſtav Adolf ſo ſehr an ſich zu feſſeln wußte; gewiß aber doch lange Kriege veranlaßt. Schon zu dieſer Zeit hatte der Markgraf von Brandenburg das Geheimniß entdeckt, welches der Schlüſſel war zu allen Unternehmungen der Helden des dreyßigjährigen Krieges; das Geheimniß, ſich durch den Krieg ſelbſt die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu verſchaffen. Wie der Graf von Mannsfeld, und Chriſtian von Halberſtadt im Anfang des dreyßigjährigen Krieges, ſo machte auch der Markgraf Albrecht ſchon ſechzig Jahre früher die wehrloſen geiſtlichen Staaten zum vorzüglichen Schauplatz ſeiner verheerenden Streifzüge. In der deutſchen Verfaſſung, in dieſer Menge von kleinen, den Krieg zu führen zu ſchwachen, gleichwohl den Krieg zu nähren hinreichend reichen und ergiebigen Staaten, welche ſeitdem die kaiſerliche Macht wirkſam zu ſeyn aufgehört, ſo loſe zuſammenhingen; darin, und in dem allgemeinen Wohlſtande bey einer ſo wenig zuſammenhängenden und zum Theil wehrloſen Verfaſſung lag die Möglichkeit, daß Deutſchland dreyßig Jahre der Schauplatz eines Krieges ſeyn konnte, welcher nun, nachdem er einmahl entzündet war, wie eine verheerende Flamme ſich ſelbſt ernährend fortbrannte. Die einzelnen Streitſachen hätten bey der Friedensliebe der Kaiſer und auch der vornehmſten lutheriſchen Mächte beſonders Sachſens, alle wieder ausgeglichen werden mögen, wie ſelbſt Gebhards des Churfürſten von Kölln Verſuch, ſein Land, nachdem er Proteſtant geworden war, als weltlicher Fürſt zu behaupten, und die daraus entſtandene Fehde, die Ruhe nicht lange ſtörte. Auch der Erbſtreit über das erledigte Herzogthum Jülich und Cleve, hatte zu keinem allgemeinen Krieg geführt, obwohl es vielleicht 'geſchehen ſeyn würde, wenn Frankreich nicht nach Heinrich des Vierten Tode von neuem in innere Unruhen verſunken, und dadurch von der Anſtiftung des Krieges abgezogen worden wäre. Es lag aber in dem allgemeinen Verhältniß der Katholiſchen und der Proteſtanten etwas, das mehr und mehr beyde Theile zum Krieg ſtimmen mußte. Dem Anſchein nach war bei der Macht ungefähr gleich, im Weſentlichen fand eine große Verſchiedenheit Statt. Die Katholiſchen hatten mehr das Anſehen, da ſelbſt proteſtantiſche Churfürſten nicht ſelten ſich an den Kaiſer ſchloſſen, ſie hatten die alte Verfaſſung, die Formen, meiſtens auch die Mehrheit in den verfaſſungsmäßigen Verſammlungen und Gerichten für ſich, die Proteſtanten hingegen, die Stimme des Volks, und den Schwung des Zeitgeiſtes. Ein gefährliches Verhältniß, bey welchem der Vortheil meiſtens nur zu ſehr auf Seiten der Proteſtanten war. Man hat oft erinnert, daß die eingezogenen geiſtlichen Güter größtentheils zu guten Zwecken des öffentlichen Wohls verwandt ſeyn; dieß kann hinreichend ſeyn für die kleinern mittelbaren. Hat man aber zu allen Zeiten die eigenmächtige Beſitznahme einer wenn gleich nicht beträchtlichen freien Reichsſtadt ſo lange noch die deutſche Verfaſſung beſtand, als einen Bruch derſelben, ja als einen hinreichenden Grund zum gerechten Kriege einmüthig angeſehen, wie viel mehr ward ſelbſt das Gleichgewicht der Macht unter den erſten Fürſtenhäuſern verändert, durch die Einziehung ganzer fürſtlicher Bisthümer, welche ſelbſt bedeutende Glieder und Theile des Reichs geweſen waren! Daß eine ſolche Veränderung wenigſtens nur, wenn ſie nicht einſeitig, ſondern nach einem einſtimmigen Beſchluß des ganzen Reichs und Reichsoberhauptes geſchehen wäre, rechtlich hätte genannt werden können, das iſt wohl eben ſo einleuchtend, als daß ein lebenslänglicher Wahlfürſt, wie der deutſche Hochmeiſter und jeder geiſtliche Churfürſt es war, wenn er der erſten Bedingung ſeiner Wahl und ſeines Amtes öffentlich entſagte, auch an die mit dieſer Bedingung verknüpfte Würde und Herrſchaft weiter keinen Anſpruch zu machen berechtigt ſeyn konnte. Man ſollte kaum glauben, daß es für dieſen ſo einfachen Rechtsgrundſatz noch eines ausdrücklichen geiſtlichen Vorbehalts bedurft hätte. Gleichwohl wollten die Proteſtanten dieſen nicht anerkennen, und groß war allerdings die Verſuchung, wenn ſich ihnen eine günſtige Gelegenheit zeigte, die Macht ihrer Parthei anſehnlich zu verſtärken und ihre Lehre zu verbreiten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch von der andern Seite Einige anfingen den Frieden ſelbſt, da er doch keine Sicherheit gewährte und immer wiederhohlte Eingriffe erfolgten, für ein Übel zu halten, vielleicht im Stillen zu wünſchen, daß der Drang der Umſtände ihn nie herbeigeführt hätte, zu bereuen, daß man ſo viel nachgegeben hatte, wie denn allerdings in dem Kampf gegen eine neu anwachſende, der alten Verfaſſung entgegenſtrebende Macht durch die erſte rechtliche Anerkennung mehr eingeräumt wird, als irgend ein Kriegsglück, das noch ſo glänzend immer noch dem Zufall unterworfen bleibt, je gewähren kann. Natürlich auf der andern Seite, ja unvermeidlich ſcheint der lebhafte Antheil, welchen proteſtantiſche Fürſten an dem Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen unter katholiſchen Herren nahmen. Und doch war eben dieſer Antheil von den gefährlichſten Folgen für das gegenſeitige Verhältniß des Volks und der Fürſten. Wie leicht konnte der Schutz, welchen die anders Glaubenden bey einer ausländiſchen Macht ſuchten, die unvorſichtige Menge über die Gränze des Erlaubten hinüber führen, üble Abſichten Einiger ſie zu eigentlich ſtrafbaren Verbindungen mißleiten? Man darf überhaupt die jetzigen Verhältniſſe gar nicht auf die damahlige Zeit übertragen. Wenn bey dem erſten Ausbruch der niederländiſchen Unruhen in drey Tagen vierhundert Kirchen zerſtört, wenn noch vor dem Ausbruch des drey-

ßigverrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das helleniſche Geſetz zuſicherte, verluſtig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren dürften. Mit dieſer Geſinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich ſey, ſiegten ſie kämpfend: ihrer Feinde waren viel, aber das Recht ſtritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblaſen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, ſondern ſie begnügten ſich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beſchämen, nahmen den Siegeslohn, um den ſie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben ſie in ihrem Gebieth, zu Eleuſis. So handelten ſie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unſichtbar geworden war, als ſeine Söhne vor dem Euryſtheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Euryſtheus fürchteten, nach unſrer Stadt kamen, und ſich Schutzflehend auf den Altar ſetzten; da beſchloſſen die Athener, ſie dem Euryſtheus, welcher ſie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geſchehen war, ausliefern. Als nun Euryſtheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponneſos bewohnten, gegen ſie zu Felde zog, ſo ließen ſie ſich durch die Nähe der drohenden Gefahr in ihrer Meynung nicht wankend machen, und beharrten bey ihrem einmal gefaßten Entſchluß: wiewohl ßigjährigen Kriegs proteſtantiſche Unterthanen eines katholiſchen Fürſten die entflammten Reden ihrer Lehrer mit der laut geäußerten Überzeugung verließen: daß es doch noch beſſer ſei, unter türkiſcher Herrſchaft zu ſtehen, als unter einer katholiſchen, ſo war gewiß nicht von einer bloßen Verſchiedenheit der Denkart die Rede, ſondern der Staat ſelbſt unmittelbar gefährdet. Jetzt nachdem die Leidenſchaften längſt erloſchen ſind, wird es dem Staat leicht, jeden Mitbürger ſeiner Überzeugung ruhig folgen zu laſſen. Damahls würde der größte Duldungslehrer aus unſerm Jahrhundert, dorthin und auf den mächtigſten Thron verſetzt nicht vermocht haben, den Geiſt der herrſchend war, die Menſchen und die Verhältniſſe der Staaten mit einem Mahle zu ändern, und durch den bloßen Willen das wirklich zu machen, was erſt die allmählige Frucht der Zeit ſeyn konnte. Zu frühzeitige Milde und die Friedensliebe eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, auf die gefahrvollen Verhältniſſe des Staats übertragen, wie es von Maximilian und Rudolf geſchah, konnten ſogar den Ausbruch noch beſchleunigen, oder eher gefährlicher machen als verhuthen. Wir haben auch in neueren Zeiten geſehen, wie gewaltig Meinungen, die wenn gleich nicht unmittelbar den Glauben betreffend, doch nicht ohne Beziehung auf ihn und von verwandter Natur ſind, in den Staat und in das Schickſal der Völker eingreifen können. Damahls waren die Meinungen noch tiefer vielleicht eingewurzelt, die Leidenſchaften heftiger entflammt, ungleich verwickelter die Verhältniſſe wegen der innigen Verflechtung auch des äußern Kirchenvereins mit dem Staat, deren Band ſich in neuen Zeiten immer mehr von einander getrennt und aufgelöſt hat. Die Reformation hatte es herbeygeführt, daß die Fürſten ſich einer großen Gewalt in Glaubensſachen gebrauchten, wenn gleich in Deutſchland nie ein ſolches Supremat gelehrt ward, wie es in England eingeführt war. Denn da die proteſtantiſchen Fürſten hierin keinen Richter über ſich erkannten, ſo geſchah was ſie darin wollten oft nicht ohne Willkühr und Gewaltſamkeit im Verfahren. Es war die Pfalz nach dem Willen ſeiner Beherrſcher den Glauben in kurzer Zeit mehrmahls zu ändern genöthigt; in kurzer Zeit erſt calviniſch, dann lutheriſch, dann wieder calviniſch geworden, wobey mehrere tauſend Lehrer und Beamte, die ſich der Veränderung nicht fügen wollten, das Land verlaſſen mußten. Was ſo viele Katholiſche von ihren proteſtantiſchen Fürſten ſich hatten müſſen gefallen laſſen, was ſich eine proteſtantiſche Parthei gegen die andere erlaubt hielt, war es zu tadeln, wann katholiſche Fürſten gegen proteſtantiſche Unterthanen das Gleiche für Recht hielten? Doch geſchah dieß in Oſterreich erſt dann, als ſichtbar kein anderes Mittel mehr blieb den Staat zu retten. Verſetzen wir uns alſo in die Verhältniſſe der damahligen Zeit, ſo werden wir uns überzeugen müſſen, daß, wenn nicht etwa eine Parthei ganz obſiegen, ſondern Katholiken und Proteſtanten ferner in Deutſchland zu gleichen Theilen leben ſollten, keine andere Maaßregel möglich blieb als der Grundſatz, welcher Ferdinands des Zweiten Verfahren im Allgemeinen zum Grunde lag, den Proteſtanten nähmlich vollkommen freien Abzug zu geſtatten. Hart war es allerdings nach unſerer Anſicht, beſſer aber doch als wenn mit bleibendem Mißtrauen zwiſchen Fürſten und Volk, ſtets erneuerte Aufſtände und Unruhen grauſame Beſtrafungen und harte Geſetze nach ſich zogen. Weniger hart auch war dieſe Maaßregel als der Ausweg, welchen in England die ſiegende königlich geſinnte proteſtantiſche Parthei der unterliegenden republikaniſchen mindern Parthei offen ließ, ſich nähmlich neue Wohnſitze in einem andern Welttheile zu ſuchen. In Deutſchland konnten dagegen bey der Menge und Verſchiedenheit größerer und kleinerer katholiſcher und proteſtantiſcher Staaten die Ausgewanderten faſt gewiß ſeyn, irgendwo in einem nahen deutſchen Lande bey Glaubensgenoſſen Schutz, gute Aufnahme, und eine neue Heimath zu finden. — Ein Verluſt für den Staat war allerdings die Auswanderung ſo vieler arbeitſamen Mitglieder, auch war dieſe einfachſte aller Bemerkungen den damahligen Staatsmännern wohl nicht ſo ganz verborgen als man vorausſetzt; aber man hatte noch nicht gelernt, die Freyheit der Menſchen dem Geldertrag ihrer Anzahl unterzuordnen. Einer beträchtlich ſpätern in vielen Beziehungen cultivirtern Zeit, Ludwig dem Vierzehnten war die Maaßregel vorbehalten, indem er die Einheit des Glaubens in ſeinem Reiche durch Gewalt erzwingen und doch auch der Schatzkammer den empfindlichen Verluſt erſparen wollte, die Proteſtanten zu gleicher Zeit durch militäriſche Gewalt zu bekehren, und ihnen die Auswanderung zu verbiethen. — So wie nach bürgerlichen Kriegen jederzeit eine Amneſtie eintreten muß, ſo ſollte auch die Geſchichte jener Zeiten in einem ſolchen Geiſte der Amneſtie betrachtet werden. Wenn man Guſtav Adolfen der mehr als das halbe Deutſchland für ſeine Überzeugung verwüſtete, der auch gegen ſeine deutſche Glaubensgenoſſen Schritte that, die wohl ſchwerlich anders als aus dem Rechte der Waffen abgeleitet werden können, große Geiſteseigenſchaften nicht abſpricht, ſo ſollte auch Kaiſer Ferdinand der Zweite eben ſo beurtheilt werden, deſſen unerſchütterlichen Heldenmuth ſelbſt ſeine Feinde ihm nie abgeſprochen, und daß er aufrichtig nach feſter Überzeugung handelte, nie bezweifelt haben. Nur da, wo ſichtbar Habſucht und böſe Abſicht, nicht Überzeugung und Begeiſterung für ſeine Sache die alleinige Triebfeder iſt, wie bey Richelieu, ſoll das Urtheil der Nachwelt und der Geſchichte ohne Schonung verdammen.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staats männer iſt, welche in den langem Kriege mitgewirkt und ſich einen Nahmen gemacht haben, ſo ſind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter dieſe Begebenheit beſtimmt ward, und welche auf den Gang derſelben und auf den Geiſt ihres Zeitalters mächtig und ſelbſtſtändig gewirkt haben. Ferdinand der Zweite, Wallenſtein, Guſtav Adolf, und Richelieu; vier Männer von dem verſchiedenſten Geiſt und Glauben, gaben jeder dem Kriege auch einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle andre Helden des dreißigjährigen Kriegs waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten, oder ſolche, die gegen das Ende des Krieges, da die Begebenheit, die nun ſchon in ſich vollendet ihren ferneren Lauf von ſelbſt nahm, die Erfolge deſſelben benutzten. Von Kaiſer Ferdinand darf nur der falſche Schein hinweggeräumt werden, ſo zeigt ſich die einfache Seelenſtärke dieſes Charakters von ſelbſt in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand der Zweite den öſterreichiſchen Staat unläugbar errettet, für ſeine Glaubensgenoſſen, da ſie ohne ſeine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigſtens das erkämpft, was ſich unter ſolchen Umſtänden erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines geſetzlichen Beſitzſtandes. Daß Pflichtgefühl und feſte Überzeugung allein ihn mit Heldenmuth beſeelte, der ihn nie verließ während des ſchweren Kampfes, zu welchem er ſich berufen glaubte, berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatſachen urtheilt. Daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmahls auch in der Hitze dieſes erbitterten Kampfes bewieſen. Die ſanftern Gefühle, für die er bey der Strenge ſeiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe beſonders für ſeine erſte Gemahlinn beweiſen daß er ſelbſt, obwohl in einem Zeitalter des Haſſes und der Zwietracht lebend, nicht von haſſendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der ſeinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jeſuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, iſt um ſo ſonderbarer, da die damahls ſo innige Verbindung der Glaubens und Kirchenſachen mit dem Staat, geiſtliche Rathgeber für einen Fürſten nothwendig machte, was ſelbſt bey Proteſtanten der Fall war. Unter den ſo unbedingt verdammten Geiſtlichen, welche unter Ferdinand in Oſterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürſt Cardinal Dietrichſtein, welcher als Statthalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pasmany, der in der Geſchichte von Ungarns Cultur nie vergeſſen werden wird.

In Wallenſteins ſonderbarem Charakter war ſein aſtrologiſcher Wahn wohl das, woraus alles erklärt werden muß. Daher der gränzenloſe Stolz, die Verachtung aller andern Menſchen, als Weſen geringerer

Art. Mehr als durch ſeine letzten zweydeutigen Anſchläge, die ſeinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verſchuldet und Unglück über Deutſchland gebracht, daß ſein Ehrgeitz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg ſo groß machte und durch die kundgegebene Abſicht eine Herrſchaft auf der Oſtſee an ſich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beyſtand, den der Kaiſer ſeinem Schwager Siegmund gegeben hatte, ſchon gereitzt war, ſelbſt nach Deutſchland herbeylockte. Jener in ſich gekehrte Stolz und ſein Wahn bey der innern Gluth der Leidenſchaften könnte Wallenſteins großen Verſtand in ſich ſelbſt verwirrt haben, und ſo die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die einiges in ſeinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf dieſe Verwirrung ſeines Gemüths deuten. Was ihn in die Zahl der erſten Männer ſeiner Zeit ſetzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunſt andere übertroffen haben, oder ihm gleichgekommen ſind, das iſt nicht bloß ſein erfinderiſcher Geiſt, ſondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutſchland geworden ſeyn, wenn der ſonderbare aſtrologiſche Held ſeine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgeſiegt hätte? So viel iſt gewiß, wenn Oſterreich von einer herrſchſüchtigen und eigennützigen Politik beſeelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, ſo wäre nichts leichter geweſen, als mit dieſer vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutſchland abzuhalten, und es in ſeine Gränzen zurückzuweiſen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenſtein ein Königreich abzuwerfen. Dazu aber war Öſterreichs und auch Schwedens Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenſtein ein Gebiether der Oſtſee zu ſeyn wähnte, dann bald Guſtav Adolf einen großen Theil von Deutſchland ſo ſchnell als ſiegreich durchzog, als Augsburg dem ſchwediſchen König huldigte, da ward ein ganz neuer Umſchwung der Dinge erwartet, da erinnerte man ſich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung; und an die alten Heereszüge der ehemahligen Gothen; nach der Eroberung von Deutſchland, von Pohlen und Ungarn, ſchien ſelbſt ein Zug der ſiegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich. Guſtav Adolfs Sinnesart war in anderer Weiſe eben ſo einfach, als die Ferdinands. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden ſeiner Parthey auszeichnete, beſaß er von ſeinem Ahnherrn Guſtav Waſa auch die Gabe durch glänzende Thaten die Liebe ſeines Volks zu begeiſtern; eine Gewalt, wie er ſie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war ſeit Luther von Niemand der ſeinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf ſich ſelbſt hatte, flößte auch andern denſelben unerſchütterlichen Glauben ein. Daß Ehrſucht und Eroberungsſucht bey ihm mit der Überzeugung für die gute Sache zu kämpfen, ver[illegible] den und verwebt geweſen, darf kaum erinnert werden.

Nach Guſtavs, Wallenſteins und Ferdinands Tode, war das Große aus dem Kriege verſchwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerſtörenden Zweck im Auge, die verwüſtende Flamme, ſie zu erhalten unabläſſig bemüht. Die alten franzöſiſchen Entwürfe gegen Spanien und Deutſchland verfolgend, nur behutſamer und mit deſto ſichererm Erfolg, im Innern aber Ludwig des Eilften Grundſätze vollſtändig auszuführen, nur gewaltſamer und entſchloſſener, das war der Geiſt von Richelieu's Herrſchaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Guſtav Adolf und Ferdinand für ihren Glauben aufrichtig kämpften, Wallenſtein mit ſeinem großen Verſtande dem aſtrologiſchen Wahn nachhing, ſo kann jenes Syſtem der Ungerechtigkeit und der Unſittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel ſieht, welche Richelieu ſich erlaubte, deren keins ihm zu ſchrecklich oder zu ſchlecht war, jene abſichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politiſche Atheismus betrachtet werden.

Der weſtphäliſche Frieden, der den langen Kriegsleiden Deutſchlands endlich ein Ziel ſetzte, war ſchon früh gehofft, und mehrmahls und vielfältig verſucht, mißlungen, wieder mühſam bearbeitet, bis er zuletzt dennoch zu Stande kam. Keiner hatte beym Anfang gleich die ganze Dauer dieſes Kriegs voraus ſehen können, der nicht ſo wohl ein einzelner Krieg war, als eine fortlaufende Reihe mehrerer verſchiedener ſich an einander kettenden Kriege, des pfälziſch-böhmiſchen, des däniſchen, des ſchwediſchen, an den ſich zuletzt noch ein franzöſiſcher ſchloß. Als der Churfürſt von der Pfalz aus Böhmen vertrieben, er ſelbſt aus ſeinem Lande verbannt, in die Acht erklärt war, ſchien der Krieg geendet. Aber es war ein täuſchender Schein. Nicht ohne ſpaniſche Hülfsvölker hatte Ferdinand, jenen Krieg beenden können; die Einmiſchung einer auswärtigen Macht führte auch die der andern herbey; es machten die proteſtantiſchen Mächte gemeinſchaftliche Sache, und zufällige Umſtände beſtimmten es, daß nicht Schweden, ſondern Dänemark zuerſt als Kämpfer auftrat. Die deutſchen Fürſten, beſonders die proteſtantiſchen ſelbſt hätten dieſe gefährliche Einmiſchung der fremden Mächte durch die der Krieg ſo Unglück bringend für Deutſchland wurde, am beſten verhüten können; wenn ſich mehrere, gleich Sachſen, aber auch dieſes mit mehr entſchiedener Kraft an den Kaiſer angeſchloſſen, und gemeine Sache mit ihm gegen den Churfürſten von der Pfalz gemacht, deſſen Unternehmung ſie ohnehin nicht billigten, dagegen alle auswärtigen Mächte vom Reich ausgeſchloſſen hätten. Weit entfernt, die Sache ihrer Glaubensgenoſſen dadurch zu ſie für ſich ſelbſt nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich ſie gar nicht wiſſen konnten, wie dieſe handeln würden. Bloß weil ſie es für gerecht hielten, übernahmen ſie für dieſelben eine ſo große Gefahr, ohnerachtet ſie zuvor in keiner Feindſchaft mit dem Euryſtheus ſtanden, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, verſuchten ſie, dieſe zu zwingen, und ſtrebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freyheit ſey, nichts ohne eignen Entſchluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beyde Zwecke, wenn es ſeyn müſſe, kämpfend zu ſterben. So ſtolz und hartnäckig waren beyde Theile, daß die Geſandten des Euryſtheus gar nicht einmahl verſuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß dieſe es nicht geſtattet haben würden, wenn auch Euryſtheus ſelbſt als ein Schutzſtehender verſucht hätte, ihnen die Schutzſtehenden abzulocken. Sie ſtellten ſich alſo mit ihrer einzelnen Macht, und beſiegten allein das aus dem ganzen Peloponneſos kommende Heer. Sie ſetzten zuvörderſt die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreyten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß ſie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anſtrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieſer, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menſchliche Geſchlecht machte ſich ſelbſt durch Streitſucht und Ruhmliebe das Leverlaſſen, würden ſie vielmehr gerade als Bundesgenoſſen es am beſten in der Hand gehabt haben, die Rechte der Ihrigen zu ſichern. Den auswärtigen Einfluß abzuwehren, die Streitigkeiten bloß durch die inneren eigenen Kräfte zu ſchlichten, das muß das erſte Geſetz ſeyn in jedem Bundesſtaate, der beſtehen ſoll. Als Ferdinand auch in dieſem zweiten Kriege den entſcheidendſten Sieg davon trug, trat Schweden an die Stelle, und jetzt ward der Krieg am furchtbarſten und gefahrvollſten. Das war der große Stoß, welchen Richelieu den Kaiſerlichen beybrachte, daß er es durch ſeine Anſtiftung bey den katholiſchen Fürſten beſonders bey Bayern dahin brachte, daß Ferdinand den allgemeinen Klagen nachgebend, Wallenſtein verabſchiedete. Die Klagen mochten an ſich gerecht ſeyn, nur war die Frage, ob Wallenſteins Bedrückungen und Art, den Krieg zu führen nicht in der Nothwendigkeit und der Lage der Sache gegründet ſey. Leichter würde es immer für Deutſchland geweſen ſeyn, jene Bedrückung noch eine kurze Zeit zu ertragen, als achtzehn Jahre lang die verwüſtenden ſchwediſchen Kriegsheere mit eigenen Kräften gegen ſich ſelbſt zu nähren und zu waffnen. So waren es Ferdinands eigene Bundesgenoſſen und Werkzeuge ſelbſt, die ihn oft am meiſten mitten im ſchönſten Gelingen hemmten. Nicht leicht hat wohl überhaupt ein andrer Fürſt mit ſo geringen Hülfsmitteln, von Gefahren und Feinden aller Art umringt, ſelbſt in denen, die mit ihm und für ihn kämpften und die er zu brauchen nicht umhin konnte oft neue und die größten Hinderniſſe findend, dennoch mit ſo immer gleichem Muth und freudiger Kraft ſeinem Ziele nachgeſtrebt. Wie große Opfer hatte er nicht bereitwillig gebracht, um ſich Bayern als Bundesgenoſſen, Sachſen in Frieden zu erhalten; wie viele Rückſichten mußten nicht ſtets auf Spanien genommen werden; wie viel verdarb nicht Wallenſtein, noch mehr aber, daß die Häupter des katholiſchen Fürſtenbundes, nichts Arges ahndend, den franzöſiſchen Eingebungen ſo zugänglich waren. Was Ferdinand als Kaiſer für ſich und ſeine ſiegreichen Feldherren gethan, und man ihm vielfältig vorgeworfen hat, das findet ſeine beſte Rechtfertigung, wenn man es vergleicht mit den Gewaltſchritten und Forderungen der Schweden, als ſie Sieger waren. Allerdings hat die Zurückforderung der geiſtlichen Güter viel beigetragen zum ſchnellen Ausbruch zu bringen, was in der franzöſiſchen Abſicht und der ſchwediſchen Eroberungsſucht ſchon lange vorbereitet lag; aber an ſich ungerecht kann man nicht finden, daß Ferdinand einen Frieden als entſcheidenden Maßſtab des rechtlichen Beſitzſtandes zum Grunde legen, auf einen Frieden zurückgeben wollte, der ſeinen Vorfahren von der ſiegenden Gegenparthey eigentlich war abgenöthigt worden. Karl der Fünfte, die Lage der Dinge und die Welt wohl kennend, war auch als Sieger in Rückſicht der geiſtlichen Güter nachgiebiger; beſſer wäre es vielleicht geweſen, Ferdinand hätte gleich zugeſtanden, was er nachher doch bewilligen mußte; daß aber nicht der gewöhnliche Eigennutz des Siegers, ſondern Geſinnungen ganz anderer Art ſein Beweggrund bey dieſem Schritte geweſen, iſt hinreichend bekannt. Wallenſtein, der, was der Graf von Mannsfeld und Chriſtian von Halberſtadt im Kleinen gethan, im Großen nach Grundſätzen übte, und eben dadurch die nothwendige und einzige Art des Gelingens in dieſem Kriege zeigte, konnte und mußte in einem Kriege dieſer Art eine große Belohnung erhalten; daß ſie ihm nicht Belohnung, ſondern nur Zunder ſeines unbegränzten Ehrgeizes ward, das lag in ihm ſelber. Nach ſeinem, und noch mehr nach des Kaiſers Hintritt ward der Krieg wieder wie er begonnen hatte. Einzelne Abentheurer und Heerführer auf dem großen Kriegsfelde, die Verwüſtung mit Blitzesſchnelle bald hier bald dorthin leitend, zeigten mehr das Schauſpiel einer zerſtörenden Naturbegebenheit, eines einmahl entflammten nun geſetzlos ſich verbreitenden Feuers, als einen großen Entwurf, den Gedanken eines großen Mannes. Der Zweck des Krieges ward im Kriege ſelbſt vergeſſen, die Erbitterung des Glaubenshaſſes erloſch in der Wuth des Glaubenskrieges ſelbſt; ja ſchon in Wallenſteins Heere, vorzüglich während ſeines zweiten oberfeldherrlichen Laufes war nicht die Begeiſterung für den einen oder den andern Glauben herrſchend, und die beſeelende Kraft des Ganzen, ſondern ein eigenthümlicher, gegen die Glaubensmeinung eher gleichgültiger, von ihr ganz unabhängiger Soldaten-Geiſt. — Epoche machte der endlich durch die Nothwendigkeit herbeygeführte Frieden für Europa, eben als Glaubensfrieden, als anerkannte Unmöglichkeit, den Kampf zwiſchen dem alten Glauben und der neuen Lehre durch die Waffen zu ſchlichten, und Feſtſtellung eines rechtlichen Verhältniſſes zwiſchen den Anhängern des einen wie der andern.

* * *

Man kann alle die Unruhen und einzelnen Kriege, welche nach der Glaubenstrennung die Niederlande, Frankreich und Deutſchland mit Blutvergießen erfüllten, an denen Spanien, England, Dänemark und Schweden Antheil nahmen, wegen dieſes Antheils faſt aller Nationen, des innern Zuſammenhangs und der Verflechtung der Begebenheiten, als einen allgemeinen europäiſchen Krieg betrachten, welcher von dem erſten Ausbruch der niederländiſchen Unruhen bis zum weſtphäliſchen Frieden volle achtzig Jahre gedauert, während dieſer Jahre die meiſten Länder Europa's betroffen, einige der wohlhabendſten verwüſtet und zu Grunde gerichtet hat. Wenn man dieſen achtzigjährigen Krieg der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthei als einen zuſammenhängenden fortgehenden Kampf betrachtet, ſo könnte es mit Rückſicht auf das Ganze ſonderbar ſcheinen, daß die katholiſche Parthei bey einer dem Anſchein nach ſo großen Übermacht in Europa nicht die Oberhand behalten, und einen vollkommenen Sieg davon getragen haben. Mit Rückſicht auf einzelne Epochen des achtzigjährigen Kampfs, möchte man eher die Frage aufwerfen, weßhalb die Proteſtanten einmahl ſo weit gekommen, nicht noch weiter ihr Glück verfolgt haben, und ganz Sieger geworden ſeyen. Die geſammten katholiſchen Mächte als eine der kriegführenden Partheien betrachtet, ſo lag die Urſache ihrer geringen Wirkſamkeit bey ſcheinbarer Größe nicht ſowohl in Spaniens Verfall, denn nach der kraftloſen Regierung Philipps des Dritten erhob ſich das Reich unter Philipp dem Vierten doch wieder mit neuem Glanz und neuer Thätigkeit; ſondern in dem Mangel an Einheit unter den verſchiedenen Mächten. Selten war Eintracht unter den beiden Linien des öſterreichiſchen Hauſes; ungeachtet der häufigen Familien-Verbindungen beyder Häuſer hatte die mißtrauiſche Entfremdung unter Philipp dem Zweiten zu tief und zu lang gewirkt, als daß ſie ſo leicht wieder gehoben werden konnte; ja auch als durch die Bemühung eines großen Staatsmanns, zwiſchen Philipp des Vierten regerer Thätigkeit und Ferdinand des Zweyten großen Zwecken eine Verbindung zu Stande kam, war die Eintracht dennoch nicht immer vollkommen, ſo wie ſie hätte ſeyn ſollen, die Verſchiedenheit der Grundſätze und der Abſichten oft noch von fühlbaren und nachtheiligen Folgen für die gemeinſchaftliche Wirkſamkeit. Dem römiſchen Hofe hätte es eigentlich obgelegen, das Band zu ſeyn zwiſchen den beiden Mächten, die Eintracht zwiſchen ihnen ununterbrochen feſt zu knüpfen; er hätte als Vermittler zwiſchen ihnen, das Gleichgewicht des Ganzen erhalten und auf die wohlthätigſte neue Weiſe abermahls die Würde eines Schiedsrichters der europäiſchen Angelegenheiten behaupten mögen. Einigemahl hat allerdings der römiſche Hof dieſe Obliegenheit erfüllt, und iſt das gemeinſchaftliche Band der katholiſchen Mächte geweſen, aber bei weitem nicht wirkſam, nicht fortdauernd genug. Nichts erliſcht leichter als der lebendige Geiſt eines Bundes; ein halbes Jahrhundert der Eintracht und des vereinten Wirkens kann oft nicht wieder erſetzen, was in einem ungleich kürzern Zeitraum gegenſeitigen Mißtrauens, eigennütziger Vereinzelung der Zwecke verſäumt ward, und verloren ging. Wenn der römiſche Hof gegen die öſterreichiſchen Kaiſer anerkannter Maßen oft nicht nachgebend genug war, von ihnen zu fordern ſchien was die deutſchen Verhältniſſe jenen zu leiſten und zu erreichen ſchlechterdings unmöglich machten, ſo muß man es ihnen noch ungleich mehr zum

Vor-

Vorwurfe machen, den wahren Sitz des Übels nicht erkannt, gegen Frankreich faſt immer zu nachgiebig geweſen zu ſeyn. Denn darin lag die eigentliche Schwäche der katholiſchen Macht in Europa, daß Frankreich nur dem Scheine nach, und ſelbſt nach dieſem nicht immer, zur katholiſchen Parthey gehörte, in der That durch ſeine durchaus eigennützige Politik eine eigene Parthey für ſich bildete. In Rom hätte man es einſehen und vorausſehen müſſen, daß ein Guſtav Adolph an der Spitze eines ſiegreichen proteſtantiſchen Heeres, der Kirche lange nicht ſo gefährlich ſey als der blos politiſche Scheinkatholicismus der letzten Valois, in der ſtarken Hand eines Richelieu. In ihrem Schooſe hat von jeher die Kirche ihre größten Feinde und Verderber gehabt, mehr zu fürchten, als alle äußern Gegner. — Wer dieſe innere Schwäche der katholiſchen Parthey allein im Auge hat, möchte ſich faſt wundern, daß ſie nicht ganz unterlegen ſey, daß die Proteſtanten nicht vollkommen obgeſiegt haben. Aber in Holland und England durchkreuzten ſich die politiſchen und religiöſen Grundſätze und Zwecke der verſchiedenen politiſchen und religiöſen Partheyen viel zu ſehr, als daß auch nur in England die katholiſche Parthey ganz hätte unterdrückt werden, geſchweige denn wie in Schweden der Geiſt auf Eroberungen ſich hätte lenken können; was Hollands gefahrvolle Lage und geringe Ausdehnung ohnehin von ſeiner Geſinnung entfernte. Hier war ein hartnäckig unbezwinglicher Widerſtand und erkämpfte Unabhängigkeit das einzige, was die Proteſtanten beabſichtigen und erreichen konnten. Deutſchland war das einzige Land, wo der Sieg vollkommen, wo der Proteſtantismus erobernd werden, und dann freilich, wenn er einmahl hier geſiegt hatte, ſein Übergewicht auch auf das ganze übrige Europa erſtrecken konnte. In Deutſchland allein war der neue Glauben durch eine wahre Volksbewegung verbreitet worden, deren Kraft auch nach dem erſten gewaltſamen Umſchwunge nicht ganz erloſchen war bis zum weſtphäliſchen Frieden. Dieſe in dem großen, volkreichen, damahls ſo ganz kriegeriſchen Lande alle Berechnung überſteigende Volkskraft des ganzen Deutſchlands ſtand mehr als ein Mahl jedem ſiegreichen Fürſten der Parthey, der ſie zu brauchen gewußt hätte, zum vollen Gebrauch und zu den kühnſten Entwürfen frey. Aber eben an einem ſolchen Fürſten, an einem großen Helden, den einzigen ſeiner Laufbahn früh entriſſenen Guſtav Adolf ausgenommen, fehlte es, ſonſt würde Deutſchland ohne Zweifel ganz proteſtantiſch, würde mit dem einen Sieger zugleich unter Einen Herrn gekommen, und nach Aufhebung aller geiſtlichen Fürſtenthümer bey der damahligen Bevölkerung wieder wie im Mittelalter der erſte aller europäiſchen Staaten, ja wahrſcheinlich eine erobernde Macht geworden ſeyn. Dem Schwedenkönig, ſo gewiß er als Herr von ganz Deutſchland dieſes, und nicht Schweden als das Hauptland ſeines Reichs hätte behandeln müſſen, würde doch in der öffentlichen Meinung das immer geſchadet haben, daß er ein Ausländer war, wenn er auch länger gelebt, und fortdauernd geſiegt hätte: der einzige deutſche Fürſt, der vor Guſtav Adolf gleich große Entwürfe auszuführen vermocht haben würde, Moritz von Sachſen hätte wegen ſeiner zu kundbar gewordenen Zweydeutigkeit nie die gleiche Gewalt auf die Gemüther des Volks erlangen können, wäre ihm auch nicht ein eben ſo frühes Todesloos gefallen, wie dem ſchwediſchen Helden.

Wenn man die wichtigſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte aufmerkſam betrachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß die wenigſten ganz das geworden ſind, was ſie anfangs zu werden beſtimmt ſchienen. Die größten Entwürfe der Helden und Herrſcher ſind bey dem vollendetſten äußern Gelingen, dennoch durch die Einwirkung der Nebenumſtände anders gewendet und nur unvollkommen ausgeführt worden; die größten Bewegungen der Zeit und der Völker haben meiſtens einen ganz andern Ausgang genommen, als der ihnen anfänglich beſtimmt ſchien, ſich weit entfernt von dem Ziele, auf welches ſie zunächſt gerichtet waren. Es iſt daher keine müßige Grübeley, in der Geſchichte zu fragen, was unter gewiſſen Umſtänden hätte geſchehen mögen, zu bemerken, an wie wenigem es oft lag, daß der Ausgang nicht ein ganz anderer war als der er wirklich geworden iſt. Das wirft oft am meiſten Licht auf die Begebenheiten, auf ihren wahren Gang und Geiſt, wenn man ſich bei der Beurtheilung zurückverſetzt in die Mitte derſelben, da ſie noch unentſchieden waren, um den verſchiedenen möglichen Ausgang nebſt ſeinen Folgen zu überdenken. Was würde wohl die Folge geweſen ſeyn, welche Geſtalt würde Europa wohl gewonnen haben, wenn die katholiſchen Mächte in jenem langen Kampf ganz obgeſiegt hätten, wenn auch in Frankreich die Parthey der Guiſen und der ſpaniſche Einfluß, wenn mit [illegible] eben deſſelben in England die katholiſche Parthey die Oberhand behalten, in Schweden die ganze Dynaſtie wie einige der Mitglieder zu derſelben zurückgekehrt, in Deutſchland der alte Glauben wenigſtens der herrſchende geworden wäre? Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht unwichtig, ſelbſt für die [illegible] mancher Grundſätze und Anſichten über Verfaſſung der Staaten und Bildung der Menſchen. Spanien und Oeſterreich hätten alsdann, wie man nach Kaiſer Ferdinand des Zweiten erſtem Siege allgemein zu fürchten ſchien, das entſchiedenſte Übergewicht in ganz Europa erhalten. Aber eben der Theilung wegen hätte dieß der Freiheit nicht nachtheilig werden, noch weniger die gefürchtete Univerſalmonarchie herbei führen können, um ſo mehr, da der römiſche Hof als natürliches Band und unabhängiger Einheitspunkt zwiſchen beiden das Gleichgewicht und die Freiheit zu erhalten, durch alle den ſchwer. Die andern Ungerechten ſtrafte er, den Euryſtheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch dieſe Stadt an einem Tage die Rettung ihrer ſelbſt, und Rache an ihren Feinden.

Daß unſre Vorfahren ſo einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Urſachen und Antriebe. Zuerſt der rechtmäßige Urſprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie gemeine Völker, ein aus allen Orten zuſammengefloſſener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Beſitzer; ſondern ſie waren urſprüngliche und einheimiſche Söhne ihres Landes, und bewohnten denſelben Boden, welcher ſie erzeugt hatte[1]. Sie

---

[1] Über die Sage von den Amazonen, vom Adraſtos und Polyneikes, die Herakleiden, und über die Autochtonie der Athener iſt vorzüglich der große Unterſchied unſrer drey epitaphiſchen, und des panegyriſchen Redners im Gebrauch dieſer Sagen zu bemerken. Der Redner Lyſias giebt der gläubigen Menge ſeiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythiſchen Kriegsthaten, verweilt aber deſto länger bey dem Mythus der Autochtonie, welcher ihm ſchöne Gelegenheit giebt, mit wiſſenſchaftlichen Begriffen Sokratiſch zu ſpielen. Iſokrates, ein Zwitter von Philoſoph und Sophiſt, will als panegyriſcher Redner in ſeiner politiſchen Schrift zwar hauptſächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntniſſen und Einſicht, als unter der Atheniſchen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder beſtechen. Er verachtet kein noch ſo kleines Mittel zu ſeinem Zweck, und pragmatiſirt die geſchichtlichen Mythen; eine Kunſt, welche ſelbſt die helleniſchen Hiſtoriker ſo oft üben. Thukydides hingegen, dem es am meiſten hiſtoriſch Ernſt war bey ſeiner epitaphiſchen Rede, deſſen Werk „nicht augenblicklich glänzen, ſondern ewig nützen ſollte" (I. 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur einſichtsvoll geprüfte Thatſachen.

Beweggründe aufgefordert geweſen ſeyn würde. Für die Denkfreiheit, für die Entwicklung des Geiſtes würden die Folgen ſchwerlich ſo nachtheilig geweſen ſeyn, als man nach dem erſten Scheine vorausſetzen möchte. Denn die Beſchränkung der Freiheit war ja bloß durch die Gährung und die Trennung herbeigeführt, mit dem Sieg würde der Zwang von ſelber nachgelaſſen haben; mit der wieder hergeſtellten Einheit würde auch die Freiheit und gleichförmige Geiſtesentwicklung zurückgekehrt ſeyn, welche vor der Trennung in ununterbrochenem Wirken ſtatt fand. Nur mit einem wichtigen Unterſchiede: ſo wie die neuere europäiſche Bildung, in welcher der proteſtantiſche Geiſt das Übergewicht erhalten hat, mehr von der einſeitigen Entwicklung des Verſtandes ausgegangen iſt, dieſer immer das entſchiedenſte Übergewicht darin behauptet hat, ſo würde in jenem Falle die Bildung mehr von der Fantaſie ausgegangen ſeyn, wie dieß in Spanien und in Italien der Fall war, bis etwa bey nachlaſſendem Zwange die gleichförmige Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte ſich wieder hergeſtellt hätte. In welchem Falle glücklicher, das zu entſcheiden, gehört kaum noch der Geſchichte an; nicht bloß eine andre Geiſtesbildung ſondern auch eine andre Weltgeſchichte würden die letzten anderthalb Jahrhunderte alsdann aufzuweiſen haben. Denn daß die größten Bewegungen derſelben in den Grundſätzen und derjenigen Richtung der öffentlichen

Meinung ihren Grund haben, die aus jener herrſchend gewordenen einſeitigen Verſtandesbildung hervorgegangen ſind und hervorgehen mußten, das iſt wohl einleuchtend.

Wenn auf der andern Seite ganz Deutſchland proteſtantiſch geworden, unter einen Sieger und Herren gekommen, und wieder ein durchaus kriegeriſcher vielleicht erobernder Staat geworden wäre, welches würden die Folgen geweſen ſeyn? Glänzend vielleicht für die politiſche Macht und die Entwicklung der Nationalkraft. Schwerlich für die Geiſtesfreyheit im Anfange ſo günſtig als man vorauszuſetzen geneigt iſt. Daß die ältern Lutheraner in Rückſicht der unabänderlichen Glaubensbeſtimmung nicht minder ſtreng geweſen, als die alte Kirche, iſt ſchon erinnert worden. Ja es war die Norm des Glaubens in der alten Kirche eigentlich einfacher, bloß die Idee und die Thatſache enthaltend, welche alle chriſtliche Partheien als Grundlage des Chriſtenthums anerkennen, nebſt einigen negativen Beſtimmungen gegen die abweichenden neuen Lehren gerichtet; wobei der Philoſophie übrigens ſehr freyer Spielraum blieb, wie die Geſchichte der Zeit vor der Glaubenstrennung zur Genüge beweiſt. Bey den ältern Lutheranern war aber die Norm des Glaubens in den ſymboliſchen Büchern ein ganzes ausführliches Syſtem, der Geiſt inſofern ungleich mehr beſchränkt. Es würde auch in der ſiegenden lutheriſchen

Kirche die Freyheit nur erſt dann ſich haben entwickeln können, wenn der Zwang, der im Grunde von beyden Seiten vorzüglich nur durch den Kampf veranlaßt und auf den Kampf berechnet war, mit dem vollendeten Sieg und Kampf weg gefallen wäre. Sehr verſchieden aber würde der Gang der europäiſchen Bildung in dieſem Falle des in ganz Deutſchland und von da wohl auch in einem großer Theil Europa's ſiegenden Proteſtantismus geweſen ſeyn, als der er nach feſtgeſetztem Gleichgewicht beider Partheien geworden iſt. Alle jene Wirkungen, die wir in der Geſchichte der neuern Jahrhunderte einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft als ihrer innern Urſache zuſchreiben können, würden dann um ſo viel ſchneller und allgemeiner ſich entwickelt haben. Daß es zu innern Unruhen und Kriegen unter den Proteſtanten ſelbſt gekommen ſeyn würde, läßt ſich leicht vermuthen. Außer dem Johann von Leiden hätte vielleicht auch Deutſchland dann einen Cromwell und andre ſeltſam fürchterliche Erſcheinungen geſehen. Der Übergang von einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft zur Schwärmerei iſt nicht ſchwer: jede unterdrückte Kraft rächt ſich gern durch einen verdoppelten Ausbruch. In Deutſchland war die mit dem erſten Ausbruch der Glaubenstrennung zu gleicher Zeit frei gewordene Schwärmerei zwar nicht öffentlich ſichtbar und politiſch wirkſam, aber weit verbreitet war ihre Kraft im Verborgenen. Meinungen der Art wie jene, benen der ſeltſam außerordentliche Wallenſtein nachhing, waren überall verbreitet und nicht ohne gegenſeitigen Zuſammenhang. Vielleicht daß ſelbſt Wallenſteins ſchnelles Emporkommen, ein Theil von ſeinen außerordentlichen Mitteln aus ſolchen geheimen Verbindungen ſeine Erklärung findet. Gewiß würde, wenn er alle ſeine Entwürfe hätte ausführen können, eine ganz eigenthümliche von der neuen Lehre eben ſo ſehr als von der alten Kirche verſchiedene Geſtalt des öffentlichen Lebens und der Meinung zum Vorſchein gekommen und herrſchend geworden ſeyn.

Keiner von dieſen äußerſten Fällen ſollte eintreten, weder die alte Kirche noch die neue Lehre ſollte einen vollkommenen Sieg davon tragen; vielmehr war das an dem Frieden, der den langen Kampf endlich beſchloß, das wichtigſte; es war die ausgeſprochene Entſcheidung der Weltgeſchichte, daß jener Kampf durch Gewalt nicht ausgemacht und gelöſt werden könne. Hätte die alte Kirche in jenem Kampf ganz geſiegt, ſo würde, weil er durch ſolchen Kampf errungen, der Sieg doch nur eine Frucht der Gewalt geſchienen haben; wäre die neue Lehre ganz die herrſchende geworden, ſo würde mit der alten Kirche auch unermeßlich viel von der alten Bildung und Verfaſſung unwiederbringlich mit zerſtört worden ſeyn, was in ſpätern ruhigern Zeiten erkannt worden iſt und genutzt. In ſo fern mag die damahls bleibende Trennung als ein Gut oder doch als das mindere übel von beiden Partheyen anerkannt und betrachtet werden. Außerdem hat die Trennung in einigen Fällen vielleicht gedient, gegenſeitig die Geiſteskraft durch den Kampf zu ſchärfen und zu erhöhen. Öfter war jedoch die Folge der Trennung die, daß der zerſtörende Geiſt der Streitſucht wie ein freſſendes Gift alles immer mehr ergriff, und die lange Anſpannung mit Erſchlaffung und gegenſeitiger Auflöſung endete. Nicht durch den Geiſt der Trennung wird die wahre Bildung befördert, ſondern durch den Geiſt der Eintracht, durch harmoniſche Thätigkeit und Entwicklung aller Kräfte. — Das alſo waren die politiſchen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem ſchwankenden wogenden Zuſtand, bevor man die neue Erſcheinung erſt ganz faſſen lernte, welcher Zuſtand funfzig Jahre währte, und die erſten einzelnen Kriege in Deutſchland und der Schweiz umfaßte, folgte ein achtzigjähriger allgemeiner Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltſamen Entſcheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, ſo erfolgte durch die feſtgehaltene Trennung allmählig eine innere Auflöſung aller das Leben lenkenden, beſtimmenden, beherrſchenden Grundſätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuſchendſten Schein von Mäßigung und Frieden führte auch dieſe große innere Veränderung endlich zu gewaltſamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren als jene frühern, und immer deutlicher bewährte ſichs, daß der Geiſt, daß der Gedanke die bewegende Kraft der Weltgeſchichte ſey.

Als europäiſcher Glaubensfrieden; das war er wenigſtens ſeinem Zuſammenhange und ſeiner entferntern Wirkung nach, obgleich einzelne Thatſachen noch ſpäter an die frühere Zeit der erbitterten Glaubenskriege, beſonders in England erinnert haben; als europäiſcher Glaubensfrieden, war der weſtphäliſche Frieden wenigſtens das Ende eines großen und langen Übels. Für Deutſchland waren ſeine Folgen ſo wie die des vorangegangenen Krieges durchaus nachtheilig. Jetzt war der Einfluß fremder Mächte ſo anerkannt, ſo verfaſſungsmäßig feſtgeſetzt, daß ſich im Frieden ſelbſt der deutliche Keim zu fernern Unruhen, Eingriffen, weitern Kriegen, wie es alles erfolgte, ja zur völligen Trennung und Auflöſung leicht erkennen ließ, und nur etwa die längere oder kürzere Friſt in welcher, die verſchiedene Art und Weiſe wie dieſe Auflöſung erfolgen würde, zweifelhaft ſeyn konnte. Seit dieſer Zeit iſt auch die Macht des bürgerlichen Standes in Deutſchland allmählig wieder in Abnahme gekommen; zwar blieben noch die unabhängigen Reichsſtädte zum Andenken der ehemahligen Freiheit, und in mehreren Ländern behielten die von Fürſtengewalt abhängigen Städte dennoch einen Antheil an den landſtändiſchen Rechten; allein bey der ganz veränderten Kriegskunſt und der immer ſteigenden Fürſtengewalt, war es mehr ein äußerer Schein als eine wahre große Macht, wie vor der Glaubenstrennung die der Städte im ſüdlichen und rheiniſchen Deutſchland, den Fürſten wie dem Adel ſelbſt im Krieg gewachſen, oder zur Zeit der blühenden Hanſe bis auf den dreißigjährigen Krieg. Dieſer Krieg war es, der den alten Wohlſtand und großen Reichthum Deutſchlands vernichtete. Zwar hatte Deutſchland ſchon durch die Entdeckung der neuen Welt gelitten, gegen deren Gold- und Silbererguß die alten vaterländiſchen Quellen edler Metalle zu ſehr zurückſtanden; auch war die alte Richtung des morgenländiſchen Handels über Italien, und dann über Deutſchland dem letztern vortheilhafter. Doch war dieſer Verluſt noch nicht für den Wohlſtand tödtlich geweſen; ja bis auf den dreißigjährigen Krieg war Deutſchland zwar nicht ſo glänzend reich wie Portugall und Spanien, übertraf aber an wahrem Wohlſtande und lebendigem innerm Reichthum vielleicht alle durch die neue Welt zu plötzlichem Glück gelangten Länder. Die Quelle des deutſchen Reichthums lag darin, worin ein großer Theil der Reichthümer Englands im achtzehnten Jahrhundert, in den Manufakturen; denn in dieſen behauptete damahls durchaus durch die Menge, in einigen Fächern auch durch die Vortrefflichkeit, Deutſchland den Vorzug vor allen andern europäiſchen

Ländern wie England in neuerer Zeit. Und dieſe wurden im dreyßigjährigen Kriege zerſtört; zahlloſe Schaaren von Arbeitern wanderten aus, ergriffen das Kriegsleben, verarmten, kamen um. In jeder ausführlichen Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges findet man erſtaunenswerthe Beyſpiele von einzelnen deutſchen Städten, wo vor dem Kriege die Anzahl der Arbeiter eines Gewerbes nach Tauſenden gezählt, nach dem Kriege nur noch wenige Einzelne gefunden wurden. Planmäßig benutzten England, Holland und Dännemark, Deutſchlands nachtheilige Lage um den eignen Handel empor zu bringen. Die verminderte Bevölkerung vollendete den Verluſt und machte ihn dauernd. Lehrreich würde die Unterſuchung ſeyn, den wie vielten Theil ſeiner Bevölkerung Deutſchland in dieſem Kriege eingebüßt habe, ob die Hälfte derſelben, oder ob etwa bis an zwey Drittheile, denn wenige Kriege in der Weltgeſchichte kommen in den verwüſtenden Folgen dieſem gleich.

Nicht bloß die Zahl auch der Geiſt des übrig bleibenden Geſchlechts war verändert, und wurde es dauernd durch den Frieden. In allen Zeiten waren die Deutſchen eine kriegeriſche Nation geweſen, lange Zeit hindurch auch getheilt, vereint immer die erſte in Europa: ſelbſt in den Jahrhunderten als Handel und Gewerbe einen großen Theil des Volks beſchäftigte, waren nebſt dem Adel auch die Städte von kriegeriſchem

Geiſte und Muth beſeelt geblieben. Jetzt wurde der größte Theil des deutſchen Reichs, die ganze Maſſe der kleinern Staaten in einen ewigen Friedensſtand verſetzt, denn nur einige wenige der größern Fürſten waren etwa noch mächtig genug zu bedeutenden kriegeriſchen Unternehmungen, die auch ihnen ſchwer gemacht wurden durch die künſtliche Verflechtung der Verhältniſſe, und den weiſeſten in der neuen Ordnung der Dinge ſelten rathſam ſcheinen konnten. Gut und heilſam möchte dieß genannt werden in Beziehung auf die innere Ruhe; bei der geringen äußern Sicherheit welche der Frieden übrigens verſprach, hieß es nichts anders als Deutſchland der Zukunft und ſeinem kaum vermeidlichen Schickſal wehr- und waffenlos überliefern.

Als der Friede endlich in Deutſchland ſchon geſchloſſen war, dauerte gleichwohl dieſelbe Kriegsflamme die ſich hier entzündet hatte, an den entgegengeſetzten Enden von Europa noch geraume Zeit fort. Nur eine Fortſetzung des allgemeinen Krieges war der noch zehn Jahre fortdauernde Kampf zwiſchen Spanien und Frankreich. Im Norden ſchien die einmahl rege gewordene Eroberungsluſt Schwedens unter dem raſtloſen kühnen Karl Guſtav alle benachbarten Staaten jetzt noch mehr zu bedrohen, als ſelbſt unter Guſtav Adolf. Wäre es Karl Guſtav gelungen die Eroberung von Dännemark zu vollenden, ſo hätte er alsdann ſein Reich auf lange als das erſte im

Norden gründen mögen. So waren ſeine Eroberungen wie ſpäterhin die Karls des Zwölften mehr glänzend und ſchreckend wie ein vorübergehendes Meteor als für die Dauer begrundet. Es zeigte ſich an Schweden, daß ein Eroberer in Europa wenigſtens, und ganz ſeltne Fälle ausgenommen, an geographiſche Geſetze gebunden ſey. Ungleich ſicherer daher als Schwedens glänzende Epoche, war der langſame aber ſtarke Anwachs der ruſſiſchen Macht unter der Herrſchaft des Romanowſchen Hauſes. In dem pyrenäiſchen Frieden welcher zehn Jahre nach dem weſtphäliſchen den Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien beſchloß, war nun endlich ganz entſchieden dargelegt, was bisher immer noch zweifelhaft hätte ſcheinen können, Frankreichs Übergewicht und Spaniens Verfall. Wohl war ſchon unter Philipp dem Zweiten der Grund dazu gelegt worden, durch ſeine unbiegſame Strenge und Überſpannung aller Kräfte, am meiſten durch die gewaltſame Beſitznahme von Portugall und durch die aus der Erbitterung der Glaubensſtreitigkeit auch im Innern hervorgegangene Unterdrückung der Volksfreiheit. Zwar hat weder Philipp der Zweite, noch haben ſeine Nachfolger die ſpaniſche Verfaſſung weſentlich in ihrem Grunde angetaſtet, oder gar umſtoßen wollen; allein daß die Konige nach Sitte morgenländiſcher Sultane meiſtens in der Verborgenheit ihres Pallaſtes zurückgezogen lebten, konnte nicht ohne große waren ferner die erſten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freyheit Aller ſey das feſteſte Band der Eintracht; ſie hatten alle gleichen Antheil an der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anſtrengungen. Sie wechſelten Bürgerrechte mit ungeſchwächten Freyheitsſinn; und ſie ehrten die Guten, und ſtraften die Böſen nach dem Geſetz. Sie glaubten, es ſey die Art der Thiere, ſich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menſchen hingegen zieme es, ihre gegenſeitigen Rechte durch Geſetze zu beſtimmen, und ſich durch Vernunft leiten zu laſſen; und vom Geſetz beherrſcht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorſchriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem ſchönen Urſprung entſprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unſterblich und erhaben ſind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn ſie allein beſtanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiſer von Aſien nähmlich, nicht zufrieden mit dem, was er beſaß, ſandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von funfzig Myriaden. Überzeugt, daß ſie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn ſie nur dieſe Stadt freywillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten ſie zu Marathon. Sie glaubten, wenn ſie das Glück verſuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man ſich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen ſolle, ſo wurden ſie die Hellenen von Bundesgenoſſen am meiſten

Wirkung bleiben auf den Geiſt, auf das Leben des Staats und der Verwaltung. Was vielleicht mehr als alles andere zum Verfall Spaniens beitrug, war, daß man verabſäumte die Nationalkraft durch Verſammlung der allgemeinen Cortes von Zeit zu Zeit mit neuem Schwung zu beleben. Gleichwohl war unter Philipp dem Zweiten die Kraft des Staats, und vorzüglich der Nation immer noch ſehr groß; es konnte noch viel auf Rechnung der alten Größe geſündigt werden, ehe ſie ganz vernichtet war. Wie ſehr auch Philipp der Zweite noch gewußt, das Ganze mit ſtarker Hand zuſammen zu halten, und ſelbſt zu herrſchen, das zeigte ſich am meiſten unter ſeinen Nachfolgern. Philipp der Dritte war mit der ängſtlichſten Sorge dahin erzogen, daß nur ja ſein Gemüth nicht in unzeitigem Ehrgeitz ſo leidenſchaftlich aufbrauſend werde, als es mit dem unglücklichen Don Carlos der Fall geweſen war, wie denn überhaupt die Menſchen einen Fehler meiſtens dadurch gut zu machen glauben, daß ſie zu dem entgegengeſetzten übergehen. Daher vermochte Philipp der Dritte bei vielen guten Eigenſchaften nicht den Mißbrauch der Gewalt durch große Staatsdiener, ſeine erſten Stellvertreter, und Statthalter zu verhüten. Sehr nachtheilig wirkte dieſer Mangel an Disciplin im Staat auch in Italien, da einzelne ſpaniſche Große, wie in der bekannten Verſchwörung des Marquis von Bedmar zu Venedig, durch den Mißbrauch der Gewalt dem ſpaniſchen Ruhme und Einfluß in der öffentlichen Meinung einen unglaublichen und nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Daher entſtanden heftige Gegenwirkungen, Venedigs nicht unwichtige Feindſchaft, und dadurch ward es Richelieu'n möglich, der ſpaniſchen Größe in Italien den erſten großen Stoß beyzubringen. Die Vertreibung der Morisken unter Philipp dem Dritten, muß vielleicht wie die Revolution Portugalls unter Philipp dem Vierten, den erſten Gewaltſchritten Philipps des Zweiten, die nicht wieder gut gemacht werden konnten als unvermeidliche Folge ſeiner Fehler zugeſchrieben werden. Unter Philipp dem Vierten erhob ſich übrigens die ſpaniſche Monarchie in vieler Hinſicht noch einmahl mit neuem Glanze, vielleicht war nur das der Fehler, daß man zuviel auf einmahl wollte, daß man alle begonnene Kämpfe wieder erneuerte; auch traten erſt jetzt manche Nachwirkungen der frühern Staatsfehler als unvermeidliche Folgen derſelben hervor. Daher war Spanien ſeinen Feinden nicht mehr gewachſen; die Minderjährigkeit nach Philipp des Vierten Tode führte einen neuen Verfall herbey, der unter Carlos des Zweiten Herrſchaft nur immer weiter ſich entwickelte; der Kampf um die Erbſchaft des Reichs nach ſeinem Tode war für Spanien zerſtörend, und verlohren blieb

unter

unter den franzöſiſchen Beherrſchern der alte ſpaniſche Ruhm und Einfluß auf Europa.

So war alſo Richelieu's Wunſch gelungen, Deutſchland in einen dauernden Zuſtand von Ohnmacht zu verſetzen, Spaniens Macht zu untergraben. Es war in dieſer Rückſicht Ludwig dem Vierzehnten mit ſtarker Hand vorgearbeitet. Dieſes kann indeſſen nicht dienen, ſeinen Ruhm zu ſchmälern; jede glanzvolle Epoche der Geſchichte iſt ehe ſie ſich ganz entwickelte ſchon früher vorbereitet, und im Keime oft lange vorhanden geweſen ehe ſie äußerlich erſcheint und die Welt mit Ruhm und Erſtaunen erfüllt. So war auch Karl dem Großen, und Karl dem Fünften vorgearbeitet worden. Wie Karl der Fünfte war auch Ludwig der Vierzehnte von vielen großen Männern im Felde und Staate, wie in den Wiſſenſchaften und der Geiſtesbildung umgeben. Dieſes kann ihm ſelbſt nicht zum Nachtheil gereichen, vielmehr iſt die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft für den Beherrſcher einer großen Monarchie eben dieſe königliche Kunſt, mit großen Männern umzugehen, das Verdienſt, das Genie zu erkennen, es zu gebrauchen und um ſich zu verſammeln. Das hat Ludwigs Ruhm groß gemacht; auch die Kunſt beſaß der franzöſiſche Monarch welche Philipp dem Zweyten in ſo hohem Maaße noch eigen geweſen war, allem was ihn umgab und was er that ein Gepräge von Würde zu verleihen. Gleichwohl findet, wenn wir Ludwigen mit Karl dem Fünften vergleichen, ein großer Unterſchied Statt, denn nicht leicht wird man z. B. von Karl dem Fünften anführen können, daß neben den großen Männern auch minder fähige und würdige ſo großen Einfluß bei ihm gehabt haben, wie dieß bey Ludwig oft der Fall war, wo beſonders in der letzten Zeit ſeiner Regierung die großen Talente im Felde und im Staat durch untaugliche erſetzt wurden. — Wenn die glänzende Epoche Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten am meiſten der innern Nationalkraft ſelbſt, nach endlich wieder hergeſtellter innerer Ruhe zugeſchrieben werden muß, ſo hat Ludwigs Zeitalter dieß mit allen glänzenden und großen Epochen der Geſchichte gemein. Fragen wir nach dem Gebrauch den er von dieſen herrlichen Mitteln gemacht, nach den Zwecken und Planen die er vorzüglich gehabt, ob ſie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, ſo iſt die Antwort welche die Geſchichte auf dieſe Frage giebt, weniger günſtig als Ludwig von den Lobrednern ſeiner Nation dargeſtellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches faſt ſchon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, ſelbſt in Holland mit Hinderniſſen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Erſten ſeiner Zeit, bloß durch ſe ſonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er ſeinem Vorfahr Wilhelm von Oranien glich, im Stande geweſen iſt, Holland in unabhängiger Freyheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigſten und kraftvollſten Staaten umzuſchaffen, Europa aber eine neue Geſtalt zu geben; das iſt eines der erhebendſten Beiſpiele welche die Geſchichte aufſtellt von dem was Einſicht und ſtandhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Übermacht vermögen. — Das deutſche Öſterreich wollte Ludwig durch die türkiſche Macht vollends vernichten. Aber ſo wenig gelang dieſe Abſicht, daß gerade die mißglückte türkiſche Unternehmung es war, welche Öſterreichs kriegeriſchen Geiſt nach dem Zuſtande von Schwäche der auf den dreyßigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Oſten einen großen Umſchwung der Dinge herbeyführte, ſo daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, ſchon eher Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungariſchen Nebenlande gedacht werden konnte. — Wenn es Ludwigen endlich doch noch gelang ſein Haus auf dem ſpaniſchen Thron zu erhalten, ſo iſt bekannt daß er dies nur dem Zufall und den Fehlern des Gegentheils, einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfaſſung liegen, und Urſache ſind, daß dieſe Macht glückliche Kriege ſelten durch einen vortheilhaften

Frieden zu benutzen wußte. Gelungen ſind Ludwigen ſeine Vergrößerungsabſichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfaſſungsmäßige Ohnmacht verſetzten deutſchen Reichs; auf eine Weiſe betrieben, die ſelbſt ſeine Lobredner kaum ganz zu entſchuldigen vermögen. Nicht blos als an ſich ungerecht, ſondern auch weil man eine Habſucht dieſer Art mehr an einem Staat von minderer, oder von der zweyten Größe erwarten und verzeihen würde; für einen großen Staat iſt auch unter der Verausſetzung einer ganz eigennützigen Politik, wenigſtens der Schein der Großmuth und der Würde für die Dauer unentbehrlich, und ſelbſt für die wahre Kraft oft wichtiger als eine geringe Erweiterung. — Daß Ludwig des Vierzehnten ſtete Kriege Frankreichs Kräfte erſchöpft, der Zuſtand von Schwäche in welchen es nach ihm abermahls zu ſinken drohte, alſo nicht blos ſeinen Nachfolgern zuzuſchreiben, ſondern die erſte Quelle davon in ſeinem unausgeſetzten Ehrgeitz zu ſuchen ſey, das iſt oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichſte Wunde aber ſchlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Proteſtanten, und überhaupt durch die gewaltſame Einmiſchung in Kirchen- und Glaubensſachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geiſtige Gegenwirkung, welche ſo ſtark war, daß ſie ſpäterhin ganz Frankreich erſchüttert hat. Dieſer unzeitige Verfolgungsgeiſt war es, welcher jenen Charakter der heftigſten und leidenſchaftlichſten Oppoſition vorbereitete, welcher die franzöſiſche Litteratur und Philoſophie im achtzehnten Jahrhundert ſo ſehr auszeichnete, und ſie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Jene geiſtige Oppoſition hatte ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert einen ſichern Zufluchtsort und einen feſten Wirkungspunkt vorzüglich in Holland, oder auch in der Schweiz. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaires Vorgänger und Quelle Bayle auf Frankreich wirkte, das war in ſeinen Folgen vielleicht wichtiger als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

An der franzöſiſchen Litteratur, deren glänzende Epoche Ludwigs Zeitalter mit dem bleibendſten Ruhm umgeben hat, iſt in dem Anfang jener Epoche unter Richelieu, und bei den frühern Schriftſtellern derſelben, der noch ſehr ſichtbare ſpaniſche Anſtrich und Geſchmack, auch in politiſcher Hinſicht merkwürdig, als ein Beweis wie mächtig und wirkſam der ſpaniſche Einfluß in Frankreich ſelbſt auf den Geiſt geweſen war. Richelieu's nächſter Zweck eine franzöſiſche Litteratur zu bilden, war unſtreitig der, durch den Glanz dieſer neuen Erſcheinung die Aufmerkſamkeit von ſo manchen drückenden Gefühlen des Elends, oder empörenden Anblicken ungerechter Allgewalt abzulenken, nebſt dem aber den Hof und den Thron zum Mittelpunkte aller geiſtigen Kräfte der Nation, und eben dadurch deſto ſicherer zum Beherrſcher auch über den Geiſt und die Meinung zu machen. — Die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Litteratur unter Ludwig für Frankreich ſelbſt, in dem was die Grundlage und der wahre Maaßſtab aller Nationalbildung iſt, dem Anbau nähmlich der Landesſprache, erhellt am beſten, wenn man die Sprachvollkommenheit der erſten Schriftſteller aus Ludwigs Zeit auf der einen Seite, mit dem theils verworrnen, theils ungebildetem Ausdruck der frühern franzöſiſchen Schriftſteller vergleicht, auf der andern Seite aber in Erwägung zieht, wie wenig es ausgezeichneten Talenten der nachfolgenden Zeit gelungen iſt, in dieſer Beziehung die einmahl erreichte Vollkommenheit und Sprache auf neuem Wege zu übertreffen. In Rückſicht auf Kunſt und Geſchmack, wurden im Ganzen die Grundſätze in der franzöſiſchen Litteratur herrſchend, die in der ſpätern Zeit auch in Italien immer mehr geltend geworden waren; in allen Fächern der Kunſt und der Darſtellung ward die Nachahmung der Alten als die Grundlage der Vortrefflichkeit anerkannt; eine Nachahmung der Alten welche weder dem Geiſt und den Sitten des neuen Europa ganz angemeſſen, noch auch mit einer richtigen Kenntniß des Alterthums verbunden war. In einer Hinſicht nahm der franzöſiſche Geſchmack eine ganz andere, von der italiäniſchen Kunſtart ſehr abweichende Richtung. Dort war ſeit der Glaubenstrennung die Philoſophie ausgeſchloſſen oder unwirkſam und kraftlos geweſen, eben dadurch aber die ganze Bildung, Kunſt und Litteratur Italiens und Spaniens, mehr eine Cultur der Einbildungskraft als des Verſtandes geworden, welche einſeitige Herrſchaft der Fantaſie im ſiebzehnten Jahrhundert ſchon in allen Arten der Kunſt und Litteratur die nachtheiligen Folgen der geſtörten Harmonie in manchen Erſcheinungen verrieth. Das Gefühl dieſer Fehler veranlaßte in der franzöſiſchen Litteratur und Kunſt eine Gegenwirkung, woran vielleicht nur das zu tadeln iſt, daß mit dem Mißbrauch der Fantaſie, zugleich dieſe ſelbſt durchaus gefeſſelt oder ausgetilgt werden. Doch dieſe Betrachtungen gehören mehr der Litteratur an: wichtiger in ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Folge iſt es, daß auch in der franzöſiſchen Litteratur wie in der gallikaniſchen Kirche die Trennung der Philoſophie und Religion zum großen Nachtheil beider, immer mehr anerkannt, und als Grundſatz aufgeſtellt wurde. Dadurch ward die Sache des alten Glaubens welche zugleich auch die der alten Verfaſſung war, von der gefährlichſten Seite wehrlos gelaſſen, und den Angriffen der immer leidenſchaftlicher und gefährlicher anwachſenden Oppoſition im voraus Preis gegeben. Je verſchiedenartiger die Elemente dieſer Oppoſition waren, welche von der reformirten Parthey zuerſt gebildet, durch die Streitigkeiten der Janſeniſten genährt, und in philoſophiſcher Zweifelſucht vollends entwickelt worden, in Frankreich erzeugt, in Holland gepflegt, von da auf Frankreich und auf das ganze übrige Europa zurück wirkten; je mehr Kraft hatte ſie eine allgemeine Auflöſung aller alten Grundſätze und Meinungen zu bewirken.

entblößt finden. Überdem hatten ſie aus den frühern Begebenheiten die Meynung von unſerer Stadt gefaßt, daß ſie, wenn ſie zuerſt wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden dieſe herbeyeilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn ſie aber zuerſt hieher kämen, ſo würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindſchaft wider ſie, für die Athener auf ſich zu laden. So dachten die Barbaren; unſre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, ſondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edlen folge, fürchteten ſie die Menge der Feinde nicht, ſondern trauten vielmehr zuverſichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beſchämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten ſie nicht, bis die Bundsgenoſſen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, ſondern die Hellenen ſollten ihnen für ihre Rettung Dank wiſſen. Von dieſem Entſchluß alle einmüthig beſeelt, rückten ſie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu ſterben, dachten ſie, ſey Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würden ſie zwar verliehren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen ſie nicht allein beſiegen könnten, dachten ſie, den würden ſie auch nicht mit den Bundesgenoſſen beſiegen können; überwunden würden ſie nur ein wenig früher als die andern fallen, ſiegend aber auch die andern befreyen. Sie bewieſen ſich als wackre Männer, ſchonten ihres Leibes nicht, verſchwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Geſetze ihrer Vaterſtadt mehr, als ſie die Gefahr von den

Neunzehnte, zwanzigſte und ein und zwanzigſte Vorleſung.

Mit einem freudigen und erhebendem Gefühle, oft auch mit einer gemiſchten Empfindung der Wehmuth und Rührung verweilen wir bey dem Bilde der alten Zeiten, wo unter einer ſchlichteren und ſtrengeren Außenſeite die Kraft im Herzen deſto lebendiger und reiner wirkte, und den beſchränkteren Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verſchönte. Ganz anders, ernſter und herber iſt das Gefühl, mit dem wir die Geſchichte der letzten Jahrhunderte in ihrer Verkettung bis auf die Begebenheiten unſerer eigenen Zeit begleiten. Wie wenn trübe Wolken plötzlich den heitern Himmel verdunkeln, oder wie bey der drohenden Stille vor dem Ungewitter, ſo erfüllt ſich die Bruſt mit ängſtlicher Erwartung, wenn wir ſehen, wie die alten Bande immer mehr ſich löſen, und unter dem täuſchenden Schein von einer neuen Bildung und Frey-

[illegible] Schonung und Frieden, im Innern etwas furchtbares ſich vorbereitet, alle Begebenheiten in unſichtbarer Verkettung immer mehr ſich einem großen, gefahrvollen und unvermeidlichem Verhängniß entgegendrängen, welches unaufhaltſam alles in ſeinem Schwunge mit ſich fortreißt. Wenn auch einzelne große Menſchen oder Thaten uns mit einem Gefühl der Bewunderung erfüllen, wenn jenes dem Menſchengeſchlecht herannahende Verhängniß ſelbſt uns mit erhabenem Staunen erfüllt; ſo iſt es doch mehr nur eine Belebung des Muthes zum ſchweren Kampf, ein ſtarkes Gefühl von dem was Pflicht, was die große Beſtimmung eines verhängnißvollen Zeitalters iſt, als reine ungetrübte Freude.

Schaudervoll iſt der Blick auf die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges; aber noch trauriger und quälender für das Gefühl jener lange Zuſtand von Ohnmacht, von Erniedrigung und Schwäche, der auf den verwüſtenden Krieg folgte. Zwar erhohlte ſich Deutſchland zu neuem Wohlſtand, Öſterreich durch die Fülle ſeiner nie verſiegenden Kraft hob ſich wieder zu der alten Würde empor. Eine neue Sonne von Glück ging auf über Europa, als Öſterreich im höchſten Glanze des kriegeriſchen Ruhms ſtrahlte, England die hohe Stufe der Macht, welche es noch jetzt behauptet, plötzlich erſtieg; und beide vereint als der Mittelpunkt eines großen Staatenbundes, Europa nach ſo vielen Stürmen endlich eine allgemeine Herrſchaft, wo nicht der ſtrengen Gerechtigkeit, doch der gegenſeitigen Ausgleichung und Schonung, ein fortdauernd mildes Verfahren nach Gefühlen und Grundſätzen der Billigkeit zu verheißen ſchienen. Aber es zeigten ſich nach dem kurzen Genuß dieſes täuſchenden Zeitraums von äußerer Mäßigung und anſcheinender Friedensliebe nur zu bald die Vorbothen und Anfänge jener allgemeinen Erſchütterung, welche alles verſchlungen hat.

Der Zuſtand von Schwäche, in welchen nicht nur Deutſchland, ſondern auch Öſterreich nach dem dreißigjährigen Kriege verſank, war von der Art, daß Kaiſer Ferdinand der Dritte, der nebſt manchen andern ruhmvollen Eigenſchaften auch kriegeriſchen Geiſt, als Sieger in der wichtigen Schlacht bey Nördlingen noch als römiſcher König erprobt hatte, von allen Tugenden, zu denen er Hoffnung gab, faſt nur die eine der ſtandhaften Geduld zu üben Gelegenheit fand. Nur durch dieſe, und durch die Unermüdlichkeit des Grafen Trautmannsdorf kam der von den zermalmten Völkern heiß erſehnte, von dem ſich durchkreuzendem Eigennutz der Staatskunſt vielfach gehemmte und gehinderte Frieden endlich dennoch zu Stande. Derſelbe Zuſtand der Dinge dauerte fort, in der erſten Hälfte der Herrſchaft Kaiſer Leopold des Erſten, Ludwigs anfangs an Macht ſo ungleichen, am Ende ſeines Lebens unerwartet ſiegreichen Gegner. Mit den rechtlichſten und beſten Geſinnungen und mannichfaltigen Kenntniſſen aller Art, verband dieſer Monarch eine Standhaftigkeit ſelbſt im äußerſten ganz verzweifeltem Unglück, welche Ferdinand des Zweyten nicht unwürdig geweſen wäre. Gleichwohl war der große Umſchwung der Dinge, und Öſterreichs hoher Glanz in den letzten Jahren der Herrſchaft Kaiſer Leopolds nicht zunächſt ihm ſelbſt, noch auch allein dem großen Eugen, ſondern der wieder auflebenden Kraft der geſammten Nation und der allgemeinen Veränderung des Zeitalters und aller Verhältniſſe zu verdanken. Wie vieler Zeit und langſamen Anſtrengungen es bedurfte, ehe Öſterreichs Kraft nach dem tiefen Fall des allverwüſtenden Krieges und des noch unglücklicheren Friedens, ſich wieder erheben konnte, das geht am anſchaulichſten hervor aus Montecuculis Art und Verfahrungsweiſe; jenes Helden, der als Gelehrter, Forſcher und Erfinder in der Kriegskunſt nicht minder Epoche gemacht hat, als er durch ſein behutſames Zaudern und Zögern, wie es den geſchwächten und ſparſamen Kräften ganz angemeſſen war, berühmt geworden iſt. Ein nur auf das Große ſinnender, kühner, raſcher Feldherr wäre für dieſe erſte Stufe der wieder auflebenden öſterreichiſchen Macht noch gar nicht an ſeiner Stelle geweſen.

Um die Geſchichte und die Verhältniſſe jener Zeit unter Leopold in der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts überhaupt richtig zu beurtheilen, muß noch eine Wirkung in Erwägung gezogen werden, welche der weſtphäliſche Frieden für alle deutſche Staaten in ihrem innern Zuſtande hatte; der ſichtbare Einfluß desſelben auf den eigenthümlichen Charakter, durch welchen ſeit jener Epoche die deutſchen Staatsbeamten ſich auszeichnen. Es iſt überhaupt der in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden ſehr verſchiedene Geiſt der Staatsbeamten als eines abgeſonderten Standes, einer der wichtigſten Gegenſtände der geſchichtlichen Beobachtung. Im Allgemeinen läßt ſich als ein faſt unvermeidliches Ereigniß das feſtſetzen; je mehr die Staaten altern, um ſo mehr nimmt auch die Zahl der Staatsbeamten zu. Nicht immer, nicht nothwendig wird der Geiſt dieſes Standes auch ein ſich ſelbſt und ſeinen Vortheil von dem Staate abſondernder, dem öffentlichen Wohl mithin verderblicher Geiſt; oft aber geſchieht es allerdings, daß die allgemeine Entartung, ſich auch in dieſem weſentlichſten Beſtandtheile des Ganzen zunächſt und am auffallendſten kund giebt, ſo daß der Staat am Ende nur um der Staatsbeamten willen vorhanden zu ſeyn ſcheint. Nur geſchieht dieß meiſtens in verſchiedenen Staaten auf ganz verſchiedenem Wege. In Frankreich ging der Geiſt der unbeſchränkten Herrſchaft von dem Mittelpunkte der Allgewalt natürlich auch auf die Maſſe der Staatsdiener über.

Nur in einem Punkte iſt doch ſelbſt die ſcheinbare Allgewalt unbeſchränkter Alleinherrſcher meiſtens abhängig, in Rückſicht des Geldes nehmlich und der Finanzen. Dieß bewährte ſich vor allem in Frankreich. In keinem andern Staate Europa's wird man ſeit Ludwig dem Vierzehnten, die Zahl und den Einfluß der Finanz-Staatsdiener ſo groß wie hier, dieſen Geiſt in der ganzen Maſſe ſo herrſchend finden. In England entwickelte die Freyheit und der alte Streit der republikaniſchen und der königlichen Grundſätze, der Whigs und der Torys ausgezeichnete Kräfte und einen edlen Ehrgeiz bey den höhern Staatsbeamten, aber mit dieſen auch den leidenſchaftlichen Partheygeiſt, welcher die großen Talente oft zu nachtheiligen oder unwürdigen Schritten verleitet hat. Den Charakter der deutſchen Staatsbeamten beſtimmte vorzüglich der weſtphäliſche Frieden. Schon früher machte die Verbindung der römiſchen und der verſchiedenen deutſchen Rechte die Geſchäfte verwickelt. Noch nie aber war ein Frieden geſchloſſen worden wie der weſtphäliſche, die ſtreitigen Rechtsverhältniſſe nach allen Förmlichkeiten bis in das Geringfügige genau beſtimmend. Dieſes Syſtem von rechtlichen Förmlichkeiten ward nun Grundlage wie des geſammten deutſchen Staates, ſo auch für die Einrichtung der einzelnen Länder und für den Geiſt der Beamten. Aber nicht bloß dieſer, nicht bloß der Gang der eigentlichen Staatsgeſchäfte, ſondern mit ihnen zugleich auch alles was geſchah im Krieg und Frieden, der Gang der Begebenheiten ſelbſt nahm dieſe Richtung und dieſen Charakter einer ſchwerfälligen langſamen aber rechtlichen Förmlichkeit an.

Dieſer Gang aller Staatsgeſchäfte und Geiſt der Staatsbeamten, hatte auch auf den beſondern Charakter des deutſchen Adels ſeine Wirkung, weniger auf den von Öſterreich. Diejenige neue Form des Adelſtandes, welche nach Aufhebung des Fauſtrechts entſtanden war; jene Form deſſelben, da der Adel als die wahre Stütze und Grundlage des Throns, als ein unentbehrliches verbindendes Mittelglied zwiſchen dem Volk und dem Könige, und die ſtrengſte und höchſte Aufopferung im Dienſte des letzteren als die höchſte Beſtimmung des Adels betrachtet wird, hatte in Spanien zuerſt die vollkommenſte Ausbildung und den höchſten Glanz erhalten; nächſtdem in Frankreich. In Spanien wirkte der Geiſt dieſes Adels noch lange fort in lebendiger Kraft, als dieſe Kraft auf dem Throne ſelbſt ſchon erloſchen war; mehr und mehr aber mußte der deſpotiſche Schlummer welcher im Mittelpunkte herrſchend ward, ſich auch über die ganze Maſſe verbreiten. In Frankreich konnte die Unſittlichkeit welche unmittelbar nach Ludewig am Hofe Ton ward, da ſchon Ludewig ſelbſt, bey aller Würde die ihn umgab, manche perſönliche Neigungen und Schwächen öffentlicher hatte kund werden laſſen, als es der königlichen Würde ziemt und zuträglich iſt, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf einen Theil des Adels bleiben, mit den alten ſtrengen Sitten auch die Grundſätze auflöſend. In England führte die eigne Verfaſſung, noch mehr aber der Welthandel einen ganz neuen, großen Einfluß des Geldes und des Reichthums auf alle übrigen Verhältniſſe und auch auf den Adel herbey. Alles dieſes fand in Deutſchland entweder gar nicht oder doch nur in geringem, ungleich minder wirkſamen Maaße Statt. Mit der Trennung Deutſchlands in mehrere kleine Fürſtenſtaaten, ſo wie der weſtphäliſche Frieden ſie feſtſetzte, ging das Nationalgefühl verlohren, welches in einer großen Monarchie den Adel ſtets mit edler Ruhmbegier beſeelt; und weil die meiſten kleineren Staaten in der innern Einrichtung ein Nachbild des geſammten Reichskörpers mit allen ſeinen Förmlichkeiten werden wollten, ſo trat oft an die Stelle des wahrhaft königlichen von hohem Nationalgefühl beſeelten, in der ruhmvollen Aufopferung für den König ſeine Beſtimmung ſuchenden Adels, ein mehr nur für die äußere Form allein berechneter, und in dieſer glänzender Hof- und Staats-Adel. In Öſterreich und Ungarn jedoch erloſch der kriegeriſche Geiſt nie, auch in dem Zuſtand von Schwäche, welcher auf den dreyßigjährigen Krieg folgte. Es war nicht der Geiſt eines Einzigen, ſondern die geſammte Nationalkraft, welche den großen Umſchwung der Dinge gegen da-

Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bewirkte, und eine neue Epoche des glänzender als je wieder auflebenden Öſterreich unter Montecuculi, den beyden Stahrembergen und dem großen Eugen herbey führte. Und wie viele andere Nahmen ſind nicht noch neben dieſen den Jahrbüchern der Geſchichte jenes glorreichen Zeitraums eingegraben! Alles was der ſpaniſche, oder auch der franzöſiſche Adel immer zu der blühendſten Zeit jener Königreiche für Beweiſe von kriegeriſchem Geiſt und vaterländiſchem Ehrgefühl gegeben hatte, das ward in Öſterreich und Ungarn erreicht, oder übertroffen in jenem Zeitraum der Befreyung Wiens und Ungarns von der drohenden türkiſchen Übermacht bis da Maria Thereſia die Erhaltung des Reiches ihrer eigenen Standhaftigkeit, und der von Ehrgefühl und Liebe zu ihr begeiſterten Tapferkeit ihrer treuen Völker verdankte.

Schon hatte ſich noch vor dem türkiſchen Angriff auf Wien unter Montecuculi die öſterreichiſche Kriegsmacht zwar langſam, aber deſto ſicherer wieder erhoben; da war es eben die Erſchütterung eines gewaltigen Angriffs und die drohende große Gefahr, was die ſchlummernde Kraft ganz weckte, und dem mißlungenen Unternehmen der Türken gegen die Kaiſerſtadt die Befreyung von Ungarn zur glorreichen Folge gab. Dadurch trat Öſterreich wieder ein auf die Stuffe einer Macht von der erſten Größe, und damit war der eine Grundſtein der europäiſchen Freyheit im achtzehnten Jahrhundert gelegt und der feſte Tragepunkt eines rechtlichen und ſittlichen Gleichgewichtes der Staaten gefunden.

Die innere Urſache von den großen Veränderungen der öſtlichen Reiche und Nationen Europa's am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert lag in dem Verfall der aſiatiſchen Mächte. Früher ſchon hatte der Untergang der mogoliſchen Herrſchaft im nordweſtlichen Aſien den Grund zu Rußlands Größe gelegt; auch Perſiens innere Erſchütterungen blieben nicht ohne Einfluß auf das öſtliche Europa. Am meiſten wirkte das ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts entſchiedene Sinken des türkiſchen Reichs. Es hätte daſſelbe in ſeiner ſonderbaren Zuſammenſetzung aus ſo vielen unterjochten Nationen, welche zahlreicher als die herrſchende waren, nur durch eine andere Behandlung und Verfaſſung, in ſeiner geographiſchen Lage aber nur als große Seemacht, und durch die Herrſchaft im mittelländiſchen Meere vollkommene Feſtigkeit und Einheit gewinnen mögen. Um eine zum Theil auf ſo künſtlichem Grunde beruhende Macht von ſehr zuſammengeſetzter Art in fortdauernd geſunder Kraft zu erhalten, hätte es daher einer Geiſtesbildung, einer ſtrengen Staatseinrichtung und regen Thätigkeit bedurft, wozu die natürliche Beſchaffenheit der Nation, noch mehr aber der Glaube

Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habſucht ein fremdes Gebiet überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und ſo ſchnell vollbrachten ſie dieſe That, daß dieſelben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unſrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, ſondern nur ſie zu hören, und über ſeine Befreyung zu frohlocken. Es iſt daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob dieſe vor Alters geſchehenen Thaten neu wären, von allen Menſchen geprieſen wird.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiſer von Aſien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in ſeiner Hoffnung, beſchimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall, über deſſen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edeln Mann kennen lernte, nachdem er ſich zehn Jahre lang gerüſtet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine ſo unendliche Menge mit ſich, daß es eine beſchwerliche Arbeit ſeyn würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge iſt folgende Thatſache: obgleich er tauſend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der ſchmalſten Stelle des Hellespontos aus Aſien nach Europa überzuſetzen, ſo wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Geſetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meynungen der Menſchen, bahnte ſich einen Weg durchs Meer, und erzwang ſich eine Schiffarth durchs derſelben es nicht ſo leicht kommen ließ. Unaufhaltſam ſank daher die türkiſche Macht, ungeachtet der kriegeriſche Muth der Nation immer derſelbe blieb; und mehr als einmahl verdankte das Reich ſeine Erhaltung nur der Uneinigkeit oder den ſich durchkreuzenden Zwecken der verbündeten europäiſchen Mächte.

Drey Verhältniſſe ſind es vorzüglich, welche den Gang und den Charakter der europäiſchen Staaten und Nationen in den letzten Jahrhunderten beſtimmt haben. In den weſtlichen Ländern war es der Welthandel, welcher ſeinen herrſchenden Einfluß auf alles erſtreckte und allem andern ſeine Richtung gab. Er hatte die Wirkung, daß diejenigen Länder, welche mit Amerika, oder mit Indien verbunden waren, wie Spanien und England, ſich im Laufe der Zeiten immer mehr von dem übrigen Europa abſonderten; entweder durch eine geringere Theilnahme an den europäiſchen Begebenheiten und Verhältniſſen, wie es früher ſchon mit Portugall, und im achtzehnten Jahrhundert auch mit Spanien der Fall war; oder aber dadurch, daß die außereuropäiſchen Beſitzungen, Verhältniſſe und Vortheile, wie in Holland und England, immer größeren Einfluß auch auf die Entſcheidung und Richtung der europäiſchen Angelegenheiten erhielten. In den mittleren Ländern Europa's hingegen, in Frankreich und in Deutſchland ſind die Entwickelung, ie Veränderungen und Erſchütterungen der öffentlichen Meinung von der Reformation bis zur Revolution dasjenige geweſen, was die Geſchichte der Staaten und die Schickſale der Nationen am meiſten beſtimmt und entſchieden hat. Zwar hat auch England Antheil genommen an dieſen Bewegungen, ſo wie Frankreich an dem Welthandel. Aber was hat in England den Streit der öffentlichen Meinungen eigentlich ſtets geſchlichtet, was hat das innere Gleichgewicht und Ruhe unter den ſtreitenden Kräften wieder hergeſtellet, als der große Welthandel, das erſte Ziel, Bedürfniß und Geſetz der Nation? Wenn Frankreich hingegen am Welthandel, an Indien und Amerika einigen nicht unbedeutenden Antheil nahm, ſo war dieſer doch weder an ſich ſo groß wie in Spanien oder England, noch war auch der Einfluß auf das Mittelland ſo ſtark und alles entſcheidend wie in jenen Ländern. Geringeren und nur entfernten Einfluß hatte der Welthandel auf die öſtlichen Reiche und Nationen; und wenn auch hier die Erſchütterungen und Trennungen des Glaubens und der öffentlichen Meinung nicht unwirkſam blieben, ſo waren es doch nur Nachwirkungen von jenen Bewegungen, welche in den mittleren Ländern, in Deutſchland oder Frankreich zuerſt entſtanden und von da ausgegangen waren; ſo wie auch für die Fortſchritte der Bildung mehr oder weniger das weſtliche Europa dem öſtlichen als Beyſpiel und Quelle diente. Das wichtigſte Verhältniß für dieſe öſtlichen Reiche und Nationen blieben die orientaliſchen Begebenheiten. Wie einſt die plötzlich anwachſende Größe und herannahende Eroberung der türkiſchen Macht es war, was ſie alle erſchütterte, zerſtörend oder auch neue Kräfte in ihnen entwickelnd, ſo war es jetzt wieder der Verfall derſelben türkiſchen Macht, welcher in der Geſchichte der öſtlichen Reiche eine neue Epoche machte. So unabhängig ſich Europa wähnt, ſo ſehr es ſelbſt nicht bloß der Mittelpunkt, ſondern der Inbegriff der ganzen Menſchheit zu ſeyn glaubt, ſo herrſchend im achtzehnten Jahrhundert der europäiſche Einfluß nebſt Amerika auch in Aſien geworden iſt, mehr faſt als unter Alexanders Nachfolgern oder Rom's Cäſaren; ſo iſt dennoch Europa eben durch dieſe Herrſchaft, durch dieſe außereuropäiſche Macht vielfach gebunden, und die erſte Quelle der Veränderungen, welche hier vorgehn, meiſtens in den Bewegungen und Erſchütterungen entfernter Welttheile zu ſuchen. Seit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts war der Antheil, welchen jedes der öſtlichen Reiche an dem Verfall der türkiſchen Macht nahm, der Vortheil, welchen es davon nicht bloß durch äußere Erweiterung ſondern beſonders auch durch innere Benutzung zog, von alles entſcheidendem Einfluß. Rußland und Ungarn nehmen in dieſer Hinſicht die erſte Stelle ein. Zwar nahm auch Pohlen unter dem ruhmvollen Nationalkönig Sobiesky, einen glorreichen Antheil an den gemeinſchaftlichen Kriegsthaten und an der Befreyung des zum letztenmahle von der türkiſchen Übermacht bedrohten Öſterreich wie des eignen Vaterlandes; denn es war Öſterreich von dieſer Seite wie Deutſchlands, ſo unſtreitig auch Pohlens Vormauer, welches nach der Beſiegung jener Länder um ſo gewiſſer gefallen ſeyn würde. Auf dieſem Wege fortwandelnd, hätte Pohlen, um groß zu werden und zu bleiben, dann nur noch eines Geſetzgebers bedurft, wie ihn Rußland in Peter dem Großen fand. Aber der Geiſt der Partheyen und der ausländiſche Einfluß behielt wieder die Oberhand; und ſo ward Schwedens letzte erobernde Kraft unter Karl dem Zwölften nur angewandt, um Pohlen zu zerſtören; denn ſeit der Eroberung Pohlens durch Karl und dem Gebrauch welchen er von dieſer Eroberung machte, ward die Saat der Anarchie noch allgemeiner über die Nation verbreitet, und faßte tiefer Wurzel als je zuvor. Schweden zerſtörte zugleich ſich ſelbſt in dem unverhältnißmäßigen Kampf, und mit Schwedens Fall war auch Rußlands Übermacht und Größe entſchieden. Daß ſie dauernd ward iſt Peters des Großen Werk. Einzig wie der Sieger Eugen, der Wiederherſteller Öſterreichs und der europäiſchen Freyheit, in der Zeitgeſchichte der ſüdlichen und weſtlichen Staaten erſcheint, deren Verhältniſſe er mit ſo hellem Blick überſchaute und ordnete, in der wahren Staatskunſt nicht minder groß als im Kriege; eben ſo trat auch Peter der Große auf, als Schöpfer und Stifter eines neuen Reichs, als Wohlthäter des Nordens. Die Geſchichte jenes Zeitraums iſt reich und voll von Leben, weil nicht einer allein Alles war, ſondern mehrere Männer der erſten Größe von verſchiedenen Seiten her gleichzeitig zuſammen wirkten, um die herrliche Erſcheinung des neuen gebildeten Europa hervorzurufen. Man kann alles was an Peter dem Großen getadelt wird, in dem Einen Geſtändniß zuſammen faſſen, daß er ein Deſpot war. Es läßt ſich aber mit Recht fragen, ob in einem Reiche wo eine nicht geregelte, deſpotiſche Adelsherrſchaft wie in mehreren ſlaviſchen Ländern des Nordens, die einzige beſtehende Verfaſſung war, um zu innerer Stärke, Einheit, und einer zweckmäßig wirkſamen Einrichtung zu gelangen, etwas anderes zunächſt an die Stelle treten konnte, als eine Monarchie welche für den Anfang auch deſpotiſch ſeyn mußte. Es hat ein ſolcher Deſpotismus, der mehr auf einen Zuſtand von Barbarei berechnet und angemeſſen erfunden worden iſt, den Vorzug, daß in der Folgezeit wie die ſpätere ruſſiſche Geſchichte es beweiſt, wenigſtens Milderungen der anfänglichen Härte möglich bleiben. Dieß iſt nicht der Fall wenn der Deſpotismus nicht auf Barbarei gegründet, ſondern aus der Anarchie, aus der allgemeinen Auflöſung aller Geſetze, Sitten und Grundſätze hervorgegangen iſt, wie bei den Tyrannen des entarteten Rom. Hier iſt, ſobald die deſpotiſche Gewalt nachläßt, nicht Milderung zu hoffen, ſondern nur neue Erſchütterungen und Umwälzungen.

Erſt durch die innere Benutzung ward der Zuwachs der äußern Erweiterung für Rußland wahrhaft ergiebig und dauernd, und weil dieß Peters erſtes Ziel war, wird er der Große genannt. Wohlthätig für Rußland war es beſonders, daß Holland und England zunächſt ſeine Vorbilder in der Cultur, für das Seeweſen, für Schiffarth und Handel wurden; daß nicht bloß nach ſchnellem äußern Glanze geſtrebt, ſondern dieſer durch die ſichere Grundlage nützlicher Kunde am beſten für die Zukunft vorbereitet ward. Ferner daß mit der höheren franzöſiſchen Bildung in ſpäteren Zeiten auch die deutſche weit allgemeiner auf alle Stände wirkende, Eingang und Einfluß gewann; da hingegen die franzöſiſche ganz vom Thron und von der Hauptſtadt ausgegangene Bildung mehr nur den höheren Ständen angemeſſen bleibt, und wo ſie allein herrſcht, leicht nur eine für den Staat nicht minder als für den Geiſt nachtheilige gänzliche Trennung veranlaßt, zwiſchen einem durchaus rohen und barbariſchem Volk, und einer geringen Anzahl von Mächtigen, welche in aller Schwelgerey einer ausländiſchen Bildung verweichlicht, ſich ſelbſt fremd fühlen unter ihrer Nation.

Ein ganz anderer Weg als der, auf welchem Rußland gegründet ward, mußte es ſeyn, auf welchem

Ungarn von alten Zeiten her durch deutſche und italiäniſche Cultur bereichert, nach allem was unter der türkiſchen Herrſchaft verloren und verwüſtet worden war, zu der ehemaligen Größe wieder hergeſtellt werden ſollte. Es wäre dem Reichthum der innern Kräfte nach wohl leicht geweſen, wenn nur nicht hier wie in Deutſchland der Zwieſpalt des Glaubens, die dadurch genährten Partheyungen, und das herrſchende Mißtrauen, dem Guten und dem Fortgange der Bildung im Wege geſtanden hätten. Daher erntete das reiche Land die Früchte von Eugens Siegen erſt ſpäter, am meiſten unter der milden raſtlos verbeſſernden und wohlthätigen Herrſchaft Karls des Sechſten. Man hat an Leopold dem Erſten getadelt, daß er durch die Strenge, zu welcher ihn die feſte Anhänglichkeit an den alten Glauben führte, jenen innern Zwieſpalt und die Hinderniſſe nur vermehrt habe, welche Urſache waren, daß was ſo glorreich wieder erobert worden, nicht auch ſogleich dem Ganzen in dem Maaße zu Gute kam, wie ſich nach der innern Stärke und dem neuen Schwunge der Thätigkeit ſonſt wohl hoffen ließ. Nicht ganz ungegründet im Allgemeinen iſt jener Tadel. Denn wenn gleich die Geſinnungen durch die äußern Umſtände unverändert, in allen Zeiten dieſelben bleiben ſollen, ſo müſſen allerdings doch die Grundſätze der Anwendung und Ausführung mit den Verhältniſſen und Zeiten ſich ändern. Wenn daher Ferdi nands des Zweyten Standhaftigkeit mitten in der Hitze des ſchrecklichen Kampfs mit Recht bewundert wird, ſo kann dennoch eine ähnliche Strenge in ſpätern Zeiten nicht angemeſſen gefunden werden. Andre Tugenden werden entwickelt am Tage der Schlacht, andre wenn die ſtreitenden Mächte die Hand der Verſöhnung ſich wieder gereicht haben. Was würde aus Europa, aus Deutſchland, aus Öſterreich geworden ſeyn, wenn dem Eroberer Guſtav Adolf, dem Andrang der im Gemüth verwilderten und empörten Völker, dem unruhigen aufgeregten Ehrgeiz ſo vieler einzelnen Fürſten und Heerführer ein minder entſchloſſener Kaiſer entgegen geſtanden hätte als Ferdinand der Zweyte? Nachgiebigkeit und unzeitige Milde würden in ſeiner Lage das Übel nur ärger gemacht und alles verdorben haben. Anders aber, nachdem ein ewiger Glaubensfriede geſchloſſen und von ganz Europa anerkannt war; jetzt war es an der Zeit, die Gemüther mehr und mehr zu beruhigen, die gegenſeitigen Verhältniſſe zu ſchonen, und Grundſätze der Duldung zu entwickeln. Wollte man gleichwohl nicht bey dieſer allgemeinen Anſicht ſtehen bleiben, ſondern im Einzelnen prüfen, ſo würde man den Kaiſer im Ganzen vollkommen gerechtfertigt und die erſte Urſache von dem, was unter Leopold in Ungarn Bedauernswerthes geſchah, meiſtens in dem Betragen des Gegentheils finden. Denn auch hier nahm die Gegenparthey den gefährlichen, der wahren Nationalwürde, Einheit und Wohlfarth gewiß eben ſo ſehr als dem Hof entgegengeſetzten und widerſtreitenden Charakter einer Verbündung mit den ausländiſchen Mächten, mit Frankreich und den Türken an. Glücklich alſo, daß bald andre Grundſätze herrſchend und die Eintracht zwiſchen dem Könige und der Nation beſonders durch Karl den Sechſten dauernd wieder hergeſtellt wurde. Ihm und dem wohlthätigen Einfluß ſeiner innern Verwaltung auf die Gemüther wie auf den äußern Wohlſtand gebührt ein großer Antheil an jener Liebe der Nation für die Erbin Maria Thereſia, an jener glorreichen Entwicklung der Nationalkraft, welche damals als Thereſia von Feinden umringt war und von allen verlaſſen ſchien, den alten Kaiſerthron gerettet hat.

Die neuauflebende Macht Öſterreichs war der eine Grundpfeiler der europäiſchen Freyheit, den andern gründete König Wilhelm, welcher mit geringen Mitteln durch ſtandhafte Klugheit Ludwigs Übermacht allein beſiegte, in dem von ihm geretteten und wiederhergeſtellten England. Es hatte der Glaubenseifer der Proteſtanten einen ſehr weſentlichen Antheil an Wilhelms Unternehmen und Gelingen, nicht nur Holland unabhängig zu erhalten, ſondern auch England durch eine große Gegenwirkung frei zu machen von dem franzöſiſchen Einfluße, welchen es unter den letzten Stuarten erlitten hatte. Auch war das Verhältniß der Katholiſchen in England im Ganzen, es waren manche einzelne Begebenheiten während der Gegenwirkung und Revolution keineswegs einer vollkommnen Gerechtigkeit oder auch nur einer gegenſeitigen Schonung und Duldung gemäß. Aber es war doch nicht die Sache des Glaubens allein; dieſe war nur mitwirkende Kraft, die Hauptbeziehung blieb immer der Widerſtand gegen Ludwigs nach allen Seiten um ſich greifende Erweiterungen. Mit Recht alſo verbündete ſich Öſterreich, obwohl es nie nach Frankreichs Beyſpiel im Innern deſſelben die Hugonotten zu unterſtützen oder anzuſtiften auch nur den Willen gehabt hatte, jetzt ohne Rückſicht auf den Glauben mit der erſten proteſtantiſchen Macht für die Erhaltung der europäiſchen Freyheit. Und eben dieſe neue Verbündung der freyeſten proteſtantiſchen und der rechtlichſten katholiſchen Macht hat am meiſten dazu beygetragen, Grundſätze der Duldung zu entwickeln und einen Geiſt der ſittlichen Schonung über alle Staatenverhältniſſe in ganz Europa zu verbreiten. Selbſt in der geſitteteren Art den Krieg zu führen, zeigte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer neuen Bildung. Wie ſehr ſticht nicht gegen die Grauſamkeiten, gegen die Erbitterung und die Verwüſtungen des dreyßigjährigen Krieges, das gegenſeitig herrſchende feinere Ehrgefühl, die Anerkennung ſittlicher Grundſätze und Verhältniſſe im ſpaniſchen Erbfolgekriege ab! Leider muß man bemerken, daß dieſe noch an den Ein-

Land, indem er den Hellespontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerſtand ihm; die einen unterwarfen ſich gezwungen, die andern übergaben ſich freywillig. Denn einige waren unfähig, ſich zu vertheidigen, andre waren beſtochen; beydes zugleich lockte ſie, Gewinn und Furcht. Bey dieſer Lage von Hellas beſtiegen die Athener ihre Schiffe, und eilzen nach Artemiſium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundsgenoſſen rückten nach Thermopylae, weil ſie wegen der Engigkeit der Gegenden im Stande zu ſeyn glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beyden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor ſich ging, ſiegten die Athener in der Seeſchlacht; die Lakedämonier hingegen wurden, keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, ſondern weil ſie ſich in ihrer Rechnung in Rückſicht der Anzahl ſowohl derer betrogen hatten, welche zu beſchützen ſie gekommen waren, als auch derer, wider die ſie ſtreiten mußten, zwar nicht von den Feinden beſiegt, aber doch auf dem Platz, wo ſie ſtanden, kämpfend getödtet. Als ſie nun auf dieſe Weiſe unglücklich geweſen waren, und die Barbaren ſich des Paſſes bemächtigt hatten, ſo zogen dieſelben gegen unſre Stadt. Als aber unſre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf ſie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen ſie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beyden Heere für ſich, nicht mit beyden zugleich kämpfen zu müſſen; denn ſie wußten wohl, daß wenn ſie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, dieſe mit tauſend Schiffen herbeyeilen, und die verfluß des ehemahligen Rittergeiſtes erinnernde, auf feineres Ehrgefühl gegründete Mäßigung faſt in jedem der nachfolgenden Kriege des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehr abnahm und dem Kriegsungeheuer auch dieſer letzte wohlthätige Schleyer des äußern Anſtandes endlich entriſſen ward.

Nicht die vollkommne Gerechtigkeit war die feſte Grundlage, aber eine ſolche wenigſtens mehr als bisher anerkannte und herrſchend werdende Billigkeit war der herrſchende Geiſt der europäiſchen Staatenverhältniſſe und Friedensverhandlungen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Der in den Friedensſchlüſſen meiſtens angenommene und befolgte Grundſatz, die gemeinſchaftliche Ausgleichung durch die gemäßigte Befriedigung aller zu ſuchen, nur mit äußerſter Vermeidung einer jeden für das Gleichgewicht gefährlichen Übermacht mußte doch nothwendig zur Auflöſung eben dieſes Gleichgewichts führen. Denn es ließ ſich bey dieſer Behandlung der europäiſchen Angelegenheiten und Verhältniſſe leicht vorausſehen, daß die kleineren Staaten immer mehr zur Befriedigung der mächtigern aufgeopfert, Europa alſo wenn auch nicht dem Nahmen doch der That nach unter wenige große Staaten getheilt werden würde, oder wenn man die Gewichte in der Wagſchale allzu oft veränderte und hin und her legte, der Zufall auch plötzlich einmal dazwiſchen treten, die Wagſchale auf eine Seite umſchlagen und das Kunſtwerk des Gleichgewichtes für immer vernichten konnte.

Obwohl nun dieſe dem Anſchein nach gemäßigte Politik des Gleichgewichts der Billigkeit und ſchonenden Formen den Keim ihrer innern Auflöſung ſchon in ſich trug, ſo wollen wir doch gern anerkennen, daß nächſt der vollkommnen Gerechtigkeit als dem höchſten, dem Menſchen aber ſchwer zu erreichenden Gute, nur zu oft die Billigkeit wenn wir ſie ſchmerzlich vermiſſen, als das zweite nach ihr und oft ſchon das als ein hohes Gut erkannt wird, wenn nur ſchonende Formen in den menſchlichen Angelegenheiten beobachtet und geehrt werden; und daß unſtreitig viel gewonnen ſey, wenn nur jede entſchiedne Ungerechtigkeit in den allgemeinen Verhältniſſen ſo wie damals öffentlichen Widerſpruch findet. Nach dieſer Anſicht wird der Zuſtand der europäiſchen Staaten von der Wiederherſtellung Öſtreichs, der Befreyung Wiens und dem Umſchwunge der Dinge unter König Wilhelm in England bis auf Maria Thereſia immer als eine der beſſern Epochen in der Geſchichte erſcheinen, am meiſten wenn man ſie mit derjenigen vergleicht, welche unmittelbar vorherging oder bald darauf folgte.

Für Europa wurde dieſe Epoche wohlthätig, für Öſterreich war und iſt ſie die ruhmvollſte. Durch Eugen, den Großen und den ihm ganz gleichgeſinnten hochanſtrebenden Kaiſer Joſeph den Erſten, ward der hohe alte Begriff von Öſterreich der Welt wieder im vollſten Glanze dargeſtellt; in Rückſicht der geographiſchen Lage und Verhältniſſe vielleicht in dieſem neueren nach Eugens Sinn gebildeten Umriß noch glücklicher und günſtiger als ſelbſt unter Karl dem Fünften; der Begriff von Öſterreich, als derjenigen Macht, welche mit allem andern Mächten innig verknüpft, und fern von den beſchränkten Grundſätzen einer kleinlichen politiſchen Selbſtſucht vielmehr auf das Große und Ganze gerichtet, der Mittelpunct der geſitteten europäiſchen Staaten zu ſeyn, die alte Würde und Verfaſſung Deutſchlands und Italiens zu ſchützen, überhaupt aber die allgemeine Gerechtigkeit in Europa aufrecht zu erhalten, vor allen andern berufen ſey.

Nachdem ſo manche große Erwerbungen, auf das Recht gegründet, durch ſiegreiche Waffen behauptet waren; Erwerbungen, die aber im politiſchen Sinne erſt urbar gemacht und durch den weitern Anbau zu ihrer vollen Blüthe gebracht werden mußten; da war eine vorzüglich nur auf die innere Verwaltung und Wohlfarth gerichtete Regierung, wie die Kaiſer Karl des Sechsten unſtreitig die wünſchenswertheſte und und die wohlthätigſte. Dieſem Zwecke und Geſchäfte widmete er ſich ganz ſo lang er herrſchte, er der als Jüngling in Spanien und Barcellona die raſcheſte Thätigkeit und einen unerſchütterlich ſtandhaften Muth genugſam bewährt hatte. Wenn ihn nur nicht die vielfachen, nach jener Berechnung des Gleichgewichts der Staaten ſich immer mehr verwickelnden und verſchlingenden äußern Verhältniſſe von dieſem ſeinem liebſten Ziele oft wieder abgezogen hätten! Am meiſten trug jedoch zu den weniger glücklichen Ereigniſſen am Ende ſeiner Regierung der eine Fehler bey, welchen mehrere Beherrſcher dieſes Hauſes begangen haben; der Fehler, daß er auf Verträge, feyerlich angenommen, beſtätigt und beſchworen von den andern Mächten viel feſter baute und ſich verließ, als dem klugen Eugen rathſam ſchien und als der Erfolg wünſchen ließ. — Die erſten blühenden Zeiten Eugens müſſen überhaupt als das goldne Zeitalter der neuern Geſchichte betrachtet werden. Die Verbündung der Seemächte mit Öſterreich bildete damals, was eigentlich immer die Verfaſſung von Europa ſeyn ſollte, eine wahrhafte europäiſche Eidgenoſſenſchaft, zum Schutz der allgemeinen Freiheit und Gerechtigkeit. Nur zu bald aber zeigte ſichs, daß dieſer hohe Begriff nur von wenigen verſtanden ward. Schon unter Walpole's Einfluß und in Karls des Sechsten letzten Zeiten, trat das Schwankende eines todten Gleichgewichts an die Stelle jener hohen Bundestugenden und Begeiſterung für europäiſche Freiheit und Bildung. Das gefahrvolle Spielwerk der immer von neuem nach Willkühr veränderten Bündniſſe, wie ſie damals dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege vorangingen, bezeichnet die erſte Stufe der allgemeinen Auf-

lö-

löſung Europa's und aller beſtehenden Verhältniſſe.

Wie groß und wie allgemein unter dem täuſchenden Schleyer eines herrſchenden ſittlichen Ceremoniells im Innern dennoch der Verfall der Ehre und aller Grundſätze in ganz Europa war, davon gibt das Betragen der Regierungen vorzüglich aber der deutſchen Fürſten bey Karls des Sechſten Tode ſolche Beweiſe, welche der Nachdenkende auch jetzt noch nicht ohne Schmerz und Unwillen betrachten kann. Von der glorreichen Standhaftigkeit, durch welche Maria Thereſia alle Gefahren dennoch überwunden und die Würde des alten Throns behauptet hat, iſt das Andenken den Herzen der Gutgeſinnten zu lebendig und gegenwärtig, als daß es einer erneuerten Darſtellung bedürfte. Unter allen königlichen Frauen, welche in alten oder neuern Zeiten einen Thron mit Ruhm und Würde behauptet haben, wird man außer Iſabellen von Caſtilien nicht leicht eine finden, welche ihr in allen weiblichen und fürſtlichen Tugenden als Königinn und Mutter ihres Volks an die Seite geſtellt werden könnte. Ihre Thaten haben das ſaliſche Geſetz, welches die Frauen vom Throne ausſchließen will, am beſten widerlegt. Das Geſetz lebendig darzuſtellen als die ſichtbare Gerechtigkeit, die Einheit des Volks in ſich zu tragen, das iſt der göttliche Beruf der Könige. Aber ſo wie uns ſelbſt die Natur in rührenden Beiſpielen lehrt, daß nichts die Gewalt der Mutterliebe überſteige, um die Ihrigen zu retten und zu erhalten; ſo zeigt uns auch die Geſchichte Zeiten und Lagen, wo jene göttliche Gerechtigkeit, durch die Stärke weiblicher Tugend, durch die treuen und liebevollen Gefühle einer Mutter vereint mit den Geſinnungen und Grundſätzen einer fürſtlichen Sinnesart am beſten erhalten und wirkſam gemacht werden konnte.

Das ganze Europa, die Welt mit allen ihren Verhältniſſen im Blick zu umfaſſen, wie Karl der Fünfte; dieſen Beruf eines wahren Kaiſers vermochte die Fürſtinn nicht zu erfüllen. Wohl aber verdiente ſie ein König, wie der treue Ungar ſie nannte, zu heißen, auch durch männliche Standhaftigkeit; als Mutter ihrer Völker wird noch das ſpäteſte Andenken derſelben ſie ehren.

Wenden wir jetzt den Blick von dem allgemeinen Zuſtande Europa's und von Öſterreich, das abermals der Mittelpunct deſſelben geworden war, auf den innern Zuſtand von Deutſchland und einige Erſcheinungen der Geiſtesbildung, die von wichtigem Einfluß auf die ſittlichen Verhältniſſe waren.

Ungeachtet des Zuſtandes von Ohnmacht, in welchem Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden während der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts verſetzt blieb, erhohlte es ſich durch den Reichthum ſeiner innern Hülfsmittel dennoch bald. Noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als alle Fürſten herbey eilten zu der Rettung von Wien, zeigte ſich der deutſche Nationalgeiſt mit einer Kraft und Würde, die man kaum in jenem Zeitraum hätte erwarten ſollen. Die Stelle welche Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert in Europa einnahm, war ſehr bedeutend und in mancher Beziehung die wichtigſte. So groß war die innere Kraft, daß, obwohl die meiſten der kleinern Reichsſtaaten verfaſſungsmäßig in einen fortdauernd friedlichen und wehrloſen Stand verſetzt waren, mehr als die Hälfte alſo der deutſchen Macht unangewandt und unentwickelt blieb, dennoch unter den vier kriegeriſchen Hauptmächten Europa's, zweie Deutſchland angehörten. Bei vielen andern übeln hatte der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der ſiebenjährige wenigſtens die eine gute Folge, daß Öſterreichs und Preußens Kriegsmacht durch den gegenſeitigen Kampf auf eine ſo hohe Stufe der Kraft und der Vervollkommnung getrieben wurden, daß ſie einzeln genommen jeder andern gewachſen, beide vereint allen überlegen geweſen ſeyn würden. Wenn Deutſchland ſchon in dieſer Hinſicht im achtzehnten Jahrhundert wieder wie ehemahls, als der mächtigſte Staat von Europa erſchien, ſo wurde der äußere Glanz und Einfluß wenigſtens dem Anſchein nach noch dadurch vermehrt, daß deutſche Fürſtenhäuſer in ſo manchen der umgebenden Reiche zur

Herrſchaft gelangten. Auf einem der erſten Throne Europa's, in England herrſchte mit ununterbrochener Sicherheit ein uraltes deutſches Fürſtenhaus; in Pohlen, obwohl nicht ohne Wechſel doch glänzend das ſächſiſche. Auch in Schweden gelangte, wie ſchon früher in Dännemark ein deutſches Haus auf den Thron; in Rußland iſt nachmals die herrſchende Dynaſtie durch vielfache Familienverbindungen obwohl noch den alten Namen tragend, der Wahrheit nach eine deutſche geworden. Aber nicht bloß die Dynaſtie betraf es; auch deutſche Denkart, Sprache und Bildung hatte in Rußland und Dännemark durch den Beſitz deutſcher Länder ſtarken Einfluß, und fand in England aus der gleichen Urſache wenigſtens einen Punkt des Anhalts und Eingangs. Wie groß, wie wohlthätig hätte nicht der deutſche Einfluß auf Europa werden können, wenn dieß alles benutzt, wenn ausgeführt worden wäre, was durch dieſe Vortheile im Keime ſchon vorhanden und gegeben war! In Deutſchlands Mitte ſelbſt ſchwang ſich eins der erſten Fürſtenhäuſer, Preußen durch behutſame Benutzung der äußern Verhältniſſe und angeſtrengte Anwendung der innern Hülfsmittel zur königlichen Würde, und bald auch zur königlichen Macht empor. Weniger glücklich ſtrebte ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, Baiern bald nach der Krone von Spanien, bald nach dem Kaiſerthume. Auch durch ausgezeichnete Geiſteskraft glänzten mehrere der deutſchen Fürſten und Könige. Gleichwohl war jener äußere Glanz nicht mit wahrem Vortheil und wohlthätigem Einfluß verbunden; der Ehrgeitz der Fürſtenhäuſer war dem Vaterlande nicht heilſam. Englands Verbindung mit Hannover war nicht diejenige, welche für England die wünſchenswertheſte, und für Europa in ihren Folgen wahrhaft wohlthätig ſeyn konnte. Die damalige Herrſchaft des ſächſiſchen Hauſes in Pohlen, diente nur den Stoff des Zwieſpalts und des Mißtrauens in Europa und auch in Deutſchland zu vermehren. Wie Preußen, nachdem es ſelbſt die alte Verfaſſung Deutſchlands vollends aufzulöſen am meiſten beygetragen, daß eine neue beſſere an die Stelle treten konnte, durch ſeine ſchwankende Politik ſtets gehindert; wie Bayerns Ehrgeitz mehr als einmal Unglück über Deutſchland gebracht hat, das lehrt die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts nur allzudeutlich. Schon Preußens Größe an und für ſich war für ein bloßes Mitglied des Reichs zu übermächtig; noch mehr aber war durch die Art, wie es zu dieſer Größe gelangte, die deutſche Verfaſſung in ihrem innerſten Grunde erſchüttert worden. Als das geſammte nördliche Deutſchland unter Preußens und Englands Einfluß im ſiebenjährigen Kriege ſich vom Reich und vom Kaiſer abſonderte, da war dieſe Verfaſſung eigentlich aufgelöſt und vernichtet; eine völlige Trennung ſchien kaum zu vermeiden. Nur daß dieſelbe Macht, welche die große Trennung zuerſt verurſachte, durch ihr nie ſchlummerndes Mißtrauen und durch Zweifeln im entſcheidenden Augenblick gehindert hat, daß die Trennung nicht vollkommen wurde, was vielleicht in mehr als einer Ruckſicht das heilſamſte geweſen ſeyn möchte.

Auch für den Charakter und den Geiſt der Nation war das ehrgeitzige Streben der deutſchen Fürſtenhäuſer nicht vortheilhaft, um ſo mehr, da dieſelben ihren Vortheil und ihren Ruhm ſo oft nur in der ausländiſchen Abhängigkeit ſuchten. Seit dem weſtphäliſchen Frieden war dem deutſchen Geiſte ſeine Laufbahn unwandelbar vorgezeichnet. Die alte kriegeriſche Macht der Nation, welche ſie in den vorigen Zeiten gehabt hatte, ward durch unzählige Bande gehemmt und gefeſſelt; der größte Theil der innern Kräfte war unwirkſam gemacht worden. Ob je wieder ein großer Gebrauch davon gemacht werden ſollte, das hing von dem guten oder üblen Willen der Fürſten und davon ab, ob ſie von edler Ruhmbegier, oder von gemeinem Ehrgeitze beſeelt und geleitet wurden. Auch möchte man wohl fragen, ob denn die ausſchließende Richtung auf kriegeriſchen Ruhm und Einfluß auch die wünſchenswertheſte fur das Vaterland, die wohlthätigſte für Europa ſey oder geweſen ſeyn möchte. Welthandel und Seeherrſchaft hatten eine andre Richtung genommen, laßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn ſie ſich einſchifften, von der Landmacht das ihrige weggenommen werden würde; daß ſie aber beydes zugleich nicht können würden, ein Heer ausſenden, und hinlängliche Beſatzung zurück laſſen. Und da ſie nur zwiſchen zwey Uebeln zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlaſſen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, ſo wählten ſie lieber Freyheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtſchaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter ſandten ſie nach Salamis, und verſammelten die Seemacht der andern Bundesgenoſſen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte ſie ohne Schrecken ſehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf beſtand nicht unſer Staat für die Freyheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da ſelbſt ihre eigne Rettung ſehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche ſich zum Kampf für ihr Liebſtes, für den Siegeslohn in Salamis rüſteten? Von allen Seiten umgab ſie eine ſo große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringſtes Uebel war, ihren Tod vorher zu wiſſen, das peinlichſte ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggeſandten Lieben von den ſiegenden Barbaren erleiden würden. In dieſer hoffnungsloſen Lage umarmten ſie ſich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schickſal; denn ſie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und ſahen die Menge der feindlichen; ſie wußten, daß die Stadt verder Kunſtfleiß der Deutſchen war immer noch derſelbe, im Einzelnen bewundernswerth; wann es aber möglich ſeyn würde, was auswartige Länder in dieſer Hinſicht von Deutſchlands Unglück für Vortheil gezogen hatten, wieder zu erſetzen, das mußte im achtzehnten Jahrhundert wie auch noch jetzt ſehr zweifelhaft erſcheinen. Derjenigen Eigenſchaft, welche noch keiner ihrer Feinde der deutſchen Nation abgeſprochen hat, der raſtloſen und unermüdlichen Thätigkeit blieb, nachdem die kriegeriſche Macht gehemmt, der Handel weggeleitet, der Kunſtfleiß dadurch gelähmt war, kaum ein andrer Spielraum frey, als der innere der Erkenntniß. Nach Erkenntniß mit unermüdlicher Treue zu forſchen, Erkenntniſſe aller Art in ſich aufzunehmen, das ward jetzt unterſcheidendes Streben, Ziel und Beruf des deutſchen Geiſtes. Schon von dem weſtphäliſchen Frieden an war dieſe Richtung merklich; nur, daß die Nachwirkungen des verwüſtenden Krieges nicht bloß die äußere Wohlfahrt ſondern auch den Geiſt lähmen mußten. Schädlicher noch wirkte ſpäter, als die Kräfte ſich wieder erhohlt hatten, der ſtets auf das Ausland gerichtete Ehrgeitz der größern Fürſtenhäuſer, und dann der neue Bürgerkrieg, welcher Deutſchland in dem langen Kampf zwiſchen Öſterreich und Preußen ſpaltete. Dennoch aber hat ſich der deutſche Geiſt in dieſer Richtung mehr als bey andern Nationen wirkſam gezeigt, und es iſt ſelbſt nach der

Auflöſung der äußern Nationaleinheit die deutſche Bildung in Wiſſenſchaften und Künſten eine europäiſche Weltkraft geblieben, die, wenn gleich keiner der großen deutſchen Herrſcher bis jetzt ſie angewandt und benutzt hat, wie ſie ſich hätte anwenden und benutzen laſſen, ihre Wirkungen noch in ferne Zeiten erſtrecken wird. Das raſtlos unermüdliche Streben nach Erkenntniß iſt der unterſcheidende Vorzug dieſer deutſchen Geiſtesbildung; und ſo wenig als die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Litteratur in dem, wenn ſie vollkommen iſt, in der Sprachbildung und im darſtellenden Ausdruck, durch die einſeitigen Grundſätze Einiger oder durch den übermüthigen Mißbrauch anderer aufgehoben wird, eben ſo wenig wird die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntniſſe, welche den wiſſenſchaftlichen Unterricht und den gelehrten Stand in Deutſchland vor allen Ländern Europa's auszeichnen, durch den oft fühlbaren Mangel an Einheit oder auch dadurch aufgehoben, daß nicht alles von dieſer Erkenntniß ſogleich brauchbar erſcheint und unmittelbar ins Leben eingreifen kann. Dieſe Fehler der deutſchen Geiſtesbildung lagen bis jetzt mehr in den Staatsverhältniſſen als in dem Geiſte ſelbſt. Die Spaltung des Glaubens und der Staaten mußte natürlich auch auf die Geiſtesbildung ihren Einfluß haben; und die Ohnmacht, die Unbedeutendheit, in welcher ein großer Theil der kleineren deutſchen Staaten ſich befand, konnte keine andre Folge hervorbringen, als eine völlige Gleichgültigkeit, ja eine gewiſſe Geringſchätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf. Daher jene ausſchließend wiſſenſchaftliche Richtung des deutſchen Geiſtes, die Neigung ſich mit den allerentfernteſten Gegenſtänden angelegentlich zu beſchäftigen, während die nächſten oft ſo dringend einer Hülfe zu bedürfen und die ganze Aufmerkſamkeit zu erfordern ſchienen.

War es zu verwundern, wenn bey ſo kleinlichen Verhältniſſen der Staatsverfaſſung und des öffentlichen Lebens der gleiche Geiſt anfangs auch in den Wiſſenſchaften die Oberhand gewann? Daß es aber nur in den Verhältniſſen, nicht in der Natur lag, zeigte manche Erſcheinung. Selbſt in dem erſten Zeitraume der Ohnmacht nach dem unglücklichen Frieden, hatte Deutſchland in Leibnitz einen Mann aufzuweiſen, deſſen ſich ſchwerlich damals ein andres Land rühmen durfte. Er war wieder wie früher Hugo Grotius, ein europäiſcher Gelehrter, durch den Umfang ſeiner Verhältniſſe wie ſeiner Kenntniſſe und durch den Einfluß, welchen er hatte. Obwohl er nach alter Sitte meiſtens lateiniſch, Gelegenheitsſchriften auch franzöſiſch ſchrieb, und nur einmal gezeigt, wie vortrefflich er, wenn er gewollt, die deutſche Sprache zu gebrauchen wiſſe; ſo gehört er dennoch nicht bloß Europa, ſondern auch Deutſchland insbeſondere an, durch den Einfluß, welchen er vorzüglich hier gehabt, durch die ganze Natur und Art ſeines Geiſtes, und auch durch die Epoche, in welche er fällt, und der er ſeine Bildung verdankt; jene glänzende und glückliche Epoche, Eugens Zeitalter, da durch die Verbindung zwiſchen Öſterreich und England die allgemeine Freyheit erhalten, eine neue Duldung verbreitet und beſonders in Deutſchland auch der Geiſt von neuem geweckt und erregt wurde. Groß war Leibnitz durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe, noch mehr aber durch die Richtung derſelben, durch den Gebrauch welchen er davon machte. Er war es, der vorzüglich, ja faſt allein jener ſchon damals ſich bildenden falſchen Philoſophie und geiſtigen Oppoſition, welche zuerſt den Glauben, dann alle Grundſätze, Sitten und Verfaſſungen untergraben hat, entgegen arbeitete, um die Religion zu vertheidigen und die wahre Philoſophie wieder herzuſtellen. Dieſes war eben dasjenige, deſſen das Zeitalter am meiſten bedurfte. Wenn Leibnitz allein nicht vermocht hat, den hereinbrechenden Strom des Unglaubens und der geiſtigen Verwirrung und Verwüſtung ganz abzuwehren, ſo darf ſein großes Verdienſt darum nicht verkannt werden. Es hat ihm vielleicht nur das gefehlt, was überhaupt der deutſchen Geiſtesbildung nach ihm; die zu große Vielſeitigkeit ſeiner Wißbegier, die zu große Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und gelehrten Beſchäftigungen hat der Kraft und der Einheit geſchadet. Sein Charakter, der Gebrauch welchen er von ſeinem Geiſt und ſeiner Erkenntniß machte, läßt ſich vielleicht durch ein Gleichniß aus der Geſchichte der Zeit, welcher er angehört, erklären. Wenn es erlaubt iſt, ſo verſchiedenartige Thätigkeiten mit einander zu vergleichen, und den Denker neben jene beide berühmten öſterreichiſchen Feldherren zu ſtellen, welche den Geiſt ihrer Zeit und die Stufe der ſich allmählig wieder erhebenden deutſchen Kraft ſo vortrefflich bezeichnen; ſo hatte Leibnitz als Gelehrter und Philoſoph weit mehr von der behutſamen Kunſt des Montecuculi als von der kühnen Größe ſeines erhabenen Freundes und Gönners Eugen.

Dichter und Redner gehören ihrer Sprache und ihrem Vaterlande an; die meiſten Gelehrten nur der Wiſſenſchaft. Einige aber, durch den großen Einfluß auf ihr Zeitalter, oder als Bild und Inbegriff ſeiner Denkart, nicht bloß ihrem Volk, ſondern der Welt und dem ganzen Menſchengeſchlechte. Solche in die Weltgeſchichte eingreifende Denker und Gelehrte waren im Alterthum Plato und Ariſtoteles; Albertus Magnus im deutſchen Mittelalter. Von Geſchichtſchreibern und Lehrern der Staatskunſt Tacitus bey den Römern; Macchiavelli, durch kühnen Geiſt nicht minder ausgezeichnet als durch nachtheilige Wirkungen, in der Zeit der blühenden italiäniſchen Bildung. Nach der Glaubenstrennung waren Hugo Grotius und Leibniz die größten und die erſten, welche ſich über die Verwirrungen der Streitſucht hinweg wieder zu einer umfaſſendern und reineren Philoſophie des Lebens, des Rechts und des Glaubens erhoben haben.

Nicht minder gehören der Weltgeſchichte, obgleich nicht im wohlthätigen Sinne, die Nahmen einiger franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts an: jene anfangs bloß wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthey, welche nun allmählig zur Reife und endlich zum Ausbruch kam. Wohin das Ganze ziele, konnte wohl nicht mehr undeutlich ſeyn, nachdem Helvetius den ſinnlichen Eigennutz zu allgemeinem Beifall als die einzige vernünftige Denkart, alles übrige als bloßes Vorurtheil darſtellte; Diderot als der Anſtifter und Mittelpunkt einer Geſellſchaft von mehreren, zum Theil anonym wirkenden Schriftſtellern unverhohlnen Atheismus predigte, nicht bloß die chriſtliche oder überhaupt die geoffenbarte, ſondern ſelbſt die natürliche Religion angreifend, mit einem ſonderbar leidenſchaftlichen Haß, aber ſyſtematiſch und nicht ohne einen täuſchenden Anſchein von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit. Schädlicher noch als jene beiden wirkten vielleicht Rouſſeau und Voltaire, gerade durch ihre beſſern Eigenſchaften und größern Talente. Die hinreißende Beredſamkeit des erſten war ganz geeignet auch das Herz der Edleren zu ergreifen. Der Witz, die Dichtergaben, die Mannigfaltigkeit literariſcher Formen und Kenntniſſe des letztern trugen um ſo mehr dazu bey, die neue zerſtörende Denkart auch unter den höhern Ständen der Geſellſchaft zu verbreiten, da ſich dieſelbe durch ihn wenigſtens in den Formen noch an die ältere der Nation ſo werthe franzöſiſche Geiſtesbildung anſchloß. Gemein war ihnen bey ſonſtiger großen Verſchiedenheit der Anſicht die zerſtörende, den Glauben, die Sitten und alle geſellſchaftlichen Grundſätze wie den Staat auflöſende Richtung und Denkart. Und wie groß war nicht außer den genannten wichtigſten Schriftſtellern, die Zahl derjenigen, welche in jeder Art des Vortrags die neue Lehre zu verbreiten ſuchten! Seitdem bey der gebildetſten Nation des Alterthums mit einem Mahle eine Schaar von Sophiſten auftrat, welche durch glänzende Beredſamkeit, Witz und neue Wendungen des Scharfſinnes nicht bloß den Glauben und die Gebräuche des Volks, ſondern auch die reinere Erkenntniß der Philoſophen, ja überhaupt alle Sittlichkeit und Gerechtigkeit verſpotteten und lächerlich machten, ſo daß in kurzer Zeit die Erziehung und die Denkart, ja die ganze Lebenseinrichtung der Griechen verändert ward, worauf der Untergang der freyen Staaten folgte; ſeit dieſer Zeit war noch kaum ein ähnliches Schauſpiel geſehen worden.

Der politiſche Einfluß der franzöſiſchen Geiſtesbildung im achtzehnten Jahrhundert, die Richtung, welche die öffentliche Meinung hier nahm, wurden alſo mehr und mehr die allergefährlichſten. Ganz anders war es in England. Ungeachtet mancher Übereinſtimmung in den erſten Grundſätzen, ja obgleich die engliſchen Schriftſteller nicht ſelten die Quelle waren, aus welcher die franzöſiſche der Religion und dem Staat entgegenarbeitende Parthei ihre Gedanken ſchöpfte; ſo nahm hier doch dieſelbe Erſcheinung eine durchaus andre Wendung. Wie im Staate ſelbſt ſo iſt auch in der Geiſtesbildung, in der Litteratur und Philoſophie Englands eine Art von geſetzlicher Verfaſſung, eine gewiſſe conſtitutionsmäßige Beſchränkung eingeführt, indem durch das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt und von den Grundſätzen, welche zu ihrer Erhaltung nothwendig ſind, die ſtreitenden Kräfte auch in dieſem geiſtigen, dem Scheine nach ganz freyem Gebieth, ſtets in ein feſtes Gleichgewicht geſetzt, darin erhalten und gefährliche Ausbrüche einer allgemein ſchädlichen und zerſtörenden Denkart abgewehrt wurden. Nie hat es daher in England zu einer ſo allgemeinen ſittlichen Auflöſung kommen können, wie in Frankreich. Wo nur immer die ſteigende Zweifelſucht den erſten Stützen der geſellſchaftlichen Verfaſſung, den Grundſätzen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit Gefahr zu drohen ſchien, da war man patriotiſch bemüht, wenn auch nicht durch tiefere Erkenntniß das Übel in der Wurzel zu heben, ſo doch wenigſtens die wankende Grundlage der ſittlich nothwendigen Meinungen durch irgend eine Wahrſcheinlichkeit oder Annahme äußerlich zu ſtützen und aufrecht zu erhalten, damit das Gebäude des geſellſchaftlichen Lebens nicht umſtürze.

Was die Mehrheit der Denker und Gelehrten oder vielmehr der Nationalgeiſt ſelbſt in England bewirkt hat, das wollte für Deutſchland Kant allein zu Stande bringen; der wiſſenſchaftlichen Denkart nehmlich eine dauernde Geſtalt und Verfaſſung zu geben; ſo wie ſie der allgemeinen Wohlfarth in allem was die höchſte Erkenntniß, das Leben und den Menſchen betrifft, gemäß wäre; ein Verſuch, welcher in Deutſchland durchaus nicht gelingen konnte. Indeſſen hat Kants Philoſophie wenigſtens das Gute gehabt, daß ſie dem unverhohlen atheiſtiſchen Geiſte und Einfluß der neuern franzöſiſchen Litteratur entgegenarbeitete, auf Leibnitz und überhaupt auf die ältere, beſſere Philoſophie zurückzugehen veranlaßte. In vielen Stücken war dennoch die Lehre der deutſchen Philoſophen den auflöſenden Grundſätzen des Zeitalters nicht ungünſtig. Es wird dieß Niemanden befremden, der ſie genauer durchforſcht, weil ſich dann zeigt, daß ungeachtet aller ſcheinbaren Ehrfurcht vor der Erfahrungswiſſenſchaft und dem Glauben an das Überſinnliche der innere Geiſt dieſer Philoſophie unter einer etwas andern Form dennoch kein anderer iſt, als eben jener Vernunftſchwindel, welcher ſich als die allgemeine Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts offenbart hat. Nur daß dieſes Übel bey dem deutſchen Philoſophen viel tiefer aus der Wurzel hervorgeht und ſich zu einer ungleich vollkommeneren wiſſenſchaftlichen Geſtalt entwickelte. Zwar wollte der Stifter ſelbſt dieſer Vernunftſchwärmerey noch einigermaßen Bande anlegen und gewiſſe conſtitutionsmäßige Schranken ſetzen. Aber vergeblich war dieſer Verſuch. Bey dem paſſiven Zuſtande des größten Theils von Deutſchland, bey dem Mangel einer zuſammenhaltenden Staatsverfaſſung und ſtark wirkenden Nationaleinheit, konnte nichts entfernter ſeyn von dem Charakter der deutſchen Geiſtesbildung und öffentlichen Meinung, als jene conſtitutionsmäßigen Schranken, welche die Literatur und Philoſophie der Engländer durch das Gefühl des Gemeinnützigen und für die öffentliche Wohlfarth Erforderlichen in einem erträglichen Gleichgewichte erhalten. Dagegen hatte es in Deutſchland, wenn ſelbſt die ſchädlichſten Lehren der franzöſiſchen Philoſophie einzelne Anhänger fanden, hier nie den unmittelbaren practiſchen Schaden. Vielmehr verbreitete ſich bey der durchaus nicht politiſchen Wendung der deutſchen Geiſtesbildung und Denkart eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen alles Äußere, eine Vielſeitigkeit der Anſicht, an der allerdings das ſehr gefährlich war, daß man ſich dabey ſo leicht in alles finden und alles gefallen laſſen konnte, wenn man nur die Freyheit behielt, es ſich auf ſeine eigene Weiſe zu geſtalten; daß man einer gebieteriſchen Meinung,

wellaſſen, das Land verheert und voll Barbaren ſey. Bey den Flammen der heiligen Gotteshäuſer, und in der Mitte aller Schreckniſſe hörten ſie einen aus Helleniſchen und barbariſchen Stimmen vermiſchten Schlachtgeſang; die ermunternden Zurufungen nähmlich von beyden Seiten, und das Geſchrey der Sterbenden. Das Meer war voll von Leichen, und zahlloſe Trümmer von feindlichen und befreundeten Schiffen ſtürzten gegen einander. Lange Zeit war das Treffen unentſchieden, und bald glaubten ſie überwunden zu haben, und gerettet zu ſeyn, bald beſiegt zu werden, und verlohren zu ſeyn. Vor Schrecken glaubten ſie gewiß vieles zu ſehn, was ſie nicht ſahen, und vieles zu hören, was ſie nicht hörten. Was für Gebethe ſandten ſie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten ſie nicht? Wie beweinten ſie ihre Kinder, wie bejammerten ſie ihre Frauen, und wie beklagten ſie ihre Väter und Mütter? Welche Gedanken von kommendem Unglück im Fall des Mißlingens? Welcher Gott mußte ſie nicht über die Schrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Menſch mußte ſie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit bewundern? Wahrlich, an großen Entſchlüſſen und an kriegeriſchen Thaten übertrafen ſie das ganze menſchliche Geſchlecht ſehr weit. Sie verließen ihre Stadt, beſtiegen die Schiffe, und ſtellten ihre kleine Schaar der Menge Aſiens entgegen. Durch ihren Sieg bewieſen ſie allen Menſchen, es ſey beſſer, mit wenigen Männern für die Freyheit zu kämpfen, als mit vielen Fürſtendienern für ihre Knechtſchaft. Sie trugen das meiſte und das wichtigſte zur Befreyung der Hellenen bey; zuerſt den Themiſtokles, zum Feldherrn, der am geſchickteſten zu reden, zu denken, welche durch äuſſere Verhältniſſe oder Gewalt aufgedrungen werden ſollte, keinen feſten innern Widerhalt entgegenzuſtellen vermochte. Es konnte in Deutſchland nie aus der Vernunftſchwärmerei jene leidenſchaftliche Zerſtörungsſucht entſtehen, wie in Frankreich; ſondern höchſtens nur die Auflöſung, welche ohnedieß in den Verhältniſſen des Zeitalters lag, auch in der Denkart immer allgemeiner verbreitet und beſchleunigt werden. Wiſſenſchaftliche Schwelgerey ward das unterſcheidend Eigenthümliche der deutſchen Geiſtesbildung; wobey es nicht an einer ſittlichen Stimmung und an Gemüth fehlt, wohl aber an Kraft und an Einheit, wenn nicht veränderte Umſtände in der Folgezeit bey erwecktem Gefühl deſſen, was uns fehlte, es eben dadurch herbeyführen.

Die wiſſenſchaftliche Denkart hat im achtzehnten Jahrhundert einen ſo großen und allgemein ſichtbaren Einfluß ſelbſt auf die äußere Geſchichte, auf den Gang und das Schickſal der Staaten und der Völker gehabt, daß dieſe kurze Erwähnung hier nicht an der unrechten Stelle ſcheinen wird.

In der öffentlichen Meinung lag der eine tiefe, und nachdem das Übel eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, kaum mehr abzuwendende Grund zu einer allgemeinen Erſchütterung Europa's. Der andere lag in den veränderten Staatsgrundſätzen Frankreichs und in den neuen Verhältniſſen Deutſchlands, deſſen Macht nicht minder groß als der Zwieſpalt derſelben gefährlich war. Die erſten Vorbothen des herannahenden Ausbruchs waren die Aufhebung der Geſellſchaft der Jeſuiten, die Theilung von Pohlen und der nordamerikaniſche Krieg, bis dann in den Niederlanden und in Holland, in eben dem Lande, wo das Staatsſyſtem des achtzehnten Jahrhunderts ſeinen Urſprung genommen hatte und begründet worden war, das Feuer zuerſt aufging. Der Mittelpunkt aller großen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts iſt die bekannte Veränderung der Staatsgrundſätze von Oeſterreich, da ſtatt der alten Verbindung mit England, welche das glänzende Zeitalter Eugens begründet hatte, nach des Fürſten Kaunitz Plan das Bündniß mit Frankreich geſchloſſen ward. Von dieſem wichtigen Ereigniß erhalten alle nachfolgenden Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts ihr Licht, ja ſelbſt bey den frühern muß man den durch jenes Ereigniß erfolgten Umſchwung der Dinge ſchon im Auge haben, um ſie auch in ihrem Einfluß und ihren Wirkungen zu verſtehen.

Wollte man nach den Folgen urtheilen, ſo dürfte jenes Syſtem des Fürſten Kaunitz in mancher Hinſicht als nachtheilig erſcheinen. Wie ſehr es aber aus der ganzen damahligen Lage von Europa hervorging, das erfodert nur einen Blick auf die übrigen europäiſchen Mächte. Es war in Frankreich das Staatsſyſtem gleichfalls ganz verändert worden. Viele franzöſiſche Schriftſteller ſind geneigt, das achtzehnte Jahrhundert bis auf die Revolution durchaus als eine Epoche des fortgehenden Verfalls der franzöſiſchen Macht anzuſehen. Mit Recht in Hinſicht auf das Verderbniß der öffentlichen Meinung; manches mag auch für jenes Urtheil ſprechen, wenn man die Stärke der kriegeriſchen Landmacht zum einzigen Maaßſtabe nimmt: ja auch an den Intriguen des Hofes, welche in Frankreich immer ſo öffentlich bekannt wurden, mochte ſich manches Zeichen der Schwäche wahrnehmen laſſen. Ganz anders aber fällt das Urtheil aus, wenn man weniger auf den äußern Kriegsruhm als auf die innere Wohlfahrt und den blühenden Gewerbfleiß ſieht. Wenn indeſſen der Verfall auch in der letzteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich in mehr als einem Zweige der Staatsmacht deutlich kund gab, ſo lag die Urſache doch keineswegs in dem neuen Staatsſyſtem ſelbſt, ſondern nur darin, daß es nicht vollkommen glücklich ausgeführt ward, daß es eigentlich mißlang. Die beſtändigen Eroberungskriege Ludwig des Vierzehnten hatten den innern Wohlſtand durchaus zerrüttet; daher die Neigung zu friedlicheren Grundſätzen. Es war nicht ſchwer einzuſehen und die ältere franzöſiſche Geſchichte enthielt ſogar genug Belege dazu, daß die Eroberung und die Beherrſchung der angränzenden Länder Frankreich ſelbſt nur wenig wahren Vortheil gewähren konnten, daß Frankreich nie blühend in ſeinem innern Wohlſtande werden würde, als wenn es eine Seemacht, Colonien und einen bedeutenden Antheil am Welthandel erhielte. Dahin ging immer mehr das franzöſiſche Streben im achtzehnten Jahrhundert. Daß Frankreich bey dieſem Streben ungleich friedlichere Grundſätze in Europa annehmen, daß es aufhören mußte ein erobernder Staat zu ſeyn, wie unter Ludwig dem Vierzehnten, das lag in der Natur der Sache. Für den innern Wohlſtand von Frankreich war es unſtreitig das Beſte, und ſehr wahrſcheinlich würde es auch für die Ruhe von Europa wohlthätig geweſen ſeyn, wenn dieſes Streben gelungen, wenn dieſes Syſtem herrſchend geblieben wäre. Aber es mißlang vollkommen. England ward als Vorbild nachgeahmt und zugleich als Nebenbuhler bekämpft, da hier keine glückliche Grenzlinie die Beſitzungen der beiden Nationen in den andern Welttheilen, wie einſt zwiſchen Portugall und Spanien ſchied, ſondern vielmehr die geographiſche Verflechtung der franzöſiſchen und der engliſchen Colonien in Weſtindien, in Nordamerika und Oſtindien zu ſteten Streitigkeiten den Stoff und Anlaß enthielt. Um ſich greifende Unternehmungen Frankreichs, welche keine andere Abſicht zu haben ſchienen als die, ganz Nordamerika an ſich zu reißen, veranlaßten zunächſt den ſiebenjährigen Krieg, welcher zur See und zu Lande ein gedoppelter war. Zur See war er entſcheidend unglücklich für Frankreich, ſiegreich für

England; für Europa hatte er keine andre Folgen, als daß Preußen von Rußland und Öſterreich als eine der Hauptmächte Europa's anerkannt wurde, und es deren ſtatt drei nun viere gab.

Frankreichs Streben nach Seeherrſchaft und Welthandel mißlang nicht bloß durch Englands Übergewicht an Hülfsmitteln in dieſem Gebiethe; ſondern auch weil die neue Handelsrichtung dem franzöſiſchen Geiſte von Natur nicht ſehr entſprach. Man darf nur die Geſchichte der franzöſiſchen Colonien nach ihren eignen Schriftſtellern durchgehen, ſo wird man leicht in der dieſer Nation, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird, eignen Veränderlichkeit den Grund finden, warum ihr Handel und ihre Colonien ſich oft ſchnell wieder zum Verfall neigten, oder wenigſtens nie das große und ſichere Wachsthum erreichten, welches beharrliche Geduld und ausdauernde Feſtigkeit dem Welthandel und den Colonien der Spanier, der Holländer und der Engländer gaben. Auch das war unſchwer vorauszuſehen, daß dieſe für den Wohlſtand von Frankreich allerdings angemeſſene und vielleicht nothwendige Richtung auf Seeherrſchaft und Welthandel, wie die äußere ſo auch die innere Politik weſentlich verändern mußte. Was gäbe es wohl in einem Staate, worauf der Welthandel, wenn er ſtarken Antheil daran nimmt, und Colonien nicht Einfluß hätten? Vielleicht war bey einem ſo großen Welthandel, als Frankreich wünſchte ihn eine Veränderung der Verfaſſung ſelbſt nicht ganz zu vermeiden. Aber es war nicht hinreichend, daß die Regierung nach loſen Grundſätzen eine unbeſtimmte Freiheit ließ. Sie ſelbſt hätte mit ſtarker Hand das Steuer ergreifen und den Nationalcharakter, ſo weit als dieſe neue Richtung der Dinge es foderte, umbilden müſſen; dagegen aber, gleichwie in England bei großer Freiheit manche Strenge der alten Formen deſto unerbittlicher beibehalten wird, ſo auch ſie die öffentliche Meinung mit Kraft lenken, die gefährliche Oppoſition niederſchlagen und ſelbſt eine durchgreifende Reformation einleiten ſollen, damit eine Revolution vermieden würde. Dazu war die Regierung zu ſchwach, das neue Handelsſyſtem der Wohlfarth der Nation zwar am angemeſſenſten, aber nicht ſo ihren Eigenſchaften. Der Verſuch, ein welthandelndes Volk zu werden, hatte keinen glücklichen Erfolg, der mißlungene Verſuch war eine der nächſten Veranlaſſungen der Revolution, und die ganze Kraft warf ſich nach den innern Erſchütterungen auf den Eroberungskrieg zurück.

Das ließ ſich nicht vorausſehen. Und wer hätte ſich nicht gern der Hoffnung hingegeben, daß in Frankreich und eben damit auch in Europa, nicht durch Geſinnung oder Laune eines Herrſchers allein, ſondern durch eine neue Richtung der Nationalkraft ein friedliches und gerechtes Syſtem endlich herrſchend werden würde?

Sehen wir auf England, ſo finden ſich auch hier

Gründe genug, um Öſterreichs neues Syſtem zu erklären. Allerdings war die Verbindung zwiſchen Öſterreich und England in Eugens Zeitalter als eine natürliche, ja für die Freiheit und Erhaltung von Europa nothwendige Verbindung anzuſehen! Aber hatte wohl auch England ſie immer ſo betrachtet; oder hatte es hohen ſittlichen Grundſätzen der allgemeinen Gerechtigkeit und Staatenfreiheit nicht allzu oft bloß mechaniſche Begriffe vom Gegen- und Gleichgewicht untergeſchoben? Wie ſehr enthüllte ſich dieſe verderbliche Anſicht nicht gleich in dem erſten auf Marlboroughs und Eugens ruhmvolle Siege gegründeten Frieden! Wie viel hatte nicht England verſchuldet, ehe Maria Thereſia ſich entſchloß, in jene neuen Grundſätze einzugehn! Das ganze Verhältniß geſtaltete ſich nach einem ruhmvollen Anfang durchaus nicht ſo, wie es hätte ſeyn ſollen. Wäre damahls, wie es in jener Epoche auch mit Schonung der alten Formen leicht geſchehen konnte, England mit Holland Eine Macht ja Ein Staat geworden und geblieben, ſo würde ſein Einfluß auf Europa ungleich wohlthätiger geworden ſeyn. England bedurfte eines Beſitzes auf dem feſten Lande; Hannover aber konnte dieſen Zweck nicht angemeſſen erfüllen. Weit entfernt, durch jene Verbindung übermächtig zu werden, hätte Frankreich vielmehr alsdann in Hollands abhängiger Lage die Mittel gefunden, ſich die Freiheit und Gleichheit auf den Meeren und im Welthandel zu erringen, wonach es in ſeinem neuen Syſtem ſtrebte. Hollands Verfall war die unmittelbarſte Folge davon, daß jener Verein nicht zu Stande gekommen iſt, und ſeine Bedrückung die erſte Schuld, welche England beygemeſſen werden konnte. Daß England nach einem durchaus ſiegreichen Kriege, Spanien in franzöſiſche Abhängigkeit gerathen ließ, konnte durch einen Zuſammenfluß unglücklicher Zufälle und Umſtände einigermaßen entſchuldigt werden. Daß England in dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg ſo wenig that, daß es die Beraubung der Monarchie zuließ, an deren ungetheilter Aufrechterhaltung ihm alles gelegen ſeyn mußte, das enthüllt die Gebrechen ſeiner ſonſt ſo ſiegreichen und glänzenden Staatskunſt.

Würde es aber nicht beſſer geweſen ſeyn, wenn Öſterreich, ſtatt ſein Syſtem ganz zu verändern, mit den beiden großen Continentalmächten friedliche und freundſchaftliche Verhältniſſe zu erhalten geſucht, in dem Kampf gegen Preußen aber ſich ganz allein auf ſeine eignen Kräfte verlaſſen hätte? So dürften jetzt wohl die Meiſten urtheilen, nachdem die neuere Zeitgeſchichte es immer mehr bewährt hat, daß Öſterreich nie ſtärker war, als wenn es nur auf ſich ſelbſt trauend, die eignen Hülfsmittel ganz zu benutzen wußte. Indeſſen war der König von Preußen an der Spitze ſeiner Kriegsheere ein in der That furchtbarer Gegner; zu einer Zeit, da Öſterreich noch die Nachwirkungen von manchem Verluſt zu empfinden hatte, und ſeine Kraft bei weitem noch nicht ſo angeſpannt und vollkommen entwickelt war, wie dieß ſpäterhin geſchah. Und würde nicht die eine jener beiden großen Mächte, wenn ſie nicht mit Öſterreich geweſen wäre, unfehlbar wider daſſelbe in den Kampfplatz getreten ſeyn?

Dieſes alles iſt wohl mehr als hinreichend, die Kaiſerinn gegen die oft gemachten Vorwürfe desfalls zu rechtfertigen, daß ſie einem Syſtem beitrat, zu welchem der erſte Gedanke gewiß nicht von ihr kam; ſo wie ſie auch nur zögernd zu der Aufhebung der Jeſuiten, ungern zu der Theilung von Pohlen ihre Einwilligung gab. Das erſte Ereigniß konnte, ja es mußte die weſentlichſten Veränderungen in der innern Verfaſſung aller katholiſchen Staaten zur Folge haben, durch das zweite wurde eine neue Politik der allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe aufgeſtellt, welche für die Unabhängigkeit und Sicherheit aller kleineren und ſchwächeren Staaten große Beſorgniſſe erregte. Es war das Zeitalter der alleinherrſchenden und alles entſcheidenden ſtrengen Kriegsgewalt gekommen; ein Syſtem, welches auf die Anſprüche und Rechte der minder Mächtigen oft wenig Rückſicht nahm, und auch im Innern nicht ohne Härte und mannigfachen Druck zur Vollkommenheit gebracht werden konnte. Preußen hat daſſelbe zuerſt entwickelt und vornehmlich herbeigeführt. Es iſt als die zweite Stufe zu betrachten der ſich jetzt immer ſchneller entwickelnden Auflöſung von Europa im achtzehnten Jahrhundert. Als erſte Stufe derſelben bezeichneten wir früher den Zeitpunkt, wo der Begriff eines todten künſtlichen Gleichgewichtes an die Stelle der wahren europäiſchen Eidgenoſſenſchaft für allgemeine Gerechtigkeit und Staatenfreiheit trat und ſich durch den ſchnellen Wechſel willkührlich geknüpfter und gelöſter Bündniſſe ankündigte.

Es ſchien ſich wieder eine glücklichere Epoche zu nahen. In den letzten Zeiten der Kaiſerinn Maria Thereſia, als der von neuem entflammte Seekrieg zwiſchen Frankreich und England die Ruhe des Continents dennoch nicht zu ſtören vermochte; als ſelbſt die über Bayern wieder erwachte Eiferſucht und Kampfluſt Preußens gegen Oſterreich noch friedlich ausgeglichen ward; als der letzte König in Frankreich mit einer in dieſem Reich nie geſehenen Milde herrſchte, in Preußen eine Denkfreiheit, ganz wie der Zeitgeiſt ſie wünſchte, begünſtigt ward; von Amerika über ferne Meere die Nachricht von einem dort in Freiheit aufblühenden neuem Staate, die bewunderten Nahmen eines Franklin und Waſhington nach Europa herüber erſchollen, die im langem Frieden angewachſene Kraft des gebildeten Europa in allgemeinem Wohlſtande ſich kund gab; als nach Thereſias geſegneter Regierung Kaiſer Joſephs des Zweiten kühne Verbeſſerungen und Veränderungen in den erſten Jahren ſeiner Regierung und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundsgenoſſen zuſammengenommen; und endlich die erfahrenſten Leute. Welche andern Hellenen hätten wohl an Geſchicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen ſie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entſprach, und ſie bewieſen den aſiatiſchen Barbaren die Ächtheit und Urſprünglichkeit ihrer Tugend.

So bewährten ſie ſich in der Seeſchlacht, und indem ſie den bey weitem größten Theil der Gefahren beſtanden, erkämpften ſie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinſchaftliche Freyheit. Als aber nachher die Peloponneſier den Iſthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, ſich von der Gefahr zur See befreyt glaubten, und die Abſicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu laſſen; da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Abſicht wäre, ſo möchten ſie nur um den ganzen Peloponneſos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn ſie von den Hellenen verrathen, auf Seiten der Barbaren ſeyn würden, ſo würden dieſelben keiner tauſend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Iſthmiſche Mauer etwas helfen; die Herrſchaft des Meers würde dann dem König ohnehin von ſelbſt zufallen. Überführt und überzeugt, was ſie gethan, ſey ungerecht, was ſie beſchloſſen, thöricht; was die Athener hingegen ſagen, ſey gerecht, was ſie riethen, das beſte, zogen jene nach Platäa zu Hülfe. Als hier die meiſten Bundsgenoſſen zur Nachtzeit ihren Poſten verließen und davon liefen: ſo noch weitere Ausſichten eröffneten: da überließen ſich alle Gemüther den unbegränzteſten Hoffnungen von allgemeinem Menſchenglück, von neuen herrlichen Zeiten der herrſchenden Vernunft und einer unaufhaltſam ſteigenden Vervollkommnung und Aufklärung, vor welcher alle bisher noch erduldeten Kriegs- und Staatsübel bald auf immer würden weichen müſſen. Gleichwohl war es nur eine täuſchende Hoffnung und der damals ſcheinbar glückliche Zuſtand Europa's nur jene gefährliche Stille, welche dem Ausbruch eines furchtbaren Ungewitters oftmals vorangeht. Noch in die letzten Jahre Kaiſer Joſephs des Zweiten fielen die erſten Anzeichen, daß die Auflöſung von Europa nunmehr die dritte und gefährlichſte Stufe erreicht habe; die der Anarchie nehmlich und des Aufruhrs der Völker.

Kein andrer Monarch von Europa war durch ſeine Verhältniſſe und Lage, die Macht und angeborne Geiſteskraft ſo ganz dazu berufen, den großen Kampf des Zeitalters zu beſtehen und die kaum noch ganz abzuwendende Veränderung mit ſtarker Hand zur allgemeinen Wohlfarth zu lenken als Kaiſer Joſeph der Zweite. Gleichwohl dringt ſich zu allen Betrachtungen, zu welchen die Geſchichte ſeines thatenvollen Lebens den Stoff darbietet, keine dem Nachdenkenden ſo ſehr auf als die Frage, warum ſo ſelten ein glücklicher Erfolg Kaiſer Joſephs Abſichten, ſeine angelegentlichſten Wünſche und angeſtrengteſten Beſtrebungen gekrönt hat?

Ehe wir es aber verſuchen, uns dieſe Frage, ſo weit die Geſchichte es vermag, zu beantworten, ſey es erlaubt, einige Augenblicke bey dem Gefühle zu verweilen, mit welchem der Anblick der herannahenden Kataſtrophe uns erfüllt.

Wandelbar und vergänglich iſt die Weltherrſchaft. Auf ihrem uralten Sitz, an den großen Strömen Aſiens, in Perſiens reichen Thälern und Ebenen kam ſie an das kunſtgebildete, frohgeſinnte Volk der Griechen; dann an das ernſte Rom, in des ſchönen Italiens Mitte; ſpäter je mehr und mehr in den Norden, an die Deutſchen, an Öſterreich und Spanien, an Frankreich, England und Rußland. Staaten verſchwinden, die mächtigſten Reiche tragen oft in ihrem Entſtehen ſchon den Keim ihres Unterganges in ſich. Selbſt die Völker, obwohl die Zeit vorüber iſt, da noch ganz neue entſtehen, ſelbſt dieſe verändern ſich: nur das Leben des Menſchen bleibt daſſelbe, ſo wie es auch von Anfang war; das wahre Leben nehmlich, das Leben des innern Gefühls. Noch jetzt wie vor Jahrtauſenden iſt die unbewußte Schönheit des Kindes das Bild eines reineren Daſeyns als das irdiſche; noch fühlt ſich die Jugend ergriffen von einem wehmüthig ſüßen Gefühl unverſtandner Liebe und ahndungsvoller Erwartung. Es bemeiſtert ſich der Ernſt des Mannes, wenn die vergängliche Blüthe erſtorben iſt, ein unermeßnes Streben, raſtlos zu wirken; nicht aus eitler Ruhmbegier um des bloßen Nahmens willen, ſondern im vollen Gefühle der Kraft und aus dem Bedürfniſſe ſie zu üben und zu gebrauchen. Die Verhältniſſe der Welt hemmen, der Zufall durchſchneidet die größten Entwürfe; Unglück ermüdet endlich die Kraft auch des Standhaften, der Tod oder Zwieſpalt der Geſinnungen trennt die Befreundeten. Das Beſte was dem Geiſte des Menſchen übrig bleibt, wenn er den Reichthum der Natur bis zur Sättigung genoſſen, wenn er ſich im Kampfe mit der Welt hinreichend geübt und bewährt hat, iſt am Abend des Lebens zur Erkenntniß zu gelangen; das nun klar zu ſehen, was ihn als dunkles Gefühl im Sehnen der Jugend, als erhebender Glauben im thätigen Handeln ſtärkte und leitete. Das allein, die Entwickelung der innern Geiſteskraft iſt das Leben; um ſo kraftvoller, und im Gefühl verdoppelter, wo viele gemeinſchaftlich in ſolchem Leben zuſammenwirken und Eins ſind, und dieſe geiſtige Wirkſamkeit nicht bloß die eines Einzelnen, ſondern eines ganzen Geſchlechts und umfaſſenden Vereins iſt. Dieſes Leben iſt nicht um des Staats und der künſtlichen Staatseinrichtung willen und bloß als ein Stoff und Werkzeug für dieſelbe vorhanden, ſondern vielmehr der Staat ſelbſt iſt vorzüglich um der Entwicklung jenes geiſtigen Lebens willen als gut und nützlich zu preiſen. In ihr und nicht in ſich ſelbſt hat der Staat ſeinen Zweck. Wollte man nur bey dem nächſten Ziele des Staats ſtehen bleiben, ſo iſt dieſes Zweifels ohne die Gerechtigkeit. Gleichwohl wenn man in Beziehung auf dieſes Ziel allein den Zuſtand der Freyheit, nicht wie ihn einige erträumt haben, ſondern wie er noch jetzt in einigen Ländern Aſiens vorhanden iſt, ehedem in dem größten Theile Europas wirklich war, den Zuſtand, da jeder als ſein eigner Herr nach dem Gefühl der Ehre, nach geheiligter Sitte der väterlichen Gewalt, der Gaſtfreundſchaft und der Blutrache ſein Recht übt, vergleicht mit der Lage der Dinge in künſtlichen Staaten; ſo könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, welcher Zuſtand vorzuziehen ſey für die Gerechtigkeit und für das unmittelbare Gefühl und Wohl des Einzelnen: ob das Leben im Stande der Freyheit oder aber die künſtlichen Staaten, welche ihren Endzweck meiſtens ſo unvollkommen erreichen, die kleineren Übel der einzelnen Ungerechtigkeiten zwar verhindern oder ſtreng beſtrafen, deſto drückendere und verheerendere Übel dagegen im Großen herbeyführen. Was aber dieſe Übel dennoch alle aufwiegt, und die künſtlichen großen Staaten als heilſam für die Menſchheit betrachten läßt, das iſt ihre Nothwendigkeit für die höhere Bildung. Wo wäre dieſe möglich ohne jene Gemeinſchaft der früheren und der ſpätern Zeitalter, der verſchiedenen Völker, der entfernten Länder durch welche die Menſchheit erſt ein zuſammenhängendes Ganzes wird! — Dieſes bewirken die großen künſtlichen Staaten und dadurch vergüten ſie die andern Übel, welche ſie mit ſich führen; was irgend ſonſt gut und groß iſt, jeder Genuß, und jedes Gefühl des Lebens, iſt möglich auch im Stande der Freyheit, nur nicht die Erkenntniß welche immer zunimmt. Keines Menſchen Geiſt iſt je fähig geweſen, für ſich allein und abgeſondert die Wahrheit zu erfinden! Auf jeden der einmal in den Bezirk der Erkenntniß eintritt, wirkt, wenn gleich ihm unbewußt die ganze Vorwelt, und ein großer Theil der Mitwelt ein. Alſo nicht in dem worauf ſie zunächſt auszugehen ſcheinen, ſondern in einer entfernteren Wirkung liegt die Nothwendigkeit und die Heilſamkeit der Staaten; ſie dienen einem höhern unſichtbaren Zwecke geiſtiger Gemeinſchaft, deren Fäden ſich vom Anbeginn der Weltgeſchichte durch alle Zuſtände und Zeitalter hindurch bis zur letzten Auflöſung des menſchlichen Geſchlechts erſtrecken. Es iſt mit dem Menſchen im Ganzen wie im Einzelnen, mit der Weltgeſchichte wie mit dem Leben; Anfang und Ende ſind dunkel, nur die Mitte iſt klar. So wenig jemand des erſten Erwachens ſeines Bewußtſeyns ſich zu erinnern vermag; ſo wie der Augenblick der endlichen Auflöſung wie oft wir ihn auch an andern betrachtet haben mögen, wie er bei einigen furchtbar, bei andern mühſelig, wie ihr Leben war, bei einigen erhaben wie eine ſichtbare Verklärung erſcheint, bei jedem faſt eine andere Geſtalt annimmt, für uns ſelbſt doch immer ein Geheimniß bleibt; eben ſo wenig vermag auch das menſchliche Auge hindurch zu dringen bis zum Anbeginn der Geſchichte, oder bis in die entferntere Zukunft derſelben. Gleichwohl darf man den Blick über die Zeitalter, welche uns zunächſt umgeben, nur etwas ausdehnen nach jener nicht ganz erreichbaren Ferne hin, um inne zu werden, wie alle Werke und Einrichtungen des Menſchen ihrem Weſen nach nicht anders ſeyn können, als vergänglich, vorübergehend, nur für eine beſtimmte Zeit, für eine Stufe der Entwicklung ſeines Geiſtes beſtimmt.

Dieſes gilt auch von den künſtlichen Staatsanſtalten und einzelnen Einrichtungen. Es iſt der Staat nicht die einzige größere Verbindung, welche unter dem Menſchengeſchlecht Statt findet. Weniger ſtreng im Äußern geſchloſſen, aber deſto umfaſſender, iſt die Geſellſchaft der Kirche und die Verbindung des Welthandels. So wie jede andere Kunſt, ſo hat auch die Staatskunſt ihre unüberſteiglichen Grenzen, und nur allzuoft hat das achtzehnte Jahrhundert Aufgaben für die Menſchheit herbeygeführt, welche der eigentlich ſo zu nennenden Staatskunſt auch der umfaſſendſten und vollendetſten allein zu löſen unmöglich ſey. Die Beſchränktheit der gewöhnlichen Staatskunſt aber zeigt ſich am auffallendſten, wenn ſie dieſe beiden großen

Welt-

Weltkräfte, die Kirche und den Handel, nicht als ſolche, als von ſich unabhängig anerkennen, und nur ihrer Einwirkung auf den Staat gewiſſe Grenzen ſetzen, ſondern vielmehr ſie ſelbſt ganz unterwerfen und ſich einverleiben will, zum eignen empfindlichen Schaden des Staats.

Zu Betrachtungen dieſer Art über das was in den Einrichtungen und Kraftäußerungen der Menſchen vergänglich und gebrechlich oder von dauerndem Werthe iſt, gibt die Geſchichte der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts manche Veranlaſſung, in welchem kurzem Zeitraume faſt alle Staaten ſo bedeutende Veränderungen und Erſchütterungen erlitten haben. Außer den einzelnen Veranlaſſungen zu dieſen Staatsveränderungen gab es noch eine allgemeine. Es war ein innerer Zwieſpalt nicht bloß in der Staatskunſt ſondern auch in der Staatskraft und Richtung vorhanden, welcher ſich bald als Kampf des Alten und des Neuen, bald als Streit zwey verſchiedener Syſteme der Staatsverwaltung ankündigte. Am richtigſten könnte man ihn dadurch bezeichnen, wenn man ſagte, der Geiſt und der Körper des Staats ſei mit einander uneins, oder vielmehr ihr richtiges gegenſeitiges Verhältniß verkehrt worden. Die ältere Staatseinrichtung und Staatskunſt beruhte mehr oder minder auf den Grundfeſten der Religion, auf Nationalſitten, kurz auf moraliſchen Triebfedern. Mit dem achtzehnten Jahrhundert kam eine neue Staatskunſt auf, welche nicht auf die unbeſtimmte Wirkung ſittlicher Triebfedern, ſondern zunächſt alles auf die Entwicklung der materiellen Staatskräfte berechnete, durch dieſe Berechnung und die ſorgfältigſte Benutzung derſelben, die Mechanik der künſtlichen Staatseinrichtung am ſicherſten zur Vollkommenheit zu bringen glaubte. Dieſe berechnende und mechaniſche Staatskunſt hatte ihre nächſte Urſache in dem Welthandel, deſſen Einfluß und Früchte erſt jetzt anfingen, in vollem Maaße auf Europa zu wirken, und die materiellen Staatskräfte, Verhältniſſe und Bedürfniſſe unverhältnißmäßig zu vermehren und zu vermannigfaltigen; demnächſt aber darin, daß Europa unter vier große Landmächte getheilt war, welche wenn auch nicht ganz gleich, dennoch mächtig genug waren, um jede den erſten Rang behaupten zu wollen. Der gegenſeitige Wetteifer dieſer großen Mächte ließ es das erſte Ziel der neuen Staatskunſt ſeyn, die materiellen Staatskräfte auf das äußerſte zu ſpannen und mit der angeſtrengteſten Gewalt auf den höchſten Gipfel zu treiben. Die kleineren Staaten folgten dieſem Beyſpiel. Nicht bloß die innre, auch die äußre Politik ward dadurch ganz verändert. Durchgehende Gleichförmigkeit, wo auch Gewohnheit und Recht, Sitten und ſittliche Beziehungen und Schranken, welche in anderer Hinſicht vielleicht ſehr wohlthätig wirkten, im Wege ſtanden; dieß war das Ziel im Innern. Für die Abrunbung und Abſonderung nach außen wurde keine der Aufopferungen und Anſtrengungen zu groß geachtet, welche man ſonſt in ältern Zeiten für die Ehre und für die Gerechtigkeit, um der öffentlichen Meinung, des Glaubens oder einer andern ſittlichen Triebfeder willen leichter als für irgend eine geringe Grenzerwerbung gemacht haben würde. Daß die äußerſte Anſtrengung der Kräfte zur Erſchlaffung führe, das zeigte ſich mehrmahls in den großen Landkriegen des achtzehnten Jahrhunderts, da es an Geld fehlte, um die ſo gewaltſam zuſammengezwungenen Kräfte zu gebrauchen, der Krieg von den Finanzen und Subſidien ſo ganz abhängig wurde, wie er es in dem Grade doch ſonſt nicht geweſen war. Wie ſehr aber das bloße Berechnen, wo es am Ende doch auf Muth, Geiſt und Willen, auf ſittliche Kraft ankommt, fehlſchlagen müſſe, das zeigte ſich unter andern auch darin, daß ſelbſt die Finanzen, während ſie in vielen Staaten immer mehr das alles entſcheidende Ziel und Princip des Ganzen wurden, je mehr man einzig und allein ſie zum Augenmerk der Staatskunſt machte, nichts deſto weniger in den meiſten Staaten in größere Unordnung als je zuvor geriethen. Einige Schriftſteller haben daher dieſe neue Berechnungsweiſe der materiellen Staatskräfte, die Statiſtik, und die auf die Grundſätze und Tabellen der Statiſtik gerichtete und gegründete Staatsverwaltung als eine durchaus verderbliche Wiſſenſchaft, ja als die Hauptquelle der übel, die über Europa gekommen ſind, ſchildern wollen. Dieſes heißt aber wohl die Sache ſelbſt mit dem Mißbrauch verwechſeln. Es iſt als wollte man den Grund von der atheiſtiſchen Denkart des achtzehnten Jahrhunderts in den bewunderswürdigen Fortſchritten der Phyſik ſuchen, welche manchmahl freilich obwohl ſehr unverſchuldet, eine oberflächliche Freidenkerei veranlaßt oder befördert haben.

Nicht in der künſtlichen Berechnung und Benutzung der materiellen Staatskräfte lag das Übel, ſondern darin, daß man die Ordnung der Dinge umkehrte, die moraliſchen Staatskräfte den materiellen unterordnete oder ganz aufopferte, daß der Geiſt der Staaten immer mehr erloſch, während man den Körper derſelben, auch nicht als lebendigen Körper, ſondern als todte Maſchine immer vollkommner zu machen ſuchte. Herrlich und groß iſt der Reichthum phyſiſcher Kräfte, wenn ſie dem Geiſte dienen; verderblich, wenn in dieſem Reichthum der Geiſt erſtickt und vergeſſen wird. Nicht im Welthandel und nicht im Luxus an und für ſich, auch nicht in den ſtehenden Heeren, den ſteigenden Abgaben, nicht in der politiſchen Ökonomie und Statiſtik lag das Übel, ſondern darin daß die moraliſchen Triebfedern, ſo wie jene neuen Künſte ſich vervollkommneten und ſteigenden Einfluß erlangten, immer mehr erloſchen; von welcher Erſchlaffung die erſte Urſache in der Gleichgültigkeit und in der falſchen Weisheit ſchlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer beſiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freyheit entſagt, und ſich der Knechtſchaft unterworfen hatten. An dieſem Tag krönten ſie ihre vorigen Thaten durch das ſchönſte Ende und befeſtigten die Freyheit Europas. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden ſie auch ſowohl von denen, mit welchen ſie gekämpft, als auch von denen, gegen welche ſie geſtritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu ſeyn.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eiferſucht über ihre Thaten einen helleniſchen Krieg verurſachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeſchlacht wider die Ägineten und ihre Bundsgenoſſen ſiebzig ihrer dreyruderigen Schiffe gefangen 2).

---

2) Thuc. I. 104. — „Inaros, der Sohn des Pſammetichus, ein Lybier und König der Lybier bey Aegyptos, zog aus von der Stadt Marcia über Pharos, und machte den größten Theil Aegyptens vom König Artaxerxes abtrünnig: er warf ſich ſelbſt zum Herrn auf, und rief die Athener. Sie verließen Kypros und kamen; denn ſie waren mit zweyhundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenoſſen gegen Kypros geſegelt. Sie ſchifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten ſich dieſes Fluſſes, und zweyer Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden ſich die geflohnen Perſer und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier." — Thuc. I. 105. 106. — „Es brach ein Krieg zwiſchen den Aegineteren und Athenern aus, und es ward nach dieſem bey Aegina eine große Seeſchlacht der Athener und Aegineter geliefert; beyde

lag, welche aus der Glaubenstrennung hervorgegangen war. Daß die mathematiſche Staatsanſicht und Staatskunſt allerdings aber nach Alleinherrſchaft ſtrebend, das alte ſittliche Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft und Bildung wankend zu machen geeignet war; daß eine ſolche ausſchließend mathematiſche und bloß materielle Anſicht im Gegenſatz der moraliſchen das eigentliche Weſen und der innre Geiſt des neuen Syſtems und aller daraus erfolgten Revolutionen, der lockende Nahme der Freiheit nur die täuſchende äußre Hülle geweſen ſei, das iſt wohl einleuchtend.

Unter allen Staaten Europa's, welche die Erſchüttrung zuerſt erlitten, ſind gleichwohl die Revolutionen in Pohlen, Schweden, Holland die weniger merkwürdigen, weil ſie nicht ganz aus dem eignen Innern hervorgingen, und größtentheils durch ausländiſchen Einfluß geleitet wurden. England und Rußland verdanken ihre große Stärke im achtzehnten Jahrhundert zum Theil auch dem Umſtande, daß ſie ihre Revolution ſchon früher gehabt hatten, und eben dadurch gegen die neuen Erſchütterungen geſichert waren. England, hatte nach überſtandenem Kampf ein glückliches Gleichgewicht zwiſchen den alten Formen und ſittlichen Grundfeſten und den neuen materiellen Reichthümern und den daraus hervorgehenden Verhältniſſen zu finden gewußt; ein Gleichgewicht, welches als bloßes Kunſtwerk nicht von Dauer geweſen ſeyn würde, wenn nicht der Nationalgeiſt es fortdauernd gehalten und getragen hätte. In Rußland aber waren die materiellen Staatskräfte und die moraliſchen wenigſtens ganz in eine Hand gebracht, ſomit jeder bedeutende Zwieſpalt gehoben und wenigſtens eine Form des Staats gefunden, welche nach außen mächtig, im Innern ſicher, wenn auch an ſich nicht unbedingt zu loben, doch dem Geiſte und dem Zuſtande angemeſſen war.

Es war die Erſchütterung überhaupt eine durchaus allgemeine. Nicht bloß die Völker ſondern auch die Regierungen wurden von dem herrſchenden Vernunftſchwindel befallen. Wenn es in vielen Ländern den Anhängern des neuen Syſtems des politiſchen Materialismus allerdings gelang, das Volk zur ſchwärmeriſchen Theilnahme fortzureißen an dem, was doch eigentlich ſeinen innerſten Gefühlen und altem Glauben widerſprach; ſo verurſachte in andern Ländern die Abneigung gegen das neue mechaniſche Verfahren, und die Anhänglichkeit an das alte moraliſche den Nationalſitten angemeſſene Gebäude bedeutende Volksbewegungen und allgemeinen Widerſtand. Zum Beweiſe, wie ſehr zu ſolcher Erſchütterung die allgemeinen Gründe nicht bloß bei dieſer oder jener Nation allein ſondern in dem Zeitalter und in den Verhältniſſen derſelben vorhanden waren, mußten ſelbſt bei derjenigen Nation, die zu neuen Staatsideen am wenigſten geeignet war, im türkiſchen Reiche, durch die Einführung eines neuen Kriegsſyſtems welches mechaniſch vollkommner und bey dem allgemeinen Wetteifer der gebildeten Staaten nothwendig ſchien, in unſren Tagen nicht unbedeutende Bewegungen und Kataſtrophen entſtehen.

Ganz frei von der allgemeinen Erſchütterung Europa's blieben vors erſte nur zwei der größern proteſtantiſchen Staaten, in welchen mit der alten Einrichtung der Dinge auch die ſtändiſche Verfaſſung ſchon früherhin ganz vernichtet, wo alſo nichts mehr vorhanden war, was dem neuen Syſtem noch weſentlich im Wege geſtanden hätte, und noch zu zerſtören geweſen wäre. Ungleich größer mußte die Erſchütterung in den größern katholiſchen Staaten ſeyn; am größten in Frankreich und Öſterreich. Spanien war durch die Ausſchließung alles Fremdartigen, durch ſeine innre Einfachheit für den Anfang wenigſtens mehr geſichert. Italien und die kleineren deutſchen Staaten hingen ab von Öſterreich oder von Frankreich. Der Keim zu der Staatsveränderung in Frankreich lag zunächſt in dem Schwanken zwiſchen dem Kriegs- und dem Handelsſyſtem, was ſelbſt in den Finanzen die zwiefachen Syſteme und Partheyen der Manufaktur und des Ackerbaus zur Folge hatte. Gleichwohl nahm die europäiſche Revolution nicht hier, ſondern in einem andern Staate zuerſt ihren Anfang. In Öſterreich lag die Veranlaſſung zu manchen Reformen und weſentlichen Neuerungen in der Verſchiedenartigkeit der Theile der Monarchie ſelbſt; ſchleunig herbeigeführt und hervorgerufen wurden ſie durch Kaiſer Joſephs gewaltigen Geiſt, der ganz von dem Streben und Glauben ſeines Zeitalters ergriffen und durchdrungen war.

Wer ſchien mehr dazu berufen, als Kaiſer Joſeph der Zweite, nicht von ſeinem Zeitalter fortgeriſſen zu werden, ſondern es ſelbſt zu beherrſchen und mit ſichrer Hand die große Bewegung zu lenken! Denn wer war, außer der Kraft und dem Verſtande, welche dazu erfodert wurden, ſo feſt überzeugt, daß er das Rechte wolle, und wer wollte was er wollte, ſo entſchloſſen und ſo ausdauernd? Warum dieſe große Hoffnungen gleichwohl nicht ganz erfüllt worden, warum Kaiſer Joſephs erlauchter Nachfolger den Ruhm ausgezeichneter Weisheit zum Theil darin ſuchen müſſen, daß er mit einer ſeltnen Abgemeſſenheit und Verbindung von Standhaftigkeit und Nachgiebigkeit, einen Theil der Entwürfe und Anfänge Kaiſer Joſephs wieder zurücknahm; dieſe Frage iſt ſchon früher aufgeworfen worden. Mit ihrer Beantwortung, ſo weit die Geſchichte dieſelbe darbietet, beſchließe ich die gegenwärtigen Betrachtungen. Ich beſchränke mich dabey bloß auf dieſen allgemeinen Geſichtspunkt; das Einzelne der Plane, Grundſätze und Entwürfe Kaiſer Joſephs, wie ſie theils obwohl die wenigſten ganz ausgeführt, theils zurückgenommen worden, theils aber unvollendet und in der Hälfte der Ausführung ſtehen geblieben, iſt für jetzt noch mehr ein Gegenſtand der lebhafteſten unmittelbaren Theilnahme und Unterſuchung nach allen Gründen dafür und dawider, als der Geſchichte und ihrer ruhigen Betrachtung.

Die meiſten Schriftſteller ſuchen den allgemeinen Grund von dem unvollkommnen Gelingen der Joſephiniſchen Entwürfe allein darin, daß der Kaiſer zu raſch verfahren ſey, daß er die Früchte gleich nach der Ausſaat habe erndten wollen und dem ſtillen Wachsthum keine Zeit gelaſſen habe. So erklärbar auch dieſe Erſcheinung aus Joſephs Lage, Erziehung, Schickſalen und Charakter, ſo richtig die Bemerkung daher im Allgemeinen ſeyn mag, ſo iſt ſie gleichwohl nicht auf alles anwendbar. Nicht alle nützlichen Verbeſſerungen kommen einem Staate, wenn man nur die Zeit erwarten wollte, ohne ſein Zuthun und wie von ſelbſt. Manche Veränderungen, wenn ſie einmahl als heilſam und gut ſind anerkannt worden, können nur mit einem Mahle oder gar nicht ausgeführt werden; wo denn auch die ſchonenden Formen nicht immer beobachtet werden können.

Mir ſcheint, was Kaiſer Joſephs Entwürfen entgegen ſtand und ihr Gelingen oftmahls hinderte, am meiſten darin zu liegen, daß er es zu ſehr vernachläſſigte, die öffentliche Meinung zu gewinnen und zu lenken.

Welche große Hinderniſſe und oft unüberſteigliche

Schwierigkeiten ihm dieſes Verſäumniß in den Weg legte, in den Niederlanden und in Ungarn, in der katholiſchen Kirche und bey proteſtantiſchen Mächten, in ſeinem eignen Reiche und in Europa überhaupt, das bedarf keiner weitern Auseinanderſetzung.

Die Gegner wußten Vortheil davon zu ziehen. So geſchah es, als derjenige, welcher die alte Form und das Recht zuerſt in Deutſchland vernichtet hatte, unter dem ſchönlautenden Nahmen eines Fürſtenbundes ſich zum Beſchützer der deutſchen Freyheit aufwarf, in demſelben Sinne, wie dieſes auch in ältern Zeiten von andern Feinden des Reichs und des deutſchen Nahmens geſchehen war; daß dieſes ſchon oft benutzte, ärgerlich ernſthafte Poſſenſpiel bey der allzugutmüthigen und leichtgläubigen Nation abermahls Glauben fand, und der Feind die öffentliche Stimme entſchieden für ſich gewann.

Auch in Rückſicht der Religion ward Kaiſer Joſephs Abſicht durchaus verkannt und unrichtig beurtheilt. Die Geſellſchaft der Jeſuiten war nun einmal durch einen im Verborgenen vorbereiteten Schlag geſtürzt worden, wozu die Eiferſucht der übrigen Orden mitwirkte; dieſe Geſellſchaft, welche nachdem andre geiſtliche Inſtitute längſt in gänzliche Unthätigkeit verſunken waren, für das Beſte der Kirche in Europa und in den andern Welttheilen ſtets thätig und unter allen am wirkſamſten blieb, und welche durch ihre

Verdienſte um Wiſſenſchaften und Erziehung den Bedürfniſſen des Zeitgeiſtes am meiſten entſprach. Welcher andre Orden konnte jetzt noch mit Recht hoffen, daß er durchaus unverändert beſtehen, daß für ihn allein eine Ausnahme gemacht werden würde; und welche Veränderung in der kirchlichen Verfaſſung konnte jetzt noch unausführbar oder auch nur ſehr ſchwierig ſcheinen, nachdem jener große Schlag den Gegnern einmahl gelungen war?

So unvermeidlich gewiſſe Reformen waren, ſo heilſam hätten ſie auch werden können, wenn man nicht bloß das Alte zerſtört und weggeräumt, ſondern auch Neues geſtiftet, das viele Gute in dem Beſtehenden nur richtig erkannt und verſtanden; alles Entartete und Erſchlaffte aber auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückgeführt, die Thätigkeit kräftig angeſpornt, den Geiſt belebt, das Ganze nach den veränderten Umſtänden der Zeit überall zweckmäßiger eingerichtet hätte. Dieſes heißt wahrhaft reformiren, und iſt allerdings ein ſchweres, mühevolles Werk; der Zeitgeiſt neigte ſich meiſtens zu dem was das leichtere iſt, dem bloßen Hinwegnehmen, ohne etwas andres an die leere Stelle zu ſetzen. Wenn man auf einige der minder verſtändigen Lobredner der neuern Kirchenreformen ein Gewicht legen wollte, welches ſie freylich nicht verdienen, ſo ſollte man faſt glauben, es ſey die Abſicht geweſen, eine unnatürliche Verſchmelzung des katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubens zu bewerkſtelligen oder gar ſich von der allgemeinen katholiſchen Kirche abzuſondern, durch die Einführung eines eigenthümlich öſterreichiſchen Nationalchriſtenthums. Alles dieſes war ſehr weit entfernt von dem großen Verſtande Kaiſer Joſephs und eben ſo weit von ſeiner rechtſchaffnen Geſinnung. Diejenigen Darſteller, welche ihn perſönlich am genaueſten kannten, haben es hinreichend bewieſen, daß ſeine eigne Geſinnung und Überzeugung in dieſer Hinſicht durchaus gut und der Religion angemeſſen war. Alles einzelne, was dagegen ſcheinbar angeführt werden könnte, iſt entweder minder erheblich, oder es rührt nicht von ihm ſelbſt her, ſondern von dem Mißverſtand und der Übertreibung der Ausleger oder von dem Einfluß der Rathgeber, deren der einſichtsvollſte Monarch bey aller Selbſtkraft für das Einzelne doch nie entbehren kann.

Es würde überflüſſig ſeyn, alle die Punkte anzuführen, in welchen Kaiſer Joſeph auf ähnliche Art verkannt worden iſt, weil er ſo viele Feinde und weil er ſelbſt es vernachläſſigt hatte, ſich der öffentlichen Meinung zu bemeiſtern. Es iſt dieſe Verſäumniß um ſo mehr zu beklagen, da die öffentliche Meinung bald eine ſo große und furchtbare Gewalt erhielt und dem Zeitalter faſt ausſchließend ſeine Richtung gab. Und wie viele Mittel ſtanden nicht eben ihm zu Gebote, ſich der öffentlichen Meinung ganz zu bemächtigen, das Steuer des Zeitalters zu ergreifen und es zur allgemeinen Wohlfarth zu lenken? Er, der Erbe und Enkel Maximilians und Karls des Fünften, der Nachfolger Matthias Corvins, Kaiſer von Deutſchland, Beherrſcher der deutſchen und franzöſiſchen Niederlande, Herr und Beſchützer der gebildetſten und kunſtreichſten Provinzen Italiens, der Mann von durchdringendem Geiſt und von raſtloſer Kraft und Thätigkeit, in den nützlichen Kenntniſſen gründlich unterrichtet, die verſchiedenen Länder und Völker Europas aus eigner Anſchauung kennend, ſo vieler Sprachen Meiſter, im Umgange unwiderſtehlich und hinreißend; er hätte alle Gemüther beherrſchen und der erhaltende Genius von Europa werden müſſen, der dem androhenden Zerſtörungsſturm Stillſchweigen geboten hätte!

Auch auf ihn ſelbſt würde es wohlthätig zurückgewirkt haben, wenn er ſich mit der öffentlichen Meinung in lebhafte Berührung geſetzt, wenn er ſie mehr beachtet und erforſcht hätte. Er würde dann nicht einſeitige Theorieen und vorübergehende Syſteme einzelner Schriftſteller mit dem verwechſelt haben, was das allgemeine Bedürfniß der Zeit und der neuen Verhältniſſe wahrhaft erforderte; wie man dieß gegen ſeine Anſicht über einzelne Punkte der Geſetzgebung und der innern Staatsverwaltung bemerkt hat.

Kaiſer Joſeph wollte in Hinſicht des Staats, nur ungleich ſtärker und entſchiedner, ſonſt aber unſtreitig daſſelbe, was die meiſten Regenten des achtzehnten Jahrhunderts gewollt haben; innere Einheit des Staats und geſchloſſene Abſonderung nach außen. Das letzte war der beſondren Natur des öſterreichiſchen Staates nicht angemeſſen, da dieſe Monarchie die ſchon ihrer Lage nach zu iſoliren kaum möglich ſeyn würde, ihrer urſprünglichen Beſtimmung nach, als das Herz und der Mittelpunkt von Europa, mit allen bedeutendſten Staaten in der innigſten Verbindung, von jeher am meiſten ein allgemeiner, wahrhaft kaiſerlicher Weltſtaat war, und es zu ſeyn auch wahrſcheinlich nie ganz aufhören kann. Dieſe mithin an ſich ſchon vielen Zweifeln ausgeſetzte Staatsabſonderung und Schließung der Grenzen zeigte ſich vollends ganz unausführbar, ſo lang als der Beherrſcher von Öſterreich zugleich auch Kaiſer von Deutſchland war.

Die Einheit hingegen aller einzelnen Theile der Monarchie, beſonders eine immer vollkommenere Verbindung zwiſchen Ungarn und dem deutſchen Öſterreich war unſtreitig das erſte und wünſchenswertheſte Gut. Aber nicht eine mechaniſche Gleichförmigkeit in den äußern Verwaltungsformen, nicht eine materielle Verſchmelzung war es, was zu wünſchen ſtand, ſondern vorzüglich nur, daß die alten moraliſchen Bande, welche zwiſchen Ungarn und Öſterreich beſtanden, immer

Während ſie zu eben der Zeit Aegyptos und Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannſchaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abweſend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundsgenoſſen, ſie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug

---

hatten ihre Bundsgenoſſen bey ſich: und die Athener ſiegten, nahmen ihnen ſiebzig Schiffe gefangen, und ſtiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des Leokrates, des Sohns des Stroibos. Da entſchloſſen die Peloponneſier ſich den Aeginetern beyzuſtehen, und ſandten zuerſt dreyhundert ſchwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenoſſen ins Megariſche Gebiet, indem ſie glaubten, es würde den Athenern unmöglich ſeyn, den Megareern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein ſo großes Heer abweſend war; thäten ſie es aber doch, ſo würden ſie ſie dadurch nöthigen, Aegina zu verlaſſen. Die Athener aber ließen das Heer bey Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greiſen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentſchiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten ſie ſich von einander, und glaubten beyde nicht beſiegt zu ſeyn. Die Athener aber, denn ſie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greiſe in der Stadt nicht dulden, rüſteten ſich aufs höchſte zwölf Tage ſpäter, zogen hin, und errichteten auch ein Siegszeichen, als wären ſie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegszeichen aufrichteten, ſtürzten auf die andern, und beſiegten ſie. Jene, da ſie geſchlagen waren, zogen ſich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewiſſen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeſchloſſen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dies bemerkten, hielten ſie ſelbige von vorn durch die ſchwerbewaffnete Mannſchaft zurück, ſtellten das leichte Fußvolk im Kreiſe umher, und ſteinigten alle, welche hineingegangen waren. Dies war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmaſſe ihres Heers aber zog ſich nach Hauſe zurück.“

feſter geſchlungen und immer allgemeiner erkannt würden. Eine Vergleichung wird die Sache am deutlichſten machen können. Der größte unter den Vorfahren Kaiſer Joſephs, Karl der Fünfte, beherrſchte eine Monarchie, welche wo möglich aus noch verſchiedneren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war, als Öſterreich im achtzehnten Jahrhundert. Unter allen vortrefflichen Inſtituten, welche dieſer große Monarch geſtiftet hat, iſt nicht leicht eines tiefer gedacht, als die Einrichtung welche er dem Verein der ſpaniſchen Granden gab, und der Geiſt womit er das Ganze beſeelte. Die mächtigſten und größten Männer der geſammten Nation bildeten auf dieſe Weiſe einen glänzenden und erhabenen Senat um den Thron, wodurch zuerſt Caſtilien und Arragonien ohne zerſtörende materielle Verſchmelzung, und ohne widerrechtliche Vernichtung der beſondern Privilegien völlig vereint, ſodann auch die Niederlande und Neapel feſter an das Hauptland geknüpft wurden; denn auch die Erſten dieſer Länder konnten an jener hohen Würde Antheil nehmen. Daher die Einheit und innere Größe der ſpaniſchen Monarchie. Während italiäniſche Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft in Spanien aufblühte, herrſchte die kriegeriſche Macht, und die auf erhabenere Ideen gegründete Staatskunſt der Spanier in dem geſunkenen Italien, und richtete es auf aus dem Verderben, worein es ſich ſelbſt geſtürzt hatte. Und während in den Niederlanden ſpaniſche Sprache und Sitte allgemein Wurzel faßte, hielt es der erhabene Kaiſer nicht unter ſeiner Würde, mit der Einführung der niederländiſch-burgundiſchen Kleidertracht in Spanien ſich angelegentlich zu beſchäftigen. Man darf ſagen, daß in dieſem hohen Vorbilde ein für jedes aus verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Reich gültiges Geſetz enthalten ſey; und wenn die beſondern ſtändiſchen Verfaſſungen und Verſammlungen in jedem einzelnen Lande, was daſſelbe nach dem Charakter, den beſondern Rechten und Sitten, der Sprache, und dem alten Herkommen insbeſondere erfordert, zu beſorgen haben, die Einheit des Ganzen durch einen ſolchen aus den Magnaten aller Nationen gebildeten und den Thron umgebenden Senat am beſten und dauerhafteſten erhalten werde.

Was Ungarn betrifft, ſo ſollte man die Einwürfe gegen Kaiſer Joſephs Reformen am wenigſten aus der Conſtitution hernehmen. War es denn wohl möglich, während alles in Europa ſich verändert hatte, daß nur in Ungarn es ganz ſo bleiben konnte, wie es vor einem halben Jahrtauſend geweſen war? Matthias Corvin und Stephan der Heilige hatten ſehr vieles zu ihrer Zeit nicht ohne Willkühr verändert, Altes aufgehoben und Neues eingeführt, und werden gleichwohl von der Nation ſelbſt als große Könige verehrt. Kaiſer Joſeph nach ſeiner Geiſteskraft durfte

ſich

ſich wohl zu einem ähnlichen Werk berufen fühlen; aber unglücklicherweiſe wurden durch die Art, wie man dabey verfuhr, die Gemüther beleidigt, und es blieben mit den verwerflich befundenen und verworfenen Reformen auch die andern wahrhaft nothwendigen und heilſamen unausgeführt.

Von allen Veränderungen und Neuerungen, welche die gegenwärtige Zeit wirklich herbeygeführt, oder herbeyzuführen geſtrebt hat, iſt der Adel, das ausſchließende Vorrecht und die urſprüngliche Beſtimmung desſelben der eigentliche Mittelpunkt; mögen wir jene Bewegung nun da betrachten, wo die Frage bloß als Gegenſtand der ruhigen Unterſuchung behandelt ward, oder da wo ſie als das eigentliche Ziel des heftigſten Kampfes ausgemittelt werden ſollte. Ich habe in dieſer Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter der neuern Geſchichte den Adel als die unter allen Veränderungen der äußern Form immer bleibende Grundkraft des Staats bezeichnet. Ein kurzer Rückblick auf dieſen Begriff wird daher die gegenwärtigen Betrachtungen am vollkommenſten beſchließen, und ich habe nur noch die eine Frage zu beantworten: welche neue Geſtalt und Form des Adels die großen Veränderungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl herbeyführen werden? Hierauf dient folgendes nicht ſowohl zur vollſtändigen Beantwortung als zur Andeutung und fernern Anregung wie über einen Gegenſtand, welcher bis jetzt nicht der Geſchichte angehörig, ſondern noch im Kampf und in der Entwicklung begriffen iſt.

Offenbar giebt ſich die Bewegung des Zeitalters vorzüglich als ein Kampf des Alten und des Neuen kund. Der Adel hat am meiſten den Beruf gehabt und auch gefühlt, der Vertheidiger des Alten zu ſeyn, und hat für dieſen Beruf allerdings ruhmvolle Thaten in Menge verrichtet. Nur iſt es nicht hinreichend, das Alte bloß als ſolches und bloß weil es alt iſt, zu wollen und zu verfechten. Die Geſchichte lehrt es hinreichend, daß das Weſen des Adels nicht in irgend einem einzelnen Vorrecht oder einer äußern Form, wie dieſe auch Nahmen haben mag, beſtehe. Vielmehr ſehen wir aus der Geſchichte, und dieß eben habe ich mich zu zeigen bemüht, daß die Formen des Adels oft gewechſelt haben, derſelbe aber dennoch unter den verſchiedenſten Geſtalten und einzelnen äußern Rechten in dem Weſentlichen ſeiner innern Beſtimmung daſſelbe blieb.

Frevelhaft iſt die Anſicht derjenigen Anhänger des Neuen, welche nur das Alte zerſtören wollen oder glauben, das wahrhaft Neue ſey irgendwo hier und dort in dieſem oder jenem Syſtem, als Erfindung irgend eines Einzelnen zu finden. Das wahrhaft Neue kann nicht durch einen Einzelnen, ſey er auch noch ſo groß an Geiſt oder an Macht, ſondern nur durch den allgemeinen Gang der Menſchheit, oder um der Wahrheit angemeſſener zu reden, durch eine höhere Fügung göttlicher Vorſehung entſtehen und herbeygeführt werden. Aber auch nur diejenige Vertheidigung des Alten iſt die rechte, welche in den Geiſt und die hohe Geſinnung des Alterthums ganz eindringt, und ſelbſt davon durchdrungen iſt. Dieſes iſt der hohe Beruf des Adels und darum wird kein Adel, der nicht zugleich ein Adel des Geiſtes iſt, den Kampf des Zeitalters ſiegreich beſtehen.

In Deutſchland, wo die Adelsverfaſſung des neuern Europa ihren Urſprung nahm, und beſonders in Öſterreich hat dieſelbe noch jetzt am tiefſten Wurzel gefaßt. In dem großen nordiſchen Reiche, welches Europa und Aſien verbindet, iſt alles einer unbeſchränkten Einheit ſtreng untergeordnet. In den weſtlichen Ländern, urſprünglich römiſchen Provinzen, hat die deutſche Adelseinrichtung nicht ſo tief wurzeln können, daß nicht auch ſchon früher als in den neueſten Zeiten mancherley Gegenbewegungen des Volks, dieſelbe auszuſtoßen oder weſentlich zu verändern verſucht hätten. In Deutſchland und in Öſterreich iſt der Hauptſitz des alten germaniſchen Adels; mit dem Geiſt wird auch die Kraft desſelben wachſen oder fallen. Ein Adel der nicht national wäre, der bloß die Stütze des Throns ſeyn wollte, ohne auch zugleich die höchſte Kraft und Blüthe der Nation zu ſeyn, würde ſchon dadurch ſich als verwerflich ankündigen, und könnte nicht anders als von einem durchaus verderblichen Geiſte beſeelt ſeyn.

Das Gift der Zerſtörung, welches in unſerm Zeitalter die Staaten und Völker wie die Einzelnen zu Grunde richtet, iſt nicht bloß Erſchlaffung, Selbſtſucht und Stumpfſinn; es iſt ein poſitives Übel, der Geiſt der Lüge iſt es, der nicht bloß in den Schriften der Sophiſten und in der falſchen Aufklärung, ſondern auch im öffentlichen Leben wie in den Verhandlungen und Sitten der Einzelnen alles vergiftet. Dieſen Geiſt der Lüge vermag nur die Wahrheit, wo ſie vollſtändig erſcheint, zu beſiegen. Dahin führt der Ernſt einer unerſchrocknen Geſinnung und jene höhere, auf Gott gerichtete Erkenntniß, vor welcher alles eitle Schwärmerey der Vernunft verſchwindet.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Friedrich Schlegels

Geſchichte
der
# alten und neuen Litteratur

Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Erſter Theil.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Compagnie.
1815.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

München

von Aegina nöthigen, rückten in Maſſe aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten ſich nicht entſchließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl ſie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuverſicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl ſie theils ſchon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein beſtehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Übung, die andern von Natur; jene waren ſchon oft ſelbſt wacker geweſen, dieſe ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten ſie gegen dieſelben ins Megariſche Gebiet aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebiet einfallen wollte, in ein fremdes Gebiet entgegen, beſiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bey vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieſer für ſie ſchönſten, für die Feinde aber ſchimpflichſten Begebenheit. Nachdem ſie nun beyde geſiegt hatten, kehrten ſie mit dem herrlichſten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beſchäftigten ſich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Beſorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Menſch kann unmöglich die von ſo Vielen beſtandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle ſeit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunſt, oder welcher Redner wäre wohl dem Geſchäft gewachſen, die Tapferkeit

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens, Wenzeslaus, Lothar,

Fürſten von Metternich

Winneburg-Ochſenhauſen,

Sr. k. k. apoſtol. Majeſtät wirklichem Staats- und
Conferenz-Miniſter, auch Miniſter der auswärtigen
Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorleſungen über die Litteratur unterthänigſt zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgeſtellte Gemählde von der Geiſtesbildung der merkwürdigſten Völker Europa's für Ew. Durchlaucht von einigem Intereſſe ſeyn könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigſtens einen Theil meiner Abſicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichſter Wunſch war es, der großen Kluft, welche immer noch die litterariſche Welt und das intellektuelle Leben des Menſchen von der praktiſchen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geiſtesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schickſale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Litteraturfreunde, ſondern auch ſolche Männer, welche dieſe großen Schickſale und Begebenheiten zu leiten berufen ſind, meiner Darſtellung einiges Intereſſe und ihren Beyfall ſchenkten; ſo würde es mir der beſte Beweis ſeyn, daß mein Verſuch nicht ganz mißlungen iſt. Mußte es ſchon in dieſer Hinſicht ſehr ſchmeichelhaft für mich ſeyn, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denſelben dieſes Werk zu widmen; ſo hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünſchte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den

Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu ſeyn

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorſamſter

Friedrich Schlegel.

Vorrede.

Es ſind jetzt zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem ich mit den erſten Verſuchen über griechiſche Litteratur und Geiſtesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeiſterung, welche in dieſen Verſuchen herrſchte, ihr Ziel in allen Stücken vollſtändig erreichen konnte, ſo fand dieſes Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünſtige Aufnahme; ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, ſelbſt bey den vortrefflichſten und erſten Männern dieſes Faches, eine nachſichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zuſtimmung.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe mehrere Jahre in einſamer Abgeſchiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem erſten Verſuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieſer, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und ſelbſt in die Litteratur deſſelben einzugreifen angetrieben, was theils in Geſellſchaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geſchah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weiſe. So verſchieden aber war meine Denkart von der herrſchenden, daß dieſes Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rückſicht auf die ſehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerſpruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indeſſen hat bey mir den Fortgang der innern Unterſuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erſte blieb, und mehr galt als der äußere Schriftſteller-Ruhm.

Dieſe Wißbegierde führte mich denn ganz natürlich noch in einem ſpätern Alter als man ſonſt wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientaliſchen Sprachen, und beſonders zu dem noch weniger bekannten Gebiete der indiſchen. Die erſte Ausbeute dieſer Bemühung habe ich in der Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier, vor ſechs Jahren meinen Zeitgenoſſen dargelegt.

Während aller dieſer litterariſchen Beſchäftigungen zogen auch die Kunſtwerke des Mittelalters, beſonders die altdeutſche Poeſie, Sprache und Geſchichte meine Aufmerkſamkeit und Liebe an. Dieß geſchah zum Theil ſchon früher, vorzüglich aber in den letzten, ſeit 1802 verfloſſenen zwölf Jahren. Was mir in dieſem Gebiete ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, iſt auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere iſt noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So iſt es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiete der Litteratur, der poetiſchen Kunſtgeſchichte und Kritik, eben wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit ſehr fragmentariſch geblieben ſind. Schon lange war daher der Wunſch in mir entſtanden, auch einmahl eine ſyſtematiſche Ueberſicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Verſammlung im Frühjahr 1812 gehaltenen Vorleſungen, geben mir eine erwünſchte Gelegenheit dazu, da ich ſie ganz ſo aufgeſchrieben hatte, wie ſie auch wohl für das größere Publikum, und für den Druck geeignet ſeyn könnten. Ich darf mir wenigſtens ſchmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen frühern litterariſchen Arbeiten über einzelne Gegenſtände Antheil genommen haben, nun auch dieſe Darſtellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Vielleicht wird dieſes ſelbſt für ſolche ein Intereſſe haben, denen die kritiſchen Unterſuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Litteraturgeſchichte, mit einer Fülle von Citaten, oder biographiſchen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Abſicht war, und konnte keine andere ſeyn, als den Geiſt der Litteratur in jedem Zeitalter, das Ganze der-

der hier ruhenden Helden würdig darzuſtellen! Durch zahlloſe Anſtrengungen, die glänzendſten Kämpfe und die herrlichſten Heldenthaten machten ſie Hellas frey und ihr Vaterland zum mächtigſten Helleniſchen Staat. Siebzig Jahre beherrſchten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weiſe Leitung unter den Bundsgenoſſen alle bürgerlichen Unruhen 3). Sie hielten es nicht für gerecht, daß die Mehrheit Wenigen knechtiſch diene, ſondern erzwangen die rechtliche Gleichheit Aller; ſie ſchwächten keineswegs die verbündeten Staaten, ſondern machten im Gegentheil auch ſie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten ſie dergeſtalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, ſondern von dem Seinigen hergeben, und ſogar für das, was man ihm ließ, beſorgt ſeyn mußte: und während dieſer Zeit ſeegelten weder Schiffe aus Aſien her, noch erhob ſich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Helleniſcher Freyſtaat von den Barbaren in Knechtſchaft geſtürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieſer Helden jedermann ein! Deßwegen haben ſie auch allein gerechte Anſprüche, Vorſteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu ſeyn. Aber auch im Unglück bewährten

---

3) Siebzig Jahr ſind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bey Salamis bis zur Schlacht bey Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenoſſen von den gütigen Athenern erhalten wurden, ſo hat hier Lyſias beynahe noch etwas mehr als ſeine Pflicht gethan, wie jeder weiß, dem die Geſchichte bekannt iſt: nähmlich jene rhetoriſche Pflicht eines Helleniſchen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man jemanden Hände und Beine bindet, ſo pflegt er ruhig zu ſeyn.

ſelben, und den Gang ihrer Entwicklung bey den wichtigſten Nationen vor Augen zu ſtellen. Selbſt für kritiſche Nachforſchungen über einzelne Gegenſtände, wie ich ſie ſonſt wohl liebe, und in andern Schriften häufig verſucht habe, war hier eigentlich der Ort nicht, wo es nur auf die Darſtellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Reſultate ſolcher Forſchungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo dieſe Reſultate mir nicht bloß neu, ſondern auch für das Ganze wichtig ſchienen. In der Charakteriſtik der bedeutendſten Schriftſteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beſchäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zuſammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Maſſe zählen, ſo iſt dieß in der Art, wie ſie angeführt ſind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn dieſe Darſtellung der Litteratur mehr von der Geſchichte der Philoſophie enthält, als man ſonſt wohl unter jener Ueberſchrift zu erwarten gewohnt iſt, ſo darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten: denn es hängt dieß auf das genaueſte zuſammen mit dem mir eigenthümlichen und in dieſem Werke durchgehends herrſchenden Begriff von Litteratur, als dem Inbegriff des intellectuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man dieſen Ueberfluß, wenn man es auch als ſolchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Inhalt

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen bis auf Sophokles. . . . . . 3.

Zweyte Vorleſung. Spätere griechiſche Litteratur, Sophiſtik und Philoſophie. Alexandriniſches Zeitalter. . . . . . . 44.

Dritte Vorleſung. Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Litteratur. 88

Vierte Vorleſung. Kurze Dauer der römiſchen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde. Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer und Denkmahle der Indier. Begräbnißweiſe der alten Völker. 126.

Fünfte Vorleſung. Litteratur, Denkart und Geiſtesbildung der Indier. Rückblick auf Europa. 165.

Seite

Sechste Vorleſung. Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Litteratur. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda. Altdeutſche Poeſie und Nibelungen-Lied 199.

Siebente Vorleſung. Vom Mittelalter. Entſtehung der neueren europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters. Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß derſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen. . . . . 233.

Achte Vorleſung. Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder, und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eſchenbach, wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid. . . . . . . 269.

Über die

Geſchichte der Litteratur.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen bis auf Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen iſt es meine Abſicht, ein Bild im Ganzen von der Entwickelung und dem Geiſte der Litteratur bey den vornehmſten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Litteratur in ihrem Einfluſſe auf das wirkliche Leben, auf das Schickſal der Nationen und den Gang der Zeiten darzuſtellen.

Es hat ſich in dem letztern Jahrhundert beſonders in Deutſchland eine große Veränderung mit der Geiſtesbildung zugetragen, die wenigſtens in Beziehung auf jenen Standpunct glücklich zu nennen iſt. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Verſuche in der Kunſt oder Wiſſenſchaft ohne Unterſchied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinſicht auf die Verhältniſſe der Litteratur, die Behandlungsweiſe und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den ſie haben ſoll, iſt die Veränderung durchaus zum Beſſeren und vortheilhaft geweſen, wie ſie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgeſondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der geſellſchaftlichen Bildung der höheren Stände, ſo wie dieſe ſelbſt von der geſammten übrigen Nation getrennt waren. Unſere Keppler und Leibnitz ſchrieben größtentheils lateiniſch; Friedrich der Zweyte las, ſchrieb und dachte nur franzöſiſch. Die Mutterſprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich ſehr vernachläſſigt. Die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke überlaſſen, bey dem ſich noch wohl hier und da einige, wenn gleich ſchwache und halbverſtümmelte Überbleibſel aus der guten alten Zeit erhalten hatte; oder ſie blieben der jugendlichen Begeiſterung und den gewagten Verſuchen einiger Dichter und Schriftſteller anheim geſtellt, welche es zuerſt unternahmen, einen andern Zuſtand der Dinge herbey führen zu wollen. So lange dieſe aber nur einzeln ſtanden und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeiſterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt ſeyn. —

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der geſellſchaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zuſtand in Deutſchland in der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie in der erſten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten dieſe Verhältniſſe und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch ſchon im Ganzen ein anderer Zuſtand und ein beſſeres Verhältniß ſich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Verſuchen und lobenswerthen Beſtrebungen, welche beſonders ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutſcher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerkſamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutſchland wohl ſchon ehedem beſeſſen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache ſelbſt, die Kraft, den Reichthum und die Biegſamkeit; Eigenſchaften, welche ſie nie verläugnet, ſobald ſie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weiſe behandelt wird. Je mehr die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Mutterſprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachläſſigung der Mutterſprache verbunden. Eine Vernachläſſigung, die ſich immer an dem rächt, der ſie ausübt, und niemahls ein günſtiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit ſeiner Bildung oder Gelehrſamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Mutterſprache ſelbſt zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wiſſenſchaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß ſchärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte dieſen geſchärften Sinn, der ſich zuerſt an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beym Hervorbringen wie beym Beurtheilen. Es entſtand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angeſtammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetſten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt ſich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutſchen, ſondern von der geſammten europäiſchen Litteratur werde ich verſuchen, ein Gemählde zu entwerfen. So darf ich denn hier ſchon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern ſo wie in Deutſchland eine ähnliche Veränderung der Litteratur und eine Rückkehr derſelben zum Nationalgeiſt ſich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beyſpiel an. Auch in England war, in der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'ſchen Bürgerkriege geſchwächt und faſt abhängig darnieder lag, der Geſchmack verwildert, ſittenlos und dabey nachahmungsſüchtig, ausländiſch und unnational geworden. Die ſie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verlohren gingen; ein Verluſt, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das größte Unglück war; zeigte ſich bald darauf, daß die Stärke dieſer Stadt das Heil von Hellas ſey. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, beſiegten diejenigen, welche ſich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und ſchifften nach Europa; freye Städte der Hellenen geriethen in Knechtſchaft, und Tyrannen warfen ſich auf, theils nach unſerm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren [4]. Damahls hätte, Hellas hier an dieſem Grabe ihre Haare ſcheeren [5], und die

---

[4] Die großen Rüſtungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier, bald nach dem Fall der Attiſchen Seemacht, der Sieg bey Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Helleniſchen Freyſtaaten in Aſien ſind allgemein bekannt. Eben ſo bekannt ſind die Gräuel der dreyßig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen ſuchten.

[5] Ariſtoteles (Rhet. III. 10) führt dieſen Ausdruck unter einer Menge anderer Beyſpiele, die eben ſo treffend gewählt ſind, als die Erklärung, welche ſie erläutern ſollen, ungenügend iſt, als ein Beyſpiel des Urbanen an: in einer Stelle, welche für den Alterthumsforſcher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher ſich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, ſich über die Natur des Urbanen vollſtändige und ſtrenge Rechenſchaft zu geben, und den Begriff deſſelben wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen ſeyn muß. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne ſeine Hinweiſung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es iſt auch gar kein Wunder, daß die zartere Bedeutung, die eigenſte Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beym Urbanen ankommt, in der todten Schrift meiſtens nur noch eben, oft aber

Sprache ſelbſt war vernachläſſigt, die großen alten Dichter und Schriftſteller faſt vergeſſen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politiſche Selbſtſtändigkeit von England wieder hergeſtellt war, erhob ſich auch die Litteratur wieder. Der ausländiſche Geſchmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward aufs ſtrengſte und ſorgfältigſte gebildet, große Schriftſteller ſtanden auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmahl, jedes noch ſo kleine Überbleibſel der brittiſchen Geſchichte und Vorzeit iſt ſeitdem ſo fortdauernd gewachſen, daß man hierin dem Nationalgeiſt der Engländer faſt nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausſchließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der geſellſchaftlichen Bildung unter ſich und von dem Volke iſt das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müſſen doch ſelbſt die verſchiedenen natürlichen Anlagen und Zuſtande des Menſchen in einem gewiſſen Grade zuſammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geiſtes zu erreichen, oder ſie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeiſterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinſchaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der

Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß ſeines Urtheils auf Geiſteswerke nicht ausgeſchloſſen werden, wenn dieſe in den Gränzen des Schönen bleiben, wenn der Geiſt einer Nation wahrhaft gebildet ſeyn, ihr Sinn edel erhalten werden ſoll. Die Werke des Geiſtes können keinen andern Mittelpunct haben, als zuerſt die Gefuhle, welche allen edeln Menſchen gemein ſind, und dann die Liebe des beſondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in deſſen Sprache ſie auftreten, und auf welches ſie zunächſt wirken ſollen.

Daß die Bildung des menſchlichen Geiſtes einen Verein der verſchiedenen Anlagen des Menſchen, aller der Krafte und Übungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigſtens angefangen zu fuhlen. Die Gelehrſamkeit des Forſchers, und der ſchnelle Überblick, die ſichere Entſcheidung des thatigen Mannes, die ernſte Begeiſterung des einſamen Kunſtlers, und der leichte und raſche Wechſel geiſtiger Eindrucke, jene fluchtige Feinheit, welche man nur in dem geſellſchaftlichen Leben findet, und finden lernt, ſind in Beruhrung getreten, ſtehen wenigſtens nicht mehr ſo ganz getrennt von einander.

Wie ſehr aber auch in der neuern Zeit die Litteratur in mehreren Landern dadurch gewonnen hat, daß ſie nationaler, aufs Leben einwirkender und ſelbſt lebendiger geworden iſt, das Übel iſt demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutſchland ſehen wir die Litteratur und das Leben noch oft ganz getrennt, wie zwey abgeſonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander da ſtehen. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geiſtigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Nahmen Litteratur zuſammenfaſſen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigſtens bey weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menſchen und auf die Nation, den ſie haben könnte, und haben ſollte. Betrachten wir nur den Zuſtand der Litteratur, beſonders aber die Anſichten, welche über die Litteratur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meiſtens noch herrſchend ſind! — Dem Dichter und Künſtler wird es ſogleich wie ein Vorrecht zugeſtanden, daß ſie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, da ſie in die wirkliche Welt nicht paſſen; von den Gelehrten iſt man es ſchon gewohnt vorauszuſetzen, daß ſie praktiſch nicht brauchbar ſeyen. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach ſeinen Abſichten zu biegen, uns zu täuſchen und irre zu leiten. Daß die Philoſophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichſte Verwirrung ſtürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geſchichte auch unſers Zeitalters. Durch die gegenſeitigen Klagen und Beſchwerden der Philoſophen ſelbſt, iſt es auch unter den Layen allgemein bekannt geworden, wie häufig ſie ſich unter einander nicht verſtehen. Daher hat ſich denn die Meinung verbreitet, daß ſie überhaupt auch in ſich ſelbſt nicht zum Ziel gelangen können, und nur ſelten recht entſchieden wiſſen, was ſie eigentlich wollen. Es iſt aber Unrecht, das edelſte Streben, was im Menſchen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforſchung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißcredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Verſuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern iſt es indeſſen bey dieſem Zuſtande nicht, wenn Männer, die ſtets mit den wichtigſten Verhältniſſen und Gegenſtänden des Staats und des Lebens beſchäftigt ſind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftſteller für ein bloßes Schauſpiel halten, was weder ſehr bedeutend noch anziehend iſt. Selbſt die zahlloſe Menge der Bücher hat bey den meiſten Leſern einen ſolchen Überdruß erzeugen müſſen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüſſiger erſcheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der ſchon vorhandenen Bücher abermahls um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieſer Schilderung ſchon ſtillſchweigend eingeſtanden, daß die Schriftſteller, die Gelehrten, die Dichter und Künſtler ſelbſt größtentheils die Schuld tragen, von der Geringſchätzung gegen die Litteratur, welche in der Welt gewiß ſehr allgemein verbreitet iſt, wenn ſie auch ſelten ganz deutlich ausgeſprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftſtellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geiſteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbeſondere alle Forderungen erfüllen und in beyden Beziehungen ganz ſo ſtehen, wie ſie ſtehen ſollen: ſo würde man doch nicht umhin können, jene Geringſchätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil ſie über den Mißbrauch der Sache, die Sache ſelbſt, die ſo groß und ſo wichtig iſt, verkennt. Auch ſchädlich iſt ſie, weil ſie die Trennung zwiſchen dem innern intellectuellen Leben und der praktiſchen Welt nur noch immer größer macht, und dauernd erhält.

Wie groß aber die Sache ſelbſt nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung, wie wichtig die Litteratur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation ſey, das iſt wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entſcheiden, wir mögen nun auf die innere Natur derſelben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß ſehen.

Betrachten wir zuerſt die Litteratur ſelbſt nach ihrem wahren Weſen, ihrem ganzen Umfang und ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Würde. Wir umfaſſen unter dieſem Nahmen alle jene Künſte und

Wiſſenſchaften, jene Darſtellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtande haben, aber ohne auf eine äußere That auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiſte darſtellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunſt, und nebſt ihr die erzählende und darſtellende Geſchichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in ſo fern ſie das Leben und den Menſchen zum Gegenſtande und auf beyde Einfluß hat; Beredſamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Geſpräch flüchtig vorübereilen, ſondern in Schrift und Darſtellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beynahe das ganze geiſtige Leben des Menſchen. Was gibt es überhaupt nächſt dem Geiſte ſelbſt, der ſich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menſchen als ſolchen mehr Eigenes und ihn Unterſcheidendes, als die Sprache? — Die Natur konnte den Menſchen keine ſchönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Geſange fähig, durch ihre Biegſamkeit zu den künſtlichſten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigſten Laute den Stoff herleiht zu dem künſtlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menſchliche Geiſt erfunden hat, iſt die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarſte und das Wichtigſte. Die Gottheit ſelbſt konnte dem Menſchen kein köſtliheres Geſchenk machen, als das Wort, welches ſie verkündigt, die Menſchen eint und verbindet. — So unzertrennlich iſt Geiſt und Sprache, ſo weſentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, ſo gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menſchen betrachten, auch das Wort nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung und Würde als das innere Weſen des Menſchen nennen können.

Wenn wir in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort allerdings unterſcheiden, und unterſcheiden müſſen; ſo findet dieß doch ſelbſt in ſolchen abgeleiteten Verhältniſſen beydes nur da Statt, wo entweder beyde oder wenigſtens das Eine dieſer beyden Elemente nicht mehr ihre Schuldigkeit erfüllen. Gedanke und Wort, ſo wie ſie urſprünglich Eins ſind, dürfen ſelbſt in ihrer mannigfaltigſten Anwendung nie ganz getrennt werden, müſſen immer und überall möglichſt vereint und übereinſtimmend bleiben.

Wie ſehr nun auch dieſe beyden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine ſind, dieſer höchſte Vorzug des Menſchen, der ihn erſt zum Menſchen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der urſprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt ſich ſelbſt durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unſern gewöhnlichſten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunſt der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen auf unſer Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unſere Gedanken ausübt, iſt überflüſſig auseinander zu ſetzen. Eben ſo wie über die Einzelnen laſſen wir uns auch in unſerm Urtheil über die Nationen durch eben dieſe Rückſicht beſtimmen, und ſind gleich geneigt, diejenige Nation für die geiſtvollſte und gebildetſte anzuerkennen, welche ſich am meiſten klar und dem Zweck angemeſſen, beſtimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier ſogar über den [illegible], den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rückſicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintanſetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächſt umgeben, und mit denen wir ſelbſt leben, urtheilen wir ſo, auch auf andere weit von unſerm Kreiſe entlegene, wird derſelbe Maßſtab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir ſie wenig kennen, unter dem allgemeinen Nahmen der Wilden zuſammen zu faſſen gewohnt ſind. Sobald der reiſende Beobachter ihre Sprache verſteht, pflegt ſich auch das ungünſtige vorgefaßte Urtheil über ſie ſehr weſentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meiſtens, Wilde ſind es freylich, unbekannt mit unſern Künſten und unſern Verfeinerungen, ſo wie mit den übeln ſittlichen Folgen derſelben; aber einen geſunden, ſtarken Verſtand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfſinn kann man ihnen nicht abſprechen. Äußerſt treffend, und nicht ſelten witzig ſind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielſagend und von der auſchaulichſten Klarheit und Beſtimmtheit ihre Reden.“ So iſt man überall und in allen Verhältniſſen gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geiſt, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu ſchließen. — Doch dieß ſind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenſtände. Am beſten zeigt ſich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darſtellenden Wiſſenſchaften und Künſte, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schickſal der Nationen in der Weltgeſchichte betrachten. Hier zeigt ſich die Litteratur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erſt in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwickelung, ja für das ganze geiſtige Daſeyn einer Nation erſcheint es auf dieſem hiſtoriſchen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpuncte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche ſich meiſtens noch in die dunkeln Zeiten ſeines erſten Urſprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichſte Geſchäft der Dichtkunſt iſt. Solche National-Erinnerungen, das herrlichſte Erbtheil, das ein Volk haben kann, ſind ein Vorzug, der durch nichts anders erſetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es ſolche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poeſie hat, ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gefühle erhoben und gleichſam geadelt findet, ſo wird es eben dadurch auch in unſerm Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe geſtellt. — Nicht die weit um ſich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereigniſſe allein ſind es, die den Werth und die Würde einer Nation beſtimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, ſind nahmenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurück gelaſſen; andere glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerkſamkeit, wenn nicht der Geiſt der Nation ſolchen Unternehmungen und Ereigniſſen einen höheren Stempel verleiht, die in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlen. Merkwürdige Thaten, große Ereigniſſe und Schickſale ſind allein nicht zureichend, unſere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu beſtimmen; es muß ein Volk, wenn dieſes einen Werth haben ſoll, auch zum klaren Bewußtſeyn ſeiner eigenen Thaten und Schickſale gelangen. Dieſes in betrachtenden und darſtellenden Werken ſich ausſprechende Selbſtbewußtſeyn einer Nation iſt die Geſchichte. Ein Volk, deſſen Siege und Thaten hier Ruhenden betrauern ſollen, als würde ihre Freyheit mit dieſen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiſte Hellas mußte nach dem Verluſt ſolcher Helden unglücklich ſeyn, glücklich aber war Aſiens Beherſcher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte nach dieſem Verluſt ihrer Führer, Knechtſchaft; dieſer wagte, da nun andre herrſchten, dem Lieblingsentwurf ſeiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich ſchon zu lange zu dieſer Klage über ganz Hellas fortreißen.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für ſich, und vom Volk öffentlich geprieſen zu werden, welche vor der Knechtſchaft flohen, um für das Recht zu kämpfen; welche ſich für die Demokratie ſogar von ihren Mitbürgern trennten, ſich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Geſetz, ſondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinſchaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freyen Tod einem knechtiſchen Leben vorzogen. Eben ſo beſchämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten ſie lieber in ihrem Lan-

---

gar nicht mehr fühlbar iſt. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunſtſprache; wer dieſe mit der geſetzlichen Freyheit, und freyen Gleichmäßigkeit der gegenſeitigen Mittheilung, welche das Weſen der guten Geſellſchaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geſchickt zu miſchen weiß, der beſitzt die große Kunſt des urbanen Ausdrucks, über deſſen Weſen und Eigenthümlichkeit ſich im Cicero, der hier als Kenner und als Künſtler gleich groß iſt, die fruchtbarſten Winke finden.

durch den Styl eines Livius verherrlicht, deſſen Unglück und Verſunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingeſtellt werden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unſerm Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. — Dichter und Künſtler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darſtellung begabt, den kühnſten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forſcher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchſpähen im Stande ſind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und dieſe Wenigen können zunächſt nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt ſich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller, und allgemeiner, dagegen ſelbſt der Werth des Geſetzgebers bey veränderten Zeitverhältniſſen in einem verdunkelten Lichte erſcheint, der Ruhm des Eroberers, nachdem Jahrhunderte verfloſſen ſind, an der allumfaſſenden und verſchlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert und ſich oft in ſehr verkleinertem Maßſtabe darſtellt. Man darf ſagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, ſondern ſelbſt in der ſpäteren Zeit des Alterthums eben ſo viel, wo nicht mehr beygetragen, den

Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechiſchen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, ſo gerne zollt, hat wenigſtens der Dichter und der Philoſoph unſtreitig einen größern Antheil als der Geſetzgeber und der Eroberer. Selbſt der Einfluß, welchen die Werke und der Geiſt der erſten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Geſetze und die Thaten und Siege der andern hatte. Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unſterbliche und ruhmvolle Namen, ſo verdanken ſie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geiſt und ihrem Einfluß auf Geiſtesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt ſo fremd geworden ſind, oder den von dem Eroberer geſtifteten Königreichen, die längſt nicht mehr vorhanden ſind.

Dichter und Philoſophen von der erſten Größe können immer nur ſelten ſeyn, ſie werden aber auch als ſeltne Erſcheinungen mit Recht da, wo ſie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßſtab der geiſtigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher ſie angehören.

Fügen wir zu dieſen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poeſie und Nationalſage, einer gedanken reichen Geſchichte, einer gebildeten Kunſt und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredſamkeit, des Witzes und einer zum geſellſchaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgeſetzt daß dieſe letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; ſo iſt das Gemählde einer wahrhaft gebildeten und geiſtvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollſtändige Begriff einer Litteratur entworfen.

Beſeelt von dem Wunſche, die Litteratur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzuſtellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieſes Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem leicht zu überſehenden Gemählde zuſammengefaßt werden ſoll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müſſen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darſtellung ſo hiſtoriſch als möglich abfaſſen und begründen möchte, in dem Fall ſeyn, auch ſolche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher ſich nicht ausſchließend mit der Litteratur beſchäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erſcheinen können. Was mir aber dennoch den Muth giebt, dieſen Verſuch zu wagen, iſt meine lange Beſchäftigung mit mehreren Theilen der Litteratur. Das Gebiet derſelben iſt zwar ſo unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erſchöpft zu haben. Indeſſen die lange Bekanntſchaft mit einem Gegenſtande, der beynahe das Geſchäft meines Lebens war, führt doch endlich zu einer leichtern Überſicht des Ganzen; führt beſonders auch dahin, daß man unterſcheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung iſt, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für ſich beſitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend ſeyn kann.

Unſre Geiſtesbildung beruht ſo ſehr auf der der Alten, daß es überhaupt wohl ſchwer iſt, die Litteratur zu behandeln, ohne von dieſem Punct auszugehen, und wenigſtens mit einigen einleitenden Worten der Griechen und Römer zu gedenken. Mir wenigſtens würde es nicht möglich ſeyn, meine Anſicht von der Litteratur überhaupt, und von der neueſten insbeſondere deutlich darzulegen, ohne eine kurze Darſtellung der alten Litteratur nach derſelben Anſicht voranzuſchicken. An dem Beyſpiel der griechiſchen Nation läßt ſich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Litteratur in höchſtem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und ſchädlichen Folgen einer ſophiſtiſchen Redekunſt in das hellſte Licht. Ich werde jedoch dieſe vorläufige Anſicht des Alterthums in größter Kürze zuſammendrängen. Zuerſt werde ich die geſammte Litteratur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beyden Völker, denen wir e nen ſo großen Theil unſerer Geiſtesbildung verdanken, und als eine reiche Erbſchaft von ihnen erhalten haben. In einem eben ſo gedrängten Vortrage werde ich alles zuſammenfaſſen, was Europa ſchon zur Zeit der Griechen und Römer und durch dieſe auch die neue Zeit den orientaliſchen Völkern in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Litteratur verdankten. Zwar ſollten die älteſten Denkmale des aſiatiſchen Geiſtes der Zeitordnung nach wohl den griechiſchen vorangehen. Da aber meine Abſicht nur darauf ausgeht, ein welthiſtoriſches Gemählde der europäiſchen Geiſtesbildung aufzuſtellen, und da die Litteratur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden ſoll, ſo wird es am zweckmäßigſten ſeyn, was von der orientaliſchen Denkart und Geiſtesbildung erwähnt werden muß, um die europäiſche zu verſtehen und zu erklären, da einzuſchalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat, und wirkſam geworden iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird ſodann auch unſrer Vorzeit, der nordiſchen Götterlehre, und der daher abgeleiteten Poeſie der Ritterzeit, und Kunſt des Mittelalters gewidmet ſeyn; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge ſind der Epoche ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gewidmet, und einer ausführlichen Darſtellung der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten

Litteratur bekannte und ſchon oft behandelte Gegenſtände hier und da doch in einem neuen Zuſammenhang und Lichte zu zeigen, ſo hoffe ich um ſo mehr im Voraus Verzeihung zu erhalten, wenn ich die neueren und neueſten Erſcheinungen der Litteratur zum Theile nach Geſinnungen und Grundſätzen betrachten werde, die im Gegenſatz mit den jetzt herrſchenden alt ſcheinen können, und zu heiſſen verdienen.

Es iſt auch darum ſehr vortheilhaft, eine Darſtellung der Litteratur mit den Griechen anzufangen, weil die Geiſtesbildung der Griechen am meiſten ſich ganz aus ſich ſelbſt entwickelt hat, und faſt ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entſtanden iſt. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäiſchen Nationen keinesweges behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eignen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunſt und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philoſophen und viele Künſte des Lebens von den Ägyptern oder von andern aſiatiſchen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen ſtimmen immer noch in einigen Punkten mit den älteſten aſiatiſchen Überlieferungen zuſammen. Aber das alles ſind nur zerſtreute Spuren, und halberloſchene Erinnerungen, wie ſie faſt überall auf den gemeinſamen Urſprung der Völker und Anfangspunct der menſchlichen Geiſtesentwicklung hindeuten; was ſie irgend erlernten und entlehnten, haben ſie durchaus ſelbſtſtändig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortſchritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geiſtesbildung haben ſie ſich ſelbſt geſchaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäiſchen Nationen empfingen gerade das Ganze einer ſchon fertigen und vollendeten Geiſtesbildung und Litteratur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beyden und von dem Morgenlande, bis ſie dann erſt ſpäter dieſes Ganze mit mehr oder minder ſelbſtſtändiger Kraft zu verarbeiten und ſich anzueignen lernten.

Drey Hauptbegebenheiten ſind es, welche die eigentlich große Zeit der griechiſchen Geſchichte ausfüllen und auch für die Geiſtesbildung Epoche gemacht haben. Der Perſiſche Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Übermacht von ganz Aſien für die Erhaltung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich ſiegten; der peloponneſiſche zweytens, jener allgemeine, ſieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwiſchen Athen auf der einen und den doriſchen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft ſich ſelbſt zerſtörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechiſcher Geiſt und Regſamkeit über einen großen Theil von Aſien wie eine reiche Ausſaat der Zukunft ausgeſtreut wurde. Eine Ausſaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilſame und auch verderbliche Früchte, und eine eigne neue griechiſch-aſiatiſche Geſtalt und Geiſtesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwiſchen Aſien und Europa, deſſen Einfluß ſich auf die ganze Nachwelt bis auf unſre Zeiten erſtreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem erſten Freyheitskampf gegen die Perſer nicht glücklich und ſiegreich geweſen, wäre Griechenland eine Provinz des großen perſiſchen Reichs geworden; ſo würden ſie eine ganz andre Stelle in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe ſtehen geblieben ſeyn, wo die Perſer ſie fanden, oder auch allmählig tiefer geſunken, und wieder verwildert ſeyn. Sie wären immer ein geiſtreiches und auch bis auf einen gewiſſen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden wie andre gebildetere Völker, welche dem perſiſchen Reich unterworfen und einverleibt wurden, die Ägypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftſteller, zum Theil ſelbſt ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die perſiſche Herrſchaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelſte und beſte unter allen Weltherrſchaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufſchwung, welchen Kunſt und

Geiſteskraft nach dem glorreich beſtandenen Kampf bey den Griechen nahm, dieſen hätten ſie ohne die Freyheit nie erreichen können. —

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geiſtigen Entwicklung iſt in den engen Raum von noch nicht drey Jahrhunderten vom Solon bis zum Alexander eingeſchloſſen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in dieſe Zeit die kunſtreichere Entwicklung der lyriſchen Poeſie, und der erſte Anfang der dramatiſchen. Eine Menge jetzt aufſtehender Lehrdichter beweiſen das erwachende Nachdenken. Zu derſelben Zeit begann mit Thales die Philoſophie der Griechen, und die Proſa, die ſich bey ihnen ſo ſpät von der Poeſie loswickelte, fing an zu entſtehen. Durch die Geiſtesfreyheit, welche Solon begünſtigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Geſetzgebung verbundene und von ihm geſtiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptſitz und Mittelpunct der griechiſchen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieſer glückliche Zeitraum. Demoſthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den ſein Vaterland um die Freyheit wagte, mit unterging, war der letzte groſe Schriftſteller der Griechen, der auf ſeine Nation als

Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geiſtreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wiſſenſchaftliches, gelehrtes, wurden ſie unter den Ptolemäern in Ägypten faſt noch mehr, als ſie es in der ſchönen alten Heimath geweſen waren. Nur eine Nation waren ſie nicht mehr, und mit der Freyheit war auch die Erfindungskraft und der eigne Aufſchwung des Geiſtes verloren.

In einem ſo engen Zeitraum liegt alſo eigentlich dieſe ganze Fülle von ſo mannichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geiſtes beſchloſſen, die noch jetzt dieſes Volk zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauſpiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Böſen, und daher zwiefach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeſchichte ein ähnliches Schauſpiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geiſtes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon alſo beginnt uns die eigentliche Epoche der griechiſchen Litteratur. Vor Solon beſaßen die Griechen nur das, was meiſtens alle glücklich organiſirten Völker in der frühern Zeit der geſellſchaftlichen Entwicklung auch beſeſſen haben: Sagen, welche die Stelle der Geſchichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, ſtatt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländiſchen Gefühle, de ſterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenoſſen, ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eigenen Mitbürger. Aber dennoch zitterten ſie nicht vor der Menge ihrer Gegner, ſtürzten ſich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können ſie die in der Nähe dieſes Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es, welche den geſchwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder ſtark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewieſen Geſinnungen, welche der Thaten der hier beſtatteten würdig waren; ſie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, ſondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber ſie verlangten auch ſelbſt keine Vorrechte; ſie theilten ihre Freyheit ſogar mit den Freunden der Knechtſchaft, aber die Knechtſchaft derſelben hatten ſie nicht theilen wollen. Durch die größten und ſchönſten Thaten rechtfertigten ſie den Staat und bewieſen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da ſie es während des Bürgerkrieges, wider Willen 6) und in Gegen-

---

6) Dieß iſt auch nur rhetoriſch wahr. Sparta war damahls von Partheyen zerriſſen; und Pauſanias begünſtigte gegen den Willen des Lyſander die Wiederherſtellung der Atheniſchen Unabhängigkeit. Ueberdem wirkten die auf Sparta eiferſüchtigen Thebaner, deren Häupter zu dieſem Ende von den Perſern beſtochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. cfr. Plut Lys. III. 59. ed. Reisk. — Nach den Geſetzen dieſer rhetoriſchen Wahrheit iſt es freylich nicht ſchwer, jemand zu loben, und lobend zu vergöttern. Sehr treffend und ſinnreich ſagt der Platoniſche Sokrates: „Wenn

oder Feſtgeſänge zum gottesdienſtlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, beſaßen die Griechen ſchon von den älteſten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger ſind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrſcht, ausdrücken, ſondern die die Überlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Urſprunge der Welt. Doch auch dieſes wird bey andern Völkern im Überfluß gefunden wie bey den Griechen. Nur Ein Werk ragt aus der griechiſchen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit ſeiner Darſtellung weit hervor: die homeriſchen Gedichte; die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyſſee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geiſt dieſer Gedichte, daß ſie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müſſen entſtanden und entworfen ſeyn; geſammelt aber wurden ſie erſt in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon ſelbſt der Vergeſſenheit und der ſchwankenden mündlichen Fortpflanzung entriſſen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung geſtellt, und nachgehends durch die ſchriftliche Abfaſſung geſichert und allgemein verbreitet.

Solon und ſeine Nachfolger in der Herrſchaft zu Athen, Piſiſtratus und die Piſiſtratiden hatten dabey, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke ſelbſt, wahrſcheinlich auch noch einen andern patriotiſchen Zweck. Um dieſe Zeit, ſechs hundert Jahr vor Chriſti Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Aſien ſchon bedroht, zwar noch nicht von den Perſern, aber durch die lydiſchen Könige, deren Herrſchaft bald darauf mit in das große perſiſche Reich verſchlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Kröſus überwand und in Klein-Aſien ſich ausbreitete, da konnte kein hellſehender Patriot es ſich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man ſcheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit ſicher geweſen zu ſeyn und den herannahenden Sturm, der erſt unter den Kaiſern Darius und Xerxes gegen den griechiſchen Continent ſelbſt losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am erſten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtſchaft, ſondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den aſiatiſchen Griechen auf das genaueſte verbunden war. Die Erweckung der alten Geſänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechiſchen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Aſien kämpfte und Troja beſiegte, fiel wenigſtens jetzt in eine ſehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroiſchen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeiſtern. Ob irgend eine ſolche Begebenheit wie der trojaniſche Krieg ſich wirklich zugetragen habe, dafür giebt es keine vollkommene geſchichtliche Gewißheit, oder beſtimmte Entſcheidung. Die Herrſchaft des Agamemnon und der Atriden ſcheint am meiſten hiſtoriſch. Daß zwiſchen der Halbinſel und Klein-Aſien mancher Verkehr Statt fand, iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinſel ſelbſt den Namen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürſtinn Urſache eines allgemeinen und langen Kriegs geweſen, iſt wenigſtens dem Geiſte und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in ſo manchen Stücken an die chriſtliche Heldenzeit, und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und urſprünglich bloß Allegoriſches eingemiſcht worden ſeyn mag; daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweiſen auch die daſelbſt befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln beſtehenden Heldengräber. Dieſe alten griechiſchen Hünen oder Heldengräber, welche die Volksſage dem Achilles und ſeinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er ſeinen Ruhm zu beſingen, einen Homer gefunden hatte, ſind ſchon zur Zeit des Dichters ſelbſt vorhanden geweſen, wie man aus einigen Stellen der Ilias ſieht. Erſt der Wißbegier, oder dem Frevel unſrer Zeit war es vorbehalten, dieſe Gräber aufzuwühlen, und die Aſche und übrigen Angedenken der Helden, die ſich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruheſtätte zu entreißen. Wäre aber der trojaniſche Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkührliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Piſiſtratus, und für den patriotiſchen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen ſollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geſchichtlich gehalten.

So hatten die Homeriſchen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrſcheinlich noch eine nähere vaterländiſche Beziehung und Bedeutung, während ſie uns am meiſten auffallen durch die Allgemeinheit der ſchönen Darſtellung und des großen Bildes, welches ſie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt ſich keine eigne Denkart und Anſicht, die nur an einem beſchränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines begünſtigten Stammes ſich drehte, wie dieß wohl in den alten arabiſchen Geſängen, oder in Oſſians Liedern der Fall iſt. Ein freyer Geiſt athmet aus dieſen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erſcheinungen der Natur wie für alle Geſtalten der Menſchheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und ſchön geſtaltet breitet ſich hier eine ganze Welt vor unſern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde. Die beyden Heldengeſtalten Achilles und Ulyſſes, welche aus dieſem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, ſind ſo allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir ſie faſt in allen Heldenſagen wieder finden, nur nicht immer ſo glücklich entwickelt, und ſo herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle ſiegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erſchöpfen ſoll, aber ſchon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragiſchen Schickſal beſtimmt war, iſt der erſte und erhabenſte dieſer Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieſer Art findet ſich in unzähligen Heldenſagen wieder, am ſchönſten nebſt den Griechiſchen vielleicht in unſern nordiſchen. Auch bey den heiterſten Völkern umſchwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit, ein halbſchmerzliches, und liebevoll klagendes, elegiſches, ja oft ſogar tragiſches Gefühl, was uns aus dem Innerſten dieſer Dichtungen anſpricht; ſey es nun, daß der Übergang einer freyern und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich dieſen Eindruck hinterlaſſen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnſucht, was allen Menſchen aus alter Erinnerung eines verlornen urſprünglichen Glücks eingepflanzt und angeboren iſt, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poeſie aber ſehr reichhal [illegible] und anziehende Form des Heldenlebens ſtellt ſich im Ulyſſes dar. Es iſt der umherſtreifende, wandernde Held, der aber ſo erfahren und verſtändig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abentheuer zu beſtehen geeignet iſt; und eben dadurch der Einbildungskraft den freyeſten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltne, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bey noch beſchränkter Erdkunde und einer kindlichen Anſicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigſten Dichtungen zu verſchönern. An heroiſcher Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordiſchen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientaliſchen, ſo weit wir beyde kennen, den Homeriſchen Gedichten gleich kommen, oder ſie noch daran übertreffen. Was dieſe auszeichnet, iſt die Anſchaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verſtandesklarheit, die mit ſo kindlicher Einfalt und dieſer Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich iſt. Eine Darſtellung findet ſich hier, die ſo ausführlich iſt, daß ſie oft faſt geſchwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine faſt dramatiſche Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenſchaften, der Reden und Geſpräche; eine ſelbſt in der Anführung aller einzelnen Umſtände faſt hiſtoriſche Genauigkeit. Dieſer letzten Eigenſchaft, die den Homer auch unter den andern griechiſchen Sängern ſehr auszeichnet, verdankt er ſelbſt vielleicht ſeinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen ſeiner Wahrhaftigkeit, einer ſolchen nähmlich, wie ſie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdankt er wohl dieſen Namen. Auch uns iſt er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldenſage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beſchaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeſchichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und iſt ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden ſich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers ſelbſt, wohl Spuren finden laſſen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geiſtes ſah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die oſſianiſchen Gedichte ſind in eine immer gleich ſchwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und ſo mag man leicht daſſelbe auch von dem Barden ſelbſt denken. Wer aber die Iliade und die Odyſſee, dieſe klarſten und hellſehendſten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuſchreiben kann, der muß wenigſtens für dieſes Urtheil ſeine eignen Augen einigermaßen verſchließen, vor ſo vielen deutlich ſprechenden Beweiſen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homeriſchen Gedichte auch entſtanden, und gebildet ſeyn mögen, ſie verſetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter ſchon zu erlöſchen anfing, oder eben erſt erloſchen war. Es ſind zwey Welten, die in der Homeriſchen Darſtellung zuſammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch ſehr nahe, und lebhaft vor Augen zu ſtehen ſcheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Dieſe Verſchmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verſchönert, dieſe anſchaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homeriſchen Gedichten den ihnen ſo ganz eignen Reitz.

Anfangs herrſchten überall Könige und Heldengeſchlechter in Griechenland. So iſt es noch in der Homeriſchen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde faſt überall abgeſchafft, faſt jede mächtige Stadt, und ſelbſtſtändige Völkerſchaft geſtaltete ſich zu einer kleinen Republik. Mit dieſer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt allmählig proſaiſcher. Die alten Heldenſagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unſtreitig trug dieſe Veränderung in der Verfaſſung viel dazu bey, den Homer in eine Art von Vergeſſenheit zu bringen, der ihn Solon und Piſiſtratus erſt wieder entriſſen.

Die Homeriſchen Gedichte ſind ſo wichtig für griechiſche und europäiſche Litteratur, ſind ſo ſehr Haupt quelle der geſammten Geiſtesbildung der alten Völker geworden, daß ich nicht umhin konnte, wenigſtens einige Augenblicke bey ihnen zu verweilen. Ich wünſchte überhaupt die Betrachtung nur bey den Erfindern feſtzuhalten; über die Jahrhunderte der Nachahmung werde ich ſchnell hinweg eilen.

Ich übergehe die ganze Zwiſchenzeit bis auf den perſiſchen Krieg. Dieſe Zwiſchenzeit enthält nur ſchwächere Nachfolger des Homer, oder ſolche Anfänge neuer Geiſteswege und neuer Kunſtformen, die erſt ſpäter zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt ſind. Die meiſten Dichter und Schriftſteller ſind ohnehin bis auf einzelne Bruchſtücke verloren.

Der perſiſche Krieg ſelbſt, dieſe denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftſteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabenſten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobey ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländiſch geſinnt, und den Perſern geneigt war. Aeſchylus, der älteſte große Tragiker, hatte, ſelbſt Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes ſeinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher ſeiner Geſchichte, die eben jenen Freyheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den verſammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt ſich wohl erklären, aus der auch in ſeinem Gedicht ſichtbaren Abneigung gegen die Volksherrſchaft, die ſchon damals in Griechenland manchen gewaltſamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bey den doriſchen Völkern überwiegende Herrſchaft des Adels. Dieſe Form der Verfaſſung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erſchien im Alterthum wenigſtens nirgends in einem ſo glänzenden und ſo milden Lichte, als in dem perſiſchen Kaiſerthum, das wie ſehr auch einzelne Herrſcher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als doriſcher Dichter iſt uns Pindar um ſo wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne erſetzen muß. Was wir griechiſche Litteratur nennen, und als ſolche in den noch vorhandnen größern Schriftſtellern beſitzen, iſt eigentlich nur joniſche und atheniſche, ſo wie ſpäter alexandriniſche Litteratur. Zur ſelbigen Zeit aber, als in den joniſchen Staaten und zu Athen die Dichtkunſt, Geſchichte und Philoſophie aufblühten, hatten die doriſchen Völker, jener zweyte von den joniſchen in Sitte, Verfaſſung, Sprache und Denkart wart der Peloponneſier und der andern Feinde, möglich machten, zurück zu kehren; ſo iſt wohl offenbar, daß ſie, wenn ſie einig geweſen wären, ihnen leicht die Spitze hätten bieten können. Wegen dieſer ihrer Thaten im Piräus werden ſie von allen Menſchen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Fremdlinge verdienen gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für unſre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland hielten, und ihr Leben ſo ruhmwürdig endigten; wofür der Staat ſie öffentlich betrauert und beſtattet, und ihnen für ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern beſtimmt hat.

Die jetzt begrabenen 7) aber, Mitſtreiter der von alten Freunden beleidigten Korinthier, denen ſie neue Bundsgenoſſen wurden, handelten nicht wie die Lakedämonier; denn dieſe misgönnten den Korinthiern auch das Gute, was ſie beſaßen. Sie aber erbarmten ſich der Unrechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feindſchaft, ſondern waren nur voll Eifers für ihre neue Freundſchaft, und legten vor allen Menſchen einen entſcheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu verherrlichen, hatten ſie den Muth, nicht bloß für ihre eigne Rettung zu kämpfen, ſondern ſogar für ihrer Feinde Freyheit zu ſterben. Sie kämpften nähmlich gemeinſchaftlich mit den Bundsgenoſſen der Lakedämonier, für

---

die Athener vor einer Verſammlung von Peloponneſiern, oder die Peloponneſier vor einer Verſammlung von Athenern gelobt werden ſollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um ſeine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu ſtellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da iſt es keine Kunſt, gut zu reden."

7) Über die Geſchichte des korinthiſchen Krieges. S. Gillies IV. 26. folg.

ſo ſehr abweichende griechiſche Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, ſeit Pythagoras auch Philoſophen und andere Schriftſteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieß untergegangen iſt, wenigſtens ein allgemeines Bild der doriſchen Sitten, und des dieſen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter dieſes auffaßte und ſich verſchönert dachte.

Die erkünſtelte wilde Begeiſterung und abſichtliche Dunkelheit, welche bey den neuern Nachahmern des großen Dichters oft Pindariſch genannt wird, iſt ihm ſelbſt ganz fremd. Vielmehr iſt eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in ſeiner Darſtellung. Iſt wo eine Dunkelheit, ſo liegt ſie meiſtens in den vielen Anſpielungen auf das, was uns fremd iſt, ſeinen Zuhörern aber bekannt und gegenwärtig war. Indem er die Sieger in den Kampfſpielen beſingt, geht er über auf das Lob der Heldengeſchlechter, von denen der Sieger abſtammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeyert wurden; was denn bisweilen gewaltſame Übergänge verurſacht. Es ſind dieſe Feſtgeſänge überhaupt kaum lyriſche Gedichte zu nennen, wenigſtens ſind ſie nicht das, was wir darunter verſtehen. Heroiſche oder epiſche Gelegenheitsgedichte ſind es, welche von Muſik und Tanz begleitet, nicht bloß abgeſungen, ſondern gewiſſermaßen dramatiſch aufgeführt wurden. — Was dieſen Dichter am meiſten auszeichnet, iſt die hohe Schönheit, und die muſikaliſche Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verſchönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrſcher in gefahrloſen Zeiten und glückliche Staaten unter ſchönen Kampf- und Ritterſpielen ſorgenfrey dahin leben unter gleichgeſinnten Freunden, von begeiſterten Sängern umgeben, und in ſchönen Erinnerungen der Heldenahnen ſchwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargeſtellt, und in eben dieſer Lebensweiſe, ſeiner geliebten Sieger und der doriſchen Edlen, ſtellt er uns auch die Geſtalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter ſehr verſchiedener Art und von einem ganz andern Gefühl beſeelt, iſt Aeſchylus. Das kriegeriſche, kühne Hochgefühl des für die Freyheit begeiſterten Siegers, das ſich in ſeinen Werken ausſpricht, verſetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem ſtolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrſchende ſeyn mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erſt im Werden iſt; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeſchylus zuerſt entwarf und erſchuf, ohne ſie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter beſonders in der Darſtellung des Furchtbaren und der tragiſchen Leidenſchaften. Zu der Tiefe des Dichters geſellte ſich bey ihm der Ernſt des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollſtem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in ſeinen Gedichten die Myſterien, oder die verborgenen Lehren der eleuſiniſchen geheimen Geſellſchaft verrathen habe, kann uns beweiſen, daß er überall nach Wahrheit ernſtlich geforſcht hatte. In ſeinem Geiſte hat die ganze griechiſche Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Geſtalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragiſche Begebenheiten dargeſtellt, ſondern es geht durch alle ſeine Werke eine und dieſelbe allgemeine tragiſche Weltanſicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabenes Geſchlecht durch ein jüngeres, ſchlaueres Geſchlecht von geringerm Werthe beſiegt und verdrängt worden ſey, das iſt der beſtändige Gegenſtand, wohin alle ſeine Darſtellungen und Klagen zielen; alſo die urſprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menſchen, und wie beyde allmählig in Schwäche und Gemeinheit verſinken. Doch erhebt ſich ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Rieſenkraft hie und da, wie im Prometheus immer noch kühn und frey, im Innern unbeſiegt empor. Man kann dieſer Anſicht eine mehr als dichteriſche und auch ſittliche Erhabenheit nicht abſprechen.

Herodot, der uns den perſiſchen Krieg darſtellt, wird der Vater der Hiſtorie genannt. Es iſt ſein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächſt umgaben, und ihm die wichtigſten waren, wobey dann, was er ſonſt noch irgend von der Welt und ihrer Geſchichte weiß, bey Gelegenheit eingeſchaltet wird; oder auch eine Reiſebeſchreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andre Griechen geſehen und ſehr genau geſehen und beobachtet hatte, ſo gern epiſodiſch darſtellt. Eben dieſer vielen Epiſoden und der ganz freyen, dichteriſchen Anordnung wegen, hat man ſein Werk auch mit der epiſchen Darſtellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber iſt, daß dieſe Treue, dieſe Einfalt und Klarheit, dieſe Leichtigkeit und ungeſuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenſchaften ſind, die eine darſtellende Geſchichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn ſie nicht ſo ſelten wären. Er iſt der Homer der Geſchichte.

An dieſe drey geſchilderten großen Autoren ſchließen ſich ſpäter noch einige andre von eben ſo hoher Würde an. Der erſte iſt Sophokles. In jeder Art der Geiſtesentwicklung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchſten Punct der Vollendung, der ſich dann auch durch eine ſchöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Dieſen Punct bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragiſchen Kunſt allein, ſondern in der griechiſchen Poeſie und Geiſtesbildung überhaupt. Es liegt in dieſer Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftſtellern bemerken, und weßhalb wir ſie für die höchſten und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit ſeiner Werke ſpiegelt ſich die innere Harmonie und die Schönheit ſeiner Seele ab. Es iſt an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten ſie aber dieſen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, ſo kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den beſten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht abſprechen. Dieſe ſcheint mir in keinem der älteſten Dichter ſo hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es iſt überall das Schickſal und der Gang der Poeſie, daß ſie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Geſtalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie ſenkt ſich in der Folge immer mehr herab von dieſem hohen Fluge, nähert ſich mehr und mehr der Erde, bis ſie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und ſich da am Ende verliert. Die mittlere Region iſt die glücklichſte für die Poeſie;

da wo das heroiſch Große noch natürlich und ungeſucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden iſt, aber nicht mehr in abſchreckender Rieſengeſtalt vor uns aufſteigt, ſondern milde und menſchlich rührend, und menſchlich ſchön zu uns tritt. Dieß iſt der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunſtform der griechiſchen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Verſuche andrer Völker kommen werde, um dieſe große Form der griechiſchen Dichtkunſt nachzuahmen oder ſich anzueignen.

Dem Sophokles folgte in der Kunſt, aber nicht in der Geſinnung Euripides, welcher aber ſchon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben ſo ſehr Redner als Dichter, und iſt, je nachdem man ihn günſtig oder ungünſtig beurtheilt, ein Philoſoph oder ein Sophiſt zu nennen; denn in dieſer Schule hatte er ſich gebildet, und daher manchen der Poeſie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn ſein Feind und unerbittlicher Verfolger Ariſtophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber dieſen und einige andere Schriftſteller aus den Zeiten des griechiſchen Verderbens mit wenigen Zügen ſchildere, iſt es nöthig, erſt überhaupt in der Kürze darzuſtellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der innern Staaten-Zerrüttung, dem Geſchlecht der Sophiſten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geiſtig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen ſie auftrat, den ſophiſtiſch gewordenen Geiſt der Griechen, ſo weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweyte Vorleſung.

Spätere griechiſche Litteratur. Sophiſtik und Philoſophie. Alexandriniſches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemählde des aufblühenden griechiſchen Geiſtes in ſeiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem erſten Vortrage verſuchte, mit kurzen Worten in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwicklung ſo unmittelbar und unglaublich ſchnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunſt und den Geiſt der Griechen durch eine falſche Sophiſtik zu Grunde richtete.

Der erſte große Schriftſteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten hiſtoriſch darſtellt, iſt Thucydides. Durch den hohen Styl und den tiefen Inhalt reiht er ſich noch, [illegible] an die Zahl der erſten Autoren Griechenlands. Seine Geſchichte iſt ein Kunſtwerk der Darſtellung; ſo wurde ſie von den Alten ſelbſt beurtheilt, und beſonders einer obwohl nicht erdichteten, ſondern geſchichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darſteller ſelbſt jener große Bürgerkrieg, die Geſchichte von dem Untergang ſeiner einſt ſo blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterſtadt als ein furchtbares Trauerſpiel erſcheinen. War ja doch dieſe Begebenheit in den weitern Folgen für uns, was damals noch nicht ſo hell einleuchtete, auch die Geſchichte von dem allgemeinen Untergang der geſammten griechiſchen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunſtform der Hiſtorie geſtiftet und auch vollendet. Die Eigenſchaften dieſer beſondern hiſtoriſchen Kunſtform beſtehen in der Einflechtung ausführlicher, kunſtreicher politiſcher Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsanſichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verſchiedenen Standpunct der entgegengeſetzten Partheyen enthalten und mit Scharfſinn entwickeln; ſodann in einer faſt dichteriſch ausführlichen, lebhaft mahlenden Darſtellung von Schlachten und andern, in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlenden, öffentlichen Begebenheiten; endlich in der höchſten Würde eines reich geſchmückten Styles in der kunſtreichſten Proſa. Bey ähnlichen Staatsverhältniſſen, und einem ähnlichen Übergewicht und Einfluß der Redekunſt, konnten die Römer unter allen Kunſtformen der griechiſchen Bildung dieſe ſich am leichteſten und am glücklichſten aneignen. Für uns neue Europäer paßt ſie nicht; die Verſuche der Nachahmung ſind meiſtens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältniſſe ſind anders, die Redekunſt hat nicht mehr dieſen entſcheidenden, oft verderblichen Einfluß; bey dem reichen Vorrath von Thatſachen, den wir in der geſammten Weltgeſchichte überſchauen, verlangen wir ſtatt der dichteriſch ausführlichen Beſchreibungen von Schlachten, und andern öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geſchah, und warum es ſo gekommen ſey. Eine ſolche deutliche Kürze, die ſchmuckloſe Einfalt, und ſchöne Klarheit des Herodot, entſprechen mehr unſerm Bedürfniſſe und Wunſch in der hiſtoriſchen Darſtellung, und müſſen eher das Ziel ſeyn, wohin dieſe jetzt zu ſtreben hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erſte geblieben iſt. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zuſammenſetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten ſein Werk nannten, eines erhabenen hiſtoriſchen Trauerſpiels würdig iſt; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hie und da dunkeln Styl. Sey es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werks, ſondern an dem Ganzen, wie ein ſcharfſinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; ſey es dem Zeitalter zuzuderen Unabhängigkeit von denſelben. Da ſie nun ſiegten, gewährten ſie ihnen gleiche Vortheile; mislang ihre Abſicht, ſo hinterließen ſie denen im Peloponneſos gewiſſe Knechtſchaft. Jene waren in einer ſolchen Lage, daß für ſie das Leben kläglich, der Tod aber wünſchenswerth war; dieſe hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienſt erworben hatten, erhielten ſie, nachdem ſie Männer geworden waren, den Ruhm derſelben, und bewieſen ihre Tapferkeit. Sie ſind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; ſie richteten wieder auf, was andre hatten ſinken laſſen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebiet. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu ſterben ziemt; dem Staat bezahlten ſie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen ſie Kummer.

Darum müſſen die Lebenden ihren Verluſt beklagen, ſich ſelbſt beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbniſſe ſolcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, ſich ſelbſt des Lebens berauben, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waiſen; ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bey dieſem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil ſie noch zu jung ſind, um zu wiſſen, welche Väter ſie verlohren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil ſie zu alt ſind, um ihr Unglück zu vergeſſen. Denn was kann wohl ſchmerzlicher ſeyn, als Kinder, welche man erzeugt, und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter ſchwach an ſchreiben, in welchem die Proſa erſt eben entſtanden war, und ſich zu bilden angefangen hatte, und nach einem ſo hohen Styl ſtrebend, als der, welchen dieſer Hiſtoriker im Sinne hatte, die kunſtreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorhergegangenen Kampfes, der Anſtrengung und des Zwanges an ſich zu tragen; oder ſey es, daß der Verfaſſer dieſes, bey aller Erhabenheit und Kunſt dennoch Rauhe und bisweilen Abſchreckende der Schreibart angemeſſen fand für den dunkeln Inhalt ſeiner tragiſchen Geſchichte, jener furchtbaren Kataſtrophe von dem Verfall und dem Untergang ſeines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beſchreiben und aufzeichnen wollte, ſondern, wie er ſelbſt im Eingang ſeines Werkes kraftvoll ſagt, hinſtellte als ein „Denkmahl auf ewig.“

Wenn uns Thucydides die innere Zerrüttung aller griechiſchen Staaten und Verfaſſungen überhaupt, ſammt ihren Urſachen vor Augen ſtellt, und erklärt; ſo ſchildert uns dagegen Ariſtophanes den tiefen Verfall der atheniſchen und überhaupt der griechiſchen Sitten, auf eine Weiſe, und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben überſteigt, und die uns kein geſchichtliches Werk und kein andres Denkmal irgend ſo deutlich ſchildern könnte. Von dieſer Seite, als Urkunde der Sittengeſchichte des Alterthums, iſt ſein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wollen wir ihn als Schriftſteller und Dichter beurtheilen, ſo müſſen wir uns freylich ganz und durchaus in ſein Zeitalter verſetzen. In dem neuern Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Litteratur, die Dichter und überhaupt die Geiſteswerke derſelben, zu ausſchließend nach dem feinern geſellſchaftlichen Ton ſich richten, und insbeſondere nach dem Beyfall der Frauen ſtreben. Es hat unter den Nationen, und in den Epochen ſelbſt, die dieſes Fehlers am meiſten beſchuldigt werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Litteratur durch eine ſolche überall und auch da, wo ſie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beſchränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag ſeyn, daß dieſe Klage einigen Grund habe; der Litteratur der Alten, und beſonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß ſie eine allzu ausſchließend und einſeitig männliche Litteratur war, die eben desfalls in einigen Stücken rauher erſcheint und roher blieb, als von der ſonſtigen Geiſtesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. — In den älteſten Zeiten, ſo wie uns deren Zuſtand und Sitten auch noch die homeriſchen Gedichte ſchildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freyer, und für dieſe frühere Stufe der geſellſchaftlichen Ausbildung günſtig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieſer Hinſicht immer mehr von den aſiatiſchen Völkern die Sitte der völligen Abſonderung, Einſchließung, und Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts an. Selbſt die republikaniſche Verfaſſung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geſchäften, mit wahrhaften oder bloß eingebildeten vaterländiſchen Gefühlen und Gegenſtänden, und mit der beſondern politiſchen Meinung und Partey anfüllte, denen ein Jeder angehörte, war dem Einfluſſe und den Verhältniſſen des weiblichen Geſchlechts nachtheilig. Wohl waren dieſe Verhältniſſe nicht überall dieſelben, es gab vielerley Verſchiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfaſſung der einzelnen griechiſchen Völker in dieſem Stücke, wie in vielen andern, ſo weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bey dem doriſchen Stamm, ſo wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich beſſer anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der aſiatiſchen Einſchließung und Abſonderung der Frauen, auch in Griechenland ſehr ausgebreitet, von welcher in den Geiſteswerken der Griechen viele ungünſtige Folgen zu ſehen ſind. Daher fehlt dieſen Werken bey allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüthe der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und geſucht ſeyn muß, die man aber doch da, wo ſie an ihrer Stelle wäre, ſehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und beſonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht bloß minder geſittet, als man es von einem ſonſt ſo geſitteten, gebildeten und geiſtreichen Volke erwarten ſollte; auch die entſchiedenſte Unſittlichkeit und Unnatur hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts zur Folge, und rächte ſich dadurch für die ungerechte Unterdrückung. Selbſt in den ſchönſten und edelſten Werken der Alten, ſtört uns noch hie und da die Erinnerung an dieſen Punct, in welchem ihre Lebenseinrichtung ſo fehlerhaft, ihre Sitten ſo verkehrt waren. Hier, wo der Verfall der griechiſchen Sitten, und von dem Schriftſteller, der denſelben am kraftvollſten und anſchaulichſten mahlt, vom Ariſtophanes die Rede iſt, war wohl der Ort, dieſen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man dieſe Unvollkommenheit aber einmal als ſolche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweiſe nicht den einzelnen Schriftſteller, ſondern die geſammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Litteratur trifft; ſo muß man ſich alsdann auch dadurch nicht abhalten laſſen, die übrigen großen Eigenſchaften ſolcher Schriftſteller, die uns für vollſtändige Kunſt und Geiſtesbildung oft ſo unentbehrlich ſind, ganz anzuerkennen, und in dem

Ariſtophanes z. B. den großen Dichter zu ſehen, der er wirklich iſt. Zwar ſeine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, iſt für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem erſten Urſprung auf dem Naturdienſt der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Feſten, ſchien ihnen jede Freyheit und auch die ausſchweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, ſondern geheiligt. Allerdings iſt die Fantaſie, die an und für ſich unbeſchränkt ſeyn möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und ſo hat ſich derſelbe Trieb, ſich ihrem Flug und ihren Launen einmal ganz zu überlaſſen, und alle andre Schranken, Geſetze, und Gewohnheiten wenigſtens für dieſen Augenblick nicht zu achten, auch wohl ſonſt bey Dichtern in andrer Zeit, und unter andern Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieſes alte Vorrecht einer ſaturnaliſchen Freyheit für die Spiele ſeiner Fantaſie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabey die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verſchwendung von Erfindung und Geiſt, ſondern auch durch die höchſte Bildung in Sprache und Verskunſt, ſeine poetiſche Ebenbürtigkeit und Anſprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweiſen, daß es nicht ein proſaiſcher Muthwille, oder gar eine perſönliche Triebfeder ſey, was ihn begeiſtere, ſondern eine poetiſche Kühnheit. Dieſes findet auf den

Ariſtophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunſt iſt er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit ſondern den erſten Dichtern gleich zu ſetzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernſthaften und poetiſchen Stellen, welche dieſe atheniſche Volkskomödie in ihrer äußerſt mannichfaltigen und regelloſen Zuſammenſetzung nicht ganz ausſchließt, zeigt er ſich als wahrer Dichter, dem jeder Verſuch auch in der ernſten und höhern Gattung unſtreitig gelungen ſeyn würde. So ſehr nun übrigens auch der Inhalt ſeiner Stücke von gemiſchter Art ſeyn mag, ſo wenig ein großer Theil ſeines Witzes uns gefallen und anſprechen kann, ſo bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Untaugliche wegſchneidet, immer noch ein faſt verſchwenderiſcher Geiſtesreichthum von Witz, Fantaſie, Erfindung und poetiſcher Kühnheit übrig. Eine Freyheit wie die, deren ſich Ariſtophanes gebraucht, kann freylich nur in einer ſo zügelloſen Demokratie, als Athen damahls war, Statt finden. Daß aber ein Schauſpiel, welches ſeinem Urſprung nach ein bloß zur Beluſtigung beſtimmtes Volks-Schauſpiel war, eine ſo reiche poetiſche Ausſtattung litt, ja derſelben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich ſo zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geiſt und regen Sinn des Volks jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunct griechiſcher Redekunſt und Verfeinerung, ſo wie auch griechiſcher Zugelloſigkeit und Verdorbenheit war. Dieß wird genug ſeyn, um den Dichter Ariſtophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzuſtellen, was er auf keine Weiſe ſeyn darf, aber doch ihn in ſein wahres Licht zu ſtellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Menſch und beſonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes als Dichter-Vorrecht geſtatteten Freyheit machte, ſo läßt ſich auch hier vieles zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, und manches anführen, was ihm unſere Achtung erwerben muß. Am vortheilhafteſten erſcheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und ſchädliche Demagogen mit einem in demokratiſchen Staaten und anarchiſchen Zeiten gewiß ſehr gefährlichen, und verdienſtlichem Muthe, der ſelten gefunden wird, ſchonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindſchaft, und ſchon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, beſonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; ſo iſt dabey auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Aeſchylus, ſondern auch vom Sophokles, der noch ſein Zeitgenoſſe geweſen war, in einem ganz andern Tone und mit Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht ſpricht. Eine ſchwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhafteſten und den weiſeſten ſeiner Mitbürger, den Sokrates, ſo gehäſſig geſchildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetiſche Willkühr, und daß er den erſten deſſen berühmten Nahmen aufgriff, um unter demſelben die Sophiſten, die es allerdings verdienten, zu verſpotten, und dem Volke ſo lächerlich und verabſcheuungswerth darzuſtellen als möglich. Der Dichter verwechſelte und vermengte vielleicht ſelbſt, ohne es zu wollen, den Weiſen, den ſein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in dieſe Schule führte, mit dieſen Sophiſten ſelbſt, welche Sokrates ſtudirt hatte, um ſie zu widerlegen, und deren Schule er nur beſuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen ſie, und den Verſuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, ſondern auch die redenden Künſte, und alle durch die Rede wirkende und ſich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart ſind durch den ſophiſtiſchen Geiſt vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in ſo weit es noch möglich war. Dieſer eifrige Freund und Erforſcher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachſten und beſchränkteſten Verhältniſſen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserleſener Schüler und gleichgeſinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die Geiſtesbildung und Litteratur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Geſetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber dieſen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburth der Philoſophie, und den von da an beginnenden neuen Aufſchwung des griechiſchen Geiſtes deutlich vor Augen zu ſtellen, iſt nothwendig, daß ich zuvor noch einen Blick rückwärts wende, auf die ältere Philoſophie und den herrſchenden Volksglauben der Griechen, ſo wie auf den Urſprung der zwiſchen beyden hervorkeimenden Sophiſtik. —

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunſt und Geiſtesbildung betrifft, in allem, was vom Menſchen zur äußern Erſcheinung und an die ſinnliche Oberfläche gelangt; ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die, allen dieſen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erſcheinungen zum Grunde liegenden Anſichten der Griechen von der Welt, vom Menſchen und von Gott viel zu materiell, ungenügend und eigentlich verwerflich waren. — Die ältern Philoſophen der griechiſchen Nation ſind ſelbſt dieſer Meinung geweſen, indem ſie den Homer und Heſiodus, als die allgemein bekannteſten und verbreiteten Dichter und Hauptſtifter der Götterlehre, eben wegen dieſer dichteriſchen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unſittlichen Vorſtellungen von der Gottheit durchaus tadelten, und in den ſtärkſten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergetzung und Erheiterung; ſobald wir uns aber daran erinnern, daß dieſe Anſichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, ſobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden: ſo können wir bey aller Vorliebe für den Zauber der Darſtellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philoſophen einigermaßen beyzuſtimmen. Wir fühlen und verſtehen wenigſtens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen ſie ſich ihrer daher rührenden Feindſchaft gegen die Dichtkunſt zu ſehr überlaſſen, und ſich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwickelung des griechiſchen Geiſtes ſo mannigfaltig war, daß es ſchwer iſt irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, beſonders in den frühern Zeiten zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die ältern Geſänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpf der Rieſen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die ſieben Helden, beſonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten beſangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Anſicht ſich gründen, als die ſpätern Heldengeſänge aus der trojaniſchen Zeit. Einiges darin möchte ſelbſt mit den aſiatiſchen Überlieferungen weit mehr übereinſtimmen als die ſpätere grie-

Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu ſeyn? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünſchen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer ſie waren, deſto tiefer iſt der Schmerz der Verlaſſenen. Wann ſollen ſie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich iſt? Dann iſt es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünſchten! Oder bey öffentlichem Glück? Dann iſt es eine hinreichende Urſache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt ſind, während die Lebenden die Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn ſie ſehn, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülfloſigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier ruhenden thätig danken können, iſt; wenn wir ihre Eltern, eben ſo wie ſie ſelbſt es thaten, ehren, ihre Kinder ſo lieben, wie ſie, die Väter, ſelbſt; und ihre Frauen eben ſo beſchützen, wie jene, da ſie noch lebten. Wen konnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig ſorgen, als für die Angehörigen derſelben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genoſſen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen!

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, ſolche Fälle zu bejammern. Denn es iſt uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl ſterblich ſind [8]. Warum ſollten wir uns chiſche Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beyſpiel anzuführen, die unter dem Nahmen des Heſiodus erhaltene ſchöne Dichtung von den Weltaltern, dem erſten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unſchuld, im ungeſtörten ſeligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und ſelbſt göttlich lebenden Menſchen; dem dann folgenden ſchlechtern Zeitalter, dem ehernen der Gewalt und rohen Heldenſtärke, und wie die Entartung immer tiefer ſinkt. In Rückſicht auf dieſe wahrſcheinlich tiefere und höhere Bedeutung der älteſten griechiſchen Dichtkunſt bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geſchichte nicht ſinn- und inhaltsleerer Nahme, als der eines Sängers, welcher die Geheimniſſe alter Überlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengeſängen, wie ſie ſeiner Zeit angemeſſen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch ſey und in der älteſten Zeit geweſen ſeyn möge: in den homeriſchen Gedichten iſt dieſe tiefere Bedeutung ſchon faſt ganz erloſchen, und kaum mehr in einzelnen ſchwachen Spuren ſichtbar. In der dem Heſiodus beygelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben ſcheint, und als ein Maßſtab für die übrigen gelten kann, iſt die Bedeutung dagegen klar genug; aber ſie iſt ſehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt iſt dieſer Anſicht zu Folge aus dem Chaos entſtanden. Aller unſchicklichen und widerſinnigen Vorſtellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherley Sinnbildern aufgefaßt, die ſich eigentlich doch alle auflöſen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieſer Anſicht der dichteriſchen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechſel von Liebe und Haß, Anziehung und Abſtoßung, ohne Ahndung des höhern Geiſtes, der, wie er ſich im Innern des Menſchen vernehmen läßt, ſo auch aus der Natur wenigſtens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

---

[8] Zur Vergleichung hier ein angebliches Bruchſtück aus der epitaphiſchen Rede des Hyperides. Stob. Serm. CXXIII. — „Es

Es iſt dieſe Götterlehre eigentlich ein entſchiedener Materialismus, zwar noch nicht als Syſtem, als angebliche Wiſſenſchaft und Philoſophie, aber in dichteriſcher Einkleidung, und dem Volksglauben ſich anſchließend. — Vom Homer läßt ſich dieß nicht ſagen, wenigſtens tritt eine ſolche durchaus materielle Anſicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es iſt vielmehr in ſeinem durchaus bloß menſchlichen Gemälde, wo die Götter bloß als Geſtalten der dichteriſchen Einbildungskraft erſcheinen, faſt gar keine Beziehung ſichtbar, auf das, was wir in einem philoſophiſchen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder ſolche irrige Anſichten, die deren Stelle vertreten ſollen. Es iſt nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, ſondern vielmehr gänzliche Unwiſſenheit, und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bey Kindern, hier und da mit einem ſchönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahndung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. — Wir alſo würden nach unſrer Anſicht, die Götterlehre des Heſiodus, dem ſtrengen und gerechten Tadel der alten Philoſophen gern Preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günſtiger urtheilen. Doch läßt ſich wohl erklären, was auch in ſeiner Götterlehre den ſpätern Sittenlehrern ſeines Volkes anſtößig war, und nicht zu läugnen iſt, daß gerade die Darſtellung der Götter ſelbſt in poetiſcher, noch mehr aber in moraliſcher Rückſicht die ſchwache Seite dieſer Gedichte bildet. Wenn die homeriſchen Helden wenigſtens an Kraft und Größe oft übermenſchlich und göttlich erſcheinen, ſo finden wir dagegen die Homeriſchen Götter ungleich roher, den menſchlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinſicht ungöttlicher als die Helden. Dieß iſt leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweiſe der Götter mehr der alten Überlieferung und Bedeutung angehörten, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergeſtalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten urſprünglich eine Bedeutung, meiſtens eine Naturbedeutung. Ein ſolcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von Menſchengleichen Weſen eingekleidet, fiel ſehr oft in das Widerſinnige und anſcheinend Unſittliche. Man erinnere ſich nur an den ſeine Kinder ſelbſt verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menſchlich und moraliſch nimmt, gräßliche Vorſtellung, womit doch nicht viel anders gemeint iſt, als die ihre eigenen Geburthen immer wieder ſelbſt verſchlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Heſiodus iſt voll von ſolchen Dichtungen und Vorſtellungen, die, wenn ſie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widerſinnig, unſchicklich und unſittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weiſe iſt die ſymboliſche Bedeutung, die urſprünglich faſt allen Vorſtellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunſt der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorſtellung eines hundertarmigen Rieſen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltſamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es ſich dann auch bey dem Homer und Heſiodus findet, laſſen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht ſo deutlich ausgeführt wird; nun laſſe man es aber durch die Sculptur zum daurenden Anblick ausführen, und es entſtehen jene noch wohl jetzt bey einigen aſiatiſchen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheure ihrer Mißgeſtalt abſchrecken. Oder man nehme andere ähnliche Vorſtellungen, die ſchon geiſtiger und edler ſind, aber doch auch mit der Schönheit der Geſtaltung nicht vereinbar. Man erinnere ſich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Weſen verbundenen, ſchaffenden, erhaltenden, oder zerſtörenden Gottheit in einer dreyköpfigen Geſtalt darſtellen. In einer ähnlichen, ebenfalls ſymboliſchen Beziehung und Bedeutung wurden dem irdiſchen Brahma vier Geſichter, ſo wie dem altitaliſchen Janus zwey gegeben. Alle dieſe Sinnbilder ſind der Schönheit der Geſtaltung ungünſtig. Eben dadurch erhob ſich die bildende Kunſt bey den Griechen höher als bey den Aegyptern, weil ſie dieſe alte Symbolik, in ſo weit ſie zur Mißgeſtalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poeſie verſuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verſchönernde Dichter, wie beſonders Pindar, was in den alten Götterſagen Rohes und das ſittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verſchleyern und zu mildern. Aber es konnte hier bey weitem nicht mit demſelben Erfolge wie in der bildenden Kunſt geſchehen, indem die Dichtkunſt der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, dieſe zu verändern und umzugeſtalten aber nicht in der Willkür eines einzelnen Dichters lag. Daher ſelbſt beym Homer, der doch die Götter am meiſten bloß als Menſchen darſtellt, Spuren dieſer Art ſich finden. Ein Beyſpiel wird hinreichend ſeyn, dieſes deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern ſagt, ſie ſollten eine Kette am Himmel befeſtigen, und ſich alle daran hängen, ſie würden ihn dennoch nicht von ſeinem Sitze bringen, ja er würde ſie, wenn es ihm gefiele, wohl aber alleſamt von der Erde zu ſich hinauf ziehen: ſo erſcheint dieſes auf den erſten Blick als eine rohe und nicht angemeſſene Prahlerey. Es iſt hier aber wohl ohne allen Zweifel, ſo wie es auch ſchon die Alten deuteten, etwas Allegoriſches von der Verkettung aller Weſen gemeint. Noch deutlicher iſt dieſes in einer andern Stelle, welche für das Gefühl beym erſten Anſchein ſehr beleidigend und widerſinnig iſt. Zeus droht der Juno abermahls in einem ſolchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, ſie ſolle ſich erinnern, welche Strafe ſie einſt erlitten, weil ſie ſeinen geliebten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieſer Strafe ward die Königinn des Himmels, welche die Alten meiſtens auf die Luft deuteten, vorgeſtellt, als mit gefeſſelten Händen von der Feſte des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belaſtet. Hierbey hat dem Dichter unſtreitig nicht bloß ein allegoriſcher Gedanke vorgeſchwebt, ſondern wahrſcheinlich hat ihm irgend ein beſtimmtes hieroglyphiſches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen geſtanden. Stellen ſolcher Art ſind jedoch verhältnißmäßig ſelten im Homer, ſo daß manche Erklärer dieſe und ähnliche als unecht verwarfen, oder ſie doch anders auszulegen ſuchten.

Gleichwohl waren es ſolche und ähnliche Vorſtellungen, welche die Sittenlehrer anſtößig fanden, und auf ihrem Standpuncte auch wohl finden mußten, und weßhalb ſie den Homer und die Dichtkunſt überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit ſtammenden Überbleibſeln einer kaum mehr verſtandenen Symbolik, deren Deutung zum Theil ſchon verlohren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anſtößig werden. Bey der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmteſten Geſchlechter von dem Stamme der Helden, dieſe aber von den Göttern abzuleiten, wurde beſonders dem Vater der Götter eine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft von Heldenſöhnen, und eine ſo große Anzahl von ſterblichen Geliebten beygelegt, daß Ovid mehrere Geſänge und Bücher mit dieſen Geſchichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie ſchon erinnert worden, bloß als ein erlaubtes und ergözliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum ſind wir, da wir es ſo nehmen, gewohnt, es einer ernſthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, ſo leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung, und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die übeln ſittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorſtellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In ſo weit läßt ſich alſo der Tadel der alten Philoſophie verſtehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunct verſetzen. Wir müſſen für uns zweyerley in dieſem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer iſt troz aller jener Mängel, die Quelle von ſo vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa geweſen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Piſiſtratiden Dank dafür zu wiſſen, daß ſie uns den Dichter erhalten haben, den die Philoſophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrſchende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergeſſenheit gebracht haben würden. Von der griechiſchen Mythologie überhaupt aber und abgeſehen von jenem erſten aller alten Dichter, kann man zugeſtehen, daß ſie in den Zeiten, die uns hiſtoriſch bekannt ſind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne ſittliche Begriffe anſtoßend, ſondern dem Innerſten ihrer Anſicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freylich haben dieſe Philoſophen, welche die Dichter und ihre Mythologie ſo hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates ſich ſelbſt nicht zur Gottheit, und die meiſten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philoſophen Sophiſten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für ſich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unſchuld und Einfalt je geweſen waren.

So wie die Dichtkunſt, ſo iſt auch die Philoſophie der Alten von den aſiatiſchen Griechen ausgegangen.

Die

Derſelbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die erſten und größten Philoſophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die ſogenannte joniſche Schule ſtifteten, ſondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem ſüdlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunſt und Poeſie ſind wir ſchon gewohnt die Griechen zu bewundern; vielleicht hat ſich aber ihr Geiſt in keinem andern Gebiethe ſo thätig, erfinderiſch und reich gezeigt, wie in dem der Philoſophie. Selbſt ihre Irrthümer ſind lehrreich, weil ſie überall Frucht des Selbſtdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben; ſie mußten ſich ſelbſt überall den Weg bahnen und ſuchen, und können uns ſo am beſten zeigen, wie weit der Menſch mit ſeinen natürlichen Kräften in der Erforſchung der Wahrheit kommen kann. Ich widme dieſer Philoſophie noch einige wenige Worte.

Die joniſchen Philoſophen verehrten als die erſte Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element, Thales das Waſſer, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der das Wachsthum nährenden und verbindenden Kraft des Waſſers, in der Geſtalt des Flüſſigen auch das Princip einer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich ſichtbare Feuer, was Heraklit als das Erſte in der Natur aufſtellte, ſondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieſer Lehre, hat vor allen andern wohl beſonders dieſe geiſtige Anſichten gehabt. Wie wenig aber der Geiſt dieſer Denker ſich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am beſten das Beyſpiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erſte genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verſtand anerkannte, ſo nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder ſeine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen nach der Meinung des Materialismus Alles zuſammen geſetzt iſt. Dieſe Lehre von den Atomen, aus deren mechaniſchem Zuſammenfluß alles entſtanden ſeyn ſoll, ward ſchon frühe bey den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches Syſtem gebracht, und ſpäterhin durch Epikur bey Griechen und Römern eben ſo allgemein herrſchend, als ſie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert geweſen iſt. Dieß iſt der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Speculationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendſten zeigt ſich das Mangelhafte des griechiſchen alſo härmen, daß dieſe hier litten, was wir alle ſchon lange erwarteten? Warum konnen wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wiſſen, daß der Tod den Schlimmſten, wie den Beſten gemein ſey? Denn der Tod verſaumt die Böſen ſo wenig, als er die Guten ſchont; er beweiſt ſich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen ſind, die übrige Zeit unſterblich ſeyn könnten; ſo hätten die Lebenden Recht, die Verſtorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unſre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerſtehen, und der Genius, dem die Be-

---

iſt freylich ſchwer diejenigen, welche ſich in ſolchen Leiden befinden, zu tröſten; denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe beſänftigt, ſondern durch das Maaß der Empfindſamkeit eines jeden, und ſeiner Liebe für den Verſtorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth faſſen, und ſeinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verſtorbenen denken, ſondern auch an das große Beyſpiel, welches ſie uns hinterlaſſen haben. Was ſie gelitten, iſt nicht beweinenswürdig, was ſie aber gethan, höchſt ruhmwürdig. Eben darum, weil ſie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unverſtorbaren Ruhm gewonnen haben, ſind ſie in jeder Rückſicht glückſelig. Für diejenigen unter ihnen, welche kinderlos geſtorben ſind, werden die Lobgeſänge der Hellenen unſterbliche Kinder ſeyn; ſtatt derer hingegen, welche Kinder hinterlaſſen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder ſeyn. Überdem, wenn der Tod dem Nichtſeyn ähnlich iſt, ſo ſind ſie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menſchlichen Lebens befreyt. Wenn ſich aber das Bewußtſeyn, und die Vorſorge des göttlichen Weſens auch noch bis in die Unterwelt erſtreckt, wie wir glauben; ſo dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter ſchützten, die höchſte Glückſeligkeit von dem göttlichen Weſen erhalten."

Volksglaubens, und ihrer ältern Philoſophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele richtet. Die unbeſtimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter war eben nur ein dichteriſcher Traum, der, ſobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entſchiedenen Unglauben überging. In den Myſterien, oder geheimen Geſellſchaften, welche, wie in Aegypten ſo auch in Griechenland, ſehr weit ausgebreitet waren, ſcheint etwas mehr, und etwas Feſteres von einem künftigen Leben gelehrt worden zu ſeyn; es blieb aber in dieſem engen Kreis eingeſchloſſen. Die früheren und ſpäteren Philoſophen, welche die Unſterblichkeit zu beweiſen verſuchten, hatten doch meiſtens nur die Unzerſtörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne perſönliche Fortdauer. Dieſe und eine eigentliche Unſterblichkeit ſcheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und dieſe Lehre zuerſt allgemein verbreitet zu haben. War auch dieſer Wahrheit einiger Irrthum beygemiſcht, indem er ſich die Unſterblichkeit wie mehrere orientaliſche Völker als Seelenwanderung dachte, ſo ragt er doch durch dieſen einzigen Umſtand über alle andern alten Philoſophen der Griechen hervor, und erſcheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit, und Wohlthäter ſeiner Nation. Aber ſein Bund, der allerdings wohl nach politiſcher Herrſchaft ſtrebte, und deſſen Abſicht nicht ohne den gänzlichen Umſturz des alten Volksglaubens erreichbar geweſen wäre, ward geſtürzt, und ſeitdem gerieth die Philoſophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerſpruch und die Seltſamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfſinn erſonnen und vertheidiget, mit dem höchſten Aufwand der Redekunſt verbreitet wurden; der dadurch ſich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflöſung aller Grundſätze, haben ſich kaum jemahls in ihrem ganzen verderblichen Einfluſſe auf das Leben ſo gezeigt, wie damahls. Die eine Klaſſe der ältern Philoſophen ſtimmte bey mancher ſonſtigen Verſchiedenheit nur darin überein, daß ſie die Natur ganz allein von Seiten ihrer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles ſey in einem ſteten Fluſſe, ſagten ſie. Dieſe Behauptung aber trieben ſie ſo weit, daß ſie überhaupt gar nichts für bleibend und beſtehend erkennen wollten; ſie läugneten, daß es irgend ein ſolches Beſtehendes im Daſeyn, etwas durchaus Feſtes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, ſie läugneten nebſt der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andre Parthey, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit feſt hielt, verfiel in die ganz entgegenſtehende Behauptung, indem ſie die Möglichkeit der Bewegung, und das wirkliche Daſeyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und dieſe Paradoxien mit der höchſten dialektiſchen Kunſt durchzuführen ſuchte, wobey ſie wenigſtens in ſo fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der erſten und größten dieſer Sophiſten eröffnete ſeine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für ſich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben ſollte, dieſelbe doch dem Menſchen durchaus nicht erkennbar, und wenn ſie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar ſey. Der Zweifel möchte dem Denker leicht geſtattet ſcheinen, wenn er nach redlichem Forſchen zu dieſer wenig erfreulichen Überzeugung gelangt wäre, und ſeine Zweifel für ſich bewahrte. Allein jene Sophiſten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelſucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wiſſen, behaupteten andre Sophiſten, ſie wüßten Alles, und ſeyen Meiſter jeder Kunſt und jeder Kenntniß. Wenigſtens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß ſie vermittelſt einiger ſophiſtiſchen Wendungen und Kunſtſtücke, andre Ungeübtere in Verwirrung ſetzen und verblenden konnten, und daß ſie ſelbſt im Stande zu ſeyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wiſſen leicht und und voreilig, viel beſſer als die Alten, die man verlachte, zu entſcheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Übung im Scharfſinn und in der Redekunſt gelehrt, entgegenſtehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, ſondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entſchieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und ſeine Mitbürger zu täuſchen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe als die Geſchicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der ſittlichen Grundſätze, durch die ſich die Schwächern leiten und täuſchen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrſchers. Es wurde in dieſen Schulen nicht nur des Volksglaubens geſpottet, der bey aller ſeiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit beſſern und ſittlichen Gefühlen zuſammen hing, der alſo geſchont werden mußte, ſo lange man nichts Beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe: indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabey verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſey, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die ſokratiſche Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreiſe einiger auserleſener Schüler, ſondern in ganz Griechenland die herrſchende geworden, ſo würde allerdings die geſammte alte Lebenseinrichtung und mit dieſer gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von ſelbſt weggefallen ſeyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren müſſen. Dieß wohl fühlend, mochten beſchränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn ſogar mit den andern Neuerern und Sophiſten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bey vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Haſſes in der politiſchen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte ſich in allen Verhältniſſen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewahrt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrſchaft, wenigſtens waren es die meiſten ſeiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft faſt mit Partheylichkeit und Übertreibung, die Verfaſſung von Sparta, überhaupt aber jede ſich der Ariſtokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erſcheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrſchaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle ſo tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates geweſen; Kritias, einer von den Tyrannen, welche durch ſpartaniſchen Einfluß in Athen herrſchten, nachdem dieſes beſiegt und faſt ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieſes gibt ein alter Schriftſteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen ſey, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſeyn. Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden und ahnenden Geiſtes, oder doch noch etwas anders gemeint habe, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Beſſere daraus, es höher deutend, in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt geweſen zu ſeyn. Frey war er nicht von ſolchen Meinungen und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben ſo gut, wie jene allwiſſenden und nichtsglaubenden Weiſen, gegen die Sokrates ſtritt. Ein Beyſpiel mag vergönnt ſeyn, wie ſehr er auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aeſculap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines

Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig haben erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es Spott geweſen, ſo ſey auch dieſer für einen ſolchen Augenblick wenig angemeſſen. Gleichwohl iſt hier die Deutung leicht zu finden. Ein ſolches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen waren. Es lag alſo dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere ſeiner Nachfolger ſchon entwickelt haben: daß dieſes Leben keine andre Beſtimmung habe, als ſich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, ſterben lerne. Übrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zuſtande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der beſſern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der ſonſt ſo heitere Weiſe gern zufrieden war, durch den Tod, da es ſich nun ſo fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philoſophen wo nicht zuerſt, doch am entſchiedenſten für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen ſich ſelbſt und gegen Gott. Dem Gefängniſſe und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weiſe. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne ſich ſelbſt, und der Würde ſeiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er ſeinen Nachfolgern das große Beyſpiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch ſeinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um ſo mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechiſchen Philoſophie habe ich nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben dürfen; ich habe vorzüglich das gewählt, was für hiſtoriſch gewiß gelten kann, was wegen ſeiner Beziehung auf das Leben am meiſten allgemein merkwürdig ſchien und was ſich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichneteſten Schriftſteller. Xenophon ſchließt ſich durch ſeinen ſchönen Styl noch an die beſten Autoren der alten Zeit an. Als Geſchichtſchreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit, und eine ungeſuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, dürften die meiſten doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philoſophiſcher Darſteller in den ſokratiſchen Geſprächen, ſteht er nicht bloß an Tiefe, ſondern auch an Reichthum und Kunſt weit unter dem Plato. Sein politiſcher Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieſer Art im Alterthum; doch iſt dieſe Zwittergattung von Geſchichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andre ſokratiſche Schriftſteller im Styl wieder das Beyſpiel einer edlen

Einfalt und wahren Schönheit aufſtellten, blieb im Ganzen doch die ſophiſtiſche Redekunſt bey den Griechen allgemein herrſchend. Iſokrates kann uns ein Beyſpiel geben, wie weit dieſe Künſteley in Sprache und Ausdruck bey jenem geiſtreichen Volk getrieben ward, wobey ſehr oft ganz erſonnene oder willkührliche Gegenſtände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgeſehen auf eine bloße Redeübung und geiſtreiche Spielerey. Es liegt immer etwas künſtleriſches in dieſer Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältniſſe abgewogen, eine Periode mit wiederhohltem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieſer Schmuck der Rede, dieſe Feile in der Ausführung ſogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meiſtens in dem entgegengeſetzten Falle, und in dem Fehler einer ſorgloſen Vernachläſſigung der Sprache befinden. Nur muß man dieſe Kunſt nicht fühlen, was uns ſelbſt bey Werken der bildenden Kunſt ſtörend iſt. Und doch iſt hier der Fall viel anders; man läßt es ſich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künſtliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber iſt kein Schnitzwerk. Die Rede ſoll eben nicht bloß Kunſt ſeyn, ſondern etwas Freyes, lebendig und auf das Leben einwirkend.

ſtimmung unſres Schickſals zu Theil ward, iſt unerbittlich. Darum ſollte man diejenigen für die Seligſten achten, welche für das Größte und Herrlichſte kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über ſie zu entſcheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, ſondern den ſchönſten wählten. Auch iſt ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen wiederfährt, iſt werth von allen Menſchen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; beſungen aber als Unſterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden ſie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfſpiele der Stärke, der Kunſt und des Reichthums gefeyert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unſterblichen würdig. Ich preiſe ſie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide ſie und glaube, daß das Daſeyn nur für diejenigen Menſchen ein Gut ſey, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbſtkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlaſſen. Jedoch iſt es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Geſetz zu ehren, und die Beſtatteten zu bejammern.

Plato und Ariſtoteles, die ich hier bloß als Schriftſteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechiſchen Geiſtesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechiſche Geiſt je erreicht hat. Der erſte hat die Philoſophie ganz als Kunſt behandelt, und darſtellend vorgetragen; der andre als Wiſſenſchaft im weiteſten Sinn des Worts, indem er außer der Philoſophie noch Naturkunde und Naturgeſchichte, und auch Geſchichte, Politik und Gelehrſamkeit umfaßte, und alles griechiſche Wiſſen in ein Syſtem brachte.

In den darſtellenden und in den dichteriſchen Theilen ſeiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunſt iſt Plato von den Alten durchaus für den Erſten von allen, die in Proſa geſchrieben haben, geachtet worden. Was ihn beſonders auszeichnet, iſt die große Mannigfaltigkeit, mit der ſeine Schreibart ſich jedem Gegenſtande anſchließt, von den künſtlichſten Abſtractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophiſten verfolgt, bis zu den poetiſchen, oft dithyrambiſch kühnen Stellen, in denen er ſeine philoſophiſchen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darſtellung gehören Phaedon und die Republik zu dem Vortrefflichſten, was der griechiſche Geiſt hervorgebracht hat.

Dieſe beyden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, haben zwey Jahrtauſende hindurch auf den Gang des menſchlichen Geiſtes in Aſien und Europa einen faſt unüberſehbar großen Einfluß gehabt. Doch davon wird es zweckmäßiger ſeyn, an einer andern Stelle zu reden. Als Schriftſteller hat Ariſtoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in ſeinem Zeitalter zu herrſchen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunſt, und überhaupt als ein Inbegriff und höchſter Gipfel griechiſcher und beſonders attiſcher Geiſtesbildung galt, hatte Ariſtoteles auch auf Gelehrſamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des hiſtoriſchen Wiſſens den entſchiedenſten und vortheilhafteſten Einfluß. — Ariſtoteles nächſter Nachfolger, der Charakterſchilderer Theophraſt, ſo wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geiſtesbildung, und ihre Schriften waren in einem edlen und ſchönen Styl abgefaßt. Die ſpäter entſtandenen philoſophiſchen Secten zeichneten ſich auch hierin ſehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachläſſige, ſchleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulſt und den barbariſchen Wortkram einer neu ſeyn ſollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geiſtes fing an, ſich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherſtellung der Philoſophie durch Sokrates erſtreckte ſich nicht auf das Ganze der griechiſchen Geiſtesbildung; ſie wirkte zunächſt nur auf Einzelne, die ſich ſelbſt immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinſchaft mit der tiefgeſunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poeſie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat ſie faſt gar keinen Einfluß haben können, da dieſe ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerſtört und erloſchen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderiſcher Dichter ſeyn konnte.

In der ſpätern Poeſie der Griechen ſehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch iſt auch dieſer Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechiſcher Bildung und griechiſchen Dichtergeiſtes.

Die erſten Spuren von dem Verfall der tragiſchen Kunſt bemerkten wir ſchon im Euripides, ſo vortrefflich er auch in pathetiſchen Darſtellungen, ſo reich er an einzelnen, beſonders lyriſchen Schönheiten iſt. Es zeigt ſich dieſe mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten Tragikern, beſonders in dem Mangel an Einheit und Zuſammenhange in ſeinen Werken. Ich habe ſchon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entſtanden und hervorgegangen iſt aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor und Feſtgeſängen von mythologiſchem Inhalt. Der Chor iſt unzertrennlich von dem Weſen der alten Tragödie, die von ganz lyriſcher Art und Beſchaffenheit iſt. Das haben auch unter den

Neuern beſonders die Dichter gefühlt, wenn ſie dieſe Form nachbilden und ſich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemeſſene Verhältniß zwiſchen dem Chorgeſang und der dramatiſchen Handlung iſt daher das weſentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer ſolchen Tragödie. Beym Sophokles iſt beydes ganz in Harmonie; beym Euripides ſchweift der Chor, als ob ihm ſeine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelaſſen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiethe der Mythologie. So ſind auch lyriſche Schönheiten, die an ſich vortrefflich und hinreiſſend ſeyn mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophiſten gelernt hatte, ſo wie manche lange Reden nach der rhetoriſchen Kunſt ſehr oft zur Unzeit angebracht, wo ſie nicht hingehören. Jetzt nachdem die Harmonie aufgelöſt war und die lyriſchen Beſtandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erſchien die Handlung, wie ſie ehemals ein Trauerſpiel ausfüllte, nun meiſtens arm und ungenügend. Um ſie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter ſeine Zuflucht zu allerley Verwickelungen, Überraſchungen, verdoppelten Kataſtrophen, Intriguen, die mehr dem Luſtſpiel angehören, mit dem Weſen und der Würde des Trauerſpiels aber nicht wohl vereinbar ſind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darſtellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern

Luſtſpiels, den wir aus den Nachbildungen oder Überſetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatiſche Dichtkunſt, welche im Aeſchylus mit dem heroiſch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem ſie ſich aus dem Dunkel und den großen Geſtalten einer dichteriſchen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geiſtreichen Darſtellung des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenſtände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieſes darbietet, auch erſchöpft waren, ihre Laufbahn beſchloß und ganz aufhörte. Ob eine Darſtellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Luſtſpiel zur Poeſie gehöre, ward bey den Alten von vielen bezweifelt. Mehrere entſchieden dagegen, weil ihnen zur Poeſie außer der Verskunſt auch die Mythologie weſentlich ſchien. Nach unſerm Begriff von der Dichtkunſt kann die lebendige Darſtellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poeſie nicht ausgeſchloſſen werden. Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie, wenn wir ſie auf den Menſchen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was ſie eigentlich für eine Nation ſeyn ſoll, iſt es freylich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verſchönern, und eine große Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; ſo wie es in den Heldengedichten geſchieht, wo das Wunderbare freyen Raum hat, und der Dichter ſich an die Mythologie anſchließt. Die zweyte Beſtimmung der Poeſie iſt es, ein klares und ſprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen. Es iſt dieß auch in andern Formen möglich; die dramatiſche Dichtkunſt aber kann es am lebendigſten. Nicht bloß die äußere Erſcheinung des Lebens allein ſoll die Poeſie darſtellen: ſie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere und ſchönere Gefühl, was in vielerley Geſtalten ſich kund gibt, die aber, ſobald dieſe Richtung die überwiegende iſt, immer zur lyriſchen gehören.

Uns alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung und Begeiſterung. In der Dichtung ſind die beyden andern Elemente, Darſtellung und Begeiſterung, vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geiſtes und der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſeyn, und genannt zu werden verdienen.

Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darſtellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attiſchen Geiſtesbildung beſchließen, ſo nimmt dieſelbe, von Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drey Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, beſonders an dem Hof der Ptolomäer ſich verſammelten, ſind höchſtens als eine Nachleſe der ältern Poeſie der Griechen zu ſchätzen. — Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrſamkeit und Kritik, hatten dieſe Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien ſehr große Verdienſte. Sonſt haben ſie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künſteley im Ausdruck, nur ſelten vermieden; manche ſind abſichtlich dunkel. Diejenigen, welche ſich der epiſchen Dichtkunſt, oder überhaupt den mythologiſchen Gegenſtänden widmeten, trugen wenigſtens bey, die alte Poeſie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bey dem Verluſt ſo vieler andern ältern Dichter angenehm ſeyn, die ſchöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigſtens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus dieſem Zeitalter, des Apollonius, zu beſitzen. Bey dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen dieſe Alexandriner vor ſich hatten, kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ſie in den Zuſammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie tiefer eindrangen, als die darſtellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieſer Seite mag beſonders Kallimachus ſehr ausgezeichnet erſcheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mythologe, und als ſolcher nicht ohne eignen Dichtergeiſt; daß es ihm an dieſem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der beſonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. — Oft behandelte man jetzt die mythologiſchen Gegenſtände Rubrikenweiſe, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zuſammennahm; da iſt denn gar keine poetiſche Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder ſie wird wie in Ovids Metamorphoſen durch künſtliche Übergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeygeführt.

Es iſt überhaupt der Gang der Poeſie in ihrem Verfall, daß ſie ſich immer mehr abſondert und vereinzelt, und auf Gegenſtände verfällt, die der Poeſie eigentlich fremd ſind. Daß die wiſſenſchaftliche Aſtronomie unter dieſe Gegenſtände gehört, daß ein Abſchnitt aus der Botanik oder eine Reihe von mediciniſchen Vorſchriften, darum weil ſie in Verſen abgefaßt ſind, noch nicht zur Poeſie gehören; daß dieſe ganze Form des ſogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falſcher Kunſt und Künſteley iſt, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweiſes. Die Neuern hätten dieſe Form um ſo weniger annehmen und nachahmen ſollen, weil ſie hierin doch den Griechen weit nachſtehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünſtigt wurden, ganz entbehren müſſen. Zuerſt waren in älterer Zeit bey den

Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wiſſenſchaftlicher Gegenſtände abgefaßt worden, nicht um ſeine Dichterkunſt an einem ſchwierigen und ungünſtigen Stoff zu zeigen, ſondern zu wirklichen Lehren, weil die Proſa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenſtand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfaſſer nicht ſo geläufig war, als der Hexameter. Alſo war das Lehrgedicht bey den Griechen urſprünglich doch natürlich entſtanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geiſtesart und Geiſtesbildung hervorgegangen. Dieſes mußte ſelbſt dem ſpätern künſtlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze ſichtbare Welt mit ihren Geſtalten und reizenden Fabeln; ſo daß gar kein Gegenſtand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung ſteht, und alſo noch in das eigentliche Gebiet der alten Poeſie eingreift. Selbſt bey einem mediciniſchen oder botaniſchen Stoff boten ſich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetiſche Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Epiſoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reiz dieſer Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erſt ſehr mühſam zuſammenſuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetiſche Gattung dieſer ſpätern Zeit iſt uns anziehender, weil ſie nicht bloß Kunſt und Nachahmung iſt, ſondern das Leben von einer eigenthümlichen Zeit auffaßt und darſtellt. Ich meine die bukoliſchen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat ſchon an ſich viel Poetiſches; es iſt aber auch hier nicht abzuſehen, warum dieſe eine Seite grade abgeſondert und allein herausgehoben werden ſoll, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poeſie uns aufſtellen ſoll. Man erinnere ſich nur an ſolche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die ſchuldloſe Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegenſatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um deſto rührender auffällt. Da erſcheint Alles in ſeinem wahren und natürlichen Zuſammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Abſonderung der ländlichen Darſtellung in der Poeſie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederhohlungen, oder um nicht zu ermüden, und wenn er ſeine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Übertreibungen. Sonderbar iſt es, daß dieſe Gattung beſonders in den ſpätern Zeiten der geſellſchaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu ſeyn pflegt. Es iſt auch in der Poeſie nicht ſelten der Überdruß an der ſtädtiſchen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meiſten Idyllen verrathen dieſen Ur-

Beurtheilung.

Was dieſer epitaphiſchen Rede des Lyſias einen gewiſſen Werth, ja ſogar einen hiſtoriſchen Vorzug giebt vor den epitaphiſchen Reden des Plato und Thukydides und vor der panegyriſchen des Iſokrates, iſt; daß ſie rein epitaphiſch iſt. Iſt ſie ein durchaus ächtes Werk des Lyſias, wie die Alten nicht zu bezweifeln ſcheinen; ſo war ſie wirklich, freylich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Atheniſchen Staats ſchon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten ſchon ſehr tief geſunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfahren, bey deren Betrachtung der denkende Alterthumsforſcher gern mit Liebe verweilt. Sie iſt alsdann die ſchätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Atheniſchen Sitte am unmittelbarſten ſchöpfen müſſen, von der uns jede noch ſo geringe geſchichtliche Spur werth iſt. Dies würde in gewiſſem Sinne ſelbſt dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger ſcharfſinnigen neuern Forſcher 9) ſchon völlig erwieſen wäre, daß

---

9) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künſtleriſchen Gründen, oder aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, ſind wohl nicht unbeantwortlich. Freylich kommt es hier auf ganz andre

ſprung, und es iſt oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt ſind, die ſich auf das Land begeben, ſich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukoliſchen Sammlung der Alten ſind allerdings einige wahre Land-Volks- und ungeſchminckte Naturlieder der Hirten. Doch findet ſich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunſt, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeicheley der Höfe erinnert. Überhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort ſagt: ein Bildchen, ein kleines poetiſches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meiſtens immer aber erotiſchen Inhalts. So zerſtreute, verſplitterte und vereinzelte ſich jetzt die Poeſie; ſie nahm immer mehr eine diminutive Geſtalt an, und beſtand zuletzt ganz und gar aus ſolchen kleinen poetiſchen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendſten und geiſtvollſten poetiſchen Tändeleyen aller Art.

Dritte Vorleſung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Litteratur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten, eine Nation zu ſeyn, zog ſich ihre Litteratur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerſt und am meiſten geſchah dieß mit der Philoſophie, deren wiſſenſchaftliche Anſicht mit dem beſtehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zuſtand der ſo tief geſunkenen Nation nun gar nicht anwendbar waren. Das hiſtoriſche Wiſſen wurde freylich vielfach erweitert, Sprache und Litteratur erſt jetzt recht wiſſenſchaftlich begründet, und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freye Geiſt fehlte. Die Redekunſt ſtand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenſtand der Erziehung. Wenn aber ſchon in den ältern, beſſern Zeiten oft ein ſpielender und ſophiſtiſcher Gebrauch von dieſer Kunſt gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall ſeyn, da die wahre und freye Staatsberedſamkeit gar nicht mehr anwendbar, der allgemeine Sinn ſelbſt in der Sprache entartet war. Auch die Poeſie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerſt ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunſt geworden; ſie konnte dem allgemeinen Looſe der Entartung nicht entgehen. Das Schickſal der bildenden Kunſt war wohl günſtiger, vielleicht deswegen, weil ſie vom Leben nicht ſo abhängig iſt. Der Künſtler arbeitet in ſeiner Werkſtätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie ſehr auch die Staaten zerrüttet, der Zuſtand der Dinge verändert ſeyn möge. Und wenn auch hier die Entartung der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geſchmacks zur Folge hatte, ſo war doch das Verderben nicht ſo allgemein. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunſt von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunſt und die Redekunſt ſchon durchaus und ganz in Verfall waren. Auch in ſolchen Wiſſenſchaften, welche von dem öffentlichen Leben ſehr abgeſondert, von dem bürgerlichen und ſittlichen Zuſtande einer Nation unabhängig ſind, zeigte ſich jetzt noch der erfinderiſche Geiſt der Griechen glänzend, und in ſeiner Kraft. In der Mathematik haben ſie, bey dem Mangel ſo vieler uns jetzt entbehrlich ſcheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wiſſenſchaftlichen Erdmeſſung und Sternkunde, wobey die ſchon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht ganz unbekannte Vorſtellung von dem wahren Weltſyſtem, wenigſtens von einigen eingeſehen und angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geſchicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erſtaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchſtaben, ohne Kenntniß der Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftſteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieſer Wiſſenſchaft für claſſiſch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bey den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeſchäftigungen, und gab ihrem Scharfſinn, ihrem Erfindungsgeiſt und ihrer Syſtemſucht einen weiten Spielraum. Auch durch dieſe Kenntniſſe, nicht durch ihre Litteratur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künſtler, Mathematiker und Aerzte, empfahlen ſich die Griechen den Römern, als dieſe nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens in die griechiſche Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, ſo ſehr dieſe ſich Anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegenſetzten. Zweymal wurden die griechiſchen Philoſophen und Rhetoren durch einen Beſchluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unverſöhnliche Feind aller griechiſchen Künſte, wollte ſelbſt ihre Aerzte, die ſich häufig bey den Römern einfanden, nicht dulden, ſchilderte ſie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten und empfahl, wie bey den altrömiſchen Sitten und Geſinnungen, ſo auch in dieſem Stücke bey den aus der guten alten Zeit ſich herſchreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber beſonders die Rhetoren und Lehrmeiſter in der griechiſchen Sprache und Kunſt den Römern waren, ſieht man ſchon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweiſe dient, daß der erſte nicht lange war gehalten worden. Auch iſt es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechiſche Sprache war damals die allgemein herrſchende der ganzen gebildeten Welt. In dem entfernteſten Aſien wurden Homers Gedichte geleſen, ſelbſt die Indier ſind wahrſcheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechiſchen Litteratur geblieben, und im äußerſten Weſten ſchrieben die Karthager ihre Entdeckungsreiſen, ſo wie der puniſche Hannibal die Geſchichte ſeiner Kriege in griechiſcher Sprache nieder. Nach der Eroberung des ſüdlichen Italiens und Siciliens, deren Landesſprache damals gröſtentheils noch die griechiſche Sprache war, und nach der allmähligen Beſitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieſer allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, beſonders durch ſo viele hiſtoriſche Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreiſe in Verhältniß kamen. Es wählten daher ſelbſt die erſten Römer, welche in dieſem Zeitraume, die Geſchichte ihres Volks zu ſchreiben anfingen, die griechiſche Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden war, war es, der zuerſt die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigſtens im politiſchen Gehalt claſſiſch für alle folgende Zeiten geblieben iſt, der Welt darſtellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateiniſchen Sprache kundig war, gab den Römern zuerſt die Odyſſee, noch in rauhen Landes-Verſen zu hören und zu leſen, und machte ſie durch Überſetzungen mit den Vergnügungen des Theaters, und mit dem dramatiſchen Reichthum der Griechen bekannt. Am meiſten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache ſelbſt verbundene Unterricht in der griechiſchen Redekunſt, was bey den vornehmen Römern, und durch dieſe mehr und mehr bey der ganzen Nation, die griechiſche Bildung überhaupt beliebt machte. Auch in Rom war die Beredſamkeit in Staatsangelegenheiten von großem oft Alles entſcheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten ſeit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeiß zum Werkzeuge einer Kunſt, die eben deßwegen den altrömiſch Geſinnten als eine ſtaatsgefährliche, und ſelbſt für die Denkart nachtheilig wirkende Sophiſtik erſchien.

Die ſpätere römiſche Geiſtesbildung hat dieſen Urſprung nie verläugnen können, und man iſt ſchon gewohnt zu wiederhohlen, daß die Römer in der Litteratur bloße Nachahmer der Griechen ſeyen.

Daß die Nationen, welche ſpäter in die Weltgeſchichte und in die allgemeine Entwickelung der Menſchheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geiſtescultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das iſt unvermeidlich; an ſich alſo kein Vorwurf. Es wäre widerſinnig, nach der Idee eines geſchloſſenen Handelsſtaates, auch in die Litteratur den Grundſatz einer abgeſchloſſenen und iſolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung ſelbſtſtändig iſt, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geiſt und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verloren geht und vergeſſen wird, ſo iſt dieſe ſelbſt nicht tadelnswerth. Kenntniſſe ſind an ſich ein Eigenthum aller Nationen; der Geiſt eines Dichters oder lehrenden Schriftſtellers, der auf ſein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunſt und Nachdenken, Geiſt und Sprache auch bey andern Völkern ſich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung iſt todt, welche ſtatt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geiſtes, bloß einzelnen Kunſtformen einer fremden Nation, die ſelten ganz für eine andre paſſen, ängſtlich nachſtrebt, und durch Kunſt erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an ſeiner natürlichen Stelle iſt.

Beyde Fehler treffen einigermaßen die römiſche Litteratur: ſowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländiſche Nationalſage vernachläſſigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünſtelung fremder Formen, welche ihrem urſprünglichen Boden entriſſen, meiſtens unwirkſam, todt und kalt erſcheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhauſe ſich erfriſten.

Dennoch iſt ein Charakter in der römiſchen Litteratur, wodurch ſie ſogar gegen die ihr ſonſt ſo überlegne griechiſche Geiſtesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieſer ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunct der alten und der neuen Weltgeſchichte.

So wie der bildende Künſtler von einer ihm einwohnenden großen Idee ganz begeiſtert ſeyn muß, und davon erfüllt iſt; eine Idee, über die er alles Andre vergißt, in welcher allein er lebt, und von der alle ſeine Werke nur durch die Ausführung verſchiedene Verſuche und Wege ſind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, ſichtbar zu machen und Allen darzuſtellen, eben ſo iſt auch der wahre Dichter, und jeder große erfindende Schriftſteller von einer ſolchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunct wird, worauf ſich Alles bey ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die beſondere Kunſtform, worin er ſie darzuſtellen verſucht, nur der äußere Abdruck iſt. Das iſt es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeſchylus, Pindar, Sophokles; oder den patriotiſchen Volksdichter Ariſtophanes, den Redner Demoſthenes, die beyden, welche die erſten ſind in der Geſchichtſchreibung, Herodot und Thukydides; oder die höchſten Denker, Plato und Ariſtoteles. Jeder von dieſen hat ſeine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt, und in allen ſeinen Hervorbringungen ſich abſpiegelt. Daher finden wir bey einem jeden dieſer großen Schriftſteller einen andern und eignen Geiſtesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darſtellung und eigne Form der Kunſt, ja ſelbſt in Styl und Sprache iſt es bey jedem dieſer erſten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. So reich und mannigfaltig war die griechiſche Bildung, und dieſen großen Originalgeiſt ſuchen wir vergeblich in den römiſchen Schriftſtellern. Aber es iſt etwas in ihnen, was einen Erſatz dafür gibt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, ſondern die ihnen allen gemein iſt: die Idee von Rom. Dieſes Rom, ſo bewunderswürdig in ſeiner alten Sitten- und Geſetzesſtrenge, gewiß auch in ſeinen Verirrungen und ewig denkwürdig in ſeiner Weltherrſchaft. Das iſt der Geiſt, der aus allen römiſchen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunſt und Künſteley, die ſie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Gröſe, und das alles beherrſchende Leben des Staats, und die Geiſteskraft und Kühnheit der Einzelnen ſtehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunſch wäre, beyde Vorzüge in gleichem Maße vereint zu ſehen. Wie aber die Dinge meiſtens ſind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, ſeiner Gröſe und ſeines Ruhms Alles beſtimmt, und nichts wäre, was nicht davon durchdrungen iſt, eine griechiſche Mannigfaltigkeit der Geiſtesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte ſo frey ſeyn, als es war, zu frey oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunſt und Geiſt da ſo aufblühen ſollte, wie es aufgeblüht iſt. Sparta der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrſchende, ſondern dauerhafte, geſunde und ſtarke Staat in Griechenland, erkaufte dieſen Vorzug durch eine auf dieſen Zweck berechnete Beſchränkung der Denkart und der Sitten, des forſchenden und ſelbſt des dichtenden Geiſtes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Hat den Cäſar, oder auch Cicero, als Schriftſteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammati dieſe Rede zum Theil oder gar ganz unächt ſey. Wir dürften und müßten dann vorausſetzen, der ſpätere Sophiſt habe aus ächt epitaphiſchen Quellen geſchöpft, nach rein epitaphiſchen Vorbildern gearbeitet; denn in der ganzen Rede iſt auch keine Spur von einer hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Umbildung. Daher iſt denn auch die Rede des Lyſias ſo volksmaßig und lebendig. So ſcheint mir die Klage beym Schluß der epitaphiſchen Reden beym Lyſias viel wahrer und eindringender, als beym Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu ſeyn, die Verſtorbenen redend einführet, dennoch kalt läßt. Überhaupt verräth dieſe Sokratiſche Tändeley des auf Dichter und Redner eiferſüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem beſten Redekünſtler, ſchön reden und glänzend vernünfteln, gar ſehr eine durchaus nicht panegyriſche noch volksmäßige Philoſophie; und die politiſche Schrift des Iſokrates, welche an geprüften Thatſachen, und einſichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger iſt, als die Rede des Lyſias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin

---

Grunde an, welche tiefer verwunden, und dem Vordertheil der Rede leicht den Garaus machen könnten. Ein Philolyſias würde es vielleicht recht gern ſehn, wenn das Werk ſeines Redners auf dieſe Weiſe von einigen Abgeſchmacktheiten gereinigt, oder lieber gleich die ganze Rede unter das kritiſche Mordmeſſer gebracht würde. Wer ſich aber für den Geiſt der Attiſchen Sitte lebhaft intereſſirt, ein Philepitaphios, wenn ich ſo ſagen darf, wird ſich das Ganze freylich nur ſehr ungern entreiſſen laſſen, ſo gering auch der Kunſtwerth deſſelben iſt, es mag nun ächt oder unächt ſeyn; und wird wenigſtens wünſchen dürfen daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige förmliche Unterſuchung geſchehen möge, welche die kritiſche Gerechtigkeit ſo wenig wie die politiſche vernachläſſigen darf.

lern, den Philoſophen und Sophiſten, bey denen ſie, was Sprache und Redekunſt, und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen ſie an Scharfſinn und wiſſenſchaftlicher Kenntniß in dieſen geiſtigen Übungen unſtreitig ſehr weit nachſtehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen groſſen römiſchen Werken, noch ein andrer Geiſt weht als der der entarteten griechiſchen Sophiſten-Künſte der ſpätern Zeit; aber es iſt nicht das Genie, es iſt nicht der individuelle Geiſt dieſer Schriftſteller, ſondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom iſt es, was ſie, obwohl in ſehr verſchiedener Anſicht Alle beſeelte, und wie der unſichtbare Lebensgeiſt dieſer Schriften überall durchſchimmert.

Daß die Römer Alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas urſprünglich, und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, iſt ſo wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geiſtesbildung die geſammte alte, dem römiſchen Volke eigne Heldenſage und Dichtkunſt, die jener Erlernung und Nachahmung des Griechiſchen lange voranging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poeſie in eine halb fabelhafte Geſchichte übertragnen Überbleibſel, eben durch jene ausländiſche Bildung zu Grunde gegangen iſt. In mehreren mit den altrömiſchen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meiſten bekannten

Schriftſtellern werden mehrmahls alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Feſten und bey den Gaſtmahlen der Edlen abgeſungen wurden. Hiſtoriſche Heldengedichte waren es alſo, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeiſt der Römer ſich ausſprach, ehe ſie bey den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die ſophiſtiſche Redekunſt, und eine gelehrtere, nun auch in Proſodie und Sprache ungleich kunſtreichere und geregelte Poeſie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenſtände dieſer altrömiſchen Heldengeſänge ſeyn konnten, ſo gibt die Geſchichte ſelbſt darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelhafte Geburth und Schickſale des Romulus, der Raub der Sabiniſchen Frauen, ſondern auch der poetiſche Kampf der drey Horatier und Curiatier, dann wieder der Übermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreyung durch Brutus, Porſennas wunderbarer Krieg, nebſt der Standhaftigkeit des Scävola, ſpäterhin noch die Verbannung des Coriolan, ſein Kampf gegen die Vaterſtadt, und wie endlich in dem innern Zwieſpalt ſeiner Heldenſeele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom geſiegt; alle dieſe angeblichen Geſchichten erſcheinen dem prüfenden Auge, ſobald man den rechten Standpunct gefaßt hat, ſofort als altrömiſche Heldenſagen und Dichtungen, die als ſolche von hohem Werthe ſind, ſo wenig der Geſchichtsforſcher, wenn er ſie bloß hiſtoriſch nimmt, die vielen innern Widerſprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem alſo ſey, daß vieles, was dieſen alten Geſängen angehört, in den früheſten Epochen Roms, unter falſcher hiſtoriſcher Einkleidung noch vorhanden, daß beſonders aus dem Livius der Geiſt und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichſten noch hervorhalle, das hätten ſchon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forſcher unſerer Zeit, Herrn Niebuhr, bleibt das Verdienſt, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und großentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch dieſe Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatſache angenommene ſogenannte Geſchichte, die doch immer als ſchwierig, zweifelhaft und widerſprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen Nachhall wenigſtens von der einheimiſchen Römerſage. Es wurden dieſe hiſtoriſchen Helden-Abenteuer, ehe griechiſche Verskunſt und Verskünſteley die Ohren von dem Klange der vaterländiſchen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Verſen abgeſungen, welche man in Italien nach der alten Zeit ſaturniſch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den ſie entbehrten, den noch ungeregelten ſogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren faſt alle Nationen Europa's im Mittelalter ſich bedienten.

Auch im Inhalt waren dieſe altrömiſchen Heldenlieder bey manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geſchichte übertragen noch vorhanden iſt, von einem patriotiſchen, ganz auf die Vaterſtadt beſchränkten, und bey einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmiſchungen doch an das Hiſtoriſche ſich nähernden Geiſte und Charakter. So iſt es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannigfaltigkeit der Odyſſee und die Fülle des Wohllauts in dem Wechſelſpiele des griechiſchen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und ſie von ihrem vaterländiſchen Geſange abwendig gemacht hat.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldenſage abwendig machen, und ſie ſo weit in Vergeſſenheit bringen mußte, daß ſie endlich nur in der ganz verſtümmelten Form einer halb fabelhaften, unzuſammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geſchichte und den ſpätern Weltverhältniſſen. Die letzte Heldengeſtalt der alten römiſchen Geſchichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunſt, und unſtreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, iſt Camillus, der das von den Galliern eroberte Rom befreyete. Mit dieſer Befreyung beginnt die hiſtoriſche Zeit Roms. In der galliſchen Verwüſtung mochten die Denkmähler großentheils zu Grunde gegangen ſeyn; alles Ältere iſt ungewiß und zweifelhaft, aber doch, wenn auch einzelnes als hiſtoriſch bleibt, mit Fabeln vermiſcht. Von da beginnt Roms Größe, die ſich zuerſt entwickelte in dem ſamnitiſchen Krieg. Dieſes iſt auch geſchichtlich die eigentliche Heldenzeit des römiſchen Volks, während welcher höchſt wahrſcheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und ſo wie ſie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt ſeyn mögen. Dieſer hiſtoriſchen Heldenzeit römiſcher Kraft und Tugend lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreyern und andern Schickſalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hiſpanien und Achaja beſiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwiſchen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einſt die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrſchaft, ſchon wie vorher beſtimmten und unaufhaltſam vordringenden Rom! Die Griechen waren ſelbſt in den älteſten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerſchaften verbreitete Nation geweſen. Rom, urſprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erſt eine Macht, bald ein welteroberndes Reich geworden.

So lag es alſo in der Natur der Sache, und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländiſche Heldenſage immer mehr in das

Dunkel zurück trat, wenigſtens nicht weiter in mannigfaltiger Darſtellung verſchönert und entfaltet, daß griechiſche Geiſtesbildung und Dichtkunſt ſtatt deſſen bey den Römern allgemein herrſchend wurde. Die Schuld davon iſt nicht allein dem Ennius zuzuſchreiben, von dem der ſchon genannte ſcharfſinnige Geſchichtforſcher ſagt, er habe ſich für den erſten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoeſie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt ſich denken, daß er, der ſo treuherzig meinte, daß drey Seelen oder drey Geiſter in ihm wären, weil er drey Sprachen wußte: lateiniſch, griechiſch und oſciſch oder altitaliſch, nicht wenig ſtolz darauf ſeyn mochte, daß er mit neu eingeführter Weiſe den Griechen ihre Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerſt nachgekünſtelt. Auch der wahre Dichter iſt nicht immer frey von einer ſolchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht ſogar falſch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil ſie ihm Nachdenken und Anſtrengung gekoſtet hat; während er um den Geiſt, den wir in ihm ehren, ſelbſt kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm alſo nicht einfällt, ſich in dieſer Hinſicht mit Andern zu vergleichen. Indeſſen hat doch Ennius ſeine neue und noch unbeholfene Kunſt zum Theil auch jenen alten vaterländiſchen Gegenſtänden zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verſe athmen einen hohen

Dichterſchwung; zu einem günſtigen Urtheil über ihn ſtimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß dieſe Bewunderung auf eine Geiſtesverwandtſchaft und Ähnlichkeit in Schwung und Sprache ſich gründete.

Unaufhaltſam drang nunmehr griechiſche Kunſt und und Art in Rom ein, obwohl mit ſehr verſchiedenem Erfolg. Unter allen Kunſtformen der Griechen lag die hiſtoriſche und die der Beredſamkeit den Römern am nächſten, und dieſe gelang ihnen auch am beſten. Die Philoſophie war ihrem Geiſte am meiſten fremd, und in der Poeſie war der Erfolg verſchieden nach den Gattungen.

In der dramatiſchen verſuchten ſich die Römer zuerſt ſeit Ennius; aber faſt haben ſie in dieſem Fache nur Überſetzungen geliefert, minder treu oder nachläſſig, die aber doch meiſtens nur Überſetzungen, und kaum Nachbildungen zu nennen ſind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimiſche Poſſenſpiel, die ſogenannten Atellanen in oſkiſcher Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberey und Geſellſchaftsſpiel der vornehmen Römer, die ſich auf ſolche Art, mitten unter aller ausländiſchen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitaliſche Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauſpiels ſich geſtalten. Was die Überſetzungen der griechiſchen Trauerſpiele betrifft, ſo war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen urſprünglich nah verwandt und wenigſtens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verſchieden und local. Iphigenia und Oreſtes erſchienen hier mehr oder minder als fremde Geſtalten, das Ganze blieb eine künſtliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen Daſeyn nicht anders als allmählig abſterben mußte. Die einzelnen Tragödien römiſcher Dichter, die aus dem Zeitalter des Auguſtus als beſſere und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweiſen, wie ſparſam die Gattung angebaut wurde und wie bald die tragiſche Kunſt bey den Römern ihre Endſchaft erreichte; das ſehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatiſcher Form, welche dem Seneca zugeſchrieben werden. Die fremdartigen atheniſchen Sitten im Luſtſpiel mußten für den römiſchen Zuſchauer auch kalt und unwirkſam bleiben. Ganz begreiflich daher iſt es, daß der Zauber pantomimiſcher Darſtellungen und Tänze endlich jedes andere Schauſpiel verdrängte.

Mußten nicht auch bey einem Volke, wo in großen Kampfſpielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tauſenden zu einer blutigen Beluſtigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geiſtigern Schmerzgefühle des hohen Trauerſpiels abgeſtumpft werden? — Immer möchte es ſonderbar ſcheinen, warum bey ſo vielen Verſuchen in der tragiſchen Dichtkunſt, die Römer den

Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Über dieſe Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſprechende patriotiſche Gefühl ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung noch zu nahe. Die Geſchichte Coriolans mag zum Beyſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Übermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Übermuthe zu befreyen ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit wo der edelſte und freygeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten, und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines ſiegreichen Heeres gegen die Vaterſtadt anrückend auf der Schaubühne ertragen, zu den Zeiten wo ein Sylla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war: oder auch ſelbſt in den etwas ſpätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieſer Geſchichte, ſondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwieſpalt zwiſchen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus dieſen Geſchichten und Sagen, zu tief in das Weſen derſelben verwebt. Für das Zeitalter des Auguſtus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemeſſenen Gegenſtände. Ein Beyſpiel von der neuen, und von unſerer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakespear ſtellt in ſeinen hiſtoriſchen Schauſpielen die blutige Fehde zwiſchen York und Lancaſter dar, aber als er dichtete, war dieſer Zwieſpalt längſt ausgeglichen und verſöhnt. — Für unſere deutſche Bühne biethen ſich dem Dichter ſehr reichhaltige Gegenſtände aus den Bürgerkriegen, beſonders aus dem dreyßigjährigen dar; aber auch hier iſt der Fall nicht völlig derſelbe wie bey den Römern. Demungeachtet hat der deutſche Dichter, wenn er dem Gegenſtande ganz Genüge leiſten will, eine ſchwere Aufgabe, und muß mit groſſer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheygefühle verletzen, oder wo ſie ſchon verſöhnt ſind, ſie wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müſſiggängern geleſen, als einem ganzen Volk geſagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigſten bürgerlichen Leben iſt dagegen die epitaphiſche Rede des Perikles beym Thukydides voll, gedrängt voll; aber dieſe Rede, deren gedankenſchwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den geſpannten Denker durch die Laſt ihres Inhalts gleichſam niederdrückt, überſteigt die Geiſtesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksverſammlung, gewiß der Atheniſchen, ſehr weit. Sie iſt der zuſammengedrängte Ertrag der reichſten und geprüfteſten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphiſchen Rede des Lyſias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Beſtimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

Auch der ſchwelgeriſche Überfluß ſeiner Schreibart, welcher ſich hier, wo er durch keinen beſtimmten Zweck gebunden, frey ſpielen darf, unverhohlener zeigen kann, iſt nicht des Künſtlers, ſondern des Zeitalters Schuld. Der künſtleriſche Styl des Lyſias nähmlich, den wir aus ſeinen panegyriſchen Reden am beſten kennen lernen, iſt eben der, welcher ſich auch in den Werken des Ariſtophanes, Euripides, Plato und Iſokrates findet, und bey noch ſo großer Verſchiedenheit der Kunſtart, des Charakters und Tons in allen ein und derſelbe iſt; der herrſchende Styl der dritten Periode des offentlichen Attiſchen Kunſtſinns. Sein weſentliches Merkmahl iſt das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie Ich meyne eine ſcheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebiet der ſchönen Kunſt gehört; denn unſtreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen ſehr leer von neuem wieder erregen, und dadurch den poetiſchen Eindruck zerſtören will.

Aus dieſen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerſpiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen ſteht der älteſte, Lucrez, ſeiner Art und ſeinem Geiſte nach, ganz allein in der römiſchen Litteratur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römiſchen Dichter; von den ſpätern Römern ward er wenig empfunden und ſein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bey den Griechen aus beſondern Umſtänden hervorgegangenen und bey ihnen noch natürlichen Form des wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts. Die Philoſophie, welcher Lucrez ſich ergeben, war die ſchlechteſte, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philoſophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Fantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen

Syſteme griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Über dieſe Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darſtellungen der Poeſie einnehmen ſoll, darüber ſey hier eine allgemeine Betrachtung verſtattet.

Allerdings ſoll die Poeſie nicht bloß den Menſchen, ſondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenſtande ihrer Darſtellungen, oder ihrer Begeiſterung wählen. Es findet hier eben jener dreyfache Unterſchied Statt, wie auch in der Darſtellung des Menſchen. Die dichteriſche Darſtellung und Behandlung des Menſchen kann zuerſt ſeyn, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweytens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters, oder aber da wo die Poeſie mehr begeiſtern als darſtellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menſchengefühle. Alles dieſes kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poeſie ſoll uns ein Bild geben von der geſammten äußern Erſcheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling reizend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelſte, was die Thierwelt an Geſtalt und Leben, das Schönſte und Lieblichſte, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menſchen erhebend, oder doch bedeutend erſcheint. Das Schwierige iſt hier nur, das Übermaaß zu vermeiden; üppige Beſchreibungen, auch wenn ſie wahr ſind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunſt, ſind der herrlichſte Schmuck derſelben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo ſie ungeregelter und gigantiſcher war, gleich wie das Menſchengeſchlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt ſich unſer bey dem Anblick der wildern Naturgegenden und übereinander geſtürzten Felſen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums beſtätigen uns dieſe große Kataſtrophe der Vorzeit; ungewöhnliche Erſcheinungen, Sturm, Ungewitter, Waſſerfluthen und Erdbeben, verſetzen uns theilweiſe und im Kleinen zurück in jenen wildern Zuſtand der Natur. Alles dieſes ſind angemeſſene und große Gegenſtände für den Dichter, an denen Lucrez ſich ſo oft als ein großer Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Vorausſetzung eines freyern wildern Zuſtandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wiſſenſchaftliche Anſicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkaniſch gebildet, oder bloß durch Waſſerfluthen entſtanden ſind, das iſt eben ſo wenig ein Gegenſtand für die Dichtkunſt, als die Lehre von den Atomen, die ſelbſt die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetiſch zu geſtalten vermochte. Die dritte Weiſe endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, iſt durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Geſange der Nachtigall, oder was ſonſt einen Jeden anſpricht, auch in dem Rauſchen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geiſter und Empfindungen, den unſerigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurchdringen wollten, und ſich uns verſtändlich machen. Um dieſen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnden die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einſamkeit. Die Zweifel des Unterſuchers, ob auch wohl die Natur auf ſolche Weiſe beſeelt, oder ob dieß eine Täuſchung ſey, gelten ihm gleich; genug daß dieß Gefühl, dieſe Ahndung vorhanden iſt in der Fantaſie und in der Bruſt des Menſchen und des Dichters. Von dieſer letztern Anſicht der Natur werden indeſſen bey den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, deſto mehr bey den alten nordiſchen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle dieſe Naturſchilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poeſie nicht abgeſondert werden von der Darſtellung der Menſchen, deren ſchönſte Zierde ſie bilden. Werden ſie abgeſondert, ſo wird das große vollſtändige Weltgemählde, was die Poeſie uns vor Augen ſtellen ſoll, zerſtückt.

die Harmonie unvermeidlich aufgelöſt, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erſcheint, ſo groß iſt, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher iſt das wiſſenſchaftliche Naturlehrgedicht nach der Weiſe des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philoſophie, welche er erwählte, verwerflich iſt; während er ſelbſt als Menſch uns Theilnahme, als Dichter die höchſte Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftſteller der Römer können am beſten nach der Epoche betrachtet und zuſammengeſtellt werden, der ſie angehören. Die letzten Zeiten der Republik ſind weniger vollendet in der Sprache, ſonſt aber vielleicht reicher geweſen als das Zeitalter des Auguſtus. Cicero hat als Redner Mannigfaltigkeit und Übung in der Kunſt genug; die Größe der Gegenſtände, ſo wie die Stelle, welche er in der Weltgeſchichte einnimmt, leihen ſeinen Reden eine höhere Würde. Indeſſen iſt es doch nicht wohl einzuſehen, wie man dieſe ſo oft überſchwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat anſehen können. Auch ſeine Zeitgenoſſen warfen ihm aſiatiſchen Schwulſt in ſeiner Rednerweiſe vor. Am wichtigſten iſt er der Litteratur und Bildung ſeines Volks geworden durch die Einführung der höhern ſittlichen Philoſophie der Griechen. Für die tiefere Speculation, in deren Labyrinthe der Geiſt der Griechen ſo gern umherirrte und eine ſubtile Kunſt darin übte, hatte Cicero ſo wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philoſophie aber, der bey ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften, oder der ruhigen Muße Troſt und Beſchäftigung ſuchte, hat er eine ſehr gute und verſtändige Auswahl getroffen. Er ſchloß ſich zunächſt der Philoſophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und ſchönen Geiſtesbildung am günſtigſten iſt, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geiſt und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die ſpätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer dieſe Philoſophie zunächſt empfingen, weil ihr Meiſter die Philoſophie nur als Kunſt geübt, aber kein vollſtändiges Syſtem hinterlaſſen hatte, wieder ganz ſkeptiſch geworden waren, ſo nahm er für das Leben, wo dieſe Anſicht nicht angemeſſen iſt, ſeine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieſer Schule eigene Starrſinn nicht zuſagte, zum Ariſtoteles, der, wie er in allem den Mittelweg ſucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwiſchen der Strenge der Stoiker und der Nachgelaſſenheit des Epikur. Nur gegen dieſen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar mit Recht. Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bey den Alten wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchſten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundſatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchſte Gut des Menſchen aufgeſtellten Vergnügen, nicht der poſitive Sinnengenuß, wie beym Ariſtipp gemeint war, ſondern nur der ſchmerzenloſe Zuſtand innerer Zufriedenheit, den die beſſern Epikuräer, wie andere griechiſche Philoſophen vorzüglich in geiſtiger Beſchäftigung und im Umgang mit gleichgeſinnten Freunden ſuchten, ſo ſtimmten ſie doch alle darin überein, daß ſie ſich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geſchäften ganz zurückzogen. Ihre Lehre war alſo wenigſtens egoiſtiſch und unnational, und hat, da ſie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beygetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und ſeiner Lehren, iſt dagegen ein durchaus patriotiſcher Denker. Daher ſeine Philoſophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, die, ohne zur Speculation Muße übrig zu haben, doch in freyen Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage iſt Cicero ſehr ungleich, wie das bey vielen römiſchen Schriftſtellern der Fall iſt, da es ihnen ſelten gelingt, was ſie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was ſie ſelbſt denken und ſagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet ſich zuerſt im Caeſar. Auch in der Schreibart zeigt er ſich, wie er im Handeln war: ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles dieſem Zwecke angemeſſen. Jene Eigenſchaften, die in einer geſchichtlichen Darſtellung nebſt der Lebendigkeit die erſten ſind: Klarheit und ungekünſtelte Einfalt, beſitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders iſt Caeſars Deutlichkeit und Kürze, und die ſich gern ausbreitende, oft homeriſch geſchwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr ſeine Kriegsvölker ſo ſtellt, wie ſie am beſten und am ſicherſten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben ſo zweckmäßig ordnet Caeſar auch ſeine Worte und ſeinen Vortrag, aber auch eben ſo unerbittlich verfolgt er die Überlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beſchrieben haben, iſt Xenophon bey allem Schmuck der attiſchen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caeſar verglichen zu werden. Was einige der Feldherren Alexanders, was Hannibal, von ihren eigenen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, iſt nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftſteller iſt der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältniſſen ein Gleiches verſucht haben, Caeſar, und unbeſiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als hiſtoriſcher Mahler iſt Salluſt groß; aber ganz ſo gleichmäßig, ſo klar und überall angemeſſen wie Caeſar iſt er nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die geſuchte Kunſt. Selbſt in der Geſchichte, deren Form doch am leichteſten aus den griechiſchen Republiken, wo ſie zuerſt entſtanden iſt, nach Rom zu verpflanzen war, iſt die Nachahmung eines beſtimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In dieſem erſten Zeitalter der aufblühenden römiſchen Geiſtesbildung und Redekunſt, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Litteratur iſt, wenn die Erſten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunct haben dieſe das Ganze deſſelben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältniſſen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römiſchen Litteratur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Auguſtus auch in der Litteratur ein ganz anderer Geiſt und Ton herrſchend. Die freye Beredſamkeit mußte verſtummen; dagegen wandte man ſich wieder zur Poeſie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigſtens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber ſchien vielmehr, um den wieder hergeſtellten Frieden und des Auguſtus glückliche Herrſchaft würdig zu feyern und durch ihren Glanz zu verſchönern, nichts ſo angemeſſen, als wenn ſich große Nationaldichter erwecken, und zu claſſiſchen Werken der ernſten Gattung und von vaterländiſchem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünſtigt, ſondern auch Properz und Horaz von dem Erſten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch ſeinen kunſtreichen Styl wohl zum epiſchen Dichter geeignet geweſen, aber er wollte frey bleiben, lebte nur ſich, und den Gefühlen der Freundſchaft und der leidenſchaftlichen Liebe, die ſeine Seele erfüllten, und auch ſeine Geſänge beſeelen und vor allen andern römiſchen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meiſten Sinn für das heroiſch Große. Er war ein Patriot, der ſeinen Schmerz über den Untergang der Republik in ſeine Bruſt verſchloß, und um dieſen Schmerz zu zerſtreuen, ſich in allerley Vergnügungen warf, und der Poeſie ergab. Bey jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtſinn die Begeiſterung für das Vaterland und die Freyheit gewaltſam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Geſinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden ſollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entſprechen.

Der friedliche, kunſtreiche, gefühlvolle Virgil war durch ſeine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz und doch äußerſt reich in dem Ausdruck behandelt ſeyn und eben dadurch auch ſo erſcheinen. Man vergeſſe nicht, daß es einen dürftigen Überfluß giebt, daß ein Kunſtwerk arm und doch üppig ſeyn kann; denn der Styl wird nicht ſowohl durch das Maaß der künſtleriſchen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß beſtimmt. Beſonders vergeſſe man dies nicht beym Lyſias und Iſokrates, welche zwar noch zum dritten attiſchen Styl gehören, ſich aber doch ſchon der Gränze des vierten nähern; ſo wie das Werk des Thukydides im vollkommenen Styl der zweyten Periode des öffentlichen attiſchen Kunſtſinns gebildet iſt, aber noch an die erſte und älteſte gränzt. Es iſt nur eine leiſe Erinnerung an den Aeſchylus, was den vollkommenſten aller helleniſchen Redekünſtler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unſerm Gefühl wenigſtens, dürfte es ſcheinen, daß das Lob des Lyſias ſo rhetoriſch, ja mythiſch iſt; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob hiſtoriſch ſey. Er begnügt ſich nicht den Thatſachen durch Ausſchmückung, nach dem Grundſatz der Helleniſchen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; ſondern er miſcht ihnen auch noch ſchmeichelnde Mährchen bey, um das eitle Volk vollends zu berauſchen. Er, der ſich in ſeinen gerichtlichen Reden immer ſtreng beſtimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemeſſen ausdrückt, opfert hier faſt in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der ſcheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Überfluß von beſonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömiſche, wie überhaupt die altitaliſche Lebensweiſe, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbetreibendes, ſeefahrendes, und handelndes Volk waren. Selbſt die Vornehmſten und Erſten Roms in der guten Zeit, lebten dieſer alten ländlichen Weiſe gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbniſſes der Hauptſtadt, dieſe einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne geſunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreis des übrigen Italiens bey weitem nicht erloſchen. Dieſe Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und nicht bloß auf die Hauptſtadt ſich beſchränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, iſt ſchon in dem erſten Jugendverſuche der Eklogen ſichtbar, und als Meiſter hat er ſie in ſeinem vollendetſtem Gedichte vom Landbau ausgeſprochen. Hätte er nur dieſe herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom ſo wohlthätige, in Italien der Größe und dem Inhalt nach wahrhaft einheimiſche Poeſie, nicht in der fremden und ausländiſchen Kunſtform des alexandriniſchen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er ſeine Anſichten und ſeine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in ſein großes Werk, was der vaterländiſchen Vorzeit gewidmet ſeyn ſollte, und uns ſo ein um zendes und vollſtändiges Gemählde des altitaliſchen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländiſche Heldenſage, die er wieder erwecken wollte, einen feſten Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er ſein Heldengedicht alsdann auch in viel freyeren Umriſſen, und einem noch loſern Zuſammenhange abfaſſen müſſen. In der beſchränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, ſteht nun freylich der letzte italiſche Theil des Gedichts ſehr zurück gegen die erſte Hälfte, in der er Roms Urſprung an die herrlichen trojaniſchen Sagen ſo glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum deſſelben benutzen konnte. Dennoch iſt die Aeneide, die der Dichter unvollendet ließ, ja ſelbſt verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeiſterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, ſo möchten vielleicht Lucrez und Ovid mehr Dichter ſcheinen als Virgil; was ihm den Vorzug gibt, iſt das in ihm am vollendetſten ſich ausſprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meiſten römiſchen Dichtern im Kampf zwiſchen der erlernten Kunſt und der eignen Kraft fehlt, vermiſſen wir auch im Virgil, in der Darſtellung, und ſelbſt in der Sprache.

Noch merklicher iſt dieſe Ungleichheit in Horazens

Styl, ſo wie bey den übrigen lyriſchen Dichtern. Die epiſche Dichtkunſt der verſchiedenen Nationen ſteht am meiſten in Berührung miteinander, obwohl auch hier die Nachahmung der homeriſchen Form den Virgil und ſo viele Andere nach ihm zwanghaft beſchränkt, oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgeſehen, wird aus der Heldenſage eines Volks am leichteſten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da ſich ohnehin ſo viel Verwandtes und auffallend Ähnliches in den verſchiedenen Sagen auch der entlegenſten Völker findet. Dieß iſt entweder daher zu erklären, weil der Zuſtand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwickelung in vielen Stücken überall derſelbe iſt; oder ſey es auch, daß jene oft ſeltſame Übereinſtimmung hindeutet auf einen gemeinſamen Urſprung, beſonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in dieſen Dichtungen. In der ernſten dramatiſchen Poeſie, kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunſt bey andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßſtabe dienen, wie hoch man ſtreben ſoll, und wie viel ſich leiſten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn ſie allgemein wirken ſoll, muß bey jeder Nation eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweiſe angemeſſene und durchaus eigenthümliche Geſtaltung annehmen.

Am meiſten aber iſt die Nachbildung in der lyriſchen Gattung ſchädlich und zu verwerfen. Denn, was kann ein lyriſches Gedicht wohl für einen Werth und Reitz haben, als den, daß es ein ganz freyer Erguß des eignen Gefühls iſt? Und was kann dieſen Reitz erſetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur ſeyn ſollte, als ein bloßes Kunſtſtück erſcheint? Bey den römiſchen Dichtern kann man oft ſogar die Stellen unterſcheiden, die ſie aus griechiſchen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo ſie aus eignem Gefühl reden. Ungeachtet dieſer Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römiſchen Dichtern der, welcher uns als Menſch am nächſten berührt und anſpricht. Am größten erſcheint er in ſolchen Stellen, wo er ganz als Römer ſpricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach ſeinem Ausdrucke für das Vaterland „die große Seele verſchwendeten."

In der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche ſie im Gebiethe der Poeſie hervorgebracht haben, in der Satire, iſt Horaz der geiſtreichſte. Dieſe, von der allgemeinen Art lyriſcher Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine beſtimmte Form verſchiedene römiſche Satire, zu welcher das epiſche Versmaß, nur nachläſſiger und frey behandelt, angewandt ward, iſt auch im Geiſt und Gehalt ganz römiſch. Alles in ihr bezieht ſich auf die Hauptſtadt, ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe, geſellſchaftliche Spottreyen und Anſpielungen, freylich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zuſammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens gehört der Dichtung an nur durch die Darſtellung; aber einzelne, noch ſo geiſtreiche Züge, ſind noch keine Darſtellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römiſche Satire in der geiſtreichen Art, wie Horaz ſie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Luſtſpiel, was die Römer eigentlich nicht beſaßen; nähmlich kein eigenthümlich römiſches, das zu einer vollſtändigen und ſchönen Entwickelung gelangt wäre. Wird das Intereſſe bey den Satiren aber in die Begeiſterung des Unwillens und des Haſſes gegen Laſter und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, ſo mag eine ſolche Begeiſterung moraliſch achtungswerth ſeyn, aber poetiſch iſt ſie nicht.

Die Proſa hat bey den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poeſie: Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunſt der Geſchichtſchreibung, nach der redneriſchen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erſcheint.

In der erſten Hälfte der langen Regierung des Auguſtus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente, die ſich damahls entwickelten, die aber größtentheils ſelbſt noch aus den letzten Zeiten der Republik herſtammten, die noch das Große geſehen, und deren Geiſt in der Jugend noch Freyheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geſchlecht, das ſchon in den Zeiten der Alleinherrſchaft geboren oder aufgewachſen war. Noch in den letzten Zeiten des Auguſtus zeigten ſich die Spuren des ſinkenden Geſchmacks, am erſten in Ovid, in der überfließenden Fülle ſeiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bey ihm ſchon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie ſchnell ſelbſt die Hiſtorie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Caeſaren auch als Kunſt entartet ſey, zeigt der geſchraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeicheley nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerſt gekünſtelten Geſchmacks, der ſich in Sentenzen gefiel, war der Philoſoph Seneca. Je despotiſcher der Druck wurde, je mehr warfen ſich die im Geiſt noch Widerſtrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freyheitsſtolze ſtarker Seelen gefallen mußte, je mehr ſie überall um ſich her das Gegentheil dieſer Geſinnungen und Grundſätze herrſchen ſahen. Schwulſt, Übertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, iſt nicht ſelten im Gefolge eines gewaltſam unterdrückten Zuſtandes des Staats und der Geſellſchaft wahrzunehmen. Wir finden ſie im Lucan ſonderbar mit anmaßendem republikaniſchen Hochgefühl gepaart; es erregt Erſtaunen und Abſcheu, wie derſelbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die faſt Verbrechen ſind, ſchmeichelt, und dann den Cato wie A-

Univ. Bibl. München

götterey ſelbſt über die Götter erhebt. Die römiſche Dichtkunſt kehrte, als ob ſie ihren älteſten faſt vergeſſenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem hiſtoriſchen Heldengedicht zurück. An ſich könnte eine große hiſtoriſche Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologiſch ſteht, darauf kommt nichts an, ſondern nur auf die innere Beſchaffenheit. Sie muß, wenn ſie zum Gegenſtande eines Heldengedichts geeignet ſeyn ſoll, von der Art ſeyn, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeiſterung darin mehr vorherrſchen, als ein berechneter Plan des Verſtandes, und daß die Fantaſie freyen Spielraum behält. So iſt es mit Alexander, deſſen Leben und Thaten, der Untergang des Darius, der Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenſtand für einen Dichter hätte ſeyn können, wenn es einen ſolchen, der dieß hätte beſingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus, dieſer Kampf der Partheyen und entgegenſtehender Staatsſyſteme, hat wohl dramatiſchen Darſtellungen der neuern Zeit zum Gegenſtande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunſt konnte er je in einen epiſchen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde von dem Geſchmack dieſer Zeit vollendet der dunkle Perſius, und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, der uns an einem Beyſpiel gezeigt hat, was die Römer als den kende Sammler mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bey ihrer Macht zu Gebothe ſtanden, für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können, wenn ſie dieſelben öfter für dieſen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder beſſere Zeiten, und noch einmahl ſollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Auguſtus die gebildete Welt beherrſchen. Wie Trajan in dem Reiche der Cäſaren der letzte iſt, der römiſch dachte, und in Denkart und Thatkraft römiſch groß war, ſo beſchließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Geſinnung und Darſtellung das gleiche Lob beylegen darf. Unter den erſten wieder beſſern Caeſarn nach Nero, unter Veſpaſian und Titus war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und ſchweigen lernen, unter Nerva lebte er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden ſollte.

Die gedankenreiche Tiefe ſeines Geiſtes, und die ihm ganz eigne, jener Tiefe angemeſſene und entſprechende Kunſt des Ausdrucks erſcheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieſer Nachahmung ſich verſucht und vergeblich angeſtrengt haben. Auch im Ausdruck iſt er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls ſchon nicht mehr dieſelbe, nicht mehr die des großen Caeſar oder des Cicero war, noch ſeyn konnte. In dieſen drey Autoren erſcheint die römiſche Sprache nach meinem Gefühl in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit: bey Caeſar in ſchmuckloſer Einfalt und Größe; bey Livius in allem Glanz und Schmuck einer redneriſchen Ausbildung, aber ohne Übertreibung, ſchön und edel geſtaltet; bey Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunſt, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen iſt.

Vierte Vorleſung.

Kurze Dauer der römiſchen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde. Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer. Denkmahle der Indier. Begräbnißweiſe der alten Völker.

Wie ſehr Litteratur und Philoſophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt ſich aus der, gegen den griechiſchen Reichthum gehalten, nicht ſehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftſtellern, welche die lateiniſche Sprache beſeſſen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römiſche Kunſt und Geiſtesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, einzelne Dichter und Originalſchriftſteller gab es zu Rom, ſeitdem die Scipionen griechiſche Litteratur und Redekunſt begünſtigten, der ältere Cato, um die altrömiſche Denkart gegen den eindringenden griechiſchen Geiſt aufrecht zu erhalten, die Geſchichte, die Lebensweiſe, und die

Hyperbeln und Antitheſen zu erkünſteln ſucht. Mit Antitheſen beſonders und ähnlichen Zierrathen, Pariſoſen, Paromoioſen u. ſ. w. iſt der Epitaphios ſo reichlich ausgeſchmückt, daß die Überſetzung nur einen ſehr kleinen Theil derſelben nachbilden konnte; für Deutſche Leſer werden auch dieſe wenigen mehr als zuviel ſeyn. Die Helleniſche Sprache iſt an mannichfachen Beſtimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freyer, als die meiſten ihrer Schweſtern; daher es ihr auch im Spiel mit der Ähnlichkeit einander faſt in allen einzelnen Worten entſprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht blos einzelne Ausdrücke, ſondern die ganze Rede ſelbſt iſt ſpielend. Sie täuſcht unſre Erwartung, und ſcheint der Kunſt eines ſolchen Redners, ſo wie ihrer erhabenen Veranlaſſung unwürdig. Und welch einer Veranlaſſung? Der kalte, entfernte Forſcher ſogar wird warm bey dem Gedanken an Salamis, an Thraſybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freyheit ihr Blut vergoſſen. Wie ganz anders Thukydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeiſterung gleich ſehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß ſeiner epitaphiſchen Rede ſind in der That wie die Einfaſſung eines großen Trauerſpiels. Es iſt befremdend, daß bey einem Stoff, wo ſelbſt der ruhige Forſcher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unſer Innerſtes erſchüttert; daß bey einem ſolchen Stoff der Redner, dem das große Geſchäft gegeben war, im Angeſicht eines gerührten, und begeiſterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentliche Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unſrer Seele weggleitet.

Sprache der Vorfahren zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen und mancher Schriften machte; und ſeitdem Ennius griechiſche Kunſt und Geſangsweiſe zum Theil noch auf römiſche Gegenſtände anwandte, und die ältere Schule der römiſchen Dichtkunſt gründete. Erfordert man aber für den Begriff einer blühenden Litteratur, mehr als ſolche einzeln einander zum Theil entgegenſtrebender Verſuche und Werke; gehört dazu ein gewiſſer Zuſammenhang und Einheit, eine feſtere und regelmäßigere Beſtimmung der Sprache, beſonders auch der Proſa, eine fortgehende Überlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künſte, und höhere Geiſtesbildung gerichteten Kenntniſſe; ſo beginnt die römiſche Litteratur erſt mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen ſehr großen, ja den größten Antheil hat. Bis auf ſeine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunſt und Geiſtesbildung ganz griechiſch eingerichtet, wurde auch nach griechiſchen Lehrbüchern und in griechiſcher Sprache mitgetheilt. Erſt mit Cicero begann ein öffentlicher, wiſſenſchaftlicher Unterricht auch in der lateiniſchen Sprache, die er zuerſt für philoſophiſche Gegenſtände und die Theorie der Beredſamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, ſondern auch feſter beſtimmt, wozu nebſt ihm, beſonders auch Caeſar und Varro durch ihre grammatiſchen Schriften mitgewirkt haben. Beyde haben nebſt Cicero den meiſten Antheil an dieſer Ausbildung der eigentlich ſo zu nennenden römiſchen Litteratur; Caeſar, durch Begünſtigung der Gelehrſamkeit, als Redner, und dann durch ſeine Bemühung, von der Sprache, deren er ſo vollkommen Meiſter war, auch eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feſte Geſtalt und Beſtimmtheit zu geben, damit ihre Kraft deſto ſicherer und feſter wirken könnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforſcher am meiſten nebſt den beyden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römiſchen Litteratur geworden iſt. Die merkwürdigſten Schriftſteller bis auf Trajan habe ich in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze zu ſchildern verſucht. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römiſchen Geiſtes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenſtand der noch einmahl ſich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darnieder ſinkenden römiſchen Beredſamkeit; deren Schwäche ſich in ſo manchen dem Plinius nachgeahmten panegyriſchen Schriften der ſpätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat alſo die claſſiſche Zeit der römiſchen Litteratur, von dem Conſulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als hundert und achtzig Jahre gedauert. In eben dieſen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erſte wiſſenſchaftliche Entwickelung derjenigen praktiſchen Kenntniß, in welcher die Römer ſtets einen ganz eigenthümlichen Reichthum beſaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrſamkeit. Cicero und Caeſar, beyde faßten zuerſt den Gedanken, die unüberſehliche Maſſe römiſcher Rechte und Geſetze in ein Ganzes zu ſammeln und zu ordnen; unter Auguſtus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten ſich die beyden Partheyen der nach der Billigkeit oder nach dem ſtrengen Recht entſcheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfaſſung eines vollſtändigen Geſetzbuches, des ſogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Cäſar gewollt hatten, geleiſtet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche nicht nur in den Staatsgrundſätzen, ſondern auch in der Geiſtesbildung. Die griechiſche Sprache und Litteratur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Überlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geiſtige Herrſchaft, in der geſammten, unter Roms Caeſaren politiſch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römiſchen Schriftſteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer ſeltener werden, und dieſe wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erſcheinen, bis auch dieſe ſich endlich verlieren; ſo regt ſich in der griechiſchen Litteratur und Philoſophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geiſtige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechiſchen Geiſtesbildung, die auch in Darſtellung und Sprache oftmahls der älteren Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erſcheint, auf jeden Fall wieder beſſer als in der zunächſt vorhergehenden Periode. Zwar in der Poeſie ſcheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bey den damahligen Griechen empor gekommen zu ſeyn; deſto eifriger wurde Philoſophie und Redekunſt bearbeitet, die in der alten attiſchen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegengeſetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zuſammengeſchmolzen wurden. Der alte ſokratiſche Vortrag der Philoſophie, wie in Plato's Geſprächen, war jetzt im Geiſt und in der Sprache nicht mehr angemeſſen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er vorausſetzte, zu fremd, als daß dieſe Form noch mit Glück angewandt und mit Beyfall hätte empfunden werden können. Die wiſſenſchaftliche Strenge des Ariſtoteles war nur für wenige. Deſto mehr kam jetzt eine neue redneriſche Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiſer Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieſer ſpätern Zeit noch ausgezeichnete Schriftſteller hervorgebracht hat. Es beſtätigt ſich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poeſie wohl in einzelnen Zeiträumen vorübergehend erfinderiſch und groß waren, die Rhetorik aber eigentlich die Kunſt iſt, welche ihnen wie angebohren, und von den älteſten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch ſo veränderten Umſtänden wieder unter einer neuen Geſtalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftſtellern aus dieſer letzten Periode der alten griechiſchen Litteratur, die nur als geſchichtliche Quellen, oder zu einigem Erſatz anderer beſſerer Werke, aus denen ſie ſchöpften, für den Unterſucher im Ganzen wichtig ſind, finden ſich doch einige, die auch durch ſich ſelbſt einen allgemeinern Werth haben. Der erſte iſt Plutarch, deſſen Biographieen bey allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moraliſchem Wiſſen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth iſt. Sein Styl iſt überladen und nicht ſelten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geſchichte ſeiner Helden anfügt, muß man auswählen; es finden ſich häufig auch ſolche darunter, die nicht treffend und angemeſſen erſcheinen. Überall aber zeigt ſich darin ein Mann von dem redlichſten Willen, und der wenigſtens von der moraliſchen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und claſſiſchen Zeit des Alterthums ſich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut, und davon durchdrungen iſt. Daß auch die

Kunſt der Schreibart damahls noch nicht ganz verlohren, daß attiſcher Geiſt und Witz noch nicht erloſchen waren, zeigt uns Lucian. Er iſt als Schriftſteller von Genie in dieſer Gattung philoſophiſcher Satire und gemiſchter Darſtellung, ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemählde ſeiner Zeit unſchätzbar. — Selbſt in der Geſchichte verdiente Arrian, der beſte Geſchichtſchreiber Alexanders genannt, und durch eine ſchöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Marc Aurel nimmt in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die ſtoiſchen Selbſtbetrachtungen, die dieſer letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caeſaren Roms, nun ſchon in griechiſcher Sprache ſchrieb, auch in der Litteratur merkwürdig erſcheinen, und die Blicke auf ſich ziehen müßten.

Aber auch die Geſchichte von Marc Aurel's unwürdigen Nachfolgern iſt durch Herodian in einem Styl dargeſtellt, den man von dieſer Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechiſchen Philoſophen verſchiedener Secten im römiſchen Reich in groſer Anzahl als Lehrer angeſtellt, und dieſe wichtige Claſſe von Menſchen, ſo zu ſagen, in die Dienſte des Staats genommen. Die Philoſophie, beſonders die ſtoiſche, ſollte jetzt zur Stütze oder zum Erſatz des unaufhaltſam zuſammenſtürzenden Volksglaubens dienen. Wie ſehr dieſer Glaube an die alten Götter geſunken und verſchwunden, wie allgemein Zweifelſucht, Freygeiſterey und Unglaube jetzt in der römiſchen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweiſe von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forſchenden Geiſtes, fällt auch der ausführlichſte Schriftſteller der ſkeptiſchen Philoſophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieſes Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in ſeinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrſchend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerey war, indem an die Stelle des alten, meiſtens bloß poetiſchen Volksglaubens, der unaufhaltſam dahin ſchwand, jetzt immer mehr eine Art von wiſſenſchaftlichem Aberglauben trat; aſtrologiſche Meinungen und die Neigung zu magiſchen Künſten, weit verbreitet durch den alles beherrſchenden Einfluß geheimer Geſellſchaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philoſophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientaliſchen Denkart und Anſicht, welche nebſt den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer wilderen Schwärmerey mit ſich führten, als das jüngere kältere Abendland zu erſinnen und zu erfinden vermochte. Selbſt in dem ägyptiſchen Geſchmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunſt, zeigt ſich dieſe herrſchend werdende Neigung zum orientaliſchen Geiſte. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die Platoniſche Philoſophie ſchon in jener ſpätern Geſtalt, wo ſie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Aegypten ſtammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoriſch ausgegeben ward, in ſich aufzunehmen, und ſich der ältern orientaliſchen Überlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geſchöpft haben ſoll, immer mehr zu nähern.

Bald ward dieſe neue Platoniſche Philoſophie allein herrſchend; die andern Secten, wie die ſkeptiſche, die des Epikur, auch ſelbſt die ſtoiſche, verſchwanden als abgeſonderte Secten. Doch floſſen manche ſtoiſche Meinungen mit ein in dieſe Eine, jetzt alles verſchlingende Philoſophie der Griechen, die man nach dem herrſchenden Beſtandtheile die Neuplatoniſche nennt. Dieſe Philoſophie war es, welche das Chriſtenthum lange Zeit hindurch mit der äußerſten Anſtrengung aller Geiſteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiſer Julian ſuchte, es zu beſiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch eine neue geiſtigere Deutung, welche ſie ihm unterſchob, wieder neu zu beleben.

Dieſer Kampf zwiſchen dem Chriſtenthume, und der heidniſchen Philoſophie, zwiſchen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichteriſchen Mythologie und einer ſittlichen Religion, der heidnidigſte Geiſteskampf, welchen die Menſchheit je durchgelitten und in ſich durchgekämpft hat, iſt nicht nur in der Weltgeſchichte die Scheidewand zwiſchen zweyen ſich berührenden Welten, dem dahin ſcheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, ſondern auch für die Culturgeſchichte und Entwickelung der Geiſtesbildung iſt er der allgemeine Mittelpunct und Wendepunct, um den ſich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Dieſen großen Kampf und Wendepunct ſo ins Licht zu ſetzen, wie eine Geſchichte der Litteratur ihn ins Licht ſetzen muß, wenn dieſelbe nicht bloß als Sprachſtudium und Kunſtliebhaberey, ſondern nach ihrem Einfluß auf das Schickſal der Nationen und auf die geſammte Menſchheit dargeſtellt werden ſoll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geiſt der griechiſchen Philoſophie, über die Stelle, welche die moſaiſchen und die chriſtlichen Lehren und Schriften in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen, und eine kurze Erwähnung der übrigen orientaliſchen Überlieferungen, welche theils den moſaiſchen und chriſtlichen verwandt, theils für die Griechen älteſte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menſchliche Erfindungsgeiſt in einem faſt unüberſehlichen Reichthum ſchöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortſchritte der Kunſt für den Geiſt Anziehendes haben, davon wird ſich noch mehr als einmahl Gelegenden Unterhaltung, eine der Wahrheit kaum entſprechender und doch glanzwürdiges Gemählde aufzuſtellen. Für die jetzige Betrachtung müſſen wir die Aufmerkſamkeit ganz allein an demjenigen Puncte feſthalten, der eine unverkennbare und nothwendige Wendung als den Mittelpunct aller Bildung und Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bezeichnet.

Plato und Ariſtoteles waren die größten Männer, ja man kann ſagen, ſie bezeichnen den vollſtändigen Umfang der geſammten menſchlichen Erkenntniß. Plato behandelte die Philoſophie ganz als Kunſt, Ariſtoteles als Wiſſenſchaft; in dem erſten ſehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zuſtande der Anſchauung und anſchauenden Bewunderung der höchſten Vollkommenheit. Ariſtoteles hingegen erfaßt die Vernunft in ihrem lebendigen Wirken, als die bewegende Kraft nicht bloß alles menſchlichen Denkens und Wiſſens, ſondern auch als das geiſtige Grundgeſetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erſcheinungen. Plato iſt der Gipfel der griechiſchen Kunſt, Ariſtoteles der Inbegriff des griechiſchen Wiſſens.

Wo Plato gegen die Sophiſten ſtreitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da iſt er ſchwierig und weitläufig, ja oft wird er bey aller attiſchen Anmuth und Zierlichkeit ſeines Geiſtes, bey aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, ſelbſt dunkel und ſchwie-

Doch auch dieſe Vorwürfe treffen nicht den Redner, ſondern die panegyriſche Redegattung überhaupt. Es findet eigentlich gar kein Vergleich zwiſchen der epitaphiſchen Rede des Thukydides, und der des Lyſias Statt. Jene iſt das Stück eines hiſtoriſchen Werks, und keine panegyriſche Rede. Zwey durchaus verſchiedene Kunſtarten, deren Natur der gröſte Künſtler der Geſchichte, wenn auch nicht nach wiſſenſchaftlicher Einſicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl ſorgfältig unterſchied! Nahm er Rückſicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyriſche Rede, ſo wird er ſie nach ſeinem beſondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Bedingungen ſeiner Kunſt umgebildet haben. Wenigſtens liegt in ſeinem Grundſatze (I. 22.): „ſeine Helden ſo reden zu laſſen, wie ſie hätten reden ſollen, dem ganzen Sinn des wirklich Geſagten ſo treu als möglich;“ nichts, was dem widerſpräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelaſſen; deren Erwähnung doch in den epitaphiſchen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beynahe nothwendig und pflichtmäßig geweſen zu ſeyn ſcheint.

Die panegyriſche Beredſamkeit nähmlich, welche durch die Sophiſten und unter dieſen vielleicht im Gorgias ihre höchſte Blüthe erreichte, iſt eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunſt und der Poeſie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunſt in das Gebiet der Dichtkunſt. Die alten Rhetoriker theilen die Beredſamkeit in die gerichtliche, in die berathſchlagende, und in die panegyriſche oder epideiktiſche, welche man eine feſtliche Beredſamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Feſt gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Geſellſchaft;

ſtiſch, wie die Lehre, gegen die er ſtreitet. Aber dennoch läßt ſich der Hauptgedanke ſeiner Philoſophie leicht ganz klar und anſchaulich machen. Aus einem urſprünglichen, ungleich herrlichern und ſeligern Daſeyn, wohnt dem Menſchen nach Plato's Anſicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bey. Dieſe ihm eingepflanzte, angeſtammte Erinnerung des Göttlichen iſt bloß das, iſt nicht ganz vollkommene Anſchauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, ſelbſt unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorſtellungen erfüllt, und dadurch jenes urſprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo ſich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Ähnliches, ein Abbild der höchſten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeiſtert den Anſchauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne ſelbſt, wenigſtens nicht auf die ſinnliche Erſcheinung deſſelben, ſondern auf das unſichtbare Urbild gerichtet iſt. Von dieſer Bewunderung, dieſer wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeiſterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die alſo nicht die Frucht des kalten und ganz beſonnenen, nach eigner Willkühr und Kunſt geleiteten Nachdenkens iſt, ſondern über alle Willkühr, kalte Beſonnenheit, und bloße Kunſt erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt alſo für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß iſt das eigentlich Unterſcheidende ſeiner Lehre. — Der dialektiſche Theil ſeiner Werke iſt nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunſt widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemanden erreichter Kunſt und Schönheit von Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber dieſe ſelbſt enthüllen will, in dem poſitiven Theil ſeiner Lehre, da redet er nach orientaliſcher Weiſe nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichteriſcher Ahndung, doch treu und gemäß jenem erſten Grundſatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeiſterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen iſt dabey, daß ſeine Philoſophie durchaus unvollendet geblieben, und er ſelbſt in ſeiner Anſicht nicht zu vollkommner Klarheit und Beſtimmtheit gelangt iſt. Beſonders zeigt ſich dieß durch den in ſeiner Philoſophie nicht ganz aufgelöſten Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und der Liebe oder der Begeiſterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeiſterung, welche den Menſchen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß dieſe Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den Geiſt weit über die Gränze des beſonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftſchlüſſe hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als durch dieſe zu erreichen ſucht, da ſcheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und deſſen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszuſetzen; während er da, wo er bloß dialektiſche Kunſt übt, nicht ſelten in die gewöhnlichen Vorſtellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchſten Begriff der Vollkommenheit herabſinkt. In dieſem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Anſehen der ältern Philoſophen einigermaßen beſchränkt; überhaupt blieb ſeine Lehre ſo unvollendet, wie er ſie ließ, und wie ſie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und nur in Ahndungen ausſprach, ſelbſt auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern aſiatiſchen Philoſophie, und eine unvollkommne Ahndung des Chriſtenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunſt attiſcher Geiſtesbildung und ſokratiſcher Lebensweisheit.

Durch die letztere war er ſelbſt wohl vor Schwärmerey einigermaßen bewahrt, ſo wie ſeine nächſten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung ſeiner Philoſophie vielmehr wieder zur Zweifelſucht und zur Skepſis führte. Eigentlich aber lag doch dieſe Anlage zur Schwärmerey, die ſich bey ſeinen Nachfolgern ſo mächtig entwickelte, auch ſchon in ſeiner Denkart und ſeinen Grundſätzen ſelbſt. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbeſtimmt, wie er ſie auffaßte und ſchilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine den Menſchen über die Gränzen der Beſonnenheit hinausführende Begeiſterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf dieſen Abweg; ſo lange nicht etwas Anderes und Feſteres hinzukommt, um dieſe ſchwankende und unſichere Ahnung des Wahren, zu einer beſtimmten und deutlichen Überzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu geſtalten.

Wenn die ſpätern Nachfolger Plato's daher ſeine unvollendet gebliebene Lehre durch orientaliſche Begriffe und Überlieferungen zu ergänzen ſuchten, ſo war dieß zwar in der Art, wie ſie es thaten, der attiſchen Bildung, und dem ſokratiſchen Geiſte Plato's oft unangemeſſen, ſeiner Philoſophie ſelbſt, und dem anerkannten Grundſatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerſtreitend; denn auf eben denſelben Grundſatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientaliſchen Lehrbegriffe und Überlieferungen.

Der Hauptgedanke des Ariſtoteles läßt ſich durchaus nicht eben ſo klar machen, wegen der Unverſtändlichkeit, über die ſelbſt ſeine getreueſten Anhänger, von den älteſten Zeiten an, Klage führten. Doch das Reſultat über den Geiſt ſeiner Philoſophie läßt ſich anſchaulich mittheilen, und hängt genau zuſammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverſtändlichkeit. Wie geſchieht es denn aber, daß dieſer große Geiſt, der Sprache, wie des Denkens vollkom men Meiſter, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellſte Beobachter und ſcharfſinnigſte Beurtheiler, dabey der eigentliche Erfinder des deutlichen und beſtimmten Denkens, der wenigſtens das wiſſenſchaftliche Nachdenken und die Vernunftkunſt zuerſt auf Grundſätze und in ein Syſtem gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchſten Fragen von der Beſtimmung und vom Urſprung des Menſchen, von Gott und von der Welt ſo durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverſtändlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwiſſenſchaftlich ſchien. Beyde, Vernunft und Erfahrung, ſucht er, durch allerley zwiſchen eingeſchobene Mittelglieder in Verbindung zu ſetzen. So ſehr liebte er überall dieſe Weiſe, daß er ſelbſt die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme ſuchte, und als den Mittelpunct zwiſchen zwey entgegenſtehenden Fehlern erklärte. Um in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu ſchlichten, zwiſchen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erſcheinung ſich kund gebenden ſtäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflöſung ſeine Zuflucht. Die erſte, göttliche Urſache aller Bewegung, ſagt er, ſey ſelbſt unbeweglich, in dieſer unſerer ſublunariſchen

Welt alles einer ſtäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwiſchen dieſen beyden entgegenſtehenden Extremen, ſtellte er den ſideriſchen Himmel, oder die aſtraliſche Welt, die zwar nicht durch ſich ſelbſt in Bewegung geſezt werde, aber doch der erſten göttlichen Urſache näher ſtehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig iſt. Auf gleiche Weiſe ſchob er, um die große Kluft zwiſchen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines paſſiven leidenden Verſtandes, eines objectiven Gemeinſinns zwiſchen beyde ein. Alles dieſes kann als erfinderiſch und ſcharfſinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann ſogar dieſe Methode zu dem glücklichſten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen beſondern Gegenſtand, wie er gegeben iſt, vollſtändig aufzufaſſen, und von allen Seiten zu durchdenken. Über jene höchſten Fragen aber, welche der Menſch nie unterlaſſen kann ſich aufzuwerfen, von ſeiner eignen Beſtimmung, von Gott und wie das Räthſel der Welt, alles Daſeyn, und deſſen erſte Urſache zu verſtehen und zu erklären iſt, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufſchluß. Die ſinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt ſich in ſich ſelbſt, und kann auf jene eigentlich doch ſo einfachen und unvermeidlichen Fragen nur unverſtändliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft beſonders den Ariſtoteles, deſſen Philoſophie in der Mitte ſchwebt zwiſchen bodenloſem Idealismus und dem Syſtem der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge ſeiner Werke und Unterſuchungen, beſonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, ſo ſcheint das letztere zu überwiegen, und Ariſtoteles ſtellt ſich uns dar als der Meiſter aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang ſeines Wiſſens, ſondern auch zufolge der Verfahrungsart beym Unterſuchen, und der dieſe leitenden Grundſätze. Der Grundbegriff ſeiner ganzen höhern Philoſophie iſt aber wohl unſtreitig der idealiſtiſche Begriff der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun ſtatt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erſte erfaſſen möchte, leere Formeln und bloße Abſtractionen über das Weſen der Dinge; ſo iſt das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Ariſtoteles auf ähnlichem Wege gefolgt ſind, und die alles aus dem eignen Selbſt, aus der Vernunft oder er Erfahrung ſchöpfen, durchaus aber keine höhere rkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Überieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philoſophie den gleichen, der einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Ariſtoteles, ſind unzählige. Er ſelbſt zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrſtühlen des Morgen- und des Abendlandes ſich zu ſeinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geiſt des Meiſters zu erfaſſen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verſchuldeten und den man eben erſt vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verſchmähte, gab es bis auf unſere Zeiten viele, die, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Anhänger des Ariſtoteles waren; theils ſolche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl ſolche, die als ſeine leidenſchaftlichſten Tadler und Gegner auftraten. Das Erſte gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbſtdenkens in den Abweg der [illegible] idealiſtiſchen Unverſtändlichkeit gerathen ſind; das andere aber trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philoſophie gelten laſſen wollen, wobey ſie doch, ſobald ſie wiſſenſchaftlich verfahren wollen, dem abſtracten Denken nie ganz entſagen, alſo auch, ein dem ariſtoteliſchen ähnliches Formelweſen nicht vermeiden können.

So haben dieſe beyden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, das ganze Gebieth des menſchlichen Denkens und Wiſſens gewiſſermaßen erſchöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenoſſen nur ſehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen deſto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geiſt ſie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten faſt ausſchließend leiteten, ſondern auch oft in den Grundſätzen beſtimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menſchliche Geiſt zwey Jahrtauſende älter, und durch ſo viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden iſt; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato geleſen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Verſuchen des forſchenden Scharfſinnes erſetzen können; nachdem die Anſichten des Ariſtoteles vom Weltſyſtem uns wie Begriffe der Kindheit erſcheinen; nachdem wir endlich der Religion eine lebendigere Anſicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menſchen verdanken; bewähren ſich jene beyden Denker gleichwohl ſo ganz in ihrer Größe, daß man ſagen darf, ſie bezeichnen noch immer den Umfang des menſchlichen Geiſtes, und noch jetzt iſt jede Philoſophie unvermeidlich entweder platoniſch oder ariſtoteliſch, oder ein Verſuch, beyde Geiſteswege glücklich oder unglücklich zu verſchmelzen. Wer irgend eine höhere Überlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugibt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebieth ſeiner Philoſophie, die ja ohnehin kein beſchränkendes Syſtem, ſondern eine ſokratiſche Kunſt und ein freyer, aller Erweiterung fähiger

Geiſtesweg iſt. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es ſchwer und faſt unmöglich ſeyn, den Ariſtoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf dieſem Wege, und in ſeiner Art iſt er unübertrefflich groß. Geiſter, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters ſo umfaßt, und wiſſenſchaftlich beherrſcht hätten, biethet die Weltgeſchichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meiſter, wie kein Anderer.

Aus dieſen beyden Elementen war die ſpätere Philoſophie der Griechen zuſammengeſetzt; für die Kunſt vortrefflich, für das Wiſſen umfaſſend, für die Wahrheit ſehr ungenügend. Plato's Geiſt blieb herrſchend, und ward es immer mehr, nur ſuchte man ihn für die äußere wiſſenſchaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Ariſtoteles, für die innere Vollſtändigkeit der Anſicht aber, durch die verſchiedenen orientaliſchen Anſichten und Überlieferungen zu ergänzen.

Bey einer durchaus verſchiedenen, mehr auf die äußere Erſcheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Geſtalten der Kunſt gerichteten Geiſtesbildung, wie es die der Griechen war; bey einem, dieſem geiſtreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtſeyn dieſer Vorzüge und einer gewiſſen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forſchenden unter ihnen, in den frühern wie in den ſpätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernſt und der Erhabenheit der orienes iſt, wenigſtens im Helleniſchen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein ſolches, welches eine Handlung des Volks iſt. Unter einem Volk verſtehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menſchen, ſondern die gedachte Allheit der geſetzlichfrey vereinigten Menſchen, welche in jedem Freyſtaat durch die Mehrheit der Bürger erſetzt wird, und die wirkliche Maſſe derſelben ſelbſt, in ſo fern ſie jene darſtellt. Ob das Volk ſpielen ſoll? Oder mit andern Worten; ob Feſte in jedem Freyſtaate nothwendig ſind? das iſt eine Frage tieferer Unterſuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher ſo etwas zu finden verſteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker iſt demnach, für die politiſche Beredſamkeit, welche ihnen die wichtigſte war, treffend und erſchöpfend; denn die Beredſamkeit eines Plato, Ariſtoteles oder Thukydides läßt ſich freylich nicht in dieſe Fächer bringen. Es laſſen ſich nähmlich keine andern urſprünglich und weſentlich verſchiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden geſagt werden könnten, als dieſe drey: entweder das Volk richtet, oder es giebt Geſetze, oder es iſt zu feſtlichen Spielen vereint. Aber nur den ſchönen Künſten iſt es erlaubt, an Feſten die Empfindungen des ſpielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredſamkeit. Denn Spiele müſſen durchaus frey, und durch keinen ernſthaften Zweck gebunden ſeyn, ſonſt ſind es keine Spiele. Nun iſt es aber der weſentliche Unterſchied der Redekunſt von der Dichtkunſt, daß irgend ein ernſtliches Geſchäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck ſey. Die Beredſamkeit ſoll den Ernſt taliſchen Denkart. Es waren ihre Blicke am meiſten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher ſie ſelbſt auch ihre eigne Götterlehre und Überlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geiſtigen Welt erſchien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben ſo abgeſondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienſt der Perſer. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Aſien, fühlten ſich die Griechen durch das Band eines gemeinſchaftlichen Götterdienſtes verknüpft, der bey allen Verſchiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, ſondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinſtimmte. Von den Hebräern, und zum Theil auch von den Perſern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums ſich durch eine wahrhaft und weſentlich verſchiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die moſaiſche Urkunde unter dem großen Philadelphus in griechiſcher Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher ſchon die Erhabenheit derſelben gefühlt und bewundert, mancher, wie ſpäter ſo oft geſchah, verſucht haben, den Moſes platoniſch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moſes abzuleiten, wie ſo viele zu verſchiedenen Zeiten verſucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie ſpäter die Lehre der Chriſten, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erſcheinung, in welche ſie ſich nicht recht zu finden wußten, und über die ſie auch noch ſpäterhin bey genauerer Bekanntſchaft die ſonderbarſten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders ſeyn, da ſelbſt die erſte und einfachſte Anſicht vom Menſchen und vom Anfang ſeines Daſeyns, ſo wie vom Urſprunge aller Erkenntniß und Geiſtesbildung, die hier, und die dort herrſchte, ſo ganz verſchieden war. Nach der bey den Griechen und Römern herrſchenden Anſicht, waren die älteſten Menſchen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachſen, ſo wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerley Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit iſt, jede Gelegenheit ergreift, mancherley ſich ſelbſt Bewegendes und Beſeeltes, wenn auch nicht in der vollkommenſten Entwickelung und Geſtalt, auszubrüten. In dieſer Anſicht war das eine Element des Menſchen, die Erde zu ſehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menſchlichen Geiſt, ſchien ihnen durch einen Raub dem Himmel entriſſen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun ſein eigen geblieben. Moſes dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall ſey der Menſch aufgewachſen, ſondern an einen beſtimmten Ort ſey er auf Erden durch eine Hand von oben hingeſtellt worden; der höhere Gottes-Geiſt aber ſey nicht durch einen

Raub und die eigne Kühnheit ſein geworden, ſondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteſte Geſchichte des Menſchen, auch für die ſeines Geiſtes, tritt Folgendes als Vereinigungspunct aller übrigen alten Überlieferungen aus dieſer Lehre hervor. Der älteſte Wohnſitz des Menſchen, und ſeiner Entwickelung, ſey das mittlere Aſien, zwiſchen dem Euphrat und Tigris, dem Gihon, Ganges und dem ſüdlichen Meere; durch eine große allgemeine Kataſtrophe von Naturverwüſtung ſey die jetzige Menſchheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Kataſtrophe ſich wieder gebildet haben, beſtehen aus drey großen, an Geiſt und Charakter ſehr verſchiedenen Familien. Der eine, am meiſten in eben jenem mittlern Aſien ausgebreiteten Stamm, von der früheſten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweyter beſonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder ſittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker ſpäterhin den meiſten Vortheil gezogen; endlich ein Geſchlecht von Völkern, die ſchon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieſelbe aber durch das äußerſte ſittliche Verderben und die daher entſpringende Geiſtesverwilderung auch ſchon in der älteſten Zeit entſtellten und herabwürdigten. Dieſe Anſicht wird ſo ſehr durch Zeugniſſe und Denkmahle der Urwelt, je mehr wir deren kennen lernen, durch alle Forſchungen, je mehr ſich dieſelben erweitern und feſter begründen, beſtätigt, daß man ſie als die Grundlage aller hiſtoriſchen Wahrheit betrachten kann. Beyde Theile unſerer Offenbarung, die moſaiſche Überlieferung und die Verkündigung des Chriſtenthums ſind auf verſchiedene Weiſe der Mittelpunct aller Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Das Chriſtenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Geſetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunſt und Wiſſenſchaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beyde ſich anſchließen müſſen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verſchiedene Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Moſaiſche Überlieferung aber ſtellt uns erſt in den rechten Mittelpunct, aus dem man allein die übrige orientaliſche Geiſtesbildung überſehen kann. Nicht, als ob dieſe Geiſtesbildung bey einem oder dem andern Volke nicht auch ein ſehr hohes Alterthum hatte, ſo wie bey den Aegyptern. Ein ſolches Alterthum wird ſelbſt durch Denkmahle unwiderleglich erwieſen: vor jenen Rieſenwerken der Baukunſt, deren Trümmer der Reiſende noch jetzt bewundert, ſtaunte ſchon vor zwey und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und ſchrieb ſie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moſes gab es Hieroglyphen, und er ſelbſt war erfahren in aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wiſſenſchaft und Kunſt, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen ſollen, den Aegyptern entriſſen, welche ſie aufs ſchlechteſte anwandten und aufs ſchnödeſte mißbrauchten. Um dieſen Vorzug der moſaiſchen Urkunde vor allen andern aſiatiſchen Überlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg verſucht. Bald haben ſie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her ſchon oft geſchehen; andere haben die chineſiſche Staats- und Lebenseinrichtung als die vollkommenſte, und die Sittenlehre des Confucius als die reinſte geprieſen, oder ein atlantiſches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder ſie haben ſich von der Bewunderung des Tiefſinns und der Schönheit der indiſchen Geiſteswerke ſo weit hinreißen laſſen, daß ſie auch ſogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten laſſen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alles mögliche Unwahrſcheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientaliſchen Geiſtesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Perſien und Indien durch Denkmahle bewieſen iſt, waren die Perſer in ihrem Glauben und ihrer Überlieferung den Hebräern am meiſten verwandt; von der griechiſchen Denkart ſtanden ſie eben deßhalb ſehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten perſiſchen Herrſcher ſammelte ſich das zerſtreute Volk der Hebräer wieder, und der zerſtörte Tempel erhob ſich von neuem. Den aegyptiſchen Gottesdienſt haßten dagegen die Perſer eben ſo ſehr, wie nur immer die Hebräer ihn haſſen konnten; der Druck der Perſer in Aegypten war eben dadurch hart, daß ſie deſſen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichſte Aberglaube und Götzendienſt erſchien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der ſeinem Volke eignen Humanität feſtſetzte, daß ſie der Menſchenopfer in Zukunft ſich enthalten ſollten, hatte der perſiſche Kaiſer Darius ihnen dieſe Gräuel unterſagt, vermuthlich aus Gründen der Religion. Die Perſer verehrten und erkannten denſelben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologiſches, und mancher weſentliche Irrthum dieſer Erkenntniß der Wahrheit beygemiſcht war. Die heilige Schrift ſelbſt nennt den Cyrus einen Geſalbten des Herrn, was bey aller Dankbarkeit nie von einem aegyptiſchen Pharao geſagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perſer, ja ſelbſt die Staatsverfaſſung des perſiſchen Kaiſerthums war auf dieſen hohen Glauben gegründet; der Monarch ſollte als Sonne der Gerechtigkeit ein ſichtbares Abbild des höchſten Gottes und des ewigen Lichtes ſeyn; die ſieben erſten Fürſten des Reichs entſprachen den Amſchaſpands, oder den ſieben unſichtbaren Gewalten, welche als die Erſten in der Geiſterwelt, die verſchiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrſchen. Eine ſolche Anſicht war den Griechen ganz fremd. Derſelbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens ſo hart verfolgte und zum griechiſchen Götterdienſt zwingen wollte, verfolgte auch die perſiſche Religion. Selbſt Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß um die Herrſchaft allein zu haben, ſondern, weil ſie ſeiner Hauptabſicht entgegen ſtanden. Er wollte die Perſer und die Griechen zu einer Nation verſchmelzen, und da fand nun freylich kein Mittelweg Statt, wie dieſer Zweck erreicht werden ſollte; entweder die Griechen mußten den Feuerdienſt annehmen und ihre Tempel verlaſſen, deren die Perſer unter Xerxes ſo viele, als dem Aberglauben und der Abgötterey dienend, zerſtört hatten, oder die Lehre des Zoroaſter mußte ausgerottet, und griechiſcher oder aegyptiſcher Gottesdienſt in Perſien eingeführt werden.

Der weſentlichſte Irrthum der perſiſchen Lehre beſtand darin, daß ſie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenſtrebt, wohl anerkannten; dagegen aber nicht einſahen, daß, wie weit verbreitet auch der Einfluß derſelben im Menſchen und in der Natur erſcheinen möge, dieſelbe doch gegen Gott gehalten für Nichts zu achten ſey; daß ſie mit einem Worte ein zweyfaches Grundweſen, eine gute und eine böſe Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neueſten Zeit haben bey dieſer einmahl nicht zu läugnenden Ähnlichkeit der perſiſchen Gottesverehrung, und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren und ſo erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltſamen Verpflanzung in das große Reich, vieles, oder wohl gar alles von den Perſern erſt entlehnt und erlernt. Dieſe willkührliche Annahme muß auch dem bloß hiſtoriſchen Forſcher ſchon dadurch auffallen, daß ſie den Zuſammenhang der Perſer und Hebräer für ſo gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beyder Nationen, und nach der innern Beſchaffenheit der Sache uralt ſeyn muß, und ſich bey tieferer Forſchung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypotheſen vermeinen. Es wird aber dadurch auch ein ganz falſcher Geſichtspunct aufgeſtellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern aſiatiſchen Völkern beſteht einzig und allein darin, daß ſie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieſelbe bey allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloſchen oder durch die wildeſten Dichtungen und zum Theil gräßliche

Irrthümer entſtellt war, rein und unverfälſcht, mit der ſtrengſten Treue, in blindem Gehorſam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen ſelbſt oft verſchloſſen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Dieſen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter, tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, beſonders aber die moſaiſchen an ſich. Was für ſeine Nation als Geſetz praktiſch werden ſollte, das iſt mit der ſtrengſten Beſtimmtheit ausgeſprochen; allgemein verſtändlich iſt dasjenige im Anfange ſeiner Erzählung, was den innern Menſchen berührt, ſo verſtändlich, daß es ſich auch dem ganz Unwiſſenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, ſo bald es nur ſprechen kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich iſt auch das Allgemeine von der Geſchichte, und von der gemeinſchaftlichen Abſtammung, und den älteſten Schickſalen des Menſchengeſchlechts, ſo weit es für den Glauben nothwendig iſt. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, iſt allerdings bey Moſes in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn erſten Ahnherren und Stammvätern der Urwelt, mit hieroglyphiſcher Kürze andeutet, das hat den Perſern, den Indiern, den Chineſen, Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologieen, und halb dichteriſchen, halb metaphyſiſchen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Fantaſie, und erfinderiſchen

Metaphyſik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Perſern vor den Hebräern zugeſtehen. Zu dem Endzweck, zu welchem dieſe auserwählt waren, durften die Hebräer in allem dieſen andern Völkern nachſtehen, wie in der Aſtronomie, der bildenden Kunſt, oder worin dieſe ſonſt noch groß waren. Nur über ſolche Fragen, welche bey noch weniger deutlichen Ausſichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott ſchwankend machen könnten, enthält die Darſtellung der Leiden Hiobs einen Aufſchluß. Eine Darſtellung, die auch nur als ſolche betrachtet, zu dem Eigenthümlichſten und Erhabenſten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben iſt. Nicht mehr ganz in das moſaiſche Geheimniß eingehüllt, deutlicher ſpricht ſich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesanſicht in den Geſängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weiſſagungen Jeſaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poeſie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede ſchmähende Anfeindung darniederſchlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeiſterung, in der die größten Dichter auch der neuern, bis auf unſere Zeit ſich zu ihrem kühnſten Aufſchwung ermuthigt haben. Gleichwohl iſt auch dieſe Klarheit immer nur noch eine prophetiſche, halb verhüllte, die volle Entwickelung erſt in der Zukunft erwartend. Ueberhaupt nur ſchmücken. Thut ſie aber einen Eingriff in das Gebiet der Dichtkunſt, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, ſo geſchieht unvermeidlich, was durchaus nie geſchehen ſollte; die Redekunſt wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit ſpielen. Und noch obendrein wird ſie unbelohnt freveln, und kunſtwidrig ſpielen; denn was unſchicklich iſt, kann nie wahrhaft ſchön ſeyn. Die Erfahrung beſtätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphiſche Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um ſich von ihm kunſtmäßig loben zu laſſen, wählt, wohl etwas andres ſeyn, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als ſchön ſchwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphiſche Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyriſchen, nach dem Beyfall der bethörten Menge zu haſchen? Oder den epideiktiſchen, mit ſeiner Geſchicklichkeit wie einer, der ſich mit ſeinen Künſten ſehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme iſt es freylich, wenn, wie zur beſſern Zeit der atheniſchen Größe, nicht die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers, ſondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphiſchen Redners beſtimmt. Aber wenn dieſer einzelne Bürger nicht ſo übermächtig iſt, daß er ſich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, ſondern wie ein Freund und weiſer Führer verhält, ſo muß er doch ein Schmeichler ſeyn, um ſeinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltne epitaphiſche Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lyſias.

Dadurch läßt ſich aber dieſe durchaus verwerfliche Kunſtart der Beredſamkeit ſelbſt nicht rechtfertigen; und wir iſt die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer geweſen; faſt nie kam die moſaiſche Geſetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollſtändig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Abſicht des göttlichen Geſetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schickſalen des geprüften Volkes in der Wüſte umherwandernd, ſtieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerſtört, und als er unter dem Schutz der perſiſchen Herrſcher wieder auferbaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder geſammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräiſchen Geiſtes war gröſtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die ſpätern Juden der immer mehr bey ihnen eindringenden griechiſchen Denkart, Bildung und Sprache ſich nicht mehr erwehren.

Sieht man auf den bloß dichteriſchen Theil der perſiſchen Religion, ſo hat dieſelbe von dieſer Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordiſchen, als mit der griechiſchen Götterlehre. Dieſelbe geiſtige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendaveſta geſetzlich und liturgiſch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetiſcher Geſtalt, aus der Edda. Eine ähnliche Anſicht von den Geiſtern, welche die Natur beherrſchen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Rieſen, Zwergen und allen Zaubererſcheinungen ſchon in der ältern nordiſchen, wie in der perſiſchen Sage und Poeſie hervor.

Das hohe Alterthum der indiſchen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indiſchen Baukunſt bewieſen. Dieſe Denkmahle ſind in ihrer Rieſengröße, und ihrer ganzen Beſchaffenheit durchaus den aegyptiſchen ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrſcheinlichkeit auch ein eben ſo hohes Alterthum beyzulegen. Alle dieſe Denkmahle, jene aegyptiſchen, mit Hieroglyphen bedeckten Rieſenwerke, die Trümmern der groſſen Burg von Perſepolis, mit ihren vielen Geſtalten, und ihren noch unverſtandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien ſich vorfindende, in Felſen ausgehauene Mythologie verſetzt uns in eine ſehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beynahe untergegangen iſt. Man könnte ſagen, ſo wie die Völkergeſchichte ihr Heldenalter habe, ſo wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren ſo vieler Revolutionen zeugen, und die zahlreichen Reſte von untergegangenen Thiergeſchlechtern von rieſenhafter Größe, ſo hat auch die Geiſtesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantiſche Vorzeit gehabt: wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahndungen, die ſich nachher zur Poeſie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philoſophie und Litteratur wurden; alle Kenntniſſe oder Irrthümer, die man beſaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menſchen- und Völkergeſchichte, Götterlehre und Geſetzgebung, in großen Werken der Sculptur niedergelegt wurden. Von den beyden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden ſind, beſingt das eine den Ramo, welcher den ſüdlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinſel, nebſt der Inſel Ceylon erobert haben ſoll. Es iſt der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meiſtens aber unglücklich, verbannt, und in ſtätem Kampf mit Gefahren und Leiden dargeſtellt wird. Ein Charakter und eine Anſicht des Heldenlebens, welche ſich nur mit andern Localfarben, faſt unter allen Himmelsſtrichen, in jeder ſchönen und glücklich entwickelten Sage wiederfindet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude, ergreift den Menſchen oft am erſten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieſes Daſeyns, welches er ſein Leben nennt. Dieſes Heldengedicht vom Ramo ſcheint mir, ſo wie es noch vorhanden iſt, nach einigen mir bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu ſeyn, etwa das Mittel haltend zwiſchen der homeriſchen Einfalt und Klarheit der Darſtellung, und der Fülle der Fantaſie, welche die perſiſche Dichtkunſt auszeichnet. Das andere indiſche, die ganze Mythologie umfaſſende, große Heldengedicht, der Mohabharot, beſingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Rieſen gegen einander bewaffnete. In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt faſt bey jedem Volke, das eine alte Sage beſitzt, ihre Ahndungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampf ringenden Natur, und von dem tragiſchen Untergange einer frühern Heldenwelt ſinnbildlich niedergelegt. In wie ſpäten Zeiten auch beyde indiſche Heldengedichte, der Ramayon und Mohabharot mögen überarbeitet und in ihre jetzige Geſtalt gebracht worden ſeyn, das Weſentliche der Dichtung iſt alt, denn es iſt größtentheils abgebildet und in Felſen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden.

Fragen wir nun, was von der indiſchen Lehre etwa in Europa auch ſchon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen ſeyn möchte, ſo bietet ſich als eine ſolche aus Indien herſtammende Ueberlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für dieſe war es offenbar eine ganz neue und fremde Erſcheinung. In Indien iſt dieſer Begriff herrſchend geweſen, von den älteſten Zeiten an, wo man nur anfing einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann ſagen, die ganze Denkart nicht nur, ſondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier iſt auf dieſen Begriff gegründet. Hier iſt alſo dieſer Begriff gleichſam einheimiſch; das war er in Aegypten nicht, wenngleich Pythagoras ihn zunächſt von dorther erhalten hatte, wenigſtens allgemein herrſchend kann er in Aegypten nicht geweſen ſeyn. Dieß läßt ſich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten ſchließen. Es iſt dem Menſchen eine gewiſſe faſt ängſtliche Schonung und heilige Scheu gegen den entſeelten Körper der Verſtorbenen ſo tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieſes Gefühls. Die bey verſchiedenen Völkern herrſchende Behandlungsart der Todten, iſt nicht nur für ihre ſittliche Denkart und Bildung ſehr wichtig, ſondern auch um ſo merkwürdiger, da ſie meiſtens mit ihren innerſten religiöſen Vorſtellungen und Gefühlen zuſammenhängt; und ſo mag es denn verzeihlich ſeyn, einen Augenblick dabey zu verweilen. Die bey den Griechen beliebte Verbrennung der Verſtorbenen, iſt ſchon im hohen Alterthume üblich geweſen. Sie entſpricht wohl dem Gefühl, wenigſtens hat ſie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme ſteigt der Lebensgeiſt frey und gereinigt zum Himmel empor; der irdiſche Antheil bleibt als Aſche, auch ſo noch ein geliebtes Andenken zurück. Der ſonderbarſte und für das Gefühl am meiſten empörende Gebrauch, herrſchte bey den Anhängern des Zoroaſter, und hat ſich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverſtandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu beſtimmten, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlaſſen. Die in unſerer Religion herrſchende Begräbnißart, könnte wohl, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemeſſenſten ſcheinen. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdiſche Leichnam, als eine Ausſaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper ſelbſt da ruht, macht das Andenken ſeiner Ruheſtätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn ſich das Andenken an eine leere Stelle heften ſoll, oder der Körper ſchon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöſt worden. Das ſonderbare Einbalſamiren der aegyptiſchen Mumien, iſt mit der Ueberzeugung und indiſchen Anſicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedunken nicht völlig vereinbar. Es ſcheint vielmehr dieſer Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszuſetzen, daß auch dieſe ſcheinbar todte

Materie für den Menſchen noch ſehr wichtig ſey, nach einem vielleicht nur mißverſtandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das Band zwiſchen der Seele und dieſer Materie nicht ganz aufgehoben ſey, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden ſolle, daß auch dieſe Materie an der Unſterblichkeit ihren Theil haben, und von neuem belebt und wieder erweckt werden ſolle. Andere haben denſelben aegyptiſchen Gebrauch auf eine materielle Denkart gedeutet: als ſuchen diejenigen den Leichnam um ſo ängſtlicher vor der Verweſung zu verwahren, welche keine Unſterblichkeit der Seele glauben.

Mir ſcheint jene Erklärungsweiſe natürlicher. In den vielen geheimen Geſellſchaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrſchten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubiſcher war als in Aegypten, ganz abweichende Vorſtellungen und Anſichten. bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichteſten Finſterniß; gewiß aber vielerley, und mannichfach verſchiedene Anſichten. So konnte alſo auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrſchende und allgemeine, ſondern urſprünglich indiſch war.

Die indiſche Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorſtellung, daß alle Weſen von Gott entſprungen und ausgefloſſen ſeyen, hier in dieſer Welt ſich aber in einem durchaus herabgeſunkenen und unglücklichen Zuſtande der Unvollkommenheit befänden, aus welchem Zuſtande die Weſen überhaupt und die Menſchen insbeſondere durch mancherley Kreiſe von Verwandlungen der Geſtalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabſinken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Weſens ſich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Urſprung wieder zurückkehren könnten.

Dieſes ſtimmt allerdings in der Hauptſache einigermaßen mit der Platoniſchen Philoſophie überein, deren Verwandtſchaft mit der orientaliſchen Denkart, ſo wie der Einfluß der letztern auf die Geiſtesbildung von Europa, der Gegenſtand der gegenwärtigen Betrachtung ſeyn ſollte.

Fünfte Vorleſung.

Litteratur. Denkart und Geiſtesbildung der Indier. Rückblick auf Europa.

Das äußerſte Land gegen Oſten, wovon die Griechen eine etwas beſtimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, iſt Indien. Als Eroberer haben ſie es mehr als einmahl betreten, dort ſogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrſchaft gegründet. Die Küſten des Landes und was ihnen ſonſt zugänglich war, haben ſie durch eigne Entdeckungsreiſen unterſucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechiſch gewordenen Aegypten, und auch an einem geiſtigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenſeitig war, iſt nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Oſten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur ſehr unbeſtimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daſelbſt ganz einheimiſche Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen ſey, denen ſie urſprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich mitgetheilt, was ich für das Wahrſcheinlichſte halte. Der indiſche Handel iſt ſo alt, als nur überhaupt die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten von ſchon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, beſonders Philadelphus, haben dieſem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten ſeinen Flor und Reichthum unter dieſen Beherrſchern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indiſche Handel dieſen Weg, der wohl eigentlich der nächſte und natürlichſte iſt, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umſeglung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer dieſen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben dieſem Wege ſchon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derſelben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem ſolchen ältern Zuſammenhange beyder Länder iſt wohl um ſo weniger zu zweifeln, da ſelbſt die Kaſtenverfaſſung der Aegypter mit der indiſchen Lebenseinrichtung am meiſten übereinſtimmt, und die indiſche Mythologie ſich an keine andere ſo nahe anſchließt als an die aegyptiſche.

dürfen die epitaphiſchen Reden ſo wenig für eine Verbeſſerung, und einen glücklichen Zuſatz der öffentlichen Beſtattung zu halten, daß ſie vielmehr ſchon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die urſprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälſcht und entweiht ward, zu ſeyn ſcheint. Nur Dichtern ſollte es verſtattet geweſen ſeyn, bey der öffentlichen Beſtattung, und an den jährlichen Feſten für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszuſprechen, und durch Trauergeſänge und Lobgeſänge auf die für den Staat geſtorbnen Helden um den Preiß zu kämpfen.

So ſind überhaupt auch die erhabenſten und ſchönſten Einrichtungen des Alterthums ſchnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attiſchen Sitte wird jeder leicht ſo durchdrungen ſeyn, daß es unnöthig ſeyn dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müſſen wir erinnern, daß nichts unpaſſender ſeyn kann, als ſie mit den römiſchen Parentationen, welche bekanntlich die römiſche Geſchichte ſo ſehr verfälſcht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerey einzelner adelicher und übermächtiger Geſchlechter mit jenem großen Bürgerfeſte gemein? Nie haben ſich die römiſchen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die atheniſche Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern ſehr bekannten Römiſchen, ſo wie mit einem von vielen mit Recht bewunderten ſpartaniſchen Feſt. Die attiſchen Epitaphien, die römiſchen Triumphe, und die ſpartaniſchen Chöre der Greiſe, Männer und Jünglin-

Dieſe Verwandtſchaft zwiſchen beyden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unſern Tagen, eine ſo zu ſagen ganz ſinnliche Beſtätigung erhalten. Als in den Ereigniſſen des letzten Krieges ein indiſches Kriegsheer, unter engliſcher Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Rieſengröße der Europäer ſchon ſo oft mit dem Erſtaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder ſtarken Eindruck, der aber eine ganz andere Urſache hatte. Sie fielen anbethend auf ihr Antlitz nieder, weil ſie die Götter ihrer Heimath vor ſich zu ſehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit ſeinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen ſie ſo hartnäckig hängen, und in ſeiner ganzen, allen andern Völkern ſo fremden Lebenseinrichtung, kann ſelbſt als ein lebendiges Denkmahl, eine noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zuſtande der Menſchheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man ſie ſo im Zuſtande ihrer gegenwärtigen Verſunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demſelben Wege, wie ſchon andere Eroberer vor ihm, und ſo viele nach ihm, von Perſien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines ſolchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geiſt der Griechen, und ſetzte ſie nicht minder in Erſtaunen, als die neuern Europäer, als ſie das langgeſuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freylich trafen ſie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber ſie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenſtehende Religion abgeſtoßen, wie bey Hebräern und Perſern. Sie fanden ſich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichteriſchen Polytheismus, der wenigſtens in den allerallgemeinſten Grundzügen noch derſelbe war, wie der ihrige. Selbſt die einzelnen verehrten Götter erkannten ſie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Geſtalt wieder, oder glaubten ſie wieder zu erkennen; welche Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit ſie unter den Benennungen eines indiſchen Herkules, und eines indiſchen Bacchus ſo treffend bezeichneten. Ueberhaupt ergriffen ſie dieſe neue Erſcheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfſinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie ſehr auch damahls ſchon bey den Griechen die Neigung herrſchend werden mochte, alles, was ſie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für ſie mit einmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, ſahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Uebertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in dieſen Geſchichtſchreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden iſt, weil es fremd war, und zu wunderbar ſchien, hat ſich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr beſtätigt; ſo wie ſich auch vieles, von des ſchon frühern Kteſias Nachrichten, durch neuere Reiſende beſtätigt hat, was die Griechen, die damahls noch mit dem entferntern Oſten ganz unbekannt waren, ohne Unterſchied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und ſcheinbare Widerſprüche im Einzelnen abgerechnet, ſtimmt die Darſtellung, welche die Griechen in der Hauptſache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zuſtande von Indien und mit den beſten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden ſind, ganz überein; ſo ganz, daß beydes ſich gegenſeitig zur Beſtätigung dienen kann. Jene indiſchen Einſiedler, deren Seltſamkeit uns Miſſionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentiſch treuer Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweiſe alle indiſchen Bücher und Gedichte angefüllt ſind, fanden auch die Griechen ſchon dort, nicht wenig erſtaunend über dieſe Gymnoſophiſten, wie ſie dieſelben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwey philoſophiſche oder religiöſe Partheyen fanden die Griechen in Indien herrſchend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterſcheiden ſich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indiſchen Alterthums zwey Syſteme indiſcher Denkart; nur mit dem Unterſchiede, daß die eine dieſer Denkarten, die jüngere und neuere in Indien ſelbſt, ungeachtet ſie ſich an die alte Lehre, ſo gut als es ging, anſchloß, weil ſie eigentlich ganz gegen die alte Kaſteneintheilung, und gegen die ausſchließende Herrſchaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Ueberreſte mehr und mehr verdrängt worden iſt. Dagegen hat ſie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Aſien ſich deſto weiter ausgebreitet. Selbſt das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beyden Secten, welche ſie in Indien vorfanden, bezeichnen, iſt rein indiſch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweiſe der indiſchen Einſiedler als die erſte Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatariſchen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Aſien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Prieſter und Zauberer bezeichnet werden, iſt wohl ohne Zweifel aus derſelben Quelle abzuleiten und urſprünglich eins mit dem erwähnten indiſchen Worte.

Die ältere Lehre in Indien iſt die, welche den Brahma verehrt, und ſeinen Verkünder und [illegible] ſchaffenden Gedanken und Geſetzgeber, den Men[illegible] Die fabelhafte Chronologie der Brahminen, [illegible] auch in ihre Litteratur ein, deren älteſte Werke [illegible] durchaus mythiſchen Perſonen zuſchreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäiſchen Gelehrten in der erſten Bewunderung dieſes fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, ſo iſt nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengeſetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indiſchen Werke ein unbedingtes Mißtrauen ſetzen. Dieſes gewiß mit Unrecht. Das von William Jones überſetzte Geſetzbuch Menu's iſt von allen bisher durch treue Ueberſetzung genau bekannt gewordenen indiſchen Werken, das älteſte, ächteſte und ſicherſte. Ein Geſetzbuch iſt es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfaſſend, alſo zugleich ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemählde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt und des Menſchen. Wie bey den Griechen in der älteſten Zeit, ehe noch die Proſa entſtanden war, bloß geſchichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Geſetze, und was ſonſt aufbewahrt werden ſollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichteriſchen Schmuck, in Verſen abgefaßt wurden, ſo iſt auch dieſes indiſche Geſetzbuch in dem älteſten, dort üblichen, ſehr einfachen Versmaß und Diſtichen abgefaßt. Manche Sprüche ſind ſinnreich, andere Stellen dichteriſch ſchön und erhaben. Hier wird nun jene ſonderbare Lebenseinrichtung angeordnet und dargeſtellt, von der man wohl ſagen kann, daß ſie ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bey keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, ſo die ganze Denkart beherrſcht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen beſtimmt, wie bey den Indiern. Während in dem dichteriſchen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heiterſten Lebensgenuß ganz ſinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bey den Indiern faſt zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdiſche Leben wie verdrängt wird; in dem wenigſtens alles auf ein anderes Daſeyn bezogen, und erſt dadurch wichtig und bedeutend wird. Was irgend Gutes im Leben geſchehen kann, iſt, nach indiſcher Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge deſſen, was in einem frühern Leben vielleicht verſchuldet ward. Auch die nächſten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und Sohn ſind nach derſelben Anſicht in ihrem innerſten Weſen ſo zuſammenhängend, daß ſelbſt der Tod dieſen Zuſammenhang und die Verknüpfung der Schickſale zwiſchen beyden nicht zu unterbrechen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um ſo heiliger gehalten, weil ſie für länger als für Ein Leben gilt. Dieſer Geiſt altwebt in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und iſt das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darſtellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen dieſe Denkart auf das Leben und auf alle Verhältniſſe und Gefühle deſſelben hat, welche Art von Poeſie, von Schönheits- und Liebesgefühl, dieſe uns ſo fremden Begriffe bey den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar ſeyn kann. Was uns in dieſer Poeſie leicht anſpricht, iſt das zarte Gefühl für die Einſamkeit, und die allbeſeelte Welt der Pflanzen, welche im dramatiſchen Gedicht von der Sakuntala ſich ſo anziehend kund giebt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der ländlichen Natur, welche in der ältern epiſchen Darſtellung derſelben indiſchen Sage*) faſt noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erſcheint uns auch jene Tiefe des ſittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewiſſen „den alten Einſiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde ſo wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Menſch ſie wiſſen, ſondern ſelbſt die Natur, die wir leblos nennen, die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Thiere, ſolche Unthat, wie eine allgemeine Zerſtörung der Natur und Erſchütterung des Weltalls mitempfinden, und davor erſchaudern. Fremder für unſer Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, ſind jene Schilderungen von der furchtbaren Ertödtung indiſcher Büßer, oder von der in den indiſchen Darſtellungen häufig erwähnten Todesweiſe der verwittweten Frauen. Es ſey vergönnt, hier noch einige Worte über dieſe beſondere indiſche Sitte anzuführen, welche, wenn ſie ganz freywillig, doch ein Selbſtmord, wenn ſie durch den halben Zwang der Ueberredung herbeygeführt, als ein Menſchenopfer zu betrachten, und dann doppelt grauſam iſt, wenn ſie die zärtliche Mutter von ihren Kindern trennt. Die Engländer haben, wo ſie herrſchten, dieſen Todesopfern ein Ziel geſetzt, wenigſtens iſt das früherhin geſchehen. In den neueſten Zeiten ſind ſie ſelbſt in der Nähe von Calcutta wiederhohlt worden. Die Herrſchaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß ſie die Inländer ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimiſchen Geſetzen beherrſchen. Dadurch ſind ſie, was auch Einzelne für Bedrückungen ſich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Inder geworden, indem ſie dieſelben von den Verfolgungen der unduldſamen Mahometaner befreyten. Je ausgebreifeſter die Herrſchaft der Engländer in Indien, je mehr ſcheint dieſe Schonung der indiſchen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu ſeyn, beſonders ſeitdem eine geringe Verletzung der indiſchen Sitten bey dem Kriegsheere, einen furchtbaren Aufſtand unter demſelben erregt hat. So läßt es ſich denn begreifen, wie die Schonung bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieſelben jetzt vielleicht um ſo häufiger, je mehr die Eingebornen, die ſo hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauiſch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was ſie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, ſich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch ſolche Schauſpiele zu nähren. Man hat in dieſem Gebrauch die Wirkung der Eiferſucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts geſehen; doch dieß ſtimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen ſchuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indiſchen Geſetzbücher und Gedichte ſo voll ſind. Auch herrſcht der Geiſt einer ſolchen Unterdrückung und Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts durchaus nicht in der indiſchen Denkart; in neueren Zeiten mag das Beyſpiel der Mahometaner ihre Sitten in dieſem Puncte verſchlimmert haben. Schicklicher haben Andere ſich bey jener Verbrennung, an die auch bey wildern, beſonders bey kriegeriſchen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrſcher, Waffen und Roß, und auch ſonſt noch allerley Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, ſo auch Sclaven, um ihn zu bedienen, mitgab; wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm noch in die Flammen, oder in den Grabesſchlund ſtürzte, als ſollte mit dem großen Verſtorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in ſeinen Untergang hinein geriſſen werden. Auch in Indien fand dieſe ſcheinbar freywillige, oft aber durch Ueberredung und Betäubung erkünſtelte Opferung der Frauen urſprünglich nur in der Kriegerkaſte Statt. Allgemein konnte ſie nie ſeyn, ſie war in den ältern Zeiten vermuthlich ſehr ſelten, obwohl ſie als Heroiſmus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, perſönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die beſonders von Müttern ſchwer zu begreifen iſt. Um ſo mehr da die indiſchen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenſchilderungen dieſes Volkes, in der zärtlichſten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bey einem jeden Volke ſo natürlich iſt, wo möglich ſich noch beſonders auszeichnen ſollen.

---

*) Ueberſetzt in meiner Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier. S. [illegible] — 324.

ge 2) hatten im Ganzen einen und denſelben Sinn; ein kriegeriſches Volk an ſeine eigne Tapferkeit zu erinnern, und dieſe Tugend durch die Erinnerung ſelbſt zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von drey Heldenvölkern des Alterthums! Es iſt lehrreich, wie ſich in den Verſchiedenheiten dieſer ähnlichen Feſte die eigenſte Eigenthümlichkeit der drey größten Völker des Alterthums ſichtbar ſpiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunſt, für das Vaterland zu ſterben, bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des ſpartaniſchen Feſtes iſt ſchöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römiſchen Triumphe ſind die helleniſchen Feſte nur kleinlich. Das Charakteriſtiſche der attiſchen Epitaphien iſt, erſt die ſchwermüthige Empfindſamkeit, dann die geſchwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geiſt der Gerechtigkeit und geſetzlichen Gleichheit. Wo es ſolche Feſte giebt, da iſt es kein Wunder, wenn ſich nicht bloß zahlloſe einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, ſondern wenn auch ganze Schaaren begeiſterter Bürger nicht in trunkner Wuth, ſondern in nüchterner Beſonnenheit mit fröhlicher Eil dahingehn, von wo ſie wiſſen, daß ſie nicht zurückkehren werden! Es iſt kein Wunder, daß die Athener insbeſondre für die öffentliche Freyheit ſo gut zu ſterben wußten. Denn Solon war ein kühner, und ſchlau-

---

2) Plut. Inst. Lac. P. 423. Steph. — Die Greiſe. Wackre Männer waren wir einſt. Die Männer. Wir aber ſind's. Willſt du? Verſuch's! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir ſeyn.

Von der indiſchen Poeſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, iſt beſonders die Sokuntola, von William Jones mit buchſtäblicher Treue überſetzt, dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff giebt, und ein ſprechendes Beyſpiel iſt, von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanordnung der Griechen, nicht der ernſte ſtrenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle und Blumenſchmuck herbeyführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld. Die Darſtellung iſt klar und ungekünſtelt, und die Sprache voll edler Einfalt.

Ganz dem Geiſte einer ſolchen Poeſie angemeſſen iſt, was die indiſche Mythologie von der Erfindung der Dichtkunſt und des indiſchen Versmaßes erzählt. Der weiſe Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayon zugeſchrieben wird, ſah, wie die Dichtung lautet, von zwey Liebenden, die in einer ſchönen Wildniß glücklich mit einander lebten, den Jüngling plötzlich durch einen frevelhaften Ueberfall ermorden. Bey dem Schmerz über dieſen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlaſſenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmiſch waren, und ſo ward die Elegie und das Geſetz ihres Versmaßes erfunden. Ein ſanftes Zartgefühl, etwas Elegiſches und innig Liebevolles athmen die indiſchen Gedichte. So mag Valmiki wohl beſungen haben, wie der Lieblings-Held Indiens, Ramo, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm ſeine geliebte Sita entriſſen ward, wie er ſie lange vergeblich ſuchte, und endlich wieder fand. Aber auch an herrlichen und erhabenen Zügen und Darſtellungen iſt die indiſche Dichtkunſt reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfaſſenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus einem gewaltigen Strome verglichen wird,

> Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Ramo's Meer
> Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigſte Begeiſterung der Liebe athmend, iſt beſonders auch das Hirtengedicht Gita Govindo. Es beſingt den Kriſchno, wie er gleich dem Apollo der Griechen als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es iſt aber nicht ſo wohl eine idylliſche Darſtellung, als eine Reihe dithyrambiſcher Liebesgeſänge, deren höchſt lyriſche Form, Jones nicht in ſeine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Ueberſetzung; er hat nur einen Auszug, ein ſchwaches Nachbild geben wollen. Selbſt dieſes kann dem Freunde der Poeſie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu überſetzt dagegen iſt das bekannte indiſche Fabelbuch, Hitopadeſa, welches für ſo viele andere Fabelbücher die erſte Quelle geweſen iſt. Es zeichnet ſich aus durch eine ſchmuckloſe Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge ſchöner Stellen aus den ältern Gedichten, ſinnreiche Verſe und Sprüche ſind darin eingeſtreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, dieſen Blumenkranz von auserleſenen dichteriſchen Sinn- und Sittenſprüchen aneinander zu reihen, beſtimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet ſich freylich auch hier vieles, was unſern Begriffen ganz widerſtreitet.

Ganz treu ſind überhaupt nur die Ueberſetzungen von Wilkins, Jones, und denen, die ihrem Wege folgten. Einige in franzöſiſcher Sprache erſchienene Werke, ſind nur unzuverläſſige Auszüge, oder wenn ſie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindiſchen Werken liefern, ſo ſind ſie doch nicht aus der Urſprache unmittelbar übertragen, ſondern erſt aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobey es dann an manchen Auslaſſungen, Verſtümmelungen und Zuſätzen nicht fehlen kann. Dieß iſt der

Fall mit dem ſogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der überſetzt worden. Andere Werke, von ſolchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl trafen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerley Auszüge aus älteren oder ſpäteren Schriften durch einander gemiſcht. Dahin gehören unter den ältern Roger, manche andere Werke von Reiſenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erſchienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indiſche Gegenſtände, ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen; zwar wo ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Landes hiſtoriſch darſtellen, ſind ſie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den ſich Kaiſer Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo ſie aber in die ältere indiſche Denkart oder Philoſophie eingehen, dieſelbe analyſiren, oder durch Ueberſetzung mittheilen wollen, da iſt ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltſamen, fehlerhaften, oft ganz unverſtändlichen Art zu überſetzen; und dann auch beſonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen ſo fremde und tiefe Denkart, wie die indiſche, zu fühlen und zu faſſen. Eine der trübſten Quellen für die Kenntniß des indiſchen Alterthums, iſt daher der Oupnekhat; faſt ganz unbrauchbar, und um ſo entbehrlicher, da man viel beſſere echte Denkmahle ähnlicher Art beſitzt. Bey dem großen Reichthum der indiſchen Litteratur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr Syſtem eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beylegen, iſt eine ſorgfältige Unterſcheidung und Sichtung um ſo nothwendiger.

In vielen indiſchen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrſchte, vielfältig erwähnt. Dadurch beſtimmt ſich ihr Alter von ſelbſt. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die ſich ſchon auf die erſte mahomedaniſche Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein ſpäterer Zuſatz ſeyn kann, auf das ganze Werk und deſſen Echtheit oder Unechtheit ſchließen.

Durch die ſchwankende Beſchaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich ſich fortpflanzenden Ueberlieferung, welche uns in Rückſicht der wahren Geſtalt der älteſten griechiſchen Geiſteswerke ſo unſicher macht, haben die indiſchen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die älteſten gleich geſchrieben worden ſind. Sonderbar iſt es, daß bey den vielen, faſt mit einer ganzen in Felſen ausgehauenen Mythologie von alter Sculptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phöniziſche Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet ſind, überhaupt die des weſtlichen Aſiens und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinſchaftlichen Stamm entſproſſen ſeyn mögen, in der Geſtalt, und ſelbſt in der Benennung der Buchſtaben, ihren Urſprung und ihre Beziehung auf die früher voran gegangenen Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indiſche Alphabet hat keine ſolche Spuren, ja es durfte ſich aus der innern Beſchaffenheit deſſelben wahrſcheinlich machen laſſen, daß es keinen ſolchen Urſprung gehabt haben kann. Dieß iſt in vieler Hinſicht merkwürdig, ſo wie auch daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächſt der Buchſtabenſchrift unſtreitig die größte Erfindung des menſchlichen Geiſtes, durch einmüthige hiſtoriſche Zeugniſſe den Indiern zugeſchrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht entriſſen worden iſt. Sind aber auch die indiſchen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Ueberlieferung weniger verändert und ſchwankend gemacht worden, als die griechiſchen, ſo dürften ſie dagegen deſto mehr durch abſichtliche Verfälſchung und wiederhohlte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieſes bey einigen dieſer Werke Statt findet, deſto mehr gewinnen diejenigen an Zuverläſſigkeit, wo etwas ſolches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologiſchen Legenden, ſind den meiſten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, ſo weit ſie bekannt ſind, die beyden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken iſt das Geſetzbuch Menus dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an ſich trägt. Wer irgend mit Unterſuchungen und Zweifeln dieſer Art ſich beſchäftigt, der wird auch ſelbſt in der Ueberſetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein unläugbares Denkmahl des Alterthums vor ſich hat. Jones, der größte Orientaliſt, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, ſetzt es nach einer ſehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, etwas älter als die Geſetze der zwölf Tafeln der Römer ſeyn würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieſes Werk und noch einige andere, ſelbſt in der Geſtalt, wie wir ſie jetzt haben, ohne weſentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzuſetzen ſind.

Die nächſte Stelle nach dieſem, nimmt für die Kenntniß des indiſchen Geiſtes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel Bhogovotgita, überſetzt hat. Dieſes enthält das neuere Syſtem der indiſchen Denkart, verwandt in ſeinem Urſprung mit der Lehre jener andern Religionsparthey und Secte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterſchied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es iſt eine Epiſode des einen Heldengedichts, des Mohabharot, aber durchaus philoſophiſch, und ſeinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indiſchen Myſtik nennen.

Es ſteht im größten Anſehen und iſt der eigentliche Abriß der jetzt herrſchenden Denkart. Auffallend iſt, daß die hier über alles erhabenen und geprieſenen Gottheiten dem alten Geſetzbuch zum Theil unbekannt ſind, oder doch keine ſo hohe Stelle einnehmen; dagegen hier bey allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beynahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus geſtritten wird. Es iſt die Lehre von der abſoluten Einheit, in der alle Unterſchiede verſchwinden und in deren Abgrund Alles verſinkt. Doch in ſo fern das Syſtem ſich noch anſchließt an die Mythologie, iſt es ein dichteriſcher Pantheismus. Nicht ganz unähnlich der Neu Platoniſchen Philoſophie, welche in einem ähnlichen Geiſte auch ſich noch anſchloß an den ſchon erlöſchenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung ihn neu beſeelen und wieder beleben zu können. Dieſe in Indien jetzt faſt allgemein herrſchende Anbethung des Viſchnu und Kriſchno, ſo wie ſie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, iſt von der Religion des Budha und Fo, welche in dem erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, wie man hiſtoriſch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Shamanen im mittlern und nördlichen Aſien weit verbreitet wurde, am meiſten nur dadurch verſchieden, daß ſie die Kaſtenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Die indiſchen Einſiedler oder Gymnoſophiſten, welche den Griechen ſo merkwürdig erſchienen, gehören wohl beyden indiſchen Denkarten und Syſtemen an, gehen aus Begriffen hervor, welche beyden gemeinſchaftlich ſind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beſchauung gewidmete Lebensweiſe, ſelbſt ihre ſtrengen Bußübungen erinnern auffallend an die älteſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten. Nur findet hiebey noch ein großer Unterſchied Statt. Daß man ſich der Welt und ihren Geſchäften in einem gewiſſen Sinne entziehen muß, um auch nur ſich ſelbſt leben zu können, iſt ein ſo natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweiſe der griechiſchen Philoſophen ganz auf dieſen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forſcher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgeſonderte Lebensart, beſonders einiger Secten der griechiſchen Philoſophen mit der der chriſtlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, ſondern ſelbſt Ariſtoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern Thätigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verſchafft wurde, ſeine eigne Geiſtesbildung künſtleriſch zu vollenden, ſo verlor das Ganze ſehr dabey, indem ſo der öffentlichen Wirkſamkeit der beſte Lebensgeiſt ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man ſich ſelbſt und ſeiner Ichheit entſagen müſſe, um zu einer höhern

Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für ſich nicht getadelt, oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indiſchen Einſiedler und Büßer in ſelbſt auferlegten Martern ſie ausüben, ſtumpft auch den Geiſt ab, kann an die Gränze des Wahnſinns führen, oder dient oft ſelbſt nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiſte des Chriſtenthums hingegen, ſollte die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geſchäften ſtets verbunden ſeyn mit der höchſten innern Thätigkeit, nicht nur des Geiſtes, ſondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückſtrömen in die Geſellſchaft. Die geſammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben, iſt meiſtens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewiſſe Sphäre beſchränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frey für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen ſtrebt. Dahin gehört in Zeiträumen der erſten und noch ganz kriegeriſchen Entwickelung der Nationen, ſelbſt die Pflege der Wiſſenſchaften und aller Friedenskünſte. Wenn der Staat aber ſo weit entwickelt iſt, daß er dieſe mit in ſeinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, ſo finden ſich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterſtützen und zu ſtärken, oder wenn auch allen dieſen geholfen wäre, ſo bleibt die Sorge übrig, Menſchen er Meiſter in der Kunſt, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu miſchen, und Menſchen durch den Kitt aller himmliſchen und irdiſchen Bürgerbande, von denen Plato lehrt 3), zu einer geſetzlichfreyen Maſſe zu vereinigen.

Beylage.

Die Olympiſche Rede des Lyſias.

„Dionyſios, der Herrſcher Sikeliens hatte zu dem olympiſchen Feſt Geſandte geſchickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung deſſelben auf dem heiligen Boden war ſehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas deſto mehr bewundert würde.“ Die folgende Rede des Lyſias bewirkte eine ſo große Erbitterung, daß einige ſogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

⁂

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, iſt Herakles würdig geprieſen zu werden, und auch weil er zuerſt aus Liebe zu Hellas dieſes öffentliche Kampfſpiel verſammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, ſtiftete er dieſes Feſt, ein Kampfſpiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geiſteswerke, mitten unter den ſchönſten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dies, theils zu je-

---

3) Plat. Polit. fin.

noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflöſung den Geiſt der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den chriſtlichen Geiſtlichen, die der Welt entſagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwiſchen der unthätigen Verſunkenheit der indiſchen Einſiedler und Büßer.

Es findet ſich außer dem gemeinſchaftlichen Hange zu einem einſiedleriſchen und von der Welt zurückgezogenen, beſchaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Aehnlichkeit der indiſchen Denkart mit chriſtlichen Begriffen. Am wenigſten würde ich jedoch den indiſchen Begriff einer dreyfachen Gottheit, den man wohl in dieſer Hinſicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem ähnliches, irgend eine Dreyfachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Syſtemen der meiſten Denker Statt. Es iſt die allgemeine Form des Daſeyns, welche die erſte Urſache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man ſo ſagen darf, der den Gedanken des Geiſtes, wie den Geſtalten der Natur aufgedrückt iſt. Auch iſt die indiſche Lehre von der dreyfachen Grundkraft ganz verſchieden von der uns eignen, und wenigſtens ſo wie die Indier ſie jetzt verſtehen und erklären, ganz widerſinnig, indem ſie die zerſtörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchſten Weſen aufnehmen. Die zerſtörende Gottheit alſo nebſt der erſchaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen ſie die feindliche böſe Grundkraft, welche die Perſer gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr faſt gleich darſtellten, in ihren Begriff von Gott ſelbſt mit auf. Sie faſſen die Lehre, daß Gott Alles in Allem iſt, ſo auf, als ob er, wie ſie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Böſen nicht minder ſey, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menſchwerdung enthält keine wahrhafte Uebereinſtimmung, weil ſie bey den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt iſt. Eine tiefere Uebereinſtimmung zeigt ſich von der Seite jenes Gefühls, welches im Leben das herrſchende, und auch in den dichteriſchen Darſtellungen ſichtbar iſt, die ich zu charakteriſiren verſucht habe. In den Gedichten und Werken unſerer Alten, der Griechen, hat man oft eine faſt zu große Ruhe wahrgenommen, und es iſt auch ſolchen, welche die Schönheit dieſer Werke wohl zu ſchätzen wiſſen, aufgefallen, daß die Alten ſelbſt da, wo man eine Aeußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder ſelbſt des Gewiſſens erwarten ſollte, ihren Gegenſtand vor wie nach, bloß als eine Erſcheinung des Lebens auffaſſen, mit einem vollkommnen, ungeſtörten, künſtleriſchen Gleichmuth; daß ihnen gewiſſe Gefühle eigentſich nicht ſehr gewöhnlich, ja beynahe fremd ſind. Man darf wohl ſagen, Reue und Hoffnung ſind chriſtliche Gefühle, die höhere Hoffnung nähmlich, die auf das Ewige gerichtet iſt. Verwandt damit ſind überhaupt alle ſolche Empfindungen, die ſich auf den Abſtand des jetzigen Zuſtandes und einer urſprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bey den Indiern iſt das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrſchende. Man erinnere ſich, wie nach jener Beſchreibung ein Verbrechen, das geſchieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einſame Stimme im Herzen, wie das Gewiſſen dort in jener Rede heißt, iſt allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns ſonſt verborgen wäre. Aber wenn dieſe innere Stimme ſehr oft im Geräuſch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bey Andern auch wohl zu heftig gereizt, und ſo erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltſamen Eindrücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieſer Art, bezieht die indiſche Anſicht nicht nur alle Handlungen und Erſcheinungen des Lebens, ſondern auch die ganze Natur nimmt dieſe Geſtalt an. In allen Geſtalten, die ihn umgeben, ſieht der Indier ihm ganz gleichartige, ganz wie er fühlende Weſen, die, wie er ſelbſt durch eigne frühere Verſchuldung leidend, zwiſchen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl, in dieſen ängſtlichen Banden eingeſchloſſen, mit ihrer Stimme und

Klage zu ihm hindurch dringen möchten. Nur der Balſam der Liebe und dieſes allbeſeelenden Mitgefühls iſt es, was jene harte Vorſtellungen lindert und mildert, die ſonſt die Seele ganz in Schwermuth niederdrucken müßten.

Am größten iſt die Aehnlichkeit in den ſittlichen Anſichten der Indier mit den chriſtlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweytes Leben in der Seele beginnt, ſobald der Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und ſie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phonix, aus der eignen Aſche verjüngt, emporſteigt. Dieſer Begriff der Wiedergeburth iſt bey den Indiern ſo herrſchend, daß die Brahminen ſich nicht anders als die zweymahl Gebohrnen nennen und nennen laſſen, ganz in demſelben geiſtigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterſchied Statt. Das Chriſtenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdiſchen Gütern, wo Natur oder Vernunft ſie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm ſolche Folgerungen politiſcher Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Chriſtenthum immerfort den Grundſatz aufgeſtellt und durchgeführt, daß die Menſchen vor Gott alle gleich ſind; ein Grundſatz, der eine edle Freyheit der Geſinnung beſſer als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels ſeyn kann, die oft dem Geringſten und ſcheinbar Niedrigſten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaſte zugeeignet, ſo iſt einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieſes auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müſſe.

Dieſe ungeachtet aller begleitenden Entſtellungen und Irrthümer doch auffallende Aehnlichkeit mancher indiſchen Anſichten und Begriffe mit den chriſtlichen, darf man nicht für durchaus neu und entlehnt halten, ſie iſt zum Theil wenigſtens hiſtoriſch erwieſen und wirklich alt. Eine ſolche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben ſo wenig als man glauben darf, wenn man bey andern aſiatiſchen Nationen etwas ganz den moſaiſchen Ueberlieferungen und Geheimniſſen, oder den ſalomoniſchen Sinnbildern Aehnliches findet, dieſelben haben gerade ſo wie wir ein geſchriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeſchrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, ſind noch Spuren und Ueberbleibſel in Menge aus der urſprünglich erſten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menſchen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahndungen und Regungen geben oft lange Zeit dem voran, was erſt ſpäter vollſtändig zur Wirklichkeit gelangen ſoll. Fanden ja doch die erſten Vertheidiger des Chriſtenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen ſo Entſprechendes und Zuſagendes, daß ſie ſelbſt nicht umhin konnten, es als geradezu chriſtlich auszuzeichnen. So wie die Erſcheinungen der Natur durch den Zuſammenhang eines gemeinſamen Lebens überall in einander eingreifen, ſo, wie die Gedanken der Vernunft ſich in ſteter Folge an einander knüpfen, ſo ſtehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die ſich auf das Göttliche beziehen, in unſichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben iſt, der kann weiter fühlen, er ahndet wenigſtens das Ganze. Nur der erſte Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben ſeyn; ſelbſt kann ihn der Menſch nicht hervorbringen und ſich machen, ſo wenig als er, der jetzige Menſch, ſich ſeinen ſterblichen Leib ſelbſt erſchaffen hat, oder erſchaffen konnte. Zwar gibt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in ſich ſelbſt nehmen, und die der Menſch allein aus ſich hervorbringt; aber dieſe Gedanken einer leeren Ichheit ſind eben nur jene ſpitzfindigen, grübleriſchen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und ſich ewig in ſich ſelbſt verwirren. Wahrheit und Licht iſt nicht in ihnen, ſo wenig als in dem ſittlichen Gebieth, das Feuer eines ſtolzen Hochgefühls und eitler Selbſtentzündung, eine reine Flamme zu nennen iſt. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforſchen und Ahnden des Ganzen aus Einem, doch ſehr ſchwankend und unſicher ſey, ſo bewährt ſich ein ſolches Schwanken allerdings auch in den Entſtellungen, die den faſt überall ſich findenden Spuren der Wahrheit beygemiſcht ſind. Das groſe Gemählde von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, die Geſchichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollſtändiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem Geiſt man kennen lernt; bey den entfernteſten Nationen Aſiens finden wir oft das vereint beyſammen, was in unſerer weſtlichen Welt weit entfernt von einander ſtand. Während die Perſer in Rückſicht des eigentlichen Glaubens und der Religion ſelbſt offenbar den Hebräern näher ſtehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichteriſche Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der nordiſchen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bey den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art iſt theils mit der aegyptiſchen, theils mit der griechiſchen, bis auf Aehnlichkeiten im Einzelnen, philoſophiſche und moraliſche Begriffe, die mit den chriſtlichen eine Verwandtſchaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwiſchen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der älteſten Ueberlieferung und erſten Erkenntniß den nächſten Antheil hatten, oder die ſonſt die gebildetſte war, iſt wohl eine gegenſeitige geweſen. Die Perſer haben unſtreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrſcht, oder wenigſtens von Zeit zu Zeit erobernd beſucht. Es können ſich perſiſche Begriffe und Lehren um ſo eher in Indien verbreitet haben, da beyde Völker, obwohl in der Verfaſſung und Denkart nicht ſehr übereinſtimmend, doch in Sprache und Abſtammung urſprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange beſtehende Herrſchaft im Lande, iſt wahrſcheinlich nicht ohne Folge auch für den Geiſt geblieben. So wie in der griechiſchen Bildung des urſprünglich Fremden mehr iſt, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil ſie alles, auch das Fremde, griechiſch machten, und ſelbſtſtändig ſich aneigneten, ſo mag daſſelbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrſchende Idee, dieſelbe Verwandlung und Umgeſtaltung alles aufgenommenen Fremden herbey führen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regſamkeit und Mannigfaltigkeit eines freyen Geiſtes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurück empfangen, für alles, was es ihm gab, ſo iſt ſpäterhin von Aegypten aus das Chriſtenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige ſpätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erſte Verbreitung des Chriſtenthums auf der Küſte von Malabar wird den apoſtoliſchen Zeiten zugeſchrieben. Hiſtoriſche Zeugniſſe giebt es am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer chriſtlichen Miſſion, die von Aegypten aus nach Indien ging. Auch mit Aethiopien ſtand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungeſtört chriſtlich, und dem byzantiniſchen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundſchaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Conſtantinopel und mit dem entferntern Orient noch leichter geweſen, und einigermaßen fortdauernd unterhalten worden ſeyn. Der letzte aller Schriftſteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im ſechſten Jahrhundert, fand die indiſchen Meere und Häfen mit perſiſchen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die Perſer kurz vor Mahomet übermächtig, und drängten die Oſtrömer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantiniſchen Reich entriſſen ward, da ward jener Zuſammenhang mit dem fernern Oſten zuerſt ganz unterbrochen, bis er in ſpäterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Die Epoche, wo die verſchiedenen orientaliſchen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian. Die Herrſchaft und der überwiegende Einfluß des orientaliſchen Geiſtes zeigt ſich auch in den frühern Zeiten des Chriſtenthums. Die ſchwärmeriſchen Secten der erſten Jahrhunderte waren größtentheils ſolche, welche verſchiedene orientaliſche, beſonders auch perſiſche Vorſtellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Chriſtenthum auf keine Art vereinbar war, damit verſchmelzen wollten. Unter den Chriſten ſelbſt, war der größte der erſten chriſtlichen Philoſophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientaliſchen Vorſtellungsarten zugethan, die dem Chriſtenthum nicht gemäß ſind. In der Neu-Platoniſchen Philoſophie, die ſich an die alte Religion anſchloß, und gegen das Chriſtenthum kämpfte, wurde der aegyptiſche Geſchmack immer herrſchender. Es war dieſe Philoſophie eine chaotiſch gährende Miſchung von Aſtrologie, Metaphyſik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magiſchen Künſten, die wohl oft nicht bloß Thorheiten, ſondern auch Verbrechen waren. Dieß war die Philoſophie und die Denkart, welche Kaiſer Julian an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen, und herrſchend machen wollte. Je mehr das Chriſtenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfaſſender mußte der Kampf deſſelben mit der alten Religion werden. Die früheren Verfolgungen der Chriſten laſſen ſich aus der natürlichen Antipathie beyder Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff iſt dagegen bey Diocletian nicht zu verkennen, und die beſtimmte Abſicht, das Chriſtenthum, es koſte was es wolle, auszurotten. Die Sache des Chriſtenthums war aber ſchon zu ſtark, wie es ſich gleich unter Conſtantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben hen, theils zu hören, an demſelben Ort zuſammenkommen möchten. Seine Abſicht nähmlich war, daß dieſe Verſammlung hier die Grundlage gegenſeitiger Freundſchaft für alle Hellenen ſeyn ſolle."

Das war alſo der Sinn ſeiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleyen zu ſchwatzen, oder um über Worte zu ſtreiten. Denn ich halte dafür, dies ſey eine Beſchäftigung für ganz nichtsnutzige und hungrige Sophiſten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth iſt, ſeinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen ſehen; ein großer Theil derſelben iſt in der Gewalt der Barbaren, und viele freye Städte ſind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Urſache dieſer Leiden unſre Schwäche, ſo müßten wir uns in das Schickſal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenſeitige Streitſucht iſt, wie ſollte es denn nicht nothwendig ſeyn, jene zu beſänftigen, dieſe zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitſucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entſchlüſſen aber ihre wichtigſte Pflicht iſt! Wir ſehen ja die Größe dieſer Gefahren, und wie ſie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es: der iſt Herr, der auf dem Meer der Mächtigſte iſt; nun iſt aber der König der Meiſter aller Schätze; und die Leiber der Hellenen ſind ja deſſen Eigenthum, der bezahlen kann; auch beſitzt er ſelbſt viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es iſt alſo nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu ſtreben; uns über das Vergangene davon trug, iſt eben dieſer innern Stärke, die ſich ſelbſt unter Diocletian bewährt hatte, zuzuſchreiben, und nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indeſſen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienſt daraus gemacht, und ſelbſt ſeine Fehler verſchleyert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiſer Julian, dem ſich allerdings große Geiſtestalente nicht abſprechen laſſen. Er ſuchte ſeinen Plan mit vieler Kunſt durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Chriſtenthum an, beſonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geiſtesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu ſetzen, überhaupt aber verächtlich zu machen ſuchte. In Rückſicht dieſes ſchlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in ſeine Gedanken eingehen. Sollten ſie aber jenen wiſſenſchaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters, in ſeiner wahren Geſtalt erblicken, ſo würden ſie den Gegenſtand ihrer Lobeserhebungen ſchwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Chriſtenthum auch dieſen letzten Angriff gegen ſeine Fortdauer überſtanden hatte, blieb gleichwohl noch eine ſtarke Oppoſition gegen das Chriſtenthum unter den Philoſophen übrig, bis Kaiſer Juſtinian die dem Chriſtenthum ſich entgegen ſtellenden Philoſophen vertrieb, wo ſie zuerſt ihre Zuflucht nach Perſien nahmen, und ſich dann zerſtreuten. So erreichte der Kampf des Chriſtenthums gegen die heidniſche Philoſophie für damahls unter dem genannten Kaiſer ſein vollkommnes Ende.

Sechſte Vorleſung.

Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Litteratur. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda. Altdeutſche Poeſie und Nibelungen.

Drey Perioden der Litteratur habe ich bis jetzt zu ſchildern verſucht. Die beyden erſten, die blühende Zeit der griechiſchen Bildung, von Solon bis unter die Ptolomäer; dann die beſte und eigentlich claſſiſche Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen ſich am leichteſten darſtellen, indem es faſt hinreichend war, nur die einzelnen Schriftſteller, wie ſie auf einander folgen, zu charakteriſiren, um den Geiſt und Gang des Ganzen, ſein allmähliges Emporſteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöſchen deutlich vor Augen zu ſtellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Juſtinian. Nicht die Form und die Darſtellung, nicht die einzelnen Schriftſteller waren hier das Wichtigſte, ſondern die Entwickelung der Denkart überhaupt. Das Schauſpiel des großen Kampfes zwiſchen der Welt des Alterthums, und der neubeginnenden chriſtlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Aſien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bey den Griechen und Römern eindringende orientaliſche Schwärmerey, veranlaßte; alles dieſes deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Dieſe Aufgabe war ungleich ſchwerer. Ich mußte, um dieſen Kampf orientaliſcher Denkarten, und das ganze Gemählde aſiatiſcher Ueberlieferungen darzuſtellen, von Nationen reden, deren Litteratur ganz für uns untergegangen iſt, wie die Aegypter; anderen, von denen nur Umarbeitungen aus ſpäter Zeit vorhanden ſind, wie die alten Perſer; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Litteratur und Dichtkunſt ausmachen, die wir aber als Urkunde unſerer Religion, noch aus einem ganz andern Standpuncte zu betrachten gewohnt ſind, für welche auch die bloß litterariſche und poetiſche Anſicht durchaus nicht immer angemeſſen iſt; von den Indiern endlich, deren Litteratur zwar ſehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollſtändig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt iſt.

Auch bey der großen Anzahl von wichtigen Schriftſtellern, ſowohl heidniſchen als chriſtlichen, welche Rom und Griechenland in dieſem Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian, hervorgebracht hat, iſt der Geiſt und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptſache. Wollte man, um dieſe Periode zu ſchildern, ſie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakteriſiren, und nach Styl und Form der Darſtellung einzeln würdigen, ſo würde man ſich nur verwirren und den Hauptgeſichtspunct aus den Augen verliehren. Zwar waren litterariſche Kenntniſſe und Hülfsmittel aller Art in dieſem Zeitalter weit verbreitet; der Geiſt der Unterſuchung, und der Trieb nach Erforſchung höherer Einſicht war vielleicht nie ſo allgemein, nie ſo leidenſchaftlich rege, als eben in dieſer Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerey aller Art eine der fruchtbarſten geweſen iſt. In Rückſicht auf die allgemeine Geiſtesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Ueberlieferung und Gelehrſamkeit aller Art, muß dieſes Zeitalter als ein litterariſch höchſt gebildetes und ausgezeichnetes erſcheinen. Aber nicht ſo in Rückſicht auf den Charakter und Originalgeiſt einzelner großer Autoren, und auf die Kunſt und Form im Styl der Sprache und in der Darſtellung. In der Poeſie, die unter den verſchiedenen Zweigen der Litteratur die erſte Stelle einnimmt, that ſich in dieſem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieſes Talent iſt bey den Griechen nie erloſchen. Allein, was iſt darin in Rückſicht auf die Form und Kunſt Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den beſten Rednern als ſolchen beygelegt werden kann, iſt, daß ſie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend ſich bewährte, an die ſchönern Zeiten des Alterthums erinnerten und denſelben verglichen werden konnten. Den großen chriſtlichen Rednern, einem Baſilius und Chryſoſtomus, gebührte dabey noch das Lob, daß ſie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf ſophiſtiſche Gegenſtände, wie vor Alters oft geſchehen war, anwandten, ſondern auf die Entwicklung der heilſamſten Wahrheiten und der reinſten Sittenlehre. Bey den wichtigſten Schriftſtellern dieſes Zeitalters aber, den forſchenden und philoſophiſchen, iſt der Inhalt, die Denkart und der Geiſt durchaus die Hauptſache. Dieß gilt von den chriſtlichen Schriftſtellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftſteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidniſchen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, ſelbſt einen Longin, als Schriftſteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl iſt die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen ſie auf den Geiſt des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Ueberhaupt ward der Einzelne mit fortgeriſſen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Litteratur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichſten Entwickelung gelangt auch in Styl und Kunſt, und weit hervorragt über ſein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geiſt des Ganzen verſchwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Eine Geſchichte der Litteratur muß beyden Zuſtänden des menſchlichen Geiſtes, dem ruhigen der kunſtreichen Entwickelung, und dem ſchöpferiſchen der chaotiſchen Gährung, ihr Recht widerfahren laſſen.

Sieht man nun auf die in dieſem großen Kampf ſich entgegenwirkenden geiſtigen Kräfte, um ſie gegen einander abzuwägen, ſo erſcheinen beyde Partheyen von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherley Abwechslungen, ſo daß die Entſcheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienſt oder dem Fehler der Einzelnen zugeſchrieben werden muß. Bey den Griechen hatte anfangs die heidniſche Parthey entſchieden das Uebergewicht; die griechiſche Litteratur hatte ihre letzte ſchöne Zeit, als die Chriſten unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsſchriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verleumdeten Lebensweiſe hervorzutreten. Bald bewährten die Griechen, inſonderheit auch im Chriſtenthum, die Ueberlegenheit ihrer Geiſtesbildung; ſie gaben demſelben die erſten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geſchichtſchreiber. Das Uebergewicht in Talenten und Gelehrſamkeit neigte ſich allmählig auf die Seite der Chriſten. Indeſſen hatte unter den Griechen wenigſtens, auch nachdem das Chriſtenthum im Ganzen und im Staat ſchon geſiegt hatte, die heidniſche Parthey immer noch große Talente aufzuweiſen, und ſelbſt jene letzten Philoſophen, welche dem Chriſtenthum widerſtehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefſinn, Gelehrſamkeit, und ſelbſt in allgemeiner Geiſtesbildung, Sprache und Darſtellung für ihre Zeit zu den ſehr ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römiſch redenden Abendlande; denn hier ſtanden nur äußerſt wenige heidniſch geſinnte, und auch die nicht ſehr bedeutend, einer ganzen chriſtlich lateiniſchen Litteratur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntniſſe kann dieſelbe der chriſtlich griechiſchen Litteratur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philoſophie und zur Metaphyſik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; ſelbſt die Sprache ſträubte ſich dagegen, das fühlt man im Auguſtin, wie im Cicero, und erſt nachdem die lateiniſche Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerſte Gewalt dahin bringen können, daß ſie die Subtilitäten der Griechen, dieſer gebohrnen Dialektiker und Metaphyſiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken vermochte. Selbſt das größte und eigenthümlichſte Werk, welches die ſpätere lateiniſche Litteratur hervorgebracht, und worin der heil. Auguſtin dem höchſten Werke der Philoſophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgeſtellten Ideale der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft, eine chriſtliche Anſicht von eben dieſen Gegenſtänden, von der Menſchheit, der Lenkung ihrer Schickſale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenſtellt, iſt nicht ſowohl ein metaphyſiſches als ein moraliſches Werk, obwohl im umfaſſendſten Sinne des Worts: Kritik der alten Syſteme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, Theorie der Menſchheit und Philoſophie der Geſchichte. Auch in der chriſtlichen Zeit und Litteratur bewährte ſich im Gegenſatz der griechiſchen Subtilität und Künſtlichkeit, der den Römern eigne praktiſche Geiſt und geſunde Verſtand, der ſich bald auch durch jene wohlgeordnete Geſetzgebung und weiſe Einrichtung bewährt, welche der gelehrte und geiſtliche Stand in dem römiſchen Abendlande erhielt, und welche nebſt dem ſtarken Naturgefühl und Freyheitsgeiſte der germaniſchen Völker, die das römiſche Reich eroberten und erneuten, am meiſten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwickelung und einen höhern Aufſchwung des Geiſtes zu bereiten.

Das Chriſtenthum, ſo wie die Deutſchen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freye

Geiſt des Nordens von der andern Seite, das waren die beyden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Litteratur des Mittelalters: eine chriſtlich lateiniſche, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine beſondere mehr poetiſche für jede Nation, in der Landesſprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der erſten großen Beförderer der Geiſtesentwickelung des neuern Europa, des gothiſchen Theoderich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbſchaft, aller der in der lateiniſchen Sprache überkommenen Kenntniſſe, unverſehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigne Volksſprache, und durch ſie auch den Geiſt der Nation zu bilden, die dichteriſchen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu beſtimmen, und durch Uebung auch in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden vielſeitiger anwendbar zu machen. Der poetiſche, ſchöpferiſche, nationale Theil der Litteratur des Mittelalters iſt für uns der anziehendſte und fruchtbarſte, indeſſen darf doch auch der lateiniſche Theil nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden; denn er iſt das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zuſammenhängt.

Die letzten Schickſale der noch lebenden lateiniſchen Sprache, die auf die Entwicklung und den beſondern Charakter der aus ihr entſprungenen romani zu ſchämen, für das Künftige aber ängſtlich zu ſorgen; und unſere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebiet begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freyheit allen mittheilten.

Am meiſten ſtaune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Abſicht ſeyn mag, daß ſie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; ſie, welche und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebohrnen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunſt, die Hegemonen der Hellenen ſind. Sie allein wohnen ſicher und doch unbefeſtigt, leben einmüthig und doch unbeſiegt, und beharren ewig in derſelben Verfaſſung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freyheit werde unvergänglich ſeyn, und daß ſie, die in vergangnen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick iſt nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die ſchon verlohren ſind, nicht für ein fremdes, ſondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beyder 1) Mächte auch an uns ſelbſt kommen, ſondern ſo lange es noch möglich iſt, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer ſieht nicht, daß ſie durch unſre gegenſeitigen Kriege mächtig geworden ſind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Unthaten ganz ungeſtraft, und die Hellenen hoffen umſonſt auf Rache."

---

1) Des Perſiſchen Königs und des Sikeliſchen Herrſchers.

ſchen Sprachen, ja überhaupt auf den poetiſchen Geiſt des Mittelalters ſo vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Ueberſetzung der Bibel in die römiſche Sprache begann eine ganz neue Epoche derſelben, eine ſpäte, und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateiniſchen Litteratur. Seitdem die alte claſſiſche mit Trajan erloſchen war, finden wir bis auf die chriſtlichen Schriftſteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beynah allgemeinen Stillſtand; kaum ein oder das andere Werk in Römerſprache, und auch dieſe nicht bedeutend. Daß beſſere und wichtigere verlohren gegangen wären, davon iſt kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der chriſtlichen zugleich auch wieder einige der heidniſchen Parthey angehörige beſſere neue Schriftſteller in Geſchichte und Dichtkunſt hervortraten; ſo iſt dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufſchwung zuzuſchreiben, welchen das Chriſtenthum und deſſen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Litteratur gegeben hatte. So war es alſo wieder ein Anſtoß von außen und fremde Nachbildung, was den römiſchen Geiſt zu einer ihm eigentlich fremden Geiſteskunſt und Sprachbildung erweckte. An und für ſich hätte dieſe Nachbildung des orientaliſchen Ausdrucks, deren Spuren die lateiniſche Sprache nun für alle folgende Zeiten beheit, dieſelben auch wohl günſtig ſeyn können, von einigen Seiten ſelbſt vortheilhafter als die Nachbildung der griechiſchen Dicht- und Redekunſt in der claſſiſchen Zeit, welche immer große Mängel und Unbequemlichkeiten mit ſich führte. Die äußerſt kunſtreiche periodiſche Verflechtung der Proſa, welche der griechiſchen Sprache gewiſſermaßen natürlich geworden war, blieb der römiſchen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichſten römiſchen Schriftſteller, haben dieſe Schwierigkeit überwunden und ſind zu einer einfachen edlen Wortſtellung gelangt; andere aber, auch ſehr gute Schriftſteller ſehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und ſich in dem künſtlichen labyrinthiſchen Periodenbau, der dem griechiſchen ähnlich ſeyn ſoll, verwickeln und verwirren. So erſcheinen auch die römiſchen Dichter, wenn ſie ſich den reichen Schmuck der griechiſchen Muſe aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbſt die den Griechen abgelernte Verskunſt war, den einzigen Hexameter, und allenfalls die Elegie ausgenommen, ſchwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimiſch und lebend geworden. Beſonders die künſtlicheren Sylbenmaße ſcheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund geweſen ſeyn, warum Horaz, der uns ſo anſpricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht ſo allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil faſt unbekannt und im Dunkeln blieb. Der römiſchen Sprache, die urſprünglich nur durch wenige bloß patriotiſche Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrſamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktiſchen Gebrauch zu den Geſchäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachſen und groß geworden war, fehlte es bey dieſer ganz proſaiſchen Entſtehung und Beſchränkung, vorzüglich nur an poetiſcher Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortſtellung konnte ſie ohne die nachtheiligſte Wirkung nie verlaſſen. In beyden Rückſichten hätte ihr, wenn nicht andere Urſachen ſchädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientaliſchen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft ſeyn können, beſonders wo dieſe Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart iſt. Um die Wirkung anſchaulich zu machen, welche dieſe Nachbildung der hebräiſchen Sprache und Dichtkunſt und die Ueberſetzung der heiligen Schriften, nicht ſo wohl ganz vollſtändig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateiniſche Ueberſetzung der Pſalmen, welche noch aus der erſten ſogenannten italiſchen Uebertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller Leſer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römerſprache zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ob ſie dieſelbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte faſt bezweifeln, ob in der römiſchen Sprache irgend eine Nachbildung griechiſcher Dichtkunſt in dem Grade ſo gelungen ſeyn möge, als dieſe Ueberſetzung der heiligen hebräiſchen Geſänge, wo die Sprache und Wortſtellung dabey durchaus einfach und edel iſt. Und ſelbſt von Seiten des muſikaliſchen Wohllauts zeigt ſich hier die lateiniſche Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meiſter der Tonkunſt bis auf unſere Zeiten vorzüglich beſtimmt hat, dieſer alten Sprache, ſelbſt vor ihrer Tochter, der italiäniſchen, für die höhere Muſik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateiniſche Sprache auch noch vor dem Einbruch der germaniſchen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, ſo lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch ſtatt der ſonſtigen Weltherrſchaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunct der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geſchmack und in der Sprache zu ſeyn. Schon unter den erſten Caeſaren haben viele geglaubt, an denjenigen römiſchen Schriftſtellern, welche geborne Spanier waren, etwas Beſonderes zu bemerken; als ob es ſich fühle, daß die lateiniſche nicht eigentlich ihre Mutterſprache war. Man hat die Antitheſen des Seneca, und den Schwulſt des Lucan mit dem ähnlichen Geſchmack einiger neuerer ſpaniſchen Schriftſteller zuſammengeſtellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall ſeyn, da unter den erſten chriſtlichen Schriftſtellern in lateiniſcher Sprache die meiſten Afrikaner waren, ſpäterhin viele Gallier. Es müſſen ſich in den verſchiedenen Provinzen des weiten römiſchen Reichs wohl ſchon früh mancherley romaniſche Mundarten gebildet und abgeſondert haben. Selbſt in Italien war die Sprache des Landvolks wahrſcheinlich ſehr beträchtlich verſchieden von der, welche geſchrieben, und wie ſie in der Hauptſtadt geredet wurde. Von dieſer romaniſchen Volksſprache in Italien, der ſogenannten lingua rustica, leiten die italiäniſchen Sprachforſcher den Urſprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als ſelbſt aus der Veränderung, welche durch die germaniſche Einmiſchung verurſacht ward. Rom ſelbſt indeſſen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptſächliche, ſondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag dieſen Vorzug auch am längſten behauptet haben. Unter den chriſtlichen Schriftſtellern in römiſcher Sprache war der, welcher ſich durch eine kraftvolle Beredſamkeit am meiſten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom gebohren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero iſt und ſeyn kann, ſo zeigt ſich doch in ſeinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römerſprache, auch durch claſſiſchen Geiſt gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und ſelbſt in der Hauptſtadt ſich anſiedelten, lateiniſch von ſo vielen geſprochen und geſchrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Miſchung der Sprachen entſtand, ſo ward dieſelbe doch ſo weit alterirt, daß ſelbſt der gebohrne Römer ſich nur durch Zwang und eine beſondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die ſonſt Natur war, erhalten konnte. Dieſen Charakter nimmt man an den Schriftſtellern unter dem gothiſchen König Theodorich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche ſchon den Uebergang zum Mittelalter machen.

Ueberhaupt mußte die Einführung des Chriſtenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erſte, wie jede große Neuerung, eine gewiſſe Unterbrechung in der Kunſt und Litteratur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunſt, beſonders in der Baukunſt; was noch von den ſchönen Formen derſelben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienſtes angewandt, freylich ganz anders angeordnet und zuſammengeſetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des chriſtlichen Gottesdienſtes eine ganz andere und neue war. Wie einſt die ältern Griechen aus ſolchen Elementen, die ſchon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von

Schönheit eine neue und wahrhaft griechiſche Baukunſt gebildet hatten, ſo ward jetzt aus den noch vorhandnen ſchönen Formen dieſer griechiſchen Baukunſt ein neuer und eigenthümlich chriſtlicher Styl derſelben zuſammengeſetzt. Wie bald dieſes geſchehen ſey, beweiſt die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Conſtantinopel unter Juſtinian, deren Meiſter Anthemius, auch wiſſenſchaftlicher Bearbeiter und theoretiſcher Schriftſteller über ſeine Kunſt war. Wie unrichtig es ſey, die altdeutſche Baukunſt des Mittelalters überhaupt und ohne Unterſcheidung der Epoche gothiſch zu nennen, iſt ſchon oft bemerkt worden; indeſſen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrſchaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlaſſen. Eben ſo unmittelbar und leicht war auch wohl die Uebertragung der alten Muſik, beſonders der edelſten und einfachſten Gattung derſelben, auf den neuen Gebrauch chriſtlicher Geſänge, die ſich nachher von den Tönen der Orgel getragen, ſo reich entfalteten, und wie in ſtolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abſchnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunſt geweſen ſeyn. Die Götterbilder, ſo lange ſie noch als ſolche, und nicht bloß als Kunſtwerke betrachtet wurden, waren unſtreitig ein Gegenſtand der Abneigung für die ältern Chriſten. Die Abbildung aber der beſondern, von den Chriſten verehrten Gegenſtände, mag wohl geraume Zeit bloß als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden ſeyn, ohne allen Anſpruch auf eigentliche Kunſtforderungen oder höhere Schönheit, die ſich erſt viel ſpäter entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poeſie ſeyn. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenſtände der alten Götterlehre dichteriſch zu behandeln. Nachdem aber dieſe Gegenſtände durch vielfältige Behandlung ſchon erſchöpft, die alte Götterwelt erloſchen war, konnte auf dieſem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchſtens eine leidliche Nachahmung, ein ſchwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Verſuche zu einer eigenthümlich chriſtlichen Dichtkunſt, waren wohl glücklich in der lyriſchen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil dieſe das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls ſind, und weil ſie für den Ausdruck an den hebräiſchen Geſängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Verſuche aber, das Chriſtenthum poetiſch darzuſtellen, fielen, wie auch oft noch ſpäter geſchehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für dieſe Gegenſtände nicht paßte, und es alſo nur eine todte Zuſammenſetzung blieb und eine bloß metriſche Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geiſt der Poeſie.

Dieſen erhielt das neuere Europa aus der andern nordiſchen Quelle ſeine Bildung. So früh als nur die

Römer der germaniſchen Völker erwähnen, unterlaſſen ſie auch faſt nie, der beſonderern Liebe derſelben zur Poeſie zu gedenken. Verlohren ſind freylich die Lieder, welche Hermanns Thaten beſangen, verſchollen ſind die weiſſagenden Geſänge, durch welche die Seherin Velleda die deutſchen Bataver zu dem Freyheitskampf begeiſterte, den ſie jetzt, nachdem ſie erſt ſelbſt unter römiſchen Fahnen gegen die andern noch freyen Deutſchen mitgefochten hatten, endlich für ſich allein unternahmen; zu ſpät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutſche Götterlehre bey den chriſtlich gewordenen Völkern als ſolche auch nicht beſtehen. Das Weſentliche derſelben aber für die Dichtkunſt, die innere dichteriſche Kraft, erhielt ſich in den hiſtoriſchen Heldengedichten, und als dieſe in ſpäteren Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geiſt der Liebe und Andacht verſchönt und veredelt, bald auch kunſtreicher dargeſtellt wurden, ſo entſtand jene Ritterpoeſie, welche in dieſer Geſtalt dem neuern chriſtlichen Europa ganz eigenthümlich iſt, und auf den Nationalgeiſt der edelſten Völker ſo große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche hiſtoriſche Heldengedichte ſind unter den chriſtlich gewordenen deutſchen Völkern zuerſt bey den Gothen entſtanden. In Attila's Zeit wurden gothiſche Heldenlieder geſungen, und an Theodorichs Hofe waren ſie vorhanden, ſelbſt die lateiniſchen Schriftſteller aus dieſer Zeit berufen ſich auf ſie, und haben vieles aus ihnen, was nur Poeſie und Heldenſage iſt, beſonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeſchichte, in Proſa aufgelöſt, als Geſchichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amaler und aller Helden dieſes Stammes, ſcheint in dieſen Liedern beſonders gefeyert worden zu ſeyn, und in der Folge ſind Attila und Theodorich ſelbſt Gegenſtand ähnlicher Lieder geworden, wie ſpäter Karl der Große.

In dem noch vorhandnen Denkmahl der gothiſchen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieſelbe ſchon eine nach Verhältniß ſehr regelmäßige Ausbildung. Dieſe Bibelüberſetzung war urſprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau beſtimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieſelbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geiſtesbildung und Unterricht in beyden Sprachen, der lateiniſchen wie der eignen gothiſchen befördert habe. Dieſes ſetzt voraus, daß weſentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie ſpäter von Alfred in ſächſiſcher Sprache, auch damahls in gothiſcher überſetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateiniſche Geſchichtſchreiber Jornandes jene gothiſche Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausſchreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, ſondern, daß ſie auch ſchriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es

Anmerkung.

Der erſte Grundſatz des helleniſchen Völkerrechts, war; allgemeine Brüderſchaft unter allen Hellenen, und ewige Feindſchaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieſes helleniſchen Grundſatzes äußerſt merkwürdigen Stelle (Plat. Rep. lib. V. p. 44 — 48. tom VII. ed. Bip.) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zuſtand, den man als eine Krankheit anſehen, und ſo viel als möglich, wie einen freundſchaftlichen Streit behandeln müſſe; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, nur dieſer ſey eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftſteller verdienen aufmerkſam beachtet zu werden, indem ſie uns über die Natur der Begebenheiten ſelbſt, ſo wie über die ganze Anſicht der Alten davon, erſt den vollen Aufſchluß geben. Unläugbar iſt es, daß mit Tyrannen und Barbaren ſich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenſeitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter ſittlich begründeten und ſittlich geordneten Staaten ſtatt finden könne. Unter allen ſie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfaſſung. Gegen den helleniſchen Grundſatz ſelbſt, würde ſich daher vielleicht wenig einwenden laſſen; wenn ſie nur demſelben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, ſondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

läßt ſich dieſes um ſo eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amaler und aller Helden dieſes Stammes in dieſen Liedern, wie es ſcheint, beſonders gefeyert wurde. Mit der gothiſchen Nation iſt auch die Sprache derſelben erloſchen, ſammt allen Denkmahlen derſelben, die ſich einer Nachricht zufolge in Spanien am längſten erhalten haben ſollen, wo ſich die Gothen am längſten behauptet hatten, und wo man auch ſtolz darauf war, das Geſchlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil ſie den longobardiſchen oder gothiſchen Urſprung ſolcher Familien bewieſen, welche ſich ſtatt jenes wahren Adels, lieber eine römiſche Abkunft erdichten wollten.

Die deutſchen Bardenlieder, welche Karl der Große hat ſammeln und aufſchreiben laſſen, können nach dem ganzen Verhältniß der damahligen Zeit und Denkart keine andere geweſen ſeyn, als ähnliche hiſtoriſche Heldengedichte aus der ſchon chriſtlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel ſpäterer Geſtalt, noch Heldengedichte in deutſcher Sprache vorhanden ſind, in denen Attila, Odoaker, Theodorich, das Geſchlecht der Amaler gefeyert werden, zuſammen mit andern fränkiſchen und burgundiſchen Helden, welche entweder die Sage oder ſelbſt die Geſchichte in dieſelbe Zeit mit jenen verſetzt; ſo darf man wohl nicht bezweifeln, daß ſich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothiſchen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl ſammeln und ordnen ließ, wie einſt Solon den Homer, noch vorhanden iſt in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem ſogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Vorausſetzung, daß dieſe von Karl geſammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin geweſen ſeyen, daß ſie überhaupt der heidniſchen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutſchen angehört haben möchten, konnten nur bey denen Glauben finden, welche mit dem Geiſte jenes Zeitalters nicht genauer bekannt waren. Es läßt ſich aber noch ein Zeugniß anfuhren, wodurch dieß völlig beſtimmt und entſchieden wird. Die noch vorhandene Eidesleiſtung, durch welche der Sachſe, wenn er ſich zum Chriſtenthum bekannte, dem Heidenthum entſagen mußte, lautete wörtlich ſo: „Ich entſage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachſen Odin, und allen Unholden, die ihre Genoſſen ſind.“ Es wird dieſe Formel dem achten Jahrhundert zugeſchrieben, noch vor Karls Zeit; doch fur die damahlige Denkart macht das keinen Unterſchied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachſen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebethet. Wie kann man nun glauben, daß er bey ſolchem Verhältniß heidniſche Lieder von Hermann oder Odin habe ſammeln laſſen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige hiſtoriſche Wahrheit, daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verſchieden, und daß Sachſen als ſein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbſt die ſkandinaviſchen Sagen und Geſchichten, ungeachtet ſie ihn ſich ganz zueignen möchten, ſind doch auch eingeſtändig, daß Odin erſt König in Sachſen geweſen ſey, und von da nach Schweden gekommen, dort Sigtuna erbaut, und ſein Reich gegründet habe. Damit ſtimmt das Zeugniß der Angelſachſen überein, deren Könige ihr Geſchlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie von ihm abſtammte. Dieſe angelſächſiſche Genealogie ſcheint ſo hiſtoriſch bewährt zu ſeyn, die Uebereinſtimmung der beyden von einander unabhängigen Zeugniſſe iſt ſo merkwürdig und viel beweiſend, daß ich der Meinung derjenigen beyſtimme, welche dieſen Odin für eine hiſtoriſche Perſon halten, wo er alsdann ungefähr in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu ſchwach zum Angreifen, von dieſer Seite aber auch noch nicht von den Deutſchen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutſchlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachſen und im Norden ſo groß war und Alles überglänzte, den Römern und überhaupt dem Weſten unbekannt blieb. Wir müſſen uns Odin demnach denken als einen Fürſten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als ſolcher durch weiſſagende Geſänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demſelben Zweck mitwirkenden Prieſtern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derſelben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunſt beygelegt ward, nachgehends ſelbſt vergöttert worden iſt. Daß jener Odin erſt aus Aſien nach Sachſen gekommen ſey, iſt eine ſkandinaviſche Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des hiſtoriſchen Odin durchaus nicht paßt. Die ſkandinaviſchen Sammler ſahen ſich, um ihre Sagen mit den geſchichtlichen Zeugniſſen einigermaßen in Uebereinſtimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zuſammenſchmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem ſolchen ältern Odin finde ich bey uns nur eine einzige Spur in den alten Schriftſtellern, die aber allerdings merkwürdig iſt. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulyſſes auch nach Deutſchland gekommen ſey, und dort die Stadt Aſciburgum erbaut haben ſolle. Die Alten pflegten bey ſolchen Zuſammenſtellungen einen viel beſtimmteren Begriff zu haben, als wir vorausſetzen. Sie ſahen dabey nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten ſie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wiſſenſchaft und Kunſt Merkur, beſonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieſelbe war, wobey ſie die große Localverſchiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger wichtige überſahen. Ulyſſes war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm ſelbſt oder ſeinen Söhnen wurden noch im fernen Weſten Abenteuer oder Kolonieen zugeſchrieben. Wo ſie immer bey den weſtlichen oder nordiſchen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der öſtlichen oder ſüdlichen Welt trafen, da hatten ſie gleich ihren Herkules oder Ulyſſes zur Hand, woran ſie jene fremde Nationalſage anknüpften. Die Erinnerung ihres Urſprungs und ihrer erſten Einwanderung aus Aſien war bey den nordiſchen Völkern nicht ganz erloſchen. Eine Sage dieſer Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutſchland, mußte alſo zu Tacitus Zeit noch bekannt ſeyn, und es ließe ſich glauben, daß ſelbſt der Nahme dieſes ältern Odin, wenn die deutſche Sage ihn ſo nannte, den Römer an den griechiſchen Odyſſeus erinnert, und um ſo mehr auf die gewaltſame Zuſammenſtellung geleitet habe.

Die geſchichtlichen Lieder und Heldengedichte ſind gewiß, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeſchrieben worden, weil es gegen den Geiſt ſolcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger iſt; auch in ſolchen Zeiten nicht, wo die Deutſchen ſchon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinſchaftlich mit ihnen lebend, Buchſtaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall ſeyn mit den weiſſagenden Geſängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu dieſen glaube ich wohl, daß auch Buchſtaben angewandt worden. Ich habe bey einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germaniſchen Völker, auch ehe ſie von den Griechen und Römern vielfältig ſchreiben lernten, mit der Buchſtabenſchrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde alſo die Gründe, warum ich dieſes für wahrſcheinlich halte, zugleich aber den allerdings ſehr beſchränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchſtaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, ſo wie wir es haben, iſt allerdings ſchon aus ſpäterer Zeit; mehrere Buchſtaben ſind ganz die römiſchen. Allein andere ſind grundverſchieden und laſſen ſich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchſtaben, ſelbſt die Mangelhaftigkeit des ganzen, urſprünglich nur ſechzehn Buchſtaben enthaltenden Alphabets ſcheinen eben ſo viel Beweiſe, daß es ein eignes und nicht erſt von den Römern entlehntes war. Selbſt in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelſachſen nachher von Griechen und Römern annahmen, ſind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieſes allen, oder doch mehreren germaniſchen Völkern gemeinſchaftlich war, beweiſen Runen-Inſchriften, gefunden in den entlegenſten Gegenden, wohin nur immer gothiſche oder andere deutſche Völker gekommen ſind. Woher ſollte denn aber der Norden und die Deutſchen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet ſich, wenn man eine ſolche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine ſolche dar, die nicht unwahrſcheinlich zu nennen iſt. Die Phönicier, welche ſo vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was ſich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs ſehr verſchieden geſtaltete, waren lange Zeit ganz im Beſitz des Handels im baltiſchen Meere. Hiſtoriſch gewiß iſt, daß mehrere am baltiſchen Meere anwohnende germaniſche Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegeriſchen Grenzvölker am Rhein. Hier am baltiſchen Meer war auch der urſprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienſtes der Hertha, welche uns Tacitus allerdings als eine Art von Myſterien ſchildert. Ich finde wahrſcheinlich, daß die Runen vorzüglich nur ſolchen Prieſterverbindungen bekannt geweſen ſeyn und gedient haben. Daß ſie von Alters her zum magiſchen Gebrauch angewandt worden, dafür giebt es ſo viele Beweiſe, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgeſucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weiſſagenden oder beſchwörenden Geſang begleitete, in welchen die Hauptbuchſtaben nach einer gewiſſen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wurden. Dieſer eigne Gebrauch hat allerdings auch die auf den Inſchriften noch kennbare Form der Runen beſtimmt. So denke man ſich den Seher, oder den Prieſter zugleich mit dem räthſelhaften Geſange, vor dem Hörer oder Lehrling, der es lernen ſollte, die geheimnißvollen Stäbe und Runen legend, eines durch das andere deutend. Wer ganz in der hiſtoriſch erhellten und gebildeten Zeit daheim iſt, der weiß ſich ſelten in die dunklere Vorzeit zu verſetzen; daher ihr vieles geliehen und philoſophiſch angedichtet wird, was nicht ſo war, und wieder anderes abgeſprochen, was ſie wirklich beſaß.

In Sachſen ſelbſt ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indeſſen blieben noch bis auf ſpäte Zeiten manche Erinnerungen und Ueberreſte davon zurück. Das Landvolk ließ ſich ſeine Frühlingsfeyer nicht nehmen; dieß ſchuldloſe und in allen Religionen ſchöne Feſt der Natur ward nun auf den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unſerm nordiſchen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es ſchloſſen ſich manche Gebräuche der Art an das chriſtliche Pfingſtfeſt. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördlichen Deutſchlands, um die Zeit, wenn der Tag am längſten iſt, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, deſſen Sinn lang verlohren iſt, ſtammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordiſchen Heidenthum her. Beſonders die Berge und Wälder, die alten Wohnſitze des ehemaligen Götterdienſtes, umſchwebten noch lange dieſe Erinnerungen. Noch manche chriſtliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder ſonſt merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; in den Gedichten wird beſonders die duftende Linde als ein zauberiſcher Baum gefeyert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherley Aberglauben. Ueberhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem ſie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgeſtalt. Von den begeiſterten Seherinnen und Alraunen der nordiſchen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerley Beſchwörungen und Hexenkünſte übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daſelbſt verſammelten Helden und Göttergeſtalten trat in der Fantaſie des Volks das Geiſtergepolter der Walpurgisnacht.

Indeſſen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande ſelbſt vertilgt ward, fand ſie noch lange eine ſichere Freyſtätte in dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſie erſt ſpät und allmählig nach langem Kampfe dem Chriſtenthum wich, und noch in manchen herrlichen Geſängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen iſt. So können wir die Poeſie des Mittelalters und überhaupt die germaniſche Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländiſchen Edda ſtrömt. Ihrer jetzigen Abfaſſung nach fällt ſie in die Zeit zwiſchen Harald Harfagr, wo die Normänner ſich auf Island anſiedelten, und den Tod des Snorro Sturleſon, und den Untergang der isländiſchen Freyheit; alſo in das neunte bis dreyzehnte Jahrhundert. In den ſpätern Stücken findet ſich manche Beziehung auf griechiſche Mythologie, und ſogar auf das Chriſtenthum, ſey es nun, um die nordiſche Sage dieſem ähnlicher zu machen, oder auch um ſie an die Geſchichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichſten Stücken, beſonders allen den poetiſchen der ältern Edda, athmet unſtreitig der echte und reine Geiſt der nordiſchen Götterlehre. Von der poetiſchen Seite unterſcheidet ſich dieſe von der der Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Die griechiſche Götterlehre iſt vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zuſammengeſtellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man ſie im Vergleich mit der nordiſchen, doch als ein Ganzes

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſius über den Iſokrates.

1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachſtehenden Abhandlung eines der ſcharfſinnigſten alten Kritiker von den Lebensumſtänden des Iſokrates geſagt wird, iſt nur eine kurze Notiz Auch vom politiſchen und philoſophiſchen Charakter und Werth der Iſokratiſchen Schriften ſagt Dionyſios, der ungleich mehr Künſtlerſinn, als hiſtoriſchen Geiſt beſaß, wie ſich ſelbſt in ſeiner vortrefflichen römiſchen Alterthumslehre offenbart, nicht ſehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Überſetzer glaubte daher, ſchon durch die Überſchrift dieſes Werks die Aufmerkſamkeit des Leſers von allen Nebenſachen entfernen und auf das Weſentliche hinlenken zu müſſen. Dieſes aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meiſten einiger Erklärung bedarf, iſt unſtreitig der künſtleriſche Geſichtspunkt und Geiſt des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenſtand der kritiſchen Abhandlung des Dionyſios, ſchien ihm aber kein andres Wort ſo ganz auszudrücken, als das Wort Kunſturtheil. Denn ſelbſt die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wiſſenſchaftlichen, oder wie es bey bürgerlichen betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliehrt ſich allmählig in die Menſchenwelt; die Poeſie in die Proſa und Wirklichkeit. Die nordiſche Götterlehre erhält durch die letzte Kataſtrophe, auf die alles prophetiſch hindeutet, einen vollkommnen Schluß. Es iſt das Ganze wie ein einziges fortgehendes Gedicht, ein Trauerſpiel. Von dem erſten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erſtarrten Rieſen entſteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, über dem alten Abgrunde die heilige Eſche, Ygdraſill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der ſeine Wurzeln durch alle Tiefen, und ſeine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgeſinnte lichte Geiſter die Macht der Rieſen, und die alten Kräfte der Finſterniß, in manchen Kämpfen beſiegen; bis zu dem bevorſtehenden Untergang der Götter und Aſen, Odins und ſeiner Kampfgenoſſen, iſt alles ein zuſammenhängendes, großes Natur- und Heldengedicht. Das Weſentliche, worauf alles hinzielt, iſt abermahls wie in den meiſten alten Dichterſagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelſten, den tapferſten, den ſchönſten jugendlichen Helden meiſt zuerſt das Loos in der Schlacht; weil Odin ſie ſammelt in ſein Walhalla, um deſto mehr Genoſſen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorſtehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in dieſem letzten Kampf nicht mehr obzuſiegen, ſondern zu unterliegen vorher beſtimmt iſt. Die erſte Begebenheit, wodurch dieſer allgemeine Untergang ſich ankündigt, iſt Balders Tod. Wie in der trojaniſchen Sage in dem Tod der beyden Edelſten, des biedern Hektors und des ſchönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt ſich ausdrückt, eben ſo auch hier in dem Tod Balders, des Lieblings aller Götter, des ſchönſten der Helden. Vorher beſtimmt iſt ſein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthſel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthſel, deren eine tragiſche Auflöſung wartet, und läßt ihren beſtimmten Raub nicht fahren. Ungefähr in derſelben Zeit ſcheinen auch die Oſſianiſchen Gedichte, ſo viel als davon alt und echt iſt, entſtanden zu ſeyn. Da ſie aber in dem ganz abgeſonderten Kreiſe des gaeliſchen Völkerſtammes in Schottland eingeſchloſſen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, ſo werde ich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Bey den deutſchen Völkern im übrigen Europa zeigte ſich die Liebe zur Poeſie jetzt auch in einigen Verſuchen, das Chriſtenthum im Geſang darzuſtellen, und die Geſchichten der heiligen Schrift dichteriſch einzukleiden. So geſchah es bey den Sachſen in England und im ſüdlichen Deutſchland durch Ottfried. Als poetiſcher Kunſtverſuch konnte dieß nicht wohl ſehr glücklich ausfallen, da es auch ſpäter viel gelehrtern und kunſtreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichterſprache und Verskunſt bleiben es ſchätzbare Denkmahle, beſonders da dieſe chriſtlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, ſondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um ſo beſtimmter ſagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demſelben Zeitalter und ganz in derſelben Form vorhanden iſt. Es iſt ein Siegeslied auf den oſtfränkiſchen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus ſo alter Zeit, jetzt ſchon über neun Jahrhunderte alt, und von dieſer hohen Vortrefflichkeit, iſt ein unſchätzbares Denkmahl. Eine Stelle darin iſt auch hiſtoriſch wichtig; der Dichter ſchildert die feyerliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut ſchien in Wangen
Kampfluſt'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

Lied war geſungen,
Schlacht ward begunnen.

Dieſes beweiſt, daß die altgermaniſche Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer, durch ein geſungenes Helden- und Kriegslied zu begeiſtern, noch immer beſtand. Wie ſehr überhaupt die Heldenpoeſie auch in dem chriſtlichen Deutſchland immer fort geübt und geliebt ward, beweiſt der Anfang eines andern alten

Gedichts, welches keinem kriegeriſchen Gegenſtande, ſondern vielmehr dem Lobe eines Biſchofs, des heiligen Anno von Kölln gewidmet iſt:

„Wir hörten" heißt es hier: „von Helden oftmahls ſingen,
„Und wie ſie feſte Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all vergingen
„Und wie ſich liebe Kampfgenoſſen ſchieden; —
— d. h. in Zwieſpalt geriethen.

Der ſtäte Inhalt aller heroiſchen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwieſpalt der Helden iſt in dieſen Verſen ſehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Niebelungen-Lied erſt im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts in ſeine jetzige Geſtalt gebracht worden ſeyn mag, ſo iſt wohl hier der ſchicklichſte Ort, von demſelben zu reden.

Jene kunſtreiche Entfaltung der Begebenheiten, und faſt dramatiſche Ausführlichkeit in der Darſtellung, wie in den homeriſchen Gedichten, iſt den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, ſo daß die Nachahmung dieſer Weiſe andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bey einer einfachern und kunſtloſern Geſanges- und Dichtungsweiſe geblieben ſind, nimmt dieſes vaterländiſche Werk eine ſehr hohe, unter den heroiſchen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erſte Stelle ein. Beſonders zeichnet es ſich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden iſt es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglaſſung alles Ueberflüßigen. Auch die deutſche Sprache zeigt ſich hier in einer Vollkommenheit, die ſie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bey der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, die bald Künſteley, dann Härte und Verwilderung geworden iſt. Die Heldenſage aller Völker hat im Innern und weſentlich, wie ich ſchon oft bemerkte, viel Uebereinſtimmendes, nur daß ſie ſich überall der beſondern Nationalgeſchichte auf eigenthümliche Weiſe einwebt, und nach der verſchiedenen Gefühls- und Geſangsweiſe eines jeden Volkes eigen und anders geſtaltet. Auch hier wird die allgemeine tragiſche Anſicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tod eines einzelnen Lieblingshelden, des edelſten, ſchönſten, ſiegreichſten, der aber vorher beſtimmt iſt, dieſe herrlichen Vorzüge, die auf ihm zuſammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darſtellung einer großen Kataſtrophe, angeknüpft an eine halb hiſtoriſche Begebenheit aus der eignen Nationalſage. Von dieſer Seite nun findet alſo allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutſchen Gedicht die letzte Kataſtrophe tragiſcher, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich iſt, als irgend eine der homeriſchen Schlachten, ſo iſt dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit ſanftern Zügen geſchildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieſes Werk überhaupt die beyden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzuſtellen, ſowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfange des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Feſtes-Zeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören ſagen.

Siebente Vorleſung.

Vom Mittelalter. Entſtehung der neuern europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß deſſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen.

Man ſchildert und denkt ſich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wie einen leeren Raum zwiſchen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunſt und Wiſſenſchaft auf der einen Seite völlig untergehen, um ſie dann nach einer langen tauſendjährigen Nacht deſto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporſteigen zu laſſen. Dieſes iſt aber in einer zwiefachen Rückſicht falſch, einſeitig, und nicht richtig. Das Weſentliche von der Bildung und den Kenntniſſen des Alterthums iſt nie ganz untergegangen, und vieles von dem Beſten und Edelſten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, iſt im Mittelalter und aus dem Geiſte deſſelben entſprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche litterariſch die reichſten, darum auch immer moraliſch die beſten und größten, politiſch die glücklichſten ſind. Wenn wir ſchon an den Gedanken gewöhnt ſind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer ſpätern litterariſchen Ausbildung voranging, ſo ſollte man ähnliche Betrachtungen auch bey der Geſchichte des neuern Europa nicht ganz vergeſſen. Wenn man auf dieſe allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rückſicht nimmt, und bloß auf Geiſtesbildung und Litteratur ſelbſt den Blick beſchränkt, ſo muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabſetzung des Mittelalters herrſchende.

Betrachten wir die Litteratur als den Inbegriff der ausgezeichneteſten und eigenthümlichſten Hervorbringungen, worin der Geiſt eines Zeitalters, der Charakter einer Nation ſich ausſpricht; ſo iſt eine kunſtreich ausgebildete Litteratur gewiß einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterſchied, eine und dieſelbe Art von litterariſcher Ausbildung verlangt, und wo man dieſe nicht findet, gleich alles verwirft, ſo iſt dieß nicht nur einſeitig, ſondern auch falſch und gegen den Gang der Natur. Ueberall im Einzelnen wie im

Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunſt, die Sage der Geſchichte, die Poeſie der Kritik vorangehen. Hat die Litteratur einer Nation keine ſolche poetiſche Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunſtreichen Entwickelung, ſo wird ſie niemahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeiſt athmen. Eine ſolche poetiſch reiche, aber nichts weniger als eigentlich litterariſch oder wiſſenſchaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geiſtesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojaniſchen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und dieſem Umſtande verdankt ſie hauptſächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum, Eine ſolche poetiſche Vorzeit für das neuere Europa iſt das Mittelalter, dem man eine ſchöpferiſche Fülle der Fantaſie gewiß nicht abſprechen darf. Das ſtille langſame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erſcheint, ſo giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Hervorbringungen. Einem ſolchen allgemeinen Frühling der Poeſie bey allen Nationen des Abendlandes iſt das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterſitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Litteratur hat aber noch eine andere Seite als dieſe poetiſche, bey der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft ſieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntniſſe der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, ſondern durch die natürlichen Fortſchritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetiſche Theil der Litteratur iſt derjenige, welcher ſich in den beſondern Landesſprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere auf die Erhaltung der überlieferten Kenntniſſe gerichtete, bildet die lateiniſche, allen Nationen des Abendlandes gemeinſame Litteratur des Mittelalters. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geſchichte und in den Geiſt des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer geweſen, als er gewöhnlich dargeſtellt wird.

Wenn man freylich bloß auf die Poeſie und auf die Entwickelung des Nationalgeiſtes in den Landesſprachen ſieht, ſo möchte man wohl wünſchen, daß eine ſolche lateiniſche Litteratur gar nicht vorhanden geweſen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geſchichte und Philoſophie, beſonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas in und für ſich Barbariſches, und unſäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wiſſenſchaft und Gelehr-

Reden wohl eigentlich ſeyn ſollte, nach ſittlichen und geſellſchaftlichen, ſondern nach künſtleriſchen Geſetzen gewürdigt.

Dionyſios ſelbſt beſtimmt dieſen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geſchichtskünſtler, von der wir nur einige Abſchnitte beſitzen, deren einer gegenwärtiger Aufſatz über den Iſokratiſchen Styl iſt; mag das Übrige nun verlohren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden ſeyn. Er freut ſich im Eingange, daß in ſeinem Zeitalter viele andre Kunſtarten, vorzüglich aber auch die Kunſt der bürgerlichen Reden ſo große Fortſchritte zum Beſſern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter ſey die alte und weiſe Beredſamkeit aufs ſchändlichſte gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe ſie angefangen allmählig zu ſinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß ſie gänzlich verſchwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteſte wider die Redekunſt zu eifern, welche ſeit geſtern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Aſiens gekommen ſey, und die attiſche, alte und einheimiſche verdrängt habe. „Aber ſagt er, die Zeit iſt, nach dem Pindaros, nicht bloß gerechter Menſchen herrlichſter Retter, ſondern wahrlich auch der Künſte, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unſer Zeitalter, mag nun ein Gott es ſo geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menſchliche Begehren viele auf das Gleiche fuhren. Dieß geſchah dadurch, daß unſer Zeitalter der alten und züchtigen Redekunſt die gerechte Ehre, welche ſie auch vorſamkeit, Geſetzgebung und Staatsgeſchäfte in einer ausländiſchen, und vollends in einer abgeſtorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunſt gehabt; viele poetiſche Denkmahle der Deutſchen und aller andern Völker des Abendlandes ſind untergegangen, weil gutmeinende Ueberſetzer und ſeyn wollende Erklärer ſie ins Lateiniſche übertragen haben, und in Proſa aufgelöſt als fabelhafte Geſchichte gaben, was urſprünglich wahre Poeſie und Heldenſage war. Viele poetiſche Talente und Werke ſind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verlohren gegangen, daß die Verfaſſer ihre Dichterkraft an den vergeblichen Verſuchen verſchwendeten, in einer für ſie doch ſchon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen ſtand, andern lebendig vor Augen ſtellen zu wollen. Davon ließen ſich viele Beyſpiele anführen, von jener guten Kloſterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen ſächſiſchen Kaiſers in einem lateiniſchen Gedichte beſang, welches, wenn es ein deutſches geweſen wäre, ein ſchätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geſchichte, und gewiß auch der Dichtkunſt ſeyn würde, bis zum Petrarka, welcher ſeinen Dichterruhm nicht ſo wohl auf die italiäniſchen Liebesgedichte, die ihn unſterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleyen der Jugend, und eines nicht zu überwindenden

Gefühls anſah, als vielmehr auf ein jetzt vergeſſenes lateiniſches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch ſpäter die lateiniſche Sprache erwählten, und deren beſonders Italien und Deutſchland im 15ten und 16ten Jahrhundert ſo viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bey dieſen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateiniſchen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergeſſen, daß ehe die beſonderen Landesſprachen ſich entwickelt hatten, eine gemeinſame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlichen Unterricht, ſondern ſelbſt für die Staatsgeſchäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unſchätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zuſammenhing. Außerdem ward in allen romaniſch redenden Ländern, die lateiniſche gar nicht als eine fremde, oder ausgeſtorbene Sprache betrachtet, ſondern nur als die alte, regelmäßiger bey den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegenſatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der ſogenannten Vulgarſprache. Erſt im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateiniſche Sprache in dieſen Ländern auf eine lebende zu ſeyn, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande ſich eigen geſtaltende Romanzo ſich ſo weit von dem Lateiniſchen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volksdialekte, ſondern ganz andere Sprachen waren. Der Uebergang iſt jedoch ſo allmählig geſchehen, daß er ſich eigentlich nicht ganz genau und ſcharf beſtimmen läßt. Um ſo natürlicher war die Täuſchung, vermöge deren man die lateiniſche Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem ſie wirklich ſchon ausgeſtorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateiniſchen Sprache und Ausſprache beym Kirchengebrauch, bey den Gelehrten und Geiſtlichen und in den Klöſtern eigentlich ſtets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden iſt.

Die ganze Ueberlieferung und Erbſchaft aller Kenntniſſe und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein Allgemeingut der geſammten Menſchheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut iſt, was ihnen heilig ſeyn ſoll, und für deſſen Erhaltung wir ſie gewiſſermaßen verantwortlich machen und Rechenſchaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltſame Störung, wodurch dieſes Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerriſſen, oder auch nur zerriſſen zu werden bedroht wird, tadelt, ſich dagegen empört, und jede ſolche Unterbrechung als Barbarey verabſcheut, iſt ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indeſſen ſollte doch, ſtreng genommen, nur die abſichtliche Zerſtörung, oder die ganz ſtumpfſinnige Vernachläſſigung der Denkmahle der Vorwelt barbariſch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung ſollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarey gemacht werden. Eine ſolche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; abſichtliche Zerſtörung, wenn auch in der bildenden Kunſt häufiger, findet ſich doch in der Litteratur äußerſt ſelten. Das einzige mir bekannte Beyſpiel einer abſichtlichen Vernichtung iſt jenes, wie in ſchon ziemlich ſpäten Zeiten in Konſtantinopel einige damahls noch vorhandene erotiſche Dichter der Griechen, wegen zu freyer Sinnlichkeit und Unſittlichkeit vertilgt worden ſeyn ſollen. Dieſe moraliſche Aengſtlichkeit, wobey nicht nur die Freyheit, welche der Dichtkunſt allenfalls vergönnt iſt, ſondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergeſſen ward, mag tadelnswerth erſcheinen. Daß indeſſen die Sammler und Abſchreiber des Mittelalters, ſowohl die byzantiniſchen, als die im Abendlande, im Ganzen ſelbſt in dieſer Hinſicht nicht ſo übertrieben ſtreng waren, beweiſt die Menge der noch vorhandenen griechiſchen und lateiniſchen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beſchaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfniſſe des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und de

Litteratur manchen empfindlichen Verluſt gebracht; ſelbſt in den neuern Zeiten und noch ſeit Erfindung der Buchdruckerey. Wie viel mehr vor derſelben, und da Handſchriften, koſtbar und in geringer Zahl, ſtatt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetſten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe Gothen Rom, oder Araber Alexandrien beſetzten, ſind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tauſende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil ſie nicht weiter als in der einen Handſchrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verluſt mancher wichtigen Schriftſteller, und ſind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber iſt der Untergang eines einzelnen Schriftſtellers oder Geiſteswerkes, ſelbſt durch Vernachläſſigung verurſacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarey zu beſchuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Ariſtoteles, für uns mit den wichtigſten Denkmahle des griechiſchen Geiſtes, bey den Alten ſelbſt nur eine einzige Abſchrift übrig geblieben war, die vergeſſen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieſes geſchah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die litterariſch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt ſind. Und geſetzt auch, daß die geſchichtliche Kritik gegen die buchſtäbliche Genauigkeit dieſer Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Reſultat iſt daſſelbe; denn, wie da vom Ariſtoteles erzählt wird, ſo iſt es, wie wir genau und geſchichtlich wiſſen, obwohl nicht immer mit ſo glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftſtellern ergangen, und das zwar in den blühendſten und gebildetſten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abſchriften iſt im Abendlande ſeit Karl dem Großen, wenigſtens mit größtem Eifer und planmäßig geſorgt, eben ſo ſehr und vielleicht beſſer als nur immer zu Alexandrien und Rom, oder ſonſt in den gebildetſten Zeiten des ſpätern Alterthums. Daß die chriſtlichen Schriften und Schriftſteller hiebey den Vorzug hatten, iſt billigerweiſe nicht zu tadeln. Wie viele aber ſind nicht im Abendlande auch von den heidniſchen und altrömiſchen erhalten? Konſtantinopel iſt nie durch die Gothen erobert, noch von ſogenannten Barbaren überſchwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl iſt deſſen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechiſchen Litteratur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was ſich von der urſprünglich gar nicht ſehr reichen und ungleich ärmern lateiniſchen Litteratur erhalten hat.

Es war überhaupt der wiſſenſchaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntniſſe in den erſten Zeiten des Mittelalters, ſehr zweckmäßig eingerichtet. Nebſt allem, was für das Chriſtenthum nothwendig war, ging die nächſte Sorge auf das Studium der lateiniſchen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntniſſe war, ſodann auf die weſentlichſten Theile der Mathematik, und endlich machte man es ſich überhaupt in den Klöſtern zu einer Pflicht und Gewiſſensſache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abſchriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältniſſe das Weſentlichſte ſeyn mußte, ſo lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunſt der römiſchen Sprache nach Cicero und Quinctilian, beſſere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemeſſener und klarer, überhaupt in ſofern man noch in einer todten Sprache gut ſchreiben kann, beſſer als ſelbſt in der letzten Römer-Zeit, und im ſechſten Jahrhundert ſchrieb, iſt von allen Kennern dieſer Zeit und ihrer Litteratur anerkannt. Nebſt der Sprache und ihren Denkmahlen war unſtreitig nichts ſo wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und ſo vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntniſſe und techniſcher Fertigkeiten iſt. Das ſchnelle Emporblühen des Wohlſtandes und der Städte, beſonders in Deutſchland unter den ſächſiſchen Kaiſern, der

Flor der Baukunſt in dieſem Zeitalter, und ſo vieler andern Künſte, die Kenntniß und Wiſſenſchaft vorausſetzen, beweiſt die Fruchtbarkeit dieſes Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematiſchen und mechaniſchen Kenntniſſe, und die techniſchen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu laſſen.

Am meiſten möchte man wohl die Trennung des Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechiſchen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter ſelbſt noch griechiſch lernte, und Lehrer dieſer Sprache in zweyen Städten des ſüdlichen Deutſchlands anſtellte, bis zu der Zeit, da die beyden letzten Ottonen aus dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, der griechiſchen Sprache kundig genug waren, um ſie zu ſprechen, war die Kenntniß derſelben in Deutſchland beſonders nie ausgegangen. War ſie früherhin, wie natürlich, zunächſt auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, ſo ließ jetzt der Erzbiſchof Bruno von Kölln, der aus demſelben großen Kaiſerhauſe entſproſſen war, Gelehrte aus Griechenland in der Abſicht kommen, um auch die Profanſchriftſteller, Geſchichtſchreiber und Philoſophen ſelbſt verſtehen zu können, und andern erklären zu laſſen. Unter der Dynaſtie der ſächſiſchen Kaiſer, welche mit dem byzantiniſchen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob ſich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutſchlande, eine Menge ſchöner Kirchen und Denkmahle der Baukunſt, nach dem Muſter der griechiſchen Sophien-Kirche, dem erſten Vorbilde aller chriſtlichen Architektur. Ueberhaupt aber war Deutſchland in dieſem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigſte, ſondern auch das cultivirteſte Land in ganz Europa.

So iſt alſo der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germaniſchen Völkern macht, daß ſie Verwilderung und Barbarey über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Beſonders ungerecht iſt dieſer Vorwurf gleich in den erſten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn dieſe, lange ſchon Chriſten vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt alſo mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältniſſen des gelehrten und geiſtlichen Standes, wie ſie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerſtörend gewirkt, ſondern vielmehr wiſſenſchaftliche Anſtalten erhalten und befördert, ſoviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umſtände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothiſchen Völker von einem fremden, wilden, heidniſchen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheyhaß, weil ſie

Arianer waren, ſie gegen die Katholiſchen ungerecht und erbittert machte. Selbſt die letzte blühende Zeit der noch als zu nennenden römiſchen Litteratur fällt unter Theoderich, und niemahls hat der ſeynſollende Patriotismus der Italiäner einen verkehrteren Gegenſtand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer ſpätern Dichter: das von den Gothen befreyte Italien. Denn gerade unter Theoderich, und unter der Gothen Herrſchaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzu bald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarey begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantiniſchen Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgeſogen ward. Ueberhaupt gibt es keine beſſere Rechtfertigung für die Einwirkung der germaniſchen Völker auf das neuere Europa, als wenn man dieſe aufſtrebende Thätigkeit, dieſe Fülle von Leben in dem europäiſchen Abendlande, dieſe ſich ſo mannichfaltig und ſo herrlich entwickelnde Nationalkraft, dieſe Poeſie des Mittelalters vergleicht und zuſammenſtellt mit dem Elend des tauſend Jahre lang dahinſchmachtenden byzantiniſchen Reichs, und ſie mit dieſer einförmigen Geiſteserſchlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch beſaßen die Byzantiner allerdings viel größere litterariſche Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntniſſe, welche das Abendland erſt von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch mahls beſaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zuſtehenden Ruhm genießen, noch ſie in fremden Gütern ſchwelgen ließ.“ Die Umwälzung ſey ſchnell geweſen und die Verbeſſerung groß. Denn außer einigen aſiatiſchen Städten, wo man aus Unwiſſenheit das Schöne langſam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladnen, froſtigen und geſchmackloſen Reden zu bewundern. Die Veranlaſſung und Urſache dieſer ſo großen Umwälzung ſey die alles beherrſchende Roma, welche die geſammten Staaten, ſich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derſelben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit ſteter Hinſicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigſte verwalteten, und fürs Beurtheilen ſehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe ſich der verſtändigdenkende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige ſey gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden. „Denn in der That werden von unſern Zeitgenoſſen viele ſchätzbare Geſchichten geſchrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wiſſenſchaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten ſind.“ Er würde ſich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menſchenalter etwa dauern ſollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinſte zurückgebracht ſey, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den beſſern Weg einſchlugen, zu loben, und das Künftige aus den Vergangnen zu vermuthen, und alles dem ähnliche, was der erſte beſte ſagen könnte, übergehe ich. Was aber der bein der Geiſtesbildung und Litteratur nicht ſo ſehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünſtiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutſchen Völker, noch nicht Chriſten, in ihren Sitten rauher, und mit den römiſchen Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachſen in Brittannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwiſchenzeit der Zerſtörung und Hinderniß annehmen, ſo hat dieſe höchſtens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theoderich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantiniſchen Druck in Barbarey darnieder lag, hatte ſich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in den fernen Norden, in die Klöſter von Irrland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachſen in England mit dem Chriſtenthum dieſe wiſſenſchaftliche Cultur, wie ſie damahls war, überkommen, als ſie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieſes Licht nach Frankreich und Deutſchland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöſchen. Seit Karl dem Großen hat eine ſtete, nicht nur planmäßige Erhaltung, ſondern auch unermüdete und raſtlos fortſchreitende Erweiterung der Kenntniſſe Statt gefunden, ſo daß man eigentlich die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, welche genauere Geſchichtsforſcher ſchon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen mußte. Selbſt in der finſterſten kurzen Zwiſchenzeit vom ſechſten bis zum achten Jahrhundert, fing jenes wiſſenſchaftliche Inſtitut ſich an zu bilden, was durch Karl begünſtigt und allgemein begründet, die ausgedehnteſte Wirkſamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöſter, und einer für das allgemeine Wohl thätigen Geiſtlichkeit. Dieſen ſo zweckmäßig eingerichteten geiſtlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befeſtigten, und die Wiſſenſchaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa ſeine nachmahlige Ueberlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntniſſen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln ſo weit überlegen waren. Vergleicht man die poetiſche Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beſchränkten Hülfsmittel beyder auch in ihren wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verſchwendung, die ein Harun al Raſchid, oder andere Chalifen und Sultane, unumſchränkte Beherrſcher der reichſten Länder des Orients, über ihre wiſſenſchaftliche Einrichtungen verbreiten und ausſchütten konnten, ſo erſcheint das Abendland dagegen dürftig und muß weit zurückſtehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum ſichern Beweiſe, daß die Wiſſenſchaften beſſer gedeihen durch Inſtitute, die vom Staate und den äußern Verhältniſſen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachſen, und ungehindert ſich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunſt und Willkühr eines Herrſchers, der darin zunächſt nur ſeinen eignen Ruhm, und einen äußern Glanz ſucht. Am meiſten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wiſſenſchaftlichen Inſtituten und geiſtlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit ſicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichſt beförderte. So groß indeſſen auch Karls Verdienſte um Geiſtesbildung und Litteratur, ſowohl die lateiniſche, als die der Landesſprache waren, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß Alfred, der ſelbſt Forſcher, ja für ſein Zeitalter ein Gelehrter war, beſonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleiſtet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im ſüdlichen Deutſchland für Geiſtesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungern manches zerſtörten, ſo blühte bald darauf unter den ſächſiſchen Kaiſern eine Cultur auf, die in jeder Rückſicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Beſonders an guten Geſchichtſchreibern war damahls

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09699/023

Deutſchland reich, ja reicher als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimſchreiber an, bis auf Otto von Freyſingen, einem Fürſten aus dem Hauſe der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbaroſſa, aus dem Kaiſerhauſe der Hohenſtaufen; wozu auch das beytragen konnte, daß Deutſchland damahls der Mittelpunct aller politiſchen Verhältniſſe war. Mönchs-Chroniken pflegte man ſonſt mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateiniſchen Geſchichtswerke des Mittelalters, weil ſie von Geiſtlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß dieſe Schriftſteller zum Theil von fürſtlicher Geburt, mit allen Staatsverhältniſſen und Geſchäften vertraut, überhaupt die unterrichtetſten und gebildetſten Männer ihrer Zeit, am beſten fähig waren, die wichtigſten Begebenheiten deſſelben mit geſunder Beurtheilung zu überſchauen, oder auch durch eigne Reiſen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenoſſen mit Klarheit darzuſtellen. So pflegte man oft in der Herabſetzung des Mittelalters ganz ſtreitende, und ſich widerſprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geiſtlichkeit die Rede, ſo hieß es, ſie beherrſchten weitläuftige Länder, ſie lebten wie Fürſten, und ſie lenkten alle Staatsgeſchäfte. Kam man auf ihre Werke, ſo hieß es: unwiſſende Mönche ſeyen ſie geweſen, welche keine Geſchichte ſchreiben konnten, weil ſie die Welt nicht kannten. Die beſte Lage für einen Geſchichtſchreiber iſt aber gerade eine ſolche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geſchäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr iſt, und die Freyheit behält, ſich zurückzuziehen, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuſchauer zu beobachten. Gerade in dieſer Lage befanden ſich mehrere von jenen Geſchichtſchreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geſchichte ſelbſt fortgeſchritten iſt, auch wieder faſt allgemein anerkannt wird, beſonders derer aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer. In der Philoſophie hatte beſonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch ſie eingeführten Alleinherrſchaft des Ariſtoteles, ſehr ausgezeichnete Schriftſteller. Ein tiefer Forſcher iſt im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande ſeiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefſinnig war aber Anſelmus, obwohl ſeine Philoſophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geiſtreicher Denker und Redner iſt Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie ſein Schüler Johann von Salisbury. —

Für alle die romaniſch redenden Länder mußte freylich eine Art von chaotiſcher Zwiſchenzeit entſtehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateiniſchen Urſprung ſich ganz lostrennen, und ſich wieder zu einer eigenthümlichen, und einigermaßen beſtimmten Sprachform geſtalten konnte. Wenn nicht andere ungünſtige Umſtände es verhindert hätten, ſo wäre in dieſer Hinſicht das Verhältniß der deutſchen Völker für die Geiſtesbildung weit günſtiger geweſen. Denn es iſt noch ungleich leichter zwey ganz abgeſonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwey Sprachen ſich vermiſcht haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derſelben zuerſt zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwicklung der deutſchen Sprache und alſo auch für die nationale Geiſtesbildung war es unglücklich, daß die zuerſt gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und ſo die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verlohren ging. Die gothiſche Sprache, die ſchon ziemlich regelmäßig gebildet war, erloſch mit der Nation ſelbſt. Eine noch ungleich regelmäßigere Ausbildung erlangte die angelſächſiſche, von der man wohl ſagen kann, daß unter Alfred ſchon eine ganze Litteratur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Ueberſetzungen, ſondern auch Geſchichten in Proſa, und wiſſenſchaftliche Bücher mannichfacher Art enthaltend. Aber auch dieſe Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmahle beſtehen, ging unter, als die franzöſiſch redenden Normänner England eroberten, und aus der Miſchung eine ganz neue, die jetzige engliſche Sprache entſtand. So mußte nun die deutſche Sprache zum dritten Mahle das ſchwere Geſchäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geſchah im neunten Jahrhundert, denn damahls erſt begann unſere jetzige hochdeutſche Sprache ſich einigermaßen zu entwickeln; ſind auch früherhin ſchon Anfänge und Verſuche dazu gemacht worden, ſo ſind ſie doch noch nicht von ganz entſcheidendem Erfolg geweſen. In jenen Denkmahlen ſehen wir die deutſche Sprache noch ganz ſo unbeholfen und ſchwankend erſcheinen, und im chaotiſchen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache ſich aus einer das Innere angreifenden Miſchung oder Revolution zuerſt wieder regelmäßig geſtaltet. In eben dieſem Zuſtande, wie die deutſche im neunten Jahrhundert, ſehen wir auch die ſämmtlichen romaniſchen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren erſten Verſuchen auftreten. Man iſt gewohnt, die deutſche Sprache als eine reine und uralte Stammſprache vor allen andern zu preiſen. Dieß kann von der altſächſiſchen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber ſo ganz von unſerer jetzigen hochdeutſchen. Dieſe iſt eine neuere, erſt im karolingiſchen Zeitalter aus der Verſchmelzung mehrerer deutſchen Mundarten, und einer ſehr beträchtlich romaniſchen Einmiſchung entſtanden, ſo daß man ſie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen ſtellen kann, welche aus der Verbindung der germaniſchen und der lateiniſchen entſtanden ſind, und deren Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit wohl eine aufmerkſame Betrachtung verdient, da ſie dem Geiſte der gebildetſten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germaniſche und urſprünglich deutſche, allen Völkern dieſes Stammes gemeinſame Sprache iſt die altſächſiſche, die unter Alfred in England die vollkommenſte Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachſen im nördlichen Deutſchlande dieſelbe Sprache redeten, wie die in England, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken gebrauchten ſich urſprünglich derſelben, die auch dem ganzen germaniſchen Norden gemein war. Der Römer konnte ſich in England eines Franken zum Dollmetſcher bedienen, der Sachſe aus Brittannien bedurfte ſelbſt in Schweden gar keines ſolchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das däniſche Lager ging, ſo hat er in keiner fremden, ſondern in ſeiner eignen Sprache die Lieder geſungen, höchſtens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Ausſprache. In welcher von den verſchiedenen deutſchen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl ſammeln ließ? — Nicht in der gothiſchen, denn dieſe war erloſchen, oder höchſtens waren noch in den aſturiſchen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche ſie verſtanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutſchen, die wir noch ein bal des Jahrhundert nach ihm erſt im Werden begriffen ſehen, und die nur deßhalb fränkiſch genannt wird, weil in der ganzen karolingiſchen Zeit, dieß nach dem herrſchenden Volke faſt eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutſche iſt. Dazu kommt, daß dieſe Lieder auch ſchon zu ſeiner Zeit alt, wenn auch nur zwey, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube alſo mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß dieſe Lieder in ſächſiſcher Sprache abgefaßt waren, in derſelben, welche Alfred ſchrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romaniſch redete, geſprochen hat; er, der am liebſten in den rheiniſchen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache urſprünglich auch die ſächſiſche war.

Dieſe Bemerkung iſt nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunſt, ſondern auch ſelbſt für die Geſchichte in ſo vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, ſie nicht zu übergehen.

Den Urſprung der hochdeutſchen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutſchen Völker, welche urſprünglich vorzüglich das baltiſche Meer umwohnten, haben, da ſie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltiſchen bis an das ſchwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen ſie ſogar einzelne Worte annahmen, haben eben gonnenen Kunſtverbeſſerung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu ſagen verſuchen; indem ich mir für meine Unterſuchung einen allgemeinen, anziehenden und äußerſt nützlichen Gegenſtand wähle. Folgenden nahmlich: welches die ſchätzbarſten unter den urſprünglichen Rednern und Geſchichtskünſtlern ſeyen, welches der Geiſt ihres Lebens und ihrer Beredſamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beybehalten ſolle; Kunſtvorſchriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunſt zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt ſind. Mir wenigſtens iſt keine dergleichen Schrift bekannt, ſo ſehr ich auch darnach geſucht habe. Doch verſichern will ich es nicht, als wenn ich es beſtimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht ſolche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich ſelbſt zum Maaßſtab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas ſey nicht, was doch ſeyn kann; das iſt ſehr ſelbſtgefällig und beynahe toll." Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftſteller ſey zu groß, als daß er über alle ſchreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigſten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geſchichtskünſtler. „Die anzuführenden Redner werden ſeyn; drey von den ältern, Lyſias, Iſokrates, Iſaeos, und drey von denen die nach dieſen bluhten, Demoſthenes, Hyperides, Aeſchines; denn dieſe halte ich für die vortrefflichſten. Die Schrift ſoll in zwey Abſchnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen."

Schon dieſe Einleitung und noch mehr die Schrift dadurch eine ganz eigne Mundart und verſchiedene Sprache erhalten. Im ſüdlichen Deutſchland, beſonders in den Alpenländern, hat ſich der gewöhnliche klimatiſche Einfluß gebirgichter Länder auf eine rauhe Ausſprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothiſche und fränkiſche Herrſchaft und Kolonieen haben im ſüdlichen Deutſchland eine Verwirrung oder Verſchmelzung verſchiedener deutſcher Mundarten erzeugt, und die romaniſche Einmiſchung iſt den römiſchen Kolonieen an der Donau, beſonders aber der frühern Verbreitung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden zuzuſchreiben.

Unter allen romaniſchen Sprachen hat ſich die provenzaliſche zuerſt entwickelt, vermuthlich, weil ſie am wenigſten fremde Einmiſchung erfahren hat. Die alte Landesſprache iſt hier in dieſer zuerſt zur römiſchen Provinz gewordenen Gegend, wahrſcheinlich auch am früheſten erloſchen; die deutſche Anſiedlung iſt aber verhältnißmäßig wohl ſehr gering, und nicht bedeutend geweſen. Um alſo dieſe ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Ueberſicht zu beſchließen; ſo haben ſich von allen denen Sprachen, die aus der Vermiſchung der romaniſchen und der germaniſchen entſtanden ſind, die oberdeutſche oder allemanniſche, und die provenzaliſche zuerſt entwickelt, welche beyde am meiſten rein geblieben waren und die geringſte Einmiſchung erlitten hatten. Von jenen drey romaniſchen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmiſchung erfahren haben, der italiäniſchen, ſpaniſchen und nordfranzöſiſchen, hat die, welche ſich am meiſten von der lateiniſchen entfernt, die franzöſiſche, zuletzt den höchſten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngſte aller dieſer Sprachen iſt die engliſche, in welcher die Miſchung am ſtärkſten war, und beyde Beſtandtheile des Germaniſchen und des Romaniſchen ſich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotiſche Zuſtand, den eine ſolche Miſchung nothwendig zur Folge hat, am längſten gedauert. Daß aber auch aus einem ſolchen in der Folge etwas ſehr Edles hervorgehen kann, das zeigt ſich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der engliſchen Sprache, ſo wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeiſt ihrer Litteratur, die ohne eine ſolche Sprache ſich nicht ſo würde haben geſtalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte ſich beſonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poeſie, welche man bey den Provenzalen die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, und welche bey den geiſtvollſten Nationen des damaligen Europa einen ſo verſchwenderiſchen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geiſt des Minnegeſangs aus allen dieſen Ritterdichtungen athmet, und dieſer Geiſt vorzüglich ſie von andern bloß heroiſchen Heldengedichten unterſcheidet, ſo mache ich mit dem erſten den Anfang. Der Minnegeſang blühte zuerſt auf bey den Provenzalen, und pflanzte ſich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs ſelbſt wohl in provenzaliſcher Sprache dichteten. Jetzt iſt dieſe Sprache wie ausgeſtorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derſelben unbenutzt in den Handſchriften-Sammlungen da liegen. Nebſt Frankreich blühte die fröhliche Wiſſenſchaft am früheſten in Deutſchland, am meiſten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Erſt im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegeſang der Italiäner durch Petrarka ſeine kunſtreiche Vollendung, und das funfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der ſpaniſchen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieſer alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das ſechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Caſtillejo, der Ferdinand dem Erſten aus ſeinem Vaterlande nach Oeſterreich folgte.

Der Minnegeſang hat ſich bey jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verſchiedenen Nationalgeiſte gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbſt die Liederform hat ſich bey jeder Nation ganz verſchieden geſtaltet. In allen herrſcht der Reim, und zwar ein ſehr muſikaliſcher Gebrauch deſſelben, der ohne die Beziehung auf die Muſik faſt verſchwenderiſch und ſpielend ſcheinen könnte. Wahrſcheinlich hat dieſe gemeinſchaftliche Eigenſchaft ihren Grund in der Beſchaffenheit der damahligen Muſik, da ſie urſprünglich alle zum Geſange beſtimmt waren.

Daß die deutſchen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgeſetzt hat, iſt um ſo weniger wahrſcheinlich, da die Deutſchen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn ſchon unter Kaiſer Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Kloſterfrauen das häufige Singen der deutſchen Liebesgeſänge, oder Wynelieder, zu unterſagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutſche Fürſten, die in Italien mehr einheimiſch waren, auch in provenzaliſcher Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutſchen Minnegeſang ſelbſt nichts. Wäre dieſer entlehnt, ſo würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka ſeine geliebten Provenzalen ſo oft mit Ruhm anführt, um ſo mehr, da die deutſchen Verfaſſer der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzaliſchen oder franzöſiſchen Quellen faſt jeder Zeit anführen.

Wie dem auch ſey, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweiſe, ſind die deutſchen Minnelieder von den provenzaliſchen und franzöſiſchen ganz verſchieden, und von allen noch vorhandenen und ſchon bekannten Sammlungen der Art iſt die deutſche die reichſte.

Was darin zuerſt auffällt, iſt der ſanfte Geiſt, den ſie athmen; beſonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieſer Fürſten und Ritter, von denen ſie herrühren, in der Geſchichte als die kühnſten Helden auftreten ſieht. Aber dieſer Gegenſatz findet ſich oft in der Natur, und muß wohl dem menſchlichen Herzen, wenn es edel iſt, gemäß ſeyn; daß nähmlich mitten in einem ganz kriegeriſchen Leben ſanfte Neigungen erwachen, und aus der höchſten heroiſchen Kraft das feinſte Zartgefühl, wie eine ſchöne Blume, emporſteigt. Jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeſchrieben wird, iſt nur wie ein rührender Klagehauch, ſanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten ſollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und muſikaliſche Weichheit in der Sprache hat man den deutſchen Minneliedern noch nie abgeſprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändeley. Der Vorwurf der Einförmigkeit iſt eigentlich ſonderbar; es iſt, als ob man ſich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel ſeyen. Freylich ſollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens ſchmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeſchüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura ſelbſt hätte es zu viel werden mögen, wenn ſie alle Gedichte, welche Petrarka noch bey ihrer Lebenszeit an ſie geſungen hat, mit einem Mahle hätte leſen ſollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von ſolchen Liedern, weil ſie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander leſen, oder durchlaufen; wozu ſie urſprünglich gar nicht beſtimmt waren. Denn ſind ſie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet geweſen, ſondern manche bloß erſonnen worden; ſo war es doch immer für den Geſang, und um ſo geſungen, ſo lange man Luſt daran fand, das geſellige Leben zu erheitern und zu verſchönern. Außerdem iſt es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgeſänge, ſondern überhaupt alle lyriſchen Gedichte, wenn ſie ganz Natur ſind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, ſich in einem beſtimmten Kreiſe von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe ſich ſelbſt in der ernſthaften lyriſchen Gattung durch Beyſpiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewiſſe Hauptrichtung haben, wenn es ſich eigenthümlich und poetiſch ausſprechen ſoll; und wo das Gefühl vorherrſchen ſoll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyriſchen Gedichte findet ſich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle mögliche Gegenſtände in allen möglichen Formen behandelt, und oft den Ton und den Geſchmack der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beyſammen, und um ſo mehr Abwechslung zum hintereinander Durchleſen findet, je mehr das Lied und der Geſang zum Gelegenheitsgedicht herabgeſunken iſt, oder ſich in ſinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zerſplittert und aufgelöſt hat.

Der zweyte Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß ſie tändelnd ſeyen, iſt nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel iſt. Selbſt die Alten, obwohl ſie in ihren erotiſchen Gedichten mehr die Gluth der Leidenſchaft in ihrer ganzen Stärke darzuſtellen ſtreben, haben doch erkannt, daß auch dieſes Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem ſie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darſtellen, und an dieſen Begriff ſo manche ſinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigſte Leidenſchaft auch in der Ritterzeit oft tragiſche Ereigniſſe und Handlungen hervorgebracht hat, läßt ſich ſchon aus dem lebendigen Charakter dieſes Zeitalters vermuthen. Die Geſchichte bietet eine Menge Beyſpiele der Art dar. Aber dieſe ernſthafte und leidenſchaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern ſelten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platoniſchen Sinngedichte und Geſänge des Petrarka, ſind die deutſchen Minnelieder nicht. Doch in den meiſten wird auch dieſe Seite nur zart berührt. Vorzüglich und faſt ausſchließend ergriffen dieſe Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantaſie einen freyen Raum eröffnet. Es war alſo der Geiſt des Minnegeſangs überhaupt, und des deutſchen insbeſondere etwa folgender. Aus der den Deutſchen urſprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte ſich bey mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Chriſtenthum ſtrengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur, wenn es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, ſo lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poeſie iſt. Die provenzaliſchen Liebeshöfe und Gerichte, die daſelbſt mit einer faſt metaphyſiſchen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, ſind dem deutſchen Minnegeſang eigentlich durchaus fremd. Er iſt kunſtlos im Vergleich mit dem ſinnreichen Gedankenſpiel des Petrarka oder der ſpaniſchen Lieder; dagegen aber iſt er gefühlvoller, und beſingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epiſche Poeſie gehört ganz der Vorzeit an;

der Dichter eines ſchon kunſtgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft epiſch zu dichten, iſt immer als eine höchſt ſeltene Ausnahme, und als eine in ſeinem Jahrhundert oder bey ſeiner Nation einzige Erſcheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatiſchen Poeſie behauptet dagegen die Kunſt deſto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunſtgebildeten Zeitalter kann ſie gedeihen. Für die lyriſche Poeſie iſt, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichſten, ſo auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, ſie hervorzubringen, das glücklichſte. Eine ſolche freylich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls ſchweigende, ſondern auch kriegeriſch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebſt den Kreuzzügen ſelbſt, haben vorzüglich die Normannen viel beygetragen, der Fantaſie der europäiſchen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums ſchon überall vorhanden, ſo wie ſie ſelbſt aus der urſprünglich germaniſchen Verfaſſung hervorgehen; der poetiſche Glaube an das Wunderbare, an rieſenſtarke Helden, Berggeiſter, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordiſchen Götterlehre in der Fantaſie zurückgeblieben. Aber es war ein friſcher Lebensgeiſt, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem ſie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poeſie jetzt von neuem befruchteten. Dieſer Geiſt verließ ſie nicht, als ſie chriſtlich dachten und franzöſiſch ſprachen; vielmehr verbreitete er ſich nun erſt recht über ganz Frankreich und über das ganze chriſtliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jeruſalem, an denen ſie einen ſo ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweiſe war durchaus poetiſch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, ſtäts auch in den kriegeriſchen Unternehmungen das kühnſte wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und ſo haben ſie auf die Poeſie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Beſonders ſcheinen ſie die Geſchichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht geſtaltet zu haben. Das hiſtoriſche Wahre in dieſer Geſchichte, die Schlacht bey Roncesvall, wo das fränkiſche Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod ſtarb, war eher eine unglückliche als ſehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks ſo werth blieb, und auch für die Poeſie ſchon früh ein beliebter Gegenſtand wurde, davon iſt der Grund vielſelbſt lehrt, daß Dionyſios nicht alles erſchöpfen wollte, was ſich mit den Kenntniſſen ſeines Zeitalters in künſtleriſcher Rückſicht über den ganzen Iſokrates nur immer ſagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Iſokratiſchen Styl, die Iſokratiſche Kunſtproſa, an und für ſich, nach den bewährteſten Kunſtlehren zu würdigen. Selbſt über die ausgezeichnete künſtleriſche Meiſterkraft des Iſokrates, ſo vielen vortrefflichen Naturen ſeinen Geiſt, jedem nach dem Maaß ſeiner Kräfte und nach ſeiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den ſeiner Schüler zu beſchränken, eilt er mit einem Gleichniſſe hin; welches jedoch ſo treffend iſt, daß man ſieht, Dionyſios habe den Charakter und den hohen Werth dieſer großen Eigenſchaft, wodurch der Mann beynahe den Ehrennahmen eines rhetoriſchen Sokrates zu verdienen ſcheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbſt die Künſtlichkeit, das Fleißige der ſorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten iſokratiſchen Proſa, erhält, wenn man ſie in ihrem vollſtändigen geſchichtlichen Zuſammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche ſie in der Anſicht des Dionyſios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunſtwerke bis ins feinſte Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes ſelbſt, Kraft erfordern und beweiſen kann; jene Correctheit (denn mit dieſem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerloſigkeit unterſchieben darf, kann man wohl am beſten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und ſogenannten Alexandriner immer Beyfall und Nachahmung verdienen wird) iſt in der Poeſie der leicht darin zu ſuchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortſchritten der Araber Schranken zu ſetzen, und ſelbſt jenſeits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinſames Bollwerk für das geſammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich chriſtlichen Anſicht dieſer Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Chriſtenheit gefallen; waren ſie alſo gleich irdiſch beſiegt, ſo blieb ihnen doch die himmliſche Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod geſtorben, und wurden alſo als Märtyrer betrachtet. In einer ſolchen Anſicht war unſtreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, deſſen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bey den Normannen diente; denn ohne dieſe himmliſche Tröſtung wäre ein unglückliches Todeslied ſchwerlich geeignet geweſen, den Muth zur Schlacht zu beſeelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geſchichte von Karls Thaten, von der Schlacht bey Ronceswall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargeſtellt, anfangs in der Abſicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beyſpiel und hohes Vorbild unter den ſchon verherrlichten und vielbeſungenen Nahmen des großen Kaiſers und ſeiner Helden aufzuſtellen; ja es ward Karln ſelbſt ein fabelhafter Kreuzzug beygelegt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zäuberegen des ganzen Orients in die Geſchichte Karls, behandelte dieſe ganz fabelhaft, und früh genug ſcheinen ſich auch einige komiſche Charaktere und Dichtungen an das Uebrige angeſchloſſen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reiſebeſchreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Aſien durchſtreift hatte, und der wegen ſeiner Uebertreibungen und ſeiner großen Zahlen nur Meſſer Millione genannt wurde, da gab es zwiſchen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet ſeyn, was nicht in dieſen Poeſieen zuſammengefloſſen wäre. So verlohr dieſe geſchichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer urſprünglichen Geſtalt wohl Gegenſtand für ein ernſtes Heldengedicht hätte ſeyn können, allen feſten Grund und Boden, und wurde bloß eine Form, oder Einfaſſung, worin ſich alle mögliche beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantaſie mit dem Wunderbaren. Dieſe Geſtalt hat ſie beym Arioſt, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der Dichter des hinreiſſenden Zaubers ſeiner Sprache und ſeiner Darſtellung gewiß, gar nicht mehr täuſchen will durch ſeine luſtige Geſtalten, und vorüberfliegende Gemählde, ſondern oft durch abſichtliche Uebertreibung, durch willkührliche Unordnung und ſcheinbare Verwirrung, in der bald hier bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingeſtreute Scherze, die Täuſchung ſelbſt wieder zerſtört.

Achte Vorleſung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder, und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eſchenbach, wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid.

Es ſind vorzüglich drey Kreiſe von Fabeln und Geſchichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenſtande dienten. Den erſten bilden die Sagen von den gothiſchen, den fränkiſchen und burgundiſchen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; ſie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verſchiedenen unter dem Nahmen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Dieſe heroiſchen Sagen haben am meiſten einen geſchichtlichen Grund; ſie athmen noch ganz den nordiſchen Geiſt, ſie ſind vielfältig auch in den ſkandinaviſchen Sprachen beſungen und behandelt werden, und ſchließen ſich zunächſt an die heidniſche Vorzeit, und an die altdeutſche Götterlehre an. Der zweyte Hauptgegenſtand der Rittergedichte war Karl der Große, beſonders aber ſein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bey Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten ſich ſehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrſcher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beygetragen haben, daß die Normannen, welche dieſe Dichtung vorzüglich ausgebildet, ſich Karln bey allem Ruhm, der ſeinen Nahmen umgab, in ähnlichen Verhältniſſen dachten, wie ſie die unthätigen Monarchen auf ſeinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch ſey, eine gewiſſe, faſt komiſche Uebertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieſer Geſchichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantaſie, wie wir es im Arioſt ſehen. Nicht ganz ſo erging es dem dritten Fabelkreiſe der Ritterdichtung, den Geſchichten von dem brittiſchen König Artus und ſeiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das urſprünglich Geſchichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darboten, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geſchichtliche Artus, ein chriſtlicher König von celtiſchem Stamm in Brittannien, und deſſen

Schickſale und Kriege gegen die erſt noch heidniſchen Heerführer der Sachſen, wäre nur ein ſehr beſchränkter Gegenſtand geweſen. Deſto mehr legte man hinein, indem man in dieſer Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten ſuchte, und man behielt hier weit mehr ein beſtimmtes Ziel im Auge, als bey den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächſt ſchloſſen ſich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den ſchönſten Verhältniſſen des ritterlichen Lebens darzuſtellen beſtimmt ſind. Die vorzüglichſte dieſer Dichtungen iſt durchaus elegiſch, wie es ſelbſt der Nahme Triſtans bezeichnet. Dieſer ſanfte elegiſche Anſtrich iſt der Natur einer ſolchen Darſtellung durchaus angemeſſen, nicht nur wegen des Widerſpruchs zwiſchen dem innern Gefühl, und den äußern Verhältniſſen, der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und ſelbſt der Freude derſelben immer ſchon eine gewiſſe wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugeſellt, und beſonders auch weil die höhere Sehnſucht doch nie ſich ganz befriedigt fühlt. Die poetiſche Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schickſale der Liebe verwebt erſcheinen, wirken durchaus verſchönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darſtellung in die Gegenwart und proſaiſche Wirklichkeit verlegte, durch pſychologiſche Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und

Menſchenkenntniß den Mangel an Poeſie erſetzen wollen. Die Welt und die Menſchen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poeſie die Ahndung ſolcher Gefühle, die ſelbſt ſchon eine natürliche Poeſie ſind, bey denen, die ſie noch nicht kennen, wie die Erinnerung bey denen, die ſie ſchon erfuhren, zu erwecken, und indem ſie alles in dem ſchönſten Lichte zeigt, und mit einem magiſchen Zauber umgiebt, dieſe Gefühle nicht ſo wohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epiſchen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Triſtan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, ſo ward jener mehr elegiſchen Dichtung die heitre und fröhliche vom Lancelott zugeſellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und ſeiner Tafelrunde. Man ſuchte in dieſem Kreis, der den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in ſich faſſen ſollte, beſonders auch den Begriff eines geiſtlichen Ritters auszudrucken, wie derſelbe einem hohen Gelübde getreu, durch ſtrenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern erſteige, und zu immer höhern Graden der Weihe ſich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von ſolchen ganz allegoriſchen Ritterdichtungen erſonnen, deren Ziel ſtets dahin geht, darzuſtellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, ſich der Geheimniſſe und Heiligthümer würdig machen ſoll, deren Aufbewahrung hier als das höchſte Ziel ſeines Berufs erſcheint. Man darf aber annehmen, und es ſind beſtimmte Anzeichen und Beweiſe vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geiſtlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmſten geiſtlichen Ritterorden entſtunden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgeſprochen wird, ſondern auch manche von den ſinnbildlichen Begriffen und Ueberlieferungen, welche einige dieſer Orden, beſonders die Tempelherren unter ſich hatten, in dieſen Dichtungen niedergelegt ſind. Dieß iſt auch in geſchichtlicher Rückſicht merkwürdig. Leſſing, welcher, ſoviel ich weiß, dieſe Bemerkung zuerſt gemacht, und der eine ſehr ſorgfältige Unterſuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenſtänden der Art bekannt ſind, werden ihm unſtreitig beyſtimmen, wenn ſie die alten Dichtungen mit dieſen Gedanken aufmerkſam betrachten wollen. Selbſt in den franzöſiſchen Romanen vom Graal iſt dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerſt kunſtreichen deutſchen Behandlung.

So hat denn dieſer dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegoriſchen Charakter. Dieſe drey Fabelkreiſe, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, ſind die vorzüglichſten Gegenſtände der Poeſie im Mittelalter geweſen; unzählige andere Dichtungen ſchloſſen ſich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es iſt jetzt noch zu betrachten, welche Geſtalt der Geiſt der Ritterdichtung, wie des Ritterthums ſelbſt, bey jeder der vornehmſten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poeſie bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe erloſchen iſt, und verlohren ging, und faſt nirgends zu der vollendeten Entwickelung und kunſtreichen Schönheit der Darſtellung gelangte, deren ſie wohl fähig geweſen wäre. Zuvor aber iſt es nöthig, noch des Einfluſſes der Kreuzzüge auf die Poeſie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und beſonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poeſie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptſache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiſte worin ſie unternommen ward, ſchon an und für ſich haben mußte, die Fantaſie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon, wurden noch in derſelben Zeit beſungen, da ſie eben erſt geſchehen waren; ſie durften nicht erſt in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetiſch zu erſcheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geſchichten Karls des Großen, nebſt denen von der Tafelrunde noch lange vor, weil hier die Fantaſie noch freyern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poeſie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, iſt bey weitem nicht ſo groß geweſen, als man ihn gewöhnlich angiebt, und was davon wahr iſt, gebührt größtentheils oder ausſchließend nur den Perſern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientaliſchen Dichtkunſt ſind es vorzüglich zwey, welche dieſen Einfluß, und den Geiſt darſtellen, der durch denſelben nach Europa herüberkam, oder auch ſchon urſprünglich dem Dichtergeiſt des Nordens verwandt war: die unter dem Nahmen, Tauſend und Eine Nacht bekannte arabiſche Mährchenſammlung, und das perſiſche Heldenbuch des Ferduſi, den man bald den Homer, bald den Arioſt des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poeſie der Araber vor Mahomet, beſtand, ſo weit ſie bekannt iſt, aus lyriſchen Heldengeſängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegeriſchen Thaten und die Gefühle der Liebe beſangen, beſonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und ſeines Geſchlechts. Alles iſt auf den Stamm, der geprieſen werden ſoll, gerichtet, und um ſeine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch ge-

Hellenen, wo man ſie nicht vor Menander und Philetas etwa ſuchen darf, ungleich jünger, und hat ſich in der Proſa der Hellenen und mit der Schrift zuerſt entwickelt. In dieſer Rückſicht macht die Proſa des Thukydides und Iſokrates vornähmlich eine große Epoche in der Kunſtgeſchichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in derjenigen ſchönen Kunſt, welche unter allen überall am ſpäteſten aufgeblüht, am langſamſten gewachſen iſt, und nirgends gleiche Reife mit andern Künſten erreicht hat, wahrſcheinlich alſo weder die leichteſte noch die einfachſte ſeyn mag, in der Kunſt der ſchönen Proſa nähmlich, wie in der Muſik von den erſten Anfängen ſo kunſtwörtlich und ſchulmäßig reden, wie von dem Höchſten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbeſtimmten Urbildern in todten Begriffen, ſondern nach lebendiger Anſchauung reiferer attiſcher, römiſcher oder andrer Kunſtwerke in Proſa, den gewaltigen Anlauf, welchen Iſokrates im Panegyrikos zum Beyſpiel nimmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleiſtet hat.

Indeſſen wird der geſchichtsforſchende Kunſtfreund auch noch nach einem ſolchen Lächeln die innigſte Bewunderung für dieſes wie für jedes andre Kunſtwerk hegen, welches von urſprünglichem Geiſt beſeelt, alles iſt, was es in ſeinem Zeitalter, unter dieſen Umſtänden, an ſeiner Stelle ſeyn konnte und ſollte; und nichts vermag wohl in allen Kunſtarten den Sinn ſo ſehr zu wecken und zu ſchärfen, als wenn man den allmähligen Fortſchritten der Kunſt oft mit geſammelter Betrachtung folgt, und bey haßten und angefeindeten Stämmen in das hellſte Licht zu ſetzen. Daneben Sittenſprüche, ſinnreiche Gedankenſpiele, wie das ganze Morgenland ſie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine ſolche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geiſter und andere wunderbaren Naturen in ihrem Kampf dargeſtellt, wie die Griechen, die Perſer ſie hatten, und wie ſie auch in der nordiſchen Götterlehre enthalten iſt, findet ſich nicht in jener altarabiſchen Poeſie. Sie iſt ſo ganz lokal, daß ſie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man ſich ganz in die Lebensart jener arabiſchen Stämme verſetzen, um ihre Poeſie einigermaßen verſtehen zu lernen. In der Abweſenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausſchließenden Richtung und Beſchränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältniſſe und Erinnerungen einiger kriegeriſchen Stämme vom arabiſchen Adel, haben dieſe Geſänge eine allgemeine Aehnlichkeit mit den oſſianiſchen. Nur daß in dieſen meiſtens der klagende Ton der herrſchende iſt, angemeſſen dem Gefühl einer ſchon erlöſchenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauſchten Lande, unter trübem und rauhen Himmel. In den arabiſchen Stammgeſängen herrſcht dagegen ein ſtolzer, freudiger, muthiger Geiſt, wie einer ſiegreichen Nation, und dem ſüdlichen Klima angemeſſen. Statt der Klage ſpricht hier auch oft der kriegeriſche Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgeſänge ſind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem ſie entſprungen ſind. Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologiſchen Heldenſage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bey allen Nationen, die eine ſolche beſitzen, manche Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung verrathen.

Eine dichteriſche Mythologie war ſo entfernt von dem Geiſte der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt iſt, wie ein Araber zu Mahomets Zeit die perſiſchen Heldengeſchichten von Jsfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomet aber dieſem Einhalt that, weil er beſorgte, daß man Gefallen daran finden, und ſeine Poeſie, und ſeine Zwecke darunter leicht leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als ſie Aſien beherrſchten, an den Zaubergeſtalten der perſiſchen Dichtkunſt. Dieß beweiſen die ſchon erwähnten arabiſchen Mährchen. Daß beſonders diejenigen darunter, welche am meiſten Wunderbares und Feerey enthalten, urſprünglich nicht alt und echt arabiſch ſeyen, ſondern die Poeſie darin den Perſern, zum Theil vielleicht ſelbſt den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientaliſchen Litteratur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den

Perſern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen ſelbſt ausgegangene und gebildete Ritterpoeſie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyriſchen Stammgeſänge, das iſt wenigſtens bis jetzt noch nicht erwieſen.

Elfen und Alraunen, Berggeiſter und Meerweiber, Rieſen, Zwerge und Drachen waren in der nordiſchen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß iſt nicht entlehnt, ſondern eine urſprüngliche Verwandtſchaft zwiſchen der nordiſchen und perſiſchen Götter- und Geiſterlehre. Nur die ſüdlichen Zaubergeſtalten jener Feerey, und den orientaliſchen Farbenglanz der Fantaſie hat die Bekanntſchaft mit dem Morgenlande in die Poeſie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Uebereinſtimmung Statt. Das perſiſche Heldenbuch, worin der Dichter im Anfang des eilften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, Sagen und Geſchichten der perſiſchen Helden und Könige zuſammentrug, und in der reinſten und blühendſten Perſerſprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantaſie beſang, welche ihm den Beynahmen des Paradieſiſchen verſchaffte, der nun ſein Nahme geworden iſt, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologiſchen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dſchemſchids, auf deſſen Nahmen alles zuſammen gehäuft wird, wodurch ein Herrſcher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erſcheinen kann, ſteht am Anfange dieſer Dichtung als das golbene Zeitalter des ehemaligen Perſerreichs, und der geſammten aſiatiſchen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit ſich verdunkelt, und der herrlichſte Herrſcher in Stolz und Uebermuth verſinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan, zwiſchen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finſterniß, iſt nun der Mittelpunkt, um den ſich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den böſen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afraſiab vergeblich kämpft; wie dieſer zur allgemeinen Herrſchaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber ſchon ein Retter der Perſer gebohren iſt in Ruſtan, der den wilden Beherrſcher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern vom König Choſru endlich ganz beſiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geſchichtlichen Stifter des perſiſchen Reichs, die hiſtoriſche Zeit beginnt; das ſind lauter Dichtungen, in welchen überall der altperſiſche Begriff vom Kampf des Lichts und der Finſterniß in Heldenſage eingekleidet iſt. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derſelbe Geiſt, und iſt dieſelbe Beziehung ſichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieſer Art wenigſtens fremden Gegenſatz und Begriff vom Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meiſten chriſtlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann ſagen, daß er durchgehends darin herrſcht, ſo früh nur eigentliche chriſtliche Dichtung und Sinnbilder der darſtellenden Kunſt ſich zu entwickeln angefangen haben. Das Chriſtenthum verwirft jene perſiſche Vorſtellungsart von dem ewigen Gegenſatz und Kampf des Guten und Böſen, nur inſofern ſie auch auf die Gottheit ausgedehnt, und zwey von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es iſt eine Verſchiedenheit, die, wenn man ſo ſagen darf, nur die Metaphyſik betrifft. Im übrigen erkennt das Chriſtenthum in der Sinnenwelt wie in der Geiſterwelt, in der Natur wie im Menſchen jenen Gegenſatz des Guten und Böſen, den Kampf des Lichts und der Finſterniß an, wie er ſich denn auch in allen eigenthümlichen chriſtlichen Vorſtellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es iſt alſo auch dieſe Uebereinſtimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; ſondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltanſicht, die bey aller Verſchiedenheit doch in mehreren weſentlichen Grundzügen übereinſtimmt.

Die ſpätern romantiſchen Gedichte der Perſer, wie Mejnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern, als epiſche Liebes- und Rittergedichte dieſer Gattung nach, die den Alten fremd war, immer noch an die Poeſie des Mittelalters. Doch iſt dieſe Schwelgerey der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße ſelbſt da fremd, wo man Gedichte am meiſten als Blumenſpiele betrachtet; noch weiter aber entfernt ſich die darin herrſchende Behandlung der Liebe ſelbſt, und alles, was das ſittliche Gefühl berührt, von der Weiſe der Europäer.

Vergleicht man die altfranzöſiſchen Fabliaux und Erzählungen mit den arabiſchen Mährchen, ſo ergiebt ſich, daß mehrere ſolche Geſchichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen ſeyn mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß laſſen die Abweichungen vermuthen, und die eignen Geſtaltungen, welche die Geſchichten angenommen haben. Indeſſen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenſeitig geweſen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen ſeyn, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollſtändige Heldendichtungen ſcheinen die Europäer nicht aus morgenländiſchen Quellen entlehnt zu haben; ſelbſt die fabelhafte Geſchichte Alexanders, obwohl ſie auch den Perſern den Stoff lieh zu einem romantiſchen Heldengedicht, haben ſie nicht von dieſen, ſondern aus einem griechiſchen Volksbuche entlehnt, um ſie dann zu einem Rittergedicht umzugeſtalten. Eben dieß geſchah den Sagen der Alten von den trojaniſchen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, ſondern aus ſpätern Volksbüchern ſchöpfte. Unſer Zeitalter, an hiſtoriſchem Wiſſen ſo reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünſteley das erſte, kann freylich ſtolz herabſehen auf dergleichen ungeſchickte Kinderverſuche, wie die trojaniſchen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indeſſen hatte jenes Zeitalter, ſo weit es in allen den erwähnten Rückſichten nachſtehen muß, doch einen Vortheil für ſich, und es iſt wenigſtens leicht zu begreifen, wie jene griechiſchen Heldenſagen die damahligen Menſchen ſo anſprechen, ihnen ſo verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter ja die chriſtliche Heldenzeit, und in der Heldenſage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Ritterſitten erinnert. Tankred und Richard, ſammt ihren Sängern und Troubadours ſtanden dem Achill und Hektor, und den trojaniſchen Rhapſoden in mancher Hinſicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines ſpätern kunſtgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil ſie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geſchichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichſten ſind, und das Wunderbare, was ſie haben, mehr als bey allen andern Eroberern ein poetiſches iſt.

Ueberhaupt kamen jetzt bey dieſem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländiſchen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermiſcht. Dieſe chaotiſche Miſchung ward in der Folge allerdings die Urſache, daß die vorzüglichſten, ſinnvollſten, in Europa einheimiſchen Heldenſagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantaſie ſich auflöſten, allen geſchichtlichen Grund und feſten Boden verlohren.

Für die große Menge romantiſcher Dichtungen, welche jetzt entſtanden, entweder ſich anſchließend an jene drey Hauptkreiſe der Poeſie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil ſelbſt auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt ſich nur ein allgemeiner Maaßſtab angeben. Sie haben um einen deſto höhern Werth, je mehr ſie auf geſchichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poeſie, der eigentlich freye Spielraum der Fantaſie, auf eine ungezwungene und natürliche Art ſeine Stelle findet; und je mehr ſich in dem Ganzen der Geiſt der Liebe ausſpricht. Ich verſtehe darunter nicht bloß eine milde, ſchonende, und gleichſam liebevolle Behandlung alles deſſen, was dargeſtellt wird, vielmehr überhaupt den Geiſt, der die eigentlich chriſtlichen Dichtungen alle weſentlich unterſcheidet; der auch da, wo ein tragiſcher Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabſichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerſtörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schickſals endigt; ſondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues höheres Leben in verherrlichter Geſtalt aufſteigen läßt, und auch den irdiſch Beſiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine ſolche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in den Kranz eines höhern Sieges geſchmückt darſtellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwickelung der Ritterpoeſie, oder ihrer frühen Entartung bey den vornehmſten Nationen Europa's, bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutſchen den Anfang mache, deren Litteratur in dieſem Zeitraume und in dieſer Gattung, wenn auch nicht an ſich die reichſte, doch wenigſtens verhältnißmäßig vollſtändiger bekannt iſt, und betrachte zuletzt die italiäniſche, weil bey dieſer der Rittergeiſt am wenigſten Herrſchaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken ſich neigende Art und Weiſe auch in der Poeſie derſelben ſchon früh herrſchend geworden iſt.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutſchen Sprache und alten Poeſie, beginnt mit Kaiſer Friedrich dem Erſten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts iſt die erſte Blüthe ſchon vorüber; von da an geht eine in vieler Hinſicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiſer Maximilian. Die Proſa wird ausgebildeter, die Kunſt der Verſe geht aber mehr und mehr verlohren, die Sprache in der Poeſie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erſchütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung mit der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwiſchen uns und jener ältern deutſchen Art und Weiſe in Sprache und Dichtkunſt bildet. Vor Barbaroſſa's Zeit, ſcheint die Cultur, durch welche ſich Deutſchland unter den ſächſiſchen und den erſten fränkiſchen Kaiſern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateiniſche als eine deutſche geweſen zu ſeyn. Es konnte auch nicht wohl anders ſeyn an dem Kaiſerhofe ſelbſt, und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutſchland, ſondern auch halb Italien, das zum Theil romaniſche Lothringen, das faſt ganz romaniſche Burgund beherrſcht und gelenkt, die Staaten-Verhältniſſe und Geſchäfte noch anderer Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateiniſche, das nächſte und das dringendſte Bedürfniß. Aus eben dieſem Verhältniſſe erklärt ſich's auch, daß einige Kaiſer, welche oft ſo lang von Deutſchland abweſend waren, in romaniſcher Sprache dichteten, wie mehrere Hohenſtaufen, obwohl andere in deutſcher. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geſchäftsſprache fand ſelbſt für Deutſchland Statt, wo nebſt der einheimiſchen, die ſlaviſchen Sprachen ſo weit ausgedehnt, die beyden Hauptmundarten, die norddeutſche und ſüddeutſche, die ſächſiſche und jedem einzelnen dieſer Fortſchritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünſchen, es wäre noch über jeden proſaiſchen Claſſiker ein ſo gediegenes, bewährtes, altes Kunſturtheil, wie das des Dionyſios über den Iſokrates, vorhanden.

Wenn Dionyſios ſtatt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen ſoll, zu wiederhohlen, und die Beyſpiele zu häufen, die Verſchiedenheit des Iſokratiſchen Styls in den verſchiedenen Gattungen der Redekunſt nicht bloß behauptet, ſondern wirklich charakteriſirt hätte; ſo würde er beynah nichts von dem, was man von dem ſcharfſinnigſten helleniſchen Kritiker dieſes Zeitalters erwarten darf, zu wünſchen übrig laſſen. Aber ſelbſt in dieſen Wiederhohlungen zeigt ſich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit ſeiner kritiſchen Wahrnehmungen; und die Rückſicht auf die Kunſtart, und deren verſchiedene Erforderniſſe bezeichnet den Kenner, wie die ſtete Vergleichung mit dem Lyſias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Iſokrates bewundert, bey der Strenge, mit welcher er ſeine Fehler tadelt.

Nicht als Epiſode, ſondern zur Erläuterung eben dieſes künſtleriſchen Geiſtes der ganzen Abhandlung iſt alles bisher geſagte angeführt. Denn derſelbe dürfte doch grade in dieſer Anwendung und bey dieſem Stoff manchem fremd ſeyn; weil nähmlich die Proſa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter lieſt und ſchreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunſt iſt, noch auch als ſolche beurtheilt werden kann.

allemanniſche aber damahls nicht wie ſpäter mehr verſchmelzen und bloß als Dialekte, ſondern wohl noch faſt wie zwey abgeſonderte Sprachen verſchieden waren. Das Aufblühen der deutſchen Sprache unter Friedrich dem Erſten ſcheint mir nicht ſowohl dem, was er ſelbſt unmittelbar für Geiſt und Bildung that, allein, als auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß jetzt mehr einzelne Fürſten, auch ſolche, die nicht ſo weitläuftige Länder beherrſchten, daß die Sorge der Herrſchaft ſie ganz hätte hinnehmen ſollen, doch unabhängig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verſchönerung ihres Lebens durch Geſang und Kunſt mehr als zuvor zu denken. So verſammelten nebſt den Landgrafen von Thüringen, beſonders auch die öſterreichiſchen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem ſolchen in Oeſterreich lebenden Dichter rührt die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, ſondern auch manche Rückſicht und abſichtliche Verherrlichung Oeſterreichs verräth dieſes Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbſt auf die ſehr vortheilhafte Schilderung des Attila, kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Oeſterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimiſcher Held, und alſo nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf der Chriemhild, da ſie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, verſichert, daß viele chriſtliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, ſo iſt dieſes der Geſchichte gemäß. Auffallender ſchon iſt eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beym Attila ohne Unterſchied, theils nach chriſtlicher Ordnung, theils in heidniſchen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie ſein Leben und ſeine Thaten waren, genug gegeben, und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkühr den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrſcher, gleich einem chriſtlichen Kaiſer umgebildet, während ſie den thätigſten aller Selbſtbeherrſcher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts ſelbſt vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieſer letzten Abfaſſung des Nibelungen-Liedes könnte man mit Wahrſcheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers ſetzen; und wollte man, da der Dichter eines ſolchen Werks kein Unbekannter geweſen ſeyn kann, die Vermuthung auf einen beſtimmten und bekannten Nahmen richten, ſo möchte es Heinrich von Ofterdingen geweſen ſeyn, der in Thüringen gebohren, in Oeſterreich aber angeſiedelt war.

Das Werk iſt nicht bloß in der Sprache das vorzüglichſte jener Zeit, ſondern auch in der innern Einrichtung ſehr regelmäßig. Es hat einen faſt dramatiſch vollkommnen Schluß, es iſt in ſechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere einzelne Stücke und muſikaliſche Abſchnitte, oder Rhapſodien zerfallen, ſo wie ſie zum Geſang beſtimmt waren. Der Dichter muß ſich ſehr treu an ſeine alten Quellen gehalten haben, weil eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen ſich in dem Gedichte findet, die doch ſonſt leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorſticht.

Sehr ſichtbar iſt dieſer Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern ſo beliebten, und faſt unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von ſehr verſchiedenem Werth ſind.

Von den übrigen Ritterdichtungen, ſcheinen die von Karl dem Großen in deutſcher Sprache zuerſt, nachher aber keine mit ſo viel Liebe behandelt worden zu ſeyn, als die von Artus und ſeiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von den altdeutſchen Rittergedichten fällen, oder beſonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermiſſe, ſo würde ich ſagen, ſie ſind allzu ſehr im Geiſt und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommnes Rittergedicht dasjenige zu nennen ſeyn, was dadurch, daß es noch einen geſchichtlichen feſten Grund und Boden in der Nationalſage hätte, das Nationalgefühl ſo in Anſpruch nähme, und in dem wunderbaren und heroiſchen Theile ſo groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen ſoll, ſo ſchön und zart, und ganz den Geiſt der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Ob die kunſtreichen Dichter des romantiſchen Geſanges einer ſpätern Zeit, unter Italiänern, Engländern und Deutſchen, dieſes Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entſcheiden. Nah ſcheint ihm Torquato Taſſo zu ſtehen. — Noch ſind aus jener alten Zeit einige deutſche Behandlungen, beſonders vom Triſtan vorhanden, welche in der muſikaliſchen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geiſt der Minnelieder athmen. Unter allen deutſchen Dichtern dieſer Zeit, war der kunſtreichſte, Wolfram von Eſchenbach, welcher von den Geſchichten der Tafelrunde, beſonders jene allegoriſchen gewählt hat, von denen ich ſchon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geiſtlichen Ritterſchaft nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerey mit Begriffen ſeyn möge, ſondern in deutlicher Beziehung auf die ſinnbildlichen Ueberlieferungen der Tempelherrn zu ſtehen ſcheine. In ſeinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutſchland, wie Dante in Italien, dem er in ſeinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen iſt, daß er bisweilen gern mit der Gelehrſamkeit prunkt, die damahls ſo ſelten war, und worin er die andern Sänger ſeiner Zeit und ſeines Landes weit übertrifft. In Rückſicht ſeiner Neigung zu einer faſt orientaliſchen Fülle der Fantaſie in dem mahleriſchen Theile, könnte man ihn dem Arioſt vergleichbar finden. Es iſt mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bildenden Kunſt; wenn ſie zuerſt, wie ſo häufig, verſtümmelt und mit dem Roſt der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahndet man oft ihren wahren Gehalt, und hohe Vortrefflichkeit nicht, die, wenn ſie erſt gereinigt, wieder hergeſtellt, und dem Sinne zugänglich gemacht worden ſind, ſich Jedem klar vor Augen ſtellt. Die Vergleichungen zwiſchen den Dichtern verſchiedener Zeiten und Völker ſind ſelten ganz angemeſſen, denn jeder iſt ein eignes Weſen für ſich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Sie gleichen in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen, und auch Verwunderung über das Seltſame ergreifen. Und um da Gleichniß vollkommner zu machen, ſo iſt auch die gothiſche Baukunſt, wie die Ritterpoeſie, größtentheil nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollſtändi gen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen, und ſchon wieder verfallenen Werke, geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichſten Werke der Art geſehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen iſt, welche allen gemeinſchaftlich zum Grunde liegt. Es ſpricht ſich der Geiſt des Mittelalters überhaupt, beſonders aber der deutſche, in keinen andern Denkmahlen ſo ganz aus, als in denen dieſer ſogenannten gothiſchen Baukunſt, deren Urſprung man gleichwohl immer noch nicht recht weiß. Zwar, daß ſie nicht von den Gothen herrühre, iſt nun anerkannt, da ſie viel ſpäter entſtanden iſt, und faſt ohne Uebergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortritt. Ich rede von demjenigen Styl der chriſtlichen Baukunſt, welcher durch die hoch empor ſtrahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zuſammengeſetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterſchmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterſchieden iſt von der ältern Gattung, der nach dem Muſter der Sophienkirche in Konſtantinopel im neugriechiſchen Geſchmack erbauten Denkmahle. Mauriſch iſt hierin nichts, oder nur ganz unbedeutendes; einige wahrhaft mauriſche Gebäude in Sicilien und Spanien, haben einen weſentlich verſchiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande ſolche gothiſche Gebäude gefunden; aber von Chriſten erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieſer ganz eigenthümlichen Baukunſt fällt ins zwölfte, dreyzehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutſchland hat ſie allerdings am meiſten geblüht, und deutſche Meiſter haben nach ſolchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunderung der damahligen Italiäner, den Dom in Mayland erbaut. Aber nicht in Deutſchland allein, beſonders in den deutſchen Niederlanden hat ſie geblüht, ſondern eben ſo ſehr in England und im nordweſtlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen erſten Erfinder ſind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünſtler kann nicht der Urheber dieſer neuen Kunſtart geweſen ſeyn; ſein Nahme würde ſich erhalten haben. Die Meiſter, welche dieſe wunderbaren Werke gebildet haben, ſcheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter ſich eng geſchloſſene Geſellſchaft gebildet zu haben. Wer ſie aber auch geweſen ſeyen, ſie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, ſondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch ſo herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weiſe zur ſchönen Kunſt; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darſtellung iſt dieſer älteſten und erhabenſten aller Künſte nicht verſtattet. Nur durch die Bedeutung kann ſie in einem gewiſſen Sinne Gedanken ausdrücken, und iſt dadurch auch ſicher, hohe Gefühle von ganz beſtimmter Art zu erregen. Symboliſch muß daher alle Baukunſt ſeyn, und mehr als jede andere iſt es dieſe chriſtliche des deutſchen Mittelalters. Was zuerſt und am nächſten liegt, das iſt der Ausdruck des zu Gott empor ſteigenden Gedankens, der vom Boden losgeriſſen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieſes iſt es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beym Anblick dieſer, wie Strahlen emporſchießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er ſich dieſes Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöſt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form iſt bedeutend und ſinnbildlich, wovon ſich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweiſe finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drey Haupteingänge nehmen die hereinſtrömende Menge von den verſchiedenen Weltgegenden her, auf. Drey Thürme entſprachen der Dreyzahl des chriſtlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob ſich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Geſtalt des Kreuzes war ſchon von früh in der chriſtlichen Kirche geſucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der ſogenannten ſchönen Form zu betrachten ſey; denn alle dieſe gewählten Formen ſtimmen innigſt zuſammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die chriſtliche Baukunſt ſchon früh vermieden, da aber die aus drey oder vier runden Säulen zuſammengeſetzten, keine gute Form geben, ſo wählte man nun jene ſchlanken, wie aus einem Bündel verſchlungener Röhren in der mannichfaltigſten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieſer Baukunſt iſt die Roſe; daraus iſt ſelbſt die eigenthümliche Form der Fenſter, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterſchmuck und die reichen Blumenzierrathen. Das Kreuz und die Roſe ſind demnach die Grundformen und Hauptſinnbilder dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdiſchen nähmlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beyſpiel im Vorübergehen
zeigen wollen, daß manche Erſcheinungen des Geiſte
und der Kunſt des Mittelalters noch vieler Erläute
rung bedürfen, ungeachtet manche der allgemeinen Be
urtheiler gewohnt ſind, alles ohne Unterſchied zu ver
werfen, wovon ſie oftmahls weder die wahre Herkunf
wiſſen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung be
kannt ſind.

In dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhun
dert ward in der deutſchen Poeſie der Hang zu mor
liſchen Lehrgedichten, theils allegoriſch, theils ſatiriſ
herrſchend, von denen allenfalls das Fabelbuch vo
Reineke Fuchs als ein Beyſpiel erwähnt zu werden v

dient, wie auch dazumahl der Weltlauf beſchaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meiſtens der Betrogene blieb, der ſchlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrſchaft, in dem geſammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten ſich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geſchichte entferntes Spiel der Fantaſie aufgelöſt, ſo ging man nun zu dem entgegengeſetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden alſo die beyden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beyden letzten bedeutenden Erſcheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poeſie, kann man die beyden bekannten Ritterbücher anſehen, welche Kaiſer Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch ſelbſt verfaßt hat; das eine in Proſa, das andere in Verſen. Ritterbücher, nach dem Geiſt, der darin weht, und inſofern ſchätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geſchichte, halb der Allegorie angehört, iſt keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geiſt, den letzten, welchen man einen altdeutſchen nennen kann.

In Frankreich hat ſich wie in England der Rittergeiſt ſelbſt ſehr lange erhalten, die Ritterpoeſie iſt aber ſchon früh, und noch ehe ſie irgend eine Stufe kunſtreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich, indem ſie ſich ganz in Proſa auflöſte, In den eigentlichen Geſichtspunkt des Dionyſios kann man ſich am beſten und auf dem kürzeſten Wege dadurch verſetzen, daß man die bedeutende und ſchöne Vergleichung der Iſokratiſchen Schreibart mit den Kunſtwerken des Polykleitos und Phidias, und der Proſa des Lyſias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollſtändig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunſt betrachtet und würdigt man beynah allgemein und wie von ſelbſt, jeder nach dem Maaß ſeiner Kräfte, aus einem rein künſtleriſchen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zuſätze die Aufmerkſamkeit ablenken und zerſtreuen, wie in ſo manchen andern, mit wiſſenſchaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und ſittlichen Zwecken vermiſchten Darſtellungsarten. Die ſinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichſam den Meiſter, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunſtliebhaber zu jener häufig wiederhohlten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck ſich erſt feſt beſtimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl ſagt Dionyſios, daß die Werke des Platon und Iſokrates nicht wie geſchriebene wären, ſondern ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden ſagen, ſie ſeyen wie mit Meiſſel und Feile hervorgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Iſokrates, im Gegenſatz der leidenſchaftlichen Begeiſterung des Demoſthenes mit ſpondeiſchen Rhythmen und mit der doriſchen Harmonie.

An Mannigfaltigkeit und Abwechslung ſetzt Dionyſios den Ausdruck des Iſokrates dem des Platon wie dem und in unermeßlich lange, weitſchweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Geſang der ältern Gedichte auf keine Weiſe erſetzen konnten. In England glücklicher, inſofern doch einzelne poetiſche Anklänge aus der frühern Zeit, eine Menge Romanzen und Volkslieder, worin die Poeſie ſich hier zerſplitterte, in lebendigem Geſang und Andenken zurückblieben. Es giebt alte franzöſiſche Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer, und beſonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben ſo wenig wie der nordfranzöſiſche Minnegeſang, mit dem provenzaliſchen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten franzöſiſchen Zeit, ſcheint wohl Thibault, der Graf von Champagne, und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erſte Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, ſind nächſt der lateiniſchen, zuerſt in franzöſiſcher Sprache ausführlich niedergeſchrieben, oder in mündlichen Liedern und Ueberlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich ſelbſt, ſondern auch in England; beyde Länder laſſen ſich auch in der Geſchichte der Litteratur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bey der man die damahlige politiſche Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegeſang dort blühte, ein Lehn des deutſchen Reichs, zu Burgund gehörig;

und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbaroſſa den Grafen Berengar mit dieſem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegeſangs und der Geiſtesbildung in den provenzaliſchen Ländern, welche alſo nicht bloß durch eine ganz verſchiedene Sprache, ſondern auch politiſch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und öſtlichen Provinzen dagegen, ſtanden meiſt unter engliſcher Herrſchaft, und nicht ſowohl ausſchließend den Franzoſen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der ſchon oft erwähnte große und weſentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoeſie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortſchritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Roſe, wegen ſeines hohen Ruhms keine ſehr vortheilhafte Meinung. Die franzöſiſche Litteratur iſt im vierzehnten Jahrhundert nicht ſehr reich, außer daß die Ritterbücher fortgingen; was aber davon bekannt iſt, beweist nur, daß die Sprache damahls nicht auf derſelben Stufe ſtand, und bey weitem nicht ſo entwickelt und ausgebildet war, als Proſa und Poeſie ſchon bey den Spaniern und Italiänern. Die vollkommne Geſtaltung der franzöſiſchen Sprache war einer viel ſpätern Zeit vorbehalten. Eben ſo blieb auch England um ſo mehr jetzt noch zurück, da ihr Chaucer in ſeinem Zeitalter doch ſo ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er als ein allgemeiner Maaßſtab betrachtet werden kann, und da er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht ſind es die furchtbaren Kriege geweſen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, ſo wie die blutige Fehde der York und Lancaſter, welche die ſchnellere und glücklichere Entwickelung der Sprache und der Dichtkunſt in beyden Ländern hemmten; vielleicht iſt aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, beſteht der eigenthümliche Reichthum der Franzoſen, wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen; ſie waren die Quellen, aus welchen Boccaz ſo oft geſchöpft hat, denen er aber durch ſeinen ſchönen Styl oft erſt ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich ſcheint mir daher in der altfranzöſiſchen Litteratur der Vorrang, den ſie vor andern Nationen, auch damahls ſchon in derſelben Gattung behaupten, worin ſie in neuern Zeiten ſo reich geweſen iſt. Ich meine die geſchichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften geſellſchaftlich entwickelten Beobachtungsgeiſt erfordern, und als Sittengemählde und in der Darſtellung der einzelnen Züge, eine Art von Aehnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von

Joinville, beginnt dieſer der franzöſiſchen Litteratur ganz eigenthümliche Reichthum.

Spanien beſitzt in dem hiſtoriſchen Heldengedichte, ſeinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieſes iſt die Gattung der Poeſie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächſten und am mächtigſten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, iſt mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geiſteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, ſchon aus dem eilften Jahrhundert ſeyn, ſo gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiſte nach durchaus dieſer ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientaliſchen, zum Wunderbaren und Fabelhaften ſich hinneigenden Geſchmack iſt hier gar keine Spur. Es iſt der reine, treuherzige, edle, altcaſtiliſche Geiſt, und iſt die Geſchichte des Cid, wahrſcheinlich ſehr bald nachdem ſie ſich zugetragen, als hiſtoriſches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie die Heldenſage beſonders in der Mythologie der verſchiedenen Völker meiſtens, von einem gewiſſen elegiſchen, oder gar tragiſchen Gefühl begleitet iſt. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernſthafte Seite des Heldenlebens, welche ſelbſt die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Herkules und deſſen Stärke von ihnen oft nicht ohne komiſche Uebertreibung geſchildert, auch Ulyſſes führt mancherley Abentheuer und Liſten aus, die eher Schwänke zu nennen ſind. Am meiſten tritt aber dieſe Seite in der hiſtoriſchen Betrachtung großer Helden, und heroiſcher Menſchen hervor. Wie ſehr auch die Geſchichte ſelbſt, des Helden Uebergewicht an Seelenſtärke, Tapferkeit und an Körperkraft ſchildern mag; er erſcheint doch nicht in der poetiſchen Ferne einer wunderbaren Welt, ſondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegenſatz iſt, den ſeine heroiſche Kraft und Ueberlegenheit mit dieſer, mit ihren Verhältniſſen, Bedurfniſſen und ihm in den Weg gelegten Hinderniſſen macht, je mehr giebt eben dieſer Gegenſatz, Anlaß zu mancherley komiſchen Zügen, welche dem Eindruck der heroiſchen Größe nichts ſchaden, die dadurch vielmehr treuherziger erſcheint, und dem Gefühl um ſo näher rückt. Komiſche Züge der Art ſind mehrere im ſpaniſchen Cid; z. B., wie er auf eine freylich nicht ganz zu billigende Weiſe, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdiſchen Wucherer einen Kaſten mit Steinen, als einen koſtbaren Schatz verſetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach ſeinem Tode einer aus dieſem Geſchlecht, dem aufgeſtellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erſchütterung das furchtbare Schwert eine

Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen. Dieſes ſind die Volksſpäße, wie ſie einem ſolchen alten Gedichte allenfalls wohl anſtehen; eine feinere Ironie herrſcht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abweſenheit ihres Gemahls den König ſo oft heimſucht, und in den Antworten, welche dieſer ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder überſetzt hat, ſind ungleich ſpäter, aber der Charakter der alten Dichtung iſt treu darin bewahrt, und ſie haben in der Urſprache eine ganz eigenthümliche ungekünſtelte Anmuth, die nur in der etwas nachläſſigen Ueberſetzung nicht mehr ſo fühlbar iſt.

An Romanzen haben die Spanier einen eben ſo großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der ſpaniſchen beſteht aber darin, daß ſie nicht bloß Volkslieder ſind, ſondern die beſten wenigſtens allgemein und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetſten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder ſind als einzelne poetiſche Anklänge einer der Poeſie günſtigern Vorzeit von großem Werth; doch iſt es an ſich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poeſie, welche den Geiſt und das Gefühl der geſammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln ſoll, dem Volke allein überlaſſen bleibt. Auch werden ſolche einzelne verlohrne poetiſche Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverſtändlich; ſie finden ſich am häufigſten bey ſolchen Nationen, deren Sinn zwar poetiſch iſt, deren Poeſie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erſchütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerſtückelt worden iſt.

Friedrich Schlegels

Geſchichte

der

alten und neuen Litteratur.

Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyter Theil.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Compagnie.
1815.

des Demoſthenes und Herodotos nach. Den aus dem geſchmückten und einfachen gemiſchten und zuſammengeſetzten Ausdruck hätte nach dem Theophraſtos, Thraſymachos zuerſt gebildet und geſtiftet; fortgeſetzt, genährt, und beynah vollendet aber hätten ihn, nach dem eignem Urtheil des Dionyſios, Platon und Iſokrates. Denn es ſey, den Demoſthenes ausgenommen, unmöglich andre Schriftſteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künſtlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beyden. Dieſen aus dem dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen, oder bloß nützlichen, gemiſchten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemiſchten und mittlern, ſchönen und vollendeten Wortſtellung des Dionyſios verwechſeln. Er legt dem Iſokrates nicht die mittlere ſondern die üppige, blühende und zierliche Wortſtellung bey, in welcher er unter den Epikern den Heſiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieſer den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geſchichtskünſtlern ſtreng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Iſokrates, welcher unter allen Proſaikern dieſe Wortſtellung am ſtrengſten beobachte, für Urbilder erklärt, und als ſolche theils anführt, theils aus den Beyſpielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Iſokrates zuſammen zu derſelben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortſtellung bey wie dem Iſokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Staats-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Neunte Vorleſung. Italiäniſche Litteratur. Allegoriſcher Geiſt des Mittelalters. Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiäniſchen Dichtkunſt überhaupt. Lateiniſche Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derſelben. Altrömiſche Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts. . . . . 3.

Zehnte Vorleſung. Einige Worte über die Litteratur der nördlichſten und öſtlichen Völker in Europa. Ueber die Scholaſtik und deutſche Myſtik des Mittelalters. . . . . 38.

Eilfte Vorleſung. Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiäner. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes. . . . . . 74.

Zwölfte Vorleſung. Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Shakſpeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und franzöſiſches Trauerſpiel. . . . . . 110.

Dreyzehnte Vorleſung. Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Boſſuet, Paſcal. Veränderung der Denkart. Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des franzöſiſchen Atheismus und Revolutionsgeiſtes. 169

Seite.

Vierzehnte Vorleſung. Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeaus und Buffons Proſa Volkslieder in England. Neueres italiäniſches Theater. Kritik und hiſtoriſche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Glauben. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke. 201

Funfzehnte Vorleſung. Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoſa und Leibnitz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopſtock; Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottſched und ſogenanntes goldnes Zeitalter. Erſte Generation der neuern deutſchen Litteratur oder Periode der Stifter. 236.

Sechszehnte Vorleſung. Blick auf das Ganze. Epoche der genialiſchen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik. Leſſing und Herder. Vorherrſchende aeſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph Denkfreyheit u. Aufklärung Kaiſer Joſeph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantiſche Philoſophie. Goethe und Schiller. Auſſicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthiſtoriſche Bedeutung der deutſchen Litteratur. Schluß. 280.

Geſchichte der Litteratur.

Zweyter Theil.

Neunte Vorleſung.

Italiäniſche Litteratur. Allegoriſcher Geiſt des Mittelalters. Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiäniſchen Dichtkunſt überhaupt. Lateiniſche Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derſelben. Altrömiſche Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich verſucht, ein Gemählde der verſchiedenen europäiſchen Nationen, der Deutſchen, Franzoſen, Engländer, Spanier, und beſonders ihrer Dichtkunſt und Geiſtesbildung im Mittelalter und bis zum ſechzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Litteratur der Italiäner iſt noch zurück, der ich dieſe Stelle anweiſe, weil ſie den Uebergang macht von der Poeſie des Mittelalters zu der neuen Litteratur der letztern Jahrhunderte, ſeitdem die Wiſſenſchaften und durch ſie auch die Künſte im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewiſſem Sinne wieder hergeſtellt worden.

Die ältere italiäniſche Dichtkunſt ſchließt ſich auf der einen Seite ganz an die Philoſophie des Mittelalters, in dem allegoriſchen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber nähert ſie ſich am meiſten antiken Vorbildern, und ſtand in genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprache. Die beyden Dichter Petrarca und Boccaz, waren ſelbſt Gelehrte, welche an dem Verdienſt der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeiſt und die Ritterpoeſie haben überhaupt in Italien am wenigſten geherrſcht und Einfluß gehabt. Selbſt Dante wollte ſein Werk zuerſt lateiniſch dichten; Petrarca ſpricht von den Ritterdichtungen ſogar mit Abneigung und Geringſchätzung; und wenn auch Er dem Geiſt des Zeitalters durch ſeinen kunſtreichen Minnegeſang huldigte, ſo war es mehr die herrſchende Gefühlsweiſe, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Ueberzeugung von dem eigenthümlichen Weſen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieſer neuern Dichtkunſt. Denn nicht auf jenen Minnegeſang, der ihn unſterblich gemacht hat, ſondern auf ein lateiniſches, jetzt nur durch ſeinen Verfaſſer noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er ſeinen Ruhm zu gründen. Dieſes in dem ehemahligen Vaterlande des römiſchen Geiſtes ſo natürliche Schwanlen zwiſchen der altlateiniſchen und neuitaliäniſchen Sinnesart, Kunſt und Sprache, zeigt ſich auch noch in dem dritten großen Schriftſteller der erſten italiäniſchen Zeit, im Boccaz. Die ſpitzfindigen Geiſtesſpiele der provenzaliſchen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzöſiſchen Erzähler ſuchte er in dem für dieſen Zweck faſt zu ernſten, zu kunſtreichen, und geſchmückten Styl der Alten, in der Weiſe eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere ſeiner Werke enthalten einen mißlungenen Verſuch, die Mythologie der Alten in chriſtliche Geſchichten einzuflechten, oder auch chriſtliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieſes ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürſten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Verſen nahm er den Stoff nach der Weiſe des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freylich beſſer kannte als andere deutſche oder franzöſiſche Dichter, die vor ihm Aehnliches verſuchten. Auch in dieſer nicht glücklichen Wahl zeigt ſich ſeine Vorliebe für das Antike, und ſein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poeſie zu vereinen.

Der reichhaltigſte, wichtigſte und erfindungsreichſte unter dieſen drey alten italiäniſchen Dichtern war unſtreitig Dante, deſſen Werk alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe damahliger Zeit, das geſammte Leben des ſpätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach ſeiner Vorſtellungsweiſe umfaſſend, ſchlechthin einzig in ſeiner Art iſt, und unter den Begriff keiner Gattung ſich fügt. Es hat zwar mehrere ſolche allegoriſche Gedichte im Mittelalter, beſonders auch in provenzaliſcher Sprache gegeben; aber dieſe ſind verlohren oder unbekannt, und Dante hat alle andere dieſer Art ſo weit übertroffen, daß er ſie verdrängte und nun allein vor uns ſteht. Wollte man die Poeſie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunſtformen der Alten, die nicht darauf paſſen, bloß hiſtoriſch, und ganz nach ihrem eignen Geiſte betrachten und beurtheilen; ſo würde man drey Hauptgattungen als die weſentlichſten finden, das Rittergedicht, den Minnegeſang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenſtand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form ſchon allegoriſch iſt, wie in dem Werke des Dante. Denn ſonſt iſt dieſer allegoriſche Geiſt freylich in der geſammten Poeſie des Mittelalters verbreitet und herrſchend. Wie ſehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegoriſcher Geiſt und Sinn ſich regt und darin verhüllt iſt, habe ich ſchon bey der deutſchen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterſchied liegt darin, daß e tieſen allegoriſchen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt iſt in einer Darſtellung des Lebens, dahingegen beym Dante die Darſtellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeſchaltet ſind, in das künſtlich abgetheilte Gehäuſe und Gebäude ſeiner weltumfaſſenden Allegorie. Dieſen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter ſo herrſchend war, daß man ihn faſt überall vorausſetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, um alles richtig zu verſtehen, hat das Chriſtenthum allerdings viel beygetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen ſie auf die geſammte Litteratur und Poeſie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche ſie als ein Buch, und in Rückſicht der äußern Form auf Sprache, Kunſt und Geiſt der Darſtellung haben mußte, und an ſich haben könnte, ſo ſind vorzüglich zwey Eigenſchaften daran auffallend. Die erſte iſt die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künſteley. Indem alle dieſe Schriften vorzüglich oder faſt ausſchließend von Gott und von dem innern Menſchen handeln, iſt der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet ſich nirgends, was man eigentlich Metaphyſik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegenſätze, todten Begriffe und leeren Abſtractionen, von denen die Philoſophie aller Völker, von den Indiern

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Iſokratiſchen Proſa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; daſſelbe was Dionyſios auf mehr als eine Weiſe zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Iſokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck deſſelben oft unzweckmäßig, unſchicklich und dadurch der lebendigen Wirkſamkeit ſchädlich ſey, für erhaben, wie den des Thukydides, und noch mehr als den des Gorgias. Dieſen Eindruck wird die Iſokratiſche Proſa wahrſcheinlich auf Leſer des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geiſt leſen, als ob er ſelbſt ein Alter wäre. Um dieſe der Iſokratiſchen Proſa beygelegte Erhabenheit zu erklären, und das Urtheil des Dionyſios in dieſem Stucke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeſchaffenheit und des Redeſtyls eingehen. Dazu bedürfte es nicht nur einer ſehr genauen Darſtellung des allgemeinen Geiſtes in jener Periode der attiſchen Künſte, zu der Iſokrates gehört; ſondern auch einer vollſtändigen Theorie der Pariſoſen, oder der ſymmetriſch freyen Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den ſich entſprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionyſios am Iſokrates ſo ſehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Pariſoſen ſich zum ſtrengen Reim etwa ſo verhalten, wie der proſaiſche Numerus zum eigentlichen poetiſchen Metrum; ſo daß man die älteſte helleniſche Kunſtproſa mit eben ſo viel Recht gereimt, wie rhythmiſch nennen konnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerey der Sophiſten, ſondern Geſchmack des Pu-

und Griechen bis auf die neuern Europäer, ſich niemahls frey erhalten konnte, ſo oft ſie es unternahm, jene höchſten Gegenſtände alles Nachdenkens, Gott und den Menſchen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darſtellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines ſtets mit ſich ſelbſt ſtreitenden Denkens und der Verſtandeskünſteley auch dann nicht entgehen, wenn ſie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenſtänden entſagend, ſich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwiſſenheit einhüllte. Dieſelbe Einfalt und Entfernung von Künſteley zeichnet auch den poetiſchen Theil der heiligen Schrift aus, ſo reich die dichteriſchen Bücher deſſelben auch an ſchönen und beſonders an erhabenen Zügen ſind. In Rückſicht auf die kunſtreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieſer heiligen Poeſie der Hebräer auf keine Weiſe mit dem Reichthum der griechiſchen Darſtellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in dieſen, an die vollkommenſte Blüthe der Schönheit faſt immer unmittelbar ſchon die Entartung, und der höchſten Vollendung der Kunſt folgt nicht ſelten, ja meiſtentheils ein üppiger und ausſchweifender Geſchmack, der ſich in überflüſſigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künſteleyen gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menſchen, in ſeiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange ſeiner Neigungen und Geſuchte, um dieſe allgemeine Erſcheinung in der Kunſtgeſchichte herbeyzuführen und zu erklären; viele Einflüſſe, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn ſie kaum entfaltet iſt, verderblich einwirken und ſie im Innerſten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch ſchon wirklich erreicht war, ſofort wieder verfälſchen und in Künſteley verkehren. Daher ſind auch die chriſtlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poeſie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Taſſo, Milton und Klopſtock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß ſie ihm in Rückſicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künſteley durchaus gleich kämen. Eine zweyte unterſcheidende Eigenſchaft der Schrift in Rückſicht auf die äußere Form und Darſtellungsweiſe, welche den größten Einfluß auf unſere neuere Sprache und Poeſie gehabt hat, iſt die durchgehende Bildlichkeit und Sinnlichkeit, die nicht bloß in den dichteriſchen, ſondern auch in den lehrenden und geſchichtlichen Büchern und Abſchriften herrſcht. Bey den Hebräern kann man ſie zum Theil als eine nationale Eigenſchaft betrachten, welche mehreren orientaliſchen Völkern, wie den nächſten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein iſt. Das Verbot einer ſinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bey den Hebräern dazu beygetragen haben dieſen Hang zu verſtärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beſchränkt, deſto mehr auf der andern einen freyen Ausweg ſucht. Eben dieſelbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darſtellung bey den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientaliſche Bildlichkeit und eigentliche Poeſie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den chriſtlichen Büchern der Schrift, da iſt gleichwohl ein ſinnbildlicher, ſymboliſcher Geiſt herrſchend. Dieſer hat ſeinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geiſtesbildung aller chriſtlichen Völker verbreitet. Durch dieſen ſymboliſchen Geiſt, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, iſt die Bibel für die Poeſie und bildende Kunſt des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weiſe daſſelbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. Freylich, wo der tiefere Sinn jener ſinnbildlichen Geheimniſſe nicht vollkommen verſtanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr ſo ernſt und heilig blieb, entartete dieſer Hang ſehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen ſpielende und inhaltsleere Allegorie; weil ſinnreicher Schmuck leichter iſt als edle Einfalt, und auch die glänzendſte Kunſt ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rückſicht der beyden zuletzt genannten Eigenſchaften, wenn ſie nur allgemein gefühlt würden, [illegible] allerdings die Schrift für alle chriſtliche Völker ein hohes Vorbild ſeyn können, noch allgemeiner als die Kunſt und ſchöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und Darſtellung, in der Wiſſenſchaft wie in der Kunſt, jene edle Schönheit, welche Eins iſt mit der Wahrheit, herrſchend werden müſſen, und auch dauerhaft bleibend. An und für ſich aber iſt das Chriſtenthum ſelbſt nicht eigentlich Gegenſtand der Poeſie; lyriſche Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Chriſtenthum ſelbſt kann wohl weder Philoſophie noch Poeſie ſeyn, es iſt vielmehr das, was aller Philoſophie zum Grunde liegt, ohne welche Vorausſetzung dieſe ſich ſelbſt niemahls verſteht, ſich in leere Zweifelſucht, oder einen eben ſo leeren und nichtigen Unglauben, und in endloſe Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber iſt das Chriſtenthum dasjenige, was über alle Poeſie hinausgeht, deſſen Geiſt allerdings wie überall ſo auch hier herrſchen, aber nur unſichtbar herrſchen ſoll, und nicht geradezu ergriffen und dargeſtellt werden kann.

Das Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie und darſtellenden Kunſt iſt von der größten Wichtigkeit, ſobald die Frage iſt, wie ſich die Geiſtesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern ſie hierin mit dieſem wetteifern, und eine gleiche

Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poeſie und Kunſt, welche immer nur wieder jene Geſtalten und Formen des Alterthums, deren Geiſt nicht mehr vorhanden iſt, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darſtellen wollte, aber immer nur die Oberfläche deſſelben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Anſichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und ſo vieler großen Talente, das Chriſtenthum nicht bloß durch die bildenden Künſte, ſondern auch in der Poeſie darzuſtellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf dieſe wichtige Frage ſcheint mir in der ſchon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darſtellung des Chriſtenthums, der indirecte Einfluß ſeines Geiſtes auf die Poeſie, wo nicht an ſich der einzig richtige und wahre, ſo doch unſtreitig bis jetzt der ſicherſte, und am meiſten gelungene ſey. In dieſem Sinne iſt die Ritterpoeſie des Mittelalters, die freylich eben ſo, wie die gothiſche Baukunſt, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft chriſtliche Heldenpoeſie zu nennen; denn eben das, was ſie von der Heldenpoeſie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterſcheidet, iſt ſeinem Urſprunge und ſeinem Weſen nach unläugbar chriſtlich.

Es iſt der Geiſt der nordiſchen Vorwelt, der in dieſen Dichtungen weht, es ſind die Geſtalten der alten Heldenſage, aber verändert und verklärt, durch das herrſchende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verſchönt, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Verſucht es der Dichter aber die Geheimniſſe des Chriſtenthums unmittelbar zu ergreifen, ſo ſcheinen ſie ſich als ein faſt unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenſtand, der Darſtellung eher zu entziehen. Wenigſtens iſt noch kein Verſuch dieſer Art, ſo große Talente ſich demſelben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieſes gilt auch von dem erſten und älteſten der großen chriſtlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bey den ſpätern Nachfolgern, dem Taſſo, Milton, Klopſtock, oft bemerkt worden iſt. Mehr als jedem andern iſt es dem Dante gelungen, himmliſche Erſcheinungen, und paradiſiſche Entzückungen wirklich anſchaulich, und wahrhaft dichteriſch darzuſtellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poeſie und das Chriſtenthum auch bey ihm nicht in vollkommner Harmonie ſind, und daß ſein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweiſe nur ein theologiſches Lehrgedicht ſey. So ganz poetiſch und zu den kühnſten Viſionen ſeine Einbildungskraft geneigt war, ſo hatte doch auch wieder die damahlige Scholaſtik einen großen Einfluß auf dieſen ſonderbaren Geiſt.

Sonſt iſt dieſes in ſeiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreiſe der drey dargeſtellten Welten, der Finſterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, ſtellt er uns eine Reihe der mannichfaltigſten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verſchiedenſten Zuſtänden dar; von dem tiefſten Abgrund innrer Zerſtörung und rettungsloſer Qual, durch jede Stufe der Hoffnung, und des Leidens hindurch, bis zu der höchſten Verklärung hinauf. Weiß man ſich ganz in ſeinen Geiſt und ſeine beſondern Anſichten und Abſichten zu verſetzen, dringt man ein in die Zuſammenſetzung ſeines Werkes, ſo findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zuſammenhang; wie dann dieſes Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zuſammenſetzung, ſondern auch dadurch als ganz einzig erſcheint, daß der Dichter einen ſolchen Entwurf mit dieſer Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das iſt eben das Uebel, daß dieſer Zuſammenhang und dieſe Einheit, nicht klar und leicht verſtändlich dem Auge erſcheint, ſondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüſtung der verſchiedenſten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erfordert, ehe man dieſes Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verſtehen kann. Seinen Zeitgenoſſen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war ſeine Geographie und Aſtronomie nicht ſo fremd wie uns, die vielen Anſpielungen aus der florentiniſchen Geſchichte lagen ihnen viel näher, und ſelbſt die Philoſophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für ſie eines Commentars, und ſo iſt es denn gekommen, daß der größte und nationalſte aller italiäniſchen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter ſeiner Nation geworden iſt. Zwar wurde er einige Menſchenalter hindurch, wie ein zweyter Homer, durch einen öffentlich beſtellten Lehrer in ſeiner Vaterſtadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk ſelbſt und der Geiſt des Ganzen, ſondern nur einzelne Stellen aus ihm ſind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter ſeiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenſchaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italiäniſchen Geiſt und Charakter ſo tief ergriffen, und ſo ſprechend darzuſtellen gewußt. Das Einzige, was man in dieſer Hinſicht an ihm vermiſſen, oder tadelhaft finden könnte, iſt die überall verbreitete ghibelliniſche Härte. Es zeichnete dieſe im ſpätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrſchaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner ſtolzer, hochfahrender Geiſt und eine faſt grauſame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geſchichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um ſich einen Begriff davon zu machen. Auch die ſpätern Zeiten bis auf die unſrige haben ihre

Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menſchheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrſchaft erwarten, und die Macht des Unſichtbaren läugnen möchten, die ſich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber dieſe Ghibellinen einer ſpätern überverfeinerten Zeit zeichnen ſich mehr durch die Biegſamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher ſie wie eine weiche Maſſe den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um ſo größer und herrlicher erſcheint, je mehr ſie ſich auch durch zerſtörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrſchbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroiſche Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander ſtanden, und der großen Charaktere, die ſich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein ſolcher hätte ſeyn können. Es entſtand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächſt noch nicht die gleichförmige Erſchlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, ſondern auch veranlaſſende Gelegenheit und mitwirkende Urſache des Despotiſmus iſt. Immer aber bleibt die ghibelliniſche Härte, welche ſich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Geſtalt darſtellt, am Dichter ein Tadel, da ſie nicht bloß auf die äußere Schönheit und

Form, ſondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweiſe ihren rauhen Einfluß erſtreckt.

Dieß ſind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeſchadet, an dieſem größten aller chriſtlichen und aller florentiniſchen Dichter glaubte bemerken zu müſſen.

Dem Petrarka habe ich ſchon ſeine eigentliche Stelle angewieſen, da ich die ihm eigne kunſtreiche Vollendung bey der allgemeinen Schilderung des Minnegeſangs der verſchiedenen Nationen erwähnte. Dieß iſt die Gattung, zu der ſeine Gedichte gehören, und mit dem deutſchen oder ſpaniſchen Minnegeſang muß man dieſen italiäniſchen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und ſeinen eigenthümlichen Charakter aufzufaſſen. Dieſer beſteht eben darin, daß Petrarka kunſtreicher, geiſtiger, Platoniſcher iſt als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige ſeiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verſtanden, ſondern unter dieſem Nahmen eine geiſtige und ſinnbildliche Idee beſungen habe. Dagegen iſt man denn mit authentiſchen Beweiſen von ihrer wirklichen Exiſtenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältniſſen, und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die ſie hinterlaſſen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß auch ein allegoriſcher Sinn und Geiſt in Petrarka's Gedichten ſich ausſpricht, der oft ganz deutlich und ohne alle anblikums. Man erinnert ſich, wie Gorgias durch ſolche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antitheſen oder der Gegenſätze in den Gedanken und Redeformen, dieſer gewöhnlichſten, unentbehrlichſten, und in Rückſicht auf Überfluß und Mißbrauch gefährlichſten Zier der Proſe, konnte man leicht ein ganzes Buch ohne alle Iſokratiſche Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel ſchreiben. Es wird eine anatomiſch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muſkelbau des menſchlichen Körpers vorausgeſetzt, um zu wiſſen, welche Stellungen und Verhältniße in der Sculptur richtig ſind, und warum einige derſelben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erſcheinen. Eben ſo iſt es auch mit der Sprache, ſobald ſie als Kunſt betrachtet, und bis in die feinſten Beſtandtheile der Rede künſtleriſch behandelt wird.

Wenn man ſich aber auch in die künſtleriſche Anſicht proſaiſcher Werke mit dem Dionyſios durchaus nicht verſetzen kann; ſo muß man ſeine Abhandlung über den Iſokrates dennoch als eine ſehr ſchätzbare Urkunde der alten Kunſtgeſchichte gelten laſſen. Weniges iſt von ſo großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künſte jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunſtlehre. In der Rhetorik kennen wir dieſe und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunſt ſelbſt noch am vollſtändigſten; wie viel ſich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künſten, und für die Verhältniſſe dieſer Theorie folgern läßt, iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunſtlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beyſpiel, iſt der belehrendſte; und unter dieſen zeichnen ſich die Schriften des Dionyſios dadurch dere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie ſchon oben bemerkt wurde, man bey den Werken des Mittelalters faſt überall vorausſetzen und aufſuchen darf. In der Verskunſt und als Bildner ſeiner Sprache iſt Petrarka einer der erſten Künſtler, welche in irgend einer der romaniſchen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben ſo kunſtreich wie Petrarka zur Poeſie, ſuchte Boccaz die italieniſche Proſa auszubilden; doch leidet ſie auch bey ihm an der langen periodiſchen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frey iſt.

Jene drey florentiniſchen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darſtellende Kunſt von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die allegoriſche, Petrarka die lyriſche Dichtkunſt, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darſtellung in Proſa, obwohl mit eingemiſchten Gedichten. Alle drey fanden eine Menge von Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in ſeiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkiſchen Lieder, wie die Novellen in Proſa, durch die häufige Wiederhohlung, und den Ueberfluß, bald ermüden mußten. Erſt ſpät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf dieſen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entſchloſſen ſich die Italiäner das eigentliche Rittergedicht zu verſuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechiſchen Mythologie und der trojaniſchen Fabel hatte verſetzen wollen. Der erſte bekannte unter den Vorgängern des Arioſt, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten ſchon ſehr vertraut, in der Geſellſchaft der Medicäer ſeine Rhapſodieen abſang, ſollte man ein günſtiges Vorurtheil hegen; aber das Werk ſelbſt entſpricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz, den Mangel an Poeſie, oder doch den Unzuſammenhang der unwahrſcheinlichen und ſinnleeren Erdichtungen, ſelbſt darüber ſpottend, erſetzen ſollen. In der Erzählung weiß man ſelten recht, was Parodie oder Ernſt iſt; der Witz iſt ſo ganz local und florentiniſch, daß er uns kaum verſtändlich bleibt; und das Ganze iſt nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiäniſchen Geiſt zuerſt das eigentlich Romantiſche war. Weit glücklicher iſt Bojardo, der nächſte Vorgänger des Arioſt, deſſen unvollendetes Werk dieſer zuerſt nur fortſetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergeſſenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantaſie, die man ihm ſonſt wohl zutraut, verliert Arioſt viel, ſobald man ſeine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet ſich ſchon bey ſeinem Vorgänger, und auch die mahleriſche Kraft der Beſchreibung iſt dieſelbe; nur die größte Sorgfalt, Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Vers hat Arioſt voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyſſe, den Ovid, oder ſonſt einzelne Blumen aus den alten Dichtern glücklich zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Ritterpoeſie der Italiäner nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt iſt, ſondern in der Lombardey, wo auch die deutſche Baukunſt des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerey mit dem der Deutſchen verwandter, oder ihm doch nicht ſo ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptſtaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeiſt hier weit weniger herrſchend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunſt ſeyn konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geiſt ſchon früh ganz demokratiſch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Geſchmack manches mehr dem orientaliſchen nachgebildet, oder halbgriechiſchen, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeiſt ſeit den Normannen wohl nicht ganz erloſchen, aber von fremden Königen beherrſcht, und im Wechſel der Herrſchaft oft beunruhigt, oder auch ſonſt durch was immer für ungünſtige Umſtände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geiſtesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas anders gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künſte, welche die Kirche zu verherrlichen beſtimmt waren, als auf die ritterliche Poeſie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, ſo nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlohr ſich in leere Gedanken von der Wiederherſtellung einer Republik, und des alten Rom in ſeiner ehemahligen republikaniſchen Größe; wie es ſich bey den Verirrungen des Rienzi zeigte, die ſelbſt Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß ſind die Urſachen, warum die Poeſie der Italiäner, welche durch ihre kunſtreiche Vollendung am meiſten auch bey andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und faſt ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden iſt, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philoſophie ſich neigte, weniger aber, und erſt in ihrer ſpätern Epoche vom Rittergeiſte beſeelt war.

Ungleich glänzender als in der Poeſie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunſt, deren eigentlicher Flor in demſelben begann, und etwa bis gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebſt der wieder erweckten alten Litteratur, hat die Kunſt am meiſten beygetragen dieſes Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen ſchon früh die Ueberbleibſel von der bildenden Kunſt der Alten für eine ſtrengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen

Ideen von Form und Schönheit begeiſtert worden ſeyn. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, ſelbſt bey denen Mahlern nicht, welche am meiſten wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vom Alterthum beſaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Erſten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im ſechzehnten Jahrhundert, begann auch ſchon das Sinken der Kunſt. Früher als ſie in ihrer Blüthe ſtand, war der Geiſt dieſer Mahlerey ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein chriſtlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italiäniſch, in den glücklichſten und vollkommenſten Hervorbringungen beydes gleich ſehr. Daher hat die Mahlerkunſt in dieſem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poeſie; denn welchen Dichter deſſelben könnte man wohl dem Raphael gleich ſtellen? Die Poeſie aber blieb nicht ſo ſelbſtſtändig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Litteratur, und der allgemeinen Verbreitung ſo vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigte ſich bey allen Nationen des neuern Europa, und zuerſt bey den Italiänern, verunglückte Verſuche der Nachahmung und Nachkünſtelung. Selbſt da wahre Genie blieb nicht immer ganz frey von dieſen ſchädlichen Einfluß; Camoens und Taſſo, die größten epiſchen Dichter der Neuern, würden ſich ungleich mäch tiger, freyer und ſchöner entwickelt haben, wenn nicht die virgiliſche Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen geſtanden, ihren Dichtergeiſt beſchränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weiſe ward die alte Litteratur, der Poeſie und ſelbſt der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an ſo allgemein lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten, daß man die Landesſprache darüber vernachläſſigte. Nebſt Italien hat beſonders Deutſchland, wo die alte Litteratur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter ſind auf dieſem Abwege für die Sprache und Nation verlohren gegangen; indem man es erſt zu ſpät erkannt hat, daß keine Poeſie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiſer Maximilian wurden wohl lateiniſche Dichter gekrönt, aber ſo viel mir bekannt iſt, keiner in deutſcher Sprache, ungeachtet der Kaiſer dieſe vor allen liebte, und ſelbſt übte; ſelbſt Schauſpiele wurden lateiniſch vor ihm aufgeführt. Die ſichtbare Entartung und Verwilderung der deutſchen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, ſchiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben dieſe das Uebel vermehrt; allein da ſich jene Entartung der Sprache, wenigſtens der Poeſie, auch ſchon vor der Reformation zeigt, und bey ſolchen Schriftſtellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, ſo ſcheint mir die erſte Urſache darin zu liegen, daß jetzt die meiſten und vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter wieder anfingen die Landesſprache zu verſchmähen, lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten. In Deutſchland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieſes noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den erſten großen florentiniſchen Dichtern und Schriftſtellern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchon eine feſte und ſchöne Norm für die Landesſprache beſaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Litteratur lag die Schuld, ſondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Dieſe große Erweiterung des hiſtoriſchen und dadurch auch alles übrigen Wiſſens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunſt und Geiſtesbildung, war an ſich ein großes und unſchätzbares Gut. Aber irren würde man ſich freylich, wenn man glaubte, die volle Ausſaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die ſo plötzlich erworbenen geiſtigen Reichthümer ſeyen gleich gut angewandt und ſo verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einſehen und verlangen, daß ſie verarbeitet wur ſelbſtthätig angeeignet werden ſollen. Ich finde in dieſer Hinſicht den Geiſt der neuern Europäer in den verſchiedenen Jahrhunderten ſich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich ſehe überall die gleiche leidenſchaftliche Wißbegier, welche mit raſtloſer Thätigkeit umherforſchend, jede dargebotene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeit lang für das Andere, was eben ſo weſentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erſchütterung und Gährung die zerſtörenden Wirkungen um ſich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geiſtes und der Geiſtesbildung mit ſich führen, und wo denn ein großer Theil von allen dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was ſich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunſt und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wiſſenſchaft der Araber bekannt, und die Philoſophie des Ariſtoteles herrſchend wurde, die verſchiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geiſtige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch dieſe beſonders im dreyzehnten Jahrhundert mit einem Mahle ſich kundgebende Erweiterung und Revolution des menſchlichen Geiſtes gar nicht ſo angewandt worden, wie es zu wünſchen geweſen wäre, das iſt jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächſt und im Allgemeinen daraus ein Sectengeiſt, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarey erſchien, bald aber ſeine zerſtörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geiſtig befruchteten Zeitaltern Europa's iſt das fünfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendſte, als durch den ſyſtematiſchen Gebrauch des Compaſſes, durch immer fortſchreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum erſten Mahle vor den Augen der erſtaunten und gleichſam mündig gewordenen Menſchen, ſein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beſchaffenheit, klar und offen da ſtand; während zu gleicher Zeit die wieder erweckte alte Litteratur dem Verſtande eine neue geiſtige Welt zeigte, die Buchdruckerkunſt, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntniſſe, und zur Erregung des Geiſtes darbot, was bey der erſten Bekanntwerdung einem Wunder gleich ſcheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich ſchon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wiſſenſchaftlichen Gebiete, und im Geiſte des neuern Europa, liegt unſern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortſchritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im ſiebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgeſetzt wurde, ſind zugleich alle mechaniſche Kenntniſſe und techniſche Fertigkeiten ſo unglaublich erweitert worden, daß faſt die ganze Lebenseinrichtung des menſchlichen Geſchlechts völlig verändert werden. Wer möchte wohl läugnen, daß dieſe Kenntniſſe an ſich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender iſt als dieſe Herrſchaft des Menſchen über die Körper- und Sinnenwelt, die ſeiner urſprünglichen Hoheit und Beſtimmung entſpricht? War aber dieſe Herrſchaft über die Körperwelt auch mit der Herrſchaft über ſich ſelbſt verbunden? War die durchaus phyſiſche und mathematiſche Denkart, welche aus jener Richtung des Geiſtes, auch über ſittliche Gegenſtände ſich verbreitete, die richtige und angemeſſene? Die Folgen, welche dieſe Denkart, und daraus erzeugte Philoſophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben gehabt hat, ſind ſchon ſo klar entwickelt, daß ſie jetzt ſchon allgemein, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verſchiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

vortheilhaft aus, daß ſie zugleich ſehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig ſind; voll urſprunglichen Geiſtes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrſchende iſt.

Die Alten und beſonders die Griechen zeigen ſich beſonders wieder darin als ein durchaus kunſtſinniges und künſtleriſches Volk, daß ſie auch die Sprache nicht bloß als Poeſie, ſondern ſelbſt in Proſa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunſt behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieſelbe Idee des Schönen, welche in der Kunſt und den Sitten, in der Wiſſenſchaft wie in der Geſchichte des helleniſchen Alterthums das vorherrſchende Princip und den beſeelenden Geiſt des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch ſo verſchiedener Abſicht und in den mannichfaltigſten Arten und Formen, die Kunſt der Proſa übten, mit einem Scharfſinn und einer Zergliederung des Kunſt- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend ſchien, auf die feinſten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieſer künſtleriſchen Sorgſamkeit für den Ausdruck ging in der erſten Zeit und nach der urſprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redeſtyls hervor; wenn gleich ſie in der ſpätern Zeit nur in leere ſophiſtiſche Spitzfindigkeit oder Spielerey entartete. Uns iſt und bleibt dieſe Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet ſich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Abſicht und Idee von einem feſtbeſtimmten Style der Kunſt in der ausgearbeiteten Proſa bey Johannes Müller, Winkelmann, Klopſtock; es iſt aber ſichtbar dieſe Idee von Redeſtyl und Proſakunſt bey den genann-

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächſt des Nachtheils erwähnte, welchen die ausſchließende Vorliebe für die alte Litteratur und Sprache ſchon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr ſich darſtellenden Poeſie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um ſo weniger befremden, wenn wir hier mancherley Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geſchichte der Geiſtesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen ſtäten Kampf zwiſchen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich iſt, und dem Neuen, Eignen und Vaterländiſchen, was der eigentliche Lebensgeiſt jeder lebendigen, wirkſamen und nationalen Litteratur und Poeſie ſeyn und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernſtliche Abſicht gehabt haben, die Vulgarſprache ganz zu verdrängen, und die alte römiſche wieder allein herrſchend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpaſſendſten Anwendung auf neuere und chriſtliche Gegenſtände; es iſt bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Perſon zu reden, ſondern ſtatt deſſen nach Art der Alten „die Götter" ſagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien ſie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchloſen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrſcher und Fürſten aufgeſtellt, ſucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beſchönigen, daß man ſagt, es ſey nicht ſo gemeint geweſen, er habe ſeinem Zeitalter und ſeiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politiſchen Verderbens aufſtellen wollen. Ungeachtet nun gewiß iſt, daß Machiavelli durchaus republikaniſch dachte und ein glühender Patriot war, ſo will doch jene Erklärung durchaus nicht recht paſſen. Richtiger mag es daher ſeyn, die Erklärung eben in ſeinem Patriotismus zu ſuchen, mit ſeinen übrigen Staatsanſichten und Grundſätzen zuſammengenommen. Es iſt, als ob er den Erſten ſeiner Nation ſtillſchweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreyen, muſſe man eben die, wenn auch noch ſo verzweifelten, oder unſittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; ſo müſſe man den Feind mit ſeinen eignen Waffen beſtreiten; das Vaterland zu retten, ſey alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann ſeine äußerſt merkwürdige kurze Vergleichung der Franzoſen und der Deutſchen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfſinn zeigt er, daß die Deutſchen gar nicht ſo mächtig ſeyen, als man ſie glaube, und daß dagegen die Macht der franzöſiſchen Könige äußerſt furchtbar und in ſtätem Anwachs ſey. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavellis kurze Charakteriſtik beyder Nationen erſcheinen mag, iſt ſie nichts weniger als ſchmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er faſt als eine angebohrne Eigenſchaft zu betrachten ſcheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freyheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitſucht, welche ihr Reich ſchon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bey den damahligen Schickſalen Italiens, ſeiner Vaterſtadt, und ſeiner ſelbſt wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundſatz aber, die gefährlichſten Feinde Italiens, nähmlich die innern, mit ihren eignen unſittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt ſich auf keine Weiſe billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieſer kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück geſtürzt hatten, ſondern die viel allgemeiner verbreiteten Grundſätze und Geſinnungen, welche ſolche Thaten möglich machten und herbeyführten.

Das Auffallendſte an Machiavell aber liegt nicht darin, auch nicht allein in dem oft beſtrittenen Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ſondern darin, daß er mitten in dem neuern chriſtlichen Europa eine Politik aufſtellte, als ob ſo etwas, wie das Chriſtenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Chriſtenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch dieſen geiſtigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie ſie ſelbſt Gott dienten, glaubte man, ſeyen die Könige würdig und berechtigt, über die Menſchen und Völker zu herrſchen; in dieſem Sinn ſeyen ſie und ihre Gewalt von Gott eingeſetzt. Auf dem unſichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Geſetze und Rechte. Von allem dieſem, von der ganzen chriſtlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er ſchreibt nicht bloß wie ein Alter, ſondern er denkt auch ſo, und zwar im allerentſcheidendſten und ſtrengſten Sinne, und ſo wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und Liſt gegründet war, wobey die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüſſige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebenſache erſcheint, ſind auch Kraft und Verſtand die einzigen Hebel in Machiavells Politik. Von Gerechtigkeit iſt dabey gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern iſt, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verſtandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben ſo wenig giebt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menſchen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchleriſche Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener ſich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und Luſt. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unſichtbares weg. Das Unſichtbare aber iſt es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, ſo hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menſchen, die Nationen, und die Staaten zuſammen. Iſt dieſe Seele, dieſer innere Lebensgeiſt dem Ganzen einmahl entzogen, ſo zerfällt es und löſt ſich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organiſchen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, ſo iſt es doch nun bloß ein eignes, abgeſondertes, aus ſeinem wahren Zuſammenhange weggeriſſenes, ſeinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern ſich ſelbſt, und nach außen ſich gegenſeitig unter einander zerſtörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, ſo ſteigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finſterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlaſſenen Gerechtigkeit ein.

Die politiſche Auflöſung ſelbſt, von der ſich ungeachtet der ſtandhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft chriſtlichen Könige und Herrſcher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erſcheinungen zeigten, kann freylich keinem Einzelnen beygemeſſen werden; ſie hatte viel tiefere Gründe. Indeſſen wer irgend eine ſchon vorhandene Kraft des Schlechten auf beſtimmte Grundſätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen ſyſtematiſch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und inſofern läßt es ſich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerſt ſchädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beyden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunſt und die Magnetnadel waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von großem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers, und des Papiers. Als Erfindungen ſind beyde ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erſt in jenem Zeitalter Wirkſamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle dieſe Erfindungen zuſammen genommen, haben der menſchlichen Geſellſchaft eine ganz veränderte Geſtalt gegeben. So wie auch die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eiſens, und mit dieſem meiſtens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind von den Wilden, welche unbekannt waren mit dieſen Werkzeugen der Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Erde, den verſchiedenen Völkern und Ländern, der

Vorwelt und der Nachwelt, wodurch erſt alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinſchaftliche Entwicklung des Menſchen beginnt; eben ſo iſt auch nun die neue Zeit dießſeits der Buchdruckerkunſt und Magnetnadel, wenn man ſo ſagen darf, durch eine eben ſo große Kluft von der alten Welt jenſeits dieſer Entdeckungen getrennt.

Aber eben an dieſen Erfindungen zeigt ſich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Menſch von ihnen macht, als auf die Erfindungen ſelbſt. Der Compaß war ſchon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umſegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunſt, und das Papier, dient ſeit lange in China, um Zeitungen, Affichen und Viſitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geiſt der Chineſen darum einen beſondern Aufſchwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde ſelbſt in den Zeiten, da ſie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus ſchädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Arioſt, beklagten es als eine unſelige Erfindung, welche der perſönlichen Tapferkeit entgegen ſtehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; ſondern auch Staatsmänner und Krieger dachten ſo, und ſtimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieſer Seite waren die Klagen und Beſorgniſſe wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß ſich überall Raum zu ſchaffen. Bey andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neueſten Zeiten, Beyſpiele von Heroismus aufgeſtellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerſtörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich ſyſtematiſcher geworden ſind, wohl nicht unter die glücklichſten gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des erſten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erſte Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer, durchaus nicht ſo zerſtörend und verwüſtend ſeyn können. In dieſer Hinſicht möchte es ſcheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenen herrlichen Werkzeugen der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerſtörung, zum Nachtheil der Menſchlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunſt auf Verbreitung der Kenntniſſe und Geiſtesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermiſcht worden. Durch dieſes allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunſt, an ſich eine der größten und herrlichſten Erfindungen, in der unglaublich ſchnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugſchriften, bisweilen etwas von den zerſtörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde bey einem etwas ſeltnern und koſtbarern Material, der Druck vielleicht mehr ſeine urſprüngliche Beſtimmung, die wahren Denkmahle der Geſchichte, der Kunſt und Wiſſenſchaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben ſeyn. Statt deſſen iſt nun mit häufiger Vernachläſſigung der wichtigſten Denkmahle der Geiſtesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberſchwemmung und zweyte Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch ſelbſt die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geiſt des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verliehren.

ten Schriftſtellern aus den Vorbildern des Alterthums geſchöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen iſt die Vortrefflichkeit der neuern Schriftſteller in Proſa mehr ein Talent der Natur und charakteriſtiſche Eigenſchaft des hervorragenden Geiſtes, als ein feſter Styl gebildeter und erlernter Redekunſt.

Für uns war nur wichtig, dieſelbe herrſchende Idee des Schönen, und künſtleriſche Behandlung und Anſicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geiſtigen Entwickelung des helleniſchen Alterthums, ſo auch im Einzelnen und Kleinen in der kunſtreichen Rhetorik ihrer Proſa, an dem Beyſpiele einer Rede des Lyſias und in der nachſtehenden künſtleriſchen Beurtheilung der Iſokratiſchen Werke nachzuweiſen.

Zehnte Vorleſung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichſten und öſtlichen Völker in Europa. Ueber die Scholaſtik und deutſche Myſtik des Mittelalters.

In der bisherigen Geſchichte der Geiſtesbildung der neuern Europäer habe ich vorzüglich nur die ſüdlichen und weſtlichen Nationen Europa's betrachtet, die deutſche, und die ganz oder halb romaniſch redenden Völker, Italiäner, Franzoſen, Spanier und Engländer. Die Litteratur dieſer Völker iſt auch unſtreitig ſowohl an ſich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigſte und die wichtigſte. Gleichwohl würde es meinem Wunſche und meiner Idee von einer wahrhaft welthiſtoriſchen und in einem nationalen Geiſte abgefaßten Geſchichte der Litteratur ſehr entſprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichſten und öſtlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und ſelbſtſtändige Nation hat, wenn ich ſo ſagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Litteratur zu beſitzen, und die ärgſte Barbarey iſt diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder ſie von aller höhern Geiſtesbildung ausſchließen will. Auch iſt es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachläſſigte, oder unbekanntere Sprachen ſehr häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen giebt es wohl, welche der Poeſie in einem gewiſſen Maaße widerſtehen, und ihr weniger günſtig ſind; eine regelmäßige, und für die weſentlichſten Zwecke des Lebens und des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs zureichende und angemeſſene Ausbildung in Proſa, leidet faſt jede Sprache. Hat die Litteratur einer Nation auch wenig Einfluß auf die andern Völker, ſo iſt die Geſchichte ihrer Geiſtesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schickſalen und der übrigen Geſchichte eines Volkes doch ſchon an und für ſich ein ſehr anziehendes und belehrendes Schauſpiel. Doch kann ich in dieſer Hinſicht mehr nur andeuten, was ich wünſchte weiter ausführen zu können, als daß ich ſelbſt meinen Forderungen an eine vollſtändige Geſchichte der europäiſchen Litteratur Genüge zu leiſten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es beſtätigt gefunden, daß man in der Geſchichte der Litteratur ſich weniger als irgendwo ſonſt auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlaſſen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande iſt, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde alſo nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beſchränken müſſen, indem ich hier bey der Epoche einer neuen Litteratur und der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das geſammte Europa richte. Für dieſe allgemeine Ueberſicht iſt hier beym ſechzehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die ſchicklichſte Stelle. Was die Sprache ſelbſt und ihren ſich auch auf andere Völker ſich verbreitenden Einfluß betrifft, ſo hatten die romaniſchen hier einen entſchiedenen Vortheil und Uebergewicht. Sie ſind ſo nah verwandt unter ſich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateiniſchen, damahls der allgemeinen Sprache des chriſtlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern urſprünglichen Stammſprache. Daher waren ſie auch ſchon früh und ſelbſt im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politiſche Urſachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutſche und die übrigen nördlichen und öſtlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken iſt jedoch, daß Spanien, wie ſchon durch ſeine geographiſche Lage und eigenthümliche politiſche Entwicklung, Verfaſſung und Sitten, ſo auch in ſeiner Geiſtesbildung und Sprache vor dem übrigen Europa mehr abgeſondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl dieſe von dem übrigen Europa abgeſonderte Geiſtesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur iſt noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man dieſe Vorzüge zu ſehr bloß auf die Dichtkunſt beſchränkt, da gerade eine der eigenthümlichſten Vorzüge der ſpaniſchen Sprache, man darf wohl ſagen, der ſpaniſchen Nationalbildung, darin beſteht, daß auch die Proſa in dieſer Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romaniſchen ausgebildet ward. Die italiäniſche Sprache iſt, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktiſchen und politiſchen Gebrauch nie ſehr glücklich und angemeſſen ausgebildet geweſen. Die frühern Verſuche der andern romaniſchen Sprachen in der Proſa, ſind meiſtens unförmlich. Die franzöſiſche und engliſche haben erſt im ſiebenzehnten Jahrhundert, alſo ungleich ſpäter ſich zur praktiſchen Angemeſſenheit und politiſchen Beredſamkeit ausgebildet, und es iſt dieſer Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptſtadt und auf die höhern Stände beſchränkt geblieben. Früh ſchon ward in Spanien die Landesſprache zur Geſetzgebung und zu den wichtigſten Lebensgeſchäften, und zwar ſehr glücklich angewandt, und vielleicht hat ſelbſt die Abſonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beygetragen, die an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken ſehr reich iſt, und in der eine männliche Beredſamkeit ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat; eine Beredſamkeit voll von dem feurigſten Geiſte, deutlich und ſcharf, und wo es angemeſſen iſt, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philoſophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen aufzuweiſen, als Italien, Deutſchland und andere Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftſteller.

Die deutſche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel ſchwerer als die romaniſchen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet ſeyn, wie dieſe; welche Unbekanntſchaft der andern Nationen mit der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutſchen Geiſtesbildung und Litteratur zur Folge gehabt hat. Deſſen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutſchen Nation in dieſer Geſchichte der Litteratur angewieſen habe, hiſtoriſch vollkommen rechtfertigen zu können. Iſt gleich die deutſche Sprache weniger verbreitet, ſo iſt dennoch der gründlichere Geſchichts- und Sprachforſcher auch bey den ſüdlichen und weſtlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle des Deutſchen zurück zu gehen, da mit der germaniſchen Verfaſſung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germaniſchen Geiſt, was ſonſt nicht verſtändlich ſeyn kann, auf die andern Nationen übergegangen iſt. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und ſeiner Geſchichte, iſt ohne Kenntniß der deutſchen Geiſtesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politiſch, ſondern auch litterariſch das Uebergewicht hatten und herſchten, ſo waren Italien und Deutſchland in aller Bildung die erſten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Litteratur folgenreichſte Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunſt, war eine deutſche, und von Deutſchland ſind im ſechzehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erſchütterungen ausgegangen, welche Europa auch in Rückſicht der Geiſtesbildung eine neue Geſtalt gegeben haben. Iſt die deutſche Sprache für das Leben, die höhern Geſchäfte und Beredſamkeit weniger brauchbar und überall angemeſſen ausgebildet, als die engliſche und franzöſiſche, ſo iſt ſie dagegen, wie die italiäniſche, welche derſelbe Tadel eben ſo ſehr trifft, der Dichtkunſt günſtig, und für den höhern wiſſenſchaftlichen Gebrauch, ſeit der griechiſchen, vielleicht die reichſte. In der bildenden Kunſt, woran die meiſten andern auch ſehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutſchen wenigſtens die zweyte Stelle neben und nach den Italiänern. In der neuern Litteratur, die ſich ſeit den Er ſchütterungen des ſechzehnten und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in den verſchiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutſche Sprache und Geiſtesbildung faſt zuletzt ihren neuen Aufſchwung genommen; doch iſt dieß wohl an ſich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigſtens in wiſſenſchaftlicher Rückſicht, in Geſchichte und Philoſophie ſollte die ſpätere Litteratur auch die reichſte und reifſte ſeyn. Und Reichhaltigkeit wenigſtens wird man der deutſchen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht abſprechen können, in einem Zeitraume, wo bey manchen andern Nationen ein Stillſtand und Rückfall, oder auch ein faſt gänzliches Ermatten und Erlöſchen in der Litteratur und der Geiſtesbildung ſich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen ſich überall noch finden mögen, ſieht man auf das Ganze, ſo iſt der Zeitpunkt wohl nicht ſehr entfernt, wo die Kenntniß der deutſchen Sprache und Litteratur, für wiſſenſchaftliche Bildung auch bey andern Nationen unentbehrlich ſcheinen und ſich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichſten und öſtlichſten Nationen, nahmen die ſkandinaviſchen im Mittelalter an der Poeſie und an der Geiſtesbildung des übrigen Abendlandes den nächſten und unmittelbarſten Antheil. Der Einfluß, welchen ſie ſelbſt als wandernde Normannen auf Europa und deſſen Poeſie gehabt, iſt ſchon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und alſo auch an allem, was dieſe für Geiſt und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wiſſenſchaftliche Seefahrer durchreiſten forſchende Isländer ganz Europa, ſammelten überall Kenntniſſe, oder auch Dichtungen ein. Die älteſte noch unverfälſchte Quelle der Poeſie der germaniſchen Völker und des geſammten Mittelalters hatten ſie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten ſie aus dem ſüdlichen Europa die chriſtlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derſelben, beſonders in den deutſchen Heldenbüchern war die Aehnlichkeit mit ihrer nordiſchen Sage auffallend, ſelbſt einzelne dem Norden angehörige Geſtalten fanden ſich in denſelben. Dieſe behandelten ſie nun mit beſonderer Liebe und ſehr glücklich. Was darin noch heidniſchen und nordiſchen Urſprungs war, die einzelnen Geſtalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herſtammte, faßten ſie, als der Quelle in ihrer Edda neu näher, mit einem tiefern Gefühl auf. Dieſes Wunderbare, was in der Poeſie der ſüdlichen Völker faſt bloß ein flüchtiges und bedeutungsloſes Spiel der Fantaſie, ein müßiger Schmuck geworden iſt, hat in der nordiſchen Dichtkunſt einen ernſten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieſer Seite hat die nordiſche Behandlung der Nibelungen ſelbſt vor dem deutſchen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter ſeine eigenthümlich geſtaltete Ritterpoeſie, welche auch auf ähnliche Weiſe, wie bey andern Nationen ſich aus der Poeſie erſt in proſaiſche Ritterbücher auflöſte und dann in einzelne Volkslieder zerſplitterte. Dieß letzte geſchah in Dänemark, wie in England und Deutſchland, beſonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensſtreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfaſſung auch in der Ueberlieferung der alten Nationalandenken eine große Unterbrechung verurſachten, ſo daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachläſſigt und nur unter dem Volke ſich erhaltend, vielfach verſtümmelt, und halb unverſtändlich geworden. Indeß auch ſo, und wären ſie nur ein ſchwacher undeutlicher Nachhall von der Poeſie der vorigen Zeiten, ſind Volkslieder, wie England und Deutſchland, Schottland und Dänemark, deren ſo viele und in mancher Hinſicht auch geſchichtlich merkwürdige beſitzt, der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit und Aufbewahrung, einer ſchonenden, ſorgfältigen und verſtändigen Behandlung werth. Die alte Litteratur des Nordens war allen ſkandinaviſchen Völkern gemein. Mit der Reformation ſcheint eine ſtarke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der däniſchen, wie der ſchwediſchen Litteratur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutſche

Sprache mit der erſten Einführung des Proteſtantismus bey ihnen bekam, als ſchädlich für die Entwickelung der Landesſprache. Die ſpätere ſchwediſche Litteratur wird ſelbſt von einheimiſchen Beurtheilern in vieler Hinſicht als ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollſte Nation, zu einer ſelbſtſtändigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Litteratur gelangen kann, wenn ſie immer einer fremden Sprache und ausländiſchen Vorbildern faſt ausſchließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat ſich dagegen in neuern Zeiten die däniſche Litteratur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutſche, und obwohl ſelbſtſtändig, auch in Geiſt und Charakter dieſer und der engländiſchen verwandter, als der franzöſiſchen.

In einer Rückſicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer ſehr hohen Stufe innerer politiſcher und geiſtiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgeſondertes und ganz für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiſte des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; ſie bereicherten ſich auf Reiſen mit der Kenntniß des ſüdlichen Europas. Gleichwohl fand weder für ſie, noch für Spanien,

Charakteriſtik des Iſokrates.

Aus dem Griechiſchen des Dionyſios.

Iſokrates der Athener, deſſen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelſtande war, und vom Beſitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward gebohren in der ſechs und achtzigſten Olympiade, als Lyſimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges, zwey und zwanzig Jahre vor dem Lyſias. Er genoß einer ſchönen Leitung, und ward nicht ſchlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunſt. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tiſias, welche damahls den größten Nahmen bey den Hellenen in Rückſicht auf Weisheit hatten; wie einige erzählen, auch des Redners Theramenes, [1] welchen die dreyein ſo inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwiſchen England und Frankreich vom eilften bis zum funfzehnten, oder zwiſchen Italien und Deutſchland, vom neunten bis zum ſechzehnten Jahrhundert. Auch die Geiſtesbildung von Skandinavien war ganz zur Nationalbildung, vorzüglich auf Poeſie, Geſchichte und andere Kenntniſſe gerichtet, weniger auf die höhere Philoſophie; wenigſtens haben ſie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen ſehr bedeutenden Nahmen in derſelben aufzuweiſen. Es iſt auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutſchland, Frankreich und England, ſo wie ſie in der politiſchen Geſchichte des neuern Europa am dauerndſten eine Hauptſtelle einnehmen, auch in der Geſchichte der Litteratur ſich dadurch auszeichnen, daß ſie von dem erſten Erwachen des Europäiſchen Geiſtes, unter Karl dem Großen bis auf die neueſte Zeit, an der Entwicklung der Philoſophie, an ihren Fortſchritten oder Rückſchritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigſten Antheil genommen haben, und faſt mit wenig Ausnahme alle große und ausgezeichneten Nahmen in der Geſchichte der neuern Philoſophie dieſen vier Nationen angehören. Die ſehr beſtimmte und in den verſchiedenſten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverſchiedenheit und Richtung, in der Philoſophie dieſer Völker, werde ich in der Folge zu beſtimmen verſuchen.

---

[1] Die politiſche Wichtigkeit und Zweydeutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meiſtern des Iſokrates angeführt wird, iſt vielleicht manchen Leſern aus Ariſtophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in ſo fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch

Unter den ſlaviſchen Nationen beſaß Rußland ſchon in dem frühern Mittelalter ſeine Nationalgeſchichtſchreiber in der Landesſprache; ein unſchätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geiſtesbildung. Daß dieſe überhaupt vor der mogoliſchen Verwüſtung in Rußland allgemeiner und verbreiteter geweſen ſey, iſt aus dem blühenden Handel, dem alten Zuſammenhang mit Conſtantinopel und andern hiſtoriſchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich. Aber eben, weil es der griechiſchen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politiſch und geiſtig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den ſlaviſchen Nationen, welche ganz dieſem angehörten, hatte Böhmen unter ſeinem Karl dem vierten eine vollſtändige, und ſehr reiche Litteratur, welche näher bekannt zu machen, auch hiſtoriſch ſehr wichtig ſeyn würde; doch ſcheint ſie nachdem, was darüber bekannt geworden, mehr im wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Fache reich geweſen zu ſeyn, als in Gedichten. Ob die pohlniſche Sprache, deren Fähigkeit für Poeſie in neuern Zeiten ſehr gerühmt wird, nicht auch ſchon in frühern und im Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen beſeſſen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, iſt mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall ſeyn, ſollten die ſlaviſchen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine ſo reiche und eigenthümliche Poeſie gehabt haben, als die germaniſchen oder romaniſch redenden Völker, ſo laßt ſich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeiſt ihnen wo nicht urſprünglich fremd und unbekannt, ſo doch ungleich weniger allgemein und alles beherſchend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Chriſtenthums beſaßen, weniger reich, als die germaniſche, oder ward ſie bey der Einführung deſſelben plötzlicher, ſtrenger und allgemeiner vertilgt.

Gewiß iſt es, daß die Ungarn in ihrer Stammſprache eine eigenthümliche Heidenpoeſie auch ſchon in ſehr alten Zeiten beſeſſen haben. Der nächſte Gegenſtand derſelben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes ſelbſt unter den ſieben Heerführern. Daß dieſe Sagen aus der heidniſchen Zeit auch nach Einführung des Chriſtenthums nicht ganz verlohren gegangen, ſieht man aus den Chronikſchreibern, die mehrere Lieder von ſolchem Inhalt vor ſich zu haben bezeugen. Ja es hat ſogar ein ungariſcher Gelehrter, Revai, eines der Art, welches die Ankunft der Madyaren nach Ungarn, zum Gegenſtande hat, noch aufgefunden und der Vergeſſenheit entzogen. Meiner Meinung nach le ſieht die Chronik von dem ſogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungariſchen Geſchichte und ſelbſt in dem ungariſchen Staatsrechte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, dem größten Theile nach aus ſolchen geſchichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Proſa aufgelöst, und wo er denn wohl allerley eigne Meinungen und ſeynſollende Erklärungen aus ſeinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritiſchen Geſchichtforſcher zu bekämpfen pflegen. Man ſollte in dieſem Buche lieber ein, wenn gleich verſtümmeltes Denkmahl der alten Heldenſage und Poeſie der Madyaren erkennen, und es als ſolches ſchätzen, als ſtaatsrechtliche Folgerungen daraus zu ziehen, oder Streitigkeiten daran zu knüpfen, die einer ſolchen Sagenſammlung ſo ganz fremd ſind. Ein anderer Gegenſtand der ungariſchen Dichter war Attila, den ſie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden ſich in den Chroniken Beweiſe, daß Attila und die gothiſchen Helden, welchen die deutſchen Dichtungen in dem Niebelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugeſellen, auch in ungariſcher Sprache beſungen worden, und daß Lieder dieſer Art noch bis in ziemlich ſpäte Zeiten vorhanden geweſen. Wahrſcheinlich iſt dieſe ganze alte Poeſie vorzüglich erſt unter Matthias Corvin untergegangen, der ſeine Ungarn mit einem Mahle ganz lateiniſch und italiäniſch machen wollte, worüber denn die Landesſprache, wie natürlich, vernachläſſigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergeſſenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutſchen im achtzehnten gegangen ſeyn würde, wenn ein großer König dieſer Zeit, der wie Matthias auch nur ausländiſche Geiſtesbildung ehrte und kannte, eben ſo unumſchränkt über das geſammte Deutſchland geherrſcht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieſer ausländiſchen Bildungs-Barbarey noch von der alten Sage, Sprachdenkmahlen und Dichtkunſt entging, das mag dann in der türkiſchen Verwüſtung vollends zu Grunde gegangen ſeyn. Indeſſen hat ſich doch die Neigung zum hiſtoriſchen Heldengedichte bey den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im ſechzehnten, wie im ſiebenzehnten Jahrhundert berühmte Meiſter und Werke in der epiſchen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Geſang, den er zuerſt der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalſage zugewandt.

Ich beſchließe dieſe Betrachtungen über die Litteratur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verſchiedenen europäiſchen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich ſchon vorhin berührte. Eine jede ſelbſtſtändige und bedeutende Nation, glaube ich, hat, wenn man ſo ſagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Litteratur, d. h eine eigne Sprachbildung zu beſitzen, ohne welche auch die Geiſtesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale ſeyn kann, ſondern in einer ausländiſchen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbariſches behalten muß. Thöricht würde es freylich ſeyn, die Liebe zu der vaterländiſchen Sprache bloß dadurch zu beweiſen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbſt für allgemeine Geiſtesbildung ſind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern nach dem beſondern Zweck eines jeden, die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird ſie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältniſſe nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Geſetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeſchäfte iſt allemahl höchſt bedrückend, ja man kann ſagen, ſchlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Staatsgeſchäfte und was damit zuſammenhängt, auch für das höhere geſellſchaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimiſche Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieſer Art einmahl eingeführt worden, da iſt es, wenigſtens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier iſt es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Claſſe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwiſchen beyden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu den allgemeinen zu machen: der Nothwendigkeit zu geben, was ſie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergeſſen. Denn, als eine recht eigentliche und unerlaßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, beſonders von Seiten der höhern Claſſe. Jeder Gebildete ſollte dahin ſtreben, ſeine Sprache rein und richtig, ja ſo viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er ſollte ſich, wie von der Geſchichte ſeines Volkes, ſo auch von ihrer Sprache und Litteratur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verſchaffen. Eine Pflicht, die im Grunde, um ſo leichter zu erfüllen iſt, je mehr der Verſtand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen ſchon geübt worden ſind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, ſollte man allerdings auf das Nothwendige beſchränken. Die Pflicht für die Sprache ſollte beſonders der höhern Claſſe heilig ſeyn; denn je größer der Antheil iſt, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für ſich beſitzt und genießt, je mehr iſt er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung ſeiner Nation, nach ſeinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zuſtande erhalten wird, muß ſelbſt barbariſch und roh werden. Eine Nation, die ſich ihre Sprache rauben läßt, verliehrt den letzten Halt ihrer geiſtigen, innern

Selbſtſtändigkeit, und hört eigentlich auf zu exiſtiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländiſcher Ideene erſcheinen mag, wenn auf der einen Seite ein abſichtlicher Plan ſyſtematiſcher Sprachausrottung vorhanden iſt, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze deſſen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheiſcht; die Gefahr iſt niemahls groß, ſobald ſie nur als ſolche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wageſpiel des Augenblicks, ſondern in der Entwicklung der Zeiten entſchieden wird, iſt die gemeinſchaftliche, ſtillſchweigende Oppoſition der Gutgeſinnten jederzeit unüberwindlich.

Nach dieſer Ueberſicht der verſchiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geſchichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wiſſenſchaft und der Litteratur einen neuen Aufſchwung geben, gehören alle dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre Geſtalt aber erhielt dieſe Geiſtesbildung, die ſich im achtzehnten Jahrhundert ſo mächtig entwickelte, im ſechzehnten durch die Reformation. Dieſe beſtimmte bey dem einen, wie bey dem andern Theile die Wege, welche dieſe neue Geiſtesbildung nun einſchlug, das Ziel, dem ſie nachſtrebte, die Schranken, innerhalb deren ſie ſich bewegte. An und für ſich lag der Streit beyder Theile eigentlich ganz auſſerhalb der Sphäre der Geiſtesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, inſofern er die kirchliche Verfaſſung, das Weſen, die Grenze, und die Ausübungsweiſe der geiſtlichen Macht betraf, oder er hatte ſolche Geheimniſſe der Religion zum Gegenſtande, welche größtentheils ſelbſt der Philoſophie unzugänglich ſind. Indeſſen hat die Reformation, die alles erſchütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wiſſenſchaften, auf Litteratur und Geiſtesbildung einen vielfachen, indirekten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu dem erſten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechiſchen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion ſelbſt unentbehrlich gehalten wurde, und die daher in proteſtantiſchen Ländern, in Holland, England, dem proteſtantiſchen Deutſchlande, wo nicht mit größern Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt wurde. Indeſſen war die Liebe zu den alten Sprachen ſchon vor der Reformation in Italien und Deutſchland beſonders ſo herſchend, daß man dieſe hier nicht als das erſte belebende, ſondern nur als mitwirkende Urſache betrachten darf. Der gegenſeitige Streit und Wetteifer beyder Theile konnte zwar über die Hauptgegenſtände der Uneinigkeit zu keinem Fortſchritte und keiner Entſcheidung führen, weil dieſe Gegenſtände gar nicht geeignet ſind, auf ſolche Weiſe durchgeſtritten und entſchieden zu werden; die Religion überhaupt

Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Diſputirens, und eines dialektiſchen Streits iſt. Für die gründliche hiſtoriſche Unterſuchung iſt aber allerdings der Streit vortheilhaft geweſen. Freylich iſt dieß mehr ein indirekter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meiſtens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erſt ſpäter, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergeſtellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künſte; nicht nur durch einige Zerſtörungen, die hie und da Statt gefunden, ſondern vorzüglich dadurch, daß ſie ihrer urſprünglichen und natürlichen Beſtimmung entrückt wurden. Auch die erfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie ſie es immer ſind, den Künſten noch ſchädlicher, als der Litteratur. Beſonders Deutſchland iſt dadurch wahrſcheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerey gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein ſo herrlich zu blühen angefangen. Aber dieſe Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden keine Nachfolger. In den proteſtantiſchen Niederlanden richtete ſich die Mahlerey jetzt auf andere, geringere Gegenſtände, wo ſie auch bey der vollkommenſten Behandlung, der ältern religiöſen Mahlerey, an Würde, nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verurſachte es eine große, ſchädßig Tyrannen tödteten, weil er ein Volksfreund zu ſeyn ſchien; und er widmete ſich mit allen Kräften den bürgerlichen Geſchäften und Reden. Da ſich aber die Natur widerſetzte, indem ſie ihm die erſten und weſentlichſten Eigenſchaften eines Redners, Dreiſtigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu ſprechen, verſagte; ſo ſtand er von dieſem Vorſatz ab. Da er jedoch nach Ruhm ſtrebte, und der Erſte unter den Hellenen in der Redekunſt ſeyn wollte, wie er ſelbſt ſagt; ſo ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, ſchriftlich mitzutheilen. Er wählte ſich kein kleines Ziel, weder die Verträge der Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenſtände der damahligen Vernünftler, ſondern er ſchrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergeſtalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbeſſerung der Staaten und zur ſittlichen Vervollkommung der Einzelnen dienlich ſey. Denn ſo ſchreibt er von ſich in der panathenaiſchen Rede. Vor ihm war die Kunſt der Vorträge in den Vernünftlerſchulen des Gorgias und Protagoras gemiſcht behandelt; er entfernte ſich zuerſt von

---

unter die Lehrer des Iſokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein atheniſcher Staatsmann von ſolcher Bedeutung war. Sein redneriſcher Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die älteſten Redekünſtler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, ſind etwa Perikles und Alkibiades und zur ſelben Zeit Thukydides. Sie ſind genau, ſcharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf dieſe folgten Kritias, Theramenes, Lyſias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber den etwas üppigerm Gewebe.“

liche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfaſſung zugleich das ganze Mittelalter, deſſen Geſchichte und Denkart, ſelbſt Kunſt und Poeſie mit verworfen, erkannt und bald mehr oder minder vergeſſen ward. Für Deutſchland war dieſer Verluſt beſonders empfindlich. Eine ſolche Unterbrechung und Wegwerfung der geiſtigen Erbſchaft der Vorfahren iſt von einer jeden ſehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigſtens aber ſollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und ſeiner Kunſt und Bildung nicht länger fortſetzen. Der Behauptung, daß die Reformation, die äuſſere Geiſtesfreyheit hervorgebracht habe, kann man nicht beyſtimmen. Die allgemeine Freyheit, ja völlige Ungebundenheit des Geiſtes, am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigſtens erſt zu den ſpäter erfolgten Wirkungen der Reformation; es haben auſſer ihr noch andere Urſachen dazu mitgewirkt, auch iſt es wohl noch großem Zweifel unterworfen, ob dieſe Ungebundenheit in dem Maaße lobenswerth und heilſam geweſen, als man oft vorausſetzt. Die nächſte und erſte Wirkung der Reformation auf Philoſophie und Denkfreyheit aber, war vielmehr beſchränkend. Von einer ſolchen liberalen Geiſtesentwicklung, wie ſie in Italien und Deutſchland unter den Mediceern, unter Leo dem Zehnten und Maximilian Statt geſamden, ging ſogar der Begriff im ſechzehnten, und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ganz verlohren. Ein politiſcher und geiſtiger Deſpotismus, wie ihn Heinrich der achte, Philipp der zweyte und Cromwell ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich geweſen. Wer an der Spitze einer neuen Parthey und großen Revolution ſteht, die zugleich eine politiſche und religiöſe iſt, beſitzt eine ſo unumſchränkte Macht, auch über die Denkart und den Geiſt, daß es wenigſtens nur von ſeiner Willkühr abhängt, ſie nicht zu mißbrauchen. Allerdings ſchien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp den zweyten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beyſpiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anfuhren, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweiſen, ſo wird man finden, daß bey ſolchen traurigen Ereigniſſen ſtäts auch politiſche Gründe mitgewirkt, und man wird leider ähnliche Beyſpiele auch nach der Reformation, aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bey beyden Theilen; der erſte große Selbſtdenker und allgemein wirkende Schriftſteller, welchen die Proteſtanten nach der Zeit der erſten Gährung beſaßen, Hugo

Grotius, konnte in dem freyeſten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geiſtesfreyheit machten, zur Beſchränkung und Unterdrückung. Dadurch iſt beſonders Italien, um die Entwicklung ſeiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philoſophie gekommen; ſo, daß es faſt verkannt wird, was mir unläugbar ſcheint, daß dieſe ſcharfſinnige Nation auch zur höchſten geiſtigen Forſchung eine urſprüngliche Neigung und eine angeſtammte Fähigkeit beſitzt. Die ausgezeichneten philoſophiſchen Talente, welche Italien im ſechzehnten und im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine ſo unglückliche Richtung, daß ſie für ihr Vaterland meiſtens verlohren gingen, da ihre Lehre nicht bloß dem Geiſte der Kirche entgegen, ſondern auch ſelbſt mit dem allgemeinen ſittlichen Glauben der Menſchheit unvereinbar, und für ihn zerſtörbar waren. In dem geiſtigen, wie im politiſchen Gebiet führt Anarchie den despotiſchen Druck herbey, dieſer aber, wenn er ſeinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen. So bleibt nichts als ein ſtetes hin und her Schwanken von einem Extrem zum andern, zwiſchen Despotismus und Anarchie, die beyde gleich ſchlimm und verwerflich ſind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wenn ſie nicht mehr anerkannt wird, und das Band des Ganzen einmahl aufgelöſt iſt.

Wenn einige Lobredner der Reformation dieſe ſo anſehen und darſtellen, als ſey ſie ſchon an und für ſich ein Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie geweſen, als Befreyung von Vorurtheil und Irrthum, ſo ſetzen ſie eben das, als ſchon ausgemacht voraus, was der Gegenſtand des Streites iſt. Man ſollte ſich dieſes Arguments jetzt noch um ſo weniger bedienen, da es durch das Beyſpiel ſo großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholiſche Frankreich im ſiebzehnten Jahrhundert, und die Geiſtesbildung des ſüdlichen Deutſchlandes auch in neuern Zeiten wohl hinreichend, auch für die anders Denkenden erwieſen ſeyn ſollte, daß eine hohe, und ſelbſt die höchſte Stufe der Geiſtesbildung vollkommen vereinbar iſt mit jenen Ueberzeugungen, welche die Stifter des Proteſtantismus als Vorurtheile verwerfen. Es ſollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die ſie gehabt hat; da einige derſelben auch nachtheilig waren, viele nur ſehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für ſich verwerflich und mit ihrer religiöſen Ueberzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieſelbe beſonders ſpäterhin auch viele äuſſerſt wohlthätige und heilſame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeſchichte mit dem Gefühl des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schickſal der Menſchheit die Hand der Vorſehung gewahr, ſo bietet ſich überall faſt das gleiche Schauſpiel dar. Ueberall werden dem Menſchen die glücklichſten Gelegenheiten und Veranlaſſungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er ſelbſt muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich ſeyn ſollte. Selten zieht der Menſch allen Vortheil von den dargebotenen Mitteln, ſehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und ſtürzt ſich nur immer tiefer in ſeine alte Verwirrung zurück. Die Vorſehung aber iſt, wenn man ſo ſagen darf, unermüdlich in dieſem Kampf mit der Ungeſchicklichkeit und Verkehrtheit des Menſchen; kaum iſt durch ſeine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines furchtbares Uebel entſtanden, ſo gehen unmittelbar aus dem Schooß des ſelbſtverſchuldeten Unglücks, neue unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die ſich lebendig in Thatſachen und Begebenheiten ausſprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rückkehr, daß der Menſch ſich endlich beſinne, ſich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit Kunſt und Poeſie ſtand der Proteſtantismus eigentlich nicht in Berührung, wirkte zuerſt vielmehr ſtörend für dieſe; Geſchichte und Sprachkunde wurden auf ſeine Veranlaſſung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philoſophie aber ſtand er in dem nächſten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort ſeyn, ihre Geſchichte und ihren Zuſtand ſowohl vor der Reformation, als in dem erſten Jahrhundert nach derſelben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in ſofern die Philoſophie einen weſentlichen Einfluß auf die allgemeine Geiſtesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbſtdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, ſind ſchon erwähnt worden. Am meiſten brachte Deutſchland deren hervor, in einer faſt fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derſelben. Ueberhaupt iſt Geiſtesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigſten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, ſo iſt es der, daß ſie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, ſo oft ſich ihrer raſtloſen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntniſſe darbot. So bekamen ſie von den Arabern, nebſt den mathematiſchen, chemiſchen und mediciniſchen Kenntniſſe, worin ihnen dieſe überlegen waren, auch das ganze aſtrologiſche und alchemiſche Weſen und Unweſen zugleich mit überliefert; und mit dem Ariſtoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wiſſens erſchien, einen ganzen Wuſt von dialektiſchen Streitigkeiten und ſophiſtiſchen Künſten, wie ſie auch ſchon bey den Alten, vornehmlich bey den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beſte in der Philoſophie des Ariſtoteles iſt der Geiſt der Kritik; dieſen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine ſo umfaſſende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie ſie damahls ſich zu erwerben, unmöglich war, und wie ſie auch jetzt noch ſelten iſt. Der Geiſt der Kritik verläßt den Ariſtoteles nur in dem Gebiete der Metaphyſik, weil hier die einzigen beyden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an dieſe, ſchon in dem Meiſter ſelbſt unverſtändliche Metaphyſik, entſtand die ſogenannte Scholaſtik. Einigen Erſatz für dieſes Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Phyſik des Ariſtoteles, beſonders ſeit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter war, kann ich nicht finden; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechiſche Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung. Man hatte ja längſt an der chriſtlichen Sittenlehre eine viel reinere und beſſere, und bereicherte dieſe aus dem Ariſtoteles zunächſt nur mit einer Menge überflüſſiger Claſſificationen. Es läßt ſich ein ſehr auffallendes Beyſpiel von dem ſchädlichen Einfluß der ariſtoteliſchen Sittenlehre, aus einem ſchon ſehr gebildeten und gelehrten Zeitalter anführen. In Spanien wurde im ſechszehnten Jahrhundert die große Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Ariſtoteles war, und der ſo, wie dieſer nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverey annahm, ganz gegen die gute Sache, und ſehr gegen den Geiſt des Chriſtenthums entſchieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der ariſtoteliſchen Philoſophie im Mittelalter zuerſt dieſen Sectengeiſt verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demſelben entgegengewirkt, ſo viel es ging, weil gleich anfangs mit der ariſtoteliſchen Philoſophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die ariſtoteliſche Philoſophie, wo ſie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch ſehr oft bey den Arabern, wie im Mittelalter und im ſechszehnten Jahrhundert dahin führte, ſtatt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltſeele zu verehren, und beſonders die verſönliche Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderſtehlich war, und die ariſtoteliſche Philoſophie nicht mehr abgehalten werden konnte, ſo ſuchten einige chriſtliche Philoſophen, eben ſo eifrig die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, ſich des Ariſtoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigſtens zu lenken und Verderben zu verhüthen. Das Urtheil über den Werth dieſer an Geiſt zum Theil ſehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin beſtimmen. Was ihre Philoſophie übels und Scholaſtiſches enthält, das rühret von der aus dem Alterthum noch erbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterſcheidung aufgenommenen Sophiſtik, aus den urſprünglichen Mängeln des Ariſtoteles in der Metaphyſik, ſo wie auch ſeiner arabiſchen Commentare, und von dem leidenſchaftlichen Sectengeiſt ihres Zeitalters her, welcher von ſo anſteckender Art iſt, daß ſelbſt der, welcher ihn beſtreitet, nicht immer ſich ganz rein davon erhalten kann. Dieſen Sectengeiſt zu nähren und zu entflammen, trugen beſonders die Univerſitäten viel bey, wo viele Tauſende von Jünglingen von der leidenſchaftlichſten Wißbegier entflammt, für Gegenſtände und Streitigkeiten dieſer Art, Parthey ergriffen. Das Gute, was aber die beſten Philoſophen des Mittelalters erhalten, das verdanken ſie dem Chriſtenthum, welches ſie meiſtens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil ſehr großen Genie und Verſtande. Man würde übrigens ſich irren, wenn man die eigentlich ſo zu nennende Scholaſtik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geiſtes in leeren Begriffen und unverſtändlichen Formeln, für einen ausſchließenden Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieſes Uebel in der griechiſchen Philoſophie ſehr häufig ſich geäuſſert, ja den höchſten Grad erreicht, ſelbſt in der Zeit der blühendſten Cultur. Daſſelbe kann man auch von den neuern Zeiten ſagen, nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich und England ließen ſich Beyſpiele der Art anführen, oft ſelbſt von denen, welche am meiſten gegen die Scholaſtik und den Ariſtoteles ſtreiten; wenn man nähmlich auf das Weſentliche des Uebels ſieht, und nicht etwa die Sophiſtik, wo ſie in ihrer Form biegſamer und eleganter iſt, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und Worten, welches immer eintritt, ſobald die Wahrheit verlohren gegangen, iſt die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geſchwätzige Kunſt und Beredſamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beſchränkt bleiben. Ein der Wahrheit entden die Naturlehre und den Vernunftſchein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete ſein ganzes Leben dieſer Wiſſenſchaft, welche wie er ſelbſt ſagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteſte derer, die in ſeinem Zeitalter blühten, und bildete die vortreflichſten Jünglinge aus Athen und dem übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommenſten wurden, andere ſich in bürgerlichen und öffentlichen Geſchäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinſamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er ſeine Schule in Rückſicht auf die Verpflanzung der redenden Künſte zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb ſich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche ſich mit der Weisheitskunſt Geld verdient haben, und endigte ſein Leben unter dem Archon Chäronidas, wenige Tage nach der Schlacht in Chäronea, nachdem er hundert weniger zwey Jahre gelebt hatte, aus freyem Entſchluß, in der Abſicht, mit dem Heil des Staats auch ſein Leben zugleich aufzulöſen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, ſein Glück brauchen werde. Das iſt in Kürzem, was von ſeinen Lebensumſtänden erzählt wird.

2 Sein Ausdruck aber hat folgende Eigenthümlichkeiten. Er iſt ſo rein wie der des Lyſias, und ſetzt eben ſo wenig ein Wort ohne Urſache; er hält ſich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichſte Sprache, denn auch dieſe ſcheut die Geſchmackloſigkeit veralteter und räthſelhafter Wörter. In den Bildern iſt er etwas verſchieden von dem des Lyſias, und iſt gleichmäßig gemiſcht; das

gegenſtehender Sectengeiſt iſt in beyden Fällen damit verbunden.

Die Philoſophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß ſie noch nicht ganz und durchaus chriſtlich war, daß der Geiſt des Chriſtenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntniſſe und Begriffe der Menſchen vollkommen durchdrungen hatte. Es lagen in der von den Alten ererbten Philoſophie der neuern Europäer, nach den beyden ſchon früher von mir geſchilderten Hauptarten und Formen derſelben, der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen, zwey Keime zu verſchiedenen Abwegen. Der eine iſt, der ſchon geſchilderte der Vernünfteley, wozu die Dialektik der Alten und Ariſtoteles führten. Der andere war der Platoniſche, der ſich leicht in Schwärmerey verirren konnte, ſobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren doch auch keine andere Thätigkeit des Menſchen entbehren kann, entledigt ward. Daraus ging die zweyte Gattung der Philoſophie des Mittelalters hervor, die der ſogenannten Myſtiker. Sobald ſie ſich bloß an das religiöſe Gefühl hielten, und ihrem innern Beruf folgten, war ihr Weg unſtreitig nicht bloß der beſſere, ſondern auch der rechte. Wollten ſie zugleich das Gebieth der Wiſſenſchaft umfaſſen, ſo war es aber doch nicht zureichend. Der Platonismus, mit vielen andern orientaliſchen, öffentlichen und geheimen Ueberlieferungen verbunden, gab der Fantaſie einen zu freyen Spielraum, und beſonders in der Naturwiſſenſchaft war dieſe Denkart faſt immer mit dem Glauben an Aſtrologie und der Neigung zu magiſchen Geheimniſſen verbunden. Beſonders in Deutſchland war dieß der Fall; man darf deſſen wohl um ſo eher erwähnen, da dieſe Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrſchaft gewonnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeſchreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit ſonſt einem frommen Wunſche oder Gedanken anfingen, ſo wird es jetzt wieder Sitte, ſie mit der Nativität, und mit dem aſtrologiſchen Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob ſie an und für ſich ganz regellos, unzuſammenhängend und unbegreiflich wären, ſondern, weil ſie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforſcher ſie zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machen. Nur ſcheinen dergleichen ſideriſche Einflüſſe, inſofern ſie wirklich oder wahrſcheinlich ſind, meiſtentheils eben nicht zu den glücklichen zu gehören, und wenn man ihnen ſo viel Gewalt einräumt, daß die menſchliche Freyheit dem Einfluß der Geſtirne ganz unterworfen wird, dann iſt der Glauben an Aſtrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unſer Schiller in dem Charakter eines von dieſen Glauben beherrſchten Helden ſo vortrefflich dargeſtellt hat. Eben weil der Mißbrauch ſo leicht, die Mittheilung ſo gefährlich iſt, ſind die Dinge dieſer Art wohl oft als Geheimniſſe behandelt worden. Ich finde es ſelbſt hiſtoriſch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cuſa, der biedere Biſchof Trithemius, der Erſte in aller orientaliſchen Gelehrſamkeit Reuchlin, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt noch nicht immer allgemein bekannt ſeyn mag. Man würde auch ſehr unbillig ſeyn, wenn man den großen Geiſt, die Kenntniſſe, die biedern Geſinnungen und Grundſätze der genannten Männer, wegen der beygemiſchten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beynah auch wieder die der unſrigen zu werden ſcheinen, verkennen wollte. Aber andere ſind wohl nicht ſo rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntniſſe dieſer Art in eine faſt betrügeriſche Geheimnißkrämerey und Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieſes Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelſus iſt nicht frey von ſolchen Flecken. Aber auch von den reinern und bloß vom religiöſen Gefühl beſeelten, myſtiſchen Philoſophen, hatte Deutſchland in frühern Zeiten vorzüglich viele. Keine neuere Sprache iſt ſo früh für die höhere Philoſophie und die geiſtigſten Gegenſtände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutſche. Dieſer Schriftſteller gab es vom dreyzehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutſcher und oberdeutſcher Sprache ſehr viele. Sie ſtanden in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten ſich Diener der Weisheit, oder der himmliſchen Sophia, worunter ſie die göttliche und höhere Wahrheit verſtanden, welcher ſie nachſtrebten und deren Liebe ſie ihr Leben zum Opfer brachten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geſchichte der Sprache ſehr wichtig iſt. Dieſer iſt der Prediger oder Philoſoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Proteſtanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergeſſenheit auch ihn traf. Die elſaſſiſchen Gelehrten, welche lange nachdem ſie politiſchen Frankreich angehörten, durch gründliche deutſche Geſchichts- und Sprachforſchung, ſich noch als wahre Deutſche bewährten, haben auch das Verdienſt, daß ſie in neuern Zeiten die Aufmerkſamkeit auf dieſen vergeſſenen Denker und Weiſen hinlenkten, und die unendliche Wichtigkeit deſſelben wenigſtens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die ſeinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bey ähnlichen Gegenſtänden üblichen, ſo iſt der Unterſchied ungefähr eben ſo groß, wie der zwiſchen dem ſanften Wohllaut der ſchönſten Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, wie etwa des Niebelungenliedes und den rauhen Knittelverſen des ſechzehnten Jahrhunderts. Er iſt alſo auch in dieſem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere geweſen, ſondern ſo, wie im Geiſt und in der Geſinnung beſſer, ſo auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man alſo jetzt bisweilen der deutſchen Nation ihre Neigung zur Myſtik zum Vorwurf macht, ſo iſt dieſer Fehler viel älter als die Tadler ſelbſt vielleicht wiſſen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja faſt von den Zeiten Karl des Großen an, mit hiſtoriſchen Beweiſen und Belegen als allerdings gegründet durchführen. Ob es aber in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, wahrhaft ein Tadel ſeyn ſollte, und nicht vielmehr das höchſte Lob, das will ich hier nicht weiter unterſuchen.

Es iſt in der Philoſophie des Mittelalters, wie in der neuern Zeit ein ſehr ſtarker und entſcheidender Einfluß des Nationalcharakters ſichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbſtdenker, ſo wie auch kühne Zweifler und Sophiſten hervorgebracht. Die Italiäner unterſcheiden ſich in der ältern Zeit durch eine ganz beſonders feſte Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächſtdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutſchland zu einer höhern, geiſtigen, oft auch ſchwärmeriſchen Philoſophie. Die Neigung zum Platonismus iſt ſelbſt in ihren Dichtern ſichtbar. Es hat alſo mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philoſophie, in welcher unter den Alten Ariſtoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meiſten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beyde Nationen, ungeachtet alles politiſchen Zwieſpaltes, in dem Innerſten ihrer Anſichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beym erſten Blicke denkt, zuſammenſtimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platoniſchen Art von Philoſophie theilt der kunſtliebende Italiäner, mit dem tief empfindenden Deutſchen, daher bey aller Verſchiedenheit der Abſtammung, Sprache und Sitten, eine gewiſſe Sympathie und Anneigung zwiſchen beyden Nationen unverkennbar iſt.

Eilfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiäner. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zuſtand der allgemeinen Geiſtesbildung, und der Gang der Philoſophie kurz vor der Reformation und in dem erſten Jahrhundert nach derſelben, war zuletzt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Ich faſſe die weſentlichen Reſultate dieſer Unterſuchung in folgende allgemeine Bemerkung zuſammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherſtellung der alten Litteratur und der Reformation der leere logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bey dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranſtalten herrſchend. In Deutſchland und nächſtdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphiloſophie, eine andere, höhere Philoſophie verbreitet, welche ſich theils an die platoniſche, theils an die orientaliſche anſchloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber ſie war wenigſtens im Ganzen auf dem beſſern Wege, ſie war auf jedem Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbſt in der Art, wie ſie, und in der Perſon derjenigen, von denen ſie gelehrt ward, zeigt ſich ihr Vorzug. Sie herrſchte nicht auf den Univerſitäten und in den Schulen, ſie war überhaupt keine Secte, ſondern wahrhaft Philoſophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer ſelbſt willen geſucht und verbreitet, von ſolchen die zur höchſten Erkenntniß den unwiderſtehlichen Beruf in ſich fühlten. Die größten Naturforſcher und Mathematiker, die umfaſſendſten Kenner des griechiſchen Alterthums, und die erſten Orientaliſten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutſchland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Litteratur hatte auf die Philoſophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß ſie der myſtiſchen und mehr platoniſchen Art zu philoſophiren, mit ſo vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge ſich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlaſſung zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platoniſchen oder andern orientaliſchen Schwärmereyen. Durch die Wiederherſtellung der alten Litteratur gewann alſo die eine damahls herrſchende Hauptart der Philoſophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung, aber auch an Einfluß zur Verbreitung ſchwärmeriſcher Meinung, überhaupt alſo an Kraft zum Guten, wie zum Böſen.

Auf die andere Art der Philoſophie, auf die ariſtoteliſche, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieſelbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; ſondern mit vielen platoniſchen Begriffen vermiſcht, und indem man ſie zugleich immer dem Chriſtenthum unterordnete. Als man ſie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen ſelbſt, und in dem ganzen Zuſammenhange der griechiſchen Geiſtesbildung kennen lernte und auffaßte, ſo war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigſtens das äuſſere ſcholaſtiſche Weſen, und kleidete ſie in ein Gewand, welches dem claſſiſchen Vortrage des Alterthums und dem kritiſchen Scharfſinn des Urhebers nicht mehr ſo ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je beſſer und tiefer man aber in den Geiſt der griechiſchen Philoſophie eindrang, je häufiger ereignete es ſich, daß einzelne Anhänger derſelben auf ſolche Folgerungen ihres Syſtems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar ſind; wie z. B. als erſte Urſache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltſeele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bey mehreren Anhängern des Ariſtoteles, beſonders in Italien im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert der Fall. Geringern Einfluß hatte es auf den Gang der Philoſophie, daß einige Kenner und Verehrer der alten Litteratur jetzt mehr und mehr auch andere Syſteme des Alterthums, wie z. B. das ſtoiſche zu erneuern ſuchten. Plato und Ariſtoteles haben die beyden Hauptwege des menſchlichen Denkens und Erkennens ſo entſchieden bezeichnet und gebahnt, daß ſie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben ſind, und bleiben mußten. Die andern Syſteme des Alterthums erhalten meiſtens nur durch ihre Beziehung auf jene beyden ihren Werth, es ſind nur Abweichungen oder Nebenwege, die ſich doch bald wieder in jene beyden Hauptwege verliehren. Daher machten jene Verſuche den Stoicismus, oder andere Philoſophieen des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten dieſe Verſuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das ſchlechteſte unter allen Syſtemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entſtehen läßt, fand ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vielen Beyfall, und ward im achtzehnten zur eigentlichen Secte.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wie-

Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er iſt bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zuſammengedrängt wie jener iſt er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geſchickt, ſondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er iſt ferner nicht ſo kurz, ſondern matt und langſamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald ſagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortſtellung des Lyſias zeigt er nicht, ſondern vielmehr eine zu feſtlicher und bunter Pracht kunſtmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender iſt wie jene, auf der andern aber auch überkünſtlicher. Denn dieſer Mann ſtrebt überall nach ſchönem Ausdruck, und bemüht ſich mehr geſchmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zuſammenſtoßen der Selbſtlauter, weil es den Zuſammenhang der Schälle auflöſet, und den glatten Fluß der Klänge zerſtört; und er verſucht die Gedanken in einem ſehr rhythmiſchen, von dem dichteriſchen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfaſſen. Er iſt mehr zum Leſen als zum Vortrag gemacht; denn an Feſten können ſeine Reden zwar glänzen, auch ertragen ſie die Unterſuchung des genauen Leſers; aber die Kämpfe in Volksverſammlungen und Gerichtsplätzen können ſie nicht beſtehen. Der Grund iſt, daß es dazu viel leidenſchaftlicher Kraft bedarf; dafür iſt aber eine künſtlich gegliederte Wortſtellung am wenigſten empfänglich. Die Ähnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegenſätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen iſt ſehr häufig bey ihm, und ſchadet oft der übrigen Kunſt, indem er dem Ohr widerſteht.

3. Wenn es, wie Theophraſtos ſagt, überhaupt drey

derherſtellung, oder gar eine Wiedergeburth der Wiſſenſchaften. Eine Wiederherſtellung war es allerdings, wenigſtens in Rückſicht auf die erneuerten Kenntniſſe der griechiſchen Litteratur und des Alterthums, wodurch das hiſtoriſche Wiſſen zwar noch nicht bis zur Vollſtandigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburth des menſchlichen Geiſtes und der Wiſſenſchaften kann es durchaus nicht gelten, denn ſo würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, ſondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zuſtande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine ſolche innere, den Geiſt ſelbſt neu belebende totale Veränderung in der Philoſophie hat auch die Reformation nicht hervorgebracht; die beyden Hauptwege der Philoſophie, die Ariſtoteliſche und Platoniſche, blieben im Weſentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beyder die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platoniſch-orientaliſchen, die vor ihm und zu ſeiner Zeit in Deutſchland ſo viele Freunde hatte, ſcheint Luther ſelbſt wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen deſto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholaſtik und auch gegen ihren vermeynten Stifter den Ariſtoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war ſelbſt Luthers nächſter Freund und Nachfolger, Melanchthon ſchon wieder ein Anhänger derſelben; ja derjenige, welcher dem Ariſtoteles und der geläuterten ſcholaſtiſchen Philoſophie wieder das Uebergewicht gab. Die Urſache war folgende; die höhere und geiſtige Philoſophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl ſchwankend geworden, der Schwärmerey und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte dieſe Wirkung, in den erſten anarchiſchen Zeiten der Reformation, beſonders in Deutſchland in vollem Maaße gehabt. Daher entſtand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieſelbe. Es ward die ariſtoteliſche Philoſophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrſchend bey beyden Theilen, in Spanien, wie in Deutſchland; weil man dieſes alte Formelweſen, je geiſtloſer es getrieben wurde, um ſo eher dem einen, wie dem andern Glauben anſchmiegen konnte. War damit auch einige beſſere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, ſo war es doch im Ganzen das alte Uebel, derſelbe logiſche Wortkram, den die beſſere Philoſophie ſchon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wiſſenſchaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philoſophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichſten und wildeſten Oppoſition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente wurden ein Opfer dieſes Kampfes. In Deutſchland und England ward die höhere Philoſophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mit unter verfolgt, wenigſtens aus dem allgemeinen Kreiſe der gelehrten Bildung ausgeſchloſſen. Um ſo mehr ward ſie dagegen in geheimen Ueberlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beyden Wegen mußte ſie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgeſetzt ſeyn, und konnte um ſo weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirkſamkeit gelangen. Zwar ſtehen die Gaben der Natur und der Gottheit jedem offen; der Geiſt des tiefern Nachdenkens und der höchſten Erkenntniß iſt nicht auf die ſogenannten gebildeten Stände beſchränkt, und auch von der Gelehrſamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigſten unter den griechiſchen Philoſophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiſeſte unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner ſeyn. Die erſten Verkündiger des Chriſtenthums waren Männer aus dem Volke, wir ſehen ſie gleichwohl mit den höchſten Gegenſtänden und Geheimniſſen des Nachdenkens durchaus vertraut. Aehnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgeſtanden. Es liegt überhaupt in dem ſtarken un weniger zerſtreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare ſittliche und auch geiſtige Kraft. Staaten und Secten ſind oft durch geringe Männer aus dem Volke geſtiftet worden; die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, iſt oft von ſolchen Männern ausgegangen, wenn ſie ſich berufen fühlten und von Begeiſterung ergriffen waren. Das geſchah freylich meiſtens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderiſchen Geiſt und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philoſophie mit der Dichtkunſt, ſo iſt auch in dieſer Hinſicht das Genie kein ausſchließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakſpeare, der ſich doch ganz an die Volkspoeſie anſchloß, eine Höhe und Tiefe der Darſtellung erreichen, in welcher den kunſtreichſten und gelehrteſten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen, ſo läßt ſich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutſchland alle Höhen und Tiefen des geiſtigſten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philoſophie erſchöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreiſe der Wort- und Schriftgelehrten verſtoßen war. Dieß findet ſeine volle Anwendung auf jenen Mann, deſſen Nahme ſchon den Aufgeklärten ein Aergerniß und den Gebildeten eine Thorheit iſt; den ſogenannten teutoniſchen Philoſophen, Jakob Böhme, der zu ſeinen

Zeit nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch ſein Unglück ſo berühmte König Karl von England gehörte. Ich habe ſchon mehrmahls meine Ueberzeugung geäußert, daß ich ſelbſt das Daſeyn einer Volkspoeſie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflöſung der wahren Dichtkunſt anſehen kann; denn dieſe ſoll nicht ausſchließlich dem Volke ſo wenig, wie den Gelehrten überlaſſen ſeyn, ſondern dem Volke, den Gebildeten, und der geſammten Nation gemein ſeyn. Kann aber ſelbſt die Volkspoeſie nicht allen nachtheiligen Spuren dieſes getrennten Zuſtandes, und der daher rührenden Vernachläſſigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall ſeyn, mit einer Volksphiloſophie, deren Begriff ſogar ſchon beynahe etwas Widerſtreitendes in ſich ſchließt? Wie ſehr auch das Genie des Einzelnen ſich in dem ungünſtigen Verhältniß bewähren mag; es iſt dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philoſophie eigentlich im Ganzen einnehmen ſoll. Das merkwürdige Syſtem dieſes teutoniſchen Philoſophen ausführlicher zu ſchildern und zu erklären, kann hier nicht der Ort ſeyn. Bemerken will ich nur, daß es, ſo ſehr es auch das Gepräge eines durchaus aus ſich ſelbſt und der eignen Quelle ſchöpfenden Geiſtes an ſich trägt, es doch nicht ohne Zuſammenhang iſt mit andern Formen der geheimen

Philoſophie, die man um dieſe Zeit immer mehr Einfluß gewinnen ſieht. Begreiflich iſt es wohl, wenn der unverſiegliche Durſt nach Wahrheit ſich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortweſen der Gelehrten weit entfernte Wege ſuchte, auf denen manche Ueberzeugungen und Entdeckungen, Erkenntniſſe oder auch Schwärmereyen und Irthümer ſich ſchnell verbreitet zu haben ſcheinen. Nachdem das zugleich ſichtbare und unſichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerriſſen war, trat nun eine unſichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder ſollte ſie wenigſtens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können ſchwerlich in dem Zuſtande der noch kämpfenden Menſchheit allgemein ſeyn. Ich will zugeben, daß es nach Leſſings Meinung, unter den Erkenntniſſen auch an ſich geheime gibt, nähmlich ſolche, die es ihrer Natur nach ſind, weil bey demjenigen, der ſie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entſchluß Statt finden kann, ſie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daſeyn ſolcher Ueberlieferungen iſt hiſtoriſch faſt zu allen Zeiten deutlich; auch wird man ſchwerlich jemahls verhindern können, daß ſich Anſichten und Ueberzeugungen dieſer Art in einer oder der andern Form unſichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine ſolche Ueberlieferung auch ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beygemiſchte falſche Schatzgräberey nach leeren Geheimniſſen enthielte, ſo würde die Oppoſition dieſer geheimen und der öffentlichen Wahrheit immer ſchlechthin verwerflich ſeyn. Selbſt die Trennung der ſichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgeſinnten als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der chriſtlichen Völker getrennt, der Körper der Menſchheit zerriſſen werde. Wenn es eine unſichtbare Kirche geben könnte, die im Widerſpruch wäre mit der ſichtbaren, ſo würde dieſe Trennung noch ſchrecklicher, und wie eine Trennung von Körper und Seele ſeyn, und uns mit einer gänzlichen Auflöſung bedrohen. Doch dem iſt nicht alſo. Leib und Seele der Menſchheit ſind noch nicht getrennt, und die Wahrheit iſt nur Eine. Wer den Felſen verlaſſen hat, auf dem ſie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen.

Dieß waren alſo die Wirkungen der Reformation auf die Philoſophie. Jene geiſtigere platoniſch-orientaliſche Art zu philoſophiren, welche im funfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutſchlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Schwärmern überlaſſen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunſtaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bey der

Gelehrten des Tags herrſchte der alte logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, faſt noch zwey Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Syſteme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da ſie bis auf unſre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

So wie die Nationen Europa's jetzt wieder mehr von einander abgeſondert waren, ſo fand auch zwiſchen den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Studien eine vielfach ſchädliche Trennung Statt. Beſonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verurſachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die erſten Stifter deſſelben waren Philoſophen, und Männer die das Mittelalter und ihre Zeit eben ſo lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientaliſche Gelehrſamkeit mit der griechiſchen verbanden. Ihnen erſchien daher alles im Ganzen mehr an ſeiner rechten Stelle, im großen Zuſammenhange der Weltgeſchichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philoſophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergeſſen war, beſchränkte ſich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimiſch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches ſie bewunderten, ohne doch das Schöne deſſelben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künſtlern ward dieſes etwa lebendig aufgefaßt; bey den Gelehrten entſtand jetzt, da die claſſiſche Gelehrſamkeit mit Philoſophie faſt nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erſt im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbſt für Kunſt und Poeſie kann man als nachtheilig anſehen, daß ſie faſt ganz außer Berührung mit der Philoſophie kamen, daß die Bildung der Fantaſie von der Bildung des Verſtandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der erſten nicht ſelten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poeſie und Kunſt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philoſophie und Geſchichte mit Antheil nehmen mußten, beynah noch das einzige freye Aſyl, wo Gefühl und Geiſt ſich ungeſtört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poeſie der katholiſchen Länder, die ſpaniſche, italiäniſche, portugieſiſche, bildet in dieſem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, ſo daß ich ſie in der Betrachtung zuſammen nehmen werde. Die Spanier hatten ſchon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid, ihr Minnegeſang blühete im funfzehnten Jahrhundert ſpäter als bey irgend einer andern Nation. Ueberhaupt erhielt ſich der Rittergeiſt und die damit verbundne

Poeſie hier länger als irgend wo ſonſt in Europa. Ihre Ritterbücher von meiſt ſelbſt erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten ſich aus, wenigſtens das älteſte und bekannteſte derſelben, der Amadis, durch eine gebildetere und ſchöne Schreibart, und durch den vorherrſchenden Hang zu ſanften und idylliſchen Darſtellungen. So beſtätigt ſich auch hier die ſchon bey Gelegenheit der Ritterpoeſie, und beſonders der altdeutſchen gemachte Bemerkung, daß grade heroiſchen Naturen, und ſehr kriegriſchen Nationen dieſer Hang zum Sanften und Zarten in der Poeſie oft eigen iſt. An die Ritterbücher ſchloß ſich ſchon früh bey Spaniern und Portugieſen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poeſie überhaupt, und beſonders der Minnegeſang ward im funfzehnten Jahrhundert, durch zwey Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Erſten des Reichs waren; Villena und Santillana. Ueberhaupt iſt die Poeſie in Spanien ſeit ihrem erſten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künſtlern geübt worden, und keine andre Nation zählt unter ihren Dichtern ſo viele, die auch das Schwerdt für ihr Vaterland geführt hatten. Die Poeſie welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die ſpaniſche nennen, ſollte in ihrer älteſten Zeit richtiger die caſtiliſche genannt werden; denn anfänglich war ſie nur dieſer Provinz eigenthümlich, Dinge ſind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entſteht, die Auswahl der Worte, die Zuſammenfügung derſelben, und die Wendungen, welche ſie umfaſſen; ſo wählt Iſokrates ſehr vortrefflich und ſetzt die beſten Worte, fügt ſie aber überkünſtlich an einander, den muſikaliſchen Wohllaut abmeſſend; iſt überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meiſtens froſtig, entweder durch das weit Hergeholte, oder durch die Unangemeſſenheit der Wendungen für die Gegenſtände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Dieſe Dinge nun machen ſeinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künſtlichen Gliederbau zuſammenfügt, daß er dieſen immer mit denſelben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie haſcht. Denn nicht jeder Stoff verſtattet denſelben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; ſo raſend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunſtlos zuſammen, löſt die Verkettung der Redeglieder mit einer ſchönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünſtelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathſchlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meiſtens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtiſch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum ſetzt, ſo hab' ich mich allgemeiner ausgedrückt. In dieſen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Iſokrates hinter der des Lyſias zurück, und auch in der Lieblichkeit.

und mehrere andre Länder der ſpaniſchen Halbinſel hatten ihre eigne, von der caſtilianiſchen verſchiedene Kunſt. In Catalonien blühete eine eigne Poeſie, die man der Mundart nach, zu der provenzaliſchen rechnet. Der letzte bekannte Geſang derſelben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schickſale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als ſeinen eignen Fürſten geliebt zu haben ſcheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erſter Ehe jenes Ferdinand, der nachmahls unter dem Nahmen des Katholiſchen, auch in Caſtilien herrſchte, und deßhalb in einigen arragoniſchen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgeſonderten Selbſtſtändigkeit des Landes hörte auch die, demſelben eigenthümliche Poeſie auf, und ſo wie Caſtilien das herrſchende Land ward, ſo vereinigte ſich auch in der caſtiliſchen Dichtkunſt alle Schönheit der Poeſie, die ſonſt in den verſchiedenen Provinzen des dichteriſchen Landes zerſtreut vorhanden war. Die Portugieſen nur, wie ſie ein eignes Volk und Reich bildeten, behielten allein auf der ſchönen Halbinſel ihre eigne Sprache und Poeſie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Caſtilien; viele Portugieſen ſchrieben caſtiliſch, und manches, was für altcaſtiliſch gehalten wird, ſtammt von den Portugieſen her. Ja ſo verwandt iſt die Poeſie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht iſt abzuſondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bey, die ſpaniſche Poeſie zu bereichern und zu verſchönern. Zwar die altcaſtiliſchen Gedichte ſind ganz rein von einem ſolchen arabiſchen Einfluß, oder orientaliſchen Anhauch. Sprache und Geiſt iſt vielmehr ſtreng und ſchlicht, treuherzig und einfach. Man kann um ſo beſtimmter ſagen, daß in dieſer altſpaniſchen Dichtkunſt gar nichts arabiſches iſt, je deutlicher und ſichtbarer in der ſpätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derſelbe ſich kund gibt. Die Trennung, welche die Verſchiedenheit des Glaubens verurſachte, und die gegenſeitige Abneigung iſt auch vollkommen hinreichend zu erklären, warum ein ſolcher Einfluß früher hin nicht ſichtbar ſeyn konnte, der eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte. Als Iſabella und Ferdinand der Katholiſche, ich nenne Iſabella zuerſt, weil dieſe von einem ganz beſondern Eifer beſeelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreyt zu ſehen; — als dieſe mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in dieſem glorreichen Augenblick nach ſieben Jahrhunderten, Spanien wieder frey, und ganz ſein war, da war in dieſem letzten Kriege das arabiſche Königreich in Granada in zwey Partheyen getheilt geweſen; an deren Spitze zwey edle Stämme ſtanden. Der eine derſelben, die

Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu den Chriſtenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch ſind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindſchaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabiſchen Granadiner beſingen. Stolze Lieder der glühendſten Liebe und Ruhmbegierde; abgerißne Heldengeſänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientaliſche Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyriſche Stammgeſänge noch ganz arabiſch, und der urſprünglichen alten Poeſie dieſer Nation, ſo weit wir ſie kennen, ähnlich. Hier in dieſen Romanzen, den ſchönſten meines Bedünkens, die es in ſpaniſcher oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache gibt, iſt der arabiſche Geiſt, und die orientaliſche Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben ſie auf die ganze nachfolgende Poeſie der Spanier einen entſcheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der ſpaniſchen Poeſie, auf altcaſtiliſchem Boden durch portugieſiſche Erfindungen und provenzaliſche Blumen, und nun auch durch arabiſche Farbengluth verſchönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Arioſt als den erſten Dichter Italiens krönte, ward die kunſtreichere Poeſie der Italiäner durch Garcilaſo und Boſcan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rückſicht auf die eigne Sprache und Poeſie, und obne die ältere Weiſe derſelben ganz aufzugeben. Dieſer hing die Nation ſo feſt an, daß die Einführung der italiäniſchen Kunſtweiſe Anfangs viel Widerſpruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poeſie iſt aus ſo mannichfaltigen Elementen entſtanden, als die ſpaniſche; aber dieſe Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantaſie und des Gefühls, die zuſammen erſt einen vollen Accord bildeten, und der ſpaniſchen Dichtkunſt eigentlich den Zauber des höchſten Romantiſchen verleihen. Nicht bloß reich iſt dieſe Poeſie, ſondern auch durchaus Eins in Geiſt und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften, iſt überhaupt keine Litteratur ſo ganz national geweſen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Litteratur nach den Grundſätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunſt, ſo iſt des Streits über die Vorzüge oder Mängel, ſo wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer geſammten Litteratur kein Ende, ſo daß meiſtens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erſte reine Eindruck ganz vergeſſen wird. Es gibt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Litteratur und aus dem ſich die Frage leichter und ſichrer entſcheiden läßt. Dieß iſt der moraliſche Geſichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Litteratur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiſte angemeſſen iſt. In dieſer Hinſicht wird faſt jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poeſie und Litteratur der Italiäner, die bloß als Kunſtwerk betrachtet, an Bildung und im Styl wohl den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie ſehr muß ſie in dieſer Beziehung zurück ſtehen gegen die ſpaniſche! Einige der erſten Dichter ſind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Arioſt, Guarini; oder es laſſen ſich nur einzelne Anklänge der Art, wie beym Petrarca vernehmen, und auch in dieſen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherſtellung des alten Rom. Dante und Machiavelli ſind am meiſten Nationalſchriftſteller, aber der erſte mit leidenſchaftlichem ghibelliniſchen Partheyhaß doch kein allgemeiner, und der florentiniſche Staatsdenker in den politiſchen Grundſätzen höchſt verderblich, aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen wirkend.

Wie groß erſcheint von dieſer Seite die ſpaniſche Litteratur und Poeſie. Alles in ihr iſt vom edelſten Nationalgefühl durchdrungen; ſtreng, ſittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede iſt. Nichts was die

Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Ueberall ein und derſelbe Geiſt der Ehre, der ſtrengen Sitte, und des feſten Glaubens. Den Reichthum an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken, die früh entwickelte und ſich immer gleich bleibende männliche Beredſamkeit, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch ihre Dichter ſind ächte Spanier. Faſt könnte man ſagen, nur die Kunſt macht den großen Unterſchied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; ſonſt aber herrſcht in allen ihren Schriftſtellern ſo zu ſagen, nur eine Denkart, die ſpaniſche. Dieſer hohe Nationalwerth der ſpaniſchen Litteratur muß ſehr in Anſchlag gebracht werden, wenn man ſie nur gar zu oft bloß nach dem Kunſtſtyl der Alten oder der Italiäner beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks. In Rückſicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die ſpaniſche Litteratur wohl die erſte Stelle ein; die engliſche vielleicht die zweyte. Nicht als ob dieſe weniger reich wären, ſondern weil ſie ſchon mehr Elemente des Kampfs, und antinationaler Beſtrebungen und Abweichungen enthält. Die Nationaleinheit der engliſchen Litteratur, wird ungeachtet ſolcher Gegenwirkungen, oft mehr nur abſichtlich aufrecht erhalten, wie nach einem ſtillſchweigends anerkannten Geſetz, als daß ſie ſchon von ſelbſt aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Geſichtspunkt für den einzigen zu halten, aus dem der Werth einer Litteratur zu beurtheilen iſt. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf iſt, der einem großen Theil der franzöſiſchen und der deutſchen Litteratur ihr hohes Intereſſe gibt.

Man betrachtet den Garcilaſo unter Karl dem Fünften nebſt einigen andern Dichtern derſelben Zeit, als ein Muſter ſchöner Sprache und eines edeln Geſchmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beyſpiel darin gegeben, an das es ſpäterhin um ſo nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantaſie einiger Dichter verwilderte oder in Künſteley verfiel. Daß Garcilaſo oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetiſchen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bey den Römern, Racine bey den Franzoſen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte ſelbſt ſind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große claſſiſche Werke. Ein lyriſcher und idylliſcher Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poeſie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung deſſelben umfaſſen; weil lyriſche Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beſchränktem Inhalt ſind. Nur ein epiſcher oder ein dramatiſcher Dichter vermag auf ſolche Weiſe allgemeine und bleibende Norm für die Kunſt und Sprache ſeiner Nation zu werden. Das

Leben der Spanier ſelbſt war damahls noch ſo ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa ſo glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantaſie ſo auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantiſche der alten Ritterbücher gegen dieſe Wirklichkeit weit zurückſtehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantaſtiſche Spiel der alten Rittergedichte im Epiſchen zu verwerfen; aber die Spanier ſind dabey in das entgegengeſetzte Extrem eines allzu hiſtoriſchen Inhalts verfallen. Wenigſtens iſt dieß der Fall mit dem berühmteſten epiſchen Verſuch in dieſer Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem ſehr tapfern und Freyheitsliebenden amerikaniſchen Volke, ſoll man ſagen, beſungen oder erzählt werden. Die Beſchaffenheit des fremden Landes und ſeiner wilden Bewohner, Wildniſſe und Naturerſcheinungen, Kämpfe und Schlachten, ſind mit einer Wahrheit geſchildert, bey der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge ſah und mit erlebte. Es hat dieſes erſte epiſche Gedicht der Spanier einzelne poetiſche Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen iſt es zu ſehr verſifizirte Reiſebeſchreibung und Kriegsgeſchichte. Das Heldengedicht muß beydes vereinen, hiſtoriſche Wahrheit und Größe, und das freye Spiel der Fantaſie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythiſch ſeyn, oder ſelbſt auf dem geſchichtlichen Gebiete ſich darbieten. So bleibt alſo wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier beſitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugieſiſche Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikaniſche Wildniß, ſo war ſeiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenſtand. Auch bey ihm fühlt man, daß er ſelbſt Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumſegler war. Er geht ganz auf die Wahrheit, und fangt ſeinen Heldengeſang an, mit einem Gegenſatz gegen den Arioſt, deſſen Dichtungen er durch ſeine Wahrheit zu beſiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles überträfen, was jener von dem erdichteten Ruggiero geſungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat beſonders im Anfange einigermaßen den virgiliſchen Zuſchnitt, der damahls nicht ohne beſchränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernſten epiſchen Dichtkunſt galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küſte verläßt, ſich ins freye Meer hinauswagend, ſo auch Camoens in dieſem Gedichte, wo er mit ſeinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umſegelt, bis das Ziel erreicht iſt, und die frohen Sieger das erſehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſes unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernſt in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantaſie bey weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. — Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens beſiegt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrſchaft und Heldenthaten der Portugieſen, ſondern Alles was irgend aus der ältern Geſchichte ſeines Volks, ritterlich, ſchön, groß, edel und liebevoll rührend war, iſt in dieſes Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poeſie ſeines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, iſt keines in dem Grade national, und niemahls iſt auch ſeit dem Homer, ein Dichter von ſeiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, ſo daß ſich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bey dieſer gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgeſunkenen Nation, faſt an dieſen einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht ſtatt vieler andern Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann. Am würdigſten erſcheint Camoens, als Dichter ſeiner Nation, in dem Anfang und Schluß ſeines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in ſein Schickſal mit hinabreiſſenden jungen König Sebaſtian mit Liebe und Begeiſterung

Zwar blühend iſt Iſokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch ſeinen Reiz; aber dieſelbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieſer Vollkommenheit bleibt er ſo weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremden Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menſchlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lyſias iſt von Natur angenehm; der des Iſokrates will es ſeyn. In dieſen Vollkommenheiten ſteht er alſo dem Lyſias, meines Dafürhaltens, nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß iſt die mehr der heroiſchen als der menſchlichen Natur angemeſſene Hoheit des Iſokratiſchen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Beredſamkeit des Iſokrates mit der Bildnerkunſt des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rückſicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lyſias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn ſo wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menſchlichen Werken glücklicher, die erſtern aber in den größern und göttlicheren geſchickter ſind; ſo iſt auch der eine dieſer Redner im Kleinen verſtändiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er ſchon von Natur großartig war; wo nicht, ſo war doch ſein abſichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unſres Redners.

4. In Rückſicht auf die Kunſtvorſchriften für den Stoff und deſſen Behandlung iſt Iſokrates in einigen Stücken eben ſo gut als Lyſias, in andern beſſer. Die

anredet, aber auch ermahnend und ernſt warnend, wie der begeiſterte Greis, der ſelbſt ſo lange das Schwerdt geführt hatte, zu ſeinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, iſt Taſſo, der uns ſchon durch ſeine Sprache, und zum Theil auch durch ſeinen Inhalt näher ſteht, welcher auf das glücklichſte gewählt iſt, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſt der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Für ſeine Zeit noch mehr, als für die unſre; denn noch dauerte der alte Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und den Mächten Mahomets fort. Noch unter Karl dem Fünften, ſchmeichelten ſich ſpaniſche Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlohrne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an ſich nicht unmöglich, und ſobald die ſpaniſche Seemacht im Mittelmeer einmahl entſchieden herrſchte, ſogar weniger ſchwer ſcheinen konnte, als der furchtbaren türkiſchen Landmacht in Europa ſelbſt Grenzen zu ſetzen. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit, beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Doch hat den Camoens dieſelbe Idee von der einem epiſchen Gedichte nothwendigen Form, nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetiſches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bey richtigern Begriffen von der epiſchen Kunſt dem Taſſo gelungen ſeyn. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen, und ſich ſelbſt darin zu verliehren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte, ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden, in jedem andern Werk ſchön ſeyn würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminias Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an den Taſſo feſſeln. Geſtalten, von denen der deutſche Dichter den Taſſo ſelber ſo ſchön ſagen läßt:

„Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;"
„Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind."

In Taſſo's lyriſchen Gedichten iſt eine Gluth der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunſtreichen Petrarka ſonderbar abſticht. Taſſo iſt ganz ein Gefühlsdichter, und wie Arioſt ganz mahleriſch, ſo iſt über Taſſo's Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beygetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner zu machen, was er ſelbſt beym Volke mehr als Arioſt iſt. Die einzelnen Stellen und Epiſoden des Gedichts ſind oft geſungen worden, und da die Italiäner ſonſt eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, ſo haben ſie ihr epiſches Gedicht für den lebendigen Geſang ſich auf ſolche Weiſe in einzelne Romanzen aufgelöſt; die wohllautendſten, edelſten, dichteriſch ſchönſten und ſchmuckvollſten, die wohl irgend ein anderes Volk beſitzt. Dieſe Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweiſe vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beſte; denn an dem innern Zuſammenhang des ganzen Werks als eines ſolchen, möchte nicht ſehr viel verlohren ſeyn. Wie wenig Taſſo ſich ſelbſt mit ſeinem Begriffe von epiſcher Kunſt befriedigen konnte, zeigen ſeine mannichfachen Abänderungen, und mißlungenen Verſuche. Zuerſt verſuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreyte Jeruſalem, dem er ſeinen ſchönſten Ruhm verdankt, wollte er, da ſeine glücklichſte Zeit ſchon vorüber war, ganz umarbeiten, die ſchönſten, reizendſten und liebevollſten Stellen brachte er ſeiner jetzigen ſittlichen Strenge oder Aengſtlichkeit zum Opfer; dafür ſollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Erſatz gewähren. Noch verſuchte er ein chriſtlich epiſches Gedicht von der Schöpfung. Wie ſchwer es auch dem glücklichſten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Moſis, zu eben ſo viel ausführlichen Geſängen zu entfalten, darf nicht erſt auseinander geſetzt werden. Ich habe ſchon beym Dante über die poetiſche Behandlung ſolcher Gegenſtände geſprochen, und erwähne des Gedichts von Taſſo hier nur, weil es beſonders dieſes war, was Milton vor Augen hatte. In dieſem Gedichte von der Schöpfung, entſagte Taſſo ſogar dem Gebrauch des Reims, deſſen Zauber doch ſeine Geſänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den ſelten ein Dichter ſo ganz in der Gewalt hatte, als er. So ſtreng war er eigentlich gegen ſich ſelbſt; man ſollte alſo bey ſo vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenſpiele, oder ſogenannten Concetti's, nicht ſo ſtreng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poeſie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abſpricht, daß ſie ein Spiel der Fantaſie iſt, und ſeyn darf! Wenn man jeden Gedanken ſo ſtreng prüfen und zerlegen will, ſo kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Proſa. Und ſelbſt in dieſer finden ſich, wenn man ſtreng analyſiren will, auch bey den nüchternſten Schriftſtellern, hie und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig ſind, und etwas falſches enthalten. Viele von dieſen ſpielenden Gedanken beym Taſſo ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern auch bildlich ſchön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe ſind ſolche Gedankenſpiele am erſten erlaubt; ſie finden ſich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man ſonſt immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von claſſiſcher Strenge, der ſpielenden Fantaſie der romantiſchen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Taſſo ganz als einen muſikaliſchen Gefühlsdichter, ſo iſt es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewiſſen Sinne einförmig, und daß er ſo durchgehends ſentimental iſt. Von der Poeſie, die in ihrem innern Weſen lyriſch iſt, ſcheint dieſe Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu ſeyn, und ich finde eher eine Schönheit darin, daß ſelbſt über die Darſtellung ſinnlicher Reize beym Taſſo dieſer ſanfte elegiſche Hauch verbreitet iſt. Aber ein epiſcher Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig ſeyn, er muß eine Welt von Gegenſtänden, den Geiſt der Gegenwart und der Vergangenheit, ſeine Nation und die Natur umfaſſen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, ſondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verſtehen. In dieſem epiſchen Reichthum ſteht Camoens weit über den Taſſo; auch in ſeinem Heldengedichte ſind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den ſchönſten im Taſſo vergleichbar; auch bey ihm bricht ungeachtet des ſüdlichen Glanzes und des ſinnlichen Reizes, der über alles verbreitet iſt, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er iſt auch darin ein romantiſcher Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen iſt von der Gluth und Begeiſterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahleriſche Fülle des Arioſt mit dem muſikaliſchen Zauber des Taſſo, und verbindet damit noch das Große und den Ernſt des wahren Heldendichters, was Taſſo doch mehr ſeyn wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf alſo nicht mehr hinzuſetzen, daß unter jenen drey großen epiſchen Dichtern der Neuern, dem Arioſt, Camoens und Taſſo, dem zweyten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch geſtehe ich gern, daß bey ſolchen Urtheilen das perſönliche Gefühl, mehr oder minder mitwirkt; denn nur Einiges von dem, was den Werth eines Dichters beſtimmt, läßt ſich auf Begriffe und Grundſätze zurückführen, und aus ihnen beſtimmen und erweiſen; über anderes kann nur das Gefühl entſcheiden. Ich erinnere hiebey an die bekannte Anekdote vom Taſſo, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italiäniſchen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Arioſt ſey der zweyte. Die Ruhmbegier der Dichter, war immer leicht verletzbar, und ſo ſind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eiferſüchtig auf deſſen Vorzüge.

Schon im Taſſo hatte die italiäniſche Dichterſprache ſo viel von dem Adel und der Würde der alten römiſchen angenommen, als ſie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte ſich die italiäniſche Poeſie immer mehr zum Antiken, im Styl und der Form nicht nur, ſondern auch in der Wahl der Gegenſtände. Der letzte große Dichter der noch blühenden Zeit, Guarini, auch ein Liebesdichter wie Taſſo, iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Taſſo, auch im Styl meiſtens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreiſſender iſt der Strom des Gefühls in den Liebesgeſängen des Taſſo. Guarini's arkadiſches Schauſpiel, der Paſtor Fido, iſt obwohl ohne ängſtliche Nachkünſtelung, und ſo ganz es auch nur ſein Gefühl und ſeine Liebe war, die er darin ausſprach, vom Geiſt des Alterthums durchdrungen, und ſelbſt in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Iſt alſo im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italiäniſchen Litteratur, ſind ihre frühern Verſuche das Trauerſpiel der Alten wieder herzuſtellen, meiſtens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, ſo kann es zum

Erſatz dafür gelten, daß ſie wenigſtens in einem Drama von ganz eigner Art, eine ſo hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Dieſe ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter iſt ſo viel überſetzt, geleſen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als ſolches auch an ſich mangelhaft erſcheinen. Dagegen die lyriſche Poeſie der Italiäner wohl nirgends einen kühnern Aufſchwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieſes Gedichts. Ueber das Tändelnde in den Gedanken der romantiſchen Liebesdichter, über die ſogenannten Concetti's habe ich ſchon beym Taſſo geredet. Aus eben den Gründen laſſen ſie ſich im Allgemeinen beym Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich ſpielend, ſondern ſchon gekünſtelt, und weniger glücklich ſind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernſten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er ſteht ſchon an der Gränze des edlen Styls und eines üppigen Geſchmacks, deſſen ganze Fülle ſich im Marino findet, der Alles, was Ovid, oder die Liebesdichter der Alten, Weichliges und Ueppiges darbieten, mit dem

Spielenden was Petrarka, Taſſo, Guarini hie und da darbieten, zuſammen geſchmelzen, und wie in ein weitläuftiges Meer von poetiſchen Süſſigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem Geſchmack um ſo mehr widerſtehen müſſen, da ſeine Tändeleyen nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, ſondern meiſtentheils nachgekünſtelt ſind.

Dieſes Ende nahm die ältere Poeſie der Italiäner, indem ſie in den erotiſchen Dichtungen der Alten einen falſchen Vereinigungspunkt zwiſchen der Mythologie, der Kunſt und dem Styl der Alten, und dem in der romantiſchen Poeſie herrſchenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte ſich die ſpaniſche Poeſie und Litteratur, in ihrem abgeſonderten Daſeyn. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen ſchädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poeſie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bey keiner andern Nation; die Bühne einen faſt unüberſehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Geſtalt und Form.

In der Poeſie hat die ſpaniſche Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweiſen, welche als die vollkommenſte und als Norm für die andren gelten könnte, denn obwohl man in ſpätern Zeiten oft Urſache fand an den Garcilaſo und einige andere ältere Dichter als claſſiſch in der Sprache zu erinnern, ſo war dieß doch nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne gegründet. Die Dichterſprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frey; zu viel Kunſt und Poeſie iſt oft darin verſchwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrſchenden Sylbenmaaße ausgenommen, war ſie nie unterworfen. Dieß iſt um ſo auffallender, da im Gegentheil die Proſa der Spanier ſchon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigſte gebildet und auf das ſtrengſte beſtimmt war; die ſchärfſte Präciſion iſt ihr ſo zur andern Natur geworden, daß während die Proſa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachläſſigkeit verworren wird, die ſpaniſche Proſa nur vor dem einzigen Fehler ſich zu hüten hat, daß ſie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenſchaft, welche ſie mit dem eignen Nahmen der Agudeza bezeichnen. Doch dieſer Fehler findet ſich bey den beſten Schriftſtellern und Darſtellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erſte und vollkommenſte iſt, in welchem die Proſa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben iſt, wie die Dichterſprache in Spanien keine ſolche hatte; eine Freyheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfaljedem Gegenſtande angemeßne Erfindung der redneriſchen Schlüſſe iſt reich und dicht, und ſteht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verſtande. Die Anordnung aber und die Eintheilungen der Gegenſtände, und die Ausführung in Rückſicht auf den kunſtmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zuſätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, ſind beym Iſokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Unterſuchungen, welchen er ſich widmete, und die Schönheit des Stoffs, welchen er ſtets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geiſt darauf richteten, nicht bloß zu redneriſcher Geſchicklichkeit gebildet werden konnten, ſondern auch zu ſittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche ſich die geſammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derſelben zueignen wollen, dieſen Redner ſtets in der Hand haben müſſen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit ſtrebt, und nicht nur den lehrenden ſondern auch den ausübenden Theil derſelben liebt, noch ſich bloß das zum Ziel ſetzt, was ihm ſelbſt ein zufriednes Leben gewähren muß, ſondern auch das, was allgemeinen Nutzen ſtiften kann, ſo dürfte ich ihn wohl auffordern, die Grundſätze dieſes Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeiſtert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer ſtrebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er ſeinen Panegyrikos lieſet? in welchem er die Tugenden der Alten durch

tung ihrer reichen und erfinderiſchen Fantaſie vielleicht ſehr günſtig war.

Der Roman des Cervantes verdient ſeinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun ſchon ſeit zwey Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Styl und die Vollkommenheit der Darſtellung; nicht bloß dadurch, daß dieſes unter allen Werken des Witzes, das reichſte an Erfindung und Geiſt iſt, ſondern auch als ein lebendiges und ganz epiſches Gemählde des ſpaniſchen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während ſo viele Nachahmungen deſſelben in Spanien ſelbſt, in Frankreich und in England, ſchon ganz veraltet und vergeſſen ſind, oder auf dem beſten Wege es bald zu werden. Was ich ſchon bey einer andern Gelegenheit von poetiſchen Werken des Witzes ſagte, daß der Dichter in dieſer Gattung um ſo mehr durch eine reiche Mitgabe von Poeſie in den Nebenwerken, in der Darſtellung, in der Form und Sprache ſeinen Beruf, und ſein Recht zu alle Freyheiten die er ſich übrigens nimmt, bewähren müſſe, das findet hier ſeine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unſtreitig ſehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire herausſondern, die Poeſie aber bey Seite laſſen wollen. Freylich iſt dieſe letztere nicht immer ſo ganz nach dem Geſchmack andrer Nationen, weil ſie eben durchaus im ſpaniſchen Geiſte iſt. Wer aber in dieſen ſich zu verſetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernſt, Witz und Poeſie, in dieſem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichſte vereinigt ſind, und eines durch das andre erſt recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Proſa von Cervantes, in ſchon bekannten Gattungen, ein Schäfer Roman, die Novellen, ein Pilger Roman, den er zuletzt ſchrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der Erfindung mit dem Don Quixote, erhalten ihren Werth vorzüglich aber doch nur durch ihre Beziehung auf dieſes Werk, das einzig in ſeiner Art, um ſo unnachahmlicher erſcheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es iſt dieſes Werk eine der ſpaniſchen Litteratur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman ſtolz ſeyn, der ſo ganz ein allgemeines Nationalwerk iſt, wie keine andre Litteratur einen ähnlichen beſitzt, der als das reichſte Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geiſtes der Nation, beynahe einem epiſchen Gedichte verglichen werden könnte.

* * *

Zwölfte Vorleſung.

Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Schakſpeare und Milton Zeitalter Ludwig XIV., und franzöſiſches Trauerſpiel.

Der Roman des Cervantes iſt ſeiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyſpiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieſes Werk von einer in ſeiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Verſuchen, eine proſaiſche Darſtellung der wirklichen Gegenwart zur Poeſie zu erheben, bey Franzoſen, Engländern und Deutſchen, hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey ſtand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; ſo waren auch die Verhältniſſe, unter denen er in Proſa darſtellte und dichtete, ungleich günſtiger, als die ſeiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantiſch, als in ſonſt irgend einem Lande in Europa. Selbſt der Mangel an einer allzuſtreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poeſie günſtiger ſeyn.

In allen dieſen Verſuchen, die ſpaniſche Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geiſt und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunſt zu erheben, ſehen wir die Verfaſſer immer auf irgend eine Weiſe eine poetiſche Ferne ſuchen; ſey es nun in dem Künſtlerleben des ſüdlichen Italiens, wie oft in den deutſchen Romanen, oder in den amerikaniſchen Wäldern und Wildniſſen, was vielfältig bey den Ausländern verſucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimiſchen bürgerlichen Lebens ſpielt, immer ſtrebt die Darſtellung, ſo lange ſie noch Darſtellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenſpiel der Laune, des Witzes und des Gefühls ſich auflöſt, auf irgend eine Weiſe aus der beengenden Wirklichkeit ſich herauszuarbeiten, und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantaſie ſich freyer bewegen kann; wären es auch nur Reiſeabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereigniſſe und Verhältniſſe einer fahrenden Schauſpielergeſellſchaft.

Der Begriff des Romantiſchen in dieſen Romanen, ſelbſt in vielen der beſſern und berühmteſten, fällt meiſtens ganz zuſammen mit dem Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsſtaat völlig geſchloſſen, und ſelbſt der Paß der Reiſenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde verſehen ſeyn wird) ein Roman ſchlechtweg unmöglich ſeyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlaſſung, oder einen wahrſcheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Anſicht, welche an ſich ſonderbar, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund iſt.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poeſie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu beſtimmen, iſt eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Weſen der Kunſt betrifft. Ueberhaupt wird in unſeren Theorieen, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und faſt durchgehends falſchen Anſichten und Definitionen über die Kunſt und das Schöne an ſich, meiſtens nur von den Formen der Poeſie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend iſt. Eine Theorie von dem der Dichtkunſt angemeſſenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine ſolche für ihre Beziehung auf das

Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, dieſe Lücke auszufüllen, und eine ſolche Theorie zu geben, überall, wo ſich die Gelegenheit dazu darbot.

Was die Darſtellung des Wirklichen in der Poeſie betrifft, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünſtig, ſchwierig oder verwerflich für die poetiſche Darſtellung erſcheint, weil es an ſich immer gemein und ſchlechter wäre, als das Vergangene. Es iſt wahr, das Gemeine und Unpoetiſche tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings ſtärker und herrſchender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Geſtalten hell erſcheinen, verliert es ſich mehr in den Hintergrund. Aber dieſe Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl beſiegen, deſſen Kunſt oft eben darin ſich zeigt, das, was als das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahndend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichteriſchen Lichte verklärt erſcheinen zu laſſen. Beengend aber, bindend und beſchränkend iſt die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantaſie; und wenn man dieſer im Stoff unnützerweiſe ſo enge Feſſeln anlegt, ſo iſt zu beſorgen, daß ſie ſich nur von einer andern Seite in Rückſicht der Sprache und Darſtellung deſto mehr dafür entſchädigen werde.

Um meine Anſicht über dieſen Punkt auf dem kürzeſten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiöſen und chriſtlichen Gegenſtände ſchon mehrmahls bemerkte. Die überſinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geiſter können im Ganzen nicht geradezu dargeſtellt werden; die Natur und die Menſchheit ſind die eigentlichen und nächſten Gegenſtände der Poeſie. Aber jene höhere und geiſtige Welt kann überall in dieſen irdiſchen Stoff eingehüllt ſeyn, und aus ihm hervorſchimmern. Eben ſo iſt auch die indirecte Vorſtellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beſte und angemeſſenſte. Die ſchönſte Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchſte Schwung der Leidenſchaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanſchauung, laſſen ſich leicht in die weitere oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erſcheinen in reinerem Lichte. Der älteſte Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, iſt zugleich ein Darſteller der lebendigſten und friſcheſten Gegenwart. Jeder wahre Dichter ſtellt in der Vorzeit zugleich ſein eigenes Zeitalter, ja im gewiſſen Sinne ſich ſelbſt mit dar. Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſeyn. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben, trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel ahnden läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, und bewährt ſich ſo, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben vereint ſind, wo das Vergangene wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſchon jetzt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darſtellung der Wirklichkeit, für die der Poeſie angemeſſene halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke ausſprechen, welche den entgegengeſetzten Weg wählten. Man muß den Künſtler von ſeinen Werken zu unterſcheiden wiſſen. Der wahre Dichter bewährt ſich auch auf dem falſchen Wege und auch in ſolchen Werken, die ihrer urſprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopſtock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß ſie ſich ſelbſt eine Aufgabe geſetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardſon, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poeſie zu erheben verſuchte, ein großes Talent der Darſtellung nicht abgeſprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieſes Streben auf einem ſolchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen, nicht vermochte.

Eben ſo vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt ſich die ſpaniſche Dichtkunſt auf der Bühne. Die lyriſche Gefühls-Poeſie iſt die Frucht einer einſamen Liebe und Begeiſterung; ja wenn ſie auch nicht auf ſich allein und die nächſten Gegenſtände ihrer Umgebung beſchränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, ſo ward ſie doch in der Einſamkeit empfangen. Die heroiſche Poeſie aber ſetzt eine Nation voraus, eine ſolche, die es wahrhaft iſt, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine urſprünglich poetiſche Denkart und Anſicht, eine Mythologie. Beyde, die lyriſche ſowohl als die epiſche Poeſie, gehören noch mehr der Natur als der Kunſt an. Die dramatiſche Dichtkunſt aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt deſſelben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es iſt wenigſtens dieſes das natürlichere, und auch das günſtigere Verhältniß; wie ſehr auch in der Folge Kunſtſchulen in kleineren Wirkungskreiſen mit den großen Hauptſtädten, dem erſten Sitz der dramatiſchen Kunſt, wetteifern oder dieſelben ſogar übertreffen mögen. Schon daraus iſt es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und faſt bis zum Ueberfluß reich waren, ehe in Italien und Deutſchland ein eigentliches Theater entſtehen und ſich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptſtadt der Kirche, Wien ſeit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutſchen Kaiſerthums geweſen, ſo waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptſtädte im weſtlichen Europa.

So wie die ſpaniſche Monarchie bis um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendſte in Europa, der ſpaniſche Nationalgeiſt der entwickeltſte war, ſo ſtand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am geht und ſagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreyten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, ſondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltſam; die für das Allgemeine mehr ſorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückſeligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, ſondern nach dem der Achtung, indem ſie glaubten, in der Ehre bey den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloſes Vermögen zu hinterlaſſen; die einen ſchönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloſes Leben. Sie ſannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Geſetze zu haben, ſondern daß die Mäßigkeit der herrſchenden Sitten des alltäglichen Lebens, ſich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenſeitigen Verhältniſſe athmeten ſo viel Ruhmliebe und Bürgerſinn, daß ſie ſelbſt bey ihren Zwiſtigkeiten darum ſtritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrſchen, ſondern wer ſich um den Staat die meiſten Verdienſte erwerben könne. Eben ſo waren ſie auch gegen Hellas geſinnt, und feſſelten die Staaten mehr durch aufmerkſame Dienſte und durch die Lockung der Wohlthaten an ſich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bey ihnen zuverläſſiger, als jetzt Eide, und ſie achteten es für eben ſo unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgeſetze. Sie glaubten über Schwächere ſo verfügen zu müſſen, wie ſie in gleichem Falle von Mächtigern gefodert haben würden; ſie hegten ſolche Geſinnungen, als ſeyen ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinſames Vaterland.“

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt

önheiten in reichem Flor. Dieſen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geiſt dieſes ſpaniſchen Schauſpiels. Hätte es auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantiſch iſt, ſo würde es ſchon dadurch ſehr merkwürdig, es würde lehrreich ſeyn, an dieſem Beyſpiele zu ſehen, welche Art von dramatiſcher Dichtkunſt denn aus der Ritter-Poeſie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür ſo gut zum Beyſpiel dienen, als das ſpaniſche, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiäner und Franzoſen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen ſind, das Trauerſpiel und das Luſtſpiel der Griechen in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen, und dieſes Vorbild, wenn auch nur mittelſt des Seneca oder älterer franzöſiſcher Stücke, ſelbſt auf das engliſche Drama einen ſehr entſcheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die ſpaniſche Bühne in ihrem erſten berühmten Meiſter und Beherrſcher, dem Lope de Vega, ſo würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erſcheinen, und wir im Ganzen keine ſehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des ſpaniſchen Drama's faſſen können; ſo flüchtig und oberflächlich ſind ſeine zahlloſen Schauſpiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyriſchen Gedichten eines Sängers, ſo herrſcht auch wohl unter den dramatiſchen Werken eines Künſtlers eine gewiſſe Gleichförmigkeit und darf darin herrſchen, welche dann die Hervorbringungen ſehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatiſchen Werken nicht nur eines Dichters, ſondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer geſammten Nation, oft überhaupt eine gemeinſame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieſelbe iſt, nur daß ſie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern Seite dargeſtellt wird; wie eben ſo viele Variationen eines Thema's, oder verſchiedene Auflöſungen einer und derſelben Aufgabe. Hat nun der Dichter dieſe Idee ganz klar gefaßt, ſich die Form beſtimmt, wie er ſie für ſeine Idee und für ſeine Bühne bedarf, iſt er der Sprache und der äußeren Erſcheinung Meiſter, ſo kann es alsdann leicht geſchehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, ſogar in ſehr kunſtreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachläſſigt zu ſeyn brauchten. So haben die großen Trauerſpieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überſchreitet die Zahl der Lopeſchen Schauſpiele, wie man dieſelbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatiſchen Fruchtbarkeit. Er hat dieſe große Menge von Werken wohl größtentheils nicht ſowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improviſiren müſſen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatiſchen Geſchwindſchreibern und Vielſchreibern aller Nationen bis auf die neueſten Zeiten, der Erſte und noch am meiſten ein Dichter ſey, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darſtellung und durch die dichteriſche Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poeſie ſeiner Nation ſo allgemein verbreitet, daß ſie kaum noch als beſondere anzuſehen und zu loben ſind. An und für ſich iſt dieſe dramatiſche Geſchwindſchreibung auch mit Lope's Talent und Fantaſie keinesweges zu billigen, weder von Seiten der Kunſt, noch in moraliſcher Hinſicht. Eine Kraft der Ordnung und ein ſtrenges Geſetz iſt für die Bühne um ſo nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachläſſigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgeſetzt iſt, in keiner andern Gattung es ſo leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publicum ſich gegenſeitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatiſche Dichter von Genie, wie Lope, ſein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreiſſen kann, wie leicht er ſelbſt ohne glänzende Eigenſchaften durch die bloße Routine und einigen leidenſchaftlichen Effect das Publicum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon ſind die Beyſpiele zu häufig, als daß ſie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber iſt der theatraliſche Beyfall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das ſtärkſte und berauſchendſte. Das Publicum ſelbſt iſt es meiſtens, welches einen dramatiſchen Lieblingsdichter erſt in ſeinen Unarten recht beſtärkt, und ihn dahin bringt, daß er ſich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Dieſen Hang zur demagogiſchen Verwilderung und zur Anarchie haben ſchon die Alten an der dramatiſchen Gattung, die doch bey ihnen ſo vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie ſehr man auch von der andern Seite das Improviſiren für die Volkspoeſie oder ſonſt in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama iſt dieſes nicht anwendbar. Nur als Kunſt kann daſſelbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung ſchnell geſchehen und dennoch gelingen, ſo muß der Plan wenigſtens ſehr durchdacht ſeyn und mit Beſonnenheit entworfen; ſonſt wird die Bühne auf das Beſte uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erſcheinung des Lebens und ſeiner Verwicklungen und Leidenſchaften, die glänzende Oberfläche deſſelben, ohne tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieſer niedrigſten Stufe der dramatiſchen Kunſt ſteht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren ſpaniſchen Schauſpieldichter; auch ſo noch in dichteriſchem Glanz ſtrahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bey andern Nationen vergleichen, an ſich aber den höheren Forderungen kein Genüge leiſtend. Wie ſelten dieſe bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrſchend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyſpiel, als daß ſo vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erſcheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterſchiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels erfaſſen, ſo muß man es nur in ſeiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller ſpaniſchen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künſteley auf der andern Seite, oft beydes zuſammen in der ſpaniſchen Poeſie allgemein herrſchend. Lope's übles Beyſpiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeſchränkt. Durch den theatraliſchen Beyfall berauſcht, hatte er, wie andere poetiſche Vielſchreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen ſich verſuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent beſaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Erſten zu gelten, wollte er daneben kunſtreiche Romane wie Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch denn ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Thea-

Univ. bibl.
München

ters ſich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künſteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſteley wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſo aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſteley, die Fantaſie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wieder gebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eigenen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt nach der mir eigenthümlichen Anſicht zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben, kann ich diejenigen Darſtellungen gelten laſſen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So iſt es, wäre auch der höchſte Schwung der Leidenſchaft im Trauerſpiel, die Blüthe aller geſellſchaftlichen Bildung und Verfeinerung im Luſtſpiel durch die Darſtellung erreicht worden, ſo lange das Ganze nur bey der äußern Erſcheinung ſtehen bleibt, und dieſe bloß perſpectiviſch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenſchaftliche Mitgefühl hingeſtellt wird. Die zweyte Stufe der Kunſt iſt die, wo in den dramatiſchen Darſtellungen nebſt der Leidenſchaft und der mahleriſchen Erſcheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrſcht und ſich ausſpricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteriſtik nicht bloß des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Wiederſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein Daſeyn, dieſes vielverſchlungene Räthſel, als ſolches, als Räthſel, dargeſtellt wird. Wäre dieſes Bedeutende und tief Charakteriſtiſche, der einzige Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, ſo würde Shakſpeare nicht nur der Erſte von allen in dieſer Kunſt zu nennen, ſonderr es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen ſeyn. Es hat aber meines Erachtens die dramatiſche Dichtkunſt allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeyns nicht bloß darlegen, ſondern auch löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, und ſtellt uns die Geheimniſſe des innern Menſchen vor Augen. Es iſt dieß freylich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreyfachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wieder giebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führt. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabſtürzt, oder das Ganze mit einer gemiſchten Befriedigung und Verſöhnung noch halb ſchmerzlich ſchließt, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menſchen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt iſt, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerſpielen der Neuern, nur an Wallenſtein, Macbeth und den Fauſt der Volksſage erinnern. Die alte Kunſt neigt ſich mit entſchiedener Vorliebe zu dieſem ganz tragiſchen Ausgange, ihrer Anſicht von einem furchtbar vorherbeſtimmenden Schickſale gemäß. Doch iſt ein ſolches Trauerſpiel um ſo vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben ſo beſtimmtes Schickſal herbeygeführt wird, ſondern es ein innerer Abgrund iſt, in welchen der Held ſtufenweiſe hinunter ſtürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß iſt die, bey den Alten im Ganzen herrſchende Gattung; doch finden ſich auch herrliche Beyſpiele von jener Auflöſung des Trauerſpiels, welche ich die mittlere oder die Verſöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragiſchen Dichtern. So beſchließt Aeſchylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Oreſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem verſöhnenden Gefühl der endlichen Losſprechung des Unglücklichen, durch einen milderen Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerinn und Töchter dargeſtellt, weiß uns den Tod deſſelben wie einen Hingang zu den verſöhnenden Göttern in ſo verſchönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur ſelten ſo groß und ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äußerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervor gehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeſſene und eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an den Philippos, den Makedonier, geſchrieben hat? wo er fordert: „Daß ein Feldherr und Beſitzer einer ſolchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander ſtoßen, ſondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeiz verachtend, ſolche Thaten unternehmen ſolle, durch die er, wenn ſie gelängen, der berühmteſte aller Fürſten werden müßte, wenn ſie aber mißlängen, er ſich wenigſtens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther ſey, als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundſätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, ſo viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und ſagt, daß die, welche ſich vor den übrigen auszeichneten, ſich große Handlungen zum Ziel ſetzen, und ſie mit Geiſteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen ſterblichen Leib haben, durch Geiſteskraft aber unſterblich werden; daß wir die Unerſättlichkeit in Rückſicht auf jedes andre Gut misbilligen, diejenigen aber bewundern, welche ſtets nach größerm Ruhm ſtreben als ſie ſchon beſitzen; und daß es ſich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückſeligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrſchaft, an die Feinde komme, daß ſich die Tugend hingegen und das dadurch erworbene öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe.“ Es iſt ſchlechthin nothwendig, daß Fürſten, welche dieß leſen, von erhabnern Geſinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend ſtreben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für ſich

in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte. Ich berufe mich, für den Begriff der Sache ſelbſt, unter der reichen Menge, nur auf die Andacht zum Kreuze und den ſtandhaften Prinzen, welche beyde durch die Ueberſetzung bekannt, und auch nach ihrem Werth ziemlich allgemein anerkannt ſind. Es liegt aber dieſes Chriſtliche nicht in den Gegenſtänden, ſondern in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweiſe, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrſchende iſt. Auch da, wo der Stoff keine Veranlaſſung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollſtändig ſich entwickeln zu laſſen, iſt doch alles im Geiſte dieſer chriſtlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte geſehen, in ihren himmliſch glänzenden Farben gemahlt. Calderon iſt unter allen Verhältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vorzugsweiſe der chriſtliche, und eben darum auch der am meiſten romantiſche.

Da die ſpaniſche Dichtkunſt überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantiſch geblieben iſt, da die chriſtliche Ritterpoeſie des Mittelalters dieſer Nation am längſten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunſtreichſte Form erlangt hat, ſo iſt hier wohl der rechte Ort, das Weſen des Romantiſchen überhaupt zu beſtimmen. Es beruht allein auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchenden Liebegefühl, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühl und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſeyn. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern alten orientaliſchen oder europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Wo irgend das höchſte Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erſt im Chriſtenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth im Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegengeſetzt: ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß zwiſchen jenen drey Arten von dramatiſchen Auflöſungen und Darſtellungen, denen des Untergangs, der Verſöhnung und der Verklärung, mancherley Abſtufungen und Miſchungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatiſchen Kunſt deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erſcheinung und Oberfläche des Daſeyns ſtehen bleibt, ſondern in das Innere eingreift, und bis zum entſcheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflöſung, welche oft auch wirklich ganz abgeſondert erſcheinen, als ſolche dargeſtellt werden. Selbſt der Gegenſatz der Alten und Neuern iſt, wie ſchon erinnert worden, kein vollkommener, ſondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten ſich einzelne Annäherungen ſelbſt zu einer tragiſchen Darſtellung, die in Verklärung endet, bey den Alten finden laſſen, ſo wie hingegen Trauerſpiele des vollkommenen Untergangs bey den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo dieſe Gattung die herrſchende war, vollkommen gleich geſetzt zu werden verdienen.

Da indeſſen die dramatiſche Darſtellung ſo in die innerſten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingreift, ſo iſt wohl einleuchtend, daß die Alten in dieſer Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die ſie in ihrer Weiſe erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyſpiel zur Nachahmung ſeyn können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerſpiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbſt die Gefühlsweiſe, der durch die gemeinſame Religion verbundenen und ſich ähnlichen, chriſtlichen Völkern iſt hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden ſoll, noch zu verſchieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinſtimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Geſetze geben wollte.

Für das Trauerſpiel und höhere Drama wenigſtens muß, weil es ſo ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zuſammenhängt, jede Nation ſich ſelbſt die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das ſpaniſche Drama oder den Calderon, als Muſter der Nachahmung für unſere Bühne ohne Einſchränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das chriſtliche Trauerſpiel und Schauſpiel durch dieſen großen und göttlichen Meiſter erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Verſuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein faſt unerreichbares Vorbild aus ſtrahlender Ferne vorleuchten muß. Am wenigſten iſt die äußere ſpaniſche Form für uns anwendbar. Dieſe blumenreiche Bilderfülle einer ſüdlichen Fantaſie kann wohl da ſchön gefunden werden, wo ein ſolcher Ueberfluß Natur iſt, aber nachkünſteln läßt er ſich nicht. Auf die Schauſpiele Calderons von allegoriſch-chriſtlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar ſeyn, was ich über die dichteriſche Darſtellung myſtiſcher Gegenſtände überhaupt bey mehreren Veranlaſſungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantiſchen Dichter in allen Arten des Drama's etwas ausſetzen, ſo wäre es, daß er uns zu ſchnell zur Auflöſung führt, daß dieſe oft um ſo viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel feſt hielte, und wenn er das Räthſel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakſpeare charakteriſirte, wenn er uns nicht faſt immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung verſetzte und dauernd darin erhielte. Shakſpeare hat den entgegengeſetzten Fehler, daß er uns das Räthſel des Daſeyns, wie ein ſkeptiſcher Dichter, allzu oft nur als Räthſel in ſeiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen ſtehen läßt, ohne die Auflöſung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darſtellung bis zu dieſer hindurch führt, da iſt es meiſtens mehr die alttragiſche des Untergangs, oder eine gemiſchte mittlere von halber Befriedigung, äußerſt ſelten aber jene im Calderon herrſchende, liebevolle Verklärung. Im Innerſten ſeiner Gefühls- und Behandlungsweiſe iſt Shakſpeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechiſcher, ſondern mehr ein altnordiſcher Dichter, als ein chriſtlicher. In Einem Stücke wenigſtens ſollte man das ſpaniſche Drama und deſſen Form ſich zur Regel dienen laſſen; ich meine darin, daß auch das Luſt- oder überhaupt das bürgerliche Schauſpiel dort durchgängig romantiſch, und eben dadurch wahrhaft poetiſch iſt. Ganz vergeblich ſind und bleiben ſelbſt auf der Bühne alle Verſuche, die Darſtellung der proſaiſchen Wirklichkeit durch pſychologiſchen Scharfſinn oder bloßen Modewitz zur Poeſie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen oder Charakterſtücke nennen, mit dem romantiſchen Zauber der Calderoniſchen oder auch andrern ſpaniſchen Schauſpiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abſtand dieſes poetiſchen Reichthums mit der Armuth unſerer Bühne und beſonders mit jenem Weſen, was uns auf derſelben für Witz gelten ſoll, auszudrücken.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker, ſtand im ſechzehnten und auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert im genauen Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, da ſo, wie er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Ueberlieferungen und Sagen verworfen, verkannt und endlich vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt, ſo blühete auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker; Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dieß. Wie ſehr Shakſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit, und auch die ſüdlicheren Farben der Fantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte.

darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italiäniſchen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer Poeſie, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königinn der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damahls in England unter der Königinn Eliſabeth herrſchend war; der jungfräulichen Königinn, welche ſich nur allzugern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt mahleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er auffallend beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangenen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton hingegen in der Miſchung des Engliſchen, vorzüglich dem lateiniſchen Beſtandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spenſers Gedicht, iſt unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, iſt keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geiſtlichen Helden und den Geheimniſſen ſeiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und ſinnbildlichen Geſchichten, verborgen liegt; es iſt eine todte Allegorie, bloße Claſſification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine ſolche, die man nicht unter der geſchichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakſpeare's, der ſich in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten ganz an dieſes Vorbild anſchloß, kann Spenſern in unſern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieſer Gattung, welche Shakſpeare'n für die eigentliche Poeſie galt, während er die Bühne, deren er Meiſter war, nur als eine gemeinere Beſchäftigung und Anwendung derſelben, wie für den großen Haufen zu betrachten ſcheint, lernt man den großen Dichter erſt ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweiſe kennen. So wenig iſt er, der alle Tiefen der Leidenſchaften erſchütternd hervorzurufen verſteht, und gemeine menſchliche Natur, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteriſtik darſtellt, ſelbſt ein leidenſchaftlich wilder Menſch geweſen, oder roh in ſeiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerſte Zartgefühl herrſchend iſt. Eben weil dieſes Gefühl ſo ganz innig und tief iſt, und faſt bis zum Eigenſinn zart, ſpricht es nur Wenige an. Für das richtigſte Verſtändniß ſeiner dramatiſchen Werke, ſind dieſe lyriſchen aber höchſt wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen im Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als die Rede vom Frieden? Denn in dieſem beſtrebt er ſich die Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrieden zu ſeyn und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Beſitzthümer zu ſchonen, die Bundsgenoſſen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an ſich zu feſſeln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Verfahren nicht denjenigen zu folgen, welche vor dem dekeliſchen Kriege den Staat beynah vernichteten, ſondern denen, welche vor dem perſiſchen Kriege alles Große und Gute ſtandhaft übten. Er beweiſt, daß nicht die Menge dreyrudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrſchte Hellenen den Staat groß machen, ſondern gerechte Grundſätze, und der Unterdrückten Beſchützung. Er ruft ſie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückſeligkeit für höchſt wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegeriſch ſollten ſie ſeyn in Rückſicht auf die Zurüſtung und Übung, friedlich aber dadurch, daß ſie niemanden das geringſte Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückſeligkeit überhaupt ſo mächtig helfe, als die Tugend und deren Beſtandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, ſondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtigkeit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die ſie üben, heilſam achten." Ich zweifle, ob jemand entweder ſittlichere oder richtigere, oder der Weisheitslehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitiſche Rede leſen, ohne dem Geſetz geneigter und treuer zu werden? Oder

Wahrheit, iſt das Weltgemählde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind, das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſte unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer ſchwerlich ein anderer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen idealiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatiriſcher Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeyns und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſeyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatiriſche Dichter nennt. Dabey aber ſchimmert im Shakſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bey jeder Veranlaſſung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den ſchönſten Strahlen vaterländiſcher

Begeiſterung, hoher Männerfreundſchaft oder glühender Liebe hervor.

Aber ſelbſt die jugendliche Liebesgluth erſcheint in ſeinem Romeo nur als eine Begeiſterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, ſchmerzlich ſkeptiſche und herbe Lebensanſicht giebt, dem Hamlet eben das Räthſelhafte, wie bey einer unaufgelöſten Diſſonanz, und im Lear iſt Schmerz und Leiden bis zum Wahnſinn geſteigert. So iſt dieſer Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und beſonnen, klar und heiter erſcheint, bey dem der Verſtand herrſchend iſt, der überall mit Abſicht, ja man möchte ſagen, mit Kälte verfährt und darſtellt, ſeinem innerſten Gefühl nach, der am meiſten tief ſchmerzliche und herb tragiſche unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauſpiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch beſonders anfangs durchgehends ſo. Er ſchloß ſich ganz an die Volkskomödie, wie er ſie vorfand, ſchuf die Bühne und bildete ſie weiter nach dieſem Gedanken und ſeinem Bedürfniß. Doch führte er ſelbſt in ſeinen erſten, noch roheren Jugendverſuchen, in das treuherzige Volksſpiel, das gigantiſch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entſetzliche ein; verſchwenderiſch auf der andern Seite mit ſolchen Darſtellungen und Anſichten der menſchlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuſchauern für Witz galten und noch gelten, während ſie in ſeinem tief ſchauenden und denkenden Geiſte doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder ſchmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksſpiele und Volkslieder beſtimmten viel an der äußern Form ſeiner Werke; ſo ganz ohne Kenntniß, wie man, ſeit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur geprieſen, immer vorausſetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunſt; aber freylich waren es für ſein inneres Gefühl, vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieſes abgeſonderte, verſchloſſene, einſame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meiſten mit den übrigen Menſchen zuſammenhing, war das Gefühl für ſeine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatiſcher Gemählde übertrug, welche durch das darin herrſchende Ruhm- und National-Gefühl, ſich dem epiſchen Gedichte nähern.

Es iſt eine ganze Welt in Shakſpeare's Werken entfaltet. Wer dieſe einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in ſeinen Geiſt eingedrungen iſt, der wird ſich ſchwerlich durch die Form ſtören laſſen, oder durch das, was man über dieſe, wo man den Geiſt nicht verſtand, geſagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in ſo fern ſie jenem Geiſte faſt durchaus entſpricht, und wie eine angemeſſene Hülle ſich ihm glücklich anſchließt. Shakſpeare's Poeſie iſt dem deutſchen Geiſte ſehr verwandt, und er wird von den Deutſchen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimiſcher Dichter empfunden; in England ſelbſt erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andere geringere Dichter deſſelben Landes in der äußern Form mit Shakſpeare haben, manche Mißverſtändniſſe. Die Form aber kann, ſo ſehr uns auch die Poeſie anſpricht, um ſo weniger für unſre Bühne ausſchließendes Vorbild oder Regel ſeyn, da ſelbſt jene dem Shakſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt.

Die heitere Ritterdichtung des Spenſer, die freye Lebenspoeſie des Shakſpeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatiſmus, der unter Eliſabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden geweſen war, nun unter Karl dem Erſten mit einem Mahle gewaltſam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrſchte. Vorzüglich war Shakſpeare ein Gegenſtand des Haſſes für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben ſcheint, ſo wie er es noch heut zu Tage für die Methodiſten und ähnliche in England ſo ſehr verbreitete Sekten iſt. Indeſſen hat doch auch jene puritaniſche Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die erſten und merkwürdigſten ſeiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poeſie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunſt mußte jetzt ganz auf das Geiſtliche gerichtet ſeyn, wenn ſie dem Geiſte der Zeit entſprechen ſollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernſt. Sein epiſches Werk leidet zuerſt an den Schwierigkeiten, die allen chriſtlichen Gedichten, welche die Geheimniſſe der Religion ſelbſt zum Gegenſtande wählen, gemein ſind. Auffallend iſt, wie er nicht einſah, daß das verlohrne Paradies für ſich kein Ganzes bilde und nur der erſte Akt ſey von der chriſtlichen Geſchichte des Menſchen, wenn er dieſe einmahl mit einem poetiſchen Auge anſehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlöſung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er dieſen Mangel durch das ſpäter hinzugekommene wiedergewonnene Paradies erſetzen wollen; aber dieſes iſt gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußſtein deſſelben gelten könnte. Gegen die katholiſchen Dichter, Dante und Taſſo, die ſeine Vorbilder waren, ſtand er als Proteſtant auch dadurch im Nachtheil, daß er von ſo manchen ſinnbildlichen Vorſtellungsarten, Geſchichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poeſie zum reichen Schmuck zu Gebothe ſtanden, keinen Gebrauch machen konnte. Er ſuchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien ſeine Poeſie zu bereichern, was einem ernſten chriſtlichen Gedicht dieſer Art gewiß nicht angemeſſen ſeyn kann. Der Werth dieſes epiſchen Werks liegt daher nicht ſowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächſt in der Vollkommenheit der höhern dichteriſchen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das ſind die einzelnen Züge und Darſtellungen paradieſiſcher Unſchuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteriſtik ihrer Bewohner, die er in einer großen und faſt antiken Art wie Giganten des Abgrundes ſchildert. Ob es für die engliſche Dichterſprache überhaupt heilſam geweſen, daß ſie ſich immer mehr auf die lateiniſche als auf die deutſche Seite hinwandte, daß ſie mehr dem Milton als dem Spenſer folgte, das könnte an ſich ſehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geſchehen, ſo iſt Milton allerdings als der gröſte auch im Styl, und in mancher Rückſicht ſelbſt als Norm für die hohe, ernſte engländiſche Dichterſprache zu betrachten. Doch eine durchaus feſte Norm leidet eine ſo ganz wie die engliſche aus Miſchung entſtandene Sprache nicht leicht, da ihre Natur ſelbſt es mit ſich bringt, daß ſie zwiſchen zwey entgegengeſetzten Extremen wo nicht immer ſchwanken, doch mit nicht zu beſchränkender Freyheit ſich hin und her bewegen, und ſich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der ſo kraftvollen engliſchen Sprache in dieſer ihrer Miſchung und allen Abſtufungen derſelben lernt man doch nur aus Shakſpeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner Herrſchaft griff eine andere Art von Barbarey in der engliſchen Litteratur und Sprache um ſich: die allgemeine Herrſchaft des franzöſiſchen, und zwar eines ſehr verdorbenen franzöſiſchen Geſchmacks. Erſt gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhob ſich mit der wahren Wiederherſtellung der Freyheit, auch der Geiſt von neuem; ſo ſehr hatte aber das Ausländiſche um ſich gegriffen, daß die geſchilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewiſſermaßen erſt wieder entdeckt, und aus der Vergeſſenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die franzöſiſche Litteratur beſaß in den letzten burgundiſchen Zeiten, unter Franz dem Erſten, und im ſechzehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, woran ſie zu allen Zeiten ſehr ergiebig war; geſchichtliche Bekenntniſſe, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darſtellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anſchauung ergriffen ſind, ganz in die Zeit ten, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und überhaupt in den Geiſt der dargeſtellten Zeit verſetzen. Auch entwickelte ſich jetzt ſchon das eigenthümliche Talent des geſelligen und geſellſchaftlichen Vortrags einer leichten Philoſophie über die Gegenſtände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzöſiſche Sprache iſt meiſtens geſchwätzig, nachläſſig, ja nicht ſelten verworren im Perioden-Bau, aber es iſt mit jener Geſchwätzigkeit und Nachläſſigkeit, wie beym Montagne und andern beſſern Schriften der alten Zeit nicht ſelten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um ſo anziehender iſt, je ſtrenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die franzöſiſche Sprache im ſechzehnten Jahrhundert auch in der Poeſie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunſtreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe ſtand, wie weit ſie noch entfernt war von jenem edeln Geſchmack, den ſie ſelbſt nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweiſe dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent ſind. Sieht man überhaupt auf den vernachläſſigten, verwilderten, ja in mancher Hinſicht noch barbariſchen Zuſtand der ältern franzöſiſchen Litteratur und Sprache, ſo kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu geſtiftete Akademie, in beyden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indeſſen war es, wie in dem politiſchen Zuſtande unter Richelieu, allerdings ein eiſernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel geſetzt wurde. Für ihren nächſten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit den vollkommenſten Gelingen und dem glänzendſten Erfolge gekrönt. In der Proſa zeigt ſich dieß ganz allgemein; nicht bloß die erſten und berühmten Schriftſteller in der letzten Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts, man könnte faſt ſagen, alle zeichnen ſich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an ſo viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geſchäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck beſtimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftſtellern herrühren; ſie zeichnen ſich alle aus durch dieſes eigene Gepräge von edlem Geſchmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert faſt ganz verlohren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunſt eine harmoniſche Vollendung, wie ſie nach meinem Gefühl weder Milton im Engliſchen, noch auch Virgil im Römiſchen haben, und die nachher in der franzöſiſchen Sprache nie wieder erreicht worden iſt. Für das Ganze der Poeſie hätte man wohl wünſchen mögen, daß für die Dichterſprache beſonders, neben dieſer kunſtreichen Vollendung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelaſſen wäre; daß man die altfranzöſiſche Poeſie der Ritterzeit, die doch ſo manches Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht ſo ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergeſſen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geſchehen war, einen kunſtreichern und ernſtern Styl mit dem dichteriſchen Geiſt der Ritterzeit verbinden können. Die franzöſiſche Poeſie und die Sprache würde dann etwas mehr von jenem romantiſchen Schwunge und jener alten Dichterfreyheit erhalten haben, die ihr Voltaire ſo oft zurück wünſcht, und die er ihr auch obwohl zu ſpät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben ſuchte. Doch ein ſolches Vergeſſen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, iſt von einer jeden großen und alles umfaſſenden Veränderung auch in der Litteratur unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widerſprüche zurück, und eine ſtille Oppoſition gegen die harte Herrſchaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig den Funfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländiſchen Freyheit auch in Litteratur und Sprache zu gelüſten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieſes Gelüſten befriedigt und das Ausländiſche eingewer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte zu den Athenern über ihre Staatsverfaſſung, worüber keiner der Demagogen zu reden verſuchte, zu reden und zu fordern: „Sie ſollten die damahls beſtehende Demokratie abſchaffen, weil ſie dem Staat viel ſchade; indem er in Erwägung zieht, wie ſie in ſolche Unordnung gerathen ſey, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten konnten, ſondern daß jeder thue und ſage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreyheit allgemein für die eigentliche Volksherrſchaft gehalten werde; und ſie möchten die vom Solon und Kleiſthenes errichtete Verfaſſung wieder herſtellen." Indem er die Grundſätze derſelben und die öffentlichen Sitten, auf denen ſie beruhte, durchgeht, ſagt er: „Die damahligen Menſchen hätten es für entſetzlicher gehalten, Älteren zu widerſprechen, als die Schlachtordnung zu zerſtören; nicht die Ausſchweifung habe ihnen für Volksherrſchaft gegolten, ſondern ſtrenge Zucht; die Freyheit hätten ſie nicht in der Geringſchätzung der Oberen, ſondern in der Verrichtung des Befohlnen geſetzt. Sie hätten keinem Sittenloſen Macht anvertraut, ſondern den Vortrefflichſten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen ſo ſeyn würden, wie die Verwalter des Staats; anſtatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten ſie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Beſten verwendet. Außerdem hielten die Väter ſtrengere Aufſicht über ihre Söhne, wenn ſie Männer geworden, als da ſie noch Knaben waren; eingedenk, daß das öffentliche Beſte mehr durch dieſe Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hätführt und herrſchend gemacht wurde, entſtand jene Entartung des Geſchmacks unter den genannten Herrſchern, die immer höher ſtieg, bis ſie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeſte Anarchie ausbrach, die man erſt eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorſams gebracht hat.

Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechzehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches, und vollkommen gelungenes, epiſches Nationalgedicht bey ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einemmahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in den entgegengeſetzten Fehler des all zu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten, verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Italiänern, oder ſonſt, ihre Sprache ganz antikiſch haben bilden wollen, iſt Ronſard wohl am meiſten mit dieſem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenſtandes in ſeiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erſcheinen. Hätte ein franzöſiſcher Dichter einen hiſtoriſchen Gegenſtand der ältern Nationalgeſchichte für ein epiſches Gedicht erwählt, ſo hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojaniſchen Helden, als Epiſode in einem ſolchen hiſtoriſchen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Dieſe veraltete Sage aber, an und für ſich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schickſale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinſicht, als der günſtigſte Gegenſtand für ein epiſches Gedicht des ältern Frankreichs erſcheinen, da ſie mit allem Romantiſchen in Beziehung ſtanden, und hier mit dem Ernſt der Wahrheit und der Würde eines für das religiöſe und National-Gefühl gleich ſehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantaſie ein freyer Spielraum eröffnet ward. Nur war es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenſtande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldinn, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus

Neid und Ueberdruß, nachdem ſie dieſelbe erſt vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem ſchmählichen Tode hingegeben war. Eben ſo, wie es oft in der Geſchichte franzöſiſchen Helden, erging es auch in der Litteratur dem Ronſard. Denn gränzenlos wurde er zu ſeiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben ſo unbedingt verachtet. Indeſſen darf doch Ronſard in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht ganz übergangen werden; denn es iſt unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, ſich in der Sprache beſonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronſard anſchließt, wenigſtens hie und da daran erinnert.

Das Trauerſpiel der Franzoſen iſt eigentlich der glänzendſte Theil ihrer poetiſchen Litteratur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerkſamkeit der andern Nationen am meiſten auf ſich gezogen hat. Ihre Tragödie entſpricht ſo ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und eigenthümlichen Gefühlsweiſe, daß der hohe Werth, welchen ſie darauf legen, ſehr begreiflich iſt, ungeachtet die ältere franzöſiſche Tragödie faſt nie Gegenſtände aus der einheimiſchen Nationalgeſchichte darſtellte. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche ſie uns darſtellt, mit der

Sprache auch manche andere Eigenſchaft der Franzoſen angenommen haben. An ſich iſt auch dieſe Verwandlung und Aneignung des Ausländiſchen in der Poeſie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die franzöſiſche Tragödie immer nur fremde, und faſt nie franzöſiſche Helden darſtellt. Es iſt zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epiſchen Gedichts. Auch wären die meiſten tragiſchen Gegenſtände der altfranzöſiſchen Geſchichte auf einer Bühne, die zunächſt den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht geweſen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire, und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erſte hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; deſto glücklicher iſt ihm vor allen andern Franzoſen der Verſuch eines eigentlich romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſollte, die ſich meiner Ueberzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den meiſten als eine Nachbildung des griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bey andern franzöſiſchen Schriftſtellern nicht leicht ſo finden möchte, und leiſtet uns ſein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen ſeit ihm noch weit mehr Hauptgegenſtand aller Unterſuchungen geworden ſind, auch nicht immer Genüge, ſo redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunſt und von den Dichtern, wie einer der es ſelbſt iſt. Corneille ſchlägt ſich in den Vorreden meiſtens mit dem Ariſtoteles und ſeinen Commentatoren herum, die ihm nicht ſelten ſehr im Wege ſtehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit dieſen fatalen Gegnern der Dichterfreyheit abzuſchließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieſes mächtige Genie ſich in ſo engen, meiſtens unnützen, ihm gar nicht angemeſſenen Feſſeln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf daſſelbe hinaus; daß nähmlich die franzöſiſche Nation, und beſonders die franzöſiſche Bühne, die erſte in dem geſammten ehemahligen und gegenwärtigen Univerſum ſeyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünſchen übrig laſſen. Wer nun derjenige iſt, welcher dieſes noch fehlende zur höchſten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen ſoll, das wird dem Leſer meiſtens auch nicht ſehr ſchwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechiſchen Trauerſpiels, daß die bekannte Schrift des Ariſtoteles, ſo wie ſie dieſelbe verſtanden, die franzöſiſchen Dichter in manchen Stücken zu ſehr beſchränkt hat, daß vieles in dem Geſetz von den drey Einheiten, beſonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverſtändniß beruht, und ſo wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleiſtet worden iſt, und mit dem Weſen der Poeſie im Widerſtreit ſteht, der man niemahls die phyſiſche Möglichkeit mit arithmetiſcher Strenge nachrechnen, ſondern ihre Wahrſcheinlichkeit, die keine geſchichtliche, ſondern eine poetiſche ſeyn ſoll, nach dem Eindruck auf die Fantaſie beurtheilen muß; das alles iſt ſeit Leſſing ſchon ſo oft abgehandelt worden, daß es unnütz ſeyn würde, einen ſo alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine hiſtoriſche Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzuſetzen; der eigentlich beſchränkende Geiſt unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie ſchädlich er auf die franzöſiſche Dichtkunſt eingewirkt, läßt ſich wohl aus der einzigen Thatſache ſchließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben ſo zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am beſten ſchildert, ſcheint mir die von ihm gegebene Vorſchrift, daß man von zwey reimenden Verſen den letzten, wo möglich, immer zuerſt machen ſolle. Statt des wahren Urtheils und Kunſtgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinſte iſt, und ſtatt der Poeſie ein recht voll zuſchlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzuſtimmen, wenn er von Boileau, der übrigens ſein Freund war, an ſeinen Sohn ſchreibt: „Boileau ſey ein recht biederer Mann, von der Poeſie verſtehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgeſetz dieſes Kunſtrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geiſteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten ſoll, gerade ſo vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieſer Regel des anmaßlichen Geſetzgebers, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beyden herrlichſten Dichterwerke der franzöſiſchen Poeſie, nicht ſo langſam herausgekünſtelt, ſondern ſchnell in Einer Begeiſterung und wie in Einen Guß hervorgebracht wurden. Dieſe beyden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die franzöſiſche Bühne beſitzt, können am beſten bezeichnen, welche Höhe dieſelbe erreicht hat, und wo ſie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Ariſtoteles dieſes wahrgenommen haben mögen, denn in ihm ſelbſt iſt es allerdings deutlich anerkannt, der lyriſche Beſtandtheil, und der Chor iſt das Weſentlichſte im Trauerſpiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird, ſo, daß wer dieſe Form ſich zum Ziele ſetzt, nothwendig vorzüglich darauf ſein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyriſche über, und dieſer Schwung der Begeiſterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in ſeiner Athalie, obwohl mit Aenderung und ſelbſtſtändiger Aneignung, aber wie mir es ſcheint, für dieſen Zweck ſehr glücklich, und mit hoher Poeſie wieder eingeführt. Wäre das franzöſiſche Trauerſpiel auf dieſem Wege, welchen die beyden erſten Dichter in den Werken ihrer höchſten Begeiſterung bezeichnet, weiter fortgegangen, ſo würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden ſeyn; viele der engen Feſſeln, welche aus bloß proſaiſchem Mißverſtand hervorgegangen waren, würden von ſelbſt weggefallen ſeyn, und freyer würde es ſich in einer freylich dann ganz anders geſtalteten Form, bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrſchender dramatiſcher Gebrauch wurde, den lyriſchen Beſtandtheil aus der Anlage des alten Trauerſpiels wegzulaſſen, ſo entſtand daraus ein großes Mißverhältniß. Beſonders bey ſolchen mythologiſchen Gegenſtänden, die auch bey den Alten behandelt worden waren, und wie ſie ungefähr ein Trauerſpiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyriſche Beſtandtheil weg, ſo war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch ſchon bey den Alten zur Zeit des Verfalls der tragiſchen Dichtkunſt zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Weſen des Trauerſpiels ganz zuwider ſind, oder man ſetzte alles in die Rhetorik der Leidenſchaften, wozu in jedem tragiſchen Stoff leicht die mannigfaltigſte Veranlaſſung ſich findet. Dieß iſt nun eigentlich die glänzende Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, darin hat es eine hohe und faſt unvergleichliche Stärke, und dadurch entſpricht es ſo ganz dem Charakter und dem Geiſt der Nation, bey welcher die Rhetorik in allen Verhältniſſen einen herrſchenden Einfluß behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche ſelbſt im Privatleben zu einer ſolchen Rhetorik der Leidenſchaften ſich hinneigt. Es iſt dieſe allerdings auch in einem gewiſſen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatiſchen Darſtellung. So ausſchließend herrſchend aber, wie im franzöſiſchen Trauerſpiele, darf dieſes einzelne Element nicht ſeyn; zweckwidrig wenigſtens wäre es, was ſich bloß auf die franzöſiſche National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufſtellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poeſie, als angebohrnes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für dieſen rhetoriſchen Theil des Trauerſpiels iſt bey den Franzoſen ſo groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet iſt, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieſes, und ſehen wir auf die Stücke, die eine wahrhafte und poetiſche Auflöſung haben, ſo werden wir finden, daß auch in dieſer Hinſicht das franzöſiſche Trauerſpiel ſich mehr an das Alterthum anſchließt, und meiſtens mit einem vollten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künſtliche Geſetzgebung; denn ihr Zweck ſey nicht geweſen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, ſondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten ſie geglaubt, müſſe mächtig und frey ſeyn, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt ſeyn, was die Geſetze verbieten; mit den Gefahren müſſe man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erſchrecken.“

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unſer Redner, bey vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher Archidamos überſchrieben iſt, des Inhalts, daß man Meſſene den Böotern nicht überlaſſen ſolle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bey Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andere nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch geſtiegen zu großer Herrſchaft; die von Sparta hingegen war geſunken, und des alten Vorranges und Einfluſſes unwürdig geworden. Zuletzt alſo berathſchlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Meſſenia fahren laſſen ſolle, indem die Böoter dieſe harte Bedingung auferlegten. Da Iſokrates nun ſah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, ſo verfaßte er dieſe Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieſer Ehre zu gelangen. Er geht in demſelben zuerſt durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Meſſene erwarben, indem die Söhne des Kreſphontes daſſelbe übergaben, da ſie der Herrſchaft beraubt

kommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbſchmerzlichen Verſöhnung; ſeltner aber, wie doch der chriſtliche Dichter vorzüglich dahin ſtreben ſollte, auf den Kampf wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach ſeinem Meiſterwerk, worin er als wahrer Dichter und ſeiner beyden Vorgänger ganz würdig erſcheint.

Dreyzehnte Vorleſung.

Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Boſſuet, Paſcal. Veränderung der Denkart, Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des franzöſiſchen Atheiſmus und Revolutionsgeiſtes.

Das ſiebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftſtellern, nicht bloß in dem Gebiete der ſchönen Litteratur, Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſondern auch in den Wiſſenſchaften und in der Philoſophie. Jene Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während deſſelben ſich über alle Theile der Litteratur verbreitete, ja ſelbſt auf die Schickſale der Menſchheit und der Nationen einen ſo entſcheidenden Einfluß gewonnen hat, iſt von einigen großen Denkern im ſiebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil ſehr weit von dem Geiſte und der urſprünglichen Abſicht und Meinung der erſten geprieſenen Erfinder und Stifter dieſer neuen Denkart abgewichen iſt. Es iſt nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des ſiebzehnten Jahrhunderts wenigſtens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteriſtik, um alle die geiſtigen und ſittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rouſſeau nicht bloß auf Frankreich, ſondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, richtig ſchildern und verſtehen zu können.

Das ſechzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erſt gegen das Ende deſſelben fing der menſchliche Geiſt an, ſich von der gewaltſamen Erſchütterung zu erhohlen und zu ſammeln. Erſt mit dem ſiebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forſchens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geſchehenen Wiederherſtellung der alten Litteratur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Proteſtantismus verurſachten allgemeinen Erſchütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerſt genannt werden muß, iſt Baco. Dadurch daß er die Wißbegierde und den Unterſuchungsgeiſt aus den leeren Wortſtreitigkeiten der erſtorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, iſt er der Vater der neuen Phyſik geworden; viele und wichtige Entdeckungen hat er ſelbſt gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahndet und zur Hälfte errathen. Durch dieſen reichen und thätigen Geiſt befruchtet, ſind alle Erfahrungswiſſenſchaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat ſelbſt die allgemeine Geiſtesbildung, ja man darf ſagen, die geſammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Geſtalt gewonnen, die zum großen Theil von dieſem Manne, als erſtem Urheber ausgegangen iſt. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußerſten Wirkungen und Folgen war es freylich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was ſie nie enthalten können; das Geſetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn ſie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine ſinnliche Erfahrung nicht ſogleich zu beſtätigen ſchien, als Schwärmerey, mit ſchnöder Verachtung von ſich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geiſt, gegen die Abſicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausſpruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet iſt; daß die Philoſophie nur an der Oberfläche berührt und gekoſtet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geſchöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den feſten Glauben an ſie, über alles bekräftige und ſtark mache. Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, glaubte dieſer große Denker an vieles, was ſeinen Anhängern und Bewunderern der ſpätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und ſeines Zeitalters geweſen ſey. Denn gerade ſeine Aeußerungen über ſolche Gegenſtände der überſinnlichen Welt tragen am meiſten das originelle Gepräge ſeines hellſchauenden und durchaus eigenthümlichen Geiſtes. Er war eben ſo empfänglich als erfinderiſch, und weil ſich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, ſo war ihm doch keinesweges jene höhere und göttliche Region der geiſtigen Welt, die weit über die gemeine, ſinnliche Erfahrung hinaus gelegen iſt, deßhalb verſchwunden oder unſichtbar geworden. Wie wenig er ſelbſt Antheil hatte, ich will nicht ſagen an dem rohen Materialismus ſeiner Nachfolger, ſondern ſelbſt an der geiſtigen Naturvergötterung, welche aus der ſo reich und vielfach erweiterten Naturwiſſenſchaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutſchland hier und da hervorging, das mag folgender Ausſpruch von ihm über das eigentliche Weſen einer richtigen philoſophiſchen Naturanſicht beſtätigen. An der Naturphiloſophie der Alten, meint er, ſey das zu tadeln, daß ſie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die chriſtliche Lehre übereinſtimme, nur der Menſch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden können, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild deſſelben, ſondern das Werk ſeiner Hände ſey. Baco meint hier unter der Naturphiloſophie der Alten, wie man ſelbſt aus dem ihr zugeſchriebenen, allgemeinen Reſultate ſieht, nicht irgend ein einzelnes Syſtem, ſondern überhaupt alles das Beſte und Vortrefflichſte, was die Alten von der Naturphiloſophie wußten und dachten, wobey er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwiſſenſchaft, ſondern ſelbſt ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der chriſtlichen Lehre dem Menſchen allein das Vorrecht beylegt, ein Bild der Gottheit zu ſeyn, ſo iſt dieß nicht ſo zu verſtehen, als ob dem Menſchen dieſe hohe Würde und Eigenſchaft deßhalb zukäme, weil er der höchſte Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigſte, geiſtige Inbegriff der Natur iſt; ſondern unmittelbar iſt ihm nach jener Anſicht, dieſe Aehnlichkeit und Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur ſey nicht Spiegel und Gleichniß Gottes, ſondern das Werk ſeiner Hände, liegt, wenn er nach ſeiner ganzen Tiefe verſtanden wird, der vollkommne Aufſchluß über das wahre Verhältniß der ſinnlichen und der überſinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht ſelbſtſtändig, ſondern von Gott zu einem beſtimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es iſt überhaupt jener einfache Ausſpruch Baco's über die Naturphiloſophie der Alten, und über ſeine eigne und die chriſtliche, eine leicht verſtändliche und klar ausgedrückte Richtſchnur, um das rechte Mittel zu treffen zwiſchen einer gottvergeſſenen Naturanbethung, und dem finſtern Naturhaß, worin eine einſeitige Vernunft nicht ſelten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, ſich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur ſehr unvollkommen verſteht. Die richtige Unterſcheidung und das wahre Verhältniß zwiſchen der Natur und der Gottheit, iſt der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, ſondern auch für das Handeln und Leben. Es dürfte dieſer Gegenſtand, und der Ausſpruch Baco's, der das eigentliche Reſultat ſeiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um ſo eher berührt werden, da noch zu unſrer Zeit die Philoſophie meiſtens nur zwiſchen jenen zwey Extremen getheilt iſt; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von ſeinen Werken, Gott nicht von der Welt unterſcheidet, oder auf der andern Seite dem Haß und der Abläugnung ſolcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen iſt. Der rechte Mittelweg zwiſchen dieſen beyden Irrthümern von entgegengeſetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert ſich zunächſt wohl in dem Gefühl unſrer innigen Verwandtſchaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abſtandes, der uns von ihr trennt, und uns über ſie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforſchung und Bewunderung alles deſſen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als ſie ſelbſt, allein und an ſich iſt; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein ſtummes Geſetzbuch oder weiſſagende Verkündigung die Hand verrathen, welche ſie bildete, oder die Abſicht, der ſie dienen ſollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf Philoſophie und allgemeine Denkart, hatte im ſiebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktiſche und politiſche Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen. Und zwar einen ſehr glücklichen und heilſamen Einfluß; denn da das religiöſe Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatenſyſtem vereinte, jetzt getrennt war, da Machiavells, die Gerechtigkeit und alles was heilig iſt, nicht achtende Staatskunſt, immer mehr und immer allgemeiner die Richtſchnur wurde, wornach man handelte, ſo war es die größte Wohlthat, dem in Bürgerkrieg ſich ſelbſt zerſtörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im

Glauben getrennten, in Leidenſchaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunſt irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine ſolche Richtſchnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die ſeines Geiſtes und ſeines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines ſolchen neuen Völkerrechts zu ſeyn vermochte; und wie er dadurch die Verehrung ſeines Zeitalters gewann, ſo verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als Syſtem betrachtet, mag das von Hugo Grotius und ſeinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht ſehr mangelhaft erſcheinen, und dürfte ſchwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers beſtehen. Das religiöſe Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unerſetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menſchen angebohrne, ihm weſentlich und nothwendig zukommende, geſellſchaftliche Anlage und Beſtimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bey den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus dieſen abgeleiteten Quellen geſchöpft, je mehr dabey die Beziehung auf die erſte Quelle aller Gerechtigkeit bey Seite geſetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß ſich die Theorie und ſelbſt das praktiſche Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte; auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was iſt nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftſtaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indeſſen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, ſeit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strom der Zerſtörung wenigſtens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengeſetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 ſind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geſchehen, aber es wurde doch allgemein dagegen reclamirt; es war ſchon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habſucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigſtens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten ſuchen mußte. Selbſt von 1740 — 1772 fanden dieſe wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße ſelbſt noch von jener Epoche, wo die europäiſche Gerechtigkeit die zweyte große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältniſſe der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Forwerden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, ſie aufzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Beſitz beſtätigte, und die Zeit ihn feſt und ſicher machte. Er beweiſet, daß man nicht den Meſſeniern, die nicht mehr vorhanden wären, ſondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freyhafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrſchaft wegen muthig beſtanden; er erinnert ſie an ihren unter den Hellenen beſtehenden Ruhm; er ermahnt ſie, nicht mit dem Glück zu ſinken, noch an einer Änderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß ſchon viele, die eine größere Macht beſaßen als die Thebaner, von Schwächeren beſiegt worden ſeyen; daß viele ſchon durch Belagerung eingeſchloſſne, nachdem es ihnen ſchlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er ſtellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem ſehr blühenden Zuſtande ſeinen Sitz habe verlaſſen müſſen, und die äußerſten Gefahren auf ſich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müſſen. Er ruft ſie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verliehren, und für das Künftige zu hoffen: da ſie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfaſſung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, ſich von ſolchen Unfällen zu erhohlen pflegten. Er glaubt, ſie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren, weil ſie nach dem gewöhnlichen Wechſel der menſchlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; ſondern vielmehr die glücklichen Feinmen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden ſind.

Unter den Schriftſtellern, welche auf die praktiſche Welt, und auf die politiſchen Verhältniſſe von Europa den größten und allgemeinſten Einfluß gehabt haben, iſt der des Grotius entſchieden der heilſamſte geweſen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavell vor ihm, oder Rouſſeau's nach ihm vergleichen.

Außer ſeinen Bemühungen für die Wiederherſtellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte ſich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Verſuch die Wahrheit der Religion in der Geſtalt eines förmlichen, und ſo zu ſagen rechtlichen Beweiſes aufzuſtellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Proteſtantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenſtand eines Streits, und daher immer mehr als Verſtandesſache behandelt ward, was allerdings auch ſchon urſprünglich in dem Geiſte des Stifters der zweyten Hauptparthey unter den Proteſtanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Verſuch, der immer mehr Bedürfniß ſchien, viele Nachfolger gefunden, und ſeine Abſicht dabey war unſtreitig die lobenswertheſte. An und für ſich könnte es eher als ein Beweis angeſehen werden, daß der religiöſe Sinn ſchon ſehr abgenommen haben muß, wo man das, was ſeiner Natur nach bloß Sache des innigſten Gefühls und lebendigen Glaubens ſeyn kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verſtandes, und als Gegenſtand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßſache entſcheiden, oder wie es ſpäter Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometriſchen Aufgabe zur glücklichen Auflöſung bringen will.

Nicht ſo groß und verdienſtlich als die philoſophiſche Denkart und Beſtrebungen jener beyder Männer kann ich die des Descartes finden, deſſen Einfluß auf ſein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher ſchädlich und irre leitend war, als heilſam und wahrhaft erweiternd. Überhaupt ſcheint mir Descartes ein Beweis zu ſeyn, daß man wenigſtens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieſer Wiſſenſchaft ein großer Mathematiker ſeyn kann, was Descartes für ſein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philoſoph zu ſeyn. Zwar ſind die Hypotheſen und Wirbel, aus denen Descartes in der Phyſik nicht bloß alles Einzelne, ſondern auch die Entſtehung der Welt herleiten wollte, längſt vergeſſen; ſein Syſtem überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrſchaft genoſſen, und hat ſich außerhalb Frankreich nicht ſehr allgemein verbreitet; indeſſen ſind doch auch ſeine philoſophiſchen Hypotheſen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geiſt des ſiebzehnten und dadurch ſelbſt des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Beſonders ſeine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weiſe, wie er die Philoſophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte ſchlechthin und ganz durchaus ein Selbſtdenker im ſtrengſten und vollkommenſten Sinne des Worts ſeyn. Zu dieſem Endzweck nahm er ſich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt, gedacht hatte, völlig zu vergeſſen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabey die vor ihm geweſenen Philoſophen und Forſcher von dem angehenden Selbſtdenker nicht geſchont, daß ihr Anſehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn es möglich wäre den Faden des überlieferten Denkens, woran wir ſchon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet ſind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureiſſen, ſo würden die Folgen davon doch nicht anders als zerſtörend ſeyn können. Es iſt grade wie wenn man in der politiſchen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um ſtatt der Verfaſſung, wie die Nation ſelbſt im Lauf und Kampf der Zeiten ſie ſich angebildet hat, ſchnell eine andre, ein beſſeres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Conſtitution aus dem reinen Vernunftſtaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben ſo wenig als eine rechte Verfaſſung durch ein ſolches plötzliches Vergeſſen und Verwerfen alles Vergangne erreicht werden kann, iſt durch die Geſchichte der Philoſophie ſeit mehr als zwey Jahrtauſenden wohl hinreichend bewährt, wo ſich Beyſpiele im Ueberfluß finden von einer ſolchen ſeynſollenden Selbſtdenkerey und ihren Früchten. Die natürlichſten Folgen derſelben ſind, daß man die erſten und gewöhnlichſten Fehltritte in welche die menſchliche Vernunft bey dem Verſuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforſchen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer alſo unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die ſchon unzählige mahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch wiederlegt und verbeſſert wurden. Was das gänzliche Vergeſſen alles deſſen betrifft, was die Vorgänger gethan oder verſucht hatten; ſo iſt es ſo wenig möglich, dieſes Gelübde der Selbſtſtändigkeit und einer vollkommenen Denkfreyheit und Denkeigenheit ſtreng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter dieſen alles Andre und Alte verachtenden Selbſtdenkern iſt, deſſen originellſte Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt ſind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freylich oft nur aus unbeſtimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbſttäuſchung, und wenigſtens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtſeyn der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienſt an, Geiſt und

Materie auf das ſtrengſte geſondert zu haben. Es muß ſchon auffallend und ſonderbar ſcheinen, daß man den Unterſchied zwiſchen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und feſtzuſtellen, als etwas ſo neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematiſch, wie Descartes dieſen Unterſchied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man ſich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, uber den Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele, und wie eine gegenſeitige Einwirkung zwiſchen beyden möglich ſey. Ueberhaupt blieb es von Descartes an, der Philoſophie eigen, nur immer hin und her zu ſchwanken zwiſchen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald warf man ſich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünſteln und zu experimentiren, auch jene ſittliche und göttliche, welche ſie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zuſammenhang zwiſchen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verlohren hatte, auf deren Boden beyde ruhen, und aus deren Lichte beyde erſt erhellt und erklärt werden können. Noch rechnet man dem Descartes zum Verdienſte an, das Daſeyn Gottes aus der Vernunft, ſtreng wie einen geometriſchen Satz erwieſen zu haben. Dieſes Verdienſt, wenn es anders für ein ſolches gelten kann, iſt wenigſtens nicht das ſeinige; denn es iſt dieſes durchaus entlehnt von den ältern Philoſophen des Mittelalters, die von Descartes und von ſeinem Zeitalter ſonſt ſo ſehr herabgeſetzt wurden. Aber freylich war dieſes von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiſte geſchehen, als beym Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchſte aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewiſſeſte und unerſchütterlichſte überzeugt, und welche der innerſte Lebensgeiſt und Mittelpunkt aller andern Ueberzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch dieſen, wie zum Ueberfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu beſtätigen, das war die Meinung jener Aeltern. Wie jedes Geſchöpf oder Naturweſen auf eine oder andre Art die unerforſchliche Größe des Werkmeiſters unwillkührlich verkündet, ſo ſollte auch die menſchliche Vernunft, ſonſt ſo eitel auf ſich und ihre eigne Kraft und Geſchicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einſtimmen. Oder auch ſo wie man in menſchlichen Angelegenheiten es als den höchſten Triumph einer guten und gerechten Sache anſieht, wenn ſelbſt der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derſelben nothgedrungen, und ungern einzugeſtehen, ſo ſollte auch die Vernunft des Menſchen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daſeyn Gottes, welches wir zunächſt durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beym Descartes vorzüglich, ausſchließend und allein aus der Vernunft erwieſen, ſo wird Gott dadurch in einem gewiſſen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgeſtellt und identificirt. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewiſſen und andere Organe desſelben erloſchen ſind, das Daſeyn Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonſtriren.

Die Nachfolger und Anhanger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrſchend ward. Doch erhielten ſich einzelne Geiſter unabhängig und blieben feſt in ihrer religiöſen Geſinnung, wenn ſie auch jenes Syſtem zum Theil annahmen, ſo weit es ihnen damit vereinbar ſchien. Dieß gilt von Malebranche, der ſich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Anſicht lagen, beſonders über das Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und deſſen äußern Gegenſtand, über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritiſcher zweifelnder Philoſoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streit und Gebieth, ſchrieb Fenelon in der ſchönſten Sprache jenes Zeitalters, was ihm ſein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle dieſe, wirkte, um die religiöſe Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich abſichtlich bis hieher aufgeſchoben habe. Es iſt Boſſuet, als Schriftſteller, in Beredſamkeit und Sprache anerkannt einer der Erſten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer ſolchen Beredſamkeit den Wahrheiten der Religion angemeſſen und ob nicht für die Einfalt des Chriſtenthums ein ganz kunſtloſer und bloß herzlicher Vortrag der beſte ſey. Wenn dem aber auch an und für ſich ſo wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieſer, ausgerüſtet mit ſolcher Kraft eines geſunden umfaſſenden Verſtandes, und der herrlichſten Rede, ein hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Boſſuets Beredſamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologiſchen Inhalt beſchränkt war; indem alles was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geſchichte, und überhaupt in der Welt zu ernſten Betrachtungen auffordern, und einladen kann, bey dieſem würdigen Manne in Beziehung ſtand auf ſeine [illegible] Anſicht, und mit in den Umkreis der Gegenſtände gehört, denen er ſich widmet.

Iſt es erlaubt in Darſtellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, ſo möchte ich im Boſſuet etwas finden, was ihn ſogar noch um eine Stufe höher ſtellt, als die größten unter den franzöſiſchen Dichtern, welche ſeine Zeitgenoſſen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunſt und im Styl iſt eingeſchloſſen in einer beſtimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwiſchen dem Erhabenen und Großen, und zwiſchen dem ganz Ausgebildeten, und was eben dadurch auch Anmuth und Reitz hat. Von beyden Seiten ſind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftſteller, die groß ſind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmoniſch zu ſeyn. Andere neigen ſich bey einer ſolchen vollendeten Gleichförmigkeit ſchon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; ſie ſind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler ſeiner beyden Vorgänger in der Tragödie ſeiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen ſein höchſter Ehrgeitz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Uebertreibung und falſchen Schwulſt auch wirklich tadelhaft darſtellen kann.

Mir ſcheint es faſt, er habe den Corneille, eben weil er ſeiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und ſich wohl getraut im Schwung der Leidenſchaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene, und die höchſte feurige Kraft vermißte. Allerdings mag dieſe ſeine Anſicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; ſieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenſchaft, ſo kommt unter ſo vielen andern franzöſiſchen Tragödien, die nach eben dieſem Ziele ſtreben, ſchwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeiſterung athmet in der Athalia. Iſt in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmoniſche Ruhe der Darſtellung, und Feinheit der Charakteriſtik hervortretend, ſo brachte es die Natur des Gegenſtandes ſo mit ſich. Doch ſo viel wird man dem Voltair zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener ſeyn würde, wenn er bey der harmoniſchen Vollendung in der Sprache und Verskunſt die er beſitzt, bey dieſem edlen, feinem Gepräge, was ſeine Darſtellung und Geſinnung ſo eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch beſäße von jenem erhabenen Aufſchwunge, der bey Corneille oft faſt verſchwendet, und durch den Ueberfluß weniger wirkſam wird. Dieſe Vereinigung aber findet ſich, was Sprache und Darſtellung betrifft, im Boſſuet, ſo weit ein Redner dieſe Vergleichung zuläßt. Bey der ſtrengde, denn die Behauptung erlangter Vortheile ſey gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmteſten Mitbürgern in den Kriegen gemeinſchaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was ſie thun wollten, und wie übel man von ihnen bey den Hellenen reden werde, und daß ſie, wenn ſie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beyſtand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenoſſen und von allen Menſchen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erſchütterung in den Städten geherrſcht habe, während die Böoter die Oberaufſicht über Hellas führten; und endigt damit, daß er, falls von allem dieſem nichts geſchehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben ſollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlaſſen; indem er ihnen angiebt, ſie ſollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia ſenden und nach Italia, ſelbſt aber den feſteſten und zum Kriege tauglichſten Ort beſetzen, und die Feinde zu Lande und zu Waſſer auf alle Weiſe angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapferſten und erfahrenſten Krieger, jetzt aber in Rückſicht auf das Leben verzweifelt geſinnt, und von gerechtem Zorn beſeelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schickſal zu erfüllen, erlangt hätten." Ich möchte wohl ſagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, ſondern auch den andern Hellenen und allen Menſchen; weit beſſer als alle Weiſten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, iſt er durchgehends, wo es der Gegenſtand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülſtige zu fallen. Gern ſtimme ich daher den ſtrengen franzöſiſchen Kritikern bey, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Mannes und ſeiner Schriften, um ſo mehr da ſie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, ſondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilſamſten, erhabenſten Wahrheiten ſind.

Noch von einer andern Seite ließe ſich der Vorzug ins Licht ſtellen, welchen Boſſuet als Schriftſteller und Redner, ſelbſt vor den großen Dichtern ſeiner Nation und ſeiner Zeit behauptet. Die franzöſiſche Litteratur iſt in vielen weſentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf dieſe Nachahmung gegründete Litteratur, eben ſo wie es auch die römiſche im Verhältniß zu der griechiſchen war. Dieſes iſt an ſich kein Tadel, es iſt in einem gewiſſen Maaße unvermeidlich, für alle ſpäter emporgekommenen und ausgebildeten Völker, beſonders ſolche, deren Geiſt, wie der der Römer und Franzoſen, mehr auf das äußere praktiſche Leben, als auf die innere geiſtige Thätigkeit gerichtet iſt. Es würde ganz verfehlt ſeyn, die römiſche Litteratur von Seiten des erfinderiſchen Geiſtes der griechiſchen gleich ſtellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie ſie, ungeachtet ſie in der Poeſie und eigentlichen Philoſophie ſo weit nachſtehen muß, doch gerade durch ihre römiſche Geſinnung, und die in allen Werken und Schriftſtellern herrſchende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde beſitzt. Eine ſolche hohe, alles beherrſchende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht, giebt dem Geiſte Feſtigkeit, Charakter und Würde. Eben dieſes bewirkte im Boſſuet die ihn beſeelende, religiöſe Ueberzeugung, die bey ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, ſondern der Geiſt ſeines Lebens, ihm zur andern Natur und eine alles, was in ſeinem Kreiſe lag, in klarer Anſchauung umfaſſenden Weltanſicht geworden war. Eben dadurch iſt er ſo ſelbſtſtändig in ſeiner Art, und bewegt ſich auch den Alten gegenüber ſo frey und unabhängig, die doch in Styl und Redekunſt auch ſeine Vorbilder, in der Geſchichte ſeine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftſtellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was dieſe Idee ihnen gab, das hätte in dem katholiſchen Frankreich, wenn Boſſuets Geiſt der allgemein herrſchende geweſen wäre, die Religion, das Chriſtenthum in viel höherm Maaße ſeyn, und ein ſtarkes Gegengewicht der geiſtigen Freyheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber ſo wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichſte Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöſeſte war, durch den Zwieſpalt ſeiner innern Ueberzeugung und der dramatiſchen Kunſt, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es iſt bekannt wie Racine, der den janſeniſtiſchen Meinungen zugethan war, durch eine gewiſſe falſche Strenge und Frömmeley an ſeiner Kunſt irre ward, und lange für das Theater, das ihm ſchlechthin verwerflich ſchien, nicht arbeiten wollte. Man kann dieſe übertriebene ſittliche Aengſtlichkeit des Dichters an dem Menſchen liebenswürdig finden, wie dann auch in ſeinem Privatleben, und in ſeinen Briefen viele Spuren eines ſolchen ihn beſeelenden tiefen Gefühls ſich zeigen. War auch jene Anſicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, ſo war doch allerdings in der tragiſchen Kunſt und Darſtellung damahliger Zeit, manches was mit der chriſtlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinſtimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und beſſer wäre es doch geweſen, Racine hätte ſeinen Glauben und ſeine Kunſt in Uebereinſtimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigſtens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit ſteht aber auch in dieſer Hinſicht die Dichtkunſt der Spanier über der franzöſiſchen! Bey jenem ſo durchaus katholiſchen Volke ſtand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poeſie nie in ſtörendem Widerſtreit, ſondern in der ſchönſten Harmonie.

Die Parthey der Janſeniſten hat Frankreich mehrere ſehr ausgezeichnete Schriftſteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben dieſe Streitigkeiten einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die franzöſiſche Litteratur gehabt. An den Gegenſtand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend ſeyn, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der ſo alt iſt als die menſchliche Vernunft und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freyheit des Menſchen und wie dieſelbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes vereinbar ſey. Aber eben weil dieſer Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden ſollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derſelben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beyden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und ſechsten Jahrhundert die Lehre von der Freyheit und dem eignen Verdienſt des Menſchen an ſeiner Tugend, ſo vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und ſeiner Hülfe nicht bedürftig ſey, ſo ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit beſtritten, wiederlegt und verworfen; eben ſo wie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert der entgegengeſetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menſchen, um ſich zu retten und ſeine Beſtimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freyen Willen abſprach, und ihn einer unbedingten Vorherbeſtimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln Schickſal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher beſtimmendes Fatum. Beſonders ſchädlich ward dieſer Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Paſcals Provinzial-Briefe ſind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache claſſiſch in der franzöſiſchen Litteratur geworden; ſoll man ſie aber ihrem Inhalt und Geiſt nach bezeichnen, ſo ſind ſie nicht anders als ein Meiſterwerk der Sophiſtik zu nennen. Alle Künſte derſelben biethet er auf, ſeine Gegner, die Jeſuiten ſo verächtlich und gehäſſig als möglich zu ſchildern. Daß dabey der Wahrheit auf vielfältige Weiſe große Gewalt geſchehen, wird wohl keiner, der mit der Geſchichte dieſer Zeit und ihrer Meinungen bekannt iſt, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von dieſem berühmten Schriftſteller, der an Geiſt, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geſchehen als es doch wirklich der Fall iſt, welche nachtheilige Folgen mußte nicht dieſe ſtreitſüchtige Rechthaberey und bittere Spottſucht, auf dem Gebiete der Religion ſchon an und für ſich hervor bringen. Jetzt ward dieſelbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm perſöhnlich verhaßten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernſt war mit der Religion, die er ſogar geometriſch erweiſen wollte. Wie bald konnten aber dieſe Waffen gegen die Religion ſelbſt gewandt werden! Und dieſes geſchah auch; die von Pascal mit ſo viel Witz und Kunſt in der gewandteſten Sprache ausgebildete und geſchärfte Sophiſtik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein ſchneidendes Meſſer in Voltair's Hand, ſo wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der ſchon vor ihm den ganzen Reichthum ſeiner litterariſchen Kenntniſſe benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerſchütterte Burg des Glaubens zu richten.

Ueberhaupt neigte ſich die philoſophiſche Denkart in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Baco's neuem Geiſtesweg, der Uebergang lag zum entſchiedenſten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beyſpiel von Hobbes. Indeſſen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er ſich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer ſolchen eigentlich atheiſtiſchen Anſicht von der politiſchen wie von der phyſiſchen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte ſpäter kommen muſſen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil ſeine Denkart mit den anerkannten ſittlichen Grundſätzen und Gefühlen ſeiner Zeit nicht ſo im Widerſtreit, und ſein Vortrag, obwohl etwas weitſchweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigſtens ſchien. Im Weſentlichſten war es doch dasſelbe, ja es war um ſo ſchädlicher, da der Irrthum unter dieſer gemäßigten Form deſto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unſrer Sinne und der ſinnlichen Erfahrung beſchloſſen liegt, das iſt wohl einleuchtend. Bey Locke ſelbſt vertrug ſich der Glauben an eine Gottheit noch mit ſeiner übrigen Denkart, weil es ſehr häufig geſchieht, das gerade der, welcher einen neuen Geiſtesweg zuerſt bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen nicht ſieht, oder doch ſich nicht eingeſteht. Man muß bey dieſer Anſicht ſtreng genommen allem weitern Denken entſagen, ſich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung, und den Sinnengenuß halten; und ſo haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt, wobey ſie ſich noch für vorurtheilsfreye Selbſtdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt

ber das, was denn nun eigentlich der Gegenſtand dieſer
nnlichen Erfahrung iſt und dann über die Kraft, wel-
ge ſie in ſich aufnimmt, oder aus ihrer Miſchung ent-
eht und hervorgeht, ſo entſtehen eine Menge von
Zweifeln und zum Theil ſonderbare Vorſtellungsarten,
ie dieß beſonders in England der Fall war. Die Fra-
e nach dem was im Hintergrunde dieſes lebhaften
Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich iſt und vorgeht,
äßt ſich nun einmahl nicht abweiſen, wenn man noch
o oft vorgiebt, das man ihr entſagen wolle; und ſo
t die Anfangs ſo beſcheiden auftretende Lehre, daß es
eine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sin-
en und der Erfahrung geſchöpfte, gewöhnlich nur ein
ntſchiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich
nerkannter, ſondern verſchleyerter Materialismus,
ie es in Frankreich dieſe Wendung nahm, wo derſel-
e aber bald den Schleyer abwarf. — Indirect, ob-
ohl ganz gegen ſeine Abſicht, hat auch Newton zu
er Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts beytra-
en müſſen; indem die Anhänger der neuen Denkart
ch auf ſeine große Autorität beriefen, und nach ſol-
en Entdeckungen in der Phyſik alles auch ohne Re-
gion, durch jene zu leiſten und aus ihr allein zu er-
ären möglich ſchien. Aber ſowohl Newton als Bako
ürden ſich mit Befremden und Unwillen von denen
eggewandt haben, welche ſie im achtzehnten Jahr-
undert vergötterten. Dem erſten iſt auch bey aller

übrigen Bewunderung von ſeinen philoſophiſchen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Chriſtenthum als eine beſondere Geiſtesſchwäche, an einem ſonſt ſo großen Manne oft genug vorgeworfen worden. In vielen von ſeinen Ausſprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, ſpricht nicht bloß ein begeiſtertes Gefühl, ſondern es iſt auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweiſt, daß er ſelbſt über den höchſten Gegenſtand des Nachdenkens viel und auf eigene Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philoſoph war, und von der Metaphyſik nichts wiſſen wollte.

Im achtzehenten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrſchende Volk auch in der litterariſchen Welt. Die ganze neuere franzöſiſche Philoſophie iſt ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer, doch entlehnten ſie nur das Syſtem ſelbſt in ſeinen erſten Grundzügen von dieſen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Geſtalt an, als in England ſelbſt. In Deutſchland dagegen hat der neue Aufſchwung der Litteratur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorzüglich durch die Poeſie und Kritik der Engländer den erſten Anſtoß und ſeine herrſchende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philoſophie des Locke und Newton zuerſt in Frankreich einführte. Sonderbar iſt es, wie er die wundervolle Größe der Natur, ſo wie dieſelbe ſich jetzt von der Wiſſenſchaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ungleich ſeltner anwendet zur Verherrlichung des Werkmeiſters, ſondern meiſtens nur zur Erniedrigung des Menſchen, und um dieſen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzuſetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieſer Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geiſt, als ob ein Gedanke, der eben dieſe ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als ſie; als ob Gott wäre wie ein irdiſcher Monarch, der unter den Millionen die er beherrſcht, vielleicht die ihm nie zu Geſicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Grenze ſeines weitläuftigen Reichs zu vergeſſen, in Gefahr ſeyn könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem ſiebzehnten empfing, faſt durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerſtörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches Syſtem des Unglaubens, überhaupt feſte Grundſätze, eine beſtimmte philoſophiſche Meinung, oder auch nur eine beſtimmte Form des philoſophiſchen Zweifels findet ſich bey Voltaire nicht. Wie die Sophiſten des Alterthums, die Gewandheit und die Kunſt ihres Geiſtes darin bewährten, daß ſie zuerſt die eine, dann die andre der erſten grade entgegengeſetzte Meinung mit aller Beſen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrſcher und Einzelne geſchriebne Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur ſtrengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur geſetzlichen Herrſchaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen ſittlich zu bilden ſtreben, indem ſie jedem ſeine Pflicht zeigen. Aus Beſorgniß indeſſen, daß meine Abhandlung ſich über die Gebühr verlängern möchte, werde ich dies übergehn. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verſchiedenheit, durch welche Iſokrates vom Lyſias abweicht, ſo wichtig iſt, will ich ihre Vorzüge in einem Auszug zuſammenſtellen, und dann zu den Beyſpielen übergehn.

11. Die erſte Vollkommenheit ihrer Reden, ſagte ich, ſey die klare Bezeichnung, worin ich bey keinem einige Verſchiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch dieſe ſah ich bey beyden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beyde ſich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Iſokrates mit einem Zuſatze von bildlicher Künſtlichkeit, worin ſie ſo weit geht, daß ſie Überdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, beſäßen beyde in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lyſias mehr; in Rückſicht auf die Erweiterungen hingegen ſchien es mir Iſokrates beſſer zu treffen. Im Zuſammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lyſias,

ſamkeit aufſtellten und vortrugen, ſo ſchrieb auch Voltaire ein Buch gegen die Vorſehung, und ein anderes dafür. Doch iſt er hier in ſo weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welches von beyden Werken er am meiſten mit Liebe gearbeitet. Ueberhaupt überließ er ſich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen ſeinem Witz und ſeiner Abneigung gegen das Chriſtenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieſer Hinſicht wirkte ſein Geiſt wie ein ätzendes und zerſtörendes Mittel zur Auflöſung aller ernſtern, moraliſchen und religiöſen Denkart. Doch ſcheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch ſeine Religionsſpöttereyen durch den Geiſt und die Anſicht geſchadet habe, welche er über die Geſchichte verbreitet hat. Wie in der Poeſie ſo fühlte er auch hier wohl, woran es der Litteratur ſeiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte ſich der Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geſchrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, ſo ſehr vermehrt, daß ſie faſt eine eigene Litteratur für ſich bilden, und es iſt dieß unſtreitig eine der glänzendſten Seiten der geſammten franzöſiſchen Litteratur überhaupt. Freylich fällt die Geſchichte dadurch zu ſehr in den Converſationston, ſie zerſplittert ſich ins Einzelne, und löſt ſich endlich auch zum großen Nachtheil der hiſtoriſchen Wahrheit ganz auf in eine zahlloſe Menge von Anekboten. Wenn aber auch dieſe Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch ſo geiſtreich iſt, ſo iſt es am Ende doch nur eine Gattung, es ſind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geſchichte, nicht dieſe ſelbſt in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigſtens iſt von den geiſtvollſten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abſtand bis zu der Kunſt der Geſchichtſchreibung, ſo wie die Alten ſie geübt, oder unter den Neuern Machiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut geſammelte und zuſammengeſtellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geſchichte hatte die franzöſiſche Litteratur aufzuweiſen; eine wahrhaft claſſiſche Nationalgeſchichte, ein großes hiſtoriſches Originalwerk beſaß ſie nicht. Auch dieſen Mangel der Litteratur ſeiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfaſſenden Ehrgeiz ſelbſt erſetzen. Daß ihm dieß von Seiten der Kunſt nicht ganz gelungen, daß er als Geſchichtſchreiber und ſelbſt in der Darſtellung und Schreibart, wie ſie der Geſchichte angemeſſen iſt, ich will nicht ſagen, mit den Alten, ſondern auch mit den beſten Engländern, mit Hume und Robertſon, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt ſelbſt in Frankreich allgemein anerkannt. Deſto allgemeiner hat ſein Geiſt auf die Anſicht von der Geſchichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, beſonders auf Gibbon, und iſt faſt herrſchende hiſtoriſche Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Weſentliche dieſer von Voltairen ausgegangenen hiſtoriſchen Denkart beſteht, in dem überall und bey jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geiſtlichen und Prieſter, gegen das Chriſtenthum und alle Religion. In der politiſchen Anſicht herrſcht eine wenigſtens einſeitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikaniſche, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikaniſchen Weſens und Geiſtes. Bey den Nachfolgern ging es bis zum entſchiedenen Haß gegen alles Königthum und den Adel, überhaupt alſo gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Nahmen Feudal-Verfaſſung jetzt unbedingt herabgewürdigt wird, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geiſt charakteriſirt hatte. Wie ſehr dadurch vieles in ein falſches Licht geſtellt, wie ſehr die geſchichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man ſeit den letzten Jahrzehnden durch die Fortſchritte einer gründlicheren Geſchichtsforſchung an einzuſehen. Denn nachdem die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſich in ſich ſelbſt vollkommen zernichtet hatte, und die Religion, welche ſie zerſtören wollte, ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, iſt auch in der Geſchichte und

Vergangenheit alles mehr und mehr in ſein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälſchungen, hiſtoriſche Irrthümmer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet iſt es der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geiſt zu dem ganz allgemein herrſchenden zu machen, und ſich tief bis in das Innerſte feſt zu wurzeln, als grade in dem der Geſchichte, wo die Abſicht und das Falſche, dem der nicht ſelbſt forſcht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geiſt unverhohlen als philoſophiſche Lehre und Meinung auftritt.

Bey Voltaire kommt nun noch etwas Perſönliches hinzu, was ſeine hiſtoriſche Anſicht noch auf andere Weiſe beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finſterniß, und alle andern Nationen außer der ſeinigen, als einen Haufen von Barbaren darzuſtellen. Jener vielgeprieſene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Votairiſchen Welt- und Geiſtesgeſchichte des Menſchen die große Rolle, daß er zuerſt über jenes Chaos von Barbarey, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet iſt, ſein ſchöpferiſches: Es werde Licht, ausſprechen muß. Doch werden die großen Schriftſteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die erſten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgemählde geprieſen. Die vollkommene Mittagsſonne, dieſe ganze Lichtüberſchwemmung der Aufklärung und Denkfreyheit war unſtreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas ſpätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So ſehr er indeſſen geneigt war, der Eitelkeit ſeiner Nation zu huldigen, ſo hatte er doch manchmahl Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er ſich offenherziger, ja mit Bitterkeit über ſie äußerte, wie in dem bekannten Ausſpruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zuſammengeſetzt ſey. In andern gemäßigter abgefaßten und weniger bittern Urtheilen Voltaire's über ſeine Nation, ſieht man allerdings, wie ſehr er an Verſtand über ſie hervorragte, wie ganz er ſie kannte, und durchſchaut hatte; was er aber faſt immer nur gelegentlich in ſolchen Anfällen von Offenherzigkeit mittheilt.

Zu der Entwicklung der Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in ſo fern beygetragen, als er zu allen dieſen im Einzelnen oft ſo vortrefflichen ſinn und lehrreichen politiſchen Bemerkungen und Gedanken ſeinen Leſern keinen feſten Maaßſtab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freylich in den meiſten Gebieten des menſchlichen Thuns und Denkens damahls ſchon verlohren war. So ward denn allerdings auch durch dieſen an Kenntniß, Geiſt und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftſteller die allgemeine Erſchütterung aller Grundſätze nur vermehrt, indem ohne einen ſolchen leitenden Haltpunkt, der Geiſt des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieſer politiſchen Kenntniſſe und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlaſſung zu erhebenden Gedanken und Geſinnungen, ſelbſt zu religiöſen Gefühlen und Anſichten, ſind in der Natur ſo vielfältig, und man möchte ſagen, mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforſchern Frankreichs, an der herrſchenden irreligiöſen Denkart keinen Antheil nehmen, oder ſie doch weniger darin verſtrickt, und wenigſtens hie und da zu einer höhern und geiſtigern Anſicht ſich aufſchwingen ſehen. So ſcheint mir Büffon, obwohl manche ſeiner Meinungen mit der poſitiven Religion nicht übereinſtimmen, andre die Prüfung der Philoſophie nicht beſtehen mögen, ſo wenig er ſelbſt ganz frey war von den materiellen Banden der damahls über alles ſich erſtreckenden durchaus phyſikaliſchen Anſicht der Welt und aller Dinge; dennoch unſtreitig auch in Beziehung auf die Geſinnung und das religiöſe Gefühl, wenigſtens vergleichungsweiſe zu den Beſſerdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den ſpätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrſchenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius ſehen. Denn als dieſer Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles beſtimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menſchen darſtellte, ſo fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geiſt, war dieſe Lehre, denn einen ſolchen außer der Materie gebe es nicht, unterſcheide den Menſchen vom Thier, ſondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menſchen zu theilen ſchien. Auch fing einigen Philoſophen der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erſcheinen, und man ſtritt darüber, ob nicht gewiſſe Stufenübergänge zwiſchen beyden möglich ſeyen, oder ſonſt Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünſchen, daß Rouſſeau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus perſönlicher Rückſicht unterließ, gegen die Philoſophie des Helvetius, um ſie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach ſeiner ganzen Art und Weiſe, würde der Streit ihn veranlaßt und angeſpornt haben, ſeine eigene Denkart und Philoſophie viel beſtimmter zu entwickeln, was gewiß ſehr zum Vortheil von beyden geweſen ſeyn würde; denn es lag neben

Die geſellſchaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte ſich in dem neuern Europa und beſonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken ſo weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein raſtlos forſchender, unruhiger Geiſt jetzt gerade zu dem entgegengeſetzten Extrem überging. Wie wenig indeſſen die ausſchließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menſchen angewandt, für das Leben ein ſicherer Leitfaden und Führer ſeyn könne, das kann Rouſſeaus Beyſpiel am beſten zeigen. In Rückſicht des Gefühls und des Eifers der ihn beſeelte, ſteht Rouſſeau als Denker nicht nur weit über Voltaire, ſondern auch wohl allen andern franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieſer Hinſicht ganz einzeln und abgeſondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf ſeine Nation und ſein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erſt dann wenn eine ſtarke Seele leidenſchaftlich nach der Wahrheit ſtrebt, ſie auf falſchem Wege ſuchend nicht finden kann, den Irrthum ſtatt der Wahrheit ergreift, erſt dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Feſtigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Dieſe Feſtigkeit, und die alten Grundſätze zu erſchüttern und aufzulöſen, dazu hat Voltaire's Witz am meiſten gewirkt, und dadurch hat er Rouſſeau den Weg gebahnt.

auch ſolche Gemüther durch ſeine begeiſternde Beredſamkeit mit in den Strudel des Zeitgeiſtes hinein zureißen, welche durch die bloße Sophiſtik des Witzes ſich nie hätte irre machen laſſen. Zwar erregte Rouſſeau's Gemählde vom wilden Naturſtande, und ſeine Theorie von einem rein demokratiſchen Vernunftſtaate anfangs wohl mehr Erſtaunen als Ueberzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und dieſe nun nach ihm häufig auf eine ähnliche iſolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne poſitiven Glauben, und ohne Rückſicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zuſammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, ſo darf es uns nicht befremden, daß ein Menſchenalter ſpäter auch die ſeltſamſten ſeiner politiſchen Natur-Ideen ausführbar ſchienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der ſittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entſchiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, ſo ward auch von der ſo herrlich erweiterten Menſchen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhunderts vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rouſſeau bewunderte und vergötterte am meiſten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie ſehr man aber auch die Schilderung der Reiſebeſchreiber von den amerikaniſchen oder andren Wilden verſchönern und ausſchmüden mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünſtelten und ganz reinen Naturſtandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bey den Kannibalen, ſondern auch bey den andern Wilden beſonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menſchenfreſſens eine gewiſſe Störung für die Begeiſterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frey von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe ſtieg, wo auch dieſer an den geprieſenen Wilden noch haftende Fehler nicht mehr ſo bedeutend ſchien. Bey Voltaire und auch ſonſt bey vielen andern franzöſiſchen Schriftſtellern nach ihm, iſt eine faſt eben ſo weitgehende Vorliebe für das andere Extrem ſichtbar, was der wilden Freyheit in der ganzen Völkerwelt und dem möglichen Menſchen Zuſtande am meiſten entgegenſteht; für die Chineſen nähmlich, deren höchſt policirte, und mit der regelmäßigſten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man ſpäterhin mit einem eigenem Kunſtworte, den Deſpotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizey an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und ſittlichen Begeiſterung ſetzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchſte Beſtimmung der menſchlichen Geſellſchaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die ſogenannte reine Sittenlehre anſah, die ohne alle Schwärmerey, einzig zur Beobachtung aller Polizeyals geſchickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beyde gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lyſias den Vorzug. Das heldenmäßige Große fand ich beym Iſokrates; das Überzeugende und Schickliche vermißte ich bey keinem von beyden. In der Wortſtellung ſey Lyſias, nach meinem Urtheil, einfacher, Iſokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuſchender Nachbildner der Wahrheit, dieſer mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künſtlichkeit.

12. Dieß ſagte ich vom Ausdruck der Beyden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bey beyden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüſſe aber, in der Eintheilung der Beweiſe, in der Ausarbeitung jeglicher Art derſelben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunſtlehre, hielt ich dafür, daß Iſokrates den Lyſias bey weitem übertreffe. In Rückſicht auf den glänzenden Werth der Gegenſtände und die Erhabenheit des weiſen Zwecks, ſey er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon geſagt hat 2); ja,

---

2) Die Stelle des Platon, worauf ſich der Kunſtrichter hier beziehet, ſteht im Phädros. Sokrates ſagt: „Iſokrates, o Phädros, iſt noch jung. Doch will ich ſagen, was ich von ihm ahnde. Phaed. Was denn? Sokr. Er ſcheint mir, in Rückſicht auf ſeine Anlagen, für die Art von Reden des Lyſias zu gut zu ſeyn; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bey fortſchreitender Reife in den Reden ſelbſt, mit denen er ſich jetzt beſchäftigt, alle, welche ſich je den Reden gewidmet haben, ſo weit überträfe, als ob ſie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, ſondern eine göttlichere Begeiſterung ihn

Geſetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem ſolchen Zeitalter mußte eine Nation unausſprechlich gefallen, welche eine ſolche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach ſeit Jahrtauſenden beſitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen beſaß; eine Nation, welche in Porcellan die ſauberſten Arbeiten und Darſtellungen verfertigt, und das Papier, daß große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet als ſelbſt in Europa geſchieht. Zu beklagen indeſſen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erſt durch ein Experiment ſich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar ſey, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, ſich ſollte überzeugen können, daß jener Despotismus der Vernunft, daß die chineſiſche Einförmigkeit der Staats und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menſchen angemeſſen, und an ſich die rechte ſey.

Voltaire und Rouſſeau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meiſten und zuerſt beſtimmt; andere haben ſehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeiſt in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philoſophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entſchiedener in den Grundſätzen und kühner in den Folgen, allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erſter Grund zum Guten darin.

Die letzte Stufe in dem Gang der franzöſiſchen Philoſophie vor der Revolution, bezeichnet der genialiſche Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt vorausſetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeiſt, nicht bloß der Encyklopädie, ſondern auch des Syſtems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiſte geſchriebenen, eigentlich atheiſtiſchen Werke geweſen ſey. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er ſtand darin über Voltaire und Rouſſeau, daß er freyer von ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beſeelte, war ein wirklich fanatiſcher Haß, nicht bloß gegen das Chriſtenthum, ſondern gegen jede Art von Religion. Daß dieſe ohne Unterſchied Aberglauben und bloß zufällig entſtanden ſey, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch ſo deutlich zeigt, dem Ueberreſte eines halb zerſtörten Menſchengeſchlechts eingeprägt habe, iſt die Lieblingsmeinung dieſer Secte. In mehreren ihrer Schriften iſt auch der Nahme des Atheismus nicht vermieden, und es iſt ganz unverſchleyert ausgeſprochen, daß der Atheismus um das Menſchengeſchlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrſchende Denkart werden müße. Dieß hat ſich nun in der Erfahrung, wo es theilweiſe verſucht worden durchaus nicht beſtätigen wollen. Die wildeſte Ausgeburth dieſes atheiſtiſchen Syſtems, iſt wohl jene bekannte mythologiſche Erklärung des Chriſtenthums, nach welcher Chriſtus bloß ein aſtronomiſches Sinnbild, und hiſtoriſch nie vorhanden war, die zwölf Apoſtel aber den Zeichen des Thierkreiſes entſprechen. Die Denkart, welche aus dieſem Syſtem für das Leben hervorging, löſt ſich auf in dem bekannten, noch vor der Revolution ſchon deutlich genug ausgeſprochenen Wunſch; daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Prieſters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorleſung.

Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeaus und Buffons Proſa. Volkslieder in England. Neueres italiäniſches Theater. Kritik und hiſtoriſche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Glauben. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geiſteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die franzöſiſche Sprache ſeit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklichern. Kein andrer Luſtſpieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunſtvoll nachläſſig poetiſchen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philoſoph durch ſeine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, ſchließt ſich in der

Poeſie und Litteratur faſt ganz an die ältere Epoche an, und bildet auf ſolche Weiſe den Uebergang und Vereinigungspunkt zwiſchen beyden. Im Luſtſpiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerſpiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermiſchten, witzigen und flüchtigen Poeſien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Dieſe Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der geſellſchaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrſchend, ſo wie hingegen in der lyriſchen Poeſie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beſchreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poeſie ſich ganz auf die Gegenwart, und auf das geſellſchaftliche Leben hinlenkt, je lokaler iſt ſie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Luſtſpiele, Romane, oder ſonſt geſellſchaftliche Gedichte, aus dem Ende des ſiebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an ſich geiſtvoll ſind, und zu ihrer Zeit in Frankreich ſehr berühmt waren, ſind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geiſt, der Zeit, die ſie darſtellten, und der ſie dienten. Würde die Dichtkunſt einer Nation ſich ganz auf dieſe Gattungen und durchaus moderne Gegenſtänden beſchränken; auf dramatiſche Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem geſellſchaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, ſo würde es kaum möglich oder nöthig ſeyn, eine Geſchichte oder Kritik von ihr zu geben, eben ſo wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenſtande anatomiſcher Unterſuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwiſchenſtunden des geſellſchaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um dieſen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden dabey bisweilen Gefühl und Leidenſchaft angeregt, oder einige neue und geiſtvolle Gedanken ausgeſtreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu ſeyn, derſelbe, der auch ohne Poeſie eben ſo gut und viel beſſer erreicht werden kann.

Allerdings gibt es in den gemiſchten und geringern Gattungen der Poeſie, Hervorbringungen, welche eben ſo ſehr den Stempel des Genies an ſich tragen, als die erſten Werke der höhern Dichtkunſt. Nur iſt ihre Schönheit ſelten ſo allgemein; ſie beruht oft faſt ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten derſelben, die ſich beſſer empfinden als beſchreiben laſſen. Ein Heldengedicht, ein Trauerſpiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit ſehr geringem Verluſt, je vortrefflicher es an ſich iſt. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die franzöſiſche Sprache durch die vertrauteſte Bekanntſchaft ganz zur andern Natur geworden ſeyn ſollte, in die gränzenloſe Bewunderung mit ſeinem Gefühle ganz wird einſtimmen können, mit welcher viele Franzoſen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewiſſe eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzoſe fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieſes liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbſt Moliere's berühmteſten Charakterſtücke ſind für die Bühne und lebendige Darſtellung jetzt ſchon völlig veraltet, und werden nur noch im Leſen bewundert. So hoch man ſie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der franzöſiſchen Dichtkunſt ſtellen mag, als Gattung und als Beyſpiel für die Nachfolger haben ſie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von Labruyere oder Theophraſt in dramatiſcher Einkleidung ſind darum noch keine Poeſie. Iſt ſelbſt die Rhetorik der Leidenſchaften, wenn ſie allein herrſchend iſt im Trauerſpiel, der hohen Beſtimmung deſſelben bey weitem nicht genügend; ſo iſt die pſychologiſche Zergliederung der Charaktere und Leidenſchaften im Luſtſpiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poeſie und Witz. Dieſer Hang zur pſychologiſchen Zergliederung wird dem höheren franzöſiſchen Luſtſpiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Uebergang zu den moraliſchen Abhandlungen in Form eines Luſtſpiels, welche Diderot zu unſerm noch fortdauerndem Unglück erfunden hat.

Der urſprüngliche franzöſiſche Charakter iſt wohl ganz ſo leicht und fröhlich wie man ihn gewöhnlich ſchildert; in ihren Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich dieſen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an ſeiner Stelle geweſen wäre. Dieß iſt dem immer herrſchender werdenden philoſophiſchen und politiſchen Sectengeiſte zuzuſchreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten ſelbſt, es ſich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenſchaftliche Rhetorik, immer mehr das Uebergewicht bekam, über jene altfranzöſiſche fröhliche Poeſie; wie ſich denn unſtreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert weſentlich verändert hat. Zwar entſprach die herrſchende Philoſophie der Sinnlichkeit wohl der leichten ſcherzhaften Poeſie einiger Dichter, aber ſie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poeſie hinaus. An und für ſich iſt der Materialismus der Dichtkunſt ungünſtig, und für die Fantaſie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt iſt, für den muß aller Zauber der Poeſie verlohren gehen.

Auf der andern Seite ſtanden die Freyheitsliebe und die Naturvergötterung, wie ſie beſonders bey Rouſſeaus Nachfolgern aus der neuen Philoſophie hervorging, ſehr im Widerſpruch mit der Regelmäßigkeit der ältern franzöſiſchen Dichtkunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts. Daher entſtand auch ein geheimer inneuer Widerſtreit und ein fortdauerndes Streben ſich der ſtrengen Herrſchaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweiſe in eine förmliche Rebellion des Geſchmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende litterariſche Anarchie noch vor der politiſchen herbeyführte. Daher die Vorliebe für die engliſche Poeſie. Schon Voltaire benutzte ſie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er ſie im Allgemeinen, und öffentlich nicht ſelten verunglümpfte. Bey allen Beſtrebungen der höheren Poeſie beſonders, iſt dieſer Einfluß der Engländer bis auf unſre Zeiten ſichtbar. Die Verſuche dem Trauerſpiel mehr Freyheit der Bewegung, und mehr geſchichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabey das alte Syſtem ganz umzuſtoßen, ſind bis jetzt nur Verſuche geblieben, und es iſt noch nicht zu einem beſtimmten Reſultat gekommen. Die letzten Werke der höhern Dichtkunſt, die in der Sprache für claſſiſch gelten, ſind Naturbeſchreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung beſonders für ſolche werden, deren Naturbegeiſterung in den alten Formen ſich gar nicht ausſprechen konnte; denn dieſe Form, wenn man ſie ſo nennen kann, war frey von allen den Feſſeln, denen man ſonſt in der eigentlichen Poeſie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire ſeinen Witz und ſeine Philoſophie darin einkleiden, Rouſſeau ſeine Begeiſterung und Beredſamkeit darin niederlegen, Diderot ſeinen Muthwillen darin auslaſſen wollte, ſo wurde aus dieſer Form alles, was dieſen Schriftſtellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den erſten beyden folgten andere, indem ſie einen ähnlichen Geiſt nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darſtellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden ſuchten. Ich darf nicht erſt an ſolche Romane erinnern, in denen Voltaires Geiſt athmet, ſo wie er etwa im Candide ſich darſtellt. Andre folgten mehr dem Rouſſeau; wenigſtens von ähnlicher Naturbegeiſterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darſtellung in die amerikaniſchen Wildniſſe, wo ſie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des franzöſiſchen Mutterlandes, dem Ariſtoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rouſſeau und Diderot bedienten ſich alſo oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewiſſe eigenthümliche Ideen, die ſich in keine andre Form ſo gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poeſie, und als regelmäßig erzählende Darſtellung in Proſa, von Begebenheiten aus dem jetzigen geſellſchaftlichen Leben; ſo haben auch in dieſer Gattung die franzöſiſchen Schriftſteller nicht ſelten die Engländer zum Vorbilde nehmen müſſen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darſteller nimmt um die Wahrheit zu ſagen, auch allen übrigen Rednern, welche dieſe Lehre mit wiſſenſchaftlichem Geiſt behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange ſeiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künſtlichen Wendungen ſeines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachläßigt; und die beſte Weiſe in einem bürgerlichen und ſtreitenden Vortrage iſt doch die, welche der Natur am meiſten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieſer jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor ſeinen Richtern den Kampf über Leben und Tod beſteht, gewähren könne; vielmehr weiß ich, daß dieſes ſogar Schaden verurſachen könne. Denn jede abſichtliche Verzierung iſt bey ernſthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert ſo ſehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erſte, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben ſo über ihn. Philonikos, der dialektiſche, lobt zwar die übrige Kunſt ſeines Ausdrucks, tadelt aber dieſes Geſuchte und Überladne; er gleiche einem Mahler, ſagt er, welcher alle ſeine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Geſtalten verziere. „In der That, ſagt er, fand ich, daß

---

zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, iſt eine gewiſſe Weisheitsliebe in der Seele dieſes Mannes. Dieſes nun gebe ich, auf Eingebung der benannten Götter dem Iſokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen.“

hier vielleicht Richardſon die erſte Stelle ein. Iſt nun gleichwohl auch er veraltet, iſt ſein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunſt nicht ganz gelungen, wird ſeine allzu groſſe Ausführlichkeit peinlich und beſchwerlich, ſo iſt es vielmehr ein Beweis daß in der ganzen Gattung und in dem Verſuch, die Poeſie ſo unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Proſa darſtellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern des Cervantes ſind Fielding und Smollet immer noch die geübteſten; und ſelbſt in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturſtücken dieſer Gattung, die ihr eigentlich auch am beſten gelingen, dürfte der Prieſter von Wakefield ſeinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darſtellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieſer Laune, der Empfindung und des Witzes ſich auflöſt, hat Sterne erſt erſchaffen.

Soll man Geiſteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, ſo wie andere Modewaaren beurtheilen, ſo ſcheinen mir auch in dieſer Hinſicht, was die ſaubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen engliſchen Romane vor den franzöſiſchen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den franzöſiſchen Romanen in ihrer eigenen Litteratur nachtheilig iſt, und unſtreitig auch der Entwicklung der Gattung ſehr im Wege ſteht, iſt der außerordentliche Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, Bekenntniſſen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder ſich der Natur des Romans etwas annähern. Mir iſt nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein ſo allgemeines Intereſſe erregt hätte, als ſeine Denkwürdigkeiten; und welcher andere franzöſiſche Roman könnte wohl eine ſolche Wirkung hervorbringen wie Rouſſeau's Bekenntniſſe!

Überhaupt wurde die Poeſie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Proſa verdrängt, die ſich während deſſelben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch ſehr reich und in den erſten Schriftſtellern mit der höchſten Kraft der Beredſamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Proſa iſt geiſtreich und witzig wie er ſelbſt; er iſt ihm und ſeiner Art durchaus angemeſſen. Sonſt wird er, ſo viel ich weiß, von den ſtrengern franzöſiſchen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geſchichtlichen Schreibart iſt er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutſche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem äſthetiſchen Kunſtgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunſt hat, was bey den andern franzöſiſchen Schriftſtellern ganz vermißt oder doch ſo äußerſt ſelten gefunden wird;

ſeine Sprache aber iſt launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie dieſe in den Werken des Witzes von den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern erwartet wird. Am meiſten werden im Styl mit Recht, Büffon und Rouſſeau als Darſteller und Redner bewundert. Kunſtreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau iſt vielleicht der erſte; nur wird es durch die Beſchaffenheit ſeines Werkes herbeygeführt, daß er überall Epiſoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo ſie an ſich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben ſeine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich ſcheinen. Weniger erwartet iſt es aber, in dem Abſchnitt von den Haſen eine ausführliche und auch an ſich ſehr rhetoriſche Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freyheiten würde ſich Ariſtoteles als Naturbeſchreiber nicht erlaubt haben; in der ſtrengen Angemeſſenheit bey der vollkommenen Klarheit der wiſſenſchaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeitz war. Ich würde daher denjenigen beyſtimmen, welche Rouſſeau den Vorzug geben, eben weil die Kunſt im Einzelnen bey ihm weniger fühlbar iſt als bey Büffon, und weil in ſeinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine ſtrenge Ordnung, doch ein eigner und ſehr redneriſcher Gang ſich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beyſtimme, welche Rouſſeau'n unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Erſten an Kunſt und Kraft der Rede halten, ſo kann ich doch auch denen meine Beyſtimmung nicht verſagen, welche ſelbſt von dieſer hinreißenden Beredſamkeit bis zu Boſſuets Größe noch einen ſehr weiten Abſtand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß ſich jemahls ändern, ſollte dieſes jetzt ſo herrſchende Übergewicht der Proſa in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur ſich vermindern, oder wenigſtens doch daneben die Poeſie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, ſo würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher verſucht hat, der ſinkenden franzöſiſchen Poeſie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung ſonſt einer andern Nation geſchehen wird, oder geſchehen kann; ſondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geiſt, und die Poeſie mehr zurückführt in die ältere franzöſiſche Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was dieſe in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunſt hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene urſprüngliche und älteſte Poeſie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geſchöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinſam iſt. Die Poeſie der Nationen, ſo wie dieſe ſelbſt, berührt ſich in ihrem Urſprung.

In England neigte ſich die Poeſie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum franzöſiſchen Geſchmack, der Einfluß deſſelben iſt in Pope's correcter Sorgfalt ſichtbar, wie in Addiſons Verſuch einer ſogenannten regelmäßigen Tragödie. Indeſſen zogen doch beyde den Shakſpeare und Milton wieder aus der Vergeſſenheit hervor; Pope's Überſetzung des Homer, ſo wenig ſie der Einfalt des alten Sängers entſprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und iſt ſelbſt ein Beweis von dieſer Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt ſich ſchon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine ſo große Anzahl von Verſuchen in derſelben erzeugte. Daß dieſe Gattung an ſich etwas kaltes und unpoetiſches hat, iſt ſchon früher erinnert worden; daß ſie ſich bald erſchöpfen muß, lehrt das Beyſpiel der Engländer von neuem. Indeſſen waren die Gedanken und Betrachtungen bey ihnen oft auch mit Leidenſchaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Empfindungen. Gemäßigter und ſchöner ſprach Thomſon ſein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeſchreibenden Gedichts, die auch bey andern Nationen ſo viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Oſſian ſo viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Oſſianiſche Schwermuth und Youngſche Nachtgedanken, ſo iſt doch allerdings wohl ein Geiſt der ernſten Betrachtung in den lyriſchen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrſchender, als in den franzöſiſchen. Früh ſchon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakſpeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern, je größer nun der Reichthum derſelben iſt, den man aufgefunden hat, beſonders der ſchottiſchen, je mehr ſcheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poeſie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauſpielen ausgenommen. So fing alſo am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poeſie in Frankreich an mit einer ſtrengen zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löſte ſich immer mehr auf in geſellſchaftlichen Witz. In England begann ſie mit ernſten Betrachtungen oder dichteriſchen Naturbeſchreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberey an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlohrnen Poeſie einer noch ältern Zeit. Ob dabey jetzt noch Talente vorhanden ſind, ſelbſt im Stande auf eignem und neuem Wege zu dichten, iſt mir nicht bekannt.

Die Poeſie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bey den meiſten Nationen ſehr in Abnahme, wenigſtens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, ſelbſt in Ländern wo die Poeſie ganz in das Leben verflochten iſt, wie in Spanien, oder wo der Geiſt der Kunſt zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poeſie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, ſo entwickelte ſich dagegen das Theater jetzt deſto mannigfaltiger. Im Metaſtaſio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen ſich ganz vereinzelt alle dieſe Elemente eines poetiſchen Schauſpiels, die auch bey uns, meiſtens aber in wunderlicher Vermiſchung die Bühne erfüllen. Im Metaſtaſio finden wir die höchſte muſikaliſche Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Maſken, und zwar nach italiäniſcher Sitte noch als wirkliche Maſken, nicht wie bey uns in allerley Menſchen verkleidet. In Gozzis fantaſtiſchen Volksmährchen, ſeinen Zauber und Spektakelſtücken, ſehen wir eine wahrhaft poetiſche Erfindungskraft; aber ohne die muſikaliſche Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantaſie, wodurch die Poeſie, die in ihnen liegt, erſt ganz zur Erſcheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man ſchon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt iſt.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern engliſchen Schauſpielen in Vergleich mit den neuern franzöſiſchen daſſelbe rühmen kann, wie von den Romanen; daß ſie als poetiſche Manufakturwaare betrachtet, in Rückſicht der ſaubern, ſorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italiäniſche Theater näher, wegen der Aehnlichkeit mit dem unſrigen, wenigſtens in der äußern Lage, und in der ſpäten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poeſie, oder auch über bildende Kunſt waren freyer, eigenthümlicher, und meiſtens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die franzöſiſchen Schriftſteller dieſer Gattung, entſprachen daher dem deutſchen Geiſte mehr. Doch hat die deutſche Kritik nur die erſte Veranlaſſung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und ſich bald durchaus ſelbſtſtändig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unſrer Litteratur.

Wichtiger als alles was zu der dem Schönen gewidmeten Litteratur gehört, ſind die großen Muſter der Geſchichtſchreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgeſtellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigſtens dadurch, daß ſie die erſten waren, weßhalb ſie auch den Geſchichtſchreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird giebt, wenn ich nicht irre, die erſte Stelle unter den [illegible] merkwürdigen eingeräumt. So heilſam die ſkeptiſche Denkart dem hiſtoriſchen Schriftſteller für die Unterſuchung der Thatſachen iſt, wo ſie faſt nicht zu weit getrieben werden kann; ſo wenig iſt doch dieſe Denkart, wenn ihre Zweifel alle ſittlichen und religiöſen Grundſätzen angegriffen, erſchüttert und aufgelöſt hat, demjenigen angemeſſen, der als der Geſchichtſchreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einſeitige Grundſätze, eine Anſicht die nicht ganz die rechte iſt, ſind in dieſem Falle noch beſſer und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Geſinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Oppoſition gegen die herrſchende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem hiſtoriſchen Werk bey dieſer Sinnesart noch ein Intereſſe geben kann. Dieſe Neigung zur Oppoſition iſt unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilſam es nun auch ſeyn mag, daß er, da übrigens in der Litteratur Englands der republikaniſche Geiſt der Whig-Parthey vielleicht für das fernere Wohl der Nation, auch jetzt noch wie damahls, viel zu allgemein herrſchend iſt, die Gegenſeite ergriffen, und einen wichtigen Theil der engliſchen Geſchichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schickſale der Stuarts und für die Grundſätze der Tory's dargeſtellt; er bleibt deßfalls doch mehr nur ein höchſt merkwürdiger Partheygeſchichtſchreiber, in ſeiner Art und Anſicht allerdings der erſte, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geiſt und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten iſt er ganz ungenügend, weil er für dieſe keine Liebe hatte, und ſich nicht in dieſelben zu verſetzen weiß. In der Schreibart iſt Robertſon der anziehendſte; ſein Ausdruck iſt gewählt, und auch obwohl geſchmückt, dennoch klar und ohne Künſteley. Deſto ſchwächer iſt er von einer andern Seite, welche freylich die wichtigſte ſeyn ſollte, als Geſchichtforſcher in Rückſicht auf den Inhalt. Wie unzuverläſſig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatſachen ſey, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, ſo ſehr man auch bey dem ſinkenden und entarteten Geſchmack in der Schreibart, die ſeinige als ein Vorbild aufzuſtellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl iſt er auch darin noch zu Wort- und Antitheſenreich. Die Schönſchreiberey und das Streben nach einer durchaus künſtleriſchen und redneriſchen Behandlung in der Geſchichte, ſcheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu ſeyn. Wollen wir die Geſchichtſchreibung als eine Kunſt behandeln, ſo wird es ſchwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können ſie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmalle ſeine Schriften dieſelben Wendungen des Ausdrucks gebrauchen; ſo daß in vielen, obgleich das Einzelne künſtlich ausgearbeitet iſt, das Ganze doch völlig ungeſchickt erſcheint, weil der Vortrag der herrſchenden Stimmung des Inhalts nicht angemeſſen iſt.“ Hieronymos, der Philoſoph [a]) ſagt: „Leſen könne man ſeine Reden wohl ſchön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieſer Abſicht angemeßnen Gebehrdung in Volksverſammlungen herſagen keinesweges. Denn was das wichtigſte iſt und die Menge am meiſten zu bewegen pflegt, das Leidenſchaftliche und Beſeelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Geſpannte aber und das Gelaſſene zu miſchen und abwechſeln zu laſſen, und mit Leidenſchaft erregenden Gegenſtänden zu durchflechten, das habe er vernachläſſigt. Überhaupt aber ziehe er ſich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorleſenden Knaben

---

a) Dieſer Hieronymus, welchen Dionyſios hier zur Beſtätigung ſeines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetiſchen Schule, welcher über viele Gegenſtände der Kunſtlehre Schriften hinterlaſſen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie ſehr man in Proſa Verſe vermeiden müſſe, und wie ſchwer dieß ſey, ſagt: „Aus vielen Schriften des Iſokrates hat Hieronymus etwa dreyßig Verſe aufgeſucht, meiſtens ſenariſche, d. h. iambiſche Trimeter, doch auch Anapäſte. Was kann häßlicher ſeyn, als dieß? Freylich iſt er beym Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erſte Sylbe vom erſten Wort eines Gedankens weggenommen, und wieder die erſte Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf dieſe Weiſe iſt der Anapäſt herausgekommen, welcher der ariſtophaniſche genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieſer Verbeſſerer ſelbſt gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bey genauer Unterſuchung gefunden habe, ſich unbedachtſamer Weiſe einen Senarius entwiſchen laſſen.“

lich die Geſchichte mehr als Wiſſenſchaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten ſo unendlich reicher ausgeſtattet ſind, als ſie es waren. Hat man dieſes Ziel im Auge, ſo iſt eine ganz einfache Schreibart die beſte, wenn ſie nur ſorgfältig, überall angemeſſen, leicht und klar iſt, ohne überflüſſige Worte, geſuchte Kunſt oder Nachahmung von redneriſchen Wendungen und Prachtſtücken. Sehr reichhaltig in Gedanken iſt Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen faſt durchgehends vortreflich ausgearbeitet finden, aber ſie iſt zu gekünſtelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl iſt voll von lateiniſchen und franzöſiſchen Wendungen und Worten; die engliſche Sprache, als eine von gemiſchter Natur, hat in Rückſicht der Worte und Wendungen, welche ſie aus dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen, zu ſo vielen andern ſchon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für ſich keine ganz feſte Gränzlinie. Jene halblateiniſche und geſuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon ſich auszeichnet, ward beſonders durch den Kritiker Johnſon verbreitet; jetzt ſcheint man wenigſtens in den Grundſätzen davon zurückgekommen zu ſeyn, und betrachtet dieſe Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geiſt der Sprache. Im Innern iſt Gibbon's Werk, ſo lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Geſinnung, und durch den Voltairiſchen Geiſt und Hang zur Religionsſpötterey, der eines Geſchichtſchreibers ſo ganz unwürdig iſt, und bey Gibbon's geſuchter und wie gedrechſelter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, ſondern bloß als das Streben darnach erſcheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an dieſen drey großen engliſchen Geſchichtſchreibern bemerkte, deren Verdienſte außerdem hinreichend anerkannt ſind, ſo erſcheinen ſie dennoch um ſo vorzüglicher, und als die Erſten ihrer Gattung, wenn man ſie mit ihren Nachfolgern zuſammenſtellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italiäniſcher Bildung ausgeſtatteten, aber dennoch trocknen und ſchwerfälligen Roſcoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und claſſiſch ſchreibenden Coxe, der in der Geſchichtforſchung meiſtens eben ſo ungenügend iſt, mit Robertſon, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die hiſtoriſche Kunſt in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu ſeyn ſcheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer feſten und befriedigenden Philoſophie, der ſelbſt bey jenen Erſten ſehr fühlbar iſt. Ohne über das Woher und Wohin des Menſchen überhaupt etwas zu wiſſen, iſt es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die

Schickſale der Nationen nicht möglich ein Urtheil, oder auch nur eine beſtimmte Meinung und Anſicht zu haben. Ueberhaupt ſollten beyde, Geſchichte und Philoſophie, immer ſo ſehr als möglich verbunden ſeyn. Ganz getrennt von der Geſchichte, und ohne den Geiſt der Kritik, welcher eben nur aus dieſer Verbindung hervorgeht, kann die Philoſophie nichts anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelweſen. Ohne den beſeelenden Lebensgeiſt der Philoſophie aber, iſt die Geſchichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Reſultat. Der Mangel an befriedigenden Ueberzeugungen und Grundſätzen zeigt ſich nirgends auffallender als in der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit, die beſonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutſchland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reiſebeſchreibungen nahm man die Züge um ein Gemählde aufzuſtellen von dem Fiſcher, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder ſtädtebewohnenden und Handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geſchichte der Menſchheit, und es enthielten dieſe Verſuche auch manche im Einzelnen und an ſich recht gute und brauchbare Bemerkungen. Dieß war ſelbſt da der Fall, wo man den Menſchen mehr in ſeiner körperlichen und natürlichen Beſchaffenheit, ſowohl die der weißen als der ſchwarzen, rothen und gelben Menſchengattung betrachtete. Was war aber damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geſchichte der Menſchheit verdienen würde; die Frage, was der Menſch denn eigentlich ſey, wie er urſprünglich beſchaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zuſtand gerathen, worin wir ihn jetzt ſehen? Die Antwort auf dieſe, doch allerdings geſchichtliche Frage, womit alle Geſchichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philoſophie; nähmlich diejenige Philoſophie, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verſtehen. In jener falſchen Geſchichte der Menſchheit, einer würdigen Ausgeburth der verkehrten ſinnlichen und materiellen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Menſch aus dem Schlamm empor gewachſen ſey, wie ein Erdſchwamm, nur daß er beweglich iſt und Bewußtſeyn hat. Doch hat er nach derſelben Anſicht dieſes freylich nur ſehr allmählig erhalten und das Kunſtſtück in ſolche Geſchichten der Menſchheit beſteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verſtand und Geiſt, ſammt aller Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehen zu laſſen. Je näher man dabey den Menſchen von dem Orang-Outang, dem Lieblinge ſo vieler Philoſophen des Jahrhunderts, entſtehen laſſen konnte, für ſo philoſophiſcher galt es.

Die von Baco ohne ſeine Schuld veranlaßte, von Locke zuerſt in den weſentlichen Grundſätzen aufgeſtellte Philoſophie der Sinnlichkeit, welche ſich in Frankreich nach allen ihren unſittlichen und zerſtörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in dieſem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was dieſe erheiſcht, dem entgegenſtand; welche durch eine ſolche Entwicklung deſſelben Syſtems wie in Frankreich allerdings und unausbleiblich würde zerſtört worden ſeyn. Auch von Natur war der Geiſt der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und ſkeptiſche Seite jener Philoſophie zu ergreifen, als die materielle und atheiſtiſche. Schon Berkeley gerieth durch Locke's Syſtem auf die ſeltſamſte Vorſtellungsart, da er ſeinen religiöſen Glauben dabey behaupten und damit vereinen wollte, und dieſer zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenſtände in unſern Geiſt hinein kommen, ſo daß er Vorſtellungen von ihnen haben kann, dieß ſchien der damahligen Philoſophie unbegreiflich, und mußte ihr ſo erſcheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, iſt doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen ſolchen Eindruck vom Gegenſtande, nicht den Gegenſtand ſelbſt und an ſich, der uns ewig zu fliehen ſcheint. Betrachten wir die Natur als ſelbſt belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das Wort des Lebens, ſo löſt ſich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwiſchen zwey lebenden und auf einander wirkenden, geiſtigen Naturen, ein drittes, ſcheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand ſeyn kann, das iſt uns nicht unverſtändlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir ſelbſt nicht anders leben und wirken, ja auch in uns ſelbſt eigentlich niemahls allein ſind, und mit uns ſelbſt nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zuſammenhange bleiben können. Die einfache Anſicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geiſtes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denſelben ſey, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geiſtes, und mit der lebendigen Ueberzeugung von deren Daſeyn verlohren. Und ſo gerieth die ſinnliche Philoſophie über ihre erſten Grundſätze, ihre eigenen weſentlichſten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andre. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenſtände gebe, ſondern Gott unmittelbar alle Vorſtellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andre Anſicht, auf die ſkeptiſche, welche bey den unauflöslichen Zweifeln ſelbſt ſtehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß ſelbſt läugnet. Er hat eigentlich durch ſeine alles durchdringende, und alles erſchütternde ſkeptiſche Denkart den Gang der engliſchen Philoſophie entſchieden. Denn ſeit Hume iſt nichts weiter geſchehen, als daß man durch allerley Bollwerke den ſchädlichen praktiſchen Einfluß jener ſkeptiſchen Denkart abzuwehren und durch verſchiedene Stützwerke, und Nothhülfen das Gebäude aller ſittlich nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten ſuchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt iſt alſo nicht bloß bey Adam Smith, ſondern in der geſammten engliſchen Philoſophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unſichtbare Herrſcher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indeſſen die ſtete und allgemeine Beziehung auf dieſen Mittelpunkt iſt, zum entſcheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wiſſenſchaft iſt dieſer Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich ſind jene Stützwerke, und ſelbſt für das praktiſche Leben werden ſie auf die Dauer nicht halten, weil deſſen Gang immer früh oder ſpäter durch die innere Ueberzeugung und Entwicklung des Geiſtes beſtimmt und beherrſcht wird. Es ſind die beyden Sybogate, in Ermanglung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für dieſe ſelbſt, der gemeine und geſunde Menſchenverſtand, für die Sittenlehre aber das ſittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verſtand, wenn er ſich auch nicht bloß für allgemein und geſund hielte, ſondern es im vollkommenſten Sinne wirklich wäre, würde doch in ſeinen Entſcheidungen, wenn dieſe als das Letzte gelten, und nicht weiter unterſucht werden ſollen, vielmehr die Frage der Philoſophie abſchneiden, als löſen und beantworten. Aber die angebohrne Wißbegierde läßt ſich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt noch ſo oft abgewieſen, immer wieder. Das ſittliche Gefühl und Mitgefühl, iſt für die Sittenlehre allein ein zu ſchwankendes Weſen; wenn nicht ein ewiges Geſetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl ſich herleiten läßt, ſondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feſte Ueberzeugung, ein beſtimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die engliſchen Philoſophen auf die Ausſprüche des geſunden Verſtandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden ſittlichen Grundſätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, iſt wie dieſe Grundlage ſelbſt, worauf er gebaut iſt, von ſehr ſchwankender Art. Es iſt nicht, was wir Glauben nennen würden; eine Ueberzeugung und Erkenntniß feſt und unerſchütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als dieſe, nur aus einer ganz andern Quelle geſchöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Ueberlieferung. Es iſt vielmehr dieſer ſogenannte Glaube des geſunden Menſchenverſtandes bey den engliſchen Philoſophen ein gemachter, und an ſich ſelbſt nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr ſo wenig beſtehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenloſen. So iſt alſo dieſe Nation kraftvoll und frey in ihrem ganzen Seyn und Leben, die ſelbſt in der Poeſie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erſcheinung, in der Philoſophie durch ſich ſelbſt auf eine eigne Weiſe gebunden; ſo daß in dieſem Gebiete ſich ihr Geiſt in der neuen Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erſcheint als ſelbſt bey einigen unter den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern. Sind einige Philoſophen in England eigne Geiſteswege, abgeſondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, ſo hat dieß meiſtens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch ſind die mir bekannten Verſuche der Art an ſich nicht ſehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So iſt alſo die philoſophiſche Denkart in England einem Menſchen zu vergleichen, der ein vollkommen geſundes Ausſehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erſte Anfall derſelben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Ganz unterdrücken aber ohne innere Heilung von Grund aus, läßt ſich die Krankheit des philoſophiſchen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht. Ich halte daher für ſehr wahrſcheinlich, ja faſt für gewiß, daß der philoſophiſchen, und was damit nothwendig zuſammenhängt, der moraliſchen und der religiöſen Denkart Englands, noch eine große Kriſis bevorſteht.

Sieht man nicht auf die nächſten praktiſchen Folgen, ſondern bloß auf den innern Gang des Geiſtes ſelbſt, ſo möchte man faſt geneigt ſeyn, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger ſchädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbſttäuſchung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußerſten Irrthums kömmt der Geiſt oft um ſo eher zu ſich ſelbſt, und erhebt ſich aus dem Abgrunde, in den er verſunken war, mit deſto größerer Kraft und Anſtrengung.

Eine ſolche, ſehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philoſophie hat beſonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welzurück, und ſey nicht gemacht, um mit redneriſcher Stimme, mit leidenſchaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdenſprache vorgetragen zu werden.“ Dieß und ähnliches haben auch viele andre geſagt, worüber ich nichts zu ſchreiben brauche. Denn aus den angeführten Beyſpielen vom Ausdruck des Iſokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang ſeiner gegliederten Wortſtellung offenbar werden, und das um Gegenſätze, Gleichheiten und Ähnlichkeiten ſtets bemühte Kindiſche ſeiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieſer Wendungen überhaupt, ſondern nur das Übermaaß; denn viele Geſchichtskünſtler und Redner haben ſie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerſtehen ſie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, iſt er ſehr reich an dergleichen Fehlern. „Ich achte ſie der meiſten Güter ſchuldig, und der höchſten Ehren würdig.“ Hier iſt nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, ſondern auch die Wörter den Wörtern; dem „Meiſten“ das „Höchſten“, dem „Güter“ das „Ehren“, dem „Schuldig“ das „Würdig.“ Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrloſten es wie fremdes“; denn das zweyte Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten iſt dem „Benutzten“ das „Verwahrloſten“ entgegengeſetzt. Er fügt hinzu: „ſondern ſie verpflegten es zwar, wie ihnen zuſtehendes, verſchonten es aber pflichtmäßig, wie ſie nichts angehendes.“ Denn auch hier entſpricht dem „Verpflegten“ wiederum das „Verſchonten“ und dem „Ihnen zuſtehendes“ das „Sie nichts angehendes.“ Und ſogar

chen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Perſon einer Schauſpielerinn, oder ſonſt auf ähnliche Weiſe, treffender als man vielleicht dachte, dargeſtellt und gefeyert worden, wieder gereinigt und der Religion zurück gegeben waren, nachdem ſich auch jene neue Kirche, ohne allen beſtimmten Glauben, die Gott- und Menſchenliebhaberey, oder Theophilantropie, in ihr Nichts aufgelöſt hatte, erhoben ſich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausſchließend jenen berühmten Schriftſteller, der ſeine glänzende und überſtrömende Beredſamkeit ganz der Religion widmete. Denn ſo ſehr es an ſich lobenswerth, ſo ſehr es ganz an der rechten Zeit, ſo nothwendig es für die nächſte Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Chriſtenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in ſeinen wohlthätigen Folgen ſchilderte, ſo iſt dieſer Redner doch mehr nur bey der äußern Erſcheinung der Religion, und bey dem Glanze derſelben ſtehen geblieben, als daß er in den innern Geiſt, das eigentliche Weſen und in die Tiefen derſelben ganz eingedrungen wäre.

Auch noch von andern Seiten her ſuchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philoſophie zu begründen. Selbſt dem Verſuche, den Geiſt deutſcher Forſcher dort bekannter und einheimiſcher zu machen, haben ſich kenntnißreiche

Schriftſteller und berühmte Talente gewidmet. Dieſem Verſuche ſcheinen jedoch bis jetzt noch faſt unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege zu ſtehen; vielleicht weil man dabey gleich zu ſehr ins Allgemeine der ganzen Literatur gegangen iſt, ſtatt ſich auf die zuerſt nothwendige und weſentliche philoſophiſche Belehrung der Nation zu beſchränken. Unſtreitig würde auch eine noch ſo reiche Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, ſo lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Ueberzeugung feſt ſteht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politiſchen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Ueberzeugung iſt das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neueſten franzöſiſchen Litteratur als das wichtigſte und weſentlichſte erſcheint, das iſt die Rückkehr zur höhern ſittlichen, gereinigten platoniſchen und chriſtlichen Philoſophie, wie ſie ſelbſt in Frankreich hie und da aus dem tiefſten Abgrunde des herrſchenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieſelbe ſchon vor der Revolution, ſelbſt in der Zeit des größten Verderbens begonnen, nur daß erſt nach der allgemeinen Rückkehr dieſes Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgeſonderte und beſſer denkende Philoſophen hat es immer gegeben, wie ſehr auch der herrſchende Zeitgeiſt im Allgemeinen verderbt ſeyn mochte. Ich nenne hier zuerſt den Hemſterhuys, der obwohl von Geburth kein Franzoſe, doch in dieſer Sprache ſchrieb; und zwar ſo ſchön und harmoniſch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieſer Seite ſeine ſokratiſchen Geſpräche dem edlen Platoniſchen und philoſophiſch chriſtlichen Geiſte entſprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meiſten wird aber jene Rückkehr durch zwey höchſt merkwürdige und ihrer Abſicht nach ganz ausſchließlich chriſtliche Philoſophen bezeichnet; von denen der eine, St. Martin noch vor der Revolution unter dem Nahmen des unbekannten Philoſophen, viel geſchrieben hat, der andere aber, Bonald ſeit derſelben der beſte und tiefſinnigſte Vertheidiger der altfranzöſiſchen, monarchiſchen Verfaſſung geworden iſt. Beyde enthalten neben dem Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manche weſentliche und ſehr bedeutende Irrthümer. Nicht bloß durch einige franzöſiſche Vorurtheile und dadurch daß ſie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu ſehr in demſelben und beſonders in ihrer Nation befangen ſind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Auch dem Weſentlichen der Anſicht ſelbſt iſt dieſes Irrige beygemiſcht. Bey St. Martin liegt es vorzüglich darin, daß er die Religion, als innere Wahrnehmung und Erleuchtung und eine heilige nur den Erleuchteten mittheilbare Ueberlieferung, zu ſehr von ihrer weſentlichen Form und von der äußern Kirche trennt. Dieß mag in dem Zuſtande kurz vor der Revolution und während derſelben einige Entſchuldigung finden; an ſich iſt es verwerflich, und dem großen und guten Zwecke hinderlich, den er doch ſelbſt mit der ganzen Kraft ſeines Weſens will. Er bekennt ſich zu jener orientaliſch chriſtlichen Philoſophie, welche wie ich ſchon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet ſie von den Schulen und Lehrſtühlen verdrängt ward, ſich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Ueberlieferung erhielt. Wie wenig der genannte Schriftſteller ſelbſt das Verdienſt der Erfindung an dieſer von ihm angenommenen Philoſophie haben, wie manches Mangelhafte auch derſelben, ſo wie er ſie aufgefaßt, beygemiſcht ſeyn mag; immer bleibt es höchſt merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philoſoph auftrat, der ſich ausſchließend der Widerlegung eben dieſer atheiſtiſchen Philoſophie widmete und als Gegenſatz gegen dieſelbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Ueberlieferung gegründete, moſaiſche und chriſtliche Philoſophie verkündigte. Eben ſo merkwürdig iſt es, wenn im Anfange unſers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherſtellung der Religion nur die politiſche Nothwendigkeit und

Aufrechterhaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphiloſoph auftrat wie Bonald, und im Ernſte und aus der vollſten Ueberzeugung den Verſuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Chriſtenthums zu gründen. In philoſophiſcher Hinſicht könnte man ihm dabey den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu ſehr vermengt und faſt identificirt, mithin die letztre nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indeſſen in Frankreich hatte man beyde bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengeſetzt, ſondern völlig außer Berührung kommen laſſen. Viele Vertheidiger der religiöſen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Abſicht gewirkt, weil ſie alle Philoſophie ohne Ausnahme verworfen, da doch die dialektiſche Vernunft und falſche Philoſophie einmahl angebohren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen iſt, als durch die wahre. Bonald befindet ſich in dem entgegengeſetzten Extrem, daß er das Chriſtenthum gar zu vernünftig machen und faſt ganz in Vernunft auflöſen will. Die Wahrheit ſelbſt, wenn ſie den Irrthum zerſtören will, neigt ſich oft etwas zu ſtark und einſeitig zu der entgegenſtehenden Anſicht hinüber. Nach ſolchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, iſt es nicht zu verwundern, wenn der Geiſt anfangs noch unſicher und ſchwankend ſelbſt auf dem beſſern Wege einherſchreitet, wie es in verſchiedener Weiſe auch den beyden größten franzöſiſchen Denkern unſerer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen iſt.

Eine ſolche Rückkehr von innen heraus konnte in England nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenſtände, der Welthandel und die brittiſche Verfaſſung, Indien und der Continent verſchlangen dort in dem thätigſten Lande den Geiſt, der vorzüglich nur in eben dieſer Thätigkeit ausgezeichnet iſt. Es bleibt ihnen dort im eigentlichſten Verſtande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philoſophie, in der ſie aus dieſer Urſache ſogar den Franzoſen beynahe nachſtehen müſſen. Indeſſen hat es doch zu unſerer Zeit auch in England nicht an großen Schriftſtellern, Forſchern und Rednern gefehlt, welche auch ihrerſeits auf eigenthümlichem Wege dieſe große Rückkehr bezeichnen, und als Zeichen der Zeit allein ſtehen in ihrem Lande. Noch hat William Jons keinen Nachfolger gefunden unter den Seinigen, der ihm gleich käme in der großen Art, wie er alle orientaliſchen, beſonders aber die indiſchen Alterthümer und in ihnen die der Menſchheit und der heil. Schrift aufzufaſſen wußte. Schon dieſer Weg, wenn er nur mit Geiſt und Kraft verfolgt würde, müßte frey und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beſchränkungen der brittiſchen Denkart. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, fur Deutſchland inſonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke ein neues Licht aller politiſchen Weisheit und moraliſchen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgeriſſen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philoſophie tiefer eingreifend in das innere Weſen der Staaten, in die religiöſen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaſeyns, als es kaum je noch eine Philoſophie vermochte.

Funfzehnte Vorleſung.

Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoſa und Leibnitz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopſtock; Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottſched und ſogenanntes goldnes Zeitalter. Erſte Generation der neuern deutſchen Litteratur oder Periode der Stifter.

Es könnte ſcheinen, als ſey es überflüſſig, jetzt noch gegen die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts wie gegen den Schatten eines ſchon Abgeſchiedenen, zu kämpfen. Dem iſt aber in der That nicht ſo, wie ſehr man auch nach dem äußern Scheine ſo urtheilen möchte. Ein Uebel iſt darum noch keinesweges ganz vernichtet, weil es weniger ſichtbar wird. In England iſt es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie verſiegenden Kraft der Wahrheit. Aber iſt die Denkart überhaupt, beſonders die der Gelehrten und der Naturforſcher deßhalb ſchon verändert? Keinesweges; wir ſehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte Syſtem herrſchen, welches die Welt überhaupt und alle Erſcheinungen derſelben ganz körperlich aus der Zuſammenſetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine ſolche Erklärung überall unbefriedigend, und auszuführen unmöglich; unter allen Hypotheſen iſt auch für die Wiſſenſchaft, der Materialismus die willkührlichſte und grundloſeſte, ſo wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeiſterung und Religion, in ihren Folgen ſchlechthin zerſtörend. Kommen auch dieſe Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und gradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt iſt, dieſe Folgen zu umgehen ſucht, oder ganz bey Seite läßt, ſo iſt es doch ſchon an ſich ſchmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforſcher Verdienſte haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen in allem was den Menſchen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß ſo tief unter dem Nullpunkte ſtehen ſehen. Dieſes iſt ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige dieſen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutſchland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts die falſche Philoſophie und epidemiſche Vernunftwuth zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemäſſigtere, oder doch eben weil ſie künſtlicher waren, praktiſch nicht ſo ſchädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man ſich aber, wenn man glaubte, das Uebel ſey nur hier bey uns nicht vorhanden geweſen, oder wenn man darum, weil es in andrer Geſtalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Weſentlichen daſſelbe war.

Wenn die deutſche Philoſophie anfangs nicht in ſolche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die franzöſiſche, ſo ward ſie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrſchende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und deſſen was dieſe erforderte, bewahrt wie in England; denn ein ſolches konnte hier bey der künſtlich verwickelten Reichsverfaſſung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchſtens hatte dieſe, in dieß iſt noch nicht hinreichend; in dem folgendem Perioden ſetzt er wiederum dem: „Er würde ſowohl ſelbſt am meiſten gelten;“ das nachfolgende: „Als auch ſeinen Kindern großen Ruhm hinterlaſſen;“ entgegen, und dem: „Noch ahmten ſie ihre Verwegenheiten gegenſeitig nach;“ das darangefügte: „Noch richteten ſie ihre Unternehmungen gegen ſich ſelbſt.“ Ohne auch nur einen kleinen Zwiſchenraum zu laſſen, ſetzt er nach dieſem hinzu: „Sondern ſie hielten es für ein größeres Übel, ſchimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden.“ Auch hier entſpricht dem „Schimpflich“ das „Ruhmlich“ und dem „Getadelt zu werden,“ das „Getödtet zu werden.“ Wenn er nun hier wenigſtens Maaß hielte, ſo wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlaſſen. Demnach ſetzt er in dem folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menſchen nicht vieler Abhandlungen, ſondern nur weniger Bedingungen bedürfen, um ſich über das Allgemeine und über das Beſondre zu vereinigen.“ Das „Abhandlungen“ und „Bedingungen“ endigt ähnlich; und das „Vieler“ und „Weniger“ und „Allgemeine“ und „Beſondre“ ſind ſich entgegengeſetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen geſagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überſchwemmen, und ſetzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten ſie ſo, daß ſie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten ſie anführen, nicht ſie beherrſchen zu müſſen; ſie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an ſich ziehen, und nicht mit Gewalt an ſich reißen. Ihre ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günſtige, ja ſie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, ſonderbar künſtliche Staatsverfaſſung die Wirkung, mit den Formalitäten zugleich den Geiſt der Rechtlichkeit ſelbſt einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entſchiedenen Unrechts wie die von Machiavell oder Hobbes, wenigſtens nicht leicht öffentlich aufkommen zu laſſen, bis die Praxis auch in Deutſchland mit dem fortſchreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtſamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutſche Philoſophie von den größern Verirrungen anfangs abhielt, war vorzüglich daß in ihr mehr Reminiſcenzen aus der ältern Philoſophie und mehr Verbindung mit dieſer zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich faſt völlig abgeriſſen und verloren hatte. Beſonders Leibnitz wirkte in dieſer Hinſicht wohlthätig auf Deutſchland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, ſondern nur deſſen gewaltſamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; ſeine Philoſophie enthielt dennoch, da er eben ſo ſehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiſcenzen dieſer Art in Menge, und je mehr ſeine Hypotheſen ſelbſt nur das, nur äußerſt ſinnreiche und künſtliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu löſen, je mehr enthielten ſie Stoff und Veranlaſſung, wenigſtens auf die Zukunft, für den der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimniſſe der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geiſt und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Uebergange an, von der Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entſcheidenden Wendepunkten des menſchlichen Geiſtes. Da er und ſeine Philoſophie aber faſt nur auf Deutſchland, wenig auf Frankreich, auf England gar nicht gewirkt haben, ſo habe ich ihn auf dieſe Stelle verſpart und dort mit Stillſchweigen übergangen, ſo wie ſeinen Gegner Spinoſa, weil auch dieſer in ſeinem Vaterlande und in England wenig, in Frankreich faſt gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutſchland gewirkt hat. Spinoſa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterſcheiden, allen einzelnen Weſen aber die innere Selbſtſtändigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſönlichkeit, und dem Menſchen die Freyheit abſpricht, überhaupt aber das Unſittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo rohe, daß er vielleicht der älteſte ſeyn kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoſa den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoſa zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, welcher dieſen ſelbſt vollendet, und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bey weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoſa's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht fühlen, und mit ſolchen die ohne es ſelbſt recht deutlich zu wiſſen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, iſt nicht bloß die wiſſenſchaftliche Klarheit und Entſchiedenheit ſeiner Denkart, ſondern auch daß alles in dieſer ſo aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von einem Gefühle beſeelt war. Man kann es nicht Naturbegeiſterung nennen, wie der Dichter, der Künſtler oder der Naturforſcher ſie fühlt; noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände dieſe einen Gegenſtand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt iſt es, was ihn immer bey all ſeinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entſchiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, iſt wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte ſcheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch dieſen Irrthum des Spinoſa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ergiebt ſich noch ein großer Unterſchied. Jene materielle Philoſophie, wenn ſie noch ſo heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erſte hält, iſt ein Irrthum der tief unter die Region des Menſchlichen herabſinkt. Selten wird daher auch bey einzelnen Individuen ſelbſt, die einmahl bis in dieſe Tiefe herabgeſunken ſind, eine Rückkehr zu hoffen ſeyn, ſo leicht es geſchehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn ſie die ſittlichen Folgen jener Philoſophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, ſich mit Abſcheu davon zurückwenden. Die hohe Geiſtigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoſa führt, könnte dagegen ſcheinen, mehrere Mittel und

Wege übrig zu laſſen, um ſich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite iſt ein Irrthum aber um deſto verderblicher, je mehr er geeignet iſt, auch die edelſten und geiſtigſten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen ſind dann nicht ſo praktiſch ſchädlich, aber das Verderbliche wurzelt um ſo feſter im Innern, und wirkt früher oder ſpäter, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerſtörend; wie im menſchlichen Körper eine Krankheit, welche die edelſten Lebenstheile ergriffen hat.

Leibnitzens Philoſophie bezieht ſich faſt ganz auf die des Spinoſa. Sie iſt überhaupt faſt durchaus eine ſtreitende Philoſophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern ſtreitenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philoſophie ſeines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel löſende, die Mängel verbeſſernde, ſich an den Zeitgeiſt und das Zeitbedürfniß anſchließende, keine unabhängige, aus ſich ſelbſt hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherſchreitende. Der litterariſche Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr perſönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmſte aber von allen iſt Spinoſa, mit dem er ſo oft, ja faſt immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unſichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philoſophen, mit welchen er übereinſtimmt, manche die weniger bekannt waren nicht genannt, und die eigentlichen Quellen aus denen er geſchöpft hatte, verſchwiegen. Das Daſeyn einer unendlichen Geiſterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle iſt, entſchieden anzuerkennen, das war nicht in ſeinem Charakter. Seine Hypotheſe dagegen, daß die ſinnlichen Gegenſtände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos ſeyen von einfachen geiſtigen Grundweſen oder Monaden, die nur in einem ſchlummernden Zuſtande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtſeyn entwickelt wären, ſchließt ſich viel zu ſehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheiſten an, und iſt doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwiſchen dieſer und der vollen Anerkennung der geiſtigen Welt. Sein Verſuch, die Hauptſchwierigkeit der damahligen Philoſophie von dem Zuſammenhange zwiſchen Geiſt und Körper, durch die Annahme zu löſen, daß der Werkmeiſter beyde, etwa wie ein Künſtler zwey Uhren, urſprünglich in Uebereinſtimmung gebracht, iſt nur ein ſinnreiches Kunſtſtückchen, wobey eben das vorausgeſetzt wird, daß die Welt nichts anders ſey, als ein künſtliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Böſen, beantwortet dieſe der natürlichen Vernunft ſich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandheit eines geübten Diplomatie kers, der es ſich zur Pflicht macht, die Seite, welche ſeinem Monarchen die vortheilhafteſte iſt, überall herauszukehren, und zu benutzen; wo ſich hingegen etwa eine ſcheinbare oder wirkliche Schwäche finden ſollte, die der Gegner benutzen könnte, dieſelbe ſorgfältig zu verſchweigen, oder dem Auge zu entziehen ſucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philoſophie unmöglich, die Frage von dem Urſprung des Böſen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten ohne entweder das Böſe wider allen geſunden Verſtand ganz zu läugnen, oder deſſen Vorhandenſeyn Gott ſelbſt zuſchreiben zu müſſen, wogegen ſich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire ſeinen ganzen Spott gerichtet hat, daß dieſe Welt unter allen möglichen die beſte ſey, hat in unſern Tagen ihr Gegenſtück gefunden, in der Anſicht eines berühmten Denkers, der weil er alles aus dem Ich herleitet, dem zu Folge dafür hält, die Welt ſey nur dazu hervorgebracht, daß das Ich ſich daran ſtoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln ſoll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie ſie übrigens auch beſchaffen ſeyn möge, tauglich, und alſo immer gut genug ſey. Aber weder dieſe äußerſt ſpartaniſche, noch jene künſtlich diplomatiſche Antwort können dem Gefühl oder der Philoſophie genügen.

Beſonders in Leibnitzens Vorſtellung von Raum und Zeit zeigt es ſich, wie vergeſſen die Anſichten der höhern

Philoſophie ſchon damahls waren, oder doch wie weit abſtehend von der herrſchenden Denkart. Die ältere Philoſophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, und den lebendigen Pulsſchlag in dem Meere der ewigen Liebe. Selbſt der natürliche, ja der ganz ſinnliche Menſch geräth in ein Erſtaunen, welches ſich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er dieſen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermeſſen, aber doch umfaſſen und alſo in ſich begreifen kann. Da eröffnet ſich ihm eine unendliche Tiefe in ſeinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von dieſem Punkt der Gegenwart zurückſinkt in die Vergangenheit, und dann hinausſchaut in die Zukunft. Leibnitz ſah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander beſtehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtsſagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menſchen über die Sinnenwelt zu erheben, am meiſten geeignet iſt. Leibnitzens Philoſophie ward in Deutſchland durch Wolf, eine in den Schulen herrſchende Secte; damit iſt ſie hinreichend charakteriſirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, iſt unterſchieden nach der Richtung die ſie nimmt, nach den Wirkungen die ſie hat. In die Schule eingeſchloſſen, äußert ſich der Sectengeiſt immer nur auf die gleiche Weiſe, als ein todtes Formelweſen, mögen nun Ariſtoteles oder Des Cartes, Leibnitz oder Kant die Meiſter heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu ſtempeln, welche ehemahls in ihrem Geiſte wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indeſſen ward doch dadurch wenigſtens der noch ſchädlichere Sectengeiſt jener das Leben ſelbſt ergreifenden und zerſtörenden atheiſtiſchen Philoſophie der Sinnlichkeit von Deutſchland abgehalten; auch blieb das todte Formelweſen, die Pedanterey nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meiſtens lateiniſch oder franzöſiſch ſchreibend, hatte dennoch das wiſſenſchaftliche Studium der deutſchen Geſchichte und deutſchen Sprache ganz von neuem belebt; und ſelbſt Wolf hatte in ſeinen deutſchen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienſtvolles Beyſpiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philoſophie gebildet, doch als Selbſtdenker von allgemeiner Geiſtesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Dieſe nebſt einigen beſſern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerſt aus der Barbarey hervor, in welche ſie verſunken war, bis alsdann Klopſtock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meiſter und Vater der jetzigen deutſchen Litteratur.

Ehe ich aber dieſe zu ſchildern verſuche, iſt nothwendig noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwiſchen der altdeutſchen und neudeutſchen Litteratur. Zwar hat das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert nur wenige große Schriftſteller in deutſcher Sprache hervorgebracht, aber dieſe wenigen ſind deſto merkwürdiger. Wie die alte Ritterpoeſie und die Kunſt des Mittelalters in den Streitigkeiten des ſechszehnten Jahrhunderts in Vergeſſenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieſes, und des ſiebzehnten Jahrhunderts ſelbſt die Sprache verwildert ſey, das iſt ſchon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen dieſe einreißende Verwilderung gewährte und einen Erſatz für den Verluſt alles Alten wenigſtens in der Sprache, das war die deutſche Bibelüberſetzung. Es iſt bekannt, daß alle gründlichen Sprachforſcher dieſe als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutſcher Sprache claſſiſchen Ausdrucks anſehen, und nicht bloß Klopſtock, ſondern noch viele andere Schriftſteller von der erſten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieſer Norm gebildet, und aus dieſer Quelle geſchöpft. Es iſt bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache ſo viele bibliſche Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen ſind, wie in die deutſche. Ich ſtimme denjenigen Sprachforſchern vollkommen bey, welche dieß für ſehr glücklich halten, Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verabredungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Doch wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn faſt die ganze Rede iſt durch ſolche Wendungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende ſeines Lebens geſchriebenen Reden weniger dieſes Jugendliche, weil ſie, wie mir es ſcheint, durch die Zeit zu reifem Verſtande gelangten. Darüber iſt das bisher Geſagte hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beyſpielen überzugehen, und durch dieſelben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieſes Redners beſteht. Alle Gattungen von Aufgaben, und alle Arten von Reden in einem ſo engen Raum zu bezeichnen, iſt unmöglich. Eine angeführte Volksrede, und einer von den gerichtlichen Vorträgen wird hinreichend ſeyn. Die berathſchlagende Rede iſt diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den ſogenannten bundsgenoſſiſchen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen ſie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeitzigen Abſichten auf die Oberherrſchaft zu Lande und auf dem Meer zu entſagen; indem er ihnen zeigt, daß die Gerechtigkeit nicht nur ſittlicher ſey, als die Ungerechtigkeit, ſondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachläßige im Gange, und die Künſteley der Perioden findet ſich freylich auch hier; doch ſind die der Bühne angemeſſnen Wendungen ſparſam gebraucht. Dieß müſſen die Leſer überſehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerkſamkeit richten. Die Rede fängt ſo an:

16. „Alle welche hieher treten, pflegen zu ſagen,

und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd ſich erhaltenden geiſtigen Kraft, dem Leben und der Einheit herleiten zu müſſen, die das Deutſche in unſern beſten Schriften vor allen andern neuern Sprachen ſo ſichtbar auszeichnet. Was der Katholik, was der neuere proteſtantiſche Gelehrte an Luthers Bibelüberſetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach ſeinem beſondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verſtanden, gedeutet und überſetzt hat, oder auch für das Einzelne geſchichtliche, naturhiſtoriſche, geographiſche, und andere Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreyßig Jahren die Verſuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflöſende Ueberſetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beyſpiel, welches ſelbſt unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat, jemehr hat man, nachdem man von dieſer Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieſer altdeutſchen Bibelüberſetzung anzuerkennen ſich bewogen gefühlt. Zwar gehört ſie nicht eigentlich Luthern allein an, ſie iſt bekanntlich nur durch Auswahl des Beſten aus ſo vielen ſchon vor ihm vorhandnen Ueberſetzungen entſtanden, wobey ihm, was die Erklärung ſelbſt betrifft, noch mancher ſeiner gelehrten Freunde, beſonders Melanchthon beygeſtanden. Nichts deſto weniger bleibt ihm ſelbſt, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geiſt, dieſe große und ſtarke Art des deutſchen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienſt. Denn auch in ſeinen eignen Schriften findet ſich eine Beredſamkeit, wie ſie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur ſelten in dieſer Kraft hervortritt. Freylich hat dieſelbe auch alle die Eigenſchaften an ſich, die man einer durchaus revolutionären Beredſamkeit immer wird nachſehen müſſen. Aber nicht bloß in ſolchen halb politiſchen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innerſten Fugen erſchütternden Schriften, wie die an den Adel deutſcher Nation, findet ſich dieſe Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredſamkeit, ſondern auch in allen ſeinen übrigen Werken. Denn faſt in allen ſehen wir ſeinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen geſtellt. Es liegen ſo zu ſagen zwey Welten mit einander im Streit in dieſer durch Gott und durch die Natur ſo ſtarken, ſo reich ausgeſtatteten Männerſeele, und wollen ſie beyde an ſich reißen. Es iſt überall in ſeinen Schriften, wie ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen einem unerſchütterlich feſten Glauben, und ſeiner eben ſo unbezwinglich wilden Leidenſchaft, zwiſchen Gott und ihm ſelber. Welche Wahl er nun an dieſem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von ſeiner großen Geiſteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt ſo wie damahls das Urtheil nicht anders als verſchieden und ganz entgegengeſetzt ausfallen. Was mich ſelbſt und mein Urtheil über ihn anbetrifft, ſo darf ich es wohl kaum erſt erwähnen, daß mir ſeine Schriften wie ſein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir ſehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und ſich zum Verderben neigt. Was Luthers Geiſteskraft und Größe, abgeſehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung ſeiner Denkart betrifft, ſo ſcheint es mir in der That, daß noch keiner ſeiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und geprieſen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meiſtens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf deſſen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden ſollte; er war der alles entſcheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksſchriftſteller. So merkwürdige, umfaſſende, vielwirkende, durch Geiſteskraft außerordentliche Volksſchriftſteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutſchland. Es war auch, wie ſehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutſchland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachſtehen, ihnen kaum gleich kommen, oder ſie doch erſt ſpäter übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeder im Innern mit ſolcher geiſtigen Kraft ausgerüſtet, als Volk das erſte, ja das einzige in Europa, an welchem ſich dieſe in den Tiefen der Menſchheit ruhende Naturkraft ſo offenbart und bewährt hätte, als das deutſche. Es iſt ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingeſetzt ſey; aber auch das iſt eine Bemerkung aller Zeiten, das aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes ſich vernehmen laſſe. Beydes iſt wohlverſtanden, vollkommen wahr; Wehe denen, welche dieſe Gottesſtimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben wähnen, ſie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Abſichten lenken; da das Volk, klüger als ſie denken, und als ſie ſelber ſind, jene Abſichten recht wohl bemerkt, und ſich ſo leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen ſich wohl diejenigen ſchuldig, welche jene in ihrem Urſprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerſtörung in Bewegung zu ſetzen ſich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar ſeyn wird, ſobald ſie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorſam und Glauben Gottes abgewichen iſt. Beſchränkt iſt auch das Urtheil derer, welche glauben, dieſe Kraft, weil ſie dieſelbe nicht zu achten wiſſen, ſey gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo ſie doch von Alters her und urſprünglich, wie in Deutſchland vorhanden iſt, weil ſie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in ſeltnern Fällen ſich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer Werken im proteſtantiſchen Deutſchlande Gegenſtand und Angelegenheit der Volksſchriftſteller, ſondern auch die Dichtkunſt fiel vorzüglich ihnen anheim, ja ſogar die Philoſophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigſten, den bekannten Meiſterſänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter den Nahmen des teutoniſchen Philoſophen in den proteſtantiſchen Ländern und dem übrigen Europa berühmten chriſtlichen Schwärmer und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen beſitzt Deutſchland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt iſt von zwiefacher Art; theils ſind es Lieder, einzelne, verlohrne Anklänge von der untergegangenen Poeſie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Ueberlieferung durch ſpätere Revolutionen unterbrochen, oder bey einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergeſſen worden iſt. Theils aber wird die Dichtkunſt in ſolchen Zeiten auch vom Volke, für ſein Bedürfniß und nach ſeiner Art ſelbſt geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und

Geiſt, doch im Aeußern handwerksmäßig, und das iſt eben das Eigenthümliche des ſpätern deutſchen Meiſtergeſanges. Ein Handwerker in der Poeſie wie im Leben iſt dieſer Meiſter von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarſte, ſondern auch wohl der kraftvollſte in ſeiner Art, beſonders reich an Witz und von geſundem Verſtand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was dieſe bey ſich in der Litteratur ihrer ältern Zeit gar nicht hintanſetzen und wohl zu achten wiſſen, wenigſtens erfinderiſcher als Chaucer, reicher als Marot, poetiſcher als beyde. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gielt auch von Jakob Böhme, jenem teutoniſchen Philoſophen, der von den gewöhnlichen Litteratoren meiſtens übel behandelt wird. Worin ſein gutes, und auch ſein irriges beſtand, davon bekennen ſie wohl ſelbſt, nichts zu verſtehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu ſeinem Zeitalter ſtand, und durch welchen Zuſammenhang damahls, dieſe und ähnliche Meinungen ſich verbreiteten, davon wiſſen und ahnden ſie gar nichts. Wie wenig es an ſich das rechte Verhältniß ſey, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Litteratur nur todte Formeln auf der Oberfläche ſich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philoſophie aber entweder einer geheimen Ueberlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß ſchwärmeriſch Begeiſterten

ten aus dem Volk anheimfällt, das habe ich ſchon früher erwähnt. Aber ſo war es nun einmahl zu jener Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet ſeyn ſollte, daß die Fantaſie einen bey weitem größern Antheil an den Hervorbringungen ſeines Geiſtes hatte, als ein erleuchteter Verſtand; ſo muß man es geſtehen, daß es eine ſehr dichteriſche Fantaſie war, die wir in dieſem ſonderbaren Geiſte gewahr werden. Wollte man ihn deßfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern chriſtlichen Dichtern, welche überſinnliche Gegenſtände darzuſtellen verſucht haben, mit Klopſtock, Milton oder ſelbſt mit Dante vergleichen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er ſie an Fülle der Fantaſie und Tiefe des Gefühls beynahe übertrifft, und ſelbſt an einzelnen poetiſchen Schönheiten und in Rückſicht auf den oft ſehr dichteriſchen Ausdruck ihnen nicht nachſteht. Was man auch in Rückſicht auf Philoſophie mangelhaftes oder irriges in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geſchichte der deutſchen Sprache darf ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen, denn in wenigen Schriftſtellern hat ſich noch zu jener Zeit der ganze geiſtige Reichthum derſelben ſo offenbart, wie in dieſem; eine bildſame Kraft, und aus der Quelle ſtrömende Fülle, welche ſich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künſtlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunſt- und Sprachgeſtalten nicht mehr beſitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreyßigjährigen Krieges, der in ſeiner Nachwirkung ſo ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geiſteskraft noch gewiſſermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutſchen Geiſtesbildung, der Dichtkunſt und Sprache der Schleſier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er ſchloß ſich zunächſt an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius beſaßen, unter allen Proteſtanten nicht nur die gelehrteſten und aufgeklärteſten, ſondern auch in der Dichtkunſt gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerſpiele in der Landesſprache beſaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt ſein Werth nicht; auch ſeine dramatiſchen Verſuche in freyen Ueberſetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen weſentlichen Erfolg gehabt. Selbſt bey ſeinen eigenthümlichen lyriſchen, vermiſchten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das ſehen, was er hätte werden können nach ſeiner Natur, und nach dem was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden iſt. Man iſt gewohnt, ihn den Vater der deutſchen Dichtkunſt zu nennen; es ſcheint mir aber als ob wenigſtens ſeit Klopſtock, von den undankbaren Söhnen nur ſehr wenige mit dieſem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroiſchen Dichter beſtimmt. Das hatte er auch im Sinne, für die deutſche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältniſſen umhergeworfen, ſtarb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ ſeine Abſicht, und ſeine Poeſie unausgeführt. Wohl aber ſpürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derſelben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht, und auch in der Sprache iſt eine kunſtloſe naive Einfalt bey der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl ſpäterhin nur ſelten, oder eigentlich nie ganz ſo wieder erreicht worden iſt, und in deren Rückſicht ich Opitz bey weitem den Vorzug vor Klopſtock geben würde, der doch in ſeiner Zeit ſo hoch über allen andern ſteht.

Neben Opitz iſt unter den ſchleſiſchen Dichtern dieſer Zeit, beſonders noch Flemming ausgezeichnet, der was ihm Freundſchaft, Leidenſchaft und Liebe im eignen Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reiſe über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Perſien und bey ſeinem dortigen Aufenthalte ſah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientaliſch farbenreichen Fantaſie in ſeinen Liedern und Gedichten darſtellt; nur in der Sprache iſt er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber ſchon, daß dieſe Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutſche, ſondern nur ſchleſiſche Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als ſolche wenigſtens angeſehen wurden. Je mehr ſeit dem unglücklichen Bürgerkriege, deſſen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Argliſt fremder Staatskunſt genährt, dreyßig Jahre lang Deutſchland verheerte und verwüſtete; je mehr ſeit dem noch unglücklichern Frieden von 1648 die Kraft der deutſchen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutſchen Poeſie der Stoff aus, und endlich ſank ſie faſt ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig ſpielenden Künſteley, wie meiſt immer geſchieht, wo ſie keinen rechten Gegenſtand mehr hat, und das wahre Leben ſchon entflohen iſt. Dieſen unechten Geſchmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenſtein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrſchend. Es war dieſer Zeitraum von 1648 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarey, und eine Art von Zwiſchenreich und chaotiſchem Mittelzuſtand in der deutſchen Litteratur, wo die Sprache ſelbſt zwiſchen einem ſeynſollenden Halbfranzöſiſch, und das ſey das größte und wichtigſte für den Staat, worüber ſie Rath ertheilen wollen. Indeſſen wenn ſich eine ſolche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenſtand ſchickt, ſo ſcheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemeſſen, damit den Anfang zu machen. Denn wir ſind hier zuſammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathſchlagen, welche den großeſten Einfluß im menſchlichen Leben haben; und wer über ſie richtige Entſchlüße faßt, muß alſo nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß iſt die Wichtigkeit der Gegenſtände, wegen welcher wir verſammelt ſind! Aber ich ſehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Geſetz der Gleichheit anhört, ſondern euren Geiſt zu den einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es iſt nicht befremdlich, daß ihr ſo handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu ſtoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünſchen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geſchlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden ſind, und da ihr diejenigen, welche dieſe Kunſt im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeſchäften euch nicht ſo gegen ſie verhaltet; ſondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beyfall geben, dennoch ihnen ſelbſt offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf ſinnen und nachforſchen, nicht was dem Staat nützlich ſeyn wurde, ſondern Reden, wie ſie euch gefallen können, zu ſagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Hauſe unter euch zuſammengefloſſen iſt. Denn es iſt allen offenbar, daß euch die beſeinem verwilderten Deutſch ſchwankend, zugleich verkünſtelt war und doch gemein. Auch in Rückſicht des politiſchen Zuſtandes, war die Zeit unmittelbar nach dem weſtphäliſchen Frieden für Deutſchland die ſchmachvollſte und unglücklichſte. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob ſich Deutſchlands Kraft von neuem; Oeſterreich erſtieg wieder den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der erſten Thronen in Europa wurden von deutſchen Fürſtenhäuſern beſtiegen, während eines derſelben in Deutſchland ſelbſt zur königlichen Würde emporſtieg. Dieß alles mußte wenigſtens allmählig günſtig und erweckend auch auf den Geiſt, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürſten waren ſelbſt durch das Intereſſe des Staates aufgefordert, die Wiſſenſchaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur ſehr langſam und anfangs ſchwach, denn die Hinderniſſe waren groß, Sprache und Kunſt ſelbſt auf falſchem Wege verirrt. Die erſten in Gedanken und Sprache beſſern lyriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils auch wie ihre Vorgänger im ſiebzehnten, auf dieſelbe Gattung galanter Hof- Staats- Feſt- und Gelegenheitsgedichte beſchränkt. Die, welche in der Sprache die ſorgfältigſten waren, Hagedorn und nach ihm Utz, ahmten allzu oft nur franzöſiſche oder engliſche Dichter obſchon nicht unglücklich nach, ſeltener nur ſprachen ſie ſich ſelbſt aus, in Gedichten eigner Erfindung, und in diedern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit wie Gleim, am meiſten Dichter genannt zu werden verdienen, ſind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entſchieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienſt, wenn man, was ſie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarey zuſammen hält, aus dem ſie dieſelbe wieder herausarbeiten mußten, und ſie darnach beurtheilt. Noch größer erſcheint dieß Verdienſt, wenn man auch die ungünſtigen Umſtände und Verhältniſſe mit erwägt. Einige von jenen erſten Bearbeitern der deutſchen Sprache und Dichtkunſt ſtarben früh, wie Kleiſt, dem auch ſo vielleicht die Palme unter allen gebührt, Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bürgerliche und praktiſche Leben über, ließen ſich im Auslande nieder, oder wurden doch ſonſt zerſtreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friederich dem Zweyten erwartete. Man pflegt in den neueſten Zeiten dieſen König von Preußen wohl damit zu entſchuldigen, daß man ſagt, deutſche Sprache und Gelehrſamkeit ſeyen, wie er auf den Thron kam, in einem ſolchen Zuſtande geweſen, daß man ſich nicht verwundern dürfe, wenn ein ſo geiſtvoller Monarch ſich mit Ekel und Geringſchätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber iſt dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutſche Sprache und Geiſtesbildung zu thun, zu deſſen Zeit Klopſtock, Winkelmann, Kant, Leſſing und neben dieſen Geiſtern von erſter Größe, ſo manche andere verdienſtvolle Männer, zum Theil in ſeinen eignen Staaten gebohren, der Wiſſenſchaft und der Kunſt lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von ſolcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Mettrie, gewiß eben nicht die auserleſenſten der franzöſiſchen Litteratur. Man darf es daher Klopſtocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbſtgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläſſigung deutſcher Kunſt und Sprache ſich ſelbſt ſo zu ſagen, perſönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freylich ſehr zu des Königs Nachtheil, denſelben in dieſer Beziehung mit Caeſar zuſammenſtellt. Zu deſſen Zeit ward auch in Rom mehr griechiſch, ſchlecht oder gut geredet und geſchrieben, als nur irgend franzöſiſch im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland. Claſſiſche Geiſteswerke hatte die römiſche Sprache damahls auch eben ſo wenig, oder doch nicht beſſere aufzuweiſen, als die neuere deutſche Litteratur vor 1750. Gleichwohl hielt Caeſar es der Mühe werth, ſeiner Sprache die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit zu widmen, ja ſelbſt Forſcher und Sprachlehrer in ihr zu ſeyn. Dadurch ward er der erſte Redner ſeiner Zeit und einer der erſten Schriftſteller in ſeiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu ſeyn, noch niemanden gelungen iſt. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls ſo allgemein erſehnte deutſche Gelehrten Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde ſich glücklicher und ſchneller entwickelt, dagegen aber die deutſche Litteratur überhaupt vermuthlich einen beſchränktern Geiſt und Umfang, und ſtatt des allgemein deutſchen zu ſehr einen beſondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas ſchnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr bis jetzt noch am meiſten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freyheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entſchuldigung Friedrichs des Zweyten ausgeht, iſt nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünſtigung der Wiſſenſchaften überall warten wollen, bis es Schriftſteller in Menge giebt, bis dieſe durch ſich ſelbſt hinlänglich berühmt, und vielleicht ſchon in ihrer Kraft erſchöpft und abgelebt ſind; ſo bleibt ihnen freylich nichts übrig, als die erprobteſten unter den Schriftſtellern, die unſchädlichſten und invalideſten in einer Art von Verpflegungsanſtalt, unter dem Namen einer Akademie der Wiſſenſchaften zuſammen zu thun. Wollte man aber den Geiſt einer

Nation wahrhaft bilden und leiten, ſo müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente ſich bemeiſtern, ihnen freyen Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopſtocken iſt für ſeine Perſon jenes Gefühl um ſo eher zu verzeihen, da er unſtreitig fähig geweſen wäre, nicht bloß in der Dichtkunſt, ſondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Litteratur einen neuen Geiſt und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böſes Voltaire in Frankreich, eben ſo vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopſtock nach ſeinem umfaſſenden Geiſte in Deutſchland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopſtock ſtand ganz einſam, und faſt allein damahls in der deutſchen Welt mit ſeinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verſtanden ward. Es blieb ihm alſo nur übrig, es in ſeiner Poeſie nieder zu legen. Mit der Meſſiade beginnt eigentlich der höhere Aufſchwung der neuern deutſchen Litteratur; ſo unermeßlich iſt das Verdienſt derſelben, beſonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meiſtens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigſtens im Gangen nie wahrhaft wirkſam, in das lebendige Gefühl übergieng. Der Plan leidet an denſelben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieſer Art, und über ſolche Gegenſtände ganz hat löſen können. Am glücklichſten iſt Klopſtock überhaupt als Dichter wohl in den elegiſchen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Miſchung der elegiſchen Gefühle, weiß er als Meiſter darzuſtellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange ſeiner Empfindung ſich überlaſſen mag. Selbſt für einen der gefallnen Geiſter, den Abbadona, weiß er das innigſte Mitgefühl zu erregen. Es iſt aber noch ein anderes Element in ſeiner Poeſie, außer jenem elegiſchen Gefühle, was oft ſtörend wirkt. Dieſes iſt die rhetoriſche Kunſt, die ihn bisweilen zu Uebertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Proſa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverſtändlichkeit abſchärft und zuſpitzt, in dem epiſchen Gedicht aber, in den entgegengeſetzten Fehler kunſtreicher, aber allzulanger Reden ſich ergießt. Sind ſchon im Virgil und Milton die Reden nicht geſpart, und oft von einer beträchtlichen Länge, ſo trifft der gleiche Vorwurf die Meſſiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle dieſe himmliſche Perſonen ſich der menſchlichen, ja der deutſchen Sprache bedienen dürſen, ſo wird doch niemand ſich leicht überreden können, daß dieſe geiſtigen Naturen ſich ſo gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen ſollten.

Daß nicht bloß die Nation, ſondern auch der Dichter ſelbſt unbefriedigt war, und mit ſich ſelbſt nicht Eins über das Ganze der Meſſiade, das kann auch der große Abſtand beſtätigen, welcher die zweyte Hälfte des Gedichts von der erſten unterſcheidet.

Es lag in Klopſtocks Geiſt ein erhabener Begriff von einer neuen und beſonders deutſchen Poeſie. Mit mächtiger Hand ſtellte er gleichſam die äußerſten Endpunkte hin zu dieſem großen Entwurf, den er freylich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Chriſtenthum in der Meſſiade, auf der andern die nordiſche Mythologie und altgermaniſche Vorzeit erfaſſend, als die beyden Hauptelemente aller neuern europäiſchen Geiſtesbildung und Dichtkunſt. Die nordiſche Mythologie und Edda fingen däniſche Forſcher und Dichter damahls ſchon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienſt, woran denn auch Klopſtock Theil nahm; nur daß einzelne lyriſche Gedichte und abgeriſſene Anſpielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordiſchen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poeſie einzuführen; was nur durch ausgeführte darſtellende Werke geſchehen kann, wie es die däniſchen Dichter thaten.

Von Klopſtocks *Herrmann*, nebſt dem Meſſias dem größten ſeiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegiſchen Gefühls in ſeiner Poeſie ſchon geſagt worden iſt, ſo wie über den Mißbrauch des rhetoriſchen Scharfſinns. Als dramatiſches Gedicht war es freylich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch ſpäter, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Uebungen und Verſuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetiſchen. Es waren nur die beyden äußerſten Endpunkte der neuen deutſchen Poeſie, welche Klopſtock ergriff und aufſtellte; alles was in der Mitte lag zwiſchen dem Chriſtlichen und Nordiſchen, und eben aus dieſer Vereinigung hervorgegangen iſt, war ausgelaſſen; das ganze Mittelalter, die tauſend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den weſtphäliſchen Frieden, wenn man dieſen, wie billig auch in dieſer Hinſicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie anſehen will, wo die Poeſie in der Geſchichte aufhört. Es fehlte alſo grade die Region, welche ſich jederzeit als die fruchtbarſte für die neuere Dichtkunſt bewährt hat, und in welcher ſie auch, wenn ſie einen hiſtoriſchen Gehalt haben, und national ſeyn ſoll, nicht eben ganz ausſchließend, aber doch vorzüglich verweilen und ſich anſiedeln muß. Dieſe große Lücke, welche Klopſtock noch gelaſſen hatte, auszufüllen, dahin wirkten ganz beſonders zwey Schriftſteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantiſchen Rittergeſang und zog die altdeutſchen Reichthümer in dieſer Gattung zuerſt wieder an das Licht; doch auf eine Art, die für das erſte noch nicht ſo allgemein wirken konnte. Wielands Poeſie ging ganz auf das Romantiſche, was Klopſtock unbearbeitet gelaſſen hatte. Allerdings hätte ein hiſtoriſch romantiſches Gedicht nach Art des Taſſo, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch ſonſt irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu dieſem Zweck wirken müſſen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher faſt ohne hiſtoriſchen Boden, mehr zu einem bloßen Spiel der Fantaſie nach Arioſts Weiſe ſich eignete. Aber auch ſo, und ungeachtet einiger Unvollkommenheiten und allzu modernen Einmiſchungen, war dieſe Erregung des romantiſchen Gefühls von hohem Werth. Schade nur, daß der Dichter dieſe Bahn der fröhlichen Wiſſenſchaft der alten Ritterſänger, und überhaupt die Poeſie ſo bald verließ. Dieſes iſt der größte Vorwurf welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutſche Arioſt, oder doch der Nebenbuhler des italiäniſchen hätte werden können, ſtatt deſſen es vorzog der Nachahmer eines Crebillon in Proſa zu ſeyn; ungeachtet es doch ſo einleuchtend iſt, daß er in dieſer, auch was

Sprache und Ausdruck betrifft, nie ſo glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon ſeinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle ſeine griechiſchen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der erſten Generation iſt Geßner der eigenthümlichſte. Seine Dichtung aber, ſich entfernt haltend von aller beſtimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entſchiedene Dichtung und Mythologie, ſchwebt zu ſehr im Unbeſtimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache iſt er ſehr lobenswerth, nur daß auch hier in der ſonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bey einer ſolchen Poeſie ſich dieſelbe Hinneigung zum Formloſen und Unbeſtimmten offenbart.

In einer Rückſicht wirkte Klopſtocks Lehre und Beyſpiel beynahe ungünſtig auf die deutſche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden verſuchte, war wohl an ſich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zuſtande gänzlicher Verwirrung herauszureiſſen, ſind ſtrenge, kunſtreiche auch fremde Formen ſehr heilſam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläſſigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anſtrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch iſt der alte Hexameter dem deutſchen Ohre ſchon vertraulich geworden.

ſer gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Beſitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem beſaßen; dieſe hingegen erwähnen nichts dergleichen, ſondern daß man Ruhe halten müſſe, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen ſtreben, ſondern mit der Gleichheit zufrieden ſeyn; welches für die meiſten Menſchen unter allem das ſchwerſte iſt. Denn wir hängen ſo an Hoffnungen, und ſind ſo unerſättlich in dem, was ein Vortheil zu ſeyn ſcheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer beſitzen, dabey ſtehen bleiben können, ſondern immer mehr begehren, und ſich der Gefahr ausſetzen, auch das, was ſie haben, zu verliehren. Daher darf man wohl beſorgen, ob ihr nicht auch von ſolcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungeſtüm ſcheinen mir einige in den Krieg zu ſtürzen, als ob ihnen nicht die erſten beſten dazu gerathen, ſondern als ob ſie es von den Göttern ſelbſt gehört hätten, daß wir überall glücklich ſeyn, und die Feinde leicht beſiegen werden. Was ſie ſchon wiſſen, müſſen Vernünftige nicht erſt überlegen, denn das iſt überflüßig; ſondern handeln, wie ſie beſchloſſen haben. Von dem, was ſie noch überlegen, müſſen ſie aber den Ausgang nicht ſchon zu wiſſen glauben, ſondern ſo darüber denken, als vermöchten ſie nur Vermuthungen anzuſtellen, was, wie es der Zufall füge, geſchehen werde. Keines von beyden iſt euer Fall; euer Zuſtand iſt vielmehr ſo widerſprechend wie nur möglich. Ihr ſeyd nähmlich zuſammengekommen, als müßtet ihr das Beſte aus allen Vorſchlä-

So ſehr man indeſſen die Verſuche in fremden Formen als Kunſtübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unſtreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich epiſches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen ſeyn; denn hier iſt die erſte Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Sinn ſondern auch dem Ohre leicht faßlich ſey, und in der Sprache einheimiſch wie von ſelbſt in Geſang übergehe. Bey dem Hexameter tritt noch die beſondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freyer und weniger ſtreng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Feſt bereitet werden ſoll; ſtrebt aber der Dichter dabey nach der höchſten rhythmiſchen Kunſt, ſo kann dieß beſonders in einem längern Gedichte ſchwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangeſetzt würde und ſelbſt die Sprache hier und da Gewalt erleide. Klopſtocks Meſſiade war freylich ſchon ihrem Inhalte nach nicht für die ganz allgemeine Verſtändlichkeit und Wirkung beſtimmt, ſondern auf eine kleine Sphäre beſchränkt; um ſo eher ließe ſich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entſchuldigen.

Gegen die Natur und den Geiſt der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabey ſo weit ging, daß er den Reim haßte, ja ſogar verbannen wollte, worin ihm ſeine Abſicht jedoch nicht gelangen iſt. Eine Gewohnheit die neun hundert, oder tauſend Jahr alt iſt, denn ſo lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutſcher Sprache geübt ward, und durch die ſo lange Uebung tief eingewurzelt in die ganze Structur der Sprache, dieſe iſt ſo leicht nicht auszurotten. Allein es iſt auch nicht bloß Gewohnheit, ſondern der Reim geht aus dem urſprünglichen Weſen der deutſchen Sprache ſelbſt hervor. Klopſtock hat geglaubt, die allerälteſten deutſchen Gedichte und Lieder ſeyen bloß rhythmiſch, und ohne Reim geweſen. Allein das letzte iſt nicht gegründet; es iſt zwar nicht grade unſre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verſe, was darin herrſcht. Aber jene unvollkommneren, aber doch ſehr regelmäßig beſtimmten Anklänge und Reime zwiſchen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verſe; in der Weiſe, welche in den isländiſchen und altſkandinaviſchen Gedichten herrſcht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt iſt, war in der geſammten germaniſchen Sprache herrſchend, und alle noch vorhandenen altſächſiſchen Lieder, ſowohl die in England als die in Deutſchland gedichteten, ſind in dieſer beſondern Art und ältern Form der Reimverſe abgefaßt. Der Uebergang von dieſer Weiſe zum vollkommenen Reim war ſehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutſche Mundarten ſchon in frühen Zeiten ihrer Entwicklung, ſich deſſelben bedienen ſehen. Es hängt dieſes ſelbſt mit dem noch jetzt geltenden Grundgeſetz der deutſchen Ausſprache und Sprache zuſammen. Es beſteht dieſes von allen Sprachforſchern dafür anerkannte Grundgeſetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, beſonders die Stammſylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit ſelbſt ſteigt; wir meſſen die Sylben nicht, ſondern wir wägen ſie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verſtändlichkeit für den Zuhörenden, ſondern in das Wort ſelbſt verſenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bey dieſen als bey der Hauptſache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebenſylben einen Werth zu legen. Auf dieſem, nach dem innern Gehalt ſich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutſchen Ausſprache, ſelbſt der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutſcher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bey uns nicht Längen oder Kürzen wie bey den Alten, die unter ſich für gleich angeſehen werden, ſondern unter den bedeutenden Sylben eine gar nicht zu beſtimmende Menge von Abſtufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieſes iſt das unüberſteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmiſchen Kunſt nach den Grundſätzen der Alten in unſerer Sprache immer nur den einer unvollkommenen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt.

nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um dieſe zu erreichen, müßte man die Sprache und ſelbſt die Ausſprache in ihren innerſten Elementen zerſtören und zerrütten. Eben dieſes Grundgeſetz unſrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die franzöſiſche, iſt der Reim unentbehrlich, ſchon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Abſonderung und Verbindung des Verſes; hierbey kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von ſelbſt ſo zu kommen ſcheint, ſehr in Anſchlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen, wird der Reim wie in der italiäniſchen und ſpaniſchen, leicht die Geſtalt eines bloß muſikaliſchen Sylben- und Wortſpieles annehmen. In der deutſchen Sprache, obwohl ſie dem Stamm und der Quelle näher und friſcher entſproſſen, ſich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgeſetz der Ausſprache, jenes Verweilen bey den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwiſchen dieſen zu bemerken, zu empfinden, zu ſuchen, und endlich zum Reim zu geſtalten. Auf dieſem eigenthümlichen Wege gelangte die deutſche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die franzöſiſche, noch die italiäniſche, oder ſpaniſche Art zu reimen, auf unſre Sprache ganz anwendbar iſt, ſo iſt der Reim ſelbſt doch ihrer Natur gemäß, und wird, ſo lange ſie nur beſteht, nie aus ihr verdrängt werden können.

Dank verdient daher Wieland, wenn er das Spiel des Reims, wie es in jener fröhlichen Wiſſenſchaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegeſang herrſchend war, auch der deutſchen Poeſie zu erhalten ſuchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einſeitigen Eifer jener feyerlichen Eloahſänger, und ungereimten Bardenſchaar, denen Klopſtock, zum Theil freylich ohne es zu wollen, das Daſeyn gab.

Ihn führte grade ſein tieferes Forſchen in der Sprache, weil er überall ſich ſelbſt Bahn machen wollte, hier und da zur Einſeitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung geſichert. Es hätte ſich nach ſo vortrefflichen Vorarbeiten, wie ſchon für die Sprachforſchung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten laſſen. Indeſſen bleibt was Adelung für die Sprache gethan, bey allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewieſen hat, für den gemeinen Gebrauch und den erſten Anfang nicht ohne allen Werth und für ſeine Zeit nicht ohne Verdienſt. Sein Hauptvorurtheil beſtand darin, daß er die Reinheit der hochdeutſchen Sprache, ſo wie er ſie im Raume ſehr eng auf die ehemahlige Markgrafſchaft Meiſſen beſchränkt, alſo auch in der Zeit den echten Geſchmack ſehr eng umzäunen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl ſchnell entſchwandne, aber deſto vollkommnere goldne Zeitalter der deutſchen Litteratur anpries. Was ihm dabey eigentlich den Stab bricht, das iſt ſeine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftſteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der gröſte und erſte iſt, gegen Klopſtock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meiſter, ſondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forſcher tiefer in den Geiſt derſelben eingedrungen war, als Adelung ſelbſt.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigſtens in Rückſicht auf unſre Litteratur, wie geneigt man ſey, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beyſpiel eines Schriftſtellers, aus eben jener ſo beneidenswerth und glücklich erſcheinenden Zeit beſtätigen, der wirklich ſo urtheilte. Gottſched verlegt in einem ſeiner Gedichte dieſe glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des erſten Königs von Preußen. Die Schriftſteller, welche er als die claſſiſchen in dieſer Zeit preiſt, die alſo für die deutſche Litteratur ungefähr das ſeyn ſollten, was Virgil für die römiſche, Corneille und Racine für die franzöſiſche waren, ſind vorzüglich Beſſer, Neukirch und Pietſch. Dieſe Dichter ſind freylich jetzt nicht mehr ſo allgemein bewundert, als Gottſcheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch ſo feſt überzeugt, daß mit ihnen der menſchliche Geiſt ſeinen höchſten

Gipfel, beſonders aber die deutſche Dichtkunſt ihre Vollendung erreicht habe, daß er meynt, das Zeitalter ſey ſchon etwas im Sinken, und man ſpüre ſchon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geſchmack. Dieß ſchrieb er im Jahre 1751, in demſelben Jahre alſo, wo die erſten Geſänge der Meſſiade erſchienen ſind; mit welcher Erſcheinung mir vielmehr, zwar kein ſolches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufſchwung der deutſchen Litteratur zu beginnen ſcheint. Die ſchon eben genannten erſten, beſſern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopſtock bekannt geworden waren, hatten meiſtens nur Lieder, oder ſonſt vermiſchte lyriſche Gedichte hervorgebracht. Durch dieſe kann eine Litteratur, ſo ſehr ihr ſolche, wenn ſie ſchon übrigens im Weſentlichen reich iſt, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerſt und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernſten Inhalts erfordert, ſey es nun geſchichtlich, oder ein epiſches Gedicht, womit eine Litteratur wohl am glücklichſten beginnt. Es iſt wahr, daß die deutſchen Schriftſteller von der erſten Generation meiſtens alle eine vorzügliche und ſehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zuſtand das Bedürfniß einer ſolchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die erſten Anſtrengungen auch hierin ſo wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erſt daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopſtock's Ausdruck in der Proſa, dem in ſeinen Gedichten zu vergleichen iſt, oder wie weit Leſſing's erſte Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von ſeiner ſpätern reifen Schreibart abſtehen. Selbſt für die Sprachentwicklung läßt ſich daher ſchwerlich eine ſolche Abſonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutſchen Litteratur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von 1750—1800 hindurch, faſt von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müſſen; ganz fehlerfrey, auch in dieſer Hinſicht, möchten wohl gar keine zu finden ſeyn. Eben ſo wird man aber überall keinen Mangel haben an Beyſpielen einer nachläſſigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von nicht unbekannten Schriftſtellern.

Es bietet ſich eine andre Eintheilung dar, für die deutſche Litteratur, die ſich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieſelbe in dem genannten, unſtreitig ſehr fruchtbaren Zeitraume von 1750—1800 geſchichtlich betrachtet, ſo kann man allerdings die verſchiedenen Generationen der Schriftſteller ſehr deutlich unterſcheiden. Dieſen Unterſchied aufzufaſſen iſt um ſo wichtiger, da eine jede von dieſen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der

Grund meiſtens in dem äußern Verhältniſſe und in der Zeit ſelbſt lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenſchaften von einem Schriftſteller verlangt, die er in ſeinen Verhältniſſen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht ſowohl ihn, als ſeine ganze Zeit treffen.

Zu der erſten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erſte Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis in den Anfang der ſechziger. Die wichtigſten Dichter dieſer Generation habe ich ſchon geſchildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienſt ſind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieſer Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich wenigſtens, daß der gelehrte Jeſuit, Denis, nebſt vielen andern Verdienſten ſich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, beſonders nach Klopſtocks ernſtem Geſchmack, in dem Vaterlande ſeiner Wahl, dem damahls unter Maria Thereſia nach überſtandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Oeſterreich einzuführen und anzupflanzen.

Von den Proſaiſten gehören zu dieſer erſten Generation einige Philoſophen, die ich ſpäter nennen werde, ſelbſt Kant in Rückſicht auf die Zeit ſeiner Geburth, die Epoche ſeiner Bildung und ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche; vorzüglich aber Leſſing und Winkelmann.

Die Schriftſteller dieſer erſten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an ſich von der ungünſtigen Lage, in welcher die vernachläſſigte deutſche Sprache und Kunſt ſich damahls befand, aus welcher ſich beyde erſt herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hinderniſſen und Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten. Wie ſehr dieß ſelbſt bey Winkelmann der Fall war, obgleich ſeine erſten, öffentlichen Verſuche ſchon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung ſeines Andenkens, durch die Bekanntmachung ſeiner Briefe aufgedeckt. Kant iſt die Spuren und Nachwirkungen dieſes langen, harten, mühſeligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Leſſings Jugendverſuche, beſonders die dichteriſchen, ſind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er gebohren wird, auf eine oder die andre Weiſe zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit verſetzen uns überhaupt, Klopſtock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Beſtellung gemachten Carmina. Klopſtock entwickelte ſich als Dichter am freyſten und ſchnellſten, doch läßt ſich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl ſeiner Werkzeuge und Gegenſtände, in der Anlage ſeines Planes manche Mißgriffe, die ſelbſt die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, gen auswählen, und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünſchen gemäß reden, als wüßtet ihr ſchon ganz klar, was zu thun ſey. Ihr ſolltet vielmehr, um das öffentliche Beſte ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerkſamkeit richten, welche ſich euren Meynungen widerſetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche ſagen, was ihr verlangt, leicht täuſchen können. Denn das nach Wunſch Geſagte verfinſtert die Einſicht des Beſten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beyfall ſtreben, ſondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht beſorgen. Denn es iſt unmöglich, daß ſie euch von eurer Überzeugung abbringen konnten, ohne die Heilſamkeit ihrer Rathſchläge einleuchtend zu beweiſen. Außerdem aber, wie konnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathſchlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem ſo wie dem andern zuhörte? Ich erſtaune ſowohl über die Älteren, daß ſie vergeſſen, als auch über die Jüngeren, daß ſie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu ſuchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche ſo leicht fur den Krieg entſcheiden, in großes Unglück gerathen ſind. Daran denken wir ganz und gar nicht, ſondern ſind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringſten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hulfe zu ſenden, und mit den erſten den beſten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unſer eigner Staat ware, den wir in Gefahr ſetzen. Daran iſt würde vermieden haben, wenn er ſich ſeinen Weg nicht ganz hätte ſelbſt bahnen müſſen, wenn er ſchon große Vorarbeiten und Verſuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor ſich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftſteller der erſten Generation, eben dadurch, daß ſie die Erſten waren, nach der damahligen, anfangs ſehr ungünſtigen äußern Lage der deutſchen Litteratur trafen. Aber auf einen ſtarken Geiſt wirkt das Ungünſtige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu deſto größerer Anſpannung und Erhebung der Kraft. Beſonders dahin, daß er dieſe mit ganzem Ernſt deſto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel ſeiner Begeiſterung, und auf ein großes Werk ſeines Lebens richtet. Dieſes Concentriren aller Kraft auf ein großes Ziel, findet ſich außer Klopſtock vorzüglich auch bey Winkelmann, und auf andre Weiſe ſelbſt bey Kant. Späterhin hat ſich unſre Litteratur, beſonders aber die Poeſie vielfältig zu ſehr vereinzelt und leichtſinnig zerſplittert. Durch dieſen Ernſt, durch dieſes hohe Streben ſind denn auch die vorzüglichſten jener erſten Generation die eigentlichen Stifter unſrer neuen deutſchen Litteratur geworden; nebſt Klopſtock und Leſſing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunſtſchönen eine ſo entſchiedene und charakteriſtiſche, vielleicht oft zu ausſchließende, vorherrſchende Eigenſchaft derſelben wurde. Es iſt eine bloß künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht, vorzüglich ſeit jener Zeit, ohne daß er ſelbſt die Schuld davon trüge, in der deutſchen Litteratur und Denkweiſe faſt die allein herrſchende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, ſittlich nationale Beziehung oder religiöſe Geſinnung den Vorrang behaupten und das Erſte ſeyn ſollte.

Sechszehnte Vorleſung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialiſchen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur und lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik. Leſſing und Herder. Vorherrſchende aeſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph. Denkfreyheit und Aufklärung. Kaiſer Joſeph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantiſche Philoſophie. Goethe und Schiller. Ausſicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthiſtoriſche Bedeutung der deutſchen Litteratur. Schluß.

Die neudeutſche Litteratur iſt einer noch unaufgelöſten Diſſonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht ſchwer ſeyn, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derſelben zu ſuchen ſey, und worin ſie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufſtellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuſchenden Abwege, welche vorbey und in die Irre führen, und die Hinderniſſe, welche noch auf dem Wege, welcher der rechte iſt, entgegen ſtehen! Ehe ſich an die Auflöſung des Problems denken läßt, müſſen wir das Problem ſelbſt in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit auffaſſen und kennen lernen, und müſſen allen den Fäden des noch ziemlich verſchlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, dieſen gordiſchen Knoten unſerer Litteratur zu löſen.

Dazu ſind dieſe hiſtoriſche Betrachtungen beſtimmt, welche je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um ſo weniger bey der Charakteriſtik des Einzelnen verweilen, um ſo mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrſchenden Geiſt der Litteratur ſich beſchränken müſſen. Zu einer ganz vollſtändigen Geſchichte der neuern deutſchen Litteratur würde es vielleicht noch zu früh ſeyn. Manches wird erſt dann ganz im rechten Lichte erſcheinen, wenn alle ſeine Folgen ſich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenſtücken die wichtig ſeyn würden für die Geſchichte deutſcher Geiſtesbildung.

Die vornehmſten Dichter der erſten Generation habe ich ſchon zu ſchildern verſucht. Von den Philoſophen und andern Proſaiſten zu reden verſchiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit ſo treu als möglich zu folgen, da die philoſophiſchen Beſtrebungen und Anſichten der beyden wichtigſten unter ihnen, Leſſings und Kants erſt etwas ſpäter in die allgemeine Denkart wirkſam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwiſchen Oeſterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beſchloſſen worden war; genoß Deutſchland auf lange Zeit einer auch für die Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar ſchien es einmahl, als würde dieſe von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutſchland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und ſeiner Kraft, wenn gleich es der wahren Urſache ſeines damahligen glücklichen Zuſtandes ſich nicht überall deutlich bewußt war.

Die erſten Stifter der deutſchen Litteratur, gereinigten Sprache und Dichtkunſt, welche theils noch etwas vor Klopſtock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünſtigeren äußern Lage, die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre groſſen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweyte Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und erndteten, was die Erſten, die Stifter geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es können dieſen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder ſpäter, ungefähr in derſelben glücklichen Zeit emporblühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältniſſe nicht zu ſo allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten ſich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialiſchen Kraft prahlten, die ſie eigentlich nicht beſaßen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genis ſelbſt, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beynahe in übeln Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um ſich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialiſcher Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieſer Epoche angehören; Männer deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch in dem übrigen Europa ſich verbreitet hat. Die Schriftſteller dieſer zweyten Generation ſind wie im Geiſt und der ganzen Art, ſo auch in Sprache und Styl durchaus verſchieden von den vorigen. Ihre Schreibart iſt voll Seele, Feuer und Leben; ſinnreich begeiſtert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft ſehr kunſtvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die ſtrenge Trennung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja ſogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet ſich nicht überall. Dieß gilt ſelbſt von Herder und Johannes Müller, an umfaſſender Kenntniß den reichſten, durch mannigfaltige Uebung den gewandteſten jener Epoche. Faſt möchte es alſo ſcheinen, als hätten die Anhänger der erſten Epoche Recht darin, wenn ſie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausſchließend, doch in einem höhern Maaße bey jenen erſten deutſchen Schriftſtellern gefunden. Doch iſt auch dieß nicht allgemein gegründet; bey einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bey Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bey einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bey Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläſſigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie es im Deutſchen nur ſeyn kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieſer Schriftſteller und Dichter, die ſich, auf der Bahn, welche die erſten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freyer bewegten, ſondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloſer Reinheit und ſchöner Vollkommenheit dargeſtellt. Die Poeſie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte ſich dieſelbe in zwey Partheyen getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopſtock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Muſen und Grazien, von Liebe und Roſen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern ſuchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwiſchen Felſen und Klippen zu ergreifen, oder ſie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf Sonnenbeſäeten Himmelsbahnen; und ließen ſie ſich je zur Erde herab, ſo war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Poſaune des Weltgerichts. Zwiſchen dieſen beyden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzuſüßen, halb griechiſchen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, ſtrebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie ſuchten ihre Poëſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als ſeyen ſo einzelne, abgeriſſene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige wodurch auch die Dichtkunſt am meiſten wirken, und was ſie vorzüglich leiſten ſolle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, ſuchten ſie alle ſich beſonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutſche Sprache zu übertragen. Oder ſie erweckten auch mancherley Erinnerungen altdeutſcher Geſchichte, Kunſt und Geſangsweiſe; freylich war nicht immer noch eine genaue umfaſſende Kenntniß der altdeutſchen Geſchichte und Denkart, Sprache und Kunſtweiſe mit dieſem Streben verbunden. Es waren meiſtens nur Anklänge, deren mehrere doch an ſich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen ſehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unüberſehlichen Geſchlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterſchaaren, welche noch in unſern Tagen die altdeutſche Freyheit und ein edles Fauſtrecht wenigſtens auf der Bühne erhalten. So ſehr indeſſen dieſes Werk nicht bloß aus jugendlichem Uebermuth und wie mit Abſicht, nicht bloß völlig regellos, ſondern ſogar formlos genannt werden muß, wie unvollkommen ſelbſt die Geſchichte des dargeſtellten Zeitalters darin aufgefaßt ſeyn mag, es bleibt ein reichhaltiges dichteriſches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken deſſelben Dichters, wo er ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunſt durch dieſe neue

Richtung vielleicht zu ſehr von der hohen Idee, welche Klopſtok von ihr aufgeſtellt hatte, in das Einzelne zerſtreut und zerſplittert, zu ſehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch dieſen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausſchließend auf die Bühne hingelenkt. Mir wenigſtens ſcheint es, als müßte die Bühne bey einer Nation um ſo glücklicher aufblühen und ſich entwickeln, je ſpäter dieß geſchieht. Vielleicht verdankt ſelbſt die griechiſche Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil dieſem Umſtande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Litteratur und Poeſie beſonders die ernſteren Gattungen derſelben, ſchon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geiſtes- und Kunſtbildung feſt begründet ſind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutſchland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine ſolche Denkart noch nicht. Leſſings Kritik trug zufälliger Weiſe auch dazu bey, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunſtrichter, ungeachtet aller Kenntniſſe und des großen Scharfſinnes, welchen er beſaß, für die deutſche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden. Aus den ungelenken Ueberſetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderotſche Gattung der moraliſchen Familiengemählde, und hielt lange Zeit ſelbſt die Proſa für ein

Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne eifrig zu ſorgen, in Rückſicht auf beydes nicht eines Sinnes ſeyd. Wenn ihr über eigne Angelegenheiten berathſchlagt, ſo ſucht ihr die vernünftigſten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Verſammlungen haltet, ſo ſeyd ihr mißtrauiſch und tadelſüchtig gegen Rathgeber ſolcher Art, und gebt euren Beyfall den Nichtswürdigſten unter allen, welche die Rednerbühne beſteigen; und haltet die Trunkenen für beſſere Volksfreunde als die Nüchternen, und die welche keine Vernunft haben, als die Verſtändigen, und die welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch beſtreiten. Daher muß man ſich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er ſolchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachſen. Aber ich weiß wohl, daß es ein ſteiler Weg iſt, ſich euren Geſinnungen zu widerſetzen; und daß man, wo das Volk herrſcht, nicht frey reden darf, außer hier die, welche die tollſten ſind und ſich nichts um euch kümmern, und die Poſſenreiſſer auf der Bühne. Das iſt das Schrecklichſte unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten ſtrafen und zur Vernunft zu bringen ſuchen, ſo ſehr haßt, wie die, welche dem Staat etwas Uebles zugefügt. Obgleich ſich dieß nun ſo verhält, ſo will ich doch nicht von dem Vorſatz abſtehn, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu ſchmeicheln, noch um ein Händeklatſchen zu buhlen, Erforderniß einer recht natürlichen Darſtellung; damit um ſo eher auch die Sprache von allen Banden befreyt, dem formloſen Inhalt entſprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakeſpears, zu welcher beſonders auch Leſſing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darſtellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrſchende.

Leſſing war als Kunſtrichter mehr dazu geeignet einzelne Punkte in ein helles Licht zu ſetzen, beſonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu wiederlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunſt, einem einzelnen Künſtler oder einer geſammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geiſtesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunſtentwicklung anzuweiſen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit ſo zu betrachten und zu bewundern wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch weſentlich zu einer vollſtändigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunſt oder einer Art derſelben nach dem Ganzen ihrer Geſchichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Weſen einer Kunſt, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit ſolcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Leſſings Kritik geht mehr auf die Grundſätze als auf die Charakteriſtik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falſchen Grundſätze, als auf die Begründung der wahren. Er iſt auch in der Kritik mehr Philoſoph als Kunſtbetrachter. Die Biegſamkeit der Fantaſie fehlt ihm, mit welcher Herder ſich in die Poeſie aller Zeiten und Völker zu verſetzen weiß. In der Philoſophie der Geſchichte iſt es eben dieſer Sinn für das Poetiſche in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe ſich in ihre individuelle Denk und Lebensweiſe zu verſetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; ſelbſt als Theologe war es die Poeſie der Hebräer, die ihn am meiſten anzog. Man konnte ihn den Mythologen unſrer Literatur nennen, wegen dieſes allgemeinen Sinnes für Poeſie, dieſer Gabe, die alte Sage zu empfinden, ſich in alle Geſtalten und Hervorbringungen der Fantaſie mitempfindend zu verſetzen; die ſelbſt einen hohen Grad von Fantaſie vorausſetzt. Nur kritiſche Genauigkeit und philoſophiſche Tiefe darf man von dieſem an Geiſt, Gefühl und Fantaſie reichen, aber ſeiner Naturanlage nach durchaus aeſthetiſchen Schriftſteller nicht erwarten.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine faſt über alle Gegenſtände ſich verbreitende künſtleriſche und aeſthetiſche Anſicht immer mehr, ja man kann ſagen ausſchließend herrſchend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutſchen Geiſtes zur Kunſt und Poeſie veranlaßte dieß, ſondern auch die gänzliche Entfernung der meiſten hier ſich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreiſe, mußte dazu beytragen. Es blieb dem deutſchen Geiſte meiſtens nur die Wahl zwiſchen den zwey Wegen der innern von dem bürgerlichen Leben mehr abgeſonderten, oder doch erſt ſpäter wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künſtleriſchen und der philoſophiſchen. Die erſte war Anfangs überwiegend herrſchend, ſelbſt zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftſteller, weil ſie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil deſſelben, der Betrachtung der Kunſt, oder der Beſchäftigung mit ihr, und ihren Grundſätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philoſophie, die ſie beſaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieſer Seite wirkſam zu werden. Selbſt in Winkelmann iſt eine ſolche, und zwar ſehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen ſeinen hohen Kunſtideen liegt eine platoniſche Begeiſterung zum Grunde, die er an der Quelle geſchöpft hatte und die herrſchende Denkart bey ihm war. Unter allen Arten der Philoſophie ſtimmt dieſe wohl am meiſten mit der Kunſtbetrachtung überein; doch iſt dieſer Platonismus ſo ſtark in ihm, daß er ihn nicht ſelten über alle Kunſtbetrachtung hinausführt. Beſonders in den ſpätern Schriften nimmt dieſer philoſophiſche Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutſche Philoſophie geweſen wäre, wenn ſie mit einem ſolchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte ſeyn können.

Leſſing legte, da ſein Geiſt die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquariſchen Unterſuchungen, Theater und Kunſtkritik, denen er ſein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bey Seite. Die philoſophiſche Erforſchung der Wahrheit ward das Ziel aller ſeiner ſpätern Beſtrebungen, denen er ſich mit einem Ernſt, einer Begeiſterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geſchäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, ſcheint er oft mehr nur wie zum Spiel ſich ſeiner genialiſchen Kraft zu überlaſſen, beſonders gegen ſchwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache ſelbſt, und aus eigner Wahl ſo ernſt geweſen wäre. Wie ſehr es ſeiner Natur auch ein Bedürfniß geweſen ſeyn mochte, ſich in den mannigfaltigſten Kunſt- und Geiſteswegen zu üben, ſein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philoſophie. Nur daß er darin zu weit über ſeinem Zeitalter ſtand, um allgemein verſtanden zu werden: was um ſo ſchwerer war, da ſeine Philoſophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es alſo bey ſeiner ganz unſyſtematiſchen Art ſich mitzutheilen, bloß bey gelegentlichen und indirecten Aeußerungen und hingeworfenen Zügen und Umriſſen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philoſophen der ältern Schule hatte

Sulzer nach damahls herrſchender Art ſein Denken und Forſchen vorzüglich der Kunſt gewidmet; Mendelſohn geſucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philoſophiſch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitziſchen Schule, aber doch in Rückſicht ſeiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete ſich beſonders der Moralphiloſophie der Engländer und der Alten; aber zum ſichern Beweiſe nach dem Erfolg, den er hatte, daß eine ſolche mehr nur auf das Wahrſcheinliche und Annehmliche begründete und gebildete Moral und Philoſophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß deſſen, was denn eigentlich an ſich wahr und gewiß iſt, dem deutſchen Geiſte nicht genug thun könne. Wielands philoſophiſche Romane trugen dazu bey, unter einem ſokratiſchen Gewande, beſondes unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikuriſch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigſtens war dieſe etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine paſſende Vorbereitung für die ſchweren und erſchütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorſtanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgeſondert von den übrigen ging Lavater ſeinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit ſeiner Phyſiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erſte weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verſpottet. Sein philoſophiſcher Tiefſinn iſt faſt gar nicht anerkannt und verſtanden worden; er konnte ihn freylich auch nur in einzelnen Aeußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil ſein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphiloſophie ſo ganz entfernt war. Er iſt aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich diejenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlohrnen Wahrheit unermüdet nachgingen, nebſt Leſſing der vortrefflichſten und der merkwürdigſten einer.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich ſchrieb, iſt von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber iſt jener ausführliche Angriff deſſelben auf die geoffenbarte Religion in ſeinen Folgen geworden; welchen Leſſing, eben weil er mit Ernſt in die Unterſuchung, und auch in das Hiſtoriſche, wenigſtens mit dem Willen gründlich zu ſeyn, eingieng, glaubte bekannt machen zu müßen; in der Ueberzeugung, es ſey die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verſchweigen, ſondern hervorzuziehen, damit ſie deſto beſſer beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Leſſings Philoſophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philoſophie noch von Deſcartes und Locke der befangen war, und ſich unnütz abarbeitete, hatten kein Intereſſe für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menſchengeſchlechts und in den Freymaurergeſprächen, wie in allen ſeinen philoſophiſchen Streitſchriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenſtände der höhern Philoſophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern faſt ganz aus ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philoſophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachſen. Leibnitz war unter den Naheſtehenden faſt der einzige, der ihn noch berührte, und er ſah ihn in einem weiten Abſtande von ſeinen damahligen Nachfolgern. Um ſo mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoſa damit verband. Wenn jede Metaphyſik ſeicht zu nennen iſt, welche dieſen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, ſondern ihn umgehen und ignoriren möchte, ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß Leſſing auf ſeine Art tiefer, wenn gleich nicht ſo ſyſtematiſch als Kant in das Innere der Philoſophie eingedrungen iſt. Wäre ſein Leben nicht ſo frühzeitig geendet, wäre er überhaupt ſparſamer mit ſeiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derſelben geweſen, ſo würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt ſeyn. Die deutſche Philoſophie würde ſich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Leſſings freyer und kühner Geiſt dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geſchah. Leſſing äußerte ſeine eigentlichen philoſophiſchen Gedanken faſt gar nicht öffentlich: alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf als eine allen Ausdruck überſteigende Paradoxie. Ein Spinoſiſt aber, wie man nach Leſſings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in ſo fern ein Denker ſich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu wiederlegen im Stande iſt, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Uebergang zur Wahrheit werden ſoll. Der entſcheidende Beweis dafür iſt, daß Leſſing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen beſondern Lieblingsmeinungen ſcheint dieſe beſonders tief bey ihm gewurzelt zu haben. Dieſe Meinung aber iſt mit Spinoſa's Syſtem ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine perſönliche Fortdauer derſelben nach dieſem Syſtem Statt findet. Vielmehr ſcheint aus dieſem Umſtande deutlich hervorzugehen, daß Leſſing überhaupt zu der ältern orientaliſchen Philoſophie ſich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß alſo denen faſt Recht geben, welche glauben, daß man ſich vor der Schwärmerey gar nicht ſorgfältig und ängſtlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all ſein Wiſſen, noch Leſſingen ſein heller Verſtand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen Leuten für Schwärmerey gilt, ſo muß es auf einer gewiſſen Höhe ſchwer ſeyn, es zu vermeiden.

Doch von dieſer heimlichen Schwärmerey des geiſtvollen Forſchers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Deſto mächtiger und allgemeiner wirkten ſeine Zweifel und das Beyſpiel ſeiner Kühnheit; und ſo arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er ſo entſchieden abgeneigt war, und die er ſo oft bekämpft hatte. Leſſing hat in einem gewiſſen Sinne das beſchloſſen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutſchen Proteſtantismus bis zu Ende durchgeführt. Als beſtimmtes Syſtem und geſchloſſene Parthey konnte der Proteſtantismus in Deutſchland, bey dieſer unbedingten Denkfreyheit, wie es ſich bald kund gab, nicht länger beſtehen. Leſſingen ſelbſt aber hatte die hohe Kühnheit ſeines Forſchergeiſtes zurückgeführt zum Glauben an die älteſte Philoſophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer geſetzlichen Kraft in der Kirche.

Leſſing hatte in dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland unſtreitig eine auflöſende Wirkung. Ob dieſe gänzliche Auflöſung der bis dahin geltenden Denkart und des proteſtantiſchen Glaubens vielleicht ſpäterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerſtört werden ſollten, um ein deſto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derſelben, eine Rückkehr zu ihr, auf Ueberzeugung und eigenes Gefühl gegründet herbey zu führen, das iſt eine andre Frage. Die nächſten Wirkungen waren von ſehr gemiſchter Natur. Die aufgeſtellte und anerkannte Denkfreyheit ward weniger zum Aufbauen, zu wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und Unterſuchungen als zum Zerſtören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einſchmeichelnden Nahmen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Loſung. Dieß geſchah auch unſtreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entſcheidung geſtatten. Für die höhern Angelegenheiten und Ueberzeugungen fehlte es ganz an einem feſten Maaßſtabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterſcheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Loſungsworte getrieben, wie verſchiedene Dinge darunter bezweckt und verſtanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man ſich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreyheit und Aufklärung bey dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philoſophen Leſſing, und welch einen ganz andern, etwa bey Baſedow, Nikolai oder Weiſhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden ſelbſt nicht immer die duldſamſten waren, iſt ſchon erinnert worden. Doch iſt das wohl mehr für eine ſich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des ſo leicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathenden menſchlichen Geiſtes zu halten, als gerade jenen ausſondern um zu offenbaren, woron ich überzeugt bin; erſtlich über die Gegenſtande, welche der Prytanis aufgiebt; dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Vorträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beſchlüſſe faſſen. Ich behaupte, man müſſe Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, ſondern mit allen Menſchen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, ſondern nach denen, welche mit dem König der Perſer und mit den Lakedämoniern geſchloſſen wurden; worin verordnet iſt, daß die helleniſchen Staaten ſelbſtſtändig ſeyn, die Beſatzungen aus fremden Städten ausziehn, und alle nur die ihrige inne haben ſollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie dieſe, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieſer Einleitung und angemeſſnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichſte Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfaſſung tadelt, läßt er ſogleich die Vergleichung der damahligen Menſchen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe dieſe Einleitung deßwegen vorangeſchickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde kommende, und von euch noch nicht angeſteckte, ſondern plötzlich in die gegenwärtigen Begebenheiten verſetzte, würde wohl nicht denken, wir ſeyen raſend und von Sinnen, die wir ſtolz ſind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls verrichtete lobpreiſe, und doch nichts von dem thun, was jene, ſondern ganz das entgegengeſetzte? Denn

ſchließend zum Vorwurf zu machen. Traten ſelbſt Zweifelſucht, Unglauben und entſchiedene Abneigung gegen die Religion in Deutſchland ungleich beſcheidner und weniger kühn auf als in Frankreich, ja als ſelbſt bey einzelnen Individuen in England, ſo trug eben dieſe gemäßigte, der Vernunft ſchmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht ſo geradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bey, die Denkart ſelbſt deſto ſchneller und allgemeiner zu verbreiten.

Selbſt die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlſtand von Deutſchland war ſo wie der Entwicklung der allgemeinen Geiſtesbildung, ſo auch der Verbreitung einer neuen Denkart ſehr günſtig. Ungeachtet die Wiſſenſchaften und Künſte ſich nicht überall einer poſitiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, ſo mußte doch das Selbſtgefühl überhaupt ſchon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutſchland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und noch derſelben mehr wahrhaft große Regenten beſaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Thereſia, waren auf verſchiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; nach größern Erwartungen wuchs Kaiſer Joſeph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entſprach dieſen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rückſicht der deutſchen Kunſt- und Geiſtesbildung ſchlug die Hoffnung des patriotiſchen Klopſtock abermahls fehl.

Als Beherrſcher ſo vieler und groſer nichtdeutſcher Länder wäre Kaiſer Joſeph vielleicht mehr berufen geweſen, ein großes wiſſenſchaftliches Inſtitut für ganz Europa, als für Deutſchland insbeſondere zu ſtiften. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit meine Ueberzeugung geäußert, daß dieß zu thun, ſelbſt dem Intereſſe ſeines Staats angemeſſen, und gewiß für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von ſehr entſcheidendem Einfluß geweſen ſeyn würde. Es unterblieb, oder geſchah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geſchehen können, weil der Kaiſer vorzüglich nur die praktiſche Seite der Wiſſenſchaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung gegen dieſelbe, daß er vielmehr einige praktiſche Theorieen damahliger Zeit im Fache der Geſetzgebung, Juſtiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meiſtens nur als Hypotheſen noch erkannt werden und ein Intereſſe haben, weit über ihren wahren Werth ſchätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktiſche Anſicht der Wiſſenſchaft auch ſeyn mag, ſo darf doch das Beyſpiel dieſes ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtſchnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt iſt, daß der Geiſt und die Geiſtesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig iſt, als die phyſiſche Macht und der äußere Ruhm und Glanz, ſo muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben ſcheint, ſchon an und für ſich als äußerſt wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutſchen Litteratur, deren Charakter von den vorhergehenden ſehr auffallend verſchieden iſt. Den allgemeinen Charakter dieſer verſchiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutſchen Litteratur ſich deutlich vor Augen zu ſtellen, das iſt das ſicherſte Mittel, manche ſonſt ſtörende Widerſprüche zu löſen, und manche ſtreitende Meinungen in Uebereinſtimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverſtändniſſen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer weſentlichen Grundverſchiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrſchende Geiſt derjenigen Epoche, in welcher die erſte Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftſtellers fällt, beſtimmt oftmahls den Charakter deſſelben, und behält in jedem Fall einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrſchende Zeitgeiſt haben hier allerdings auch auf die deutſche Litteratur einen ſehr merklichen und entſcheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftſteller, ſondern auch auf das Publikum. Früherhin beſtand das Publikum der deutſchen Dichter und Schriftſteller faſt nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunſtfreunden und zerſtreuten Dilettanten. So war es, wie Klopſtock und ſeine Zeitgenoſſen anfingen, und nur langſam war dieß kleine Häuflein deutſcher Kunſtfreunde angewachſen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Leſen außerordentlich zu, von dem politiſchen Gebiete verbreitete es ſich bald auch über das philoſophiſche, und jedes andre litterariſche. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden iſt, welchen ſchädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und ſelbſt wenn man lebhafter als ſonſt Parthey nahm, war es ein Gewinn für den Geiſt, der ſich oft im Kampf am beſten entwickelt. Sollte ich dieſe Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverſtanden zu werden, ſo würde ich ſie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſolches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutſchen Schriftſtellern zum Ruhme nachgeſagt werden, daß wenigſtens die erſten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratiſchen Schwindel der erſten Revolutionsjahre ganz frey und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur Einen zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch ſich ſelbſt getäuſcht, in dieſen Strudel für die Welt und für die Litteratur verlohren gieng. Wenn einige der Beſſern nicht ganz frey blieben von den trügeriſchen Hoffnungen jener Zeit, ſo ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß ſie getäuſcht waren, und ſie erſetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung alſo vielmehr in dem Sinne, wie man treffend geſagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geſchrieben. Dieß iſt ſo zu verſtehen, daß er darum die Erſchütterungen des Zeitalters mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorſtehenden Kampfs, und ergriffen davon, ſelbſt in einen Zuſtand des Kampfs und der innern Erſchütterung gerieth. Dieſer Zuſtand des äußern nicht bloß, ſondern noch vielmehr des innern Kampfs iſt, was ich als das Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der Dichter und Schriftſteller dieſer dritten Generation betrachte. Ich darf um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftſteller und Dichter dieſer Generation nennen, deſſen reiche Laufbahn ſchon vollendet vor uns liegt. Wir ſehen Schillern in ſeinen erſten leidenſchaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltſamſten Zuſtand eines ſolchen innern Kampfs; wir ſehen ihn ſogar erfüllt von jenen ſchwärmeriſchen Hoffnungen, von jener kühnen Oppoſition gegen alles Beſtehende, welche der Revolution vorangiengen. In einigen ſeiner Jugendgedichte ſprechen ſich die leidenſchaftlichſten Zweifel aus: ein Unglauben, der aber bey ſolchem hohen Ernſt und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiſte nicht ſowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein ſo tief erſchütterndes Bedürfniß und ein ſo mächtiger Drang nach Wahrheit in einer ſtarken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltſame Uebergänge ſehen wir ſpäter in Schillers reifer Laufbahn; welchen ſteten Kampf mit ſich und der Welt, mit der Philoſophie des Zeitalters und mit ſeiner eignen Kunſt! Raſtlos in ſich und unruhig umhergeſchleudert, ſehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erſchütterung des Zeitalters ganz ergriffen und ſie mitempfindend. Dieſes iſt es, was ich unter jenem Beywort verſtanden wünſchte, und was ich im größern oder geringern Maaße bey allen ausgezeichneten Schriftſtellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialiſchen Schriftſteller der zweyten Generation lebten in einer uns faſt ſonderbar erſcheinenden Sorgloſigkeit, da wir jetzt gewohnt ſind, ſelbſt die erſten Symptome der herannahenden Gefahren und Erſchütterungen ſchon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten nicht nur, ſondern ſogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur ſich und ihrer Kunſt lebend, und ſich ihrer genialiſchen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, deſſen Geiſt ganz auf dieſe Gegenſtände gerichtet, von der einſamen Höhe ſeiner Alpen freylich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen muſte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte wohnenden. Statt jener künſtleriſchen, glücklichen Sorgloſigkeit ſehen wir die Schriftſteller der ſpätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; ſich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigſten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weiſe ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders iſt der unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters, dieſem ſo zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die ſchwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen, und ſich derſelben ganz zu bemeiſtern wußte? Ein Schriftſteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenſtehende Extrem von dieſer Benutzung der ſchwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter

Philoſoph dar, der in ſeinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu ſetzen und das Zeitalter völlig umzukehren. Will man noch ein anderes Beyſpiel von einem Verhältniß des Schriftſtellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwiſchen jener Schmeicheley gegen die Schwächen deſſelben, und dieſem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu geſtalten und auf den Kopf ſtellen zu wollen, ſo erinnere man ſich an jenen Lieblingsſchriftſteller der Nation, der es eben dadurch iſt, daß er den ganzen Reichthum eines ſo verwickelten Zeitalters, alle Diſſonanzen und Anklänge deſſelben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer ſo diſſonanzvollen, gemiſchten, buntſcheckigen Schreibart zum Vorſchein bringt, wie das Zeitalter ſelbſt bey ſeinem Reichthum in ſeiner chaotiſchen Beſchaffenheit ſich darſtellt.

Die Fehler, welche den in die geiſtige Revolution mit eingreifenden Schriftſtellern, ſchon als ſolchen eigen ſind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die ſo energiſch in Kunſt und Wiſſenſchaft eingewirkt haben, wie **Schiller**, **Fichte** und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit beſtanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, dieſe ihre Geiſteskraft und ein weſentliches Verdienſt nicht abgeſprochen und verkannt werden.

Andre wandten ſich weg von dem unmittelbaren Anblick dieſes chaotiſchen Zuſtandes der jetzigen Menſchheit, ſich in das Gebiet der Fantaſie flüchtend, und in ihren Spielen ſich ergötzend, oder ſich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zuſtande des Menſchen ganz getrennten Betrachtung und Wiſſenſchaft derſelben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeiſterung das Große der vergangenen Zeiten, ſich ganz in ſie verſenkend und da die Auflöſung hoffend für das Räthſel der unſrigen. Viele der Edelſten, wandten ſich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wiſſenſchaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter faſt fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Chriſtenthum. Es hat auch auf dieſem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverſtändniſſen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns ſelbſt fehlte, nur auf dieſem Wege gefunden werden könne, daß wird jetzt kaum irgend jemand noch in Abrede ſeyn.

Nur bis hieher will ich das Gemählde fortführen, da ich wohl fühle, wie ſchwer es iſt, eine Zeit zu ſchildern, der man ſelbſt angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiete der menſchlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geiſtigen, ſo wird, je mehr der Kampf ſich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder ſollte auch ein Theil an und für ſich entſchieden Unrecht haben, ſo wird doch wahrſcheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgeſehen davon und für ſich ſelbſt, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts ſchuldig ſeyn. Dieß bringt der allgemeine chaotiſche Zuſtand ſo mit ſich. Sieht man aber auf die Kunſt und die Entfaltung des Geiſtes in ſeinen Werken, ſo gehen wohl aus dem höchſten innern Kampf plötzlich die vortrefflichſten Werke hervor, oft aber auch ſind es nur Geburten eben dieſes innern Kampfes. Man erinnere ſich an den weiten Abſtand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenſtein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen iſt harmoniſche Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geiſtigen Kampfes, ſo lange er noch dauert; wohl aber iſt er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln, geeignet. Dieſer Ideenreichthum iſt der eigentlich unterſcheidende Vorzug der geſchilderten dritten Epoche der deutſchen Litteratur. Doch würden ſich einzelne Werke allerdings anführen laſſen, die als ſolche nicht bloß kunſtreich vollendet, ſondern von harmoniſchem Gefühl beſeelt, und auch in der Sprache ſchön ſind.

Wie ſehr man nun auch der Meinung ſeyn mag, daß über dieſen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unſerer Litteratur eine Art von Amneſtie ausgeſprochen werden müſſe, deren alle Partheyen bedürfen; wie jene kriegten beſtändig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche ſich in Aſia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen gefuhrt. Jene wurden ferner der Hegemonie wurdig geachtet, weil ſie den helleniſchen Städten Freyheit verſchafften und Beyſtand gewährten; wir hingegen haben ſie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieſelbe Ehre und Macht wie jene haben ſollen; wir, die wir an Thaten und Geſinnungen ſo weit hinter den im damahligen Zeitalter lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. ſ. w. „So wenig bekümmern wir uns um ſie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, ſo konnt ihr auch die übrigen leicht entſcheiden. Obgleich die Todesſtrafe darauf geſetzt iſt, wenn jemand der Beſtechung uberfuhrt wird; ſo wählen wir doch die, welche dieß am offenbarſten thun, zu Feldherren, und ſetzen den, welcher die meiſten Bürger verführen kann, uber die wichtigſten Angelegenheiten. Wir achten die Verfaſſung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wiſſen, daß die Demokratie bey Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen ſchon zweymahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wunſchen, als ſeyen ſie oligarchiſch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, fur wohlgeſinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geſchäften die erfahrenſten, ſind ſo ganz ohne alle Überlegung, daß wir uber dieſelben Gegenſtände deſſelben Tags nicht daſſelbe denken, ſondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Verſammlung gingen, ſehr man in Rückſicht der Kunſt, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichſten Dichtern der erſten und der zweyten Generation den Vorzug geben mag: in Rückſicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieſer Zeitraum ſehr merkwürdig, und weſſen Bildung und Entwicklung in dieſe Zeit von 1788—1802 fiel, der wird ſie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältniſſe nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauſchen wollen.

Am entſchiedenſten wirkte in dieſer Zeit die Kantiſche Philoſophie. Daß dieſelbe für die Denkart, und für den Glauben ſchädlich geweſen ſey, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieſer war ohnehin ſchon von andern Seiten her in ſeinem innerſten Grunde erſchüttert. Wurden ja bey einigen die Zweifel vermehrt, oder erſt rege gemacht, ſo führten dieſe Zweifel von der ernſten und tiefen Art ihre Heilung mit ſich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des ſogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlaſſungen in der Kantiſchen Philoſophie zerſtreut, von wo aus ein ernſtlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Ueberzeugung, wenn er ſie verlohren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch ſich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch ſelbſt in Deutſchland die Philoſophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den

Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten, ſo wird man finden, daß die Kantiſche Philoſophie in dieſer Hinſicht eher wohlthätig gewirkt, wenigſtens einigen als Uebergang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erſter Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freylich war es, daß die Kantiſche Philoſophie ſo bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, ſo wie auch die Barbarey in der Sprache. Kants eigener Styl hat Stellenweiſe ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philoſophiſchen Scharfſinn auch Geiſt und Witz. Aber im Ganzen, und beſonders im Periodenbau, trägt ſeine Schreibart überall die Spuren ſeines mühſelig nach der Wahrheit ringenden, zwiſchen Zweifeln umherſchwankenden Geiſtes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat ſich jene Barbarey und philoſophiſche Chifferniſprache größtentheils wieder ganz verlohren; nur bey wenigen unter den ausgezeichneten Schriftſtellern werden aus Vernachläſſigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philoſophiſche Schriften der ſpätern Zeit ließen ſich anführen, die in der Sprache tadelfrey ſind.

In Kants Philoſophie finden ſich noch viele von den Mängeln ſeiner Vorgänger im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben ſo todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitziſchen, beginnt er, ſchlägt ſich dann immer zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie faſt alle Philoſophen ſeit Descartes, und giebt ſich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil dieſe aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufſchluß geben kann, ſo baut er, auf eine Art die der Weiſe der engländiſchen Philoſophen nicht unähnlich iſt, nun aus den Bruchſtücken der zerſtörten Vernunft Erkenntniß jenen Vernunftglauben zuſammen, der aber noch allzuviel von der Art eben dieſer erſt von ihm ſelbſt ſo gewaltig angegriffenen Vernunft mit ſich führt, um an ſich ſelbſt recht glauben zu können; daher er dann auch bey andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktiſche Vernunft in dieſem Gebiethe haben ſoll, vorzüglich entwickelt; beweist aber in einem noch höhern Maaße, als das Beyſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieſer ſtarren Kantiſchen Sittenlehre iſt man bald zurückgekommen.

Das Größte was Kant geleiſtet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in ſich ſelbſt ſtreitend und an und für ſich leer und ohne Inhalt ſey; mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derſelben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch ſie zu erreichen, alſo nicht möglich ſey. Statt aber nun anzuerkennen, daß dieſe nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philoſophie eine Erfahrungswiſſenſchaft ſey, ſtatt der Vernunft auch hier im Gebiete der überſinnlichen Erfahrung dieſelbe zweyte, ordnende und dienende Stelle anzuweiſen, ſtellte er ſtatt deſſen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anſtehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er ſich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung durch den Geiſt der Kritik, mittelſt einer, wie im Gebiete der Erfahrung dienenden Vernunft zur wiſſenſchaftlichen Bahn geebnet, ſo hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Phyſik, daſſelbe für die Philoſophie werden können, um ſie ſtatt der eitlen Wortſtreitigkeiten zu einer ſichern, lebendigen Erfahrunzswiſſenſchaft zu erheben, oder vielmehr wiederherzuſtellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Ueberſinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In dieſen war er ganz befangen und verwickelt, und ſo blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünſtelten Glaubens; weil er zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig ſchwankend, zu keiner Wahl und Entſcheidung zwiſchen beyden kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben ſo entſchieden die äußere Welt ergreifend. Die angeblich reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerſtören wollen, erſtand alſo unter einer doppelten Geſtalt wieder auf, als Kunſtwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwiſſenſchaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelaſſen, ſondern auch in der Aufdeckung des innern Widerſtreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrſchaft bekämpften Vernunft nicht auf den letzten Grund und dem erſten Urſprung des Uebels gekommen war.

Jene beyden Hauptformen des Irrthums, die aus der Kantiſchen Philoſophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutſchen Philoſophie ausführlich darzuſtellen, würde mich über die Gränzen meines Planes führen. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen ſtellt, können eher mit aufgenommen werden in das geſchichtliche Gemählde der neueſten Zeit. Nicht ſo die Philoſophen, deren Denkart ſich ſtets anders entwickelt; deren Syſtem noch im Werden begriffen iſt. Ich will hier alſo nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bey einem ſo tiefen Forſchen, als ſeit Kant in Deutſchland rege geworden, bey einer ſolchen Kenntniß der ältern Philoſophie, wozu wir wenigſtens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollſtändiger und beſſer als andre Nationen beſitzen, von jedem Irrthum der Uebergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben ſind; dieß findet bey ſpeculativen Irrthümern um ſo leichter Statt, je mehr dieſelben entſchieden und vollendet auftreten. Eine ſolche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen ſchon ganz entſchieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beyſpiel anführen, was Statt vieler gelten kann, ſo würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerſt betreten, und zur feſten Bahn auch für andre geebnet hätte, ſondern weil ſeine hinterlaſſenen Dichtungen und Bruchſtücke des guten Saamens ſo vielen enthalten, und verſchwenderiſch nach den verſchiedenſten Richtungen umherſtreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde, und mit der ſchönſten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht bloß ſeinem Herzen Beruhigung, ſondern auch ſeinem Geiſte und ſeinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit faſt überall gefunden, und ich hoffe die Rückkehr ſoll ganz allgemein Statt finden, und die deutſche Philoſophie eine Geſtalt gewinnen, wo man ſie nicht mehr als eine Zerſtörerinn der Wahrheit wird zu fürchten haben, ſondern ſie als eine Vertheidigerinn und Dollmetſcherinn derſelben wird betrachten dürfen. Man unterſcheide die Perſon von der Sache; vor allen aber hüte man ſich, wenn auch die deutſche Philoſophie zum Theil noch in großen Irrthümern befangen ſeyn ſollte, deßhalb auf die Philoſophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falſche Philoſophie kann nur durch die wahre aufgehoben und erſetzt werden. Dieſe muß alſo nothwendig mitwirken zu der Wiederherſtellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters.

Ich wende mich zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beſchränkend. Erſt in dem jetzigen Zeitraume, wurden Goethes reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entſtehung nach in dieſe Zeit. Die vorzüglichſten derſelben werden jetzt an poetiſcher Kunſt und ſchöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichſte anerkannt, was wir in unſrer Sprache beſitzen. Die genialiſche Kraft und Leichtigkeit, welche die zweyte Generation überhaupt auszeichnet, beſitzt dieſer Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte ſein Beyſpiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen verſucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an ſolche ganz moderne Gegenſtände ſo viel Kunſt verſchwendet hat. Deſto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieſes ganzen Unternehmens ſelbſt urtheilen, wenn man dieſe künſtlichen Werke moderner Darſtellung mit der Poeſie ſeiner ältern Gedichte zuſammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachſtehen, wenn wir beyde Werke gegen einander halten, als eine poetiſche Darſtellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen ſich verbreiten. Oder iſt es erlaubt Werke von verſchiedener äußerer Art, bey ähnlichem Inhalt zuſammenzuſtellen, ſo vergleiche man mit der Darſtellung von der Verwicklung der Leidenſchaften in den höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die Wahlverwandſchaften mit dem Taſſo. Oder ſieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zu der äußern Welt, wie im Fauſt, der in ſeinen Ideen lebenden Geiſt in ſeinen innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Sieht man aber auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß die genannten

Werke, Fauſt, Iphigenia, Egmont, Taſſo, bey der Nachwelt den Ruhm dieſes großen Dichters als ſolchen am meiſten erhöhen werden, nebſt den ſchönſten ſeiner Lieder; denn in dieſen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich.

Manche zweifeln, ob er an und für ſich zum dramatiſchen Dichter eigentlich beſtimmt und gebohren ſey; oder ob nicht die Ruhe ſeiner mahleriſchen Darſtellung, ſelbſt in ſolchen Stücken die wie Egmont am meiſten für die Bühne geeignet ſind, mehr zum Epiſchen ſich neige. Die Verſuche in dieſer Gattung ſelbſt, oder in ſolchen, die ſich ihr nähern, ſprechen nicht ganz dafür. Denn faſt ſcheint es, daß er weder einen wahrhaft epiſchen Stoff, der ihm als ſolcher ganz Genüge leiſtete, noch eine Form wie ſie die rechte geweſen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit den Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſeyn.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hineigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Uebermuth und die Ironie bey dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund gibt, redlicher und ernſtlicher gemeynt iſt, als bey dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle von geiſtigem Spiel an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwiſchen der Poeſie und der Bühne in Deutſchland zeigte ſich fortdauernd darin, daß nach Klopſtock nun auch Goethe manche dramatimißbilligten, wenn wir zuſammengekommen ſind, beklatſchen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen ſind, das hier Beſchloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weiſeſten der Hellenen ſeyn wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und beſtellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine ſeiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So iſt der Mann in berathſchlagenden Reden. In den gerichtlichen iſt er übrigens ſehr ſtreng und natürlich; in der Wortſtellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indeſſen, ich wiſſe nicht, daß Aphareus, der Stiefſohn und adoptirte des Iſokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erſtattung behauptet, ſein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Ariſtoteles erzählt, es würden ſehr viele Bände gerichtlicher Iſokratiſcher Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß ſie das ſagen. Ich traue aber weder dem Ariſtoteles, welcher dem Iſokrates einen Flecken anhängen will, noch ſtimme ich dem Aphareus bey, welcher in dieſer Abſicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephiſodoros hingegen, der ein Zeitgenoſſe und der ächteſte Schüler des Iſokrates war, und die bewundrungswürdige Vertheidigung in der Gegenſchrift wider den Ariſtoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unſer Redner einige gerichtliche Aufſätze geſchrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beyſpiel derſelben an, denn für mehrere iſt kein Raum; nähmlich die

ſche Werke hervorbrachte, ohne alle Rückſicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür beſtimmt waren, wenn ſie auch ſpäter auf derſelben erſchienen ſind.

Daſſelbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und ſeitdem er den verführeriſchen Vortheil des allgemeinen Beyfalls, den ſeine erſten rohen Jugendwerke gefunden, ſeinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, iſt es ihm ſchwer geworden für ſeine höhere Kunſt die unmittelbare Wirkung ſo allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſerer Bühne noch einige Disharmonie, ſo iſt er doch als der wahre Begründer unſerer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben, und die ihr angemeſſene Form am glücklichſten getroffen hat. Er war ganz dramatiſcher Dichter; ſelbſt die leidenſchaftliche Rhetorik, die er neben der Poeſie beſitzt, iſt dieſem weſentlich. Seine hiſtoriſchen und auch ſeine philoſophiſchen Werke und Verſuche, ſind nur als Studien und Vorübungen ſeiner dramatiſchen Kunſt zu betrachten. Doch ſind die philoſophiſchen auch von der Seite merkwürdig, daß ſie uns am meiſten darſtellen, wie er in ſeinem Innern dachte, und wie wenig er in ſich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, ſkeptiſche und unbefriedigte Anſicht leuchtet aus allen jenen Verſuchen, ſeinem forſchenden Geiſt ein Genüge zu leiſten, hervor. Er iſt durchaus im Zweifel ſtehen geblieben, daher weht uns ſelbſt aus ſeinen edelſten und lebendigſten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige ſind der Meinung geweſen, das Studium der Philoſophie ſey ihm ſchädlich geweſen, auch für ſeine Kunſt. Allein in Zweifeln befangen war er ſchon früher; und die innere Befriedigung eines ſolchen Geiſtes muß doch immer als das Erſte gelten, und iſt wichtiger als alle äußere Kunſtübung. Und ſelbſt für die Kunſt dürften dieſe großen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Zurüſtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln ſeyn. Nicht durch eine noch ſo große Menge und ſchnelle Arbeiten vielſchreibender Theater-Dichter wird bey uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und hiſtoriſchen Gehalt iſt dramatiſche Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, ſo inſonderheit für uns erreichbar. Iſt Schiller in einigen Werken ſeiner mittleren Perioden nicht frey von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Speculation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für ſeinen Zweck vollendet waren.

Auf dem gleichen ernſten Wege wie Schiller, ſtrebte auch unſer Heinrich Collin ſich in der tragiſchen Kunſt immer höher zu bilden, zu der ihm ſeine edle patriotiſche Begeiſterung zuerſt hingeführt hatte, die alle ſeine dramatiſchen Werke ſo ganz beſeelt, daß ſie, wo auch die Gegenſtände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig ſind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländiſch bleiben.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darſtellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenſtände, welche ſich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, iſt zu mannigfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verſchlungen und vielfach beweglich, als daß ich es ſchon ganz als Vergangenheit betrachten und hiſtoriſch in wenigen Zügen zuſammen faſſen könnte. Es war mir in dieſen letzten Vorträgen ſchon nicht mehr möglich, bey allen den Schriftſtellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich ſonſt jene Ueberſicht des Ganzen, welche doch mein vornehmſtes Ziel war, zu ſehr aus den Augen verlohren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfaſſende deutſche Litteratur nach der Natur ihrer verſchiedenen Gegenſtände zerfällt; wenigſtens die vornehmſten derſelben für ſich durchgehen und unterſuchen, was für die Philoſophie und Erkenntniß der Religion, für hiſtoriſche Forſchung und hiſtoriſche Kunſt, für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; ſo würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieſer Provinzen eine abgeſonderte Betrachtung und Behandlung erfodern.

Was ſich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anſchließt, läßt ſich wohl noch hiſtoriſch auffaſſen und ſchildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentſchiednem äußern oder innerm Kampf begriffen iſt; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geſchieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erſcheinungen, die wirklich noch unbeſtimmt und unfertig ſind, ſchon im voraus einen ganz beſtimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht ſelten ganz irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geiſtigen Kräfte ſelbſt nicht ſelten ſtörend berührt und weſentlich gehemmt wird.

Deutlich ſehe ich eine neue Generation entſtehen und ſich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unſrer Litteratur ſich ganz anders geſtalten als das achtzehnte war. Aber noch iſt der Geiſt und die Richtung dieſer jüngern Generation mir nicht entwickelt genug, als daß ich es wagen ſollte, ihren Charakter zu beſtimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es iſt ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutſchen Litteratur die Rede iſt, ſo zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß ſie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche ſie biſher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollſtändig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen ſehe ich noch viele Störende und Mißfällige. In der Kunſt und Poeſie hat das falſche antikiſche Weſen, das handwerksmäßige Nachdrechſeln der alten Kunſt- und Sprachformen ſich zu verliehren angefangen. Dagegen zeigt ſich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einſicht und Anerkennung des Rechten und ohne ſonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinweſen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, welche die vorangehenden Meiſter und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernſter Geſinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiſte in ſeiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen. Auch in der Philoſophie haben die meiſten von Schelling nur das ſchnelle Weltconſtruiren und ein dynamiſches Spielen mit allerley immer veränderten Naturſyſtemen, ſich angeeignet; an der neuen Entwicklung und ganz veränderten Richtung in ſeinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und weil das alte Gehäuſe ſeines ehemahligen Syſtems noch ſtehen blieb, ſo bemerkten ſie nicht, daß jetzt ein ganz andrer Geiſt darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwieſpalt in der deutſchen Philoſophie und Litteratur und glaubten dadurch, daß ſie ſich als verſöhnende Friedensſtifter in die Mitte ſtellten zwiſchen den entgegenſtehenden Syſtemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für ſich ſelbſt eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der ſtreitenden Extreme, durch dieſe Stellung in die Mitte wird noch nichts Poſitives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht iſt aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftſteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation ſelbſt; der Zeitpunkt, wo nicht ſowohl die Schriftſteller ſich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, ſondern vielmehr die Nation nach ihrem geiſtigen Bedürfniß und innern Streben, ſich ſelbſt ihre Schriftſteller zuziehen und anbilden ſoll.

Es iſt auch in dieſer Hinſicht ein unverkennbarer Fortſchritt ſichtbar. So wie ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutſche Litteratur ſelbſt, wenn auch nicht an Zahl der kunſtvollendeten Werke, die überall ſelten ſind, ſo doch an umfaſſender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innerer Energie in ſteter und ſtarker Progreſſion zugenommen hat, ſo iſt ein gleicher Fortſchritt auch in den Wirkungen, welche dieſe Litteratur hervorbrachte und in der Theilnahme an dieſen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beſchützer und Freunde der vaterländiſchen Kunſt und Sprache, mit denen unſre Litteratur um jene Zeit begann, ſammelte und bildete ſich allmählich ein Publikum. Anfangs meiſtens nur Zuſchauer der jetzt entſtandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieſer Zuſchauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, ſo daß es jetzt ſchon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutſchen Nation, ihrem Geiſt und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeiſt ſelbſt, ſo tief er auch eingewurzelt iſt in Deutſchland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche ſeit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meiſten Einfluß gehabt haben in Deutſchland, und dadurch wenigſtens hiſtoriſch bedeutend bleiben, ſind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anſchein nach in den Hintergrund zurückgetreten, ſo wie die tiefere Philoſophie herrſchend wurde; die Kantianer ſind bald ſelbſt ihres todten Formelweſens eben ſo müde geworden, wie es die Welt ſchon früher war; und ſelbſt unter den Naturphiloſophen zeigt ſich eine ſo große und glückliche Verſchiedenheit, daß ſie kaum noch für eine Secte gelten können. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falſchen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menſchlichen Dünkelwiſſens das Zeitalter bearbeitender Illuminaten ſchon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden ſey. Auch das Formelweſen der nun verſchollnen Kantianer, iſt unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorſchein gekommen in den ſpätern philoſophiſchen Secten. Dieſer Vorwurf trifft zum Theil ſelbſt die Naturphiloſophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte iſt, und wie wenig noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geiſtes die Irr- und Wandelſterne der menſchlichen Syſteme und Wiſſenſchaften ſich fügen wollen in den nothwendigen Gehorſam und den vorgeſchriebenen Lauf um die Sonne der Wahrheit.

Indeſſen iſt doch der Sectengeiſt milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigſtens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, geſtaltet er ſich nun größer zu einem Nationalkampf deutſcher Geiſtesentwicklung. Man würde ungerecht ſeyn, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neueſten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutſchen Litteratur wie der Nation ſelbſt, der Zuſtand des Kampfes, ſo oft auch die Perſonen und Partheyen, die Gegenſtände, und ſelbſt der Grund und Boden auf welchen geſtritten ward, ſich veränderten.

Es wird kaum nöthig ſeyn, daran zu erinnern, wie unſre neue Litteratur ſchon ſeit ihrer erſten Epoche ſtreitend hervorgetreten, und ſo zu ſagen im Streit entſtanden iſt. Da war es zuerſt der Streit zwiſchen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poeſie und Kritik ausſchließend bewunderten und den Sachſen, welche ſich ganz nach dem franzöſiſchen Geſchmack gebildet hatten; dann der Gegenſatz zwiſchen den feyerlich ernſten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopſtock oder Wieland; und auf einem andern, der Philoſophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwiſchen den ſogenannten Orthodoxen und den Neuerungsſüchtigen und Aufklärern, der das deutſche Publikum beſchäftigte und ſeine Theilnahme für oder wieder eine jede dieſer Partheyen anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantiſchen Philoſophie, als Kampf zwiſchen den Idealiſten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieſer Zwieſpalt ſich faſt uber alle Gebiete unſers geſammten geiſtigen Wirkens erſtreckte. Beyde Partheyen haben in einem gewiſſen Sinne geſiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geſchichte und Kunſt, ſondern ſelbſt in der Naturkunde und Wiſſenſchaft behauptet. Verſteht man jedoch unter der Denkart des Idealiſten in jenem allgemeinen Sinne eine ſolche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die ſinnliche Erfahrung ſich zu erheben behauptet, ſo iſt eine ſolche idealiſche Anſicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunſt, ſondern auch der Wiſſenſchaft ſo allgemein herrſchend geworden, daß faſt keiner mehr den Anſpruch daran ganz zu verläugnen wagt; ſo ſehr übrigens auch dieſe verſchiedenen Anſichten nach der Idee unter einander oder auch mit ſich ſelbſt in Streit ſeyn mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat ſich dieſer merkwürdige Kampf aufgelöſt, daß die Idealiſten oder diejenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpfen, unter ſich ſelbſt uneins wurden, und die Beſſern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, ſondern gegen eine wahre Kraft und einen im Uebeln raſtlos wirkſamen Geiſt, ein eigentliches Genie des Böſen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch hätte herbeygeführt werden ſollen, iſt gleichwohl noch nicht recht entwickelt hervorgetreten. Vielmehr hat der Streit ſpäterhin wieder einen kleinlichern Charakter angenommen und iſt zum Theil in eine leere Spiegelfechterey ausgeartet. Von dieſer Art iſt der eingebildete Gegenſatz zwiſchen dem goldnen Zeitalter und einer ſogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich ſchon früher bemerkte, in der deutſchen Litteratur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben ſo wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schuſogenannte Wechslerrede, die er für einen gewiſſen Fremden, der unter ſeine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Paſion ſchrieb. Die Rede iſt folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, iſt für mich ſehr ernſthaft. Ich laufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldſumme zu verliehren, ſondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut; eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieſes genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieſes Geld, ohne Anſprüche darauf zu haben; ſo würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es iſt äußerſt ſchlimm, mit Gegnern von dieſer Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geſchloſſen; und widerfährt einem Unrecht, ſo geräth man natürlich in eine ſehr üble Lage, da ſie ſo viel Freunde haben, und ſo viel Geld durch ihre Hände geht, und da ſie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverläßigkeit erhalten. Deſſen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweiſen zu können, daß mir dieſes Geld vom Paſion geraubt worden ſey. Zuerſt will ich euch, was vorgefallen, ſo gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter, iſt ein Sinoper, der wie alle wiſſen, die nach dem Pontos ſchiffen, mit dem Satyros in einer ſo freundſchaftlichen Verbindung ſteht, daß er eine große Strecke Landes unter ſich hat, und die geſammte Herrſchaft deſſelben beſorgt. Der Ruf dieſer Stadt und der übrigen Hellas machte mir Luſt, auf Reiſen zu gehn. Mein Vater befrachtete zwey Schiffe mit Korn, gab mir Geld und ſchickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merk-

ſe rechtfertigen könnte. Eigentlich verſteht man darunter meiſtens wohl nur die Uebertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Ueberwältigter, deren Verirrungen man denen, welche ſolche Ideen zuerſt aufgeſtellt haben, um ſie deſto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weiſe aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem ſonſt üblichen Sinn bey den griechiſchen Philoſophen oder italiäniſchen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem beſtimmten Wege der Kunſt oder der höhern Wiſſenſchaft, ſehe ich in unſerm geiſtigen Wirken noch wenig Spur, ja ſelbſt der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß ſie einſt Meiſter ſeyn werden. Ohnehin ſucht faſt jeder der Ausgezeichneten ſich ſeine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt ſich alles mehr und mehr.

Ein eben ſo gehaltleerer Gegenſatz war auch der vor einiger Zeit zwiſchen der norddeutſchen und ſüddeutſchen Litteratur und Geiſtesart aufgeſtellte, wobey noch die gehäſſigſten Leidenſchaften alter Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt ſich aber um etwas viel größeres in dieſem mannichfaltigen Zwieſpalt des deutſchen Geiſtes, als um eine vorübergehende litterariſche Modeſtreitigkeit der wechſelnden Partheyen.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem geſammten geiſtigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutſchland ſich entwickeln geſehen, ſondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa ſich geſtaltet hat, und fragen wir nun nach der welthiſtoriſchen Bedeutung dieſes großen Phänomens, ſo dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung deſſelben ſeyn. Nicht bloß im Aeußern und Einzelnen, wo er ſich zunächſt kund gegeben, hat dieſer Streit ſeinen Sitz; ſondern es liegt ihm als allgemeine Urſache eine große Bewegung im Innern des Menſchengeiſtes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelaſſenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwiſſens und eben ſo bedeutungsleerer Lebensformen erſtorbenen Fantaſie ſind zugleich der innere Grund und das große Reſultat dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrſchende und alles auflöſende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entſagende Vernunft ihre zerſtörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das geſammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauſpiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; ſo nahm in Deutſchland, dem Charakter der Nation gemäß, bey der äußern Gebundenheit der edelſten Kräfte, die abſolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, ſtatt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphyſiſchem Kampfe Syſteme erzeugend und wieder zerſtörend. Von dem zweyten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erſtorbenen Fantaſie finden ſich merkwürdig genug auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß ſich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantiſchen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutſchland die wiedererwachte Fantaſie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen ſich kund giebt, ſondern auch unter allen noch ſo verſchiedenen Geſtalten der Vorzeit verſtanden und anerkannt wird, dürfte dieſes Phänomen wohl bey keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrſchende und wirkende, ganz denkfreye Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerſeele ſich in ſich ſelbſt zerarbeitet, täuſcht, zerſtört und immer ſich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutſchen Philoſophen keinen ſo ſehr als Beyſpiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meiſterſchaft in allen Künſten des Denkens, die ihm in ſo hohem Grade eigen ſind, ſondern auch weil er den Stoff zu ſeinem Denken ganz aus ſich ſelbſt nehmen wollen, die Natur verſchmähend und auf die Vorgänger wenig achtend.

Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beſeelt ſind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantaſie in Deutſchland ein ſo großes und allgemeines Verdienſt hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen ſo vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erſcheinungen und Geheimniſſe ſo ganz Meiſter iſt.

Bis an dieſes äußerſte Ziel, was Vernunft und Fantaſie betrifft, iſt das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergeſſen wir aber wenigſtens nicht, daß wir noch weiter fortſchreiten müſſen, wenn wir nicht ganz wieder zurück ſinken wollen, und das zu dieſen Tiefen der Vernunft, die wir durchforſcht haben, und zu dieſer Fülle und Herrlichkeit der Fantaſie, die uns wieder geworden iſt, nun auch noch der feſte Wille hinzukommen muß, der den Anfang und erſten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande iſt, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verſtand und die rechte Einſicht, von denen jene Tiefe und Fülle der Vernunft und der Fantaſie nur die einzelnen Elemente ſind, die einzeln nie zum Ziele führen. Der wahre Verſtand aber beruht in allen Dingen auf der Ueberſicht und Anſchauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterſcheidung deſſen, was das Rechte iſt.

Auf dieſen Zuſammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzuſtellen, und eine wahre Idee von der Litteratur und unſerem geſammten geiſtigen Wirken zu geben, war ich in dieſen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Verſuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Beſtreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Böſen auch in der Litteratur, ſo viel an mir iſt, ohne redneriſche Kunſt kräftig mitzuwirken.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

würdigkeiten ſehen konnte. Pythodores, der Sohn des Phönix machte mich mit dem Paſion bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater ſtrebe nach der Herrſchaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reiſenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen ſolle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer ſo äußerſt üblen Lage befand, ihr Richter, ſo erzähle ich dem Paſion mein Unglück. Denn ich war ſo genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldſachen, ſondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hieſigen und des dortigen Vermogens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht ubergeben wollte, mit offnem Geſtändniß dieſer Abſicht, würde ich mich ſelbſt und meinen Vater beym Satyros den größten Verlaumdungen ausſetzen. Nachdem wir es alſo uberlegt hatten, ſchien es uns das rathſamſte, dasjenige Geld, was ſich nicht verbergen ließ, zu ubergeben, dasjenige aber, was bey ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, ſondern mich ſogar ſelbſt anzugeben, als ſey ich auch andern auf Wucher ſchuldig, und alles zu thun, was jene am meiſten uberzeugen konnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Paſion rathe mir alles dieſes aus Freundſchaft; nachdem ich

Fridrich Schlegel's

Gedichte.

Erſter Theil.

Neueſte Auflage.

Wien 1816.
Bey B. Ph. Bauer.

[illegible]

[illegible]

Fridrich Schlegels

Gedichte.

Erſter Theil.

Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle,
Hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle,
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle,
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen,
Im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,

Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frey dem Vaterland erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge,
Erſt nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle:
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe du entzündet,
Ewig mir verbündet,
Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;
Liebe iſt es, was das Lied verkündet,

Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet,
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte,
Fern vertrieben,
War es nicht dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umher getrieben,
Ehrend, was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben?

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen,
Was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen:

Was ſich ſpielend erſt durch's Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen,
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen ſollen.

Fahrt, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden,
Hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreyt nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh' die Sieger linde mag umſchweben.

* * *

Erſtes Buch.

(1800. 1801.)

Weiſe des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauſchen,
Ihr Lied dazwiſchen Nachtigallen ſchlagen,
Der muntre Vogel ſingt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauſchen:

So ſeht ihr hier jedwede Weiſe tauſchen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Luſt, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauſchen.

Anklänge aus der Sehnſucht alten Reichen
Sind es, die bald ſich ſpielend offenbaren,
Uns ihr Geheimniß bald mit Ernſt verkünden;

aber meinen Anſchlag gegen die Geſchäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der böſen Abſicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reiſen wollte, glaubte er, jetzt zeige ſich ihm die günſtigſte Gelegenheit; denn die bey ihm in Verwahrung liegende Geldſumme ſey anſehnlich, und einer ſchamloſen Handlung wohl werth; ich habe vor vielen Zeugen abgeläugnet, daß ich irgend etwas beſitze, da es mir öffentlich abgefodert worden, und habe eingeſtanden, daß ich andern ſchuldig ſey; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch dieſe Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wiſſen, was an der Sache ſey, den Philomelos und den Menexenos zu ihm ſchickte, um ihn zu mahnen, ſo läugnete er gegen ſie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entſchluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da ſo viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu ſchweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu laſſen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beym Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelaſſen

Sinnbilder, leiſe, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings ſtille Hoffnungszeichen,
Die ſchon in helle Flammen ſich entzünden.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth,
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth,
Da klang der dunkeln Tugend Felſenwort:
Befrey' dich Freyer ſelbſt, durch heil'gen Mord.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben.
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſeyn wird, faßt' im Streben.
Kunſtlieb' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen,
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken
So gränzenlos begehrt', ohn' es zu ſagen,
Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf, du Wunderblume Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten,
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworrne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten,
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verſtande.

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf' ich, Werke bildend, ſonder Wanken;
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth;
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaſſnem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'ſchen Heiligthume.

* * *

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele, der Freude erſchloſſen,
In Frühlinges Tagen,
Die muthigen Lieder zu wagen,

Entriſſen dem Zügel in Freyheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur ſagen;
Im Dunkel der Bäume
Da bilden ſich roſige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen.
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchoſſen
Geſtalten auf feurigen Roſſen,
Im Silber der Flüſſe dann Friede gefloſſen,
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entfloſſen
In fliegenden Worten,
So öffnen ſich feurige Pforten,
Und klar iſt der Frühling, der Gottheit Genoſſen.
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen,
Kann Kummer ſie nagen?
Sie ſehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuen ergoſſen.

Das Gedicht der Liebe.

Wie nächtlich ungeſtüm die Wellen wogen,
Bald ſchwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald ſinken zu der Tiefe hingezogen,
Sehnſüchtig fluthend in dem Wechſeltanze,
Bis Morgenroth empor ſcheint aus den Wogen
Noch feucht in blumenlichtem Thränenglanze:
So ſteigen hier der Dichtkunſt hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnſucht Meer und Wonnequalen.

* * *

Rückkehr.

Unſre Erde liebt den Äther,
Möchte gern der Sonne nahn.
Starres Eiſen ward lebendig,
Als das Licht hernieder kam,
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Steine trieb die Tiefe,
Hohe Lüfte ſchwebten nach,
Von dem Äther abgeſendet,

Um die große Braut zu ſahn.
Scham macht roth den blauen Schleyer,
In den Adern rinnt Metall,
Edelſteine blitzen unten,
Und in Wolken blüht der Strahl,
Süßes Blut durchdringt die Glieder.
Flammen rieſeln unſichtbar,
Sehnſucht ſchwellt die üpp'gen Hügel,
Grüne Fülle quillt im Thal,
Und es ſpielen bunte Thiere,
Wo den Schoß der Äther traf.
Pflanzen, Thiere und Metall
Athmen nur des Lichtes Kraft;
Andre Weſen leuchten anders,
Mancher Schein von einem Strahl.
Leichtes Eiſen, feſter Äther,
Steht der Menſch vollendet da,
In dem Antlitz glänzt die Erde,
Und zur Sonne will die That.
Wo die Farben wieder eins,
Wird das Licht ſich ſelber klar,
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wenn der Heimath es gewahrt.
Frohe Zeichen ſchaut das Auge,
Wo das kühne Leben wallt,

Wo die wilde Erdenfülle
Schön vereint iſt zu Geſang:
Da erinnert an die Sonne
Uns ihr Abglanz, die Geſtalt.
Freyer regt ſich dann die Liebe,
Die ſo tief verſchloſſen lag;
Wo die Schönheit angeſprochen,
Hatte Liebe ſchon gefragt.
Wenn das Herz in ſchöner Liebe
Kühnlich ſchwebet gleich dem Aar,
Strömet hoch die Fantaſie,
Wie die Flammen vom Altar.
Was der Geiſt ſo hell gedichtet,
Lebet ewig feſt und wahr;
Und zur Sonne kehrt das Licht,
Wo das Heil'ge rein und klar.

* * *

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
  Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
  In der Natur.

Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen,
Flamme kühn, und laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

* * *

Lied.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Roſenlicht am Himmel ſchweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich ſagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt ſich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauſchet,
Abend kühl im Walde rauſchet,

Dunkel ſchlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Abendröthe.

Erſter Theil.

Tiefer ſinket ſchon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit iſt vollendet,
Und die Kinder ſcherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde.
Eh' die Sonne ganz verſunken;
Milden Balſam hauchen leiſe
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret,
Wenn die Sinne ſelig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menſchen,
Berge himmelan geſchwungen,
Und der groſſe Silberſtrom,
Der im Thale ſchlank gewunden,

Alles ſcheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor
Manches Lied aus einem Munde.

* * *

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
glaubt das Herz die Schwere zu beſiegen,
den Himmliſchen oben,
ll es dringen und fliegen.
e Menſch empor geſchwungen,
ubt ſchon, er ſey durch die Wolken gedrungen.

Bald muß er ſtaunend merken,
ewig feſt wie auf uns ſelbſt begründet.
r ſtrebt in ſichern Werken
ganzes Thun, verbündet,
Grunde nie zu wanken,
baut wie Felſen den Bau der Gedanken.

nd dann in neuen Freuden
er die kühnen Klippen ſpottend hangen;

ſey, und daß Satyros alles Vergangne ſo ſehr bereue, daß er ihm die gröſten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, ſeine Herrſchaft noch größer als die er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe. Als Paſion dies erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; ſo ſchaffte er den Sklaven bey Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn ſuchte, indem ich in ihm den klarſten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; ſo ſprach er das entſetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bey Tiſch ſaß, verführt, und ſechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit aber kein Beweis noch Unterſuchung darüber Statt finden möchte, ſagte er, hätten wir den Sklaven aus dem Wege geräumt, kämen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir ſelbſt aus dem Wege geräumt hätten. Das ſagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, foderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für ſechs Talente Bürgen ſtellte. Zeugen, tretet herbey."

20. Daß dieſe Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den ſpielenden und berathſchlagenden der ganzen Gattung nach verſchieden ſey, wird jeder zugeben. Doch weicht ſie nicht ganz von dem Iſokratiſchen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künſtlichkeit und Prachtliebe; und die Schlüſſe ſind oft mehr dichteriſch als natürlich. Zum Beyſpiel, wenn er ſagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. ſ. w. Denn kunſtlos und einfach wäre es ſo geweſen; „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgä-

Vergeſſend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu ſcherzen,
Denn hoher Muth ſchwillt ihm in hohem Herzen.

* * *

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu ſchweben, zu ſingen;
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menſchen ſind thöricht,
Sie können nicht fliegen.
Sie jammern in Nöthen,
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will tödten,
Dem Fruchte wir pickten;
Wir müſſen ihn höhnen,
Und Beute gewinnen.

* * *

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Wenn ich ſo ein Vogel bin,
Darf ich alles, alles haſchen,
Und die höchſten Kirſchen naſchen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Iſt ſie bös in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an ſie ſchmiegen,
Ihren Ernſt gar bald beſiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,
Dürft' ich in der Sonne ſchwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen,
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär' ich über jene Hügel
Ach dann wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

* * *

Der Fluß.

Wie rein Geſang ſich windet
Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen,
Er ſelbſt ſich wieder findet,
Wie auch die Weiſen tauſchen,
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauſchen:

So fließet mir gediegen
Die Silbermaſſe, ſchlangengleich gewunden,
Durch Büſche, die ſich wiegen,
Von Zauber ſüß gebunden,
Weil ſie im Spiegel neu ſich ſelbſt gefunden;

Wo Hügel ſich ſo gerne
Und helle Wolken leiſe ſchwankend zeigen,
Wenn fern ſchon matte Sterne
Aus blauer Tiefe ſteigen,
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

So ſchimmern alle Weſen
Den Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das, zur Schönheit erleſen
Durch milder Götter Güte,
In dem Kryſtall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der Hirt.

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in ſüße Bilder wiegen;
Da kam Anmuth in's Gemüthe,
Alle Wehmuth zu beſiegen.

Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die ſtillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Die Roſe.

Es lockte ſchöne Wärme,
Mich an das Licht zu wagen,
Da brannten wilde Gluthen:
Das muß ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
In milden heitern Tagen;
Nun muß ich frühe welken,
Dem Leben ſchon entſagen.
Es kam die Morgenröthe,
Da ließ ich alles Zagen
Und öffnete die Knoſpe,
Wo alle Reitze lagen.
Ich konnte freundlich duften,
Und meine Krone tragen,
Da ward zu heiß die Sonne,
Die muß ich drum verklagen.
Was ſoll der milde Abend?
Muß ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe iſt verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.

Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch ſterbend ſagen.

Der Schmetterling.

Wie ſoll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe,
Und reitzende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer ſchöner glänzen
Meine bunten Flügel,
Immer ſüßer hauchen
Alle kleinen Blüthen.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüthen.

Wie groß iſt die Freude,
Sey's ſpät oder frühe,
Leichtſinnig zu ſchweben
Über Thal und Hügel.
Wenn der Abend ſäuſelt,
Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden,

Scheint die Wieſe grüner.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüthen.

Die Sonne.

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt ſich der Mutter Auge, und muß trauern;
Noch ein Mahl ſie umfangend,
Vergehn die Kleinen, an den Blicken hangend:
Sie ſoll und muß ſich trennen,
Nur eine Mutter kann ſolch Leid erkennen.
So ſtröm' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'ſchen Bande
Will alles hin zu mir in ſanftem Brande.
Ach dürft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch ſtrömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen,
Die Erde ſcheint zu rauſchen,
Als ſtrebte ſie den Wohnſitz zu vertauſchen. —
Nun muß ich dennoch ſcheiden,

Und euer Tändeln bis auf Morgen meiden!
So ſauge, Menſch, denn trunken
Der groſſen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch ein Mahl will ich ſtrahlen,
Und dann verſinken in der Trennung Qualen.

* * *

Die Lüfte.

Wie ſäuſeln ach ſo linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiſſe Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen ſüß erröthen,
Beſchämt ſich neigen,
Berührten wir die ſchönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze ſäuſeln
Dem, der ſich grämet,
So wird die leiſe Freude
Ihn bald beſchämen.

* * *

Der Dichter.

Was wünſchen und was ſtreben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verſchweben.
Was iſt das höchſte Ziel von allem Streben?
Es will der Menſch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt' ihr, ſel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienſte ſich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt ſein Leben,
So laßt ihn ſchnell in leichten Dunſt zerrinnen.

Es ſchwebt die Seele gern auf ſüßen Tönen,
Und lauſchet ſinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit ſchon den Wunſch gewähre:

Sie wünſcht ſich im Geſang ſo zu verſchönen,
Daß ihren Leib das Flammenſpiel entzünde,
Sie ſelbſt in leiſen Hauch ſich bald verkläre.

Zweyter Theil.

Als die Sonne nun verſunken,
Blühet noch der Abend roth.
Lange ſchienen weit die Flammen,
Gegen über ſtand der Mond;
Wie zwey Welten gegen über,
Dieſe bleich und jene roth,
Mitten inne kleine Sterne
An des Himmels Gürtel hoch,
Unten dann die groſſe Erde,
Wo im tiefen Dunkel ſchon
Blumen duften, Bäume rauſchen
Bey der Nachtigallen Ton.
Blaß wird jede ſchöne Gluth,
Und die Freude ſinkt vom Thron.
Fern iſt ganz des Tages Mutter,
Lichter ſcheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Menſch ſich
Und iſt auch im Dunkel froh.

* * *

be, wurde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle; „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kummern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode iſt über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortſtellung hat etwas dichteriſches, und die Geſtalt des Ausdrucks iſt aus den in Kunſtreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimſchiffen wollte," an derſelben Stelle ſteht, und die gleiche Groſſe der drey Glieder, ſind Kennzeichen des Iſokratiſchen Styls. Ferner was kurz darauf folgt; „Daß er ihm die gröſten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, und ſeine Herrſchaft noch groſſer, als die, welche er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe." Denn hier iſt wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man konnte außer dieſem leicht noch mehres ſagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieſes Redners noch weiter ins Licht geſetzt werden wurde. Es iſt aber wohl nothwendig, auf die Zeit Ruckſicht zu nehmen.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir ſpricht,
Mich beſeelend zu der Reiſe:
„Folge treu dem alten Gleiſe,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen ſonſt die ſchweren Tage;
Fort zu andern
Sollſt du wechſeln, ſollſt du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage.“

Sanfte Ebb' und hohe Fluth
Tief im Muth,
Wandr' ich ſo im Dunkel weiter,
Steige muthig, ſinge heiter,
Und die Welt erſcheint mir gut.
Alles reine
Seh' ich mild im Wiederſcheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es ſtreben alle Kräfte,
So matt ſie ſind, zur Erde doch zu wirken;
In den ew'gen Bezirken
Der ſchönen Welt iſt das nur mein Geſchäfte;
Das muß ohnmächtig immer ich verſuchen,
Und traurig dem beſchränkten Looſe fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen
Und warme Sommernächte ſchön erhellen,
Wo leiſe Freudewellen
Der Erde Kinder fühlen nach den Tänzen;
Sind's Sonnengeiſter nur, die ſanfter ſpielen:
Mein eignes Weſen könnt ihr ſo nicht fühlen.

Doch wenn ich ſeltſam ſcheine,
Aus dunkeln Wolken ängſtlich vorgeſchlichen,
Dann iſt die Hüll' entwichen.
Es merkt der Menſch mit Schaudern, was ich meine.
So zeigen Geiſter ſich, um euch zu wecken,
Und laſſen ahnden die verborgnen Schrecken.

* * *

Zwey Nachtigallen.

Die Erſte.

Sieh, es ſteigt zum dunkeln Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel,
Und ſo ſtröme volle Woge,
Liebesluſt in heißer Klage.

Die Zweyte.

Was die Worte nimmer ſagten,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Geſange,
Das verſchöne ſich im Chore!

Die Erſte.

Lange war die Bruſt verſchloſſen,
Und mir fremd die ſüßen Gaben.
Was ich wußte, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir ſchallte.

Die Zweyte.

Wenn der Liebe Ruf uns faſſet,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlaſſen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die Erſte.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten ſolcher Wonne
Nun die alten Schmerzen kamen.

Die Zweyte.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreyt vom dunkeln Looſe,
Daß, wo Freuden ſich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die Erſte.

In der Trauer blühen Roſen.
Seit die Bruſt im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Luſt gefloſſen,
Kann ich in Geſängen klagen.

Die Zweyte.

Süße Weihung treuen Gatten
Wenn ſie gleichen Schmerz geſogen!
Was kein Irdiſcher errathen,
Finden ſie im gleichen Tode.

Beyde.

Es verſchönet ſich im Obern
Liebesgluth in heißer Klage;

Was die Sonne nimmer ſagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

* * *

Das Mädchen.

Wie ſo innig, möcht' ich ſagen,
Sich der meine mir ergibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Will ich's ſagen, ſo entſchwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöſſ' es hin in Harmonien,
Denn in jenen Tönen lebt es;
Nur die Nachtigall kann ſagen,
Wie er innig ſich mir gibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

* * *

Der Waſſerfall.

Wenn langſam Welle ſich an Welle ſchließet,
Im breiten Bette fließet ſtill das Leben,
Wird jeder Wunſch verſchweben in den einen:
Nichts ſoll des Daſeyns reinen Fluß dir ſtören.
Läßt du dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe, los gelaſſen,
Der Kraft in vollen Maſſen ſich entladen,
Daß unten tief ſich baden die Gefühle,
Im bunteſten Gewühle milder rauſchen,
Bis ferne Männer lauſchen, und voll Bangen
Das nah zu ſehn verlangen, was mit Grauſen
Die Seel' erfüllt im Sauſen ſolcher Wogen,
Die manchen ſchon betrogen, und nicht ruhten,
Bis tiefer in die Fluthen ew'ger Leiden
Verſchlungen ſie die beyden, die vereinet
Im Silberſchaum den ſüßen Tod beweinet.

* * *

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen
Man darf den ſüßen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' es auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten,
Die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muß der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,
Daß wir in Düften unſer Seyn verkünden,
Muß jungen Blüthen noch die Luſt erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen
Und ſchön geflochtnen Lauben
So innig ſich verbunden,
Die Luft mit ſüßerm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich ſtrebt der Menſch mit ſchlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daß jeder Blume Geiſt ſein Geiſt gewinne!
Wo holde Lüfte ſpielen,

Daß jeder Hauch zerrinne,
Umfloſſen von Gefühlen
Vergißt er bald, von welcher Luſt er trinket,
Wenn er, berauſcht, in Balſamfluthen ſinket.

* * *

Der Sänger.

Nimmer wird das Lied geendet,
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo es gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit ſich bethören,
Muß ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.

So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder ſchallen,
Die von ferne leiſe hallen,

Wo er gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du ſtauneſt, o Menſch, was heilig wir ſtrahlen,
O folgteſt du nur den himmliſchen Winken,
Vernähmeſt du beſſer, was freundlich wir blinken,
Wie wären verſchwunden die irdiſchen Qualen!
Dann flöſſe die Liebe aus ewigen Schalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umſchwebte die Fluren,
Und funkelten Stern' auf den heimiſchen Thalen.

Aus göttlicher Quelle ſind alle genommen,
Iſt jegliches Weſen nicht eines im Chore?
Nun ſind ja geöffnet die himmliſchen Thore,
Was ſoll denn das bange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr ſchon zur Tiefe geklommen,
So ſähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und ſpielend um's Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

* * *

Die Gebüſche.

Es wehet kühl und leiſe
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tauſend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brauſen,
Und in den leiſen Worten,
Die durch die Blätter rauſchen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geiſter heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geiſter Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume
Ein leiſer Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauſchet.

IX.

Caeſar und Alexander.

Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caeſar in den Geſchäften eines Quäſtor nach Gades im jenſeitigen Hiſpanien kam, und daſelbſt neben

---

*) Wie die Idee des Schönen das herrſchende Princip und das göttlich Poſitive in der Kunſt und im Leben der Griechen iſt, und aller helleniſchen Bildung als der beſeelende Mittelpunkt zum Grunde liegt: ſo iſt es die Idee des Großen, welche in dem römiſchen Volkskampf ſo wie in der hiſtoriſchen Entwicklung des römiſchen Charakters alles beſtimmt, und überall vorherrſchend den Ton, obwohl in veränderter Geſtalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunſt; wie denn auch leicht zu bemerken iſt, daß die Römer ſelbſt in dem Gebiete des Kunſtſchönen, wo ſie am glücklichſten waren, wie in der Baukunſt, dieſes mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn ſie, wie bey den Römern, nicht aus einer geiſtigen Geſinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche ſucht, ſondern ſo wie ſie mit ausdauernder Feſtigkeit ſich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewahrt und kriegeriſch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines ſittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freye Entwicklung ſolcher großen Naturkraft, ſo wie durch die vorherrſchende Klarheit des Verſtandes mit den Griechen ganz auf einer Linie ſtehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt ſind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künſtlerſinn eigentlich immer fremd geblieben iſt; ſo hat es von jeher einen beſonderen geſchichtlichen Reiz

Der Dichter.

Der ſchwarze Mantel will ſich dichter falten,
Die freundlichen Geſpräche ſind verſchollen;
Wo allen Weſen tief Geſang entquollen,
Da muß die ſtumme Einſamkeit nun walten.

Es darf den groſſen Flug das Herz entfalten,
Und Fantaſie nicht mehr der Täuſchung zollen;
Was farbig prangt, muß bald in's Dunkel rollen,
Nur unſichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!
Es ſtrahlt in dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt ihn in's große All aus engen Mauern;

Er iſt in's Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'ſchen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil ſchon die Binde ihm vom Haupt genommen.

Monolog.

Ja, ich fühle mich gezwungen
Endlich dir mein Leid zu klagen.
Lüfte! könnt ihr mir nicht ſagen,
Wo ſo lange bleibt die meine?
Daß ich irren muß alleine,
Seufzen nach der Unbekannten,
Nein, der nur zu wohl Bekannten,
Die in jedem Traum ich ſah,
Deren Bild mir immer nah,
Doch vor allen hier im Thal,
Hier erfreu' ich mich der Qual,
Hier ergeb' ich mich den Träumen
Irrend auf den grünen Räumen,
Wo der Waldbach rauſchend fließt,
Wenn ſich in Geſang ergießt
Klage hoher Nachtigallen,
Sie in's tiefe Herz mir ſchallen,
Öffnet ſich der ſtumme Mund,
Thut mir ſelbſt mein Leiden kund,
Rufend dich, du lang' Erſehnte!
Alles, was ich Freude wähnte,

Kann mir keine Luſt mehr ſchaffen.
Fremd ſind mir die theuren Waffen,
Nichts der Roſſe kühnes Spiel;
Ach, und was mir ſo gefiel,
Lieber Freunde muthig Scherzen,
Das verwirrt mir nur die Schmerzen,
Seit ich bin, nicht mehr mein eigen.
Komm, Geliebte, dich zu zeigen,
Daß ich dich mit Glanz umkröne!
Komm, und gib mir deine Schöne,
Mein zu ſeyn, mein Heiligthum!
Bin ich darum reich an Ruhm,
Aller Jugend Kron' und Zier,
Daß ich krank und einſam hier
Soll umſonſt nach Freude ſchmachten?
Jede Kunde, die mir brachten
Ferne Männer, ſtille Bethen,
Was du mir geheim entbothen,
Was ſo manche Sommernacht,
Die ich glühend durchgewacht,
Durch die Wälder mich getrieben,
Das iſt in der Bruſt geblieben,
Alles andre gar verſchwunden.
Keine hatt' ich noch gefunden,
Die wie ich der Gluth ergeben.

Ach, ſie fühlten nicht das Leben,
Das der vollen Seel' entquillt!
Keine hat das Herz geſtillt,
Das die Kraft ſo gern verſchwendet.
Du allein haſt Troſt geſendet,
Süße Herrinn, du alleine,
Du an Schönheit einzig Eine,
Stolze Heldinn, herrlich Weſen,
Die ein Gott wohl auserleſen,
Daß mir kühne Hoffnung bliebe,
Wahr zu finden meine Liebe.

* * *

Fantaſie.

Alte Töne tönen wieder,
Raſch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnſucht hingegeben,
Wenn der Knabe einſam weint,
Dann zu hoher Luſt vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,
In des Übermuthes Fülle,
Zwiſchendrein die alte Stille,

Friſch lebendig was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen ſchon das Neue,
Schmerzen, die ich nimmer ſcheue,
Weil ſie tief're Luſt erzeugen,
Kalte Feſſeln, die mich beugen,
An der Jugendblüthe nagen;
Laßt, o laßt mich alles ſagen.

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden!
Daß ſie alle gleich verſchwunden,
Muß ich trauern.
Frühen Leiden hingegeben,
Mußte Schönheit ſo verderben,
Süße Anmuth welkend ſterben;
Blühend noch muß Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang' erſehnte nun ihm nahte,
Weiß er kaum ſein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude gibt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen,

Das die Freude oft zu Leide machte.
O dieß Verlangen
Zu fühlen, an den Lippen feſt zu hangen,
Bis daß in ſüßer Luſt der Sinn vergangen!
Und faßt dich einmahl dieſes tiefe Sehnen,
So darfſt du nimmer wähnen, es zu füllen,
Und wollte dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren ſchönen Freuden.

Laß uns fröhlich tändeln,
Laß uns Scherz erſinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie ſüß iſt die Freude,
Mit der Liebe zu ſpielen,
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur dich Hohe ſchmückt die Krone.
Lichtglanz muß dich golden zieren,
Roſenſtrahlend triumphiren,
Herrinn auf des Herzens Throne.
Alles gab ich dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,
Bis wir freudeflammend beyde,

Beyde ſagten: Nun verſchone!
Wenn ich unverſtanden bliebe
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben,
Um ſo inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wähnte,
Was ich liebeſehnend mein,
Iſt ſo heiter, lind' und reine,
Daß kein Sinn ſich weiter ſehnte,
Der geſehn dieß einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben
Und in heitern Freuden ſchweben.

Kühne Wogen, wildes Leben,
Laß den Strom nur immer brauſen,
Friſchen Sturm im Herzen ſauſen,
Wie der Adler durch die Lüſte,
Über Meere, über Klüfte,
Laß mich ſchweben, laß mich fliegen;
Alles kann der Muth beſiegen,
Muth entſprungen hohem Glauben:

Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechſeln die Gefühle
In dem irdiſchen Gewühle.

An die Freundinn.

Mich traf, ich weiß nicht wie, ein ſüß Verlangen,
Sogleich mit dir zu ſterben.
Es dünkte mich, wir gingen
Im Grün, die Stirn vom Morgenſtrahl getroffen,
Weit, weit von Menſchenſpuren.
Im Reigen hören wir die Lerche ſingen,
Das Auge lächelt auf die ſtillen Fluren,
Des Berges Höh' ſchon nah, wo froh wir wagen,
Die Freyheit zu erwerben —
Nun wirſt den Freund, du Freudenreiche, fragen:
„Warum willſt du verderben?“ —
ich ſah mich ſelbſt, mein Weſen klar und offen;
rreicht das Ziel, das alle Wünſche hoffen,
Wenn ſie ſich nicht beſchränken. —
Wie wenig alles, was wir ſeit dem denken!

* * *

Der welke Kranz.

Es war noch May, da haſt du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen, ſelber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe ſchon ſich regte,
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich ach! der Freund ſo gerne hägte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte an das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen, daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen, nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen.
Wie der hat ſie zu enden früh erkoren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe köſtlich liebe Gabe,
Das Einz'ge, was ich habe von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern, wenn in Thränen
Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht der Erde eitlem Wähnen.

Doch erſt laß mich in Thränen ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Bitte.

Ach laß die theure Frau in bittern Leiden,
Du milde Königinn, mir nicht verſinken!
Ihr Herz erfriſche bald ein himmliſch Winken
Aus jenen Augen, die mit Licht uns weiden.

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' ins Dunkel ſinken,
Und darf aus deinem Bilde Gottheit trinken;
Sie lebt in Lieb', und liebend wird ſie ſcheiden.

O Mutter! todt und arm ſind jetzt die Herzen,
Doch wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verſpottet bliebe;

Wir fühlen noch die gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
Es glüht und blüht in uns die erſte Liebe.

* * *

dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, ſeufzte er tief; es ekelte ihn gleichſam vor ſeiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander ſchon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte ſogleich Urlaub, um in Rom die erſte Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In ſeinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrſchaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte ſeine Wünſche errathen. Mit dieſem Seufzer, mit dieſer Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abſchnitt in dem Leben des Caeſar, welcher ſich bis zum Übergang über den Rubiko erſtreckt.

Caeſar ſelbſt hat ſich alſo zuerſt neben dem Alexander geſtellt; und was war natürlicher, als daß man ſie nachher ſehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, ſagt der koſtbare Vellejus, (bey dem der wahre Caeſar

---

gehalt, eine Nation gegen die andre, oder verwandte Charaktere aus beyden, vergleichend zuſammenzuſtellen. Den höchſten Gipfel ſolcher Parallelen aber bilden wohl die beyden großen Eroberer, deren Charakteriſtik dieſer Aufſatz gewidmet iſt; denn ihre welthiſtoriſche Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfaſſendſte und dauerndſte in ihren Folgen bis auf die ſpäteſten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caeſar wie Alexander, die entſcheidende Epoche eines allgemeinen Umſchwunges in Sitten, Geiſt und Denkart, und eines ganz veränderten Zuſtandes der Dinge, für beyde Nationen bezeichnet. In Hinſicht auf den zum Grunde liegenden Ernſt eines ſolchen Strebens, wird man in dieſem erſten Verſuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdruckes mit Nachſicht aufnehmen.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk ſtrömt die ſchöne Welt
In lichter Lebensfülle
Des ſchönſten Weſens Hauch in alle Sinne;
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft ins Herz, und hält
Das trunkne, daß in Freud' es nicht zerrinne.
Du heil'ge lockſt den Geiſt zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund ſchön wie in den Funken
Des Lichts, im Tod und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus deren üpp'gem Schooße ſonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die holde Pflanze
Der vollen Erde Bruſt zum bunten Kranze.

Doch müſſen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menſchenbilde,
Aus deſſen Aug' das All ſich ſelbſt beſchaut,
Deß kühnes Haupt am himmliſchen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut.
Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut

Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte ſtrahlen,
Vergangne, künft'ge, jetz'ge Geiſter bindend,
Die heil'ge Kunſt erfindend,
Und bildet ew'ger Liebe ſüße Qualen.
Der Menſch nur lächelt, ſelbſt ſein holder Spötter,
Aus ſeinem Haupt entſprangen alle Götter.

Das Urbild ſolcher Bildung blüht im Weibe;
Es iſt der Menſchheit Blume,
Die ſelig duftet ſtille Liebesflammen.
Der Frauen Reitz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem ſüßen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel ſtammen.
Schmilz aller Männer Macht und Geiſt zuſammen;
Was groß und würdig, mögen ſie erringen,
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden.
Den Gott im Werk verkünden,
Lehrt Lieb' und auch durch That zu ihm ſich ſchwingen;
Und Liebe kann der Milden Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat ſo treu der Freund den Freund gefunden,
Als ſanfte Frau'n oft waren,
Wenn's muthig galt an's Herz des Liebſten hin
Zu dringen durch den Tod und durch Gefahren.

Dem Einz'gen feſt verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht ſchön in Frau'n der Tugend milde Frucht;
Verſtand und Frieden glänzt vom Angeſichte,
Das Aug' in heiterm Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Der Frauen Geiſt beſeelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz ſich bald geſund.

Das Kind ſaugt Liebe aus der Mutter Bruſt,
Es ruht der Knab' im Schooß,
Der Jüngling ehrt ihr Aug' als ſein Geſtirn;
Des Mannes freudig Herze ſchwillet groß
Beym Anblick ſolcher Luſt,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhers denkt des Sehers weiſes Hirn
Als dich Natur! Kein Weſen aber gleichet
So nah' dir als der Mutter Kraft und Tugend,
Die jung in fremder Jugend
Des Mitgefühles tiefſte Tief' erreichet,
Und, ſchwelgend in der Erde ſchönſten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blüht der leichte Himmel;
Die Tiefe voll Verlangen

Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält feſt die Erd' umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel,
Bekränzt ſie bräutlich ſich zum Hochzeitsbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch ſag' ich's, ſchöne Frauen, kühn und laut;
Ihr ſeyd die ſchönſten Blüthen dieſer Erde.
So wahr ich froh noch werde
Beym Kuß der hingegeb'nen Braut;
Wer ſolche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der iſt der höchſt' in ſterblichen Geſchlechten.

* * *

Stanzen.

Zur Einleitung eines Mährchens.

Wie Blätter dunkles Grün um Blumen ranken,
Als ob es gern die Gluth der Farben kühlte,
Weil ſonſt das Auge würd' im Glanz erkranken,
Wenn es berauſcht im Blumenfeuer wühlte,
Wo rothe, weiße, bunte Strahlen wanken,
Nicht auch im Grün das Licht gemildert fühlte;

So möcht' ich, dich umarmend, Mährchen weben,
Die Flammen durch Geſchwätz zu lindern ſtreben.

Die Flammen, wo den ſüßen Tod wir ſtarben,
Den du, ein ſcheues Kind ſonſt, nimmer ſcheuteſt,
Seit meine Bitten deine Huld erwarben,
Wo ſterbend du zum Leben mich erneuteſt,
Und, glaubt' ich ſchon im Überfluß zu darben,
Durch Reitz im Reitz dich freuend mich erfreuteſt:
Sie werden unſern holden Leib verzehren,
Wenn wir nicht ihrem ſüßen Gifte wehren.

Doch weil, wo Frag' und Antwort wechſelnd ſpielen,
Die Lippen bald ſich inniger vermählen,
Und im Gefliſter ſüße Pfeile zielen,
So möcht' ich andre Stundentäuſchung wählen,
Und wüßt' ich nur, wie ſie dir wohlgefielen,
Dir reitzende Geſchichtchen nun erzählen,
Die du anhörteſt, weichlich hingegoſſen,
Als kämen ſüß vom Himmel ſie gefloſſen.

* * *

Tändeleyen.

Als der Witz ein Liebchen ſuchte,
Neckt' er Mädchen fern und nah,
Endlich wählt' er doch die Freude,
Die ihm leiſ' entgegen kam.
Schwerer ward ihr zartes Seelchen,
Wußte nicht, wie ihr geſchah,
Bis nach einem leichten Stöhnen
Von dem Söhnlein ſie genas.
Muthwill' hieß das Kind der beyden,
Der noch kaum ein Knabe war,
Als er ſchon mit Mädchen ſpielet,
Gleich erhaſcht' die flücht'ge Scham.
Hold erröthend floh die Kleine,
Bis an ſeiner Bruſt ſie lag,
Wo er ſorgſam ihrer pflegte,
Daß ſie ruhig bey ihm ſaß.
Als die Kleine Mutter wurde,
O wie liebte ſie ihn da!
Brachte viele, viele Kinder,
Alle Scherze leicht und zart.

* * *

An Selinde.

1.

Als das Köpfchen an mir ruhte,
Konnt' ich nicht ein Wörtchen ſagen,
Konnte, glühend von Verlangen,
Keine Liebkoſung doch wagen. —
Sieh, ſo glühend muß ich lieben,
Und du fühlſt nicht meine Klagen!

2.

Sirene, du Sirene,
O wie ſüß kannſt du loben!
Da ward ich ganz entzündet,
Fern die Klugheit geflohen.
Es war, als ob du liebteſt,
Das hat mich ſo betrogen.
Die Süße will dich lieben,
Dacht' ich in Luſt erhoben.
Sirene, o Sirene,
Welch Netz haſt du gewoben.

3.

Laß frey die Flammen, die mich quälend drücken!
Sey einmahl noch wie ſonſt ein liebend Weib!

Komm an das Herz, das frey von allen Tücken,
Gib hin der Luſt den jugendlichen Leib,
Und laß die zarten Glieder mich umſchlingen;
Wie ſollt' ich ſonſt das volle Herz bezwingen?

4.

Zwar du litteſt meine Küſſe,
Doch erwiederteſt kaum einen,
Flammen ſchwebten auf den Lippen,
Und berührten ſchon die deinen;
Doch getäuſcht floh'n ſie zurücke,
Und verzehrten ſich alleine.
Böſes Kind, um dieſe Kälte
Könnt' ich wie ein Kind faſt weinen.

5.

Den treuen Freund auf ewig dir zu weihn,
Haſt du ihm deine Freuden hingegeben.
Laß auch die Schmerzen offenbar ihm ſeyn,
Daß nie der Täuſchung Wolken uns umſchweben!
Schön biſt du doch: wozu der eitle Schein?
Drum ſag' mir, ſag' mir alles, ſüßes Leben;
Ich ſoll und muß an deine Wahrheit glauben,
Nur du kannſt ſelber dich mir wieder rauben.

6.

Die ſüße Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Als mich der liebe Leib ſo ſüß umſchlungen,

Auch du von meinem Leben warſt durchdrungen,
Uns Beyd' umſchwebt ein ſeliges Vergeſſen!
Was darf mit freyer Liebesluſt ſich meſſen,
Wenn endlich jeder Zweifel nun bezwungen,
Die Welt in einen Augenblick verſchlungen,
Und Freude macht das leichte Herz vermeſſen?

7.

Noch ein Mahl laß das Gift mich faugen,
Feſter uns verbinden,
Heißer dich entzünden!
Noch ein Mahl laß in deinen Arm mich ſinken,
Daß ſo umſchlungen,
Ganz durchdrungen,
Ein Blitz der Luſt, belebend Beyde tödte.

Lied.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach, man liebt, und liebt ſie wieder.

Wie die Blume glänzt dem Kinde,
Lächeln Leichtſinn uns die Mädchen,
Leichte rollt des Lebens Rädchen
In der Liebe Luſtgewinde.

Darum ſingt man froh und linde,
Kleine Frauen, kleine Lieder,
Liebt ſie, und ſie lieben wieder.

Und es gleiten von der Kehle
Dieſe Spiele, dieſe Wörtchen,
Wie ein ſüßes Lieblingsörtchen
Lieblich ſchwebet vor der Seele.
Ach, man fragt nicht, ob was fehle;
Denn man ſingt die kleinen Lieder,
Wie man liebt, und ſingt ſie wieder.

Der Schiffer.

Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Lenke hin und her das Ruder,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Träume ſüß im ſtillen Muthe;
Gleiten laſſ' ich auch den Kahn,
Schaue in die blanken Fluthen,
Wo die Sterne lieblich ſchimmern,
Spiele wieder mit dem Ruder.
Säße doch das blonde Mägdlein
Vor mir auf dem Bänkchen ruhend,

ſchon anfängt, ſich in den Divus Julius der ſpätern Römer zu verlieren) war Caeſar, entſproſſen aus dem edelſten Geſchlecht der Julier, an Schönheit, Geiſteskraft und verſchwenderiſcher Freygebigkeit der Erſte ſeiner Mitbürger, deſſen Größe die Natur und den Glauben der Menſchen überſtieg, jenem großen Alexander, aber wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchſt ähnlich.“ Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe ſeiner vergleichenden Lebensbeſchreibungen aufgenommen; glücklicherweiſe iſt uns aber für dießmahl die Vergleichung ſelbſt geſchenkt worden. Die Liebhaber können ſich jedoch im Appian ſchadlos halten, welcher die beyden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Ähnlichkeiten vergleicht, die nur ein hiſtoriſcher Sophiſt ſo zierlich beſchreiben und ſo wunderbar deuten konnte. Plutarch ſelbſt würde ihn kaum übertroffen haben. Überhaupt könnte einem Plutarch, durch ſein Haſchen nach unbedeutenden Ähnlichkeiten oder Gegenſätzen, alle ſolche Zuſammenſtellungen ſehr verleiden. So bemerkt er einmal nicht ohne Erſtaunen, daß die vier tapferſten und ſchlaueſten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius, ſämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, uns eine vergleichende Geſchichte dieſer vier einäugichten Helden zu hinterlaſſen.

Um die vollſtändige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforſchen, muß man ihn vielmehr für ſich allein, in ſeinem Zuſammenhange und in ſeiner Welt betrachten, und ſich vor der Hand wenigſtens alle ſtören-

Sänge ſchmachtend zarte Lieder.
Himmliſch wär' mir dann zu Muthe.
Ließ mich necken von dem Kinde,
Wieder tändelnd mit der Guten. —
Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Träume ſüß im ſtillen Muthe,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Führe hin und her das Ruder.

Die Verhältniſſe.

Rückſichten ſind's, die unſern Blick berücken;
In Abſicht jede Ausſicht gleich erkalten,
Bis wir, eh' wir uns umgeſehn, veralten,
Und beugen dann, von Einſicht ſchwer, den Rücken.

Noch ſcheint's, der Erde Blumen grade pflücken.
Wir möchten fein der Schonung Linie halten,
Der Liebe Leben künſtlich klug verwalten,
Verſtändig und mit Anſtand uns erdrücken.

Wir ſollen unbekannte Größen wählen,
Es ſind zu wenig Gleichungen gegeben,
Drum hatt' und hat's ein ſonderbar Bewendniß.

Denn, weil wir endlos rechnen, zweifeln, zählen,
Wird uns das klare, leichte, freye Leben
Ein einzig viel verſchlungnes Mißverſtändniß.

* * *

Bündniß.

Wo mehre bildend ſich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künſtler ſeines Daſeyns Mitte,
Weiß nun, wohin er richten ſoll die Schritte,
Und ſieht die Theile ſich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' und Stufe höher ſchritte,
Und wenn man noch ſo ſtarke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

Es darf der Menſch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth ſich ſchlieſſen an die muth'gen Brüder,
Den feſten Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Geſtaltung zollen,
Die höchſten Würden ſteigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunſtwerk groß vollenden.

* * *

Ein Traum.

Tief im dunkelgrünen Walde
War ein Leu von hohem Muthe,
Dieſer liebte ſeinen Herren,
War ihm treu von Herzensgrunde.
Auf dem Thiere ritt der Jäger,
Sprengte durch die grünen Fluren;
Wollt' er auf den Rücken ſpringen,
Stand der Löwe ganz geduldig.
Doch nach vielen Tagen einmahl,
Da er wieder es verſuchte,
Ward die alte Wildheit rege,
Dreht' er ſich in zorn'gem Muthe,
Als ob er ihn tödten wollte,
Seinen Herrn, den lieben, guten.
Doch alsbalde ward er's inne,
Und da war er ſtill und ruhig.
Traurig ſenkt' er nun die Blicke,
Und es nagt' ihn bitter Kummer,
Daß er ſeinem Herren zürnte,
Ihn gar balde hätt' verwundet;
Das zernagt ſein großes Herz ihm,
Und es wird ihm immer dunkler.

Niederlegt er ſich zu Boden,
Hingeſtreckt auf hartem Grunde,
Liegt er da zehn tauſend Jahre,
Wie von Schmerz und Reu' verwundet,
Achtet nicht der Freundes Reden,
Ganz verſteint in herbem Kummer.

* * *

Betrachtung.

Das kleine Haus, es ſteht noch an der Stelle,
Wo ich es ſonſt geſehn vor vielen Jahren,
Seit ich ſo manches Leid und Freud' erfahren,
Umher getragen auf des Lebens Welle;

Dieſelben Tritt' und Weg' an ſelber Stelle,
Die kleinſten Dinge, wie ſie eh'mahls waren,
Bemüht, die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles ſtelle.

So bleibt Beſchränkung gern in tiefem Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die ſtille Welt, da zu verweilen.

Den kühnern Geiſt hat immer Ruh' vermieden;
Will ſinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

* * *

An die Dichterinn.

Gern flieht der Geiſt vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernſthaft thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in ſich die heiligſten Gefühle.

Umwebt ihn einmahl Äther leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen,
Und ſchnell wird jenen Scherz der Ernſt belohnen,
Daß er ſich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünſche, die dich hin zur Dichtkunſt ziehen,
Der frohe Ernſt, in den du da verſankeſt,
Das ſey dein eigen ſtill verborgnes Leben;

Was du gedichtet, um ihr zu entfliehen,
Das mußt du, weil du ihr allein es dankeſt,
Der Welt zum Scheine ſcherzend wieder geben.

* * *

Farbenſinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen weben,
Und [illegible]e wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrte winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu dir gehen,
Mit Roſ' und Lorber dich die Schweſter binden. —

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben drunter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung inn're Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Stimmen der Liebe.

Die Fröhliche.

Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüſſige.
Ach, klang' die meine ſchöner nur und ſingender,
Dann ſollte froh erwiedern jeder müßige.
Die Lieder tanzen wilder ſtets und ſpringender!
Wie locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Fantaſie ſich ſelbſt nicht kann regieren,
Und freye Verſe muß improviſiren.

Schon hör' ich Dichter ſingen voll Gelahrtheiten,
Uns warnend, daß der Tugend Roſe flüchtig,
Wie luſt'ge Götter oben in den Klarheiten
Die Element' auch lieben alſo tüchtig.
Sie ſagen, Liebe lehr' uns ew'ge Wahrheiten;
Das glauben ſie im Ernſt, und reden wichtig:
Wie Pflanzen, Thiere, ja die Stein' nicht minder,
Sich lieben all', und alle kriegen Kinder.

Die klügſten Frauen ſcherzen mit der Liebe;
Selbſt Mädchen lachen, ſonſt noch unerfahren,

Die lange Weile dieſer ew'gen Triebe.
Wo wir bey kühnem Spott oft fröhlich waren,
Den ſchönen Kreis, der ſonſt nicht ſchön mehr bliebe,
Laßt heilig uns vor jedem Ernſt bewahren.
Was wär's auch, wenn die Luſt, die uns verſammelte,
Gleich jeden wieder in ſich ſelbſt verrammelte?

Man frage nicht, ob's Frauen oder Männer;
Man frage redlich nur, wer iſt wohl witziger?
Ein Scherz hat hier vereint des Scherzes Kenner,
Geſell'ger Streit macht jede Schärfe ſpitziger;
Drum laſſt vom Zügel frey der Laune Renner.
Die ſchöne Luſt ſey toller ſtets und hitziger;
Das Mädchen ſoll nicht denken an das Weibliche,
Der Mann dafür vergeſſen alles Leibliche.

Entflammen mög' euch Poeſie, die gütige,
Sie ſey euch Wein, und Freyheit unſre Liebe.
So trotzen dem Geſchick wir übermüthige,
Und ſpotten ſeiner ungeſchickten Hiebe.
Die Scherz nicht kennen, ängſten ſich wie Würdige,
Und bleiben dumm, wie ſehr man ſie auch triebe;
Wir aber wollen hoch in Lüften ſchweben,
Zur Luſt von neuem uns durch Luſt erheben.

* * *

Wechſelgeſang.

Sie.

Leicht fühl' ich mich, als ſchwebt' ich ſchon von hinnen,
Und brächte Dank den Gütigen dort oben,
Wo Freudenſtröme lau im Äther rinnen,
Daß mein Geſchick ſie mir ſo leicht gewoben;
Drum wollen neue Thorheit wir erſinnen. —
Und laß zur Sicherheit noch dir geloben,
Daß ich die Kühnheit nicht zu furchtſam meide,
So frey du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude.

Er.

So frey du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude,
Seh' ich doch auch das Gold im Glaſe blinken;
Und willſt du, daß ich keinen Gott beneide,
Vergiß die ſtrenge Sitt', und laß uns trinken,
Bis wir vom heitern Scherz berauſcht ſind Beyde.
Die Kunſt iſt leicht, nur folge meinen Winken!
Auch darfſt du nicht von andern Dingen träumen,
Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen.

Sie.

Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen,
Drum darf ich längre Rede nicht erlauben.

Ich ſchwör' es dort bey den azurnen Räumen,
Und was ich ſchwöre, magſt du ſicher glauben:
Ich will Verſäumtes länger nicht verſäumen,
Und niemand wird mir dieſen Vorſatz rauben:
Du ſollſt in dieſer Kunſt mich unterrichten.
Beym Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten.

Er.

Beym Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten,
Die mir vor allen immer heilig waren,
Und darf ich nur der Hoffnung Anker lichten,
So werd' ich froh begrüßen die Gefahren,
Im ſüßen Rauſch die ganze Welt vernichten,
Von ird'ſchem Unmuth rein den Muth bewahren,
Und ſelig nur das Eine wünſchen müſſen,
Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen.

Sie.

Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen,
Und thät' es, wenn ich wüßte, was es ſollte.
So treibt an Woge Wog' in wilden Flüſſen,
Als ob die vor'ge jede haſchen wollte,
Wie zwecklos Kuß an Kuß in Lieb' Ergüſſen
Sich reiht, ſeit lange Weil' der Nacht entrollte.
Weißt du, mein Freund, nur dieſe alte Weiſe,
So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe.

den Seitenblicke verſagen. Dabey kann es denn auch ſein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau beſtimmen; ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schaale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugniſſe verſchiedner Welten zuſammen paaren wollen. So ſollte man nie Helden der alten und der neuen Geſchichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Ähnlichkeit haſcht, das Weſentliche aus den Augen zu verlieren. Bey tieferem Forſchen ſtößt man gewiß auf urſprüngliche Verſchiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Geſetze, Gränzen und Verhältniſſe der antiken und der modernen Bildung weichen ſo weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geſchichte, wie zwey für ſich beſtehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth iſt überall ein und eben derſelbe; aber der Maaßſtab der Würdigung für die Alten und für die Neuern iſt dennoch durchaus verſchieden. — Nicht ſo mit den Vergleichungen griechiſcher und römiſcher Männer; dieſe ſind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen ſetzt ſelbſt den allgemeinen Charakter der beyden antiken Völker, welche eine gemeinſchaftliche und ganze Bildung ſo ungleich theilten, in ein helleres Licht; daher ſind auch viele Zuſammenſtellungen des Plutarchus ſo glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caeſar und Alexander, ein gewaltiges Paar; die beyden mächtigſten und auch die beyden würdigſten Welt-

Er.

So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe,
Bis wir aus ihm in unſer eignes lenken,
Und dieß geſchieht zu Zeiten auch ganz leiſe,
Ein Bild nur iſt, um Sinn darein zu ſenken,
Der Kuß; drum will nach deinem Wunſch ich weiſe,
Zur alten Sitte neuen Geiſt erdenken.
Wird es mich ſchon zur Treu' und Leid bethören,
Laß froh beym Kuß uns ew'ge Untreu' ſchwören.

Sie.

Laß froh beym Kuß uns ew'ge Untreu' ſchwören,
Wo Reitze locken, kindiſch ſie verſuchen,
Des Seelchens Wünſche ſorgſam zu erhören,
Im ſchönen Wechſel leichte Freuden ſuchen;
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange, matte Einerley verfluchen,
So werden wir denn frey und freyer leben,
Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben.

Er.

Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben,
Und ſelig zu den ſel'gen Göttern kommen,
Wird oft noch Freude dir den Buſen heben,
Sind nur der Treue Feſſeln uns entnommen,
Iſt Liebe ewig grün des Lebens Leben;
Und haſt du, was ich ſcherzend bath, vernommen,

So weiß ich ferner keinen Stoff zur Klage,
Als daß zu ſchnell entfliehn des Frühlings Tage.

* * *

Lied.

Süße Liebe denkt in Tönen:
Denn Gedanken ſtehn zu ferne,
Nur in Tönen mag ſie gerne
Alles, was ſie will, verſchönen.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach, ſo gerne hägt,
Laß mich fühlen, doch nicht ſagen,
Wie die Seele ſich bewegt.
Wird ſie iemahls ſich beſchränken?
Sich in Luſt und Leid zu ſenken,
Kann ſie nimmer ſich entwöhnen!
Doch was ſoll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen ſagen.

Und das Auge nur erkennt,
Leiſe kaum mich ſelbſt befragen.
Wenn ich wandl' auf ſtiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und ſie fühlend denken lernen,
Folg' ich den Gefühlen nur;
Denn Gedanken ſtehn zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Äther zu entfliehen,
Den der Himmel uns verſagte,
Denkt in leiſen Fantaſieen.
Was er nie in Worten ſagte.
Worten iſt es nicht gegeben,
Unſre Seele zu beleben;
Nah' ſich ahnden ſchon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag ſie gerne.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Darf es der Geſang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegoſſen
Leiſe zu der Laute ſagen,
Daß im Wohllaut wir zerfloſſen.

Wenn man den Geſang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden ſie ſich leicht verſöhnen,
Und die ſchöne Liebe könnte,
Alles, was ſie will, verſchönen.

* * *

Parodie.

Sagt' ich Wer und Wo und Wie?
Wenn ich ſie zum Beſten habe,
Gleich vertheilend ſolche Gabe;
Wär' es nicht mehr Ironie.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Pflegen ſie es leicht zu wagen,
Was ſie fühlend doch nicht ſagen,
Wie das Herz ſich auch bewegt.
Wenn es noch ſo leiſe ſchlägt,
Hört es doch die eine Sie,
Die ihm gern das ihre lieh;
Und ſo oder ſo geht's allen.
Wollt' ich durch den Scherz mißfallen,
Sagt' ich Wer und Wo und Wie.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Und im dichtbelaubten Hain,
Mit der Liebſten du allein,
Magſt du's fühlen, doch nicht ſagen.
In ſo wunderſamen Lagen
Iſt ein zu beſcheidner Knabe
Selten, wie ein weißer Rabe;
Und ſo oft ſie das beſtritten,
Hat es jede noch gelitten,
Wenn ich ſie zum Beſten habe.

Wer es je im Herzen wagte,
Sich den Himmel zu erringen,
Fand oft ſolch ein ſchön Gelingen,
Daß er endlich ſich beklagte.
Wenn ich allzu kühn es ſagte,
Tadelt nicht des Scherzes Gabe,
Nehmt zufrieden, was ich habe.
Liebe ſollte Luſt erwecken,
Jeder gern die Mädchen necken,
Gleich vertheilend ſolche Gabe.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Dürfen doch die Augen fragen,
Was im Grunde nichts will ſagen,

Bleibt es bey ſo leichten Poſſen.
Was man ein Mahl recht genoſſen,
Liebt man immer oder nie.
Bis die ſüſſe Frucht gedieh.
Wenn es nur bey Scherzen bliebe,
Ohne vollen Ernſt der Liebe,
Gab' es keine Ironie.

Bildniſſe.

Erſtes.

Der Blume gleich, die ſich zur Sonne wendet,
Erhebt das ſchöne Haupt, ſo ſanft gebogen,
Von ſeidner Locken Heil'genglanz umflogen,
Das Auge, das zum Himmel Strahlen ſendet.

Die edle Naſe, die ſo ſinnreich endet,
Der hohe Mund, der glatten Stirne Bogen,
Der Wange Braun, von Röthe angeflogen,
Sie ſcheinen ganz zur Harmonie vollendet.

Wer ſieht den Wurm an dieſer Blume nagen?
Wer ahndet nahen Tod ſo ſchöner Hülle,
Die Schmerzen, die des Knaben Herz umwinden?

Zerriſſen in der Harmonieen Fülle,
Scheint mitleidsvoll der ſtille Geiſt zu ſagen:
Das Schönſte muß, erſcheinend euch, verſchwinden.

Zweytes.

Die hellen Blitze hätten uns geblendet
Des Auges, das kein Nebel noch betrogen.
Wenn Anmuth ſelbſt den Umriß nicht gezogen,
Und jedes Lächeln um den Mund verſchwendet.

Dem Himmel ſcheint der Mienen Spiel entwendet,
Das, wie Muſik enteilt, auf ſchnellen Wogen,
Dem ird'ſchen Blicke oft zu hart entflogen,
Eh' er dem Scherz die Freude nachgeſendet.

Wer ſieht den Mund nicht leiſe ſpottend fragen?
Wer wähnt, daß er dem Auge ſich verhülle?
Wer möchte dieſer Stirn nicht Kränze winden?

Ob ſich nur Freude kindlich hier enthülle,
Ob zarte Geiſter neckend ſelbſt ſich plagen,
Darauf wird keiner wohl die Antwort finden.

* * *

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die ach! ſo gern dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll dir weihn die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ält're Knoſpen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blüht ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

Drum überraſcht dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein andres bald in Wonne tauchen.

* * *

Zweyter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
In Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glühn auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glänzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die hohen Augen
Vom Schmerz, der dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſaugen,
So glühe, liebe, traur' in dunkler Schöne.

* * *

Dritter.

Laß weiße Roſen dir die Stirn' umkränzen,
Zum ſchönen Zeichen, das die Freund' erfreue,
Wie in dem milden Herzen reine Treue
Nie Farbe wechſelt vor der Täuſchung Glänzen.

So ſchwebe heiter mit in unſern Tänzen,
Daß ſich an deiner, unſre Freud' erneue,
Erhalte du ſie rein und fern von Reue,
Bis Engel dich mit hellern Roſen kränzen.

Denn wie der weiße Schmuck der Seele Zeichen,
Die gern das Wort verhüllt in ſtillen Bildern,
Von treuer Lieb' und Unſchuld nie zu weichen;

So ſoll, daß wir ungläubig nicht verwildern,
Uns deine Treue, was wir nie erreichen,
Das Urbild aller Treu' im Abglanz ſchildern.

* * *

beherrſcher des ganzen Alterthums! Beyde haben ſo unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über ſie ſchreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigſte ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geſchichte des Caeſar gehören ſchon an ſich zu den gediegenſten Schriften des Alterthums; hier iſt lauter reines Gold, und man darf ſich nicht erſt durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geſchichte des Alexander hingegen ſtrömen ſo trübe, die verlohrnen Spuren zur Seite ſind ſo zerſtreut und oft ſo unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfſinn des Forſchers gereitzt wird. Um hier nicht das ſchon ſo oft Geſagte bloß wiederhohlen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder ſehr kurz ſeyn. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendſten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beyſpielen, keine Geſchichte.

* * *

„Caeſar, ſagte Cato, ſey unter allen allein mit nüchterner Beſonnenheit daran gegangen, den Staat umzuſtürzen"; und Cato war vielleicht der einzige ſeiner Zeit, welcher den groſſen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchſchaute. — Schon als Jungling hatte Caeſar dieſen nüchternen Blick, und ließ ſich auch den glänzendſten Schein nicht blenden. Er war eben in Aſien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er ſich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geſchicklich-

Vierter.

Wen hat dein Lächeln reitzend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und froher hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heitrer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrten Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reitz wohl leicht das Auge reitzen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt Andre gern mit leichten Blicken reitzen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Der Verlaſſene.

„Roſen, ſüße Marianna,
Marianna, ſüße Roſen
Reicht dir hold dein holdes Kindlein,
Treu zu ſchmücken deinen Froben.
Grün verhüllt noch Knoſpe dieſe,
Andre prangen freudig offen.
Eine, eine nur gewelket,
Unter dieſen vielen Roſen!“
„Dieſe eine,“ ſprach Maria,
„Dieſe eine magſt du loben;
Wenn die rothe Hülle bleichet,
Athmet frey die Liebe oben.“ —
Als nun heil'ge Luft gehauchet,
Ward die Seele fortgezogen;
Ihre und der feinen Seele,
Und das Kindlein glänzt noch holder,
Friſch im Arm der bleichen Mutter,
Die es ſchlummernd angeſogen.
Weh, daß ſie entflohen!
Und den Jüngling traf es heimlich,
Daß der Frühling ihn betrogen.
Leiſe ſprach der hohe Jüngling:

„Schöne Augen ſind verloſchen,
Doch der Himmel glänzt nur heller.
Roſenſchein hat ſich ergoſſen;
Könnte den dein Händchen greifen,
Dürft' ich nicht mehr irre folgen.
Keine Stunde darf ich zaudern;
Lächle Mädchen mir gewogen!
Marianna, unſre Mutter
Marianna, meine Roſe
Leuchtet roth am blauen Himmel,
Wo die tiefen Augen locken,
Bis ſie im Azur zerfloſſen.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Doch das Kindlein lachte fröhlich,
Schlug die blauen Augen offen,
Daß die Mutter wieder käme,
Mocht' es wohl im Stillen hoffen;
Drum ſo mocht' es fröhlich lachen,
Seinen lieben Vater koſen,
Haſchte nach den bunten Lüften;
Denn die Welt erſchien ihm golden.
„Deine Züge ſind wie ihre,
Die ich nie mehr ſehen ſollte;
Deine Augen ſind, gleich ihren,
Als ob trinken ſie mich wollten,

Und du lächelſt wie Maria,
Die im Lächeln mir entflohen.
Weil Maria mich verlaſſen,
Weiß ich nichts mehr von der Tochter.
Weh, daß ſie entflohen!" —
Irrend eilt' und irrt' er weiter,
Wollte gern den Geiſt ermorden,
Traumte kindiſch tief und tiefer,
Und vergaß, daß ſie geſtorben.
Leiſe weint' er in die Laute,
Bis zum Hauche er geworden:
Glänzend ſchimmert noch die Thräne,
Wie im Blau der Himmelsbogen.
Glänzend blühet auch das Kind,
Wie im Licht die rothe Roſe.
Nach dem heiter blauen Lande,
Wo die ſüße Mutter wohnet,
Wandte ſie die jungen Blicke,
Wie die Blume nach der Sonne,
Und man hieß ſie Cöleſtine,
Weil ſo himmliſch blüht die Knoſpe,
Wie die junge Mutter blühte,
In der Liebesluſt Aurora.
Weh, daß ſie entflohen!

Die Freudige.

Die Träume verſchwinden, Aurora erſcheint.
Es lebte und ſtrebte verſchloſſen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte dich, ewigen Freund.
Zu dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens dich immer gemeint.

Nun darf ich der Freude Muſik nicht entfliehen:
Es ſind ja die Schmerzen in Wohllaut verſchwunden,
Kühn heb' ich die Stirne von Kränzen umwunden,
Zu ſingen mit dir der Luſt Harmonieen.
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht;
Wo du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich ſchaue vom Felſen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich ſie nie zuvor noch geſehen,
Die Waſſer, die Bäume, ſo Kühlung uns wehen,
Das freudige Spiel der jungen Naturen;

An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren,
Ich kann es nicht ſagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

Wie dürſtet mich, ach! nach den himmliſchen Quellen.
Das Dunkel iſt klar, und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich ſehe der Liebe das Leben entquellen.
Ich kann nicht entſteigen den lieblichen Wellen.
So dringen zur Seele die ſüßeſten Gluthen;
Die Erde begrüßt mich, in Frühlinges Fluthen,
Ich fühle die Sehnſucht den Buſen mir ſchwellen.

Erſcheinung.

Einſam blieb die Mutter auf der Erde,
Einſam ſteht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen
Lebt ſie ſchweigend, und will ſchweigend enden.
Denn nur ein Mahl weinte ſie von Herzen.
Als ſie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer ſie geblendet.
Ihren Knaben ſah ſie lächelnd ſchweben,

Andre Kinder ſchwebten um ihn ferne.
Tändelnd ſaß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir ſpielen!
O wie bunt ſind die Kinder,
Die mit mir fliegen!

Sie ſcheinen mich zu hüthen,
Und geben Süßes.
Ich ſehe, daß ich glänze,
Und habe Flügel.

Mit den Worten war der Schein verſchwunden,
In dem Glanz vergaß ſich ſelbſt die Mutter,
Doch der Schrecken faßte ſie im Dunkel,
Daß ſie wohl auf ewig hingeſunken,
Wenn nicht neues Licht der Nacht entſprungen.
Ernſthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittet aus der Ferne nimmer ruhend,
Klagend fließt Geſang vom ſüßen Munde.

Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Roſen;

Ich frage nach der Mutter,
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war ſo gern auf Erden,
Und liebte recht die Sonne.
Nun bin ich leiſer Schatten,
Sie winken mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen.
Ich bin noch kindiſch blöde;
Was ſoll ich ſchon am Throne?

Du haſt mich auch verlaſſen,
Sonſt wärſt du ſchon gekommen.
O komm' zu deinem Kinde,
Das ungern dir entflohen!

Als das ſüße Mädchen ſang die Klagen,
War's, als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöſ't in Thränen mich zu baden,
Die nun ewig einſam und verlaſſen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

Anſichten.

Die Fröhliche.

Wie friſch von Regen mit erneuter Blüthe,
Die grünen Kinder blühen im Gefilde,
So ſpielt im heitern Licht die inn're Güte,
Wenn ſüßer Rede Thau uns netzet milde,
Im bunten Glanze froh ein leicht Gemüthe,
Zum Scherze dichtet flüchtige Gebilde,
Wo Leichtſinn oft den leichten Sinn verſchönet,
Der Witz ſich zierlich ſelbſt zum Schein verhöhnet.

~~~~~~~~~~

Die Trauernde.

Im Dunkel wohnt die hohe Gluth verſchloſſen,
Und tiefer gräbt das Herz ſich ſelbſt die Wunde,
Das gern in Thränen wohl ſein Blut vergoſſen,
So lang' es einſam weint, den Freund nicht funde.
Leid wird zur Freude unter Leidgenoſſen,
~~~~~~~~~~

Wo man im Schmerz vernimmt der Gottheit Kunde,
Und trifft das Wort die Tiefe unſ'rer Trauer,
Die Wahrheit uns ergreift mit leiſem Schauer.

* * *

Die Glückliche.

Der Sommer glüht im Purpur der Granaten,
Und auch die kleinſten Blümchen ſchimmern golden,
Und wenn der Abend weht in grünen Saaten,
Wird alles ſanft der gleiche Schein vergolden;
So kann auch einen Sinn nur fühlend rathen,
Die Seele in des Freundes Wort, dem holden.
Ein Sinn, der, wie die Worte ſchweben, bliebe:
Was ihr klagt oder ſcherzt, es iſt nur Liebe.

* * *

Klage der Mutter.

Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen.
Seit mir die Welt verſchwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;

keit deſſelben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht ſo günſtig fand, als er erwartet hatte. Während ſeiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick ſo behutſam zu erwarten, dann ſchnell und entſchloſſen zu ergreifen, und auch ſo vollſtändig zu benutzen, wie kein andrer. Er lieferte ſeine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, ſondern auch ganz unvorbereitet, ſo wie ſich plötzlich eine günſtige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind deſto mehr zu überraſchen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorſichtiger ſey. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenſte, aber er verſchwendete ſeine Tapferkeit nie. Er ſparte ſie auf die Fälle, wo ſeine Krieger einer ſolchen Anfeurung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuſchicken, das ſeinige zuerſt, um ſich ſelbſt die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch ſein durch die Seltenheit ſelbſt wirkſameres Beyſpiel, und beſonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die ſchrecklichſte Gefahr brachte ihn nie aus der Faſſung, und ein beyſpielloſes ſtetes Glück machte ihn nicht ſicher und ſorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da ſeine ſchönſten Siege erfochten, wo man ihn ſchon rettungslos verlohren glaubte; und je öfter er geſiegt hatte, deſto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beyſpiel finden, daß er den Augenblick verſäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unſchlüſſig überraſchte. Dieſes war ihm ſo natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichſam befremdete. Als er bey Dyrrhachium geſchlagen und nicht verfolgt ward, ſagte er: „Pompejus verſtehe nicht zu ſiegen." Nie beſiegte er den Feind, ohne

Von wo aus freudig ſtrömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zuſammen.

Zurück getreten ſind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundinn lindern,
Erregt ihr ſanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmahl ſtrömen frey in's Freye,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

* * *

Das Kind an die Mutter.

Ich komme, dich zu bitten,
Du liebe Liebe,
O laß dich grün umkränzen
Von deinem Kinde.

Weg mit dem dunklen Schleyer;
Dann biſt du ſchöner,
Und ſchau' die ſüßen Blüthen,
Wie glänzt es fröhlich!

Die Sonne ſcheint ja Mutter!
Du kannſt mir glauben,

Und willſt du dich nicht kränzen,
So werd' ich traurig.

Sind deine Augen heiter,
So lacht das Grüne;
Sind deine Augen dunkel,
So ſtirbt die Blüthe.

* * *

Die Unzufriedene.

Es merket kaum die Leiden
Das leicht erfreute Auge;
Und ob auch Fremde horchen,
Mußt du dich ſtets im Dunkel einſam glauben.

Sie eilen ſchnell und weiter
Bewußtlos hin im Raube,
Mit leichtem Muth ſich täuſchend,
Zum Todesſchlummer kaum geweckt vom Traume.

Und kehr' ich zu den Beſten,
So muß ich tiefer trauern,

Wenn Edles ſo verderben,
Als ob der Menſch nur zum Gemeinſten tauge.

Die Sorge zu zerſtreuen,
Muß man wohl Schmerzen kaufen;
Dem Leichtſinn es ergebend,
Das volle Herz durch leeren Schein berauſchend.

O Leben, leeres Leben!
So lange du auch daurerſt,
Muß der im Zweifel kreiſen,
Den du umſchloſſen hältſt in engen Mauern.

* * *

Die Heitre.

Rede heiter, denke milde,
Schwebe ſtill im ſanften Gleiſe,
Blühend nach der Blumen Weiſe;
Wie ſie duften im Gefilde,
Lebe linde, liebe leiſe.

* * *

Die Eitle.

Reitzte Schönheit keinem eigen,
Wär' das Leben
Reitzend ſchön, ein lieblich Streben.

Gebend raubt den ſchönen Schein
Dem, der eh' ſie gab, ſich ſehnte,
Die ihm hingegeben wähnte,
Sein zu werden ſey ihr Seyn.
Keiner darf der Eine ſeyn;
So kann ſchweben
Reitzend ſchön der Liebe Streben.

* * *

Das Mädchen.

Wenn mich einſam Lüfte fächeln,
Muß ich lächeln,
Wie ich kindiſch tändelnd koſe
Mit der Roſe.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht' ich ſcherzen;

Könnt' ich, was ich ahnde, ſagen,
Würd' ich klagen,
Und euch bange hoffend fragen:
Was verkunden meine Looſe?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Roſe,
Muß ich lächelnd dennoch klagen.

Bekenntniſſe.

Der Heitre.

Mädchen, Mädchen, laß dir ſagen,
Wenn der Mund im Lächeln ſchwebt,
Wangen röther ſie verklagen,
Buſen ſich neugierig hebt,
Will das Mädchen Liebe wagen.
Einen Wunſch nur kann ich geben:
Fühl' die Freuden immer neu;
Einen Rath, ihm nachzuſtreben:
Flieh' den Ernſt und glaube treu,
Scherz der Lieb' iſt ſchönſtes Leben.

Götter ſcherzen mit der Welt.
Männer müſſen handeln, ſiegen,
Fallen, wie das Schickſal fallt.
Keiner mag es überſteigen,
Wär' er auch der kühnſte Held.
Schönheit darf zum Himmel ſchweben,
Frauen haben Götterrecht,
Leichtes Freudeſpiel zu weben,
Ernſte Müh' geziemt dem Knecht;
Scherzend liebt, die frey will leben.

Andre Scherze welken bald
Ohne Lieberwiederung.
Laſſen einſam uns und kalt.
Liebe, ewig leicht und jung,
Fühlt ſich trübe nie, noch alt.
Holde Luſt geheimen Gebens,
Deine Roſen, ſüße Scham!
Bindet ſie zum Kranz des Strebens;
Selbſt ihr Gram iſt linder Gram,
Scherz der Lieb' iſt Ziel des Lebens.

* * *

Der Glühende.

Lockend ſchwillt der Mund der Roſen,
Öffnet dir des Duftes Fülle;
Willſt du ſüß begeiſtert koſen,
Sticht ein Dorn aus Blumenhülle,
Spottet noch, wenn Schmerzen toſen.
Dürft' ich ſagen, wie ich liebe,
Ungeſtört im leiſen Bunde,
Aus dich athmen, Gluth der Triebe,
Klagt' ich nicht mehr: Roſamunde,
Wilde Scherze ſcherzt die Liebe.

Heißer fühl' ich ſtets die Wunden,
Flöhe gern den Blitz der Augen,
Kann zerriſſen nie geſunden,
Bis ich Mund an Mund darf ſaugen,
Süßen Tod von Roſamunden.
Wenn ſie ferne mich vertriebe,
Seufzt' ich ferne nach der Frucht,
Die mir ewig Blume bliebe.
Fliehend hindert mich die Flucht,
Wild und wilder ſcherzt die Liebe.

Unmuth will den Muth mir rauben,
Will in Unmuth mich verſenken,
Meiner Wehmuth nichts erlauben!
Neuen Traum will Treu' erdenken,
Aber Reue ſcheut zu glauben.
Wenn mein Herz, von Leid nun trübe,
Ihr entſagt' und nichts mehr ſagte,
Und im Mißverſtändniß bliebe,
Würdet ihr gerührt euch fragen:
Scherzt ſo wilden Scherz die Liebe?

Der Beſonnene.

Vor des Lebens Doppelwege,
Tritt der Ernſt zum Jüngling hin,
Zeigt dem Muth'gen enge Stege,
Oder Scherz berauſcht den Sinn,
Daß nun Luſt zur Luſt ihn rege.
Glücklich aber, wer die beyden
Kühn beſiegend ſchlau verbunden!
Kein Verhältniß darf er meiden,
Hat des Räthſels Sinn gefunden:
Ernſte Freud' und Scherz mit Leiden.

Milde lächeln, milde ſchonen,
Sah ich die Geliebte ſo;
Will ſie ſcherzend Treue lohnen,
Wird das Herz mir ſchmerzlich froh,
Wähnt' in ihrem noch zu wohnen.
Keinen Scharfſinn darf ich neiden,
Seit mein Sinn ſich ihr verband,
Und ſo innig als beſcheiden,
Sie des Leichtſinns Tiefen fand;
Ernſt in Freud' und Scherz mit Leiden.

* * *

Der Unbefriedigte.

Glaubend einſt, ſie lieb' im Ernſt,
Ward ich ſtolzer ſchon und ſagte:
„Glück, wenn du dich je entfernſt" —
Als ſie unterbrechend fragte:
„Ob du Scherz verſtehen lernſt?"
Was bezaubert nur mein Herz?
Wie ſie lieblich lieblos handelt.
Was erregt mir regen Schmerz?
Daß ſie wankend ſtets verwandelt,
Scherz in Ernſt, und Ernſt in Scherz.

* * *

Der Unglückliche.

Herz, was frommte deine Treue?
Stille Reue.
Geiſt, mein Geiſt! wohin verloren?
In tiefen Zoren.
Magſt du keinen mehr beneiden?
Leer ſind Freuden.
Freude alſo will ich meiden,
Wie ſie ſchön und ſchöner glänze.
Leicht zerreißen zarte Kränze,
Schwere Ketten ſind dann Leiden.

Was muß innig dich betrüben?
Wie ſie lieben.
Tröſten dich nicht güt'ge Freunde?
Beſſer Feinde.
Hoffſt du nichts vom künft'gen Tage?
Neue Plage.
Ewig alſo ich entſage,
Lieb' und ſüße Freundſchaft dir!
Freuden werden Leiden mir.
Täuſchung flieh', willkommen Klage.

ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erſchrocknen Zeit. Es iſt ſehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigenſinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Dieſe Beſcheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anſtrengung, oder durch irgend eine große Liſt gelungen iſt, mit ſo ſichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verſtand und eigne Kraft ſo viel ſelbſt gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunſt gegen ihn ein altes römiſches Sprichwort [1]) beſtätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

Bey der damahligen allgemeinen Schlemmerey der Römiſchen Großen, und bey Caeſars ſonſtiger Sinnlichkeit iſt es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne ſo nüchtern war; ſeine Feinde ſelbſt konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerſt enthaltſam ſey. Noch bedeutender aber iſt es, daß er auf dieſe an ſich nicht ſo ſeltne Enthaltſamkeit einen gewiſſen Werth legte, und den Cato in ſeiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber ſchmähte, daß dieſer ſich einmal im Sokratiſchen Becher nach alt Catoniſcher Sitte [2]) einen Rauſch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht ſagen, daß er, wie vielleicht Auguſtus, gefürchtet habe, zu offenherzig zu werden. Dieſe Art von Verſtellung war ihm fremd; er wußte von Furcht ſo wenig als von Schaam. Er iſt in dieſer Rück-

---

1) Fortes Fortuna juvat.

2) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Der Zürnende.

Wenn leiſer Reitz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als deine ſchöne Flamme, heil'ger Zorn.
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehägt,
Die höchſten Roſen blüh'n an ſcharfem Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluthen.

Es drängt der Muth Gefühl oft an Gefühl,
Die inn're Liebe ſtockt im Übermaß,
Der Himmel ſcheint dir ſchwer, der Äther ſchwül;
Wenn endlich dann entbrannt der Muth genas,
So haucht die Welt dir wieder grün und kühl,
Du regſt dich leicht im neuen Ebenmaß,
Wie ſich nach rothem Blitz und ſchwarzem Regen
Die bunten Erdenweſen friſch bewegen.

In Lieb' und Zorn blüht alles Lebens Kraft.
Drum trenne frevelnd nie den hohen Bund,
Der ewig neu die Welt verjüngend ſchafft,
Und macht des Menſchen heilig Weſen kund.

Wer von dem ſüßen Tode ſich entrafft,
Dem ſprüht die Flamme leicht vom ſel'gen Mund,
Und leicht kann Schönheit, ſchnell verletzt, entbrennen.
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel erkennen.

* * *

Wahnſinn.

Bittre Schmerzen reißen wild.
Herz ſey mild!
Denn du magſt es doch nicht ſagen;
Nimmer hilft ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen dir dein Bild.
Tod wär' Freude,
Nähme nur die Erd' uns Beyde.
Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.

Laute, dieſen Mißton ſprich,
Und dann brich,
Eh' ich ganz in Haß verſunken,
Wahnſinn rede todestrunken,
Weil die Einz'ge von mir wich.

Gebt mir Blut,
Daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's thut,
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth.

* * *

Abſchied des ſterbenden Sängers.

In Liebe lebend ſtreb' und bilde Werke,
Verklär' im Farbenglanz geliebte Leiden,
Und mahl' in Liedern, die kein Licht beneiden,
Des Feuers Schönheit, das dich ewig ſtärke.

Nun wiſſe, daß ich mich verſchwinden merke,
Die Liebe will, ich ſoll vom Leben ſcheiden,
Der Fremde Heimath mußt' ich lange meiden,
Berauſchend raubt Muſik die letzte Stärke.

Mein einzig Leben war, den Tod verſchönen,
Der Andern tiefgefühlte Noth beweinen,
War ſterbend Luſt dem troſtberaubten Herzen.

Und weint dein Geiſt bey den zerriſſ'nen Tönen,
So werd' ich ſelber dir alsbald erſcheinen
Mit leiſer Stimme in den wilden Schmerzen.

* * *

Klaggeſang am Grabe eines Jünglings.

Erſte Stimme.

Jasmin und Lilien, Veilchen, junge Roſen,
Der liebſten Blumen Fülle will ich bringen,
Durch ſie dem ſchönen Schatten liebzukoſen;
Und kann noch Freude, Jüngling, zu dir dringen,
Daß neu am kühlen Ort dein Herz erwarme,
So muß es, Freudenreiche, mir gelingen.
Dein blaſſer Geiſt, ſchon frey vom alten Harme,
Er wird zur Erde wiederkehren wollen,
Wenn ich ihm freundlich öffne dieſe Arme.

Zweyte Stimme.

Ich weiß nicht, was des Frühlings Kinder ſollen,
Seit mir verwelkte aller Blüthen Blume,
Kann ich nur Schmerzen dieſer Urne zollen.
Fließt Thränen, Seufzer athmet ihm zum Ruhme!
Was Worte nimmer ſagten, fühl' verſunken
Du ſtille Klag' im innern Heiligthume.
Es glimmen in der Aſche ew'ge Funken;
Neu werd' in deinem neuen Glanz ich leuchten,
Wink' nur, und alle Bande ſind entſunken!

Erſte Stimme.

Ach, wenn dich ſüße Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundinn Wange feuchten.

Zweyte Stimme.

Ach, wollteſt du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Daß Mädchen ſchweben froh in leichten Tänzen.

Erſte Stimme.

Geheimnißvoll und lockend, wie von drüben,
Erklang des Jünglings Stimm' in deine Seele,
Zur ewigen Muſik ſie vorzuüben.

Zweyte Stimme.

Verſchwunden iſt das Lied der ſüßen Kehle.
Die Laute muß es einſam tief beklagen,
Wie ſchnell ihn raubten des Geſchicks Befehle.

Erſte Stimme.

Auch mir erſchien geliebt in heitern Tagen
Des wunderbaren Sängers zarte Blüthe,
Nun daß ſie welkte, muß ich ewig klagen.

Zweyte Stimme.

Nein, angerührt von deiner frohen Güte,
Heilt jeder Schmerz, es keimet ſchönes Leben;
Drum lebt der Schatten noch dir im Gemüthe.

Erſte Stimme.

Bald welkt zum Schatten jedes freud'ge Streben.
  So fielen, Arme! uns die dunkeln Looſe;
  Das Schön' iſt jedem Hauche hingegeben.
Die Freude ſtirbt, indem ich mit ihr koſe;
  Der Schmerzen Stachel wollt' ich gern nicht achten,
  Sänk' nur nicht allzu ſchnell der Schönheit Roſe.
Umſonſt, daß wir nach ew'gem Frühling trachten!
  Wie ſelbſt entblättern, es verweht der Glauben,
  Gibt denen dennoch Recht, die ihn verlachten!
Scheu iſt die Liebe, will ſich nicht erlauben,
  Was reizend ihr erſcheint, nur um zu fliehen,
  Dem Augenblicke kühn und ſchnell zu rauben.

Zweyte Stimme.

Die Welt gibt nur zurück, was ihr geliehen.
  Aus eigner Tiefe muß ſich Nahrung ſaugen,
  Die Seele, kann ſich ſelber nicht entfliehen;
Und wandte einmahl ſie auf ſich die Augen,
  So will ſie ewig ſich in ſich verzehren,
  Und nie zu keiner flücht'gen Freude taugen.
Geſänge klagend wird den Schmerz ſie mehren,
  Bis alle Kraft' in ew'gen Schlummer ſinken,
  Dann muß ſie auch die Freud' am Schmerz entbehren.

Verſtummend darf ſie keinem Freund mehr winken,
Und muß, von irdiſcher Muſik geſchieden,
Im Dunkel unſichtbare Thränen trinken.
Erſte Stimme.
Fahr' wohl, und lächle dieſen Blumen Frieden!
Noch blühen ſie, bald werden ſie dir gleichen.
Warum haſt du der Freude Ruf vermieden?
Zweyte Stimme.
Vergebens hofft' ich ein erwiederend Zeichen.
Bald wird Geräuſch der Freude um mich ſummen,
Mir aber tief ins Herz die Klage ſchleichen,
Und weil die deine ſtumm, auch ſie verſtummen.

* * *

Zweytes Buch.

Alarcos.

Ein

Trauerſpiel in zwey Aufzügen.

Perſonen:

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvaro,
Octavio, } Herren vom Hofe.
Ricardo,
Dagobert, im Dienſte des Grafen.
Die Infantinn Soliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlinn des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfinn.
Eine Wärterinn.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantinn.

Soliſa, **Don Alvaro**, in Jagdkleidern, **Laura**; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung. Jagd-Muſik.

Soliſa.

So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der innre Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie nun der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!

Alvaro.

Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —

ſich der Einzige ſeiner Art; ein deſpotiſcher Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauiſche Angſt war. Entdeckte Verſchwörungen und nächtliche Zuſammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß ſie ihm bekannt waren. Er lebte ſo ſorglos dabey fort, daß man nach ſeinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebensſattigkeit die Dolche der Verſchwornen abſichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er alſo nicht ſcharfſichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römiſchen Republik, als vergötterter Gefährte [3]) des Gott Quirinus mitten unter ſeinen Triumphen nicht auf, die Menſchen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchſchauen. „Ich ſollte ſo thöricht ſeyn", ſagte er, „und noch daran zweifeln, wie ſehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero ſo lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen iſt, ihn zu ſprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich iſt, ſo iſt Er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde ſeines Herzens haßt." Nachdem Brutus für den Dejotarus ſehr feurig und frey geredet hatte, ſagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieſer Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er entſchieden wollen." — Was von ſeiner Ahndung über die weiſſagende Hagerkeit des Caſſius erzählt wird, iſt bekannt.

Noch mehr aber beweiſt die Art ſeines Todes eine faſt beyſpielloſe Gegenwart des Geiſtes. „Das iſt Gewalt!" rief er als er zuerſt, ergriffen ward, und: „Verruchter Caſca, was beginnſt du?" und verwundete dann ſchnell den

---

3) Quirini contubernalis.

Entfernt euch, Freunde! Die erhabne Fürſtinn
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh' bedürfen.

(Die Begleitung entfernt ſich.)

Soliſa.

Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahndend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen, wie ich traure;
Drum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegeriſch erklangen dieſe Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreu'n, ſo wagt' ich dir zu ſingen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Soliſa.

So gib die Laute mir, dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm ſie hin, o Herrinn! — Es verſchöne
Mit leichtem Zauberſchlag der Roſenfinger
Die Alabaſter-Hand des Liedes Töne.

(Sie ſingt.)

Traurig ſtunde da der Ritter,
Traurig, und von Freuden ferne,
Und gedacht' in ſeinem Sinne
Das, was innig er begehrte.
Thränen floſſen aus den Augen,

Und die Lippe kam zu reden:
O, wo biſt du, all mein Leben?
O, wo biſt du, meine Herrinn? —
Ja, ich liebte eine Dame,
Liebte ſie um hohe Ehre;
Doch mein bitter Unglück wollte,
Daß ich ſie nun muß entbehren.
Auf die Berge will ich ſteigen,
Daß mich niemand wiederſehe;
Auf dem höchſten der Gebirge
Will ich führen nun mein Leben.

Soliſa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß einer ſolches Leid um Liebe trüge;
Der heiße Ernſt iſt aus der Welt verſchwunden,
Die ſchöne Dichtung ward zur eitlen Lüge,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege dann zu meinen Füßen,
Du täuſchende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünſche anvertraute!

(Sie zerbricht die Laute.)

Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten
Zerreißen ganz die ſchon zerriſſ'ne Seele:
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Soliſa.

Nein, keinen Troſt iſt's möglich zu erdenken
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,
Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einz'gen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine.
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.
Ich kann mich oft der Thränen nicht erwehren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtinn, ſah ich ſo dich heute
Im kühnſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein dir, dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Mußt du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.

Den Bildern der Erinnerung mag's gelingen,
Daß ſie dir neue Hoffnung noch gewonnen.

Soliſa.

So laß die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.

(Laura bringt ihr ein Käſtchen.)

Nun komm', Marcos, ſieh die ſtolze Fürſtinn,
An dieſem Schauſpiel mag dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaſſ'ne,
Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Des Mannes, deſſen Herz für ſie einſt flammte.

(Sie nimmt das Bildniß heraus, und betrachtet es.)

Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Marcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne? —
O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume;
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſehn von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,

Er ſey der erſte Mann im Ritterthume?
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Nahmen nennen.
Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken —
O wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,
Den lockt es ewig nur, auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;
Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.
Nur die iſt Königinn, die ſeine Liebe
Anbethend ſich zur Herrinn auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg geböthe,
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

(Sie gibt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt.)

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?

Und wär's nicht recht, die Ehe zu vernichten,
Den Grafen zu befreyen von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſt zu halten.

Alvaro.

Wie magſt du jene Thorheit Ehe nennen,
Die niemahls ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort dir nicht gegeben,
Dein Wille löſ'te wohl noch feſt're Bande!
Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,
Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freymüthig wagen,
Nicht länger mehr verſchweigend, was ich denke,
Dich ſelber bey dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtinn, dieſes Zaudern, dieſes Zögern —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Plane.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König, deinem Vater.
O ſag', was hält dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles, was geſchehen, frey zu ſagen?

Soliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe,
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dieß Mahl nun zu ſeinen ſtimmten,
So, daß er ungeduldig dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſtehn gegeben,
Du ſollſt dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie dir Alarcos einſt die Eh' gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Soliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfinn leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freylich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dieß nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemahls dieß Geſchlechte.

Soliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſey der Gräfinn Bruder, Don Garcia
Mit eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,

Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl mißfallen mußte.

Soliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblend'te Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhöhen,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweifle, daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweifle an des Himmels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.
Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,
Und mich den treu'ſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Soliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden;
Ich will mich deiner Führung überlaſſen.

(Alvaro gehet ab.)

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſ't ihn zu durchdringen!

O laß es mir gelingen,
Die ſel'gen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es hoch betheuern bey der Treue,
Die ich mit bitt'rer Reue oft beweinet;
Ich will mit dir vereinet alles dulden,
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
In grauſem Blute will ich kühn mich baden,
Wirſt du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweyte Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricardo. Octavio.

Ricardo.

Habt ihr den König heute ſchon geſprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner iſt vor ihn gekommen.
Er will allein ſeyn, ſcheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beſchworen,

Daß die Infantinn jetzt ihn ſprechen wolle,
Ein feyerlich Gehör bey ihm gefordert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen.

Ricardo.

Da kommt er. — Seht, wie blickt er ernſt und zornig!
So laßt uns gehn, eh' er uns wahrgenommen.

(Sie entfernen ſich, indem der König herein tritt.)

Der König.

Wie große Burgen laſten auf dem Boden,
Der ſich dem ſchweren Drucke nie entzogen;
So auf des Herrſchers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebothe,
Die jener dieſen auflegt zu befolgen.
Es müſſen alle ſeufzend doch gehorchen,
Sich ſchweigend beugen dem gewalt'gen Joche,
Vom König alles leiden Niedr' und Hohe.
O, daß mein Haus nur ſo den Wünſchen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einz'ge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Dieſe Sorge
Iſt mir ein ſcharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvaro.

(Der herein tritt.)

Erlaubſt du, Herr, daß die Infantinn jetzt dir naht?

Caſſius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf ſich eindringen ſah, verhüllte er ſein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anſtand zu ſinken. Die holde Schaam einer ſterbenden Polyxena darf man wohl nicht bey dem greiſen Imperator vorausſetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als ſolche überflüßige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu ſeyn; ſobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anſtand, für den er ja auch im Leben eine beynahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallſucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, ſondern weil er in den größten wie in den kleinſten Dingen die höchſte Angemeſſenheit um ihrer ſelbſt willen liebte, und alles Ungeſchickte und Ungeſtaltete haßte. Er ſchrieb noch als Imperator eine grammatiſche Schrift, welche lange nach ſeinem Tode geprieſen und angeführt ward; denn da er viel zu ſchreiben und zu reden hatte, ſo war es ihm, wie überhaupt, ſo auch hier unmöglich, dieſſeits der Vollendung ſtehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heilloſe Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm ſein eigner viel verſpotteter Kahlkopf ſehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie ſeines großen Verſtandes, und ſeiner eben ſo großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entſprang, und welche ihm über ſeine Gegner eine ſo entſchiedene Überlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein

Der König.

Sie komme, wie ich dir erlaubt' und anbefahl.

(Alvaro führt die Infantinn herein. Sie läßt ſich vor dem Könige auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.)

Soliſa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath.
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach;
Des feſten Sinnes, daß ich aufſtehn will erſt dann,
Wenn, was ich bitte, du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag' ich, daß du wieder aufſtehn kühnlich darfſt,
Wenn, was du bitteſt, irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand.

Soliſa.

Nun Herz, ſey ſtandhaft! waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heft'gen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Scham. —
Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz —
O, hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt! —
Ich will's bekennen, es gefällt mir nicht mein Stand,
[illegible] ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um deine Hand,
Von denen mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang!
Doch keinem gabſt du jemahls das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich die Sorg' um dich vergaß,
Gedacht' ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt du jemahls noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Seliſa.

O nein, kein Fremder werde jemahls mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwa eine Krone ward?
Es ſey der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für dich nicht ſolchen Mann:
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſey von dir verbannt,
Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt!
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Wurdigſten verſammeln, und der hohe Dank
Sey dein Beſitz, du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Soliſa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſcheh'n, und der mich liebte, meine Seele traf,
Mir bald die Freyheit raubte, Graf Alarcos war's.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfinn nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſt's möglich, hab' ich deine Worte recht gefaßt?

Soliſa.

Ich habe alles, was du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt du betheuernd ſchwören, daß dieß alles wahr?

Soliſa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt du Großes mir geſagt. —
Zum zweyten Mahl nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach' und That.
Das erſtgegeb'ne Wort ſoll halten dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.
Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergehen, ſich erkühnen ſolcher That?

(Der König und die Infantinn gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Alvaro.

Der gröſte Schritt iſt endlich nun geſchehen,
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Alarcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantinn mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborgnen herrſchen,
Und Beſſ'res bringen noch die künft'gen Stunden.
O wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!
So nahe nun dem lang' erſehnten Ziele
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.
Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nutzen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Plane ſtören könnte;
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben.

* * *

Dritte Scene.

Ein anderes Zimmer im Schloſſe.

Ricardo. Octavio. Alarcos.

Ricardo.

So wollt ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.

Ich denke, leichter Wechſel bringt uns Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einz'ge ewig ſich erkohren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.

Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeyd der Dinge Meiſter, kennt die Liebe. —
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſt's möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.

O wollt ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt eurem jeder Zweifel bald entſchwunden;

Und wer bezweifelt's, der ſein Glück gefunden?
Wer einmahl liebte, der kann nie vergeſſen.
Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,
Am erſten heißen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen.
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bey dem Theuerſten beſchwören.

Der König.

(der während der letzten Worte herein getreten iſt.)

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen.
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte:
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen,
Ich will auf deine Tugend Felſen bauen;
Du ſollſt der erſte ſeyn in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich Wicht'ges dir vertrauen.

(Ricardo und Octavio entfernen ſich.)

Du ſiehſt, wie ich als Vater deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich dir zürnen ſollte.

Die Schrecken meiner Macht dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling dich zu ehren.

Alarcos.

Wie mocht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt du Kühner noch verwegen fragen?
Haſt du vergeſſen, was du der Infantinn
Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh' du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantinn ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt du dich ſelbſt vergeſſend,
Nur eben jetzo deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Übermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit,
Denn fern war die Infantinn meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bey dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt du, was du heftig liebteſt?

Alarcos.
Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie dürften deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.
Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.
Dein tapfer Schwert, dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde;
Was fehlt dir, als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſeyn, ſo du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.
Wie ſollt' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eig'ne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.
Wie kann den künft'gen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel deinen Weg dir hemmen,
Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es gibt gar manche Zuflucht für Verſtoßne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit Einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.
So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? Oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weil's nöthig war, den Tod erduldet;
So mag daſſelb' auch wohl die Gräſinn leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen;
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das Einz'ge hab' ich feſt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
Drum überlaſſ' ich jetzo dich dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweyten Mahle
Gegebnen Worte, laß mich nur als Vater
An meine königliche Bruſt dich drücken.

(Er umarmt ihn und geht ab.)

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das dein groß Vertrau'n?
Du hältſt mich deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handeln um den ſchnöden Lohn,

Jſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſeyn,
Bis deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt. —
O Gräuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch deine Meuchelmörderhand. —
„Warum nicht?" — ſagſt du, möchteſt trinken heißes Blut,
Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo dir Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Scham,
Und immer noch — warum nicht? — frug' dein eiſern Herz. —
Mir ſey die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber gäb' ich all mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz. —
Weh mir, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch. —
Es wird geſcheh'n, es muß; doch nicht ſo, wie ſie denkt.
Weh mir, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen kettet mich das Eine Wort,
Jn ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

* * *

Feind, der ihm nicht gewachſen war, weil er nur rechtmäßige Mittel brauchen konnte. Dieſe Nüchternheit iſt eigentlich die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Caeſar, und unterſcheidet ihn gar ſehr vom Alexander, welcher den Wein erſt nur als Würze fröhlicher Geſelligkeit, bald aber auch um ſeiner ſelbſt willen ausſchweifend liebte; der ſelten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordiſchen, zu zerhauen, nicht zu löſen; und wollte oft das Unmögliche ungeſtüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet ſich daher jene Frage, welche die alten Schriftſteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von ſelbſt, wer von beyden Sieger geweſen ſeyn würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn ſie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrſchaft gegen einander gekämpft hätten.

Caeſar hatte allerdings Leidenſchaften auch außer denen, die ihn zu ſeinem Ziele führten; unedle Leidenſchaften, welche ſeinen großen einfachen Gang leicht hätten ſtören oder ganz verwirren können. Er wußte ſie aber zu überwinden, und während ſeiner Reiſe gehorchten wirklich alle ſeine Kräfte ſchnell und unfehlbar ſeinem imperatoriſchen Verſtande. — In ſeiner Jugend konnte er jachzornig aufbrauſen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempſal ſo eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beym Bart packte, der ihm dafür im Bürgerkriege, als einer der eifrigſten und mächtigſten Pompejaner ſehr viel zu ſchaffen machte. Ueber ſeine ſehr ſtarke Anlage zur Rachſucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denſelben auf

Vierte Scene.

Ein Garten bey der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmahl.

Donna Clara, Dagobert, nachher Donna Cornelia.

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bey uns bliebe,
Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.
Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Leben frommen.
So will ich ihm denn volle Kränze winden,
Die ſchönſten Knoſpen, ſorgſam wählend, brechen,
Ihm meine inn're Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden,
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,

In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja, glücklich wär' ich, Dagobert, und heiter,
Blieb' unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones. —
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Für die er hochgeſinnt das Liebſte opfert,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden. —
Gott weiß, ob meine Seele richtig ahndet,
Ob arges Mißtrau'n in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig,
An meines Bruders Don Garcia's Tode.
Selbſt an Alvaro's Treue muß ich zweifeln,
Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen. —
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf dich doch übertrüge, dir nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte:
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;

Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit dir, was nie geſcheh'n mag, zürnte;
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen,
Ja wenn, was Gott verhüth', ihn Schuld befleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Überredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, mußt' ich oftmahls denken,
Trüg' unſer theurer Herr die goldne Krone,
Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,
Als ſey er gleich zum König ſchon geboren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Tugend ſtrahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrau'n würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes,
So wie Cornelia, Fluch in Thränen miſchen,
Gedenkend, daß er heimlich ſey ermordet. —

O ſchau', wie dort ſie an dem Grabmahl ſtehet
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verloren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.
Wenn ich die Heil'ge ſo im Gram betrachte,
Dann fühl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten;
So laß uns weggeh'n, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Für jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Rückkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schönheit loben.
Doch wer vermag dem Herzen zu gebiethen,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterinn.

Dein Kindlein, Herrinn, will nach dir verlangen.
O komm und gib ihm deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen putzen,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.

O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.

(Clara, Dagobert und die Wärterinn gehen ab.)

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf dein Grabmahl ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd riefe,
Es kann die Eitelkeit dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.
Was andre preiſen, wird von mir beweinet;
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen
Der alten Boßheit immer neues Streben:
Wie alle ſorglos in's Verderben gehen,
Kaum einmahl träge nach dem Himmel ſchauen,
Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen,
Wenn alles täuſcht? — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen. —
Drum ſeyd ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne

Ihr eigen herzlich Leiden vor zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

* * *

Fünfte Scene.

Ein Wald, im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro. Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon deine Burgen. —
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verſuchte,
Mit weiſer Überredung goldner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen. —
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,
Weil ich ſo ſtark entſchloſſen dich gefunden.
Wie wird die Fürſtinn freu'n ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertrauen dürfe deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvare.

So lerne du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh' nicht, was ſo leicht, im Übermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:
Es fehlt' ihm nur an dieſer einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden! —
Ja handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe:
Behuthſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es gibt der Dinge, die das Schwert nicht dulden,
Und manches, was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtänd'ge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet. —
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch ein Mahl ſey umſchlungen
Von deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.

(Alvare geht ab.)

Alarcos.

Ja geh nur hin! — So milde wie du klüglich denkſt;
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſcheh'n.

Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
Drum iſt die hohe Ehre dir ein kalt Geſetz;
Und große That dir, ſo wie groß Verbrechen, fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt, ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;
So lichter Fackel folgend hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner gehn,
Im Sturm mich ſelber reißend achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle
Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zorn'ge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht gräulich kund.
Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmahl, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht! —
Vielleicht, daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt,
Auf jeden Fußtritt merkend, ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,
Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,
Der eignen Bruſt ein ewig ſchneidend ſcharfer Dolch.

Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß,
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon —
Doch Genuß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und ſieht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los:
„Wie traurig, unglückſel'ge Gräſinn, iſt dein Loos!
Wie bitter iſt dein Schickſal, fern von allem Troſt!“ —
„Nein glücklich,“ ſpricht ſie, „freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil du zur glücklichen Genoſſinn mich erkorſt.“ —
„Das eben, Gräſinn, raubt dir wahrlich allen Troſt.“ —
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entflohn,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und ſich, es ſproßt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Traum' und Mitleid mich verlor;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.
(Er weint.)

Wohlan, Alarcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie dein Wort du raſch entſchloſſen zwey Mahl
gabſt,
So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.
Ich nahe dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
Die Mauren ſehn mich an wie Grabesſteine,
Die hohen Fenſter mit trübſel'gem Scheine;
Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
Die Schrecken alle drohend im Vereine,
Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es zieh'n herbey die ſchwarzen Geiſterhorden,
Hohnlachend, daß ſie bald im Blut ſich laben,
Seh' ich ſie all' auf mich die Blicke richten;
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
Den Leib im Schutt der eignen Burg begraben,
Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.
(Er geht auf die Burg zu.)

* * *

einer Reiſe nach Rhodus, wo er ſeine Muße dem Apollonius, dem berühmteſten Lehrer der Redekunſt ſeiner Zeit, widmen wollte, gefangen und mußte zu ſeinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwey Kammerdienern; denn ſeine übrigen Begleiter und Sklaven hatte er gleich Anfangs fortgeſchickt, um Geld zu ſeiner Auslöſung herbey zu ſchaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgeſetzt worden war, wußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zuſammen zu bringen, ſegelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, ſchlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannſchaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangnen ſogleich in Verwahrung, und eilte nach Aſien zum Proconſul Junius, um ſich von dieſem die Vollmacht auszuwirken, die Gefangnen nach Willkühr beſtrafen zu dürfen. Da dieſer es abſchlug, und ſagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küſte zurück, ehe die Briefe des Proconſuls daſelbſt ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz ſchlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmal kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil dieſe Seeräuber damahls das Meer entſchieden beherrſchten. Man erſchrickt ordentlich, wenn man lieſt, daß es ihm noch als eine beſondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreu-

Sechste Scene.

Ein Zimmer der Infantinn.

Soliſa (allein.)
Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſey mir freundlich, kühle dieſe Flammen,
Die innerlich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne
Nach dem, der treulos meiner Gluth vergeſſen,
Mein Diadem verſchmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürſtenbraut zu wählen,
Und ſtolz in meinem Sonnenglanz zu ſtrahlen,
Von Luſt und Glorie trunken,
An dieſe Bruſt zu ſinken,
Die ihm nur fühlt, und ſtrebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umſchlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Gluth gebadet, immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen. —

Du himmliſch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lind'rung
Nur einen Tropfen, einen einz'gen Tropfen,
In dieſes Meer von Gluth und Scham und Liebe,
Das mir die volle Bruſt bedrängend ſchwellt!
O wehe kühl und freundlich
An dieſe Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die ſo von Scham und Unmuth ſchmerzlich brennen,
Daß keine Worte ſolche Schmerzen nennen! —
Wenn lang' umſonſt ſich aufgeſtreckt die Arme,
Das Herz umſonſt ſo glühend hat geſchlagen,
So kann die Kraft es länger nicht ertragen —
Dann ſtockt der Buſen plötzlich,
Und Todeskälte ſchleicht durch alle Glieder;
Das wilde Feuer drängt ſich in die Wangen,
Um ſchamroth meine Schmach mir zu verkünden. —
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerſtört den ſtolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch du biſt bleich und kalt;
Wie könnt' ich Glüh'nde meine Gluth dir klagen? —
Es gleicht dein kranker Schein
Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der wüth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht, daß oft dein Blick uns Unheil ſendet,

Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich deinem Neide fallen ſoll. —
O, wenn es doch die Gräfinn wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht, ſo bleich wie du,
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

* * *

Zweyter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos. Donna Clara. Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh', mein treu'ſter Mann und Freund, und mache nun,
Was ich dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwert ſey du!
Wer, was du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht,
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut;
Denn wilde Dinge hägt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.

Du biſt des Dagobertes Herz und er dein Arm;
Ja auch dein Auge will ich ſeyn. Wie du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von ird'ſchem Laut allein ſey dieſer Saal;
Und wenn du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah'.
So fordert es vielleicht, was du beſchloſſen haſt.
Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,
Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft im reinſten Glanz. —
Was es auch ſey, ſteht Dagobert gewaffnet da,
Am Tage dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer du biſt, und wer du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlig, was du thatſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu dem Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Argen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freylich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der bittern Sorgen hart, und wär' nicht mein Gemahl
Und du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft!

Clara.

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verleumdung in des Fürſten Ohr.

So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treu'ſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
Drum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O traf' es mich allein, und bliebeſt du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht.

Clara.

So thu' nun, Dagobert, wie dir dein Herr geboth,
Und zögre länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln in geheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach, theure Gräfinn, heiſſeſt du mich ſelber gehn?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke deine Pflicht, ſonſt ſchlage dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat dich der wilde Schmerz.
Ach Herr, wie ſchmähteſt du wohl ſonſt den treu'ſten Knecht?

Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich gehn. —
Wie unbeweglich du im heißen Zorne ſtehſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſtehn, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie du jetzt furchtbar roth das Flammenauge drehſt,
So blickt der Tieger ſeitwärts uns Entſetzen her. —
Ich geh', und grauſes Unheil wird hier bald geſchehn.
O weh dir, weh der Gräfinn, weh uns allen, weh!

(Dagobert geht ab.)

Clara.

Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag', was meint dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entflohn.

Alarcos.

Der König war's, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!

Clara.

Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl.
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß dein herber Groll
Sey durch Verrath erregt, der oft umgibt den Thron.
Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt weit mehr wie ſonſt;
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,

Es hat der liebſte Freund mit Undank dir gelohnt,
Alvaro zielt vielleicht nach dir mit gift'gem Dolch.

Alarcos.

Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frey, wie er, von arger Schuld!

Clara.

So bin ich ſelbſt die Schuld'ge wohl mir unverhofft?
O ſage, ſprich, wie kam's, daß ich dein Herz verlor,
Und wenn ich es verlor, warum wird mein's verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos

Es ſterben ſchnell oft die noch blühend und geſund,
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz betrat'ſt du heut dein Schloß.
In froher Liebe naht' ich dir, dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück, und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt dich nicht mein Blick, das Kind dich nicht im Schooß;
Ja ſeltſam heftig willſt du, und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus deinen Augen, fort.
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bitt'rer Wurm;
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte gibt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebiethet's, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' in Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!
Weh der Ehre, die der hohen Liebe Tod gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Gräuel ſchlimmer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh mich dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen, ihr ſeyd
frey!
Aus der innern Tiefe laß die bitt'ren Leiden ſchreyn!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm' herbey!
Fluchen will ich, und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß er mich geboren, der geboren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne, die uns leuchtet, Fluch dem warmen
May;
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.
Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend reizt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.
Fluch Alarcos dir, und verloren ſey dein Heil,
Daß du ſollſt des Weibes Mörder, dann dein eigner
ſeyn!

Clara.

Kann ich ſterbend dich erretten, ſieh mich hier bereit.
Bitt'rer ſchneidet nicht das Eiſen, als dein Klaggeſchrey.

zlaung umbringen ließ; denn ſie kreuzigen zu laſſen, hatte er einmal geſchworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freylich milde genug! Allerdings aber zeigt eine ſolche Einfachheit in Vernichtung ſeiner Feinde und Befriedigung der Rachſucht von einer gewiſſen großen Art, durch die ſich ein Caeſar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterſcheidet, deren ſinnreiche Grauſamkeit eigentlich kindiſche Leidenſchaftlichkeit und eckelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig ſeyn, wenn ſein Verſtand es ihm gebietet, der Rache ganz zu entſagen, und wie der milde, verſöhnliche Caeſar während ſeiner Reife, ſeinen Haß bis auf die kleinſte Spur zu vertilgen. Seine hoch geprieſene Milde im Bürgerkriege und während ſeiner Herrſchaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchſetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß ſeinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht iſt vollends bey ihm gar nicht zu denken. Ich geſtehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachſüchtigen Eroberers, von dem es ſo ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmteſten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entſchluß koſtete, ſelbſt die entſetzlichſte, wenn nur zweckmäßige Grauſamkeit zu vollbringen. „Auf dieſe Art“, ſchreibt er ſelbſt ſeinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich verſuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen daurenden Sieg zu erlangen; denn die andern haben durch ihre Grauſamkeit dem allgemeinen Haß nicht entfliehen, noch auch den Sieg

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh' entfliehn!
Oder wäreſt du Soliſa, und der König hier,
Ließ ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den Beyden ſchrecklich ins Gericht.

Clara.

So dacht' ich ſchnell es ahndend gleich im ſtillen Sinn;
Es kann nur die Infantinn ſeyn; denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden, was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt, dich von mir wegzuziehn. —
Es zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm.
Wie iſt's, daß du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaub'rinn wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was du nicht ahnden konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was freygeſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, was Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang,
Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maß,

Und ohne Rettung fort mich ziehn zu ew'ger Qual.
Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz.
Zu jener Zeit, du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum —
Du weißt, wie dieſe Fürſtinn ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertrau'n.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,
Verführt von fremder Schönheit, eig'nem Übermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüßverwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz —
Ein raſcher Augenblick, und ewig war's geſchehn.
Ich gab der Ehre Wort, ſie gibt es nie zurück.
Ich hab' es dir verhehlt, drum muß ich untergehn.
Ja, ich vergaß dich, Mitleid machte, daß ich ſchwur,
Ich hab' als künft'ge Gemahlinn ſie umarmt! —
Nun mahnt mich die Infantinn an dieß raſche Wort;
Der blutgeſinnte König fordert deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten goldnen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen euch den Dolch,
Der deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth.
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lüg' und Schonung fremd; ich will nun untergehn.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil du frey von Schuld,

Was ich ſtill geahndet, nun beſtätigt hat dein Mund.
Da du nur in Worten fehlteſt, blieb ja rein die Bruſt.
Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut;
So mich nur Alarcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe find' ich keine, bis ich ſchnell dich frey gemacht;
Haſt du dann dein Wort vollzogen, folgeſt du mir bald.

Alarcos.

Im Tod auch Eins mit dir, das ſey mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen und Furcht von uns wenden!
Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

Alarcos.

Laß ab, zu ſtreben nach dem Dolch mit raſcher Hand.

Clara.

O gib mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend ich himmliſche Freyheit mir ſchaffe!
Nun rette mich blutende Wunde,
Daß fern von den Banden im Tod ich zum Leben geſunde.

(Sie verwundet ſich.)

Alarcos.

Es iſt geſchehn. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entfliehn das holde Leben;
Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,
Die roſenhell der Kindheit Traum uns weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod ſey deiner Jugend Ehrenkranz.

Clara.

Du that'ſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch Eins;
Ach, laß mein Kind im Arm mich nochmahls hägen,
Noch ein Mahl Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hin bewegen,
Es ſaugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf recht tief ins inn're Herz hinein,
So bitt're Wunde fühlt' ich nie, ſo wildes Leid.
Ach Freund, laß ab zu tödten dein getreues Weib!

Alarcos.
Du redeſt irr', es täuſcht dich, Theure, wilder Wahn.
Clara.
Weh dir, Alarcos, wehe!
Mich dünkt, daß ich mit dir am Throne ſtehe,
Und wie ich bebend flehe,
In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh nur ſehe.
Alarcos.
Ein ewig Weh, ich fühle, daß mich's wüthend faßt.
Clara.
Mein Retter, Richter, Rather! ſieh, ich wende
Zu dir hinauf in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.
Alarcos.
O Gott, jetzt gib mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!
Clara.
Die Seele will im rothen Blut verſtrömen.
Drum laß mich, eh' die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophet'ſche Reden ſtrömen.
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.

In dreyen Tagen ſoll'n zu Recht ſie ſtehen;
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.
In dreyen Tagen meldet euch zum Lohne,
Daß ſchuldig ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeht, wie euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt ihr Thränen dann vergoſſen
In manchem heiſſen Reueſtrom um Gnade:
So denkt, daß ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl euch lade,
Trauend den Mächten, ſo die Unſchuld ſchufen,
Daß ich die Wunden bald in Balſam bade.
Und dieß mein letztes ſchmerzenlautes Rufen,
Ihr werdet bald, Trotz eurem Schlaf, es merken,
Und dort erſcheinen an den ew'gen Stufen,
Um zu empfahn den Lohn von euren Werken.

Alarcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Hölle! komm, ich bin ja ſchon dein eigen.
Es ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das innre Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Willſt du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Mild' und dir verſchlieſſen?

Nun laß von neuen Blut zum Blute fließen,
Und ſtirb du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
In dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſey, ich ſprenge dieſe Ketten.
O Herz, ſey ſtark! du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen,
Als länger hören dieß ihr ſchmerzlich Flehen!
(Er tödtet ſie.)
Nun biſt du frey, Alarcos; ſchon der erſte Schritt
Geſchehn. Was übrig noch, iſt leichter zu vollziehn.
Was möcht' es ſeyn, das dem noch Furcht und Schrecken gibt,
Dem ſchon das beſte Blut aus eignem Herzen quillt?
Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſey gewiß,
Daß ich, ſo bald du ſelbſt es willſt, dein Eidam bin.
Ob es dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.

Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe niemand als der düſtern Lampe Schein. —
Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär' es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,

In wilde Flammen meinen Zorn anfachte;
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen;
Der Blick iſt an den Leichnam feſt geſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als läg' ich ſelbſt vor mir erſchlagen.
Es winkt mir, mich von neuen zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die inn're Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen;
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,
Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.
(Er verhüllt die Leiche, Dagobert tritt herein.)

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich geharrt, gehorcht am Thor auf deinen Ruf.
Ich weiß nicht wie, da ich nichts Böſes mir bewußt —
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich dich ſehe, ſchlägt mir wieder frey die Bruſt.
Jetzt iſt's vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein, und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt du, Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?
Die Gräfinn iſt ermordet, ja, da haſt du Recht.

Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Und hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt du ein dreyfach Weh geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Tugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That;
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann
In argem Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sclav';
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz, und allein im grauen Haar.

Alarcos.

Das biſt du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freylich war es meine Hand; doch weit, weit mehr
Sind Andre ſchuldig. — Wiſſe, daß ich einſt die Eh'
Der Fürſtinn allzu raſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einz'ger Quell!
Der König hat ſchon lang' nach dieſem Blut geſtrebt;
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles, was geſchehn;
Was noch zu thun, iſt ſicher deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahin geſtreckt

Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm' wieder denn an meine Bruſt, du wack'rer Held!
Daß ſie an deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theu'rer Herr, verzeih'n.
Gott mag es richten, Gott dein rechter Richter ſeyn!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;
Drum will ich ferner wie bisher vertrau'n auf dich.
Und wollt' ich gleich dich laſſen, ach ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos werden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das fleh'nde Weib durchbohren grauſam mit dem Schwert,
Todt drücken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich, und möchte gern
In Thränen kniend Gott verſühnen, alles Weh'
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth,
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung fleh'n. —
Noch eines will ich dir vertrau'n, mein Dagobert!
Die Gräfinn lud, eh' ſie verſchied, im Todesſchmerz
All' die vor Gottes Stuhl, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt du, ich müſſe auch hingehn?
Glaubſt du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, den ich nicht nachzuahmen denke. Dieß ſoll eine ganz neue Art zu ſiegen ſeyn, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich ſey, darüber fällt mir manches bey, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entſchluß oder aus Hang ſey Caeſar nicht grauſam", ſagte der offenherzige Curio: „ſondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verlohren, ſo würde er grauſam ſeyn." Caeſar war wirklich ſehr verſöhnlich, wie er zum Beyſpiel den Catullus, wiewohl er ſelbſt geſtanden hatte, daß derſelbe ihn durch einige noch vorhandne, ſehr derbe, aber vielleicht ſehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, ſobald er ihm Genugthuung leiſtete, noch an demſelben Tage zur Tafel zog; aber vielleicht war er nur deshalb ſo verſöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachluſt in der Tiefe ſeines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er ſich ſehr gern an den Maſſiliern, welche eifrig Pompejaniſch waren, und ihm mit äußerſter Hartnäckigkeit widerſtanden hatten, gerächt hätte; und auf ſeinen vorzüglichen Haß gegen ſie, bezieht ſich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Maſſilier, ein ſehr gebildetes und freyheitsliebendes Volk joniſcher Abkunft, nur in Rückſicht auf den Ruhm und das Alterthum dieſer Republik geſchont; wie Alexander bey der Plünderung Thebens das Haus eines beynahe ſchon ein Jahrhundert verſtorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caeſar iſt bey jener Verſicherung wohl nicht ganz zu trauen- Zwar

Dagobert.

Ach Herr! ich habe, was du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wen blut'ge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergeh'n.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt. —
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch dich gemeint,
So leidet's keinen Zweifel, daß du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
Drum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig geh'n. —
Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her;
Ich will zum letzten Mahle alle um mich ſeh'n.

Dagobert.

Auf's erſte Zeichen iſt die ganze Schar bereit.

(Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saales.)

Du ſieh'ſt, gewaffnet dringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbiethigkeit,
Was dein Befehl gebiethen wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollzieh'n, was es auch ſey.

Alarcos.

Ihr Männer all', Grundfeſten dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapfre! die umkranzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wir oft neugefärbt mit hoher Luſt
In unſers kühnen Herzens eignem heißen Blut —
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punct —
So folgten Einem Stern wir all' vereint im Bund;
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreißt fremd' und eigner Schuld. —
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drey Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu euch zurück,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Walder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luſt,
Die mir im Frühling oft geſchwellt den Übermuth.
Drum laſſ' ich euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich euch als euren Herrn und Führer kund:
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht;
Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhms.
Was dieſer Mann gebiethet, ſollt ihr freudig thun.

Er ſey mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeyd ihr aller Pflichten gegen uns.

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen dir den Schmerz,
Den deine Diener fühlen, weil du von uns geh'ſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Geberden klar zu ſeh'n,
Daß gern ihr Herz in dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O könnt' ich die Erſchrock'nen alle tröſten in dem Weh'!
Doch horch', was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt? —
Sieh' her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königinn im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,
Das tiefgebeugt und traurend — deutlich uns beſagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

(Cornelia tritt ein.)

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage, wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort,
Wo ſie zu verbergen dein Gewiſſen wohl gehofft.
Sieh', ich kam, um ſie zu fordern; denn geflügelt ſchon

Eilt der Ruf von deinen Thaten, die zu hohem Lob,
Kam bey mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt,
Wildes Chaos find' ich alles hier im düſtern Schloß;
Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwinn für das Junge ſiehe mich im Zorn!
Gib mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blut'ger, dir verſchont,
Wenn verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß du ſelbſt gemordet ewig bluteſt von dem Mord,
All' dein Heil verloren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiſſe Tuch verhüllt, o Mutter, die du ſuchſt;
Und weiß, ſchau' her, iſt auch der Leib, den du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an dein groſſes Herz gedrückt.
Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchreyt, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt, was du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchenkt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!

Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare deine Worte! Was du fluchen magſt,
In dreyen Tagen wird's erfullt, wenn ew'ge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

Es ſpricht zu laut die That,. die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen.
Doch will ich, Alarcos, dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophet'ſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, der Ort der Angſt, der Sünd' und Qual.
Nie dringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die liebeleuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreißen.
Du liebſt das tückiſche Morden, ich kann dir verheißen.
Zur Genüge wirſt du finden, was begehrt dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut
Wir alle ſterblich athmen Jammer, und die Fluth
Bittrer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſieheſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,

Zeigt in blut'gen Eingeweiden uns die Tiefe kund.
Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß drey Mahl ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt. —
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt,
Daß zurück zum Paradieſe Freyheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Gräueln nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtrebend nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt.
Wer den Abgrund einmahl ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
Zu neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſt gehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,
Daß aus Krankheit, Laſter, inn'rer Bosheit, Hitz' und Gift
Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt in ſich verſchlung'ner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod. —
Doch ſchau't, welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz mit ernſtem Gang
Die Reih'n durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal. —
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet ſolche feſtlich ſtille Trauer an?

(Alvaro tritt ein.)

Alvaro.

Nun waffne Don Alarcos deine Seele!
Denn ſchwarz gekleidet bring' ich ſchwarze Kunde.
So wie die Sonne heute ſeltſam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung-trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtſam zögern,
Bis ſie den traurigen Bericht erſtattet;
Und o wie ſchmerzt mich, daß ich auserkohren,
Um dir zuerſt zu ſchlagen dieſe Wunde.

Dagobert.

Auch uns ſind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier ſteht mit ſtummem abgewandten Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar ſchmerzliche Geſtalt!
Du räthſt nun leicht, weß Herz des Todes Senſe traf.

Alvaro.

So haſt du Leidenſchaft auch hier gewüthet,
Und mit verworrnem Sinne wild verſchwendet
Der langen Jahre Frucht, und raſch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet?

Dagobert.

So rede! Lautet deine Botſchaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh', ſo dringt ſie leicht in unſer Ohr.

Alvaro.

Du weißt, wie die Infantinn immer tiefer
Sich ſelbſt verſtrickt in ſelbſtgeſchaff'nes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verloren
Am eig'nen Schmerze nur ſich ſchien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude.
Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern, Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſieen;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen,
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Übel wehren,
Deßgleichen keiner niemahls noch geſehen.
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.

O Freund, was ſoll ich langſam dich nur quälen?
Sie iſt nicht mehr! — Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier dein Bild, es war das letzte,
Wornach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,
Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebestand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrey zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheid'ne Kraft!

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſey jene Stunde, jene Nacht, da ich,
Vom Stolz geblendet dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bey ihm in Stücken liegen wird!
Und du fahr' hin, ruchloſer Mann, am Thron zu knie'n,
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Höll' ihr Augenmerk geſtellt, dem gibt
Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,

Sich ſelbſt nur fröhnend, gern das Köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt du meines Zornes Ziel!
(Alvaro geht ab.)
O zürne nicht Gemahlinn! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir in's Auge ſchaut, o zürne nicht,
Daß noch in deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig brauſt. Ich nah' in Demuth bethend dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend bitt' ich dich,
Es ſey auch dieſer letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.
Mein Wort iſt frey, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thöricht Leben ausgeſpielt.
Fahr' wohl denn, Theure! ſag' ich, eh' das Herz mir bricht,
Fahr' wohl, du Reine! deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr' wohl, du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!
Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
Der find't im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg und Liebe ſich umarmen,
O Jugend, wenn wir königlich uns tragen,
Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
Im Schooß der Freude glühend dann erwarmen!

hatte er wirklich noch jene köſtliche Ehrfurcht vor dem claſſiſchen Alterthum, vor ächter Bildung in Künſten und Wiſſenſchaften, wie viele Züge beweiſen; aber er konnte auch, wenn er anders ſeinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer ſo wichtigen Stadt, die ſo große Vorrechte genoß, und in das Factionsſpiel der Hauptſtadt ſo tief verwickelt war, nicht ſo gradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden theſſaliſchen Stadt, die er, bloß weil ſie gewählt hatte, was ihr das ſicherſte ſchien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre ſich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen ſo hohen Werth lege, welches jetzt faſt nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüſtig zu klagen, als mit angeſpannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu ſtreben. So wie bey den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverliehrbaren und gränzenloſen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menſchen wie des ganzen Geſchlechts der letzte Anker der ſinkenden Tugend iſt; ſo bey den ſpätern Alten, als die Menſchheit ſchon rettungslos geſunken war, und immer tiefer ſank, die Ehrfurcht vor dem claſſiſchen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wiſſenſchaft und Aufklarung.

Zwar verachtete er in der Blüthe ſeiner Kraft ſeine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu ſehr, um ſie recht ernſtlich haſſen zu können. Die harten Reden indeſſen, mit denen er ſeine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Abſicht, ein heilſames Schrecken einzuflößen, ſondern waren zugleich ein Beweis ſeiner

Nun liegt der Schild, die Wapen da, zerbrochen,
Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter.
Schon droh'n im Abgrund brüllend die Gewitter,
Kein Panzer rettet mich vom Todeswurme,
Ich habe über mich den Stab gebrochen.

(Ricardo und Octavio kommen.)

Ricardo.

O Weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh dir, Alarcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricardo.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles, was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricardo.

Wir kommen, dir ein groſſes Leid zu ſagen.
Des Königs Tod mußt du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden Leiden waren,
Die Zunge ſteckt verzagt, es auszuſprechen.

Ricardo.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen,
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah', noch lebend, ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen.
Es hielte Raſerey ſein Herz umwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricardo.

Er ſchriee heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,
Die Diener ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: jetzt iſt's Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.
Aus Furcht zu ſterben, iſt er ſo geſtorben,
Hat wüthend ſich in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreyen;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben. —
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.
Die Wachen ſah'n erſchreckt durch ihre Reihen

Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört' des Königs Nahmen drey Mahl ſchallen,
Und mit dem dritten Schrey ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt ihr dieß Zeichen ſelbſt geſeh'n, ſo ſchaut dorthin,
Ob es derſelbe Geiſt wohl ſey, den ihr erblickt! —
Die Gräfinn iſt's. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt —
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt —
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigt's ſich's ſchnell und deutlich, wer die Schuld'gen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht.
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Aiarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Nahmen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewalt'gen Thron,
Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weht,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,
Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch
Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern,

Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfällt, und es verliſcht der Hoffnung Stern.
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht;
Die kühne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,
Und laut und immer lauter ſchreyt es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtoßt den grimm'gen Arm in's eig'ne Herz.
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.

(Er tödtet ſich.)

Ricardo.

So ſtürzt der Held nun hin zu eig'nen Händen,
Der eben noch geprangt in Übermuthe.

Octavio.

Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricardo.

Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavio.

Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen;
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricardo.

Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken;
Bald ſteh'n verödet da die blut'gen Steine.

Octavio.

Der Diener Schar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmahl anzuſchauen.

Ricardo.

Wie darf der Mann dem Übermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen?

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freywillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Erwartend nicht, bis ſeiner Freyheit Schmach geſcheh'n. —
Du haſt vom Leben dich errettet mit dem Schwert!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt. —
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geht.
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſteh'n;
Es ſchütze euren tapfern Lauf ein beſſrer Stern! —
Den Zweig, der noch zurück geblieben vom Geſchlecht
Marcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh';
Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfrau'n Gott verehrt. —
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerts,

Zu frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.
Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht,
Ob dieſem Ort berichtet ihn der Landmann gern;
„In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch treu den alten Herd,
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebeth.“

* * *

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite
Weiſe des Dichters. 7
An Heliodora. 8
Zum Frühlinge. 10
Das Gedicht der Liebe. 12
Rückkehr. . . . . —
Spruch. 14
Lied. 15
Abendröthe. 16
Monolog. 39
Fantaſie. 41
An die Freundinn. 45
Der welke Kranz. 46
Bitte. 47
Lob der Frauen. 48
Stanzen zur Einleitung eines Mährchens. . 51
Tändeleyen. 53
An Selinde. 54
Lied. 56
Der Schiffer. 57
Die Verhältniſſe. 58
Bündniß. 59
Ein Traum. 60
Betrachtung. 61
An die Dichterinn. 62
Farbenſinnbild. 63
Stimmen der Liebe. 64

Zweytes Buch.

Alarcos, ein Trauerſpiel in zwey Aufzügen. . 105

Fridrich Schlegel's

Gedichte.

Zweyter Theil.

Neueſte Auflage.

Wien 1816.
Bey B. Ph. Bauer.

gar nicht milden Natur. Seine eignen Darſtellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehäſſig und verächtlich macht er nicht alle ſeine Feinde, nicht ohne triumphatoriſchen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend ſchont. Beſonders gegen den Cato wird er ſo ausgelaſſen und ſpottend, daß er die Würde der Geſchichte beynahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und ſeine Schüler in den Wolken des Ariſtophanes, als ein unnachahmliches hiſtoriſches Kunſtwerk preiſen, noch nicht klar ſeyn, was ein hiſtoriſches Kunſtwerk iſt. Wahr iſts, Caeſar ſchrieb ſeine Commentarien mit dem Geiſte, mit welchem er ſiegte. Ein bloßer Stoff zur Geſchichte kann nicht gediegener ſeyn, und in dieſer Rückſicht ſind ſie leicht einzig in ihrer Art; dieſe gediegene Kraft der lebendigſten Darſtellung in ſo gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reitz. Ein ſo höchſt einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künſtlichen Schmuck eines Redners nur verfälſcht werden, und könnte Verſtändige von fernerer Bearbeitung deſſelben Stoffs ganz abſchrecken. Auf den Nahmen eines vollkommnen hiſtoriſchen Kunſtwerks aber darf doch ein ſolches Partheywerk keinen Anſpruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenſtand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und weſentliches Stück der Menſchengeſchichte; ſo groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargeſtellt, wie ein Mann, von ſittlich und bürgerlich gediegenem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09700/024

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fridrich Schlegels

Gedichte.

Zweyter Theil.

Roland.

Ein
Heldengedicht in Romanzen
nach
Turpins Chronik.

Was Turpin uns treu berichtet,
Alte Chronik alter Zeiten,
Von der Chriſtenhelden Streiten,
Wie der Heiden Macht vernichtet;
Was ſo Mancher ſeit gedichtet,
Kühne Sänger aller Orten,
Wie Roland nach hohen Thaten,
Doch in Roncisvall verrathen,
Aufging zu des Himmels Pforten;
Leſ't es hier in ſchlichten Worten.

Erſte Romanze.

Carol Magnus, Deutſcher Kaiſer,
Hatte ſiegreich all' die Lande
Von dem Meer zu Meer bezwungen,
England, Gallien und Italien,
Bey Burgunden, Baiern, Deutſchen
Wehten hoch des Kreuzes Fahnen;
Aus des Orients weiter Ferne
Wunderſam die Völker kamen,
Frohe Huldigung zu bringen
Vor den goldnen Stuhl in Achen,
Wo des Nordens Heldenkinder
Auch die alten Schätze brachten.
Alſo pflag der hohe Kaiſer,
Sicher nun in Frieden raſtend,
Nach der Arbeit wilden Zeiten,
In des Glückes frohen Tagen,
Auf den Burgen jetzt der Ruhe.
Da er einſtmahls nun entſchlafen,

Däucht' am Himmel ihm zu ſehen,
Bey der Frieſen Meer anfangend,
Einen lichten Weg von Sternen,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend
Auf dem blauen Himmelsgrunde,
Welcher Weg denn an Navarra
Grade hinzog nach Gallizien
Durch die Felder von Hiſpanien;
Nach Gallizien, wo der Leichnam
Jenes Pilgrim Gottgeſandten,
Des Apoſtel Sanct Jacobus,
Unter Heiden lag vergraben.
Wie das Wunder nun ihm däuchte,
Lag ihm immer in Gedanken,
Was doch wohl bedeuten ſolle
Jene ſternenlichte Bahne,
Die allnächtlich ihm erſchienen.
Wie er ernſtlich das bedachte,
In dem Sinnen war entſchlummert,
Da erſcheinet plötzlich nahe
Hochgeſtaltet ihm ein Held,
Würdevoll im Alter ſtrahlend,
Hohen Hauptes, freundlich ſchauend,
Angethan mit braunem Mantel,
Nach der frommen Pilger Weiſe,

Sanft gelehnt an mächt'gem Stabe.
Dieſer auf den Kaiſer blickend,
Wie, wenn er mit Augen fragte,
Sprach zu ihm die ſanften Worte:
„Nun, mein Sohn, wohlan! was ſagſt du?“
Jener alsbald ihm erwiedernd:
„O wer biſt du, würd'ger Vater?“ —
„Chriſti treuer Schüler bin ich,
Und Johannis Bruder,“ ſprach er,
„Der Jacobus, den der Herr einſt
Über wilde Meere ſandte,
Seine Liebe zu verkünden
In den weit entleg'nen Landen,
Deſſen Leichnam in Gallizien
Jetzo ruht, noch unbekannt iſt;
Denn noch herrſchen Saracenen
Schmachvoll dort in jenem Lande.
Wohl, mein Sohn, muß ich drob ſtaunen,
Da beſiegt von deinem Arme
So viel Völker dir ſich beugen,
Burgen du erſtürmt ſo manche,
Sieg erfochten auch unzählig,
Daß du nur allein die Bande
Meines theuren Landes dorten
Nimmer noch zu löſen dachteſt.

und großem Charakter, der zugleich ein tiefer hiſtoriſcher Denker und nicht ohne poetiſches Gefühl wäre, einen ſolchen Stoff verarbeiten würde. Die erſte Bedingung einer Geſchichte des Pompejaniſchen Bürgerkrieges wäre wohl die geweſen, aus einem höhern ſittlich geſchichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caeſarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thukydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und ſtreng gerecht würdigt, nach dem Grundſatz der hiſtoriſchen Geſetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caeſars Commentarien hingegen ſind, wie ſchon Aſinius Pollio urtheilte, nicht einmal durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denſelben aber iſt eigentlich ſehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caeſar nicht. Er ſchonte in ihm nur den Triumvir, wie ſelbſt im Sulla den Dictator; darum ließ er Beyder Bildniſſe, welche der Pöbel niedergeriſſen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedoniſchen Fürſten, Ptolomäus und Demetrius, ein Mann von grauſamen und böſem Charakter, aber von geiſtiger Bildung und von dem zarteſten Kunſtgefühl, während Tauſende der Ihrigen für ihre Ehrſucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth die ſie nichts koſtete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beyder waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caeſar ein Verſtändniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur ſein Verſtand allein, welcher ſeine Lei-

Da der Herr dich nun zum erſten
Aller Erdenfürſten machte,
Sieh! ſo hat er dich erkoren,
Jener Heiden Grimm zu ſchlagen,
Und mein gutes Land befreyend,
Dich zu ſchmücken einſt im Glanze
Mit der ew'gen Siegerkrone.
Jene lichte Sternenbahne,
Die am Himmelsgrund du ſaheſt,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend,
Spricht von dir und deinen Scharen,
Wie ihr wandelt durch Gefahren,
Durch die Drachen Bahn euch ſchlagend,
In der Chriſtenhelden Glanze
Durch die fernen Lande wandelnd
Bis zu meinem ſtillen Sarge,
Zu dem dann die Völker alle,
Fromm andächt'ge Pilger, wallen,
Dort das bange Herz entladen,
Dank und Preis dem Herren ſagend. —
Auf denn, eile nun alsbald,
Ich geleite dich fürwahr,
Bin dein Bund'smann überall,
Und für deine Mühe hart,
Schaff' ich einſt den Himmelskranz.“ —

Solchem Worte kühn vertrauend,
Ruft der Kaiſer ſeine Scharen,
Zieht dahin mit macht'gem Heere
In das ſchöne Land Hiſpanien.
Und die erſte aller Burgen,
Die ſie zu beſtürmen kamen,
War von ehern, feſten Mauern,
Pampelona ſie mit Nahmen,
Daß drey Monde ſchon vergebens
Dort die Helden mühvoll harrten,
Nimmer ſie erſtürmen mochten.
Da der gute Carl nun ſahe
Solche Arbeit ſeiner Mannen,
Zu Jacobus er ſich wandte,
Recht vom Herzen im Gebethe,
An ſein Wort ihn fromm gemahnend.
Und alsbald erbebten jene
Felſenmauern, ſtürzten krachend,
Wie zerſplittert, durch einander.
Da die Heiden das vernahmen,
Übergaben ſie die Burgen,
Beugten all' ſich ſeinem Arme,
Und gelobten ihm Gehorſam,
Warfen von ſich gern die Waffen,
Und verehrten hoch die ſchönen,

Ritterlich geſchmückten Franken,
Die in Sieg und Freude zogen
Hin zu des Jacobus Grabe,
Und von dorten hin zum Meere,
Wo der Kaiſer ſeine Lanze
Weit hin in die Wogen ſchluge.
Gott und Sanct Jacobus dankend,
Dem er von dem rothen Golde,
Was die Fürſten all' ihm gaben,
Eine ſchöne Kirche baute,
Ewig Denkmahl ſeines Grabes:
Und vom Meere bis zum Meere
War nun ſein das Land Hiſpanien.

* * *

Zweyte Romanze.

Doch der grimme Agolante
Auf des Mohren-Landes Throne,
Wie er ſolche Kunde hörte,
Glühend roth im heißen Zorne,
Alle ſeine Mohren rief er,
Alle Gläub'gen an Mahoma.
Aus den Afrikan'ſchen Wüſten
Kam der Schwarm herbey gezogen,

Schwarze Scharen aus dem Süden,
Wo die wilden Gluthen toben.
All' die Fürſten um den Sultan
Nieder in den Staub geworfen
Zitterten vor ſeinem Blicke,
Still erwartend die Gebothe.
Und es traten in die Kreiſe
Klagend nun die Trauerbothen,
Wie der Franken Heer Hiſpanien
Von dem Meer zum Meer erobert;
Und mit Klaggeſchrey verkündend,
Wie die Mohren all' ermordet
So die Taufe nicht empfangen,
Und nicht Mahom abgeſchworen:
Wie in ihrem Blute liegend,
Rache ſie noch ſchrien im Tode.
Ja, auch unſers Gottes Bilder
Liegen alle umgeworfen
Von des grimmen Carles Arme,
Der von Meer zum Meer durchzogen
Blutig hat die Span'ſchen Lande,
Und nur eines ſteht noch oben
Von den goldnen Mahoms-Bildern,
Allen Mohren uns zum Troſte;
Salomcadir das mit Nahmen,

Daß der hohe Gott Mahoma
Selbſt durch mag'ſche Kraft gebildet,
Dort am Rand der Meereswogen,
Wo ſo hoch die Raben fliegen,
Auf dem ſteilen Felſen oben,
Unbeweglich ſchaut der Rieſe
Nach des Südens wilder Zone,
In der Hand die Keule haltend,
Alles ganz von rothem Golde.
Naht ſich irgend da ein Chriſte,
Fallen auf ihn Legionen
Von den grimmen wilden Geiſtern,
Die Mahoma hat beſchworen,
Bannend an das Rieſenbildniß
Ihre Kraft durch mag'ſche Worte.
Nahte da in Lüften kreiſend
Irgend jemahls ſich ein Vogel,
Fiel er todt alsbald herunter.
Doch iſt dieſes Bild gewogen
Allen tapfern Saracenen,
Die für Mahom Blut vergoſſen;
Wer zu Mahom bethend nahet,
Iſt für Unheil da geborgen.
Dieſes goldne Rieſenwunder
Iſt alleine noch verſchonet,

Es zerbrachen an der Keule
Noch der Chriſten Lanz' und Dolche.
Von der goldnen Keule haben
Chriſten-Magier geſprochen,
Daß ſie einſt in fernen Zeiten
Jener Fauſt entſinken ſolle.
Wo ſie furchtbar jetzo ruhet,
Wenn ganz Spanien chriſtlich worden.
Doch es wollen dieß verhüthen
Und uns retten von dem Hohne,
Unſers Rieſen Mahoms Glaube
Und der Geiſter Legionen,
Jene aber ganz zerſchmettern.
Als die Mohren das vernommen,
Ward ein Schreyen, ward ein Toben,
Racherufen, Luſt zum Morden,
Wie von Löwen und Hyänen,
Oder grimmer Tieger Horden.
Säbel blinken, Roſſe wiehern,
Von viel tauſend Scharen Mohren
Viele tauſend Fahnen wehen,
Die Hiſpanien durchzogen,
Daß vom Meere bis zum Meere
Alles ſchwamm in Blutes Strome.
Gegen dieſe grimmen Scharen

Hat nun Carl ſein Schwert erhoben,
Mit dem Milo von Angleren,
Daß den Chriſten ſey geholfen;
Herzog Milo, Rolands Vater,
Zog mit Carl und den Genoſſen
Durch die Spaniſchen Gefilde,
Suchend jene blut'gen Horden.
Auf den ſchönen grünen Wieſen
Fanden endlich ſie den Mohren,
Lagerten ihm gegen über,
An der Cera Silberſtrome,
Dort, wo Sanct Facundi Münſter
Nachmahls himmelan erhoben,
Und aus blutbeſprengtem Grunde
Eine fromme Stadt entſproſſen.
Zornentbrannt in ſeinem Herzen,
Und von ſtolzer Ruhmgier kochend,
Sandte in der Chriſten Lager
Agolante edle Bothen,
Um zu gutem Ritterkampfe
Alle Chriſten aufzufordern,
Daß von Zweyen gegen Zweye,
Gleicher Anzahl ſey gefochten,
Oder Tauſend gegen Tauſend,
Wie es ſelbſt die Chriſten wollten.

Gleich wie der Apoſtel Zahl,
Die wir ſpeiſen, die wir tränken
Gott zu Liebe, Tag für Tag." —
„Herrlich ſpeiſeſt du die Deinen,"
Spricht der Heide drauf zu Carl;
Doch, ſind dieſe Gottes Leute,
Thuſt du Gott wohl große Schmach.
Wohl, nun ſeh' ich, wie dein Glaube,
Den du rühmteſt, ſchlecht und falſch;
Drum ſo geh' ich zu den Meinen,
Will die Taufe nicht empfahn." —
Eilend ging er mit den Worten,
Und der Kaiſer voll von Scham,
Daß, weil jene nicht geachtet,
So viel Volk der Tauf' entſagt,
Läßt die Armen all' berufen,
Ladet herrlich ſie zu Gaſt.
Groß iſt wahrlich deſſen Sünde,
Der der Armen nicht nimmt wahr!
Beyde Heere Morgens rücken
Wohl gerüſtet in den Kampf,
Ihren Glauben zu verfechten
Nach gemeinſamem Vertrag.
Da der Heiden Haufen einer
Nun von fünf gefallen war,

Drangen ſich die andern viere
Dicht um König Agolant.
Von den wilden Saracenen
Mancher ſchon getödtet war,
Aber mitten noch in ſeinem
Heere Agolante ſtand.
Jenen Haufen zu umzingeln,
Eilen, da ſie das gewahrt,
Jetzt herbey die Chriſten alle,
Hierher, dorther auf dem Plan.
Mordend zu der Rechten, Linken,
Stürzt Arnold ſich durch die Schar,
Bis mit grimmen Schwertes Schlage
Mächtig er den Heiden traf.
Da entſteht ein wildes Schreyen,
Alles Agolanten klagt.
Mordend nun von allen Seiten,
Stürzt herbey der Chriſten Schar,
Araſtagnus mit den Seinen,
Ogier von der Dän'ſchen Mark,
Galdebod' und Conſtantin,
Und Arnoldus von Bellant.
Da ward ſo viel Blut vergoſſen,
Daß im Blut gegangen ward,
Daß von allen Saracenen

Keiner an dem Tag entkam.
Nur der König von Sevilien
Flohe glücklich aus der Schlacht;
Altumajor von Corduba
Auch mit Müh' dem Tod entkam.
Sehet, weil für Chriſti Glauben
Kämpft in rühmlichem Vertrag
Kaiſer Carl, hat obgeſieget
Er den Heiden an dem Tag.
Wer für Chriſtus wacker ſtreitet,
Bis ans End' in guter That,
Der wird einſt erhöhet werden,
Höher als der Engel Schar.
Einen Haufen wilder Chriſten,
Der mit Gier manch goldnen Schatz
Raubte in der Heiden Lager,
Hat der Tod alsbald geſtraft.
Altumajor von Corduba,
Aus verborg'nem Hinterhalt,
Schlug ſie wehrlos alle nieder.
Tauſend Männer an der Zahl
Alſo ſollen ew'gen Todes
Sterben, die geſiegt im Kampf
Mit den Laſtern, doch von neuem
Sind verlockt in ſchnödem Fall.

denſchaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein ſittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit dieſem bithyniſchen König war Gegenſtand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejaniſchen Redner. Bibulus, welcher nicht vergeſſen konnte, daß man ihr gemeinſchaftliches Conſulat, nur Spottweiſe das Conſulat des Julius und des Caeſar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithyniſche Königinn.“ „Erſt habe er einen König geliebt, ſo wie nun das Königthum.“ Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nyſa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen ſich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wiſſen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben haſt.“ Curio, der Vater, ging ſo weit, daß er ihm vorwarf: „Er ſey der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer.“ Schon als Herr der römiſchen Welt, während er bey Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im ſtolzeſten Siegsgepränge das Capitol feſtlich beſtieg, mußte er ſich von ſeinem Commilitonen ſehr nachdrücklich an jene böſe Geſchichte vom Nikomedes erinnern laſſen. Die übermüthige Soldateske ſpottete auch in ihren frechen Triumphliedern über ſeine Verſchwendung erborgter Gelder, über das ſchlechte Eſſen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja ſogar über ſeinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchſtücke dieſer Triumph- und Spottlieder auf den Caeſar beweiſen zur Genüge, daß die Soldaten-Scherze der römiſchen Veteranen ſo ſcharf trafen, wie

Sechste Romanze.

Bothen kamen her mit Eile,
Kaiſer Carol anzuzeigen,
Wo Garzime's Berg, der ſteile,
Der Navarr'ſchen Berge einer,
Stolzer in die Wolken ſteiget,
Käm' ein Fürſt, ihn anzufeinden,
König Furr, ein wilder Heide.
An Garzime's Felſenſteine
Kam zu Abend hin der Kaiſer;
Morgen ſoll die Schlacht entſcheiden,
Und er bath Gott um ein Zeichen.
In der dunkeln Nacht geheime,
Daß er die mag unterſcheiden,
Die des andern Tags erbleichen
Todes ſollen von den Feinden,
Schönen Märt'rerkranz erreichen. —
In des andern Frühroths Scheine,
Da gerüſtet all' ſich zeigen,
Haufen hier und dort ſich theilen,
Sieht ein rothes Kreuze ſcheinen
An der Schulter auf den Kleidern
Er der auserwählten Seinen,

Die als Märterer erbleichen
Sollen und den Tod erleiden.
Solches ſieht allein der Kaiſer,
Außer ihm gewahrt es keiner.
Wehmuth an ſein Herz da greifet;
Und es regt der Wunſch ſich heimlich,
Wie ſie lebend möchten bleiben,
Die mit rothem Kreuz gezeichnet.
Alle er alsbald vereinet,
Schließt ſie in der Kirche eine,
Sie zu retten ſo vermeinend;
Seine Abſicht wußte keiner.
Muthvoll geh'n ſie auf die Feinde,
Schlagen bald die wilden Heiden,
Auch ihr König muß erbleichen,
Mit drey tauſend von den Seinen.
Freudig zieht mit Siegeszeichen
Heim das Heer im Abendſcheine.
Da nun heimgekehrt der Kaiſer,
Und die Kirche öffnet ſchweigend,
Sieht er hundert funfzig Leichen,
Sanft entſeelt und bleich ſich ſeinem
Auge ſtrafend allda zeigen.
Bitterlich er die beweinet,
Reuevoll und voll Mitleiden.

O ihr Chriſtus-Kampfer heilig,
Traf euch nicht der Arm des Feindes,
Weil von irdiſchem Mitleiden
Sich der Kaiſer ließ ergreifen,
Gottes Fügung wollte meiden,
Bleibt der Kranz euch dennoch eigen!

Siebente Romanze.

Bothen kamen, bey Nagera
Sey ein Rieſe, Ferracut,
Fern von Babylon gekommen,
Aus des Goliath Stamm und Blut.
Gen Nagera eilt der Kaiſer,
Zu umlagern ſolche Burg.
Prahlend tritt der Rieſ' hervor,
Läßt erſchallen ſeinen Ruf,
Fordert Zweykampf von den Chriſten,
Schmähend laut in wilder Wuth.
Kraft hat er, wie vierzig Männer,
Hat vor keinen Waffen Furcht.
Däne Ogier war der erſte,
Der das Abenteu'r verſucht.

Da der Rieſe ihn erblicket,
Kommt er ſachte angerückt,
Streckt nach ihm die lange Rechte
Und ergreifet ihn beym Rumpf,
Hat ihn unter'm Arm verwahret,
Jenem ward nicht wohl zu Muth.
Ihn mit allen ſeinen Freunden,
Wie ein zartes Lamm er trug,
Geht damit vor aller Augen
Stracks hinauf zu ſeiner Burg.
Seine Länge maß zwölf Ellen
Und die Naſe einen Fuß,
Arm und Schenkel maßen eben
An drey Ellen gern und gut.
Dann Rainold von Alba Spina
Trägt er wieder in den Thurm.
Conſtantin von Griechenlande,
Einen Grafen noch dazu,
Trug er beyde, unter jedem
Arme einen, durch die Flur,
Sperret ein ſie zu den andern
Und noch manchen Ritter gut.
Alle ſtaunten, Kaiſer Carlen
Muß entſinken wohl der Muth.
Ritter Roland konnt' es länger

Nun nicht tragen mit Geduld.
Nur nach langem Bitten, Harren,
Spricht das Ja des Kaiſers Mund.
Wie Roland dem Rieſen nahet,
Greift ihn der auf einen Zug,
Mit der Rechten nur ihn ſetzend
Vor ſich auf den Mahnenbuſch
Seines Roſſes, trabt er eilend
Wieder nach dem Thor der Burg.
Doch der Ritter, Gott vertrauend,
Sammelt ſeine Kraft zur Stund',
Griff ihn wacker bey dem Barte,
Warf ihn hinten auf den Grund.
Beyde lagen ſie am Boden,
Beyde ſprangen gleichen Muths
Wieder auf die Roſſe, jeder
Tapfer auf den andern ſchlug.
Roland will den Rieſen ſpalten
Mit des Schwertes grimmem Schwung,
Doch das Schwert, ſtatt ſeiner, mitten
Durch den Leib des Roſſes fuhr.
Da ſein Roß ihm nun getödtet,
Stritt der Rieſe dann zu Fuß,
Drohet viel mit ſeinem Schwerte,
Bis er's ſinken laſſen muß.

Doch wie mächtig er getroffen,
Wird des Rieſen Arm nicht wund.
Grimmig er die Fauſt jetzt ballte,
Rolands Roß den Kopf einſchlug.
So mit Fäuſten, ſo mit Steinen
Kämpften beyde nun zu Fuß.
Da es Abendroth geworden,
Both den Frieden Ferracut.
Bey den Seinen ſoll ein jeder
Pflegen dieſe Nacht der Ruh'.
„Ohne Schwert und Lanze kämpfen
Morgen wir wie heute nur.“ —
Alſo ſchieden nun am Abend
Dieſe zwey mit manchem Gruß,
Kehren auf den Kampfplatz frühe
Bey der Morgenſonne Gluth,
Zwar ein Schwert der Rieſe brachte
Gegen Recht und ſeinen Bund;
Doch es mag ihm wenig frommen,
Daß gebrochen er den Schwur.
Roland einen Stecken führte,
Einen Stecken lang und krumm,
Hat ihn viel damit geſchlagen,
Doch der Rieſe ward nicht wund.
Auch mit großen Kieſelſteinen,

Die er von der Erd' aufhub,
Bis zur heißen Mittagsſtunde
Er ihn unermüdlich ſchlug.
Da nun Roland Frieden biethet,
In der Mittagszeit zu ruh'n.
Schwer von Schlaf alsbald der Rieſe
Streckt ſich auf die grüne Flur.
Einen Felsſtein nahm der Ritter,
Wie er ſtark noch war und jung,
Legte den ihm zu den Häupten,
Daß er deſto ſanfter ruh't.
Roland nicht, noch ſonſt ein Ritter
Nähme jetzt des Rieſen Blut;
Denn ſo war der Zeiten Sitte,
Da noch blüht' das Ritterthum;
Wer dem Feind das Wort gegeben,
Und nicht hält der Treue Schwur,
Sey es Chriſte oder Heide,
Mit dem Tod es büßen muß.
Da der Rieſe nun erwachte,
Geht der Ritter auf ihn zu,
Setzt in's Gras ſich zu ihm nieder:
„Sag mir," ſpricht er, „doch mit Gunſt,
Wie du alſo hart gewachſen,
Daß kein Eiſen dich macht wund?

Stein noch Holz kann dich verletzen,
Nirgends ſeh' ich deſſen Spur.“ —
Staunend ſchaut ihn an der Rieſe,
Willig er das kund ihm thut,
Wie am Nabel er verwundbar,
Feſt ſonſt ſey von Kopf zu Fuß.
„Der ſo tapfer mich beſtreitet,
Sage Knabe, wer biſt du?“ —
„Roland bin ich,“ ſprach der Ritter,
„Von der Franken Stamm und Blut.“ —
„Welches Glaubens ſind die Franken?“ —
Sprach der wilde Ferracut.
„An den Chriſt durch Gottes Gnade
Glauben wir und ſeinen Schutz.“ —
„Wer noch dieſer Chriſt geweſen,
Sage mir nun zum Beſchluß.“ —
„Er war Gottes Sohn,“ ſprach Roland,
„Jungfräulichen Leib's Geburt,
Der am Kreuz geſtorben, ſiegreich
In des Abgrunds Tiefe fuhr;
Auf dann ſtieg zum Himmelreiche,
Dorten ſitzt auf ew'gem Stuhl.“ —
„Einer iſt der Welten Sultan,
Der hat Vater nicht noch Sohn.“ —
Sagt der Rieſ' und Roland weiter

Spricht im chriſtlichen Diſput
Von dem Vater, Sohn und Geiſte,
Der die Welten all' erſchuf.
Doch der Rieſe gegenredet:
„Drey und Eins ſind nimmer gut.“ —
„Tönt die Leyer,“ ſpricht der Ritter,
„Wirkt die Saite, Hand und Kunſt,
Dreyerley zu einem Schalle,
Deutlich iſt doch die Figur.
An der Sonne unterſcheideſt
Du das Licht, der Wärme Gluth,
Dann zum dritten ihre Kreiſung,
Drey in Einem klar genug.
Iſt dieß aber dennoch dunkel,
Sieh des Mandelbaumes Nuß,
Kern, und grüne Haut, und Schale,
Dreyerley an einer Frucht.
Ja auch an dem Wagenrade
Siehſt du dreyerhande Stück;
Nabe, Felge, Speiche eben,
Oder wahrlich du biſt ſtumpf.“ —
Wie das alſo nun geſchlichtet,
Fraget weiter Ferracut,
Nach der Jungfrau, die im Schooße
Ohne Mann das Kind doch trug. —

„Wie im Mayen alles grünet,
Manche roth' und weiße Bluth,
Wo kein Säemann nimmer ſä'te,
Alſo auch Maria thut.“ —
Solches ſprach der edle Ritter,
Unermüdlich an Geduld,
Für den lieben Gott zu ſtreiten
So mit Schwerte als dem Mund.
„Sieh doch an in Sommertagen,
Wie in manchem tiefen Sumpf
Plötzlich alles lebt und webet,
Ohne Samen mancher Wurm.“ —
„Wohl geſprochen,“ ſagt der Rieſe,
„Doch auch das erkläre nun,
Wie der, ſo zuvor geſtorben,
Von den Todten doch erſtund.“
„Wie der Löw' am dritten Tage,
Wie der Löwe ſeine Brut,
Hauchend, die erſt todt, belebet,
Gott an ſeinem Sohn auch thut. —
Wie die Sonne,“ ſprach der Ritter,
„Abends ſinkt der Tiefe zu
Und in Oſten auf dann ſteiget,
Leuchtend ſtrahlt am Himmelsrund;
Leicht wohl konnte ſo ſich heben

ihre Schwerdter. Überhaupt waren eine derbe Luſtigkeit, und keke Spottſucht urſprüngliche Züge und Eigenheiten des römiſchen Charakters; und nichts iſt unrömiſcher als jene mürriſche Steifheit, welche wir aus der ſpäteren Zeit, wo jede freye Regung unterdrückt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bey den Schriftſtellern, in das Bild, welches wir uns von dem römiſchen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freyheit der Soldaten-Scherze bey Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionyſius als einen Beweis für ihre griechiſche Abſtammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attiſches; nur daß die feſtliche Freyheit zu Athen ein Recht aller freyen Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als ſolchem, vergönnt war.

Es liegt in dieſer durch die Sitte geheiligten Freyheit ausgelaſſener Scherze und fröhlichen Spottes etwas ſehr bedeutendes; und es iſt ein recht eigentlich charakteriſtiſcher Zug, welcher die freye Bildung und den claſſiſchen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menſchen aus ihren Spielen oft beſſer kennen lernt, als aus ihrem Ernſt, wo ſie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römiſchen Frauen, mit welchen Caeſar in Liebes-Verbindung geſtanden, war auch eine Frau des Craſſus und eine des Pompejus. Es iſt bemerkenswerth, daß der argliſtige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrſchte, auch in ihrem Hauſe und Ehebette ſtatt ihrer einzutreten gewagt. Faſt konnte

Aus des grimmen Todes Schlund,
Dem des Todes bleiche Scharen
Alle folgen, wenn er ruft,
Die am jüngſten Tage kommen
Alle vor des Richters Stuhl;
Leicht kann durch die Himmel wandeln,
Der die Himmel ſelber ſchuf.“ —
„Laß uns kämpfen,“ ſprach der Rieſe,
„Und daß ſey des Kampfes Bund;
Iſt dein Glaube wahr, ſo fall' ich,
Werde ſiegen, wenn es Trug.“ —
„Alſo ſey es,“ ſprach der Ritter:
„Ewig ſey dem Sieger Ruhm,
Schande des Beſiegten Volke.“ —
Sprang dann auf den Heiden zu.
Mächtig ſchwingend ihn der Rieſe
Mit dem Schwert zu ſchlagen ſucht,
Doch es meidet gar behende
Roland ihn im Seitenſprung.
Rolands Keule war zerbrochen,
Drum der Rieſ in grimmer Wuth
Springt auf Roland, ihn ergreifend,
Beugt ihn nieder auf den Grund.
Da ſieht Roland keine Rettung,
„Hilf Maria mir,“ er ruft;

Doch er biegt ſich, zieht behende
Jenes Dolch aus ſeinem Gurt,
Stieß den in des Rieſen Nabel,
Daß in Strömen quillt das Blut.
Sterbend nun der grimme Rieſe
Schreyt, und ſeinem Gotte flucht.
Eilend auf den Schrey die Heiden
Stürzen aus der hohen Burg.
Roland war ſchon bey den Seinen
Heimgekehrt in ſich'rer Huth.
Und die Schar der Saracenen
Klagend nun den Leichnam trug
Auf die Burg des grimmen Rieſen,
Der genannt war Ferracut.

* * *

Achte Romanze.

Altumaior ſammelt wieder
Seine Heiden bey Corduba.
Hierher, dorther kommen Scharen,
Ibrahim, Seviliens Sultan,
Andr' aus andern Landen Spaniens,
Von Granad' und von Abula.

Wie der Heiden Volk verſammelt,
Ward es bald dem Kaiſer ruchbar.
Der zog mit ſechs tauſend Mannen
Froh hin, wie zu einem Luſtkampf.
Da die Schlacht nun ſoll beginnen
Außen an der hohen Burg Wall,
Wählt er all' die beſten Ritter,
Reih't des ganzen Heeres Grundkraft,
Ordnet die zum erſten Haufen,
Stellt zum zweyten dann die Fußmacht,
In den dritten wieder Reiter,
So zu meiden jeden Unfall.
So auch ſtellen ſich die Heiden,
Hatten wohl von jenen Kundſchaft,
Ritter doch gemiſcht mit Fußvolk,
Deſſen ſah man bald die Urſach.
Larven ſtanden bey den Roſſen,
Grimmer Larven eine Unzahl,
Bärtig und gehörnt wie Teufel.
Wie bey höll'ſcher Geiſter Luftfahrt
Durch die wilden Wirbelwinde
Sich die inn're Boßheit Luft ſchafft
In Gekreiſch und wildem Schalle;
So erklingen, heulen furchtbar,
Töne ſeltſam von den Larven,

Händeringend, und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Carol dieſe Klagerede:

„O du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwert des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwungne Heldenlanze.
Du, dem Judas Maccabäus
Ähnlich durch der Tugend Thaten,
Saul und Jonathan im Tode,
Simſon gleich an Kraft des Armes,
Weh, daß du erſchlagen!“

„O du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Königlich von Sinn und Adel.
Du, des Clerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen,
Allen hülfreich, Schild der Witwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte,
Weh! daß du erſchlagen!“

„Warum mußt’ ich her dich führen,
Wo dich todt mein Auge ſahe?

Könnt' ich denn mit dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſelig,
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Scharen.
Aber wir, ſo wie die Seinen,
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um dich klagen.
Weh! daß du erſchlagen!“

* * *

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen alle ſie gewaffnet,
Um die Kriegsgenoſſen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten ſie in Haufen,
Einige noch lebend, ächzen
Durch einander ſahn mit Grauſen.
Oliverus, deſſen Seele

Fern ſchon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgeſtreckt mit ſtarken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerriſſen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwertern, Meſſern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O, was war da für ein Klagen,
Schreyen und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;
Wieder klangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Carol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare raufend,
Schwur bey dem allmächt'gen Gotte:
Nichts ſoll hemmen ihn im Laufe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwert im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten.
Da den Heiden ſie nun folgen,
Ward erhöret ſein Vertrauen;

Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen, grauſend
Ihn zerſtückten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichts Poſaune.

* * *

Dreyzehnte Romanze.

Fackel irrten, Feuer brannten
In dem Walde um den Todten,
Weiße Zelte in dem Grünen
All' der Leid- und Kriegsgenoſſen.
Balſam, Aloe und Myrrhen
Muß die heil'gen Dienſte zollen,
Um den Leichnam zu erhalten,
Bis er zu der Heimath komme.
Klaggeſänge und Gebethe
Steigen, feyerlichen Tones,
Durch die Nacht in dunkler Stunde,
Bis zu Gottes hohem Throne.

Und nun ward ein Suchen, Tragen,
Als der Gottesdienſt vollzogen,
Bey des Frühroths Morgenſcheine,
Jeder für die Seinen ſorgend;
Ein'ge führen ſie auf Bahren,
Aus des Waldes Grün geflochten,
Tragend andre auf den Schultern,
Sorgſam andre auf den Roſſen,
Hier den Leichnam balſamirend,
Dort in neue Klag' ergoſſen,
Andre lebend noch Verwund'te,
Tragen ſie mit Sorge ſchonend,
Doch des ſel'gen Rolands Leiche
Trägt auf Teppichen vom Golde,
Eingehüllt im Fürſtenmantel,
Dort ein Maulthierpaar erhoben,
Schmuckvoll in des Zuges Mitte.
Bis nach Blava's hohem Schloſſe
Hieß ihn Kaiſer Carol tragen,
Dort zu Sanct Romanus Dome,
Den er ſelber hat geſtiftet,
Und den ſtolzen Bau erhoben.
Da ward ehrenvoll die Leiche,
Mit dem elfenbeinen Horne
Zu den Fußen, und dem Schwerte

Ruhend an dem Haupt des Todten,
In die tiefe Gruft geſenket,
Bey dem Klang der Trauerglocken.
Selig wohl ſind Blava's Mauern,
Welche Stadt in ihrem Schooße
Hat ſo hohen Gaſt empfangen,
Troſt dadurch und Schutz gewonnen.
Da um Roland nun die Klage,
Nach vollbrachtem Seelenopfer,
Nach vollbrachem Todtendienſte,
Wieder ſich erheben wollte,
Sprach der gottgeweihte Biſchof
Laut die troſtesreichen Worte:
O wie ſollte, Klag' anſtimmend,
Uns um den zu weinen ziemen,
Welcher ſelig im Bezirke
Wohnet ſchon des Paradieſes?
Glänzend wohl und ruhmgezieret
War er, als er wallt hiernieden,
Doch noch heller jetzo ſchimmert
Hoch er über den Geſtirnen.
Denn in ſeines Herzens Tiefe
War ja Gottes Wort geſchrieben,
Heiter war er, fromm und bieder,
Allen er ein Vater ſchiene,

man daraus vermuthen, daß er bey ſeinen Liebeshändeln ehrgeitzige und politiſche Nebenabſichten hatte, wie man dieß ſpäterhin dem Auguſtus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen ſuchte, um die Männer deſto ſichrer zu lenken oder ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Seine Heirathen wenigſtens hatten ſichtbar immer einen politiſchen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der feſteſte Kitt der geſelligen Ordnung war; ſo gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römiſchen Frauen bey der großen Leichtigkeit der Eheſcheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander ſtehenden Partheyen, ſchnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe und Abſichten.

Aber Caeſar hatte bey ſeinen Liebesverſtändniſſen gewiß nicht immer bloß ſolche ehrgeitzige Nebenabſichten; denn er überließ ſich ihnen auch da, wo es ſeinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;“ ſagt Suetonius: „unter andern die afrikaniſche Eunoë, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer ſchenkte; am meiſten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beym Gaſtmahle zubrachte, und die er ſogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geſchenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen ſie gebohren hatte, nach ſeinem Nahmen zu nennen.“ Hier hatte ihn wohl die Leidenſchaft überwältigt; denn er ſchadete ſich dadurch ungemein viel bey den ſtolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine beſiegte Königinn des Auslandes eine andre Beſtimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrſchenden Roma, vollſtändiger auszuſchmücken, und dann zu ſterben, oder zu ei-

War der Ehre Licht und Gipfel,
Und des Ritterthumes Zierde.
Drum ſo wendet nicht die Blicke
Zu dem Sarge, wo mit nichten
Ihr noch könnt den Edlen finden,
Der jetzt ſchon hinauf geſtiegen
Iſt zu jener Burg des Himmels.“ —
Alſo lauten jenes frommen
Biſchofs Worte voll des Troſtes.
Manche Helden ſie begruben,
Da Roland beſtattet worden,
Heimwärts ziehend jetzt die Chriſten
An viel Gott geweihten Orten.
Bey Belinum ward begraben
Oliver und Galdebode,
Dän' Ogier und Araſtagnus
Mit Guarin und andern Todten.
Selig iſt auch dieſes Städtchen,
Wo ſo große Helden wohnen!
Bey Bourdeaux ſind dann begraben,
Ruhend in Sevrines Dome,
Sanct Reinold und Engelerus,
Mit Gaufer' und den Genoſſen.
Durch Toulouſe war indeſſen
Der Burgunden Schar gezogen,

Auf dem Aylis-Feld bey Arles,
Lagern ſie ſich mit den Todten,
Wo auch jene ſind begraben,
Die durch Gottes Hand geſtorben,
Da die Schlacht war bey Garzime,
In der Kirche eingeſchloſſen;
Da begruben die Burgunden
Klagevoll um ihre Todten.
Herzog Naymes auch von Baiern
Ruhet mit auf dem Kirchhofe.
Viele Lande ſchenkte Carol
Dort zu Blava nun dem Dome,
Seinem Roland all' zu Liebe,
Viel des Silbers und des Goldes,
Manche Gaben, Rechte ſtiftend,
Mit dem einzigen Gebothe,
Daß ſie künftig keinem andern
Ihre Dienſte leiſten ſollen,
Einzig für den Roland bethend,
Und für ſeine Kriegsgenoſſen.
Auch am Tage ſeines Leidens
Sollen jährlich, wird gebothen,
Dreyßig Arme ſchön bekleidet
Und bewirthet ſeyn im Kloſter,
Daß des Rolands ſie gedenken,

Der den Armen hat geholfen.
Dreyßig Meſſen und Vigilien,
Sammt den andern Ceremonien,
Heil'ger Trauer ſind geſtiftet
Zum Gedächtniſſe der Todten,
Rolands und der Kriegsgenoſſen,
Die den Märterkranz erfochten
Auf den Spaniſchen Gefilden,
Streitend für die Ehre Gottes.

Vierzehnte Romanze.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die, vollendend ihr Gelübde,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich in frommen Streit bemühen,
Mit der Halme ſich zu ſchmücken,
Die im Himmel immer grünet,
Gern in eig'nem Blut ſich kühlen;
Wie im Mayen die Gebüſche
In den ſtillen Thalen grünen,
Blüthumkränzt die vollen Hügel,
Linde liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel,
Sich erhebt ein Liebesgrüßen

Auf Geſanges kühnem Flügel;
Alſo blühet, alſo grünet,
Von jedwedem Mund gerühmet,
Manches Heldenherz entzündend,
Und in manchem Lied verkündet,
Rolands Tod und Heldenkühne,
Auch ſein adelig Gemüthe,
Wie er fern von Trug und Lügen
Doch vor allem, wie er frühe
Alle ſeine Schuld abbüßte,
Mit der Märt'rer Kranz ſich ſchmückend,
Deren Palme immer grünet.
Noch in fernen Zeiten glühen
Helden in dem Schlachtgewühle,
Bey dem Rolands-Liede kühner,
Wenn der Held alſo begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird geſungen,
Kampf dann begunnen,
Wohlauf ihr Geſellen,
Froh in Reih'n zu ſtellen.

Sonne hoch da leuchtet,
Wieſ' im Thaue feuchtet.

Einer läſst vor Allen
Seine Stimm' wohl ſchallen.

Wie die weiſs' und rothe
Blüth' im Sturm zu Boden,
Alſo blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden
Alles Leid's geſunder,
Höret, wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

War er da verrathen;
Manchen Schlag doch that er.
Muß in Blute ſinken,
Ehrenkranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er deß hohe Ehr'.
Alle ſeine Starken
Sah' da fallen Carle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen,

Noch ſein Horn erklungen,
Daß es mitten ſprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen,
Höret, wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

Erſt in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet,
Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf goldnem Stuhle.

Iſt er da bey Gotte,
Für ihn ſtarb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wir Sanct Roland bitten,
Führ' in Todes Mitten,
Hell noch ſcheint die Lanze,
Bald in rothem Glanze.

Lied iſt nun geſungen,
Kampf wird begunnen.

Gedenkt, wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

So auf kühnem Liedes Flügel
Wird des Rolands Leid verkündet,
Deſſen Thaten ewig blühen,
Deſſen Palme immer grünet.

* * *

Funfzehnte Romanze.

Als die Todten nun beſtattet,
Sind nach dem Gebrauch der Chriſten,
In die Gruft hinab geſenket,
Mit Gebeth und ſchönen Liedern,
Zu der frommen Kämpfer Ruhe
Manches Grab kunſtreich gezieret;
Kaiſer Carol mit dem Heere
Heimwärts nach Paris hin ziehet.
Heil'ge Männer und Biſchöfe
Hat er dorten hin beſchieden,
Nach des Dionyſii Münſter,
Kund zu machen ſeinen Willen.
Gotte dankend, der ihn ſchirmte,
Gnädig oft ihm half zu ſiegen,

Dann auch bethend für die Seelen,
Die in Roncisvall geblieben,
Und der and'ren Märt'rer alle
In den Spaniſchen Gefilden,
Gibt, und ſchenkt für ew'ge Zeiten
Reiche Gaben er der Kirche,
Die dem Sanct Denis geſtiftet,
Hohes Gut und Gold und Silber,
Land und Leute, viele Rechte,
Daß der Heil'ge künftig ſchirmen
Wolle bis auf ew'ge Zeiten
Alle, die dereinſtens ſitzen
Werden auf dem goldnen Stuhle
Dieſes Reiches, daß im Kriege
Frankreich ſtets beſchirm' und ſchütze
So der Heil'ge, wie im Frieden;
Tritt dann zu Deniſens Leiche,
Sein Gebeth gen Himmel richtend,
An dem offnen Sarge knieend,
Daß der Heil'ge wollte bitten
Für die theuern Kriegsgenoſſen,
Die den Märtertod erlitten,
Daß, der Schulden los geſprochen,
Ihre Seele ruh' in Frieden.
In der Nacht nach dieſem Tage

Iſt Sanct Dionys erſchienen,
Kaiſer Carlen angelobend,
Daß auf ſein Vorwort und Bitte
Aller Schulden ſind entledigt
Jene frommen Glaubensritter,
Die, für Gottes Ehre ſtreitend,
In dem Heidenkriege fielen.
Auch für jene, welche willig
Fromme Gaben werden ſtiften,
Daß der Bau des ſchönen Münſters
Sey vollendet, will er bitten. —
Drauf nach Achen über Lüttich
Carol ſeinen Weg hinrichtet,
Sich in linder Quelle Fluthen
Nach der Arbeit zu erquicken,
Sanct Marien ſchönes Münſter,
Das er hatte da geſtiftet,
Hat er reich mit Gold und Silber
Und mit heil'ger Kunſt gezieret,
Ließ mit Fleiß da ſorglich mahlen
Alle heiligen Geſchichten.
Auch auf gleiche ſchöne Weiſe
Ward die Kaiſerburg gezieret,
Die er dicht am hohen Münſter
Sich zur Freude aufgerichtet;

Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und eins.
Lebend ſey das Gebilde der Kunſt, und lebend die Einheit
Wie in dem liebenden Paar Eine Seele nur ſchlägt.
Langſam entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume erſcheinet
Was der Gedanke nicht ſagt, ſinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,
Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde die Blume die Welt, du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlſt du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahndeſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Sieh'ſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Wolluſt,
Sieh'ſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;

nem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und ſchöne Arſinoë, der Kleopatra Schweſter, mit welcher Caeſar ſeinen Alexandriniſchen Triumph zierte.

Aber wie ſtimmt nun die für ſein Gelingen in Rom ihm ſo nachtheilige Liebe für dieſe Königinnen, und beſonders der verderbliche Aufenthalt bey der Kleopatra, mit der ſonſt ihm eignen vollkommnen Herrſchaft ſeines Verſtandes über ſeine Leidenſchaften überein? — Nur während der Periode der höchſten Stärke ſeines Weſens bewährte ſich die innre Übereinſtimmung aller ſeiner Kräfte in größter Charakter-Einheit ſo durchaus vollkommen. Nachher finden ſich häufige Spuren von Verſunkenheit, und vorher eben ſo häufige Spuren von Unreife, deren mehrere ſchon gelegentlich angeführt ſind; nicht bloß in dem erſten Abſchnitt ſeines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, ſeine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürſtigen Dictators Gebot, zu verſtoßen, und mit Sulla's Urtheil, daß in dieſem jungen Menſchen mehr als ein Marius ſtecke, beginnt; ſondern auch in dem zweyten von der Rückkehr aus Hiſpanien bis zum Übergang über den Rubico. Wie alle organiſchen Kräfte, wenn ſie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim ſich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, ſich wieder ihrer Auflöſung nähern; ſo findet ſich dieſes auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menſchheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunſt geſtörten Natur war. Es befremdet uns beym erſten Blick, mit welcher Zuverſicht die Alten die Perioden und beſonders die höch-

Und es ergreift, weil du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier dich,
Göttlich zeugend das Werk ähnlich zu bilden dem All.
Daß es, unſterblich gleich ihm, in ſich ſelber habe das Leben,
Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt. —
Selig der Mann, der ſo Großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,
Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneu'n, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn Freunde mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
Wandelt Herkuliſche Kraft noch die Germaniſche Flur.

* * *

Leſſings Worte.

Wenn kalte Zweifel ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen:

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen.“ —
So ſagte Leſſing, doch die blinde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſ'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theu're vorgenommen
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Das Athenäum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freyen Bunde.
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reitzen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchrey't und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

* * *

Das Ideal.

Der iſt zu ſchwer, der andre fällt ins Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte;

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas miſſen,
Und einer kann den kleinen Punct nur treffen.

Nur das Ganze mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſey dein Ideal, frey von der Formel Geſpenſt.

Die neue Schule.

Eines ſchickt ſich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden,
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen,
Was des Meiſters Kraft ermeſſen;
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt erböthig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lerm ſich neu vermehren,
Suche jeder, wen er reibe,
Wiſſe jeder, was er ſchreibe,

Und wenn ſchrecklich alle Dummen
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die geboren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen,
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Reitzte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge du nur, gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

An Ludwig Tiek.

Wohl Mancher hofft, im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen,
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Dir ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das Beſte nur ein liebend Streben.

Da nahte Genofev' in frommer Schöne.
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sey, Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten dich des Glaubens ſüße Töne,
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

* * *

Alte Gedichte.

Aus dem Spaniſchen.

Auf die heilige Katharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat dir Gott ein Herz gegeben,
Das ſo fromm beſtehen ſollte;
Thät' der Bruſt das dein' entheben,
Wie dein Fleh'n begehren wollte.

Ja, er mahlt' auf deinen Wänden,
Carmoſinen ſeine Wunden,
Will ſein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebild't gefunden
Jede Qual an Füß' und Händen.

Chriſti Leiden mußt', o Holde,
In der Hütte dich umgeben;
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager dürre Reben.

Auf der Pilgrimſchaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſſen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troſte uns bereiten
Wollte, für des Lebens Frohne.
Du des heil'gen Gartens Krone,
Hohe Perle, ſo uns bliebe,
Quell der gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber ſchriebe,
Königinn dich hieß zum Lohne.

Theure Zuflucht für Entfloh'ne,
Milder Öhlbaum, reich an Früchten,
In deß Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede ſelig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo ſchon zeigen,
Engel feyern's in den Reigen;
Du, der ſich die Himmel neigen,
Stumm die Schönſten alle ſchweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach, wie ſpricht in ſanftem Tone
Die holdſel'ge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daß ſie freundlich unſer ſchone.
In den Feldern von Sione,
Lilienblume, hold verſchloſſen,
Frommer Demuth Palm' entſchloſſen,
Die des Segens Füll' ergoſſen,
Uns gewaffnet mit Geſchoſſen,
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lieb' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne,
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erſchuf im ird'ſchen Thone.
Herrinn! ach, was ſind wir ohne
Deine ſüße Huld zu achten?
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Wird die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen machten,
Lichter Hoffnung Chalcedone.

Schau herab von deinem Throne,
Königinn, zu der wir trachten,
Unſern Feind durch dich verachten,

ſte Blüthe eines Künſtlers und Denkers, oder eines Helden angeben; da aber die beſtimmteſte Entſchiedenheit der Bildungsſtufen wie der Arten eine weſentliche Eigenſchaft der freyen, natürlichen Entwicklung iſt, ſo bedurfte es auch wirklich nur eines geſunden Blicks, um ſie wahrzunehmen. Wer den angebohrnen Sinn für das Claſſiſche durch vielfaches Forſchen genährt und geſchärft hat, kann leicht in diese Weiſe der Beurtheilung und der Lebensanſicht eingehen, ſelbſt da wo ihn die Spuren der Alten verlaſſen. In Caeſars Leben vollends ſind die Abſchnitte ſo hervorſpringend, daß ſie ſich dem Auge von ſelbſt darbieten. Wer kennt nicht ſein merkwürdiges Verweilen am Rubico, und ſeine raſche Entſcheidung? Eine große Epoche nicht bloß in ſeiner äußern Lage, ſondern auch in ſeinem innern Charakter! Von dieſem Übergange über den Rubico, wo er nun endlich grade auf ſein großes Ziel, durch die drohendſten Gefahren und Hinderniſſe aufs höchſte geſpannt, unverhohlen zugehn konnte, bis zur Pharſaliſchen Schlacht, waren alle ſeine Kräfte in der größten Wirkſamkeit und in der vollkommenſten Harmonie. Man wird während dieſer Zeit auch nicht die geringſte Spur von Unvorſichtigkeit oder Erſchlaffung an ihm entdecken können; ſelbſt ſeinem natürlichen Übermuth wußte er Einhalt zu thun. In dieſer Periode drängen ſich ordentlich die Züge einer ächt Themiſtokleiſchen Verſchlagenheit, nicht wie die verunglückte Nachahmung des Themiſtokles beym Pompejus, der ſeine ungeſchickte Flucht mit dem großen Beyſpiel jenes alten claſſiſchen Meiſters [4]) politiſcher Verſchlagenheit

---

[4]) Die Römiſchen Großen der damaligen Zeit verglichen ſich gern mit den claſſiſchen Staatsmännern der gebildeten politiſchen Vor-

Jeden Schmerz in Frieden brachten,
Ende du mein tiefes Schmachten,
Daß ich ſelig bey dir wohne.

Vom Leiden Chriſti.

Erd' und Himmel ſich beklagten,
Trübe war das Licht verborgen,
Wüthender das Meer zu brüllen
Wälzte dunkel ſeine Wogen,
Als der hohe Welterlöſer,
An dem Kreuze bald geſtorben,
Worte, würdig heißer Thränen,
Alſo ſagte, wie ſie folgen:
„Nun, o Herr, in deine Hände
Sey anjetzt mein Geiſt befohlen.“
O unſäglich tiefe Trauer,
Unvergleichbar bitt're Looſe,
Daß der unerſchaff'ne Schöpfer
Selber zum Geſchöpf geworden,
Um dieſelben zu erretten,
Die ihm gaben Tod zum Lohne!
Nur du, ſeine hohe Mutter,
Reiner Jungfrau'n heil'ge Krone,

Du allein vom Troſt entkleidet,
Magſt es ſagen, Freudenloſe!

* * *

Lied.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sey der Tod das Ziel des Strebens,
Und mein Lohn.

Mutter ward ich, wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erſt beweine,
Seit ſie doppelt mir im Herzen,
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Iſt entfloh'n.

Weil viel Tod iſt überwunden
Durch des Einen bitt'res Sterben,
Drum muß billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eine ſterben,
Und es ſchickt den Troſt vergebens
Von dem Thron,

Zu mir her das Licht des Lebens,
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Thiere, wandelnd auf den Weiden:
Sagt, warum wollt ihr nicht ſchreyen,
Mich zu tröſten in den Leiden?
Der allein kein Troſt gegeben,
Weil entflohn
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

Bey der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,

Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge
Nichtiger Wolken,
Rieſengebilde und Räthſel;
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,

Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anſchaut
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen;
Denn himmliſch naht ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und beyde vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße. —

Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergehen. —
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt
Wehmuthzerriſſen von wilder Betrübniß. —

Schrecken bleibe dir fern!
Immer der Freude geweiht,
Laß dich königlich kränzen,
Du biſt König, mein Sohn,
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt. —
Ich ſelber kann es nicht mehr. —
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz,
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe;

Des Himmels herrlicher Mantel
Sternendurchwirktes Blau
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,
Erdenumrauſchende Woge;
Laß den Zauber erklingen,
Daß gebärend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,
Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sey nur gegrüßt, mein Sohn!

Wenn ich den Leib dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen geſpendet,
Drücke dich herzlich ans Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

An den Retter.

Eile herbey zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß dich den Tod gelüſten,
Zum zweyten Mahle dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tiegers grimme Klauen
Zerreißen deines Frühlings Blumenauen,
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu dir den frohen Glauben,
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.

Als König wirſt du kommen
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man dir wird die Lagerſtatt bereiten,
Als Löwe wirſt du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen.
Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt du vom ſchlimmen Joch dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu, dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch deines Volks Geſchlechte.
Vereine du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen,
Laß deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich dir den ſchönen Tod doch ſterben.

Geſang.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang all' die Öd' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,

Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Öffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,
Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreyten Bruſt.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,

zu beſchönigen ſuchte, während er, der doch auch nur herrſchen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und dieſe thörichte Hoffnung nicht einmahl verſchweigen konnte. Ob Caeſar bey Aleſia mehr Kriegskunſt gezeigt hat, würde ſchwer zu entſcheiden ſeyn; daß er ſich aber bey Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das iſt aus ſeiner eignen Erzählung klar. Jetzt erſann er auch ſeinen großen Entwurf einer durchaus milden und ſchonenden Dictatur und Militärherrſchaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römiſchen Bürgerkriege. Die glücklichſten Erfindungen haben ein ſo natürliches Anſehen, daß jeder hinterdrein denkt, ſo würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caeſar die vorhandnen republikaniſchen Formen ohne Umſchweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmal den Schein annahm, bloß als geſetzmäßiger Dictator im altrömiſchen, ſchon verlohren gegangnem Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle ſetzen, den Staat reinigen, von ſeinen Wunden heilen, und eine Conſtitution ſtiften zu wollen; daß er ſchlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskoſten zu beſtreiten; daß er von Verbrechern und Grunde gerichteten Verſchwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt,

---

zeit; denn als ſolche betrachteten ſie wirklich die berühmteſten griechiſchen Staatsmänner und beurtheilten ihren politiſchen Charakter völlig nach Art der Kunſtkritiker. So verglich Caeſar, der ſo geſchickt grade die Schmeicheleyen zu treffen wußte, welche den Cicero am meiſten gewinnen mußten, denſelben in ſeinem Anticato mit dem Theramenes und Perikles.

Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüh't verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frey der Menſch von Schmerzen,
Und zieh't in tiefem Herzen
Dem mag'ſchen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brauſend er geſchwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Öd' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden- und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen

Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezeyt.

* * *

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund, nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, du von mir ſcheiden?
Du ſtrahlſt in heiterm Frieden fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden.

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Öd' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

* * *

Im Walde

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht,
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinauf gefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen
Zaubert Blumen aus dem Schmerz,
Trauer doch in linden Wellen
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild,

Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht,
Frey gegeben alle Zügel
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Rhein-Fahrt.

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen,
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahndend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil' auf grünlich hellen Wogen
Das Schifflein munter hin des Deutſchen Rheines,
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder.

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen
Kryſtallen, flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freyer Bruſt die Heldenlieder.

* * *

Eintritt in die Deutſche Schweiz.

Freyer athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu innerm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg aufthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Traut zu uns hernieder ſtrahlt.
Selig, wer da Hütten baut,

Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor
Alten Heldengeiſtes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüſten Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.
Möcht' ich einſt ſo glücklich ſeyn,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſeh'n!

Wechſelgeſang.

Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüſſige Gold,
Trinke die Wellen, den müßigen hold!
In Flammen laß baden fröhlich den Muth,

Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut. —
Laß dir verkünden ein trunknes Wort
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern,
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie zieh'n ſich und flieh'n ſich, verſchwunden dem Blick.
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schießt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüſſigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüſtern aus leuchtendem Schrank? —
Nun ſprich mir und ſage von deiner Braut,
Deine Luſt ſey kühn dem Alten vertraut. —

Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund!
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund,
Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie im Blitz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt.

Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es ward aus der Bruſt das Herz ihm geraubt,
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luſt, fern von Wein und Geſang.
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar,
Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig, wie lüſterne Knaben ſind.
Bezaubernd, wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend, wem ſie geneigt.
Die blühende Mutter auch, ſonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüh't,

Wo auf voller Wange die Roſe glüh't.
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergaß ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft, ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb, ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägſt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhme einſt,
Wenn zum Thatenbund du dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

Frankenberg bey Achen.

In des Mayen linden Tagen,
Hert' ich die alte Sage,
Dort wo bey warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Carol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gränzen. kleinen Brücken,
Bache durch den Wieſengrund hinfliehen,
Schwane auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,

die Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen, deren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben ſagt, ſein väterliches Vermögen nur zwey Monathe hatte verwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger raſcher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach ſich gezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, urtheilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus, zu welcher der Sieger allerdings ſehr gereizt ward, unvermeidlich ein großes Blutvergießen nach ſich gezogen haben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nachdem Proſcriptionen und Hinrichtungen den römiſchen Partheyen in ihrem erbitterten Kampf ſo geläufig geworden waren. Pompejus ſelbſt verhehlte nicht einmahl die Abſicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und auch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was ſich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergieſſen graugewordnen Kriegers, von einer Rotte raubgieriger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs erwarten ließ; nämlich ein allgemeines Morden und eine allgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadigten Pompejaner mußte Caeſars Rache und Leidenſchaften aufreizen. Wenn man alle dieſe Umſtände erwägt, ſo kann man der Kraft der Selbſtbeherrſchung, der hohen Standhaftigkeit, mit welcher Caeſar ſeinen großen Entwurf ausführte, die höchſte Bewunderung nicht verſagen. Er gab der Welt zum erſtenmahle das beyſpielloſe Beyſpiel einer den republikaniſchen Gegnern ſelbſt beynahe heilſam erſcheinenden Tyranney; wie denn Cicero ſelbſt nach Caeſars Tode gleichſam wider Willen

Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.
Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Carl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Carlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der ſel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bitt'res Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Carles Herz vergehen,
Die Huldinn ſterben ſehen.

Und wie ich nun betrachte,
All' ſorgſam das beachte,
Was mir das Herz erfreut,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten,
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln
Seh' ich ſie da, und wandeln
German'ſcher Männer Schar;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich, ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hünengräber auch,
Scheinend im Nebelrauch.
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frey im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen
Die Helden vor, und bringen

Freyheit der Welt zurück.
Der hohen Sieger Glück
Strömt mit erneu'ten Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück?

Im Speſſart.

Gegrüßt ſey du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Äſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark;

Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
  Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
  Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
  In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
  Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt, und doch bekannt,
  Mein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
  Du dunkle Waldesnacht!
Der Freyheit Sohn ſich dein gefreut,
  Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg;
  Zu dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
  Frey war noch da die Welt.

* * *

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huldigen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergehn die Sündenſchuldigen,
Aber wenn erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weiten,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt,
Laßt den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmahl wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmahl muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſ'rer Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung gibt,
Wenn, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freyheit hin;

Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gen Streiche
Sich zerſtört die Deutſche Welt;
Ja, auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolph, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück.
Doch vor allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wild'ſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Huth.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wieder brachte Fried' und Recht.
Drum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald,
Fürſten ſind die Frey- und Kühnen,
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wenn die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sey als König uns begrüßt.

* * *

Frieden.

Im Sommer 1808.

Wohl mag in dieſen Zeiten,
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergehn;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie möcht' es wohl beſtehn?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hiernieden
Von Gott herab der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſey bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag.
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einſt verſprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seyd wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So ſchweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widerſprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles faſſen,
Als wild ein wüthend Haſſen
Mit Blindheit euch umſpann.
Der Tod entſtieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid ſahn die hohen
Mächte auf uns herab.

O, Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meinen
Der Menſch, er ſey nun frey;

Und doch in tiefem Herzen
Die rettungsloſen Schmerzen,
Der ſchöne Bund entzwey.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun ſchwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Find't keiner Hoffnung Land.

Was ſchnöde ihr zerſtörtet,
Da ihr euch ſelbſt bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr erſinnen?
Ihr ſeht es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erſt in Liebe glühen,
Entſchließen euren Sinn.
Laßt euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!

gefleht, das verworfne Zeitalter hätte einen ſolchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caeſar den höchſten Gipfel ſeiner Charakterſtärke erreichte, und nun wieder zu ſinken anfing, hat er ſelbſt wunderbar deutlich bezeichnet. In ſeinen Commentarien, die ſonſt immer ſo entfernt von allen müßigen Betrachtungen, ſchnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil nur als Thatſache geben, verweilt er nur ein einzigesmal bey jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechiſche Mythographen und Rhetoriker wie Römiſche Chronikenſchreiber im Geiſte der Prieſter und Augurn ihre kunſtreiche hiſtoriſche Darſtellung, ſo oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharſaliſchen Sieges zu häufen. Es iſt, als wollte er ſagen: es geſchah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caeſar Herr der römiſchen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm ſelbſt vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf ſagt er: „Caeſar hatte, im Vertrauen auf den Ruhm ſeiner vollbrachten Thaten nicht angeſtanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reiſen, und glaubte nun an jedem Orte ſicher zu ſeyn." „In Alexandria" fährt er fort „zwangen ihn die Eteſien oder Jahreswinde zu bleiben; denn dieſe ſind die widrigſten für die, welche von Alexandria abſchiffen wollen." Man weiß, welchen aegyptiſchen Zauber dieſe Eteſien bedeuten. Es iſt auch nicht unbedeutend, daß er nun für gut fand, ſeine Geſchichte nicht weiter ſelbſt zu ſchreiben; denn Muße hatte er wohl vorher eben ſo wenig wie ſeitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung ſei-

In ſtiller Bruſt genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

* * *

Geſang der Ehre.

Im Sommer 1806.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt;
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Geſilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bey dem edleren Geſchlecht,

Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

Drum ſey jener hochgeprieſen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den großen Ahnen
Er auf ſeinem freyen Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Nahmen, ſtrahlend durch die Zeiten
Jener, ſo die Welt befreyten.

Möchte, neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre feſten Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter ſingen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geiſſel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frey die Erd' einſt worden.

Sittenſprüche.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Bethend, wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,

Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurück ſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht flieſt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

* * *

Geiſtes Licht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lehr' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts geſehn,
Als wenn die beyſammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

* * *

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte ſey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er fliehn,
Ohne Noth von ſeinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht,
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

* * *

Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle Drey,
Lieb' und Frieden noch dabey.

* * *

Deutſchland.

Nimmer wird die Deutſche Nation vergeh'n,
„Neu vereint durch Gott einſt auferſtehn.“ —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlagt ewig frey;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von weib'ſcher Sitt' und Luſt,
So wie edle Krieger ſind,
Sey der König uns geſinnt.
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüth't.
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorber ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich gibt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sey vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchaut,
Daß ihr Freund auf Gott vertraut,
Zieht in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freyheit Ruf erſchallt.

* * *

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hehes ſchafft,

Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frey das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freyheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt dir als Ruheſtatt.

Freyheit.

Freyheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Deutſchem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Iſt es Freyheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frey ſich regt und froher
Ahndung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an, und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich der Freund erkor.
Für die Freyheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach, dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.

ner Thaten, ſagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caeſar geblieben ſey." Endlich reißt er ſich von ihr los; aber ſeine ausſchweifende Freude über die ſeltne Schnelligkeit [5]) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den Pharnakes iſt ſchon ein Beweis der rettungsloſen Verſunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines claſſiſchen Staatsmannes und antiken Heiden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode ſeiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caeſars eigenthümlichſte und unterſcheidende Eigenſchaft iſt dieſem gemäß die innre Conſequenz ſeines Weſens; die vollkommene Uebereinſtimmung nämlich einer vollendeten imperatoriſchen Kraft, und eines vollendeten imperatoriſchen Verſtandes. Was unter der imperatoriſchen Kraft zu verſtehen ſey, bezeichnet ſchon der Römiſche Nahmen ſo glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menſchen nicht bloß äußerlich zu beſiegen, ſondern auch innerlich ihren Geiſt ſich zu unterwerfen und zu beherrſchen. Daß Caeſar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen ſo zu überwältigen wußte, daß dieſer ihm zu Füßen fiel; gehört eben ſo gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er ſich den Fliehenden entgegenwarf, ſie einzeln bey der Kehle faßte, und mit dem Angeſicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken ſchon ſo groß war, daß ein

---

[5]) Veni. Vidi. Vici.

Kühnen Stolzes ſchlagen
Freye Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freyheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Gibt ſie alles auf.
Irdiſch hier in Thränen
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.

Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe Dreye,
Eine Freyheit ganz,
Einer Sehnſucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freyheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme Deutſchen Muth.

* * *

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1807.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbey!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frey.
Dem Gefang'nen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hätt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſ't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſ't,
Die dem Krieg ſein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt;
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein Deutſches Herz,
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz,
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

O, ſeyd nur jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja Schlimm'res wohl verſchuldet,

Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen,
Und jeder Zwiſt verſühnen
Nach langem Bürgerkrieg.

Sind unſ'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht, und das bittre Joch?
O, wollt nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch,
Wie ſoll ſich frey entfalten
Der edle Deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!

Wo warſt du, Deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand' und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht, noch Sitte achtend;
Was helfen ſie dir nun,

Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub.

Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem herben Klange
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und Viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freyen Mannesmuth.

Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,

Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſoll anſtreben
Dieß inn're Geiſtesleben,
Und iſt ein Heiligthum.

Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt ihr noch geſtritten
In der Zerſtörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Ichheit kalte Luſt
Berauſcht' euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt.

Ihr Fürſten auch des Landes
Vergaßt des alten Bandes,
Getäuſcht durch fremden Trug.
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt ihr fremd in Mitten
Des Landes, das euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!

O, hättet ihr die Ahnen
Des Ruhms euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.

Die ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Recht euch widerſtämmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde;
Vor Rudolphs, Carles Bilde,
Am alten freyen Thron
Werft euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seyd ernſt, wie ſie, und bieder,
Seyd rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach.

Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur tadelteſt vermeſſen,
Was Hohes dir erſchien;
In der Verblendung lebteſt,
Unwürdig dich beſtrebteſt,
Was groß herab zu ziehn:
Bis dann die dir geſandten
Zu ſpät dein Leben preiſ't,
So manchen lang verkannten,

Unwürdig oft genannten,
Von Gott erfüllten Geiſt.

Wenn ehrteſt du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur deinem rechten Sterne
War nie dein Sinn vereint!
Gern wuſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit eurem Blut erwecken,
Die Helden aus dem Grab!

Frey iſt von Schuld nicht einer,
Ja, von uns allen keiner
Iſt, der nicht ſchwer geirrt.
Nur laßt uns frey bekennen,
Und endlich das erkennen,
Was uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,

Des Unglücks hohe Weihe
Gibt uns die Krone noch.

Wie der in wilder Wüſte
Wohl einſam rufen müßte,
Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle du, mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch ſind, verbündend,
Beſiegend Schmach und Tod.

So lang der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſehn,
Den Blick zur Sonne ſenkend,

Zur Tiefe wieder ſenkend,
Wird Deutſcher Geiſt beſtehn.

Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen,
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſey ſie treu bewahrt.

Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wenn Deutſch das Herz noch ſchlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sey jedem groſſen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laſst an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,

Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in ſeiner Hand zurückließ.

Auch Caeſars Verſtand war durchaus nur ein imperatoriſcher Verſtand, aber dieſes war er im höchſten Maaße; es war eben ein ſolcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüſſige Zugabe. An dieſer imperatoriſchen Einſicht und Gewalt übertreffen denn auch ſeine Commentarien ſelbſt die größten hiſtoriſchen Kunſtwerke der Griechen, ſo wie durch die Römiſche Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caeſars Familie einheimiſche Urbanität und geiſtreiche Art der fröhlichen geſellſchaftlichen Stimmung, welche überall hindurchſchimmert. Eben dieſes war auch an ſeinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raſchheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine vollendete Richtigkeit und Angemeſſenheit des Ausdrucks prieß. Caeſar iſt zwar in allem, was noch von ſeinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden iſt, nie auf Koſten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kurzeſten Weg, grade zum Ziele, ſo daß ihm auch der ſchnellſte Tod der beſte dünkte. Der ganze Charakter ſeiner Beredſamkeit iſt eine Beſtätigung ſeines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meiſten am ſchnellſten wirkte. Was ſeinen Commentarien ſo großen Werth giebt, iſt nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es iſt in ihnen auch kein Gedanke von einer ſchön gegliederten und kunſtreich großen Anordnung des Gan-

Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.

Alſo ſprach er, hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen:
Nicht von Lob und eitler Klage ſcholl,
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frey!
Väter, Söhne, Deutſche, ſtrömt herbey,
Ewig feſt in Eins verſchlungen.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
In Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja, hier iſt vor des Geſchickes Neide

Die ſchönſte Freyſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüht und ſchwindet,
Nur Eines ſteht unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frey von Begier, und frey von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;
Laß wilder den Sturm zuſammen ziehen,
Wir bleiben eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwey Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zur Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpähn das ſtille Thor;

Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor;

So wandelten wir dem Ziel entgegen,
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß ſich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blühn die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht.

Wie ſollte der Unmuth ſich dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel!
Laß unverzagt uns vorwärts ſchreiten!
Dir ſchlummern in den goldnen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So brauſ't begeiſtert mir von den Lippen
Ein ungeregelt Heldenlied;

Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freyheit ruft uns allen,
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Übermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

* * *

Inhalt.

Seite

Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen. . 3

Drittes Buch.

An die Deutſchen. 93

Hymnen. 97

Herkules Muſagetes. 100

Leſſings Worte. 110

Das Athenäum. 111

Das Ideal. 112

Die neue Schule. 113

An Ludwig Tiek. 115

Alte Gedichte. Aus dem Spaniſchen. . 116

Bey der Wartburg. 121

Am Rheine. 125

Mahomets Flucht. 128

An eine Freundinn der Poeſie. 131

Die drey Weltalter. Bruchſtück. 132

Prolog zum Nathan. 134

Epilog zum Nathan. 138

Weihe des Alten. 141

An den Retter. 146

Geſang. 147

Seite
An Novalis. 150
Im Walde. 151
Rhein-Fahrt. 152
Eintritt in die Deutſche Schweiz. 153
Wechſelgeſang. 154
Frankenberg bey Achen. 158
Sanct Reynold. 161
Das verſunkene Schloß. 165
An die Dichter. 171
An Viele. 172
An Camoens. 173
Calderon. 174
Gute Zeichen. 175
Gebeth. 176
Auf dem Feldberge. 179
Im Speſſart. 181
Huldigung. 183
Frieden. 186
Geſang der Ehre. 189
Sittenſprüche. 191
An den Ufern des Mains. 200
An ſeinen Freund. 202
Anruf. 207
An Corinna. 212
Freyheit. 217
Die Rückkehr des Gefangenen. 221
An A. W. Schlegel. 229
Die Zwerge. 233
Eulenſpiegels guter Rath. 236
Der alte Pilger. 241
Das Gelübde. 251

Dom
heiliger Sänger.

Von

J. P. Silbert.

zen, wie in keiner römiſchen Geſchichte, den Salluſtius ausgenommen; und in dieſer Rückſicht ſcheinen ſie ſelbſt gegen Xenophons Anabaſe ungebildet und roh an Kunſt.

Wohl hatte auch Caeſar die Schwachheit, Gedichte zu machen; dieſe waren aber nicht glücklicher, als die des ernſten Brutus und des gelehrten Cicero, und beynahe ſchlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln leſen, wie ſorgfältig ſich Cicero bey ſeinem Bruder nach der vollſtändigern Meynung des Caeſar über einen poetiſchen Verſuch von ſich erkundigt, und dann deſſen vorläufiges Kunſturtheil anführt, das durch ſeine Bedingtheit und durch ſeinen geiſtreich abgefaßten Ausdruck ſelbſt noch ſchmeichelhafter lautet, und einen komiſchen Anſtrich von Kennerſchaft hat. Ueberhaupt hatte Caeſar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künſtliche, prächtige und koſtbare Sachen aller Art, widerſpricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeines Weſens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberey für das Vollendete jeglicher Art; dieſelbe Ehrfurcht für das alte Claſſiſche, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römiſche Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrſchern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Koſtbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in ſeiner Hand prüfte.

Conſequent vollendet, wie ſein ganzes Weſen waren auch die beyden weſentlichen Beſtandtheile deſſelben,

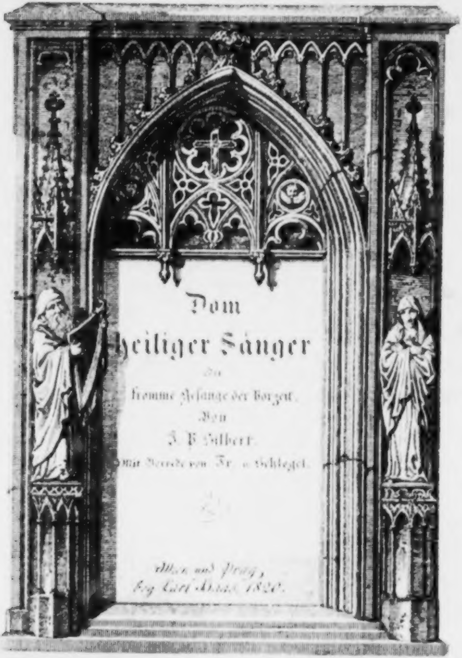

Dom
heiliger Sänger

Oder

fromme Gesänge der Vorzeit.

Von

J. P. Silbert.

Mit Vorrede von Fr. v. Schlegel.

Wien und Prag,
bey Carl Haas, 1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ihrer Majeſtät

der

Kaiſerinn Königinn

von Oeſterreich

Carolina Auguſta

in tiefeſter Unterthänigkeit

geweiht

von dem Verleger.

Vorrede.

Nachdem die früheren dichteriſchen Arbeiten und Ueberſetzungen des Verfaſſers ſchon ſo Vielen werth und lieb geworden ſind, darf ſich gewiß die gegenwärtige, reiche Sammlung um ſo mehr eine günſtige Aufnahme und viele Freunde verſprechen.

Mit der mannigfaltigſten Auswahl ſind zu dieſem Chore des geiſtlichen Geſanges die Stimmen aller Jahrhunderte und der verſchiedenſten Nationen der chriſtlichen Zeit vereiniget; von den Kirchenvätern, dem heil. Ambroſius und Gregorius von Nazianz, und den großen geiſtlichen Lehrern des Mittelalters, dem ſel. Petrus Damianus, dem heil. Bonaventura, Thomas von Kempen, der heil. Gertrudis, bis zu den, als Gelehrten berühmten Balde, Vida, Eraſmus und Sarbievius, und den von heiliger Liebe begeiſterten Geſängen des heil. Johannes vom Kreuz und Liguori, ſind hier die Stücke aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen, Italianiſchen, Spaniſchen und Altfranzöſiſchen überſetzt, und in einer angemeſſenen Stufenreihe von fünf Büchern, wie ein herrliches Monument liebevoller Begeiſterung und geiſtlicher Dichtkunſt, zuſammen geſtellt.

Indem ich es aber dem Leſer, der mit dem Geiſte, welcher aus dieſen Geſängen athmet, befreundet iſt, überlaſſen muß, bey ſo großer Mannigfaltigkeit in das Einzelne einzugehen, finde ich es hier (aufgefordert, dieſe reiche Sammlung chriſtlicher Gedichte mit einigen Worten zu begleiten), weit eher an der Zeit, über geiſtliche Poeſie und chriſtliche Dichtkunſt überhaupt Einiges zu ſagen.

Freylich bedarf dieſe an und für ſich keiner Empfehlung oder wohl gar Apologie, da ſie und ihr rechter Gebrauch die größten und entſcheidenden Autoritäten der heiligen Schrift und der chriſtlichen Kirche für ſich hat. Und wenn dieſes zu jeder Zeit und bey allen Nationen anerkannt iſt, ſo wird doch die unſere allein nicht eine Ausnahme davon machen ſollen! Vielleicht aber wird es nicht unnütz ſeyn, den eigentlichen Standpunct anzudeuten, aus welchem dieſer Gegenſtand betrachtet und beurtheilt werden muß, damit man zu der Einſicht gelange, wie wichtig es ſey, daß auch die äſthetiſche Anlage und Seite des Menſchen, ſeiner höchſten Beſtimmung gemäß, gebildet werde.

Wenn wir — es ſey nun von Einzelnen oder von dem ganzen Volke und Publicum, oder der Menſchheit eines Zeitalters die Rede — mit ganzem Ernſte nach dem erhabenen Ziele der chriſtlichen Vollkommenheit ſtreben, wie es der allein vollkommene Lehrer ſelbſt uns vorgeſteckt und aufgeſtellt hat, ſo müſſen alle natürlichen Anlagen und weſentlichen Eigenſchaften, die im Menſchen liegen, auf dieſes Eine Ziel gerichtet, und mehr und mehr hingelenkt, ſie müſſen zur Religion gebildet, und chriſtlich entwickelt, behandelt und angewendet werden. Durch dieſe, die ganze Kraft und alle Seiten der menſchlichen Seele und des menſchlichen Geiſtes umfaſſende Erneuerung und Lenkung auf das Himmliſche wird eben das unſerem Weſen eingepflanzte göttliche Ebenbild, von welchem die urſprünglichen Eigenſchaften und weſentlichen Kräfte des Menſchen gleichſam die einzelnen Grundzüge bilden, wieder hergeſtellt, und unſer Inneres von neuem nach jenem Vorbilde gewöhnlicher Vollkommenheit auferbauet. Nach dieſem Begriffe von der Begründung und Auferbauung des ganzen innern Menſchen zur geiſtigen Vollkommenheit werden daher mit Recht auch ſolche Schriften und Beſchäftigungen, welche nicht unmittelbar auf die Erfüllung unſerer Pflichten und den chriſtlichen Lebenswandel ſich beziehen, wohl aber den Verſtand und die Erkenntniß in göttlichen Dingen zu erweitern und zu bereichern dienen, ebenfalls unter die erbaulichen Schriften und Beſchäftigungen gerechnet, nach dem ganz richtigen und allgemeinen Sinne dieſes Begriffes. Gehören aber

Schimmern die Mauern auch nicht vom Glanze prunkenden Marmors,
Schmückt dich auch nicht ringsum künſtlich geſchnitztes Geſims;
Dennoch faſſeſt du Jenen, den nicht der weiteſte Erdball,
Den der noch weitere Raum ſämmtlicher Himmel nicht faßt.
Dir vertrauete Sich der Natur erhabenſter Schöpfer,
Deine Höhle allein eignet Er gänzlich Sich an.
Nicht wie im himmliſchen Reich' Ihn herrſchend, die Sterblichen fürchten,
Nicht in verzehrender Gluth kehret Er unter dein Dach;
Dorten ruft Er die Donner, ihr Krachen erſchüttert den Erdball,
Seine Stimme gibt hier kindliches Weinen nur kund.
Dorten trifft er die Böſen und ſchleudert tödtende Blitze,
Aber, o Hütte! in dir binden Ihm Feſſeln den Arm.
Alles Kindliche haucht, was hier du ſchaueſt nur Liebe,
Furcht und Schrecken gebeut dorten die Hoheit allein.
Iſt Er die Seligkeit auch, der Engel unendliche Freude,
Läßt Er auch Quellen der Luſt dorten in Ewigkeit ſprüh'n:
Andere Quellen erſchau'ſt du, thauende Spiegel der Wonne,
Dich beſprenget zuerſt göttlicher Thränen Erguß.
Du hörſt Klagegetön, das ſelbſt die Himmel durchdringet,
Da Er mit eigenen Weh'n inniger unſre beweint.
Wenn Er Sich dorten enthüllet im Glanze der eigenen Hoheit,
Und die Ihn Schauenden ſelbſt göttlich verähnlicht mit Sich:
So erſchaueſt du Ihn mit uns verähnlicht nur ärmer,
Wie Er, aus Liebe zu uns wurde, erſchaueſt du Ihn.
O glückſeliges Haus! wie gering ſind der Könige Burgen
Gegen dich, arme! wie ward glänzend die Armuth in dir!

Webe die Spinne ſich auch ihr Netz an zerfallener Thüre,
Hänge der Oeffnung zum Licht kärglich auch Leinwand nur vor,
Sey auch dein Reichthum nur Stroh und dürftig ſproſſende Halmen
Und zerſtreuetes Heu, welches den Boden bedeckt:
Sieh' es nahet die Zeit, wo Völker Geſchenke dir ſenden,
Welche vom Abend' zur Früh wechſelnd die Sonne beſtrahlt.
Roma, die Herrinn der Welt wird ſelbſt dich knieend verehren,
Ihre Berge ſogar ſetzet dir, Höhle, ſie nach!
Wohl ſah, Ephrata! dieß der Jeſſide, als einſt er die Lämmer,
Auf dein ländlich' Gefild oftmahls zur Weide geführt,
Schaute, demüthige Höhle! dein hängend Geſtein in der Wölbung
Die zu des ewigen Herrn Wiege die Zukunft beſtimmt.
Innig bedeckte ſein Mund mit Küſſen dich, heilige Stätte!
Oft mit flehendem Blick beugt' er die Knie in dir.
Und an dem Ort, zu bethauen dereinſt mit den Thränen der Gottheit,
Wandelte nimmer er ſelbſt trockenen Auges vorbey.
Labende Kühle zu ſuchen trieb oft in dieſes Geklüfte
Er ſein Wollenvieh, lechzend ob ſonniger Gluth!
Alſo labet, ſo ſprach er, durch Hülfe der dürftigen Mutter,
Gott, der die Sterne verläßt, einſt im Geklüfte Sich hier!
Er, der Lenker der Welt, Er nennt Sich nach unſerem Nahmen,
Und es gewähret Ihm Luſt, Enkel des David zu ſeyn!
Heil dir, o ſelige Höhle! die Erſte ſchauſt du das Knäblein,
Das die jungfräuliche Bruſt ſuchet und ſäugend umfaßt.
Jetzt erſchaut dich mein Blick, einſt ſchauen dich Fürſten und Völker,

Lippen der Könige ſelbſt heften am Boden ſich hier.
O, ſo blühe denn auf, mein Blut, mein himmliſcher Enkel!
Reichet zum Bettlein Dir auch Felſengeſtein nur die Kluft,
Blüh' empor, und verzieh nicht fürder der Welt Dich zu zeigen,
Knäblein, ſo oft mir erſehnt, oft zu erſehnendes Kind!
Sieh' die waldigen Berge, ſie rufen vor Luſt zu den Sternen,
Jeglicher Acker der Flur glüht im Verlangen nach Dir!
Blumen entſprießen der Erd', es perlt von Hügeln der Nektar,
Und von der Eichen Stamm thauet der Honig herab.
Wonnig erquicket Dein Ruf mich einſt im Reiche des Todes,
Und es erhebt ſich von dort glühend die Sehnſucht zu Dir;
Sprach's, und es hörte vom hohen Himmel die Gottheit den Aether,
Welchen, erhabenes Haus! damahls Du labend geſchützt,

ſeine praktiſche Kraft und ſein großer Verſtand. Die Schnelligkeit und die intenſive Stärke ſeiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerſchütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar ſicher, ſein Verſtand feſt, aber auch ſein Gedächtniß war ſtark und ſein Geiſt erfinderiſch. Wegen dieſer innern Conſequenz und Zuſammenſtimmung aller ſeiner intellektuellen Vermögen und praktiſchen Eigenſchaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geſchichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caeſar gleich geſtellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht ſowohl in der auſſerordentlichen Große der einzelnen geiſtigen und moraliſchen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller beſteht. Sonſt wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geſchichte, ſehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterſtärke und Umfang, umfaſſende Größe des Geiſtes, ſo wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindſamkeit, oder Geiſt und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenſeitige Unkoſten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht ſo geiſtiges, beſtimmtes Ziel, die antike Große und den feſten, ſichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anſtrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entſchiednen und conſequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben ſolche Schwierigkeiten und ein ſolcher Schauplatz für politiſche Charakter- und

Zweyte Elegie.

»Sie gebar ihren Erſtgeborenen, und legte ihn in eine Krippe, denn es war keine Stätte für ſie in der Herberge.« (Luc. 2.)

Sieh! die Jungfrau gebar; Gott iſt der Jungfrau entſproſſen!
Eilet vom Himmelsgezelt, himmliſche Schaaren! zu ſchau'n.
Laßt es euch nicht gereuen, die lieblichen Auen zu laſſen;
Köſtlicher iſt was jetzt unſere Erde beſitzt.
Seht hier: Euern Gebiether! Er fügt Sich unſern Geſetzen,
Und aus unſerem Blut, ward Er zum Knäblein für uns.
Streuet der purpurnen Blümlein um Seine kindliche Wiege,
Duftenden Crocus und Zimmt, lieblichen Balſam dazu,
Und was in milder Luft in euern glückſeligen Gärten
Sonſt noch grünet, wo ſtets Blüthen der Frühling beſonnt.
Dort lacht ewig der Lenz, doch waiſe durch ihn iſt die Erde,
Und an des Lieblichen Statt wüthet der Winter nun grimm.
Schmucklos wurzeln die Bäume, beraubt ſind die Fluren der Zierde;
Stätten, wo Blumen geblüht, decket nun eiſiger Schnee.
Ach, erſtarreten doch nur Gefild' und rieſelnde Bäche,
Starrte der Sterblichen Herz nur nicht vor tödtlichem Froſt!
Freudig empfingen dann die Menſchen die göttliche Liebe,
Um den Herrn als Gaſt eiferte jeder gewiß.

Ohne Obdach, verſchmäht, ach! irrt Er, ein durſtiger Bettler;
Seine Erde, ſie gibt ſelbſt zur Geburt Ihm nicht Raum.
Undankbares Geſchlecht! dir glänzen hohe Palläſte,
Reichthum, welcher dir ſtrotzt, iſt des Erhab'nen Geſchenk.
Weichlicher Schlaf empfängt dich in reich vergüldeten Betten,
Seide mit Gold durchwirkt, decket im Schlummer dich zu.
Und zu dürſtigem Stall wird der Herr der Himmel verwieſen,
Und dem Ermüdeten, ach! winket kein Bettlein zur Ruh.
Hartes Geſtein, zur Krippe gehöhlt, umfaſſet die Gliedlein.
Und auf dürſtiger Streu lieget das göttliche Kind!
Nur vernunftloſe Thiere erwärmen durch dampfenden Hauch Ihn;
Alſo verſcheuchet den Froſt Er, der Beſitzer der Welt.
Duldeteſt, göttliches Kind! Du deßhalb Ekel und Unmuth,
Lange neun Monden geengt in der Gebärerinn Schooß?
Nahmſt Du des Menſchen Geſtalt, die gebrechlichen Glieder des Staubes,
Zogſt Du dem himmliſchen Thron darum die Erde nur vor:
Daß Du ein Bettlein Dir ſuchteſt auf ſchroffigen Felſengeſteinen,
Daß Du bey Thieren im Stall wählteſt die Stätte der Ruh?
Wo iſt Dein Sternengezelt, wo die lichtgeſtirneten Hallen,
Wo der Tauſende Schaar, ſchnell Dir zu dienen bereit?
Liebe heißt Dich den Himmel für ländliche Hütten vertauſchen,
Ach! in das winzige Haus engt Dich die Liebe allein.
Mächtiger zwingt ihr Geheiß Dich, denn des Cäſars Entbiethen:
Völkern gibt Cäſars Macht, Liebe der Gottheit Befehl!
Wählen konnteſt Du frey, doch ſieh, es gebiethet die Liebe:

Und im ſchaurigſten Froſt tratſt Du in's irdiſche Licht.
Wohl barg Nazareth, in ſeinen Mauern, der Mutter
Habe und kleines Haus, Dich zu empfangen bereit;
Aber den heimiſchen Herd ward nicht Dir vergönnt zu erreichen,
Und dieß enge Geklüft achtet die Liebe Dir groß.
Ach! die grauſame zwingt Dich in dieſen bemooſeten Felſen,
Kaum geeignet zur Raſt für das ermüdete Vieh.
Neulich zimmerte noch und zierte mit einfachem Schnitzwerk,
Eine Wiege für Dich, liebend der Vater daheim.
Oft will traulich auch ich mit meinen Händen ſie ſchaukeln,
Sprach die Mutter, es ſoll beyde die Arbeit erfreu'n. —
Ihn, um welchen der Hof des Himmels zur Wache ſich einet,
Wiege in friedlichen Schlaf unſer vereintes Bemüh'n.
Traulich ſchaut hier Ihn mein Blick, und ruht auf dem heiligen Antlitz,
Welches der Himmliſchen Heer zitternd vor Ehrfurcht nur ſchaut.
Lächelnd in mildeſter Huld reicht hier mir das Kindlein die Rechte,
Staunend erfaſſ' ich die Hand, welche die Blitze regiert;
Bald liebkoſend und bald mit inniger Andacht Ihn ſchauend,
Flehe zum Kindlein ich auf, das ich erſt ſpielend ergetzt.
Traulich vereinſt du dich mir, o Jungfrau! und ſchau'ſt mit Erſtaunen,
Wie die Allmacht der Milch, wie Sie der Hülfe bedarf!
Hoher Knabe! ſo hoffte bey Deiner Wiege der Vater:
Sorgliche Liebe, getreu, hegten die Deinen für Dich.
Ach, eine Krippe ward, ſtatt jener Wiege, Dein Bettlein

Eitel ſind Hoffnung und Fleiß, welche der Vater gehägt.
Forſchen die Menſchen den Grund, warum Du dieß litteſt? — Du liebteſt!
Alles erklärt dieß Wort. Daher dieß harte Geſetz.
Gibt die Liebe ſo früh den bitteren Kelch Dir zu koſten,
Beugt ſie, verborgener Gott! alſo die Gottheit in Dir;
Zwingt die grauſame Dich im Aufgang Schmach zu erdulden,
Wie zu erdulden ſie noch keinen der Sterblichen zwang:
Ach! was wird ſie nicht thun, (die nimmer die Milderung kannte,)
Schaut ſie zu dulden Dich einſt fähig den tiefeſten Schmerz!
Theurer Knabe! was bleibt Dir nach ſolchem Anfang zu hoffen,
Welche dornige Bahn winkt Dir, der alſo beginnt?
Ach! daß in Zukunft nicht die begonnene Bahn Dich gereue!
Klage nicht einſt: warum war mir die Erde ſo werth?
Klage nicht ſchmerzlich, daß wir zu theuer Dir waren, und nimmer
Würdig (wie wahr iſt es, ach!) daß du ſo Bitteres littſt;
Wir fürwahr nur ſind der Grund ſo bitterer Drangſal,
Elend wirſt nimmer Du ſeyn, laſſeſt im Elend Du uns.
O wie vernichtet biſt Du, weil Du uns zu erheben Dich ſehnteſt,
Deine Majeſtät beugt dieſes Verlangen allein!
Aber dadurch wirſt ſelbſt in der Höhle als Gott Du erkennbar,
Auch wird Opfer Dir hier, wie es kein Tempel Dir reicht.
Schon iſt Dein Urſprung bekannt in den Ländern des güldenen Morgens,
Und ein neues Geſtirn führt ſie zur Krippe hieher.
Könige bringen von dort Dir gottheitbezeugende Gaben,
Ihre Zepter vor Dir beugen ſie hier in der Kluft.

Eiliger kommen denn ſie die Hirten, die Heerden verlaſſend,
  Erſtlinge Deines Volks, Israels beſſerer Theil.
Dieſe verehren Dich ſelbſt in Windeln, und flehen in Einfalt,
  Welche die Gottheit erfaßt, kindlich und liebend zu Dir.
Alſo beginnend erhebt ſich Deine Glorie wachſend,
  Bis, in unendlichem Glanz, Ehre Dir würdiger ſtrahlt.

Dritte Elegie.

»Ihr werdet ein Kindlein in Windeln eingewickelt und in der Krippe liegend finden.« (Luc. 2.)

Mögen im güldenen Indien Andre des Reichthums ſich holen,
Und mit hundert Geſpann Rinder beypflügen das Feld:
Höhere Fülle der Güter bewahret ihr, dürftige Windeln,
Spendeſt, mit Stroh erfüllt, köſtliche Krippe du hier!
Die ihr dieß Kindlein umſchlinget, wie neid' ich euch, wickelnde Binden!
Warum, ach! ward nicht mir dieſes ſo ſelige Loos!
Inniger faßt' ich Ihn ſelbſt in meine harrenden Arme,
Als Ihn, o Krippe, dein Schooß dürftig und drückend erfaßt!
Aermlicher Fels! wer gibt mir die Wonne, was du biſt zu werden,
Du, dem der Himmel ſelbſt borgte dieß heilige Pfand.
Doch was redet mein Mund! Ich verlangte was du biſt zu werden:
Felſige Härte dem Kind, both' ich, dem zärtlichen, dar?
Ich empfinge des Donnerers Sohn nach Weiſe der Thiere,
Und verletzte, gleich dir, Glieder des Heiligſten ſelbſt?
Feindlicher Wunſch! und wer befeindet' dieß holdeſte Knäblein?
Ferne ſey ewig von mir dieſer ſo felſige Sinn.

Wäre nach meinem Herzen ein Haus und ein Bettlein dem hohen
Knaben geſtattet, als mild unſere Erd' Er betritt:
Hohe Pallaſte von Cedern, mit Säulen von pariſchem Marmor
Glänzten, wie Sion ſie nie ſah, in erhabener Pracht.
Die Ihn empfangende Wiege, ſie glänzte von Indiens Zähnen,
Purpur bedeckt' Ihn, vom Schmelz aller Geſteine durchwirkt;
Ringsum ſtänden umgürtet die Huther zur Wache, wie einſtens
Salomons Bettlein mit Stolz, feurigen Blicks, ſie bewacht.
Rechnete dann Er zur Zahl der geringſten Diener mich huldreich,
Wäre der Letzte zu ſeyn mir im Pallaſte vergönnt:
Wahrlich ich brüſtete mich wie nimmer ein König ſich brüſtet,
Und vor freudigem Stolz faßt' ich dann ſelber mich nicht.
O des herrlichen Lohnes, der meiner Dienſte dann harrte!
Wäre doch Ihn zu erſchau'n unſeren Augen vergönnt!
O wie hinge getreu und wachſam, bey Nacht und bey Tage,
Unabläßig mein Blick an des Holdſeligen Dienſt!
Schlief' Er, dann ſcheucht' ich beſorgt, was immer im Schlummer Ihn ſtörte,
Und Sein friedlicher Schlaf gäbe die Ruhe mir ſelbſt.
Wachend erſchaute Sein Blick nur was Ihm Freude gewährte,
Fröhliche Worte allein träfen mit Wonne Sein Ohr.
Nimmer erführ' Er, was Eis, was ödes Geſtripp' iſt, was Dornen,
Noch was ohne des Grün's Teppich die ſonnige Flur.
Lieblich erfüllte das Haus der Duft der würzigen Narde,
Fern' entwich' der Geruch, welcher im Stalle nun weht.
Schleunig entfernte ſich auch der Wuſt und die traurige Armuth,
Ach! die Mutter ſo nah mußt Du den Thieren nun ſchau'n?

Fühlen muß ſie den Froſt des Winters, die ſauſenden Winde,
Ach! es erwärmet kein Herd ſie mit erfreulicher Gluth.
Mangel duldet an allem, Der, was wir beſitzen, uns ſpendet,
Und es erſeufzet vor Weh, Der uns die Freude beſchert!
Hört ihr das kindliche Weinen, das rings die Höhle erfüllet:
Alſo ſeufzend zuerſt, ſpricht uns der Göttliche an.
Weinend trocknet des Weinenden Aeuglein die ſorgliche Mutter
Und die jungfräuliche, ach! wird von den Thränen bethaut.
Schone die Zarte mit brennenden Thränen des Schmerzens, o Knabe!
Kommen wird einſt die Zeit, eigner zu klagen den Schmerz.
Zögre bis dahin zu klagen, wo Deine heiligen Glieder,
Welche die Streu nun zerſticht, blutig die Geißel zerfleiſcht;
Bis auf die Wiege das Kreuz erfolgt, und blutende Wunden,
Statt der Windeln, Dir dann purpurn bedecken den Leib.
Jetzt beginne mit himmliſchem Lächeln die Mutter zu kennen,
Siehe, Holdeſter! gern in dem jungfräulichen Schooß
Lieblich wird ſie und weich in ihre Arme Dich drücken,
Streicheln wird ihre Hand freundlich Dein holdes Geſicht;
Bald wird leiſe ſie flüſternd die lieblichſten Worte Dir ſagen,
Bald den roſigen Mund decket mit Küſſen ſie Dir.
Süße Küſſe! Erſatz für Stall und Wintersbeſchwerden!
Sie verſüßen der Erd' dürftigen Aufenthalt Dir.

Vierte Elegie.

»Es waren Hirten in derſelbigen Gegend wachend, die hielten Nachtwache bey ihren Heerd' ꝛc.« (Luc. 2.)

Schäfer, glückſeliges Volk! dem der ſchützende Himmel ſo hold iſt,
Unſchuldvolles Geſchlecht, Volk, das die Fluren nur liebt!
Selige Wache der Heerde, die, göttlich beſchirmet, ihr hüthet,
Welch' unermeßlicher Preis lohnet die Mühen euch bald!
Schon erſchaut ihr den Flug der jauchzenden Engel in Lüften,
Schimmernd umſtrahlt euch der Glanz hoch aus den himmliſchen Höh'n.
Schweben ſeht ihr den himmliſchen Hof zur Erde herunter,
Seht wie auf unſerer Welt ſeinen Gebiether er ſucht.
Hehr dem jeſſidiſchen Stamm entſproſſen pflegt Seiner die Jungfrau,
Welche, in **Davids** Stadt, heute für euch Ihn gebar.
Eilet! die heil'ge Geburt, das himmliſche Pfand zu beſuchen,
Sucht bey der Mutter das Kind, ehret im Knäbelein Gott.
Horchet: es ruft euch das himmliſche Heer mit vereinten Geſängen,
Eine glänzende Bahn ziehen ſie ſchimmernd euch vor.
Keinen halte ſein ländlicher Stand, die hirtliche Kleidung,
Keinen erröthende Scham äußerſter Armuth zurück.

Er liegt nicht auf Gold, prunkt nicht auf purpurnen Kiſſen,
Und kein Lictor dräut, wachend, vor marmornem Thor.
Seine Krippe umſteh'n (eine Wiege nur biethet Ihm Ruhe;
Windeln und Schleyer und Bett gibt Ihm aus Teichen das Schilf):
Seine Wiege umſteh'n, den Knaben bewachend, nur Thiere:
Dieß iſt der Diener Schaar, die, Ihn umgebend, beſchirmt.
Alles Andre entſpricht, und fehlte die liebende Sorgfalt
Seiner Mutter, ach! nichts würde das Knäblein erfreu'n.
Sind auch die Gaben gering, die liebend dem Kindlein ihr darbringt,
Großer Reichthum jedoch ſind ſie gewißlich für Ihn.
Lauliche Milch und getrocknete Trauben der Hügel zu Engedd,
Honig, geſondert vom Wachs, welchen die Flamme gekocht,
Felle, ſo unter die zarten Gliedlein die Mutter Ihm breite:
(Wehe, ſchon ſtach das Stroh jegliche Seite Ihm wund!)
Freudig empfängt ſie das Kind, und lächelt zärtlichen Blickes
Mit dem Antlitz euch zu, welches die Himmel erſchreckt.
Euere Gaben, mit kindlichen Armen ſpielend unffangend,
Reichet der Mutterhand, ſchwach, Er und freundlich dar.
Liebliche Milde! die Schaar, kaum tritt ſie die heilige Schwelle,
Wo das Knäblein noch jetzt Thränen vom Auge ſich wiſcht,
Als Er mit holdeſtem Blick die fromm Ihn Begrüßenden grüßet,
Und den erſchreckenden Glanz göttlicher Hoheit verbirgt.
Eilig reichen ſie Ihm mit leiſer Verehrung die Gaben,
Beugen zur Erde ſich dann flehend in ſtillem Gebeth.
Jetzt ſpricht einer der Schäfer: Wie ſollteſt den wachenden Hirten
Mild Du, o Knabe! nicht ſeyn; wirſt Du doch ſelber einſt Hirt!

Heldengröße nach dem Untergange der römiſchen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je geweſen iſt, durch republikaniſche Mittel monarchiſch zu beherrſchen, leiden gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle ſeines Geiſtes gelten, daß er zwey Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müſſig war, ſogar ſieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe ſo großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von ſo vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caeſar an ſich trägt. Er mußte überhaupt, um ſeinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder ſchädlich ſeyn konnten, durchſchauen, bewachen und nach ſeinen Abſichten lenken; wie er aber dieſes wirklich ausgeführt hat, das kann man ſchon aus ſeinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollſtändigſten kennen, einigermaſſen ſich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn ſehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein ſpäterer römiſcher Held hat ſolche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil ſie, wenn auch eben ſo ehrgeizig von Geſinnung, doch der Form nach Republikaner

Müde Schafe trägſt ſelbſt Du raſtlos auf eigenen Schultern,
Und dem erkranketen Lamm nah'ſt Du mit heilender Hand.
Furchtbar iſt nimmer der Leu den Heerden, welche Du hütheſt,
Und in Sicherheit wallt unter den Wölfen das Lamm;
Ueberfüllt iſt das Euter der Ziege, wenn friedlich ſie heimkehrt,
Bunt iſt des Widders Vließ, welches auf Wieſen er trägt.
Ueppiger pranget und ſüß auf öden Auen die Weide,
Selbſt auf ſandigem Grund ſproſſet dann duftendes Gras.
Holder Knabe! mit Dir wird neu die Erde geboren,
Jene ſelige Zeit führſt Du auf's neue zurück.
Schon entfliehet das eiſerne Alter, bald glänzet auf Erden
Dir ein güld'nes Geſchlecht, das die Gerechtigkeit pflegt.
Trägt auch die Erde noch Spuren unſerer Laſter, ſo weichet,
Lenkeſt die Heerde Du einſt, dennoch die quälende Furcht.
Denn ein neuer Menſch, den himmliſchen Hallen entſteigend,
Schließeſt das ſternige Thor, lange verſchloſſen, Du auf.
Auf denn, o holdeſtes Knäblein, Du ewige Zierde des Vaters,
Gottes geliebteſtes Kind, Lieblichkeit unſerer Welt!
Hebe den Blick, daß in Dir die fernſten Jahrhunderte jauchzen,
Daß Dir erquickende Luſt fächle des Friedens Panier.
Dein Blick mildert die Zeiten und ſcheuchet die eiſernen Kriege,
Schlinget der Eintracht Band um die befriedete Welt.
Eggen ſieht nicht mehr der Acker, nicht krumme Hippen der Weinberg:
Denn mit wallender Frucht decken die Fluren ſich ſelbſt.
Güldene Aepfel trägt die Eiche, Gewürze der Dornſtrauch,
Roſen die Weide, die Erl' prangt mit Narziſſen geſchmückt.
Fort iſt das tödtliche Gift der Kräuter, der Schierling geſundet,
Heilender Balſam ſogar, träufelt vom Taxus herab.

Todt iſt die Schlange hinfort, ſo die erſten Aeltern betriegend,
Ueber das Menſchengeſchlecht tödtliche Seuchen ergoß.
Sprach's, und es jubeln mit ihm die Gefährten; — die Jungfrau bewahret
Alle die Worte, und freut ſtill ſich mit jenen im Geiſt.
O wie trauert mein Herz, daß in jenen ſeligen Nächten
Nicht die Wonne mir ward, Heerden zu hüthen mit euch!
Noch auch in jubelndem Chor mit euch im Stalle die Wiege
Und auf dem dürftigen Stroh unſeren König zu ſchau'n.
Deutlich ſchwebt mir vor Augen das Kind und die Mutter des Kindleins,
Und mit innerem Sinn ſchaue die Thiere ich dort.
O wie ſelig wem dort die Krippe zu küſſen vergonnt ward!
Wem zu den Füßlein Er dort fromm ſich zu knien erlaubt!
Süße Thränen des Kindes, ſüße Thränen der Mutter!
Dürft' ich euch ſchauen, und ſelbſt Thränen vergießen mit euch!

Fünfte Elegie.

»Und als acht Tage verfloſſen waren, daß der Knabe beſchnitten werden ſollte . . .« (Luc. 2.)

Gnügt es etwa noch nicht, daß, den Himmel verlaſſend, im Stalle
Nur ein Bettlein aus Stroh, Schlummer der Felſen Dir gab?
Daß den durchdringendſten Froſt, daß Winde und bittere Armuth
Du, o göttliches Kind! zitternd im Winter erträgſt?
Fließen ſoll überdieß noch, das, nach unſäglicher Drangſal,
Kaum die Adern Dir füllt — fließen Dein göttliches Blut?
Grauſames Bundesgeſetz! ein ſteinernes Meſſer ſoll ſchneidend
Junges, roſiges Blut Deinem Geäder entzieh'n!
Wer übt dieſes Geſetz, wer ſchlägt Ihm die blutende Wunde?
Wo iſt das eiſige Herz, wo die gewaltige Hand?
Eiſern iſt wer Ihn erblickt und nicht von Wehmuth erfüllt wird;
Wen des Knäbleins Schmerz nicht wie der eigne durchdringt.
Fleuch, o Jungfrau! vor allen das ſchmerzliche, blutige Schauſpiel,
Dein iſt das heilige Blut, das dein Geborner vergießt.
Kaum da die Glieder des Söhnleins erbeben, die Lippen erblaſſen,

Bey dem Mutternahmen beſchwör' ich euch, Töchter von Salem!
Saget, verkundiget mir: ſaht ihr Ihn nicht in der Stadt?
Nimmermehr ſcheut' ich mich Ihn aus der Mitte der Krieger zu hohlen,
Am galiläiſchen Hof hielt' Ihn gefangen der Fürſt.
Spähte meinen Liebling ein Aug' in den Schaaren der Römer:
Nimmer das römiſche Heer ſcheuchte mein Forſchen zuruck.
Doch die Trauernde klagt und erkundigt und fraget vergebens
Neuer Schmerz wächſt dort, wo ſie die Hulfe geſucht;
Anderswo forſchet ſie jetzt, ſie ſendet ihr Flehen zum Himmel,
Lenket zum Tempel den Schritt, wo ſie der Ewige hört.
Sieh, o Wonne! da ſchwindet ihr Leid; denn freudig erſchaut ſie
Hier das erſehnte Geſicht, ſchaut den geliebteſten Sohn.
Mitten ſitzet Er hier, von Volk und von Greiſen umrungen;
Doch der Knabe gibt nimmer als Knabe Sich kund.
Denn als zweifelt' Er jetzt, befragt' Er erfahrene Alte;
Wird Er ſelbſt befragt, ſchnell iſt die Antwort bereit.
Ob Er aus Eigenem kunde, ob Er die Seher bedeute,
Schämen die Greiſe ſich nicht Ihm auf die Lippen zu ſchaun;
Fragenſtaunend, von wannen dem Kind' die erhabenſte Weisheit?
O gluckſelig! ertont's, welche zur Mutter Dir ward!
Selig die ſolch ein Kind an ihren Bruſten ernährte;
Lange freue ſie ſich eines ſo herrlichen Pfands!
Alſo die Stimme. Der Sohn bekennt nun feſtlich die Mutter
Vor dem ſammtlichen Volk, welches ſie ſtaunend erſchaut.
Und die Betrubte troſtend, wandelt die Angſt Er in Freude;
Reicher Gewinn lohnt jetzt, die Ihn mit Thränen geſucht.

Zweytes Buch.

Geiſtliche Geſänge.

Hymnus beym Hahnenruf.

O Ew'ger! der das All' erſchuf,
Der Nächte ſo wie Tage lenkt,
Und mild der Zeiten Wechſel ſchenkt,
Erhöre unſrer Herzen Ruf!

Schon ſchallt der Hahn im Flügelſchwung,
Der in der Stille tiefer Nacht,
Ein nächtlich Licht der Pilger wacht,
Und trennt der Nächte Dämmerung.

Sein Ruf erweckt den Morgenſtern,
Der nun der Pole Dunkel ſcheucht;
Das Heer der böſen Geiſter fleucht,
Vom Licht geſchreckt, zum Abgrund fern.

Der Schiffer athmet neuen Muth
So wie des Tages Herold ruft,
Die See befächelt milde Luft,
Das Licht vertilgt der Sünden Fluth.

Denn Nacht und Finſterniß entweicht:
Erſcheint die Sonne hell und klar;
Die Sünde, ſo die Nacht gebar,
Erliſcht, von Gottes Licht gebleicht.

Drum laſſen wir des Lagers Flaum;
Die Schlummernden erweckt der Hahn,
Er klaget die Verläugner an,
Und gibt den Läſſigen nicht Raum.

Die Hoffnung kehret: ſingt der Hahn,
Den Kranken kehret neues Heil,
Es birgt ſich ſchnell des Mörders Pfeil,
Und neu erglänzt des Glaubens Bahn.

Die Schwachen ſieh, o Herr! mit Huld,
Es ſtärke, Jeſu! uns Dein Blick;
Wir ſinken, lenkeſt Du zurück;
In Thränen ſühne ſich die Schuld!

Gib, unſrer Sinne Licht! Dich kund,
Entſcheuch' den Schlummer unſrer Bruſt,
Und ſtimme, unſrer Seele Luſt!
Zu Lobgeſängen unſern Mund:

Daß laut er Gott den Schöpfer preiſt,
Dich Lichtglanz, der im Vater glüht,
Ein Lichtquell ſelbſt, der ewig ſprüht,
Und gleichen Gott, des Troſtes Geiſt.

Morgen-Hymnus.

O Schimmer von des Vaters Glanz!
O Licht vom Lichte ewig hell,
O unerſchöpfter Strahlenquell
Erleuchtend aller Tage Kranz!

Des Himmels höchſte Seligkeit,
Der keuſchen Jungfrau Schooß entblüht;
Und Gott dem Ewigen entglüht,
Der ſuße Hoffnung uns verleiht!

Schon glänzet hell der Morgenſtern,
Und kündet neues Licht der Welt;
Die Finſterniß der Nacht zerfällt;
Dein ſußes Licht iſt nicht mehr fern!

O wahre Sonne! tritt hervor,
Dein Glanz verklärt das Erdenthal;
O geuß des heil'gen Geiſtes Strahl
Durch unſrer Sinne Nebelflor!

Es dringe dieſes Lichtes Macht
Durch alle Tiefen unſrer Bruſt,
Und ſcheuche fern der Sünde Wuſt
Und alle Wolken dunkler Nacht.

O Jeſu! reiche Deine Hand,
Dann hebet ſich das Herz mit Muth,
Und bringet in der Liebe Gluth
Sich ſelbſt in Dank und Lob zum Pfand.

Wir rufen auf zu Deiner Huld,
O Vater ew'ger Herrlichkeit!
O Quell! der Gnade uns verleiht,
Daß weit Du ferneſt unſre Schuld!

Denn Dich bekennt in frommer Pflicht
Das Herz, der Sinn, die Kraft, der Mund,
Dir dienen ſie vereint im Bund;
Entfache ſie mit neuem Licht!

Dieß kräftige zu frommer That,
Beſchirme uns vor finſterm Wahn,
Erhelle unſre Pilgerbahn,
Und tödte ſchwarzer Feinde Saat.

Es lenke unſre Schritte klug,
Stets lehre uns ſein Himmelsſchein
Im Körper wandeln keuſch und rein,
Und fern von allem ſchwarzen Trug;

waren, und alſo wie Caeſars Nachfolger einen ſchon gebahnten Weg betraten.

Gäbe es einen Maaßſtab von Herrſcher-Größe, ſo würde Caeſar in Hinſicht der Kraft wohl den höchſten Gipfel derſelben bezeichnen. Wollte man bloß in dieſer Rückſicht die Heldencharaktere der neueren und neueſten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatoriſcher Allgewalt haben beſchreiten wollen, gegen ihn aufſtellen und mit ihm vergleichen; ſo würde Caeſar beſonders durch die innre Conſequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verſtandes, den Vorzug behaupten. Wir müſſen hier die Begriffe genau auffaſſen und ſorgſam auseinander halten; denn der vollendete Charakter iſt von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße ſeiner Kraft iſt, nicht bloß dem Grade ſondern ſelbſt der Art nach ganz verſchieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innere Unzufriedenheit, die aus dem Mangel an Uebereinſtimmung hervorgeht, und einen hier und da ſogar mürriſchen Anſtrich hervorbringt. Caeſar hingegen war mit ſich zufrieden, ja von entſchieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit ſich ſelbſt in Harmonie ſtehenden Menſchen. Der Genuß der inneren Vollendung ſcheint wohl der höchſte, den es, ſo weit die Natur allein ſolchen gewähren kann, für den Menſchen überhaupt giebt; gegen dieſen iſt ſelbſt der in ſeiner seltnen Reinheit köſtliche Genuß der friſcheſten Jugendblüthe des ganzen Weſens gering. Vollendung aber, dieſe höchſte Gunſt der Natur, iſt nichts andres, als das glückliche Zu-

Es gründe uns mit Kraft und Muth
Im Glauben, den wir treu geſucht,
Es nähre mit der Hoffnung Frucht,
Und mehre ſtets der Liebe Gluth.

Die Speiſe, die uns ſtärkend nährt,
Sey Chriſti ſüßes Wort allein;
Der Glaube ſey uns Labewein,
Der Trunkenheit dem Geiſt gewährt.

So ſchwebe froh der Tag dahin:
Die Frühe ſey durch Keuſchheit weiß,
Der Glaube ſey der Mittagskreis,
Und Dämm'rung kenne nie der Sinn:

Daß nicht das Herz, von Schuld bedrückt,
Vom Lebensweg im Finſtern lenkt,
Des Ewigen nicht ernſt gedenkt,
Und ſchwer mit Banden ſich beſtrickt.

Es ſeufze ſtets zum Himmel auf,
Erringe den verheiß'nen Lohn:
Des Lebens güldne Siegeskron;
So endige des Tages Lauf.

O Vater, hochgebenedeyt,
Des höchſten Vaters höchſter Sohn,
Und du, o Geiſt, auf Beyder Thron
Verleih uns dieß in Ewigkeit!

Abend-Hymnus.

O Gott! der alles ſchuf und lenkt,
Der hold mit Licht den Tag beſchenkt,
Und der ein ſanftes Mohngewand
Der Nacht verlieh mit milder Hand:

Auf daß die Ruhe neue Kraft
Den Gliedern ſpende, nun erſchlafft,
Und unſre bangen Sorgen weit
Entferne und die Traurigkeit.

Dich rufen vor des Tages Ziel
Wir, Herr! aus tiefeſtem Gefühl,
Daß, Schöpfer! Du in Deiner Macht
Uns ſchirmeſt in der finſtern Nacht.

Dir danken wir mit Herz und Sinn
Bey grauer Dämmerung Beginn,
Und bringen in der Liebe Drang
Dir Hymnen dar und Lobgeſang.

O Chriſtus, Tag und Licht der Welt!
Der alle Finſterniß erhellt,
Des Lichtes Licht, durch den allein
Wir uns des ſüßen Lichtes freu'n!

Es gibt aus tiefſtem Herzensgrund
Dein Lob der Hymnen Wohllaut kund,
Dich fleht das nüchterne Gemüth,
Nach dem die keuſche Liebe glüht:

Daß, wenn einher das Dunkel ſchleicht
Und fern des Tages Strahlen ſcheucht,
Der Glaube, feuriger entfacht,
Als Licht erhelle unſre Nacht.

Erhöre, Heiligſter! uns mild,
In tiefer Nacht ſey unſer Schild!
In Dir allein ſey unſre Ruh,
Deckt Schlummer uns die Augen zu.

Laß nie entſchlummern unſern Sinn,
Die Schuld nur welke ſchlafend hin:
Es mildere des Glaubens Kraft
In keuſcher Bruſt des Schlummers Haft.

Laß ſchwarzer Träume Phantaſien
Und Schreckensbilder ferne fliehn,
Vertilge unſrer Feinde Wuth,
Daß nicht uns ſchände geile Gluth.

Das keuſche Herz erhebe ſich,
Und träume liebetrunken Dich!
Auch ſetze in der ſtillen Ruh
Uns nie der Neid des Feindes zu.

Blick', Jeſu, mild die Deinen an,
Daß nimmer uns die Feinde nah'n,
Und ſchirme unter Deiner Huth,
Die Du erkauft mit Deinem Blut.

Pſalm auf die heil. Dreyeinigkeit.

O wunderbare Allmacht, die Du hehr
In unerreichten Höhen thronſt!
O tiefer Abgrund aller Wiſſenſchaft,
O Weisheit ewig unerforſcht!

O Liebe, welche nimmermehr verſiegt!
Kein Sterblicher preiſ't würdig Dich.
Nur Du allein, der ſelbſt ſich ganz erfaßt,
Biſt Deine Glorie, Dein Lob.

Drum preiſe Dich für mich, mein Gott und Herr!
Dein glorreich wunderbares Licht;
Es lobe Deine königliche Zier
Dich, höchſt erhabne Majeſtät!

Es ſtröme Deinen Preis der ew'ge Quell
Der unermeßnen Glorie;
Dich preiſe Deine Tugend hocherlaucht
Dich Deine unbegränzte Macht.

Der Urgrund Deiner innern Klarheit, Gott!
Erhebe Dich in lichter Zier,
Und Deiner Schöne Blitzesſtrahlenglanz,
Er ſchimmre Lobgeſänge Dir!

Der Abgrund Deines heiligen Gerichts
Verkunde Deinen Ruhm, o Herr!
Und Deiner Weisheit unverſiegter Born
Soll ewiglich Dich benedeyn.

Dich benedeye Deiner ewigen
Erbarmungen endloſe Zahl,
Das ewig unermeßliche Gewicht
Der himmliſchen Barmherzigkeit.

Es benedeye Dich Dein Vaterherz,
Der ewiglichen Milde Thron,
Die Fülle Deiner unbegränzten Huld,
Die überreichlich ſich ergießt.

Die nahmenloſe Liebe preiſe Dich,
Die, Gott! Du zu uns Menſchen trägſt.
Es benedeye Deine Großmuth Dich,
Die dieſer Liebe ſtets entquillt.

Dich benedeye Deiner Süßigkeit
Unüberwundne Siegeskraft,
Der Seligkeiten Fülle, die, in Dir,
All' Deinen Theuern innewohnt.

Dich benedeye Deiner heil'gen Huld
Unendliche Erhabenheit,
Die unveränderliche Glorie
Der immer neuen Ewigkeit.

Hoch preiſe Dich für mich Dein ewiger,
Dreyeinig höchſter Gottheitglanz,
Die höchſte Einheit, in der Weſenheit
Und der Perſonen Eigenſchaft.

Dich lobe die Geſellſchaft, die, in Dir,
Von Ewigkeit Dich ſüß erfreut,
Die wechſelliebende Vertraulichkeit
Und ungetrübte Seligkeit.

Preis ſey Dir Vater, Sohn und heil'ger Geiſt;
Ruhm ſey der Himmelsköniginn,
Und Jubel ſey des Himmels Hierarchie
In gränzenloſer Ewigkeit.

Die Lieblichkeit des göttlichen Willens.

Gott! Dein Wille, nicht der meine,
Füllt mit Liebe mein Gemüthe;
Das Verlangen Deiner Güte
Gilt als Wille mir allein.

Eifernd biſt Du in der Liebe,
Aber lieblich ohne Maßen,
Gluth und Süße nicht zu faſſen:
Herzen, welche Dir ſich weih'n.

Du belebſt die reinen Triebe,
Machſt die Liebe rein erglühen.
Seelen, die da lieben, fliehen
Seufzend, Herr! zu Dir allein.

Trübſal kehreſt Du in Wonne,
Wandelſt ſelbſt den Tod in Freuden;
Nie empfindet Furcht noch Leiden
Wer mit Dir iſt im Verein.

Du beglückſt die ſchönen Seelen,
Welche Dich im Himmel ſchauen;
Ohne Dich, ein nächtlich Grauen
Würde ſelbſt der Himmel ſeyn.

Die Verdammten in der Hölle:
Hätteſt Du ſie dort gebunden,
Wäre Gluth und Schmerz verſchwunden,
Wonne würde ihre Pein.

Möchte doch mein irdiſch Leben
Ganz mit Dir vereint verſchweben!
Solch ein Tod iſt neues Leben,
Ewig wird es ſich erneu'n.

Drum nur weih' ich Dir von Herzen
Was ich bin und was ich habe;
Liebe wird Dein Herz und Labe
Ewig mir, o Jeſu! ſeyn.

Dir nur will ich wohlgefallen,
Ob mich Leid, ob Luſt erfülle;
Meine Liebe! nur Dein Wille
Wird mir ſtets erfreulich ſeyn.

Ode auf den Tod des Erlöſers.

Zerfleuß' in Klagen, Lyra! denn ſieh, es ſenkt
Des güldnen Lichtes Führer, deß Strahlenblik
Und Schöne ſelbſt Aurora's Purpur
Früher beſiegt', am erhöhten Kreuze,

O weine blut'ge Thränen! Er ſenkt das Haupt.
Erloſchen ſind die Augen, die Glieder ſtarr,
Und die Geſtalt, ſo heller glänzte
Denn die Geſtirne, erliſcht im Tode!

Wer ſchlug dem holden Antlitz, mit Mörderwuth,
Die tiefen Wunden alle? Wer krönte rings
Sein göttlich Haupt mit grauſen Dornen,
Traf mit verwundendem Speer die Seite?

So tiefe Schmach erduldeſt, o Jeſu! Du,
Du ſüße Zier des Himmels, der Könige
Erlauchter König! deſſen Antlitz
Jauchzend die Chöre der Engel ſchauen!

ſammenwirken, die vollſtändige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieſer Vereinigung gehen ganz neue Eigenſchaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch ſo großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenſeitigen Gemeinſchaft und Harmonie aller ſittlichen und geiſtigen Kräfte liegt, geht ſchon aus der Geſchichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieſer Gemeinſchaft beruhten. In Rückſicht dieſer glücklichen Vollendung kann Caeſar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzſcheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geſchichte da ſteht, wie Caeſar in der umfaſſenderen Römiſchen Welt.

Die Natur hat, ſo ſcheint es, ihre Günſtlinge; doch wird das Gleichgewicht einigermaaßen durch das große Geſetz wieder hergeſtellt, daß Vollendung faſt immer nur durch mannichfache Beſchränkungen erkauft wird.

So war zum Beyſpiel ein gänzlicher Mangel an dem feinerem ſittlichem Zartgefühl ein weſentlicher Zug und Beſtandtheil in Caeſars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caeſar, der dabey noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewiſſenhaftigkeit, kurz ſo eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchſt unvollkommnes, ſondern vielleicht ſogar, trotz der Größe einzelner aber übel zuſammenhängender Kräfte, ein ſehr ſchwaches Weſen geweſen ſeyn; denn Schwäche iſt oft nicht urſprünglicher Mangel, ſondern Folge ei-

O Himmelquell der Liebe! wie wunderbar
Entquellen Gnadenſtröme im Purpurſtrahl
Dem ſüßeſten der Herzen, ſühnend
Adams Geſchlecht, und die Herzen heilend!

Mit Deinem Tode zahleſt Du unſre Schuld,
Und duldeſt ſelbſt die Strafe, die wir verdient!
Du Gott der ew'gen Liebe! retteſt
Alſo verblutend die eig'nen Feinde! —

Lied zum heiligen Geiſte.

O irdiſche Triebe und Hoffnungen weichet,
Ihr möcht zu befriedigen Andere eilen,
Doch ſollt in der Seele ihr länger nicht weilen;
Denn nimmer vermöcht ihr es mich zu erfreu'n;
O wolle mich, Gott meines Herzens', befrey'n!

Lebt wohl, ihr Geſchöpfe! ich laſſ' euch zufrieden,
Nicht fürder bin euer ich, noch auch mein eigen;
Entfeſſelt von allem bin Gott ich nur eigen;
Ja, Jeſus, mein Theurer! Dein bin ich allein;
Betrachte, geliebteſtes Gut! mich als Dein.

O holder Gebiether! die heilige Liebe
Empfang' und beſitze mich ſelber und lenke
Beherrſchend dieß Herz, das ich ewig Dir ſchenke,
Unſelig empört' es ſich einſt gegen Dich.
O holder Gebiether! beſitze nun mich.

O himmliſcher Thau, der in ſüßeſtem Träufeln
Die Gluthen vertilget unheiliger Triebe!
O gib, daß ich immer Dich inniger liebe,
Daß Gott ich nur ſuche im Leben allein;
Beſprenge mich, himmliſcher Thau! mich zu weih'n.

O göttliche Gluth, die mit ſchöneren Flammen
Die Seelen entzündet, ſtets ſeliger, reiner!
O komm in mein Herz, und mach' würdig es Deiner
Geheiligten Flamme; es zünde Dein Glanz,
O göttliches Feuer, verzehre mich ganz!

Unendliche Liebe! wie ſelig, wer oben
Dein liebliches Antlitz im Himmel erblicket.
Wann werd' ich, ach! ſelber ſo ſelig entzücket!
Schon glühe vor Liebe ich inniglich hier;
Unendliche Liebe, o zieh' mich zu Dir!

Klagegeſang.

Oefters bejammert in Harm die Neuvermählte den Gatten,
Welchen des Schickſals Beſchluß ihr nach dem Vermählungs-
tag raubte:
Traurig erſchallt dann, bethaut von Thränenergüſſen, die Klage;
Und die ſtützende Zof' und jegliche treue Gefährtinn
Schluchzet wechſelnd mit ihr, und kündet in traurigen Liedern
Ihre Klagen der Luft, und nähret wühlende Schmerzen.
Oft auch beweinet in ſchmerzlichen Thränen die Mutter den
Säugling,
Den von der liebenden Bruſt die Senſe des Todes gemähet,
Und der Gebärerinn Schmerz erhöh'n nun tiefere Qualen.
Noch ein Andrer beweint die vom Feinde verheerete Heimath,
Und ſieht thränenden Blicks wie Gluthen die Wohnung
verzehren.
Doch wie vermag ich es je zu beweinen in würdiger Trauer
Meine geſunkene Seele! Dich, Bildniß des ewigen Gottes,
Welche der hölliſche Molch, das Gift des Avernus gemordet:
Quellet, o Thränen, hervor! o ſchluchze zermalmeter Sünder!
Thränen, ſie heilen allein die Seele von tödtlicher Seuche.

Bald, bald laſſ' ich das trauliche Gaſtmahl, die theuern Gefährten,
Bald das ſüße Geſpräch, den Schimmer der Ehre, des Adels,
Bald die Palläſte, den Reichthum und ſämmtliche Güter der Erde.
Scheiden werde ich bald vom lieblichen Glanze der Sonne,
Von des Himmels Azur, von den güldenen Sternen des Aethers.
Dieß hinterlaſſe ich jenen, die nach mir kommen und leben.
In ein Bettlein gelegt, mit erloſchenem Auge, des Lichtes
Und des Lebens beraubt, erfülle die trauernden Herzen
Ich mit Schauern der Gruft, und empfange von allen den Theuern
Fern und nahe noch rauſchendes Lob durch wenige Tage,
Dann verſchließet ein Stein die modernde Leiche auf immer.
Wenig bekümmert indeß das Herz dieß alles; denn furchtbar
Schrecket den zagenden Geiſt die Wage des ewigen Richters.
Ach, was ſoll ich beginnen! durch welche der Künſte entfliehe
Ich in Wolken verſteckt, verborgen in finſteren Klüften,
Allen den ſchändlichen Makeln, den Laſtern des irdiſchen Lebens!
Fände hienieden ſich doch ein Ort von Sünden befreyet,
(Wie ſich von Krankheit befrey't und Thieren, der Sage zu Folge,
Eine Stätte befindet) dahin mich errettend zu flüchten!
Wilden Gefahren des Meer's entrinnt man auf trockenem Lande,
Und es beſchirmet der Schild vor tödtlichen Pfeilen des Feindes,
Auch birgt gaſtlich das friedliche Dach vor ſchneeigem Winter.
Aber das Laſter iſt weit ergoſſen, auch wird es von keinen
Zäunen beſchränkt, und wird durch keine der Künſte vermieden.

Hoch zum Aether, auf ſlammendem Wagen, erhob ſich Elias;
Moſes der Fromme, entrann des blut'gen Tyrannen Befehlen,
Welcher mit nimmer erhörter Wuth den Stahl in des Knäbleins
Bruſt zu ſenken geboth. Es entging im Bauche des Wallfiſchs
Jonas dem gräulichen Tod, es entkam dem Rachen der Leuen
Daniel, jener erhabene Seher; lodernde Flammen
Kühleten mild die aſſyriſchen Jünglinge; aber wie heile
Ich die tiefeſten Wunden der Seele, wie meid' ich das Laſter?
Nimmer durch menſchliche Hülfe: Du ſchirme mich, mildeſter Vater!

Die Begräbnißſtätte.

Ihr Manen! ſo verſchwebte die Fabel denn,
Die ihr im kurzen Leben zur Schau geſpielt!
Aus allen gold'nen Prunkgeräthen,
Uebrigt ein modernder Sarg euch einzig!

Uralte Rechte kränket und neidet hier
Aus Tauſenden nicht Einer dem Anderen;
Hier liegt der Feind beym Feinde friedlich,
Streitende Brüder umſchließt die Urne.

Bey Buhlerinnen lieget die Jungfrau hier,
Zunächſt dem Eh'mann ſchlummert der Bräutigam,
Der Heilige ſchläft nah' dem Buben,
Tugend und Laſter ſind hier in Eintracht.

Wie kämpft, mich zu erdrücken, tief in der Bruſt
Das ſchaurige Geheimniß der Ewigkeit!
Noch wagt der Geiſt ſich zu bekennen,
Was ihn wie grimmige Fluthen ſchrecket.

Steh' ſtill, der Gottheit Sprecher! was zageſt Du?
Glüht nicht in deinem Herzen der heil'ge Pfeil?
Sprich aus die ſchrecklich ſüße Wahrheit,
Während du uber Gebeinen ſchwankeſt:

»Hier iſt der Himmel, hier iſt der Hölle Pfuhl
Im engen Raum vereinigt.« Hier miſchen ſich
Mit Himmliſchen der Hölle Rotten;
Nächtliche Stille bedeckt das Unkraut,

Das neben vollen Aehren des Weizen keimt;
Hier unter dichten Dornen blüh'n unbekannt
Die Lilien auf, und fromme Schafe
Schlummern mit Böcken in einer Hürde.

O Reich des Lichtes, ſeliger Wonneſitz!
O auserwählte Saaten zur Ernte reif!
O Land von Milch und Honig triefend,
Wohnung der Hoffnung und Thron des Friedens!

O Kluft der alten Nächte! verborgen glüh'n
In dir des Zornes Schätze. Wie füllet Wuſt
Dich Aufenthalt der grauſen Morder,
Reif für die Qualen des zweyten Todes.

O Scheune voll der Freude des Aetherlichts!
O Auen, mild beſchattet, die nie ein Hain,
Vom Zephyr mild befächelt, nie der
Guldene Schimmer der Erd' erreichet!

O wahre Schreckensheimath der Traurigkeit!
So ſchreckt die Inſel nicht des Aegaer-Meers
Wie du, in Dunkelheit begraben,
Jenſeits der Mitternacht kalt durchſchauerſt.

O Leichen, von der Gnade hier ausgeſä't!
O ausgeſä'te Körper der Glorie!
Einſt heller ſtrahlend denn die Sonne,
Gleichet euch nimmer der Glanz der Sterne!

O Same, den kein zweytes Geſtirn beſcheint,
Den hungerig die Hölle mit Gier verſchlingt!
Du Cadmus-Saat! zum Fraß' erſtehend
Auf den ergellenden Schall der Tuba!

So blüht denn auf, ihr Zukunft verkundende
Gebein' in guldnen Farben. O ſüßer Lenz!
Wenn, von des Frühlings Hauch umduftet,
Alle in lieblichem Glanz erſtehen.

Und ihr, der ſchwarzen Leichen Gebeine, harrt
Indeſſen bis euch wüthender Schmerz durchdringt,
Bis euch der Arm der ew'gen Rache
Tief in die flammende Hölle ſtürzet.

Doch lullen etwa wir nur zum Zeitvertreib,
Und ſingen tauben Luften, nur ausgeziſcht? —
Ha! ſchrecklich wird ſich's einſt entfalten,
Daß wir nicht dichtend, in eitlen Worten

Die Wahrheit laut verkündeten, wenn der Schall
Vom Himmel, feurig glühend, die Erde löſ't,
Wenn der zerſtiebte Erdball ſturzet
Ueber den Sichern und den Erſchrocknen.

Die Ohren, die jetzt nimmer ein Lied erſchreckt,
Betäuben wird ſie dann der Poſaunenſchall,
Der, durch die tiefſten Grüfte dringend,
Aehnlich dem Donner die Welt erſchuttert.

»Steht auf ihr Todten!« alſo ertönt der Ruf.
Und ſie erſteh'n. Da hebt ſich das keuſche Lamm
Mit Jauchzen zu den guldnen Sternen
Da der unzüchtige Bock erbebet!

Schon wanken meine Fuße. Es ſinket tief
Die Erde ob den Blitzen der brüllenden
Und zornentflammten Wolken. Siehe!
Freunde, Geliebte, vereint durch Heimath,

Bedeckt von Einem Raſen und Grabesſtein,
Sieh: Aeltern, Kinder, Gatten! Sie ſcheidet nun
Die Ewigkeit auf immer. — Welcher
Eiſige Schauer durchbebt mich plotzlich?

Sie ſchweben auf. — O Schatten, entfernet euch!
Ruht noch, ihr Todten, bis der Poſaunenſchall
Der letzten Stunde ſchmetternd rufet:
Denn ſchon in ihrem Metall verborgen,

nes unglücklichen Verhältniſſes großer Kräfte, die ſich gegenſeitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bey aller Leidenſchaftlichkeit, welche bey ſo gränzenloſer Macht freylich mehrentheils ſchlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verſtandes, ein viel zu guter und menſchlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit ſeines Herzens und ſeiner Leidenſchaften ſelbſt, war von ſehr edler Art, wie die des Homeriſchen Achilles. Sie verräth eine ſo tiefe Fühlbarkeit, ſo regen Sinn und lebendige Schnellkraft ſtarker und edler Neigungen, daß Caeſar dagegen als eine rohe Römiſche Natur ganz hart und rauh erſcheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in ſeinem Innern verrathen, mit gewohnter deſpotiſcher Gewaltſamkeit äußerte; und dem Caeſar in ſeiner mehrentheils noch republikaniſchen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienſt anrechnen; da er von Charakter und nach ſeinen Abſichten und Geſinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen ſchuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigſtens nach den Grundſätzen des ſtrengen Kriegsrechts beurtheilen, welche immer auch bey den billigſten Völkern raſcher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsſtrafe. Alexanders ſcheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen auf richtige Einſicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht ſeiner Lage. Es galt hier nicht, einen verſtändigen Feind durch größern Verſtand kunſtmäßig zu beſiegen, ſondern eine überlegne aber blinde Macht über den

Und ob auch noch verſtummend, erglänzet ſie.
Schon regt, noch unbefiedert, der jüngſte Tag
Sich in dem Purpurneſte, ſeinen
Aeltern Geſchwiſtern vereint, und hebet

Gar bald die Schwingen. Todte, entfernet euch!
Euch Labung fromm zu ſpenden will feurig ich
Aus tiefſtem Herzensgrunde jenen
Pſalm der davidiſchen Harfe ſingen;

Und aus geweihter Quelle beſpreng' ich kühl
Die Grüfte drey Mahl, rufend: »Herr laß ſie ruh'n
Im Frieden. Amen!« Todte ruhet:
Denn ſchon vollendetet ihr; wir — folgen!

Dies irae.

Tag des Zornes, furchtbar ſtille!
Du verglühſt des Erdballs Fülle,
Zeugt mit David die Sybille.

Welch ein Zittern und Erbeben
Wird im Glanz der Richter ſchweben,
Streng zu ſichten Aller Leben!

Hehr wird die Poſaune klingen,
Wird durch ferne Grüfte dringen,
Alle vor den Thron zu zwingen.

Die Natur, der Tod ſieht bebend
Das Geſchöpf der Gruft entſchwebend,
Und dem Richter Antwort gebend.

Und ein Buch erſcheint zur Stunde;
Dieß, entfaltend jede Kunde,
Liegt dem Weltgericht zum Grunde.

Sitzt der Richter zu Gerichte:
Kömmt das Heimlichſte zum Lichte,
Daß Er rächend alles ſchlichte.

Wie werd' Aermſter ich beſtehen,
Ach! zu welchem Schirmer flehen,
Da kaum Fromme ſicher ſtehen!

König ſchrecklicher Gewalten
Frey iſt Deiner Gnade Schalten:
Wolle Huldquell mich erhalten!

Denke, Jeſu! meiner Klage,
Mir galt Deine Laſt und Plage;
Schirme mich an jenem Tage!

Du haſt mich geſucht von Herzen,
Mich am Kreuz erlöſt in Schmerzen;
So viel Huld laß nicht verſcherzen!

Richter, der Du Recht wirſt ſprechen,
O, erlaß mir die Verbrechen
Eh' der Tag erſcheint zu rächen!

Strafbar, ſeufz' ich auf mit Bangen;
Schuld: ſie röthet meine Wangen,
Laß mein Flehen Huld erlangen!

Der Marien Du vergeben
Und den Schächer rieſſt in's Leben,
Haſt auch Hoffnung mir gegeben.

Zwar nicht würdig iſt mein Flehen,
Doch in ew'gen Feuers Wehen,
Milder! Laß mich nicht vergehen!

Laß in Deiner Schafe Schaaren,
Fern den Böcken, mich bewahren,
Und zu Deiner Rechten fahren!

Rufe, wenn Vermaledeyten
Flammen ſich zur Qual bereiten,
Mich mit den Gebenedeyten!

Tief zerknirſcht im Staube, wende
Ich zu Dir mein Herz: o ſpende
Mir, o Gott! ein ſelig Ende!

Rhythmus von der Glorie des Paradieſes.

Nach der ew'gen Lebensquelle
Lechzend in der Wüſte Sand
Glüht die Seele, in der Zelle
Ihres Körpers fern verbannt;
Seufzend ringt ſie nach der Helle
In dem ſüßen Vaterland.

Ach, bedrängt von Laſt und Mühen
Schaut zum Himmel ſie empor,
Wo in ew'gen Wonnen blühen,
Die, ſo Gott zum Licht erkor;
Und vor Harm will ſie zerglühen,
Daß durch Schuld ſie ihn verlor.

Wann, o wann wird ſie erſcheinen,
Jenes Friedens Lieblichkeit,
In der Stadt, der ewig reinen,
Durch die Gottheit ſelbſt erfreut,
Wo ſich aus lebend'gen Steinen
Strahlend jede Wohnung reiht?

O ſchützt uns ihr Mächte! Es kehret der Feind
Den kühn ihr beſiegtet, die Wuth
Nun gegen uns Waffenberaubte vereint,
Und ficht mit verdoppeltem Muth.
O Michael, Lorbergewöhnter! Im Streit
Erlege den Drachen dein Speer,
O führe die Seele, vom Körper befreyt
Hinauf in das himmliſche Heer!

Hymnus auf den heil. Erzengel Gabriel.

Welcher Feyergeſang erhebt dich würdig,
Gabriel! den der Engel Heere feſtlich
Gleich dem erſten Fürſten erhöh'n? Jehova's
Blitzender Herold!

Starker Kämpfer! du führeſt ſeine Kriege,
Du beſchirmeſt mit Kraft die Burg der Frommen,
Du verſcheuchſt die dunkle Gewalt und Argliſt
Schwarzer Dämonen.

Du bewahreſt der fernen Zukunft Schlüſſel,
Die dem Seher du lichtvoll einſt entriegelt,
Den in tiefer Grube der Löwen Rachen
Brüllend erſchreckten.

Schnell erſchienſt du dem Greiſe Zacharias,
Als im Tempel er opfernd Weihrauch ſtreute,
Und dem Schreckensſtarren verſprachſt ein Pfand du
Spät noch im Alter.

Was beſänge die Lyra alle Thaten?
Sie beſing' im Triumph die ſüße Bothſchaft,
Die mit Troſt die weinende Erd' erfüllt' und
Hoch ſie beglückte.

Dunkel lag ſie, von Heil und Hoffnung ferne,
Und der ſtygiſche Tod auf ſchwarzem Throne
Stürzte, ſonder Rächer, die Völker alle
Tief in den Abgrund.

Da erſann der Erhab'ne neue Heilung,
Selbſt beſchloß Er als Menſch zur Erd' zu wallen;
Und erwählt, o Gabriel! dich zu ſolchem
Heile als Herold.

Fleug, ſo ſprach Er, hinab zur Erd' und grüße
Jene Jungfrau, die bald Ich Mutter nenne,
Hülle vor des liſtigen Feindes Ränken
Tief das Geheimniß.

Als der Höchſte dieß Wort des Heils geſprochen,
Schwebteſt ſanfteſten Fluges du hernieder,
Güldne Furchen zog im erſtaunten Aether
Hold dein Gefieder:

Gleich dem ſonnigen Strahl, der, Nebel ſpaltend
Und den Bogen des Bundes neu geſtaltend
Rings den Himmel prächtig, im Farbenſchmucke
Wechſelnd, bekleidet.

Wohl erſchaute mit giftgeſchwellten Augen
Dich, den Schwebenden, von des Himmels Höhen,
Auf der Erde bebend der alte Molch und
Wüthiger geiſernd.

Alſo flogſt du, ein Blitz, in die Gefilde
Nazareths und betratſt der keuſchen Jungfrau
Stille Zelle, froh den Befehl des Königs
Ihr zu verkünden.

Wen ſie jubelnd zuerſt beſinge, zweifelt
Hier die Lyra: die Welt, der Uebel ledig,
Die von Gott befruchtete, hehre Jungfrau
Oder dich Hohen,

Dem der himmliſche Rathſchluß mitgetheilet,
Das Geheimniß des Lichts allein vertraut ward,
Den der Herr der glänzendſten Bothſchaft einzig
Würdig geachtet?

Sey uns innig gegrüßt, o Friedensbothe!
Der mit grünendem Oelzweig in der Rechten,
Unſ'rer Erd', in Dunkel verſenkt, der Erſte
Rettung verkündet!

Hymnus auf den heil. Johannes den Täufer.

Sey, Mutter Kirche! hocherfreut,
Denn ſieh'! es ſtrahlt in Herrlichkeit
Der Täufer früh von Gott geweiht,
Der Chriſto vorlief in der Zeit.

Im Mutterſchooße heilig ſchon,
Jauchzt' froh er auf ob Gottes Sohn,
Noch in der Jungfrau innerm Thron,
Schon ſeiner Liebe höchſter Lohn.

Er floh, noch zartes Knäbelein,
Die Welt, und zog, ſich Gott zu weih'n,
Geführt vom heil'gen Geiſt allein,
Als Eremit in Wüſteney'n.

Die Reiſe, die er früh begann,
Mit einem Pelzlein angethan,
Sie führt auf eng' und ſchmaler Bahn,
Ihn bis zum Himmel hoch hinan.

Ein Engel lebt er keuſch und rein,
Und ließ, den Körper zu kaſtey'n
Sein Mahl in tiefen Wüſteney'n,
Heuſchrecken nur und Honig ſeyn.

Haufen zu werfen, wobey der Ruf ſeiner unglaublichen Thaten faſt mehr that, als dieſe ſelbſt. In dem Charakter keines Eroberers wird man ſo viele tugendhafte Elemente und ſchöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerſtörung Thebens koſtete ihm einen ſchweren innern Kampf. Mit Zuverſicht gab er ſein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber ſchwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und iſt der höchſten, innigſten Freundſchaft fähig geweſen. Er liebte den Hephäſtion ſo, daß er in der Blüthe ſeiner Kraft, und im Überfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über ſeinen Verluſt untröſtlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen ſagen, an die Tugend zu glauben, ſey Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundſchaft eine unnütze Epiſode in ſeinem Leben. Aber darin zeigt es ſich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caeſar dagegen war von ſolchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frey. Doch dieſen Mangel an edlen und ſittlichen Gefühlen hat Caeſar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrſchern gemein. Eine ganz andre Beſchränktheit, die ſeines politiſchen Geiſtes, der Bildung, die er ſelbſt hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Erſatz hätte geben können, ſo wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er dieſe Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, iſt ihm mehr ausſchließend eigen.

Nach dem pharſaliſchen Siege glaubte er, es ſey nun alles geſchehen; und da begann doch eigentlich erſt der

So glänzend als ein heller Stern,
Verkündigte der Tugend Kern
Johannes: Schaaren nah und fern,
Und zeigte Gottes Lamm, den Herrn.

Dann taufte ſeine heil'ge Hand
Den Herrſcher aus des Himmels Land;
Der Täufer ſtaunet liebentbrannt,
Als nun er ſeinen Herrn erkannt.

Und endlich wird in Kerkers Nacht,
Der Freund des Bräutigams gebracht,
Der Chriſti Glauben angefacht,
Und fällt durch des Tyrannen Macht.

Doch ſieh', ein Chor der Engel ſchwingt
Sich ſchnell hinab, das lieblich ſingt,
Und den Geliebten froh umringt
Und drey der Himmelskronen bringt.

Die reichen ſie Johannes dar,
Der ein erhab'ner Lehrer war,
Ein Märtyrer unwandelbar,
Und durch den reinſten Wandel klar.

Sey Vater! hochgebenedeyt,
Dir Sohn! ſey gleicher Preis geweiht,
Und dir o Geiſt! der Troſt verleiht,
Jetzt und in alle Ewigkeit.

An die heilige Magdalena unter dem Kreuze.

(Ode.)

Schmerzlich ſchauend am hohen Kreuz
Dieß geſunkene Haupt, dieſes in tiefem Schmerz
Ausgeſpannete Armenpaar,
Magdalena! erglüht nicht mehr von alter Gluth
Deine liebende Bruſt; es flieht
Von der Stirne der Schnee, fliehet der Roſenſchmelz
Vom gewandelten Antlitz dir.
Wer erkenn'te dich hier, heilige Büßerinn,
Die du Leben dem Tod' entſchöpfſt!
O wie bleichet der Tod, netzet die Thränenfluth
Jetzt die marmornen Wangen dir!
Wie in Seufzern und Schmerz haucheſt dein blühendes
Leben hier du am Kreuze aus!
Magdalena! vernimm Worte des Troſtes: bald,
Bald verſieget der Thränenquell;
Kehrt mit roſigem Licht wieder der dritte Tag,
Bringt er freudige Gaben dir:
Denn die Sonnen, ſo jetzt traurig erloſchen ſind
Durch zwey nächtlicher Tage Friſt,
Sie beſtrahlen dich dann zwiefach mit Himmelslicht.

Hymnus auf die heilige Katharina, Jungfrau und Märtyrinn.

Wonne des Herzens, o ſey mir, zarteſte Jungfrau, gegrüßet!
Höheren Schimmers denn je Pallas, die eiſerne, voll.
Kehrte des Libanons Blätter ich alle in preiſende Zungen,
Nimmermehr prieſen ſie dich, wie es dir, Herrliche! ziemt.
Hoher Beredtſamkeit voll, beſiegte dein Mund die Sophiſten;
Mädchen zärtlich und klein! Männer durchpfeilte dein Witz.
Siehe, Porphirius[1] läßt, der Krieger, den eiſernen Mavors,
Löſend den alten Vertrag, gibt er das Eiſen zurück.
Chriſti heiligen Händen weiht das Gemahl ſich des Cäſars,
Unter dem Schwerte, mit dir, ſtirbt ſie mit Starkmuth den Tod.
Schlangen beſiegteſt du, Heldinn! und Eiſen und Feuer und Räder;
Keine der Foltern bezwang, Heldinn! dein ſtarkes Gemüth.

---

[1] Alſo hieß der Oberſte der Schaaren, welche die Heilige im Kerker bewachten, und welchen ſie, ſo wie früher die, mit ihr zu ſtreiten berufenen Philoſophen, nebſt zwey hundert Söldnern, und ſelbſt mit der Gemahlinn des Cäſars Maximin II, der ſie hinrichten ließ, für Chriſtum gewann, und die ſämmtlich den chriſtlichen Glauben mit ihrem Blute beſiegelten.

Ob dir ſchreckte mit Donnern der Himmel das Haupt der Pelasger,
Und es erbebte die Erd', feurig von Blitzen erhellt.
Ob dir öffnet' der flammende Aether die wolligen Pforten,
Und zerſtiebte das Rad, dich zu zerfleiſchen bereit.
Von dem Schwerte getroffen, entrieſelte, weiſeſte Jungfrau!
Statt des roſigen Bluts, ſchneeige Milch dem Gehirn.
Sey mir, o lieblicher Schutz der weiteſten Erde, gegrüßet!
Deren keuſcheſtem Leib himmliſche Glorie ward.
Denn es ſchwebt' in güld'nem Gefieder, die himmliſche Jugend,
Ihn zu erheben herab aus den ätheriſchen Höh'n.
Schirme, o Heilige! mein Beginnen und lächle mir günſtig;
Höre mein Flehen und ſteh', holdeſte Muſe! *) mir bey!

---

*) Bekanntlich wird die heilige Katharina als Patroninn der ſtudierenden Jugend verehrt.

Auf die heilige Thereſia.

(Ueber ihre Worte: »ich ſterbe, weil ich nicht ſterbe«).

Ihr liebenden Engel! die oben ihr weilet
Und glühet im Himmel, o kommet und heilet
Die bräutliche Seele,
Die ledig der Fehle
Für euern geliebteſten Jeſus erglüht.

Tief hat ſie verwundet mit feurigem Pfeile,
Der Liebling der Seelen zu lieblichem Heile,
Schon glüht ſie im Herzen,
Und ſchmachtet vor Schmerzen,
Erſterbend für Ihn, der verwundet ſie hat.

O Qual, dem verwundeten Herzen gegeben:
Zu lieben und fern dem Geliebten zu leben!
D'rum himmliſche Weſen,
O tröſtet Thereſen,
Die von dem Geliebten ſo ferne vergeht.

Die Gluth den geliebteſten Herren zu ſchauen,
Zu einen ſich Gott in den himmliſchen Auen,
Entflammt ſie mit Liebe,
Daß ganz ſie zerſtiebe,
Da nimmer ertödtend, den Tod ſie ihr gibt.

Doch kommt auch kein Andrer, ſo komm, o Getreuer!
Der ſelbſt ſie entfacht mit ſo glühendem Feuer,
Daß liebeverwundet,
Sie nimmer geſundet,
Komm heile ſie ſelber, die ſelbſt Du verwund't.

Als liebende Braut iſt ſie treu Dir geblieben,
Die alles verlaſſen, Dich innig zu lieben.
Sie ſeufzet in Thränen,
Vor liebendem Sehnen,
Zu Dir will ſie kommen, erhöre ſie mild!

Rhythmus

von den Freuden des Himmels und den neun Chören der Engel.

O welcher laute Jubel wogt und ſchallt,
Im Vaterland, das in den Höhen thront,
Wo Jeſus ewig, wo Maria wohnt,
Und Seligkeit an Seligkeiten wallt!

Engelchöre ſtrahlen oben,
Die den Schöpfer innig loben,
Und in güld'nen Himmelsauen,
Liebentzückt den König ſchauen.

Zithern rührend, Chöre führend,
Flügel ſchwingend, lieblich ſingend,
Blumenkränzend, lichtvoll glänzend,
Vor der heiligen Dreyfaltigkeit.

Heilig, heilig, heilig! rufen
Sie vor ihres Thrones Stufen,
In der hohen Stadt, die Gott erfreut.

Und im Einklang ewig tönen,
Hier in wundervollen Weiſen,
Alle Stimmen Gott zu preiſen,
Der, im Reich des ewig Schönen,
Den verklärten Himmelsſohnen,
Kund Sich gibt in Seiner Lieblichkeit.

Ihn bethen an der Seraphim
Von Lieb' entflammte Chöre,
Ihm bringen dar die Seraphim
Die allerhöchſte Ehre,
Die Thronen ſtaunen ſtumm vor Ihm,
Entzückt im Glanze ſeiner Lieblichkeit.

Der Herrſchaften Chöre folgen dieſen,
So die Fülle ſeiner Huld genießen,
Und die hohen Fürſtenthümer ſchließen,
Sich an ſie in Lieb' und Freudigkeit.

Und der Mächte und der Kräfte Heer,
Führet donnernd durch der Wolken Meer,
Böſe ſchreckend, Gute deckend,
Stets in holdem Ernſt und Freundlichkeit.

Hoch jubelt der Erzengel Chor,
Im Himmelsſaal zu Gott empor,
Mit Engeln im Verein.
Sie ſchützen und belehren,
Sie ſtützen und bewähren,
Hienieden Fromme groß und klein;

Opfern unſer Fleh'n dem Herrn,
Tragen ſeine Gaben fern,
Schirmen treu die Demuth,
Stärken zart die Wehmuth,
Und finden ſich bey frommen Sängern ein.

Laßt uns fromm die Hehren,
Lieben und verehren,
Mit kindlichem Gemüth,
Das im Gebethe glüht,
Und durch Mund und Sitten engelrein.

O hochverklärte Legion!
O lieblich milde Region!
Wo mit Engeln Menſchen ſich erfreu'n!

O Stadt, wo Gottes Friede wohnt,
Die glorreich in den Höhen thront,
Ueberall erhellt von lichtem Schein.

Alle, fern vom Erdentande,
Schweben dort im Vaterlande,
In der Keuſchheit Lichtgewande,
Eins in ſtetem Liebesbande.

Ohne Arbeit, ohne Sorgen,
Nichts iſt ihren Blick verborgen;
Kummer und Verſuchung fliehen,
Freude und Geſundheit bluhen,
Quellen aller Guter ſpruhen!

Wie ſelig iſt dort die Geſelligkeit!
Dort herrſchet ewig die Dreyeinigkeit,
Nur Milde waltet dort und Seligkeit,
Das Licht der Wahrheit ſtrahlt in Ewigkeit!

So rauſche denn der Harfen Feyerklang;
Ihr Heil'gen alle ſingt Ihm Lobgeſang,
Der euch in Seiner Huld ſo hoch erhob;
Singt ewig Gott dem Herren Preis und Lob.
Verherrlicht Seinen heil'gen Nahmen,
Singt ewig Hallelujah! Amen.

ſchwerſte Theil ſeiner Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikaniſchen Formen hatten in der ganzen römiſchen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen erlittenen Erſchütterungen noch ſehr feſt und ſtark. Man kann leicht denken, daß die Verfaſſung der Römer, die bis auf ihre Landſtraſſen und Waſſerleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht ſogar loſe begründet, noch ſo leicht umzuwerfen geweſen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morſche Gebäude über dem Haupte des ſorgloſen Siegers zuſammenſtürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War ſein Fall nothwendig, mußte ſein Entwurf ſcheitern; ſo lag die Schuld alſo an einem innern Widerſpruch deſſelben, der bey ſeiner Vollendung wohl nur aus einem urſprünglichen Mangel ſeines Genius entſpringen konnte.

Caeſar hat während der kurzen Zeit ſeiner ungeſtorten Alleinherrſchaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm ſelbſt Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Weſen mehr monarchiſche, doch aber zwiſchen den alten Formen der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieſer zur Weltherrſchaft angewachſenen einzelnen Staat, ſchonend und weiſe vermittelnde, aber feſt begründete Verfaſſung und organiſche Staatsgeſtaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der ſchönen Rede für den Marcellus an dieſe Pflicht, mit einer Würde und Freymüthigkeit, welche man doch ehren mußte, wenn der Redner ſie nicht durch falſche Betheurungen von Wünſchen für Caeſars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des

Drittes Buch.

Der Bienenſtock.

Durch Deine heil'gen Füße,
Erhebe mich zur Süße
In Deines Himmels Frieden,
Und lenke ſtets hienieden,
  Zu Dir der Füße Lauf.

Dein Kreuz will ich umfaſſen,
Mit Dir am Kreuz erblaſſen;
Es werde mir zum Schilde,
Bey Deines Nahmens Milde:
  Nimm, Jeſu, hier mich auf!

Zweytes Lied.

O alles Guten Gründer!
O Hoffnung aller Sünder!
Wie hangſt Du, Lamm! geduldig,
Am Holze, gleich als ſchuldig,
Mit ſchwankend müden Knien.

Ach, über alle Maßen
Biſt, nackt Du und verlaſſen,
Zum Spott, o Herr! geworden;
Doch gabſt Du böſen Horden
Dich frey zu quälen hin!

Wie ganz haſt Du, entblößet,
Der Knechtſchaft uns erlöſet!
Stiegſt, zu der Knechte Frommen,
Als Knecht an's Kreuz zu kommen,
Du von des Himmels Schooß?

Und wem all' dieſe Blöße?
O Majeſtät, o Größe!
Was ſoll ich Dir, mein Leben!
Für ſolche Liebe geben,
  Die all ihr Blut vergoß?

O hülfreich milde Triebe,
O Wunderkraft der Liebe!
Wohl beugen Himmelsheere,
Die Hölle, Erd' und Meere,
  Mit Recht vor Dir die Knie.

Du kräftigſt, die da wanken,
Du labſt mit Troſt die Kranken,
Erhebſt, die da gefallen,
Die Freyheit bringſt Du Allen,
  Und führſt zum Himmel ſie.

O Liebe unbegränzet,
Die hoch im Tode glänzet,
Durch Deine zarten Sorgen,
Sey einſt ich froh geborgen
  In meiner letzten Noth.

Wie lohne Deinen Schmerzen,
Ich Sünder, hart von Herzen!
Soll nicht ich Jeſu leben,
Der ganz ſich dargegeben,
  Zu retten mich vom Tod?

Wohl zwingt mich Deine Liebe,
Daß ich es nicht verſchiebe,
In Liebe Dir zu leben,
O laß in mir ſie weben,
Und ewig für Dich glüh'n.

Gering iſt was ich leiſte;
Denn Feſſeln ſind dem Geiſte,
Vom Körper ſchwer gegeben;
Doch ſieh mein treues Streben,
Und ſegne mein Bemüh'n.

Drittes Lied.

O guter Hirt, wie müde,
Wie wund an jedem Gliede,
Hängſt — das Du ſelbſt getragen —
Du an das Kreuz geſchlagen,
Und ringeſt mit dem Tod.

O Hände, tief durchſtochen,
Was habt ihr je verbrochen? —
Hängt ihr, o heil'ge Hände,
Ob reicher Himmelsſpende
Am Kreuz ſo purpurroth?

Wie hängt im Roſenſcheine
Der unbefleckte Reine!
Der mild ſein Blut vergießet;
Von ſeinen Händen fließet
Das Heil, den Roſen gleich.

O Hände, trotz den Wunden,
Zu helfen nicht gebunden!
Euch will ich liebend ſchauen,
Euch in der Noth vertrauen,
O Hände mild und reich!

Ihr milden Hände heiltet
Die Kranken, ihr ertheiltet
Den Blinden, Tauben, Lahmen,
Die flehend zu euch kamen,
Geſicht, Gehör und Kraft.

O ſüßer Heiland! wende
Zu mir die heil'gen Hände,
Daß Huld ſie mir ertheilen,
Und meine Seele heilen,
Zum Guten ſo erſchlafft!

Das Blut, das Du vergoſſen,
Sey auch für mich gefloſſen,
O mein Geliebter, bahne
Durch Deines Kreuzes Fahne,
Den Weg zum Himmel mir!

Dich, Herr, an's Kreuz geſchlagen,
Will ich im Herzen tragen;
Mein Können, Wollen, Wiſſen,
Sey auf Dein Kreuz befliſſen,
O feßle, Herr! mich hier.

Die ihr uns ſchuft, o Hände!
Und durch des Blutes Spende
Uns ſchenktet neues Leben,
Was kann ich Aermſter geben,
  Für eurer Wunden Schmerz?

Drum waſche ihre Fehle
In eurem Blut die Seele,
Sich ewig euch zu ſchenken;
O nehmt, in Huld zu lenken,
  Das euch ſich gibt, dieß Herz.

Viertes Lied.

O aller Sühne Quelle!
Wie hängſt an dieſer Stelle,
Durch ſchwere Geißelhiebe,
Du blutig, meine Liebe!
Am purpurfarb'nen Kreuz!

Wie ſtrömt aus Deiner Seite,
Daß Heil ſie uns bereite,
Die Roſenfluth in Schmerzen,
Bethauend trockne Herzen
Mit ſüßem Liebesreiz!

Zu treuem Glauben führte,
Als Thomas ſie berührte,
Ihn dieſe Seitenwunde,
Die uns ſo treue Kunde
Von Deiner Liebe gibt.

Drum Jeſu, laß mich Bangen,
Mit Liebe ſie umfangen,
Du rufeſt ja die Sünder,
Die Du, o Herzergründer!
Bis in den Tod geliebt.

O Quell, der ſüß erquicket,
Und Satans Gift erſticket!
Kommt Dürſtende und trinket!
Seht, wie der Born euch winket,
Der Leben euch verleiht!

Trinkt mit des Herzens Munde
Aus dieſer heil'gen Wunde!
Den Durſt der Erde ſtillet
Der Trank, der hier euch quillet,
Und euch dem Himmel weiht.

O Wonne, die hier ſprießet!
Geſchmack, der alles ſüßet!
Das Herz, das Dich genießet,
O Jeſu mein! zerfließet
Ob Deiner Lieblichkeit.

Zu Deiner Seite ſtehe
Ich, Herr! in Deiner Nähe;
Gib, daß ich hier verweile,
Dann fürchte Satans Pfeile
Ich nicht im letzten Streit.

Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verſchwörung wußte; denn daß er die heilſame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anſchließt, daß er den Caeſar ſo glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caeſar gekonnt, was Cicero, Rom und die Menſchheit laut und ſchweigend von ihm forderten, ſo würde er es ſicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politiſche Kraft und Geſchicklichkeit und einen ſolchen Verſtand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthey zu ſeyn; aber durchaus gar kein geſetzgebendes, oder organiſch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraſchender Mangel zeigt ſich beym Caeſar, ſobald es über die Gränzen jenes Partheykampfs hinaus geht. Selbſt da er auf der größten Höhe ſeiner Macht ſtand, und noch neu, zuerſt als Sieger nach Rom kam, machte er ſich in ſechs, ſieben Tagen jener Menge ſelbſt, deren Sache er zu führen vorgab, ſo verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen ſchöpfte. Er fand den hartnäckigſten Widerſtand, und geſteht ſelbſt, daß er ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlaſſen müſſen. Und was durften ſich nicht die Republikaner, ſelbſt nach ganz beendigtem Kriege, eben um ſeines Übermuthes willen gegen ihn erlauben? Es iſt daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politiſche in ſeinen beynahe nur militäriſchen Geſchichtsbüchern immer nur ſo beyläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze ſeines Heeres oder als Haupt einer Parthey im politiſchen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüber-

Verbirg in dieſer Wunde
Mein Herz in jener Stunde,
Auf daß es gänzlich heile,
Und friedlich ruhend weile
Geſichert vor dem Feind.

O laß es dort in Hulden,
Befreyt von allen Schulden,
Den grimmen Leu'n entkommen,
Und führ' es zu den Frommen,
Im Himmel Dir vereint.

Fünftes Lied.

O Licht und Himmelszierde!
Laß, Jeſu, meine Würde!
Nicht pochen mich vergebens,
Hier an dem Thor des Lebens,
An Deiner heil'gen Bruſt!

Hier thront, in Knechtes Hülle,
Der höchſten Tugend Fülle,
Hier quillt der Troſt der Armen,
Das reichlichſte Erbarmen,
Der Engel höchſte Luſt.

Es läutern meine Triebe,
Die Gluthen ſüßer Liebe,
Die in der Bruſt Dir ſprühen,
Laß, Jeſu! ſie erglühen,
Für Dich, o höchſtes Gut.

Laß meine Bruſt erneuen,
Und durch die Deine weihen,
Daß rein und froh, in Stärke,
Sie, ſtandhaft, gute Werke
In hoher Liebe thut.

O Bruſt! mit Himmelsmilde
Bethau'ſt Du die Geſilde
Der Herzen, die Dir dienen;
O laß in uns ergrünen,
Des ew'gen Lebens Frucht!

O Glanz und Licht und Leben,
Der Du Dich freu'ſt zu geben:
Es ſtrömen Deine Gaben,
Die Dürftigen zu laben,
Die liebend Dich geſucht.

O ſüße Bruſt! gewähre,
Daß ich mich treu bekehre,
Daß ledig ich der Sünde,
In Liebe überwinde
Die Welt und ihre Luſt.

O ew'ger Weisheit Quelle!
Mit Himmelsgluth und Helle,
Beſtrömeſt Du und Segen
Den Jünger, einſt gelegen
An Dir, o milde Bruſt!

Hier quillt die Huld beſtändig,
Hier wohnet Gott lebendig,
Hier iſt der Siz der Schonung,
Hier in der Liebe Wohnung,
Thront die Dreyeinigkeit.

O heil'ger Gottes-Tempel,
Licht, Wahrheit und Exempel!
Laß froh uns mit den Deinen,
Im Himmel einſt vereinen,
Bey Dir in Ewigkeit.

Sechstes Lied.

Sey, göttlich Herz! gegrüßet,
Das alles Leid verſüßet,
Dich will mein Herz umfangen,
Nur Du biſt ſein Verlangen,
O milder Gottesquell!

O Herz! von Huld durchdrungen,
Hat Liebe Dich gezwungen,
Unwürdigen Geſchöpfen,
Dich alſo zu erſchöpfen,
O unverſiegter Quell!

Wie geizig, grauſam, ſchaurig,
Warſt du, o Tod! wie traurig,
Der Jeſu ſelbſt nicht ſchonte,
Und — wo nur Liebe wohnte —
Das ſüße Herz ihm brach.

O Jeſu! unverſchuldet
Haſt Du für mich geduldet;
Drum folge ſtets in Treue,
Und ſüßer Liebestreue
Mein Herz dem Deinen nach.

O aller Herzen Prüfer!
Durchdringe immer tiefer
Mein Herz mit Deiner Liebe,
Auf daß es flammend liebe,
Dich, ſeinen Herrn und Gott.

Wohl fühlt, wer wahrhaft liebet,
Daß nichts die Liebe trübet;
Sie würde tauſend Leben,
Für den Geliebten geben;
Sie triumphirt im Tod.

Ja, alles überwindet,
Die Liebe feſt begründet,
Und des Geliebten Willen,
Mit Freude zu erfüllen,
Hemmt nichts auf Erden ſie.

Was ich vor allem ſinne,
Iſt, daß ich Dich gewinne.
O Wonne, nie empfunden,
So Jeſum ich gefunden!
Ich laß' ihn ewig nie.

Thu auf Dein Herz zum Heile,
Daß dort mein Herz verweile;
Laß Jeſu, dort es bleiben,
Und nie von dannen treiben,
Von Satan, Fleiſch und Welt.

Es will Dein Herz erwerben,
Dort will es ruh'n und ſterben;
Nichts kann die Welt ihm geben,
Nur Jeſu will es leben,
Der einzig ihm gefällt.

Klagen der Liebe.

I.

Seufzer.

Es ſeufzt dieß Herz ſo trübe,
Und weiß doch nicht warum;
Wohl ſeufzet es vor Wehe,
Doch iſt es ewig ſtumm.

Was ſeufzeſt du ſo bange?
Gib Antwort Herz, und ſprich!
Es klagt: nach Gott verlange,
Nach Jeſu ſeufze ich!

Gilt Ihm dein treues Sehnen,
O dann erſeufze ſeyn,
Und liebe immer Jenen,
Der dich geliebt ſo treu.

Erſeufze und erglühe,
Nach Jeſu für und für,
Und bey Maria blühe
Der Hoffnung Blume dir.

Mit Seufzern Ihn verwunde,
Der dich ſo tief verwundt,
Und hoffe froh zur Stunde,
Aus ganzem Herzensgrund.

Auf, meine Seufzer! eilet,
Sucht Jeſum lieb und hehr,
Zu Seinen Füßen weilet,
Und fernt euch nimmermehr.

Sagt, daß ein Herz voll Liebe,
Als Bothen euch geſandt,
Und macht der Sehnſucht Triebe,
Dem Mildeſten bekannt.

Daß nicht nach Wunſch es liebe,
Iſt, was das Herz Ihm klagt.
O eilt, denn treuer Liebe,
Hat Gott noch nichts verſagt. *

II.

Wehmuth.

O Wald! ſo öd' und dunkel,
Wie ſtimmen deine Schauer,
Geſellig in der Trauer,
Die nie verläßt dieß Herz.

O Freundlicher! erbarme
Dich alſo meiner Plagen,
Und laß nach Luſt mich klagen
Und ſeufzen meinen Schmerz.

Wohl klag' ich ſonder Ende,
Da, wie ich auch mich winde,
Ich Jeſum nimmer finde;
Ach! nirgend zeigt Er Sich.

Wo biſt Du, mein Geliebter?
Wie biſt Du, mein Verlangen,
So fern von mir gegangen
Und ließeſt elend mich?

windliche Gewalt und war einzig groß; nicht ſo aber als oberſter Lenker eines großen Staats in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrſchen.

Wenn ein Mann das Ziel aller ſeiner Wünſche und den höchſten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; ſo kann man aus dieſem Ziele ſelbſt die eigentlichen Gegenſtände und den Umfang ſeiner Neigungen am beſten vollſtändig kennen lernen. Da geſchieht es denn oft, daß wer nur von göttlich hohen Beſtrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich ſtill wird, und nun keine Wünſche mehr hat, weil ſeine nächſten Begierden befriedigt ſind. Die Gränzen der Neigung ſind ein ſicherer Maaßſtab der Kraft; denn, was der Menſch recht vollſtändig kann, das will und wünſcht er auch dauernd. Caeſar hat das äußerſte Ziel ſeiner Wünſche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebensſatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloſes höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Überdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die beſtehende Fortdauer ſeines Glücks; eine reine Lebensſättigkeit war es, ohne Wunſch und Furcht, bey der er immer heiter, ja ſogar ausgelaſſen fröhlich blieb; das bloße Gefühl, daß er am Ziel ſey. „Ungern, ſagt Cicero, habe ich Dein höchſt erhabenes und höchſt weiſes Urtheil gehört: „Du hätteſt zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt. Genug, wenn du willſt, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meynſt, hinzuſetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigſte iſt, für das Vaterland, gewiß noch viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, dieſe Einſicht

Wo iſt die Zeit, o Treuer!
Als ſüß in meiner Wildniß,
Dein göttlich ſchönes Bildniß
Mir Tröſtung war und Raſt;

Als Du in ſüßem Schlummer,
Mein Herz, Dir einzig offen,
Mit Liebe erſt getroffen,
Und dann genommen haſt,

Als ich von Liebe glühend,
In Seufzern bin gegangen,
Und liebend, mein Verlangen,
Der Liebe nur begehrt!

Doch weh'! wie ſchnell gewandelt
Ward Ruhe in Gewitter,
Das ſüße Licht ward bitter
In dunkle Nacht verkehrt!

Ich bin, wohin ich blicke,
Von Schauern nur umrungen,
Von Furcht bin ich durchdrungen;
Ach! alles gibt mir Schmerz.

O wehe mir! ich ſchaue
Verlaſſen mich, alleine,
Und finde, wie ich weine,
Für mich kein tröſtend Herz.

Es quält der Tod mich grauſam,
Und will mich doch nicht morden;
Er ſchließt mir alle Pforten,
Kein Ausgang zeigt ſich an.

Weiß nicht wohin entfliehen;
Wer kann mir Hülfe geben,
Da Der mich flieht, der Leben
Allein mir geben kann.

Geliebter mein! erſcheine;
Komm, der Du mich verlaſſen,
O ſieh! wie ich erblaſſen
Vor Sehnſucht muß nach Dir!

Komm, Dich mit mir zu ſühnen,
O komm zurück, mein Leben!
Haſt Wunden mir gegeben,
So gib auch Heilung mir.

Wohl haſt Du Grund zu fliehen,
So mich als meine Klage:
Doch ſieh, mein Gut! ich trage
Stets Deine Feſſeln noch.

Und ob Dein Herz verzeihend
Mich nimmermehr erhöre:
So wiſſe, Dein gehöre
Und bin ich ewig doch.

Dich lieb' ich, ob auch Fel[illegible]
Ich mich vor Dir erblicke,
Flieh wie Du willſt zurücke,
Dir folg' ich ewig doch.

III.

Liebe.

Fahre, ſchnöde Welt von hinnen,
Nimmer bin ich fürder dein,
Meines Herzens ganzes Sinnen,
Jeſu weiht' ich es allein.

Mit ſo ſüßen Liebesgluthen,
Hat der Milde mich entzückt,
Daß nach nichts erſchaff'nem Guten
Meine Seele fürder blickt.

Dich, o Jeſu! ſüßes Leben!
Will ich einzig, will nur Dir,
O mein Gott! mich ganz ergeben,
Schalte, wie Du willſt, mit mir.

Deine Liebe nur kann retten,
Mich aus dieſes Lebens Schmerz;
Ach! ich fühl' es, deine Ketten,
Sie umſchlingen ganz mein Herz.

Quell des Lebens! nichts vertreibet
Mehr von Dir die Seele mein;
Seit Du ſie verwundet, bleibet
Ewig ſie als Beute Dein.

Ob ich Aermſte auch nicht würdig
Dich, mein Gott, zu lieben ſey:
Biſt Du, Theurer! dennoch würdig,
Daß Dich Alle lieben treu.

Gib mir alſo jene Liebe,
Die Du, Herr! verlangſt von mir;
Denn zum Sold für meine Liebe
Will ich Liebe nur von Dir.

Milder Gott, mein Alles! ſtille
Meine Sehnſucht denn nach Dir;
Sieh', von heute iſt Dein Wille
Freude ſtets und Wille mir.

Komm, o Gott! o komm, verwunde
Dieſes Herz, es iſt Dein Gut;
O laß ſterben mich zur Stunde,
Flammend in der Liebe Gluth.

Bräutigam, geliebtes Leben!
Dich nur lieb' ich, ewig Dich;
Liebe, Liebe iſt mein Streben,
Laß vor Liebe ſterben mich.

IV.

Thränen.

Ich überſchaute vom Gipfel
Babylons ſtrömende Flüſſe,
Und meiner Thränen Ergüſſe
Bethauten wie Perlen das Gras.

So ſaß ich, deiner, o Sion,
Gedenkend in herzlichem Sehnen,
Und reichlicher quollen die Thränen,
Ob ſüßer Erinnerung mir.

Ab legt' ich die Feyergewande,
Mich in Klagen und Trauer zu kleiden,
Und hing an grünende Weiden
Mein tonreiches Saitenſpiel auf.

Ich weiht' es der ſehnenden Hoffnung,
Die einzig in dir mir erblühte;
Die Liebe, die dorten mir glühte,
Entriß mir verwundend das Herz.

Ich flehte zu ihr: mich zu tödten,
Ich mußte an Wunden verbluten;
Verzehrten mich auch ihre Gluthen:
Ich ſtürzte mich willig hinein.

Nun war mir der Vogel entſchuldigt,
Der um Tod in den Gluthen geworben;
Denn ich lebte, mir ſelber erſtorben,
In Dir nur auf's neue mir auf.

Nur um Dich bin ich ſelbſt mir erſtorben,
Nur um Dich kehrt' zurück ich in's Leben;
Denn Tod hat und Leben gegeben
Mir allein der Gedanke an Dich.

Es ſchlug, wo gefangen ich lebte,
Die Freude der Fremden mich nieder,
Sie verlangten zu hören die Lieder,
Die im lieblichen Sion ich ſang.

»O ſing' eine Hymne von Sion!
Laß hören bey harfnendem Schlage,
Auf fremdem Boden die Klage,
Die trauernd um Sion du ſingſt.«

Die Freude in Sion nur ſing' ich,
In Vergeſſenheit würd' ich ſie ſetzen,
Könnt', Fremdling ich hier, mich ergetzen,
Wie dorten in freudiger Luſt.

Mir klebe am Gaumen die Zunge,
Mit der ich dieß klage, zum Lohne:
Vergeſſe ich, wo ich nun wohne,
In fremden Gebiethe, dich je.

O Sion! um lockende Freuden,
Die Babylons Boden mir triebe.
Vergiß, meine heißeſte Liebe!
O vergiß, meine Hülfe! auf mich.

Umſchwebet mich nicht dein Gedanke,
Wie ſehr mich auch Freuden umwehen,
Kann irgend ein Feſt ich begehen,
Nicht denkend der Feyer in dir.

Unſelig, o Babylons Tochter,
Und elend biſt du zu nennen!
Glückſelig der Den wird bekennen,
Der zu züchtigen bald dich erſcheint.

Deiner Hand entreißt Er die Reinen,
Sie auf Chriſti Felſen zu ſetzen,
Auch mich, der um Ihn dein Ergetzen
Verließ, und dich trauernd beweint.

V.

Sehnſucht.

Hört Bürger! hoch im Himmelsſaal,
Ihr Engel hört mein Fleh'n!
Eilt, mir in dieſem Thränenthal
Verbannten, beyzuſteh'n.

In höchſten Wonnen lebt ihr frey,
Von Banden ich beſchwert,
Bedenkt nun ob's ein Wunder ſey,
Wenn Sehnſucht mich verzehrt.

Wie tief iſt, ach! der Seele Pein,
Die Jeſum noch nicht ſieht:
Auf Erden fern von Ihm zu ſeyn,
Nach dem ſie liebend glüht.

Deß ſucht den Bräutigam die Braut,
Im Mittag, mit Gewalt,
Den gläubig ſie indeſſen ſchaut
In myſtiſcher Geſtalt.

Glaub', Hoffnung, Liebe ruft Ihm zu:
Wo eilſt Du Jeſu! hin?
Rabbeni! ſprich, wo wohneſt Du?
Was eilſt Du fern zu zieh'n?

Was weineſt, treue Seele! du,
Daß jetzt ich ferne bin?
Voraus kehr' ich der Heimath zu,
Dort blicke ſeufzend hin!

Hilf deinen Brüdern liebevoll,
Bald wird dich Lohn erfreu'n,
Der Himmelsthau der Gnade ſoll
Im Elend Troſt dir ſeyn.

Ich kehre zu des Vaters Thron,
Und ſende Seinen Geiſt,
Daß ſchon hienieden du im Sohn,
Dich immerdar erfreu'ſt.

denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unſre Unkoſten ein Weiſer ſeyn. Denn ich muß es oft hören, daß du daſſelbe immer wiederhohlſt: „Du bedürfeſt des Lebens nicht weiter.“ Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebteſt, oder nur für dich gebohren wäreſt. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, biſt du ſo weit von der Vollendung der größeſten Werke entfernt; daß du noch nicht einmal mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig biſt.“ So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caeſar nichts mehr wünſchte, hatte er gewiß alles gethan, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, ſo wie das Streben des Geiſtes beſaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die ſinkende Größe des römiſchen Volks zu retten? — Selbſt die leichteſte Auflöſung der ſchweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchiſche Staatsgeſtaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leiſe einen andern, der jetzigen Beherrſchung angemeßnern Sinn unterzuſchieben, das ganz Morſche aus dem frühern Leben in der Stille bey Seite zu ſchaffen, das blos Schadhafte zu beſſern, zu ſtützen und neu zu übertünchen, ſchien ja ein ſo verdienſtvolles Werk, daß der verſteckte und verſtellte Charakter, der das Glück und den Verſtand hatte, es zu vollenden, beynahe von der Geſchichte ſelbſt unter die Götter verſetzt worden iſt. Der neue Stifter des größeſten Staats, der neue Bildner des erhabenſten Volks zu ſeyn, dazu fehlte dem Caeſar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weiteſten Sinne des Worts,

Die dunkle Nacht.

Entflammt von Liebesqualen,
Als ſchwarz die Nacht einſt wehte,
O Glück, das ich erlebte!
Ging unbemerkt ich aus,
Als Ruhe ſchon befriedete mein Haus.

Wohl auf geheimer Stiege,
Vermummt, mit ſicherm Schritte,
Ging durch des Dunkels Mitte,
O Glück! ich heimlich aus,
Als Ruhe ſchon befriedete mein Haus.

O ſeligſte der Nächte!
Verborgen, ſah mich keiner;
Mein Führer war nur Einer,
Ein Licht, durch das ich ſah:
Des Herzens Flamme wies mir was geſchah.

Sie führte mich gewiſſer
Denn Mittagsſonnenfeuer,
Zur Stätte wo mein Treuer
Mein harrete allein.
In dieſe Stätte drang kein Andrer ein.

O Nacht, ſo hold wie nimmer
Das Morgenroth erſcheinet!
O Nacht, die du vereinet
Dem Bräutigam die Braut,
Die umgewandelt ſich in Ihm erſchaut!

Mein Herz Ihm treu und gänzlich,
Bewahrt zum Blumenbette,
War Seine Schlummerſtätte,
Wo liebend ich Ihn hielt,
Indeß die Ceder mit den Lüften ſpielt!

Aurora's Haar in Lüften,
Es weht zur Morgenſtunde,
Da fühlt' ich eine Wunde,
Am Hals von lichter Hand.
O der Entzückung, die ich da empfand!

Ich lehnt' an den Geliebten
Mein Antlitz liebetrunken,
Und — alles war verſunken.
Ich ſchwand mit allem hin,
Die Sorgen ließ ich unter Lilien blüh'n.

Die bräutliche Seele.

Nach den Worten des heiligen Bernhardus: »Der Knecht fürchtet, der Miethling hoffet, der Sohn verehrt; ich aber, da ich Braut bin, ich liebe zu lieben, ich liebe geliebt zu werden, ich liebe die Liebe.«

Das Leben der Braut iſt der Liebe nur eigen,
Sie dient dem Geliebten alleinzig aus Liebe;
Sie fürchtet nur einzig daß nicht ſie betrübe,
Mit minderer Liebe Sein liebendes Herz.

Die größte der Strafen die je ſie befürchtet,
Iſt, daß ſie vermiſſe des Göttlichen Liebe;
Sie hofft nicht des Lohnes, ihr Lohn iſt die Liebe,
Die Liebe iſt Hoffnung der Liebe allein.

Doch nimmer genügt es der bräutlichen Seele
Zum Frieden, den Bräutigam mäßig zu lieben;
Den blumigſten Flor, den die Liebe getrieben,
Ihn ſucht die Geliebte mit Innigkeit auf.

Halt ein, o kalter Nordwind!
Komm Süd', der Liebe weckt, im Blumenkleide,
Den Garten zu durchwehen,
Daß Düfte ſich ergehen,
Und mein Geliebter unter Blumen weide.

Der Bräutigam.

In den erſehnten Garten,
Den lieblichen, iſt ſchon die Braut gegangen,
Sie hat den Hals geneiget,
Und ruhet ſanft gebeuget
Auf des Geliebten Armen nach Verlangen.

Sieh, unterm Apfelbaume
Biſt du vermählt mir worden und erkoren.
Daß ich dein Heil vollbrächte,
Gab dort ich dir die Rechte,
Wo deine Mutter ihren Kranz verloren.

Ihr Vögel, leicht befiedert,
Ihr Löwen, Hirſch' und Reh', die ſchnell ihr ſpringet,
Ihr Berge, Thäler, Fluthen,
Ihr Ströme, Winde, Gluthen,
Und Schrecken, die der Nacht ihr Schauer bringet;

Bey ſüßen Leyertönen,
Und der Syrenen Sang ich euch beſchwöre:
Entfernet Zorn und Schauer,
Berühret nicht die Mauer,
Daß nichts die Braut im ſüßen Schlummer ſtöre.

Die Braut.

Ihr Nymphen aus Judäa,
Indeß die Ambra raucht im Roſengarten,
Auf milden Blumenbeeten,
Sollt nimmer ihr betreten
Hier unſ're Schwell', und in der Vorſtadt warten.

Verbirg Dich, o Geliebter!
Dein Antlitz wende, die Gebirg' zu ſchauen:
Verrathe keine Spuren,
Da ſich vielmehr die Fluren
Von jener, die da ſtreift auf fremden Auen.

Es kehrt die weiſe Taube
Zur Arche, mit dem Zweig von Laub umwunden;
Schon hat im grünen Schatten
Des Ufers ihren Gatten,
So ſehr erſehnt, die Turteltaube funden.

Er lebte in der Oede,
Wo, einſam niſtend, er die Taube führet;
Denn einſam hat die Wunden
Der Liebe dort empfunden
Der Einzige, den ihre Treue rühret.

Erfreu'n wir uns, Geliebter!
Laß uns in Deiner Schöne uns beſchauen,
Auf Bergen oder Hügeln,
In klaren Waſſerſpiegeln
Und dringen tiefer wir in grüne Gauen.

Und geh'n wir dann ſelbander
In Felſenhöhlen, welche dorten winken,
Wohl ſind ſie dort verborgen,
Dort wollen, fern der Sorgen,
Wir von dem Moſte der Granaten trinken.

Du wirſt mir dorten zeigen,
Was meine Seele fleht in ſanfter Klage;
Dort wirſt Du ſchnell mir geben,
O meines Lebens Leben!
Was Du mir gabſt an jenem andern Tage:

Den ſüßen Hauch der Lüfte,
Der Nachtigall Geſang aus tiefem Herzen,
Den Wald und ſeine Gäſte,
Bey nächtlich ſtillem Feſte,
Die Flamme, die verzehret ohne Schmerzen.

Und niemand ſah ſie fürder,
Nicht Aminadab ließ ſich fürder ſehen;
Das Heer war abgezogen,
Und in des Meeres Wogen
Sah man die Reiter ſchleunig untergehen.

Die, über die Schöne Gottes entzückte, Seele.

Mag wer da will außer Gott etwas lieben,
Ihm hab' ich ganz mich auf ewig verſchrieben.
Unendliche Liebe!
Was ſuchen die Triebe
Des Herzens, wenn, ewige Liebe! Dich nicht?

Wo kann ſich mit höherer Liebe Gewalten,
Den Herzen je größere Schöne entfalten?
O ewige Schöne!
Es faſſen die Söhne
Des ſeligen Himmels Dich ewig nicht ganz!

Ihr Seelen! die thöricht ihr ringt mit Beſchwerde,
Nur liebend erlogene Schöne der Erde,
Wollt nie ihr erſehen,
Daß ewig nur Wehen,
Nicht Frieden die irdiſche Liebe euch gibt?

O liebt, die euch rufet, die ferne ihr bliebet:
Die ewige Schönheit, die innig euch liebet.
O welches Entzücken
Wird bald euch beglucken,
Wenn Gott ihr gefallend, zu lieben Ihn wißt!

O Seelen, von göttlicher Liebe entzündet!
Erzählet ob Wahrheit dieß Lied nicht verkündet.
O kündet den Frieden,
In dem Er hienieden
Auf Erden ſchon ſelig in Liebe euch führt.

Was werdet ihr ſeligen Seelen erſt ſagen,
Wird liebend Er euch in den Himmel einſt tragen,
Wo ohne den Schleyer
In ewiger Feyer
Ihr Seine unendliche Schöne erſchau't!

O kehrte auf's Neue zurück mir das Leben,
Ihn ewig zu lieben nur würde ich leben;
Doch Ihn nur zu lieben
Sey, was mir geblieben
An irdiſchem Leben, getreulich beſtimmt.

Biſt, Lieblichſter! Du mit dem Bunde zufrieden?
So ſey mir denn flammende Liebe beſchieden!
O biethe die Hände
Mein Jeſus! und ſpende,
Was flehend ich ſuche, mir Liebe zu Dir.

Mehr liebſt Du mich, als ich zu lieben Dich ſcheine;
Suchſt mehr meine Liebe, als je ich die Deine;
Schon haſt Du, mein Leben!
Dich ganz mir gegeben,
Auch bin ich auf immer und ewig nun Dein.

Die Seele ſucht den Geliebten.

»Zeige mir an, den meine Seele liebt, wo du weileſt, wo du im Mittage liegeſt.«

(Ode.)

Braut, gehabe dich wohl, ſprachſt Du, und fernteſt Dich;
Ueber Wolken und Wind ſiegte Dein Flügelſchritt.
Ach, wo weileſt Du, Jeſu!
Sieh die Sehnſucht erglüht nach Dir!

Glühend ſenget der Tag mitten vom Himmelsdom,
Selbſt der güldenen Saat ſchonet der Schnitter jetzt;
Bunte Vögel und Hirten
Zieh'n mit Heerden in's kühle Thal.

Ach! wo dämmert das Land, dämmert Dein Aufenthalt,
Wo iſt, Jeſu! der Ort, welcher in Schatten Dich,
Dich in dichteſten Wäldern,
Meinem ſehnenden Blick entzieht!

das konnte er; nicht bloß mit dem Schwerdt, ſondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der geſellſchaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verſchlagenheit die Menſchen einzeln und in der ganzen Maſſe unter ſich beugen, an ſich reißen und feſſeln, und nach ſeinen Abſichten lenken; und das war ſein eigenthümliches Talent, worin Caeſar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden iſt.

Moderne Sophiſten irren ſehr, wenn ſie dem Caeſar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch ſein Beyſpiel vielleicht beſtätigen wollen: als ſey die Alleinherrſchaft ihm nur Mittel geweſen, um ſeiner unbegränzten Menſchenliebe Genüge zu leiſten, und die allgemeine Glückſeligkeit nach dem ganzen Maaße ſeiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen ſelbſt, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war ſein letzter Zweck. Es war einer ſeiner Lieblingsentwürfe einen Tempel des Mars zu bauen, ſo groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend iſt für dieſe Seite ſeines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es ſich nicht verſagen, gegen alle politiſche Klugheit, ſelbſt über römiſche Bürger auf eine Weiſe zu triumphiren, welche alle, die noch römiſch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beſchränkte ſich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinſten Dingen um ihrer ſelbſt willen liebte, alles Ungeſchickte haßte, und das Claſſiſche, nicht weil es wahr, gut, ſchön und gerecht, ſondern weil es in ſeiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte ſittliche Güte,

Wüßt' den Raſen ich, wo jetzt Du ermüdet liegſt,
Welcher liebliche Weſt mild Dich umfächelnd küßt,
Welches Bächlein in ſanftem
Murmeln Schlummer Dir, labend, rauſcht!

Ach! der Fluthen Gebraus wecke Dich nimmer auf.
Meiner Thränen Erguß miſche dem Bächlein ſich,
Meine glühenden Seufzer
Sich den kühlenden Lüften bey!

Die Seele findet den Geliebten in der Krippe.

1.

Du Fürſt der Himmel ſtiegſt vom Sternenkreiſe
In dieſe Kluft, bey Wintersfroſt und Eiſe!
O auserwähltes, ſüßes Kind!
Wie zitterſt Du in Nacht und Wind,
Wie zahleſt Du mit Schmerzen:
Daß, Gott! Du mich geliebt mit mildem Herzen!

O Kindlein, das die Welt erſchuf! — Dir, Armen!
Gebricht's an Gluth und Windeln zu erwarmen!
O trautes Kind, wie inniglich
Ergreift ſo tiefe Armuth mich!
Die liebend mich durchglühet,
Da Liebe Dich in dieſe Armuth ziehet!

Dich fernend aus des Vaters heil'gem Schooße,
Kamſt Du zu dulden hier auf kaltem Mooſe!
O ſüße Huld, die tief mich rührt!
Wohin hat Liebe Dich geführt?
Warum, ob meinen Schulden,
Willſt, ſüßer Jeſus! Du ſo viel erdulden?

Doch wollteſt ſelbſt, zu leiden, Du erſcheinen,
Was klagſt Du nun, warum dieß ſtille Weinen?
O Gott, geliebt herzinniglich!
Mein Jeſus! wohl verſteh' ich Dich,
Ich ſeh' es, Herr! mit Zagen,
Nicht Trauer, Liebe nur erzwingt Dir Klagen.

Du klagſt, daß, nach ſo unermeßner Liebe,
Ich Undankbarer, Dich ſo wenig liebe!
O ſüße Wonne meiner Bruſt!
War ſo Dir einſt von mir bewußt,
So weine nicht mehr trübe,
Da, Trauter! ich Dich ewig, ewig liebe.

Du ſchläfſt, mein holder Säugling! aber nimmer,
O nimmer ſchläft Dein Herz, treu wacht es immer.
O ſprich, mein Silberlämmelein!
Was denkſt Du jetzt, Geliebter mein,
O Liebe ſonder Gleichen?
Für Dich, ſprichſt Du, im Tode zu erbleichen!

Für mich haſt Du dem Tode Dich verſchrieben!
Und And'res könnt' ich außer Dir noch lieben?
Maria, ſüße Hoffnung mein!
Weiß ich Dein holdes Jeſulein
Nicht inniglich zu lieben,
O liebe dann für mich mit zarten Trieben!

II.

An das Kindlein Jeſu in der Krippe.

Wie biſt Du theuer mir, o Jeſu mein!
So würdig Aller Liebe zu empfangen!
Wie würde mir der Tod willkommen ſeyn,
Für Dich, der in den Tod für mich gegangen!
Es fahre hin, o Welt! dein falſcher Schein,
Dieß Kindlein hält in Liebe mich gefangen;
Dich lieb' ich, Gott! der Du geliebt zu werden,
Ein Kindlein wurdeſt mir zu Lieb' auf Erden.

Dich friert, mein Trauter! aber angefacht
In Deinem Herzen glüht für mich die Liebe;
Die Liebe hat zum Säugling Dich gemacht,
In dieſe Schmerzen führte Dich die Liebe;
Sie hat in dieſe Bande Dich gebracht,
Gefangen hält Dich, meinen Herrn, die Liebe:
Sie ſchaut, wie ſtandhaft Du und ſtark nicht weicheſt,
Bis Du für mich im bittern Tod erbleicheſt.

III.

Die Gewalt der Liebe.

Wer, erhabenes Kindlein! Dich
Hier in Linnengewand dürftig gekleidet ſiehſt,
Klage ſeufzend, und ſchluchze laut.
Ach, du Milder! wie engt grauſam der Liebe Macht
In dieß ſchmähliche Haus Dich ein,
Der in ſterniger Burg, ſtrahlendes Licht gewohnt,
Hoch auf glänzenden Wolken fuhr!
Ob die Liebe, im Kampf, feuriger Pfeile Gluth,
Ob ſie Kolben und Schwert beſiegt,
Kennet wild ſie und roh, dennoch die Sitte nicht,
Noch, der Königen ziemt, den Glanz.
Jene ſiegende Gluth, welche Dich überwand,
Unbeſiegbar, wie nennt ſie ſich?
War's die Fackel aus Pech, war es die Weihrauchsgluth,
Oder zündend des Blitzes Strahl?
Dieſer, dieſer allein gleicht ihr an Allgewalt,
Jede mindere Flammenkraft
Hält der Liebe Gewalt nimmer des Ruhmes werth.

Wer auf Erden, im Himmel wer
Iſt der Herrſcherinn gleich? Alles beſieget ſie.
Sie, die himmliſche Lenkerinn,
Zeigt der Siegestrophä'n eben ſo viele, denn
Sie gewaltig der Feſſeln gab.
Siehe, Gott iſt ein Kind! Aehnlich dem Säugling zwingt
Sie in ärmliche Windeln Ihn.
Wer ſpricht fürder, da ſelbſt ſchweigend das Wort verſtummt,
Da verarmet der König liegt,
Der mit purpurnem Gold alle Geſtirne deckt!

Die Seele verfolgt die Spuren des Geliebten.

»Wer gibt mir Dich, als meinen Bruder, die Brüſte meiner Mutter ſaugend, daß ich draußen Dich finde?« (Hohe Lied. 8.)

Welche Ferne birgt, o geliebtes Kind! Dich?
Wie entſchwebteſt, Holdeſter! Du den Augen?
Wo biſt, ſüßer Knabe! Du hingeflogen?
Haſt Du etwa, Bethlehems Kluft verlaſſend,
Fern des Niles gaſtliche Flußgeſtade
Eingetauſcht, die ſeligen! für die Krippe?

Hemmten auch mich aller Gebirge Gipfel,
Daß ich dem verſchwundenen Knäblein folgte:
Schneller denn die Wolken, denn Sturmeswinde,
Flieg' ich durch verwachſene Dornenſteppen,
Durch die Oeden, über die Felſenklüfte,
Und durch dichtbelaubete Eichenwälder.

Oder kehrt' er von den verhaßten Thalen,
Aus dem pharaoniſchen Reich zum ſtillen
Idumäa, in das Gefild' der Heimath? —
Daß ich das vertriebene Kind ereile
Halten Meeresklippen mich nicht zurücke,
Drohen undurchdringliche Wälder fruchtlos;
Schneller denn die ſchnelleſten Reh' und Gemſen
Will ich durch Geſträuche und Diſtelhecken,
Durch Gehäge wildeſter Dornenranken,
Und auf nie betretenen Pfaden eilen.

Oder wallt in Solima's Au'n der Holde,
Tritt Er Hermons ölige Saatenfelder,
Oder Carmels ſchneeigen Felſenrücken?
Wandelt Er in üppigen Luſtgefilden,
Wo, umgrünt von zierlich gekrümmten Ufern,
Laut der Jordan rauſchet und, milden Spieles,
Sich die Wellen wälzen und murmelnd koſen?
Daß ich den Holdſeligen ſchnell ereile
Will ich, trotz den wildeſten Leu'n und Pardeln,
Ueber Kieſelpfade und dunkle Stauden
Durch die Fichtenwälder und tiefſten Sümpfe,
Ueber Felſenhänge und Syrten wandeln.

Oder ſieget mächtig Er über tauſend
Höllenfürſten, Feinde der armen Erde?
Fahr im Sonnenglanze Er auf zum Aether,
Güldne Sterne lenkend mit mildem Zügel?
Daß den Himmelslenker ich froh erreiche,

Will, im Strahl der Blitze, in Flammenwagen,
Schnell beſpannt von feuriger Winde Flügeln,
Will auf ſanften Fittigen der Zephyre
Und der Weſte, hoch ich die Lüfte ſpalten,
Fortgetragen von des Verlangens Wehen,
Und dem Hauche lieblicher Frühlingswinde.

Doch wo reiſſen hin mich des Eifers Gluthen!
Beyde ſind der Täuſchung wir nur zum Spiele;
Während ich den Göttlichen ſuche, ſucht Er
Selber mich, und forſchet in tiefen Oeden,
Fragt die Klüfte, ſpähet in fernen Auen;
Alſo täuſcht die Flucht, ſo wie Ihn, mich ſelber.
Drum will feſt ich ſteh'n, daß der Vielgeliebte,
Nun mich finde, den Er verirrt nicht fände.

……

So lebend in der Gnade Au'n,
In treuer Hoffnung Dich zu erben,
Erſterbe ich, um nicht zu ſterben.

Erlöſe mich von dieſem Tode,
Gib Leben meinem heißen Fleh'n!
Mein Gott! o halte mich Verbannten,
Nicht mehr in dieſen ſtarken Banden,
Sieh! wie ich glühe Dich zu ſeh'n.
Ganz muß in Schmerzen ich verderben,
Ich ſterbe, weil ich nicht kann ſterben!

Schon muß ich meinen Tod beweinen,
Und klagen ob des Lebens Pein,
So lang' ich, ach! ob meinen Schulden
Entfernung muß von Dir erdulden.
O Gott! wann wird es endlich ſeyn,
Daß wahrhaft ich das Leben erbe,
Und ſage, daß ich nicht mehr ſterbe!

künſtleriſche Schönheit, oder die innere göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er ſo wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und ſein Gegenſtand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freylich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele ſeiner Entwürfe durch die Weiſe und die Kraft erhaben ſcheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art iſt, daß er ſtreng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das höchſte, was er zur Beförderung und Verbreitung dieſer materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erſchrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu ſchaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen ſeiner Anhänger einen geringen Theil ſeines großen Geiſtes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzſchule von Helden, Feldherren und großen Herrſchern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themiſtokles politiſche Einrichtungen zu ſtiften, oder neu zu beleben, und ihnen ſeinen Gedanken einzuhauchen. Er iſt zur größern Hälfte ein Barbar; denn ſein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer ſeinem Gebiet. Aber ein kriegeriſches und freyheitsliebendes Volk mit dem Schwerdt in der Hand dergeſtalt zum Frieden zurichten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke *pacare* nennen,) daß es wie zerſchmettert war, und ſich fortan geduldig unter das Joch der eiſernen Weltherrſchaft von Rom beugte, das verſtand er wie kein andrer. Nach ſolchem Zwecke und in dieſem Geiſte handelte er

Jeſus, der Geliebte.

Wie ſelig, wem jemahls die Liebe vergönnte,
Daß innig verwundet erſterben er könnte,
Für jenen Gebiether, den göttlichen, hehren,
Den ſchönſten, in feurigſter Liebe zu ehren;

Der alſo in lieblicher Wonne erſcheinet,
Daß Perlen und Sterne und Blumen vereinet,
Mit Seinem holdſeligen Antlitz verglichen,
Den Werth und den Schimmer verlierend, erblichen.

Beſtändig erzielt, auf der Jagd, Er die Herzen;
Kaum trifft Sein Geſchoß, ob auch wundend mit Schmerzen:
Iſt jegliches, ſchmachtend, in das er gedrungen,
Ihn, der es verwundet, zu lieben gezwungen.

Es will in verſchied'nen Geſtalten ſich hehlen
Der Liebende, ſich'rer zu treffen die Seelen,
Und näher die theueren Herzen der Seinen,
Dem flammenden göttlichen Herzen vereinen.

Drum wollte das göttliche Wort erſt den Kleinen,
Als Kindlein auf unſerer Erde erſcheinen,
Und ſehnend in zärtlichen Klagen und Zähren,
In Liebe verwandelt, der Liebe begehren.

Dann ließ Er ſich ſchauen als lieblicher Knabe,
Als Zimmergeſelle von dürftiger Habe,
Nicht achtend es unter der göttlichen Würde,
In Demuth zu tragen die niedrige Bürde.

Und endlich erſchien Er, die Braut zu verwunden,
Gleich einem Verbrecher, mit Stricken gebunden,
Um endend Sein Leben voll bitterer Leiden,
Erſeufzend in ſchmerzlichem Tod zu verſcheiden.

Im Schatten des Brotes will jetzt Er erſcheinen,
Und glüht ſich zu ſchenken, ſich ganz zu vereinen
Mit jedem, der Ihm ſich zu einen erglühet,
Und, liebend Ihn ſuchend, zum Liebenden fliehet.

In allen den Künſten der Liebe erfahren,
Scheut nimmer Er Arbeit und Schweiß und Gefahren;
Kann irgend ein Herz Er als Beute gewinnen,
Will irgend Er großere Liebe entminnen.

Bald iſt Er als Bräutigam lieblich zu ſehen,
Um welchen nur Liebe und Süßigkeit wehen;
Bald nahet Er dräuend, daß Strenge Er übe;
All' dieſes ſind Künſte, daß mehr man Ihn liebe.

Er iſt es, mein alter Geliebter, der fruhe
Mein Herz mir entzündet, daß liebend es glühe,
Dann mir, als ein Pfand es der Liebe, genommen
Und eifernd nun hüthet, vor Liebe beklommen.

So ſchweige denn, boshafte Welt, und begehre
Nicht, daß ich noch fürder dich liebend verehre,
Ein And'rer, getreuer, mit ſußern Gewalten,
Er raubte mein Herz ſich, es ſtets zu behalten.

Die Entzückung.

„Es führte mich der König in die Weinlaube. Er ordnete die Liebe in mir.“ (Hoh. Lied.)

Wo bin ich? o welches iſt dieſe ſo ſüße,
So ſelige Laube? — Ich athme ſo reine,
So himmliſche Lüfte, ich glühe und weine
So wonnig von heiliger Liebe berauſcht.

Wer führte mich in den verſchloſſenen Garten,
Wo zahlloſe Blümlein die lieblichſten Düfte
So blühend verhauchen in heilige Lüfte,
Daß durch den Geruch ſich erſättigt das Herz?

Ein wonniger Schlummer beglückt mich ſo ſelig;
O wecket, Geſchöpfe! o wecket mich nimmer,
Ich flehe, beſchwörend euch, laſſet mich immer
Im Frieden genießen ſo ſeligen Traum.

Es hält mich die reineſte Liebe gefeſſelt;
Ich fühle, wie gänzlich von irdiſchen Trieben
Mein Herz ſie entlöſet, ſie einzig zu lieben,
Deß' ſucht es beſeligt nichts anderes mehr.

Wie fern auch von Flammen, doch fühl' ich mich glühen;
Wie ferne von Ketten, doch bin ich gebunden,
Wie ferne von Pfeilen, empfinde ich Wunden,
Ihr wollt mir nicht glauben? — Und dennoch iſt's ſo.

Es feſſeln der Ketten mich tauſend und tauſend,
Mein Herz iſt von tauſend der Bande gebunden,
Schon fühl' ich der Liebe unzählige Wunden,
Doch wer mich verwundet, Ihn finde ich nicht.

Ich fühle, daß liebliche Flammen mich zehren,
Sie bringen mir Tod und ſie bringen mir Leben;
Ich lebe nur ſterbend, doch gäbe dieß Leben
Für tauſend der Leben ich nimmermehr hin.

Nur ewig alleine, möcht' immer ich ſchweigen,
Und möchte doch koſen von Liebe beſtändig,
Gern möchte ich ruhen, gern fliegen lebendig,
Und, Alle zu lieben, zu mir hinauf zieh'n.

Wenn tief in der Oede allein ich mich ſchaue,
Dann ſeh' ich am freundlichſten oft mich umrungen,
Je mehr ich getrennt bin, je feſter geſchlungen
Um meinen Geliebten fühlt dann ſich mein Herz.

Erniedrigung ſucht' ich, und hebe mich höher;
Wohl alles verlaſſ' ich, und alles ich finde;
Ich fliehe die Freuden, und was ich empfinde,
Es ſättigt mich ſüßer denn jegliche Luſt.

Ich glühe und möchte ſtets flammender glühen;
Ich ſchmachte und möchte nur Schmerzen erwerben;
Bald möchte ich leben, bald möchte ich ſterben,
Ach! was ich verlange, weiß ſelber ich nicht.

Ich ſuche und ſuche; was? weiß ich wohl nimmer;
Ich liebe und kann den Geliebten nicht nennen,
Weiß kaum in der Liebe allein zu erkennen,
Daß hoch und unendlich mein Einziger iſt.

Verwundete Seelen! o ſaget mir, ſaget,
Was habt ihr für lindernde Mittel geſunden,
Zu heilen die lieblichen, bitteren Wunden,
Die glühend im Herzen die Liebe euch ſchlug?

Doch höret mich keine, nicht Eine erwiedert,
Und ſelbſt mein Geliebter! je lauter die Klagen,
Die innigſten Seufzer mein Leiden Dir ſagen,
Je tauber verſchließeſt Dein Ohr Du vor mir.

Erſcheine, mein Trauter! der tief mich verwundet,
O ſag' wer Du biſt, was von mir Du begehreſt;
O zeig' mir Dein Antlitz; ſo dieß Du gewähreſt,
Dann ſterb' ich ja gerne, wenn alſo Du willſt.

Doch laß, mein Geliebter! daß jetzund ich rede:
Wohl weiſſeſt Du alles, nur Eins nicht: zu lieben!
Sonſt könnteſt, unzärtlich, kein Herz Du betrüben,
Das einzig Dich liebet, und Dir nur gefällt.

Und da Du mich liebſt und ſo innig mich liebeſt,
Warum denn verſetzeſt Du Wunden dem Herzen,
Wenn alſo Du mich in unendlichen Schmerzen
Willſt ferne verlaſſen, ſo ferne von Dir?

O Grauſamer! — Aber was rede ich? Wehe!
Dich, theuern Geliebten! kann grauſam ich nennen?
Doch ſiehe! Du weißt es, daß nichts ich will kennen,
Denn Dir zu gefallen, und einzig nur Dir.

Es zwingt mich die Liebe, daß alſo ich rede;
Weiß thöricht mein Herz wie es redet und handelt?
Dein guldnes Geſchoß, das die Herzen verwandelt,
Vor Liebe hat ganz es mich thöricht gemacht.

O Einziger, welchen ich inniglich liebe!
Des treueſten Herzens geliebteſte Wonne,
O Schönſter, o Alles, o göttliche Sonne!
O Schimmer, o Leben, o Friede, o Licht!

O einzig Geliebter! was kann ich erſinnen,
Dein göttliches Herz zu befrieden in Liebe?
O ſag' mir, wie Deiner unendlichen Liebe,
Mit endlicher Liebe vergelten ich kann!

Zu viel iſt noch wenig, o theurer Gebiether!
Zu wenig iſt Schmachten in lieblichem Feuer,
Nicht leiden, nicht ſterben für Dich, iſt zu theuer;
Noch wenig iſt's: werde ich gänzlich gelöſ't.

Wohlan denn! da andres ich nichts Dir kann ſagen,
So ſag' ich: Geliebter! empfange die Gabe:
Dir weihe ich ganz was ich bin, was ich habe,
Ich ſchenke mich ohne Bedingniß an Dich.

Geſpräch

des göttlichen Bräutigams mit der bräutlichen Seele.

(Aus dem hohen Liede.)

»Oeffne mir, meine Schweſter.«

Der Bräutigam.

Die Pforte des Herzens,
Thu auf mir, o Schweſter!
Stets inniger, feſter
Hält Liebe mich hier.

Lohnſt auch du mit Undank,
Doch biſt du mir theuer
Ich liebe dich treuer,
Als je du vergiltſt.

»Wie mein Geliebter geredet hat, iſt meine Seele zerronnen.«

Die Braut.

Es ſprach mein Geliebter,
Der König erkieſen,
Da fühlt ich zerfließen
Mein Herz in der Bruſt.

O ſelig Entzücken,
O Koſen der Liebe:
So hier Er verbliebe
Zu ſüßem Geſpräch!

»Ich beſchwöre euch, ihr Töchter Jeruſalems! daß, wenn ihr meinen Geliebten findet, ihr ihm ſaget, daß ich vor Liebe ſchmachte.«

Ich flehe euch, Schweſtern!
Sollt je ihr erſchauen
Auf Bergen und Auen
Mein ſüßeſtes Gut,

O ſagt ihm, o ſaget:
Ich ſchmachte von Herzen
In Trauer und Schmerzen,
So ferne von Ihm.

denn auch in Gallien ſo, daß einige im Senat den Vorſchlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihm freylich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsſchule für ſeine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengeſetzte zuſammenfaſſend, ſchützte ſeine neuen Unterthanen eben ſo ſehr gegen den Uebermuth ſeiner Krieger, als gegen die Grauſamkeit und Habſucht der eigenen Satrapen. Noch in den ſpäteren orientaliſchen Sagen wird ſeine Menſchlichkeit hoch geprieſen. Heißt er auch einigen der „Räubergott"; welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht ſo geheißen? Und weiß denn dieſe auch die unvermeidlichen Uebel, welche ſelbſt den gerechteſten Krieg beſonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüſſigen und zweckloſen Verheerungen zu unterſcheiden? Alexanders Krieg gegen die Perſer aber war ſo gerecht, als nur je einer iſt geführt worden. Freylich wuchs und vermehrte ſich ſeine Luſt am Erobern mit den Fortſchritten ſelbſt; er nahm dann auf ſeinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, ſonſt wäre er nicht Alexander geweſen. Die griechiſche Freyheit ſchonte er ſo ſehr, daß er ſogar einige, die ſich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchſte Ziel ſeines Ehrgeitzes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu ſeyn, und das ganze menſchliche Geſchlecht mit dem helleniſchen Geiſt zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechiſchen Erobrungstriebes, der ſich ſchon geraume Zeit

»Roth und weiß iſt mein Geliebter, erwählt aus Tauſenden.«

Und ſo ihr verlanget,
Daß nicht ich verhehle,
Wer ſo mir die Seele
Vor Liebe verwund't:

So höret: der Herr iſt's,
Der auf dem Geſichte
Die Schöne und Lichte
Des Himmels vereint.

Die Schöne der Lilien
Und Roſen ihm weichet;
Aus Tauſenden gleichet
Kein Bräutigam Ihm.

»Ich ſucht' und fand Ihn nicht.«

Wo weil'ſt Du, Geliebter?
Hörſt nicht Du mein Flehen?
O laß Dich erſehen,
Gib Ruhe mir bald!

Dich ſuch' ich, — Du flieheſt,
Hörſt nimmer die Klage,
Du jubelſt, ich zage:
Mein Alles! warum?

»Fliehe, mein Geliebter, über die würzigen Gebirge.«

Doch fliehe, mein Theurer,
Eilt liebend dein Fliehen
Nach Dir mich zu ziehen,
Zu höherer Gluth.

O fleuch, mein Geliebter!
Auf Berge der Oede,
Zu traulicher Rede
Harr' dorten ich Dein.

»Ziehe mich nach dir; wir laufen dem Geruche deiner Salbungen zu.«

Zu heiligen Wonnen,
Mit ſüßem Geruche,
O Süßer! mich ſuche,
Und zieh' mich zu Dir:

Daß heilige Liebe
Mich innig entzünde,
Mich ganz Dir verbinde
Zu laufen mit Dir.

»Ich bin die Blume des Feldes, die Lilie des Thales.«

Der Bräutigam.

Ich blühe als Blume
Des Feldes für Alle,
Bin gut und gefalle,
Mich findet wer will.

Als Lilie des Thales
Wird jeder mich finden,
Der tief zu den Gründen
Der Demuth ſich neigt.

»Ein verſchloſſener Garten biſt du, meine Schweſter, meine Braut; deine Ausſendungen ſind ein Paradies.«

Ein reitzender Garten,
So reich und ſo ſonnig,
Dem Herzen ſo wonnig
Biſt du mir, o Braut!

Weil ganz du verſchloſſen
Für andere Liebe,
Daß ich dir nur bliebe,
Biſt ganz du auch mein.

Wie himmliſche Früchte
In lieblicher Kühle,
Sind deine Gefühle,
Die für mich erglüh'n.

»Wende deine Augen, denn dieſe machten mich davon fliegen.«

O ſchau mich nicht fürder;
So liebliche Blicke
Sind Pfeile, ſind Stricke,
Sie zieh'n mich zu dir;

Sie zogen vom Himmel
Herab mich zur Erde,
Daß innig ich werde
Verbunden mit dir.

»Komm, meine Taube, in die Ritze des Felſens, zeige mir dein Antlitz, und es ſchalle deine Stimme in meinen Ohren.«

Komm, liebliche Taube,
Komm, bräutliche Seele,
Zur Ruhe erwähle
Mein liebendes Herz.

O wende dein Antlitz,
O ſprich, es ertöne
Die Stimme, die ſchöne,
Die ſüß mir ſtets war.

Sag dankbar in Liebe:
Dich lieb' ich alleine,
O Milder erſcheine! —
So tröſte mich ſanft.

»Ein Myrrhenbüſchlein iſt mein Geliebter mir. Er wird zwiſchen meinen Bruſten weilen.«

Die Braut.

Ach Bräutigam, ſüßer!
Der treu mir geblieben,
Wen ſollte ich lieben,
Denn, Lieblicher! Dich?

Ganz biſt Du mir lieblich,
Als Myrrhe im Strauße
So trägt Dich die Klauſe
Der liebenden Bruſt.

»Der unter den Lilien weidet.«

Doch da Du Dich weideſt,
Bey Lilien im Thale,
Bey Blümlein, vom Strahle
Der Tugend beſonnt:

So komm denn und bringe
Mir, die ich Dich liebe,
Zum Pfande der Liebe,
Die Blümelein mit.

»Stark wie der Tod iſt die Liebe.«

Wohl gleichet dem Tode,
Die himmliſche Minne,
Sie löſet die Sinne,
Das Irdiſche auf.

Es wandelt die Liebe
Die liebende Seele,
Daß nichts ſie erwähle
Denn himmliſches Gut.

Hundert Ritter ſandte Carol,
Hundert gegen hundert Mohren.
Lanzen, Schwerter, Helme blinken,
Schnaubend wiehern hell die Roſſe,
Doch der Chriſten Schwerter ſiegen;
Von der Heiden Blut begoſſen,
Färbt ſich roth die grüne Wieſe
An der Cera Silberwoge.
Dieſe bitt're Schmach zu löſchen,
Sendet an dem andern Morgen
Früh der zorn'ge Agolante
Jene erſte Zahl verdoppelt;
Doch auch dieſe fallen blutend
In der Kampfbahn hin zum Tode.
Da entfärbt ſich Agolante,
Fluchend laut in heißem Zorne;
Und ſo ſollen denn zwey Tauſend
Mit dem erſten Strahl der Sonne
Auf die blut'ge Wieſe hinziehn,
Wär' es auch zu Fluch und Tode.
Und es ſtanden ſchon die Chriſten
Schimmernd in dem Glanz Aurorens,
Gleicher Anzahl ihrer wartend,
An der Cera Silberwoge.
Wohl ward da ein gutes Streiten,

Von den Chriſten, von den Mohren,
Lanzen ſplittern, Helme ſpringen,
Jählings ſtürzen hin die Roſſe,
Manche Wunde wird geſchlagen,
Bis zum letzten Schein der Sonne,
Als von den zwey tauſend Heiden
Lagen tauſend da im Tode,
Und die andern tauſend flohen,
Carol hat den Sieg gewonnen.
Da zerrauft ſein Haar der alte
Heidenkönig ſich am Boden,
Wild in ſeinem Grimm ſich wälzend,
Wilder fluchend ſeinem Gotte.
Und in nächtlich ſchwarzer Stunde
Läßt er ſeine Zaub'rer kommen;
Und die Hölle laut beſchwörend,
Werfen ſie die ſchwarzen Looſe,
Um durch böſe Kunſt zu finden,
Was der Frommen Blick verbergen.
Und da ſieht er in den Looſen,
Auf des andern Tages Morgen
Schlimmes Zeichen für die Chriſten,
An dem einz'gen Tag beſchloſſen,
Daß ſie da den grimmen Unſtern
Meiden, oder fallen ſollen.

Froh des Unheils, ſandt' er eilend
Hin zu Carol ſeine Bothen,
Kampf und Schlacht ihm anzutragen
Auf des andern Tages Morgen,
Welches Carol, froh des Sieges,
Gern dem Heiden angelobte.
In der Frühzeit dieſes Tages,
Da geſchah es, wie hier folget,
Daß die Krieger ſo am Abend
Ihre Lanzen in den Boden
An des Fluſſes grünem Ufer
Schlugen bis zum andern Morgen,
Durch die Nacht ſich wacker rüſtend,
Und zum Kampf die Waffen probend,
Da ſie nun gerüſtet kamen,
Ihre Lanzen greifen wollten,
Staunend ſolche grünend fanden,
Feſt gewurzelt tief im Boden.
Solches ſchien ein ſeltſam Wunder,
Göttlich Zeichen wohl von oben.
Dieſes Grün war zu bedeuten
Schön'res Grün der Palmen Gottes.
Weſſen Lanze grün umlaubt war,
Starb den Tag im Märt'rertode.
Davon grünt ein Wald noch heute,

Von den Stäben, die im Boden
Auf der Wieſe dort geblieben
An der Cera Silberwoge.
Denn es waren viel der Lanzen
Viele Marterer zum Tode,
Vierzig tauſend Chriſtenſeelen,
Die den ird'ſchen Leib verloren,
Zu der Seelen Freud' und Troſte.
Und auch Milo ward erkoren
Mit den Andern, deren Lanze
Schön geblüht in grüner Krone.
Auch das Roß des guten Carol
Starb an dieſem Tag des Todes.
Unerſchüttert ſtand alleine
Kaiſer Carol noch der hohe,
(Mit ihm waren nur zwey Tauſend
Seiner Mannen und Genoſſen,)
In der Saracenen Haufen
Schwang ſein Schwert, genannt Gaudioſe,
Mitten von einander hauend
Manchen wilden, grimmen Mohren,
Bis am Abend beyde Heere
Wieder in die Lager zogen.
Doch am andern Morgen kamen
Vier Markgrafen her gezogen

Von Italiens ferner Gränze,
Mit der Kriegerſchar, der frohen.
Solche fürchtend, ſind die Heiden
Nach Hiſpanien heim geflohen.
Und nun merke wohl der Leſer,
Wie hier iſt bedeutet worden
Durch die Schlacht das Ziel der Männer,
Die für Chriſtus ſtreiten wollen.
Denn wie Carles gute Krieger
Sich gewaffnet auf den Morgen,
Vor dem Kampf ſich wacker rüſtend;
So auch wir die Waffen ſollen
Hoher Tugend uns umkleiden,
Um ſo kämpfend zu verfolgen
Wilder Laſter grimme Drachen.
Wer da guten Sieg erfochten,
Wie wird deſſen Lanze grünen
An dem Richtertage Gottes!

Dritte Romanze.

Zahllos, wie der Sand am Meere,
Wie im Meer die Tropfen ſind,
Rief die fernſten Heidenvölker
Agolante zu ſich hin.

vor Alexander, ja ſelbſt vor den Entwürfen des Philippus, Jaſon und Ageſilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntauſend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römiſche. Die Triebfeder der Aſiatiſchen Erobrer war Ruhmſucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagiſchen Eroberungen war Habſucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich d.h. von allen, welche nomadiſch lebten und dachten, konnte man ſagen, daß ſie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beſchäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer ſtrebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrſchaft; daher die Größe des Römiſchen Weltſtaates; denn jedes über die ſinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, iſt ſchon im Einzelnen erhaben, geſchweige denn die öffentliche Begeiſterung eines ganzen Volks. So wie jede organiſche Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet iſt, und der Stoff des Lebens ſich nun vollkommen geſtaltet hat, ſich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus ſich heraus zu bilden ſtrebt; ſo äußert ſich bey den Griechen von dem Augenblick an, da ihre geſammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung ſie ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich wußten und erkannten, aber ſehr beſtimmt ahndeten, den höchſten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, dieſen Geiſt allgemein zu verbreiten, und alle Völker helleniſch zu bilden. Von dieſem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderſchaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunſch, und der Ge-

Mohren, Perſer, Saracenen,
Von Arabien Terephin,
Afrikaner, Parther kamen,
Und Algarbiens Fürſt Oſpin.
Urabell von Alexandren,
Ferne Äthiopen wild,
Altumaior von Corduba,
Von Sevilien Ibrahim.
Alpinorges von Majorca,
Flammend in des Zornes Grimm,
Mannone, Mecca's König,
Auch der Berber-Fürſt Facin.
Wie zum Meere all' das Waſſer
Aus ſo fernen Landen fließt,
Kamen die zum Agolante,
Dachten froh auf Raub und Sieg.
So erſtürmt er nun Agennen,
Das im Basken-Lande liegt,
Sandte Bothen hin zu Carol,
Sinnend arge Tück' und Liſt.
Goldbeladen reich an Schätzen,
Sechzig Roſſ er ihm verhieß,
Wenn nur Carl mit wenig Mannen
Friedlich zu ihm kommen will;
Biethet Sicherheit und Frieden,

Als hätt' er ihn noch ſo lieb,
Biethet Gold und Edelſteine,
Wollt' er kommen nur zu ihm.
Aber Kaiſer Carol merkte
Wohl des Heiden arge Liſt,
Der ihn nur erſpähen wollte,
Daß er dann ihn tödten ließ.
Mit vier tauſend tapfern Mannen
Zog er auf Agennen hin,
Die am vierten Meilenſteine
Er da heimlich von ſich ließ.
Bis zum nah' gelegnen Berge
Er mit ſechzigen noch ging,
Da verwechſelt' er die Kleider,
Sandte fort ſodann auch die.
Ohne Lanze, wie ein Bothe,
Auf dem Rücken hing der Schild,
Nur von einem Knecht geleitet,
Zu dem Stadtthor ſie einziehn. —
„Wir ſind Kaiſer Carles Bothen,
Die er Agolanten ſchickt.“ —
Und ſo führt man ſie alsbalde
Auf die Burg des Sultans hin. —
„Kaiſer Carol kommt, o Sultan,
Wie befohlen ward von dir,

Kommt mit ſechzig guten Rittern,
Friedlich er dir begegnen will.“ —
Froh ward deſſen Agolante,
Froh er zu den Bothen ſpricht:
„Saget Carlen, daß ich komme,
Nur mit Sechzigen auch ich.“ —
Alſo ſprach zu Kaiſer Carlen
Agolante, kannt' ihn nicht.
Während der ſich eilig waffnet,
Forſchet Carl mit klugem Blick,
Stadt und Burg durchſpäht er fleißig.
Merkt ſich's wohl in ſeinem Sinn.
Ob er irgend ein Gebrechen
Wo an Thor und Mauern ſieht.
Auch die Heidenfürſten alle,
Von Geſtalt und Sitten wild,
Wandelnd durch der Feinde Straßen
Späht er alles noch darin.
Und dann eilend kehrt er wieder,
Wo die Sechzig hielten ſtill.
Mit den Sechzig zieht er weiter,
Wo er die vier Tauſend ließ.
Agolante Kaiſer Carlen
Schaden und Verrath erſinnt.
Sieben tauſend ſtarke Reiter

Aus dem Thore mit ihm ziehn.
Kaiſer Carol mit den Seinen
Sicher ſchon im Weiten iſt,
Kehrt mit großem Heere wieder,
Und mit Sturm die Burg umringt.
So bedrängt er ſie ſechs Monden,
Hat nun bald die Burg beſiegt.
Manches Felſenſtück und Feuer
Er von Thürmen in ſie wirft,
Und berennt die Mauern mächtig,
Bis er brechend ſie bezwingt.
Durch geheimer Schleuſe Gang
Agolante ſchimpflich flieht,
Agolante mit den Fürſten
Fliehen ſchnöde, ſind beſiegt.
Mancher Haufen von dem andern
In dem Fluß Garonne ſchwimmt;
Zehn Mahl tauſend Heiden fallen
Unter Carles Schwerte hin,
So berichtet, was er ſah,
Uns der Erzbiſchof Turpin.

* * *

Vierte Romanze.

Wieder kamen ſie zu ſchlagen
Bey der hohen Tala Burathor,
Dort, wo an Sanctona's Mauern
Die Caranta ſchlängelt kunſtlos.
Wo den ſeinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott ſchuf,
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche ſoll'n im Himmels Luſtort
Morgen heil'ge Sterne ſchauen,
Rein gebadet in dem Blutſtrom.
Froh des heil'gen Märt'rerthumes,
Stürzten in den Tod ſie muthvoll,
Doch Unzählige der Heiden
Färbten noch zuvor den Grund roth.
Agolante nächtlich fliehet,
Da von Carl ihn trennt der Fluß noch.
Doch kaum glüht des Morgens Purpur,
Als ſchon Carol ſeiner Spur folgt.
Bugiens König und Algarbens
Zittern vor dem Helden muthlos,
Und nach mancher herben Wunde
Färbt ſein Schwert ihr grimmes Blut roth.

Da der Chriſten Heer nun raſtet,
Nach dem wilden Streit die Ruh' folgt,
Da geſchah ein ſeltſam Zeichen,
Warnend, wie der Sünde Trug lohnt.
Remarich, ein kranker Krieger,
Da der Tod ihm nahet wuthvoll,
Ließ dem theuerſten Geſellen,
Ob vor Gott er würde ſchuldlos,
Noch ſein Roß, deß Werth den Armen
Er ſoll geben lieb und huldvoll.
Jener aber treulos denkend,
Mit der wilden Sünd' im Bund ſchon,
Die er lös'te, hundert Gulden,
Schnell verſchwendet er ſie nutzlos,
Lebt im frechen Sinn ſo fürder,
Denkt nicht ſeiner Worte trugvoll.
Da nun dreyßig Tage waren,
Daß am Freund er ward ſo ſchuldvoll,
Da erſchien der Geiſt des Freundes,
Furchtbar ſchauend, bleich und blutlos,
Sprechend: Wiſſe, daß all' meine
Sünden ſind getilgt und ſpurlos.
In der Hölle Thal wirſt künftig
Du ſtatt meiner jammern wuthvoll;
Alſo lautet jenes Richters

Ewig ſtreng gerechtes Spruchwort. —
So verſchwand der Todte wieder,
Jener ſtarret ſinn- und muthlos.
Früh am andern Tage Morgens
Thut er's den Geſellen kund noch.
Als er eben frech nun redet,
Da erhebt ſich in der Luft hoch
Brüllen, wie von Löwen, Kälbern,
Wie die Wölfe heulen wuthvoll.
Luſtig fahren durch einander
Ungeheu'r in wilder Un'form,
Blut'ge Flammen zucken ſtrahlend
Aus der dunkeln Wolke Gluthſchooß.
Noch lebendig ward von Teufeln
Weggeführt er durch die Luft ſo,
Aus der Mitte der Genoſſen,
Mit Geheul und wildem Fluchwort.
Da das Heer nun weiter wandelt
Wohl zwölf Tage raſt- und ruhlos,
Durch die Wüſten, durch die Berge,
Findet man die Leiche wundvoll
An der jähen Felſenſpitze,
Findet da die Spur von Blut noch,
Wo ihn ſchlug der alte Unhold.
Lebe keiner ſchlecht und ruchlos!

Fünfte Romanze.

Von Pamplona ſendet Bothen
Agolant' an Kaiſer Carl,
Daß er ſeiner da will warten,
Fordert kecklich ihn zur Schlacht.
Da berief der fromme Kaiſer
Aus dem weiten Franken-Land
Alle ſeine treuen Mannen,
Ritter, Knechte, reich und arm.
Wer verſchuldet, wer verpfändet,
Deſſen Schuld und Pfand er zahlt,
Alle Fehden er befriedet,
Manchem er die Feſſeln brach.
Allen, die der Waffen kundig,
Schönes Ritterzeug er gab.
Die zum Dienſte gern gekommen,
Sprach Turpin der Sünden bar.
Hundert vier und dreyßig tauſend
Waren Ritter in der Schar,
Die mit Carl gen Spanien zogen,
Und das Fußvolk ohne Zahl.
Und nun hört die hohen Nahmen
Jener Helden, deren Glanz

Hell vor allen andern leuchtet
Auf der Ritter Ehre Plan.
Roland, Carles Schweſter Sohn
Wird mit Recht zuerſt genannt;
Der die Heere weislich führte,
In Guyenn' ein hoher Graf.
Araſtagnus von Bretagne,
Ogier von der Dän'ſchen Mark,
Oliver und Balduinus,
Der des Rolands Bruder war.
Enzeler von Aquitanien,
Herr der alten Kaiſerſtadt,
Die ſeit immer wüſt gelegen
Nach der Schlacht bey Roncisvall.
Samſon, Herzog der Burgunden,
Conſtantin aus Griechenland,
Dann Reinold von Alva Spina,
Der manch Abenteu'r vollbracht.
Ivo, Dietrich und Gaiferus,
Der zu Bordeaux König war,
Dann der Mainzer Ganelone,
Der fiel nachher in Verrath.
Dieſes ſind die hohen Helden,
Kämpfer, mächtiger im Kampf,
Als die Mächtigſten der Erde.

Chriſti tapfre Ritterſchar.
Denn wie mit den zwölf Apoſteln
Chriſtus ſich die Welt gewann,
So erobert Carl mit dieſen
Gott zum Ruhm das Span'ſche Land.
Weit und breit, auf Berg und Thäler,
Lagern ſie ſich ohne Zahl
Vor der Heidenburg, die wieder
Aufgebaut noch feſter ſtand.
Als geraſtet bey Pamp'lona
Froh ſie ſchon den achten Tag;
Da entbeut dem Sultan Bothſchaft
Streng gebiethend Kaiſer Carl;
Daß er ſich ergeben ſolle
All die Seinen und die Stadt,
Oder auszurücken komme,
Zu entſcheiden in der Schlacht.
Agolante wählt zu ſchlagen,
Daß nicht herber Tod und Schmach
In der Stadt zuletzt ihn träfe,
Die er ohne Rettung ſah.
Bis die Heere ſind geordnet,
Fordert er Geleit von Carl,
Den zu ſprechen er begehrte
Vor der Burg im grünen Thal.

meinplatz aller Sophiſten und politiſchen Redner, weil es die herrſchende Denkart jener Zeit und des ganzen helleniſchen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigſtens die große Abſicht gehabt, die mißgebildeten Aſiaten zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der helleniſche Geiſt in Aſien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Urſprung aus fremdartiges Element, in einer ſpäten Zeit, obwohl ſehr verfälſcht, ganz wieder von ſich geworfen hat; ſo iſt doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander ſo jung und ſo ſchnell, einen ſo dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menſchheit nicht verlohren geweſen, und ſie beweiſ't in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römiſchen Weltbeherrſchers nur roh und ungebildet erſcheint. Man findet dieſe ächte Bildung, ſo wie den Geiſt und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bey Griechiſchen Herrſchern und Eroberern, deren erſter und würdigſter Alexander war und geblieben iſt.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freye Oberhaupt des Syſtems der Griechiſchen Freyſtaaten, und den Aſiatiſchen Beherrſcher des großen Perſiſchen Reichs auf das vollkommenſte in ſich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunſt Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Aſien mit griechiſchen Pflanzſtädten überſäete, Entdeckungsreiſen veranſtaltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeſchichte unermeßlich erweitert wurden; unterſuchte er, ein

Bald mit ſechzig hohen Rittern
In das Thal der Sulten kam,
Wo in aller Fürſten Mitte
Zürnend Carol zu ihm ſprach:
„Du biſt alſo der Aglante,
Der mein Land mir böslich nahm,
Spanien, Baskla, die erobert
Ich durch Gottes ſtarken Arm!
Chriſti Glauben folgten alle,
Waren Chriſt ſchon unterthan,
Die mit Wüthen du ermordet,
Als ich fern in Gallien war.
Haſt die Burgen mir zerſtöret,
Wild verwüſtet manche Stadt,
So mit Schwert als grauſem Feuer.
Das ſey Gott anjetzt geklagt.“ —
Staunend ſeine Sprach' erkannte,
Da er Carles Wort vernahm,
Agolante, weil der Kaiſer
In Arab'ſcher Zunge ſprach,
Die er einſtmals wohl gelernet,
Als er bey Galairus war.
Lange ſtand geſenkten Hauptes
Agolante, bis er fragt:
„Wie dir jenes Land gebühre,

Zwiſchen dem Geklirr und Hufſchlag,
Daß der Chriſten Roſſe plötzlich,
Wie wenn ſie des Böſen Wuth faßt,
Unaufhaltſam, hierhin, dorthin,
Flieh'n auf unwegſamen Fußpfad.
Schon gebrochen ſind der Chriſten
Scharen alle durch den Unfall.
Carl erſinnt alsbalde Rettung,
Daß verſchwinden gleich von Stund' an
Muß des eitlen Zaubers Trugbild.
Mit dem Kreuz, der Hölle furchtbar,
Stellt Turpin ſich in die Reihen,
Dann von Leinen manchen Umhang
Um der Roſſe Haupt ſie binden,
Daß der Zauber ſchwand von Stund' an.
In der Saracenen Scharen
Ward alsbald ein grauſes Blutbad,
Und es flog wohl hierhin, dorthin,
Mit dem Kopfe mancher Turban.
Nur die rothe Fahne ſteht noch,
Die den Heiden wieder Muth gab;
Keiner flieht, ſo lang ſie weh't noch, –
Die auf goldnen Wagens Grund ſtand,
Den acht weiße Stiere zogen,
Goldgeſchmückt, als wie zur Prunkfahrt.

Gott vertrauend und der Rüſtung,
Feſt war die und unverwundbar,
Dringet Carol durch die Scharen
Zu der Fahne, und wirft unſanft
Manchen Heiden todt darnieder,
Dann die Fahne in das Blutbad.
Jetzt muß alles, alles weichen,
Niederfällt Seviliens Sultan.
Früh am Morgen nach dem Siege
Wird erſtürmt die Burg Corduba's,
Altumajor unterwirft ſich
Carlen, der ihm ſeine Huld gab.
Nun vertheilt er auch die Lande,
Weil ſein Theil allein der Ruhm war.
Portugal ſchenkt er den Dänen,
Wer mit in des Heeres Bund war;
Arragonien den Picarden,
Und den Deutſchen Andaluſia;
Auch Nager und Sarragoſſa
Denen Griechen von Apulia,
Und für Baskla und Navarra
Wird Britanniens Heer ſein Schuldmann;
Gibt den Franken dann Caſtilien.
In Gallizien, das nicht fruchtbar,

Wollten nicht die Franken wohnen.
Carl war groß und allen furchtbar.

Neunte Romanze.

Nach Jacobus heil'gem Münſter
Wallet Carl als frommer Pilger,
Tödtet alle Renegaten,
Und belohnt die treuen Chriſten.
Er verſammelt heil'ge Männer,
Biſchöf', Erzbiſchöf' und Prieſter,
Nach dem ſel'gen Compoſtella
In dem chriſtlichen Gallizien,
Dort mit froher Pracht und Andacht
Einzuweih'n die ſchöne Kirche,
In des Mayen grüner Blüthe
Zu begeh'n die frohen Pfingſten.
Manches Recht und milde Gabe
Schenkt er des Jacobus Sitze,
Daß, wie Ephesus in Aſien,
Wo Johannes lehrte milde,
Wie die Pracht der hohen Roma,
Wo den Tod Sanct Peter litte.

Alſo auch das hohe Spanien
Compoſtella's Andacht zierte,
Aller apoſtol'ſchen Kirchen
Zweyt' an Rang, an Zahl die dritte.
So auch zahlet ſtets vier Pfennig
Dorthin jeder Hausbeſitzer
In ganz Spanien und Gallizien;
Ledig ſind ſie alles Dienſtes.
Es erfreu'n ſich mit dem Kaiſer
Nun des May'n die frommen Ritter,
Sitzen unter grünen Lauben
An den reichgedeckten Tiſchen,
Wo auf ihre Winke warten
Manche ſchön geſchmückte Diener.
Da war oft ein gutes Tönen
Von Poſaunen und von Cymbeln,
Und von alter Ritter Thaten
Hörte man gar manche Lieder.
Carol war von Anblick herrlich,
Mächtig ſeine Bruſt und Glieder.
Wie des Löwen Augen, funkeln
Feurig ſeine hohen Blicke.
Wen er anſah, mußte oftmahl
Vor dem Blicke bloß erzittern.
Seine Länge maß acht Füße,

Königlich war ſeine Stirne;
Ausgelernt war er im Kampfe,
Und an Kraft faſt wie ein Rieſe.
Tugendſam war dieſer Kaiſer
Auch im Eſſen und im Trinken.
Wenig Brotes nur genoß er,
Nebſt dem Viertel eines Widders,
Ein'ge Hühner, ſonſt Geflügel,
Haſen, Pfauen, ſo man briete,
In den Wein miſcht' er ſich Waſſer,
Saß nur ein Mahl Tags zu Tiſche.
Seine Stärke war ſo mächtig,
Daß er oftmahls einen Ritter
Ganz geharniſcht und gerüſtet
Auf der flachen Hand gen Himmel
Hoch erhoben in die Lüfte.
Saß er auf dem Stuhl als Richter,
Ward ein Schwert ihm vorgetragen,
Nach der alten Kaiſer Sitte.
Vier Mahl trug er Jahrs die Krone
Und das Zepter, alles ſchlichtend,
An dem Weihnachtstag und Oſtern,
Auf Jacobi und zu Pfingſten.
Hundert zwanzig fromme Edle
Wachten um ſein Bette immer,

Wechſelten zu dreyen Wachen,
Standen alſo immer vierzig,
In der Rechten bloße Schwerter,
In der andern helle Lichter;
Zehn zum Haupte, zehn zu Füßen,
Zehn zur Rechten wie zur Linken.
Ja wer dieſes guten Kaiſers
Thaten alle wollte wiſſen,
Würd' an Worten eh' es fehlen,
Wär' auch Meiſter wer im Dichten,
Um das alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geſchichten,
Wie er edel war und ſtrenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen ſpendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbittlich;
Wie Galafrus einſt der Heide
Den verbannten ſchlug zum Ritter;
Wie er den Braymant getödtet,
Dann den wildeſten der Rieſen,
Der ſie grimmig will bekriegen
Dem Galafrus bloß zu Liebe;
Wie zum heil'gen Grab er wallte,
Manche Kirchen, Klöſter ſtiftet,
Manches Land und viele Burgen

Dem Dreyeinigen gewinnend;
Wie er heimgebracht das heil'ge
Holz vom wahren Kreuze Chriſti,
Ferner köſtliche Reliquien,
Wohl verwahrt in Gold und Silber,
Nebſt manch ſelt'nem Abenteuer,
Wird von Andern wohl berichtet.

Zehnte Romanze.

Alſo war nun ſein geworden
Spanien zu Gottes Ruhme,
Und Sanct Jacob, des Apoſtels;
Kaiſer Carl in Frieden ruhte.
Nur Marſir von Babylonien,
Rieſe Beiligant, ſein Bruder,
Die der große Sultan dorten
Sandt' einſt nach den Span'ſchen Fluren,
Noch bey Sarragoſſa thronten,
Heimlich Tück' und Rache ſuchend;
Treu' und Liebe war erlogen,
Tief im Herzen Haß gewurzelt.
Kaiſer Carol ſandte fordernd,
Daß, getauft im Chriſtenbunde,

Gott ſie gleich bekennen, oder
Sich verpflichten zum Tribute.
Ganelon von Mainz war Bothe,
Der Verrathes ſchuldig wurde,
Durch den ſchnöden Lohn beſtochen,
Daß, mit falſcher Frevelzunge,
Er den Heiden angelobte,
Sie zu ſättigen im Blute
Kaiſer Carls und ſeiner Stolzen,
Die nichts Arges ſich vermuthend,
In die Schling' er locken wollte,
Wie an Hand und Fuß gebunden.
Dreyßig Roſſe ſchwer von Golde,
Edelſtein und Span'ſchem Gute,
Sandten ſie zu Carls Gebothe,
Als ein Zeichen, daß ſie huld'gen.
Auch beladen vierzig Roſſe
Süßen Weines zum Genuſſe;
Blühend dann, wie volle Roſen,
Tauſend Mädchen holder Jugend.
Zwanzig Roſſe ſchwer von Golde,
Teppiche geſtickt mit Blumen,
Gaben ſie zu ſeinem Lohne,
Ganelon dem falſchen Buben.
Heim gekehrt zu Carles Hofe,

Spricht er von der Heiden Schwure,
Ihm zu huld'gen, wenn er komme,
Treu zu ſeyn dem Chriſtenthume.
Carol ſandte, ſo betrogen,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Mit den beſten der Genoſſen,
Roland, aller Ritter Blume.
Die, bis durch die Berge oben
Mit dem Heer er Bahn gefunden,
Sollen unten ſeiner dorten
Harren, wachend ſich gedulden.
Bald vergaßen ſie der Sorge,
Von dem ſüßen Weine trunken,
Von der Wolluſt ſüßern Wonne
Ganz beraubt des alten Muthes.
Ganelon ward deſſen frohe,
Gab den Heiden gleich die Kunde.
Funfzig tauſend Heiden kommen
Frühe aus des Waldes Dunkel,
Wo, im Hinterhalt verborgen,
Sie geharrt der günſt'gen Stunde,
Tobend jetzt hervor gebrochen,
Daß von Schwertern alles funkelt.
Hinten ſind die grimmen Mohren
In das Lager eingedrungen.

würdiger Schüler des Ariſtoteles, mit Philoſophen die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Aſiatiſchen Völker und ihre zweckmäſſigſte Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geiſtes ein zweyter Alcibiades, ſchmückte er den Gang ſeiner Eroberungen ſelbſt dergeſtalt mit ächt Griechiſcher Schönheit der Kunſt und des Lebens, mit gymnaſtiſchen Spielen und muſikaliſchen Feſten, daß er einem fröhlichen Zuge des Bakchus ähnlicher ſah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm beſonders, was man das Vermögen politiſcher Belebung und organiſchen Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunſt, Menſchen nicht bloß an ſich zu binden, ſondern auch unter ſich in einer neuen politiſchen Schöpfung zu vereinigen; dem ſo vereinigten und neu geſtifteten Weſen aber ein von ſeinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeiſt auf ſeine Anhänger fortzupflanzen. Es iſt bekannt, wie geſchickt er die Sitten der Aſiaten und der Griechen umzubilden, zu miſchen und zu vereinigen verſtand. Seine Neigung, Städte zu ſtiften, ging beynahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne helleniſche Eitelkeit; denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch ſchöner und heiliger, Urheber eines politiſchen Weſens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu ſeyn. Wie aus der Schule des Sokrates und Iſokrates durch ihre bildende Meiſterkraft eine Schaar von Philoſophen und Rednern hervorging; ſo war das Lager des Alexander eine Pflanzſchule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geiſt, an Kühnheit und Verſchlagenheit, an Schönheit

Wo die Kämpfer nicht geordnet,
Oder lagen noch im Schlummer.
Doch die Helden nimmer flehen,
Tapfer in die Mohren ſchlugen,
Bis zur dritten Stund vor Morgen,
Daß die Heiden ſinken mußten,
Ihrer keiner iſt entkommen.
Heim gewendet nun zur Ruhe,
Sehn ein andres Heer ſie vorne,
Größer noch als das ſie ſchlugen,
Wilder auch und grimm'ger tobend.
Da entſinkt das Herz dem Muthe,
Und ſie fühlen ſich verloren,
Matt wie jeder iſt und blutend,
Können fürder nichts mehr hoffen;
Jetzt zu ſiegen wär' ein Wunder,
Doch iſt keiner noch geflohen;
Eingedenk des alten Ruhmes,
Kämpfen ſie in Blutes Strome,
Bis, ermattet von den Wunden,
Endlich in den Arm des Todes
Alle nieder ſind geſunken.
O, was war da für ein Morden
Von den grimmen Heidenbuben,
Die auch keines nicht verſchonten,

Der noch gab des Lebens Spuren.
Den mit Lanzen ſie durchbohrten,
Andre ſchlugen ſie mit Ruthen,
Auch zerfetzend mit den Dolchen,
Die am Baum ſie feſt gebunden.
Andre mit dem Beil zerſtoßend,
Werfen ſie in Flamm' hinunter,
Marternd noch mit wildem Spotte
Sie bis in des Todes Schlunde.
Alſo bitter ward gelohnet
Denen, die es wohl verſchuldet,
Weil, obwohl im Dienſte Gottes,
Sie vergaßen Sitt' und Tugend,
Alle liegen ſie ermordet,
Rettung ward da nicht gefunden.
Roland einzig blieb verſchonet,
Dieterich, und Rolands Bruder,
Balduin, die im Wald verborgen,
Irrend rannten durch das Dunkel.
Da fand Roland einen Mohren
Bey des Dämmerlichtes Spuren,
Der in dunkeln Wald geflohen,
Band ihn feſt an eine Buche.
In der Nacht beym Schein des Mondes
Stieg nun, alles zu erkunden,

Roland auf die Berge oben,
Schauend auf die Feinde drunten,
Bey dem erſten Strahl der Sonne.
Trüben Herzens, doch nicht murrend;
Griff er nach dem großen Horne,
Laut erſchallt die Kraft des Mundes.
Zu dem wohlbekannten Tone
Eilet Balduin der Bruder,
Dieterich und mehr Genoſſen,
Andre Chriſten wohl an hundert.
Deß ward Roland wieder frohe,
Gehet, den Gefang'nen ſuchend,
Der, mit manchem Tod bedrohet,
Sie zu führen ward gezwungen.
Nach Marſir fragt er den Mohren,
In Marſirus Herzensblute
Hat der Held ſich angelobet,
Rein zu waſchen ſeine Schulden.
„Jener hohe König dorten
Auf dem braunen Roß mit rundem
Schilde," hat der Mohr geſprochen,
„Vor dem knieen all' die Unſern." —
Roland drauf und die Genoſſen,
Nach des Ruhmes Labſal durſtend,
Gott geweiht zum frommen Tode

Stürzen muthig nun hinunter.
Einen Rieſen ſammt dem Roſſe
Mitten durch in einem Schwunge
Spaltet Roland von der Schulter
In zwey Hälften bis zur Sohle.
Einzig den Marſir verfolgend,
Der entfliehend bleich ſchon wurde,
Hat er nieder all' geworfen,
Rechts und links, die Mohren-Hunde,
Bis er dennoch ihn getroffen.
Und der Mohr wälzt ſich im Blute,
Schrecklich des Verraths belohnet,
Fährt er hin zum Höllenſchlunde.
Angſtvoll iſt alsbald geflohen
Belligant weit in die Fluren,
Mit ihm alle ſeine Mohren,
Weil ihr Sultan war geſunken,
Doch auch jene hundert Frommen
Sind nach mancher herben Wunde
All' als Märterer geſtorben.
Einſam Roland und voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er, nach Balduin ſuchend,
Der, wie Dietrich, ſich verloren;
Bis er endlich, ſchmerzgedrungen,

Abſtieg von dem guten Roſſe,
Bleich und kraftlos hingeſunken,
Bey Eſcera's Felſenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Hat ſein Schwert alsbald gezogen,
Das ſo herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und im Schlagen recht ein Wunder.
Noch in ſpäter Zeit erſcholle
Zu Durenda's hohem Ruhme,
Rolands gutes Schwert zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf ſein Schwert, das gute,
Das ſo manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verluſtes,
Hat er Thränen noch vergoſſen,
Klagend alſo ausgerufen,
Liebevoll zu ihm geſprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwert ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Nahmen,

Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden!
Soll ich dich, mein Schwert, verlaſſen,
Das ich trug nun ſchon ſo lange?
O, wer wird dich künftig tragen?
Wohl iſt ſelig, der von allen,
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du das ſchärfſte von den ſcharfen,
Einzig bleibſt du, wie du wareſt;
Denn der Künſtler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmahls nahm ich Rache
Für den Herrn, den ſie verrathen,
An der Heiden böſem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen.“

Drauf, nach dieſen Klageworten,
Hat er hoch das Schwert geſchwungen,
Schlagend nach dem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieſes Schwert ſo hoher Tugend.

Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwertes grauſem Schwunge,
Unverſehrt liegt das am Boden,
Unverſehrt, wie er auch ſchluge.
Drauf nach ſeinem großen Horne
Griff er, ſchallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenoſſen,
Die im Thale irrend ſuchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf' ihm in der Todesſtunde.
Und es war des Klanges Donner
Alſo ſtark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten iſt geborſten,
Ihm die Adern ſind zerſprungen.
Ja, zu Kaiſer Carles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.
Wie der Stimme Carol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe ſenden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Luſt iſt jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“ —

Denn da ſah man jene Schlachten
Alle wunderſam geſchildert,
Die in Spanien ſind gefochten,
Wo die Heiden ſie beſiegten;
Auch die ſieben freyen Künſte,
Die der Weisheit Kreis umſchließen,
Sah man da nach ihren Zeichen,
Durch der Meiſter Kunſt gebildet.
Als das Jahr acht hundert vierzehn
Man nun zählte bey den Chriſten,
Sah man wunderſame Zeichen,
Die auf Carles Tod hinzielten.
Sonn' und Mond hat bey ſechs Tagen
Schwärzlich leuchtend nur geſchienen,
Auch die Worte „Kaiſer Carol,“
Die zur Inſchrift dort geſchrieben
Standen an der Wand der Kirche,
Sah man plötzlich einſt verſchwinden.
Einſtmahls ward es auf der Reiſe
Dunkel um ihn her und finſter,
Ganz des Tages Licht verſchwunden;
Von der Rechten fährt zur Linken
Eine große Feuerkugel,
Daß erſchrocken von dem Lichte
Ab dem Roſſe er geſunken,

Und der Bogen, den er hielte,
Zu dem Schrecken, in dem Taumel
Nach der andern Seite fiele.
Seine Kriegsgenoſſen eilten,
Ihn vom Boden aufzurichten.
Ruhig iſt er bald entſchlafen,
Noch manch' milde Gabe ſtiftend,
Für die Armen, für die Klöſter,
Gibt er vieles Gold und Silber,
Daß für ſeine Kriegsgenoſſen
Und ſein eigen Heil ſie bitten.
Ruhig in dem Herrn entſchlief er,
Zu empfahn den Lohn des Himmels.
Seine Seele ruh' in Frieden.

* * *

und Wurde der Geſtalt, königliche Menſchen; ſie ſchienen, ſagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, ſondern aus dem ganzen menſchlichen Geſchlecht auserleſen zu ſeyn. Der geringſte von ihnen wäre noch würdig geweſen, mit dem Caeſar um den Preiß des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm ſittlichem Charakter wollen wir nur noch zwey Züge anführen. Er iſt wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er ſeine im Zorn begangenen Fehler ſo aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon ſeine große Handlung nicht, wie ein griechiſcher Sophiſt wähnt, entweihte, ſondern vielmehr die heilige Reinheit ſeiner Triebfeder beſtätigte. Die rettungsloſe Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende ſeines Lebens verſank, die er ſo vielfach und ſo heftig äußerte, iſt in dieſer Hinſicht ſehr bemerkenswerth und giebt den tiefſten Aufſchluß über das innerſte Weſen ſeines ſittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieſer erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beym Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar rührendes, und wiederum auch etwas ergreifend großes. Ein lebendiger Beweis gleichſam, daß der Menſch nur die Wahl hat, zwiſchen zufriedner Beſchränkheit und raſtloſer Hoheit. Was iſt größer, als im üppigſten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu ſchmachten? Das iſt mehr als Ilerda und Dyrrhachium! — Wohl war auch über das Leben und ganze

Gedichte.

Drittes Buch.

An die Deutſchen.

Zu Anfange des Jahres 1800.

Vergaß't auf ewig Ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herr'n und Unterthanen!
Ach, ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt, wie Rom, ſo Schwert als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte Deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, einen kaum der hörte.
Vor Fürſten Recht, bey Bürgern edle Sitte
War wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einz'le, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.

Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.
Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte,
Im ſchönen Tempel iſt Natur Madonne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blüh'te,
German'ſcher Männer Lied wird's nun entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zwey Mahl das. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feu'r, wie dieß, erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſey mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis, kraft des jüngſten Tag's, zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergehn ſammt ihren nicht'gen Werken.

Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen,
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwömm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunct den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreyein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurück flieh'n will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmahl ſchaut;
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht;
Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r, vor dem dir graut.
Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert,
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neu grün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, den alten Krieg verſöhnend.

Auch ich ſprach's aus, und ſah, wo keiner gafft,
Des Menſchengeiſtes kühnen Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft.
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulenwald im Glanze,
Des Tempels Bau vollendend zu erfüllen,
Weih'n am Altar ſich die mit grünem Kranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bey des Himmels Roſen,
(Der Eid ſey höchſtes Ziel auch meinem Willen;)
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen. —
Wohl ſeyd ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte, ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jüngling' ein! Erneun't durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunſt!

Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtung Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach, und Hellas, deſſen Götter ſanken,
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen: das Phantom
Der trägen todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Hymnen.

I.

Apollo, wirſt du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich dich die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt du ihn nicht hindern,
So muß der Stern die letzte Kraft enttriefen;

Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaos-Kindern.

Gib Heil! die treu'ſte Treue ſoll dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allmächt'ger, wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was du mir enthüllt, geſungen,
Laß mich verzehren ſchnell von deinen Flammen!

* * *

II.

Diana, heil'ge, wo ſind deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Übermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umklirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der groſſen Göttinn tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch nimmer zu erſchlaffen.
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

III.

Ich ſoll den Schleyer, Iſis, dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die inn're Kraft gebäre;
Was frommen Schleyer da, ſo ſchön ſie gleißen?

Sie wollen feige ſich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenröthe.
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben.

* * *

Herkules Muſagetes.

1801.

Opf're dich ſelber zuvor und alles, was ſterblich, der Muſe,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht, und werde ja fürder ſo denken;
Denn wie reu'te den Mann, was er ſo männlich beſchloß?
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg ſich wendend vom Lärm alles zuſammen verdammt,
Seh' ich gelaſſen es an; denn ich weiß ja die alten Geſchichten,
Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.

Weſen des Brutus, wie uns von den alten Geſchichtſchreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge ſeiner Tugend für unſer Auge zur ſittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caeſar aber war ein ſolches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdiſchen Güter; und grade an dieſem Endpunkte ſeiner Lebensbahn wird es am auffallendſten ſichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen ſeinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unſichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander ſeyn, als der glückliche Caeſar, welcher das volle Ziel ſeines Strebens erreicht hat; der aber dabey dem Catilina ähnlich war, und den Cato haſſen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caeſar ſelbſt öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menſchen von der niedrigſten Herkunft zu den höchſten Ehrenſtellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung ſeiner Macht und Würde nützlich geweſen wären, ſo würde er auch dieſe eben ſo belohnen." Es ward allgemein geglaubt, er hätte bey einer gewiſſen Gelegenheit, einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bey Seite geſchaft. In ſeinem erſten Conſulat ſtahl er dreytauſend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben ſo viel vergoldetes Erz an deſſen Stelle, verkaufte Bündniſſe und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerſtörte un-

Stellet mir ſelbſt gegen über den Mann, der, gerüſtet zum Kriege,
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehr't.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt, und wie alles ihn nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl ſelber, wie gern, raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Anders beſchloſſen die Götter und willig nehm' ich mein Schickſal,
Trotz dem adligen Neid froh und zufrieden im Muth.
Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
Auch in jenem Bezirk, der mir auf ewig verſagt.
Nur wenn die Welt den Ernſt uns eitel ſchwatzend erwiedert,
Regt in der Bruſt ſich der Grimm ob der zu duldenden Schmach.

Beſſer wir bleiben für uns in einſamer Strenge geſondert,
Als im ekeln Gemiſch Wahres und Falſches zu ſeh'n.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Spräch' ich: wachſe denn fort, wie die Natur dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunct,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt!
Kühn drum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Goethe, die haben die Kunſt der Deutſchen erneuert,
Mächtiger Quell warſt du, würdiger Winkelmann, einſt!
Was den beyden entriſſen die Parze, das gab ſie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.

Göttlich begeiſtert vernichtend, ſo kamet ihr Denker von oben
  Flammtet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruh'te der Geiſt des raſtlos forſchenden Deutſchen,
  Bis er im Abgrund erfaßt ſchauend die Wurzel der Welt.
Anmuth gab dir der Gott, und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung
  Tiek, erfindſamer Freund. Werke verkünden dich laut,
Und wohl ſchiene beſtochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
  Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
  Treue Begründer der Kunſt, ſeyd mir, Poeten, gegrüßt!
Beyde entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
  Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!
Euch, ja nur euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
  Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.

Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laſter zu tilgen
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bey fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,

Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Carl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter,
Und neigte das Haupt
Ganz brünſtig zu ſchauen
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Carl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebiethet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Wege,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh, die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren;
Die Felſen, ſo die Ritter ſich erkoren,

Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten,
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapf're Lanzen damahls ſchwungen,
Noch die Deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verjugen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbauten.
Da der Mann dem Mann noch traute,
Deutſche Luſt im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach, da keiner noch alleine —
In des Herzens tiefem Schreine
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bitt're Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thranen weine.

Dunkle Trauer zieht mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen,
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet ſtolze Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit euch nicht leben,
So ergreift euch doch mein Streben.
Wo ich wand're, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder,
Und ich fühlte wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten
Einen allvereinten Strom zu leiten.

Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eignen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen,
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freude dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

* * *

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt, tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze –
Sich den Staub von ſeinen Sohlen. —
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von euch entflohen,
Gern entſagend meinem Blute,
Ja, den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,

Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adligſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme goldner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;
Doch mit nichten darf ich ſcheuen,
Kühn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edeln Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur ſchöne Worte,
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort im Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben,
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen? —
Das iſt Lug nur und Verleumdung,
Daß ich Neues ſtiften wollte,

Mich nur meinend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh' die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden. —
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner, die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſ't im Strome,
Fluthen wachſen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen,
Noch mein Liebesblick gefeſſelt
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, ſchaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,

ſchuldige Städte der Beute wegen. Die Koſten des bürgerlichen Krieges, und den Aufwand ſeiner Triumphe und öffentlichen Schauſpiele und Werke beſtritt er nur durch ſolche und ähnliche Räubereyen.

Cato, der lieber gut ſeyn als ſcheinen wollte, und in allem ſittlich ſtreng nach altrömiſcher Tugend handelte, weil er nach ſeinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caeſar an Seelengröße in einer entgegengeſetzten Art völlig gleich und gewachſen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catoniſchen Beredſamkeit den ſchon ſiegreichen, verrätheriſchen Rath des verſchlagnen Caeſar über die Catilinariſchen Verſchwornen zerſchmetterten, und den ſinkenden Senat mit altrömiſcher Begeiſterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieſes Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch ſeinen freyen Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich iſt die Nachricht eines ſonſt nicht ſehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caeſar wirklich ſchmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er ſich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Abſichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben verſicherte. Kleinlicher noch iſt, daß er ſelbſt als Dictator, einem müſſigen und zänkiſchen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn ſchrieb, welche ſo armſelig waren, daß die Republikaner ſelbſt ſie zu verbreiten wünſchten, um Cato's Ruhm dadurch deſto mehr zu verherrlichen, und Caeſars Abſicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Einſam wandelnd durch die Wüſte,
Als der letzte meines Volkes.“

* * *

An eine Freundinn der Poeſie.

Aus deinen braunen Augen,
Da leuchtet heiter,
Wie grüner Mayen,
Die Freude voll Vertrauen.
Mich dünkt, es gleichet,
Vom Liede fromm entzündet,
Dein froh bewegt Gemüthe
Den frommen Zeiten,
Da in der Jugend Roſe,
Noch Pilgerinnen,
Des Glaubens Lilie
In volle Herzen ſchloſſen,
So leicht durch's Leben gingen
An treuem Stabe,
In grünem Frühling wandelnd,
Der immer bliebe.

* * *

Die drey Weltalter.

Bruchſtück.

Anfangs lebte der Menſch mit ſich ſelber in heiliger Eintracht;
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmliſchen Geiſtes.
Liebend beſangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater.
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebethe die Menſchen,
Jegliches brachte ſelber ſich dar in Vertrauen und Demuth.
Segen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerſt ſie bewillkommt.
Willig gewährte und folgſam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menſchen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beſeligt,

Schwebte ſinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umſcheinen.
Denn oft ſtiegen hernieder zum erdgebornen Menſchen,
Lieblich in lieber Geſtalt noch die ſeligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menſchen noch leicht entſchlummert zur Heimath,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heiterſten Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unſchuld,
Wo die grünende Erde ſo ſchön dem Geliebten ſich ſchmückte.
Aufwärts ſtieg die Flamme des Lebens aus ſehnenden Herzen,
Welche das treue Geheimniß noch Göttliches deutend vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verſchlungen verwebten ſich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahrs und des Tages.

Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Roſe geſellt mit der Blume des Friedens;
Ja, auch des Tages ſtrahlende Kraft, und der dunkelen Fülle
Nächtliches Segens Geheimniß, ſie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umſchlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemahls der ſeligen Menſchen Geſchlechter.

Prolog zu Leſſings Nathan.

Die Dichtkunſt.

Unzählig ſind die frohen Kinder meiner Luſt,
Die ich aus dunkelm Schooß erzeugend aufgebracht,
Daß ſie nun Himmel athmend lichte Sterne ſchaun. —
Was auf des Frühlings grünem Teppich munter ſpielt,
Mit muthigen Geſellen jugendlich vereint,
Und frey ſich ſeines Lebens freu't in raſchem Kampf,
In heißer Wolluſt Ringen; oder was auch ſtill
Verborgen leiſe Schönheit duftet in dem Grün.

Aus offnem Kelche dann dem Licht ſein eigen Bild —
Ein kleiner Farbenhimmel — kindlich wieder gibt,
In einen Blick und Freudenblitz den Geiſt verhaucht;
Ja, was nur athmet, grünet, lebet und ſich ſehnt;
In allem athmet, ſchlägt und regt, ſehnt ſich, und treibt
Die eine alldurchdringend nie durchdrung'ne Kraft,
Der treuen Mutter ewig liebeſchaffend Herz.
Doch wenn die Sommerluſt entflohn, die Pracht verblüht,
Von Schmuck entblößt ganz traurend nur ich ſchein' und kalt,
Dann denkt das Herz in ſtiller Tiefe Andres aus;
Ein ſinnreich künſtlich Bilden ſchaft der kühne Fleiß,
Vielfach verſchlungen webend, was er ſchlau erdacht.
Oft, wenn die Laune eigenwillig es befiehlt,
Ein ſcherzend Spiel nur; denn die wildeſte Geſtalt
Die ſonderbarſte iſt's, die ſich der Witz erwählt.
Der Worte räthſelvoll verworr'n ſinnbildend Spiel
Wird hier erdacht; und was den Menſchen wohl bewegt,
Zu ſtaunen über ſeines gleichen, daß der Menſch —
Dieß wundervoll Gewächſe, gottverwandte Thier,
Des Lebens Blume, helles Aug' und Freudenlicht,
Der Mutter höchſte Luſt und lieblichſtes Geſchöpf —
So wundervoll gebildet und gebaut ſeyn kann;

So ſeltſamlich gemiſcht in ſeinem Hirn der Ernſt,
Und Laun' und Spott, ſinnreicher Witz und Lieb' und Zorn,
Allmächtiger Gedanken ſchaffendes Geheiß,
Und wieder tiefes Sehnen, leiſer Wünſche Hauch
In ſtiller Bruſt und ſanfte Demuth, zarte Scheu;
So eigen jeder, eine kleine Welt für ſich.
Denn mir mißfällt vom Herzensgrunde, was nur gleich
Sich ſelbſt einförmig wiederhohlend immer bleibt.
Was ich mit Lieb' und Luſt erſchaff', iſt mannigfalt,
Und frey und kühn, und muthig bahnt ſich's neuen Weg.
So ſchuf ich einſt in ſtiller heit'rer Winternacht,
Da jeder Stern am Himmel freundlich niederſchien,
Ein reichbegabtes lichtanſtrebendes Gemüth.
Ein Künſtler ſann ich, ſoll es werden mir zur Luſt,
Mit ſchlauen Sinnen reich verſehn und heiterm Geiſt,
Voll tiefer Abſicht, allbeginnend, fein gewebt;
Und wie ich nun ſo ſinnend bilde die Geſtalt,
In ſie vertieft, trifft mich, ich weiß nicht wie, ein Zorn,
Indem ich an das Schlechte denke in der Welt,
Das Ungeziefer, das den ſchönen Garten mir
Geſchändet, wüſter Zeiten Unkraut und Gewächs,
Das ſchlechte Machwerk, das zum Spott nur Leben äfft.
Und wie ich nun den Sohn betracht' und ſeine Noth,

Die er in buntverwirrter Welt wohl bald erlebt,
Schulmeiſter, Anverwandte, Publicum, Geſchwätz,
Die Menge Bücher, Handel und Betriebſamkeit,
Den Rath der Narren, Obrigkeit — und tolles Zeug,
Wie heiß ich war von Zorne, lacht' ich dennoch laut.
So ging durch eigne Unvorſichtigkeit mir gleich
Die ſchönſte Bildung faſt zerſtückt! da ward mir's leid:
Ich nahm den jungen Geiſt, und taucht' ihn ein in
Stahl,
Auf daß er eiſenkräftig würde, Pöbels Thun
Und Schrey'n nicht allzu zart empfänd'; ich haucht'
ihn an,
Und Feuer regt ſich glühend in der Adern Schlag.
Da blickt er zu mir auf voll Dank; ich lächl' ihn an,
Und von dem Lächeln leuchtet noch ſein Falkenblick,
Und heit'res Licht wohnt auf des Sehers heller Stirn.
So warf ich an des Lebens kaltem Strand ihn aus;
Er immer rege, forſchend, wandelnd, ſtets bemüht,
Umfragend, ward des rechten Weges bald gewahr;
Den andern deutend bahnt er ſelber kräft'ge Spur;
Und trat ihm Dummheit, platter Pöbel in den Weg,
Da ſprüht er hellen Witzes Funken weit umher,
Und Manchen traf der tödlich ſchneidend ſcharfe Schlag.
So blieb der Theure ſtets mein lieber theurer Sohn,
Sein Angedenken mir im Herzen feſt und werth;

Und tret' herauf geſtiegen, Göttinn, kühnlich auf
Zu dieſer ſeiner Nahmensfeyer, das Gedicht,
Wo ſich ſein Geiſt am reinſten ſelber ausgedrückt,
Zu loben, deuten, anzuzünden. Ein Gedicht,
Wo all den Trotz ihr find't, Muthwill' und ſpröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr ſonſt an ihm verehrt,
Und wahrlich auch das grade Herz, den lichten Ernſt.
Drum laßt es euch nicht irren, wenn nicht alles gleich
Vortrefflich ausgebildet und gefeilt hier iſt,
Und nur, wie man im Zimmer, auf dem Markte ſpricht,
Die Proſa hier geſprochen wird, die Menſchen auch
Nicht alle gleichbedeutend immer geiſtvoll ſind.
Das lautre Gold iſt dennoch gut, wer es auch bringt;
Der Wahrheit Gold in ſchlichte Fabel eingewirkt.
Und wenn der König hier und da nicht edel ſpricht,
So iſt der Bettler dafür königlich geſinnt.

Epilog.

Der Verſtand.

Der Fabel leichtes Bild iſt nun vollendet;
  Beſorgniß hat, erſt zweifelvoll verſchlungen,
  In Freud' und Wiederfinden ſich gewendet.

Geſchwiſter ſtaunen Bruſt an Bruſt umſchlungen,
Des Lebens kühnes Spiel iſt nicht verloren,
Den alten Ring hat Glaube neu errungen;
Daß jeder Rechte ſey von Gott erkoren,
Der rechte Glaube hat uns all' vereinet,
Die Gottheit ſinnend wir im Staub geboren.
So ſchwinde Trübſinn, den wir erſt beweinet,
Und laßt, von allem Dunkel frey, uns fragen,
Was jenes lichte Räthſelbild nun meinet? —
Den Frieden kommt der Held uns anzutragen,
Erkenntniß ſoll der Zwietracht Kinder tödten,
Des Lichtes Gunſt will uns die Dichtkunſt ſagen;
Des reinen Lichtes, deſſen Morgenröthen
In ewig gleicher Sonneneinheit ſtrahlen,
Befreyt von ird'ſcher Dämmerung und Nöthen.
Dieß Eine war das Ziel von ſeinen Wahlen.
Dieß Eine, das die alte Zeit erkannte,
Dieß Eine wollt' er neu lebendig mahlen;
Denn mancher Hohe, der die Welt verkannte,
Hatt' es wohl feſt, doch alſo hoch gegründet,
Daß ſich geblendet weg die Schwachheit wandte.
Der Dichter hätt' es allen gern verkündet,
Des Pöbels Wahnſinn ewig ausgerottet,
In Gottes Klarheit alle ganz verbündet;

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Die ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſt gebunden,
Schwinden ihm die ſchnellen Stunden.
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Spricht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.
Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Öffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Carl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieh't den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Carles Herzen,
Das frey nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Carl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.

Alexander gab ſeinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichſt beſte Richtung auch für die griechiſche Geiſtescultur und deren Verbreitung in Aſien. An den Gräueln der nachfolgenden Deſpoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; ſie waren ſeiner großen Natur ganz entgegen. Caeſar hat den Sturz des alten freyen Rom nicht zum Beſſern angewandt oder umgeſtaltet, ſondern nur auf das Schlimmere und Schlimmſte beſchleunigt und vorgearbeitet; und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte ſeiner Thaten genoſſen. Der ganze Ertrag ſeiner herkuliſchen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beytrag mehr zum Glück des Auguſtus. Caeſar würde Legionen von Menſchen, wie Sulla und Auguſtus waren, in jenem weitern Sinne des Worts beſiegt haben; aber in der feinern Herrſcherkunſt war er nur ein Anfänger gegen den Auguſtus, der ſo meiſterhaft der verborgne Monarch einer ſcheinbaren Republik zu ſeyn wußte; und an organiſchem Geſetzgebergenie übertraf ihn ſelbſt Sulla, der zwar ein unumſchränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikaniſchen Geiſte und Sinne Dictator war, ſehr weit. Für einen republikaniſchen Imperator war Caeſar zu tyranniſch, für einen unumſchränkten Monarchen zu republikaniſch, zu frey und ſorglos in ſeinen eignen Sitten und Leben.

Und dieſes war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlſchrittes, welcher die andern unvermeidlich nach ſich gezogen hätte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange ſeines öffentlichen Lebens über den Rubiko gegangen war; es war vielmehr eine urſprüngliche Unzulänglichkeit ſeines

Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.
Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden;
Das ſtille Waſſer ohne Weg' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
Drum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

* * *

Sanct Reynold.

Sanct Reynold als Einſiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.

Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bey Cöln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Capelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reynold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.
Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Träulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden. —

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeyd,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen,

So ſeyd ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“ —

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder bethen dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeſſ' die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allen in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reynold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;

Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam, ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da fliehn ſie, wie vom Donnerſchlag
Verrückt, in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knie'n ſie bey ihm hin,
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward nun errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Capelle.

……

Das verſunkene Schloß.

Bey Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller, wie die, iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —

So ſchritten zween Wand'rer,
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Both ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein.“ —

Der jüngſte von den zween
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar. —
„Als noch die Burgen ſtunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth.“

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;

Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnem Grabes Mund."

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beyden,
Als traut er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch, o Sohn!
Es ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn."

„Wahr iſt's, es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geſchlecht."

„Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,
Drum ſucht' er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt;
Nur dieſe Wellen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt.“

„Wohl jene Waſſer drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange,
Klagend die Welt zurück.“

„Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,

Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt.“

„So dünkt mich, daß die Geiſter,
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schlund hinab,
Wir ſehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen ſo die Töne
Und der Geſang erſtirbt.“

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit,
Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin.“ —

So trete nun die Dreye
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks ſie zeihe,
Erſinnt der Fremd' alsbald. —

„Und liebt ihr denn Geſange,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich." —

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen,
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'm See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinauf gezogen
Seh'n ſie, die ihm nachſchau'n,
Rauſchen empor die Wogen,
Seh'n es mit Luſt und Grau'n.

* * *

Weſens, um der großen Aufgabe der damaligen Weltepoche völlig Genüge leiſten zu können. Er war ſchon von Natur tyranniſch geſinnt und voll von monarchiſchem Stolz, aber ohne die ſolcher Form angemeßne innre Würde und ſittliche Haltung und Strenge gegen ſich ſelbſt. Schon ſehr frühe rühmte er ſich in der Leichenrede auf ſeines Vaters Schweſter Julia, ſeines vermeynten königlichen Geſchlechts, und prieß die Erhabenheit einer ſolchen Abkunft. Solche Äußerungen waren ſehr unweiſe und unpaſſend für den Bürger eines Freyſtaats, für ein Partheyhaupt in der damaligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer ſolchen Kataſtrophe führen. Aber leicht wird dieſe vergeſſen, ſo lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks ſteht; und unaufhaltſam ſchnell und leicht iſt der Übergang von einem demagogiſchen Sieger zu einem tyranniſchen Alleinherrſcher. Caeſar hatte ſeine herrſchſüchtigen Geſinnungen auch gar nicht hehl, und führte immer den Spruch des Eteokles beym Euripides im Munde: „Um der Herrſchaft willen könne man ſchon ungerecht handeln, im übrigen gerecht.“ Als Sieger ſcheute er den Nahmen eines unumſchränkten Herrſchers und Tyrannen ſo wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern ſchien. „Sulla ſagte er, habe nicht die Anfangsgründe der Herrſcherkunſt verſtanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik ſey nichts, als ein weſenloſer Nahme; die Menſchen möchten immer ſchon vorſichtiger mit ihm reden, und ſeine Worte als Geſetze ehren.“ Gegen das Ende ſeines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erſchrecken. Er mußte wohl fallen, ſo groß

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt im Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeligt, daß ſo Einzig's ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtung Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſey, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des Deutſchen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;

Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

* * *

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich ſey, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geiſt umnachtet,
Beſorgt, wie das Verborgne er gewinne;

Der Dichter, der, wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unſterblich hier ſchon wird der Zukunft inne.

Als noch die Flammen ſtrömten, Felſen klungen,
Die alte Rieſenzeit der jungen Erde
Iſt nah' ihm gegenwärtig gleich wie heute;

Und wieder grüßt und ruft von fern ſein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneu'te,
Hat ſeine Ankunft froh ſchon jetzt beſungen.

* * *

An Camoens.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden!
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sah'ſt du, von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſ't ein Strom verborgner Klagen.

Sey, Camoens, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen,
Des Deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

* * *

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo, blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer bloß von dieſen Seligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſelig ſelbſt der Meiſter;

Drum ſollen alle Feen auch bereiten,
Des Dichterhimmels diamantne Krone
Dir, Calderon, du Sonnenſtrahl der Geiſter.

Gute Zeichen.

Des Kriegeſ grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keuchen;
Nicht mehr verborgen will der Tieger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

Drob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bey ſtillen Flammen
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tiegers Bau zuſammen,
Drum lodert auf ihr Flammen, laßt es tagen!

* * *

Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl,
Fremder Rechte loſes Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freyheit unſer Stern.

* * *

Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall;
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

* * *

Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieht;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüht,
Wenn das Irdiſche verſprüht,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,

O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

* * *

Liebes Leben.

Leiſ' und hold, wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unſer Herz,
Jugendluſt in Flammen glüht,
Wie die Roſe Farben ſprüht.
Bitt'rer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoß.
Und des Lebens rauher Sturm,
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Gibt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht,
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

* * *

Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres alte Wellen. —
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder,
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

An den Ufern des Mains.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſtille Bahn gezogen
Auf ſchlangengleich gewund'nen Wogen
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So gold'nen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die Deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freyen Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigend der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

er auch war; und hat dieß im voraus gefühlt. Und groß war auch, wie er ſiel; da er am Brutus einen ſeiner würdigen Gegner und Rächer fand.

Caeſar bahnte weit ſchlechtern Tyrannen als er ſelbſt war, einem Tiberius, dem Caligula und Nero den Weg, und war ihnen auch in ſeinem Sturz ein obwohl vergeblich lehrendes und warnendes Beyſpiel und Vorbild. Konnte die Republik damals auch nicht länger beſtehen, ſo hätte doch die neue monarchiſche Verfaſſung durchaus feſter, ſittlicher und rechtlicher begründet werden müſſen. Es giebt Zeiten, welche einer zwiefachen Richtung gleich fähig ſind, wo das Schickſal der Menſchheit gleichſam an einem Haare hängt. Wenn nun das Zeitalter des Caeſar und Auguſtus ein ſolches geweſen wäre? Wenn es ſich wahrſcheinlich machen ließe, daß die Geſchichte der Menſchheit jetzt von einigen greuelvollen Jahrhunderten rein ſeyn würde, wenn Caeſar entweder nicht geſiegt, oder dieſen Sieg weiſer und größer benutzt hätte? Davon werden zwar die hiſtoriſchen Sophiſten, welche ſo genau zu wiſſen wähnen, warum alles Schlechte, was je geſchah, nothwendig war und durchaus geſchehen mußte, nichts hören wollen. Und doch ſind dieſes nützliche und lehrreiche Fragen und Probleme einer höhern welthiſtoriſchen Sittlichkeit und Beurtheilung.

Auf dieſer Wagſchale verglichen, neigt ſich das Uebergewicht auf die Seite des jugendlich begeiſterten Alexander, deſſen welthiſtoriſche Wirkung mehr befruchtend für die Zukunft, als zerſtörend in der Gegenwart war. Und auch Nation gegen Nation gehalten, bietet die Auflö-

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſanft im Lied ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild,
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen,
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich drum des Maines,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

* * *

An ſeinen Freund.

Im Herbſte 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte ruhren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahnde all' den Mord:
Je fern und fremd entrückter,
So ſchmerzenvoll gedruckter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nachtlich leuchtend Hoffen

Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freyheit nicht von Ketten,
Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'ſche Luſt;
Wer aber Gott ſey eigen,
Wird jetzt ſich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder
Vom Vater zu uns nieder
Des heil'gen Marterthums;
So laß den Muth nicht ſinken,
Gehorche Gottes Winken,
Ledig des ird'ſchen Ruhms.
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual,
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet
Lächeln ſie lichtbegnadet.

Soll denn in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,

Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die drey ſo einſt verbündet,
Der Freyheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die dreye,
Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz.
So laß uns zwey es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schreyn des Herzensgrundes,
Sey inniges Gebeth;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung

Der Gotteswiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger einer Zunft:
Wo zwey in Gott beyſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sey jeder uns willkommen,
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren,
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Aus Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten
Und himmliſch ſich geſtalten
Die erſte Chriſtenheit:
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einſt dieß Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,

Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Geboth;
Wie jene freud'gen Scharen,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüht nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brachte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geſchieht.
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieht.
Des Muthes woll'n wir ſtehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahres 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja ſchon ſterbend,
Doch den Hader nicht vergeſſen,
Dunkels noch vermeſſen
Nicht vernehmt die Hand, die euch geſchlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'ſt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verſchwinde,
Alle deines Heiles Licht erkennen,
Und in dir verbündet
Gern ſich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet,
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern
Wohl dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerſtörung uns umſchnauben,
Steht nur feſt der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schickſal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbſtzerſtörend,
Hier ein Gift, uns zu umſchlingen,
Feſſelnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode preis gegeben;
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habſucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unſer Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'ſchem Ruhme trunken,
Lag in Luſt verſunken,
Sterbend hießeſt Liebe auferſtehen!

Müſſen deine Krone
Wir ſo arg verſpottet ſehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne
Wüthend ſo durch deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Wege ſchwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens ſinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen ſchon verſtummt erblaſſen;
Nirgends ſchimmert Rettung,
Sturmwind naht, ſie zu umfaſſen,
Und in ſchrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer faſſen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandelnd an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen;
Kraft iſt ſeinem Munde,
Wort und Lied umſonſt verliehen,
Jeder hohen Gottesſtunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Noch den Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkoren
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verloren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dieß Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verdorben,
Innen ganz erſtorben,
Gott, dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts Göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;

ſung der helleniſchen Freyheit und Bildung ein weniger herbes und freudenloſes Schauſpiel dar, als der ſittliche Zuſammenſturz der alten ſtrengen Römerwelt; indem wir dort noch durch einen letzten herrlichen Aufflug ſchöner helleniſcher Begeiſterung im Alexander im Gemüthe erhoben werden; während hier in dem Römiſchen Abendlande alles in einförmiger Erſchlaffung darnieder ſinkt, bis die neue Sonne eines höheren göttlichen Glaubens, über den alten Schutt des untergegangnen Heidenthums emporſteigt.

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Er, der all' vereinet,
Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, ſo weit der Himmel ſcheinet,
Seiner Kämpfenden Gebeth erhören.

Ja, es nahen ſchon die Tage,
Wo die Klage
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finſterniß und Gutes ernſt ſich ſcheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angſtvoll klagt der irdiſch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Dieſe Felſen, die jetzt brechen,
Alle ſprechen
Von der göttlichen Erſcheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir drum des Morgens warten,
Muthig ob der Poſaune Funkeln,
Daß zur Sonne wir in Gottes Garten.

Weil dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den Deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frey den vollen Geſang erſchallen
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſey der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle,
Und hell ſey jedes Angeſicht;

Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
In ewig heiterm klaren Licht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und ekelt' ihn manchen Dreyhellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade,“ ſprach der Ritter, „du Vaterland mein!“ —
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſeyn,
„Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und
von Schmerz?“
So zieht er und flieht von dannen fort,
Ein Kleinod doch laßt er am heimiſchen Ort.

„Thu' auf deinen Schooß, o Waldesthal,
„Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!

„Ich lebte und ſtrebte der Liebe zumahl.“
Dann ſchüttelt er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruhn;
„Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?“

So ſprach er, und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rührten am Platz,
Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen draus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch,
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer,
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruhte wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben und trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft,
Das, ſprachen ſie, ſoll unſer Abgott ſeyn.
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
„Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
„Wir, die wir ſpringen um Stein und um Stock,
„Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht,
„Wir bilden uns aus, und bilden uns ein,
„Was fragen wir nach dem Edelſtein?“

Nun treten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt;

Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwärmen und lärmen und ſchreyn nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildbret nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkeln Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bey Sonn' und bey Mond, wie die Wolke zieht.

* * *

Eulenſpiegels guter Rath.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeyd auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſre eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich ſeht,
Wie ſchön es euch von Statten geht,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,

Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an 'nander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.
Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beyneben ſich in Weisheit kaufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen ins Angeſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Stand' im Staate geben.

Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele banquerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur deſto beſſer;
Und wucherſt du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmahls nützen.
Vielerley Volk zuſammen er bittet,
Seine eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Compliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſey es oder ſey nicht verſtändig,
Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabey weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart

Uns ihre Reitze eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt einem wohl Gedanken machen.
Bloß weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſehn,
Nüchtern alle nach Hauſe gehn.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſeyn.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn treffen jedoch die vergüld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben,
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich ans neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon.
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort;
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.

Schimpft nur auf die, ſo ihr beſtehlt,
Noch Manchen gibt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmahls ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Stadten leben,
Die Acker mogen verderben eben.
Der Bürger wohn' in bluh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein andrer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren;
Denn lange kann es ſo nicht wahren.
Kein Fürſt ſey je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der Manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

* * *

Der alte Pilger,

oder

Homo's neueſte Wanderungen.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter gehn,
„Sonſt iſt's um meine Füße geſchehn;
„Hier will ich unterkauern.
„Dieß ſoll zur Nacht mir ein Obdach ſeyn,
„O, ſeyd nur ſo gut, und brecht noch nicht ein!“ —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt' der Schlaf ihn oftmahls an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er, und aß ſein Abendbrot,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schlaft oder träumt er mit wachem Geſicht,

Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwey Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doctoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein andrer, der ſtärker noch,
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt, und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern, ſieh!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen, die goldnen Kronen ihm her,

Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreht,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteht,
Beym Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,“
So hat der Pilger bey ſich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
„Die Herrlichen, wie ſie da ſtehn und gehn,
„Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſehn!
„Was wird's nur endlich werden?“

Des Schreyens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach, Dörfer ſind's, daß Gott erbarm'!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber, ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh',
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiſſe Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſ't in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
„Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geiſterſtunde.
„Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
„Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
„Sie ſind nicht mit im Bunde.“

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
„Dann magſt du gebiethen jedem Zweck,
„Du wirſt es dankbar ſpüren.“ —
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt

Und nahm vertraulich ihn bey der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felsengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Stehn ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeſſ'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es drey Mahl ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint', es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nahn,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfahn,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,

Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram.
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir," ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geſchrieben;
„Wo Milch und Honig ſich ergießt,
„Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
„Sich alle herzlich lieben." —

Nun war es, als ſtöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch, und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe.
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frey er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen drein
Der große ſchwimmt, und ſchlingt ihn herein,
O, was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frey,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabey,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn,“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
„Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht im warmen Thal, und hört
In Blättern Lüfte weben.
Es gibt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch, als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blühn,

nicht unſtreitig auch Gefühl und Phantaſie, welche eben die äſthetiſche Seite des Menſchen bilden, mit zu den weſentlichen Eigenſchaften, urſprünglichen Anlagen und Kräften der menſchlichen Natur? Auch ſie müſſen, und zwar nach chriſtlichen Grundſätzen und Begriffen, zur chriſtlichen Vollkommenheit gebildet werden. Es wird immer die nachtheiligſten Folgen haben, wenn ſie vernachläſſigt und roh, und ihrer eigenen Verwilderung, ohne Vorbild, Leitung und Disciplin überlaſſen bleiben, weil ſie einmahl mit zum Ganzen des Menſchen gehören, und einen Theil desſelben bilden, der weder geläugnet, noch weggeſchafft werden kann, ſondern eben mit dieſem Ganzen in Einklang geſetzt, und dem gemäß entwickelt und geordnet werden muß. Selbſt dann, wenn das Herz und der Willen ſittlich geregelt, der Verſtand entwickelt und gebildet iſt, wird ſich jene Vernachläſſigung der Phantaſie, und Rohigkeit- oder Stumpfheit des Gefühles noch ſehr empfindlich kund geben, und viel Störung und Schädliches, auch in den beſſer gebildeten Kräften, verurſachen. Wie im Einzelnen, ſo iſt es aber auch im Ganzen. Wenn der Religions-Unterricht bey einer Nation gründlich und gewiſſenhaft gehandhabt, alles unmittelbar dahin Gehörige mit großem Ernſte und Eifer betrieben und verwaltet würde, zugleich aber das Theater und die Muſik, die Lectüre und alle Künſte, die öffentlichen und geſellſchaftlichen Beluſtigungen nur den äußerſten Leichtſinn und den Geiſt einer ganz frivolen Sinnlichkeit athmeten, und ſelbſt der höhere Ernſt in der Kunſt auf einem Wege geſucht, und auf Ideen begründet würde, die durchaus nicht chriſtlich, vielmehr mit der Religion ſtreitend wären: ſo würde eine ſo große Diſſonanz in dem moraliſchen Zuſtande einer Nation oder eines Zeitalters gewiß als ein Uebel erkannt werden müſſen, und könnten die nachtheiligen Wirkungen einer ſolchen Disharmonie nicht ausbleiben. Wollte man aber nach der oberflächlichen Anſicht des herrſchenden Zeitgeiſtes dieſes für gleichgültig, ja wohl gar für ein Zeichen der Aufklärung und einer angenehmen Geiſtesbildung halten, ſo muß man bekennen, daß die Geſetzgeber und Moraliſten des heidniſchen Alterthums darin weiſer und gründlicher dachten, indem ſie die äſthetiſche Seite des Menſchen für ſo äußerſt wichtig hielten, und Kunſt und Poeſie mit den innerſten Grundlagen der bürgerlichen Ordnung und Religioſität, ſo wie ſie dieſelben erkannten, ſtets in Beziehung ſetzten, und in Einklang zu bringen ſuchten.

Allerdings iſt die Wirkung und Lehre der Religion ſelbſt zunächſt nicht auf die Phantaſie und das bloß äſthetiſche Gefühl berechnet, ſoll es wenigſtens nie ſeyn; ſie ſoll vielmehr in Unterricht, Andacht und Predigt vorzüglich und zunächſt auf das Herz und Gewiſſen, oder auf Vernunft und Willen gerichtet ſeyn, und in dieſe beſſernd und bildend eingreifen, indem ſie von der Vernunft allen

Dunkel und Zweifel entfernt, damit dieſe, vom Lichte des Glaubens geleitet, erſt wieder eine geſunde Vernunft ſey, der ſchwankende Wille aber dieſer berichtigten und wieder göttlich gewordenen Vernunft nicht widerſtrebe, ſondern immer feſter ſich anſchließe, und mehr und mehr angemeſſen werde. Allerdings iſt dieſes die Wirkung der Religion auf Vernunft und Willen, auch das Weſentlichſte und die Hauptſache, das Eine, was überall noth iſt. Wollte man dieſe unläugbare Wahrheit aber dahin ausdehnen, daß man behauptete, alles Andere, außer dieſem Weſentlichſten und Erſten, müſſe nun als überflüſſig und ſchädlich verworfen werden, als ob auch die gründliche Verſtandesbelehrung und intellectuelle Geiſtes-Cultur, beſonders aber alles, was zur Anregung und Ausbildung des äſthetiſchen Gefühles gehört, ganz unnütz ſey, und nur mit der wahren chriſtlichen Herzenseinfalt ſtimmte: ſo würde eine ſolche Uebertreibung nicht mehr der Wahrheit gemäß ſeyn, und beſonders die gänzliche Verkennung eines ſo ſehr cultivirten Zeitalters und Zuſtandes, wie der unſrige iſt, verrathen, wo wir nur die Wahl haben, eine gründliche Geiſtes-Cultur auf das wahre und göttliche Ziel hinzulenken, oder allen üblen Folgen einer verwilderten und irrigen Geiſtes-Cultur gewärtig zu ſeyn. Wenn jene religiöſe Beſchränkung auf das Eine, Nothwendige, auch bis auf einen gewiſſen Grad für das Volk paſſend wahr iſt (obwohl auch da nicht unbedingt), weil bey ihm noch

alle übrigen Kräfte in dem Herzen, als ihrem Mittelpuncte, verſchloſſen und unentwickelt beyſammen liegen, ſo gilt davon doch durchaus keine Anwendung auf die gebildeten Stände, bey denen ſchon von der Erziehung aus die Seelenkräfte und Anlagen vereinzelt ſind, und in dieſer Vereinzelung cultivirt werden, daher ſie auch auf demſelben Wege und von eben dieſem Puncte aus wieder zu ihrem großen Ziele zurück geführt werden müſſen.

Das iſt aber überhaupt das Verkehrte in den jetzt mehren Theils herrſchenden Anſichten und Urtheilen, daß, wo es im Leben auf Charakter und Strenge, Tugend und Gehorſam ankommt, uns zu oft die Anmaßung einer einſeitigen Verſtandesaufklärung und Vernünfteley, oder eine an dieſer Stelle nicht gültige äſthetiſche Weichlichkeit eingemiſcht wird; wo aber von gründlicher Geiſtes-Cultur die Rede iſt, da appellirt man an die Herzenseinfalt und an eine Demuth, welche doch noch die rechte (nicht ſeyn kann, da ſie ſich ihrer ſelbſt ſo ſehr bewußt und ſicher iſt, daß ſie ſich aller ſolchen Vorzüge überheben zu können glaubt.

Indeſſen iſt ſelbſt dieſer Einwurf, ſo irrig er an ſich iſt, auf die gegenwärtige Sammlung vollends gar nicht anwendbar, denn die wahre chriſtliche Herzenseinfalt wird man — obwohl im ſchönſten und herrlichſten poetiſchen Gewande — in allen dieſen Geſängen, wenigſtens bey weitem in den meiſten derſelben nicht vermiſſen, ſelbſt in den bedeutungsvollen und geheimnißreichen des heil. Johannes vom Kreuz und des ſel. Liguori nicht. Vielmehr berührt der Tiefſinn dieſer im Lichte der Gnade erleuchteten Liebesſänger gerade das Innigſte und Geheimſte der wahren Andacht und Religion. Der Verfaſſer hat ſehr wohl gethan, dieſe größten Theils in dem vierten Buche »Philomele« zuſammen zu ſtellen; die Wenigen, denen ſie die liebſten in dieſer Sammlung ſeyn mögen, werden ſie gern hier beyſammen finden. Ueberhaupt bilden die fünf Bücher, von denen das erſte »das Kindlein Jeſu« überſchrieben iſt, eine ſehr zweckmäßig geordnete Stufenfolge, welche das letzte, der heil. Maria gewidmete, Buch auf das ſchönſte krönet.

Wie nun alle Poeſie überhaupt auf der lyriſchen Grundlage ruht, ſo gilt dieſes beſonders auch von der geiſtlichen Poeſie, daß ſie von der lyriſchen Seite anfangen muß. Manche größere Darſtellungen religiöſer Gegenſtände und bibliſcher Geſchichten würden den Sinn des Publicums vorbereiteter gefunden haben, wenn derſelbe zuvor durch lyriſche Anregungen dieſer Art mehr empfänglich gemacht worden wäre. Hierzu beſonders auch den herrlichen Vorrath der Vorzeit an chriſtlicher Poeſie zu benützen bleibt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, welches keiner weiteren Empfehlung bedürfen wird.

Friedrich von Schlegel.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite.

Das Kindlein Jeſu. Zehn Elegien. Aus dem Lateiniſchen des Wilhelm Becan.

Dieſer liebliche Dichter, Prieſter aus der Geſellſchaft Jeſu, blühte zugleich mit Balde, Hoſchius und Sarbievius, aus dem nähmlichen Orden.

Weihe 3
Erſte Elegie. Der Stall in der Felſenhöhle . . 5
Zweyte Elegie. Die Geburt des göttlichen Kindleins 9
Dritte Elegie. Das Kindlein in der Krippe. . 14
Vierte Elegie. Die Hirten bringen dem göttlichen Knaben Geſchenke 17
Fünfte Elegie. Die Beſchneidung . . . 21
Sechste Elegie. Ueber den Nahmen Jeſus . . 25
Siebente Elegie. Die Weiſen aus Morgenland . 28
Achte Elegie. Der Jeſus-Knabe wird im Tempel geopfert 31
Neunte Elegie. Der zwölfjährige Jeſus im Tempel 36
Zehnte Elegie. Maria und Joſeph ſuchen und finden den Sohn im Tempel zu Jeruſalem . . 40

Zweytes Buch.

Geiſtliche Geſänge.

Seite.

Hymnus beym Hahnenruf. Gruppirt aus einzelnen Verſen und Strophen des heil. Kirchenvaters Ambroſius 45

Morgen-Hymnus. Nach eben demſelben . . . 47

Abend-Hymnus. Nach eben demſelben . . . 50

Pſalm auf die heilige Dreyeinigkeit. Nach dem Lateiniſchen der heiligen Gertrudis . . . 53

Die Lieblichkeit des göttlichen Willens. Aus den italiäniſchen Liedern des ſeligen Biſchofs und Ordensſtifters Alphonſus Maria von Liguori . 56

An die ewige Weisheit (Säcular-Geſang). Aus dem Lateiniſchen des Caſimir Sarbievius . . 58

Rhythmiſches Wonnelied von der Lieblichkeit und Gnadenfülle Jeſu. Aus dem Lateiniſchen des Thomas Hämmerken, genannt von Kempen . . 65

Das Mahl der Liebe. Nach dem ſel. A. M. Liguori.
  Erſtes Lied 68
  Zweytes Lied 71
  Drittes Lied 73

Seufzer zu Jeſu. Nach eben demſelben 76

Ode auf den Tod des Erlöſers. Nach dem Lat. des Salomon Macrinus (aus den Deliciis Poëtarum) 78

Lied zum heiligen Geiſt. Nach dem ſel. A. M. Liguori 80

Klagegeſang. Nach dem Griechiſchen des heil. Gregorius von Nazianz 82

Seite.

Die Begräbnißſtätte. Aus dem Lat. des Jacob Balde 85

Sämmtliche in dieſem Werke überſetzte Dichtungen dieſes unſterblichen Dichters, dem Herder ein unvergängliches deutſches Denkmahl in ſeiner Terpſichore ſetzte, ſind aus der Auflage überſetzt, von welcher Herder klagt, daß ſie ihm nie zu Geſichte gekommen ſey. Neunzehn derſelben ſind, meines Wiſſens, noch nie überſetzt worden. Die übrigen vier, wiewohl ſchon früher von Herder bearbeitet, erſcheinen ebenfalls neu überſetzt.

Dies irae. Der Sage nach von Thomas Celano, einem Franciscaner-Mönche. 90

Rhythmus von der Glorie des Paradieſes. Aus dem Lateiniſchen des ſel. Petrus Damianus . . 93

Biß der Tag anbricht und die Schatten ſich neigen. Nach C. Sarbievius 98

Der köſtlichſte Thau. Nach J. Balde . . . —

An einen ſtehenden Amor auf dem Bildniſſe des Gekreuzigten. Nach C. Sarbievius . . . —

An die Mutter der Erbarmung. Nach dem ſel. A. M. Liguori 99

Lobgeſang auf die ſeligſte Jungfrau. Aus dem Paradisus animae des Merlius Horſtius . . . 101

Wettgeſang vor dem Bilde der ſeligſten Jungfrau. Nach J. Balde 107

Hymnus an die Engel. Aus dem Brevier . . 110

Hymnus an den heiligen Erzengel Michael. Nach dem Lat. des Biſchofs Hieronymus Vida . . 112

Hymnus an den heiligen Erzengel Gabriel. Nach dem Lat. des Erasmus Roterodamus . . 115

Hymnus an den heiligen Johannes den Täufer. Nach Thomas von Kempen . . . 118

Seite.

An die heilige Magdalena unter dem Kreuze. Nach C. Sarbievius 120

An die heilige Katharina, Jungfrau und Märtyrinn. Nach J. Balde 121

An die heilige Thereſia, über ihre Worte: »Ich ſterbe, weil ich nicht ſterbe.« Nach dem ſel. A. M. Liguori 123

Rhythmus von den Freuden des Himmels und den neun Chören der Engel. Nach Thomas von Kempen 125

Drittes Buch.

Der Bienenſtock.

Dieſe ſieben Oden ſind ſämmtlich aus dem Lateiniſchen des Jacob Balde.

1. Vorgeſang. Der Dichter ladet die Muſe zur Feyer ein 131

2. Ode. Von der Klugheit der Bienen in der Wahl ihres Wohnortes 134

3. Ode. Lob der Bienen. Legende 136

Die Ceres des Himmels: die heilige Hoſtie, die auf dem Felde verloren ward.

4. Ode. Das Kreuz und die Seitenwunde Chriſti ſind der ſicherſte Zufluchtsort 139

5. Ode. Am Kreuze winkt ſichere Ruhe . . . 141

6. Ode. Vom indiſchen Granatapfel . . . 143

7. Ode. Von Jeſu am Kreuze. Samſons Räthſel . 145

Hybla iſt der Nahme eines Berges in Sicilien, wo, wegen des häufigen Thymians, der dort wächſt, die Bienen gerne

Seite.
ſich aufhalten, weßhalb er auch der Bienen- oder Honigberg genannt wird.
Lieder auf die Leiden des Herrn. Nach dem Lateiniſchen des Merlius Horſtius.
Erſtes Lied 148
Zweytes Lied. 151
Drittes Lied. 154
Viertes Lied. 157
Fünftes Lied. 160
Sechstes Lied. 163
Siebentes Lied 166
Oſterlieder. Nach dem heil. Ambroſius.
Erſtes Lied 169
Zweytes Lied 171

Viertes Buch.

Philomele.

Vorwort 175
Philomele. Aus dem Lateiniſchen des heiligen Bonaventura 179
Klagen der Liebe.
1) Seufzer. Aus dem Italiäniſchen des ſeligen A. M. v. Liguori 186
2) Wehmuth. Nach eben demſelben . . 188
3) Liebe. Nach eben demſelben . . . 192
4) Thränen. Aus dem Spaniſchen des heiligen Johannes vom Kreuz . . . 194

Seite.

5) Sehnſucht. Aus dem Lat. des Thomas von Kempen 197

Die dunkle Nacht. Aus dem Spaniſchen des heiligen Johannes vom Kreuz. 199

Aus der Nacht ihrer Sinnlichkeit, auf inneren Wegen hervor tretend, preiſet die Seele ſich ſelig, daß ſie, geleitet vom Lichte der göttlichen Liebe, ihr innerſtes, durch heilige Sühne befriedetes Haus, zur Wohnung des göttlichen Bräutigams bereitet hat, der dem Ihn Liebenden verheißt, ſich ihm zu offenbaren und eine Wohnung in ihm zu machen. (Joh. 14) Eine andere Stelle der Schrift, jene nähmlich: »wir werden Ihm gleich ſeyn, denn wir werden Ihn ſchauen wie Er iſt« (Joh. 3. 2.) erklärt den letzten Vers der fünften Strophe: »die umgewandelt ſich in Ihm erſchaut.« Durch die zwey letzten Strophen deutet der heilige Sänger an, daß die, durch höhere Gnade, geheiligte Seele aus göttlicher Liebe alles, und ſich ſelbſt gleichſam verlaſſend, ein neues, engliſches Leben beginnt, das durch die Lilien angedeutet wird, unter welchen (hoh. Lied. 2. 16.) der Bräutigam weidet. Mehr hierüber iſt in den Werken des Heiligen ſelbſt zu leſen.

Die bräutliche Seele. Aus dem Italiäniſchen des ſeligen A. M. v. Liguori 201

Ruf des Geliebten. Nach eben demſelben . . 203

Die Einöde. Nach einem altfranzöſiſchen Gedichte . 206

Die beſchauliche Betrachtung.

1) Die göttliche Klarheit. Aus dem Spaniſchen des heil. Johannes vom Kreuz . . 211

2) Der Schwung. Nach eben demſelben . . 214

3) Geſpräch der Seele mit dem Geliebten. Nach eben demſelben 216

Wiewohl alle Geſänge dieſes großen Heiligen einen tiefen Sinn bergen, ſo bedarf doch dieſer wunderbare, ſymbeliſche Geſang, der das ganze innere Leben der heiligen Seele um

faßt, einer deutlicheren Erklärung denn die übrigen. Das Folgende iſt ein gedrängter Auszug aus einem größeren Werke dieſes Heiligen, worin er jeden Vers umſtändlich erklärt. Wir übergehen hier einzelne, minder ſchwer zu verſtehende Strophen.

Strophe 7) Das Etwas, das alle Geſchöpfe gleichſam lallen, doch nicht deutlich ausſprechen, ſind die Eigenſchaften und die Schönheit Gottes, welche ſie mehr oder minder verkündigen, und welches in der Seele den Wunſch entfacht, den Urquell dieſer Schöne ſelbſt zu ſchauen. Daher auch die Klage der Sehnſucht in den folgenden Strophen. — Strophe 11) In dieſer Strophe fleht die Seele, die zwar die Augen des Glaubens im Innern trägt, aber dennoch, noch fern vom ewigen Lichte, im Schatten wandelt, den Geliebten: ihre Augen zur innigen Anſchauung ſeines Silberangeſichtes, das heißt: deſſen, was ſie von oben erleuchtet treu glaubt, verwandelnd zu öffnen. — Str. 13) »O wende ſie, — deine Augen nämlich, — Geliebter!« da dein himmliſcher Blick vor Sehnſucht mich auflöſt, daß ich ſterbend zu Dir aufſteige. — Der Sage nach, erſteigt der verwundete Hirſch die Höhen, um dort Kühlung in der oberen Luft zu ſuchen. So erſcheint der Geliebte, der, aus treuer Liebe zu Ihm verwundeten Seele in der Höhe göttlicher Betrachtungen, von welcher Höhe (Str. 14) die Seele in heiliger Ruhe hinab ſieht, und die erhabenen Werke Gottes und die Wirkungen ſeiner Gnade in ihrem Herzen, der gleichſam blumig geſchmückten, und von ſtarken Tugenden (gleich als Schildern und wachenden Löwen) behüteten Wohnung heiliger Liebe — die durch den Purpur angedeutet wird — beſingt. — Str. 17) Die Mägdlein ſind die wahrhaft andächtigen, von höherer Gnade gerührten Seelen. — Str. 18, 19, 20) Die heilige, alſo von der Liebe Gottes geleitete, und ganz in Ihm lebende und weilende Seele verläßt nun nicht nur alles Aeußerliche, ſondern auch ihre früheren Unvollkommenheiten, und ganz in heiliger Liebe athmend, antwortet ſie (Str. 20) der, etwa der Thorheit ſie beſchuldigenden Welt, daß ſie zu höherem, ewigen Gewinn, ſich ſelbſt in Liebe abgeſtorben ſey. — Str. 22 und 23) Dieſe Blumen ſind die Tugenden, das Haar der Wille, der Hals die Stärke. — Str. 26) Der blüthentreibende Weinberg iſt das Herz, die Füchſe ſind die läſtigen, jene Blüthen zu zerſtören ſu-

Seite.

chenden Freude. Die Zirbel iſt ein, aus vielen einzelnen Blättchen beſtehender Tannapfel, durch welchen die feine Vereinigung aller einzelnen Tugenden zu Einer Vollkommenheit angedeutet wird. — Die 27ſte Strophe iſt eine Anrufung des heiligen Geiſtes. — Durch die 28ſte Strophe wird die Vereinigung der Seele mit dem Geliebten angedeutet, wohin die heilige Seele durch ihre Vervollkommnung in der Tugend gelangt iſt, und die 29ſte Strophe erzählt das Werk der Erlöſung, durch welche ſie dem Erlöſer vermählt wurde; wie ſich denn auch Chriſtus ſelbſt öfters den Bräutigam nennt. — Str. 30.) Durch die Kraft und die Freude der Gnade werden nun die vier Affecten der Seele: Schmerz, Hoffnung, Freude und Furcht gemäßigt, und in der folgenden Strophe fleht die Seele ſelbſt, daß nichts in dieſer beſchaulichen Ruhe ſie ſtören möge, ſelbſt die eigenen Sinne nicht, da ihr Geliebter tief in ihrem Innern thront. — Str. 34.) Der Geliebte rühmt hier den Zuſtand der ſeligen Seele, die Ihn erwarb. Str. 35, 36, 37. Die Seele glüht nach höherer Erkenntniß Gottes. Der letzte Vers der 37ten Strophe iſt eine Anſpielung auf den Text des Hohen Liedes, Cap. 8. V. 2. — Str. 38) letzter Vers. Die urſprüngliche Reinigkeit, welche die Seele ſchon in der Taufe, die ſie den erſten Tag nennt, erhielt. — Str. 39) Hier fleht die Seele um heilige Liebe, um den Jubel in göttlichen Lobgeſängen, um die Kenntniß der Werke Gottes, um die Gabe der ſtillen und beſchaulichen Betrachtung, und um die ungetrübte ruhige Flamme göttlicher Liebe. In der letzten Strophe endlich ſingt die Seele, wie geeignet ſie nun ſey, jene Gaben zu empfangen, da ſie erſtens allem, außer Gott, fremd und unzugänglich iſt; da ſie zweytens den Feind des Heils beſiegt, hierdurch die ganze Schaar ihrer ſinnlichen Neigungen untergegangen, und ſie ihre Affecten in geiſtige umgewandelt, und dieſelben mit der göttlichen Liebe vollkommen übereinſtimmend, vereiniget hat.

Die über die Schönheit Gottes entzückte Seele. Aus dem Ital. des ſeligen A. M. v. Liguori . . . 225

Die Seele ſucht den Geliebten. Nach C. Sarbievius . . 228

Die Seele findet den Geliebten in der Krippe. Nach dem ſel. A. M. v. Liguori 230

Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

Seite.
An das Kindlein Jeſu in der Krippe. Nach eben demſelb. 231
Die Gewalt der Liebe. Aus dem Lat. des J. Balde 233
Die Seele verfolgt die Spuren des Geliebten. Nach C. Sarbievius 235
Die Seele findet den Geliebten in ſeinen Leiden. Aus dem Ital. des ſel. A. M. v. Liguori . . 238
2tes Lied. Nach eben demſelben 240
3. Liebe des Geopferten. Aus dem Lat. des J. Balde 242
4. Betrachtung. Aus dem Lat. des Thomas von Kempen 244
Die Seele findet den Geliebten als Quell des ewigen Lebens auf dem Altar. Aus dem Spaniſchen des heil. Johann vom Kreuz 246
Erguß der Liebe vor dem Altar. Aus dem Ital. des ſel. A. M. v. Liguori 248
Die lebendige Liebesflamme. Aus dem Spaniſchen des heil. Johann vom Kreuz . . . 250
Wonnelied. Aus dem Lateiniſchen der heiligen Gertrud 252
Sehnſucht der Seele nach der Vereinigung mit Gott. Aus dem Spaniſchen des heil. Johannes vom Kreuz 256
Jeſus der Geliebte. Aus dem Italiäniſchen des ſeligen A. M. v. Liguori 259
Die Entzückung. Nach eben demſelben . . . 261
Geſpräch des göttlichen Bräutigams mit der bräutlichen Seele. Nach eben demſelben 267
Sehnſucht nach dem Paradieſe. Nach eben demſelben . 281

Seite.

Fünftes Buch.

Maria.

Vorwort. Vom heil. Bernhardus. . . 283
Vorgeſang. Aus dem Lat. des J. Balde. . . 287
Feyergeſang auf die Hochgebenedeyte. Von eben demſelben 289
Maria die Hochgeliebte. Aus dem Italiäniſchen des ſel. A. M. v. Liguori 293
Die Mutter unterm Kreuze. Nach eben demſelben. . 295
Feyergeſang auf die Jungfrau der Jungfrauen. Nach dem alten deutſchen Gedichte: Ehrenpreis, von J. Balde 298
Die Wallfahrt. Aus dem Lateiniſchen des C. Sarbievius 307
Lied. Aus dem Ital. des ſel. A. M. v. Liguori . 309
Ankunft vor einem Marienbrunnen. Aus d. L. des J. Balde 311
Das Heiligthum der ſeligen Jungfrau zu Oettingen. Nach eben demſelben 313
An die heilige Jungfrau zu Oettingen. Nach eben demſ. 316
Lied. Aus dem Ital. des ſel. A. M. v. Liguori . 319
Ankunft zu Loretto. Aus dem L. des J. Balde . 321
Ode. Nach eben demſelben. 323
Liebesſeufzer zur allerſeligſten Jungfrau. Aus dem Ital. des ſel. A. M. v. Liguori . . . 325
Ode an die heilige Jungfrau zu Walldürn. Aus dem Lat. des J. Balde. 327
Das letzte Opfer des Dichters. Nach eben demſ. . 329

Erſtes Buch.

Das

Kindlein Jeſu.

Zehn Elegien.

Kannſt du die Roſen erſchaun, die von den Wänglein entfliehn,
Kannſt du die Händlein Ihn winden, im tiefſten Schmerz Ihn ſich wälzen,
Kannſt du erzittern Ihn ſeh'n, ach! und von Hülfe ſo fern?
Fleuch, denn nimmermehr iſt dein Herz mit Marmor bewaffnet,
Noch wohnt eiſerner Sinn dir in der liebenden Bruſt!
Aber was ſag' ich? — O ſieh'! ſie ſelber, ſie ſchärfet das Meſſer,
Und die Zarte, ſie bringt, dienend dem blut'gen Geſetz,
Selbſt das Geräthe, die göttlichen Glieder mit Schmach zu verwunden;
In des Geborenen Blut färbt die Gebärerinn ſich!
Hohe Mutter! iſt dieſes das Ziel der zarten Liebkoſung?
Dieſes der Liebe Beweis, ſo du Ihm tauſend Mahl gabſt?
Ach was beginneſt du! — Kalt vergießeſt Sein Blut du nun ſelber,
Deſſen Thränen erſt jüngſt Marter zu ſchauen dir war!
Breite lieber den Schooß, und reiche dem Säugling die Brüſte,
Siehe das Knäblein, es ſtreckt lechzend die Hände darnach.
Weihen willſt du dem Meſſer Ihn jetzt, die Schrift du gefürchtet,
Ach! und bedenkeſt dein Kind, achteſt dein ſelber jetzt nicht!
Holde Mutter! doch nein! — Nicht Mutter, — unwirthlicher Felsſtein!
Kieſel, dem Kaukaſus ſelbſt, als er gewüthet, entſtürzt!
Glaube, kein harter Kieſel, noch auch ein unwirthlicher Felſen
Iſt die Jungfrau, und tief fühlt ſie den zwiefachen Schmerz.
Sanfter behandelte nie ſie ihr Kindlein, und größere Zeichen
Inniger Liebe für Ihn gab ſie Ihm nimmer denn jetzt.
Früher erwärmt' Ihn ihr Schooß, ſie trug in den Armen Ihn wiegend,

Wickelt' in Windeln Ihn ein, richtete ſorglich Sein Bett,
Nährt' Ihn mit eigener Milch, und, trocknend des Weinenden Aeuglein,
Weinte ſie ſelbſt, und küßt' oftmahls die Wänglein Ihm.
Zwar ſie verwundet Ihn jetzt, doch heißt ſie verwundend Ihn Jeſus!
Nimmer ein größer Geſchenk freute das göttliche Kind.
Süßer denn jede Liebkoſung erfreut Ihn der liebliche Nahme,
Mehr denn der Mutter Schooß, mehr denn die ſüßeſte Milch.
Dieſen kam Er aus himmliſchen Höhen auf Erden zu ſuchen,
Und um den herrlichen iſt nimmer ein Preis Ihm zu hoch.
Seines Blutes Erſtlinge, welche die mildeſte Jungfrau
Gott dem Vater nun weiht, ſammeln die Himmliſchen auf.
Nimm auch die Thränen, womit ich das heilige Opfer bethaue,
Spricht ſie, als würdiges Pfand, Vater im Himmelreich, auf!
Wäre nicht lieblicher Dir das blutige Opfer des Sohnes,
Freudig vergöſſe, ſtatt Ihm, ſelbſt, ich das eigene Blut.
Doch es eignet auch mir, was Seinen Adern entfloſſen,
Meines Blutes ein Theil iſt's, ſo das Kindlein vergoß;
Opfert, o heiligſter Vater! Dein Sohn Dir einſt, das ihm übrigt,
Gibt für des Nahmens Preis, den Er erhielt, es einſt dar,
Beut Er geeigneter einſt zu tieferen Wunden die Glieder:
Geißeln die Seiten, den Leib, Dornen Sein heiliges Haupt;
Glüht Er vor Sehnſucht, daß Hände der Henker der meinigen folgen,
Und daß wundenlos nichts an dem Verſühnenden ſey:
Wandle, Vater! dann mild die Wunden in trieſende Quellen,

Sprühen ſoll Hülfe und Troſt jedem der Menſchen daraus.
Nimmermehr werd' ein Tröpflein des heiligen Blutes verloren;
Bringen ſoll, ſpendeſt Du Huld, jegliches reichliche Frucht!
Jauchzet ihr Sterblichen auf! Es erhörte der Vater die Jungfrau,.
Denn mit der Jungfrau fleh'n ſchaute der Vater den Sohn.

Sechste Elegie.

»Da ward ſein Nahme Jeſus genannt.« (Luc. 2.)

Hörtet ihr's? Jeſus: ſo nannte die Mutter den göttlichen Knaben;
Beuget, ihr Hörenden all', beuget zur Erde die Knie.
Werfet auf's Angeſicht euch, ihr Geiſter der himmliſchen Höhen;
Vor Ihm beuge ſich ſelbſt Satans entſetzliche Macht.
Aber vor allen, ihr Sterblichen, beuget zur Erde euch nieder,
Welchen der Nahme das Heil, welchen Verſöhnung er bringt.
Seht, es beuget ſogar bey dieſem heiligen Nahmen
Schnell ſich der Thiere Paar, welches die Krippe umſteht.
Lieblicher wehet die Luft ob dieſem Nahmen im Stalle,
Und das Knäblein erbebt nicht mehr ob Winden und Froſt;
Denn ſchon fühlt es die Windeln, es fühlt die Stoppeln verwandelt,
Und zum weichlichſten Flaum wird in der Wiege die Streu.
Was wird erſt folgen, bethaut einſt roſiges Blut Ihm die Glieder,
Fließt am erhöheten Holz ſtrömend der purpurne Quell!
Ohne Einſchnitt entquillt kein Balſam den duftenden Bäumen,
Ohne Wunden entfließt nimmer die Myrrhe dem Strauch.
Nach dem Verwundeten nur gebührt ein ſo heiliger Nahme,
Nahme! nimmer zu hoch wirſt du durch Wunden erkauft.

Myrrhen, Balſam und Gold und allen den glänzenden Reichthum,
Welchen Arabien bringt, wiegeſt, o Nahme! du auf.
Lieblicher biſt du, o Zimmt und Narde duftender Räume,
Denn der Honige Seim attiſcher Bienen im Wachs.
Warum verzehret ſich das Herz, von bittern Sorgen geängſtet,
Warum ſeufzet die Bruſt unter der Traurigkeit Druk?
Laß ſtatt Seufzer und Klagen, womit du die Sterne ermüdeſt,
Dieſes Nahmens Schall lieblich ertönen der Luft.
Wie er ertönet verſtummt die Klag', es weichen die Schmerzen,
Schleunig entfernt ſich die Angſt, Schreken und Sorgen entfliehn;
Preßt er auch Seufzer dir aus, ſo bringen die Seufzer dir Labung,
Klagſt du, ſo lindert den Schmerz ſelber das Klagegetön.
Solche Thränen allein entſtürzen den Augen, mit welchen
Seine Gluthen der Chor Liebender ſänftigt und nährt.
Auf, ihr beflügelten Winde! wehet den Nahmen in alle
Lande, wo ſich der Tag ſenket und wo er ſich hebt.
Weht ihn durch Ebenen fort, befahren von Wagen, von Schiffen,
Ueber die Meere hinan, glühend von ſonniger Gluth.
Hören ſoll jegliches Land vom Niedergang ihn bis zum Aufgang.
Flammend im Niedergang ſoll, flammend im Aufgang er glühn.
Schallt er auf ſtürmiſcher See, ſo ſänftigt er Wogen und Winde,
Und dem pfeilenden Schiff bahnt er zur Heimath den Weg.
Tönt er durch felſige Kluft', ob welchen der Kaukaſus ſtarret,
Auf dem Gipfel erweicht dann ſich der ſchroffige Fels.
Hört ihn Rhodopes Gebirg, von ſchneeigen Maſſen belaſtet,

Auf lös't dann ſich das Eis, fließet in Bächen herab.
Sänftigen kann er ſogar den Tieger, der Jungen beraubet,
Zahm durch ihn wird der Wolf, nimmer thut Lämmern er Leids;
Ehrfurcht gebeut er, im Sand der lybiſchen Wüſten gezeichnet,
Selbſt die grimmigſte Wuth leget die Löwinn dann ab.
Schneide, biſt anders du klug, ihn in deine Fackeln, o Amor!
Zeichne den Köcher, den Pfeil, zeichne den Bogen damit.
Alle Herzen entflammen wird dann die lodernde Fackel,
Wären zu Eis ſie erſtarrt, wären ſie kälter denn ich;
Brennen wird immerdar das Feuer, das ſo du entzündeſt,
Ewiglich lodert die Gluth gießeſt dieß Oehl du darein.
Iſt die Spitze des Eiſens mit dieſem Nahmen bewaffnet,
Glaube, dann ſicherer führt nimmer dein Händlein den Pfeil.
Mochteſt, du Holder, mit ſolchen Pfeilen die Liebenden treffen!
Schoſſeſt du dieſen Pfeil tief in mein eiſiges Herz!
Drucke den Bogen ab, unheilbar werde die Wunde!
Celia, gibt mir dein Schuß, wonniger Knabe, den Tod.
Und entſchwebet der letzte Hauch des Athems den Lippen,
Laß den Nahmen mir dann ſterbend im Munde noch weh'n,
Er entfeßle den Geiſt von der ſterblichen Hülle, und gebe,
Daß er die Reiſe getroſt walle zum ewigen Ziel.
Oeffnen wird ihm der Nahme die Thore der ewigen Himmel!
Er beſchirmt mit Vertrau'n ihn vor des Richters Geſicht.

Siebente Elegie.

„Sieh', da kamen Weiſe aus dem Morgenlande.“ (Luc. 2.)

Wer naht dorten in fremder Tracht, aus den ferneſten Landen:
Ephrata! welche Schaar wallet auf deinem Gefild?
Sieh' da ein ſchwarzes Heer äthiopiſcher Männer, ſie kommen
Aus dem Land, wo den Tag golden die Sonne uns bringt.
Doch nicht in feindlichen Waffen erſcheinen ſie, Städte verheerend,
Nicht in feindlichem Land ſchlagen das Lager ſie auf.
Denn auf dem weiteſten Wege zum neugeborenen König,
Zu der Jungfrau Geburt führte ſie, kündend, ein Stern.
Welch' ein reicher Gewinn, o Könige! alſo geleitet,
Lohnt euch der Reiſe Gefahr, in ein ſo fernes Gebieth!
O, wie frommet die Angſt zu Salem, der Zorn des Tyrannen!
Wie ſein Entſetzen auch droht, nimmer erſchrecke es euch:
Denn unter himmliſchem Schutz ſollt bald die Stadt ihr betreten,
Die in den Mauern getreu euere Wonne verſchließt.
Iſraels König, den Schöpfer des Sterns, ſollt bald ihr erſchauen,
O wie verſchwindet der Glanz Seiner Geſtirne vor Ihm!
Seht wie die himmliſche Gluth, die vor euch auf dem Wege gewandelt,
Plötzlich nun harret, und hier ihren Gebiether erkennt;
Ueber welchem Felſen ſie ragt, weſſ' Schwelle ſie zeichnet,
Schwelle, die Königen ſelbſt, furchtbar den Zutritt verwehrt!

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Hier iſt des Königes Hof, Den zu ſuchen ſo weit ihr gekommen,
Hier thront' Jener, Der einſt thront' in der himmliſchen Burg.
Hier erſeufzt Er, und weint und zittert vor ſchauriger Kälte,
Darbend nur weilet der Greis, weilet die Mutter bey Ihm.
Und der Krippe, worin er liegt, naht hungernd der Ochſe,
So mit dem Eſel hier weilt, der die Gebärerinn trug.
Dieß, o Helden! iſt Sein Gefolge, Sein Prunk und der Thronſaal
Arm empfängt Er euch hier, harrend auf euer Geſchenk.
Wunderbar iſt's: erglänzt kein Prunk auch hier in der Höhle;
Deutlicher ſchauen in Froſt, Windeln und Thieren ſie Gott.
Sie betreten den Stall und werfen im Königsgeſchmeide
Neben der Vierfüßer Paar flehend zur Erde ſich hin.
An der heiligen Wiege hängen der Könige Kronen,
Zu den Füßen des Kind's kannſt du die Zepter erſchau'n.
Schmach dünkt ihnen das Purpurgewand und die herrſchende Hoheit,
Nur ein dürftiges Kleid ſoll ſie bedecken hinfort.
Sie beſchauen den Ort und heften auf alles die Blicke,
Alles im ärmlichen Haus reißt zur Bewundrung ſie hin.
Staunen erwecket die Krippe, erweckt das Heu, hier gehäufet,
Selbſt der Thiere Spur, rings in den Boden geprägt.
Und bald feſſelt das holde Antlitz, die Anmuth der Mutter,
Bald das Knäblein ſelbſt, ſtumm der Erſtaunenden Blick.
O wie hat uns der Stern zu himmliſchen Wonnen geleitet,
Heil dem ſtrahlenden Wink, der uns die Reiſe geboth!
Führt er uns auch in ein ödes Geklüft von Mooſen umdachet,
Eigen zur Heerde für Vieh, nimmer zur Wohnung für Gott;
Dennoch zeiget groß, und ſelbſt in der bitterſten Armuth,
In den Windeln ſogar, zeiget ſich göttlich dieß Kind.

Dieſer Knabe iſt ſelbſt der Herr, ſo der Sonne gebiethet,
Unterthan iſt Ihm die Erd', Meer beherrſchet Sein Wink.
Ob Er ein Kindlein auch iſt, doch gibt Er Tyrannen Geſetze,
Aller Könige Macht lenket die kindliche Hand.
Dieſes Knäblein, der Sohn und die Liebe des ewigen Vaters,
Deine Liebe zugleich iſt es, o Jungfrau! dein Sohn.
Decket ein Schleyer auch nicht, aus Blumen gewoben, die Wiege:
Seine lieblichſte Zier iſt Sich das Knäbelein ſelbſt.
O wie hold iſt Sein Antlitz, wie ſtrahlen die Aeugelein wonnig:
Wie mit himmliſcher Gluth zünden die Herzen ſie an.
Wie ſo ähnlich der Mutter! und ob Er auch göttlicher ſtrahlet:
Keiner Sterblichkeit Spur dämmert um beyder Geſtalt.
Sieh', o ſeh', jetzt lenkt Er zu uns die mildeſten Augen;
Uberreichlich belohnt unſere Mühen der Blick.«
Alſo fliſternd bringen vor allem ſie Thränen als Opfer,
Ihre Schätze hernach ſchließen zu Gaben ſie auf;
Bringen Ihm glänzendes Gold und Myrrhe den Rinden entweinet
Bringen des Weihrauchs Geſchenk, welches dem Göttlichen ziemt.
Ueberdieß bringen das Köſtlichſte ſie: die Seelen, zum Opfer;
Keines Königes Hand opfert ein reicher Geſchenk.
Und es erfreut Sich das Kind, und erkennt die gebührende Ehre,
Und als Gegengeſchenk biethet Er ſelber Sich dar;
Reicht der armen Mutter das Gold, den Weihrauch dem Vater,
Aber mit jeglicher Hand zieht Er die Myrrhe an Sich.
Er verbirgt ſie im Buſen und nahet dem Mund, ſie zu koſten,
Seines künftigen Tod's Zeichen erkennt Er darin.
Und nun läßt Er vom theuren Schooße der Mutter Sich fernen,
Und in der Könige Arm' gibt Er zu küſſen Sich dar.

O wie glüht ihr Herz in heiligen Flammen und Wonnen,
Als ſie den küſſenden Mund nahen des Knäbleins Geſicht!
Nimmermehr kehrten zurück ſie zum Thron, in die Lande des Morgens,
Riefen die Könige nicht heilige Träume dahin.
Ziehet ihr Guten, wohin die himmliſchen Bothen euch rufen;
Seine Herolde dort ſendet das Knäblein euch hin.
Kündigt den Sterblichen: Gott, den hier im Fleiſch ihr geſehen,
Leuchtet den andern nun ſelbſt, wie euch geleuchtet der Stern.
Allzuſelig, wer ſtets in dieſem Stalle verweilte,
Ewiglich dienend dem Gott, welcher den Felſen bewohnt.

* * *

Achte Elegie.

„Simeon kam im Geiſte in den Tempel, und da den Knaben Jeſum ſeine Aeltern einführten, nahm er ihn ſelbſt in ſeine Arme.“ (Luc. 2.)

Hellet mit Fackeln den Tempel, Altäre ſchimmern von Flammen,
Ungewöhnliches Licht helle den glänzendſten Tag.
Sieh', die Jungfrau betritt und wallt in den heiligen Hallen,
In der Frömmigkeit Schmuck naht ſie, von Anmuth geführt;
Alſo lieblich und rein ſtrahlt nimmer die güldene Luna,
Noch auch der Morgenſtern, kündend der Sonne Geſpann.
Schön in eig'ner Geſtalt, entfaltet ſie höheren Liebreiz
Durch das heilige Pfand, das an den Brüſten ſie trägt.
Ueberglücklicher Dom, erwählte heilige Stätte!
Seliger Boden, vom Druck heiliger Füße geweiht!
Ob auch die Hallen von Gold, von Cedern und Marmor erglänzten,
Dennoch waren bis jetzt ſie ein gewöhnliches Haus.
Jetzt naht euer Werth. Die letzte Glorie beſieget,
Hehr die erſte; der Welt würdigſte Stätte ſeyd ihr.
Jauchze, Sion! es kommt, nun endlich vom Himmel geſendet,
Den die Verheißung dir oft nannte, dein Rächer, zu dir.

Sieh, in Sein **Haus** wird jetzt der Herrſcher der Himmel getragen,
Als ein zärtliches Kind traget die Mutter Ihn leicht.
Was ſoll fürder das Opfer der Rinder, das blutende Meſſer,
Was der heilige Herd ſie zu verzehren bereit?
Sendet die Heerde der Lämmer zur Weide, es ſinke vom Stahle
Keines als Opfer, das ſonſt früh bis zum Abende fiel;
Denn ſchon wallt das göttliche Lamm zum heil'gen Altare,
Gottes würdig und gleich, Dem es als Opfer ſich ſtellt.
Unglückſeliges Volk, das nicht Ihn zu kennen ſich mühet,
Noch ſich erkundiget, wer Mutter und Knäbelein ſey!
Auf denn, **Simeon!** eile und künde des Göttlichen Urſprung,
Lehre, weßhalb Er kommt, was Ihm für Ehre geziemt.
Eilend naht er, ihm gibt die Sehnſucht Kräfte, und nimmer
Hält ihn der Jahre Laſt zögernd vom Tempel zurück.
Stumm vor Staunen und Ehrfurcht ſchaut in jungfräulichen Armen
Zitternd die Gottheit der Greis, ſchaut Sie in Liebe gelöſ't.
Stiegſt Du endlich herab von Deinen Himmeln: ſo rief er,
Deines harrenden Volks ſelige Hoffnung und Heil?
Und der früher Du uns in ätheriſchen Höhen erhörteſt,
Kamſt in Dein **Haus** herab, weileſt im Tempel bey uns?
Ja es erfreuet Dich ſelbſt in der Mitte des Volkes zu weilen,
Und es gewähret Dir Luſt, dürftig zu wandeln bey uns?
Denkſt Du der früheren Glorie, König der Engel! ſo wenig?
Ward Deine Majeſtät, Höchſter, Dir alſo gering?
Schuld war's einſt, ſich frech zu Deinen Füßen zu drängen,
Jetzt umringet und drängt ſelbſt Dich die Hefe des Volks.
Dichteſte Wolken verhüllten Dein Antlitz, wenn gnädig Du hier
Dich
Sonſten gezeiget; doch jetzt hüllet kein Schleyer Dich mehr.

Huldreich hörſt Du auf neue Weiſe der Bittenden Flehen,
Und mit den Weinenden ſelbſt weinſt Du in zartem, Gefühl.
Du, der in Hoheit gethront auf Deiner Cherubim Flügel,
Liegeſt mit freundlichem Blick an der jungfräulichen Bruſt.
Alſo zwinget die Liebe Dich Allen alles zu werden,
Sanft Dich zu ſchmiegen und Dir ſelber nicht ähnlich zu ſeyn!
Alſo der Greis bis jetzt. Da ſieht er wie ſchüchtern die Jungfrau
Reichet der Täubchen ein Paar, dürftiger Armuth Geſchenk.
Tief ergreift's ihn; er ruft, o unſres Geſchlechtes Erretter!
Dieſes, o Sühner der Welt! wieget Dich, Göttlichen, auf?
Ach! um wie höheren Preis wirſt einſt Du die Menſchen erkaufen?
Blutige Wunden, ach! werden das Löſegeld ſeyn.
Jetzt verlangt er den Knaben zu ſchau'n, er ſchaut Ihn und glühet,
Weidet den trunkenen Blick, decket mit Küſſen das Kind,
Drückt es, und rufet: o letzte Gluthen des ſchneeigen Greiſes,
Gottgeborenes Kind! faſſ' ich, o Knäblein, Dich ſelbſt!
Dich, in Schwachheit gehüllt, in ſterbliche Glieder gekleidet,
Zitternd hält Dich mein Arm, ſchaut mein erlöſchender Blick
O der Milde, der reichlichſten Huld, der ſüßeſten Liebe!
Was der gebrechliche Greis flehte, gewährteſt Du, Herr!
Laß, o heiliger Vater! nun Deinen freudigen Diener,
Laß ihn, zu ſterben bereit, fröhlich im Frieden nun ruh'n.
Vater! möchte doch bald (was kann ich auch fürder noch wünſchen!)
Möchte das ſonnige Licht heute das letzte mir ſeyn.
Denn ich erſchaute das Heil, das, Gott! Du den Völkern verheißen,
Schaute den leuchtenden Schutz, ſo Du den Heiden verlieh'n;
Schaute der Herrlichkeit Glanz, der Iſaak's Enkeln nun aufging.
Meiner Sehnſucht Ziel hab' ich hienieden erreicht.
Was ſoll, Vater! mir noch eine Reihe trübſeliger Jahre?

Schwer wird mir irdiſches Licht, da ich das himmliſche ſah;
Während dieß Kind ich ſchaue, ſchließe der Tod mir die Augen,
Und in der Seelen Reich laſſ' er als Herold mich geh'n.
Dieſe freundliche Bothſchaft ſcheuchet des Acheron's Dunkel;
Und in ein himmliſches Reich kehrt es den traurigen Ort:
Daß ich mit Augen geſehen, auf eigenen Armen den großen
Enkel getragen, den Gott Abraham, einſtens verhieß.
Alſo fleht er, und reicht das Pfand des Himmels der Mutter.
Nimm o Jungfräuliche hier, ſpricht er, Dein ſüßeſtes Kind!
Freu' Dich, ſo lange Dir Freude vergönnt iſt, denn tiefeſte Trauer
Ach! ſie zermalmet dereinſt ſchmerzlich Dein liebendes Herz.
Sieh es erſcheinet die Zeit, wo, als des Widerſpruch's Zeichen,
Ihn das ruchloſe Volk höhnend mit Pfeilen durchbohrt;
Wie viel Pfeile Ihn treffen, ſo oft wirſt ſelbſt Du getroffen,
Wunden des Einen ſind Wunden des Anderen auch.
Dein jungfräulicher Arm ſey jetzt Ihm das weicheſte Kiſſen,
Seiner kindlichen Bruſt gebe die deinige Raſt.
Sie, an die Er Sein Haupt jetzt lehnet, durchdringet ein Schwert einſt,
Und vor tiefeſtem Schmerz blutet die Seele in Dir.
Sprach's, und reichliche Thränen bethauten die Wangen des Greiſes,
Bitterlich weinet er ſelbſt über der Dulderinn Pein.
Zeichen der Wehmuth gibt, vielleicht ob eigenen Wehen
Oder der Mutter Schmerz, thränend das Knäbelein ſelbſt.
Und die Jungfrau, den Blick zum Himmel erhebend: O Vater!
Dulden wollen wir treu, Leiden, die ſelbſt Du verhängſt.
Klein wird jetzt Er geopfert vor Deinem Altare, doch wachſe
Er mit zu Schmerzen auf; Vater, bereit iſt mein Herz!

Neunte Elegie.

»Der Knabe Jeſus blieb im Tempel zurück, und ſeine Aeltern erkannten es nicht.« (Luc. 2.)

Sieh, das jährliche Feſt, es ruft Dich, o Jungfrau! nach Salem,
Auf der gewöhnlichen Bahn walle mit Kind und Gemahl.
Sieheſt Du nicht, wie, hoch von des Vaters Liebe erglühend,
Freudig Dein Sohn Sich ſehnt, Dich zu geleiten zur Stadt?
Eigenem Eifer folgt und dem Willen des Sohnes die Jungfrau,
Und legt für den Altar kleine Geſchenke bereit.
Alſo ziehn ſie zum Opfer und kehren dann friedlich zur Heimath;
Ohne ihr Wiſſen jedoch weilet der Sohn in der Stadt.
Bleich gewahrt dieß zuerſt die Jungfrau am dämmernden Abend,
Aengſtlich rufet ſie aus: Wo iſt, o Joſeph! der Sohn?
Zitternd und bebend vor Angſt forſcht dieſer bey allen Verwandten,
Sonder Ruh' und Raſt ſpäht er auf Straßen und Feld.
Gleich als wär' er Ihm nah', und hörte des Rufenden Stimme,
Zeigt er den Ort Ihm, wo trauernd die Mutter Sein harrt;
Ruft Ihn bald Sohn, bald theurer Knabe, geliebteſter Jeſus!
Auch die Jungfrau, ſie ſeufzt: Kommſt Du, o Jeſu! noch nicht?

Schon war's Abend, und noch erſchien Er beym traulichen
Mahl nicht;
Tief ſchon dämmert die Nacht, noch iſt der Knabe nicht da.
Da klagt jedes ſich ſelber an, ſie vereinen die Klagen,
Wehmuth des Einen vermehret trauernd des Anderen Leid.
Warum entzog Er Sich mir, rief klagend die Mutter, o weh mir!
Ach! mir banget gar ſehr, daß Ihm mein Wandel mißfiel!
Wie betrübt iſt mein Herz, und weiß ich auch nimmer mich
ſchuldig,
Dennoch quält mich die Furcht, daß ich die Strafe verdient.
Müde ruhet Er jetzt vielleicht auf einer der Gaſſen,
Legte zu ſchlummern vielleicht, ach, Sich auf hartes Geſtein!
Und es gebricht Ihm ſogar an dürftigen Stoppeln wie ehmahls,
Und es beſchirmt Ihn kein Dach, labt Ihn kein ſpärli-
ches Mahl!
Ach! daß nimmer der ſchädliche Thau der Nacht Ihn befalle!
Nimmer beſchade die Erd', nimmer Ihn ſchauriger Froſt,
Noch erſchöpfe die zarten Glieder ein längeres Faſten;
Nimmer erſchaue mein Blick hager Ihn, blaß und entſtellt.
Zwar ich verdiene die Huld nicht, daß Er zu mir Sich herabließ;
Würdig war ich auch nie, daß Er zur Mutter mich wählt'.
Horch! ſteht nicht vor fremder Thür Er jetzund und pochet,
Und in vergeblichem Fleh'n ruft Er zu öffnen das Thor?
Sohn! o höre mein Fleh'n, wo weilſt Du im nächtlichen Dunkel,
Kehre hierher, o ſieh! offen ſchon harret das Thor.
Nach Dir ſeufzet die Schwelle, es harret der klirrende Riegel,
Und es eröffnet ſich ſelbſt, Dich zu empfangen, das Schloß.
Die Dich liebende, und wo nicht ſie ſich irret, geliebte
Mutter, die ſehnend nach Dir ſeufzet und glühet, ſie fleht.

An die ewige Weisheit.

(Säcular-Geſang.)

O Göttliche! die in des Lichtes Zone
Die Sterne lenkt auf güld'nem Wolkenthrone,
Die Erde führet auf Fittigen der Winde
Adler-geſchwinde;

Geborne Göttinn in des Vaters Klarheit!
Ein ſchleyerloſes Bild geſchauter Wahrheit
Entſtrahlteſt Du des Vaters Schooße, immer
Glühend im Schimmer.

Die Himmel wiegten Dich in heil'ger Wonne,
O Lichtestochter, ſtille Geiſterſonne!
Wie blühteſt Du in ewig neuer Jugend,
Urquell der Tugend!

O ſüße Zier der Welt, der Schöpfung Segen,
Des unbewölkten Lichtes Strahlenregen!
Als Mutter aller Schöne, lichtgeſtaltet
Haſt Du gewaltet,

Kritik und Theorie
der
# alten und neuen Poeſie.

In Glorie vor allem Anbeginne,
Eh' noch begründet war des Himmels Zinne,
Eh' noch die Chöre hochbeglückter Geiſter
Prieſen den Meiſter;

Eh' Sonne noch und Mond in Wechſelſtrahlen
Ihr Gold geſpendet Tellus Schattenthalen,
Eh' noch Aurorens Roſenlicht die grünen
Berge beſchienen;

Noch früher denn des hohen Geiſtes Gluthen
Getrennt die Feſte von den Meeresfluthen,
Und an den Riffen ſich der Brandung Toſen
Schäumend zerſtoßen.

Des unvermählten Vaters Herz entſproſſen
Biſt ewig Du, das Licht dem Licht entgoſſen,
In dem der Wahrheit Urgrund hehr beſiegelt,
Ewig ſich ſpiegelt!

Mit Deinem Abglanz prägteſt Du die Weſen,
Dein Nahme iſt auf der Natur zu leſen;
Doch gabſt Dein Bildniß Du, gleich einer Krone,
Irdiſchem Thone.

Als mit der heil'gen Gluth in hoher Ferne
Der Vater gürtete das Heer der Sterne,
Der Sonnen Feuer und der Monde Strahlen
Gülden zu mahlen:

Vertheilteſt Du, in heiligen Gewalten,
Die Weſen mit Geſetzen und Geſtalten;
Denn Ordnung, Maß und Zahlen und Gewichte
Gabſt Du im Lichte.

Du wieſeſt den Geſtirnen ihre Kreiſe,
Der neuen Sonne unbetretne Gleiſe,
Und Wolkenkleider, daß ſie fruchtbar werde,
Gabſt Du der Erde.

Du rieſeſt ihr, von Fluthen noch umgoſſen,
Mit Blüthen, Saaten, Leben aufzuſproſſen,
Auf Bergen waldig, in der Thäler Bühnen
Fruchtend zu grünen.

Du rieſeſt: Wachſe! Und aus Meeresgrüften
Das Haupt erhebend zu den hohen Lüften,
Sieht froh ſie in der Fluthen reichem Spiegel
Blumige Hügel.

Wie knüpften friedlich Deine Lilienhände
Mit vierfach ſtarkem Band die Elemente,
Die feindlich ſich in Kämpfen ſtets empören
Sich zu zerſtören!

Getragen auf den Fittigen der Blitze
Flogſt jetzt Du auf, die hohen Geiſterſitze,
Weit über golddurchwirkten Aethergründen
Feſt zu begründen!

Doch kehreteſt Du aus blauen Oceanen
Zurück, als Du erprobt die Sternenbahnen;
Und jauchzend trugen Deiner Füße Spuren
Haine und Fluren!

Wie hoch die Lichtgefilde Du geſtaltet,
So haſt auf Erden mächtig Du gewaltet:
Das Chaos floh vor Deinem Angeſichte,
Blaß ob dem Lichte.

Es ſtaunte Luna, hellend beyde Pole,
Als wandelnd Du, mit unverſehrter Sohle,
Durch Meeresfluthen und der Feuer Mitte
Lenkteſt die Schritte.

Sanft ſchmiegen ſich die Lüfte Deinem Zügel,
Die Flammen ſelbſt, ſie dulden Deine Riegel,
Gehorchend ſchmiegt die Erde ſich, die Meere
Sänftigſt Du, Hehre!

Dir folgen dienend Tag und Nacht die Horen,
Der Winter und der Frühling neugeboren,
Der Sommer und der Herbſt, Dich ſtets geleiten
Schleunig die Zeiten.

Dich ſieht im Aufgang, ſieht im Niederſinken,
Bey Fluth und Ebbe ſtets die Sonne blinken,
Und trinkt aus Deiner unverſiegten Quelle
Wonnige Helle.

Dein Strahlenblick durchdringt die Wolkenauen,
Enthüllt die Welten alle zu erſchauen,
Die Burgen ſonnend, die aus heil'ger Ferne
Winken, der Sterne.

Doch glühteſt Du, vor allen, Dich den Schaaren
Der Sterblichen in Huld zu offenbaren,
Mit Anmuth alle Herzen zart zu rühren
Und ſie zu führen.

Wie himmliſch wallten Deine ſanften Tritte
In Deiner auserwählten Kinder Mitte;
Wie pilgerteſt Du in der Liebe Sinnen,
Sie zu gewinnen!

Du brachteſt aus der Heimath Freud' und Frieden;
Der Engel Sitten lehrteſt Du hienieden,
Und fachteſt in den Seelen Flammentriebe
Himmliſcher Liebe.

Wie auf dem Libanon die Ceder kühlet,
In Hainen fächelnd die Cypreſſe ſpielet,
Den Auen ſich des Waldes Haupt enthebet,
Himmelan ſchwebet:

Wie in des Aufgangs hell beſonnten Thalen
Die Roſe herrſchet in des Purpurs Strahlen,
Die Palme, die aus Silberbächen trinket,
Fruchtereich winket:

Beſiegſt den Flor Du, den der Frühling bringet,
Die Trauben, die der Herbſt um Reben ſchlinget,
Den Hauch der Narde, die durch ſüße Düfte
Reinigt die Lüfte;

Die Thräne, ſo die Myrrhe ſanft vergießet,
Den Thau, der von der Balſamſtaude fließet,
Den Wohlgeruch, den zarte Zimmetrinden
Spenden den Winden.

Dir zieh'n voran mit Zeptern güldne Kronen,
Dir folgen überall die hohen Thronen,
Dir folgt der Segen, folget Preis und Ehre
Himmliſcher Heere.

Dich ehrten ferne Reiche tief im Staube,
Dir, Starke! wurden Könige zum Raube;
Dein Siegeszeichen pflanzteſt Du, der Armen
Dich zu erbarmen.

Der wilde Scythe ſtreckte Dir die Pfeile,
Dir ſinget Dank der Mohr ob hohem Heile,
Es nennen Dich die Hemiſphären beyde,
Jauchzend in Freude.

Es rauſchet laut ob Deiner Lichtverkündung
Dein Lob der Iſter ſiebenfache Mündung,
Tributgeſänge läßt in heil'gen Hallen
Roma Dir ſchallen.

Erſcheine, Gottinn! von des Himmels Auen;
Laß goldnen Frieden in die Herzen thauen!
Dein mildes Licht verſcheuche fern der Nächte
Finſtere Mächte.

Es ſchlinge, hell erleuchtend alle Zonen,
Der Eintracht Band um alle Nationen,
Und lehre ſie zu Deines Lichtes Hallen
Himmelan wallen;

Dein Anglanz ſtrahle auf die Lyra nieder,
Im Wohllaut tönen dann Dir Wonnelieder,
Und ewig ſingen Deinen Ruhm, o Hehre!
Jauchzende Chöre.

Rhythmiſches Wonnelied
über
die Lieblichkeit und Gnadenfülle Jeſu.

Heil Dir, lieblichſter Jeſus!
Der Du der Welt das Leben
Zu geben,
Vom Himmel mild hernieder fliegſt!

Von Dir leſen, von Dir ſchreiben,
Treu Dich ſuchen, in Dir bleiben,
Dein gedenken, ſüßer Knabe!
Iſt dem Herzen Luſt und Labe.

Denn hold biſt Du und freundlich,
O Fürſt der höchſten Tugend!
Wie wandelſt Du in Demuth,
O Sohn des Allerhöchſten!

Viel vergibſt Du treuer Liebe,
Die von Dir ſich nicht mehr fernt.

O, was thut,
Wer Dich verläßt, o ſüßes Gut!

Welch ein Pfand
Beſitzt, wer Dich, o Jeſu, fand!

Wahrlich er fand und beſitzt
Den Gott, der Himmel und Erde lenkt,
Und wunderbar, als Menſch, verarmt
Sich eine Krippe auserkor.

Sey hochgegrüßt, o ſüße Krippe, mir!
Wie glänzt das Löſegeld der Welt in dir!
Ob tief verſteckt — es wird entdeckt,
Und einſt erkannt — für Viele ausgeſpannt!

Dieß ſind die lieblichſten Wonnen
Wo Seelen, liebezerronnen,
Die Dich, o Jeſu! gewonnen,
In Deiner Demuth ſich ſonnen.

Denn dieß, Dein ſüßes Gedächtniß
Iſt unſrer Seelen Vermächtniß;
Du willſt, daß wir es betrachten,
So lang' wir ferne Dir ſchmachten.

Deß jubelt laut mein Herz und Mund:
Denn tief war meine Seele wund.
Als mit der Sünde ich im Bund,
Von Satan ſchwer gefeſſelt ſtund,
Verurtheilt zu dem Höllenſchlund:
Da drangſt Du in der Tiefe Grund,
Und gabſt durch frohes Licht Dich kund.

Ich war blind und wußte nicht,
Daß ich krank und nackend ſey,
Als Du, milder Jeſus! kamſt
Aus dem hohen Aetherlicht,
Und mit Himmelsarzeney
Meine Krankheit von mir nahmſt!

Große Liebe haſt Du uns geſpendet,
Guter Vater! als Du Ihn geſendet,
Der in der irdiſchen Schwüle
Uns labe mit ſchattiger Kühle!

O Jeſu, Du göttliches Siegel!
Für alle die Deinen ein Spiegel;
Du bracheſt die hölliſchen Riegel,
Und führeſt uns auf ewige Hügel.

O der Trauer und der Pein,
Kamſt Du nicht mit Arzeney'n
Zu dem armen Kranken Dein!
Doch nun will ich mich erfreu'n
In Dir, holder Jeſu mein!
Und Dein treuer Diener ſeyn.

Preis Dir, Jeſu, höchſtes Gut!
O entflamme mit der Gluth
Deiner Liebe innig mich,
Daß ich ewig liebe Dich.

Das Mahl der Liebe.

I.

Als liebend von der Erde
  Der fromme Hirte ging,
Der für die Seelenheerde
  Den Tod am Kreuz empfing,
Da ſorgte treu der Gute,
  Daß nicht die Lämmelein,
Erkauft mit Seinem Blute,
  Allein auf Erden ſeyn.

Bevor Er noch uns oben,
  Sich als Gefährten gleich,
Zur Seligkeit erhoben,
  In Seinem ſchönen Reich,
Beſchließt Er ſelbſt auf Erden:
  O ſtaunet, was Er thut!
Gefährte uns zu werden,
  In heißer Liebe Gluth.

Es ſoll in bittern Thränen
Kein vielgetreues Herz
Sich in die Ferne ſehnen,
Nicht ſuchen Ihn in Schmerz;
Er macht den Herzen allen
Sich nahe ewiglich,
Und läßt mit Wohlgefallen
Von Allen finden Sich.

Der Hochgeliebte wohnet
Auf dem Altar verhüllt,
In ſüßer Liebe thronet
Von Gluthen Er erfüllt;
Die Herzen zu entfachen,
Die liebeſeufzend dort
In treuer Andacht wachen,
Und ſuchen ihren Hort.

Gar inniglich empfindet
Sein flammendes Geſchoß
Wer ſelig je entzündet
Dieß Himmelsbrot genoß;
Von Liebe flammend kehret,
Verwundet, vom Altar,
Das Herz, das Jeſus nähret,
Wie kalt es früher war.

Die liebend ihr gefunden,
O Seelen, dieſes Gut,
Erzählt die ſüßen Wunden,
Der Flammen heiße Gluth,
Die euch ſo innig rühret,
So mild die Sehnſucht lohnt,
Die euch zur Stätte führet,
Wo euer Jeſus wohnt.

O König meiner Liebe,
O himmliſch ſüße Koſt!
O daß mein Herz verbliebe,
In wunderſüßem Troſt,
Bey Dir, im Liebesfeuer,
Mein Herrſcher! immerdar,
Der liebreich Du im Schleyer,
Bewohneſt den Altar!

Es glüh'n der Hoffnung Triebe,
Dich in des Himmels Au'n,
Entſchleyert, meine Liebe!
Einſt ewiglich zu ſchau'n;
Doch will im Erdenthale
Ich, Süßer! bey Dir ſeyn,
Und Eins im Liebesmahle
Mich ſtets in Dir erfreu'n.

II.

Meine Seele, was beginnen?
Liebe Ihn, dein ſüßes Licht!
Liebe will Er nur gewinnen,
Und du liebeſt noch Ihn nicht?

Sieh, der Höchſte, deine Krone,
In der Liebe Allgewalt,
Winkt von ſeinem Gnadenthrone
Dir in ſchlichter Brotgeſtalt;

Ruft als Freund zu Seinem Tiſche,
Ruft zum Mahl der Liebe dich:
Daß dich Himmelsbrot erfriſche,
Daß Er ganz dir ſchenke Sich.

Was vermochte mehr zu ſchenken
Dir Sein liebevoller Sinn?
Konnte Größres Er erdenken
Daß Du innig liebeſt Ihn?

Seine Liebe nicht zufrieden
Daß, am Kreuz' umringt von Schmach,
Er in bitterm Tod verſchieden,
Daß für dich das Herz Ihm brach;

Ruhte nicht bis eine Weiſe
Dieß geliebte Herz erfand,
Die in ſüßer Himmelsſpeiſe
Zart dein Herz mit Ihm verband.

Und bey ſolchen Liebesgluthen
Biſt Du, Herz! noch unbeſiegt?
Glüh'ſt nicht flammend für den Guten
Deſſen Liebe nie verſiegt?

O ſo gib dich ganz, und liebe
Ihn, der dich ſo innig liebt,
Und dir ſelbſt als Seiner Liebe
Unterpfand ſo treu Sich gibt.

III.

Sey hoch mir gefeyert,
O himmliſches Brot!
Du faſſeſt verſchleyert
Den ewigen Gott.
In Andacht und Liebe
Sey Jeſus verehrt,
Der Herzen voll Liebe
In Brotgeſtalt nährt.

O Speiſe! gegeben
Vom Himmel, als Pfand
Zu ewigem Leben
Im ſeligen Land!
Der Leben mir ſchenket,
Er lebt nun in mir,
Er nähret und lenket
So ſelig mich hier.

O Feſſel der Liebe!
Du eineſt, was fern
Sonſt ewiglich bliebe:
Den Diener dem Herrn.
Nur liebend Dir leben
Der ſo mich geliebt,
Iſt glühend mein Streben,
Das Dir ſich ergibt.

Nur von Perlen und Juwelen
Glänzt der Bau an dieſem Ort,
Gold, befreyt von allen Fehlen,
Deckt wie Glas die Straßen dort;
Nie ein Schatten trübt die Seelen,
Schmerz und Harm ſind ewig fort.

Sommersgluth und Winterstoſen
Dringt nicht in des Himmels Thor;
Purpurn glühen dort die Roſen
Stets im Frühlingslicht empor,
Lilien glänzen, unbegoſſen
Glüht der Himmelsblüthen Flor.

Wieſen grünen, Saaten blinken,
Süße Balſamdüfte weh'n,
Und aus Honigbächen trinken
Palmen, die am Ufer ſteh'n;
Mild aus grünen Hainen winken
Güldne Früchte in den Höh'n.

Nimmer folgt der Sterne Flimmer
Hier der Sonne noch dem Mond;
Lichtvoll hellt des Lammes Schimmer
Jene Stadt die oben thront;
Nacht, im ew'gen Tag, iſt nimmer,
Da hier keine Zeit mehr wohnt.

Sonnen ähnlich ſtrahlen alle
Heiligen, im Himmelsſaal;
Und in lautem Jubelſchalle,
Sieggekrönt beym ew'gen Mahl,
Feyern froh in Gottes Halle
Nun ſie ihrer Siege Zahl.

Alle Schuld iſt längſt vergeben,
Ferne iſt des Fleiſches Streit;
Einen Sinn, Ein himmliſch Streben
Fühlt es mit dem Geiſt erneut;
Ewig ſchweben ſie, umgeben
Von des Friedens Lieblichkeit.

Und vom Pilgerkleid befreyet,
Wandelnd in des Urſprungs Zier,
Schau'n, zur Wahrheit ſie geweihet,
Alle froh ſie mit Begier;
O wie labet und erfreuet
Sie der Quell des Lebens hier!

Unverändert dieſe Freuden
Wünſchen alle ewiglich;
Klar, lebendig, jauchzend kleiden
Sie in ſtete Jugend ſich,
Da das Alter und das Leiden
Und die Krankheit ferne wich.

Ewig gleich verfließt ihr Leben,
Denn Vergänglichkeit verging;
Und unſterblich blühend ſchweben
Sie im unermeßnen Ring,
Da des Todes Recht, im Leben,
Längſt zertrümmert unterging.

Wo die Weisheit ſelber ſchaltet
Was iſt dorten unbewußt,
Wo das Tiefſte ſich entfaltet
Jedem in des Andern Bruſt?
Nur ein einz'ger Wille waltet
In der Eintracht höchſten Luſt.

Glänzen Kronen auch verſchieden,
Nach der Kämpfer Sieg und Muth,
Doch liebt jeder, höchſt zufrieden
Alle in der Liebe Gluth;
So als eigen wird beſchieden
Jedem aller Andern Gut.

Satt und gierig immerwährend
Wünſchen ſie was Gott verlieh;
Sättigung wird nie beſchwerend,
Und der Hunger quälet nie;
Stets begehrend, ſtets ſich nähernd,
Wünſchen und genießen ſie.

Ewig neue Harmonien
  Singt der Sänger froher Chor,
Und in Wonnemelodien
  Wallet Preis zu Gott empor,
Der in Huld den Kampf verliehen,
  Und zu Siegern ſie erkor.

Heil der Seele! die auf immer
  Klar des Himmels König ſieht.
Hoch und fern vom Erdgewimmer
  Schaut ſie wie der Erdball flieht,
Wie hier Schimmer, dort Geflimmer
  Tiefer Sterne wogt und glüht.

Chriſtus, Deiner Sieger Krone!
  Führe mich in dieſes Schloß;
Gib von Deinem Gnadenthrone,
  Bin ich einſt des Kampfes los,
Daß, zum Lohne, dort ich wohne,
  Deiner Heiligen Genoß.

Willſt Du, daß mein Krieg noch währe,
  O ſo gib mir Kraft im Streit,
Doch dem Sieger dann gewähre
  Ruhe in der Seligkeit
Und beſchere, Dir zur Ehre,
  Mir Dich ſelbſt in Ewigkeit!

Bis der Tag anbricht und die Schatten ſich neigen.

Was auch ſuchen wir Licht in der Nacht und Schatten am Tage?
Liebe iſt Tag in der Nacht; Liebe iſt Schatten am Tag!

* * *

Der köſtlichſte Thau.

Köſtlicher perlt kein Thau hienieden denn heilige Thränen:
Selbſt mit himmliſchem Gold kaufet die Gottheit ſie auf.
Schenkt den ätheriſchen Trank die Seel' in den Becher der Reue:
Engel des Himmels ſelbſt trinken dann gierig den Kelch.

* * *

An einen fliehenden Amor auf dem Bildniß des Gekreuzigten.

Feiger! was zieleſt du nicht, iſt alles bereit doch, o ſiehe
Pfeil und Bogen und Feind: Chriſtus, das Kreuz und mein Herz!

* * *

Vorrede.

Beyde Abhandlungen, welche zuſammen dieſen Band anfüllen, ſind einer vergleichenden Theorie und durchaus geſchichtlichen Kritik der geſammten Dichtkunſt, in einem größern welthiſtoriſchen Maaßſtabe, gewidmet. Und da eine jede derſelben, aus einer andern und verſchiedenen Epoche meiner litterariſchen Laufbahn herrührt, ſo geben ſie beyde auch wieder unter ſich zu einer in mancher Hinſicht vielleicht belehrenden Parallelle Anlaß. Die erſte Abhandlung, über das Studium der antiken Dichtkunſt, bildete den Anfang und die Grundlage aller meiner Arbeiten und Studien über das claſſiſche Alterthum. Das nachfolgende Geſpräch aber rührt aus einer Epoche her, in welcher jener neue Geiſt zuerſt rege wurde, der ſich nachher vielfältig weiter entwickelt hat, und oftmahls mit dem Nahmen der

An die Mutter der Erbarmung.

Blik vom Himmelsthron, dem reinen,
O Maria! nur Einmahl,
Süße Mutter! auf die Deinen,
Nur ein einzig, einzig Mahl.

Reget dann ſich von Erbarmen
Nicht dein Herz bey dieſem Blik:
O dann wende von uns Armen
Immerhin den Blik zurük.

Sieh wie Undank uns entweihte,
Wie mit Gottes Herz die Schuld,
Mit dem milden, uns entzweyte,
Wir verwirkten ſeine Huld.

Willſt Du, daß er mild erſcheine:
O ſo ſprich ein einzig Wort;
Du, Maria! kannſt alleine
Oeffnen uns des Heiles Port

Daß Er Sich mit uns verſöhne,
Süße, theure Mutter! ſprich,
Sprich: wir ſeyen deine Söhne,
Sieh und ſchnell erbarmt Er Sich.

Sind wir ob der Schuld auch nimmer
Deine Söhne werth zu ſeyn:
Wird dein Mutterherz doch immer
Voll von milder Liebe ſeyn.

Breite, ſuße Mutter! deinen
Mantel aus uns zu umfah'n,
Laß uns furchtlos dort vereinen,
Sieh' uns Kinder liebreich an.

Theure, ſuße Mutter! höre:
Ruft zu dir die Andacht laut
Rette wer dich liebt, erhöre
Wer ſich kindlich dir vertraut.

Lobgeſang auf die ſeligſte Jungfrau.

Sey gegrüßt im Herzensgruße
   Jungfrau, nach der Gottheit Schluſſe
Vorbeſtimmt von Ewigkeit:
   Gottes Wort, den ewig Hehren,
Unerſchaffnen zu gebären
   Als ein Kindlein in der Zeit!

Heil dir, aller Jungfrau'n Blume!
   Du gebierſt zu Glanz und Ruhme,
Mutter allen Makeln fern!
   Deine Frucht, des Himmels Gabe,
Wunderbar zu aller Labe,
   Du gebierſt, die Magd, den Herrn!

Jauchzet Himmel, Erd' und Meere;
   Singet laut zu Gottes Ehre
Engel über'm Sternenzelt!
   Denn durch Sein Geſchöpf auf Erden
Will der Herr geboren werden,
   Als die Wonne unſ'rer Welt.

Lieblich biſt du aufgegangen,
Morgenroth, der Welt Verlangen,
Das des Todes Nacht zerſtreut!
Aus dem himmliſchen Gefilde
Kündeſt ſtrahlend du die milde
Sonne der Gerechtigkeit.

Sey mit Mund und Herz geprieſen
Die zur Mutter Gott erkieſen,
Jungfrau hoch gebenedeyt!
Als ein Paradies der Wonnen
Hat die Erde dich gewonnen,
Quelle unſrer Fröhlichkeit!

Wie der Lilie dornumrungen,
Iſt dein Wohlgeruch gedrungen
Vor des höchſten Königs Thron.
Heilung haſt und neues Leben
Du der kranken Welt gegeben,
Durch die Frucht den milden Sohn.

Wie der Buſch im Feuer glühte
Und nicht minder grünend bluhte
Da die Gluth ihn nicht verzehrt:
Alſo, Jungfrau voll der Gnaden!
Konnte nie der Sohn die ſchaden,
Jungfrau bliebſt du unverſehrt.

Eva gab uns Fluch und Leiden;
Durch Maria ward in Freuden
Uns des Segens Frucht zu Theil;
Jene wandelt uns in Sünder,
Dieſe uns in Gottes Kinder
Und bringt das erſehnte Heil.

Unter Deinem Einen Schooße
Liegt der Kleine, liegt der Große,
Liegt der Löwe, liegt das Lamm,
Liegt der Knecht, der Herr, das Leben,
Liegt dem Tode untergeben:
Der als Gott vom Himmel kam.

Jener Held und ſtarke Krieger,
Friedensfürſt und Todes-Sieger,
Jener Herr der Herrlichkeit
Kommt von hohen Himmelszinnen
Seinen Lauf hier zu beginnen,
Wie die Seher prophezeyt.

Seinen Gott der Menſch gebäret,
Er erwärmt und trägt und nähret
Jenen, der das Weltall trägt,
Nährt das Brot und tränkt die Quelle,
Augen gibt er jener Helle,
Die mit Licht die Sonnen prägt.

Weſſen Herz erglüht vor Wonne
Nicht ob dieſer Gnadenſonne,
Ob der Liebe Allgewalt?
Sünder werden aufgenommen,
Wo der Herr herab gekommen,
Der als Knecht bey uns gewallt!

Seht wie dieſe Sproſſe blühet,
Wie die Jeſusblume glühet,
Dieſem Erdreich mild entſchwellt!
Thau vom Himmel ſinkt hernieder,
Dieſes Manna ſtärkt die Glieder
In der Wüſte dieſer Welt.

Sie iſt jener Born verſchloſſen,
Sie, vom Gnadenſtrom begoſſen,
Jener Garten reich begabt;
Jenes Vließ den Thau empfangend,
Jener Aker fruchteprangend,
Deſſen Duft die Erde labt.

Salomonis Thron erhaben,
Welchem keiner glich an Gaben,
Iſt ihr ſchwacher Wiederſchein:
Ihrer Liebe Himmelsadel
Ihre Keuſchheit ſonder Tadel
Zeigt dieß Gold und Elfenbein.

Bundesarche feſt beſchaffen,
Ein geordnet Heer in Waffen,
Heißt ſie, ſchrecklich gleich den Sturm;
Baum des Lebens das wir hoffen,
Eine Stadt den Chriſten offen,
Eine Burg und Davids Thurm.

Zu dir, ihres Heiles Porte,
Tempel Gottes, Himmelspforte!
Flüchten ſtets die Sünder ſich;
Du, die nie ein Herz verſchmähte,
Das zu dir in Liebe flehte,
Zeig', o zeig' als Mutter dich.

Der dieß große Heil geſchehen,
Jungfrau! höre unſer Flehen,
Rette uns o Meeresſtern!
In dem Sturm der Welt von Sünden,
Laß uns in der Gnade gründen,
Süße Mutter Gott' des Herrn!

Scheuteſt du uns Adamskinder?
Denke daß du nur durch Sünder
Mutter dieſes Sohnes warſt.
Waren ſie nicht zu erlöſen
Wäre nie ein Grund geweſen,
Daß den Sühner du gebarſt.

O ſo laß uns denn behüthen
Vor der alten Schlange Wüthen,
Welche Deine Macht empfand;
Sieh als Mutter uns mit Milde
Und zum himmliſchen Gefilde
Führ' uns deine Lilienhand.

Wettgeſang.

Vor dem Bilde der ſeligſten Jungfrau.

Sieh! wie huldreich die ganz liebliche Mutter iſt:
Anmuth ſtrahlet ihr Blick, ſtrahlet Beſcheidenheit;
Die jungfräuliche Mutter
Gibt ihr himmliſches Lächeln kund.

Zwiefach ſtrahlet das Kind: Lilien und Purpurglanz;
Hohe Freude entweht jeglichem zarten Glied.
Selbſt wer nicht ihn erkennte
Rief: den Göttlichen zeigt dieß Bild!

Himmelblaues Gewölk bildet der Jungfrau Thron,
Der Beflügelten Schaar reiht um die Holde ſich,
Und die ſilbernen Hörner
Luna's tritt ihr geweihter Fuß.

Sieh das Knäblein, es ſteht aufrecht im weichen Schooß
Und blickt ſtrahlend empor. Lieblich geſellen ſich,
Zart verſchmolzen zur Einheit,
Hier die Liebe und Majeſtät.

Nicht in glänzenden Prunk kleidet die Jungfrau ſich;
Schmelz des Veilchens bedeckt hold und beſcheiden ſie,
Sonder guldene Zierde
Iſt durch Anmuth ſie hoch geſchmückt.

Keiner Hülle bedarf, kleiderlos, dieſes Kind,
Denn es locket das Licht Ihn um ſo lieblicher;
Himmliſch leuchtende Strahlen
Kränzen wachſend Sein hohes Haupt.

Das jungfräuliche Haar hüllet der Schleyer ein,
Die erhabene Stirn' zeiget ſich. Deutſcher Thau
Tränkt' die Wimpern der Augen,
Trefflich iſt der Carmin gemengt*).

Gulden lockt ſich und wallt, kräuſelnd, des Söhnleins Haar,
Auf dem Mayen-Geſicht lächelt die Sonne mild;
Lilien bluhen mit Aepfeln,
Flammen glühen im Roſenſchmelz.

In des Bogens Azur hebet die ſuße Laſt,
Wonneſaugenden Blicks, thauende Wimpern auf,
Und die zarte Pupille
Glänzt wie Oel in der milden Gluth.

---

*) Als den Schöpfer dieſes gefeyerten Altarblattes (zu München) nenne der Dichter den deutſchen Künſtler: Schwarz.

neuen Schule belegt worden iſt. Welche Vereinigung von Kenntniſſen, und welches Zuſammenwirken von Talenten, in jenem erſten ſo bezeichneten Keime eigentlich verſtanden war und noch beyſammen lag, ehe die verſchiedenen Zweige nachher ſo weit von einander getrennt worden; davon wird eben dieſes Geſpräch eine lebhafte Erinnerung anregen, und vielleicht auch dadurch für manchen um ſo anziehender ſeyn. Bey der neuen Ueberarbeitung und Erweiterung dieſer beyden Werke in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, hat mich dieſelbe Idee geleitet, wovon ich die Grundſätze ſchon in der Vorrede zum vierten Bande angedeutet habe.

Welch ein lieblicher Blick, Trauben aus Edelſtein,
In dem milchigen Paar wonniger Aeuglein,
So die Gluthen des Ockers
Mit des Firniſſes Glanz gepaart!

Welche Worte entweh'n liſpelnd der Jungfrau Mund'?
Ihrer einzigen Luſt reicht ſie ein Blümlein dar;
Zu empfehlen das zarte
Drückt ſie ſanft es in Seine Hand.

Weinet etwa das Kind?—Sieh! oder winket es?
Deutlich drückt es fürwahr innige Liebe aus:
Auf den ſanfteſten Lippen
Wechſelt ſonnig die Purpurgluth.

Welche Wonne entweht wohl dem Verklärten ſelbſt,
Da die Schilderung ſchon himmliſcher Zauber prägt!
O der lieblichen Mutter!
O des lieblichſten Knäbeleins!

Zu den ſchönſten Arbeiten des unſterblichen Jacob Balde gehört unſtreitig das echt poetiſche, bis jetzt noch nicht überſetzte Gedicht: »der Bienenſtock«, in welchem der Dichter, als Augenzeuge, die wunderbare Begebenheit beſingt, die ſich im Jahre 1631 zu Haidhauſen, in der Nähe von München ereignete, wo ein junger Bienenſchwarm in einem hölzernen Crucifixe ſeine Honigzellen anlegte. An dieſen ſieben Oden, deren letztere mit einer zarten Anrufung zu dem gekreuzigten Erlöſer ſchließt, reihen wir die ſieben Lieder an den göttlichen Dulder, welche Merlius Horſtius nach den Liedern des heil. Bernhardus bearbeitete, an. Zwey Oſterlieder des heil. Ambroſius beſchließen das Buch.

I.

Vorgeſang.

Der Dichter ladet die Muſe zur Feyer ein.

(Ode.)

Zeuch, Kalliope! mit mir, doch einfach ländlich geſchmücket;
Ferne die Roſen vom Haupt,
Die Perlen und die Ueppigkeit;

Denn es geziemet uns heut' in ländlicher Einfalt zu wallen,
Da aus der rauſchenden Stadt,
Wir fort zur nahen Villa zieh'n.

Nahe dem Bächlein der Iſer winkt uns die lieblichſte Wohnung;
Trefflich iſt alles alldort,
Doch iſt der Wirth das Edelſte.

Klein iſt, doch räumig, das Haus, von grünen Gehägen umrungen;
Ueppig entfaltet uns dort
Der Garten allen Frühlingsflor.

Dort kämpft ſprühend ein Quell mit beflügelten Nymphen in Lüften,
Und die unwillige Fluth
Ruft freundlich murmelnd er zurück.

Siehe, wo nahe der Pfad in freye Gefilde ſich ſchlängelt,
Setzen wir friedlich uns hin,
Und halten trauliches Geſpräch:

Doch mit geglätteter Stirn und heiteren fröhlichen Sinnes.
Denke der Heimath jetzt nicht,
Und ſieh' was unſerm Blick ſich beut!

Achte des Sumſens auch nicht, das etwa du höreſt, noch decke
Schmälend des Dichters Geſang
Mit ernſtem Finger deinen Mund.

Sieh nur die Wunder, die hier mich entzücken, die Schaaren der lautern
Flügelgeſtalten, womit
Bezaubernd die Natur mich ſchreckt.

Siehſt du den wogenden Schwarm, den Stamm, an welchem er hänget,
Wie im ertödteten Leib
Er traubenförmig lebt und webt?

Heſte nur erſt den Blick, dann wollen fürder wir koſen;
Sprechen die Lippen auch nicht,
So ſprechen ſtumm die Augen doch.

II.

Von der Klugheit der Bienen in der Wahl ihres Wohnortes.

(Ode.)

Sagt, o jungfräuliche Vögel! von welchen Gewalten getrieben,
  Zogt ihr in Chriſti heil'ge Bruſt?
Nicht die icariſchen Flügel ſegelten alſo vertrauend,
  Und minder war gewiß ihr Heil.
Sagt mir, ob Zufall, ob Liſt, ob Glück, ob Tugend, ob Irrthum
  Hieher euch zog, nach eurem Kampf?
Doch euch leitete Gott, Der, ſelbſt der Größte, den Kleinſten
  Trophäen ſeines Ruhm's entwinkt.
Ja es führte der weiſeſte Künſtler der Welten euch ſelber
  Als neue Colonie hieher.
Er ſchloß Seines Herzens Hof euch Flüchtlingen ſelbſt auf,
  Ihn lockt' der Bürger Lieblichkeit.
Werden auch unter der dreyfachen Krone die Bienen gefeyert,
  Und ſüßt ihr Seim die Tiber ſelbſt:

Dennoch ſeyd glucklicher ihr, ja drey und viermahl beglückter
In dieſem holden Bienenſtock.
Glänzt ihr auch nicht in Roms bepurpurtem Wappen, und fehlen
Die Schluſſel ſeiner Inſel euch,
Und, von italiſchem Golde glänzend, aus Cedern, der Thronſitz:
Der Wirth erſetzet alles euch.

III.

Lob der Bienen.

(Legende.)

Jener beſinge die ſchwarzen, ein And'rer die ſchneeigen Vögel;
Töchter Arkadiens! ihr
Seyd, honigreiche! mein Geſang.

Süßes Nektargeſchlecht! Ihr bereitet die köſtlichſte Würze,
Ewig begründend den Ruhm
Der Ahnen in der Enkelwelt.

Ewig befolgend beym Zepter beſchworne Geſetze, o Bürger!
Schützet und lenket den Staat
Ihr mit vereinten Flügeln ſtets.

Und was billig den Blick des Himmels erfreut und herabzieht:
Ihr, o Befiederte! kennt
Nicht der Begattung ſchnöde Luſt.

Ueber dieß glühen, durch euch, in Tempeln die reineſten Gluthen:
Fackeln und duftendes Wachs,
Sind Gaben uns von euch geſchenkt.

Daß ihr dem Donnerer ſelbſt, in ſchneeigen Wolken verborgen,
Bautet ein eigenes Haus,
Hat laut die Fama ausgepoſaunt.

Einſam lag einſt, ach! verlaſſen, die Ceres des Himmels,
Lag auf verödeter Flur,
Im Ried Gefahren ausgeſetzt.

Kaum erſcholl dieß Trauergerücht vor euerem König:
Sieh! da beruft er den Rath,
Und heiſcht den Spruch der Aelteſten.

Da zürnt höchlich ein Theil den Menſchen, ſie ordnen die Heere,
Andere ſchießen den Pfeil,
Gerechte Rache üben ſie.

Doch für die Ehre der Gottheit erglühend, verſchieben den Krieg ſie,
Denn es gebeut der Regent
Zu kieſen einen Thron dem Herrn.

Spricht es kaum, da eilt aus dem wogenden Lager die Jugend,
Schwebenden Fittigs herbey,
Ihn aufzuheben vom Gefild.

Jene ſpreiten die Flügel, die anderen ſtreuen ihm blaue
Kiſſen von Veilchen der Flur,
Und gelbe aus Jeniſter-Gold.

Unter Ihn ſchmiegen zuerſt ſich die Väter, Ihn ſtützet der Conſul,
Und es umwogen im Flug
Unzählige Lictoren Ihn.

Jetzt ſchwebt hoch Er empor in die Lüfte, der ganze Senat folgt
Ihm in curuliſchen Reih'n,
Umßogen vom Quiritenzug.

Alſo geleiten ſie Ihn in die Burg des Tarpejums: (zur Eiche)
Und in der Mitte des Seims
Iſt ſchnell ein Thron aus Wachs bereit.

Einen größern Triumph erſchaute das eifernde Rom nie,
Weder als unter das Joch
Es Dacien gefangen, ſchlug,

Noch als, nach dem Sturz Karthago's, Scipio Thiere,
Mächtig von Thürmen bedrückt,
In der Dardaner Stadt geführt.

Heil euch! daß den Dienſt, die Gottheit jetzt euch zu lohnen,
Euch in den Tiefen der Bruſt
Den ſchönſten Aufenthalt gewähret.

I.

Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie.

1795 — 1796.

IV.

Das Kreuz und die Seitenwunde Chriſti ſind der ſicherſte Zufluchtsort.

Keines der Thiere ward je von ſo hohem Beſchützer geſchirmet:
Wie ſehr es ſich immer erhebe.
Anſelmus entriß einen bald zu fangenden Haſen
Dem Rachen des ſchnaubenden Hundes.
Zu dem Aegidius floh, in der kundigen Klauſe ſich bergend,
Eine Hindinn vor bellenden Doggen.
Bruder benannte Franciscus ſein Lämmlein, er trug auf den Händen
Die Cicade, ſo Schweſter er nannte.
Aber das Bürgerrecht ſchenkte Chriſtus den lieblichen Bienen,
Die mitten im Herzen Er aufnahm.
Nimmermehr führet ſie Progne, das tückiſche Mädchen, von dannen,
Noch auch die verſchmitzte Merope.
Nimmer zu ſchaden vermag die Horniß, die Wespe, die Motte,
Auch webet hier nimmer Arachne.
Fern iſt der Molch, der die himmliſchen Sterne zum Tartarus reiſſend,

Mit blutendem Rücken herabfiel;
Ferne der traurige Taxus, die doppelt geringelte Schlange,
Mit dem Rauche des Iſop zu ſcheuchen.
Glückliches Leben der Seelen, welchen vom Himmel vergönnt
ward
Im Schatten des Kreuzes zu wohnen.
Wo iſt der Hof, da ſich's lieblicher wohnt als an euerem Baume,
Der die züngliſchen Vipern verſcheuchet.
Aehnlich grünet kein Baum auf des Libanons waldiger Scheitel,
Noch auf des Cardanus Gebirgen.
O verflicht und verſchlinge mit deinen Zweigen die meinen,
Du edelſter, ſchönſter der Bäume!
Lieblicher denn die Platane; die weichet an Gradheit die Ulme,
An Pracht die erhabene Linde.
Neige das Haupt, und reiche die grünen Hände dem Beter,
Daß jegliche Nerve Dir diene!

V.

Am Kreuze winkt ſichere Ruhe.

(Ode.)

Glaubte man nicht es beſeelt' ein lebendiger Funke der Gottheit
Die alſo klugen Vögelein?
O wie iſt herrlich die Burg des honigerfüllten Königs,
Der Bienen wächſerner Altar!
Mich erſchreckt nicht in der Luft das koribantiſche Sumſen,
Noch der Beflügelten Getös.
Ruhig laſſ' ich ſie ſchwärmen, wiewohl mir der brennende Stachel
Des Bienenheeres furchtbar iſt.
Denn es feſſelt der Genius ſie der heiligen Stätte,
Der Thron, von Gottes Blut geweiht.
Dorten erbauteſt du dir dein Kämmerlein, o Katharina
Von Siena, du Himmels-Zier!
Auch entflog Bernhard, die Biene, den nähmlichen Zweigen
Die Fülle ſüßen Honigthau's,
Und an dieſem Buſen zu ruh'n, die Gattinn verlaſſend,
Erglühte Elzearius.

VI.

Vom indiſchen Granatapfel.

Die Bienen ſaugen Honig aus Blumen, Geduld aus Dornen.

(Ode.)

Liebend nun kehr' ich zu euch, ätheriſch befiederte Nymphen!
Liebliche Wonne des Herrn,
Keuſch, fruchtbar ob auch unvermählt.

Was ich nun ſinge das lehr' mich, eurem Sänger, die Muſe:
Daß ſich von reichlicherm Thau
Des Honigs fülle euer Schatz.

Suchet mit Fleiß in den blühenden Fluren der güldenen Blümlein,
Welche der Zephyr behaucht,
Und Frühlings-Sonnen auferzieh'n.

Sauget der Caſſia Thau, der Veilchen, der Primeln und Roſen;
Taucht in der Lilien Milch
Und fliegt den Heidelbeeren zu.

Schon beginnt eifrig das Werk, ſchon wogen ſie erntend in Feldern,
Und von dem Nektargeblüm
Winkt ſüßer Duft dem Haus-Altar.

Nimmer entkömmt die Aurikel, die holde Anemone der Sichel,
Nimmer der Crocus noch auch,
Der ob dem Irrthum weint, Narziß.

Ach! wie bemüht ihr euch keuchend auf unfruchtbaren Gefilden
Wie, in dem ſorglichſten Fleiß,
Bringt ihr dem Könige Tribut!

Doch nur wenig des Thau's trieſt oft in die Honiggefäße,
Wie auch den duftenden Stoff
Den Blumenbrüſten ihr entſaugt.

Jenes Erdreich nur lohnet die Sichel. Wie reichlich die Eimer
Schwellt mit des Thymians Saft
Die indiſche Granate euch!

Füglicher träg' ſie den Namen des paläſtiniſchen Apfels,
Ueppig entfaltet die Kron'
Sich, ſtrebend nach des Aethers Blau.

Auf denn! zögert nicht förder, ihr findet im krönenden Kelche
Dieſer ſo köſtlichen Frucht,
Die Geißel, Nägel, Kron, und Speer.

Ueberdieß fünf der Wunden, ſie trieſen beſtändig von Purpur,
Ferner noch über dem Knauf
Des Kelch's die Nägel. — Dorten ſaugt.

Klammert euch feſt und ſenket das Haupt, nebſt Wangen und Haare,
Roſiger perlet der Thau
In klaren Nektartropfen dort.

Hier iſt die ſüße Geduld zu ſaugen, es füllen die Schalen
Keine Gewächſe ſo voll,
Selbſt Päſtums ſchönſte Roſen nicht.

Weil't und ſaug't bis der Schlaf euch rufet, bis endlich gefällig
Flammend der Hesperus euch
Am Abend zu vollenden zwingt.

VII.

Von Jeſu am Kreuze.

Samſons Räthſel.

(Ode.)

Schon blinkt golden der Meth, den Blumen entwunden, im Eimer,
Schon iſt die Leſe vollbracht,
Die alle Süße übertrifft.

Laſſet uns koſten. Vergönnt iſt reichlich den Lippen zu ſaugen.
Lieblich iſt wahrlich der Herr!
Beſtätigend Iſraels Lied.

»Aus dem Speiſenden ging«, ſo ſprach der ebräiſche Freyer,
»Eine Speiſe hervor,
Und Süßigkeit vom Stärkeſten.«

Siebentes Lied.

O Haupt des ewig Schönen!
Das Dornen ſchmerzlich krönen,
Wie biſt Du ganz geſchwollen,
Von Blute überquollen,
Von Speichel ganz entſtellt!

O Zier der Menſchenkinder,
Wie haßten Dich die Sünder!
Wie decket Nacht und Grauen,
Den Gottes Engel ſchauen
Mit Luſt im Himmelszelt!

Ach, Deine Jugendreihe,
Wie wichen ſie am Kreuze!
Wie ausgebrannte Sonnen,
So iſt Dein Licht zerronnen,
Der Augen Himmelslicht!

O Jeſus! Der verachtet,
Für mich am Kreuze ſchmachtet:
Muß ich im Tod' erbleichen,
So ſtrahle mir zum Zeichen
Der Huld dieß Angeſicht:

Die Augen feucht, geröthet,
Die Lippen blaß, ertödtet,
Die Wangen, ganz zerſchlagen,
Die Ohren, ſo ertragen,
So bittern Hohn und Spott.

O ſieh von Deinem Throne
Zum hochgeliebten Sohne,
O Vater! und zum Lohne,
Für ſeine Leiden ſchone
Uns Sünder, milder Gott!

Der Kirche, die da krieget,
Und jener, die ſchon ſieget,
Geliebtes Haupt! verleihe,
Daß ich als Glied mich weihe
Vom dorngekrönten Haupt.

Laß jetzt mit Dir mich leiden,
Auf daß ich nicht der Freuden,
Die Du, am Kreuz geſtorben,
Uns Menſchen haſt erworben,
Auf ewig ſey beraubt.

Und will der Tod mir nahen,
Laß mich Dein Kreuz umfahen,
Es ſey mir Kraft und Stütze,
O Jeſu! dann beſchütze
Mich froh Dein Angeſicht.

Erſcheine dann und bringe,
Wenn mit dem Tod ich ringe,
Mir, Jeſu! Troſt und Stärke,
Und richte meine Werke,
Als ſtrenger Richter nicht.

Oſterlieder.

1.

O neues Salem, blick empor!
Es juble laut dein froher Chor,
Sieh! wer der tiefen Gruft entſchwebt:
Der Oſterfürſt, o Sieg! er lebt.

Der Leu von Juda überwand,
Der Satan ſchlug mit ſtarker Hand.
Blick auf, der ſtarke Sieger ruft:
Und Todte wandeln aus der Gruft.

Er ſprengt der Hölle grauſes Thor,
Da tritt ihr Raub im Glanz hervor,
Befreyt iſt die Gefangenſchaft,
Und folgt dem Sieger hehr an Kraft.

Wie ſchimmert licht ſein Siegeskranz!
Er ſtrahlt im höchſten Herrſcherglanz:
Die Erde macht, dem Himmel gleich,
Der Herrliche zu Einem Reich.

Laßt, Streiter, uns zum Lichte ſeh'n,
Und demuthsvoll den König fleh'n:
Er führ' in Seine Burg uns ein,
Und ordne dorten unſ're Reih'n.

Und ewig, ewig ſchalle dort
Dem Vater und des Vaters Wort,
Und beyder Geiſt im Jubelklang,
Anbethung, Preis und Lobgeſang.

II.

Erſehnter, heilig lichter Tag!
Wo, der des Todes Feſſeln brach,
Wo Jeſus göttlich ſich erhebt,
Und auf zum höchſten Himmel ſchwebt!

Wie jauchzten laut des Himmels Höh'n,
Den Eingeborenen zu ſeh'n,
Der durch den Aether, hochverklärt
In Seine Burg zurück gekehret!

Vor Seines Vaters Antlitz trug,
Er, der den Fürſt der Hölle ſchlug,
Die Siegesfahne hehr voran
Des Fleiſches, das den Sieg gewann.

Ihn raubten Wolken hoch dem Blick,
Doch ließ Er Hoffnung uns zurück,
Und ſchloß — das Adam früh verlor —
Uns auf des Paradieſes Thor.

O Wonne, allen übergroß!
Der unſ're Jungfrau hehr entſproß,
Er fährt, nach Kreuz und Dornenkron,
Hinauf zu Seines Vaters Thron.

Drum ſingt in ſüßer Melodie,
Ihm Dank, Der uns das Heil verlieh,
Daß Er in unſerm Fleiſch erſteht,
Und hoch im Himmel es erhöht.

Mit Himmelsbürgern im Verein,
Soll dauernd unſ're Freude ſeyn:
Sie jauchzen, daß Er zeigte Sich,
Und wir, daß Er nicht von uns wich.

Auf Ihn zu warten ziemt uns hier,
In Sehnſucht und in frommer Zier,
Und unſer Wandel führe, rein,
Uns einſt in Seine Himmel ein.

Viertes Buch.

Philomele.

Myſtiſche Lieder.

Vorwort.

Den Rahmen der lieblichen Frühlingsſängerinn, Philomele deutend, eröffnet der heilige Bonaventura, gleichſam in einer ſchönen Ouverture, dieſes, wiewohl in verſchiedenen Regionen und Zungen, dennoch in wunderbar lieblichem Einklange tönende Concert heiliger Sänger der Liebe, das nun zum erſten Mahle in unſere deutſche Sprache herüber hallt.

Ertönen auch dieſe zarten Lieder in verſchiedenen Accorden, ſo ſind ſie dennoch, ihrem Inhalte nach, innigſt mit einander verbunden; denn es ſind die reinſten Abſpiegelungen liebeflammender Seelen, die, von gleichen Gefühlen durchdrungen, ihre innigſte Liebe für den Urquell aller Liebe ausſprechen. »Denn Gott iſt die Liebe«, ruft der Jünger der Liebe, und im Nachklange mit ihm, in langen Reihen, eine Schaar heiliger, ſowohl denn profaner Sänger.

Wohl iſt Gott die ewige, die heiligſte und reinſte Liebe, und alle in den Geſchöpfen waltende Liebe iſt ein Strahl, ein

Abglanz der Gottheit, und das Siegel, womit ſie alle vernunftbegabten Weſen im Himmel und auf Erden geprägt hat.

Alles was erſchaffen ward, führt, die Eigenſchaften des hochheiligen Schöpfers in höheren oder geringeren Graden verkündigend, die menſchliche, von der Gnade ihres Urhebers erleuchtete Seele zur Erkenntniß und Liebe ihres Gottes. So iſt auch die irdiſche Liebe, als Liebe, Symbol der ewigen, unerſchaffenen Liebe. Deßhalb borgt die ſeraphiſche Liebe der Heiligen, wenn ſie in Worte ausbricht, Sprache, Bild und Ausdruck von der irdiſchen. Wie dieſe, gibt jene (man ſehe das wunderbare, hohe Lied der Liebe ſelbſt), ſo lange ſie noch nicht mit Ihm vereinigt iſt, der ſich ſo zart den Bräutigam nennt, ihr ununterbrochenes Streben und Ringen, ihre Seufzer über Trennung, ihre Klagen, ihre glühende Sehnſucht nach Vereinigung, und nicht ſelten ſogar ihre Freude über den Gefundenen kund.

Und dieß ſey für Jene geſagt, die, unvermögend zu dieſer Liebesgluth der Andacht ſich emporzuſchwingen, an die Ausdrücke des erhabenſten und lauterſten Gefühles, deren die menſchliche, durch die Gnade geheiligte Seele fähig iſt, ſo gerne den Maßſtab der niedern Gewöhnlichkeit anlegen wollen. Möchten dieſe die wunderſamen Worte eines hochgeachteten Mannes beherzigen, den wohl niemand des falſchen Myſticismus, noch der Heucheley beſchuldigen wird. »Ein ganz eigenes Gefühl iſt es, dieſes ſüße Gefühl der Andacht«, ſpricht Herder*). »Es heſte ſo unabwendbar an, und feſſelt ſo ganz, läßt ſo vieles unmerklich hinſchwinden, und ſcheint uns mit wenigen Gedanken ſo viel, mit Einem Gedanken Alles zu geben. Dadurch macht es ſo unveränderlich, ſo heiter und ſtark in Sanftmuth. Der Löwe wird Lamm, und das Lamm wird Löwe. Spottet nicht der rauhen und beſchwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die ſich mit wenigen aber ſtarken Gedanken begnügte, in dieſes Heiligthum unzerſtörlicher Gemüthsruhe und Seelenſtärke gelangte. Genug ſie gelangte dahin, und wohl iſt ihr.«

---

*) Zweck der Legende II.

Erhob nun die irdiſche Liebe, als Liebe, zu allen Zeiten das Herz ihrer Sänger zu Geſängen hoher Begeiſterung: um wie höher erhebt, auf feurigen Flügeln, die Andachtsgluth himmliſcher Liebe jene Seelen, welchen Gott, die ewige Liebe, nicht bloß trockene logiſche Idee iſt, ſondern die von dem Lichte ſeiner Gnade erleuchtet, in ſeiner heiligen Menſchwerdung ihn ſchauen, erkennen und anbethen; die von ſeiner lebendigen Fülle ergriffen, zu ſeiner endloſen, unerſchaffenen Schöne ſich aufſchwingen; die von den heiligen Gluthen ſeiner Liebe entflammt und geläutert, mit nahmenloſer Sehnſucht in ihm, als dem Urheber ihres und alles Seyns, dem Inbegriff aller Seligkeit, dem Urquell aller Liebe, ihrem ewigen Ziele für Zeit und Ewigkeit leben und wallen. Denn dieſe himmliſche Liebe iſt um ſo unendlich inniger, ſeliger und erhabener denn die irdiſche, als der Ocean über den Tropfen, die Sonne über den Lichtfunken, die Wirklichkeit über das Zeichen, die Ewigkeit über die Zeit erhaben iſt.

Und dieſes lebendige, liebeglühende Gefühl heiliger Andacht ſpricht in den Geſängen eines heiligen Johannes vom Kreuz, einer heiligen Gertrud, eines ſeligen Ligori, eines frommen Thomas von Kempen und Anderer ſich aus, von welchen die deutſche, gegen die reimreichen Sprachen Hesperiens oft ſchwer aufſprießende Muſe die lieblichſten enthob, und beſcheiden auf unſern deutſchen Boden verpflanzte.

Vorrede.

Eine Geſchichte der griechiſchen Poeſie in ihrem ganzen Umfange umfaßt auch die der Beredſamkeit und der hiſtoriſchen Kunſt. Die wahrhafte Geſchichte des Thukydides iſt nach dem richtigen Urtheile eines griechiſchen Kenners zugleich ein ſchönes Gedicht; und in den Demoſtheniſchen Reden, wie in den Sokratiſchen Geſprächen iſt die dichtende Einbildungskraft zwar durch einen beſtimmten Zweck des Verſtandes beſchränkt, aber doch nicht aller Freyheit beraubt, und alſo auch der Pflicht, ſchön zu ſpielen, nicht entbunden; denn das Schöne ſoll ſeyn, und jede Rede, deren Hauptzweck oder Nebenzweck das Schöne bildet, iſt ganz oder zum Theil Poeſie.

Weſentlich dazu gehörend iſt auch die Geſchichte der römiſchen Poeſie, deren Nachbildungen uns nur zu oft für den Verluſt der urſprünglichen Werke ſchadlos halten müſſen. Die Ge-

Philomele.

Vorgeſang.

Süße Waldſirene, komm, traute Philomele!
Die den Frühling du beſingſt mit ſo zarter Kehle,
Daß, ob auch der Blumen Schmelz noch den Wieſen fehle
Deiner Flöte Zauberſchall doch erfreut die Seele.

Komm, ich will als Bothinn dich meiner Liebe ſenden,
Singend ſollſt du ſüßen Troſt dem Geliebten ſpenden,
Deiner Lyra Wonnetön wird ſein Leiden enden;
Fleug, o fleug! da ſelbſt ich nicht mich an ihn kann wenden.

Eile fort mit meinem Gruß auf der Liebe Schwingen,
Singe meinem Einzigen, wie ich nicht kann ſingen,
Sag' ihm wie mein treues Herz, ach! mit Qual muß ringen,
Da ſein Angeſicht allein Freude mir kann bringen.

Wer mich fragt warum ich dich ließ als Bothinn wallen?
Dem ſey kund: nicht weil nur ſüß deine Lieder ſchallen,
Sondern weil du Trieben folgſt aus den Vögeln allen,
Nach dem himmliſchen Geiſt, welche Gott gefallen.

Höre alle, was ich dir, Theurer! will entfalten:
Eh du dieſes Vogels Sang wirſt im Sinne halten,
Wirſt du, bildend dich nach ihm, auf des Geiſtes Walten,
Bald, als Himmelsjünger ſelbſt, Feſtigkeit erhalten.

Fühlt dieß Vöglein keinen Tod, fliegt es, laut der Sage,
Still auf einen grünen Baum, vor dem hellen Tage;
Blickt zum Himmel, öffnet ſanft ſeinen Mund zum Schlage,
Und beginnt, in leiſem Schall, Lieder zarter Klage.

Jetzt begrüßt Aurora ſie mit der Roſenwange;
Aber ſteigt die Sonne erſt auf im Strahlengange,
Dann erhebt weit lieblicher ſie in höhrem Klange
Ihre Stimme, ſingt und ſchlägt raſtlos im Geſange.

Doch zur dritten Stunde weiß kaum ſie Maß zu halten,
Denn zur Luſt verzücken ſie freudige Gewalten,
Faſt will ihrer Töne Kraft ihr die Kehle ſpalten,
Da dem höhern Schwunge gleich ihre Flügel walten.

Wann der Sonne Strahlen dann hoch im Mittag glühen
Hört man ihr Ach, Ach! langſam wimmernd ziehen;
Ach, da bringt ihr Seelenleid in Geſanges Mühen,
Und in Ohnmacht wollen jetzt ihre Sinne fliehen.

Mit gebrochner Leyer ſieht man ſie jetzt erbeben,
Zitternd kann ihr Schnäbelein keinen Ton mehr geben:
Doch zur neunten Stunde erſt flieht ihr zartes Leben,
Früher mit dem Athem ſoll nicht die Gluth entſchweben.

Wenn, Geliebter! was wir froh laſen, du indeſſen,
Ueber dieſes Vogels That, noch nicht hell vergeſſen,
Wirſt du bald, daß ſein Geſang myſtiſch angemeſſen
Dem Geſchicke Jeſu iſt, leichtlich ſelbſt ermeſſen.

Ich bedenke einzig noch: Dieſe Philomele
Iſt, von hoher Jugend Gluth liebentflammet, die Seele,
Die, erſchauend die Heimath ſie, lieblich, keiner Fehle,
In andachtsvollem Geſang heilig übt die Kehle.

Ihre Hoffnung nach dem Heil mächtig zu erheben,
Ward im myſtiſch hohem Bild ihr ein Tag gegeben,
Den die Gnaden, die ihr Gott hier verlieh im Leben,
Im Gewand und Himmelsſchmuck heil'ger Stunden, weben.

Dieſes Tages Morgenroth glühte, als in Milde
Wunderbar die Allmacht ſie ſchuf nach ihrem Bilde;
Sonnenaufgang iſt das Wort, das in's Fleiſch ſich hüllte,
Dritte Stund' als Er bey uns weilet' im Erdgefilde.

Um die ſechſte Stunde ward ſchmählich Er gebunden,
Der als treues Opferlamm ward für ſie erfunden,
Welches Geißel, Dornenkron' und der Nägel Wunden,
Schmach und tiefen Schmerz am Kreuz hat für ſie empfunden.

Um die neunte Stunde ſchloß endlich Er Sein Leben,
Ueberwunden mußte jetzt Satan mit Erbeben,
Nach des hohen Sieges Kampf ſich von dannen heben.
Abend war es als dem Grab Chriſtus ward gegeben.

Was immer die liebende Seele erſinnet,
Es zielet dem König allein zu gefallen,
Zu wenig iſt ſelbſt ihr die Liebe von allen,
Je liebender, glüht ſie nach Liebe noch mehr.

Wie ſelig, wenn mild der Geliebte erſcheinet!
Doch Seiner beraubet, beginnt ſie zu zagen;
Das troſtloſe Herz, es zerfließet in Klagen;
Und ſeufzet und ſchmachtet, und raſtet nicht mehr.

Stets wachend, verſcheuchet ſie jegliche Liebe,
Die nicht für den Bräutigam glühet, vom Herzen;
Gar weiſe, begreift ſie wie ſehr mit dem Herzen
Er eif're, das bräutliche Treue ihm ſchwur.

Beſtändig verfolgend des Bräutigams Spuren,
Gehorchet die Braut, wenn Sein Wort ſie vernommen;
Sein Wille iſt alſo ihr innig willkommen,
Daß nur im Gehorſam die Braut ſich erfreut.

Sie ſuchet nicht Freuden, ſie heget nicht Wünſche,
Des Bräutigams Wille iſt einzig ihr Wille;
Es ſinnet, wie treu Sein Verlangen ſie ſtille,
In liebender Sorge des Göttlichen Braut.

Da Leiden als lieblichſtes Zeichen der Liebe,
Dem Bräutigam ihre Gefühle verkünden,
So glühet, als Liebende ſich zu begründen,
Nach Schmerzen und Leiden für Jeſus, die Braut.

Sie achtet das Glück nicht der Großen der Erde;
Erbarmen, nicht Neid iſt, was drob ſie empfindet,
Sie neidet nur Seelen, die, ſelig entzündet,
Noch inniger wiſſen zu lieben den Herrn.

Gedenkt ſie der Bräute, die ſchon in dem Hafen,
Doch ferne noch leiden vom ſüßen Geliebten,
Dann eifert und fleht ſie, daß bald die Betrübten,
Geleitet zum Himmel, den Bräutigam ſchau'n.

Und ſchaut ſie wie And're den Treuen betrüben,
Wie ſeufzet und fleht ſie dann für die Bethörten,
Damit ſie aus Knechten, die ſtolz ſich empörten,
Geliebte doch werden des göttlichen Herrn!

Doch was ſie noch inniger klagt, iſt wenn ſelber
Zuweilen ſie Liebe mit Undank belohnet,
Nicht über die Strafe, da nie ſie ſich ſchonet,
Sie klagt, daß ſie ſelbſt den Geliebten betrübt.

O laſſet die Welt, ihr unſeligen Seelen!
Entfliehet dem Zauber, entfliehet, entfliehet,
Seyd furder nicht thöricht! o liebet und glühet
Für Ihn, der euch ewig beſeligen kann.

Als Braut meinem Gott will allein ich mich weihen,
Ich ſuche nicht bräutlichen Nahmen und Ehre,
Nur bräutliche Liebe iſt was ich begehre,
Um ewig Ihn liebend, getreu ihm zu ſeyn.

Und weil Sich denn nahmenlos gütig und lieblich,
Mein Bräutigam zeigt in den ewigen Jahren,
So will ich hier Leiden, nicht Ruhe erfahren,
Und harre der Ruh', die im Himmel Er gibt.

Ruf des Geliebten.

»Ich werde ſie in die Einöde führen, und zu ihrem Herzen reden.«

Entfleuch dem Sturm, und komm an dieſe Stelle
Des wahren Friedens, einſam und verborgen;
Zu ruhen ruf' ich dir in ſtiller Zelle,
Vom Weltgeräuſch, von Laſt und bittern Sorgen.
Hier glüht dir meines Lichtes milde Helle,
Den Liebenden ein neuer Lebensmorgen;
Nie kann die eitle Welt ſie mehr zerſtreuen,
Die hier ſich meiner ſüßen Liebe freuen.

Hier hör'ſt du meine Stimme ohne Zagen,
Die ſchnell dir ruft, mich, deinen Herrn, zu lieben,
Siehſt welche Liebe ich zu dir getragen,
Und wie in Undank du mir fern geblieben.
Wohl wirſt du, daß du mich betrübt, hier klagen,
Und liebend glüh'n von meinen Flammentrieben.
Dein harr' ich hier, zu ſüßen all' dein Leiden,
Ein Pfand, die ich verhieß, der Himmelsfreuden.

Die Einöde.

Meine Oede will ich ſingen,
  Meine hohe Einſamkeit;
Troſt ſoll ſie dem Herzen bringen,
  Das in Thränen Gott ſich weiht.
Jetzt verſperret iſt hier die Pforte,
  Schnöden Freuden ewiglich;
Hier ertönen nur die Worte:
  Dulde, ſtirb und opf're dich.

Meinen Schmerz auch will ich klagen,
  In den dunkeln Wäldern hier.
Oft muß in der Nacht ich zagen,
  Denn ſie hüllt den Himmel mir.
Wer lenkt mich im dunklen Thale,
  Auf dem Dornenpfad der Pflicht?
Güldner Stern des Morgens! ſtrahle,
  Stärkend leite mich dein Licht.

Schon will meine Kraft verſchwinden,
Ohne Troſt muß ich vergeh'n;
Nirgend kann ich Nahrung finden,
Schmachten muß ich hier in Weh'n.
Quell, der aus dem Felſen ſprühet,
Lebensquell! gib Labung mir;
Sieh! wie meine Seele glühet,
Stille meinen Durſt nach Dir.

Wankend gleich des Ufers Schilfe,
In dem dunklen Aufenthalt,
Schallt vergebens, ach! nach Hülfe,
Meine Stimme durch den Wald.
Reines Licht des Glaubens! glimme
Mit erfreulich heller Gluth;
Höre meine treue Stimme,
Gib zu dulden Kraft und Muth

Ohne Dich, wie muß ich zagen
In der öden Wüſteney;
Laß Dein ſüßes Licht mir tagen,
Daß ich wandle froh und frey:
Denn verſchleyert muß ich ſchauen,
Hören ohne zu verſteh'n,
Und in dunkler Nacht, mit Grauen
Muß ich ohne Führer geh'n!

Alſo ſingend hört' ich tönen,
Tief in's Herz die Worte mir:
Soll dich meine Palme krönen,
O ſo folge liebend mir.
Forſche nimmer, gläubig neige
Ohne Furcht dein treues Herz,
Dulde, bethe an und ſchweige;
Sieh, mein Kreuz verſüßt den Schmerz!

Hellt nicht Hoffnung deine Pfade,
Wie von Dämm'rung auch umgraut?
Nährt dich Manna nicht der Gnade,
Das in dieſer Wüſte thaut?
Rüſte denn dich ſonder Zagen,
Durch die dunkle Nacht zu geh'n,
Ueber Tiefen dich zu wagen,
Ueber Klüfte, Flüß' und Höh'n.

In dein eignes Nichts begraben,
Liebe deine Niedrigkeit;
Nur der Demuth ſtrahlt erhaben
Gott in Seiner Herrlichkeit.
Schreite kühn durch Dunkels Mitte,
Iſt der Weg auch ſchmal und fern,
Sich'rer leitet deine Schritte,
Nicht der helle Morgenſtern.

ſchichte der griechiſchen Kritik und die Bruchſtücke, welche ſich etwa zu einer Geſchichte der griechiſchen Muſik und Mimik finden möchten, ſind ihr ſo unentbehrlich, als die Kenntniß der ganzen griechiſchen Götterſage und Sprache in allen ihren Zweigen, und nach allen ihren Umbildungen.

In den verborgenſten Tiefen der Sitten- und Staatengeſchichte muß dasjenige oft erſt entdeckt werden, wodurch allein ein Widerſpruch, eine Lücke der Kunſtgeſchichte aufgelöſt, ergänzt, die zerſtreuten Bruchſtücke geordnet, die ſcheinbaren Räthſel erklärt werden können; denn die Kunſt, die Sitten und Staaten der Griechen ſind ſo innigſt unter einander verflochten, daß ihre Kenntniß ſich nicht trennen läßt. Und überhaupt iſt die griechiſche Bildung ein Ganzes, in welchem es unmöglich iſt, einen einzelnen Theil ſtückweiſe vollkommen richtig zu erkennen.

Wie unermeßlich die Schwierigkeiten einzelner vielleicht ſehr kleiner Theile dieſes großen Ganzen ſind, darf ich mit Stillſchweigen übergehen. Alle Kenner wiſſen, wie viel Zeit und Anſtrengung es oft koſtet, nur eine falſche Zeitangabe zu berichtigen, einen Nebenzweig der Götterſage prüfend zu reinigen, die vollſtändig geſammelten

Sprach's, und heller ward die Wüſte,
Blumenſchmelz bedeckt' das Grün;
Milder Himmelsduft verſüßte,
Die nun ſchwanden, meine Müh'n.
Und es ſchwieg der Stürme Toſen,
Rauhe Pfade wurden mild,
Auf den Dornen blühten Roſen,
Himmliſch glänzte das Gefild.

O ſo kommt in dieſe Wüſte,
Herzen, ſo die Welt betrübt!
Kommt in dieſe ſüße Wüſte,
Die ihr euren Jeſus liebt;
Kommt, doch von euch ſelbſt verlaſſen,
Ohne Wiſſen, arm und frey:
Süße Wonne, nicht zu faſſen,
Weilt in dieſer Wüſteney.

Ob das Herz auch ſtill entſage,
Und der Reue Thräne quillt:
Wird zur Wonne ſelbſt die Klage,
Und die Sehnſucht wird geſtillt.
Hier in dieſer tiefen Stille,
Tönt euch Jeſu ſüßes Wort,
Daß euch Freude ewig quille
In dem trauten Zufluchtsort.

Nicht mehr klebend an der Erde,
Ohne Wunſch, erſtorben euch:
Blüht im Kreuz' und in Beſchwerde
Selbſt ein himmliſch Wonnereich.
Kommt in dieſe Friedens-Wohnung:
Wie auch dunkel, iſt ſie hold,
Opfer wird hier zur Belohnung,
Liebe wird der Liebe Sold.

Alle Traurigkeit verſchwindet,
In der ſüßen Wüſte hier;
Mehr als ihr verließet, findet,
Alles: Jeſum findet ihr.
Liebend wird Er in euch leben,
Ihr in Ihm in Himmelsluſt,
Und ihr tragt, o ſelig Leben!
Stets den Himmel in der Bruſt.

Die beſchauliche Betrachtung.

1.

Ich ward entrückt. Wohin, iſt mir nicht klar;
Da war, wiewohl ich ohne Wiſſen war,
Mir mehr als alles Wiſſen offenbar.

Nicht wußt' ich, wohin ich entſchwebte,
Doch als ich mich ſah in der Helle,
An nimmer geſehener Stelle,
Vernahm ich erhabene Dinge;
Doch nimmermehr ſag' ich und ſinge
Was dorten ich hörte, nicht wiſſend
Sämmtliches Wiſſen.

Von Frömmigkeit war es und Frieden
Die allergeheimeſte Kunde;
In tiefeſter Einſamkeit Grunde
Verſtand ich die Wege zu wallen;
Doch lag ein Geheimniß auf allen,
So daß ich verweilete ſtammelnd
Sämmtliches Wiſſen.

So war ich in innerem Schauen
Im Geiſte vertiefet und trunken,
So ganz in mich ſelber verſunken,
Daß jedes Gefühl mir vergangen;
Auch hatte der Geiſt es empfangen:
Zu faſſen, ob nimmer erfaſſend,
Sämmtliches Wiſſen.

Wer wahrhaft dahin ſich erhebet,
Entſagt ſich und auf ſich verzichtet.
Wie ärmlich erſcheint, wie vernichtet
Ihm was er für Wiſſen gehalten!
Jetzt wird ſich ihm Weisheit entfalten
Und mehren, daß nie er ergründet
Sämmtliches Wiſſen.

Je höher der Geiſt ſich erſchwinget,
Je weniger wird er erfaſſen;
Dieß eben ſind wolkige Maſſen,
Die dunkelnd die Nächte umſchweben;
Wer hoch ſich dahin wird erheben,
Der weiß, doch erforſchet er nimmer
Sämmtliches Wiſſen.

Dieß nimmer zu wiſſende Wiſſen
Thront alſo erhabener Weiſe,
Daß aller Gelehrten Beweiſe
Es nimmer und nimmer beſiegen;
Denn nie kann ihr Wiſſen genügen,
Daß ſie zu begreifen verſtänden
Sämmtliches Wiſſen.

Dieß höchſte von ſämmtlichem Wiſſen
Iſt alſo erlaucht und erhaben,
Daß Scharfſinn und menſchliche Gaben
Es ewiglich nimmer ergründen;
Nur wer ſich wird ſelbſt überwinden,
Erfaſſet, wiewohl nicht begreifend,
Sämmtliches Wiſſen.

Was iſt es, dieß Wiſſen des Wiſſens?
Verlangſt du ich ſoll es dir nennen? —
Die göttliche Klarheit zu kennen,
Und mächtig zu ihr ſich zu heben.
Doch kann ihre Huld dir nur geben:
Nicht wiſſend dich weit zu erſchwingen
Ueber ſämmtliches Wiſſen.

Der Schwung.

II.

Von glühender Liebe durchdrungen,
Und nicht von der Hoffnung betrogen,
Bin ſo hoch, ſo hoch ich geflogen,
Daß endlich mein Ziel ich erſchwungen.

Dieß göttliche Ziel zu erſtreben,
Mußt' alle gewaltig ich ſchweben,
Daß alles mir aus dem Geſichte
Verſchwand in dem ſonnigen Lichte;
Und dennoch blieb ängſtlich mein Ringen,
Es hemmte die Furcht mir die Schwingen.
Doch, mächtig von Liebe durchdrungen,
Flog ich ſo hoch, ſo hoch!
Daß endlich mein Ziel ich erſchwungen.

Je höher ich ſchwebte zum Lichte,
Ward dunkler mir vor dem Geſichte,
Und als ich durch's Dunkel gedrungen,
O Wonne! da iſt mir's gelungen,
Da hab' ich das meiſte errungen;
Doch da ich mich liebend geſchwungen,
Bin blindlings ich, wagend, geſprungen;
Da war ich ſo hoch, ſo hoch!
Daß endlich mein Ziel ich erſchwungen.

Je höher und ſchneller gezogen,
Ich im höchſten Schwunge geflogen,
Je nied'rer und matter erſchaute
Vor mir ich mich ſelbſt; mir ergraute.
Wird nie dieſer Schwung mir gelingen?
Rief matt ich, mit ſinkenden Schwingen;
Schon hatt' ich mich müde gerungen,
Da war ich ſo hoch, ſo hoch!
Daß endlich mein Ziel ich erſchwungen.

Wohl wunderbar ward ich nach oben
Ueber tauſend And're gehoben;
Denn Hoffnung vom Himmel erſtrebet
Ihr Ziel, wie auch hoch ſie ſich hebet.
Ich hoffte hinan mich zu ſchwingen,
Wie konnt' es der Hoffnung mißlingen,
Die alle mich freudig geſchwungen,
Daß ich war ſo hoch, ſo hoch!
Daß endlich mein Ziel ich erſchwungen.

III.

Geſpräch der Seele mit dem Geliebten.

Die Braut.

Wo bargſt Du Dich, Geliebter!
Und ließeſt ſeufzend mich mit Gluthverlangen?
Biſt wie ein Hirſch verſchwunden,
Doch ſchlugſt Du erſt mir Wunden;
Ich lief nach Dir, ach! fern warſt Du gegangen!

Ihr Hirten, die durch Triften
Hinauf ihr wandelt zu des Hügels Höhe,
Sollt je ihr in den Auen,
Ihn, den ich liebe, ſchauen:
So ſagt Ihm, daß in Schmerzen ich vergehe.

Den Heißgeliebten ſuchend,
Zieh'n über Berg' und Ufer meine Schritte;
Der Blümlein keins ich pflücke,
Mich ſchreckt kein Leu zurücke,
Durch Gränzen geh' ich und der Rieſen Mitte.

Ihr dichtbelaubten Wälder,
Die Er gepflanzt, mein liebendes Verlangen,
Ihr immer grünen Wieſen,
Wo holde Blümlein ſprießen,
Iſt nicht durch euch mein Einziger gegangen?

Antwort der Geſchöpfe.

Wohl tauſend Gnaden ſpendend,
Iſt eilend durch die Wälder Er gegangen,
Die bloß, weil Er ſie blickte,
Durch Seinen Reiz Er ſchmückte,
Daß alle ſie von Seiner Schöne prangen.

Die Braut.

Ach, wer kann je mich heilen!
Ergib Dich endlich mir, mein ſüßes Leben!
Nicht Deine Bothen ſende:
An welchen ich mich wende,
Kann keiner mir erſehnte Kunde geben.

Wohl preiſen tauſend Reize
An Dir die Frohen, welche Dich umwallen
Und mehren meine Wehen;
Es macht mich was vergehen,
Das keiner ſagt, und alle dennoch lallen.

Die Seele findet den Geliebten in ſeinen Leiden.

I.

Wie, mein Jeſus, muß ich Dich erblicken,
O wer band Dich mit ſo harten Stricken?
Meine Sünde iſt die Schuld;
O Verzeihung ew'ge Huld!

Welche Mörderhand ſchlug frech und muthig,
Jeſu mein! Dein holdes Haupt ſo blutig?
Meine Sünde ꝛc.

Wer, mein Jeſus! hat Dich ſo verſpien,
Daß vom Antlitz alle Reitze fliehen?
Meine Sünde ꝛc.

Wer zerfleiſchte Jeſu, meine Liebe!
Deinen Leib durch grauſer Geißeln Hiebe?
Meine Sünde ꝛc.

Bruchſtücke auch nur eines einzigen Dichters bis zur Reife zu verarbeiten.

Eine vollendete Geſchichte der griechiſchen Poeſie aber würde auch nicht etwa dem Gelehrten allein Gewinn bringen, und nur dem Geſchichtsforſcher eine bedeutende Lücke in der Geſchichte der Menſchheit ausfüllen. Sie iſt zugleich eine weſentliche Bedingung der Vervollkommnung des deutſchen Kunſtgefühls ſo wie der Kunſt ſelbſt, welche in unſerm Antheil an der europäiſchen Bildung gewiß nicht die unbedeutendſte Stelle einnimmt.

Vielleicht redet die nachſtehende Abhandlung mehr vom Modernen, als die Aufſchrift dieſer Sammlung erwarten läßt, oder zu erlauben ſcheint. Indeſſen war es doch nur nach einer nicht ganz unvollſtändigen Charakteriſtik der neuern Poeſie möglich, das Verhältniß der antiken Dichtkunſt zur neuern, und den Zweck des Studiums der claſſiſchen Poeſie überhaupt und für unſer Zeitalter insbeſondre zu beſtimmen.

Dieſe Abhandlung über das Studium der griechiſchen Poeſie iſt nur eine Einladung, die alte Dichtkunſt noch ernſtlicher als bisher zu unterſuchen; ein Verſuch, deſſen Mängel niemand lebhafter empfinden kann als ich, den langen Streit

Wer, mein Jeſu! krönte Dir zum Hohne,
Deine Stirne mit der Dornenkrone?
Meine Sünde ꝛc.

Wer hat, Jeſu, ſüßer Quell der Gnaden!
Auf die Schultern Dir das Kreuz geladen?
Meine Sünde ꝛc.

Wer gab, Jeſu! Deinem ſüßen Munde
Bitt're Galle in der letzten Stunde?
Meine Sünde ꝛc.

Wer, mein Jeſus! hat in Schmerz und Plagen,
Nägel durch die Hände Dir geſchlagen?
Meine Sünde ꝛc.

Wer hat Deine Füße, ganz entkräftet,
Jeſu mein! an's harte Kreuz geheftet?
Meine Sünde ꝛc.

Wer, mein Jeſus! hat den Speer geſchwungen,
Und Dein liebevolles Herz durchdrungen?
Meine Sünde ꝛc.

O Maria! wer gab deinem Herzen,
Tödtend deinen Sohn, ſo tiefe Schmerzen?
Meine Sünde raubt' Ihn dir;
O Maria! verzeihe mir.

II.

O grauſame Geißeln! die ſchmerzlich in Wuth,
Ihr Jeſum zerfleiſcht, mein geliebteſtes Gut:
O martert nicht mehr
Mein Alles ſo ſehr;
Nicht Ihn, den Geliebteſten, treffe die Pein,
O geißelt die ſchuldige Seele allein!

O furchtbare Dornen! die ſchmerzlich in Wuth,
Die Stirne Ihm krön't, dem geliebteſten Gut:
O martert nicht mehr
Mein Alles ſo ſehr;
Nicht Jeſum, den Lieblichen, treffe die Pein,
Durchſtechet die ſchuldige Seele allein.

Entſetzliche Nägel! die ſchmerzlich in Wuth,
Die Händ' Ihm durchbohrt, dem geliebteſten Gut:
O martert nicht mehr
Mein Alles ſo ſehr;
Nicht Jeſum, den Lieblichen, treffe die Pein,
Durchbohret die ſchuldige Seele allein.

Tyranniſche Lanze! die ſchmerzlich in Wuth,
Das Herz Ihm durchſticht, dem geliebteſten Gut:
Der Pein iſt genug,
Die Jeſus ertrug;
Den Lieblichen treffe nicht fürder mehr Pein,
Verwunde die ſchuldige Seele allein.

III.

Liebe des Geopferten.

Ziemt, o Lämmlein! Dir ſolcher Tod,
Das in Salems Gefild', als Hirt
Mild die ſternige Heerde lenkt?
Grauſam, Liebe! von dir verführt,
Ließ Er fangen und binden ſich,
Färbt, Tyranninn! auf dein Geheiß,
Als in bitteren Tod Er ging,
Seine Feſſeln mit Purpurblut,
Färbte roſig das hohe Kreuz,
Schuldlos ſterbend als Opferlamm.
Ach! Er liebte zu ſehr! Nur dieß
Iſt die Schuld, die den Tod Ihm bringt.

Liebe! wunderbar eineſt du
Alles, wie es ſich widerſpricht:
Alles Höchſte dem Niedrigſten,
Gutes paareſt mit Böſem du,

Schuld mit Unſchuld, die Grauſamkeit
Mit der Sanftmuth, die tiefſte Nacht
Eineſt du mit dem hellſten Tag.
Unter Schächern iſt hier das Lamm,
Das im Tode mit ſeinem Blut,
Feſt begründet den ew'gen Bund!
Eilt, o Zagende, froh herbey,
Seht! es ſprühen aus tiefer Bruſt
Zeugen ewigen Friedens hier.
In dem ſichtlichen Herzen klafft
Raum, zu ſtrömen, dem Purpurquell.
Keiner Traube entquillt ein Wein
Süß' und edler denn dieſer Bruſt.
Trinkt, o dürſtende Seelen! trinkt,
Trinkt in Jeſu den Labewein!
Seht ob ſeliger Fülle ſpringt,
Das Ihn wahret, das edle Faß.

IV.

Betrachtung.

Ein ſtetes Kreuz und Leiden war
Dein Leben, Jeſus! deſſen ſoll,
Auf rauher Bahn Dir liebevoll
Die Seele folgen immerdar.

Tief prägt, ſo lang' ich athme, mir
Die Laſt ſich und das Leiden ein,
Das, Jeſus, Du Erlöſer mein!
Erduldeteſt auf Erden hier.

O milder Jeſu, Gottes Lamm!
Wie littſt für mich Du bittern Schmerz:
Du ſtarbſt — ſo liebte mich Dein Herz! —
Für mich am dürren Kreuzesſtamm.

Die Dornenkrone, Nägel, Speer,
Die Galle, Speichel, Schwamm und Rohr,
Der ſchweren Wunden Roſenthor,
Und Deiner Schmerzen tiefes Meer:

Sind meinem Herzen eingeprägt,
Sie ſind erwählte Specerey,
Und Liebesſiegel ewig neu,
Die liebend mein Gedächtniß trägt.

»O Seele! blicke auf zu mir,
Sieh meine tiefen Wunden an,
Aus Liebe hab' ich dieß gethan,
Mir zu vergelten ziemet Dir.

Verſchmäh' die Freuden dieſer Welt,
Erdulde Schmach und Trübſal gern,
Am Kreuze ſtirb mit deinem Herrn,
Dann lebſt du wie es mir gefällt.«

O Jeſu mein, des Himmels Zier!
Der meines Heiles Hoffnung iſt,
Je ſchmählicher es mir Du biſt,
Um deſto theurer biſt Du mir.

Luſt iſt den Gliedern Schmach zur Zeit,
Da blutend von der Dornenkron,
Das Haupt, der Schöpfer, Gottes Sohn
Den Becher leert der Bitterkeit.

In Andacht ehren treu wir Dich,
O Jeſu! der Du liebentbrannt,
Am heil'gen Kreuze ausgeſpannt,
Dein Volk erlöſeſt ewiglich.

Der Quell des Lichtes.

I.

Vom Lichte des Glaubens geleitet, ſucht in der Nacht des Lebens, die Seele den Geliebten, und findet als lebendigen Quell, ihn im Brote des Lebens.

Wie gut erkenn' ich, die hier ſprüht, die Quelle!
Es leitet mich mein Herz an dieſe Stelle:
Iſt dunkel auch die tiefe Nacht.

O dieſe ew'ge Quelle tief verhüllet!
Ich weiß den Urſprung, dem ſie hehr entquillet,
Ihn finde ſelbſt ich in der Nacht.

An Schöne iſt kein Ding, wie ſie begabet,
Aus der ſich Erd' und Himmel trinkend labet,
Das weiß ich trotz der dunkeln Nacht.

Wohl weiß ich, daß ſie unerſchöpflich ſpringet;
Daß nimmermehr ein Weſen ſie durchdringet,
Daß weiß ich ſelbſt in dunkler Nacht.

Und ihre Klarheit wird durch nichts verdunkelt;
Nur ihrer Helle iſt das Licht entfunkelt,
Iſt gleich ringsum nur tiefe Nacht.

Daß ihre Fluthen alſo reichlich fließen,
Daß Höllen, Himmel, Völker ſie begießen
Iſt klar mir ſelbſt in dunkler Nacht.

Der Strom, der dieſem Urquell ſich entfaltet,
Wohl weiß ich es, daß er in Allmacht waltet,
Und alles wirkt in dunkler Nacht.

Der Strom, der ſich aus dieſen beyden hebet,
Ich weiß, daß ihrer keiner höher ſtrebet;
Wohl weiß ich's ſelbſt in dunkler Nacht.

Und dieſe ew'ge Quelle iſt verborgen,
In dieſem Lebensbrot, uns zu verſorgen
Mit Leben in der dunklen Nacht.

Ich weiß, den Weſen gilt ihr Ruf, ihr Winken,
Die Sättigung in ihren Fluthen trinken,
Wiewohl im Dunklen, in der Nacht.

Und dieſe heiß erſehnte Lebensquelle,
Ich ſeh' in dieſem Lebensbrot ſie helle,
In dieſes Lebens dunkler Nacht.

II.

Erguß der Liebe vor dem Altar.

O Blumen, die Ihr Tag und Nacht beglücket,
In meines Jeſu trauter Nähe weilet,
Und nie Ihn laſſend, ſeine Wohnung ſchmücket,
Bis euer zartes Leben euch enteilet!
Wie euer Aufenthalt mich hoch entzücket!
O würde dort zu wohnen mir ertheilet!
Wie prieſe froh das Loos ich: Geiſt und Leben
In meines Lebens Nähe aufzugeben!

Die ihr ſo glühend flammt, beglückte Kerzen,
So euern als auch meinen Herrn zu ehren!
O daß die Pulſe all' in meinem Herzen,
Wie ihr, in Licht und Gluth verwandelt wären!
O könnte doch, in heil'ger Liebe Schmerzen,
So wie ihr euch, auch ich mich ganz verzehren!
Wie neid' ich eurer heil'gen Flammen Helle!
Wie tauſcht' ich gern mein Loos um eure Stelle!

der einſeitigen Freunde der alten und der neuen Dichter zu ſchlichten, und im Gebiet des Schönen durch eine ſcharfe Gränzbeſtimmung die Eintracht zwiſchen der natürlichen und der künſtlichen Bildung wieder herzuſtellen; ein Verſuch, zu beweiſen, daß das Studium der griechiſchen Poeſie nicht bloß eine verzeihliche Liebhaberey, ſondern eine nothwendige Pflicht aller Kunſtfreunde, welche das Schöne mit ächter Liebe umfaſſen, aller Kenner, die allgemeingültig urtheilen wollen, und aller Denker ſey, und immer bleiben werde, welche die reinen Geſetze der Schönheit, und die ewige Natur der Kunſt vollſtändig zu beſtimmen unternehmen.

Die kurze Charakteriſtik der griechiſchen Poeſie in dieſem Aufſatze, bitte ich nicht zu prüfen, ohne die weiter ausgeführte Geſchichte der griechiſchen Poeſie, ſowohl der epiſchen, als der lyriſchen, ſo weit wir dieſe in dem vorhergehenden Bande vorgelegt haben, damit zu vergleichen. Jene ausführlichere Darſtellung enthält die Belege, die nähere Beſtimmung, und die weitere Ausführung der hier gefällten Urtheile.

Die Freunde der neuern Poeſie werden, was in der Einleitung dieſer Abhandlung geſagt iſt, nicht als mein Endurtheil über die neuere Poeſie

Beglückter Kelch, noch höher zu erheben!
Worin ſich mein Geliebter will verſchließen.
Wer kann nach höher'm Glück und Adel ſtreben,
Als du, den ſich dein Herr zum Thron erkieſen?
O würde meiner armen Bruſt gegeben,
Nur Einen Tag das Amt, Dir zugewieſen!
In Gluth und Liebe ging mein Herz verloren,
Zum Haus der Gluth und Liebe auserkoren.

Doch Blumen, Kerzen, Kelch, wie hochverehret,
Ein wonnigeres Loos ward mir zu Theile,
Da ſelbſt in meine Bruſt das Lämmlein kehret,
Das liebliche, voll Gluth und Liebespfeile,
Mich in dem Brot mein Gott und Alles nähret,
Mich armen Wurm umfängt mit ſüßem Heile.
O daß ich nicht vor Liebesgluthen ſterbe,
Wenn ganz ich meinen größten Schatz erwerbe!

Auf, Seele, denn! zum hochgeliebten Lichte;
Es wie ein Falter innig zu umſchweben;
Voll Glaube und in heil'gen Flammen richte
Dein treues Herz nach deinem ſüßen Leben,
Und kommt Er, der mit Seinem Angeſichte
Die Himmel freuet, dir ſich mild zu geben,
Umfang' Ihn in der Andacht Feuertriebe,
Und rufe innig: Herr, nur Liebe! Liebe!

III.

Die lebendige Liebesflamme.

O höchſte Liebesflamme!
Wie dringſt du bis zum Stamme
Der Seele ein, ſie lieblich zu verwunden!
Wie glühſt du zart und leiſe!
Gib, daß der Vorhang reiße,
Es ſey, was mich von Dir noch fernt verſchwunden.

O Brandmahl, ſüß zu fühlen!
O Wunden, die da kühlen,
Der Seele tief von lichter Hand gegeben!
Gefühl aus Gottes Halle!
Die Schulden tilgſt Du alle,
Und tödtend wandelſt Du den Tod in Leben!

O Lampen, glutherfüllet!
Bey deren Blitz enthüllet
Die Nacht entweichet aus der Sinne Thalen!
Daß ſie in ſelt'ner Würde,
Mit lichtem Glanz und Zierde
Vereint vor ihrem Hochgeliebten ſtrahlen!

Wie wacheſt Du, o Treuer!
Wie ſanft im Liebesfeuer,
In meiner Bruſt, wo Du verborgen weileſt!
Wie flammſt Du meine Triebe,
Mit ſüßem Hauch, zur Liebe,
Voll Glorie und Huld, die Du ertheileſt!

IV.

Wonnelied.

O Jeſu, meine Lieblichkeit,
Du meine ſüße Seligkeit!
Nach Dir erglüht in Ewigkeit,
Das Herz, das ſich in Dir erfreut.

Dir weicht der Sonne güldnes Licht,
Des Mondes holdes Angeſicht;
Aurora iſt ſo lieblich nicht
Noch auch der Sternlein Flammenlicht.

Die Lilien blühen nicht ſo rein,
So hold iſt nicht der Roſen Schein,
Nicht Hyacinthen ſind ſo fein,
Noch würzig rothe Nägelein.

So ſüß iſt keine Süßigkeit,
Kein Kuß iſt der ſo mild erfreut,
Nichts Süß'res dem Geſchmack ſich beut,
Als Du, o höchſte Lieblichkeit.

Nur Du allein biſt groß und hehr,
So ſchön wie Du iſt keiner mehr,
O volles Himmelswonnen Meer,
Wie glüht nach Dir mein Herz ſo ſehr!

Denn wer iſt's, der Dir Höchſter gleicht,
Dem alle Erdenſchöne weicht,
Vor dem der Geiſterchor erbleicht,
Den nicht des Himmels Glanz erreicht?

Dieß Lied bring' ich Dir liebend dar,
Auf Deines Herzens Hochaltar,
Wo froh vereint der Engel Schaar
Dir ſingend jubelt immerdar.

O meine Liebe, meine Zier!
Wohl iſt's im Herzen deutlich mir,
Daß nie ich ſinge nach Gebühr,
Denn nie ein Lied ſingt würdig Dir.

So juble denn Dir ſelbſt für mich,
Und ſinge ſelbſt Dir feyerlich,
Und alle Engel heben ſich
Mit Dir zu jubeln ewiglich:

Daß Du mein Gott und Herr willſt ſeyn,
Und mir, dem letzten Weſen Dein,
Dich zu erkennen willſt verleih'n,
Zu lieben und zu benedey'n.

»Seine Lampen ſind Lampen voll Feuer und Flammen, hart wie die Holle iſt die Eiferſucht.«

Die Flamme der Liebe,
Die Seele entfachet,
Daß ſorglich ſie wachet,
Und ewiglich wirkt.

Es läßt ſie nicht raſten
Bis alle die Herzen,
Gleich flammenden Kerzen
Für Jeſum erglüh'n.

Der flammenden Holle
Genüget kein Feuer:
So iſt auch kein Feuer
Der Liebe genug.

»Sieh', Er ſteht hinter unſerer Mauer und ſieht durch die Gitter ꝛc Steh auf und eile ꝛc.«

O ſiehe, er lauſchet
Und ſpähet zur Stelle,
Ob langſam, ob ſchnelle
In Liebe ich bin.

Es ſpricht der Geliebte:
Auf, eile, o Schöne!
Daß Freude dich krone;
Vorbey iſt der Sturm.

»Ich fand Ihn, den meine Seele liebt, ich hielt Ihn, und werde Ihn nicht entlaſſen.«

O ſelige Wonne!
Ich fand den Erwählten,
Den treu mir Vermählten,
Der's Herz mir geraubt.

Nun biſt Du mein eigen,
Geliebter! auf immer,
Und ferneſt Dich nimmer,
Mein Alles, von mir.

»Es führte mich der König in die Weinlaube.«

Mein Bräutigam führte
Mich liebend in ſeine,
Von ſüßeſtem Weine
Erfüllete Zell'.

Wohl faſſet mich jeder,
Sein Herz iſt die Zelle,
Die Liebe die Quelle
Woraus Er mich tränkt.

»Erhebe dich, Nordwind; komm, o Südwind! und durchwehe meinen Garten, daß die würzigen Düfte fließen.«

Gedanken der Erde,
Nicht trübet den Frieden
Mir fürder hienieden;
Entfliehet, entflieht.

Du Geiſt nur der Liebe!
Mit himmliſchen Flammen,
Mich ganz zu entflammen,
Durchwehe dieß Herz.

Dann hauchet die Seele,
In himmliſche Lufte,
Die lieblichſten Düfte
Der Tugenden aus.

»Stützet mich mit Blumen, umgebet mich mit Aepfeln, denn ich ſchmachte vor Liebe.«

O kommt, mich zu ſtärken,
Ihr heiligen Triebe,
Ihr Früchte der Liebe
O eilet herbey.

O mächtiges Feuer!
Das innerlich glühet,
Die Seele verglühet
Vor Liebe in mir.

»Ich ſchlafe, aber mein Herz wachet.«

Ich ſchlafe, doch wachet
Das Herz für den Guten,
Dem liebend mit Gluthen
Mein Herz nur vergilt.

O lieblicher Schlummer,
O Ruhe, o Frieden!
Still iſt es hienieden,
Die Liebe nur glüht.

»Zeige mir an, den meine Seele liebt, wo Du im Mittage weideſt.«

Ihr Geiſter, die ſelig
Bey Gott ihr ſchon lebet,
Und nimmer erbebet,
Daß je ihr Ihn miß't:

Wann gebt ihr mein Alles
Mir endlich zu ſehen,
Für den ich vergehen
In Sehnſucht hier muß?

Sag an wo Du ruheſt,
Wo wonniger Weiſe
Die Liebe als Speiſe
Dem Herzen Du gibſt?

Doch, ach! der Geliebte
Gibt ohne den Schleyer,
In himmliſcher Feyer
Erſt Allen ſich ganz.

»Wecket meine Geliebte nicht, noch machet, daß ſie erwache.«

Der Bräutigam.

Es ſchläft die Geliebte,
O wecket ſie nimmer,
Süß ſchlumm're ſie immer
In Liebe dahin.

Sie lieget und ruhet,
In Liebe verſchieden,
Im himmliſchen Frieden
Vereinigt mit mir.

»Wer iſt jene, die da von der Wüſte herauf ſteigt, wie ein Rauchwölkchen von den Gewürzen der Myrte und des Weihrauchs, geſtützt auf ihren Geliebten?«

Die liebliche Taube
Verdunkeln nicht Fehle,
Es lebte die Seele,
Die ſchöne, nur mir.

Stets glühte vor Liebe,
In Andacht hienieden,
Und duldend im Frieden,
Ihr edelſtes Herz.

Nun ſchwebt ſie, wie Düfte,
Zur himmliſchen Halle,
Schon tröſtet ſie Alle
Mit ſüßem Geruch.

mißdeuten, und ſich mit der Entſcheidung, daß ein ſolches Kunſturtheil einſeitig ſey, wenigſtens nicht übereilen. Meine Abſicht iſt nicht allein auf die Verherrlichung der alten, ſondern eben ſo ſehr auf die Vervollkommnung und innre Idee der neuern Poeſie gerichtet; ich habe mehrere moderne Dichter von Jugend auf geliebt, viele ſtudiert und ich glaube einige zu kennen. Geübte Denker werden indeſſen leicht errathen, warum ich grade dieſen Standpunkt und Ideengang wählen mußte.

Giebt es reine Geſetze der Schönheit und der Kunſt, ſo müſſen ſie ohne Ausnahme gelten. Nimmt man aber dieſe reinen Geſetze, ohne nähere Beſtimmung und Richtſchnur der Anwendung zum Maaßſtab der Würdigung der neuern Poeſie; ſo kann das Urtheil nicht anders ausfallen, als daß die neuere Poeſie, die jenen reinen Geſetzen faſt durchgängig widerſpricht, durchaus gar keinen Werth hat. Sie macht nicht einmal Anſprüche auf objektive Allgemeinheit; welches doch die erſte Bedingung des reinen und unbedingten künſtleriſchen Werths iſt, und ihr Ideal und Ziel iſt das Intereſſante d. h. das ſubjektiv Anziehende und dichteriſch Wirkende. Ein Urtheil, welchem das Gefühl laut widerſpricht! Man hat ſchon viel gewonnen, wenn man ſich dieſen Widerſpruch nicht

[illegible]

Ich [illegible]

Wie ſchwimmet die Seele
In lieblichen Wonnen,
Die hier mich gewonnen,
Und mir nur vertraut.

»Du haſt mein Herz verwundet, o Schweſter, meine Braut, in Einem deiner Augen, in Einem Haare deines Halſes.«

Deß' Herz du verwundet,
Er ruft dich zur Liebe,
Gib Liebe für Liebe
O Schweſter und Braut.

Dein einzig Verlangen
Nur mir zu gefallen,
Die Demuth vor allen
Drang tief mir in's Herz.

»Komm vom Libanon, meine Braut, komm, du wirſt gekrönt werden.«

Komm, innig Geliebte!
Vom Land der Betrübten,
Wo Schmerz den Geliebten
Die Liebe nur gibt.

Von Lilien und Roſen,
Den Seelen zum Lohne,
Reicht hier ſie die Krone,
Den bräutlichen Kranz.

»Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz.«

Indeſſen, Geliebte!
Sind wahrhaft die Triebe,
Glüht wirklich die Liebe
Für mich in der Bruſt:

So trag' in des Herzens
Tief innerſten Wänden,
Mein Bild, von den Händen
Der Liebe geſchnitzt.

Du ſiehſt den Geliebten
Durchbohrt und verlaſſen,
Drum ſollſt du erblaſſen
Am Kreuze mit Ihm.

Sehnſucht nach dem Paradieſe.

Ach, ich ſterbe vor Verlangen,
Dich zu ſchau'n, o Jeſu mein!
Bittres Leid hält mich gefangen,
Stets entfernt von Dir zu ſeyn!
Ich zerfließ' ganz in Klagen,
Nicht mehr länger kann ich tragen
Der Verbannung ſchwere Pein.
Gib, daß bald mir Hoffnung ſprieße
Zu erſcheinen, ach! im reinen
Paradieſe, Paradieſe!

Trug iſt alles, eitel Flimmer,
Was die Welt dem Menſchen gibt,
Schein und Täuſchung, falſcher Schimmer,
Der entflieht und nur betrübt.
Ach! den Gram in meinem Herzen,
Daß ich ſtets kann Gott verſcherzen,
Kennt gar wohl, wer innig liebt.
Darum ſeufz' ich nach der Süße,
In dem hohen, ewig frohen
Paradieſe, Paradieſe!

Magſt du, was du willſt, mir ſpenden,
Du bethörſt mich nicht, o Welt;
Geh. an Thoren zu verſchwenden
Was ihr Herz gefeſſelt hält.
Prunk und ſündliche Vergnügen,
Hoffet nicht mich zu betrügen;
And'res iſt was mir gefällt,
Was ich einzig mir erkieſe;
All mein Sehnen gilt dem ſchönen
Paradieſe, Paradieſe!

Schöne Heimath, wo zum Lohne
Liebe ſich der Liebe beut;
Wo die ſchöne Gottheit ohne
Schleyer alle Bürger freut!
Wann, o wann wird mir gegeben
Dich zu lieben, Gott, mein Leben,
Dorten in der Seligkeit?
Quell der Wonnethränen, fließe,
Bald zu grüßen Ihn im ſüßen
Paradieſe, Paradieſe!

Fünftes Buch.

Maria.

Maria.

„Ein Stern des Meeres bedeutet dieſer Nahme, und ganz vortreflich paßt er auf die jungfräuliche Mutter; denn ſehr füglich wird die Hehre mit einem Geſtirne verglichen. So wie nähmlich der Stern ſeine Strahlen ohne ſein Verderbniß verbreitet, alſo gebar auch Maria, die Jungfrau, ihren Sohn, ohne Verletzung der Jungfrauſchaft. Auch mindert der Strahl die Klarheit des Sternes nicht, eben ſo minderte auch nicht der Sohn die Unverſehrtheit der Jungfrau. Sie iſt alſo für uns jener glänzende Stern, der von Jacob aufging, deſſen Strahl die ganze Welt erleuchtet, deſſen Glanz die Himmel beflammt, in die Hölle dringt, die Erde erhellt, die Herzen noch mehr denn die Körper durchglüht, die Tugenden wärmt und nährt, und die Laſter auſtrocknet. Sie iſt jener hellſchimmernde, glanzvolle Stern, der über dieſem großen und geräumigen Meere aufgeht, glänzend an Verdienſten und erleuchtend durch Beyſpiele. O du, wer du auch ſeyſt, Sterblicher! der du einſiehſt, daß du auf dem Strome dieſer Welt mehr durch Stürme und Ungewitter ſchwankeſt, denn auf feſtem Boden fußeſt; wende die Augen nicht ab vom Glanze dieſes Sternes, wenn du von Stürmen nicht willſt verſchlungen werden. Wehen die Winde der Verſuchungen, ſteheſt du auf Klippen der Trübſal: blicke auf zu dem Sterne, rufe auf zu Maria! Wirſt du von den Wellen des Stolzes, von den Wogen der Ehrſucht, der Verleumdung, der Eiferung umhergetrieben: blicke auf zum Sterne, rufe auf zu Maria! Stürmt der Zorn, der Geiz, die Lockung des Fleiſches auf das Schifflein deines Gemüthes: rufe auf zu Maria! Wirſt du von dem Gräuel deiner Sünden, von den Schrecken des Gewiſſens, von Schauern vor dem Gerichte durchdrungen, ſiehſt du von dem Abgrunde der Traurigkeit, der Verzweiflung dich verſchlungen: denke an Maria. In Gefahren, in Angſt und Noth, in zweifelhaften Fällen denke an Maria, rufe auf zu Maria! Nimmer weiche ſie aus deinem Munde, nimmer aus deinem Herzen. Und daß dir die Hülfe ihrer Fürbitte werde, weiche nimmer ab von den Beyſpielen ihres Wandels. Ihr folgend, lenkſt du nicht ab vom rechten Wege; zu ihr flehend, wirſt du nimmer verzweifeln; hält ſie dich, nimmer fällſt du dann; ſchützet ſie dich, nichts iſt dann dir furchtbar; führt ſie dich, dann ermüdeſt du nicht; iſt ſie dir hold, dann gelangeſt du in den Hafen.«

Der heil. Bernhardus.

Vorgeſang.

Wen, o himmliſche Königinn!
Mit ätheriſchem Hauch Einmahl du angeweht,
Der befähret die kaſtaliſchen
Fluthen nimmer hinfort, weht ihm ein and'rer Wind,
Da er heilige Wonnen trank,
Und ein glückliches Lied fröhlich zur Heimath bringt.
Und ergreift er das Saitenſpiel
Der Pierinnen, rauſcht mächtig die Meiſterhand
In melodiſchem Silberklang:
Nimmer tönet ſodann irdiſcher Schöne Lob,
Welche alternd im Herbſt verwelkt;
Deine Hoheit ertönt, Jungfrau! dein Tugendſinn
Auf dem güldenen Saitenſpiel.
Jetzt beſingt er dein Haupt, heller denn Sonnenglanz,
Oder Luna's erborgten Schein,
Die zu Füßen dir wogt, oder die feurigen
Roſen, glänzend im Sternenziel;
Jetzt die keuſche Geburt, welche, von Makeln fern,
Dich, o Jungfrau, entbürdete
Und das liebliche Wort: Mutter, ſo fremd dir einſt.

  Und die Küſſe von Thränen feucht;
Bald den weinenden Gott, bald auch der himmliſchen
  Symphonien, und der Hirten Koſt,
Dann des Knäbleins, Geſtalt oder der Augen Gluth,
  Funkelnden Diamanten gleich;
Und Sein glänzendes Haar, oder der Wänglein Paar,
  Die gleich puniſchen Aepfeln glüh'n;
Auch die Finger vom Thau würziger Myrrhe feucht,
  Und ſo manches was nach der Zeit
Ihrer zweyten Geburt kundig, die Gottheit gab.
  Dieß beſinget mit deutſcher Treu'
Dein Geweihter, im Geiſt über ſich ſelbſt entzückt.
  O ſo nahe mit Milde denn,
Und verſchmähe dein Lob, Göttliche! nimmermehr.
  Weigerſt hart du mir dieſe Huld,
Mag ich nie in den Reih'n lyriſcher Sänger ſteh'n.

läugnet. Dieß iſt der kürzeſte Weg, den eigentlichen Charakter der neuern Poeſie zu entdecken, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer claſſiſchen Poeſie für den vollſtändigen Stufengang der ganzen Kunſtbildung zu erklären, und endlich durch eine ſehr glänzende Rechtfertigung der neuern Kunſt überraſcht und belohnt zu werden, indem man die eigentliche Idee derſelben an ihrer rechten Stelle und im Zuſammenhange des Ganzen aus dem Grunde erkennt.

Wenn irgend etwas die Unvollkommenheit dieſes Verſuchs entſchuldigen kann, ſo iſt es die innige Wechſelwirkung der Geſchichte der Menſchheit und der praktiſchen Philoſophie, im Ganzen ſowohl als in einzelnen Theilen. In beyden Wiſſenſchaften ſind noch unermeßliche Strecken Land urbar zu machen. Man mag ausgehen von welcher Seite man will, ſo müſſen Lücken bleiben, welche nur von der andern Seite her ergänzt werden können. Auch iſt die Sphäre der antiken und der neuern Poeſie zuſammen genommen ſo groß, daß man ſchwerlich in jedem Felde derſelben gleich einheimiſch ſeyn kann, man müßte denn etwa nirgends recht zu Hauſe ſeyn. Sind die erſten Grundlinien und äußerſten Umriſſe nur richtig angelegt; ſo kann jeder Kunſtkenner, der zur Ueberſicht des

Feyergeſang

auf die Hochgebenedeyte.

Wohin ſchwebet im Flug dein Lied, o Sänger? –
Hoch zur Jungfrau, die tauſend Zungen feyern,
Tauſend Zungen der weiten Erde ſpät noch
Feſtlich beſingen.

Vor dir, Königinn! neigen tief die Berge
Ihre waldige Scheitel, dich zu heben;
Dir, Erhabenſte! rauſchen Waldesſtröme
Feyergeſänge.

Hermons Haine, Engaddi's Blumenhügel,
Saba's Auen, und Salomonis Garten
Und des Karmels erhab'ner Gipfel jauchzen,
Dich zu umfangen.

Deine Strahlen zu fächeln glüht die Aura,
So des Libanons Cedernwälder kühlet;
Deine Füße zu küſſen rauſcht das Bächlein
Bey den Platanen.

Das ſey endlich mir geſagt,
Wo dem Vater nicht, noch keiner
Deiner Ahnen König war?“ —
„Weil der Herr und unſer Heiland,“
So erwiedert Carl alsbald,
„Der ſo Erd' als Himmel ſchuf,
Chriſtus uns das anbefahl,
Unſer Volk vor allen wählte,
Weit zu herrſchen überall;
Darum macht' ich deine Heiden
Unſerm Glauben unterthan.“ —
„Diente unſer Volk dem Deinen,“
Sprach der Sultan, „wär' es Schmach;
Denn viel beſſer als der Eure
Iſt ja unſer Glaube klar.
In Mahoma leben, glauben,
Durch den herrſchen wir fürwahr,
Denen er durch ſeine Geiſter
Selbſt die Zukunft offenbart.“ —
„O, wie irrſt du,“ ſprach der Kaiſer,
„Wir nur thun, was Gott befahl;
Ihr folgt eitler Menſchenſatzung,
Und verehrt der Hölle Schar.
An den Vater, Sohn und Geiſt
Glauben wir, und wir empfahn

Dort des Paradieſes Freuden,
Während ihr zur Hölle fahrt.
Drum, daß unſer Glaube beſſer,
Iſt wohl jedem Auge klar.
Schlimmen Todes mußt du ſterben,
Oder gleich die Tauf' empfahn." —
„Das ſey ferne," ſprach der Heide,
„Daß ich durch ſo falſche That
Meinen Gott Mahoma ließe,
Der allmächtig überall.
Drum ſo laſſ' uns mannlich ſtreiten,
Und das ſey des Streits Vertrag,
Weſſen Glaube beſſer wäre,
Der ſiegt ob in dieſer Schlacht.
So nun ihr den Sieg gewinnet,
Ew'gen Ruhm ihr deſſen habt;
Und daneben, ſo ich lebe,
Nehm' ich gleich die Taufe an."
Alſo ſprach der wilde Heide:
Gern folgt Carol ſeinem Rath.
Zwanzig Chriſten, zwanzig Heiden
Kämpfen nun nach dem Vertrag.
Doch die Saracenen fallen,
Sind getödtet alleſammt,
Und zum andern Mahle vierzig,

Eine auserleſ'ne Schar.
Hundert werden gegen Hundert
Nun zum dritten ausgeſandt.
Furcht ergreift der Chriſten Herzen,
Drum hat ſie der Tod gefaßt.
Denn wie Chriſti fromme Kämpfer,
Wenn im Streit ſie werden laß,
Als des Heils verluſtig, ſinken
In des ew'gen Todes Qual;
Wer nicht redlich kämpfet, heißt es,
Solchen lohnet nie der Kranz;
So hat die das Schwert getroffen,
Weil ſie in dem Streit verzagt.
Zwey Mahl hundert Saracenen,
Und von Chriſten gleiche Zahl,
Wieder Tauſend gegen Tauſend,
Ziehen kühnlich in den Kampf.
Da die Heiden unterliegend,
Nun getödtet beyde Mahl,
Streitens müde, Agolante
In der Chriſten Lager kam,
Schwöret, daß ihr Glaube beſſer
Augenſcheinlich ſey, und wahr,
Will mit ſeinem Volk die Taufe
Andern Tages ſchon empfahn.

Um die hohe Mittagsſtunde
Agolant am andern Tag
Kam gezogen zu dem Kaiſer,
Den er eben ſpeiſend traf.
Hohe Gaſt' an reichen Tiſchen
Sieht er Manchen ſitzen da,
Ritterlich geſchmückt die Einen,
Andre weiß und Andre ſchwarz.
Wer die hohen Gaſte ſeyen,
Staunend er den Kaiſer fragt. —
„Jene dort im weißen Kleide
Sprechen uns der Sünden bar,
Das ſind unſers Glaubens Prieſter,
Machen Gottes Wort uns klar.
Doch noch heil'ger ſind die andern,
Bethen für uns Tag und Nacht.“ —
Auf der niedern Erde ſitzen
Drauf der Heidenkönig ſah
Dreyzehn Männer, ärmlich ſpeiſend
Im zerriſſenen Gewand.
„Wer ſind jene dort im Winkel
Im zerriſſenen Gewand,
Die am Boden ärmlich ſpeiſen?“
Raſch der Heidekönig fragt. —
„Das ſind Arme, Gottes Leute,

O, der falſchen Judas-Zunge
Zu Verrath geſchickt und Morde;
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, ſeinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Waſſer fordert,
Liegend auf dem Wieſengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troſte,
Schmerzvoll, wie er war, und durſtend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,
Balduin ſo angſtvoll ſuchend.
Roland war ſchon nah' geſtorben,
Balduin auf ſein Roß geſchwungen,
Eilte, ſeinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde.
Der iſt klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen ſeinem Gotte,
Daß, geſchirmt vor dem Verſucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus dieſem Sündenpfuhle.

Roland ſchlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebeth zu opfern,
Reue, Freude, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ja übertreffen,“
Sprach er, „wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſel'gen Orte
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden:
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen gibt er davon Kunde.“ —
Drey Mahl nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Bethet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troſte
Vielmahls ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Carol ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Haufe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen,
Wen ſie führen, fragt er. Jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen:
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsfeſte.“ —
Da die Meſſe nun geendet,
Vor den Kaiſer Carol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,

Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele
Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſirus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen.“ —
So noch ſprach er, und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil' abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland ließ beym Felſen
Schon im Todeskampfe, ſterbend
Ein Geſchrey ward da im Heere,
Wie ſie hierhin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Carl den Helden
Liegen fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebethe.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,
Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,

Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Bruſt glüh't das erhabene Herz;
Und die ſo leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
Alle wieg' ich ſie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn ihr ſie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
O wie geſteh' ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt, göttlich begeiſtert mit euch,
Eins zu werden geſinnt, die ich früh ſchon liebend umfaßte,
Deren mir Einen der Tod, and're das Leben geraubt.
Feſt wohl umarmt' ich den Freund, und ſo laßt mir die Flammen gewähren;
Denn nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.
So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge,
Wählt' ich die Stärkeren gern, tödtend mit löblichem Haß.

großen Ganzen nicht unfähig, und auch nur in einem kleinen Theile des ganzen Bezirks recht bekannt iſt, von ſeiner Seite zur näheren Beſtimmung und zur weiteren Ausführung beytragen.

Schillers Abhandlung über die ſentimentalen Dichter *) kann außer dem, daß ſie unſre Einſicht in den Charakter der intereſſanten Dichtung erweitert, auch ſelbſt über die Gränzen des Gebiets der claſſiſchen Kunſt ein neues Licht geben. Es werden von dieſer Seite und genommenen Anſicht aus; beſonders auch einige Punkte in dem Abſchnitte von dem Urſprunge und der urſprünglichen Künſtlichkeit der neuern Poeſie, weſentlich mit berührt und näher beſtimmt. Man urtheilt einſeitig und ungerecht, wenn man die letzten Dichter der alten Kunſt wie bisher nur nach den Grundſätzen der objektiven Dichtung würdigt. Die natürliche und die künſtliche Dichter-Bildung greifen in einander, und die Spätlinge der antiken Dichtkunſt ſind zugleich die Vorläufer der neuern Poeſie.

So treu auch die bukoliſchen Dichter der Siciliſchen Schule die rohe Natur nachahmen; ſo iſt

---

*) Im 12ten Stück der Horen 1795. Auch Einiges aus der Abhandlung im 11ten Stück, und im Erſten St. 1796.

Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret der Pöbel, für den ſie auch gut ſind;
Nur daß der Beſſ're ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verſchonte,
Daß das Geſindel mich haßt, hab' ich ja wahrlich verdient.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt?
Ja willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen;
Aber ſo redlich ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
Nur, bey den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach.
Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht:

Willſt du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
  Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt du geben, zurück nur behalten die Liebe?
  Wenn du nicht beyde verkennſt, iſt es noch dunkel in dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äuſſern Verhältniß,
  Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer, denn löblich ſind ſie von Ferne;
  Doch wenn du glühend dich nah'ſt, friert auf der Lippe das Wort.
Sieh'ſt du, wo Liebe verborgen, ſo hauch' ihr flammende Nahrung,
  Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund dir, um weichlich zu ruhen:
  Sondern wer gleich dir an Geiſt kräftig dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge, bey nächtlicher Lampe,
  Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in dir.

Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt dir, gebildeter, was du berühreſt:
Wem das Kleinſte zu klein, dem iſt auch Groſſes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe dir köſtlich;
Aber ſo ſehr du es liebſt, gib ihm du ſelber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüh't ja des Ganzen Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff du, den einen, deß Fülle unendlich:
Faſſe nun auch in's Gemüth dieſes Geheimniß der Form:
Kennſt die bewegliche Drey du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt du nimmer die Eins.
Schauſt du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren in's Weltall?
Wer, was unendlich ſie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,

Drum wird mit bitterm Spotte hier verſpottet,
  Was gegen jenes Licht die Sonn' umſchwirrend
  In dumpfem Sinn ſich dumpf zuſammen rottet.
Es webt und gräbt der Geiſt nur tiefer irrend,
  So lang' er noch im Irdiſchen beſchränket,
  Im Denken auch bedrängt, ſich ſelbſt verwirrend;
Doch wenn er hoffnungslos im Schmerz verſenket,
  Hat ſchnell er oft des Friedens Born gefunden,
  Wenn tief Gefühl in ſich zur Quell' ihn lenket!
Erwacht vom Traum iſt er mit Gott verbunden,
  Vernimmt nicht mehr, wie trüber Zweifel höhnet,
  Von Kraft und Muth und Licht die Stirn' umwunden;
Mit andern iſt er nun, mit ſich verſöhnet,
  Des Herzens Trieb und Stärke neu erſtanden,
  In immer höherm Licht der Geiſt verſchönet.
Selig der Mann, der ſchauend das verſtanden,
  Die Welten all' erkannt in jenem Einen,
  Sich ſelbſt befreyt von allen ird'ſchen Banden! —
Nun ſtrebt mit Gott den Geiſt er zu vereinen,
  Und wenn ihr Menſchen alle ihn verlachtet,
  Ihn preiſ' ich einzig ſelig, anders keinen. —
Der Denker, Dichter, den wir jetzt betrachtet,
  Hat auch mit ſolchem Bild uns vorgeleuchtet,
  Das Ziel erreicht, wornach die Forſchung trachtet.

Sein Geiſt hat hell in dunkle Zeit geleuchtet,
  Noch manchen künftig wird ſein Wort erregen,
  Das in des Witzes Schein ſo ſinnvoll leuchtet;
Laßt denn das Köſtliche uns ſorgſam pflegen,
  Wo unbewußt noch Höh'res angedeutet,
  Von größern Zeiten, ferner Weiſheit Wegen,
Da Stern und Blum' und Erde Himmel deutet,
  Der Geiſt nicht mehr im Kampf mit ſeinen Zeichen,
  Der ew'gen Freuden inn're Füll' erbeutet,
Daß ſeiner Macht die ird'ſchen Mächte weichen,
  Im Worte zaubernd wirkt und blüht das Denken,
  Der Gottheit Leben ſelbſt die Sinn' erreichen,
Und in den Abgrund ſeines Werks ſich ſenken.

* * *

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreiſt!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Blitzen;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,

So ſchwillet der Jugend Herz,
Selig von Kraft und liebender Freude. —
Ergreiſe kühnlich den Zauberbecher!
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sey du trunken nur ſtets,
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt vom Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleyer.
Wo der Freudige nah't,
Hauchet Sommerwolluſt die Luft,
Lüſtern öffnet die Roſe den Kelch,
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge
Rein der Hülle entſtiegen.
Nackte Reitze umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeliger Liebe.
Gern ſinkt er hinab
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,

In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlings Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquellen
In neu erzeugten Gebilden
Das ſchöne Wunder des Leibes
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahndeſt du, was dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,
Erdumfaſſend dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken
Grimmgefeſſelter Thiere,
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.
Steige mein Freund in den Schacht
Kühn des Todes hinab;

Gebeth.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig, auf was da kommt, zu ſchauen;
Dein Wink iſt, was mich trifft, dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen,
Der erſtgeborne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüſter Leere umgetrieben,
Flieht ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie du leiteſt,
Die ſelber ſich dir anvertraut,
Wie allen du den Weg bereiteſt,
Die du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebethe,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer ein Mahl, Herr! dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen,
Wo deiner Liebe Hauch ihn hält,
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an dich zu ew'gem Bunde.
Frey von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn deine Hand
Durch dieſes Daſeyns wilde Wogen.

So laß auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,

Gehorſam folg' ich deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweifen,
So führe du mir Freude zu,
Die dir getreu in gleicher Liebe,
Ins Herz mir hauchen ſanfte Ruh',
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,
Standhaft da ſtehn in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen,
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

* * *

doch eigentlich dieſe Rückkehr mitten aus dem Schooß der verderbteſten Kunſt zur verlohrnen Natur der erſte Keim der ſentimentalen Dichtung. Auch wird in dem griechiſchen Idyll nicht immer das Natürliche, ſondern oft ſchon das Naive d. h. das Natürliche im Gegenſatz mit dem Künſtlichen dargeſtellt, welches nur der ſentimentale Dichter darſtellt. Jemehr ſich die idylliſchen Dichter der Römer von der treuen Nachahmung roher Natur entfernen, und der Darſtellung eines goldnen Zeitalters der Unſchuld nähern, um ſo weniger ſind ſie antik, um ſo mehr gehören ſie der herrſchenden Idee nach, der neuern Poeſie an. Die Satiren des Horatius ſind zwar mehrentheils noch, was auch die des Lucilius waren: poetiſche Anſichten, und poetiſche Aeußerungen römiſcher Geſelligkeit und römiſchen Witzes, wie die doriſchen Mimen und die Sokratiſchen Dialogen, der doriſchen und der Sokratiſchen Geſelligkeit und geſelligen Bildung. Aber einige urſprünglich römiſche Oden und Epoden des Horaz und zwar nicht die ſchlechteſten, ſind allerdings ſentimentale Satiren, in dem Schilleriſchen Sinne des Worts, indem ſie den Gegenſatz der Wirklichkeit und des Ideals darſtellen. Der ſentimentale Anſtrich der ſpätern, von ihrem urſprünglichen Charakter ausgearteten rö-

Auf dem Feldberge.

Wie ſtill iſt es hier oben,
Über die Berg' erhoben,
Wo kein Gebüſch mehr blüht,
Niemahls der Sommer glüht,
Wo ſelbſt der Schall verklungen,
Kein Vogel je geſungen
Sein froh geſellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Die Felſen weich umkleidet,
Auf wüſtem Heidefeld.
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebeſä'ten Feldern,
Ein' unermeſſ'ne Welt.

Den Wanderern zuſammen
Lodern einſame Flammen
Am Felſenbette auf;
Öde den Pfad herauf,
Ein ſchaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

An Corinna.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entfliehſt du, ach, beklommen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſahſt des Elends Spuren,
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blühn;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freyheit glühn;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen
Auf wilden Meereswogen
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüften,
Des Südens Blumendüften
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde!
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück
Durchleuchtet nur vergebens
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zurück.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang dein Herz umfahen.

Dir gleiten in die Bruſt!
Laß dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heit'rer Luſt.
Ja, ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten
In Demuth ſich erkuhnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben
Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Löſ't hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht, was uns einſt bethört.

Ja, auch des Nordens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Fruhlingsglanz;
Die neubelebten Fluren,
Geſchmuckt mit Himmelsſpuren,

Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod Verlornen,
Und die noch Ungebornen,
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freyen Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,
Der ſich der Lieb' ergibt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederſchweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,

Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch, wie er ſich müht, und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Bley ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa ienes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?“ –
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch, ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befreyn,
Da wird er gedrückt von andern zweyn,

Die auf der Schulter ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Steht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
So höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſt gekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
„Viel beſſer wär' es, den Acker baun,
„Und ſeiner ſelbſt genieſſen." —
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt,
Und kann ſich nicht entſchlieſſen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukeley des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und furchte ſich der Reiſe. —
„Wie dort der Stier am Pfluge zieht;“
So ſprach er: „der Pflüger ſingt ſein Lied
„Nach ländlich froher Weiſe.“

„Was ſollt' ich weiter wandern und gehn,
„Ich kann es alles am Ort ja ſehn,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit geſucht,
„Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
„Nun iſt es Zeit zum Pflanzen.“

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Daß ſind nur ſchöne Worte.
„Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
„Wie Manches nicht im Traum erlebt,
„Und kam doch nicht vom Orte.“

Es war um des Pilgers Muth geſchehn,
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe gehn,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben, wo er war,

Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Gelübde.

Es ſey mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeyſt befreyt;
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Übermuth, Verrath,
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frey das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Stadten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben.

miſchen Satire, wie auch nach Schillers treffender Bemerkung des Tacitus und Lucian, iſt unverkennbar. Die Elegien der römiſchen Triumvirn aber ſind lyriſch und nicht ſentimental. Selbſt in denjenigen hinreiſſenden Gedichten des Propertius, wo Stoff und Geiſt urſprünglich römiſch iſt, findet ſich kaum eine Spur von einer Beziehung auf das Verhältniß und den Gegenſatz der Wirklichkeit und des Ideals, welches das charakteriſtiſche Merkmahl der ſentimentalen Dichtungen iſt. Doch findet ſich in allen, vorzüglich im Tibull, wie in den griechiſchen Idyllen eine Sehnſucht nach einfacher ländlicher Natur, aus Ueberdruß an der ausgearteten ſtädtiſchen Bildung.

Aeußerſt überraſchend iſt es ferner, daß die griechiſchen Erotiker in der Anordnung des Ganzen, im Colorit der Darſtellung, in der Manier der Gleichniſſe, und ſelbſt im Periodenbau ſchon durchaus dem Modernen ſich nähern. Ihr Princip iſt nicht ein Streben nach unbeſtimmtem Stoff und bloßem Leben überhaupt, ſondern wie auch in Oppians lehrendem Naturgedicht und noch viel früher in den Sotadiſchen Gedichten, ein ſubjektiver Reiz und nicht mehr rein künſtleriſches Intereſſe an einer beſtimmten Art von Leben, an einem materiellen Stoff. Man vergleiche den Achilles Tatius

Dem eingebornen Kindlein
Gottes und der Jungfrau:
Jeſu,
der Wonne des Himmels und der Erde!

* * *

Laut dem Sprichworte ſoll die Dichtkunſt nimmer gleich andern Wiſſenſchaften erwerbbar ſeyn; dieſe könne der Fleiß ſich aneignen, nach jener aber ringe fruchtlos, wen die Natur nicht berufen. Gleich eingepfropften Sproſſen vermählen dieſe ſich dem Gemüthe, jene entgrünen als Urſtämmlinge der Wurzel. Daher: Dichter werden geboren! Gleichwohl dürften manche ſich verlauten laſſen, daß ſie ihr Dichter-Genie zwar nicht der Natur, doch der Liebe verdanken. Ach, daß dieſe Erfahrung nicht auch mir zu Theil ward, als, o ſüßeſter Knabe! ich von Dir ſchrieb! O, daß die Liebe mich nicht ſinnreich machte! Hätte ſie je füglicher ſich üben ſollen? Iſt irgend ein Gegenſtand liebreicher denn Du! Groß biſt Du, o Herr! alſo ward einſt von Dir geſagt: und überaus preislich. Ein Kindlein wurdeſt Du nun, und überaus lieblich. Und die Liebe, ſo die Majeſtät nicht erhielt, erzwingt nun die Holdſeligkeit. Dich damahls nicht lieben, war ein Verbrechen; jetzt Dich nicht lieben, iſt ſogar Rohheit. Gewaltig waren die Lockungen der Gottheit; doch wie der Magnet mit größerer Gewalt das Eiſen an ſich zieht, iſt er ſelbſt mit Eiſen bewaffnet, alſo zieheſt auch Du, in ſterblichen Gliedern, mächtiger die Herzen der Sterblichen an. Doch noch früher denn die Sterblichen ergriff dieſe Gewalt die himmliſchen Geiſter. Herab wurden ſie gezogen vom Himmel zum Stalle, und deinen Thron verlaſſend, prieſen ſie in der Krippe Dich. Selig die Hirten, denen vergönnt ward, die himmliſchen Geſänge zu hören! Um ſo ſeliger, da ſie ſelbſt Deine Herolde wurden. Ihnen wagte ich nachzueifern, und in meinen Geſängen Dich zu beſingen. Und wie ſollte ich dieß nicht wagen, da nach den Liedern der Himmelsbürger das Streben der Schäfer dir wohlgefiel? Auch hält nimmer die Furcht mich zurück, den Dich Liebenden nicht zu frommen. Auch mit grünendem Holze wird das Feuer genährt, das bereits lodert, und nicht nur in lieblichen Gärten, auch auf gemeinen Wieſen ſammeln die Bienen ihren Honig. Ich ſinge die Wonne des Himmels und der Erde, weßhalb ſollte ich um die Zier des Geſanges mich ängſtigen? Anderswo mag die Schönheit der Kunſt ſich entfalten, hier walte die ganze Anmuth im Gegenſtande ſelbſt.

Erſte Elegie.

»Gehen wir hin bis nach Bethlehem, und ſchauen wir das Wort, das allda geſchehen iſt.« (Luc. 2.)

Still entſchleyert die Nacht die Geburt des göttlichen Knaben;
Auf, und entraffe dich ſchnell, wer du auch ſeyeſt, dem Flaum!
Dieſe ſo liebliche Nacht gilt nimmer ertödtendem Schlummer:
Denn im Lilienglanz ſtrahlt ſie dem Tage zuvor.
Selbſt die himmliſche Burg, der ſternige Dom iſt geöffnet,
Und das beflügelte Heer ſchwebet vom Aether herab.
Neues Licht erglüht der Erde; es ſchallen in Lüften
Feyergeſänge zur Welt, wie ſie der Himmel nur hört.
Und noch wachen wir nicht? Rührt nicht uns ſo heiliger Eifer?
Deckt uns nicht röthende Scham: glüh'n wir von minderer Gluth?
Unſer Gewand trägt Gott, entſproſſen in unſerem Fleiſche;
Mindere Wonnen denn uns winken Himmliſchen hier.
Auf, ihr Trägen! es frommt, ſich den himmliſchen Chören zu einen,
Und vor der Gottheit hier glühend in Andacht zu knien;
Fromm mit Thränen zu netzen, mit Küſſen zu decken die Schwelle
Dieſer Hütte, ſo hehr durch die erhabne Geburt.
Sey uns gegrüßt, o geringes, nicht einſt zu Hoheit erbautes,
Doch von der himmliſchen Burg jetzund beneidetes Haus!

Alſo ſprach ſie, des einſtigen Wortes des Simeon denkend,
Und ſchon fühlt ſie das Schwert, das ihr die Seele durchdringt.
Was auch damahls der Greis vom Schwerte geſprochen, ſo klagt ſie:
Schmerzlich fühl' ich den Streich, welcher das Herz mir entzweyt.
Auch kann Lind'rung ich nie der tiefen Schmerzen erwarten,
Bringt, der die Wunde mir ſchlug, ſelber die Heilung mir nicht.
Sorglich und raſtlos ſtets berathet ſie ſich mit dem Greiſe,
Kummervoll ſuchet Sie wo, fraget warum Er verweilt.
Ob den Verwandten Er wohl beſucht, der in Wüſten ſich heiligt,
Um mit dem Einzigen ſelbſt einzig zu koſen vielleicht?
Oder verirrt' Er ſich wohl ob tauſend ſich kreuzenden Wegen?
Hielten die Schaaren Ihn, welche uns folgen zurück?
Nimmer bedünkt es mich, daß Er fremden Völkern Sich zeige
Denn Er dem eigenen Volk göttlich Sich früher enthüllt.
Traurig ſchien mir, verbannt im fremden Aegypten, Sein Antlitz,
Als dieß ferne Land unſere Zuflucht einſt war.
Da nun des Engels Geheiß in's Vaterland froh uns zurück rief,
Sollt' Er wohl abermahl wenden die Schritte ſo fern?
Minder bedünket es mich, daß die himmliſche Heimath Ihn aufnahm,
Eh' Er ſein großes Werk hier auf der Erde vollbracht.
Doch es erwachte vielleicht in Herodes das Wüthen des Vaters,
Und Er gerieth vielleicht, ach, in der Suchenden Hand!
Schon erſchienen vielleicht die Tage, an welchen der Vater

Seine Leiden beſtimmt, die Er dem Kindlein entzog.
Oder quält mich nur eitle Furcht und trügliches Schrecken,
Iſt die Stunde vielleicht unſerer Schmerzen noch fern?
Gibt Er vielleicht Sich bald, mit Ihm, was wir lieben, zurück uns,
Und entreißt uns der Qual, welche wir dulden um Ihn?
Alſo wachte die traurige Mutter in Klagen die Nacht durch.
Sorgen, Gedanken und Angſt folterten Joſeph, den Greis.
Wie die Welle vom Winde getrieben ſich hebet und ſinket,
Alſo hofft er, und jach wandelt ſich Hoffnung in Furcht.

Zehnte Elegie.

»Und als ſie ihn nicht fanden, kehrten ſie, ihn ſuchend, nach Jeruſalem zurück, und es geſchah, daß ſie nach drey Tagen ihn im Tempel mitten unter den Schriftgelehrten fanden.« (Luc. 2.)

Ach, wie verfließen die Stunden den Liebeſehnenden langſam,
Nicht in gewöhnlichem Flug eilet die zögernde Zeit!
Mitternacht war's, und die Nacht ſchon glaubte die Jungfrau verfloſſen,
Nach dem ſonnigen Glanz ſeufzte verlangend ſie jetzt.
Kaum erglänzet der Tag (noch ſcheuchte die Sonne die Sterne),
Als ſie den geſtrigen Weg wieder zu wandeln beginnt.
Reget im trüglichen Licht der Dämmerung des Morgens ſich jählings
Irgend eine Geſtalt, rief ſie: o ſieh, Er erſcheint!
Sie erforſcht auf dem feſten Boden die Spuren der Pilger,
Von der geliebteſten Laſt ſucht ſie den kindlichen Tritt.
Aengſtlich wendet den Blick ihr Auge bald hieher, bald dorthin,
Wenn ſich in theilendem Kreuz Straßen durchſchneiden und Weg.
Sey's ein Pflüger, ein Hirt, den fern ſie erſchauen, ſie rufen:
Welch ein Knabe zieht über die Fluren einher?
Endlich erreichen ſie unter Thränen das heilige Salem;
Zweifelnd wenden ſie hier, wenden ſie dorthin den Tritt.
Selbſt der eigene Eifer, er hemmt die trauernde Mutter;

Wo ſie ſich wendet, näßt, thränend, die Müde den Ort.
Hier war der Ort, hier lenkten wir um, hier zogen wir fürder,
Bis hieher, o Gemahl! ging Er in unſrem Geleit.
Hier, o Unſelige! (doch was ſollt' ich deßgleichen befürchten?)
Hier war's, wo Er, vielleicht ach! von der Seite mir wich.
Alſo trauernd beſchien zum zweyten Mahl ſie die Sonne,
Und in Zweifeln noch zog bang' ſie die Gaſſen hindurch.
Sieh! da wogen plötzlich ſich drängende Schaaren des Volkes.
Was ſoll nun ſie thun? — Liebe beſieget die Scham.
Wandelnd befragt ſie ſelbſt in Thränen bald dieſen bald jenen,
Und beſchreibet genau ihres Geliebten Geſtalt.
Aehnlich iſt Sein Antlitz, nur daß Gram mich entſtellte
Und mir die Farbe benahm, gänzlich dem meinigen ſonſt.
Eines vermag man von uns im Blicke des Andern zu kennen;
Außer den Zügen des Harms gleichet der Mutter Er ganz.
Und die Augen, die jetzt von beſtändigen Thränen mir quellen,
Leuchten in Seinem Haupt heller denn ſternige Gluth.
Guldengelbes Haar wallt über den ſchneeigen Nacken,
Ueber die Lippen ergießt, über die Wangen ſich Huld.
Elfenbein gleich, von Purpur beſprengt, gleich milchigen Roſen,
Glänzet Sein Angeſicht, glänzet Sein lieblicher Mund.
Wo Er Sein Haupt hinwendet, athmen reinere Lüfte,
Wen Sein Blick beſtrahlt, glühet von keuſcherer Gluth.
Einfach iſt Sein Kleid, Ihn deckt bis hinab auf die Sohlen
Veilchenfarbnes Gewand, das ich Ihm ſelber einſt wob.
Dieß mag jeglicher ſchau'n, doch mehr denn dieſes erſchau'n wir;
Nicht was äußerlich glänzt hält uns gefeſſelt an Ihn.
Ach! ſchon ſieht der dritte Tag uns des Knaben beraubet!
Einer iſt mehr denn genug, uns zu ertödten vor Schmerz.

Gewaltiges Feuer!
  Das ewig erglüht,
Und heißer und neuer
  Entflammt das Gemüth;
Dich ſuch' ich mit Thränen;
  Entflamme mich ſehr!
Iſt groß auch mein Sehnen,
  Doch liebſt Du noch mehr.

O Blitzſtrahl der Liebe!
  Beleidigt' ich Gott:
Auf, Rache verübe!
  Verwunde zum Tod
Die Seele; — ſie ſterbe
  Für Ihn, der für mich,
Daß nicht ich verderbe,
  In Liebe erblich.

O liebſtes der Güter!
  Wie inniglich haſt
Mich, Du, mein Gebiether,
  Mit Banden umfaßt!
Mein Herz und mein Leben,
  Dein ſind ſie allein;
Wie Du Dich gegeben
  So bin ich auch Dein.

O harre, du Treuer!
Im Himmelreich mein,
Mich ohne den Schleyer
In Liebe zu freu'n;
Dieß hoff' ich, mein Leben!
Wie ſchlüge mir ab
Den Himmel zu geben,
Der Selbſt Sich mir gab!

Seufzer zu Jeſu.

Gott, Du unermeſſ'ne Liebe!
Meines Lebens ſüßes Leben,
Mein Geliebter, mein Beſtreben,
Licht und Flamme meiner Bruſt,
Bräutigam und ew'ge Luſt!

Dir, o Jeſu, mein Gebiether!
Gilt mein Seufzen, gilt mein Sehnen,
Meiner Liebe heiße Thränen;
Ewig wächſ't des Herzens Gluth
Nach Dir, hochgeliebtes Gut!

Weinen will ich, immer weinen,
Daß ich, Gott! vor Dir geſündigt;
Weinend ſey es Dir verkündigt:
Daß ich irrend, undankbar,
Daß ich ein Verräther war.

zum Beyſpiel mit einer äußerſt mittelmäßigen italiäniſchen oder ſpaniſchen Novelle. Nach Abſonderung des Nationalen und des Zufälligen wird man die vollkommenſte Gleichheit bemerken.

Auffallend war es mir, und wohl zur Beſtätigung dienend, daß in Schillers treffender Charakteriſtik der drey ſentimentalen Dichtarten, das Merkmahl eines Intereſſe an der Wirklichkeit des Idealen, in dem Begriff einer jeden derſelben ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder ſichtbar angedeutet wird. Die objektive Dichtkunſt aber weiß von keinem Intereſſe, und macht keine Anſprüche auf Realität. Sie ſtrebt nur nach einem Spiel, das ſo würdig ſey, als der heiligſte Ernſt, nach einem Schein, der ſo allgemeingültig und geſetzgebend ſey, als die unbedingteſte Wahrheit. Eben daher iſt auch die Täuſchung, deren die intereſſante Darſtellung bedarf, und die künſtleriſche Wahrheit, die ein Geſetz der ſchönen Poeſie iſt, ſo durchaus verſchieden. Wir müſſen an das goldne Zeitalter, an den Himmel auf Erden wenigſtens vorübergehend ernſtlich glauben, wenn die ſentimentale Idylle uns entzücken ſoll. So bald wir im Gegentheile wahrnehmen, daß der ſentimentale Satiriker nur finſter träume, oder verläumde, ſobald er uns unwahr erſcheint; mag er

Mich ergreift's wie Todesſchauer:
Geht, o Theurer! mir zu Herzen
Wie am Kreuz in tiefe Schmerzen,
Wie Dich in des Todes Nacht
Meine Sünde hat gebracht.

Wirke, meine ſüße Hoffnung!
Daß ich Dein verbleib' in Treue
Daß ich alles Arge ſcheue.
Lieber ſterben, als fortan
Wieder thun wie ich gethan.

Sieh! wie mich von allen Seiten
Feinde Tag und Nacht umringen,
Laß mein Rufen zu Dir dringen;
Nimm dieß Herz, es zu befrey'n
In der Seitenwunde Dein.

Feßle mich mit Deinen Ketten,
Schließe mich, Du Treuer, Beſter!
Enger ſtets an Dich und feſter,
Daß ich bis an's Ende treu
Innig Dir verbunden ſey.

Hymnus an die Engel.

Heil, hohe Lichtgeſtalten euch!
Ihr Eiferer für unſer Heil,
Herolde Gottes, Kriegesheer,
Das für des Himmels König ficht!

Hoch in der Burg des Donnerers
Reiht ihr in lichten Chören euch
Mit güldnen Harfen zum Geſang
Im Wonnelaut vor Seinem Thron.

Stets mit gezücktem Flammenſchwert
Bekriegt den alten Drachen ihr,
Und von der Hölle Feuerſchlund
Entreißt ihr uns mit ſtarker Hand.

O ſteht uns bey, erlauchte Schaar!
Umſchwebet in Gefahren uns,
Und führet uns, in ſanftem Flug,
Zur güldnen Himmelszinne auf.

Dem Vater aller Himmliſchen,
Der hohen Jungfrau höchſtem Sohn
Und Gott, dem milden Tröſter, ſey
Der höchſte Ruhm in Ewigkeit.

Hymnus auf den heil. Erzengel Michael.

Wer ſchimmert ſo blitzend in Harniſch und Stahl
Und führt das beflügelte Heer?
Mit güldenem Fittig durchfleugt er den Saal
Des Himmels ſo mächtig und hehr!
Du Michael, führſt, an die Spitze geſtellt,
Erlauchter! der Herzoge Schaar,
Das himmliſche Heer, das im Anfang der Welt
Am Hofe des Schöpfers ſchon war.
Wie dräut mit Entſetzen die Rüſtung, im Licht,
Dem Feinde Verderben und Noth!
Doch jugendlich blühet zugleich dein Geſicht,
Der Wangen ſo freundliches Roth.
Wie zieret der blitzende Panzer die Bruſt,
Die Schultern die Flügel gepaart!
Dich, Fürſt der Befiederten! grüß' ich mit Luſt,
Der Thore des Himmels bewahrt.
Du Krieger zermalmteſt in flammender Macht
Des raſenden Lucifers Wuth.
Wie ſchleuderte tief in chaotiſche Nacht

Den ſcheußlichen Drachen dein Muth!
Wie ſchreckte die ewigen Klüfte ſein Fall,
Wie zittert der Dunkelheit Ort!
Dort wüthet der Stolze in heulendem Schall!
Du feſſelteſt, Rächer! ihn dort.
Dich jauchzenden Sieger mit lichten Trophä'n,
Vom feindlichen Kampfe zurück,
Erſchauten die Erd' und die ſternigen Höh'n
Nun kehren, mit ſtaunendem Blick.
Dich rühmte, verherrlicht, im Bürgerverein
Der himmliſche Vater darob,
Der hoch dich zum Führer der ſtrahlenden neun
Beflügelten Heere erhob.
Nun glänzeſt du näher dem Throne des Herrn
Und hörſt den urälteſten Rath;
Und ſchwingſt du die Fahne, dann folget dir fern
Mit Liebe der himmliſche Staat.
Wie ſeyd ihr, o Flügelbegabte! beglückt,
Ihr Geiſter, im Lichte geweiht!
Entſchleyert erſchaut ihr die Gottheit entzückt,
Die ewig euch innig erfreut!
Und dennoch in himmliſcher Lieblichkeit mild
Gedenkt ihr der Sterblichen auch,
Und weht auf dem niedrigen Erdengefild
Uns Troſt mit ätheriſchem Hauch.
Als ſchützende Engel ſteht ſelbſt ihr uns bey,
Uns lenkend zum Himmel empor,
Und nehmt uns, des Neides von Anbeginn frey,
Als Brüder in eueren Chor.

Sieh! ich löſe dein Räthſel, o Samſon! wer mißt ſich an Stärke
Mit dem gewaltigen Leu,
Und was iſt mehr denn Honig ſüß?

Voll Bewunderung ſchauet mein Blick zur bemähneten Leiche;
Dieſer hängende Leu
Beſieget aller Weſen Kraft:

Brüllt Er, ſo zittern die Wälder, es bebt der ganze Olympus,
Und, vor Schaudern, verhüllt
Der Sterne Chor ſein Angeſicht.

Welch ein Hunger! den ganzen Orcus mit allen den Manen,
Die Er gefangen, verſchlang
Sein Rachen wie ein zartes Lamm.

Als, nach des Pharao Sturz, durch die Fluth die beſchnittene Heerde
Schreitend, in Wüſten ſich zog,
Auf unwegſamer rauher Bahn:

Wie viel zerriß Er der furchtſamen Gemſen, der zottigen Bären!
Stiere, nimmer gezähmt,
Und grimme Büffel würgt Er kühn!

Aber der nähmliche Leu hängt nun am Baume, und ſchrecket
Niemanden fürder; Er ruft
Zu hoher Freude Alle her.

In dem entſeeleten Leib wogt ſchwärmend die ſüße Melitte.
Augen und Gaumen und Arm,
Sie triefen Ihm von Honigſeim.

Sieh, wie von eiſernen Nägeln die Hände und Füſſe durchbohret,
Nektar des purpurnen Blut's
So hold und überreichlich tränkt!

Huldreich ſenkt Er das Haupt. Wie klafft die Wunde der Seite!
Ohne den Rächer zu ſcheu'n
Zieht jeder Frevler nun vorbey.

Sey mir, o Holz! gegrüßt, ihr theuern Nägel der Wunden,
Die ihr die ſüßeſte Laſt
Des hochverehrten Königs tragt.

Oft wird Honig erpreßt aus Muſcheln, es ſpendet der Dornſtrauch
Ehe des Weines, ſo mild
Als Cypern ihn und Chios reicht:

Als ich, o Jeſu! Dein, in dumpfer Trägheit vergeſſe,
Deſſen Ambroſia hier
Dem Hybla Frühlingsgrün verleiht.

Kollege! genug iſt's des Honigs; wir kehren zur Stadt nun.
Spanne das Saitenſpiel ab
Und theile dir die Kuchen jetzt.

wo

Lieder auf die Leiden des Herrn.

Erſtes Lied.

O Heil der Menſchenkinder!
O Todesüberwinder!
Dein ſüßes Heil zu erben,
Laß mich am Kreuze ſterben,
Geliebteſter, mit Dir!

Wie auch die Schuld mich quäle,
Dein Kreuz erhebt die Seele;
Wie dringen tief zu Herzen,
Mir, Jeſu, Deine Schmerzen!
Mild blüht die Hoffnung hier.

Wie klaffen Deine Wunden!
Wer kann den Schmerz erkunden?
O Jeſu! ich begrüße
Mit Wehmuth Deine Füße
Und küſſe ſie getreu.

Wer kann Dir, Treuer, lohnen!
Uns Sünder zu verſchonen,
Willſt Du in Liebesgluthen
Für uns als Opfer bluten,
  Und wirſt uns Arzeney!

O Jeſu, Gott, Erbarmer!
Wie reich bin ſchnell, ich Armer,
Wenn ich Dich, Sußer! habe.
Doch nichts genügt zur Labe,
  Mir, Jeſu! ohne Dich.

Laß in der Nägel Spuren,
Der Wunden Roſenfluren,
Wird einſt die Rache gluhen,
Mich, ſußer Jeſu! fliehen
  Und ſchirme dorten mich.

Wie einſt Du Magdalenen
Erſchauteſt unter Thränen,
So fleh zu Deinen Füßen,
Mich unter Thränengüſſen,
  Bey Deinem Kreuze fleh'n.

O blick im Liebesreitze,
Geliebter mein! vom Kreuze.
Dein Segensblick ertheilte
Dem Petrus, den er heilte,
  Vom Falle zu erſteh'n.

Dieſes Tages ſinnet ſie wandelnd in dem Garten,
Ihres Erdenlebens Ziel will ſie dort erwarten,
Wo der ſtarke Löwe hing an dem Baum, dem zarten,
Da der Hölle Pforten brach, daß die Teufel ſtarrten.

Ihres Herzens Saitenſpiel ſtimmt ſie früh nach oben,
Spielt und ſchlägt in ſüßem Lied, ihren Gott zu loben,
Singet Preis und Liebe ihm, hoch im Himmel droben,
Der ſie wunderbar erſchuf und ſo hoch erhoben.

Innig lieb' ich, Schöpfer! Dich, der Du mein gedachteſt,
[illegible] ſie, und mit Lebensglanz huldreich mich entfachteſt!
O wie liebteſt Du mich treu, der Du Heil mir brachteſt,
Und mich als Geſchöpferinn Dir für den Himmel machteſt!

Daß in hoher Würde ſtets meine Seele ſtrahle,
Glänzt auf ihr Dein Bildniß, gleich einem ew'gen Mahle.
Höher wüchſe dieſer Glanz ſtets im Himmelsſaale,
Wich' ich, ach! von Deinem Weg' nicht im Thränenthale.

Mich zu einen gänzlich Dir, glühte Dein Verlangen,
Als der wahren Liebe Lohn, ſollt' ich Dich empfangen,
Meine Wohnung ſollt' bey Dir ewig ich erlangen,
Mich als Tochter wollteſt Du nähren und umfangen!

Hülfe auch beſchloſſeſt Du mir hierin zu biethen,
Ließeſt ſelbſt durch Engel mich treulich hier behüthen.
Wie kann ich ſo große Huld jemahls Dir vergüthen,
Wenn auch alle Pulſe mir ſtets von Liebe glühten?

dann auch noch ſo viel poetiſchen Schwung haben, ſo kann er uns nur unterhalten, aber nicht mehr ergreifen, und begeiſtern.

Es iſt äußerſt wichtig, dieſes charakteriſtiſche Merkmahl der intereſſanten Darſtellung nicht zu überſehn, weil man ſonſt in Gefahr geräth, das Sentimentale mit dem Lyriſchen zu verwechſeln. Nicht jede poetiſche Aeußerung des Strebens nach dem Unendlichen iſt ſentimental; ſondern nur eine ſolche, die mit einer Reflexion und empfindſamen d. h. in der Empfindung beruhenden und ſie anregenden Betrachtung über das Verhältniß des Idealen und des Realen verknüpft iſt; es mag nun dieſes Verhältniß als glückliche Uebereinſtimmung, wie in den idylliſch ſeeligen Dichtungen, als feindlicher Gegenſatz, wie in den Satiren, oder als ein ſchwebender Mittelzuſtand unbefriedigter Sehnſucht und wehmüthiger Erinnerung aufgefaßt werden, wie in der Elegie. Wenn das reine, unbeſtimmte, eigentlich auch an keinen einzelnen Gegenſtand gefeſſelte Streben nach dem Unendlichen, nicht unter allem Wechſel der Gefühle herrſchende Stimmung des Gemüths bleibt, wie in den Bruchſtücken der Sappho, des Alcäus, Bacchylides und Simonides, den Pindariſchen Gedichten, und dem größten Theil der nach dem Grie-

Und wie ward vergolten Dir, Gottes höchſtem Sohne?
Ach! nur Bande, Geißel, Speer, eine Dornenkrone
Wurden Deiner Liebe Gluth, Süßeſter! zum Lohne,
Und am Kreuz verbluteteſt Du in Schmerz und Hohne!

O mein Troſt, o ſüßes Kreuz, milde Roſenfluthen!
Seh' ich, für die Feinde ſelbſt flehend, Dich verbluten:
Zieht mich Liebe nahmenlos zu Dir ewig Guten!
Und mein treu entflammtes Herz ſtirbt in Liebesgluthen.

Alſo bis zum Abend ſingt ſüße Wonnelieder,
Philomele, doch dann ſinkt ſterbend ihr Gefieder,
Liebethränend ſchmachtet ſie, ſinkt am Kreuze nieder
Und der Morgen findet kalt ihre zarten Glieder.

Ruhe, ſüße Seele! ſanft, ſchlummre Fleckenloſe,
Thaleslilie, köſtliche Perle, Himmelsroſe!
Deinen Frieden trübet nichts, wie der Sturm auch toſe;
Köſtlich iſt dein Tod, was gleicht, Keine! deinem Looſe?

Selig ruh'ſt du, Traute! nun, von dem Leid geſchieden;
Wonne ward, wie nimmer ſie dir geblüht hienieden,
Dir im Arm des Bräutigams, Eins mit Ihm, beſchieden,
Der den Kuß der Liebe dir gibt im ew'gen Frieden.

Deine Augen ruhen nun von den Thränengüſſen,
Denn es labt der Leiden Frucht dich in Hochgenüſſen;
Der, um den du bittern Schmerz oft erdulden müſſen,
Tröſtet dich mit himmliſchen, ewig ſüßen Küſſen.

Was, o ſüße Seele! ſprich, ſollteſt du noch weinen,
Da des Himmels Wonnen ſelbſt ſich in dir vereinen!
Deiner Wünſche höchſtes Ziel triffſt du in dem Einen,
Mehr als je du ahneteſt, wird dorten dir erſcheinen.

Doch, daß nicht ich läſtig ſey, will dieß Lied ich ſchließen;
Denn beſchrieb' die Freuden ich, die den Seelen ſprießen,
Die erhaben hoch im Glanz Gottes ſie genießen,
Würde böſe Zungen dieß wahrlich nur verdrießen.

Doch von And'rer Rede laß nimmer dich bethören,
Folgend dieſer Märtyrinn laß dich nimmer ſtören;
Von der Früh' zum Abendroth laß Geſänge hören,
Deine Stimme töne ſtets mit den Engelchören.

Singen, fromme Seele! wir ſtets im Liebesdrange,
Nimmer macht des Lebens Laſt dann uns Angſt und bange;
Ueben wir aus ganzer Kraft treu uns im Geſange,
Daß nach dieſem Leben uns Jeſus mild empfange.

Dann verſiegt der Thränenquell, wonnig ſinkt der Schleyer,
Wenn du hoch im Engelchor glühſt im Liebesfeuer;
Ihren Hochgeſängen ein'ſt du die fromme Leyer,
Froh vermählt dem Könige in der ew'gen Feyer.

Wie kannſt du, Leben, dauern,
Da's nicht du lebeſt, wo du ſollteſt leben;
Da tief im innern Herzen
Die Liebespfeile ſchmerzen
Des Hochgeliebten, und den Tod dir geben?

Sprich, der dieß Herz verwundet,
Warum Du nicht die Heilung auch ihm brachteſt?
Und da Du es genommen,
Was läſſ'ſt Du es beklommen,
Und raubeſt nicht was Du zur Beute machteſt?

O tilge meine Wehen,
Die nie ein And'rer fähig iſt zu laben!
Mein Augenlicht, erſcheine,
Denn Du erhellſt alleine
Die Augen, die ich nur für Dich will haben.

Entdecke Dich zugegen,
Es tödte mich Dein Anblick, Deine Schöne;
Die Krankheit treuer Liebe,
Du weißt was ſie vertriebe:
Nur Gegenwart allein, Geſtalt und Schöne.

O Born kryſtallenhelle!
Daß ſchnell in Deinem Silberangeſichte,
Die Augen wandelnd, ſtrahlen,
Erſchien in hohen Qualen,
Die zwar mein Inn'res trägt, doch fern vom Lichte.

O wende ſie, Geliebter!
Ich fliege auf!

Der Bräutigam.

O Taube, komm zurücke!
Der wunde Hirſch erſteiget
Den Berg, und dort ſich zeiget,
Daß deines Fluges Wehen ihn erquicke.

Die Braut.

O mein Geliebter! ſehe
Wie einſam waldig liegen Berg und Klüfte,
Wie ferne Inſeln winken,
Wie laute Ströme blinken,
Wie lieblich Weſte liſpeln durch die Lüfte!

Die Nacht iſt ſanft und ruhig,
Bald hebt Aurora ſich im Morgenſtrahle,
Die ſtillen Saiten wallen,
Die Oede hört man ſchallen,
Die Liebe winkt und freut beym Abendmahle.

Sieh unſer Bett iſt blumig,
Von Löwenhöhlen iſt es ganz umrungen,
Von Purpur iſt's bethauet,
Im Frieden iſt's erbauet,
Von tauſend goldnen Schilden rings umſchlungen.

Nach Deinen Spuren laufen
Die Mägdlein, die zur Reiſe ſich gewendet,
Wenn ſie berühret ein Funken,
Wenn ſie vom Wein getrunken,
Vom Himmelsbalſam, welchen Du geſpendet.

Ich trank in des Geliebten
Tief innerm Keller, ging dann auf die Fluren,
Da wußt' ich auf der Erde
Nichts fürder; — von der Heerde,
Der ſonſt ich folgte, ſah ich keine Spuren.

Ich ſog an treuen Brüſten
Der Weisheit, dorten, himmliſch ſüße Lehren;
Dort hab' ich, für mein Leben,
Mich gänzlich Ihm ergeben,
Und ſchwur als treue Braut Ihm zu gehören.

Ganz gab ich meine Seele,
Gab alles Seinem Dienſt, daß nichts mir bliebe
Nun hüth' ich nicht die Heerde,
Mein Amt kennt nicht Beſchwerde:
Denn all mein Thun beſteht in treuer Liebe.

Drum wenn hinfort ihr nimmer
Mich ſchauet oder findet auf den Wieſen,
So ſagt, daß ich verblühte;
Denn da vor Lieb' ich glühte,
Hab' ſelbſt ich zum Gewinn den Tod erkieſen

Aus Blumen und Smaragden
Laßt, wie wir ſie am frühen Morgen finden,
Von Deiner Liebe glühend,
Uns Kränze flechten blühend,
Und ſie mit einem meiner Haare binden.

Mit jenem Einen Haare,
Das Du an meinem Halſe ſaheſt ſchweben,
Das liebend Dich gebunden;
Auch hat der tiefen Wunden
Das Eine meiner Augen Dir gegeben.

Als Deine Augen liebend
Mich ſchauten, und mit Gnaden mich bethauten,
O liebliches Entzücken!
Da gönnteſt Du den Blicken
Auch anzubethen, was ſie in Dir ſchauten.

Verſchmähe nicht die Deine,
Denn haſt Du ſchwarz mein Antlitz einſt geſehen,
So ſchaue nun mich immer:
Da Lieblichkeit und Schimmer,
Seit Du mich ſahſt, von Dir, mich hold umwehen.

O fanget uns der Füchſe,
Da Blüthen ſchon in unſerm Weinberg lachen,
Daß man nicht Einen ſehe
Auf unſ'res Hügels Höhe,
Bis wir aus Roſen eine Zirbel machen.

Die Himmelsfürſten dienen Dir,
Der Könige erlauchte Zier!
Du meine Krone dort und hier,
Was biſt Du, ſüßer Jeſu, mir!

Du, der die Seele mein belebt,
Der liebend mich zu Sich erhebt,
Der ſo mit Wonnen mich umſchwebt,
Daß freudevoll mein Herz erbebt!

Wie bitter iſt der Erde Wuſt,
Biſt Du dem Herzen froh bewußt!
Du, Gottesquell! erfüllſt die Bruſt,
Mit wunderſüßer Himmelsluſt.

O Herrſcher hoch im Lichte klar,
O ſtarker Schirmer in Gefahr,
O Edelſtein der Menſchen-Schaar,
O Künſtler ſchnell und wunderbar!

O Lehrer, der die Kleinen liebt,
O Rath, der nie die Huld verſchiebt,
O Helfer, der ſo gerne gibt,
O treuer Freund, der nie betrübt!

O Liebequell, der ewig quillt,
Wie ſchmeichelſt Du den Seelen mild,
O Friede, der die Sehnſucht ſtillt,
O Bräutigam, von Gluth erfüllt!

O Blume, die in Schönheit blüht,
O Jüngling, welcher nie verblüht,
O Bruder, der von Liebe glüht,
Gefährte, liebreich dem Gemüth!

O Bräutigam, mein ſüßer Zier!
Dich zieh' ich allen Weſen vor;
Den Freuden ſchließ ich gern das Thor,
Da ich um Dich das Kreuz erkor.

Nur Dich, als Lober, ſuche ich,
Der ſelbſt für mich am Kreuz erblich;
Bethaue mit der Gnade mich,
Mit Mund und Herzen fleh' ich Dich.

All' was die Seele ſieht und thut,
Vereint ſie jener Liebesgluth,
Mit der Du ſelbſt, mein ſüßes Gut!
Geſtrebt, und Leben gabſt und Blut.

O meines Herzens milder Gaſt!
Der Du mich ſo geliebet haſt,
O führe, ſinkt des Lebens Laſt,
Mich froh in Deiner Himmel Raſt.

V.

Sehnſucht der Seele nach der Vereinigung mit Gott.

Schon lebe ich mir ſelber nimmer;
Nicht leben kann ich ohne Gott.
Ach! ohne Ihn und mich zu leben,
Was würde ſolch ein Leben geben?
Ich litte tauſendfachen Tod!
Um Hoffnung ſoll mein Leben werden,
Erſterbend ſtets um nicht zu ſterben.

Das Leben, welches hier ich lebe,
Iſt Mangel nur an Lebenslicht.
Zum Tode wird es mir beſtändig,
Bis ich bey Dir einſt bin lebendig;
Ach, dieſes Leben lieb' ich nicht.
Deß' höre mich, o Gott, mein Erbe!
Ich ſterbe, daß ich nicht erſterbe.

chiſchen gebildeten Horaziſchen Oden, die nicht ſentimental, ſondern lyriſch ſind; ſo iſt gar keine vollendete lyriſche Schönheit denkbar. Das allgemeine Streben nach innrer und äußrer Begränzung, welches das Zeitalter des Urſprungs der erſten bürgerlich geordneten Republiken und der lyriſchen Dichtkunſt der Griechen ſo charakteriſtiſch unterſcheidet, war die erſte Aeußerung des erwachten Vermögens des Unendlichen. Nur dadurch ward lyriſche Anlage zur lyriſchen Kunſt, welche man dem Kallinus, Tyrtäus, Archilochus, Mimnermus und Solon nicht abſprechen kann, wenn ſich gleich jene erhabne Stimmung und hohe Schönheit in ihren Bruchſtücken noch nicht findet, wie in jenen reiferen Erzeugniſſen der blühenden Lyrik. Nicht jede poetiſche Darſtellung des Unendlichen und in ſeiner Art Unbedingten und unbedingt Vollkommnen iſt ſentimental. Im ganzen Gebiet der claſſiſchen Dichtkunſt iſt die Darſtellung des einzigen Sophokles unbedingt vollkommen; das Unbedingte oder Unendliche wird aber auch im Aeſchylus und Ariſtophanes dargeſtellt. Jener, wiewohl er ſein Ideal nicht erreicht, gewährt eine lebendige Erſcheinung unendlicher Willenskraft und hoher Einheit; dieſer eine lebendige Erſcheinung unendlicher Lebensfülle. Die charakteriſtiſchen Merkmahle der

Wie kann, ſo lang' ich fern Dir ſchmachte,
Ich leben, ohne ſtets im Tod,
Im ſchwerſten, den ich je geſehen,
Im armen Leben zu vergehen!
Mich dauert meine eigne Noth!
So harrend in der Pein, der herben,
Wie möcht' ich ſterben, nicht zu ſterben!

Es fehlt nicht gänzlich an Erquickung
Dem Fiſche, ſo der Fluth entſprang;
Der Tod, den wirklich er erleidet,
Bewirkt, daß endlich er verſcheidet;
Doch welcher Tod gleicht je dem Drang,
Der ſo mein Leben muß entfärben!
O ſturb' ich doch, um nicht zu ſterben!

Wenn ich mich zu ertröſten denke,
Im Sacramente Dich zu ſeh'n,
So macht es mehr das Herz mir trube
Dich noch zu miſſen, meine Liebe!
Ach, alles gibt mir größ're Weh'n.
Daß ich nach Wunſch Dich nicht erwerbe,
Deß' ſterbe ich, weil ich nicht ſterbe.

Und wenn die Hoffnung mich erfreuet,
Dich ſelbſt dereinſt, o Herr! zu ſchau'n,
Und weiß, daß ich Dich kann verſcherzen,
Dann wachſen zwiefach meine Schmerzen!

Nach dir ſehnt ſich das Thal der Therebinthen,
Die verſchloſſenen Haine der Cypreſſen,
Doch vor allen die Burg der heil'gen Sion,
Felſenbegründet.

Dich zu tragen verlangen Phogors Wälder,
Deinen Nahmen, o Jungfrau! ſchreiben Palmen
Ihren grünenden Blättern ein, dich rufen
Liſpelnd die Waſſer.

Spaltend theilte der Jordan ſeine Fluthen;
Durch kryſtallene Mauern, hochgethürmet,
Bahnt er ſchimmernd den Weg zu deinem Durchzug,
Arche des Bundes!

Freudig ſpiegelten Hesbons Felſenwogen
Deinen Abglanz zurück, du Strahlenreiche!
Leiſe ſpielte der Zephyr mit dem Saume
Deiner Gewande.

Lebensquell, du begießeſt was da lechzet
Aus dem Borne des Heiles; milden Balſam
Aus dem ewigen Lichte gießeſt du in
Blutende Herzen.

Heil'ger Schatten des Apfelbaumes, Labung
Müden reichend, und alle Kräfte ſtärkend,
In dem grünenden Buſche unverbrennbar
Glühſt du als Flamme!

Himmelsfürſtinn, im Sonnenkleide ſtrahlend!
Du verdunkelſt den Glanz gezackter Blitze;
Wandelnd über den Wolken haſt die Welt du
Himmliſch erleuchtet.

Oder ſoll ich den Stern des Pol's dich nennen,
Der mit nächtlicher Gluth die Schiffer leitet,
Das erlauchte Geſtirn, den güld'nen Morgen
Lieblich uns ſpendend?

Taube! aus des gefang'nen Vaters Arche,
Nach den traurigen Fluthen ausgeſendet,
Kehrteſt du mit dem neu ergrünten Oehlzweig
Frieden verkündend.

Turteltaube! die uns, in rauher Wüſten
Schroffe Felſen, Verbannte huldreich ſchauend,
Von dem hohen Olymp den Frieden girret,
Sey uns gegrüßet!

Lieblich ſtrahlet dein ſilbernes Gefieder,
Und in unendlichem Glanze wechſelnd ſchillern,
In dem bunteſten Schmelze güld'ner Farben
Deine Gewande.

Nur der Thor, der des Himmels güldne Sterne,
Der die Tropfen der See, das Laub der Wälder
Zählet, rühme ſich, deinen Preis, o Jungfrau!
Ganz zu erſchöpfen.

Frühlingswonne biſt du nach langen Wintern,
Heit're Luft dem Gemüth nach Nebeldünſten,
Du dem Schnitter in vollen Mittagsgluthen
Thauige Wolke!

Wie die Pfeile der Sonne über Wolken
Sich zu roſigem Bogen wölbend bilden,
Und in brechendem, immer neuen Lichte
Tauſendfach ſchillern:

Alſo ſpendet auch uns im Nebelthale
Dieß erhab'ne Geſtirn, wenn nicht im Vollglanz
Ihres blumigen Herzens, doch mit Milde
Himmliſche Gnade.

Schnell verſchwindet die Schönheit aller Blumen,
Alternd wandeln ſie ſich, ihr Schmelz verblühet,
Dich bedräuet kein Tod, dich keine Falte,
Myſtiſche Roſe!

Doch, o Jungfrau, wer wird dein Lob vollenden,
Die du üppige Frucht und Blüthen treibeſt,
Die im Lilienglanz du ſelbſt des Himmels
Wonne gebareſt!

Maria die Hochgeliebte.

Eigen nur bin ich der himmliſchen Huldinn,
Die von ſo wonniger, zärtlicher Liebe,
Daß, wer ſie ſuchet in ſehnendem Triebe,
Wie auch unwürdig ſie nie ihn verſchmäht.

Königinn, thront ſie erhaben im Himmel,
Aber ihr Auge, es ruhet auf jenen,
Deren andächtiges, liebendes Sehnen,
Nach der ſo himmliſchen Schönheit ergeht.

Das iſt die Jungfrau, die Schöne, die Reine,
Welche der Höchſte zur Braut ſich erkoren,
Welche den Höchſten als Mutter geboren;
Sie iſt es, welche das Herz mir entwandt.

Könnte doch Einmahl ich all' die Herzen
Schmachtend vor Liebe zur Krone der Frauen,
Zu der ſo wonnigen Königinn ſchauen;
Lobten doch Alle ſie liebeentbrannt:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09701/025

Fröhlich erſchölle in jeglichen Zonen,
Dann in der Saiten melodiſchem Beben,
Jubelnd: Maria, Maria ſoll leben,
Leben der Herr, der ſo ſehr ſie geliebt!

Suche wer mag, ſich noch andere Liebe,
Mag, wer da kann, ſich an irdiſcher Schöne
Friedlich ergeben: mich feſſelt die ſchöne
Huldinn, die Jeſus der Schönſte geliebt.

Strecke die Hände denn aus, o Maria!
Wonnige! die mein Gefühl du genommen,
Nimm aus der Bruſt mir das Herz, das beklommen
Liebend und ſeufzend nur ſchmachtet nach dir.

Tauche es tief in die flammenden Gluthen,
Wo du nun lebeſt in göttlicher Liebe;
Fache dann ähnliche, ſelige Triebe
Für den geliebteſten Jeſus in mir.

Die Mutter unterm Kreuze.

»O ihr, die ihr am Wege vorübergehet: betrachtet und ſchauet, ob Ein Schmerz iſt wie mein Schmerz.«

Ihr, die ihr hier am Weg mit ſtillem Herzen,
An mir Betrübten, frohgeſinnt und leicht
Vorüberwandelt: ſeht ob meinen Schmerzen
Das tiefſte Leiden nur von ferne gleicht!

Der hier an Blut erſchöpft und voll der Wunden,
An dieſem Holze ſterbend hängt, o hört!
Er iſt mein Sohn, nicht würdig dieſer Wunden,
Nicht Schmach und Spott, nur treuer Liebe werth.

Als Sohn nennt Vater Er den großen Meiſter,
Der alle Schöpfung ſchuf mit ihrem Flor;
Er iſt's, der vor dem Anbeginn der Geiſter,
Von Ewigkeit zur Mutter mich erkor.

Er iſt der Gott, den ich, zum Kind geſtaltet,
Die Erſte einſt in jener Nacht erblickt;
Die Schöne, die auf ſeinem Antlitz waltet,
Sie hielt bis jetzt in Liebe mich verzückt.

Zu Seiner Trauten wählte mich der Schöne,
Mich zur Gefährtinn Seines Lebens treu,
Daß ich, verwundet ob der Himmelsſchöne,
In ſteten Liebesbanden ſelig ſey.

Und auf dem Bett der Schande hier ihn ſchauen
Muß jetzt ich; ach! es bricht vor Weh mein Herz!
In Angſt und Qual Ihn ſchau'n, in Todes Grauen,
Das ſelbſt die Steine rührt zu tiefem Schmerz!

Wohin Er auch ſich wenden mag und kehren:
Er findet nirgend Stütze, nirgend Troſt;
Nur Alle, ſeine Leiden zu vermehren,
Erſchaut Er rings vereinigt und erboßt.

O ew'ger Vater, von des Himmels Auen!
Der Du ſo ſehr Ihn liebſt, wie kann Dein Herz
So duldend einen ſolchen Sohn erſchauen,
Und ungerührt noch ſeyn bey ſolchem Schmerz!

Doch ach! es ſieht der Vater Ihn bekleidet
Mit unſ'rer Schuld, die Zorn Ihm nur erwirbt,
Er ſchaut Ihn nicht ſo lang am Kreuz Er leidet,
Bis endlich Er für uns aus Liebe ſtirbt.

Geliebter Sohn! wie glühet mein Verlangen,
Zu tröſten Dich in Deiner großen Noth,
Und Deinen letzten Seufzer zu empfangen!
O naht' in meinen Armen Dir der Tod!

Doch Linderung, ach! kann ich Dir nicht bringen,
Ja, Deinen Tod verbittert nur mein Schmerz,
Denn meine Klagen, meine Thränen dringen
Wie Pfeile in Dein liebevolles Herz.

Ihr Seelen, die ihr liebt, o liebet, liebet
Ihn, der von Liebesgluthen flammt für euch.
Er ſtirbt ſo gern für euch, nur daß ihr liebet:
Denn Liebe, Liebe ſucht Er nur von euch!

ſentimentalen Darſtellung dagegen ſind das Intereſſe an der Wirklichkeit des Ideals, das Reflexionsgefühl über das Verhältniß des Idealen und Realen, und die Beziehung auf einen individuellen Gegenſtand der idealiſirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjects. Nur durch das Charakteriſtiſche d. h durch die Darſtellung des Individuellen wird die ſentimentale Stimmung zur Poeſie. Die Sphäre der intereſſanten Darſtellung wird daher durch die drey Arten der ſentimentalen Dichtung bey weitem nicht ganz erſchöpft; und nach dem Verhältniß des Sentimentalen und Charakteriſtiſchen kann auch in der intereſſanten Dichtung eine Art von Styl Statt finden, durch die ſtrenge Reinheit der ſentimentalen Beziehung, oder der herrſchenden Gefühlsidee, und durch die Fülle der charakteriſtiſchen Wahrheit. Für jene mag Petrarca, für dieſe aber Shakſpeare zum Beyſpiel dienen.

Nun iſt es aber ſchon nach der Meynung der meiſten Philoſophen ein charakteriſtiſches Merkmahl des Schönen, daß das Wohlgefallen an demſelben unintereſſirt ſey; und wer nur zugiebt, daß der Begriff des Schönen für die praktiſche Ausführung beſtimmt und doch ſpecifiſch verſchieden ſey von allen andern moraliſchen Forderungen oder Aufgaben, wenn er jenen Begriff auch nur

Feyergeſang
auf die Jungfrau der Jungfrauen.

Wie lange glüht ſchon mein Gemüth,
Dich, Jungfrau, zu beſingen!
Ob auch dieß Ziel mein Saitenſpiel
Nur dürftig wird erringen.
Denn würdig mag der Zitherſchlag
Der Engel nur dich preiſen;
Wir ſingen dir, je tiefer wir
Uns beugen, ſchön're Weiſen.

Doch ſieh! es faßt mich ſonder Raſt
Die Liebe, dich zu grüßen,
Gegrußt ſey mir, ſo viel in dir,
Der Gnaden Ströme fließen!
Wie ſtrahlſt du mild, du Ebenbild
Des Sohn's, der dich erkoren!
Wie hold Er iſt, ſo lieblich biſt
Du ſelbſt, die Ihn geboren.

Was die Natur auf Hain und Flur
An Blumenſchmelz geſpendet,
Der Sterne Heer, das Strahlenmeer
Der Sonne, die uns blendet,
Und was im Licht die Gnade flicht
In güld'nen Himmelsauen:
Zerrinnt wie Nacht vor deiner Pracht,
O Königinn der Frauen!

Denn keine war, die je gebar,
Dir, Hohe! zu vergleichen.
Wie Samuel: Emmanuel
Nie wird an Glanz erreichen,
So weichet dir der Anna Zier
Und Sara's Mutterliebe;
Selbſt Rachels Blick bleibt hier zurück,
Wie Lia's Augen trübe.

Dir unterliegt, die einſt beſiegt
Des Davids Zorn, an Milde;
Dir weicht an Glanz die Braut im Kranz
So einſt Kamehle ſtillte;
An ſtarkem Sinn die Kriegerinn
Die Holofern bezwungen;
Des Feindes Heer entſinkt der Speer,
Haſt du das Schwert geſchwungen.

In tiefe Nacht verſank die Macht
Der hölliſchen Dämonen;
Und Lucifer, der hoch und hehr
Als Gottheit glüht' zu thronen:
Du Kriegerinn! beſiegteſt ihn
Durch deiner Ferſe Schnelle;
Sein Muth entwich, es ringelt ſich
Der Molch in tiefer Hölle.

Der, ſonder Frucht, du fern geſucht
Ein ſtarkes Weib zu ſchauen:
O Salomo! betrachte froh
Die Stärkſte hier der Frauen.
Im keuſchen Leib hat dieſes Weib
Den ſtärkſten Mann getragen;
Von unſ'rer Welt kann dieſer Held
Bis zu den Sternen ragen.

Wie auch ſich fein mit Edelſtein
Die ſchöne Eſther ſchmucke,
Ob auch ſie klar, ihr blondes Haar
Mit Tyrus Perlen ſticke,
Daß rings aus Gold, ſie reich und hold
Des Königs Herz entzücke:
Doch ſchwindet ganz ihr reichſter Glanz
Vor einem ihrer Blicke.

Nur Schatten beut die alte Zeit
Von ihrem Angeſichte:
Die Sonne glüht, der Schatten flieht,
Maria ſtrahlt im Lichte!
Ja ſchrieb ſogar der Engel Schaar
Nach Würde ſie zu loben:
Sie künden nie wie herrlich ſie
Die Allmacht ſelbſt erhoben.

Im Blitzesglanz umſchlingt ein Kranz
Ihr Haupt von güld'nen Sternen:
Ihr Feuer wacht bey Tag und Nacht,
Will nimmermehr ſich fernen.
Und ob zumahl vom Himmelsſaal
Das Sternenheer entflöhe:
Sie bleiben treu, denn ewig neu
Erfreut ſie ihre Höhe.

Dieß Sonnenlicht im Angeſicht,
Die Roſen und Corallen,
So mild im Bund auf ihrem Mund,
Der Gott zum Kuß gefallen,
Ihr Augenpaar ſo himmliſch klar,
Der Rede ſüßes Thauen:
Iſt ſelbſt ein Theil vom hohen Heil
Der Seligkeit zu ſchauen.

Ein helles Bächlein ſanft in das ew'ge Meer.
So ebne mild und lenke die wogende,
Die ſturmbewegte Todesreiſe;
Wiege in friedlichen, ſanften Schlummer

Mich, Huldinn! Mögen And're als Opfer dir
Des Reichthums Fülle bringen, Altäre bau'n,
Mit Opferblut von hundert weißen
Lämmern beſprengen des Tempels Marmor:

Ich ſelbſt erſcheine flehend, und ſinke ſelbſt,
Die weiße Opferbinde um meine Stirn,
Den Lorbeerkranz um meine Schläfe,
Schweigend vor deinem Altar als Opfer.

Druckfehler.

Seite:	Vers:	ſtatt:	lies:
6.	12.	Himmliſchen,	den Himmliſchen
42.	19.	Fragenſtaunend	Fragen ſtaunend
66.	10.	ausgeſpannt'	ausgeſpannt.
109.	13.	dem Verklärten	den Verklärten
	Zeile.		
130.	7.	dieſen	dieſe
	Vers.		
147.	21.	theile dir	theilen wir
299.	21.	ſtarken	ſtarkem
317.	3.	Entriſſeſt	Entreißeſt

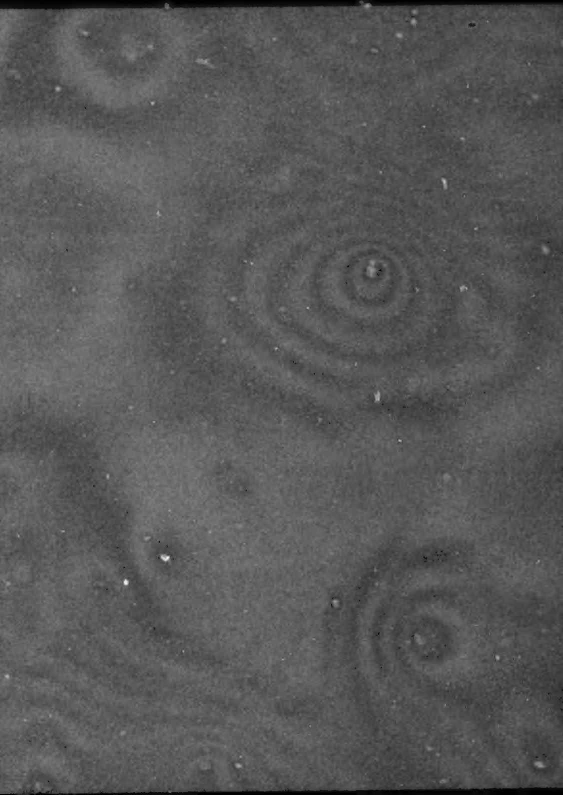

8-1 T

Philoſophie des Lebens.

In funfzehn Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1827.

Von

Friedrich von Schlegel.

Wien.
Bey Carl Schaumburg und Compagnie.

1828.

problematiſch aufſtellt, und ſeine Gültigkeit und Anwendbarkeit unentſchieden läßt, der kann dieſes nicht läugnen. Das Schöne iſt alſo nicht das Ideal der neuern Poeſie und von dem Intereſſanten noch durchaus und weſentlich verſchieden.

Im ganzen Gebiet der Kunſtwiſſenſchaft iſt die Ableitung und Nachweiſung des Intereſſanten und der Stelle, welche es in der darſtellenden Kunſt einnimmt, vielleicht die ſchwerſte und verwickeltſte Aufgabe. Der Rechtfertigung des Intereſſanten muß die Erklärung der Entſtehung dieſes Gefühls vorangehn. Nachdem die vollendete natürliche Bildung der Alten entſchieden geſunken, und ohne Rettung ausgeartet war, ward durch den Verluſt der geſchichtlich gegebnen endlichen Wirklichkeit, und die Zerrüttung der einſt ſo vollendeten Form, ein Streben nach unendlicher Realität veranlaßt, welches bald herrſchender Ton des Zeitalters wurde. Ein und daſſelbe Princip erzeugte die ungeheuern Ausſchweifungen der Römer, und nachdem es in der Sinnenwelt ſeine Hoffnung getäuſcht ſah, das ſeltſame Phänomen der Neuplatoniſchen Philoſophie, und die allgemeine Tendenz jener merkwürdigen Periode, wo der menſchliche Geiſt in das Unendliche zu verſchweben und ſich zu verliehren ſchien, nach einem univerſellen und

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieſes Ganze von funfzehn Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens ſoll in einem möglichſt klaren und durchaus darſtellenden Vortrage folgende Gegenſtände umfaſſen. Die fünf erſten Vorleſungen handeln von der Seele, als Mittelpunkt des Bewußtſeyns, und als Mittelpunkt des ſittlichen Lebens, dann von der Seele in Verbindung mit dem Geiſte in der Wiſſenſchaft, in Beziehung auf die Natur, und im Verhältniſſe zu Gott. Die drey nächſtfolgenden Vorleſungen handeln von dem Geſetze der Weisheit und der göttlichen Ordnung in der Natur, in der Gedankenwelt und in der Geſchichte. Der Gegenſtand der ſieben letzten Vorleſungen iſt die Entfaltung des Geiſtes im Bewußtſeyn und in der Wiſſenſchaft, dann körperlich in Geſtalt und Wort und Klang heraustretende Fantaſie? Alſo dieſe iſt es, die leichtbewegliche, vielgeſtaltige, immer erfinderiſche Fantaſie, welche den gefährlichen Vorzug des Menſchen bildet, und jenen reingeiſtigen Weſen nicht beygelegt wird. Eben ſo wenig läßt ſich ihnen auch dieſe menſchlich vermittelnde, folgernde, vergleichende Vernunft beylegen; ſie haben ſtatt deſſen den anſchauenden Verſtand, wo das Verſtehen und das Sehen Eins iſt. Und wenn ihnen in einem genauern Sinne weder das eine noch das andere dieſer beyden zukommt, ſo läßt ſich ihnen auch, ſtreng genommen, keine Seele, als ein eignes, vom Geiſt noch verſchiedenes, mehr paſſives Vermögen der inneren Fruchtbarkeit und Veränderung, und des innerlichen Fortwachſens beylegen. Um es alſo kurz zuſammen zu faſſen: Einfach iſt das Daſeyn der Thiere, weil bey ihnen die Seele in den organiſchen Körper ganz verſchmolzen und aufgelöſt, und mit ihm Eins iſt, ſo daß mit der Zerſtörung deſſelben auch die Seele den Elementen wiedergegeben wird, oder in die allgemeine Naturſeele zurück kehrt; zwiefach iſt das Weſen der erſchaffenen Geiſter, die außer jenem ätheriſchen Lichtkörper nichts ſind, als Geiſt; dreyfach aber iſt die Natur des Menſchen, der aus Geiſt, Seele und Leib beſteht. Und dieſe dreyfache Beſchaffenheit und Eigenſchaft, dieſes dreyfache Leben des Menſchen iſt zwar noch nicht ſelbſt derjenige Vorzug, aber es hängt doch dieſes nah zuſammen mit dem Vorzuge, welcher den Menſchen vor allen andern erſchaffenen Weſen auszeichnet und unterſcheidet; ich meine jenen Vorzug, vermöge deſſen er allein in der ganzen Schöpfung mit dem göttlichen Ebenbilde bekleidet iſt. Dieſes dreyfache Princip iſt die einfache Grundlage der geſammten Philoſophie; und dieſe

Philoſophie, welche von ſolcher Grundlage ausgeht, iſt eben die Philoſophie des Lebens, und darum hat ſie auch Worte des Lebens. Sie iſt keine müßige Spekulation und keine unverſtändliche Hypotheſe; ſie iſt nicht ſchwieriger, und braucht nicht dunkler zu ſeyn, als jede andere Rede von geiſtigem Inhalt, ſie kann und darf eben ſo leicht und klar ſeyn, wie das Verſtehen einer Schrift, die Beobachtung der Natur und die Erkenntniß der Geſchichte; denn ſie iſt überhaupt nichts anderes, als eine aus dem Leben ſelbſt geſchöpfte, einfache Theorie des geiſtigen Lebens, und das bloße Verſtehen deſſelben. Iſt ſie aber abſtract und unverſtändlich, ſo iſt dieß nur eine Folge, und meiſtens auch ein unfehlbares Kennzeichen davon, daß ſie in die Irre gerathen war. Wenn wir das geſammte menſchliche Individuum in Gedanken vor uns ſtellen, ſo iſt außer Geiſt und Seele der organiſche Leib der dritte Beſtandtheil oder das dritte Element, nebſt jenen beyden, aus welchem das Ganze beſteht, und zuſammengefaßt iſt. Die Structur des organiſchen Leibes aber, ſeine Kräfte und Geſetze bleiben der Naturwiſſenſchaft überlaſſen; die Philoſophie iſt nur die Wiſſenſchaft vom Bewußtſeyn, hat es zunächſt alſo mit Seele und Geiſt zu thun, und muß ſorgfältig wachen, in keiner Beziehung ihre Gränzen zu überſchreiten. Das Dritte aber, außer Geiſt und Seele, in welchem dieſe beyden zuſammenwirken, braucht nicht immer, ſo wie oben, der organiſche Leib zu ſeyn; in andern Beziehungen des Lebens iſt dieſes Dritte, in welchem dieſe beyden vereinigt ſind, oder welches ſie vereinigt hervorbringen, das Wort, die That, das Leben ſelbſt, oder die göttliche Ordnung, von welcher beyde abhängen. Und dieſes ſind die drey Gegenſtände, welche ich angekündigt habe.

Um aber jene Stufenleiter des Lebens zu vollenden, will ich noch hinzufügen: dreyfach iſt das Weſen des Menſchen, vierfach aber iſt das menſchliche Bewußtſeyn, weil ſowohl der Geiſt als die Seele wieder in zwey Kräfte oder Hälften ſich ſcheiden und zerfallen, oder getheilt und zerſpalten ſind; nämlich der Geiſt in Verſtand und Willen; die Seele in Vernunft und Fantaſie. Dieſes ſind die vier Endpunkte, oder wenn man will, die vier Weltgegenden, für dieſe innere Welt des Bewußtſeyns. Die andern, dem Menſchen zukommenden Seelenvermögen oder Geiſteskräfte ſind nur Nebenzweige dieſer vier Hauptäſte; der lebendige Mittelpunkt des Ganzen aber iſt die denkende Seele, und dieſes war der Gegenſtand meiner erſten Betrachtung.

Zweyte Vorleſung.

Von der liebenden Seele, als dem Mittelpunkte des ſittlichen Lebens; und von der Ehe.

Die Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeyns nach dem dreyfachen Princip ſeines Daſeyns, oder ſeiner aus Geiſt, Seele und dem beſeelten Körper zuſammengeſetzten Natur, muß mit der Seele anfangen, und nicht mit dem Geiſte, obwohl dieſer das Höchſte im Bewußtſeyn iſt. Die Seele aber iſt das Erſte in dem Stufengange der Entwicklung, und auch im wirklichen Leben der Anfang und die bleibende Grundlage, ſo wie die urſprüngliche Wurzel des geſammten Bewußtſeyns. Viel ſpäter erſt entwickelt ſich der Geiſt des Menſchen, in oder aus, an oder mit der Seele. Aber auch ſchon entwickelt iſt der Geiſt, zu welchem außer dem durchblickenden Verſtande, der freye Wille gehört, nicht immer und nicht überall gleich wirkſam im Menſchen; man kann in dieſer Hinſicht auf ihn anwenden, wie es von dem alles bewegenden und belebenden Winde in der äußern Natur heißt: man hört wohl ſein Wehen, aber man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Die denkende Seele dagegen iſt eigentlich im Stillen beſtändig wirkſam, und es kann als ſehr wahrſcheinlich angenommen werden, daß ſie, ſtreng genommen, immer Vorſtellungen hat, wenn auch nicht klar bewußte, ſo doch unbewußte; wie ein großer deutſcher Philoſoph der frühern

Zeit, mit dem ich mich oft und auch vorzüglich gern zuſammentreffe, es ausdrücklich in ſeinem Princip der unbewußten Vorſtellungen als einen Grundſatz der Pſychologie aufgeſtellt hat. Angewandt auf den wechſelnden Zuſtand des Wachens und der Ruhe im äußern organiſchen Leben, würde dieß nur ſo viel heißen, daß wir im Schlafe immer und auch dann träumen, wenn wir uns deſſen gar nicht erinnern können. Die große Mehrzahl der Träume, auch wenn wir im Augenblicke des Erwachens noch ein Andenken davon haben, ſind ohnehin nichts als ein Abdruck der körperlichen Stimmung und jedesmaligen Temperatur des Lebens und der Geſundheit, vermiſcht mit einem verworrenen Nachklange ſolcher Vorſtellungen, die uns im vorangehenden Wachen am meiſten beſchäftiget haben. So wie nun aber unter der großen Menge von bloß verworrenen und nichts ſagenden Träumen, manchmal einzelne, ſehr klare und zuſammenhängende, gleichſam helle Träume hervortreten, in welchen das Gefühl eine tiefere Bedeutung ahnden möchte, oder die wenigſtens die Fantaſie als bedeutſame Bilder anſprechen: ſo giebt es, ſo wie alles Entgegengeſetzte an irgend eine Stelle ſeinem Gegenſatze näher liegt, und ſich in ſolchen gegenſeitigen Uebergangspunkten eine Verwandtſchaft zwiſchen den beyden Gegenſätzen zeigt, auch im wachen Zuſtande eine ziemliche Maſſe von weniger klaren und beſtimmten Vorſtellungen, welche nicht viel deutlicher ſind, und auch nicht viel mehr geordnet, als die Reihe der Bilder in einem Traume, an der Seele vorüberziehen; doch würde man ſehr irren, wenn man annehmen wollte, daß ſie keine Spur in der Seele zurücklaſſen, da vielmehr in dieſen unentwickelten Anfängen von Gedanken ſehr oft der Keim liegt zu den beſtimmteren Ideen, beſonders zu den eigenthümlich aufgefaßten, ſo wie auch zu den zuerſt ſich bildenden Antrieben und Entſchließungen, in irgend einer beſtimmten Regung und Richtung des Willens. Wie nun das äußere Leben abwechſelt zwiſchen der Thätigkeit im Wachen und dem Zuſtande des Ausruhens im Schlaf: ſo iſt auch die denkende Seele getheilt, zwiſchen der unterſcheidenden, ordnenden Vernunft, und der ſinnenden Fantaſie. Es ſind dieß alſo gleichſam die zwey Hälften der Einen denkenden Seele, oder auch die beyden Seiten derſelben, wovon wir die eine als die poſitive, die andere als die negative betrachten können. In Hinſicht auf das innere fruchtbare Denken ſelbſt, auf die Entſtehung und Hervorbringung der Gedanken iſt die Einbildungskraft als das productive Denkvermögen, die poſitive Seite des Ganzen; die eigentlich ſogenannte Fantaſie, die dichteriſche oder auch in den Neigungen und Leidenſchaften mitwirkende Fantaſie, iſt nur Eine Art und Eine Richtung der Wirkſamkeit dieſes productiven Denkvermögens, welches ſich noch in vielen andern Richtungen und Sphären des menſchlichen Thuns und Denkens kund giebt, indem z. B. ſelbſt die umfaſſende Combinationsgabe der großen Erfinder in der Mathematik noch mit unter dieſen Begriff gehört. Dieſem productiven Denkvermögen gegenüber, bildet in dieſer Beziehung die ordnende, das durch jene andere fruchtbare Kraft Gegebene, weiter verarbeitende und näher beſtimmende oder beſchränkende Vernunft, vielmehr die negative Seite des Ganzen. In Beziehung auf das äußere Leben, und in dieſem ſelbſt, hat die Fantaſie, und alle anderen zu ihr gehörenden Seelenkräfte und Eindrücke oder Regungen, nur die untere dienende Stelle einzunehmen, um in den vorgeſchriebenen Gränzen, dieſe ihre Fülle von innerer Lebenskraft zu dem rechten Ziele zu verwenden, und die innere Idee wirklich zu machen und ins Leben zu ſetzen. Hier gebührt der ordnenden, entſcheidenden Vernunft die erſte Stelle, und hier ſoll ſie das Steuer führen, in welcher Hinſicht man ſie auch das dirigirende Denkvermögen nennen könnte. Freylich, wenn die Vernunft ſo zu ſagen nur die halbe Seele iſt, ſo kann ſie auch in den Angelegenheiten der Seele nicht allein entſcheiden wollen; eben ſo wenig iſt aber von der andern Seite dasjenige, was wir uns auch als den innerſten Wunſch des Lebens feſtſetzen und einbilden, allemahl ein wahres und bleibendes Gut der Seele. — Ich nannte Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, die vier Hauptäſte des menſchlichen Bewußtſeyns, von welchem die andern, dem Menſchen beygelegten Geiſteskräfte oder Seelenvermögen, welche dieſen untergeordnet ſind, nur die Nebenzweige bilden. Von dieſen untergeordneten, oder wie ich, weil ſie in anderer Beziehung doch auch wieder die höhere Stelle einnehmen können, lieber ſagen möchte, zugetheilten Seelenvermögen, gehören zur Region der verknüpfenden und unterſcheidenden Vernunft, vorzüglich das Gedächtniß und das Gewiſſen; denn auch das Gedächtniß iſt, obwohl in anderer Weiſe, ein verknüpfendes, ſo wie das Gewiſſen ein unterſcheidendes Denkvermögen; das letztere aber nicht bloß in anderer, ſondern auch in viel höherer Weiſe. Dieſe Seite des Ganzen weiter zu entwickeln wird ſich ſpäter die rechte Stelle finden. Auf der andern Seite ſtehen unter dem Einfluß der Fantaſie oder wenigſtens in der nächſten Berührung, und auf demſelben Boden mit ihr, vorzüglich die Sinne, und die Neigungen oder die Triebe. Was zuerſt die Sinne betrifft, ſo möchte ich hier nur auf das Eine aufmerkſam machen, wie das dreyfache Princip des menſchlichen Daſeyns, nach welchem daſſelbe aus Geiſt, Seele und dem lebendigen Körper oder der körperlichen Wirklichkeit zuſammengeſetzt iſt, ſich auch in jeder engern und beſondern Sphäre des menſchlichen Bewußtſeyns gleichſam im Kleinen wiederhohlt, und wie dieß beſonders auch mit den äußern Sinnen der Fall iſt. In dieſer Beziehung würde man alsdann nur drey Sinne zu zählen haben, anſtatt der gewöhnlichen fünf, indem man die drey niedern zuſammennehmend, dieſe nur als Einen, und zwar den vorzugsweiſe körperlichen Sinn, im Gegenſatze der andern und höhern zwey betrachtet; indem hier in den drey niedern Sinnen nicht bloß eine materielle Berührung, ſondern wie auch beym Geruch, eine chemiſche Durchdringung und Aſſimilation mit dem wahrgenommenen und eingenommenen Stoff vor ſich geht. Freylich geſchieht wohl unſichtbar auch eine Berührung des Nerven im Auge und im Ohr durch das Licht, oder durch die Schwingungen der Luft; doch in viel anderer Weiſe, und es wird in dieſer Berührung noch etwas anderes mit empfunden und wahrgenommen, was viel höher iſt, nähmlich die Verhältniſſe des Tons, der Farbe, der Geſtalt oder Form. In dieſer Beziehung iſt das Auge der geiſtige Sinn für die Schönheit der Form und die Anmuth der Bewegung, und zwar iſt dieſes nicht bloß in dem Kunſtſinn oder dem künſtleriſchen Auge ſo, ſondern viel allgemeiner im Leben überhaupt iſt dieſes geiſtig fühlende Auge verbreitet; obgleich es immer eine beſondere Gabe, oder vielmehr eine höhere Zugabe iſt, die nicht in jedem Menſchen und auch nicht in gleichem Maße ſich metaphyſiſchen Glauben. Der entſcheidende Moment der Römiſchen Sittengeſchichte, da der Sinn für ſchönen Schein und ſittliche Spiele ganz verlohren ging, und das menſchliche Geſchlecht zur nackten Realität herabſank, iſt ſcharfſinnigen Geſchichtsforſchern nicht unbemerkt geblieben. Läßt ſich nun erweiſen, daß auch durch die glücklichſte natürliche Bildung, welche der Vervollkommnungsfähigkeit wie der Dauer nach nothwendig beſchränkt ſeyn muß, der Imperativ des Schönen nicht vollkommen befriedigt werden kann; und daß die künſtliche Dichter-Bildung, welche nur auf die völlig aufgelöſte natürliche Bildung folgen konnte, und da anfangen mußte, wo jene aufgehört hatte, nähmlich mit dem Intereſſanten, manche Stufen durchgehen müſſe, ehe ſie nach den Geſetzen einer objektiven Kunſtwiſſenſchaft und dem Beyſpiel der claſſiſchen Dichtkunſt zum objektiven Schönen gelangen könne; ſo iſt eben damit auch bewieſen, daß das Intereſſante, als die nothwendige Vorbereitung zur unendlichen Vervollkommnung der geſammten Kunſt-Anlage, künſtleriſch erlaubt ſey. Denn der Imperativ der Kunſt iſt unbedingt, und da er nie vollkommen erfüllt werden kann, ſo muß er wenigſtens durch die endloſe Annäherung der künſtlichen Bildung immer menſchlichen Erkennen und Wiſſen, noch vollſtändiger zu entwickeln, und ſchärfer zu beſtimmen, iſt es nothwendig vorher noch das Weſen der Vernunft, beſonders in Beziehung auf die ihr zur Seite, und mit ihr in der engſten Verbindung ſtehenden, und untergeordneten Vermögen, etwas näher zu erwägen, und beſonders den Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand ſo genau und ſorgfältig als möglich zu beſtimmen, damit jeder einzelnen Geiſteskraft, jedem einzelnen Seelenvermögen, ihr Antheil an dieſer gemeinſchaftlichen Frucht, oder dem gemeinſamen Werk des menſchlichen Wiſſens, zugemeſſen, jeder unter ihnen ihre Gränzen, und ihre rechte Stelle in dem Ganzen darnach angewieſen werden könne. — Als die Seelenvermögen, welche mit der Vernunft in eben ſo naher Beziehung ſtehen, wie die Sinne und die Triebe oder Leidenſchaften mit der Fantaſie, wurden angegeben, Gedächtniß und Gewiſſen. Ich betrachte das Gedächtniß hier nicht als eine Gabe, nach der mindern oder größern Stärke des Umfangs und der Dauerhaftigkeit deſſelben, oder als eine Kunſt, um es zu ſtärken und durch allerley Hülfsmittel zu erleichtern, noch auch als eine Aufgabe, in wiefern die Uebung deſſelben einen weſentlichen Theil der intellectuellen Entwicklung und Bildung ausmacht; ſondern lediglich in ſeiner weſentlichen Verknüpfung mit der Vernunft und Vernunftfähigkeit, welche an dieſe Bedingung gebunden erſcheinen, wenn man nähmlich das Gedächtniß vorzüglich nur als den innern Faden der Erinnerung und des Zuſammenhangs im Bewußtſeyn betrachtet. Man kann, und ich möchte ſagen, man muß faſt unermeßlich vieles vergeſſen in dieſem lebhaft wechſelnden Gedankenſtrom und Ideenwechſel; ſobald aber jener Faden des Zuſammenhanges in dem innern Selbſtgedächtniß abreißt, oder erliſcht und verloren geht, ſo wird jederzeit auch die Vernunft mit leiden, gehemmt und gelähmt, oder endlich verwirrt und zerrüttet werden. Wenn bey dem höchſten Grade der Altersſchwäche das Gedächtniß völlig erliſcht, ſo entſteht auch allemahl eine Art von Blödigkeit, und die Vernunft hört in demſelben Grade auf, thätig und wirkſam zu ſeyn. Freylich wird das Bewußtſeyn regelmäßig im Schlaf unterbrochen, aber es wird auch beym Erwachen gleich wieder angeknüpft; wenn das Gegentheil geſchähe, wenn wir uns, plötzlich erwacht, gar nicht beſinnen und zurecht finden könnten, wie wohl manche Erfindungen der Art bey den Dichtern vorkommen: ſo würden wir auch völlig an uns ſelbſt, und an unſerm ganzen Bewußtſeyn irre werden. Irgend eine gewaltſame Unterbrechung, oder Abreißung in dem innern Gedächtniß der Selbſterinnerung findet faſt allemahl beym Wahnſinn Statt, und es iſt ein Hauptkennzeichen deſſelben. Ich will hier in Beziehung auf ähnliche frühere Bemerkungen nur darauf aufmerkſam machen, wie ſich auch in dem traurigen Zuſtande der Geiſteszerrüttung, und in den verſchiedenen Arten und Formen deſſelben, das dreyfache Princip des menſchlichen Daſeyns nach Geiſt, Seele und Körper, in derſelben dreyfachen Eintheilung, wieder zu erkennen giebt und abermahls wiederhohlt. In dem eigentlichen Wahnſinn, dem ſtillen nähmlich, wo neben einer einzelnen grundfalſchen, fix gewordenen Idee, oft in allem übrigen ein Uebermaß von Scharfſinn gefunden wird, und ſehr wohl damit zuſammen beſtehen kann, iſt es zunächſt eine eben durch einen ſolchen fixen Irrgedanken, der nun der falſche Mittelpunkt aller andern Gedanken, und des ganzen Bewußtſeyns geworden iſt, entſtandene Verwirrung, und ſeltſame Verſetzung des Geiſtes, welche ſich in dieſer Form des zerrütteten Bewußtſeyns kund giebt. Bey der eigentlichen Wuth und Raſerey aber, iſt es vielmehr die Seele, welche aus allen Fugen und Banden der Vernunft, und der vernünftigen Gewohnheit losgeriſſen, und einer feindlich tobenden wilden Naturkraft anheim gegeben erſcheint. In dem Blödſinn endlich, wenn er nähmlich angeboren iſt, und bey übrigens vollſtändigen äußern Sinnen gefunden wird, muß wohl immer ein organiſcher Fehler, ein innerer Defect im Gehirn, oder ſonſt in dem verborgenen Denk- und höheren Lebensorgan angenommen werden, während bey jenen andern beyden Formen wenigſtens ſehr oft, auch moraliſche Urſachen in hohem Grade mitwirkend ſeyn können. Bey den Taubſtummen, wenn ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen blieben, würde es wahrſcheinlich dasſelbe ſeyn; da ihnen mit dem Sprachvermögen zugleich eine Hauptbedingung des vernünftigen Charakters abgeht. Diejenigen Männer aber, welche ſich dem Geſchäft widmen, dieſe unglückliche Menſchenclaſſe dennoch zur Vernunft zu bilden, können dieſes nur dadurch erreichen, daß ſie ihnen eine andere Zeichenſprache beybringen, als die gewöhnliche lautbare Gehörſprache, deren ſie beraubt ſind; ſo daß es ſich auch hier nur von neuem bewährt, wie nah das Sprachvermögen in jeder Beziehung mit dem vernünftigen Charakter zuſammenhängt. Das Nähere der Unterſuchung über dieſen Gegenſtand gehört der Naturwiſſenſchaft an: nur der dreyfache Charakter jenes pſychologiſchen Uebels oder Unglücks, als eine neue Beglaubigung des allgemeinen Princips der menſchlichen Bewußtſeyns-Lehre, auch in dieſer engern und beſondern Sphäre der krankhaften Seelen- und Geiſtes-Zuſtände, konnte hier eine Stelle finden, und dieſe Erwähnung im Vorübergehen veranlaſſen. Die äußern und beſonders die höhern Sinne, könnte man wegen der Herrſchaft der Fantaſie, unter welcher ſie ſtehen, ſehr ſchicklich eine angewandte Einbildungskraft nennen: ſo wie man ebenfalls auch die Neigungen und Triebe, die guten wie die verderblichen, als eine ſolche, oder eine ins Leben übergegangene Einbildungskraft bezeichnen mag. Auf gleiche Weiſe ließe ſich auch das Gedächtniß, als eine angewandte und in der Anwendung gleichſam mechaniſch, und zur Gewohnheit gewordene Vernunft betrachten: da allerdings die logiſche Ordnung im Gedächtniſſe die Hauptſache iſt, der hohe Werth ſo wie die wiſſenſchaftliche Brauchbarkeit deſſelben vorzüglich von dieſer abhängt. Die ganz zum bewußtloſen Mechanismus gewordenen erlernten Vernunftfertigkeiten, die Anfangs doch mit dem Gedächtniß aufgefaßt werden müſſen, wie bey dem gewöhnlichen Auswendiglernen, oder auch dem allgemeinen Erlernen einer fremden Sprache, der Muſik, oder einer andern ähnlichen Kunſtfertigkeit, ſind eine wieder zum Inſtinct gewordene Vernunft; ſo wie die Kunſttriebe und Kunſtfertigkeiten der Thiere und ihr Inſtinct, als ein bewußtloſes Analogon der Vernunft bezeichnet werden. Auch in dieſem Nebenvermögen des Gedächtniſſes, zeigt ſich die Vernunft nach ihrem eigenthümlichen Charakter, als ein nützlich dienendes Vermögen; ſo wie im Gewiſſen, als der höchſten Function derſelben, mehr als ein negatives Vermögen. In beyden Beziehungen, als dienendes und als negatives Denkvermögen, kann die Vernunft an ihrer Stelle den höchſten Werth behaupten. Alle die hier und da vorkommenden Gegenbemerkungen und einſchränkenden Erinnerungen, hervorgerufen durch den oft allzu hoch überſchwellenden Vernunft-Andrang der Zeit, haben überhaupt keinen andern Zweck und Sinn, und ſind einzig und allein gerichtet gegen diejenige unechte Art der Vernunft, welche ſouverain ſeyn will, und um dieſe Anmaßung durchzuſetzen, productiv zu ſeyn behauptet: wovon ſie das Eine nicht ſeyn ſoll, und das andere nicht ſeyn kann. Das unterſcheidende, abtheilende, zergliedernde Denken, ſo wie auch das verknüpfende, ſchließende, folgernde Denken, als welche beyde zuſammen das Vernunftvermögen bilden, kann nach beyden Seiten ins Unbeſtimmte und Unendliche fortgeſetzt werden, bis es zuletzt allen Gegenſtand verliert; und dieſes endloſe **Denken ohne Gegenſtand**, iſt die Quelle des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welcher immer nur aus jenem leeren Raum im Denken hervor geht, und auf ein Gedanken-Nichts, ein nichtiges und falſches Denken hinführt. Ganz anders da, wo ein mit dem fruchtbaren Stoff geiſtiger Erfahrung angefülltes Gedächtniß, die Grundlage faſt aller nützlichen menſchlichen Thätigkeit und Erkenntniß bildet; oder wo der Gegenſtand, wie in der Wahrnehmung des Gewiſſens, wenn auch weniger Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, doch ſchon in ſich die höchſte Wichtigkeit hat. Wie die Vernunft überhaupt ein Vermögen, nicht bloß der Verknüpfung und des Zuſammenhanges im Denken, ſondern vorzüglich auch das unterſcheidende Denkvermögen iſt, ſo iſt auch das Gewiſſen ein ſolches Unterſcheiden im Gedanken und innern Bewußtſeyn, aber in einer beſondern und höhern Beziehung, und auch in andrer Form, als der ſonſt gewöhnlichen discurſiven, nahmlich als einfaches Gefühl, und unmittelbare Wahrnehmung nach dieſem einfachen Gefühl der innern Stimme, zwiſchen dem, was Recht und Unrecht, Gut und Böſe iſt: der höchſten und wichtigſten aller Unterſcheidungen. Dieſe unter allen Völkern vernehmbare innere Stimme des Gewiſſens, welche ſich freylich nach dem Einfluß der herrſchenden Ideen, nach ſo mannichfach verſchiednen Sitten, Zeiten und Jugendgewohnheiten wohl in etwas verſchiedenen Mundarten und Dialekten ausſpricht, wobey aber doch, was Hauptdinge, und den durchgehenden Grundton betrifft, immer noch im Ganzen die nähmliche Eine Sprache und Stimme der Menſchennatur und nicht erlernten, ſondern angebohrnen Gottesfurcht darin unverkennbar bleibt, wird von vielen als die Eine Hauptquelle der höhern und göttlichen Wahrheit bezeichnet, womit ich gern einverſtanden bin, inſofern es nicht die einzige ſeyn und keine andre dadurch ausgeſchloſſen werden ſoll. Es iſt wohl bedeutſam, wie denn jede Sprache beſonders glückliche Beziehungen der Art, manchmahl ſo, manchmahl anders darbietet, daß im Deutſchen ſelbſt das Wort, und der Nahme der Vernunft, von dieſem innern Vernehmen herkommt, welches ihre höchſte Function ausmacht. Was wird denn, möchte man fragen, nun eigentlich wahrgenommen, in dieſem wunderbaren Vernehmen, wenn der Wille ſelbſt, vor dem, was er eben noch wollte, innerlich zurücktritt? Die warnende Stimme wird es genannt unter allen Völkern, und zu allen Zeiten; es iſt wie Einer, der warnt und dagegen ſpricht, in uns, in unſerm Ich; es iſt alſo nicht dieſes unſer eignes Ich, ſondern ein Andrer iſt es, ein andres, nach dem Gefühl viel höheres, fremdes Ich in uns. Nun erſcheint uns auch jener frühere Willen in uns, ebenfalls als ein andres, aber ein niedres, lockendes, falſches Ich, als eine fremde, uns ſelbſt und unſer eigentliches Ich mit fortreißende Gewalt; nur das eine Ich, welches zwiſchen jenen andern beyden, der höheren warnenden Stimme, und der fremden fortreißenden Kraft, in der Mitte ſteht, und zwiſchen ihnen mit freyer Wahl entſcheiden ſoll, bleibt uns als unſer eignes und eigentliches Ich und Selbſt zurück und übrig, nachdem die zerſetzende Scheidung und Unterſcheidung zwiſchen der guten Stimme, und der böſen Regung, in dem noch nicht ganz entſchiednen Willen und dem gemiſchten Zuſtand deſſelben einmahl geſchehen iſt. Dieſe innere Stimme, und dieſes innere Vernehmen derſelben, iſt einer von den Ankern, an welchem das Schiff des Daſeyns auf dem fluthenden Meere des Lebens, und des hin und wieder ſtrömenden Wollens gehalten wird: ein göttlicher Licht- und Anhaltspunkt der Wahrheit. Doch aber muß bemerkt werden, daß das Verſtehen dieſes innern Vernehmens, wie ich es ſo eben geſchildert habe, nicht mehr der Vernunft angehört, welcher allein das Vernehmen ſelbſt zukommt. Das Verſtehen deſſelben aber, die innere höhere Bedeutung und Erklärung, die hinzugefügte, oder darinn erkannte Beziehung deſſelben auf Gott, muß eben, weil es ein Verſtehen iſt, dem Verſtande zugeſchrieben werden. Hier iſt nun der Punkt, wo der für die ganze Theorie des Bewußtſeyns, und das philoſophiſche Verſtändniß deſſelben, ſo wie alles Wiſſens höchſt wichtige Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft, näher erörtert werden ſoll. Ich möchte dazu eine etwas ungewöhnliche und dem erſten Anſchein nach gewagte Wendung nehmen, die aber vielleicht um ſo ſchneller zum Ziele führen, und den geſuchten Unterſchied in volle Klarheit ſetzen wird. So wie die früher angewandte hypothetiſche Vergleichung mit den vorgezogenen Geiſtern uns zum Uebergang diente, um das Vermögen der Fantaſie als den charakteriſtiſchen Unterſchied des menſchlichen Bewußtſeyns auf das anſchaulichſte hervorzuheben: ſo möchte ich nun noch einen Schritt weiter gehen, um aus dem anerkannten Charakter des göttlichen Bewußtſeyns, einiges über die verſchiedenen Functionen des menſchlichen, und ihre Stellung gegen einander und gegen das Höhere abzuleiten. Ich werde aber auch hier nichts vorausſetzen, als das Allerbekannteſte, und allgemein Verſtändliche. Gott iſt ein Geiſt, ſo heißt es überall, wo nur irgend der Glaube an den Einen Gott und der Begriff deſſelben erkannt und verbreitet iſt; Gott iſt ein Geiſt, und deßwegen wird ihm dann ein allwiſſender Verſtand, und ein allmächtiger Willen beygelegt. Dieſer Ausſpruch, mit welchem ein einigermaßen verſtändiges Kind doch ſchon eine Art von Sinn verbinden kann, iſt zugleich das Grund-Axiom, welches ſchon vieles des Weſentlichſten von allem, was der tiefſte Denker nur irgend von Gott zu wiſſen vermag, in ſich ſchließt. Dieſelben Kräfte alſo, welche das Weſen und die beyden Functionen der erſchaffnen Geiſter ausmachen, Verſtand und Willen, können auch dem unerſchaffnen Geiſte unbedenklich beygelegt werden, obwohl nach einem erhabenen Maßſtabe des großen Abſtandes zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf; aber doch werden ſie Ihm im eigentlichen Sinne, und nicht bloß bildlich beygelegt. In der heiligen Schrift, in der Sprache des frommen Gefühls und Gebetes, auch bey andern Völkern, werden nun Gott eine Menge Eigenſchaften, Kräfte und Sinne in ganz menſchlichen und ſinnlichen Ausdrücken und Bildern beygelegt: da iſt von ſeinem Ohre, fahrung und den Sinnen geſchöpfte Erkenntniß iſt an dieſe Bedingung gebunden; es mag nun zunächſt von der äußern Erfahrung, und den gewöhnlichen niedern Sinnen, die Rede ſeyn, und man mag dieſe nun nach den beſondern Organen, wie gewöhnlich als fünf, oder nach einem mehr wiſſenſchaftlichen Princip nur für drey rechnen. Es gilt aber auch eben ſo gut von jenen in der letzten Betrachtung nachgewieſenen vier höhern und eigentlich wiſſenſchaftlichen Sinnen und Erkenntniß-Organen der innern und höhern Erfahrung, dem Vernunftſinn und Verſtandesſinn, dann dem Naturſinn oder der Fantaſie, und dem eigentlichen Gottesſinn, in dem innern freyen Willen des Menſchen. Nicht bloß als das Ahndungsvermögen im Menſchen iſt die Fantaſie als der höhere und innere Naturſinn zu betrachten, oder weil von dieſer Seite des Bewußtſeyns die Verwandſchaft des Menſchen und der menſchlichen Seele mit der Natur ſich am meiſten kund giebt; ſondern auch in der beſondern Form der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung des Natur-Phänomens zeigt ſich dieſes. Das dynamiſche Spiel des innern Lebens, und das Geſetz der lebendigen Kräfte darin, als welches das Weſen in jedem wahren Natur-Phänomen ausmacht, iſt ein fließendes und ſchwebendes, welches ſich, wie überall, ſo auch hier, nur mit der Fantaſie auffaſſen läßt, da im abſtracten Begriff erfaßt, das Leben ſogleich entflieht, und nur eine todte Formel zurückbleibt; wie dieß von den tiefern Naturforſchern jetzt auch wohl allgemein erkannt wird. Jede Auffaſſung eines Lebendigen aber in Gedanken, worin daſſelbe grade in ſeinem beweglichen Leben, und dem ſchwebenden und fließenden Zuſtande deſſelben aufgefaßt und feſt gehalten werden ſoll, iſt ein Act der Einbildungskraft, obwohl dieſes wiſſenſchaftliche Erfaſſen der Einbildungskraft, wie natürlich von ganz andrer Art iſt, und ſehr verſchieden von der künſtleriſchen oder dichteriſchen Fantaſie. Bemerkenswerth iſt es, daß ſelbſt die charakteriſtiſchen und glücklich treffenden Ausdrücke, die bey neuen und großen Entdeckungen der tieferen Natur-Phänomene, um ſie zu bezeichnen, gebraucht werden, meiſtentheils etwas bildlich kühnes oft auch Symboliſches an ſich haben, ſo daß ſich ſelbſt darin noch die Verwandſchaft der das rege Naturleben wiſſenſchaftlich auffaſſenden Fantaſie mit dieſer ſelbſt kund giebt. Es wurde bemerkt, daß in den äußern Sinnen, als einem der Fantaſie untergeordneten Seelenvermögen, eine höhere geiſtige Stufe als eine beſondere Naturgabe, oftmals ſich kund gebe, und gefunden werde, nämlich der Kunſtſinn, oder das Auge für die Schönheit der Form, und das muſikaliſche Gefühl in der Sphäre des Gehörs. Aber auch in der Sphäre des niedern Sinns der mehr bloß organiſchen Gefühle, entwickelt ſich eine höhere Stufe, und beſondre Art von mehr geiſtigen Wahrnehmungen, die aber nicht in die Sphäre des Kunſtgefühls gehören, ſondern wieder eine eigne und beſondre Art von Naturſinn bilden. Es gehören dahin die Gefühle der Sympathie und innern Wahlverwandſchaft, und manche lebendige Vorgefühle von eigentlicher Ahndung; von welchem allen auch bey manchen Thieren einige Spuren gefunden werden, ſo wie auch in der Sphäre der muſikaliſchen Gefühle und Töne ein Anklang entfernter Verwandſchaft zwiſchen der Seele des Menſchen und der in den höhern Thieren ſich ausſprechenden Naturſeele ſchon früher erwähnt und bemerkt wurde. Ueber die unzählige Menge ſolcher Ahndungsgefühle aus allen Zeiten, mehr erreicht werden. Nach dieſer Ableitung, welche eine eigne Wiſſenſchaft der angewandten Poetik begründet, iſt das Intereſſante dasjenige, was proviſoriſchen Kunſtwerth hat. Zwar hat das Intereſſante nothwendig auch intellektuellen oder moraliſchen Gehalt; ob aber auch Werth, daran zweifle ich. Das Gute, das Wahre ſoll gethan, erkannt, nicht dargeſtellt und empfunden werden. Auf eine Menſchenkenntniß, welche aus dem Shakſpeare, auf eine Tugend, welche aus der Heloiſe geſchöpft ſeyn ſoll, wollen wir keinen beſondern Werth legen; ſo viel Rühmens auch diejenigen davon machen, welche gern recht viel Empfehlungsgründe für die Poeſie anhäufen. Selbſt in der Kunſt hat das Intereſſante aber nur eine proviſoriſche Gültigkeit.

So gefährlich es nun iſt, neue Kunſtwörter zu prägen, ſo ſchien es mir doch, und ſcheint mir auch noch jetzt durchaus nothwendig, die Tragödie des Sophokles und des Shakſpeare, Dichtarten, welche ſich faſt durch alle Merkmahle entgegengeſetzt ſind, durch ein bedeutendes Beywort zu unterſcheiden. Doch ſcheint mir die Benennung einer philoſophiſchen Tragödie ſelbſt nicht die ſchicklichſte zu ſeyn. Beſſer wäre es vielleicht, die Tragödie, deren Begriff in der reinen Poetik oder

Gegenden und Sphären des Lebens, wohin denn auch die bedeutenden Träume mit zu rechnen ſind, iſt es nach der ganzen Natur dieſer Erſcheinungen, und der dabey ſo mannichfach mit zu erwägenden menſchlichen Erzählungs- und Beobachtungsweiſe, im Einzelnen wohl oft ſehr ſchwer, ins Reine zu kommen, und ein ganz beſtimmtes Endurtheil zu fällen. Läugnen läßt ſich im Ganzen die Sache aber eben ſo wenig, wie auch die meiſten der unbefangnen und tiefern jetzigen Naturforſcher dies längſt nicht mehr zu thun pflegen. Wenn nun aber ein ſolches unmittelbares Gefühl des unſichtbaren Lebens, und des unſichtbaren Lichts als eine entſchiedene Kraft und ein durchaus beſtimmter Zuſtand ſich frey entwickelt, deutlich und klar hervortritt: ſo iſt damit allerdings ein neues Organ und eigner Naturſinn eröffnet, der eben ſo wenig unfehlbar, wie jeder andre Sinn iſt, der aber doch die Quelle ſehr merkwürdiger Erſcheinungen werden kann, die mehr als jede andre die ſtrengſte Unterſcheidung erfordern. Nur kann dieſe freylich nicht durch einen bloßen Querſtrich der Willkühr gefunden werden; eben ſo wenig, als man durch einen ſolchen die elektriſchen Erſcheinungen aus der Natur und der Atmoſphäre, wo ſie nun einmal wirklich vorhanden ſind, würde ausſcheiden oder wegſchaffen können. —

Billig iſt es und recht, und dem wahren menſchlichen Wiſſen gemäß, wenn auch die Naturwiſſenſchaft mit dem Menſchen anfängt; ſichrer aber ſcheint es, um ihn von der Naturſeite zu betrachten, daß man zuvörderſt ſuche, über das Ganze ſeiner Beſchaffenheit in dieſer Beziehung eine klare und leitende Idee zu gewinnen, als ſich zu früh in das einzelne Phänomer einer beſondern Sphäre zu verliehren. Für das Ganze der menſchlichen Organiſation oder den organiſchen Leib, als den dritten Beſtandtheil des menſchlichen Daſeyns, will ich nur anmerken, daß ſo wie jenes dreyfache Prinzip deſſelben, von Geiſt, Seele und Körper ſich in der beſondern und engeren Sphäre der Sinne, der Triebe und Leidenſchaften, dann auch in der dreyfachen Form und Verſchiedenheit des zerrütteten Bewußtſeyns wiederhohlt; es ebenfalls auch auf den organiſchen Leib überhaupt wieder angewandt werden kann. Dieſer ganze wunderbare Gliederbau, die Structur der Knochen und Muskeln, das äußere organiſche Gebilde, iſt gleichſam wieder der Körper, der vorzüglich materielle Beſtandtheil, im lebendigen Körper; die Seele des Menſchen, hier alſo die organiſche Seele, iſt im Blute, und in den fünf oder ſechs innern Blut-Organen, welche zur Bereitung, dann zum Kreislauf deſſelben beſtimmt ſind, oder auch um die Flamme des Lebens auf dem innern Heerde, durch das Athmen, und den lebendigen Wechſel mit der äußern Luft beſtändig zu erhalten. Ein drittes Element, und zwar das höhere unter den dreyen, iſt aber noch durch ſeine Wirkungen auf das Gehirn bemerklich, in den höhern Sinnen und Functionen, überhaupt in dem ganzen Nervengeflechte. Aber es liegt nicht in der Nervenfaſer; die Anatomie mag es nicht erfaſſen, da es nicht einmal dem Auge ſichtbar iſt, daher Einige es auch Nervenäther genannt haben, um ſein geiſtiges Weſen zu bezeichnen; geiſtig nämlich im Verhältniß und im Vergleich mit den andern beyden Beſtandtheilen, der Blutſeele, und dem äußern Gliederbau, als der Geiſt des Lebens im organiſchen Leibe. Sehr genau und ſcharf unterſcheidet die h. Schrift dieſen geiſtigen Körper, wie ſie ihn nennt, im Menſchen, von dem Leibe der

Seele, oder der organiſchen Blutſeele, und nennt ihn das Saamenkorn der Auferſtehung, weil eben dieſer unſichtbare Lichtkörper des Menſchen, im Momente des Todes aus der irdiſchen Hülle heraustritt, um dann zu ſeiner Zeit auf eine ſchönere Weiſe wieder damit vereinigt zu werden. Und der Tod ſelbſt iſt eben nichts andres als dieſes gänzliche Heraustreten und ſchmerzliche Losreißen deſſelben von dem äußern organiſchen Leibe, wo dann nach der Trennung der unſterblichen Pſyche, dieſer unſichtbaren Lichtpflanze der Ewigkeit, aus dem abgeſtreiften Leichnam, ſogleich die Züge und das Gepräge, man könnte ſagen die Phyſiognomie der Verweſung ſich einſtellt. Dieſer unſichtbare innere Lichtkörper, iſt zugleich auch das Organ und der Träger aller höhern Kräfte und geiſtigen Erſcheinungen in der menſchlichen Organiſation; indem es ſich wohl begreifen läßt, wie ein partielles Hervortreten, dieſes im geſunden organiſchen Leben latenten Lebenslichts, ſolche ungewöhnliche Phänomene erzeugt, während ein vollkommnes Hervortreten oder Losreißen deſſelben den Tod zur Folge haben, oder vielmehr ſelbſt der Tod ſeyn würde. Leicht kann eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Naturanſicht in dieſen Begriff, wenn er ſo geſtellt, und ſo gefaßt wird, eingehen, oder ihn gelten laſſen, allein der wahre Maaßſtab, und die Richtſchnur der richtigen Beurtheilung für die Erſcheinungen dieſer Art, kann nur in einer höhern Region geſucht und gefunden werden, weil dieſelben eben ſchon an der äußerſten Gränze des natürlichen Lebens und der Natur liegen und zum Theil ſchon über dieſelbe hinausgehen.

Wir folgen alſo lieber dem ſehr langſamen aber feſten Entwicklungsgange der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, ſo wie dieſelbe vor noch nicht vollen drittehalb tauſend Jahren bey den Griechen begonnen hat. Im Grunde hat ſie auch dort mit der Erkenntniß des Menſchen, ſeiner Erkrankung und Heilung angefangen. Denn wenn unſre heutigen Phyſiker noch nicht allgemein geneigt ſeyn möchten, die Natur-Ideen der erſten griechiſchen Philoſophen, als einen Anfang der Wiſſenſchaft gelten zu laſſen; jene Ideen, vom Waſſer als dem Weſen aller Dinge, oder von der Luft und dem Feuer in der gleichen Anwendung, ſo ſehr ſich dieſelben auch als lebendige Anſchauungen, durch die Einfachheit ſelbſt, als erſte Anfänge eines klaren Denkens über die Natur, oder einer höhern Anſicht derſelben empfehlen können; ſondern dieſelben nur als dichteriſche Kosmogonien meiſtens noch in das Gebiet der Fantaſie hinüber weiſen: ſo verehren dagegen die Meiſter der Heilkunde mehrentheils auch jetzt noch, weit dankbarer, mit voller Anerkennung den Hippokrates als den Stifter der Kunſt. Und zwar als ſolche, nicht eigentlich als Wiſſenſchaft, oder doch weit mehr als Kunſt, wurde die Heilkunde von dem Stifter ſelbſt, und den ihm nachfolgenden Meiſtern betrachtet, als die Kunſt der Kriſis und der Heilung, wo der ſichere Takt eines geübten, und richtig treffenden Urtheils entſcheidet, wo der genialiſche Tiefblick in die geheime Werkſtätte des Lebens, oder in die verborgene Quelle des Todes eigentlich die Hauptſache iſt und immer bleibt. Die bloß hiſtoriſche Kenntniß der verſchiedenen Krankheitsformen und Heilmittel, Botanik, Anatomie und Kenntniß des menſchlichen Körpers und ſeiner Organe, bilden nur die Materialien-Sammlung, die äußere Sphäre des mediciniſchen Wirkens; das Weſentliche in dieſem ſelbſt bleibt aber eben jener Blick in das Innere; und die ihn am meiſten beſaßen, haben am wenigſten geglaubt, darin ſchon eine vollſtändige Wiſſenſchaft zu beſitzen. Weil aber gleichwohl das die einzige Erkenntniß der Natur iſt, welche verdiente, eine Wiſſenſchaft derſelben genannt zu werden, wenn man dahin gelangte, das Leben zu verſtehen, und den Tod zu begreifen oder zu erklären; und der Blick des wahren Arztes doch am tiefſten dahin eindringt, in den mannichfachen Wechſel und Kampf zwiſchen beyden, und in die Geheimniſſe dieſes Kampfs: ſo iſt dieß wohl eigentlich als der erſte Lebenskeim der künftigen Naturwiſſenſchaft zu betrachten, der während des noch unentwickelten Zuſtandes derſelben, die erſten anderthalb oder zwey Jahrtauſende hindurch, im Innern der Heilkunſt und Heilkunde wie im embryoniſchen Zuſtande verborgen ſchlummerte. Die an ſich ſehr achtungswerthen naturhiſtoriſchen, geographiſchen, aſtronomiſchen Beobachtungen dieſer ganzen Vorbereitungszeit, bilden wohl einen reichen Vorrath der nützlichſten Materialien, aber ſie geben uns nicht das innere Wiſſen, woron allein jener heilkundige Blick in das Leben, und in dem Zuſammenhang deſſelben, den erſten Anfang oder ſchwachen Verſuch enthielt. So verhält es ſich überhaupt mit der Naturwiſſenſchaft, und mit der Möglichkeit derſelben: wenn die Natur eine lebendige Kraft iſt, wenn das in ihr waltende Leben einigermaßen mit dem Leben des Menſchen und der Menſchen Seele, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad verwandt iſt, wenn gleich in einem ziemlich weiten Abſtande der Entfernung; dann iſt eine Erkenntniß der Natur ſehr denkbar, und recht wohl möglich, denn nur das Gleiche, oder auch das Aehnliche, und Verwandte, kann durch das Gleiche erkannt werden; wenn gleich auch dieſe Erkenntniß hochſt unvollkommen ſeyn mag, und immer nur Stückwerk bleiben wird. Wäre die Natur eine todte, ſteinerne Maſſe, wie es ſich manche wohl ſo zu denken, oder einzubilden ſcheinen, ſo wäre es ganz unbegreiflich, wie dieſe fremdartige Steinmaſſe in unſer Ich hinein kommen könnte, und es würde am Ende der idealiſtiſche Zweifel ganz begründet erſcheinen, ob nicht dieſes alles am Ende ein bloß in unſern Gedanken exiſtirendes Fantom des äußern Wiederſcheins von uns, und Produkt unſers eignen Ich ſeyn möchte. Es iſt oft von angebohrnen Ideen des Menſchen in der Philoſophie die Rede geweſen; eigentlich aber ſind die weſentlichen Functionen und verſchiedene Acte des Denkens, und Begriffe derſelben nichts als die natürliche Eintheilung unſers Denkvermögens, und iſt es nicht nöthig deswegen eine ſolche vorangegangene Einſchachtelung dieſer allgemeinen Begriffe in demſelben vorhergehen zu laſſen. Eben ſo wenig iſt es nöthig zur Erklärung der Erkenntniß von Gott, welche wir haben, eine angebohrne Idee von Gott im Geiſte des Menſchen anzunehmen, was überdem auf die ganz willkührliche Vorausſetzung, einer ſchwer zu faſſenden Präexiſtenz des Geiſtes oder der Menſchen Seele führen würde. Und da kein erſchaffenes Weſen eine Idee von Gott haben kann, außer dem Er ſie mittheilte oder verleihen, und ſich zu erkennen geben will, ſo geſchieht dieß auch in demſelben Augenblick, wo Er es will, ohne daß es dazu eigentlich einer angebohrnen Idee bedürfte. Wohl aber möchte ich eine andre Art von angebohrner Idee im Menſchen, wie er jetzt iſt, und wie ich glaube, nicht ohne Grund, annehmen, und zwar nur dieſe Eine: nämlich die eingebohrne Idee des Todes, welche als eine falſche Lebenswurzel und wahrhaft geiſtiges Contagium das todte Denken her-

Dinge und von dieſer Seite angeſehen, wie ſchon früher geſagt wurde, wohl keine andre ſeyn, als die Wiederherſtellung des urſprünglichen Bewußtſeyns und der wahren Einheit dieſes Bewußtſeyns, ſo weit dieſelbe nach menſchlichen Kräften möglich iſt. Denn daß die wahre und bleibende Einheit des Bewußtſeyns, wenn ſie überhaupt erreichbar iſt, nur in Gott gefunden werden kann, darf man ohnehin vorausſetzen und könnte nur von demjenigen bezweifelt werden, der dieſe Einheit und ihre Wiederherſtellung überhaupt für unmöglich erklärte; worüber ſich leicht viel hin und her ſtreiten läßt, was aber, da das Streiten doch nie hilft, am beſten durch die That ſelbſt, wenn der Verſuch nähmlich gelungen iſt, entſchieden werden kann. Daher denn auch die Philoſophie überall Gott zum Grunde legen, von Gott ausgehen und alles aus dieſer Quelle ſchöpfen muß. Dann aber, und auf dieſem Wege wandelnd und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt ſie keine müßige Betrachtung und bloße Beobachtung des innern Seyns und Denkens, kein todtes Wiſſen allein, ſondern ein lebendiges Streben und denkendes Wirken, zur Wiederherſtellung des verderbten und entarteten Bewußtſeyns in ſeine einfache Natur und urſprüngliche Einheit. Dieſer Weg iſt auch derjenige, der hier zum Grunde gelegt, oder vielmehr das Ziel, welchem, wenn auch nur unvollkommen aus beſten Kräften nachgeſtrebt werden ſoll. Eine jede von den vier bis jetzt mitgetheilten Betrachtungen enthielt nun, obwohl in freyer darſtellender Form, den Verſuch, irgend einen beſtimmten Zwieſpalt des Bewußtſeyns, unter denen die am allgemeinſten herrſchend ſind und das ganze Daſeyn am weſentlichſten ſtören, zur glücklichen Auflöſung zu bringen, und zu verſöhnen; in wieſern die Aufgabe mehr oder minder unvollkommen oder befriedigend in dieſen vier Anfangsverſuchen wirklich geloſt und glücklich erreicht ſey, wird ſich am beſten näher prüfen laſſen, nach eben dieſer Idee von der Philoſophie, als der Wiederherſtellung des verdorbenen Bewußtſeyns in den geſunden Zuſtand, in ſeine urſprüngliche Einheit und volle Lebenskraft, als worin die wahre Beſtimmung derſelben zu ſuchen iſt.

Der erſte Zwieſpalt, welchen ich mich aus dem Wege zu räumen bemühte, war der zwiſchen der Philoſophie ſelbſt und dem Leben. Wenn aber nicht das abſtracte Denken und die dialektiſche Vernunft der Mittelpunkt des Bewußtſeyns iſt, ſondern die denkende und die liebende Seele; ſo fällt die eingebildete Scheidewand zwiſchen der Philoſophie und dem Leben von ſelbſt weg. In der zweyten Betrachtung ſuchte ich, weil der Zwieſpalt zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, zwiſchen dem Ewigen und dem Vergänglichen, nur durch die That und durch das Leben zu löſen iſt, wenigſtens den Weg zu zeigen, auf welchem dieſe Einheit und Ausgleichung gefunden werden kann, und die Ueberzeugung lebendig zu begründen, daß es wohl eine wahre Begeiſterung giebt, wo das unendliche Gefühl ſich auch als ein Wirkliches bewährt; und wie auch die irdiſche Neigung und Liebe, in dem geheiligten Bunde der Treue und Ehe, das Gepräge des Unverbrüchlichen und Ewigen annimmt und eine Quelle wird von ſehr vielen göttlichen Seegnungen und ſittlichen Banden, die ſtärker ſind und mehr wirken für die ſittliche Begründung des Lebens, als alle allgemeinen Vorſchriften und bloßen Begriffe einer mehr aus dieſen als aus dem Leben ſelbſt geſchöpften Sittenlehre. In der reinen Sehnſucht endlich wurde ein höheres Streben nachgewieſen, welches allerdings auf ein Unendliches, Ewiges, Göttliches gerichtet iſt; aber freylich muß auch dieſes ſich als ein wirkliches bewähren, durch die Früchte, die es hervorbringt; worüber etwas näheres zu beſtimmen, ſich gleich unten die Stelle finden wird. Die dritte Betrachtung hatte den Zwieſpalt zwiſchen dem Innern und Aeußern im Denken und im Wiſſen zum Gegenſtande, ſo wie die Auflöſung deſſelben. Wenn alles Wiſſen ein bloßes Vernunft-Wiſſen wäre, ſo würde dieſer Zwieſpalt zwiſchen dem Innern und dem Aeußern ganz unauflöslich ſeyn und es völlig unbegreiflich bleiben, wie jemahls ein Fremdes und Andres von außen in uns und unſer Ich hineinkommen und von demſelben erkannt werden könnte. Iſt aber alles Wiſſen ein poſitives Wiſſen, iſt auch die Erkenntniß des Geiſtigen und Göttlichen nur eine innere und höhere Erfahrungswiſſenſchaft; ſo iſt mit dieſer Idee von der Offenbarung, der Schlüſſel der Erklärung und die Möglichkeit einer Erkenntniß Gottes und des Göttlichen zugleich gegeben und gefunden. Selbſt auf die Natur läßt ſich dieſes anwenden, ſobald von dem Ganzen und Innern derſelben die Rede iſt, von der in ihr waltenden lebendigen Kraft oder dem ſie beſeelenden Geiſte, oder von der Erkenntniß dieſes Innern und Ganzen; denn auch dieſes läßt ſich nicht mit Händen greifen, wohl aber ſpricht die Natur zu uns, für den, der ihre Sprache zu verſtehen weiß, was freylich iſolirt genommen und ohne Beziehung auf Den, der ihr den Urſprung gegeben und ihr Ziel beſtimmt hat, und wenn alſo die beyden Endpunkte alles Verſtehens der Natur weggeworfen werden, nicht wohl möglich ſeyn dürfte. Nachdem aber nun die Menſchen den angebohrnen Zwieſpalt ihres innerſten Bewußtſeyns auch auf alle äußre Gegenſtände ſo weit übertragen, daß ſie ſelbſt Gott und die Natur, die irdiſche Sinnenwelt und den Schöpfer derſelben, aus einander reißen und gegen einander ſtellen, und die Naturwiſſenſchaft mit der Erkenntniß Gottes und ſeiner Offenbarung in feindliche Oppoſition bringen; ſo war die vierte und letzte Betrachtung dem Verſuch gewidmet, auch hier eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen, oder wenigſtens den erſten Grund zu legen und den Weg anzudeuten, wie eine ſolche gefunden und zu Stande gebracht werden könnte. Eine Aufgabe, die um ſo wichtiger iſt, weil dieſer Zwieſpalt nicht bloß im Wiſſen Statt findet und auf das Gebiet des Wiſſens beſchränkt iſt, ſondern auch im wirklichen Leben dieſe verſchiedene Anſicht und Denkart in eben ſo viele Partheyen ſcharf getrennt erſcheint und ſich feindlich gegenüber ſteht. Und obgleich dieſe bloß nach der Form und Richtung des Denkens geſchiednen Claſſen nicht ſo öffentlich unter beſtimmten Nahmen, wie die andern Partheyen im Glauben oder im Staat zu unſrer jetzigen Zeit hervortreten; ſo iſt der Zwieſpalt darum nichts deſto weniger ein ſehr wirklicher und auch allgemein und überall im wirklichen Leben bemerklicher. Die erſte und bey weitem größere Anzahl bildet wohl die Claſſe der bloßen Vernunftdenker, die alles gleichgültig bezweifeln und mehrentheils alles nach dem Standpunkte dieſes Zweifelns beurtheilen; die zweyte Parthey iſt die der ausſchließenden Anhänger der Natur, welche unter den wiſſenſchaftlichen Menſchen ſehr zahlreich ſind; die dritte Claſſe derjenigen endlich, welche die Richtſchnur ihres Denkens und den Maaßſtab der Beurtheilung allein aus der poſitiven Quelle der göttlichen Entſcheidung ſchöpfen wollen, würde am leichteſten, wenn ſie nur noch um einige Stufen tiefer aus dieſer nähmlichen Quelle objektiven Kunſtwiſſenſchaft aufgeſtellt wird, und deren Beyſpiel die griechiſche Dichtart liefert, die objektive; die Shakſpearſche Dichtart hingegen, welche aus ſentimentalen und charakteriſtiſchen Beſtandtheilen ein in ſich vollkommnes und vollkommen ſelbſtſtändiges intereſſantes Ganzes organiſirt, die intereſſante Tragödie zu nennen. Will man fernerhin auch die Dichtart des Corneille, Racine und Voltaire, aus übertriebner Schonung gegen den Sprachgebrauch, Tragödie nennen; ſo könnte man ſie durch das Beywort der franzöſiſchen unterſcheiden, um gleich daran zu erinnern, daß dieſes nur eine nationale Kunſtform und Dichtart ſey.

Den beſten Commentar für dieſe Theorie und den geſammten künſtleriſchen Standpunkt in der nachſtehenden Abhandlung würde eine ganz in dieſem Sinne vollendete Geſchichte der Attiſchen Tragödie geben. Sie würde nicht allein den höchſten Gipfel, welchen die claſſiſche Dichtkunſt erreicht hat, genau beſtimmen, ſondern auch die Bildungsſtufen ihrer Geſchichte am deutlichſten erklären. Denn wie nach der Meynung des Platoniſchen Sokrates, was ſittliche Vollkommenheit eigentlich ſey, in der größern Maſſe des Staats ſichtbarer iſt, als im einzelnen Menſchen; ſo ſind ſchöpfen möchte, jeder Kraft und jeder Wahrheit in allem übrigen Denken und Wiſſen, ihre rechte Stelle aus jenem Mittelpunkte anweiſen können, und eben dadurch den allgemeinen Zwieſpalt am meiſten zu löſen und zu verſöhnen im Stande ſeyn. Inſofern ſie aber nicht dieſen verſöhnenden Weg, gegen das andre, wahre, natürliche, geſchichtliche oder künſtliche Wiſſen einſchlagen, ſondern bloß den einer abſoluten Verwerfung oder negativen Beſchränkung und Umzäumung; ſo ſinken ſie eben dadurch, was ſie grade am wenigſten ſollten, auch nur zu einer Parthey wie die andern herab, da ſie eigentlich doch viel höher ſtehen würden als dieſe, und tragen nun ihrerſeits auch noch dazu bey, den Zwieſpalt im Bewußtſeyn und die Zwietracht im geiſtigen Leben recht feſt zu begründen und dauernd zu erhalten. Dieſe drey Partheyen, welche die Zeit und das Leben unter ſich theilen und nach der in Jedem vorherrſchenden Denkart, beherrſchen, ſind alſo die der Vernunftdenker, der Naturanhänger und die der abſoluten Entſcheider aus der höhern und göttlichen Autorität; ſo lange die Entſcheidung und Richtung dieſer letzten bloß negativ bleibt und alſo für das Ganze des Lebens ungenügend iſt.

Nachdem wir nun gleich zum Anfange nach vier verſchiedenen Seiten die Betrachtung hingelenkt haben, um jene wichtigſte Thatſache des wirklichen Bewußtſeyns, jenes groſe Phänomen des allgemeinen Zwieſpalts in demſelben, in eben ſo vielen verſchiednen Sphären und Formen aufzufaſſen und darzuſtellen; nachdem in gleicher Weiſe auch in derſelben vierfachen Richtung der Verſuch hinzugefügt worden iſt, dieſen, dem menſchlichen Bewußtſeyn durch die urſprüngliche Verfinſterung der Seele anklebenden Erbfehler eines eben ſo allgemeinen und tief eingreifenden als mannichfach ſich geſtaltenden und in viele Arten und Formen theilenden Zwieſpalts, einer verſöhnenden Ausgleichung näher zu führen, als erſter Anfang der Rückkehr und Annäherung zur urſprünglichen harmoniſchen Einheit: ſo wird es nun wohl nicht mehr zu früh oder voreilig ſcheinen können, daſſelbe Problem nun auch allgemeiner zu faſſen, für das geſammte menſchliche Bewußtſeyn überhaupt und im Ganzen genommen; wobey wir uns zunächſt aber darauf beſchränken, dieſe Frage und ganze Angelegenheit nur bloß von der pſychologiſchen Seite in Erwägung zu ziehen. Wie nun das menſchliche Bewußtſeyn viel einfacher und harmoniſcher ſeyn könnte und wie es etwa, ohne dieſe eigentlich doch nur zufällige Zertheilung der einzelnen Seelenvermögen zu denken wäre; das iſt im Allgemeinen wohl nicht ſo gar ſchwer anzugeben. Einer der erſten unter den neuern deutſchen Philoſophen ſagt einmahl von der Seele, daß ſie etwas ganz Ueberflüſſiges und eine bloße Erdichtung ſey. Dieſe Aeußerung kam eben daher, daß er den Mittelpunkt des Lebens und des Bewußtſeyns in ſeinem Syſtem ſchon verlaſſen hatte. Wer dieſen feſthält, der wird jener Behauptung gewiß nicht beyſtimmen, welche dem allgemeinen Menſchengefühl widerſtreitend, ohnehin keiner beſondern Widerlegung bedarf. Was aber die beyden Hälften oder Seiten der denkenden Menſchenſeele, in welche dieſelbe zerfällt oder geſpalten iſt, die Vernunft und die Fantaſie betrifft; ſo ſind dieſe beyden Vermögen freylich keine Erdichtung, ſondern ſie ſind wahrhaft und wirklich im Bewußtſeyn vorhanden, wo ſie abgeſondert, wie auch im Leben ſelbſt, oft in feindlicher Richtung einander gegenüber ſtehen. Ueberflüſſig iſt nun dieſe Abſonderung und Eintheilung zwar wohl nicht zu nennen, aber als ſchlechthin nothwendig und ſchon urſprünglich weſentlich läßt ſie ſich auch nicht betrachten. Wenn alles Denken ein lebendiges, wenn die denkende und die liebende Seele in ihrem Mittelpunkt Eins geblieben wäre: dann würde das äußerlich geordnete Denken und Schließen, und das innerlich fruchtbare Denken, Sinnen und Erfinden gar nicht getrennt und geſondert ſeyn, wenigſtens nie in Zwietracht und Oppoſition gegen einander ſtehen, ſondern beydes harmoniſch zuſammen verbunden ſeyn, in dem lebendigen Denken der liebenden Seele. Auch die verſchiednen Formen einer höhern Liebe und eines höhern Strebens, ja auch jede erlaubte irdiſche Neigung würde in dem Ganzen dieſes harmoniſchen Seelenlebens mit verflößt ſeyn und nicht mehr als ein einzelnes Vermögen, oder als eine abgeſonderte, dem Ganzen oft widerſtreitende Kraft betrachtet werden können. Selbſt das Gewiſſen würde nicht als eine ſolche, als einzelner Act und eine einzelne Function des Urtheils ganz eigner Art abgeſondert hervortreten; ſondern es würde nur wie ein inneres Zartgefühl und das lebendige Pulſiren des ſittlichen Urtheils mit verflößt ſeyn in dem Leben des Ganzen. — Sinne und Gedächtniß ſind ohnehin nur dienende Vermögen, die als einzelne nur in der jetzt herrſchenden Abſonderung und Zerſpaltung erſcheinen; ſie würden dann, in dieſer Vorausſetzung eines viel einfacheren und noch harmoniſchen Bewußtſeyns nicht mehr als ſolche, als einzelne, abgeſonderte Seelenkräfte, ſondern bloß als leibliche Organe zählen. Es würde alſo, wenn die Seele nicht verfinſtert, wenn ſie ganz klar und licht und ruhig in Gott geblieben wäre, das menſchliche Bewußtſeyn viel einfacher ſeyn, als jetzt nach allen dieſen abgeſonderten Vermögen, die wir ſchon an demſelben aufgefunden und unterſchieden haben. Es würde daſſelbe alsdann bloß aus Verſtand, Seele und Willen beſtehen; denn wollte man auch dann noch die Seele in der dreyfachen Richtung derſelben, als die denkende, fühlende und liebende Seele unterſcheiden, ſo würde doch dieſer Unterſchied kein Zwieſpalt und innrer Streit ſeyn, ſondern es würde die denkende, fühlende, liebende Seele harmoniſch unter ſich verbunden, und in dieſer harmoniſchen Verbindung mit ſich ſelbſt Eins ſeyn. Der Unterſchied zwiſchen Verſtand und Willen würde fortbeſtehen, da er allen erſchaffenen Geiſtern weſentlich iſt und ſelbſt dem unerſchaffenen Geiſte noch in einem gewiſſen Sinne beygelegt wird; allein auf dem fruchtbaren Boden dieſes harmoniſchen Denkens und Fühlens, in dieſem Seelen-Garten des innern Lichts würden ſie befreundet zuſammen wandeln und mit einander wirken, niemahls aber als abgeſonderte Weſen in feindlich geſchiedener Richtung aus einander gehen, oder wie mehrentheils im wirklichen Leben durch eine große Kluft von einander getrennt ſeyn und außer aller Berührung ſtehen. — So ungefähr alſo, oder doch auf ähnliche Weiſe, müßte man ſich das menſchliche Bewußtſeyn denken und anſchaulich zu machen ſuchen, wie es urſprünglich nicht finſter, zerriſſen und in den Zwieſpalt gebannt, ſondern durchaus harmoniſch und viel einfacher war. — Was nun Verſtand und Willen, als eine dem Geiſt überhaupt weſentliche Eigenſchaft und Eintheilung der Kraft, die aber nicht disharmoniſch zu ſeyn braucht, betrifft; ſo wird mir für das, was ich noch darüber hinzuzufügen habe, die ſchon früher berührte Aeußerung eines der andern neuern deutſchen Philoſophen zum Uebergang und Stützpunkt cherley anſteckenden Dünſten noch im chaotiſchen Kampfe wechſelt, das ſetze ich hier als etwas Bekanntes voraus; und was iſt denn das Anſteckende überhaupt anders, als eine lebendige Fortpflanzung des Todes und der Fäulniß oder der Verweſung? Und ſind nicht auch viele Gifte, beſonders die thieriſchen, ein wahrhaft Lebendiges? Dürfte man nun nicht jene Betrachtungsweiſe und die Thatſache von den krankhaften Erzeugniſſen eines falſchen Lebens und dem Gewürme der Verweſung noch weiter ausdehnen auf andere bösartige Produkte der Natur? Konnte man nicht die Schlangen z. B. als ſolche krankhafte Erzeugniſſe und gleichſam wie die Eingeweidewürmer der Erde betrachten? Daß auch die feindlichen Geiſter nicht ohne Einfluß auf die Natur ſind, und an manchen Stellen derſelben ihre bösartige Einwirkung ſehr deutlich zu bemerken iſt; das iſt wohl unläugbar. Auch die Affen ſind von manchen ſchon nicht ſowohl für ein urſprüngliches Geſchöpf gehalten worden, als für einen Sataniſchen Einfall zur boshaften Parodie auf den Menſchen, als den beneideten Liebling Gottes in der irdiſchen Schöpfung. Daß der Fürſt dieſer Welt, welcher Ausdruck durchaus nicht bloß von der verderbten Menſchenwelt zu verſtehen iſt, ſondern ſehr deutlich und ausdrücklich mit auf die jetzige Natur und verderbte Sinnenwelt bezogen wird, auch auf die Productionskraft dieſer entarteten und verderbten Natur hier und da, bis auf einen gewiſſen Grad, einen giftigen Einfluß haben kann; daß es alſo auch eine Productionskraft des Böſen in der Natur gibt, läßt ſich wohl nicht läugnen und ſteht auch mit der Offenbarung gar nicht im Widerſpruch. Nur aber muß jene vergiftende Einwirkung, als in beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen, gedacht werden; indem Derjenige, dem die Welt und auch der Fürſt dieſer Welt unterworfen ſind, jenem giftigen Einfluſſe, nach ſeiner Weisheit, wie bey aller Zulaſſung des Böſen, ſchon ſein beſtimmtes Maaß und Ziel geſteckt haben wird. — Wenigſtens aber dürfen wir nicht ſo geradezu annehmen und glauben, daß wir noch einen ganz reinen und unverdorbenen Gottes-Text in dem Buche der Natur vor uns haben, wie er urſprünglich aus den Händen des Schöpfers hervorging. Sehr wichtig iſt es für die Beurtheilung der göttlichen Ordnung in der Natur, dieſes ja nicht unbeachtet zu laſſen; und darum iſt jener Unterſchied ſo wichtig, welchen der ſchon früher erwähnte Ausdruck der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte in ſich ſchließt: „Und die Erde bringe hervor“ u. ſ. w.; damit nicht alle Hervorbringungen dieſer Erde, und einer jetzt ſo unvollkommenen, hier und da krankhaften, zum Theil auch ganz ſichtbar unter feindlichen Einflüſſen ſtehenden Natur, ſogleich unmittelbar der Weisheit des Schöpfers zugeſchrieben werden. — Manche Schriftſteller, welche wohl die gute Abſicht haben, die göttliche Ordnung in der Natur nachzuweiſen und gegen die Einwürfe des menſchlichen Vorwitzes zu vertheidigen, verziehen es darin, daß ſie eine viel zu eng gefaßte Anſicht in ſehr gewagten Behauptungen allzu ſcharf auf die Spitze ſtellen, indem ſie dabey jenen moſaiſchen, dem Anſchein nach geringen, im Grunde aber höchſt weſentlichen Unterſchied ganz aus den Augen laſſen; und ſo der guten Sache, die ſie durchführen möchten, mehr Zweifel und Gegner erwecken, als Nutzen bringen. Die beſte Löſung ſolcher Zweifel, die am meiſten genügende Antwort auf alle ſolche und ähnliche Fragen oder fragende Gefühle liegt in dem Zweck der jetzigen Natur im Ganzen und überhaupt; nach ihrem dreyfachen Charakter und der dreyfachen Beſtimmung ihres Daſeyns, wie ſolche ſchon früher angegeben worden; nach welcher dieſe jetzige irdiſche Natur zunächſt iſt und ſeyn ſoll eine wohlthätige Grabesdecke und rettende Brücke über den Abgrund des ewigen Todes. Eine Brücke aber, die man nicht ſo einfach, grade und breit, wie eine von Menſchenhänden gemachte, ſich denken muß; ſondern es iſt wie eine mannichfache, in viele Äſte und Zweige getheilte, und auch ſelbſt beſeelte und lebendige Brücke des Lebens; hier und da auch nur wie ein ſchmaler Fußſteig, von dem man leicht bey dem erſten Fehlſchritt wieder in den Abgrund hinunterſtürzen kann. Zweytens aber iſt die Natur nach dieſer auf das Fortſchreiten begründeten und gerichteten Anſicht, eine wunderbare Werkſtätte der mannichfachen, vielgeſtaltigen, allgemeinen Wiedergeburth; und endlich eine glorreiche Stufenleiter der Auferſtehung bis zur höchſten und letzten irdiſchen Verklärung hinauf. Jene Werkſtätte nun iſt mehr in dem verborgenen Innern der Natur zu ſuchen, dieſe Stufenleiter aber iſt auch in der herrlichen äußern Structur aller dieſer organiſchen Gebilde ſchon ſichtbar und vorbedeutend zu erkennen. Iſt die Natur aber, wie man wohl annehmen darf und annehmen muß, nach der urſprünglichen Abſicht und Schöpfung ein Paradies geweſen, für die ſchon früher erſchaffenen ſeeligen Geiſter und erſtgebohrnen Söhne des Lichts: ſo iſt ſie es doch nicht geblieben und iſt es jetzt nicht mehr, eben ſo wenig wie der Erſte Menſch im Paradieſe geblieben iſt. Zwar iſt noch hier und da, und an vielen Orten eine Fülle der lieblichſten Schönheiten über die Erde ausgegoſſen, die uns wenigſtens den Eindruck machen, wie vorübereilende Bilder einer paradieſiſchen Unſchuld, herübertönende Accorde einer reineren Welt, wehmüthige Erinnerungen einer ſeeligen Kindheit der Schöpfung. Aber durch die hereinbrechende Macht der Finſterniß und der feindlichen Geiſter iſt auch die Natur mit verwüſtet worden und mit verwildert. Der Garten der Erde, in welchen der Erſte Menſch geſtellt wurde, um ihn zu „bauen und zu bewachen,“ wird das Paradies genannt; und gewiß iſt er auch unendlich ſchöner, wundervoller, reiner, lebendiger geweſen als alles, was uns etwa noch jetzt an den geſeegnetſten Stellen der Erde von einer beynahe himmliſchen Naturſchönheit zu ſeyn bedünkt. Aber dieſes wird nur von der unmittelbaren Umgebung, dem nächſten Wohnorte, dieſem von den vier Strömen bewäſſerten Garten und durch Gott vorgezogenen oder geſeegneten Theile der Erde geſagt. Die geſammte übrige Natur, die ganze übrige Erde konnte damals kein Paradies mehr ſeyn; denn wie wäre ſonſt die Schlange ſogleich hereingekommen? So daß alſo, nach dem einfachen Verſtande dieſer Andeutungen, vielmehr die alte Schlange ſchon mitten drinnen ſteckte in der Natur. Und war es nicht vielleicht mit die Beſtimmung des Menſchen, wenigſtens die Eine Naturſeite derſelben, daß er von dieſem göttlichen Anfangspunkte des ihm bereiteten und ihm gegebenen Paradieſes aus, auch die übrige Natur und die ganze Erde ebenfalls in ein Paradies umwandeln ſollte? — Dieſe Beſtimmung aber hat er nicht erfüllt und damit hat er auch dieſen Anfang und feſten Boden des erſten Paradieſes verlohren; die Nahmen der vier Ströme werden wohl in den Gegenden von Aſien nachgewieſen, welche zum Theil noch jetzt die geſeegnetſten ſind und auch geſchichtlich am früheſten bewohnt waren. Allein die Eine Quelle, aus welcher ſie alle vier entſprungen ſind, iſt verſchwunden und wird nirgends mehr gefunden. So daß alſo auch hier auf der Erde, als dem Wohnhauſe des Menſchen, mit dem verlohrnen Paradieſe, wie für den Menſchen ſelbſt, alles verändert iſt.

Der Weg der Rückkehr aus dem jetzigen verwilderten oder, wenn man will, herabgeſunkenen und herabgeſetzten, zum Theil ungeſunden und kranken Zuſtande dieſer irdiſchen Sinnenwelt — und dieſer Weg der Rückkehr iſt eben die göttliche Ordnung und der Gang derſelben in der Natur — bezeichnen nun jene drey Stufen ihres innern Charakters und Strebens und ihrer höheren Beſtimmung. Und in dieſen und in dem Zweck des Ganzen iſt allein der Schlüſſel und der Aufſchluß über daſſelbe und die Antwort auf ſo manche Naturfragen in der Schöpfung zu finden oder zu ſuchen, welche nicht bloß den wißbegierigen Verſtand beſchäftigen, ſondern noch weit mehr die mitfühlende Seele des Menſchen anziehen und oft in wehmüthigen, zweifelnden oder heiter hoffenden Ahndungen und Gefühlen an ihr vorüber ſchweben. Ich ſagte mit Bedacht, die Antwort auf manche dieſer Fragen, nicht auf alle; denn daß ſie alle beantwortet werden könnten, befriedigend und ſchon jetzt, auf dieſem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft, oder auch überhaupt in dieſem engbeſchränkten, kurzen und nach allen Seiten hin auch ſehr kurzſichtigen Erdenleben; das wäre gar nicht dem Gange und der ganzen Einrichtung der menſchlichen Dinge gemäß. Eine durchaus vollendete und allzu ſyſtematiſche Nachweiſung der göttlichen Ordnung in der Natur, worin vollſtändig und haarklein alles beantwortet und alles erklärt werden ſollte, würde mir eben deswegen grade gar kein Vertrauen einflößen und am wenigſten Eindruck machen. Vieles in der Natur wird uns wohl noch eine geraume Zeit lang dunkel und verborgen bleiben; vieles werden wir erſt jenſeits ſehen, wenn uns erſt der Tod die Augen geöffnet und uns auf dem einen oder dem andern Wege hellſehend gemacht hat. Aber der Anfang und das Ende ſind uns ſchon hier und gleich jetzt klar und verſtändlich hingeſtellt; wenn wir nähmlich nur wollen und an dem gegebenen Lichte feſthaltend, den Anfang und das Ende, wie überall ſo auch hier, auf den Schöpfer und auf Gott beziehen. Ohne dieſe Beziehung, ohne dieſe beyden Endpunkte in Gott, iſt ohnehin kein Verſtand in das Ganze der Natur zu bringen, und jede wiſſenſchaftliche Beſtrebung, dieſes Ziel ohne Gott zu erreichen, ohnehin ganz vergeblich und auch jederzeit vergeblich geweſen und ganz widerſinnig ausgefallen. Daher kommt es nun, daß wir, ſo ſonderbar es auch klingen mag, den Zweck der Schöpfung im Ganzen, ihren Sinn und ihre Bedeutung viel beſſer verſtehen und viel klarer erkennen können, als den Zweck manches einzelnen Gegenſtandes in der Natur, das gegen das Ganze gehalten, nur unbedeutend und gering erſcheint. Denn jene Klarheit über den Zweck der Natur kommt unmittelbar aus dem Lichte Gottes, welches wir, ſo weit es uns gegeben iſt, auch ſehen und in ſo weit alſo auch verſtehen können. In den finſtern Gängen, in dem unterirdiſchen Schacht der dunkeln Sinnenwelt aber, kann die prophetiſche Leuchte der emſig nachgrabenden Naturwiſſenſchaft, geſetzt auch daß ſie dieſelbe zum Theil mit an jenem höheren Licht angezündet hätte, doch nicht überall hinkommen, nicht alles ganz erhellen in dieſer Gruft der Finſterniß.

Der Zweck der Schöpfung aber, ſo wie er uns ganz klar und verſtändlich gegeben iſt, wird am deutlichſten hervortreten durch den Vergleich und Gegenſatz eben dieſes Zweckes der die Bildungsgeſetze der griechiſchen Kunſtgeſchichte in der attiſchen Tragödie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit größerer Schrift ausgeprägt, und leichter vollſtändig zu erkennen.

Sind indeſſen die Verhältniſſe der griechiſchen Poeſie zur modernen und zur griechiſchen Bildung überhaupt nach ihren Bildungsſtufen und Arten, ihren Gränzen und Bildungsgeſetzen hinreichend beſtimmt; ſo ſind auch die Umriſſe und der Entwurf des Ganzen im Weſentlichen vollſtändig verzeichnet, wie es in nachſtehender Abhandlung verſucht worden.

Schöpfung, ſo wie er, als ein ſelbſterdachter der Vernunft ſich darſtellt. Wenn die ſchon früher angeführte Erklärung eines der letzten deutſchen Philoſophen, das Weſen des Geiſtes beſtehe in der Verneinung eines Entgegengeſetzten, wie ich ſchon damals im voraus mich darauf bezog, auf den unerſchaffenen Geiſt und Schöpfer der Welt angewandt wird: ſo iſt der darin liegende Sinn folgender. Dieſes Gott oder dem Schöpfer Entgegengeſetzte iſt das Nichts; und in ſo weit iſt die Sache ganz richtig, daß man nicht anders als behaupten kann, daß Gott die Welt aus Nichts erſchaffen hat. Denn wenn man, wie einige alte Philoſophen, eine von Ewigkeit her vorhandene Materie annehmen wollte, aus welchem der göttliche Verſtand die Welt nicht ſowohl erſchaffen als hervorgebildet habe: ſo wären dieß zwey und zwar eigentlich beyde unvollkommene und beſchränkte Götter, ſtatt des Einen vollkommnen und ſelbſtgenugſamen Gottes. Iſt aber Gott bloß ein Nicht-Nichts, iſt der Zweck der Schöpfung bloß die Verneinung des Nichts: ſo wird dem Nichts erſtlich dadurch eine Art von erdichteter Wirklichkeit beygelegt; und ſodann hieße das, die Welt ſey erſchaffen, um das Nichts abzuſchaffen oder um der ewigen Leerheit zu entfliehen; was ungefähr darauf hinaus kommen würde, falls man ſich eine ſolche Leſſingiſche Kühnheit des Ausdrucks erlauben dürfte, wie wenn man ſagen wollte: Gott habe die Welt aus Langerweile erſchaffen. Überall führen die ſkeptiſchen Anſichten und Negationen des leeren Idealismus in ſolcher Weiſe auf ein widerſinniges Nichts. — Nach der Wahrheit hat Gott die Welt aus Liebe erſchaffen und zwar aus einem Übermaaß von Liebe; das dürfen wir ſagen, und zwar darf man es eine Thatſache nennen, daß dem wirklich ſo iſt und daß die göttliche Liebe der Zweck der ganzen Schöpfung iſt. Ein Übermaaß von Liebe in Gott aber muß der Zweck oder der Grund der Schöpfung genannt werden; weil er freylich nicht deſſen, nicht der Liebe der Geſchöpfe und überhaupt nicht der Schöpfung und nicht der Welt bedurfte; weil er Sich Selber vollkommen genug ſeyn konnte in Seinem innern Weſen, wo ein Abgrund der ewigen Liebe dem andern ewig die volle Antwort entgegen ruft. Dennoch aber iſt es ſo, es iſt dieſes Übermaaß von Liebe in Gott wirklich vorhanden; denn Er hat die Welt erſchaffen; und Er will von den Geſchöpfen geliebt ſeyn, dazu hat Er ſie eben erſchaffen; und weil Er ihre Liebe haben will, ſo hat Er ſie frey erſchaffen, die freyen Geiſter und auch den Menſchen mit dem freyen Willen. Das ganze Geheimniß in dem Verhältniſſe der erſchaffenen Weſen und beſonders auch des Menſchen zu Gott liegt eben darin, daß Er ſie aus Liebe erſchaffen hat, daß Er von ihnen geliebt ſeyn will. Es liegt zum Theil vielleicht ſogar etwas Furcht erregendes in dieſer Forderung und in dieſem Verhältniß eines ſchwachen, unvollkommnen Geſchöpfes, der Liebe fordernden Allmacht gegenüber. Aber es iſt nun einmahl ſo; wir ſind wirklich frey und ſind alſo wirklich von Gott aufgefordert, Ihn zu lieben. Frey aber kann ein Geſchöpf und endliches Weſen nur ſeyn, in wie fern es Gott frey läßt; welches ganz ſo zu denken iſt, wie nach dem früher angeführten Gleichniß von der liebevollen Mutter, welche ihr Kind will gehen lernen, und zu dieſem Endzweck es auf einen Augenblick losläßt und um einige Schritte zurücktritt. Kein Geſchöpf würde frey ſeyn, wenn nicht Gott es in ähnlicher Weiſe frey ließe und nach dem erſten Impuls der Erſchaffung gleichſam zurückträte, d. h. Seine Kraft ſelbſt zurück-

Erſcheinung, und Zuſammenſchmelzung zweyer verſchiedenartigen Elemente ausſöhnen. Größere und ſchwerer zu löſende Colliſionen gab es, wenn der den geiſtlichen Hirtenſtab führte, zugleich den weltlichen Fürſtenſtuhl einnahm; doch wurde auch hier oft die nicht leichte Aufgabe einer ſolchen doppelten Beſtimmung mit Würde und großem Verſtande gelöſ't und erfüllt. Wenn aber derſelbe, der den friedlichen Hirtenſtab führen ſollte, auch den kriegeriſchen Panzer anlegte, dann gab es unvermeidlich noch mehr Anſtoß, und verwirrte mehr noch die Gemüther. So vergingen nun wieder ſieben Jahrhunderte, zuſammen alſo funfzehn, ſeit dem welthiſtoriſchen Mittelpunkt der innerlichen Sonnenwende in dieſem Erdenleben: mit den vorangehenden funfzehn, ſeit dem erſten Anfange der uns gegebenen Offenbarung alſo dreyßig. Und abermahls wurden drey hinzugelegt, nach dem äußerſt langſamen Gange der göttlichen Weltlenkung und unerſchöpflichen Geduld Gottes in der Erziehung ſeines Menſchengeſchlechts. In dieſer letzten Periode kam der Geiſt des Zwieſpalts nun erſt ganz vollſtändig und viel allgemeiner zum Ausbruch, indem er mehr und mehr faſt alle Gebiete des Wiſſens und alle Einrichtungen des Lebens ergriff und umfaßte. Durch mehrere wunderbar zuſammentreffende große Entdeckungen auf ganz verſchiednen Gebieten des Wiſſens, allerdings zur Mündigkeit aufgerufen, und dieſe Mündigkeit fühlend, nahm der Geiſt in dem erſten Gebrauch ſeiner neuen Kraft mehr die Richtung des Streits und der Trennung, als des ruhigen Fortſchreitens zur Vollendung auf der gegebnen Bahn. Gleich von Anfang an iſt ein feindlicher Gegenſatz ziemlich bemerklich zwiſchen dem neuen Wiſſen und dem alten Glauben, der aber nachher noch viel deutlicher hervortretend, größer und allgemeiner geworden iſt; dann ergriff der Zwieſpalt den Glauben ſelbſt, der in zwey Stucke aus einander brach. Späterhin kam noch ein neuer und mehr allgemeiner Zwieſpalt zwiſchen dem Gauben überhaupt, und dem öffentlichen und geſellſchaftlichen Leben dazu, dem im achtzehnten Jahrhundert hier und da ſeine religiöſe Grundlage ganz entzogen wurde. Und nachdem nun dem Leben ſeine höhere geiſtige Bedeutung genommen war, machte der letzte Zwieſpalt, nähmlich der zwiſchen dem Wiſſen und dem Leben, den Beſchluß; da das auf ſolche Weiſe entgeiſtete Leben ganz natürlich den eingebildeten Idealen eines zum Theil falſchen Wiſſens gar nicht entſprechen wollte, und nicht mehr genügen konnte. Dieſer letzte Gegenſatz kam dann auch in furchtbarer Weiſe öffentlich und in der Wirklichkeit zum Ausbruch.

Dieſer vierfache Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, dann im Glauben ſelbſt, und wieder zwiſchen dem Glauben und dem Leben, und endlich zwiſchen dem an die Stelle des weggeſchobenen Glaubens eingetretenen neuen Wiſſen und dem Leben, mit allen ſeinen Aeſten und Verzweigungen bis in jede Sphäre des menſchlichen Daſeyns ſich verbreitend, liegt nun noch jetzt als das unaufgelöſte Problem des Lebens und der Zeit vor uns. — Und wer ſollte, wer kann es auch wohl löſen, als Gott allein? Als Streitfrage läßt ſich dieſes Problem und die innere Wurzel deſſelben, der Zwieſpalt des Glaubens, durchaus nur im Sinne der Liebe und des gegenſeitigen Vertrauens, zwiſchen zwey nah befreundeten Geiſtern, die in den meiſten Punkten ſchon übereinſtimmen, nur in wenigen andern noch verſchieden denken, mit Nutzen behandeln. Es ließen ſich auch wohl würdige Werke von beyden Seiten anführen, die in einem ſolchen annähernden und verſöhnenden Geiſte abgefaßt ſind, der natürlich der Philoſophie am meiſten zuſagt, deren Streben überall kein anderes ſeyn kann, als jeden tiefgewurzelten Zwieſpalt in der menſchlichen Natur ſo viel als möglich zu verſöhnen und auszugleichen. Zu einer Entſcheidung für das Ganze aber kann es auf dem Wege des Streites, wenn er noch ſo wiſſenſchaftlich gründlich, würdig ſchonend und milde geführt wird, niemahls kommen, und iſt dieſes eine ganz verlohrne Mühe. Es fehlt dazu an einem gemeinſamen, von beyden Theilen anerkannten Forum, da weder die mit unbedingter Freyheit im Forſchen fortſchreitende Vernunft auf der einen Seite, noch die in letzter Inſtanz entſcheidende Autorität im Glauben auf der andern Seite, von dem Gegentheile als gültig und competent anerkannt wird.

So tief einſchneidend in das Innerſte der Menſchheit, ſo verwundender Natur iſt dieſer Zwieſpalt, daß man ihn kaum berühren kann, ohne faſt unwillkührlich mit davon ergriffen und mit verwundet zu werden; und wenn ich denſelben hier aus dem bloß menſchlichen Standpunkte einer wiſſenſchaftlichen Streitfrage zu behandeln hätte, was aber ganz außer dem mir vorgezeichneten Umkreiſe liegt, ſo würde ich beſorgen müſſen, daß auch wir bey dieſem Gegenſtande wieder in zwey Hälften uns theilen würden. Ich hege aber nicht die geringſte Beſorgniß dieſer Art; da meine Aufgabe einzig und allein die iſt, die göttliche Ordnung in dem Stufengange der dem Menſchengeſchlecht gegebenen Offenbarung aufzuſuchen, und an dieſem Lichtfaden das Nachdenken bis zum Schluß der vollendeten göttlichen Erziehung fortzuführen, wo alsdann in der Zeit der Vollendung, und in dem vollen Lichte derſelben, auch kein Streit mehr ſeyn wird. Aus dieſem beſondern Geſichtspunkte fand ich mich immer vorzüglich angezogen, weit mehr als durch den öffentlich geführten Streit, ſo welthiſtoriſch wichtig dieſer auch ſeyn mag, durch die einzelnen mehr in ſich zurückgezognen Geiſter, von der einen und von der andern Seite, die an dem öffentlichen Streit wenig Antheil nahmen, indem ihr Auge ganz nur auf die Zukunft gerichtet war, in forſchender Erwartung jener lichten Vollendung, und aller daran geknüpften Verheißungen, wozu dann auch der allgemeine Glaubensfrieden gehört, als der letzten Offenbarung des göttlichen Geiſtes. Nur fielen einige dabey in einen großen Irrthum, und andre ſtanden wenigſtens nahe daran, indem ſie jene dritte Stufe der Offenbarung des Geiſtes, als eine eigentlich neue betrachteten, da es doch klar iſt, daß es nur die Vollendung der frühern Stufen ſeyn kann, nicht aber eine neue, indem eine Offenbarung des Geiſtes, die ſich als eine neue ankündigte, abgetrennt und unabhängig von der heilenden Erleuchtung der Seele auf der zweyten Stufe, die wir ſchon haben, von dieſer göttlichen Offenbarung des Herzens, der Liebe und des Lebens im Glauben, die Niemand verborgen iſt, und die Jedermann kennt, ſich eben dadurch als eine falſche zu erkennen geben würde. Ein neuer Himmel und eine neue Erde ſind wohl für das dritte und letzte Weltalter ſehr beſtimmt verheißen; auch iſt da von einem Evangelium die Rede, welches alsdann allen Völkern in allen Sprachen verkündigt werden, und über die ganze Erde ſich ausbreiten ſoll. Dieſes Evangelium aber wird keineswegs ein neues genannt, weil es an dem alten genug iſt, wie für das Leben, wenn es beobachtet, ſo auch für das Wiſſen, wenn es nur ganz verſtanden würde; ſondern es wird das ewige Evangelium genannt, und iſt darunter alſo wohl nur eben dieſes volle Licht des göttlichen und in Gott vollendeten Wiſſens, das mit dem Glauben ſchon wieder Eins geworden, und eben dadurch auch mit dem Leben völlig ausgeſöhnt iſt, zu verſtehen. Es iſt hier in dieſem Gebiete und im geiſtigen Sinne nicht nöthig, daß der ſchöne Morgenſtern des Glaubens, der uns in der Nacht geführt, und in der Morgendämmerung geleuchtet hat, auslöſchen muß, wenn die volle Sonne am Himmel aufgeht; vielmehr ſoll er dann noch heller glänzen, oder vielmehr dieſer ganze Unterſchied findet hier gar nicht Statt, und es iſt eben der Morgenſtern ſelbſt, der ſich zur vollen Sonne entfalten, und das ganze Weltall mit ſeinem Lichte erhellen wird. Um ſo geduldiger ſollen wir dieſen Zwieſpalt ertragen, ſo lange wir noch darinnen ſtehen, um ſo ſchonender ihn berühren, da wir ihm auf Hoffnung unterworfen ſind. Keine falſche Unpartheylichkeit iſt damit gemeynt, die meiſtens nichts iſt, als eine verſteckte Gleichgültigkeit über die wichtigſten Fragen der Zeit und der Menſchheit, oder eine vornehmthuende indifferente Geringſchätzung, welche letztere uns vielmehr noch tiefer verletzt, als die eine oder die andre entſchiedene Geſinnung, wo ſie mit redlichem Gemüthe erfaßt iſt und ſich ausſpricht. Eben ſo wenig auch die angemaßte Entſcheidung eines Einzelnen nach eigenthümlicher Anſicht und einem ſeynſollenden höhern Geſichtspunkte, wo etwa beyden Theilen Unrecht gegeben wird, und dann wieder in andern Punkten Recht, dem einen hier, dem andern dort. Daß auf beyden Seiten in der erſten Zeit-Epoche dieſes Zwieſpalts, große hiſtoriſche Charaktere ſich finden, glänzende wiſſenſchaftliche Talente durch alle Epochen hindurch, aber auch manches Unrecht im Einzelnen auf beyden Seiten, das iſt wohl gewiß; aber was entſcheidet das Unrecht der Menſchen über das Recht der Sache, ſobald wir dieſe, wie wir es doch müſſen, als die Sache Gottes betrachten? — Das Schmerzliche dieſes Zwieſpalts liegt eben darin, daß Gott ſelbſt gewiſſermaaßen hier der Gegenſtand des Zanks geworden iſt. In der geheiligten Lehre und Ueberlieferung, vorzüglich in der Offenbarung, war Gott ſelbſt gleichſam ein Kind geworden; und hatte ſich in dieſer kindlichen Sprache des Herzens, und in der vertraulichſten Geſtalt dem Menſchengeſchlecht in die Hände gegeben. Nun wird aber eben dieſes wunderbare Kind und göttliche Wort von den Streitenden hin und her geriſſen; ganz ſo wie in der alten Geſchichte oder Parabel, wo zwey Mütter vor den Richterſtuhl des Königs treten, im heftigen Streit, welcher von beyden das eine noch lebende der zwey Kinder gehöre, von welchen das andre im Schlaf erdrückt war. Die rechte Mutter, denn geſchlafen hatten ſie beyde, wurde daran erkannt, daß ſie nicht zugeben wollte, daß das Kind durch das Schwerdt des Richters von einander gehauen würde, ſondern eher es noch der andern überlaſſen; woran der weiſe König dann die rechte Mutter erkennend, ihr das Kind zurück zu geben befahl. —

Für unſer Zeitalter iſt der große Richterſpruch der welthiſtoriſchen Entſcheidung, der allein dieſen Zwieſpalt ſchlichten kann, immer noch nicht erfolgt. Wohl aber liegt in den Symptomen des in zunehmender Progreſſion anwachſenden geiſtigen Kampfs ſelbſt, ein Beweis mehr für den herannahenden Tag der Entſcheidung, wo dann mit dem vollendeten Sieg der göttlichen Offenbarung, mit der Feuertaufe des Geiſtes, die alsdann dieſer letzten Zeit ertheilt werden ſoll, zugleich jener lange verheißne allgemeine Seelenfrieden eintreten wird, wo unter dem Einen unſichtbar ſichtbaren göttlichen Führer, alle die auf Ihn hoffen, und das ganze Menſchengeſchlecht in Einer Liebe, und in Einer Ordnung vereinigt ſeyn werden. Einem vollkommnen Frieden dieſer Art, dem letzten, welcher dem Menſchengeſchlecht nach der göttlichen Verheißung zu Theil werden ſoll, muß begreiflicher Weiſe auch ein ſehr gewaltſamer Kampf, ebenfalls als der letzte in ſeiner Art, zum Schluß vorangehen; und einen ſolchen haben wir freylich auch in unſerm Zeitalter auf eine Weiſe ſich entwickeln ſehen, wie dieß noch in keiner der vorangehenden Welt-Perioden geſchehen war. Dieſem Kampfe des Zeitalters, beſonders auch in dem Verhältniſſe der Wiſſenſchaft zu demſelben, muß ich nun noch einige Worte widmen.

Unläugbar war der Geiſt des Menſchen in jener ſchönen Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft in mannichfacher Weiſe aufgerufen, ſich für mündig zu halten; er fühlte ſich auch mündig, in einer oder der andern Beziehung mochte er es wirklich ſeyn; was in noch vollerm Maaße auch im achtzehnten Jahrhundert wieder der Fall geweſen iſt. — Muß denn nun aber, wenn wir die Sache ſo ganz nach der geſunden Vernunft, wie im gewöhnlichen bürgerlichen Leben beurtheilen wollen, muß, ſage ich, ein junger Mann, wenn er majorenn geworden, oder allenfalls auch noch einige Zeit früher durch den Willen des Vaters für mündig erklärt iſt, muß er nun alle Liebe, welche ihm die Mutter erwieſen hat, mit einemmahle vergeſſen, muß er die große Abſicht in jenem Entſchluß des Vaters ſo ganz verkennen, muß er alle nützlichen Lehren, welche er in der Schule nach dem Maaß ſeines Alters empfangen hat, weil er etwa bemerkt, oder erfährt, daß es doch manches andre im Leben giebt, was in dieſer noch nicht berührt wurde, mit einemmahle von ſich werfen und in den Staub treten? Wenn wir dieß im geſellſchaftlichen Leben ſähen, ſo würden wir von einem ſolchen jungen Mann, der mit einemmahle keinen Zügel mehr kennt, ein übles Vorurtheil faſſen, und wohl beſorgen, daß er früher oder ſpäter, vielleicht ſehr bald, von neuem unter eine andre ſtrengere Aufſicht gerathen wird, nachdem er der väterlichen Herrſchaft nun einmahl entwachſen iſt. Warum urtheilen wir alſo im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Wahrheit anders? Aller Augen, und Aller Erwartung war auf die Wiſſenſchaft gerichtet, und darin hatten ſie auch Recht, daß der Gang der Menſchheit nun im Laufe der herannahenden letzten Zeiten vorzüglich auf dieſe geſtellt ſey. Wenn aber ſchon diejenigen, wie früher angedeutet ward, in einen gefährlichen Irrthum verfallen ſind, welche obwohl ganz im Glauben ſtehend, die verheißene Vollendung und den vollendeten Sieg der alten ewigen göttlichen Offenbarung, ſich als eine neue Offenbarung, und faſt als eine neue Religion dachten; wie viel größer iſt der Irrthum derjenigen geweſen, welche eine unendlich fortſchreitende Wiſſenſchaft im Sinne hatten und zu erreichen dachten, ganz ohne Gott, oder doch völlig zur Seite neben Ihm vorbeygehend, und ohne irgend in lebendige Berührung mit Ihm zu kommen. Aber man kommt nicht ſo unberührt neben der Allmacht vorbey, und jedes Streben in der höhern Region, was ohne Gott ſeyn ſoll und begonnen iſt, wird auch bald

Erſtes Kapitel.

Von dem gegenwärtigen verworrenen Zuſtande der modernen Dichtkunſt; und wo die Aufgabe derſelben zu ſuchen ſey. Von dem Princip der Künſtlichkeit in dem Urſprunge und in der Entwickelungsgeſchichte, ſo wie in den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der neueren Poeſie; und von der vorherrſchenden philoſophiſchen Richtung, beſonders in der tragiſchen Kunſt der Neueren.

Es ſpringt in die Augen, daß die neuere Poeſie das Ziel, nach welchem ſie ſtrebt, entweder noch nicht erreicht hat; oder daß ihr Streben überhaupt kein feſtes Ziel, ihre Bildung keine beſtimmte Richtung, die Maſſe ihrer Geſchichte keinen geſetzmäßigen Zuſammenhang, das Ganze keine Einheit hat. Sie iſt zwar nicht arm an Werken, in deren unerſchöpflichem Gehalt die forſchende Bewunderung ſich verliehrt, vor deren Rieſenhöhe das erſtaunte Auge zurückſinkt; an Werken, deren übermächtige Gewalt alle Herzen hinreißt und beſiegt. Aber die ſtärkſte Erſchütterung, die reichhaltigſte Thätigkeit ſind oft am wenigſten befriedigend. Eben die trefflichſten Gedichte der Neueren, deren hohe Kraft und Kunſt Ehrfurcht fordert, vereinigen nicht ſelten das Gemüth, nur um es ſchmerzlicher wieder zu zerreißen. Sie laſſen einen verwundenden Stachel in der Seele zurück, und nehmen mehr als ſie geben. Befriedigung findet ſich nur in dem vollſtändigen Genuß, Geſellſchaft, an einem mitlenkenden Einfluß begnügen läßt, ſondern auch dieſe Sphäre ganz ſeiner Willkühr unterwerfen will, ſo wird zwar Niemand leicht der Gewalt, Gewalt entgegen ſetzen konnen, und iſt auch Niemand befugt dazu. Aber eben damit, wie überhaupt mit jeder religiöſen Unterdrückung, untergräbt die oberſte Staatsgewalt ihr eignes Fundament. Wenn dieſelbe z. B. bey einer großen Nation das eine Drittheil derſelben in die gefährliche Alternative ſetzt, oder darin laßt, zwiſchen der göttlichen Autorität, und der menſchlichen, oder um es richtiger auszudrücken, zwiſchen der einen und der andern göttlichen Autorität, die Unheil bringende Wahl zu treffen, wie ebnet ſie da nicht ſelbſt den Weg, der zu ihrem Untergange führt! Hier in der geiſtigen Gemeinde des Glaubens zeigt ſich das Erbtheil des alten Unheils in ähnlicher Art auf zwiefache Weiſe; in der einen Richtung rückwärts auf die Vergangenheit, in der andern aber von dem gegenwärtigen Moment vorwärts hinaus in die unbeſtimmte Weite ſich richtend, und zwar ganz unabhängig von der äußern Form, oder von dem Inhalte des Glaubens; daher beyde Abweichungen von der Wahrheit des Lebens eben ſowohl im alten Bunde oder auf der erſten Stufe der göttlichen Offenbarung ſich vorfinden als in der zweyten. Der erſte dieſer beyden Erbfehler iſt die Erſtorbenheit, in etwas andrer Weiſe die Lauigkeit, oder auch das buchſtäbliche Feſtkleben am Alten und an der bloßen Form deſſelben, mit einem Worte, der geiſtige Tod. Denn mit welchem Uebermaaß von Liebe Gott ſich auch in ſeiner Offenbarung dem Menſchengeſchlecht mittheilen, eröffnen und hingeben mag; ſo bleibt das Aufnehmen derſelben doch immer Sache der Freyheit, und des guten Willens des Menſchen, und zeigt ſich daher auch hier ſehr oft der angebohrne und angeerbte innere Tod. Der zweyte dieſer Erbfehler aber, oder derſelbe unter einer andern Form, iſt der Geiſt der Neuerung, oder ein falſches Scheinleben, durch welches im Grunde der innere Tod nur fortgepflanzt wird. Ueber beyde Fehler und falſche Denkarten, oder Krankheiten des Glaubens, äuſſert ſich die Offenbarung gleich ſtreng, faſt noch ſtrenger über den erſten. Was aber den Geiſt der Neuerung betrifft, ſo iſt gewiß jede Neuerung in dieſem Gebiete, welche bloß menſchlich iſt, und nicht ſichtbar und augenſcheinlich göttlichen Geiſtes und göttlichen Urſprungs, eben darum ſchon falſch. Möchten nur jene, die von dieſem Geiſte ergriffen und angelockt ſind, und deren ſind viele auf beyden Seiten des getheilten Glaubens, nicht bloß auf der einen Seite; denn auch bey jenen, welche urſprünglich die Neuerung angefangen haben, ſind jetzt viele von der Liebe, und einer innigen Anhängigkeit an das tiefere Alte beſeelt; ſo wie viele Neuerungsſüchtige unter denen gefunden werden, welche urſprünglich jenem Anfange der Neuerungen einen Damm entgegen ſetzten; möchten alſo nur alle dieſe von dem neuernden Geiſt Ergriffnen und in die Zukunft vorwärts Strebende noch weiter, und bis an den Schluß und die Vollendung derſelben mit ihren Gedanken hinaus rücken. In der Wiſſenſchaft des Weltgerichts, und was iſt denn dieſe Philoſophie der Offenbarung anders als eine ſolche Erinnerung an den Tod, und an das Ende, wie die Philoſophie ſchon vor Alters als eine ſolche erklärt wurde; nähmlich nicht in der engherzigen Beſchränkung auf unſer eignes Ich, ſondern im weiter ausgedehnten Sinne und theilnehmender Allgemeinheit für die Schluß-Kataſtrophe des ganzen Menſchengeſchlechts; in jenen darüber ſchon ſo oft und ſo lange mitgetheilten Andeutungen und Warnungen würden ſie den Aufſchluß finden über alles das, was ſie ſuchen, und würden weiter keiner menſchlichen Neuerungen bedürfen, da durch jenen Schlüſſel nun alles Alte und Ewige eine dreyfach erhöhte Bedeutung und ein verdoppeltes neues Leben für ſie erhalten würde. —

Einen dritten, obwohl viel kleinern aber doch in ihren Wirkungen nicht unwichtigen geiſtigen Wirkungsverein, neben dem politiſchen Körper und neben der Glaubensgemeinde bildet die Wiſſenſchaft; entweder freyer und mehr formlos ſich verbreitend, oder eng geſchloſſner in der Schule. Geiſtig in ihrem Inhalt und ihrer Ausbreitung, ſteht ſie jedoch ohne göttliche Sanction, unter der Garantie und Aufſicht des Staats, wenigſtens nach dem jetzt herrſchenden Verhältniß dieſer letzten Zeitalter; oder ſie findet Gedeihen und Wachsthum unter dem Schirm und durch die Pflege der kirchlichen Inſtitute, wie es ehedem der Fall war. In der Mitte zwiſchen den andern beyden Geſellſchaftsvereinen ſtehend, dem Inhalte nach mehr der einen verwandt, den äußern Anhaltspunkt aber von der andern entlehnend, iſt ſie auch von gemiſchter Natur zwiſchen beyden getheilt. Der eigenthümlich der Wiſſenſchaft eingebohrne Erbfehler aber iſt ganz derſelbe wie im politiſchen Leben, und zeigt ſich in dem zwiefachen Abwege einer feindlichen Oppoſition gegen das Beſtehende von außen, und das göttlich Gegebene von oben, alſo im Sinne und Geiſte der Anarchie; oder aber in einer vorherrſchenden Syſtem-Sucht und dem wiſſenſchaftlichen Sektengeiſt, der nicht ſelten eben ſo fanatiſch werden kann, wie der politiſche Partheygeiſt, und oft ganz verwandter Natur mit demſelben iſt.

Welches nun die göttliche Ordnung und der ſtreng richtende Geiſt derſelben in der Weltgeſchichte ſeyn kann, das wird nach allen dieſen vorangeſchickten Prämiſſen im Weſentlichen wohl einleuchtend ſeyn. Es iſt eben der durch das Ganze hingehende Kampf zwiſchen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte, und jenem Erbtheile des alten Unheils in Anarchie und Despotismus, in geiſtiger Erſtorbenheit und Erſchlaffung des Glaubens, oder in zerſtreuender Neuerung; wie dieſes reinigende Feuer auf einzelne Nationen oder für ſich geſchloſſene Zeit-Epochen der Weltgeſchichte einwirkt, und ſie neu geſtaltet, und wie ſich daſſelbe endlich immer weiter ausdehnt, und zuletzt auch das Ganze umfaßt. Es verſteht ſich übrigens wohl, daß man die Feuerſpuren jenes richtenden Geiſtes in ſeinem ernſten Gange durch die Jahrhunderte nur in ehrerbietiger Ferne nachforſchend verfolgen ſoll, ſo wie er iſt, und wie er ſich findet, um daran zu lernen; ohne ihn zu früh in eine enge Regel zuſammen zu faſſen oder ihn auf eine feſtbeſtimmte Definition zurück führen zu wollen. Vielmehr muß man ſich ſorgfältigſt hüthen, der Vorſehung nicht zu viele und zu künſtliche Abſichten in der Leitung des Menſchengeſchlechts unterzulegen, die vielleicht nur von uns erſonnene Gedanken ſind. Im Allgemeinen aber kann man wohl ſagen, daß die ſichtbaren Nebenabſichten, und höheren Zwecke in den Haupt-Kataſtrophen der einzelnen Nationen und Reiche, oder ganzer Zeitalter vorzüglich jenen in der letzten Vorleſung dargelegten Stufengang der göttlichen Offenbarung betreffen werden, der auf das ganze Menſchengeſchlecht angelegt und berechnet iſt. Nur Beyſpielsweiſe als Beleg für die Anwendung der aufgeſtellten Idee will ich noch wenige Worte über einige der wichtigſten Momente und Kataſtrophen der Weltgeſchichte in dieſer Beziehung hinzufügen. — Durch die ernſte Scheidewand der allgemeinen Fluth, von welcher der ganze Erdkreis auf ſeiner Oberfläche ſo vielfache und große Spuren und Beweiſe darbietet, iſt das frühere Menſchengeſchlecht von dem nachfolgenden abgetrennt, von welchem es wahrſcheinlich auch ſehr verſchieden geweſen iſt, ſowohl in ſeiner ganzen Lebensweiſe als auch in ſeinen phyſiſchen und geiſtigen Anlagen und Kräften; vielleicht auch ſelbſt in der Weiſe ſeines ſittlichen Verderbens, und ſeiner Entartung. Und ſo will ich denn dieſe wenigen Betrachtungen auch erſt diesſeits dieſer großen Scheidewand anfangen. Die nächſtfolgende Kataſtrophe, die ausdrücklich als eine ſolche angegeben wird, und ſich auch hiſtoriſch als eine ſolche, obwohl nicht in dem Grade allgemein als die vorige, nachweiſen läßt, die ſogenannte babyloniſche Sprachen- und was unzertrennlich damit zuſammen hängt, mythiſche Sagen- und Ideenverwirrung und Völkerzerſtreuung iſt mehr nur angedeutet, und bey weitem nicht ſo klar und ausführlich entwickelt als jene. Auch die Zeit iſt nicht angegeben, wohl aber die Gegend, welches auch nach allen andern hiſtoriſchen Anweiſungen eben diejenige des weſtlichen Mittel-Aſiens war von wo aus das anſteckende Uebel der politiſchen Eroberungsſucht zuerſt ausging, oder wo dieſe unglückliche Erfindung, wenn man ſo ſagen darf, zuerſt iſt gemacht worden. Die Völkerzerſtreuung ſelbſt aber als die natürliche Strafe, und das chaotiſche Zerfallen einer jeden falſchen politiſchen, oder auch bloß geiſtig unwahren Einheit, iſt eine hiſtoriſche Thatſache, nähmlich in dieſem Umkreis der weſtaſiatiſchen, ſüdeuropäiſchen, obern afrikaniſchen Völker in dieſer und um das Mittelmeer her gelegenen Welt der Alten; ſo daß wir uns kaum aus dem Labyrinth ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft und Abſtammung in dieſem Sprachen-Gewirre, und dem ganzen Sagen-Chaos ihrer ſich hundertfach widerſprechenden Natur-Ideen und hoch aufgethürmten Götter-Genealogieen und Herleitungen ihrer Heroengeſchlechter aus der Götterwelt hindurch finden können. In dieſen chaotiſchen Widerſprüchen der übermüthigen heidniſchen Dichtung lag der Grund ſelbſt zur Auflöſung ihres alten Glaubens, und daraus hat ſich nachher wieder eine ſehr wohlthätige Folge entwickelt. — Es ward dadurch Raum gewonnen, beſonders bey den Griechen, von denen alles dieſes noch ganz beſonders und vorzüglich gilt; für eine freye Entwicklung der Philoſophie, welche, wie viele Syſteme des Irrthums ſie auch ſelbſt durchirrt, und durchwandert haben mag, doch weil ſie ein aufrichtiges Suchen der Wahrheit und der Wiſſenſchaft geweſen iſt, auch als Vorbereitung und Einleitung zu der höhern Erkenntniß und Aufnahme der Offenbarung gedient hat, und betrachtet werden kann; nachdem die Griechen einmahl als das zweyte Volk erwählt waren, welches als Träger und Werkzeug für die weitre Verbreitung der Offenbarung in dem Entwicklungsgange der Menſchheit an die Reihe kommen ſollte; nachdem auch der irdiſch klare Sinn für das Schöne, und das ſinnvolle helle Denken im menſchlichen Leben und über die Natur, wie wir an dieſem Beyſpiele ſehen, Gott ebenfalls ſehr wohlgefällig iſt. In dem politiſchen Leben der Griechen war der Abweg und der Hang zu einer unruhigen Freyheit und Anarchie überwiegend; und da dieſelbe bis zu Ende ausgewüthet hatte, folgte die natürliche Strafe derſelben, wie immer auf dem Fuße nach, nähmlich die deſpotiſche

Waffenherrſchaft in der macedoniſchen Zeit, obwohl es nur wie ein kurzdauernder Paroxysmus war, bis zur Unterjochung durch die Römer. Bey dieſen trat beydes zugleich ein, und war auf das engſte verbunden; um der innern Anarchie zu entgehen, warfen ſie ſich auf die Eroberungsſucht nach außen; und nachdem die Anarchie auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, und eben damit auch ein Ende nahm, war auch der Despotismus nach innen und außen vollendet. Es iſt ſchon gleich oben bemerkt worden, daß dieſe ganze Ideenmiſchung, Sagenverwirrung, dieſer beſtändige Wechſel zwiſchen Anarchie und Despotismus in ſeinem ganzen Entwicklungs-Laufe von der erſten Völker-Zerſtreuung bis zur Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft in der heidniſchen Vorzeit zunächſt nur von dieſem weſtaſiatiſchen, ſüdeuropäiſchen Völker-Syſtem gelten kann und zu verſtehen iſt. Zwey große Völker oder Reiche im Oſten von Aſien, welche zuſammen mehr als ein Drittheil, wo nicht nah an die Hälfte von der Bevölkerung der ganzen Erde ausmachen, ſind von allem dem größtentheils ganz abgeſondert geblieben; und es iſt, als ob Gott ſie für dieſe letzte Zeit mit beſondrer Abſicht aufbewahrt und zurück gelegt hätte. Drey bis vier Jahrtauſende hat Indien in ſeiner Kaſten-Verfaſſung und ſeinen weſentlichen Sitten unverändert beſtanden; und es muß wohl allerdings als eines der merkwürdigſten Zeichen unſrer Zeit betrachtet werden, wenn dieſes große, fruchtbare und merkwürdige alte Reich, mit einer geſitteten Bevölkerung, die etwa der von ganz Europa gleich kommt, jetzt mit einemmal von den Seeherrſchenden brittiſchen Inſeln aus, welche die Alten nur die Zinninſeln nannten, oder als den äußerſten letzten Rand des bewohnten Erdkreiſes bezeichneten, erobert und beherrſcht iſt. Man ſoll bey ſolchen auffallend großen hiſtoriſchen Zuſammenſtellungen nicht ſogleich die Abſicht des in der Weltgeſchichte waltenden Geiſtes, denn daß eine Abſicht dabey obwalten muß, und zwar eine große, das fühlt ſich wohl, vorſchnell beſtimmen, ſondern nur mit aufmerkſamer Erwartung der weitern Entwicklung entgegen ſehen. Die Erweiterung des geſchichtlichen Wiſſens durch die von dorther gekommnen Quellen, iſt allein ſchon ſo groß, daß dadurch ein ganz neuer Zuſammenhang in unſre Kenntniß von der alten und älteſten Zeit, und dem Anfange des Menſchengeſchlechts gekommen iſt, indem dadurch auch die göttliche Wahrheit immer nur mehr beſtatigt und feſter begründet worden. Jenes andre himmliſche Reich mit der einſylbigen Sprache iſt auch bis auf dieſe letzte Zeit hinter ſeinen Mauern meiſtentheils unvermiſcht und abgeſondert von der übrigen Welt beſtanden, und obwohl mehrmahls vom Norden aus erobert worden, doch in ſeinen Sitten im Weſentlichen daſſelbe geblieben. Nun iſt es aber in dieſer letzten Zeit der allgemeinen Gährung und Veränderung auf dem ganzen Erdkreiſe gleichfalls in Bewegung gekommen, und ſo weit ein eroberndes geworden, daß daſſelbe jetzt, in den frühern Jahrhunderten nur eben dem Namen nach fabelhaft bekannt, der unmittelbare Gränznachbar zweyer großen Europäiſchen Mächte iſt.

Den Schluß der alten Weltgeſchichte nach der Weſtſeite des Erdkreiſes gegen unſre Abendländer zu, macht der tragiſche Untergang des jüdiſchen Volkes, und die furchtbare Zerſtorung von Jeruſalem. Begebenheiten, welche recht eigentlich als ein partielles Weltgericht über eine einzelne Nation bezeichnet werden, wie ſie ſchon lange im voraus verkündigt waren, und geſtaltet haben, und werden wir nun bey veränderter Anſicht und weiter erworbnen Einſichten völlig beruhigt und klar über dasjenige ſeyn, was uns früherhin ganz dunkel erſchien, und unentſchieden hinhielt, und verworren bedrückte. Dieſen und keinen andern Weg müſſen diejenigen gehen, welche vor allen Dingen an dem göttlichen Glauben feſthalten wollen, dabey aber auch das höhere Wiſſen nicht aufgeben möchten. Und iſt nicht eigentlich jeder Gutgeſinnte in dieſem Fall, der zu unſrer Zeit mit der Wiſſenſchaft irgend in Berührung ſteht, oder dieſelbe zu dem Zwecke ſeines Lebens bedarf? Auf dieſem Wege des langſamen Fortſchreitens, den wir ja z. B. auch in der Naturwiſſenſchaft beobachten, da ganz natürlich finden, und für den einzig rechten halten; gewinnt man dafür aber auch in dieſem innerlichen Forſchen der Philoſophie den feſten Boden, und bleibenden Standpunkt der ewigen Wahrheit; ſtatt der ſonſt ſo ſchnell wie die Mode wechſelnden Syſteme, oder wie die tauben Blüthen in jedem Fruhjahre fruchtlos gleich wieder niederfallenden Hypotheſen dieſer oder jener Schule und Sekte. In Hinſicht auf dieſe der wahren Philoſophie gewiß durchaus angemeſſne Langſamkeit im Fortſchreiten, kann ich mich auf mein eignes Beyſpiel berufen, und in dieſer Hinſicht mag dieß vielleicht geſtattet ſeyn. Es ſind jetzt eben neun und dreyßig Jahre, ſeit ich die ſämmtlichen Schriften des Plato in griechiſcher Sprache zum erſten Mahl mit unbeſchreiblicher Wißbegierde durchlas; und ſeitdem iſt neben mancherley andern wiſſenſchaftlichen Studien, dieſe philoſophiſche Nachforſchung für mich ſelbſt eigentlich immer die Hauptbeſchäftigung geblieben. Viele Syſteme des Wiſſens, des Zwieſpalts und des Irrthums, der Zeit und der Vorzeit, habe ich auf dieſem Wege zu durchwandern gehabt: weil ich aber weder bey andern, noch in mir ſelbſt volle Befriedigung fand, ſo fühlte ich mich eben dadurch zurückgehalten, öffentlich damit hervorzutreten, und nur ſehr unvollſtändig, ganz zufällig und fragmentariſch iſt in verſchiedenen Epochen mir eins und das andre von dieſer meiner immer noch im Werden begriffnen, und nicht vollendeten Philoſophie, in meinen übrigen und frühern litterariſchen Arbeiten und Werken zum Vorſchein gekommen, oder herausgefahren; eine Erklärung, die ich für diejenigen, welche dieſelben kennen, hier nicht überflüſſig finde. Je mehr ich aber dieſe beyden Endpunkte des göttlichen Glaubens und des höchſten und in ſo fern auch göttlichen Wiſſens feſthielt, je mehr gewann ich auch feſten Boden auf jenem Standpunkte und in jener Mitte des ewigen Anfangs, in welchem beyde Eins ſind und nicht mehr ſtreiten, ſondern innig zuſammenhängen und ſich gegenſeitig nur immer mehr erhöhen, beleben und verſtärken. Ich glaube jetzt an denjenigen Punkt gelangt zu ſeyn, wo ich dieſe in Gott gegründete Einheit des Wiſſens und des Glaubens, nachdem ich ſie für mich gewonnen habe, nun auch andern mitzutheilen und öffentlich für die Welt hinzuſtellen und zu entwickeln wünſchte; und ich kann mich nur darüber freuen, daß ich damit eben jetzt und grade hier und auf ſolche Weiſe den Anfang habe machen können.

Noch auf eine andre Weiſe, außer den oben ſchon angegebnen Beziehungspunkten zwiſchen dem höchſten Wiſſen und dem Glauben, iſt jenes, das höhere Wiſſen nähmlich, in ſeinem alles umfaſſenden Begriff von dem dreyfachen Leben der Erſten Grundkraft auf den Glauben hingewieſen, und zwar auf den poſitiven und ſeine göttliche Autorität; um nähmlich wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinſte Unruhe aufgelöſt wird, wo alle Sehnſucht ſchweigt. Dieß iſt es, was der Poeſie unſres Zeitalters fehlt! Nicht eine Fülle einzelner, trefflicher Schönheiten, aber Uebereinſtimmung und Vollendung, und die Ruhe und Befriedigung, welche nur aus dieſen entſpringen können; eine vollſtändige Schönheit, die ganz und beharrlich wäre; eine Juno, welche nicht im Augenblick der feurigſten Umarmung zur Wolke würde. Die Kunſt iſt deshalb nicht verlohren, weil der große Haufe aller derer, die nicht ſowohl roh als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet ſind, ihre Einbildungskraft von allem, was nur ſeltſam, oder neu iſt, willig anregen laſſen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüths mit irgend etwas anzufüllen und um der unleidlichen Länge ihres Daſeyns wenigſtens auf einige Augenblicke zu entfliehn. Der Name der Kunſt wird entweiht, wenn man das Poeſie nennt: mit abentheuerlichen oder kindiſchen Bildern ſpielen, um ſchlaffe Begierden zu ſtacheln, ſtumpfe Sinne zu kitzeln, und rohen Lüſten zu ſchmeicheln. Aber überall, wo ächte Bildung nicht die ganze Volksmaſſe durchdringt, wird es eine gemeinere Kunſt geben, die keine andere Reize kennt, als niedrige Ueppigkeit und widerliche Heftigkeit. Bey ſtetem Wechſel des Stoffs bleibt ihr Geiſt immer derſelbe, verworrne Dürftigkeit. Dagegen giebt es bey uns auch eine beſſere Kunſt, deren Werke unter denen der gemeinen, wie hohe Felſen aus der unbeſtimmten Nebelmaſſe einer entfernten Gegend hervortreten. Wir treffen in der neuern Kunſtgeſchichte hie und da auf Dichter, welche in der Mitte eines verſunknen Zeitalters Fremdin dieſem die entſcheidende Richtſchnur und den rechten Maaßſtab zu finden und zu erhalten, für die weitere Anwendung und Entwicklung jenes höchſten Grundbegriffs, und um alle irrigen Auswüchſe davon abzuwehren; wovon ſich die Nothwendigkeit am einfachſten durch einige hiſtoriſche Beyſpiele wird erörtern laſſen. Wenn wir die alten Schriften der Indier öffnen, es mögen nun wiſſenſchaftliche Syſteme, oder Sitten- und Geſetzbücher für das praktiſche Leben, oder bloß mythologiſche Dichtungen ſeyn; ſo finden wir überall den Begriff der göttlichen Dreyeinigkeit darin zum Grunde gelegt, zum Theil auch mit ganz ähnlichen Worten und Ausdrücken bezeichnet. Weil ſie aber die Einheit und einfache Wahrheit darin verlaſſen und Drey Götter daraus gemacht haben; ſo iſt nun jene Metaphyſik, die doch unläugbar ſo viele und große Spuren der alten Wahrheit enthält, und jene indiſche Dreyeinigkeit eine ganze Mythologie geworden, die eben ſo lange Götter-Genealogieen enthält, wie jede andre; dieſe Mythologie ſelbſt aber hat dadurch einen durchaus theologiſchen Anſtrich erhalten, wodurch ſie eben ſo ſeltſam mit der uns bekannteren griechiſchen Mythologie contraſtirt, obwohl ſie von der andern Seite und in dem bloß dichteriſchen Theile auch mit dieſer ſtarke Züge von Aehnlichkeit und Verwandtſchaft darbietet. So finden ſich nun in dieſem wunderbaren Chaos von ganz entſtellter Wahrheit, ungeheurem Irrthum, und bloßer Dichtung, zehn fabelhafte Menſchwerdungen ſtatt der Einen wahren, von welcher die Indier erſt ſeit den letzten drey Jahrhunderten, eine beſtimmtere und dauernd begründete Kunde erhalten haben. Ferner, in der Ausübung und im Leben ſelbſt eine Weltentſagung und körperliche Abtödtung, welche ſelbſt die Strenge der erſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten noch ſehr übertrifft, mit einer weit über die Gränzen der menſchlichen Natur hinausgehenden Uebertreibung und Ueberſpannung; und daneben wieder unſittliche Gebräuche und durch den Irrthum und Aberglauben geheiligte Ausſchweifungen, wie wir ſie früher nur an dem bloß ſinnlichen Heidenthum der Alten, ich meyne unſere alten Völker in dieſem weſtlichen Abendlande, zu kennen gewohnt waren. In ſolche Abgründe von Verirrung kann eine ſehr geiſtige Metaphyſik gerathen, oder wenigſtens damit vereinbar ſeyn, wenn ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt und aller göttlichen Richtſchnur nach dem einfachen Maaßſtabe einer höhern und von oben gegebnen Autorität völlig entbehrt. Auch in der Entwicklungsgeſchichte des griechiſchen Geiſtes iſt noch in einer ſehr ſpäten Epoche ein ähnlicher Verſuch gemacht worden. Die Neu-Platoniker nähmlich kannten ebenfalls ſehr gut die Lehre und den Begriff von der göttlichen Dreyeinigkeit; ſo wie derſelbe auch ſchon in der ältern Philoſophie des Plato ſelbſt allerdings gefunden wird. In wie fern die Ausdrücke und Formeln in der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung dieſes Begriffs, bey den erſtgedachten Schriftſtellern vollkommen richtig waren; dieſes näher zu prüfen, würde mich hier zu weit führen und liegt für jetzt außer meinem Umkreiſe; da auch dann, wenn dieß geſchehen ſollte, die einzelnen Denker und Syſteme, welche alle unter dieſe Claſſe gehören, genau unterſchieden werden müßten. Genug aber, weil dieſe ſo tief in die Metaphyſik eingehende Neu-Platoniſche Schule, zu deren Parthey auch der Kaiſer Julian gehörte, auf der andern Seite mit dem Chriſtenthum in eine höchſt feindliche Oppoſition gekommen war; ſo wollte ſie nun, um dieß als Mittel und Werkzeug für ihren Oppoſitionszweck zu brauchen, die alte griechiſche Mythologie, an welche der Glaube ſelbſt beym Volke ſchon ſehr abgenommen hatte, nach ihren Anſichten und Begriffen, in eine ganz theologiſche Geſtalt und Richtung bringen, wodurch ſie denn der indiſchen viel näher gekommen und ungleich ähnlicher geworden ſeyn würde, und glaubten dieſelbe dadurch neu beleben und wieder erwecken zu können. Wenn aber auch ihre eigne Nebenabſicht dabey und ihr ganzer Zweck und Sinn keine ſo feindliche Richtung gegen die Wahrheit genommen hätte; ſo konnte doch jenes Unternehmen ſchon an ſich nicht anders als mißlingen. Denn wenn auch die griechiſche Mythologie in ihrer älteſten Zeit und Geſtalt, an einigen weniger ins Auge fallenden und mehr verdeckten Stellen, bloß eſoteriſch genommen, ebenfalls einige ſymboliſche Lehren und halb und halb theologiſche Begriffe enthalten hat, wie gründliche Forſcher der neueſten Zeit dieſes wohl erkannt und nachgewieſen haben; welches alles man als eben ſo viele Spuren und Ueberbleibſel aus der alten Ueberlieferung von dem erſten Wiſſen und mannichfachen Offenbarung in der Urzeit zu betrachten hat; ſo hatte doch die griechiſche Mythologie nachher und im Ganzen eine ſo ausſchließend und überwiegend bloß dichteriſche Entwicklung und Ausbildung gewonnen, der ſelbſt die politiſche Richtung, die in manchem Einzelnen ſich zeigt, ſehr untergeordnet blieb; daß es ein höchſt widerſinniges Unternehmen war, dieſe ſchöne Fabelwelt nun ſo lange hinterdrein in eine erdichtete Metaphyſik und rieſenhafte Myſtik nach indiſcher Art und Weiſe umgeſtalten zu wollen; und iſt daſſelbe auch, wie jedes andre grundfalſche und zeitwidrige Streben in der Geſchichte, am Ende ſpurlos vorübergegangen. Bey dem in dem ganzen heidniſchen Alterthum des Abendlandes ſo allgemein herrſchenden Hange zu dieſem dichteriſchen Abwege einer vielgeſtaltigen Naturvergötterung und Vielgötterey, iſt es nun wohl ſehr begreiflich, wenn in dem erſten hebräiſchen Theile unſrer Offenbarung vorzüglich und zunächſt nur auf die Einheit des lebendigen Gottes ſcharf gedrungen und ſtreng gehalten wird. Das übrige von dem ewig ſchaffenden Worte, dem belebenden göttlichen Geiſte, ſind gleichſam nur geheimnißvolle Andeutungen für den heller Sehenden und tiefer Forſchenden. Wie häufig dieſelben gleichwohl ſind, wie zahlreich die Beziehung auf die Drey Gewalten und Perſonen, auf die dreyfache Kraft und Eigenſchaft des Einen höchſten Weſens, da eine ſolche Hinweiſung ſelbſt ſchon in den verſchiednen hebräiſchen Benennungen der Gottheit liegt; das wiſſen und erkennen diejenigen wohl, die es nicht etwa ſich ſelbſt und andern gern wegläugnen möchten. In der hebräiſchen Ueberlieferung, welche außer dem geſchloſſnen Umkreiſe der h. Schrift liegend, neben derſelben fortläuft, und die für uns zwar keine eigentliche Autorität hat, aber doch eine ſehr nützliche, viel zu wenig benutzte Hülfsquelle der Erklärung darbieten könnte, iſt die Lehre und der Begriff von der göttlichen Dreyeinigkeit vollends ganz klar und deutlich und ohne allen Rückhalt ausgeſprochen; geſetzt auch, daß in der Art und Weiſe der Auffaſſung noch einiges gefunden würde, was einer Berichtigung bedürfte. In der zweyten Offenbarung, mit welcher unſre neue Zeit beginnt, trat nun aber zugleich mit dem jetzt in Erfüllung gegangenen und vollendeten Glauben dieſes höchſte Wiſſen ganz klar hervor. Wenn auch in den erſten Ausſprüchen und Lehren, ſo lange das Ganze meiſtens nur innerhalb dem Umkreiſe des hebräiſchen

Volkes eingeſchloſſen blieb, noch eine gewiſſe Behutſamkeit und einiger Rückhalt ſichtbar iſt; wegen des dieſem Volke ſo tief eingeprägten Begriffs von der Einheit Gottes, nachdem dieſer, ſo wie alles andre, nicht mehr lebendig aufgefaßt, ſondern ganz nur nach dem todten Buchſtaben genommen wurde; ſo wurde doch auch dieſer letzte Schleyer von dem Allerheiligſten bald hinweg genommen und das Geheimniß ſelbſt dem vierten und letzten Evangelium als Anfang vorangeſtellt. Eben daher habe ich auch dieſe Bezeichnung deſſelben, ſo wie ſie für die Wiſſenſchaft die angemeſſenſte iſt, entlehnt: von dem höchſten Leben, welches die Allmacht, von dem ewigen Worte, welches die Allwiſſenheit und von dem unerſchaffenen Lichte, welches die Heiligkeit ſelbſt iſt.

Wohl haben auch ſchon ſonſt große Denker, wenn ſie auch in andrer Hinſicht nicht zu den eigentlich chriſtlichen gehören, den tiefen Sinn in dieſem evangeliſchen Anfange erkannt und anerkannt; nur daß ſie, nach der feindlichen Zergliederung, welche man in der letzten Zeit wie auf ſo viele andre Gegenſtände und Werke der Vorzeit, ſo auch auf dieſes göttliche Denkmahl hin gerichtet hat, ſich dabey in allerley überflüſſige Hypotheſen verlohren haben, wo das etwa hergenommen oder zu welchem Zweck es grade dorthin geſtellt ſey. Viel einfacher wäre, ohne ſolche künſtliche Erklärung, die göttliche Wahrheit eben ſo unbefangen hinzunehmen, wie ſie uns gebothen wird, und bedarf es keine andre beſondre Abſicht dabey vorauszuſetzen; als daß, nachdem das Evangelium des Lebens und der damit beginnenden neuen Zeit, als Geſchichte für den Glauben in dreyfacher Erzählung hinreichend dargelegt worden war, nun auch dieſes ewige Evangelium vom Anfang hinzugefügt werden ſollte; als das Evangelium nach dem Geiſte von dem höchſten Wiſſen, in ſo fern daſſelbe mit dem göttlichen Glauben völlig Eins iſt, und von nun an auch immer Eins bleiben ſoll. Es war ganz in der natürlichen Ordnung, daß jenes Wort, welches zu Anfange der irdiſchen Schöpfung ausgeſprochen ward und der Erſten Offenbarung zum Grunde liegt, nun auch zum Anfange der Zweyten Offenbarung und dieſer zweyten innern Schöpfung einer neuen Zeit wiederhohlt wird; obwohl hier in einem andern und höhern Sinne, für die Seelen in dem geiſtigen Reiche der Wahrheit: „Gott ſprach: Es werde Licht; und es ward Licht.“

lichen Bewußtſeyns bildet. Der Verſtand beruht auf dem Verſtehen, er ſetzt mithin ein geiſtiges Durchblicken, ein lebendiges Durchſchauen ſeines Gegenſtandes voraus, es mag dieſer Gegenſtand nun ein äußerer der Natur oder des wirklichen Lebens ſeyn, oder ein innrer und bloßer Gedanke und Begriff, oder das denſelben bezeichnende Wort, wo jene geiſtige Durchdringung alsdann auf den rechten und urſprünglichen Sinn dieſer Idee, oder die geiſtige Bedeutung des Begriffs, oder des Worts gerichtet iſt. Ein Verſtand, der ganz nur in abſtracten Begriffen verlohren wäre, würde in einem ſolchen bloß abſtracten Denken ſelbſt mit untergegangen ſeyn. Ganz geiſtlos und ohne Leben kann der Verſtand nach ſeinem eigenthümlichen Charakter nicht ſeyn; es würde alſo dann mehr eine gänzliche Abweſenheit oder doch ein ſehr mangelhafter Zuſtand dieſer Geiſteskraft dadurch bezeichnet und indicirt ſeyn. Will man aber den einem Vermögen des Bewußtſeyns beſonders eigenthümlichen Fehler oder Irrthum beſtimmen, ſo muß man daſſelbe nicht in einem mangelhaften, oder weniger glücklich entwickelten Zuſtand dabey zum Grunde legen, ſondern daſſelbe vielmehr in ſeiner vollen Kraft, und glücklichſten Entwicklung annehmen, und vorausſetzen. Nun aber iſt auch ein äußerſt geiſtreicher, heller und lebendiger Verſtand mit dem vereinbar, was ich oben als den böſen genialiſchen Geiſt, die falſche genialiſche Kraft bezeichnet habe; und hier iſt der eigentliche Sitz des verkehrten Verſtandes, oder der ihm eignen Verirrung; daher wohl die Benennung eines ſophiſtiſchen Verſtandes, die kürzeſte und treffendſte iſt für die demſelben eigenthümliche Irrthumsform. Und dieſer ſophiſtiſche Verſtand, iſt ja eben das Werkzeug der Ausführung, und das ausübende Organ aller falſchen Syſteme, zu dem ſie früher oder ſpäter alle ihre Zuflucht nehmen. Was den Einfluß und die Mitwirkung des ſophiſtiſchen Verſtandes auf den philoſophiſchen Irrthum betrifft, und ſeinen Antheil an dem Geiſt und Inhalt des falſchen Syſtems der Unwahrheit, ſo findet hier wohl eher ein Gegenſatz von der idealiſtiſchen Verirrung des abſoluten Wollens und Strebens, unter der herrſchenden Idee des Unbedingten, eine Hinneigung und ein Uebergewicht zu einer realiſtiſchen Weltanſicht Statt, nach dem angenommenen Grundſatz von der allgemeinen Nichtswürdigkeit aller Dinge, nicht bloß in moraliſcher Beziehung oder im praktiſchen Leben, und in dem hiſtoriſchen Gebiete, ſondern auch in der Natur und in der ganzen Schopfung; und eine ſkeptiſche Verachtung aller Andersdenkenden, oder aller der gemeinen Geiſter, die ſich nicht zu dieſem ſelbſtbewußten Nichtwiſſen und Unglauben erheben können; daher auch dieſe Tendenz und dieſer Irrthum des ſophiſtiſchen Verſtandes am meiſten in Berührung ſteht, und am nächſten verwandt iſt mit dem dialektiſchen Gewirre der ewig ſtreitenden Vernunft. So wie aber das abſolute Wollen und Streben nicht ohne eine gewiſſe Verkehrtheit des Verſtandes denkbar iſt, ſo kann auch der ſophiſtiſche Verſtand nicht leicht Statt finden, ohne eine Beymiſchung von übelm Willen, und einem abſichtlichen Verſchließen gegen die Wahrheit. Ungeachtet dieſes innerlichen Zuſammenhanges beyder intellektuellen Fehler ſtehen dieſelben aber ſonſt, äußerlich genommen, und im wirklichen praktiſchen Leben noch weit genug aus einander. Den Begriff des ſophiſtiſchen Verſtandes konnte man wohl nicht leicht in der Kürze anſchaulicher erklären als durch die Erinnerung an den berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, dem an dieſer Zeit und ihrem Zeitgeiſte ein ſo großer Antheil beygemeſſen werden muß. Wenn ich es nöthig gefunden hätte, das philoſophiſche Streben nach dem Unbedingten durch Beyſpiele deutlich zu machen, ſo hätte ich dafür wohl ohne Zweifel die von einigen deutſchen Philoſophen der letzten Zeit und Schule anführen müſſen; was aber den ſophiſtiſchen Verſtand betrifft, ſo wird gewiß nicht leicht ein ſolches Uebermaaß deſſelben, weder vorher noch nachher, gefunden werden, als bey dieſem, ſeine Zeit vergötternden, und auch von ihr wieder vergötterten, ſonſt aber alles verhohnenden, die Welt verſpottenden antichriſtlichen Weltgeiſte. Was die beyden entgegengeſetzten Syſteme des Unglaubens und des Irrthums betrifft, den Rationalismus, und das falſche abgöttiſche Natur-Syſtem, ſo ſind ſie in ihrem innern Weſen beyde gleich irrig und gleich verderblich, und läßt ſich darin kein Maaßſtab und keine Gradation der Verwerflichkeit zwiſchen ihnen beyden aufſtellen. Auch nach dem theologiſchen Urtheil wird der Pantheismus als das Extrem der einen Natur-Seite kaum minder verwerflich und falſch erſcheinen, als der Atheismus, als das Extrem des Irrthums auf der andern ideellen Seite; es werden beyde auf dieſelbe Linie geſtellt, und iſt beydes eine gleich große, gleich vollkommne Verkennung der Einen Wahrheit, und des lebendigen Gottes. Auf die äußere Erſcheinung und Wirkung geſehen, konnte eine ganz heidniſch geſinnte Naturphiloſophie, wenn man ſie in irgend einer recht grellen und doch anziehend verführeriſchen Form auffaßte, faſt noch gefährlicher und verderblicher erſcheinen, als der Rationalismus, wenn man dieſen etwa in einer beſonders gemäßigten, recht geſchmeidigen, und geſchickt modificirten Darſtellung daneben ſtellt. Iſt aber nicht von der Sache ſelbſt und im Allgemeinen, wo das Urtheil und die Verwerfung ganz gleich ausfallen muß, ſondern von unſerm Zeitalter und von dem Kampf deſſelben insbeſondre die Rede; ſo nehme ich keinen Anſtand, den Rationalismus ganz entſchieden für das größere und gefährlichere Uebel unter beyden zu halten; weil er viel tiefer in dem Zeitgeiſte wurzelt, allgemeiner verbreitet iſt, und beſonders auch weil er viel biegſamer iſt, ſich der Wahrheit, und dem Syſteme der Wahrheit anzuſchmiegen, immer wieder mit dem Gegentheile zu capituliren, und unter die mannichfachſten Formen ſich von neuem zu verſtecken weiß; ſo daß ſich kaum beſtimmen läßt, wo der Punkt erreicht, oder zu erreichen wäre, da man ſagen kann, daß das Uebel und dieſer Irrthum ſelbſt an der Wurzel, und für immer ausgerottet ſey. Nur durch das Leben ſelbſt, durch das höhere geiſtige Leben, und durch die Philoſophie dieſes Lebens in dem dreyfachen innern Erkenntnißvermögen und Bewußtſeyn kommt man aus dem Dilemma dieſes Vernunft-Zwieſpalts heraus, und findet den Ausweg aus deſſen dialektiſchem Gewebe. Eine falſche Naturphiloſophie dagegen, — und falſch nenne ich eine jede ſolche, die in feindlicher Oppoſition mit der Religion ſteht, oder ſich ſelbſt an die Stelle derſelben ſetzen will; wird, wenn ſie bloß empiriſch aufgefaßt iſt, nicht von großer Wirkung und nicht ſehr gefährlich ſeyn, und bald wieder von ſelbſt niederfallen. Iſt aber ein wahrhaft höheres geiſtiges Streben, ein wirklich großer, umfaſſender Geiſt in ihr, ſo wird ſie bald dieſer Gränze und ihres Mißverſtandes inne werden, und den Uebergang finden zu dem Göttlichen, was über ihr gelegen iſt. Streng ſyſtematiſch abgeſchloſſen kann ohnehin die Naturphiloſophie nicht leicht linge aus einer höhern Welt zu ſeyn ſcheinen. Mit der ganzen Kraft ihres Gemüths wollen ſie das Ewige, und wenn ſie in ihren Werken Uebereinſtimmung und Befriedigung noch nicht völlig erreichen; ſo ſtreben ſie doch ſo mächtig nach denſelben, daß ſie die gerechteſte Hoffnung erregen, das Ziel der Poeſie werde nicht ewig unerreichbar bleiben, wenn es anders durch Geiſteskraft und Kunſt, durch Bildung und Wiſſenſchaft erreicht werden kann. Allein eben grade in dieſer beſſern Kunſt ſelbſt offenbaren ſich die Mängel der neuern Poeſie am ſichtbarſten. Eben hier, wenn das Gefühl den hohen Werth eines Gedichts anerkannt, und das Urtheil den Ausſpruch des Gefühls geprüft und beſtätigt hat, geräth der Verſtand in nicht geringe Verlegenheit. In den meiſten Fällen ſcheint das, worauf die Kunſt am erſten ſtolz ſeyn dürfte, gar nicht ihr Eigenthum zu ſeyn. Es iſt ein ſchönes Verdienſt der neuern Poeſie, daß ſo vieles Gute und Große, was in den Verfaſſungen, der Geſellſchaft, der Schulweisheit verkannt, verdrängt und verſcheucht worden war, bey ihr bald Schutz und Zuflucht, bald Pflege und eine Heimath fand. Hier, gleichſam an die einzige reine Stätte in dem unheiligen Jahrhundert legten die wenigen Edlern die Blüthe ihres höhern Lebens, das Beſte von allem, was ſie thaten, dachten, genoſſen und ſtrebten, wie auf einen Altar der Menſchheit nieder. Aber iſt nicht eben ſo oft und öfter Wahrheit und Sittlichkeit der Zweck dieſer Dichter als das Schöne? Man ergründe und durchforſche nur die Abſicht des Künſtlers, er mag ſie nun deutlich zu erkennen geben, oder ohne klares Bewußtſeyn ſeinem Triebe folgen; man analyſire nur die Urtheile der ſeyn, oder doch nicht lange bleiben, wegen des beſtändigen Fortwachſens dieſer Wiſſenſchaft des Lebens. Sobald dieſelbe aber ſich ſelbſt als das Zweyte und als der höhern Gottes-Philoſophie untergeordnet erkennt, dann iſt ſie auch kein Irrglauben mehr, und iſt mit der Wahrheit ſchon ganz verſöhnt, oder wenigſtens auf dem entſchiedenen Wege zu dieſer Ausſöhnung. Dieſes mildere Urtheil darf aber keinesweges ausgedehnt werden, auf die entſchiedene, und abſolut heidniſche Naturvergötterung der falſchen pantheiſtiſchen Wiſſenſchaft.

So wäre nun die Gegeneinanderſtellung des Glaubens und des Unglaubens vollendet, und das Gemählde entworfen von dem Bewußtſeyn und dem Wiſſen, wie es zu dem einen gehört, und aus dem andern hervorgeht; zur freyen Entſcheidung und eignen Wahl nach dem Urtheil eines jeden Denkenden, über ſich ſelbſt und die Wahrheit Nachdenkenden, die Wahrheit Suchenden und Liebenden. Dieſe Gegeneinanderſtellung ſelbſt iſt die eigentliche Aufgabe der Philoſophie; und wenn der Umriß und die Schilderung des einen und des andern Zuſtands und Bewußtſeyns nicht ganz unvollſtändig nach den hier geſtatteten Gränzen gegeben wurde, ſo iſt die Aufgabe im Weſentlichen als gelöſt zu betrachten; obwohl der Kampf ſelbſt zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, der Welt und der Zeit anheim geſtellt bleibt; die Entſcheidung aber, oder der Sieg der Wahrheit, auch vielleicht noch andern höhern Mächten und Kräften, als den bloß menſchlichen. Ueber die Natur und Beſchaffenheit dieſes intellektuellen Kampfs aber, und über die einzelnen Momente deſſelben, ſind auch von Seiten der Philoſophie noch einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Zuvörderſt glaube ich, daß es nach allem Vorangeſchickten nun wohl einleuchtend ſeyn wird, warum die Polemik im gewöhnlichen Sinne des Worts, auch bey den beſten Geſinnungen, dem reinſten Eifer für die Wahrheit, dem redlichſten Bemühen, dem größten Scharfſinn, und vollkommner Erkenhtniß der guten Sache der Wahrheit, und ihrer weſentlichen Grundſätze, doch meiſtens einen ſo geringen Erfolg hat, und auch im beſten Falle ſo äußerſt langſam wirkt, während die Anſteckung des Irrthums oft ſo furchtbar ſchnell fortſchreitet; was nicht etwa von der großen Rhetorik herrührt, die ihm beywohnt, oder weil er immer die beſſern Talente auf ſeiner Seite hätte; ſondern die Urſache liegt darin, daß in einem ſolchen Falle die geiſtigen Miasmen des Verderbens immer ſchon in der ſittlichen Atmoſphäre weit umher verbreitet ſind. Es iſt eben mit der höhern Wahrheit, und mit der Widerlegung des philoſophiſchen Irrthums, ganz und gar nicht ſo beſchaffen, wie mit einem bürgerlichen Proceß vor einem weltlichen Richterſtuhle, wo es genug iſt, und man ſeine Sache gewonnen hat, wenn man nur die Scheingründe des Gegners vollſtändig widerlegt hat, und den Beweis für das eigne Recht in der ſtrengſten richtigen Verkettung gehörig darzulegen weiß. Was würde es aber in dem Gebiete der Philoſophie, und der höhern Wahrheit helfen, wenn man irgend ein geſchriebnes Syſtem des Irrthums auch noch ſo vollſtändig und gründlich widerlegen wollte, während unterdeſſen vielleicht zwey oder drey von neuem aufwachſen, die eben ſo ſehr der Widerlegung bedürfen, als jenes erſte! Der grade Weg einer möglichſt ruhigen und einfachen, möglichſt klaren und vollſtändigen Entwicklung der höhern Erkenntniß ſcheint mir daher auch ein weit geeigneteres Mittel zur Befeſtigung und Verbreitung der Wahrheit, als die direkte Bekämpfung irgend eines in der Zeit und Welt herrſchenden Irrthums oder falſchen Syſtems, bey welcher, wenn der Streit gründlich geführt werden ſoll, man in alle die verwornen Irrgänge deſſelben mit hineingezogen, und oft mit verworren wird, und im glücklichſten Falle der vollkommnen Widerlegung, zuletzt doch nichts gewonnen wird, als das reine Nichts, oder die Unwahrheit des widerlegten Syſtems, mit dem vollſtändigen Beweiſe dieſes Nichts. Auch iſt ja doch die Abſicht dieſes Kampfes nicht eigentlich gegen Bücher und Blätter, Sätze und Worte gerichtet; ſondern aus dem Geiſte, aus der Seele des Menſchen möchte man den verderblichen Irrthum verſcheuchen, verbannen, entfernen und vertilgen, und dagegen die Wahrheit, das lebendige Wirken und die ganze Fülle derſelben an die Stelle ſetzen, und den Geiſt, und die Seele der Menſchen dafür gewinnen. Dieſes iſt aber nur auf eine ganz individuelle Weiſe, und im perſönlichen Gedankenwechſel möglich, da ſich der Irrthum ſowohl als die Wege und Uebergänge zur Wahrheit auf ſo tauſendfach verſchiedne Weiſe in jedem Individuum, ja faſt in jeder Lebens-Epoche deſſelben wieder anders geſtalten. Sollte oder wollte daher die Philoſophie ſich dieſes als ihr Hauptgeſchäft zum Zwecke ſetzen, ſo könnte es nur in der Form des Geſprächs, ſich der Individualität und Perſönlichkeit überall aufs genaueſte anſchmiegend, geſchehen; und in dieſem Sinne, und darum haben auch Plato und die andern Schüler des Sokrates in ihrem Kampfe gegen die Sophiſten durchgängig den dialogiſchen Vortrag, und dieſe Darſtellungsform für ihre Philoſophie gewählt. Aber auch der geſchriebene Dialog kann doch nur eine Art von mittlerem Durchſchnitt enthalten, für die unendliche

Mannichfaltigkeit von individuellen Anſichten, Ueberzeugungen und Charakteren. Und was muß denn eigentlich geſchehen, um dieſe von dem Irrthum zu entfernen und zu befreyen, und mit der Wahrheit zu verſöhnen und zu erfüllen? — Es muß zuerſt der innre Sinn und das geiſtige Auge geöffnet, der Geiſt zurück geführt und wieder hingelenkt werden auf ſeinen verlohrnen Mittelpunkt. Die Seele aber ſoll angezogen, gewonnen, ganz umgewendet, und neu belebt werden. Iſt dieſes wohl möglich ohne eine höhere, göttliche Kraft? Kann es in Wahrheit bewirkt werden durch unſre gewöhnliche, menſchliche Disputir-Kunſt, wie ſie etwa für die bürgerlichen Gerichtshändel zureicht, oder mit einem logiſch geordneten Beweiſe und einer vielleicht an ſich geſchickten dialogiſchen Wendung, wenn nicht eine tiefer eindringende Seelengewalt hinzukommt? — Und wohl giebt es eine ſolche höhere Kraft und wirkendes Wort der Wahrheit, welches in der Sprache der Schrift, das Schwerdt des Geiſtes genannt wird, welches bis in das innerſte Mark eindringt, und Geiſt und Seele von einander ſcheidet. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſem Ausdruck von dem gewaltſamen Scheiden zwiſchen Seele und Geiſt, und wird der allerhöchſte geiſtige Seelenſchmerz ſehr treffend damit bezeichnet. In dem gewöhnlichen Tode wird nur die unſterbliche Seele aus dem irdiſchen Körper ausgeſchieden und losgeriſſen, aber Geiſt und Seele bleiben beyſammen und vereinigt. Hier alſo findet ein noch viel tieferes und gewaltſameres Scheiden und Losreißen Statt; was aber nothwendig iſt für den Sieg der Wahrheit in dieſem Kampf auf Tod und Leben. Denn in dem Irrthum, wenn es ein innerlicher iſt, der in die Tiefe geht, und bis in die Mitte eingedrungen iſt, wachſen beyde, Geiſt das Leben ſelbſt bewährter und nun vollkommen gewiß gewordner Gedanken; alſo ein zum Leben gewordnes Denken. Drey Stufen giebt es in dem Wiſſen nach dieſem Geſichtspunkte, daß daſſelbe beſtehe in der gegenſeitigen Annäherung und der endlich erreichten und vollendeten Einheit zwiſchen dem Leben und dem Denken; nach dem überall im Bewußtſeyn Statt findenden dreyfachen Stufengange und dreyfachen Eintheilungs-Princip deſſelben. Die erſte Stufe iſt die der Reflexion, und dieſe iſt, in einem tieferen Sinne genommen, nichts anders als das innere Fühlen, Hören und Sehen des eignen Denkens; mithin ein dem ſinnlichen ähnliches Wahrnehmen deſſelben, wodurch dieſes innere Denken doch ſchon etwas mehr in die äußre Wirklichkeit hervorgehoben und herausgeſtellt wird. Dieſer Zuſtand der Reflexion iſt aber mehr nur ein paſſiver Seelenzuſtand der innern, eignen Beobachtung; und in dieſer engen Sphäre eingeſchloſſen bleibend, dreht er ſich ewig in dem gleichen Kreiſe herum, ohne eigentliche weitere Folgen eines auch für das äußre und wirkliche Leben anwendbaren und fruchtbaren Wiſſens. Die zweyte Stufe oder der zweyte Moment des Wiſſens iſt die Abſtraction, vermöge deren, aus der ganzen Fülle der Merkmahle und Kennzeichen eines Gegenſtandes oder vielmehr eines Gedankens, eines als das weſentliche herausgehoben und für die Mittheilung bezeichnet wird; denn alle Mittheilung und Sprache beruht auf dem Vermögen der Abſtraction und iſt dieſelbe ein willkührlicher Act des freyen Geiſtes. Obwohl aber durch dieſe Bezeichnung, Verallgemeinerung und Mittheilung der innere Gedanke noch um einen Schritt weiter in die äußre Welt und Wirklichkeit des Lebens, auch unter den andern und mit den andern hinausgeführt wird; ſo iſt dadurch allein doch die Wirklichkeit des Gedankens noch keineswegs hinreichend geſichert, indem grade dieſe Freyheit in der Wahl der Bezeichnung, der Verknüpfung und des allgemeinen Zuſammenfaſſens, der Willkühr einen gränzenloſen Spielraum eröffnet; wie man dieſes ſchon an der zahlloſen Menge unnütz erſonnener und wieder in Vergeſſenheit gerathener Terminologieen ſieht, als die eben ſo viele einander fremde und ſich gegenſeitig nicht verſtehende philoſophiſche Dialekte, in dem ewig wiederhohlten methodiſchen Thurmbau der wiſſenſchaftlichen Syſteme bilden; nachdem auch dieſe abſtracte Gedankenmittheilung, ſelbſt da, wo ſie vollkommen gelingt, noch keine Einſtimmung zur Folge hat, ſondern nur das Thor und die Bahn eröffnet zu einem endloſen dialektiſchen Streit. Alſo weder die im engen Kreiſe des eignen Innern ſich ewig herumbewegende Reflexion, noch auch die willkührlich in allen weiten Räumen des Möglichen herumirrende leere Abſtraction können zu dem Ziele der vollkommnen Gewißheit und des eigentlichen Wiſſens führen. Die praktiſche Ausführung im wirklichen Leben allein iſt es, welche einen ſpekulativen Gedanken zum Schluß und zur Vollendung der Gewißheit bringt, und zum vollkommnen, wahren Wiſſen erhebt. Ich würde dieſe höchſte Stufe deſſelben am liebſten mit dem Begriff und Nahmen der Conſequenz bezeichnen, worunter alsdann aber nicht bloß eine logiſch richtige Gedankenverkettung, ſondern vorzüglich auch eine treu durchgeführte Conſequenz der Geſinnung und des Lebens — als die Beharrlichkeit im Guten — verſtanden, zugleich aber erinnert werden muß, daß das böſe Princip, obgleich ſolches oft von ihm gerühmt wird, doch immer nur ſcheinbar und nicht in dieſem

Sinne conſequent, ſondern immer leidenſchaftlich in ſeinem Innerſten zerriſſen, eigentlich vielmehr höchſt inconſequent iſt, als ſeinem eignen erſten Anfange und Urſprunge, den es wie alle erſchaffenen Weſen aus Gott genommen und empfangen hat, im höchſten Grade widerſtreitend. Wahrhaft conſequent kann man gar nicht ſeyn, als in der Wahrheit, d. h. in Dem, aus Dem alle Wahrheit und von Dem alles Daſeyn abgeleitet und hergekommen iſt; oder in Gott. Das Wiſſen iſt alſo überhaupt ein angewandtes, d. h. ein zum Leben und eben dadurch wirklich und gewiß gewordnes Denken; und nur auf dem praktiſchen Wege, durch die wirkliche Ausführung oder reelle Darſtellung läßt ſich die höchſte Stufe deſſelben erreichen, und die Wahrheit einer Idee oder ſpekulativen Anſicht vollkommen bewähren. Die Ideen, nach dem urſprünglichen Sinne dieſes Wortes, ſind eben die ſelbſt lebendigen Gedanken des höheren Lebens, zum Unterſchiede von den bloßen Thatſachen des ſubjektiven Bewußtſeyns im Gebiete der Reflexion, und von allen bloß willkührlichen Denkformeln der leeren Abſtraction. Da aber ſelbſt hier ein falſches oder krankes und nichtiges Scheinleben dem wahren untergeſchoben ſeyn könnte; ſo betrifft dieß zunächſt nur die Form der lebendigen Gedanken im Gegenſatz gegen den ſinnlichen Schein oder den todten Begriff. Denn daß die göttliche Idee wahrhaft eine ſolche ſey, muß erſt durch jene Conſequenz bewährt und bewieſen werden, nähmlich durch die göttliche Wirkſamkeit und Wirkung im Leben. Nicht ganz richtig wird dagegen von vielen philoſophiſchen Denkern die innre Gewißheit des ſpekulativen Denkens mit dem Nahmen und unter der Form der intellektuellen Anſchauung bezeichnet, und wird dadurch zu vielfachem Mißverſtande Anlaß gegeben. Wenn wir aber auch nach jenem früher gegebenem vollen Begriff der ewigen Wahrheit und Deſſen, welcher die Quelle und der Inbegriff derſelben iſt, jenes göttliche Leben wahrhaft in uns empfinden und fühlen könnten, jenes ewige Wort hören und hörbar vernehmen, jenes heilige Licht wirklich ſehen; ſo würde eine ſolche geiſtige Anſchauung von der Herrlichkeit Gottes wohl mehr für jenes Leben geeignet ſeyn, als für dieſes, und würde ſich auch, wenn gleich dieſelbe, als von oben gegeben, in ſolcher Weiſe als denkbar angenommen wird und werden kann, doch nicht weiter mittheilen oder zu dem gemeinen Gebrauch der philoſophiſchen Begründung eines menſchlichen Syſtems verwenden laſſen. Unter dieſer Form einer ſeynſollenden intellektuellen Anſchauung, wenn es wirklich eine ſolche und nicht unter dem angenommenen andern Nahmen wieder bloß eine Formel des abſtracten Denkens iſt, würde alſo das ſpekulative Wiſſen mehr nur den Charakter einer zweifelhaften Viſion und möglichen geiſtigen Täuſchung annehmen. Denn zu der vollen innern Befriedigung und Gewißheit, ſo weit dieſelbe für Menſchen erreichbar iſt, führt ſelbſt in dieſem Falle, als Kennzeichen und Beweis, daß dieſe Anſchauung oder Wahrnehmung des göttlichen Lichtes, eine wahrhafte geweſen, allein jene oben bezeichnete Conſequenz eines in Gott begründeten Denkens und Wiſſens; wozu auch die Uebereinſtimmung mit jeder andern ſchon als wahr erkannten göttlichen Idee und Offenbarung, als unverbrüchliche Regel der Beurtheilung und des Lebens, wie natürlich mit gehört.

Der in der neunten Abhandlung entwickelte und volle und rechte Begriff der ewigen Wahrheit, iſt als die lebendige

Idee des höchſten Weſens, allerdings der ſpekulative Grundbegriff und die innre, geiſtige Baſis, auf welcher dann alles andre höhere Wiſſen, in der Beharrlichkeit und Conſequenz des rechten Denkens und der unerſchütterlichen Wahrheit gegründet iſt, oder auch der Quell, aus welchem es bleibend hergeht. In allen drey letzteren Vorträgen aber, wo der Inhalt mehr wiſſenſchaftlich ſpekulativ und metaphyſiſch war, obwohl überall auch von einer hiſtoriſchen Entwicklung begleitet und erhellt, iſt überall eine Beziehung auf die Wiſſenſchaft der Logik mit zum Grunde gelegen. In der Geſtalt, wie wir dieſe Wiſſenſchaft oder Diſciplin von den Griechen erhalten haben, iſt wohl manches bloß Zufällige, nach dem beſondern Lokalbedürfniß mit eingemiſcht und hinzugekommen. Bey keinem Volke hat jemahls die Rhetorik einen ſolchen Einfluß und eine ſolche Wichtigkeit im Leben gehabt, wie bey den Griechen; bey keinem hat auch die Sophiſtik ſo viel gewirkt und geſchadet. Und darum wurde dann auch allen Gegenmitteln der dialektiſchen Kunſt, allen Wegen und Irrwegen und Schlingen derſelben, eine unverhältnißmäßig ausgedehnte Entwicklung und Zergliederung bey ihnen gewidmet und gegeben, die für uns nicht mehr in dem gleichen Maaße nothwendig und praktiſch brauchbar iſt. Auch die Indier haben von alten Zeiten her ein wiſſenſchaftliches Syſtem der Logik beſeſſen, ſo daß ſelbſt die Sage aufgekommen iſt, Ariſtoteles habe durch Alexander den Großen die indiſchen Bücher der Logik erhalten, und daraus die ſeinige entnommen, oder doch darnach gebildet. Ich ſollte jedoch aus dem angeführten Grunde vermuthen, daß die indiſche Logik wahrſcheinlich viel einfacher abgefaßt ſeyn mag, als die griechiſche; wo in dem Uebermaaß von Zergliederung und in dem Gewirre dieſer endloſen Begriffszerlegung, oft das einfache Ziel der Wahrheit und der geſuchten Richtſchnur derſelben ſo ganz verlohren geht. Für den Schulunterricht könnte vielleicht die Logik am fruchtbarſten gemacht werden, wenn ſie nebſt der hiſtoriſchen Entwicklungsgeſchichte des menſchlichen Denkens, beſonders auch mit der Theorie der Sprache in die genaueſte Beziehung gebracht würde, da der Gedanke und die Rede einmahl ſo unzertrennlich mit einander verbunden ſind, wo denn freylich die Logik auch mit auf die Einbildungskraft und ſymboliſche Sprache und die Grundregel derſelben ausgedehnt werden müßte. Für die wiſſenſchaftliche Erziehung würde vielleicht eine Logik des Gedächtniſſes, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt, noch ſehr fruchtbar zu benutzen ſeyn, da eine geordnete Gedankenregel hierin gewiß vieles zur Erleichterung und Uebung, überhaupt zur Gymnaſtik des Gedächtniſſes, als der Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Erziehung beytragen könnte. Für das Leben iſt gewiß nichts ſo wichtig und wünſchenswerth, als die rechte Logik des Gewiſſens, zur Unterſcheidung aller innern Täuſchungen des Egoismus und der feinern Sophiſtik des Eigennutzes, in dem Punkte der aufrichtigen Wahrheit und der verſteckten Unwahrheit; und das hängt denn nah zuſammen oder führt ganz hin auf den Begriff der geſunden Vernunft, welche vor allen Dingen ein gewiſſenhaftes Wahrheitsgefühl erheiſcht.

Eine Logik für das höhere Wiſſen aber muß nothwendig in einem viel umfaſſenderen Sinne genommen werden, als dem gewöhnlichen; und dieß iſt eben hier verſucht worden. Die Logik überhaupt hat drey Gegenſtände: den Begriff, das Urtheil und den Schluß; und ſoll zugleich eine allgemeine Grund-

Kenner und die Kunſtgefühle des Publikums! Beynahe überall wird man eher jedes andre Princip als höchſtes Ziel und erſtes Geſetz der Kunſt, als letzten Maßſtab für den Werth ihrer Werke ſtillſchweigend vorausgeſetzt oder ausdrücklich aufgeſtellt finden, nur nicht das Schöne. Dieß iſt ſo wenig das herrſchende Princip der neuern Poeſie, daß viele ihrer vortrefflichſten Werke ganz offenbar Darſtellungen des Häßlichen ſind, und man wird es wohl endlich, wenn gleich ungern, eingeſtehen müſſen, daß es eine Darſtellung der Verwirrung in höchſter Fülle, der Verzweiflung im Ueberfluß aller Kräfte giebt, welche eine gleiche wo nicht eine höhere Schöpferkraft und künſtleriſche Weisheit erfordern, wie die Darſtellung der Fülle und Kraft in vollſtändiger Uebereinſtimmung. Die geprieſenſten modernen Gedichte ſcheinen mehr dem Grade als der Art nach von dieſer Gattung verſchieden zu ſeyn, und findet ſich ja eine leiſe Ahndung von der vollkommnen Schönheit, ſo iſt es nicht ſowohl im ruhigen Genuß, als in unbefriedigter Sehnſucht. Ja nicht ſelten entfernte man ſich von dem Schönen um ſo weiter, je heftiger man nach demſelben ſtrebte. So verwirrt ſind die Gränzen der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Wahren und des Schönen, daß ſogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen faſt allgemein wankend geworden iſt. Die Philoſophie verliebt ſich in das dichteriſch Unbeſtimmte und die Poeſie neigt ſich zu einer grübleriſchen Tiefe; die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe aber als Geſchichte behandelt. Selbſt die Dichtarten verwechſeln gegenſeitig ihre Beſtimmung; eine lyriſche Stimmung wird der Gegenſtand eines Drama, und ein dramatiſcher

Regel und entſcheidende Richtſchnur der Wahrheit, ſo weit dieſes erreichbar iſt, in ſich enthalten. Weil aber in dieſem Gebiet die ewige Wahrheit nur Eine iſt; ſo iſt für das höhere Wiſſen eigentlich auch nur Ein Begriff für das Weſentliche zureichend, ſo wie Ein Urtheil, welches alle andere umfaßt, und Ein Schluß, welcher das Ganze vollendet. Das Verſtehen wurde erklärt als die Vollendung des Begriffs; und der volle und rechte Begriff der ewigen Wahrheit oder Desjenigen, welcher der Inbegriff aller Wahrheit iſt, war der Gegenſtand der neunten Abhandlung. Das Erkennen wurde erklärt als die Vollendung des Urtheils; und dieſes zwiſchen der Wahrheit und dem Irrthum unterſcheidende und entſcheidende Urtheil war der Inhalt der zehnten Abhandlung. Das Wiſſen aber iſt die Vollendung alles Denkens, welches eben dadurch und in der wirklichen Ausführung, auf das Leben angewendet, mit demſelben Eins und in ſich zum Schluß gebracht wird. Dieſes nun war das Ziel, wohin die gegenwärtige Entwicklung führen ſollte; die weitere Ausführung nach den verſchiedenen Gebieten und Sphären des Lebens bleibt den nächſtfolgenden Vorträgen vorbehalten.

Zwölfte Vorleſung.

Von der ſymboliſchen Natur und Beſchaffenheit des Lebens; in Beziehung auf die Kunſt und auf die ſittlichen Verhältniſſe des Menſchen.

Wie ſchwer es dem Menſchen überhaupt wird, ein Innerliches äußerlich zu machen, wie ſelten es ihm vollſtändig damit gelingt, die innere Idee ganz heraus zu bringen, und vollkommen zu erreichen in der reellen äußern Darſtellung: das zeigt ſich unter andern an dem Beyſpiel der ſchönen Künſte, oder an der Kunſt des Schönen. Daher auch die Theorie deſſelben, oder die ſogenannte Aeſthetik, die aber viel richtiger Symbolik genannt werden könnte, das natürliche Seitenſtück und Gegenſtück zu der Logik bildet; wenn dieſe letztere nicht in der gewöhnlichen Weiſe auf die verſchiedenen Begriffsarten, oder Urtheils- und Schlußformen beſchränkt, ſondern in einem höhern Sinne auf die ewige, mithin göttliche Wahrheit und die innere ebenfalls göttliche Richtſchnur derſelben bezogen wird. Denn ſobald nicht von einer materiellen oder bloß ſubjectiven Wahrheit, ſondern von einer höhern, göttlichen Wahrheit die Rede iſt; ſo bildet auch die Schönheit, jene nähmlich, welche die Kunſt im Auge und zum Gegenſtande hat, und die auch eine göttliche, mehr als menſchliche und übernatürliche ſeyn will und ſeyn ſoll, nur die andere bildliche Seite derſelben Einen, ewigen Wahrheit, und iſt keineswegs gänzlich von dieſer abgeſchieden oder gar ihr entgegengerichterliche und ſouveraine, Gott allein verantwortliche Staatsgewalt — während die väterliche Gewalt zunächſt nur auf dem Seelenbande der gegenſeitigen älterlichen und kindlichen Liebe beruht und gegründet iſt, die prieſterliche Gewalt aber auf das geiſtliche und geiſtige Gebiet beſchränkt; — es umfaßt, ſage ich, dagegen dieſe dritte und ſtärkſte unter den drey als heilig verehrten Gewalten, die ganze und volle, und wenn man ſo ſagen darf, körperliche Wirklichkeit des geſammten öffentlichen Lebens. Und in dieſer Sphäre der hiſtoriſchen Wirklichkeit ſo wie ſie mitten in dem bewegten Kampfe des Lebens und der Zeit erſcheinen, werde ich alle dieſe Begriffe demnächſt weiter zu entwickeln ſuchen, und das wird das Thema meiner nächſtfolgenden Betrachtung ſeyn. Zum Schluß der gegenwärtigen füge ich noch hinzu: Heilig ſind alle jene auf die Natur, auf die göttliche Offenbarung und das hiſtoriſche Recht gegründeten drey Gewalten; der gute d. h. der verſtändige und liebevolle Vater, der fromme Prieſter und der gerechte König ſind alle drey, obwohl in verſchiedenem Sinne und Maaße und in verſchiedener Weiſe des Rechts und der Gewalt, wirkende und in das Leben eingreifende ſichtbare Stellvertreter Gottes auf Erden. Der letzte aber iſt eigentlich nicht bloß Stellvertreter, ſondern zugleich der bevollmächtigte Executor der göttlichen Gerechtigkeit. Dieſe göttliche Grundlage derjenigen Gewalten, welche einen unverletzlichen Charakter von Heiligkeit an ſich tragen und mit ſich führen, bildet nun die praktiſche Seite von jener ſymboliſchen Bedeutung des Lebens, welche nebſt dem höchſten Gipfel dieſer Bedeutung das Ziel und das Thema der gegenwärtigen Entwicklung war.

Dreyzehnte Vorleſung.

Von dem Geiſte der Wahrheit und des Lebens, in ſeiner Anwendung auf die öffentlichen Verhältniſſe; oder von der chriſtlichen Staatsverfaſſung und dem chriſtlichen Rechtsbegriff.

Die aſiatiſchen Titel einer unbeſtimmten Vergötterung für den irdiſchen Weltherrſcher, wie König der Könige, Umſpanner des Erdkreiſes, Abglanz Gottes, und dergleichen, ſind den chriſtlichen Begriffen des geſitteten Abendlandes, eigentlich von jeher fremd geweſen, und mußten es auch ſeyn. Dem chriſtlichen Begriff oder Grundſatz, daß alle Obrigkeit von Gott ſey, liegt eine höchſt beſtimmte Idee, und ſehr durchdachtes Princip zum Grunde: welches darin beſteht, daß das Staatsoberhaupt die göttliche Gerechtigkeit handhaben ſoll, und daß eben dieſes ſein Amt und ſeine Würde bildet, daß es aber in dieſer Verwaltung und höchſten Function Niemand verantwortlich ſey als Gott. Würde aber irgend ein Staat gefunden, oder uns hiſtoriſch bekannt, wo nach der beſtehenden Verfaſſung der Inhaber der oberſten Gewalt, und exekutiven Macht, noch einem andern wieder verantwortlich wäre; ſo würde dann dieſer vielmehr der wahre Souverain ſeyn, und nicht der Erſte, der ſelbſt noch Jemand verantwortlich iſt. So geſtehe ich wohl, daß ich nach unſerm ſchärfer beſtimmten Begriff von der ſouverainen Gewalt, und ihrem eigenthümlichen Charakter und ihren charakteriſtiſchen Merkmahlen und Kennzeichen, dieſelbe in der Verfaſſung von Sparta, z. B. weit eher bey den Ephoren finde, als bey den oberſten Inhabern der exekutiven Macht, obwohl ſie Könige hieſſen, und ſogar erblich waren; nur waren ihrer zwey, wodurch der Begriff der ſouverainen Macht, die nur Eine ſeyn kann, eigentlich auch ſchon wieder aufgehoben wird; noch weit mehr aber durch die in gewiſſen Fällen Statt findende Verantwortlichkeit unter das Cenſoramt jener andern Spartaniſchen Obrigkeit. Auch in den andern alten Republiken, deren Verfaſſung natürlich ganz auf einer künſtlichen Theilung der Gewalten, und zwiſchen ihnen Statt findendem Gegenſatz, und geſetzmäßig eingerichtetem Gegengewicht beruht, wo alſo unſer Begriff von einer oberſten, und ſouverainen Staatsgewalt kaum anwendbar iſt, finde ich dieſen doch noch weit eher in dem beſondern Charakter einer unverletzlichen Heiligkeit und Würde einiger oberſtrichterlichen Aemter und Obrigkeiten ausgedrückt, wie in dem Areopag zu Athen, oder in dem Cenſoramt des römiſchen Staats während der republikaniſchen Zeit, als in der wechſelnden Verwaltung der exekutiven Macht, über welche auch jene richterliche Gewalt in gewiſſen Fällen ſich ausdehnen, und ſelbſt auf ſie mit erſtreckt werden konnte. Die eigentliche und faktiſche, oder perſönliche Theilung der Gewalten, iſt immer ein republikaniſches Verfaſſungs-Princip; will man aber die einzelnen Functionen und Beſtandtheile der vollen ſouverainen Gewalt wenigſtens im Begriff, oder in der Idee theilen; ſo iſt einleuchtend, daß die richterliche, wohl zu merken, die oberſte richterliche Gewalt vorzüglich die charakteriſtiſchen Kennzeichen und ſpecifiſchen Merkmahle der ſouverainen Macht in ſich enthält, aus welchen alle andern Vorrechte oder Eigenſchaften derſelben nur erſt abgeleitet ſind, oder als nothwendige und natürliche Folgen daraus herfließen. Das ſchöne Vorrecht der Begnadigung z. B. iſt ſelbſt ſchon an ſich nur ein natürliches Prädikat der oberſtrichterlichen Gewalt. Was die Geſetzgebung und geſetzgebende Macht betrifft, ſo kann nach der beſtehenden Verfaſſung irgend eines beſtimmten Staates, dazu auch eine bedeutende Mitwirkung, vorgängige Berathung, ſelbſt der erſte Entwurf oder Vorſchlag zu einem Geſetz, von einer andern Seite her Statt finden. Oder es kann dieſes auch durch die freye Wahl und den eigenen Willen des Monarchen ſelbſt zuerſt veranlaßt werden, da dieſer doch ohnehin nicht alles allein ſelbſt machen und ausarbeiten kann; und läßt ſich darüber im Allgemeinen ſchwerlich eine Gränzlinie ziehen, von welcher keine Abweichung geſtattet ſeyn konnte; inſofern nähmlich, und ſo lange als nur von einer Mitwirkung, oder theilnehmenden Berathung über die abzufaſſenden Geſetze die Rede iſt. Allein die letzte Sanction, wodurch ein Geſetz eigentlich ein Geſetz wird, oder wodurch es auch wieder aufgehoben und zurückgenommen werden kann, muß dem Souverain vorbehalten ſeyn, ſonſt hört er auf dieſes zu ſeyn. — Selbſt das Recht, Krieg zu erklären, und Frieden zu ſchließen iſt, wenn man ſo ſagen darf, eine richterliche Function im Großen und in der Anwendung nach außen; es iſt, wenn man es nicht bloß als einen Act der Willkühr, was es doch nicht ſeyn ſoll, betrachten will — ein Urtheilsſpruch über das beſtehende Rechtsverhältniß mit dem andern Staat, wo alsdann freylich, weil die Partheyen hier dem Rechte nach inſofern einander gleich ſind, daß ſie keinen höhern gemeinſamen Richter über ſich erkennen, ein abſoluter Zuſtand der Gewalt eintritt oder ein dynamiſcher Kampf, bis die Umſtände in ſo weit verändert ſind, daß das Rechtsverhältniß mit gegenſeitiger Einſtimmung wieder hergeſtellt werden kann. Die Kriegführende Partheyen ſind in dieſem mit den Waffen durchgekämpften Prozeß auch ſelbſt die Richter in ihrer eignen Sache, wo ſie denn entweder ihr eignes Unrecht einſehend von ihrem Rechte nachlaſſen müſſen, oder höchſtens etwa einem andern, dritten und neutralen Staat die Rolle der vermittelnden Entſcheidung, und ſchiedsrichterliche Function übertragen können. Die allgemeinen Inſignien der königlichen Würde ſelbſt, Scepter und Thron, ſind nur die um eine Stufe höher hinaufgerückten Zeichen der richterlichen Gewalt, und haben auch ſelbſt hiſtoriſch genommen ihren Urſprung in dem Richterſtuhl und Richterſtab. Nur die Krone bleibt der höchſten Stelle und Würde allein vorbehalten und ausſchließend eigen, und wird mit Recht eine glänzende Laſt genannt; denn da ſie von der einen Seite den, welcher ſie zu tragen beſtimmt iſt, über alle irdiſche Abhängigkeit und Verantwortung, über alle gewöhnlichen menſchlichen Verhältniſſe hinaus hebt, erinnert ſie durch das ſchwere Gewicht dieſes Glanzes ſelbſt, beſtändig an die große Rechenſchaft, und die ſtrenge Verantwortung über ſo vieles, die derjenige gegen Gott als den höchſten Richter und den vollkommnen Inbegriff aller Gerechtigkeit, abzulegen hat, dem dieſe viel umfaſſende und hohe Pflicht mit der Krone einmahl von Gott zugetheilt, oder auferlegt worden iſt. Ganz etwas andres noch war das ſymboliſche Zeichen des nach allen vier Winden, oder Weltgegenden hinaus bewegten Schwerdts, als der Inſignie des ehemahligen Kaiſerthums im Mittelalter, nach dem damahligen Begriff und der damahligen Verfaſſung deſſelben. Denn nach dieſer war es nicht bloß eine Verſchiedenheit der Macht, des Ranges oder im Titel zwiſchen der einen und der andern, der Kaiſerlichen und der Königlichen Würde; ſondern es fand eine totale Verſchiedenheit Statt, in dem Begriff und dem Zweck des Einen und des andern geheiligten Amts, zwiſchen dem gewählten Kaiſer und dem erblichen Könige oder Herzoge und Fürſten, obwohl jener in der Regel nur aus dieſen gewählt wurde, und gewählt werden konnte. Es war derſelbe, der mit dem Schwerdte der ganzen Chriſtenheit bewaffnete Vertheidiger für das ganze Syſtem der abendländiſchen Staaten, für einen Inbegriff oder einen Verein von mehreren Königreichen, und darauf deuteten jene kriegeriſchen Inſignien. Auf dieſe alte Idee von dem chriſtlichen Kaiſerthum wird uns die Unterſuchung und Entwicklung dieſer politiſchen Begriffe vom Staat und ſeiner göttlichen Grundlage noch an einer andern Stelle zurückführen, in dem Abſchnitt von dem in einem ganzen Syſtem von Staaten, in ihrem gegenſeitigen Verhältniß unter einander herrſchenden Rechts- oder Staats-Princip, und wie dieſes meiſtentheils, entweder ein abſolutes iſt, der überwiegenden Macht und Präponderanz eines oder mehrerer einzelnen Staaten, oder auch ein künſtlich dynamiſches nach dem Syſtem des ſogenannten Gleichgewichts; wo dann natürlich die Frage entſteht, ob nicht doch etwa für den Inbegriff der geſitteten Staaten der civiliſirten Völker ein weniger unvollkommnes und höheres gemeinſames Princip der chriſtlichen Gerechtigkeit aufgefunden und aufgeſtellt werden könnte? — Denn durchaus fehlerhaft bleibt nun einmahl jeder bloß abſolute Zuſtand, ſo wie auch jedes nur künſtlich zuſammengehaltne dynamiſche Verhältniß; es mag dieſes nun auf die innre Beſchaffenheit und Verfaſſung des einzelnen Staats bezogen, oder auch auf das gegenſeitige Verhältniß aller geographiſch in Berührung ſtehenden Staaten unter ſich und im Großen angewendet werden.

Nach dem hier gewählten Wege einer göttlichen Grundlage, und chriſtlichen Begründung des Staates, welche ich aus der ſymboliſchen Bedeutung des Lebens und ſymboliſchen Beſtimmung des Menſchen in ſeinem Verhältniß gegen Gott ſelbſt herzuleiten verſuchte; iſt alſo der oberſte Staatsherrſcher und König oder überhaupt der Monarch, ſowohl als der Geiſtliche oder Prieſter, ein Stellvertreter der höhern göttlichen Macht, die er auf Erden repräſentirt, nur mit dem Unterſchiede, daß jener mehr den lehrenden, obwohl in der Lehre auch warnend gebietenden, dann den Gnade verheißenden, und wirklich auch Gnade lebendig ertheilenden Gott zu verkündigen hat und repräſentirt: dieſer aber den mächtig gebietenden und richtenden, in Gerechtigkeit waltenden und das Unrecht ſtrafenden. Es hat alſo die eine ſowohl als die andre Gewalt, nach dem chriſtlichen Begriff von den zwey Gewalten, der weltlichen und der geiſtlichen, einen repräſentativen Charakter, der aber freylich ſehr von dem gewöhnlichen Begriff dieſes repräſentativen Weſens und einer ſolchen Verfaſſung abweicht, und vielmehr den entſchiedenſten Kontraſt damit bildet. Und welcher Gegenſatz konnte in der That wohl ſchneidender ſeyn, als der zwiſchen einer ſolchen repräſentativen Macht und Würde, und der Verwaltung der göttlichen Gnade für Geiſt und Seele, oder der göttlichen Gerechtigkeit im geſammten irdiſchen Leben, mit dem, was nach dem andern Syſtem Volks-Repräſentanten ſchrecklichen Andenkens genannt wurden, oder noch in ähnlicher Weiſe ſo bezeichnet wird. Wenn es aber auch ausgemacht wäre, daß das Volk eben ſo, wie das unſichtbare Weſen der Gottheit, repräſentirt werden müßte und könnte, ſo würden ſich doch noch große Zweifel dagegen erheben, ob dieß auf dem gewählten Wege eigentlich möglich iſt. Wird die ganze mannbare Bevölkerungsmaſſe eines Staats atomiſtiſch in eine Stimm-Lotterie nach den repräſentativen Grundſätzen dieſer Art verwandelt; ſo ſind die auf ſolche Weiſe erzielten politiſchen Gewinnſte, oder heraus ballotirten Menſchen nun zwar mitzählende Nummern, für einen gewiſſen Antheil der geſetzgebenden Macht, auf eine beſtimmte Zeit-Epoche. In Hinſicht auf Grundſätze und Geſinnungen, den vorherrſchenden Geiſt und Charakter, ſind aber die auf ſolche Weiſe Gewählten gewöhnlich mehr nur Repräſentanten des gegenwärtigen Zeitmoments, und eben herrſchenden Zeitgeiſtes in ſeiner unruhigen Bewegung, als des Volks ſelbſt, weil dieſes ſo atomiſtiſch genommen, und nach der gleichzeitigen Abzählung, nur eine elementariſche Maſſe bildet, die eben darum auch ſehr leicht, nach Art alles Elementariſchen, ſo vereinzelt, und in ſeiner Auflöſung wirkend, eine zerſtörende Richtung und Wendung nimmt, und eigentlich kein organiſches Ganzes und Individuum bildet. Dieſes kann nur in den organiſchen Gliedern eines Ganzen, und den einzelnen Ständen, oder weſentlichen Corporationen gefunden werden, in denen der Staat und die Nation hiſtoriſch fortlebt und ſich fort entwickelt, und lebendig erhält; nur in dieſem Sinne bildet eine Nation ein lebendiges Ganzes und großes Individuum, und nur in dieſem Sinne kann es wahre Volks-Repräſentanten geben, welches für eine jede Nation die wahrhaft hiſtoriſchen Menſchen derſelben ſind, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt. Dieſes ſind diejenigen, in welchen

Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. Dieſe Anarchie bleibt nicht an den äußern Gränzen ſtehn, ſondern erſtreckt ſich über das ganze Gebiet des Kunſtgefühls, wie der Kunſt ſelbſt. Die hervorbringende Kraft iſt raſtlos und unſtät; die einzelne wie die öffentliche Empfänglichkeit iſt immer gleich unerſättlich und gleich unbefriedigt. Die Wiſſenſchaft ſelbſt ſcheint an einem feſten Punkt in dem endloſen Wechſel völlig zu verzweifeln. Das allgemeine Kunſtgefühl — doch wie wäre da ein öffentlicher Kunſtſinn möglich, wo es keine öffentliche Sitten giebt? — die Caricatur des wahren Kunſtſinns, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem andern Abgotte. Jede neue glänzende Erſcheinung erregt den zuverſichtlichen Glauben, jetzt ſey das Ziel, das höchſte Schöne, erreicht, das Grundgeſetz des künſtleriſchen Sinns, der äußerſte Maßſtab alles Kunſtwerthes gefunden. Nur daß der nächſte Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern gewordnen das Bildniß des ſterblichen Abgottes zerſchlagen, und in neuem erkünſtelten Rauſch einen andern an ſeiner Stelle einweihen, deſſen Vergötterung wiederum nicht länger dauern wird, als die Laune ſeiner Anbeter! — Der eine Künſtler ſtrebt allein nach den üppigen Reizen eines wollüſtigen Stoffs, dem blühenden Schmuck, dem ſchmeichelnden Wohllaut einer bezaubernden Sprache, wenn auch ſeine abentheuerliche Dichtung Wahrheit und Schicklichkeit beleidigt und die Seele leer läßt. Jener andre täuſcht ſich wegen einer gewiſſen Rundung und Feinheit in der Anordnung und Ausführung mit dem voreiligen Wahne der Vollendung. Ein dritter, um Reiz und Rundung unbekümmert, hält ergreifende Treue der Darſtellung, das le, in ſich ſelbſt betrachtet, und nach ihren wichtigſten Verhältniſſen im Leben, zur Natur und zu Gott, eine feſte Grundlage für das Ganze zu gewinnen geſucht; dann aber durch die Aufſuchung der göttlichen Ordnung in der Natur, im Reiche der Wahrheit, und in der Geſchichte einen weitern feſten Anhaltspunkt zu gründen ſtrebte; habe ich demnächſt den Gang zu verfolgen und zu entwickeln mich bemüht, wie der Geiſt der ewigen Wahrheit in der Wiſſenſchaft und im Leben ſich immer weiter fortſchreitend geſtaltet und vollendet. Zuerſt alſo wie dieſer Geiſt der ewigen Wahrheit Einer und derſelbe iſt im höchſten Wiſſen und im göttlichen Glauben, dann wie er ſiegreich hervorgeht, aus dem alten Zwieſpalt und Kampf zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben; und endlich wie er nicht bloß in dem engen Bezirk der Wiſſenſchaft eingeſchloſſen, auch in das Leben wirkſam eingreifen kann und ſoll. Wie dieſes nun aber wirklich geſchieht, ſuchte ich als Thatſache zu zeigen, in der ſymboliſchen Bedeutung des Lebens, und in der daraus abgeleiteten göttlichen Grundlage, und höhern Sanction deſſelben, und beſonders auch des öffentlichen Lebens oder des Staats; wovon die Idee der allgemeinen chriſtlichen, und wahrhaft hiſtoriſchen Gerechtigkeit die nähere Anwendung und weitere Ausführung enthielt, welches der Gegenſtand der letzten Entwicklung war. — Eben deſwegen ſuchte ich auch dieſen Begriff ganz in der Sphäre der hiſtoriſchen Wirklichkeit und nur aus dieſer ſo anſchaulich als möglich darzuſtellen; und ſelbſt die entgegenſtehenden Begriffe, und zur Seite abweichenden Nebenformen des abſoluten und des dynamiſchen Staats in lauter hiſtoriſchen Beyſpielen, nach ihrer charakteriſtiſchen Beſchaffenheit, und den weſentlichſten Grundzügen in entſchiedner Deutlichkeit aufzuſtellen und klar zu machen: den Begriff des abſoluten Staats an dem Beyſpiele aus der alten Römer-Welt, und der Geſchichte der Chalifen; den dynamiſchen Staat aber in der Verfaſſung von England, wo er bis jetzt gewiß den höchſten Gipfel der Vollkommenheit in ſeiner Entwicklung erreicht hat. Es muß dieſes dynamiſche Meiſterwerk der politiſchen Kunſt, wo eine nicht mehr abzuändernde Oppoſition in den Staat ſelbſt mit aufgenommen, eben dadurch legitim, und weniger ſchädlich gemacht wird, grade ſo beurtheilt werden, wie wenn die Heilkunde ein Miasma, was ſich einmahl nicht mehr wohl vermeiden läßt, lieber ſelbſt durch künſtliche Anſteckung in dem Körper hervorbringt, um das Uebel deſto mehr in der Gewalt zu behalten, ihm Ziel und Maaß zu beſtimmen, die Zeit der Kriſis ſelbſt, und die nicht zu überſchreitenden Gränzen deſto ſchärfer bewachen zu können. An ihrer rechten hiſtoriſchen Stelle kann daher auch dieſe Verfaſſung ihre vollkommen befriedigende Erklärung und Rechtfertigung finden, ja die höchſte Achtung, Anerkennung und ſelbſt Bewunderung verdienen. Nur aber eben weil alles darin ſo ganz individuell und hiſtoriſch iſt, und mit der geringſten Lokal-Verſchiedenheit bey einer andern Nation, oder in einem andern Staat, ganz andre Verhältniſſe, Bedürfniſſe, und nicht geahndete Schwierigkeiten eintreten, ſoll man ſich wohl hüten, wie es denn überhaupt mit der Nachahmung von originellen Kunſtwerken aus bloßer Modeſucht eine ſehr mißliche Sache iſt, eine ſolche Conſtitution nach dem geprieſenen Muſter, nicht ſchon an und für ſich als eine für alle Völker gleich anwendbare und überall gültige politiſche Glückſeeligkeits-Formel anzuſehen, die man nach Belieben weiter verpflanzen, und durch bloſe Correſpondenz wie einen Wechſel verſenden und giriren könnte. — Wenn aber der eigentliche gordiſche Knoten in dieſem Kunſtwerk der anglikaniſchen Verfaſſung ein immer noch unaufgelöſtes Problem iſt, indem die große Klugheit und die Kunſt ſich eben darin zeigt, wie der jeden Augenblick auszubrechen drohende Religionskrieg immer noch wieder zurück, und in ſeinen einmahl gegebenen Schranken feſtgehalten wird; ſo mag darin wohl eine neue Beſtätigung und Rechtfertigung liegen für das von mir früher ausgeſprochne Lob über den in Deutſchland für uns zum zweyten National-Charakter, und zur andern Natur gewordnen Religionsfrieden, der uns ſtatt jener Conſtitution, als Gewährleiſtung der innern Freyheit und als Unterpfand einer andern noch höhern Einheit dienen muß. Er ſteht nicht mehr bloß auf dem Papier geſchrieben, ſondern er iſt ſchon eine Macht in den Gemüthern geworden; und wenn auch einmahl die Inhumanität einer übereilten Aeußerung in irgend einem wirklich bedeutenden Schriftſteller, ein einzelner Act der Kränkung von irgend einem politiſch wichtigen, oder mächtigen Mann mit einer Verletzung dieſer Art zu drohen ſcheint; ſo erklärt ſich gleich das allgemeine Gefühl laut dagegen, der einzelne Mißton wird in ſeine Gränzen zurückgewieſen, und verliehrt ſich wieder meiſtens, ohne ſehr tief einſchneidende oder allgemein ſtörende Folgen zurückzulaſſen. Nicht alſo der Zwieſpalt ſelbſt iſt wünſchenswerth, oder war mit jenem Lobe gemeynt, wohl aber hat in ſolchem Zwieſpalt ein ſolcher Friede einen hohen Werth, deſſen ganze Wohlthat, immer noch nicht genug von denen erkannt wird, die ſie beſitzen, und erſt aus der Parallelle mit dem Zuſtand dieſer Verhältniſſe bey andern hochgebildeten Nationen recht verſtanden und ganz gewürdigt werden kann. Und wenn ſchon jeder gewöhnliche Staatsfrieden, ſobald er nur wahrhaft, gründlich angeordnet und redlich gemeynt iſt, eine Bedeutung hat für den innerlich fortſchreitenden Geiſt in dem Entwicklungsgange der Geſchichte, und gleichſam eine ſtille Hinweiſung enthält auf einen höhern allgemeinen Gottesfrieden; wie ſollte denn nicht dieſer ſo beſondre und innre Geiſterfrieden auch ein Zeichen ſeyn für eine reichere und vollere Zukunft, und ein Symbol der künftigen Vollendung und endlichen Einheit ? —

Nachdem nun, nebſt dem Zwieſpalt im Glauben ſelbſt, letzthin auch Erwähnung geſchehen iſt, von dem möglichen Zwieſpalt zwiſchen den beyden höhern und geheiligten Gewalten, der geiſtlichen und der oberſten weltlichen, nach der ſchon in dem Begriff des chriſtlichen Lebens liegenden Unterſcheidung von beyden; ſo finde ich nöthig, oder wenigſtens doch nicht überflüſſig, um jeden denkbaren Mißverſtand zu verhüten, noch eine kurze Bemerkung hinzu zu fügen, für den unglücklichen Fall, wo eine ſolche Colliſion den höchſten Grad einer offenbaren Rechtsverletzung und wirklichen Gewalt erreicht. Iſt nun die politiſche Macht der angegriffne, und in ſeinem Gebiet beleidigte Theil, ſo wird ſie ſich wenigſtens in unſrer Zeit ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen, und hat auch das vollkommne Recht dazu; wobey dann nur zu wünſchen bleibt, daß die Anwendung davon in den Schranken und Formen der höchſten Mäßigung, wie ſie der ſtärkern Macht angemeſſen iſt, gehalten mögen werde. Iſt aber der Angriff vielmehr von dieſer Seite ausgegangen, und gegen die andre Macht gerichtet, ſo darf doch der rechtmäßige Widerſtand, und das war hier noch übrig zu erinnern, gegen die politiſche Uebermacht, niemahls ein materieller und darf niemahls eine offenbare und wirkliche Gegengewalt ſeyn, weder unmittelbar noch mittelbar, durch das, was man Machinationen nennen könnte; denn ſonſt würde das geheiligte Fundament der öffentlichen Sicherheit, und der beſtehenden ſittlichen Ordnung damit vollig untergraben werden. Es würde in dieſem Falle die Religion ſich ſelbſt ihren wohl erworbnen Stützpunkt in dem Staat, ſo lange dieſer noch ein chriſtlicher iſt, nehmen; welches die wahre Religion nie thun kann, und auch nie thun wird; und auch diejenigen nicht, welche ſie in dieſem ihrem ächten frommen Geiſte leiten oder zu vertreten haben. Es darf alſo ſelbſt der rechtmäßige Widerſtand immer nur ein paſſiver ſeyn; es iſt auch nicht nöthig, künſtliche Definitionen, oder ſcharfſinnige Diſtinctionen dafür aufzuſuchen, welche für die Mannichfaltigkeit in der Verwicklung, und individuellen Beſchaffenheit aller denkbaren, oder auch wirklich vorkommenden Fälle, ohnehin ſelten ganz ausreichen; da einige hiſtoriſche Beyſpiele, die uns ganz nah liegen, den Begriff von dem, was hier beſtimmt werden ſoll, auf einem viel kürzern Wege, und in größter Anſchaulichkeit deutlich machen können. Das iſt, in dem unglücklichen Falle eines ſolchen großen und offenbaren Zwieſpalts zwiſchen dem Staat und der Kirche, der rechte und rechtmäßige Widerſtand, von der geiſtlichen Seite, welchen in der jüngſtverwichnen Epoche unſers Zeitalters, jener apoſtoliſche Greis, welcher für die eine Hälfte der Europäiſchen Chriſtenheit die höchſte prieſterliche Würde bekleidete, dem damahligen militäriſchen Gewaltherrſcher auf dem Continent, auch in der Gefangenſchaft entgegen ſetzte, und der auch von der andern Hälfte des chriſtlichen Europa ſo ehrenvoll, und mit perſonlicher Bewunderung anerkannt wurde. Oder ſoll es ein Beyſpiel mehr aus den Privatverhältniſſen ſeyn, ſo nehmen wir dazu die Geſchichte von dem Landes-Patron des Königreichs Böhmen, die man doch nicht unter die Legenden rechnen kann; und die in jedem Fall ein ſchönes, einfaches Beyſpiel darbietet von einer edlen, ganz erlaubten, und völlig legitimen, geiſtlichen Standhaftigkeit, gegen eine im perſonlichen Unrecht befangnen oberſten Staatsgewalt. — Nur durch einen ſolchen Widerſtand, nie durch einen andern, auch ſchon in den frühern Zeiten und erſten Jahrhunderten, iſt das Anfangs ſo unſcheinbare Chriſtenthum auch äußerlich feſt und groß, und endlich die Religion der ganzen geſitteten Welt geworden. Eigentlich aber iſt der offenbare Zwieſpalt, und ſelbſt der heimliche Unfrieden zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht, zwiſchen Staat und Kirche, immer ein großes, Gefahr bringendes und Verderben drohendes Unheil für beyde. Auch der Staat untergräbt ſeine eigne Grundlage, die durchaus nur eine religiöſe ſeyn kann, wenn er eine feindliche Richtung oder Stellung gegen die Religion annimmt. Nicht die finanzielle Zerrüttung, oder andre ſolche theilweiſe Wunden, wenigſtens dieſe niemahls allein, ſo lange noch ſittliche Energie im Ganzen und im Mittelpunkte eines Staats iſt; ſondern der politiſche Unglauben, welcher eine ganz natürliche und unmittelbare Folge des religiöſen iſt, enthält die erſte und wahre Urſache zu dem Untergange der Staaten. Beyde Lebens-Principien der Menſchheit, beyde Mächte ſollten daher, obwohl weſentlich und nothwendig getrennt, dennoch in Frieden und höchſter Einigkeit zuſammen wirken, da die eine, ganz auf dem durch die andre erſt ſittlich urbar gemachten Boden ruht, während dieſe auch nur in der geſicherten Sphäre der andern ihren vollen Wirkungskreis findet. Wäre die Religion in ſich Eins und von dem innern Partheyenkampf frey und vollendet, und auch der Staat, wie das öffentliche Leben mit ihr in Harmonie, und ganz von ihrer beſeeligenden Kraft durchdrungen, dann wären wir ſchon um einige Stufen weiter in der Menſchheit vorgerückt, näher an den Zuſtand eines göttlichen Friedens, nach welchem doch auch jeder unvollkommne Menſchenfrieden nur ein innres, immerwährendes Suchen, ein nie ganz erfülltes, und doch nie aufzugebendes Streben ausdrückt. Die Trennung aber zwiſchen den beyden Gewalten, welche für dieſen noch im Streben begriffnen, noch im Kampf befangnen Zuſtand der Menſchheit nothwendig iſt und ihm weſentlich eigen, iſt viel älter als man gewöhnlich denkt oder weiß. Sie muß ſchon in dem erſten Weltalter, und früheſten Heidenthum Statt gefunden haben; denn in dem älteſten Volke, welches wir kennen, in dem indiſchen, dem treueſten uns übrig gebliebenen Denkmahle von dem Menſchengeſchlechte in der Urgeſchichte, findet ſich dieſe ſcharfe Abſonderung geſetzlich ausgeſprochen, und als unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen der prieſterlichen und der königlichen Würde feſtgeſtellt. Auf den prieſterlichen Stand und deſſen Verfaſſung bey den alten Griechen und Römern dürfen wir in dieſem Punkte unſre Blicke um ſo weniger ausſchließend richten, da das Heidenthum in dieſer viel ſpätern Epoche ſo ſehr entartet, und bey dieſen gebildeten Völkern ſchon ſo ganz leicht und flüchtig, und mehr formlos geworden war. Bey jenem ältern indiſchen Volke iſt es noch jetzt eben ſo wie ehedem, daß ein Brahmine, welcher den Thron beſteigen oder an ſich reißen wollte, oder auch ein Raja, der ſelbſt wie ein Brahmine ſeyn, der den Brahminenſtand planmäßig unterdrücken oder vernichten wollte, ein Gräuel in ihren Augen ſeyn, und dieſes ihnen wie ein Verbrechen gegen die menſchliche Natur und gegen die göttliche Ordnung erſcheinen würde; und eine Vermiſchung oder Verwirrung der Stände oder Kaſten, bedeutet ihnen ſo viel als die Gräuel der Anarchie, womit ſie in einem eignen Worte die Revoluzions-Zeiten bezeichnen, die aber dort immer nur vorübergehend waren, und an dieſer ewig beharrenden und innerlich feſten alten Sittenverfaſſung jedesmahl wieder geſcheitert ſind. Es findet hier in einer andern Rückſicht auch noch die Familienähnlichkeit mit der germaniſchen Verfaſſung Statt, wie ſie die Grundlage der meiſten Europäiſchen Reiche bildet: daß auch dort der Adelſtand, der die Pflicht des Kriegsdienſtes darum vorzüglich auf ſich hat, zugleich den Stand der das Land beſitzenden Gutsherren bildet, wovon ſelbſt der Nahme hergenommen iſt. Selbſt einige der urſprünglichen allgemeinen Lehns-Verhältniſſe hat man dort wiedergefunden, wenn gleich nicht unſre künſtlichern Feudalverwicklungen, welche erſt aus jenen einfachern abgeleitet ſind. Zu dieſem Landbeſitzenden Adelſtande gehören auch die Fürſten, und ſelbſt die Rajas; da es dem zufälligen Anwachs der einzelnen edeln Familien überlaſſen bleibt, zu welcher Stufe der Macht ſie ſich im Laufe der Zeiten erheben, oder wieder davon herabſinken; indem zwiſchen dieſen einzelnen Abſtufungen keine ſtrenge, und ſchlechthin unüberſteigliche Scheidewand gezogen, ſondern das Ganze für Eine Kaſte und Gattung des Standes gehalten wird. Die demokratiſchen Schriftſteller der jüngſt verwichfend auftraten; ohne doch ſonſt irgend eine eigentlich politiſche Macht oder Würde zu bekleiden. Dieſe eigenthümliche Form einer als ſolche für ganz rechtmäßig und erlaubt anerkannten Staats-Oppoſition, als Ueberreſt der ehemahligen ausſchließlichen Theokratie und vollſtändigen prophetiſchen Herrſchaft, in dem jüdiſchen Reiche während der Periode der Könige, bildet eine in ihrer Art einzige und höchſt merkwürdige Erſcheinung. Und diejenigen, welche die Oppoſition überall ſo ſehr lieben, hätten es, wenn ſie nicht immer nur an den Formen unſrer Zeit und den abſtracten Schulbezeichnungen derſelben klebten und hängen blieben, wohl bemerken können, daß ein Elias z. B. dieſes Amt einer großartigen und doch wohlbegründeten und erlaubten Oppoſition im Staate, vielleicht mit eben ſo viel oder noch mehr Einſicht und Geiſteskraft, Charakterſtärke und Sinn für die Gerechtigkeit durchgeführt haben möge, wie nur irgend die Ephoren in Sparta, ein Demoſthenes zur Zeit des macedoniſchen Uebergewichts in Athen, die würdigſten Cenſoren und beſſern Volkstribunen im alten Rom, oder auch das Parlament in England. Erſt in der letzten Epoche des gänzlichen Verfalls des iſraelitiſchen Staats kurz vor der Römerherrſchaft und während des Anfanges derſelben, war die königliche Würde und das Hohen-Prieſteramt auf eine ſolche Weiſe in derſelben Familie verknüpft, obwohl auch da noch abwechſelnd in der Perſon und nicht ganz in Eins verſchmolzen, wie man es jetzt unter dem Worte der Theokratie zu verſtehen pflegt.

Ganz anders aber war und ward dieß alles in der chriſtlichen Welt. Die erſten apoſtoliſchen Begründer der neuen Gnadenlehre und wahrhaft und im göttlichen Sinne neuen

Zeit, beſaßen gewiß nicht weniger von jener unmittelbaren wunderbaren Kraft, als Moſes oder Elias: allein ſie brauchten dieſelbe bloß zur Verbreitung und Verherrlichung der Religion. Höchſtens hat einmahl der Erſte unter ihnen, für die innere Hierarchie und reine Ordnung der Gott geheiligten Gemeinde, von der ihm verliehenen Gewalt einen richterlichen Gebrauch gemacht, um einen Uebertreter, der um des Geldes willen die Sache Gottes und der Wahrheit verrathen hatte, durch den ſtrafenden Blick ſeines mit Gott als dem ewigen Richter vereinigten Willens zu tödten. Aber niemahls haben ſie ihre Kraft gegen den Staat gerichtet, oder in Oppoſition gegen denſelben geltend gemacht; obſchon der damahlige deſpotiſche Römer-Staat in Hinſicht auf die überwundenen oder überliſteten und unterdrückten Völker wohl ein ziemlich uſurpirter hätte ſcheinen können. Ja nicht einmahl zu ihrer eigenen Vertheidigung und Befreyung, ſelbſt in Martern und Banden, machten ſie Gebrauch von der ihnen verliehenen theokratiſchen Macht. Es iſt nothwendig jetzt, wo von der Idee der Theokratie eine ſo mannichfache und zum Theil unrichtige Anwendung gemacht wird, daran zu erinnern, wie wenig dieſelbe nach dem richtigen Begriff davon, in der chriſtlichen Staatsanſicht oder Staatstheorie nach dem erſten und einfachen Anfang derſelben gegründet iſt. Auch in allen nachfolgenden Epochen des Chriſtenthums hat eine ſolche, von Zeit zu Zeit hervortretende und perſönlich verliehene außerordentliche Gewalt, immer nur zur Verbreitung deſſelben, zur innern Entfaltung und Verherrlichung gedient, oder auch zur neuen Beſtätigung der alten Wahrheit; und nicht zu irgend einer äußern Machtbegründung oder tiefſte Auffaſſen der verborgenſten Eigenthümlichkeit für das höchſte Ziel der Kunſt. Dieſe Einſeitigkeit des italiäniſchen, franzöſiſchen und engländiſchen Kunſtſinns findet ſich in ihrer ſchneidenden Härte in Deutſchland beyſammen wieder.

Die metaphyſiſchen Unterſuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindeſten Einfluß auf die Bildung des Kunſtgefühls ſelbſt und der Kunſt. Die praktiſche Lehre von der Poeſie aber war bis auf wenige Ausnahmen bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn deſſen, was man verkehrt genug ausübte; gleichſam der abgezogne Begriff des falſchen Geſchmacks, der Geiſt der ſo unglücklich entarteten Kunſtentwicklung. Sie folgte daher natürlicher Weiſe jenen eben erwähnten drey falſchen Hauptrichtungen eines irrenden Schönheitsgefühls, und ſuchte den Zweck der Kunſt bald im üppigſten ſinnlichen Reiz, bald in der äußern Abglättung eines correcten Ausdrucks, bald in der charakteriſtiſchen Wahrheit der Darſtellung. Hier empfahl ſie die durch den Stempel ihrer Autorität ſanktionirten Werke, als ewig unerreichbare Vorbilder der Nachahmung, welche Nachahmung ſolcher claſſiſchen Vorbilder allein zur Vollendung in der Kunſt führen können; dort ſtellte ſie unbedingte Originalität als den höchſten Maßſtab alles Kunſtwerthes auf, und bedeckte den entfernteſten Verdacht der Nachahmung mit unendlicher Schmach. Strenge forderte ſie in ſcholaſtiſcher Rüſtung unbedingte Unterwerfung auch unter ihre willkührlichſten offenbar thörichten Geſetze; oder ſie vergötterte in myſtiſchen Orakelſprüchen das Genie, machte eine künſtliche Geſetzloſigkeit zum erſten Grundſatz, gar politiſchen Herrſchaft. Da indeſſen die wahre Theokratie, ſo wie ſie wirklich geweſen iſt, gar nicht von irgend einer Theorie abhängt, ſondern als eine unmittelbare Kraft und Gewalt Gottes ganz allein von dem Willen deſſelben; ſo würde es auch übereilt ſeyn, wenn man aus irgend einem Princip darüber im Voraus entſcheiden und es gradezu für unmöglich erklären wollte, daß dergleichen je wieder Statt finden könne. Das Wunder der Theokratie läßt ſich überhaupt nur hiſtoriſch nehmen, ſo wie ſie ſelbſt auch nur ein hiſtoriſch Gegebenes iſt, und kann aus der bloßen Theorie gar nichts darüber entſchieden werden. Das Verhältniß zu der natürlichen Menſchen-Geſchichte, oder auch zu dem gewöhnlichen Laufe der äußern Natur iſt aber dieſes. Allgemein genommen und in ſeinem erſten Grunde kommt freylich alles von Gott als ſeiner erſten Urſache her. Etwas anderes aber iſt die bloße Zulaſſung des Böſen, in der Menſchenwelt oder auch in der Natur; etwas anderes, die nach dem erſten Impuls weiter hin ſich ſelbſt und ihrem eignen Gange innerer Entwicklung auf eine Zeit lang überlaßnen Natur oder Menſchenwelt; etwas anders die in dieſer letzten auf einem göttlichen Geſetz und Recht beruhenden höhern Autorität; und etwas anders die unmittelbare göttliche Einwirkung und wunderbare Kraft derſelben. So wie alſo der Lauf der Natur im Ganzen ein natürlicher iſt, und was darüber hinaus geht, nur als eine ſeltne Ausnahme jene gewöhnlich vorherrſchenden Naturgeſetze unterbricht; ſo iſt auch der Lauf der Weltgeſchichte im gewöhnlichen Gange der Zeiten ein natürlich menſchlicher und bloß geſchichtlich geregelter. Höchſtens kann man dazwiſchen einzelne theokratiſche Augenblicke, einzelne höhere Momente von einer mehr göttlichen Einwirkung und Kraftentwicklung annehmen oder bemerken; welche großen und folgenreichen Momente irgend einer ganz unerwarteten, welthiſtoriſchen Umwendung aller vorigen Verhältniſſe, mehrentheils auch von dem allgemeinen Gefühl, im erſten Augenblicke des ſiegreichſten Erfolgs, oder einer kaum gehofften Befreyung ſehr richtig und dankbar, als ein Höheres und Göttliches empfunden und laut anerkannt werden; nur daß die Begeiſterung der Dankbarkeit gegen Gott, wenn ſie das Menſchengeſchlecht auch einmahl vorübergehend ergreift, faſt noch ſchneller zu verrauſchen pflegt, als jede andre menſchliche Begeiſterung. Unſere eigne Zeitgeſchichte hat wohl ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel der Art dargeboten, ſo daß es an der bloßen Erinnerung genügt, und keiner weitern Erörterung bedarf. Aber nicht bloß in einer ſolchen wunderbaren Umwendung zum Guten, oder glücklichen Befreyung von der Macht des Böſen, können ſich dieſe höhern göttlichen Momente, oder theokratiſchen Augenblicke in der Weltgeſchichte ankündigen, ſondern auch in irgend einem durch höhern Impuls, und mit einer von Gott verliehenen Kraft mit einemmahle im günſtigen Augenblick ſiegreich hervortretenden Anfang eines wahrhaft hiſtoriſch Neuen, kann dieß geſchehen. Manche Beyſpiele der Art ließen ſich anführen, wenn hier der Ort und die Zeit dazu wäre. Der erſte Triumph des Kreuzes und des Chriſtenthums, der auch für die Welt ein öffentlicher war, unter Conſtantin dem Großen, iſt wohl von dieſer Art geweſen, und ich würde auch den im rechten Augenblick ſich ſo glücklich entwickelnden Anfang des chriſtlichen Kaiſerthums im Abendlande unter Karl dem Großen dahin rechnen. Die mehr oberflächlichen hiſtoriſchen Beurtheiler ſind oft in Gefahr, dieſe ſchöpferiſchen Anfangspunkte, dieſe rettenden Umwendungs-Momente der höhern Art bloß nach ihrer äußern Farbe mit einem gewöhnlichen Revoluzions-Ereigniß, oder gar mit einem gewaltſam zum Ziel eilenden Uſurpations-Schritt zu verwechſeln, von denen ſie aber durch ihre innre hiſtoriſche Begründung, und den ganzen Zuſammenhang, und mehrentheils auch durch ein ganz eigenthümliches, reines und großes Gepräge für den langſamer Beobachtenden, und tiefer Blickenden deutlich genug getrennt, und ihrem Weſen nach auch ganz davon verſchieden iſt.

Es wird nun aus dem bisherigen ſchon einleuchtend und klar ſeyn, in welchem Sinne ich letzthin von einer Theokratie der Wiſſenſchaft ſprach; da auch die Macht der Wahrheit in der guten, und auf das Göttliche gerichteten Wiſſenſchaft, nach ihrem großen Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht, von höherer Art, und ſelbſt eine göttliche iſt; aber nur in der unmittelbaren Kraft, ohne eigentlich äußere Sanction, und eine beſtimmte Form derſelben. Eben ſo iſt auch der Irrthum, und allerdings und ganz unſtreitig iſt derſelbe im vollen Sinn des Worts eine Macht, in der verderblichen Wirkung; und zwar nicht in einem bloß ſinnlich materiellen, oder von Seiten des Geiſtes bloß negativen Sinn; ſondern er kann auch eine dämoniſch verwirrende und verſtrickende Macht des Böſen ſeyn; und iſt es wirklich ſehr oft, zu unſrer Zeit wenigſtens gewiß. Wie ſehr nun die Wiſſenſchaft wirklich eine Macht ſeyn kann, das tritt nicht ſo deutlich hervor, wenn man die Betrachtung allein auf die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes in unſerm Geſichtskreiſe, nach der gewöhnlichen Sphäre der Europäiſchen Geiſtesbildung beſchränkt. Bey den Griechen z. B war die rhetoriſche Kunſt ganz dem ſchon ſo äußerſt verderbten Staate dienſtbar, und folgte ihm in allen ſeinen Verwirrungen nach. Die Poeſie diente freylich auch der heidniſchen Religion, und religiöſen Götter-Sage, aber als Kunſt und Spiel der Fantaſie, mit weit mehr Freyheit; daher auch in den beſten, den reinſten und größten der alten Dichter eine tiefer bedeutende Symbolik des Lebens zum Grunde liegt und durchſchimmert, welche ſelbſt der höhern und höchſten Wahrheit d. h. der chriſtlichen, im rechten Verſtande und mit freyem Geiſte aufgefaßt, gar nicht ſo ganz fremd, oder immer ganz entgegen iſt. Doch bilden dergleichen glückliche Anklänge eines göttlich begeiſterten, und in der Begeiſterung für das Göttliche klar gewordnen Gefühls, freylich noch keine eigentliche Macht der Idee, und einen wirklich beſtimmenden Einfluß derſelben auf das Leben. Die Philoſophie und Wiſſenſchaft aber ſtand bey den Griechen von Anfang an und faſt durchgehends in der entſchiedenſten Oppoſition mit der Volksreligion, und mit dem öffentlichen Leben oder dem Staat. Sie hatte daher entweder gar keinen Einfluß auf das wirkliche Leben, oder doch niemahls einen unbeſtrittnen; und in jedem Fall nur einen äußerſt geringen. Alles, was im Gebiete der Wiſſenſchaft, oder der Idee von den Griechen geſagt werden kann, gilt mit einiger Veränderung und in geringerm Maaße immer auch von den Römern. Im Mittelalter gilt für die ganze romantiſche Seite, Sage und Dichtung ungefähr das nähmliche in etwas verſchiedner Anwendung, was oben von der alten Poeſie und Kunſt geſagt worden; ſo wichtig auch dieſe Veredlung der Fantaſie in ihrem Einfluß auf die Sitten und das ſittliche Leben erſcheint, ſo kann doch hier der Begriff von einer Macht der Wiſſenſchaft kaum eine Anwendung finden. Für dieſe ſelbſt war das Streben des Mittelalters in einem Zwieſpalt und Verhältniß des Zwieſpalts befangen: von der einen Seite herrſchte ein ſichtbares, geheimes Verlangen nach der verbotnen, oder doch für verboten gehaltnen heidniſchen Philoſophie; auf der andern ein Bemühen mit dieſer, nachdem ſie einmahl nicht mehr zu vermeiden war, eine billige Ausgleichung zu treffen, oder auch eine chriſtlich vernünftige Anwendung davon und beſonders von dem in dieſer Vorausſetzung alle Wiſſenſchaften als Monarch beherrſchenden Ariſtoteles zu machen. Unter dieſen Umſtänden, und in dieſe Bande eingeengt, konnte ſich hier die Macht der chriſtlichen Wiſſenſchaft allerdings nicht völlig rein entwickeln, oder auf die Zeit und das Leben wirken; dem chriſtlichen Leben ganz angemeſſen erſcheint ſie vorzüglich nur in ſolchen Schriftſtellern jener Zeit, welche außerhalb der Scholaſtik ſtehen, wie der heilige Bernhardus; denn in dieſer, in der eigentlichen Scholaſtik konnte nach ihrem Urſprunge, aus einer ſo durchaus heidniſchen Dialektik, nicht einmahl die Methode und Gedankenform eine rein chriſtliche ſeyn.

Wie groß die Macht der Wiſſenſchaft ſeit den letzten Jahrhunderten geweſen, und in unſrer Zeit geworden ſey, davon iſt ſchon oft Erwähnung geſchehen; aber auch wie dieſe Macht hier mehr und mehr eine zerſtörende Richtung genommen hat, oder wenigſtens doch noch ganz in einem großen, heftig angeſtrengten und eigentlich immer noch unentſchiednen Kampf befangen iſt, zwiſchen der zerſtörenden Geiſtesrichtung und zwiſchen der auf die Wiederherſtellung gerichteten Kraft des Guten und Wahren. Und nur etwa auf dieſe letzte in ihrem Kampfe gegen das böſe Princip des Unglaubens und der Läugnung alles Göttlichen ließe ſich jener Begriff von einer wiſſenſchaftlichen Theokratie und ſolchen höhern Macht der Wahrheit hier anwenden, als die ihr allein den Sieg verſchaffen kann, in dieſem der Zahl nach ſo ungleichen Kampfe. Richten wir unſere Blicke aber nach einem erweiterten Standpunkte auch mit auf die ältern aſiatiſchen Völker und überhaupt mehr auf die religiöſe Seite der Wiſſenſchaft und ihrer Denkmahle; ſo findet ſich hier vieles, auch in der Form und Wirkungsweiſe, was weit mehr dieſem Begriff entſpricht und ſchon an ſich ein mehr theokratiſches Gepräge hat, daher auch ſehr dienen kann, dieſe Idee weiter zu erhellen. Das ganze wiſſenſchaftliche Gedankengebäude der Indier zuerſt, in allen Formen der heiligen Geſetze, der Syſteme und ihrer authentiſchen Commentare, der Geſchichte, Sage und Poeſie, faſt eben ſo mannichfach und reich als die Litteratur und Philoſophie der Griechen, bildet Ein Ganzes, wo alles aus Einem Stück und wie aus Einem Guß iſt, auf der gleichen für göttlich gehaltenen Grundlage in allen noch ſo mannichfach entwickelten Formen beruhend und von dieſer getragen. Und darin liegt eben die unermeßliche Kraft deſſelben zum unerſchütterten Fortbeſtande durch mehrere Jahrtauſende; ſo wie auch die große Macht und beynah alles beſtimmende Einwirkung dieſes Ganzen auf das indiſche Leben, welches allein dadurch eben ſo feſt in ſich beſteht und unerſchütterlich fortdauert; ſo daß man faſt ſagen kann, daß hier die Wiſſenſchaft oder dieſes vollſtändige, höhere Gedanken-Syſtem ganz zum wirklichen Leben und zur zweyten Natur geworden iſt. Und nicht den vielen und großen Irrthümern, welche dieſem indiſchen Glaunen Aufbewahrung der göttlichen Offenbarung, nebſt der beſondern Führung und den Schickſalen dieſes Volks; dann die Charakteriſtik derjenigen Nationen der claſſiſchen Vorwelt, denen ein weltherrſchender Einfluß, und große hiſtoriſche Macht verliehen war: alſo der Perſer, nach ihrem Naturglauben, in ihren Sitten und Eroberungen; der Griechen nach dem Geiſte ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Herrſchaft; und der Römer, ſo wie des von ihnen zuerſt begründeten Europäiſchen Welt-Reichs. Die fünf nächſten Vorleſungen handeln von dem Chriſtenthum, und deſſen Befeſtigung und Ausbreitung in der Welt; von der germaniſchen Völkerwanderung, und ihren Folgen, und von der arabiſchen Weltherrſchaft, in dem glänzenden Zeitalter der erſten Chalifen. Dann folgt die Darſtellung der verſchiedenen Zeit-Epochen und Entwicklungs-Perioden des chriſtlichen Lebens und Denkens, und des chriſtlichen Staates in dem neuern Europa, nach dem Gebrauch und der Anwendung, welche die chriſtlichen Völker von dem ihnen zu

Theil gewordenen Lichte der Wahrheit gemacht haben. Zunächſt alſo ſind die hier behandelten Gegenſtände: die Begründung des chriſtlichen Kaiſerthums in dem ältern deutſchen Reiche; und das große Schisma, und der Kampf des Mittelalters in dem Zeitalter der Kreuzzüge, bis zur Entdeckung der neuen Welt, und dem neuen Aufblühen der Wiſſenſchaften.

Die drey nächſtfolgenden Vorleſungen handeln von den Religionskriegen, von der Epoche der Aufklärung, und von der Revolutionszeit.

Die achtzehnte und letzte Vorleſung handelt zum Schluß, von dem herrſchenden Zeitgeiſte, und von der allgemeinen Wiederherſtellung.

Was dieſes ganze Unternehmen eines neuen Anfangs der Philoſophie, und des ſämmtlichen philoſophiſchen Wiſſens betrifft, ſo iſt im Allgemeinen noch folgendes darüber zu bemerken.

Die erſte Erweckung oder Erregung des höheren Bewußtſeyns zur wahren Erkenntniß und Erkenntniß der Wahrheit, iſt in der Philoſophie des Lebens verſucht und mitgetheilt worden.

Die Wiederherſtellung des ganzen Menſchengeſchlechts zu dem verlohrnen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verſchiednen Weltaltern, von der anfangenden Offenbarung, bis zum Mittelpunkte der Rettung und der Liebe, und von dieſem bis zur letzten Vollendung, hiſtoriſch zu entwickeln, bildet den Gegenſtand für dieſe Philoſophie der Geſchichte.

Die vollſtändige Wiederherſtellung des Bewußtſeyns, nach dem dreyfachen göttlichen Princip, ganz ausgeführt, wird ein drittes Werk, als Wiſſenſchaft des lebendigen Denkens, auch im Gebiete des Glaubens und der Natur, umfaſſen, mit Anwendung auf die Philoſophie der Sprache. Meinem Wunſche nach, würde daſſelbe, ſo wie die Umſtände es geſtatten, den beyden erſten hier gelieferten Werken ſehr bald folgen.

Wien, den 6ten September, 1828.

Philoſophie der Geſchichte.

Erſter Band.

und verehrte mit ſtolzem Aberglauben Offenbarungen, die nicht ſelten ſehr zweydeutig waren. Die Hoffnung, durch Grundſätze lebendige Werke zu erfinden, nach Begriffen ſchöne Spiele auszuarbeiten, wurde aber ſo oft getäuſcht, daß an die Stelle des Glaubens endlich eine äußerſte Gleichgültigkeit trat. Die Wiſſenſchaft mochte es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie bey dem genievollen Künſtler wie bey dem Publikum allen Glauben verlohren hatte! Wie konnte ſie Achtung für ihre Ausſprüche erwarten, Gehorſam gegen ihre Geſetze fordern, da es ihr noch nicht einmal gelungen war, eine richtige Erklärung von der Natur der Dichtkunſt, und eine befriedigende Eintheilung ihrer Arten zu geben? Da ſie ſogar über die Beſtimmung der Kunſt überhaupt mit ſich noch nicht hat einig werden können? Ja wenn es auch irgend eine Behauptung giebt, in welcher die Anhänger der verſchiedenen Kunſt-Syſteme einigermaßen mit einander übereinzuſtimmen ſcheinen, ſo iſt es allein die: daß es kein allgemeingültiges Geſetz der Kunſt, kein beharrliches Ziel für den Sinn des Schönen gebe, oder daß es, falls es ein ſolches gebe, doch nicht anwendbar ſey; daß die Richtigkeit des Kunſtgefühls und die Schönheit der Kunſt allein vom Zufall abhange. Und wirklich ſcheint der Zufall hier allein ſein Spiel zu treiben, und als unumſchränkter Gebieter in dieſem ſeltſamen Reiche der Verwirrung zu herrſchen. Die Anarchie, welche in der künſtleriſchen Theorie, wie in der Praxis der Künſtler ſo ſichtbar iſt, erſtreckt ſich ſogar auf die Geſchichte der neuern Poeſie. Kaum läßt ſich in ihrer Maſſe beym erſten Blick etwas Gemeinſames bemerken, geſchweige denn in ihrem Fortgange Geſetz-

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Anfang.

„Und die Erde war ungeſtalt und öde, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern.“ —

Unter Philoſophie der Geſchichte darf nicht etwa eine Reihe von Bemerkungen und Ideen über die Geſchichte verſtanden werden, nach irgend einem ſelbſt erſonnenen Gedanken-Syſtem, oder einer willkührlichen Hypotheſe, welche in die Thatſachen hinein gelegt wäre. Die Geſchichte kann gar nicht getrennt werden von den Thatſachen, und beruht durchaus nur auf der Wirklichkeit; und ſo muß auch die Philoſophie der Geſchichte, als der Geiſt oder die Idee derſelben, ebenfalls aus den wirklichen hiſtoriſchen Begebenheiten, und der lebendigen Schilderung, und geſchichtlichen Charakteriſtik der Thatſachen ſelbſt hervorgehen, als das reine Reſultat derſelben; nämlich aus dem Ganzen, und aus dem weſentlichen Zuſammenhange dieſes Ganzen, wobey eine klare Anordnung eine weſentliche Bedingung, und vorzügliches Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniß ſeyn wird. Denn wenn gleich dieſes Ganze der Weltgeſchichte, wo wenigſtens der Schluß noch fehlt, in dieſer Hinſicht unvollendet zu nennen iſt, und nur als ein gewaltiges Bruchſtück erſcheint, wo auch einzelne Theile und Stellen uns minder bekannt und deutlich ſind als andre; ſo iſt es doch wohl weit genug vorgeruckt, und ſind ſchon genug große Glieder und Theile desſelben neben und nach einander gegeben und vor uns ſtehend, um durch eine ſolche klare Anordnung dieſer einzelnen hiſtoriſchen Maſſen und Welt-Perioden, auch mit dem Ganzen einen beſtimmten Gedanken verbinden, und einen deutlichen Sinn und Aufſchluß darin finden zu konnen.

Es iſt alſo die Abſicht, das was mit dem Menſchengeſchlechte uberhaupt bis jetzt eigentlich vorgegangen und wirklich geſchehen iſt, im Ganzen und im Zuſammenhange dieſes Ganzen zu verſtehen und uns verſtandlich zu machen, ſo weit ſolches ſich erreichen laßt; die einzelnen welthiſtoriſchen Abſchnitte, Theile oder Glieder nach ihrem innern Gehalt und wahren Werth, in Beziehung auf dieſen Gang des Ganzen, mit Unterſcheidung des Schadlichen, des Beforderlichen oder des Gleichgultigen, richtig zu beurtheilen oder zu erkennen, und dadurch das Ganze ſelbſt, inſofern dieſes nämlich nach den Schranken der menſchlichen Einſicht moglich iſt, auch einigermaßen zu begreifen. Dieſes Verſtehen, dieſes Erkennen, und richtige Beurtheilen, dieſes Begreifen der welthiſtoriſchen Ereigniſſe und Entwicklungen im Ganzen iſt es, was man wohl eine Wiſſenſchaft der Geſchichte nennen konnte, und ich wurde ſelbſt hier dieſe Benennung vorgezogen haben, wenn dieſelbe nicht leicht manchen Mißdeutungen unterworfen wäre, und vielleicht mehr nur von ſpeciellen gelehrten Forſchungen verſtanden werden konnte, als jener andre Name, den ich ſtatt deſſen gewählt habe, um das hier Vorzutragende zu bezeichnen.

Soll aber das Ganze gefaßt und verſtanden werden, ſo müſſen wir auch den Blick auf dem Ganzen feſthalten, und darf derſelbe ſich nicht zu ſehr in das Einzelne verliehren, oder von der nächſten Umgebung zu ausſchließend angezogen werden. Nach dem Gefühl der hiſtoriſchen Gegenwart liegt unſerm Intereſſe nichts ſo nahe, als Krieg und Frieden; wie natürlich, da aus dem Geſichtspunkte des öffentlichen Lebens, und praktiſch genommen, beyde, Krieg und Friede, als ein Höchſtes gelten; wo den einen tapfer und glücklich zu führen, den höchſten Ruhm gewährt, und den andern dauerhaft zu gründen und ſicher zu bewahren, für die höchſte Aufgabe der politiſchen Kunſt und menſchlichen Weisheit gehalten wird. Anders aber iſt es in der Weltgeſchichte, wenn dieſe wirklich als ſolche und im Ganzen gefaßt und verſtanden werden ſoll; denn hier nimmt die fernſte Vergangenheit, das hohe Alterthum, unſre Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr in Anſpruch, als die vorübereilenden Ereigniſſe des Tages, oder die nächſten Beſorgniſſe unſrer Zeit.

Freylich, wenn ein ſolcher vielleicht vor mehr als zweytauſend Jahren geführter Krieg, wo die kriegführenden Staaten oder Mächte gar nicht mehr vorhanden ſind, wo alles ſeitdem verändert iſt, und eine ganze Reihe von geſchichtlichen Kataſtrophen zwiſchen dem damaligen Zuſtande und dem jetzigen in der Mitte liegt, der alſo für das nächſte Zeitverhältniß kaum eine entfernte Analogie, nirgends ein unmittelbares Intereſſe darbietet, mit dem großen Verſtande eines Thucydides aufgefaßt, in dieſem hohen Kunſtſtyl nicht bloß redneriſch dargeſtellt, ſondern zugleich mit der durchdachteſten Kenntniß des Menſchen, des öffentlichen Lebens, und der innerſten Staatsverhältniſſe entfaltet wird, ſo bleibt

Ihr Wuchs iſt ſchön wie Palmen Höh'n,
Ihr Wangenpaar wie Tauben,
Die Seligkeit der Bruſt erfreut
Wie nimmer Cyperns Trauben.
Der Eva Gift, das jede trifft,
Vermocht' ihr nie zu ſchaden;
Sie kannte nur der Sünde Spur,
Zu wandeln ſie in Gnaden.

Wie weiß und roth iſt, der den Tod,
Ihr Bräutigam, beſtritten!
Zwar dunkelbraun iſt ſie zu ſchau'n,
Doch hold wie Cedars Hütten.
Der ſie beſchwert, hat nie verſehrt
Der Keuſchen höchſte Schöne,
Daß hoch im Glanz, der Jungfraukranz
Die reinſte Mutter krone.

Als früh ſie ſchon zu Heſebon
Als Magd dem König diente,
Da weht' die Luft, von ſüßem Duft
Der Narde, ſo ihr grünte;
Mild duftet aus dem Sommerhaus,
In Mitte grüner Reben,
Der Myrrhe Saft, des Balſams Kraft,
Ihm Wohlgeruch zu geben.

Des Mondes Schein ergänzt allein
Vom Licht der gold'nen Sonnen,
Vom fremden Gold nur, iſt er hold,
Doch bald iſt dieß zerronnen.
Und ſo das Licht ihm nun gebricht,
Dann altert er, erbleichet,
Bis abermahl durch ihren Strahl
Sie ſeine Flecken ſcheuchet.

Doch flammend iſt zu jeder Friſt
Die Königinn der Sterne,
Es wandelt nicht ihr Strahlenlicht
Mit jedem Monath ferne.
Du, o Planet von Nazareth,
Du ewig Wolkenloſe,
Tag ohne Nacht! erhellſt in Pracht
Die Welt aus deinem Schooße.

Wie auch erhellt, die Sternenwelt
Von tauſend Sonnen ſtrahle:
Dir, ewig hell, entglüht der Quell
Des Licht's mit Einem Mahle.
Wie ſah'n nach dir, der Sonnen Zier,
Sie all' am Azurbogen,
Als du zum Thron vom Libanon,
Ihr Himmel, aufgeflogen!

Wie wallſt du ſchön in lichten Höh'n,
O Fürſtinn auserwählet!
O Feſtes Luſt! wie glüht die Bruſt
Deß', welcher dir vermählet.
Dein Bräutigam wird mit dem Lamm
Das hohe Lied anſtimmen,
Und ſüß und hehr, im Wonnemeer
Der Seligkeiten ſchwimmen.

O eilt herbey, wer keuſch und treu
Nach Jungfrau'n-Liebe glühet.
Seht wie hier mild, im Lichtgefild'
Der Flor der Lilien blühet!
Doch keine ſproß im Himmelsſchloß
So wunderhold wie dieſe;
Nur ſie zur Braut, ſo rufen laut
Die Töchter Salems, kieſe!

Kein Paradies blüht je ſo ſüß
Wie ſie, in hohem Ruhme;
Ihr Garten trägt, ſo rings umhägt,
Die holde Jeſus-Blume.
Kann deine Bruſt nur treue Luſt
Der Liebesgluthen ſtillen:
Hier fühleſt du der Liebe Ruh
Aus keuſchen Gluthen quillen.

O treuer Sinn! ihr gib dich hin,
Mit Seel' und Leib und Habe,
Die ſchön und reich, das Himmelreich
Dir bringt zur Morgengabe.
Das Hochzeitkleid iſt längſt bereit,
Die Erbinn Gottes winket,
Die Engel ſeh'n aus blauen Höh'n,
Der Saal der Sterne blinket.

O trüge doch die Erde noch
Der Huldinn treue Freyer:
Wie Bernhardin, der Herz und Sinn
Ihr weiht' im Liebesfeuer;
Die ſtatt des Rings ihr allerdings
Das Herz zum Opfer brächten,
In Schmerz und Luſt, in treuer Bruſt
Der Königinn gedächten!

Beſtändig ſpürt, wen du berührt,
Die heil'ge Gluth zum Heile,
Ihn ficht nicht an der eitle Wahn,
Noch gift'ger Liebe Pfeile;
Was roſig glüht, und welk verblüht,
Das ſchaut ſein Herz erkaltet;
Nach dir nur glüht ſein froh Gemüth,
Die nimmermehr veraltet.

Du Thurm allein aus Elfenbein
Biſt ſeine Luſt und Stütze
In jeder Noth, ja ſelbſt im Tod:
Drum, Göttliche, beſchütze
Auch mich, der ſich dir inniglich
Auf ewig hat ergeben,
In deiner Macht, kommt einſt die Nacht,
Mich rufend aus dem Leben.

Wenn dann das Licht der Augen bricht,
Der kalte Schweiß mich bleichet,
Die Kerze glüht, der Puls entflieht,
Und meine Seele weichet,
Dann löſe mild, o treuer Schild,
O Mutter ſüßer Gnaden,
Mit zarter Hand der Seele Band,
Des Lebens letzten Faden!

Schon läßt gemach die Zither nach,
Schon ſinken ſchlaff die Saiten,
Doch wen in Gunſt geweiht die Kunſt,
Weß' Finger tonreich gleiten:
Der ſpanne ſie, und raſte nie
Von lieblichern Accorden,
Sein Leben lang, und von Geſang
Mit eines Engels Worten.

Die Wallfahrt.

Zieh'n wir fürder? Oder entfloh vergebens
Uns des Winters Toſen, beblümt umſonſt uns,
Strahlend des Aprilles erneute Sonne
Grünende Auen?

Auf denn! Sieh, es flattern in hoher Feyer,
Schon ein Spiel der Weſte, der Jungfrau Fahnen.
Bald der Winde Beute, wo ſeidne Bande
Nicht ſie bezähmten.

Unter dieſen farbigen Feſt-Panieren
Soll dein Lob in lauten Geſängen ſtrömen;
Dich, o Stern des Meeres, erhab'ne Jungfrau,
Zuflucht in Stürmen!

Dich, o Mutter heiliger Schöne, ſingen,
Dich, o Himmelspforte, die Feſtgeſänge,
Dich, der aus den himmliſchen Höh'n der ſchnelle,
Flügelbegabte

mäßigkeit, in ihrer Bildung beſtimmte Stufen, zwiſchen ihren Theilen entſchiedne Gränzen, und in ihrem Ganzen eine befriedigende Einheit finden; wenn man nicht einen ganz andern Standpunkt für die moderne Kunſt zu erforſchen ſtrebt und aufzuſtellen vermag, als den bisher gewöhnlichen. In einer aufeinander folgenden Reihe von Dichtern findet ſich keine beharrliche Eigenthümlichkeit, und in dem Geiſte gleichzeitiger Werke giebt es keine gemeinſchaftlichen Verhältniſſe. Bey den Modernen iſt es nur ein frommer Wunſch, daß der Geiſt eines großen Meiſters, eines glücklichen Zeitalters, ſeine wohlthätigen Wirkungen weit um ſich her verbreiten möchte, ohne daß deshalb der Gemeingeiſt die Eigenthümlichkeit des Einzelnen verwiſche, ſeine Rechte kränke, oder ſeine Erfindungskraft lähme. Jedem großen Originalkünſtler pflegt hier, ſo lange ihn noch die Fluth der Mode empor trägt, ein zahlloſer Schwarm der armſeligſten Nachahmer zu folgen, bis durch ihre ewigen Wiederhohlungen und Entſtellungen das große Urbild ſelbſt ſo alltäglich und ekelhaft geworden iſt, daß nun an die Stelle der Vergötterung Abſcheu oder ewige Vergeſſenheit tritt. Charakterloſigkeit ſcheint mithin der einzige Charakter der neuern Poeſie, Verwirrung das Gemeinſame in der Maſſe ihre Hervorbringungen und Beſtrebungen, Geſetzloſigkeit der Geiſt ihrer Entwicklungsgeſchichte, und ein ſkeptiſches Hin- und Herſchwanken, oder ohne Ziel umherirrendes Grübeln, das Reſultat der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen über die Kunſt. Nicht einmal die Eigenthümlichkeit hat beſtimmte und feſte Gränzen. Die franzöſiſche und engländiſche, die italianiſche und ſpaniſche Dichtkunſt ſcheinen

Gottes-Herold, ſchwebenden Flügelſchwunges,
Frieden brachte. Dir nur verdankt, erlauchte
Eva mit verwandeltem Nahmen, unſ're
Erde den Frieden.

Du befreyſt die Völker von ſchweren Feſſeln,
Führſt nach dunklen Schatten den Tag zurücke,
Schirmſt die Guten, freueſt mit ſüßer Hoffnung
Mild die Betrübten.

Bald wird unſer Volk, als des Höchſten Mutter,
Deines milden Schutzes ſich freu'n, wenn Gottes
Gnade unſer Flehen, durch dich geſendet,
Liebreich erhöret.

Milde, ſtets zu liebende Jungfrau! wirke
Sühnung uns, in düſtere Schuld Verſunk'nen,
Lenke ſtets und lehre die trägen Schritte
Himmelwärts wandeln.

Sieh mit Huld hernieder von deinen Höhen,
Höre wie dein Nahme in Wald und Auen,
Ueber Berg' und Thälern, die wir durchwallen,
Freudig erſchallet.

Lied.

Maria! meine Hoffnung,
Mein ſüßer Troſt hienieden,
Du meines Lebens Frieden,
Du Liebe meiner Bruſt!

Gedenk' ich dein, Maria,
Entweheſt du dem Munde,
Zerrinnt mein Herz zur Stunde
Vor himmelſüßer Luſt!

Wenn irgend ein Gedanke
Mein trauernd Herz umdüſtert,
So wie dein Nahme flüſtert,
Entflieht er bebend fort.

O holder Stern des Meeres!
Ob Wellen hoch ſich thürmen,
Du leiteſt unter Stürmen
Mein Schifflein in den Port.

im äußern Leben und in den großen Weltverhältniſſen, im Kampfe der Zeit und im Gange ihrer Wiederherſtellung, nach den verſchiedenen Entwicklungsſtufen des Menſchengeſchlechts, bis zum Schluß und Ziele der Vollendung.

Erſte Vorleſung.

Von der denkenden Seele, als dem Mittelpuncte des Bewußtſeyns, und von dem falſchen Gange der Vernunft.

„Es giebt viele Dinge im Himmel und auf der Erde,“ heißt es bey einem eben ſo geiſtreichen als tiefſinnigen Dichter, „wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt“. — Dieſer zufällig hingeworfene genialiſche Ausſpruch iſt auch auf unſere jetzige Philoſophie größten Theils noch anwendbar, und ich möchte ihn mit einer geringen Veränderung ganz zu dem meinigen machen; indem ich für meinen Endzweck nur noch hinzu ſetzen würde: und auch „zwiſchen Himmel und Erde“ giebt es viele ſolche Dinge, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Eben weil die Philoſophie mehrentheils nur träumt, wiſſenſchaftlich träumt, weiß ſie ſo vieles nicht, ahndet gar nichts davon, was ſie eigentlich wiſſen ſollte. Sie verliehrt ihren wahren Gegenſtand aus den Augen, verliehrt den feſten Grund und Boden, auf dem ſie ſicher ſtehen, und ungehindert wirken konnte, wenn ſie die ihr eigenthümliche Region verläßt, und immerwährend nur auf der einen Seite ſich in den Himmel verſteigt, dort allerley metaphyſiſche Luftgebäude oder dialektiſche Hirngeſpinſte bildet, oder ſich in die Erde verirrt, und gewaltſam in die äußere Wirklichkeit eingreifend, da alles nach ihren Ideen neu geſtalten und reformiren will. Zwiſchen dieſen beyden Abwegen würde der rechte

Weg in der Mitte liegen, und die eigentliche Region der Philoſophie iſt eben die des geiſtigen inneren Lebens zwiſchen Himmel und Erde. Auf beyden Seiten iſt auch ſchon in den früheren Zeiten des gebildeten Alterthums mannigfach gefehlt worden. Selbſt Plato, der größte unter den griechiſchen Denkern, hat in ſeiner Republik das Urbild einer idealiſchen Staatsverfaſſung aufgeſtellt, welche in dieſer Hinſicht die Prüfung nicht beſtehen kann. Und obgleich ſein Vorhaben in der damahls ſchon ganz entſchiedenen Auflöſung und Zerrüttung der größern und kleinern griechiſchen Republiken, in deren Mitte er lebte, eine Entſchuldigung findet; obgleich dieſes ſein Werk durch die hohe Vollendung im Style des Ganzen und in der ausgeführten Darſtellung, durch einen Reichthum an vortrefflichen Ideen und erhabenen Gedanken, in ernſter Würde gegen die ſchnell vorübereilenden Conſtitutions-Dichtungen unſeres Zeitalters daſteht: ſo bleibt es doch mehr die ſchwache Seite des großen Mannes. Man braucht eben kein Plato zu ſeyn, um einzuſehen, wie ganz unausführbar, ja wie praktiſch widerſinnig ſo viele Züge in dieſem Platoniſchen Staats-Ideale ſind; und iſt dadurch vielfältig und immer, ſchon damahls bey den Zeitgenoſſen, wie auch ſpäter bey der Nachwelt, nur zum Spotte der Unverſtändigen, und zum Tadel der Verſtändigen Anlaß gegeben worden. Es kann von dieſer Seite angeſehen nur Bedauern erregen, eine ſo große, ſo herrliche Geiſteskraft in der falſchen Richtung auf einen unmöglichen Zweck verſchwendet zu ſehen. Wenn auf der andern Seite die älteſten unter den griechiſchen Philoſophen, gleichſam als die erſten kühnen Seefahrer auf dem weiten Ocean des Denkens, ſich die Elemente der Dinge, Feuer, Waſſer und Luft, oder auch die Atome, und dann den dieſes Alles ordnenden göttlichen Verſtand, ein jeder auf ſeine eigenthümliche Weiſe in ihrem Geiſte zuſammen ſtellten, zu einem bald ſo, und bald anders geordneten Welt-Syſteme, und eigenen Naturglauben: ſo müſſen wir freylich dabey eingedenk ſeyn, daß die bloß dichteriſche Volks-Religion und fabelhafte Mythologie des Alterthums, da ſie auf alle dieſe Fragen über das Weſen der Dinge, und über die erſte Urſache, nicht bloß keine befriedigende, ſondern überhaupt gar keine Antwort enthielt, jenen erſten Denkern unmöglich genügen, und ſie daher wohl veranlaßt ſeyn konnten, ſich jeder einen eigenen Weg der Naturverehrung und Anſicht über das höchſte Weſen zu ſuchen und zu bilden. Seitdem aber iſt die Menſchheit um dritthalb tauſend Jahre älter geworden; wollte man nun auch jetzt noch in unſerer heutigen Philoſophie dieſe zwey tauſend oder dritthalb tauſend Jahre, und alles was darin mit dem Menſchengeſchlechte geſchehen, oder ihm zu Theil geworden iſt, mit einem Mahle als gar nicht vorhanden anſehen, und zur Veränderung die Menſchheit wieder von vorne anfangen: ſo würde ein ſo gefährliches Experiment ſchwerlich zu glücklichen Reſultaten, ſondern wahrſcheinlich und nach den bisherigen Erfahrungen nur zu endloſen und unauflöslichen Streitfragen führen. Ein ſolcher, von allem früheren Daſeyn rein gemachter, aufgeräumter Boden, und gleichſam glatt polirte Marmortafel im Denken, wie man die tabula rasa der früheren Zeit-Philoſophie, nennen könnte, würde wohl nur dem nutzloſen Hazardſpiele gewagter Speculationen zum Schauplatze dienen, nicht aber die ſichere Grundlage eines gründlichen Denkens, und bleibend ſich fortgeſtaltenden geiſtigen Lebens bilden können. Zu wundern iſt es an ſich nicht, wenn jugendliche Gemüther zu früh, oder auf eine verkehrte Weiſe von dieſen großen Ideen von der Natur, von Gott, der Freyheit, Vernunft und dem fortſchreitenden Denken ergriffen werden: daß ſie alsdann völlig überwältigt, und ganz hingeriſſen, bald auf der einen Seite, ſich eine eigene und neue Religion zu bilden, und ſelbſt gleichſam zu machen, den falſchen Trieb, oder die Verſuchung in ſich fühlen, bald auf der andern Seite alles Beſtehende tadeln und ändern, und nur gleich die ganze Welt nach den kaum erlernten Ideen reformiren möchten.

Daß dieſer zwiefache Abweg und Mißbrauch des philoſophiſchen Denkens ein ſolcher, daß er allgemein ſchädlich, für die Erziehung und für die Welt verderblich ſey, iſt ſo einleuchtend, daß es kaum nöthig ſeyn wird, dabey zu verweilen. Ich möchte vorzüglich nur darauf aufmerkſam machen, wie nachtheilig dieſes für die Philoſophie ſelbſt iſt. Denn eben dadurch iſt es dahin gekommen, daß beſonders bey Männern, deren Verſtand mehr im praktiſchen Leben, und in den großen Verhältniſſen deſſelben umfaſſend gebildet worden, die Sache ſelbſt, obwohl in dieſer Allgemeinheit mit Unrecht, in ein übles Licht gekommen iſt, und Philoſophiſch nun faſt eben ſo viel bedeutet, als Chimäriſch, oder wenigſtens praktiſch unbrauchbar; wie wir auch bey vielen der großen römiſchen Staatsmänner eine ähnliche Art von Geringſchätzung gegen das unnütze Weſen der griechiſchen Philoſophie bemerken. Und doch liegt gewiß eine ſehr edle Anlage, und recht geleitet, auch ſehr heilſame Kraft dieſem ganzen Streben zum Grunde, welche der griechiſche Nahme auch ſehr glücklich bezeichnet:

da in dieſem ſchönen Worte, nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung, das Wiſſen zuerſt nicht als ganz vollendet und ſchon fertig, ſondern mehr nur als ein Gegenſtand des Suchens und Forſchens, einer edlen Wißbegier und reinen Begeiſterung für die höhere Wahrheit hingeſtellt, zugleich aber der weiſe Gebrauch eines ſolchen Wiſſens mit darin eingeſchloſſen wird. Daß man die Abwege einer falſchen Philoſophie bloß hemmt und hindert, iſt allein auch nicht hinreichend; nur dadurch, daß man den rechten Weg der Philoſophie des Lebens zu ebnen und zu bahnen ſucht, kann dem Übel aus dem Grunde abgeholfen werden. Die Philoſophie alſo ſoll, das Gegebene von Oben, das Beſtehende von Außen ehrend, nicht feindlich ſich dagegen richten, nicht gewaltſam darin eingreifen wollen; und gerade wenn ſie ſich in den Gränzen ihrer eignen mittleren Region des innern geiſtigen Lebens beſcheiden haltend, weder der Theologie, noch der Politik dienſtbar ſeyn darf, kann ſie ihre Würde und Selbſtſtändigkeit hier auf ihrem eigenthümlichen Gebiet am beſten behaupten. Gerade dann, wenn ſie ſich jeder Einmiſchung in das Poſitive, Wirkliche enthält, kann ſie oft auch nach außen hin, indirect ſehr heilſam wirken, indem ſie die Gegenſtände in einem allgemeineren und freyeren Lichte betrachtet und betrachten lehrt; und ſo wird ſie gleichſam von ſelbſt auf ihrem Wege vielleicht manchen Nebel zerſtreuen, der einen gefährlichen Mißverſtand über ganze Sphären des menſchlichen Daſeyns verbreitet, oder manchen Stein des Anſtoßes wegräumen können, der die Zeit und die Gemüther verwirrt, und in Zwietracht ſetzt, und alſo auf dieſe Weiſe ihre verſöhnende Kraft am ſchönſten bewähren, und dadurch zugleich ihre eigentliche Beſtimmung erfüllen. — Der Gegenſtand der Philoſophie iſt alſo das innere geiſtige Leben, und zwar in ſeiner ganzen Fülle, nicht bloß dieſe oder jene einzelne Kraft deſſelben, in irgend einer einſeitigen Richtung. Was aber die Form und Methode betrifft, ſo ſetzt die Philoſophie des Lebens nur das Leben voraus, nähmlich ein, in und mit demſelben ſchon mehr angeregtes und vielſeitiger entwickeltes Bewußtſeyn; weil ſie ja eben das vollſtändige Bewußtſeyn, und nicht bloß eine Seite deſſelben zum Gegenſtand hat, und zur Erkenntniß bringen ſoll. Zu dieſem Endzwecke aber würde eine allzu geſuchte, oder ausführlich weitläuftige Form und ängſtlich künſtliche Methode eher hinderlich als fördernd ſeyn. Darin liegt nun der große Unterſchied zwiſchen einer Philoſophie des Lebens, und der Philoſophie der Schule. Wird die Philoſophie bloß als ein Beſtandtheil des wiſſenſchaftlichen Elementar-Unterrichtes überhaupt betrachtet: ſo iſt der Unterricht in der Methode, es mag dieſe nun nach alter Gewohnheit Logik, oder wie ſonſt immer benannt werden, die Hauptſache; denn hier auf dieſer Stufe kommt es nicht ſo auf den Gegenſtand an, der noch entfernter ſteht, und in Ermanglung einer hinreichenden eignen innern Lebenserfahrung noch nicht ganz gefaßt werden kann, als auf eine für die Zukunft nothwendige, und auf alle Gegenſtände anwendbare Übung im methodiſchen Denken. Allein die Vorübung im philoſophiſchen Denken, iſt nur die Vorbereitung zur Philoſophie, und nicht die Philoſophie ſelbſt. Am fruchtbarſten kann der wiſſenſchaftliche Schulunterricht in der Philoſophie vielleicht gemacht werden, wenn er ſich auf die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes richtet. Was könnte anziehender ſeyn, als eine in den Geiſt eindringende, mit Klarheit entwickelte Darſtellung aller dieſer verſchiedenen Syſteme des erfinderiſchen Scharfſinnes der Griechen; oder wenn dieß auch noch weiter ausgedehnt wird, auf die Wiſſenſchaft der Aegypter, oder anderer aſiatiſchen Völker, bis auf die nicht minder merkwürdigen verſchiedenen Syſteme der Indier, dieſer Griechen der Urwelt! Aber dieſes greift ſchon ganz ein in das Gebieth der eigentlichen Gelehrſamkeit, es kann nicht für Alle ein gleiches Intereſſe haben, und in jedem Falle iſt die Geſchichte der Philoſophie, nicht die Philoſophie ſelbſt. Der Unterſchied zwiſchen der Philoſophie des Lebens, und der Philoſophie der Schule wird allerdings ganz verſchieden aufgefaßt, je nach der Verſchiedenheit der Philoſophie ſelbſt, und der in ihr vorherrſchenden Anſicht. In jener andern Philoſophie, welche ſich in dem dialektiſchen Kreiſe abſtracter Begriffe herum bewegt, wird ihrem beſondern Charakter gemäß, eine künſtlich geübte, dann immer höher und auf das höchſte, und wieder über alle Gränzen hinaus noch höher geſteigerte Abſtraction vorausgeſetzt und gefordert; ja es wird, wie ſich dieß wohl in der neuern deutſchen Wiſſenſchaft nachweiſen ließe, zuletzt die Unverſtändlichkeit als eine Art von weſentlichem Kennzeichen der wahren und wahrhaft wiſſenſchaftlichen Philoſophie aufgeſtellt. Ich geſtehe, daß ich immer ein großes Mißtrauen hege, gegen dieſe Philoſophie, die in einem unzugänglichen Lichte wohnt, wo der Erfinder zwar ſelbſt in einer unerreichbaren Gewißheit und Klarheit der Einſicht ſich zu befinden verſichert, dabey aber nicht minder zu erkennen gibt, daß er wohl einſehe, wie ihn von den andern Sterblichen faſt niemand, oder auch vielleicht, ſtreng genommen, gar niemand verſtehe, noch verſtehen könne; wo es denn wohl mehrentheils nur das falſche Licht häufig, wie auf einer Maskerade, ihren Nationalcharakter gegenſeitig zu vertauſchen. Die deutſche Poeſie aber ſtellt ein beynahe vollſtändiges geographiſches Naturalienkabinett aller Nationalcharaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der Deutſche, ſagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgültig gegen alle Form, und nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum von dem Künſtler nichts als das Intereſſe einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit, oder den Effekt der Leidenſchaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur ſtark und neu iſt, ſo iſt die Art wie, und der Stoff, worin es geſchieht, dem Publikum ſo gleichgültig, als die Uebereinſtimmung der einzelnen Wirkungen zu einem vollendeten Ganzen. Die Kunſt thut das ihrige, um dieſem Verlangen ein Genüge zu leiſten. Wie in einem geiſtigen Kramladen ſteht hier Volkspoeſie und Bontonpoeſie beyſammen, und ſelbſt der Metaphyſiker ſucht ſein eignes Sortiment nicht vergebens; nordiſche oder chriſtliche Epopöen für die Freunde des Nordens und des Chriſtenthums; Geiſtergeſchichten für die Liebhaber myſtiſcher Gräßlichkeiten, und irokeſiſche oder kannibaliſche Oden für die Liebhaber der Menſchenfreſſerey; griechiſche Sitten für antike Seelen, und Rittergedichte für den romantiſchen Sinn, ja ſogar altdeutſche Nationalpoeſie für die Dilettanten der Deutſchheit! Aber umſonſt führt man aus allen Zonen den reichſten Ueberfluß ſolcher materiellen Reize und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zuſammen! Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden nur heftiger; mit jeder Gewährung ſteigen die Forderungen imvorfindet, ſo wie auch das muſikaliſche Gefühl nicht allgemein, ſondern ſehr ungleich vertheilt iſt, in welchem das Gehör ſich als der eigentliche Sinn der Seele offenbart. Dieſe höhere Zugabe nun in den äußern Sinnen des Menſchen, denn die Thiere, in welchen dieſe ſonſt eben ſo entwickelt ſind, als bey dieſem, haben dieſelbe nicht; dieſe höhere Zugabe im Auge und Ohr, vorzüglich der natürliche Kunſtſinn für die ſchöne Form und das muſikaliſche Gehör ſind ein hinzugekommenes Element und Geſchenk der dem Menſchen eigenthümlichen Gabe der Fantaſie, und eben darum ſind ſie auch, wie dieſe ſelbſt, ungleich vertheilt, aber darum nicht weniger wirklich und unläugbar vorhanden. — Die Thiere, ſagte ich, haben dieſelben nicht: einige melodiſche Gänge in dem Geſange der Vögel, eine gewiſſe Freude an der menſchlichen Muſik bey einigen beſonders gutartigen oder vorzüglich verſtändigen Landthieren bemerken wir zwar wohl; ich möchte es einzelne Anklänge der Fantaſie nennen, weil die freye Wahl und Fortbildung, der innere Zuſammenhang fehlt; es iſt alles nur abgeriſſen, und bildet kein Ganzes. Eben ſo wie auch die Kunſttriebe und Kunſtarbeiten gewiſſer anderer Thiere, wohl eine Art von Aehnlichkeit mit dem Wirken der Vernunft haben; ſo merkwürdig und ſcheinbar aber auch dieſe Aehnlichkeit ſeyn mag, ſo bleibt es doch nur eine ſolche, und dieſer bloße Inſtinct, von der Vernunft ſelbſt immer noch durch eine unendliche Kluft geſchieden. Es ſind das alles nur wie die halbverwitterten Züge einer alten, größtentheils erloſchenen Inſchrift, wie die einzelnen Accorde einer ſehr entfernten Muſik; eben daher machen dieſe Dinge auch einen ſo anziehenden, und zum Theil wehmüthigen Eindruck auf das Gefühl, indem allerdings wohl in dieſen Spuren, in denen ſich etwas Menſchliches zu regen ſcheint, eine verlorne Hindeutung liegen mag, auf eine urſprünglich innigere Verwandtſchaft, oder nähere Stellung der beſeelten Natur in ihren aufs höchſte entwickelten Lebensformen zu dem Menſchen, als ihrem ehemahligen Beherrſcher und von Gott dazu eingeſetzten König der irdiſchen Schöpfung.

Wenn aber der Einfluß und die Einwirkung der Fantaſie auf die äußern Sinne ſchon ſo unverkennbar iſt, ſo iſt er doch noch weit ſichtbarer, entſchiedener und größer in den Neigungen, den Trieben und Leidenſchaften, als dem zweyten der Fantaſie untergeordneten Seelenvermögen. — Es ließe ſich leicht zeigen, wie ſelbſt der einfache Trieb der Selbſterhaltung oder die Befriedigung der natürlichen Lebensbedürfniſſe im Menſchen nicht ohne einen bemerklichen Einfluß der Fantaſie bleiben, und mannigfach dadurch modificirt werden. Ungleich größer aber iſt dieſer noch in den höher geſteigerten Neigungen und Trieben, wenn wir dieſe in ihrer gewaltſamſten und heftigſten Entwicklung, als Leidenſchaft betrachten, wo ſie dann zugleich in dieſem Uebermaß und in der falſchen Richtung der zu etwas Höherem beſtimmten Geiſtesanlagen der Seelenkräfte, eben ſo viele ſittliche Gebrechen und Charakter-Fehler bilden. Ich möchte zuerſt darauf aufmerkſam machen, wie in allen dieſen, bis zur Unſittlichkeit geſteigerten Leidenſchaften, die Fantaſie weſentlich mitwirkend und einwirkend iſt, und dann wie auch hier, eben ſo wie in den äußern Sinnen, in den Hauptformen der ungeregelten Leidenſchaft, jenes dreyfache Princip des menſchlichen Daſeyns wieder zur Anwendung kommt, und ſich in den verſchiedenen Formen und der Abtheilung dieſer beſondern Sphäre nochmahls wiederhohlt.

Die erſte dieſer falſchen Richtungen und ſittlichen Gebrechen, ein unbegränzter Stolz und Hochmuth, iſt im Weſentlichen eine Verblendung, eine Verirrung des Geiſtes; die Täuſchungen der Eitelkeit ſind daſſelbe Uebel, nur in einer andern, ſchwächern Geſtalt. Die Quelle des Fehlers liegt allerdings in einer unbegränzten Selbſtliebe; in dem eingebildeten Selbſtgefühl aber zeigt ſich auch ſogleich die Fantaſie, als mitwirkendes Element. — Den zweyten von dieſen, das höhere Leben ſtörenden, und zerſtörenden Charakterfehlern, die ſinnliche Leidenſchaft nähmlich, oder die leidenſchaftliche Sinnlichkeit möchte ich am meiſten, als eine Verwilderung, eine Krankheit, einen fieberhaften Zuſtand der Seele betrachten, es mag dieſelbe nun als hitziges Fieber im heftigen Paroxysmus austoben, oder als ſchleichendes Fieber die beſſere Seelenkraft heimlich verzehren, und allmählig untergraben. Allemahl liegt hier die eigentliche Quelle des Uebels, die hinreißende Gewalt, und die falſche Magie dieſer Leidenſchaft in der Fantaſie; in einer überreizten, getäuſchten, oder auch ſchon vergifteten Fantaſie. Dem Naturtriebe ſelbſt, in ſo fern er naturgemäß und angeboren iſt, läßt ſich eigentlich keine Schuld beymeſſen; dieſe liegt allemahl in dem Mangel an Grundſätzen oder der Charakterſchwäche, welche dem Naturtriebe eine unbedingte Herrſchaft halb freywillig einräumt, oder doch keinen hinreichenden Damm eines höhern Willens entgegen zu ſetzen weiß. Die dritte fehlerhafte Richtung des menſchlichen Strebens, welche nebſt jenen beyden die menſchliche Geſellſchaft am meiſten in Verwirrung ſetzt, und ſelbſt die eigene innere Zufriedenheit verkümmert, iſt eine unbeſchränkte Gewinnſucht, Eigennutz und Geiz. Zwar in einem gewiſſen gemäßigten, oder viel geringeren Grade geſchieht wohl nur weniges in der Welt, nach dem eignen Urtheil derſelben, ohne irgend eine, wenigſtens feinere eigennützige Abſicht. Richten wir unſre Blicke aber auf den höher geſteigerten Grad einer unerſättlichen Habſucht, eines krankhaften Geizes: ſo iſt einleuchtend, welchen großen Antheil auch hier die auf den Einen Punkt des materiellen Eigenthums und des klingenden Gewinns gerichtete Fantaſie an dieſer ſittlichen Krankheit hat, wo Geiſt und Seele, in dem verſchloſſenen Geldkaſten mit verſchloſſen und vergraben werden, und beyde völlig erſtarren und verſteinern, wie bey der Verknöcherung des Herzens unter den äußern organiſchen Krankheiten.

Das höhere ſittliche Lebensorgan wird durch dieſe drey verderblichen Leidenſchaften auf verſchiedene Weiſe angegriffen und zerſtört. In dem erſten Falle der Geiſtesverblendung durch Stolz und Eitelkeit, wird das ſittliche Urtheil verkehrt und verfälſcht. In dem zweyten Falle der Seelenverwilderung, durch ein der ſinnlichen Leidenſchaft hingegebenes Leben, wird das ſittliche Gefühl getrübt, mit verwildert, und endlich zerrüttet. In dem dritten Falle einer gänzlichen Erſtarrung des innern Lebens durch Eigennutz und Habſucht, geht zuletzt der ſittliche Begriff völlig mit verloren, erliſcht und ſtirbt ab; indem der todte Mammon, als das höchſte Gut und einzige Zweck des ganzen Daſeyns betrachtet, an die Stelle aller andern höhern Geiſtes- und Seelengüter geſetzt wird. Allen dieſen drey Leidenſchaften liegt noch ein poſitives Streben zum Grunde, obwohl in falſchem Uebermaß oder ganz verirrter Richtung. Es ließe ſich nun die Betrachtung nach demſelben Standpunkte noch weiter fortführen, und in weiter fortſchreitender Entwicklung ausdehnen und anwenden, auch auf die feindlichen Leidenſchaften, denen ein lediglich negatives auf den Angriff oder die Vernichtung und Zerſtörung ihres Gegenſtandes gerichtetes Streben zum Grunde liegt; ich meyne die Leidenſchaft des Haſſes, nach den drey verſchiedenen Elementen oder Formen und Arten deſſelben, nämlich Zorn, Neid und Rache. Dieſes aber noch weiter zu erörtern, würde hier nicht an der Stelle ſeyn. Ueberhaupt habe ich ſo allgemein bekannte Gegenſtände hier nur bloß von der pſychologiſchen Seite betrachten und darſtellen wollen; eines Theils um zu zeigen, wie das dreyfache Princip des menſchlichen Daſeyns nach Geiſt, Seele und dem Dritten, in welchem beyde zuſammen wirken, auch in der engern Sphäre der Neigungen, der guten wie der böſen, ſo wie in der der äußern Sinne, ſeine Anwendung findet, und ſich im Kleinen wiederhohlt; andern Theils um bemerklich zu machen, wie die Herrſchaft der Fantaſie über die ihr untergeordneten Seelenvermögen der äußern Sinne und der Triebe, ſich auch in den verderblichen Leidenſchaften, als ein ſchädlich einwirkendes Element kund giebt, ja eine Hauptquelle der darin vorherrſchenden Verirrung bildet.

Man kann dieſe drey Hauptleidenſchaften und Charakterfehler, welche die innere Zufriedenheit untergraben, und das äußere Leben verwirren, als eben ſo viele aus der Quelle einer irdiſch entzündeten Fantaſie hervorkommende ſtygiſche Fluthen und unterirdiſche Gluth- und finſtre Feuerſtröme betrachten, welche in die Region des Willens niedergehen, und von dort aus in geſetzwidrige Handlungen und gewaltſame Kataſtrophen ausbrechen, oder auch, was vielleicht nach ſchlimmer iſt, ein im Ganzen zwecklos vergeudetes, oder nichtig gemeines Leben hervorbringen.

Nachdem wir aber auf dieſe Weiſe den ſchädlichen Einfluß einer verirrten Fantaſie auf die verderblichen und zerſtörenden Leidenſchaften in ſeiner ganzen Stärke vor uns hingeſtellt haben, können wir um ſo freyer den Blick auf die andere Seite richten, wie ſich dieſes wunderbare, im Guten nicht minder, als im Böſen lebendig rege und fruchtbare, dem Menſchen vor allen andern geiſtigen Weſen eigenthümliche Seelenvermögen der Fantaſie, auch in dem höhern Streben der guten Triebe, einer edlen Neigung und wahren Begeiſterung, als eine Leben ſchaffende und den Geiſt erweckende und hervorrufende Kraft offenbart. — Zuvörderſt muß ich hier noch die Bemerkung voran ſchicken, wie überhaupt auf dem ſittlichen Gebiet, und in ſittlichen Dingen und Verhältniſſen, es oft nur eine feine Linie des Unterſchiedes iſt, welche das Rechte von dem Unrechten trennt, indem der Fehler bey dieſem zunächſt mit in dem unerlaubten Uebermaß liegt, oder in der irrigen Richtung und falſchen Anwendung. Stolz und Eitelkeit ſind die gewöhnlichſten Gegenſtände des Tadels und des Spottes in dem Urtheil der Welt. Wer möchte aber wohl das wahre Ehrgefühl, oder eine edle Ruhmbegierde aus dem Leben verbannen, und wie würde das geſellſchaftliche Leben allen Klang und Ton verlieren, wenn man dieſes edle Metall herausſcheiden wollte? Habſucht und Eigennutz bringen eine Unzahl, man kann ohne Übertreibung ſagen, nicht bloß Tauſende, ſondern viele Hunderttauſende von Verwirrungen, Prozeſſe oder auch anders verfolgte Streithändel im bürgerlichen Leben hervor, ſo daß ein großer Theil, und gleichſam die beſten Kräfte der innern Staatsherrſchaft bloß von der Schlichtung aller dieſer tauſendfachen Zwietracht über das Mein und Dein abſorbirt werden. Eine nützliche Thätigkeit aber, die alſo doch auf den Nutzen und auch mit auf den eigenen Nutzen gerichtet iſt, Arbeit und Fleiß, die keinen andern Zweck haben, als den erlaubten Gewinn, und billigen Vortheil, wenn dabey nur die Rechte der Andern nicht verletzt, auch auf ihr Intereſſe eine billige Rückſicht genommen wird, werden als ein weſentliches Element des geſellſchaftlichen Körpers allgemein anerkannt; ja ſie bilden gleichſam den ernährenden Lebensſaft, der durch alle Adern deſſelben das wohlthätige Gefühl der Geſundheit und der vollen Kraft verbreitet. — Jener andere Naturtrieb endlich, welcher, eben weil er der ſtärkſte iſt, am meiſten ſittlich gehalten und getragen zu werden bedarf, wird unter ſittlich gebildeten Nationen, in Zeiten die nicht ganz verwildert und entartet ſind, bey den edlern Naturen mehrentheils ſchon von ſelbſt mit irgend einem höhern Element durch mannigfache ſittliche Beziehung, ja auch bloß als Neigung genommen, ſchon an ſich verwandt und näher verbunden ſeyn. Eine ſolche ſtarke Neigung nun und innige Liebe, zum Bunde der Treue geadelt, erhält dadurch eine höhere Weihe, uud wird ſelbſt nach der göttlichen Weltordnung, als ein Heiligthum betrachtet, und iſt auch in Wahrheit das ſittliche Heiligthum des irdiſchen Lebens, auf welchem der älteſte göttliche Segen ruht, und das zugleich die Grundlage bildet, auf welcher das Heil der Geſchlechter und der Nationen in ihrer ſittlichen Wohlfahrt gegründet iſt. Aus dieſem Seelenbande der Liebe, welches den Familien-Verein begründet, gehen alle die andern ſtarken Bande und ſchönen Verhältniſſe der Mutterliebe, der Kindespflicht und der brüderlichen Freundſchaft zwiſchen Geſchwiſtern und Anverwandten hervor, welche zuſammen den unſichtbaren Lebensgeiſt und gleichſam den inneren Nervenſaft der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen. Hiebey iſt noch nicht einmahl die große Familien-Aufgabe der Erziehung in Anſchlag gebracht; der Erziehung d. h. der ſittlichen Geſtaltung der geſammten kommenden Generation; als eine Sache und Angelegenheit der Familie aber muß die Erziehung vorzüglich betrachtet werden, weil doch, wie viele und vortreffliche Inſtitute der Art auch der Staat, oder ſonſt dazu berufene Männer, für einzelne Zweige, einzelne Epochen und Stufen, einzelne Zwecke der Erziehung gründen mögen, im Ganzen genommen die Erziehung immer in der Familie ihren erſten Anfang nimmt, und dort auch zum Schluß kommt und vollendet wird, in dem Augenblick, wo der völlig ausgebildete junge Mann, die erwachſene Tochter das väterliche Haus verlaſſen, um nun ſelbſt eine neue und eigene Familie zu gründen. Gerade in den Zeitaltern der Gefahr, und der ſchon ſichtbar hervortretenden Entartung, pflegt es oft zu ſpät, am deutlichſten erkannt zu werden, wie ſo ganz die menſchliche und die bürgerliche Geſellſchaft auf dieſem Fundament der Familien-Bande beruht. Ja nicht bloß in Beziehung auf die Phänomene unſerer Zeitgeſchichte, ſondern auch aus dem Beyſpiel der gebildetſten Völker des Alterthums, der Griechen und Römer, ließe ſich dieſe Wahrheit hiſtoriſch beſtätigen, und aus ihren großen Hiſtorikern ſelbſt mit Stellen belegen. Immer und überall iſt ſchon die ſittliche Revolution im Innern der Familien vorangegangen, ehe die allgemeine ſeinem Auge, dem allmächtigen Hauch ſeines Mundes, ſeiner führenden Hand, ſeinem ſtarken Arm die Rede, noch andrer viel kühnerer Bilder nicht zu gedenken. Inſofern dieß anerkannt nur Bilder ſind, iſt nichts dagegen einzuwenden, und nicht leicht ein Mißbrauch davon zu fürchten. Dieß gilt auch noch weiter von ſolchen Ausdrücken, wo nur ein bildlicher Sinn in der Anwendung auf Gott denkbar und möglich iſt; wie z. B., wenn Ihm Leidenſchaften, wie die des Menſchen beygemeſſen werden, da ſie eigentlich und ganz buchſtäblich genommen, alle etwas unvollkommenes in ſich ſchließen würden. Eben ſo kann auch von dem Gedächtniß, da wo kein Vergeſſen möglich iſt, nur in einem bildlichen Sinn die Rede ſeyn. Noch weniger dürfte Ihm die Eigenſchaft des Gewiſſens im menſchlichen Sinne beygelegt werden; Seine Wagſchale der Gerechtigkeit, Sein richtender Gedanke iſt etwas andres als unſer Gefühl davon; das hieße den Richter verwechſeln mit demjenigen, der vor ihm ſteht. Selbſt der Erſte Menſch, ſo lange er noch vollkommen war, kannte das Gewiſſen nicht, da das Gefühl der Schuld und das Vermögen dieſer Wahrnehmung, erſt mit der Schuld ſelbſt, und nach ihr entſtehen konnte. In jenen bildlichen Ausdrücken von der Gottheit, mag eine große Freyheit geſtattet ſeyn; die Frage aber, worauf es an dieſer Stelle der Philoſophie vorzüglich ankommt, iſt die: ob in einem mehr eigentlichen Sinn, eben ſo wie Verſtand und Willen, auch dieſe andern drey den Menſchen beſonders auszeichnenden Vermögen, Fantaſie, Seele und Vernunft, Gott beygelegt werden können? Nun iſt ſogleich einleuchtend, wie ganz unpaſſend es ſeyn würde, weit mehr als alle jene bildlichen Ausdrücke, Gott eine Fantaſie beyzulegen;

man fühlt deutlich, daß man damit ſogleich den mythologiſchen Boden betreten und das Gebiet der Wahrheit verlieren würde. Jene innere Fülle der geiſtigen Fruchtbarkeit, welche der Menſch nach ſeinem ſchwachen Maßſtabe in dem Vermögen der Fantaſie findet, iſt bey Gott ſchon in dem allmächtigen Willen mit eingeſchloſſen, welcher ſeinen Gegenſtand ſelbſt erſchafft und hervorbringt, nicht aber wie bey den erſchaffnen Weſen auf gegebene Gegenſtände, oder die Wahl zwiſchen ihnen beſchränkt iſt. Hier iſt alſo der allmächtige Willen ſelbſt, das volle, alle Geſchöpfe umfaſſende, ernährende und tragende Vaterherz; oder auch der lebendige Mutterſchooß der ewigen Erzeugung, und bedarf es dazu keines neuen und eigenen Vermögens. Der Ausdruck von einer Seele Gottes findet ſich wohl bey einigen weniger bekannten Schriftſtellern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte; iſt aber nachher ganz wieder abgekommen, vielleicht weil man beſorgte, dadurch zur Verwechslung mit einer bloßen Welt-Seele Anlaß zu geben. In jedem Falle aber iſt die Seele ein mehr paſſives Vermögen, was alſo ſchon inſofern nicht angemeſſen iſt, Gott beyzulegen. Das Dritte, welches in Gott zu jenen beyden erſten Eigenſchaften eines allwiſſenden Verſtandes und eines allmächtigen Willens noch hinzukommt, kann nicht Seele Gottes genannt werden, ſondern es iſt der Geiſt der Liebe, in welchem jene beyden Eins ſind. Und wenn dieſes Dritte zu jenem erſten Axiom hinzugefügt wird, ſo iſt in dieſen zwey Worten, dem weſentlichen Inhalte nach, ſchon alles eingeſchloſſen, was der Menſch überhaupt, und auch der tiefſte Denker von Gott eigentlich wiſſen kann; alles andere iſt mehr nur Erläuterung oder weitere Anwendung, aus jenem Einen Grundgedanken abgeleitet. Wenn aber Gott weder eine Fanmer höher, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt ſich immer weiter. Das Neue wird alt, das Seltene gemein, und die Stachel des Reizenden werden ſtumpf. Bey ſchwächerer Selbſtkraft und bey geringerm Kunſttriebe ſinkt die ſchlaffe Empfänglichkeit in eine empörende Ohnmacht; der geſchwächte und krankhaft gewordne Kunſtſinn will endlich keine andre Speiſe mehr annehmen als ekelhafte Seltſamkeiten von der roheſten Art, bis er zuletzt ganz abſtirbt und mit einer entſchiednen Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit für alles endigt. Wenn aber auch die Kraft nicht unterliegt, ſo bringt es wenig Gewinn. Wie ein Mann von großem Gemüthe, dem es aber an Uebereinſtimmung fehlt, bey dem Dichter von ſich ſelbſt ſagt:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
„Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde";

ſo ſtrebt und ſchmachtet die kraftvollere Künſtler-Anlage raſtlos in unbefriedigter Sehnſucht, und die Pein der vergeblichen Anſtrengung ſteigt nicht ſelten bis zu einer eignen Art von innern Verzweiflung des unbefriedigten Gefühls.

Wenn man nun dieſen Mangel an Einheit und an einem deutlich beſtimmten Zweck, dieſes Geſetzloſe in dem Ganzen der neuern Poeſie, und dagegen die hohe Vortrefflichkeit der einzelnen Theile gleich aufmerkſam beobachtet; ſo erſcheint ihre Maſſe wie ein Meer ſtreitender Kräfte, wo die Theilchen der aufgelöſten Schönheit, die Bruchſtücke der zerſchmetterten Kunſt, in trüber Miſchung ſich verworren durch einander regen. Man könnte ſie ein Chaos alles Erhabnen, Schönen und Reizenden nennen, taſie noch die Seele beygelegt werden kann, ſo iſt auch die Vernunft nicht in der Art und in dem eigentlichen Sinne wie Verſtand und Willen eine weſentliche Eigenſchaft Gottes zu nennen. Gott iſt der Urheber der Vernunft, und das iſt eben die geſunde Vernunft, die an dem Mittelpunkte der Wahrheit feſt hält, wie Er ſie erſchaffen und angeordnet hat. Aber daraus folgt nicht, daß Er ſelbſt dieſe von ihm erſchaffene Vernunft oder mit ihr Eins iſt. Wäre dem alſo, ſo hätten die Anhänger des unbedingten Wiſſens, die Rationaliſten, Recht; dann wäre die Erkenntniß Gottes eine Vernunftwiſſenſchaft, da das Gleiche nur durch das Gleiche erkannt werden kann. Iſt aber nicht die Vernunft, ſondern der Verſtand im Menſchen, die Mitwirkung aller andern Geiſtes- und Seelenkräfte dazu vorausgeſetzt, das eigentliche Organ der Erkenntniß Gottes, und das Mittel um ſich darüber zu verſtändigen: ſo iſt die Erkenntniß Gottes ganz einfach eine Erfahrungswiſſenſchaft, wie jede andre, obwohl von höherer Art und von beſonderer Beſchaffenheit, wegen der menſchlichen Beſchränktheit und Schwäche, im Vergleich mit einem ſolchen Gegenſtande. Wie die Fantaſie ein Auffaſſen oder Ergreifen des Gegenſtandes iſt, die Vernunft ein Verknüpfen und Unterſcheiden: ſo iſt das Verſtehen ein Durchdringen deſſelben, wovon die höchſte Stufe das klare Durchſchauen iſt. Wir verſtehen eine Erſcheinung, eine Anſchauung, einen Gegenſtand alsdann, wenn wir den innern Sinn, den eigenthümlichen Charakter, die eigentliche Bedeutung deſſelben gefunden haben; eben ſo iſt es auch, wenn dieſer Gegenſtand eine an uns gerichtete Mittheilung und Rede iſt, ein uns zum Verſtehen gegebenes Wort oder Geſpräch; wenn wir die Abſicht, die darin liegt, erkennen, wie es eigentlich gemeynt iſt und wo es hin will, ſo haben wir dieſe Eröffnung verſtanden, geſetzt auch, daß im Ausdruck einige Nebenumſtände übrig blieben, die uns nicht ſo deutlich wären, die wir, weil ſie nicht weſentlich zum Ganzen gehören, unbeachtet zur Seite liegen laſſen. Es giebt daher auch viele Stufen und Grade im Verſtehen; ſehr verſchiedene und mannichfaltige Seiten und Arten deſſelben. Ein ganz leichtes Beyſpiel wird die Sache vielleicht anſchaulicher machen. Setzen wir z. B. den Fall, es würde eine höchſt ſeltene und merkwürdige, aber ganz unbekannte Pflanze aus einem fremden Welttheile herbeygebracht. Der Naturhiſtoriker beobachtet ihre Kennzeichen und urtheilt darnach, daß ſie unter dieſe beſtimmte Claſſe der höheren botaniſchen Hauptgattung gehört, und da eine ſolche Nebenart oder Ausnahme bildet; der Chemiker, wenn ihm dieſelbe Pflanze dargeboten wird, vermuthet wieder aus anderen Kennzeichen, daß ſie aus den und den Grundſtoffen beſtehen möge; der Arzt hingegen, daß ſie etwa in dem und dem Falle vielleicht als Heilmittel, eben ſo oder noch beſſer als die bisher dazu gebräuchliche Pflanze, dienen würde. Wenn die letztern beyden richtig geurtheilt haben, wenn ihre Vermuthung durch den Verſuch und die Erfahrung beſtätigt wird: ſo haben ſie alle drey die Pflanze verſtanden, und den innern Charakter derſelben, jeder von ſeiner Seite erkannt und begriffen. Wie langſam, ſtufenweiſe, allmählig geht das Verſtehen bey einer fremden, alten, ſchweren Sprache von Statten; bey dem Entziffern einer Schrift oder Inſchrift, wo uns das Alphabet vielleicht nicht einmahl ganz, ſondern nur unvollſtändig bekannt und gegeben iſt; bis dann doch mit einemmahle durch irgend ein hinzugekommenes

Licht, der wahre Sinn glücklich gefunden wird. Ein wunderbares Beyſpiel aus unſerer Zeit kann die Sache erläutern und wohl als ein Beweis gelten, wie auch im Gange der Wiſſenſchaft eine höhere Fügung waltet. Mehr als anderthalb Jahrtauſende lang haben die alten Hieroglyphen unverſtanden vor der fremden Nachwelt dageſtanden, bis die neueſten Welterſchütterungen ſie durch einen glücklichen Zufall mit einem Mahle ans Licht gebracht haben. Man erinnert ſich noch der Anfangs ſo glänzend ſcheinenden Unternehmung gegen Aegypten, des kühnen Gedankens, dort unter den Pyramiden eine Anpflanzung Europäiſcher Art und Geiſtesbildung zu gründen; wie ganz Europa darüber in Bewegung kam, die Unternehmung ſelbſt ſcheiterte, und bald auch wieder vergeſſen wurde, über andre noch wichtigere Begebenheiten und noch größere Umwälzungen. Das einzige, was davon übrig geblieben iſt, wenn man ſo ſagen darf, und allerdings eine neue und große Epoche in dem ſtillen Gebiet der Wiſſenſchaft gemacht hat, iſt das mitgebrachte unſcheinbare Denkmahl mit der dreyfachen Inſchrift. Ein Menſchenalter hindurch bemüht man ſich ſie zu entziffern; anfangs ſehr unvollkommen und mühſam, endlich zeigt ſich ein glückliches Zuſammentreffen, der Schlüſſel iſt gefunden, und wenn gleich von ungefähr ſiebenhundert der geheimen Bilderzeichen, erſt etwa einhundert enträthſelt ſind, ſo iſt doch auch damit ſchon eine neue Welt eröffnet, in dem großen Gebiet der dunkeln Urgeſchichte des Menſchen. Und das zu einer Zeit, wo man eben angefangen hat zu lernen, auch aus dem Alphabet der Natur einige Buchſtaben zuſammen zu finden, und hie und da ein einzelnes Wort aus ihrer Hieroglyphen-Sprache zu entziffern; während neue Quellen auch im Gebiete des geſchichtlichen Wiſſens, aus dem entfernteſten Alterthum des Menſchengeſchlechts von allen Seiten zuſtrömen, wodurch das Beſte, was wir ſchon früher beſaßen, nur beſtätigt, und in erhöhtem Lichte klar gemacht wird, ob wir endlich nicht vielleicht auch die dunkle Hieroglyphe unſerer eigenen Zeit, und des in ihr beginnenden furchtbaren Geiſterkampfs möchten verſtehen lernen.

Dieſes iſt der Gang und die höhere Fügung in dem Gange, und nur darauf wollte ich mit dieſer Digreſſion aufmerkſam machen; ſo langſam und allmählig ſind die Fortſchritte, der Anwachs und die Entwicklung des wahren menſchlichen Wiſſens, welches auf der Erfahrung, der innern wie der äußern, der höhern wie der niedern, auf der Ueberlieferung, der Sprache und der Offenbarung beruht; während jenes falſche, und wie ich es vorhin nannte, unmenſchliche und unbedingte Wiſſen, welches alles mit einem Mahle umfaſſen, und uns mit einem Mahle in Beſitz des ganzen Alls der Erkenntniß ſetzen will, ſich wie zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwankend, ſofort wieder in Dunſt auflöſt und uns nichts zurückläßt, als ein leeres Nichts von unbedingtem Nichtwiſſen. Uebel wäre es mit der Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge beſtellt, wenn dieſelbe der Erfindung der menſchlichen Vernunft überlaſſen bleiben, und gleichſam erſt durch dieſelbe hervorgebracht werden ſollte. Es würde, wenn das ganze Denkgebäude ſonſt auch noch ſo gut zuſammenſtimmte und vollendet wäre, immer der Zweifel bleiben, ob denn das Alles, eben weil es ganz aus dem eignen Denken hervorgegangen iſt, nicht etwa bloß unſre eignen Gedanken wären, und bloß in ihnen ſeine Wirklichkeit hätte: welcher Zweifel eben allem Idealismus zum Grunde liegt, und unter mannichfach verſchiedenen Formen des Irrthums oft wiederkehrend, denſelben immer von neuem wieder erzeugt und anders geſtaltet; und iſt alſo auch ſchon von dieſer Seite hier keine lebendige Gewißheit und volle Wirklichkeit zu erreichen. Leicht zwar iſt es, auf dieſem Boden die Begriffe des Unendlichen, Unermeßlichen, Unbeſchränkten und Unbedingten zu entwickeln, und iſt an ſolchen Entwicklungen kein Mangel. Aber dieſes ſind nur lauter Negationen, durch welche wir gerade von dem, was uns am meiſten Noth thut, nichts erfahren. Ich wäre begierig zu ſehen, wie man aus jenem metaphyſiſchen Lieblingsbegriff des Abſoluten irgend eine poſitive Eigenſchaft Gottes, z. B. die Geduld oder Langmuth herleiten wollte, und alſo den Beweis führen würde, daß dieſer abſolute Gott, oder wie man ſtatt deſſen meiſtens lieber ſagt: Das Abſolute, nicht umhin kann die Eigenſchaft der Geduld zu beſitzen, eine Eigenſchaft, an welcher uns doch vorzüglich viel gelegen ſeyn muß. Es wird überdem jener Charakter des Unbedingten in einer Weiſe auf Gott angewandt, welche durchaus falſch und irrig iſt. Daß Gott in der Weiſe ſeines Daſeyns unbedingt iſt, daß die erſte Urſache nicht wieder von einer andern abhängig, und durch ſie bedingt ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt eigentlich eine bloße Tautologie. Aber auf das innere Weſen Gottes, und die weſentlichen Eigenſchaften deſſelben in ſeinem Verhältniß zum Menſchen und zur Schöpfung, läßt ſich dieſer Charakter des Unbedingten durchaus nicht anwenden. Wehe allen Menſchen, könnte man ſagen, wehe allen erſchaffenen Weſen, wenn Gott unbedingt wäre; wenn z. B. ſeine Gerechtigkeit, die doch die erſte aller ſeiner Eigenſchaften iſt, unbedingt, wenn ſie nicht durch die Milde, die Schonung, die

Geduld, die Gnade mit einem Worte, vielfältig modificirt, beſchränkt, und bedingt wäre. Vor einer ſolchen unbedingten Gerechtigkeit Gottes, wenn ſie mit einem Mahle offenbar werden ſollte, würde die ganze Welt vor Schrecken in Staub und Aſche zerfallen. Aber dem iſt nicht ſo: wir dürfen hoffen, wir ſollen es glauben, man mag dreiſt hinzuſetzen, wir können es wiſſen, daß Seine Gerechtigkeit nicht unbedingt iſt, ſondern ganz überaus bedingt, durch Seine Vaterliebe, Nachſicht und Güte. Freylich darf auf der andern Seite nicht vergeſſen werden, daß auch Seine Liebe und Gnade bedingt iſt durch die Gerechtigkeit, was in einer gewiſſen, weichlichen Theologie der letztern Zeit faſt verkannt zu werden ſchien, obwohl dieſer Abweg einer allzu ſentimentalen Beurtheilung der göttlichen Dinge, jetzt auch ſchon als ſolcher erkannt, und mehrentheils wieder verlaſſen iſt, welches auch hier außer unſerem Umkreiſe liegt. Daß nun die Gerechtigkeit und die Gnade Gottes ſich gegenſeitig bedingen, darin liegt doch gewiß nichts Unverſtändliches oder in dieſem Sinne Unbegreifliches: wie es allerdings mit dem nichtigen Fantom des Abſoluten der Fall iſt, wo die leere Phraſe in der ewigen Wiederhohlung nur immer unverſtändlicher wird. Wie viel richtiger haben hier die großen Philoſophen des Alterthums, beſonders die Pythagoräer unterſchieden. Sie bezeichneten gerade das Gränzenloſe, das Unbedingte als das Unvollkommene und Böſe, und dieß betrachteten ſie als das charakteriſtiſche Merkmahl deſſelben; das feſt Beſtimmte und Poſitive aber, welches zugleich der Grundkern des Perſönlichen iſt, galt ihnen als das Gute. Und allerdings iſt auch die Perſönlichkeit Gottes der Grundbegriff, das eigentliche, allgemeine Dogma aller Religionen, die den Einen, wahren vorbringt, und alle todten und todtgebohrnen Begriffe erzeugt. Dieſen der Seele eingeimpften, oder angeerbten Todes-Begriff überträgt nun der menſchliche Geiſt, als den ihm eigenthümlichen Grundirrthum, auf alles um ſich her, wo ihm dann auch die ihn umgebende Welt, und die ganze Natur in ſeinem todten Denken, als eine ſolche todte und ſtarre Maſſe erſcheint, ſo lange ſein Geiſt noch unter dieſen innern Schatten des geiſtigen Todes ſitzend, ſich nicht hinreichend zum Lichte aus ſeinem Gefängniß herausgearbeitet hat; während er, was wirklich und wahrhaft todt iſt, in ihm Selbſt und in ſeinem Innern ohne höhere Hülfe faſt gar nicht, und mit dieſer nur ſehr ſpät und langſam, als das, was es iſt, als etwas nichtiges und todtes nämlich, erkennt und erkennen lernt.— Eine andre Art eines ſolches falſchen und todten Naturbegriffs iſt mehr nach der Form der Mannichfaltigkeit abgefaßt, indem man ſich die Natur gleichſam als einen ungeheuern Sandhaufen vorſtellt, wo die einzelnen Sandkörner, außer der Anhäufung und dem Haufen, den ſie zuſammen bilden, gar nicht unter ſich zuſammenhängen, übrigens aber ſchon abgezählt ſind, ſo als ob es nur eben noch darauf ankäme, ſie richtig nachzuzählen. Allein der Sand läuft immer wieder durch den Sieb einer ſolchen in lauter Einzelnheiten zerbröckelten Naturanſicht und Atomiſtik hindurch; man mag noch ſo oft dieſen unendlichen Naturſand berechnen oder auszumeſſen verſuchen. Die mathematiſche Berechnung und Ausmeſſung, iſt in der Naturwiſſenſchaft, wie das Conjugiren und Dekliniren und alles andre grammatiſche Weſen, was auch eine Art von mathematiſchen Grundformeln in der lebendigen Sprache bildet. Es ſind auch dieſe nothwendig, ein nicht leicht entbehrliches, trefflich förderndes Hülfsmittel der Erlernung einer fremden, und beſonders einer todten Sprache; eben ſo iſt auch die Mathematik das unentbehrliche Hülfsmittel und vortreffliche Werkzeug für die Erkenntniß der Natur, aber damit allein lernt man noch nicht ein Wort, geſchweige denn einen ganzen Satz aus der uns Anfangs ſo fremd klingenden und ſchwer ſcheinenden Hieroglyphen-Sprache der Natur verſtehen. Etwas anderes iſt es, wenn man die lebendige Geometrie in der Natur ſelbſt aufzufinden, und zu verſtehen trachtet; welche Stelle z. B. in dieſer die Kugel und die Eyform, von dieſer ſelbſt bis zur Sphäre des ſideriſchen Kreislaufs hinauf, dann das Dreyeck, Quadrat, Sechseck u. ſ. w., in der Stufenleiter ihrer Bildungen einnimmt; oder auch wenn in ähnlicher Weiſe die wirklich herrſchende Regel in der Zahlenlehre des Lebens aufgeſucht und glücklich gefunden wird; jene Zahlen, welche der Arzt in den Entwicklungs-Perioden des Lebens, in den wechſelnden Zuſtänden der abnehmenden oder zunehmenden Erkrankung wahrnimmt, und nach denen er die kritiſchen Tage unter gewiſſen Bedingungen im voraus beſtimmt. Noch höherer Art iſt jene geiſtige, man dürfte faſt ſagen göttliche Chronologie, welche den innern Entwicklungs-Perioden des Menſchengeſchlechts in der Weltgeſchichte zum Grunde liegt, nach denen auch hier Statt findenden Lebensſtufen oder Weltaltern, im wechſelnden Zuſtande der abnehmenden oder zunehmenden Erkrankung, und den großen kritiſchen Zeiten und Tagen der Entſcheidung, wo aber Gott ſelber der Führer und der heilende Arzt iſt. Mit Rückſicht auf eine ſolche Zahlenlehre und in dieſem oder einem ähnlichen Sinne, mögen wohl die Pythagoräer gelehrt haben: die Zahlen ſeyen oder enthalten das Weſen der Dinge; und eine ſolche Arithmetik des Lebens, und Geometrie der Natur iſt eine poſitive Erkenntniß und ein wirkliches Wiſſen; da ſonſt die Mathematik im gewöhnlichen Sinne nur ein formelles Wiſſen iſt und enthält; d. h. mehr nur ein Werkzeug und Hülfsmittel des Wiſſens als ſelbſt ein Wiſſen. Wie kann man aber nun wohl zweifeln, daß die Natur, wenn ſie nicht als todt gedacht, ſondern lebendig aufgefaßt wird, d. h. alſo hier, wo von der nächſten Umgebung des Menſchen in derſelben die Rede iſt, daß die Erde dem Menſchen verwandt ſey? Iſt er nicht aus dem Leim der Erde gebildet und inſofern der Sohn, und zwar der erſtgebohrne Sohn derſelben; nährt er ſich nicht von ihr, und giebt er nicht die irdiſche Hülle, wenn er von oben abgerufen wird, zunächſt in ihren Schooß zurück? Sagen uns nicht die Chemiker, wie der Grundſtoff des reinſten Fruchtkorns, mit der Subſtanz des Menſchenbluts ſehr nah verwandt ſey; iſt nicht auch von dem Grundmetall der Erde, dem Eiſen, ein Beſtandtheil dem Blute beygemiſcht? Sind nicht auch das Gold und die andern Metalle wirkſame Heilmittel oder tödtliches Gift? Iſt nicht faſt eine unermeßliche Fülle von beyden in der wunderbaren Mannichfaltigkeit der Kräuter und Pflanzen der Erde für den Menſchen enthalten? Entſpringen nicht allen Felſen und Adern der Erde belebende und heilende Quellen? Iſt nicht, um nur von den mit der Erde am nächſten verknüpften Geſtirnen zu reden, die Sonnenwärme, von welcher alles Leben auf der Erde erweckt wird, zugleich für den Menſchen unter mildem Himmel ein ſanft erquickendes Bad, ſpecifiſch verſchieden von jeder andern Art von Wärme? Iſt nicht das andere kleine Licht, der Mond, der nächtliche Diener und Mitgefangene der Erde, der

Urheber ſo vieler, dem Ackerbau von Alters her wichtigen Veränderungen in der Witterung und in der Atmoſphäre? Wird ihm nicht der große Pulsſchlag des Meers in Ebbe und Fluth beygemeſſen, und auch ſo manche Entwicklungs-Perioden der Lebenszeiten? Und iſt er nicht in allzu groſer Einwirkung oder heftiger Erregung, der Urheber einer beſondern Krankheit im Menſchen? Wie alſo ſchon die einzelnen muſikaliſchen Anklänge im melodiſchen Geſange der Vögel ein verwandtes Echo in der Bruſt des Menſchen finden und hervorrufen, ſo iſt überhaupt die lebendig pulſirende, und organiſch fühlende Blut-Seele des Menſchen auf das innigſte mit der Erde und dem ganzen Erdkörper verwandt und verſchwiſtert. Iſt nicht vielleicht dieſe Einwirkung zwiſchen der Erde und dem Menſchen eine gegenſeitige? Sollte nicht auch das Athmen von Neunhundert Millionen Menſchen auf die Atmoſphäre einen Einfluß haben? Iſt die Luft vielleicht ſelber zugleich mit dem Menſchengeſchlecht entartet, und verderbt, und ebenfalls ſchlechter geworden; ſo wie gewiſſe Contagien noch jetzt, ohne materielle Anſteckung und Berührung, durch die Luft ſelbſt in einer gewiſſen telluriſchen Richtung fortgepflanzt und fortgeführt werden? Sollte man hier die mathematiſche Berechnung ſo vieler Cubik-Meilen der atmoſphäriſchen Erdoberfläche entgegen ſetzen und wie der Athem und die Ausdünſtung von noch ſo vielen Millionen Menſchen zu gering ſey, um darauf einen Einfluß zu haben: ſo könnte man die eben ſo ungeheure mathematiſche Berechnung entgegenſetzen, von allen den Millionen Sekunden und Pulsſchlagen des Athemhohlens, durch die Zeit von hundert und mehr Menſchen-Generationen hindurch. In jedem Fall aber ſcheint wohl, daß die Luft früherwelches gleich dem alten Chaos, aus dem ſich, wie die Sage lehrt, die Welt ordnete, eine Liebe und einen Haß erwartet, um die verſchiedenartigen Beſtandtheile zu ſcheiden, die gleichartigen aber zu vereinigen.

Sollte ſich nicht ein Leitfaden entdecken laſſen, um dieſe räthſelhafte Verwirrung zu löſen, den Ausweg aus dieſem Labyrinthe zu finden? Der Urſprung, Zuſammenhang und Grund ſo vieler ſeltſamen Eigenheiten der neuern Poeſie muß doch auf irgend eine Weiſe erklärbar ſeyn. Vielleicht gelingt es uns, aus dem Geiſt ihrer bisherigen Geſchichte zugleich auch den Sinn ihres jetzigen Strebens, die Richtung ihrer fernern Laufbahn, und ihr künftiges Ziel aufzufinden. Wären wir erſt über das herrſchende Princip ihrer Bildung im Klaren, ſo würde es vielleicht nicht ſchwer ſeyn, daraus die vollſtändige Aufgabe derſelben zu entwickeln. Schon oft erzeugte ein dringendes Bedürfniß ſeinen Gegenſtand; aus der Verzweiflung gieng eine neue Ruhe hervor, und die Anarchie ward die Mutter einer wohlthätigen Wiedergeburth. Sollte die künſtleriſche Anarchie unſres Zeitalters nicht eine ähnliche glückliche Kataſtrophe erwarten dürfen? Vielleicht iſt der entſcheidende Augenblick gekommen, wo dem Kunſtſtreben entweder eine gänzliche Verbeſſerung bevorſteht, nach welcher es nie wieder zurückſinken kann, ſondern nothwendig fortſchreiten muß; oder die Kunſt wird auf immer fallen, und unſer Zeitalter muß allen Hoffnungen auf Schönheit und Wiederherſtellung ächter Kunſt ganz entſagen. Wenn wir alſo zuvor den Charakter der neuern Poeſie beſtimmter gefaßt, das lenkende Princip ihrer Bildung aufgefunden, und die auffallendſten Züge ihres hin reiner, balſamiſcher, und lebensvoller oder ernährender geweſen ſeyn müſſe, da die Menſchen vor der Sündfluth weder der Fleiſch-Nahrung, noch des Weins bedurft haben, während ſie doch, nicht bloß an Lebensdauer, ſondern auch an Körperſtärke, und nicht bloß an dieſer, ſondern auch an Energie des Willens, und an Geiſteskraft die Söhne der ſpätern Zeit weit übertroffen haben, da ſie grade durch den frevelhaften Mißbrauch ſo großer Kräfte und Gaben, die göttliche Rache auf ſich herabriefen. Und wenn endlich die Erde überhaupt kein Leben in ſich hätte, wie hätte ſie bey der Schöpfung dieſer Creatur der jetzigen Planetenwelt, dem Aufruf des Schöpfers Folge leiſten können, wie er am Anfang des ſechsten Tages an ſie erging: „Und die Erde bringe lebendige „Thiere hervor, ein jedes nach ſeiner Art.“ Höchſt wichtig und bedeutend, für die richtige Anſicht und Beurtheilung der Natur und des ganzen Naturreiches aus dem göttlichen Standpunkte, iſt übrigens dieſer weite Abſtand des Unterſchiedes jener Hervorbringung der Thiere durch die Erde, nach dem Willen und dem Aufruf Gottes, wie ſolches in der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte bezeichnet wird, gegen die Erſchaffung des Menſchen gehalten, wo es heißt: „Laſſet Uns einen Menſchen „machen, Uns zum Bilde und Gleichniß.“ —

Nachdem nun die Naturwiſſenſchaft in äußerſt langſamen Fortrücken die beſtimmte Zeit und Anzahl von Jahrhunderten, anderthalb oder beynahe zwey Jahrtauſende hindurch, in jenem embryoniſchen Zuſtande durchlebt hatte, erfolgten endlich bey einem ſchon mehr beſchleunigten Laufe der Zeiten jene wenigen Schritte, die ſie bis jetzt gemacht hat, um endlich, dem reifern Alter des Menſchen ſelbſt gemäß, auch gleichſam mündig hervor zu treten, obgleich ſie dieſes zum Theil wohl immer noch nicht ganz iſt. Als den erſten dieſer Schritte der Naturwiſſenſchaft, zu einem mehr mündigen Bewußtſeyn, möchte ich den allgemein gewordenen Gebrauch der Magnetnadel bezeichnen; weil dieſe Erſcheinung ſchon an ſich ein Grund-Phänomen des allgemeinen Erdlebens darbietet, wo die mathematiſche Größen-Berechnung völlig verſchwindet, und das kleine Stück von wunderbarem Eiſen, dem ganzen Erdkörper gegenüber, als das lebendige Agens auf die andre Seite tritt; theils aber, und mehr noch wegen der wichtigen Folgen, da dieſer magnetiſche Fingerzeig zur Entdeckung der neuen Welt, und einer richtigern Kenntniß des ganzen Erdkreiſes, und durch die nun erweiterten geographiſchen und aſtronomiſchen Betrachtungen und Thatſachen, bald auch zu einer erweiterten und größern Anſicht dieſer ganzen Planeten-Welt hinführte. Von der neuen Welt an der andern Erdhälfte findet ſich allerdings eine verlohrne Spur ſchon im Alterthum, in der Sage von der Inſel Atlantis. Die allgemeine Beſchreibung dieſer Inſel, welche früherhin im weſtlichen Weltmeere gelegen, allein ſo groß ſey wie Aſien und Afrika zuſammengenommen, paßt ungemein gut auf Amerika; nur wird der fabelhafte Umſtand hinzugefügt, daß ſie nur in uralten Zeiten vorhanden geweſen, dann aber wieder vom Meere verſchlungen ſey. Ich möchte den Schluß daraus ziehen, daß die ganze Sage nicht phöniziſchen Schiffern, wie man hat vermuthen wollen, ihren Urſprung verdanke, die wohl von dieſer Seite, wenn gleich ſie Afrika umſchifft hatten, nie ſo weit gekommen ſeyn mögen; ſondern vielmehr, wie ſo vieles eben ſo Große, und noch

Größere einer urſprünglichen Ueberlieferung aus der Urwelt, wo der Menſch dieſes ſein ganzes Wohnhaus der Erde, den Umkreis und die Beſchaffenheit deſſelben, unſtreitig viel genauer gekannt hat, als in der Zeit der erſten, und noch ſehr beſchränkten griechiſchen Wiſſenſchaft und des fernern gebildeten Alterthums. Weil nun aber ſelbſt die phöniziſchen Schiffer, ſo weit ſie auch gekommen ſeyn mögen, von jener Inſel Atlantis gar keine weitere und hiſtoriſch beſtimmte Kunde zu geben und zu bringen wußten, ſo wurde die Hypotheſe erdichtet, und endlich der Sage hinzugefügt, daß die Inſel wieder vom Meere verſchlungen ſey. — Die neuere Aſtronomie war dem allgemeinen Menſchengefühl Anfangs ſehr widerſtrebend, welches ſich ganz an die alte Weltform gewöhnt hatte. An dem beſchränkt egoiſtiſchen, eitel ſich ſelbſt in die Mitte ſtellenden Sternen-Syſtem des Ptolomäus, was im vollen Sinne des Worts, ungenügend und abgeſchmackt genannt werden kann, war wohl in jedem Falle wenig verlohren. Auf der andern Seite aber war es ſtörend und macht noch jetzt einen ſtörenden Eindruck, wenn nach dem Maaßſtabe dieſer ungeheuern mathematiſchen Entfernungen und Berechnungen die Erde, für welche Gott doch ſo unermeßlich viel gethan, der Er ſo große und hohe Gaben verliehen hat, als ein gar ſo unbedeutender und geringfügiger Splitter im ganzen ungeheuern Weltenraum erſcheint und geſchildert wird. Allein die wahre und tiefere Naturwiſſenſchaft läßt auch jenen ausſchließenden Maaßſtab der mathematiſchen Größe und Ausdehnung für den Werth der Dinge in der Natur und in der natürlichen Weltordnung durchaus nicht gelten, ſondern findet die Hinweiſung auf den

Mittelpunkt des Lebens in irgend einer größern oder kleinern Sphäre des Daſeyns in ganz andern Kennzeichen. Trifft doch auch auf unſerm Erdglobus der magnetiſche Lebens-Pol keinesweges mit dem mathematiſchen Nordpunkt zuſammen, ſondern liegt um ein ziemliches entfernt davon, nebenbey; könnte es nicht in dem ganzen Planeten-Syſtem, der neuern Aſtronomie unbeſchadet, der nähmliche Fall ſeyn? Die erſte Natur-Anſchauung iſt überall ſelten fehlerfrey und ſchließt oft mit der weſentlichen Wahrheit zugleich auch große Irrthümer in ſich; aber der erſte friſche Eindruck, das anſchaulich Lebendige empfiehlt ſie dem allgemeinen Gefühl, in welchem ſie tief wurzelt; der erſte Begriff einer neuen Natur-Entdeckung dagegen verletzt nicht ſelten mitten durchſchneidend dieſes zur Lebens-Sitte und heilige Gewohnheit gewordene, von den Vätern ererbte Hausgefühl von der alten Erde, und Erdenwelt in der ehemahligen Geſtalt und alten Form. Späterhin aber treffen beyde, das alte Gewohnheits- und Natur-Gefühl, und die neue wiſſenſchaftliche Entdeckung, wenn ſie mehr vollendet wird, oft wieder freundlich zuſammen. An nichts hing der innere Naturglaube, und das tief eingewurzelte ſideriſche Gewohnheitsgefühl aller alten Völker ſo feſt, als an den ſieben Planeten; daß dabey auch die Siebenzahl ſehr mit in Anſchlag kam, war ganz natürlich, da dieſe Zahl, die drey Dimenſionen der Zeit, und die vier Weltgegenden des Raums zugleich umfaſſend, in ſo viel Lebens-, Gedanken- und geſchichtlichen Verhältniſſen, ſich als eine bedeutende offenbart. Jetzt, nachdem erſt ſtatt der ausgeſchiedenen Sonne und dem Mond, die Erde ſelbſt in die Zahl der Planeten dafür eingetreten iſt, dienen. Nach dieſem merkwürdigen Ausſpruch über den Geiſt, welcher dem oben angeführten über die Seele zum würdigen Seitenſtück dienen kann, beſteht das Weſen des Geiſtes überhaupt in der Verneinung eines Entgegengeſetzten. Was dieß für einen Sinn geben würde, wenn es auf den unerſchaffnen Geiſt und Schöpfer aller andern Geiſter angewandt würde, kann ich hier noch nicht berühren. Was aber die erſchaffnen Geiſter betrifft, ſo beſteht ihr Weſen grade umgekehrt in der ewigen Bejahung, die ſie aber nicht von ſich ſelbſt haben; ſondern es iſt die Bejahung desjenigen Einen, zu dem ſie Gott ausſchließlich beſtimmt hat; und eben weil es nicht aus ihnen iſt, ſondern aus Gott und Seiner Kraft, von welcher jene Geiſter nur Ein Strahl ſind, oder ein Funke Seines Lichts; ſo iſt in dieſem Einen Strahl nicht bloß das Sehen und das Verſtehen, ſondern auch der Gedanke und die That, das Wollen und Vollbringen völlig Eins und ganz ungetrennt, worin ſie eben ſo ganz von dem Menſchen verſchieden ſind. Dieſer von Gott ihnen zugetheilte Lichtſtrahl iſt eben der Gedanke ihrer Beſtimmung, der Auftrag, zu dem ſie erſchaffen ſind, ihre Sendung mit einem Worte, um es ganz menſchlich und nach der gewöhnlichen Sprache auszudrücken; wie dann in allen alten Sprachen, die Benennung der erſchaffnen reinen Geiſter von dieſer Sendung hergenommen iſt, die ſelbſt ihr Weſen ausmacht, welches ihr Weſen, mit jener göttlichen Sendung oder eingebohrnen, ewigen Bejahung, völlig Eins iſt, ſo lange ſie nähmlich derſelben getreu bleiben. Auf die abgefallenen, böſen Geiſter paßt aber jene oben angeführte Erklärung von dem Weſen des Geiſtes ganz vortrefflich: ihr Weſen beſteht nicht in der göttlichen Bejahung oder in der Sendung, die ſie verlaſſen haben, ſondern in der ewigen, obwohl vergeblichen Verneinung des ihnen Entgegengeſetzten, und dieſes Entgegengeſetzte iſt eben die göttliche Ordnung, die für ihren hochfahrenden Verſtand, für ihren durchſchneidenden Willen wahrſcheinlich viel zu liebevoll und unverſtändlich, für ihren alles tadelnden Sinn nicht conſequent, nicht unbedingt, nicht abſolut genug ſchien oder war.

Alles bisher Geſagte geht nun in folgendes Reſultat zuſammen. So wie durch die erſte Seelenverfinſterung auch der organiſche Leib des Menſchen ſchlechter geworden iſt, der eben damit, wie er früherhin unſterblich erſchaffen war, dem Tode anheim fiel und den Keim zahlloſer Krankheiten oder Todeswurzeln in ſich aufnahm und aufzunehmen fähig ward; welches aber nicht die Schuld ſelbſt, ſondern die natürliche Folge der Schuld iſt: eben ſo iſt auch dem menſchlichen Bewußtſeyn dadurch und ſeitdem ein nichtiges und falſches Denken, als ein geiſtiger Todeskeim und mannichfacher Saame des Irrthums eingepflanzt und angeerbt, der aber auch an ſich nicht ſelbſt eine neue Schuld, ſondern bloß eine natürliche Folge der erſten Schuld und des urſprünglichen Seelenverderbens iſt. In vierfacher Form, nach den vier weſentlichen Haupt-Enden und Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeyns zeigt und entwickelt ſich dieſer angebohrne Irrthum und fruchtbare Keim des irrigen und falſchen Denkens. Es war zuerſt ſchon früher die Rede von dieſer in der Mitte alles Denkens wurzelnden nichtigen Idee der Ertödtung alles Lebens, in dem todten Begriff und der leeren Formel; und wie dieſelbe dem menſchlichen Geiſt, ſo wie er jetzt beſchaffen iſt, urſprünglich anhaftet, und wie es daher ſo ſchwer iſt, beſonders auch für den, welcher die Natur nicht bloß erforſchen, ſondern wirklich verſtehen und in ihrem lebendigen Wirken erfaſſen will, dieſes dynamiſche Geſetz und innere Pulſiren ihrer lebendigen Kraft in Gedanken nachzubilden, da es dem abſtracten Begriff entflieht und das wahre Leben ſchon in der Auffaſſung ſolcher todten Formel ſelbſt ſogleich erliſcht. Dieſes alſo iſt die erſte Art und Quelle des irrigen und todten oder nichtigen Denkens in dem abſtracten Verſtande. Da nun grade ein ſolches nicht mehr lebendiges, ſondern ſchon ertödtetes Denken abſtracter Begriffe, nach allen Seiten, verknüpfend und folgernd, oder zergliedernd und theilend, ins Unendliche fortgeſetzt werden kann, als worin eben das Weſen und die Function der Vernunft beſteht und welches zu dem endloſen Streit und unendlichen Widerſpruch führt: ſo iſt alsdann dieſe dialektiſch immerfort ſtreitende oder ſkeptiſch auf ſich ſelbſt Verzichtleiſtende, ſich aber doch nie wahrhaft fahren laſſende Vernunft die zweite Quelle des Irrthums oder des falſchen Denkens; und zwar iſt dieſes falſche Denken der die abſtracten Verſtandsbegriffe weiter fortführenden oder zergliedernden dialektiſchen Vernunft ſchon an ſich aus der Beſchaffenheit und Natur des menſchlichen Bewußtſeyns, wie es jetzt beſchaffen iſt, hervorgehend, ohne daß ſich davon dem einzelnen Individuum die eigentliche Schuld beymeſſen läßt, oder daß dieſe bey noch ſo verkehrten Folgerungen und verderblichen End-Reſultaten allemal in moraliſchen Gründen und unmoraliſchen Nebenabſichten zu liegen brauchte. Bey der Einbildungskraft brauchen wir nicht einmal eine in der Leidenſchaft dämoniſch entzündete und dämoniſch getäuſchte Fantaſie in Erwägung zu ziehen, oder die immer zu ſehr auf die materielle Seite hinneigende Richtung derſelben in Anſchlag zu bringen, da die Einbildungskraft auch ſelbſt in der höchſten Steigerung und Reinheit der Geſtalt, doch immer nur eine ſubjective Anſicht und Form der Auffaſſung im Denken bleibt und ſchon dadurch eine Quelle von mannichfachem Irrthum wird. Wie höchſt ſelten aber eine Einbildungskraft gefunden wird, die nicht mehr ſubjectiv zu nennen iſt, das zeigt ſich grade auf der höchſten Stufe ihrer Entwicklung, in den Produkten der darſtellenden Künſte. Unter den einzelnen Genies, die in einzelnen Zeitaltern oder Nationen, aus der ganzen Maſſe hervorragend, zu dem ſo äußerſt ſeltnen wahren Künſtlerruhm gelangen, ſind es aus der kleinen Anzahl der berühmten Nahmen wieder nur die allerwenigſten, von denen man ſagen und rühmen kann: Hier in dieſer Darſtellung iſt es wirklich und wahrhaft das Leben und die Natur ſelbſt, die ſich ganz objectiv darin ausſprechen, vollſtändig entfalten und kund geben, und nicht mehr eine bloß genialiſche Anſicht und eigenthümliche Fantaſie eines Einzelnen. Daſſelbe kann aber auch auf das wiſſenſchaftliche Gebiet und auf das Denken überhaupt und beſonders in der Naturwiſſenſchaft und im geſchichtlichen Wiſſen angewandt werden. In der Sphäre des Willens iſt es nun ebenfalls nicht das unſittliche und eben dadurch fehlerhafte und falſche Wollen, was wir hier als die Quelle des irrigen Denkens und des geiſtigen Irrthums in Erwägung ziehen; ſondern es iſt dieſe Quelle des Irrthums, von welcher hier die Rede iſt, ſchon in der bloßen Form des Willens gelegen; wenn der Gegenſtand und das Ziel deſſelben auch an ſich ganz erlaubt und völlig fehlerfrey wäre, nähmlich in dem abſoluten Wollen. Daß ein ſolches abſolutes Wollen, d. h. menſchlich ausgedrückt nach der gewöhnlichen Sprache, Eigenſinn und Starrſinn, ein rechter Grund- und Erbfehler des jetzigen Menſchencharakters iſt, der ſich eben als ſolcher, zugleich mit den erſten Regungen der Vernunft ſchon bey den kleinſten Kindern kund giebt, und wie nothwendig es ſey, demſelben einen Damm entgegen zu ſetzen, das weiß jeder Erzieher und jede Mutter weiß es. Aber auch in den größten und umfaſſendſten Lebensverhältniſſen, ja in der Weltgeſchichte ſelbſt, offenbart ſich dieſes abſolute Wollen, als die verderblichſte unter allen Quellen des Verderbens und des Irrthums in der Seele und in dem Leben des Menſchen; geſetzt auch, daß der Gegenſtand und das Ziel eines ſolchen abſoluten Willens an und für ſich nicht grade ganz tadelnswerth und vielleicht ſelbſt ein Großes und Würdiges zu nennen wäre. Eben durch dieſes abſolute Wollen wird der Tyrann, wenn er auch ſonſt mit einem großen und umfaſſenden Verſtande begabt wäre und manche achtungswürdige ſittliche Kraft und Tugend beſäße, der alles um ſich her zerſchmetternde und vernichtende Tyrann; oder auch, wo nicht Einer allein herrſcht, ſondern die Macht unter mehrere vertheilt iſt: da werden durch dieſen abſoluten Willen, die verſchiednen Anſichten, die ſonſt wohl, ruhig erwogen, jede einen Antheil des Wahren für ſich beſitzen und in Anſpruch nehmen könnten, in eben ſo viele wüthende Partheyen verwandelt, welche die Welt zerreißen und in Flammen ſetzen und alles mit Anarchie erfüllen.

Die todten Begriffe eines abſtracten Verſtandes alſo, der dialektiſche Vernunftſtreit, die bloß ſubjective Auffaſſung der Gegenſtände einer einſeitig getäuſchten Einbildungskraft und der abſolute Willen: das ſind die vier Quellen, aus welchen noch ohne alle Rückſicht auf die Verirrung der Leidenſchaft, oder eigenthümliche Charakterfehler und beſondere Erziehungsvorurtheile und die dadurch veranlaßten falſchen Urtheile und unrichtigen Begriffe ganz bey Seite geſetzt; das ſind, ſage ich, die vier Quellen, aus denen der Irrthum der in der irdiſchen Wirklichkeit noch egoiſtiſch befangenen Seele zuſtrömt, und der auf dieſem Boden erzeugt, ernährt und weiter fortgepflanzt wird. Wo könnte nun wohl das Heilmittel gegen dieſe mannichfachen Quellen und Formen des Irrthums zu ſuchen und zu finden ſeyn, als in einer näheren und innigeren Verbindung der Seele mit Gott, als der Quelle aller Einheit, aller Wahrheit und alles Lebens? Das Organ einer ſolchen näheren Verbindung und unmittelbaren Erkenntniß von Gott iſt aber nicht der Verſtand, obwohl dieſer als der höhere Erkenntniß-Sinn für die Offenbarung des Geiſtes und den Geiſt der Offenbarung, uns die erſten Schritte zum Verſtändniß unſrer Selbſt und des Schöpfers führt; denn ſo lange es bloß beym Verſtehen bleibt, iſt dieß nur eine Annäherung von außen, und nur Hülfsmittel und Vorbereitungsſtufe. Erſt dann, wenn die göttliche Idee nicht bloß auf der Oberfläche des Verſtandes ſtehen bleibt, ſondern tiefer in den Mittelpunkt unſers Weſens eingreifend, dort Wurzel faßt, kann ein unmittelbares Schöpfen aus dieſer Erſten Quelle alles Lebens zu dieſem Endzweck Statt finden. Das weſentlich dazu mitwirkende Organ iſt der Wille, und darum nannte ich dieſen, der dann aber ſchon aufgehört haben muß, abſolut zu ſeyn, den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen. Ehe ich aber weiter gehe und frage oder aufzufaſſen und deutlich zu machen ſuche, wie dieſe gegenſeitige Wirkung zu geſchehen hat, eigenthümlichen Weſens erklärt haben werden, ſo werden ſich uns folgende Fragen aufdringen:

Welches iſt die Aufgabe der modernen Poeſie?

Kann ſie erreicht werden?

Und welches ſind die Mittel dazu?

Es iſt einleuchtend, daß es in ſtrengſter und buchſtäblicher Bedeutung keine Charakterloſigkeit geben kann. Was man ſo zu nennen pflegt, wird entweder ein ſehr vermiſchter, gleichſam unleſerlich gewordner, oder ein äußerſt zuſammengeſetzter, verwickelter und räthſelhafter Charakter ſeyn. Schon jene durchgängige Anarchie und Unregelmäßigkeit in der Maſſe der neuern Poeſie iſt doch etwas Gemeinſames; ein bedeutender und charakteriſtiſcher Zug, der nicht ohne gemeinſchaftlichen innern Grund ſeyn kann. Wir ſind übrigens gewohnt, mehr nach einem dunkeln Gefühl als nach deutlich entwickelten Gründen, die neuere Poeſie als ein zuſammenhängendes Ganzes zu betrachten. Aber mit welchem Recht dürfen wir dieß ſtillſchweigend vorausſetzen? Es iſt wahr, bey aller Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit der einzelnen Nationen verräth das Europäiſche Völkerſyſtem dennoch durch einen auffallend ähnlichen Geiſt der Sprachen, der Verfaſſungen, Gebräuche und Einrichtungen, in vielen übrig gebliebenen Spuren der frühern Zeit, den gleichartigen und gemeinſchaftlichen Urſprung in ihrer geſammten Geiſtescultur. Dazu kommt noch eine gemeinſchaftliche von allen Gebräuchen und Begriffen der heidniſchen Vorwelt ſo ganz abweichende Religion. Außerdem iſt die Bildung dieſer äußerſt merkwürdigen Völkermaſſe ſo innig verknüpft, ſo durchgängig zuſammenhängend, ſo beſtändig in gegen-

oder überhaupt denkbar iſt, muß ich noch eine weſentliche Bemerkung voranſchicken. So wie ich für jede verſchiedene Sphäre und höhere oder niedere Stufe und Region des Daſeyns, ein beſonderes, charakteriſtiſches Merkmahl hervorzuheben und feſtzuſtellen ſuchte, und in dieſem Sinne z. B. bemerkte, das eigentliche Kennzeichen der Natur und alles deſſen, was zur Natur gehört, ſey der ſchlummernde Zuſtand oder auch der Schlaf; die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen, die ihn vor allen andern geiſtigen Weſen auszeichnet, ſey die Fantaſie; der eigentliche Charakter der erſchaffnen reinen Geiſter ſey in jenem Gepräge der Ewigkeit zu ſuchen, welches allem ihren Thun aufgedrückt und eigen iſt, und vermöge deſſen ſie das Eine, was ſie einmal zu thun angewieſen ſind, in raſtloſer Thätigkeit, immer und ewig thun, ohne Wechſel und ohne Bedürfniß der Ruhe, und vermöge deſſen ſie auch ſo, wie ſie einmal ſind, immer und ewig bleiben: ſo möchte ich nun dieſelbe Betrachtungsweiſe bis in die höchſte Region fortführen, um auch dort ein charakteriſtiſches Kennzeichen aufzuſuchen, an dem man ſich feſthalten und zurecht finden könnte. Und ſo würde ich denn in der gleichen Abſicht für unſer menſchliches Faſſungsbedürfniß fortfahren und ſagen: Das charakteriſtiſche Kennzeichen nicht etwa des göttlichen Weſens, denn das wäre nach dieſem Maaßſtab des für uns Erreichbaren allerdings zu viel geſagt, wohl aber das eigenthümliche Merkmahl der göttlichen Wirkſamkeit und Einwirkung auf die Schöpfung und die erſchaffenen Weſen, beſteht in der ganz unglaublichen Herablaſſung Gottes gegen dieſe Seine Geſchöpfe und beſonders gegen den Menſchen. Unglaublich aber kann oder darf und muß ſie genannt werden, weil ſie nicht bloß allen Begriff überſteigt, ſondern auch allen Glauben, ſelbſt den ſchon ganz vertraulich und kindlich gewordnen, und ihn immer wieder noch bey weitem übertrifft und von neuem überraſcht. Es wird nur die Frage ſeyn können, ob die hier gewählte Bezeichnung auch einfach und treffend genug, mithin richtig gewählt iſt: denn die Thatſache jener göttlichen Herablaſſung ſelbſt, und daß dem wirklich ſo iſt, das wird durch jede Zeile und jedes Wort in allen Offenbarungen Gottes, ich meyne nicht bloß die geſchriebenen, ſondern überall, wo Gott und Seine Kraft und Einwirkung oder Führung irgend offenbar wird, in der Geſchichte und im Leben wie in der Natur, überall und von allen Seiten beſtätigt; und über nichts ſind alle Stimmen, die darüber als gültige betrachtet werden können, ſo ganz einig und einverſtanden, als über dieſe wunderbare Eigenſchaft Gottes, die mithin, den allgemeinen Glauben an den Einen lebendigen Gott einmahl vorausgeſetzt, als über alle Zweifel erhaben betrachtet werden kann. — Um uns nun die weſentlich nothwendige Mitwirkung des Willens zu jedem lebendigen Verhältniß mit Gott, was mehr als ein bloßes Verſtehen ſeyn ſoll, anſchaulich zu machen, nehmen wir an, daß Gott ſich einem Menſchen, nach dieſer ſeiner unglaublichen Herablaſſung, ganz kund gäbe, ſo wie es in den Erſten Büchern unſrer heil. Schrift ſteht, daß Er mit dem Moſes umgegangen ſey, ſo ganz vertraulich, wie ein Freund mit dem Freunde ſpricht; nehmen wir alſo an, daß Gott einem Menſchen alle Geheimniſſe im Himmel und auf der Erde offenbarte, ohne Ruckhalt; daß Er ihm zugleich auch Seinen Willen und verborgnen Rathſchluß ganz entdeckte, nicht bloß überhaupt und im Allgemeihielte. Sobald Er dieß nicht thäte, ſondern ohne allen Rückhalt mit Seiner ganzen Allmacht auf jenes Weſen fortwährend einwirkte: ſo würde dieſem, von der Allmacht völlig niedergedrückt, durchaus keine Freyheit bleiben, die nur durch jene aus dem Übermaaß der ſchöpferiſchen Liebe hervorgehende Selbſtbeſchränkung Gottes möglich wird. Nun können wir zwar wohl in der Kraft oder in dem Weſen Gottes, den Verſtand und den Willen, die Allwiſſenheit und die Allmacht unterſcheiden; völlig aus einander reißen aber dürfen wir ſie nicht, denn ſie ſind Eins in Ihm und in Seinem Wirken, wie alles in Ihm Eins iſt. Darum würde es auch ein ganz leerer Gedanke ohne allen Inhalt ſeyn, wenn man grübleriſch fragen wollte: „Warum hat Er aber jene Geiſter erſchaffen, wenn Er doch vorher wußte, daß ſie abfallen und ewig verlohren ſeyn würden?“ Es iſt eine bloße logiſche Täuſchung, wenn wir unſre zwiſchen dem denkbaren Möglichen und dem Schein der Nothwendigkeit in der Mitte ſchwebende Denkform auch auf Gott übertragen. Unſre Freyheit beſteht eben in der Wahl zwiſchen einer und der andern Möglichkeit, oder auch in der unbeſtimmten Möglichkeit, welche zwiſchen einer und der andern Nothwendigkeit in der Mitte übrig bleibt. Aber Seine Freyheit iſt nicht unſre: in Gott giebt es weder eine leere Möglichkeit, noch eine unbedingte Nothwendigkeit; ſondern alles iſt wahrhaft wirklich, lebendig und poſitiv in Ihm. Seine Freyheit liegt eben in jenem Übermaaß, nähmlich daß Er nicht durch ein inneres Geſetz von göttlicher Nothwendigkeit gebunden iſt, Sich an Seiner Fülle innerlich genügen zu laſſen. Sonſt wäre es mehr ein Fatum, als der lebendig freye Gott; und dahin ging z. B. auch die Lehre der Stoiker. Sehr ſchwer würde es ſeyn, in einem ſolchen Syſtem und Begriff von einer innerlich nothwendigen und an dieſe Nothwendigkeit gebundenen Gottheit, die Erſchaffung der Welt, als der Selbſtgenugſamkeit Gottes ſcheinbar widerſprechend, damit zu vereinigen. Daher man auch in einigen ſolchen Vernunft-Syſtemen der alten Zeit auf den Gedanken gerathen iſt, die Erſchaffung der Welt einem untergeordneten Geiſte beyzulegen, und dieſen Zweyten Gott, als Weltſchöpfer oder Demiurg, tief unter die Vollkommenheit des höchſten und ſelbſtgenugſamen Gottes herabzuſtellen; wodurch man denn, wie es mehrentheils geſchieht, aus dem erſten Irrthum in einen zweyten noch größern und ganz ungeheuren gerathen iſt. Es iſt aber nichts als eine logiſche Täuſchung und Uebertragung unſrer beſchränkten Denkform auf das göttliche Weſen, welches dieſe verderblichen Irrlehren von einer unbedingten Vorherbeſtimmung erzeugt, die im Grunde wieder in einen blinden und heidniſchen Fatalismus zurück führen. —

So viel wird im Zuſammenhange genug ſeyn, und zwar nur von der philoſophiſchen Seite angeſehen, nicht in Beziehung auf die Sittenlehre, ſondern nur im Verhältniß zum Ganzen der Schöpfung, über die ſo ſchwere Materie der Freyheit, ſo wohl der frey erſchaffenen Geiſter, als der Freyheit des Willens im Menſchen. Schwer iſt dieſe Materie aber nur deßwegen, weil jene logiſche Täuſchung, woraus die Verwirrung, der Streit und der Irrthum hervorgeht, unſrer beſchränkten Denkform, die wir dann noch auf den Schöpfer übertragen, dermaßen angebohren iſt, daß, wenn man ſie ſchon längſt für das, was ſie iſt, erkannt hat, man doch, ſo oft man bey einem bloß logiſchen Denken ſtehn und darin befangen bleibt, ſehr leicht ohne es nur zu merken, immer von neuem wieder darein verfällt.

Wie nun die Erſchaffung freyer Weſen aus der Liebe Gottes, als dem Zwecke der Schöpfung, ganz natürlich hervorgeht: ſo iſt hinwiederum die Zulaſſung des Böſen eine bloße Folge von der Freyheit, in welcher die dazu erſchaffnen Weſen die ihnen beſtimmte Zeit hindurch zu beſtehen haben. Denn dieſe Freyheit iſt mit Beziehung auf Gott und auf die Zukunft, oder auch auf die eigne Unſterblichkeit der Seele, nichts anders als die Zeit der Prüfung und dieſer Prüfungszuſtand ſelbſt. Wenn alſo der Menſch fragen möchte: „Warum vernichtet denn nicht Gott, durch Einen ſtrafenden Blick, durch Einen Hauch Seiner Allmacht, wie Er es ſo leicht könnte, jene ganze Schaar der abtrünnigen Geiſter, ſammt ihrem Oberhaupte, dem Fürſten dieſer Welt, und reinigt alſo auch die äußere Schöpfung und ſichtbare Natur von ihrem verwüſtenden Einfluſſe?“ — So liegt die ganz einfache Antwort darin: Daß der Menſch zum Kampf hier auf der Welt iſt und daß dieſer Kampf noch nicht vollendet iſt; und daß auch die lebendige Entwicklung der Natur, in dem Gange, den Gott ſie bis zur endlichen Verklärung hinauf führen will, nicht übereilt und in der Mitte abgeriſſen werden ſoll, bis die Zeit gekommen iſt, wo Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde, wie es die Offenbarung ausdrückt, einrichten und die ganze Schöpfung vollenden wird.

Frey iſt der Menſch, ganz unfertig aber, durchaus unvollendet noch iſt die Natur oder die Sinnenwelt und materielle Schöpfung; und daher iſt die Unſterblichkeit der Seele der Schlußſtein und auch der Schlüſſel zum Verſtändniß des

Ganzen, da dieſer bloße Anfang der Schöpfung unverſtändlich bleiben würde, ohne den andern Endpunkt der Vollendung in der Zukunft; und auch die eine Hälfte des menſchlichen Lebens dieſſeits nicht begriffen werden kann, wenn nicht die andre Hälfte jenſeits zu Ergänzung der erſten und zur Erklärung des Ganzen mit hinzu genommen wird. — So wie die göttliche Zulaſſung des Böſen in dem Prüfungszuſtande der Freyheit und dem letzten Liebeszweck der Schöpfung, ſo finden auch alle Leiden der freyen Weſen darin ihre Erklärung und den Schlüſſel ihrer Auflöſung. Denn es giebt keine zwecklosen Leiden der freyen Weſen, weder dieſſeits noch jenſeits, ſie dienen alle zur Prüfung, Uebung, Stärkung in dieſem irdiſchen Vorbereitungszuſtande, oder auch zur Reinigung von allen Schlacken und zur vollendeten Heilung der Seele. Faſt niemahls kann der Krankheitsſtoff auch aus dem organiſchen Leibe ausgeſchieden und fortgeſchafft werden, ohne Kampf, ſehr ſelten ohne Schmerz; im Feuer wird das Gold geläutert, der Schmerz aber iſt das reinigende Feuer der Seele. Dieſer Glaube ſollte wohl am wenigſten jemahls Zweifel erregt haben, als dem einfachen Menſchengefühl ſo ganz entſprechend; denn wie eng müſſen wohl ſonſt unſre Hoffnungen für die Zukunft beſchränkt werden, da doch nichts, was irgend unrein iſt, in den Himmel d. h. in das Allerheiligſte der Gegenwart und der Anſchauung Gottes eingehen kann? — Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, dieſe beruhigende und in ſo fern beſeligende Hoffnung eines Liebe ſehnenden Herzens hier zum Gegenſtande einer Streitfrage zu machen, was ganz außer meinen Gränzen liegen würde. Nur will ich daran erinnern, daß in dem Ausſpruche: „Es ſind viel Wohnungen in meines Vaters Hauſe,“

gewiß unter dem Hauſe des Vaters auch die jenſeitige Welt mit inbegriffen werden muß. Es ſind alſo auch dort und jenſeits wie hier, manche Abtheilungen und viele Stufen, verſchiedne Zuſtände und mancherley Uebergänge, nicht bloß möglich und denkbar, ſondern auch als wirklich vorhanden anzunehmen; wenn wir uns gleich jeder voreiligen Entſcheidung in dem, was jene verborgne Region angeht, enthalten ſollen. Nur die mitten durchſchneidende grade Linie, wo bloß auf der einen Seite Schwarz liegt, auf der andern Weiß, iſt ſehr ſelten die Linie der Wahrheit, und dieß iſt meine Ueberzeugung in allen Beziehungen und in jeder Anwendung; vielmehr iſt dieſe zwiſchen Schwarz und Weiß mitten durchſchneidende grade Linie des grellen Gegenſatzes nur eine von den uns angebohrnen intellektuellen Täuſchungen, vermöge deren wir die beſchränkte menſchliche Denkform und Denkart ſo leicht und ſo gern auf das ganze Weltall übertragen. Alle Leiden alſo und alle Schmerzen in der Schöpfung, dieſſeits und jenſeits, dienen zur Uebung und Stärkung, zur Heilung und Reinigung der noch unvollkommnen Weſen; nur das Eine Unglück ausgenommen, ganz und auf ewig ſich ſelbſt überlaſſen zu ſeyn. Doch findet auch hier noch, obwohl ohne Hoffnung eines heilſamen Reſultats, eine Art von umgekehrter Zweckmäßigkeit Statt. — Nachdem es die Aufgabe der Philoſophie iſt, nur die äußerſten Endpunkte der Natur zu erfaſſen, in welchen eigentlich der Sinn und die Bedeutung des Ganzen ſelbſt liegt; indem ſie den ganzen mittleren Zwiſchenraum der innern Lebensentwicklung gern der eigentlichen Phyſik überläßt: ſo iſt hier wohl der Ort, nachdem wir in dem Paradieſe, als dem ſeeligen Kindheitszuſtande der noch ſchuldloſen Schöpfung, vor dem Aufruhr der abtrünnigen Geiſter gegen Gott, und vor dem Abfall des erſten Menſchen, den Einen Endpunkt der Natur und der irdiſchen Schöpfung bezeichnet haben, nun auch noch die Region der äußerſten Finſterniß, als den andern entgegenſtehenden Endpunkt in der gleichen Abſicht mit einem Worte zu berühren. Man kann zwar zugeben, daß die bildlichen Vorſtellungen nicht bloß der Mahler und Dichter, ſondern hier und da vielleicht auch der Redner, oft ziemlich grell und ungeſchickt zuſammengeſetzt ſind, die Farben ſo dick aufgetragen, daß das Ganze dadurch für das Gefühl eher ein unwahrſcheinliches Anſehen gewinnt und eben daher mehrentheils keinen ſehr tief gehenden Eindruck macht. Die geiſtige Bedeutung aber dieſer Leiden, und die Art von Zweckmäßigkeit, die auch in dieſem widernatürlichen Zuſtande, an dem äußerſten Rande der Schöpfung Gottes, noch Statt findet, läßt ſich vielleicht durch ein andres, obwohl auch ſehr einfaches Gleichniß am leichteſten deutlich machen. Gewiß wird ſich ſchon ein irdiſcher Vater ſehr ſchwer entſchließen, einen geliebten und erſtgebohrnen, aber ganz verwilderten und völlig ungerathenen Sohn förmlich aus dem Hauſe zu ſtoßen und gerichtlich enterben zu laſſen; wenn aber auch ein irdiſcher Vater ſich im Zorn übereilen und wirklich zu hart oder ungerecht ſeyn könnte: ſo dürfen wir kühn annehmen, daß der himmliſche Vater an Nachſicht und Güte, alle in der irdiſchen Welt zu findende väterliche Liebe gewiß weit übertrifft. Wenn es aber wirklich bis dahin kommt, ſo wird der Enterbte, nun in die Finſterniß hinausgeſtoßen, dann unter die Räuberbande gerathen, die in der Nacht um ſeines Vaters Haus herum ſchleicht, um zu ſuchen, wo ſie etwa einbrechen könnte. Es wird ihm keine andre Wahl bleiben, als nun ſelbſt ein Räuber zu werden; er muß nun auch, er mag wollen oder nicht, dem Räuberhauptmann folgen und gehorchen; beſſer erzogen aber und weichlicher wie er von Natur iſt, wird er viele Mißhandlungen erdulden müſſen, ehe er ganz ſo wird, wie die andern, eben ſo hartherzig wie dieſe Mörder von Anfang, die doch nur mit Hohn und Verachtung auf ihn herabſehen werden. — Ich will damit ſagen: es ſind gewiß viele Stufen nöthig und ohne Zweifel ſehr qualvolle Stufen, ehe der von Gott verworfne Menſch ganz und vollkommen in einen böſen Geiſt umgewandelt wird; und dieſes iſt wohl die eigentliche Bedeutung und der weſentliche Charakter, unter dem man ſich jene unendlichen Qualen der geiſtigen Vernichtung und Zerſtörung zu denken hat. Wenn übrigens der ewige Tod oft als ein ewiges Feuer bezeichnet wird: ſo liegt doch auch hierin, wie ungeſchickt und unpaſſend ſonſt die ins Einzelne gehenden bildlichen Vorſtellungen über die Zuſtände der jenſeitigen Welt vielleicht gewählt ſeyn mögen, in ſo fern ſelbſt naturwiſſenſchaftlich genommen, etwas Wahres, als das Feuer überhaupt und auch in der obern Welt und ſichtbaren Natur das eigentliche Element der Zerſtörung iſt, nähmlich an ſich genommen und elementariſch frey gelaſſen. In der ſanften Sonnenwirkung und im beſeelten Blute der Lebendigen, iſt es gebunden und zur heilſamen Lebenswärme gemildert; an ſich und elementariſch wirkend, iſt es vielmehr zerſtörend und ſteht darin den andern Elementen eher entgegen. Zum Lichte iſt alles Leben hingewendet, in der Luft athmet und pulſirt es, vom Waſſer nährt es ſich wenigſtens theilweiſe mit; nur zufälliger Weiſe werden Luft und Waſſer zerſtörende Elemente, das Feuer iſt es ſchon an ſich. Ein völlig organiſirtes Thier, das mitten in den Flammen lebte, würde uns gewiſſermaaßen erſchrecken, als völlig außer der uns bekannten und befreundeten Natur ſtehend. Daher auch viele der alten Philoſophen das Ende der ſichtbaren, äußern Sinnenwelt im Feuer mittelſt einer allgemeinen Verbrennung gelehrt haben.

Die Zulaſſung des Böſen hängt unmittelbar zuſammen mit der Erſchaffung freyer Weſen. Obwohl es nun als eine Thatſache betrachtet werden darf, daß Gott freye Geiſter und daß Er auch den Menſchen frey erſchaffen hat: ſo muß man ſich doch ſehr hüten und wohl Acht geben, um jede Idee von einem Zwange, oder einer eingebildeten und ſelbſterdachten Nothwendigkeit, die man dann in Gott hineinlegt und Gott andichtet, davon entfernt zu halten, und nicht etwa die Sache ſo zu faſſen, als ob Gott durchaus freye Weſen hätte erſchaffen müſſen, und keine andre als freye hätte erſchaffen können; was ſehr gefehlt wäre. Denn wer könnte oder dürfte ſeiner Allmacht Gränzen ſetzen wollen? Und dieß iſt es eben, was fehlerhafter Weiſe bey einer zu ſyſtematiſchen oder bloß logiſchen Auffaſſung dieſer Gegenſtände ſogleich geſchieht. Hat Gott in Seiner Allmacht nicht auch Kräfte und Gewalten erſchaffen können, die obwohl es lebendige Kräfte und beſeelte Machtweſen waren, aber ohne das Vermögen, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und ohne eigentliche Freyheit, die alſo doch eines andern, wenn gleich ſelbſt erſchaffenen, geiſtigen Führers bedurften? In dieſem Sinne iſt wohl von gewiſſen Naturgeiſtern, beſeelten Elementargewalten und lebendigen Kräften die Rede, welche als früher von der böſen Macht dahin geriſſen und in Beſitz genommen, nachher aber von der errettenden Macht beſeitigem Einfluſſe aller einzelnen Theile; ſie hat bey aller Verſchiedenheit ſo viele gemeinſchaftliche Eigenſchaften, ſtrebt ſo ſichtbar nach einem gemeinſchaftlichen Ziele, daß ſie nicht wohl anders als wie ein Ganzes betrachtet werden kann. Was vom Ganzen wahr iſt, gilt auch vom einzelnen Theil; wie die moderne Bildung überhaupt, ſo iſt auch die neuere Poeſie ein zuſammenhängendes Ganzes. So einleuchtend und entſchieden jene Bemerkung aber auch für viele ſeyn mag, ſo fehlt es doch gewiß nicht an Zweiflern, die dieſen Zuſammenhang theils läugnen, theils aus zufälligen Umſtänden und nicht aus einem gemeinſchaftlichen Einheitsgrunde und weſentlichem Princip erklären. Es iſt hier nicht der Ort dieß auszumitteln; es verlohnt ſich aber wohl der Mühe, dieſer Spur zu folgen, und den Verſuch zu unternehmen, ob jene allgemeine Vorausſetzung die Prüfung beſtehen kann. Schon der durchgängige gegenſeitige Einfluß der neuern Poeſie deutet auf einen weſentlichen innern Zuſammenhang. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften fand unter den verſchiedenen Nationalpoeſien der größten und gebildetſten Europäiſchen Völker eine ſtete Wechſelnachahmung Statt. Sowohl die italiäniſche als die franzöſiſche und engliſche Manier in der Kunſt und Poeſie hatte ihre goldne Zeit, wo ſie den Geſchmack des ganzen übrigen gebildeten Europa deſpotiſch beherrſchte. Nur Deutſchland hat bis jetzt den vielſeitigſten fremden Einfluß ohne die gleiche Rückwirkung von ſeiner Seite erfahren. Durch dieſe europäiſche Gemeinſchaft wird die grelle Härte des urſprünglichen Völkercharakters immer mehr verwiſcht, und endlich faſt gar vertilgt. An die Stelle deſſelben tritt nun je mehr gegen Ihn gerichtet ſeyn; und jedes, auch das höchſte Wiſſen, und dieſes grade am meiſten, ohne Gott, iſt nur ein falſches Licht des Geiſtes, was unvermeidlich, ſehr bald, und ſehr ſchnell in die alte Seelenfinſterniß zurück führt. So geſchah es denn, daß unter dieſer glatten Oberfläche einer ſcheinbaren Sittenmilde, das Gift, welches darunter verborgen lag, wie in einem furchtbaren Geſchwüre der Zeit mit einemmahl zum Ausbruch kam, alles weit umher mit anſteckend; und grade ſo wird es auch in dem heiligen Buche der Zukunft bezeichnet.— Aus dem Kampfe gegen das Uebel erhob ſich aber dieſes ſelbſt in einer unerwarteten und neuen Geſtalt, wie aus dem Meere hervorſteigend, und wurde nun die geſittete Welt auch in ein Meer von Blut verwandelt; und ſo iſt es auch in jenen prophetiſchen Blättern über die Räthſel der letzten Zeit angemerkt. In dieſer ganzen großen Welt-Kataſtrophe, in ſo fern ſie wieder als eine eigne und beſondre geſchichtliche Gottes-Warnung und Offenbarung des göttlichen Willens betrachtet werden kann, zeigt ſich nun wieder derſelbe Stufengang der Erleuchtung bey den beſſer Geſinnten, wie er in dem Gange der Weltgeſchichte im Großen iſt nachgewieſen worden, nach den fortſchreitenden, und immer erweiterten Stufen von Sinn, Seele und Geiſt. Der Sinn und die Augen wurden wohl vielen Einzelnen mehr und mehr eröffnet, je mehr ſie den Abgrund hiſtoriſch erkannten, an welchen die Zeit herangeführt worden war; nach der Epoche der Wiederherſtellung trat auch eine allgemeine Umwendung der Geſinnung, der ſittlichen Grundſätze und des herrſchenden Strebens ein. Nur die dritte Stufe der rechten und bis in die letzte Tiefe eindringenden Erkenntniß aus dem Standpunkte der vollen wiſſenſchaftlichen Geiſteserleuchtung fehlt noch, oder iſt wenigſtens nur noch ſehr unvollkommen vorhanden. Dieſes iſt eigentlich der mangelhafte Punkt in dem Problem des Zeitalters und in allen Verſuchen zur Auflöſung deſſelben. Das falſche Wiſſen, eben jenes ſchon oft bezeichnete unmenſchliche und gottloſe Wiſſen, kann nur durch die wahre Wiſſenſchaft beſiegt und überwunden werden; die bloße Methode der Verneinung allein, die überhaupt ſelten die rechte iſt, iſt auch hier nicht zureichend. Zwar wenn dichte Staubwolken die Luft verdunkeln, widrige Inſektenſchwärme ſie erfüllen, kann man wohl Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er ſein Fenſter zumacht, da es doch ſein Fenſter iſt; nur wenn ein furchtbares Gewitter am Himmel ſteht, iſt durch jenes eine zugemachte Fenſter, für das Haus im Ganzen noch keine Sicherheit gewonnen, wenn nicht dafür durch einen guten Blitzableiter geſorgt iſt. Was iſt aber dieſer? und wie iſt man darauf gekommen? Dadurch, daß man die elektriſche Erſcheinung verſtanden hat, daß man ganz nach demſelben Geſetz eine Gegenwirkung und Ableitung in der gleichen Weiſe für den drohenden Donnerſchlag als Schutzwehr hingeſtellt hat. Eben ſo muß es auch in der Wiſſenſchaft und im Gebiete der Wahrheit geſchehen; nur durch die gute Kraft der gleichen Art kann die Macht des Böſen beſiegt werden. Eben darum und in dieſem Sinne iſt aus dem Munde der Wahrheit eine ſo ernſte Warnung ausgeſprochen worden, gegen diejenigen, welche den Schlüſſel der Wiſſenſchaft hinwegnehmen wollen, ſelber nicht hineingehen, und diejenigen verhindern, welche hineingehen wollen, während ſie doch auf dem Stuhle Moſes ſitzen. — Und welch' ein ganz anderes Beyſpiel ſtellt uns hier die heilige Schrift in dem herrlichen Charakter des Moſes auf! —

Zwar die eigentliche Vorbereitung zu dem ihm beſtimmten Werke, das Volk, welches ihm Gott übergeben wollte, aus der alten Finſterniß durch das furchtbare Blutmeer und alle Irrgänge der langen Wüſte, glücklich bis an das verheißene Ziel zu führen, dieſe erhielt er wohl in der vierzigjährigen Einſamkeit unter dem edlen Hirtenvolke, wo er dieſen Zeitraum ſeiner Verbannung verlebte. Doch aber wird es nicht ohne Bedeutung erzählt, wie die ägyptiſche Fürſtentochter den gefundnen Knaben aus dem Waſſer an ſich genommen, und als ihren Sohn gehalten habe; und recht mit Abſicht wird es hervorgehoben, wie er in aller Weisheit und Wiſſenſchaft der Aegypter ſehr wohl erfahren geweſen ſey. Zuerſt muß man ſich an dieſem umfaſſenden Sinn und großen Maaßſtabe der Beurtheilung in der heiligen Schrift erfreuen, daß während über kein heidniſches Volk ein ſo hartes Verwerfungsurtheil in Hinſicht ſeiner ſittlichen Entartung ausgeſprochen wird, als über die Aegypter; zugleich doch dabey anerkannt wird, daß ſie allerdings eine Wiſſenſchaft beſaßen, die ſich wohl der Mühe verlohnte, und wodurch eben die Irrthümer, mit welchen ſie dieſelbe bedeckt hatten, in ihrem Uebermaaß von Entartung, nur um ſo ſtrafbarer erſcheinen. Seichte, oberflächliche Gegner könnten nun das benutzen, wie es auch wohl geſchehen iſt, und ſagen: da ſieht man es eben, von den Aegyptern und aus den Hieroglyphen hat er alles hergenommen. — Dem iſt aber nicht alſo; wohl ſind die zehn erſten, wie die zwölf letzten hebräiſchen Buchſtaben Hieroglyphen, wie ſelbſt der Nahmen es beweiſt; aber deſſen ungeachtet iſt die hebräiſche Sprache ſchon in den erſten Naturwurzeln, und vollends im Geiſte und Gange und Ton des Ganzen, eine durchaus ganz andre als die hieroglyphiſch Aegyptiſche. Gelernt aber hat Moſes dort alles, was da für ihn zu lernen war; um ſo mehr konnte er die ägyptiſche Finſterniß zerſtreuen, und um ſo weniger brauchte er die falſche Kunſt der ägyptiſchen Schlangenbeſchwörer zu fürchten. Genommen hat er dort alles, was er für ſeinen Zweck brauchen konnte; aber ganz neu gemacht, und anders gewendet hat er es durch eben dieſen Zweck, auf welchen er es richtete; geraubt hat er ihnen die goldnen und ſilbernen Gefäße, mit einem im Gebiete der Wahrheit und des Wiſſens erlaubten Raube, wenn man der böſen Macht entreißt, was man in umgewandter Richtung zur Verherrlichung der Sache Gottes, und ſeiner Offenbarung gebraucht; und was man dann beſſer anzuwenden, geiſtiger zu ſtellen, und ihm eine höhere Bedeutung zu geben weiß. Das alles iſt auch noch heute eben ſo wie damahls und wie von jeher. — Möchten doch ſo manche verdiente Männer unſrer Zeit, die ſich dem wichtigen Werke der Wiederherſtellung der beſſern Geſinnungen und Grundſätze gewidmet haben, hierin dem großen Beyſpiele dieſes von Gott ſo ſehr hervorgezogenen Mannes gefolgt ſeyn. Allein mit geringer Ausnahme des einen oder des andern, kann man von ihnen nicht, wie von Moſes rühmen: daß ſie in aller Wiſſenſchaft der Aegypter erfahren ſeyn; und daher kommt es dann auch wohl, daß ſie verhältnißmäßig, mit einem ſo unbegränzten Eifer doch nicht mehr gegen die Aegypter und die neue ägyptiſche Finſterniß unſrer Zeit ausrichten.

Ein geiſtiger Kampf um die Wahrheit, und zwar um die göttliche Wahrheit, iſt der Kampf unſrer Zeit; das erkennt man zum Theil wohl ſchon, wird es aber immer noch mehr und mehr erkennen. Gott iſt ein Geiſt der Wahrheit, und darum wird auch der ihm entgegenſtehende Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung der Lügner vom Anfang genannt; und unter allen Kräften und Mächten des Böſen iſt die Lüge die erſte. Ich finde hier auf meinem Wege vorübergehend einen Punkt in unſrer Sittenlehre zu berühren, wiewohl dieſe ſonſt in ihrem nächſten Zwecke und eigentlichem Gebiete genommen, außer dem mir vorgezeichneten Umkreiſe liegt; nähmlich eben dieſen Punkt der Lüge und Unwahrheit, welcher in derſelben oft zu nachläſſig behandelt, nicht ſcharf genug gerügt, und nicht hinreichend nach ſeiner ganzen Wichtigkeit hervorgehoben wird. Die äußern Uebertretungen des Geſetzes gehören mehr in die Rechtslehre als in die Sittenlehre; in dieſer werden die vornehmſten Charakterfehler und Leidenſchaften ſehr richtig als eben ſo viele Krankheiten der Seele betrachtet und aufgeführt; die wichtigſten darunter als tödtliche, d. h. als ſolche, die zum Tode der Seele führen können, bezeichnet; die Lüge aber, im vollen Sinne des Worts, die innere eigentliche Seelen-Lüge als herrſchender Charakterfehler der Unwahrheit, und ein zur Lüge gewordenes ganzes Leben, iſt weit mehr als das, ſie iſt der Tod ſelbſt, und iſt eben jene Sünde, jene heimliche Empörung und tiefe Verwundung des Geiſtes, nähmlich des göttlichen Geiſtes der ewigen Wahrheit, von welcher es in der Offenbarung heißt, daß ſie weder in dieſem noch in jenem Leben kann nachgelaſſen werden. In dieſem Punkte, glaube ich, kann die Sittenlehre gar nicht ſtreng genug auftreten in ihren Vorſchriften, auch ſelbſt für den einzelnen Menſchen. Es kommt freylich nicht auf die Worte an, ſondern auf ihre Bedeutung und wie ſie gemeynt ſind, und es giebt in dieſer Hinſicht auch eine falſche Gewiſſensängſtlichkeit. Wenn man indeſſen bedenkt, wie in gewiſſen Epochen der Geſchichte mit den Eiden geſpielt wird, Millionen Eide verſchwenderiſch ausgeſchüttet werden, die denn oft wieder anders, und nochmahls wieder rückwärts geſchworen worden ſind, und welche Folgen dieſes auf den ſittlichen Charakter einer Nation, und eines Zeitalters hat, und haben muß; ſo möchte man faſt eine Art von Entſchuldigung darin finden, für den Eigenſinn gewiſſer kleinen Gemeinden, die ſich dem Eid ſchlechthin entziehen. Denn wenn von einer Seite gefehlt werden ſoll in der Sittenlehre, ſo mag es lieber durch zu große Strenge geſchehen im Punkte der Wahrheit und der Lüge, als durch den entgegenſtehenden Fehler einer zu großen Nachgiebigkeit, oder ganz irrigen und falſchen Geringachtung dieſes Gegenſtandes. Doch dieß liegt außer meinem Kreiſe, und iſt nur zum Uebergangspunkte angeführt worden. —

Wenn aber ſchon für den Charakter des Einzelnen nichts ſo gefährlich nach innen und außen, nichts ſo tief bis an die Wurzel des Charakters heran vergiftend iſt und wirkt, als die Unwahrheit und der Geiſt der Lüge; wie vielmehr muß dieß der Fall ſeyn da, wo er ein allgemein herrſchender, einer von der Wahrheit weit verirrten und in Haß gegen ſie befangenen Zeit geworden iſt? — Auf dieſen Lügengeiſt, ſeinen falſchen Glanz und die Rieſenherrſchaft deſſelben, als den letzten Kampf, welchen die Wahrheit auf Erden wird zu beſtehen haben, gehen eben die furchtbarſten unter den ſchon eben erwähnten Weiſſagungen; und die Anwendung davon iſt wohl leicht zu finden, wenn ein großer Theil dieſer warnenden Drohungen zu unſrer Zeit ſchon wirklich in Erfüllung gegangen iſt. Wenn nun dieſer Rieſengeiſt der Zerſtörung und der Unwahrheit ſchon in der Wiege ſtark genug war, um zwey Welttheile zu erdroſſeln; was würde es erſt ſeyn, wann der geſtattete Zwiſchenraum der Ruhe wieder unbenutzt verſtrichen wäre, und nun derſelbe Geiſt der Lüge und der Zerſtörung, in viel größerer Geſtalt und ungleich magiſcher ausgerüſtet, während einer viel längern Zeit-Periode den Erdkreis mit eiſernen Füßen zu zertreten, den Spielraum gewönne? — Diejenigen, welche auf einem großen Standpunkte des praktiſchen Lebens, oder in einem umfaſſenden geiſtigen Wirkungskreiſe ſtehend, in der Lage ſind, alle die Elemente, Grundſätze und Kräfte der Zerſtörung, welche in dieſer Zeit rege ſind, mit ihrem Blick zu umfaſſen, werden nicht ſo leicht Beſorgniſſe der Art ſehr übertrieben finden; während ſich andre vielleicht noch eine Zeitlang Illuſion darüber machen können.

Ich finde nur noch drey Betrachtungen zum Schluß des Ganzen darüber hinzu zu fügen. Die erſte betrifft die Zulaſſung des Böſen von Seiten Gottes, als Nachtrag zu der ſchon früher aufgeſtellten Theodicee, ſo wie ſie für uns menſchlich erreichbar iſt, mehr nur für das Gefühl, als in ſtreng beweiſender Form; es mag nun dieſes in der Zukunft noch zu befürchtende ſchon uns angehen, oder erſt auf eine ſpätere Zeit ſich beziehen. Wenn aber das Menſchengeſchlecht wirklich krank und in einem kranken Zuſtande iſt, was ſich wohl nicht läugnen läßt; ſo muß man die göttliche Führung in den Weltbegebenheiten dann ganz ſo beurtheilen, wie das Verfahren eines weiſen Arztes ſeyn würde. Denn ſo wie dieſer ſehr leicht dahin kommen könnte, daß er bey einem zum Tode gefährlichen Kranken einen recht großen Paroxysmus wünſchte, und vielleicht ſogar mit herbey zu führen ſuchte; eben ſo könnte es auch hier die Abſicht in jenen ſo ſonderbar ſcheinenden und doch ſo deutlich ausgeſprochnen Vorherbeſtimmungen ſeyn, daß die Macht der Finſterniß ſich einmahl noch in der Zeit des letzten Kampfs ganz austoben ſoll auf der Erde, damit der übrige Theil deſto reiner und geſunder aus der Kriſis hervorgehe und die göttliche Wahrheit ſo einen ganz vollen Sieg davon trage. — Die zweyte Betrachtung geht auf uns ſelbſt und auf alle Gutgeſinnten dieſer jetzigen Zeit und den darin auch unter den Beſſeren herrſchenden Zwieſpalt. Wenn zwey Staaten von einem ſehr verſchiedenartigen, innern Regierungs-Syſtem, zwey Nationen, die ſich in Sprache und Sitten ganz fremd und eher entgegenſtehend ſind, ſich von einem gemeinſchaftlichen und allgemeinen furchtbaren Feinde bedroht ſehen; ſo vergeſſen ſie alle dieſe Charakterverſchiedenheit und ſonſtige frühere Disharmonie, und ſchließen einen redlichen Bund zur gemeinſamen Vertheidigung und zur gemeinſamen Rettung. Möchten alſo auch die Gutgeſinnten von beyden Seiten des Glaubens, wie ich ſie heute bezeichnet habe, wenn auch ihre innre Verſchiedenheit noch nicht gleich ganz weggeräumt oder ausgeſöhnt werden kann, wenigſtens fürs erſte und zunächſt gegen den gemeinſamen Feind aller Wahrheit und alles Glaubens, einen aufrichtigen Frieden und feſten Verein mit einander ſchließen; denn daß unſre Zeit in geiſtiger Hinſicht von großen Gefahren bedroht ſey, das wird wohl Niemand läugnen, wenn er ſich dieſelben auch unter andern Formen denkt, als die hier bezeichneten. — Die dritte Betrachtung endlich iſt nicht bloß der ausgeſprochne Wunſch, ſondern die volle und gewiſſe Ueberzeugung, daß wie ſchwer und groß auch dieſer auch bey den heidniſchen Schriftſtellern ſich in der gleichen Weiſe und mit ganz ähnlichen Farben geſchildert finden. Wenige Dinge in dem ganzen Lauf der Weltgeſchichte machen einen ſo traurigen und niederſchlagenden Eindruck, und biethen zugleich eine ſo ſeltſame und auffallende Erſcheinung dar, als dieſe durch ſo viele Jahrhunderte fortgehende gänzliche Auflöſung und Unterdrückung des über alle Welttheile zerſtreuten jüdiſchen Volks, welches gleichwohl auf den Ideen-Gang und auf die höhere Entwicklung des Menſchen-Geiſtes, auch bloß natürlich und wiſſenſchaftlich genommen, einen ſo großen und entſchiednen Einfluß gehabt hat. Um ſo mehr darf man es wohl auch als eines der Zeichen und zwar als ein hoffnungsvolles, und ſchönes freudiges Zeichen unſrer Zeit anſehen, wenn jetzt dieſes ſo lang unterdrückte Volk mit einemmahle wieder erwacht oder wieder erweckt iſt, in vielfacher geiſtiger, ſittlicher und bürgerlicher Thätigkeit zur freyern Entwicklung und Bildung; um ſo mehr, da eben dieſes Wiedererwachen des ſo lange niedergebeugten Volkes ſchon in den älteſten Weiſſagungen deſſelben auf die letzten Entſcheidungstage der Weltgeſchichte ſich vorher beſtimmt findet. — In dem Mittelalter der neuern Geſchichte finden ſich zwar alle Elemente des chriſtlichen Staats, und einer danach reiner erfaßten Monarchie viel höher geſteigert, und viel mannichfaltiger entwickelt, als in dem heidniſchen Alterthum. Mit dem eingetretnen Zwieſpalt aber und dem Kampf der eben dadurch oft bis zum Despotiſchen geſteigerten zwey Gewalten, verfiel alles mehr und mehr in eine neue Art von Anarchie; wie auch in unſrer Zeit, nachdem ein großer Theil der chriſtlichen Welt in der Geſinnung wieder heidniſch geworden war, als die natürliche Folge der herrſchenden Denkart, ein großer

Rückfall eintrat, in das zwiefache Uebel einer wilden Volksanarchie, und einer noch zerſtörenderen deſpotiſchen Waffenherrſchaft; zwiſchen welchen beyden Uebeln die ganze alte Geſchichte der heidniſchen Vorwelt nur immer hin und her geſchwankt und gewechſelt hatte. In dem chriſtlichen Abendlande hat ſich doch, wie jetzt ſo auch im Mittelalter, die Hinneigung zu dem einen Abwege der Anarchie mehr vorherrſchend gezeigt. Bey den mohamedaniſchen Völkern iſt dagegen vom erſten Anfange ihrer Religion an, mehr die deſpotiſche Eroberungsſucht einheimiſch und der angebohrne Erbfehler geweſen, und fand in dieſer Religion ſelbſt eine Nahrung. Aber auch hier haben ſich große Veränderungen zugetragen; das größte von allen mohamedaniſchen Reichen, nähmlich das in Indien, iſt in unſrer Zeit völlig untergegangen, und bis auf die letzte Spur verſchwunden, und ſind dort nach einer natürlichen Umwendung der Dinge, die erſt ſiegreiche Eroberer waren, nun wieder beſiegt, und erobert worden; wie an der andern Abendſeite die, welche früher die Exiſtenz des geſitteten Europa bedrohten, jetzt ſelbſt wieder in ihrer Exiſtenz an Europa und das herrſchende Friedens-Syſtem deſſelben weſentlich angeknüpft ſind. Dieſe ganz veränderte Stellung der mohamedaniſchen Reiche im Allgemeinen aber gehört unſtreitig auch mit zu den charakteriſtiſchen Zeichen, die nebſt ſo vielen andern unſre Zeit auszeichnen. — In den drey Jahrhunderten der neuern Geſchichte, welche den Zwiſchenraum ausfüllen, zwiſchen dem Mittelalter und der Revolutions-Epoche unſrer Zeit, iſt die ſittlich geordnete Monarchie zwar weit mehr als irgend früher entwickelt worden; die auffallendſte Begebenheit dieſer Welt-Periode bildet aber wohl die traurige und niederſchlagende und mehr ein allgemeiner europäiſcher Geiſt und Charakter, und die Geſchichte jeder beſondern Poeſie der einzelnen modernen Völker ſtellt uns den allmähligen Übergang von ihrem urſprünglichen ganz beſchränkten und ſcharf bezeichneten Volks- und Natur-Charakter zu dem ſpätern Gemein-Charakter unſrer künſtlich progreſſiven europäiſchen Bildung von einer andern und neuen Seite dar. Aber ſchon in den früheſten Zeiten haben die verſchiedenen urſprünglichen Eigenthümlichkeiten ſo viel Gemeinſames, daß ſie wie Ein Gewächs und nur als Zweige eines Stamms erſcheinen, durch die Ähnlichkeit der romaniſchen Sprachen und Versarten, und ſo mancher ganz eigenthümlichen Dichtungsformen jener romantiſchen Zeit. So lange die Fabel der Ritterzeit und die chriſtliche Legende und katholiſchen Sinnbilder eine reiche Vorrathskammer und eigne Art von neuer Mythologie für die Poeſie des Mittelalters waren, iſt die Ähnlichkeit des Stoffes und des Geiſtes der Darſtellungen ſo groß, daß die nationale Verſchiedenheit ſich beynahe in die Gleichheit der ganzen romantiſchen Maſſe verliert. Der Charakter jener Zeit ſelbſt war einfacher und einförmiger. Aber auch nachdem durch einen großen hiſtoriſchen Umſchwung die Form der europäiſchen Welt ganz verändert ward, und mit dem Emporkommen des dritten Standes die verſchiedenen Nationalcharaktere mannichfaltiger wurden, und weiter aus einander wichen, blieb dennoch ungemein viel Ähnlichkeit übrig. Dieſe äußerte ihren Einfluß auch auf die Poeſie, nicht nur in dem Charakter derjenigen Dichtungsarten, deren Stoff das bürgerliche Leben iſt, und in dem Geiſte aller Darſtellungen, ſon-

Erſcheinung der Religionskriege, als eine zwar nicht nothwendige, und auch keineswegs natürliche, aber doch erklärbare unglückliche Folge des Zwieſpalts im Glauben. In den andern Ländern, wo die eine Parthey von der einen oder der andern Seite, wie in England und Frankreich die ſchwächere war, und gänzlich beſiegt und unterdrückt wurde, bietet dieſes Unglücks-Phänomen vollends den am meiſten widrigen Anblick dar. Eine andre Wendung aber nahm die Sache in Deutſchland, wo ſich eine höhere Erſcheinung daran geknüpft hat. Denn nachdem bey ungefähr gleichen Kräften beyder Theile, nach einem fruchtloſen langen Kampf von dreyßig Jahren, in welchem die beſten Kräfte der Nation untergingen, doch kein entſchiedner Ausgang gewonnen werden konnte; ſo gelangte man endlich zur Beſinnung und Anerkennung der gegenſeitigen Rechte, und zu einer friedlichen Auseinanderſetzung für das gemeinſame bürgerliche Leben. Dieſer berühmte und große Religionsfrieden, der ſchon bloß als gründliche Friedens-Arbeit betrachtet, für ein Meiſterwerk ohne Gleichen gilt, und die Baſis aller Friedenskunſt und Friedensgeſchäfte der nachfolgenden Zeiten wurde, iſt für Deutſchland nun eine Art von angebohrner Naturnothwendigkeit, und zweyter Nationalcharakter geworden, worin daſſelbe im Vergleich mit andern Ländern, für manche ihm mangelnden Vorzüge, eine volle Entſchädigung findet, und wodurch allein ihm ſeine große Weltſtellung auch für die Zukunft angewieſen iſt. Welthiſtoriſch angeſehen, kann man wohl nicht umhin, dieſem in Deutſchland unvertilgbar begründeten Religionsfrieden, eine höhere Bedeutung beyzulegen, ſo wenig dieſelbe gewöhnlich auch begriffen wird, und ihm als den Hoffnung verheißenden Vorbothen eines andern viel größern und vollern Religionsfrieden zu betrachten, vermöge deſſen nicht bloß der Zwieſpalt im Glauben ſelbſt ausgeſöhnt werden ſoll, ſondern auch der viel allgemeinere, zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, wenn erſt das Wiſſen mit dem Glauben ausgeglichen und wieder Eins geworden, und dadurch mit dem Leben wieder vereinigt, und in lebendige Berührung getreten ſeyn wird; wenn anders Gott, der immer nur den Frieden und die Einheit will, die Oberhand behalten, und ſtärker ſeyn wird als der Menſch, der den Zwieſpalt ſucht und liebt, oder auch ohne ihn zu ſuchen und zu lieben, dennoch immer wieder in denſelben zurück fällt. In ſolcher oder ähnlicher Weiſe ließe ſich nun etwa eine religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte und der göttlichen Ordnung in dieſer weiter entwickeln, welches jedoch niemahls allzu ſyſtematiſch geſchehen darf, um nicht willkührlich falſche Anſichten gewaltſam hinein zu legen.

Ich habe mich nach dem vorgezeichneten Umkreiſe, nur auf dieſe wenige Andeutungen beſchränken müſſen, und in dieſen vorzüglich nur auf die Beziehung mit unſerm Zeitalter aufmerkſam zu machen geſucht, und auf die vielfachen welthiſtoriſchen Hinweiſungen, auf die ausgezeichnete und merkwürdige Beſtimmung deſſelben. — In Ein Reſultat zuſammengefaßt waren dieſe charakteriſtiſchen Zeichen unſrer Zeit alſo folgende: Die beyden größten heidniſchen Völker und Reiche, welche ſeit Jahrtauſenden für ſich abgeſondert fortbeſtanden hatten, ſind mit Europa in die innigſte Berührung getreten, die mohamedaniſchen Reiche zerfallen überall viel ſchneller als man erwartet hatte; das Volk der Hebräer fängt an ſich wieder zu erheben; in den chriſtlichen Ländern iſt hier und da noch viel Hinneigung zu dem alten Uebel der Anarchie ſichtbar; und wenn der Menſchenfrieden, der ſeit zwölf Jahren die Zeit noch zuſammengehalten hat, an einigen Punkten, hier und da etwas unzureichend oder wenigſtens von innen gefährdet erſcheint, ſo iſt dieß nur, weil es an der feſten Grundlage der innern Geſinnung fehlt. Was könnte alſo wohl glücklicheres geſchehen, welche beſſere Wendung könnte das Zeitalter nehmen, als wenn durch einen ſolchen dreyfachen Gottesfrieden wie der eben vorhin angedeutete, auch der äußere Frieden neu begründet und befeſtigt würde, und wenn dieß etwa nach Gottes Abſicht das Thema für die nächſtfolgende Welt-Epoche ſeyn ſollte? —

Neunte Vorleſung.

Von der eigentlichen Beſtimmung der Philoſophie; und von dem ſcheinbaren Zwieſpalt und der weſentlichen Einheit des rechten Glaubens und des höchſten Wiſſens, als dem Mittelpunkte des Lichts und des Lebens im Bewußtſeyn.

Die Philoſophie des Lebens kann keine bloße Vernunftwiſſenſchaft ſeyn, am wenigſten eine unbedingte; denn dieſe führt erſtlich in ein Gebiet von todten Abſtractionen, welche dem Leben fremd ſind; und durch den der Vernunft angebohrnen dialektiſchen Streit wird dieſes Gebiet in ein Labyrinth von widerſprechenden Meynungen und Begriffen verwandelt, aus welchem die Vernunft allein mit allen ihren dialektiſchen Waffen niemahls den Ausweg finden kann; und eben dadurch wird das Leben, das innre und geiſtige Leben nähmlich, geſtört und zerſtört. Und dieſes das Leben ſtörende und zerſtörende Princip der dialektiſchen Vernunft iſt grade dasjenige, was vorzüglich vermieden und beſiegt werden muß. In der bloßen Form des abſtracten Denkens allein liegt an ſich noch nichts der Wahrheit durchaus Widerſtreitendes, was alſo ſchlechthin und immer vermieden werden müßte, oder niemahls und in keinem Falle angewendet werden dürfte. So gewiß eine Philoſophie auf dem falſchen Wege iſt, welche ihre Methode von Anfang bis zu Ende der Mathematik nachbilden und ſie von dieſer entlehnen will; ſo kann es doch einzelne Punkte in dem Stufengange ihrer Entwicklung, einzelne Stellen in dem Syſtem des

Ganzen geben, wo ſie auch einmahl jener Formeln und abſtracten Gleichungen ſich vorübergehend mit Vortheil bedienen mag, wie ich vielleicht grade in der heutigen Betrachtung ſelbſt in dieſem Falle ſeyn werde; aber nur Gleichnißweiſe und vorübergehend als Epiſode, und hoffe ich es auf ſolche Weiſe in Anwendung zu bringen und deutlich zu machen, daß die Klarheit des Vortrages nicht darunter leiden ſoll. Die Philoſophie, als das allgemeine Wiſſen, welches den ganzen Menſchen umfaßt, kann ſo wie es die Gelegenheit mit ſich bringt, in den Fall kommen, von allen andern Wiſſenſchaften, bald von dieſer, bald von jener, die äußre Form und die ihr eigenthümlichen Formeln zu entlehnen und ſich vorübergehend derſelben mit Nutzen zu bedienen; nur muß es immer ein freyer Gebrauch ſeyn, der ſich eben in der abſichtlichen Wahl und Abwechslung bewährt. Es darf die Methode des freyen Denkens, d. h. eben die Philoſophie, nicht wie ein eiſernes Panzerhemd aus einer unzähligen Menge von ganz gleichförmigen kleinen Ketten und Ringeln, oder aus ſolchen ſcientifiſch verknüpften Ringelſätzen und wieder höhern logiſchen Verkettungen derſelben, wie es wohl in der Mathematik der Fall iſt, mechaniſch abgemeſſen zuſammengeſetzt werden; es darf die Methode überhaupt keine einförmige ſeyn, und nie darf der Geiſt der Methode dienſtpflichtig, das Weſen der Form aufgeopfert werden. Es iſt mit jener Allgemeinheit des philoſophiſchen Denkens und Wiſſens und der eben daher rührenden Mannichfaltigkeit und freyen Abwechslung in der Methode, ungefähr eben ſo, wie auf einer andern Seite es unter den darſtellenden Künſten der Poeſie, als die auch den ganzen Menſchen umfaßt und umfaſſen ſoll, am meiſten frey ſteht, ihre Gleichniſſe oder Farben und mannichfachen bildlichen Ausdrücke aus allen Sphären des Daſeyns, des Lebens und der Natur, bald aus dieſer, bald aus jener zu entlehnen, ſo wie es ihr grade jedesmahl am angemeſſenſten ſcheint. Und wie man der Poeſie nicht unbedingt vorſchreiben kann, alle ihre Gleichniſſe und bildlichen Ausdrücke etwa von Blumen und Pflanzen herzunehmen, oder aus der Thierwelt, oder aus den verſchiedenen menſchlichen Beſchäftigungen, z. B. ausſchließend aus dem Schiffer-, Hirten-, Jäger-Leben oder von andern Handwerken und künſtlichen Arbeiten; indem grade durch eine ſolche ängſtliche Manier der freye Dichtergeiſt und die lebendige Fantaſie, ertödtet werden würde; obwohl alle jene Gleichniſſe, Farben und Ausdrücke, da wo ſie an ihrer rechten Stelle ſind, in der poetiſchen Darſtellung gebraucht werden dürfen und keine Art derſelben ganz ausgeſchloſſen zu ſeyn braucht. Eben ſo kann auch die Philoſophie zu Zeiten ganz in der Form einer moraliſchen Geſetzgebung oder einer gerichtlichen Discuſſion auftreten; ein andresmahl wieder als naturhiſtoriſche Beſchreibung, oder als eine geſchichtlich genealogiſche Entwicklung und Herleitung der Begriffe, die Gedanken darſtellen, welche ſie im Zuſammenhange deutlich machen will. Ein andresmahl wird ſie vielleicht in der Form eines wiſſenſchaftlichen Naturverſuchs, eines Experiments der höhern Naturlehre, die unſichtbare Kraft, welche ſie nachweiſen ſoll, darzulegen ſuchen; oder auch einmahl in einer algebraiſchen Gleichung, in einer mathematiſchen Form, die für ſie im Grunde aber nur ein Bild und die ſichtbare Hieroglyphe für etwas unſichtbares Höheres iſt, eben dieſes höhere Ziel am bequemſten erreichen. Jede Methode und jede wiſſenſchaftliche Form iſt gut, oder kann doch recht

Zehnte Vorleſung.

Von dem zwiefachen Geiſte der Wahrheit und des Irrthums in der Wiſſenſchaft; und von dem Kampfe des Glaubens mit dem Unglauben.

Wenn es in der irdiſchen Schöpfung, in dem Reiche der Natur einmahl heißt: „Gott ſprach, es werde Licht;“ dann kommt die Erfüllung auch gleich hinterdrein, und es folgt jenem erſten Licht und Leben ſchaffenden Worte auch unmittelbar und von ſelbſt, ohne Hinderniß und Widerſtand, jenes zweyte Wort, in dem freudenvollen Nachſatz: „Und es ward Licht!“ Anders aber iſt es in dem Leben und in der Welt des frey erſchaffnen Menſchen, in dem Stufengange ſeiner geiſtigen Entwicklung, in der Geſchichte ſeines Geiſtes, ſeines fortſchreitenden, oft auch wieder rückſchreitenden Wiſſens und Denkens. Hier erfolgt, wenn auch der erſte Aufruf zum Licht und zur göttlichen Erkenntniß nicht ganz unerwiedert, unbeantwortet und unbeachtet an der Verſchloſſenheit ſeines Herzens vorübergeht, ein langer Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Erkenntniß und Unwiſſenheit, zwiſchen Glauben und Unglauben, wo der Sieg nicht ſelten unentſchieden bleibt, in dem ewigen Hin- und Herſchwanken zwiſchen dieſer und jener Seite, von einem Extrem zum andern; und oft Jahrhunderte und Jahrtauſende vergehen, ehe mit vollem Rechte das Wort der Erfüllung und Vollendung ausgeſprochen und hinzugefügt werden kann: „Und es ward Licht.“ Wenn es nicht gar geſchieht, daß in dem langen Streit und endloſen Kampf, das

Ziel deſſelben noch auf dem Wege dorthin, in den erregten Staubwolken des unnützen Treibens ganz aus dem Auge gerückt wird und völlig verlohren geht von dieſer Seite, und nun erſt ein neuer Weg von einer ganz andern Seite her aufgeſucht oder eröffnet werden muß. Funfzehn Jahrhunderte waren verfloſſen, ſeit jener große prophetiſche Geiſt und Beſieger der alten ägyptiſchen Finſterniß des damahls ſchon ſo ganz verwilderten und greuelhaft gewordnen Heidenthums, jene erſten Lichtworte der innern wie der äußern Schöpfung, ſoll ich ſagen, nachgeſprochen, oder niedergeſchrieben hatte; und gewiß hatte er damit auch für das Volk ſeines Stammes ein zweytes Werde und neues Daſeyn, und einen neuen Lichtanfang deſſelben im Sinne. Und nun bey ſo großen und herrlichen Gaben und Erkenntniſſen, nach anderthalb Jahrtauſenden eines ſolchen abwechſelnden Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß, war dieſes Volk ganz entartet, verkünſtelt, auf der einen Seite verwildert, auf der andern geiſtig todt und abgeſtorben, nur noch wie ein Schatten von ehemahls, unter fremdem Drucke ſein Daſeyn fortziehend, und auch im Glauben in feindliche Sekten und Partheyen getheilt und zerriſſen. Die eine derſelben, die ſich allein für legitim hielt, und es in Hinſicht auf den Buchſtaben des Geſetzes, und auf das äußere Recht auch wirklich war, dabey aber ſchroff und ſtarrſinnig, nur an dem todten Buchſtaben feſt klebend, dem Geiſte der Liebe und Verſöhnung ganz fern ſtehend und fremd geworden, ſo daß ſelbſt der Nahme der Phariſäer in dieſer Hinſicht ſchon ganz verrufen, verhaßt, und völlig zum Sprüchworte geworden iſt; verkannte durchaus den tiefern Sinn der ihnen zu Theil gewordenen Offenbarung und eben daher auch die Zukunft, auf die ſie doch hingewieſen waren, ſelbſt die nächſte ihres eignen Volks und ihres eignen Zuſtandes, daher ſie auch dieſen und das vor ihnen liegende Problem der Gegenwart ſelbſt ganz unrichtig beurtheilten, und in ihrem beſchränkten Parthey-Sinne völlig verkehrt auffaßten. Wohl waren noch einzelne wahrhaft Fromme und Gutgeſinnte, und auch milder Denkende unter dieſer Parthey, wie ſich dieß grade aus dem erſten Anfang der neuen Zeit, und aus der einfachen Geſchichte dieſes Anfangs ergiebt; Männer, welche das Rechte, und die nach der Zukunft hindeutenden und führenden Wege Gottes wohl erkannten; die im Stillen ſeufzten über den abſtoßenden Starrſinn, und die egoiſtiſche Beſchränktheit ihrer Mitgenoſſen; doch aber nicht öffentlich ihnen zu widerſprechen, und anders zu lehren wagten, weil auch wirklich das Recht, das todte und äußere Recht ganz auf ihrer Seite war; Männer außerdem von großen Kenntniſſen und Talenten und einem brennenden Eifer für Recht und Wahrheit. Die andre Parthey aber, die allerdings andre Grundſätze und Neuerungen lehrte, war die der Sadducäer, der weichlichen Aufklärer in der Theologie, die auf dieſem Wege ſo weit gingen, daß ſie ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele im Schatten ſtellten, bezweifelten, oder auch ganz und gar läugneten; für das bürgerliche Leben, die Sitten und den Staat, die eigentlichen liberalen Freydenker der damahligen Zeit. Mitten zwiſchen dieſen beyden finſtern, oder nur im falſchen Lichte und Glanze täuſchend ſchimmernden Partheywolken, erhob ſich nun die neue Morgenröthe und Sonne der Wahrheit, Anfangs auch von Niemanden erkannt und verſtanden, ſo wie alles von jenen Wolken verdeckt war; und zwar war dieſes neue Werde, und dieſes volle Licht nun nicht mehr ausſchließend für Ein Volk beſtimmt, ſondern es hat ſich allmählig über zehn oder zwölf große Völker verbreitet, die zwey Welttheile erfüllen, und auch den größten Theil des älteſten dritten inne haben und lenken, und überall auf den entlegenſten Endpunkten des ganzen Erdkreiſes, durch die geiſtige Ueberlegenheit und Bildung, welche ſie doch nur jenem Anfang und erſten Licht verdanken, die herrſchenden geworden ſind, und noch ſind. — Achtzehn Jahrhunderte ſind wieder ſeitdem verfloſſen; ungerecht würde es vielleicht ſeyn, wenn man das Gemählde von dem zerriſſenen Zuſtande der Chriſtenheit, dem damahligen am Schluß der alten Welt und jener erſten funfzehn Jahrhunderte, und dem ſittlichen Zuſtande und Charakter eines einzelnen, ſeinem Untergange mit ſchnellen Schritten entgegen eilenden, ganz verblendeten Volkes, oder auch der übrigen damahls in Anarchie und Unglauben ſchon völlig aufgelöſten heidniſchen Römerwelt, allzu ähnlich und allzu gleichförmig in ſo vielen einzelnen Zügen entwerfen wollte. Wahr aber iſt es, und kann nicht geläugnet werden, daß der Menſch immer wieder in den Zwieſpalt ,in den Gegenſatz, in den Partheyenkampf zurück ſinkt, während ihm von oben, durch die lenkende Hand der welthiſtoriſchen Schickſale und Fügungen, in immer erneuten Epochen nur immer von neuem Wahrheit und Licht, Heil und Frieden geboten wird. Und jeder mag ſich ſelbſt die Frage beantworten, ob denn jenes große Werde von Licht und Wahrheit, jene göttliche Bothſchaft von Frieden und Heil ſchon ganz in Erfüllung gegangen iſt, ob jene Sonne der Gerechtigkeit ſchon alle Verhältniſſe des Lebens bis in die innerſten Fugen des Geiſtes und der Seele erdern ſogar in manchen gemeinſchaftlichen Sonderbarkeiten.

Doch dieſe Züge würden ſich allenfalls aus der gemeinſchaftlichen Abſtammung und der gegenſeitigen Berührung, kurz aus der äußern Lage erklären laſſen. Es giebt aber noch andre merkwürdige Züge der neuern Poeſie, wodurch ſie ſich von allen übrigen Entwicklungen der Dichtkunſt, welche uns die Geſchichte kennen lehrt, aufs beſtimmteſte unterſcheidet, deren Grund und Zweck nur aus einem gemeinſchaftlichen innern Princip befriedigend abgeleitet werden kann. Dahin gehört die äußerſt charakteriſtiſche unermüdete Beharrlichkeit, mit der alle europäiſche Nationen bey der Nachahmung der antiken Kunſt geblieben, und durch kein Mißlingen ganz abgeſchreckt, oft auf neue Weiſe zu ihr zurückgekehrt ſind. Jenes ſonderbare Verhältniß der Theorie zur praktiſchen Ausübung, da der Geſchmack, ſelbſt in der Perſon des Künſtlers, wie des Publikums, von der Wiſſenſchaft nicht bloß Erklärung ſeiner Ausſprüche, Erläuterung ſeiner Geſetze, ſondern Zurechtweiſung verlangte, von ihr ſein Ziel, die Richtung und das Geſetz der Kunſt beſtimmt haben wollte. In ſich ſelbſt uneins und ohne innern Widerhalt, nimmt, ſo ſcheint es, der kranke Geſchmack zu den Vorſchriften eines Arztes oder eines Quackſalbers ſeine Zuflucht, wenn dieſer nur durch zuverſichtliche Anmaßung die leichtgläubige Treuherzigkeit zu täuſchen weiß. Ferner gehört noch zu dieſen charakteriſtiſchen Kunſteigenthümlichkeiten des Zeitalters der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen einer höhern und niedern Kunſt. Ganz nah beyſammen exiſtiren, leben und wirken beſonders jetzt zwey verſchiedene Poeſien füllt, und durchleuchtet hat; ob man mit vollem Rechte in Beziehung auf die ganze Menſchheit hinzuſetzen könnte: „Und es iſt Licht geworden;“ — mit jenem Lichte nähmlich, welches allein gut iſt, weil es ewig bleibt; denn die in der allgemeinen Finſterniß und Nacht wechſelnden Licht-Meteore ſich gegenſeitig durchkreuzender und eben ſo ſchnell wieder verlöſchenden Syſteme, die Blitz und Unheilſchwangern Wolkenzüge der öffentlichen Meynung, die zum größten Theil nur eine öffentlich hervortretende Parthey-Leidenſchaft iſt, ſind kein bleibendes, kein heilſames, alſo auch kein wahres Licht. Statt aber die vielleicht düſter ſcheinenden Ausſichten in die Zukunft weiter auszumahlen, wollen wir vielmehr, eben weil dieſer Kampf zwiſchen der göttlichen Wahrheit und dem menſchlichen Zwieſpalt, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Glauben und Unglauben als das Thema dieſer gegenwärtigen Betrachtung ein ſo ſchweres Problem, ein ſo dornichtes Thema darbietet, um deſto ſorgſamer und gewiſſenhafter, alle die ruhigen und hellen Anhaltspunkte aufſuchen und hervorheben, welche auf dem ſteinichten Wege zu dem glücklichen Ziele des innern und geiſtigen Friedens führen können, der auch dem äußern und bürgerlichen Frieden weſentlich mit zur Grundlage dient und ſeine Dauer ſichert.

Wenn die Rede davon iſt, wie das Denken der Einzelnen, in dem Zwieſpalt zwiſchen dem von Gott gegebenen göttlichen Glauben auf der einen und dem höhern, ja dem höchſten Wiſſen auf der andern Seite hin und her ſchwankend, langſam und allmählig auf dem Wege zur vollſtändigen Wahrheit fortſchreitet, bis es mehr und mehr zur rechten Erkenntniß gelangt, und endlich ein klares Erkennen wird, daß dieſe zwey Verſchiedenen eigentlich und im Grunde nicht verſchieden, ſondern daß ſie innerlich, und nach ihrem innern Weſen vollkommen Eins ſind; dann iſt jene wiſſenſchaftliche Geduld, auf die ich in der letzten Vorleſung aufmerkſam zu machen ſuchte, der Hauptpunkt, um zu verhüthen, daß nicht eine übereilte Entſcheidung zu früh gefaßt, und entweder das Heiligthum des Glaubens dem Wiſſen, oder auch das wahre, und eben darum auch für das höhere Leben unentbehrliche, ja für die Sicherung des Glaubens nothwendige und dienliche Wiſſen aufgeopfert, und weggeworfen werde. Und wie ſollten wir uns nicht, auch in dem Streben nach Wahrheit, dem eigentlichen geiſtigen Thema und höhern Inhalt in dem ſonſt ſehr flachen Drama des ganzen Menſchenlebens, zu einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Geduld, wie ich ſie nannte, geneigt fühlen, und ſie nicht als heilſam und unentbehrlich für das menſchliche Bedürfniß gelten laſſen, und in ihr wohl eine eben ſo nothwendige, geiſtige Tugend erkennen, als die ſittliche Geduld iſt; da auf dieſer letztern ja jedes große und kleine Geſchäft im Leben, und faſt jeder Zuſtand deſſelben beruht, wenn er einen glücklichen Ausgang erreichen, und ſein Ziel nicht verfehlen ſoll. Dieſer dem Menſchen überall gleichſam als die unentbehrliche Mitgift des Erdenlebens zugetheilten Geduld, bedarf nicht bloß der Kranke auf ſeinem Lager in der langſamen und läſtigen Befolgung aller noch ſo genauen Vorſchriften des Arztes zu ſeiner Heilung; nicht bloß der Erzieher in ſeinem mühſamen Geſchäft der langſamen erſten Entwicklung; nicht bloß der Richter, der den verworrnen Streit zweyer Partheyen ſchlichten ſoll, von der jede ihn ganz in Anſpruch nimmt, ihn ganz für ſich haben, und für ſich gewinnen will; ſondern auch der Krieger, den die Ehrbegier für ſich ſelbſt, und für das Ganze unruhig vorwärts drängt, der ſo viele harte Entbehrungen, und vielfältige Mühſeligkeiten erdulden muß, ehe er endlich an das erſehnte Ziel des entſcheidenden Kampfes gelangt; und ſelbſt der im Großen wirkende und gebietende Staatsmann, bedarf ihrer nicht minder, um alles zu berückſichtigen, und mit ſeiner Vorſorge zu umfaſſen, was er überſehen ſoll, damit nicht der organiſche Gang des Ganzen ſtocke, wenn irgend ein einzelnes Glied oder lebendiges Rad vernachläſſigt werden, oder unbeachtet bleibt. Wieder aber giebt es andre Momente im menſchlichen Leben, wo es weniger auf eine beharrliche und gleichförmige Ausdauer in fortſchreitender Thätigkeit ankommt, als auf den Muth einer entſchloſſnen Wahl und einer entſchiednen Geſinnung; und zu dieſen gehört in geiſtiger Hinſicht der Zwieſpalt zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, und die Wahl am Scheidewege zwiſchen Beyden. Meine Abſicht iſt nicht etwa, den einen zu erheben, zu empfehlen, zu beſtätigen, den andern herabzuſetzen, anzugreifen und zu befehden, wovon das Eine außer meinem Umkreiſe liegen, das andre mich in ein unermeßliches Gebiet von Einzelnheiten aller wirklich vorhandnen, oder denkbaren Vorurtheile oder Irrthümer führen würde: ſondern vielmehr nur ein treues, aber welthiſtoriſch umfaſſendes, pſychologiſch erklärendes, und begründetes Bild von dem einen wie von dem andern zu entwerfen, und ſie zur Wahl und Entſcheidung in ſolcher Weiſe einander gegen über zu ſtellen. Der ſcheinbare, oder zwar wirkliche, doch nur zufällige Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben iſt zunächſt ein innerlicher, oft ſehr tief im Innern verſteckter, heimlich verborgener, der auch nur innerlich geſchlichtet und aufgehoben, oder ausgeglichen werden kann: und erſt dann, wenn dieſes innerlich in dem Einzelnen geſchehen, und auf eine oder die andre Weiſe entſchieden iſt, tritt dieſe Entſcheidung als Sieg der Wahrheit, in der Einheit des Wiſſens und des Glaubens, oder als Unglauben und Zweifel, als beſtimmte Oppoſition gegen dieſe Einheit, oder gegen den Glauben äußerlich hervor, im Fall der Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben definitiv für unauflöslich erklärt und gehalten wird. Oeffentlich ausgeſprochen, alſo gehen dieſe zwey Anſichten über den erſten Zwieſpalt ganz über, in den zweyten Zwieſpalt und Kampf zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, der obwohl das Problem ſelbſt ein urſprüngliches und inneres iſt, doch ſchon weit mehr als ein praktiſcher Zwieſpalt des wirklichen Lebens auftritt, und ſich auch hiſtoriſch als ein ſolcher entwickelt und nachweiſen läßt. Damit aber die Gegeneinanderſtellung und Parallelle vom Glauben und Unglauben im vollen praktiſchen Sinne des Worts nützlich und hiſtoriſch anwendbar für das Leben ſey, müſſen wir uns den Unglauben nicht als bloß auf Willkuhr, Abneigung, Eigenſinn, im Grunde alſo auf Unwiſſenheit gegründet denken, ſondern mit aller Kraft des Geiſtes, und mit aller Macht der Wiſſenſchaft ausgerüſtet; denn ein ſolcher bloß individueller und lediglich verneinender Unglauben ohne einen tiefern Grund und wenigſtens ſcheinbare Kraft des Wiſſens, würde für das Ganze nicht ſehr gefährlich ſeyn, und beſonders auch für die philoſophiſche Betrachtung wenig oder gar kein Intereſſe darbieten. Dann aber muß auch auf der andern Seite der Glauben, damit er den Kampf gegen einen ſolchen mit aller Macht der Wiſſenſchaft ausgerüſteten Unglauben beſtehen, den Vergleich mit und Seele, völlig feſt in einander, und nicht anders kann der Irrthum gelöſt werden, als durch jene gewaltſame Losreißung, wo dann dem Geiſte plötzlich ein Licht aufgeht, über den Abgrund, an dem er ſteht, und die Seele aus allen Angeln ihres falſchen Lebens mit einemmahle herausgeriſſen, völlig umgewendet und umgekehrt wird. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß die Wahrheit ſelbſt den Sieg gewinnt über den Irrthum und den Unglauben; nicht immer braucht dieſes Mark und Bein durchdringende, Geiſt und Seele ſcheidende Schwerdt des Geiſtes auch ein eigentlich ausgeſprochnes, oder geſchriebenes Wort zu ſeyn. In irgend einer erſchütternden Kataſtrophe unſers eignen Lebens tritt es oft deutlich und ſprechend genug hervor, und bewirkt in dem Einzelnen eine gänzliche Umwendung ſeines Sinnes und ſeiner Denkart. Aber wie gegen einzelne Individuen, ſo kann ſich dieſes flammende Schwerdt des richtenden Geiſtes auch gegen ganze Nationen, und ganze Zeitalter hinwenden, um ſie aus dem Irrthum und Unglauben emporzureißen, und zur Wahrheit zurück zu führen; ja endlich auch gegen den ganzen Erdkreis und die geſammte Menſchheit; und auf dieſes der jetzigen Welt-Epoche ſo nahe vor Augen gerückte Thema werden uns auch die nächſtfolgenden dieſer Betrachtungen noch in mannichfacher Weiſe näher hinführen.

Eilfte Vorleſung.

Von dem Verhältniſſe der Wahrheit und der Wiſſenſchaft zum Leben; oder von dem Geiſte in ſeiner Anwendung auf die Wirklichkeit.

Die Einheit des höchſten Wiſſens und des göttlichen Glaubens, und die Anerkennung und Erkenntniß dieſer Einheit, iſt der erſte Schritt des Geiſtes im Gebiete der Wahrheit und des Bewußtſeyns dieſer Wahrheit, oder auch die erſte Stufe dieſes in der Wahrheit fortſchreitenden Geiſtes und Bewußtſeyns; und es iſt der Grundbegriff der Wahrheit ſelbſt, welcher dieſen Anfang bildet. Die durchgreifende Unterſcheidung alsdann, das entſcheidende Urtheil zwiſchen dem Glauben, dem einfachen, allgemeinen Gottesglauben, in ſeiner Vereinigung mit allem natürlichen und höheren wahren Wiſſen auf der einen, und zwiſchen dem Unglauben und dem falſchen Wiſſen oder den Syſtemen des Irrthums auf der andern Seite, bildet die zweyte Stufe, oder den zweyten Schritt in dieſem Stufengange der fortſchreitenden Wahrheit und des Geiſtes der Wahrheit in dem Bewußtſeyn des Menſchen, des einzelnen Menſchen ſowohl, als auch des geſammten Menſchengeſchlechts, oder irgend eines beſtimmten Zeitalters in ſeiner Entwicklung. Dieſe beyden Gegenſtände waren der Inhalt der beyden vorigen Abhandlungen. Die dritte Stufe in der fortſchreitenden Entwicklung des Geiſtes der Wahrheit im Bewußtſeyn und im Wiſſen iſt nun die fruchtbare Anwendung deſſelben auf das wirkliche Leben, oder auch die reelle Darſtellung und die praktiſche Ausführung deſſelben, wodurch erſt jener göttliche Grundbegriff von der Wahrheit und dann das große, die Wahrheit und die wahre Wiſſenſchaft von dem Irrthum ſcheidende und zwiſchen ihnen unterſcheidende Urtheil ihren vollen Schluß und ihre Vollendung in der Wirklichkeit erhalten; und dieſes iſt der Inhalt nicht bloß der gegenwärtigen Erörterung, ſondern auch aller übrigen nachfolgenden Vorträge. — Ehe ich aber dieſes neue Thema zu entwickeln beginne, und dieſes dritte Problem von der wirklichen Anwendung des wahren Wiſſens auf das Leben und von ſeiner fruchtbaren Vereinigung mit demſelben zu löſen verſuche; möchte ich noch als Uebergang von dem vorigen Gegenſtande und Abſchnitt, einige hiſtoriſche Bemerkungen über den Inhalt der letzten Betrachtung hinzufügen, die zugleich als ergänzender Nachtrag zur weitern Erklärung deſſelben dienen können. Der Streit und Wechſel zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, wie bald der eine, bald der andre mehr die Oberhand gewinnt in dem Sinne der Menſchen und die Zeit beherrſcht, oder auch der Kampf der Wahrheit und des wahren Wiſſens mit den Syſtemen des Irrthums in den verſchiedenen Entwicklungs-Epochen des Menſchengeſchlechts und der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, iſt ein Gegenſtand von hohem Intereſſe für die philoſophiſche Beobachtung, die ſich grade hier in dieſer hiſtoriſchen Anwendung vorzüglich lehrreich und fruchtbar bewährt. Ich werde mich dabey nur auf einige wenige Beyſpiele beſchränken, die für unſern Zweck am nächſten liegen oder die wichtigſten Folgen darbieten. Aus der ganzen alten Weltgeſchichte werde ich vorzüglich nur zwey Momente ausheben: erſtens den zwiefachen, geiſtigen Zuſtand der älteſten Urzeit, und dann die höchſte Entwicklung des Denkens und Wiſſens in dem gebildeten Zeitalter der Griechen, in ihrer erſten Blüthe und baldigen Entartung. Beydes vorzüglich in der Abſicht, um zu zeigen, wie die Wahrheit überall zuerſt gefunden wird, immer den Anfang macht und dem Irrthum vorangeht. Aus der neuern Welt- und Zeitgeſchichte werde ich alsdann ebenfalls nur einige wenige beſonders fruchtbare Momente hervorheben, um daran zu zeigen, wie ſich das Problem des Wiſſens in manchen Welt-Epochen ſo verwickelt geſtaltet, daß es in ſeinem Verhältniß zum Leben oder in ſeiner Anwendung auf daſſelbe zu keiner reinen Auflöſung gelangen kann; oder auch, wie es oft nach einem herrlichen Anfang mit einemmahle wieder eine falſche Richtung nimmt, und wie es dann ebenfalls ſein Ziel verfehlt, und als Problem der Zeit genommen, in ſeiner Anwendung auf das wirkliche Leben, unaufgelöſt bleibt. Dieſe Betrachtung des wirklichen Verhältniſſes zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben, wie es hiſtoriſch in dieſem oder jenem beſtimmten Zeitalter geweſen iſt oder auch noch iſt, nebſt den Schwierigkeiten und verwickelten Fragen, die dabey vorkommen, kann zugleich als Einleitung dienen für dieſes ganze Thema und die befriedigende Erklärung und richtige Theorie von der Anwendung des wahren Wiſſens auf das Leben, und von der fruchtbaren Vereinigung zwiſchen beyden.

Wenden wir den Blick nun zuerſt auf den Anfang des Menſchengeſchlechts und auf die erſte Urzeit zurück, ſo finden wir überall die Sage und Ueberlieferung von dem göttlichen Urſprunge deſſelben mit den andern Bildern und Fabeln des Heidenthums verwebt und vermiſcht; und wir ſind gewohnt, das ganze Heidenthum überall und ohne Unterſchied als etwas durchaus Unwahres und Abgöttiſches, oder wenigſtens Thörichtes und Fabelhaftes vorauszuſetzen. Iſt dieſes aber wohl dem natürlichen Gange der Dinge gemäß; und ſollte nicht, oder muß nicht vielmehr dieſer chaotiſchen Bilder- und Sagenverwirrung Anfangs wenigſtens eine einfachere Geſtalt des Irrthums zum Grunde gelegen haben, wenn es denn einmahl und auch gleich vom Anfange durchaus nur Irrthum geweſen ſeyn ſoll? — Zwar wir treffen überall das Heidenthum, auch bey den erſten Völkern, ſelbſt in den früheſten Sagen und Gebräuchen der älteſten Zeit, ſo weit wir dieſe kennen, ſchon mehr oder minder in einem ſolchen Zuſtande der fantaſtiſchen Verworrenheit, als ein wahres Chaos von ſymboliſchen Naturbildern, mit einzelnen unentwickelten geiſtigen Gedanken-Umriſſen und höhern Ideen-Anklängen, oder auch mit zum Theil räthſelhaften hiſtoriſchen Sagen verwebt und vermiſcht, und das alles nach ganz eigenthümlichen National- oder Familien- und erblichen Stammgefühlen, ganz in den Lokal-Farben dieſer beſondern Lebens-Sphäre entwickelt, und oft noch mit der höchſten dichteriſchen Willkühr wieder anders geſtellt oder neu verknüpft. Wie könnte man hoffen, den einfachen Ausgang aus einem ſolchen Labyrinth ſo leicht zu finden; oder wer möchte uns den Faden der Ariadne dazu geben und reichen? — Sehr hoch ſteigt zwar überhaupt unſre hiſtoriſche Erkenntniß und Gewißheit nicht hinauf; jene große Fluth, auf welche die Ueberlieferung aller Völker hinweiſt, und welche alle telluriſchen Wiſſenſchaften, Geographie und Naturgeſchichte und Geognoſie oder wie ſie ſonſt Nahmen haben, in ſo vollem

Maaße beſtätigen, bildet eine faſt unüberſteigliche Kluft zwiſchen unſerm jetzigen ſpätern Menſchengeſchlecht und jener erſten Rieſenzeit der untergegangenen Urwelt. Dennoch aber weiß eine ſorgſame Kritik und hiſtoriſche Unterſuchung auch in jener chaotiſchen Anhäufung aller der verſchiednen Mythologieen, wohl noch die einzelnen Schichten und Epochen zu unterſcheiden, und das Urgebirge der früheren Naturſage von den ſpätern Mythenbildungen abzuſondern. Allerdings iſt nun auch dieſes Urgebirge in der Sage der Vorzeit, dieſe erſte und älteſte, einfachere Grundlage des Heidenthums, ſelbſt wieder eine Miſchung und nur ein Niederſchlag einer noch älteren und früher vorangegangenen Zerſtörung. Wenn aber alle Sagen und alle Mythologieen und alle Ueberlieferungen darin übereinſtimmen, daß das Menſchengeſchlecht nicht ohne Gott angefangen hat, und daß dieſer Erſte, unmittelbar von Gott ausgehende Menſch gleichwohl als der erſtgebohrne Sohn der Erde, als unſrer und auch ſeiner nächſten Natur, mitten in dieſe hingeſtellt war; ſo führt uns dieſes, da der von Gott ausgehende, und von Gott anfangende Menſch doch nicht ohne die Erkenntniß deſſelben geweſen ſeyn kann; ich ſage, es führt uns dieſes auf den Begriff von einer Erkenntniß, und zwar von einer unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniß Gottes in der Natur und aus ihr, und zwar zunächſt und vorzüglich nur in oder aus der Natur, und wiederum auch von einer unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniß der Natur in Gott. Dieſes iſt aber grade das alte und wahre Heidenthum der heiligen Urväter; wenn wir nähmlich die erſte Natur-Religion des älteſten Menſchengeſchlechts und jener frommen Patriarchen darunter verſtehen, wie ſie nach der Sprache und Analogie neben einander, deren jede ihr eignes Publikum hat, und unbekümmert um die andre ihren Gang für ſich geht. Sie nehmen nicht die geringſte Notiz von einander, außer wenn ſie zufällig auf einander treffen, durch gegenſeitige Verachtung und Spott; oft nicht ohne heimlichen Neid über die Popularität der einen oder die Vornehmigkeit der andern. Das Publikum, welches ſich mit der gröbern Koſt begnügt, iſt naiv genug, jede Poeſie, welche höhere Anſprüche macht, als für Gelehrte allein beſtimmt, nur außerordentlichen Geiſtern oder doch nur ſeltnen feſtlichen Augenblicken angemeſſen, von der Hand zu weiſen und ſich dagegen ſeiner poetiſchen Gemeinheit in dem alltäglichen Kunſtbedarf der gewöhnlichen Schauſpiele und Romanenkoſt mit zufriednem Selbſtbewußtſeyn zu überlaſſen.

Am wichtigſten und weſentlichſten aber für das Ganze iſt das große Übergewicht des Charakteriſtiſchen und deſſen, was bloß zufällig, vorübergehend und ſubjektiv ſchön iſt oder des Intereſſanten in der ganzen Maſſe der neuern Poeſie, vorzüglich aber in den ſpätern Zeitaltern derſelben. Dazu gehört auch das raſtloſe unerſättliche Streben nach dem Neuen, und durch die Neuheit Anziehenden bey dem dennoch die Sehnſucht unbefriedigt bleibt; ſo wie nach dem Auffallenden und Seltſamen.

Wenn die verſchiedenen Nationalbeſtandtheile der neuern Poeſie, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, und als einzelne für ſich beſtehende Ganze betrachtet werden, ſo ſind ſie unerklärlich. Sie bekommen erſt gegenſeitig durch einander Haltung und Bedeutung. Je aufmerkſamer man aber die ganze Maſſe der neuern Poeſie ſelbſt der heil. Schrift und in der an dieſe ſich anſchließenden Ueberlieferung alſo bezeichnet wird. Nach dem einfachen Stufengange der Wahrheit, der auch der Stufengang Gottes und ſeiner Erkenntniß iſt, war aber dieſe Naturoffenbarung die erſte und älteſte, dem Menſchen auf die Erde mitgegebene, welche von jener andern und ſpätern oder zweyten, poſitiven göttlichen Offenbarung in einem geſchriebenen Geſetze und geſchriebenen Worte oder Buche des Geſetzes ſorgfältig unterſchieden werden muß und auch in dieſer ſelbſt überall ſehr genau davon unterſchieden wird. Das göttliche Geſetz, welches allerdings auch in dieſem erſten Weltalter der Naturoffenbarung Statt fand, aber nicht auf ehernen Tafeln eingegraben, ſondern ſo wie es anſchauend in der Natur ſelbſt geleſen und aus ihr verſtanden, und in dem Herzen und Gewiſſen der Menſchen unmittelbar vernommen wurde, war viel einfacher, mithin leichter und weniger drückend als das ſpätere Geſetz der zweyten Offenbarung, welches zur Errettung eines ſchon ſehr entarteten Volkes und zur Bewahrung deſſelben mitten unter andern, noch viel mehr verwilderten Völkern beſtimmt war; minder ſchwer auch, oder weniger hoch geſteigert, als das für alle Völker ausgeſprochne Geſetz der neuen Zeit in dem dritten Weltalter, welches nicht mehr für die erſte glückliche Kindheits-Epoche der Menſchheit beſtimmt war, ſondern um in dem letzten, ſchweren, entſcheidenden Kampf den vollkommnen Sieg zu gewinnen und die völlige Befreyung von der alten Schuldenlaſt und dem feindlich drückenden Joch. Für jedes Alter der Menſchheit hat der weiſe Vater ein eignes und eigenthümlich angemeßnes Geſetz geordnet; ein leichtes Geſetz des Lebens, der vollen anwachſenden Lebenskraft und der bluhenden Ent wicklung für die erſte Kindheits-Epoche; ein Geſetz der ſtrengen Vorbereitung und der Verheißung oder der Erwartung für das Jünglingsalter; ein Geſetz des entſcheidenden Kampfs und der ſiegenden Liebe des Unſichtbaren, ja der Vollkommenheit für den reifenden Mann; und ſo wird auch wieder eine neue Anwendung deſſelben Geſetzes, und eine neue Stärkung in demſelben Kampfe für die letzte Zeit der Vollendung Statt finden. Aber nicht bloß das göttliche Geſetz der Natur für den Menſchen im erſten Weltalter, war ein andres als das Geſetz der ſpätern Zeit und nachfolgenden Stufe der ſich weiter entwickelnden Offenbarung; ſondern auch dieſe unmittelbare Naturoffenbarung und anſchauende Erkenntniß der Natur ſelbſt, war eine ganz andre als unſre künſtlich zuſammengeſetzte und verwickelte Naturwiſſenſchaft, welche vielmehr den Weg der Rückkehr zum Leben und zur vollen Wahrheit der Natur bezeichnet und zu durchwandern hat; obwohl ſie auf dieſem Wege der Rückkehr, auch da, wo ſie am weiteſten gekommen ſcheint, noch nicht ſo gar nah an dieſem Ziele ſeyn dürfte. Für das Auge des Erſten Menſchen aber, wie es Gott in der Natur erkannte und nicht bloß verſtand, ſondern unmittelbar wahrnahm und gleichſam ſah, war eben deßwegen auch die Natur in Gott gewiſſermaßen durchſichtig. Und wenn gleich dieſe ſeine Erkenntniß der Natur höchſt einfach geweſen iſt, ſo war ſie dabey doch tief eindringend in das Innerſte und durchaus lebendig und wirkſam; ja ſie war ſelbſt vielmehr eine der äußern verwandte Naturkraft in ihm; wie denn überhaupt der Menſch in dieſem erſten Weltalter eine ſolche lebendige Gewalt in der Natur und über dieſelbe und höhere Kräfte der Art beſaß, die ihm nachher ganz ſind entzogen worden, oder welche in der ſetzt; vorausgeſetzt, daß die Kunſt ſich wirklich auf jener Höhe hält, und auch den ſinnlichen Reiz, deſſen ſie zum lebendigen Ausdruck des Lebens und für die äußere Erſcheinung bedarf, nur als Bild und wegen dieſer höhern Bedeutung, welche ſie ihm leiht und hineinlegt, aufnimmt, und ihn nicht ſeiner ſelbſt wegen ſucht und liebt, oder ſchon in ihm ihren Zweck erfüllt ſieht. Die bey weitem größere Anzahl aller Kunſtprodukte ſind aber nur Wiederhohlungen eines anderen ſchon früher Dageweſenen oder Nachahmungen; nicht in dem gewöhnlichen wegwerfenden Sinne dieſes Wortes, ſondern auch von wirklich künſtleriſchen Hervorbringungen gilt dieſes, als gelungenen Bildungen aus der zweyten Hand. Nur äußerſt wenige ſind der originelle Ausdruck oder Abdruck einer eigenthümlichen innern Idee; und unter dieſen ſind wieder ſehr viele nur unvollendete Anfänge eines ſolchen Abdrucks, die oft nach lange und vielfach wiederhohltem Streben erſt in einer ſpäter nachfolgenden Kunſt-Epoche den Gipfel der Vollkommenheit oder einer wahrhaft gelungenen und reell vollendeten äußern Darſtellung jener innern Idee erreichen. Als eine Idee aber muß dieſes Innere, was die Kunſt äußerlich zu machen ſtrebt, und was in ihr äußerlich hervortreten ſoll, wohl immer betrachtet werden. Selbſt in der Tonkunſt, als der Darſtellung der Seelengefühle, in ihrem Wechſel und Kampf der disharmoniſchen Zuſtände bis zur endlichen harmoniſchen Auflöſung, iſt es nicht ſowohl das unmittelbare, einfache, einzelne Gefühl ſelbſt, welches als der bloße Schrey der Leidenſchaft nicht mehr künſtleriſch ſeyn würde, als die Idee dieſes Gefühls, was der Künſtler im Sinne hat, und was den Gegenſtand ſeiner Darſtellung bildet: nähmlich das Ganze und das

Schöne oder Wunderbare in dem Gange deſſelben, und der innere Lebenspuls in dieſem wechſelnden Steigen und Sinken, dieſen unerwarteten Uebergängen, dieſer plötzlich ſich findenden Zuſammenſtimmung, oder geſteigerten Wiederhohlung bis zum vollen befriedigenden Schluß, oder wenn dieſer abſichtlich unaufgelöſt bleiben ſoll, bis zum ſchmerzlichen Abreißen, oder ſtillen Verhallen und Erlöſchen des klagenden Tons, oder der ſehnſüchtigen Stimme. Es beſtätigt ſich auch hier wieder die dreyfache Natur und Eintheilung des Menſchenweſens, in der dieſer ganz entſprechenden Verſchiedenheit und Ordnung der ſchönen Künſte. Unter den das Schöne darſtellenden Künſten iſt die Muſik nähmlich die Kunſt der Seele; die Sculptur die am meiſten körperliche. Aber auch hier iſt es nicht die wirkliche Geſtalt und der Körper ſelbſt, ſondern die Idee deſſelben, welche der Künſtler im Sinne hat, und welche den Gegenſtand ſeiner Darſtellung bildet; alſo die vollkommne Structur und organiſche Entwicklung, die richtige Symmetrie und hohe Schönheit der Form, welcher ſelbſt der Ausdruck des Charakters und der Leidenſchaft in einem gewiſſen Grade untergeordnet wird. Grade weil das äußere Medium der Darſtellung in der Sculptur, die Maſſe, in welcher dieſe hineingelegt, oder daraus hervorgearbeitet wird, der todte Stein und der kalte Marmor iſt, ſetzt die wahre Sculptur, weit entfernt von der Einförmigkeit und todten Ruhe der ägyptiſchen Götterbilder, gern ihr Ziel und ſucht ihren Triumph darin, die Geſtalt in der heftigſten Bewegung, das Leben in dem gewaltigſten Kampf, mit der höchſten nur irgend erreichbaren Wahrheit und Treue nachzubilden, und mitten in ſeinem Leben zu ergreifen, im Fliehen gleichſam feſt zu halten, und in ihren Bildungen für die Ewigkeit bleibend hinzuſtellen. Zum Beweiſe aber, daß es auch hier nicht die, wenn gleich noch ſo ſchwere und wundervolle Nachahmung der Wirklichkeit iſt, welche das Ziel oder den Gegenſtand und überhaupt das Princip dieſer wie aller andern Kunſt bildet, bleibt die Farbe mit allem ihrem Zauber, als zu täuſchend und der Wirklichkeit zu nahe ſtehend, von der plaſtiſchen Kunſt und ihrer körperlichen Darſtellung ausgeſchloſſen, indem dadurch das künſtleriſche Ideal oder Götterbild, faſt eben ſo ſehr wie durch eine mechaniſch hervorgebrachte und nachgekünſtelte Gliederbewegung, unfehlbar in eine Kinderpuppe verwandelt werden würde. Niemahls alſo iſt die Wirklichkeit und wirkliche Geſtalt und ihre täuſchende Nachahmung oder Nachbildung der eigentliche und nächſte Zweck der bildenden Kunſt; aber auch nicht immer iſt die Schönheit der Form, wenigſtens nicht allein und ausſchließend der einzige Zweck derſelben; ſondern nur bedingungsweiſe und mit Rückſicht auf die andern gegebenen Verhältniſſe und Beziehungen des Ausdrucks, des Charakters, und der äußern Beſtimmung und ganzen Bedeutung. Immer aber und überall iſt es ein Gedanke, die Idee des Gegenſtandes oder der Geſtalt, als der innere Sinn und die innere Bedeutung deſſelben, worin das Weſentliche des Kunſtwerkes beſteht, und worauf die Kunſt ausgeht; oder mit andern Worten, alle Kunſt iſt ſymboliſch. Und zwar gilt dieſes nicht bloß von der bildenden Kunſt, ſondern auch von aller andern höhern Kunſt, das Medium ihrer Darſtellung mag nun das Bild ſeyn, oder der Ton wie in der Muſik, oder auch das Wort wie in der Poeſie; und eben darin liegt der Unterſchied der höhern Kunſt von einer andern, ſcheinbar ihr verwandten, die aber einen äußern und praktiſchen Zweck hat, deren Weſen und Geiſt alſo nicht bloß ſymboliſch ſeyn kann. Von dieſer Art iſt der Unterſchied der Rhetorik, zum Beyſpiel, die gewiß auch eine Kunſt iſt, und wenigſtens bey den Griechen ganz als eine ſolche behandelt wurde, von der Poeſie; und ſehr weſentlich iſt es, dieſen Unterſchied feſt zu halten, da mit demſelben grade der eigenthümliche Charakter und wahre Werth der höhern Kunſt des Schönen ganz verlohren gehen würde. Im Grunde aber auch der der andern Kunſt, welche auf den äußern und praktiſchen Zweck gerichtet iſt; ein Redner, der bloß eine dichteriſch ſchöne und wohllautende Bilderſprache hätte, aber ohne ſchlagende Beweiſe und die Kraft, durch dieſe die Gemüther auf ſein Ziel unwiderſtehlich hinzuführen, würde wenig Wirkung hervorbringen; und einen Dichter von Nahmen kann man nicht tiefer tadeln, als wenn man von ihm ſagt, er hat und kennt nichts als die Rhetorik der Leidenſchaft, ohne wahre Poeſie; welcher letzte Zuſatz ſich dann ohnehin von ſelbſt verſteht.

Wenn nun unter den ſinnlichen Künſten des Schönen und einer idealiſch bedeutenden, d. h. ſymboliſchen Darſtellung, die Muſik die Kunſt der Seele iſt, die Sculptur aber die der körperlichen Gebilde und organiſchen Entfaltung der reinen Schönheits-Idee; ſo iſt unter dieſen drey Schweſterkünſten die Mahlerey, wie das Licht nebſt dem davon abhängigen Farbenſpiel in der Natur ſelbſt das geiſtige Element bildet, wie das Auge der geiſtigſte unter den Sinnen iſt, alſo auch ſie die geiſtigſte und die dem ſymboliſchen Geiſt in ihren geheimnißvollen Darſtellungen am meiſten ſich anſchmiegende Kunſt. Sie iſt ganz auf das geiſtige Auge allein gerichtet, und nur auf dieſes; während die Plaſtik durch das Auge auch dem körperlichen Sinn und Gefühl ein Vollkommnes darzubieten ſtrebt. In der Mahlerey iſt aber nicht bloß die abſtracte Schönheit, wenn man ſo ſagen darf, und die richtige und ſchöne Structur der Geſtalt der Gegenſtand der Darſtellung, ſondern die ganze dem Auge erreichbare, ſichtbare Welt-Erſcheinung, in dieſem wunderbaren Wechſel von Licht und Schatten, in allem dieſem magiſchen Farbenglanz, wo nicht bloß das Ganze, ſondern auch das Einzelne, alles mit einem Worte, und zwar nicht bloß auf Eine Art und in Einem Sinn, ſondern auf die mannichfachſte Weiſe bedeutend, für den Sinn reizend, für das Auge neu und wunderbar anziehend, für den Geiſt aber geiſtig bedeutend und ſymboliſch iſt. Eben darum iſt dieſe wunderbare Kunſt der Mahlerey auch am meiſten geeignet, die höchſten Geheimniſſe der göttlichen Liebe in der Religion und Offenbarung, ſoll man ſagen, darzuſtellen oder anzudeuten? Kein Wunder alſo, wenn in der neuern chriſtlichen Zeit, Muſik und Mahlerey, die Kunſt oder die Symbolik der Seele und des Geiſtes überwiegen und die höchſte Entwicklung und Vollkommenheit erreicht haben; während die organiſch vollkommne Entwicklung der Geſtalt und ſinnlichen Körperſchönheit durch die Sculptur in dem klaſſiſchen Alterthum eine Höhe und Vollendung erreicht hat, die vielleicht nie in der Art und dem Grade allgemein ganz wieder zu erreichen, oder wenigſtens nicht zu übertreffen möglich ſeyn dürfte. Hinreichend aber ſcheint es, drey ſymboliſche Künſte für die höhere Darſtellung des Schönen und göttlich Bedeutenden anzunehmen; indem die Architektur, obwohl an verſchiedene Bedingungen des äußern Zwecks gebunden, dennoch im Weſentlichſten mit zur Sculptur gehört und mit derſelben auf einer Linie ſteht;

denn jene ſchöne Structur, jene erhabne Proportion und reizende Symmetrie, welche das Grundgeſetz der plaſtiſchen Darſtellung bildet, iſt auch das Ideal der Baukunſt. Da wo ſie die reichſte und größte Entfaltung erhielt, bey den Griechen und Römern, nähern ſich ſelbſt die Formen, die Verhältniſſe und die Regel derſelben der organiſchen Geſtaltung, und ſind ihr zwar nicht äußerlich und bildlich, aber nach der innern Beſchaffenheit in einem gewiſſen Sinne ähnlich und gleichartig, oder doch verwandt. Und die mehr mathematiſche Geſtaltung der ägyptiſchen Baukunſt, ſo wie die durchaus vegetabiliſche Sproſſen- und Blumenähnlich aufrankende Form in der himmelanſtrebenden gothiſchen Baukunſt, bilden gleichſam nur die äußerſten Endpunkte dieſes organiſchen Charakters der Baukunſt, durch welchen ſie mit der von ihr umfaßten und eingeſchloßnen Sculptur eigentlich nur Eine und dieſelbe Kunſt bildet; wie es auch natürlich iſt, daß diejenige Kunſt, welche die angemeßne Umgebung, und den natürlichen Boden für die andere eigentlich darſtellende Kunſt der Sculptur und ihre Götterbilder darbietet, ſelbſt einen gleichartigen Charakter mit derſelben hat oder annimmt. Leicht zu bemerken iſt übrigens, wie in der ägyptiſchen und gothiſchen Baukunſt mehr das Symboliſche hervortritt, in der antiken aber mehr die reine Form, obwohl auch hier das Symboliſche ſich ſelbſt in den Proportionen nachweiſen ließe, aber nur mehr verhüllt und verborgen iſt. Auch die Poeſie iſt keine vierte Kunſt neben jenen dreyen, als nähmlich auf der gleichen Linie ſtehend und erſt die ganze Zahl voll machend; ſondern ſie iſt die allgemeine ſymboliſche Kunſt, welche in einem andern Medium, alle die drey andern darſtellenden Künſte des Schönen umfaßt und in ſich vereinigt; und während ſie durch den Rhythmus und ſonſtige Verskunſt, als eine Muſik in Worten erſcheint, enthält ihre Bilderſprache einen immer fließenden Strom von beweglichen Gemählden im lebendigen Farbenſpiele der wechſelnden Beleuchtung; in der Structur des Ganzen aber, welches weder ein rein hiſtoriſches noch ein bloß logiſchgeordnetes oder rhetoriſches Ganzes ſeyn darf, ſucht ſie daneben eine ſchöne organiſche Entwicklung und Gliederung, eine architektoniſch große und doch richtige Anordnung zu erreichen. Den ſchöpferiſchen Anfangspunkt der Poeſie bildet allemahl irgend ein großer und eigenthümlicher Lichtſtrahl der ſymboliſchen Sage, welcher zugleich die ehrwürdige Vergangenheit umfaßt und in eine ahndungsvolle Zukunft wenigſtens ſcheinbar hinaus deutet; indem ſchwerlich eine große epiſche Hervorbringung der alten Zeit gefunden wird, die nicht auch dieſes dichteriſch prophetiſche, oder die geheimnißvolle Tiefe der einen und der andern Welt berührende Element in ſich enthielte. Die mittlere Region bildet dann die Poeſie des Gefühls und jene Seelenmuſik oder Dichterſprache des Geſanges, in welcher die tiefe Sehnſucht des Moments und verzehrende Leidenſchaft des Augenblicks, eingetaucht und verklärt in dieſem unſterblichen Element, als eine ewige erſcheint. Den höchſten Gipfel der organiſchen Entwicklung in der Poeſie aber bezeichnet die dramatiſche Kunſt, als die dritte Stufe der dichteriſchen Form welche den vollen Kampf des Lebens zum Gegenſtande hat, und dieſen in der lebendigſten Anſchauung wirklich zu machen und gleichſam körperlich vor Augen zu ſtellen ſucht. Es iſt eine ſichtbare Analogie zwiſchen den einzelnen Beſtandtheilen und den verſchiedenen Hauptgattungen oder Arten der Poeſie, und jenen drey materiellen Künſten des Schönen; und ſo wie dieſe durchaus ſymboliſch ſind, im Gegenſtande, Ausdruck und Zweck ihrer Darſtellung; ſo iſt auch die alle jene drey Sphären zugleich umfaſſende Kunſt der Poeſie dieſes eben ſo ſehr und in noch höherem Maaße. Und dieſes war das Ziel, wohin ich wollte, da die ſymboliſche Bedeutung des ganzen Lebens hier der Gegenſtand iſt, der jetzt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Denn wenn jenes höchſte Wiſſen, welches weſentlich Eins iſt mit dem göttlichen Glauben, wirklich auf das Leben angewandt werden, wirklich mit demſelben Eins werden, und ganz in Leben und wirkliches Daſeyn verwandelt werden ſoll, wovon ich die Ueberzeugung in dem letzten Vortrage zu begründen ſuchte; ſo kann dieſes nur auf dem ſymboliſchen Wege geſchehen, oder wenigens iſt die ſymboliſche Bedeutung des Lebens entweder ſelbſt die Grundlage, oder doch ein unentbehrliches Hülfsmittel und eine nicht zu umgehende Uebergangsſtufe einer ſolchen Vereinigung und der Vollendung derſelben. In den darſtellenden Künſten des Schönen aber tritt dieſe ſymboliſche Bedeutung und Eigenſchaft am deutlichſten hervor, hier wird ſie auch am allgemeinſten anerkannt und am leichteſten verſtanden; und darum wählte ich dieſen Uebergang hier an dem Wendepunkt der früheren bisherigen und der nachfolgenden letzten dieſer Vorträge. Zwar iſt die äſthetiſche Seite des Menſchen und des Lebens an ſich merkwürdig, anziehend und auch in ihren Folgen und Einfluß wichtig und reich genug, um eine ſolche Epiſode ſchon an ſich zu rechtfertigen und auch dieſem Gegenſtande eine Stelle in der philoſophiſchen Betrachtung einzuräumen, um zu zeigen, wie ſich auch in dieſem Gebiet das hier gewählte und überall durchbetrachtet, je mehr erſcheint auch ſie als das bloße Stück eines Ganzen. Die Einheit, welche ſo viele gemeinſame Eigenſchaften zu einem Ganzen verknüpft, iſt in der Maſſe ihrer Geſchichte nicht ſogleich ſichtbar. Wir müſſen ihre Einheit alſo ſogar jenſeits ihrer Gränzen aufſuchen, und ſie ſelbſt giebt uns einen Wink, wohin wir unſere Betrachtung richten ſollen. Jene gemeinſamen Züge, welche uns Spuren eines innern Zuſammenhanges zu ſeyn ſchienen, ſind uberhaupt ſeltner ſchon entwickelte und klar hervortretende Eigenſchaften, als noch unvollendete Beſtrebungen und tiefer liegende, geiſtige Verhältniſſe. Die Gleichheit einiger derſelben vermehrt ſich, je mehr wir uns von dem jetzigen Zeitalter rückwärts entfernen; die einiger andern, je mehr wir uns demſelben nähern. Wir müſſen alſo nach einer doppelten Richtung nach ihrer Einheit forſchen; rückwärts nach dem erſten Urſprunge ihrer Entſtehung und Entwicklung; vorwärts nach dem letzten Ziele ihrer Fortſchreitung. Vielleicht gelingt es uns auf dieſem Wege, ihre Geſchichte vollſtändig zu erklären und nicht nur den Grund, ſondern auch den Zweck ihres eigenthümlichen Strebens und Weſens befriedigend anzugeben.

Nichts widerſpricht dem Charakter und ſelbſt dem Begriffe des Menſchen ſo ſehr, als die Idee einer völlig vereinzelten Kraft, welche durch ſich und in ſich allein wirken könnte. Niemand wird wohl läugnen, daß derjenige Menſch wenigſtens, den wir kennen, nur in einer Welt daſeyn und als daſeyend gedacht werden könne. Schon der unbeſtimmte Begriff, welchen der gewöhnliche Sprachgebrauch mit den Worten „Cultur, Entwicklung, ſich der Geiſt und Charakter, die ganze Richtung, eigenthümliche Sinnesweiſe, Geſinnung und Denkart einer Nation für eine beſtimmte Epoche, und auch noch weiter hinaus, am entſchiedenſten und hervorragendſten ausſpricht; was aber mit jener an ſo viele Zufälligkeiten gebundene Deputirten- oder Repräſentanten-Wahl natürlich nur ſehr ſelten zuſammentrifft, und an und für ſich gar nichts damit zu ſchaffen hat. Scipio und Cato würden Repräſentanten des Römiſchen Charakters und Geiſtes ſeyn, auch wenn ſie gar kein Amt bekleideten, und in der Verbannung lebten; auch andre bloß geiſtig wirkende Naturen können als ſolche hiſtoriſche Charaktere und Stellvertretende Individuen gelten. Selbſt Horaz und gewiß wenigſtens Tacitus waren es vielleicht für ihre Epochen nicht minder als die Obgenannten; und zwar ganz unabhängig von der untergeordneten Stelle oder Würde, welche der eine oder der andre, im Kriege oder im Frieden politiſch bekleidet haben. Cicero würde es eben ſo ſehr, und vielleicht noch mehr geweſen ſeyn, wenn er ſich auch weniger in den bürgerlichen Partheyenkampf gemiſcht hätte, für den er nicht paßte, und mehr bloß geiſtig gewirkt hätte. Indeſſen ſind freylich bey weitem nicht alle berühmte Schriftſteller, oder auch politiſch glänzende Redner ſchon für hiſtoriſche Menſchen in dieſem Sinne zu halten. Nebſt dem Epochemachenden Talent, was freylich zuerſt vorausgeſetzt wird, ſind es vorzüglich auch Eigenſchaften des Charakters, welche dazu erfordert werden, und Geſinnungen und Grundſätze, die ſich im Leben bewähren, und dieſe Vereinigung dürfte nicht ſo oft gefunden werden. Ein eigentlicher praktiſcher Wirkungskreis gehört nicht zunächſt, und nicht nothwendig dazu; wohl aber muß der Einfluß ſolcher Schriftſteller, die dieſe Benennung verdienen ſollen, nicht ein bloß litterariſcher, oder künſtleriſcher, er muß zugleich ein wahrhaft nationaler, oder wie ich lieber ſagen möchte, ein hiſtoriſcher ſeyn. Das ſind die eigentlichen und wahren, nähmlich die hiſtoriſchen Volksrepräſentanten, und Männer ihrer Nation. Die andern oben erwähnten Wahlmänner können und werden nur da, wo ſie einer beſtimmten Corporation angehören und dieſe vertreten, im bleibenden und dauernden Intereſſe des organiſch gegliederten Ganzen wirken; aus welchen Corporationen, als ihren organiſchen Gliedern eben die Nation in ihrem einzig wahrhaften, d. h. dem hiſtoriſch entwickelten Daſeyn beſteht; nicht aber, wenn ſie bloß atomiſtiſch aus der ganzen Maſſe herausgezählt ſind. Eine ſolche atomiſtiſche Zerſplitterung des geſammten Staatskörpers, oder wenn man will, Nationalvereins, iſt immer ſchon ſelbſt eine elementariſche Auflöſung, oder führt doch unmittelbar und gradezu dahin. Selbſt die republikaniſche Verfaſſung, wenn ſie eine wohlgeordnete ſeyn ſoll, wird mehr auf jenen Corporationen und einer organiſchen Theilung der Stände beruhen, als auf der numeriſchen Abzählung und Gleichheit, die im Allgemeinen genommen immer als ein Element, und fruher oder ſpäter mehrentheils auch als eine poſitive Quelle der Anarchie ſich hiſtoriſch-bewährt und entwickelt. Nicht bloß eine Uebertreibung aber, ſondern ein vollkommner Irrthum würde es ſeyn, wenn man den republikaniſchen Staat als ausgeſchloſſen von dem chriſtlichen Grundſatz, daß alle Obrigkeit von Gott ſey, oder als nicht damit vereinbar, und demſelben entgegenſtehend betrachten wollte. Vielmehr iſt die Pflicht des Gehorſams, und die wirkliche Abhängigkeit von der Obrigkeit nach dem hiſtoriſch beſtehenden Recht, für denjenigen, der dieſem Staate durch die Schickung der Geburth oder durch eigene Wahl und übernommene Pflicht angehört, hier ganz die nähmliche wie in der erblichen Monarchie. Höchſtens mag man behaupten, daß das chriſtliche Staatsprincip ſich mehr zu dieſer letzten Form hinneigt, jedoch ohne irgend eine formliche Ausſchließung oder unbedingte Excluſive der andern Staatsform; wie ſich dieſes allerdings auch hiſtoriſch ſo zeigt, und aus der ganzen neuern Geſchichte nachweiſen ließe. Der Grund jener überwiegenden Hinneigung, und jenes Vorzugs liegt vornehmlich wohl darin, daß der geheiligte Charakter in der göttlichen Grundlage des Staats, viel weniger ſichtbar dort hervortritt, wo die Verantwortlichkeit der oberſten Beamten ſich in einem endloſen Kreiſe von einem Punkt zum andern der bloß menſchlichen Sphäre herumbewegt, als wo ſie, wie in der erblichen Monarchie, an Einem Punkte wenigſtens, als dem erſten Ringe, der das Ganze zuſammenhält, unmittelbar an die Gottheit, und göttliche Gerechtigkeit, und die allein vor dieſem Richterſtuhle abzulegende Rechenſchaft angeknupft iſt. Auch in einer andern Hinſicht wird das politiſche Leben in der erblichen Monarchie, viel eher und leichter in einem religiöſen Sinn aufgefaßt, und behandelt oder ertragen, als in dem republikaniſchen Staat. Nachdem alle menſchlichen Dinge dem Wechſel der Veränderung, und der Unvollkommenheit unterliegen; ſo wäre es wunderbar, wenn dieß mit den politiſchen Verhältniſſen und dem Staat anders ſeyn, und dieſer allein eine Ausnahme davon machen ſollte; es wäre ſeltſam und gegen die Natur, ja eigentlich auch gegen alle Vernunft, wenn man dieſes fordern oder auch nur erwarten wollte. Wo einmahl ein weiſer Salomo, um gleich ein Beyſpiel von dem Volke zu nehmen, welches Gott ſo ganz beſonders und mehr unmittelbar geführt und geleitet hat, den Thron eine lange geſegnete Zeit-Periode durch, glücklich inne gehabt, und mit Glanz erfüllt hat, konnen ein andresmahl die Zügel der Herrſchaft in die Hände eines ſchwachen unmündigen Kindes fallen, wo dann auch noch ohne eine perſönliche Verſchuldung, alle feindlichen Elemente hervortreten, und die nachtheiligſten, politiſchen Folgen verurſachen. Und ſelbſt den Salomo hat ſeine Weisheit, die in vieler Hinſicht doch mehr als eine menſchliche geweſen, nicht vor jedem Abweg oder Irrthum ſichern konnen, indem ſelbſt in dieſem Falle jene hohere Erleuchtung, und von Gott ihm verliehene Weisheit, weil ſie einem freyen Menſchen gegeben wurde, auch übel angewendet werden kann, und wie alles immer noch dem möglichen, menſchlichen Mißbrauch unterliegt. Es liegt überhaupt nicht in der Natur der Dinge, daß eine Regierung wie die andre, in demſelben Staate, nach der wechſelnden Reihenfolge der Zeiten, gleich milde und väterlich, gleich geſegnet und glänzend, gleich weiſe und glücklich ſeyn konne. Es hängt dieß auch gar nicht immer, und nicht allein von den perſönlichen Eigenſchaften des Regenten ab, ſondern noch weit mehr von den Zeitumſtänden und den allgemeinen Weltverhältniſſen. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, oder behaupten wollte, daß dieſer Wechſel von glücklichen und geſegneten, oder von minder glücklichen und unglücklichen Zeit-Epochen in republikaniſchen Staaten weniger Statt finde, oder daß dieſe davon ausgenommen ſeyen; die ganze Geſchichte, und unzählige hiſtoriſche Beyſpiele aus derſelben würden einer ſolchen Meynung und Behauptung durchaus entgegen ſtehen. Vielmehr findet jener Wechſel hier in der Regel faſt noch mehr Statt, und nimmt der Verfall eines Staates meiſtentheils nach einer viel ſchnellern Progreſſion überhand, weil nähmlich in einem republikaniſchen Staat, ſobald er eine größere Ausdehnung und Macht hat, und dieſemnach auch in mannichfachen ſolchen Verhältniſſen ſteht, die innre Bewegung überhaupt viel größer, und die Veränderung viel ſchneller und raſcher iſt. Der große und wichtige Unterſchied liegt aber darin, daß in einer erblichen Monarchie der Unterſchied und Wechſel einer ſehr ausgezeichneten und einer minder glücklichen Regierung, ein hiſtoriſch gegebner iſt, der nach dem natürlichen richtigen Gefühl als eine höhere Fügung aufgenommen, und wo der religiöſe Sinn noch im Leben und in den Anſichten des Lebens vorwaltet, auch als eine ſolche ertragen wird; ſo daß es nun noch in einem andern als dem bloß rechtlichen Sinne heißen, und geſagt werden kann, daß alle Obrigkeit von Gott ſey; nähmlich auch nach dem hiſtoriſchen Begriffe von einer göttlichen Fügung, und offenbar iſt jener chriſtliche Ausſpruch und Grundſatz, auch in dieſem zweyten Verſtande gemeynt, und umfaßt auch dieſe religiöſe Seite und Anſicht, oder Beurtheilung aller politiſchen Dinge und Begebenheiten mit in ſich. Nun umfaßt zwar die göttliche Fügung und Vorſehung alle Verhältniſſe der Welt und alle Ereigniſſe in derſelben; und jede Zulaſſung des Böſen, im Großen wie im Kleinen, jedes über uns verhängte Unglück oder Leiden, müſſen wir nach dieſem Standpunkte betrachten, als ein ſelbſt verſchuldetes Leiden, oder aber als eine ſchwere Prüfung, als einen heilſamen Schmerz, Kampf oder ſchmerzlichen Durchgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit, inſofern wir nähmlich eine religiöſe Auffaſſung und Beurtheilung unſers eignen Schickſals und Lebens, ſo wie aller Weltbegebenheiten in unerſchütterlich feſtem Glauben an die göttliche Allmacht und Weisheit treu befolgen und in uns feſthalten wollen. Selbſt für das phyſiſche Leben und deſſen Erhaltung oder Heilung, bedarf der Menſch den Schmerz und den Kampf; noch weit mehr aber zu ſeinem moraliſchen Gedeihen. Für eine mehr religiöſe, oder aber bloß menſchliche Erſcheinungsform, und Beurtheilungsweiſe der politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten liegt, ungeachtet jenes allgemeine Princip von der göttlichen Fügung an ſich überall gleich anwendbar iſt, dennoch ein ſehr groſer weſentlicher Unterſchied darin, daß in dem republikaniſchen Staate, eben weil hier alles von der Wahl und Willkühr der Menſchen, oder wenn man will, von ihrem Verdienſte und Verſtande abhängt, und abhängig gemacht wird, auch von jedem groſen oder kleinen, vermeynten, oder wirklichen Regierungsfehler die volle Schuld ſogleich den Menſchen beygelegt wird. Ein von Menſchen uns zugefügter Schaden erregt Bitterkeit, Widerwillen, und Widerſtand, dagegen ein von Gott über uns verhängtes Unglück, welches als ein ſolches erkannt und betrachtet wird, und von welchem wir keinem Menſchen individuell die Schuld beymeſſen können, weit eher wenigſtens ein heilſames Nachdenken erweckt. So iſt es ganz in der Natur der Sache, und des geſunden menſchlichen Gefühls gegründet, daß der Wechſel eines unfruchtbaren Jahres gegen andre geſegnete eher mit Geduld und Ergebung ertragen wird; tritt dagegen eine allgemeine Theurung ein, oder ſonſt ein groſes Unheil und Mißverhältniß der Art, in den erſten Subſiſtenz-Bedingungen eines Gewerbe oder Handel treibenden Volks, wovon die Urſache in einer falſchen Maaßregel, oder in einer egoiſtiſchen Nebenabſicht derer, auf welchen die Staats-Adminiſtration laſtet, wirklich liegt, oder wenigſtens angeblich geſucht wird; ſo gerathen alle Gemüther ſogleich in die größte Gährung und in vollen Aufruhr. Und in der That iſt der Ausſpruch jenes fromm geſinnten Königs in der heiligen Geſchichte: Ich will lieber in die Hände Gottes fallen, als in die Hände der Menſchen; ganz der Analogie und natürlichen Beſchaffenheit des menſchlichen Gefühls gemäß. Daher wird denn auch in derſelben heiligen Geſchichte der alten Zeit, wie in allen Epochen des vorwaltenden, religiöſen Sinns, eine ſolche Unglücks-Periode für ein Volk oder einen Staat, und eine unglückliche, oder ſelbſt ſchlechte Regierung, als eine wohlverdiente Strafe von Gott, als eine ſchwere Prüfungszeit und höhere Fügung beurtheilt, und von den gut und recht Geſinnten nicht aus Menſchenfurcht ſondern mit Gottesfurcht, ſo weit das Recht geht, mit männlicher Geduld ertragen. Aus den republikaniſchen Zeiten und Geſchichten ließen ſich dagegen unzählig viele Beweiſe vom Gegentheil, und Beyſpiele anführen, wie ein Anfangs nicht ſehr bedeutender, obwohl in der Sache wirklich gegründeter und in Wahrheit ſo zu nennender Verſtoß und Regierungsfehler von der einen Seite, bey der andern Parthey einen Widerſtand und eine Oppoſition, eine allgemeine Unzufriedenheit, und heftige Reaction veranlaßte, welche hundertmahl verderblicher waren und wirkten, als jenes erſte, an ſich vielleicht geringe und bloß menſchliche Verſehen, in irgend einer die Meynung verletzenden Form, und daß oft genug ſo erſchütternde Kataſtrophen daraus hervorgingen, über welche jener erſte geringe Anlaß völlig aus den Augen verlohren, und endlich ganz vergeſſen wurde, bis alles zuſammen in Einen Ruin verſchlungen war. Bis hieher und etwa in dieſer Weiſe, glaube ich, daß man ſagen könne, das chriſtliche Staats-Princip neige ſich mehr zur erblichen Monarchie als zur republikaniſchen Verfaſſung; aber auf dieſer Gränze und ſo abſichtlich unbeſtimmt, muß der Satz gehalten werden und bleiben; denn eine ſtreng ausgeſprochne Excluſive gegen den republikaniſchen Staat, als ob er eigentlich nie ganz rechtmäßig ſeyn könne, würde dem chriſtlichen Staats-Princip und religiöſen Grundbegriff von allen politiſchen Verhältniſſen und Begebenheiten, gewiß durchaus nicht gemäß und vielmehr widerſprechend ſeyn. Denn jenes chriſtliche Rechts-Princip läßt zuerſt alles hiſtoriſch Beſtehende, auch das Unvollkommne in ſeinem Recht gewähren, und iſt darin dem revoluzionären Streben ganz entgegengeſetzt, welches immer mit der Nicht-Anerkennung des hiſtoriſch Beſtehenden, und hiſtoriſch Gegebnen anfängt, und ſeinem innerſten Weſen nach antihiſtoriſch iſt. Außerdem liegt in jenem chriſtlichen Begriff auch neben dem ſtrengen Recht jederzeit ein förmlich anerkanntes Princip der Billigkeit, da die chriſtliche Geſinnung das Ganze und alle Verhältniſſe deſſelben in liebevoller Milde umfaßt und auf alle hiſtoriſch wirklichen Nebenumſtände mit Rückſicht nimmt, als worin eben der Begriff der Billigkeit liegt. Endlich iſt auch die chriſtliche Lehre, und der daraus hervorgehende Begriff des menſchlichen Lebens, vielmehr ein der wahren Freyheit günſtiger, obwohl in einem ſehr großen Sinne dieſes Worts, wo zunächſt immer erſt die geiſtige, ſittliche, und innere Freyheit gemeynt iſt, und feſtgeſtellt ſeyn muß, ehe dieſe auch eine nen Epoche haben wohl eben deswegen, nach einem in ihrem falſchen Syſtem ſehr richtigen Gefühl, einen tiefen innerlichen Abſcheu und heftigen Haß auf dieſe indiſche Kaſtenverfaſſung geworfen, die ſie überall mit allen Zeichen der Verachtung und Wegwerfung zu ſtempeln ſuchen. Rein hiſtoriſch genommen, ſollte ich dagegen glauben, daß dieſes alte, groſſe, und volkreiche Land, vielmehr grade jener von jeher dort herrſchenden Theilung der Stände, ſo unvollkommen wir auch noch manches darin finden mögen, den feſten Fortbeſtand ſelbſt in den Sitten, den unverwüſtlich blühenden Wohlſtand bey ſo vielfach erlittnen Eroberungen in frühern und neuern Zeiten verdankt. Freylich wohl fehlt jener indiſchen Theilung der Stände, im Vergleich mit der Europäiſchen, noch das Siegel der chriſtlichen Vollendung und Milde; und inſofern kann die Vergleichung auch vorzüglich belehrend ſeyn, um darauf aufmerkſam zu machen, und deſto deutlicher hervorzuheben; wie eine chriſtliche Theilung der Stände in einigen Punkten nach ihrem Princip anders iſt, und im Gegenſatz mit jenem Zuſtande der alten Welt, wo dieſes göttliche Element noch fehlt, überhaupt ſeyn ſollte. Der geiſtliche Stand kann zuerſt nach dem chriſtlichen Begriff deſſelben, nicht von der Geburth, ſondern nur von einem eigenthümlichen höhern Beruf abhängen; mithin kann dieſer Stand nicht erblich ſeyn, ſondern nur aus den andern erblichen Ständen ſeine Zahl erhalten. Eben damit wird aber auch die unbedingte und ganz unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen den andern, im Ganzen genommen wohl allerdings erblichen, Ständen inſofern aufgehoben, daß einzelne Ausnahmen der Ueberſchreitung dieſer Gränze für das Verdienſt, oder aus andern wichtigen Gründen offen gelaſſen bleiben. Wie es nun ſchon in der chriſtlichen Geſinnung oder wie es hier ausgedrückt wurde, in dem mit dem chriſtlichen Rechtsbegriff überall und nothwendiger Weiſe aufs innigſte verwebten Princip der Billigkeit liegt, auch der untern dienſtbaren Claſſe, welcher durch die Schickung der Geburt, d. h. alſo in unſrer Anſicht, durch höhere göttliche Fügung ohnehin das ſchwerſte und drückendſte Loos zu Theil geworden, jede nur irgend mögliche Erleichterung zu verſchaffen, welche mit der Wohlfarth des Ganzen, und mit den früher beſtehenden Rechten der Einzelnen nur immer vereinbar iſt; das iſt ſo von ſelbſt einleuchtend, daß es keiner weitern Erinnerung darüber bedarf. Eben ſo muß auch dieſe auf einer chriſtlichen, mithin milden Abſonderung und Theilung der Stände beruhende, organiſch-geordnete Staatsverfaſſung jedes hiſtoriſch Neue aufmerkſam beachten, und ſobald es ſich wahrhaft als ein ſolches bewährt, rechtlich anerkennen, und in ihre alte Ordnung einfügen. Ich will hiebey nur an das große und lehrreiche Beyſpiel erinnern, und an die herrliche Art, wie in der germaniſchen Verfaſſung des Mittelalters, und beſonders in dem deutſchen Kaiſer-Reiche, Städte und Gewerbe, die früherhin ein ſehr geringes und verhältnißmäßig unbedeutendes Element in dem Ganzen geweſen waren, ſo wie der neu emporwachſende Bürgerſtand, gleich bey ihrer erſten Erſcheinung politiſch und menſchlich verſtanden, und in großer Weiſe organiſch geordnet, und an das Alte lebendig angeknüpft wurden. Vielleicht giebt es auch in unſrer vielbewegten, und wie viel falſche Blüthen ſie auch neben den guten Früchten treiben mag, doch im Ganzen gewiß nicht unfruchtbar zu nennenden Zeit, manches Neue, was ein wahrhaft Hiſtoriſches iſt, oder doch werden

Bildung" verbindet, ſetzt zwey verſchiedene Naturen voraus; eine, welche gebildet wird, und eine andre, welche durch Umſtände und äußre Lage die Bildung veranlaßt und modifizirt, befördert und hemmt. Der Menſch kann nicht thätig ſeyn, ohne ſich zu bilden. Bildung iſt der eigentliche Inhalt jedes menſchlichen Lebens, und der wahre Gegenſtand der höhern Geſchichte, welche in dem ſcheinbar zufälligen Wechſel des äußern Veränderlichen das innre Nothwendige oder die Entwickelung des Ewigen aufſucht. So wie der Menſch ins Daſeyn tritt, wird er mit dem Schickſal gleichſam handgemein, und ſein ganzes Leben iſt ein ſteter Kampf auf Leben und Tod mit der furchtbaren Macht, deren Armen er nie entfliehen kann. Innig umſchließt ſie ihn von allen Seiten und läßt keinen Augenblick von ihm ab. Man könnte die Geſchichte der Menſchheit, welche die urſprüngliche Geneſis und die nothwendigen Fortſchritte der menſchlichen Bildung charakteriſiren ſoll, mit militäriſchen Jahrbüchern vergleichen. Sie iſt der treue Bericht von dem Kriege der Menſchheit und des Schickſals. Der Menſch bedarf aber nicht nur einer Welt außer ſich, welche bald Veranlaſſung, bald Element, bald Organ ſeiner Thätigkeit werde; ſondern ſogar im Mittelpunkte ſeines eignen Weſens hat ſein Feind, die ihm entgegengeſetzte Natur, noch Wurzel gefaßt. Es iſt ſchon oft bemerkt worden, die Menſchheit ſey eine zwitterhafte Spielart, eine zweydeutige Miſchung eines göttlichen Elements und der Thierheit. Man hat es richtig gefühlt, daß es ihr ewig unabänderlicher Charakter ſey, die unauflöslichen Widerſprüche, die unbegreiflichen Räthſel in ſich zu vereinigen, welche aus der Zuſammenkönnte, daher auch die ſorgſamſte Beachtung verdient, indem es nie ohne großen Nachtheil und die natürliche hiſtoriſche Strafe unbeachtet bleibt. Eine übertrieben harte, einſeitig beſchränkte, oder wenn man ſo ſagen ſoll, geiſtlos ſchroffe Ariſtokratie, wie ſie vielleicht in der frühern Epoche der letzten Jahrhunderte hier und da gefunden ward, wird grade den Freunden der alten Ordnung am ſchmerzlichſten mißfallen, weil ſie ſich ſelbſt am meiſten ſchadet, und geſchadet hat, indem jede Uebertreibung, und jedes Extrem früher oder ſpäter, nach der hiſtoriſchen Ordnung der Dinge ſeinen Gegenſatz und eine Reaction von der andern Seite in einer oder der andern Form hervorruft. Die erbliche Monarchie als die älteſte Staatsform in der Geſchichte, könnte in dieſem milden und gemäßigten Sinn der chriſtlichen Sitte gehalten, auch die am längſten dauernde und letzte für das Menſchengeſchlecht bleiben; da der in dieſer Weiſe einer chriſtlichen und billigen Trennung und Unterſcheidung der Stände organiſch geordnete Staat in jedem verſtändigen Urtheil gewiß den Vorzug verdient, vor dem künſtlich dynamiſchen, auf einer Theilung der Gewalten und ihrem Gleichgewicht beruhenden, dabey aber ſo manchen Gefahren, in einer ſtets unruhigen Bewegung ausgeſetzten Staat, der immer nur im Gegenſatz gegen den abſoluten und willkührlich deſpotiſchen Staat, als der vorzüglichere erſcheint und ſeine Anhänger gewinnt; welcher letztere ſelbſt wieder, wenigſtens, da wo er mit Verſtand geführt und verwaltet wird, nur als einziges noch übriges Rettungsmittel gegen die Volks-Anarchie erträglich gefunden wird, und hiſtoriſch gerechtfertigt erſcheint.

Das eine und das andre Extrem, der abſolute, und der dynamiſche Zuſtand, ſind aber nicht bloß auf den einzelnen Staat, und deſſen verſchiedenartige Formen, oder im Glück und Unglück der Zeiten abwechſelnde Epochen deſſelben anwendbar; ſondern es kann auch das ganze Syſtem aller chriſtlich geſitteten Staaten der civiliſirten Welt, die mit einander in Berührung ſtehen, in ſeinem Zuſammenhange mehr auf dem Einen Fundament des abſoluten Uebergewichts, einer auf alle andern drückenden und über alle hervorragenden Uebermacht beruhen; welcher Zuſtand und welches Verhältniß aber allgemein verwerflich gefunden und von niemand anerkannt, oder auch nur gern eingeſtanden wird. Oder es kann die ganze Staatenwelt nach einem Syſtem des Gleichgewichts, alſo in künſtlich dynamiſcher Weiſe geordnet oder gegen einander abgewogen, und gegenübergeſtellt ſeyn; wie ein ſolches Syſtem im achtzehnten Jahrhundert herrſchend war, und in der erſten Epoche ſeiner Ausbildung allgemein bewundert ward. Dieſes aber hat ſich in der Erfahrung ganz ungenügend und praktiſch unhaltbar erwieſen; ſo daß kaum mehr in einem andern Sinn als in dem eines über den ganzen Erdkreis ausgedehnten geographiſchen Zwieſpalts eine wirkliche Anwendung davon denkbar iſt, oder Statt finden kann; wo er aber auch nur zu gegenſeitigem Schaden, nicht zu irgend einem heilſamen Zweck mehr dienen würde. Im Mittelalter fand das Kaiſerthum, nachdem es nicht mehr ganz rein, und ſeinem chriſtlichen Urſprunge vollkommen treu geblieben war, ein ſolches heilſames Gegengewicht nach der damahligen Zeitform wohl in der geiſtlichen Macht; und der eben ſo ſichtbar auch im Politiſchen und in den Staatszwecken, wie individuell und im Sittlichen ſchneidend hervortretende eiſerne Charakter der Ghibellinen iſt wohl die beſte Rechtfertigung für dieſes Gegengewicht überhaupt, und für die andre eigentlich milder geſinnte Parthey der großen Welfen. Nachdem aber dieſer althiſtoriſche Unterſchied zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht für unſer aufgeklärtes Zeitalter ſchon viel zu veraltet, und nach ſeinem alten Sinne völlig erloſchen war; ſo iſt uns ſtatt deſſen, da doch ein Gegenſatz in der Menſchheit, wie es ſcheint, einmahl ſeyn muß, nur der elementariſche Unterſchied zwiſchen Waſſer und Land, als das in manchen Fällen eingetretene politiſche Schisma, zwiſchen dem Weltmeer und dem Continent übrig geblieben. In der That iſt auch jenes große Inſel-Reich, welches alle Meere durchkreuzt und beherrſcht, und ſeine Weltherrſchenden Fühlhörner an den verſchiedenſten Punkten aller vier oder fünf Welttheile anklammert, wo es will oder gut findet, ein eigentliches See-Kaiſerthum; wenn nähmlich Kaiſerthum zum Unterſchied vom Königreiche eine Monarchie genannt wird, welche mehrere Reiche, Staaten und Völker von verſchiedener Art und Verfaſſung umfaßt; und ſteht inſofern mit dem geſammten Continent völlig auf Einer Linie. Obwohl nun die Möglichkeit einer ziemlich allgemeinen Weltſperre, und politiſchen Scheidung der beyden Elemente, des feſten und des flüſſigen, über den ganzen Erdkreis, in der Erfahrung ſich wohl erwieſen hat; ſo iſt doch eben dadurch auch das beſtätigt worden, daß auf dieſem Wege ſich zwar beyde Theile unendlich weh thun und gegenſeitig verwunden können; aber ohne daß dadurch allein ſchon ein entſcheidendes Reſultat herbeygeführt wird, weil es dazu an den Mitteln der unmittelbaren Berührung fehlt. Wie jede dynamiſche Macht und Bewegung nur in dem Zeitbedürfniß und dem geſuchten

Gegenſaz gegen einen abſoluten Zuſtand, oder die Gefahr deſſelben ihre Rechtfertigung und Anerkennung in dem Ganzen findet; ſo konnte auch nur während der vorübergehenden Eroberungs-Epoche, das Meer ſo hoch in der öffentlichen Meynung des Landes ſelbſt demſelben gegenüber empor ſteigen. Seitdem war das Staatsintereſſe der großen Mächte ohnehin weit mehr auf die Erhaltung des Friedens, als auf Vergrößerung gerichtet; nachdem ſie an dem unruhigen Zeitgeiſte einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen haben, der noch bey weitem nicht beſiegt iſt. Wenn ein abſolutes Uebergewicht aber allgemein verhaßt, ein dynamiſches Verhältniß in dem ganzen Staaten-Syſtem theils ungenügend für ſeinen Zweck, theils nicht mehr recht anwendbar iſt; ſollte es nicht denkbar ſeyn, ſtatt des einen oder des andern gleich fehlerhaften Zuſtandes, in einem höhern Princip der chriſtlichen Gerechtigkeit einen gemeinſamen moraliſchen Einheitspunkt für die Europäiſche Staaten-Welt zu finden und allmählig zu gründen? Sollte dieſe erhabene Idee wirklich nur die edle Aufwallung eines großmüthigen Charakters geweſen ſeyn; und iſt ſie darum ſchon für unmöglich zu halten, weil ſie Schwierigkeiten fand, da doch alles Große immer auch ſchwer iſt? Und da dieſer höchſte politiſche Einheitspunkt nur auf dem Geiſt und der Geſinnung beruhen kann, ſo würde eine übereilt ſchnelle, oder irgend durchgreifend gewaltſame Ausführung grade hier ſehr verfehlt geweſen ſeyn, und die Idee ſelbſt verletzt und in ihrer urſprünglichen Reinheit alterirt haben. Anerkannt müßte ſie freylich zuvörderſt ſeyn, um eine heilſame Kraft des Guten im Kampfe gegen das böſe Princip der Zeit und eine allgemeine Baſis der chriſtlichen Gerechtigkeit für die politiſchen Verhält niſſe zu werden. Nun ſchien zwar der eine abſolute Endpunkt der Europäiſchen Staatenwelt, der gegen ſeine ehemahlige Uebermacht ſehr zerfallen iſt, ſchon durch die Natur der Sache von der Idee dieſer Vereinigung ausgeſchloſſen; wenn es aber wahr iſt, daß derſelbe ſchon wirklich mehr und mehr ein Europäiſcher geworden ſey, als welcher er ehemahls nicht betrachtet wurde, ſo konnte eine wenigſtens bedingte Art von untergeordneter Anknüpfung an das allgemeine Europäiſche Staaten-Princip ſelbſt hier nicht gleich im voraus für ganz unſtatthaft und widerſinnig gehalten werden. Der andre dynamiſche Endpunkt von Europa iſt allerdings mit einer zwar in der Form ſehr gemäßigten und nur bedingten Oppoſition, von dieſer Idee halb und halb zurückgetreten; welcher Zurücktritt aber doch nach dem gewichtigen Urtheil mancher ſehr competenten Beurtheiler, als ſehr bedeutend, und von durchgreifenden, für die Harmonie des Ganzen aber minder günſtigen Folgen betrachtet wurde. Das hiſtoriſche Bedürfniß der Zeit, nach einer ſolchen oder der ähnlichen Idee, liegt einmahl in der, grade nach der Befreyung von dem allgemeinen Druck, ſo lebhaft anerkannten Nothwendigkeit einer innern und ſittlichen Wiederherſtellung von Europa, die aber nicht bloß in der Wiſſenſchaft deducirt und aufgeſtellt, ſondern auch als eine Macht im Leben geltend wäre. Und wie ſollte wohl in chriſtlichen Staaten dieſe innre Wiederherſtellung anders erreicht und bewerkſtelligt werden, als dadurch, daß man ſie mehr wieder auf ihre religiöſe Grundlage zurückführte und in dieſer neu befeſtigte? Weil nun aber jenes Bedürfniß wirklich vorhanden iſt, ſo muß auch das darauf gerichtete Problem ſelbſt für ein geſchichtliches gehalten werden; und wird auch die hiſtoriſche

Zeitenwicklung, ganz abgeſehen von dieſer oder jener zufälligen Form des erſten Verſuchs, unfehlbar früher oder ſpäter auf das Weſentliche dieſer Idee wieder zurückführen.

Früher im Mittelalter iſt der chriſtliche Einheits- und Mittelpunkt der Europäiſchen Staaten, welcher aber doch bey weitem nicht das ganze Syſtem derſelben umfaßte, ein monarchiſcher geweſen, nähmlich das alte Kaiſerthum; ſpäterhin iſt das Staatenverhältniß in dem neuen Völkerrecht mehr und mehr ein ganz republikaniſches geworden, welches aber ebenfalls große Unvollkommenheiten, Schwierigkeiten, und ſchwer zu löſende Verwicklungen mit ſich geführt hat. Wird nun vielleicht in der jetzt beginnenden oder herannahenden Geſchichts-Periode eine feſter geſchloßne große Staaten-Corporation nach einem friedlichen Princip der chriſtlichen Gerechtigkeit, an die Stelle treten, und ſich aus jenen beyden frühern und nirgend mehr ganz ausreichenden Zuſtänden allmählig entwickeln? Als eine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dürfte man dieſes wohl gelten laſſen. — Ganz anders alſo, als die müßigen Hypotheſen von einem ewigen Frieden, wie die Philoſophie dieſelbe wohl ſonſt in ihren Schul Syſtemen zur intellektuellen Unterhaltung aufgeſtellt hat, erſcheint dieſer durchaus praktiſche Gedanke von einem ſolchen Staatenverein nach dem chriſtlichen Rechtsbegriff und an den allgemeinſten religiöſen Mittelpunkt lebendig angeknüpft; welches letzte freylich als die weſentliche Bedingung ſeiner innern Haltbarkeit betrachtet werden muß. Und wenigſtens ſo viel läßt ſich mit Beſtimmtheit als Reſultat der hiſtoriſchen Betrachtung philoſophiſch hierüber ausſprechen: Ein ſolcher von jenem Anfangspunkt ausgehender höherer und allgemeiner Religionsfrieden, in welchem nicht bloß die einzelnen bens- und Gedanken-Syſtem beygemiſcht ſind, möchte ich dieſe große und unerſchütterliche innere Lebenskraft und fortdauernde Einwirkung aufs Leben beymeſſen; ſondern ungleich mehr wenigſtens der Kraft des Wahren, welches auch darin liegt und ſich aus der heiligen Ueberlieferung der Urzeit und der erſten Stammväter, obwohl mannichfach verfälſcht und vermiſcht, doch daneben in vielen und großen Zügen erhalten hat. Und doch hat ſich ſelbſt hier in das ſonſt ſo gleichförmige Gebäude manches Buch oder auch ganze Syſtem aus der Oppoſition mit eingeſchoben; obwohl der Widerſtreit im Ganzen viel weniger vorherrſchend iſt, als bey den Griechen, oder ſonſt in der Europäiſchen Geiſtesgeſchichte, denn obwohl jener rein geiſtige und idealiſtiſche, aber höchſt dämoniſche und eben darum recht eigentlich antichriſtliche philoſophiſche und religiöſe Sectenſtifter, welcher ungefähr eben ſo viele Jahrhunderte vor unſrer Zeitrechnung gelebt hat, als Mahomet nach derſelben, mehrentheils nur in der öſtlichen Halb-Inſel und in den andern ſüdöſtlichen tartariſchen und chineſiſchen Ländern ſeine Religion zur herrſchenden hat machen können, wo ſie noch jetzt etwa den dritten Theil von der Bevölkerung der ganzen Erde mit ihren Anhängern einnimmt; ſo iſt doch auch das große, alte, eigentliche Indien nicht frey von dem Einfluß der vernichtenden buddhiſtiſchen Ideen geblieben, welche unter allen religiöſen oder philoſophiſchen Secten und Irrthümern die verderblichſten und die zerſtörendſten für den menſchlichen Geiſt geweſen ſind und noch ſind. Sehen wir demnächſt hinüber auf die heiligen Schriften der Hebräer, aber nicht etwa inſofern ſie als das göttliche Geſetz des Glaubens betrachtet werden, für dieſe Nation und auch für alle andern Völker der chriſtlichen Zukunft und Nachfolge; obwohl in höchſt individueller Sprachform und ſo ganz national ausgedrückt, daß es eben dadurch oft dunkel und ſchwer verſtändlich wird; und überhaupt nicht in der theologiſchen Anſicht. Denn ſonſt würde das gewählte Beyſpiel für die Theokratie der Wiſſenſchaft freylich ganz mit der Sache ſelbſt zuſammenfallen; ſondern bloß als das geſchriebene Wort der erſten Herkunft und Abſtammung, des ganzen Lebens, geſetzlich und geſchichtlich, für dieſe Eine Nation, die weitere Verheiſſung für daſſelbe in alle Zukunft hinaus mit dazu gerechnet; als die Geſchichte, Poeſie und Weisheit, das Staats-Geſetz und die ganze Hoffnung grade dieſes Volks: ſo iſt hier ebenfalls bloß von der menſchlichen und geſchichtlich nationalen Seite genommen, der dauernd feſte, hiſtoriſche Eindruck und die groſe, durch alle Zeiten fortgehende, unzerſtörbare Wirkung auffallend; vermöge deren dieſes unter allen andern Völkern auf eine ſo einzig merkwürdige Art zerſtreute Urvolk nach drey und dreyßig Jahrhunderten der ſchriftlichen Abfaſſung jener erſten Offenbarung, Eins und in der Zerſplitterung, ja faſt möchte man hinzuſetzen, im halben Unglauben an ſich ſelbſt, doch immer noch Ein Volk iſt.

In der neuen Zeit und zweyten Epoche der Offenbarung bildet die heilige Geſchichte ſelbſt in vierfacher Darſtellung, nebſt den mannichfachen lehrenden Zuſchriften und der Einen großen Weiſſagung zum Schluß des Ganzen, nur den erſten innern Lichtkern, auf den ich hier auch nicht zunächſt Rückſicht nehme, weil ſonſt wieder, wie ich ſchon oben ſagte, das Beyſpiel mit der Sache ſelbſt zuſammenfallen würde. Aus dieſem erſten innern Lichtkern, ſo wie er in der lebendigen

Ueberlieferung fortwirkte, entwickelte ſich nun aber in den nächſtfolgenden fünf oder ſechs erſten Jahrhunderten ein ganzes chriſtlich wiſſenſchaftliches Gedankengebäude, ein vollſtändiges Syſtem von neuer Litteratur in allen Formen der Lehre oder Geſchichte, der Beredſamkeit oder Polemik, in den beyden gebildeten Sprachen des claſſiſchen Alterthums, welches von dem folgenreichſten Einfluß für die nächſten Jahrhunderte und die ganze Nachwelt geweſen iſt. Denn obwohl auch hier, beſonders in den erſten Zeiten der frühern Jahrhunderte, manche einzelne Abweichung, Oppoſition gegen das vorherrſchende Syſtem, oder bloß beſondre Meynung, und ſelbſt unläugbare Verirrung ſich hier und da mit eingeſchoben findet; ſo bildet doch das Ganze, ungeachtet dieſer kleinen in der Maſſe kaum bemerklichen Disharmonieen, Ein Syſtem von Gedanken, und Eine geiſtige Macht, welche ſo groß war, daß man die Urheber, oder vielmehr nicht die Urheber, ſondern nur die Wortführer derſelben, mit vollem Recht die Väter oder irdiſchen Erzeuger und Stifter dieſer Kirche, d. h. der neuen Zeit, und der in ihr unverändert fortſtrömenden und fortwachſenden und ſich fortpflanzenden Wahrheit genannt hat. Alle dieſe Beyſpiele, von ſo ganz bekannten Gegenſtänden hergenommen, habe ich nur gewählt, um darauf aufmerkſam zu machen, wie unſer hier aufgeſtellter Begriff von einer Theokratie der Wiſſenſchaft, oder einer göttlichen Macht der Wahrheit in derſelben, zur endlichen Beſiegung, ja zur völligen Vernichtung des Irrthums, nicht auf einer einzelnen noch ſo genialiſchen Kraft beruhen kann, ſondern nur auf einem gemeinſamen Zuſammenwirken, auf einem ſolchen Syſtem von Kräften, auf einem großen, ſehr umfaſſenden und in ſich übereinſtimmenden Gedankengebäude von mannichfaltiger Zuſammenſetzung und Geiſtesart, oder Form des Ausdrucks. Nur aber muß Eine göttliche Richtung in dem Ganzen herrſchen, Eine göttliche Grundlage ſeyn, auf der es ruht, und von der es getragen wird. Der einzelne Lichtſtrahl, wenn er an ſich genommen noch ſo rein und hell, und wahrhaft göttlich zu nennen wäre, der einzelne Schwerdtſtreich, wenn auch noch ſo ſcharf und durchſchneidend geführt, die einzelne hemmende Schranke, wenn auch mit noch ſo umfaſſendem Verſtand, was weit mehr ſagen will als bloße Klugheit, gezogen und bewahrt; dieſe alle können nicht helfen, gegen dieſe neue Sündfluth von Irrthum und Unglauben, von gottloſen Gedanken, nähmlich von Gedanken, die ganz ohne Gott, und ohne Beziehung auf Gott ſind, von Frevel und dämoniſcher Täuſchung. Gegen dieſen von allen Seiten hereinbrechenden Atheismus des Lebens aber, vermag nur die göttliche Kraft oder Theokratie der wahren Wiſſenſchaft eine neue Bundesarche der Rettung für die Zeit der geiſtigen Sündfluth zu erbauen; wobey es aber eben am meiſten darauf ankommt, daß ſie ein Ganzes, und als ſolches wohl zuſammengefügt ſey, und feſt zuſammen halte; und wobey diejenigen, welche dazu mitwirken möchten, auch wie der Baumeiſter der frühern Arche in der erſten Sündfluth, mehr die bevorſtehende Zukunft im Auge haben müßten, als die Gegenwart, mit ihren oft ſehr ins Kleine gehenden Streitigkeiten. — Dieſe wahre Theokratie der Wiſſenſchaft, welche auf der eingebohrnen aber ſelten ganz rein zu findenden, noch ſeltner ganz rein bis ans Ende beharrenden göttlichen Richtung derſelben beruht, kann ihre äußere Sicherung, und ungehinderte Wirkungs-Sphäre, nur ſetzung des unendlich Entgegengeſetzten entſpringen. Der Menſch iſt eine aus ſeinem reinen Selbſt und einem fremdartigen Weſen gemiſchte Natur. Er kann mit dem Schickſal nie reine Abrechnung halten, und beſtimmt ſagen: jenes iſt dein Einfluß, dieß iſt mein Werk und mein geiſtiges Eigenthum. Nur das Gemüth, welches von dem Schickſal hinlänglich durchgearbeitet worden, erreicht das ſeltne Glück, ſelbſtſtändig ſeyn zu können. Die Grundlage ſeiner ſtolzeſten Werke iſt dennoch oft ein bloßes Geſchenk der Natur, und auch ſeine beſten Thaten ſind nicht ſelten kaum zur Hälfte ſein. Ohne alle Freyheit wäre es keine That; ohne alle fremde Hülfe keine menſchliche. Die zu bildende innere Kraft aber muß nothwendig das Vermögen haben, ſich die Gabe der ſie von außen bildenden zuzueignen, das Vermögen, auf die Veranlaſſung jener ſich ſelbſt zu beſtimmen; ſie muß frey ſeyn. Bildung oder Entwicklung der Freyheit iſt die nothwendige Folge alles menſchlichen Thuns und Leidens, das endliche Ergebniß jeder Wechſelwirkung der Freyheit und der Natur. In dem gegenſeitigen Einfluß, der ſteten Wechſelbeſtimmung, welche zwiſchen beyden Statt findet, muß nun nothwendiger Weiſe eine von beyden Kräften die wirkende, die andre die rückwirkende ſeyn. Entweder die Freyheit oder die Natur muß der menſchlichen Bildung den erſten beſtimmenden Anſtoß geben, und dadurch die Richtung des Weges, das Geſetz der Fortſchreitung, und das endliche Ziel der ganzen Laufbahn vorzeichnen; es mag nun von der Entwicklung der geſammten Menſchheit oder eines einzelnen weſentlichen Beſtandtheils derſelben die Rede ſeyn. Im erſten Fall kann die Bildung eine durch den Staat, der ſich in ſeiner göttlichen Grundlage ſelbſt erkennt und verſteht, und ihr inneres Leben nur in der göttlichen Gnaden- und Kraft-Mittheilung der wahren Religion finden; der Einzelne kann hierzu nur mitwirken, und in dem Verhältniß eines Mitwirkenden ſtehen, die Kraft ſelbſt muß immer von oben, und von der Quelle alles Guten und aller Wahrheit ausgehen.

Wiſſenſchaftlich genommen aber, beruht das Wiſſen und die göttliche Richtung deſſelben, auf dem Bewußtſeyn, in dieſer ächten und guten Richtung, auf der göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeyns, in welcher und durch welche auch das Wiſſen ſelbſt erſt zur Vollendung gelangen kann. Wie das menſchliche Bewußtſeyn, ſo wie es jetzt iſt, unvollendet ſey, oder auch nicht mehr unverdorben, zerrüttet und in ſich geſtört, im Vergleich mit dem, wie es im Anfang, unmittelbar von ſeinem Schöpfer aus war, in der erſten friſchen Lebenskraft, und in der ganzen vollen Wirkſamkeit derſelben; das war der Anfang aller meiner Bemerkungen in der ganzen Reihenfolge dieſer Vorträge. Der natürliche Schluß derſelben liegt alſo in dem Begriffe von der göttlichen Wiederherſtellung und göttlichen Vollendung des menſchlichen Bewußtſeyns; wodurch auch die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft erſt ihr ganz ſichres Fundament, und ihr dann gewiß nicht mehr zu verfehlendes Ziel erhält. — In dem kalten, abſtracten und todten Verſtande, in dem leidenſchaftlich blinden und abſoluten Willen, in einer dialektiſch ſtreitenden, oder dynamiſch ſpielenden, und auf dieſem Wege nie ihr Ziel erreichenden Vernunft, in einer nach Bildern ſehnſüchtig jagenden, in Bildern träumend lebenden, und ganz darin verſunknen und berauſchten Fantaſie, in dieſen fehlerhaften Formen des durch die Sünde und den Abfall von Gott zerrütteten Bewußtſeyns, mögen die Gegenſtände jenes fehlerhaften Denkens und Wollens auch an ſich noch ſo ſchuldlos, gleichgültig oder ſelbſt uneigennützig und nichtſinnlich erſcheinen; liegt die erſte Quelle des mannichfachen Irrthums, Unglaubens und aller zerſtörenden und verderblichen Gedanken. Die Seele iſt in der Mitte dieſer vierfachen Quelle des falſchen Denkens und Wollens, vielfach getheilt und zerriſſen, gebunden und wie gelähmt und erſtorben; aber doch bleibt ſie die ewig unſterbliche, und von hieraus muß auch die neue Lebenserweckung beginnen, und die Wiederherſtellung geſchehen. Eine göttliche aber iſt die Wiederherſtellung und Vollendung des menſchlichen Bewußtſeyns darum zu nennen, weil ſie nur auf dieſem Wege erreicht werden kann; nähmlich nur durch die volle Anſchließung der ganzen Seele an jenen ſchon früher erwähnten zweyten neuen und göttlichen Anfangspunkt des menſchlichen Daſeyns. Je mehr aber die zur Unſterblichkeit erſchaffne, und das Unſterbliche an ſich liebende und liebend umfaſſende Seele, jenes neue große Menſchenwort, jenen zweyten Gottes-Anfang in ſich aufnimmt und wieder von ihm befruchtet wird; jemehr hören auch Vernunft und Fantaſie auf, mit einander im Gegenſatz, überhaupt auch ſtreitende, getrennte, und vereinzelte Vermögen zu ſeyn, und verſchmelzen endlich ganz in die Eine denkende und liebende Seele. Dann hört auch der Verſtand auf ein todter, kalter und abſtracter zu ſeyn; er wird ein lebendig erwachter, d. h. eben ein Geiſt, ein im dieſem neuen Leben freyer und wirkender Geiſt. Auch der Willen iſt dann nicht mehr ſo blind, und kann nicht mehr leidenſchaftlich abſolut ſeyn; der ſehende Willen aber iſt Eins mit dem Sinn, als dem dritten Gliede des Bewußtſeyns, und ganz bewaffnet und armirt mit dieſem. Denn der äußere ſonſt bloß paſſive Sinn, wird nun in dieſem ſehend gewordnen Willen auch activ und ein lebendig wirkender; der innere moraliſche, früher bloß ſubjektive Sinn aber, wird nun auch ein äußerlich durchblickender. — Dieſes iſt das Ziel der Vollendung und nur auf dem Wege dieſer göttlichen Wiederherſtellung des Bewußtſeyns, in ihrem geordneten Stufengange kann auch die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft ihr Ziel und ihre Vollendung erreichen. Mit dieſem Ziel und der Erreichung deſſelben, würde eine wahrhaft neue Zeit beginnen; das verwickelte Problem unſrer Zeit aber, liegt eben darin, daß in ihr eine wahrhaft neue Zeit, und eine falſche neue Zeit mit einander ringen und im Kampfe liegen, und ſich gegenſeitig zu vernichten ſtreben. Die wahre neue Zeit kann erſt dann ſich erheben und emporblühen, wenn die falſche neue Zeit abgemäht, und auf die Seite geſchafft iſt. Dazu muß der jetzige falſche Zeitgeiſt, der nur ein verkehrter Weltgeiſt iſt, des Todes ſterben; nur durch das Schwerdt des Worts, oder der ewigen Wahrheit kann dieß geſchehen, welches Schwerdt das Innerſte bis auf Mark und Bein durchdringt, und Geiſt und Seele ſcheidet; denn eben die ewige, von Gott erſchaffne und ihm eigen erworbne Seele der Menſchheit, ſoll von dem falſchen, aus ſo mancherley trüben, falſchen, halben und böſen Geiſtern vermiſchten Zeitgeiſte geſchieden und losgeriſſen werden. Dieſer ſelbſt ſoll ganz umgewendet, zur Erkenntniß ſeines Irrthums und zum offnen Bekenntniß deſſelben gebracht werden, und wenn die ganz erſtorbenen Stellen deſſelben erſt zum ewigen Tode bezeichnet ſind, dann in den Feuer-Fluthen der wahren neuen Zeit, auch wieder hergeſtellt und gereinigt werden. — Bey dieſer göttlichen Wiederherſtellung und Theokratie des Bewußtſeyns aber, kann ſich der Menſch faſt nur ganz leidend verhalten, und iſt es genug, wenn er nur nichts hindert und verdirbt; da er in der Theokratie der Wiſſenſchaft noch allenfalls in einem gewiſſen Grade wenigſtens mitwirkend ſeyn kann. Auch jenes Ziel, auf welches die wahrhaft neue Zeit, die von der falſchen noch ganz verdeckt, und wie verſchüttet iſt, hingeht, jener Gottesfrieden, von welchem ſelbſt der höhere und beſte Religionsfrieden, nur ein vorbedeutendes Symbol, und die erſte ſchwache Stufe dazu iſt; kann nicht durch menſchliche Kunſt und Kraft herbeygeführt werden. Nicht durch eine gegenſeitige diplomatiſche Nachgiebigkeit, die hier ſtrafbar wäre; nicht durch ein in dieſer Sphäre widerſinniges Amalgamiren, kann dieſer Frieden zu Stande gebracht werden, in welchem nach der, doch gewiß nicht leeren Verheißung, Ein Hirt und Eine Heerde ſeyn ſoll, ſondern allein durch Den, welcher von Ewigkeit der Hirt aller erſchaffnen Weſen immer geweſen iſt, und noch iſt.

Hier an dieſer Stelle, nach dem nun erreichten Schluß durch den Begriff von der göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung des menſchlichen Bewußtſeyns, erlaube ich mir einen augenblicklichen Stillſtand, und kurzen Rückblick auf das Ganze, zur nochmahligen Ueberſicht, und deſto klareren Eintheilung deſſelben; wo ich in der Bezeichnung und Abtheilung ſelbſt, abſichtlich die Beziehung auf die gewöhnliche Schulform und Benennung dieſer einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften beybehalte. Die fünf erſten Vorträge handeln von dieß immer höchſt anziehend und vielfach belehrend; man vertieft ſich gern in das Einzelne eines für uns ſchon ſo weit entfernten Gegenſtandes, und iſt ein ſolches Studium wenn auch nur als Uebung des politiſchen Nachdenkens, und Schule des hiſtoriſchen Urtheils, im hohen Grade als nützlich zu ehren und zu achten. Eben das kann auch da ſeine Anwendung finden, wo der bloße innre Partheyenkampf eines mindermächtigen Staats mit dem durchdringenden Geiſte, der feinen Unterſcheidung eines Machiavelli klar auseinander geſetzt, und mit der höchſten Deutlichkeit entwickelt und erklärt wird. Und noch mehr vielleicht, wo ein großer und merkwürdiger Friedenszuſtand, wie jener, welchen der Kaiſer Auguſtus der ganzen civiliſirten Welt der damaligen Zeit gab, oder zu geben verhieß, und auch eine Epoche hindurch zu ſichern wußte, in ſeiner weitern Entwicklung und dem fernern Gange ſeiner nachfolgenden Wirkungen von dem tiefſinnigen Blick eines Tacitus durchdrungen und von ſeiner Meiſterhand im ausführlichen Weltgemählde entwickelt, und es nun ganz vor unſerm Auge enthüllt wird, wie die ſcheinbare Ruhe an der Oberfläche, überall nur ein inneres Verderben, die zahlloſen Keime der Zerſtörung, und einen Abgrund von Zerrüttung und Verbrechen ſchlecht verdeckte, wie dieſes innere böſe Princip des entarteten Römiſchen Staates immer ſichtbarer hervortrat, und ſtufenweiſe unter einer Reihe ſchlechter Regenten immer ſchrecklicher zum Ausbruch kam.

Als Schule des politiſchen Nachdenkens, oder des hiſtoriſchen Urtheils, wie geſagt, bleibt das Studium ſolcher und ähnlicher claſſiſcher Werke in der Geſchichte, von unſchätzbar großem Werthe. — Davon weggeſehen aber, an und für ſich genommen, ſind alle dieſe zahlloſen Schlachten, dieſe endloſen und größten Theils auch zweckloſen Kriege, deren lange Reihe die Annalen der Geſchichte aller Völker ſeit mehreren Jahrtauſenden anfüllt, nur wie einzelne kleine Atome im Verhältniß zu dem Ganzen der Menſchheit und ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung. Eben das gilt auch mit geringem Unterſchiede von ſo manchen berühmten Friedensſchlüſſen, und Friedens-Syſtemen der frühern Vergangenheit, wenn ſie für das praktiſche Leben, und den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge kein Intereſſe mehr haben; welche oft mühſam zu Stande gebracht, und mit großer Kunſt zuſammen gehalten, dennoch aber innerlich gebrechlich, früher oder ſpäter, und oft ſchnell genug, wieder auseinander gingen, und zuſammen ſtürzten.

Für die Philoſophie der Geſchichte geht aus allen Kriegsdarſtellungen, und Friedensentwicklungen der frühern Jahrhunderte, die für unſre politiſche Gegenwart, und die praktiſchen Verhältniſſe ſchon völlig erloſchen und dahingeſchwunden ſind, nur das Eine, allerdings nicht unwichtige, Reſultat hervor: daß der innere Zwieſpalt, der im Menſchengeſchlecht und in der Menſchheit liegt, in jeder Zeit und in jeder Hinſicht ſehr leicht auch in einen äußern Kampf und wirklichen Krieg übergehen und ausbrechen kann; ja daß der Frieden ſelbſt, dieſes unwandelbare Ziel der höhern politiſchen Kunſt, aus dieſem Standpunkte angeſehen, nichts anders zu ſeyn ſcheint, als der durch eben jene Kunſt zurückgehaltne, und immer wieder am Ausbruch verhinderte Krieg, zu dem einige Dispoſition, und irgend ein veranlaſſender politiſcher Krankheits-Stoff faſt immer irgendwo vorhanden iſt. Ganz ſo, oder doch in ähnlicher Weiſe, wie der wiſſenſchaftlich denkende Arzt die Geſundheit des Körpers und die rechte Temperatur derſelben, nur als ein glückliches Gleichgewicht und eine leicht zu verliehrende Linie der Mitte zwiſchen zwey entgegengeſetzten Uebeln, oder auch als eine ununterbrochen fortgehende, ſorgſame Vermeidung der Krankheit betrachtet, da faſt immer und eigentlich überall irgend eine Anlage dazu, unter der einen oder der andern Form der Erkrankung, in dieſer oder jener innern organiſchen Unvollkommenheit angetroffen wird, und vorausgeſetzt werden muß.

Die politiſchen Begebenheiten bilden überhaupt nur die eine Seite der Weltgeſchichte und nicht das Ganze des Menſchen und ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung. Alles Wiſſen des Einzelnen, wenn deſſen auch noch ſo viel und vielerley wäre, bringt noch keine Wiſſenſchaft in philoſophiſchem Sinne zu Stande, die nur im richtigen Begriff des Ganzen, um es ſo vollſtändig als möglich zu erfaſſen, liegen kann.

So wie die meiſten der neunhundert Millionen der geſammten menſchlichen Bevölkerung auf dem ganzen Erdkreiſe, nach dem höchſten Anſchlage derſelben in einer freylich nur ſehr ohngefähren Berechnung, gebohren werden, leben und ſterben, ohne daß eine Geſchichte von ihnen möglich wäre, oder ohne daß ſie auch nur in der allgemeinen Geſchichte einzeln irgend mitzählen; ſo daß die äußerſt kleine Anzahl derjenigen, die man eigentlich hiſtoriſche Menſchen nennen kann, nur die ſeltne Ausnahme bildet, eben ſo kann es auch ganze Völkerſchaften und Länder geben, die nur etwa mit andern zuſammen genommen, auch zum Belege dienen für irgend einen untergeordneten hiſtoriſchen Zuſtand, oder für die allgemeine geographiſche Ueberſicht des Menſchengeſchlechts, ohne daß ſie darum in der Geſchichte des Ganzen, oder in dem Stufengange ſeiner Entwicklung, an und für ſich ſchon eine Stelle einnähmen, einen Theil und Glied des Ganzen bildeten, oder von irgend einer hervortretend bemerklichen Bedeutung und Wichtigkeit für daſſelbe wären. — Es giebt wohl einen Standpunkt von welchem aus die Sache ganz anders erſcheint, und auch wirklich iſt; vor dem allſehenden Auge der Vorſehung liegt gewiß in jedem Menſchenleben, wie kurz es auch abgemeſſen ſeyn, wie ganz unbedeutend es auch erſcheinen mag, irgend ein Punkt der innern Entwicklung und Entſcheidung, alſo eine Art von Geſchichte, die aber eben nur von jenem Auge erkannt wird, und nur ihm ſichtbar iſt, und iſt alſo keines völlig zwecklos; aber dieſes gilt nur auf dieſem nicht mehr geſchichtlichen Standpunkte, in Beziehung auf die Unſterblichkeit der Seele, und im Zuſammenhange unſers Lebens mit einer andern, uns unſichtbaren Welt. Unſer hiſtoriſches Wiſſen aber iſt auf das menſchliche Gebiet beſchränkt, und müſſen wir uns darin auch an den menſchlichen Maaßſtab feſt halten.

Die geiſtige Entwicklung aber, in ſo fern ſie eine hiſtoriſche iſt, gehört eben ſo wohl mit in dieſes menſchlich geſchichtliche Gebiet, wie die äußern politiſchen Begebenheiten und iſt keinesweges davon ausgeſchloſſen. Zu jenen ſeltenen Ausnahmen der hiſtoriſchen Menſchen, gehört jener alte Meiſter des menſchlichen Scharfſinns, welcher der Lehrer des großen Alexander geweſen, nicht minder und viel leicht in nicht geringerem Grade der Wichtigkeit, als dieſer Eroberer ſelbſt, obwohl dieſer die Natur, die Welt und das Leben umfaſſende Philoſoph in ſeiner eignen Zeit ungleich weniger anerkannt und berühmt war, als bey einer viel ſpätern Nachwelt. Hier in unſerm europäiſchen Abendlande, beſtimmte Ariſtoteles, nach dem alle von dem macedoniſchen Eroberer geſtifteten Reiche längſt von der Erde verſchwunden, vergangen und vergeſſen waren, mehrere Jahrhunderte hindurch als unumſchränkter Monarch der chriſtlichen Schulen des Mittelalters, den Gang des geſammten menſchlichen Wiſſens und Denkens, mehrere Jahrhunderte hindurch; ob immer ganz richtig verſtanden, und in der rechten Bahn und Weiſe, oder nicht, das gilt hier fürs erſte noch gleich, wo bloß von dem vorherrſchenden Einfluß auf das Ganze und von der hiſtoriſchen Wichtigkeit die Rede iſt; ja auch in der ſpätern neuern Zeit diente er der beſſern, und auf Erfahrung gegründeten Naturkunde, in welcher er ſelbſt für ſeine Zeit ſo Großes geleiſtet, Anfangs und noch lange als Führer und Lehrer.

Die erſte Grundregel des hiſtoriſchen Wiſſens und Forſchens, in ſo fern damit eine Erkenntniß des Ganzen beabſichtigt wird und erreicht werden ſoll, iſt alſo, daß man die Aufmerkſamkeit auf dieſes und das, was für dieſen Zweck weſentlich und wirklich bedeutend iſt, vorzüglich feſt hält, ohne ſich allzuſehr in das Einzelne der ſpeciellen Unterſuchungen, und der hiſtoriſchen Thatſachen zu verliehren, da die Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände ſich in jeder Hinſicht nach allen Seiten ins Unermeßliche erſtreckt; auf welchem Ocean des einzelnen hiſtoriſchen Wiſſens ſonſt jenes Ziel dem Auge völlig verſchwindet. Der erſte gründliche Schulunterricht in der Geſchichte, bildet zwar einen nicht bloß wichtigen, ſondern durchaus weſentlichen Beſtandtheil der höhern wiſſenſchaftlichen, und überhaupt jeder gebildeten Erziehung. Eigentlich aber iſt es zunächſt, und fürs erſte nur die Nomenclatur der wichtigſten Perſonen, berühmten Namen und Begebenheiten, das Skelett der hiſtoriſchen Eintheilungen, nach den chronologiſchen Abſchnitten und Zahlen, oder nach dem geographiſchen Grundriß, was hier dem Gedächtniß eingeprägt, und als nothwendig vorangehende Grundlage darin niedergelegt wird, um demnächſt, was erſt ſpäter bey reiferm Alter lebendiger und vollſtändiger erkannt und verſtanden werden kann, darin eintragen zu können. Es iſt alſo dieſe erſte Grundlage, als bleibender Anhaltspunkt im Gedächtniß, als leicht zu handhabendes Organ und bequemes Werkzeug einer klaren und richtigen Anordnung für alles nachher noch ſo ſehr erweiterte hiſtoriſche Wiſſen, mehr nur die allgemeine Vorbereitung zum Studium der Geſchichte, als ſelbſt ſchon die Wiſſenſchaft, und vollſtändige Erkenntniß derſelben. Auf den höhern Stufen des akademiſchen Unterrichts nimmt der hiſtoriſche Vortrag natürlich eine andre Geſtalt an, je nach der beſondern Richtung des gewählten Studiums und Berufs; es iſt ein ganz andrer Theil und eine andre Seite der Geſchichte und des hiſtoriſchen Wiſſens, welche dem Theologen vorzüglich nothwendig iſt und eine andre, welche dem Civilſtande oder dem Rechtsgelehrten als Hülfswiſſenſchaft dient. Für den Arzt, und überhaupt den Phyſiker, bleibt die naturhiſtoriſche Seite, und was dieſer auch in der Menſchengeſchichte natürliche, im letztern eine künſtliche heißen. In jener iſt der erſte urſprüngliche Quell der Thätigkeit ein unbeſtimmtes Verlangen; in dieſer ein beſtimmter Zweck. Dort iſt der Verſtand auch bey der größten Ausbildung höchſtens nur der Handlanger und Dolmetſcher der Neigung; der geſammte zuſammengeſetzte Trieb aber der unumſchränkte Geſetzgeber und Führer der Bildung. Hier iſt die bewegende, ausübende Macht zwar auch der Trieb; die lenkende, geſetzgebende Macht hingegen der Verſtandeszweck; ein oberſtes lenkendes Gedanken-Princip, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung beſtimmt, die Anordnung der ganzen Maſſe geſtaltet und nach Willkühr die einzelnen Theile trennt und verknüpft.

Die Erfahrung belehrt uns, daß unter allen Zonen, in jedem Zeitalter, bey allen Nationen, und in jedem Theile der menſchlichen Bildung, die praktiſche Ausübung der Theorie, das Leben der Wiſſenſchaft voranging, daß ihre Bildung von der Natur und ihrer bewegenden und treibenden Kraft den Anfang nahm. Und auch ſchon vor aller Erfahrung kann die Vernunft ſicher im voraus beſtimmen, daß die Veranlaſſung dem Veranlaßten, die Wirkung der Rückwirkung, der Anſtoß der Natur der Selbſtbeſtimmung des Menſchen vorangehn müſſe. Nur auf die Natur kann erſt eigentliche Kunſt, nur auf eine natürliche Bildung kann die künſtliche folgen. Und zwar auf eine unglücklich beendigte natürliche Bildung; denn wenn der Menſch auf dem leichten Wege der Natur ohne Hinderniß immer weiter zum Ziele fortſchreiten könnte, ſo wäre ja die Hülfe der Kunſt ganz überflüſſig, und es ließe ſich in der That gar nicht einſehen, was ihn beweam meiſten verwandt iſt, die anziehendſte; dem Philologen und Sprachgelehrten aber öffnet ſich von allen Seiten ein ſchwer zu überſehendes, faſt unermeßliches Gebiet von einzelnen antiquariſchen Unterſuchungen, beſonders jetzt, wo nebſt der claſſiſchen Gelehrſamkeit, und den gewöhnlichen morgenländiſchen Sprachen, auch die entfernteren aſiatiſchen Sprachen und geſchichtlichen Alterthümer die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Gelehrten ſo ſehr auf ſich gezogen haben, und die Quellen von allen Seiten immer zugänglicher geworden ſind. — Aber auch das Gebiet der neuern politiſchen Geſchichte, woraus für die praktiſchen Staatsgeſchäfte ſo vieles geſchöpft und erlernt werden muß, iſt nicht minder unermeßlich; wenn man neben den claſſiſchen Werken der neuern Zeit dabey auch nur auf die unzählige Menge der einzelnen Memoiren und andern hiſtoriſchen Staatsſchriften ſieht; beſonders zu einer Zeit und in einer Welt, wo auch die Zeitſchriften und die Zeitungen eine Macht und eine Kunſt oder Wiſſenſchaft geworden ſind, und die ſelbſt immer mehr eine Zeitung zu werden droht. Will man in dieſem politiſch ſtatiſtiſchen Gebiete vollends noch auf die ungedruckten Quellen mit Rückſicht nehmen, ſo iſt gewiß das Archiv manches Staats allein hinreichend, mehr als ein Menſchenleben hinreichend zu beſchäftigen.

Bey allen dieſen ſpeciellen hiſtoriſchen Fächern und beſondern Rückſichten wird das Ganze einem Nebenzwecke untergeordnet; und kann dieß hier auch nicht anders ſeyn. Es kann vielleicht nützlich ſeyn, ſelbſt für die ſachkundige Behandlungsweiſe des Ganzen der Weltgeſchichte, und das tiefere Verſtändniß derſelben; wenn man ſich in einer oder

der andern jener beſondern Sphären des ſo mannichfachen hiſtoriſchen Wiſſens ernſtlich verſucht, und eine Zeit lang ganz in dieſen Einen Gegenſtand vertieft hat, was faſt niemals ohne eine beſondre Neigung und faſt partheyiſche Vorliebe für denſelben Statt findet. Indeſſen bleibt dieſes immer nur eine Vorübung für das Ganze, für die Wiſſenſchaft und Philoſophie der Geſchichte, oder ein einzelner Beytrag dazu; aber es iſt noch nicht dieſe ſelbſt. So habe auch ich im Anfange meines litterariſchen Lebens, eine geraume Zeit einem ganz ins Einzelne gehenden Studium der Griechen gewidmet; ſpäterhin hat mich die jetzt zugänglicher gewordene indiſche Sprache und Geiſteseigenthümlichkeit ſehr angezogen. Im Kampfe des Lebens und unter den Gefahren der Zeit, iſt mir dann auch das patriotiſche Gefühl für die eigne vaterländiſche und nächſte Zeitgeſchichte nicht fremd geblieben, und vielleicht ſind einige unter meinen Zuhörern, die ſich noch der vor achtzehn Jahren in dieſem Sinne hier in dieſer Kaiſerſtadt gehaltenen hiſtoriſchen Vorträge zu erinnern wiſſen. Jetzt aber iſt mein Wunſch und vorgeſetztes Ziel, ohne irgend eine antiquariſche, oder ſonſtige aſiatiſche oder europäiſche Vorliebe für das Einzelne, nur das Ganze dieſer welthiſtoriſchen Entwicklung, nach ſeinen weſentlichen Theilen, Gliedern und Stufen zur vollſtändigen Erkenntniß zu bringen, und in vollkommener Klarheit allgemein verſtändlich zu entfalten.

Die erſte hier aufgeſtellte Grundregel, wenn man anders das Ganze im Auge und zum Zwecke hat — die Aufmerkſamkeit vorzüglich nur auf dieſes Eine, Weſentliche zu richten, und ſich nicht zu ſehr ins Einzelne zu verliehren

O hochgeliebte Herrinn,
Von deinem Schutz umgeben
Verfließe ſanft mein Leben,
Bis mir das Auge bricht!

Dieß hoff' ich, o Maria,
Und ſo ich es erwerbe,
Daß ich, dich liebend, ſterbe,
Erwerb' ich Gottes Licht!

O breite deine Feſſeln,
Mein Herz darein zu ſchlagen,
Es ſoll ſie liebend tragen
Und ewig treu dir ſeyn.

So iſt mein Herz, Maria,
Nur dir allein ergeben,
O nimm, es Gott zu geben,
Es iſt nicht fürder mein!

Ankunft vor einem Marienbrunnen.

Laßt uns hier trinken. Seht, wie plätſchernd mit eiſigem Fuße
Die blaue Fluth hernieder rauſche.
Nimmer mit ſchwärzlicher Hand ſetzt hier ein Neger zu trinken
Den flußigen Kryſtall uns vor;
Sondern der Genius oben, der, blendend, in pariſchem Marmor
Von weißeſtem Geäder, glänzt.
Seht ihr, wie über der Säule die fluthenbegabende Mutter,
Im Arm das helle Kindlein, thront!
Wie die gedoppelte Muſchel den flußigen Strahlentag auffängt,
Wie ſchillernd hier das Glas entfließt!
Laſſet uns trinken. O Quell! jungfräuliche Fluthen ergießend,
Die ſchmachtend nie der Schlummer drückt,
Welcher Blanduſia's ſchwätzenden Quell und liebliche Kühle
Und Lycoria's Thau beſiegt,
Und den arkadiſchen Ladon, der nimmer verſiegende Fluthen
Durch grüne Lorberhaine wälzt!
Glänze beſtändig, o Quell, in ſprühenden reinen Gewäſſern!
Doch endlich trinken wir einmahl!

Aber es ſcheuchet vielleicht nach Jacchus entweihenden Bechern
Die heil'ge Thetis uns hinweg!
Laßt uns daher mit geläutertem Sinne der heiligen Quelle
In reinem Durſte morgen nah'n.

Das Heiligthum der ſeligen Jungfrau

zu Oettingen.

Weiden indeß wir den Blick im Haus der geliebteſten Jungfrau,
Schau'n wir die glänzende Schrift,
Die frommen Opfergaben an.

Zwar kein güld'nes Geſims verziert des Domes Gewölbe,
Nicht des Praxiteles Hand,
Noch Zeuxis Pinſel webte hier.

Aber die Kunſt iſt erſetzt; es erfreut das ärmliche kleine,
Schattig erquickende Haus,
Von Cäſar Antonin erbaut.

Denn als ſolches beweiſ't es von älteſten Zeiten Rupertus,
Der vor der hunniſchen Wuth
Und vor den Flammen es beſchützt.

Dieſes Sternengemach, entweiht von der Finſterniß Gräueln
Und vom empörenden Dienſt
Der Wandelſterne, reinigend,

Rief er entrüſtet, daſelbſt die römiſchen Opfer zu feyern
Und zu verehren als Gott,
Den Titan mit der Schweſter hier:

Wie! ſoll frevelnder Wahn von alten Altären aus Troja,
Schändlicher Götter Gezücht',
Es ſollte unſer Land entweih'n?

Fort mit dir, gräulicher Phanes, mit Jupiter, Luna und Venus
Fleuch, o erlog'ner Merkur
Und Mars, und eurer Ahnen Schmach!

Sprach es, und weihte, die Ungeheuer zertrümmernd, die Stätte,
Und auf den edleren Sitz
Verſetzt' er dieſes heil'ge Bild.

Wunderbar iſt, o Göttliche, hier dein Bildniß zu ſchauen,
Das in dem engeſten Raum
Der Pilger fromm und liebend ehrt.

Ein Diadem erglänzt auf dem Haupt, in der Linken ein Zepter,
Während das göttliche Kind,
Auf ihrem Schooß, die Rechte hält.

Andacht erwecken die holden und zierlich geſchnitzten Geſtalten,
Anmuth und freundliche Huld
Gibt ihrer Augen Sprache kund.

Ob auch ſchwarz, doch ſind ſie lieblich. Das einfache Bildniß
Dämmert nur milder darob,
Es wächſt der Gnade ſtiller Strahl.

Aus dem einfachen Schnitzwerk athmet die göttliche Hoheit,
Und die erfreuliche Nacht,
Sie feſſelt ſtets das Dämmerlicht.

Groß iſt die Kraft im kleinen Bild, das geringe zermalmet
Große Coloſſe, und wächſt
Zur hohen Pyramide auf.

Dieſe belebende Kraft, ſie verſcheuchte die hölliſche Schlange,
Die zu den Füßen zermalmt
Ihr Gift zur tiefen Hölle ſpeyt.

An die heilige Jungfrau zu Oettingen.

Sey mir, o lieblichſtes Licht, das hier ich erſchaue, gegrüßet!
Tochter, im himmliſchen Glanz
Des Vaters ſtrahlend, ſey gegrüßt!

Wahrlich, hier waltet die Gottheit, es wehen heilige Schauer;
Mild, o Gebietherinn! gibſt
Du deine ſüße Nähe kund.

Du beſchützeſt fürwahr die Fürſten, du ſchirmeſt die Wogen
Strömenden Volkes, das hier
In unermeßnen Schaaren wallt.

Wohl iſt Cäſaren dieß Haus bekannt, in freudiger Andacht
Beugten die Knie ſie hier,
In frommem Sinne flehten ſie;

Weihten dir Reiche und Kinder und Städte und Völker und Heere,
Hingen vor deinem Altar
Die Zepter mit den Schwertern auf.

Du biſt der Anker der Schiffer, der Hafen auf offenem Meere,
Grimmigen Wölfen der See
Entziſſeſt du die Sinkenden.
rißeſt

Du verſcheucheſt die Krankheit, den Tod, und die ziſchende Schlange
Zitternd verſtummt ſie vor dir;
Dem Gift entwinkſt Geſundheit du

Du gebietheſt dem Schickſal, und wehreſt dem eilenden Unglück;
Glieder von Wunden gelöſ't,
Sie werden neu durch dich ergänzt.

Du entfachſt das erlöſchende Auge mit fröhlichem Lichte,
Scheucheſt den feindlichen Froſt,
Und heiße Fiebersgluthen fern.

Zahm wird das ſtetige Roß, wenn du den Zügel regiereſt;
Lenkſt du die Winde, dann hält
Des ärgſten Sturmes Wüthen ein.

Gleich den kryſtallenen Wogen zerſchellen die ſchrecklichen Blitze,
Und ſie erlöſchen im Nu;
Ihr Flammenflügel iſt gelähmt.

Du behütheſt die Saaten, und läſſeſt auf öden Geſilden,
Himmliſche Ceres! die Frucht
In güld'nen Körnern reif gedeih'n.

gen ſollte, einen neuen Weg einzuſchlagen. Die bewegende Kraft wird ſich in der einmal genommenen Richtung fortbewegen, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, und ein Umſchwung von außen ihr nicht eine neue Richtung ertheilt. Die Natur wird das lenkende Princip und herrſchender Geiſt der Bildung bleiben, bis ſie dieſes Recht verlohren hat, und wahrſcheinlich wird nur ein unglücklicher Mißbrauch ihrer Macht den Menſchen dahin vermögen, ſie ihres Amtes zu entſetzen. Daß der Verſuch der natürlichen Bildung mißglücken könne, iſt aber gar keine unwahrſcheinliche Vorausſetzung; der Trieb iſt zwar ein mächtiger Beweger, aber ein blinder Führer. Ueberdem iſt hier in die Geſetzgebung ſelbſt etwas Fremdartiges aufgenommen: denn der geſammte Trieb iſt ja nicht rein, ſondern aus Menſchheit und Thierheit zuſammengeſetzt. Die künſtliche Bildung hingegen kann wenigſtens zu einer richtigen Geſetzgebung, dauerhaften Vervollkommnung, und endlichen, vollſtändigen Befriedigung führen; weil dieſelbe Kraft, welche das Ziel des Ganzen aus ſich ſelbſt entnimmt, hier zugleich auch die Richtung der Laufbahn beſtimmt, die einzelnen Theile lenkt und ordnet.

Schon in den früheſten Zeitaltern der europäiſchen Bildung aber finden ſich unverkennbare Spuren jenes künſtlichen Urſprungs und der vorherrſchenden Verſtandesrichtung der neuern Poeſie. Die Kraft, der Stoff war zwar durch die Natur gegeben; das beſtimmende Princip der dichteriſchen Bildung war aber nicht der Trieb, ſondern gewiſſe leitende Begriffe und Zwecke. Mögen dieſe herrſchenden Begriffe noch ſo dunkel und unentwickelt ſeyn, ſo können und dürfen ſie doch mit dem Triebe, irgend einer innerlichen Blendlaterne ſeyn wird, was dieſe Täuſchung des Unverſtändlichen, oder vielmehr des Unverſtandes hervorbringt. Auf dieſem Wege des ganz abſtracten und unverſtändlichen Denkens wird natürlich die Philoſophie der Schule als die Hauptſache betrachtet, und als das eigentlich wahre Wiſſen, nähmlich das unverſtändliche; die Philoſophie des Lebens aber iſt nach dieſem Syſtem nichts als eine Art von Ueberſetzung in eine populäre Darſtellung und in das gemeine Menſchenbewußtſeyn, wo es ſich dann oft zeigt, daß auch bey einem nicht geringen Talent im Ausdruck und in der Darſtellung, dieſe, ungeachtet der anſcheinenden Klarheit, genau betrachtet, immer noch unverſtändlich bleibt, weil nähmlich das Innere dieſer abſtracten Gedanken von Anfang an verworren und unverſtändlich war, und alſo auch durch keine Darſtellung klar gemacht werden kann. Ganz entfernt iſt die lebendige Philoſophie von dieſer Verſteigung in das Unverſtändliche der leeren Abſtraction, und da die Gegenſtände keine andern ſind, als die jeder Menſch von einem ſchon einigermaßen vollſtändiger entwickelten Bewußtſeyn in ſeinem Innern hat und kennt: ſo hindert nichts, daß auch der Vortrag durchaus klar, leicht und lebendig ſeyn kann. Hier iſt das Verhältniß alſo gerade umgekehrt: die Philoſophie des Lebens ſelbſt iſt in dieſem Syſtem die Hauptſache und das Erſte; die Philoſophie der Schule aber, oder der wiſſenſchaftliche Schulunterricht in derſelben, iſt an ſeiner Stelle ſehr achtungswerth und nothwendig, doch gegen das Ganze gehalten nur das Zweyte, Abgeleitete, der Nebenzweig, oder die Anwendung von jener. In der Philoſophie des Lebens muß auch die Methode eine lebendige ſeyn, und darf keineswegs vernachläſſiget werden:

aber nicht überall braucht ſie in gleichem Maße angewandt zu werden, und ſichtbar hervor zu treten, ſondern überall nur ſo viel als es der Zweck erfordert. Zur Erklärung kann ein Gleichniß aus dem praktiſchen Leben dienen, in welchem überhaupt die wichtigſten Künſte und Geſchäfte auf der Mathematik beruhen, welche gleichſam die Methode derſelben bildet; aber nicht immer iſt es thunlich, oder hat man Zeit, auf dieſe Elemente in methodiſcher Ausführlichkeit zurück zu gehen; man ſetzt dieſe als bekannt voraus, und denkt nur an die zum Zweck weſentlichen Reſultate. Die ökonomiſche Verwaltung des größten wie des kleinſten Hausſtandes beruhet am Ende auf den erſten Anfangsgründen der Arithmetik; aber wo wollte es damit hinaus, wenn man im Einzelnen nun erſt wieder auf dieſe, und auf das Einmahl Eins zurück gehen, und dieſes von neuem durchdenken und prüfen wollte, ob es auch wirklich damit ſeine Richtigkeit habe, und daſſelbe mit Sicherheit praktiſch angewandt werden könnte? So beruhet auch die Kriegskunſt auf der Geometrie; wenn aber der Feldherr ſein Heer zum Treffen ordnet, ſo kann er nicht wieder zu den Lehrbüchern der Mathematik zurück gehen, um aus dieſen erſt ſeine Ordnung in gründlichen Beweiſen abzuleiten. Endlich wird ſelbſt der Aſtronom, obgleich ſein Geſchäft am meiſten auf Berechnung beruhet, wenn er uns irgend ein Phänomen am Sternenhimmel zeigen will, nur darauf ſein Augenmerk richten, ohne denen, welche er für jenes Phänomen intereſſiren möchte, mit der verwickelten Berechnung läſtig zu werden, die er vielleicht für ſich angeſtellt hat. Mit allen dieſen Künſten und Verrichtungen des praktiſchen Lebens hat auch das intellectuelle Geſchäft des Denkens, des gemeinſamen Denkens, und der Mittheilung dieſes Denkens eine Art von Ähnlichkeit und Verwandtſchaft. Es iſt doch unſtreitig wenigſtens mit die Aufgabe der Philoſophie, eine weiſe Ökonomie, gute Wirthſchaft und geregelten Haushalt, in dieſe beſtändig rege und curſirende Gedankenmaſſe einzuführen, die unſer intellectuelles Vermögen und Eigenthum bildet; was um ſo nothwendiger iſt, bey dem allerdings ſehr groſzen Gedankenreichthum unſerer Zeit, bey dieſem höchſt raſchen und lebendigen Ideen-Verkehr und Umſatz, wo doch Einnahme und Ausgabe nicht immer gehörig ins Gleichgewicht geſetzt werden, damit nicht eine leichtſinnige Verſchwendung und Verſchleuderung der edelſten Geiſtesgüter einreißt, oder ein bodenloſes falſches Credit-Syſtem im Denken, wo es an einem bleibenden und feſten Capital von ſicher angelegten Grundgedanken und praktiſch ausdauernden Wahrheiten fehlt. Was das zweyte Gleichniß betrifft, ſo wünſche ich allerdings, nicht zwar für Sie, aber mit Ihnen einen Sieg zu gewinnen, über ſo manche, die Zeit und die Gemüther trennende, die Harmonie des Lebens ſtörende, und den Frieden auch in der innern intellectuellen Welt untergrabende Irrthümer, oder falſche und täuſchende Scheingedanken. Und was das dritte betrifft, ſo würde ich mich vorzüglich freuen, und dann mein Ziel am meiſten erreicht zu haben glauben, wenn es mir gelingen könnte, hie und da ihre Aufmerkſamkeit und Ihren Blick auf irgend ein unbekanntes oder nicht ganz und nicht recht erkanntes Geſtirn in der höhern Region hinzulenken.

Vorzüglich aber muß ich hier noch bemerken, daß, ſo wie die Philoſophie ganz ihren Gegenſtand und angewieſenen Inhalt darüber verliehrt, wenn ſie in die Theologie übergeht und ſich auflöſ't, oder wenn ſie in die äußere Politik eingreift: eben ſo auch ganz ihre wahre Form verfehlt, wenn ſie dieſe in künſtlich berechneter Methode der Mathematik nachmachen will. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren faſt alle deutſche Lehrbücher in den meiſten Wiſſenſchaften in dieſer, der Mathematik nachgeäfften Form abgefaßt, und jeder einzelne Satz in der ganzen Schlachtordnung dieſer endloſen Paragraphe ſchloß mit dem vollendeten Act ſolcher demonſtrativen Redensart. Man weiß aber wohl, daß eben in jener Zeit die Philoſophie, die in ſolcher unpaſſenden Weiſe und Form vorgetragen wurde, ganz voll willkührlicher, jetzt zum Theil vergeſſener Hypotheſen, ja faſt nur ein Gewebe von ſolchen geweſen iſt, daß man alſo damit der Wahrheit um keinen Schritt näher gekommen war; jener Wahrheit nähmlich, welche die Philoſophie ſucht, und die etwas Höheres iſt als ein gemeines Rechenexempel. Immer noch, obgleich es jetzt freylich in ganz anderer Weiſe angewandt wird, als ehedem, iſt die deutſche Philoſophie nicht ganz frey von dieſem algebraiſchen Formelweſen, worin ſich Alles, auch das Entgegengeſetzteſte, leicht hineinbringen und zuſammengießen läßt. Wie dem aber auch ſeyn möge, es führt dieſe ängſtlich demonſtrirende Gedanken-Mechanik niemahls eine wahre, innere, volle Ueberzeugung mit ſich. Es iſt eine ganz andere, mehr geiſtige und durchaus innere Methode, deren die Philoſophie bedarf, und um ſie Gleichnißweiſe zu erklären, müßte die Vergleichung eher aus dem Leben und aus der Natur hergenommen ſeyn, als aus der Mathematik. Wie an einem Gebäude, wo alle Theile übereinſtimmen, und leicht und wohlgefällig im Auge zuſammengefaßt werden können: ſo iſt auch in jeder philoſophiſchen Mittheilung die feſte, einfache Grundlage einmahl vorausgeſetzt, die Ordnung des Ganzen das Weſentlichſte für die innere Richtigkeit, damit ſich nichts Fremdartiges anſetze und einſchleiche, ſo wie für die äußere Klarheit. Indeſſen aber hat dieſe Anordnung des Ganzen doch weit mehr Verwandtſchaft und Ähnlichkeit mit einem lebendig fortwachſenden Naturgegenſtande, als mit einem todten ſteinernen Gebäude. Man denke ſich z. B. einen großen, in viele Aeſte und Zweige ſchön und herrlich entfalteten Baum; ſcheinbar, und für das äußere Auge bildet er ein ziemlich regelloſes und nicht ſtreng abgeſchloſſenes Ganzes, ſo wie nun eben der Stamm aus der Wurzel hervorgewachſen iſt, ſich in ſo oder ſo viele Aeſte und Zweige und Blätter getheilt hat, und wie dieſe ſich in der freyen Luft lebendig bewegen. Wenn man ihn dann aber genauer unterſucht, welche vollkommene Structur des Ganzen, welche wunderbare Symmetrie und zarte Regelmäßigkeit bemerkt man in dem ganzen Gebilde, bis auf jedes einzelne Blatt, und jede einzelne Faſer deſſelben! Eben auf ſolche Weiſe müßte auch, glaube ich, der immer fortwachſende Baum des menſchlichen Bewußtſeyns und des menſchlichen Lebens in der Philoſophie dargeſtellt werden und ſich darſtellen, wenn er nicht von der falſchen Erkenntniß entblättert und entwurzelt werden, ſondern von der wahren Wiſſenſchaft lebendig aufgefaßt, und für den Geiſt in ſeinem Leben hingeſtellt und feſtgehalten werden ſoll. Aber wie die Anordnung des Ganzen, ſo iſt auch der Zuſammenhang der einzelnen Gedanken in einer philoſophiſchen Entwicklung oder Mittheilung, von einer höhern Art als die bloß mechaniſche Verknüpfung, mittelſt deren man etwa zwey Bretter aneinander nagelt, oder zuſammen leimt. Sollte ich ein

Gleichniß aus der lebendigen Natur dafür wählen, ſo würde ich daran erinnern, wie die eiſerne Nadel einmahl telluriſch angeregt und aufgeweckt, ſogleich mit dem ganzen Erdkörper und ſeinen entgegenſtehenden Welt-Enden und Polen in Verbindung und unſichtbare Berührung tritt; und wie nun dieſer magnetiſche Faden zuerſt den Weltumſegler über die weiten Meere zu unbekannten Welttheilen geführt hat: ſo iſt auch der innere lebendige Zuſammenhang der einzelnen Gedanken in der Philoſophie weit eher ein ſolcher magnetiſcher, als daß die oben erwähnte rohe, mechaniſche, im Grunde bloß äußerliche Gedankenverknüpfung ihr genügen könnte. Die höchſte innere Einheit aber in der philoſophiſchen Denkart oder in einem philoſophiſchen Ideengange, iſt doch noch von anderer Art, als alle die bis jetzt erwähnten; nicht der Natur, ſondern dem Leben gehört ſie an, und zwar nicht Gleichnißweiſe iſt ſie aus demſelben entnommen, ſondern ſie iſt ſelbſt ein Theil und Beſtandtheil des Lebens, und geht bis auf den tiefſten Grund und die Wurzel des ſittlichen Daſeyns. Es iſt die Einheit der Geſinnung, die ich meyne, der ſich ſelbſt treu bleibende feſte Charakter, die innere Conſequenz der Denkart, die im Leben wie im Syſtem und der philoſophiſchen Anſicht immer einen großen und tiefen Eindruck auf uns macht und Achtung erweckt, auch wo unſere Überzeugung nicht ganz die nähmliche ſeyn ſollte. Dieſe iſt aber von keiner Form abhängig, und kann auch durch keine bloße Methode erreicht werden. Wie oft tritt nicht der Fall ein, daß wir in einer denkwürdigen politiſchen Rede z. B. wenn gleich ſie auch nur ganz rhapſodiſch nach dem Erforderniß des Moments hingeworfen worden iſt, dieſen Charakter in der Denkart, dieſe Conſequenz der Geſinnung ſogleich erkennen und ehren; während wir in einem andern, vielleicht noch ſo ausführlich und methodiſch abgefaßten und ſcheinbar gründlichen Geiſteswerke, ſobald wir durch die ſyſtematiſche Oberfläche durchgedrungen ſind, ſehen, daß im Grunde das alles doch nur ein übel zuſammenſtimmendes und zufällig entſtandenes Gemiſch iſt, von fremden angenommenen, hie und da entlehnten Meinungen und eigenen halben Anſichten, ohne innern Grund und feſten Halt, ohne Charakter und eigentliche innere Einheit. — Wenn es mir nun bey dieſer hier beginnenden Reihe von Vorträgen gelingen könnte, Ihnen das Ganze mit einer ſolchen Klarheit darzuſtellen, daß Sie daſſelbe leicht in ſich aufnehmen, und nach der Übereinſtimmung der einzelnen Theile bequem überſehen und beurtheilen können: ſo hoffe ich wohl, daß Sie die Übereinſtimmung der zum Grunde liegenden Geſinnung und Denkart in dem Ganzen nicht vermiſſen werden. Und wenn ich dann die Bitte hinzu fügen darf, daß Sie dieſe Geſinnung nicht ſogleich nach einzelnen Äußerungen, beſonders im Anfang, ſondern mehr nach dem Ganzen, im ſchon weiter entwickelten Fortſchreiten deſſelben, beurtheilen wollen: ſo darf ich auch noch die zweyte Hoffnung hinzu fügen, daß dieſe mit Klarheit ausgeſprochene Denkart eines Einzelnen, ſelbſt da, wo manche Verſchiedenheitspunkte in der Überzeugung zurück bleiben, dennoch keinen abſtoßenden Eindruck auf Sie machen, ſondern vielmehr hie und da eine anziehende, und vielleicht für ſo manchen Zwieſpalt des Denkens und des Lebens verſöhnende Kraft, als die ſchönſte Frucht der wahren Philoſophie, auch hier unter uns bewähren ſoll.

So weit ging unſere Betrachtung über den Gegenſtand und die eigentliche Sphäre der Philoſophie des Lebens, dann über die ihr angewieſene Form der Mittheilung oder der andern Methode, welche ihrem Weſen eigentlich fremdartig iſt. Sehr wichtig und entſcheidend für den Gang, und die ganze weitere Entwicklung der philoſophiſchen Forſchung, iſt demnächſt der Anfangspunkt, von welchem ſie ausgeht; man muß aber nicht glauben, dieſen bloß in den Sätzen und Behauptungen ſchon gefunden zu haben, die an die Spitze eines Syſtems vorangeſtellt werden, ſondern man muß dazu vielmehr die innere Grundlage, die Wurzel aufſuchen, aus welcher das Charakteriſtiſche einer philoſophiſchen Anſicht hervorgeht. Wenn man, wie es in der Philoſophie des Lebens wohl nicht anders ſeyn kann, das vollſtändige Bewußtſeyn nach allen ſeinen verſchiedenen Seiten und Kräften zum Grunde legt, und die Seele als den Mittelpunkt deſſelben betrachtet: ſo kann man dieſe ſo einfache Grundlage auf ſehr verſchiedene Weiſe näher entwickeln, und es iſt, möchte ich ſagen, faſt gleichgültig, von welchem Punkte des Umkreiſes oder der Peripherie man ausgeht, um zu dem Mittelpunkte zu gelangen, und dieſen als Grundlage weiter zu entwickeln. Um aber dieſen zwiſchen den zwey ſchon früher bezeichneten Abwegen die Mitte haltenden Weg der einfachen Auffaſſung des innern geiſtigen Lebens aus ſeinem rechten Mittelpunkte und wie es damit gemeynt ſey, durch den Gegenſatz deutlicher hervor zu heben, möchte ich nur mit kurzen Worten den falſchen Anfangspunkt charakteriſiren, von welchem die herrſchende Zeit-Philoſophie, ſowohl die franzöſiſche des achtzehnten Jahrhunderts, als die neuere deutſche, bisher mehrentheils ausgegangen iſt; falſch

Anarchie öffentlich zum Ausbruch kommt, die Länder verwirrt, und die Ordnung der Staaten erſchüttert. Wenn erſt alle weſentlichen Fugen am ganzen Gebäude aus einander gegangen, alle die zuſammenhaltenden Bande bis tief unten auf die Fundamente herab aufgelöſt ſind: ſo kann alsdann der erſte Sturm des Zufalls das ganze Gebäude leicht erſchüttern, oder durch den erſten beſten Brennſtoff in Flammen ſetzen.

Nächſt dieſem Seelenbande einer edlen tugendhaften Liebe, welche auf die innigſte Verbindung des ganzen gemeinſamen Lebens gerichtet iſt, zeigt ſich eine andere Art oder Form, eines höhern, guten und ſchönen, ja ſelbſt erhabenen Strebens in dem, was wir Begeiſterung nennen. Es hat dieſelbe einen Gedanken zum poſitiven Gegenſtande, den die Seele in dieſem Falle geiſtig erfaßt, und von dem ſie dann wieder ganz ergriffen und erfüllt iſt; aber die innere Idee allein genügt ihr nicht, wie es bey dem bloßen Denken oder Bewundern irgend eines erhabenen Gedankens der Fall iſt, ſondern das Unterſcheidende liegt darin, wie jene Neigung und Begeiſterung darauf gerichtet iſt, dieſe ihre Idee, von der ſie ſo ganz ergriffen und erfüllt iſt, auch wirklich auszuführen, oder doch in der Wirklichkeit durch die That, und ſelbſt mit den größten Aufopferungen zu bewähren. Die am allgemeinſten vorkommende Form oder Art der Begeiſterung iſt die patriotiſche oder die Vaterlandsliebe, welche ſich am beſten kund giebt in Zeiten der Gefahr. So wie das tägliche Menſchenleben im Kleinen zwiſchen Arbeit und Ruhe wechſelt, und im erquickenden Schlaf die Kräfte wieder erſetzt werden, welche die Anſtrengung des Tages verzehrt hat: ſo iſt es auch im Großen des öffentlichen Lebens, und wenn der Frieden mit Recht als das höchſte aller Güter im öffentlichen

Leben geprieſen und ſorgſam erhalten wird: ſo kann doch die Bemerkung, ſobald der entgegengeſetzte Fall einmahl eingetreten iſt, zu einigem Erſatz und zum Troſtgrunde dienen, daß auch viele Tugenden, und ſchlummernde Kräfte im Menſchen durch den Kampf der Gefahr erweckt werden, welche im ſteten Frieden unentwickelt bleiben würden. Auch hier aber, wie überall im ſittlichen Gebiet, ſteht eine unechte Begeiſterung ganz nahe bey der echten und rechten, und muß ſorgfältig davon unterſchieden werden. Indem ich nun hier von der Vaterlandsliebe reden ſoll, und die echten Kennzeichen derſelben beſtimmen, freue ich mich, daß ich auf einem verwandten Boden ſtehe, und daß Sie mich alle auf das erſte Wort verſtehen werden, wenn ich ſage, daß die rechte Begeiſterung der Vaterlandsliebe ſich am meiſten im Unglücke bewährt, im entſchiedenen, dauernd anhaltenden Unglück. Das andere Kennzeichen iſt, wenn dieſe Begeiſterung ihren Gegenſtand oder Anlaß nicht willkührlich und eigenmächtig ſelbſt ergreift, wohl aber auf den erſten Ruf des angeſtammten, väterlichen Herrſchers freudig in die Reihen tritt; mit Gehorſam alſo, aber mit einem Ueberſchuß von Kraftentwicklung des bereiteſten Willens, der weit über alles hinaus geht, was gefordert werden kann; wo dann zugleich auch die rechte und wahre Gleichheit eintritt, nähmlich die Gleichheit der Aufopferung, wo die höheren und edelſten Stände in großmüthiger Hingebung der theuerſten Güter und der eigenen Perſon, mit allen andern wetteifern. — Eine andere allgemein bekannte und anerkannte Art der Begeiſterung, die künſtleriſche nähmlich, iſt nicht ſo allgemein auf die Grundanlagen der menſchlichen Natur überhaupt gegründet, wie das patriotiſche Gefühl; ſondern ſetzt beſondere Anlagen und Naturgaals leitendem Princip der Bildung, nicht verwechſelt werden. Beyde ſind nicht durch Grade, ſondern der Art nach von einander unterſchieden. Zwar veranlaſſen herrſchende Begriffe ähnliche Neigungen, und umgekehrt. Dennoch iſt unverkennbar, von welcher Seite die lenkende Kraft in der Bildungsgeſchichte eines Individuums, einer Nation oder eines Zeitalters ausgeht; weil beyder Richtung ganz entgegengeſetzt iſt. Die Tendenz des geſammten Triebes geht auf ein unbeſtimmtes Ziel; die Richtung des iſolirenden Verſtandes geht auf einen beſtimmten Zweck. Der entſcheidende Punkt iſt, ob die Anordnung der ganzen Maſſe, der Richtung aller Kräfte, durch das Streben des geſammten noch ungetrennten Beſtrebungs- und Gefühlsvermögen, oder durch einen einzelnen Begriff und Zweck beſtimmt iſt. Der eigenthümliche Charakter jener herrſchenden Begriffe war durch Umſtände veranlaßt, und durch die äußre Lage nothwendig beſtimmt. Daß aber der Menſch nach dieſen Begriffen ſich ſelbſt beſtimmte, den gegebnen Stoff ordnete, und die Richtung ſeiner Kraft mit Wahl entſchied, das war ein freyer Akt des Gemüths. Dieſer freye Akt iſt aber eben der urſprüngliche Quell, der erſte beſtimmende Anſtoß der künſtlichen Bildung nach Verſtandeszwecken oder Vernunftbegriffen, welcher Anſtoß alſo mit vollem Recht der Freyheit zugeſchrieben wird. Die fantaſtiſchen Geſtalten der romantiſchen Dichtkunſt haben nicht etwa wie der orientaliſche Schwulſt eine abweichende Naturanlage zum Grunde. Es ſind vielmehr offenbar eigenthümlich ſonderbare Begriffe, durch welche eine an ſich glückliche, dem Schönen nicht ungünſtige Fantaſie eine ſo wunderbare und im Vergleich mit den antiben, oder Geiſteskräfte voraus, kann daher auch bey weitem nicht in einem ſo weiten Wirkungskreiſe Statt finden. Auch hier aber bewährt ſich die Begeiſterung als eine ſolche Eigenſchaft oder Stimmung der Seele, welche nicht bloß mit dem Gedanken allein ſchon innerlich zufrieden iſt, wie etwa in einer ruhigen philoſophiſchen Betrachtung und Bewunderung, ſondern welche vielmehr die Idee, welche ſie aufgefaßt hat, und von der ſie ergriffen iſt, auch in der Wirklichkeit ausführen, und vollendet darſtellen will, und eher keine Ruhe und Befriedigung findet. Nicht auf die Sphäre der Kunſt allein iſt dieſe ideelle Begeiſterung beſchränkt, auch in der Wiſſenſchaft findet ſie Statt, und iſt ſie die beſeelende Triebfeder aller großen Entdecker oder Stifter und Gründer in jedem Gebiete des Lebens geweſen. Columbus würde ohne eine ſolche nicht alle Gefahren und Hinderniſſe haben beſiegen können, bis er das Ziel erreicht hatte. Hier iſt alſo der Gegenſtand der Begeiſterung nicht das Ideal wie beym Künſtler, ſondern irgend ein Neues und Großes im Gebiete des nützlichen Wiſſens, oder des wirklichen Lebens. Allemahl aber iſt der Gegenſtand der Begeiſterung ein Poſitives, Wirkliches, wann dieſes auch nicht bloß als ein Schönes und ausgezeichnet Hervortretendes, ſondern ſelbſt als ein Erhabenes mit dem Gefühl der Bewunderung aufgefaßt wird. Ganz anders iſt dieſes bey der Sehnſucht, einem unbeſtimmten Gefühl des tiefſten Verlangens, welches von keinem einzelnen, wirklich irdiſchen Gegenſtand, oder auch Ideale ausgefüllt wird, ſondern nur auf das Ewige und Göttliche überhaupt gerichtet iſt. Obwohl ſie kein eigentliches Genie, oder beſondere Talente vorausſetzt, ſondern unmittelbar aus der reinen Quelle der von Gott erſchaffenen, unſterblichen

Seele, und aus dem ewigen Gefühl dieſer liebenden Seele hervorgeht: ſo wird ſie rein entwickelt, doch aus begreiflichen Gründen faſt noch ſeltner gefunden als die künſtleriſche Begeiſterung. Zwar ein gewiſſer Anhauch von Sehnſucht iſt dem jugendlichen Alter bey einigermaßen glücklichen Anlagen und freyen Entwicklungsverhältniſſen überhaupt eigen, und wird oft genug an ihm bemerkt; und eben darin, in dieſer ſanften Schwermuth, die doch verbunden iſt mit dem halb unbewußten aber angenehmen Gefühle der blühenden Lebensfülle, liegt das Anziehende in dem Eindruck, welchen die Jugend, auch bloß in der ruhigen Betrachtung und ſtillen Rückerinnerung, ſelbſt auf ältere Perſonen macht. Das Kennzeichen des echten Gefühls und des unechten, wird ſich auch hier ſehr leicht finden, und eben ſo einfach beſtimmen laſſen: indem wir die Sehnſucht überhaupt als den vorangehenden Zuſtand einer noch unentwickelten Liebe erklären, wo dann nur die Frage übrig bleibt, welche Liebe und von welcher Art dieſes zu verſtehen oder geweſen ſey? Wenn nun die jugendliche Sehnſucht ſogleich mit der Entwickelung der Leidenſchaften, und mit der erſten Befriedigung derſelben, in die gemeine Wirklichkeit hinüber tritt, ſo iſt es keine echte, ſondern eine bloße irdiſche, ſinnliche Sehnſucht geweſen. Wenn aber die Sehnſucht bleibt, auch nachdem die Zeit der jugendlich aufwallenden Gefühle ſchon mehr vorüber iſt, wenn ſie nur immer tiefer wird, durch kein irdiſches Glück befriedigt, und durch kein irdiſches Unglück entkräftet; wenn ſie mitten im Kampfe des Lebens und im Drange der Welt, wie ein Licht ſuchendes Auge, aus den ſturmbewegten Wellen im Meere der Zeiten, zum Himmel hinaufgewendet bleibt, ob ſie nicht dort einen Stern der ewigen Hoffnung fände:

dann iſt dieſes die echte Sehnſucht, welche auf das Göttliche gerichtet, und welche ſelbſt göttlichen Urſprungs iſt. Aus dieſer Wurzel geht faſt alles geiſtig Schöne und Große hervor, ja auch ſelbſt dieſe Liebe zu dem geiſtigen Wiſſen, und innern Verſtehen des Lebens, die Philoſophie hat keine andre Quelle, und man könnte dieſelbe auch in dieſer Beziehung eben ſo paſſend die Lehre von der Sehnſucht, oder die Wiſſenſchaft der Sehnſucht nennen. — Aber auch die jugendliche Sehnſucht iſt oft eine echte, und wenigſtens die erſte Grundlage jener andern höhern, wenn auch noch nicht ſo rein entwickelt, und durch das Leben geläutert, wie dieſe ſelbſt. Ich füge noch eine allgemeine Bemerkung hinzu. — Dieſe ſchöne jugendliche Sehnſucht, eine fruchtbare Fantaſie, eine liebevolle Seele, ſind die höchſten Gaben der liebevoll austheilenden Natur; oder vielmehr nicht der Natur, ſondern des wundervollen Geiſtes, der in ihr und über ihr waltet. Sie bilden gleichſam einen blühenden Garten des geheimen Lebens im Innern des Menſchen; aber ſo wie der erſte Menſch in den Garten der Erde geſtellt wurde, nicht bloß zum müßigen Genuß, ſondern wie es ausdrücklich geſagt wird, daß er dieſen Garten anbauen und bewachen ſollte: ſo geſchieht es noch jetzt, und iſt oft, wenn dieſes nicht beachtet wird, das Innere auch der vorzüglichſten Menſchen, und der am reichſten begabten Naturen, nur wie ein verwildertes Paradies.

Ich habe bey dieſen drey Formen, oder Arten des höhern Strebens, der Sehnſucht, der wahren Liebe und der echten Begeiſterung den mitwirkenden Einfluß der Fantaſie, der hier, ſo wie er in den verderblichen Leidenſchaften ſchädlich, entzündend und vergiftend war, dem auf das Gute und Göttliche gerichteten Verlangen wohlthätig mitwirkend, das belebende Feuer und die erhöhte Kraft verleiht, überall ſtillſchweigend vorausgeſetzt; da dieſer Einfluß auch wohl von niemanden bezweifelt wird oder bezweifelt werden kann. In der reinen Sehnſucht iſt die ſinnende Fantaſie ſchon ganz in dem nicht mehr irdiſchen Gefühle aufgelöſt und mit der liebenden Seele völlig Eins geworden. In der auf einen wirklichen Gegenſtand gerichteten Liebe und Begeiſterung iſt es die nährende Lebensflamme und der höhere Aufſchwung, welche dieſer Quelle entſpringen, und auf dieſe Mitwirkung hindeuten. Es kann ſeyn, daß die reinen Geiſter bloß mit dem anſchauenden Verſtande, und durch den reinen Willen, ohne alle beygemiſchte Fantaſie, von jener liebevollen Bewunderung der Gottheit durchdrungen und erfüllt ſind, welche ihr glückſeliges Daſeyn ausmacht. Eine menſchliche Liebe und eine menſchliche Begeiſterung ohne alle Fantaſie, und allen Einfluß derſelben, wird ſich ſchwerlich auffinden, oder auch nur mit der Farbe der Wahrheit denken laſſen. Es liegt auch darin gar kein Tadel oder Vorwurf gegen die Liebe, oder die Begeiſterung, wie wenn ſie etwas Falſches und auf Unwahrheit Beruhendes wären, indem es ganz irrig iſt anzunehmen, als ob die Fantaſie nothwendig immer unwahr und täuſchend oder ſelbſtgetäuſcht ſeyn müßte. Dieſes iſt nur von der einen Seite derſelben, nähmlich von der dichteriſchen Fantaſie hergenommen; wiewohl auch dieſe, wenn ſie echt iſt, unter dem ihr in dieſer Weiſe geſtatteten und erlaubten Schein der äußern Unwahrheit eine reiche Fülle und lebendige Quelle großer und tiefer Wahrheit, aber von einer andern und ihr eigenthümlichen Art der innern Naturwahrheit enthält; oder es iſt hergenommen von der Abart und Ausartung dieſes Vermögens in der allerdings getäuſchten Fantaſie der verderblichen Leidenſchaften. An und für ſich, und nach ihrem ganzen Umfange genommen, iſt dieſe Seelenkraft der Fantaſie überhaupt das lebendige productive Denken, das Vermögen der innern Fruchtbarkeit, welches auch das äußere Leben mit den äußern irdiſchen und den höhern Sinnen auffaßt, und in dem guten wie in dem niedern Streben lebendig ergreift, und das Erfaßte auch wieder lebendig zu geſtalten, und im Leben zu erreichen oder auszuführen, und wirklich zu machen ſucht. Sie würde alſo an ſich, und in ihrem reinen unverderbten Zuſtande genommen, mit der göttlichen Wahrheit, welche nicht immer dieſelbe iſt mit der gemeinen Wirklichkeit, gar nicht ſtreiten, ſondern damit ſehr wohl vereinbar ſeyn, wie dieſes ſpäterhin an einer andern Stelle weiter auszuführen ſeyn wird. Geſetzt aber auch, — da man die menſchlichen Dinge auch nach menſchlichem Maßſtabe, und mit Billigkeit beurtheilen ſoll, — es fände ſich ſelbſt bey einer wahren Liebe, bey einer echten Begeiſterung ein vorübergehender Gedanke, eine einzelne Regung und Aeußerung, welche über die genaue Linie der wahren Wirklichkeit hinausgehen: ſo hört darum dieſe Liebe und dieſe Begeiſterung noch nicht auf, eine wahre und eine echte zu ſeyn. es iſt auch nicht alles Uebertreibung, was einem ganz fremden, unbegeiſterten Verſtande ſo erſcheint. In jedem Falle aber bleibt gewiß, daß es Fälle genug im menſchlichen Leben gibt, wo die bloß mathematiſchen Grundformeln der Sittlichkeit nicht ausreichen, und wo man nur durch ein über alle allgemeine und gemeine praktiſche Vernunft weit hinausgehendes Opfer der Liebe, durch eine höhere Kraft und entſchiedene That der Begeiſterung aus der Verwicklung heraus kommen, und an ein glückliches Ziel gelangen kann. Zum wenigſten alſo ſoll auch dieſe Seite der menſchlichen Natur und des Lebens nicht verkannt oder übergangen werden, geſetzt daß auch hier wie überall ſich Spuren der menſchlichen Unvollkommenheit beygemiſcht finden, woran es auf der andern Seite auch nicht fehlt, in demjenigen Theile, wo die formelle Vernunft alles beſtimmt und das Vorherrſchende iſt.

So wie alſo die denkende Seele der lebendige Mittelpunkt des Bewußtſeyns, ſo iſt hinwiederum die liebende Seele der Mittelpunkt und die Grundlage des ſittlichen Lebens, wie ſich dieſes in jenem Seelenbande der Liebe zeigt, welches die Ehe bildet, und in ihr geſchloſſen und vollendet wird. Einige Worte über dieſe Verbindung, welche ſich geſchichtlich genommen, als der eigentliche Anfangspunkt des civiliſirten Lebens darſtellt, ſind daher hier im Zuſammenhange des Ganzen hinzu zu fügen weſentlich. So wie es nun in der Philoſophie und allgemeinen Betrachtung überhaupt manche Gemüther giebt, die alles nur aus der materiellen Sinnlichkeit herleiten, das Höhere jeder Art herabziehen, oder völlig wegläugnen möchten; ſo geſchieht es auch hier, mit dieſer nach den öffentlich anerkannten Grundſätzen ſo heilig gehaltenen Verbindung ſehr häufig in dem Urtheile der Welt, daß man alles nur aus vorübergehender Leidenſchaft, ſinnlichen Eindrücken, oder etwa andern eigennützigen Nebenabſichten herleiten, eigentlich aber keine wahre Liebe recht will gelten laſſen. Nun kann man es erſtens, bey einer Verbindung, die den ganzen Menſchen umfaßt, nach der ſinnlich vernünftigen, oder wie ich lieber ſagen möchte, nach der irdiſch geiſtigen Natur und Beſchaffenheit des Menſchen, derſelben nicht zum Vorwurf machen, daß beyde

Gott erkennen, der eigentliche Punkt, um welchen ſich die ganze Unterſuchung dreht; indem die Frage iſt, ob die Philoſophie dieſe nur bloß äußerlich, und dem Schein nach ſoll beſtehen laſſen — denn ſie ausdrücklich und offenherzig zu verneinen, hat doch auch in Deutſchland nur Einer den Muth gehabt; — dabey aber ſie heimlich bey Seite ſchieben und innerlich untergraben, indem ſie nur eine natürliche Gefühlstäuſchung darin ſehen kann; ob die Philoſophie eben dadurch mit dem allgemeinen, tief gewurzelten Menſchenſinn in den ſchneidendſten Widerſpruch treten, und einen ewigen Zwieſpalt, eine unheilbare Trennung nicht bloß zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, ſondern auch zwiſchen dem Wiſſen und dem Leben begründen ſoll oder nicht? Dieſes aber iſt die Leben zerſtörende Wirkung des Rationalismus. — Wenden wir uns ſtatt deſſen von dem Abſoluten der Vernunft, zu dem lebendigen, perſönlichen Gott der Gläubigen unter allen Völkern und Zeiten. Iſt die Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge nicht eine Erfindung der grübelnden Vernunft, ſondern können wir davon eben nur ſo viel verſtehen, als uns gegeben oder mitgetheilt wurde: dann gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen. Hat Gott ſich dem Menſchengeſchlechte mitgetheilt, hat er zu ihm geſprochen, ſich ihm offenbart; wie es die gemeinſame Ueberlieferung aller alten Völker, je älter ſie ſind, um ſo einſtimmiger beſtätiget: dann iſt die Möglichkeit des Verſtehens dieſer göttlichen Mittheilung an ſich ſchon zugleich mitgegeben, man mag dieſes Verſtehen als noch ſo menſchlich beſchränkt und überaus unvollkommen annehmen. Denken wir uns daſſelbe, um es recht gering anzunehmen, etwa ſo, wie ein Kind von anderthalb Jahren ſeine Mutter verſteht; vieles verſteht es gar nicht, andres falſch, oder es merkt nicht recht darauf, es antwortet vielleicht auch ſehr ungeſchickt, einiges hat es aber doch verſtanden, dieß bemerken wir deutlich. Es würde uns darin auch gar nicht irre machen, wenn irgend ein Theoretiker, Zweifel dagegen erheben, und uns beweiſen wollte, wie es gar nicht möglich ſey, daß dieſes Kind ſeine Mutter verſtanden haben könne, weil es dazu nothwendig die Elemente der Sprachlehre vorher hätte gründlicher und methodiſch erlernen müſſen. Wir glauben aber doch, was wir ſehen, wie unvollkommen auch jenes Verſtehen wirklich ſeyn, und wie ganz ähnlich jenem anderthalbjährigen Kinde das Verhältniß des Menſchen zu Gott ſeyn mag, mit den anderthalb Organen, die ihm zur Erkenntniß deſſelben gegeben ſind; dieſem ſo mannichfach beſchränkten Geiſt, der wohl ein Funke iſt des ewigen Lichts, aber doch nur Ein Funke, Ein Tropfen aus dem Ocean des Ganzen, und dann dieſer halben Seele; halb aber können und müſſen wir ſie in dieſer Beziehung nennen, weil ſie zur einen Hälfte dem Irdiſchen zugewendet, und ganz noch mit der Sinnenwelt verſchwiſtert iſt, und nur mit der andern Hälfte für das Göttliche empfänglich und zu dieſem hinauf gerichtet. Dieſes kindliche, demüthige Wiſſen nun will der ſtolzen Vernunft nicht genügen, und darum geht ſie immer wieder jenem andern unbedingten Weg des falſchen, eingebildeten und unmenſchlichen Wiſſens nach. Im Grunde aber würden jene zwey Worte, welche der Menſch ungefähr von Gott eigentlich wiſſen kann, da Gott ſchon jedem Geſchöpf ſein rechtes Maß zutheilt, vollkommen genug ſeyn, wenn der Menſch ſie immer nur gut anwenden und treu bewahren möchte. Man könnte nun an jene erſte Vorausſetzung gleich noch eine zweyte Frage knüpfen, und in dieſer fortfahren: Wenn Gott ſich dem Menſchengeſchlecht mitgetheilt, zu ihm geſprochen, ſich ihm offenbart hat, ſollte er nicht auch eine Anſtalt getroffen haben, um dieſe ſeine Offenbarung weiter fortzupflanzen, allgemeiner zu verbreiten, und ſowohl ſie ſelbſt, als die Erklärung und das Verſtehen derſelben, rein zu bewahren? Dieſe Frage aber begnüge ich mich nur anzudeuten, und kann ſie hier nicht weiter verfolgen; denn ſie liegt nicht mehr innerhalb der vorgezeichneten Gränzen der Philoſophie, ſondern tritt ſchon ganz auf den hiſtoriſchen Boden hinüber, und geht unmittelbar auf das Poſitive des Glaubens. — Wohl aber gehört jene erſte allgemeine Frage, ob die Erkenntniß von Gott, die wir haben, und haben können, ein unbedingtes Vernunftwiſſen ſey, oder ein bloßes Verſtehen des Gegebenen, alſo eine Erfahrungswiſſenſchaft, und auf der Offenbarung beruhend, ganz in dem Umkreis derſelben, und bildet ſogar ihre erſte und weſentlichſte Aufgabe; indem es recht eigentlich die Frage vom Seyn oder Nichtſeyn, des wahren und menſchlichen, oder des leeren und eingebildeten Wiſſens iſt, welche hier zur Entſcheidung gebracht werden muß. Darum iſt auch ſelbſt der genaue und richtige Sprachgebrauch in dieſer Hauptangelegenheit der philoſophiſchen Entſcheidung von Wichtigkeit, und verdient es wohl bemerkt zu werden, und unſere Aufmerkſamkeit zu erregen, wie nirgends in der h. Schrift, nirgends im ganzen Alterthum, bey keinem der großen Philoſophen und Lehrer der Vorzeit, von einer Vernunft Gottes die Rede iſt, überall nur der Verſtand, der allwiſſende Verſtand ihm beygelegt wird, und wie dieſe Verwechslung nur allein unſrer modernen Zeit und Epoche der abſoluten Vernunftherrſchaft, und der dadurch entſtandenen neuen babyloniſchen Sprachverwirrung in der Wiſſenſchaft vorbehalten war. Die einzige Ausnahme, die ſich etwa im Alterthume gegen die hier aufgeſtellte Bemerkung finden ließe, möchte ſich wohl auf einen oder den andern Stoiker beſchränken; da es aber bekannt iſt, wie ſehr dieſe in dem Kapitel von der Gottheit, der Vorwurf ihrer Lehre von der unabwendbaren Nothwendigkeit, und einem blinden Fatum trifft: ſo dient dieſe ſcheinbare Ausnahme vielmehr nur zur Beſtätigung der Regel, daß dieſer falſche Sprachgebrauch immer aus der Quelle einer rationaliſtiſchen Denkart hervorgeht, oder auch ſelbſt wieder ſolchem Irrthum zur Veranlaſſung dient, und deſſen Quelle wird. Gott iſt allerdings der Urheber der Vernunft; will man nun die göttliche Ordnung, die überdem nicht Er ſelbſt iſt, eine göttliche Vernunft nennen, ſo kommt es freylich nicht auf die Ausdrücke, ſondern auf den Sinn an, den man damit verbindet, und möchte dieß inſofern als gleichgültig erſcheinen. Immer aber würde ich lieber einen Sprachgebrauch und Ausdruck vermeiden, der zu ſo großem Mißverſtande Anlaß geben kann; um ſo mehr, da hier ſehr genau unterſchieden werden muß, zwiſchen der geſunden und wahren Vernunft, und derjenigen, die es nicht iſt. Gott iſt der Urheber der geſunden, d. h. der göttlichen Ordnung folgenden, gehorſamen Vernunft; der Urheber der andern, abtrünnigen Vernunft aber, iſt vielmehr der Gott widerſtrebende Geiſt der Verneinung, der einen ſo großen Theil der Schöpfung nach ſich geriſſen hat, und der nun, eben weil er ſeinen Mittelpunkt verloren hat, auch in ſich ſelbſt keinen findet, mit der unbeſchreiblichſten Begierde und wüthendſten Heftigkeit, ken Urbildern doch nur ſubjektiv ſchöne Richtung genommen hatte. Sie ſtand alſo unter der Herrſchaft von Begriffen; und ſo willkührlich und unentwickelt dieſe auch ſeyn mochten, ſo war doch der nachdenkende Verſtand als Ideen erzeugendes Vermögen, das lenkende Princip der damaligen künſtleriſchen Bildung. Das Rieſen-Werk des Dante, dieſe erhabene Lichterſcheinung in der trüben Nacht jenes rauhen Zeitalters, iſt ein neuer Beweis für den künſtlichen Urſprung und Grund-Charakter der älteſten modernen Dichtkunſt. Im Einzelnen wird niemand die großen überall verbreiteten Züge verkennen, die nur aus jener urſprünglichen Geiſtes-Kraft gequollen ſeyn können, welche weder gelehrt noch gelernt werden kann. Die eigenſinnige Anordnung der Maſſe aber, den höchſt ſeltſamen Gliederbau des ganzen rieſenmäßigen Werks, verdanken wir weder dem göttlichen Barden, noch dem weiſen Künſtler, ſondern zum Theil auch der grübleriſchen Scholaſtik jener Zeit.

Selbſt der Reim ſcheint ein Kennzeichen dieſer urſprünglichen Künſtlichkeit unſrer dichteriſchen Bildung. Zwar kann vielleicht das Vergnügen an der geſetzmäßigen Wiederkehr eines ähnlichen Geräuſches in der Natur des menſchlichen Gefühlsvermögens gegründet ſeyn. Jeder Laut eines lebenden Weſens hat ſeinen eigenthümlichen Sinn, und auch die Gleichartigkeit mehrerer Laute iſt nicht bedeutungslos. Wie der einzelne Laut den vorübergehenden Zuſtand, ſo bezeichnet jene Wiederkehr die beharrliche Eigenthümlichkeit. Sie iſt die tönende Charakteriſtik, das muſikaliſche Abbild einer lebendigen Perſönlichkeit oder einer organiſchen Eigenthümlichkeit. So wiederhohlen in der verwilderten Sinnenwelt, und in der edelſten Zierde derſelben, in der Seele des Menſchen, dem eigentlichen Kleinode der Schöpfung, einen andern Mittelpunkt zu gewinnen, und dieſe an ſich zu reißen ſucht; und dieſes iſt eben der Urſprung der abtrünnigen Vernunft. Abtrünnig aber iſt jede Vernunft, welche von ihrem Mittelpunkte in der liebenden Seele, welche ſelbſt wieder ihren Mittelpunkt in Gott hat, abgetrennt wird, und eben damit den Liebesgehorſam, dieſes heilige Seelenband der göttlichen Ordnung, von ſich wirft. In wie fern nun in der jetzt gährenden Vernunftmiſchung des Zeitgeiſtes, die geſunde, der göttlichen Ordnung willig folgende und dienende Vernunft, oder aber die abtrünnige, in ſich ſelbſt abſolute Vernunft die Oberhand hat, und den größern Beſtandtheil des Ganzen bildet, das kann ich jedem, im Leben wie in der Wiſſenſchaft Erfahrnen ſelbſt zur Beurtheilung überlaſſen.

Dieſe Philoſophie, welche ich hier zu entwickeln unternommen habe, könnte den ſchon früher bezeichneten, und ausgeſchiedenen Irrthümern des Materialismus und des Idealismus gegenüber, wenn einmahl eine Bezeichnung dieſer Art, wenigſtens für den Gegenſatz als nothig erachtet würde, wohl nicht anders als Spiritualismus genannt werden; da ſie, von der Seele, als dem Anfang und dem Erſten ausgehend, den Geiſt aber dennoch als das Höchſte aufſtellt; und auch in der Lehre von Gott, dem Rationalismus darin ganz entgegenſtehend, dieſen als den lebendigen Geiſt, und perſönlichen Gott, nicht aber als eine abſolute Vernunft, oder bloße Vernunft-Ordnung auffaßt und aufſtellt. Da aber dieſe Lehre kein ſolches Vernunft-Syſtem iſt, wie die andern, ſondern eine innere Erfahrungswiſſenſchaft der höheren Ordnung, ſo iſt auch eine ſolche Syſtem-Bezeichnung nicht ganz paſſend und in jedem Fall überflüſſig, und kann ſie am beſten mit dieſem einfachen Nahmen, wie hier geſchehen, bezeichnet und bloß Philoſophie des Lebens genannt werden.

Es darf übrigens die Offenbarung, in welcher Gott ſich den Menſchen kund giebt, nicht auf das geſchriebene Wort allein beſchränkt werden. Auch die Natur iſt ein auf beyden Seiten, nach außen und von innen, beſchriebenes Buch, in welcher überall der Finger Gottes ſichtbar iſt. Es iſt auch ſie, eine Art von heiliger Schrift, in ſichtbarer Form und körperlicher Geſtalt, gleichſam eine in lebendigen Bildern entfaltete Lobrede auf die Allmacht des Schöpfers. Nebſt dieſen beyden großen Zeugen von der Herrlichkeit Gottes, der Schrift und der Natur, enthält auch ſchon die Stimme des Gewiſſens eine innere Offenbarung des Gottes in uns und eine erſte Hinweiſung auf jene andern beyden, größern und allgemeinern Quellen der offenbarten Wahrheiten, und auch die Weltgeſchichte ſtellt nächſtdem noch eine vielfache Anwendung und weitere Entwicklung derſelben Offenbarung in der Wirklichkeit vor Augen, durch den überall durchſchimmernden Faden einer höhern göttlichen Fügung; wie denn auch in der beſondern Geſchichte der verſchiedenen Zeiten und Völker, ja ſelbſt im Leben des Einzelnen dieſe darin waltende und den Menſchen liebevoll führende Hand der Vorſehung überall ſichtbar iſt.

Vierfach alſo iſt die Offenbarung, aus welcher die Erkenntniß Gottes geſchöpft, Sein Willen erlernt, und Sein Wirken verſtanden werden kann: im Gewiſſen, in der Natur, in der Schrift, und in der Weltgeſchichte. Die letztere Offenbarung iſt oft auch von jener ernſten furchtbaren Art, worauf man wohl im Großen anwenden könnte, wie es heißt: Wer nicht hören will, der muß fühlen. Wenn ein gewaltiges Gebäude des Glücks, welches aber ſeinen falſchen Glanz und ſchnellen Anwachs, mehr nur einer böſen Kraft verdankt, als daß es auf dem Grunde und Boden der Wahrheit und göttlichen Ordnung gegründet geweſen wäre, plötzlich wie von dem unſichtbaren Hauch einer höhern Macht getroffen, zuſammenſinkt, ſo erkennt das öffentliche Gefühl wohl darin die Hand, die jeder welthiſtoriſchen Verwegenheit, jedem Uebermaß von falſcher Sicherheit ihr Ziel ſetzt, ihre letzte Friſt beſtimmt, und der ehemahlige Begriff, die für die Menſchen der jetzigen Zeit ſchon veraltete Sage von den großen göttlichen Strafgerichten, tritt mit erneuerter Bedeutung ein in das wirkliche Leben. Nur daß auch hier die erhabene Lehre ſchnell wieder vergeſſen wird, und alles von neuem zurückkehrt in die gewohnte Ruhe der falſchen Sicherheit, den älteſten Erbfehler des Menſchengeſchlechtes. Die heilige Schrift, ſo wie ſie uns überliefert iſt, und vor jetzt etwa drey und dreyßig Jahrhunderten zuerſt begonnen und begründet ward, ſchließt eine ältere heilige Ueberlieferung in den vorangegangenen vier und zwanzig Jahrhunderten, eine mannichfache Erleuchtung des Menſchengeſchlechts, und demſelben zu Theil gewordene urſprüngliche Offenbarung nicht aus; vielmehr enthält ſie eine ſehr ausdrückliche Hinweiſung darauf, daß eine ſolche dem Erſten Menſchen zu Theil geworden, ſo wie auch demjenigen, welcher der zweyte Stammvater des Menſchengeſchlechtes, nach der Zerſtörung der gigantiſchen Urwelt geweſen iſt. Weil aber dieſe aus der Quelle geſchöpfte Erleuchtung, und höhere Erkenntniß, ſich nach allen Seiten nur in freyen Strömen über die nachfolgenden Generationen, und aus jenem erſten Stamm erwachſenen Völker ergoß: ſo wurde die heilige alte Ueberlieferung bald verfälſcht, und mit Dichtungen und Fabeln überdeckt, wo neben einer Fülle von merkwürdigen Spuren, und herrlichen Zügen der göttlichen Wahrheit, oft auch unſittliche Myſterien und bakchantiſche Gebräuche genugſam beygemiſcht ſind, und die Wahrheit in dem Uebermaß von reizenden Bildern, wie in einem zweyten Chaos von widerſprechenden Symbolen zuletzt ganz untergeht. Daraus entſtand nun jene babyloniſche Sprach- und Sagen- und Bilder-Verwirrung, die wir überall bey den alten und auch ſchon bey den älteſten Völkern, als allgemeine Thatſache vorfinden. Bey dem großen Werke der Wiederherſtellung und Reinigung der wahren Erkenntniß Gottes, welche man ſonach vielmehr als eine zweyte Offenbarung, oder als eine zweyte Stufe derſelben betrachten muß, war alſo eine ſtrenge Ausſchließung jener heidniſchen Dichtungen und aller damit verwebten Unſittlichkeit das erſte und weſentlichſte Erforderniß. Allein in dem als Einleitung des Ganzen vorangeſtellten Evangelium der Schöpfung, wird jene ältere Offenbarung des Erſten Menſchen und des zweyten Stammvaters ausdrücklich zum Grunde gelegt; und zugleich iſt der Schlüſſel der älteſten Geſchichte und Offenbarung der Urwelt, ja überhaupt die wahre Geneſis der Welt, ſo wie aller Weltgeſchichte und Weltwiſſenſchaft darin niedergelegt. Dieſen zwiefachen Geſichtspunkt der ausdrücklichen Anerkennung einer urſprünglichen Offenbarung und göttlichen Erleuchtung der erſten Stammväter, von der das älteſte, und reinere Heidenthum noch ſo viele Spuren enthält, auf der dann der noch fehlende letzte Planet in unſrer Zeit dazu entdeckt worden, ſind eben auch wieder ſieben Planeten, wie im Anfang; denn daß noch hinter dem Uranus ein anderer vorhanden ſeyn und entdeckt werden könnte, iſt aufs mindeſte zu ſagen, höchſt unwahrſcheinlich; daß aber die kleinen Weltkörper in der Mitte zwiſchen dem Mars und dem Jupiter durchaus für keine eigentliche Planeten zu halten ſeyn, wird allgemein anerkannt, da auch die Aſtronomen ſie durch eine eigne Benennung von den andern unterſcheiden. Nur von Einer Seite, in der man Anfangs viele Schwierigkeiten gefunden hat, hätte man an der neuern Aſtronomie niemahls Anſtoß nehmen ſollen; in Beziehung nähmlich auf die heilige Schrift, die natürlich, wie überall ſo auch hier, die allgemeine Menſchenſprache des täglichen Lebens redet, da ſie doch keinesweges für die Aſtronomen allein, oder auch nur zunächſt für dieſe beſtimmt iſt. Wenn nun, wie in dem Pulsſchlag des organiſchen Lebens, neben der herrſchenden Regel oft ein beſchleunigter Lauf, oder ein momentaner Stillſtand bemerkt wird, ſo auch in dem pulſirenden Kreislauf jener großen Lebenskörper der Planetenwelt, nicht immer eine ſolche mechaniſche Gleichförmigkeit wie in einem todten Uhrwerk gefunden wird, ſondern auch manche kleine Abweichung und Unregelmäßigkeit dabey Statt findet, wenn ein ähnlicher Stillſtand, durch eine höhere Kraft, und ein Einwirken von außen, wenigſten denkbar und möglich bleibt; ſo iſt es, wenn nun von einem ſolchen wunderbaren Anhalten der Zeit, unmittelbar durch den Willen Gottes die Rede wäre, ganz einerley, ob von dieſem wunderbaren Moment geſagt wird, die Sonne ſoll ſtille ſtehen, oder ob es die Erde war, welche angehalten und ſtillgeſtanden iſt. Eben ſo ſind auch für die wechſelnden Erſcheinungen des aſtronomiſchen Tages, die gewöhnlichen Ausdrücke, und die wiſſenſchaftlichen, gleich wahr, und gleich bedeutend. Der Aufgang der Sonne, die Morgenröthe, iſt für alle Menſchen ein Bild, oder vielmehr eine Thatſache von hoher Bedeutung; die untergehende Sonne aber, erfüllt uns mit einem wehmüthigen Gefühl des Scheidens. Eben ſo wahr aber, und noch ernſter auch in der bildlichen Bedeutung iſt es, wenn wir nach der wiſſenſchaftlichen Seite der Sache ſagen: Erſt muß die Erde untergehen, ehe die Sonne aufgehen kann; oder auch, wenn die Erde empor ſteigt, dann wird es Nacht, und Finſterniß wird über die Welt ausgebreitet. Oder auch im wiedererwachenden Frühlinge, wenn man anſtatt des Ausdrucks: die Sonne nähert ſich uns wieder, iſt wieder zu uns zurückgekommen, ſagen würde: Die Erde, d. h. unſre Seite derſelben iſt der Sonne wieder näher gerückt, hat ſich wieder zu ihr hin geneigt; wäre dieß wohl eben ſo ſchön und bedeutend geſagt, und glücklich wäre wohl die Zeit-Periode zu nennen, wo auch im bildlichen und ſittlichen Sinn, dieſe im Wechſel der Zeiten vorherrſchende Erd-Seele, die ſogenannte öffentliche Meynung ſich in Wahrheit und allgemein, ihrer Sonne mehr genähert und wieder zu ihr hin geneigt hätte. Sehr merkwürdig und faſt wunderbar iſt es, daß ſchon im Alterthum die Pythagoräer dieſes wahre Welt- und Planeten-Syſtem der neuern Aſtronomie gekannt haben, wenn ihnen gleich die mathematiſch genaue Berechnung der Entfernungen fehlen muſte. Sehr auffallend iſt es aber, daß ſie alles übrige ſehr gut wiſſend, und eben ſo ſtellend und kennend, wie noch jetzt, in ihrer Sternkunde zwey Geſtirne mitzählten, die der unſrigen fehlen; wovon ſie das eine als Geiſter-Sonne hoch über die ſichtbare Sonne ſtellten, das andere aber unter dem Nahmen der Gegen-Erde zunächſt auf dieſe bezogen; ſo daß es ſcheint, als hätten ſie dieſe beyden Geſtirne für die beyden unſichtbaren Mittelpunkte der ganzen Sternenwelt, und gleichſam für die Chorführer aller dieſer, dem Anſchein nach ſo regellos hingeſtreuten himmliſchen Sternenſchaar gehalten. Sind dieſe Sterne etwa wieder erloſchen, war ihr Licht zu ätheriſch und fein, um durch die dicker gewordene Atmoſphäre durchzudringen, oder iſt es vielleicht, wie ſo vieles andere, nur eine übrig gebliebene Ueberlieferung aus der Urwelt? Das wäre aber nur eine ganz willkührlich hingeworfene Hypotheſe; die Sache an ſich unterliegt keinem Zweifel, nähmlich, daß ſie in der That ſo lehrten; und auch wirkliche Sterne meynten, und nicht etwa bloß eine bildliche Andeutung darunter verſtanden haben; und iſt auch neuerdings die Lehre der Pythagoräer darin genau unterſucht worden. In jedem Falle alſo müſſen ſie wohl auf einem andern Wege zur Kunde von dieſen Sternen gelangt ſeyn, als durch die Teleſkope unſerer Aſtronomen, die ihnen wiederum fehlten; und es kann wohl nur irgend eine neue Beobachtung oder Erſcheinung am Sternen-Himmel ſelbſt den Aufſchluß darüber geben, und unſre Sternkunde vielleicht noch um eine Stufe hoher führen, wenn dieſelbe ihre kunſtreich verwickelte Berechnung etwa doch vielleicht zu früh abgeſchloſſen haben ſollte. Nachdem der Menſchen-Geiſt, wenigſtens in Hinſicht auf den gewonnenen größern Umkreis des Weltſyſtems und die vollſtändigere Ueberſchauung des eignen Wohnhauſes dieſes Erd-Planeten nun den erſten Schritt der

Mündigkeit in der Naturwiſſenſchaft gethan hatte; ſo iſt der zweyte Schritt in dieſer langſamen Fortrückung viel ſpäter durch die großen chemiſchen Entdeckungen der neuern Zeit, beſonders der franzöſiſchen Chemie hinzugekommen. Die bloß negative Seite derſelben lag in dem Reſultate, daß die alten für einfach gehaltenen Elemente, wie das Waſſer, die Luft, ſelbſt wieder aus mehreren Beſtandtheilen und Luftarten zuſammengeſetzt ſeyn: denn daß ſo große Naturgewalten, wie dieſe es dennoch ſind, und es, ſo lange die Creatur dieſer Welt beſteht, auch immer bleiben werden, nur in dem dynamiſchen Wechſel mehrfacher mit einander ringender Kräfte beſtehen konnten, würde ein tieferer Naturblick ſchon ohnehin von ſelbſt vermuthet, und vorausgeſetzt haben. Bey der faſt auf alle materiellen Gegenſtände ausgedehnten Analyſe bilden die in beſtimmter Anzahl gefundenen chemiſchen Grundſtoffe, nur gleichſam die feſtſtehenden materiellen Buchſtaben und Conſonanten dieſer uns umgebenden Erdnatur; während in dem Grund-Phänomen des Erd-Magnetismus, zuſammengenommen mit der Erfaſſung der elektriſchen Erſcheinungen, der optiſchen Zerlegung des Lichts, und der chemiſchen Kette in der Metall-Säule, das innere Leben der Erdkraft und der ewig bewegten Atmoſphäre, und die darin pulſirende Seele ſich ſchon vernehmlicher ausſprechen, wie ein Laut aus der innerſten Tiefe, ähnlich den Vocalen der Menſchenſprache; ſo daß man nun aus dieſem, wenn gleich noch ſehr unvollſtändigen Alphabeth der Natur wenigſtens Ein oder das andere ganze Wort, zuſammen zu buchſtabiren wenigſtens den Anfang machen könnte. Vorzüglich wichtig aber iſt für das Verſtändniß der Natur im Ganzen, wie die neue Chemie mehtentheils alle feſten Körper, ſo wie auch das Waſſer ſelbſt in die verſchiedenen Formen des Luft-Elements zerſetzt und aufgelöſt hat, und dadurch dieſen Schein der Erſtarrung und Verſteinerung, die äußerlich allein ſichtbare körperliche Maſſe, völlig vernichtet hat in der Natur. Ueberall alſo ſind lebendige Elementarkräfte verborgen und eingeſchloſſen in dieſem ſtarren Schein; der Antheil des Waſſers in der Luft iſt ſo groß, daß es, in dieſe Form zurückkehrend hinreichend wäre, für mehr als eine Sündfluth; eine ähnliche Ueberſchwemmung von Licht würde entſtehen, wenn alles in der Finſterniß verborgene und latente Licht mit Einemmahl frey würde: wie auch alles in Feuer aufgehen würde, wenn dieſes, in der Menge, in welcher es wirklich vorhanden iſt, mit Einemmahl entbunden würde, und zum Ausbruch käme. Die wohlthätigen Bande, in welchen dieſe Elementargewalten im Gleichgewicht erhalten, eine durch die andre gebunden und in die vorgeſchriebenen Gränzen eingeſchloſſen werden, will ich hier nicht in Erwägung ziehen; ſo wie die Frage, ob dieſe Bande nicht doch vielleicht von höherer Art ſind, als die Phyſiker gewöhnlich glauben. Das bey weitem wichtigere Reſultat für das Ganze iſt aber: wie alſo alles aus lebendigen Kräften beſteht in der Natur, wie alles voll iſt von verborgnem Leben; nichts eigentlich an ſich ſtarr und todt in der Natur. Dieſes Rieſengebirge von verſteinerten Mumien, welches die Natur im Ganzen bildet; dieſe Pyramide von über einander geſchichteten Gräbern, iſt alſo zwar ein geſchichtliches Monument von der ganzen Vergangenheit und allen Weltaltern in dieſer fortſchreitenden Entwicklung des allgemeinen Todes; aber es iſt darin ein verborgenes Leben, es ſchlummert unter dieſem ungeheuern Grabesſteine der ſichtbaren äußern Natur, eine uns doch nicht ganz fremde, und noch halb und halb verwandte Seele. Sie iſt nur ſcheintodt, dieſe geſammte planetariſche Sinnenwelt, und darin gefangene Erd-Seele. Die Natur ſchläft nur, und kann alſo vielleicht wieder erweckt werden, und dieſer ſchlummernde Zuſtand, ja der Schlaf überhaupt iſt, wo nicht ſelbſt das Weſen, doch ein weſentliches Kennzeichen und charakteriſtiſches Merkmahl der Natur. Alles in der Natur hat dieſe Eigenſchaft an ſich; nicht bloß die Thiere, auch die Pflanzen ſchlafen, und auch in dem Kreislauf der Jahreszeiten auf der lebendigen Oberfläche der Erde, auf dem ganzen Planeten ſelbſt, wechſelt ebenfalls das Erwachen des Lebens mit der ſchlummernden Kraft. Und alles auf der andern Seite, was den Schlaf kennt, und des Schlummers bedarf, ſteht in der Natur, und gehört der Natur an. Die Mahler bilden uns wohl ſchlafende Engel oder Genien vor, aber die Geiſter ſchlafen nicht, ſie bedürfen nicht dieſer Ruhe, und ſind nicht dieſem Wechſel unterworfen. Die Vergleichung eines Worts in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte mit einer ähnlichen, aber ganz anders gewendeten Stelle in der indiſchen Schöpfungslehre, wird die Sache in ein noch helleres Licht ſtellen. Dort heißt es: „Gott ruhte aus am ſiebenten Tage.“ Dieſes kann nicht auffallend gefunden, und es braucht nicht bloß bildlich verſtanden zu werden; denn nicht von Gottes innerm Weſen, in welchem freylich kein Wechſel und kein Bedürfniß der Ruhe iſt, ſondern von ſeinem Wirken nach außen iſt hier die Rede geweſen. Ueberall aber, wo ein Einwirken Gottes Statt findet, in der Geſchichte wie in der Natur, iſt der Herablaſſung Gottes zu dem Geſchöpf gemäß allerdings ein Wechſel zwiſchen viele Thierarten ſtets daſſelbe Geſchrey einer tiefern innern Begierde, oder enden den ſchon melodiſchen Geſang in öftern Wiederhohlungen mit dem ähnlichen oder gleichen Schlußfall. Es ließe ſich auch wohl denken, daß vermöge einer beſondern Vorliebe des Sinns, oder der eigenthümlichen Naturanlage ſeiner Sprache, ein Volk auch ohne abſichtliche Künſteley, an dieſer Ähnlichkeit der Klänge ein übermäßiges Wohlgefallen fände. Nur in der tiefſten Charakteriſtik der Gefühle kann die poetiſche Bedeutung dieſer muſikaliſchen Sylbenſpiele und Anklänge der Fantaſie geſucht und gefunden werden. Wo aber der Reim keinen andern Grund hat, als die überwundne Schwierigkeit, das Vergnügen an einem unerwarteten Worte, und die äußre Glätte eines bedeutungsloſen Wohllauts für ein gleichförmig gewöhntes Ohr, wie mehrentheils bey den eigentlich modernen Dichtern, da muß der ſo behandelte Reim als etwas Barbariſches und Verwerfliches erſcheinen. Nur wo verkehrte Begriffe das Ziel und die Richtung der poetiſchen Bildung beſtimmten, konnte man eine ſolche fremde Zierrath zum nothwendigen Geſetz, und das kindiſche Behagen an einer eigenſinnigen Spielerey beynahe zum letzten Zweck der Kunſt erheben. In dieſer höchſt modernen und ganz unkünſtleriſchen Anſicht und Behandlungsweiſe des Reims iſt denn auch ſeine angemeſſne Behandlung eine ſo äußerſt ſeltne und ſchwere Kunſt, daß die bewundernswürdige Geſchicklichkeit der größten Meiſter kaum hinreicht, ihn nur unſchädlich zu machen. Mit dem antiken Begriff der ſchönen Kunſt läßt ſich der Reim einmal nicht vereinbaren, und wird immer als eine fremdartige Störung auf dieſem Standpunkte erſcheinen. Die einem erſten göttlichen Impuls, und einem nachfolgenden Zwiſchenraum, nicht bloß denkbar, ſondern auch wirklich zu bemerken, wo ſich die göttliche Kraft oder Hand nun gleichſam wieder zurückzieht, damit jener Impuls ſich vollends in der Creatur entfalten, dieſe ihn ganz in ſich aufnehmen, ihn weiter fortführen, oder auch ſich ſelbſt darnach entwickeln könne. In der indiſchen Schöpfungslehre heißt es ſtatt deſſen: „Brahma ſchläft,“ und während er ſchlummert, ſinken denn alle die Welten, Schöpfungen und Weltentwicklungen wieder in ihr Nichts zurück, und mit dieſem Einen Worte und Schritte, fühlt man ſich von dem Boden der Wahrheit und göttlichen Offenbarung entnommen, und ſteht im Gebiete der Mythologie. Zwar von Einem, der höher ſteht als alle erſchaffnen Geiſter, wird es wohl ſtillſchweigend angenommen, und auch einmahl ausdrücklich berichtet, daß er geſchlafen habe, ruhig mitten im Sturm, auf dem unſcheinbaren Schiff, unter den mit Angſt erfüllten Seinen; und da er erwachte, ſchwieg der Sturm. Aber hier iſt auch der Fall ganz anders. Neben der andern größern Abſicht und Bedeutung kann der erwähnte Umſtand auch mit dahin gedeutet werden, wie auch mehrere andre Stellen in ähnlicher Weiſe darauf hindeuten, daß er alſo gewiß nicht eine bloße Scheingeſtalt, ſondern einen wahren Menſchenleib angenommen habe, und in Wahrheit ein Menſch geweſen ſey, der auch des Schlummers bedurfte: und ſo könnte man weiter folgern: So ſehr iſt der Schlaf der Charakter der Natur, daß wenn Gott ſelbſt in dieſe Region herabſteigt, und Menſchennatur annimmt, alsdann auch dieſe der Natur weſentliche Bedingung des Schlafs zugleich darin aufgenommen und mit darunter begriffen iſt. — Die hohe Bedeutung des Schlafs, in der Natur nicht bloß, ſondern auch in dem erſtgebohrnen Sohne derſelben, dem Menſchen, zeigt ſich auch darin, daß als die erſte Begebenheit der Menſchengeſchichte, und zwar noch in dem paradieſiſchen Zuſtande, und Abſchnitte derſelben, jener wunderbare Schlaf erzählt wird, welchen Gott auf den Adam fallen ließ, während deſſen er ihm die Seite öffnete und den feinen Lebensſtoff heraus nahm, der dann im vollendeten Gebilde mit der irdiſchen Hülle bekleidet, als die milde Lebens-Gefährtinn vor dem Erwachten da ſtand. Aeußerſt bedeutend iſt dieſe große Verſchiedenheit, wie die materielle Erſchaffung des Mannes und der Frau erzählt wird. Er wird aus dem Leim der Erde gebildet, und darum auch ſpäterhin in der Schrift, der Vater des ganzen Erdkreiſes genannt, gleichſam der untergeordnete Naturverweſer und Stellvertreter deſſen, von dem alle Vaterſchaft herkommt, auf Erden; die Frau aber iſt aus der Bruſt oder aus dem Herzen des Mannes genommen und erſchaffen. Welcher Menſchen-Geiſt hätte wohl je dieſen Gedanken Gottes, das höchſte Wunder der ſchaffenden Allmacht, aus ſich erſinnen, oder auch nur für möglich halten, und irgend ahnden können? — Dieſes war im Paradieſe, und mit dem Verluſte deſſelben, ſind unſtreitig auch jene höheren Lebenskräfte und Naturgeheimniſſe, die der erſte Menſch früher beſaß, ihm größtentheils entzogen worden; da er auch nach dem Leibe dieſer irdiſchen Hülle, welche nun dem Tode anheim fiel, jetzt ſchlechter geworden war, und ſelbſt in der organiſchen Beſchaffenheit deſſelben, wie es ausdrücklich angedeutet wird, um eine ſtarke Stufe tiefer in die Sinnenwelt, und dem Thieriſchen näher iſt herabgeſetzt worden; und eben darum ward auch der heilige Wächter mit dem flammennen, ſondern auch deutlich und beſtimmt, was Er grade von ihm will, grade jetzt will und mit ihm vor hat; daß Er ihm auch alle Mittel und Wege anzeigte, um es ausführen zu können, vielleicht auch noch die höchſten Verheißungen hinzufügte: ſo würde dieß alles demſelbigen Menſchen gar nichts fruchten und helfen, wenn er nicht einwilligte, wenn er in ſeinem alten, aus übler Gewohnheit, Furcht und ſinnlicher Begierde gemiſchten, verworrnen Egoismus ſtecken bliebe, und an dem eng beſchränkten Selbſt und eignen Ich feſtklebend, ſich nicht davon losreißen konnte.

Dieſe innere Einwilligung und Zuſtimmung in den Willen Gottes, dieſe ſtille Bejahung deſſelben iſt es allein, welche dem Menſchen, der nun einmahl auch Gott gegenüber frey erſchaffen iſt, helfen und ihn wirklich zu Gott führen kann; und darum bezeichnete ich den Willen und nicht den Verſtand als den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen. Aber bloß die innere Einwilligung wird hier zunächſt gefordert, nicht auch die Kraft der Ausführung in gleicher Weiſe: denn dieſe iſt ſehr verſchieden, ſelbſt nach dem Maaßſtabe der Natur d. h. desjenigen, was einem Jeden von oben gegeben iſt; denn aus ſich ſelbſt hat niemand die Kraft zu etwas Höherem, nur der Wille des Menſchen iſt ſein eigen. Jene innere Einwilligung nun und Uebergebung des eignen Willens in den höheren, göttlichen Willen iſt freylich nicht denkbar, ohne daß zugleich auch der menſchliche Wille von der Sinnenwelt, die ihn mit den mannichfachſten Banden ſo eng umſchloſſen hält, in einem gewiſſen Grade ſich zurückzieht, und von dem engen Selbſt, an welchem das Ich ſo feſt klebt, ſich gewiſſermaaßen frey macht und mehr und mehr ablöſt. Nun entſteht die natürliche Frage, welches ſind die rechten und richtigen Gränzen dieſer Weltentſagung, dieſer Selbſtaufopferung, über welche auch die Platoniſche Philoſophie ſo vieles gelehrt hat, wie nothwendig ſie ſey, um Gott, als dem höchſten Gute und vollkommenſten Weſen, wenigſtens um Eine Stufe oder doch um Einen Schritt näher zu kommen? Der indiſche Einſiedler und Büßer bleibt nach dieſem Begriffe von der nothwendigen Weltentſagung, um ſich mit Gott zu vereinigen, dreyßig Jahre auf demſelben Ort ſitzen, die Augen unverwandt auf Einen Fleck gerichtet; ſo daß er nicht bloß alle Gränzen der menſchlichen Natur überſchreitet, ſondern ſelbſt alle Spuren derſelben bis zur Unkenntlichkeit in ſich auslöſcht und zerſtört. Oder auch, er beſteigt nach einem falſchen Begriff von Selbſtaufopferung, um deſto ſchneller mit Gott vereinigt zu ſeyn, den flammenden Scheiterhaufen; da es doch eine ganz einfache Betrachtung und Regel bloß nach der geſunden Vernunft wäre, daß der Menſch, ſo wie er ſich nicht ſelbſt das Leben ertheilt hat, eben ſo wenig auch ſich daſſelbe zu nehmen befugt iſt. Dieſe rieſenhaften Uebertreibungen, wie wir ſie bey den aſiatiſchen Urvölkern finden, wo der zum Grunde liegende Begriff im erſten Keime wohl etwas Schönes und Wahres enthält, was aber in der verkehrten Anwendung völlig zum Ungeheuren entſtellt wird, ſind weit entfernt von der Wahrheit. Ein einfaches Gleichniß von den verſchiednen Lebensſtufen hergenommen, wird vielleicht am leichteſten deutlich machen können, worauf es hier in dieſer Einwilligung des Menſchenwillens in den Willen Gottes ankommt, und in welchem Sinne und Maaße der menſchliche Wille allerdings nicht ganz der Welt hingegeben ſeyn und nicht bloß an ſich ſelbſt feſtkleben darf, um ſeine aufrichtige, innre Zuſtimmung geben zu können zu der höhern Stimme und der führenden Hand, welche die Erziehung des Menſchengeſchlechts im großen Ganzen wie im Kleinen jedes einzelnen Menſchenlebens und Lebensalters mit der gleichen Sorgſamkeit leitet. Das Kind alſo darf, ja es ſoll ſpielen, zu deſto freyerer Entwicklung ſeiner Kräfte iſt dieß ſogar nöthig und heilſam; aber wenn die Mutter ruft, und dieſes iſt für das Kind die höhere Stimme, ſo ſoll es aufhören zu ſpielen. Die Jugend ſoll ſich freuen und des grünenden Frühlings genießen; wenn aber die Ehre und die Pflicht dazu aufrufen, dann gilt es eine ernſte Thätigkeit; oder wird etwa, auf die andre Seite und Hälfte der Jugend geſehen, die Gränze der Sittſamkeit in dieſer jugendlichen Fröhlichkeit zu nah berührt und könnte vielleicht übertreten werden, dann muß nach dem erſten Wink darüber, die Luſtbarkeit lieber aufhören. Der Mann ſoll ſich in der Welt verſuchen und im Kampfe des Lebens mit ihr durchſchlagen, wo dann zu müßigen Gefühlen und Gedanken mehrentheils nicht viel Zeit übrig bleibt; nur ſoll er nicht jeden höheren Gedanken und Aufblick zu Gott und dem Göttlichen, die eigentlich doch auch keine äußere Anſtalt und Zeitverluſt erheiſchen, mit Geringſchätzung, als nur für Knaben gehörend und nur für das unreife Alter paſſend, von ſich weiſen. Oder wenden wir den Blick mehr auf die andre leidende Seite des Menſchenlebens, und denken wir uns eine Frau, die vollkommen glücklich iſt, an der Seite eines Mannes, den ſie liebt; ſie lebt ganz in ihren Kindern, hat auch von den äußern Gütern alles, was ſie wünſcht. Jetzt verliehrt ſie dieſes alles auf einmahl, die geliebten Kinder, den Mann, Schlag auf Schlag, vielleicht auch die Geſundheit, zum Theil ſelbſt den vortheilhaften Stand in der Welt; wie es oftmahls ſo in dieſem veränderlichen Menſchenleben geſchieht. Wer kann es hindern, oder wer ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie leidet und klagt? — Niemand! wir dürfen vielmehr annehmen, daß auch noch höhere Augen als menſchliche, voll Mitleid auf ſie herabſehen. Nur das Eine muß man von ihr verlangen und erwarten, weil es ſchon in der geſunden Vernunft liegt: Daß ſie nicht ganz an ſich ſelbſt verzagen, und daß ſie dennoch nicht gegen die Vorſehung murren ſoll. — Alſo mehr als die Menſchen einer von dem andern fordern, in den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen, mehr fordert Gott auch nicht von dem Willen des Menſchen, der eigentlich das Einzige iſt, was er fordert; in Hinſicht auf jene freye Einwilligung und innere Zuſtimmung, die uns allein ſelbſt und perſönlich mit Gott verbinden und Ihm annähern kann, wozu das bloße Verſtehen aller möglichen Offenbarung, der geſchichtlichen wie der geſchriebenen oder auch der in der Natur gegebnen, durchaus nicht hinreichend iſt.

Nur ſo viel iſt es und mehr nicht, was zu dieſer weſentlichen Zuſtimmung des eignen menſchlichen Willens in den göttlichen, nach den allgemeinen Lebensverhältniſſen gefordert wird. Iſt aber von einem beſondern Berufe und eignen Stande die Rede; fühlt jemand die Neigung in ſich, ein Diener des göttlichen Worts, ein Werkzeug und Träger der göttlichen Mittheilungen zu ſeyn: dann treten allerdings höhere und ſtrengere Forderungen ein, wie bey jedem beſondern Stande und eigenthümlichen Berufe. Welcher Stand iſt allgemeiner für den wehrhaft gebohrnen Mann als der eines Kriegers und Vertheidigers ſeines Vaterlandes! und erfordert derſelbe nicht gleichwohl einen unerſchütterlichen Muth und Todesverachtung, unzählige Entbehrungen und Abhärtungen? Welcher Beruf kann einfacher und mehr in der Natur gegründet ſeyn, als der dem ſchwächeren Geſchlechte zugetheilte Beruf, Mutter zu werden? Wie iſt gleichwohl auch dieſer mit Leiden, Sorgen und Gefahren umringt: und wie iſt die Mutterliebe, die reinſte und wahrhafteſte Liebe, die irgend unter Menſchen gefunden werden kann, doch ſo ganz nur aus einer Unzahl von kleinen und großen Mühſeligkeiten zuſammengeſetzt? Das iſt es aber eben, wo es in der menſchlichen Liebe am meiſten fehlt, daß ſie zu ſehr nur in einer beſtimmten Richtung, in einer vorübergehenden Epoche des Lebens, in einer einzelnen Handlung der Großmuth oder der Aufopferung ſich kund giebt, nicht immer im Kleinen des alltäglichen Lebens, in den unzähligen Mühen und Sorgen deſſelben, ſich mit der gleichen Treue und wohlwollenden Thätigkeit bewährt. Und wie mit der Liebe, ſo iſt es auch mit dem Glauben der Menſchen; er geht nicht genug ins Einzelne, er iſt nicht perſönlich, nicht kindlich, nicht vertraulich genug; er wird nicht genug auf uns ſelbſt bezogen. Wohl haben die meiſten Menſchen von ihrem eignen Werth eine zu hohe Meynung, auf ihre eigne Kraft ein zu großes Vertrauen; wenigſtens iſt der entgegenſtehende Fehler eines übertriebenen Kleinmuths nur die ſeltnere Ausnahme. Aber von ihrem Beruf, von ihrer Beſtimmung haben die Menſchen im Ganzen genommen faſt immer eine viel zu geringe Meynung; ſie glauben nicht daran, und halten dieſe ihre Beſtimmung und ſich ſelbſt, aus dem Standpunkte des ganzen Weltalls angeſehen, für etwas Geringfügiges und Unbedeutendes. Und darin liegt eben der große Fehler und dieſes iſt ganz unrichtig. Jeder Menſch iſt ein Individuum, eine eigne innere Welt voller Leben, ein wahrer Mikrokosmus, wie man ſonſt ſagte, in den Augen Gottes und in dem Plane der ganzen Schöpfung. Jeder Menſch hat einen beſondern Beruf und eine eigenthümliche Beſtimmung; könnten den Menſchen mit einemmahle die Augen darüber eröffnet werden, ſie würden erſtaunen über all das Unendliche, was ſie verſäumt haben und was ſie hätten erreichen können, und was überhaupt in der Welt verſäumt wird und unerreicht bleibt. Unter vielen Tauſenden aber, die dieſes trifft, gelangen nur ſehr wenige dazu, das mit Klarheit zu erkennen, wozu ſie beſtimmt ſind. Und das kommt daher, weil der Glaube der Menſchen zu ſchwach, beſonders aber weil er zu allgemein und flach iſt, nicht tief genug eingreifend, nicht perſönlich und kindlich genug. Der kindliche Glaube und die bis ans Ende geduldige Liebe: das ſind ſchon die rechten Seelenbande zu einer innigeren Vereinigung mit Gott für den Menſchen. In der Hoffnung, ſo wie ſie unter den Menſchen gefunden wird, fehlt es wohl am meiſten; denn dieſe ſollte grade heldenmüthig und ſtark ſeyn, ſonſt iſt ſie nicht das, was der Nahme ſagt. Wenige Menſchen giebt es vielleicht, ganz ohne allen Glauben und ohne alle Liebe; nur gehen beyde nicht genug ins Einzelne und Kleine des Lebens, wie es doch das menſchliche Bedürfniß erforderte; denn in ihnen ſoll das Göttliche in den Gedanken und in die That hinabkommen. In der Hoffnung aber ſoll der innere Menſch zu dem Göttlichen ſich erheben und hinaufſteigen; und darum muß ſie ſtark ſeyn, wenn ſie helfen ſoll. Eben darum dürfte ſie verhältnißmäßig weit ſeltner ſeyn als Glaube und Liebe, nach menſchlichem

Maaßſtabe genommen; dagegen vielleicht viele Menſchen gefunden werden, die innerlich faſt ganz hoffnungslos ſind.

Die früherhin beſchriebne Sehnſucht nach dem Ewigen und Göttlichen iſt das Suchen Gottes; jene innere ſtille Einwilligung, wenn ſie mit einem ſolchen kindlichen Glauben und geduldiger Liebe durch das ganze Leben in ſtandhafter Hoffnung durchgeführt und treu bewahrt wird, iſt das wirkliche Finden deſſelben in uns, und das Feſthalten an Ihm, wenn wir Ihn erſt gefunden haben. Als die Wurzel alles des Edelſten und Beſten in uns, kann die Sehnſucht nicht hoch genug geſtellt werden, und nirgends wird ſie ſo unnachahmlich beſchrieben und ſo hoch geſtellt als in der heil. Schrift; ſo ſehr, daß ſelbſt ein Prophet, ein Mann, der von Gott zu einem außerordentlichen Werke beſtimmt und geſendet und auch mit einer wunderbaren Kraft von Ihm dazu ausgerüſtet iſt, dort nur gradezu der Mann der Sehnſucht genannt wird. Gleichwohl aber iſt die Sehnſucht nur die Quelle, die Wurzel des Urſprungs, aus welcher jene dreyfache Gnadenblume in dem ſchönen Symbol von Glauben, Hoffnung und Liebe hervorgeht, die dann in die mannichfachſten geiſtigen und ſittlichen Früchte, durch alle Stufen und über alle Sphären des Lebens ſich auf das reichſte entfaltet. Wohl läßt man ſich jenen Dreyklang heiliger Gedanken und Gefühle in einer ernſten oder geiſtreichen Darſtellung, als ein ſinnvolles Bild im Allgemeinen recht gern gefallen, ohne doch allemahl in die genaueren Erforderniſſe, in die tiefere Bedeutung gehörig einzugehen. Für unſern Zweck der Lebens-Philoſophie d. h. alſo, der Erkenntniß des Bewußtſeyns, iſt die pſychologiſche Seite des Gegenſtandes die vorzüglich wichtige und weſentlich zu berückſichtigende. Ich will ſagen, wie das menſchliche Bewußtſeyn, welches ſonſt und an ſich, in lauter Zwieſpalt zerriſſen, in unauflösliche Gegenſätze geſpalten erſcheint, durch Glauben, Hoffnung und Liebe, von dieſer Zweyheit errettet, aus dem angebohrnen Zuſtande des irrigen und todten Denkens und des eben ſo todten und nichtigen abſoluten Wollens emporgehoben und mehr und mehr in ſich verſöhnt und ausgeglichen, und harmoniſch vollendet wird. Durch den Glauben, wenn nicht bloß das gleichgültige Wiederhohlen einer todten Gewohnheitsformel darunter verſtanden wird, ſondern ein lebendiger und perſönlicher Glauben an den lebendigen und perſönlichen Gott und Erretter, tritt auch der lebendige Geiſt der Wahrheit an die Stelle, welche ſonſt das bloß abſtracte Denken eines verkehrten Verſtandes in dem ehemahls todten Bewußtſeyn einnahm. Wo die reine Güte und Liebe in Geduld und Ausdauer die Seele des ganzen Daſeyns geworden iſt, da kann von keinem verſteinerten oder leidenſchaftlich wilden abſoluten Wollen mehr die Rede ſeyn; ſondern da iſt auch im Willen alles ſchon Leben, und zwar ein verſöhntes, nicht mehr zwieſpaltiges, ſondern harmoniſches Leben geworden. In dem kühnen Vertrauen der liebenden Seele zu Gott, in der ſtarken, göttlichen Hoffnung ſodann, die ſich heldenmüthig auf das Ewige gründet, iſt die alles leitende, ordnende und ſchlichtende Vernunft und die das Unendliche ahnende Fantaſie ſchon völlig wieder Eins geworden und wird dadurch die Harmonie des Bewußtſeyns vollendet. Die Fantaſie, ſagte ich früher, ſey das eigenthümliche Merkmahl und die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen, im Vergleich mit andern geiſtigen Naturen; denn die Vernunft, als ein bloß negatives Vermöantike Schönheit der poetiſchen Darſtellung verlangt Rhythmus und Melodie; denn nur die geſetzmäßige Gleichartigkeit in der zwiefachen Quantität der auf einander folgenden Töne, kann das Allgemeine und Beharrliche in dem Wechſel der Gefühle und Leidenſchaften ausdrücken. Die regelmäßige Ähnlichkeit aber in der innern Qualität und dem Materiellen mehrerer Klänge, kann nur das Einzelne ausdrücken und durch die Elemente der Sprache dichteriſch charakteriſiren. Unſtreitig kann ſie auf dieſe Art, in der Hand eines großen Meiſters, ungemein viel Sinn bekommen, und ein wichtiges Werkzeug und Mittel für die charakteriſtiſche Tiefe der Gefühle in der Poeſie werden. Auch von dieſer Seite beſtätigt ſich alſo das Reſultat, daß der Reim, nebſt der Herrſchaft des charakteriſtiſch Bedeutenden ſelbſt, in der künſtlichen Bildung der Poeſie ſeine eigentliche Stelle findet, und eben dieſer weſentlich angehört.

Es darf uns nicht irre machen, daß dieſer Spuren der Kunſtlichkeit im Anfange der neuern Poeſie, im Vergleich gegen die ſpätere Zeit doch nur wenige ſind. Das große welthiſtoriſche Völker-Chaos, welches den Zwiſchenraum zwiſchen der antiken und der modernen Bildung anfüllt, mußte erſt beendigt ſeyn, ehe der Charakter der letztern recht laut werden konnte. Es blieben zwar Bruchſtücke der antiken Bildung und Eigenthümlichkeit genug übrig; aber durch die nationale Urkraft der nordiſchen Sieger wurde dennoch wie ein friſcher Zweig auf den ſchadhaften Stamm gepfropft. Nun mußte freylich die neue Natur erſt Zeit haben, zu werden, zu wachſen, und ſich zu entwickeln, ehe die Kunſt ſie nach Willkühr frey und wieder an Gott angeknüpft und Gott von neuem unterworfen bezeichnet werden; wobey beſonders das zu beachten iſt, wie überall in den Ausſprüchen und Andeutungen der ewigen Wahrheit dieſe jetzige irdiſche Natur immer vorzüglich nur als der Kampfplatz der unſichtbaren Mächte, der noch ſtreitige Boden der von beyden Seiten kämpfenden guten und böſen Geiſter, Kräfte und Elemente hingeſtellt wird. — Konnte Gott nicht andre von ihm erſchaffne Weſen, wenn es ihm ſo gefiel, mit einemmahle über die Gefahren der Freyheit hinweg heben und in vollkommner Heiligkeit, ohne alle Gefahr eines Abfalls, in ewiger Liebe an ſich feſt ſchließen? — Ich habe bis jetzt, überall wo ich das menſchliche Bewußtſeyn durch die Vergleichung mit den Verſtandes- und Willenskräften der erſchaffenen Geiſter, deutlicher und ſchärfer zu charakteriſiren ſuchte, der größeren Einfachheit wegen, immer nur bey dieſem Gegenſatz die eigentlichen reinen Geiſter, Genien oder Engel vorausgeſetzt. Wenn aber Gott etwa noch andre geiſtige Naturen mit einem organiſchen Leibe, mit einer wenn auch nicht menſchenähnlichen, doch ſonſt ſehr edlen Thierform hat erſchaffen wollen, verſteht ſich mit einer unſterblichen ewigen Seele, mit der Erkenntniß Gottes begabt, wer kann Seiner Allmacht die Gränzen vorſchreiben? — Waren ſie nun, auf die obgedachte Weiſe, in vollkommner Heiligkeit erſchaffen und vor jedem Abfall geſichert: ſo läßt es ſich wohl begreifen, wie ſie in dieſer Hinſicht über den unvollkommnen Menſchen hinaufgeſtellt werden, und mehr als zu dem Geiſterreiche, wie zur Menſchenwelt oder jetzigen Natur gehörend, angeſehen werden mußten. Alles dieſes ſind nicht ſowohl ganz unbefugte Vermuthungen und bloße Einfälle, als vielmehr nur leiſe berührte Fragen zur Erklärung über beſtimmte Ueberlieferungen und Punkte der Offenbarung. — Hat Gott endlich vor allen andern und über allen andern Geſchöpfen Eines noch vollkommner erſchaffen wollen, als den zunächſt an Ihm ſtehenden Spiegel und Abglanz Seiner eignen unendlichen Vollkommenheit, und manches Wort in der h. Schrift ſcheint wohl auf etwas der Art zu deuten: dann ließe ſich begreifen, wie der früherhin angeführte alte Ausdruck von einer Seele Gottes doch auch einen beſſern Sinn haben könnte. Als eine Seele und mehr paſſives Weſen müßte jenes über allen erſchaffenen Geiſtern ſtehende Geſchöpf in jedem Falle verſtanden werden; denn ſonſt würde daſſelbe Gott Selbſt zu nahe ſtehen. Und es verſteht ſich, daß auch ſo der immer unermeßlich bleibende Abſtand zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf, wenn es auch das vollkommenſte wäre, dabey immer auf das ſorgſamſte beachtet werden muß; und jener Ausdruck ohnehin niemahls weder auf die zweyte noch auf die dritte Perſon in der Gottheit angewandt oder damit verwechſelt werden darf, indem ſonſt jene Benennung eine ganz falſche und durchaus verwerfliche ſeyn würde. Die Offenbarung enthält einen unermeßlichen und nie zu erſchöpfenden Abgrund von Wahrheiten; und nur darauf habe ich vorübergehend hindeuten wollen. Beſonders aber muß es für den philoſophiſchen Standpunkt feſtgehalten werden, wie man ſich die Schöpfung Gottes in jeder Hinſicht nicht groß und frey, nicht reich und mannichfaltig genug denken kann. Die ſyſtematiſch abgegränzte enge Einſchachtelung iſt auch hier faſt immer der Tod der Wahrheit; ſo wie auch jene ſchon erwähnte, der menſchlichen Urtheilsform angebohrne grade Linie, mitten zwiſchen Schwarz und Weiß hindurch; wo denn, wenn ſie auch an ſich nicht immer ganz unrichtig iſt, an beyden Seiten oft ſo vieles unberührt und unverſtanden liegen bleibt. Ich erlaube mir in dieſer Hinſicht noch eine weniger bekannte Meynung zu berühren, die ich, wenn ich ſie nicht bey Gewährsmännern von dem allergrößten Gewicht in dieſem Gebieth gefunden hätte, kaum wagen würde, auch nur anzuführen, da man in dieſer Region des geiſtigen Wiſſens, ſich lieber an die einfache Hauptwahrheit halten ſoll, als bloßen Meynungen zu viel Aufmerkſamkeit ſchenken. Sie findet ſich bey dem heil. Hieronymus, d. h. bey demjenigen Kirchenvater, der in Hinſicht auf das theologiſche Urtheil ungefähr als der Erſte und Größte von allen anerkannt iſt; bey dem heil. Franciscus von Sales, dieſem heiligen Manne der geiſtigen Liebe, der eben darum auch an philoſophiſchem Tiefblick viele hundert Scholaſtiker vor ihm und eben ſo viele Theologen nach ihm, ſo weit übertrifft; und endlich bey Leibnitz, welcher unter allen gelehrten Philoſophen faſt am meiſten den feinfühlenden geiſtigen Takt beſeſſen hat, ſich bis in alle die verborgenſten Fugen eines großen, wenn gleich ihm zum Theil fremden Gedanken-Syſtems hinein zu denken. Es bleibt auch ſo nur eine ganz problematiſche Meynung, über die aus dem Standpunkte des poſitiven Glaubens nichts entſchieden iſt und ſich auch wohl ſo leicht nichts entſcheiden läßt; und ſie beſteht darin, daß bey dem Aufruhr der abtrünnigen Geiſter, während die guten und treu gebliebnen ſich nur deſto feſter an ihren Schöpfer anſchloſſen, auch eine bedeutende Anzahl, unentſchieden und furchtſam zwiſchen dem Guten und Böſen ſchwankend, recht nach dem menſchlichen Charakter, möchte man ſagen, in dem Kampfe neutral geblieben ſeyen; die dadurch alſo ihre urſprüngliche Stelle in der Hierarchie der himmliſchen Heerſchaaren eingebüßt haben, ohne doch auch ganz zu den Verworfnen zu gehören. Ich hätte als den vierten Gewährsmann für dieſe Meynung noch den Dante anführen können; dieſer iſt wohl ein Dichter, aber allerdings ein theologiſcher und theologiſchgelehrter Dichter, der etwas dieſer Art nie willkührlich erdichtet oder ſelbſt erſonnen hat, auch nicht aufgenommen haben würde, wenn er es nicht bey andern vorgefunden und eine geltende Autorität dafür gehabt hätte. Als ein guter Ghibelline war er übrigens kein Freund der neutralen Geiſter, weder in dieſer noch in jener Welt; und er ſpricht auch das härteſte Verwerfungsurtheil über dieſe Weſen aus, die der Himmel, wie er ſagt, ausgeſtoßen hat, und die auch die Hölle nicht aufnehmen will. — Was würde denn nun wohl, wenn wir dieſe Frage mit etwas mehr philoſophiſchem Gleichmuth aufwerfen wollen, über dieſe unentſchiednen Zwiſchengeiſter, nach der ſonſtigen Weiſe der göttlichen Oekonomie und liebevollen Gerechtigkeit, beſchloſſen worden ſeyn? — Am erſten ließe ſich wohl denken, daß ſie von neuem geprüft werden ſollen; ſo wie ein Feldherr Kriegerſchaaren, die in einem unglücklichen Augenblicke wenig Muth bewieſen haben, an einer andern Stelle wieder in die Schlacht zurückführen läßt. — Wenn ſich annehmen ließe, daß dieſer oder ein ähnlicher Gedanke, oder eine Ueberlieferung der Art mit Einfluß gehabt haben konnte, bey der von Indien aus ſo allgemein verbreiteten Lehre von der Präexiſtenz der Menſchen-Seelen, welche auch die der Platoniker und ſelbſt einiger chriſtlichen Platoniker der erſten Jahrhunderte war; ſo ließe es ſich eher begreifen, wie man auf dieſe ſonſt ſo willkührliche Annahme und grundloſe Hypotheſe habe verfallen können. Grundlos aber muß ſie genannt werden, weil ſie nicht bloß unbegründet iſt, ſondern auch der Natur der Sache und der Seele nicht gemäß; ſo daß ſie, ſelbſt von dieſer Seite angeſehen, wenn ſie für einen einzelnen Fall wirklich aufgeſtellt werden ſollte, doch nur als eine Ausnahme von dem Naturgeſetz und ein Wunder Gottes begriffen werden könnte. Eine bloße Präexiſtenz der Geiſter allein aber würde keine wahre Präexiſtenz ſeyn; indem, mit der hinzukommenden Seele verbunden, das Ganze nun doch ein ganz andres und neues Weſen ſeyn würde. Ueberdem wird in jener Hypotheſe, ſo wie ſie in der indiſchen und Platoniſchen Lehre weiter entwickelt wird, auch noch der ganze Charakter und die wahre Beſtimmung des menſchlichen Lebens völlig verkannt, indem daſſelbe als ein Ort und eine Zeit-Periode der Beſtrafung bezeichnet wird, da es vielmehr durchaus nur als ein Kampfplatz und als eine Uebungsſtufe und Vorbereitungs-Epoche für die Ewigkeit richtig begriffen und auch philoſophiſch nur ſo verſtanden werden kann. — Es iſt die Aufgabe und die Beſtimmung der Philoſophie, nicht bloß die Wahrheit einfach und klar darzuſtellen, ſondern wo es vorübergehend ohne zu große Schwierigkeit geſchehen kann, hier und da auch bedeutende und merkwürdige Irrthümer, beſonders der alten und älteſten Völker und Zeiten zu erklären. Unter dieſen auch geſchichtlich bedeutenden Irrthümern geſtehe ich wohl, daß die indiſchen und Platoniſchen in meinen Augen eine beſonders hohe Stelle einnehmen. Einen Irrthum philoſophiſch erklären, das heißt nicht, ihn als widerſinnig mit kurzen Worten ausſtoßen, ſondern dazu muß man vielmehr ihn zuerſt verſtehen, d. h. bis auf einen gewiſſen Grad in denſelben eingehen, und vielmehr den beſten Sinn, d. h. denjenigen, welcher der Wahrheit noch am nächſten ſteht, darin aufſuchen; demnächſt aber doch den Punkt ſcharf bezeichnen, wo der Irrthum anfängt und die Wahrheit verletzt wird.

Dieſes alles mag nun im Weitern auf ſich beruhen; ich habe dabey bloß auf die wunderbare Mannichfaltigkeit der großen Schöpfung Gottes aufmerkſam machen wollen, auch in dem reichen Thema von der Unſterblichkeit der Seele, wobey ſelbſt die mannichfachen Anſichten davon zu berühren nicht ohne Nutzen iſt; um die einfache Wahrheit deſto klarer zu faſſen und feſter zu halten. In der letztvergangenen Zeit hat man die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, — da doch die eigentliche indiſche Seelenwanderung, ſo wie wir ſie jetzt genau aus den Quellen kennen, zu ernſthaft und traurig iſt, um bey unſerm Zeitalter viel Beyfall und Glauben zu finden, — ſtatt deſſen nun ganz ins Romantiſche hinüber zu ziehen, und jenes Leben als eine Art von aſtronomiſchem Spazierenfahren von einem Sterne zum andern mit lebhaften Farben zu ſchildern geſucht. So wenig nun über die Möglichkeit davon, nach unſerm beſchränkten menſchlichen Wiſſen ſo leicht entſchieden oder gradezu abgeſprochen werden kann: ſo dürfte es doch rathſamer und dem menſchlichen Sinne und Maaßſtabe des Wiſſens angemeßner ſeyn, wenn der Menſch auch in dieſer Hinſicht den Blick zunächſt nur auf ſich und ſein eignes Wohnhaus, die Erde, richten möchte, forſchend, ſcheidend und ahndend, als ſich ſogleich in den ganzen Sternenhimmel zu verflüchtigen, da der Menſch, was er ſo ſehr im Weiten ſucht, vielleicht ungleich näher hat, als er ahndet; und vielleicht, dieſer Planet unſrer Erde ſelbſt ſchon manche von den unterirdiſchen Gängen und verborgenen Kammern des jenſeitigen Todes, zugleich mit den Lichtſaaten der künftigen Auferſtehung in ſeinem Innern umſchließt.

Dieſes mag einem andern Orte, näher in Erwägung zu ziehen, vorbehalten bleiben. Hier will ich zum Schluß nur noch hinzufügen, wie jener ſchon mehrmahls erwähnten Stufenleiter, welche die groſe Natur-Pyramide in Beziehung auf Gott und auf ihre eigne lebendige Entwicklung bildet, eine andre Stufenleiter der Natur, für den Menſchen, bloß für ſein Bedürfniß, nach ſeiner beſchränkten Einſicht und ſeinem Standpunkt, gegenüber ſteht. Nach dieſer iſt die Natur, d. h. die den Menſchen zunächſt umgebende Natur, alſo in dieſem Sinne, der uns tragende und nährende Planet dieſer Erde, zuerſt das mit Leben erfüllte und ſelbſt lebendige Wohnhaus des Menſchen, in welchem er immer noch hier und da ſehr fremd iſt. auf der zweyten Stufe dieſer zunächſt auf den Menſchen und das menſchliche Bedürfniß ſich beziehenden Naturanſicht und Naturerkenntniß wird die Natur, wie ſie jetzt iſt, erkannt und aufgefaßt, als der Kampfplatz oder auch das Schlachtfeld, und der ſtreitige Boden des noch unentſchiednen oder doch noch nicht beendigten Kampfs zwiſchen den guten und den böſen Mächten und Geiſtern; und je lebhafter dieſer Kampf von neuem zu werden anfängt, je nothwendiger wäre es wohl, auch dieſe Seite des Gegenſtandes nicht ſo ganz zu vernachläſſigen. Die dritte Stufe der Naturanſicht für den Geiſt des Menſchen in ſeiner jetzigen Beſchränkung iſt die, vermöge deren die Natur erkannt und verſtanden wird, als die ſichtbare und überall mit Sinnbildern reich geſchmückte Hieroglyphen-Decke der unſichtbaren Welt.

Und eben weil die Natur ſelbſt ein ſymboliſches Weſen iſt, kann ſie auch, wo von ihrem innern Leben und von ihrem Geiſte, oder ihrer Bedeutung im Ganzen die Rede iſt, d. h. wo nicht ſie bloß phyſiſch, ſondern auch philoſophiſch erkannt und verſtanden werden ſoll, mehrentheils nur ſymboliſch aufgefaßt und in wiſſenſchaftlichen Gleichniſſen und lebendigen Symbolen darüber geſprochen werden.

letzte Kampf der Menſchheit ausfallen möge; dennoch die gute Sache nicht verlohren gehen und der große Kampf einen guten Ausgang nehmen wird, im vollendeten Sieg der göttlichen Offenbarung, wo alsdann die göttliche Ordnung in dieſem Reiche der Wahrheit erſt in ihrem vollen Lichte hervortreten wird.

Achte Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Menſchengeſchichte und in dem Staaten-Verhältniß.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgerichte;“ ſagt einer unſerer berühmten Dichter. Hat er damit ſagen wollen, daß man weiter kein anderes Weltgericht erwarten ſoll, als das was ſchon in der Weltgeſchichte gegeben iſt: ſo würde eine ſolche Meynung, daß das Menſchengeſchlecht in ſeiner jetzigen Weiſe, und dieſem nähmlichen Erdenleben immer fort beſtehen werde, wohl eben ſo grundlos ſeyn als der fantaſtiſche Einfall, daß das Menſchengeſchlecht von Ewigkeit her beſtanden habe, wenn etwa irgend einer von den philoſophiſch Träumenden im Alterthum auch auf dieſen Gedanken einmal verfallen iſt, oder noch jetzt irgend ein Antipode des gewöhnlichen Denkens darauf verfallen ſollte. Dem Dichter ſelbſt würde es als dramatiſchem Denker und Künſtler ſehr ſchlecht gefallen haben, wenn man ihm ein großes, aus vielen Acten und Scenen zuſammengeſetztes Drama vorgelegt hätte, an welchem aber der Anfang abgeriſſen geweſen wäre, und welches in der gleichen Weiſe fortgehend, und ſich immer wieder von neuem verwickelnd, oder wie eine ſchlechte Zeitſchrift nur immer auf die Fortſetzung ſich beziehend, gar kein wahres Ende, und keinen Schluß und rechten Ausgang gehabt hätte. Hat er aber, und unläugbar liegt auch dieſer Sinn mit darin, damit ſagen wollen:

lenken und ihre eigne Unerfahrenheit an jener verſuchen konnte. Der Keim der künſtlichen Bildung war ſchon lange vorhanden; in einer durchaus geiſtigen und allgemeinen Religion, durch welche alſo auch das ganze Leben und alle Kunſt und Bildung viel intellektueller ward; in dem unausſprechlichen Elende ſelbſt, welches das endliche Reſultat der nothwendigen Entartung der natürlichen Bildung war; und endlich in den vielen Fertigkeiten, Erfindungen und Kenntniſſen, welche nicht verlohren giengen. Was von der Erndte der ganzen Vorwelt noch vorhanden war, ward den nordiſchen Ankömmlingen zu Theil. Eine große und reiche Erbſchaft, welche ſie aber dadurch theuer genug erkauften, daß ihnen die ſittliche Entartung einer in ſich ſelbſt verſunknen Natur zugleich mit überliefert ward! Das Erdreich mußte erſt urbar gemacht werden und vielfältig cultivirt ſeyn, ehe dieſer Keim ſich allmählig entwickeln, und aus dem Schooße der Barbarey die neue Form langſam ans Licht treten konnte. Ueberdem hatte der moderne Geiſt mit den nothwendigen Bedürfniſſen der Religion und Politik ſo viel zu ſchaffen, daß er erſt ſpät an den Luxus des Schönen denken konnte. Daher blieb auch die europäiſche Poeſie ſo geraume Zeit beynahe nur national und noch ganz der Liebe und Entwicklung der einzelnen Völker anheim geſtellt, bis ſich erſt das gemeinſame Weſen derſelben in ſeiner Allgemeinheit kund gab und hervortrat. Es ſind daher neben dem Naturcharakter, welchen ſie in ihrem nationalen Urſprunge an ſich trägt, Anfangs nur einige, zwar unverkennbare, aber doch nur wenige Spuren dieſes kunſtlichen Charakters und vorherrſchenden Princips der Kunſtlichkeit in ihrer Entwicklung ſichtbar.

daß der in der Weltgeſchichte waltende Geiſt, ein weltrichterlicher Geiſt iſt, und daß die größten Epochen und Ereigniſſe in der Weltgeſchichte, einen weltrichterlichen Charakter, und eine weltrichterliche Bedeutung haben: ſo iſt dieſer ſeinem ernſten Charakter und Verſtande wohl zuſagende Sinn ganz auch der unſrige; und iſt eben dieſer das Thema dieſer gegenwärtigen Betrachtung über die göttliche Ordnung in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Es wird alſo das Menſchengeſchlecht, ſo wie es einen Anfang gehabt hat, auch nicht immer in dieſer jetzigen Weiſe fortbeſtehen, ſondern ein Ende nehmen. Ob nun aber für dieſe Dauer deſſelben ſechs große Gottestage beſtimmt ſeyen; um nach dem Zeitmaaße der göttlichen Chronologie zu reden, wo tauſend Jahre für Einen Tag gerechnet werden: oder vielleicht ſieben; wer kann, wer darf das ſogleich ſagen und entſcheiden wollen? Genug wir ſtehen an der Gränze des vierten Weltalters, und auf dem Uebergangspunkte von dem dritten, zu dieſem letztern; und nicht unwichtig iſt es für das klare Verſtändniß des Ganzen, dieſe Abtheilungen und großen Epochen deſſelben richtig zu faſſen. Als das erſte Weltalter ſind gleich zu Anfang die dritthalb tauſend Jahre der dunkeln Urgeſchichte zu rechnen; die nächſtfolgenden anderthalb Jahrtauſende bilden dann das zweyte Weltalter der Vorbereitung, bis auf die Mitte und den Wendepunkt der uns bekannten Menſchenwelt, von welchem die neuere Geſchichte anhebt. Auch in der älteſten Sagengeſchichte der andern gebildeten Völker des Alterthums kommt man mit irgend haltbaren Angaben und hiſtoriſchen Anhaltspunkten, nirgends irgend höher hinauf, und das kaum, als fünfzehn Jahrhunderte vor unſerm Anfang der neuern Geſchichte und

Zeitrechnung. Die nächſtfolgenden funfzehn Jahrhunderte nach dieſem, bilden alsdann den Umkreis des dritten Weltalters, in welchem jener neue Lebens-Anfang in der geiſtigen, ſittlichen, bürgerlichen Ordnung ſich vollſtändig entwickelt und ausgebildet hat. Ich habe in der obigen Angabe auch noch die letzten drey Jahrhunderte zu dieſer Welt-Periode mit hinzu gerechnet; will man dieſelbe aber vielmehr ſchon als die erſte Epoche des vierten und letzten Weltalters anſehen: ſo kann man auch dieſe Eintheilung, obwohl ſie mir weniger genau und richtig ſcheint, gelten laſſen. In dem einen wie in dem andern Falle aber muß es erkannt und vorzüglich die Aufmerkſamkeit darauf hingelenkt werden, daß wir in unſerer Zeit, gegenwärtig, etwa von den letzten vierzig Jahren an zu rechnen, an einer großen und entſcheidenden Welt-Epoche und auf einem kritiſchen Uebergangspunkt aus einer Welt-Periode in die andere ſtehen. Eines von den Kennzeichen, durch welches ſolche wichtige Momente allgemeiner Umwendung in dem Gange der Weltgeſchichte, mehrentheils ausgezeichnet ſind und erkannt werden, ſind die in einen engen Zeitraum zuſammengedrängten und ſchnell auf einander folgenden Ereigniſſe; oder auch der beſchleunigte Lauf der Zeiten. Man hat es ſchon bemerkt, wie in der politiſchen Geſchichte des Zeitalters, das jetzige Europa, alle die Epochen der alten Römerwelt von den erſten Partheyungen der Republik, dem Kampf mit dem Seebeherrſchenden Karthago und den römiſchen Bürgerkriegen, die Zeit der erſt beſſer und friedlich ſich anlaſſenden, dann grauſam drückenden und zerrüttenden Herrſchaft der Cäſaren hindurch bis zur endlichen Völkerwanderung in dem kurzen Zeitraum von zwey und zwanzig Jahren durchlaufen hat; und ſolche einſache Bemerkungen könnten allein ſchon hinreichen, um zu beweiſen, daß jetzt ein anderes Geſetz in der Weltgeſchichte waltet, ein anderes Leben darin pulſirt, wie in den ruhigen Zeiten von ehemahls. Ob dieſes Leben nun ein durchaus geſundes, oder ein in gewiſſem Sinne krankes und fieberhaftes ſey, das iſt wieder eine andere Frage. Aber auch auf der geiſtigen Seite im Gebiete der Wiſſenſchaft, iſt ein ähnlicher Gang der raſcheren Entwicklung zu bemerken geweſen. Nur war der Gang, oder die Richtung hier ein anderer im Vergleiche mit den Bildungs-Epochen des Alterthums, die wir vielmehr von dieſer Seite genommen, von rückwärts, oder von unten herauf, mit der gleichen Schnelle durchlaufen haben. Ich will ſagen, zuerſt und in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts war die Denkart der Epikuräer, oder doch eine dieſer ganz ähnliche, die auch in unſerm Zeitalter vorzüglich herrſchende; dann mit und neben dieſen die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten, und dabey auch wohl der gelehrte Sammlerfleiß der ſpätern griechiſchen Schulen, etwa bis zu der Zeit und dem allgemein verderblichen Volks-Einfluß der glänzenden Sophiſten hinauf. Alle Syſteme und Irrthümer, die ungefähr in dem Umkreiſe des menſchlichen Geiſtes liegen, und in ſeinen weſentlichen Anlagen gegründet ſind, oder in irgend einem gleichſam angebohrnen Mißverſtand ihre natürliche Veranlaſſung finden, wie ſie ſich bey den Griechen mehrere Jahrhunderte hindurch nach einander und aus einander entwickelt haben, hat unſre Zeit in eben ſo vielen Jahrzehnden ſchnell durchlaufen; wobey ich doch hoffe, mich in der Vorausſetzung nicht ganz zu täuſchen, daß wir in dem bemerkten umgekehrten Gange der fortſchreitenden Rückkehr zur

Wahrheit, in dieſer aufſteigenden Linie ſchon wieder näher an die beſſere Zeit der erſten großen Philoſophen Griechenlands, eines Plato, Sokrates, oder Pythagoras hinauf gekommen ſeyn werden. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß hier eben ſo, und noch mehr als in der bemerkten Analogie der politiſchen Geſchichte, und überhaupt in ſolchen welthiſtoriſchen Parallelen, nur von einer allgemeinen Aehnlichkeit die Rede ſeyn kann, die jedoch immer ſehr merkwürdig bleibt, nicht von einer ängſtlichen, oder gewaltſam ins Einzelne durchgeführten Gleichſtellung, die nur auf falſche Reſultate führen würde. Wie ſehr nun der Kampf unſerer Zeit ein geiſtiger ſey, liegt ſchon im Begriff der öffentlichen Meynung, und in dem großen Einfluß derſelben. Es liegt dabey in dem Worte ſelbſt, und in dem Begriff der Meynung, etwas ſehr Schwankendes und Unſicheres. Zwar iſt der Menſch äußerſt beſchränkt in dem, was er eigentlich wiſſen kann; wir können über vieles nur eine Meynung haben, und müſſen uns deſſen beſcheiden; ja auch vieles von dem, was wir wiſſen, weil nicht alles Wiſſen ſich allgemein mittheilen läßt, iſt beſſer und heilſamer nur als eine Meynung vorzutragen, damit es nicht ſcheint, als wollten wir jenes höhere Wiſſen dem Geiſte der Andern gewaltſam aufdringen. Was läßt ſich aber nicht alles bey einer im Vorurtheil befangnen, oder leidenſchaftlich aufgeregten Menge zur Meynung machen, wo mehrentheils die weſentlichſten und nothwendigſten Bedingungen einer hinreichenden Sachkenntniß und Einſicht fehlen, um ein irgend richtiges Urtheil fällen zu können? Wenn von einem öffentlichen Gewiſſen die Rede wäre, ſtatt der öffentlichen Meynung, die allerdings eine große Kraft iſt, aber oft, wenn ſie eine falſche Richtung genommen hat, eine ſehr gefährliche; dieß würde mir einen viel tiefern Eindruck machen. Ich will ſagen, jener allgemeine Eindruck z. B. welchen das ſchreckliche Ereigniß vom Jahre 1793 auf das Gefühl von ganz Europa machte, oder jene große Regung des Unwillens, welche der letzten Welt-Kataſtrophe unter allen Völkern von Europa voranging, das ſind noch ſolche Erſcheinungen, auf welche der alte Spruch: die Stimme des Volks iſt die Stimme Gottes, allenfalls angewendet werden kann. In ſolchen Gefühlen liegt ein wahrhaftes Urtheil der höhern Art, oft auch ein richtiges Vorgefühl, geſetzt auch daß in der Aeußerungsweiſe ſich hier und da noch etwas leidenſchaftlich Uebertriebenes, oder manches bloß Individuelle beymiſchte. Wie ſelten aber findet ſich in dem hin und her fluthenden, bald hierher bald dorthin ſchwankenden Strome der öffentlichen Meynung etwas, das in Wahrheit auch ein öffentliches Urtheil genannt zu werden verdiente! Und das iſt es doch, worauf es hier in dieſer Beziehung und für unſer Thema vorzüglich ankommt. Es iſt hier der Ort, eine bis dahin noch gebliebene Lücke, oder vielmehr offen gelaſſene Stelle in der bisher entwickelten Theorie des Bewußtſeyns nun auszufüllen und zu ergänzen. Der Urtheilskraft oder dem Vermögen des Urtheils habe ich bisher noch nicht ſeine Stelle in dem Ganzen angewieſen. Die Vernunft mit dem ihr zunächſt beygeordneten Gedächtniß und Gewiſſen; die Fantaſie mit den ihr untergeordneten Sinnen und Neigungen, bilden ſechs, dann Verſtand und Willen, zuſammen acht Vermögen des innern Menſchen. Das neunte iſt die denkende, liebende, fühlende Seele, die obwohl der Mittelpunkt des geſammten Bewußtſeyns, doch auch wieder als ein eignes Vermögen betrachtet werden kann; das Gemüth, wie einige das ſittliche Zartgefühl der Seele eigenthümlich bezeichnen, welches noch ganz von dem Gewiſſen, ſo wie auch von der Liebe unterſchieden werden ſoll, iſt alſo vielmehr nur eine Art der Anwendung in jener dreyfachen Beziehung und Function der Seele, als ein eignes Vermögen. Das zehnte Vermögen aber, durch welches der ganze Umkreis des Bewußtſeyns und der Theorie deſſelben vollendet wird, und welches als der Gipfel deſſelben betrachtet werden kann, iſt die Urtheilskraft, oder auch der urtheilende Geiſt. Wenn man die Urtheilskraft bloß in einem logiſchen Verſtande nimmt, als diejenige Verknüpfung oder Beziehung im Denken, vermöge deren man z. B. dem Objekte a das Prädikat b beylegt: ſo iſt dieſes etwas ſehr untergeordnetes, und es wäre eigentlich ganz überflüſſig, dieſe denkende Beziehung, oder dieſes beziehende Denken von dem übrigen logiſchen Geſchäft abzuſondern, und daraus ein beſonderes Vermögen zu machen. Die Kraft des Urtheils iſt etwas anderes Höheres, als dieſes bloße Verknüpfen von irgend einem beſondern a mit einem allgemeinen b; das Verſtehen iſt das Erkennen eines Geiſtes, und das von ihm Ausgeſprochene, das Urtheil, iſt die Entſcheidung zwiſchen zweyen Verſtandenen, oder die Unterſcheidung der Geiſter. Welche Zuſammenwirkung von einer ganzen Menge der geiſtigſten Beziehungen ſetzt ein wiſſenſchaftliches Urtheil voraus, oder auch ein Kunſturtheil? und doch ſind dieſes nur ganz anſpruchsloſe Privaturtheile, die einen übereinſtimmenden Sinn vorausſetzen, und außerdem keine geltende Kraft haben. Aus dem praktiſchen Leben kann vorzüglich die richterliche Function in der Staatsgewalt einen Maaßſtab abgeben, für die hohe Stelle, welche das Urtheilsvermögen im ganzen Umkreiſe des gebraucht gut ſeyn; keine aber darf ausſchließend ſeyn, keine darf mit Zwang gleichförmigſt durchgeführt und im ermüdenden Einerley überall angewandt werden.

So wenig nun die Philoſophie des Lebens eine bloße und unbedingte Vernunftwiſſenſchaft ſeyn kann oder ſeyn darf; eben ſo wenig ſoll oder kann ſie auch bloß eine Natur-Philoſophie ſeyn; nähmlich eine ausſchließende, die nur das wäre und nichts weiter. Aus einer ſolchen ausſchließenden Natur-Philoſophie, die nur das allein wäre, und ſonſt nichts, möchte ſie auch noch ſo wiſſenſchaftlich reich ſeyn und reichhaltig an Geiſt und Tiefſinn, bloß von dieſer Naturſeite angeſehen; würden ſich nicht einmahl für das Leben des Menſchen die richtigen Grundſätze und leitenden Begriffe überall leicht und ohne Zwang herleiten laſſen, weil eben der Menſch in ſeinem Leben mehr iſt als bloße Natur und ein bloßes Naturweſen; noch weniger aber würde ſich Gott, die durchgehende Beziehung auf welchen, den Menſchen eben zu dem macht, was er iſt, aus einer ſolchen bloßen Natur-Philoſophie nachweiſen, herleiten oder verſtändlich und klar machen laſſen; indem es dann immer, aus dieſer Quelle allein hergeleitet, doch nur ein bloßer Naturzweck wäre und ſeyn würde. Weder die Ausſprüche der geſunden Vernunft und beſonders des Gewiſſens, oder ſelbſt die Dialektik, in ſo fern ſie nützlich angewandt wird, und wenigſtens ihre Kenntniß, um den Irrthum zu vermeiden, nothwendig iſt, noch auch die Naturwiſſenſchaft, und der höhere Geiſt derſelben, ſind auf irgend eine Weiſe von den Gränzen der Philoſophie und von dieſer ſelbſt ausgeſchloſſen; vielmehr kann und ſoll ſie beyde Elemente, aber auf ihre eigenthümliche Weiſe, in ſich aufnehmen und in einem allgemeineren Sinne und Geiſte für ihr höheres Ziel verwenden. Zunächſt aber iſt ſie als Philoſophie des Lebens eine durchaus menſchliche Wiſſenſchaft und Erkenntniß des Menſchen; und eben darum, und weil der Menſch nur mittelſt ſeiner durchgängigen Beziehung auf Gott über der Natur ſteht, und etwas Höheres iſt als ein bloßes Naturweſen und etwas Höheres als eine bloße Vernunftmaſchine; iſt die Philoſophie des Lebens auch wirklich und in der That eine wahre Gottes-Philoſophie. Dieſes und nicht eine bloße Vernunft- oder Natur-Philoſophie, iſt die Philoſophie des Lebens auch deßwegen und in dem Sinne, weil das hochſte Leben und der Urquell alles andern Lebens ja eben Gott iſt. Dieſes höchſte Leben nun, welches Sein Leben in Sich Selbſt hat, iſt jetzt der Gegenſtand meiner Betrachtung; weil eben mit dem vollen und rechten Begriff dieſes höchſten Lebens, der Geiſt der Wahrheit in das Bewußtſeyn des Menſchen eintritt, wo es dann Licht wird in dem bis dahin wüſte und leer gelegenen Innern desſelben, mit jenem Lichte, welches nie finſter wird, und von welchem eben dieſer Geiſt der Wahrheit geſagt hat, daß es gut war, wie es denn auch ewig gut bleiben wird. Dieſer göttliche Lichtpunkt des Anfangs nun, iſt die erſte Stufe in der durch die nachfolgenden Stufen von hieraus immer weiter fortſchreitenden Entwicklung des Geiſtes, und des innern Lichtes und der Wahrheit in dem menſchlichen Bewußtſeyn und im menſchlichen Leben; welche Entwicklung des Geiſtes eben den Inhalt und Gegenſtand für die letzten ſieben Abhandlungen oder Betrachtungen unter dieſen Vorträgen über die Philoſophie des Lebens bilden ſollte. In den bisherigen acht Abhandlungen habe ich mich bemüht, von Stufe zu Stufe in aufſteigender Linie immer höher bis zu dieſem letzten Ziele zu gelangen; der Culminationspunkt des Ganzen iſt nun erreicht, und dieſes höchſte Leben, welches, wie geſagt, der Urquell alles andern Lebens iſt und welches Sein Leben in Sich Selbſt hat, und der volle und rechte Begriff dieſes Lebens, iſt jetzt der Gegenſtand unſerer gemeinſamen Betrachtung: und von dieſem Gipfel des Lichts und der Wahrheit aus, für welchen ich daher Ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehme, werde ich alsdann Ihr Nachdenken und das meinige, durch alle Stufen der geiſtigen Entfaltung hindurch mit raſchen Schritten wieder abwärts, in alle die verſchiedenen Sphären des Bewußtſeyns und des Lebens, und in die volle Wirklichkeit zurück zu führen ſuchen.

Wenn nun aber die Philoſophie des Lebens dieſem zu Folge, wie die Philoſophie nun einmahl überall und immer in jeder Sphäre bis zu dem Höchſten hinauf ſteigt, und wenn das höchſte Leben Gott iſt, nichts anders als eine wahre Gottes-Philoſophie ſeyn kann: wie iſt ſie denn von der Theologie unterſchieden? — Da ich gleichwohl ſchon ganz zu Anfange feſtgeſtellt hatte, daß die Philoſophie überhaupt und beſonders auch dieſe Philoſophie des Lebens, zwar in Hinſicht der gemeinſamen Gegenſtände, oft und in ſehr nahe und vielfache Berührung mit der Theologie kommen müſſe; gleichwohl aber doch von derſelben in ihrem ganzen Weſen, weſentlich und völlig verſchieden ſey, und auch auf das ſtrengſte davon abgeſondert und in ihren Gränzen zurückgehalten, bewahrt bleiben ſolle, um weder in das Gebiet der Theologie willkührlich gewaltſam einzugreifen, noch auch mit Aufopferung ihres eigenthümlichen Charakters und ihrer eigenthümlichen Beſtimmung derſelben bloß dienſtbar zu ſeyn. Das richtige Verhältniß, die nahe Verwandtſchaft beyder Wiſſenſchaften, bey einem Gegenſtande, der ſo oft faſt ganz derſelbe iſt, und die dennoch ſo äußerſt ſcharf abgeſonderten Gränzen, laſſen ſich vielleicht durch eine Vergleichung mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften am anſchaulichſten deutlich machen. Die Dogmatik oder die Wiſſenſchaft des poſitiven Glaubens iſt wie die reine Mathematik. Auch können in ihr die Begriffe, Formeln und Beweiſe nicht ſtreng und einfach genug, mit einer wo möglich mathematiſchen Schärfe abgefaßt werden; indem der Willkühr des Einzelnen hier nicht der mindeſte Spielraum oder Einfluß geſtattet werden kann, ohne daß auch ſogleich das Weſentliche und Poſitive des Glaubens dadurch gefährdet würde. Die Philoſophie hingegen, in ſo fern ſie eben dieſe Gegenſtände zum Ziele oder zum Inhalte hat, oder auch derjenige Theil der Philoſophie, von welchem dieß gilt, iſt vielmehr der angewandten Geometrie, z. B. in der eigentlichen und praktiſchen Feldmeßkunſt oder in der mathematiſchen Grundlage der Befeſtigungskunſt und der Strategie, zu vergleichen. Es iſt eine angewandte Theologie, wenn man ſo ſagen darf, mittelſt derer die Philoſophie, dieſe allgemeinen Ideen von dem Einen lebendigen Gott und einer allwaltenden Vorſehung, und was ſehr nah damit zuſammen hängt, von der Unſterblichkeit der Seele und der Freyheit des Willens, nun auf dem ganzen, faſt unermeßlichen Felde alles geſchichtlichen Wiſſens und der geſchichtlichen Entwicklung des Menſchen, ſo wie auch aller übrigen Erfahrungswiſſenſchaft und Naturkunde, oder auch auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten und menſchlichen Meinungen, und der kämpfenden Syſteme, in ſehr vielfache praktiſche Beziehung und fruchtbare Anwendung bringt. In den Ausdrucken und Formeln braucht die Philoſophie ſich dabey

Zwar äußern ſchon leitende Begriffe ihren Einfluß auf die künſtleriſche Praxis; dieſe ſind aber ſelbſt ſo dürftig, daß ſie höchſtens nur für die erſten ſchwachen Spuren der künftigen Theorie gelten können. Es iſt in dieſer Zeit noch gar keine eigentliche Theorie vorhanden, welche von der Ausübung abgeſondert, und nothdürftig zuſammenhängend wäre. Späterhin tritt aber die Theorie mit ihrem zahlreichen Gefolge deſto herrſchſüchtiger hervor, greift immer weiter um ſich, kündigt ſich ſelbſt als geſetzgebendes Princip der modernen Dichtkunſt an, und wird als ſolches auch vom Publikum, wie vom Künſtler und Kenner anerkannt. Eigentlich wäre es nun ihre große Beſtimmung, dem verderbten Kunſtgefühl ſeine verlohrne Geſetzmäßigkeit, und der verirrten Kunſt ihre ächte Richtung wieder zu geben. Aber nur wenn ſie allgemeingültig wäre, könnte ſie allgemeingeltend werden, und von einer kraftloſen Anmaßung ſich zum Range einer wirklichen öffentlichen Macht erheben. Wie wenig ſie aber bis jetzt geweſen ſey, was ſie ſeyn ſollte, iſt ſchon daraus offenbar, daß ſie nie mit ſich ſelbſt einig werden konnte. Bis dahin müſſen die Gränzen des Verſtandes und des Gefühls im Gebiete der Kunſt von beyden Seiten beſtändig überſchritten werden. Die einſeitige Theorie wird ſich leicht noch größere Rechte anmaßen, als ſelbſt der allgemeingültigen zukommen würden. Der entartete Kunſtſinn hingegen wird der Wiſſenſchaft ſeine eigne verkehrte Richtung mittheilen, ſtatt daß er von ihr eine beſſere empfangen ſollte. Stumpfe oder niedrige Gefühle, verworrne oder ſchiefe Urtheile, lückenhafte oder gemeine Anſchauungen werden nicht nur eine Menge einzelner unrichtiger Begriffe und Grundſätze ergar nicht ſo ängſtlich an die Sprache der andern Schweſterwiſſenſchaft zu binden, und nur bloß dieſe nachſprechend zu wiederhohlen. Es iſt vielmehr ſogar vortheilhaft und beſſer, wenn ſie ſich hierin freyer bewegt, und wenn die Ausdrücke lieber verändert und gewechſelt werden, da ſie doch nicht auf die gleiche Strenge und Autorität angewieſen iſt und Anſpruch machen kann; ihr vielmehr — ſo wie in den algebraiſchen Gleichungen oftmahls auch eine bloß hypothetiſche Berechnung, die ſich doch nachher praktiſch ſehr anwendbar und vielfältig nützlich bewährt, mit aufgenommen wird; — alſo auch ihr ebenfalls ein ſolcher hypothetiſcher Gebrauch der theologiſchen Größen oder Grund-Ideen, wenn man ſo ſagen darf, für ihren bloß wiſſenſchaftlichen Zweck frey ſteht und geſtattet iſt. Jene oben angeführten allgemeinen Glaubens-Artikel; — und das Nähere und im Einzelnen ſchärfer Beſtimmte des poſitiven Glaubens, woran und worin ſie auch nichts zu beſtimmen hat, braucht die Philoſophie wenigſtens zunächſt und unentbehrlich für ihren Zweck nicht; — jene allgemeinen Glaubens-Artikel aber von der allwaltenden Vorſehung, dann der Unſterblichkeit der Seele und der Freyheit des menſchlichen Willens, die wohl, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten und beſtimmten Begriff, wenigſtens als Anlage und Gefühl, in ſo fern ſie nicht durch dialektiſche Scheingründe ſchon angenagt und zerſtört ſind, in jeder davon noch unberührten und in ſo fern geſunden Menſchenbruſt vorhanden ſind, wenn ſie gleich oft tief darin ſchlummern mögen; dieſe kann und darf die Philoſophie dreiſt vorausſetzen. Ja ſie ſoll es ſogar, und wenn ſie es nur auf die rechte Art thut; ſo wird ſie darin keinen irgend bedeutenden Widerſpruch oder Widerſtand finden; vielmehr wird ſie grade dadurch jene in dem menſchlichen Gemüth noch ſchlummernden allgemeinen Glaubensgefühle um ſo ſichrer erwecken und anregen, und allmählig zu feſten Anhaltspunkten der Ueberzeugung für das weitere Fortſchreiten und die weitere Entwicklung derſelben ausbilden und geſtalten können. Und darin ſollte ſie doch eigentlich ihre Kunſt oder vielmehr ihre geiſtige Kraft über die Gemüther am meiſten zeigen und auch vorzüglich ihre Aufgabe ſuchen. Setzt ſie dieſelbe aber vielmehr darin, das Daſeyn Gottes, z. B. nebſt dem natürlichen Zubehör der andern ewigen Wahrheiten, der Unſterblichkeit der Seele und der Freyheit des Willens, in der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Form herausdemonſtriren zu wollen; ſo wird dadurch ſchon gleich von Anfang an das rechte Ziel verfehlt, weil man ſich eben ein falſches vorſetzt. Wäre es erreichbar, und käme es wirklich alſo zu Stande: ſo wäre damit doch im Weſentlichen gar nichts erreicht; indem nun natürlich das Daſeyn Gottes und Gott Selbſt von demjenigen, aus welchem dieſes abgeleitet und erwieſen werden, abhängig gemacht würde und uns alſo nicht mehr als der ſchlechthin Erſte, ſondern als das Zweyte und Abgeleitete erſchiene. Ja auch von dieſer menſchlichen Erkenntniß und eignen Vernunftwiſſenſchaft würde jene erſte Grundurſache alsdann abhängig gemacht, wenn dieſe ihr erſt das Daſeyn ſichern müßte, und erſt aus eigner Macht und Vollmacht zu ertheilen hätte. Es wäre das eine völlige und vollſtändige Umkehrung der Dinge aus ihrer rechten und natürlichen Ordnung in die unrechte und verkehrte, wie ſich dieſes auch nur gar zu oft alſo in der Erfahrung vorfindet und gezeigt hat. Alles dieſes iſt zu verſtehen von dem ſtrengen Beweiſen und Beweiſenwollen; Hinzeigen, Nachweiſen, Vergleichen, Erklären, Beſtätigen iſt etwas ganz anders, und alles dieſes kann ſehr wohl Statt finden. Andemonſtriren und eindemonſtriren aber läßt ſich einmahl Gott den Menſchen nicht, die ihn nicht annehmen wollen; wie überhaupt das Leben, ſo muß auch dieſes höchſte Leben, aus dem Leben und aus eigener Erfahrung, ſelbſt erlernt und ergriffen, lebendig ergriffen werden.

Wollen wir nun einen Augenblick auf die ehemahlige Schulform und üblichen Schulbenennungen der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften, zur Vergleichung mit der hier zum Grunde liegenden Eintheilung derſelben, zurückſehen; ſo waren die erſten fünf Abſchnitte dieſes Ganzen allerdings ausſchließend der Pſychologie gewidmet, aber nicht in dem gewöhnlichen, eng beſchränkten, ſondern in einem viel weiter ausgedehnten und auf das ganze Univerſum angewandten Sinn dieſes Worts. In dieſem größeren Verſtande und Umkreiſe wurde die Seele betrachtet, in Beziehung auf die geſammte Philoſophie und ihre verſchiednen Syſteme; dann in Beziehung auf das ganze ſittliche Leben; ferner im Verhältniß zur Offenbarung, zur Natur und zu Gott Selbſt. Die drey nächſtfolgenden Betrachtungen waren ausſchließend der göttlichen Ordnung in den verſchiednen Sphären des Daſeyns und der Hinweiſung auf dieſelbe gewidmet; alſo einer Art von Theologie, aber einer ganz empiriſch aufgefaßten und geſchichtlich durchgeführten, in der Natur und in der Geſchichte ſelbſt, ſowohl geiſtig genommen, nach dem innern Stufengange in der Entwicklung der Wahrheit, als in der äußern Weltgeſchichte; ganz entſprechend mithin dem hier aufgeſtellten Begriff von einer angewandten Theologie, als der eigenthümlichen Sphäre und Aufgabe für dieſen auf die Lehre vom höchſten Weſen und die

Erkenntniß deſſelben gerichteten Theil oder Zweig der Philoſophie. Sollte es nun nach der ehemahligen Eintheilungsform und Schulbenennung auch eine eigne Ontologie geben können, als die philoſophiſche Wiſſenſchaft und Erkenntniß von den wahrhaft wirklichen Dingen und dem wahren und wirklichen Weſen derſelben; ſo iſt klar, daß dieſelbe auch nur in dem Sinne einer ſolchen angewandten Theologie denkbar und möglich ſeyn könnte. Denn in wie fern ſind denn die Dinge wahrhaft wirklich und können auch als ſolche nach ihrer innern Weſenheit erkannt werden; außer in wie weit ſie in Gott gegründet und durch Ihn feſt beſtimmt ſind, und auch nach dieſem ihrem Grunde in Gott und dieſer ihrer Beſtimmung aus Gott erkannt werden? In jedem Falle aber müßte die Benennung einer natürlichen Theologie, wie man die philoſophiſche Erkenntniß von Gott immer noch hier und da zu bezeichnen pflegt, eher vermieden werden, da ſie ſo ganz nur auf einem Mißverſtande und auf einer verderblichen Umkehrung der Begriffe beruht. Eine jede Theologie, die nicht übernatürlich iſt oder ſeyn will, ſondern überhaupt alles, insbeſondre aber auch Gott und die Erkenntniß Gottes bloß natürlich nehmen und ableiten, oder gar nur aus der Natur ableiten will, iſt eben darum ſchon eine falſche, ihren eignen Gegenſtand und Zweck ganz verkennende und verfehlende, mithin überhaupt gar keine. Eigentlich bedarf es auch gar keines beſondern Wortes, oder einer beſondere Abtheilung und eignen Benennung einer Wiſſenſchaft dazu; ſondern iſt der Nahme der Philoſophie überhaupt, oder der Gottes-Philoſophie insbeſondre vollkommen zureichend für dieſe Unterſuchung über das Wiſſen und das Glauben, über das gegenſeitige Verhältniß von beyden, über ihren fortwähihm aushalten kann; in ſeinem natürlichen Verhältniß, und der richtigen organiſchen Vereinigung und Zuſammenwirkung mit dem an ſeiner rechten Stelle, und in die rechte Ordnung geſetzten wahren Wiſſen, aufgefaßt und hingeſtellt werden. Noch muß ich eine zweyte vorläufige Bemerkung hier voranſchicken, daß ich nicht etwa den Glauben als den gemäßigten wahren Mittelweg zwiſchen den beyden Extremen des Aberglaubens und des Unglaubens betrachten kann, wie es wohl oft geſchieht; ſondern ich rechne den Aberglauben mit zum Unglauben, und kann ihn nicht anders als mit zu dieſem ſtellen. Iſt von irgend einer Ueberſpannung oder Ueberreitzung des ſittlichen und religiöſen Gefühls bey Einzelnen die Rede, ſo läßt ſich dafür, eben weil es etwas ganz Individuelles iſt, ſchwerlich ein allgemeiner Maaßgab als entſcheidende Richtſchnur aufſtellen. In jedem Falle aber liegt dieſes völlig außer dem Umkreiſe der Philoſophie, und gehört die Sorge für die geiſtige Geſundheit, und geſunde Diät der glaubenden, und aus dem Glauben lebenden und liebenden Seele vor ein ganz andres Forum als dieſes philoſophiſche. Soll mit jenem Worte und Begriff von Aberglauben aber bloß der kindliche Irrthum bezeichnet werden, welcher die Bilderſprache und bildliche Form der Fantaſie noch nicht gehörig von dem Weſen der innern Bedeutung zu ſcheiden und zu unterſcheiden weiß, der dieſe bildlichen Ausdrücke mit der Wirklichkeit verwechſelt, und für etwas Wirkliches hält: — kindlich aber kann dieſer Irrthum genannt werden, weil er dem Verſtande der Kinder allgemein eigen und faſt natürlich iſt; — ſo liegt in einer ſolchen innerlichen optiſchen Täuſchung an ſich, und ganz einfach genommen, nichts als eine bloße pſychologiſche Unvollkommenheit, und ganz natürlicher intellektueller Schein. Wird derſelbe aber ſyſtematiſch durchgeführt, und im Großen angewendet, auf das Ganze und Weſentliche des Glaubens übertragen, und hat einen tiefern Grund und Sinn: dann gehört ein ſolcher Aberglauben unſtreitig mit unter eine der nachfolgenden und gleich näher zu bezeichnenden Klaſſen des Irrthums. Iſt nähmlich unter dem Aberglauben ein wirklich poſitiver Irrthum mit eingeſchloſſen und wird ein ſolcher darunter verſtanden, dann gehört dieſes mit zum Unglauben, welcher überhaupt mehr ein falſcher Glauben iſt, als eine bloße Abweſenheit deſſelben; es iſt vielmehr ein Irrglauben, wie auch jeder wirkliche Aberglaube ein ſolcher iſt, und würde dieſe Bezeichnung mit dem Nahmen des Irrglaubens, vielleicht richtiger und genauer, oder weniger dem Mißverſtande unterworfen ſeyn, als die gewöhnliche. Aller Unglauben nähmlich, um bey dem gewöhnlichen Worte zu bleiben, iſt entweder eine mehr materielle Naturvergötterung und Anbetung der ſinnlichen Lebenskraft, oder es iſt eine mehr abſtracte Vergötterung der abſoluten Ichheit, und reinen Vernunft, und ihres unendlichen Denkens und Wiſſens. Selbſt wenn dieſes bloß ſkeptiſch als ein abſolutes Nichtwiſſen aufgefaßt wird, iſt es auch in dieſem Falle, eben dieſer ganz einſam und iſolirt, über alle Vorurtheile der andern Menſchen erhaben ſtehende, und in ſeiner Verneinung ſich ſehr genialiſch fühlende und dünkende Verſtand, welcher als das Höchſte aufgeſtellt und ergriffen, und eben damit in einem gewiſſen geiſtigen Sinn auch vergöttert wird. Selbſt die böſe genialiſche Kraft, und böſe kann wohl eine jede ſolche genannt werden, die ſich über das Recht und die Geſetze wegſetzen zu dürfen, über die Stimme des Gewiſſens, und über das ſittliche Gefühl der gewöhnlichen Gutmüthigkeit weit erhaben zu ſeyn glaubt; ſelbſt eine ſolche böſe genialiſche Kraft kann der Abgott eines Menſchen werden, der einmahl der einfachen Wahrheit und Gott den Rücken gewandt, und ſich ganz in eine hochmüthige Oppoſition gegen den Einen und gegen die andre geworfen hat. Ja ich behaupte, man kann es faſt als einen allgemein geltenden Grundſatz, und ſicher anwendbare Regel annehmen, daß wer irgend den Glauben und den Gedanken an den Einen gütigen und gerechten Gott verlohren oder verlaſſen, oder von ſich geworfen hat, zuverläſſig irgend einen andern mehr oder minder gefährlichen Abgott in ſeinem Innern beherbergen, und aufgenommen haben wird; es ſey nun ein Abgott der Ichheit, oder was ſonſt irgend für einer Leidenſchaft, oder auch irgend ein feſtes und ausgebildetes Syſtem von Vernunft- oder Naturvergötterung; oder auch bloß das falſche Kraftgefühl jenes böſes genialiſchen Geiſtes, der alles verachtet und verſpottet, außer ſich ſelbſt. — Der vollſtändige Begriff, oder das Gedankenbild und Schema von dem reinen Glauben im organiſchen Verein, Zuſammenwirken und rechtem Verhältniß mit dem höhern und mit dem natürlichen, oder irdiſchen Wiſſen, muß nach dem dreyfachen Bewußtſeyn, oder nach dem dreyfachen Entheilungs-Princip deſſelben von Geiſt, Seele und Sinn entworfen und aufgefaßt, oder kann doch auf dieſe Weiſe am leichteſten ganz klar gemacht, und am genaueſten nach ſeiner weſentlichen Eigenſchaft und Beſchaffenheit begriffen, und von allen fremdartigen Beſtandtheilen und Zuſätzen unterſchieden werden. Der Unglaube aber, und der Zweifel und Zwieſpalt, von dem er ſeinen Urſprung nimmt, ſo wie der Irrthum, welcher daraus hervorgeht, hat ſeinen Sitz in dem vierfachen Bewußtſeyn, d. h. in demjenigen, welches getheilt und in mehrfachem Zwieſpalt befangen iſt, der ſich beſonders in dem Widerſtreit zwiſchen der Vernunft und Fantaſie zu erkennen giebt, und dann auch den Gegenſatz zwiſchen Verſtand und Willen in Disharmonie bringt, und in einen disharmoniſchen verwandelt. Dieſer doppelte Zwieſpalt des Bewußtſeyns aber iſt die Quelle alles philoſophiſchen Irrthums, und aller falſchen Syſteme, die er hervorbringt, und dieſer wiſſenſchaftliche Irrthum, ſobald er ſich bloß praktiſch ausſpricht, und in einer lebendigen Form in das Leben eintritt, oder eingreift, iſt eben der Unglaube. — In dem urſprünglich noch nicht geſpaltenen, natürlichen, und lebendig zuſammenwirkenden dreyfachen Bewußtſeyn, nach dem dreyfachen Princip von Geiſt, Seele und Sinn, wenn dieſes auf den Glauben und das Wiſſen, und die organiſche Vereinigung und Zuſammenwirkung von beyden angewendet werden ſoll, muß die Seele aber, und dieß iſt der vorzüglich zu beachtende Punkt, als das Princip des Glaubens betrachtet werden. Sehr oft aber geſchieht dieß nicht, und wird der Glauben, oder wie es vielmehr hier, wo nicht von dem Inhalte, ſondern bloß von der innerlichen Function die Rede iſt, heißen ſollte, das Glauben aus dem zwieſpaltigen und vierfachen Bewußtſeyn ſehr unvollſtändig, ungenügend und bloß äußerlich abgeleitet; indem man das Weſentliche deſſelben ſetzt, und das Glauben ſelbſt begründet, auf ein gewiſſes inneres Zurückhalten des Verſtandes oder des Willens, oder auch auf eine ähnliche Beſchränkung der Fantaſie und ſelbſt der Vernunft und Anerkennung dieſer Schranken und dieſer Beſchränktheit. Nun müſſen wir uns zwar wohl beſcheiden, daß es manches geben kann, was unſer forſchender Verſtand nicht zu ergründen, und nicht zu durchſchauen vermag, worüber wir alſo unſer Urtheil zurückhalten müſſen; und iſt dieſer Beweis nicht ſehr ſchwer zu führen, und noch leichter der, daß unſer Willen nicht immer ſelbſt das Geſetz ſeyn kann und ſich oft unter ein höheres Geſetz gefangen geben muß. Daß unſre von Urſprung aus ſinnlich materielle, und immer fort ſehr ſubjektiv geſtellte Einbildungskraft, vielen Täuſchungen unterliegt, auf die wir weiter keinen Werth legen, oder die wir ſo viel als möglich von uns entfernen müſſen, wenn wir in das innere Weſen der höhern Wahrheit eindringen wollen, was ja eben der Glauben erfaſſen ſoll, das giebt jeder gern und bereitwillig zu; daß aber auch die Vernunft ihre eigenthümlichen, und faſt möchte man ſagen, angebohrnen optiſchen Täuſchungen, ſo gut wie die Fantaſie mit ſich führt, das iſt niemanden fremd, der auch nur einige Schritte in der dialektiſchen Kunſt, und Erkenntniß dieſes Vermögens mit philoſophiſcher Kritik über den Anfang hinaus gekommen iſt. Allein alles dieſes ſind nur negative Beſtimmungen; mit aller dieſer Erkenntniß und Anerkennung, daß wir unſern Verſtand und unſer Urtheil hier, wo von einem höhern Glauben die Rede iſt, wohl beſcheiden, und zurückhalten können und ſollen, oder auch daß die abſolute Vernunft und ihr logiſches Denken und Denkgeſetz hier nicht allein zu entſcheiden haben, ſondern eine Schranke finden, die ſie nicht überſteigen können; mit allem dieſem iſt vielmehr nur die bloße Möglichkeit eines ſolchen über alle dieſe Schranken hinausgehenden, und nicht daran gebundenen Glaubens gerechtfertigt und begründet, als vollkommen wohl denkbar, und zwar, obwohl über der Vernunft gelegen, doch auch vernünftig, und mit der geſunden Vernunft ſelbſt im vollkommnen Einklange denkbar, keinesweges aber iſt dadurch ſchon ein Glauben ſelbſt als wirklich gegeben. Es iſt dieſes alles mehr nur eine Vorbereitung zum Glauben, als der wirkliche lebendige Glauben ſelbſt. Der lebendige Glauben iſt aber nichts anders als die Aufnahme der göttlich gegebenen Wahrheit (wobey hier nur auf die Function ſelbſt und nicht auf das Nähere und Einzelne des poſitiven Inhalts derſelben geſehen wird) in die Seele; und weil die Seele vom Urſprung aus eine liebende, und ſelbſt das Vermögen der Liebe iſt, ſo kann ein lebendiger Glaube auch gar nicht ohne die ihn begleitende Liebe gedacht werden und vorhanden ſeyn; und iſt eben dieß das Kennzeichen des lebendigen Glaubens. Wo z. B. für irgend eine beſondre Form und Richtſchnur des poſitiven Glaubens, der Verſtand und die Vernunft, als incompetent für das definitiv entſcheidende Urtheil in dieſer höhern göttlichen Angelegenheit, anerkannt und in freywilliger Selbſtbeſchränkung zurückgehalten werden, und ſelbſt der äußere Willen dem poſitiven Geſetz ſich unterwerfend aufopfert; wenn aber doch dieſes alles nur äußerlich bleibt, und ſo lange die Seele nicht innerlich dabey iſt, was eben in dem Mangel, oder an der Abweſenheit der Liebe unfehlbar erkannt wird, ſo iſt es doch nur mehr ein todter Glauben, wenn er auch äußerlich als legitim gilt, oder erkannt wird, und auch als ſolcher erkannt werden muß. Lebendig iſt er nur dann, wenn er ganz in die volle Seele aufgenommen iſt, welches ſich nebſt der Liebe ſelbſt, auch an der innern Fruchtbarkeit im geiſtigen Denken, und ſittlichen Leben kund giebt. Es iſt die glaubende Seele, eben jene denkende und liebende Seele, die wir früher als den Mittelpunkt des geſammten Bewußtſeyns, und als den Mittelzeugen, ſondern auch grundſchiefe Richtungen der Unterſuchung, ganz verkehrte Grundgeſetze veranlaſſen. Daher der zwiefache Charakter der neuern Kunſt-Theorie, welcher das unläugbare Reſultat ihrer ganzen Geſchichte iſt. Sie iſt nehmlich theils ein treuer Abdruck des modernen Geſchmacks, der abgezogene Begriff der verkehrten Präxis, die Regel der barbariſchen Entartung; theils das verdienſtvolle ſtete Streben nach einer wahrhaft begründeten und eben daher auch allgemeingültigen Wiſſenſchaft.

Aus dieſer Herrſchaft des Verſtandes in dem Gange der modernen Kunſtentwicklung; aus dieſer Künſtlichkeit unſrer poetiſchen Bildung erklären ſich alle, auch die ſeltſamſten Eigenheiten der neuern Poeſie vollkommen.

Während der Periode der Kindheit des die Bildung leitenden Verſtandes, wenn der wiſſenſchaftliche und die Wiſſenſchaft ſuchende Inſtinkt, ein ſelbſtſtändiges Produkt der Art aus ſich zu erzeugen, noch nicht im Stande iſt; pflegt er ſich gern an eine gegebne Anſchauung anzuſchließen, wo er das Allgemeingültige, vollkommen Gewiſſe und ewig Feſte in ſeiner Art, als das Objekt ſeines ganzen Strebens, ahndet. Daher die auffallende Nachahmung des Antiken, auf welche alle europäiſche Nationen ſchon ſo frühe verfielen, bey welcher ſie mit der ſtandhafteſten Ausdauer beharrten, und zu der ſie mehrentheils nach einem kurzen Zwiſchenraum nur auf neue Weiſe zurückkehrten. Denn der wiſſenſchaftliche Inſtinkt hoffte vorzüglich hier ſein Streben zu befriedigen, und das geſuchte objektiv Gewiſſe und Schöne der Kunſt zu finden. Der noch im Zuſtande der Kindheit befangene Verſtand erhebt das einzelne Beyſpiel zur allgemeinen Regel, adelt das Herpunkt des ſittlichen Lebens betrachtet haben; nur daß ihr Denken jetzt in dem höhern Glauben feſt und gleich geworden iſt, und ihr Lieben in Gott vollkommen rein und beharrlich bleibend. Iſt aber die Seele das Princip des Glaubens in dem dreyfachen Bewußtſeyn, dann iſt der Geiſt in eben demſelben das Princip des höhern Wiſſens, des freyen Denkens, des vollen und vollſtändigen Erkennens und des letzten und höchſten Entſcheidens und Unterſcheidens; welches höhere Wiſſen eben keinen andern Gegenſtand hat, als die ewige Wahrheit, und Denjenigen, welcher der Inbegriff und die Quelle derſelben iſt. Der Sinn aber iſt alsdann in dem einfach dreyfachen Bewußtſeyn das Princip des untern ſinnlichen, irdiſchen, natürlichen Wiſſens, wozu auch alles geſchichtlich menſchliche gehört, und nebſt der geſchichtlichen Ueberlieferung auch alle Sprache, Kunſt, und darauf ſich beziehende Gelehrſamkeit. Außer der Naturwiſſenſchaft gehört auch die Mathematik dahin; da ſie doch an die ſinnliche Bedingung von Zahl, Maaß und Gewicht, mithin von Zeit, Raum, und der materiellen Raumerfüllung, oder Dichtigkeit und Schwere gebunden iſt. In jede noch ſo verborgne Tiefe mag dieſes ſinnlich irdiſche, natürliche, oder menſchlich geſchichtliche Wiſſen vordringen oder vorzudringen ſuchen. Nur ſeine Mitte ſoll der forſchende Sinn nicht verlaſſen, d. h. nicht feindlich gegen dieſe Mitte des Bewußtſeyns, welches eben die glaubende Seele iſt, ankämpfen, und durch ſie hindurch brechend, oder an ihr vorbeygehend, gewaltſam und widerrechtlich in die Höhe hinauf ſteigen; ſonſt wird er, wenn er ein Höchſtes aus ſich, aus ſeinem Boden, und aus ſeiner Tiefe allein erzeugen will, nur lauter falſche und bloſe Naturgötter hervorbringen, oder ſonſt geſchichtliche Fantome, und bloß vatriotiſch eingebildete Abgötter, wie in dem Heidenthum der Alten, welches aber ſehr gut auch ohne ſolche Bilder und ſolche Altäre in wiſſenſchaftlicher Form erneuert werden kann, wie wir das wohl vor Augen geſehen haben, oder wenn wir wollen, auch noch ſehen können. Eben ſo wenig darf auch der freye Geiſt der höchſten Erkenntniß aus ſeiner Höhe, jene Seelen-Mitte des Glaubens und der Liebe nicht achtend, in die Tiefe des forſchenden Sinns, und aller Reichthümer des natürlichen und ſinnlich geſchichtlichen Wiſſens, als Herrſcher niederfahren, ohne mit dem Lichtgewande des reinen Glaubens und der reinen Liebe angethan und zuvor bekleidet zu ſeyn; ſonſt wird er nur aus einem Irrweg in den andern gerathen, aus dem erſten Abgrund in einen zweyten, noch tiefern ſtürzen. Der reine und lebendige Glauben der in Gott befeſtigten liebenden Seele, iſt recht eigentlich die Mitte des Bewußtſeyns, der natürliche Durchgang des Lebens für den in die Höhe hinaufſteigenden Sinn, wie für den in die Tiefe hinabblickenden Geiſt; und iſt das bindende Mittelglied, welches beyde nicht nur ausſöhnt, ausgleicht, verknüpft und verbindet, ſondern auch harmoniſch vereinigt. In der vorigen Betrachtung habe ich den Begriff der Wahrheit, in welchem das höchſte Wiſſen und der göttliche Glauben zuſammen fallen und Eins ſind, in Hinſicht auf den Inhalt, nähmlich als den vollen rechten Begriff Desjenigen, der die Wahrheit ſelbſt, der Inbegriff und Quell aller Wahrheit iſt, alſo mehr von der objektiven Seite zu bezeichnen geſucht. Hier ſind wir demſelben von der andern ſubjektiven Seite, auf dem weiter fortſchreitenden Wege, wieder begegnet, und haben ihn noch einmahl vorgefunden, und dießmahl mehr in Hinſicht auf die Form erfaßt, und kennen lernen; als Antſpätern Zeit doch nur eine ſeltne Ausnahme und einzelne wunderbare Erſcheinung bilden. Wir denken uns vielleicht überhaupt das alte Menſchengeſchlecht, jenſeits der großen Scheidewand der allgemeinen Fluth, der ſpätern jetzigen Zeit und Gattung viel zu ähnlich, und weder im Guten noch im Böſen groß und wunderbar genug. Zuerſt iſt ſelbſt die Atmoſphäre damahls höchſt wahrſcheinlich eine viel andre geweſen als die jetzige, mithin auch die Nahrung und Nahrungsweiſe des Menſchen. Wenn man auf die beſten und älteſten hiſtoriſchen Zeugniſſe in ſolchen Dingen einigen Werth legt, ſo wird man kaum bezweifeln können, daß dieſe alte Menſchengattung, wenigſtens in der letzten Zeit vor der Zerſtörung, von rieſenhaftem Körperbau geweſen ſey, dem aber auch die innere Geiſteskraft oder Gewalt entſprach. Um ſo weniger kann auch die mit allem übrigen vollkommen übereinſtimmende Angabe der Schrift von einer gegen unſern jetzigen Maaßſtab gehalten, ebenfalls rieſenhaft langen Lebensdauer im erſten Weltalter an ſich ſchon für ſo unwahrſcheinlich gehalten werden, daß man ſie durch erkünſtelte und im Grunde doch unhaltbare Hypotheſen der Auslegung müßte auf die Seite zu ſchieben ſuchen. Wie ſehr aber bey ſolcher Körperkraft und Lebensdauer, dieſe in dem lebendigen Naturglauben gegründeten höheren Gaben und anſchauenden Erkenntniſſe jener erſten Stammväter des Menſchengeſchlechts, bey einem guten und auf Gott gerichteten Gebrauch derſelben anwachſen mußten; wie furchtbar auf der andern Seite bey einer frevelhaften und verbrecheriſchen Anwendung und Geiſtesrichtung ausarten, das leuchtet wohl von ſelbſt ein: obwohl wir uns vielleicht weder von dem einen noch von dem andern Zuſtande einen nach dieſem großen Maaßſtabe ganz angemeßnen Begriff machen können. Immer aber bleibt es eine allgemeine Naturbeobachtung und Grundregel aller Geſchichte und Entwicklung: Das Größte und Herrlichſte, wenn es einmahl entartet und ganz verwildert, nimmt alsdann in dieſer Entartung und Verwilderung grade die ſchrecklichſte und grauenvollſte Geſtalt an. So ſcheint es auch wohl mit dem in jedem Sinn größeren und großartigen Menſchenſtamm des erſten Weltalters vor der großen Fluth geweſen zu ſeyn. — In unſrer neuern Zeit hat ein großer Deutſcher Philoſoph zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, der dabey ein eben ſo großer hiſtoriſcher Gelehrter als mathematiſcher Erfinder war, den merkwürdigen Ausſpruch gethan, die letzte Sekte in der Chriſtenheit, in dieſer ganzen Entwicklungsgeſchichte der chriſtlichen Offenbarung und der neuen Zeit bis ans Ende; die letzte Sekte und zugleich auch die allgemeinſte und furchtbarſte werde der Atheismus ſeyn. Dieſer Ausſpruch, der damahls an dem Uebergangspunkte von dem geängſteten und bedrängten ſiebzehnten zu dem aufgeklärten und ſelbſtgefälligen achtzehnten Jahrhundert als eine bloße Paradoxie erſcheinen mußte, ergreift uns ſchon jetzt, wo die Erfüllung deſſelben unſerm Auge und Verſtande ſo viel näher gerückt iſt, mit einem Gefühl des Erſtaunens, um nicht zu ſagen, des leiſen Erſchreckens über die tiefe divinatoriſche Wahrheit. — Vielleicht aber, wie ſich Anfang und Ende oft berühren, iſt auch die Erſte Sekte geweſen, was wieder die letzte ſeyn wird. Zwar ein todter Unglaube und bloß verneinender Atheismus des kalten Verſtandes kann wohl damahls eben ſo wenig Statt gefunden haben, als ein bloß ſymboliſch verwildertes und auf dem unſittlichen Wege wieder materiell gewordnes Heidenthum; denn erſt nachdem die höhere magiſche Kraft dem Menſchen genommen war, iſt die Fantaſie in dieſem Sinne und in ſolchem Uebermaaß bildlich geworden, oder eine bloß bildliche Fantaſie von jener verlohrnen Kraft zurückgeblieben, wo ſich denn im natürlichen Gegenſatz gegen dieſe, das andre Extrem des abſtracten Denkens mehr und mehr entwickelt hat. Und man kann wohl mit Grund annehmen, daß ſelbſt das Bewußtſeyn des Menſchen ſeit jener furchtbaren Kataſtrophe weſentlich alterirt und verändert worden. Den verwilderten Zuſtand des älteſten Menſchengeſchlechts, unmittelbar vor der Vertilgung deſſelben, wird man ſich nicht richtiger denken können, als unter dem Bilde einer offenbaren Rebellion und förmlichen Empörung gegen den Schöpfer und Geber alles Guten; als eine vollkommne und ſichtbare Herrſchaft des böſen Princips und aller böſen Geiſter auf Erden und innige Verbindung mit ihnen, wie man etwa in alten Büchern die künftige Zeit des Antichriſt im voraus geſchildert findet; und dieſes kann denn wohl mit vollem Recht auch Atheismus genannt werden. Doch wie dem auch ſeyn, und wie man ſich dieſes im Einzelnen ſo oder anders denken und hiſtoriſch ausbilden möge; hier auf dieſem Gebiet, wo doch alles nur eine mehr oder minder wahrſcheinliche Anſicht und Vermuthung oder geſchichtliche Hypotheſe bleibt: ſehr herrlich iſt in jedem Falle die geiſtige Kraft und Entwicklung jener Ahnherren dieſer Welt und großen Stammväter des Menſchengeſchlechts in dieſer erſten Zeit des reinen Naturglaubens geweſen; ſchrecklich aber der Abfall und die nachfolgende Verwilderung, die eben aus dem Mißbrauch jener Kraft hervorging; und bey noch ungeſchwächter geiſtigen Produktionskraft und Naturherrſchaft des Menſchen mußte dieſes nach allen Seiten hinaus wilde Auswüchſe und vieles Ungeheure erzeugen. Daher auch bey einem ſo großen und ſo allgemein herrſchenden Uebel und Unheil kein anderer Rathſchluß übrig blieb, als die Vertilgung des ganzen Geſchlechts und eine gänzliche Erneuerung und zweyter Anfang deſſelben.

Wenn aber auch nach einem kleineren Maaßſtabe, ſo iſt ſelbſt in den ſpäteren Zeiten der Abfall noch oft ebenfalls wieder ſehr groß geweſen, und ſehr ſchnell der Uebergang vom Guten zum Böſen. — Es verſteht ſich übrigens wohl von ſelbſt, daß in dieſer erſten Zeit des lebendigen Naturglaubens, und des vollen Naturlebens, die ſpätere, eigentlich ſo unnatürliche Trennung der Wiſſenſchaft vom Leben noch nicht Statt gefunden haben kann und hier gar nicht denkbar ſey; ſondern daß vielmehr das Wiſſen und Leben völlig Eins geweſen ſeyn müſſe: ſowohl das gute Wiſſen in der erſten glücklichen Periode des goldnen Weltalters, als auch die böſen Ideen und das dämoniſche Streben des Irrthums in der nachfolgenden Epoche der gigantiſchen Verwilderung und herrſchenden Feindſchaft gegen Gott. Und eben wegen dieſer Einheit des Wiſſens und des Lebens im Anfang, gehörte dieſer Moment mit in die Stufenleiter von dem gegenſeitigen Verhältniſſe beyder in den verſchiedenen Zeiten.

Ganz anders war es in dieſer Hinſicht mit der Griechiſchen Philoſophie in der gebildeten Zeit des claſſiſchen Alterthums beſchaffen, die wir durchgehends mit dem Leben, beſonders dem öffentlichen, politiſchen und religiöſen Leben ſchon in einer entſchiednen Oppoſition, oder auch ganz eſoteriſch von demſelben zurückgezogen und demſelben völlig entfremdet ſehen. So wie aber dem ſpäterhin ſo ſehr verwilderten und ſchreckſich entarteten Heidenthum, nach allen Gründen der Analogie ein reiner Naturglaube, als die einfache Religion der erſten Stammväter vorangegangen iſt; ſo habe ich auch die Griechiſche Philoſophie, als das zweyte Beyſpiel und einen vorzüglich wichtigen Moment aus der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte der alten Welt hervorheben wollen, um daran zu zeigen, daß auch hier die wenigſtens verhältnißmäßig beſſere und höhere Anſicht, und die reinere Wiſſenſchaft und Wahrheit, den ſpätern ganz verderblichen Syſtemen und Secten des Irrthums vorangegangen iſt. Wenn man jene älteſten, joniſchen Philoſophen, welche das Waſſer, die Luft, das Feuer für den Grund und Anfang aller Dinge hielten und ihre Erklärung der Natur darauf bauten, desfalls des Materialismus zeihen und beſchuldigen wollte, ſo würde man ſich wahrſcheinlich ſehr irren. Sie erfaßten dieſe Elemente in einem mehr geiſtigen und ganz lebendigen Sinne, als die Elemente des allgemeinen Lebens, und verkannten dabey nicht einen höheren in der Natur und über ihr waltenden Geiſt und ordnenden Verſtand Gottes. Vom Heraklit, der das Feuer als die weſentliche Grundkraft der Natur und das Princip aller Dinge betrachtete, wiſſen wir dieſes ganz beſtimmt und hiſtoriſch gewiß, daß ſeine Weltanſicht und Philoſophie übrigens höchſt ideell und geiſtig geweſen iſt; eben ſo auch vom Anaxagoras, deſſen Schüler Sokrates war. Vieles Rühmliche auch für den allgemeinen Geiſt des damahligen Denkens und Wiſſens, könnte auch von dem allverehrten Stifter der wiſſenſchaftlichen Heilkunde aus dieſer Schule angeführt werden, wenn hier der Ort dazu wäre. Und eben deswegen, weil auch Sokrates aus dieſer joniſchen Schule hervorgegangen iſt, wäre ich geneigt, von dem Ganzen derſelben eher ein günſtiges Urtheil zu fällen, obgleich von einigen der älteren dieſer Denker, unſre Kenntniß zu unvollſtändig und die Angaben zu unſicher ſind, um darüber völlig entſcheiden zu können. Wenn übrigens von dem religiöſen Geiſt und Gehalt der griechiſchen Philoſophie überhaupt, oder einer beſonderen Art und Schule oder Epoche derſelben die Rede iſt; ſo muß man dabey, als Maaßſtab der Beurtheilung, nur das allgemeine Dogma des reinen Menſchengefühls zum Grunde legen, den Glauben an den Einen lebendigen und perſönlichen Gott und ewig waltenden Geiſt, an die Unſterblichkeit der Seele und die Freyheit des Willens, nebſt den unwandelbaren Grundſätzen und Geſinnungen des Rechts, der Ehre, der Sitte und der Tugend; von allen andern ins Einzelne gehenden Lehren des poſitiven Glaubens, muß man aber in einem ſolchen Falle noch abſtrahiren, und nicht ſchon dort in einer ſo frühen Zeit fordern oder zu finden erwarten, was erſt einer nachfolgenden Entwicklungs-Epoche und dem volleren Lichte einer ſpäteren Offenbarung angehört. Weit entfernt, uns darüber zu wundern, oder ihnen einen großen Vorwurf daraus zu machen, wenn ſich unter den Lehren des Pythagoras oder Plato einige Ideen finden, die genau genommen, nicht mit dem Chriſtenthume vereinbar ſind; müſſen wir vielmehr darüber erſtaunen und uns freuen, daß ſie ſchon ſo viel gekannt und gewußt, geahndet und gelehrt haben, was erſt ſpäterhin in ein noch volleres Licht geſtellt, und ein Allgemeingut aller Menſchen geworden iſt. So haben auch die größten und einſichtsvollſten unter den Vätern der chriſtlichen Lehre und Wiſſenſchaft in den erſten Jahrhunderten die Sache angeſehen und darüber geurtheilt. Dieſe hohe religiöſe Richtung und Erkenntniß im Pythagoras z. B. oder im Plato, dieſes wiſſenſchaftliche Vorgefühl von den Ideen des Chriſtenthums und den Grundſätzen, welche ſonſt der chriſtlichen Welt-Epoche angehören, iſt gewiß nicht ohne Gott geweſen, und muß wohl eine höhere Fügung darin erkannt werden, nach welcher dieſe Griechiſche Philoſophie, ihrem beſſern Geiſte und Beſtandtheile nach, nun auch ihrerſeits als eine evangeliſche Vorbereitung und ſcientifiſche Einleitung zum Chriſtenthum, auf ihrem beſondern und eigenthümlichen Wege erſcheint. Am höchſten unter allen ſtanden unſtreitig die Pythagoräer, deren Sinn und Wiſſen oder Streben durchaus auf das Göttliche gerichtet war. Es iſt ſchon früher darauf hingedeutet worden, wie ſie auch in der Naturwiſſenſchaft das Weſentlichſte und Beſte von dem gekannt und gewußt haben, worauf unſre Geſchichte der Entdeckungen ſeit drey Jahrhunderten ſtolz iſt, und vielleicht hier und da noch etwas mehr, und wie auch jene Myſterien der Schöpfung ihnen nicht fremd waren, über die unſre Natur-Philoſophie ſeit einem halben Jahrhundert ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt iſt; wie auch, daß unter ihrer Zahlenlehre wohl nicht gemeine mathematiſche Formeln und das gewöhnliche wiſſenſchaftliche Spiel mit dieſen zu verſtehen ſeyen, als vielmehr das innere göttliche Entwicklungs-Geſetz der Natur und des Lebens nach ſeiner ewigen Structur und bleibenden Grundlage, oder nach dem Ablauf ſeiner kritiſchen Zeiten und Tage. Wenn man nun fragen wollte, wo ſie dieß alles her hatten, z. B. die Kenntniß des wahren Welt-Syſtems in der Aſtronomie ohne Teleſkop und bey einer noch viel mangelhafter entwickelten Mathematik und Berechnungskunſt, und etwa die Hypotheſe aufſtellen, daß ſie dieß alles von den Aegyptern entlehnt und erlernt haben, wodurch im Grunde aber die Frage nur weiter hinaus oder höher hinaufgeſchoben würde, ohne dadurch beantwortet zu werden; ſo würde dieß, auf den weſentlichen Fragepunkt für die Pythagoräer und den Urſprung ihrer Wiſſenſchaft ſelbſt geſehen, ihnen in ähnlicher Weiſe, wie dieß bey einer andern Gelegenheit ſchon früher in Beziehung auf den Moſes und das hebräiſche Volk bemerkt werden, nur zu deſto größerem Ruhme und Verdienſte gereichen, wenn ſie grade das Beſte und Weſentlichſte, was ſie dort fanden, aus der Aegyptiſchen Wiſſenſchaft genommen, ſo vieles andere Verderbliche, was gewiß dort auch zu finden war, ſo manchen irreführenden oder böſen magiſchen Aberglauben aber zur Seite haben liegen laſſen. In ganz ſpätern Zeiten und noch bis gegen die unſrige herab, hat wohl der Nahme der Pythagoräiſchen Schule und Wiſſenſchaft auch einer verderblichen Geheimnißkrämerey zum Deckmantel dienen müſſen, wie auch der der Neu-Platoniker ſo oft das Loſungswort für jede Art von Schwärmerey geworden iſt. Wenn ſich aber wirklich ein hiſtoriſcher Zuſammenhang zwiſchen jenen ſogenannten Pythagoräern der ſpäteren und ſpäteſten Zeit mit den alten nachweiſen ließe, was doch wohl ſehr zu bezweifeln ſteht; ſo würde daraus nichts weiter folgen, und nur eine neue Beſtätigung darin liegen: daß das Edelſte, Schönſte und Größte, wenn es einmahl entartet und verdirbt, dann grade in der Entartung und im Verderben den höchſten Grad erreicht, und in der wildeſten Unform ſich darſtellt. Was die Einwirkung aufs Leben betrifft und den politiſchen Zweck und Einfluß, der allerdings bey den alten Pythagoräern mit in ihrer Abſicht lag; ſo muß alles dieſes nach den griechiſchen kommen, und ſanctionirt das Vorurtheil. Die Autorität der Alten, ſo ſchlecht man ſie verſtand, ſo verkehrt man ſie auch nachahmte, ward das erſte Grundgeſetz und wie ein künſtleriſches Dogma in der älteren kritiſchen Ueberlieferung, welche nur die Vorübung zu der eigentlichen Philoſophie der Dichtkunſt war.

Die Willkühr der lenkenden Bildungskunſt iſt unumſchränkt; die gefährlichen Werkzeuge der noch unerfahrnen beym Anbeginne ihres Wirkens ſind Scheidung und Miſchung aller gegebnen Stoffe und vorhandnen Kräfte. Ohne auch nur zu ahnden, was ſie thut, eröffnet ſie ihre Laufbahn mit einer zerſtörenden Ungerechtigkeit; ihr erſter Verſuch iſt ein Fehler, der zahlloſe andre nach ſich zieht, und welchen die Anſtrengung vieler Jahrhunderte kaum wieder gut machen kann. Der widerſinnige Zwang ihrer thörichten Geſetze, ihrer gewaltſamen Trennungen und Verknüpfungen hemmt, verwirrt, verwiſcht, und vernichtet endlich die Natur. Den Werken, welche ſie hervorbringt, fehlt es an einem innern Lebensquell; es ſind nur einzelne durch äußre Gewalt an einander gefeſſelte Stücke, ohne eigentlichen Zuſammenhang, ohne ein Ganzes. Nach vielfältigen Anſtrengungen iſt die endliche Frucht ihres langen Fleiſſes oft keine andre, als eine durchgängige Verwirrung aller natürlich gegebnen Verhältniſſe und eine vollendete Ungewißheit über die eigne weitere Beſtimmung. Die allgemeine Vermiſchung der Nationalcharaktere, die ſtete Wechſelnachahmung im ganzen Gebiete der modernen Dichtkunſt würde zwar ſchon durch den politiſchen und religiöſen Zuſammenhang eines Völkerſyſtems, welches ſich durch ſeine äußre Lage vielgeführte Grundgeſetz der pſychologiſchen Erkenntniß und dreyfache Eintheilungs-Princip des menſchlichen Bewußtſeyns nach Geiſt, Seele und Sinn zur Anwendung bringen ließe, und als eine neue Beſtätigung der ganzen Anſicht und Denkart dienen könnte. Die weitere Ausführung dieſer erſten Andeutungen und Grundlinien über die Kunſt liegt aber jetzt außer meinem Kreiſe, wo der Zweck dieſer Philoſophie zunächſt das Leben ſelbſt iſt; ſowohl das innre des Einzelnen, als das öffentliche, und hier alſo deſſen ſymboliſche Beziehung oder Bedeutung, welches mit der Betrachtung über die göttliche Grundlage des Lebens und die demſelben zu ertheilende göttliche Richtung, ſehr nah und unzertrennlich zuſammen hängt.

Leicht ließe es ſich zeigen, wie nebſt der Kunſt, auch die Erziehung, ſowohl die häusliche als die gemeinſame und öffentliche der geſammten jüngern Generation, weſentlich ſymboliſch iſt und auch ſeyn muß, wenn ſie nicht in einem ganz gemeinen Mechaniſmus ausarten ſoll. Und eben darin dürfte zum großen Theile der Unterſchied beſtehen zwiſchen einer geiſtloſen Erziehung, die wenn ſie auch in der ſittlichen Strenge untadelhaft ſeyn ſollte, dann doch ertödtend ausfallen muß und wenig fruchtbringend ſeyn wird, und einer andern mehr gediegnen und der menſchlichen Natur angemeſſnen, daher auch, wenn gleich Anfangs unſcheinbar, aber deſto nachhaltiger wirkenden. Wie empfänglich der jugendliche Sinn aber für alles in ſeinem Kreiſe liegende Symboliſche iſt, wie lebendig er es ergreift, wäre es hinreichend, um dieß anſchaulich zu machen, nur an einige der gewöhnlichſten Jugendſpiele für die verſchiedenen Epochen des Knabenalters oder der Jünglinge zu erinnern, in welchen die Beſchäftigungen, Stände und Zuſtände des wirklichen für ſie noch zukünftigen Lebens in mannichfacher Weiſe kindiſch, aber doch oft ſinnvoll nachgebildet oder vielmehr vorgebildet werden, und wie viel Bewegung dieß unter der kleinen Geſellſchaft verbreitet, welche vielfache und bleibende Spuren es in ihrem Geiſte zurückläßt, mehr als manche Lehrſtunden vielleicht, wenn dieſe durch die gewöhnliche Ueberladung ihren eigenen Zweck verhindern. Freilich darf das Spiel nicht Spielerey werden, denn nur im Gegenſatz der Arbeit und der Strenge der Vorſchrift, bleibt das Spiel eine Erhohlung und eine Luſt. Uebrigens aber iſt auch der Ernſt, die Arbeit und die ſtrenge Seite in dieſem aus zwey verſchiedenen Elementen des Schweren und des Leichten gemiſchten und zuſammengeſetzten Geſchäft und Zuſtande der Erziehung ſehr wohl einer ſolchen geiſtigen Beziehung und lebendigen Bedeutung fähig. Und wenn die ganze Erziehung nichts iſt als die Vorbereitung auf das künftige Leben und der Zuſtand dieſer Vorbereitung; ſo iſt wohl einleuchtend, daß nicht genug und nicht zuviel ſolcher lebendigen Beziehungen und geiſtigen Andeutungen auf das künftige Leben, nach ſeiner allgemeinen Beſchaffenheit und nach dem beſondern Stande, den man dabey grade vorzüglich im Auge hat, in die Erziehung und alle ernſten oder ſpielenden Beſchäftigungen und Elemente derſelben hineingelegt werden können. Denn nur auf dieſem Wege wird der Sinn der Jugend und die jugendliche Fantaſie von dem zum Grunde liegenden Zweck und Geiſt des Ganzen lebendig ergriffen und durchdrungen werden, was man durch eine bloße trockne Definition des künftigen Standes z. B. oder der Beſtimmung des Menſchen überhaupt, auf dem dürren Wege der gewöhnlichen Logik niemahls erreichen wird. Nicht zu wundern iſt es aber, wenn ſich dieſe ſymboliſche Natur und Anlage des Menſchen ſchon in ſeiner früheſten Entwicklung eben ſo ſehr als in den höchſten Hervorbringungen der genialiſchen Kunſt ſo unverkennbar kund giebt; wir mögen dabey nun auf den ganzen jetzigen Zuſtand des Menſchen, oder auf ſeine urſprüngliche und weſentliche Beſchaffenheit im Verhältniß zur Welt und zu Gott unſere Gedanken richten. Es iſt ſchon früher bey mehreren Veranlaſſungen erinnert worden, daß der Menſch, nachdem ihm die höhern Kräfte, die er mißbraucht hatte, entzogen wurden, eben dadurch, weit mehr als es urſprünglich der Fall geweſen ſeyn mochte, unter die Herrſchaft der bildlichen Fantaſie herabgeſunken ſey und daß ſein ganzes Daſeyn und Bewußtſeyn in dieſer Hinſicht wahrſcheinlich um vieles von dem, was es Anfangs war, iſt verändert worden. Hat der Menſch urſprünglich und von Anfang die Kraft und das Vermögen gehabt, durch den bloßen Willen, ohne das äußere Hülfsmittel der jetzigen Sprache, andern ſeine Gedanken innerlich mitzutheilen; ſo beſitzt er nun dieſe Kraft nicht mehr, und wenn irgend dem einigermaaßen ähnliche Erſcheinungen gefunden werden, ſo bilden ſie mehr nur eine wunderbare Ausnahme, nicht aber die Regel des menſchlichen Daſeyns und Bewußtſeyns, wie dieſe jetzt ſind. Nach dieſer befindet er ſich alſo vor allem jetzt in einem ſymboliſchen Zuſtande, als Bedürfniß auch ſelbſt für den irdiſchen Zweck, als Nothbehelf und Surrogat der verlohrnen unmittelbaren Kräfte; noch ganz abgeſehen von der freyen Wahl und dem freyen Gebrauch der Symbole im höchſten geiſtigen Leben. Nachdem der Menſch auch ſchon urſprünglich auf die Erde als der erſtgebohrne Sohn derſelben iſt geſtellt worden, mitten in dieſe ſichtbare telluriſche, d. h. Erdhafte, der Erde verwandte und ähnliche Planeten-Welt; und da dieſe irdiſche Natur durchgängig in allen ihren organiſchen Hervorbringungen und kämpfenden Elementen des Lebens eine ſymboliſche iſt; während in einer andern Sternen-Sphäre, in der uns unſichtbaren reinen Geiſterwelt vielleicht alles mehr weſenhaft und unmittelbar und nicht ſo bildlich und materiell eingehüllt, d. h. eben ſymboliſch ſeyn mag, oder wenigſtens denkbarer Weiſe ſeyn kann; ſo befindet ſich der Menſch nun auch, von dieſem Geſichtspunkte ausgenommen, in einer durchaus ſymboliſchen Umgebung und von Grund aus bildlichen Sinnenwelt. Und wenn wir der großen Verheißung, mit welcher unſere Offenbarung beginnt, trauen dürfen oder vielmehr trauen wollen; ſo war ja auch die erſte und höchſte Beſtimmung des Menſchen eine ſymboliſche, nähmlich die des göttlichen Ebenbildes. Und wenn nun das Naturbedürfniß und die Naturanlage des Menſchen ſchon ſymboliſch ſind, und wenn ſein jetziger Zuſtand in der Schöpfung, ſeine ganze Weltſtellung, ſeine hohe und göttliche Beſtimmung es ebenfalls ſind; kann oder darf es uns befremden, wenn ſelbſt die Religion mehrentheils im ſymboliſchen Gewande bekleidet auftritt? und zwar nicht bloß der verwilderte Schößling des ganz dichteriſch gewordenen Heidenthums, ſondern ſelbſt die urſprüngliche, alte, reine Religion der Natur, als die erſte, und die ſich ſelbſt zum Opfer bringende Liebe, als die zweyte Offenbarung Gottes! Und ſo findet es ſich auch; in der alten Welt oder dem alten Bunde, wie man ſonſt ſagte, iſt die aufdämmernde Sonne des Glaubens noch mit dem vollen Sternenſchmuck der ganzen ſymboliſchen Schöpfung, wie mit einem glänzenden Diadem herrlicher Naturbilder umgürtet; und auch die neue Zeit der ſchon höher und heller aufſteigenden Morgenröthe trägt noch den leuchtenden Morgenſtern der Kunſt an ihrer Stirne. Sollten wir aber die Kunſt an und für ſich genommen, in demſelben Bilde oder im Gegenſatz deſſelben iſolirt betrachten, ſo wäre ſie eher dem Schein des Mondes zu vergleichen, wie er mit ſeinem wunderbaren Halblichte das Gebieth der Nacht und die dunkle Region der ſchöpferiſchen Fantaſie durchleuchtet. Es iſt auch hier nur ein Wiederſchein der wahren Sonne, ein Abglanz von dem andern höhern Licht, welcher das Dunkel erhellt; und während alle die wundervollen Sternbilder der ganzen am Tage verdeckten Geiſterwelt in dieſem magiſchen Dämmerlichte nun ſichtbar hervortreten, können freylich auch täuſchende Fantome und rieſenhafte Luftgeſtalten ſich mit unter die übrige vorüberfliegende Schaar der irdiſchen und nur aus irdiſchem Dunſt gebildeten Schatten miſchen. Dennoch aber und allerdings alſo iſt auch die Kunſt des Schönen, wenn ſie eine wahrhafte iſt, im Weſentlichen durchgehends auf das Göttliche gerichtet, und daher nicht bloß äußerlich der Religion zur Zierde dienend, ſondern auch ihrem Urſprunge nach, unter allen Völkern und in allen Zeiten, derſelben nah verwandt und aufs engſte mit ihr verſchwiſtert geweſen; wie weit entfernt von dieſem ihrem erſten Urſprunge und Ziele, wie ganz eitel, nichtig und ſinnlich auch ſehr viele von ihren Hervorbringungen in den Zeitaltern der Entartung vor dem Auge einer ſtrengen Kritik erſcheinen mögen. Hiſtoriſch läßt ſich aber dieſer göttliche Urſprung der Kunſt überall nachweiſen, und iſt ſo einleuchtend, daß er gar nicht bezweifelt werden kann; und nie kann und wird auch die höhere Kunſt ihren Anſpruch an eine göttliche Kraft und Weihe oder Beglaubigung dieſer Kraft aufgeben. Wäre es denkbar, daß irgendwo und zu irgend einer Zeit, die Religion ganz aufhören, nicht bloß die poſitive Lehre und Offenbarung in Vergeſſenheit gerathen, ſondern auch überhaupt aller Glaube an das Göttliche völlig in der Menſchheit ausſterben und untergehen, dieſes Licht eines höhern, überirdiſchen Strebens und Denkens alſo auslöſchen, dieſer Ton der Ewigkeit und einer ewigen Liebe in der fühlenden Bruſt des Menſchengeſchlechts für immer verſtummen könnte; dann würde in demſelben Augenblick auch alle höhere Kunſt demſelben entzogen werden und wieder verſchwinden. In unſerm Zeitalter iſt übrigens der Fall wohl eher grade umgekehrt; während in dem allgemein herrſchenden politiſchen Unglauben, der eine natürliche Folge des religiöſen Unglaubens iſt, das ganze Leben, beſonders auch das öffentliche, nach ſeiner ſymboliſchen Bedeutung und Würde nicht mehr erkannt und nicht mehr verſtanden wird, und dadurch auch der Staat und alles Große deſſelben viel von ſeinem alten ehrwürdigen Glanz und ſeiner ehemahligen Heiligkeit verlohren hat; während ſelbſt das religiöſe Gefühl, was wirklich noch vorhanden iſt, mehr oder minder in den Partheyenkampf hinabgeriſſen wurde und kaum eine reine Freyſtätte des einfachen frommen Glaubens, die unverletzt und unangefochten wäre, mehr zu finden weiß: iſt für eine ſehr große Anzahl von Menſchen aus der gebildeten Klaſſe, die Kunſt und das Schöne das letzte ihnen übrig gebliebene Kleinod des Göttlichen, und wird auch als ein ſolches und als das eigentliche Palladium des höhern und innern Lebens von ihnen betrachtet; was es, ſo iſolirt genommen, doch in keiner Weiſe ſeyn kann. Unſer Zeitalter iſt in dieſer Hinſicht einem ehemahls reichbegüterten, nun aber herabgekommenen edlen Hauſe zu vergleichen. Während Hab' und Gut durch Unglücksfälle, üble Wirthſchaft, Verſchwendung längſt verlohren ſind, Haus und Hof verpfändet und verſchuldet, iſt nur der alte Familienſchmuck und die ererbten Ehrengefäße aus der beſſern Zeit allein noch gerettet und erhalten worden. Ohne Zweifel iſt auch hier mancher unächte Stein unter die ächten alten Diamanten eingeſetzt worden, falſches Metall an die Stelle des gediegenen Goldes von ehemahls; indeſſen ſcheinbar iſt doch das Ganze noch beyſammen geblieben, als die letzte Spur von dem vormahligen Glanz des ſonſt ſo feſt begründeten Reichthums. So zehrt unſer Zeitalter für das innere, höhere Leben nur noch an dem äußern Zierrath der Kunſt, während das große Capital des alten Glaubens, welchem unter ſo vielen andern guten Früchten auch jener Schmuck und jene Schönheit ihr Daſeyn verdanken, für die große Mehrzahl des Zeitgeiſtes längſt aufgegeben iſt.

Es bildet aber das ſymboliſche Gewand, in welchem die Religion überall auftritt, nur die eine Hälfte ihrer äußern Form. Die andere Seite dieſer Form zeigt ſich und beſteht in dem lebendigen innern Zuſammenhange aller Theilnehmenden und im Glauben Vereinigten; nähmlich darin, daß die Religion durchaus nicht einzeln, iſolirt und abgeriſſen, nur für das Individuum allein gedacht werden und vorhanden ſeyn kann; daß es mit einem Worte keine eigentliche Religion giebt, noch geben kann, ohne Gemeinde. Zwey oder drey müſſen wenigſtens auf die gleiche Weiſe glaubend in Gott vereinigt ſeyn, dann kann ſeine Kraft unter ihnen ſichtbar werden. Und zwar iſt dieſer Zuſammenhang ein durchaus lebendiger, und wie ein inniges Seelenband geiſtiger Anziehung und Verkettung unter den einzelnen Gliedern. Wie der elektriſche Schlag die ganze Kette der unter einander verbundenen Leiter in einem Moment durchläuft, und an dem andern Ende der zündende Funke erſcheint, der von dem erſten Punkte ausging; wie durch den Einen Magnetſtein in der beſtimmten Berührungsweiſe, alle Eiſennadeln, ſo viele man deren auch nehmen will, auf die gleiche Weiſe in eben ſo viele Magnete verwandelt und in ein neues, höheres Verhältniß mit dem ganzen Erdkörper hinaufgerückt werden: ſo iſt es und ſo geſchieht es auch hier und geht alles durch lebendige Mittheilung von dem Einen erſten Anfangspunkte aus. Wie in der aus zwey verſchiedenartigen Körpern oder Gliedern abwechſelnd gebildeten Metall-Säule, auf der einen Seite der Eine chemiſche Grundſtoff der telluriſchen Kraft und Lebensluft oder Atmoſphäre dieſes Planeten producirt und erzeugt wird, an der entgegenſtehenden aber der zweyte, andere; ſo iſt es auch hier in dieſer geiſtigen Verkettung des Glaubens und in der lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen den verſchiedenartigen Gliedern dieſer Seelenkette, welche ſelbſt Träger und activ fortleitende Werkzeuge ſind, und den andern, welche mehr im paſſiven Verhältniß das unſichtbare Leben nur einſaugen und an ſich ziehen: daß an der einen Seite die Macht der Segnung und die Kraft der Weihe in der Wirkung ſelbſt entwickelt, geſtärkt und zu Tage gefördert wird, während von der andern die Gnade als eine wirkſame Kraft und Gabe des Heils empfangen wird. Eines aber muß hier noch ganz vorzüglich bemerkt werden. Wenn es nähmlich unläugbar iſt, daß auch die Offenbarung und die wahre Religion ſelbſt, jenes ſymboliſche Gewand an ſich trägt und damit umkleidet iſt, welches dem menſchlichen Zuſtande und der menſchlichen Natur ſo ſehr zuäuſſerliche und geſellſchaftliche oder bürgerliche werden darf; nach dem erhabenen Ausſpruch: „Nur der iſt wahrhaft frey, den der Sohn frey macht;“ wo es für jeden, für welchen dieſer Satz überhaupt einen Sinn und eine Bedeutung hat, wohl überflüſſig ſeyn wird, noch erſt hinzu zu fügen, was ſchon von ſelbſt einleuchtend iſt, daß der Sohn gewiß niemanden frey macht, als ſo wie Er ſelbſt es war, nahmlich durch den Gehorſam, und zwar durch einen vollkommnen, ſich ſelbſt und die eigne Selbſtheit ganz zum Opfer bringenden Gehorſam gegen den Vater.

Wie ſehr ſich jene überwiegende monarchiſche Hinneigung der neuen chriſtlichen Zeit, und des chriſtlichen Staats-Princips auch hiſtoriſch bewährt, und nachweiſen läßt, das iſt ſo allgemein bekannt, daß es faſt überflüſſig ſeyn würde, daran zu erinnern: wie nicht bloß in unſrer Zeit, ſondern auch ſchon anderthalb Jahrhunderte früher, ein groſes chriſtliches Reich ganz in eine republikaniſche Verfaſſung gerathen, ganz davon ergriffen und fanatiſch begeiſtert war von dieſen Ideen der Gleichheit und durchgehenden Volksfreyheit; und wie gleichwohl auch damahls, ſo wie zu unſrer Zeit, jener vorübergehende fanatiſche Zuſtand, als ein völlig fremdartiges Element ſehr bald wieder gewaltſam ausgeſtoßen ward, und eben dieſes der erſte Anlaß ward von der dynamiſchen, auf einer Theilung der Gewalten und einem künſtlich abgemeſſnen Gleichgewicht derſelben beruhenden, in unſrer Zeit ſo fein ausgebildeten, und ſo hoch bewunderten Engliſchen Staatsverfaſſung. Ueberflüſſig wäre es auch in Erinnerung zu bringen, wie ein bedeutender Seeſtaat des zweyten Ranges, nachdem er einen ganz republikaniſchen Anfang genommen, ſich der monarchiſchen Form immer mehr genähert hat, bis er ganz in dieſe übergegangen; wie ein andres zwar monarchiſches Wahlreich, welches eben deßwegen eine Republik genannt wurde, und zum Theil auch wirklich war, durch den anarchiſchen Partheyenkampf, der daraus hervorging, ſeine alte Größe und ehemahlige glänzende Exiſtenz zugleich mit dieſer Form verlohren hat; ſo daß zuletzt in dem ganzen chriſtlichen Abendlande und Europa nur kleinere Republiken von geringerem Umfang in fortwährendem Beſtand geblieben ſind; da ohnehin die republikaniſchen Colonial-Staaten der andern Welt noch viel zu neu ſind, auch ſelbſt den älteſten unter ihnen nicht ausgenommen, als daß ſich von ihnen, was man ein hiſtoriſches Urtheil im eigentlichen und großen Sinne nennen dürfte, ſchon jetzt fällen ließe. Indeſſen läßt ſich doch auch aus der neuern chriſtlichen Zeit Ein merkwürdiges Phänomen von einer ſehr großartigen und ganz eigenthümlichen republikaniſchen Staatsverfaſſung anführen, zum Beweiſe, daß dieſe keinesweges von dem Geiſte derſelben, und ſeinem rechtlichen oder geſchichtlichen Princip ganz ausgeſchloſſen ſey. Dieſes iſt das altdeutſche, chriſtlich Römiſche Kaiſerthum im Mittelalter, während einer ganzen Welt-Periode vieler Jahrhunderte des blühenden und kraftvollen Zuſtands deſſelben. Als ein Wahlreich, obwohl monarchiſch in der Einheit des Ganzen, hatte es ſchon inſofern eine mehr republikaniſche Richtung und Geſtaltung; nachdem auch ſelbſt da, wo hiſtoriſch eine lange Reihenfolge deſſelben Stammhauſes gleichſam erblich im Beſitz der höchſten Krone blieb, es doch auch hier immer einer feyerlichen Sanction durch die Wahl bedurfte, wobey auch oft genug eine Ausnahme oder Unterbrechung in der ſchon als hiſtoriſch ſich berührt und aus einem gemeinſchaftlichen Stamm entſprungen iſt, begreiflich werden können; gleichwohl bekommt ſie durch jene Künſtlichkeit der neuern europäiſchen Bildung einen ganz eigenthümlichen Anſtrich. Bey einer natürlichen Bildung würden wenigſtens gewiſſe Gränzen der Abſonderung, wie der Vereinigung, entſchieden und beſtimmt ſeyn. Die Willkühr der Abſicht allein konnte eine ſo gränzenloſe Verworrenheit in allen intellektuellen Beſtrebungen erzeugen, und endlich faſt jede Spur von Geſetzmäßigkeit und natürlich freyer Entfaltung in dem Stufengange der modernen Bildung und Kunſt vertilgen! Zwar giebt es noch immer ſo viele Hauptmaſſen der Eigenthümlichkeit, als große gebildete Nationen. Doch ſind die wenigen gemeinſamen Züge ſehr ſchwankend, und eigentlich ſteht jeder Künſtler für ſich allein, wie ein auf ſein Ich beſchränkter Einſiedler in der Mitte ſeines Zeitalters und ſeines Volks. Es giebt ſo viele eigenthümliche Manieren als originelle Künſtler. Zu manierirter Einſeitigkeit geſellt ſich die reichſte Vielſeitigkeit, von der Zeit an, da die rege gewordne Kraft der Natur anfing, ihrer Fülle unter dem Druck des künſtlichen Zwanges Luft zu machen. Denn je weiter man von der reinen Wahrheit entfernt iſt, je mehr einſeitige Anſichten derſelben giebt es. Je größer die ſchon vorhandene Maſſe origineller Dichtungen und Kunſtwerken iſt, deſto ſeltner wird das wahrhaft neu Erfundne. Daher die zahlloſe Legion der nachahmenden Echokünſtler; und daher iſt auch genialiſche Kraft und Erfindung das höchſte Ziel des hochſtrebenden Künſtlers, der oberſte Maßſtab des tieferen Kenners.

Der Verſtand kann durch zahlloſe Irrthümer doch angenommnen Erbfolge Statt fand. Außerdem aber war dieſes große Staaten-Syſtem auch aus ſehr mannichfaltigen, zum Theil durchaus republikaniſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, oder beſtand doch wenigſtens aus verſchiedenartigen Elementen jeder Staatsform und Verfaſſungsweiſe. Die urſprünglichen vier großen National-Herzogthümer bildeten nebſt den andern ſpätern erblichen Herrſchaften mehr den monarchiſchen, obwohl auch ganz nationalen und hiſtoriſch volksmäßigen Beſtandtheil des Ganzen; die geiſtlichen Fürſtenthümer daneben, als ganz von der Wahl abhängig, bildeten eine große Ariſtokratie; aber nicht bloß der Geburth, ſondern zugleich der Wiſſenſchaft und höhern Geiſtesbildung für die damahlige Zeit, und überhaupt der Verdienſte. Die Gewerbe und Handel treibenden Städte endlich mit ihren kaiſerlichen Freyheiten und Reichs-Privilegien bildeten dann ein wahrhaft demokratiſches Element unter den übrigen; aber im edelſten und größten Sinne des Worts, nicht nach der numeriſchen Gleichheit und gewöhnlichen Volks-Anarchie, ſondern nach den geſchloſſnen Corporationen und Rechten des hiſtoriſch groß gewordnen Bürgerſtandes; und der Nahme der Hanſe iſt allein hinreichend, um daran zu erinnern, welchen großen, welthiſtoriſchen Wirkungskreis auch dieſes einzelne Element des Ganzen ſelbſt ſchon in den Zeiten des Verfalls, noch ſich zu verſchaffen wußte. Zwar hat auch dieſe germaniſch freye, und republikaniſch große altchriſtliche Kaiſer-Monarchie viele Erſchütterungen des innern Partheyenkampfs zu durchlaufen gehabt, und iſt endlich auch vorübergegangen; ſo daß ſie jetzt kaum mehr von der ganz modern gewordnen Staats-Theorie in ihrer vollen Tiefe, Bedeutung und Größe erkannt, und vollkommen richtig verſtanden wird. Gewiß aber bleibt dieſe politiſche Verfaſſung des Mittelalters in der beſten Zeit deſſelben eine höchſt merkwürdige, ganz chriſtlich eigenthümliche, und in ihrer Art ſehr große hiſtoriſche Erſcheinung; eben ſo kraftvoll und würdig an der monarchiſchen Seite, als irgendwo ſonſt in den glänzendſten Epochen der Welthiſtorie, und noch mannichfaltiger und reicher nach der innern Entwicklung in den republikaniſchen Beſtandtheilen und Gliedern, ja wahrhaft freyer als ſelbſt unter den geprieſenſten jener gemiſchten Conſtitutionen der modernen Zeit; indem es jetzt die hiſtoriſche Erfahrung, als die große Lehrmeiſterinn der politiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, wohl einleuchtend darthut, wie in dieſem dynamiſchen, auf der Theilung der Gewalten, und einem künſtlich abgemeſſenen Gleichgewicht derſelben beruhenden Staat, es meiſtentheils doch nur die Miniſter und die Oppoſition ſind, welche den Staat ſelbſt, und das entſcheidende Urtheil darüber, nebſt der Macht dazu unter ſich herum und hin und her reißen, während die geheiligte Figur des erblichen Monarchen nur dazu dient, damit alle Partheyen in deſſen Schatten deſto bequemer Sitz nehmen und ihren endloſen Streit durchzanken können. Die chriſtliche Staats- und Weltanſicht iſt nun, wie ſchon oben bemerkt wurde, gegen keine Form des politiſchen Daſeyns ſchlechthin excluſiv oder wegwerfend gerichtet, ſondern erkennt alles und läßt alles, was irgend hiſtoriſch begründet und veranlaßt iſt, an ſeiner Stelle, und in ſeinem urſprünglichen und wahren Sinn und Recht, gelten und beſtehen; alſo auch die dynamiſche Staatsform, obgleich ſie dieſelbe nicht für ſo vollkommen halten kann, als ſie von ihren leidenſchaftlichen und einſeitigen Anhängern geprieſen wird, und ſelbſt den abſoluten Zuſtand, obwohl derſelbe nur als ein fehlerhafter und ſehr untergeordneter erſcheinen kann. Beyde können nur hiſtoriſch verſtanden, begriffen und erklärt werden, nähmlich als ein nothwendiges Uebel unter der glimpflichſten Form, als das minder Verderbliche und Gefährliche nach gewiſſen einmahl vorhandnen und gegebnen Prämiſſen, oder auch als die Heilungs-Methode eines ſchon krankhaften Zuſtandes der bürgerlichen Geſellſchaft, für die mögliche Rückkehr in einem künftigen beſſeren. — Der gewöhnliche und natürliche Gang und Uebergang aus der Volks-Anarchie, wenn ſie lange genug gedauert, gleichſam ausgetobt, und ſich in ſich ſelbſt erſchöpft hat, iſt der zur abſoluten Herrſchaft, oder der immerwährenden Dictatur, unter was immer für einer Form, aber ohne die höhere und göttliche Sanction. Daher auch dieſe Staatsform, oder da es eigentlich doch nur eine Unform iſt, dieſer politiſche Zuſtand ſorgfältig von der hiſtoriſch rechtmäßigen, erblichen Monarchie getrennt werden muß, von welcher er auch in ſeinem ganzen Charakter immer ſehr weſentlich unterſchieden iſt und bleibt. Zwar wenn das Revolutions-Uebel den höchſten Grad erreicht hat, ſo wird der glückliche Uſurpator, wie ein ſolcher im Grunde auch der geprieſene Auguſtus in dem alten Rom geweſen iſt, wenn er Anfangs ganz in dem vermittelnden und Friedeſtiftenden Charakter auftritt, wenn er beſonders auch zum Umſturz der alten Regierung nicht eigentlich perſönlich und unmittelbar mitgewirkt hat, die Welt leicht mit ſich ausſöhnen können. Er wird allmählich anerkannt werden, wenn auch Anfangs nur relativ und bedingungsweiſe, und konnte es endlich hiſtoriſch werden, wenn er der beſſeren Richtung treu bliebe, und bis ans Ende Folge leiſtete. Tritt aber jetzt an die Stelle der ſich ſelbſt aus ihrer Aſche immer wieder erneuernden Revoluzion, oder der Anarchie von unten, nur eine andre Form derſelben, nähmlich eine unruhige und nichts ehrende, alles ſtörende und zerſtörende Eroberungsſucht, bloße Militär-Herrſchaft, als die Anarchie von oben; dann iſt das zweyte Uebel freylich ärger als das erſte geweſen war, welches es zu heilen verſprach, und auf welche verſprochne Heilung ſeine ganze Anerkennung und innre moraliſche Begründung gebaut war. Und wohl haben wir eine ſolche Erſcheinung nah genug in der Zeitgeſchichte vor Augen gehabt, um das ganze Phänomen eines ſolchen Uebergangs aus der Anarchie in die abſolute Herrſchaft ſehr anſchaulich verſtehen und begreifen zu können. Viel langſamer und mehr organiſch geordnet, und daher auch hiſtoriſch dauernd, hat ſich dieſer Uebergang in der alten Welt, beſonders in dem groſſen Römiſchen Staatskörper entwickelt und geſtaltet, und hier iſt auch darum dieſe Entwicklung, und eigenthümliche Form derſelben ganz vorzüglich lehrreich, und auch für die Theorie beſonders aufhellend und fruchtbar. Ein ſolches ganzes Syſtem von republikaniſchen Staaten der mannichfachſten Form, als herrſchende Verfaſſung der ganzen civiliſirten Welt, wie in dieſer bluhenden Zeit des Alterthums, wo damahls nebſt den griechiſchen Staaten, Rom, Karthago, und den andern italiſchen Städten, auch die unabhängigen Völkerſchaften im mittlern Europa und im Norden, entweder ganz oder zum Theil eine republikaniſche Verfaſſung hatten, bietet die neuere Geſchichte nirgends dar, welches daher dort auch für uns, und für die wiſſenſchaftliche Politik ein Phänomen aufſtellt, welches die höchſte Aufmerkſamkeit verdient. Wie ſehr uns aber auch die damit vereinigte freye Geiſtesbildung, die einzelnen glanzenden Momente patriotiſcher Tugend, große Charaktere und heroiſche Thaten dafür einnehmen mögen; im Ganzen kann man doch nicht anders ſagen, als die Erfahrung hat ganz dagegen, und dahin entſchieden, daß ein ſolches Syſtem durchaus nicht ausführbar, noch dem Entwicklungsgange der Menſchheit angemeſſen erſcheint, und nach einem vielverſprechenden Anfang nur Verwirrung und endlich Zerſtörung und Barbarey herbey führt. Ueberall zeigt ſich ſehr bald und entwickelt ſich unaufhaltſam ſchnell, derſelbe unheilbare Hang zur politiſchen Auflöſung und Anarchie, der dann den Uebergang zu einem eben ſo formloſen Zuſtande abſoluter Gewalt bahnte. Die großen Denker und politiſchen Schriftſteller des Alterthums, waren ſelbſt am meiſten in Oppoſition mit dieſem demokratiſchen Geiſt ihrer Verfaſſung und ihres Vaterlandes, deſſen Untergang ſie aus dieſer Quelle vorherſahen, und vorherſagten, ohne ihn irgend hindern zu können; wie Plato in Athen, und auf andre Weiſe, und in geringerm Maaße Cicero in Rom, der jedoch ſelbſt in den Partheyenkampf hineingezogen wurde. Die Philoſophen und politiſchen Denker, ja ſelbſt die ernſtgeſinnten Staatsmänner des Alterthums, ſuchten das Gegenmittel und den Weg zur Heilung gegen dieſen demagogiſchen Zerſtörungsgeiſt ihrer Zeit mehrentheils nur in einer allerdings großartigen, aber doch ſehr einſeitigen Ariſtokratie, die aber unſerm Gefühl auch eben ſo wenig zuſagen, als uns wiſſenſchaftlich befriedigen würde; denn der eigentliche Begriff der erblichen und geſitteten Monarchie, war damahls, ſo zu ſagen, faſt noch unentdeckt, da er ſeinem wahren Weſen und vollen Charakter nach, im Grunde chriſtlichen Urſprungs iſt, und kaum ſind in der alten Welt einige ſchwache

Anfänge davon hier und da zu bemerken. Wie nun die ſämmtlichen Griechiſchen Freyſtaaten, durch innern und äußern Zwieſpalt zerfielen, und unter die Macedoniſche Herrſchaft geriethen, und die daraus hervorgegangnen halb aſiatiſchen, halb helleniſchen Mächte, das dient wohl nur zur allgemeinen Beſtätigung von dem gewöhnlichen Gange der Volksanarchie, und dem daraus folgenden Untergange der republikaniſchen Verfaſſung in Zeiten des Sittenverfalls; ein ungleich höheres Intereſſe aber bietet doch derſelbe Uebergang in dem Römiſchen Weltreiche dar, weil er hier weit mehr mit Beſonnenheit und Bewußtſeyn, nach durchdachten Grundſätzen, deutlichen Begriffen, und in einer feſt beſtimmten Geſinnung geſchah. Als nun bey dem ſchon voll angehäuften Uebermaaß der ſchrecklichſten Bürgerkriege, und der eben ſo furchtbaren, nun ſchon zur Nothwendigkeit gewordnen Eroberungsſucht, die lang vorhergeſehene Kataſtrophe endlich eintrat, ſuchte man die bloße Militärgewalt ſo viel als möglich in eine friedliche umzuwandeln, die abſolute Herrſchaft, mit allen Formen alter Heiligkeit und Würde auszuſchmücken, und ſelbſt der erblichen Monarchie ſo viel als möglich anzunähern. In dieſen aufkeimenden beſſern Ideen liegt die Apologie und in dem ganzen hiſtoriſchen Hergange die Begründung und Rechtfertigung, ſo weit dieſe möglich iſt, für dieſen ganzen abſoluten Zuſtand des politiſchen Daſeyns in der damahligen Welt, der an ſich aber immer ein formloſer, und höchſt unvollkommner bleibt. Zu einer wahren hiſtoriſchen Erbfolge und Familien-Reihe, konnte es dabey auch ſehr ſchwer kommen, da durch die gränzenloſe Willkühr der Eheſcheidungen und Adoptionen, die Ehe und das ganze Familien-Verhältniß ohnehin zu ſehr zerſtört

Glaubenspartheyen ausgeſöhnt, und in friedlicher Annäherung endlich vereinigt, ſondern in welchem auch die weltliche und die geiſtliche Macht, der Staat und die Religion, und die Macht derſelben oder die Kirche, zur innigſten Harmonie verbunden wären; iſt eigentlich das, was der Menſchheit am meiſten Noth thut. Niemahls aber kann oder wird dieß erreicht werden, als wenn auch die Wiſſenſchaft mit der Religion und mit dem Leben, beſonders dem öffentlichen Leben, oder dem Staat, innerlich übereinſtimmte, und alle dieſe drey Lebens-Principien oder Daſeyns-Fundamente des Menſchengeſchlechts in vollkommner Eintracht zuſammenwirkten. Ein ſolcher innrer Frieden wäre freylich ſchon mehr als ein bloßer Staatenfrieden und ſeine vorübergehende Wohlthat, er wäre faſt ſchon als ein neuer geheiligter Gottes- und hoherer Geiſter-Frieden zu betrachten, oder wenigſtens als der proviſoriſche Anfang, und die beſte Initiative dazu. Aber nicht durch die diplomatiſche Kunſt, ſo wenig als aus einer wiſſenſchaftlichen Hypotheſe kann derſelbe hervorgebracht werden, oder zu Stande kommen; ſondern nur durch eine unmittelbare Gotteswirkung und das Ganze ſchon bis jetzt auch allein zuſammenhaltende und vielleicht auch noch weiter hinaus rettende Gotteskraft. Auf dieſes Ziel und dieſes Band nur bloß hinzudeuten, und auf die wirklich dahin deutenden, hiſtoriſch gegebnen Spuren aufmerkſam zu machen; damit ſoll ſich die Philoſophie begnügen. Nachdem auch der Kampf des Zeitalters gewaltſamer als je alle Kräfte deſſelben in Anſpruch nimmt, mag es genug ſeyn, nur einen Blick auf das ſchöne Ziel gewagt und geworfen zu haben; und wenden wir dieſen nun wieder zurück auf die noch im vollen Kampf aller verſchiedenartigen Geiſter und geiſtigen

Kräfte ringende Entwicklung. So viel iſt wohl einleuchtend, daß, wenn die Wiſſenſchaft, die Religion und der Staat, und alle in dieſen drey verſchiedenen Gebieten vorhandnen Kräfte, Partheyen und Mächte, ſo wie bisher, eine jede ihren Gang für ſich, und eine gegen die andre, ſo fortnehmen wie bisher, die Welt alsdann einem ziemlich chaotiſchen Zuſtande mit ſtarken Schritten ſchnell entgegen geht. Daher mag es auch der Philoſophie wohl geſtattet ſeyn, wenn ſie jene beſſere Hoffnung der Menſchheit, nach ihrem beſcheidnen Geſichtskreiſe aus allen Kräften aufrecht zu erhalten, wenn ſie einige wiſſenſchaftliche oder hiſtoriſche Anhaltspunkte für jene Hoffnung ſichtbar zu machen ſtrebt.

Wenn das Zeitalter noch nicht ganz geheilt, wenn es immer noch in einem kranken Zuſtande, wenn der innre Krankheitsſtoff in der erſten furchtbaren Kriſis bey weitem noch nicht vollkommen ausgeſtoßen iſt; wenn vielmehr der geſammte Körper der Europäiſchen Menſchheit noch an vielen Stellen davon bedrängt, wenn er bis in die geheimſten Lebensfaſern innerlich davon durchdrungen iſt: wenn der erſte Grund davon eben in den falſchen Ideen, oder in dem gänzlichen Mangel derſelben, in dem über das ganze öffentliche und Privatleben in formloſer Flüchtigkeit und unendlicher Zertheilung verbreitetem philoſophiſchen Irrthum, in dem religiöſen und politiſchen Unglauben liegt: wie kann der Irrthum nicht bloß äußerlich widerlegt werden, denn das nutzt oft wenig, ſondern auch innerlich beſiegt, und wirklich weggeräumt, als durch die Wahrheit und den Geiſt derſelben in der höhern Wiſſenſchaft, nähmlich der echten und rechten, auf das Göttliche gerichteten Wiſſenſchaft? — Der unruhige anarchiſche Zeitgeiſt, der verkehrte abſolute

Weltgeiſt, die beyde weſentlich Eins ſind, iſt eben doch ein Geiſt, wenn gleich ein falſcher, oder wenn man will auch ein oberflächlich ſeichter, ſinnlich nichtiger Geiſt, aber immer ein Geiſt; durch eine bloße Verneinung läßt er ſich daher nicht überwinden, ſondern ſtemmt ſich nur mit erneuter Bitterkeit und deſto mehr angeſtrengter Kraft dagegen: dem göttlichen Geiſt der Wahrheit gegenüber, erſcheint er als ein innerliches Nichts in ſeiner Blöße und verſchwindet. Der directe Streit aber gegen den Irrthum führt den Nachtheil mit ſich, daß derſelbe dadurch zu ſehr als eine poſitive Macht des Böſen anerkannt wird, was er doch an ſich gar nicht iſt; ſondern er wird es erſt durch die atomiſtiſche Zerſplitterung und Verbreitung der falſchen Ideen, und durch die Maſſe ſeines Anhangs, den er leicht findet, ſobald einmahl erſt alles elementariſch aufgelöſt iſt. Außerdem führt auch ein Extrem der Uebertreibung, während man ſich im Streite dagegen, darauf einläßt, oder damit verwickelt, leicht auf das entgegenſtehende Extrem einer auch ihrerſeits zu weit getriebenen, oder wenn auch nach der Strenge genommen, an ſich wohl buchſtäblich richtigen aber wenigſtens zu ſcharf ausgeſprochnen, und in der Anwendung nicht heilſamen Härte. Es bleibt daher ein zu bedauernder Mangel an ſo manchen hochverdienten Talenten, beſonders im Auslande, die ſich dem großen Geſchäfte der moraliſchen Wiederherſtellung des Zeitalters von der wiſſenſchaftlichen Seite gewidmet hatten, daß ſie zu ſehr dieſe polemiſche Richtung genommen, und zu ausſchließend dieſe Behandlungsweiſe gewählt haben; und zum Theil iſt wohl auch deßwegen ihre gute Einwirkung eine immer noch ſehr beſchränkte geblieben, und auch nicht überall eine ganz unvermiſchte geweſen.

Wenn man nur vor allem zuerſt die innere Einheit des höhern Wiſſens mit dem göttlichen Glauben ſo klar als möglich entwickeln und darſtellen möchte, ohne Leidenſchaft und Nebenabſicht; ſo würden die weitern Folgen der angewandten Wahrheit für das Leben ſich von ſelbſt daraus ergeben, und aus dieſer einfachen und reinen Quelle in vollen Strömen über das geſammte Gebiet, und alle Verhältniſſe deſſelben, dann immer weiter ausbreiten. Gott iſt die Wahrheit und darum kann auch der Geiſt der Wahrheit in der rechten und guten Wiſſenſchaft nur ein göttlicher ſeyn. Ihr eignes Streben iſt ebenfalls auf das Göttliche gerichtet; und eben daher gibt es allerdings keine indifferente Wiſſenſchaft; denn diejenigen, deren Streben oder Sinn und Geiſt nicht auf das Göttliche gerichtet iſt, die ſeichte und oberflächliche, ſinnlich nichtige, und vernünftelnd eitle Wiſſenſchaft iſt eben darum eine falſche, und in der äußern Wirkung alsdann eine böſe, verderbliche, und ſchädliche. In aller dieſer Hinſicht und Beziehung habe ich die Wiſſenſchaft als die dritte, obwohl nur geiſtige Macht des Guten, neben der Religion, und dem chriſtlich rechtlichen Staat mit aufgezählt, in dem gemeinſamen Kampf gegen die unſer Zeitalter ſo ganz beſonders bedrohenden Principien des Verderbens. Die Macht der Wiſſenſchaft kann nur in der geiſtigen Sphäre ihre Wirkung finden und haben, aber dieſe geiſtige Sphäre ſelbſt iſt von großem Einfluß auch auf jeden andern höhern Wirkungskreis. Die Religion hat zunächſt die Seele und ihr Heil oder ihre Vereinigung mit Gott zum Gegenſtande und dieß iſt die ihr eigenthümliche Region; aber ſie ſteht auch mit der höhern Wiſſenſchaft in vielfacher Berührung, und greift ſchon ſelbſt ein in das wirkliche, ja auch in das öffentliche Leben.

endlich eine ſpäte beſſere Einſicht theuer erkaufen, und ſich dann ſicher einer dauernden Vervollkommnung nähern. Es iſt alsdann unſtreitig möglich, daß er den urſprünglichen Nationalcharakter auch mit Grund und Erfolg zu einem höhern Zweck verändern, mildern oder umbeugen und ſelbſt vertilgen könne. Nicht ſelten aber ſind dieſe ſeine chemiſchen Verſuche in der willkührlichen Scheidung und Miſchung der urſprünglichen Künſte und reinen Kunſtarten, für das Gedeihen und Weſen derſelben ſehr nachtheilig und Gefahrbringend. Faſt unvermeidlich wird hier ſein unglücklicher Scharfſinn die Natur gewaltſam zerrütten, ihre Einfachheit verfälſchen, und ihre ſchöne Organiſation gleichſam in eine elementariſche Maſſe auflöſen und zerſtören. Ob ſich aber durch dieſe künſtliche Zuſammenſetzungen wirkliche neue Verbindungen und Arten hervorbringen laſſen, iſt wenigſtens äußerſt ungewiß. Wie werden nicht die Gränzen der einzelnen Künſte in der Vereinigung mehrerer verwirrt? In einem und demſelben Kunſtwerke iſt die Poeſie oft zugleich deſpotiſche Beherrſcherin und knechtiſche Dienerinn der Muſik. Der Dichter will darſtellen, was nur der Schauſpieler vermag; und er läßt Lücken für jenen, die nur er ſelbſt ausfüllen könnte. Die dramatiſche Gattung allein könnte uns eine reiche Beyſpielſammlung von unnatürlichen Vermiſchungen der reinen Dichtarten darbieten. Es ließen ſich manche Beyſpiele der Art, an berühmten Werken der neuern Poeſie hier anführen und aufſtellen; durch die Vortrefflichkeit der Ausführung wird das Unförmliche und Widernatürliche der Gattung ſelbſt nur deſto ſichtbarer. Es entſtehen dadurch manche Uebergänge und Mittelſtufen, Die organiſch geordnete Form des letztern aber, oder der Staat iſt es alsdann, welcher das Göttliche als Geſetz, und auch als höhere Idee der Gerechtigkeit, mit dem ergänzenden Zuſatz der Milde, und einer gerechten Billigkeit, erſt ganz vollſtändig in die Wirklichkeit des äußerlichen körperlichen Daſeyns, und der hiſtoriſchen Sinnenwelt, als den irdiſchen Boden und Träger des Menſchenlebens einführt, und da reell vollendet. Aber auch der Staat hat keine andere als eine religiöſe Grundlage, er ruht auf der Religion und bedarf der Wiſſenſchaft. Durch die ſichtbare Beziehung, und von ſelbſt ſich ergebende vergleichende Parallele dieſer drey großen ſittlichen Lebens-Potenzen des öffentlichen Daſeyns, der Wiſſenſchaft, der Religion und des Staats, auf das urſprüngliche dreyfache Eintheilungs-Princip nach Geiſt, Seele und Körper, als dem einfachen Grundbegriff der chriſtlichen Philoſophie, (ſo ſehr dieſelbe auch dem aufgeſtellten Grundſatz zur Beſtätigung ſeiner Fruchtbarkeit in der lebendigen Anwendung dient) ſoll aber keineswegs eine gänzliche Abſonderung und Losreißung dieſer drey Sphären, die vielmehr ganz unnatürlich ſeyn würde, aufgeſtellt oder behauptet werden; da überdem im politiſchen Sinne wie im pſychologiſchen, dieſe drey Grund-Principien lebendig zuſammenwirken und innigſt vereinigt ſeyn müſſen, um ein Vollſtändiges in der einen oder in der andern Sphäre hervorzubringen. Wenn nun aber auch die Wiſſenſchaft, nähmlich die wahre und göttliche, als eine Macht der höhern Art betrachtet werden kann und ſoll; ſo iſt ſie dieſes doch auf ganz andre Weiſe, als die Religion oder der Staat. Der letztere ruht auf einer göttlichen Grundlage des ewigen Rechts, und darin beſteht ſeine innere Lebenskraft.

Die Religion iſt die rechtmäßige Form in der lebendigen Mittheilung der göttlichen Kraft und der göttlichen Gnade; die wahre Wiſſenſchaft iſt ein höheres Streben des Geiſtes in der göttlichen Richtung nach der rechten Erkenntniß, und das iſt das unterſcheidende Merkmahl derſelben von dem falſchen Wiſſen. Im Staat alſo beruht der höhere Charakter deſſelben auf der geheiligten Grundlage des Rechts ſelbſt; Unrecht iſt es, und ein großer verderblicher Irrthum, in irgend einer äußern Form oder Formel das innere Weſen deſſelben, und das wahre politiſche Heil ausſchließend zu ſuchen; da dieſe äußere Form ohnehin nur ſo oft ein bloßes National-Spiel, und politiſche Theater-Darſtellung darbietet. Aber auch noch in andrer Beziehung iſt die Form hier in dieſem Gebiete des Staats, dem Weſen und dem Recht ſehr untergeordnet. In dem legitimen Staat, der erblichen Monarchie z. B. iſt zwar die Krönung ein ſehr ſchöner, höchſt bedeutender, ſogar weſentlicher heiliger Gebrauch; allein, ganz beſondere Fälle und poſitive Beſtimmungen einer einzelnen beſtehenden Landesverfaſſung ausgenommen, iſt das Recht ſelbſt nicht davon abhängig, und der Monarch auch noch vor dem heiligen Salbol wahrhaft Souverain. Ganz anders aber iſt es ſchon da, wo die politiſche Macht eine bloß mitgetheilte oder übertragne iſt, wie bey einem Geſandten, oder Bevollmächtigten zu einem beſtimmten Staatsvertrage. Denn hier iſt das ganze Recht, und die Autorität deſſelben einzig und allein von dem Creditiv, als dem geſetzlichen Act der Uebertragung jener Macht oder jenes Rechts abhängig, und ohne dieſes völlig nichtig. Dieß erſtreckt ſich auf alle Fälle und auf jede Sphäre der rechtmäßigen Mittheilung einer höhern Autorität, wenn dieſe auch die göttliche wäre; und eben darum iſt in der Religion, als der eigentlichen Sphäre der göttlichen Kraft- und Gnaden-Mittheilung, die Form ſo höchſt wichtig und durchaus weſentlich, eben ſo ſehr als die Sache, oder das mitgetheilte Licht des Geiſtes ſelbſt, und eigentlich von dieſer ganz unzertrennlich. Ganz anders iſt es mit der Wiſſenſchaft beſtellt; denn dieſe ruht nur auf der durchaus menſchlichen, und dem Menſchen eben angebohrnen Grundlage der ewigen Sehnſucht; wird dieſe aber rein bewahrt, und ausharrend bis zu Ende durchgeführt, ſo kann allerdings eine göttliche Richtung daraus werden. Auch die Form der Mittheilung in der Wiſſenſchaft iſt eine durchaus menſchliche, durch die Sprache, als das geiſtige Medium der Darſtellung für die Wahrheit. Wird indeſſen, in dieſer höhern Richtung, der volle Mittelpunkt der lebendigen und göttlichen Wahrheit, nach menſchlichen Kräften erreicht, ſo kann allerdings auch hier eine höhere, und ſelbſt göttliche Kraft mitwirkend hinzutreten; aber eine ſtreng beſtimmte Form, eine äußere Sanction und Weihe giebt es nicht dafür, und kann es dem Weſen der Sache nach nicht geben. Das Göttliche in der Wiſſenſchaft muß alſo ſeiner Natur nach mehr frey, und ohne ſolche Form bleiben; es kann nur unmittelbar als eine höhere Kraft wirken und ſich ſein eignes Geſetz ſelbſt ſuchen, zwiſchen dem des Staats und der Religion, oder auch in dem einen und dem andern zugleich, aber auf eigne eigenthümliche Weiſe. Wo es ächt und wahrhaft vorhanden iſt, da wird es ohnehin nie mit dem wahren Geſetz ſtreiten, weder mit dem einen noch mit dem andern, weil die Wahrheit nur Eine, und überall dieſelbe iſt. Sollte nun die Wiſſenſchaft, auch ihrer äußern Form und geſellſchaftlichen oder bürgerlichen Exiſtenz nach, ganz mit der Religion, und mit dem geiſtlichen Stande in Eins verſchmolzen, und demſelben völlig zu eigen gegeben werden, wie etwa nach der oben angeführten indiſchen Kaſten-Einrichtung, oder aegyptiſchen Prieſterverfaſſung; ſo kann man wohl zugeben, daß dadurch der freye Wachsthum des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, deſſen er zu ſeiner Entwicklung in der ihm eigenthümlichen Sphäre bedarf, zu ſehr gehemmt, und einſeitig beſchränkt werden dürfte. Wenn aber auf der andern Seite auch das falſche Wiſſen ſich dieſes geiſtige Götter-Recht des freyen Wirkens, welches der himmliſchen Wahrheit in ihrem unſichtbaren Reiche in einem gewiſſen Sinne wohl allerdings geſtattet ſeyn, von ihr auch nie mißbraucht werden kann, noch ſie darin zu hindern eigentlich möglich iſt, anmaßen und es gewaltſam an ſich reißen will; ſo kann dieſe Herleitung wohl allerdings dienen, um den Urſprung des weitverbreiteten Irrthums begreiflich zu machen, und es zu erklären, wie dieſes Vorurtheil, und geforderte Recht der unbedingten Gedankenfreyheit, oder vielmehr der unbedingt freyen Mittheilung derſelben, ſo tief in den Gemüthern wurzeln kann. Allein als wirklich recht und gegründet kann man es darum doch keineswegs gelten laſſen und anerkennen; weil eben da, wo alles wie in dieſem geiſtigen Wirken, bloß unmittelbar, und ohne beſtimmte Form der äußern Sanction iſt, auch das Recht dazu nur ein unbeſtimmtes und individuelles ſeyn könnte. Wohl möchte es eine wichtige Aufgabe unſrer Zeit, oder wenigſtens eine Frage der Art ſcheinen, ob nicht dieſe ganze Sphäre der Wiſſenſchaft, die geſammte Gelehrten-Republik, nicht bloß der Schulunterricht, ſondern das ganze Erziehungsweſen überder Seele, aber nach dem urſprünglichen Umfange ihrer großen Verhältniſſe im Leben und auch zur Natur und zu Gott, mithin in einem ſehr erweiterten Sinn der mit dieſem Gegenſtande beſchäftigten Wiſſenſchaft der Pſychologie. Die drey nächſtfolgenden Vorträge hatten die göttliche Ordnung der Dinge zum Gegenſtande, alſo eine Art von natürlicher Theologie; aber nach einer durchaus lebendigen, ins Einzelne, und ins wirkliche Leben ſelbſt hiſtoriſch eingehenden Weiſe und Beziehung. Von den ſieben letzten Vorträgen waren die drey erſten mehr der Unterſuchung über die Wahrheit ſelbſt gewidmet; nach dem Grundbegriff derſelben von der Einheit des höhern Wiſſens und göttlichen Glaubens; nach dem unterſcheidenden Urtheil über die Wahrheit in dem Kampf zwiſchen Glauben und Unglauben; und nach dem endlichen Schlußſatz von der Einheit eben dieſes höhern Wiſſens und Glaubens mit dem wahren Leben, und ihrem Einfluß auf daſſelbe. Dieſe höhere Logik, als das wahre Weſen der Dinge betrachtend, könnte auch als Ontologie bezeichnet werden; oder weil doch alles aus dem göttlichen Princip abgeleitet iſt, zugleich auch als angewandte Theologie, wie in den mathematiſchen Wiſſenſchaften dieſe Benennung üblich iſt; nähmlich als der erſte Theil dieſer angewandten Theologie. Den zweyten Theil bildet alsdann die Metaphyſik des Lebens, als die Wiſſenſchaft von dem was über der Natur iſt, die Aufzeigung der höhern und über der Natur gelegnen Principien in dem ganzen Umkreiſe des Daſeyns und der wirklichen Welt, ſo wie dieſe dem Menſchen gegeben iſt, welches alſo nach der alten Schulſprache und Eintheilung auch als Kosmologie im geiſtigen, ſittlichen und menſchlicher Weiſe philoſophiſch erreichbaren Sinne des Worts bezeichnet und genannt werden konnte. Die ſymboliſche Kraft und göttliche Mittheilung in der Religion, die göttliche Grundlage des Staats, die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft, und die göttliche Wiederherſtellung des Bewußtſeyns, bilden nur gleichſam die vier Endpunkte oder Haupt-Regionen aller dieſer über das Natürliche hinausgehenden Principien. Ueber den Schluß der Vollendung in dieſem göttlich wiederhergeſtellten Bewußtſeyn ſind nur noch einige Worte hinzu zu fügen, über die gleiche und göttliche Vollendung nicht bloß im Bewußtſeyn, ſondern in allem Daſeyn überhaupt, oder in der Natur ſelbſt; wodurch denn eben dieſer ganze letzte Abſchnitt einer Kosmologie, ſo weit ſie aus dem göttlichen Princip menſchlich erreichbar iſt, auch von dieſer Seite ſeinen Schluß erhält. Durch jene in Gott erlangte Vollendung des menſchlichen Bewußtſeyns, wird zuvörderſt auch die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen erwirkt. Die nun in Gott gereinigte, und wieder vollſtändig gewordne Seele wird dann auch wieder geiſtig fruchtbar, und in dieſer innern Fruchtbarkeit, welche die reinen Geiſter nicht beſitzen, obwohl in unermeßlich weitem Abſtande und einem bloß abgeleiteten Sinn, dem produktiven Vermögen des Schöpfers ähnlich. Der lebendig wirkende Geiſt in dem Erſchaffnen iſt eben dieſem in dem von Ewigkeit unerſchaffnen Weſen ähnlich; der lebendig thätige Sinn aber, als das dritte Glied oder Element des vollſtändigen Bewußtſeyns, iſt in ſeiner Bedeutung dem wirkenden göttlichen Worte ähnlich und entſprechend. In dieſem lebendig erweckten, und vollſtändig wiederhergeſtellten Bewußtſeyn, tritt der Menſch dann auch zur Natur und zur ganzen übrigen Welt wieder in das urſprünglich rechte und klare Verhältniß zurück. Durch die Seele iſt er zuerſt mit Gott vollkommen vereinigt; in dem lebendig gewordnen Geiſt ſteht er nun mit allen andern verwandten Geiſtern in lebendiger und klarer Berührung; und durch den in ſich klar, und in Gott wirkſam gewordnen Willen, iſt er wieder gegen die Natur in das urſprüngliche Verhältniß, als ihr Erſtgeborner Sohn und rechtmäßiger Beherrſcher zurückgetreten. — Die Natur ſelbſt aber, als die ſeufzende Creatur, harrt auch ihrer göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung entgegen; und dieſes iſt die einzige in der Wahrheit gegründete und chriſtliche Anſicht von derſelben. In dieſem Begriff von der ſeufzenden Creatur liegt zugleich das prophetiſch Ahndungsvolle der Natur; und der in dieſer ſo vorherrſchende ſchlummernde Zuſtand, erregt auch die Hoffnung von einem großen und allgemeinen Erwachen derſelben; während bis jetzt noch die Naturwiſſenſchaft ſelbſt, aus dem Grabe ihrer todten Begriffe kaum erſt ſeit anderthalb, oder zwey Menſchenaltern zu erwachen angefangen hat; und faſt alles noch in der Natur, wie in der Erkenntniß davon, in den gleichen Scheintod verſunken iſt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn dieſe chriſtliche Anſicht von der Natur, und eine bloß dynamiſche Naturwiſſenſchaft, ſo gar nicht zuſammenſtimmen, da in dieſer letzten die Natur immer als etwas Abſolutes, und in ſich ſchon vollkommen fertiges vorausgeſetzt wird, was ſie doch ſo ganz offenbar nicht iſt. Ja, es iſt auch manche mehr redneriſche theologiſche Betrachtung über die Zweckmäßigkeit der Natur, und die darin ſich zeigenden Abſichten des gütigen Schöpfers, von der Seite oft etwas mangelhaft, daß dabey immer vorausgeſetzt wird, unſre jetzige Natur ſey noch eben ſo und eben dieſelbe, wie

Gott ſie urſprünglich erſchaffen hat. Dagegen ſpricht aber die ſo ganz ausdrücklich und mit der beſtimmteſten Klarheit gegebne Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde für die letzte Zeit, womit alſo ſchon ausgeſprochen iſt, daß auch die Natur einer großen Wiederherſtellung bedarf, die über den gewöhnlichen Lauf ihrer eignen Entwicklung hinaus geht, und auch nur durch eine unmittelbare Einwirkung der göttlichen Kraft oder himmliſchen Theokratie für dieſe Sphäre in jener Periode des allgemeinen Erwachens denkbar wäre. Wir ſind viel eher geneigt, der Macht des Böſen einen großen Einfluß und weitern Spielraum in der Menſchenwelt zuzuſchreiben als in der Natur. Doch dürfte wohl auch hier mehr der Zuſtand eines Waffenſtillſtandes mit den zerſtörenden Kräften, die ehedem viel mehr gewaltet haben, als bloße Zwiſchenzeit eines in gewiſſen Schranken gehaltnen Streites Statt finden, und der Wahrheit gemäß ſeyn, als der eines ſchon ganz vollendeten Naturfriedens. Die äußerliche und für den Menſchen zerſtörende Wirkung, darf dabey nicht zum Maaßſtab genommen werden, und kann bloß zufällig ſeyn, wie die gewöhnlichen Ueberſchwemmungen zur Oekonomie des elementariſchen Gleichgewichts gehören, und die im Einzelnen auch oft verderblichen Gewitter offenbar eine zur innern Geſundheit der Atmoſphäre höchſt nothwendiger Reinigungsprozeß von der heilſamſten Art ſind. Manche mediciniſche Erfahrungen, und beſondre Krankheits-Phänomene, oder auch ſonſt falſche organiſche Hervorbringungen, wie jene ſchreckliche Inſekten-Erzeugung in der Atmoſphäre, oder auch auf der Erdoberfläche; manche krankhafte Zuſtände in der einen oder andern, ſcheinen wohl, nähmlich auch bloß elementariſch genommen, und ganz abgeſehen von dem gewöhnlichen epidemiſchen Anſteckungs-Princip, ſelbſt auf einen innerlich mehr bösartigen und urſprünglich dämoniſch wilden Charakter in der Sphäre der Natur zu deuten, wenn gleich derſelbe jetzt nur noch als Ausnahme hervorbricht. Wie zerrüttender Art ſelbſt ein ſideriſcher Einfluß ſeyn kann, beweiſt wenigſtens die Thatſache der Mondſucht. Daß auch ſelbſt in jenen himmliſchen Gefilden des Lichts und der leuchtenden Sternenſchaar, welche als die ſchönere und verborgne Seite der Natur erſt in der Nacht hell wird, und vor die ſtille Seele tritt, doch nicht alles ſo in Einklang und harmoniſch vollendet iſt, wie es nach dem erſten Eindruck empfunden wird; dahin deutet ſelbſt die Unregelmäßigkeit jener zwar ſeltner erſcheinenden, aber an ſich doch ziemlich zahlreichen eccentriſchen, und das Element der Erde bald flüſſig, bald feurig ſtark aufregenden Revoluzionsgeſtirne, deren Bahn die Aſtronomie wohl berechnet hat, aber ohne daß ſie derſelben immer Folge leiſteten. Unſer ganzes übriges und bloß hiſtoriſches Wiſſen von der Natur, d. h. in dieſem Sinne alſo von der Erde, geht nur auf die Oberfläche, mithin nur auf die eine Seite derſelben; vielleicht iſt grade die andre, uns verſchloſſne innre, die tiefer bedeutende, mehr dem Ewigen verwandte. Die wirkliche Natur, wie ſie innerlich iſt, mag wohl derjenigen, die wir äußerlich ſehen, ſehr wenig ähnlich ſeyn. Mit jedem Schritt ſtoßen wir nur auf neue Beweiſe unſrer Unwiſſenheit; dazwiſchen aber auch auf manches, was uns die Ahndung erregt von neuen unbekannten Welten. Ueberhaupt iſt die ganze Natur für uns nur einer angehäuften Pyramide von durch einander geworfnen Hieroglyphen zu vergleichen, wo wir mit Mühe kaum zwey oder drey zuſammen bringen, und uns der Schlüſſel und Zuſammenhang des Ganzen fehlt, den wir auch auf keine Weiſe in der Natur ſelbſt, wie es nach einer fehlerhaften Vorausſetzung ſo oft geſchieht, ſondern nur in dem göttlichen Princip ſuchen können; und ſelbſt jenes Unverſtändliche muß hier ſeinen Aufſchluß finden. Auf jener einen Seite der Oberfläche ſcheint, nebſt der Geſchlechtsverſchiedenheit, welcher mit dem Thierreich auch die ganze Pflanzenwelt unterworfen iſt, ja die in einem gewiſſen Sinne, ſelbſt noch in der Atmoſphäre und in den elementariſchen Lebensorganen derſelben Statt findet, kein Naturgeſetz ein ſo allgemeines, als das Geſetz des Todes. Wenn es aber wahr iſt, daß durch jenen Geiſt, oder jene Macht des Böſen, welche ſich zuerſt von Gott losriß, der Tod in die Welt, und alſo auch in die Natur gekommen ſey; ſo muß auch ſelbſt der irdiſche und jetzt natürliche Tod, von dem Urheber des ewigen Todes hergeleitet werden. Sehr zu bezweifeln dürfte es demnach ſeyn, ob die erſten und urſprünglichen Natur-Geſchöpfe andre als unſterbliche geweſen ſeyen. Wenn Der, deſſen Weſen die Allmacht iſt, Hieroglyphen denkt, ſo ſind es lebendige Geſchöpfe; aber könnte Er denn, an ſich genommen, wohl etwas andres denken als Ewiges, und etwas anderes ſchaffen als Unſterbliches? Noch ruht der alte Fluch auf der Natur, in welche jener erſte Urheber und Erfinder des Todes ſich ſo tief einzuwurzeln gewußt; und er iſt durch den erſten Menſchen nicht gehoben, ſondern eher verſtärkt worden; und ſelbſt noch nach dem zweyten göttlichen Anfang des Menſchen, wurde derſelbe Fluch gegen den Natur-Baum des irdiſchen Lebens, daß er noch ferner im Reiche des Todes dahin dorren ſoll, erneuert ausgeſprochen. Erſt mit der Vollendung des Menſchen kann der Tod beſiegt werden, und

und wirklich neue Verbindungen in der Poeſie, für die es in der gewöhnlichen Kunſttheorie nach ganz an dem Begriff, ja ſogar an einer angemeßnen Stelle fehlt. Es giebt eine Art dramatiſcher Gedichte in der modernen Kunſt, welche man lyriſche nennen könnte. Nicht wegen einzelner lyriſcher Theile, denn jedes ſchöne dramatiſche Ganze iſt aus lauter lyriſchen Beſtandtheilen und Gliedern zuſammengeſetzt; es ſind Gedichte in dramatiſcher Form, deren Einheit aber eine muſikaliſche Stimmung oder lyriſche Gleichartigkeit iſt; alſo die dramatiſche Äußerung einer lyriſchen Begeiſtrung. Keine Gattung wird von ſchlechten Kennern ſo häufig und ſo ſehr verkannt als dieſe; weil die Einheit der Stimmung nicht durch den Verſtand eingeſehen, ſondern nur durch ein zarteres Gefühl wahrgenommen werden kann. Eines der vortrefflichſten Gedichte dieſer Art, der Romeo des Shakſpeare, iſt gleichſam nur ein romantiſcher Seufzer über die flüchtige Kürze der jugendlichen Freude; ein ſchöner Klagegeſang, daß dieſe friſcheſten Blüthen im Frühling des Lebens unter dem liebloſen Hauch des rauhen Schickſals ſo ſchnell dahin welken. Es iſt eine hinreißende Elegie, wo die ſüße Pein, der ſchmerzliche Genuß der zarteſten Liebe unauflöslich verwebt iſt. Dieſe bezaubernde Miſchung unauflöslich verwebter Anmuth und Schmerzen iſt aber eben der eigentliche Charakter der Elegie.

Nichts kann die Künſtlichkeit der modernen Dichtkunſt und ihrer ganzen Bildung beſſer erläutern und beſtätigen, als das große Übergewicht des eigenthümlich Charakteriſtiſchen und dann des philoſophiſchen Geiſtes in dem ganzen Umkreis ihrer Hervorbringungen. Die viejene Theokratie und göttliche Wiederherſtellung der Natur eintreten, nach welcher denn auch in ihr alles unſterblich werden, und dadurch die Harmonie der ganzen Schöpfung vollendet ſeyn wird.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung.

Von der denkenden Seele, als dem Mittelpunkte des Bewußtſeyns; und von dem falſchen Gange der Vernunft. 1.

Zweyte Vorleſung.

Von der liebenden Seele, als dem Mittelpunkte des ſittlichen Lebens; und von der Ehe. . . . . 31.

Dritte Vorleſung.

Von dem Antheil der Seele an dem Wiſſen; und von der Offenbarung. . . . . 60.

Vierte Vorleſung.

Von der Seele in Beziehung auf die Natur. . . . 95.

Fünfte Vorleſung.

Von der Seele des Menſchen im Verhältniß zu Gott. . . 130.

Sechſte Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Natur; und von dem Verhältniß der Natur zu jenem Leben und zur unſichtbaren Welt. . . . . 161.

Siebente Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in dem Reiche der Wahrheit; und von dem Kampfe des Zeitalters mit dem Irrthum. 196.

Achte Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Menſchengeſchichte und in dem Staaten-Verhältniß. . . . . . . 225.

und zu zerſtreuen, betraf mehr die Methode des hiſtoriſchen Wiſſens, und Denkens. Die zweyte geht auf den Inhalt und Gegenſtand ſelbſt, und ſteht beſonders mit dem Anfange und erſten Thema dieſer Verſuche, nämlich dem von der Urgeſchichte, in beſonders naher und wichtiger Berührung. Ich würde dieſe zweyte Grundregel des hiſtoriſchen Forſchens ganz einfach etwa ſo ausdrücken: Man muß nicht alles erklären wollen. Die hiſtoriſche Ueberlieferung darf man in der Wiſſenſchaft der Geſchichte niemals verlaſſen, ſonſt verliehrt man allen feſten Grund und Boden. Allein es führt die, wenn auch noch ſo rein erfaßte und ſtreng geläuterte hiſtoriſche Ueberlieferung nicht immer eine völlige und gleichſam mathematiſch erwieſene Gewißheit mit ſich, wie dieß beſonders in der alten und älteſten Geſchichte nicht ſelten der Fall iſt. Hier bleibt nun nichts übrig, als das Beſte und Sicherſte, was uns die Ueberlieferung, ſo weit wir ſie haben, giebt, ſo wie es gegeben iſt, ſtehen zu laſſen, geſetzt auch daß einiges darin uns ſehr fremd und dunkel ſchiene, oder noch räthſelhaft bliebe; wo vielleicht die Löſung des Räthſels ſich oft unerwartet an einer ganz andern Stelle, durch das Zuſammenhalten mit einem andern Zweige der hiſtoriſchen Erkenntniß, oder ſoll ich ſagen, Strome der Ueberlieferung, von ſelbſt findet. Sehr gewagt aber iſt es, immer gleich alles vollſtändig erklären, und was etwa lückenhaft ſcheint, gleich ergänzen und das Fehlende hinzuſetzen zu wollen; denn in dieſer Neigung liegt eben die eigentliche Veranlaſſung und der erſte Keim zu allen willkührlichen und gewaltſamen Hypotheſen, welche die Wiſſenſchaft der Geſchichte weit mehr als das offne Geſtändniß deſſen, was wir noch nicht wiſſen, oder wovon wir keine ſichre Kunde haben, erſchweren, oder vielmehr verderben; und eben dadurch, jeder im erſten Urſprunge vielleicht nicht ganz unwahren Anſicht wenigſtens eine ſchiefe Richtung, oder eine viel zu weite, falſche Ausdehnung geben. — Und wenn es bloß etwas Einzelnes iſt, was uns nicht recht erklärlich ſcheint, und was wir unerklärt ſtehen laſſen; ſo wird uns dieſes auch nicht immer hindern, das Ganze der hiſtoriſchen Entwicklung des Menſchen dennoch zu begreifen, ſo weit dieſes nach menſchlichem Maaßſtabe möglich iſt, und alſo zu verſtehen, wenn auch im Einzelnen noch irgend eine minder wichtige Lücke bleibt.

Ein einzelnes Beyſpiel, welches uns gleich mitten in den Gegenſtand und das vorliegende Thema hineinführt, wird die Sache am beſten deutlich machen können. Denken wir uns, wie kühne Seefahrer, und was ich hier bloß Beyſpielsweiſe anführe, hat ſich mehr als einmal auch wirklich ſo zugetragen, mitten auf dem großen Ocean zwiſchen Amerika und Oſt-Aſien auf eine von rohen Wilden bewohnte Inſel treffen. Dieſe Inſel liegt in einer ſehr weiten Entfernung von der nächſten Küſte des einen wie des andern Continents, und wenn es eine ganze Gruppe von kleinen Inſeln wäre, ſo gilt daſſelbe von dieſer eben ſo gut. Jene Wilde haben nur elende Fiſcherkähne von ausgehöhlten Baumſtämmen, mit denen nicht leicht zu begreifen iſt, wie ſie ſo weit gelangen konnten. Es fragt ſich alſo nun, wie ſind dieſe Wilden, wie iſt dieſer Menſchenſtamm zuerſt hieher gelangt? — Eine heidniſche Naturphiloſophie zwar, die auch jetzt ihre Stimme oft wieder laut genug erhebt, würde mit der Antwort leicht fertig ſeyn: „Da ſieht man es eben recht vor Augen,“ würde ſie ſagen, „wie alles aus dem Grundbrey oder Urſchleim hervorgegangen iſt, wobey es der weitern Annahme eines eingebildeten Schöpfers gar nicht bedarf; ſo ſind auch dieſe von ſelbſt entſtandenen Erdmenſchen, die bekannten Autochtonen der Alten, als wahre Naturſöhne überall aus dieſem fruchtbaren Erdſchlamm heraufgeſtiegen, oder hervorgekrochen.“ Zwar eine wiſſenſchaftlich tiefere Phyſiologie wird auch bloß von der Seite des menſchlichen Organismus angeſehen, ſchwerlich dieſer chaotiſchen Anſicht und Schlamm-Hypotheſe beyſtimmen können. Denn es iſt auch dieſes Gebilde des organiſchen Menſchenleibes, der jetzt ein Leib des Todes geworden iſt, noch mit vielen und wunderbaren Kräften begabt und ausgeſtattet, und iſt auch noch immer das verborgne Licht ſeines ewigen Urſprungs darin eingeſchloſſen. — Ohne alſo auf jene Streitfrage, die eigentlich außer dem hier vorgezeichneten Kreiſe liegt, jetzt weiter einzugehen, wollen wir und werde ich vielmehr ſtillſchweigend vorausſetzen, daß wenn gleich der Menſch, wie die alte Urkunde ſagt, aus dem Leim der Erde gebildet wurde, es gleichwohl dieſelbe Hand war, die jeden Einzelnen unſichtbar durch das Leben führt, die auch das ganze Geſchlecht mehr als einmal vom Rande des Abgrunds errettete, welche dieſen wundervollen Leib gebildet hat, welchem Er ſelber dann den unſterblichen Lebensgeiſt einhauchte. Dieſen göttlichen Funken im Menſchen haben auch die Heiden anerkannt, jener Annahme von Autochtonen unbeſchadet, in der ſchönen Sage oder Dichtung vom Prometheus, und viele ihrer erſten Geiſter, Denker, Redner und

Dichter, oder ſonſt ernſte Männer aus dem ſittlichen Leben, haben oft und laut und wiederhohlt der Wahrheit ein Zeugniß gegeben, in dieſer oder andrer Weiſe, unter mannichfacher Verſchiedenheit des bildlichen Ausdrucks, von dieſem dem Menſchen inwohnenden höherm Geiſte und göttlichem Funken. Dieſer ganz allgemeine Menſchen-Glauben nun an den himmliſchen Lichtſtrahl des Prometheus, oder wie man es ſonſt bezeichnen will, in unſrer Bruſt, iſt eigentlich das Einzige, was man hier vorausſetzen darf, und wovon überall ausgegangen werden muß. Bey der entgegenſtehenden Anſicht, bey einem entſchiedenen Unglauben an alles, was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht, iſt überhaupt keine Geſchichte, und keine Wiſſenſchaft derſelben möglich; und dieſes iſt das Einzige was wir jenem, alles Höhere verneinenden Unglauben für jetzt hier entgegen zu ſetzen haben. Uebrigens iſt dieſe erſte Erſchaffung des Menſchen, oder wie es nach jener andern Anſicht heißen muß, die urſprüngliche Entſtehung dieſes Geſchlechts, ein Gegenſtand, der eigentlich außerhalb den Gränzen der Geſchichte gelegen iſt, und ganz der Offenbarung und dem Glauben überlaſſen bleiben muß; denn bis dahin reicht keine Geſchichte oder Wiſſenſchaft der Geſchichte, und hiſtoriſche Forſchung. Dieſe findet ihren eigentlichen Anfangspunkt, wie ſich dieſes gleich von ſelbſt näher beſtimmen wird, vielmehr in dem zweyten Schritt des Menſchen, der zunächſt ſteht an jenen verhüllten Urſprung und aller Geſchichte vorangehenden Anfang, und unmittelbar auf denſelben folgt. Um aber zu unſerm gewählten Beyſpiel von jener in der Mitte des Oceans gelegnen Inſel, mit den dort wohnenden Wilden und ihren armſeligen Fiſcherkähnen zurück zu kehren; ſo findet ſich leicht nachher die wirkliche Auflöſung des ſcheinbaren Räthſels, bey näherer Bekanntſchaft mit demſelben, wie es auch wirklich meiſtens hiſtoriſch ſo geſchehen, und alſo gelöſt worden iſt. Wird nämlich die Sprache und die Sage jener rohen und wilden, oder wenigſtens verwilderten Stämme nun näher in Erfahrung gebracht, und vergleichend erforſcht, ſo findet ſich eine ſo auffallende Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit der Sprache und Sage der Stämme des einen oder des andern, obwohl noch ziemlich weit abliegenden Continents, daß über die gemeinſchaftliche Abſtammung von beyden, ſelbſt dem ganz ſkeptiſchen Gemüth kaum noch ein Zweifel über die Wirklichkeit dieſer hiſtoriſchen Gemeinſchaft bleiben kann, die zu entſchieden, zu auffallend ſichtbar iſt, als daß ſie als bloßes Spiel des Zufalls mit irgend einiger Wahrſcheinlichkeit angenommen werden könnte. Iſt nun dieſes einmal feſtgeſtellt, wie denn eine ſolche hiſtoriſche Sprachen- Sagen- und Stammgemeinſchaft zwiſchen allen Völkern der Erde von denen naturkundigſten und ſprachgelehrteſten Geſchichtsforſchern jetziger Zeit faſt allgemein ſo gefunden ward, und angenommen wird; ſo bleibt es gleichgültig, oder doch von minderer Wichtigkeit, wie und auf welche Weiſe, jener erſte wilde, oder verwilderte Menſchenſtamm hier zuerſt hergelangt ſey; ſo daß es eine verlohrne Mühe ſeyn würde, unter den hundert denkbaren oder undenkbaren Zufällen und Möglichkeiten, welche dieß veranlaßt oder verurſacht, oder dabey mitgewirkt haben können, irgend eine auszuwählen um ſie als beſte Erklärung zu geben, und vielleicht eine ſinnreich erdachte Hypotheſe darüber aufzuſtellen, wie das Land hier von beyden Seiten vielleicht anders geſtellt geweſen ſeyn mag, ehe ein näherer Zuſammenhang mit jenem verlohrnen kleinen Eylande durch die zerſtörenden Fluthen unterbrochen ward; oder in welcher von den letzten großen Natur-Kataſtrophen der Erde dieſe Losreißung etwa geſchehen ſeyn kann. Man läßt dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, und geht mit dem Haupt-Reſultat zufrieden eben weiter in der hiſtoriſchen Unterſuchung und Ueberſicht der Erde. Denn freylich bietet uns dieſe in ihrer jetzt genauer erkannten, und ſorgſamer unterſuchten Oberfläche, noch ganz andere und viel wichtigere Räthſel, gerade in Beziehung auf den Menſchen und ſeine Urgeſchichte dar, als die in jenem erſtgewählten Beyſpiele liegen.

Es iſt allgemein bekannt, wie an ſehr vielen Orten in allen Welttheilen und überall auf der Erde, im Innern der Berge oder auch auf der Ebene, oft ganz nah an der Oberfläche, manchmal auch tiefer liegend, oder andremale im Innern der Hochgebirge bis zu einer ſehr bedeutenden Höhe über der Meeresfläche hinauf, ganze Schichten von verſchütteten Gebeinen, jetziger oder auch ehemaliger und jetzt nicht mehr vorhandener Thierarten gefunden werden, als der chaotiſche Niederſchlag einer alles verheerenden Ueberſchwemmung; wobey denn jeder gleich an die allgemeine Ueberlieferung von der großen Fluth erinnert wird. An andern Orten ſind es wieder weit ausgedehnte Lager von Korallen, Seemuſcheln, und andern Seegewächſen und Meer-Produkten, unverkennbare Strecken von altem Meeresgrund, zum Theil ganz ſo, wie auch der jetzige noch beſchaffen iſt, die hier im feſten Erdboden eingeſchichtet ruhen. Es ſind aber dem Anſcheine nach, nicht bloß Denkmahle von Einer Naturbegebenheit, ſondern viele Räthſel ſehr mannichfacher Art treten uns aus dieſen elementariſchen Rieſengräbern der Urzeit entgegen, die zunächſt zwar nur die Erde, als das Wohnhaus des Menſchen, angehen, eben darum aber auch auf den Menſchen ſelbſt und ſeine Urgeſchichte, wo nicht unmittelbar doch mittelbar eine ſehr nahe Beziehung haben. Ein einzelner Fall wird auch hier am beſten dienen, um unter ſo vielen, was vielleicht nicht mehr erklärt werden kann, dasjenige zu bezeichnen, worauf es für die Geſchichte am meiſten ankommt, ſo wie das, worauf man ſich zu beſchränken, und woran man ſich zu halten hat. Vor nicht eben langer Zeit, erſt vor etwa neun Jahren, entdeckte man in der Provinz Yorkſhire in England, eine Höhle, meiſtens angefüllt mit den Skeletten und Knochen von Hyänen, von der Gattung, wie dieſe jetzt am Cap, an der Südſpitze von Afrika gefunden werden; dazwiſchen Gebeine von Tigern, Bären, Wölfen, dann von Elephanten, dem Rhinoceros, und andern Thieren, unter denen ſelbſt die alte größere Hirſchart auch jetzt nicht in England gefunden wird. Der ſinnig forſchende Natur-Philoſoph Schubert, den ich in Gegenſtänden dieſer Art, am liebſten zum Führer nehme, bemerkt in ſeiner Naturgeſchichte, über dieſe neu entdeckte Grabes-Höhle einer andern, längſt untergegangenen Vorwelt der Natur, daß zunächſt der Gedanke ganz unſtatthaft ſey, als könnte dieſe ganze Schicht von Gebeinen durch die Fluthen aus einer weiten ſüdlichen Ferne ſo wohlbehalten bis hieher heran geſchwemmt worden ſeyn. Er macht vielmehr wahrſcheinlich, daß die ganze Höhle einer Heerde von

Hyänen zum Aufenthalt gedient habe, und daß die andern Thier-Gebeine erſt von dieſen hieher zuſammengeſchleppt ſeyen; indem dieſes furchtbare Raubthier ſich vorzüglich von Knochen nährt, die es wohl zu zermalmen weiß, weßhalb es auch gern die Leichen auszuſcharren pflegt. — Welch ein unermeßlicher Abſtand von dem jetzigen hoch civiliſirten Zuſtande, den blühenden Landſchaften, dem mit allen Gebilden des menſchlichen Fleißes, mit allen Gewerben künſtlicher Arbeit überdeckten und faſt überfüllten Erdboden und geſchmückten Garten, dieſer alle Meere beherrſchenden Inſelköniginn, bis zu jener wilden Zeit, wo hier Heerden von Hyänen umherſchweiften, unter andern Rieſenthieren der ſüdlichen Zone und des tropiſchen Himmels! So muß man alſo annehmen, daß das Klima der Erde in irgend einer der letzten großen Natur-Kataſtrophen völlig verändert worden, und daß ehedem auch der jetzt ſo eiſige Norden in glühender Wärme, der herrlichſten Fruchtbarkeit, und eines reichen Lebens in höchſter Fülle genoß. Noch entſchiedenere Thatſachen in Menge ſprechen für eben dieſe Annahme, oder man darf wohl ſagen Gewißheit, wo man im hohen Nord-Aſien und überhaupt in den Polarländern, ganze Palmenwälder, in jenen unterirdiſchen Schichten, oder auch die wohlerhaltenen Ueberreſte großer Heerden von Elephanten, und ſehr vieler andern ihnen nah verwandten, aber jetzt nicht mehr vorhandenen Thiergattungen beyſammen gefunden hat. Lange bevor die meiſten dieſer Thatſachen bekannt und entdeckt waren, hatte Leibnitz vermuthet, daß die Erde ehedem überhaupt, und auch im Norden eine viel höhere Wärme-Temperatur gehabt habe, als in der jetzigen Welt-Periode des vorherrſchenden und zunehmenden len und vortrefflichen Kunſtwerke, deren Zweck in einem philoſophiſchen Grunde oder Streben liegt, bilden nicht etwa bloß eine unbedeutende Nebenart der ſchönen Poeſie, ſondern eine ganz eigne große Hauptgattung, welche ſich wieder in zwey Unterarten ſpaltet. Es giebt eine ſelbſtthätige Darſtellung einzelner und allgemeiner, bedingter und unbedingter Erkenntniſſe, welche von der ſchönen Kunſt noch eben ſo verſchieden iſt, als von der Wiſſenſchaft und der Geſchichte. Das Häßliche und dem Schönen Widerſtreitende, iſt ihr oft zu ihrer Vollendung unentbehrlich, und auch das Schöne gebraucht ſie eigentlich nur als Mittel zu ihrem beſtimmten philoſophiſchen Zweck. Überhaupt hat man bisher das Gebiet der darſtellenden Kunſt viel zu eng beſchränkt, das der ſchönen Kunſt hingegen zu weit ausgedehnt. Das unterſcheidende Kennzeichen der ſchönen Kunſt beruht in dem freyen Spiel der Seelenkräfte, ohne einen beſtimmten Verſtandeszweck; das Weſen der darſtellenden Kunſt überhaupt aber liegt in dem Idealiſchen der Darſtellung. Idealiſch aber iſt eine Darſtellung, es mag ihr Organ nun bloß Bezeichnung oder eigentliche Nachahmung ſeyn, wenn der dargeſtellte Stoff nach den Geſetzen des darſtellenden Geiſtes gewählt und geordnet, und wo möglich auch gebildet wird. Wenn es vergönnt iſt, alle diejenigen Künſtler zu nennen, deren Wirkungsſphäre und Mittheilungsform eine idealiſche Darſtellung, deren Ziel aber unbedingt iſt; ſo giebt es drey weſentlich verſchiedene Claſſen von Künſtlern, je nachdem ihr Ziel das Gute, das Schöne, oder das Wahre iſt. Es giebt Erkenntniſſe, welche durch hiſtoriſche Nachahmung wie durch intellektuelle Bezeichnung

Du, die beſſ're Victoria, fliegſt in unſeren Kriegen
Mächtig durch Lager und Heer,
Und ſchreckſt der grimmen Feinde Wuth;

Gibſt dem Feldherren Kraft und Muth und feurigen Eifer;
Ruft er dich, Schirmerinn, an,
Dann kehrt er ſiegreich aus der Schlacht.

O erhöre den Fürſten, der, jetzt die Zügel des Staates
Lenkend, im Wonnegefühl
Der Andacht ſeufzend zu dir fleht!

Laß mit der frommen Gemahlinn ihn ſchneeige Jahre erleben,
Blicke mit Segen herab
Auf unſer hohes Fürſtenpaar!

Blick' auch mit Segen auf mich, der ich innig noch flehend verweilte,
Führ' mit dem Sonnengeſpann
Nicht das Geſpann des Fuhrmanns auch!

Lied.

Als der Frauen Schmuck zu ſchauen,
Glänzt, Maria, dein Jungfraukranz;
Solche Reine zierte Keine,
Keine zierte ein ſolcher Glanz.

Edens Auen gleich zu ſchauen,
Iſt dein himmliſches Angeſicht;
Gott alleine weichet deine
Schöne, ſtrahlend von Seinem Licht.

Wie zwey Sterne aus der Ferne,
Strahlet Liebe dein Augenpaar;
Deine ſüßen Blicke ſchießen
Pfeile, wundend der Herzen Schaar.

Strahlenreichen Perlen gleichen,
Sonder Liebe nicht anzuſeh'n,
Deine Hände, voll der Spende
Für die Seelen, die zu dir geh'n.

Erd' und Hölle neigt ſich ſchnelle,
Ja der Himmel, dir Königinn!
Doch zu Schlechten und Gerechten
Neigt voll Liebe dein Herz ſich hin.

Sieh mein Sehnen, meine Thränen,
Dich im himmliſchen Reich zu ſeh'n!
Wann werd' oben ich dich loben,
Wann, Maria, zu dir einſt geh'n?

Jenes Drachen blut'gem Rachen
Raubſt der Seelen du ſtets ſo viel;
Gib daß meine auch erſcheine
Froh vor Jeſu, dem ſußen Ziel.

Laßt uns ſingen, Preis Ihm bringen,
Der zur Mutter ſie uns verlieh,
Liebend ehren Gott, den Hehren,
Deſſen Allmacht erſchaffen ſie.

Feyern höre man die Chöre
Laut Maria im Jubelton;
Ewig preiſen ſüße Weiſen
Dich, o Mutter, mit deinem Sohn!

Ankunft zu Loretto.

Endlich gelangten zum Ziele wir, Königinn, Tochter des Himmels!
Von ferner Heimath zogen wir
Ueber Geklüfte und Höh'n;

Nicht getragen von Sätteln, noch auch von glänzenden Wagen,
Getragen von der Liebe nur,
Wallten wir pilgernd hinan.

Nimmer in perſiſcher Pracht, mit prunkenden Roſſen zu fliegen,
Zu Fuße zu der Magd des Herrn
Ziemt es allein uns zu geh'n;

Gleich der Jungfrau, die ſelbſt die verwandte Eliſa beſuchend
Die hohen Berge überſtieg,
Nimmer vom Wagen geführt.

Eilig wallt' ſie, ob auch von heiliger Bürde belaſtet;
Denn das verheiß'ne Mägdlein trug
Gott in dem keuſcheſten Schooß.

Alſo beſiegten wir freudig die felſigen Klippen und Höhen,
Wo ſein beſchneytes Haupt Tyrol
Rings den Gebirgen enthebt.

Unſere Müh'n ſind dir, Göttliche! kund; ſie gereuen uns nimmer;
Die Alpen ſchnell erklommen wir:
Dich, zur Belohnung, zu ſchau'n.

Drum, o Gebietherinn, neige dein Ohr zu den Liebesgeſängen,
Die wir zu deinen Füßen hier
Singen in freudigem Sinn.

Ode.

Sey uns, o Süße! gegrüßt, in deren keuſcheſtem Schooße
Der Gnade Fülle ſich ergoß,
Die du dem Höchſten gefielſt!

Ewig mit dir iſt der Herr, der Himmel und Erde regieret,
Denn du allein umſchließeſt Ihn,
Welcher im Innern dir thront.

Ueberſelige Frau! vom Fluche befreyt und geſegnet
Biſt unter allen Weibern du,
Welche die Erde gebar

Und gebären wird, allein. — Der himmliſche Knabe,
Der ſpielend weilt in deinem Hof,
Jenes allmächtige Kind

Ueberſtrömte dich, ſegnend, mit innern und äußeren Gaben;
Noch keiner Mutter Schooß gebar
Solch ein beglückendes Pfand.

Heilige Mutter Gottes! alles erwirket dein Flehen,
Drum bitte deinen hohen Sohn,
Uns zu erlaſſen die Schuld.

Bitte im Leben, ſo lang' der Geiſt den Körper beſeelet,
Und wenn die bange Stunde naht,
Daß er dem Körper entſchwebt. '

Liebes-Seufzer
zur allerſeligſten Jungfrau.

Maria, du Reine!
So lieblich wie Keine
Der Mutter der Welt,
(Wohl wiſſen's die Seelen),
Als Mutter beſtellt.

O ſelige Mutter,
Vom Himmel gegeben!
Wie weckſt in der Bruſt
Du Hoffnung zum Leben
Und himmliſche Luſt!
Maria, du Reine! ꝛc.

O göttliche Mutter,
O Fürſtinn der Herzen!
Wen trübteſt du je
Mit Schatten von Schmerzen,
Mit leiſeſtem Weh?
Maria, du Reine! ꝛc.

aber erlaube ich mir ihn zu nennen, ſowohl wegen der Reſultate, wohin er geführt hat, als auch wegen ſeiner innern Beſchaffenheit. Man ging dabey auf der einen wie auf der andern Seite, immer von irgend einer Streitfrage der Vernunft aus, von einer Oppoſition gegen dieſelbe, unter welcher aber oft nur eine Oppoſition mit derſelben gegen ein anderes Geltendes verſteckt lag. Der eine und erſte Weg, welchen die ausländiſche Philoſophie hiebey einſchlug, war, daß ſie alles auf die Sinnlichkeit, im Gegenſatz mit der Vernunft reducirte, alles allein aus jener herleitete, ſo als ob auch die Vernunft ſelbſt nur ein abgeleitetes Vermögen, keine urſprüngliche Kraft für ſich und im Grunde genommen, gar nichts wäre, als eine Art von chemiſchem Niederſchlag und Bodenſatz aus allen jenen materiellen Eindrücken. So viel man aber auch dieſen und den äußern Sinnen einräumen, und wie groß man ihren Antheil an der ganzen innern Habe des denkenden Menſchen beſtimmen mag: ſo iſt doch einleuchtend, daß die Auffaſſung dieſer ſinnlichen Eindrücke, der innere Zuſammenhang, mit einem Worte, die Einheit des Bewußtſeyns, in welchem ſie geſammelt werden, niemahls von außen in das Bewußtſeyn hinein kommen kann; wie es auch oft von der andern Seite eingewandt iſt. Darauf war es aber auch in jener Lehre gar nicht allein oder vorzüglich abgeſehen, ſondern das Reſultat, wohin man mit jenem Vorderſatz kommen wollte, war bloß, das Überſinnliche jeder Art, alles was nur irgend über die materiellen Eindrücke und die ſinnliche Erfahrung hinaus geht, ſo wie alle mögliche Erkenntniß davon, und den Glauben daran, nicht bloß in Beziehung auf das Poſitive deſſelben ſelbſt, ſondern überhaupt alles Edle, Schöne, Große, alles was irgend auf ein Ueberſinnliches und Göttliches hinführen und bezogen werden könnte, in jeder Sphäre, im Leben wie im Denken, in der Geſchichte wie in der Natur, ja ſelbſt in der Kunſt, zu läugnen, verdächtig zu machen, anzufeinden, umzuwerfen und alles herabzuziehen in die materielle Gemeinheit, oder in den ſkeptiſchen Abgrund eines vollendeten Unglaubens. Der Anfang in dieſem Syſtem wurde gemacht mit einer ſcheinbaren Herabſetzung der Vernunft unter die Sinnlichkeit, als ein Abgeleitetes, ein bloßer Abfall von dieſer; der Krieg gegen das Ueberſinnliche aber wurde nachher ganz mit den Waffen der Vernunft geführt, freylich nicht der geſunden, wiſſenſchaftlich gebildeten, ſittlich geregelten, ſondern einer durchaus ſophiſtiſchen und ganz verkehrten Vernunft, aber mit allen Waffen des glänzendſten ſkeptiſchen Witzes, und in unzählig variirten Wendungen des geiſtreichſten Vortrages. Hier, wo nun nicht mehr die Rede von der Verwerfung eines einzelnen Poſitiven iſt, ſondern wo die Richtung gegen alles Göttliche die allgemein herrſchende in der Philoſophie geworden iſt, kann man wohl nicht umhin eine ſolche Philoſophie als atheiſtiſch zu bezeichnen, wie ſie es ihrem innerſten Geiſte nach war, und auch in ihren Folgen, hiſtoriſch eine ſolche geweſen iſt. Der andere Weg, welchen die ausländiſche Philoſophie in der, der Revolution vorangehenden Epoche nahm, nicht mit den Waffen des Witzes, ſondern mit einer feurigen Beredſamkeit vorgetragen, durch die ſelbſt von Natur edle Gemüther leichter ergriffen und hingeriſſen werden konnten, hat eben deßhalb, wo möglich noch verderblichere Folgen gehabt als die erſte. Die Vernunft als der eigenthümliche Charakter des Menſchen im civiliſirten Zuſtande iſt, — ſo wurde durchaus nicht mitgetheilt, welche nur dargeſtellt werden können; ganz perſönliche und ihrem innerſten Weſen nach eigenthümliche idealiſche Anſchauungen, als Beyſpiele und Belege zu geiſtigen Begriffen und Ideen. Auf der andern Seite giebt es auch Kunſtwerke, idealiſche Darſtellungen, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als Erkenntniß. Dieſe idealiſchen Darſtellungen, deren letztes Ziel und innrer Geiſt ganz philoſophiſch iſt, betrachte ich als die eigentliche didaktiſche Dichtkunſt; und finde darin den wahren Aufſchluß über das innre Weſen dieſer Gattung, welche in unſern gewöhnlichen Kunſttheorien nur als ein überflüſſiger Auswuchs, und gar nicht recht zu erklärende Ausnahme erſcheint, ſo wie über die Stelle, welche dieſe Gattung in dem Ganzen der intellektuellen Hervorbringungen weſentlich einnimmt. Werke, deren Stoff didaktiſch, deren Zweck aber dichteriſch, oder Werke, deren Stoff und Zweck didaktiſch, deren äußre Form aber poetiſch iſt, ſollte man durchaus nicht ſo benennen; denn nie kann die eigenthümliche Beſchaffenheit des Stoffs einen hinreichenden Grund zu einer gültigen Kunſteintheilung abgeben.

Man redet auch wohl von der angenehmen Kunſt als von einer Nebenart der ſchönen, von welcher ſie doch durch eine unendliche Kluft geſchieden iſt. Die angenehme Redekunſt iſt mit der ſchönen Poeſie nicht näher verwandt als jede andre ſinnliche Geſchicklichkeit, welche Plato Kunſt zu nennen verbietet und mit der Kochkunſt in eine Claſſe ordnet. Im allgemeinſten Sinne iſt Kunſt jede urſprüngliche oder erworbne Geſchicklichkeit, irgend einen Zweck des Menſchen in der Natur wirklich auszuführen; die es hier dargeſtellt; — ſo wie dieſer ſelbſt, etwas bloß Erkünſteltes, und im Grunde ganz Unnatürliches, und der wilde Naturzuſtand iſt der einzige, dem Menſchen eigentlich angemeſſene. Als Rettungsmittel gegen den erkünſtelten und verkehrten civiliſirten Zuſtand wurde nun der bekannte bürgerliche Vernunft-Contrakt aufgeſtellt. Unſer ganzes Zeitalter hat die Belehrung theuer genug erkaufen müſſen, daß dieſer praktiſch, und im Großen angewendet, zwar wohl einen Despotismus der Freyheit und des Waffenglücks, aber eben ſo wenig eine wahre Wiederherſtellung des civiliſirten Zuſtandes, als eine Rückkehr zu dem natürlichen bewirken könne; ſo daß es unnöthig ſeyn würde, jetzt noch bey den verderblichen Reſultaten oder der innern Unhaltbarkeit dieſes Syſtems irgend verweilen zu wollen. Bemerkenswerth iſt es aber, daß auch hier der Anfang gemacht wurde, mit einer Oppoſition gegen die Vernunft, und einer Herabſetzung derſelben, als eines erkünſtelten Zuſtandes und einer Abweichung von der Natur, um dann nachher der Vernunft ſich und die beſtehende Weltordnung ganz in die Arme zu werfen, und ihr eine unbedingte Herrſchaft über alle menſchlichen und göttlichen Dinge einzuräumen. Etwas Aehnliches läßt ſich überall bemerken, und dieſen Gang wird es immer nehmen, wo die Philoſophie von irgend einer beſtimmten Vernunftfrage und Oppoſition ausgehen, und dieſes dialektiſche Vermögen allein nach einſeitigem Standpunkt ihren Forſchungen zum Grunde legen wird.

Die neuere deutſche Philoſophie, in Form und Geiſt von der franzöſiſchen ganz verſchieden, iſt in ihrem engern metaphyſiſchen Spielraum viel weniger allgemein wirkend geweſen, und wenn ſie auch hie und da einige Anarchie hervorgebracht hat, ſo iſt es mehr nur eine Anarchie der Begriffe geweſen. Dennoch iſt auch hier in anderer Art ein ähnlicher Gang der Umkehrung zu bemerken, der mit einer ſehr ſtrengen und faſt abſoluten Beſchränkung der Vernunft und Oppoſition gegen ihre Anmaßungen beginnend, dennoch in kurzem mit unbedingter Herrſchaft, ja mit einer Vergötterung derſelben geendet hat. Der Stifter der neuern deutſchen Philoſophie fing ſeine Lehre mit dem weitſchichtigen Beweiſe an, daß die Vernunft ganz unfähig ſey, irgend eine Erkenntniß des Ueberſinnlichen zu erreichen, und daß ſie ſich dadurch nur in endloſe Streitigkeiten und Widerſprüche verwickle. Auf dieſe Unfähigkeit der Vernunft zum Ueberſinnlichen wurde nun das Bedürfniß, die Nothwendigkeit eines Glaubens, ſo wie dieſer ſelbſt gegründet. Dieſer ſelbſtgemachte Glauben ſchien jedoch zu ſich ſelbſt eben kein rechtes Vertrauen zu haben; auch war es, näher betrachtet, doch nur wieder die alte Vernunft, die an der Vorderſeite des philoſophiſchen Pallaſtes feyerlich ausgeſtoßen, nun zur praktiſchen Hinterthür unter der fremden Maske von neuem hereingeſchlichen kam. Von ſolchem Zwieſpalt unbefriedigt, wählte das philoſophiſche Ich nun einen andern und neuen Weg des unbedingten Wiſſens, wo es mit lebendiger Kraft in dem ideellen Spielraum anfangs frey ſchalten und walten mochte. Nachdem es aber mehr und mehr deutlich wurde, daß hier in dieſer idealiſtiſchen Lehre nur von einem bloß innerlichen Vernunft-Gott, ohne eigentliche objective Wirklichkeit, die Rede ſeyn könnte, und das eigne abſolute Ich mit dem Göttlichen auf ſolche Weiſe identificirt und verwechſelt werde, ſo erhob ſich gegen dieſes egoiſtiſche Wiſſen der Verdacht, und endlich der Vorwurf des

Atheismus. Freylich ſollte man Bedenken tragen, dieſes Wort da anzuwenden, wo nicht von einer rohen Abläugnung, ſondern nur von einer ſehr irrigen Verwechslung der Begriffe die Rede iſt, ſollte wenigſtens dieſe letzte durch die Benennung eines wiſſenſchaftlichen Atheismus unterſcheiden, um zu bezeichnen, daß der Tadel und der Nahme nur dem Irrthum des Syſtems gelte, und nicht dem Charakter der Perſon; da mit einem ſolchen wiſſenſchaftlichen Atheismus übrigens der ſtrengſte Stoicismus in der Sittenlehre, wie das auch hier wirklich der Fall war, ſehr wohl vereinbar iſt. Eine ſtarke idealiſtiſche Verwechslung hat aber dabey wohl allerdings Statt gefunden. — Die deutſche Philoſophie ſchlug nun andere Wege ein, und wandte ſich mehr auf die Seite der Natur, der ſie ſich, der tranſcendenten Leerheit jener ideellen Vernunft und des bloß dialektiſchen Denkens ganz überdrüſſig, mit voller Bewunderung in die Arme warf, als wo allein Leben und die Fülle deſſelben zu finden ſey. Obwohl nun dieſe neuere Natur-Philoſophie manche herrliche Früchte der Wiſſenſchaft getragen hat, ſo ging ihr doch das Trugbild des Abſoluten auch hier nach, und ſie iſt nicht frey geblieben, von dem Vorwurf einer pantheiſtiſchen Natur-Vergötterung. Eigentlich und genau genommen, war es aber nicht die Natur, ſondern eben jenes ihr zum Grunde gelegte Vernunftfantom, welches als das Höchſte aufgeſtellt und vergöttert wurde; es war eben wieder nur das alte metaphyſiſche Einmahl Eins, in einer neuen Anwendung und einer lebendigeren Form. Alſo auch hier hatte das Syſtem angefangen, mit einem ſcheinbaren Ueberdruß an der Vernunft und mit einer Herabſetzung derſelben unter die Natur, um dann mit dem unbedingten

Princip derſelben zu enden. Als philoſophiſche Naturwiſſenſchaft genommen, ſind es oft wohl mehr nur einzelne fehlerhafte und verkehrte Auswüchſe geweſen, als daß der darin eingewebte Irrthum überall ganz conſequent und ſyſtematiſch bleibend durchgeführt wäre, und allerdings iſt auch ein großer Unterſchied zu machen, zwiſchen den verſchiedenen Bearbeitern und Verkündigern derſelben. In der letzten Zeit iſt die deutſche Philoſophie theilweiſe auch wieder ganz zurückgekehrt in den leeren Raum des abſoluten Denkens. Obgleich hier nun dieſes und der darin erfaßte abſolute Vernunft-Abgott nicht mehr bloß innerlich verſtanden, ſondern objectiv genommen, und als das Grund-Princip alles Seyns aufgeſtellt wird: ſo ſcheint doch dabey, wenn wir erwägen, wie das Weſen des Geiſtes ausdrücklich in die Verneinung geſetzt wird, und wie auch der Geiſt der Verneinung in dem ganzen Syſtem der herrſchende iſt, faſt eine noch ärgere Verwechslung Statt zu finden, indem vielmehr anſtatt des lebendigen Gottes, dieſer ihm entgegenſtehende Geiſt der Verneinung in abſtracter Verirrung aufgeſtellt und vergöttert wird; ſo, daß alſo auch hier wieder nur eine metaphyſiſche Lüge an die Stelle der göttlichen Wirklichkeit tritt. — Es findet ſich eine ſonderbare innere Correſpondenz und Verwandtſchaft in den Irrwegen unſerer Zeit, wo oft die entfernteſten Geiſtes-Extreme, die äußerlich in gar keiner Berührung ſtehen, plötzlich auf demſelben Punkte des täuſchenden Lichts, oder vielmehr einer glänzenden Finſterniß zuſammentreffen. Während ein wunderbarer brittiſcher Dichter, vielleicht der größte, gewiß aber der merkwürdigſte Dichter unſerer Zeit, in ſeiner tragiſchen Darſtellung des älteſten Brudermordes, als den Anſtifter dieſer

Byron

That, den Feind des Menſchengeſchlechts und König des Abgrundes, als den großen Tadler der göttlichen Weltordnung, und das Oberhaupt aller unzufriedenen Geiſter und der Oppoſition in der ganzen Schöpfung dargeſtellt, ihn auf eine Weiſe, wie es noch nie geſchehen iſt, mit einer ſolchen ergreifenden und erſtaunenswürdigen Wahrheit geſchildert, und ganz wie nach dem Leben gezeichnet hat; ſo daß alle früheren ähnlichen Darſtellungen auch der berühmteſten Dichter dagegen nur als willkührliche Fantome ohne Wahrheit erſcheinen, gegen dieſe Darſtellung, die dabey doch nicht ohne einige insgeheim durchſchimmernde Vorliebe entworfen iſt, indem der Dichter allen magiſchen Zauber ſeiner Fantaſie über dieſe dunkle Figur ausgegoſſen hat: ſo wird nun hier eben dieſes feindliche Princip, dieſer abſolute d. h. der böſe Geiſt der Verneinung und des Widerſpruchs, auf den letzten Abwegen der deutſchen Philoſophie, obwohl in abſtracter Unverſtändlichkeit, in der Mitte des verworrnen Syſtems auf den Thron geſtellt; daß alſo durch eine ſeltſame Art von vorherbeſtimmter Harmonie, der antichriſtliche Dichter, und dieſe antichriſtlichen Denker auf einem Punkt der falſchen Herrlichkeit unvermuthet zuſammentreffen. Dieſes iſt in jedem Falle wohl das dritte Stadium der idealiſtiſchen Verirrung, die höchſte, und gewiß auch die letzte Stufe des wiſſenſchaftlichen Atheismus. Sollte ich nun meine Ueberzeugung und das Verhältniß dieſer Philoſophie des Lebens, die ich Ihnen vorzutragen wünſche, zu der herrſchenden Wiſſenſchaft und Philoſophie der Zeit, ſowohl der ausländiſchen, als der deutſchen, in kurzem wiederhohlen, ſo würde ich dieſes etwa ſo zuſammenfaſſen. Ich ehre und bewundere die unermeßlich folgenreichen wiſſenſchaftlichen Entdeckungen in der Phyſik unſerer Zeit, beſonders auch das Große in der franzöſiſchen Naturwiſſenſchaft, in ſo ferne es reelle Fortſchritte des menſchlichen Wiſſens enthält und begründet, ſo weit ich dieſelben kenne, und in meiner Sphäre verſtehe; aber die materialiſtiſche Beymiſchung der früheren franzöſiſchen Philoſophie, die immer noch ſo zahlreiche Anhänger hat, kann ich nicht anders, als ganz verwerflich finden. Ich ehre und liebe die überall herumforſchende, und allumfaſſende deutſche Wiſſenſchaft, und auch die deutſche Natur-Philoſophie noch mehr, als jene des Auslandes, da ſie dieſelben großen Entdeckungen nur noch geiſtiger auffaßt; die idealiſtiſche Verirrung aber, welche nebenher geht, und damit verwebt iſt, von welcher das Ganze ausging, und von der auch jetzt das Syſtem noch bey weitem nicht völlig rein und befreyt iſt, kann ich nur für eine ſolche, für eine intellectuelle Verirrung, von der ſchädlichſten, den Geiſt ſtörenden, und zerſtörenden Art und Wirkung halten.

Von nun an werde ich dieſe Hinblicke auf die andere Seite der entgegengeſetzten Philoſophie nicht mehr bedürfen, ſondern einzig auf die ruhige Entwicklung deſſen, was ich angekündigt habe, und hier mittheilen ſoll, bedacht ſeyn können. Nur für den erſten Anfang ſchien es mir nöthig, durch den Gegenſatz zwiſchen dem falſchen Anfangspunkte und dem rechten Mittelpunkt der Philoſophie, dieſen deutlicher hervor zu heben.

Es iſt nicht hinreichend, wie es ſo viele Denker gethan haben, immer nur von der einen Seite des Bewußtſeyns auszugehen, und dieſes dialektiſche Vermögen der Abſtraction, Elemente ſeines ganzen Weſens darin vorhanden ſind; ja es iſt eigentlich ſchon Unrecht, daß man dieſe beyden Elemente, die gerade bey ſehr unverdorbenen Naturen und reinen Charakteren auf das innigſte in einander verwebt und verſchmolzen ſind, in der Beurtheilung gewaltſam aus einander reißt, und einer feindſelig zerſtörenden Analyſe unterwirft. Es dürften auch der Unterſchied und die Kennzeichen einer echten und unechten Liebe gar nicht ſo, ſondern auf einem viel einfacheren Wege, wie wir ſolches früher, bey der Begeiſterung und Sehnſucht verſucht haben, zu beſtimmen ſeyn, bloß nach dem Erfolg im Ganzen. Wenn eine Neigung dieſer Art, anfangs noch ſo heftig erſcheint, ja mit einer der äußern Farbe nach durchaus geiſtigen Schwärmerey, mit der höchſten Vergötterung der Leidenſchaft ſich ankündigt, dann aber im Zuſammenleben bald Ueberdruß oder Gleichgültigkeit an die Stelle tritt, Mißverſtändniſſe oder Mißtrauen, Zwieſpalt und endlich eine unheilbare Disharmonie der Gemüther: dann iſt es auch ſchon Anfangs keine Liebe geweſen, ſondern bloße Leidenſchaft. Wenn hingegen in einer ſolchen Verbindung, ſelbſt wenn die erſte jugendliche Heftigkeit ſchon vorüber iſt, ſtatt ihrer, gegenſeitiges Wohlwollen und Vertrauen ſich immer reiner entwickelt; Aufopferung und Ausdauer im Glück und Unglück ſich gleich ſehr bewährt, in derſelben innigen Zuneigung und milden Freundſchaft: dann iſt es ſchon damahls Liebe geweſen. Es iſt, wie ſehr der äußere Anſchein im menſchlichen Leben oft dagegen ſprechen mag, auch in der Natur und höhern Region keine Liebe ohne Gegenliebe, und alle wahre Liebe iſt gegenſeitig; ſo wie auch jede wahre Liebe bleibend iſt, und unzerſtörbar, oder um es menſchlich zu ſagen, weil ſie ja eben das innerſte Leben ſelbſt iſt, ſo iſt ſie auch treu bis in den Tod. Außerdem iſt es ganz in der Ordnung, daß bey einer Verbindung, die ſich auf das ganze Leben erſtreckt, auch auf viele andere Verhältniſſe deſſelben mehr oder minder Rückſicht genommen wird. Nur ein allgemeiner Maßſtab läßt ſich dafür nicht aufſtellen, und auch die göttlichen Geſetze, als die heiligen Wächter der Ehe, überlaſſen dieſes alles der individuellen Entſcheidung; nur auf das Eine ſehen, dringen, und wachen ſie bey dieſer Verbindung, daß kein Zwang dabey Statt finde, indem die freye Einwilligung als die weſentliche Bedingung derſelben betrachtet wird. Da aber dieſer gegenſeitige freye Wille, doch kein unbeſonnen überraſchter oder durch irgend etwas anderes eigennützig beſtochener Willen ſeyn ſoll, wie man dieſes wenigſtens ſo vorauszuſetzen berechtigt iſt: ſo iſt eben darin auch ſchon ausgeſprochen, daß nach dem Sinn jener heiligen Geſetze, dieſe Verbindung als auf gegenſeitige Zuneigung gegründet, und als ein feſtgeſchloſſenes Seelenband der Liebe betrachtet wird, und nicht bloß als ein bürgerlicher Kauf- und Tauſch-Contract über Stand und Vermögen. Dieſes ſo wie alles Andere ſind nur Nebenumſtände, das Weſentliche nach der göttlichen Lebensordnung, welche der Grund und Geiſt jener heiligen Geſetze iſt, bleibt der Wille ſelbſt, die gegenſeitige Zuneigung, die ſich in dieſem Willen, wenn er frey iſt, ausſpricht, und die Zuſammenſtimmung der Gemüther, durch welche ſie bleibend erhalten wird; nächſtdem aber wird nur darauf gewacht und dahin geſehen, daß dieſe allen Völkern heilige Verbindung auch unverbrüchlich bleibe, womit dann auch die Einheit der Ehe, als das chriſtliche Grundgeſetz derſelben, zuſammenhängt. Selbſt bey den nicht chriſtlichen gebildeten Völkern des Alterthums iſt ſie, obgleich nicht in dieſer Weiſe Geſetz, doch aber nach einem richtigen Gefühl der rechten und edlen Menſchenſitte, mehrentheils herrſchend geweſen. So wichtig iſt die unverletzte Erhaltung dieſes heiligen Begriffs, ſo unermeßlich und verderblich ſind die Folgen für die ganze Menſchheit, wenn ſie hier in ihrem Mittelpunkte verwundet wird, daß ich wohl glaube, ohne Uebertreibung ſagen zu dürfen: eine Religion, welche dieſes Heiligthum der Ehe zerſtört und verwirft, und damit zugleich das weibliche Geſchlecht auf eine unwürdige Stufe der Unterdrückung herabſetzt, giebt ſich dadurch allein ſchon als eine ſolche, die nicht wahr iſt, und nicht göttlichen Urſprungs ſeyn kann, entſchieden zu erkennen. Wo aber die edle Sitte und weibliche Würde erkannt, bewahrt und geachtet werden, da findet in dieſem geheiligten Seelenbande der Liebe, nebſt der leiblichen Verbindung zugleich auch eine ſehr vielfache, heilſame und ſchöne gegenſeitige geiſtige Einwirkung Statt, zur weitern Entwicklung und höhern Bildung nicht bloß der Seele und des Charakters, ſondern auch des Geiſtes; ſo daß hier alle drey Principien des menſchlichen Daſeyns, Geiſt, Seele und Leib, in dieſer erſten und innigſten aller Verbindungen vollſtändig und in gemeinſamen Leben beyſammen ſind. Dieſes geiſtige Verhältniß, nach dem verſchiedenen Charakter des Bewußtſeyns und aller Seelenvermögen und Geiſtesanlagen in den beyden Geſchlechtern, nach der daraus hervorgehenden gegenſeitigen geiſtigen Entwicklung des einen durch das Andere, iſt nun auch von der pſychologiſchen Seite eine ſehr merkwürdige und fruchtbare Erſcheinung; und ich konnte nach meinem Standpunkte, überall von dem Leben ſelbſt und dem Mittelpunkte deſſelben auszugehen, nicht umhin, in dem vorgezeichneten Stufengange der Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeyns, gleich hier auch dieſen reichhaltigen Gegenſtand, wenigſtens von einer Seite mit in die Betrachtung zu ziehen. Worauf die Zuſammenſtimmung der Gemüther, welche die Grundlage der häuslichen Zufriedenheit und einer glücklichen, d. h. einer guten wohlgelungenen Ehe bildet, in einem individuellen Falle beruhe, das läßt ſich, nach der überaus großen und unberechenbaren Mannichfaltigkeit der menſchlichen Natur, gar nicht im Einzelnen mit Beſtimmtheit angeben; die Nächſtſtehenden täuſchen ſich nicht ſelten darüber in ihrem Urtheil, indem diejenigen Gemüther in der Wirklichkeit oft ſehr gut zuſammenſtimmen, von denen man es vorher nicht glauben wollte, andere wieder nicht, von denen man es nach der gewöhnlichen Menſchenkenntniß, und dem geſellſchaftlichen Urtheil für wahrſcheinlich gehalten hatte. Indeſſen giebt es doch einen allgemeinen Grund dafür, wie es kommt, daß auch ein geiſtiges gegenſeitiges Bedürfniß die beyden Geſchlechter an einander feſſelt, und das innere Leben und Bewußtſeyn des einen durch das innere Leben und Bewußtſeyn des andern ergänzt, oder auch erhöht und weiter entwickelt wird. Denn, wie eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter und des Eigenthums, wenn auch nicht als Geſetz und allgemein, doch wenigſtens factiſch für den täglichen Gebrauch und bis zu einem gewiſſen Grad, in der Ehe Statt findet: ſo wird auch durch dieſen gegenſeitigen Austauſch ſo vieler Gedanken und Gefühle, eine Art von von Gemeinſamkeit des Bewußtſeyns hervorgebracht, welche eben durch den verſchiedenen geiſtigen Charakter der beyden

Fertigkeit irgend eine Theorie praktiſch zu machen. Die Zwecke des Menſchen ſind theils unendlich und nothwendig, theils beſchränkt und zufällig. Die Kunſt iſt daher entweder eine freye Ideenkunſt oder eine mechaniſche Kunſt des Bedürfniſſes, deren Arten die nützliche und die angenehme Kunſt ſind. Der Stoff, in welchem das Geſetz des Gemüths ausgeprägt wird, iſt entweder die Welt im Menſchen ſelbſt, oder die Welt außer ihm, die unmittelbar oder die mittelbar mit ihm verknüpfte Natur. Die freye Ideenkunſt zerfällt daher in die Lebenskunſt, deren Arten die Sittenkunſt und die Staatskunſt ſind, und in die darſtellende Kunſt, deren Erklärung ſchon oben gegeben iſt. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung, ihr Werkzeug mag nun willkührliche Bezeichnung oder bildliche Nachahmung ſeyn, unterſcheidet ſich dadurch von der Darſtellung der Kunſt, daß ſie den Stoff, wiewohl ſie das Gegebne gleichfalls nach den Geſetzen des darſtellenden Geiſtes ordnet, ſelten wählt, nie bildet, und erfindet. Sie iſt mit einem Werte nicht idealiſch. Die darſtellende Kunſt theilt ſich in drey Claſſen, je nachdem ihr Ziel das Wahre, das Schöne oder das Gute iſt. Von den beyden erſten Claſſen iſt ſchon oben geredet. Mir ſcheint aber auch das Vorhandenſeyn, und die weſentliche Verſchiedenheit jener dritten Claſſe unläugbar. Es giebt idealiſche Darſtellungen in der Poeſie, deren Ziel und Tendenz weder dichteriſch noch eigentlich philoſophiſch, ſondern rein moraliſch iſt. Es wäre nicht unbegreiflich, daß die Mittheilung ſittlicher Güte, ehedem ein integranter Theil der Sokratiſchen Philoſophie, von der Scholaſtik verſcheucht, ihre Zuflucht zur Poeſie genommen hätte. Das

Geſchlechter ſeinen Reiz und ſeinen Werth erhält. Indem ich dieſes näher zu bezeichnen verſuchen ſoll, fühle ich wohl, wie ſchwer eine ſolche nähere Beſtimmung des geiſtigen Charakters im Allgemeinen iſt, und wie unvollkommen ſie immer bleiben muß; ſo wie es ſchon da der Fall iſt, wo man ganze Nationen oder Zeitalter in ſolcher Hinſicht im Allgemeinen zu charakteriſiren, und durch den Gegenſatz deutlicher zu begreifen, und ſchärfer zu beſtimmen ſucht. Wenn man z. B. ſagt, bey den Griechen war der Verſtand das Vorherrſchende, jede Art deſſelben, der wiſſenſchaftliche wie der künſtleriſche, der Tiefſinn wie der Scharfſinn, der lebendig klare, wie der kritiſch zergliedernde; die Römer ſind mehr ausgezeichnet, durch die Energie des Willens, Seelenſtärke und Größe des Charakters: ſo iſt dieß im Allgemeinen zwar nicht unwahr, aber wie viele nähere Beſtimmungen, Einſchränkungen, Modificationen ſind nicht hinzu zu fügen, wenn es nicht bey dieſer an ſich richtigen, geſchichtlichen Antitheſe, und bloßen Rubrik bleiben, ſondern vielmehr ein volles und vollſtändiges Bild des wahren geſchichtlichen Lebens beyder Völker in der ganzen Fülle der geiſtigen Entwicklung in Gedanken erfaßt, und in Worten hingeſtellt werden ſoll. Eben dieß würde auch da gelten, wenn man z. B. im Allgemeinen freylich ſehr wahr, von dem Mittelalter ſagen wollte, daß die Fantaſie in demſelben vorwaltend war, dagegen in der neuern Zeit die Vernunft immer mehr alleinherrſchend geworden iſt. Wie vieles müßte hier noch hinzugefügt, wie vieles im Einzelnen näher beſtimmt werden, wenn nicht die Wahrheit des Lebens in der Allgemeinheit des Begriffes verloren gehen ſoll. Noch weit mehr muß aber dieß der Fall ſeyn, wenn nicht bloß von Nationen und Zeitaltern, ſondern von der geiſtigen Charakter-Verſchiedenheit des einen oder des andern ganzen Geſchlechts die Rede iſt. Man muß ſolche Grundzüge bloß als das geben und für das nehmen, was ſie ſeyn können; als einen bloßen Gedankenumriß, der aber doch oft weiter, und zu einem anwendbaren Reſultat führen, oder wenigſtens einen falſchen und irreführenden Scheingedanken ablenken kann. Dahin würden wohl die meiſten Stimmen ſich vereinigen, daß unter den bisher bezeichneten, verſchiedenen Kräften und Seiten des Bewußtſeyns das Ueberwiegende der Seele, bey den Frauen am meiſten hervortritt; und, jener Prophet, welcher geſagt hat, oder geſagt haben ſoll, die Frauen hatten keine Seele, iſt eben ein falſcher Prophet geweſen. Vielmehr liegt gerade in dem Seelenvollen ihres ganzen Weſens und Thuns, der Reiz des geſellſchaftlichen Umgangs unter gebildeten Völkern, ſo wie das Anziehende des nähern Geſprächs, und ein Theil jener harmoniſchen Einwirkung auf den Geiſt, in der innigen Verbindung des gemeinſchaftlichen Lebens. — Indeſſen glaube ich, würde man ganz die Wahrheit verfehlen, wenn man nun dem Gegenſatz zu Liebe ſofort hinzufügen wollte, daß auf gleiche Weiſe bey den Männern der Geiſt allgemein überwiege, und bey ihnen immer weit mehr vorherrſchend ſey als in den Frauen. Denn erſtens iſt das Maß der angebornen Geiſteskraft und der erworbenen Geiſtesbildung ſchon an ſich, und auch nach den mannichfachen Arten und Sphären der Anwendung deſſelben, ſo überaus verſchieden, daß ſich daraus ſchwerlich eine allgemeine Charakter-Beſtimmung für das ganze Geſchlecht hernehmen läßt. So wie es eine ganz unwahre Uebertreibung ſeyn würde, wenn man den Männern die Seele, und das Seelenvolle des Gefühls überhaupt abſprechen würde, da bloß von einem Uebergewicht auf der andern Seite die Rede ſeyn konnte; eben ſo wenig dürfte man wohl den Frauen den Geiſt abſprechen, oder in zu beſchränktem Maße beylegen. Denn wenn ihnen auch jene grübleriſche Abſtraction der ſcientifiſchen Vernunft weniger eigen und angemeſſen iſt, ſo wird die geſunde Vernunft, und das geſunde Urtheil deſto häufiger bey ihnen angetroffen. Der Verſtand, welchen ſie haben, iſt weniger ein trocken erkennender, oder kalt berechnender, als ein lebendiger und überall in das Leben eingreifender Verſtand; dieſer lebendige Verſtand iſt aber eben das, was wir als Eigenſchaft des Einzelnen „Geiſt“ nennen. — Vielleicht führt eine andere Wendung des Gedankens viel näher und richtiger zum Ziele. So wie auch die äußere Wirkſamkeit der Frauen nach der Regel, denn auch hier ſind ſehr große und bedeutende Ausnahmen zu machen, im Ganzen gewöhnlich auf eine engere Sphäre der nächſten liebevollen Verhältniſſe oder ähnlicher Beziehungen in dem weitern geſellſchaftlichen Kreiſe beſchränkt bleibt, ſo iſt dieß auch innerlich mit ihrem Bewußtſeyn der Fall; alle Kräfte und einzelne Aeußerungen deſſelben, liegen näher beyſammen, wenn man ſo ſagen darf, wie im befreundeten Umkreiſe um den gemeinſamen Mittelpunkt der gefühlvollen Seele. Ich will ſagen, auf der einen Seite, in der Vergleichung der beyden Geſchlechter nach ihrer geiſtigen Verſchiedenheit, ſcheint mir eine harmoniſche Fülle des Bewußtſeyns zu überwiegen, auf der andern eine excentriſche Entfaltung deſſelben; nicht als ſollte der Geiſt bey dem zur äußern Thätigkeit am meiſten berufenen Geſchlecht ſeinen höhern Mittelpunkt des innern Lebens verlaſſen, oder ſich Kometenähnlich in weite regelloſe Bahnen genialiſch verirren und verliehren, wiewohl auch dieſes häufig genug bemerkt wird; aber in weitern Kreiſen darf und ſoll der männliche Geiſt ſich bewegen. Die Extreme des Bewußtſeyns, wenn ich ſo ſagen darf, die äußerſten Enden der Vernunft und Fantaſie, ſind mehr dem thätigen Geſchlecht eigen; die harmoniſche Vereinigung von beyden in der Seele, dem gefühlvollern. Solche allgemeine Charakter-Beſtimmungen können immer nur ſehr unvollkommen ſeyn; doch glaube ich, dürfte man ſagen, daß bey glücklichen Anlagen und edlen Naturen, die man bey ſolchen Bemerkungen immer vorausſetzen und zum Grunde legen muß, der Gewinn bey jener geiſtigen Einwirkung und Gemeinſamkeit des ſich gegenſeitig ergänzenden Bewußtſeyns, auf der einen Seite, in einer großern Entwicklung des Geiſtes und Erhohung der Seele; auf der andern aber in einer mehr harmoniſchen Beruhigung und Beſänftigung des Geiſtes, und in einer viel regern Entwicklung der Seele, zu ſuchen und zu ſetzen ſey. Immer aber ſind in dieſer innigſten Verbindung, da wo ſie als eine geheiligte betrachtet wird, und auch in der Wirklichkeit als eine ſolche ſich darſtellt, Geiſt und Seele, von der einen wie von der andern Seite, zwiefach mit vereinigt, und auf das innigſte verbunden, und wenn man ſo ſagen darf, mit vermählt; wodurch, indem das äußere Leben ſittlich begründet worden, zugleich das innere Leben geiſtig erneut, oder neu befruchtet und verdoppelt wird.

einen Seite; auf der andern aber die ſtrenge Verwerfung des entarteten, bösartig gewordenen Heidenthums, mit allem ſeinem Fabelwerk und falſchen gottloſen Myſterien, in dem Anfangstheile unſerer heiligen Schrift, muß man wohl feſthalten, was noch immer nicht hinreichend geſchieht; ſonſt entſtehen daraus verwirrende Zweifel, ſchiefe Anſichten, wodurch endlich das einfache Verſtändniß der ganzen Offenbarung, ja ſelbſt der richtige Begriff derſelben gefährdet ſeyn würde.

Wenn nun nebſt der philoſophiſchen, überhaupt auch alle höhere Erkenntniß, eine innere Erfahrungswiſſenſchaft iſt; denn das formelle Wiſſen der Mathematik, iſt nicht ſowohl ein poſitives Wiſſen, nähmlich die Erkenntniß eines Wirklichen, als ein vortreffliches, und mannichfach anwendbares Werkzeug und Hülfsmittel für alles andere Wiſſen: ſo kann man jedes der vier Hauptvermögen, welche ich früher die vier Enden oder Hauptäſte des Bewußtſeyns genannt habe, auch als einen beſondern Sinn für ein beſtimmtes Gebiet der Wahrheit und des Wiſſens betrachten. Denn alle Erfahrung und alles Wiſſen der Erfahrung, beruht auf einem Sinn der Erkenntniß, als Organ der unmittelbaren Wahrnehmung. Die Vernunft, welche ſich auch ſchon im Gewiſſen, als ein unmittelbares Gefühl, als ein innerer Sinn für Recht und Unrecht kund giebt, wird als das Vermögen der Gedankenentwicklung und Gedankenmittheilung der Gemeinſinn genannt; es iſt das durch die Sprache und das Sprachvermögen bedingte Band des Zuſammenhanges unter den Menſchen und ihren Gedanken, und könnte auch der Menſchenſinn genannt werden, und bildet in dieſer Beziehung die Grundlage und erſte Stufe aller übrigen höhern Erkenntnißſinne und unmittelbaren Organe deſſelben. Die Fantaſie, ſelbſt nur ein Abdruck des Lebens, und der lebendigen Kraft in der Natur, iſt das innere Naturgefühl, der Naturſinn, der auch der Naturwiſſenſchaft erſt ihre rechte Bedeutung, und den lebendigen wahren Sinn verleiht und ſichert; wie ſpäterhin deutlicher entwickelt werden ſoll. Der Verſtand, da das volle Verſtändniß eines jeden Gegenſtandes nur aus dem Ganzen, dem Sinn und Geiſt des Ganzen hervorgeht, iſt der Sinn für den in der Sinnenwelt ſich offenbarenden Geiſt, es mag dieſes nun ein menſchlicher, natürlicher, oder ſelbſt der höchſte göttliche Geiſt ſeyn. Der Verſtand iſt das Erkenntniß-Organ, der Sinn, für den Geiſt der Offenbarung, und die Offenbarung des Geiſtes: inſofern alſo auch ſchon ein weſentlich mitwirkendes Organ der Gottes-Erkenntniß. Für den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen, würde ich aber doch nicht ſowohl den die Offenbarung und den Geiſt auffaſſenden Verſtand, als den Willen halten, in ſo fern hier durch die eigene Erfahrung Gott unmittelbar erkannt wird; was ich in der Folge ſuchen werde, an ſeiner Stelle vollſtändig zu entwickeln.

Wenn wir nun jene vierfache Offenbarung Gottes, im Gewiſſen und in der Natur, in der heiligen Schrift und in der Weltgeſchichte, als eben ſo viele lebendige Quellen oder fruchtbringende Ströme der höhern Wahrheit betrachten dürfen: ſo ſetzen ſie doch alle einen guten Boden voraus, der das Waſſer des Lebens und den guten Samen der göttlichen Erkenntniß in ſich aufnimmt; indem alle Offenbarung dem Menſchen nichts helfen würde, ohne das Organ der Empfänglichkeit für das Gute, um das von oben göttlich Gegebene in ſich aufzunehmen. Die für das Gute und Göttliche, von außen wie von innen, und von allen Seiten empfängliche Seele iſt dieſes Organ, welches die Offenbarung in ſich aufnimmt und dieſes iſt, nebſt dem früher erwähnten Gebilde der Sprache als der äußern Form für das menſchliche Wiſſen, ihr Antheil an der Wiſſenſchaft, nähmlich an dem innern Wiſſen; ja ſelbſt bey dem Verſtande, als dem Sinn für den Geiſt der Offenbarung und bey dem Verſtehen derſelben iſt ſie mitwirkend, da nichts Göttliches bloß mit dem Begriff und aus demſelben allein verſtanden werden kann, ſondern allemahl das Gefühl deſſelben ſchon vorangegangen ſeyn muß, oder mit erfordert wird zu dem vollſtändigen Verſtehen. Alſo als das Gefühlsvermögen des Göttlichen iſt die Seele, die um das Göttliche mitwiſſende, oder im Wiſſen deſſelben mitwirkende; und dieſe die göttliche Wahrheit ſuchende und liebende Seele iſt eben, wenn ſich dieſes Suchen und dieſe Liebe im Denken entfaltet und in Worten kund giebt, die Philoſophie, nicht die todte Sophiſtik der Schule, ſondern die ſelbſt lebendige Philoſophie des Lebens. Dieſe um das Göttliche mitwiſſende, das göttliche Wort ganz in ſich aufnehmende, und treu bewahrende Seele iſt nun der gemeinſame Mittelpunkt, der jene vier Quellen des Lebens oder Ströme der Wahrheit in ſich aufnimmt und in freyer Betrachtung vereinigt. Daher iſt auch die natürliche und älteſte Form der Philoſophie, die eines Geſprächs, welches eine einfache Erzählung oder die eingeflochtene Erklärung eines höhern Ausſpruchs nicht ausſchließt; und man könnte die Philoſophie ſelbſt, ihrer Form nach, erklären, als ein Seelengeſpräch der freyen Betrachtung über die göttlichen Dinge. Dieſe Form hatte ſie auch bey den älteſten und edelſten Philoſophen des Alterthums, dem Pythagoras und Plato; zuerſt wirklich im Leben wie bey jenen und dem Sokrates, und in der ſchriftlichen Darſtellung vollendet beym Plato. Nur an die Edelſten und Beſten von verſchiedenen Ständen, von jugendlichem und von reiferem Alter, von einem und von dem andern Geſchlecht, haben dieſe erſten Männer des Alterthums ihre Philoſophie mitgetheilt, ſo wie ſie es der Natur, und auch der Würde der Sache am meiſten angemeſſen fanden. Zuvörderſt hat der Erſtgenannte dieſen Weg gegründet, im Ganzen haben aber auch Sokrates und Plato denſelben befolgt, und ihre Philoſophie mehrentheils nur einem auserwählten Kreiſe mitgetheilt, faſt wie unter dem Siegel der Freundſchaft, oder doch in einem nähern und mehr vertraulichen Verhältniß des lebendigen Umgangs, außer wo ſie etwa im Kampfe gegen die Sophiſten zu dieſem Behuf die Waffen und die Weiſe derſelben einigermaßen mit annehmen mußten, was Plato vielleicht etwas zu oft, oder hier und da allzuſehr gethan hat. Die Sophiſten haben alsdann ihre falſche Wiſſenſchaft, auf eine eben ſo falſche Weiſe unter das Volk gebracht, und als eine gemeine Partheyſache auf öffentlichem Markte verhandelt und durchgeſtritten, wo bey einer ſolchen Behandlung ſelbſt die wahre Wiſſenſchaft unfehlbar zu Grunde gehen würde; was auch in jedem Sinne verderblich war. Endlich hat Ariſtoteles alles frühere philoſophiſche Wiſſen, als den geſammten, vielfach durchdachten und neu geordneten Gedanken- und Erkenntniß-Vorrath ſeines ganzen Zeitalters in die Lehrbücher eingeſchloſſen und auf die Schule gegründet. So wenig man nun dem Meiſter des menſchlichen Scharfſinns einen Vorwurf daraus machen kann, weil damahls auch alles wahre geiſtige Leben, zugleich mit dem öfſentlichen unter den Griechen, durch die demokratiſche Verwirrung und die macedoniſche Waffenherrſchaft, ohnehin ſchon längſt untergegangen war: ſo bleibt es an ſich doch immer bedauernswerth, wenn die Wiſſenſchaft, und beſonders die Philoſophie, welche zwiſchen dem führenden Geiſte der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechtes und der äußern bürgerlichen Rechts- und materiellen Staatsgewalt in der Mitte ſtehend, die eigentlich belebende Weltſeele in der Entwicklung der Zeiten und des Menſchengeſchlechts ſeyn ſollte, dieſer großen Sphäre eines allgemeinen Wirkens und dem Leben ſelbſt entzogen wird, um in dem engen Raum der Schule gebannt und eingeſchloſſen zu bleiben.

Vierte Vorleſung.

Von der Seele in Beziehung auf die Natur.

„Unſer Wiſſen iſt Stückwerk;“ ſo ſagt der redliche Gottesmann in der heiligen Schrift, mit ſeinem Feuereifer: „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, nud unſer Weiſſagen iſt auch Stückwerk.“ — Wie ſehr das erſte der Fall iſt, ſelbſt mit jenem Wiſſen, welches allein der Mühe lohnt, und den Nahmen verdient, nähmlich mit der Erkenntniß Gottes, darauf hat uns die vorige Betrachtung vielfältig hingeleitet; die zweyte Hälfte dieſes Ausſpruchs, welche mich vorzüglich in der heutigen Betrachtung beſchäftigen wird, kann vorzüglich auch auf die Naturwiſſenſchaft angewendet werden. Denn alles unſer Wiſſen von der Natur, ſobald nähmlich von dem Ganzen und von dem Innern derſelben die Rede iſt, iſt doch nur ein Ahnden, Rathen und Errathen, Vermuthen, Suchen und immer von neuem Verſuchen: ob es uns nicht endlich gelingen möchte, das Geheimniß des Lebens zu entſchleyern, und den wunderbaren Proteus wiſſenſchaftlich zu ergreifen und zu feſſeln; oder auch die ſibylliniſchen Inſchriften auf allen dieſen übereinander gehäuften Reihen und Schichten von Gräbern, aus welchen der große Körper der alternden Natur beſteht, vollſtändiger als bisher zu entziffern, und ſo etwa den Schlüſſel heraus zu finden, um das bey weitem größere und größte aller Räthſel, das Räthſel des Todes, für das innere Verſtändniß zu erklären und zu entſiegeln. Nun finden ſich aller-

Medium, durch welches bey den Griechen die Tugend verbreitet, und durch innige Wechſelberührung erhöht und vervielfaltigt ward, die Freundſchaft oder männliche Liebe iſt ſo gut als nicht mehr vorhanden. Der ſittliche Künſtler findet nur noch die idealiſche Darſtellung vor, um den angebohrnen, jedem großen Meiſter eignen, Künſtlertrieb, ſeine Gabe mitzutheilen, ſeinen Geiſt im Gemüth ſeiner Schüler fortzupflanzen, befriedigen zu können. In einzelnen Fällen ſind die Gränzen oft ſehr ſchwer zu beſtimmen. Der entſcheidende Punkt iſt die Anordnung des Ganzen. Der beſtimmte Gliederbau eines didaktiſchen Werks läßt ſich am wenigſten verkennen. Iſt es die geſetzlichfreye Ordnung eines ſchönen Spiels, aus welcher die organiſche Gliederung deſſelben hervorgeht, ſo iſt das Werk künſtleriſch. Der freye Erguß des ſittlichen Gefühls, ohne gefällige Rundung und ohne Streben nach geſetzmäßiger Einheit würde in der moraliſchen Dichtkunſt Statt finden, zu welcher ich einige berühmte deutſche Werke lieber zählen würde, als zur philoſophiſchen Gattung. Hemſterhuys redet von einer Philoſophie, welche dem Dithyrambus ähnlich ſey. Was verſteht er darunter wohl andres, als den freyeſten Erguß des ſittlichen Gefühls, eine Mittheilung großer und guter Geſinnungen? Den Simon dieſes Philoſopher möchte ich eine Sokratiſche Poeſie nennen; denn wohl ſcheint die Anordnung des Ganzen weder didaktiſch, noch dramatiſch, ſondern in dem angeführten Sinne dithyrambiſch zu ſeyn. Die Tendenz ſehr vieler der vortrefflichſten und berühmteſten modernen Gedichte iſt alſo unläugbar philoſophiſch. Ja, die neuere Poeſie ſcheint hier eine gewiſſe Vollendung, ein Höchſtes in ihrer dings wohl auch in der Natur, einzelne Fingerzeige und Winke, entfernte Hindeutungen auf die letzte Kriſis und Vollendung, durch welche auch in der Natur, und in dieſer Sinnenwelt der äußern Elemente, das Leben von dem Tode rein ausgeſchieden werden, der Tod ſelbſt aber dann nicht mehr ſeyn und aufhören ſoll. Sehr zu beachten, und nicht zu vernachläſſigen ſind dieſe Winke, obwohl ſie ohne eine hinzukommende höhere Auslegung, unverſtanden bleiben würden. Wie nun überhaupt die Natur nur das ſtumme Echo, und der irdiſche Wiederhall iſt von der göttlichen Offenbarung; ſo iſt es daher nicht ohne Grund und Bedeutung, wenn in jenem ſchönen Hymnus, den Verheißungen des heiligen Sehers, auch das Zeugniß jener alten Naturprophetin hinzugefügt wird, von dem herannahenden letzten Schöpfungstage, welchen auch die Natur, als den großen Tag ihrer Auferſtehung feyern ſoll, und dem ſie ſich als die ſeufzende Creatur, mit einer unbeſchreiblichen Sehnſucht entgegen ſehnt, die nirgend ſo unnachahmlich geſchildert, ſo ſtark und lebendig ausgeſprochen iſt, als in der heil. Schrift. Die heilige Schrift konnte und kann kein Syſtem der Wiſſenſchaft, weder der Vernunftphiloſophie, noch auch der Naturwiſſenſchaft enthalten; ja ſie würde uns in dieſer Form eines Lehrbuchs und methodiſch abgefaßten Compendiums der göttlichen Erkenntniß, gar kein Vertrauen einflößen, weder als Offenbarung, noch auch für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Ganz zu dem menſchlichen Bedürfniß, auch in der Form und Sprache ſich herablaſſend, beſteht vielmehr die heilige Schrift in ihren zwey Theilen in einer Sammlung von ganz praktiſchen Gelegenheitsſchriften, unmittelbar aus dem Leben, und für daſſelbe; und enthält gewiſſermaßen nur die Grundbücher und geſellſchaftlichen Statuten, einerſeits des prophetiſchen Volks, anderntheils der apoſtoliſchen Gemeinde; geſchichtlichen, geſetzlichen lehrenden, ermahnenden, tröſtenden, und auf die Zukunft hinweiſenden Inhalts; mit einer Fülle von ganz ſpeciellen Beziehungen, überall ſich dem individuellen Bedürfniß und den Lokalumſtänden anfügend und mit verſorgender Liebe in dieſelben eingehend. Und grade in dieſer göttlichen Herablaſſung liegt vielmehr noch ein neues Kennzeichen der echten Offenbarung, als daß dieſe in ihrer Art einzige, und auf wunderbare Weiſe doch auch ſo ganz menſchliche Form dieſer Schriften, mit dem göttlichen Charakter derſelben ſtreiten ſollte. Nur der erſte Grundſtein, und der letzte Schluß- und Eckſtein machen eine Ausnahme und umfaſſen im weiten Umkreiſe, den Anfang der Natur auf der einen, das Ende der Welt auf der andern Seite, und bilden ſo gleichſam die haltenden Endringe und Handhaben, an der geſchriebenen Bundeslade der Offenbarung; und während an der einen wie an der andern Seite, in dem Anfangs- wie in dem Schlußſtück, wo in der bedeutſamen Kürze, faſt eben ſo viele Geheimniſſe als Worte enthalten ſind, der ſiebenarmichte Leuchter geheimer Bedeutung aufgeſtellt iſt, ſo könnte auch wohl alles andre, was ſonſt noch in der heiligen Arche enthalten und verſchloſſen iſt, von hieraus ein hinreichendes Licht und volle Klarheit erhalten. Uebrigens iſt auch hier der Vortrag der einer einfachen Erzählung in ganz ſchlichten und ſchmuckloſen Worten; und wenn ſchon die Meiſter in ſolcher Beurtheilung im claſſiſchen Alterthum, einzelne Züge aus dem Anfang Moſis als Beyſpiele der höchſten Erhabenheit des Styls angeführt haben, ſo fanden ſie dieſe grade in der Einfachheit und hohen Einfalt des den Schwerdte vor die Pforte geſtellt, damit er nicht etwa wieder die Hand ausſtrecken möchte nach den ehemahls beſeßnen Vorrechten und Vorzügen, die ihm jetzt nur zum frevelhaften Mißbrauch und zu deſto größerm Verderben gedient haben würden. Seitdem aber ſind auch wieder mehrere große Schöpfungstage verfloſſen; das ganze Verhältniß, in welchem Gott zu dem Menſchengeſchlecht ſteht, iſt ſeitdem völlig verändert, und damit auch das Verhältniß des Menſchen zur Sinnenwelt und Natur, und den in ihr waltenden Geiſtern und Kräften, wieder ein andres geworden. Nachdem der Anfang gemacht, und der Grund gelegt iſt zur Errettung der Welt, wird nun ſogar dem Menſchen ſelbſt, und jedem, der ſich nur redlich an die Fahne des Erretters anſchließen will, jenes göttliche, flammende zweyſchneidige Schwerdt des Geiſtes, oder des Worts und des mit Gott vereinigten, durch ihn erleuchteten, nur Ihn wollenden, und aus Ihm erfaßten Gedankens nicht bloß verheißen, ſondern angeboten. Darin findet alſo auch die Frage von den Naturgeheimniſſen, da dieſe nun doch einmahl nicht mehr verſchloſſen ſind, ſchon von ſelbſt ihre Antwort: „ob nähmlich unreine, frevelhafte Hände ſie an ſich reißen ſollen, oder ob es nicht beſſer iſt, wenn ſie von gewiſſenhaften und redlichen Händen mit ſchonender Ehrfurcht, und frommem Zartgefühl berührt und treu bewahrt werden? —“ Der Zuſammenhang des Gegenſtandes hat mich ganz von ſelbſt auf den vorhin erwähnten dritten Schritt geleitet, welchen in dem von Gott vorgezeichneten Gange, der menſchliche Geiſt in der Naturwiſſenſchaft und zur Erkenntniß des Innern derſelben, endlich noch in dieſer letzten Zeit gemacht hat. Es beſteht derſelbe eben in der nähern Beachtung, und anfangenden Kenntniß des verborgenen pſychiſchen Lebensfadens, und des innern pſychiſchen Zuſammenhanges in der Natur. Die Sache und die Kraft ſelbſt, iſt ſo alt als die Welt, und alle Sphären des Daſeyns, alle Blätter der Ueberlieferung und Geſchichte, ſind voll von den Erſcheinungen und Wirkungen, die dahin gehören. Allein die mehr methodiſche Beobachtung und Behandlung derſelben, und darin beſteht doch eigentlich die wiſſenſchaftliche Seite, hat kaum erſt ſeit einem halben Jahrhundert angefangen mehr bekannt zu werden; ſie iſt alſo nach dem Zeitmaaße im langſamen Entwicklungsgange der Wiſſenſchaft zu reden, ſo zu ſagen von geſtern und ehegeſtern. Eben deshalb nannte ich dieſen dritten und letzten Schritt in der höhern Naturwiſſenſchaft nur einen halben; weil es nur ein Anfang iſt, der noch keinen ganz feſten Grund und Boden in dem Urtheile der Welt gewonnen hat, und wo auch mehrere mögliche Abwege neben dem rechten und graden Wege ſich zeigen. Dieſen einzigen graden Weg, den gleich Anfangs erwähnten höhern Maaßſtab der richtigen Beurtheilung, als leitende Richtſchnur für dieſe Sache, kann die Philoſophie nirgend ſuchen und finden als in jenem göttlichen Schwerdte des Geiſtes, welches bis ins innerſte Mark des Lebens eindringt, Geiſt und Seele ſcheidet, und auch die Geiſter zu unterſcheiden lehrt. Sollte noch ein andrer Maaßſtab, und eine höhere Richtſchnur dafür verlangt oder aufgeſtellt werden, ſo muß ich dieſes Andern überlaſſen, die vielleicht mehr davon wiſſen, oder vollgültiger darüber entſcheiden können. Der geiſtige Kampf ſelber aber läßt ſich ohnehin nicht länger umgehen noch vermeiden; möchte man darin nur die heilige Schrift zum Führer nehmen, welche ohnehin das ganze Leben und jeden wichtigen Moment deſſelben als einen Kampf gegen die unſichtbaren Mächte betrachtet; ſo wie ſie überall ſtillſchweigend vorausſetzt, oder ausdrücklich andeutet, daß man in der Sinnenwelt nichts anders ſehen ſoll, als eine faſt durchſichtige, und ohnehin ſo leicht vergängliche Decke der Geiſterwelt. Dem erſten unter den feindlichen Geiſtern aber legt ſie eine ſo große Macht in der Schöpfung bey, daß ſie ihn den Fürſten, ja einmahl ſelbſt den Gott dieſer Welt nennt, den Beherrſcher der großen Gewalten und Kräfte in ihr, und damit man nicht etwa denke, daß dies bloß bildlich, von der ſittlich verderbten Menſchenwelt zu verſtehen ſey, ſo werden dieſe geiſtigen Kräfte an andern Stellen ausdrücklich als die Elementargewalten der Natur, dieſer aus Finſterniß und Licht gemiſchten, zwiſchen Leben und Tod noch kämpfenden Luft, in dieſer finſtern planetariſchen Welt bezeichnet. Der Aufſchluß über das Ganze aber dürfte in dem einfachen Ausſpruche liegen: daß der Tod durch die Sünde in die Welt gekommen iſt. So wie nun der Tod durch den Abfall des Erſten Menſchen, der nicht zum Tode erſchaffen, und urſprünglich nicht zum Tode beſtimmt war, ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht fortgeerbt hat; auf gleiche Weiſe iſt durch den früher vorangegangenen Abfall desjenigen, welcher zuvor der Erſte und Herrlichſte unter allen erſchaffenen Geiſtern geweſen war, der Tod auch in das ganze Weltall gekommen, der ewige Tod nähmlich, deſſen Feuer unauslöſchlich iſt. Darum heißt es dann: Finſterniß lag auf dem Abgrunde, und auch die Erde war wüſte und leer, als die bloße Grabesdecke jenes ewigen Todes; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer, und darin lag der erſte Lebenskeim der neuen Schöpfung. — Hierin liegt nun der große Unterſchied zwiſchen aller heidniſchen Naturphiloſophie, und einer göttlichen, d. h. einer in Gott erfaßten Erkenntniß der Natur, ſo wie der eigentliche Schlüſſel für die letzte.

Wird das dynamiſche Spiel der lebendigen Kräfte in der Natur, die allerdings ein Lebendiges iſt, und ein Leben in ſich hat, aber nicht aus ihr ſelbſt, wird dieſer dynamiſche Wechſel zwiſchen Leben und Tod, bloß als Thatſache, und ohne daß ein Höheres hinzukommt, aufgefaßt und bleibt man dabey ſtehen; dann iſt es eben immer nur daſſelbe Eine, allgebährende und allverſchlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer, es mag dieſes nun dichteriſch wie in der Mythologie oder in den wiſſenſchaftlichen Formeln der Phyſik ausgedrückt werden. — Ganz anders aber verhält ſich die Sache, wenn dieſe große Natur-Pyramide nur auf der Grundlage des ewigen Todes auferbaut wurde. Dann iſt die ganze Creatur dieſer irdiſch planetariſchen Sinnenwelt nur ein anfangendes Leben, was, ſo lange die Pyramide noch unvollendet, noch nicht fertig iſt, theilweiſe immer wieder in den Tod zurückſinkt; in den wirklichen Tod, oder auch in Krankheiten und Gebrechen mannichfacher Art, welche nur eben ſo viele Todeskeime oder Anfänge des Todes ſind. Dann iſt die Natur ſelbſt nichts andres als die Stufenleiter der Auferſtehung, welche aus dem Abgrunde des ewigen Todes Schritt vor Schritt hinaufführt zu dem Gipfel des Lichts in der himmliſchen Verklärung oder vielmehr hinaufgeführt wird. Denn in dieſem Sinne iſt es nicht einmahl möglich, ſich die Natur auch nur zu denken, ohne die göttliche Hand, welche jene Pyramide erbaut hat und das Leben aus dem Tode durch dieſe Stufenleiter hinauf führt. — Nun erklärt es ſich auch, warum der ſchlummernde Zuſtand der

Natur ſo weſentlich, das beſtändige Dahinſinken in den Schlaf, der uns dem Tode ſo nahe verwandt ſcheint, der eigentliche und eigenthümliche Charakter der Natur iſt. Aber ſo wie das freſſende Feuer des Todes in den höheren Stufen des organiſchen Lebens ſchon mehr beſiegt und gefeſſelt erſcheint, zur erquickenden Lebenswärme hinaufgeſteigert oder gemildert: ſo iſt auch der Schlaf nur der ſchon halb und halb verklärte Zwillingsbruder des Todes und ward ſelbſt von den Völkern des Alterthums, als ein ſolcher und als ein lieblicher Geiſterbote der unſterblichen Hoffnung bezeichnet; und was für ſie nur ein dichteriſch ſchönes Bild geweſen, das iſt für uns zur höchſten Wahrheit geworden. — Darin liegt nun das höhere Verſtändniß des Lebens, daß es nicht bloß als ein dynamiſches Spiel der wechſelnden Kräfte, ſondern ganz geſchichtlich in ſeiner Entwicklung als ein erſt anfangendes, immer noch in den Tod wieder zurückſinkendes, zum Schlummer hinneigendes, langſam durch alle die Stufen zum Lichte hinauf ſich erhebendes, oder vielmehr hinauf erhobenes und liebevoll geführtes betrachtet wird. — Jene unter dem ungeheuren Grabesſteine der äußerlich ſichtbaren Natur ſchlummernde Seele aber, die uns doch nicht ganz fremd und halb und halb verwandt erſcheint, iſt getheilt zwiſchen der trüben und ſchmerzvollen Erinnerung des ewigen Todes, aus welchem ſie ihren Anfang nahm, und zwiſchen den einzelnen Lichtblumen, die auf jenem dunkeln Grunde dazwiſchen mit eingeflochten ſind, als eben ſo vielen lieblichen Ahndungen himmliſcher Hoffnung; indem dieſe irdiſche Natur, wie die h. Schrift ſagt, zwar der Nichtigkeit unterworfen iſt, doch ohne ihren Willen und ohne ihre Schuld, alſo auf Hoffnung Deſſen, der ſie dahin geſtellt hat; auf die

Hoffnung, daß auch ſie frey werden und Theil haben ſoll an der allgemeinen Auferſtehung und vollendeten Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, über welche auch der Tod und die Natur erſtaunen werden; welchem letzten großen Schöpfungstage der Zukunft auch ſie ängſtlich ſeufzend und mit der tiefſten Sehnſucht entgegen harrt.

Fünfte Vorleſung.

Von der Seele des Menſchen im Verhältniß zu Gott.

Wenn die Natur nicht bloß als ein endloſes Spiel lebendiger Kräfte und der dynamiſche Wechſel derſelben aufgefaßt wird, wie in der heidniſchen Naturphiloſophie, ſondern vielmehr wahrhaft im Ganzen und im Zuſammenhange dieſes Ganzen betrachtet wird; von dem erſten Urſprunge, auf welchem ſie auferbaut iſt, bis zu dem letzten Ziele, welches ihr Gott zu erreichen beſtimmt hat; nach der göttlichen d. h. der auf Gott ſich beziehenden und gründenden Erkenntniß der Natur: ſo erſcheint in dieſer Betrachtungsweiſe die Natur zuerſt als eine Brücke, die über den Abgrund des ewigen Todes und der ewigen Nichtigkeit ausgeſpannt iſt. Allerdings zeigt ſie ſich, dieſem Urſprunge oder dieſer Begründung auf dem ewigen Tode gemäß, zunächſt als ein Haus der Verweſung, welcher Charakter ihr auch noch in der Folge und weiter hinauf bis auf einen gewiſſen Grad verbleibt. Dieſes Haus der Verweſung wird alsdann durch die Allmacht des gütigen Schöpfers in eine Werkſtätte der Wiedergeburth umgewandelt und endlich zu einer Stufenleiter der Auferſtehung erhoben, welche von Stufe zu Stufe, bis zum höchſten Gipfel der irdiſchen Verklärung, an welcher auch der Natur verheißen iſt, mit Antheil zu nehmen, hinanſteigt oder vielmehr hinaufgeführt wird. — Dieſes war der Gegenſtand der vorigen Betrachtung, und es ſchließt ſich nun ganz natürlich die Frage an, ob ſich dann nicht auch für die Seele des Menſchen, welche, obwohl der mütterlichen Erde und der Natur überhaupt mannichfach verwandt, doch viel höher ſteht und vielmehr ihrer anerſchaffnen Würde nach, als der Gipfel und die Krone der irdiſchen Schöpfung betrachtet werden muß, ein ähnlicher Stufengang der Erhöhung bezeichnen ließe, wie ſie aus den Tiefen des vergänglichen Daſeyns und der innerlichen Nichtigkeit ſich allmählich mehr zu Gott erheben, ſich ihm annähern und ganz mit Ihm vereinigt werden, oder doch wenigſtens in bleibender guter Harmonie mit den höheren Kräften der reinen und göttlichen Region verbunden ſeyn konnte? Und dieß wird der Inhalt dieſer gegenwärtigen Betrachtung ſeyn, in welcher ich dieſen Gegenſtand aber mehr nur von der pſychologiſchen Seite, nähmlich mit Beziehung auf die Theorie des Bewußtſeyns ſuchen werde ins Licht zu ſetzen; da die moraliſche Erörterung dieſes Gegenſtandes, wenn ich ſie nicht ohnehin als bekannt vorausſetzen dürfte und müßte, überdem auch einem andern Gebiete angehört. — Die erſte Bemerkung, welche ſich hier dem Nachdenken natürlich darbietet, iſt wohl die, daß die Seele mit dem Einen Weſen, welches in ſich ſelbſt lauter Harmonie iſt, und auch den Grund und die Quelle der Einheit aller andern von ihm abhängigen Weſen in ſich hat, unmöglich Eins ſeyn oder zu einem harmoniſchen Verhältniß mit ihm gelangen kann, wenn ſie nicht zuvor mit ſich ſelbſt Eins iſt. Dieſes iſt aber an ſich ſo wenig der Fall, daß vielmehr das menſchliche Bewußtſeyn, ſo wie es wirklich iſt, als zuſammengeſetzt aus lauter unendlichem Zwieſpalt ſich darſtellt. Vierfach, ſagte ich, iſt das menſchliche Bewußtſeyn; und jene vier entgegenſtehenden

Art erreicht zu haben. Die didaktiſche Gattung iſt ihr Stolz und ihre Zierde; ſie iſt ihr originellſtes Erzeugniß, weder aus verkehrter Nachahmung noch aus irriger Lehre erkünſtelt, ſondern aus den verborgnen Tiefen ihrer urſprünglichen Kraft hervorgegangen.

Der große Umfang des Charakteriſtiſchen in der ganzen Kunſtbildung der Modernen offenbart ſich aber auch in den andern Künſten. Giebt es nicht auch eine ſolche charakteriſtiſche Mahlerey, deren eigentliches Intereſſe und weſentlicher innerer Zweck weder künſtleriſch noch bloß hiſtoriſch, ſondern rein phyſiognomiſch, alſo philoſophiſch, deren Behandlung aber nicht durchaus hiſtoriſch, ſondern mehr idealiſch iſt? Es übertrifft dieſelbe ſogar an poſitiver Beſtimmtheit in der individuellen Nachbildung, die Poeſie ſo unendlich weit, wie ſie ihr an Umfang, Zuſammenhang und Vollſtändigkeit nachſteht. Selbſt in der Muſik hat die Charakteriſtik und Mahlerey der äußern Gegenſtände und höchſt individuellen Eindrücke ganz gegen die Natur dieſer Kunſt überhand genommen. Auch in der Schauſpielkunſt herrſcht das Charakteriſtiſche unumſchränkt. Ein mimiſcher Künſtler muß an Körper und Geiſt gleichſam eine wunderbare Art von Proteus in ſeiner Darſtellung ſeyn, um ſich ſelbſt in jede Manier und jeden Charakter und andre Perſonen, bis auf die allerfeinſten Züge umwandeln zu können. Darüber wird die Schönheit vernachläſſigt, der Anſtand oft beleidigt, und der mimiſche Rhythmus vollends ganz vergeſſen, durch welchen bey den Alten das hohe Schöne in der rhythmiſchen Bewegung des kunſtreichen Tanzes mit dem bloß nachahmenden und leidenſchaftlichen oder mimiſchen Beſtandtheile der Schauſpielgen, kann auch nur ein negatives Kennzeichen des Unterſchieds etwa im Gegenſatz mit den vernunftloſen Thieren abgeben. Vollſtändiger umfaſſend, tiefer eingreifend und zugleich genauer bezeichnend, können wir aber jetzt in der gleichen Beziehung und dem gleichen Sinne ſagen: Die Hoffnung iſt das innerſte Weſen des Menſchen und die am meiſten charakteriſtiſche Eigenſchaft deſſelben.

Hier in der heiligen Hoffnung, iſt die wunderbare Seelenblume der Sehnſucht nun ſchon zur vollen und herrlichen Frucht gediehen. Sieht man auf das Ziel, welches erreicht werden ſoll, ſtellt man ſich in Gedanken neben dieſes: ſo erſcheint die Liebe als das Höchſte unter den Dreyen; denn die Hoffnung hört auf, wo die Erfüllung eintritt, an die Stelle des Glaubens tritt das Schauen; aber die Liebe bleibt ewig. So lange man aber noch nicht am Ziele iſt und noch auf dem Wege dorthin begriffen, muß vielmehr die Hoffnung als das Wichtigſte betrachtet werden; denn ſie iſt die nährende Lebensflamme des Glaubens wie der Liebe und alles höheren Daſeyns. Es iſt die heilige Hoffnung die innere Fruchtbarkeit und Befruchtung der unſterblichen Seele durch den göttlichen Geiſt der ewigen Wahrheit und der lichte Mittelpunkt und Brennpunkt der Gnade, in welchem die finſter und zwieſpaltig gewordne Seele wieder hell und mit ſich ſelbſt und mit Gott einig wird.

Sechste Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Natur; und von dem Verhältniß der Natur zu jenem Leben und zur unſichtbaren Welt.

Wenn von dem innern Weſen der Gottheit ſelbſt die Rede iſt: ſo kann daſſelbe gar nicht hoch und erhaben genug hingeſtellt werden, als welches keine Begriffe und keine Gedanken ganz zu erfaſſen vermögen, und welches keine Worte hinreichend ſind, irgend vollſtändig zu ſchildern oder genügend auszudrücken. Die Einwirkung Gottes in ſeiner Schöpfung dagegen, die führende Hand ſeiner höheren Leitung im Laufe dieſer irdiſchen Welt kann man ſich nicht einfach genug, nicht leicht zu natürlich und liebevoll annähernd denken, nach jenem Princip der göttlichen Herablaſſung, welches mir in der letzten Betrachtung zum Stützpunkte diente. Anerkannt wird dieſes im Allgemeinen wohl auch, aber bey weitem noch nicht hinreichend genug; man macht es ſich nicht klar, was alles darin liegt und daraus folgt und ſich entwickelt, und man fällt immer wieder allzu gern in den hochtrabenden und feyerlichen Ton, da doch die Stimmung des kindlichen Gefühls hier vielmehr die rechte und allein angemeßne wäre, um das Verhältniß des liebevollen Schöpfers zu ſeiner Schöpfung und beſonders auch zu dem Menſchen ſo einfach und natürlich aufzufaſſen, als es wirklich iſt. Ich ſagte, natürlich; weil es allerdings in der Natur der Sache liegt, daß, wenn Gott einmahl freye Weſen, wie den Menſchen, hat erſchaffen wollen, er ihnen wohl alles geben, ſie beſtändig im Auge halten, ihnen überall eine hülfreiche Hand bieten kann. Aber von Zeit zu Zeit wird er auch wieder die führende Hand gleichſam zurückziehen, ſie auf einen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen; denn ſonſt würden ſie eben aufhören, frey zu ſeyn. Es iſt damit ungefähr, wie wenn eine Mutter ihr Kind will gehen lernen: ſie wird es erſt ſorgſam und gut ſtellen, auch den Boden vorher unterſuchen, ob er nicht zu hart iſt, und das Kind, wenn es etwa doch fallen ſollte, allzu großen Schaden nehmen konnte. Sie wird es noch eine Weile halten, aber endlich läßt ſie es doch los, und tritt einige Schritte zurück, ob das Kind wohl ſchon auf eignen Füßen zu ihr kommen wird. Daß ſie auch jetzt noch aufmerkſam beſorgt zuſieht und gleich herbey eilen würde, ſobald das Kind wirklich doch fallen ſollte, iſt überflüſſig hinzu zu fügen. Dieſes ungefähr, oder doch ganz ein ähnliches und eben ſo einfaches iſt das Verhältniß Gottes nicht bloß zu dem einzelnen Menſchen, ſondern auch zu dem Menſchengeſchlechte im Ganzen genommen; in der höheren Führung und göttlichen Erziehung deſſelben, welche eben ſo gut ihre Stufen und ihren natürlichen Stufengang der Entwicklung hat, wie ein ſolcher in der menſchlichen Erziehung zum Grunde gelegt, und wie er auch in den Bildungen der Natur beobachtet wird. — Vorausgeſetzt, daß Gott nicht bloß freye und reine Geiſter, ſondern daß Er auch eine Natur erſchaffen wollte, und daß Er es ſo gewollt hat, iſt eine Thatſache, die wir vor Augen ſehen; wenn Er alſo nebſt der Geiſterwelt auch eine Natur wirklich erſchaffen hat, d. h. eine lebendige, fruchtbare Kraft, die ſich nun weiter entwickeln und fortpflanzen ſoll; ſo kann und darf dieſe Natur zwar nicht als ſelbſtſtändig betrachtet werden, da ſie nicht aus ſich ſelbſt anfangen konnte; und ſie würde ſich auch nur als eine blinde Kraft bewegen und als ſolche bloß zerſtörend und verwüſtend äußern, wenn ihr der gütige Schöpfer nicht auch das lichte Ziel vorgeſteckt hätte, wohin ihre Kraft endlich hinauf gelangen ſoll. Sie iſt auch nicht frey wie der Menſch, ſie iſt aber auch kein todtes Uhrwerk, das, wenn es einmahl aufgezogen iſt, ſo lange mechaniſch anſchlägt, bis es wieder abgelaufen iſt. Es iſt ein Leben in ihr, und wenn einige abſtracte und oberflächliche Denker dieß nicht erkannt oder es ausdrücklich geläugnet haben: ſo iſt das allgemeine Menſchengefühl dagegen fortwährend im Widerſpruch. Man fühlt es wohl, wie in dem Baum, der ſich mit allen ſeinen Zweigen und Aeſten, Blättern und Blüthen in der freyen Luft hin und her bewegt, ein Leben rauſcht und er ein Lebendiges ſey, im Vergleich mit jener noch ſo künſtlich eingerichteten, aber dennoch todten Uhr. Grade die tiefere Naturwiſſenſchaft erkennt es wohl und zeigt uns, daß z. B. auch in den Pflanzen ein Schlaf iſt, eine wahre Befruchtung und Erzeugung, wie bey den Thieren, obwohl in andrer Weiſe. Ja die Natur ſelbſt iſt im Ganzen auch ein ſolcher Lebensbaum, deſſen Blätter und Blüthen ſich immerwährend entfalten, und Nahrung einſaugen aus der balſamiſchen Himmelsluft, deſſen Aeſte ſich regen und bewegen, wo der Saft aus der tief verborgnen Wurzel in den Stamm empor ſteigt, und in deſſen Krone die unſichtbaren Mächte hin und wieder rauſchen. Eine ſeichte und oberflächliche, ja eine grundfalſche Naturwiſſenſchaft iſt diejenige, welche die ganze Natur mit allen Wundern der Herrlichkeit, die ihr der Schöpfer verliehen hat, wirklich nur als ein todtes Uhrwerk betrachtet, wo dann der Schöpfer ſelbſt auch in dieſem Syſtem bloß als ein groſſer mechaniſcher Künſtler erſcheint, dem allerdings unendliche Kräfte zu Gebothe ſtehen; wo Er aber, wenn das alles nur todt wäre, und aus lauter Todtem zuſammengeſetzt, doch nur wie ein allmächtiger Uhrmacher hingeſtellt würde, wenn man einen ſo widerſinnigen Ausdruck ſich erlauben darf, um das Verkehrte einer ſo widerſinnigen Anſicht recht treffend zu bezeichnen. Sollen wir aber einmahl nach unſerer Beſchränktheit, ſo geringe und faſt kindiſche vom Menſchen hergenommene Gleichniſſe auf den Schöpfer der Natur anwenden: ſo wollen wir Ihn noch lieber einem allwiſſenden Gärtner vergleichen, der aber die Bäume und Blumen, die Er pflanzt, ſelbſt erſchaffen hat, und auch den guten Boden dazu ſelbſt gegründet, und auch die Frühlingsluft und den erquickenden Thau und Regen und den Sonnenſchein ſelbſt herbey ſchafft, als daß wir Ihn einem ſolchen todten Maſchinenkünſtler gleichſtellen.

Wenn nun ein Leben in der Natur iſt, ſo iſt auch eine lebendige Entwicklung in ihr, wie es der Augenſchein lehrt und das allgemeine Menſchengefühl ſo dafür annimmt; und ein gleichmäßiger Gang in der Entwicklung dieſes Lebens, eine innere Regel der Bewegung. Freylich iſt nicht bloß der Anfang und das Ende der Natur dem Schöpfer vorbehalten, auch in der Mitte und überall, kann der Wille des Allmächtigen eingreifen, wo und wann und wie Er will. Er kann dieſe natürliche Entwicklung plötzlich ſtill ſtehen machen, den Lauf der Natur anhalten, oder auch das, was früher ſtill ſtand oder todt war, plötzlich erwecken und neu beleben, überhaupt aber die Geſetze der Natur ſuſpendiren, oder auch einen unmittelbaren Griff hinein thun, und einen einzelnen höheren Act, als Ausnahme von dem Naturgeſetz dazwiſchen treten laſſen: denn wie im bürgerlichen Leben, wer die Geſetze gegeben hat, auch für einen einzelnen Fall davon nachlaſſen, oder eine beſondere Ausnahme darin verfügen kann, eben ſo iſt es ganz einfach auch hier. — Dieſes einzeln und Stellenweiſe ſich vorfindende Einwirken einer höheren Kraft und Eingreifen derſelben in die Ordnung der Natur iſt es ja eben, was den Begriff der Wunder begründet und bildet, deren Möglichkeit im Allgemeinen der geſunde und natürliche Menſchenſinn ſich wohl nie beykommen läßt, zu läugnen. Wenn es aber nicht Ausnahmen wären und bloß als ſolche, als Ausnahmen gedacht würden von dem gewöhnlichen Gange der Naturgeſetze: ſo wären es eben keine Wunder, und fiele der ganze Begriff wieder hinweg. Wohl muß man hiebey bemerken, daß dieſe wunderbaren Ausnahmen von den Naturgeſetzen nicht immer geradezu „gegen“ die Natur zu ſeyn brauchen; aber „über“ die Natur, und über den natürlichen Maaßſtab derſelben hinausgehend, ſind ſie immer. Ausnahmen alſo ſind es, wobey auch der natürliche Lauf und Ablauf der lebendigen Entwicklung im Ganzen fortbeſteht; wie es der Weisheit des irdiſchen Schöpfers gemäß iſt, ſo lange dieſe irdiſche Natur einmahl fortbeſtehen ſoll und bis ihre Endzeit gekommen ſeyn wird, dieſelbe in der einmahl vorgeſchriebenen Ordnung durch ſeine Allmacht zu erhalten. — Man könnte dagegen ſagen, ſo iſt es im Grunde genommen einerley; die Naturgeſetze kommen eben ſo gut vom Schöpfer her, als die Ausnahmen, die man Wunder nennt, und auch jene Geſetze ſind höchſt wundervoll. Dieſes iſt ganz wahr und eben darum ſoll auch der Menſch nicht eigentlich wunderſüchtig ſeyn, aber es bleibt doch ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen einer unmittelbaren Einwirkung, oder aber ob der Schöpfer eine lebendige Kraft hervorbringt, dieſem erſchaffnen Weſen ein inneres Geſetz der Entwicklung einpflanzt, die weitere Entwicklung ſelbſt aber dann dieſer Kraft in ihrem eignen Gange überläßt. Wenn ein ſolches Weſen, wie dieſe irdiſche Natur, von gemiſchter Beſchaffenheit iſt, gemiſcht aus einem Princip der Zerſtörung und einer Kraft der fruchtbaren Entwicklung und Fortbildung, wenn ihr Leben ein beſtändig mit dem Tode ringendes iſt: dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß nur durch dieſelbe Hand, welche ſie zuerſt gebildet und ihr das Geſetz gegeben und die Ordnung vorgeſchrieben hat, auch die beſſere und göttliche Ordnung in ihr erhalten werden und der Fortbeſtand der organiſchen Entwicklung des Ganzen, gegen die beſtändig wieder zum Ausbruch ſich vordrängende elementariſche Zerſtörung geſichert und dieſe letzte zurückgehalten werden kann. Geſchieht das letzte einmahl nicht, wird die zerſtörende Kraft der wilden Elemente einmahl ganz los und frey gelaſſen, wie die Erde wohl die Spuren davon an ſich trägt, daß ſolches ſchon in vollem Maaße geſchehen iſt: dann wird eben dieſes auch als eine Ausnahme betrachtet, und aus höheren Gründen der göttlichen Zulaſſung erklärt; obwohl es in ganz anderer Art und Weiſe, als göttliches Strafgericht in der Natur, eine Ausnahme, und ein Wunder zu nennen iſt, als jene andern eigentlich ſo genannten Wunder, wo eine höhere Gotteskraft heilend oder belebend die Natur weit über den Gang ihrer eignen Entwicklung und über ſich ſelbſt hinaus hebt.

Auf dieſe Weiſe, glaube ich, muß man alles in der Natur auf den Schöpfer und Lenker der Welt beziehen, ſowohl nach dem Laufe ihrer gewöhnlichen Ordnung, als auch in den ungewöhnlichen Erſcheinungen und Spuren einer höheren, mehr unmittelbar göttlichen Einwirkung; gleichwohl aber dabey die Natur doch immer als eine lebendige Kraft mit dem Vermögen eigner Entwicklung betrachten. Die Natur iſt nicht frey wie der Menſch, mit bewußter und ſelbſt entſcheidender Wahl; aber wie alles Leben ſchon den Keim einer freyen Bewegung und Entwicklung in ſich enthält, wie in allem weiter entwickelten Leben ſchon ein noch ſchlummerndes Bewußtſeyn verborgen iſt und ſich zu regen anfängt: ſo iſt auch ein Anfang von Freyheit oder wenigſtens eine Vorbereitungsſtufe derſelben in der Natur wo nicht vollkommen ausgeſprochen, ſo doch wenigſtens angedeutet und kann dieſelbe in dieſer Beziehung mit Wahrheit als eine Vorhalle der Freyheit betrachtet werden, die dann endlich ſelbſt, in dem nach dem göttlichen Ebenbilde erſchaffenen Menſchen, als der Krone der ganzen irdiſchen Schöpfung, in vollem Maaße hervortritt. Von einer andern Seite betrachtet, iſt die Sinnenwelt überhaupt nur die verhüllende Decke der Geiſterwelt, das leicht bewegliche, beynah durchſichtige, überall bedeutſame Gewand der unſichtbaren Mächte. Von keiner Seite darf man die Natur als eigentlich ſelbſtändig, oder unabhängig von ihrem Schöpfer betrachten; nirgends alſo iſolirt und ohne Beziehung auf ein Höheres, überall aber als eine lebendige Kraft und als bedeutſam, zwiefach bedeutſam, von innen und von außen, worauf eben in jenem Gleichniß von dem auf beyden Seiten beſchriebenen Buch hingedeutet wird. Dieſe beyden Ideen von dem freyen Willen des Menſchen und von der lebendigen Entwicklung der Natur müſſen zum Grunde gelegt werden und als Stützpunkte dienen, wo irgend der Verſuch gemacht werden ſoll, auf die

Siebente Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in dem Reiche der Wahrheit; und von dem Kampfe des Zeitalters mit dem Irrthum.

Gott iſt ein Geiſt der Wahrheit, und in dem Reiche der Wahrheit iſt auch die göttliche Ordnung, und das darin waltende Geſetz der ewigen Weisheit, mit beſonderer Klarheit hervorleuchtend; mehr oder deutlicher als in der für uns mehrentheils noch halbdunklen, oder doch höchſtens nur helldunklen, aus Licht und Finſterniß gemiſchten Region der Natur. Der Menſch aber, mitten in die Natur hingeſtellt, aus dem Leim der Erde gebildet, als der erſtgebohrene Sohn, oder der irdiſche König der Natur, iſt auch von dieſer Seite ein Naturweſen; ſelbſt in der Empfänglichkeit für die höhere Wahrheit, iſt er an einen ähnlichen Stufengang der natürlichen Lebensentwicklung gebunden; der nicht gewaltſam unterbrochen, wo auch nicht willkührlich etwa eine Stufe überſprungen werden darf, ohne daß ein ſolcher naturwidriger Gang ſich durch die nachtheiligſten Folgen beſtraft. Schon in der Erziehung zeigt ſich dieß, nach den natürlichen Stufen der verſchiedenen Lebensalter. Dem Knaben, der ohnehin bey glücklichen Anlagen einen offnen Sinn hat zum Lernen, wenn es ihm in der rechten und lebendigen Form dargebothen und eingepflanzt wird, ſucht man den Sinn noch mehr zu öffnen, zu üben, zu ſtärken, zu nähren und durch das rechte Maaß von geiſtiger Nahrung immer mehr zu entwickeln. Von der ſittlichen Seite wird ſich hier die Erziehung mehr nur darauf beſchränken, gute Gewohnheiten zu gründen und verderbliche Angewöhnungen oder ſchädliche Anſteckung ſorgſam entfernt zu halten. Von Grundſätzen und Geſinnungen kann bey dem noch zu weichen Sinne kaum die Rede ſeyn; anders aber iſt es ſchon bey dem Jüngling, denn wenn hier nicht neben der weitern wiſſenſchaftlichen Ausbildung zugleich durch Geſinnungen und Grundſätze auch der ſittliche Charakter befeſtigt wird; ſo iſt dieſes für immer verſäumt, und wird es ſchwerlich noch jemahls in der Folge geſchehen. Hat dieſe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung aber ihr Ziel erreicht; dann erſt wird der junge Mann, deſſen Geiſt nun anfängt ſich freyer zu regen und mündig zu werden, in das volle Licht der Wiſſenſchaft, oder auch in das äußere wirkliche Leben hinaus und an den Prüfſtein der Erfahrung herangeführt.

Auch im Großen und ſelbſt in der geſchichtlichen Entwicklung und im Gange der Zeiten wird eben dieſe Stufenfolge bemerkt; und das ſind überall die wirklichen Stufen des Bewußtſeyns für den Menſchen, wie er jetzt iſt. Erſt muß der Sinn angeregt und geöffnet werden; dann muß die Seele auf das Gute und Göttliche hingelenkt, es muß daſſelbe nicht bloß mit dem erſten Blick des Erſtaunens ergriffen, ſondern mit dem vollen Gefühl und inniger Liebe dafür, in die Seele gepflanzt und feſtgeſchloſſen, und dieſe ganz damit erfüllt, und eben dadurch neu erregt und dann auf das rechte Ziel bleibend, und für immer hingewendet werden, und nun erſt kann der freye Geiſt, die göttliche Wahrheit ſelbſt ergreifen, lebendig nach dieſer Erkenntniß wirken und handeln, je nach dem Stand kunſt zu einem vollſtändigen Ganzen derſelben vereinigt ward.

Was war nun wohl natürlicher, bey dieſer ganzen Beſchaffenheit der modernen Kunſt, als daß das lenkende Princip auch das geſetzgebende und daß das philoſophiſche Intereſſe letzter Zweck der Poeſie ward? Der iſolirende Verſtand fängt damit an, daß er das Ganze der Natur trennt und vereinzelt. Unter ſeiner Leitung geht daher die durchgängige Richtung der Kunſt auf treue Nachahmung des Einzelnen. Bey höherer intellektueller Bildung wurde alſo natürlich das Ziel der modernen Poeſie, originelle Eigenthümlichkeit und die bloß ſubjektive Schönheit des geiſtig Intereſſanten. Die nackte Nachahmung des Einzelnen iſt aber eine bloße Kopiſtengeſchicklichkeit, und keine freye Kunſt. Nur durch eine idealiſche Stellung wird die Charakteriſtik eines einzelnen und individuellen Weſens zum philoſophiſchen Kunſtwerk. Durch dieſe Anordnung muß das Geſetz des Ganzen aus der Maſſe klar hervorgetreten, und ſich dem Auge leicht darbieten; der Sinn und Geiſt, der ganze innre Zuſammenhang des dargeſtellten Weſens, muß aus ihm ſelbſt hervorleuchten. Auch die charakteriſtiſche Darſtellung kann und ſoll daher im Einzelnen das Allgemeine darſtellen; nur iſt dieſes Allgemeine, das Ziel des Ganzen und das Princip der Anordnung der Maſſe, nicht allgemein dichteriſch, ſondern im engern Sinne didaktiſch. Aber ſelbſt die reichhaltigſte philoſophiſche Charakteriſtik iſt doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verſtand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die ſtrebende Vernunft nie befriedigt. Der Inſtinct der Vernunft punkte in der groſſen Gotteswelt, der ihm angewieſen und auf den er geſtellt iſt. — Dieſe Ordnung kann nicht überſchritten, und keine dieſer Stufen kann überſprungen werden. Wenn nicht zuerſt der Sinn angeregt und geöffnet iſt, ſo wird man ſich vergeblich bemühen, das Herz zu gewinnen und zu befeſtigen, oder die Seele zu der ewigen Sonne der göttlichen Wahrheit wieder zurück zu wenden. Und darum ſieht man in der Welt und in der Zeit ſo viele ſittliche Beſtrebungen im Groſſen und im Kleinen unwirkſam und ohne Erfolg bleiben, weil es an dem vorangehenden Lichte der erſten Stufe und erſten Erleuchtung fehlt, durch welches nur erſt die Aufmerkſamkeit geweckt, der Sinn erregt, das Auge geöffnet werden ſoll. Wird hingegen das volle Licht des Geiſtes mitgetheilt und errungen, während die Seele noch finſter geblieben iſt, und in ihren üblen Gewohnheiten feſtklebt, ohne irgend eine höhere Erhebung: ſo wird zwar hier nicht derſelbe Fall eintreten, wie bey dem fehlerhaften Überſpringen der erſten Stufe, daß das Ganze ohne Wirkung bleibt, und keinen Eindruck macht. Aber es wird die Wiſſenſchaft, während die ſittliche Seite des Menſchen noch ganz vernachläſſigt, roh oder verwildert und entartet bleibt, nur wie ein zerſtörendes Element wirken, es wird auf ſo ſchlechtem Boden ſelbſt das wahre Wiſſen in ein falſches Wiſſen umgewandelt werden, und je tiefer es erfaßt, je lebendiger und kraftvoller es ergriffen wurde, um ſo ſchädlicher, verderblicher und zerſtörender wird es wirken. — Man braucht die Beyſpiele und Belege, wie ſchädlich eine zu ſchnell entwickelte wiſſenſchaftliche Aufklärung bey allgemein herrſchendem Sittenverderbniß und Verwirrung der die Völker erhaltenden Principien ſeyn kann, gar nicht bloß von unſerem

Zeitalter herzunehmen; ſie ließen ſich eben ſo gut auch ſchon früher aus der Geſchichte der Griechen und Römer welthiſtoriſch nachweiſen. Allein dieß liegt hier außer meinem Umkreiſe, und iſt nicht das Ziel, wo ich mit dieſer Betrachtung hinwill. Ich möchte hier vorzüglich nur darauf aufmerkſam machen, wie auch die ewige Weisheit, und das iſt eben die göttliche Ordnung in dem Reiche der Wahrheit, als das Thema meiner heutigen Betrachtung, denſelben allmählichen Stufengang der natürlichen Entwickelung des Bewußtſeyns, in der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts beobachtet; ſich darin der menſchlichen Schwäche oder Beſchränktheit und dem irdiſchen Bedürfniß liebevoll bequemend und anſchmiegend, nach eben jenem ſchon früher aufgeſtellten Princip der göttlichen Herablaſſung, welches überall in dem Wirken oder Einwirken Gottes auf die Welt und auf den Menſchen ſichtbar und bemerklich iſt. So geht oder ging alſo auch in der, den Menſchen durch höhere Fügung und aus der Quelle ſelbſt mitgetheilten Erkenntniß, eine erſte Erleuchtung des Sinnes voran, um das im Heidenthum für die einfache Wahrheit erblindete Menſchenauge nur erſt für den wahren Gott wieder zu eröffnen, bloß als Vorbereitung für die Zukunft; die zweyte Stufe der Offenbarung aber war oder iſt geweſen, eine Erleuchtung der Seele oder auch eine lebendige Erneuerung und gänzliche Umwendung derſelben aus dem Zuſtande der Verfinſterung, zu dem ewigen Lichte und der Sonne der Gerechtigkeit zurück; die dritte und letzte Stufe aber, oder die volle Erleuchtung des Geiſtes, obgleich auch dieſe ſchon in der zweyten anfängt und mit umſchloſſen liegt, ſo wie die zweyte in der erſten, in dieſer durchaus lebendigen Entwickelung des höchſten Lebens, welches eben das göttliche Licht des Geiſtes iſt; dieſe volle Offenbarung des Geiſtes alſo wird für das Ende und die letzte Zeit, als der Schluß und die Vollendung des Ganzen in der Offenbarung ſelbſt ausdrücklich beſtimmt und alſo bezeichnet.

Zwey allgemeine Bemerkungen muß ich noch voranſchicken, ehe ich die göttliche Ordnung in dieſem Gange der Offenbarung zur Erziehung des Menſchengeſchlechts weiter verfolge. Die erſte beſtehet darin, daß wenn Sinn, Seele und Geiſt hier als die Stufenleiter des Bewußtſeyns in aufſteigender Linie bezeichnet werden, nach der Empfänglichkeit deſſelben für die höhere Erkenntniß, Geiſtesbildung und Wahrheit überhaupt, ganz beſonders aber für die göttliche; der allgemeine Wahrheitsſinn, der dabey vorausgeſetzt und zum Grunde gelegt wird, alle die einzelnen Arten und Seiten oder Zweige deſſelben, die ſchon früher erwähnt worden, zuſammen umfaßt. Ich meyne der Gemeinſinn der geſunden Vernunft, dann der Naturſinn und der Verſtand, den ich als den Sinn für die Offenbarung des Geiſtes, oder den Geiſt der Offenbarung erklärte, und zwar jeder Offenbarung, nicht bloß der geſchriebenen, ſondern auch der geſchichtlichen; alle dieſe ſind mit umfaßt in jenem Einen und allgemeinen Wahrheitsſinn, und bilden denſelben eben in ihrer Zuſammenwirkung, indem in der beſondern Anwendung bald der eine, bald der andere mehr hervortritt; oder auch der Eine und allgemeine Wahrheitsſinn bald von dieſer, bald von jener Seite mehr in Anſpruch genommen wird, oder mitwirkend iſt. Auch jene innere Nachgiebigkeit, und innerliche Einwilligung, welche ich in dem Willen als den eigentlichen Gottesſinn nachzuweiſen verſuchte, gehört als ein weſentliches Stück und Beſtandtheil des Ganzen mit zu dem allgemeinen Wahrheitsſinn; denn daß der entgegengeſetzte Fehler, daß Eigenſinn und Starrſinn ein vorzügliches Hinderniß des Guten auch in der Erkenntniß, und in der Anerkennung der Wahrheit ſind, das lehrt die Erfahrung ſchon aus den erſten Anfangs-Epochen in der Erziehung. Aber auch in den höchſten methaphyſiſchen Gedanken-Syſtemen der größten Denker und Philoſophen, tritt dieſer Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung noch als das herrſchende Princip, als das größte Hinderniß der Wahrheit, und die fruchtbare Quelle des Irrthums hervor. Die zweyte Bemerkung, welche noch zu machen war, geht dahin, daß dieſer natürliche Stufengang in der lebendigen Entwicklung des Bewußtſeyns, nicht bloß in der ſittlichen Erziehung ſondern auch in der Empfänglichkeit für die hohe und göttliche Wahrheit, nur für den Menſchen, wie er jetzt iſt, gilt und in Anwendung kommt; wo nähmlich der Sinn nicht ſchon von Anfang an offen und licht iſt, wo die Seele nicht etwa ſchon rein und frey iſt, ſondern erſt aus der Finſterniß erweckt und zurückgeführt werden muß. Nichts hindert dagegen anzunehmen, vielmehr ſpricht alles dafür, daß die älteſte Offenbarung des Menſchengeſchlechts, die Erleuchtung welche dem Erſten Menſchen zu Theil ward, und ihm als ſein himmliſches Erbtheil auf die Erde mitgegeben wurde, eine volle Erleuchtung des Geiſtes geweſen ſey; denn ſein Sinn war offen und hell, ſeine Seele noch unverdorben, rein und frey, beyde zu Gott hingewendet, und mit der Natur Eins und verbunden, um die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes ganz in ſich aufzunehmen. Es iſt ein Irrthum und Mißverſtand, wenn man annimmt oder ſich einbildet, daß dieſe Reinheit und Unſchuld, eine Unwiſſenheit geweſen ſeyn, wie die eines Kindes oder des wilden Naturmenſchen. Der ganze Baum des vollen Lebens war ihm übergeben, und auch die Herrſchaft über die Natur, deren erſte Lebendigen Gott ihm unterordnete und zuführte, um ſie zu benennen, und über ſie zu beſtimmen; nur die Erkenntniß des Todes war ihm abſichtlich verdeckt, und alſo wohl auch das Daſeyn der böſen Geiſter verborgen, weil eben darin ſeine Prüfung beſtehen ſollte. Und ſo läßt ſich beydes vereinigen, ſowohl dieß höchſte Wiſſen im hellſten Lichte der Natur, welches von dem Erſten Menſchen in der heiligen Ueberlieferung aller Urvölker ſo ſtark angedeutet iſt; als auch dieſe Unwiſſenheit des Todes, die ihm ausdrücklich beygelegt wird. Auch würde er, wenn er das Gefühl Gottes nur lebendig und klar im Herzen behalten hätte, ſeinen Feind ſogleich erkannt und ihn eben dadurch auch beſiegt haben, und dann würde Er der Erlöſer der Natur geworden ſeyn, ſtatt daß er nun nachdem er dieſe Beſtimmung verfehlt hatte, ſelbſt eines Erretters bedurfte. Es iſt alſo dieſe erſte Offenbarung im Anfange, wie wir wohl annehmen dürfen, ſo wie es auch am Ende wieder ſeyn wird, eine volle Erleuchtung des Geiſtes geweſen, die aber bald wieder verfinſtert worden. So ſtellt ſich die Sache ebenfalls dar in der Sagen-Geſchichte aller Urvölker der alten Zeit, und dieſes iſt der lichte Faden, welcher aus dem allgemeinen Labyrinth der Sagen- und Sprachen- und Bilder-Verwirrung des älteſten Heidenthums, an den klaren Anfangspunkt der reinen Offenbarung Gottes zurückführt. Wie nun während der dritthalbtauſend Jahre, oder vier und zwanzig Jahrhunderte des erſten Weltalters durch die göttliche Verſehung und höhere Fügung jener Lichtfaden der urſprünglichen

Wahrheit doch immer im Stillen fortgeführt, und von Zeit zu Zeit erneuert worden iſt, dieſe an ſich höchſt anziehende Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in der Urwelt, liegt hier für jetzt noch außer unſerem Umkreiſe. Nachdem die Seelenfinſterniß einmahl eingetreten und allgemein herrſchend geworden war, der urſprünglich dem höheren Lichte offene Sinn, geſchloſſen und nun unter einem Chaos von wahren und falſchen oder halbwahren Bildern und Sinnbildern verdeckt und begraben lag, trat im vollen Maaße jenes Naturgeſetz der geiſtigen Entwicklung nach dem angegebenen Stufengange ein, wo zuerſt der erſtorbene Sinn wieder erweckt und geöffnet, dann die Seele gereinigt, erneuert und umgewendet werden muß, ehe beyde empfänglich ſeyn können, für die volle und höchſte Erleuchtung des Geiſtes; und nur dieſes Naturgeſetz im menſchlichen Bewußtſeyn, und in der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts, dieſen Stufengang der ihm beſtimmten und zugetheilten göttlichen Offenbarung nachzuweiſen, iſt hier meine Aufgabe.

Die erſte Stufe oder der erſte Abſchnitt deſſelben, beſtand darin, daß nachdem jene heidniſche Sagen- oder Mythen- und Bilderverwirrung den höchſten Grad eines ſo geradezu ſchon unheilbar gewordenen Uebels erreicht hatte, nun wenigſtens Ein Volk als Werkzeug für das Ganze ausgeſondert wurde, um ihm die Augen über den Abgrund des Irrthums, in welchem die ganze Welt verlohren lag, zu öffnen, und ſeinen Blick ausſchließlich auf die Zukunft zu richten. Viele Propheten wurden ihm geſendet, es wurde anfangs ganz von Propheten geführt und geleitet, und richtiger kann man den Charakter und die Geſchichte dieſes ſo beſondern Volkes unter allen

Bewußtſeyns einnimmt. Hier iſt zugleich ein Verſtehen nach gehörig genommener Sachkenntniß und das Unterſcheiden zwiſchen zwey Verſtandnen mit in dem Urtheile begriffen, und zugleich liegt darin ein Entſcheiden für den Willen; denn wenn gleich die wirkliche Ausführung, wenn ſogar das eigne, und wirkliche Wollen noch etwas davon verſchiedenes und abgeſondertes iſt: ſo liegt doch das erſte entſcheidende Motiv für den Willen in dem poſitiven Urtheil; es ſind alſo beyde Functionen des Geiſtes, das Verſtehen und das Wollen, in dieſer Einen des eigentlichen Urtheilens zugleich mit umfaßt; und wie die liebende Seele der Mittelpunkt des Bewußtſeyns, ſo iſt der urtheilende Geiſt, der höchſte Act in dem Ganzen deſſelben. — Es iſt in dem Buche der Wahrheit ein andrer Ausſpruch enthalten, der ſich ganz hierauf anwenden läßt; „Wer iſt gut?“ heißt es dort „Niemand iſt gut, als Gott allein.“ — So äußerſt ſtreng und rauh dieß Anfangs lautet, ſo findet es ſich doch bey einigem Nachdenken vollkommen gegründet. Der Menſch iſt nie ganz rein gut, ſondern immer noch fehlerhaft, und mit einigen Unvollkommenheiten vermiſcht. Geſetzt aber, es fände ſich ein Menſch, der nicht mehr dieſe Beymiſchung von Unvollkommenheit hätte, der ganz fehlerfrey und vollkommen gut wäre: ſo iſt er es doch nicht von Anfang an geweſen. Und wollte man ſagen, daß doch wenigſtens die guten Geiſter, welche ſo geblieben ſind, wie ſie erſchaffen waren, auch von Anfang gut geweſen: ſo ſind dieſe wenigſtens nicht aus ſich ſelbſt gut, ſondern daß ſie gut ſind, das haben ſie einzig von Gott, als der Quelle alles Guten. Ganz in dem gleichen Sinne könnte man auch ſagen: Wer urtheilt richtig? Niemand urtheilt richtig, außer Gott! Er iſt ſelbſt die Wahrheit, und hat auch allein den Maaßſtab der Wahrheit in ſich, und alle Wahrheit hat ihren Grund nur in Ihm. Ein jedes entſcheidende Urtheil in was immer für einer wichtigen Sache hat ſeinen Grund immer, unmittelbar oder mittelbar, in dieſer göttlichen Grundlage, und muß nach dieſem Maaßſtabe gewürdigt werden. Dieſes darf uns aber nicht auf eine falſche Weiſe ängſtlich machen; denn es wird niemahls von Gott etwas unmögliches gefordert, und wird alſo die Forderung immer ſchon nach dem Maaßſtabe der menſchlichen Beſchränktheit ſelbſt wieder bedingt. Ein gewiſſenhafter Richter, der nach den beſtehenden Geſetzen, nach der genaueſten Unterſuchung der vorliegenden Sache, ſo wie ſie ihm vorgeſchrieben iſt, nach der ſorgfältigſten Abwägung aller Gründe, dennoch hintergangen, oder durch ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden getäuſcht wird, iſt völlig tadelfrey, wenn er ein unrechtes Urtheil fällt, und z. B. das Unglück haben ſollte, einen Unſchuldigen zu verurtheilen. Obwohl es ihm für ſein Gefühl ſchmerzlich ſeyn muß: wer kann ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht allwiſſend war? Wer an der beſten und ſicherſten göttlichen Grundlage im Denken, Wiſſen und Glauben, die er irgend zu finden weiß, oder die ihm irgend gebothen wird, feſthält, der darf ruhig ſeyn; er hat alles geleiſtet, was in ſeinen Kräften ſtand. Nur wer ſchlecht anwendet, was er ſchon hatte, und was ihm gegeben war, hat als ungetreuer Haushalter die Rechenſchaft zu fürchten. Dieſe Beziehung aller richterlichen Ausſprüche, dieſe Begründung derſelben durch eine göttliche Autorität, iſt ein Begriff, der ſelbſt den republikaniſchen Völkern des heidniſchen Alterthums nicht fremd war, wie ſich dieß an der Art zeigt, in welcher ſie ſich über die unverbrüchliche Heiligkeit der Geſetze, und über die Unverletzlichkeit der oberſten richterlichen Gewalt ausdrücken, und an den Grundſätzen, die ſie auch praktiſch darüber aufſtellten. Sie ehrten hierin ein Höheres und Göttliches, wovon ſie in der Theorie keine ganz klare Erkenntniß hatten, was ſie aber nach einem richtigen Gefühl der geſunden Vernunft und des natürlichen Gewiſſens im wirklichen Leben ſehr genau zu unterſcheiden, und deutlich und feſt zu beſtimmen wußten. Für uns iſt es noch mehr eine allgemein anerkannte Lehre geworden, daß alle Obrigkeit und die Gewalt der Könige von Gott ſey; und daß aller Gehorſam gegen die Geſetze, und gegen die oberſte Staatsgewalt auf dieſer göttlichen Grundlage und Autorität beruhe. Und wenn man auch eine kurze Epoche hindurch alles in dem Staate auf die Vernunft und die unbedingte Freyheit derſelben hat gründen wollen: ſo hat ſich der Irrthum grade in der Erfahrung am meiſten als Irrthum gezeigt und durch die That ſelbſt widerlegt, und iſt man in der Theorie allgemein wieder zu dem Recht, und der göttlichen Autorität, als Grundlage der oberſten Staatsgewalt zurückgekehrt. Nur glaube ich, iſt es hier ſehr nöthig, ſorgfältig zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, in welcher Beziehung eigentlich der oberſte Staatsbeherrſcher Gottes Stelle vertritt. Die unbeſtimmten Titel der Vergötterung, wie ſie bey den morgenländiſchen Herrſchern üblich ſind, waren der abendländiſchen Sitte von jeher fremd. Allein wenn auch die unſerm Gefühl widerſprechenden Uebertreibungen vermieden werden, ſo iſt es noch nicht genug damit, wenn die Berufung auf die göttliche Autorität ſo ganz unbeſtimmt, und bloß im Allgemeinen auf Gott überhaupt geſchieht. Gott ſelbſt iſt uns ſo überhaupt genommen, jederzeit unbegreiflich; nur in ſeinem Einwirken auf uns, in ſeinem Verhältniß zu uns können wir uns ihn beſtimmt denken, und einen deutlichen Begriff von ihm faſſen, als Weltſchöpfer z. B. als Geſetzgeber der Natur, oder als Wohlthäter und Erretter des Menſchen u. ſ. w. Iſt nun z. B. der oberſte Staatsherrſcher ein Stellvertreter Gottes als Weltſchöpfer? Wer könnte das ſagen! Zwar beruht wohl die väterliche Gewalt des irdiſchen Erzeugers, und das allen Völkern gemeinſame Gefühl von der Heiligkeit der väterlichen Gewalt, auf einer äußerſt entfernten, faſt doch nur bildlich zu nehmenden Aehnlichkeit mit dem unſichtbaren Vater im Himmel; und allerdings kann auch die Herrſchaft eines wahrhaft väterlich geſinnten Monarchen, als eine erweiterte väterliche Gewalt über ſein ganzes Reich betrachtet werden; allein ſolche entfernte, wenn gleich ſinnvolle Analogieen bilden keinen beſtimmten Rechtsbegriff, worauf es doch hier ankommt. Wohl ruht in dem Volke, wenn es gütig und weiſe, das heißt eben väterlich regiert wird, eine gewiſſe wunderbare Naturkraft; von der Seite der productiven Arbeit nähmlich, der anwachſenden Cultur und Bevölkerung, ein gleichſam unerſchöpflich ſich vermehrender Seegen, wenn nähmlich die unglücklichen Zeiten dieſes nicht hemmen, und alles dieſes geſchieht nur, ſo lange das Volk der väterlich herrſchenden Hand mit liebevollem Vertrauen folgt; ſobald aber das Volk ſouverain ſeyn will, ſo verwandelt ſich jene große Naturkraft des Volks in ein furchtbares Element allgemeiner Verwüſtung. Fragen wir nun, in wie fern der oberſte Staatsbeherrſcher als Geſetzgeber, dem Geſetzgeber der Natur verglichen werden kann: ſo iſt auch hier der Unterſchied ſo groß, daß faſt alle Analogie verſchwindet.

ſtrebt ſtets nach in ſich ſelbſt vollendeter Vollſtändigkeit, und ſchreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und der Vollſtändigkeit iſt der Urſprung und Grund der zweyten Art der didaktiſchen Gattung. Dieſes iſt nur die eigentliche philoſophiſche Dichtkunſt, welche nicht nur den Verſtand, ſondern auch die Vernunft intereſſirt. Ihre eigne natürliche Entwicklung und Fortſchreitung führt die charakteriſtiſche Kunſt zur philoſophiſchen Tragödie, dem vollkommnen Gegenſatze der alten auf das Schöne gerichteten tragiſchen Kunſt. Dieſe iſt die Vollendung und der Gipfel der ſchönen Kunſt überhaupt; ſie beſteht aus lauter lyriſchen Beſtandtheilen, zu welcher in einem weiteren Sinne auch die jambiſchen Stücke gehören, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Harmonie im allgewaltigſten aber dennoch ſchönen Schmerz. Jene iſt das höchſte Kunſtwerk der didaktiſchen Dichtung, beſteht aus lauter charakteriſtiſchen Beſtandtheilen, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Disharmonie der zerrütteten Natur im diſſonirenden Weltall, deſſen tragiſche Verworrenheit ſie im getreuen Bilde ſchrecklich abſpiegelt. Ihre Kataſtrophe iſt mehrentheils tragiſch, wie ihr Geiſt es immer iſt, aber nicht ſo ihre ganze Maſſe in allen Einzelnheiten; denn die durchgängige Reinheit des Tragiſchen, eine nothwendige Bedingung der alten Kunſt-Tragödie, würde der Wahrheit der charakteriſtiſchen und philoſophiſchen Kunſt Abbruch thun.

Es iſt hier nicht der Ort, die noch wenig erörterte Theorie des philoſophiſchen Trauerſpiels umſtändlich zu entwickeln. Doch ſey es vergönnt, den aufgeſtellten Be-

Heilig allerdings ſind die Geſetze des Staats, in Hinſicht auf die Pflicht des Gehorſams, welche ſie fordern; allein dieſes erfolgt nicht von ſelbſt, ſondern muß erſt durch Strafe und Zwang erhalten werden. Iſt nicht von ſtrengen Rechtsgeſetzen die Rede, ſondern von ausgleichenden Geſetzen zur Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes; dann ſind dieſe noch mehr der menſchlichen Unvollkommenheit und mannichfacher Veränderung unterworfen. Es wird z. B. in einem Lande von der oberſten Staatsgewalt ein Geſetz gegeben um das Landeigenthum und die Fabrikarbeit in ein erwünſchtes Gleichgewicht zu ſetzen; nach einigen Jahren zeigt ſich aber, daß nun erſt das Elend von beyden Seiten recht groß geworden iſt, und das Geſetz muß alſo wieder verändert werden. Das iſt freylich anders als mit den Geſetzen, welche Gott der Natur eingepflanzt hat, und welche niemahls ihres Erfolges verfehlen. Fragen wir weiter, ob der oberſte Staatsbeherrſcher der Stellvertreter Gottes iſt, als Erretter, Befreyer, Erlöſer? — ſo wohnt ihm freylich das ſchöne Vorrecht der Begnadigung bey, welches eine Art von Analogie und Aehnlichkeit mit dem Begriff von Gott unter dieſem Charakter darbieten könnte. Eigentlich aber gehört das doch, als die einzelne Ausnahme von der allgemeinen Regel, mehr zur richterlichen Function. Außerdem kann der väterliche Staatsbeherrſcher viel Unglück abwenden oder lindern, viele Wohlthaten und viel Segen verbreiten; aber der unglücklichen Seele kann nur Einer helfen. Um durch den Gegenſatz den Unterſchied deutlicher zu machen, will ich nur daran erinnern, daß wo der Geiſtliche nicht bloß als Volkslehrer, ſondern, wie bey dem größern Theile der abendländiſchen und morgenländiſchen Chriſtenheit, als ſtellvertretender Prieſter betrachtet wird, dieſe öffentliche Stellvertretung ſich zunächſt auf den Erlöſer bezieht; die richterliche Function für das Gewiſſen darf gar nicht ſichtbar öffentlich hervortreten, ſondern bleibt ganz dem Gewiſſen ſelbſt überlaſſen, unter dem Geheimniß deſſelben ſtreng verſchloſſen. Und darin liegt der große Unterſchied und das Eigenthümliche in der Beziehung der oberſten Staatsgewalt auf Gott, die auf Ihn grade als Richter geht; in dieſer Beziehung aber nicht eine bloße entfernte Aehnlichkeit und ſchwache Analogie iſt, nach dem Maaßſtabe der menſchlichen Schwäche und Unvollkommenheit, ſondern eine wahre und öffentlich anerkannte, und öffentlich wirkſame Stellvertretung. Und darum iſt es auch die oberſtrichterliche Gewalt, welcher unter allen verſchiedenen Elementen der Staatsherrſchaft, obgleich dieſelbe im Grunde nur Eine und untheilbar iſt, noch eine ganz beſondere Heiligkeit beygelegt wird, wie ich ſchon oben darauf aufmerkſam machte. Der oberſte Staatsbeherrſcher iſt mit einem Worte, der Verweſer der göttlichen Gerechtigkeit, der Stellvertreter des Weltrichters; er iſt ein göttlicher Beamter, und ſo zu ſagen ein Bevollmächtigter des Weltgerichtes; und dieſes dürfte der Geſichtspunkt ſeyn, aus welchem ſich alle dahin gehörigen Fragen und Angelegenheiten am vollſtändigſten beantworten, und am richtigſten beurtheilen laſſen. Damit aber dieſe erhabene Würde nicht all zu ſtreng auffalle, muß ich hier in Erinnerung bringen, daß dieſer ewige Richter, eben der iſt, welcher nicht bloß als Ausnahme, ſondern immer, ſo lange es nähmlich nur irgend möglich iſt, Gnade für Recht ergehen läßt; und hier kommt der früher aufgeſtellte Grundſatz zur Anwendung, daß Gott keinesweges unbedingt, ſondern daß vielmehr ſeine Gerechtigkeit ganz überaus bedingt iſt durch die Liebe und Gnade, freylich aber auch dieſe wieder durch die ſtrenge Gerechtigkeit, und beyde gegenſeitig unter einander. Wer nur irgend den Gedanken Gottes lebendig in ſeiner Bruſt beſtehen läßt, der wird auch gegen jene Vereinigung der Gerechtigkeit und Gnade in ſeinem Weſen nicht den mindeſten Zweifel erheben können. Wenn ein nordaſiatiſcher Eroberer aus der Zeit der Völkerwanderung ſich ſelbſt die Geißel Gottes nannte: ſo war dieſes alſo in einem ganz entgegengeſetzten Sinne gemeynt, als der hier aufgeſtellte iſt. Er wollte ſich damit als eine furchtbare und zerſtörende böſe Naturkraft hinſtellen, die Gott gewähren und austoben laſſe, um die entartete Welt zu züchtigen, und wollte er die Völker mit dieſem Begriff ſchrecken; und Erſcheinungen dieſer Art ſind nicht grade bloß auf das Zeitalter der Völkerwanderung beſchränkt geblieben. — In jenem Begriff von der Stellvertretung des Weltrichters durch die oberſte Staatsgewalt, iſt aber neben dem Ernſt der ſtrengen Gerechtigkeit, der allerdings nöthig und heilſam iſt in dieſer Beziehung, auch die höchſte Milde vereint; denn wo gäbe es wohl eine Milde, die größer wäre, oder größer ſeyn könnte als die göttliche? — Beſonders aber iſt darin die überaus große Gewiſſenhaftigkeit nach ihrem vollen Gewicht mit darin ausgedrückt, die hier erfordert wird; und dürfte der Vorzug dieſes Begriffs, vor andern viel zu unbeſtimmt abgefaßten Erklärungen ähnlicher Art, eben darin beſtehen, daß beydes darin umfaßt iſt, und unzertrennlich vereint: ſowohl daß der oberſte Staatsbeherrſcher niemand verantwortlich iſt als Gott, zugleich aber mit der daran geknüpften Bedingung, daß er dieſem allerdings verantwortlich iſt, und in welchem Sinne, und in welcher Weiſe er es iſt. — Wenn jede große Epoche machende Begebenheit in der äußern und politiſchen Völker- und Weltgeſchichte betrachtet werden muß, als ein ſchon beginnendes Weltgericht, wenn auch nur ein partielles, über ein einzelnes Volk oder Reich, oder über ein Zeitalter überhaupt, oder auch als ein immer wieder noch zurückgehaltenes Weltgericht, ſo gilt das ganz insbeſondere auch von jedem über Krieg und Frieden entſcheidenden Akt der Staaten; da ohnehin das Recht, den einen zu erklären und den andern zu ſchließen, das charakteriſtiſche und eigentlich entſcheidende Merkmahl der oberſten Staatsgewalt iſt. Der einfachſte Maaßſtab zur Beurtheilung des einen wie des andern, wäre vielleicht zu ſagen: wenn die Kriegserklärung, oder auch der Friedensſchluß, ſo ganz auf die Wahrheit gegründet ſind, ſo entſprechend dem gerechten und richterlichen Charakter Gottes, daß man ſie allenfalls dem Weltrichter vorlegen könnte, um ſie mit zu unterzeichnen; dann ſind ſie gewiß gut und rechtmäßig, wie auch immer der Erfolg ſeyn mag, oder das Urtheil der Welt darüber. — Iſt dem aber nicht ſo; ſind in der Kriegserklärung nur ſeichte Scheingründe gewaltſam zuſammengerafft, Beſchönigungen, die ſelbſt für das Auge der Welt zu durchſichtig ſind, um die Vergrößerungsſucht des Eroberers, das bloße Zerſtörungs-Princip einer alten National-Eiferſucht mit irgend einigem Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit verdecken zu können; iſt in dem Friedensſchluß unter zweydeutigen Worten und argliſtigen Ausdrücken ſorgfältig gleich wieder das Saamenkorn für den nächſten Krieg mit hineingepflanzt, damit das Unheil in der politiſchen Welt renden Zwieſpalt oder deſſen harmoniſche Ausgleichung und ihrer beyder innre Uebereinſtimmung. Und das iſt doch eigentlich der Punkt, auf den es ankommt, und das Weſentliche des Gegenſtandes, der hier zu erörtern iſt.

Den innern Zwieſpalt des poſitiven Glaubens unter ſich, wies ich zurück von dieſer Entwicklung, als außer dem Umkreiſe der Philoſophie liegend, oder vielmehr an einen höhern Richterſtuhl hinauf, indem ich meine Ueberzeugung ausſprach, daß Gott allein denſelben aufheben könne, nähmlich allgemein und entſcheidend für das Ganze; womit gar nicht geſagt ſeyn ſoll, daß nicht hiſtoriſch gründliche, wiſſenſchaftlich lichtvolle Werke über dieſen Gegenſtand, wenn ſie in einem großen Sinne und Verſtande abgefaßt ſind, der allemahl auch ein gerechter und friedliebender iſt, vieles zur Widerlegung des Irrthums, zur gegenſeitigen Annäherung in der Geſinnung dadurch geſchehen könnte, und zur Aufhellung einzelner Punkte, die wenn ſie gleich eigentlich nicht unmittelbar zu dem Weſentlichen oder Weſentlichſten der poſitiven Lehre gehören, doch oft ſehr viel und ſehr bedeutend zur gegenſeitigen geiſtigen Entfremdung. und zur Entfernung der Gemüther mitwirken; oder als ob ſolchen Werken ihr hohes Verdienſt dadurch irgend benommen und geſchmälert werden ſollte. Alle ſolche Beſtrebungen aber bleiben mehr oder minder in einem beſchränkten Wirkungskreiſe auf dieſe oder jene Individuen oder einzelne Claſſen eingeſchloſſen. Eine gänzliche Umwendung des geſammten Zeitgeiſtes, eine neue Erleuchtung oder Wiedererweckung ganzer Nationen aber läßt ſich nur nach dem Stufengange der göttlichen Ordnung im Reiche der Wahrheit durch einen höhern und allgemeinen Impuls von oben her erwarten. Zur Vorbereitung aber für einen noch dieſſeits, ſo höchſt beſtimmt, wiederhohlt und vielfach verheiſſnen Gottesfrieden in allgemeiner Glaubens-Einheit, würde nichts in gleichem Maaße wirkſam ſeyn, als wenn der ebenfalls ſchon früher angedeutete dreyfache Zwieſpalt gehoben und ausgeglichen werden könnte, welcher den innern Menſchen theilt, und der in der Sphäre des Bewußtſeyns und der Wiſſenſchaft liegend, allerdings mit in den Umkreis dieſer und der Philoſophie gehört, welche nach ihrer überall vermittelnden und verſöhnenden Tendenz, die Ausgleichung deſſelben wiſſenſchaftlich verſuchen, immer von neuem dahin ſtreben und die Wiederherſtellung der vollſtändigen, innern Harmonie des Bewußtſeyns und des Lebens ſich ſchlechthin zum Ziel ſetzen ſoll und muß.

Der erſte Zwieſpalt, nähmlich der wirkliche oder vermeynte zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, erfordert allerdings eine gegenſeitige Verſtändigung und Ausgleichung. Der zweyte Zwieſpalt, zwiſchen dem Glauben überhaupt, auch dem bloß philoſophiſchen und natürlichen Glauben, und dem ſo allgemein verbreiteten und in der Zeit herrſchenden Unglauben, kann nur mit einem vollendeten Siege der Wahrheit enden und als geſchloſſen betrachtet werden; wodurch das volle Licht der göttlichen Erkenntniß und Wahrheit, durch eine ſiegreiche Darſtellung dieſes Lichtes und durch die magiſche Kraft einer ſolchen Darſtellung über die Gemüther, Zweifel und Unglauben völlig verzehrt und aus denſelben hinweggenommen werden. Der dritte Zwieſpalt zwiſchen beyden, dem Glauben ſowohl als dem Wiſſen auf der einen, und dem Leben auf der andern Seite, erfordert nicht ſowohl eine Ausſöhnung, einen Vergleich über die ſtreitigen Punkte, zur Löſung aller Mißverſtändniſſe; als vielmehr eine fruchtbare Vereinigung und reichhaltige Anwendung, wo ſich dann durch die That ſelbſt der lebendige Glauben und das lebendige Wiſſen als ein ſolches und als auf das ihnen bis dahin ſo entfremdete und fern von ihnen abſtehende Leben, wahrhaft und heilſam einwirkend bewähren müſſen. Der zweyte und dritte Zwieſpalt bleibt den beyden nächſtfolgenden Betrachtungen vorbehalten; der erſte zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen aber iſt der Inhalt und die Aufgabe der gegenwärtigen Betrachtung.

Sollte nun dieſer Zwieſpalt wohl wirklich in der Sache ſelbſt und in der Natur derſelben gegründet ſeyn; oder ſollte nicht vielmehr immer nur die Schuld an den Menſchen liegen und an einer fehlerhaften Auffaſſung und Form? Ich will ſagen, der lebendige Glauben und das lebendige Wiſſen würden nie im Streit ſeyn, wenigſtens nie weſentlich. Freylich wenn der Glauben mehr im Gedächtniß und auf einigen erlernten Begriffen beruht, als daß er tief in der Seele wurzelte; oder wenn er auch mit Liebe in der vollen Seele erfaßt iſt, aber mehr nur oder wenigſtens zu ſehr und zu ausſchließend von der Seite einer geiſtig regen Fantaſie, ohne hinzukommende Klarheit des Verſtandes oder die Beſonnenheit des unterſcheidenden Urtheils, da doch alle Kräfte des Bewußtſeyns zur vollen innern Entfaltung und Geſtaltung nach außen der göttlich mitgetheilten Wahrheit mitwirken ſollten; wenn auf der andern Seite ein anmaßendes Wiſſen mehr nur ſich ſelbſt ſucht als die Wahrheit, mehr an ſich ſelbſt feſt hält, als an dieſer; dann iſt der Zwieſpalt, das gegenſeitige, vollkommne Nichtverſtehen des Einen wie des andern, der endloſe Streit zwiſchen beyden vollkommen begreiflich. Was iſt denn aber der

Glauben an ſich genommen, als das Aufnehmen der göttlichen und göttlich mitgetheilten Wahrheit in der Seele; und das Wiſſen, als das Ergreifen eben dieſer göttlichen Wahrheit mit dem Geiſte? Gibt es denn zwey Wahrheiten, wovon die eine oder die andre auch wieder nicht wahr iſt? Freylich wohl giebt es neben dem Geiſte der Wahrheit noch einen andern Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung; aber dieſer iſt kein Geiſt der Wahrheit, ſondern eben der ſchon oft bezeichnete wirkſame und kräftige Geiſt der Unwahrheit und des Irrthums, welcher überall obſiegt, ſo bald der nach dem Wiſſen ſtrebende Menſchengeiſt ſtatt der Wahrheit nur ſich ſelbſt ſucht, und alſo auch überall nur ſich ſelbſt findet, ergreift und feſthält; und dem auf der andern Seite auch die Seele auf halbem Wege entgegen kommt, wenn ſie nicht das Leben und den Geiſt im heiligen Glauben zu umfaſſen und feſtzuhalten weiß, wenn dieſe ſchnell entfliehen und ihr nur der todte Buchſtaben und die leere Formel zurück bleiben; wo dann, wenn der Geiſt der Wahrheit einmahl entflohen iſt, auch mannichfacher Irrthum auf einem oder dem andern Wege leicht ſeinen Eingang finden wird. Iſt es denn nicht Eine und dieſelbe Kraft der Wahrheit, welche aus der Einen Offenbarung redet, und von der einen Seite in die Menſchen-Seele als das gebietende Wort der Liebe, Glauben fordernd eindringt; von der andern Seite ſich dem Geiſt des Glaubenden herablaſſend ſelbſt als Geheimniß darbietet und hingiebt, ob er etwa den Sinn und das Licht, welches darin verhüllt und eingeſchloſſen liegt, auch darin finden und ergreifen und an ſich nehmen möchte? Soll denn nun ein Bürgerkrieg und Partheyenkampf ſeyn im Innern des Menſchen, zwiſchen Geiſt und Seele, den beyden Elementen ſeines

Daſeyns, wie in einem ſchlechtorganiſirten Staat, wo neben der oberſten Staatsgewalt, noch eine andre als Oppoſition auch eine Macht ſeyn und auch Geſetze geben will? Soll die Seele etwa heimlich liberal ſeyn und allerley ſolchen Gelüſten und Begierden nachhängen, in einem innerlichen halben Unglauben, während der Geiſt legitim denkt und correct redet? Oder ſoll die Seele redlicher Weiſe Ultra ſeyn und aufrichtig legitim in ihrem feſten Glauben, während der Geiſt ſeiner Seits auf allerley liberalen Wegen in die Irre geht? — So wenig, daß ſelbſt im äußern Leben dieſe Nahmen und dieſe Partheyen ganz aufhören und völlig verſchwinden würden; wenn nur einmahl nicht die Parthey, ſondern die Kraft und die Erkenntniß und die Begeiſterung des Lebens, des höchſten Lebens, d. h. Gottes, alle Gemüther ergreifen, neu beſeelen und geiſtig erwecken möchte, in Einem Geiſte und Einer Flamme des Einen Glaubens und des Einen Wiſſens. Das Mittelglied aber, welches das Wiſſen mit dem Glauben verbindet, die mittlere Function zwiſchen beyden, welche ſich in dem Umkreiſe des Bewußtſeyns und der Philoſophie nachweiſen läßt, iſt das Erkennen. Es iſt ein andres Erkennen, welches unterſcheidet zwiſchen dem Recht und dem Unrecht, z. B. alſo abſondernd nach außen auf den Gegenſatz gerichtet iſt; und ein andres Erkennen, vermöge deſſen wir ſehen und einſehen, oder verſtehen und erkennen, daß zwey ſcheinbar verſchiedne eigentlich und weſentlich nur Eines und daſſelbe ſind; und dieſes nach Innen gerichtete und innre Erkennen iſt es, von dem hier die Rede iſt, durch welche höchſte Function im Denken und das Innre des einen wie des andern Gedanken durchſchauende und beyde gleichſtellende Urtheil wir einſehen und erkennen, daß dieſes

Wiſſen und jenes Glauben weſentlich Eins ſind. Das Erkennen in dieſem Sinne iſt alſo etwas Höheres als das Wiſſen; es iſt ein zweytes Wiſſen, oder wenn es ſo mathematiſch ausgedrückt werden darf, ein Wiſſen der höhern Potenz; und in dieſem liegt eben die Wiederherſtellung der Uebereinſtimmung, und die Ueberzeugung von der weſentlichen Einheit, oder die Ausgleichung zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben. Wird nun dieſes zweyte und höhere Wiſſen, oder dieſes Wiſſen von dem Wiſſen bloß auf das eigne Ich und Selbſt bezogen und beſchränkt, wie ſolches wohl ſchon geſchehen iſt, ſo führt das nur aus dem gemeinen Irrthum der gewöhnlichen Selbſttäuſchung, in einen noch tiefern und viel künſtlicheren wiſſenſchaftlich geſteigerten Irrthum, den ich auch ſchon früher als einen ſolchen bezeichnet habe.

Nur in dem gemeinſamen Gegenſtande, kann die Einheit des Wiſſens mit dem Glauben geſucht oder gefunden und erkannt werden; in der Wahrheit alſo, d. h. in Gott, welcher der Inbegriff aller Wahrheit iſt. — Bloße Negationen, wie der Gedanke des Unendlichen, der Begriff des Unermeßlichen, welche beyde auch auf eine bloße Natur anwendbar wären, oder des Unbedingten, von welchem letzteren leicht auch manche ſehr irrige Anwendung gemacht werden kann; dergleichen Negationen alſo, oder auch eine bloße Aufzählung einzelner Prädikate und Eigenſchaften ohne innern Zuſammenhang, können uns keinen irgend genügenden Begriff von Gott geben. Wenn aber eine Erkenntniß, ein Verſtändniß des Lebens überhaupt erreichbar iſt, welches anzunehmen und darnach im Leben ſelbſt zu verfahren, ſich der geſunde Menſchen-Sinn noch niemahls von der ſkeptiſchen Zweifelſucht hat abhalten oder dargriff dieſer Dichtart, welche an ſich ein ſo lehrreiches Phänomen, und außerdem eines der wichtigſten Dokumente für die Charakteriſtik der Dichtkunſt iſt, durch ein einziges Beyſpiel zu erläutern, welches an Gehalt und vollendetem Zuſammenhang des Ganzen bis jetzt vielleicht das vortrefflichſte ſeiner Art iſt. Man verkennt den Hamlet oft ſo ſehr, daß man ihn Stückweiſe lobt. Eine ziemlich inconſequente Nachſicht des oberflächlichen Beurtheilens, wenn das Ganze wirklich ſo unzuſammenhängend, ſo ſinnlos iſt, als man ſtillſchweigend vorausſetzt! Ueberhaupt iſt in Shakſpeare's Dramen der Zuſammenhang ſelbſt zwar ſo einfach und klar, daß er offnen und unbefangnen Sinnen ſichtbar und von ſelbſt einleuchtet; der Grund des Zuſammenhanges aber liegt oft ſo tief verborgen, die unſichtbaren Bande, die Beziehungen ſind ſo fein, daß auch die ſcharfſinnigſte künſtleriſche Entwicklung mißglücken muß, wenn es an dem geiſtigen Gefühl und innern Kunſtſinn fehlt, wenn man falſche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundſätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln ſich alle einzelnen Theile gleichſam nothwendig aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts iſt fremd, überflüſſig, oder zufällig in dieſem Meiſterſtück des künſtleriſchen Tiefſinns. *) Der Mittelpunkt des Ganzen liegt

---

*) Dieſer vollkommne Zuſammenhang wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Aeußerſt treffend iſt alles, was in Goethe's Meiſter darüber und über den Charakter der Ophelia, ſo wie über alles Einzelne im Hamlet geſagt wird. Nur die Idee des Ganzen, ſo wie dieſer Gattung überhaupt, iſt nicht berührt; nämlich die Idee von dieſer eigenthümlichen tragiſchen

in irre machen laſſen; dann iſt auch der Begriff des höchſten Lebens an ſich nicht für unmöglich oder völlig unerreichbar zu halten. Dieſen Weg nun hat die tiefere Wiſſenſchaft und Philoſophie immer eingeſchlagen in dieſer Beziehung; und in den drey verſchiedenen Gewalten, die dennoch wieder nur Eine ſind, in der dreyfachen Kraft und Beſchaffenheit der Einen Grundurſache aller Dinge, hat ſie dieſen höchſten Begriff gefunden. In ganz verſchiednen Zeitaltern und unter ſehr entfernten Nationen, hat ſie denſelben Begriff des höchſten Wiſſens auf ganz ähnliche Weiſe, obwohl in den Nebenbeſtimmungen nicht immer frey von irriger Beymiſchung, aufgeſtellt; und hat es wohl erkannt, wie in dem höchſten Leben, welches Sein Leben in Sich Selbſt hat und den Urquell alles andern Lebens in ſich enthält, zugleich ein erſchaffender Verſtand und Gedanke mit beſchloſſen liegt, welcher von Anfang, als das ewige Wort, gebietend und ſelbſtſtändig aus demſelben hervortrat; und wie das Licht, welches von dieſem ausging, ſelbſt wiederum das erſte Leben war. So wie aber jenes urſprüngliche Leben von Anfang, nicht bloß ein unendliches iſt, wie das der Natur, ſondern ſelbſt der Quell alles andern unendlichen und endlichen Lebens; wie dieſes Leben ein leuchtendes iſt, welches ſich ſelbſt und alle andern Dinge erleuchtet; ſo iſt auch dieſes Licht ein lebendiges, und nicht etwa bloß ein geiſtig immaterielles, denn das könnte allenfalls auch noch ein natürliches ſeyn, ſondern ein durchaus übernatürliches und heiliges, ja wenn man will, furchtbares Licht, welches alle Finſterniß von ſich ausſtößt und auf ewig wegwerfend vernichtet. Dieſes Leben nun und dieſes Wort und dieſes Licht, dieſe drey verſchiedenen Gewalten in der Einen Kraft und in dem Einen Weſen, welches eben darum das Höchſte genannt wird; das iſt zugleich das Höchſte alles Wiſſens und der Mittelpunkt und Grundquell alles Glaubens. Und dieſes Wiſſen von dem Höchſten, auch nur bloß von dieſer Einen Seite des Wiſſens angeſehen, ſtellt ſich nicht dar, als ein von dem Glauben ganz abgeſondertes Wiſſen, ſondern ſteht ſelbſt ſchon in Berührung mit dem Glauben und enthält auch bloß als Wiſſen genommen, ſchon eine Zuſtimmung und Mitwirkung von Glauben in ſich. Es läßt ſich nähmlich wohl auf ſehr viele und verſchiedene, ja faſt auf unendlich mannichfache Art nachweiſen, darauf hinzeigen, und beſtätigen, daß ohne dieſen vollen und rechten Begriff von dem höchſten Weſen, auch alles andre Daſeyn und alles andre Wiſſen ohne Zuſammenhang und eigentliche Bedeutung, ja ohne rechten Sinn ſeyn würde; allein eine ſtrenge Nothwendigkeit, wie ſchon oft erinnert worden, ein logiſcher Zwang zur Anerkennung für den, welcher es einmahl innerlich anders will, und in ſeinem Sinne anders beſchloſſen hat, liegt nicht darin. Und ſo mußte es auch ſeyn; der letzte Schluß der Ueberzeugung bleibt immer der freyen Anerkennung überlaſſen, jener ſchon früher erwähnten ſtillen innerlichen Einwilligung, welche den Menſchen überhaupt mit Gott in wirkliche Verbindung bringt, und ihm den Sinn für das Göttliche immer mehr öffnet, da ſie ſelbſt ſchon dieſer Sinn, oder der Anfang deſſelben iſt. Und dieſe zu dem höchſten Wiſſen hinzugefügte Ergänzung aus freyer innerer Zuſtimmung iſt eben ſchon ein Glauben; und dieſer volle und rechte Begriff des höchſten Weſens iſt der geheimnißvolle Ring, in welchem das Wiſſen und Glauben im erſten Anwort auf die Frage nähmlich, wie das Bewußtſeyn geformt und beſchaffen, wie es organiſch eingetheilt und zuſammenſtimmend ſeyn muß, in ſeiner Höhe, Mitte und Tiefe, wenn es im Denken und Erkennen, im Glauben, Lieben und Wiſſen, im Forſchen und Lernen in der Einen ewigen Wahrheit begründet ſeyn und ſeinen bleibenden Ruhepunkt in ihr finden, nicht aber in Zwieſpalt und Zweifel getheilt ſeyn ſoll. Je mehr aber der lebendige Glauben zur Liebe wird, je mehr geht er auch durch das unmittelbare Gefühl und die eigne Lebenserfahrung in ein Wiſſen über. Denn was wir ſelbſt in uns und an uns erleben, erfahren, und unmittelbar empfinden und fühlen, das wiſſen wir auch, worin uns ſelbſt die dialektiſchen Scheingründe des Gegentheils und die ſkeptiſchen Angriffe und Einwürfe, daß ein ſolches unmittelbares Empfinden und Wiſſen eines Höhern nicht möglich ſey, nicht irre zu machen vermögen; ſelbſt dann nicht, wenn wir auch nicht gleich im Stande ſeyn ſollten, den Zweifel, der gegen die Möglichkeit unſers Lebens gerichtet iſt, zu wiederlegen. Wir laſſen ihn an uns vorübergehen, und leben indeſſen in der Wirklichkeit ſo fort, bis ſich vielleicht in einem andern Moment auf einem andern Wege, die Löſung und die Antwort auf jede gegen das innere Leben, und die perſönliche Erfahrung gerichteten Vernichtungsgedanken unverhofft und wie von ſelbſt findet. Und wie das höchſte Wiſſen, ſobald es ſich ſelbſt erkennt und verſteht, auch zugleich ſeines Glaubens und ſeines Zuſammenhanges mit dem Glauben inne wird, und auf ihn geſtützt, durch ihn ergänzt und vollendet, in unmittelbare und lebendige Berührung mit ihm tritt; ſo wird auf der andern Seite der höhere Glauben an das Göttliche, je lebendiger und je wirkſamer er in der

Liebe iſt, um ſo mehr auch ein unmittelbares Gewißſeyn, und ſelbſt erlebtes Wiſſen aus der eignen Erfahrung.

Jene Seelen-Mitte des Glaubens aber im ganzen Bewußtſeyn mag man ſich in bildlicher Vergleichung wohl denken, wie das ausgeſpannte blaue Himmelszelt, in der alten Vorſtellungsweiſe, die vielleicht auch manches Wahre noch jetzt in ihrer bildlichen Einkleidung enthält, nach dem ſchönen Begriff vom Firmament; wo man ſich daſſelbe dachte, als die ſcharf beſtimmte Gränze und lebendige Scheidewand zwiſchen Himmel und Erde, wo oben in der höhern Region der freye Licht-Aether ſich weit umher ergießt und ſich in die unermeßnen Räume erſtreckt; in der untern umſchloßnen Region aber der erfriſchende Lebenswind ſich hin und her bewegend, bald in dem erquickenden Thau und befruchtenden Regen niedergeht, oder die wäſſrigen Wolkengebilde erzeugt, und unmittelbar ſelbſt die verborgnen Lebensquellen und mächtigen Ströme aus den Tiefen der Erde mitwirkend und mit erregend ans Licht zieht. Es iſt das Himmels-Firmament des Glaubens im Bewußtſeyn alſo die Scheidewand zwiſchen dem obern und dem niedern Strömen des geiſtigen Lebens und des innern und äußern Wiſſens; wird dieſe Scheidewand weggenommen, oder gewaltſam durchbrochen, ſo ſind Licht und Finſterniß auch nicht mehr geſchieden, ſondern fließen ungeordnet und verworren durch einander. Das eigentliche Licht wird finſter, es erliſcht mehr und mehr, und wird völlig todt; die Finſterniß aber fängt an zu leuchten mit einem falſchen Glanz und dunkelſchimmernden Licht verderblicher Täuſchung; das alte Chaos des Irrthums und des Zweifels bricht wieder herein, und das ganze Bewußtſeyn wird von neuem, wie es früher geweſen, „wüſte und leer,“

in ſeinem angebohrnen Zwieſpalt. Bleibt hingegen das dreyfache Bewußtſeyn in jener ſchönen Ordnung und Harmonie, wo die geiſtige Höhe, die Seelen-Mitte, und die ſinnliche Natur-Tiefe zwar geſondert und geſchieden ſind, aber nicht getrennt oder feindlich gegen einander geſtellt, ſondern vielmehr die Höhe wie die Tiefe, und alles in dem ganzen Umkreiſe des geiſtigen Lebens, in dieſer Seelen-Mitte des Glaubens organiſch vereinigt und Eins iſt; dann kann man dieſe weitere Entwicklung der fortſchreitenden Erkenntniß und Wahrheit, als die zweyte Stufe der innern Schöpfung nach dem Fortgange des Lichts in dem Bewußtſeyn und dem Wiſſen betrachten, während die erſte klare Einſicht und innere Erkenntniß, daß das hochſte Wiſſen und der göttliche Glauben nicht weſentlich verſchieden, ſondern daß ſie beyde im Grunde Eins ſeyen, als der erſte Schritt und Anfang bezeichnet wurde, mit welchem der Geiſt der Wahrheit in das Menſchenbewußtſeyn eintritt. Dieſem lebendigen Bilde und Begriff des Glaubens, und eines im Glauben, und Wiſſen organiſch vereinten und harmoniſch zuſammenſtimmenden Bewußtſeyns, müſſen wir nun den vollen Begriff eines in Zweifel, oder Zwieſpalt, Unglauben und Irrthum befangnen Bewußtſeyns gegenüber ſtellen, zur freyen Wahl und Entſcheidung in dem Kampfe zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben. Denn alle Motive zur Entſcheidung liegen ſchon in der bloßen richtigen und einfachen Gegeneinanderſtellung von beyden, mit welcher alſo das Problem eigentlich von ſelbſt ſeine Löſung findet und erhält. Mehrmahls ſchon habe ich darauf aufmerkſam gemacht, welche Anlage zum Zwieſpalt und natürliche Dispoſition zum Irrthum ſchon in dem vierfachen Bewußtſeyn an ſich, und in den vier Endpunkten deſſelben gefunden wird, und begründet iſt; beſonders aber ſuchte ich bemerklich zu machen, wie Vernunft und Fantaſie, in dieſem feindlichen Gegenſatze gegen einander, und dem innern Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, wie ſie jetzt ſind, und jetzt gegen einander ſtehen, nicht als urſprüngliche Vermögen des menſchlichen Bewußtſeyns betrachtet werden können. Erſt nachdem die denkende und liebende Seele, welche beyde umfaßt, als die im Glauben und in der Wahrheit lebende und wirkende und im göttlichen Geiſte eben dadurch befeſtigte und mit Ihm vereinigte Seele, dieſe ihre Einheit verlohren hatte, und finſter oder zwieſpaltig geworden war, konnte ſie in dieſe zwey Hälften oder Vermögen des denkenden Lebens zerfallen und getheilt werden: in ein bloß nach, d. h. hinterdrein und abſtract, alſo mehr oder minder todt denkendes, und an ſich kraftloſes Direktions-Vermögen an der einen, und in eine blinde Produktionskraft, als wilder, obwohl allerdings lebendiger Naturtrieb und Naturſinn im Denken und Dichten, auf der andern Seite. Dieſe beyden halben Wahrheitsvermögen, wenn eben die Wahrheit eine halbe ſeyn könnte, Vernunft und Fantaſie, ſind daher auch, ſo iſolirt genommen, und ſobald ſie allein herrſchen wollen, und nicht in einem Höhern wieder vereinigt, und aus dem Zwieſpalt herausgezogen werden, die rechte Quelle des vollen Irrthums, und der eigentliche Sitz deſſelben. Die Eine Art des Irrthums alſo, zu dem der Menſch ſich hinneigt, ſeit der Mittelpunkt ſeines Bewußtſeyns entzwey gegangen, und aus ſeinen Fugen gewichen iſt, iſt die ſubjektive Geſtaltung des materiellen Scheins; und daß jede Fantaſie, auch die beſte, umfaſſendſte und reinſte, immer noch ſubjektiv bleibt, wird man eben ſo wenig läugnen wollen oder können, als daß die Einbildungskraft von den ſinnlichen Eindrücken der materiellen Welt ihren Anfang nimmt, ohne daß man dabey noch auf die Möglichkeit dämoniſcher Einflüſſe und Einwirkungen irgend Rückſicht nimmt, oder dieſe mit in die Unterſuchung zieht. Dieſes nun, eine ſubjektive Geſtaltung des materiellen Scheins, bildet die Grundlage und iſt die ganz allgemeine Erklärung jeder Mythologie oder der Begriff des Heidenthums; es liegt ſchon in der Erklärung ſelbſt, daß ſehr mannichfache und verſchiedenartige Geſtaltungen oder Formen und Entwicklungen davon denkbar und möglich ſind, wie ſich denn auch in der Wirklichkeit eine ſo äußerſt große Verſchiedenheit und Abſtufung von dem roheſten Götzendienſt bis zur höchſten künſtleriſch gebildeten Mythologie darin vorfindet. In der wirklichen Ausführung und Anwendung aber, im praktiſchen Leben, hat ſelbſt die letztere doch immer noch einige Verwandtſchaft mit dem erſten, beruht wenigſtens ganz auf der ähnlichen Grundlage einer bloß dichteriſchen Religion, oder mehr reell gefaßten Naturanſicht und Naturvergötterung. Und zwar wird hier das Heidenthum auf die einfachſte Weiſe, und ganz im Allgemeinen nur als ein dichteriſch ausgeſprochner Materialiſmus genommen, der allerdings auch mit dem Pantheiſmus leicht in Berührung tritt, ſobald die poetiſche Einkleidung einmahl als eine ſolche erkannt iſt. Wenn eine gründliche hiſtoriſche Unterſuchung über die alte heidniſche Vorſtellungsweiſe, tiefer in das Einzelne eingeht, ſo ſtößt ſie auf ſo vielerley magiſche Gebräuche, daß ſie bey der erkannten Beſchaffenheit derſelben, wohl nicht mehr ſo geneigt ſeyn möchte, auch die Möglichkeit einer dämoniſch afficirten Einbildungskraft gradezu wegzuläugnen, wozu auch philoſophiſch genommen, gar kein zureichender Grund vorhanden iſt; doch dieſes ſoll hier, wie geſagt, noch gar nicht mit in die Betrachtung gezogen werden. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieſer Irrthum einer heidniſchen Naturvergötterung bloß auf die alte Welt beſchränkt ſey, oder auf jene großen und gebildeten heidniſchen Urvölker im äußerſten Aſien, welche gleichſam als ein lebendiges Denkmahl von der frühern Epoche der Menſchheit auf der erſten Stufe ſtehen geblieben ſind, und noch darauf ſtehen. Auch die Naturwiſſenſchaft und Naturphiloſophie in ſehr wiſſenſchaftlichen Zeitaltern kann eine heidniſche ſeyn; wenn ſie auch fern von allem ſymboliſchen Ausdruck, in der höchſten Steigerung des dynamiſchen Wiſſens und in wiſſenſchaftlichen Formeln auftritt. Sie kann es ſelbſt dann ſeyn, wenn ſie auch äußerlich ſehr geiſtig erſcheint, wenigſtens von allem eigentlichen und gemeinen Materialismus weit entfernt; und ſie iſt es jederzeit, wenn ſie bloß die unendliche Lebenskraft, und das dynamiſche Spiel und Geſetz derſelben, als das Höchſte erkennt, mithin die Natur vergöttert, und bleibt es ſo lange ſie nur dieß thut. Es iſt dieß gleichſam ein Rückfall der Wiſſenſchaft in das Heidenthum, und in das alte Reich der Fantaſie, welche letztere in dieſem Fall aber freylich nun auch eine andre mehr geometriſche, und wiſſenſchaftlich reich geſchmückte Geſtalt annehmen, und endlich völlig dynamiſch werden, und eine ganz mathematiſche Sprache reden muß. Der Indifferenzpunkt, der poſitive und der negative Pol alles Daſeyns, ſo lange eine ſolche Philoſophie durchaus nichts andres und nichts höheres erkennt als dieſes, ſind alsdann die neuen Götter, welche in dieſen wiſſenſchaftlichen Dichtungen, an welchen die letzte Zeit reich genug geweſen iſt, bald ſo, bald anders geſtellt und verherrlicht werden, und wo ſie eine ähnliche Stelle und denſelben Rang einnehmen, wie Jupiter und Venus, oder Mars und Apollo in der alten Mythologie. Sieht man aber auf das ganze Zeitalter und den herrſchenden Ton deſſelben, in Epochen der überwiegenden Wiſſenſchaft und einer wahren oder falſchen wiſſenſchaftlichen Aufklärung; ſo erſcheint dieſer Eine philoſophiſche Irrthum eines ausſchließenden Naturalismus, und wiſſenſchaftlichen Naturvergötterung, doch mehr nur als Ausnahme und Epiſode und ſteht faſt noch in einer beſchränkten Oppoſitions-Stellung, gegen den andern viel allgemeiner und viel deſpotiſcher herrſchenden Irrthum. Ich meyne den Rationalismus, als das eigentlich neue Heidenthum der Vernunft in wiſſenſchaftlichen Zeiten; und hier, in der dialektiſchen Unendlichkeit, und in dem endloſen dialektiſchen Streit des abſtracten und leeren Denkens, ſo wie in dem falſchen Schein einer logiſchen Nothwendigkeit in dieſem dialektiſchen Streit, liegt eben die Quelle des andern und zweyten philoſophiſchen Hauptirrthums. Alle falſchen Syſteme, die philoſophiſchen Irrthümer, wie die falſchen Religionen, jede Art des theoretiſchen oder des praktiſchen Unglaubens und Irrglaubens, oder auch des wiſſenſchaftlichen Aberglaubens, liegen zwiſchen dieſen beyden Endpunkten des falſchen Denkens in der Mitte umſchloſſen und umfaßt; dem Naturalismus auf der einen Seite, es mag nun ein ſymboliſch dichteriſcher, oder ein dynamiſch wiſſenſchaftlicher ſeyn; und dem Vernunft-Abſolutismus und ſeinem todten Formelweſen auf der andern Seite. Jeder religiöſe, und jeder philoſophiſche Irrthum iſt nur eine Unterart oder Abart des einen oder des andern, oder eine Miſchung, ein mittleres zuſammengeſetztes von beyden; ſehr mannichfaltig aber und von nicht zu beſtimmender Anzahl ſind die verſchiedenartigen Formen und Zuſammenſetzungen, welche aus dieſen beyden Elementen alles Irrglaubens und Unglaubens hervorgehen können oder wirklich hervorgehen. Weil dieſe beyden aber die Hauptelemente ſind, aus denen alle die andern Formen des Irrthums ſich erzeugen, ſo ſind auch Vernunft und Fantaſie als die eigentlichen Wurzeln und Quellen deſſelben im Bewußtſeyn zu betrachten; die wiſſenſchaftliche produktive Einbildungskraft nähmlich, als der ungeläuterte Naturſinn, ehe und bevor, oder ohne daß der Geiſt Gottes über dieſem Meer des unendlichen Lebens ſchwebt; und die egoiſtiſch denkende, und nur von ſich ſelbſt wiſſende Vernunft in ihrem abſoluten Streben. Hier auf dieſem Boden gewinnt auch der philoſophiſche Irrthum erſt eine ſyſtematiſche Geſtalt und Ausbildung. Es iſt damit ungefähr eben ſo, wie wenn man bey der einfachen Thatſache ſtehen bleibend, ſagen würde, daß Fieber und Gicht als zwey Hauptformen der menſchlichen Erkrankung ihren Sitz in dem Blut-Organ und deſſen Kreislauf, oder in dem Muskel- und Knochen-Syſtem, und allem, was damit in Berührung ſteht, haben; womit gar nicht geſagt ſeyn ſoll, daß nicht der erſte Anlaß oder die tiefere Urſache, von dem einen wie von dem andern Uebel, in einem mehr verborgenen und höhern Lebensorgan des menſchlichen Körpers, und in einer Verſtimmung oder Störung deſſelben liegen, und ihren eigentlichen Grund und Sitz haben kann. Nur in der äußern Wirkung und Erſcheinung ſind jene beyden Sphären in dem Organismus diejenigen, welche das eine oder das andere von jenen beyden Uebeln nun ganz in Beſitz nimmt, um dort auszutoben. Eben dieſes gilt auch von jenen beyden intellektuellen im Charakter des Helden. Durch ein wunderbares Lebensverhältniß wird alle Stärke ſeiner edeln Natur in den nachſinnenden Verſtand zuſammengedrängt, die thätige Kraft aber ganz vernichtet. Sein Gemüth trennt ſich, wie auf der Folterbank nach entgegengeſetzten Richtungen aus einander geriſſen; es zerfällt und geht unter im Ueberfluß des immer tiefer ſinnenden und grübelnden Geiſtes, der ihn ſelbſt noch peinlicher drückt, als alle die ihm nahen. Es giebt vielleicht keine vollkommnere Darſtellung der unauflöslichen Disharmonie des menſchlichen Gemüths, welche der eigentliche Gegenſtand der philoſophiſchen Tragödie iſt, als ein ſo gränzenloſes Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieſer Tragödie iſt die höchſte intellektuelle Verzweiflung, inmitten einer durchaus zerrütteten Welt. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig ſchienen, verſchwinden als untergeordnet und nicht bedeutend vor dem, was hier als das letzte, einzige Reſultat alles Seyns und Denkens erſcheint; vor der ewig unauflöslichen, rieſenhaft furchtbaren Diſſonanz, welche die Menſchheit und das Schickſal unendlich trennt.

Der Gegenſtand des Drama überhaupt iſt eine aus Menſchheit und Schickſal gemiſchte Erſcheinung, welche den größten Gehalt mit der größten Einheit verbindet. Der Zuſammenhang des Einzelnen kann auf eine dop-

---

Weltauffaſſung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchſchneidenden ſkeptiſchen Gefühl über die ewig unauflösliche Diſſonanz des im ſeinen innerſten Zugen zerrütteten Menſchenlebens beruht.

Sitten und Begriffen, und der damahls ſchon ſo ganz zerrütteten Lage der Griechiſchen Staaten beurtheilt werden. Dieſes vorausgeſetzt aber, ſcheint wohl, daß ihrem Bunde eine hohe und reine Abſicht zum Grunde gelegen; um durch eine große Ariſtokratie der höchſten Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, der edleren Sitte und Tugend, eine beſſere Staatsform zu finden und zu begründen, gegen die herrſchende Anarchie und revoluzionäre Volksherrſchaft in allen den größeren und kleineren Republiken des damahligen Griechenlandes. Allein das Uebel war ſchon zu ſtark und mächtig geworden; das ganze Unternehmen ſcheiterte und der Bund der Pythagoräer fand ſelbſt darin ſeinen Untergang. Manche ähnliche Abſichten und politiſche Anſichten, die Plato hintennach in ſeine Philoſophie mit aufgenommen hat, ſind bloße Ideen ohne wirklichen Erfolg geblieben. Deſto größeren Einfluß auf das Leben, hatten die Sophiſten, welche von der politiſchen Seite betrachtet, recht eigentliche und gefährliche Demagogen und Volksſchmeichler im vollſten Sinne des Worts waren, und nicht bloß die dichteriſche, äußere Volks-Religion, ſondern auch die innere Religion der guten Grundſätze und ſittlichen Geſinnungen untergruben und einen wahrhaften ſittlichen Atheismus des Lebens praktiſch lehrten und im Leben geltend und herrſchend machten. Hier in der griechiſchen Philoſophie zeigt ſich alſo zum erſten Mahle das auffallende Phänomen, daß das wahre, gute und auf das Göttliche gerichtete Wiſſen keinen bleibenden und durchgreifenden Einfluß auf das Leben gewinnen konnte, ſondern von demſelben ausgeſtoßen und ihm endlich ganz entfremdet wurde; während das falſche und ſophiſtiſche Wiſſen mehr und mehr alleinherrſchend ward in dem unſittlichen Leben und in der immerwährenden Anarchie der entarteten und aus einer Revoluzion in die andre fallenden Staaten; ja ganz Eins mit demſelben war, in ſo fern zwey zerſtörende Prinzipien unter ſich Eins ſeyn und Eins werden können. — Jene gänzliche Zurückziehung der beſſern Wiſſenſchaft von dem Leben, beſonders dem öffentlichen, zeigt ſich nun gleich ſehr entſchieden an dem größten Geiſte unter den griechiſchen Philoſophen der ſpätern Zeit, am Ariſtoteles und an der ganzen Stellung deſſelben zu ſeinem Zeitalter. Alles jenes ausgezeichnete Wiſſen oder merkwürdige Denken der früheren Zeit, ſammelte dieſer ſcharfſinnige Denker, mit ſorgſamen Sinn und Fleiß, beurtheilte und zergliederte es mit kritiſchem Geiſt, und ordnete es mit umfaſſendem Blick zu einem neuen Ganzen und eigentlichen Syſtem, wie es in ſolchem Umfang früher noch nie geſchehen war. Wie hoch man aber auch dieſen Meiſter des menſchlichen Scharfſinns von Seiten des Verſtandes und des Wiſſens und ſelbſt als Schriftſteller ſtellen und bewundern mag; in ſeinem Syſtem lag gleichwohl der Keim und die deutliche Anlage zu beyden Hauptformen des philoſophiſchen Irrthums, zu dem Naturalismus auf der einen, und zu dem Rationalismus auf der andern Seite; und beyde ſind auch in der ſpätern Zeit der nachfolgenden Jahrhunderte, ſo wie die Gelegenheit für das eine oder für das andre falſche Syſtem günſtiger war, daraus hervorgegangen und weiter entwickelt worden. In der Lehre von Gott, möchte er wohl am wenigſten eine ſtrenge Beurtheilung aushalten; und in manchen Punkten, wie in ſeinem Begriff von der abſoluten Selbſtthätigkeit der Vernunft, neigt er ſich ganz zu der idealiſtiſchen Anſicht, die wir ſchon früher als den Uebergangspunkt zu dem wiſſenſchaftlichen Atheimus kennen lernten und bezeichnet haben. Erſt in einem viel ſpätern Zeitalter hat er ſeine gröſte und volle Wirkung gehabt: in ſeiner eignen Zeit hat er nur eine ſehr kleine Schule begründet, die weit weniger Einfluß auf das öffentliche Leben gehabt hat, als zwey andre Secten, welche den Beſchluß machen in der Entwicklungsgeſchichte der Griechiſchen Philoſophie. Das Syſtem der Stoiker, mit ſeiner ſchroffen und eben darum auch ganz unpraktiſchen Sittenlehre, mit ſeiner Lehre von einer unbedingten Nothwendigkeit und dem blinden Fatum, kündigt ſich gleich ſelber als ein herber Rationalismus an; während der weichliche Naturalismus der Epikuräer durch ſie faſt allgemein herrſchend ward und allmählig die Stelle des alten mythiſchen Heidenthums, das mehr und mehr zu erlöſchen begann, einnahm, in andrer und neuer Form, aber in der gleichen, heidniſchen Geſinnung, wo die indifferente und um nichts ſich kümmernde Gleichgültigkeit in ſeeligem Müßiggange und Selbſtgenuß, ſo wie ſie den Göttern beygelegt und angedichtet ward, nun auch von den Anhängern dieſer Secte, als die wahre Weisheit geprieſen und in das Leben eingeführt ward. So wurde dadurch auch von dieſer Seite der Grund gelegt, zu jener furchtbaren Gefühlloſigkeit, mit der man dem immer weiter um ſich greifenden Verderben und dem allgemeinen Untergange zuſah; und von der andern Seite war die Apathie der Stoiker wenigſtens auch nicht die rechte Geſinnung, welche jener ſybaritiſchen Abſtumpfung entgegen treten und entgegengeſtellt werden konnte. In Hinſicht auf das öffentliche Leben, die bürgerliche Geſellſchaft und den Staat, erſcheint die Denkart der Stoiker allerdings als die würdigere und beſſere; weshalb ihr auch die großen Römiſchen Staatsmänner von den letzten Zeiten der Republik an, bis in die ſpätern Jahrhunderte der römiſchen Kaiſerzeit herab, mehrentheils zugethan waren. An und für ſich und rein wiſſenſchaftlich genommen, kann man aber in beyden Syſtemen und Formen des Irrthums nichts ſehen, als die letzte chemiſche Zerſetzung oder den beginnenden Verweſungs-Zuſtand des höheren Wiſſens und philoſophiſchen Nachdenkens unter den Griechen. So hat alſo die Wiſſenſchaft und Philoſophie im Ganzen bey den Griechen entweder gar keinen Einfluß auf das Leben gehabt, oder doch keinen zureichenden, oder einen durchaus ſchädlichen.

Jetzt aber, recht in der Mitte der Menſchengeſchichte, an dem Uebergangspunkte von der alten zur neuen Welt, trat in ganz andrer Form, allerdings ein neues Wiſſen hervor, welches wieder wie im Anfang, mit dem Leben Eins war; wenn anders eine neue geiſtige Lebenskraft ſo genannt werden kann, durch welche alle Geſinnungen, Anſichten und Grundſätze, wie im Leben der Einzelnen, ſo auch im öffentlichen Leben, die herrſchende Denkart der Zeit und der Welt ganz verändert und völlig umgewendet worden; welche geiſtige Kraft ſtark genug war, um nicht bloß das Heidenthum ſelbſt, ſondern auch die Wiſſenſchaft und Philoſophie der gebildetſten Völker deſſelben, zu beſiegen. Dieſes neue Denken nun, welches mit der vollen Gewißheit des entſchiedenſten Glaubens und der höchſten innern Klarheit auftrat, war, wenn man es auch inſofern ein Wiſſen nennen darf und nennen muß, fern von aller gewöhnlichen und bisherigen Form deſſelben, ganz aus dem Leben hervorgegangen, und durch die Liebe, die göttliche nähmlich, erſt vollkommen ausgeführt und bekräftiget worden. Mithin war es ein durchaus lebendiges Wiſſen, oder auch ein ſich ſelbſt klares und gewiſſes, mithin wiſſendes, neues Leben; welches übrigens von dieſem erſten Anfangspunkte aus, auch leicht in alle ſonſtigen Formen des öffentlichen Lebens und der früheren Wiſſenſchaft eindringen, ſie aufnehmen, neu geſtalten und ſich ſelbſt darin allgemein und weiter fort entwickeln konnte. — Allein auch hier traf der göttliche Impuls von oben auf den gewöhnlichen ganzen oder halben Widerſtand von unten. Es iſt daher dieſes neue lebendige Wiſſen, welches ſchon in ſeinem Weſen mit dem Leben Eins war, und weiter entwickelt mit demſelben überall und immer mehr Eins werden mußte, erſtens nicht allgemein angenommen und nicht allgemein herrſchend geworden. Oder wo es auch angenommen und herrſchend ward, war dieß oft mehr nur äußerlich, ohne daß es ganz lebendig in alle Tiefen der Seele eingeſchloſſen worden, oder in alle Gänge und Wege des Geiſtes eingedrungen wäre. Oder ward es auch, in einem gewiſſen Grade wenigſtens, wahrhaft innerlich und mit voller Liebe aufgenommen; ſo blieb es doch oft mehr nur als ein verſchloſſnes Saamenkorn der Zukunft und des höheren Lebens, einzeln und für ſich abgeſondert und verborgen in dem Innern; ohne zugleich auch alle andern Lebens-Elemente des Bewußtſeyns und Produkte des Wiſſens zu durchdringen, neu zu beleben und neu zu geſtalten. So konnte alſo der Irrthum auch hier wieder ſeinen Eingang finden, und merkwürdig iſt es, daß die beyden Hauptformen deſſelben, wie ſie in oft veränderter Geſtalt die Geſchichte der Philoſophie in den verſchiednen Epochen ihrer Entwicklung darbietet, auch hier gleich ganz deutlich und in ſehr kenntlichen Zügen der geiſtigen Phyſiognomie und in eben ſo deutlichem Kontraſt der innern Verſchiedenheit, wieder hervortreten. Den ſämmtlichen gnoſtiſchen Secten lag eine mehr oder minder ſchwärmeriſche Naturphiloſophie zum Grunde, und mit ihrer langen Reihenfolge erdichteter Emanationen der Gottheit, den heidniſchen Genealogien der alten Götter nicht unähnlich, würden ſie, wenn ſie obgeſiegt hätten, das ganze Chriſtenthum ſehr bald von neuem in eine nur mehr philoſophiſche Mythologie umgewandelt haben. In den Arianern dagegen, und andern ihnen verwandten oder doch ähnlichen Partheyen vor und nach ihnen, giebt ſich mehr der Geiſt des Rationalismus zu erkennen, der mit einem Anſtrich von Strenge und Genauigkeit auf irgend einem Punkte des Lebens oder der Theorie beharrend, ſcheinbar um Worte ſtreitet, bis dann der Grund der weſentlichſten Begriffe ſelbſt untergraben iſt. — Alle dieſe Partheyen, während der erſten drey oder fünf oder acht Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung, entſtanden und gingen wieder vorüber; ſo daß alſo auch ihr verderblicher Einfluß damahls noch nicht tief in das Leben einſchneiden konnte, wenigſtens nicht allgemein wurde und nicht bleibend war. Doch ging dabey an der erſten Liebe, und damit auch an dem vollen Leben und ſelbſt an dem tieferen Wiſſen viel verlohren. Ein in ſeiner Art einziges Phänomen aber bietet es dar, wie ein einzelner großer Geiſt und Schriftſteller des Alterthums, der zu ſeiner Zeit weniger allgemein wirkend geweſen war, für das ganze Mittelalter nun ſeltſamer Weiſe das Problem und der Mittelpunkt alles Wiſſens wurde, und wie mehrere Jahrhunderte hindurch der menſchliche Geiſt ſich an dieſem, von ihnen ſelbſt wenigſtens dem innern Sinne nach unverſtandenen Ariſtoteles (denn um ihn zu verſtehen, fehlte es ihnen an den erſten weſentlichen Bedingungen und nothwendigen

Hülfsmitteln) müde kämpfte; und wie dennoch dieſer anſcheinend zweckloſe Kampf und dieſes unaufgelöſte Problem nicht ohne großen und mannichfachen Einfluß auf die damahlige und nachfolgende Zeit und auf das Leben geblieben ſind. Bey einem ſehr großen Theile der damahligen Welt, war es nach den zwey ganz verſchiedenen Seiten, welche die Philoſophie des Ariſtoteles, wie ſchon oben bemerkt wurde, darbietet, wahrſcheinlich mehr die Sehnſucht nach einer vermeyntlich ſehr großen und geheimen Naturwiſſenſchaft, als die für verbothen gehaltene Erkenntnißfrucht der damahligen Zeit, welche eine ſo unglaubliche Begierde nach dieſem vorenthaltnen Geiſter-Schatz und alles umfaſſenden und alles wiſſenden Syſtem erregte. Zunächſt konnte, bey der damahligen Abſonderung der Länder und Völker, nur erſt aus den arabiſchen Ueberſetzungen und Commentaren geſchöpft und dieſen wieder die lateiniſchen nachgebildet werden; wo ſich alſo leicht denken läßt, in welchem weiten Abſtande von dem wahren Verſtändniſſe und dem ſo ganz kritiſchen Geiſte des erſten Urhebers dieß geſchah und fern von ſeinem Ziele zurück bleiben mußte. Denn wie hoch man auch den Geiſt der Araber in ihrer eignen Geſchichte, in der Poeſie oder ſelbſt in einer oder der andern Wiſſenſchaft anſchlagen oder ſtellen mag; ein gänzlicher Mangel an Kritik iſt es, was ſie durchgehends und überall auszeichnet; beſonders im Vergleich mit den Griechen, von welchen aller wahre und aller falſche kritiſche Scharfſinn ausgegangen iſt und bey ihnen ſeinen Gipfel erreicht hat. Wenn nun Männer von großem Geiſtes-Talent und eben ſo großer Autorität, ſich dieſer ganzen Sache und des viel beſtrittenen Schriftſtellers, dieſes wunderbar umkleideten Ariſtoteles in ſeinem neuen arabiſch-lateiniſchen Sprachgewande, ſo wie des geſammten darauf gerichteten wiſſenſchaftlichen Strebens ihrer Zeit zu bemächtigen ſuchten; ſo muß dieſes, — wie ſeltſam es auch Anfangs auffallen mag, den von Grund aus heidniſchen alten Meiſter alles philoſophiſchen Denkens und Wiſſens, mit einemmahle unter die Theologen aufgenommen und mitten unter ihnen gleichſam Sitz und Stimme nehmen zu ſehen, — etwa in dem gleichen Sinne beurtheilt werden, wie wenn ein denkender Arzt einen allgemein verbreiteten Krankheitsſtoff und einmahl unvermeidlich gewordenes Miasma lieber ſelbſt inoculirt, um es deſto ſicherer beherrſchen zu können. Und man muß, ſo wie die Sache nun einmahl liegt, in dieſen großen Männern allerdings zwey verſchiedene Perſonen unterſcheiden; einmahl den heiligen Kirchenlehrer und ſcharfſinnig entſcheidenden Theologen ſeiner Zeit, und dann den ſcholaſtiſchen Erklärer des für unſer chriſtliches Mittelalter nun ſchon zum nothwendigen Uebel gewordnen Ariſtoteles. Dieſes und was ſonſt der Inhalt und Gegenſtand ſolcher grübleriſchen Streitigkeiten war, wurde bald genug vergeſſen. In der ſcholaſtiſchen Streitkunſt aber waren, nach der Sitte der damahligen Zeit, die Kämpfer, Roß und Mann von Kopf bis zu dem Fuß, in ein ſchweres eiſernes Panzerhemd von unzählig vielen Gedankenringeln und Begriffsketten eingehüllt und faſt unkenntlich geworden. Die ganze ſchwere Zurüſtung ging darauf hin, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Oft aber prallte der Stoß ab, da die Waffen von beyden Seiten ſo ziemlich gleich waren, oder ſie ſtachen an einander vorbey; und mehrentheils waren wohl beyde philoſophiſche Kämpfer am Ende des Streits auf dem alten Fleck geblieben, oder wieder dahin zurückgedrängt.

ſagt und ſo angemeſſen iſt; ſo läßt ſich zwar für alles Sinnbildliche, was nicht weſentlich iſt, und bloß zur äußern Einkleidung und zum Vehikel der verſtändlichen Mittheilung dient, ſchwerlich ein allgemeiner Maaßſtab und eine entſcheidende Richtſchnur für Alle entwerfen, da ſich dieſes nach dem verſchiedenen Bedürfniß der Individuen richtet, und alſo auch darnach ganz verſchieden und individuell iſt und ſeyn muß. Wenn aber ein Symbol unmittelbar von Gott ſelbſt ausgeht, ſo kann es nicht anders als weſentlich, es kann nicht bloß Zeichen, ſondern es muß zugleich ein Wirkliches ſeyn; ſonſt wäre es, als wenn man dem ewigen Logos, welcher der Grund alles Daſeyns und aller Erkenntniß iſt, Worte ohne Inhalt und ohne Kraft zuſchreiben oder beylegen wollte. Sehr natürlich, d. h. der Natur der Sache vollkommen angemeſſen, obwohl an ſich ſelbſt freylich übernatürlich, ja unbegreiflich und allen Begriff überſteigend, iſt es daher, wenn jenes höchſte Symbol, welches das eigentliche Einheitsprincip und den lebendigen Mittelpunkt des ganzen Chriſtenthums bildet, dieſen Charakter an ſich trägt, daß es zugleich ein Zeichen iſt, und doch ein wahrhaft Wirkliches oder die Sache ſelbſt. Nachdem nähmlich auf dem Altare dieſer Religion der göttlichen Liebe, ſeit das höchſte Opfer derſelben längſt vollendet iſt, kein anderes Feuer mehr angezündet wird, als die Flamme des Gebets und des auf Gott gerichteten und mit Gott vereinigten Willens; ſo beſteht der Act, durch welchen jenes Seelenband, worin das Weſen aller Religion beſteht, eigentlich zuſammengehalten wird, bloß darin, daß hier die weſentliche Subſtanz der göttlichen Kraft und der göttlichen Liebe zu den Menſchen, lebendig mitgetheilt und empfangen wird, als das wunderbare

Siegel der Vereinigung mit Ihm. Wie einfach oder wie reich geſchmückt der Altar ſeyn ſoll, darüber iſt es, wie ſchon oben erinnert wurde, ſchwer einen allgemeinen Maaßſtab feſt zu ſtellen. Wollte man ſich aber ein Chriſtenthum, im ſtrengſten Sinne ganz ohne Altar denken, oder ein ſolches verlangen und einzurichten ſuchen; was doch unter der großen Menge der ſo verſchiedenen menſchlichen Anſichten und Religionsmeynungen nur einer äußerſt kleinen Anzahl kaum vorübergehend eingefallen iſt, ohne bleibende und entſchiedene Wirkung für das Ganze; ſo würde ein ſolches von allem Symbol und Geheimniß entkleidete Chriſtenthum nur eine philoſophiſche Anſicht und Meinung, höchſtens eine Schule der Art ſeyn, aber keine Religion; und ſelbſt das Bibel-Studium, wenn man daſſelbe auch ſelbſt in dieſer verzweifelten Lage noch feſt halten wollte, würde alsdann nichts mehr ſeyn, als eine gelehrte Liebhaberey, wie jede andre antiquariſch merkwürdige Unterſuchung. Sollte im Gegentheil aber eine Gemeinde und Religion ganz ohne Altar, zwar nicht in ſolcher Weiſe auf einer philoſophiſchen Meinung oder bloß gelehrtem Studium und Liebhaberey beruhen, ſondern auf dem Gebet und der geiſtlichen Rede oder Predigt allein gegründet werden; ſo konnte dieſes faſt nur unter der Vorausſetzung einer immer fortgehenden und überall verbreiteten unmittelbaren Inſpiration denkbar ſeyn; welches einen leichten Uebergangspunkt zu dem furchtbarſten Fanatismus darbieten würde, wovon diejenigen, welche die innere Geſchichte der mohamedaniſchen Völker und Secten in alten und neuen Zeiten, wo es im Weſentlichen grade ſo iſt, etwas näher kennen, leicht im Stande ſind, ſich einen ſehr anſchaulichen und abſchreckenden Begriff zu bilden.

pelte Weiſe zu einem unbedingten Ganzen vollendet werden. Entweder wird die Menſchheit und das Schickſal in vollkommner Eintracht oder in vollkommnem Streit dargeſtellt. Das letzte iſt der Fall in der philoſophiſchen Tragödie. Begebenheit heißt jene gemiſchte Erſcheinung, wenn das Schickſal überwiegt. Der Gegenſtand des philoſophiſchen Trauerſpiels iſt daher eine tragiſche Begebenheit, deren Maſſe und äußre Form der darſtellenden Kunſt angehört, deren Inhalt, letzter Zweck und Geiſt aber eigentlich mehr philoſophiſch bedeutend und ergreifend iſt. Das Bewußtſeyn jenes Streites erregt das Gefühl der Verzweiflung. Man ſollte dieſen ſittlichen Schmerz über unendlichen Mangel, und unauflöslichen Streit nie mit der bloß thieriſchen Angſt verwechſeln; wiewohl die letztere im Menſchen, wo das Geiſtige mit dem Sinnlichen ſo innigſt verwebt iſt, ſich oft zu jener geſellt. Nur in dem andern Trauerſpiele deſſelben Dichters, im König Lear, iſt dieſes Tragiſche im Gefühl der allgemeinen Weltzerrüttung wohl noch größer aufgefaßt und umfaſſender durchgeführt. Im Hamlet aber iſt die weſentliche Idee ſolcher eigenthümlichen Kunſtgattung für den Anfang dennoch den meiſten Sinnen faßlicher und leichter zu ergreifen vorgeſtellt.

Im ganzen Gebiete der modernen Dichtkunſt iſt dieſes Drama für den Kunſt-Geſchichtsforſcher eines der wichtigſten Dokumente. In ihm iſt der Geiſt ſeines Urhebers am ſichtbarſten; hier iſt, was über die andern Werke des Dichters nur einzeln zerſtreut iſt, gleichſam ganz beyſammen. Shakſpeare aber iſt unter allen Künſtlern derjenige, welcher den Geiſt der modernen Dicht-

Wohl ſcheint nun in dieſem ganzen Religions-Verhältniß und in einer ſolchen geforderten oder doch als weſentlich und nothwendig gewünſchten und erſehnten Verbindung der Seele und des innern Menſchen mit Gott, als wohin die höhere Philoſophie der Alten nicht weniger ſtrebte, als unſere Offenbarung und Religion, etwas ſehr Schönes und kaum Begreifliches, ja faſt Unmögliches zu liegen; wie in den verwickelten algebraiſchen Gleichungen, für die es keine Auflöſung giebt, oder wenigſtens, ſo wie ſie erſcheinen, ehe dieſelbe gefunden iſt. Dieſes beſchränkte, veränderliche, nach allen Seiten hin unvollendete und noch nicht einmahl hinreichend, wenigſtens nicht vollkommen beſtimmte a unſeres eigenen Selbſt, womit wir denn freylich das ganze Alphabet unſeres Denkens wie unſeres Lebens immer wieder von vorne anzufangen gewohnt ſind, ſoll mit dem ganz unbegreiflichen x der unermeßlichen Gottheit in eine Gleichung und Verbindung gebracht werden. Wie ſoll dieß nun möglich ſeyn, und wie kann es wohl jemahls wirklich werden? — Eigentlich iſt auch das Ich des Menſchen nicht einmahl ein ſolches a, und kann nicht ſo bezeichnet werden, in dieſer wunderbaren algebraiſchen Gleichung unſeres innern Lebens und höhern Strebens; denn nirgends findet der Menſch ſich als ein Erſtes, ſondern immer nur als ein Abgeleitetes und Zweytes, wo er auch immer anfangen oder den Anfang ſuchen mag. Und nicht nur führt das Alphabet unſeres Daſeyns weiter hinaus und gegen das Ende auf ein völlig unbegreifliches x; ſondern es iſt ſchon von vorn herein mangelhaft, und gleich der Anfang und das erſte a, was den Anfang machen ſollte, fehlt. Und auch ſelbſt das b, wenn wir bey dieſem ſtehen bleiben, iſt nirgends rein, und wie es an und für ſich iſt, oder urſprünglich war, zu finden; überall iſt es noch mit einem andern ebenfalls Unbekannten verſtrickt und verwickelt: ſo, daß wir es alſo mit zwey unbekannten Größen zu thun haben in dieſer Gleichung unſeres Lebens, mit jenem unbegreiflichen x und mit dieſem überall uns entgegentretenden und widerſtrebenden y, wie wir es indeſſen bezeichnen wollen. Und als Thatſache giebt ein jeder dieſes angebohrne Hinderniß gern zu, wenn gleich er es als böſes Princip nicht zu erklären weiß, oder die ihm gegebene Erklärung der Wiſſenſchaft und Offenbarung darüber nicht annehmen will. Wie ſoll nun dieſes unſer b auf ſein erſtes urſprüngliches a zurückgeführt, wie ſoll es von dem böſen y befreyt, und wie ſoll es mit dem höchſten x verbunden werden? — Die Antwort und die Auflöſung der unmöglich ſcheinenden Gleichung kann nur auf jenem Wege und nach jenem Princip gefunden werden, nach welchem es eben bemerkt wurde, wie das Weſen der Religion allein beſtehe in der von dem erſten Anfangspunkte ausgehenden und durch die ganze geiſtige Kette fortwirkenden lebendigen Mittheilung der höhern Kraft. Um aber dieſen Gedanken und den daraus hervorgehenden Begriff der glücklichen Auflöſung des menſchlichen Lebens-Problems ganz anſchaulich zu machen, erlaube ich mir noch eine kurze epiſodiſche Anführung und Erklärung der aegyptiſchen Hieroglyphen, als das paſſendſte Beyſpiel dafür. Da die ſymboliſche Natur und Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes und des ganzen menſchlichen Daſeyns, der Hauptgegenſtand war, mit deſſen Entwicklung dieſe gegenwärtige Erörterung anfing; ſo kann es auch als Ergänzung und zum Schlußſtein für dieſes ganze Kapitel dienen und angeſehen werden, wenn zu allem vorigen noch dieſes hinzugefügt und mit wenigen Worten gezeigt wird, wie und in welchem Sinne auch die älteſte Schrift und Bezeichnungsweiſe des Menſchen eine ſymboliſche geweſen iſt. Wenigſtens von den weſtaſiatiſchen und den aus dieſen abgeleiteten abendländiſchen Alphabeten, dem hebräiſchen, phöniziſchen und griechiſchen, kann man es jetzt ſchon mit Gewißheit behaupten, daß ſie aus den Hieroglyphen abgeleitet und ſämmtlich hieroglyphiſchen Urſprungs ſind. Nicht ſo entſchieden dürfte dieſes von dem indiſchen, von allen jenen ſo ganz verſchiedenen Alphabet gelten; ſo wie ich auch allein deswegen nichts im Voraus über das höhere oder mindere Alter dieſer eigenthümlichen indiſchen Schriftart im Vergleich mit der aegyptiſchen feſtſtellen möchte. Die hieroglyphiſche Bezeichnungsart aber beruht nach der bis jetzt gemachten, obſchon noch nicht ganz vollendeten und alles erklärenden, doch aber in ihrer Grundlage ſehr feſt ſtehenden Entdeckung, wie ſie ſo merkwürdiger Weiſe unſerm Zeitalter vorbehalten war, auf einem ſehr einfachen Princip, welches, obgleich ganz ſymboliſchen Urſprungs, doch auch den Keim der alphabetiſchen Bezeichnung und Schrift ſchon vollſtändig in ſich enthält. Es beſteht daſſelbe nähmlich darin, daß das Bild, welches ein Wort der Art ausdrückt oder bedeutet, zugleich den Buchſtaben bezeichnet, mit welchem dieſes Wort anfängt. Da die hieroglyphiſche Schrift auf jede Sprache eben ſo gut anwendbar iſt, als auf die aegyptiſche, ſo kann uns hier ein deutſches Wort eben ſo gut als Beyſpiel zur Erklärung dienen, als irgend ſonſt eines aus einer andern Sprache. Noch muß ich aber bemerken, daß in dieſer Bezeichnungsweiſe nur die Hauptbuchſtaben und weſentlichen Elemente des Wurzellauts angedeutet, die nicht betonten oder bloß ergänzenden Vokale und andern Buchſtaben aber ausgelaſſen und nicht beſonders bezeichnet, ſondern dem Verſtändniß zu errathen überlaſſen werden. Das Wort Leben z. B. würde mit den drey Hauptbuchſtaben deſſelben alſo bezeichnet ſeyn: ein flammendes Licht, weil dieſes Wort mit einem L anfängt, würde dieſen Buchſtaben L bedeuten; ein Baum, den Buchſtaben B, und der Buchſtabe N, könnte durch das Bild von irgend einem Naß, durch einen herunterſtrömenden Waſſerſtrahl oder durch eine wellenförmige Linie als Zeichen der bewegten Oberfläche deſſelben angedeutet werden. Ein Licht, ein Baum und eine Wellenfläche würden alſo mittelſt der Buchſtaben L, B und N das Wort Leben bezeichnen; wobey man zugleich ſieht, daß dieſe Bezeichnungsweiſe und Schriftart, obwohl im Grunde ſchon eine alphabetiſche, doch zugleich auch eine ſymboliſche Farbe hat, wie ich dieß in dem gewählten Beyſpiel auszudrücken verſuchte, da ſowohl das Licht oder die leuchtende Flamme, als die fortwachſende Natur des Baumes, oder der fließende Strom und Wellenſchlag den innern Charakter des Lebens und die einzelnen Merkmahle oder Beſtandtheile und Elemente deſſelben ſehr gut ausdrücken und bezeichnen können. Und in dieſer Zugabe von ſymboliſcher Farbe und Bedeutſamkeit liegt eben bey der ſonſt vieldeutigen und inſofern unbequemen alphabetiſchen Bezeichnung durch Hieroglyphen die eigenthümliche Schwierigkeit und auch das intellektuell Anziehende dieſer Schriftart. Dieß iſt nun die eine ſchon bekannte hieroglyphiſche Bezeichnungsweiſe, die andere aber, ſo weit als die Entdeckung und Entzifferung derſelben bis jetzt vorgedrungen iſt, erſcheint ungleich ſchwerer und räthſelhafter; ja man muß hier faſt ſchon wiſſen, was bezeichnet oder angedeutet wird, um es irgend verſtehen oder errathen zu können. Nach dieſer bedeutet das Bild von dem Wort, welches mit dem einen Buchſtaben anfängt, ſchon allein auch das andere Wort, welches mit dem gleichen Buchſtaben anfängt; nach dem oben gewählten Beyſpiel alſo würde ſchon das Bild eines flammenden Lichtes allein auch das Wort Leben und dieſen Begriff ſelbſt bedeuten. Es iſt, wenn man ſo ſagen ſoll, ein Spiel der kühnſten algebraiſchen Gleichungen mit ſolchen bloß angedeuteten und angefangenen Räthſelbildern, die das Verſtändniß des Wiſſenden erſt ergänzen muß, denn ein anderer wird es ſchwerlich mit Sicherheit entziffern können. Und dieß führt mich wieder zurück auf unſere obige noch unaufgelöste algebraiſche Gleichung über das Räthſel des menſchlichen Daſeyns, welches in dieſem Gleichniß von den Hieroglyphen, wie ich es auch nur deßwegen hier eingeſchoben habe, ſeine Auflöſung finden kann. Die Hieroglyphen-Schrift iſt nähmlich nach der gegebenen Erklärung eine ſymboliſche Bezeichnung durch den Anfangsbuchſtaben, wodurch denn freylich alles, auch das ſcheinbar Gewöhnliche, einen geheimnißvollen Charakter annimmt und in dieſe wunderbare, bildlich bedeutende Sphäre hinüber tritt. Die Auflöſung jenes allgemeinen Problems aber liegt darin, daß das x, eben jenes unbegreifliche x der unermeßlichen Gottheit, als der ewige Logos, zugleich a d. h. lebendig und in der Menſchheit wirklich geworden, oder geweſen iſt, und ſolches auch wirklich und wahrhaft noch iſt; nähmlich der neue Anfang und von Gott gegebene Anfangsbuchſtabe für das ganze menſchliche Daſeyns-Alphabet, welcher ohnehin dem b ſchon urſprünglich zum Grunde lag und ihm von jeher fehlte, und an welchen ſich nun dieſes und jeder andere nachfolgende Buchſtabe anreihen und anſchließen, mit ihm verbinden und ihm gleich werden kann und in dieſer Gleichſtellung mit demſelben, da jetzt das $x = a$ iſt, ſelbſt zu der mit dem ſonſt unerreichbaren x fähig werden, zugleich aber auch von dem ewig hinderlichen und ſtörenden $-y$ ganz und auf einmahl und für immer befreyt werden kann, da dieſes $-y$ dem x gegenüber doch nur eine negative Größe wird, und alſo in Nichts aufgeht. Wie man aber auch immer durch dieſe oder andere wiſſenſchaftliche oder bildliche Gleichniſſe das Unausſprechliche zu faſſen und auszudrücken verſuchen mag; immer bleibt dieſe Thatſache, daß das göttliche x ein menſchliches a geworden, daß der ewige Logos wahrhaft und wirklich menſchlich lebendig geworden und noch iſt und der Glaube an dieſe Thatſache, der Anfangspunkt eines neuen und höheren Daſeyns, und der Ring, welcher die Menſchheit zuſammen hält, auf welches erſte Glied in der geiſtigen Lebenskette alles zurückführt und von welchem alles ausgeht.

So hätte ich nun die ſymboliſche Bedeutung des menſchlichen Lebens, von der ſinnbildlichen Darſtellung und Kunſt des Schönen anfangend, und durch verſchiedene Sphären denſelben Begriff weiter entwickelnd, bis zur höchſten Hieroglyphe alles Daſeyns hinaufgeführt. Und wie ich in den drey vorigen Betrachtungen das ewige Wort, als das Grundgeſetz der Wahrheit, mehr bloß von der wiſſenſchaftlichen Seite entwickelt habe; ſo war nun noch übrig, es in den drey nachfolgenden und letzten auch als das alles löſende und alles lenkende Wort für das ganze Problem des menſchlichen Daſeyns, in dem Kampf des Lebens und den wichtigſten Verhältniſſen und Verwicklungen deſſelben darzuſtellen. Denn nicht bloß für das höhere war bey dem allgemeinen Sittenverfall, dem auch die beſſern Imperatoren vergeblich Einhalt zu thun ſuchten. Wenn man nun auch durch prieſterliche Functionen und Titel, nach der herrſchenden Volks-Religion, die Würde des Herrſchers deſto heiliger zu machen ſuchte; ſo lag darin doch kein reeller Zuwachs von Macht, nachdem in dieſem Zuſtande von Auflöſung, welcher in der Religion nicht minder Statt fand als im Staate und in den Sitten, das damahlige Heidenthum nur noch in dichteriſchen Sagen, äußern Gebräuchen, feſtlichem Gepränge, und hier und dort etwa einer philoſophiſchen Meynung beſtand, ohne eigentlichen innern Gehalt, und feſten Zuſammenhang, oder eine prieſterliche Verfaſſung, wie dieſes alles ſich in dem ältern indiſchen Heidenthum noch jetzt findet. Es wurden die innern Widerſprüche nur dadurch vermehrt, und das ganze Schauſpiel um ſo empörender gemacht, wenn ein ſolcher allgemein verhaßter Welt-Tyrann, nachdem er erſt ſeine Zeit hindurch ziemlich unmenſchlich regiert hatte, dann auf eine ſehr menſchliche, oder zum Theil auch wieder unmenſchliche Art auf die Seite geſchafft war, nun endlich zum Beſchluß unter die Götter verſetzt wurde. Die beſſere Zeit der Mark Aurele und Antonine war kurz vorübergehend, weil ſie durchaus nicht hiſtoriſch befeſtigt und moraliſch begründet war, noch ſeyn konnte, wie in der erblichen Monarchie der chriſtlichen Zeiten und Staaten. In der Jurisprudenz, als Wiſſenſchaft, und auch praktiſch genommen, ſind die Römer in allen Zeiten groß geweſen, alſo auch in dieſer letzten; um ſo mehr vielleicht, als die wahren Rechtsfreunde, die es noch gab, ſich nur um ſo lieber von allem politiſchen Einfluß und dem öffentlichen Leben zurück zogen, und hinüber flüchteten in das noch unangefochtne Gebiet der alten juriſtiſchen Begriffe, und ihrer Entwicklung. Allein wo der ganze geſellſchaftliche Zuſtand, und das innerſte Princip des bürgerlichen Daſeyns Unrecht iſt, und auf Unrecht gegründet, was helfen da einige richtige Geſetze über das Mein und Dein, über Diebſtahl und Betrug, oder über den Mord, und andre Verbrechen, die doch mehrentheils und im Weſentlichen ungefähr überall dieſelben ſeyn müßen, oder die ſcharfſinnigen Syſteme der richterlichen Erörterung über dieſe Begriffe? Es iſt eben ſo, als wenn man von einem großen und höchſt gefährlichen Syſteme des philoſophiſchen Irrthums rühmen, oder zur Entſchuldigung deſſelben anführen wollte, daß die gewöhnlichen Regeln der gemeinen Logik darin nicht verletzt, oder auch vorzüglich gut beobachtet ſind, was ohnehin mehrentheils wirklich ſo der Fall iſt, wodurch aber der Irrthum nicht gehoben oder verbeſſert, ſondern nur um ſo ſcheinbarer, und leichter eingänglich gemacht wird. — Für die ſpätere Epoche der germaniſch chriſtlichen Wiedergeburth des Römiſchen Reichs, waren dieſe beſſern Elemente deſſelben allerdings folgenreich und von guter Wirkung. Mit der germaniſchen Geſetzgebung aber ſtimmt das chriſtliche Staats-Princip im Ganzen beſſer überein, als mit dem Römiſchen Recht, weil in den germaniſchen Gewohnheiten dem Rechte der Billigkeit noch mehr Rückſicht und Einfluß gegeben und geſtattet iſt. Nun hat zwar die Römiſche Wiſſenſchaft den ſchönen Begriff deſſelben mit beſonderm Scharfſinn aufgeſtellt und entwickelt, eben weil es dort nur als eine Ausnahme von dem ſtrengen Recht, wie das Römiſche vom Urſprung her durchaus ein ſolches war, und um dieſe urſprünglich ſchroffe Härte deſſelben zu mildern, geltend gemacht und anerkannt wurde. Nach dem chriſtlichen Geſetz aber ſoll das Recht der Billigkeit mit dem ſtrengen Recht überall innigſt verbunden und ganz mit demſelben in Eins verſchmolzen ſeyn, wie dieſes ſchon aus dem bloßen Begriff der chriſtlichen Geſinnung hervorgeht. Darin liegt nun eben der große und weſentliche Unterſchied, und nach dieſem Princip wäre wohl eine durchgehends chriſtliche Rechtswiſſenſchaft weiter auszuführen, und in dem gleichen Geiſte zu vollenden. Nächſt dieſem Charakter der Milde und der Billigkeit, liegt das zweyte unterſcheidende Merkmahl des chriſtlichen Rechts und Rechts-Begriffs darin, daß es mehr als jedes andre Recht ein hiſtoriſches iſt. Zwar als bloße Naturanlage iſt auch das germaniſche Herkommen auf eine ganz hiſtoriſche Geſetzgebung, ſelbſt in bürgerlichen und Privatverhältniſſen, vorzüglich gerichtet, und eben darum auch mit dem chriſtlichen Rechts-Princip ſehr gut, und beſonders leicht vereinbar. Allein im vollen und ausgedehnten Sinne des Worts, wo es ſich auch auf den Staat, und den Inbegriff aller in geographiſcher Berührung ſtehenden Mächte der ganzen civiliſirten Welt mit erſtreckt, kann nur das chriſtliche Rechts-Princip ein vollſtändig hiſtoriſches ſeyn, weil auch nur die chriſtliche Weltanſicht, das Ganze der Menſchheit wahrhaft umfaßt und erklärt. Wäre nicht der Menſch gleich zu Anfang mit ſich ſelbſt, und unter einander, mit der Natur und mit Gott, in Zwieſpalt und Unfrieden gerathen, ſo würde es ja gar nicht dieſer zwingenden Macht in der Geſellſchaft bedürfen, oder dieſen Staat des Zwanges; denn was iſt denn derſelbe anders als eine bewaffnete Friedensanſtalt, ein Richterſchwerdt gegen das Unrecht im Einzelnen, wie im Großen, eine Schutzwehr und ein Bollwerk gegen den ungerechten Angriff und Krieg? Denn woher anders als auf dieſem allein vollſtändigen Syſtem der chriſtlichen Wahrheit, und aus dem erſten Anfangspunkte derſelben, ſoll man die Erklärung hernehmen für dieſe Fortpflanzung des alten Unheils und des alten Fluchs, oder die hiſtoriſche Herleitung für den Staat und deſſen Urſprung, wie aus dieſem erſten Unrecht und dem älteſten Brudermord, als der göttlichen Gegenwehr gegen dieſes dem Menſchengeſchlecht eingebohrne Unrecht? Findet ſich noch irgend wo ſonſt eine wahre und beſtimmte Hindeutung auf die gleichen Begriffe, ſo iſt ſie gewiß unmittelbar aus derſelben Quelle geſchöpft. Die göttliche Sanction des Staats aber erhält auch ihre wahre Beſtätigung und Erklärung erſt aus dem zweyten neuen und göttlichen Anfangspunkt des Menſchengeſchlechts, wie dieß ſchon in der letzten Vorleſung zu entwickeln verſucht wurde; in welchem zweyten Anfangspunkt zuerſt wieder der wahre, innere und höhere Frieden der Menſchheit verkündigt und gegeben wurde. Nicht zwar der vollendete Frieden ſelbſt, denn dieſer iſt die Frucht und der Lohn des vollendeten Kampfs; wohl aber eine neue feſte, ewige Baſis des zukünftigen, und ſchon von jetzt an immer fortwachſenden Friedens. So iſt denn auch jeder nicht bloß ſcheinbare und argliſtige, ſondern redlich gemeynte und inſofern chriſtliche, wenn gleich noch unvollkommne und bloß partielle Menſchenfrieden ein Schritt weiter auf der großen Stufenleiter, eine Annäherung und eine Vorarbeit zu dem allgemeinen, allumfaſſenden Frieden Gottes, der höher iſt als alle Vernunft, und allen Streit um dieſe, oder aus dieſer. Wenn das Unrecht unter den Menſchen jemahls aufhören, wenn der Frieden Gottes auf der Erde wirklich werden könnte, dann kunſt in dieſer Beziehung am vollſtändigſten und am treffendſten charakteriſirt. In ihm vereinigen ſich die reizendſten Liebes-Blüthen der romantiſchen Helden- und Ritterzeit, die gigantiſche Größe einer ältern nordiſchen Vorwelt, mit den feinſten Zügen moderner Geſelligkeit, mit der tiefſten und reichhaltigſten Dichter-Philoſophie. In den beyden letzten Rückſichten könnte es zu Zeiten ſcheinen, er hätte die Bildung unſers Zeitalters im voraus geahndet und ſich angeeignet. Wer übertraf ihn je an unerſchöpflicher Fülle des Intereſſanten, an Gewalt in allen Leidenſchaften, in der unnachahmlichen Wahrheit des Charakteriſtiſchen, an einziger Originalität? Er umfaßt die eigenthümlichſten künſtleriſchen Vorzüge der Modernen jeder Art, im weiteſten Umfange, höchſter Vortrefflichkeit und in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, ſogar bis auf die excentriſchen Sonderbarkeiten und Fehler, welche ſie mit ſich führen. Man darf ihn ohne Uebertreibung den Gipfel der neuern Poeſie nennen. Wie reich iſt er an einzelnen Schönheiten jeder Art; wie oft berührt er ganz nahe das höchſte Erreichbare! In der ganzen Maſſe der modernen Dichtkunſt entſpricht vielleicht nichts dem vollkommnen Schönen ſelbſt nach dem antiken Begriff von ſittlicher Charakter-Schönheit ſo ſehr, als die liebenswürdige Größe, die bis zur Anmuth vollendete Tugend des Brutus in ſeinem Caeſar.

Dennoch wußten viele gelehrte und ſcharfſinnige Denker nie recht, was ſie mit Shakſpeare machen ſollten. Dieſer nach ihren Begriffen incorrecte große Naturgeiſt, wollte ihren kleinlichen Theorien gar nicht recht zuſagen. Eine unwiderſtehliche Sympathie befreundet nehmlich den wäre der Zweck erreicht, und die Anſtalt dazu nicht mehr nöthig. Das Recht iſt nur für den Zuſtand des Kampfs, und für die Dauer deſſelben, und iſt ſelbſt nichts anders als der Kampf gegen das Unrecht; die chriſtliche Rechtsanſicht und Theorie iſt eben darum die höhere, und auch wiſſenſchaftlich allein befriedigende, weil ſie noch etwas Höheres kennt, als das Recht, und allein den hiſtoriſchen Schlüſſel für das Ganze, und Anfang und Ende in ſich enthält. Hiſtoriſch aber iſt der chriſtliche Rechtsbegriff nicht bloß durch dieſe vollſtändige Erklärung des erſten Anfangs, und durch die hiſtoriſche Herleitung der göttlichen Sanction des Staats; ſondern auch in dem Sinne, daß er nach dem nun auch auf größere politiſche Verhältniſſe ausgedehnten Princip der Billigkeit, und der dieſer Geſinnung eigenthümlichen ſtaatsrechtlichen Toleranz auch das Unvollkommne und minder Richtige gelten läßt; da wo es durch den Lauf der Dinge herbeygeführt, und als das kleinere Uebel, und wenigſtens relativ Beſſere, oder Unvermeidliche, hiſtoriſch veranlaßt und begründet iſt. Daher es denn auch wohl begreiflich iſt, wie die chriſtliche Rechtsgeſinnung ſelbſt mit der abſoluten Form oder Unform, in dem ſpätern Römiſchen Welt-Reich ſich ausſöhnen, allmählig verbinden und verſchmelzen, und eben dadurch deſſen Wiedergeburth bewirken, und die herrliche Erſcheinung des chriſtlichen Kaiſerthums hervorbringen konnte.

Nicht in dem gleichen Maaße konnte dieſe friedliebende Anerkennung der unvollkommenen politiſchen Zuſtände und Formen da Statt finden und zur Anwendung kommen, wo das Verderbliche und Abſolute eines politiſchen Strebens nicht in einer hiſtoriſchen Veranlaſſung, nach dem natürlichen Gange und Uebergange der Entwicklung aus einem Uebel und fehlerhaften Zuſtande in den andern, ſondern gleich in der erſten Idee ſeinen Grund hatte, wie in der Weltherrſchaft des Mahomet und ſeiner unmittelbaren Nachfolger, wo das Princip einer fanatiſchen Eroberungsſucht, gleich von Anfang und ſchon im erſten Keim mit voller Macht hinein gelegt war, und das eigentliche Fundament, und die beſeelende Lebenskraft des Ganzen bildete. Wie ſehr uns aber auch der perſönliche Glanz und Charakter der erſten Chalifen einnehmen mag, und die Fantaſie leicht beſtechen kann, ſo ſteht doch nach dem hiſtoriſchen Urtheil der abſolute Staat ſelbſt in den Zeiten der höchſten Entartung der alten Römerwelt noch nicht ſo tief als in dieſem Reiche des zerſtörenden Fanatismus. Dort war es mehr die perſönliche Willkühr einzelner Tyrannen, hier iſt es ein Princip des Despotismus, was ſelbſt bey ruhmvollen großartigen Charakteren daſſelbe bleibt; denn das iſt das eigentliche Weſen des Despotismus, wenn die geiſtliche und die weltliche Macht ganz in Einer Hand und in einem gemeinſamen Mittelpunkt und Oberhaupte vereinigt ſind. Noch von einer andern Seite fällt der hiſtoriſche Vergleich in der moraliſchen Würdigung zwiſchen der römiſchen Weltherrſchaft, und der mahomedaniſchen, zum Nachtheil der letztern aus. Durch die herrſchende Unſittlichkeit in der ſpätern Römerwelt war die Ehe und das ganze Familienverhältniß ſchon zerſtörend genug afficirt; hier iſt es durch die falſche Religion ſelbſt völlig vernichtet; ſo daß auch ſchon von dieſer Seite die moraliſche Begründung, und hiſtoriſch befeſtigte Familien-Einheit, wie ſie der chriſtlich geſittete monarchiſche Staat erheiſcht, nicht in der gleichen Art Statt finden kann. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir in jener Geſchichts-Periode der arabiſchen Weltherrſchaft den mahometaniſchen Staat, dem chriſtlichen noch ungleich fremder und feindlicher gegenüber ſtehend finden, als ſelbſt den heidniſchen in der alten Römerzeit. Deſſen ungeachtet aber finden wir von der andern Seite auch alle dieſe hiſtoriſchen Erſcheinungen, und politiſchen Verhältniſſe, nach dem ſelbſt auf dieſe ſich ausdehnenden chriſtlichen Friedens-Princip, mehrentheils und im Fortgange der Zeiten immer mehr, in dem milden Sinne einer jede billige Rückſicht umfaſſenden und vollſtändigen hiſtoriſchen Gerechtigkeit und höhern Staaten-Toleranz beurtheilt und behandelt; was auch, ſo bald es nur verſtanden wird, gewiß keinen Tadel verdienen kann. Aus dem Grunde gehoben könnte das Uebel nur werden, durch einen vollſtändigen Sieg der chriſtlichen Wahrheit über jene falſche Baſis und Grund-Idee des fanatiſchen Irrthums. Wie ſchwer und wie ſchwierig es aber auch nach einem beſchränkteren Geſichtspunkte bloß hiſtoriſch angeſehen, ſcheinen mag, daß die mahometaniſchen Völker und Staaten mehr und mehr chriſtliche Sitten, Einrichtungen und Grundſätze annehmen könnten; in dem großen Gange der Weltgeſchichte d. h. alſo nach den Fügungen der Vorſehung und den Abſichten Gottes, darf nichts was dieſen Abſichten Zweifelsohne entſprechend iſt, für durchaus unmöglich gehalten werden; und es ließen ſich im Einzelnen ſchon manche charakteriſtiſche Züge aus der neueſten Zeit von einem gefühlten Bedürfniß der Art, als eine Hindeutung auf eine ſolche höhere Hoffnung anführen. Eine Art von Mitwirkung, eine allmählige Annäherung zu dieſem großen Gottes-Ziele, ſo weit ſie mit andern Pflichten und Rückſichten vereinbar iſt, liegt vielleicht nicht ganz außer dem Kreiſe einer wahrhaft chriſtlichen Staatskunſt und Friedens-Politik, in ihrem Verhältniß zu den nichtchriſtlichen Staaten. Das Verderblichſte von allem, das am meiſten Gefahr und Unheil Drohende aber iſt unſtreitig, wenn der chriſtliche Staat, ſeiner Natur und Beſtimmung ganz entgegen, ſelbſt von ſolcher fanatiſchen Eroberungsſucht befallen und ergriffen wird. Wie viel, oder vielmehr wie wenig Schritte aber unſer gebildetes Europa zu machen hätte, wenn dieſelbe Gedankenverwilderung, und ſittliche Zerrüttung aller Begriffe und des ganzen politiſchen Lebens, welche in der Revoluzion öffentlich zum erſtenmahle ganz hervortrat und zum vollen Ausbruch kam, und dann in einem äußerſt kurzen Zeitraum in ſo furchtbar ſchneller Fortſchreitung weiter entwickelt ward, eine längere Epoche hindurch herrſchend werden könnte; um in eine völlig heidniſche Militärgewalt, als die Revoluzion von oben herab, in einen weltlich geiſtlichen Despotismus, nach Art jenes frühern erwähnten, zurück- oder herabzuſinken, das haben wir wohl allzu nahe vor Augen gehabt, als daß es noch einer weitern Erörterung bedürfte.

Das Weſen des Despotismus, ſagte ich, liegt darin, wenn die geiſtliche und die weltliche Macht vereinigt wären, oder wenn eine und dieſelbe, und in dieſer Zuſammenſetzung alſo höchſt fehlerhafte Monarchie unförmlicher Weiſe zugleich eine geiſtliche und eine weltliche wäre. Und da nun der Unterſchied zwiſchen beyden Gewalten, ſchon in dem chriſtlichen Begriff des Staats liegt; ſo iſt es auch von weſentlicher Wichtigkeit für dieſen, die Gränzlinien zwiſchen dem einen und dem andern Gebiet ſorgſam zu beachten. Schwer würde es ſeyn, für alle wirklich gegebnen, oder möglicher Weiſe denkbaren Collihaupt, die Litteratur und die darſtellenden Künſte mit eingerechnet, in eine mehr organiſch geordnete Form, dem Zeitbedürfniſſe gemäß gebracht werden, und dadurch den andern beyden großen Sphären des öffentlichen Lebens im Staat und der Religion näher gebracht, und in einem richtigen Verhältniß angeſchloſſen werden konnte; nach etwas größern und umfaſſendern Ideen, als die gewöhnlich gangbaren, da die herkömmlichen alten, zum Theil erſtorben, oft auch nicht mehr recht paſſend ſind; die neuen aber, die hier überall mitwirken, mehrentheils noch unreif und übereilt, faſt nirgends aber ganz durchgeführt ſind. Aber nach langem vieljährigen Nachdenken über ein Problem, welches meinem eignen Intereſſe, perſönlich genommen, ſo nahe lag, habe ich mich überzeugt, daß für jetzt wenigſtens noch eine durchgreifende Veränderung hier zu früh kommen würde, und kaum wünſchenswerth ſeyn, oder wenigſtens keine durchaus heilſame Folgen verſprechen dürfte. Es iſt noch alles in dieſer ganzen Sphäre zu iſolirt, das Gute und beſonders das Beſte zu einzeln und zu formlos, ſo daß es ſich ſchwer ſchon jetzt in allen Stücken und einzelnen Punkten, unter eine feſte Regel und beſtimmte Form würde bringen laſſen, und man durch eine zu früh gegebene organiſche Ordnung und Geſetzgebung, vielleicht nur mehr hemmen würde, als fördern und entwickeln. Nur das Schlechte und Gemeine hat in dieſem jetzigen chaotiſchen Zuſtande der Wiſſenſchaft einen Zuſammenhang und bildet ſich in Maſſen; und wenn nun gegen dieſe unermeßliche atomiſtiſche Vertheilung und Verbreitung aller möglichen und irgend gedenkbaren, gefährlichen und verderblichen, nichtsſagenden und gleichgültigen, mitunter auch guten und nützlichen Ideen, gegen dieſe vollſtändig elementariſche Auflöſung und chemiſche Zerſetzung des menſchlichen Geiſtes, und des geſammten menſchlichen Gedanken-Syſtems eine negative Schranke, als proviſoriſche Nothwehr der Vertheidigung, als einſtweiliges Surrogat einer beſſern und höhern Ordnung der Dinge, gezogen und behauptet wird; ſo ſind die dagegen erhobenen Klagen und Vorwürfe im Ganzen genommen, und inſofern vom Princip die Rede iſt, um ſo weniger gerecht und gegründet; da ſich überall, wo dieß beſondrer Umſtände wegen, in irgend einem Staate nicht geſchieht, oder nicht geſchehen kann, mehrentheils die gefährlichſten Inconvenienzen, und ſchreyende Disharmonien, für das ganze öffentliche Leben, und die wichtigſten Verhältniſſe deſſelben, als unmittelbare Folgen davon entwickeln. Wenden wir aber unſre Blicke von der kleinlichen Polemik unſrer Zeit, die mehr und mehr eine Zeitungswelt zu werden droht, hinauf zu größern, mehr hiſtoriſchen und Epoche machenden Erſcheinungen dieſer Art; ſo iſt es dann an dieſen wohl ſichtbar, wie die Wiſſenſchaft, wirklich eine Macht iſt, und ſeyn kann. Nicht bloß aus der jetzigen Welt-Periode, ſondern ſchon überhaupt aus den letzten Jahrhunderten ließen ſich zum Beweiſe dafür große Talente, und Kräfte genug nachweiſen im Gebiete der Wiſſenſchaft, von einer mehr oder minder Weltumfaſſenden Wirkung, wie man ſie ohne Uebertreibung nennen mag. Nur haben ſie eben in dieſer Periode ſehr oft ſchon eine mehr oder minder zerſtörende, oder doch die ewige Wahrheit wiſſenſchaftlich untergrabende Richtung genommen. Wollen wir aber unſern Blick weiter umher richten auf alle die verſchiednen Welt-Perioden, und den Gang des menſchlichen Geiſtes in denſelben; ſo zeigt ſich hier allerdings wohl die höhere

Macht der göttlichen Wahrheit, auch im guten Sinne, als eine reine und ächte geiſtige Theokratie der Wiſſenſchaft, in deren Gebiet auch jener Begriff einer unmittelbaren höhern Geiſtesherrſchaft und Gotteskraft, mehr als in jedem andern anwendbar iſt.

Fünfzehnte Vorleſung.

Von dem wahren Begriff der Theokratie; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der endlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeyns.

Der Begriff der Theokratie wird von der Gegen-Parthey oder Oppoſition in dem politiſchen Gebiete und der wiſſenſchaftlichen Theorie über daſſelbe meiſtens in einem nicht ganz richtigen Sinn genommen; ich nenne aber die Gegen-Parthey diejenige, welche die religiöſe Grundlage, die höhere Sanction und göttliche Autorität des Staats öffentlich bekämpft, oder heimlich anfeindet; und darum auch der religiöſen Geſinnung überhaupt nicht eben zugethan iſt. Dieſe nun wenden den Begriff der Theokratie an, und brauchen das Wort in dem Sinne, um damit die vorherrſchende geiſtliche Gewalt, etwa wie die ägyptiſche Prieſterherrſchaft geweſen ſeyn mag, oder wie ſie ſich dieſelbe denken, oder auch eine mit dieſer geiſtlichen Macht im Einklang wirkende Staatsverfaſſung, oder oberſte Staats-Gewalt zu bezeichnen. Auch von den Vertheidigern der guten Sache jener höhern Principien, wird aber derſelbe Begriff ſehr oft auch nicht genau und beſtimmt genug, und faſt eben ſo unrichtig genommen; als ob darunter nur die göttliche Autorität des Staats und der Kirche und ihre gegenſeitige Begründung und Zuſammenwirkung gemeynt, oder darunter zu verſtehen ſey. Dieſes iſt aber ganz irrig, da ſowohl die königliche als die prieſterliche Würde in Hinſicht auf die ihnen beywohnende göttliche Autorität, eine ſtellvertretende, oder repräſentative iſt, und keine unmittelbare. Wollen wir nun auf die Quelle zurückgehen, nähmlich auf die hiſtoriſche Grundlage unſrer eignen chriſtlichen Offenbarung, und den Begriff der Theokratie aus dieſer ſchöpfen, ſo verhält ſich die Sache ganz anders, als in jenen von beyden Partheyen ſtillſchweigend als ſich von ſelbſt verſtehend gemachten Vorausſetzung. Eigentlich läßt ſich auch die Theokratie des Staats, nur an dem Beyſpiel des hebräiſchen Volks, und aus der Geſchichte deſſelben, als eine wirkliche, hiſtoriſch vorhandne, und hiſtoriſch gegebne Staatsform, vollſtändig entwickeln, und auf dem leichteſten und kürzeſten Wege verſtändlich und klar machen. So wie ſich der Uebergang aus Revoluzion, Bürgerkriegen und Anarchie in eine abſolute Staatsform, genetiſch am lehrreichſten und fruchtbarſten in der Römiſchen Geſchichte nachweiſen läßt; ſo wie ſich die Natur des dynamiſchen Staats beſſer aus der wirklichen, hiſtoriſch geordnen und hiſtoriſch bewährten Beſchaffenheit deſſelben in England erkennen und verſtehen läßt, als aus irgend einer bloßen Theorie darüber, oder auch aus einer als vorläufiges Recept für ein erſt noch anzuſtellendes Staats-Experiment geſchriebenen Conſtitution; welches Experiment doch in der Regel wohl erſt eine Zeit und Dauer von einigen Generationen, oder mindeſtens einem halben Jahrhundert erfordert, ehe ſich beurtheilen läßt, ob es gelungen iſt, und als hiſtoriſch wirklich beſtehen wird: ſo läßt ſich auch der eigenthümliche Charakter und das Weſen der Theokratie nirgend ſo gut als aus der hebräiſchen Geſchichte entwickeln, und in ſeiner eigentlichen Idee auffaſſen: ja eigentlich wohl nur hier, weil nur bey dieſem Volke allein die Theokratie als Staatsform hiſtoriſch beſtanden hat, und wenigſtens während der erſten vier Jahrhunderte ſeiner Geſchichte die herrſchende war, was ſie nie bey irgend einer andern Nation geweſen iſt. So gering nun die Stelle iſt, welche der jüdiſche Staat neben den großen erobernden Nationen der Perſer, Griechen und Römer, auf dem welthiſtoriſchen Schauplatz einnimmt; ſo iſt das prophetiſche Volk, deſſen Wichtigkeit allein in dieſer Bedeutung, und ſeiner Beſtimmung für die Zukunft geſucht werden kann, doch auch in Hinſicht auf ſeine ſo ganz eigenthümliche Geſetzgebung und Staatsform, ein hiſtoriſch ſehr merkwürdiges geweſen; da in der wahren geſchichtlichen Würdigung, der Umfang der Macht gewiß nicht als der einzige Maaßſtab der Wichtigkeit gelten kann; und iſt dieß ſchon vielen, in Hinſicht auf dieſen Gegenſtand, und von der religiöſen Seite gewiß ſehr unbefangenen und unpartheyiſch zu nennenden Geſchichtsforſchern eben ſo erſchienen; ſo wie auch die Art, wie dieſes Volk den Untergang ſeines Staats überlebt, und zwey Jahrtauſende nach demſelben, gleichförmig abgeſondert fortbeſtanden hat, ſchon oft als ein ſehr auffallendes, und in ſeiner Art einziges Phänomen bezeichnet worden iſt. — Moſes, von dem jene Theokratie zuerſt ausgegangen iſt, oder mit dem ſie angefangen hat, war nicht Hoher-Prieſter, ſondern ſein Bruder war es; er ſelbſt ſollte, und wollte es nicht ſeyn. Er hatte auch kein Erbrecht, war auch nicht vom Volke erwählt; und doch ſtand er Niemand im Wege, und hat auch Niemand verdrängt. Und ſo kann man ihn, wenn wir auch die theologiſche Anſicht hier völlig bey Seite ſetzen, und für einen Augenblick ganz vergeſſen wollen, auch nach dem ſtreng-

Kenner ohne Gefühl und treffenden Blick, mit jenen wohlgeordneten und vernünftigen Dichtern, welche zu ſchwach ſind, um das Maaß des Gewöhnlichen jemahls überſchreiten zu können. Es iſt daher wenig mehr als die Mittelmäßigkeit derjenigen Künſtler, die weder warm noch kalt ſind, welche unter dem Namen der Correctheit geſtempelt und geheiligt worden iſt. Das gewöhnliche Urtheil, Shakſpeare's ungezügelte und incorrecte Kraft ſündige wider die Regeln der Kunſt, iſt um wenig zu ſagen, ſehr voreilig, ſo lange noch gar keine durchaus feſt beſtehende und objektiv begründete Kunſt-Theorie vorhanden iſt. Ueberdem hat ja noch kaum irgend ein Kunſtphiloſoph auch nur verſucht, die Geſetze der charakteriſtiſchen und der philoſophiſchen Darſtellungs-Kunſt überhaupt etwas vollſtändiger zu entwickeln. Es iſt wahr, Shakſpeare hat, ungeachtet des beſtändigen Widerſpruchs der Regelmäßigkeit, die Menge immer unwiderſtehlich gefeſſelt; es ſteht aber ſehr zu bezweifeln, ob ſein philoſophiſcher Geiſt der Menge eigentlich faßlich ſeyn könne. Durch ſeine ſinnliche Stärke fortgeriſſen, von ſeiner täuſchenden Wahrheit ergriffen, und höchſtens durch ſeine unerſchöpfliche Fülle bezaubert, war es vielleicht nur ſeine materielle Dichtergewalt, bey welcher ſie ſtehen blieben.

Man hat, ſo ſcheint es, den richtigen Geſichtspunkt hiebey ganz verfehlt. Wer ſeine Poeſie als ſchöne Kunſt nach dem antiken Maaßſtabe beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widerſprüche, je mehr Scharfſinn er beſitzt, je beſſer er den Dichter kennt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durch einander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, ſo auch Shakſpeare. Keines ſeiner Draſten juridiſchen Begriff, gewiß nicht für einen Uſurpator im demagogiſchen Sinne des Worts halten. In einer frühern Lebens-Epoche ſcheint er wohl auf dem Wege geweſen zu ſeyn, ein bloßer Volksbefreyer im gewöhnlichen Sinne des Worts, obwohl auch in dieſem kein eigentlich unrechtmäßiger zu werden, und hat ſich dadurch zu einer übereilten Handlung gegen einen Frevler aus den Unterdrückern hinreißen laſſen. Späterhin aber, nachdem er ſeine Sendung erhalten hatte, wird man auch ſelbſt dem ägyptiſchen Könige gegenüber kein Unrecht in ſeinem Betragen gegen denſelben nachzeigen können, ſelbſt nach dem bloß juridiſchen Begriff. Die Macht aber, welche er über ſein eignes Volk ausübte, und womit er daſſelbe führte, beruhte auf der ihm verliehenen unmittelbaren göttlichen Kraft, welche eben ſo unmittelbar anerkannt ward, und keinen irgend erheblichen Widerſtand fand; daher auch eigentlich kein Zweifel gegen das allein in dieſer Kraft liegende Recht dazu erhoben ward, wobey auch keine Art von Förmlichkeit oder ein beſtimmter Act der äußern Sanction vorkommt. Es war eben eine prophetiſche Gewalt, die er hatte; nicht in dem ſpätern und uns näher liegenden Sinne, von bloß warnenden, verheißenden, lehrenden, und weiſſagenden Propheten; ſondern zugleich mit dem Begriff einer im Handeln und im Leben wirkſamen, herrſchend eingreifenden, höhern und göttlichen Gewalt. Ganz allgemein genommen, und bloß für den als möglich denkbaren Fall, daß Gott auch in einer andern Zeit, oder einem andern Volke einen zweyten Moſes geſandt haben, oder ſenden könnte, würde freylich der früher angeführte Umſtand, wie dieſer Niemand gewaltſam verdrängt, und nichts widerrechtlich umgeſtoßen hat, mit zum Maaßſtab der Beurtheilung genommen werden müſſen, und könnte eben das auch als Kennzeichen der Unterſcheidung einer ächten Sendung von einer unächten mit dienen; indem eine wahrhaft göttliche und von Gott ausgehende Kraft, gewiß nie irgend ein wirklich beſtehendes, und wenn auch nur dadurch geheiligtes, oder auch an ſich heiliges Recht, weder über ſich, neben ſich, noch unter ſich, das Kleinſte ſo wenig als das größte verletzen, oder gewaltſam umwerfen wird. Dieß habe ich nur zur nähern Beſtimmung des rechten Geſichtspunktes hinzufügend erinnert, wenn man dabey etwa an eine Vergleichung und Zuſammenſtellung mit dem Mahomet denken wollte, oder an den ältern indiſchen Mahomet, den man gewöhnlich Buddha nennt, ob dieß gleich nur ein erhebender Beynahme, und kein hiſtoriſcher Nahmen der Perſon iſt; und eben daſſelbe gilt auch für jeden andern durch die Religion herrſchenden Welt-Reformator, welchem Zeitalter er auch angehören, oder irgend einen neuern Mahomet, in welchem Welttheile er auch aufſtehen möchte. In Hinſicht auf die Religion ſelbſt, oder auf den Inhalt der gegebenen Offenbarung, dürfte noch ein äußeres, wenn auch bloß negatives Kennzeichen zur Unterſcheidung der ächten Sendung von der unächten, welches ich, weil es ein bloß hiſtoriſches iſt, hier zugleich mit anführen will, darin liegen: daß die ächte Offenbarung in der Lehre, die ſie verkündigt, gewiß allemahl zugleich alt und neu ſeyn wird; neu nähmlich in Hinſicht auf die Anwendung und Erfüllung im Leben, in Hinſicht auf die belebende Kraft und geiſtige Erweckung; alt aber, inſofern ſie immer auf die frühere Offenbarung zurück führt und auf die noch ältere Quelle des Lichts, bis zu dem reinen Born der ewigen Wahrheit; wie dieß eben mit der

Seite

Neunte Vorleſung.

Von der eigentlichen Beſtimmung der Philoſophie; und von dem ſcheinbaren Zwieſpalt und der weſentlichen Einheit des rechten Glaubens und des höchſten Wiſſens, als dem Mittelpunkte des Lichts und des Lebens im Bewußtſeyn. 257.

Zehnte Vorleſung.

Von dem zwiefachen Geiſte der Wahrheit und des Irrthums in der Wiſſenſchaft; und von dem Kampfe des Glaubens mit dem Unglauben. . . . . 288.

Eilfte Vorleſung.

Von dem Verhältniſſe der Wahrheit und der Wiſſenſchaft zum Leben; oder von dem Geiſte in ſeiner Anwendung auf die Wirklichkeit. . . . . 325.

Zwölfte Vorleſung.

Von der ſymboliſchen Natur und Beſchaffenheit des Lebens; in Beziehung auf die Kunſt und auf die ſittlichen Verhältniſſe des Menſchen. . . . . 369.

Dreyzehnte Vorleſung.

Von dem Geiſte der Wahrheit und des Lebens, in ſeiner Anwendung auf die öffentlichen Verhältniſſe; oder von der chriſtlichen Staatsverfaſſung und dem chriſtlichen Rechtsbegriff. 389.

Vierzehnte Vorleſung.

Von der Theilung der Stände, und dem gegenſeitigen Verhältniß der Staaten unter einander nach dem chriſtlichen Begriff; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der Verfaſſung oder Anordnung dieſer Macht. . . . 422.

Funfzehnte Vorleſung.

Von dem wahren Begriff der Theokratie; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der endlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeyns. . . . . 451.

Gedruckt bey Anton Strauß ſel. Witwe.

Philoſophie der Geſchichte.

In achtzehn Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1828.

Von

Friedrich von Schlegel.

Erſter Band.

Wien, 1829.
Bey Carl Schaumburg und Compagnie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der nächſte Gegenſtand und die erſte Aufgabe der Philoſophie iſt die Wiederherſtellung des verlohrenen göttlichen Ebenbildes im Menſchen; ſo weit dieſes nämlich die Wiſſenſchaft und ihr ganzes Gebiet angehet.

Soll dieſe Wiederherſtellung bloß im innern Bewußtſeyn erkannt und verſtanden werden, und auch wirklich geſchehen; ſo iſt dieſes der eigentliche Inhalt der reinen Philoſophie an ſich.

In Anwendung auf das ganze Menſchengeſchlecht aber, auch in der äußern Erfahrung und Entwicklung des Lebens, den Gang derſelben Wiederherſtellung in den verſchiedenen Welt-Perioden hiſtoriſch nachzuweiſen, bildet das Ziel für die Philoſophie der Geſchichte.

Kreiſes; und Buffon und andere haben darauf ihre Hypotheſe von einem groſen Centralfeuer im Innern der Erde gegründet. Was nun zwar das eigentliche Innre, und dieſe innre Tiefe der Erde betrifft, ſo dürfte dieſe Region wohl dem Auge des ſterblichen Menſchen ganz verſchloſſen, und wenigſtens auf dieſem gewöhnlichen naturhiſtoriſchen und geognoſtiſchen Hypotheſen Wege, durchaus unzugänglich ſeyn. Es dürfte die ganze, für den Menſchen und ſeine Exiſtenz, und auch für alles andre organiſche Leben individueller Geſchöpfe, beſtimmte Region, ſo wie auch die Sphäre des für den Menſchen in dieſer Weiſe ſinnlich Erkennbaren, wohl nur auf eine ſehr ſchmale Linie der Mitte zwiſchen dem Oben und Unten beſchränkt ſeyn, die im Verhältniß zu dem Erddurchmeſſer, oder auch dem Halbmeſſer äuſerſt gering iſt, und nur die letzte Oberfläche und obere Haut, oder bloſe Epidermis des ganzen Erdkörpers bildet. Schon in einer ſehr geringen Tiefe hört aller Wechſel der Jahreszeiten auf, und iſt ewig und immer die gleiche Temperatur, die eher der Kälte ſich nähert als einer belebenden Wärme. Doch iſt von dieſer Seite die Gränze des irdiſch Zugänglichen noch nicht ſo genau abgemeſſen und ſcharf beſtimmt, als nach oben, wo nicht nur in den höhern Alpen und Eisgletſchern dieſe letzte erreichbare Gränze hinreichend bekannt iſt, ſondern auch in dem freyen Aether der obern Luft ein durch ſein Unglück berühmter Luftſchiffer auf ſeine eigenen Koſten die Erfahrung gemacht hat, wie ſehr nah uns nach oben jene Gränze ſteht, wo in der tödtenden Kälte alles Leben, und alle Beobachtung aufhört. Es iſt in der Natur eben ſo wie im menſchlichen Leben und im ſittlichen Verhältniß; es gehören auch hier zwey dazu, wo Licht und Wärme ſeyn ſoll, ehe dieß geſchehen kann:

Eine Kraft, welche das Licht giebt und die Wärme mittheilt, und Ein Weſen, welches das eine und die andere zu empfangen und in ſich aufzunehmen fähig iſt. Wo es an dieſer Eigenſchaft fehlt, da iſt ewige Finſterniß, oder auch ewige Todeskälte; und ſo darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, verdient aber wohl beachtet zu werden, wie das ganze Spiel der Wärme und des dadurch erregten Lebens nur auf dieſe niedre Atmoſphäre der untern Luft beſchränkt iſt. Man kann nicht oft genug daran erinnern, wie nothwendig es überhaupt, und alſo auch in dieſer Hinſicht iſt, ſich zunächſt nur auf die kleine, ſo eng begränzte menſchliche Sphäre zu beſchränken, und in dieſen Gränzen zu bleiben. Es bedarf alſo eigentlich auch gar nicht jener Vorausſetzung eines plötzlich erloſchnen Centralfeuers, wie wenn ein Ofen kalt wird, oder andrer ſolcher gewaltſamer Hypotheſen, um die Thatſache zu erklären, daß die bewohnbare Erde ehedem auch im Norden ſo viel wärmer geweſen iſt, da eine bloße Veränderung der untern Atmoſphäre wie ſie bey der letzten großen Natur-Kataſtrophe der allgemeinen Fluth ohnehin anzunehmen höchſt wahrſcheinlich iſt, dazu vollkommen hinreicht; wenn nämlich dieſe Atmoſphäre ehedem ungleich reiner, balſamiſcher, lebendiger geweſen. Daß ſich die Stellung der Erdaxe gegen den Aequator verändert habe, und dadurch ein ſolcher Umſchwung im Klima verurſacht worden, mag als bloße Möglichkeit denkbar ſeyn, bleibt aber doch bis auf weitere Begründung eine ganz willkührliche Hypotheſe. Aber auch ohne ſich in ſolche Vorausſetzungen und mathematiſche Erdichtungen zu verliehren, und ohne noch in jene verborgene Tiefe bis zu dem vermeinten Centralfeuer geognoſtiſch eindringen zu wollen, gibt es auf unſrer bewohnten Erdobermen iſt durchgehends ſeinem ganzen Gehalte nach ſchön; nie beſtimmt das Geſetz des Schönen die Anordnung des Ganzen. Auch die einzelnen Schönheiten ſind wie in der Natur nur ſelten von häßlichen Zuſätzen rein, und ſie ſind nur Mittel zu einem andern Zweck; ſie dienen dem charakteriſtiſchen Weſen oder dem philoſophiſchen Geiſt der ganzen Darſtellung. Dieſer Dichter iſt oft auch da eckicht und beleidigend, wo die feinere Rundung am nächſten lag; nehmlich um dieſer höhern Abſicht, und tieferen Wahrheit willen. Nicht ſelten iſt ſeine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Reſultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Selbſt mitten unter den heitern Geſtalten unbefangner Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zweckloſigkeit des Lebens, an die vollkommne Leerheit alles Daſeyns. Nichts iſt ſo widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, niedrig und gräßlich, dem ſeine Darſtellung ſich entzöge, ſobald ihr Zweck deſſen bedarf. Nicht ſelten entfleiſcht er ſeine Gegenſtände, und wühlt wie mit anatomiſchem Meſſer in der ekelhaften Verweſung des moraliſchen Leichnams des entwürdigten, verworrnen Menſchenlebens. „Daß er den Menſchen mit ſeinem Schickſale auf die freundlichſte Weiſe bekannt mache;“ iſt daher wohl eine zu weit getriebne Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmal ſagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er giebt uns nur eine einſeitige Anſicht derſelben, wenn gleich die reichhaltigſte und umfaſſendſte. Seine Darſtellung iſt nicht rein objektiv, ſondern ſie trägt ein ganz individuelles Gepräge und eigenthümliche Lokalfarben; ſie iſt durchgängig in einer beſtimmten Manier auffläche ſelbſt, oder doch ganz nah an derſelben, Denkmahle und Spuren genug in den noch jetzt thätigen Vulkanen, in ſo vielen andern ſchon erloſchnen, und in dem nah verwandten Phänomen der Erdbeben, von einem ehedem viel mächtiger geweſenen Feuer-Princip, von dem jetzt nur dieſe ſchwachen Nachwirkungen noch übrig geblieben ſind. Denn wenn nicht bloß die Baſalt-, ſondern auch die Porphyr- und Granit-, und überhaupt die Urgebirge, ſo wie die dieſen zunächſt verwandten, nach geognoſtiſchen Grundſätzen, für eben ſo gewiß vulkaniſcher Natur gehalten werden müſſen, als in den Flötzgebirgen das chaotiſch wirkende und bildende Element des Waſſers vorwaltet; ſo kann dieſe Lagerſtätte des unterirdiſchen, obwohl jetzt größtentheils ſchlummernden Feuers mit allen ſeinen vulkaniſchen Adern und Erdbebengängen, leicht eben ſo weit verbreitet ſeyn, als die gegenwärtig einen ſo großen Theil der Oberfläche unſers Planeten einnehmende Waſſerbedeckung. Weil aber die Feuerſpeyenden Berge auch im Weltmeere, oder vielmehr im Grunde und auf dem Boden deſſelben vorhanden ſind, und ihre Ausbrüche durch die Waſſermaſſe hindurch bis zur Oberfläche hinaufdringen, weil auch dort Erdbeben wahrgenommen werden, und nicht ſelten neue Inſeln durch vulkaniſche Kraft aus der Meerestiefe heraufgetrieben und emporgehoben wurden; ſo ſchließen die Naturforſcher daraus mit Recht, daß jene vulkaniſche Grundlage der Erdoberfläche, wenn auch noch nah genug an dieſer, doch um etwas tiefer gelegen ſeyn muß, als der Meeresgrund; und die Annahme welche dieſe Entfernung in die Tiefe, auf etwa 36,000 Fuß, oder anderthalb geographiſche Meilen unter der Meeresfläche beſtimmt, ohne ſich weiter mit Hypotheſen in das Unermeßliche der innern Tiefe zu verliehren, durfte wohl die beſcheidnen Gränzen einer ſorgfältig abwägenden Wahrſcheinlichkeit nicht überſchreiten. In der jetzigen Natur-Epoche der Erdoberfläche iſt überall noch das Element des Waſſers das vorherrſchende; wenn aber die tiefer liegende vulkaniſche Kraft, und überhaupt das damit verwandte Feuer-Princip für die Erd-Verhältniſſe in einer frühern Natur-Epoche eben ſo vorherrſchend und überwiegend war und wirkte, wie ſpäterhin das Waſſer; ſo iſt wohl begreiflich, wie dadurch auch die niedre Atmoſphäre weſentlich anders modificirt werden, und das Klima der Erde auch im Norden damahls ganz verſchieden von dem ſeyn konnte, wie es jetzt iſt. — Ueber die aus der alten Fluth zurückgebliebenen Knochen-Schichten, und hier begrabnen Ueberreſte der ehemals Lebendigen, iſt noch eine Bemerkung hinzu zu fügen, die in Beziehung auf den Menſchen und ſeine Geſchichte in der Urzeit auf den erſten Blick nicht unwichtig ſcheint; daß nämlich unter ſo vielen Gebeinen der übrigen größern und kleinern Landthiere, die doch ſonſt eine ſehr mannichfaltige und reiche unterirdiſche Naturalien-Sammlung bilden, faſt nirgends foſſile Menſchenknochen gefunden werden. Manchesmal hat man wohl Anfangs für menſchliche Rieſengebeine gehalten, was ſpäterhin doch als Thierknochen erkannt wurde. Sonſt aber iſt es eine ſo höchſt ſeltne und einzelne Ausnahme, daß ſich unter den andern Ueberreſten auch einmahl ein wirkliches Menſchengebein findet, eine Kinnlade, ein Menſchenſchädel, oder auch ein ganzes Menſchen-Skelett, wie in einem einzelnen Fall ein ſolches mitten im Kalkſtein eingeſchloſſen gefunden wurde, oder auch eine oder die andere Geräthſchaft der Urwelt, oder

Waffe von Menſchenhand, ein ſteinernes Meſſer, ein kupfernes Beil, eine eiſerne Keule, ein alterthümlicher Dolch mitten unter menſchlichen Gebeinen; daß die Seltenheit der Ausnahme nur dient um die Regel im Allgemeinen zu beſtätigen. Wollte man deshalb nun ſogleich den Schluß ziehen, daß während aller dieſer Natur-Kataſtrophen der Menſch und das Menſchengeſchlecht vielleicht noch gar nicht vorhanden geweſen ſey, ſo wäre dieß wieder eine ſehr übereilte, grundloſe und völlig unhiſtoriſche Hypotheſe, gegen welche ſich auch von Seiten der Phyſik ſehr vieles einwenden ließe, was hier einzeln durchzugehen zu weit führen würde. Jener Umſtand, daß ſo äußerſt wenige und faſt gar keine foſſilen Menſchenknochen unter den übrigen Reſten der Urwelt aus der großen Fluth gefunden werden, kann vielleicht ganz einfach bloß darauf beruhen, daß die Knochen des Menſchen, bey ſeiner künſtlich gemiſchten, gewärmten und gewürzten Nahrungsweiſe, nach ihrer chemiſchen Beſchaffenheit und Structur, der Zerſtörung mehr ausgeſetzt ſeyn, und weniger Widerſtand leiſten können, als die von andern Thieren. Ich möchte hier wieder in Erinnerung bringen, was ich ſchon früher bemerkte, und was beſonders hier gilt und auf die Geſchichte und den Zuſtand der älteſten Zeit und Urwelt ſeine Anwendung findet: daß man nicht Alles ſogleich vollſtändig, und mit entſcheidender Gewißheit, ganz befriedigend, ſoll erklären wollen; und daß man demungeachtet von dem Ganzen und Weſentlichen ſich einen nicht ganz unrichtigen Begriff zu bilden im Stande ſeyn wird, wenn auch im Einzelnen fürs Erſte manches unerklärt ſtehen bleibt, oder wenigſtens nicht ganz erklärt werden kann. Eben ſo würde es auch übereilt, und nicht der hiſtoriſchen Behutſamkeit gemäß ſeyn, wenn man alle jene Natur-Kataſtrophen, von denen die jetzt in ihren Grabſtätten genauer erforſchte Erde, die ſprechenden Denkmahle, und räthſelhaften Inſchriften zum Beweiſe liefert, durchaus und ganz ausſchließend auf die Eine reduciren wollte, welche der hiſtoriſchen Zeit am nächſten liegt, und auch von der hiſtoriſchen Ueberlieferung aller, oder doch der meiſten alten Völker am allgemeinſten und deutlichſten bezeugt und bezeichnet wird; da es wohl mehrere gewaltſame und große Natur-Kataſtrophen von mannichfacher und ſehr verſchiedener Art, wenn auch von minder allgemeiner Ausdehnung, neben, oder nach, und ganz beſonders vor dieſer Einen gegeben haben kann, und ſehr wahrſcheinlich auch wirklich gegeben hat. Der Durchbruch des ſchwarzen Meeres in den thraciſchen Bosporus, wird von ſehr competenten Beurtheilern in dieſem Fache, für ein völlig hiſtoriſches, wenigſtens den hiſtoriſchen Zeiten ſchon näher liegendes verhältnißmäßig nicht ſo uraltes Ereigniß gehalten. Ein berühmter nordiſcher Naturforſcher, hat als ſehr wahrſcheinlich nachgewieſen, daß das caspiſche Meer, ſammt dem Aral See ehemals mit dem ſchwarzen Meere zuſammen gehangen habe, während von der andern Seite das Nordmeer bis nah an dieſe Gegend und tief in das Land hinein ſich erſtreckte, aber mit zum Theil anderen und von jenen der ſüdlichen Meere verſchiedenen See-Produkten und Seegewächſen. Es muß überhaupt das Meer ehedem viel weiter auf der Erde und auch an manchen Stellen des jetzigen feſten Landes verbreitet geweſen ſeyn, wie ſich aus den großen, weit ausgedehnten Salzſteppen in Aſien, Afrika, und ſelbſt noch hier und da im öſtlichen Europa ergiebt, die viele und unverkennbare Spuren und Kennzeichen von der Beſchaffenheit des Meerbodens an ſich tragen. — Nicht alle dieſe Veränderungen ſind durchaus nothwendig und allein, gerade nur von der Einen, letzten allgemeinen Fluth herzuleiten; ſo wie der vermuthete Durchbruch des mittelländiſchen Meeres in den großen Ocean, ſo wie manche andre bloß partielle Erd- oder Meer-Kataſtrophe, auch noch ſpäter als jene und mehr einzeln für ſich Statt gefunden haben kann. — Die ehemalige Herrlichkeit des Nordens, wie ſie aus dieſem Reichthum organiſcher Produkte des üppigſten Klima hervorgeht, ſtimmt ſehr überein und erinnert an manches in den Sagen der älteſten, und beſonders auch der ſüdlichen aſiatiſchen Völker, wo der Norden ebenfalls ſehr hoch geſtellt, und ungemein verherrlicht wird. Ein gewiſſer Naturvorzug des Nordens ſcheint wohl auch in der Wahrheit begründet, und ſelbſt wiſſenſchaftlich nachgewieſen werden zu können. Sehr ungleich wenigſtens erſcheint die Nordſeite und das Südende unſers Planeten, wenn wir auch nur den Erdglobus betrachten, mit dem was er uns nach dem jetzigen Stande der geographiſchen Kenntniß bezeichnet und darbietet. Während der alte, und der neue Continent, Nord-Aſien und Amerika ſich mit ſtarken breiten Ländermaſſen hoch gegen den Nordpol hinauf drängen, ſo daß noch nicht überall die Gränze des Landes in dieſen Eisgegenden hat ganz beſtimmt werden können; iſt um den viel kältern Südpol das Waſſer ganz vorherrſchend, in welches ſich nur das Südende von Amerika, nebſt der letzten Inſel des fünften Welttheils von Polyneſien, als die äußerſte Spitze des eigentlichen Landes nicht ſehr weit hinein erſtrecken; und darüber hinaus, ſo weit die kühnſten Seefahrer auch vorzudringen geſucht, haben ſie überall

O mildeſte Mutter,
O Mutter der Liebe!
Erflehe dieß mir:
Daß glühend in Liebe
Ich ſeufze nach dir.
Maria, du Reine! ꝛc.

O mächtige Mutter!
Es thut dein Begehren
Dir Jeſus getreu;
Nichts kann er dir wehren,
Wie groß es auch ſey.
Maria, du Reine! ꝛc.

O liebende Mutter!
Wie tief auch die Sünde
Das Herz mir getrübt:
Für Gott es entzünde
Der treu mich geliebt.
Maria, du Reine! ꝛc.

Ode an die heilige Jungfrau zu Waldraſt.

(Auf dem Gipfel der Tyroler Gebirge.)

Sey gegrüßt, o Göttliche! breit umlaubet
Von den Aeſten ſchattiger Waldeszierden,
Deren Wipfel, über die Wolken ragend,
Sterne beſtreifen.

O wie glüht' ich, Hohe! dich hier zu ſchauen
Auf dem heil'gen Sitze. Umgürten Nebel
Auch die Felſen: dieſes Gebirg erklimmen
Hieß mich die Liebe.

Nimmer wagt Amiclea's Felſenrüken,
Noch des Cynthus Grün ſich mit ihm zu meſſen,
Noch der, Hirſche weidende, Berg Menalas,
Bebend von Jagden.

Zwiſchen hohem Himmel und tiefer Erde,
Schau' von dieſem Gipfel ich weit hinunter.
Nah den Sternen ſchau' ich in fernen Gründen
Dämmernde Fluren.

Hier verbleib' ich. Ihr, o Gefährten! kehret,
Mein Gelübde kündend, zurück. An dieſer
Stätte will ich ſterben. Wo ruh'ten ſanfter
Meine Gebeine!

Heil'ge Schauer wehen in dieſen Klüften,
Ob der Jungfrau Nähe. — Es ſchreckt und ſänftigt
Hier der Ort. — Es woget Gefühl des Himmels
Tief mir im Herzen.

Ob der Süd mit regnenden Flügeln rauſche,
Ob der Nord mit ſchneeigem Horne dräue:
Werde ſelbſt am Hof der umſchneeten Jungfrau
Standhaft ich dienen.

Mich von hier entreiſſen? — Es deckten Felſen
Eh' das Thal, es einten des Berges Füſſe
Eher ſich dem Haupt, es verließ der Venus
Eher die Quelle!

O du, ſtets zu preiſende, holde Waldraſt!
Wahrhaft würdig deines verehrten Nahmens:
Gib, o Wald, den Müden dereinſt die wahre
Raſt zu genießen!

Das letzte Opfer des Dichters.

O Göttliche, des Lebens Beſchirmerinn,
Des Sängers zweyte Hoffnung! der ich mich ſelbſt
Und was mir eignet, weihte: gönne,
Ehe des Todes Geſchoß mich blendet,

Mir heiße Sühnethränen, und heil'gen Schmerz,
Zu tilgen meine Flecken; und meine Schuld
Verſenkend in des Meeres Tiefen,
Löſe mit mildeſter Hand, o Jungfrau,

Den Faden meines Lebens; denn alſo lind
Löſ't nimmermehr die Schere der Parzen ihn;
Entwinde ſelbſt die Spindel meines,
Oder vielmehr des dir eig'nen Lebens.

Dieß iſt mein Wunſch, mein Flehen: es ſtröme rein
Aus meines Herzens Urne des Lebens Born,
In ſanft bewegten Wellen liſpelnd,
In das unendlich erhab'ne Leben,

gefaßt, wiewohl man leicht zugeben kann, daß ſeine Manier die größte, ſeine Eigenthümlichkeit die tiefſte und merkwürdigſte ſey, welche wir bis jetzt kennen. Man hat es ſchon oft bemerkt, daß das originelle Gepräge ſeiner Manier eben ſo unverkennbar als unnachahmlich ſey. Es kann überhaupt das Eigenthümliche und Individuelle auch nur in eigenthümlicher Weiſe und Manier, nach ſubjektiver Anſicht, aufgefaßt und dargeſtellt werden; und es ſcheinen daher die charakteriſtiſche Kunſt und Manier unzertrennliche Gefährten in der Darſtellung zu ſeyn. Unter Manier verſtehen wir aber in der Kunſt eine ſubjektive Richtung des Geiſtes und eine individuelle Stimmung des Sinnes, welche ſich in Darſtellungen, die an ſich idealiſch ſeyn ſollten, äußert.

Es fragt ſich nun, ob und wie man aus ſolcher kunſtreichen Manier in der dichteriſchen Darſtellung zu dem reinen Styl, zu der objektiven Wahrheit, und dem Ideal des Schönen in der Poeſie gelangen könne; welches eine beſondre und eigne Unterſuchung erfordert.

welches in dem Denker ſelbſt natürlich das vorherrſchende, und am meiſten entwickelte iſt, zum Grunde zu legen, um dann ſchnell zu dem Ziele eines vermeinten unbedingten Wiſſens zu gelangen, oder wenn der Sinn mehr dahin gerichtet iſt, zu einem unbedingten Nichtwiſſen, und Verwerfen alles Wiſſens, was im Grunde eben ſo falſch, und in ſo fern ganz einerley iſt. Auf dem rechten und ſichern Wege einer vollſtändigen Nachforſchung, muß vor allen Dingen erſt das Bewußtſeyn vollſtändig, nach der ganzen Fülle ſeiner lebendigen Entfaltung, und nach allen Vermögen und Kräften, die dazu gehören, aufgefaßt werden; um dann, wenn man den ganzen Umfang deſſelben von ſeinem Mittelpunkte aus überſchauen kann, allenfalls die Frage aufzuwerfen, welche Art, und welchen Grad von Wiſſen der Menſch, auch von dem, was außer ihm und über ihm iſt, mit ſolchem Bewußtſeyn erreichen kann, und in wiefern dieſes denkbar und möglich iſt. So wie nun die Seele überhaupt das Princip alles Lebens in der Natur iſt, ſo iſt die denkende Seele der Mittelpunkt des menſchlichen Bewußtſeyns. In der denkenden Seele aber iſt ſowohl die unterſcheidende, verbindende, folgernde Vernunft, als die ſinnende, erfindende, ahnende Fantaſie mit inbegriffen; beyde Kräfte umfaßt ſie, in der Mitte zwiſchen ihnen ſtehend. Aber auch zwiſchen Verſtand und Willen bildet ſie den Wendepunkt des Uebergangs, und füllt, als das verbindende Mittelglied, die Kluft aus, welche zwiſchen beyden liegt und beyde trennt. Alle Arten und Stufen der Vorſtellungen umfaßt ſie, von den ganz nothwendig und feſt beſtimmten, unabänderlich bleibenden, bis zu den halb unwillkührlich vorübereilenden; von den nicht ganz deutlich entwickelten, bis zu denen zur höchſten Klarheit des Verſtandes geſteigerten; von den faſt gleichgültig ruhigen, bis zu denen, die zugleich ein leiſes Wünſchen enthalten, oder auch bis zum heftigſten Wollen anwachſen. Die denkende Seele iſt das gemeinſame Behältniß, welches den ganzen Kreislauf aller dieſer Vorſtellungen in ſich aufnimmt; ja ſie ſelbſt iſt, wenn man ſie im Allgemeinen beſchreiben ſoll, nur das innere Pulſiren dieſes Denkens, wie der Pulsſchlag im lebendigen Körper. Freylich iſt dieſe allgemeine Beſchreibung noch bey weitem keine hinreichende Erklärung, und führt noch nicht ganz zu dem gewünſchten Ziele. Vielleicht wird es uns durch eine andere, ſcheinbar gewagte Wendung gelingen, viel einfacher dahin zu gelangen, worauf es hier ankommt; nämlich das Eigenthümliche des menſchlichen Bewußtſeyns und das Charakteriſtiſche, wodurch daſſelbe ſich von andern, mit Bewußtſeyn begabten, endlichen Naturen unterſcheidet, genauer bezeichnen zu können. Die vernünftige Seele, die Vernunft, unterſcheidet den Menſchen von den Thieren; das hört man oft genug wiederhohlen. Aber es iſt nur die eine Seite des Gegenſtandes, und ſollen wir denn immer nur nach unten den Blick hinwenden, niemahls nach oben? Ich will damit ſagen: vorausgeſetzt, daß es noch andere erſchaffene Geiſter, und endliche Intelligenzen gebe, würde nicht vielleicht die Vergleichung und der Gegenſatz mit ihrem rein geiſtigen Bewußtſeyn dazu dienen können, das Unterſcheidende des menſchlichen Bewußtſeyns von der andern, gewöhnlich vernachläſſigten Seite, vorzüglich klar in's Licht zu ſtellen? — Ich bin weit entfernt, die Sache ſelbſt hier zum Gegenſtande einer Unterſuchung machen zu wollen; ich nehme es bloß als eine Vorausſetzung, aus der allgemeinen Ueberlieferung, und zum Behuf jener Vergleichung, hier ſo an. Allgemein aber kann dieſe Ueberlieferung genannt werden, da im Ganzen übereinſtimmend mit dem, was unſere Lehre ſagt, auch die älteſten und gebildetſten Völker der Vorzeit, unter denen ich nur die Aegypter, ganz beſonders die Perſer, und auch die Indier nennen will, das Daſeyn ſolcher endlichen und erſchaffenen, dem Menſchen unſichtbaren, aber doch nicht ganz fremden Intelligenzen und Geiſter, als eine ausgemachte Thatſache angenommen haben. Wenn die Griechen und Römer von dem Genius des Sokrates, wie von etwas Auffallendem reden, ſo war dieß nur, weil dieſer weiſe Athenienſer über dieſen Gegenſtand in ſo beſonderer Weiſe ſprach, und weit mehr zu ſagen wußte, als ſonſt gewöhnlich war; denn übrigens war es auch bey den Griechen und Römern der allgemeine Glaube, daß jeder Menſch ſeinen Schutzgeiſt und Genius habe. Dieſe Vorausſetzung nun einmal angenommen, wie wird, und wie ward die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer geiſtigen Weſen der allgemeinen Ueberlieferung und Vorſtellung gemäß bezeichnet? Als rein geiſtig werden ſie gedacht, alſo ohne einen ſolchen irdiſchen Körper, wie der Menſch; oder wenn ſie ja einen Körper, als Organ und Träger ihres geiſtigen Thuns, bedürfen und haben, ſo iſt es ein ganz anderer, dem menſchlichen Auge unſichtbarer ätheriſcher Lichtkörper. Doch dieß Unkörperliche iſt mehr nur ein negativer Unterſchied. Eine mehr poſitive, tiefere Verſchiedenheit dürfte vielleicht darin liegen, daß ſich dieſe, dem Menſchen ſo ganz eigenthümliche, ſoll ich ſagen Charakterſchwäche oder Gebrechlichkeit, dieſe tief innerliche Veränderlichkeit, dieſes unentſchiedene Schwanken zwiſchen Thun und Laſſen, dieſer Wechſel zwiſchen Anſtrengung und Ermüdung, dieſe weite Kluft zwiſchen dem Wollen und Vollbringen, dem Gedanken und der Ausführung, daß ſich, ſage ich, alles dieſes durchaus auf jene ganz geiſtige Weſen nicht anwenden und übertragen läßt, wenn nicht der ganze Begriff ſelbſt wieder aufgehoben werden ſoll. Man kann ſie ſich entweder gar nicht, oder nur ſo denken; eilend wie der Blitz, und ſchnell wie das Licht, ſind ſie unermüdet in ewiger Thätigkeit, und bedürfen keiner Ruhe außer der geiſtigen Anſchauung, welche ihr Weſen ausmacht; alle ihre Gedanken gehen in dieſen Einen zuſammen, der Gedanke iſt zugleich That, und der Wille und daß er geſchieht, nur Eins. Alles in ihnen hat das Gepräge der Ewigkeit; und dieſes hat freylich auch ſeine nachtheilige Seite: einmal von ihrem Mittelpunkte abgewichen, gehen ſie ewig in die Irre. — Doch iſt dieß Alles mehr nur noch eine Beſchreibung der ganzen Idee, die ich mir bloß erlaubt habe, um ſie als Uebergang zu brauchen zu dem Punkt, auf welchen es eigentlich ankommt; und dieſer beſteht darin, genau zu bezeichnen, welche Kräfte, oder Vermögen des Geiſtes und der Seele, von denen, die der Menſch beſitzt, ihnen in jener einmal angenommenen Vorausſetzung ihres Daſeyns, beygelegt werden, und werden können und welche nicht? Ich finde den ganzen weſentlichen Unterſchied ſehr treffend angedeutet, in dem bekannten Ausſpruch eines unſerer berühmten Dichter: „Dein Wiſſen“ — alſo redet er den Menſchen an — „dein Wiſſen theileſt du mit vorgezogenen Geiſtern;“ vorgezogen, denn in der Klarheit des ewigen Wiſſens ſtehen ſie allerdings weit über dem Menſchen.“ — Dann fährt er fort: „Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.“ — Was iſt aber die Kunſt anders, als die ſichtbar gewordene, und gleichſam

Dritte Vorleſung.

Von dem Antheil der Seele an dem Wiſſen; und von der Offenbarung.

In dem erſten Abſchnitt dieſer Darſtellung wurde die Aufmerkſamkeit hingelenkt, auf die denkende Seele, als den Mittelpunkt des geſammten menſchlichen Bewußtſeyns; in dem zweyten verſuchte ich, die liebende Seele als den Mittelpunkt der ſittlichen Welt aufzufaſſen, und lebendig zu ſchildern; in dieſer dritten Abtheilung iſt die Aufgabe, den Antheil der Seele an der Wiſſenſchaft, welche der Menſch erreichen kann, deutlich zu machen und näher zu beſtimmen. Im Allgemeinen zwar iſt dieſer Antheil, dieſes Element, welches die Seele hergiebt und von ihrer Seite beyträgt zu dem menſchlichen Wiſſen, nicht ſo ſchwer anzugeben; im Einzelnen aber findet ſich vieles vor, was auf's ſorgfältigſte erwogen und abgewogen werden muß. Es iſt die Sprache, welche die Seele dem erkennenden Geiſte, zum Ausdruck ſeines Wiſſens leiht, und das iſt eben das charakteriſtiſche Kennzeichen alles menſchlichen Wiſſens, daß es an die Sprache gebunden iſt, und daß dieſe einen weſentlichen Beſtandtheil und das Organ derſelben bildet. Die Sprache aber, dieſe discurſive, und doch auch wieder lebendig bildliche Menſchenſprache, iſt ganz ein Product der Seele, welche ſich hier zuerſt, und vornehmlich als eine fruchtbar bildende und hervorbringende Kraft kund gibt; beyde Kräfte und Vermögen, welche zuſammen die Seele ausmachen, die Fantaſie und die

Vernunft, haben gleich ſehr Antheil an dieſem wundervollen Gebilde ihrer Hervorbringung. Der Fantaſie gehört der ganze figürliche und bildliche Theil derſelben an, dann auch der melodiſche Gang und beſeelte Ton; und noch überdem gehören auch das innre Grundgewebe und die urſprünglichen Naturwurzeln, dem uranfänglichen innigen Naturgefühl, mithin der Fantaſie an; wenn man ſie nicht etwa noch lieber gleich der tiefern naturverwandten Seele ſelbſt zuſchreiben will; die logiſche Ordnung aber, und der grammatiſche Gliederbau, ſo wie die regelmäßige Fügung bilden den Antheil der Vernunft an dem Ganzen. Welchen Theil man wichtiger halten, oder höher ſtellen will, das hängt von der Verſchiedenheit des Standpunktes ab, welchen man dabey jedes Mahl zum Grunde legt, oder von der Beziehung, aus welcher man das Ganze betrachtet, und auf die man dabey vorzüglich Rückſicht nimmt. Beyde Elemente aber ſind gleich weſentlich und unentbehrlich; und unter allen bisher vorgekommenen Beziehungen, in welchen das gegenſeitige Verhältniß der Vernunft und Fantaſie in Betrachtung gekommen iſt, wo faſt immer noch ein entſchiedenes Uebergewicht auf der einen oder der andern Seite ſich zu erkennen gab, dürfte kaum ein ſolches Verhältniß gefunden werden, wo beyde, Vernunft und Fantaſie, ſo innig zuſammen wirken und einen ſo ganz gleichen Antheil an dem gemeinſchaftlich Hervorgebrachten haben, als in der wunderbaren Hervorbringung der Sprache, ſo wie in dieſer ſelbſt; welches ſowohl von der Sprache im Allgemeinen und überhaupt, als auch von jeder höhern Anwendung und Art derſelben gilt. Die Gebundenheit des erkennenden Geiſtes an dieſes Organ einer discurſiven, und faſt immer noch bildlichen Sprache, die innige

Verwebung der Erkenntniß ſelbſt mit dieſer Sprache, iſt nun gerade das charakteriſtiſche Kennzeichen des menſchlichen Wiſſens. Der Fehler bey ſo vielen bloß ſpeculativen Denkern liegt eben darin, daß ſie den menſchlichen Maßſtab verlaſſen, daß ſie, wenn man ſo ſagen darf, ein unmenſchliches, d. h. ein unbedingtes Wiſſen mit Gewalt erringen und erobern wollen, was ſie aber doch nicht im Stande ſind zu erreichen, und worüber ſie dann auch das menſchliche Wiſſen, was ſie wirklich erreichen und haben könnten, mit verliehren, und ſo am Ende nichts in Händen behalten, als das unbedingte Nichtwiſſen, und den endloſen Streit. Wenn bey jenen im Wiſſen den Menſchen vorgezogenen Geiſtern eine Mittheilung Statt findet, wie ſich das wohl nicht anders annehmen läßt, ſo muß doch dieſe unmittelbare Geiſterſprache eine ganz andre ſeyn als unſre ſinnlich-vernünftige oder irdiſch-himmliſche Natur- und Menſchenſprache, da ſie eben als eine reingeiſtige, auch nur eine unmittelbare ſeyn könnte, ohne Bild, und ohne dieſe erſt zertheilte, und dann wieder zuſammengefügte Form. Nach den zwey Eigenſchaften oder Kräften, welche das Weſen des Geiſtes bilden, könnte es nur ſeyn eine Mittheilung, Uebertragung, Erweckung, Hinſendung des Gedankens, irgend eines ganz beſtimmten Gedankens, durch den Willen; oder eine Mittheilung, Erregung und Hervorbringung des Willens, irgend eines ganz beſtimmten Willens, durch den Gedanken. Es kann ſeyn, daß hie und da etwas der Art, etwas dem nicht ganz Unähnliches auch in dem menſchlichen Wirken ſich vorfindet, daß dieſe unmittelbare Geiſterſprache, als ein ganz verborgenes, unſichtbares Lebens-Element auch in der Menſchenſprache als ein einzelner höherer Beſtandtheil mit eingeſchloſſen, und in dem äußern Körper gleichſam eingehüllt wäre, der alsdann aber nur an den höchſten Momenten und Lichtpunkten aller Sprachwirkung bemerklich werden würde, wo die magiſche Kraft der Rede, und des in ihr waltenden wollenden Gedankens am meiſten hervortritt. Im Ganzen genommen aber iſt die Menſchenſprache keine ſolche unmittelbar und magiſch wirkende Geiſterſprache, ſondern mehr eine bildliche Naturſprache, in welcher ſich die ſtehenden großen Hieroglyphen derſelben, im kleinen Maßſtabe, und in leichter Beweglichkeit zurück ſpiegeln, in der ganz gewöhnlichen vernünftigen Geſprächsform, wobey oft viele grammatiſche Umſtändlichkeiten und Umſtände erfordert werden, deren jene vorgezogenen Geiſter zu ihrer unmittelbaren Mittheilung wohl nicht bedürfen, und wobey auch nach menſchlicher Weiſe, manche große und kleine grammatiſche Verſehen, wenn man ſo ſagen darf, mit unterlaufen, die im Wiſſen und Denken, ja auch im Leben oft nicht unbedeutende Folgen haben. Die Sprache iſt nächſtdem auf das engſte verbunden und zuſammengewachſen mit der Ueberlieferung, der heiligen ſowohl als der geſchichtlichen, ſo wie mit allem geſchichtlichen Wiſſen; und wie das Wort die urſprüngliche Wurzel iſt, aus welcher der ganze Stamm dieſes geſchichtlichen und menſchlichen Wiſſens, der Ueberlieferung, mit allen ſeinen Aeſten und Zweigen hervorgeht: ſo iſt es auch in der Rede, der ſchriftlichen Darſtellung und der höhern Erkenntniß ſelbſt, welche gleichſam die Blätter, Blüthen und Früchte an dieſem großen Baum der lebendigen Ueberlieferung bilden, wiederum das Wort, mit welchem das Ganze endet und geſchloſſen wird. Um nun aber den Antheil der Seele, als dem hervorbringenden Vermögen der Sprache, an dem

Ausdrucks. Es gehen ohnehin vielfältige Fäden und Adern von den beyden Endpunkten, von dieſer erſten Wurzel, wie von der letzten Krone des Buches aus, welche durch das ganze Gewebe ſich hindurch ſchlingen, und es noch mehr zu einer lebendigen Einheit feſt verknüpfen; daher es auch mit Recht, obwohl aus ſo verſchiedenartigen Büchern beſtehend, als Eins betrachtet, und nur ſchlechtweg das Buch genannt wird. Ein Syſtem der Wiſſenſchaft alſo, ſoll man, wie geſagt, in dieſem göttlichen Buche der Menſchen nicht ſuchen, wohl aber finden ſich darin, auch über die Natur und ihre Geheimniſſe, einzelne Worte, hingeworfene Winke, und zufällig ſcheinende Äußerungen ausgeſtreut, welche über vieles Verborgene in ihr einen hellen und vollen Aufſchluß gebend, auch für die Wiſſenſchaft eben ſo viele Naturſchlüſſel enthalten. Nicht überall gleich, hier und da reichlich, und dann wieder ſparſamer ſind ſie ausgeſtreut. Es iſt dabey beſonders im alten Teſtament, wo nicht bloß der äußere Reichthum, und die ſichtbare Herrlichkeit der Natur geſchildert, ſondern auch die verborgne Kraft derſelben und innerſten Lebensgeheimniſſe berührt werden, eine gewiſſe abſichtliche, ſoll man ſagen ſorgſame Behutſamkeit, oder ſtrenge Wachſamkeit bemerklich, als hätte man hie und da nicht weiter reden, nicht mehr ſagen wollen, um nicht etwa bey der damals herrſchenden heidniſchen Naturvergötterung zum Mißbrauch, oder zu einem allzu leichten Mißverſtand Anlaß zu geben. Im neuen Teſtamente, wenn man es ſo natürlich und menſchlich ausdrücken darf, wie es die Weiſe der Schrift ſelber iſt, geht der heilige Geiſt, in dem Punkte der Natur, ſchon viel deutlicher mit der Sprache heraus. Es iſt alſo im Ganzen ein eignes, zartes und wunderbares, nicht gleich auf den erſten Blick verſtändliches, oder nach einem ſcharf abgeſchnittenen Begriff, ſo grob zu faſſendes Verhältniß, in welchem die göttliche Offenbarung und heilige Schrift, zu der Natur und Naturwiſſenſchaft ſteht; welches vielleicht durch ein Gleichniß aus der Schrift ſelbſt entlehnt, am leichteſten deutlicher gemacht werden kann. Wie von dem Erſten unter denjenigen ſchlichten Männern, welche der Erretter der Welt, zur weitern Fortführung ſeines Werkes erwählt, und welche er dazu mit einer beſondern Kraft ausgerüſtet hatte, von der man wohl ſehen konnte, und noch ſehen kann, daß es nicht ihre ſondern Seine Kraft geweſen iſt; wie es von dieſem Erſten unter denſelben Männern erzählt wird, daß ſelbſt im Vorübergehen eine heilende Kraft, und wie ein unſichtbarer Lebensſtrom, ihm ſelbſt vielleicht unbewußt, oder wenigſtens unbeachtet von ihm ausging, und die hingelagerten Kranken, wie es heißt, bloß durch ſeinen Schatten, ſo wie er an ihnen vorüberging, geheilt wurden: ſo ſind auch an dem vorüberziehenden feurigen Wagen der göttlichen Offenbarung, die auf dem Wege in einzelnen Worten und Bildern, zufällig herausſprühenden Lichtfunken genug, und iſt der Abglanz und bloße Schatten der Offenbarung Gottes hinreichend, um ein neues Licht zu erwecken und anzuzünden im Gebiete der Natur, wodurch auch die Wiſſenſchaft derſelben erſt feſter geſtellt, innerlich aufgeſchloſſen, und mit dem Ganzen in Zuſammenhang gebracht wird.

Es iſt ſchon mehrmals bemerkt worden, wie die Vernunft-Philoſophen dem menſchlichen Wiſſen ganz im Allgemeinen, in irgend einer beſtimmten Weiſe, jeder nach ſeiner beſondern Anſicht, gewiſſe abſolute Gränzen ſetzen, und für immer vor-

Zweytes Kapitel.

Weitere Entwicklung und Entgegenſtellung das Intereſſanten mit dem Schönen. Einwürfe der Gegner über die Aufgabe der modernen Dichtkunſt, und deren mögliche Auflöſung. Von der Annäherung zum objektiven Schönen; und von der Möglichkeit einer neuen Wiedergeburt der Poeſie. Von dem Bedürfniß einer vollkommnen Anſchauung für die Kunſt, neben der Theorie, wie die Werke der Griechen ein ſolches Urbild darbieten.

Aus dieſem Mangel der Allgemeingültigkeit, und dieſer Herrſchaft der Manier, des Charakteriſtiſchen und Eigenthümlichen, wie ſolches in dem vorhergehenden Kapitel ausführlich iſt entwickelt und betrachtet worden, erklärt ſich auch von ſelbſt die durchgängige Richtung der neuern Poeſie, ja der ganzen künſtleriſchen Bildung der Modernen, auf das Intereſſante oder ſubjektiv Schöne. Auch wo das Schöne am lauteſten genannt wird, findet man bey genauer Analyſe im Hintergrunde gemeiniglich doch nur jenes. So lange man z. B. den Künſtler nicht nach dem Ideale der Schönheit, ſondern nach dem Begriff der Künſtlichkeit würdigt, ſind Kraft und Kunſt nur zwey verſchiedene Anſichten eines und deſſelben Grundes der künſtleriſchen Würdigung, und die Anhänger der correcten Strenge und bloß formellen Regelmäßigkeit, und der genialiſchen Kraft und Fülle der Erfindung, ſind nicht durch zeichnen wollen, welche ſie ſpäterhin meiſtentheils mit irgend einer veränderten Wendung dann ſelbſt zuerſt übertreten, um nur Alles, was hineingeht, und was nicht hineingeht, in ihrem Syſtem eines unbedingten und todten Scheinwiſſens mit zu umfaſſen. Ganz anders aber iſt es nach der Wahrheit, und dem hier zum Grunde liegenden Syſtem des lebendigen Wiſſens beſchaffen. Da nun ſowohl der Geiſt als die Seele des Menſchen, welchen mannichfachen Irrthümern ſie auch ſonſt ausgeſetzt ſeyn mögen, dennoch der eine wie die andre des Göttlichen empfänglich ſind; und nachdem der Menſch nur diejenigen höhern Erkenntniſſe haben, und nur das von den göttlichen Dingen wiſſen kann, was ihm gegeben iſt und wohin er geführt wird; und wenn es in der erſten Quelle Gott ſelbſt iſt, der ihm die Erkenntniß mittheilt und offenbart, der ihn zur Wahrheit führt: wer kann denn hier das Maaß beſtimmen, oder das Ziel ſetzen, wie viel Erkenntniß und Wiſſenſchaft Gott einem Menſchen mittheilen kann und will, oder nicht, oder wer darf es wagen, Ihm die Gränzen vorzuſchreiben, bis wohin die Erleuchtung gehen ſoll und weiter nicht! Dieſe kann hinreichen bis zu einer Weite, die man Anfangs gar nicht für möglich gehalten hätte; alles mit Einem Worte kann der Menſch wiſſen durch Gott, ſobald Gott es will, nichts aber aus ſich ſelbſt, allein aus der eignen Vernunft, ohne höhere Hülfe. Aber ganz auf eine andre Weiſe iſt das menſchliche Wiſſen in der Wirklichkeit beſchränkt; nicht daß ihm eine abſolute Gränze geſetzt wäre, aber eben weil es ein Wiſſen iſt, gemiſcht aus der äußern Überlieferung und der innern Erfahrung, weil es auf der Wahrnehmung der äußern oder der innern Sinne beruht, ſo iſt es aus vielen Einzelnheiten zuſammengeſetzt, ſehr langſam fortwachſend, von allen Seiten dem Irrthum ausgeſetzt, und von keiner Seite vollendet und fertig, und faſt niemals fehlerfrey; daher im Ganzen, und als ein ſeynſollendes Ganzes betrachtet, recht eigentlich immer nur Stückwerk. Dieſen Charakter hat aber alles wirkliche und aus der Erfahrung der Sinne geſchöpfte Wißen; ſehr ſelten iſt der erſte Eindruck rein von beygemiſchtem Irrthum; unzählig viele, oft wiederhohlte Beobachtungen, Vergleichungen, Verſuche, Experimente und Berichtigungen, die oft mehrere Jahrhunderte, um nicht zu ſagen Jahrtauſende hindurch fortgeſetzt werden müßen, ſind nothwendig, ehe man zu einem ganz reinen und feſten Reſultat gelangt. Auf dieſe Weiſe iſt das wahre menſchliche Wißen unvollkommen und Stückwerk; das falſche eingebildete Wißen dagegen, ſcheint gleich von Anfang vollkommen fertig und vollendet; aber über Nacht fällt es wieder zuſammen. Wohl zeigt ſich dieſes unſer Stückwerk, wie in allen andern Dingen, ſo auch in der Naturwißenſchaft; drittehalb tauſend Jahre iſt ſie jetzt ungefähr alt, ſeit den erſten griechiſchen Naturforſchern bis auf unſre Zeit, in ununterbrochner Fortbildung, und drittehalb Schritte etwa hat ſie ſeitdem gemacht, ſobald nämlich nicht von Einzelnem die Rede iſt, ſondern von einem Verſtändniß des Ganzen, und des Innern der Natur. Dieſe ſo äußerſt ſchwere und langſam fortrückende Entwicklung und allmählige Vollendung, die in einem gewißen Sinne doch immer noch Stückwerk bleibt, findet übrigens in jeder Sphäre des menſchlichen Wißens Statt, ſo daß es auch hier von dem Entwicklungsgange des menſchlichen Geiſtes im Wißen heißen kann: Tauſend Jahre ſind vor Gott wie Ein Tag, und Ein Tag wie tauſend Jahre. Alle aus der Er-

Kräfte deſſelben, Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, nannte ich die vier Endpunkte und Hauptäſte, oder auch die vier Weltgegenden deſſelben, für dieſe innere Gedankenwelt. Wie ſelten aber ſtimmen Verſtand und Willen wirklich zuſammen! Ein jedes von dieſen beyden Vermögen geht mehrentheils ſeinen Gang für ſich. Wie ſelten wollen wir wahrhaft und bleibend, was wir doch als das Beſſere erkennen, ſehr wohl einſehen und vollkommen richtig verſtehen! Und wiederum verſtehen wir oft ſehr wenig oder gar nicht, was wir am entſchiedenſten und heftigſten wollen und im tiefſten Grunde der Seele begehren und wünſchen. Vernunft und Fantaſie vollends, ſtehen im innern Denken und im Großen des äußern Lebens faſt immer feindlich gegen einander über. Die Vernunft möchte lieber die Fantaſie ganz wegwerfen oder auch gar wegläugnen; während die Fantaſie mehrentheils völlig unbekümmert um die Vernunft, wo ſie die ältere und ſtärkere Schweſter im Hauſe iſt, ihren Gang für ſich allein weiter geht. Der Willen iſt noch außerdem faſt immer auch mit ſich ſelbſt in Streit und in ſich zerſpalten; und die Vernunft, allein und für ſich genommen, gelangt in der Entwicklung ihres endloſen Denkens nur in ein Labyrinth von unauflöslichen Widerſprüchen. Der Verſtand hat ſo verſchiedene Grade und Stufen, und theilt ſich in ſo verſchiedene Sphären und Arten, daß man wohl in dieſer Beziehung ſagen könnte: Dieſer Eine Verſtand verſteht den andern gar nicht, obwohl es doch in ſeiner Art auch ein ganz richtiger und richtig verſtehender Verſtand iſt. Auch im einzelnen Menſchen iſt ſein Verſtand, nähmlich der Inbegriff deſſen, was er wirklich verſteht, meiſtens nur aus Fragmenten und einzelnen Stücken zuſammengeſetzt, die oft gar nicht recht übereinſtimmen oder zuſammengehen und ſich faſt nie oder äußerſt ſelten in eine vollkommene Harmonie bringen laſſen. Die ſubjectiven Anſichten und Einbildungen, die Täuſchungen der Sinne, die ſchnell wechſelnden Meteore und nichtigen Fantome der menſchlichen Leidenſchaft, in allem was zur Fantaſie gehört, ſind allgemein bekannt und von ſelbſt einleuchtend. So tief iſt die innerliche Zwietracht, von aller moraliſcher Vermehrung derſelben noch ganz weggeſehen, bloß pſychologiſch genommen, in die ganze Structur unſers Bewußtſeyns, ſo wie es jetzt iſt, bis auf die erſte Grundlage deſſelben mit eingewebt; daß man ſtatt zu ſagen, vierfach iſt das Bewußtſeyn des Menſchen, nach der wahren Beſchaffenheit deſſelben eben ſo richtig und noch viel richtiger ſagen könnte und ſagen ſollte: geviertheilt oder in vier Stücke, wo nicht in noch mehr, zerriſſen iſt dieſes unſer jetziges Bewußtſeyn. Man hat oft von Thatſachen des Bewußtſeyns geredet; mehrentheils aber wird bey den Philoſophen das bloße Gedanken Denken in dieſem ewigen leeren Wiederdenken darunter verſtanden, jener Selbſtgedanke des denkenden Ich, vermöge deſſen daſſelbe gleichſam auf der That ertappt werden ſoll, um dann als der Anfangspunkt und der eingebildete Schöpfer und Demiurg dieſer ideellen Welt, wie ein angenagelter Schmetterling an die Spitze des ganzen Syſtems geſtellt zu werden. Die einzige Thatſache des Bewußtſeyns dagegen, welche wirklich ſo zu heißen verdiente, wäre dieſer nicht bloß im Denken zwiſchen dem Ich und Nicht-Ich ſich vorfindende, ſondern durch alle Zweige oder Theile und Formen, Arten und Sphären des Bewußtſeyns, in Geiſt und Seele, Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, und durch das Ganze hindurchgehende und überall ſich kundgebende Zwieſpalt des geſammten Menſchenbewußtſeyns und des innern Lebens, von welchem die tauſendfache materielle Zwietracht des äußern Lebens nur der Reflex und Wiederſchein, eine natürliche Folge und weitre Entwicklung deſſelben iſt. Von dieſer Thatſache des ſo mannichfachen und vielgeſtaltigen Zwieſpalts im menſchlichen Bewußtſeyn könnte eine Darſtellung der Philoſophie auch recht gut ausgehen; um dann von dieſem Punkte aus, die Löſung ihrer Aufgabe und den Weg zu dieſem Ziele zu ſuchen; welche Aufgabe, von dieſer Seite erfaßt, dann in der Wiederherſtellung des urſprünglichen, natürlichen, rechten, mit ſich ſelbſt einigen und harmoniſchen Bewußtſeyns beſtehen würde und geſucht werden müßte. Es iſt ein Hauptirrthum der Philoſophen, daß ſie das menſchliche Bewußtſeyn nur ſo nehmen, als ob es ſchon ganz das rechte wäre, welches nur höher geſteigert zu werden brauchte, um es von der anklebenden Gemeinheit des gewöhnlichen Menſchenſinns bey den Unwiſſenden und Nicht-Philoſophen zu ſäubern, und dann in ſeltſam künſtliche und ſcheinbar tiefſinnige Formeln zu faſſen. Allein durch die bloß höhere Steigerung kann dem Uebel nicht abgeholfen werden, ſondern es wird der Irrthum dadurch nur weiter fortgeführt und mit geſteigert, da es vielmehr ſchon in der erſten Grundlage und innerſten Structur des Bewußtſeyns geſucht werden muß. Auch kann das Bewußtſeyn nicht urſprünglich ſo beſchaffen, in ſo vielfachen Streit geſpalten, zerriſſen und geviertheilt geweſen ſeyn. Es iſt der Zwieſpalt des menſchlichen Bewußtſeyns im wahren Sinne des Worts eine Thatſache; die einzige, die gewiß jeder Menſch beſtätigen muß, und von der er aus eigner Erfahrung ein unmittelbar aus der Quelle geſchöpftes und eigenthümliches Zeugniß ablegen könnte. Als die Urſache dieſer durchaus geſchichtlichen Thatſache muß diejenige Begebenheit angeſehen werden, welche die Offenbarung uns mittheilt, wovon aber auch Jeder in ſeinem Innern die Spuren findet und erkennt: jene Verfinſterung der Seele nähmlich, welche dem jetzigen Zuſtande des Menſchen voranging und ihn begründet, und welche dadurch veranlaßt wurde, daß ein fremdes, feindliches Weſen zwiſchen ihr und die ſie erleuchtende Sonne eingetreten iſt. Wenn aber die Seele, die denkende ſowohl als die liebende, der Mittelpunct des Bewußtſeyns iſt, ſo iſt mit jener allgemeinen, großen Seelenfinſterniß zugleich auch das geſammte Bewußtſeyn und zwar bis auf die innerſte Grundlage und ganze Structur deſſelben mit alterirt worden und gegenwärtig auch bloß philoſophiſch genommen und von aller beſondern, moraliſchen Fehlerhaftigkeit in einzelnen Acten, üblen Gewohnheiten und Leidenſchaften der einzelnen Individuen noch ganz weggeſehen, nicht mehr ſo, wie es urſprünglich geweſen und von Gott erſchaffen iſt und zu bleiben beſtimmt war.

So iſt nun alſo das geſammte menſchliche Bewußtſeyn mit lauter Zwieſpalt und Zweyheit angefüllt, nicht bloß nach der vernünftig ſinnlichen oder irdiſch geiſtigen Natur deſſelben; ſondern auch das Denken ſelbſt iſt mit dem Leben überhaupt in Widerſtreit, im Denken aber wieder das Innere und das Aeußere, das Glauben und das Wiſſen, im Leben aber das Unendliche mit dem Endlichen, oder auch das Ewigbleibende mit dem vorübergehend Vergänglichen, in feindlichen, gegenſeitig ſich ſtörenden und zerſtörenden Gegenſatz gekommen. Die Aufgabe der Philoſophie kann bey dieſer Beſchaffenheit der göttliche Ordnung in der Natur hinzuweiſen; und darum wurden ſie auch hier vorangeſchickt, da dieſes das Thema der gegenwärtigen Betrachtung ſeyn ſoll. — Wenn nun dieſe Hinweiſung auf eine göttliche Ordnung in der Natur ſchon an ſich eine Art von Theodicée, ſo weit dieſe nach menſchlichen Kräften zu erreichen ſteht, mit zu umfaſſen ſcheint: ſo würde ich meinestheils doch lieber mehr eine Theodicée für das Gefühl, in einem durchaus liebevollen Sinne dabey vor Augen haben, als ſonſt etwa eine künſtliche Hypotheſe der Art, wobey eine Menge von Abſichten Gottes ſcharfſinnig in die Natur hineingelegt werden, von denen man weder recht wiſſen noch auch beſtimmt nachweiſen kann, weder ob es wahrhaft Abſichten Gottes ſind oder genannt zu werden verdienen, noch auch ob ſie wirklich ſo in der Natur liegen. Man muß in dieſer ganzen Angelegenheit und Sphäre des Nachdenkens nicht alles zu genau und beſonders nicht zu ſyſtematiſch beſtimmen wollen; vorzüglich aber muß man ſich hüten, nicht die logiſche Nothwendigkeit, die uns angebohren und für uns ein unentbehrlicher Behelf unſrer Beſchränktheit geworden iſt, nun noch weiter auf die äußere Natur oder ſelbſt auf Gott, wie es ſo viele Denker thun, übertragen zu wollen; was denn nur auf das Fantom von einem Schickſal, auf die irrige Idee von einem blinden Fatum hinführen kann. Dagegen giebt es gewiſſe fragende Gefühle in der menſchlichen Bruſt, die oft bey dem Anblick der Natur rege werden, welche bey weitem noch keine Zweifel oder Einwürfe ſind, wenigſtens keine wiſſenſchaftlich anmaßende oder beſtimmt ausgeſprochne, die aber eben deswegen und um ſo mehr eine Antwort zu erfordern ſcheinen. Das klagende Geſchrey eines wehrloſen, gutartigen Thieres, wie es der Menſch tödtet, oder auf der andern Seite das giftige Ziſchen einer bösartigen Schlange, der Anblick eines ſcheuslichen Würmerhaufens in dem Leichname der Verweſung; das ſind ſolche ſtumme Ausrufungen, die gleichſam die Frage nur eben zurückhalten: „Sind denn das die Hervorbringungen, die Geſchöpfe des vollkommenſten Weſens, des höchſten Geiſtes! —“ Die Leiden der Thiere ſind wohl ein Thema für das Nachdenken des Menſchen, und ich würde nicht einſtimmen können, wenn man dieſen Gegenſtand, als keiner weitern Erwägung würdig, ſo wie das Mitleiden mit den Thieren ſelbſt von der menſchlichen Bruſt ganz weg und völlig zurückweiſen wollte. Es kommt dabey eigentlich auf die Frage von den Seelen der Thiere an, und es wäre der Philoſophie gewiß nicht unwürdig, wenn es ihr gelingen könnte, den Mittelweg anzudeuten, den man dabey wählen müßte, zwiſchen den übertriebenen Annahmen der älteſten Völker, und der Gefühlloſigkeit der modernen Wiſſenſchaft, die nichts achtet und keinen Schmerz mit zu empfinden, überhaupt nichts zu begreifen weiß, was nicht grade dieſen Charakter der menſchlichen Vernünftigkeit ganz in derſelben Weiſe und in dem gleichen Maaße an ſich trägt. In der indiſchen Lehre von der Seelenwanderung dagegen wird nicht nur den Thieren eine unſterbliche Seele beygelegt, ſondern es wird auch angenommen, daß Menſchen-Seelen zur Strafe früherer Verſchuldung in den Thierleibern eingeſchloſſen ſeyen. So ſchön aber auch das ſchonende Mitgefühl iſt mit den Leiden der Thiere, welches aus dieſer Anſicht hervorgeht und danach als eine heilige Pflicht betrachtet wird: ſo läßt ſich doch ſchon die willkührliche Annahme ſelbſt und die übertriebene Ausdehnung der Seelenunſterblichkeit auf dieſe unſre

Erdthiere durch nichts rechtfertigen und begründen, und als Zuſtand der dazu verurtheilten Menſchen-Seelen iſt dieſe Hypotheſe mit der göttlichen Ordnung ohnehin ganz unvereinbar; indem eine ſolche obwohl zeitliche Strafe der abgeſchiedenen Seelen gar kein heilſames Reſultat der Reinigung oder der Verübung haben, mithin ganz zwecklos und widerſinnig ſeyn würde. — Zweifelhaft könnte es wohl ſcheinen, ob man den Thieren eine individuelle Seele eigentlich beylegen kann. Bey den mit dem Menſchen am meiſten umgehenden Thierarten entſteht zwar wohl, wie durch eine Art von geiſtiger Anſteckung der Schein einer Individualität und Charakterverſchiedenheit der einzelnen Individuen; ſo wie der Inſtinkt in den Kunſtfertigkeiten der Thiere ein ſchwaches Analogon der Vernunft darbietet, und wie ich die melodiſchen Gefühle und Aeußerungen bey einigen derſelben in dem gleichen Sinne Anklänge der Fantaſie genannt habe. Bey den Gattungen aber, die ungeſtört in ihrem Naturcharakter feſt bleiben, hat die ganze Gattung den gleichen Charakter und alſo auch dieſelbe gemeinſame Seele. Die Gattung ſelbſt iſt nur Ein Individuum; die verſchiedenen Gattungen aber wären dann nur als eben ſo viele verſchiedene Lebensformen der allgemeinen organiſchen Kraft und beſeelten Natur zu betrachten; da eine Unſterblichkeit der einzelnen Thierſeelen wohl auf keine Weiſe angenommen oder anzunehmen zugelaſſen werden kann.

Unter jenen fragenden Gefühlen, wie ich ſie eben nannte, über die Natur und das Beſeelte in ihr, wende ich mich zunächſt zu dem zuletzt angeführten Beyſpiele von dem Gewürme der Verweſung; denn hier zeigt es ſich am allerdeutlichſten, wie die Natur ſelbſt ein Lebendiges iſt. So ſehr und in ſolchem Maaſſe, daß ſie ſelbſt im Tode und in der Verweſung, in der Fäulniß und in der Krankheit noch lebendig wirkt und wieder Lebendiges erzeugt; freylich nur ein Leben der allerniedrigſten Stufe, ein falſches Leben, wenn man will, aber doch ein Leben. Kann man nun wohl ſolche krankhafte Erzeugniſſe der Natur, wie z. B. die Würmer, die ſich in gewiſſen Krankheiten in den Eingeweiden erzeugen, als eigentliche Geſchöpfe betrachten? — Nichts ſind ſie, als der zerfallende, aufgelöſte Lebensſtoff, der aber ſelbſt in der Auflöſung noch lebendig iſt. Und nicht bloß auf die organiſche Verweſung und Krankheit iſt dieſes beſchränkt. Auch das Element, das friſche Waſſer der Quelle iſt ein Lebendiges; und je mehr es dieß, je mehr es klar und gut iſt, je reiner iſt es auch von jenen nur teleſkopiſch ſichtbaren Thierchen, die es immer mehr erfüllen, je mehr es abſteht und in Fäulniß übergeht, bis ſie endlich bey zunehmender Verweſung des Waſſers, z. B., wo das Trinkwaſſer auf Schiffen lange verwahrt werden muß, größer anwachſen und nun als ſichtbare Würmer darin herum ſchwimmen. Und noch auf viele andere Weiſe bewährt ſich jene Erzeugung von Gewürmen und Ungeziefer aus der Fäulniß als ein allgemeines Natur-Princip. Und ſind nicht auch jene Heuſchrecken-Schwärme, welche unter dem aſiatiſchen Himmel, als eine allgemeine Landplage, dichte und ſchwarze Wolkenzüge bilden, ein krankhaftes Erzeugniß der durch irgend ein anſteckendes Element in Verweſung übergegangenen oder zerfallenden Luft? — Daß auch dieſe unſre Luft und irdiſche Atmoſphäre ein Lebendiges ſey und zwar ein höchſt Lebendiges, aber von höchſt gemiſchter Art und Beſchaffenheit, wo der erquickende balſamiſche Frühlingshauch, mit dem verdorrenden Winde der Wüſte, mit mandas Princip verſchieden, ſondern nur durch die Richtung ihrer Kritik auf die poſitive oder auf die negative Seite, derſelben bloß materiell oder äußerlich mechaniſch aufgefaßten künſtleriſchen Vollkommenheit.

Intereſſant nehmlich iſt jedes originelle Dichtungsweſen, oder neu Hervorgebrachte, welches ein größeres Maaß von intellektuellem Gehalt oder von künſtleriſcher Wirkſamkeit enthält. Wir ſagten mit Bedacht ein größeres; ein größeres nähmlich als das empfangende Individuum bereits beſitzt; denn das Intereſſante verlangt eine individuelle Empfänglichkeit, ja nicht ſelten eine momentane Stimmung derſelben. Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, ſo iſt klar, warum auf dieſem Wege nie eine vollſtändige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein höchſtes Intereſſantes giebt, wie ein höchſtes Schönes nach dem objektiven Begriff und der weſentlichen Idee deſſelben. Unter den verſchiedenſten Formen und Richtungen, in allen Graden der Kraft, äußert ſich in der ganzen Maſſe der Dichtkunſt durchgängig daſſelbe Bedürfniß nach einer vollſtändigen Befriedigung, ein gleiches Streben nach einem abſoluten Höchſten der Kunſt. Was die Theorie verſprach, was man in der Natur ſuchte, in jedem einzelnen Idol zu finden hoffte; was war es anders, als ein Höchſtes der künſtleriſchen Darſtellung! Je öfter das in der menſchlichen Natur gegründete Verlangen nach vollſtändiger Befriedigung durch das Einzelne und Veränderliche, auf deren Darſtellung die Kunſt bisher ausſchließend gerichtet war, getäuſcht wurde, je heftiger und raſtloſer ward es. Nur das Allgemeingültige, Beharrliche übrigen Völkern der alten Welt nicht auffaſſen, als wenn man daſſelbe auch überhaupt nach ſeiner Beſtimmung genommen, als das prophetiſche Volk ſich denkt, das eben dazu und nur zur Hindeutung auf die Zukunft beſtimmt und deſſen leitende Ideen und innerſte Exiſtenz ganz an die Zukunft geknüpft, und in eine ferne Zeit hinein gelegt war. Nur aus drey Strichen oder Worten beſteht dieſe höchſt einfache Offenbarung der erſten Stufe: dem erſten Lichtpunkt zum Anfang, in welchem zugleich der Schlüſſel und das löſende Wort verborgen liegt für das ganze Sagen-Chaos und alle Räthſel der Urwelt und Urgeſchichte; dann einer ſtrengen Linie der Abſonderung auch in den Sitten von allen übrigen heidniſchen Völkern; und endlich einem großen Strahl der Hoffnung, in die weite Zukunft hinaus deutend. Der lichte Anfangspunkt ward wenig beachtet und wenig verſtanden; die Linie der Abſonderung oft aus ſehr gemeinen Gründen und Lockungen übertreten, zuletzt aber nur ganz geiſtlos, bloß nach dem äußern Buchſtaben feſt gehalten, und ſo ward auch jener höchſte Strahl der Hoffnung, in einem ganz beſchränkten National-Sinn, nach dem Begriff eines irdiſchen Erretters und Befreyers von dem Römer-Joche völlig mißverſtanden. Dieſes, und wie höchſt undankbar mithin das mitgetheilte Licht im Ganzen von denen, welchen es zunächſt verliehen war, aufgenommen worden, iſt ſchon oft von ernſtgeſinnten bibliſchen Schriftſtellern mit ſtarken Zügen geſchildert und gerügt worden; nur weiß ich nicht, ob ſich in dieſer Hinſicht über die nachfolgenden Stufen der weiter entwickelten göttlichen Offenbarung ein viel anderes und günſtigeres Urtheil wird fällen laſſen. Volle Zeit zur Entwicklung iſt dem prophetiſchen

Volks ſelbſt, und auch dem übrigen Menſchengeſchlecht gelaſſen; anderthalb Jahrtauſende nach den dritthalbtauſend Jahren des erſten Weltalters, ſind für dieſe erſte Stufe der Offenbarung beſtimmt geweſen. Nachdem nun dieſe vierzig Jahrhunderte der Vorbereitung und Erwartung, und die ganze lange Winternacht der alten Götterwelt vorüber war, kam die welthiſtoriſche Entwicklung des Menſchengeiſtes an ihren großen Wendepunkt, und mit dem Frühlings-Solſtitium dieſer neuen Erſcheinung trat die zweyte Stufe in dieſem Stufengange der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts ein. Alles charakteriſirt dieſe zweyte Entwicklungsſtufe gleich bey ihrem erſten Auftreten, daß ſie nicht ſeyn ſollte eine volle und vollendete Offenbarung des Geiſtes, und des Wiſſens, die nur erſt für die Zukunft verheißen ward; vielmehr trat ſie in dieſer Hinſicht in ſchneidenden Gegenſatz mit der gebildeten, aber mehr und mehr ſinnlich gewordenen Wiſſenſchaft der Griechen. Sondern es ſollte zunächſt nur ſeyn eine völlige Umwendung der Seele aus der vorigen irdiſchen Finſterniß zu dem ewigen Lichte und der Einen Sonne der Wahrheit zurück; und eben damit auch eine gänzliche Erneuerung und Umgeſtaltung des Lebens in allen ſeinen Gewohnheiten, Sitten und Einrichtungen. Nur dieſes Eine wollte Gott; und ruhmvoll, ſchön und rührend war auch der Kampf, welchen dieſe ganz neu vom Himmel herabgekommne Geſinnung mit der widerſtrebenden Welt zu beſtehen hatte.

Die Menſchen aber zerfielen immer wieder in die alte Zweyheit und in den Zwieſpalt; und gerade dieſen auch durch die nachfolgenden Epochen hindurch hervor zu heben, iſt hier unſre ſchmerzliche Aufgabe. Denn nur auf dieſem Wege, wenn man betrachtet, wie der Menſch ſich in jeder Welt-Periode und Stufe der göttlichen Offenbarung geſtellt, und ihr gegenüber geſtanden hat, läßt ſich in dem Stufengange des fortſchreitenden Zwieſpalts der Lichtfaden der darin waltenden göttlichen Ordnung bis an ihr vorgeſtecktes Ziel und bis zum Schluß der Vollendung verfolgen. In den erſten drey oder fünf Jahrhunderten wäre der ſo einfache neue Glauben auf der einen Seite und zuerſt bald wieder in ein Chaos philoſophiſcher Dichtungen nach alt-aſiatiſcher Art umgewandelt worden; auf der andern Seite verſteckte ſich ein feiner heimlicher halber Unglauben hinter Worte; wogegen man ſich denn auch wieder hinter Worten vertheidigen mußte, und es erhielt in dieſer Zeit-Periode der Geſchichte dieſer ſubtile, geiſtige Wortſtreit zum erſten Mahl eine ſo große und welthiſtoriſche Wichtigkeit und Bedeutung. Die einfache Grundlage des Glaubens wurde wohl gegen alle Angriffe aufrecht erhalten, aber an der erſten Liebe war viel verlohren gegangen. Daher war auch dieſes aus der neuen Lehre hervorgegangene neue Leben nun nicht mehr hinreichend, die verderbte alte Römerwelt, wie man Anfangs wohl hätte hoffen ſollen, vollſtändig wieder herzuſtellen, und ganz in Gott zu erneuern, wenn nicht ein äußeres und bloß natürliches Element, die friſche Kraft der nordiſchen Völker zu dieſem Endzwecke wäre herbey geführt und mit hinzugenommen worden. So waren nun wieder drey Jahrhunderte vergangen, als es noch am Schluß dieſer erſten Periode mit einemmal hervorbrach, wie wenig der alte Geiſt des Zwieſpalts wirklich ſchon ganz beſiegt und beſänftigt ſey. Der Glaube, hieß es jetzt, ſey im Weſentlichen ganz derſelbe, aber eine Trennung ſey und bleibe es demungeachtet; das bedeutete alſo ſo viel, als der morgenländiſche Gott und Welt-Retter ſey doch freylich ein anderer als der abendländiſche; ſo wurde der Eine Gott und der Eine Glaube im Leben wieder in Zwey getheilt, und dieſe ſeltſame Trennung ohne eigentlichen Gegenſtand, dauert bis auf den heutigen Tag der Menſchheit fort. In der nachfolgenden großen Periode blühte nun wohl ein neues Leben in reicher Entfaltung aus jener Offenbarung der Liebe auf, die eigentlich nun erſt vollſtändig ins Leben trat, ſo daß auch alle Lebenseinrichtungen, Sitten, Künſte, die Staatsordnung ſelbſt durchaus neu und ganz anders geſtaltet wurden, als es bey den gebildeten Völkern des Alterthums geweſen war; und von der liebevollen, von der ritterlichen Seite betrachtet, wird dieſe Welt-Periode leicht unſern Sinn anziehen und gewinnen können. Aber auch hier brach ein furchtbarer Zwieſpalt aus, der die Welt in dieſer Periode feindlich aus einander riß. Beyde Gewalten, welche vereint zu einem Zwecke Gottes zuſammen wirken ſollten, die zwey Schwerdter, von denen der Herr geſagt hatte, daß es genug ſeyen, das Eine Schwerdt des Geiſtes im Reiche der Wahrheit und des Glaubens, und das andere irdiſche Schwerdt der Gerechtigkeit, richteten ſich feindlich gegen einander, und weit mehr noch wurden dadurch die Gemüther innerlich zerriſſen, als der äußere Frieden geſtört. Nicht bloß als Gegenſatz tritt dieſer Zwieſpalt auf, ſondern auch in der Form einer gewiſſen Verwirrung und gegenſeitigen Verwechslung des einen und des andern Gebiets, giebt er ſich zu erkennen. Zwar wenn eine edle Tapferkeit in der geiſtlichen Ritterſchaft ganz dieſe Farbe annimmt, ſo können wir uns wohl noch leicht mit dieſer Anfangs freylich wunderbar auffallenden ſich ja vom Anfang bis zum Ende der Tage forterbe und vermehre: dann iſt nicht jenes Auge der ewigen Gerechtigkeit mit ſeinem Schutz und Seegen dabey waltend geweſen, wohl aber hat alsdann ein andrer, obwohl auch unſichtbarer Mitarbeiter die Hand dabey im Spiel gehabt. Jener Geiſt der Unwahrheit und des Verderbens, des Zwieſpalts und der Zerſtörung nähmlich, den keine Benennung ſo treffend bezeichnet als die eines Lügners von Anfang. — Wie nun nicht bloß die Vernichtung des ganzen Giganten-Geſchlechts der Urwelt in der großen Fluth, mit welcher unſre jetzige Geſchichte beginnt, und auf die jede alte Ueberlieferung hinweiſt, ſondern auch der partielle Untergang einer einzelnen Nation, die tragiſche Schluß-Kataſtrophe irgend einer beſondern Welt-Periode, gleichſam ein Beyſpiel von dem letzten Gerichte über alle Völker am Schluß der Zeiten enthält: ſo zieht ſich auf der andern Seite auch das urſprüngliche Verderben und jene Lüge von Anfang, in fortwährendem Unheil durch alle Geſchlechter von Jahrtauſend zu Jahrtauſend, von Jahrhundert zu Jahrhundert hindurch. Immer noch könnte das fruchtbare Erdreich des bürgerlich vereinten Menſchenlebens in geſegneten Zeiten und bey ungeſtörtem äußern und innern Frieden, nicht zwar mehr wie ein ſeliger Garten der Unſchuld, wohl aber wie ein glücklicher Wohnort der Ruhe betrachtet werden; immer aber von neuem ſchleicht ſich jener Geiſt des Unfriedens und der Unwahrheit wieder dort ein, und immer wiederhohlt ſich in den ablaufenden Zeiten der Weltgeſchichte dieſelbe Scene der Verführung. In der zwiefachen Richtung nach unten und oben flüſtert derſelbe Lügengeiſt der Zwietracht, dem einen Theil, beſonders der jüngern Generation, ungefähr in folgendem Sinne ſeine Gedanken ein: „Das iſt eben die rechte Erkenntniß und Wiſſenſchaft, die man Euch vorenthalten will, aber ſucht nur erſt frey zu werden, ſchüttelt dieſen unwürdigen Gehorſam von Euch, dann wird Euch alles Herrliche und geiſtig Große ohnehin zu Theil werden; auf demſelben Wege, und auf keinem andern, iſt es auch in den alten Zeiten immer erreicht worden." — Oder von der andern Seite ſich hinaufrichtend, flüſtert er einem einzelnen Mächtigen zu, und wenn er ein unrechtmäßiger iſt, ſo iſt er ohnehin ſchon zur Hälfte ſein, und iſt er von Urſprung aus rechtmäßig, ſo iſt er darum doch nicht immer ſolchen Einflüſterungen ganz unzugänglich: „Was hebſt du immer ſo furchtſam zurück, nach dem, was die Leute das Recht nennen? Das alles ſind ja nur kindiſche Begriffe, die man die Schüler auswendig lernen läßt, und die praktiſch ganz unbrauchbar ſind. Es iſt auch Niemanden ein Ernſt damit; die Welt glaubt ſelbſt nicht an dieſe Komödie. Mit einer eiſernen Hand muß man ſie faſſen, das allein weiß ſie zu achten, und verehrt den, welcher die Kraft dazu hat; und ſo wird ſie auch deine Geiſtesgröße und Charakterſtärke anbethend verehren, wenn du ſie nur ohne dieſe ängſtliche Rückſicht einmahl ernſthaft in Beſitz nehmen willſt. Iſt nur einmahl deine Herrſchaft von innen ganz befeſtigt, von außen arrondirt, ſo kannſt du auch zu deinem bleibenden Ruhm bey der Nachwelt noch manches andre Gute ſtiften." — Auf ſolche Weiſe pflanzt ſich nun das Erbtheil des alten Unheils für die politiſche Welt in der zwiefachen Form der Volks-Anarchie und der deſpotiſchen Herrſchſucht und Eroberungsluſt aus der Einen alten Lügenquelle von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter fort. Näher ſtehen beyde Uebel neben einander, als es im Leben auf den erſten Eindruck ſcheint; wie auch darin die Geſchichte, als die Lehrerinn der Wahrheit, das Zeugniß davon giebt. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß in großen Republiken der Bürgerzwiſt durch einen ſiegreichen Feldherrn geſchlichtet wird, dem dann alle Partheyen, des Zwieſpalts müde, über die unverhoffte Wohlthat höchſt dankbar ſind; aber beym dritten, wo nicht ſchon beym zweyten Schritt, verwandelt ſich der glorreiche Friedensſtifter meiſtentheils ſchon in einen planvollen Welteroberer. Die ganze Weltgeſchichte iſt eigentlich nur ein fortgehender Kampf zwiſchen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte und dieſem in der zwiefachen Geſtalt der Anarchie und des Deſpotismus immer von neuem ſich regenden politiſchen Lügengeiſte. Noch aber iſt zu bemerken, daß man ſich wohl hüten möge bey der anerkannt göttlichen Autorität des oberſten Staatsherrſchers, den an ſich ſchon höchſt gefährlichen und Irrthumsſchwangern Begriff des Unbedingten und Abſoluten mit darin aufzunehmen, der nicht einmahl, wie ſchon früher bemerkt wurde, für die Gottheit anwendbar iſt, ohne den größten Mißverſtand zu veranlaſſen. Und wenn in irgend einem Lande, die Parthey der rechtlich Geſinnten, da doch einmahl jetzt die Gerechtigkeit ſelbſt zur Parthey geworden iſt, ſich die Abſoluten nennen; ſo könnte dieſer Ausdruck allein ſchon Beſorgniß einflößen, ob nicht bey ſo abſoluter Denkart und Geſinnung in ſolchem Falle noch irgend ein Unheil unter der Aſche ſchimmere; da ein Abſolutes, d. h. ein Unbedingtes und Zerſtörendes, immer auch das andre hervorruft. Unbedingt, wenn einmahl dieſes verderbliche Wort ausgeſprochen werden ſoll, mag man die Gewalt des legitimen Staatsoberhaupts nennen, in ſo fern daſſelbe Niemanden verantwortlich iſt außer Gott.

Wäre aber in einem Staate der oberſte Herrſcher ſelbſt verantwortlich, ſo iſt er es eben nicht, ſondern dann ſind es diejenigen, denen er verantwortlich iſt. Unbedingt kann man außerdem die oberſte Staatsherrſchaft nicht nennen, vielmehr iſt ſie vielfältig bedingt, durch die beſtehenden Verträge mit andern Mächten; durch die früher verordneten Geſetze, ſo lange dieſe nicht abgeſchafft ſind; durch die eignen Hausgeſetze über die Erbfolge, mit allem, was dazu gehört. Will der, welcher die Macht in Händen hat, willkührlich in alles dieſes eingreifen, und es gewaltſam umwerfen, ſo wird zwar vielleicht ſich Niemand finden, der berechtigt wäre, ihm Einſpruch und Widerſtand zu thun; aber er ſelbſt wird durch ſolche Willkühr und Gewaltſchritte, das Fundament ſeiner eignen Macht und Herrſchaft untergraben, und iſt alſo dieſelbe auch in dieſem Falle durch die nothwendige Rückſicht darauf, gar ſehr bedingt. Wie ſehr iſt nicht endlich, wenn man nicht bloß auf das Recht ſieht, ſondern auf die wirkliche Ausführung und Macht, ſelbſt die mildeſte Regierung und väterliche Herrſchaft oft bedingt und beſchränkt durch die unglücklichen und Unheilſchwangern Zeiten! Nichts iſt überhaupt mit der Natur und dem Leben ſelbſt mehr ſtreitend und ihnen entgegenſtehend als der Begriff des Unbedingten und alles, was abſolut oder zerſtörend iſt. — Auch noch von einer andern Seite iſt die oberſte politiſche Gewalt an weſentliche Rückſichten gebunden, auf die Grundfeſten der religiöſen Geſellſchaft, z. B. welche auch auf einer göttlichen Autorität beruht, die eben ſo unverletzlich, aber von ganz anderer Art, und andern Urſprungs iſt, als die des Staats. Wenn nun hier der politiſche Herrſcher ſich nicht an der mitwirkenden Theilnahme, der Oberaufſicht über die religiöſe oder kirchliche fange unauflöslich verbunden ſind; nur die Verkehrtheit und Kurzſichtigkeit der Menſchen auf beyden Seiten, auf der des Wiſſens und des Glaubens, reißt beyde wieder aus einander, ſcheidend, was in Gott Eins iſt, und was Gott verbunden hat, bringt beyde, das Wiſſen und den Glauben, in einen feindlichen Gegenſatz, das eine durch das andre hemmend und zerſtörend. Uebrigens aber iſt dieſer höchſte Begriff und Inbegriff alles höchſten Wiſſens, doch nur ſo zu ſagen der wiſſenſchaftliche Gipfel oder wiſſenſchaftlich geſteigerte Ausdruck des allgemeinen Menſchenglaubens an den Einen lebendigen Gott. Denn wenn dieſer Eine Gott ein lebendiger ſeyn ſoll, ſo will ich nur daran erinnern, daß ſelbſt die Naturkunde nicht, und überhaupt Niemand in keiner Sphäre des Daſeyns ein Leben faſſen, verſtehen, und ſich denken kann, ohne eine Mehrheit, oder wenigſtens zwey zuſammenwirkende Kräfte; ſoll es aber ein in ſich vollendetes Leben ſeyn, ſo muß ein drittes lebendig Wirkſames oder Wirkendes hinzukommen. Alſo auch von dieſer Seite iſt der höchſte Begriff des an ſein Ziel und den Gipfel alles Daſeyns und aller Erkenntniß gelangten Wiſſens, mit dem allgemeinen Wahrheitsgefühl und dem natürlichen einfachen Glauben ganz in Uebereinſtimmung. Wenn nun aber das höchſte Wiſſen und der göttliche Glauben innerlich und weſentlich eigentlich Eins ſind, und in ihrem ewigen Anfang unzertrennlich zuſammenhängen; ſo wird es nur auf das rechte Verhältniß, und eine richtige Proportion zwiſchen beyden Kräften und Elementen des menſchlichen Daſeyns ankommen und davon abhängen, daß ſie auch in der weitern Anwendung und im wirklichen Leben Eins bleiben, und nicht in feindlichen Gegenſatz und Zwieſpalt gerathen. Die glaubende

Seele ſoll als die Frau vom Hauſe, dort die erſte Stelle behalten und behaupten; der wiſſende, oder nach dem Wiſſen ſtrebende Geiſt, mag als der Mann in der innern Familie, auch außer dem Hauſe dieſem oder jenem Geſchäft nachgehen; nur aber ſoll er immer wieder an den heimathlichen Heerd zurückkehren und ſich dort an der rein empor ſteigenden Flamme der Andacht und der frommen Betrachtung oft von neuem erwärmen. Und wenn er etwa in ſeinen Wanderungen vorzüglich in dem reichgeſchmückten Garten der Natur ſich ergangen hat: ſo mag er von [illegible] mitgebrachten ſeltnen Saamenkörnern oder edlen Holzarten, auch eines oder das andre in die Flamme werfen, um zu dem leuchtenden und erwärmenden Glanz derſelben, noch einen ätheriſchen Wohlgeruch hinzu zu fügen. Oder um es ſtatt der Bilder in beſtimmtern Begriffen auszudrücken: der glaubende Theil ſoll nach jener richtigen Proportion des Ganzen, nicht die wahre und göttliche Wiſſenſchaft zugleich mit der falſchen, gottloſen und zerſtörenden wegwerfen, und ausſcheiden; der wiſſende Theil ſoll ſich aller feindlichen Eingriffe gegen das andre Gebiet, und gegen den poſitiven Glauben enthalten, den er vielleicht noch gar nicht einmahl hinreichend kennt, vielweniger denn ganz verſtanden hat; und wenn eben dieſer wiſſende Theil, und ſo ſollte es bey dem rechten Wiſſen ſeyn und darin beſteht eben daſſelbe, ſchon über ſich ſelbſt ſorgſam wacht, und alle willkührlichen, anmaaſſenden, ſelbſtſüchtigen Meynungen und Ideen, Regungen oder Gedankenanfänge, als worin eben ſchon der erſte Anſatz zu jedem falſchen Wiſſen, und allem Irrthum enthalten liegt, ſelber ſtreng zurück hält; ſo darf er nicht erſt von der andern Seite her in Schranken gehalten, und gehemmt und Nothwendige, nur das Objektive in der Kunſt kann dieſe große Lucke ausfullen; nur das Schöne kann dieſe heiße Sehnſucht ſtillen. Das Schöne aber, deſſen Begriff wir hier nur problematiſch aufſtellen und deſſen wirkliche Gültigkeit und Anwendbarkeit für jetzt noch unentſchieden laſſen, iſt der allgemeingültige Gegenſtand eines unintereſſirten Wohlgefallens, welches von dem Zwange des Bedürfniſſes und des Geſetzes gleich unabhängig, frey und dennoch nothwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäßig iſt. Das Uebermaß des Individuellen führt alſo von ſelbſt zum Objektiven, das Intereſſante iſt die Vorbereitung des Schönen, und das letzte Ziel der modernen Dichtkunſt kann wiederum kein andres ſeyn, als das höchſte Schöne, als ein Erſtes und Letztes von objektiver künſtleriſcher Vollkommenheit.

In dieſem zweyten Berührungspunkte treffen von neuem die verſchiedenen Ströme, in die ſich die moderne Dichtkunſt ſeit ihrem Urſprunge ſpaltete, alle zuſammen. Die Künſtlichkeit ihrer Bildung enthielt den Grund ihrer Eigenſchaften, und wenn die Richtung und das Ziel ihrer Laufbahn den Zweck ihrer Beſtrebungen begreiflich macht, ſo wird der Sinn ihrer ganzen Entwicklung vollſtändig erklärt, und unſre Frage beantwortet ſeyn.

Die Herrſchaft des Intereſſanten iſt durchaus nur eine vorübergehende Kriſe der Kunſtbildung; denn ſie muß ſich endlich ſelbſt vernichten. Doch ſind die zwey Kataſtrophen, unter denen ſie zu wählen hat, von ſehr verſchiedner Art. Geht die Richtung mehr auf das, was eine entſchiedne, heftige, ſchnelle Wirkung hervorbringt in der Kunſt, ſo wird der Kunſtſinn, der vorigen Reize je werden. Immer aber ſollte man voraus ſetzen, daß der Fehler in den Menſchen liegt, niemahls aber annehmen, daß der Zwieſpalt in der Sache ſelbſt gegründet ſey; denn die Sache iſt ja eben die Wahrheit ſelbſt, die nicht zwiefach, ſondern nur Eine iſt und ſeyn kann, da Gott ſelbſt dieſe Wahrheit, und der volle Inbegriff derſelben iſt. Immer ſollte man daher von der Einen Seite den Glauben durch den alten Geiſt neu erwecken und neu beleben, indem man ihn auf ſeine eignen ewigen Grundlagen zurück führt, um die beſtändig drohende Gefahr der innern Erſtorbenheit, und der Herrſchaft des todten Buchſtabens abzuwenden; und niemahls ſollte man aufhören, und nicht müde werden, das höhere philoſophiſche Wiſſen immer mehr von allen egoiſtiſchen Schlacken willkührlicher Meynung und apodiktiſch eingebildeter Entſcheidung zu reinigen; es immer mehr zu vollenden ſuchen, nach der dreyfachen Dimenſion, wenn man ſo ſagen darf, jenes ſo ganz unermeßlichen Weſens der ewigen Wahrheit, welches eben der Gegenſtand und das Ziel des höhern Wiſſens iſt: indem man immerwährend ſich vor die Augen ſtellte, dieſe unergründliche Tiefe, jene unerreichbare Höhe, und dann die unverſiegbare ſelige Mitte jenes Einen, mit keinem Maaßſtab jemahls auszumeſſenden Weſens. Denn immer liegt der Fehler und der Grund des Zwieſpalts in dem todten, nicht hinreichend verſtandnen oder erleuchteten Glauben auf der einen, oder in dem willkührlich anmaaßenden, einſeitig entſcheidenden, und eben darum wenigſtens ſchon zum Theil irrenden und falſchen Wiſſen, niemahls in der Sache ſelbſt. Weil aber jene Fehler und Urſachen des Zwieſpalts zum Theil in der menſchlichen Beſchränktheit und Unvollkommenheit ſelbſt ihren Grund haben, ſo muß man ſich begnügen, wenn man auch nicht mit einemmahle alles ſchlichten kann, wenn man nur im ſteten Kampf gegen dieſe Erbfehler des angebohrnen Irrthums langſam, aber ſicher fortſchreitet, und ſich in ſolcher ſicher fortſchreitenden Progreſſion dem Ziele der Wahrheit und der vollkommen erkannten Einheit des höchſten Wiſſens und des göttlichen Glaubens mit jedem Schritte mehr nähert. Darin wird oft ſehr gefehlt, beſonders von Einzelnen, die oft mit dem redlichſten Willen, und Wahrheit liebenden Gemüth, über irgend einen einzelnen Streitpunkt zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen, nicht mit ſich Eins werden, und ganz ins Klare kommen können, und ſich nun, weil ſich dieſes innre Gedanken-Problem für ihr Gefühl nicht ſo gleich löſen will, um nur ſchnell damit fertig zu werden, in eine übereilte Entſcheidung von der einen oder der andern Seite hinein ſtürzen. Langſam aber, ſehr langſam iſt der Stufengang der Erleuchtung für den Menſchengeiſt in dem Reiche der Wahrheit; und wenn ſelbſt der Gang der Vorſehung nach dem allmähligen Stufengange der göttlichen Ordnung in dieſem Gebiete nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden zählt; ſo müſſen auch im Leben der einzelnen Menſchen hier wohl die Jahre, ja ſelbſt die Jahrzehnde nur für Tage und Stunden gerechnet werden. Wenn ein ſchwerer, kaum in beſtimmte Worte zu faſſender, ganz innerlicher Glaubenszweifel, ein drückendes Problem der eigenthümlichen Denkart und Anſicht, ſich nicht in drey Stunden, oder drey Tagen ausgleichen und löſen läßt, ſo wird es vielleicht in drey Jahren geſchehen; ſind drey Jahre zu wenig, ſo wird ſich vielleicht in dreyßig Jahren, während wir im äußern Leben dem Wege unſers Berufs indeſſen ununterbrochen fortgingen, manches in uns ganz anders

Krankheiten, dem Rationalismus, und dem abſoluten Natur-Syſtem, in Beziehung auf Vernunft und Fantaſie; daß ſie hier ihren Hauptſitz haben, und daß dieſes das Gebiet iſt, wo die falſchen Produkte der irrigen Syſteme ausgebohren werden, und zum Vorſchein kommen, oder auch die Stelle, wo der Paroxysmus ihres Zwieſpalts, ihres innern, gegenſeitigen Streits zum vollen Ausbruch kommt; wobey auch die mancherley Complicationen, die in dem intellektuellen Krankheitszuſtande vorkommen können, eben ſo ſorgſam zu berückſichtigen ſind, wie im ähnlichen Falle des organiſchen Uebels. Die erſte Urſache aller intellektuellen Erkrankung, oder jedes wiſſenſchaftlichen Irrthums und ſyſtematiſchen Unglaubens, oder überhaupt jedes Irrglaubens, kann alſo dennoch tiefer verborgen liegen, oder höher hinauf zu ſuchen ſeyn; und unſtreitig iſt auch die erſte Urſache alles menſchlichen Irrthums nirgend anders zu ſuchen, als in der Wegwendung des Geiſtes von Gott und ſeinem ewigen Lichte, und in der daraus erfolgten Verfinſterung der Seele, und Erblindung oder Verirrung und Verwirrung des Sinns, nähmlich des wiſſenſchaftlichen oder höhern Wahrheits-Sinns; der dann erſt allmählig wieder zurecht geführt, geordnet, und mehr und mehr geöffnet werden muß, ſo wie die Seele von neuem erleuchtet wird, wenn der Geiſt erſt ſeinen lichten Mittelpunkt in Gott wieder gefunden hat; wo alsdann, wenn dieß geſchehen iſt, das ganze innre Erkenntnißvermögen wieder hergeſtellt iſt.

In dem äußern Bewußtſeyn aber, wie es in der materiellen Sinnenwelt, und im praktiſchen Leben befangen und gefangen iſt, ſind die abſolute Vernunft, und die ganz in die Natur verſunkene Fantaſie, die beyden Endpunkte des philoſophiſtiſchen Irrthums; daher es im Weſentlichen auch nur jene zwey in dem bisherigen vielfältig bezeichneten Syſteme deſſelben giebt, obwohl unzählig viele Mitteltinten, oder chemiſche Verbindungen zwiſchen beyden Statt finden können. Verſtand und Willen, nähmlich der fehlerhafte ſophiſtiſche Verſtand, und der fehlerhaft unbedingte oder abſolute Willen ſind zwar weſentlich mitwirkend bey der Ausbildung und Vollendung des einen wie des andern wiſſenſchaftlichen Grundirrthums; außerdem aber ſind die mehr perſönlichen oder leidenſchaftlichen Irrthümer und Vorurtheile des Verſtandes und des Willens zunächſt im wirklichen Leben praktiſch wirkſam; wenigſtens werden ſie iſolirt genommen, und ohne Mitwirkung jener andern beyden Vermögen nicht ein wiſſenſchaftliches Syſtem des Irrthums erzeugen. Um aber ihre Mitwirkung an der Ausbildung des einen wie des andern philoſophiſchen Irrthums näher zu bezeichnen, muß ich noch einige Worte wiederhohlen und näher beſtimmend hinzuſetzen, über die jedem dieſer Vermögen eigenthümliche Form des ihm beſonders eignen, und gleichſam eingebohrnen Irrthums. Für den Willen ſetzte ich dieſelbe in dem Unbedingten, oder in dem abſoluten Wollen, welches im Leben immer ſtörend oder zerſtörend erſcheint, obwohl in ſehr verſchiednem Maaße der Wichtigkeit nach der geringern oder mehr erweiterten Wirkungsſphäre, in welcher es ſeinen Spielraum hat. Immer aber bleibt es daſſelbe ſtörende und zerſtörende Princip des abſoluten Wollens, welches am unbedeutendſten in dem Eigenſinn des Kindes erſcheint, wo es aber doch das vorzüglichſte Hinderniß der Erziehung bildet, was dieſe eben überwinden ſoll; und zugleich mag dieſes ſcheinbar ſo kleine Phänomen deßwegen angeführt werden, weil es zum Beweiſe diene, daß dieſe Unart ſelbſt in der Natur des Menſchen und des Bewußtſeyns, ſo wie ſie jetzt ſind, wurzelt, und ihr gleichſam mit angebohren wird. Nehmen wir für die zweyte und mittlere Stufe eines ſo mannichfach ſich geſtaltenden, und unzählige viele Stufen des Lebens durchlaufenden menſchlichen Uebels, den leidenſchaftlich in der einmahl gefaßten Meynung beharrenden Starrſinn des Sektenſtifters, oder ſonſt eines andern etwa politiſch gefährlichen Partheyhauptes; ſo ſind hier die verderblichen Folgen dieſes Princips oft ſchon äuſerſt ausgedehnt und furchtbar. In ſeiner vollen Kraft zeigt es ſich dann endlich, in der nichts ehrenden, und nichts ſchonenden Herrſchſucht, und in dem abſoluten Herrſcherwillen des despotiſchen Welteroberers. Der zweyte Moment der Vergleichung in dieſer Stufenleiter iſt eigentlich der, welcher mit der vorliegenden Aufgabe der Erklärung des intellektuellen Irrthums zunächſt in Berührung ſteht; denn auch die Wiſſenſchaft hat ihre Sektenſtifter, und auch in das ſtille Gebiet der Philoſophie, wenn wir dieſes nähmlich ſo bezeichnen, wie es als die innere Befriedigung und Erkenntniß unſrer Selbſt und der Natur in der Wahrheit und in Gott ſeyn ſollte, weiß der leidenſchaftliche Partheygeiſt ſeinen Eingang zu finden. In dem Vorurtheil und in dem Syſtem-Geiſt der einmahl gefaßten Anſicht und Meynung, wirkt nun dieſer abſolute Sinn und abſolute Willen, der zunächſt mehr noch ein Charakterfehler als ein Verſtandes-Irrthum iſt, allerdings auch zur Befeſtigung des philoſophiſchen Irrthums ſehr weſentlich mit, aber bloß von der formellen Seite. Wird das Abſolute aber ſelbſt als Gegenſtand genommen, wie es bey den wiſſenſchaftlichen Sektenſtiftern, und im philoſophiſchen Syſtemgeiſt ſehr leicht, und meiſtentheils geſchieht, ſo iſt das Streben nach dieſem, und die Idee des Unbedingten eben das, was den einen wie den andern Irrthum auf den höchſten Gipfel ſteigert, und ihm die Krone aufſetzt. Auf die Natur, und irgend eine poſitive Naturanſicht, und beſtimmtes Natur-Syſtem angewendet, giebt es dieſem grade das Ausſchließende, und Abgeſchloſſene, wodurch es von dem Höhern und eigentlich Göttlichen losgetrennt, und ganz allein in ſich ſelbſt begründet, zur pantheiſtiſchen Selbſtgenügſamkeit, und Vergötterung der falſchen Einheit hingeführt wird. Auf die in der Ichheit befangne Vernunft übertragen, erzeugt das Streben nach dem Abſoluten, und die Idee deſſelben den idealiſtiſchen Irrthum, veranlaßt ihn wenigſtens ſehr leicht, welcher ſelbſt ſchon der erſte Schritt, oder wenigſtens der gewöhnliche Uebergang iſt zu dem wiſſenſchaftlichen Atheismus. Als die eigenthümliche Irrthumsform des Verſtandes, wurde in einer der frühern von dieſen Betrachtungen das abſtracte Denken erwähnt. Gewiß iſt, daß auch der Verſtand ſich ganz in ein bloß abſtractes und todtes Denken und in lauter abſtracte Begriffe verliehren kann, ſo daß er gar kein anderes, geiſtvoll lebendiges Denken mehr kennt; und ein ſolcher Verſtand iſt dann unſtreitig auch ein fehlerhaft organiſirter, oder falſch gebildeter, ſelbſt irrender, den Irrthum weiter fortpflanzender Verſtand. Allein genau genommen und ſchärfer beſtimmt, iſt das abſtracte Denken nicht ſowohl dem Verſtande, als der Vernunft eigen, die eben das Vermögen der Abſtraction iſt, welche letztere übrigens abgeſehen von dem vielfachen und großen Mißbrauch, an ihrer rechten Stelle, und in ihren wahren Gränzen, allerdings auch ein natürliches Bedürfniß, und eine weſentliche Function des menſch-

Dieſe Scholaſtik nun, nähmlich ihrer Form nach, als die hier aufs Höchſte ausgebildete logiſche Turnierkunſt in der philoſophiſchen Schule, iſt allerdings ein dauerndes Uebel auch für die nachfolgende Zeit geblieben und hat ein weſentliches Element gebildet für den Partheyenkampf der nachfolgenden, ſo wie für den Rationalismus der ſpätern Zeit. Durch die Zerſtörung des Griechiſchen Kaiſerreiches und die Entdeckung der neuen Welt floß nun mit einemmahle eine ſolche Fülle des mannichfaltigſten, hiſtoriſchen, phyſikaliſchen und philoſophiſchen Wiſſens in das Europäiſche Abendland zuſammen, daß in dieſer glänzenden Periode des funfzehnten Jahrhunderts wohl eine neue Welt auch hier, eine neue Wiſſenſchaft und eine wahrhafte Reformation des ganzen chriſtlichen Lebens ſich damahls hätte begründen und geſtalten müſſen, wäre nur nicht zu gleicher Zeit das Sittenverderbniß in ganz Europa und die politiſche Verwirrung ſo über alle Beſchreibung groß geweſen. Aber auch ſo und noch jetzt, wenn man einen dieſer großen Platoniſchen Schriftſteller des funfzehnten Jahrhunderts, deren auch Deutſchland damahls nächſt Italien ſo viele und hochberühmte hervorgebracht hat, zur Hand nimmt; wenn man dieſes umfaſſend freye wiſſenſchaftliche Streben darin betrachtet, dieſen großen und milden alten Sinn, dieſe edle Form und Anerkennung des Schönen: ſo kann man nicht anders als mit Bedauern hinüberblicken auf die nachher aus dem zerſtörenden Partheyenkampf hervorgegangne neue wiſſenſchaftliche Barbarey des ſechzehnten und zum Theil noch des ſiebzehnten Jahrhunderts. Endlich war doch wieder Friede und Ruhe geworden in den chriſtlichen Ländern und unter den Staaten, und nach und nach auch in den Gemüthern; und nun war es, als wollte aus dieſem anſcheinenden Frieden auf der Oberfläche, ein neues Wiſſen oder doch ein neues Licht und eine neue Verbreitung deſſelben emporſteigen, im achtzehnten Jahrhundert und beſonders gegen die Mitte deſſelben. Bloß aus dem Standpunkte der Wiſſenſchaft ſelbſt angeſehen, iſt gleich in dem erſten dieſer Vorträge von dieſem philoſophiſchen Streben des achtzehnten Jahrhunderts, und von den merkwürdigſten Syſtemen, die es hervorgebracht hat, ſchon die Rede geweſen. Hier iſt zunächſt nicht die neue, wahre oder falſche Wiſſenſchaft ſelbſt, ſondern der Einfluß dieſer neuen Denkart in ſeiner allgemeinen Verbreitung auf die Zeit und das Leben der Gegenſtand der Betrachtung. Vieles war allerdings entdeckt oder hinzugelernt worden in der Naturwiſſenſchaft oder in der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit; vieles auch im philoſophiſchen Denken wenigſtens kühn gewagt und neu verſucht. Allgemeiner als es noch je geſchehen war, wurde dieſes neue Wiſſen, unter das Volk und in der Zeit ausgetheilt und umhergeſtreut; das angenehme Gefühl dieſer nun herrſchend gewordnen Geiſtesmilde trug noch mehr bey zu der immer weiter ausgedehnten und immer ſchneller gemachten Verbreitung. Später aber freylich iſt dieſe überall herumgetragne ſchnelle Aufklärung, die überdem auch nur in einem ganz negativen Sinn verſtanden ward, als eine ungenügende und noch ſehr oberflächliche erkannt worden; und die daran geknüpfte vernünftig ſeyn ſollende, oder auch vernünftig ſeyn wollende Volksfreyheit hat die bitterſten Früchte getragen. Es war das Ganze, auf das gelindeſte ausgeſprochen, nur der übereilte Gedanke eines noch ganz unfertigen und unvollendeten Wiſſens, der zu früh in's Leben übertragen ward. Nachdem nun der beſchleunigte Lauf dieſer in ihrer Art einzigen Zeitgeſchichte und die große durch ſie herbeygeführte Welt-Kataſtrophe ſelbſt, dem Menſchengeſchlechte die Augen geöffnet hatten über den Abgrund, an welchen ſie durch die Uebereilung der Wiſſenſchaft gerathen waren; haben ſich allerdings wohl groſe Talente und geiſtreiche Denker in mannichfacher Weiſe und unter verſchiedenen Nationen dem Werke der Wiederherſtellung auch in der Geſinnung, Denkart und Wiſſenſchaft ruhmvoll gewidmet. Allein einerſeits ſcheinen die erſten Principien jener zerſtörenden Grundſätze, wenn gleich unter weniger auffallenden, biegſameren oder verſteckteren Formen immer noch vorhanden zu ſeyn. Auf der andern Seite wird auch die beſſere Denkart, Geſinnung und Wiſſenſchaft mehrentheils nur in äuſſerlich ſtrenger Form aufgeſtellt, faſt nirgends aber hinreichend bis auf die innerſte Tiefe des geiſtigen Lebens, bis auf den erſten Urſprung und wahren Grund des Göttlichen und ewig Guten zurückgeführt. Und dieſes wäre doch eigentlich die Aufgabe, und darin allein konnte die Löſung des groſen Zeit-Problems gefunden werden. Denn ſo viel iſt einmahl aus dem Zuſammenhange dieſer ganzen Ueberſicht einleuchtend, und nur wegen dieſes Reſultats und nur in dieſer Abſicht habe ich es gewagt, den ganzen geiſtigen Verlauf in der Entwickelung der Menſchheit vom Anfang bis zum Ende, nach allen Haupt-Epochen in der Geſchichte der Philoſophie, mit ſo wenigen Zügen in dieſem kurzen Umriß zu entwerfen; wie am Anfang und in der Mitte das Wiſſen und das Leben lebendig zuſammenwirkend und völlig Eins geweſen ſind; und wie uns in den dazwiſchen liegenden Welt-Epochen und Intervallen, im gebildeten Alterthum bey den Griechen, und dann in unſerm Mittelalter beyde mehr entfremdet auseinander getreten erſcheinen; ſo werden auch am

Ende wieder beyde Eins ſeyn. Schon neigt ſich auch in unſrer jetzigen Zeit alles dahin, daß es alſo geſchehe, es ſey nun, im guten oder im böſen Sinne, und daß entweder das Leben durch das wahre, gute und göttliche Wiſſen wieder hergeſtellt und feſt geordnet, neu geſtärkt und geſtaltet, oder aber durch das falſche und irrige Wiſſen völlig zerſtört und für immer zu Grunde gerichtet werde.

Nachdem wir nun das Problem von dem Verhältniß des Wiſſens, ſowohl des wahren und göttlichen, als des falſchen und irrigen, zum Leben, zum einzelnen und öffentlichen Leben, von der hiſtoriſchen Seite in dieſer gedrängten Ueberſicht uns vor Augen geſtellt haben; bleibt nur noch übrig, dieſelbe Frage auch von Seiten der Theorie zu unterſuchen und zu beantworten. Aus dieſem Standpunkte aber betrachtet, ſcheint es, daß die Nicht-Einwirkung der Wiſſenſchaft auf das Leben, oder die Entfremdung und Entfernung des einen von der andern, allemahl nur aus zufälligen Urſachen und bloßen Lokalhinderniſſen zu erklären und herzuleiten ſeyn; wie ſie in einzelnen Welt-Epochen ſich wohl begründet finden, oder auch aus gewiſſen Unvollkommenheiten von der einen oder von der andern Seite herrühren können. Denn an und für ſich genommen, iſt das Wiſſen überhaupt gar nichts anders, als eben dieſe Einheit des Denkens und des Lebens; und liegt alſo die lebendige Einwirkung und Wirkſamkeit ſchon mit in dem Begriff des höhern Wiſſens, wenn dieſes anders ein wahres und richtig geordnetes iſt. Entweder alſo iſt das Wiſſen ein zum Gedanken geſteigertes und eben dadurch zum Denken umgewandeltes Leben; oder aber ein wirklich ausgeführter, ins Leben eingetretner und übertragner, und eben dadurch und durch mehr und mehr gewöhnt, nur immer heftigere und ſchärfere begehren. Er wird ſchnell genug aus den von Natur heftigen Reizen, immer neue ſuchend, zu den ganz widernatürlichen hinübergehn. Das ſtechend Reizende iſt, was eine ſtumpfgewordne Empfindung krampfhaft aufregt; das bloß auffallend Ungeheure iſt ein ähnlicher Stachel für die Einbildungskraft. Dieß ſind die Vorboten des nahen Todes; das Schlaffe iſt die dünne Nahrung des ohnmächtigen, und das widernatürlich Ueberſpannte, ſey es abentheuerlich, oder gräßlich, die letzte Zuckung des erſterbenden Kunſtſinns; und ſelbſt zu dem Ekelhaften wird die an ſich ſelbſt irre gewordne Dichtung dann ihre Zuflucht nehmen. Das Widernatürliche hat drey Unterarten; was die Einbildungskraft überſchreitet und den Geiſt verwirrt, oder das Abentheuerliche; was die Sinne empört, das Ekelhafte; und was das Gefühl peinigt und martert, das Gräßliche. Dieſe natürliche Entwicklung des Intereſſanten in ſeiner Entartung erklärt ſehr befriedigend den verſchiedenen Gang der beſſern und gemeinen Kunſt. Wenn hingegen philoſophiſcher Gehalt in der Tendenz des Kunſtſinns das Uebergewicht hat, und die Natur ſtark genug iſt, auch den heftigſten Erſchütterungen nicht zu unterliegen; ſo wird die ſtrebende Kraft, nachdem ſie ſich in Erzeugung einer übermäßigen Fülle des Intereſſanten erſchöpft hat, ſich gewaltſam ermannen, und zu Verſuchen des Objektiven in der Darſtellung des Schönen übergehn. Daher iſt der ächte Kunſtſinn in unſerm Zeitalter weder ein Geſchenk der Natur, noch eine Frucht der Bildung allein, ſondern nur unter

Streben und innere Leben des Einzelnen gilt alles dieſes, ſondern eben weil es das Ganze und Alles umfaßt, iſt es auch allgemein anwendbar; alſo auch von dem äuſern und öffentlichen Leben, von der Geſellſchaft und von dem Staat gilt es; und jene höchſte Hieroglyphe, welche der Anfang des neuen Daſeyns iſt, bildet auch die göttliche Grundlage des Staats und deſſen geheiligten Charakter.

Und eben weil dieſe Anwendung der chriſtlichen Wahrheit und des chriſtlichen Grundbegriffs derſelben auf den Staat gewöhnlich ſo ſehr verkannt wird, habe ich geglaubt, für dieſen Zweck etwas weiter ausholen, etwas höher anknüpfen und tiefer ſchöpfen zu müſſen, damit ich dann mit deſto ſicherer Feſtigkeit zu dem Reſultat gelangen und dieſes dahin ausſprechen könnte: Der chriſtliche Staat iſt der ſymboliſche und der eben dadurch auch hiſtoriſch geheiligte; während der bloße Natur-Staat oder auch der unheilige und falſche, wenn gleich künſtlich geordnete Vernunft-Staat entweder ein bloß dynamiſcher oder auch ein abſoluter iſt. Dreyerley Gewalten giebt es im menſchlichen Leben und in der menſchlichen Geſellſchaft, welche eine ſymboliſche Bedeutung und einen Charakter von Heiligkeit an ſich haben und auf einer göttlichen Grundlage beruhen: die väterliche Gewalt, die geiſtliche oder prieſterliche, und die königliche oder die oberſte Staatsgewalt. Die liebevolle Vorſorge und Pflege des irdiſchen Erzeugers bieten zwar nur eine ſchwache Analogie dar, mit der allwiſſenden Güte und Obhut des ewigen Vaters und iſt faſt nur ein blaſſes Bild davon. Auch läßt ſich die väterliche Gewalt und das auf jenen liebevollen Lebens-Anfang des Kindes gegründete Recht nicht in ſo ſcharf bezeichnete Formen faſſen oder in eine ſo ſtreng gezogene Linie einſchließen. Und wenn gegen jenes innere Familien-Recht und dieſe väterliche Liebes- und Seelengewalt, von der bürgerlichen Seite und Geſetzgebung aus, nun doch die Gränzen näher beſtimmt und in einzelnen Punkten feſtgeſtellt werden, ſo geſchieht dieß nur als Nothbehelf und zur Schutzwehr gegen einen möglichen unnatürlichen Mißbrauch des ſo ganz natürlichen Rechts und auf die Natur gegründeten Verhältniſſes. Wenn aber nach altrömiſchen Grundſätzen, ſogar das Recht über Leben und Tod mit hineingelegt ward, ſo fühlt man wohl, daß dieß eine zu weite Ausdehnung iſt, daß hier die Gränzen der verſchiedenen Gewalten nicht gehörig getrennt wurden, und daß ein Vater, der von jenem ihm zugetheilten Recht Gebrauch machen wollte, eben dadurch ein unnatürlicher ſeyn würde. Für eine mehr als gewöhnliche und bloß vertragsmäßige, und für eine in jedem Sinne heilige Pflicht aber wird die Ehrerbietung gegen die Aeltern, nach einem richtigen Naturgefühl unter allen wilden oder barbariſchen, verfeinerten und civiliſirten Völkern gleich ſehr gehalten; und das göttliche Sittengeſetz in der alten Offenbarung ſtimmt hierin mit der vollen Kraft des heiligen Ausdrucks ganz überein. Nach dem chriſtlichen Recht bildet auch, gegen das geiſtige Gebiet hin, der Punkt der Glaubensfreyheit und freyen Glaubensverſchiedenheit eine natürliche Gränze der älterlichen Gewalt. Wie ſehr aber auch beſondere Umſtände, Altersſchwäche, Gemüthskrankheit, Charakterfehler oder bürgerliche Uebertretungen in einem einzelnen Falle die väterliche Gewalt und Würde einſchränken oder näher beſtimmen und anders modificiren mögen; immer bleibt ſelbſt in dem unglücklichen Falle die ehrerbietigſte Behandlung für das ganze Verhältniß, die zarteſte Schenung in allen Punkten, eine über den ganzen bewohnten Erdkreis ſich laut ausſprechende Forderung des menſchlichen Sittengefühls. Es iſt das in der Natur ſelbſt gegründete Seelenband der älterlichen Liebe und der kindlichen Pflicht, worauf die Heiligkeit dieſes Begriffs, das ganze Familien-Verhältniß und die eigenthümliche Art und Beſchaffenheit der väterlichen und älterlichen Gewalt hervorgeht. Der Geiſtliche und Prieſter da, wo die Religion ihn als ſolchen anerkennt, nähmlich als einen nicht bloß zur Verkündigung, ſondern auch zur lebendigen Mittheilung beſtimmten Träger und Ausſpender der göttlichen Gnade, iſt in ſo fern und in dieſer Function und in dem geheiligten Act derſelben, ein Stellvertreter Gottes, nähmlich nicht etwa des ewigen Schöpfers oder Geſetzgebers der Natur, ſondern desjenigen, der gekommen iſt, die Menſchen zu befreyen und zu erlöſen. Alſo auch die geiſtliche oder prieſterliche Gewalt hat eine göttliche Grundlage und beruht auf ſolcher; da das Seelenband der Vereinigung mit Gott aber nur im Glauben und im Geiſte des Glaubens Statt finden und erreicht werden kann; ſo iſt dieſe an ſich genommen heilige Gewalt ihrer Natur nach auch bloß auf das geiſtige Gebiet beſchränkt. Die richterliche Function dabey bleibt auch da, wo ſie dogmatiſch anerkannt wird, wenigſtens dem andern erlöſenden und Gnade ſpendenden oder ſegnenden Charakter untergeordnet; denn eine richterliche Gewalt, die ganz von der freyen Wahl abhängt, wo alles bloß innerlich iſt und auch der weitere Erfolg in der Ausführung dem eigenen Willen überlaſſen bleibt, iſt ſtreng genommen keine ſolche; eben ſo wenig als das geſalbte Staats-Oberhaupt durch dieſen Act der Weihe und der Salbung ſchon einen eigentlich geiſtlichen Charakter in ſeiner

Gewalt annimmt. Alle dieſe drey heiligen Gewalten haben übrigens eine Art von Analogie und innere Verwandtſchaft unter einander, welches aber nicht ſtreitet mit einer weſentlich nothwendigen und ſcharf zu haltenden Abſonderung der verſchiedenen Gränzen der einen oder der andern. Selbſt das Innere des Hauſes, das Familien-Verhältniß und Familien-Leben in ſeinem abgeſchloſſnen Bezirk, wird in den meiſten Geſetzgebungen als ein Heiligthum betrachtet, welches in der Regel unverletzt bleiben, und in welches die äußere Staats-Gewalt wenigſtens nicht ohne Noth oder beſondere Veranlaſſung ſtörend eingreifen ſoll. Wenn auf der andern Seite das väterliche Verhältniß oft auf die beyden andern Gewalten, in der Sprache des Lebens übertragen wird; ſo iſt dieß bey der geiſtlichen eine bloße Benennung der Ehrfurcht; bey der oberſten Staats-Gewalt aber dient es mehr, um den Charakter einer beſondern Milde und Güte der Regierung zu bezeichnen, als daß es ganz im Allgemeinen für ein eigentlich ſpecifiſches Merkmahl von der oberſten Staatsgewalt und ihrer eigenthümlichen Natur gelten, und zur Erklärung derſelben angewandt werden könnte. Es kann dieſelbe vielmehr nicht immer eine bloß väterliche, noch ſoll ſie es vielleicht auch überall ſeyn. Strenge Unpartheylichkeit z. B. iſt das Erſte, was von dem Richter gefordert wird; und wäre es wohl möglich, wäre es eigentlich billig, eine ſolche von dem Vater immer zu fordern? Der richterliche Charakter aber iſt in der Staats-Gewalt das vorherrſchende Element, und die oberſtrichterliche Function iſt die weſentlichſte Seite derſelben, mit welcher auch die andern Merkmahle und Kennzeichen oder ausſchließenden Vorrechte der ſouverainen Macht auf das innigſte zuſammenhängen. Und eben darum umfaßt auch dieſe oberſtſonderlich einen allgemeinen Maaßſtab feſtzuſetzen; da dieſes nach dem beſtehenden Vermögen, Lokal-Bedürfniſſen, und der beſondern Verfaſſung für jeden Staat, und jede Nation unendlich verſchieden ſeyn und in mannichfacher Weiſe anders modificirt werden kann. Die Hauptſache liegt in dem Geiſt und der Geſinnung, oder auch in dem guten Willen und in der rechtlichen Abſicht, vorzüglich aber auch in der richtigen Idee ſo wohl von der einen als von der andern Macht, welche beyde eine höhere Sanction, eine göttliche Grundlage und einen geheiligten Charakter haben, jede in ihrer Art und in ihrer Sphäre; um dieſes auch überall und jeder Zeit zu erkennen und alle Gegenſtände dieſer Art dem gemäß zu behandeln. Es giebt hier viele und oft ſchwierige Colliſionsfälle, und es iſt in manchen Zeiten, und ſchon in den frühern, auch ſehr im Großen dagegen gefehlt worden, von beyden Seiten; aber auch vieles oft mit Unrecht, aus Unkenntniß der Zeiten und der Sache, getadelt worden. In einer jüngſt verwichnen Epoche war es in dieſer Hinſicht Sitte geworden, beſonders einige Päbſte des Mittelalters zur Zielſcheibe einer unbedingten Kritik zu machen. Man muß es der deutſchen Unpartheylichkeit zum Ruhme nachſagen, daß es grade proteſtantiſche Geſchichtsforſcher waren, welche jene in ihrer Zeit großen Charaktere zuerſt gerechtfertigt, und hiſtoriſch erklärt und wahrhaft beurtheilt haben. Wie ſehr aber auch von dieſer einen Seite, damahls, oder auch ſpäter, in einzelnen Fällen perſönlich wirklich gefehlt worden ſeyn mag, was gar nicht geläugnet werden ſoll; ſchwerlich iſt dieß jemahls, oder irgendwo in dem Maaße oder vielmehr ſo über alles Maaß hinaus geſchehen, als von der andern Seite her durch Heinrich **VIII.** von England, der unbeſchränkter Monarch und zugleich auch ein ſolches Oberhaupt im Geiſtlichen zu ſeyn ſtrebte. Dieſer abſoluteſte aller Könige ſeines Reichs iſt dadurch, daß er die anglikaniſche Kirche geſtiftet hat, ganz ohne es zu wollen und zu wiſſen, der wahre Urheber jener ſo bewunderten, eigentlich doch ganz auf jener Grundlage beruhenden Engliſchen Verfaſſung geworden; in welcher der dynamiſche Staat, als das einzige noch übrige Heilmittel gegen eine ſonſt unheilbare Oppoſition, Spaltung und Anarchie, hier eine in der That ſo höchſt vollkommne Entwicklung und Geſtaltung gewonnen hat. Der Zwieſpalt in der Religion, welcher in einer großen Anzahl von chriſtlichen Staaten, ſeit den letzten Jahrhunderten ihre Aufgabe nur um ſo ſchwieriger, ihre innern Verhältniſſe und Lage ſo viel zarter und verletzbarer machte, hat dort durch jenen königlichen Reformator, eine ſo höchſt verwickelte Form angenommen, daß es noch bis auf den heutigen Tag ein unauflösbares Problem iſt, was von ſehr vielen auch, doch wohl nur nach menſchlicher Weiſe zu urtheilen, für ganz unauflöslich gehalten wird.

Die Reſultate, welche aus dieſen Prämiſſen, und erſtem Umriß der Idee einer vollſtändig chriſtlichen, zugleich alſo auch ein Princip der Billigkeit mit umfaſſender und wahrhaft ſchonender Gerechtigkeit hervorgehen, bleibt der nächſtfolgenden Abtheilung vorbehalten.

Vierzehnte Vorleſung.

Von der Theilung der Stände, und dem gegenſeitigen Verhältniß der Staaten unter einander nach dem chriſtlichen Begriff; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der Verfaſſung oder Anordnung dieſer Macht.

Wenn die Philoſophie nach irgend einem ſelbſterſonnenen Princip, in das Gebiet der Religion oder der Politik eingreift, ſo iſt dieſer Eingriff allemahl auch ein Angriff. Wird dieſer Angriff, da wo er in der Idee einmahl wirklich vorhanden iſt, äußerlich und ſcheinbar auch zurückgehalten und verſchwiegen, accommodirt ſich die Wiſſenſchaft aus einer äußern Rückſicht und wegen eines ſolchen Zweckes an irgend ein beſtehendes Syſtem des Glaubens oder des Rechts: dann iſt es nur um ſo ſchlimmer, wenn die innre Feindſeligkeit der Geſinnung durch die äußere Dienſtbarkeit einer ſervilen Sprache bloß verdeckt und oberflächlich überkleidet wird, indem dann die nachtheilige Wirkung nach außen, doch nicht ganz unterbrochen und aufgehoben, oder wenigſtens die heilſame, welche Statt finden ſollte und könnte, gleich im Keime erſtickt und vernichtet wird, und zugleich die Würde der Wiſſenſchaft, die ſie nur da bewahren und behaupten kann, wo ſie unabhängig auftritt, unvermeidlich mit verlohren geht. In dieſem Sinne habe ich mich gleich Anfangs, in der erſten dieſer Vorleſungen, ganz entſchieden gegen jede ſolche Einmiſchung der Philoſophie in ein ihr eigentlich fremdes Gebiet erklärt; und ich glaube dieſe erſte Erklärung auch noch bis jetzt und immerwährend feſtgehalten zu haben. Wenn aber die Philoſophie bloß ſich ſelbſt, und den Menſchen in ſeinem innern Bewußtſeyn und ſeinem äußern Daſeyn, in ſeinem Verhältniß zur Natur und zu Gott, zur Welt und zur Geſellſchaft, zurecht zu finden und zu orientiren, oder zu verſtändigen ſtrebt, dann kann, und dann darf ſie füglich, wenn ſie den Mittelpunkt des innern und höchſten Lebens, ſo wie er uns gegeben iſt, anerkannt, und wirklich gefunden hat, nun von dieſem Mittelpunkte aus, auch die höchſten Begriffe und Intereſſen des Lebens auf ihre Weiſe, und aus ihrem Standpunkte ins Auge faſſen und zur Erörterung bringen; mehr nur um das wirklich Vorhandne zu erklären, ſelbſt zu verſtehen, und andre darüber zu verſtändigen, als um ſelbſtgeſchaffne Ideale, und vielleicht unausführbare Geſetze und Vorſchriften, für bloß möglich denkbare Zuſtände, unter willkührlichen Vorausſetzungen, oder für eine ganz erdichtete Welt aufzuſtellen. Dieſem Begriff und dieſer Unterſcheidung gemäß, glaube ich alſo mich auch in den letzten Vorträgen nicht von jener zuerſt ausgeſprochnen Regel entfernt zu haben. Inſofern aber in einer Philoſophie des Lebens der Vortrag nicht anders als ein lebendiger, mithin auch mit hiſtoriſchen Beziehungen und Anſichten vielfach verwebter ſeyn kann, bitte ich in der Beurtheilung nur auf den Zuſammenhang der weſentlich zum Grunde liegenden Gedanken, oder die innere Conſequenz der Denkart zu ſehen; alles Einzelne in den Beyſpielen und einzelnen Beziehungen aber, bloß als eine ganz unbefangne Privat-Meynung und Geſinnung eines Einzelnen aufzunehmen. — Nachdem ich zum Anfang dieſer Vorträge, für die Natur der menſchlichen Seemoſaiſchen Offenbarung der Fall iſt, daß ſie den Forſcher immer höher und weiter hinauf und immer tiefer zurück, bis an dieſe Quelle des ewigen Lichts leitet, daher ſie auch von der chriſtlichen oder göttlichen Geiſtes-Philoſophie als eine ſolche, und Moſes ſelbſt immer als der Stifter derſelben von jeher erkannt und verehrt wurde. Abſolut neu würde im Gebiet der Religion ohnehin nur eben ſo viel bedeuten können, als falſch, oder bodenlos, nähmlich ganz losgeriſſen von dem ewigen alten Grunde, ohne allen Zuſammenhang mit dieſem, mithin einzeln und willkührlich. In Beziehung auf den obigen Charakter der ächten Offenbarung, und im Gegenſatz mit dieſem, iſt in der unächten dagegen mehrentheils alles eben ſo wenig wahrhaft neu, als wirklich alt; wie dieß nahmentlich mit der Lehre und mit dem Buche des Mahomet der Fall iſt, ſo viel Rühmens man auch, bloß als Poeſie, oder wegen der rhetoriſchen Kunſt und Kraft, davon gemacht hat. Nicht wahrhaft neu iſt der Inhalt und die ganze Lehre, weil alles doch nur aus jüdiſchen und chriſtlichen Begriffen und Gebräuchen entlehnt und gemiſcht und mit ſichtbarer Abſicht zuſammengeſetzt iſt; nicht alt aber, weil es überhaupt gar nicht tief und nicht weit zurück geht, nicht einmahl bis an den Anfang der Natur und des Menſchen, geſchweige dann bis an die dreyfache Quelle des göttlichen Lebens. — Was nun den Moſes betrifft, ſo dürfte ein hiſtoriſcher Beurtheiler der gewöhnlichen Art, der in die religiöſe Anſicht von dieſem Charakter, und ſeinem Amte gar nicht einginge, vielleicht ſagen: Es iſt das eine uns ſehr fremde Welt, eine von der unſrigen weit entlegne Zeit; vieles iſt in dieſer Geſchichte ſchwer erklärbar und ſehr dunkel. So viel ſcheint aber wohl aus allem hervorzugehen, daß dieſer Mann eine außerordentliche Geiſtesgröße für ſeine Zeit wenigſtens beſaß, und eine eben ſo außerordentliche Charakterſtärke; und ſo darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn er alles vor ſich nieder- und mit ſich fort geriſſen hat, durch die Macht ſeines Genies. Alſo auf die genialiſche Kraft eines heroiſchen Charakters würde ſich in dieſer Anſicht alles reduciren, ſtatt der unmittelbaren und höhern göttlichen Einwirkung und der darauf gegründeten prophetiſchen Gewalt. Wenn ſich eine ſolche, der göttlichen Erklärung ausweichende oder vielmehr ſie umkehrende falſche Anſicht, nun auch auf den Moſes ſcheinbar und täuſchend genug anwenden ließe, wegen der Fülle der genialiſchen Kraft, die er allerdings nebenher beſitzt, oder wegen ſeiner auch von heidniſchen Schriftſtellern der Griechen erkannten und bewunderten Erhabenheit des Styls; ſo iſt ſie doch ganz und gar nicht anwendbar auf die ganze Reihe der zum Theil höchſt einfachen Männer, die ihm in dem gleichen Amte, während der ganzen Periode dieſer Theokratie und unmittelbar göttlichen oder prophetiſchen Herrſchaft, bis auf die Zeit der Könige nachgefolgt ſind. Auch ſie herrſchten nicht durch ein Erbrecht oder durch eine förmliche Wahl, ſie waren auch keine Prieſter, ſo wenig wie Moſes; unmittelbar von Gott berufen, ſtanden ſie mit einemmahle da, wurden eben ſo unmittelbar und ohne Widerſtreit anerkannt, als zur oberſten richterlichen Würde erhoben, und damit war ihre Sendung und ihre Herrſchaft geſchloſſen; ohne alle äußere Feyerlichkeit und Sanction und ohne alle beſtimmte Rechtsform. Der gewöhnliche Zuſtand des hebräiſchen Volkes daneben, war wohl die Verfaſſung eines edlen und nicht ungebildeten Nomadenvolks, welche man ja nicht mit dem ſogeder Bedingung großer ſittlicher Kraft und feſter Selbſtſtändigkeit möglich.

Die erhabne Beſtimmung der neuern Dichtkunſt iſt alſo nichts geringeres als das höchſte Ziel jeder möglichen Poeſie, das Größte was von der Darſtellung gefordert werden, und wonach ſie ſtreben kann. Das unbedingt Höchſte kann aber nie ganz erreicht werden. Das äußerſte, was die ſtrebende Kraft vermag, iſt: ſich dieſem unerreichbaren Ziele immer mehr und mehr zu nähern. Und auch dieſe endloſe Annäherung ſcheint nicht ohne innere Widerſprüche zu ſeyn, die ihre Möglichkeit zweifelhaft machen. Die Rückkehr von entarteter Kunſt zur ächten, vom verderbten Sinne zu einem richtigen, ſcheint nur ein plötzlicher Sprung ſeyn zu können, der ſich mit dem ſteten Fortſchreiten, durch welches ſich jede Fertigkeit zu entwickeln pflegt, nicht wohl vereinigen läßt. Denn das objektive Schöne iſt unveränderlich und beharrlich; wo alſo immer die Kunſt und der Kunſtſinn jenes Objektive in der Darſtellung des Schönen erfaſſen, da würde die künſtleriſche Bildung gleich bleibend und für immer feſtgeſtellt ſeyn. Ein unbedingter und vollkommener Stillſtand der Kunſtbildung aber läßt ſich gar nicht denken. Die neuere Poeſie wird ſich alſo immer verändern. Kann ſie ſich aber nicht eben ſo wohl wiederum rückwärts von dem Ziele entfernen? Kann ſie dieß nicht auch dann noch, wenn ſie ſchon eine beſſere Richtung genommen hätte? Sind alſo nicht alle abſichtlichen Bemühungen nach dieſem Ziele der Kunſt, wenn es auch von dem Verſtande ganz richtig aufgefaßt worden, fruchtlos? Schon im Einzelnen iſt ja das Schöne eine Gunſt der Natur. Wie nannten Naturſtande oder der Rohheit der eigentlichen Wilden verwechſeln muß; ſo wie etwa die ſtammverwandten Araber vor Mahomet unter den vornehmſten Stammhäuptern, als kleinen Hirtenfürſten, in angeerbter Freyheit ihr wanderndes Leben führten, zum Theil in dem innern Arabien noch in einem ſolchen Zuſtande leben mögen. Eine dieſer ähnliche oder doch nicht unähnliche Lebensweiſe und geſellſchaftliche Verfaſſung tritt auch bey dem hebräiſchen Volke in den Zwiſchenräumen während dieſer ganzen Periode der Richter ziemlich ſichtbar hervor. Erſt ganz gegen das Ende derſelben kommen einige dieſer Art vor, die zugleich auch mit der prieſterlichen Würde bekleidet waren, welche demnächſt den Uebergang zu der königlichen Herrſchaft und zu der Epoche derſelben bilden. Denn da nun das Volk einen eigentlichen König, wie die andern heidniſchen Völker, verlangte; ſo wurde dieſem und dem ganzen dazu beſtimmten Geſchlechte und neuen Königshauſe jede nur denkbare höhere Sanction und prieſterliche Weihe ertheilt; jedoch mit einer ſorgſamen und ſtrengen Abſonderung von der prieſterlichen Würde ſelbſt, oder von aller Vereinigung und Verſchmelzung mit der prieſterlichen Macht und Herrſchaft. Jenes ungeſtüme und wilde Verlangen aber des Volks oder der öffentlichen Meynung, welches damahls auf einen heidniſch glänzenden König gerichtet war, wie ſpäterhin und auch zu unſrer Zeit ſo oft auf eine heidniſch lockende Freyheit, wurde ihnen darum als ein ſo großer Abfall und religiöſe Untreue angerechnet und als ſolche geſchildert, weil in jener frühern Epoche der unmittelbaren Theokratie, Jehova ſelbſt eigentlich ihr wahrer und unſichtbarer König geweſen war, jene andern Führer und Richter aber nur die von ihm geſendeten

Bevollmächtigten, wie dieß ſehr ausdrücklich und beſtimmt geſagt wird. In den erſten Königen iſt nun noch manches von den höhern Kräften und ihrer unmittelbaren Gewalt und Wirkung, aus der frühern theokratiſchen Zeit in der hiſtoriſchen Darſtellung der heiligen Bücher bemerklich; ſpäterhin aber ganz und gar nicht, ſondern vielmehr, nachdem der große Abſchnitt einmahl gemacht war, der Kontraſt in der perſönlichen Kraft und in dem der ſonſtigen politiſchen Geſchichte jener aſiatiſchen Länder ganz ähnlichen Charakter der ſpätern Könige vielmehr ſehr ſchneidend. Hiemit wird nun, glaube ich, der wahre Begriff der Theokratie im Staate, ſo wie dieſelbe hiſtoriſch wirklich geweſen iſt, vollkommen klar hervortreten; und da auch zu unſrer Zeit und in dem jetzigen Partheyenkampf dieſe Idee ſo mannichfach, mehrentheils aber in einem ganz mangelhaften oder falſchen Sinne, zur Sprache gekommen iſt: ſo habe ich geglaubt, dieſe Erörterung aus der Quelle hier nicht übergehen zu dürfen. Merkwürdiger Weiſe aber iſt nun auch in der Periode des Königthums bey den Hebräern ein einzelnes Element aus jener frühern und urſprünglichen Theokratie der alten Zeit zurückgeblieben, zwar nicht mehr als die oberſte Staatsgewalt, welche jetzt die Könige hatten, ſondern in einem förmlich anerkannten Gegenſatz gegen dieſe, als eine beſtimmte und in ihren Schranken als ganz rechtmäßig geltende Oppoſition, die man hier eine göttliche legitime nennen kann, und die ſich in der Stellung der ſpätern Propheten dieſer letzten Zeit kund gab, wo ſie bey einer fehlerhaften Regierung, oder da in jener ſchlichten alten Zeit alles mehr perſönlich war, auch vor einem Könige ſelbſt, der ſeines hohen Berufs etwa ganz vergeſſen hatte, warnend und ſtra-

Auf dieſem Wege wird die Ueberzeugung gewonnen, wie in dem erſten Weltalter das urſprüngliche Wort der heiligen Ueberlieferung und älteſten Offenbarung den feſten Anhaltspunkt des Glaubens für die dereinſtige Wiedervereinigung in dem zerſtreuten Menſchengeſchlecht bildete; wie ferner, bey der verſchiedenartigen Macht, welche die weltherrſchenden Nationen, politiſch oder geiſtig, auf ihre Zeit, nach dem ihnen beſtimmten Maaß, in der mittlern Welt-Periode ausgeübt haben, es allein die höhere Kraft der ewigen Liebe in dem Chriſtenthum war, welche die Menſchheit wahrhaft befreyt, und wirklich errettet hat; und wie endlich das reine Licht dieſer höheren Wahrheit, überall in der Welt, und auch in der Wiſſenſchaft allgemein verbreitet, als das Ziel aller chriſtlichen Hoffnung, und göttlichen Verheißung, deren Erfüllung und Entwicklung den letzten Zeiten der Vollendung vorbehalten iſt, den Schluß des Ganzen in dem Stufengange dieſer Wiederherſtellung bildet.

Daß aber dieſer Stufengang der allgemeinen

Wiederherſtellung in der Weltgeſchichte, nach dem Worte, der Kraft, und dem Lichte Gottes, nebſt dem Kampfe mit allem, was dieſem göttlichen Princip im Menſchengeſchlecht feindlich entgegen ſtand, und entgegen wirkte, nur in einer lebendigen Charakteriſtik der verſchiedenen Nationen, und einzelnen Zeit-Perioden entwickelt und dargeſtellt werden könne; dafür ſind die Gründe an mehreren Orten in dem Werke ſelbſt angegeben worden. Dem gemäß habe ich auch vieles unter dem Vorzüglichſten von der reichen Ausbeute, welche die neuere hiſtoriſche Forſchung der letzten Jahrzehende, uns für die älteſte Welt-Periode, für das Verſtändniß ihrer Denkmahle, ihren Geiſt, und ihre Sprache gewonnen hat, ſo weit jene Entdeckungen in meinem Bereiche lagen, für den Zweck dieſer Darſtellung zu benutzen geſucht. Außer den allgemein bekannten Nahmen von Champollion, Remüſat, Colebrooke, meinem Bruder A. W. v. Schlegel, beyden Freyherren von Humboldt; dann für alles Naturgeſchichtliche G. H. Schubert, die ich im Text ſelbſt dankbar genannt, iſt für den chineſiſchen Abſchnitt, auch noch Windiſchmanns Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte erſter Theil, rühmlichſt zu erwähnen; für die hebräiſche Ueberlieferung aber, auch nach der eſoteriſchen Lehre und aus den andern jüdiſchen Quellen, die hier auf das reichhaltigſte benutzt ſind, ein zu Frankfurt 1827. unter dem Titel, Philoſophie der Tradition, erſchienenes ſehr gehaltvolles Werk, welches dem ungenannten Verfaſſer, nicht anders als zur größten Ehre gereichen kann. Ich könnte dieſen noch die Nahmen von Niebuhr, Raumer, u. a. hinzufügen; in der ſpätern Geſchichts-Periode kam es jedoch weniger auf neue Forſchungen über ſpecielle Gegenſtände an, als auf richtige Beurtheilung, und rechte Zuſammenſtellung des ſchon Bekannten und des Ganzen. Das eigentlich Hiſtoriſche ſoll und kann in der Philoſophie der Geſchichte nicht ſo ſehr zum Beweiſe, als nur zum erhellenden Beyſpiele, und erklärenden Belege in der lebendigen Darſtellung dienen; und ſollte irgend eine hiſtoriſche Einzelnheit, da wo die gelehrte Unterſuchung des Alterthums noch nicht abgeſchloſſen iſt, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, irgend mangelhaft aufgefaßt, oder geſchildert ſeyn; ſo wird das Reſultat des Ganzen doch, wie ich hoffe in keinem Falle weſentlich darunter leiden können.

Für die Aufeinanderfolge der einzelnen Vorleſungen, und zur leichtern Ueberſicht des Ganzen, mag noch die folgende wiſſenſchaftliche Inhalts-Anzeige hier ſtehen. Die zwey erſten Vorleſungen umfaſſen, nebſt der allgemeinen Einleitung, die Frage von dem Verhältniß des Menſchen zur Erde, von der Theilung des Menſchengeſchlechts in mehreren Nationen, und von dem zwiefachen Zuſtande deſſelben in der Urwelt. Die in den nächſtfolgenden ſieben Vorleſungen erörterten Gegenſtände ſind: das chineſiſche Alterthum, und die Idee des chineſiſchen Reichs; die indiſche Geiſtesbildung, Lebensverfaſſung, und Philoſophie; die ägyptiſche Wiſſenſchaft, und Verderbniß; die Beſtimmung des hebräiſchen Volks zur reiaufgefaßt werden kann, als eine merkantiliſche Vortheilsberechnung, wie etwa in der ſpätern Zeit bey den Phöniciern und ihren Kolonien. Uebrigens muß hier noch die Bemerkung hinzugefügt werden, daß ſelbſt in der jetzigen Beſchaffenheit, der hohe Norden auch ſeine eigenthümlichen Schönheiten und Vorzüge hat, und daß ihm durch Menſchenfleiß eine weit größere Fruchtbarkeit abgewonnen werden kann, als man nach dem erſten rauhen Eindruck vermuthen ſollte. In dieſem Sinne muß man alſo wohl die Sage der Alten von dem frommen und ſeligen Volke der Hyperboräer auffaſſen, und kann ſie dann leicht begreiflich finden und in jenem Sinne auch verſtehen, ohne jedoch allzuviel daraus folgern zu wollen. Wenn dagegen einige ſonſt geiſt- und kenntnißreiche Naturforſcher durch jene Gründe bewogen und eingenommen, faſt geneigt ſcheinen, das ehemals ſüdlich warme Polarland des Nordens, als einen der früheſten, oder gar als den allerfrüheſten Wohnſitz des Menſchengeſchlechts anzunehmen; ſo kann ich ihnen hierin darum nicht folgen, weil die hiſtoriſche Ueberlieferung damit nicht übereinſtimmt, ſondern uns in überwiegender und entſcheidender Allgemeinheit bey den meiſten und älteſten Völkern und mit den gewichtvollſten Zeugniſſen auf das mittlere Aſien hinführt und hinweiſt. Die Sage der Alten von der Inſel Atlantis ſcheint zwar als eine hiſtoriſche gemeint zu ſeyn und verſtanden werden zu müſſen; ſtatt eine glückſelige Nord-Inſel im Polarkreiſe darin zu ſehen, würde ich jedoch viel natürlicher finden, dieſe Sage auf eine dunkle Schifferkunde von Amerika zu deuten, oder von den nächſtgelegenen Inſeln, auf die auch Columbus zuerſt ſtieß, und bis wohin phöniciſche Seefahter, nachdem ſie Afrika Zweifels ohne umſchifft haben, auch leicht einmal verſchlagen worden ſeyn können. Ich habe es mir einmal zum unwandelbaren Grundſatz gemacht, überall der hiſtoriſchen Ueberlieferung zu folgen, und ſelbſt da noch an dieſem Faden feſtzuhalten, wo uns manches in ihren Ausſagen und Angaben fremd erſcheint, oder faſt unerklärlich, und wenigſtens räthſelhaft bleibt; denn ſobald man dieſen Faden der Ariadne in der alten Welt und Geſchichte fahren läßt, findet man keinen Ausweg mehr aus dem Labyrinth der willkührlich erſonnenen Syſteme und dem Chaos der verſchiedenen Meynungen. Aus eben dieſem Grunde kann ich auch der allzugewaltſamen Hypotheſe des zu Ende des vorigen Jahrhunderts hochberühmten Geognoſten de Luc über die Sündfluth nicht beyſtimmen, welche der vortreffliche Stolberg in ſein großes Geſchichtswerk mit aufgenommen hat; da der Urheber dieſer Anſicht, dieſelbe keinweges der Moſaiſchen Erzählung von der Noachiſchen Fluth entgegen zu ſtellen, oder dieſe etwa auf die Seite zu ſchieben, im Sinne hatte, ſondern vielmehr dieſelbe durch ſeine Hypotheſe auf das vollſtändigſte zu rechtfertigen, und zu erklären glaubte. Ich kann ſie aber weder mit der heiligen Urkunde ſelbſt, noch überhaupt mit der hiſtoriſchen Ueberlieferung irgend vereinbar finden. Es beſteht aber dieſe Hypotheſe darin, daß die Sündfluth nicht bloß eine allgemeine Ueberſchwemmung auf der ganzen Erde nach der gewöhnlichen Annahme geweſen, ſondern daß dabey eine totale Umkehrung der flüſſigen und der feſten Hälfte der Erdoberfläche, eine gänzliche dynamiſche Verwechſlung von Land und Meer Statt gefunden habe, ſo daß was ehemals Land geweſen, jetzt Meer geworden, das jetzige Land aber aus dem ehemaligen Meere erſt ſeitdem entſtanden ſey. Dieſes iſt aber weit mehr als in dem alten Bericht von der Noachiſchen Fluth liegt, oder mit geſundem kritiſchen Sinn ſich irgend hinein legen läßt; und die Vorausſetzung, daß jene Namen von Flüſſen oder Landſchaften, die in der Moſaiſchen Schilderung vorkommen, auf dem alten ehemaligen feſten Lande eben ſo gelautet, und nun auf ähnliche Gegenſtände in dem erſt mit, oder nach, oder aus der Sündfluth neu entſtandnen feſten Lande übertragen worden ſeyn, trägt allzuſehr das Gepräge des willkührlich Erdachten, als daß ſie bey jenen, welche an der hiſtoriſchen Ueberlieferung feſthalten, irgend Eingang oder einigen Glauben finden könnte. Wäre durch die geognoſtiſchen Thatſachen, in denen man wohl leicht Beweiſe, nicht bloß für Eine ſolche allgemeine Fluth wie die Noachiſche, ſondern für noch gewaltſamere Natur-Kataſtrophen, und für weit mehr als eine Sündfluth hinreichend finden, und zu finden glauben kann; wäre durch dieſe geognoſtiſchen Thatſachen, wie ſie jetzt vor uns liegen, ein ſolcher totaler Wechſel und dynamiſcher Umſchwung zwiſchen Meer und Land wirklich erwieſen, was ich andren zu prüfen und zu beurtheilen überlaſſen muß, ſo müßte von der hiſtoriſchen Seite, und im Vergleich mit der Moſaiſchen Urkunde angeſehen, dieſes wohl weit eher auf jene ältere Epoche bezogen werden, von welcher es dort heißt: „die Erde war ungeſtalt und öde, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern;“ — in welchen Worten, nebſt den erſten ſich ſchon meldenden Vorboten eines neuen Morgens der Schöpfung, ein noch durchaus finſtrer und wüſter Zuſtand der Erde, zugleich aber auch eine damals noch gewaltig vorherrſchende Macht des Waſſer-Elements auf das deutlichſte angegeben und bezeichnet wird. Auch die Scheidung der Elemente, der obern und untern Gewäſſer und Fluthen am zweyten Schöpfungstage, die bleibende Begränzung des Meeres zur Bildung und zum ſichtbaren Hervortritt des feſten Landes, enthält wieder eine allgemeine Erdveränderung in ſich, und dient von neuem zur Beſtätigung, daß in der Moſaiſchen Urkunde, nicht bloß von Einer, ſondern von weit mehr als Einer großen Natur-Kataſtrophe die Rede ſey; was bey der geognoſtiſchen Erklärung und Auslegung derſelben, oft viel zu wenig beachtet worden iſt. Jener kühnen und nicht begründeten Hypotheſe tritt aber auch von Seiten der geognoſtiſchen Thatſachen, manches entgegen; indem mitten unter ſo großen Strecken und Schichten von altem Meeresgrund, dazwiſchen auch wieder viele andre Stellen gefunden werden, mit den angehäuften Ueberreſten von Landthieren, oder auch Baumſtämmen und andern Produkten, und Spuren der Vegetation, welche nicht dem Meere ſondern dem feſten Lande angehören. In der Moſaiſchen Darſtellung von dem erſten Wohnſitz des Menſchen, iſt ganz unverkennbar und mit der beſtimmteſten Deutlichkeit jenes Mittelland von Weſt-Aſien bezeichnet, welches an den zwey großen Strömen, und zwiſchen den vier Halbmeeren, dem perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, dann dem caſpiſchen und mittelländiſchen Meere gelegen iſt, und auf welches auch die älteſte Ueberlieferung der meiſten andern hiſtoriſchen Völker uns hinweiſt. Die alte Sage der europäiſchen Völker von ihrer eignen Herkunft und älteſten Geſchichte führt uns viel mehr wird es in der Maſſe immer von einem einzigen Zuſammenfluß ſeltner Umſtände abhängen, welchen der Menſch nicht einmal zu lenken, geſchweige denn hervorzubringen vermag? Ueberhaupt können die Anſprüche an die Selbſtthätigkeit der Maſſe, ſo ſcheint es, nie mäßig genug ſeyn. Ihre Bildung, ihre Fortſchritte und ihr endliches Gelingen bleiben nach einem traurigen aber allgemeinen Verhängniſſe mehrentheils dem Zufall überlaſſen.

Alle beſſere Menſchen haſſen den Zufall und ſein Gefolge in jeder Geſtalt. Jene große Aufgabe des Schickſals muß gleichſam ein mächtiges Aufgebot der Aufmerkſamkeit und Thätigkeit für alle die ſeyn, welche die Kunſt und ihre hohe Beſtimmung intereſſirt. Mag die Hoffnung noch ſo gering, die Auflöſung noch ſo ſchwer ſeyn; der Verſuch iſt nothwendig! Wer hier gleichgültig oder träge bleibt, dem liegt nichts an der Würde der Kunſt und der Menſchheit. Was hilft die Höhe der Bildung ohne eine feſte Grundlage? Was Kraft ohne eine ſichre Richtung, ohne Ebenmaß und Gleichgewicht? Was ein Chaos einzelner ſchöner, aber verworren durch einander wirkender Elemente ohne eine vollſtändige Schönheit, welche in geiſtiger Klarheit rein aufgefaßt und vollendet wäre? Nur die gewiſſe Ausſicht auf eine günſtige Wendung der Zukunft könnte uns über den jetzigen Zuſtand der Kunſtbildung befriedigen und beruhigen.

Wahr iſts, der Gang der modernen Bildung, der Geiſt unſres Zeitalters und der deutſche Nationalcharakter insbeſondre ſcheinen der Poeſie nicht ſehr günſtig! „Wie Schönheitswidrig ſind doch, könnte man vielleicht ſagen, alle unſre Einrichtungen und Verfaſſungen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09702/026

überall in die kaukaſiſchen Gegenden, nach Klein-Aſien, Phönicien und Aegypten, alſo in die Nähe, in die Umgebung und ſelbſt ſchon an die Küſte jenes Mittellandes. Unter den älteſten aſiatiſchen Nationen ſetzen die Chineſen den Sitz ihrer Cultur, und die Sage von dem Urſprunge und der Herkunft derſelben, in die ganz nordweſtlich gelegne Provinz Schenſi; die Indier aber im Norden des Himalaya. Dieſes führt uns alſo auf Baktrien, welches nah an Perſien gränzend, durch dieſes ſchon naher mit jenem Mittellande zuſammenhangt, von welchem das heilige Urland der perſiſchen Sage, Atropatene, d. h. das Feuerland, oder das jetzige Aderbidzan ſchon ſelbſt einen Theil bildet. Mit einer Deutlichkeit und Gewißheit, die gar keinen Zweifel zuläßt, werden in der Moſaiſchen Beſchreibung die beyden großen Ströme dieſes Mittellandes, der Euphrat und der Tigris, mit demſelben Namen, welchen ſie auch ſpäter führten, angegeben; und ſelbſt der Namen Eden iſt noch bis in die ſpätere Zeit einer Gegend bey Damaſcus, und einer andern in Aſſyrien geblieben. Den dritten Strom des Paradieſes hat man mehr nordlich in der kaukaſiſchen Gegend geſucht und obwohl nicht mit der gleichen Gewißheit, wie die erſten beyden, etwa in dem Phaſis zu finden geglaubt. Den vierten ſüdlichen, erklären die alten Ausleger meiſtens für den Nil; allein die Beſchreibung ſeines Laufs iſt ſo ganz verſchieden, und ſtimmt ſo gar nicht mit der gegenwärtigen Lage von dieſem und der ganzen jetzigen Geographie dieſer Erdgegend überein, daß hier wenigſtens auch eine ſehr große Veränderung mit demſelben vorgegangen ſeyn müßte, woraus ſich dieſe Verſchiedenheit der alten Schilderung dieſes Stromlaufes mit der jetzigen Geographie des Landes herleiten ließe. Aber noch in einem andern Umſtande, der meiſt zu wenig beachtet wird, zeigt ſich jene Verſchiedenheit, und Disharmonie zwiſchen der Moſaiſchen Beſchreibung, und der Beſchaffenheit des Landes, wie es jetzt iſt, auch ſehr auffallend. Die Ströme des Paradieſes laſſen ſich wohl geographiſch nachweiſen, wenigſtens zwey oder drey, wenn auch der vierte ungewiß bleibt; allein der Eine Quell des Paradieſes, aus welchem jene vier Ströme ihren Urſprung nahmen, um nach allen Seiten hin ſich befruchtend über die Erde zu verbreiten; dieſer Eine Quell, welches doch gerade die Hauptſache wäre, wird nirgends mehr auf der Erde gefunden, mag er nun erloſchen, verſchüttet, oder wie ſonſt immer weggenommen und verſchwunden ſeyn. — Sollte alſo vielleicht, um ganz bey den Andeutungen der heiligen alten Urkunde, und in den Gränzen dieſer Auslegung ſtehen zu bleiben, vielleicht ſchon bey dem erſten über den Menſchen verhängten Strafgerichte ſeiner Vertreibung aus dem für ihn zubereiteten herrlichen Wohnorte und irdiſchen Vaterlande, eine Verwandlung mit dieſem durch irgend eine Natur-Kataſtrophe vorgegangen ſeyn? Doch müßte dieſe wohl der Analogie und ganzen Umgebung nach, worauf ein Wort in der heil. Ueberlieferung ſelbſt hindeutet, vielmehr eine feurigvulkaniſche geweſen ſeyn, bey welcher auch jetzt noch oft Quellen ausbleiben oder Ströme ihren Lauf ändern, als eine bloße Ueberſchwemmung, die man immer und überall als die einzig mögliche Natur-Revolution anzunehmen, und vorauszuſetzen gewohnt iſt. Manche Spuren der Art ließen ſich vielleicht ſelbſt geognoſtiſch nachweiſen; um nur eine von dieſen anzuführen, ſo gehört das todte Meer in Paläſtina ſelbſt zu denjenigen

Landſeen, welche die Kennzeichen und den Charakter eines vulkaniſchen Urſprungs am entſchiedenſten an ſich tragen. Doch ſoll dieß-nicht ſowohl eine ſchon beſtimmt ausgeſprochne Conjectur, als vielmehr nur eine Frage der Wißbegier ſeyn, zur mannichfaltigeren Beleuchtung eines noch nicht ganz erkannten Gegenſtandes. So hätten wir nun einen Blick zur Ueberſicht auf die bewohnbare Erde, als das Wohnhaus des Menſchen, in ihrem frühern Zuſtande geworfen, ſo weit es für dieſen Zweck nöthig war; wo ich verſucht habe, in kurzen Zügen, ſo gut es eine Laye vermag, das Merkwürdigſte und Gewiſſeſte aus den geognoſtiſchen Thatſachen und Entdeckungen mit beſtändiger Rückſicht auf die älteſte hiſtoriſche Ueberlieferung, zu einem klaren Umriß zuſammen zu ſtellen. Nicht weiter gehindert von dieſen Naturgegenſtänden, können wir nun um ſo ſchneller der weſentlichen Hauptfrage entgegentreten: „Wie verhält ſich denn aber der Menſch ſelbſt zu dieſem ſeinem Wohnhauſe der Erde, welche Stelle nimmt er auf ihr und welchen Rang nimmt er unter den übrigen Erdgeſchöpfen und Mitbewohnern dieſer Erde ein; was iſt denn ſeine eigenthümliche und eigentliche Beſtimmung auf dieſer Erde und im Verhältniß zu ihr, und was iſt das, was ihn eigentlich zum Menſchen macht?“ —

Zwar jene ſchon früher erwähnte, unbedingte, und eben darum heidniſche Naturphiloſophie hat in der neueſten Zeit, den nach dieſer einmal ſo genommenen verkehrten Richtung vielleicht lobenswerthen Muth gehabt, den Menſchen grade zu naturhiſtoriſch unter die Affen zu ſtellen, als eine ſpecielle Nebenart der ganzen Gattung. Nachdem nun die andern Kennzeichen dieſes Menſchen-Affen, der Reihe nach in der

Zahl der Rückenwirbel, den Fußzehen u. ſ. w. anatomiſch aufgezählt ſind, wird noch als unterſcheidendes Merkmal, wie man ſonſt in dieſem Sinne, und als ſolches, wohl Vernunft, Perfektibilität oder Sprachfähigkeit zu nennen gewohnt war, bloß hinzugefügt: „Conſtitutionsfähig!“ So wäre alſo der Menſch eigentlich ein liberaler Affe, und ſo wenig wir gegen den Urheber dieſer Meynung in Abrede ſtellen wollen, daß der Menſch dieß allerdings bis auf einen gewiſſen Grad werden kann; ſo läßt ſich doch die Meynung daß der Menſch urſprünglich nichts andres ſey, als ein veredelter oder etwas beſſer abgerichteter Affe, weder hiſtoriſch, noch ſelbſt naturhiſtoriſch auf irgend eine Weiſe rechtfertigen oder annehmen. Die mögliche Anſteckung und Uebertragung mancher thieriſchen Krankheitsſtoffe und organiſcher Zuſtände oder Kräfte, beweiſt ſogar eine weit größere Sympathie und Verwandtſchaft des organiſchen Lebens und der animaliſchen Blutſeele des Menſchen mit der Kuh, dem Schaaf, Kameel, dem Pferde oder Elephanten als mit dem Affen, wenn man einmal den Blick in die Erforſchung des Menſchenweſens durchaus nur niederwärts auf die Thierwelt richten will; ſelbſt mit der Giftſchlange und dem wüthenden Hunde, kann dieſe zerſtörende Blutgemeinſchaft und furchtbare innre Lebensberührung noch in andrer und näherer Weiſe Statt finden, als von dem Affen erwähnt wird. Auch die Gelehrigkeit des Elephanten und andrer edler Hausthiere, hat einen viel höhern Charakter von Vernunft-Analogie als die Verſchmitztheit des Affen, in welchem der unbefangen geſunde Naturſinn nur eine unglückliche oder verunglückte Nachahmung des Menſchen erblicken kann. Die aus der bildenden Kunſt und Sculptur wohl bekannte und in die ganze Mythologie und Symbolik der alten Völker verwebte Aehnlichkeit in dem phyſiognomiſchen Ausdruck und Geſichts-Charakter des Löwen, des Stiers und des Adlers mit dem menſchlichen Antlitz, beruht auf einem viel tiefern Geiſtergrunde als die bloße Vergleichung der todten Knochenſkizze im Thierſkelett irgend gewähren kann. Die Extreme des auf die äußerſte Spitze geſtellten Irrthums führen oft am ſchnellſten zur Anerkennung der Wahrheit; und ſo ſtellen wir jener Behauptung, daß der Menſch nichts anderes ſey als ein liberal gewordener Affe, dreiſt den Grundſatz entgegen, daß der Menſch vielmehr urſprünglich und ſeinem Weſen nach der legitime Herr, und obwohl in einem untergeordneten Sinne, der eigentliche Beherrſcher der Erde, und der ihn umgebenden Welt, als der Statthalter Gottes in der Natur, zu ſeyn beſtimmt war. Und wenn er es nicht ganz ſo geworden iſt, wie er es hätt' werden können und ſollen, ſo iſt er ſelbſt Schuld daran geweſen; wenn er es jetzt mehr nur indirekt und durch mechaniſche Kunſt iſt, als durch die unmittelbare Kraft und Wirkung ſeines geiſtigen Vorranges, ſo iſt er es doch immer noch in einem hohen Grade, und iſt ihm vieles von der Anfangs zugetheilten Herrſcherwürde übrig geblieben; wenn er ſie nur auch überall gut anwenden möchte!

Die Art wie man gewöhnlich das unterſcheidende Merkmal und den eigenthümlichen Vorzug des Menſchen und ſeiner Natur oder Beſtimmung, ſo wie dieſe in dem allgemeinen Gefühl anerkannt ſind, als Vernunft oder Sprachfähigkeit bezeichnet; hat aber den Fehler, daß das Eine ein abſtractes Vermögen iſt, welches erſt eine pſychologiſche Erörterung oder Zergliederung erfordert, das andre aber eine bloße Anlage oder Möglichkeit, die erſt der Entwicklung bedarf, um etwas Wirkliches zu ſeyn oder zu werden. Mithin dürfte es wohl eine viel richtigere, und vollſtändiger umfaſſende Bezeichnung ſeyn, wenn man ſtatt deſſen ſagte: der dem Menſchen eigenthümliche Vorzug beſteht darin, daß ihm unter allen Erdgeſchöpfen allein das Wort verliehen und zugetheilt war. Das lebendig mitgetheilte, wirklich ausgeſprochne Wort, iſt nicht bloß ein todtes Vermögen, ſondern eine Thatſache, etwas hiſtoriſch Wirkliches und Gegebenes; und ſchon darum iſt dieſe Bezeichnungsweiſe für den Anfang der Geſchichte viel paſſender, als jene andre abſtracte. Es liegt zuerſt in der Idee des Wortes, als Grundlage der Menſchenwürde und eigenthümlichen Menſchenbeſtimmung, allerdings auch das innre Licht des Bewußtſeyns und des eignen Verſtändniſſes; es iſt nicht bloß die Anlage zur Sprache, ſondern die fruchtbare Wurzel, aus welcher ſich der ganze Reichthum aller Sprache ſo herrlich entfaltet hat. Aber es iſt nicht allein hierauf beſchränkt, es iſt demnächſt auch die lebendig wirkende Kraft mit darin begriffen, denn es iſt das Wort nicht bloß und allein ein verſtandenes und verſtehendes, ein lehrendes und lernendes, ſondern zugleich auch ein liebevoll anknüpfendes, oder verſöhnend ausgleichendes, ein richterlich entſcheidendes und wirkſam gebietendes, oder auch ein ſchöpferiſch fruchtbares, wie uns das Wort in jeder dieſer Bedeutungen aus der eignen Erfahrung und aus dem Leben ſelbſt, denn hinreichend bekannt iſt; und ſo umfaßt das Wort die ganze Fülle aller der Vorzüge und Eigenſchaften, welche den Menſchen eigenthümlich charakteriſiren. Auch die Natur redet in ihrer ſtummen Bilderſchrift eine Sprache; allein ſie bedarf eines erkennenden Geiſtes, der den Schlüſſel hat und zu brauchen weiß, der das Wort des Rathſels in dem Geheimniß der Natur zu finden verſteht, und ſtatt ihrer, das in ihr verhüllte innere Wort laut auszuſprechen vermag, damit die Fulle ihrer Herrlichkeit offenbar werde. Wem aber unter allen Geſchöpfen der Erde allein das Wort verliehen war, der iſt eben auch damit zum Herrn und Beherrſcher derſelben eingeſetzt worden. So wie er aber dieſen gottlichen Mittelpunkt in ſeinem Innern, dieſes ihm gegebene, und mitgetheilte, oder anvertraute Wort des Lebens verlaßt und verliehrt; ſo ſinkt er zur Natur herab, und wird nun, ſtatt daß er ihr Herr ſeyn ſollte, ihr unterthänig; und dieſes iſt der Anfang der Menſchengeſchichte.

Zweyte Vorleſung.

Von dem Zwieſpalt in der Urgeſchichte und von der Zertheilung des Menſchengeſchlechts.

„Im Anfange hatte der Menſch das Wort, und dieſes Wort war von Gott.“

Der göttliche Funken des Prometheus in der Menſchenbruſt beruht alſo, genauer und ſchärfer bezeichnet, und mehr hiſtoriſch ausgedrückt, auf dem von Gott dem Menſchen urſprünglich verliehenen und eingebohrnen oder anvertrauten und mitgetheilten Worte, als worin eben ſein eigenthümliches Weſen, ſeine geiſtige Würde und auch ſeine höhere Beſtimmung beſteht und daraus hervorgeht. — Man könnte jenen Inhaltsvollen Ausſpruch aus dem Buche des neuen Bundes über das Geheimniß und innre Weſen der Gottheit, mit einiger Veränderung und wie ſich von ſelbſt verſteht, in dem weiten Abſtande von dem Geſchöpf zum Schöpfer, eben ſo gut auch auf den Menſchen und ſeine primitive Beſchaffenheit anwenden und als Ueberſchrift oder Vorrede und Einleitung der älteſten Menſchengeſchichte etwa ſo ausdrücken: „Im Anfange hatte der Menſch das Wort und dieſes Wort war von Gott; und aus der lebendigen Kraft, welche ihm in und mit dieſem Worte gegeben war, ging das Licht ſeines Daſeyns hervor.“ — Dieſes iſt wenigſtens die göttliche Grundlage aller Geſchichte; und obwohl nicht eigentlich ſelbſt zu ihr gehörend, doch der aller Geſchichte voranübermüthigen Titanen der Urwelt, oder doch von der durchaus verſchiednen und entgegengeſetzten Richtung der zwey Urſtämme oder Urvölker in der älteſten Welt-Periode der Geſchichte zu erklären und hiſtoriſch zu deuten und ſo viel als möglich begreiflich und anſchaulich zu machen verſucht; zugleich aber auch den wilden Völkern oder verwilderten Menſchenſtämmen ihre für die Menſchheit allerdings bedeutende und wichtige, aber doch nur untergeordnete rechte Stelle in dem Ganzen angewieſen.

Dieſe weſentlichen und nicht zu umgehenden Grundzüge bilden alſo die Einleitung und die Pforte des Eingangs oder auch die Vorhalle der eigentlichen Weltgeſchichte und menſchlichen Cultur Entwicklung in den ſpätern und ſchon hiſtoriſch bekannteren Zeit. — Nachdem nun einmal die Menſchheit in eine Mehrheit von Nationen geſchieden und zertheilt war, beſteht die nächſte Aufgabe für die jetztfolgende Periode darin, den merkwürdigſten und gebildetſten Nationen unterſuchend nachzugehen, um zu entwickeln, wie ſich das dem Menſchen eingebohrne oder ihm verliehene Wort, als der Inbegriff aller der Vorzüge und Eigenſchaften, die ihn als Menſchen charakteriſiren, bey jeder derſelben eigenthümlich geſtaltet hat, in ihrer Sprache und Schrift, heiligen Ueberlieferung und geſchichtlichen Sage, Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft. Es muß alſo hier in der alten Geſchichte für dieſe Philoſophie derſelben, die ethnographiſche Methode angewandt werden; bis erſt in der neuern und neueſten Zeit mehr und mehr die ſynchroniſtiſche Ueberſicht und Behandlungsweiſe an die Stelle jener andern tritt; wozu die Gründe ſich alsdann aus der Sache ſelbſt ergeben werden. Wir können uns in dieſem allwie unkünſtleriſch alle Gebräuche, die ganze Lebensart der Modernen! Ueberall herrſcht ſchwerfällige Formalität ohne Leben und Geiſt, leidenſchaftliche Verwirrung und häßlicher Streit. Umſonſt ſucht der Blick hier eine freye Fülle, eine leichte Einheit. Heißt es die edle Kraft der deutſchen Vorväter verkennen, wenn man Zweifel hegt, ob ſie alle gleich gebohrne Künſtler waren? Oder war etwa auch die finſtre Scholaſtik der Mönche dem Schönen günſtig? Tauſend Beweiſe rufen uns einſtimmig zu, Proſa iſt die eigentliche Natur der Modernen. Früherhin iſt in der neuern Poeſie doch wenigſtens jugendlich friſche Heldenkraft und ein reiches Leben der liebevollen Fantaſie. Bald aber wurde die Kunſt das gelehrte Spielwerk eitler Virtuoſen. Die Lebenskraft jener ritterlichen Heldenzeit war nun verloſchen, der Geiſt entflohn; nur der Nachhall des ehemaligen Sinnes blieb zurück. Was iſt die Poeſie der ſpätern Zeit, als ein Chaos aus dürftigen Bruchſtücken der romantiſchen Dichtung, und aus ohnmächtigen Verſuchen einer unerreichbaren idealiſchen Vollkommenheit, welche ſich mit wächſernen Flügeln in grader Richtung gen Himmel ſchwingen, und aus verunglückten Nachahmungen mißverſtandner Muſter? So waren auch die erſten Verſuche neugriechiſcher Kunſtgebäude in dem chriſtlichen Abendlande aus ſchönen Fragmenten einer kunſtreicheren Vorwelt noch ſehr unförmlich zuſammengeſetzt. So fertigt oft noch jetzt der nordiſche Kunſtſchüler mit eiſernem Fleiß mühſam nach der Antike ſeine ſteinernen Gemählde"!

„Die Menſchheit blühte nur einmal und nicht wieder; dieſe Blüthe war die ſchöne Kunſt. Im herben Winter gemeinen Umriß nur auf die wichtigſten großen Völker, die eine hohe Stufe eigenthümlicher Geiſtescultur erreicht haben, beſchränken; und werde ich dabey die Methode befolgen, daß ich zuerſt von den Sitten und der Lebensverfaſſung, überhaupt von dem ganzen äußern Culturzuſtande und ſelbſt von der äußern Geſchichte jeder Nation, die hier eine wichtige und eigne Stelle einnimmt, eine oder die andre Epochemachende hiſtoriſche Thatſache, und wenigſtens den Stufengang des Ganzen, ſo weit es für den andern Zweck nöthig iſt, in kurzem Umriß mit wenigen Zügen in Erinnerung bringe, um dann die Entwicklung jenes geiſtigen Princips in der eigenthümlichen Bildung und Denkart deſto ſorgfältiger zu charakteriſiren. Die politiſche Geſchichte wird erſt in den ſpätern Epochen der nachfolgenden Zeit faſt die Hauptſache und der weſentliche Beſtandtheil in dem Gange der zu ihrem Ziel fortſchreitenden oder auch Theilweiſe darin wieder zurückſchreitenden Menſchheit. — Es können für dieſes Weltgemählde der älteſten menſchlichen Geiſtescultur auch nur ſolche Nationen ausgewählt werden, die uns hinreichend bekannt und wo die Quellen wenigſtens jetzt mehr zugänglich geworden ſind; weil wenn man alle auch minder bekannte Nationen mit darin umfaſſen wollte, dieſes zu endloſen und ganz ſpeciellen Unterſuchungen führen würde, ohne dadurch vielleicht andre oder neue Reſultate für das Ganze und Weſentliche zu gewinnen oder erreichen zu können. Ich habe für die erſte Periode des hohen Alterthums die Chineſen, Indier und Aegypter, außer dem auserwählten, wie man es ſonſt nannte, und wenigſtens ganz allein ſtehendem hebräiſchen Volke, hiezu herausgehoben; und indem ich von dem entfernteſten Culturlande in Oſt-Aſien, alſo von China ausgehe und anfange, muß ich jedoch gleich im voraus erinnern und bemerken, daß durchaus keine Rangordnung oder Entſcheidung über das höhere oder mindere Alterthum dieſer Völker und dem einen oder dem andern zugeſprochene Vorzug darin liegen ſoll: da ohnehin in den eignen chronologiſchen Angaben und Anſprüchen dieſer Völker, die man mannichmal auch wohl chronologiſche Dichtungen nennen könnte, näher unterſucht, vielmehr aſtronomiſche Zahlen und Perioden zum Grunde liegen mögen; ſie alſo im ſtreng hiſtoriſchem Sinne eigentlich nicht einmal urſprünglich chronologiſch gemeynt, oder ſo zu nehmen ſind. Genung, daß alle jene drey genannten Völker derſelben Welt-Periode und Stufe oder doch eines ſehr nah verwandten in dem Stufengange der geiſtigen Entwicklung des menſchlichen Weſens und Charakters angehören; wobey jene chronologiſche Streitfrage für den höhern Zweck eigentlich unweſentlich iſt, oder doch nur eine ſehr untergeordnete Wichtigkeit hat. Es zeigt und entwickelt ſich ohnehin bey jedem, der an ſolchen Unterſuchungen lebendigen Antheil nimmt, leicht eine beſondre Vorliebe für die eine oder die andre Nation und den Vorzug ihres höheren Alterthums; wie der Menſch denn oft für die allerentfernteſten Gegenſtände gern Parthey nimmt. Um ſo mehr möchte ich dieſes hier ganz entfernt halten, und folge daher ſtatt deſſen lieber einer Art von geographiſcher Ordnung, an deren Stelle die mehr chronologiſche in den verſchiedenen Zeit Epochen der neuern Geſchichte ſpäterhin dann ſchon von ſelbſt eintreten wird. — Ich ſagte, eine Art von geographiſcher Ordnung; denn allerdings muß hier, für den beſondern Zweck dieſer hiſtoriſchen Umriſſe, ein etwas andrer Standpunkt für die geographiſche Ueberſicht der Erde genommen werden, als ſonſt in andrer Rückſicht geſchieht. In der gewöhnlichen Erdbeſchreibung für den praktiſchen Gebrauch wird wie billig der gegenwärtige Beſtand aller jetzt vorhandnen Staaten und Reiche zum Grunde gelegt. Eine andre, mehr naturwiſſenſchaftliche Erdkunde nimmt die Gebirgszüge und den Lauf der Ströme und ihre Thalbildungen und Waſſergebiete zum Leitfaden ihrer Anordnung und Eintheilung der Erde. Für dieſe Philoſophie der Geſchichte wird dagegen die Reihenfolge der vornehmſten Culturländer eine ſolche Höhenkette bilden; und es ſind hier nicht die für den Handel und Wandel ſchiffbaren Flüſſe allein, ſondern vorzüglich iſt es der geiſtige Strom der Ueberlieferung und der die Menſchheit befruchtenden und in ihr fortwirkenden Ideen, dem ſie von Oſten nach Weſten, oder auch in jeder andern hiſtoriſch erkannten Richtung zu folgen hat. So wie diejenigen Menſchen, die man eigentlich hiſtoriſche nennen kann, nur die ſeltnere Ausnahme bilden unter der übrigen Menge; ſo ſind auch nur eine gewiſſe Anzahl von Ländern, aus dem ganzen Umkreiſe des übrigen Erdkreiſes, für die Culturgeſchichte vorzüglich wichtig und eigentlich hiſtoriſch geworden. Der bey weitem größere Theil der bewohnten oder bewohnbaren Erde gehört nicht in dieſe Zahl oder iſt nicht zu dieſer Stufe gelangt, ſo wichtig und lehrreich für die Naturwiſſenſchaft auch ſonſt deſſen nähere Erforſchung ſeyn mag. Von ganz Afrika ſteht außer Aegypten nur die längs dem mittelländiſchen Meere ſich hinziehende Nordküſte in dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange mit der Cultur und hiſtoriſchen Entwicklung der übrigen civiliſirten Völker. Das ganze übrige Küſtenland rings um dieſen Welttheil herum, ſo wie die Südſpitze von Afrika bietet zwar wichtige Punkte genug für die Schiffahrt, den Handel, oder etwa für einen Verſuch von Kolonieen dar; für die Naturkunde enthält das noch ſehr unbekannte innre Afrika vieles höchſt Merkwürdige und anziehend Wunderbare; aber in der intellektuellen Geſchichte oder in der moraliſchen Entwicklung des Menſchen nimmt das eine wie das andre weiter keine beſondre und hiſtoriſch zu nennende Stelle ein. Das ganze weite Nord-Aſien, iſt erſt ſeitdem es eine Provinz des ruſſiſchen Reichs wurde, näher bekannt und gleichſam von neuem entdeckt worden. Von dem mittleren Aſien, gegen Oſten hin, in der ſüdlichen Tartarey, im Norden von China, ſind oft große Völkerbewegungen ausgegangen und Eroberungszüge, die ſich weit über die civiliſirten Länder und bis nach Europa hin erſtreckten. In dem Entwicklungsgange der menſchlichen Geiſtesbildung aber kann man dieſe Völker nicht eben ſo hoch ſtellen. Der ſogenannte fünfte Welttheil oder Polyneſien, obwohl an Größe Europa beynahe gleich, zählt in dieſer Hinſicht ſo gut wie gar nicht. Selbſt Amerika, der größte unter den ſogenannten vier Welttheilen, nimmt hier noch eine verhältnißmäßig untergeordnete Stelle ein und iſt erſt in den letzten Jahrhunderten mit ſeiner Entdeckung zugleich in die Geſchichte eingetreten, wo denn ſeitdem auch ſeine Bevölkerung eine in Sprache, Sitten, Denkart und Verfaſſung größtentheils Europäiſche geworden iſt, da die noch übrigen Völkerſtämme der dort einheimiſchen Wilden wenig zahlreich ſind; ſo daß es gleichſam nur wie einen ſehr weit ausgedehnten Anhang oder eine Fortſetzung des alten Europa jenſeits des Weltmeeres bildet. Wie ſtark nun auch in den letzten funfzig Jahren die Rückwirkung dieſes hier in der ehemaligen Wildniß aufgewachſnen neuen Europa auf das Mutterland geweſen; ſo bildet dieſes doch eben erſt in der Entwicklungsgeſchichte der neueſten Zeit ein Element und einen Charakterzug derſelben, wo dieſer Welttheil zuerſt eine Wichtigkeit und eine hiſtoriſche Bedeutung erhalten hat.

Von Seiten der Naturbeſchaffenheit aber ſteht dieſer neue Welttheil in einer weiten Entfernung ab von der alten Welt, mit einer Verſchiedenheit, die ungleich größer iſt, als die der einzelnen Haupttheile der alten Welt unter ſich. So wie ſich im Vergleich von dem Nord-Ende des Planeten mit der entgegenſtehenden Süd- oder Waſſerſeite, eine auffallende Ungleichheit und beynah entſchiedner Gegenſatz zwiſchen beyden zu erkennen giebt; ſo iſt eben dieſes auch der Fall, wenn man die Oberfläche des Erdkreiſes in der andern Direction von Oſten nach Weſten vorrückend, in zwey gleiche Hälften in Gedanken theilt. Auf der einen Seite umfaßt dieſe erſte und vornehmſte Erdhälfte von der Weſtküſte von Afrika bis zur Oſtküſte von Aſien dann die drey alten Welttheile, welche auch von oben her und in der Mitte faſt den ganzen Raum dieſer Hälfte des Globus ausfüllen und einnehmen. Hier iſt das meiſte Land und auch das von Seiten der organiſchen Thierwelt am reichſten und herrlichſten ausgeſtattete. Nur an dem ſüdlichen Ende iſt wieder das Meer und Waſſer überwiegend, wo ſich von der äußerſten Südſpitze von Aſien, durch eine fortgehende Kette damit verbunden, dann der fünfte und letzte auſtraliſche Welttheil als ein Anhang von Aſien an dieſes anſchließt. Auf der andern, amerikaniſchen Erdhälfte iſt nicht bloß an der ſüdlichen Seite, ſondern auch in der Mitte das Waſſer überwiegend; da die große Ausdehnung von Amerika doch keinen Vergleich aushält mit dem Flächeninhalte der übrigen Welttheile zuſammen genommen. Noch gröſſer aber als das Uebergewicht von Land, iſt das Uebergewicht der menſchlichen Bevölkerung auf der einen aſiatiſch-europäiſchen Erdhälfte. Hier iſt der Hauptſitz der Bevölkerung und auch der vornehmſte Schauplatz der Menſchencultur und Völkergeſchichte. Die ganze Bevölkerung von Amerika, die weil ſie gröſtentheils eine europäiſche, uns beynah beſſer bekannt iſt, als die von manchen andern, uns näher gelegenen Weltgegenden, bildet bey dem höchſten Anſchlage von der geſammten menſchlichen Bevölkerung, nur etwa den dreyßigſten, bey dem geringſten doch noch bey weitem nicht den vier und zwanzigſten Theil des Ganzen. Sie überſteigt an ſich genommen, ſo weit ausgedehnt dieſer ſparſam bevölkerte Welttheil auch iſt, kaum die Bevölkerung eines einzigen groſen europäiſchen Landes, wie etwa Frankreich oder Deutſchland, denen ſie in dieſer Hinſicht ungefähr gleich kommt. Die Vegetation iſt zwar in Amerika die üppigſte und herrlichſte; doch fehlten hier von Anfang die beyden mit der älteſten Menſchengeſchichte ſo innig verwebten Edelpflanzen der Cultur, das Getreide und der Weinbau. In der organiſchen Thierwelt aber ſteht Amerika am weiteſten gegen die übrigen alten Welttheile zurück. Viele der edelſten, ſchönſten Thiergattungen fehlten hier urſprünglich ganz: andere wurden nur in einer viel unförmlicheren Geſtalt und ſchlechteren Abart gefunden. Für die wichtigſten und weſentlichſten Hausthiere des Menſchen und ſeine Cultur, die dort abgingen, geben einige einheimiſche Thierarten nur einen ſehr unvollkommnen Erſatz. Man kann ganz dreiſt den in dieſer Allgemeinheit gewiß nicht irrigen oder übertriebenen Satz aufſtellen: auf der amerikaniſchen Erdhälfte iſt die Vegetation vorherrſchend, an der andern aſiatiſchen Erdſeite iſt die animaliſche Kraft überwiegend und voller entwickelt. Dieſes zeigt ſich auch in der organiſchen Naturbeſchaffenheit des Menſchen und zwar nicht allein in dem Vergleiche der Bevölkerung. Auch an Körperkraft und organiſcher Stärke und Lebendigkeit ſteht der amerikaniſche Menſchenſtamm der alten Einwohner weit hinter dem afrikaniſchen zurück; und auch dem malayiſchen Stamm und den mongoliſchen Stämmen im mittleren oder nordöſtlichen Aſien und in der ſüdlichen Tartarey, mit denen er wohl ſonſt noch am erſten einige Analogieen darbietet, ſcheint er an Dauerhaftigkeit und produktiver Fruchtbarkeit bey weitem nicht gleich zu kommen.

Weil dieſer ſonſt ſo unvollkommene amerikaniſche Welttheil aber von allen andern am meiſten iſolirt, und ſeine Form viel einfacher und weniger verwickelt iſt, als die der andern alten Welttheile; ſo dürfte er in dieſer Hinſicht wohl ſehr zu beachten, und der allgemeine Typus und richtige Naturbegriff von Einem Welttheil im höheren geographiſchen Umriß vielleicht daher zu entlehnen ſeyn. Der oberen Hälfte, mit der ganzen weit ausgedehnten Breite gegen den Nordpol gerichtet, iſt das bauchigte Untertheil mit der gegen Süden gekehrten Spitze, durch die ſchmale Landenge angehängt, und bilden beyde in dieſem Zuſammenhange ſchon nach dem allgemeinen Gefühl nur Einen und denſelben Welttheil und zeigt es ſich hier wohl nach dem einfachen Thatbeſtande, wie total verſchieden die Nordhälfte und die Südhälfte eines ſolchen ſeyn kann. Daß nun in jener Zeit, wo das ſchwarze Meer mit dem caſpiſchen noch zuſammenhing, daß weiße Meer ſich viel tiefer in das Land hinein erſtreckte, das Uralgebirge eine Inſel oder doch braiſchen Entdeckungen, und beſonders auf die binariſche Rechnungsweiſe. Andre mehr aus dem Leben und der praktiſchen Beobachtung ſchöpfende Schriftſteller, beſonders unter den Engländern, bemerken dagegen, wie dieſes alte Syſtem von myſtiſchen Strichen im wirklichen Leben und noch gegenwärtig als eine Art von Orakel-Frageſpiel dient, wie etwa bey uns in Europa das Kartenſchlagen, oder Kartenlegen, und auch ſonſt zu manchem Aberglauben angewendet wird, beſonders auch um vermeyntliche Fortſchritte in der Alchymie zu machen, welcher die Chineſen ſehr ergeben ſind. Doch dieß iſt nur ein Mißbrauch der modernen Zeit, wo man jenes uralte Syſtem von ſymboliſchen Zeichen und Strichen gar nicht mehr verſtand. Das hohe Alterthum deſſelben und der acht Koua, läßt ſich um ſo weniger bezweifeln, da es ſelbſt mythologiſch dem Altvater der chineſiſchen Urzeit, Fohi beygelegt wird, der dieſe Striche auf dem Rücken einer Schildkröte erblickt, und eben daraus die Schriftzeichen erfunden habe; welche viele chineſiſche Gelehrte aus dieſen acht Koua oder Verknüpfungen der erſten ſymboliſchen Grundſtriche ableiten wollen, und abzuleiten verſucht haben. Der ſchon mehrmals erwähnte franzöſiſche Gelehrte aber, deſſen Urtheil hierüber wohl am meiſten ein competentes ſeyn dürfte, widerſpricht dieſer chineſiſchen Herleitung der geſammten Schriftcharaktere aus den acht Koua auf das allerentſchiedenſte; und wohl ſcheint es, daß ſie als etwas ganz davon und von dem gemeinen praktiſchen Schriftgebrauch verſchiedenes, und wiſſenſchaftlich für ſich beſtehendes betrachtet werden müſſen. Vielleicht wird ſich der wahre Sinn dieſer Zeichen, der gar nicht ſo ſehr verborgen iſt, und ihre natürliche Erklärung ganz von ſelbſt ergeben, wenn wir eine Vergleichung der Grundbegriffe der ältern griechiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft dabey zu Hülfe nehmen; ſo wie nach den Grundſätzen derſelben in den Platoniſchen Schriften ſehr oft von dem Einen und dem Andern, oder auch von der Einheit und der Zweyheit die Rede iſt, als den urſprünglichen Natur-Elementen oder erſten Principien alles Daſeyns. Es iſt damit die Lehre von dem erſten Gegenſatz, und den mehreren aus dem erſten abgeleiteten Gegenſätzen gemeynt; ſo wie auch von der möglichen und denkbaren, oder geforderten und wirklich zu machenden Ausführung und Ausgleichung zwiſchen beyden und der Wiederherſtellung der erſten, allem Gegenſatz vorhergegangenen, und allen Zwieſpalt endlich wieder in ſich auflöſenden und allumfaſſend in ſich aufnehmenden Einheit und ewigen Gleichheit. So dürfte alſo wohl in jenen altchineſiſchen acht Koua und mathematiſchen Zeichen oder ſymboliſchen Linien, nichts enthalten ſeyn, als das trockne Grund-Schema alles dynamiſchen Denkens und Wiſſens; und iſt es ganz begreiflich, und ſehr conſequent, wie das heilige alte Buch, in welchem dieſe Principien des chineſiſchen Wiſſens enthalten ſind, das Buch von der Einheit, oder auch von den Umwandlungen heißen, und genannt werden konnte; da dieſes allerdings auf der Lehre von der abſoluten Einheit, als dem Grund-Princip aller Dinge, und allen aus dieſer Einheit erſt hervorgehenden Differenzen und Gegenſätzen, oder Veränderungen, beruht. Noch anſchaulicher wird dieſe Lehre vom Gegenſatz in allen Dingen, im Denken wie in der Natur, werden, wenn wir uns dabey der neuern glänzenden Entde ckungen unſrer Naturwiſſenſchaft erinnern. Denn wie hier in der ſich entgegenſtehenden Oxygen- und Hydrogen-Seite der chemiſchen Metall-Säule, oder auch in dem poſitiven und negativen Ende der elektriſchen Erſcheinungen, an dem anziehenden, und dem abſtoßenden Pole der magnetiſchen Kraft, ein ſolcher Gegenſatz und dynamiſches Spiel der lebendigen Kräfte in den Natur-Phänomenen ſich offenbart und dargeſtellt wird; ſo iſt wenigſtens der abſtracte Begriff von dieſem Gegenſatz und dynamiſchem Wechſel des Daſeyns auch ſchon dort erfaßt und wenigſtens in mathematiſcher Allgemeinheit, als Grundlage alles künftigen Wiſſens, angedeutet. Freylich iſt hier in unſrer höhern Naturlehre alles dieſes aus wiſſenſchaftlicher Erfahrung faktiſch nachgewieſen; und iſt auch überdem dieſes ganze dynamiſche Seyn und Leben, ſo wie die Erkenntniß und das Wiſſen davon, nur das Eine Element, und die Eine Seite deſſen, was da iſt, und deſſen, wie es erkannt und verſtanden werden muß; und bleibt eine Wiſſenſchaft, bloß und allein auf dieſes Eine dynamiſche Lebensgeſetz und Daſeyns Spiel gegründet, ohne alle Rückſicht auf die andre Seite und höhere Quelle der innern Erfahrung und des ſittlichen Lebens, der geiſtigen Anſchauung und göttlichen Offenbarung, immer nur eine ſehr einſeitige, gar nicht überall anwendbare; ſoll ſie aber überall angewandt werden, in endloſe Wiederſprüche, Irrthümer und Mißverſtändniſſe führende Anſicht. Daß ein ſolches Syſtem des dynamiſchen Denkens und Wiſſens, wenn es auch da, wo es nicht faktiſch nachgewieſen werden kann, auf alle göttlichen und menſchlichen Dinge, wirkliche und mögliche, oder unmögliche Gegenſtände ausgedehnt, allerdings zu einer ſolchen chaotiläßt ſich nun kein künſtlicher Frühling wieder erzwingen. Der allgemeine Geiſt des Zeitalters iſt überdem eine ganz aufgelöſte Erſchlaffung und Sittenloſigkeit. Ihr ſeyd und denkt ſchlecht, und wollt ſchön darſtellen und ſcheinen? Euer Inneres iſt wurmſtichig und euer Äußres ſoll rein ſeyn? Widerſinniges Beginnen! Wo der Charakter entmannt iſt, wo es keine eigentliche ſittliche Bildung giebt, da ſinkt die Kunſt natürlich zu einem niedrigen Kitzel zerfloſſener Ueppigkeit herab. Am hoffnungsloſeſten iſt das Loos der Deutſchen Poeſie! Unter den Engländern und Franzoſen haben doch wenigſtens die Darſtellungen des geſelligen Lebens urſprüngliche Wahrheit, eigne Beſtandheit, lebendigen Sinn und ächte Bedeutung. Der Deutſche hingegen kann nicht darſtellen, was er gar nicht hat; wenn er es verſucht, fällt er in überſpannte Träumereyen oder in Froſt. Zwar entfernt auch den Engländer die eckichte Ungeſchliffenheit, der ſtumpfe Trübſinn, die eiſerne Hartnäckigkeit; den Franzoſen die flache Heftigkeit, der ſeichte Ungeſtüm, die abgeſchliffne Leerheit ihres einſeitigen Nationalcharakters weit genug vom vollkommnen Schönen. Den charakterloſen Deutſchen macht aber die kleinliche Umſtändlichkeit, die verworrne Schwerfälligkeit, die uralte, bedächtliche Langſamkeit ſeines Geiſtes zu den leichten Spielen der freyen Kunſt vollends ganz unfähig. Einzelne Ausnahmen beweiſen nichts für das Ganze. Giebt es auch in Deutſchland hie und da Sinn und Gefühl für das Schöne in der Kunſt; ſo gab es auch noch unter dem Nero Römer."

In ſolchen und noch ſchwärzern hiſtoriſchen Nachtſtücken, ſchildert man mit Farben der Unterwelt, zwar nicht ſchen Verwirrung der Ideen führt, davon hat man wohl das Beyſpiel an der deutſchen Naturphiloſophie in der verwichnen Generation geſehen, deren Charakter eben dieſer war; wie er ſich in dieſem willkührlichen Gedankenſpiel mit Polaritäten, und Gegenſätzen oder den Indifferenzpunkten dazwiſchen, ſelbſt ausſpricht, der aber jetzt nach ſeinem wahren Werth und innrem Gehalt längſt erkannt, und in ſeine Schranken zurück gewieſen iſt. — So dürfte alſo wohl jenes Grund-Schema der chineſiſchen Gedankenſymbole, deren Bedeutung allerdings rein wiſſenſchaftlich, und eine durchaus metaphyſiſche iſt, nur den neueſten Irrthum in der älteſten Form, uns vor Augen ſtellen, obwohl auch dieſes merkwürdig, hiſtoriſch wichtig, und lehrreich genug iſt. Der Grundtext des heiligen alten Buches über dieſe Lehre von der Einheit und den Gegenſätzen, welcher nun ganz verſtändlich ſeyn wird, lautet aber nach Remuſats wörtlicher Ueberſetzung im Weſentlichen ſo: „Das große Urprincip hat die zwey Gleichungen und Verſchiedenheiten, oder Grundregeln des Daſeyns erzeugt oder hervorgebracht; die zwey Grundregeln oder Gegenſätze aber, nämlich Yn und Yang, oder Ruhe und Bewegung (das Ja und das Nein, wie man es auch nennen könnte), haben die vier Bilder oder Symbole hervorgebracht; und die vier Symbole haben die acht Koua oder Fügungen und weitern Zuſammenſetzungen hervorgebracht.“ Dieſe acht Koua ſind Kien oder Aether, Kui, d. i. reines Waſſer; Li, d. h. reines Feuer; Tſchin, oder Donner, Sinn, d. h. der Wind, Kan, das gemeine Waſſer; Ken, nämlich Berge, und Kuen, die Erde. Auf dieſer alten Grundlage des aus der Indifferenz zu den Differenzen fortſchreitenden chineſiſchen Wiſſens und dynamiſchen Denkens, wurde nun ſpäterhin das rein ſpekulative Vernunftſyſtem gegründet, als deſſen Stifter Laotſeu, etwas früher als Confucius genannt wird. Die ihm nachfolgende Vernunft-Secte Tao-ſſe, iſt ſehr ausgeartet, und endlich entſchieden atheiſtiſch geworden, wovon jedoch die Schuld nicht dem Stifter ſelbſt beygemeſſen, ſondern der Tadel nur auf ſeine Schule beſchränkt wird; wiewohl es anerkannt iſt, daß dieſer Atheismus einer abſoluten Vernunftwiſſenſchaft ſich ſehr weit verbreitet hat im chineſiſchen Reiche, und eine Periode hindurch faſt allgemein herrſchend geworden iſt. Da es jedoch nöthig iſt, in dieſem Entwicklungsgange des chineſiſchen Geiſtes auch die chronologiſche Ordnung im Auge zu behalten; ſo iſt hier zunächſt noch die Bemerkung einzuſchalten, daß für den Gang der chineſiſchen Wiſſenſchaft und Religion zuſammen genommen, nach dem Reſultat des bisher bekannten, ſich drey Hauptmomente, oder auf einander folgende Epochen unterſcheiden laſſen. Die erſte Epoche iſt die der heiligen Ueberlieferung, und der darauf gegründeten alten chineſiſchen Staatseinrichtung, und Idee des chineſiſchen Reichs, nebſt den urſprünglichen Sitten und Sittenlehren, auf welche dieſe ſich gründet. Die zweyte Epoche, ohngefähr ſechshundert Jahre vor unſrer Zeitrechnung, iſt die der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, welche zwey verſchiedene Richtungen nahm. Confucius wandte ſich ganz auf die praktiſche Seite der Sittenlehre, womit denn auch die alte chineſiſche Staatseinrichtung, Geſchichte und heilige Ueberlieferung auf das genaueſte zuſammenhing; und hat dieſer eine Zweig der chineſiſchen Geiſtescultur in der reinen Sittenlehre des Confucius, die zuerſt naher in Europa bekannt wurde, die Bewunderung vieler europäiſchen Gelehrten im hohen Grade erregt; worunter die richtige Würdigung des Ganzen, nach dieſem etwas zu einſeitig genommenen Standpunkte wohl etwas gelitten haben mochte. Eine andre von jener praktiſch ſittlichen ganz verſchiedne, und durchaus ſpekulative Richtung, nahm die Philoſophie in dem Laotſeu und ſeiner Schule, aus welcher jene ſchon erwahnte Vernunft-Secte hervorging, die endlich atheiſtiſch wurde. Die Sage, oder Vermuthung, und die Prüfung derſelben, ob Laotſeu eine Reiſe in den fernen Weſten gemacht, und alſo wenn er auch nur bis Weſt-Aſien gekommen wäre, ſein Syſtem vielleicht aus Perſiſchen oder Aegyptiſchen Lehren, oder mittelbar ſogar aus der griechiſchen Philoſophie habe ſchöpfen können; dieſe Frage, und die Unterſuchung darüber, laſſe ich hier an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; da die Sache ohnehin ſehr zweifelhaft iſt, und wenn dem auch ſo wäre, doch alles, was vielleicht urſprünglich aus dem Weſten entlehnt war, nun hier durchaus in chineſiſche Form eingekleidet, und völlig umgewandelt oder auch ganz einheimiſch geworden iſt. Offenbar enthalten auch ſchon die oben erwähnten Zeichen des Y-king die Grundlage zu einem ſolchen verneinend abſoluten, mithin weſentlich atheiſtiſchen Vernunftſyſtem des dynamiſchen Gedankenſpiels. Den dritten Hauptmoment, oder auch die dritte Epoche in dem Entwicklungsgange der chineſiſchen Denkart, macht die Einführung der indiſchen Religion des Buddha oder Fo; die vorhergegangene Erſchütterung der alten chineſiſchen Sitten und Lehren, und der herrſchende Sectengeiſt jener falſchen, abſoluten Vernunft-Philoſophie hatte der fremden Buddhi ſtiſchen Lehre, welche unter allen heidniſchen Nachäffungen der Wahrheit wohl die unterſte und letzte Stelle einnimmt, ſchon vorgearbeitet, und hinreichend den Weg gebahnt.

Die heilige alte Ueberlieferung der Chineſen iſt durchaus nicht ſo mit Dichtungen überladen, oder durch Dichtungen entſtellt, wie die der meiſten andern aſiatiſchen Völker, z. B. der Indier, oder auch die der frühern heidniſchen Nationen des europäiſchen Abendlandes; ſondern ſie iſt mehr in einem rein hiſtoriſchen Sinn aufgefaſst und gedacht. Es iſt daher ſelbſt die Poeſie der Chineſen eigentlich keine mythiſche, wie die jener andern Völker; ſondern entweder eine lyriſche, wie in dem von Confucius herrührenden oder geſammelten Buch der heiligen Geſänge, dem Schiking; oder ſie iſt in den jetzigen, aus mehreren Ueberſetzungen bekannten, modernen Erzählungen, als Novelle, ganz auf die Darſtellung des wirklichen Lebens, und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gerichtet.

Die alte Ueberlieferung der Chineſen bietet vieles dar, was von verwandter Art iſt, oder doch erinnert an manches Aehnliche in der göttlichen Offenbarung der Moſaiſchen Urkunde, oder auch an die heilige Ueberlieferung andrer Völker in West-Aſien, beſonders der Perſer; wo denn einiges was ſich dort findet, zur Beſtätigung des uns Ueberlieferten und ſchon Bekannten dient, oder wenigſtens zu einer anderweitigen Vergleichung damit Anlaſs giebt. Von der eigenthümlichen chineſiſchen Anſicht oder Darſtellung von der großen Fluth, und wie die erſten Stammväter dieſe und die wilden Gewäſſer immerwährend bewältigten, andre ſchlechte oder nachläſſige Herrſcher dieſes dann wieder vernachläſſigten, und dadurch ins Verderben geriethen, iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen. Ich will nur noch einen einzelnen Zug herausheben, wo die Parallele beſonders bemerkenswerth iſt; wie nämlich in dem Yking mit ausdrücklichen Worten von dem abgefallenen Drachen, oder Drachengeiſte die Rede iſt, wie derſelbe aus Stolz, da er zum Himmel hinauffahren wollte, in die Tiefe hinabgeſtürzt wurde; ganz in derſelben oder doch ähnlichen Weiſe, wie in der heiligen Schrift von dem abtrünnigen Geiſte, oder bey den Perſern von dem Ahriman die Ausdrücke lauten. Nun iſt aber gleichwohl dieſer Drache ſonderbarer, man möchte faſt ſagen, naiver Weiſe, das Symbol und geheiligte Sinnbild des chineſiſchen Reiches und ſeiner Beherrſcher. Die väterliche Gewalt der letztern wird in einem etwas ſehr abſoluten Sinne genommen; er heißt nicht bloß der Herr des Himmels und der Erde, oder auch der Sohn des Himmels, oder vielmehr der Sohn Gottes; ſondern es wird auch wirklich ſein Wille, als ein göttlicher Wille verehrt, oder vielmehr mit demſelben völlig identificirt, und ſelbſt die entſchiedenſten Lobredner der chineſiſchen Staats- und Lebens-Einrichtung, können nicht ganz in Abrede ſtellen, daß dem Monarchen faſt eine eigentliche Anbetung gezollt wird. Das Chriſtenthum ſagt uns, daß alle Obrigkeit von Gott ſey; damit iſt aber nicht geſagt, daß dieſe mit Gott völlig Eins, und ganz Einerley ſey. Selbſt die Herrſchaft über die Natur und die Naturgeiſter, wird in China dem Staatsbeherrſcher, als dem erlauchten Herrn des Himmels und der Erde beygelegt. Einen erblichen Adel, oder ſonſt durch die Geburth geſonderte Stände, wie in Indien, gab es hier ohnehin nicht. Auch das große Opfer für den Herrn brachte in der alten Zeit der ben habe. Denn bey den andern Söhnen und Töchtern, die er nachher noch erzeugte und durch welche noch andre Völker von ihm abgeſtammt ſeyn können, wird nichts dem ähnliches erwähnt. Dieſes beſtätigt und erklärt den hohen Vorzug, welcher dem Stamme des Seth in der heiligen Ueberlieferung gegeben wird. Was aber die höheren Kräfte betrifft, die der Erſte Stammvater noch erhalten, oder von neuem wieder erhalten hatte: ſo muß wohl angenommen werden, daß er nach dem Verbrechen und der Flucht des Kain, ſeine Verirrungen eingeſehen habe, um den beſſern Stamm des Seth gründen, und das Menſchengeſchlecht damit von neuem wieder anfangen zu können. Es beruht dieſes auch nicht auf einer willkührlichen Annahme, da es in der heiligen Schrift ausdrücklich erwähnt wird, daß dieſer von Gott, zum „Vater des ganzen Erdkreiſes“ eingeſetzte Erſte Menſch, wie er dort genannt wird, nachdem er ſich wieder zu Gott gewendet, der weiſeſte aller Menſchen, und zufolge der Ueberlieferung, der größte aller Propheten geworden ſey, der in ſeinem Seherblick die Schickſale des ganzen Menſchengeſchlechts und aller Zeiten, bis an das Welt-Ende umfaßt habe. Alles dieſes ſoll eigentlich nur in einem hiſtoriſchen Sinn und Verſtande geſagt ſeyn, indem der eigentlich exegetiſche hier nicht berührt werden kann, und andern überlaſſen bleibt. Es iſt aber der Vorzug der Gott ergebnen, und von Gott auserwählten Sethiten, allerdings ein hiſtoriſcher zu nennen, auf den auch die Sage und Ueberlieferung andrer aſiatiſchen Völker hindeutet, und viele Spuren davon enthält. Ja es iſt überhaupt der Gegenſatz zwiſchen den Sethiten und Kainiten und das gegenſeitige Verhältniß dieſer beyden Stämme, der eigentliche Schlüſſel zu der Urgeſchichte der geſammten alten Welt, und meiſtentheils auch der einzelnen alten Völker. Denn daß nach der vorübergehenden gewaltſamen Unterbrechung durch die große Fluth, die Erinnerung an manches wieder aufleben, und ähnliche oder dieſelben Verhältniſſe, die dort in der alten Welt und für den Gegenſatz der beyden Urſtämme Statt fanden, ſich auch hier von neuem anknüpfen und zum zweytenmale ähnlich geſtalten und wiederhohlen konnten, das wird keiner weitern Erinnerung bedürfen; eben ſo wenig als daß bey einer zunehmenden Entartung des Menſchengeſchlechts, alles bald und immer mehr entſtellt ward, und in Unordnung gerieth, und endlich meiſtens ganz unkenntlich geworden iſt; ſo daß es ſpäterhin eine Aufgabe für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft wird, die auffallendſten, merkwürdigſten, und größten Phänomene, die noch aus den Zeiten der Urwelt übrig geblieben ſind, oder daran erinnern, auf die einfachen Elemente ihres Urſprungs zurück zu führen. —

Wenn ich es aber für nicht unmöglich noch unſtatthaft halte, die indiſche Kaſtenverfaſſung, und was eigentlich das Weſentliche davon iſt, den alten Brahmanenſtamm, nämlich die innre Idee davon, und den weſentlichen Begriff dieſes alten Inſtituts, an die bibliſche Geſchichte, und heilige Ueberlieferung von den Sethiten anzuknüpfen; ſo muß ich nur noch bemerken, daß bey einer ſolchen allgemeinen, und höhern Anknüpfung an die Stammväter der Urwelt, der jetzige Charakter, und die gegenwärtige ſittliche Beſchaffenheit der Brahminen eben ſo wenig als Einwendung dagegen, oder Entſcheidungsgrund darüber gelten kann, als man z. B. den jetzigen unterdrückten Zuſtand des zerſtreuten jüdiſchen Volkes zum

Maaſſtab anwenden durfte, für die höhern Kräfte, die groſſen Männer und gewaltigen Propheten, die ihm ehemals verliehen waren, oder für Naturen wie uns Moſes und Elias dargeſtellt werden.

Dieſes wird hinreichend ſeyn für das Eine Haupt-Phänomen der indiſchen Charakteriſtik; ehe ich aber das Zweyte, nämlich die Lehre von der Seelenwanderung näher zu erklären verſuche, die zugleich das innre Princip geworden iſt, welches der indiſchen Philoſophie, wo nicht ihre erſte Entſtehung, doch aber ihre eigenthümliche Richtung gegeben hat; muſs ich vorher noch ein allgemeines Bild von dem Polytheismus voranſchicken; um ſo mehr da unſer Begriff deſſelben, der meiſtens nur von den Griechen hergenommen iſt, für die aſiatiſchen Völker der älteſten Zeit, durchaus nicht ganz ausreichend iſt.

Die bunte Fabelwelt und Götter-Sage der Griechen ſind wir gewohnt, nur als ein Spiel der Fantaſie, und eine ſchöne Dichtung zu nehmen; ohne eigentlich in das Einzelne, in ſeine ſittliche Bedeutung und Wirkung, genauer und tiefer einzugehen. Es iſt um ſo natürlicher, daſs die griechiſche Mythologie uns bloſs dieſen Eindruck macht, oder daſs wir ſie nur aus dieſem Geſichtspunkte auffaſſen, da alle höheren Ideen und ernſteren Begriffe von der Gottheit und dem höchſten Weſen und ſeiner unendlichen Macht, von der ewigen Weisheit und Vorſehung, die alles leitet, und zu ſeinem Ziele lenkt, von dem unendlichen Geiſte, und höchſtem Verſtande, von welchem alle Dinge erſchaffen ſind, der weit über die äuſſere ſichtbare Natur erhaben iſt, zwar bey den Pythagoräern, oder auch beym Anaxagoras und Sokrates, ſich mehr oder minder vollkommen entwickelt vorfinden, und beym Plato, wie bey den ihm nachfolgenden Philoſophen, oft auf das lichtvollſte und ſchönſte entwickelt werden. Aber in die Griechiſche Volks-Religion iſt alles das niemals übergegangen, und ſind dieſe höhern Ideen ihr größtentheils ganz fremd geblieben, da ſich in ihrer Mythologie wohl ſonſt vieles ſinnvoll und geiſtig Bedeutende findet, kaum aber nur als einzelne Ausnahme hier und da in verlohrnen Spuren eine Ahndung, oder ein Anklang, ein aus dem Innern hervorbrechender Ausdruck, der wirklich einen Begriff verräth, oder wenigſtens hindeutet auf den klaren Begriff eines höchſten Weſens, allmächtigen Schöpfers aller Dinge, und Vaters der Menſchen. Ganz anders aber iſt dieſes in der indiſchen Mythologie; denn hier werden bey einer ſinnlichen Naturvergötterung, die noch viel entſchiedner und enthuſiaſtiſcher iſt, unter heidniſchen Dichtungen und Erdichtungen aller Art, die noch viel gigantiſcher ſind, als bey den Griechen, dicht daneben, und mitten darunter faſt alle Wahrheiten der natürlichen Theologie, wenn gleich nicht ohne mannichfache Beymiſchung von Irrthum, doch in großer Erhabenheit und Strenge ausgeſprochen; überhaupt aber auch die ſtrengſten wiſſenſchaftlich metaphyſiſchen Begriffe von dem höchſten Weſen, von Gott und ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen, gefunden und angetroffen; und dieß bildet eben den eigenthümlichen Charakter, der auf der einen Seite gigantiſch wilden und fantaſtiſch Naturbegeiſterten, auf der andern Seite philoſophiſch ſinnigen, und myſtiſch bedeutenden Mythologie der Indier. Wenn es den Pythagoräern gelungen wäre, wie es wohl wahrſcheinlich iſt, daß ſie dieſe Abſicht gehabt haben mögen, ihre höhern Ideen von Gott und dem Menſchen, von der Unſterblichkeit der Seele, und von der unſichtbaren Welt, allgemein geltend zu machen, und in die Volks-Religion einzuführen, indem ſie dieſe nicht grade ganz weggeworfen, ſondern nach ihren Principien durchaus umgewandelt, ihr dieſe höhere Deutung geliehen, oder in ſie hinein gelegt hätten; was die Neu-Platoniker und Kaiſer Julian im feindlichen Gegenſatz gegen das Chriſtenthum, da jene Zeit längſt vorüber war, viel zu ſpät, und ohne dauernden Erfolg verſuchten: nur dann würde die griechiſche Mythologie der indiſchen einigermaßen gleichen, und mit ihr verglichen werden können. In der indiſchen Mythologie und Götterlehre aber, iſt dieſes ſeltſame Beyſammenſeyn, dieſe widerſinnige Durcheinandermiſchung der höchſten Wahrheit, und des ſinnlichſten Irrthums, der wildeſten gigantiſchen Dichtung, und der abgezogenſten metaphyſiſchen, oder auch der reinſten natürlichen Theologie, wenn man anders die göttliche Offenbarung der Urwelt ſo benennen darf; dieſe Miſchung iſt, ſage ich, hier nicht erſt künſtlich herbeygeführt und abſichtlich hinein gelegt, ſondern es iſt gleich vom Urſprunge aus, beydes ſo geweſen, mit und neben einander beſtanden. Nun muß man ſich auf der einen Seite wohl hüten, nicht zu leicht, oder zu ſchnell eine Uebereinſtimmung mit den uns gewohnten Begriffen der Wahrheit in jenen Bildern, und mythologiſchen Begriffen finden zu wollen. Wie ſehr würde man z. B. irren, wenn man in dem indiſchen Bilde, oder Sinnbilde und Begriffe von der Trimurti, oder der göttlichen Dreyheit, ſogleich eine Analogie vorausſetzen wollte, ich will nicht ſagen mit dem chriſtlichen Begriffe, ſondern etwa ohne feyerliches Pathos im Vortrag, aber eigentlich leichtſinnig genug, den Geiſt großer Völker, und eines merkwürdigen Zeitalters. Jeder einzelne Zug dieſer Darſtellung kann wahr ſeyn, oder doch etwas Wahres enthalten; wenn aber die Züge nicht vollſtändig ſind, wenn der Zuſammenhang fehlt, ſo iſt das Ganze dennoch falſch. So iſt die höchſte künſtleriſche Erſchlaffung, in dem Zuſammenhange unſres Zeitalters, nach allem, was vorangegangen iſt, eher als ein günſtiges Symptom von der vorübergehenden wohlthätigen Kriſis des Intereſſanten zu betrachten, welcher nur die ſchwache Natur unterliegt. Dieſe Erſchlaffung entſpringt aus dem gewaltſamſten oft überſpannten Streben; daher ſteht ſo oft die größte Kraft dicht neben ihr. Der Fall iſt natürlich der Höhe, die Erſchlaffung der Anſpannung gleich. Die Sittenloſigkeit mag von der Maſſe wahr ſeyn; doch würde ſie die Fortſchritte des Kunſtſinnes ſchwerlich hemmen, welche der ſittlichen Bildung leicht zuvoreilen können. Der Kunſtſinn iſt ungleich freyer von äußrer Gewalt und von verderblicher Anſteckung; die ſittliche Bildung auch der Einzelnen wird durch die verführeriſche Gewalt der Maſſe viel leichter fortgeriſſen, durch allgemeinherrſchende Vorurtheile erſtickt, durch äußre Einrichtungen jeder Art gefeſſelt. Es kann auch nicht von einem glücklichen Nationalcharakter allein abhängen, ob die Poeſie der Neuern ihre hohe Beſtimmung erreichen werde oder nicht; denn ihre Bildung iſt eine künſtliche. Der höhere Kunſtſinn der modernen Zeit ſoll nicht ein Geſchenk der Natur, ſondern das ſelbſtſtändige Werk ihrer Freyheit ſeyn. Wenn nur Kraft da iſt, ſo wird es der Kunſt endlich gelingen können, die Einſeitigkeit derſelmit der Lehre des einen oder des andern Platonikers von dem dreyfachen Weſen oder der dreyfachen Perſon der Einen Gottheit. Es ſind in jenem Sinnbilde die Häupter der drey oberſten Gottheiten der Indier, des Brahma, Viſchnu und Schiva, des ſchaffenden, erhaltenden, und zerſtörenden Gottes, in Einer Figur vereinigt und iſt damit allerdings auf die Eine gemeinſame Grundkraft in allen dreyen hingedeutet. Wenn wir nun aber das Einzelne genauer durchgehen; ſo ſind allerdings, von der Fülle der poetiſchen Einkleidung und mythiſchen Umgebung abgeſehen, die dem Brahma beygelegten Eigenſchaften, die von ihm üblichen Ausdrücke, noch am erſten von der Art, daß ſie hier und da, faſt eben ſo auch nach der Wahrheit und im Sinn derſelben, von Gott gelten, oder geſagt werden könnten. Der alldurchdringende, in alle Geſtalten ſich verwandelnde Viſchnu, iſt ſchon weit mehr bloß der wunderbare Natur-Prometheus, als irgend ein als wahrhaft göttliches bezeichnetes Weſen. Der dritte aber in dieſer indiſchen Gottdreyheit, der zerſtörende, furchtbare Schiva, kann nicht etwa auf die nach der Gerechtigkeit ſtrafende und die Welt richtende Gottheit bezogen, oder umgedeutet werden; ſondern es iſt dieſer Gott der Zerſtörung, deſſen Anhänger ſonſt in Indien die zahlreichſten geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſo wie jetzt die des Viſchnu, mit ſeinem Schlangenſymbol und ſeinem Armgehänge von Menſchen-Schädeln vielmehr ganz augenſcheinlich der feindliche Dämon des Verderbens, welcher auch der Erfinder des Todes in der ganzen Schöpfung geweſen, und der hier alſo widerſinnig genug, und ſeltſamer Weiſe, in das Bild, und in die Conſtruction der geſammten Gottheit mit aufgenommen iſt. In andrer Weiſe geſchieht dieſe Vermiſchung oder Verſchmelzung der ewigen Vollkommenheit mit dem boſen Princip auch von den dortigen Philoſophen; da einige derſelben den Begriff der Trimurti oder der indiſchen Gottdreyheit, in Beziehung und Verbindung ſetzen mit dem Traigunyan, oder den drey Qualitaten. Dieſe drey verſchiedenen Regionen, oder Stufen, in welche alles Seyn und Daſeyn nach der indiſchen Lehre ſich ſcheidet, ſind aber, die reine Welt der ewigen Wahrheit, oder des Lichts, die mittlere Region des Scheins und der Tauſchung und der Abgrund der Finſterniß. Den eigentlichen reinen und metaphyſiſchen Begriff von dem hochſten Weſen, bezeichnen die Indier indeſſen auch nicht mit dem Namen der beyden letztgenannten Volks- und Naturgotter; ſie nennen ihn auch nicht Brahma, den Brahma als Perſon, ſondern mit einem Worte, welches ein Neutrum iſt, das Brahma, welches ſo viel heißt, als das hochſte Weſen. — Wenn nun aber einmal beydes neben einander im Menſchen da war, das alte Erbtheil, oder die gottliche Mitgift der Wahrheit in der Offenbarung der Urwelt, und der Irrthum, oder wenigſtens die Anlage zum Irrthum in dem Menſchen ſelbſt, in ſeinem jetzt von Gott zur Natur abgewendeten und herabgeſunkenen Sinn und Geiſt; wie leicht konnte der Irrthum anwachſen, wenn jenes Kleinod der gottlichen Wahrheit, nicht auf beſondere Weiſe feſtgehalten, ſorgſam und treu in ſeiner Reinheit bewahrt blieb; und wie ſehr mußte die Wahrheit verdunkelt werden, je mehr der Irrthum in ſeiner ganzen verfuhreriſchen Kraft und furchtbaren Große hervortrat, und ſich immer weiter entwickelte! Beſonders bey einem Volke, bey welchem wie bey den Indiern, die Fantaſie und auch ein ſehr tiefes, dabey aber doch immer noch ſinnliches Naturgefühl ſo überwiegend war. — So trat denn eine ſinnliche Naturvergötterung, und wilde Naturbegeiſterung meiſtens an die Stelle der einfachen Gottesverehrung, und verdrängte oder entſtellte den reinen Begriff von dem unerſchaffnen ewigen Geiſte. Neben der in allen Geſchlechtern ſich fortpflanzenden, und fort erzeugenden Lebenskraft wurden nun auch die großen Naturgewalten und Elemente, dann die himmliſchen Geiſter, oder Heerſchaaren, wie es in der alten Sprache hieß, oder der leuchtende Chor der Geſtirne, welche die ganze alte Welt freylich nicht für bloße Lichtkugeln, und Feuermaſſen, ſondern für beſeelte Weſen hielt; dann die Genien und Schutzgeiſter, auch die der Abgeſchiedenen und Manen, anſtatt in ihnen den Schöpfer zu ehren, und ihrer in Gott mit zu gedenken, nun ſelbſt göttlich verehrt und als Götter gehalten. Und dieſes iſt, die erſte Umwendung des Menſchen von Gott weg zur Natur hin einmal vorausgeſetzt, der ganz natürliche Urſprung des Polytheismus, und die allgemeine Grundlage aller heidniſchen Religion, die dann nur nach dem eigenthümlichen Leben oder der vorherrſchenden Lebensrichtung bey einer jeden Nation eine verſchiedne Geſtalt annimmt. Für die indiſche Lebensanſicht war nun dieſes Haupt-Dogma ihres Glaubens, welches als das unterſcheidend charakteriſtiſche, und auch in ſeinem Einfluß auf die Wirklichkeit, als das vorherrſchend wichtigſte aus dem Ganzen hervortritt, die Lehre von der Seelenwanderung. Zuerſt müſſen wir uns hiebey gegenwärtig erhalten, und lebhaft vorſtellen, wie für dieſe Urvölker der Menſchheit im hohen Alterthume, die Unſterblichkeit der Seele nicht etwa eine wahrſcheinliche Hypotheſe war, wo es niß, als dem Oberſten der abtrünnigen und allem Guten widerſtrebenden Geiſter, hatten ſie zum Theil ganz ähnliche oder doch ſehr nah verwandte Begriffe und Lehren wie die Hebräer. Daß dem allem manches beygemiſcht ſeyn mochte oder wirklich war, was die damahligen Hebräer oder auch wir für irrig halten würden, kann ſehr wohl ſeyn, oder verſteht ſich faſt von ſelbſt; allein jener ſtarken hiſtoriſchen Verwandtſchaft, auf die es uns hier zunächſt ankommt, thut dieß im Allgemeinen keinen Eintrag. Es iſt übrigens auffallend, wie Cyrus und das Perſiſche Volk in den Geſchichtsbüchern des alten Bundes ſo ganz anders hingeſtellt und ſehr merklich ausgezeichnet und deutlich unterſchieden werden von den übrigen heidniſchen Völkern. Man kann ſie eigentlich auch auf keine Weiſe zu dieſen zählen; ja ſie fühlten gegen den ägyptiſchen Götter- und Bilderdienſt z. B. eine eben ſo entſchiedne und im politiſchen Leben praktiſch noch gewaltſamer ſich äußernde Abneigung und Verabſcheuung als die Hebräer ſelbſt. Während ihrer Herrſchaft in Aegypten erging über daſſelbe eine recht eigentliche Religionsverfolgung und ſuchten ſie unter Kambyſes den ägyptiſchen Götterdienſt planmäßig und ſyſtematiſch auszurotten. Auch Xerxes hat auf ſeinem Zuge nach Griechenland überall Feuerkapellen errichtet und viele Tempel zerſtört; wie denn überhaupt wohl religiöſe Ideen bey den Perſiſchen Eroberungen wenigſtens im Anfange derſelben unſtreitig mitgewirkt haben; was auch gewiß nicht überſehen werden darf, um das Ganze dieſer Begebenheiten richtig zu verſtehen und in die erſte Abſicht und den innern Sinn dieſer großen Weltbewegungen eingehen zu können. Wegen dieſer Feuerverehrung aber, darf man den alten Perſern nicht eine eigentliche Vergötterung der Elemente zur Laſt legen oder einen bloßen ſinnlichen Naturdienſt bey ihnen vorausſetzen; in ihrer ſo durchaus geiſtigen Religion war das indiſche Feuer und Opfer doch nur das Sinnbild und Zeichen einer andern und höheren Andacht und Kraft. Bildliche Darſtellungen und Symbole waren überhaupt von ihrer Religion nicht ſo ſtreng ausgeſchloſſen, wie bey den Hebräern. Doch haben dieſe einen durchaus andern Charakter bey den Perſern, als in dem eigentlichen indiſchen oder ägyptiſchen Heidenthum und Bilderdienſt. Auch der edle Charakter der alten Perſer, in den Sitten und im Leben, der große und ſtarke Naturſinn, der ſich in allem dieſem kund giebt, hat für das Gefühl viel Anziehendes und Anſprechendes. Wollte man verſuchen, aus dieſen wenigen kurzen Zügen nur Ein Hauptreſultat bloß für den hier zunächſt vorliegenden Zweck zuſammenzufaſſen, ſo könnte dieſes etwa ſo ausgedrückt werden: Wenn eine poetiſche Erinnerung an das Paradies hinreichend wäre für die Beſtimmung des Menſchen, wenn das reine Lichtgefühl einer ſideriſchen Naturbewunderung und Begeiſterung allein ſchon alle Herrlichkeit des Geiſterreichs und der himmliſchen Heerſchaaren aufzuſchließen und die Pforte des ewigen Lichts dem irdiſchen Auge zu öffnen vermöchte, wenn dieß das Eine wäre, was dem Menſchen Noth thut und zwar zuerſt und zunächſt Noth thut; wenn es den göttlichen Abſichten gemäß wäre und gemäß ſeyn könnte, das ewige Reich des reinen Lichts, in hoher Begeiſterung des kriegeriſchen Ruhms und durch die ſittliche Großmuth und edle Tapferkeit eines ritterlichen Adels, wie der perſiſche allerdings ein ſolcher war, über den Erdkreis auszubreiten; dann würden wohl die Perſer den Vorzug haben und die erſte Stelle erhalten oder in Anſpruch nehmen können, zwiſchen dieſen andern vier alten Völkern, welche der heiligen Ueberlieferung aus der Urzeit und dem Urworte der erſten Offenbarung am nächſten ſtehen und geſtanden haben. Da dieſes aber nun nicht ſo iſt; da der Weg der Ausdauer in der Erwartung und des nie ermüdenden Kampfes in der langſamen Vorbereitung der für den Menſchen allein angemeßne und heilſame und auch der ihm durch den göttlichen Willen ſichtbar vorgezeichnete Weg iſt; ſo ſind uns ganz natürlicher und begreiflicherweiſe nicht die ſonſt im Charakter allerdings ſehr edlen, und in ihren Weltanſichten geiſtig geſinnten Perſer, es ſind auch nicht die in allen Tiefen der Natur und der Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit ſo erfahrnen und eingeweihten Aegypter; ſondern es iſt das politiſch genommen, minder bedeutende und gar nicht irdiſch mächtige, überhaupt ſonſt unſcheinbare Volk der Hebräer, zur Brücke des Uebergangs und zum verbindenden Mittelgliede zwiſchen der erſten göttlichen Offenbarung im Anfange und der vollen Entfaltung in der neueren Zeit und bis auf das hellere Licht derſelben hinüber, in der Weltgeſchichte auserwählt und ſind ſie nun die Träger, und in mancher Hinſicht könnte man wohl ſagen, die Laſtträger der göttlichen Abſichten geworden, um dieſen Lichtfaden der älteſten Ueberlieferung und heiligen Verheißung vom Urſprunge des Menſchengeſchlechts bis zum Ende fortzuführen; während die ſo edle Nation der Perſer, in der reinen Erkenntniß der Wahrheit und in der geiſtigen Anſicht der göttlichen Dinge ſehr tief herabgeſunken iſt von dem, was ſie ſonſt hatten, und was ſie ehedem waren, bis zu dem antichriſtlichen Aberglauben der Mahomedaner herunter; das tiefſinnige Volk der Aegypter aber ganz erloſchen und bis auf die kleine Gemeinde der ägyptiſchen Chriſten, bey der ſich ein ſchwacher Reſt der alten Sprache noch erhalten hat, gar nicht mehr vorhanden iſt.

Nachdem nun dieſes Grundbild von den verſchiedenen Geiſteswegen und eigenthümlichen Richtungen, in welche das damahlige Menſchengeſchlecht ſich theilte und auseinander ging, für die älteſte Welt-Periode hier als Mittelpunkt und Baſis des Ganzen in der vergleichenden Zuſammenſtellung der fünf Hauptnationen hervorgehoben und in Einen beſtimmten Begriff zuſammengefaßt worden; bleibt nur übrig, das angefangne Völkergemählde für dieſe ganze erſte Welt-Periode etwas mehr zu vollenden und weiter fortzuführen, indem die zur vollſtändigen Charakteriſtik der einzelnen Nationen noch fehlenden, weſentlichſten Züge hinzugefügt werden; um dann mit den Perſern in dieſer Betrachtung zu der zweyten Welt-Periode der alten Geſchichte hinüberzugehn, die uns ſchon ſo viel näher ſteht und auch viel leichter verſtändlich, heller und klarer vor das Auge tritt.

Von dem Urſprunge des alten Heidenthums konnte erſt bey den Indiern, bey den Chineſen aber deswegen noch nicht die Rede ſeyn, weil wie oben erwähnt wurde, in der erſten und älteſten Zeit eine reinere und einfach patriarchaliſche Gottesverehrung dort in China beſtanden iſt und gefunden wird; und erſt nachdem durch die Vernunft-Secte der Taoſſe und den allgemein herrſchend gewordnen Rationalismus unter dem erſten allgemeinen, großen und mächtigen Kaiſer eine Revolution herbeygeführt worden, welche auf den Umſturz der alten chineſiſchen Lebens- Glaubens- und Sitteneinrichtung angelegt war, iſt alsdann etwas ſpäter das eigentliche Heidenthum und ein fremder Götzendienſt in der indiſchen Religion des Buddha eingeführt worden. Jene Umwälzung des geſammten alten Staats- und zugleich auch des ganzen alten Gedanken- und ſelbſt, was bey den Chineſen unzertrennlich damit verbunden iſt, des früheren Schriftſyſtems, iſt aber recht eigentlich eine Revolution in der offentlichen Meynung, in den Grundſätzen und Begriffen geweſen. Nachdem die mit der allgemeinen Bücherverbrennung verbundene Verfolgung und Hinrichtung vieler Gelehrten, allein gegen die dem alten Sitten- und Staats-Syſteme anhängende Schule des Confu-tſe gerichtet war; ſo iſt es wohl keine ganz willkuhrliche und bloß aus der Luft gegriffne Vermuthung, wenn wir der entgegenſtehenden Parthey der Vernunft-Secte der Tao-ſſe einen großen Antheil an dieſer gewaltſamen Revolution und Ideenumwälzung zuſchreiben; wie denn auch der mächtige Erſte Kaiſer Schihoangti ganz in dem Intereſſe dieſer Parthey geweſen ſeyn muß. Denn obwohl ſeine Regierung nach Außen glänzend war, durch die Errichtung der großen chineſiſchen Mauer und die Stiftung der chineſiſchen Kolonie in dem japaniſchen Staat, ſo iſt ſie nach Innen in ſeiner deſpotiſchen Willkuhr durchaus revolutionär geweſen; und ſo bietet jene vor zweytauſend Jahren Statt gehabte große Kataſtrophe im chineſiſchen Reiche, obwohl uns ſo fern ſtehend, in dem weiten Abſtande von Raum und Zeit und unter ganz andern Formen und Sitten geſchehen, doch noch einige Aehnlichkeit oder Analogie dar mit manchem, was wir ſelbſt in unſrer Zeit-Epoche erlebt und geſehen haben. Um aber den Widerſpruch zu löſen, der darin zu liegen ſcheint, wenn wir von der einen Seite dieſe reinere, einfach patriarchaliſche Gottesverehrung von den Chineſen mit Lob erwähnt finden, überhaupt ſo vieles von einem verhältnißmäßig ſehr civiliſirten Zuſtande ſchon in den früheſten Zeiten, daneben dieſe obwohl entartete und übel angewandte, doch aber ſehr entwickelte und hoch geſteigerte Kunſt in ihrer wiſſenſchaftlichen Cultur; und dann von der andern Seite wieder manches angeführt wurde, was auf ſehr rohe oder wenigſtens geringe und beſchränkte Anfänge und Armuth der Begriffe in dem urſprünglichen chineſiſchen Ideen- oder Bilderkreis, in ihrem älteſten Schriftſyſtem oder in der erſten Grundlage deſſelben hindeutet: iſt nur noch hinzuzufügen, daß auch in dem großen chineſiſchen Lande, wie man dieſes in der Geſchichte mehrerer anderer gebildeten Völker gefunden hat, wo ſich im Hintergrunde des herrſchenden und in der hiſtoriſchen Zeit hochgebildeten Volksſtammes, bey genauerer Unterſuchung rohe oder wenigſtens rauher geſittete und in der Geiſtesentwicklung viel weniger vorgeſchrittene Urbewohner zeigen, dieſes eben ſo auch hier geweſen iſt. Sie werden hier unter dem eignen Namen der Miao in verſchiednen Provinzen hiſtoriſch aufgeführt, und grade eben ſo, als die früheren, weniger gebildeten Urbewohner charakteriſirt und hat ſich dieſer Stamm der Miao noch bis in die ſpäteren Zeiten erhalten. Ueberhaupt ſtößt die hiſtoriſche Forſchung in der erſten Welt-Periode faſt überall auf eine zwiefache Völkerſchicht von älterem und jüngerem Stamm; in ähnlicher Weiſe, wie die geognoſtiſche Unterſuchung der Erdoberfläche zweyerley Gebirgsformationen und deutlich geſchiedne Bildungs-Epochen in dieſer unterſcheidet. So haben alſo auch in China die gebildeten Ankömmlinge und eigentlichen Stifter und erſten Begründer der nachherigen Nation und des Staats oder der erſten mehr geregelten Vereine der bürgerlichen Geſellſchaft, ſich in manchem nach den Sitten und Gewohnheiten, der Sprache und vielleicht ſelbſt der Bilderſchrift dieſer Halbwilden bequemt; ſo wie es auch die Europäer zum Theil eben ſo gemacht haben, als ſie die Mexikaner oder andre ſolche Völker der unterſten Culturſtufe civiliſiren und durch den beſſern Unterricht bilden wollten, oder in ähnlichen Fällen noch machen würden; wie es auch nothwendig iſt, wenn die wohlmeynende Abſicht einen glücklichen Erfolg haben ſoll. Da wir nun mit der Herleitung der chineſiſchen Nation und Cultur überall immer nach Nord-Weſten, wo die Provinz Schenſi gelegen iſt, und über dieſelbe hinaus hingewieſen werden; ſo dient dieß nur der ohnehin ſehr wahrſcheinlichen und durch viele Zeugniſſe beſtätigten Idee von der allgemeinen Ableitung aller aſiatiſchen Geiſtescultur in ihren erſten Anfängen aus dem großen Mittellande in Weſt-Aſien zur Beſtätigung. Für die ganz damit übereinſtimmende und ſchon früher, der inländiſchen Ueberlieferung zufolge, erwähnte hiſtoriſche Herleitung der indiſchen Sage und erſten Geiſtescultur aus dem im Norden liegenden Gebirge Himalaya und der nördlichen Umgegend jenſeits deſſelben, laſſen ſich auch noch die großen Ruinen, unermeßlichen Tempelgrotten und Felſentempel, in der Nähe der altberühmten Stadt Bamyan anführen. Obwohl dieſe nicht einmal mehr im eigentlichen Indien, ſondern nördlicher in Hindukuſch gegen Kabul zu gelegen war, ſo ſind jene Ruiben zu berichtigen und die höchſte Gunſt der Natur zu erſetzen. An künſtleriſcher Kraft fehlt es aber den Modernen nicht, wenn dieſer gleich noch eine weiſe Führung mangelt. Gewiß, die poetiſche Anlage der Neuern ließe ſich wohl in Schutz nehmen. Oder iſt die Natur auch gegen die Italiäner karg geweſen? Es ſind bey den Deutſchen noch Erinnerungen übrig, daß der deutſche Kunſtſinn ſpäter erſt zu einer höhern Ausbildung gelangte. So weit ſie die andern gebildeten Nationen Europa's im Einzelnen übertreffen, ſo weit ſtehen ſie in der Maſſe gegen dieſelben zurück. Anſpruchsloſe Erfindſamkeit und beſcheidne Kraft aber ſind urſprüngliche charakteriſtiſche Züge dieſer Nation, welche ſich ſo oft ſelbſt verkannt hat. Die berüchtigte deutſche Nachahmungsſucht mag hier und da wirklich den Spott verdienen, mit dem man ſie zu brandmarken pflegt. Im Ganzen aber iſt Vielſeitigkeit ein ächter Fortſchritt der künſtleriſchen Bildung, und ein naher Vorbote der Allgemeingültigkeit, im Gebiete der Darſtellung, oder des mehr ſich entwickelnden Sinns für das objektive Schöne. Die ſogenannte Charakterloſigkeit der Deutſchen iſt alſo dem manierirten Weſen und anſcheinendem Charakter der andern Nationen weit vorzuziehen, und erſt, wenn die nationale Einſeitigkeit ihrer Kunſtbildung mehr verwiſcht, und berichtigt ſeyn wird, können ſie ſich zu der höhern Stufe jener Vielſeitigkeit erheben.

Der Charakter der künſtleriſchen Bildung unſres Zeitalters und unſrer Nation verräth ſich und kündigt ſich ſelbſt an durch eine merkwürdige und große Erſcheinung. Gothe's Poeſie iſt die Morgenröthe ächter Kunſt nen doch ganz von derſelben Beſchaffenheit und Structur in der eigenthümlich indiſchen Bauart und in den koloſſalen Bildwerken, die ſie in großer Fülle enthalten, wie die andern großen Bauwerke der Indier zu Ellore, mitten in der ſüdlichen Provinz Dekhan, auf den Inſeln Salſette und Elephante in der Nähe von Bombay, auf der Inſel Ceylon, und neben Mavalipuram auf derſelben Küſte, wo Madraß gelegen iſt. Es ſind alle dieſe, großen in Felſenhöhlen oder von außen in dem ganzen Felſen ausgehauenen Tempel und Tempelhallen, wo oft mehrere über oder neben einander gereiht, mit den dazu gehörigen Gebäuden für die Brahminen und Schaaren der Pilger, einen ſehr weiten Umkreis von einer halben Meile oder noch mehr in die Länge und Breite einnehmen, eigentliche indiſche Wallfahrtsorte, wo Hunderttauſende von Pilgern aus allen Gegenden von Indien zuſammenſtrömen; in der Angabe eines Schriftſtellers und zwar eines Engländers, der als Augenzeuge im Lande ſchrieb, findet ſich die Menge dieſer Pilger auf die faſt unglaublich ſcheinende Zahl von dritthalb Millionen berechnet. Nebſt den koloſſalen Göttergeſtalten und Bildniſſen der geheiligten Thiere, des Elephanten oder des Nandi, wie der heilige Stier des Shiva genannt wird, ſind auch die Felſenwände in dieſen Tempelgrotten mit einer faſt unüberſehbaren Menge von ausgehauenen Figuren bedeckt, welche verſchiedene Scenen aus den mythiſchen Dichtungen der Indier darſtellen. Sie ſind ſo weit hervorſtehend aus der Felſenwand ausgehauen, daß ſie faſt nur mit dem Rücken an derſelben zu hängen ſcheinen. Die Menge der Figuren iſt außerordentlich groß und wurde in den Ruinen bey Bamyan dende Charakter, iſt eine ſehr kunſtreiche Grammatik, und zwar in der erſten Grund-Structur der Sprache, die um ſo kunſtreicher und regelmäßiger iſt, je näher man dieſem Urſprunge kommt. In der weitern Entwicklung zeichnen ſich dieſe Sprachen dann aus, durch eine poetiſche Fülle und große Mannichfaltigkeit in den darſtellenden Formen, und ſpäterhin ſelbſt durch die ſcharfe Sonderung in der wiſſenſchaftlichen Bezeichnung. Die dritte und letzte Ordnung, würden die ſogenannten ſemitiſchen Sprachen einnehmen; das Hebräiſche und Arabiſche, nebſt den verwandten Dialekten, welche dann das Ende, oder die Spitze jener ganzen Pyramide bilden würden. In dieſen Sprachen iſt das anerkannt herrſchende und geltende Princip, daß alle Wurzeln dreyſylbig ſind oder ſeyn müſſen, indem jeder von den drey Buchſtaben, aus welchen die Wurzel in der Regel beſteht, auch für eine Sylbe zählt, und als ſolche ausgeſprochen wird. Die Ausnahmen, welche ſich von dieſer Regel finden, werden auch nur als ſolche betrachtet. Es läßt ſich auch wohl gar nicht bezweifeln, daß dieſes Princip der dreyſylbigen Wurzeln, abſichtlich in die ganze Sprache, und innerſte Structur derſelben hineingebildet iſt, und vielleicht nicht ohne Rückſicht auf eine gewiſſe in dieſer Dreyfachheit der Wurzeln geſuchte, oder wenigſtens in der Ahndung des Gefühls darin ſich ausdrückende Bedeutſamkeit. In der innern Ableitungs-Regel der Worte ſelbſt, nimmt das Zeitwort in dieſen Sprachen die erſte Stelle ein, und wird alles aus dieſem abgeleitet, wodurch ſie etwas ſehr raſch Bewegtes, und feurig Lebendiges im Ausdruck erhalten. Mit dieſer feſten Beſchränkung iſt aber eine ſo reiche grammatiſche Entfaltung, und ein völlig ſo kunſtreicher grammatiſcher Bau wie in den Sprachen der zweyten Ordnung vom indiſch-griechiſchen Stamm, nicht vereinbar; es neigen ſich jene dreyſylbigen Sprachen faſt zu einer gewiſſen Monotonie, die ganze poetiſche Mannichfaltigkeit, und die gleiche Biegſamkeit auch für die wiſſenſchaftliche Bezeichnung, wie jene andern Sprachen erreichen ſie nicht. Der vorherrſchende Charakter der ſemitiſchen Sprachen dürfte wohl darin beſtehen, daß ſie für die prophetiſche Begeiſterung, und eine tiefe ſymboliſche Bedeutſamkeit vorzüglich geeignet ſind, und in ihrem Charakter beſonders dahin neigen. Es iſt hiebey von der Sprache ſelbſt, und ihrer innern Structur die Rede, nicht von dem Geiſt, der ſich in ihr ausſpricht; und will ich daher noch hinzufügen, daß der angegebene Charakter, ſich im Arabiſchen, nach den Aeußerungen vieler der competenteſten Beurtheiler zu ſchließen, mit geringer Verſchiedenheit eben ſo wohl findet, als im Hebräiſchen, obwohl er dort ganz anders gewendet, und verſchiedenartig ausgebildet ward. Für die höhere geiſtige Beſtimmung der Hebräer, zum Ausdruck der ihnen verliehenen prophetiſchen Offenbarung und Verheißung war alſo die hebräiſche Sprache auch bloß als ſolche vorzüglich geeignet; und mag die ſemitiſche Sprache überhaupt auch in dieſer Hinſicht als der Gipfel der ganzen Pyramide betrachtet werden. Nicht aber kann ſie als die Baſis des Ganzen, oder als die Wurzel betrachtet werden, aus welcher alle andere Sprachen hervorgegangen wären, wie viele Gelehrte der ältern Zeit es oft angeſehen haben; wobey immer ſtillſchweigend vorausgeſetzt zu werden ſcheint, als könne ſchon Adam im Paradieſe keine andere Sprache geredet haben, als die hebräiſche. Allein dieſe Sprache des Erſten von Gott erſchaffnen Menſchen, die Gott Selbſt ihn gelehrt, dieſes Wort der Natur, welches er mit der Herrſchaft über alle andere Geſchöpfe und die ganze ſichtbare Welt zugleich, ihm Selbſt übergeben, und unmittelbar mitgetheilt hat, wird wohl weder die hebräiſche, noch die indiſche, noch ſonſt irgend eine der jetzt vorhandnen und uns bekannten geweſen ſeyn; noch überhaupt eine ſolche, die wir zu erlernen und zu verſtehen, oder auch nach dem menſchlichen Maaßſtabe des jetzt Gewöhnlichen nur zu faſſen und irgend zu begreifen vermöchten; ſo wenig als irgend jemand die verlohrne Eine Quelle des Paradieſes, aus welcher die vier Ströme ihren Urſprung nahmen, welche letzteren ſich zum Theil wohl noch auf der jetzigen Erde ſo wieder finden laſſen, im Stande ſeyn wird, geographiſch nachzuweiſen, und von neuem zu eröffnen. — Was die hebräiſche Sprache betrifft, ſo würde uns, glaube ich, dieſelbe bey tiefer eingehender Unterſuchung, von der indiſch-griechiſchen Sprachfamilie nicht ſo entfernt, und eher Theilweiſe verwandt ſcheinen, wenn dieſe Verwandtſchaft nicht durch die abweichende Structur und den ſo ganz verſchiednen grammatiſchen Bau, dem Auge für den erſten Eindruck ſehr verdeckt würde. Ueberhaupt muß man dieſe ganze Eintheilung nicht zu ſtreng regelmäßig, oder ſyſtematiſch gewaltſam durchführen wollen; es iſt genug nur einen Geſichtspunkt der Einheit für das Ganze feſt zu halten, im übrigen aber iſt die Entwicklung des Menſchengeiſtes in dem Sprachgebiete, ſehr reich, abwechſelnd, und verſchiedenartig ſich geſtaltend, und muß auch ſo aufgefaßt werden, wie das aufblühende Leben in der freyen Natur, und die regelloſe Mannichfaltigkeit in einem dicht gewachſenen Walde, oder auf einer blumenreichen Wieſe. Zu den Sprachen der zweyten Ordnung vom indiſch griechiſchen Stamm, gehört wahrſcheinlich auch der ganze große ſlaviſche Sprachſtamm, und bildet mit den andern zuſammen das vierte Glied in dieſer Claſſe; worüber ich das beſtimmter entſcheidende Urtheil jedoch den Sprachgelehrten überlaſſen muß, die in dieſer Sphäre des geſammten Sprachgebietes ſelbſt einheimiſch, und ganz damit vertraut ſind. Es giebt auch noch eine Menge Mittelglieder beſonders zwiſchen der zweyten und dritten Claſſe, wie es bey der durch die ganze Weltgeſchichte fortgehenden Miſchung der Völker und Stämme auch nicht anders ſeyn kann, und ſich dieſes mehr oder minder auch auf die Sprache mit erſtrecken mußte. Ich meyne hier vorzüglich ſolche Sprachen, die nicht ganz einſylbig ſind, und auch eine wenn gleich nur ganz einfache und unvollkommnere, oder auch unförmliche und künſtlich ſeltſame, oder zweckwidrig unbequeme grammatiſche Structur haben; wie ſelbſt einige amerikaniſche Sprachen, die inſofern alſo nicht ganz zur dritten Claſſe gehören, ohne doch mit denen der zweyten Ordnung in einer nähern, oder ganz nahen Verwandtſchaft zu ſtehen. Die meiſten der in Europa noch vorfindlichen Sprach-Reſte aus der ältern Zeit, gehören wohl in dieſe mittlere Claſſe der aus den andern beyden gemiſchten, oder doch zwiſchen ihnen in der Mitte ſtehenden Gattung von Sprachen, wie die celtiſche oder gäliſche, dann die finniſchen und andre ſolche antiquariſche Bruchſtücke für das allgemeine Sprachſtudium; wobey ſich oft eine patriotiſche Vorliebe, oder ſonſt gelehrte Partheylichkeit einmiſcht, und eine große Einſeitigkeit der Anſicht, oder des Urtheils veranlaßt. Die edlern Sprachen der zweyten höhern Ordnung, ſind in Europa ſchon von Alters einheimiſch geweſen, und nun allgemein herrſchend geworden. Die andern einzelnen Sprachfragmente welche noch außerdem neben jenen gefunden werden, nähern ſich ihnen ſchon etwas in entfernter Verwandtſchaft, wie die verſchiednen celtiſchen, oder gaeliſchen Mundarten; oder ſie führen uns in die größern aſiatiſchen, vielleicht auch afrikaniſchen Sprachfamilien hinüber; denn einen eignen europäiſchen Sprachſtamm kann man in dieſem kleinen Welttheile, der in dem hiſtoriſchen Alterthum als der jüngſte die letzte Stelle einnimmt, wohl nicht zu finden erwarten. Bey dem vielfachen, und von der älteſten Zeit durch ſo viele Jahrhunderte fortgehenden, und ſich oft wieder erneuernden hiſtoriſchen Zuſammenhange zwiſchen Nord-Afrika, und der Südküſte des weſtlichen Europa, beſonders der heſperiſchen Halbinſel, ſollte man wohl glauben, daß dieſes ſich auch in der Verwandtſchaft der Sprachen bewähren würde. Indeſſen aber finden die competenteſten Beurtheiler und Kenner der baskiſchen Sprache in derſelben keine Verwandtſchaft mit dem urſprünglich afrikaniſchen, ſondern eher mit dem ſcythiſchen Stamm der finniſchen Sprachen. An der andern Oſtſeite von Europa, iſt dagegen die madyariſche Sprache eine ganz entſchieden aſiatiſche, aus denen der mittleren Region dieſes Welttheiles angehörenden; im grammatiſchen Bau aber hat ſie Analogie mit jenen andern verwandten Sprachen der höhern Ordnung. Wenn ich zum Schluß noch eine Vermuthung hinzufügen dürfte, ſo wäre es die, daß zur vollſtändigen Ueberſicht des ganzen menſchlichen Sprachen-Syſtems, beſonders aber zur tiefern Einſicht in den innerſten

Grund und Zuſammenhang deſſelben, vielleicht nichts ſo ſehr beytragen könnte, als wenn es der neuen, jetzt ſich bildenden Schule der Aegyptiſchen Gelehrten gelingen könnte, uns aus den Hieroglyphen, mit Beyhülfe des Koptiſchen, eine etwas nähere Kenntniß, und wenigſtens einen mehr ins Einzelne gehenden Begriff von der altägyptiſchen Sprache zuzuführen. Und wollte man ja den Verſuch wagen, dem verlohrnen oder erloſchnen Quell der erſten Urſprache ſich etwas mehr in der Erforſchung zu nähern, ſo müßte man dabey wohl von vier verſchiednen Seiten ausgehen, und um ſich dem älteſten oder innerſten Mittelpunkt der menſchlichen Rede, etwas mehr zu nähern, nebſt der indiſchen und hebräiſchen Sprache auch die älteſte chineſiſche, und die altägyptiſche ſo weit ſie zu erforſchen möglich iſt, mit dazu nehmen. Wie überaus ähnlich das alte Aegypten und Indien, nicht bloß in der politiſchen Verfaſſung, ſondern auch in dem Götterdienſt, überhaupt in der Lehre und ganzen Weltanſicht, und dem herrſchenden Grundbegriff derſelben, einander waren; davon hat man ſich in unſern Tagen, je genauer man beyde Länder kennen lernte, und je näher man ſie erforſchte, immer mehr überzeugt. In einem merkwürdigen Zuge unſrer Zeitgeſchichte hat ſich dieſe innre religioſe Uebereinſtimmung nach dem erſten Eindruck, und unmittelbaren Gefühl recht auffallend zu erkennen gegeben. Als in dem ägyptiſch-franzöſiſchen Kriege eine Abtheilung des indiſchen Kriegsheers im brittiſchen Solde, von dort aus nach Aegypten übergeführt wurde, und dieſe indiſchen Krieger nun dort ans Land geſtiegen waren, und im weitern Vorrücken an die alten Denkmahle in Ober-Aegypten kamen, ſo warfen ſie ſich zur Erde nieder, indem ſie glaubten, hier die Götter ihres Vaterlandes zu erblicken. Indeſſen bleibt bey aller noch ſo großen Uebereinſtimmung, doch immer auch eine merkliche Verſchiedenheit. Von der einen Seite, erſcheint der Aegyptiſche Geiſt, ſo wie wir ihn durch die Griechen kennen, als mit einer tiefern Naturwiſſenſchaft näher bekannt und inniger befreundet; von der andern Seite zeigt ſich das ägyptiſche Heidenthum überhaupt ſtark gezeichnet, und ſehr entſchieden, dabey in den zum Grunde liegenden Hauptirrthümern faſt noch materieller, als das indiſche; und beſonders war der Thierdienſt hier nicht bloß in dem Gotte Apis, den man wohl noch mit dem Nandi, dem heiligen Stier des Shiva vergleichen kann, ſondern auch in ſo manchen andern Formen und Verzweigungen deſſelben, viel weiter ausgedehnt. Bey der fortſchreitenden Entwicklung des Heidenthums, kann es nicht ausbleiben, daß bald auch das, was Anfangs nur als Symbol eines Höheren verehrt wurde, nun mit dem Gegenſtande allmählig verwechſelt, oder identificirt, und ſelbſt vergöttert wird, wo dann die verirrte Anbetung zu einer tieferen Naturſtufe herabſinkt; wie denn der Irrthum, da er nicht bloß die Abweſenheit der rechten Erkenntniß iſt, ſondern eine falſche und nachgemachte Wahrheit, allerdings ſo wie dieſe, auch ein immerfort wachſendes, oder ein ſich ſelbſt weiter erzeugendes, innerlich wucherndes Princip in ſich hat. Mehrere Schriftſteller, welche um eine allgemeine Ueberſicht aller heidniſchen Religionen zu gewinnen, ſie gleichſam naturgeſchichtlich zu claſſifiziren verſucht haben, räumen meiſtens die unterſte Stelle dem ſogenannten Fetiſch-Dienſte ein, welchen ſie zunächſt an den

Thierdienſt, und noch unter dieſen ſtellen. Das Weſen dieſes Fetiſch-Dienſtes ſetzen ſie darin, daß dabey ein lebloſer körperlicher Gegenſtand göttlich verehrt werde; auf den höhern Stufen in dieſer Stufenleiter des heidniſchen Irrthums, laſſen ſie dann die ſinnliche Naturvergötterung oder perſonifizirten Begriffe und Apotheoſe einzelner Menſchen, oder auch Anbetung der Elemente, der Naturgeiſter und Geſtirne folgen. So richtig und wahr dieſes alles in Einer Hinſicht ſeyn mag, ſo kommt es doch nicht allein darauf an, welche Gegenſtände der Verehrung gewidmet ſind, ſondern weit mehr noch, welche Abſicht, welcher Sinn und Begriff damit verbunden wird. Denn hier in dieſer innern Meynung zeigt ſich erſt entweder die halb erloſchene Spur der verlohrnen Wahrheit, oder auch das volle Maaß, und der tiefe Abgrund des immer höher geſteigerten Irrthums. Wenn man jenen ſogenannten Fetiſch-Dienſt, der tief im innern Afrika am weiteſten verbreitet iſt, jedoch auch bey einigen Nord-Oſt-aſiatiſchen, und den amerikaniſchen Völkern gefunden wird, in der hiſtoriſchen Beſchreibung näher betrachtet, ſo ſieht man leicht, daß überall magiſche Gebräuche damit verbunden ſind, daß es eigentlich hierauf abgeſehen iſt, daß alle dieſe körperlichen Dinge nur als eben ſo viele magiſche Mittel, und Träger der magiſchen Kraft, dienen ſollen; und daß die Religion dieſer Völker, welche darin allerdings auf der niedrigſten Stufe ſtehen, im Weſentlichen nichts enthält, als die rohen Anfänge einer heidniſchen Magie, ſo wie dieſelben den ſchon früher erwähnten hiſtoriſchen Andeutungen zufolge, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ſchon bey den Kainiten Statt gefunden haben. Eine gewiſſe Hinneigung des ägyptiſchen Geiſtes zu der magiſchen unter das Göttliche und unter Gott, welcher das Erſte iſt, darin beobachtet iſt. Dieſes aber vorausgeſetzt, und an und für ſich genommen, würde alle Wiſſenſchaft, auch die am tiefſten in die Natur und ihr verborgnes innres Leben eindringende, nur zu deſto größerer Verherrlichung Deſſen, Der ſie erſchaffen hat, dienen können. Sind ja doch auch in den Schriften des alten Bundes und beſonders den Moſaiſchen, alle jene Naturgeheimniſſe, und die eigentlichen Schlüſſel dazu in ſo manchen Andeutungen, einzelnen Stellen, und Worten, als eben ſo viele wiſſenſchaftliche Goldkörner im vollem Maaße, aber nur gleichſam verlohren, und wie nebenbey ausgeſtreut, die hier nur dienen, um den Weg zu ſchmücken und die Bahn zu bezeichnen, für das was in allen dieſen Schriften, als die Hauptſache betrachtet und aufgeſtellt wird; nämlich den wunderbaren Gang in der göttlichen Führung des Menſchengeſchlechts, die heilige Bundeslade der göttlichen Geheimniſſe und Verheißungen, wenn ich es ſo nennen darf, an dem ſtaunenden Auge vorüber zu führen. Alles iſt hier dem Göttlichen untergeordnet, und alles dient dem Höheren, und darin liegt eben der unterſcheidende Charakter, und das Gepräge der Wahrheit, auch für das bloß Natürliche, und mit angedeutete oder unter der Hülle verborgne Naturgeheimniß.

Welche geringe Abweichung von der Wahrheit oft hinreichend iſt, zur erſten Veranlaſſung eines ſpäterhin immer weiter fortwachſenden Irrthums, davon kann beſonders jene einfache Naturverehrung, und ihrer reinen Elemente, und erſten Grundkräfte, des heiligen Feuers, und nicht der niedern atmoſphäriſchen, ſondern der reinen obern Himmelsluft und des, dieſer eigentlichen Lebensluft inwohnenden beſee-

Goethe

und reiner Schönheit. Die ſinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit ſich fortreißt, war der kleinſte Vorzug, mit dem ſchon der Jüngling auftrat. Der philoſophiſche Gehalt, die charakteriſtiſche Wahrheit ſeiner ſpätern Werke durfte mit dem unerſchöpflichen Reichthum des Shakſpeare verglichen werden. Ja wenn der Fauſt vollendet wäre, ſo würde er wahrſcheinlich den Hamlet, das Meiſterſtück des Engländers, mit welchem er einen ähnlichen Zweck zu haben ſcheint, noch weit übertreffen. Was dort nur Schickſal, Begebenheit, Schwäche iſt; das iſt hier Gemüth, Handlung, Kraft. Hamlets Stimmung und Richtung nehmlich iſt mehr nur ein Reſultat ſeiner äußern Lage; Fauſts ähnliche Richtung iſt urſprünglicher Charakter und weſentliche Denkart. Die Vielſeitigkeit des darſtellenden Vermögens dieſes Dichters iſt ſo gränzenlos, daß man ihn den Proteus unter den Künſtlern nennen, und dieſem Meergotte gleich ſtellen könnte, von dem es heißt:

> „Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne:
> Floß dann als Waſſer dahin, und rauſcht als Baum in den Wolken.“

Man kann daher den myſtiſchen Ausdruck der an ſich nicht unrichtigen Wahrnehmung allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewiſſe poetiſche Allmacht beylegen, welcher nichts unmöglich ſey, und wenn ſie ſich in ſcharfſinnigen Abhandlungen über ſeine Einzigkeit erſchöpfen.

Mir ſcheint es jedoch, daß dieſer falſche und unächt erkünſtelte Myſticismus im Gebiete des Schönen den richtigen Geſichtspunkt verfehle; und daß man Göthe'n eigentlich ſehr verkennt, wenn man ihn auf dieſe Weiſe in einen deutſchen Shakſpeare umwandelt. In der charakterilenden Hauchs, beſonders aber des Lichts, wie ſie die Grundlage in der Religion der alten Perſer bildete, zum Beyſpiel dienen; welche in der früheſten Zeit auch bey den Indiern vorzüglich herrſchend geweſen ſeyn muß, da die meiſten und älteſten Stücke in den Veda's meiſtens auf dieſe Elemente gehen und an ſie gerichtet ſind, dagegen ſo viele Namen der ſpätern indiſchen Gottheiten ihnen noch unbekannt ſcheinen. Vielleicht iſt dieſe einfache und reine Naturverehrung überhaupt die älteſte, und in der frühern patriarchaliſchen Welt noch viel allgemeiner ausgebreitet geweſen. Und ſo lag wohl auch nach der urſprünglichen Meynung gar keine eigentliche Naturvergötterung, noch eine Verkennung des höchſten Gottes darin; bis erſt ſpäterhin das Symbol, wie es ſo oft geſchehen, mit der Sache ſelbſt verwechſelt wurde, und an die Stelle des Höheren trat, welches es Anfangs bloß hatte bedeuten ſollen. Wie könnten wir aber wohl zweifeln, daß jene reinen Elemente und erſten Weſen in der erſchaffenen Natur, nicht zwar ein Ebenbild, denn das hat der Menſch allein, auch nicht ein bloß willkührliches Symbol, oder ein bloßes Dichtergleichniß, wohl aber ein durchaus natürliches, und ſeinem Weſen nach der Wahrheit angemeſſenes Bild der göttlichen Kraft für die Erſten, mit Gott noch näher befreundeten Menſchen in ſich enthalten haben; da in der göttlichen Offenbarung ſelbſt, an ſo vielen Stellen, um nicht zu ſagen überall, das reine Licht als ein ſolches, oder auch das heilige Feuer als ein Bild von der alldurchdringenden und alles Irdiſche verzehrenden göttlichen Gewalt und Allmacht gebraucht wird? Jener Stellen nicht zu gedenken, wo von dem beſeelenden Hauch, und göttlichen Anhauch, als der erſten Quelle des Lebens die

Rede iſt, oder wo das ſanfte Wehen, das ſtille Säuſeln einer zarten Luft, dem Propheten als das Zeichen der unmittelbaren Gegenwart Gottes gilt, vor der er ſich ehrerbietig verhüllt, und niederwirft; was alſo doch nicht bloß als ein dichteriſch bildlicher Ausdruck verſtanden werden kann! Allerdings ſteht dieſem natürlichen Bilde, oder einhüllendem Gewande der göttlichen Kraft in jenen reinen Elementen, in den Schriften der Offenbarung, nun auch ein böſes, unterirdiſches und zerſtörendes Feuer entgegen, oder gegenüber, ein falſches Licht der feindlichen Lügengeiſter, ein giftiger Hauch der geiſtigen Anſteckung. Und wie ſollte es auch anders ſeyn? Iſt die Natur in ihrem Urſprunge nichts andres als ein ſchönes Bild und reiner Ausfluß, ein liebliches Spiel und wunderbares Geſchöpf Gottes in ſeiner Allmacht geweſen, ſo muß ſie, ſobald ſie von ihrem Urſprunge losgeriſſen, innerlich umgewendet und feindlich gegen Gott gerichtet wird, nun in ihr eignes Gegentheil verkehrt, und ſelbſt bösartig werden. Iſt aber dieſe Abwendung von Gott in der Natur, dieſe Umkehrung der rechten Ordnung in der Stellung der Natur zu Gott, der eigentliche Irrthum, worin der erſte Grund und das Weſen deſſelben beſteht, in dem alten Heidenthum und ſeinen falſchen Myſterien, oder dem magiſchen Mißbrauch der höhern Naturkräfte in demſelben; dann müſſen wir auf der andern Seite auch jede ähnliche Umwendung der Dinge und aller Begriffe, und Umkehrung der göttlichen Ordnung, wenn ſie auch mitten auf chriſtlichem Grund und Boden, in der chriſtlichen Wiſſenſchaft, oder Sittenlehre und Lebens-Ordnung ſelbſt, ſich erheben und kund geben ſollte, für ein ſeiner Natur und wahren Beſchaffenheit nach, heidniſches Streben und Unternehmen halten, und als den neuen Anfang und die erſte Grundlage eines ſcientifiſchen Heidenthums, wenn dabey auch weder dem Apollo Altäre errichtet, noch der Iſis äußerlich Myſterien gefeyert werden.

Die reine Natur-Symbolik, oder den urſprünglich ſymboliſchen Ideenkreis der Aegypter, haben ſchon einige griechiſche Schriftſteller aus dieſer ganzen Maſſe von Götterbegriffen, Naturbildern, und der hieroglyphiſchen Zeichenſprache auszuſcheiden verſucht; obwohl weder für die Sache ſelbſt, noch für unſer jetziges Bedürfniß genügend. Auffallend erſcheint in dieſer Hinſicht, daß in den Hieroglyphen, ſo weit ſie bis jetzt entziffert ſind, ſich nirgend eine Verſchiedenheit von geſonderten Epochen in denſelben zeigt, wie ſolche z. B. in dem Syſtem der chineſiſchen Schrift-Charaktere Statt gefunden hat; ſondern es iſt alles aus Einem Stück, und in demſelben Ideen- oder Bilderkreiſe, und gleichem Styl. Und da auch die Götterbilder in verkleinerter Figur unter den übrigen hieroglyphiſchen Zeichen ihre Stelle einnehmen, ſo müßten dem zufolge die Hieroglyphen ganz mit einemmale entſtanden, und nachher auch unverändert ſo geblieben ſeyn; und muß ihre Entſtehung in eine Zeit fallen, wo die ägyptiſche Götterlehre ſchon ganz ausgebildet, und fertig war.

In der älteſten Welt-Periode, während der erſten drey und dreyßig Jahrhunderte unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung, haben die einzelnen Nationen, in welche die Menſchheit zertheilt war, ſich mehr nur innerlich, und jede ganz getrennt, von innen heraus entwickelt, und zwey große alte Reiche oder Völker, China und Indien, ſind noch in dieſem iſolirten und von der übrigen Welt mehrentheils völlig abgeſchloſſenen

Zuſtande, bis auf unſre Zeit ſtehen geblieben. Das entſcheidende Merkmahl, was die zweyte Welt-Periode ſchon von Anfang an charakteriſtiſch auszeichnet, iſt dagegen, daß hier ein viel näherer Zuſammenhang, ein gegenſeitiger Einfluß, lebendiger Verkehr, und vielfache Wechſelwirkung, zwiſchen mehreren Nationen, ja in dem geſammten Volkerkreiſe und der ganzen damahligen civiliſirten Welt, zugleich mit den erſten großen Eroberungen eintritt; mit welchem mehr entwickelten Volker Zuſammenhange dann auch zugleich eine hiſtoriſch viel hellere, und in der von mehreren Seiten zuſammentreffenden Beleuchtung allgemeiner bekannte Zeit anhebt, welches alles erſt ſechs, oder hochſtens ſieben hundert Jahre vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung begonnen hat. Die erſten perſiſchen Eroberer gingen dabey mit raſchen Schritten ſchnell ihrem Ziele zu; denn nachdem der erſte Stifter Cyrus ſich zum Herrn in dieſem Mittellande von Weſt-Aſien, ſo wie auch von Klein-Aſien gemacht hatte, erfolgte unmittelbar darauf die Eroberung von Aegypten durch den Kambyſes, und nicht viel ſpäter auch der große Heereszug des Xerxes gegen Griechenland, der aber an dem Muthe ſeiner Vertheidiger ſcheiterte. Aegypten, welches in ſeiner geiſtigen Richtung, Bildung, und innern Verfaſſung mehr Analogie und Verwandtſchaft hat mit jenen beyden ſtreng abgeſchloſſenen großen Nationen der erſten Welt-Periode, gehort in ſeinen politiſchen Verhaltniſſen ganz in dieſen perſiſch-phoniciſch-griechiſchen Volkerkreis von Weſt-Aſien und in dem Umkreiſe des mittellandiſchen Meeres, und iſt daher das kurze Reſultat ſeiner äußern Geſchichte bis zur perſiſchen Eroberung, ſo weit es für den Zuſammenhang des Ganzen nothig iſt, noch hier einzureihen. Die lange Reihe der alten Königs-Namen, aus mehr als zwanzig Dynaſtieen der alten Pharaonen-Geſchlechte, bietet für den allgemeinen Standpunkt der Weltgeſchichte und ihrer Philoſophie faſt nichts vorzüglich wichtiges, oder ſehr bedeutendes dar. Bemerkenswerth iſt es jedoch, wie in jener ältern ägyptiſchen Vorzeit, ſo viele und große Eroberungszüge vorkommen; denn eigentlich iſt nur von ſolchen, und nicht von dem bleibenden Beſitz der eroberten Länder die Rede. Seſoſtris, nachdem er ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters Amenophis das arabiſche Küſtenland eingenommen, dann zuerſt Libyen und Aethiopien erobert hatte, ſoll ferner auch Baktrien überwunden, die ſkythiſchen Völker in den kaukaſiſchen Ländern, in Kolchis, und bis an den Don beſiegt, und auch noch Thracien in Beſitz genommen haben. Die Abkunft der Kolchier von den Aegyptern oder doch das Daſeyn einer ägyptiſchen Kolonie in dem dortigen Lande, betrachteten die Alten als eine hiſtoriſche Thatſache. Dem noch früheren König Oſymandyas, wird ein Zug mit einem unermeßlichen Kriegsheere, um das von Aegypten abgefallene Baktrien wieder einzunehmen, beygelegt; und der ſiegreiche Völkerzug des Oſiris wird gar von der einen Seite bis an den Ganges, von der andern bis an die Quelle der Donau ausgedehnt. Hier entſtände nun wohl zuerſt die Frage, ob nicht die alten Aegypter auch ſolche Heldengedichte wie die Indier in ihrem Ramayan und Mahabharat gehabt haben, und dieſe wunderbaren Begebenheiten aus dieſen entlehnt ſeyn könnten? Oder ob nicht dieſes alles bloß einen mythiſchen Sinn habe, wie ſich wenigſtens bey dem Zuge des Oſiris wohl vorausſetzen ließe? Ein eigentlich welterobernder Staat iſt

Aegypten in der bekannten hiſtoriſchen Zeit nie geweſen, wenigſtens nicht auf die Dauer eines lang und feſt geſicherten Beſitzes; aber vorübergehende Eroberungen, oder wenigſtens Eroberungszüge kommen auch in dieſer vor, überhaupt ziemlich weithin eingreifende politiſche Verhältniſſe mit andern Völkern und Staaten, und oft auch wieder ſtarke Reactionen und Gegenwirkungen von dieſen. Ein Theil von Libyen, die am rothen Meere gelegene arabiſche Seeküſte, ſo wie das ſteinigte Arabien, was dort gefundne Denkmahle mit Hieroglyphen zu beſtätigen ſcheinen, waren wohl längere Zeit im Beſitz und unter der Herrſchaft der Pharaonen; eben ſo auch Aethiopien, oder wenigſtens ein großer Theil deſſelben. Die Menge der großen alten Denkmahle und Bauwerke, die alle in der Thebaiſchen Provinz beyſammen vereinigt ſind, ſcheinen mehrere Menſchenhände erfordert zu haben, als das an ſich nicht ſehr große eigentliche Aegypten liefern konnte. So wie Aethiopien erſt von den Aegyptern erobert und in Beſitz genommen war, ſo drangen nun auch die Aethiopier wieder in Aegypten ein, und gründeten dort eine eigne Königs-Dynaſtie. Der zweyte von dieſen äthiopiſchen Königen, Tirhaka, ſuchte ſeine Eroberungen beſonders in Libyen, und an der Nordküſte von Afrika weiter auszudehnen, und ſoll bis an die Säulen des Herkules, oder die jetzige Meerenge von Gibraltar vorgedrungen ſeyn. Dagegen iſt ein hiſtoriſches Zeugniß vorhanden, daß auch Karthager, zur Zeit als die Familie Mago dort die herrſchende war, die ägyptiſche Königsſtadt Thebä erobert und eingenommen haben. Der ägyptiſche König, welcher in den hebräiſchen Geſchichtsbüchern Siſak heißt, der Jeruſalem vorübergehend erobert hat, kommt in den Pharaonen-Inſchriften, unter dem Namen Sheſhonk vor. Bemerkenswerth iſt es auch, daß auf den alt ägyptiſchen Denkmahlen, Gemählde von Kriegs-Scenen vorkommen, mit Abbildungen von ſehr fremdartig geſtalteten, oder weit entlegnen feindlichen Völkern als Kriegsgefangnen, unter denen ſich welche mit rothen Haaren und blauen Augen, tättowirt an den Beinen, finden, ganz übereinſtimmend mit den Schilderungen mancher Alten von den ſcythiſchen Völkern. Schon in einer viel frühern Zeit hatte ein Nomadiſches Volk von phöniciſchem, oder am wahrſcheinlichſten von arabiſchem Stamm, ſich des ägyptiſchen Throns bemeiſtert, und dort eine neue eigne Dynaſtie der Hykſos d. h. von Hirtenkönigen geſtiftet. Man hat dieſe mit den Iſraeliten in Verbindung bringen wollen, allein es iſt bey der erſten gaſtfreundlichen Aufnahme der hebräiſchen Kolonie unter Joſeph, der nachfolgenden Unterdrückung und dem endlichen gewaltſamen Auszuge derſelben aus Aegypten unter Moſes, nirgends die Rede, oder auch nur eine Spur zu finden, von einer ſolchen Herrſchaft des hebräiſchen Hirtenvolks in Aegypten, oder einer von ihnen geſtifteten Dynaſtie der Art, und auch die übrigen Umſtände paſſen nicht zuſammen. Es haben eben mannichfache und verſchiedenartige Verwicklungen mit mehreren angrenzenden Völkern und Volksſtämmen in Aegypten Statt gefunden, die ſich in einigen Zügen wohl etwas ähnlich ſehen können, ohne darum doch dieſelben zu ſeyn. Wenn es aber gegründet iſt, daß Seſoſtris unmittelbar auf die von ſeinem Vater bewerkſtelligte Vertreibung der Hykſos gefolgt iſt, ſo könnte, weil auf eine ſolche von innen heraus erfolgte Reaction gegen eine chen. Beydes wohl in einem ſehr weit umfaſſenden und viel bedeutenden Sinn; die Gymnaſtik, als der Gegenſtand und das Ziel jener öffentlichen Wettkämpfe, oder die ſchöne und edle Entfaltung, und in jenen Kampfſpielen aller Art ſich übende Bildung des Körpers, ſtand in naher Berührung, und wurde zugleich die Grundlage für die bildende Kunſt und Sculptur, die ohne eine ſolche Anſchauung und Auswahl in derſelben, niemals dieſelbe edle und freye Behandlung des Menſchenkörpers, und eine ſo mannichfaltige Schönheit in der Darſtellung deſſelben, hätte erreichen können. Die Muſik, oder Kunſt der Muſen, umfaßte nebſt der Tonkunſt zugleich auch die im Geſange dargeſtellte Poeſie. Doch war der Begriff dieſer eigentlich griechiſchen Erziehung und höhern Bildung immer etwas beſchränkt, und allzu einſeitig aufgefaßt; und als ſpäter die Rhetorik hinzukam, betrachteten ſie auch dieſe, was ſie doch nie ſeyn ſollte, nur als eine Art Gymnaſtik des denkenden Geiſtes, oder wie ein öffentliches Spiel vor dem Volke, im Wettkampf der ſchön geſetzten, aber um die Wahrheit ſich wenig kümmernden Rede. Und ſo war ihnen nach dieſem beſchränkten, und ausſchließend griechiſchen Erziehungs-Standpunkte ſelbſt die Philoſophie, als ſie Kunde von derſelben erhielten, nichts als eine Art von denkender Muſenkunſt, und innerer Harmonie der Gedanken und geiſtigen Beſtrebungen, oder Muſik des denkenden Bewußtſeyns, bis ſie erſt ſpäter durch die Sophiſten und das Zeitalter verwirrenden Volksſchmeichler mit in den alles verderbenden, und alles verſchlingenden Abgrund der Rhetorik verſank, welche der Tod der wahren Wiſſenſchaft, ſo wie auch jeder ächten Kunſt iſt, und im metaphyſiſchen Gewande als Dialektik, die Schule nicht minder verwirrte als die falſche politiſche Beredſamkeit das Leben und den Staat ergriffen hatte. Ein nicht unedler und wohl ſchon zu nennender Geſichtspunkt, vor dieſer ſophiſtiſchen Entartung, war jener urſprüngliche harmoniſche, der aber doch nicht für alle die höhern Aufgaben und Zwecke der Philoſophie und die tieferen Wege des forſchenden Menſchengeiſtes ausreichen und genügen kann. Aus dieſen öffentlichen Wettkämpfen und großen gymnaſtiſchen Volksfeſten und Spielen der Poeſie, welche ſelbſt für den Zuſammenhang des öffentlichen Lebens und des Helleniſchen Volks in ſeiner Geſammtheit, von ſo wichtigen Folgen und großem Einfluß waren, ging nun mittelſt der für dieſe Gelegenheit beſtimmten Chorgeſänge, auch die dramatiſche Kunſt, und das Theater der Griechen hervor; dieſe Poeſie, welche zwar weniger allgemein verſtändlich iſt für andre Völker und Zeiten, als die Homeriſchen Gedichte, weil ſie viel tiefer in das individuelle Leben der Griechen eingreift, aber darum nicht minder erfinderiſch groß und kunſtreich entfaltet und erhaben, nach dem hier zum Grunde liegenden Ideal des Schönen, im Charakter und edlen Styl der Geſinnung. Auch die doriſchen Chorgeſänge des Pindar erheben ſich in ihrer milden Weichheit ſchon oft zur tragiſchen Größe der nachfolgenden Dichter, oder zu der epiſch umfaſſenden Fülle des alten Homer. — Es hat noch keine Nation die Lieblichkeit und Anmuth des Homer, die Erhabenheit des Aeſchylus, und den ſchönen Adel des Sophokles erreichen mögen, und vielleicht iſt es ſchon Unrecht, nur darnach ſtreben zu wollen, da ſich das wahrhaft Schöne und Große doch nie auf dem Wege der Nachahmung erreichen läßt. Euripides, der ſchon ganz in die Zeit der herrſchenden Rhetorik fällt, wird nur von ſolchen jenen Erſten beygezählt, welche den griechiſchen Geiſt nicht ganz in ſeiner Hoheit zu faſſen und zu würdigen, oder doch das Eigentliche der tiefen Bedeutung darin nicht genug zu unterſcheiden wiſſen. Merkwürdig iſt es vielleicht, und verdient wegen des allgemeinen Hanges des griechiſchen Geiſtes zu kühnen Gegenſätzen erwähnt zu werden, wie unmittelbar neben jenen höchſten tragiſchen Hervorbringungen, die es auch für alle nachfolgenden Zeiten geblieben ſind, auch die alte Volkskomödie auftrat und ſich geſtaltete, deren erfinderiſche Fantaſie die kühnſten mythologiſchen Dichtungen und Götterſpiele des Witzes nicht ausſchloß, während ſie alle Lächerlichkeiten des gemeinſten Lebens auf das grellſte aufzufaſſen, und ohne die mindeſte Schonung öffentlich hinzuſtellen, ſich zum eigentlichſten Geſchäft machte. —

Daß die allem Heidenthum, ganz vorzüglich aber und faſt mehr als jedem andern dem griechiſchen Heidenthum, zum Grunde liegende ſinnliche Naturvergötterung nur einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit der Griechen haben, daß der Mangel einer feſten, auf Gott und die Wahrheit gegründeten Sittenordnung, leicht auch ſchon bey noch einfacheren Lebensverhältniſſen, große Ausartung, und ſelbſt einzelne Unnatur zur Folge haben, und die einmal herrſchend gewordne Sittenloſigkeit, wenn der Staat und die Zeit erſt ins Sinken gekommen war, dann in einem furchtbaren Grade zunehmen mußte; das verſteht ſich von ſelbſt, und es ließe ſich aus der zuletzt erwähnten Quelle der alten Volkskomödie, noch andre mit dazu genommen, leicht ein ſehr abſchrecken ſtiſchen Kunſt und Wahrheit wird der Engländer in ſeiner großen Manier wohl allerdings immer den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutſchen aber iſt das Objektive; das Schöne iſt der wahre Maßſtab, ſeine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. Was kann reizender ſeyn, als die leichte Fröhlichkeit, die ruhige Heiterkeit ſeiner Stimmung? Die reine Beſtimmtheit, die zarte Weichheit ſeiner Umriſſe? Hier iſt nicht bloß Kraft, ſondern auch Ebenmaß und Gleichgewicht! Die Grazien ſelbſt verriethen ihrem Lieblinge das Geheimniß einer ſchönen Stellung. Durch einen wohlthätigen Wechſel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendſte Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Maſſen ordnet ſich die freye Fülle von ſelbſt zu einer leichten Einheit.

Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem Intereſſanten und dem Schönen, zwiſchen einer bloß merkwürdigen Geiſtesmanier und dem wahren Kunſt-Styl, oder dem Objektiven in der Darſtellung. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken ſeine eigne Eigenthümlichkeit noch zu laut wird, daß er in vielen andern ſich nach Laune verwandelt, und fremde Manier annimmt. Dieß ſind gleichſam übriggebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteriſtiſchen und Eigenthümlichen. Und doch weiß er, ſo weit dieſes moglich iſt, ſelbſt in die Manier eine Art von objektiver Gleichmäßigkeit und allgemeiner Bedeutung zu bringen. So gefällt er ſich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da ſo dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernſtlich damit um, wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, eben ſo auch ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diedes Gemählde der griechiſchen Unſittlichkeit und Sittenloſigkeit daraus entwerfen und ausführen. Doch weiß ich nicht, ob dieſes für das Allgemeine, und den größern Welt-Standpunkt der Geſchichte und ihrer Philoſophie gerade nothwendig und unentbehrlich, oder auch nur zweckmäßig und Vortheil gewährend ſeyn würde; um ſo mehr, da es vielleicht nicht ſchwer fallen dürfte, aus ähnlichen und andern Quellen der Immoralität und der ganzen jetzt üblich gewordnen Statiſtik der Verbrechen und des Laſters, ein Gemählde von dem unſittlichen Zuſtande auch bey einem oder dem andern der jetzigen chriſtlichen Völker zu entwerfen, welches mit der vorgefaßten Meynung von der hohen ſittlichen Veredlung unſrer neuern Zeit nicht überall ganz übereinſtimmen würde. Wir wollen uns alſo lieber hier mit dem allgemeinen Eingeſtändniß von dem großen ſittlichen Verderbniß des Menſchengeſchlechts begnügen, welches überall da Statt findet, wo nicht große Kräfte und mächtige Motive der höhern Art entgegen wirken und welches um ſo ſichtbarer hervortreten muß, wo die herrſchende Religion, wie bey den Griechen, eine ſolche, die Sinnlichkeit an ſich befördernde, und gut heißende heidniſche iſt. Was aber die Poeſie und auch die bildende Kunſt der Griechen betrifft, ſo muß man ſich faſt wundern, daß doch nicht öfterer, und verhältnißmäßig nur an wenigen Stellen, und in einzelnen Werken, dieſe heidniſche Sinnlichkeit auf eine ſolche für den edlen Styl, und ſchönen Eindruck des Ganzen ſtörende Weiſe grell hervortritt. Wenigſtens dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieſes weit öfter ſich fände, wenn man einmal über die bey den Alten zum Grunde liegende Denkart und heidniſche Welanſicht im Klaren iſt; da es meiſtens wohl auch weniger die ſtrengen Grundſätze einer reinen Sittlichkeit ſind, welche dieſes zurückgehalten haben, wie das feine Gefühl des Schicklichen, als der äußern Hülle, welches auch in der Kunſt die Schönheit umgiebt und begleitet. — Eine bloß conventionelle Verheimlichung und Verhüllung kann übrigens auch für die bildende Kunſt und Sculptur nicht als Geſetz aufgeſtellt werden; wenn die Darſtellung des Nackten in dem reinen edlen Styl gehalten wird, wie in den beſten Antiken, ſo beleidigt ſie das ſittliche Gefühl eigentlich nicht, welches weit mehr verletzt wird durch die verſtohlne Lüſternheit mancher modernen Kunſt-Produkte von unächtem Geiſte. Ueberhaupt haben die Griechen in der Kunſt, und in ihrem dichteriſchen Kunſtleben die innre Harmonie noch am meiſten erreicht; wenigſtens in der großen alten Zeit und Blüthe derſelben, viel weniger in der Wiſſenſchaft, und am wenigſten im Leben, nämlich im öffentlichen, welches faſt immer dem Zwieſpalt hingegeben war, und zuletzt ganz davon zerriſſen, zerſtreut, und verſchlungen ward.

Die Wiſſenſchaft der Griechen aber nannte ich darum eine natürliche, die uns aber in dieſer Eigenſchaft, wo ſie eine in ſo hohem Maaße, und vollendete Ausbildung beſitzt, höchſt belehrend für das Ganze wird, und auch an ſich ſchon vorzüglich dadurch intereſſant erſcheint; weil ſie in ihrem Urſprunge zunächſt, faſt ausſchließend von der Natur ausging, und zwar ganz für ſich abgeſondert, einſam ihres Weges allein gehend, entfernt von aller Poeſie und der dort herrſchenden Mythologie, auch in entſchiedner Zurückgezogenheit vom Staate, und allen öffentlichen Verhältniſſen des politiſchen Lebens, oft ſogar in einer beynah feindlichen Stellung und Oppoſition dagegen. Auch die eigentliche Naturlehre, und beſonders die Naturgeſchichte iſt von den Griechen ausgegangen, ſo wie die wiſſenſchaftliche Medicin, als deren erſter Meiſter immer noch Hippokrates verehrt wird; die Geometrie haben ſie ſyſtematiſch erweitert und vollendet, ſo wie die Aſtronomie nach dem ältern Syſteme, und beyde ſo der Nachwelt überliefert. Demnächſt aber kann die griechiſche Wiſſenſchaft überhaupt auch als eine natürliche charakteriſirt werden, weil ſie weiter entfaltet, und allmählig auf alle Gegenſtände der Welt, des Lebens und den Menſchen ſelbſt angewandt, immer doch eigentlich dieſen Natur-Standpunkt, und eine durchaus natürliche Anſicht der Dinge feſthielt, und auch in der Selbſterkenntniß und Lebenserfahrung oder Geſchichte, immer vorzüglich nur die Natur des Menſchen zu erkennen, zu erfaſſen, und in klaren Worten und aus den Leben erfaßten Begriffen auszudrücken ſuchte; ſo daß es nur eine Ausnahme bildet, wie Alexander im Politiſchen, von der gewöhnlichen Regel des griechiſchen Geiſtes, und dem herrſchenden Maaßſtabe ſeines ſonſtigen Umkreiſes, wenn Plato und die ihm folgten, nun hier in der Philoſophie ihr Streben grade auf die über alle Natur und die Wirklichkeit des Lebens weit hinaus liegenden, und darüber erhabenen Ideen richteten. Endlich kann ſie auch darum noch eine natürliche genannt werden, weil hier die Philoſophie, auf der alten Grundlage der Poeſie und der klaſſiſchen Bildung beruhend, mit der Geſchichte und ſymboliſchen Sage und Sprache befreundet, ſich mehrentheils in einer durchaus ſchönen und klaren, für den Menſchengeiſt naturgemäßen und lebendigen Form entwickelt, und dargeſtellt hat; und wie ſehr ſie auch in dem dialektiſch Leeren umherſchweifen und vorübergehend ſich verliehren und verwirren mochte, doch nie in der abſtracten Verſteinerung gänzlich erſtorben und erloſchen iſt. Und auch Plato, der eigentlich doch mit ſeiner Philoſophie ganz über den griechiſchen Geiſt, und die ſonſtige Sphäre deſſelben hinaus ging, und hinaus gehen wollte, war dennoch nach Sprache und Form in aller jener helleniſchen Beredſamkeit, Kunſt und Geiſtesbildung groß genährt, und ſelbſt der gewandteſte Meiſter darin.

Mit dieſem großen und erhabenen Naturſinn, haben nun die älteſten Philoſophen der Griechen, mehrentheils Jonier, wie Thales das Waſſer, Anaximenes die Luft, Heraklit das Feuer, als die erſte Grundkraft alles Lebens und aller Dinge aufgefaßt und hingeſtellt; und nur erſt durch Anaxagoras, den Lehrer des Sokrates, iſt zugleich der höchſte, die Welt ordnende und Natur bildende göttliche Verſtand, mit voller Klarheit hervorgehoben und ins Licht geſtellt worden. Früher zwar war dieß wohl auch, vielleicht beſſer, oder wenigſtens tiefer noch, ſchon durch Heraklit geſchehen, nur war es aus ſeinen dunkeln Schriften weniger verſtanden worden. Anaxagoras nahm übrigens neben ſeinem oberſten Naturgeiſte, oder Weltverſtande auch noch Homoiomerien an; d. h. wohl nicht eigentliche Atome einer todten Materie, ſondern vielmehr einen beſeelten, und ſelbſt ſchon lebendigen Grundſtoff der materiellen Lebenskraft. Es war alſo ſeine, dem Sinne jener alten Zeit, wie es ſcheint, überhaupt entſprechende Weltanſicht, vielmehr ein einfaches Syſtem des alterthümlichen Dualismus, wie wir ein ſolches auch in dem

Gange der indiſchen Philoſophie bemerkt haben. Dieſe alten joniſchen Philoſophen ſahen überhaupt nur auf das innre Leben in der Natur und in allem Daſeyn, auf die ſtete Veränderung und innere Bewegung in der Welt, und in allen Dingen, ſo daß manche unter ihnen alles Feſte und Bleibende, ſehr zu bezweifeln, und endlich ganz zu läugnen anfingen. Nach dem Geſetze, und Gange des Gegenſatzes, welchem der griechiſche Geiſt, bewußt und unbewußt, überall folgte, trat nun dieſen joniſchen Philoſophen eine andre Schule unter Parmenides entgegen, welche vielmehr das All und das Eine ausſchließend und allein aufſtellte, und als das Erſte und Einzige, wirklich und wahrhaft Daſeyende, und ewig Bleibende anerkannte. Obwohl aber Anfangs in Verſen vorgetragen, war es im Weſentlichen, und im herrſchenden Geiſte dieſer Denkart, durchaus kein dichteriſcher Pantheismus, wie etwa der indiſche; ſondern der intellektuellen Richtung der Griechen gemäß, vielmehr ein ganz dialektiſcher, der endlich auch alle Bewegung für Täuſchung und nichtigen Schein erklärte, und zuletzt entſchieden läugnete. In der Mitte zwiſchen beyden Extremen trat nun der große Schüler des Sokrates auf, und verſuchte auf einem ganz neuen, den Griechen ſonſt fremden Wege, die Rückkehr zu der über alle Natur erhabenen höchſten Gottheit zu finden, mittelſt der über die Sinnenwelt und äußere Erfahrung, wie auch über die bloße Dialektik ſich erhebenden Ideen des Göttlichen; aus unmittelbarer Anſchauung, urſprünglicher Offenbarung, oder tief innerlicher Erinnerung, die Erkenntniß des Göttlichen ſchöpfend. In dieſem, dem ganzen Syſtem zum Grunde liegendem Platoniſchen Begriff der Erinnerung, hat daſſelbe werden können. Gleichwohl ward auch er ſeiner Güte und des milden Charakters wegen geprieſen; was aber nach dem römiſchen Maaßſtabe verſtanden werden muß und inſofern auf Wahrheit gegründet iſt, daß er nicht eigentlich rachſüchtig und überhaupt nicht leidenſchaftlich, noch auch ohne Zweck grauſam war. Wo es aber zu ſeinem Zweck erfordert wurde, ſcheint es wohl, daß er gegen alles mögliche Blutvergießen vollkommen gleichgültig geweſen iſt. Der Krieg zwiſchen Pompejus und Caeſar erſtreckte ſich faſt über alle Länder und Gegenden der damahligen Römer-Welt; als Sieger aber faßte und befolgte Caeſar den Plan, durch ein Syſtem von Milde und Verzeihung ſeinen Sieg zu vollenden und zu befeſtigen. Bey der raſtloſen Thätigkeit und großen Klugheit, dem ſich immer gleichen und beſonnenen ſtarken Charakter, ſcheint es, hatte er doch die eine Schwäche, daß ihm der Lorbeer allein, wenn gleich ihn in dieſer Weiſe und Ausdehnung noch keiner erreicht hatte, nicht genügte, wenn nicht auch ein Diadem hinzukam; wenigſtens gab er Anlaß, dieſes zu glauben. Und ſo wiederhohlte der zweyte Brutus an ihm, was ſchon der erſte, in allen römiſchen Geſchichten darum ſo hoch geprieſene, gethan hatte. Der nachfolgende Bürgerkrieg des Brutus und Caſſius, die Ausſöhnung des Octavian und Antonius, welche den Tod des Cicero mit ſich brachte, der neue Zwieſpalt und Krieg zwiſchen dieſen beyden letzteren Nebenbuhlern, konnten nur dienen, dieſes Charakter-Gemählde von Rom und ſeiner Geſchichte in einer weitern Ausführung zu vollenden, und endigten mit der Alleinherrſchaft, in welcher derſelbe Octavianus, aus den bald vergeſſenen Blutſtrömen der ehemaligen Proſcriptionen und Bürgerkriege, nun als Auguſtus, Stifter und Begründer des allgemeinen Weltfriedens und erſter unumſchränkter Beherrſcher der geſammten Römerwelt, in der langen Periode ſeiner im Ganzen gegen die vorigen Zeiten höchſt glücklichen Regierung, ſchon bey Lebzeiten halb vergöttert, hervortrat. Zwar mußte die unumſchränkte Herrſchaft immer noch in die republikaniſchen Ausdrücke und alten Formen eingekleidet, und halb und halb verhüllt werden; um dieß nicht zu beachten, war die Erinnerung an Caeſars Schickſal dem behutſamen Auguſtus allzu gegenwärtig. Es ſchien wirklich, als ſollte die Welt wieder friedlich Athem ſchöpfen und noch einmal von allen dieſen früheren Kriegen ausruhen, ehe ein anderer und höherer Frieden auf ſie herabkam und ihr offenbar würde; und mit dieſem andern, höhern und göttlichen Frieden zugleich, ein neuer, geiſtiger Kampf, nicht gegen die Kriegführenden Partheyen von ehmals und auch nicht gegen die äußere, irdiſche Macht, ſondern gegen die innere Quelle alles dieſes Unfriedens und Unrechts in der Welt gerichtet. — Für jetzt aber ſollte noch zur Verzierung dieſes allgemeinen Römerfriedens, welchen der große Auguſtus der unterjochten Welt gegeben hatte, nun auch ein goldenes Zeitalter der Litteratur und der Poeſie dienen und herbeygeſchafft werden; ſo gut dieſe noch am Ende und wie im Spätherbſt der ſchon zum Untergang neigenden heidniſchen Welt-Periode aufblühen mochte. Für uns können Plautus und Terentius nur als nicht ganz mißlungene Nachbildungen aus dem Griechiſchen zählen; der ſchöne Styl und Charakter in der Sprache und Poeſie des Virgil und Horaz können aus einem welthiſtoriſchen Geſichtspunkte, vorzüglich nur in Beziehung auf die veredelte Bildung der Sprache, welche für die neuere Welt und Zeit, ja auch für uns noch eine gemeingeltende geworden iſt, einen Werth haben; und alles dieſes, auch die etwas reichere Fülle in der erfinderiſchen Fantaſie des Ovid mit dazu gerechnet, kann bey der Nachwelt nur für eine ſehr ſparſame Nachleſe aus der vollen Blüthe und reichen Erndte des griechiſchen Dichter- und Kunſtgeiſtes gelten. Die eigentliche Poeſie des römiſchen Volkes lag ganz wo anders, als in dieſen geſchriebenen Kunſtgedichten der griechiſch Gelehrten. Sie iſt in den Circenſiſchen Feſtkämpfen zu ſuchen, die der verſorgende Auguſtus niemals verabſäumte; in dieſen Fechterſpielen, wo der mit dem Tode ringende Gladiator mit Anſtand zu fallen und zu ſterben wiſſen mußte, wenn er das Beyfallklatſchen dieſes Volkes erhalten wollte; in jenem Circus, wo ſpäterhin ſo oft das Geſchrey des Volks gegen die ihm verhaßten Chriſten ertönte: „Zu den Löwen, fort mit ihnen zu den Löwen!“ —

In der hiſtoriſchen Darſtellung und Kunſt iſt es etwas andres als in der Dichtkunſt; hier giebt den Römern ihr großer, praktiſcher Sinn, ihr tief eindringender politiſcher Verſtand, die viel umfaſſenderen Staatsverhältniſſe ihrer Welt, einen eigenthümlichen Vorzug vor den Griechen, unter denen ſich eigentlich kein Geſchichtſchreiber findet, von der einfachen Größe des Caeſar, in dem raſch wie ſeine Thaten zum Zweck eilenden Styl; noch auch von dieſer tief durchdringenden Einſicht des Tacitus in den ganzen Abgrund des herrſchenden Weltverderbens; und Livius kann wenigſtens manchem der erſten Griechen gleich geſtellt werden. Auch die politiſche Beredſamkeit und Philoſophie der Römer, erhält in dieſer Miſchung von beyden, wie beym Cicero, und durch die größere Umgebung und praktiſche Wichtigkeit der Gegenſtände, welche beyde zuſammen hier fanden, einen eigenthümlichen Reiz und Werth. Damahls wurde das Studium der griechiſchen Philoſophie faſt nur als Hülfsmittel der Redekunſt von den Römern geachtet und betrieben; und bey dem ohnehin ſchon herrſchenden Sittenverderben und der vollendeten Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Elend und allgemeine Blutvergießen, war natürlich die Philoſophie des Epikur vorzüglich beliebt. Erſt in der ſpäteren Zeit, als man unter den beſſeren Imperatoren den Wunſch einer ſittlichen Wiederherſtellung des römiſchen Reichs und Charakters unternahm, erſchien die ſtoiſche Philoſophie, welche der Strenge und Härte des römiſchen Charakters ohnehin ſehr zuſagte, als ein letzter Anhaltspunkt der Rettung für die alſo Geſinnten, und ſind zahlreiche Anhänger unter den Römern dieſer ſpäteren Zeit, wie auch ſchon früher, beſonders unter den römiſchen Rechtsgelehrten, viele derſelben geneigt waren. Die Rechtswiſſenſchaft iſt eigentlich dasjenige Gebiet, aus dem geſammten Umfange der menſchlichen Geiſtesbildung, worin die Römer am meiſten gewirkt und am originellſten ſelbſt gedacht und welches ſie drrch ihre eignen Schriftſteller vorzüglich weit ausgebreitet und ſcharfſinnig entwickelt haben. Schon Caeſar dachte an eine allgemeine Sammlung der römiſchen Geſetze, welcher große Entwurf aber mit ſo vielen andern von ihm unausgeführt blieb; und das Zeitalter des Auguſtus war wenigſtens auch durch zwey große Rechtsgelehrte von verſchiednen Schulen oder Syſtemen ausgezeichnet. Mehr als durch alles andre, haben die Römer durch die von ihnen auf die Nachwelt übergegangne wiſſenſchaftliche

Jurisprudenz auf die ſpätere Welt-Periode eingewirkt. Zuerſt möchte es wohl auffallend erſcheinen, wie ein Volk, welches nach außen genommen, in einem ſolchen Uebermaaß des furchtbarſten Unrechts groß geworden und allein darauf ſeine Größe gegründet hat, dennoch in der Wiſſenſchaft des Rechts ſo ausgezeichnet hat ſeyn können, wie die Römer es wirklich geweſen ſind. Aber ſelbſt dieſes äußre Unrecht im Großen gegen die andern Völker oder Staaten, ſuchten ſie ſo ſehr als möglich in rechtliche Formen einzuhüllen und geſetzlich zu begründen, wobey ſie oft genug durch das inconſequente Thun und Laſſen der Andern, den äußern Schein und ſtarren Buchſtaben des ſtrengen Rechts für ſich zu gewinnen und auf ihre Seite zu ſtellen wußten. Sodann ging jene Rechtstheorie zunächſt auf das innre bürgerliche oder Privatrecht und alle künſtlichen und regelrechten Formen deſſelben; und ſo läßt ſich bey dem großen praktiſchen Blick und richtigem Sinn der Römer, bey ihrem ſo ausſchließend auf das bürgerliche Leben und deſſen Verhältniſſe gerichtetem Verſtand wohl begreifen, wie ſie in dem Privatrecht und in der Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Theorie deſſelben ſo ausgezeichnet ſeyn konnten, bey dem unermeßlichen praktiſchen Unrecht im Großen auf dem weitern hiſtoriſchen Gebiet des Völkerrechts, und findet darin wohl dieſer ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen Recht und Unrecht, wie ohnehin mehrere dergleichen in der menſchlichen Natur und Geſchichte gefunden werden, ſeine natürliche Löſung.

Es liegt aber noch ein andrer Widerſtreit in dieſem römiſchen Recht an ſich und auch im Verhältniß zu andern Rechten, deſſen Begriff auch in der Theorie deſſelben ſelbſt ſen Werken iſt der Trieb des Schönen gleichſam müſſig; ſie ſind ein reines Produkt des Darſtellungstriebes allein. Faſt konnte es ſcheinen, als ſey die objektive Haltung ſeiner Kunſt nicht angebohrne Gabe allein, ſondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit ſeiner Werke hingegen eine unwillkührliche Zugabe ſeiner urſprünglichen Natur. Er iſt im Fröhlichen wie im Rührenden immer reizend, ſo oft er will, ſchön; ſeltner erhaben. Seine rührende Kraft ſtreift hie und da, aus ungeſtümer Heftigkeit an das Bittre und Empörende, oder aus mildernder Schwächung an das Matte. Gewöhnlich aber iſt hinreiſſende Kraft mit weiſer Schonung aufs glücklichſte vereinigt. Wo er ganz frey von Manier iſt, da iſt ſeine Darſtellung wie die ruhige und heitre Anſicht eines höhern Geiſtes, der keine Schwäche theilt, und durch kein Leiden geſtört wird, ſondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinſtellt. Wo er ganz Er ſelbſt iſt, da iſt der Geiſt ſeiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreiſſende Anmuth.

Dieſer große Künſtler eröffnet die Ausſicht auf eine ganz neue Bildungsſtufe der Poeſie. Seine Werke ſind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich, und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft ſey. Das Objektive iſt hier wirklich ſchon erreicht, und da die nothwendige Gewalt des Inſtinkts, jede ſtärkere Dichterkraft, die ſich nicht ſelbſt aufreibt, aus der Kriſe des Intereſſanten zu eben dieſem Ziele hinführen muß; ſo muß die Idee des Schönen mehr und mehr allgemeiner, ſie muß öffentlich anerkannt, und durchgängig herrſchend werden. Dann hat die Kunſtbildung den ge-

[illegible]
[illegible]

ſehr ſcharf hervorgehoben und aufgeſtellt iſt, und der wohl zum Stützpunkte für ein allgemeines Urtheil über dieſe römiſche Geſetzwiſſenſchaft und alte Jurisprudenz, in ihrem Einfluß auf die ſpäteren Zeiten und auf die Nachwelt, dienen kann. Es iſt dieſes der Unterſchied zwiſchen dem ſtrengen oder dem abſoluten Recht und zwiſchen dem Rechte der Billigkeit d. h. dem hiſtoriſch bedingten. In dem germaniſchen Recht, weil es ein Recht des Herkommens, der Gewohnheit, der alten Sitte, ein durch alle Zeitumſtände hiſtoriſch bedingtes iſt, überwiegt weit mehr das Princip der Billigkeit; und ſo dürfte man es wohl hier und da bedauern, daß dieſes einheimiſche urſprüngliche Recht der neuern europäiſchen Nationen, je mehr die alte hiſtoriſche Zeit unter ihnen verkannt und nicht mehr verſtanden wurde, etwas zu ſehr in den Hintergrund gedrängt worden iſt, durch die vorherrſchende wiſſenſchaftliche Jurisprudenz des römiſchen Rechts; welches auf ein ſtrenges Formelweſen gerichtet und an dem ſtarren Buchſtaben derſelben wie des Geſetzes haltend, weit mehr auf die Seite des ſtrengen und abſoluten Rechtes neigt; und hierin liegt auch noch etwas mit der völkerrechtlichen Härte der alten Römer Verwandtes in dem Geiſte derſelben. Iſt dieſes aber wohl der rechte Maaßſtab für die irdiſchen Angelegenheiten, kann es die wahre Richtſchnur für die menſchliche Gerechtigkeit überhaupt ſeyn, in der allgemeinen und großen Anwendung derſelben, auf dem Schauplatz der Weltgeſchichte und beſonders auch im Verhältniß zu der göttlichen Gerechtigkeit? Jedes Abſolute, und ein ſolches iſt allerdings auch das ſtrenge Recht im Gebiete des bürgerlichen Lebens, ſo wie auch und noch weit mehr in dem des öffentlichen Lebens der Staaten und Völker, ruft ſein Gegentheil hervor, und führt alſo, bis ans Ende fortgeſetzt, von einer Reaction zur andern fortſchreitend, zu einer gegenſeitigen Zerſtörung, dem unvermeidlichen Reſultat eines jeden zum Extrem geführten Partheyenkampfs, wo nicht ein höheres friedliches Princip ausgleichend und ſchiedsrichterlich, gleichſam wie nach einem göttlichen Rechte der Billigkeit dazwiſchen tritt. Erſcheint ein ſolcher verſöhnender Ausſpruch höheren Orts aber nicht, oder fügt man ſich ihm nicht; ſo wird dann aus dieſem alſo durchgeführten und hartnäckig fortgeſetzten Extrem des Rechts ein Extrem des Unrechts; ganz nach dem alten juriſtiſchen Sprüchworte, was man nur im Großen anwenden dürfte, um die Welt und ihren Zwieſpalt menſchlich und hiſtoriſch richtiger zu beurtheilen. „Gerechtigkeit muß ſeyn,“ heißt es in der entgegenſtehenden juriſtiſchen Sinnesart nach dem ſtrengen Recht und in ſeinem abſoluten Geiſte; „Gerechtigkeit muß ſeyn, und ſollte auch die Welt zu Grunde gehn.“ Und wohl könnte man ſagen. „Wehe allen Menſchen, wehe jedem Einzelnen, und wehe der ganzen Welt,“ wenn ihr nichts zu Theil werden ſollte, als ein Endurtheil nach der ſtrengen Gerechtigkeit, und nichts als dieſe von Dem, Welcher allein die Macht hat, und auch allein befugt iſt, die Gerechtigkeit in dieſem Sinne zu vollziehen und die Welt nach ihr zu richten. Weil nun aber dieſe vollendete und bis ans Ende durchgeführte Gerechtigkeit allein die göttliche, auch keines Irrthums fähige ſeyn kann, und jede menſchliche Gerechtigkeit nur die einſtweilen ſtellvertretende der göttlichen iſt; ſo muß ſie auch nothwendig eine milde und liebevolle, hiſtoriſch bedingte, nach dem Princip der Billigkeit möglichſt ſchonende ſeyn, ihrer menſchlichen Beſchränkung immer eingedenk bleibend. Und dieſes iſt auf die größten Verhältniſſe eben ſo gut anwendbar, als auf die geringſten, und greift in ſie alle ſo tief ein, daß je nachdem man den einen oder den andern Grundſatz des abſoluten, ſtrengen Rechts, oder aber der hiſtoriſch bedingten Billigkeit und Milde, wählt und zum Führer nimmt, auch eine durchaus verſchiedne Verfahrungsweiſe, Anſicht und Behandlung des ganzen Lebens und überhaupt der Welt daraus hervorgeht. Auch der Staat iſt zwar die einſtweilen ſtellvertretende und inzwiſchen verwaltende Macht der göttlichen Gerechtigkeit; und dieſe Würde, ſo wie auch die Rechenſchaft, die mit darin liegt, iſt wohl groß und erhaben genug; nicht aber iſt dieſe höchſte und oberſte menſchliche Gerechtigkeit, wenn ſie nicht ihre eignen Schranken ſo wie die der Menſchheit ganz verkennen will, ſchon die göttliche Gerechtigkeit und unmittelbare göttliche Autorität, oder gar Gott ſelbſt. Der alte Erbfehler und eigentliche Grundirrthum des ganzen römiſchen Staats und auch des römiſchen Charakters war eben dieſe politiſche Abgötterey mit dem Staat, zu welcher aber auch außerdem die Theorie des ſtrengen und der falſche Begriff des abſoluten Rechts ſehr leicht und ſchon von ſelbſt hinführen kann. Obwohl nun die abſolute Alleinherrſchaft damahls noch unter den alten Formen halb und halb verdeckt ward; ſo fing doch jene förmliche Vergötterung auch der herrſchenden Perſon, ſelbſt ſchon unter Auguſtus an; welche dann aber unter den nachfolgen Imperatoren in den niedrigſten Schmeichelformen alles Maaß und Ziel überſtieg. Und wenn hier auch nicht ſo bloß ausſchließend die Perſon des Auguſtus oder eines Tiberius gemeynt, ſondern unter dieſer noch einigermaaßen die

Erſt von den griechiſchen Königen in Aegypten abhängig, dann von den Beherrſchern des neuen ſyriſchen Reichs in dieſer macedoniſchen Zeit unterjocht, bewieſen die Beſſern des hebräiſchen Volks, in der Religionsverfolgung, welche ſie unter dieſen letztern zu erleiden hatten, noch vielen Muth in dem alten Glauben ihrer Väter, für welchen mehrere aus dem Heldengeſchlecht der Maccabäer zu ſterben wußten. Gegen jene andre Mächte, nahmen die Römer ſie in ihren mächtigen Schutz, der aber wie bey allen andern Völkern, ſo auch bey ihnen, bald in das Joch einer förmlichen und ſehr drückenden Beherrſchung umgewandelt ward. In dem Partheyenkampf zwiſchen dem Pompeius und Caeſar, waren ſie inſofern mit verflochten, als eine jede der beyden Partheyen einen andern Prätendenten als Verherrſcher von Judäa begünſtigte, und für ihre Zwecke angemeſſen hielt. Unter der Alleinherrſchaft des Auguſtus, blieb der zuletzt in dieſem Partheyenkampf begünſtigte Herodes, ſeit etwa vierzig Jahren vor unſrer Zeitrechnung der abhängige Tribut-König des jüdiſchen Landes. Noch ſtand der zweyte, durch Vergünſtigung des Cyrus und der Perſer wiedererbaute Tempel von Jeruſalem in voller Pracht und Größe da. Zwar war derſelbe vom Pompejus und Craſſus vorübergehend heimgeſucht, dagegen aber jetzt von Herodes dem Großen, noch größer erweitert und noch herrlicher als ehedem verſchönert worden. Denn wie ſehr dieſer ſonſt zu den römiſchen Sitten oder auch mehr zu der griechiſchen Geiſtesbildung ſich hinneigen mochte; ſo war doch der Tempel, wenn auch nicht ſo ſehr als der geheiligte Sitz aller Offenbarungen des alten Bundes der Hebräer, doch ſchon als der Mittelpunkt der jüdiſchen Nation, mitten in dieſer groſſen Handelsſtadt, einer der größten im ganzen weſtlichen Aſien, zugleich die Schatzkammer, und in enger Verbindung mit der befeſtigten Burg, die Schutzwehr der Stadt und des Staats, auch für ihn das Centrum ſeiner Herrſchaft, und das Ziel ſeines Ehrgeitzes. Es waren aber damahls zwey Partheyen unter den Juden, welche, wie auch die der Patricier und der Volks-Parthey in den römiſchen Bürgerkriegen, nicht ganz denen unähnlich ſind, in welche ſich die jetzige Welt ſcheidet; obwohl in manchem auch wieder eine bedeutende Abweichung in ihrer gegenſeitigen Stellung zu einander, und nach ihrem innern Gehalt und Charakter, von dem jetzigen Zuſtande ſich darin findet. Wenn gleich, nach dem herrſchenden Geiſte, und der eigenthümlichen Verfaſſung des jüdiſchen Volks, der Unterſchied in der Anſicht und in den Grundſätzen der beyden Partheyen vorzüglich, oder zunächſt mehr ein religiöſer war; ſo war doch auch die Beziehung auf das Politiſche nicht ganz davon ausgeſchloſſen, und umfaßte dieſer Gegenſatz eigentlich überhaupt das ganze Leben, und alle Verhältniſſe deſſelben. Die Phariſäer waren recht eigentlich die vornehmen Schrift- mithin Rechtsgelehrten, und im Staat hoch angeſehene Patricier des hebräiſchen Volks, welche den alten Glauben und den alten Staat, mit ſeinen Rechten und Geſetzen aufrecht zu erhalten ſuchten; freylich mit ſchroffer Härte und ſpitzfindiger Streitſucht, mehr nur an dem Buchſtaben des alten Geſetzes feſthaltend; während ihnen der göttliche Geiſt deſſelben längſt entſchwunden war, und nicht ohne egoiſtiſche Geſinnung, mit falſcher Nebenabſicht und entſchiedenem Eigennutz. Als an dem beſtehenden Rechte haltend und dieſes in jedem Verhältniß ehrend und anerkennend, ſchloſſen ſie ſich an die Römer, wenigſtens äußerlich, und nicht eben mit innrer Neigung an: und immer hofften ſie den beym Volke ſo beliebten Lehrer, noch in dieſe Falle zu locken, daß Er ſich gegen die Römer erklären ſollte, wie es auch nach ihrer beſchränkten Einſicht durchaus nicht anders möglich ſchien, als daß Er es früher oder ſpäter des Volks wegen, doch werde thun müſſen. Man darf aber, daß die Sache, welche die Phariſäer vertheidigten, im Ganzen doch die eigentlich legitime der damahligen Zeit in dem jüdiſchen Staate war, um ſo weniger bezweifeln, da der Heiland ſelbſt, von den Phariſäern, dieß anerkennend, geſagt hat: „Sie ſitzen auf dem Stuhl Moſes, und was ſie euch vorſchreiben das ſollt ihr thun." — Grade weil ſie das alte Recht, und die Sache Gottes zu der ihrigen gemacht hatten, mußte deſto mehr von ihnen gefordert werden, und beurtheilt ſie der Heiland ſo ſtrenge; ſcheinbar faſt mehr als die Sadducäer, welche bey einer weichlichen Aufklärung, und liberalen Sittenlehre, vom Glauben ſchon faſt ganz abgekommen waren, die Schrift ſelbſt in einem bloß natürlichen Verſtande nahmen, und genommen wiſſen wollten, und ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele nicht mehr feſt hielten; wo alſo wenn ein Einzelner noch zu etwas Beſſerem fähig ſchien, und für die höhere Wahrheit ſich empfänglich zeigte, man es vielmehr nur als einen glücklichen Fund, und unerwartete Ausnahme anerkennen mußte. — Man darf übrigens bey den ſtrengen Urtheilen über die Phariſäer, welche in der Schrift vorkommen, niemals vergeſſen, daß dieß nur die ausgearteten unter ihnen, eine große Menge, vielleicht die Mehrzahl derſelben trifft, und ſich auf dieſe bezieht: nicht aber die ganze Secte oder

Gattung, und daß es auch viele Beſſere unter ihnen gab. War doch auch, was man wohl bedenken ſollte, der Apoſtel Paulus ein Phariſäer, und obwohl ein wohlmeynender, doch ein ſehr eifriger, wie auch alle ſeine Schriften noch dieſen Charakter zu erkennen geben, der zu den Füßen Gamaliels geſeſſen hatte; der wiederum ein Enkel des berühmten Hillel geweſen, welcher als einer der letzten großen Lehrer des hebräiſchen Volkes genannt wird, auf welchem noch die ganze Fülle der heiligen Ueberlieferung ruhte, und der ſelbſt eine der letzten Grundſäulen derſelben war. Sieben Arten der unächten Phariſäer nennt die jüdiſche Geſchichte oder Meynung, auf welche alle jener vom Heilande über ſie ausgeſprochne Tadel vollkommen paſſend iſt. Auch noch andre Phariſäer außer dem Apoſtel Paulus werden in der heiligen Schrift auf eine ſehr ehrenwerthe Art bezeichnet, als Freunde und Anhänger des Erlöſers, wenn gleich ſie nicht den Muth hatten, es öffentlich zu ſeyn.

Wo irgend ein ſolcher Conflikt der Zeiten, und Wendepunkt in der Geſchichte ſich kund giebt, pflegen mehrentheils wohl überall dieſe zwey entgegenſtehenden Partheyen, in etwas veränderter Form oder Stellung, ſich zugleich mit zu entwickeln, und hiſtoriſch ſichtbar hervorzutreten: die eine Parthey, welche das Alte vertritt, oft aber mehr nur bey dem todten Buchſtaben des ſtrengen Rechts ſtehen bleibt, während das innre Weſen, und der lebendige Geiſt längſt entflohen ſind; die andre Parthey aber, welche in dem Erfahrungsgefühl, daß die Zeit ein Neues bedürfe und fordre, und daß auch ein Neues für ſie im Anzuge ſey, oft wohl nicht ganz Unrecht hat. Nachdem die Anhänger dieſer Parthey des Neuen oder mit dem Glauben an das göttliche Alte, zugleich die Einſicht verlohren haben, daß alles wahrhaft Neue nur von Gott kommen, und von Gott ausgehen kann, glauben ſie nun dieſes Neue ſelbſt machen und hervorbringen zu können, und bilden ſich ein, es ſchon gefunden zu haben, während ſie doch Nichts vermögen in ihren Gedanken zu erringen, als bloß den Umſturz des Alten, und alle Wege die dahin führen; entweder gewaltſam, oder im gelindeſten und beſten Fall, durch eine gänzliche Schlaffheit in allen Geſinnungen und Begriffen, alſo auf dem Wege einer innern Auflöſung. In der Mitte zwiſchen jenen beyden Extremen in der kämpfenden Zeit, finden ſich dann auch wohl Einzelne ſolche, die aus allen dieſen Partheyen hinaus flüchten, und ein höheres Aſyl, wenn auch nur für ſich allein, finden möchten. Dergleichen waren die kleinen contemplativen Gemeinden von einſiedleriſchen Frommen unter den damahligen Juden, der Eſſener im Lande ſelbſt, der Therapeuten in Aegypten; die aber neben jenen beyden herrſchenden Secten nur eine der Anzahl nach geringe Ausnahme bilden konnten. Zwiſchen dieſen beyden Haupt-Partheyen, den buchſtäblich ſtarr, und egoiſtiſch einſeitig gewordnen Legitimen des jüdiſchen Volks und den liberalen Aufklärern auf der einen; auf der andern Seite aber zwiſchen den alten Verheißungen und jüdiſchen Erwartungen, und der römiſchen, nun rechtmäßig gewordnen, und als ſolche anerkannten Herrſchaft in der Mitte, trat der Heiland auf, wo es einer mehr als menſchlichen Klugheit bedurfte, um unberührt von beyden Seiten mitten durch dieſe Partheyen hindurch zu gehen. „Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt,“ lautete ſein einfacher Ausſpruch, da man ihn mit gemeiner Weltliſt zu fangen dachte;

und iſt dieſer Ausſpruch ein Grundgeſetz des Chriſtenthums geblieben, der bis an das Ende der Tage unerſchütterlich fortdauert. Eben ſo aber auch jener andre Zuruf: „Du biſt „ein Fels, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen;“ als in welchem ſchon die ſehr beſtimmte und deutliche Vorſchrift lag, wie ſich die Chriſten gegen jene heidniſche Zumuthung der Römer in Betreff auf die ihnen gewöhnliche politiſche Abgötterey, das Opfern vor dem Bildniß des Kaiſers und dergleichen, zu verhalten, und wie ſie dort als Blutzeugen der Wahrheit, dieſe gegen alle irdiſche Uebermacht, mit ihrem Leben zu beſiegeln hätten. Der Hauptirrthum des jüdiſchen Volks beſtand eben darin, daß ſie unter dem ihnen verheißnen Erretter, jetzt allgemein einen irdiſchen Befreyer von dem drückenden Römerjoch, und Wiederherſteller des National-Königthums in höchſter Blüthe und Herrlichkeit erwarteten. Und in dieſem Einen Punkte würde ſich, wenn ſie nur den Irrthum nicht bis ans Ende, und bis zu dieſem Extrem fortgeſetzt, und durchgeführt hätten, wohl manches zu ihrer Entſchuldigung anführen laſſen. Nach der Natur der prophetiſchen Sprache und Darſtellung war in den alten Verheißungen, das Bild eines geiſtigen Erretters, in allem ſeinem Glanze und ſeiner wirklichen Herrlichkeit, mit ſo lebhaften Farben geſchildert und ausgemahlt worden, daß es leicht auch in manchen einzelnen Zügen wenigſtens, von einem irdiſchen Könige verſtanden werden konnte. Oder um es noch genauer und ſchärfer zu bezeichnen: es waren, wie es der eigenthümliche Charakter aller göttlichen Verheißungen iſt, das zunächſt Erfolgende, mit dem letzten Ziele, wohin es führen ſoll, unmittelbar in Verbindung zu ſetzen, in jenem prophetiſchen Gemählde von der glücklichen Zukunft des auserwählten Volks, oft manche Züge aus der weit entfernten Epoche der letzten Zeiten, und des am Ende der Tage über den ganzen Erdkreis triumphirenden Chriſtenthums, gleich angeknüpft, und innigſt verwebt mit dem erſten Anfange der göttlichen Errettung. Ganz auf gleiche Weiſe, obwohl in einer andern Sphäre von Gegenſtänden, ſehen wir in den Weiſſagungen des Heilands; ſelbſt den Weheruf über den nah bevorſtehenden Untergang von Jeruſalem und der jüdiſchen Nation, ganz dicht zuſammengerückt und faſt verſchmolzen mit den prophetiſchen Andeutungen über die furchtbaren Schreckensſcenen der letzten Zeit, und über den bevorſtehenden Tag der allgemeinen Rechenſchaft; obwohl auch dieſes als ein noch in der Zeit und auf dieſer Erde wirklich geſchehen Sollendes, für ein Hiſtoriſches zu halten iſt; ja ſogar mit der letzten Verklärung der Natur in der nun vollendeten Schöpfung, wo ein neuer Himmel, und eine neue Erde ſeyn wird; ſo daß oft wohl eine nicht wenig geübte und ſorgſam angewandte Unterſcheidungsgabe dazu gehört, um alles zu ſondern, das Ganze zu ordnen, und jedes Einzelne an den Punkt hinzuſtellen, wo es hingehört. Was aber wohl am meiſten zur Entſchuldigung des jüdiſchen Volkes in dieſer Hinſicht dienen kann, iſt der Umſtand, wie es ſo ganz deutlich aus der heiligen Geſchichte hervortritt, daß alle Anhänger des Heilands, und ſeine vertrauteſten Schüler, Anfangs ſelbſt in dieſem Irrthum befangen, immer noch glaubten, daß nur noch der rechte Augenblick nicht gekommen ſey, Er dann aber gewiß auch als irdiſcher Befreyer und König ſeines Volkes auftreten würde;

ſcheidenden Punkt erreicht, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen nicht mehr ſinken, ſondern nur durch äußre Gewalt in ihren Fortſchritten aufgehalten, oder etwa durch eine materielle Zerſtörung und Naturkataſtrophe mit vernichtet werden kann. Ich meyne die große moraliſche Entwicklungsſtufe, durch welche die Freyheit in ihrem Kampfe mit dem Schickſal, in der Bildung endlich ein entſchiedenes Übergewicht über die Natur bekommt. Dieſes geſchieht in dem wichtigen und entſcheidendem Zeitmoment, wenn auch im bewegenden Princip, in der Kraft der Maſſe, die Selbſtthätigkeit herrſchend wird; denn das lenkende Princip der künſtlichen Bildung iſt ohnehin ſelbſtthätig. Nach jener Wiedergeburth wird nicht nur der Gang der Bildung, die Richtung der künſtleriſchen Kraft, die Anordnung der ganzen Maſſe des gemeinſchaftlichen Produkts, nach dem Zwecke und dem Geſetze der Menſchheit ſich beſtimmen; ſondern auch in der vorhandnen Kraft und Maſſe der Bildung ſelbſt wird das Menſchliche das Übergewicht haben. Wenn das feindliche Element, welches dem Geiſte in dem Kampfe ſeiner Entwicklung überall hemmend entgegentritt, nicht etwa Verſtarkung bekommt, wie durch eine äußre Naturkataſtrophe, die freylich alle Kunſtbildung und Geiſtescultur mit einem Streich vernichten könnte; ſo kann die Menſchheit in ihrer Entwicklung nun ungeſtört fortſchreiten. Die künſtliche Bildung wird und kann dann wenigſtens nicht mehr ſo wie die natürliche, in ſich ſelbſt zurückſinken. Es iſt auch kein Wunder, daß die Freyheit in jenem harten Kampf endlich den Sieg davon trägt, wenn gleich die Überlegenheit der Natur im Anfange der Bildung noch ſo groß ſeyn mag. Denn die Kraft des und wie ihnen jeder Gedanke von ſeinem Leiden und Sterben ſo fremd war, daß ſie ſelbſt dagegen zu ſprechen, und ihm Gedanken der Art zu verweiſen ſich erkühnten; da ihnen erſt viel ſpäter die Binde von den Augen fallen ſollte. Und das iſt eben der weſentliche Tadel, welcher eigentlich die Juden trifft, daß ſie in ihrem, an ſich in der gegebenen Lage ſehr verzeihlichen Irrthum ſo hartnäckig feſt blieben, und nach Allem was ſie hörten, ſahen und erlebten, nicht endlich die Augen öffneten. — Es iſt überhaupt gar nicht der hiſtoriſchen Wahrheit und dem innern Charakter und Geiſte dieſer großen Zeitumwandlung gemäß, wenn man von dem Verhältniß des Heilandes zu dem jüdiſchen Volke oft ſo redet, und es ſo ſchildert, als habe Er das Judenthum ſo zu ſagen, ganz abgeſchafft und völlig umgeworfen. Nur das äußere Gerüſt fiel jetzt weg, weil es nicht mehr nöthig war; ſo wie alles das, auch in den Geſetzen, was bloß auf die früherhin nothwendig geweſene, ſtrenge Abſonderung der Juden, von den andern heidniſchen Völkern ſich bezog. Sehr vieles blieb, nur erhielt alles jetzt in der Erfüllung eine höhere geiſtige Bedeutung; wie natürlich, da ja auch in dem Judenthume ſelbſt, alles was nicht auf das lokale Zeitbedürfniß, und bloß für die Dauer deſſelben berechnet war, ſchon früherhin und von Anfang an vorbildlich chriſtlich war. Die zwölf Apoſtel ſowohl, als die erſten zwey und ſiebenzig Jünger ſind alle aus dem auserwählten Volke allein genommen worden, und es ſind an demſelben alſo auch von dieſer Seite die göttlichen Verheißungen vollkommen erfüllt, und ihnen buchſtäblich gehalten worden. Die alte hierarchiſche Ordnung iſt ganz ſichtbar auch die Grundfahren ſich nur an der Küſte, und in den Flüſſen hielten; bis dann in der Epoche, da die Völkererſchütterung ſchon auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, die große brittanniſche Inſel von dieſem Alt-Sachſen aus, auch nicht bloß in Beſitz genommen, ſondern gleichſam neu bevölkert wurde; und es mag dieſer nicht weit umher zerſtreute, ſondern dicht beyſammen wohnende niederdeutſche Volksſtamm leicht ſchon damahls der zahlreichſte geweſen ſeyn. An dem obern Rhein und der obern Donau, hatten die Sueven ihren Sitz, vielleicht ein mehr gemiſchter Stamm, der auch unter dem Nahmen der Allemannen vorkommt, und beſonders zur unruhigen Bewegung, und wandernden Unternehmungen geneigt war. Die Franken, welche in der nachfolgenden Geſchichte eine ſo wichtige Stelle einnahmen, ſind wohl urſprünglich eher ein Bund als ein Volk geweſen; ſo wie ſie in der geographiſchen Lage die mittlere Gegend einnehmen zwiſchen den Sueven und Sachſen, ſo ſind ſie auch ihrem Urſprunge und Charakter nach, als aus beyden gemiſcht zu betrachten; Sitten und Verfaſſung haben mehr Allemanniſches, während Stamm und Sprache, urſprünglich wohl dem Sächſiſchen näher verwandt ſeyn mochte. Wollte man ſie als eigenen Stamm betrachten, ſo würden vorzüglich die alten Chatten oder Heſſen, die immer zu den Franken gerechnet worden ſind, wohl als die erſte Wurzel und die Grundlage des ganzen Stammes zu betrachten ſeyn. Aber den eigentlichen zweyten, großen, urſprünglichen Hauptſtamm unter den germaniſchen Völkern, bildeten die Gothen, die am weiteſten ausgebreitet waren, von dem ſkandinaviſchen Norden, und den Ufern der Oſtſee, längs dem ganzen Flußgebiete der Weichſel bis an das ſchwarze Meer hin. Ihre Sprache, in der noch vorhandenen gothiſchen Bibelüberſetzung iſt, was wir jetzt die oberdeutſche Mundart nennen würden, aber in höchſt alterthümlicher Form, und in einer noch ſehr rein bewahrten Structur, die nicht ohne eigenthümliche Schönheit iſt. Minder verwandt iſt dieſe gothiſche Mundart auch im Ton und Art, den ſächſiſchen und ſkandinaviſchen Sprachen, außer inſofern verwandte Zweige eines Stamms, je näher man an die Wurzel des erſten Anfangs kommt, um ſo mehr dieſen gemeinſamen Urſprung verrathen. In dem ſkandinaviſchen Norden berühren ſich auch geographiſch, die beyden germaniſchen Hauptſtämme, Sachſen und Gothen; die von dieſer Quelle ausgehend, dann in mannichfache Ströme und viele Verzweigungen ſich theilten. Des gleichen oder doch nah verwandten Stammes mit den Gothen waren die Burgundionen und Vandalen, welche dann die Reiche dieſes Stammes in Gallien und Spanien gründeten. Ein eigentliches erbliches Königthum hatte ſich unter allen deutſchen Völkern am meiſten bey den Gothen entwickelt, in zwey Abtheilungen; der Oſtgothen unter dem Heldengeſchlecht der Amaler, der Weſtgothen unter dem der Balten. Von ihrem kriegeriſchen Heldenſinne und Edelmuthe, ſo wie von ihrer hohen edlen Geſtaltung, ſind die damaligen römiſchen Geſchichtſchreiber voll. Die eigentliche Völkerwanderung rührt in ihrem Anfange zunächſt und allein von den Gothen her; ohne daß dabey in dieſer erſten Zeit eine aſiatiſche Völkererſchütterung mitgewirkt hätte, welche erſt viel ſpäter eintrat. Schon im dritten Jahrhundert nahmen die Gothen die Länder an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres in

Beſitz, und überzogen von dort aus Griechenland bis Athen. Der Kaiſer Decius, fiel in dem Kriege gegen ſie, und ſie erhielten in dem Frieden mit Aurelian, das jenſeitige Dacien abgetreten; wo ſie dann meiſtens in dem Verhältniß eines verbündeten Volks zu den Römern ſtanden, die den Frieden mit ihnen zu erhalten, und ihr Heer durch ſie zu verſtärken ſuchten. Erſt hundert Jahre ſpäter, wurden die Gothen nach dem Tode des Königs Hermanarich von den Hunnen in ihren Wohnſitzen am ſchwarzen Meer beunruhigt und bedrängt; welches Volk ſchon früherhin den chineſiſchen Jahrbüchern zu Folge, an der Nordgränze des chineſiſchen Reichs im öſtlichen Mittel-Aſien einheimiſch, dann weiter gegen Weſten verrückend, eine Zeitlang an der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres gewohnt hatte, bis ſie in die kaukaſiſchen Länder, und an das ſchwarze Meer, in das Gebiet der Gothen eindrangen. Und nun erſt, während die Gährung und allgemeine Bewegung zu gleicher Zeit auch unter den germaniſchen Stämmen des Abendlandes immer höher geſtiegen war, und die alte römiſche Weltherrſchaft von allen Seiten in ſich zuſammen ſank, kam die eigentliche Völkerwanderung zum vollen Ausbruch, und erreichte ihren höchſten Gipfel. Früherhin, bey dem erſten Anfange der allgemeinen Bewegung ſind die Nahmen der Völker, ſo wie der Heerführer faſt ohne Ausnahme deutſche; jetzt ſtößt man auch auf viele fremde Nahmen darunter, aus welchen nebſt den aſiatiſch-hunniſchen, vorzüglich wohl die zu beachten ſind, welche uns die ſlaviſchen, vielleicht auch hie und da finniſchen Völkerſchaften bezeichnen können, die ohne Zweifel ſchon damahls unter den Gothen, und mit dieſen vermiſcht, in dem weiten

Gebiete und Reiche derſelben wohnten. Die Hunnen ſelbſt blieben aber noch funfzig Jahre nach dem erſten Einbruch, in ihren neuen Wohnſitzen zwiſchen der Theiß und Donau, bis auf Attila in Frieden, ohne die Römer weiter zu beunruhigen. Die Gothen erboten ſich gegen dieſe zur Vertheidigung der Gränze, und erhielten dagegen das ſüdliche Donau-Land abgetreten. Das Chriſtenthum nahmen ſie bereitwillig an, nur wurden ſie Arianer, da dieſe chriſtliche Parthey eben in Konſtantinopel die herrſchende war, als man ihnen von dorther Lehrer, und den Gothen Ulfilas zum Biſchof ſchickte. Ein Umſtand, der nachher für ihr Verhältniß im römiſchen Reiche oft ein ſtörendes Hinderniß war, und ſehr nachtheilig darauf gewirkt hat; wie denn überhaupt dieſer neue innre Zwieſpalt auch in der Religion, eine von den mitwirkenden Urſachen zu dem Untergange des alten römiſchen Reichs geweſen iſt. Auch die zweyte Eroberung von Rom durch den Vandalen-König Geiſerich, war beſonders dadurch verheerender, als die erſte unter dem weſtgothiſchen König Alarich, daß er als Arianer die katholiſche Parthey ſehr haßte und verfolgte. An ſich waren die Gothen eigentlich ſonſt nicht feindlich gegen die Römer geſtimmt, ſondern eher zur Bewunderung ihrer Vorzüge in der Cultur, und alles Großen, was ſie dort fanden, geneigt. Als in dem durch römiſchen Verrath veranlaßten gothiſchen Kriege unter Valens, dieſer gefallen war, wußte Theodoſius, als die Gothen ſchon vor den Thoren von Konſtantinopel ſtanden, doch einen vortheilhaften Frieden mit ihnen zu ſchließen, und nahm Vierzigtauſend von ihnen in Sold, um das ſchon von Conſtantin geſtiftete gothiſche Bunbeſſern wieder zu erneuern. Als der gothiſche Fürſt Athanarich in Konſtantinopel ſelbſt, alle dort vorhandne Pracht und Herrlichkeit ſtaunend betrachtet hatte, und zugleich von perſönlicher Verehrung gegen den Theodoſius durchdrungen war, erklärten dadurch bewogen, die Gothen dem Theodoſius, daß ſie, ſo lange er lebe, keinen andern König haben wollten als ihn. Unter den Söhnen des Theodoſius aber änderte ſich die Sache; und man wußte die Gothen nicht anders zu befriedigen, noch ſich ihrer zu erwehren, als daß man ſie gegen Italien aufzureizen, und von ſich abwendend, den Sturm dort hinzulenken verſuchte; dieſes veranlaßte den Heereszug des weſtgothiſchen Königs Alarich gegen Rom, und die erſte Eroberung der ewigen Stadt auf den ſieben Hügeln. Der Zwieſpalt zwiſchen Rom, und dem neuen byzantiniſchen Hofe, trug nicht wenig bey zu dem Untergange der römiſchen Herrſchaft; die Klugheit oder Argliſt, welche man zu Konſtantinopel bey dieſer erſten Gelegenheit, und auch ſonſt noch bey mehreren andern, anwendete, war für Italien oft verderblich. Ueberhaupt iſt die römiſche Weltherrſchaft, ſo wie ſie aus Bürgerkriegen emporgewachſen war, auch weit mehr an innerm Zwieſpalt und Verderben zu Grunde gegangen, als durch die Gothen, mit denen ſie ziemlich leicht ſich friedlich ſetzen und verbinden, und allmählig zu einem gemeinſamen Volke hätten verbrüdern können; wozu auch unter den beſſern Imperatoren, und in verſchiedenen Epochen, ſchon der Anfang gemacht war. Dann würde, da die Gothen doch unter allen germaniſchen Völkern das ſtärkſte und mächtigſte war, mit deren Hülfe ſie ſich der andern leicht hätten erwehren können, die Völkerwanderung, d. h. die Verſchmelzung der geſunden germaniſchen Naturkraft, mit der ſchon in allzu tiefe Entartung verſunknen, und ſelbſt durch das Chriſtenthum im öffentlichen Leben und im Staat nicht ganz wiederhergeſtellten römiſchen Menſchheit und Geiſtesbildung, auf einem friedlichen Wege zu Stande gekommen ſeyn; und es hätte nicht dieſes langen chaotiſchen Kampfs und Zwiſchenzuſtandes bedurft. In den auf Alarichs erſte Eroberung von Rom folgenden Unruhen, riefen die Römer ſelbſt den Vandalen-König Geiſerich aus Afrika herbey, der als Krieger und Herrſcher, viel grauſamer als jener, Schrecken vor ſich her verbreitete. Dieſer gegen die Gothen argwöhniſch und mißtrauend, zog wider den Attila heran mit allen den Völkern, die ſein Kriegsruhm ihm unterworfen oder an ihn gekettet hatte, und veranlaßte ſeinen Heereszug in das Abendland, wo in der großen Völkerſchlacht an der Marne, zu beyden Seiten die Gothen einen hauptſächlichen Theil des Heeres bildeten. Die Hunnen ſelbſt, ſo wie auch einige andre der mit ihnen ziehenden Völker waren noch Heiden; je fremdartiger, und ſich unter einander fremder die Völker, je zahlreicher die Heere, und gewaltiger zuſammengedrängt die Menſchenmaſſen ſind, deſto verheerender werden die Kriege, und das findet alſo auch dort und in dieſem ganzen Zeitalter ſeine volle Anwendung. Doch lag der Hauptgrund der drückenden Anarchie und Verwüſtung und des nachfolgenden Elends der damahligen Zeiten bey weitem nicht in den Kriegen und in den Schlachten allein; denn auch in den blühendſten Zeiten der höchſten Bildung des alten Rom, waren die Kriege faſt immerwährend und meiſtens noch zerſtörender und blutiger geweſen; wenigſtens nicht minder als die jetzigen. Von Rom wußte der römiſche Biſchof die Gefahr abzuwenden, und es blieb verſchont. Mit Attila's Tode hörten die Hunnen auf bedeutend zu ſeyn; die überhaupt nur den geringſten Theil ſeiner Macht bildeten, welche bloß auf ſeinen perſönlichen kriegeriſchen Charakter und Ruhm ſich gründete, und mit ihm zugleich unterging. Den Odoaker, Fürſten der Heruler und Rugier, ebenfalls gothiſcher Völkerſchaften, riefen die Römer ſelbſt aus dem deutſchen Donau-Lande herbey. Von ſeiner Eroberung rechnet man den Untergang des abendländiſchen Reichs, und der letzte römiſche Jüngling, den man dort mit dem Herrſchernahmen geſchmückt hatte, hieß auch wieder Romulus, 1228 Jahre nach dem erſten Romulus, dem Stifter und Gründer dieſer ewigen Stadt; welche nach der alſo beendigten materiellen und äußern Weltherrſchaft, in der folgenden Zeit-Periode, in ganz andrer Hinſicht, als der prieſterliche Mittelpunkt des chriſtlichen Abendlandes, eine große und bedeutende Stelle in der Geſchichte behauptete, und wieder einnahm. Als die Herrſchaft der Heruler in Rom und Italien verhaßt wurde, verlieh der griechiſche Kaiſer Zeno, dem in Konſtantinopel erzogenen oſtgothiſchen König Theodorich in einer förmlichen Urkunde die Herrſchaft über Italien, welcher dann nach dem Sieg über Odoaker ſtatt der gothiſchen Nationalkleidung, den römiſchen Purpur anlegte. Er war hoch angeſehen in Rom ſelbſt und bey allen deutſchen Völkern weit umher; ſein Nahme, wie ſpäterhin der Karls des Großen iſt hochgefeyert in der deutſchen Heldenſage, während politiſche Geſchichtſchreiber, und hiſtoriſche Beurtheiler ſeine Tugenden und ſeinen Verſtand rühmen. Er war edel und großmüthig in ſeiner Macht; liebte und ehrte die Künſte, und Wiſſenſchaften, ſo wie die Zeit ſie noch hatte, und die letzten römiſchen Schriftſteller Caſſiodor und Boethius waren die Zierde ſeiner Regierung. Partheyungen nach dem Tode dieſes großen Königs, ein an ſeinem nachgelaſſenen Hauſe begangnes Verbrechen, gaben dem thätigen Kaiſer Juſtinian auf dem Throne von Konſtantinopel Anlaß, durch den als Feldherrn glücklichen Beliſar, den griechiſchen Einfluß in Italien von neuem zu begründen. Feldherrn wie dieſer, einige beſſere und thätige Herrſcher und die ſchon erwähnte Politik, haben das byzantiniſche Reich erhalten, während Rom ſelbſt unterging, und Italien nach der gothiſchen Zeit unter die Longobarden kam, auf welche die Franken folgten, wo dann Rom ſelbſt, mit dem wieder hergeſtellten Römiſchen Reich deutſcher Nation, wenn auch meiſtens nur den Nahmen nach, im Mittelalter verbunden blieb. Ein ſo viel als in der Kürze möglich war, hiſtoriſches Bild, eine etwas lebendigere Charakteriſtik von der Völkerwanderung, ſchien um ſo nöthiger dem Urtheil darüber voranzuſchicken; da dieſe Epoche als die folgenreiche Grundlage aus welcher die ganze germaniſch-romaniſche Geſtaltung der neuen Nationen von Europa in Verfaſſung und Sprache, in Sitten und Geſetzen, in der herrſchenden Denkart, und ſelbſt in der eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgegangen, für die ganze nachfolgende Geſchichte ſo ungemein wichtig iſt, und von manchen, entweder in der einſeitig antiken Begeiſterung, oder in bloß modernen Begriffen und Grundſätzen befangenen hiſtoriſchen Schriftſtellern, nicht immer ganz verſtanden, oder durchaus richtig beurtheilt wird, der damahligen Welt, die Meynung allgemein war, daß von einem Propheten übernatürliche Wirkungen zu erwarten ſeyen, und eine höhere Wunderkraft zur Beſtätigung ſeiner göttlichen Sendung erfordert werde; ſo fand Mahomet doch für gut oder rathſam, zu erklären, Wunder ſeyen für ihn deswegen nicht erforderlich, weil er eigentlich gar keine neue Religion ſtiften, ſondern nur die alte, nämlich die des Abraham und der andern Patriarchen in ihrer Reinheit wiederherſtellen wolle. Wenn wir nun auch nicht ſo beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe und Hinweiſungen hätten über den ahndungsvollen Glauben des Abraham und der andern Patriarchen des erſten Bundes, welcher ſie auf alle Geheimniſſe der Zukunft hinführte; ſo würde es ſchon an ſich wenig wahrſcheinlich, dem Gange und der Natur des menſchlichen Geiſtes gar nicht gemäß ſeyn, wenn man bey den frommen Altvätern jener grauen Vorzeit einen ſolchen ſogenannten reinen, eigentlich aber flachen und gedankenleeren Theismus, wie dieſen von dem angeblichen arabiſchen Reformator der Welt verkündigten, ſchon dort vorausſetzen wollte oder zu finden wähnte. Weit eher dürfte derſelbe, nach dem innern Princip und von dem äußern Nationalgewande der morgenländiſchen Sitte und Bilderſprache abgeſehen, der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, beſonders der ganz ſeichten und oberflächlichen, in der nähern Unterſuchung entſprechend gefunden werden; und hätte dieſe Philoſophie, wenn ſie aufrichtig und conſequent genug dazu geweſen wäre, nur den Muth haben ſollen, den Mahomet wenn auch nicht als Propheten, doch wenigſtens als den wahren Reformator der Menſchheit und des Glaubens, den erſten Verkünder und großen Lehrer der reinen

Menſchen wächſt mit verdoppelter Progreſſion, indem jeder Fortſchritt nicht nur größere Kräfte gewährt, ſondern auch neue Mittel zu fernern Fortſchritten an die Hand giebt. Der lenkende Verſtand mag ſich, ſo lange er unerfahren iſt, noch ſo oft ſelbſt ſchaden; es muß eine Zeit kommen, wo er alle ſeine Fehler reichlich erſetzen wird. Die blinde Übermacht muß endlich dem verſtändigen Gegner unterliegen. Nichts iſt überhaupt ſo einleuchtend als die Theorie von der immer fortſchreitenden Entwicklung. Der reine Satz der Vernunft von der nothwendigen unendlichen Vervollkommnung der Menſchheit iſt ohne alle Schwierigkeit. Nur die Anwendung auf die Geſchichte kann die ſchlimmſten Mißverſtändniſſe veranlaſſen, wenn der Blick fehlt, den eigentlichen Punkt zu treffen, den rechten Moment wahrzunehmen, und das Ganze zu überſehn. Es iſt immer ſchwer, oft unmöglich, das verworrne Gewebe der Erfahrung in ſeine einfachen Fäden aufzulöſen, die gegenwärtige Stufe der Bildung richtig zu würdigen, die nächſtkommende glücklich zu errathen.

Den Gang und die Richtung der modernen Bildung beſtimmen die in ihr herrſchenden Begriffe. Der Einfluß derſelben iſt alſo unendlich wichtig, ja entſcheidend. Wie es in der jetzigen modernen Welt nur wenige Bruchſtücke ächter ſittlicher Größe und Bildung giebt, moraliſche Vorurtheile aber ſtatt großer und guter Geſinnungen allgemein herrſchen; ſo giebt es auch künſtleriſche Vorurtheile, welche weit tiefer gewurzelt, allgemeiner verbreitet, und ungleich ſchädlicher ſind, als es dem erſten flüchtigen Blick ſcheinen möchte. Der allmählige und langſame Stufengang der Entwicklung des Verſtandes führt nothwen-

Wahrheit, und den eigentlichen Stifter der geläuterten Vernunft-Religion laut anzuerkennen und öffentlich zu verehren.

Im Grunde würde auch ein ſolcher Allgemeinbegriff von Theismus und bloß negativem Einheitsglauben, als Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Vernunft-Theologie, vielmehr für ein Denk-Syſtem der Schule angemeſſen ſeyn, als es in dieſer Leerheit den Inhalt einer Religion bilden kann. Als ſolche und als Religion genommen, iſt die des Mahomet eigentlich weder alt noch neu, ſondern eines Theils ganz nichtig und inhaltsleer, andern Theils von gemiſchter Zuſammenſetzung. Neu iſt darin bloß die fanatiſche Eroberungsſucht, welche ſie lehrt und in der Welt verbreitet hat; alt aber das, was ſie aus der hebräiſchen Ueberlieferung oder aus der chriſtlichen Offenbarung entlehnt, oder mit Abſicht und Rückſicht auf die eine oder die andre aufgeſtellt, und etwa im Einzelnen aus der arabiſchen Sitte hinzugefügt hat. Als ganz im Anfange dieſer Religion und in dem erſten Partheyenkampfe und Kriege über den Glauben an Mahomet, eine Anzahl ſeiner Anhänger zu dem chriſtlichen Beherrſcher von Aethiopien flüchten mußte, fragte ſie dieſer, ob ſie Chriſten ſeyen. Sie führten einige Stellen an, aus den Sprüchen und Gedichten ihres Propheten über den Heiland, ſeine Geburth und die Jungfrau Maria. Er ſprach darin von der Geburth und dem Urſprunge des Heilandes, wie von einer gnoſtiſchen Ausſtrahlung oder Emanation der göttlichen Kraft; was freylich dem chriſtlichen Glauben an die Gottheit Chriſti gar nicht entſpricht, noch irgend Genüge leiſten mochte, wohl aber bey den Anhängern der einen oder der andern morgenländiſchen Secte auf den erſten Eindruck täuſchend wirken konnte. So günſtig aber auch dieſe einzelnen Aeußerungen auf den erſten Anſchein über das Chriſtenthum für die Unkundigen lauten mochten; ſo zeigt ſich in vielem auch wieder eine feindliche Abſicht gegen das Chriſtenthum. Vielleicht war ſelbſt das Verbot des Weins nicht ſo ſehr bloß als eine moraliſche Vorſchrift gemeynt, die als ſolche eben nicht ſo ſtreng beobachtet ſeyn dürfte, als in der religiöſen Abſicht gegeben, um durch dieſe ausgeſprochne Verwerfung über den Wein, als den Einen weſentlichen Beſtandtheil des chriſtlichen Dankopfers, dieſes mit anzugreifen und dadurch eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ſeiner Lehre und dem Chriſtenthum zu ziehen. Den eigenthümlichen Geiſt und innern Charakter einer religiöſen Meynung muß man oft nicht ſo ſehr nach den ausgeſprochnen Worten der Lehre allein beurtheilen, als aus den in der Praxis geltenden Gebräuchen erkennen. Sehr auffallend wenigſtens in dieſer Hinſicht iſt die hergebrachte Gewohnheit, daß ein Jude, wenn er Mahomedaner werden will, zuvor die Taufe empfangen muß. So glaubte Mahomet alſo über dem Chriſtenthum zu ſtehen; und ſcheint dieſes als die zweyte Stufe, das Judenthum als die unterſte und erſte, ſeinen Islam aber als die dritte und höchſte Stufe der Offenbarung betrachtet zu haben; oder wollte es wenigſtens ſo betrachtet wiſſen, während er doch gegen die Araber ſich bloß auf ihren erſten Stammvater und die Religion der Patriarchen berief. Ganz und durchaus bloß fanatiſch und ohne alle politiſche Nebenabſicht dürfte wohl ſein Charakter überhaupt nicht geweſen ſeyn; und wenn auch ein ſolcher feindlicher Hinblick auf die wahre Religion und ihre Geheimniſſe in ihm ſelbſt mehr nur unbewußt geweſen wäre; ſo konnte doch ein Andrer in ihm die beſtimmte argliſtige Abſicht dabey haben.

Dieſes war alſo nun die neue, oder wie der Stifter ſelbſt behauptete, die gereinigte alte Lehre des alles beſiegenden Islam und alles übertreffenden Glaubens, welchen dieſer angebliche Wiederherſteller der reinen Gottesverehrung des Abraham, und falſche Paraklet der mißverſtandenen Verheißung und eitlen Einbildung, der Welt verkündete und brachte: ein Prophet ohne Wunder, eine Religion ohne Geheimniß, und eine Moral ohne Liebe, welche den Blutdurſt befördert, und mit der entſchiedenſten Sinnlichkeit anfing und endigte. — Geſetzt auch, man wollte die erſte Grundlage dieſer Moral, die Wiedereinführung der Polygamie, in ſolcher Ausdehnung und in der damahligen Zeit, wo dieſelbe unter vielen Völkern ſchon förmlich abgeſchafft, bey andern außer Gebrauch gekommen war, mit der aſiatiſchen Sitte, dem klimatiſchen Bedürfniß, dem allgemeinen Vorurtheil der Nation oder wie ſonſt immer einigermaßen entſchuldigen: was ſoll man von einer Moral denken oder urtheilen, die doch eine göttliche zu ſeyn vorgiebt, und die dabey im Gegenſatz gegen den chriſtlichen Begriff von der reinen Seeligkeit der ewigen Geiſter in der Anſchauung Gottes, zu welcher der unſterbliche Menſch ſchon hier ſtreben ſoll, ſich vorzubereiten, um ihrer ſich nicht unwürdig zu machen oder verluſtig zu werden, kein andres Ideal von der höchſten Glückſeeligkeit aufzuſtellen weiß, als einen unendlichen Harem und einen mit den ſinnlichſten Farben ausgemahlten himmliſchen Wolluſtgarten, der hier die ſonſt leer gelaßne Stelle der unſichtbaren Welt einnimmt? Hinſichtlich auf den Nebenmenſchen iſt die einzige lobenswerthe

Seite an dieſer Moral, die wir gern anerkennen und wünſchen wollen, daß ihr nicht bloß die chriſtliche Sittenlehre, ſondern auch die wirklich geltende Sitte und praktiſche Ausübung unter den Chriſten darin nie nachſtehen mag, das Pflichtgebot der Allmoſen. Außerdem aber geſtattet ſie nicht nur Haß und Rache, im Gegenſatz der dem Chriſten wiederhohlt verkündigten Lehre und tief eingeprägten Geſinnung, auch den Feinden zu verzeihen; ſondern ſie befördert und gebietet ſogar unverſöhnliche Feindſchaft, ewigen Krieg und Mord, um den Glauben an dieſen blutbefleckten Propheten der Wolluſt und des Hochmuths über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Vielleicht ſind von allen heidniſchen Völkern auf der ganzen Erde, die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch, zuſammengenommen, den falſchen Göttern nicht ſo viele Menſchenopfer gebracht worden, als in dieſem neuen arabiſchen Götzendienſt mit dem hochgeprieſenen, antichriſtlichen Propheten gefallen ſind. Denn das Weſen der Abgötterey beſteht nicht in Nahmen und Worten, in Gebräuchen und Opfern, ſondern in der Sache und in dem, was im Leben wirklich geſchieht, in der unchriſtlichen Sitte und in der antichriſtlichen Geſinnung; und dieß iſt eben jener ſchwarze, alte Götzenſtein, von dem ich oben im ſymboliſchen Sinne ſagte, daß er in der Religion des Mahomet immerfort noch feſt ſtecke und ſtehen geblieben ſey. — Die Anfangs-Epoche des Mahomet und ſeiner Religion war auch nicht etwa ein Geheimniß des Glaubens, oder ein Punkt der Lehre, ſondern ganz nach arabiſcher Weiſe der nun zum Ausbruch gekommene Krieg zwiſchen ſeiner Parthey und dem andern Stamm, welcher ihn nicht anerkennen wollte, und weßhalb er Anfangs von Mecca flüchten mußte. Er führte nun ſelbſt das Schwerdt in dieſer Fehde, und kämpfte tapfer mit gegen die Ungläubigen; die niederſtoßend, welche ihn nicht für einen Propheten hielten, um ſeine göttliche Sendung alſo durch die That und mit den Waffen in der Hand zu beweiſen. Er fand aber noch vielen Widerſtand, und hatte manche Parthey zu beſiegen, ehe er alle die verſchiedenen Stämme ſeiner Nation unter ſich gebracht hatte. Zehn Jahre dauerte es noch bis an ſeinen Tod, da er Herr von ganz Arabien geworden war; doch hatte er ſchon kurz zuvor ſehr übermüthige Schreiben an den Kaiſer Heraklius und an den großen König von Perſien geſchrieben, worin er ſie aufforderte, ihn anzuerkennen, und an ihn zu glauben. Beyde antworteten mehr unſicher ausweichend, als geradezu abſchlagend; ſo groß war der Schrecken, welcher die Welt ſchon vor dieſer neuen Kraft der Hölle ergriffen hatte. Gleich nach dem Tode des Mahomet erhub ſich wieder ein großer arabiſcher Partheyenkampf unter den Seinigen. Ali, der Schwiegerſohn des Propheten durch ſeine Tochter Fatime von der einen, Abubeker, der Schwiegervater deſſelben durch ſeine nachgelaſſene Wittwe Aiſcha von der andern Seite, an deſſen Stelle nachher Omar eintrat, ſtritten mit allen den Ihrigen um den Vorrang und die Herrſchaft; und dieſer blutige Familienzwieſpalt zerriß gleich zu Anfang die ſich eben bildende arabiſche Macht, und veranlaßte auch eine bis auf den heutigen Tag fortgeſetzte Religionsſpaltung unter der Geſammtheit der Mahomedaner. Eigentlich war es in ſeinem Urſprunge ein bloß perſönlicher und nicht etwa ein dogmatiſcher Streit, wie bey den chriſtlichen Partheyen; da die Religion des Mahomet eigentlich keinen Stoff zu einem ſolchen darbietet, und im Grunde keinen dogmatiſchen Inhalt hat, und überhaupt gar kein Dogma kennt, als jene beyden in den ſieben arabiſchen Worten der bekannten Glaubensformel enthaltenen: den einen bloß negativ gegen den chriſtlichen Begriff von der Dreyeinigkeit gerichteten und gemeynten Ausſpruch von der ſich ohnehin von ſelbſt verſtehenden Einheit Gottes, und dann den angehängten Zuſatz von der göttlichen Sendung des Mahomet, welcher in der alles andre verachtenden und vernichtenden Verehrung, praktiſch genommen, eine neue Art von Abgötterey geworden iſt. Abubeker aber und Omar behaupteten allein die rechtmäßigen Chalifen und Nachfolger des Mahomet zu ſeyn; und da auch die Aliden einen ergänzenden Nachtrag zu den Ausſprüchen und Gedichten des Propheten, aus der mündlichen Ueberlieferung nicht anerkannten, ſo wurden ſie um ſo mehr von den andern für Schismatiker gehalten. In Perſien iſt bis auf den heutigen Tag die Parthey und Secte des Ali geltend; und da auch die altperſiſche Sage und Nationaldichtung ſich hier zum Theil erhalten hat, und mit den mohamedaniſchen Begriffen in eigenthümlicher Weiſe vermiſcht worden iſt; womit ſich zugleich manche freyere und nicht ganz ſo beſchränkte Ideen entwickeln und Eingang gewinnen konnten: ſo mag es wohl ſeyn, daß bey genauerer Erforſchung hier ein ziemlich bedeutender Unterſchied des geiſtigen Charakters, ſich in der Vergleichung von beyden ergeben würde; wenn auch nicht ſo ſehr in den Religionslehren, wozu es hier im Grunde an dem Gegenſtande fehlt, als überhaupt in der Weltanſicht und Lebensgeſinnung.

Die Fortſchritte der arabiſchen Weltherrſchaft und Eroberung wurden aber durch jenen inneren Zwieſpalt nicht ge hemmt. Fünf Jahre nach dem Tode des Mahomet oder funfzehn Jahre nach der erſten Anfangs-Epoche der Hegira ward Jeruſalem durch die arabiſchen Waffen erobert, und im achtzehnten Jahre der Hegira ward Aegypten mahomedaniſch. Noch vor dem dreyßigſten Jahre derſelben ward die Eroberung des perſiſchen Reichs vollendet, und war der letzte große Perſer-König aus dem Geſchlechte der Saſſaniden, Jezdegerd, in fremden Ländern umherfliehend, und Schutz und Hülfe ſuchend, umgekommen. Im Jahre 50. der Hegira bedrohten und umlagerten arabiſche Schiffe Konſtantinopel, welches ſeine Rettung größtentheils nur dem griechiſchen Feuer verdankte. Im Jahre 90. nach ihrer Zeitrechnung, während auf der andern Seite ihre Eroberungen ſich ſchon über Indien ausdehnten, machten die Araber dem weſtgothiſchen Reich in Portugal und Spanien ein Ende und wurden Herren der ganzen heſperiſchen Halbinſel; bis auf die unzugänglichen Gebirge, in welchen einige übrig gebliebene Flüchtlinge aus dem vorigen gothiſchen Herrſcherſtamm, und den alten Landesbewohnern ſich feſtſetzten, um dann von hieraus einen Freyheitskampf zu beginnen, der bis zur endlichen Eroberung von Granada und völligen Vertreibung der Mauren aus ganz Spanien noch an achthundert Jahre gedauert hat. Nach dem Untergange der erſten Chalifen-Dynaſtie der Ommiyaden bildete ſich unabhängig und losgetrennt von den ihnen in der Herrſchaft nachgefolgten Abbaſſiden ein eignes Chalifat in dem arabiſchen Spanien, welches mehrere Jahrhunderte daſelbſt fortgedauert hat. Kaum hatten die Araber die Eroberung von Spanien vollendet, ſo trachteten ſie auch nach Frankreich und den dortigen weſtgothiſchen und

und um als Reizmittel einer geſchichtlichen Paradoxie das Intereſſe rege zu erhalten, aus dem Zuſammenhange und Verſtande ſeiner Zeit herausgehoben, und von der Wurzel ſeines Lebens losgeriſſen, zur Schau geſtellt wird. Und doch werden in ſolchen, einzelnen Charakterzügen des chriſtlichen Mittelalters, wenn ſie auch Anfangs mehr nur des Ungewöhnlichen wegen bemerkt und nicht gleich ganz verſtanden werden, noch mehr Spuren der lebendigen, hiſtoriſchen Wahrheit gefunden, als in den nach einem beſtimmten politiſchen Zweck abgefaßten, ſyſtematiſchen Geſchichtsdarſtellungen, deren Ziel und Gegenſtand an ſich ſchon meiſtens nur eine künſtliche Zerſplitterung und gewaltſame Zerreißung desjenigen enthält, was in dem vollen chriſtlichen Volksleben jener altdeutſchen Zeit noch ungetrennt Eins und beyſammen war. Wenn aber das Beſte und Vorzüglichſte, was ſich aus jener erſten Entwicklungs-Periode des chriſtlichen Staats, für die Begründung oder Geſtaltung und weitere Ausbildung deſſelben und einer chriſtlich-politiſchen Geſinnung und Denkart, in Grundſätzen und Begriffen, wie in der wirklichen Anwendung durch Wort und That anführen läßt, mehr nur ein edles Streben geweſen iſt, ein guter Wille und erſter Gedanke, eine noch unvollkommne Annäherung zu dem göttlichen Ziele; ſo kann es nur als ein hiſtoriſch Einzelnes ſich vorfinden, und muß auch als ſolches in ſeiner individuellen Natur belaſſen, und nicht zu früh in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gebracht, oder an ein beſtimmtes Rechts-Princip und deſſen regelrechte Form feſtgeknüpft werden; da in dem chriſtlichen Staat überhaupt die Geſinnung und das Perſonliche doch immer das Erſte und Weſentlichſte iſt und bleibt. Wenn ich die mir hier vorgezeichneten Gränzen der auf die einfachen und weſentlichſten Grundzüge in dem hiſtoriſchen Gange der Menſchheit eng beſchränkten Darſtellung in Etwas überſchreiten dürfte; ſo würde ich daher weit eher durch eine reiche Fülle von biographiſchen Zügen und ein lebendiges Charaktergemählde von der Regierungsweiſe und herrſchenden Geſinnung, aus dem Leben jener in ihrer Zeit ausgezeichnet großen Regenten, und chriſtlich frommen Könige und Kaiſer, Ritter und Helden ein hiſtoriſches Bild von jener Zeit-Periode zu entwerfen ſuchen; wie jenes großen Karl, der dieſe Reihe wie billig eröffnet, des frommen Königs Alfred, der in einer viel kleineren Sphäre nicht minder groß war, jener erſten ſächſiſchen Könige und Kaiſer von Deutſchland, deren redlicher und chriſtlich frommer Sinn, ſo wie ihr großer und gerechter Charakter die erſte glückliche Periode und goldene Zeit der auch im Leben noch herrſchenden chriſtlichen Geſinnung und des feſten Glaubens in unſrer Geſchichte bildet; um die eigenthümliche Natur und Beſchaffenheit, und das innere Weſen des chriſtlichen Staates nach dem Geiſte, aus ſolchen einzelnen großen Charakteren und Beyſpielen deutlich und recht anſchaulich zu machen, wo ſich ein praktiſcher Lebensverſtand der natürlichen politiſchen Einſicht in der chriſtlichen Geſinnnng mit dem großen und reinem Wollen einer ſtarken Heldenſeele zuſammenpaart; als mich ſtatt deſſen in die gewöhnlichen Debatten über die gegenſeitigen Verhältniſſe der geiſtlichen und der weltlichen Macht und aller darin vorkommenden Streitpunkte, oder in die Discuſſion über irgend einen wichtigen Incidentpunkt oder ein entſcheidendes Entwicklungs-Moment für die Geſchichte der Landeshoheit und ihrer Rechte oder auch für die

Ausbildung der ſtändiſchen Verfaſſung und verſchiedenen Corporationen zu verliehren; ſo nützlich und belehrend dieſe Unterſuchungen ſonſt für die Specialgeſchichte der einzelnen Länder ſeyn mögen. Und ſelbſt in dieſer letzten Hinſicht und beſonders in dem, was als das Beſte, Durchdachteſte und Lobenswertheſte darin erſcheint, machen jene ruhmwürdigen Nahmen auch hier eine Hauptepoche; und faſt in der Geſchichte eines jeden unter den größern Ländern des neuern Europa, treffen wir auf einen oder den andern heiligen König, von dem zugleich, als großem Regenten, die feſte Grundlage einer höheren civiliſirten Lebenseinrichtung und Sittenbildung oder auch Landesverfaſſung ausging, wie der heil. Stephan in Ungarn ein ſolcher war; oder der in einer ſchon mehr zerrütteten Zeit den beſſern Geiſt wieder hervorrief und das Verderben noch eine Zeitlang zurückhielt, wie der heilige König Ludwig in Frankreich. Aber auch andere, ohne dieſen heiligen Nahmen zu führen, ritterlich fromme und gerechtigkeitsliebende Könige, Helden und Kaiſer, wie Rudolf von Habsburg, können als chriſtliche Wiederherſteller der ſittlichen Ordnung und der rechten auf Gott gegründeten Geſinnung im Staat und im Leben für ihre Zeit geehrt und geprieſen werden. In einer biographiſchen Auswahl oder Reihenfolge, in der lebendigen Charakteriſtik ſolcher Männer und Herrſcher, die in einem chriſtlichen Sinne und nach dem Grundſatze und Begriff einer chriſtlichen Geſinnung groß und gut gehandelt und geherrſcht haben, würde ich das Gemählde von der wahren Beſchaffenheit des chriſtlichen Staats, in dieſer erſten Entwicklungs-Periode deſſelben, weit eher und vollſtändiger zu finden ſuchen, als es ſich in einer künſtlichen Definition treffen und diger Weiſe einſeitige Meynungen mit ſich. Dieſe enthalten zwar einzelne Züge der Wahrheit; aber die Züge ſind unvollſtändig und aus ihrem eigentlichen Zuſammenhange herausgeriſſen, und dadurch der Geſichtspunkt verrückt, das Ganze zerſtört. Solche Vorurtheile ſind zuweilen zu ihrer Zeit gewiſſermaßen nützlich, und haben eine lokale Zweckmäßigkeit. So wurde durch den orthodoxen Glauben, daß es eine Wiſſenſchaft gebe, die allein zureichend ſey, ſchöne Werke zu verfertigen, doch das Streben nach dem Objektiven in der Kunſt aufrecht und ſtandhaft erhalten; und das Syſtem der genialiſchen Regelloſigkeit diente wenigſtens dazu, den Deſpotismus einer ganz einſeitigen und ungenugenden Kunſt-Theorie zu entkräften. Gefährlicher und ſchlechthin verwerflich ſind aber andre Vorurtheile im Gebiete der Kunſt, welche die fernere Entwicklung derſelben ſelbſt hemmen. Es iſt die heiligſte Pflicht aller Freunde der Kunſt, ſolche Irrthümer, welche der natürlichen Freyheit ſchmeicheln, und die Selbſtkraft lähmen, indem ſie die Hoffnungen der Kunſt als unmöglich, die Beſtrebungen derſelben als fruchtlos darſtellen, ohne Schonung zu bekämpfen, ja wo möglich ganz zu vertilgen.

So denken viele: „Schöne Kunſt ſey gar nicht das Eigenthum der ganzen Menſchheit; am wenigſten eine Frucht künſtlicher Bildung. Sie ſey die unwillkührliche Ergießung einer günſtigen Natur; die lokale Frucht des glücklichſten Klima; eine vorübergehende Epoche, und bald entſchwindende Blüthe, gleichſam der kurze Frühling der Menſchheit. Da ſey ſchon die Wirklichkeit ſelbſt edel, ſchön und reizend, und die gemeinſte Volksſage erſchöpfen läßt. Nebſt den einzelnen Charakteren finden ſich hier aber auch beſtimmte, wenn gleich nur kurz dauernde Zeit-Perioden, welche in einem ſolchen glücklichen Moment eine oder einige Generationen hindurch, in der Geſchichte der chriſtlichen Völker jener Zeit, in dieſer Hinſicht beſonders hell hervorleuchten; aber auch dieſes erſcheint nur als ein hiſtoriſch Einzelnes, und kann auch nur als ein ſolches betrachtet werden. Ja auch ſelbſt ſolche umfaſſendere und inſofern allgemeine Staats-Inſtitute, die ſich als ganz eigenthümlich chriſtliche jener Zeit zu erkennen geben, und die nirgendswo ſonſt gefunden werden, als nur zuerſt hier; wie der große Gottesfrieden, durch welchen man den kriegeriſch angeerbten Fehdegeiſt zuerſt in gewiſſe Schranken zurückzudrängen ſuchte; oder die geiſtliche Ritterſchaft in den zum Kampf für die Sache Gottes geweihten Orden der Johanniter und der Tempelherren, durch welche man demſelben ritterlichen Fehdegeiſt in dem Zeitalter der Kreuzzüge eine höhere Richtung gab und eine edlere Laufbahn anwies; können, ſo wie ſie ganz aus dem Charakter und Bedürfniß ihrer Zeit hervorgingen, auch nur ganz individuell aus dieſer ihrer Zeitumgebung und dem herrſchenden Geiſte derſelben, alſo auch nur als hiſtoriſche Einzelnheit verſtanden werden. Wie ſie oft plötzlich ohne äußerlich ſichtbare Veranlaſſung und wie durch einen höhern Impuls entſtanden waren, ſo ſind ſie oft auch eben ſo ſchnell wieder vergangen und iſt der reine Sinn und Geiſt, die wahre Bedeutung eines ſolchen Inſtituts oft nur wie ein vorübergehender Silberblick in der glücklichen Zeit der erſten Blüthe ſeines Entſtehens und ſeiner Dauer ganz bemerklich, und bald wieder entartet oder auch in etwas durchaus Andres und Verſchiednes umgewandelt worden; weil eben das Beſte und Edelſte im Menſchen, die Geſinnung und das Göttliche in ihr, am leichteſten verletzt wird, und am ſchnellſten vergeht oder verweht, oder in wirklicher Kraft äußerlich zwar fortbeſtehend, aber innerlich verändert und entartet, nun auf die andre Seite tritt und eine dem Guten und Göttlichen vielmehr entgegenſtehende feindliche Richtung annimmt. Auch die einzelnen Herrſchercharaktere von mächtig umfaſſendem Geiſt und Willen und großer auf ihre Welt und Zeit gebieteriſch einwirkender Kraft, deren Richtung und Wirkung aber eine verderbliche war, unter denen nebſt Barbaroſſa ſelbſt, Kaiſer Friedrich II. der heimliche Saracenenfreund leicht der merkwürdigſte geweſen ſeyn mag, ſind nebſt andren ähnlichen als die erſten Urheber des großen Zwieſpalts zu bemerken. Nachdem dieſer aber einmal in dem furchtbaren Kampfe der Welfen und der Ghibellinen zum Ausbruch gekommen war, und die damahlige Chriſtenheit in zwey Stücke auseinander riß; ging er auch ferner, nun einmal wirklich und allgemein geworden, unaufhaltſam als eine untergeordnete, aber ſelbſtſtändige Naturkraft, wie ein zerſtörendes Weltgeſetz ganz neuer Art in der zerrütteten Zeit, ſeinen Naturgang für ſich fort, wo das Perſönliche und deſſen Einfluß, in dem allgemeinen Princip feindſeliger Verwirrung ſich verliehrt, oder doch minder wichtig in den Hintergrund zurücktritt.

Nur mit einigen wenigen Zügen werde ich verſuchen, den allgemeinen hiſtoriſchen Gang in dieſer Entwicklungs-Periode der europäiſchen Menſchheit und zugleich auch die eigenthümliche Natur und damahlige Beſchaffenheit des chriſtlichen Staats bemerklich zu machen: von jener Epoche, wo der große Karl zuerſt den feſten Grund zu einem dauernden Gebäude chriſtlicher Lebenseinrichtung und Staatenordnung gelegt hatte, bis zu dem Moment, wo der antichriſtliche Zwieſpalt auch hier wieder unheilbar eingetreten war, und endlich allgemein herrſchend geworden iſt. Zugleich werde ich ſuchen, den vollſtändigen hiſtoriſchen Umriß von dem geſammten chriſtlichen Abendlande, wie es für die nachfolgende Entwicklung die Grundlage geblieben, und der allgemeine große Welt-Schauplatz bis auf die letzte Zeit geworden iſt, in der Erinnerung feſtzuhalten.

Bey dem gewöhnlichen und von Seiten des hiſtoriſchen Erfolgs hinterdrein freylich leicht zu motivirenden Tadel gegen die herkömmlichen Theilungen des fränkiſchen und Karolingiſchen Reichs, oder auch der andern deutſchen Länder und Staaten, vergißt man ganz, daß nach dem altgermaniſchen Begriff ein Königreich überhaupt nichts andres war, wie jedes andre große Stammgut oder fürſtliche Familien-Erbe, wo alſo auch daſſelbe Geſetz und Herkommen wie in dieſem beobachtet wurde. So war es von den älteſten Zeiten her geweſen, bey dem einen, wie bey dem andern Hauptſtamme der deutſchen Nation. Auf dieſe Weiſe finden wir das Volk der Gothen in zwey Königreiche getheilt; und wie die Sachſen im väterlichen deutſchen Nord- und Küſtenlande ſchwerlich jemals unter Einem Oberhaupte alle vereinigt geweſen waren; ſo beſtanden nun auch in dem von ihnen beherrſchten und neu bevölkerten England ſieben Fürſtenthümer oder kleine Königreiche der Sachſen neben einander, die nur zufällig in wenigere verſchmolzen, oder nur vorübergehend in Eine Macht vereinigt waren. Man ſtellt hier eigentlich an die Menſchen und an den Geiſt der damahligen Zeit, eine für ſie gar nicht paſſende, noch anwendbare, durchaus moderne Forderung; nach den Begriffen unſrer Zeit von den ewigen Naturgränzen dieſes oder jenes Landes, von der Vorherbeſtimmung einer Nation zur politiſchen Einheit, oder von der nothwendigen National-Einheit jedes Staats und jedes politiſchen Ganzen; Begriffe oder Vorurtheile, die man für eben ſo viele mathematiſch erwieſne Axiome hält, indem man hierin die höchſte Staats-Idee findet, der man eine unverletzliche Heiligkeit beylegt, und ſie verehrend, oder in einigen Fällen könnte man wohl ſagen, faſt vergötternd, hoch über alles hinausſetzt und alles andere ihr opfern möchte. In jener ſchlichten alten Zeit aber ſchien der Vortheil und Vorzug einer häuslich milden, enger begränzten, väterlich ſtammverwandten und einheimiſch nahen Landesherrſchaft, in der leichteren und bequemen Verwaltung der kleineren Staaten, ſo überaus groß und durch gar nichts andres zu erſetzen; daß die, welche hier zu entſcheiden hatten, von ſelbſt und ohne den Ruf einer höheren Pflicht, wie ihnen die Errichtung eines chriſtlichen Kaiſerthums nach der göttlichen Weltordnung, zum gemeinſamen Schirm der Kirche und aller zu ihr gehörenden Völker, als eine ſolche erſchien, und ohne das Gefühl von der Nothwendigkeit, ſich dieſer Bürde und ſchweren Laſt, ſelbſt mit Aufopferung eines Theils wenigſtens von der eignen National-Wohlfahrt, unterziehen zu müſſen, ſich wohl niemals von dem gewohnten Glück jener väterlichen, alten Sitte eines königlichen Hausregiments und friedlichen Erbtheilung würden entfernt haben. Um ſo mehr, da auch der Ruhm, den ſie ſuchten, zunächſt nur ein ritterlicher, mithin ein bloß perſönlicher, unſer eigentlicher Zeitgötze der allgemeinen National-Eitelkeit aber, nach dem modernen Begriff, ihnen noch durchaus fremd und völlig unbekannt war. Ihre Einrichtung würde ebenfalls für unſre Zeit nicht paſſen, und hat auch ſchon für die ihnen zunächſt nachfolgende nicht mehr paſſen wollen; nur aber wäre zu wünſchen und ſollte beachtet werden, daß man jede Zeit für ſich, nach den ihr eignen Begriffen nehmen und beurtheilen muß, weil man nur ſo, ſie recht zu verſtehen und richtig zu würdigen, in den Stand geſetzt wird. Daß aber auch bey einer Theilung der Reiche, der Macht und des Landes, eine äußerliche Einheit des Ganzen in dem gemeinſamen Zweck erreichbar und möglich ſey, ſo lange die verſchiednen Machthaber in brüderlicher Geſinnung mit chriſtlicher Eintracht in dieſem gemeinſamen Zweck, als dem höhern, alles zuſammenhaltenden Bande, innerlich vereinigt bleiben; davon ließen ſich auch viele hiſtoriſche, ruhmvolle und erfreuliche Beyſpiele aus der Geſchichte des früheren Mittelalters überhaupt und aus der deutſchen Geſchichte insbeſondere anführen. Wollte man es aber als ein allgemeines hiſtoriſches Grundgeſetz und Axiom der Staatstheorie aufſtellen, daß geſchiedne und getrennte, oder getheilte Reiche, Länder und Völker niemals in Einem höhern Zwecke vereinigt und in der Geſinnung und chriſtlichen Gerechtigkeit Eins ſeyn, noch darin einig bleiben können; da auf der andern Seite die allein für vollkommen und abſolut richtig gehaltne Theilung nach den Naturgränzen, weil jeder nach ſeinem beſondern politiſchen Standpunkt oder Nationalvorurtheil, dieſe ewigen Gränzen alles Daſeyns iſt, ſo bald dieſe ſich mehr vereinzelt und zerſplittert, und von ihrer Mitte losgetrennt, nach irgend einer Seite hin, auf ein Aeußerſtes ſich richtet; alsdann, wo der innre Sinn und Gedanke ohnehin aus dieſem Lebens-Princip quellend, gleich zur That, und zur wirklichen Bewegung wird, auch in den hiſtoriſchen Erſcheinungen des nationalen und allgemeinen Lebens ſelbſt, eine ſolche vorherrſchende Richtung der Fantaſie ſichtbar werden, wie dieſes zwar durchaus nicht von Anfang, aber in der ſpätern Periode des Mittelalters allerdings der Fall war, beſonders ſeit den Kreuzzügen, die hierin Epoche machen, und auch in der Geſchichte derſelben ſelbſt. So viele große Züge ihres edleren Urſprungs, aus dem alten Grundquell der religiöſen Geſinnung, nun auch dieſe und andre ähnliche merkwürdige hiſtoriſche Erſcheinungen dieſer Epoche noch an ſich tragen mögen; an und für ſich genommen, und in ſolchem Extrem der Einſeitigkeit bleibt aber eine vorherrſchende Richtung der Fantaſie, in ihrem Einfluß auf das wirkliche Leben, allemal ſchon eine Folge der Zertheilung der ganzen vollen Kraft, oder ein Zeichen der Auflöſung der innern Harmonie, die niemals im Leben und in der Welt herrſchend und bleibend werden kann, wenn ſie nicht zuvor ſchon im Bewußtſeyn erkannt und feſtgehalten wird. Der herrſchende Fehler des Mittelalters, nämlich der in der letzten Periode deſſelben ſeit den Ghibellinen der hervorſtechendſte war, wenn man ihn in dieſer pſychologiſchen Allgemeinheit ſo abſtract auffaſſen und bezeichnen darf, findet ſich allerdings auch in der poetiſchen Eigenthümlichkeit, in der Kunſt und Wiſſenſchaft des Mittelalters wieder; und dieſe Seite und die Beziehung derſelben auf die Charakteriſtik des Ganzen, die vorherrſchende Eigenſchaft, und der allgemeine Geiſt in dieſer Entwicklungs-Periode der chriſtlichen Menſchheit, hat hier zunächſt das größte Intereſſe, und eine vorzügliche Wichtigkeit. Es beſteht aber dieſer Fehler in der ſchon bezeichneten Neigung zum Extrem, oder dem Hang zum Abſoluten, im Herrſchen, Entſcheiden und Glauben, überhaupt im Wollen und eben ſo auch im Wiſſen, Denken und Dichten. Der Anfangs-Keim, oder die wenigſtens mögliche Anlage zu dieſem Fehler, liegt ſchon in dem erſten Urſprunge der neuern Nationen, beſonders bey jenen fünf, welche aus der Miſchung des altdeutſchen Stammcharakters und der germaniſchen Verfaſſung und Sitte, mit der lateiniſchen Gründlage, Bildung und Sprache in den romaniſchen Ländern entſtanden ſind, oder die ſich durch eine ſehr ſtarke römiſche Beymiſchung gebildet haben; dieſe ſind, die deutſche und engliſche, die franzöſiſche, ſpaniſche und italiäniſche. Wo nun der deutſche Stammcharakter und die germaniſche Natur- und Heldenkraft, mit dem römiſchen Weltverſtande durch die chriſtliche Liebe und religiöſe Geſinnung ganz in Harmonie geſetzt, und in Eins verſchmolzen war; da gingen jene großen und milden Charaktere aus dieſer glücklichen Miſchung hervor, auf die ich in der erſten Zeit-Periode des deutſchen Kaiſerthums und des Mittelalters überhaupt aufmerkſam gemacht habe. Sobald aber dieſe religiöſe Macht der chriſtlichen Geſinnung nachließ, und ihre Kraft verlohr, oder getrübt und verdunkelt ward, zerfielen die beyden Elemente, die hier in der Menſchheit zur Vereinigung gebracht werden ſollten, wieder auseinander, und es zeigte ſich von der einen Seite bloß römiſche Klug ſtrit, wie in der ſpätern italiäniſchen und franzöſiſchen Geſchichte oft genug, oder auch von der andern germaniſchen Seite der kriegeriſche Ungeſtüm und ritterliche Uebermuth, ganz iſolirt, und ungemildert durch das höhere Princip. Oder vereinigten ſich ja die ſtrenge Conſequenz des alten römiſchen Herrſcherſinns, und Weltverſtandes, mit jener nordiſchen Heldenkraft, ohne die Ausgleichung und Milderung dieſes höhern chriſtlichen Princips und ſeiner göttlich liebevollen Geſinnung; ſo offenbarte ſich dieſe Miſchung als die unglücklichſte von allen in jenen gewaltigen, aber furchtbaren Charakteren des Ghibelliniſchen Partheyenkampfs. Wie nun der Hang zum Abſoluten, dieſer mit der Liebe auch alles Leben verwirrende und verſchlingende Abgrund im Menſchen, in dem politiſchen Weltverhältniß, die damahlige Zeit von einem Extrem zum andern fortriß, iſt für den hier vorliegenden Zweck ſchon zur Genüge erinnert worden. Aber auch in der Kunſt und Poeſie, ſo wie in der Wiſſenſchaft des Mittelalters zeigt ſich dieſer Hang zum Abſoluten um ſo mehr, da beyde ihre volle Entwicklung erſt in dieſer Periode erhielten, wo dieß ſchon ganz der herrſchende Ton der Zeit geworden war. Wie die ritterliche Dichtung auf der einen Seite, beſonders Anfangs, ganz überwiegend fantaſtiſch war, ſo daß ſie auch erſt ſpäter eine ſchöne Form in milderm Ebenmaaß, und im harmoniſchen Seelenklange der romantiſchen Kunſt gewinnen mochte; ſo verlohr ſich auf der andern Seite die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft in ein Uebermaaß von Grübeleyen, die eigentlich nicht einmal metaphyſiſch, ſondern mehr nur bloß logiſch und oft ganz Inhaltsleer waren. Die ſeltſame Weiſe nun, in welcher der italiäniſche

Dichter Dante dieſes Fantaſtiſche, welches nicht bloß auf die Sphäre der ritterlichen Dichtung beſchränkt, ſondern der damahligen Zeit und Einbildungskraft in jeder Richtung überhaupt eigen war, dann die harte Ghibelliniſche Staatsgeſinnung, und die ſich daran knüpfende antike Römerverehrung, mit der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft, und ihren Diſtinctionen, als Meiſter in der claſſiſch gedrängten Sprache, und tiefen Kunſt der Poeſie, in ſeinem großen Werke und Viſionen-Gebäude zu vereinigen, und durch alle drey Regionen der unſichtbaren Welt, durchzuführen wußte, hat zwar eigentlich keine allgemeine Nachfolge gefunden, und keinen bleibenden Weg für die ſpätere Kunſt gebildet; an ſich aber bleibt es ein charakteriſtiſch-außerordentliches und wunderbares Phänomen, worin ſich der eigenthümliche Geiſt dieſer erſten ſcholaſtiſch-romantiſchen Epoche der Europäiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft auf das merkwürdigſte kund giebt. Sehr verſchiedenartige Elemente finden ſich hier beyſammen, und nicht immer iſolirt auf ihrem eignen Gebiete ſich bewegend, ſondern oft auch in ſeltſamer Berührung, oder ſoll man ſagen Verwechslung der Sphären oder der Rollen untereinander. Und ſo iſt oft eine, ſelbſt in der Form mit abſichtlicher Kunſt nachgebildete, recht eigentliche Scholaſtik der Liebe, der Gegenſtand und Inhalt dieſer zarten romantiſchen Geſänge, oder Sinnſprüche; und ſelbſt die logiſchen Gegenſätze, Schlußformen, und Spitzfündigkeiten ſind hier in der Sprache und Reimkunſt, in ein liebliches Spiel der Fantaſie aufgelöſt; welches ſeltſam, wie es in mancher Hinſicht iſt, im Petrarca, der zugleich einer der erſten Wiederherſteller der alten Litteratur, und gelehrten Bildung der Neuern war, immer noch das Gefühl anſpricht und anzieht. —

Noch eigenthümlicher vielleicht als in der Poeſie zeigt ſich dieſe Fülle der erfinderiſchen Fantaſie, in der wunderbaren Baukunſt des Mittelalters, wie ſo viele herrliche Denkmahle derſelben in Deutſchland ſelbſt, in England, einem Theil von Frankreich, dann in Nord-Italien, und Venedig es noch bezeugen. Die erſte Grundlage dieſer gothiſchen Baukunſt bildete der byzantiniſche Kirchenſtyl, vielleicht konnte auch irgend ein fantaſtiſches Gebäude der Araber, noch hier und da veranlaſſend dazu mitwirken. Was ſich aber in dem künſtlich verzierten Styl, und in der wunderbaren Fantaſie dieſer Bauart, am entſchiedenſten ausſpricht, das iſt der Geiſt des deutſchen Mittelalters. Am meiſten hat ſich die Mahlerey, zu dieſer Zeit, obwohl ungleich ſpater als die Baukunſt und am ſchönſten erſt im funfzehnten Jahrhundert in Italien und Deutſchland entwickelt, da ſie faſt ganz nur religioſen, für die Kirche, oder ſonſt zur Andacht beſtimmten Gegenſtänden gewidmet war, als eine eigenthümlich chriſtliche Kunſt, in tiefer Bedeutung und vollendeter Meiſterkraft bis auf Raphael; wo alsdann ſtatt der religiöſen Richtung in der ältern chriſtlichen Kunſt, mehrentheils die heidniſch-antiquariſche Begeiſterung eintrat, welche aber nicht bloß hier, ſondern auch in der Litteratur und Wiſſenſchaft der herrſchende Charakter in dieſer zweyten Epoche der europaiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, oder gelehrten Geiſtesbildung geweſen iſt. Und nicht wegen der Kunſt an und für ſich genommen, die in ihrer Sphäre, eine eigne Betrachtung und Entwicklung erfordern würde, ſondern nur als allohne alle künſtliche Zubereitung bezaubernde Poeſie. Jene friſche Blüthe der jugendlichen Fantaſie, jene mächtige und ſchnelle Beweglichkeit, jene höhere Geſundheit des Gefühls könne nicht erkünſtelt, und einmahl zerrüttet, nie wieder geheilt werden. Am wenigſten unter der nordiſchen Herbigkeit eines trüben Himmels, dem ertödtenden Druck einer mechaniſchen Lebenseinrichtung, dem Herzensfroſt gelehrter Vielwiſſerey.“

Vielleicht kann dieß unter manchen Einſchränkungen, wenigſtens für einen Theil der bildenden Kunſt gelten. Es ſcheint in der That, daß für die hohen Schönheitsformen der Geſtalten in der Sculptur, der Mangel einer glücklichen Organiſation, und eines günſtigen Klima's, weder durch einen gewaltſamen Schwung der Freyheit, noch durch die höchſte Bildung erſetzt werden könne. Und doch giebt es auch hier glänzende Ausnahmen, und viele Einſchränkungen. Mit Unrecht und gegen alle Erfahrung dehnt man dieß aber auch auf die Poeſie aus. Wie viel große Barden und glückliche Dichter gab es nicht unter allen Zonen, deren urſprüngliche Feuerkraft durch die ausgeſuchteſte Unterdrückung nicht erſtickt werden konnte? Die Poeſie iſt eine univerſelle Kunſt; denn ihr Organ, die Muſik der Rede, iſt durchaus geiſtiger Art und die Wurzel, aus der ſie hervorgeht und in welcher ſie wirkt, die Fantaſie, iſt ſchon ungleich näher mit der Freyheit verwandt, und unabhängiger von äußerm Einfluß. Poeſie und Sinn für Poeſie iſt daher weit leichter und ſchneller der Entartung fähig, wie der plaſtiſche Kunſtſinn für das Schöne in der Sculptur, und die edle Form in der materiellen Geſtalt; iſt dagegen aber auch einer gränzenlogemeinen Beytrag zur charakteriſtiſchen Bezeichnung des Ganzen, und jeder beſondern Epoche und Stufe in dem Entwicklungsgange der neuern Geiſtesbildung, habe ich dieſe hier mit erwähnen wollen.

Mit dem ins Arabiſche überſetzten oder traveſtirten, dann wieder aus dieſem ins Lateiniſche übertragenen, und dadurch endlich oft ganz unverſtändlich gewordnen Ariſtoteles, hat der Ghibelliniſche Kaiſer, Europa eben kein großes oder ſegensreiches Geſchenk aus dem Oriente mitgebracht. Die ältern chriſtlichen Philoſophen aus der erſten Zeit-Periode des frühern Mittelalters, Scotus Erigena, der Zeitgenoſſe des Alfred, der in der Theologie hochverehrte Anſelmus, auch in England, welches immer noch in der lateiniſchen Wiſſenſchaft und chriſtlichen Geiſtesbildung einen großen Vorrang behauptete, dann etwas ſpäter in Frankreich, Abälard und der heil. Bernardus, in deſſen ſüßer Beredſamkeit, die Fülle der Andacht, und innere Myſtik des Gefühls ſich ſo anmuthig ausſpricht, ſind in Geiſt und Inhalt, in Gegenſtand und Ausdruck als Selbſtdenker und Schriftſteller, ungleich klarer und beſtimmter, als die ſpätern Scholaſtiker der nachfolgenden Zeit, und iſt ihnen jenes gränzenloſe Uebermaaß von logiſchen Spielereyen, und inhaltsleeren metaphyſiſchen Grübeleyen größtentheils noch ganz fremd. Die Naturwiſſenſchaft war damahls noch viel zu arm und zu dürftig, als daß ſie allein, eine eigne Abtheilung und Diſciplin, oder Schule für ſich hätte bilden können; um ſo mehr ſtand die Philoſophie, wie es damahls überhaupt natürlich war, in der innigſten Verbindung mit der Religion und Theologie. Aber auch ganz abgeſehen von dieſen damahligen Zeitverhältniſſen, iſt es überall, und an und für ſich einleuchtend, daß die chriſtliche Philoſophie nur auf einer religiöſen, nicht aber auf einer ſolchen Grundlage beruhen kann, in welcher die Natur als das Erſte und Höchſte aufgeſtellt wird; nicht alſo in einer Lehre, welche nur die Keime enthält zu einer in wiſſenſchaftlicher Form erneuerten heidniſchen Naturvergötterung. Eben ſo wenig kann auch die chriſtliche Philoſophie ausgehen von dem Princip der Ichheit, oder des, nicht Gott und ſeiner Offenbarung ſich hingebend anſchließenden, ſondern in ſich allein concentrirten Selbſtgedankens, einer produktiv ſeyn wollenden Vernunft. In beyden Hinſichten aber, würde ſelbſt der aus der Quelle und in der Urſprache ſelbſt deutlich erkannte, und vollkommen verſtandne Ariſtoteles, ein äußerſt unſichrer, und ſehr leicht ganz irre leitender Führer geweſen ſeyn; ſowohl in der allgemeinen Naturphiloſophie, als in den höhern metaphyſiſchen Fragen und Gegenſtänden. Die beſten und lehrreichſten unter ſeinen Schriften, nämlich die moraliſchen, oder die auf Politik ſich beziehenden, konnten jene ſcholaſtiſchen Bewunderer des griechiſchen Weltweiſen gar nicht verſtehen, weil ſie in ihrer durchgehenden Beziehung auf griechiſche Sitten und Staatengeſchichte, nur im ganzen Zuſammenhange und durch ein vollſtändiges Quellen-Studium, in der Urſprache verſtändlich ſeyn können. Selbſt die logiſchen und rhetoriſchen Bücher, erhalten ihr eigentliches lebendiges Intereſſe erſt durch ihre pathologiſche Beziehung auf dieſes dialektiſche Geiſtesübel der Griechen, und auf die bey ihnen ſo weit in alles eingreifende Herrſchaft der falſchen Rhetorik. Die gediegenſten Werke endlich des ſcharfſinnigen Alten über angewandte Phyſik und Naturgeſchichte vollſtändig verſtehen, benützen und würdigen zu können, wie es unſre Zeit etwa im Stande iſt, dazu fehlte es ihnen noch ganz an den hinreichenden Vorkenntniſſen und Hülfsmitteln. Wenn die chriſtliche Philoſophie des Mittelalters, ſtatt deſſen auf dem Grunde jener oben genannten erſten Selbſtdenker des chriſtlichen Abendlandes, oder auch der Kirchenväter, wenn auch zunächſt nur der lateiniſchen, da hier ohnehin die Platoniſchen Lehren, die einzigen unter den alten, welche mit einer Philoſophie der Offenbarung vereinbar ſind, auf dem Boden des Chriſtenthums, längſt angepflanzt und einheimiſch geworden waren, weiter fortgebaut hätten, ſo würde ſie ſich haben viel ſchneller, leichter und klarer entwickeln, reiner geſtalten, und vollenden mögen. Oder ſollten die griechiſchen Urquellen einmal als ganz unentbehrlich für dieſen Endzweck betrachtet werden; ſo wäre zu wünſchen, es hätten die mächtigen, Künſte und Wiſſenſchaften befördernden Kaiſer und andre Machthaber, wenigſtens während jenes vorübergehenden Abentheuers des lateiniſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel, ſtatt daß man dafür nachher erſt auf die Zerſtörung von Konſtantinopel warten mußte, lieber gleich von dorther jene Sprachſchätze herbey zu ſchaffen geſucht, ſtatt dieſes arabiſchen und im Lateiniſchen noch ärger gewordnen Unverſtandes eines ſo ganz ſinnlos entſtellten Ariſtoteles. Es war auch nur die Hinneigung zum abſoluten Denken im Zeitalter, zu der logiſchen Turnierkunſt auf der einen Seite, dann aber die im Stillen genährte Hoffnung, durch die vermeynte magiſche Kraft jener logiſchen Kunſtſtücke, manche verborgne Naturgeheimniſſe, wovon aber grade im wirklichen Ariſtoteles am wenigſten zu nen; in der Wiſſenſchaft der Geſchichte dient jede wahre Ausnahme nur zur vollſtändigeren Erkenntniß, und zum richtigeren Verſtändniß und Urtheil über das Ganze. — Eine ſolche bereichernde Ausnahme finde ich noch hinzuzufügen über den bemerkten Stufengang der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung, und die Charakterverſchiedenheit der erſten und zweyten Epoche derſelben, von welchen ich die erſte als die ſcholaſtiſch-romantiſche, die andre als die der heidniſch-antiquariſchen Begeiſterung bezeichnete, wovon die erſte ungenügend für das Bedürfniß der Zeit und der Zukunft, die zweyte aber als heimlich untergrabend für die alte chriſtliche Ordnung der Dinge erſchien. Allgemein genommen, nach dem in jeder Zeit herrſchenden Tone, würde ſich das Eigenthümliche dieſer zwey Epochen auch wohl nicht weſentlich anders beſtimmen, oder bezeichnen laſſen. Doch hat ſich auch hier, in dem Gebiet des wiſſenſchaftlichen und religiöſen Denkens, der Geiſt des Chriſtenthums als unabhängig von dem Gange und herrſchenden Ton der Zeit erwieſen, und finden ſich in der Mitte zwiſchen jenen beyden Extremen oder Epochen auch wieder einzelne Ausnahmen und Werke von einer ſpiegelhellen Klarheit des einfachen Ausdrucks, zugleich mit der höchſten Reinheit und Tiefe der chriſtlichen Geſinnung, und des frommen Gefühls. Ich darf dafür unter mehreren andern nur den deutſchen Thomas a Kempis erwähnen, deſſen Werke ein europäiſches Andachtsbuch der frommen Betrachtung geworden iſt, während diejenigen den philoſophiſchen Geiſt, der auch in ſeinen andern Schriften herrſcht, wohl darin erkennen, die es wiſſen, wie derſelbe, wenn er in ſich klar geworden und ans Ziel gekommen iſt, auch ohne abſtruſe

Schulform, ſich in der einfachſten Sprache am liebſten mittheilt. Ich erlaube mir dieſe rühmliche Ausnahme eines zur chriſtlichen Klarheit gelangten Geiſtes von dem ſonſtigen Gange der europäiſchen Wiſſenſchaft in dieſem Zeitalter, hier um ſo eher anzuführen, weil ſie auch für den allgemeinen Charakter deſſelben merkwürdig und bezeichnend iſt. Wenn dieſes milde Licht der ſittlichen Wahrheit und der liebevollen Geſinnung, damahls nicht eine ſo höchſt ſeltne Ausnahme, wenn dieſer reine Geiſt des chriſtlichen Lebens nur in Etwas allgemeiner verbreitet geweſen wäre in der damahligen Zeit; ſo hätten jene gewaltſamen Kataſtrophen in der nächſtfolgenden Generation gar nicht eintreten, noch Statt finden können, und hätten weder Anlaß noch Gegenſtand gefunden, und auch keine Quelle mehr gehabt. Für das öffentliche Leben und die allgemeinen Welt- und Staats-Verhältniſſe war es aber vielmehr ein mit jenem frommen Niederländer in dem ſchneidendſten Gegenſatz ſtehender, großer italiäniſcher Schriftſteller, welcher die Denkart der Zeit beſtimmte, und als Lehrer und Führer im Leben ſo großen Einfluß auf ſie gewonnen hat. Ich meyne den Machiavelli, der zum Beweiſe dienen kann, wie die heidniſch antiquariſche Denkart und Geſinnung der damahligen Gebildeten, gar nicht auf das Gebiet des Schönen und der Kunſt, oder der müßigen Gelehrſamkeit beſchränkt blieb, ſondern auch mächtig in die Politik einwirkte; und wie ſehr man auch ſuchen mag, die eigentliche Abſicht ſeines einen Buches zu entſchuldigen, oder anders zu deuten, ſo geht doch aus allen ſeinen politiſchen Schriften, klar und entſchieden hervor, daß ſeine Staatsgeſinnung keine andre war, als die altrömiſche, heidniſch-antike, einer unerbittlich ſtrengen Conſequenz in der egoiſtiſchen Klugheit. Er hat damit nur eigentlich das, was ohnehin ſchon die herrſchende Denkart ſeiner Zeit war, in größter Entſchiedenheit deutlich und beſtimmt ausgeſprochen, und eben dadurch vollends mit zur Reife bringen helfen. Nachdem das chriſtliche Vereinigungsband unter den Staaten und Mächten des europäiſchen Abendlandes ſo weſentlich und vielfach geſtört und völlig erſchlafft war, iſt mit der innern Geſinnung ſelbſt auch die äußere Politik wieder mehrentheils eine heidniſche geworden, welcher alle Mittel zum Zwecke gleich galten, der nichts heilig war, und deren Zwecke ſelbſt nur durch egoiſtiſche Habſucht oder Herrſchſucht beſtimmt wurden. In einem ſolchen Geiſte, und Grundſätzen dieſer Art befeſtigte Ludwig der Eilfte, die abſolute Macht ſeines Thrones im Innern, mit durchdachter Conſequenz des Charakters, und großer politiſcher Klugheit, durch welche er auch nach Außen ſeine Macht gegen Burgund, und andre Nachbarn zu behaupten wußte. An Ferdinand dem Katholiſchen in Spanien, der beyde Königreiche, Arragonien und Kaſtilien dauernd vereinigte, der Herrſchaft der Araber mit der Eroberung von Granada ein Ende machte, und im Beſitz der amerikaniſchen Goldgruben gelangte, iſt beſonders die nun ganz herrſchend werdende abſolute Denkart und Behandlung der menſchlichen Dinge auffallend. Die barbariſche Vertreibung und Verfolgung der Juden aus Spanien, war gewiß für den Wohlſtand des Landes nachtheilig, ſchon an und für ſich eine tadelnswerthe Härte, und beſonders aber ein gefährlicher Anfang zu immer weiterer Ausdehnung und Anwendung deſſelben abſoluten Princips auch gegen die, in manchen Provinzen von Spanien noch ſehr zahlreiche, arabiſche Bevölkerung, und die friedlichen Nachkommen der ehemaligen mahomedaniſchen Eroberer. Durch die, acht Jahrhunderte lang im Lande ſelbſt fortgeführte Fehde gegen die Mahomedaner, war hier der Religionskrieg faſt mit in den Staatsbegriff aufgenommen: und ſo konnte ſelbſt der weiſere Sinn großer und milder denkenden Regenten, wie Karl des Fünften, wohl die Uebel der Zeit lindern, und dem Strom der neuen Meynungen in Deutſchland, ſo lang er lebte, und ſo gut es gehen wollte, einen Damm entgegen ſetzen. Er vermochte aber weder den Durchbruch und die Losreißung von der Einen deutſchen Seite mit allen ſeinen friedlichen Bemühungen zu hemmen, noch auch den unaufhaltſamen Fortſchritten der abſoluten Regierungs-Grundſätze unter ſeinem Nachfolger in Spanien vorzubauen. Die Verwicklung der politiſchen und der kirchlichen und geiſtlichen Inſtitute und Begriffe fand überall Statt, und zwar in beſondern Lokalverhältniſſen feſt und hiſtoriſch begründet; wo es auch ohne tief in das Einzelne dieſer Lokalverhältniſſe einzugehen, und jedes genau zu ſondern und zu unterſcheiden, oft ſehr ſchwer hält, oder übereilt ſeyn würde, alles in einem allgemeinen Urtheil zuſammen zu faſſen, was bey allem Anſchein einer gegründeten Verwerfung, doch oft nur dem an ſich gerechten Tadel, eine falſche Richtung oder eine irrige Beymiſchung geben würde. Die Inquiſition in Spanien z. B. war in dem ganz eigenthümlichen und beſondern Charakter, den ſie dort annahm, weit mehr ein politiſches, als ein geiſtliches Inſtitut. Neben den abſoluten Eingriffen und gewaltſamen Maaßregeln der Staatsgewalt in kirchlichen Dingen, und geiſtlichen Verurtheilungen, war aber auch die geiſtliche Macht ſelbſt in mancher Hinſicht unter dem Drange der Zeit zu weltlich geworden. Als die Päbſte endlich aus der Gefangenſchaft von Avignon nach Rom zurückkehrten, hatte die Erfahrung wohl gelehrt, wie nothwendig für ſie und ihre unabhängige Stellung gegen die weltlichen Mächte, der Beſitz eines ſouverainen Fürſtenthums und eignen wenn auch nicht ſehr großen Staates ſey; ja nachdem das Kaiſerthum eigentlich aufgehört hatte, oder doch nur dem Nahmen nach fortexiſtirte, mußte den weltlichen Mächten ſelbſt daran gelegen ſeyn, daß dem Pabſt in dem Kirchenſtaat auch äußerlich und politiſch ein ſichres Fundament, und damit zugleich auch eine Garantie gegeben wäre, daß er nicht wieder in eine ſolche ausſchließende Abhängigkeit von einer einzelnen unter den jetzt iſolirten, und unter ſich eiferſüchtigen Mächten gerathen könnte. Die Art und Weiſe indeſſen wie einige Päbſte, beſonders aus der Familie Borgia, ihre ſouveraine Herrſchaft auf dem Territorium des Kirchenſtaats zu conſolidiren ſuchten, mußte nothwendig an dem geiſtlichen Oberhaupte der Chriſtenheit anſtößig erſcheinen, ohne daß auch noch die perſönlichen Aergerniſſe Alexander des Sechſten hinzukamen. Und wenn gleich Julius der Zweyte manche große und fürſtliche Eigenſchaften beſaß; ſo konnte es doch nur einen nachtheiligen Eindruck in dem Urtheil der Welt und des Volkes machen, wenn er ſelbſt als der oberſte geiſtliche Friedensfürſt, den kriegeriſchen Panzer anlegte und die Waffen führte. Der Nahme des Medicäers, Leo des Zehnten, wird in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften mit Ruhm und als die glänzendſte Epoche derſelben bezeichnend, genannt; er beſaß vielleicht alle Eigenſchaften, welche den Thron eines weltlichen Monarchen zur höchſten Zierde gereichen würden; doch war er wohl nicht dasjenige Oberhaupt der Kirche, welches alle die furchtbaren Gefahren, und dringenden Bedürfniſſe der damahligen Zeit in geiſtlicher Hinſicht ganz zu erkennen, abwendend zu bekämpfen, und ſiegreich zu beruhigen im Stande ſeyn konnte. Eine Reihenfolge ſolcher Pabſte unmittelbar vor und bis zum Ausbruch des Proteſtantismus, iſt hiſtoriſch nicht unbedeutend; es iſt, als hätte die allzu weltlich gewordne Kirche, durch ihren eignen Schaden, die Größe der Gefahr kennen lernen, und erſt dadurch wieder auf das Weſentliche ihrer Beſtimmung mehr zurückgeführt werden ſollen. Es fehlte überhaupt auch an politiſchem Brennſtoff nicht im damahligen Italien; noch während der Abweſenheit der Päbſte, hatte in Rom ſelbſt ein politiſcher Schwärmer, Rienzi, eine Revolution erregt, um die alte Republik wieder herzuſtellen; die innern Fehden und Bürgerkriege in Florenz waren ſonſt wohl nur die von einer ſolchen Staatsverfaſſung ſchwer zu trennenden Partheyungen. In der letzten Epoche bürgerlicher Anarchie nach Lorenzo's Tode aber, ſtand ein religiöſer Schwärmer, der Dominikaner Savanarola, an der Spitze der Staatsumwälzung bey dem ſich die Revolutionsbegriffe auf eine ſeltſame Weiſe mit ſeinen Religionsmeynungen vermiſcht hatten. Hier trat alſo unläugbar der Umſtand ein, der für die richtige Beurtheilung der damahligen Zeiterſcheinungen und Verhältniſſe überhaupt ſehr bemerkenswerth iſt; daß mit einem neu entſtandenen Fanatismus, oder einer Häreſie, nicht bloß in den entferntern Folgen, wie bey den

Huſſiten, ſondern gleich im erſten Urſprunge, auch eine politiſche Verirrung, und ein Staatsverbrechen damit verknüpft und verbunden war. Nachdem das höhere Band der Einheit in der gemeinſamen religiöſen Geſinnung, unter den chriſtlichen Staaten meiſtens erloſchen, und ſo gut als nicht mehr vorhanden war, entwickelte ſich, wie gewöhnlich in jedem Syſtem von ſouverainen Staaten, die nach iſolirten Zwecken unter einander in politiſcher Berührung ſtehen, ein Wechſel von bald ſo, bald anders geſtellten Allianzen, nach einer Idee von einem bloß dynamiſchen Gleichgewicht, als ob ein Staat und die Macht der bürgerlichen Geſellſchaft auch im Chriſtenthume nichts andres wäre, als ein materielles Gewicht, und bloßer Hebel der phyſiſchen Stärke. Beſonders war die Herrſchaft in Italien, nach der Spanien und Frankreich aus allen Kräften ſtrebten, der Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen ihnen, und der Zweck mancher Kriege, ſeit Karl des Achten Eroberungszug nach Italien die Gegenwehr weckte, und eine Reaction zur Folge hatte. Die andern mitzählenden Mächte und activen Theilnehmer in jenem Allianzenſpiel des Gleichgewichts waren, Venedig, Kaiſer Maximilian, und der Pabſt. Daß für dieſen letzten die active Einmiſchung in dieſe weltlichen Händel durchaus nicht angemeſſen ſeyn konnte, wird keiner Erinnerung bedürfen. Es war dieſes auch noch ſpäterhin der Anlaß zu einem großen Anſtoß für die öffentliche Meynung. Als nämlich der Pabſt ſich gegen Karl den Fünften mit dem König von Frankreich verbündet hatte, und nun das deutſche Kriegsheer des Kaiſers, unter welchem auch ſehr viele Lutheriſch-denkende waren, Rom eroberte; ſo war dieß ſchon an und für ſich in der damahligen ſen Vervollkommnung fähig, und kann leichter aus der tiefſten Verderbniß durch eine geiſtige Wiedergeburth neu hergeſtellt werden. Allerdings iſt die friſche Blüthe der jugendlichen Fantaſie ein köſtliches Geſchenk der Natur und zugleich das flüchtigſte. Schon durch einen einzigen giftigen Hauch entfärbt ſich das zarte Colorit der Unſchuld, und welkend ſenkt die ſchöne Blume ihr Haupt. Aber auch dann, wenn die Fantaſie ſchon lange durch Vielwiſſerey erdrückt und abgeſtumpft, durch Wolluſt erſchlafft und zerrüttet worden iſt, kann ſie ſich durch einen Schwung der Freyheit und durch ächte Bildung von neuem emporſchwingen, und allmählig wieder vervollkommnen. Überhaupt iſt die moraliſche Heilkraft der menſchlichen Natur wunderbar ſtark, und dem ſonderbaren organiſchen Vermögen einiger Thierarten nicht ganz unähnlich, deren zähe Lebenskraft auch entrißne Glieder wieder erſetzt und nachtreibt. Die jugendliche Stärke, das Feuer, ſelbſt die ſchnelle Beweglichkeit kann die Fantaſie völlig wieder erreichen; nur das friſche Colorit, der romantiſche Duft jenes erſten Frühlings kehrt im alternden Herbſt nicht leicht zurück.

Sehr allgemein verbreitet iſt ein andres Vorurtheil, welches der ſchönen Kunſt ſogar alles ſelbſtſtändige Daſeyn alle eigenthümliche Beſtandheit völlig abſpricht, und ihre weſentliche Verſchiedenheit ganz läugnet. Wenn die rechten Vernunftmenſchen unſrer Zeit ihre Geſinnung offen ausſprechen wollten, ſo würden ſich wohl viele Stimmen erheben: „Die Poeſie ſey nichts andres als die ſinnbildliche Kinderſprache der jugendlichen Menſchheit; nur Vorübung der Wiſſenſchaft, Hülle der Erkenntniß, eine überflüſſige Zugabe des weſentlich Guten und Nützlichen. Je verhängnißvollen Zeit ein neu gegebenes Aergerniß. Ja die lebhafte Unzufriedenheit des Kaiſers, mit dem perſönlichen Benehmen des einen oder des andern Pabſtes, wenn auch nur im politiſchen Verhältniß, zuſammengenommen mit ſeinen Friedensbemühungen gegen die deutſchen Proteſtanten, verleitete manche ſogar an ſeiner aufrichtig katholiſchen Geſinnung zu zweifeln. So irrig und ungegründet dieß nun auch war; ſo trug doch alles dazu bey, und kam von allen Seiten vieles zuſammen, um die Begriffe des Zeitalters immer mehr zu verwirren.

Schon der gute und edelgeſinnte Kaiſer Maximilian, der ſo viele andre ſchöne Zwecke und große Beſtrebungen in ſich nährte, und zur Ausführung hätte bringen mögen, mußte ſich ſein ganzes Leben hindurch meiſt vergeblich bemühen, um bey einem großen Mangel an materiellen Hülfsmitteln, eine Abhülfe und Sicherung gegen die immer weiter vordringende türkiſche Uebermacht, oder ein Gegengewicht gegen Frankreich herauszufinden. Als aber das Glück die burgundiſchen Länder nebſt Spanien, auf dem Haupte Karls vereinigte, ſo fühlte man wohl das Bedürfniß eines mächtigen Kaiſers, der es noch einmal wie in den alten Jahrhunderten ſeyn konnte, für die Gefahr der damahligen Zeit, indem man ihn wählte; da auch ſonſt Europa damahls Zweifelsohne ganz auseinander gefallen und der äußern Eroberung, wie der innern Anarchie zum Raube geworden ſeyn würde. Er ſelbſt war ganz beſeelt von der alten Idee des chriſtlichen Kaiſerthums, und eine durchaus religiöſe Geſinnung und Denkart lag auch allen ſeinen politiſchen Begriffen und Unternehmungen zum Grunde. So ausgedehnt aber auch die Länder waren, die er behundert, vorübergehend eine große europäiſche Macht geworden, wozu die Perſönlichkeit von Guſtav Adolf, ſo wie von einigen andern ſchwediſchen Königen, das meiſte beygetragen hat. Im Innern hat ſich hier nichts Neues, Eigenthümliches, oder geſchichtlich Merkwürdiges aus dem Proteſtantismus entwickelt, wie etwa in England, oder in Deutſchland ſelbſt. In Hinſicht auf die erſte Einführung des Proteſtantismus, iſt dieſelbe auch in Dänemark zwar nicht ganz in dem gleichen Grade, aber doch mehrentheils wie in Schweden, vorzüglich von oben herab bewirkt worden; in Island faſt gewaltſam. In dieſen ſtillen Nordländern waren der wirklichen Mißbräuche in der katholiſchen Kirche, und beſonders der gegebenen großen Aergerniſſe vielleicht nicht ſo viele geweſen, als in den andern Südländern; die Sitten waren einfacher, das Verderben ungleich weniger bekannt und verbreitet als ſelbſt in Deutſchland; ſo wurzelte denn die Anhänglichkeit an den alten Glauben um ſo feſter in den Gemüthern, und konnte nur mühſam ausgerottet werden. Der ſchwediſche Revolutionsgeiſt, der auch in der ältern Geſchichte in dem Partheyenkampf der hohen Ariſtokratie oft ſichtbar geweſen war, fand nun als bewaffneter Proteſtantismus von oben herab, ein offnes Feld, und weitern Spielraum in den pohlniſchen Unruhen, und ihrer Verwicklung mit Preußen und andern Nachbarn, beſonders aber in dem großen deutſchen Religionskriege; erſt als er ſpäterhin, nachdem die Zeit der ſchwediſchen Macht und Uebermacht in Europa vorüber war, mehr beſchränkt, und auf ſich ſelbſt zurückgedrängt ward, entwickelte er ſich auch in manchen innern Kataſtrophen. In England wurde erſt unter dem Nachfolger des despotiſchen Heinrich, der Proteſtantismus eigentlich eingeführt; aber unter zwey verſchiednen Formen, und mit zwey in heftigem Widerſtreit gegeneinander befangnen Partheyen. In England ſelbſt blieb die Epiſkopal-Verfaſſung; in Schottland hatten die Puritaner, die Methodiſten der damahligen Zeit, die Oberhand. Aber es folgte noch eine katholiſche Königinn Maria, des ſpaniſchen Philipp Gemahlinn, und eine Reaction in dieſem Sinne; dann aber wieder eine andre im proteſtantiſchen Geiſte, der durch Eliſabeths beharrliche Klugheit erſt recht conſolidirt ward, und welcher das Haupt der unglücklichen Maria Stuart zum Opfer fiel. Von einer Reaction zur andern, von der Hinrichtung des Königs zur Republik, und zum alleinherrſchenden Protector, unter manchen Kämpfen des ſchottiſchen und engliſchen Proteſtantismus, und ganz verſchiednen Nationalgeiſtes, nach einer neuen Umkehr oder Zuneigung in der Geſinnung der Regenten zur katholiſchen Sache, ging es ſo fort; bis endlich König Wilhelm von Holland aus, hundert Jahre vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, dem Proteſtantismus in England den vollkommnen Sieg verſchaffte, und die glückſeelige Conſtitution dieſes Inſel-Reichs zur Reife brachte, die nachher auch auf dem Continent und in den andern Welttheilen vielfältig wiederhohlt, variirt, und weiter angepflanzt worden. Auf dieſer Baſis, und aus derſelben entwickelte ſich dann auch in Anwendung auf das geſammte Völker- und Staaten-Syſtem von Europa, jener vollendete Proteſtantismus im Staate, welcher England in der neuern Zeit, und während der Epoche ſeiner Macht ſo beſonders charakteriſirt, und welchem faſt gleichzeitig ein eben ſo entſchiedner Proteſtantismus der Wiſſenſchaft nachfolgte, oder zur Seite ging. Nur möchte ich im voraus bemerken, daß dieſer Proteſtantismus in der Wiſſenſchaft, durchaus nicht verwechſelt werden darf, ſondern noch ſorgfältig zu unterſcheiden iſt, von der wiſſenſchaftlichen Revolution und einer zügelloſen Anarchie in der Denkart und Geiſtescultur, obwohl er in ſeiner Entartung und Verwilderung, auch ſehr leicht und ſchnell dazu werden kann. Denn das neue Heidenthum, und der offne Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts hat auf dem Continent bey weitem mehr Anhänger gehabt, und iſt hier viel entſchiedner aufgetreten, als in jener auch im Gebiete der Wiſſenſchaft zwiſchen Wahrheit und Irrthum in kunſtreichem Gleichgewicht feſtgeſtellten Conſtitutions-Inſel. In den Niederlanden war der Proteſtantismus wohl eine bedeutend mitwirkende, aber nicht die einzige Urſache der Losreißung von Spanien, da der burgundiſche Geiſt auch früher ſchon, oft ſehr unruhig geweſen war, und die abſolute Herrſcherweiſe der Spanier, auch in andern Ländern Mißvergnügen, Abneigung und Gegenverſuche erregte. Nachdem die überwiegend proteſtantiſche Hälfte, in dem nun ſouverain gewordnen Holland abgetrennt war, iſt die Einwirkung deſſelben auf England auch in Hinſicht der religiöſen Meynung und politiſchen Wendung der Dinge, ſo wie auch die der Niederlande überhaupt auf Frankreich, immer ſehr bedeutend geblieben; etwas eigentlich Neues, und ganz Eigenthümliches wie in Deutſchland oder England, hat ſich hier in Holland nicht aus dem Proteſtantismus entwickelt; man müßte denn die ganz allgemeine Toleranz gegen alle Secten, in einer ſo weiten Ausdehnung, wie ſie ſonſt durchaus nirgendwo Statt gefunden hat, dafür annehmen. Spanien hatte ſelbſt im Innern des vaterländiſchen Reichs ein ſchwieriges Problem zu löſen, oder auch eine alte und tiefe Volks-Oppoſition zu überwinden, in der ziemlich zahlreichen, immer noch an arabiſcher Sitte und Sprache, zum Theil wohl auch an mahomedaniſcher Lehre und Meynung hängenden Nachkommenſchaft der ehemaligen Herrn und Eroberer des Landes; ein Kampf, der unter Philipp dem Zweyten mit ſehr ſtrengen Geſetzen gegen dieſe Moriſko's anfing, unter Philipp dem Dritten mit der noch härtern gänzlichen Zurücktreibung derſelben nach Afrika endigte. Daß bey der vielfachen und innig nahen Berührung zwiſchen Spanien und Deutſchland unter Karl dem Fünften, mit deſſen Kriegsheeren auch die deutſchen Meynungen vielleicht weit mehr Eingang dort gefunden haben mochten, als ſich jetzt noch im Einzelnen hiſtoriſch gewiß angeben, oder faktiſch genau nachweiſen läßt, iſt im Allgemeinen wohl allerdings wahrſcheinlich, und kann wenigſtens zur Erklärung, wenn auch nicht zur vollen Rechtfertigung mancher ſpaniſchen Regierungs-Maaßregel dienen. In jedem Fall aber, iſt der ſonſt ſo edle und grade, weder argliſtig eigennützige, noch leichtſinnig wankelmüthige, ſpaniſche Geiſt und Charakter, in dieſem langen Haß und Hader des erbitterten Religionskrieges immer einſeitig ausſchließender, und heftig abſoluter geworden. Doch blieben auch hier noch viele ritterliche Tugenden dieſer adlich geſinnten Nation eigen, und manche ſeltne Erſcheinung von hohen religiöſen Geiſtesgaben, wie in der heiligen Thereſia, und den wunderbaren Werken dieſer Frau, die bey dem heiligen Inhalt zugleich von ſo unnachahmlich ſchöner Sprache ſind. Bey keiner andern Nation hat ſich der

Geiſt und Charakter des Mittelalters, und zwar nach ſeiner edelſten und ſchönſten Beſchaffenheit, in der ganzen Denkart und Richtung, in der geiſtigen Bildung, und ſelbſt in den Werken der Fantaſie und Dichtkunſt ſo lange erhalten und fortgeſetzt als bey den Spaniern; und nicht eigentlich zufällig, ſondern ſehr charakteriſtiſch und auch hiſtoriſch bemerkenswerth iſt es, daß die eigenthümliche Poeſie des Mittelalters erſt hier ihre letzte blühendſte Entfaltung und höchſte Vollendung erreicht hat. Auch in Italien blühte die Kunſt und Poeſie in der ſchönen Sprache, nnd auch die claſſiſche Gelehrſamkeit immer fort, während dieſer ſonſt ſo traurigen Zeit-Periode der europäiſchen Bürgerkriege, und des allgemeinen Religions-Zwieſpalts, und gelangte zur glücklichſten Entwicklung; immer aber ſcheint es, muß man dieſe ſchöne, herrliche, italiäniſche Geiſtescultur jener Jahrhunderte wie einen blühenden Garten betrachten, der auf vulkaniſchem Boden gelegen war. Eine nahe Gefahr war zu dieſer Zeit ſelbſt wohl nicht vorhanden, wenn auch die innre Denkart nicht bloß nach dem, was öffentlich galt, abzumeſſen iſt; es durften indeſſen jetzt ſolche einzelne gewaltſame Extreme von heidniſch-antiquariſcher Begeiſterung und Geſinnung nicht mehr ſo ungehindert und öffentlich laut hervortreten, wie früher in der Epoche der erſten Gährung, und der falſchen Sicherheit, während des ſo glänzenden funfzehnten Jahrhunderts. Ja es wurde die eigentliche Wiſſenſchaft, durch die Furcht vor der Gefahr und dem Mißbrauch, eher hier und da im Einzelnen gehemmt, und überhaupt in ihrer Entwicklung im Allgemeinen zurückgehalten; und blieb daher die alte Scholaſtik länger als billig im hergebrachten Beſitz der ausſchlieſtenden Herrſchaft; ſo wenig dieſe ſelbſt, als der ſtreitſüchtige, und zum Theil ſelbſt verneinende Rationalismus des Mittelalters, dem katholiſchen Bedürfniß einer wahrhaft chriſtlichen Wiſſenſchaft, irgend Genüge leiſten konnte. Man hätte bedenken ſollen, daß jeder neue Irrthum, oder jede neue Geſtalt des alten Proteus in dem jedesmaligen Zeitgeiſte, auch immer nicht ſowohl eine neue Wiſſenſchaft, da die Wiſſenſchaft ſelbſt, nämlich die der göttlichen und menſchlichen Dinge, wie es die Alten nannten, in dieſem innerſten Umkreiſe der höchſten Gegenſtände und Fragen, allerdings an ſich, als ein durch alle Zeiten unwandelbares Gebäude, auf der ewigen Grundlage der göttlichen Wahrheit, betrachtet werden muß; aber doch eine neue Wendung und Form der Wiſſenſchaft, in der neu belebten höhern Kraft erfordert. Zwar hatte der ehrwürdige Biſchof und fromme Gottesmann Borromäus wohl in ſeinem Lehrbuche der Religion ſelbſt ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie die gründliche Tiefe der heiligen Erkenntniß, meiſtens auch mit der ſpiegelhellen Klarheit des Ausdrucks und höchſten Einfalt des rein beſtimmten Urtheils vereinigt iſt. Allein die eigentliche Schulwiſſenſchaft blieb noch längere Zeit viel zu ſcholaſtiſch; und immer war es ein Nachtheil, oder Verluſt für die katholiſche Sache, wenn die erſten Anfangspunkte einer beſſern, oder doch ihrem höhern Ziele nicht ungetreuen Philoſophie, und überhaupt der gereinigten und erweiterten Wiſſenſchaft für die nachfolgende Zeit, im Baco und Leibnitz, jetzt von der andern Seite herkamen, oder dort zuerſt hervortraten. In Frankreich war der Proteſtantismus ſchon gleich bey der erſten Entſtehung und Entwicklung deſſelben aus der Schweiz, beſonders aus der franzöſiſchen, eingedrungen, wie ſchon der Nahmen der Hugenotten beweiſt. Die Religionskriege kamen erſt viel ſpäter zum Ausbruche, als in Deutſchland, und es nahm der religiöſe Partheyenkampf hier die beſondere Wendung, daß die Prinzen und Fürſten der Oppoſition, überhaupt die Factionen der höhern Ariſtokratie, und ſelbſt die entgegenſtehenden Partheyen am Hofe, ſich des Proteſtantismus, der zwar im Volke ſelbſt, und noch mehr im Staate, nur eine Minorität bildete, aber doch keine unbedeutende, und immer eine Macht war, als Werkzeug für ihre politiſchen Zwecke und Umtriebe bedienten. Aus dieſer beſondern Miſchung ging der eigenthümliche Charakter des franzöſiſchen Religionskampfes hervor, der ihn von dem deutſchen unterſcheidet. Der Religionskrieg dauerte dort zwar niemals ſo ununterbrochen lange fort, wie in Deutſchland, und war auch wohl nicht von ſo ganz verwüſtender Art wie der dreyßigjährige. Aber auch die Religionsfrieden waren hier meiſtens nur von ſehr kurzer Dauer, und wurden fünf bis ſechsmal erneuert, weil immer bald wieder ein neuer Ausbruch folgte. Selbſt das Edikt von Nantes, welches der definitive Schluß der langen Anarchie ſeyn ſollte, verhinderte nicht den Ausbruch neuer Unruhen nach Heinrich des Vierten Ermordung, und ward ſelbſt in einer ſpätern Epoche wieder umgeworfen. Damahls aber gab die beygemiſchte Staats-Intrigue der unzufriednen Großen, und andern Partheyhäupter von der Oppoſition, dem Religionskrieg einen vorzüglich gehäſſigen, und der Geiſt oder der Hang zu einer leidenſchaftlichen Reaction, nach der in politiſcher Ebbe und Fluth ſtets wechſelnden Meynung und Herſchaft, einen beſonders ſchwer zu überwindenden, jeder dauernden Friedensordnung zwiſchen den aufgeregten Elementen, hartnäckig widerſtrebenden Charakter. Jene gehäſſige Seite der franzöſiſchen Religionskriege, die jedoch auch in England gleich unter Heinrich dem Achten, ſelbſt unter Eliſabeths argliſtiger Politik, ganz anarchiſch aber in der Revolution gegen Karl den Erſten bey ſeiner Hinrichtung, und unter Cromwell, in nicht minder empörenden Zügen ſich auszeichnete, iſt von den eignen inländiſchen Geſchichtſchreibern, oft und ſtark genug hervorgehoben, und ins Licht geſtellt worden. Wichtiger aber für die ſpätern geſchichtlichen Reſultate iſt die allgemeine hiſtoriſche Bemerkung, daß der Kampf hier in Frankreich eigentlich unentſchieden blieb, wie er dieſen hin- und her ſchwankenden Charakter auch gleich von Anfang an zeigte, und weder auf dem Wege der Conſtitution wie in England, noch auf dem eines dauerhaft ſichern, und unumſtößlich feſten Religionsfriedens, wie in Teutſchland, zu einem vollſtändigen Ausgange, und wahren Schluß gelangte, ſondern als unaufgelöſtes Staats-Problem, nach dem innern Keim und Zwieſpalt der religiöſen Geſinnung, welcher Zwieſpalt ſelbſt auch auf den katholiſchen Theil einwirkte, und auch hier feſte Wurzel zu faſſen begann, auf die Nachwelt überging, und forterbte. In Frankreich waren die Proteſtanten in der entſchiedenen Minorität, und erhielten bloß durch andre mitwirkende Nebenurſachen eine vorübergehende Macht und Wichtigkeit in jener erſten Epoche der Religionskriege; in England ſind ſie wahrſcheinlich ſchon frühe zu einer Majorität gelangt, wenn auch nicht zu einer ſo überwiegenden, wie die, welche ſie noch jetzt behaupten. Deutſchland aber war auch gehende Anfang derſelben. — Die hiſtoriſche Thatſache von dem Naturſtande der Wilden bildet keine Einwendung dagegen, weil es keineswegs entſchieden iſt, und nur ſo gradezu angenommen werden kann, daß dieſes in Wahrheit der urſprüngliche Zuſtand und auch der wirkliche Anfang geweſen iſt; oder ob nicht vielmehr der wilde Zuſtand des Menſchen überall und immer nur als ein Zuſtand der Ausartung und Verwilderung, mithin nicht als das Erſte in der Geſchichte, ſondern als ein zweytes Phänomen in der Menſchheit betrachtet werden muß, und als etwas, was erſt aus dieſem zweyten Schritt nach dem Anfange, als die Folge deſſelben hervorgegangen, mithin auch geſchichtlich ſpätern Urſprungs iſt.

Es iſt in der Geſchichte eben, wie in der Wiſſenſchaft überhaupt und im Leben ſelbſt, der Hauptpunkt, auf welchen das meiſte ankommt, und die alles entſcheidende Frage, ob man von Gott ausgeht und Gott als das Erſte, die Natur aber als das Zweyte betrachtet, wo ſie immer noch eine ſehr große unverkennbar wichtige Stelle einnimmt; oder ob man in umgekehrter Ordnung die Natur voranſtellt, und wie es dann in conſequenter Weiſe immer geſchieht, eigentlich von ihr allein ausgeht, wobey alsdann Gott, wo nicht mit ausdrücklichen, unverhohlnen Worten entſchieden geläugnet, doch im Grunde immer indirekt auf die Seite geſchoben und wenigſtens ignorirt wird. Bloß auf dem Wege des dialektiſchen Streitens läßt ſich dieſe Frage und Verſchiedenheit der Meynung wohl ſehr ſchwer löſen und zu Ende bringen; und führt dieſes ſelten ganz zum Ziele. Der Wille iſt es, der hier meiſtens entſcheidet und nach der innern Geſinnung und Richtung des Charakters, unter beyden Wegen denjenigen wählt, welchen der Menſch im Denken höher die Geiſtescultur ſteige, deſto unermeßlicher verbreite ſich das Gebiet der deutlichen Erkenntniß; das eigentliche Gebiet der Darſtellung, die Dämmerung, ſchrumpfe dann vor dem einbrechenden Licht immer enger zuſammen. Der helle Mittag der Aufklärung ſey nun da; die Poeſie, dieſe artige Kinderey, ſey für unſer Jahrhundert der vollendeten Vernunft nicht mehr anſtändig. Es ſey endlich einmal Zeit, damit aufzuhören."

Auf dieſe Weiſe hat man ſchon oft einen einzelnen Beſtandtheil der ſchönen Kunſt, einen vorübergehenden Zuſtand derſelben in einer frühern Stufe der Bildung mit ihrem Weſen ſelbſt verwechſelt. So lange die menſchliche Natur beſteht, wird der Trieb zur Darſtellung ſich regen, und die Forderung des Schönen in ihr laut werden. Dieſe nothwendige Anlage des Menſchen, welche, ſobald ſie ſich frey entwickeln darf, ſchöne Kunſt erzeugen muß, iſt ewig. Die Kunſt iſt eine ganz eigenthümliche Thätigkeit des menſchlichen Gemüths, welche durch ewige Gränzen von jeder andern geſchieden iſt. Alles menſchliche Thun und Leiden iſt ein gemeinſchaftliches Wechſelwirken des Geiſtes und der Natur. Nun muß entweder die Natur oder der Geiſt den letzten Grund des Daſeyns eines gemeinſchaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den erſten beſtimmenden Stoß zu deſſen Hervorbringung geben. Im erſten Fall iſt das Reſultat Erkenntniß. Die Beſchaffenheit des rohen Stoffs beſtimmt den Charakter der aufgefaßten Mannichfaltigkeit, und veranlaßt den Geiſt, dieſe Mannichfaltigkeit zu einer beſtimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer beſtimmten Richtung die Verknüpfung fortzuſetzen, und zur Vollſtändigkeit zu er-

und Wiſſen, im Glauben und Leben befolgen und behaupten will. So viel darf man aber wohl wenigſtens in Beziehung auf die Wiſſenſchaft der Geſchichte ſagen, daß diejenigen, welche auf dieſem Gebiet von der Natur allein ausgehen und auch von dem Menſchen nur eine bloß naturgeſchichtliche Anſicht kennen und gelten laſſen, ungeachtet vieler auf den erſten Anblick täuſchenden Scheingründe, ſich nie in der hiſtoriſchen Welt und Wirklichkeit zurecht finden werden, und daß ſie eigentlich nie zu einer wahrhaften Geſchichte, noch zu einer irgend verſtändlichen Darſtellung oder Darlegung derſelben gelangen können. — Auf der andern Seite, wenn man nicht allein und ausſchließend von der Natur, ſondern zuerſt von Gott und von dem durch Gott beſtimmten Anfang derſelben ausgeht; ſo iſt damit keineswegs eine Herabſetzung und Verkennung der Natur, oder gar eine Feindſchaft gegen die Natur gemeynt oder beabſichtigt, was nur in einer ſehr fehlerhaften Behandlung oder Auffaſſung und irrig beſchränkten Anſicht ſeinen Grund haben könnte. Vielmehr wird es ſich durch die Ausführung ſelbſt am beſten bewähren, daß man grade auf dieſem Standpunkte und Wege dahin geführt wird, die Verherrlichung Gottes in der Natur und die Herrlichkeit der Natur ſelbſt ganz zu verſtehen; ſo wie auch die vollſte Anerkennung ihrer Rechte und des ihr gebührenden Antheils an der Geſchichte und an der Entwicklung des Menſchen damit ſehr wohl vereinbar iſt.

Der Menſch war frey erſchaffen, d. h. von der hiſtoriſchen Seite genommen; es lagen zwey Wege vor ihm, er konnte zwiſchen der einen und der andern Richtung wählen, der in die Höhe oder auch der in die niedre Tiefe, und es war ſomit wenigſtens die Möglichkeit von zweyerley Willen in ihm gegeben. Wäre er in dem erſten von Gott ausgegangenen Willen feſt und dem ihm von Gott eingebohrnen und vorgezeichneten Worte treu geblieben, ſo würde er immer nur Einen Willen gehabt haben; obwohl auch dann frey, nur wäre ſeine Freyheit dann wie die der ſeeligen Geiſter geweſen, welche man darum nicht unfrey nennen kann, weil ſie nicht mehr im Kampfe ſtehen und gar nicht mehr von Gott getrennt werden können. Es iſt übrigens ganz irrig, wenn man ſich den Paradieſiſchen Zuſtand des Erſten Menſchen bloß als einen Zuſtand des ſeeligen Müſſigganges vorſtellt, da es nach der Wahrheit ganz anders beſtimmt war, und ſo ausdrücklich und deutlich ausgeſprochen wird, daß der Erſte Menſch auf den Garten der Erde geſtellt war, um ihn zu bewachen und um ihn anzubauen. „Zu bewachen:“ alſo mußte doch ein Feind vorhanden ſeyn, gegen den es nöthig war, zu wachen und zu kämpfen; „zu bauen,“ vielleicht in einer ganz andern Weiſe, gewiß aber mit einem viel glücklicheren Erfolge und viel ſegensreicher als nachher, da die Erde um ſeinetwillen von neuem mit dem Fluch beladen ward; doch aber nicht ohne Arbeit. Dieſes erſte göttliche Naturgeſetz, wenn man es ſo nennen darf, vermöge deſſen Kampf und Arbeit ſchon von Anfang an in dem Berufe des Menſchen lag, gilt noch immer durch alle Zeiten hindurch und auch noch jetzt, für alle Stände und Völker, für das einzelne Menſchenleben wie für das ganze Menſchengeſchlecht, in den größten wie in den kleinſten Verhältniſſen. Wer für jeden Kampf zu ſchwach iſt und nirgends Widerſtand leiſten kann, wer gar keine Mühe und Arbeit auf ſich nehmen will, der kann weder ſeinen eigenen Beruf erfüllen, es mag derſelbe ſeyn, welcher er will, noch auch für die allgemeine Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes irgend etwas beytragen und mitwirken. — Seitdem aber der Zwieſpalt in den Menſchen getreten war, giebt es nun zweyerley Willen in ihm, einen göttlichen Willen und einen natürlichen; auch die menſchliche Freyheit iſt nun nicht mehr jene ſeelige des himmliſchen Friedens, wie deſſen, der ſchon geſiegt und überwunden hat, ſondern wie auch jetzt noch die unſrige, eine Freyheit der noch zu treffenden Wahl und des ſchweren noch unentſchiednen Kampfes. Die Rückkehr zu dem göttlichen oder Gott gemäßen Willen zu finden, die Eintracht zwiſchen dem natürlichen und dem göttlichen Willen wiederherzuſtellen, und den niedern irdiſchnatürlichen Willen immer mehr in den höhern, göttlichen Willen umzuwenden und umzuwandeln; das bleibt nun die Aufgabe wie für jedes einzelne Menſchenleben ſo auch für das ganze Menſchengeſchlecht. Und dieſe Rückkehr, dieſe Wiederherſtellung und Umwandlung, die Verſuche dazu, die Fortſchritte oder Rückſchritte auf dieſer Bahn, bilden auch einen weſentlichen Theil von dem Inhalt der Weltgeſchichte, ſo weit nämlich dieſe auch die innre ſittliche Entwicklung und den geiſtigen Stufengang der Denkart mit umfaſſen ſoll. — Die Thatſache aber, daß der Menſch, ſobald er den innern Mittelpunkt des Lebens und der Wahrheit verliehrt, oder das ewige Geſetz der göttlichen Ordnung verläßt, alſogleich auch in die Gewalt und Bothmäßigkeit der Natur geräth, und dieſer anheim fällt, kann jeder auch aus ſeinem Innern, aus der eigenen Erfahrung und dem Leben ſelbſt ſchöpfen, da die Verwirrung und hinreißende Macht der Leidenſchaft, doch auch nur eine blinde Naturgewalt in uns ſelbſt iſt. Obwohl alſo dieſe Thatſache eine hiſtoriſche, und zwar die erſte von allen hiſtoriſchen iſt, ſo kann ſie, weil ſie ſich auf das ganze

Menſchengeſchlecht fortgepflanzt hat und in jedem Einzelnen ſich wiederholt, doch auch als eine pſychologiſche Wahrnehmung und Thatſache des Bewußtſeyns betrachtet werden. Und eben deßhalb liegt ſie ſelbſt eigentlich außerhalb den Gränzen der Geſchichte, und geht ihr voran; aber alles das, was daraus folgt oder folgen mag, und hiſtoriſch wirklich gefolgt iſt, gehört in den Umkreis der Geſchichte und weſentlich mit zu ihrem Inhalt.

Die nächſte Folge, welche nachdem der innere Zwieſpalt im Bewußtſeyn und im Leben des Menſchen einmal eingetreten und wirklich geworden war, aus der weitern Entwicklung deſſelben hervorgehen mußte, iſt die Zertheilung des Einen Menſchengeſchlechts in eine Mehrheit von Nationen und die damit zuſammenhangende Verſchiedenheit der Sprachen. So lange die innere Seelenharmonie noch nicht geſtört und zerriſſen und das Licht des Geiſtes dadurch verdunkelt war, konnte auch die Sprache nichts andres ſeyn, als der einfache ſchöne Abdruck oder Ausdruck der innern Klarheit; und es konnte mithin wohl nur Eine Sprache geben. Nachdem aber das innere von Gott dem Menſchen verliehene Wort verdunkelt und der göttliche Zuſammenhang verlohren war, ſo mußte nun auch die äußere Sprache in Unordnung und Verwirrung gerathen. Die einfache, göttliche Wahrheit ward mit mannigfachen, ſinnlichen Naturdichtungen überſchüttet, unter täuſchenden Bildern vergraben, und ſelber endlich zum gräulichen Trugbilde entſtellt. Auch die Natur, die Anfangs, wie ein heller Spiegel der Schöpfung Gottes, offen und durchſichtig vor dem klaren Auge des Menſchen ſtand, ward ihm nun mehr und mehr unverſtändlich, fremd und erſchreckend. Einmal von der Gottheit abgekommen, gerieth er auch innerlich mit ſich ſelbſt immer mehr in Widerſtreit und Verwirrung. So entſtand denn dieſe Menge von ſich untereinander ſelbſt nicht mehr verſtehenden Sprachen, die nun auch ganz klimatiſch verſchieden wurden, jemehr das Menſchengeſchlecht moraliſch auseinander ging, geographiſch zertheilt und verſtreut ward, und ſich ſelbſt organiſch ſehr verſchiedenartig geſtaltete. Wenn der Menſch einmal unter die Herrſchaft und in die Gewalt der Natur geräth, ſo wird er dann ſelbſt in ſeiner organiſchen Beſchaffenheit klimatiſch verſchieden. Eben ſo wie eine Pflanze, eine Thierart in Amerika oder in Afrika eine ganz andre Form und Beſchaffenheit annimmt als etwa in Aſien; ſo geſchieht es dann auch ihm und es kann nun von Menſchen-Racen die Rede ſeyn, wie vom Negergeſchlecht oder von den kupferfarbenen Amerikanern und den oceaniſchen Wilden, als ſpecifiſch beſtimmte Varietäten der Menſchengattung; obwohl jener Ausdruck von Racen, auf den Menſchen angewandt, immer etwas für den höher gerichteten Geiſt Abſtoßendes und für ſeine innere, angebohrne Würde ſehr Demüthigendes enthält. Indeſſen darf man dieſe Verſchiedenheit der Menſchengattungen nicht ſo weit über die Wahrheit hinaustreiben, daß daraus Zweifel gegen die Einheit der Abſtammung hervorgingen; da nach einem allgemeinen organiſchen Geſetz, was ſelbſt in der Naturgeſchichte der Thiere als gültig anerkannt wird, Geſchlechter, die ſich unter einander fruchtbar verbinden können, als zu Einem Stamm gehörend und Eine Gattung bildend, betrachtet werden. Selbſt das ſcheinbare Chaos der verſchiedenen Sprachen ordnet ſich in mehrere gleichartige Familien zuſammen, unter denen oft ſolche, welche über den halden Erdkreis weit von einander entfernt liegen, als ganz nah verwandte erſcheinen. Die erſten und hervorſtechendſten unter dieſen durch Familienähnlichkeit verbundnen Sprachen ſind eben ſolche, die durch ihre innere Schönheit und durch den edlen Geiſt, der in ihnen weht und in ihrer ganzen Structur ſichtbar iſt, am meiſten einen göttlichen Anhauch und höhern Urſprung verrathen; und alle dieſe noch ſo verſchiedenen Sprachfamilien erſcheinen dennoch nur wie Zweige oder Aeſte von Einem Stamme oder aus Einer Wurzel entſproſſen. Der amerikaniſche Menſchenſtamm ſchien vorzüglich ſeltſam in mancher Hinſicht abſchreckend weit von dem übrigen Menſchengeſchlecht abzuſtehen; gleichwohl findet der gröſte europäiſche Kenner dieſer Völker, ſo wie auch ihrer Sprachen, vieles in den Sagen und Sprachen, oder auch ſelbſt in den Sitten und Gebräuchen derſelben, was entſchieden und unverkennbar auf Oſt-Aſien und die dort einheimiſchen Völker hinweiſt.

Wenn der Menſch und das Menſchengeſchlecht einmal ins Verderben und ins Sinken geräth, ſo läſſt ſich nicht wohl im voraus eine Gränze beſtimmen, bis wohin er von Stufe zu Stufe herunterſinken und dem Thiere ſich annähern könne; denn weil er von Urſprung aus ein freyes, dann ſo veränderliches und ſelbſt organiſch genommen höchſt biegſames Weſen iſt. Noch weit unter dem Neger herab, der ſchon wegen ſeiner organiſchen Kraft und Lebendigkeit, dann auch wegen ſeines gelehrigen und mehrentheils gutartigen Charakters noch gar nicht auf der tiefſten und letzten Stufe der Menſchheit ſteht; bis zu den unförmlichen Patagonen, den faſt blödſinnigen Peſcherähs, den gräulichen Menſchenfreſſern auf Neu-Seeland, von denen ſelbſt die Abbildungen Grauſen erregen, müſſen wir alſo nun dieſen Faden der Erklärung, als die einzige menſchlich richtige Anſicht feſthalten. Wie ſehr aber der Menſch ſelbſt mitten aus dem civiliſirten Zuſtande heraus verwildern und entarten, wie tief er auch da noch herabſinken kann, das wiſſen diejenigen wohl, welche Gelegenheit haben, mit der Criminalgeſchichte merkwürdiger Verbrecher oder Epochenweiſe auch ganzer Völker faktiſch genau und im Einzelnen bekannt zu werden. Jede Revolution iſt eine vorübergehende Epoche der Verwilderung, wo der Menſch, dicht vielleicht neben einzelnen Beweiſen heroiſcher Tugend und bewunderungswürdiger Aufopferung, wieder theilweiſe ein Wilder wird. Ja es kann auch ein mit großer Erbitterung und bis zum Extrem geführter Krieg, leicht in einen ſolchen oder dem ähnlichen Zuſtand ausarten. Darum beſteht der höchſte Ruhm der wahrhaft civiliſirten Völker eben darin, jenen Hang und Anſatz zur Grauſamkeit und Verwilderung im Menſchen, durch Ehrgefühl und ſtrenge Disciplin und eine gegenſeitig anerkannte edlere Kriegsſitte zu unterdrücken und in ſeinen Gränzen zu halten. Was die verſchiedenen Stämme der eigentlichen Wilden betrifft, ſo giebt es wohl manche unter ihnen, die ungleich gutartiger oder edler erſcheinen als die zuletzt erwähnten; indeſſen haben ſich faſt überall, nach dem erſten, noch ſo günſtigem Eindruck, bey näherer Bekanntſchaft auch ſehr üble Charakter- oder Sittenzüge bey ihnen vorgefunden. Weit entfernt aber, mit Rouſſeau und ſeinen Anhängern in dem Naturzuſtande auch der beſten und edelſten Wilden den wahren Anfang der Menſchheit und die eigentliche Grundlage des geſellſchaftlichen Vertrages zu ſuchen, oder gar auf das Experiment zu verfallen, die bürgerlichen Verhältniſſe wieder auf jenes geprieſene Ideal in dem vermeynten Naturim Norden und Süden vom Meer umfloſſen war, Aſien und Europa im Norden wahrſcheinlich getrennt geweſen, darauf iſt ſchon früher hingedeutet worden. War Europa aber auf der einen Seite von Aſien getrennt, ſo konnte es dagegen leicht, wo es jetzt durch eine Meerenge von Afrika geſchieden wird, durch eine Landenge mit ihm verbunden geweſen ſeyn, und Einen zuſammenhangenden Welttheil mit ihm gebildet haben; ſo wie Auſtralien mit Aſien, wenn wir uns jene große und volle Inſelkette, durch die es demſelben angehängt iſt, als ein noch ununterbrochnes Continuum denken. Dann würde es alſo in Wahrheit nur drey Welttheile geben oder gegeben haben, von einer Form, welche der oberwähnten von Amerika ähnlich wäre: nur daß die zwey edleren Welttheile, in einander feſt gewachſen oder zuſammen verwickelt, jene urſprüngliche Form eben dadurch nicht ſo einfach und rein bewahrt hätten. Daß aber im Allgemeinen nur drey Welttheile anzunehmen im Grunde richtiger und nicht bloß der Idee ſondern auch der Natur gemäßer ſeyn dürfte, dafür ließe ſich wohl noch manches anführen.

Abgeſehen von dieſen geognoſtiſchen Bemerkungen und Thatſachen, Ideen oder Vermuthungen ſind es aber für das hier vorgeſteckte Ziel einer Philoſophie der Geſchichte, aus dem ganzen Umfange des übrigen Erdkreiſes und auf dieſer aſiatiſch-europäiſchen Hälfte deſſelben, nur etwa funfzehn größere und minder große hiſtoriſch wichtig gewordene Culturländer, die uns zur Grundlage dienen und gleichſam für das geographiſche Gebiet der höheren Geſchichte auf dieſem Standpunkte gelten können. Dieſe hiſtoriſche Länderkette oder auch dieſer weltgeſchichtliche Völkerſtrom bildet in der Richtung von dem Südoſt-Ende von Aſien bis zum Nord- und Weſt-Ende von Europa, einen Streifen mitten durch die alten Welttheile hindurch, der an ſich wohl von anſehnlicher Breite, doch aber gegen die ganze Ausdehnung dieſer Welttheile gehalten, von nicht ſo ſehr großem Umfange iſt, und läßt ſich in drey Claſſen oder Ordnungen abtheilen, die ungefähr auch chronologiſch in ihrer hiſtoriſchen Blüthenzeit und Reihenfolge mit der Ordnung der verſchiednen großen Zeitabſchnitte von der älteſten Welt-Periode bis zur neueſten Gegenwart zuſammenfallen. In die erſte Ordnung dieſer welthiſtoriſch merkwürdigen Culturgegenden, würde ich die drey großen und herrlichen Länder in Oſt-Aſien und im ſüdlichen Aſien ſtellen: China, Indien, zwiſchen welchen das alte Baktrien den Verbindungspunkt und das Mittelglied bildet, und dann Perſien. Die zweyte und mittlere Region nehmen dann vier oder fünf andre, immer noch große und ſchöne, beſonders aber auch hiſtoriſch wichtige und merkwürdige Länder ein, in der weitern Richtung gegen Weſten und auch etwas weiter nördlich als jene erſtern drey. Zuvörderſt jenes ſchon früher erwähnte Mittelland von Weſt-Aſien, welches an den zwey großen Strömen, dem Tigris und Euphrat gelegen iſt, und von den vier Halbmeeren umgeben und begränzt wird, dem perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, dann dem caſpiſchen Meere und dem mittelländiſchen. Ueber dieſes in jeder Hinſicht ſo merkwürdige Mittelland der alten Geſchichte will ich nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß es auch hier in dieſer Länderreihe der menſchlichen Culturentwicklung ungefähr die mittlere Stelle einnimmt; denn das Süd-Ende von Oſtindien iſt etwa eben ſo weit in dieſer Richtung auslaufend davon entfernt, als das Nord-Ende von Schottland in der entgegengeſtebenden nordlichen Richtung. Und nicht viel weiter iſt die Oſtſeite von China nach dieſer Weltgegend hin davon ab gelegen als die Weſtkuſte der heſperiſchen Halbinſel nach der andern Seite gegen Abend. Dann gehören noch in dieſe zweyte Ordnung die rund umher liegenden Lander, Arabien, Aegypten und Klein-Aſien nebſt den kaukaſiſchen Gegenden. Griechenland mußte man, da es ſchon in ſeiner blühenden Zeit der alten Geſchichte, weit inniger mit Klein-Aſien, Aegypten und Phenicien verkettet war und in jeder Hinſicht faſt naher mit dieſen als mit den übrigen europaiſchen Landern zuſammen hing, wohl auch eher zu dieſer mittelaſiatiſchen Abtheilung zahlen. Auf der andern Seite giebt es wohl kein andres Land in Europa, welches einzeln und fur ſich genommen, den unterſcheidenden Charakter des ganzen Welttheils ſo ſehr an ſich truge als dieſes. Es beſteht aber dieſer fur menſchlichen Anbau und Cultur ſo hochſt wichtige, unterſcheidende geographiſche Charakter von Europa darin, daß kein andres Länderquantum von dem gleichen maßigen Umfang in den andern Welttheilen, dem Meere eine ſo weit ausgedehnte und mannichfache Kuſte darbote und ihm hinwieder ſo viele großere und kleinere Strome zufuhrte als dieſes zwiſchen zwey Binnenmeeren und dem großen Weltmeere eingeſchloſſene Europa, und welches dabey auch in ſo vielen großen und wohlgelegenen Halbinſeln ausließe, die herrlichen, zum Theil ſchon vor Alters hoch cultivirten großen Inſeln, wie Sicilien und dann die brittiſchen mit dazu gerechnet. So wie nun aber Europa im Großen, ſo iſt Griechenland im Kleinen durchaus ein Küſten-, Inſel- und Halbinſel-Land. In ſeiner Naturbeſchaffenheit alſo mehr zu dem einen, in der hiſtoriſchen Verkettung mehr zu dem ganzen. Erkenntniß iſt eine Wirkung der Natur im Geiſte. Im zweyten Fall hingegen muß das freye Vermögen ſich ſelbſt eine beſtimmte Richtung geben, und das Weſen der gewählten Einheit beſtimmt die Beſchaffenheit der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäß gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt iſt ein Kunſtwerk und eine Wirkung des Geiſtes in der Natur. Zur darſtellenden Kunſt gehört jede Ausführung eines ewigen menſchlichen Zwecks im Stoff der äußern mit dem Menſchen nur mittelbar verbundnen Natur. Es iſt nicht zu beſorgen, daß dieſer Stoff jemals ausgehn, oder daß die ewigen Zwecke je aufhören werden, Zwecke des Menſchen zu ſeyn. Nicht weniger iſt die Schönheit durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menſchlichen Beſtimmung geſchieden. Die reine Menſchheit, worunter hier die vollſtändige Beſtimmung der menſchlichen Gattung verſtanden wird, iſt nur eine und dieſelbe, und an ſich ohne alle Theile und Abtheilung. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt ſie ſich nach der ewigen Verſchiedenheit der urſprünglichen Vermögen und Zuſtände, und nach den beſondern Mitteln und Werkzeugen, welche dieſe vorausſetzen und erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier vorausſetzen darf, daß das Gefühlsvermögen vom Vorſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen weſentlich verſchieden ſey; daß ein mittlerer Zuſtand zwiſchen dem Zwange des Geſetzes und des Bedürfniſſes, ein Zuſtand des freyen Spiels, und der beſtimmungsloſen Beſtimmbarkeit in der menſchlichen Natur ſelbſt gegründet und eben ſo nothwendig ſey, wie der Zuſtand gehorſamer Arbeit, und beſchränkter Beandern Welttheile gehörend, bildet Griechenland einen Uebergangspunkt und das verbindende Mittelglied zwiſchen den aſiatiſchen und europäiſchen Ländern. Die übrigen ſechs oder ſieben Hauptländer von Europa, nach einer rein geographiſchen Eintheilung genommen, ohne hier noch auf die politiſche Gränzverſchiedenheit der alten, mittleren und neuen Zeit und Geſchichte Rückſicht nehmen zu wollen, bilden dann die Glieder der dritten Claſſe oder Ordnung. Zuerſt die beyden herrlichen Halbinſeln, Italien und die hiſpaniſche, dann Frankreich, im Süden wie im Norden von zwey verſchiedenen Meeren beſpült, und mit dem Vorſprunge einer nicht unbedeutenden Halbinſel im nördlichen Theile; ferner das brittiſche Inſelreich, das alte Germanien, mit ſeiner an zwey Meeren ſich hinſtreckenden Nordküſte; an welches dann die cimbriſchen und ſkandinaviſchen Halbinſeln und Inſeln, auch wegen der alten Stammverwandtſchaft der inwohnenden Völker ſich zunächſt anreihen; dann das große Sarmatien, nach Norden und Oſten ſich tief bis in Aſien hinſtreckend, in der weiten Ausdehnung vom ſchwarzen Meere bis zum Eismeere. Von dieſem muß jedoch von Seiten der Naturlage, das große Donauland im Süden der Karpathen, bis zu der andern Gebirgskette im Norden von Griechenland, alſo das alte Illyrien, Pannonien und Dacien, noch ganz abgeſondert und auch rein geographiſch als ein Glied für ſich in der ganzen Reihe betrachtet werden. Hiſtoriſch genommen gehört eigentlich auch die am mittelländiſchen Meere ſich hinſtreckende Nordküſte von Afrika mit zu dieſem europäiſchen Länder-Syſtem, nicht bloß wegen der früheren Handels- und Kolonieengemeinſchaft in der Zeit des noch beſtehenden Karthago, oder in dem erſten Zeitraum der römiſchen Kriege und Eroberungen. Auch noch bis ins vierte und fünfte Jahrhundert herrſchte hier Europäiſche Sitten-Cultur und Sprache; und in der Epoche der arabiſchen Herrſchaft fand wieder hier, viele Jahrhunderte hindurch, der genaueſte und innigſte Wechſelverkehr mit Spanien Statt.

Dieſes wäre nun etwa nach einem allgemeinen geographiſchen Ueberblick des Erdkreiſes, die daraus hervortretende Culturgeſchichtliche Landcharte, wenn ich es ſo nennen darf, welche den eigentlichen geographiſchen Schauplatz bildet und die ich als das Grund-Schema betrachten und im Auge behalten möchte, für die nachfolgende Völkercharakteriſtik, in welcher nun das für die Philoſophie der Geſchichte hier aufgeſtellte Princip von dem innern Worte, als dem weſentlichen Charakter des Menſchen, mit möglichſter Genauigkeit und Klarheit weiter zu entwickeln und in der einzelnen Anwendung näher zu beſtimmen ſeyn wird.

Dritte Vorleſung.

Von der chineſiſchen Staats-Einrichtung und äuſſern Landes- und Sitten-Cultur; dann von der chineſiſchen Geiſtesbildung und wiſſenſchaftlichen Richtung.

„Der Menſch und die Erde," das war das Thema und der Inhalt alles des bisher Entwickelten, und könnte auch zur Ueberſchrift dienen für dieſen erſten Abſchnitt des Ganzen. Für den nun kommenden zweyten Abſchnitt in den nächſtfolgenden vier oder fünf Vorträgen iſt dieſes Thema die heilige Ueberlieferung, wie ſich nämlich dieſe bey den gröſten und merkwürdigſten Völkern des erſten Alterthums, nach der eigenthümlichen Wendung, welche ſie bey jedem derſelben genommen hat, zu erkennen giebt, und aus den überall noch vorhandenen und ſichtbaren Spuren der göttlichen Offenbarung hergeleitet werden kann; um ſo viel als möglich den verſchiedenen Gang der Entwicklung, welchen dieſe heilige Ueberlieferung und göttliche Urſage oder Urkunde der Menſchheit, bey jedem dieſer Völker im Verlauf der Zeiten genommen hat, mit forſchenden Blick zu verfolgen; zugleich mit der Hinweiſung auf die Eine gemeinſame Quelle, ſo weit dieſe wirklich hiſtoriſch gegeben iſt, und faktiſch nachgewieſen werden kann, welcher Einen Quelle dieſe verſchiedenen Ströme entſprungen ſind, um ſich von dieſem Mittelpunkte aus nach allen Weltgegenden und Regionen des Geiſtes und der Erde hin, befruchtend und belebend zu verbreiten, oder auch um in der dürren Sandwüſte der menſchlichen Irrthümer ſich wieder zu verliehren, zu erlöſchen, und zu verſiegen. Es iſt alſo hier die Aufgabe, den jedem dieſer Haupt-Völker zugemeſſenen Antheil an der göttlichen Wahrheit, oder das ihnen verliehene Maaß und Erbtheil der höhern Erkenntniß, nebſt der beygemiſchten menſchlichen Ausartung oder Verirrung näher zu beſtimmen und zu entwickeln; womit dann zugleich die Charakteriſtik des innern Worts als worin das eigentliche unterſcheidende Merkmahl und geiſtige Weſen des Menſchen, und der Menſchheit beſteht, verbunden iſt; um, wie ſich dieſes bey einem jeden derſelben, verſchiedenartig geſtaltet, und eigenthümlich entwickelt hat, in ihrer Sprache, Schrift und Sage, Geſchichte, Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihrem Glauben, Leben und Denken, mit den weſentlichſten Grundzügen nachzuweiſen.

Ich mache in dieſer Entwicklung nach der gegebnen geographiſchen Ordnung, den Anfang mit dem chineſiſchen Reich, weil dieſes an dem äußerſten einem Ende von Oſt-Aſien in dieſer Cultur-Linie der fünfzehn hiſtoriſchen Länder gelegen iſt. Die Benennung von Oſt und Weſt iſt hiebey freylich nur ganz relativ; und nicht ſo feſt und unabänderlich beſtimmt, wie der Nordpol, oder das Süd-Ende es für die ganze Erde nach jeder Richtung hin in gleicher Weiſe bleibt. Von Peru aus genommen liegt China dort im Weſten, und für Nord-Amerika oder Braſilien bildet Europa den Oſten, oder Nordoſt. Wir bleiben aber bey unſerm Sprachgebrauch, obwohl er nur als ein relativer gelten kann, und nehmen unſern Standpunkt oder Geſichtskreis von dieſer aſiatiſch europäiſchen Erdhälfte aus, auf welcher wir uns ſelbſt befinden. Wollte man jene

Reihe der wichtigſten Cultur-Länder in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt, auf dieſer für die Geſchichte der menſchlichen Bildung wichtigeren und auch hiſtoriſch genommen früher gebildeten Erdhälfte, noch weiter gegen Weſten, und über das atlantiſche Weltmeer hinaus nach Amerika fortſetzen, weil doch auch dieſes immer mehr eine wichtige Stelle in der Weltgeſchichte einnimmt; ſo könnte man zu den zuerſt bezeichneten funfzehn alten und neuern Cultur-Ländern, noch drey in dem neuen Welttheile hinzurechnen, nach der dreyfach verſchiedenen Europäiſchen Abſtammung, und den dort ſich vorfindenden und neu bildenden Staaten, und Ländern, von brittiſcher, portugieſiſcher oder ſpaniſcher Abkunft, welche alsdann die neueſten oder letzten hiſtoriſch gewordnen Cultur-Länder in der ganzen Reihe bilden würden.

Das chineſiſche Reich aber bildet die gröſte von allen jetzt beſtehenden Monarchien der Erde, und kann ſchon in ſo fern die Aufmerkſamkeit und den Blick der hiſtoriſchen Forſcher wohl an ſich ziehen. Iſt das chineſiſche Reich aber auch nicht ſchlechthin das gröſte in Hinſicht der Ausdehnung, obwohl es auch hierin den gröſten ſehr nahe ſtehen, oder faſt gleich kommen wird; ſo iſt es dieſes doch höchſt wahrſcheinlich in Hinſicht der Bevölkerung. Spanien, wenn man ſein ganzes Amerika noch dazu rechnen könnte, würde wohl in Hinſicht der Ausdehnung mit das gröſte ſeyn. Eben ſo auch Rußland, mit den daran geknüpften Kolonial-Ländern, und unermeßlichen Provinzen von Nord-Aſien. Indeſſen leidet hier die Bevölkerung, ſo bedeutend ſie auch an ſich, und gegen die andern Staaten von Europa gehalten iſt, mit der von China gar keine Vergleichung. England, mit ſeinem ganzen Oſt-Indien, und allen Behalb und halb mit ihm identificirte Monarch allein dar, auf den heiligen Höhen. Wenn einige europäiſche Schriftſteller in dieſer Beziehung die chineſiſche Regierungsform eine theokratiſche nennen, ſo liegt ſolches doch nur in der äußern Form, oder herkömmlichen Urform; denn eine innre wahrhaft göttliche Kraft kann weiter nicht darin wahrgenommen, oder nachgewieſen werden. Vielmehr bildet dieſes Ceremoniell von verkehrt angewandten religioſen Redensarten, einen großen Kontraſt mit der wirklichen Geſchichte, und mit der Kehrſeite der darin enthaltenen langen Reihe von ſchlechten Regierungen, unglücklichen Regenten und beſtändigen Revolutionen, die größtentheils den Inhalt derſelben bilden. Man würde jedoch irren, wenn man dieß alles bloß für orientaliſche Uebertreibungen, und morgenländiſche Redeweiſe halten wollte. Auch von dem himmliſchen Reich in dem Lande der Mitte, wie China bey ihnen heißt, ſelbſt, reden ſie in einer ſolchen Weiſe, wie nicht leicht ein Europäiſcher Schriftſteller vom legitimen Staat reden würde, ſondern in Ausdrucken, mit welchen etwa in der h. Schrift, oder in chriſtlichen Schriftſtellern das Reich Gottes bezeichnet wird. Sie halten es auch fur undenkbar, daß die Erde zwey Kaiſer haben ſolle; es konne nur Einen ſolchen unumſchränkten Gebieter und Herrn der ganzen Erde auf derſelben geben; daher ſie auch jede feyerliche fremde Geſandtſchaft nur als einen ſchuldigen Tribut der Anerkennung betrachten; nicht bloß ſo obenhin aus Eitelkeit oder Einbildung, ſondern es iſt wirklich ihr Glaube ſo, und ein ganz feſter Begriff, der vollkommen mit dem Ganzen übereinſtimmt. Und dieſe politiſche Abgötterey mit dem Staat, deſſen Idee mit der Perſon des Beherrſchers bey ihnen identificirt wird, iſt doch auch eine heidniſche Verirrung. Jede Uebertreibung, und jedes Abſolute ruft ſein Gegentheil hervor, und erzeugt eine Reaction, oder doch den Hang dazu; daher in der chineſiſchen Geſchichte die neben dieſem geprieſenen Ideal der monarchiſchen Verfaſſung beſtändig herlaufende Kette von gewaltſamen Staats-Kataſtrophen und Revolutionen, als die unangenehme Begleitung, oder der ergänzende Commentar dazu, von der andern Seite erſcheint. Weder die reine Sittenlehre, in den als heilig verehrten alten Büchern, ſo weit eine ſolche bloß nach dem auch hier vorwaltenden und alleinherrſchenden Vernunft-Princip möglich iſt, noch auch die aufs höchſte geſteigerte Vernunft-Speculation und philoſophiſche Denkart in der wiſſenſchaftlichen Epoche hat die Chineſen bewahren können, ganz in den heidniſchen Götzendienſt herab zu fallen, und zwar in die verderblichſte Art deſſelben, und eine fremde Religion anzunehmen, welche unter allen falſchen Religionen wohl unſtreitig die verwerflichſte iſt. Man hat in dieſer Religion oder Secte des Fo eine Art von Aehnlichkeit mit dem Chriſtenthum finden wollen, theils wegen einiger äußern Einrichtungen und Gebräuche; und dann auch wegen der ihr allerdings zum Grunde liegenden, aber nicht minder als in der andern indiſchen Mythologie mißbrauchten und ſehr übel angewandten Idee der Menſchwerdung. Die Schriftſteller von der Oppoſition oder von der linken Seite des Zeitgeiſtes haben es ſeit Voltaire, nicht an der Benennung von Bonzen und andern witzigen gegen das Chriſtenthum gerichteten Anſpielungen der Art fehlen laſſen. Die Aehnlichkeit, die hier gefunden wird, iſt aber keine wahre, ſondern ſie iſt wie jene fratzenhafte Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen, welche auch ſchon manche in der Naturgeſchichte des letztern ſehr in die Irre geleitet hat; da der Affe mit dem Menſchen gar keine wahre Verwandtſchaft und innere Sympathie der organiſchen Beſchaffenheit hat, ſondern ihm nur ſo gleicht, wie etwa die boshafte Parodie, mit der irgend ein böſer Geiſt dieſes als das Meiſterſtück der Schöpfung hingeſtellte Ebenbild Gottes hätte verſpotten wollen; wozu denn der entartete Menſch in ſeinen ſchwachen Seiten und ſchlechten Eigenſchaften, auch manche Veranlaſſung und Bloße darbietet. Man konnte es vielmehr als einen allgemeinen Grundſatz und Regel der Beurtheilung aufſtellen, daß je ſcheinbar ähnlicher eine grundfalſche Religion der wahren iſt, bey einer innerlich ganz verſchiednen geiſtigen Tendenz und ſittlichen Richtung, deſto verwerflicher iſt ſie, und deſto feindlicher ſteht ſie der Wahrheit gegenüber. Ein ganz nah gelegnes Beyſpiel wird dieſes eben ſo anſchaulich als einleuchtend machen können. Denken wir uns z. B. daß Mahomet, anſtatt ſich blos für einen Propheten auszugeben, von ſich geſagt hätte, er ſey der Sohn Gottes, das ewige Wort, die Menſchgewordne Gottheit, der eigentliche wahre Chriſtus; ſo würde uns das noch weit widerwärtiger, noch viel abſtoßender ſeyn und erſcheinen, als ſo wie es jetzt iſt, und würde dieſer Eindruck auf jedes von Europäiſcher Geiſtesbildung genährte, in chriſtlichen Gefühlen auferzogne, und wenn auch nur unbewußt davon durchdrungene Gemüth wohl der nämliche und gleiche ſeyn. Grade ſo iſt es aber in der Religion des Buddha, und dieſes iſt die Lehre und charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit derſelben: da aber nicht blos Er ſelbſt als incarnirte

Gottheit angebetet wird, ſondern dieß auch auf ſeine Nachfolger und die oberſten ſeiner Prieſter übergeht, ſo wird der auf dieſe Weiſe ganz perſönliche Götzendienſt, immerwährend lebendig erhalten. Auch von Seiten der Sitten fällt der Vergleich zwiſchen der Religion der Buddhiſten und der Mahomedaner noch zum Nachtheil der erſten aus. Wie ſchädlich die Polygamie, und die damit nothwendig verbundene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts auf die Sitten, und die Bildung der mahomedaniſchen Völker einwirken, iſt oft ſchon bemerkt worden, und unterliegt keinem Zweifel. Daß aber die andre, jener entgegenſtehende Unform der Ehe, die bey den Buddhiſten geſetzlich herrſchende Polyandrie ungleich Sittenzerſtörender, und widerſinniger ſey, und noch verderblicher für den Menſchen-Charakter wirken muß als jene, das wird wohl dem Gefühl eines Jeden von ſelbſt einleuchten, und keiner weitern Auseinanderſetzung bedürfen. Nun finde ich zwar in den Schilderungen von China dieſes Umſtandes nicht erwähnt, und kann es wohl ſeyn, daß in dieſem Stücke die beſſere alte chineſiſche Sitte, wie auch ſonſt in einigen Punkten, hier ihren wohlthätigen Einfluß behauptet, und das Uebergewicht behalten hat. Im Thibet, dem Hauptlande der Buddhiſten, in verſchiednen indiſchen und andern Ländern aber, wo dieſe Religion herrſcht, beſteht auch jene unnatürliche Sitte wirklich. Es iſt alſo die an den Buddhiſtiſchen Mongolen, von dem größten Kenner ihrer Sprache und Schriften, im Vergleich oder Gegenſatz mit den Mahomedanern gerühmte größere Sittenmilde, wohl nur in einen ſehr relativen Sinne zu nehmen, und bloß von der ſcheinbaren Politur im äußern Verhältniß und auf der Oberfläche zu verſtehen; da ſie auch geſchichtlich doch eigentlich nicht als eine entſchieden in den Thatſachen begründete erſcheint. Die unbeſchreibliche Verworrenheit in ihren mythologiſchen Erzählungen, und ihren bis zum Abgeſchmackten weitſchweifigen und unverſtändlichen, äußerſt zahlreichen metaphyſiſchen Büchern, worüber derſelbe Beurtheiler Remuſat ſich nicht ſtark genug ausdrücken kann, dient nur zum Beweiſe von der grundverkehrten Richtung der Buddhiſtiſchen Denkart und Philoſophie, die auf ihrem dialektiſchen oder idealiſtiſchen Wege in ein Chaos von leeren Abſtractionen und ganz natürlich in das reine Nichts führt, wie denn mehr ſcientifiſche Beurtheiler ſie immer als entſchieden atheiſtiſch erkannt und bezeichnet haben. Sollten Neſtorianer, oder andre ganz entartete chriſtliche Secten auf die weitere Entwicklung des Buddhismus wirklich mit eingewirkt, und einigen Einfluß darauf gehabt haben; ſo iſt wenigſtens die weſentliche Verkehrtheit und die falſche Richtung und innre Unwahrheit des Ganzen nicht dadurch geheilt und verbeſſert, oder abgeſtellt worden, ſondern immer gleich groß geblieben, oder wie es auch ganz begreiflich iſt, mit dem Fortgange der Zeit, das Uebel und der Unſinn vielmehr immer ärger geworden. Es iſt alſo dieſe Religion der Anhänger des Fo nicht deshalb für eine dem Chriſtenthum ähnliche zu halten, weil ſie Klöſter haben, oder ſich auch einer Art von Roſenkränze bedienen; ſondern, wie jene chineſiſche Abgötterey mit dem Staat und dem oberſten Staatsbeherrſcher weit abſteht von dem wahren Princip der chriſtlichen Staatskunſt und legitimen Weisheit, daß alle Obrigkeit von Gott ſey, ſo ſteht auch dieſe falſche Religion vielmehr weiter als jede andre von dem wahren Chriſtenthume ab, und demſelben vielmehr feind ſtimmtheit; ſo iſt auch die Schönheit eine dieſer Richtungen und von ihrer Gattung, der ganzen Menſchheit, wie von ihren Nebenarten, den übrigen urſprünglichen Beſtandtheilen der menſchlichen Aufgabe, weſentlich verſchieden.

Aber nicht bloß die Anlage zur Kunſt und das Gebot der Schönheit ſind nach der Natur und nach der Idee des Menſchen nothwendig; auch die Organe der ſchönen Kunſt verſprechen Dauer. Es darf doch wohl nicht erſt erwieſen werden, daß der Schein ein unzertrennlicher Gefährte des Menſchen ſey? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfniſſes mag das Licht der wahren Aufklärung und der gründlichen Wiſſenſchaft immerhin zerſtören; der freye Schein der ſpielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden. Nur muß man der allgemeinen Forderung der Darſtellung und Erſcheinung nicht eine einzelne und beſondre Art der Bildlichkeit unterſchieben; oder die gewaltſamen Ausbrüche der furchtbaren Leidenſchaften wilder Naturmenſchen mit dem Weſen der Poeſie verwechſeln. Allerdings iſt es ſehr natürlich und begreiflich, daß auf einer gewiſſen mittleren Höhe der künſtlichen Bildung, Grübeley und Vielwiſſerey jene leichten Spiele der Einbildungskraft, lähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das wahre Gefühl abſchleife und ſchwäche. Durch den Zwang einer noch unvollkommnen Kunſt und Bildung wird die Kraft des Triebes abgeſtumpft, ſeine Regſamkeit gefeſſelt, ſeine einfache Bewegung zerſtreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und der Geiſt ſind aber im Menſchen ſo innig verwebt, daß ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden lich gegenüber, und iſt dieſelbe nicht eine der chriſtlichen halb und halb ähnliche, ſondern vielmehr für eine recht entſchieden antichriſtliche zu halten.

Das Reſultat des Ganzen iſt alſo etwa dieſes: unter den großen Völkern der erſten Urzeit, welche der alten Quelle der heiligen Ueberlieferung in dem Worte des Anfangs, am nächſten, oder doch ſehr nahe geſtanden, nehmen die Chineſen eine ausgezeichnete Stelle ein, und viele Beweiſe für dieſen urſprünglich hohen Stand, und merkwürdige Spuren der urſprünglich allgemeinen und ewigen Wahrheit, werden als einzelne Züge in ihrer älteſten Geſchichte, als ein Erbtheil alter Gedanken in den claſſiſchen Urkunden ihrer Vorzeit gefunden. Aber frühe ſchon hat die Wiſſenſchaft bey ihnen eine ganz falſche Richtung, zum Theil ſelbſt die Sprache auch eine ſolche, oder wenigſtens einen ſehr künſtlich verſchränkten Charakter angenommen. Von einer Stufe der politiſchen Abgötterey zur andern immer tiefer hinabſinkend, haben ſie endlich auch äußerlich einen fremden Götzendienſt angenommen, in jener dämoniſchen Nachäffung des Chriſtenthums, welche von Indien ausgegangen, in Thibet ihren Mittelpunkt habend, in China herrſchend, in ganz Mittel-Aſien weit verbreitet iſt und unter allen Religionen auf der Erde die gröſte Zahl von Anhängern hat.

Vierte Vorleſung.

Ueber die indiſche Verfaſſung, den Brahmanenſtamm, und das erbliche Prieſterthum; dann über die Lehre von der Seelenwanderung, als Grundlage des indiſchen Lebens, und der indiſchen Philoſophie.

Als Alexander der Große endlich ſeinen ſehnlichſten Wunſch nun erreicht hatte, und den fabelhaften Zug des Dionyſius ſammt ſeinem bakchantiſchen Gefolge in der Wirklichkeit wiederhohlend nach Indien gelangte; fanden die Griechen das große, fruchtbare, herrlich angebaute, reichlich bevölkerte und mit blühenden Städten angefüllte Land, ſchon dieſſeits des Ganges, denn bis an dieſen, das eigentliche Ziel ſeiner Wünſche, vermochte er, aller Anſtrengung unerachtet, doch nicht zu gelangen, in mehrere große und minder große Königreiche getheilt. Sie fanden daſelbſt eine erbliche Kaſteneintheilung, wie die noch jetzt beſtehende, obwohl ſie derſelben nicht vier, ſondern ſieben zählen, was jedoch, wie wir weiter unten ſehen werden, keinen weſentlich andren, oder ganz verſchiednen Zuſtand in der indiſchen Ständeeintheilung vorausſetzt; und bemerkten, daß das Land hinſichtlich der Religion in zwey Partheyen, oder Secten getheilt ſey, die der Brahmanen und der Samanäer. Die erſte bezeichnet die noch jetzt beſtehende, und feſter als alle einzelnen Secten begründete, und allgemeiner als dieſe verbreitete und herrſchende Religion des Brahma, dann des Viſchnu und Siva, nebſt dem darin geltenden vornehmſten und unterſcheidendem Dogma von der Seelenwanderung, welches auch in ſeinem Einfluß auf die ganze übrige Vorſtellungsweiſe, auf die Richtung der indiſchen Philoſophie, und auf das ganze indiſche Leben das wichtigſte iſt. Unter der griechiſchen Benennung der Samanäer aber, ſind um ſo gewiſſer die Buddhiſten zu verſtehen, da in der Religion des Fo, bey den rohern Völkern des mittlern Aſiens, und auch ſonſt, die Prieſter derſelben noch jetzt dieſen Namen der Schamanen führen, welche da faſt nur als Zauberer und Jongleurs erſcheinen, wie dieß auch bey andern heidniſchen Völkern, die noch auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtehen, oder am meiſten entartet, und in den roheſten Aberglauben verſunken ſind, mit ihren Prieſtern der Fall iſt. Das Wort ſelbſt aber iſt rein indiſch, und kommt ſehr häufig in allen ihren religiöſen und metaphyſiſchen Schriften vor, wie es denn auch urſprünglich, ehe es bey jenen buddhiſtiſchen Völkern ſo tief herabſank, einen durchaus philoſophiſchen Sinn hatte, und im Samſkrit noch jetzt hat. Es bezeichnet die Gleichheit, nämlich die der ſittlichen Geſinnung, oder den vollendeten innern Gleichmuth, welcher nach der indiſchen Philoſophie zur vollkommnen Vereinigung mit Gott vorausgeſetzt wird, und ihr vorangehen muß, welche nur auf dieſem Wege erreicht werden kann. Es ſind überhaupt alle die Namen, mit welcher Buddha ſelbſt, oder auch die Prieſter dieſer Religion, oder andre Hauptbegriffe und Momente derſelben, ſie mögen nun in Thibet, bey den mongoliſchen Völkern, in Siam und Pegu, oder in Japan vorkommen, durchaus indiſche Wörter, wie denn auch die hiſtoriſche Herleitung dieſer Secte ganz übererſt, wie bey vielen in der neuen Zeit, einer mühſamen Unterſuchung, eines weitläufigen Beweiſes bedurft hätte, um ſie davon zu überzeugen. Ja man kann es nicht einmal einen Glauben nennen, denn es war die lebendigſte Gewißheit, wie das Gefühl von der wirklichen Gegenwart, und von der eignen Exiſtenz; und die feſte Idee von dieſem künftigen Daſeyn, und ſeiner Beſchaffenheit ward eine vorherrſchende Rückſicht auch für alle dieſſeitigen Angelegenheiten in der jetzigen vergänglichen Hülle, und oft ein Motiv zu viel größern Anſtrengungen in Thaten und Werken, als für irgend ein irdiſches Intereſſe ſo leicht würden unternommen worden ſeyn. Ich ſagte aber darum oben, daß die Lehre von der Seelenwanderung nicht ohne Beziehung ſey auf die indiſche Kaſtenverfaſſung; weil der eigentliche Ehrennamen eines Brahmanen, Tvija iſt, d. h. der zweymal gebohrne, oder Wiedergebohrne; welches ſich einerſeits auf die innere Erneuerung und Wiedergeburth eines ganz Gott geweihten und reinen Lebens bezieht, als worin die wahre Beſtimmung eines Brahmanen, und das eigentliche Weſen ſeines Standes beſteht. Andrerſeits aber bezieht ſich dieſes auf den Glauben, daß die nach dem irdiſchen Tode durch mancherley verſchiedene Thierformen und Naturſtufen des Daſeyns hindurchgehende und wandernde Seele, in gewiſſen Fällen, nachdem ſie ihren vorgeſchriebnen Kreis aller dieſer verſchiednen Daſeyns-Formen durchlaufen habe, dann zur beſondern Belohnung zum zweytenmale auf dieſe Welt zurückkehre, und in dem Brahmanenſtamm gebohren werde. Dieſen Glauben nun von der entweder als Strafe ihrer Ungöttlichkeit und Fehlerhaftigkeit, über ſie verhängten, oder doch zur vollkommnen Läuterung und höhern Vollendung derſelben, nothwendigen Wanderung der Seele durch vielerley Thierleiber oder auch andre Formen des Daſeyns, oder auch mehr als einmal wiederhohlte Menſchen-Exiſtenz, haben die alten Aegypter grade eben ſo gehabt, wie er in Indien immer herrſchend geweſen, und es noch iſt; und iſt dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung in dem Glauben der beyden alten Völker durch hiſtoriſche Zeugniſſe über alle Zweifel erhoben, und ſelbſt in dem Einzelnen der Annahme, oder in den nähern Beſtimmungen über den Stufengang der Seele in dieſem Kreislaufe, und ſelbſt über die Zeit-Periode und Cyklen der Dauer deſſelben, hat ſich vieles ganz übereinſtimmend bey beyden gefunden. Wie ſeltſam iſt nun auch hier der wunderbarſte Irrthum gemiſcht, ich will nicht ſagen mit der Wahrheit, aber doch wenigſtens mit einem Gefühl, welches noch ganz aus dem innigſten Zuſammenhange der alten Wahrheit hervorgeht. Wenn auch in unſerm Jahrhundert etwa einmal Einer, aus Ueberdruß und Ekel an allen andern bekannten und neuen Syſtemen, oder den gewohnten Lehren, aus Hang zur Paradoxie, auf dieſe uralte Hypotheſe von der Seelenwanderung verfallen war; ſo iſt damit mehr nur ein bloßer Wechſel der Naturformen gemeynt geweſen. Bey jenen alten Völkern aber ruht dieſe Lehre ganz auf einer religiöſen Grundlage, und war ein durchaus religiöſer Sinn damit verbunden. Das beſſere, und noch auf Wahrheit ruhende Element darin, iſt das tiefe Gefühl, wie es, nachdem der Menſch einmal ſo weit von Gott abgekommen war, und von ihm entfernt ſteht, nun eines weiten, langen, mühſamen Weges, und großen Kampfes bedürfe, um ſich Ihm als der Quelle alles Guten, wieder zu nähern; wie auch die feſte Ueberzeugung und innige Gewißheit, daß nichts, was noch mangelhaft, unrein oder irdiſch befleckt ſey, in die reine Welt der vollkommnen Geiſter eingehen, oder wieder mit Gott auf ewig vereinigt werden konne, und daß alſo die unſterbliche Seele, noch mancher Läuterung und hoheren Vervollkommnung bis zu dieſem letzten Ziele bedürfe. Nun läßt es ſich zwar wohl denken und begreifen, und iſt allenfalls ſchon aus dieſem jetzigen Leben verſtändlich, wie ein tiefer alldurchdringender Seelenſchmerz, ein alle Fugen des Daſeyns erſchütterndes geiſtiges Leiden, zu einer ſolchen Entledigung von allem Fremdartigen und Schlechten mitwirken, oder dazu erfordert werden konnte; etwa wie nach einem natürlichen Gleichniß, das edle Metall im irdiſchen Feuer ausgeſchmolzen, und von allen Schlacken rein gebrannt wird. Wohl iſt es wahr, daß der Menſch, je tiefer er ausartet und herabſinkt, ſich meiſtens auch um ſo mehr dem Thiere nähert; wenn es alſo bloß als Strafe betrachtet wurde, ſo ließe es ſich wenigſtens denken, wie man als ſolche, auf die Wanderung der unſterblichen Seele durch verſchiedne Thierleiber verfallen wäre; indem alſo nach dieſem Gedanken, der freye Menſch, der durch eigne Schuld, und den Nichtgebrauch ſeiner Freyheit, immer thieriſcher geworden, nun endlich ſelbſt zum Thier würde. Allein wie hat man glauben konnen, daß dieß eine Stufe, und ein Weg zur Vervollkommnung ſeyn konne, und eine Vorbereitung zur Annäherung an die hochſte Vollkommenheit, und zur völligen und ſeeligen Vereinigung mit dem göttlichen Weſen, von welcher es die Menſchen-Seele ja immer weiter wegführen wurde? Und was eine zweyte Ruckkehr in die Menſchenform und jetzige Exiſtenz betrifft: welcher denkende

Menſch würde wohl jemals wünſchen können, in dieſes zwiſchen Sehnſucht und Ueberdruß getheilte, hin und her ſchwankende, in innren und äußeren Zwieſpalt vielfach aufgelöſte, und aus einigen Strahlen der Wahrheit, unter ſo viele Wolken des Irrthums gemiſchte, irdiſche Menſchen-Daſeyn, wie es jetzt iſt, noch einmal zurück zu kehren, ſey es nun in dem von den Indiern als der höchſte verehrte Brahmanenſtamme oder auch in einem noch ſo ſehr vom Glück begünſtigten Fürſten- oder Königsgeſchlecht? Es iſt überhaupt in allem dem eine ſeltſame Verwirrung, und Vermiſchung des Dieſſeits mit dem Jenſeits, und wie ganz dieſes letzte von dem erſten durch eine unüberſteigliche Kluft geſchieden und getrennt ſey, ſcheinen ſie nicht deutlich erkannt zu haben. Beyde alte Völker, die Aegypter wie die Indier, haben auch die von ihnen erwartete Seelenwanderung nicht etwa als einen Gegenſtand der freudigen Hoffnung betrachtet, ſondern im Ganzen und bis auf wenige Ausnahmen vielmehr als ein über die Seelen verhängtes Unglück, ſey es nun, daß ſie es bloß als Strafe betrachteten, oder als den nothwendigen Kampf der Prüfung, und ein Leiden der Vorbereitung; als ein Unglück alſo, welches abzuwenden, und zu mildern, oder ganz zu überwinden, man alles thun, und verſuchen, und keine Anſtrengung, und kein Opfer ſcheuen müſſe. In dem ganz verſchiednen Wege, welchen beyde Völker aber darin einſchlagen, giebt ſich allerdings auch eine weſentliche Grundverſchiedenheit, wo nicht in der Anſicht, oder erſten Idee, dem Glauben und der Lehre ſelbſt, ſo doch in der dabey genommenen, und von dieſem Anfangspunkt ausgehenden Geiſtesrichtung, und in dem zwiefachen Wege derſelben kund. Bey den Aegyptern läßt ſich dieſe ihnen eigenthümliche Behandlungsweiſe des Gegenſtandes in Ermanglung der eignen Schriften, und alten Aegyptiſchen Bücher, wie wir deren jetzt von den Indiern in ſo großer Anzahl beſitzen, nicht ſo vollſtändig erkennen und verſtehen, und mit der gleichen Gewißheit beſtimmen, wie wir dieß bey den Indiern aus den vorhandnen Quellen im Stande ſind, die auch im Weſentlichen ganz mit den Nachrichten der Alten übereinſtimmen; ſondern mehr nur im Allgemeinen errathen, aus ihrer beſondern Verfahrungsweiſe mit den Todten und dem Körper der Abgeſchiedenen; aus dieſer erhabenen, und bey ihnen ſo wichtigen, weit umfaſſenden, und ſo hoch wie nirgend ſonſt getriebenen Grabes Kunſt, wenn ich es ſo nennen darf; aus dieſer köſtlich ſorgſamen Leichenweihe, die wir noch in ihren Denkmahlen und Mumien bewundern und anſtaunen. Denn daß alles dieſes, mit allen dieſen religiöſen Gebräuchen, Inſchriften, von denen die ganze Sache umgeben war, mit denen die Gräber und die Mumien ſelbſt wie bedeckt ſind, auch einen durchaus religiöſen Sinn und Zweck hatte, und in der innigſten Beziehung ſtand mit der Seelenwanderung, und ihrem Glauben daran, das unterliegt im Ganzen genommen keinem Zweifel; ſchwieriger aber iſt es wohl, die dabey vorwaltende Idee genauer mit Sicherheit zu bezeichnen. Haben ſie vielleicht geglaubt, daß die Seele nicht ſogleich ganz von dem verlaſſenen Körper getrennt werde, ſondern vielleicht erſt bey der vollendeten Zerſtörung und Verweſung deſſelben? Haben ſie den Körper vor dieſer durch ihre Kunſt bewahren wollen, um auch die Seele dadurch von der gefürchteten Wanderung zu befreyen? Einen gewiſſen für eine Zeitlang wenigſtens noch fortdauernden Zuſammenhang der abgeſchiednen Seele mit dem verlaſſenen Körper ſcheint die Aegyptiſche Todtenbehandlung wohl vorauszuſetzen; aber es ſo abſolut und in ſolcher Ausdehnung anzunehmen, dieſes würde wieder im Widerſpruch ſtehen, mit der ſo häufig vorkommenden ſinnvollen Aegyptiſchen Darſtellung von dem gleich nach dem Tode über die Seele ergehenden Todtengericht, wo ein feindlicher Geiſt ſie auf das ſtrengſte anklagt vor dem in der Mitte ſitzenden Richter; der andre ſchirmend befreundete Genius gegenüber, ſie dagegen auf alle Weiſe zu entſchuldigen, und ihre Losſprechung zu bewirken ſucht. Haben ſie vielleicht durch alle jene Gebräuche, als eben ſo viele magiſche Hülfsmittel, nur die feindlichen Dämonen von der Seele abwehren, und ihr den Beyſtand der guten und menſchenfreundlichen Götter zuwenden wollen? Darüber wird uns, nachdem einmal die Pforte der hieroglyphiſchen Wiſſenſchaft in dieſer letzten Zeit geöffnet worden, das weitere Fortſchreiten in derſelben vielleicht einen nähern Aufſchluß bringen. Die Indier aber, welchen auch jene ägyptiſche Begräbnißweiſe und Todtenbehandlung fremd war, haben dazu einen ganz andern Weg eingeſchlagen, um die Befreyung des Menſchengeiſtes von der Seelenwanderung zu erlangen, nämlich den der Philoſophie; durch den höchſten Aufſchwung des Gedankens zu Gott, und ein gänzliches immerwährendes Verſinken des Gefühls in den unerforſchlichen Abgrund des höchſten Weſens. Daß auf dieſem Wege eine vollkommne Vereinigung mit Gott auch ſchon hier erreicht werden könne, bezweifelten ſie gar nicht, und hielten auch für gewiß, daß dadurch die

Seele aller weitern Veränderung und Wanderung durch verſchiedne Naturformen des irdiſchen Daſeyns in dieſer Welt der Täuſchungen überhoben, und völlig davon befreyt werden, und für immer mit Gott vereinigt bleiben könne. Dieß iſt das Ziel, zu dem alle indiſche Philoſophie von den verſchiedenſten Syſtemen ausgehend hinführt, worin ſie ihr Ende findet. Ueber die Abſondrung von allem Irdiſchen, und die Vereinigung mit Gott enthält auch dieſe Philoſophie eine Fülle der erhabenſten Gedanken, und es iſt wohl kein Begriff der höhern Metaphyſik in dieſer Sphäre ihnen fremd geblieben. Indeſſen haben ſie dieſes Verſinken aller Gedanken und alles Bewußtſeyns in Gott, in dem Einen bleibenden Gefühle der innigen und ewigen Vereinigung mit Ihm, bis zu einer Höhe geſteigert, und bis zu einem Grade durchgeführt, den man faſt eine innre, geiſtige Selbſtvernichtung nennen konnte. Es iſt daſſelbe, nur in andrer äußern Form, was man in der Geſchichte der Europäiſchen Geiſtesbildung, und der hier vorgekommenen verſchiedenen Geiſtesrichtungen, als Myſtik bezeichnet hat, und ſo zu nennen pflegt. Wohl hat man auch hier den möglichen Abweg, und den gefahrvollen Abgrund erkannt, und in einzelnen Fällen als ſolchen zu erkennen Gelegenheit gehabt, wo ſich irgend nur die Ichheit oder der Stolz insgeheim mit einſchleicht, oder auch ſobald dieſe gänzliche Verſunkenheit des innern Denkens gar kein Maaß, keine Schranken, und kein Geſetz mehr erkennt. Im Ganzen jedoch bewahrt den abendländiſchen Geiſt ſchon ſeine gemiſchte und gemäßigtere Naturbeſchaffenheit, die mannichfachere intellektuelle Bildung, am meiſten aber doch wohl das reinere Licht der vollſtändig er-

Stufen, aber auch nur in dieſen auseinander gehen kann. In der Maſſe des Ganzen aber werden ſie mehrentheils gleichen Schritt halten, und der vernachläßigte Theil wird über kurz oder lang das verſäumte nachhohlen. Es hat in der That den größten Anſchein, daß der Menſch mit der wachſenden Höhe wahrer Geiſtesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, als der ächten Lebenskraft und Seele der Kunſt, eher gewinne als verliehre.

Unbegreiflich ſcheint es, wie man ſich habe überreden können, die Italiäniſche und Franzöſiſche Dichtkunſt, und wohl gar auch die Engländiſche und Deutſche haben ihr goldnes Zeitalter ſchon gehabt. Man mißbrauchte dieſen Namen ſo ſehr; daß eine fürſtliche Protection, eine Zahl berühmter Namen, ein gewiſſer Eifer des Publikums, und allenfalls ein höchſter Gipfel in einer Nebenſache hinlängliche Anſprüche dazu ſchienen. Nur war dabey ſchlimm, daß für das unglückliche ſilberne, eiſerne, und bleyerne Jahrhundert nichts übrig blieb, als das traurige Loos, jenen ewigen Urbildern aus allen Kräften vergeblich nachzuſtreben. Wie kann vom vollkommnen Styl da auch nur die Frage ſeyn, wo es eigentlich gar keinen Styl, ſondern nur Manier giebt? Im ſtrengſten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunſtwerk, geſchweige denn ein ganzes Zeitalter der Poeſie den Gipfel künſtleriſcher Vollendung erreicht. Die ſtillſchweigende Vorausſetzung, welche bey jener falſchen Anſicht von eingebildeten goldnen Zeitaltern zum Grunde lag, war: daß es nun einmal unabänderlich und überall die Beſtimmung der Kunſtbildung ſey, wie eine Pflanze oder ein Thier zu entſtehen, allmählig ſich zu entwikannten Wahrheit, vor ſolchen Abwegen der Myſtik, welche in Indien nicht bloß in der Idee, ſondern auch in der wirklichen Ausführung, und praktiſchen Anwendung bis zu einem Extrem geführt werden, welches über alle Gränzen der menſchlichen Natur hinausgehend, ſelbſt die Gränzen der Möglichkeit, oder deſſen was man für möglich halten ſollte, weit überſchreitet. Und was hierüber die Griechen ſcheinbar Unglaubliches, über die indiſchen Einſiedler, oder ſogenannten Gymnoſophiſten, wie ſie dieſe Yoghis nannten, vor mehr als zweytauſend Jahren berichtet haben, das findet ſich noch jetzt eben ſo, und wird durch den Augenſchein der Erfahrung, die Wahrheit ihres Berichtes vollkommen beſtätigt.

ihre Zahl auf zwölftauſend angegeben; wiewohl dieſes ſich vielleicht nicht ſo genau berechnen ließ oder nachgezählt werden kann, da auch das Dickicht der Wälder, welche ſolche jetzt verödete Ruinen umgeben, oft den Tiegern und Schlangen zum Aufenthalte dient und dadurch das Herannahen gefährlich macht. In den Ruinen von Bamyan ſind noch überdem viele der Figuren und auch einige der koloſſalen Göttergeſtalten durch die Mahomedaner zerſtört, die wenn zufällig etwa ein Kriegsheer von ihnen, oder eine Abtheilung deſſelben hier vorbeyzieht, niemals unterlaſſen, einige Kanonen gegen dieſe ihnen verhaßten alten Götter- und Fabelbilder zu richten. Was die Bauart betrifft; ſo zeigt ſich die Kunſt derſelben beſonders in der mannichfachen Verzierung und ſchönen Arbeit der Säulen, von denen ganze Reihen, und oft wie ein Säulenwald der ſchweren obern Felſenlaſt zur Stütze dient. Ungeachtet der Verſchiedenheit, welche dieſe in den Grotten oder in die Felſenhöhlen hinein, oder oben aus dem ganzen Felſen heraus gearbeitete Tempelbaukunſt hervorbringt, will man eine vorherrſchende Neigung zur Pyramidenform in der indiſchen Architektur finden; dagegen aber bemerkt wird, daß die Kunſt der Gewölbe ihnen weniger bekannt ſcheint, oder wenigſtens nicht ſo entwickelt und häufig angewandt iſt. Auch Mauerwerke, bloß aus großen Steinblöcken und roh zugehauenen Felsſtücken zuſammengelegt, den alten cyklopiſchen Mauern nicht unähnlich, finden ſich darunter. Den Liebhabern dieſer Gegenſtände ſind ſie durch die Prachtwerke der Engländer darüber näher bekannt geworden; da die ganze Beſchaffenheit und der eigenthümliche Charakter ſolcher Architektur ohnehin durch eine Beſchreibung in Worten ſchwer anſchaulich gemacht werden kann. — Von der äußern indiſchen Geſchichte läßt ſich um ſo weniger ſagen, da ſie eine eigentliche Geſchichte und wahrhaft hiſtoriſche Werke, die es in unſerm Sinne wären, kaum haben; indem dieſelbe bey ihnen ganz mit der Mythologie verwebt, faſt in Eins verſchmolzen, und alſo eigentlich nur in den alten mythiſchen Dichtungen, beſonders in den beyden hiſtoriſch epiſchen Nationalgedichten, dem Ramayan und Mahabharat, oder auch in den achtzehn Puranas, als den vorzüglich als claſſiſch auserwählten geſchichtlich mythiſchen Volks-Legenden, und etwa in den hiſtoriſchen Sagen von einzelnen Dynaſtieen oder Provinzen enthalten und allein in dieſen Werken vorhanden iſt, die aber auch nicht immer bloß mythiſch hiſtoriſchen, ſondern größtentheils auch philoſophiſch theologiſchen Inhalts ſind. So wie nun die neuern, allerdings im Ganzen leicht genug zur Gewißheit zu bringende Geſchichte von Indien, ſeit der erſten mahomedaniſchen Eroberung um das Jahr 1000. unſrer Zeitrechnung, nicht näher in Berührung ſteht mit der eigenthümlichen indiſchen Geiſtesbildung und keine weitern Aufſchlüſſe darüber geben kann, für dieſen allgemeinen Zweck und Geſichtspunkt mithin auch ohne beſonderes Intereſſe iſt; ſo iſt die einheimiſche ältere Geſchichte in ihrer früheren Epoche meiſtens eine fabelhafte, oder wenigſtens um es milder und zugleich richtig genauer zu bezeichnen, eine durchaus ſagenhaft mythiſche, und würde es keine kleine Aufgabe ſeyn, aus der ganzen mythiſchen Einkleidung und Sagenumgebung das wahrhaft Hiſtoriſche rein auszuſcheiden, was durchaus noch nicht zureichend und mit dem dazu nöthigen kritiſchen Sinn geſchehen iſt. Auch die Chronologie theilt dieſes gleiche Schickſal mit der andern Schweſterwiſſenſchaft der Geſchichte ſelbſt, daß ſie in den früheren Epochen fabelhaft, und oft auch in der ſpäteren Zeit nicht hinreichend ſicher oder beſtimmt iſt. Die Berechnung der Dauer und die für dieſelbe angegebenen Jahrzahlen der erſten drey Weltalter dürfte wohl weit eher eine aſtronomiſche Bedeutung haben, als ſie irgend für die hiſtoriſche Anwendung einen brauchbaren Maaßſtab abgeben kann. Nur die vierte Welt-Periode dieſer jetzigen letzten Zeiten des zunehmenden Unglückes und allgemein herrſchenden Elendes, im ſogenannten Kaliyug, kann zuerſt einigermaßen als eine hiſtoriſche Zeit-Epoche gelten, deren Dauer auf 4000 Jahre angeſetzt wird, und die etwa 3000 Jahre vor unſrer Zeitrechnung begonnen hat. Ueber den weitern Gang und das Ende dieſer Welt-Periode, ſo wie ſie dieſelbe nach ihrem Charakter für die Menſchengeſchichte aufgefaßt, haben die Indier eine ſehr einfache Meynung. Sie glaubten nämlich, es müſſe erſt noch viel ſchlimmer kommen, hernach würde es aber beſſer werden mit dem Menſchengeſchlecht. Die eigentlich geſchichtliche Aera, mit welcher die chronologiſchen Angaben erſt anfangen, ſichrer zu werden, und nach welcher auch mehrentheils gerechnet wird, iſt das Zeitalter des Königs Vikramaditya, der etwas früher als der Kaiſer Auguſtus in dem abendländiſchen Weltreiche dort in dem gebildeten Theile von Indien geherrſcht hat, etwa 60 Jahre vor unſrer Zeitrechnung; an deſſen Hofe neun der berühmteſten Weiſen und Dichter aus dieſer zweyten Epoche der indiſchen Geiſtesbildung lebten, unter ihnen auch Kalidas, von welchem die ſchöne dramatiſche Dichtung

Sakontala, durch die engliſche und deutſche Ueberſetzung allgemein bekannt iſt. Ueberhaupt fällt die eigentliche Blüthe der ſpätern indiſchen Litteratur und Dichtkunſt, in welcher der Dichter Kalidas eine der erſten Stellen einnimmt, in dieſes Zeitalter des Vikramaditya. Die ältere indiſche Poeſie, beſonders auch die beyden ſchon oben genannten, großen epiſchen Gedichte, gehört noch ganz zu der früheren Welt-Periode der erſten fabelhaften Zeit; wenigſtens inſofern die Urheber derſelben, die Dichter ſelbſt, in dieſe hinaufgerückt werden und ſelbſt gewiſſermaßen fabelhafte Perſonen ſind. Doch muß hiebey bemerkt werden, daß von dieſen älteſten epiſchen Werken, im Dichterſtyl, und zwar nicht bloß künſtleriſch, ſondern ſelbſt in der Sprache, ein ſehr großer Unterſchied und weiter Abſtand iſt bis zum Kalidas und andere ihm gleichzeitige Dichter, der wenigſtens ſo groß iſt, wie der vom Homer bis zum Theokrit oder den andern griechiſchen Idyllendichtern. Das älteſte der beyden epiſchen Gedichte der Indier, der Ramayan von dem Dichter Valmiki, beſingt den Rama, ſeine Liebe zu der ſchönen Königstochter Sita, und wie er Lanka, oder das jetzige Ceylon, erobert hat. Obwohl in den alten hiſtoriſchen Sagen der Indier weitherrſchende Monarchen und überall ſiegreiche Helden genug aufgeführt werden; ſo erſcheint doch auch hier, wie in dem eben angeführten Falle, Indien noch nicht in Eine große Monarchie vereinigt, ſondern in mehrere Königreiche zertheilt, wie meiſtens auch in der ſpäteren Geſchichte vor der fremden Eroberung; und dient dieß um ſo mehr zur Beſtätigung, daß es wohl mehrentheils immer ſo geweſen und im Ganzen auch ſo geblieben iſt. Den vollſtändigſten Sagenkreis der alten mythiſchen Geſchichte von Indien enthält das andre große Epos des Mahabharat, deſſen Urheber oder wenigſtens Anordner, Vyaſa zugleich der Stifter der am meiſten verbreiteten und am höchſten geachteten Vedanta-Philoſophie geweſen. Dieß führt uns nun auf eine zweyte, merkwürdige und eigenthümlich charakteriſtiſche, von dem Gange und gegenſeitigem Verhältniſſe der Philoſophie und der Dichtkunſt bey andern Völkern und namentlich bey den Griechen weit abſtehende und ganz davon verſchiedne Eigenſchaft der indiſchen Geiſtesbildung und Litteratur. Dieſes iſt die genaue Verbindung und innige Verſchmelzung der Poeſie und Philoſophie in derſelben. Viele der älteren philoſophiſchen Werke ſind metriſch abgefaßt, obgleich es ihnen ſpäterhin auch nicht an Produkten einer ſehr weit getriebenen, logiſchen Zergliederung oder dialektiſchen Entwicklung gefehlt hat. Die großen alten Gedichte aber, ſo ſchön die Dichterſprache und ſo hinreißend ſonſt auch die Darſtellung in denſelben iſt, ſind durchgehends mit der tiefſinnigſten Philoſophie verwebt und durchflochten und bey dieſem Volke geht ſelbſt die Geſchichte der eigentlichen Metaphyſik in das mythiſche Zeitalter hinauf; in Hinſicht der Urheber wenigſtens, denen die Erfindung der Hauptſyſteme beygelegt wird, wenn gleich die nachfolgenden Commentare einer ſpätern, ſchon mehr hiſtoriſchen Zeit angehören. So enthält denn auch der Mahabharat als Epiſode ein philoſophiſches Lehrgedicht, oder metaphyſiſches Geſpräch zwiſchen den mythiſchen Perſonen und Helden dieſes Gedichts, welches unter dem Namen Bhagavatgita in Europa bekannt geworden iſt, und auch in Deutſchland, ſowohl für den herausgegebenen Text der Urſprache, als auch in der deutſchen Erklärung an A. W. von Schlegel und W. von Humboldt vortreffliche Bearbeiter gefunden hat. Es werden die Grundſätze der Vedanta-Philoſophie ausführlich darin entwickelt, und es kann zugleich, da alle Philoſophie dort am Ende dieſe Richtung nimmt, für ein Handbuch der indiſchen Myſtik gelten, von welcher beſondern Richtung des indiſchen Geiſtes ſchon früher einige merkwürdige Züge ihrer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit angeführt wurden. Für den hier zum Grunde liegenden Zweck und für die eigenthümliche Stelle, welche die indiſche Geiſtesbildung überhaupt in dem Ganzen der erſten Welt-Periode einnimmt, iſt die Kenntniß und eine allgemeine Idee von ihrer Philoſophie wichtiger und nothwendiger als eine weitere Zergliederung oder Charakteriſtik aller dichteriſchen und künſtleriſchen Schönheiten der ſo äußerſt reichen indiſchen Poeſie; und dieſe wird alſo hier zunächſt nach den verſchiedenen Syſtemen in ihren weſentlichſten Grundzügen zu charakteriſiren ſeyn.

Sechſte Vorleſung.

Von der indiſchen Philoſophie. Gleichniß von der allgemeinen Sprachen-Pyramide. Von der eigenthümlichen Staatsform und theokratiſchen Führung des hebräiſchen Volks. Von der Moſaiſchen Völkertafel.

Für die wiſſenſchaftliche Anſicht und den ganzen intellektuellen Zuſtand des Menſchen in der erſten Welt-Periode, hat die indiſche Philoſophie, nach der Stelle, welche ſie in dem Entwicklungsgange des aſiatiſchen Geiſtes dieſer älteſten Zeit im Allgemeinen einnimmt, und bloß um den beſondern Charakter ihrer eigenthümlichen Tendenz richtig aufzufaſſen, ein hohes Intereſſe, faſt mehr noch als die ſonſt für das Gefühl ſo anziehende Schönheit der Poeſie dieſes alten Volkes; wiewohl auch hier und in dieſer ſich wieder vieles vorfindet, und den Dichterwerken ſelbſt eingewebt, oder beygemiſcht iſt, was ſich auf jene, ſchon mehrmals erwähnte indiſche Myſtik, und die eigenthümliche Richtung des indiſchen Geiſtes zu derſelben bezieht, oder derſelben entnommen iſt. Eine richtige Idee und allgemeine Ueberſicht von dem Ganzen der indiſchen Philoſophie, wird ſich um ſo leichter und bequemer faſſen und beſtimmen laſſen, wenn ich zuerſt bemerke, daß unter den ſechs indiſchen Syſtemen, welche gewöhnlich als die vornehmſten aufgezählt, und als geltende, und wenn ſie auch in manchen Punkten nicht mit den Vedas übereinſtimmen, doch im Ganzen noch als nicht verwerfliche, oder wenigſtens nicht durchaus zu verwerfende, und in einem gewiſſen Sinn als orthodox betrachtet werden, immer je zwey und zwey zuſammen gehören, indem das erſte von jedem Paare nur den Anfang des andern hauptſachlichen, oder aber das zweyte von der in dem erſten enthaltenen Grundlage, die weitere Anwendung und conſequente Vollendung, oder auch zu einem andern und hohern Ziele hinfuhrende Umwandlung enthält. Es ſind alſo im Weſentlichen eigentlich nur drey verſchiedne Arten und Richtungen der Denkart, oder Wege des Geiſtes, und von einander abweichende Syſteme, welche das Ganze der indiſchen Philoſophie bilden; und wird der Begriff von denſelben, ſo weit es hier nothig iſt, bloß für das Verſtändniß des Ganzen, hinreichend klar erſcheinen, wenn ich noch die Bemerkung hinzufüge; daß die erſte unter dieſen verſchiednen Richtungen, oder Arten der indiſchen Philoſophie, von der Natur ausgeht; die zweyte dagegen von dem Gedanken, oder dem höchſten Denkact, und denkendem Selbſt; die dritte aber ſchließt ſich ganz an die in den Veda's enthaltene Offenbarung an. Die zuerſt erwahnte von dem Natur-Princip ausgehende indiſche Lehre fuhrt den Namen des Sankhya-Syſtems, welches wohl eines der ältern unter den andern zu ſeyn ſcheint, und bedeutet dieſer Name ſo viel als Zahlen-Philoſophie. Doch iſt dieß nicht in dem Sinne zu verſtehen, wie nach der Lehre der Pythagoraer, als wären die Zahlen die Principien aller Dinge, oder wie auch eine ſolche, oder wenigſtens der ſehr ähnliche Anſicht, in dem chineſiſchen Y-king und den acht Koua, oder ſymboliſchen Grundſtrichen alles Daſeyns, allerdings gefunden wird. Sondern es fuhrt das Syſtem dieſen

Richtung, obwohl in einem ganz andern, viel umfaſſendern, und auch wiſſenſchaftlich tiefer eindringenden Sinne läßt ſich im Allgemeinen wohl nicht ganz bezweiflen, da alle hebräiſchen, griechiſchen, und einheimiſchen Zeugniſſe und Hindeutungen hierin zuſammen treffen. Sollten aber einmal die verſchiedenen heidniſchen Religionen bloß nach den äußern Gegenſtänden oder Gebräuchen eingetheilt werden, ſo würde die Verſchiedenheit des Opfers wohl einen viel beſſern und den wichtigſten Eintheilungs-Grund abgeben. Schon bey dem Zwieſpalt der erſten feindlichen Brüder wird eine Verſchiedenheit in der Weiſe des Opfers als eine mit veranlaſſende Urſache erwähnt. Obwohl nun bloß dem menſchlichen Gefühle nach, und für den erſten Eindruck, kein Opfer ſo kindlich, einfach, und angemeſſen erſcheint, als das der Erſtlings-Früchte der Erde im wiederkehrenden Frühling; ſo wie das Blumenopfer der frommen Brahmanen, oder das reine Dankopfer dieſer Art, bey den alten Perſern, und auch ſonſt; ſo wird gleichwohl jenem andern Thieropfer, wegen der tiefern Bedeutung, und vorbildlichen Bezeichnung, dort der Vorzug gegeben, und auch bey den andern, und am meiſten gebildeten heidniſchen Völkern des Alterthums behielt dieſes die Oberhand, und wurde als das wichtigſte betrachtet; wie das große Pferdeopfer bey den Indiern, wo in der ältern Zeit auch der Stier zum Opfer gebraucht wurde, bis dieſen zu tödten ſpäterhin ſtreng verboten, und als ſchweres Verbrechen angeſehen wurde. Immer aber war wohl auch hier ein ſymboliſcher Nebenbegriff damit verbunden, und wurde das aus den edelſten und reinſten Gattungen der den Menſchen umgebenden Hausthiere, wie der Stier, das Pferd, oder Lamm, gewählte Opfer, nur

[illegible]

ckeln, dann zu reifen, wieder zu ſinken, und endlich unterzugehen, und im ewigen Kreislauf immer endlich dahin zurückzukehren, von wo ihr Weg zuerſt ausging. Dieſe Vorausſetzung beruht aber auf einem bloßen Mißverſtändniſſe, auf deſſen tiefliegenden Quell wir in der Folge ſtoßen werden.

Bey der Entwicklung einer ſo reichhaltig großen und künſtlich zuſammengeſetzten Geſchichtsmaſſe, wie das Europäiſche Völkerſyſtem, darf ein theilweiſer Stillſtand, oder hie und da ein ſcheinbarer Rückgang der Bildung nicht außerordentlich ſcheinen. Doch iſt wahrſcheinlich auch da, wo man ſchon gewiß glaubt, die Kataſtrophe ſey vorüber, und die künſtleriſche Kraft auf immer erloſchen, das Drama der geiſtigen Entwicklung bey weitem noch nicht geendigt. Vielmehr ſcheint die individuelle Kraft da wie ein Feuer unter der Aſche zu glimmen, und nur den günſtigen Augenblick zu erwarten, um in eine helle Flamme aufzulodern. Es iſt wahrhaft wunderbar, wie in unſerm Zeitalter das Bedürfniß des Objektiven ſich allenthalben regt; wie auch der Glaube an das Schöne wieder erwacht, und unzweydeutige Symptome den herannahenden beſſern Kunſtſinn verkündigen. Der Augenblick ſcheint in der That für eine Revolution in der Kunſt reif zu ſeyn, durch welche das Objektive und Schöne in der künſtleriſchen Bildung der Modernen herrſchend werden könnten. Nur geſchieht freylich nichts Großes von ſelbſt, ohne Kraft und Entſchluß! Es würde ein ſich ſelbſt beſtrafender Irrthum ſeyn, wenn man nun die Hände in den Schooß legen und ſich überreden wollte, der Kunſtſinn des Zeitalters bedürfe gar keiner weſentlichen Verbeſſerung mehr. So lange das objekals Stellvertreter eines Andern, und als Bild eines Höhern genommen. Es iſt ein Irrthum wenn wir das alte Heidenthum immer nur bloß als Poeſie, und angenehme Dichtung allzu einſeitig nehmen und beurtheilen. Sie ſelbſt hatten einen ſehr feſt beſtimmten und poſitiven Zweck damit im Sinne, und wollten entweder die feindlichen Mächte der Finſterniß beſchwichtigen, oder höhere Kräfte auf dieſem Wege erringen, oder auch die Gunſt der Gottheit überhaupt erwirken, und dieſe mit ſich ausſöhnen. Und für dieſen Zweck ſcheuten ſie keine Mittel, und war ihnen kein Preis und kein Opfer zu theuer, wie man dieſes wohl an den Menſchenopfern, beſonders auch denen der dargebrachten Kinder ſieht; und ich kann dieſen erſten Abſchnitt der älteſten Welt-Periode nicht zum Schluß bringen, ohne auch noch dieſes letzte Extrem der Verirrung in dem alten Heidenthum, wie es aus dieſer erſten Welt-Periode auf die zweyte, gebildetere und in mancher Hinſicht mildere Zeit ſich forterbend, hinüber gegangen iſt, mit Einem Worte der genaueren Charakteriſtik zu berühren. Die bey allen phöniciſchen Völkern am meiſten verbreitete Form der Menſchenopfer, war die, wo dem von unten erhitzten Götzenbilde des Moloch, die Kinder in die glühenden Arme gelegt wurden; auch in der puniſchen Stadt Karthago war dieſe grauſame Sitte herrſchend, und wurde noch unter der römiſchen Herrſchaft lange Zeit insgeheim fortgeſetzt. Auch bey den Römern und Griechen, wie bey den Aegyptern und Indiern fanden Menſchenopfer Statt; nur von den Chineſen, ſo weit mir die authentiſchen Berichte bekannt ſind, entſinne ich mich keiner davon geſchehenen Erwähnung. Bey den erſtgedachten alten Völkern des gebildeten Abendlandes aber, ward in der ſpätern mildern Zeit der alte Gebrauch allmählig abgeſchafft, oder durch Stellvertretende Surrogate ſtillſchweigend beſeitigt. Es war aber außer jenen Kinderopfern noch eine andre Art von Menſchenopfern gebräuchlich, die beſonders auffallend, und in einer Hinſicht auch hiſtoriſch noch merkwürdiger iſt; nämlich die von reinen Jünglingen. Ich möchte hier wieder den ſchon früher aufgeſtellten Grundſatz in Erinnerung bringen, daß grade der Irrthum der ſchrecklichſte iſt, der mit einem verworrnen Begriff, mit einem tiefen aber dunkeln Gefühl von der Wahrheit, in ſeinem erſten Urſprunge verwebt, oder in ſeinem innerſten Weſen verſchmolzen iſt. Dieſes einmal vorausgeſetzt, dürfte die in der Moſaiſchen Charakteriſtik der Kainiten vorkommende räthſelhafte Wehklage des Lamech über ſeine geheimnißvolle Tödtung des Jünglings, wohl eine Hindeutung enthalten, daß die Menſchenopfer, und beſonders dieſe Art derſelben, bey dem in der antichriſtlichen Verirrung ſchon ſo weit gediehenen Stamm des Kain ihren Urſprung genommen, und daß dabey ein unſeliger Wahn, eine verworrene Ahndung von etwas wahrhaft Nothwendigen und zukünftig Wirklichen mitgewirkt habe. Was der heilige Stammvater des auserwählten Volks von dem Geheimniß der Wahrheit in begeiſterter Anſchauung prophetiſch ergriffen hatte, bey dem ihm von Gott geheißenen, aber durch Gott nicht vollführten Todesopfer des geliebten Sohns; davon dürfte wohl eine dämoniſche Nachaffung bedeutend mit eingewirkt haben, auf die erſte Grundlage und innerſte Abſicht der älteſten heidniſchen Menſchenopfer. Es waren aber ſolche Menſchenopfer weiter verbreitet, auch bey den nordiſchen Völkern und unter den Druiden, und ſie haben länger fortgedauert, als man ſich gewöhnlich denkt, oder gegenwärtig erhält; wie auch noch der antichriſtliche Kaiſer Julian ſie, zu den dämoniſchen Zwecken ſeiner finſtern Magie, wieder zu erneuern verſuchte. Wir ſind ſo gewohnt, die ſchöne alte Fabelwelt, und die Götter Griechenlands, immer nur von der poetiſchen Seite, bloß als ſchöne Dichtung zu nehmen, daß wir faſt überraſcht, und unangenehm betroffen werden, wenn wir unerwartet auf irgend eine hiſtoriſche Thatſache ſtoßen, welche uns den eigentlichen Geiſt, den innerſten Grund des ganzen Heidenthums aufdeckt, oder plötzlich näher vor Augen rückt, wie z. B. die, daß ſelbſt Themiſtokles, der Befreyer von Griechenland, noch ein ſolches Menſchenopfer von drey Jünglingen dargebracht hat.

Je tiefer der Abgrund der Verirrung war, in welchen das alte Heidenthum auch bey den gebildetſten Völkern herabgeſunken iſt, und ſich verlohren hatte, je genauer, vollſtändiger und ſchärfer dieß erkannt, und zur Erkenntniß gebracht wird; um ſo mehr müſſen wir auch einſehen, wie nothwendig und heilſam jener langſame Weg der Rückkehr und der allmähligen Vorbereitung auf eine lichtere Zukunft war, in welchem ich oben die eigenthümliche Beſtimmung und Geiſtesrichtung des hebräiſchen Volkes näher zu bezeichnen verſuchte. Für den allgemeinen Standpunkt der Weltgeſchichte, und ihrer Philoſophie, hat das hebräiſche Volk nur durch dieſe beſondre, ihm ganz eigenthümliche Richtung in die Zukunft ein Intereſſe, und nur durch dieſe wird demſelben die ihm zukommende Stelle in der erſten Welt-Periode der menſchlichen Geiſtesentwicklung angewieſen. Das Specielle der weitern jüdiſchen Geſchichte in den einzelnen Charakteren oder Begebenheiten, und weitern Schickſalen hat nur für die eigentliche Religionsgeſchichte ein vorzügliches Intereſſe, da es nur in der praktiſchen Anwendung, und in der durchgehenden ſymboliſchen Beziehung auf die weitere chriſtliche Entwicklung ſeine volle Bedeutung, und richtige Würdigung erhalten kann. Nur allein die ganz eigenthümliche, und in ihrer Art einzige Staatsform des hebräiſchen Volkes in der erſten und älteſten Zeit, welche in dieſer Art und Weiſe nirgends ſo gefunden wird, kann für den allgemeinen Standpunkt hier noch mit in Betrachtung kommen, weil ſie mit jener ausſchließend prophetiſchen Richtung in Verbindung ſteht, und ſelbſt auch ganz denſelben Charakter hatte. Man hat ſie wohl Theokratie genannt, und buchſtäblich genommen in dem eigentlich rechten und alten Sinne des Worts, bloß als Herrſchaft und Führung durch unmittelbare göttliche Kraft, könnte ſie auch ſo heißen; aber in dem jetzt gewöhnlichen Sinn, wo man unter Theokratie einen Prieſterſtaat, oder eine Prieſterherrſchaft verſteht, iſt ſie es keineswegs und niemals geweſen. Moſes war eben ſo wenig Prieſter, als König; und von ihm an, waren alle dieſe Männer der Sehnſucht wie ſie von ihrem erſten innern Begründungspunkt aus genannt werden, oder auch Männer der Wüſte, weil ſie ſelbſt in der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit der Wüſte vorbereitet, nun auch das Volk in einem oder dem andern Sinne wieder durch die Wüſte führen und leiten ſollten; eben nur die von Gott beſtimmten Männer und Führer, ohne alle weitere Titel und Inſignien, außer dem Stabe, den ſie als Wanderer aus der Wüſte mitgebracht hatten; und nur durch die unmittelbare göttliche Kraft herrſchten ſie, und führten ſie das Volk. Wenn auch einmal einer von ihnen die Waffen anlegte, und ein Heer führte, ſo war dieß nur vorübergehend; im Ganzen blieben ſie nur die prophetiſchen Männer Gottes, und unmittelbaren Führer des Volks und nichts weiter. Als das unaufhörliche Verlangen der Hebräer, auch wie die andern heidniſchen Völker, einen König zu haben, endlich erfüllt war; was ihnen nach der höhern Anſicht der heil. Schrift als die ſtrafbare Verirrung eines bloß auf das Irdiſche gerichteten Sinns angerechnet ward; ſo traten die letzten unter jenen Männern nun zur Seite, und bildeten in einer ganz eigenthümlichen Weiſe, eine in ihrer Art eben ſo einzige prophetiſche Staats-Oppoſition, die doch eine durchaus gerechte und legitime war, und auch als ſolche anerkannt wurde. Und nachdem einigen unter ihnen, wie z. B. dem Elias, eine höhere und unmittelbare Gewalt über Leben und Tod, als worin doch das eigentliche Merkmahl der Herrſchaft beſteht, von Gott verliehen war, ſo dürfen wir uns eben nicht wundern, daß die Menſchen ihnen folgten, das Volk ſich vor ihnen beugte, und ſelbſt die Könige ſehr auf dieſe warnende Stimme hörten, wenn ſie auch nicht immer dem verkündigten Rathe Folge leiſteten. Diejenigen, welche überall die Oppoſitions-Seite mit Liebe hervorſuchen, konnten daher, wenn ſie ſich nur einmal über ihre gewohnten Formen und Formeln zu erheben vermöchten, und nicht überall bloß das Echo ihrer eignen modernen Geſinnung wiederfinden wollten, an dem Elias z. B. wenn ſie dieſen Mann aufmerkſamer betrachten wollten, einen Oppoſitions-Charakter kennen und bewundern lernen, dem an Energie und brennendem Eifer für die Sache der Gerechtigkeit und der Wahrheit, d. h. Gottes, nicht ſo leicht irgend ein andrer hiſtoriſch bekannter aus den alten Republiken, oder den neuen Monarchieen gleich zu ſtellen ſeyn würde. Nachdem nun der jüdiſche Staat ein einzelnes National-Königreich von nicht ſehr bedeutendem Umfange geworden war, theilte er das Schickſal der meiſten andern kleinen Länder und Völker dieſer Weltgegend, und ward erſt eine Provinz des aſſyriſch-babyloniſchen Reichs, ſo wie nachher abhängig von den perſiſchen, und ſpäter von den griechiſchen Königen von Aegypten und Syrien, bis er dann zuletzt mit dieſen ſelbſt, in die allgemeine Maſſe der römiſchen Welt-Eroberung mit aufgelöſt ward. In dieſer letzten Zeit der Abhängigkeit des hebräiſchen Volks von den griechiſchen Königen, in der Epoche der Wiederherſtellung durch die Maccabäer, hatte der Hoheprieſter wohl einen mitwirkenden politiſchen Einfluß, und noch unter der drückenden Schutzherrſchaft der Römer hatte er dieſen, wenn auch nur als legislative und oberſtrichterliche Behörde für die innre Adminiſtration. Das alles bildet jedoch noch keinen Prieſter-Staat, und man kann es wohl eben ſo wenig Theokratie nennen, als man eine ſolche dem Patriarchen im türkiſchen Reich zuſchreiben kann. Immer aber blieb die heilige Stadt Jeruſalem mit dem großen, alten, ſymboliſchen Tempelgebäude Salomo's, deſſen tieferen Sinn und eigentliche Bedeutung, die Juden ſelbſt ſpäterhin gar nicht mehr verſtanden, der Mittelpunkt ihres ganzen ehemaligen Lebens, aller alten Erinnerung, ſo wie aller zukünftigen Verheißung, und neuen Hoffnung. Selbſt nach der furchtbaren Zerſtörung von Jeruſalem, blieb dieſe Idee der heil. Stadt in der Erinnerung lebendig, und iſt ſelbſt noch in einem viel ſpätern Welt alter, ein die Gemüther erregendes Motiv, für die kriegeriſchen Nationen des Mittelalters, in dem nun chriſtlich gewordnen Abendlande geweſen.

Noch eine Bemerkung bleibt zum Schluß hinzu zu fügen, nicht ſowohl über das hebräiſche Volk ſelbſt und deſſen Geſchichte, als über die älteſten Geſchichtsbücher deſſelben und beſonders über die ganze darin liegende hiſtoriſche Weltanſicht, wie ſie ſich zu der allgemeinen Völkergeſchichte der älteſten Zeit, und zur Philoſophie der Geſchichte überhaupt verhält, und in welcher Weiſe ſie darauf anwendbar iſt, oder nicht. So wenig es nöthig oder ausführbar iſt, die hebräiſche Sprache, deswegen weil die göttliche Offenbarung in ihr niedergelegt worden, für die allgemeine Wurzel und erſte Quelle zu halten, aus welcher alle andern Sprachen auf der ganzen Erde hergeleitet werden müßten; eben ſo wenig iſt die Moſaiſche Völkertafel geeignet, zur Grundlage der allgemeinen Weltgeſchichte zu dienen, wie man es früherhin ſo oft verſucht hat, was aber nie ohne großen Zwang durchgeführt werden kann. Obwohl ſich ſchwerlich aus irgend einer der älteſten Urkunden der andern aſiatiſchen Völker, eine ſo vielfach belehrende, und beſonders auch hiſtoriſch klare Ueberſicht aller umher liegenden Nationen und Länder auf dem Erdkreiſe wird herausfinden laſſen; ſo läßt ſich doch der Moſaiſchen Offenbarung wohl eher jeder andre Zweck beylegen, oder darin ſuchen, als der, zu einem Schulcompendium der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit zu dienen. Das Ganze in ſeiner Art nicht hoch genug zu ehrende Monument, iſt bey ihm offenbar zunächſt nur für ſein Volk, und ſein Buch des Geſetzes beſtimmt; und Moſes geht dabey von ganz anfremde Herrſchaft, und ausländiſche Dynaſtie, wo einmal das kriegeriſche Princip erwacht iſt, leicht auch eine weiter gehende active Unternehmung zu folgen pflegt, darin eine Art von Möglichkeit gefunden werden, die Eroberungszüge des Seſoſtris, wenn ſie auch noch ſo ſehr übertrieben ſeyn mögen, als nicht ganz ohne allen hiſtoriſchen Grund ſeyend, darzuſtellen und zu rechtfertigen. So viel iſt gewiß, daß ſich an vielen, auch verhältnißmäßig ſehr weit von Aegypten entlegnen Orten, im Alterthum Niederlaſſungen von unzweifelhaft ägyptiſchen Urſprunge, beſonders prieſterliche, vorfinden und vorhanden waren, und daß nicht alle erſten Anſiedlungen zur höhern Cultur in Griechenland, und in den andern am mittelländiſchen Meer gelegnen Ländern von den Phöniciern allein herzuleiten ſind; da uns auch in Griechenland ſelbſt die Genealogie ſo vieler Königsgeſchlechter und alten Städte, ſo wie, wenn auch nicht aller, doch der meiſten Myſterien, beſonders der orphiſchen, auf Aegypten zurückführt. Und ſo wäre dann allenfalls denkbar, daß in jener frühern Zeit, wo ſo viele ſolche ägyptiſche Heereszüge erwähnt werden, auch wohl bewaffnete Kolonial-Sendungen von Aegypten ausgezogen ſeyn können, die nicht immer einen bloß merkantiliſchen Zweck, wie die phöniciſchen Anſiedlungen und Pflanzſtädte, gehabt zu haben brauchen; ſondern bey denen vielleicht ſelbſt ein religiöſer Beweggrund, wie ein ſolcher auch bey den erſten perſiſchen Eroberungen einen ſo entſchieden ſichtbaren Einfluß gehabt hat, mitwirkend geweſen ſeyn könnte, zur Ausbreitung der Myſterien, und um dadurch die Völker des damahls noch barbariſchen Abendlandes auf eine höhere Stufe der Cultur nach ägyptiſcher Anſicht und Meynung, zu erheben, und zugleich an ſich feſt zu knupfen. Auch einheimiſche Unruhen, und der innre Zwieſpalt konnen zu ſolchen weithin gehenden Unternehmungen nach außen, die uns aus der Ferne räthſelhaft oder zwecklos erſcheinen, eine mitwirkende Urſache enthalten. Ein ſolcher innrer politiſcher Zwieſpalt hat aber in mannichfacher Weiſe in Aegypten Statt gefunden. Das Land ſelbſt war oft in mehrere Konigreiche getheilt; und wenn auch vereinigt, ſo bemerkt man auch dann noch ein gegen einander ſtreitendes Intereſſe der ackerbauenden Provinz von Ober-Aegypten, mit dem Handel und Gewerbe treibenden Nieder-Aegypten, wie ein ſolcher Streit der Intereſſen oft genug auch in neuern Staaten vorkommt. In der letzten Zeit vor der perſiſchen Eroberung, war die Kriegerkaſte, d. h. der ganze Adelſtand, in entſchiedner Oppoſition gegen die Konige, weil dieſe ſich ihrer Meynung nach, zu ſehr auf die Seite der Prieſterherrſchaft neigten, wie wir auch in Indien, auf die hiſtoriſche Erwähnung einer ſolchen Rivalität, und politiſche Feindſchaft zwiſchen den Brahmanen, und dem Stamm der Kſchetryas geſtoßen ſind. Unter dem ägyptiſchen Konige Pſammetichus, und eben dieſer ſoll die damahls Aſien oft ſiegreich bedrohenden ſkythiſchen Volker, zuerſt aufgehalten, oder zuruck gedrangt haben, hatte dieſe Abneigung der einheimiſchen Kriegerkaſte zur Folge, daß er ganze Schaaren von Griechen in Sold nahm, und endlich Aegypten nur ein Heer von griechiſchen Soldnern zu ſeiner Vertheidigung hatte; wodurch, ſo wie auch durch die vielen gegenſeitigen Handelsverbindungen und griechiſchen Kolonieen in Unter-Aegypten dieſes ſchon vor der perſiſchen Eroberung halb und halb griechiſch geworden war, und wurde dadurch jener und der nachfolgenden griechiſchen Eroberung ſchon ſo zu ſagen der Weg bereitet und das Thor geöffnet; wie meiſtens die Länder und Reiche ſchon, wenn auch nicht äußerlich ſichtbar, doch innerlich untergraben ſind, bevor ſie von außen erobert werden.

Die claſſiſchen Schriftſteller des Alterthums fangen ihre Weltgeſchichte mehrentheils mit dem aſſyriſch-babyloniſchen Reiche an, welches dem mediſch-perſiſchen voranging; und wo die fabelhaften Eroberungszüge der Semiramis in der erſten mythiſchen Vorzeit die Geſchichte in ähnlicher Art beginnen, wie es in den älteſten Sagen und Annalen auch der andern aſiatiſchen Nationen, in der gleichen Weiſe ſich vorfindet. Hiſtoriſcher ſchon erſcheint die Eroberung von Medien durch Ninus. Die einfachſte, und eben darum auch richtigere Anſicht des Gegenſtandes dürfte aber wohl die ſeyn, daß hier in dieſem großen Mittellande von Weſt-Aſien eben vier verſchiedene zuſammenliegende Hauptländer ſich finden, Babylonien und Aſſyrien, Medien und Perſien, die oftmals geſonderte Reiche bildeten; oder wo, wenn ſie vereinigt waren, bald die eine bald die andre Provinz die vorherrſchende war, während der in ihr einheimiſchen Dynaſtie, und wo denn auch die verſchiedenen großen Hauptſtädte dieſer vier Länder, Babylon oder Ninive, Ekbatana und Suſa, oder Perſepolis, in ihrer blühenden und glücklichſten Periode den Mittelpunkt des Ganzen bildeten. Man ſollte alſo dieſe ſogenannte erſte Welt-Monarchie des aſſyriſch-babyloniſchen Reichs, nicht ſo wohl als eine abgeſonderte Geſchichts-Periode für ſich, ſondern mehr nur als die älteſte Dynaſtie des Einen großen aſiatiſchen Kaiſerthums betrachten, auf welche dann tive Schöne nicht allgemein herrſchend iſt im Style der Kunſt, leuchtet dieß Bedürfniß von ſelbſt ein. Die Herrſchaft des Intereſſanten, oder Charakteriſtiſchen im Inhalt und einer eigenthümlichen geiſtreichen oder anziehenden Manier in der Behandlung, bildet ein durchaus fremdartiges Kunſtgeſetz in der ſchönen Poeſie. So wie in der chaotiſch verworrnen Maſſe der modernen Dichtkunſt alle Elemente der ſchönen Kunſt vorhanden ſind, ſo finden ſich in ihr auch alle ſelbſt die entgegengeſetzten Arten des künſtleriſchen Verderbens, Rohigkeit neben Künſteley, kraftloſe Dürftigkeit neben geſetzloſem Frevel. Ich habe mich ſchon wider die Behauptung eines gänzlichen Unvermögens, einer rettungsloſen Entartung ausdrücklich erklärt, und die Höhe der Kunſtbildung, die Stärke der Dichterkraft unſers Zeitalters anerkannt. Nur die ächte Richtung, die richtige Stimmung fehlt; und nur durch ſie und mit ihnen wird jede einzelne Trefflichkeit, welche außer ihrem wahren Zuſammenhange ſehr leicht äußerſt ſchädlich werden kann, ihren vollen Werth, und ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Dazu bedarf es einer völligen Umgeſtaltung, eines totalen Umſchwunges, einer allgemeinen Wiedergeburth im Gebiete der Kunſt und des Schönen.

Die Kunſtbildung nehmlich iſt von einer doppelten Art. Entweder kann ſie betrachtet werden als die progreſſive Entwicklung einer geiſtigen Fertigkeit. Dieſe erweitert, ſchärft, verfeinert; ja ſie belebt, ſtärkt und erhöht ſogar die urſprüngliche Anlage. Oder ſie iſt eine höhere Geſetzgebung, welche die ſchon vorhandne Kraft ordnet. Dieſe hebt den Streit der einzelnen Schönheiten die mediſch-perſiſche als die zweyte folgte; ſo wie auch die Nachfolger des macedoniſchen Alexander in dieſem Reiche eine neue und eigne Dynaſtie ſtifteten, und wie in einer noch ſpätern Zeit die urſprünglich etwas weiter gegen Nordoſt gelegne Nation der Parther eben daſelbſt noch eine neue wieder inländiſche, den Römern ſehr gefährliche Dynaſtie begründeten. Hier in dieſem groſſen Mittellande von Weſt-Aſien iſt das eigentliche Vaterland der Welt-Eroberung, und von hier iſt dieſe Erfindung oder dieſer Geiſt ausgegangen, da auch ſchon das Land ſelbſt von allen Seiten die günſtigſten Veranlaſſungen zu ſolchen Unternehmungen darbietet. Und hierhin legt auch die heilige Geſchichte in der Moſaiſchen Offenbarung den Sitz des erſten Weltherrſchers, und den Urſprungsort aller Eroberungsſucht. Noch jetzt finden ſich hier an der Stelle, wo das alte Babylon gelegen war, die unermeßlichen Ruinen, welche bey den Bewohnern der Gegend, den Namen der Nimrodsburg führen, und welche auch die neuern Reiſenden unwillkührlich an die alte Erzählung von dem groſſen Thurmbau erinnerten, wie ſie denn höchſt wahrſcheinlich dem groſſen Belustempel angehörten, der ſich in acht Stockwerken, oder groſſen Abſätzen in eine unermeßliche Höhe erſtreckte, auf deſſen Spitze das koloſſale Bildniß des hier verehrten National-Sonnengottes aufgerichtet ſtand, wo noch jetzt die in groſſen Maſſen übereinander geſtürzten, Theilweiſe wie von einem gewaltſamen Feuer verglaſeten Trümmer einen erhabenen Eindruck machen, und ſich ſo groß erheben, daß die Gewölke ſich um die Gipfel oben ziehen, während Löwen auf dem Gemäuer lagern, oder unten in den Höhlen hauſen. Hier ſucht man noch die Stelle aufzufinden und nachzuweiſen, wo die groſen Terraſſen mit den hängenden oder ſchwebenden Gärten waren, wie es die Alten nannten, die der aſſyriſche Herrſcher ſeiner mediſchen Gemahlinn zu Liebe, in dem ſonſt nicht baumreichen Lande anlegen ließ; und hier bezeugen die weit umher zerſtreuten Haufen, und ganzen Hügel von Ziegelſteinen, mit der babyloniſchen Keilſchrift bezeichnet, das Daſeyn der groſen Stadt, und ihres ungeheuern Umfanges, für den nur andre ähnliche Städte in Aſien, nicht aber unſre europäiſchen zum Maaßſtabe dienen können. Und ſo iſt denn ganz natürlicher Weiſe durch alle Zeiten hindurch dieſer babyloniſche Thurmbau das Gleichniß geblieben für jedes himmelanſtrebende Gebäude der ſtolzen Uebermacht, wie es früher oder ſpäter, durch die Hand der göttlichen Nemeſis wieder auseinander geworfen, und weit umher zerſtreut wird: und in der Offenbarung ſelbſt iſt das vom Taumelkelch der Herrſchſucht ſchwindelnde, vom Blute der Völker trunkne Babylon, ein vom Anfang der Geſchichte bis zum Ende der Zeiten durch alle Welt-Perioden hindurch gehendes groſes welthiſtoriſches Sinnbild für jedes Völkerzerſtörende Beginnen eines zweckloſen heidniſchen Uebermuthes. Hier hat das Unheil begonnen, obwohl das erſte aſſyriſche Reich ſeinen Einfluß noch nicht ſo weit auf die andern Völker gegen Weſten erſtrecken konnte, und die eigentliche Epoche der groſen Welteroberung erſt mit dem perſiſchen Cyrus beginnt; wo dann das alte Babylon ſeine Macht nur darin bewährte, daß es, wie es ſich ſo oft in der Geſchichte wiederhohlt hat, die Ueberwinder durch ſeine weichlichen Sitten geiſtig und innerlich wieder überwand, die hier ſelbſt ihre väterlichen Götter zu verlaſſen, und dem ganz ſinnlichen Naturdienſte der Babylonier auch zu huldigen anfingen. Die Perſer, als das jetzt herrſchende Volk, wurden nun in dem neu geſtifteten Reiche, mit den früher viel mächtigern Medern auf das innigſte verwebt, und wenigſtens politiſch zu einer Nation verbunden; doch waren ſie urſprünglich in Stamm und Sprache verſchieden, und auch noch ſpäter zeigen ſich einige Spuren gegenſeitiger Eiferſucht, etwa bey einem Regentenwechſel, oder ſonſt gewaltſamen Thronveränderung. Was die Verbindung, äußerlich wenigſtens, noch feſter ſchloß, war das Inſtitut der Magier, welches der Stifter Cyrus in ſeinem Perſer-Reiche einführte und begründete; denn dieſe waren von mediſchem Stamm, wie auch die heiligen Zend-Bücher dieſer Religion urſprünglich nicht in der Perſer-Sprache abgefaßt ſind, ſondern in zwey verſchiednen mediſchen Dialekten, wenn nicht der Eine mehr ein baktriſcher geweſen. Es waren die Magier nicht ſowohl eine erbliche Prieſter-Kaſte, als ein Bund oder Orden, mit einer Eintheilung, die ſich auch wohl bey andern Myſterien in ähnlicher Weiſe findet; nach der Stufenordnung, oder den Graden der Lehrjahre, der Meiſterſchaft, und des vollendeten Meiſters. Ausländer konnten jedoch ſchwer in dieſen mediſchen Prieſter-Orden aufgenommen werden, wie es nur aus beſonderer Vergünſtigung mit dem Themiſtokles geſchah, auf ausdrückliches Verlangen des perſiſchen Königs, an deſſen Hofe ſich dieſer aufhielt. Ob die alte Perſer-Lehre und Lichtſage nicht ſchon von dem mediſchen Wiederherſteller, oder Erneuerer derſelben, Zoroaſter, weſentlich verändert worden, ob ſie bey jenem Magier-Orden ganz rein erhalten ſey, das könnte wohl noch ſehr die Frage ſeyn; oder ließe ſich wenigſtens bezweifeln. Gewiß aber wird dieſe uralte Naturverehrung bey dem noch vorhandenen kleinen Ueberreſt der Secte der Guebern, oder Feueranbeter nur noch in einem Zuſtande der gänzlichen Entartung gefunden. Dem Orden der Magier lag in dem perſiſchen Reiche die Erziehung des Königs ob, dadurch mußte ihr Einfluß ſehr mächtig werden, auch ſtanden bey der perſiſchen Pforte — wie ſchon damals der Mittelpunkt des Reichs, als Sitz des Herrſchers, dieſen aſiatiſchen Namen führte, — in hohem Anſehen, und nahmen auch an den Partheyen, welche den Thron umgaben, oder in ſeiner Nähe ſich bildeten, den größten Antheil. In Griechenland, ſelbſt in Aegypten, hatten die Myſterien, als Prieſtervereine, und Bund der Eingeweihten, meiſtens doch nur einen mitwirkenden obgleich nicht unwichtigen politiſchen Einfluß; in dem perſiſchen Staate ſind ſie zu einer politiſchen Hauptmacht angewachſen. Die andre Grund-Baſis deſſelben beruhte auf dem perſiſchen Adel, oder dem vornehmſten Stamm der Paſargaden, welcher den Thron zunächſt umgab, und ſehr hohe Vorrechte genoß, und auch den eigentlich perſiſchen Kern des Heeres bildete. Auf der ſtreng ſittlichen kriegeriſchen Erziehung dieſes perſiſchen Adels, von welcher Xenophon ein idealiſch ſchönes Bild entworfen hat, beruhte die innere Stärke der Nation. Und gewiß wenigſtens war die Vernachläſſigung dieſer altperſiſchen Erziehung, eine Haupt-Urſache zu dem Verfall des Staats, der mit dem weichlichen Sittenverderbniß in reißender Schnelligkeit zunahm. Es iſt dieſes gleich nach dem erſten Aufſchwunge, und nachdem der ſtrengere Sittenſtyl des erſten Anfangs unter dem Stifter Cyrus vorüber war, ganz von der nähmlichen Art geweſen, wie es in allen großen orientaliſchen Reichen noch immer gefunden wurde. Dieſelben Uebel, welche die Satrapen-Herrſchaft in den Provinzen, eine Regierung aus dem Serail mit ſich führt, auch die Partheyen, Verſchwörungen, und Thron-Kataſtrophen in der herrſchenden Familie ſelbſt, und alle ſonſtige despotiſche Gewaltſamkeiten zeigen ſich hier unter ganz ähnlichen Zügen; und ſelbſt einzelne charakteriſtiſche Gewohnheiten oder Gebräuche einer ſolchen aſiatiſchen Herrſchaftsweiſe finden ſich noch in dem jetzigen perſiſchen Reiche eben ſo wieder, wie ſie in jener alten Zeit geweſen ſind, und berichtet werden. Auch das Kriegsheer beſtand ſeinem größten Theile nach nur aus den zuſammengetriebenen Schaaren der überwundnen Völker, und um ſo größer es war, deſto weniger innren Zuſammenhang hatte es; daher es ſich wohl begreifen läßt, wie kleine griechiſche Schaaren, wo aber die Krieger von patriotiſcher Tapferkeit beſeelt waren, und unter Feldherrn, die ſchon recht eigentlich einen taktiſchen Blick und Verſtand hatten, jenen unermeßlichen Heeren einen, der bloßen Zahl nach, faſt unglaublich ſcheinenden Widerſtand leiſten, oder auch unerwartete Siege über ſie erringen konnten; und wie der Umſturz des ganzen großen Reichs nach drey Schlachten unter Alexander dem Großen erfolgen konnte, da ohnehin im Innern alles zerfallen, und die Stützen, auf welchen der große Staat ruhte, ſo morſch waren. Nur die kurze Zeit von zweyhundert und zwanzig Jahren hat das perſiſche Reich überhaupt beſtanden, von dem Anfang des Cyrus, bis auf den letzten Darius, deſſen perſönlicher Charakter und Untergang, eine große Uebereinſtimmung, oder Verwandtſchaft mit der indiſchen Lehre von der Seelenwanderung, in der Vorausſetzung und Annahme einer frühern Exiſtenz der menſchlichen Seele. Eine ſolche Präexiſtenz, in dieſem buchſtäblichen Verſtande, würde nun die neuere Philoſophie in unſerm Denkſyſtem nicht leicht gelten laſſen, oder aufnehmen können. Wenn aber in einem mehr geiſtigen Sinne, auch ſchon das bloße Erwecken, oder Erwachen des Bewußtſeyns von dem uns eingebohrnen göttlichen Ebenbilde, und das Innewerden deſſelben unter dieſer Platoniſchen Erinnerung verſtanden werden darf, wie dieß allerdings durch nichts verhindert wird; ſo würde dieſer Begriff alsdann ganz mit dem chriſtlichen Begriffe von dem göttlichen Ebenbilde im menſchlichen Bewußtſeyn und des durch die Wiederherſtellung deſſelben innerlich erleuchteten Geiſtes übereinſtimmen; und darf es uns in keinem Falle Wunder nehmen, wie dieſes Syſtem der Platoniſchen Denkart, denn eigentlich iſt es mehr eine ſolche, als ein ganz geſchloſſenes Syſtem, als die erſte in den abendländiſchen Formen ſo groß angelegte, und durchgeführte Offenbarungs-Philoſophie, von jeher auf die tiefern chriſtlichen Denker ſo anziehend gewirkt hat. Zu Plato's Zeit war ſchon aus dem dialektiſchen Widerſtreit der frühern Philoſophie, aus ihrer Verneinung und Abläugnung alles unveränderlich Feſten, und ewig Bleibenden in der Natur, im Leben und in der Erkenntniß, zuſammen genommen mit dem demagogiſchen Zeit-Bedürfniſſe, bey der immer mehr überhand nehmenden Sittenloſigkeit, jene Schaar von Sophiſten hervorgegangen und entſtanden, welche die öffentliche Meynung und Denkart vollends verwirrten, die Sitten und Grundſätze unheilbar vergifteten, und auch dem Staate, in Griechenland überhaupt, und beſonders dem athenienſiſchen, den Untergang brachten. Und eben aus Plato's meiſterhafter Darſtellung, lernt man ſie und ihre Art, ſo wie ihren ſchädlichen Einfluß auf den Geiſt der griechiſchen Nation, und auf dieſe ſelbſt am beſten, nach ſeinem ganzen Umfange kennen; und dieſer politiſche Einfluß der Sophiſten bildet dann das dritte Moment in der Charakteriſtik des griechiſchen Lebens, als dieſes durch jene Volksſchmeichler ganz demokratiſch geworden war, und mehr und mehr ſich in Anarchie auflöſte.

Die ältern griechiſchen Philoſophen ſtanden faſt alle in dem Verhältniß einer gänzlichen Zurückgezogenheit und Entfernung von aller politiſchen Theilnahme an dem öffentlichen Leben, oder gar in einer ſehr deutlich bemerkbaren innern Oppoſition zu den damahligen Republiken und Staaten ihres Vaterlandes. Sie waren faſt alle ohne Ausnahme keine Freunde der herrſchenden demokratiſchen Grundſätze, und die von ihnen etwa aufgeſtellten Staats-Ideale, ſo wie das Platoniſche, ſind vielmehr ganz in dem Geiſte einer äußerſt ſtrengen Ariſtokratie der Tugend und der Geſetze entworfen; mit einer immer noch ſichtbaren Vorliebe für dieſe Staatsform, ſo wie ſie unter den Griechen bey den Völkern von doriſchem Stamme, obwohl auch ſchon ſehr entartet, vorherrſchend gefunden wurde. Nun hatten viel früher ſchon als Plato, die Pythagoräer ganz ähnliche Lehren, oder wenigſtens den ſeinigen nah verwandte vorgetragen; und zwar wohl in dem Sinn und mit der Abſicht, ihre Grundſätze auch in das Leben einzuführen, wodurch denn unſtreitig auch der Staat, und das öffentliche Leben der Griechen, wie ihre ganze Denkart eine völlig neue und ganz andre Geſtalt erhalten haben würde. Aber bevor noch ihr in den griechiſchen Staaten von Unter-Italien ſchon ſehr ausgebreiteter Bund, dieſe Abſicht ausführen konnte, wurde derſelbe durch eine große Reaction der Andersgeſinnten von der entgegenſtehenden Parthey geſtürzt, oder doch wenigſtens ihm ſein Uebergewicht, und alle politiſche Macht genommen. Die Zeit des Ariſtoteles fiel ſchon in die Epoche der macedoniſchen Waffenherrſchaft, dem natürlichen Ende aller Anarchie. Dem alten dialektiſchen Uebel, welches dem griechiſchen Geiſte ſchon zur Gewohnheit, und andern Natur geworden war, ſuchte er ſeine ausführliche und gründliche Logik entgegen zu ſtellen; worin man alſo nicht ſowohl ein wunderbares Organon, und eine unverſiegliche Lebens-Quelle des wiſſenſchaftlichen Denkens ſehen, und darin ſuchen ſollte, als vielmehr das Ende oder Heilmittel jener ſophiſtiſchen Krankheit ſeiner, und der unmittelbar vorhergegangenen Zeit der bey den Griechen alles beherrſchenden Rhetorik, und der daraus erfolgten Umſtürzung der Wahrheit und Anarchie aller Begriffe auch im praktiſchen Leben. Mit umfaſſendem Verſtande, und entſcheidendem Scharfſinn, brachte er alles philoſophiſche, und alles hiſtoriſche Wiſſen der ältern Philoſophie und ſeiner Zeit, in ein klar geordnetes Lehrgebäude, zur reichen Belehrung für die Nachwelt; in einer oder der andern Sphäre, wie in der Naturgeſchichte iſt er bis auf die neueſte Zeit herab der Hauptführer geblieben. In dem was in der Mitte liegt zwiſchen dieſem Naturwiſſen, und jenem alten Vernunftſtreit, in der tieferen Grundlage, und den höchſten Principien des Ganzen, wenn dieſes ganz verſtanden wird, dürfte er vieles enthalten, was zu großem

Irrthum führt, beſonders in der Lehre von Gott; obwohl man billigerweiſe nicht grade ihm den Mißbrauch beylegen kann, den man in ſpätern Zeiten von ſeiner Philoſophie gemacht hat. Bey allem Lobenswerthen, was ſeine Sittenlehre, als eine bloß natürliche, oder vernünftige genommen, enthalten mag; bleibt er als Hinweiſung auf die höhere Wahrheit, als Grundlage für die Erkenntniß des Göttlichen, welches in jener ältern Naturphiloſophie nicht recht verſtanden, durch ſeinen eignen vollendeten Rationalismus aber ganz verkannt wird, kein ſo guter Führer als Plato, und kann ſein Syſtem durchaus nicht ſo wie die Platoniſche Philoſophie, als eine wiſſenſchaftliche Einleitung in die chriſtliche Offenbarung, und Erkenntniß der göttlichen Dinge betrachtet werden. Die ſpätern Secten und Syſteme der Griechen enthalten nur eine Wiederhohlung, oder Variation mit verändertem Ausdruck, oft auch nur bloße Miſchung und Compilation der ältern Philoſophie; oder auch eine gänzliche Entartung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, wie in dem atomiſtiſchen, und auch in der Sittenlehre, wie im Leben, atomiſtiſch wirkenden Syſtem des Epikur.

Die griechiſchen Staaten ſind längſt von der Erde verſchwunden; die alten Republiken ſo wohl, als die von Alexander geſtifteten macedoniſchen Königreiche. Viele Jahrhunderte, und nah an zwey Jahrtauſende ſind vorübergegangen, ſeitdem keine Spur mehr von aller dieſer ehemaligen Größe und vergänglichen Macht vorhanden iſt. Selbſt die berühmten Schlachten, und andre große Begebenheiten von damahls, kennen wir vorzüglich nur darum, oder nehmen noch jetzt einen lebendigen Antheil daran, weil ſie in den claſſiſchen

Schriftſtellern ſo unübertrefflich ſchön, und mannichfach belehrend geſchildert ſind. Nicht alſo die republikaniſchen Verfaſſungen, und die ſchnell vorübergehende Freyheits-Epoche der alten Griechen, welcher der Bürgerkrieg und die Anarchie auf dem Fuße nachfolgte; und nicht die macedoniſche Welteroberung, welche auch nur von kurzer Dauer war, und ſich bald wieder unter das Joch der Römer, oder der Parther beugen mußte, beſtimmen die Stelle welche die Griechen in dem großen Ganzen der allgemeinen Geſchichte einnehmen, und den wichtigen und großen Antheil, welchen ſie an der Entwicklung der Menſchheit haben. Dieſer ihnen beſchiedne und verliehene Antheil war das natürliche Licht der menſchlichen Wiſſenſchaft in ſeiner vollen Ausbreitung und der höchſten Klarheit der künſtleriſchen Darſtellung. Nur hier in dieſem geiſtigen Gebiete haben ſie eine außerordentliche Kraft gehabt, und ſind ſie eine große Macht in der Welt durch alle Jahrhunderte geweſen, und auch für die Nachwelt geworden. Plato und Ariſtoteles, weit mehr als Leonidas oder Alexander der Große, das iſt ungefähr der kurze Inbegriff, und weſentlichſte Gehalt alles deſſen, was von den Griechen dauernd und fortwirkend auf die Nachwelt übergegangen iſt; die claſſiſche Grundlage dieſer griechiſchen Wiſſenſchaft in der allgemeinen Geiſtesbildung, der ſchönen Kunſt, und beſonders der herrlich belebenden alten Poeſie, wie es ſich verſteht, mit dazu gerechnet. Auch iſt noch ein vorzüglich wichtiger und ſchöner Nebenzweig der griechiſchen Wiſſenſchaft, worin ſich dieſe grade in ihrer naturgemäßen Lebendigkeit und Klarheit, in ihrer durchgehenden Richtung auf den Menſchen, am glücklichſten bewährt, und auf das ſchönſte entfaltet hat, beauf, und fordert Uebereinſtimmung aller, nach dem Bedürfniß des Ganzen. Sie gebietet ſtrenge Richtigkeit, Ebenmaaß und Vollſtändigkeit; ſie verbietet die Verwirrung der urſprünglichen Kunſtgränzen, und verbannt, was bloß geiſtreiche Manier iſt, als ein dem Schönen fremdes und fremdartiges Kunſtgeſetz. Mit einem Worte; ihr Werk und ihr Ziel iſt das Objektive in der Kunſt des Schönen.

Die Wiedergeburth der ſchönen Kunſt aber ſetzt zwey nothwendige Erforderniſſe als vorläufige Bedingungen ihrer Möglichkeit voraus. Das erſte derſelben iſt die künſtleriſche Kraft. Nicht das Genie des Künſtlers allein, oder die erfindende Kraft idealiſcher Darſtellung und poetiſcher Wirkung läßt ſich weder erwerben noch erſetzen. Es giebt auch eine urſprüngliche Naturgabe des ächten Kenners, welche zwar, wenn ſie ſchon vorhanden iſt, vielfach gebildet, wo ſie aber mangelt, durch keine Bildung erſetzt werden kann. Der treffende Blick, der ſichre Takt; jene höhere Reizbarkeit des Gefühls, und offene Regſamkeit der Fantaſie, laſſen ſich weder lernen noch lehren. Aber auch die glücklichſte Anlage iſt weder zu einem großen Künſtler noch zu einem großen Kenner zureichend. Ohne Stärke und Umfang des ſittlichen Vermögens, ohne Harmonie des ganzen Gemüths, oder wenigſtens ein durchgängiges Streben zu derſelben, wird niemand in das Allerheiligſte der Muſenkunſt und des Tempels der Schönheit gelangen können. Daher iſt das zweyte nothwendige Erforderniß für den einzelnen Künſtler und Kenner wie für die Maſſe des Zeitalters und der Nation, bey welchen die Kunſt des Schönen blühen ſoll, ſonders zu erwähnen. Und dieſer eigenthümliche Vorzug beſteht darin, daß die hiſtoriſche Kunſt ſo wie die hiſtoriſche Forſchung eigentlich von den Griechen zuerſt angefangen hat, beydes in einer Vollkommenheit und ſolchen Weiſe, welche den aſiatiſchen Völkern faſt immer fremd geweſen, und geblieben iſt, und welche auch die Neuern erſt ſehr allmählig aus den großen Vorbildern der Alten wieder zu erlernen angefangen haben. Den Vater der Geſchichte, den Herodot, hat man nicht mit Unrecht dem Homer verglichen, wegen der mannichfaltigen Anmuth, und der Klarheit und Fülle ſeiner darſtellenden Erzählung. Man muß erſtaunen über den Umfang alles deſſen, was er von den andern Völkern der bewohnten Erde und von dem ganzen Menſchengeſchlecht und der Vorzeit ſchon wußte, erkundet, nachgedacht und durchforſcht hatte. Je umfaſſender die Forſchungen der neuern Gelehrten in dem hiſtoriſchen Gebiete der alten Völkerkunde geworden ſind, je tiefer ſie eingedrungen ſind, um ſo mehr iſt das Anſehen des Herodot, und die Achtung vor ihm geſtiegen. Die ſpätern Hiſtoriker der claſſiſchen Zeit enthalten ſehr viel Rhetorik; aber das lag in der Natur der Sache, weil dieſe nun ſelbſt in ihrem politiſchen Einfluß auf das Leben, höchſt wichtig, und eine alles überwiegende Macht im Staate geworden war.

Die falſche Rhetorik, ſo wie dieſes eitle Wort-Gepränge der Tod aller ächten Poeſie und höhern Kunſt iſt, und wie in dem endloſen dialektiſchen Streit die rechte und richtige Wiſſenſchaft ihr Ende findet, und die Klarheit des denkenden Geiſtes und die Wahrheit des Urtheils darin verlohren geht, hat auch dem Staat, und dem rechten ſittlichen Verhältniß im bürgerlichen Leben in Griechenland den Untergang gebracht, durch die ausſchließend ſophiſtiſche Richtung, welche ihr ſchädlicher Einfluß der öffentlichen Meynung und Denkart gab. — Als die dritte Kategorie, oder Sphäre in der griechiſchen Geiſtesbildung und Entwicklung der griechiſchen Menſchheit, neben der göttlichen Kunſt, und der natürlichen Wiſſenſchaft, und mannichfach begründeten oder begonnenen menſchlichen Erkenntniß, bezeichnete ich den Vernunft-Staat. Ich habe ihn ſo genannt, vorzüglich in Beziehung auf die letzte Epoche der griechiſchen Staaten, und mit Rückſicht auf das, was dieſe in Vergleich mit den aſiatiſchen Staaten, und mit den meiſten der neuern, beſonders Eigenthümliches haben, und was ſie charakteriſtiſch unterſcheidet. — In dem ſpätern Athen, und in andern demokratiſchen Staaten, waren allerdings die Vernunft-Principien der Freyheit und Gleichheit, die allgemein anerkannten, und allein geltenden, und alles beherrſchenden Grundlagen der Entſcheidung geworden; überhaupt waren es die mit aller Macht einer ſophiſtiſchen Beredſamkeit, von allen Seiten durchſtrittenen, wenn auch nicht vollkommen durchdachten Grundſätze dieſer und ähnlicher Art, welche hier das Fundament des Staats bilden. Von dieſer hiſtoriſchen Seite aus betrachtet, liegt der Unterſchied der beyden Formen oder Hauptarten des Staates überhaupt darin, daß die Republik der Vernunft-Staat iſt, oder wenigſtens ſeyn will; die Monarchie aber auf den höhern Principien von Glauben und Liebe beruht. Doch kommt es hiebey weit mehr auf den herrſchenden Geiſt, und den innern ſittlichen Styl und Charakter des Ganzen an, als auf die äußere Form. Republiken, welche auf den angeſtammten Sitten und Geſetzen, auf den alten Rechten und Gewohnheiten, auf dem Glauben an das alte rechtliche Herkommen, und deſſen Heiligkeit, auf der Liebe zu den altväterlichen Sitten beruhen, wie dieß allerdings auch von den ältern griechiſchen Republiken der erſten Zeit geſagt werden kann; dieſe ſtehen in ihrem Weſen der wahren Monarchie nicht feindlich gegenüber, ſind ihr vielmehr dem innern Princip nach befreundet. Das ſind eben jene glücklichen Staaten, die in dem beſchränkten Umkreiſe ihres Lebens und Wirkens, mit ſich zufrieden, und auch mit den andern Staaten in Frieden, ohne Ehrgeitz, in den alten Sitten und Rechten feſt beharren, von denen auf dem großen Völkermarkt der allgemeinen Geſchichte am wenigſten die Rede iſt, oder deren in der Zeitungswelt des Jahrhunderts kaum erwähnt wird. Für die Monarchie iſt die Liebe zu dem angeſtammten Herrſcher, und Regentenſtamm die erſte Grundlage und feſteſte Stütze; es können viele Provinzen und große Schlachten verlohren werden, wenn aber jenes Fundament der Liebe noch unerſchüttert geblieben iſt, und lebendig wirkſam, dann ſteht das Gebäude noch feſt. Es beruht dieſes nebſtdem auf dem Glauben an das alte Recht, das Erbe der väterlichen Gewohnheiten und Eigenheiten, in der Beſtimmung der gegenſeitigen Verhältniſſe und einzelnen Stände; und wohl ſoll man ſich hüten in einer Monarchie das durch die Zeit geheiligte Herkommen und Gewohnheitsrecht, nicht mit unſchonender Hand zu berühren und zu verletzen, oder ohne Noth zu verändern; denn dadurch wird das Fundament erſchüttert, auf welchem das Ganze ruht. Wo eine Monarchie, auf einem geſchriebenen Vertrage, gleichſam auf einem innern Friedensſchluß, mit einer andern auch ſouverain ſeyn wollenden Parthey be-

Idee des Staats mitverſtanden und alſo der eigentliche Gegenſtand dieſer heidniſchen Vergötterung ſo wie in der erſten Zeit, dieſe ewig blühende, unvergänglich ſtarke, Weltzerſtörende, Völkerverſchlingende Roma, welcher alles aufgeopfert werden durfte und zum Opfer fallen mußte, geweſen wäre; ſo war es darum nicht minder eine vollendete politiſche Abgötterey. Und wie die ſinnliche Naturvergötterung bey den Griechen am auffallendſten in dem ihnen eigenthümlichen dichteriſchen Götterdienſte hervortritt; wie uns die magiſchen Mißbräuche in den falſchen Myſterien am meiſten auf Aegypten hinführen; ſo iſt dieſer dritte und größte Abweg des alten Heidenthums in der politiſchen Abgötterey, als der Grundcharakter des römiſchen Staats und das herrſchende Princip ihrer ganzen Geſchichte, vom Anfange bis in die ſpäteſten Zeiten, hier in ſeiner furchtbarſten Geſtalt erſchienen.

Das römiſche Weltreich war unter Auguſtus ſchon ziemlich vollſtändig in der Ausdehnung abgerundet, welche man nach der geographiſchen Lage, wie oben bemerkt worden, in dieſem Umkreiſe aller um das mittelländiſche Meer her gelegenen Länder, wohl als ſeine weit genug gezogenen Naturgränzen betrachten konnte. Die afrikaniſchen Küſtenländer wurden meiſtens ſchon durch die weiterhin daran gränzenden Sandwüſten gedeckt; von der am meiſten bedrohten Seite gegen den Norden und die nordiſchen Völker bildete die ſtark befeſtigte Rhein- und Donaugränze eine ſorgfältig bewachte Schutzwehr. Gegen Oſten in Aſien, waren die Parther wohl ein mächtiger und gefährlicher Feind; doch war es auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß ſie jemals wieder ſo weit vorzudringen verſuchen würden, wie einſt die Perſer; und auf der andern Seite konnten die Römer auch kein wahres Intereſſe haben, ihre Eroberungen nach dieſer Weltgegend hin, in das Innere des mittleren Aſiens auszudehnen, was ſie zu weit von dem Mittelpunkt des Reichs und ihrer Macht entfernt haben würde, den nun einmal unabänderlich Italien mit der alten, ewigen Stadt bildete. — Der Sinn und die Gedanken aller beſſer geſinnten Römer waren ſchon damahls nicht mehr auf Erweiterung gerichtet, ſondern einzig und allein auf eine große und allgemeine innre Wiederherſtellung, beſonders in den herrſchenden Sitten der Zeit und dann ſo viel als möglich auch in der Verfaſſung, nach dem Ideale, welches ſie ſich von dem ehemaligen alten Rom in ſeiner beſten und glücklichſten Zeit entwarfen; ungefähr in dem Sinne und Geiſte, wie die beſſern Imperatoren der folgenden Zeit, ein Trajan oder Mark Aurel eine ſolche Wiederherſtellung wirklich verſucht haben. Andre waren vielleicht mit Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllt, und mochten wohl auch damahls ſchon in ahndungsvoller Sorge denken: wenn das Sittenverderbniß unter ihnen immer ſo zunehme und eine Reihe unthätiger Imperatoren alles in Verfall bringe, ſo werde jene noch ſo ſtark befeſtigte Nordgränze ſie nicht mehr ſchützen können, und die nordiſchen Völker dann unaufhaltſam in das Reich eindringen. Dieſes iſt freylich wohl nachher, doch aber viel ſpäter erſt geſchehen; was aber alles noch vorhergehen und von welcher Seite eigentlich das neue Princip in die Welt und in die Geſchichte kommen würde, welches zugleich das alte Rom beſiegen und die Zeit wiederherſtellen ſollte, das ahndete gewiß keiner der damahligen Römer, wenn ſeine Geſinnung auch noch ſo großartig und ſein

Verſtand noch ſo durchdringend und tiefdenkend war. Ja als ſie zuerſt auf dieſe neue Erſcheinung in der Wirklichkeit ſtießen, zeigt es ſich nur allzu deutlich, wie ſie dieſelbe Anfangs gar nicht verſtanden haben und durchaus nicht zu faſſen vermochten. — Und welches war denn nun dieſe Kraft, welche die irdiſchen Weltüberwinder wieder überwinden ſollte und überwunden hat? — Die alte perſiſche und die darauf folgende macedoniſche Welteroberung war längſt vorüber und von der Erde verſchwunden. Eine bloße Macht der Zerſtörung und drückende Militär-Herrſchaft, wie die römiſche es war, konnte damahls auch keine andre neben ihr oder gegen ſie aufſtehen, die ihr gleich gekommen wäre. Die Kraft der griechiſchen Wiſſenſchaft, ſchon früher entartet und herabgeſunken, war unter dem Joche der römiſchen Weltherrſchaft vollends entwürdigt worden, und war kaum hinreichend, dieſe irgend weſentlich und wahrhaft zu veredeln, noch weniger aber ſie ganz von Grund aus zu verändern und umzuwandeln. — Die göttliche Kraft der Liebe war es, die ſich auch im Leiden bewährt und jener höheren Liebe nicht bloß das Leben ſelbſt, ſondern auch alle irdiſchen Wünſche zum Opfer bringt; aus welcher nie gehörte Worte eines neuen Lebens hervorgingen und ein neues Licht der innern göttlichen Erkenntniß, eine ganz neue Anſicht der Welt und eine noch nie da geweſene Geſtaltung des menſchlichen Lebens und neue Ordnung der Dinge herbeyführend. Und ſo groß zeigte ſich dieſe Kraft der erſten chriſtlichen Liebe, in dem innern Zuſammenhange der feſten Vereinigung unter ſich, in ihrer ſchnellen Verbreitung durch alle Länder und über alle Völker der damahls bekannten Welt, in ihrem muthigen Widerſtande gegen alle noch ſo wüthende Angriffe, in ihrer innern Erhaltung durch ſorgſame Ausſcheidung alles Fremdartigen und Verderblichen, durch immer feſtere Begründung und mannichfachere Entwicklung in Worten, Werken und Thaten, in Schrift und Leben; daß ſie nach nicht vielen Generationen und nach wenigen Jahrhunderten eine die Welt lenkende, oder wenigſtens mitlenkende, innerlich aber mehr als alles andre bewegende und beſtimmende Kraft geworden war. — Auf das zuerſt ſo ganz unſcheinbare Beginnen dieſer großen Weltveränderung durch eine neue Gotteskraft läßt ſich ſehr gut eine ſchon früher erwähnte Stelle aus den heiligen Schriften der alten Zeit vom Elias anwenden. Als der Prophet ſich aus der tiefſten Seele nach dem Tode ſehnte und vierzig Tage hindurch auf den heiligen Berg Horeb gewandert war, ſollte die Allmacht und Herrlichkeit Gottes ihm offenbart und an ſeinem ſterblichen Auge vorübergeführt werden. Es kam ein Sturmwind welcher die Berge umkehrte und die Felſen zermalmte, aber Gott war, wie es dort heißt, nicht in dem Sturmwinde. Nach dieſem kam eine gewaltige Erderſchütterung mit Feuer; aber Gott war nicht in dem Erdbeben und nicht in dem Feuer. Nun erhob ſich ein ſanftes Wehen, oder ein lindes Säuſeln, wie von einer zarten Luft; da erkannte Elias in dieſem die unmittelbare Gegenwart Gottes und verhüllte ehrfurchtsvoll ſein Antlitz. — Eben ſo iſt auch im Vergleich mit der Welterſchütternden und Völkerbeherrſchenden Macht der früheren erobernden Nationen und Reiche, der Anfang der neuen Zeit im Chriſtenthum geweſen.

In die letzten Jahre jenes Erſten vergötterten Auguſtus fällt die Geburth des Heilandes; in die Zeit des Tiberius aber der Anfang des Chriſtenthums ſelbſt, und unter dem Nero findet ſich die erſte ganz authentiſche Kunde von demſelben in der römiſchen Geſchichte aufgezeichnet. Zwar findet ſich ſchon früher eine Nachricht, daß Tiberius aus dem Berichte des römiſchen Landpflegers Pilatus Kunde von demſelben erhalten und im Senat den Antrag gemacht habe, Chriſtum nach römiſchem Gebrauch unter die Götter zu verſetzen, oder als der göttlichen Verehrung würdig zu erklären. Nun iſt zwar das Zeugniß des einzigen Tertullianus, auf welchem dieſe Erzählung beruht, nicht von ſo großem hiſtoriſchen Gewicht noch von ſolcher Autorität, daß ſich von dieſer Seite nicht viele Zweifel dagegen erheben ließen, die man aber vielleicht hier etwas zu weit getrieben hat. Immer bleibt es doch ein beſtimmtes hiſtoriſches Zeugniß über eine poſitive Thatſache und ſo lange ſich dieſe natürlich erklären läßt, beweiſt es eine falſche hiſtoriſche Kritik oder vielmehr gar keine, überall nur immer Erdichtungen und untergeſchobene Schriften vorausſetzen zu wollen. Daß durch den damahligen Procurator der jüdiſchen Provinz eine erſte Kunde von der Sache nach Rom kommen konnte, ja beynah mußte, wird auch durch die gleich mit dem erſtem hiſtoriſchem Bericht von den Chriſten im Tacitus verbundne Erwähnung deſſelben beſtätigt. Auch durch die römiſchen Hauptleute konnte ſolches geſchehen, von welchen der eine als Augenzeuge ein ſo großes Zeugniß für dieſen am Kreuz geſtorbenen Sohn Gottes abgelegt hat; da derſelbe auch nach der allgemeinen kirchlichen Ueberlieferung nachher ein Chriſt geworden iſt. In dem Charakter des Tiberius liegt nichts, was mit dieſer Erzählung im Widerſtreit wäre, denn ſo finſter, mißtrauiſch, grauſam und verderbt dieſer auch ſonſt war; ſo kann man ihm doch einen großen und durchdringenden Verſtand nicht abſprechen. Er war auch für religiöſe Eindrücke gar nicht unempfänglich, oder ganz gleichgültig über dieſe Dinge, folgte aber darin ſeinen eignen Anſichten und Meynungen; und es lag ganz in dieſen, daß er leicht aufmerkſam auf etwas Außerordentliches dieſer Art ſeyn konnte. Den ägyptiſchen Götterdienſt und auch die jüdiſchen Gebräuche konnte er nicht leiden, verfolgte beyde und ließ ihre prieſterlichen Kleider und Geräthſchaften verbrennen. Er glaubte dabey ſehr an das Fatum, war der Aſtrologie nicht abgeneigt und fürchtete auch manche Himmelszeichen. Wenn man aus ſeiner Abneigung gegen die Juden oder Verfolgung derſelben einen Einwand gegen dieſe Erzählung hernehmen will; gleichſam als ſey es nothwendig, daß er die Chriſten mit dieſen habe verwechſeln müſſen; ſo iſt dieß auch nur eine willkührliche Vorausſetzung, und könnte man vielmehr ſagen, wenn er vom Pilatus oder durch die andern römiſchen Hauptleute nur einige ſichre Kunde von dem Leben und Tode des Heilandes erhielt, ſo war gewiß aus dieſer Quelle der Nachrichten, von Augenzeugen im Lande ſelbſt, auch die Angabe damit verbunden, wie ſehr die Juden Ihn haßten und verfolgt hatten. Das einzige, wie ſehr das Chriſtenthum mit dem heidniſchen Götterdienſt und ſeiner politiſchen Abgötterey, den Opfern z. B. vor dem Bildniß der Imperatoren, im Widerſpruch ſtand, konnte vielleicht damahls ganz im Anfang bey dieſem erſten Bericht von der Sache eigentlich Unkundigen, noch nicht ſo offenbar und ſchneidend hervortreten; denn ſonſt hätte der Eindruck auf einen durchaus römiſch Geſinnten nicht anders als abſtoßend und feindlich ſeyn können. Der Gedanke und der Vorſchlag ſelbſt, einen außerordentlichen Mann von göttlich wunderbarer Kraft, als Gott und der göttlichen Verehrung würdig zu erklären, hat nichts mit den römiſchen Gebräuchen und Gewohnheiten, oder Anſichten von den Göttern und den unter die Götter verſetzten Menſchen Streitendes oder beſonders Unwahrſcheinliches. Das einzig wirklich Unwahrſcheinliche in der Sache iſt, daß der damahlige Senat dem Tiberius darin widerſtanden und widerſprochen haben ſoll. Indeſſen, wenn der Senat, wie es leicht denkbar iſt, gegen die Sache und gegen dieſen beſondern Gedanken des Tiberius beſtimmt war, ſo konnten ſie leicht eine ausweichende Form gefunden haben, um die Sache, welche als die altvaterländiſchen Gebräuche angehend, ganz zu ihrer Entſcheidung gehörte, indirekt auf die Seite zu ſchieben und zu verhindern; wo alſo denn das Uebertriebne in der Erzählung bloß in dieſem einen Umſtande gelegen wäre. Und ſo ließe es ſich auch erklären, daß der nicht zur Ausführung gekommene Gedanke oder Vorſchlag wieder in Vergeſſenheit gerathen wäre und Tacitus alſo nichts davon gewußt noch erfahren habe; wie deſſen Bericht wohl ſchließen läßt, da er ſonſt dieſes Umſtandes gewiß erwähnt haben würde. Wie dem auch ſeyn mag, merkwürdig und ſeltſam wäre dieſe Thatſache wohl, an ſich wichtig iſt ſie nicht; es bildet nur einen Zug mehr in dem Gemählde von dem widerſprechenden und ſeltſamen Eindruck, welchen die ganze neue der Adel des Charakters und einer ſittlich erhöhten Stimmung. Der richtige Kunſtſinn, könnte man ſagen, iſt das gebildete Gefühl eines ſittlich guten Gemüths. Unmöglich kann hingegen das Kunſtgefühl eines ſchlechten Menſchen richtig und mit ſich ſelbſt einig ſeyn. Die Stoiker hatten in dieſer Rückſicht nicht Unrecht zu behaupten, daß nur der Weiſe ein vollkommner Dichter und Kenner ſeyn könne. Gewiß hat der Menſch das Vermögen, durch bloße Freyheit die mannichfaltigen Kräfte ſeines Gemüths zu lenken und zu ordnen. Er wird alſo auch ſeiner künſtleriſchen Anlage und Kraft eine beſſere Richtung und richtige Stimmung ertheilen können. Nur muß er es wollen; und die Kraft, es zu wollen, die Selbſtſtändigkeit, bey dem Entſchluß zu beharren, kann ihm niemand mittheilen, wenn er ſie nicht in ſich ſelbſt findet.

Freylich iſt aber der bloße gute Wille nicht zureichend, ſo wenig wie die nackte Grundlage zur vollſtändigen Ausführung eines Gebäudes. Eine entartete und mit ſich ſelbſt uneinige Kraft bedarf einer ſondernden Kritik, einer leitenden Cenſur, und dieſe ſetzt eine ordnende Geſetzgebung voraus. Eine vollkommne Geſetzgebung des Schönen würde die erſte Stufe und ſelbſt das erſte Werkzeug ſeyn für die geforderte Wiedergeburth der Kunſt. Ihre Beſtimmung wäre es, die blinde Kraft zu lenken, die ſtreitenden Elemente in ein Gleichgewicht zu ſetzen, das Geſetzloſe zur Harmonie zu ordnen; der Kunſtbildung überhaupt eine feſte Grundlage, eine ſichre Richtung und eine dem Geſetz des Schönen angemeßne Stimmung zu ertheilen. Die geſetzgebende Macht der modernen Kunſtbildung dürfen wir aber nicht erſt lange ſuchen. Sie

Erſcheinung Anfangs auf die Römer machte. Eine Verwechslung der Chriſten mit den Juden möchte eher bey der Stelle des Suetonius in der Geſchichte unter Claudius Statt finden und anzunehmen ſeyn, wo es von dieſem Imperator heißt: er habe die Juden, welche auf Antrieb des Chreſtus immer Unruhen erregten, aus der Stadt vertrieben. Chreſtus iſt in der griechiſchen Ausſprache gleichlautend mit Chriſtus; und ſo könnte wohl, was die Chriſten von ihrem unſichtbaren Herrn und Meiſter geſagt haben mochten, der ihnen dieſe oder jene heidniſchen Gebräuche verbiete, oder nicht zu vollziehen geſtatte, ganz begreiflicher Weiſe, bey einer den Römern ſo völlig fremd und unverſtändlich lautenden Sache, von einem wirklich noch lebenden Anführer und Partheyſtifter mißverſtanden worden ſeyn; ſo wie dann auch unter den erregten Unruhen nichts anders zu verſtehen wäre, als die gewöhnliche und für die Chriſten nach ihren Grundſätzen nothwendige Weigerung, die zugemutheten heidniſchen Handlungen zu vollziehen. Ein volleres Licht giebt die Nachricht beym Tacitus unter Nero, welche, ſo ſehr das chriſtliche Weſen darin entſtellt iſt, doch ſchon einen ganz geſchichtlichen Charakter hat, und ſich in jener Entſtellung ſelbſt, wenn man ſie richtig verſteht und die geſchichtlichen Grundzüge herauszuſcheiden weiß, auch leicht vollſtändig erklären läßt. Als Nero auf dem Gipfel ſeiner Verbrechen und ſeines Uebermuthes Rom hatte anzünden laſſen, um ſich den Brand von Ilion dramatiſch lebhafter vor Augen zu ſtellen, wünſchte er doch hintendrein, den Haß dieſer Unthat von ſich abzuwälzen und ſuchte die Schuld auf die Chriſten zu werfen, die damahls alſo ſchon ziemlich zahlreich in Rom geſage der neuen chriſtlichen geblieben, in dieſem nun erweiterten Umfange eines höhern göttlichen Lebens. Mit dem Ausſpruche: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“ iſt nicht geſagt, daß es nicht in der Welt ſeyn ſoll, als eine reelle Kraft und Macht, in poſitiv beſtimmter Ordnung und Einrichtung. Manche haben in dieſem Ausſpruch ſo viel hineingelegt, oder ſo viel daraus gefolgert, daß dieſes dann die leichteſte und bequemſte Manier wäre, um dieſes Gottes-Reich der Wahrheit, und ſeine Realität, ganz aus der Welt heraus zu complimentiren. In den Stunden der höchſten Weihe eröffnete der Meiſter ſeinen Jüngern den verborgnen Sinn der alten Offenbarung, nach der ganzen Fülle der darin liegenden Geheimniſſe. Und ſo wie Er geſagt hat, daß jedes Wort, und jede Sylbe der alten Offenbarung buchſtäblich muß erfüllt werden; wie überhaupt die geheime geiſtige Bedeutung in den göttlichen Ausſprüchen, die buchſtäbliche Wahrheit derſelben, und ihre unverbrüchliche Heiligkeit nicht ausſchließt; ſo kann eben dieſes auch auf die neue Offenbarung angewendet werden, und wird auch in dieſer, jedes Wort und jede Sylbe, nach der prophetiſchen Bedeutung derſelben, vollkommen und ganz hiſtoriſch in Erfüllung gehen, ehe zur vorbeſtimmten Zeit die Epoche der Vollendung eintritt. Auch noch in einer andern, beſonders für den hiſtoriſchen Standpunkt wichtigen Beziehung, iſt das Chriſtenthum nur als eine göttliche Fortſetzung, höhere Stufe des erweiterten Lebens, oder geiſtige Umwandlung des Judenthums zu betrachten, und nach der Abſicht des Stifters alſo gemeynt geweſen; nämlich in der ausſchließenden, und das ganze Leben, und die Anſicht deſſelben beſtimmenden Richtung auf die Zukunft. Jenes Geſetz der göttlichen Weisheit, nach welchem das irdiſche Daſeyn durchaus nur ein Zuſtand der Erwartung, der Vorbereitung, des Kampfes ſeyn ſoll, und dieſe Anſicht des Lebens, die allein für den Menſchen und ſeine ganze Beſchaffenheit angemeſſene bleibt, iſt auch hier in dem neuen Bunde in ſeiner vollen Gültigkeit geblieben. Der Tod war für den Chriſten jener erſten Zeit, wie der Heiland auch von ſich ſelber alſo ſprach, nur ein Hinübergehen, ein Zurückkehren zum Vater; das ganze irdiſche Leben aber ein immerwährender Kampf. Wer ihn treu bis ans Ende durchgefochten hatte, dem erſchien in dieſem nun nicht mehr der ſonſt gefürchtete Todes-Engel; ſondern es war ein friedlicher Himmelsbote, der ihm den leuchtenden Siegerkranz, und die Krone des ewigen Lebens brachte; in dieſem Glauben, und in dieſer Geſinnung lebten die Frommen, und ſtarben die Märtyrer. Und ſo wie der göttliche Führer und Freund jeder einzelnen Menſchenſeele, dieſe ſelbſt mit ſchonender Hand hinüberführt; ſo hat Er es auch für das ganze Menſchengeſchlecht in vielen verheißenden Worten verkündigt, daß Er, wenn die Zeit der Vollendung für daſſelbe herannahen würde, dann auch zur Erde wiederkehren, noch einmal alles neu machen, und zum vollen Schluß durchführen würde. So gewiß war für die erſten Chriſten das Gefühl von der unmittelbaren Gegenwart ihres unſichtbaren Herrn und Führers, ſo lebendig die Hoffnung ſeiner baldigen Wiederkunft: daß eben darum und damit eine ungeduldige Sehnſucht nicht allzu ſchnell zum Ziele eilend, das ſo ſehnlich erwartete Ende allzu nah heranrücken möchte, es für nöthig erachtet wurde, daß der Prophet des neuen Bundet, zum Schluß der ewigen Offenbarung, nach dem Lichte ſeines Geiſtes, noch jene lange Reihenfolge von großen Zeit-Perioden des immer weiter im Menſchengeſchlecht ſich fort entwickelnden Kampfs hinzufügen mußte, welche durch alle chriſtlichen Jahrhunderte hindurch erſt noch vorangehen müſſen, ehe jene Verheißung in Erfüllung gehen, und mit der letzten Zeit der Vollendung dann jene Epoche des auf der ganzen Erde triumphirenden Chriſtenthums endlich eintreten kann, da Ein Hirt und Eine Heerde in der ganzen Menſchheit ſeyn ſoll. — Nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, und den ihm eigenthümlichen und vorgeſchriebenen Geſinnungen ſoll der Menſch immer, und jeden Augenblick bereit ſeyn, niemals aber das von Gott geſetzte Ziel willkührlich übereilend an ſich reißen wollen. So wurden auch diejenigen, welche in der Zeit der heftigſten Chriſtenverfolgung unter den Römern, ſelbſt die Gefahr des Kampfs aufſuchten, und die Ehre des Märterthums nicht erwarten konnten, gewarnt, daß dieſes nicht dem göttlichen Willen gemäß ſey; wie dann oft diejenigen, welche ſich auf ſolche Weiſe, im zu großen Vertrauen auf ihre Kräfte, muthwillig ſelbſt auf den Kampfplatz gedrängt hatten, dem Schmerz unterlagen und abtrünnig wurden.

Wenn die jüdiſche Nation noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet, und dieſe ihnen alſo von Gott gegebene Erfüllung der alten Verheißung, die im Grunde weit höher und herrlicher war, als die welche ſie erwartet hatten, als die rechte anerkannt, und alle oder die Mehrzahl unter ihnen, das Chriſtenthum angenommen hätten; ſo würden ſie nun der erſte Grundſtamm und der welthiſtoriſche Anfangs-

und Einheitspunkt der ganzen neuen Zeit, und des neuen Lebens geworden ſeyn. Da ſie dieſer, durch die Natur der Sache, und ihre frühere Geſchichte, und alle ihnen vor andern Völkern ehedem verliehenen Vorzüge, an ſie geſtellten Forderung durchaus nicht entſprachen; ſo beſtand ihre nach der göttlichen Gerechtigkeit über ſie verhängte Strafe nun darin, daß ſie als Nation ganz aufgelöſt, unter alle Völker der Erde zerſtreut wurden, und in dieſem Zuſtande der Auflöſung und Zerſtreuung, jenen zum Beyſpiel dienen ſollten; was ihnen wohl, nach dem bloß äußerlichen Standpunkte der heidniſchen Völker, eine Geringachtung bey denſelben zuziehen könnte; unter chriſtlichen Völkern aber niemals eine Veranlaſſung zur Unterdrückung oder Mißhandlung hätte werden ſollen; um ſo mehr, da es wohl noch ſehr die Frage iſt, ob irgend ein anderes Volk, ganz in derſelben Lage, und ſo im alten Irrthum und egoiſtiſchem Vorurtheil befangen, es viel beſſer würde gemacht haben; oder ob die Menſchheit überhaupt, wenn ſie noch einmal in ſolcher Weiſe auf die Probe geſtellt werden ſollte, dieſelbe glücklicher beſtehen würde. Der alte Tempel in der heiligen Stadt, war nicht wie andre heidniſche Göttergebäude, ein bloßes mit aller Kunſt geſchmücktes und verherrlichtes Prachtdenkmahl des Nationalruhms; ſondern die ganze Idee und Anordnung deſſelben, alles Einzelne bis auf die geringſte Kleinigkeit, jeder Stein, und jede Zahl, war tief bedeutend und ſinnbildlich ſich beziehend auf jenen unſichtbaren Tempel, jene große Stadt, jenes göttliche Reich des Friedens, welches Chriſtus auf Erden zu gründen kommen ſollte, und nun wirklich gekommen war. Auch der Nahme der Stadt Jeruſalem, bedeutet nach dem hebräiſchen Wortſinn in der gleichen ſinnbildlichen Weiſe und Beziehung ſo viel als die Offenbarung und Begründung, oder die Stadt des Friedens, womit nicht bloß ein irdiſch vorübergehender, ſondern jener höhere Gottes-Frieden gemeynt war, welcher den Inhalt aller Verheißungen für das auserwählte Volk bildet. Dieſer prophetiſche Sinn und ſymboliſche Zweck der heiligen Stadt, iſt ſo innig mit dem erſten Urſprunge, und mit der ganzen Idee derſelben verwebt, daß Stellen genug in den Schriften der alten Offenbarung vorkommen, wo in der bildlichen Sprache die Ausdrücke ſo lauten, als ob das Thun und Laſſen der Menſchen, überhaupt das ganze Leben kein anderes letztes Ziel habe, als „daß die Mauern von Jeruſalem erbaut werden;“ in demſelben Sinne, wie etwa ein philoſophiſch-chriſtlicher Schriftſteller ſagen würde: der eigentliche Zweck und das letzte Ziel der ganzen Menſchheit und der geſammten Geſchichte aller Völker und Zeiten iſt das Reich Gottes, namlich daß die chriſtliche Wahrheit und Vollkommenheit immer weiter und dauernder auf Erden verbreitet, und immer feſter in dem menſchlichen Geſchlecht begründet werden. Nachdem nun aber der innre und geiſtige Sinn dieſer großen, hiſtoriſch daſtehenden, judiſchen Volkshieroglyphe ſo gar nicht verſtanden, nachdem die ihr zum Grunde liegende Wahrheit, gerade im Anfang ihrer vollen Entwicklung und Erfüllung ſo ganz verkannt und zurück geſtoßen worden war; was war naturlicher, als daß nun das Bild, welches ſeines Zweckes verfehlt hatte, zerbrochen, der Tempel zerſtört, die Stadt ſelbſt durch den Arm der göttlichen Gerechtigkeit zermalmt und zerſchmettert ward? Dieſes iſt die chriſtliche Anſicht der damaligen Zeit, von dieſer großen Zerſtörungs-Kataſtrophe von

Jeruſalem, und für die ganze jüdiſche Nation, unter Veſpaſian, mit welcher auch der hebräiſche Eindruck dieſer Begebenheit in etwas andrer Stellung und Farbe im Weſentlichen ganz übereinſtimmt. Daß bey jedem ſolchen allgemein verheerenden Unglück, welches über einen Theil des Menſchengeſchlechts mit einemmale durch göttliche Zulaſſung verhängt wird, die liebevolle Allwiſſenheit dennoch auch jede einzelne Menſchenſeele auf eigenthümliche Weiſe in vorſorgende Obhut zu nehmen, und wenigſtens in ihrem unſterblichen Theile zu ſchirmen und zu ſchonen wiſſen wird; das iſt wohl für jedes religiöſe Gemüth und Gefühl ohnehin einleuchtend, ohne daß es dazu einer beſondern Erinnerung bedarf. Wenn die Haare auf dem Haupte des Menſchen, wie die Schrift ſagt, gezählt ſind; ſo wird daſſelbe ſich auf die Tage, ja die Stunden und Pulsſchläge jedes einzelnen Menſchenlebens anwenden laſſen; ja auch alle wirklichen Thränen, im wahren Seelenſchmerz vom menſchlichen Auge vergoſſen, werden im vorſorgenden Geiſte der ewigen Liebe gezählt ſeyn. Für den hiſtoriſchen Standpunkt aber, muß jene religiöſe Betrachtung über das Schickſal der Einzelnen, und das menſchliche Mitgefühl mit demſelben, bloß vorausgeſetzt werden, die in ihrer Sphäre auch unberührt bleibt, von dem was hier das Hauptaugenmerk iſt: nämlich die göttliche Gerechtigkeit in ihrem groſſen, durch alle Zeitalter und Jahrhunderte der Menſchheit hindurchſchreitenden Gange, ſo weit es das menſchliche Auge vermag, aufmerkſam zu verfolgen und hiſtoriſch zu beherzigen.

Nachdem nun die Hoffnung der Juden auf einen von Gott geſendeten, und mit göttlicher Kraft ausgerüſteten Befreyer aus dem harten Römerjoch nicht erfüllt worden, gerieth bey der immer höher ſteigenden Bedrückung, nach mehreren ſchon früher geſchehenen Empörungen, etwa drey und dreyßig Jahre nach dem Anfange des Chriſtenthums, das ganze Land im Aufruhr, von wüthenden Partheyen zerriſſen, unter allen Greuelſcenen des wildeſten Revolutionszuſtandes, nur von fanatiſchem Haß zum Muthe der Verzweiflung beſeelt. Die grauſame Kriegsmethode der Römer in einem ſolchen Vernichtungskampfe haben wir ſchon an Karthago kennen lernen; der in ſeinem perſönlichen Charakter gütig und milde geſinnte Titus konnte daran nichts ändern, und wird die Zahl der in der Belagerung und Zerſtörung der heiligen Stadt umgekommenen Menſchen auf 1,300,000 gerechnet, mit der kleinen Zahl, welche gefangen weggeführt, oder zum Triumphe bewahrt ward. — Kaiſer Hadrian ließ die ganz zerſtörte Stadt wieder erbauen, unter dem neuen heidniſchen Nahmen Aelia Capitolina, und auch dem Jupiter daſelbſt einen Tempel errichten; kein Jude aber durfte die Stadt betreten. Späterhin hat Kaiſer Julian im Sinne gehabt, Jeruſalem, und zwar für die Juden, wieder herzuſtellen, auf welchen Gedanken ihn wahrſcheinlich bloß ſeine Feindſchaft gegen das Chriſtenthum geführt hatte; aber unerwartete Hinderniſſe und Naturereigniſſe ſetzten ſich der Ausführung entgegen.

Die jüdiſche Verheißung und alte Offenbarung der Hebräer war der Eine Grundſtein, auf welchem das Chriſtenthum beruhte; und die erſten Verkündiger deſſelben waren die aus dieſem Volke erwählten Werkzeuge. In der griechiſchen Sprache wurden die Schriften des neuen Bundes abgefaßt, und mehrentheils auch die erſten Rechtfertigungsverſuche und andere Glaubens-Entwürfe, oder Unterrichts-Bücher der älteſten

Kirchenväter waren darin abgefaßt; und dieß kann man als den zweyten Grundſtein in der hiſtoriſchen Entwicklung des Chriſtenthums betrachten. So wenig auch die politiſchen Folgen der macedoniſchen Eroberung in Aſien von Dauer geweſen waren, ſo war doch die hiſtoriſche Wirkung in dem intellektuellen Gebiet und Zuſtand der Völker der damahligen civiliſirten Welt, und dieſer griechiſche Einfluß darauf, nicht unwichtig; vermittelſt deſſen jetzt griechiſche Wiſſenſchaft und Geiſtes-Cultur in dieſen vorder-aſiatiſchen Ländern, und in Aegypten, zugleich mit der Sprache ſelbſt herrſchend geworden war, die jetzt alſo auch zur erſten Hauptſprache des Chriſtenthums gewählt ward, wie denn auch keine andre wohl damahls, weder ſo geiſtig gebildet, noch ſo allgemein verbreitet war. Wie in der menſchlichen Geſellſchaft jeder Stand und jede Claſſe, ja jedes Individuum bey den eigenthümlichen Rechten und Vorzügen, die jeder Einzelne für ſich genießt, doch auch wieder dem Ganzen dient, und für die andern wirkt oder mitwirkt, auch unbewußt, und ohne es eigentlich zu wollen; ſo ſteht auch in der Weltentwicklung und Völkergeſchichte alles im Zuſammenhange und wird Eines immer Hülfsmittel und Werkzeug, oder Verbindungsglied des andern; und iſt es nicht als eines der unwichtigſten Reſultate der griechiſchen Wiſſenſchaft und Sprache anzuſehen, als worin der eigenthümliche Vorzug dieſer Nation, und die ihr beſonders verliehene Kraft am meiſten beſtand, daß beyde gleich vom Anfange mit dem Chriſtenthume in ſo genaue und innige Berührung geſetzt wurden. Den dritten Grundſtein für die hiſtoriſche Geſtaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums bildete die römiſche Weltherrſchaft; denn der weite Umfang derſelben erleichterte ungeweil man immer und überall nur das Nämliche und Gleiche zu wünſchen, oder zu fordern gewohnt iſt, und auch nichts andres als dieſes in der ganzen Schöpfung und ſo auch in der großen Weltgeſchichte zu ſehen und zu finden weiß. Es iſt ſchon ſelten genug, daß ein hiſtoriſcher Forſcher ſich in das hohe Alterthum der Geſchichte, und in die mythiſche Urzeit der Völker mit biegſamer Fantaſie, und zugleich doch ſinnigem Gefühl, und richtig treffendem Urtheil, ganz zu verſetzen fähig iſt. Hier aber, wo das Wunderbare der Begebenheiten und Geſinnungen, in dem großen Ganzen jener chaotiſchen Welt-Epoche, wo die alten Dichtungen und Titanomachien wieder wirklich geworden zu ſeyn ſcheinen, aus verworrnen und dürftigen Chroniken hervortritt, wo oft ſelbſt Bruchſtücke aus der Volksmythologie und heidniſchen Sage jener Zeit, mitten unter oder dicht neben einzelnen Zügen der proſaiſchen Wirklichkeit gefunden werden; iſt es faſt noch ſchwerer, alles zu ſondern, und richtig zu deuten. Am meiſten fehlt es jedoch überhaupt an der Idee eines ſolchen Zuſtandes, weshalb er denn auch ſo wenig verſtanden wird. Wenigſtens aus dem Standpunkte der Natur, und der Naturwiſſenſchaft betrachtet, ſollte man doch eingedenk ſeyn, wie oft die ſchönſte Fülle der herrlichſten organiſchen Geſtaltung, und die eigentliche Blüthe des rechten Lebens, aus einem chaotiſchen Zuſtande des Kampfes hervorgeht, wo die elementariſchen Kräfte ſich lange ringend und ſtreitend durch einander bewegen, ehe ſie ſich in ein harmoniſches Gleichgewicht ſetzen und ordnen, und im ſchöpferiſchen Momente durch ſolche glückliche Miſchung gegenſeitig befruchten, aus welcher dann ein neues Daſeyn in reinſter Form, wenn der Kampf der Geburth vorüber iſt, ſiegiſt ſchon conſtituirt, es iſt die Theorie; denn der Verſtand war ja von Anfang an das lenkende Princip dieſer Bildung. Verkehrte Begriffe haben lange die Kunſt beherrſcht, und ſie auf Abwege verleitet; richtige Begriffe müſſen ſie auch wieder auf die rechte Bahn zurückführen. Von jeher haben auch, ſowohl die Künſtler als das Publikum der Modernen, von der Theorie Zurechtweiſung und befriedigende Geſetze erwartet und gefordert. Eine vollendete Kunſt-Theorie würde aber nicht nur ein zuverläſſiger Wegweiſer der Bildung ſeyn, ſondern auch durch die Vertilgung ſchädlicher Vorurtheile die Kraft von manchen Feſſeln befreyen, und ihren Weg von Dornen reinigen. Die Geſetze der künſtleriſchen Theorie haben aber nur inſofern eine wahre Autorität, als ſie von der Mehrheit der öffentlichen Meynung anerkannt ſind und die Sanction des herrſchenden Gefühls einer Nation oder eines Zeitalters erhalten haben. Wenn das Bedürfniß allgemeingültiger Wahrheit Charakter des Zeitalters iſt, ſo iſt ein durch rhetoriſche Künſte erſchlichnes Anſehn von kurzer Dauer; einſeitige Unwahrheiten zerſtören ſich gegenſeitig, und verjährte Vorurtheile zerfallen von ſelbſt. Dann kann die Theorie nur durch vollkommne und freye Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ihren Geſetzen das vollgültigſte Anſehn verſchaffen, und ſich zu einer wirklichen Macht im Gebiete der Kunſt erheben. Nur durch objektive Wahrheit kann ſie ihrer Beſtimmung entſprechen.

Geſetzt aber auch, es gäbe eine objektive und als ſolche allgemein anerkannte Kunſt-Theorie, welches mehr iſt, als wir bis jetzt rühmen können; die reine Wiſſenſchaft beſtimmt nur die Ordnung der Erfahrung, die Färeich ans Licht hervor tritt. Das alte Aegypten verdankt ſeine Fruchtbarkeit den regelmäßigen Ueberſchwemmungen des Nil, die wenn man ſie nicht gekannt, und zu dämmen verſtanden hätte, auch viele Verwüſtungen hätte anrichten mögen. Ja, iſt nicht dieſe uns nährende Erde, die wir bewohnen, mit dem über den ganzen Planeten weit verbreiteten blühenden Reichthum der herrlichſten Vegetation, dieſer Fülle aller Lebendigen in den mannichſachen Geſchlechtern der Thierwelt, ſammt dem geſittetern Leben der Menſchen darauf, deſſen Wohnhaus ſie bildet; iſt ſie nicht eine Grundlage der lebendigſten Befruchtung, ruhend auf den Rieſentrümmern einer in den alten Weltfluthen untergegangenen Urwelt, die eben ſo oft, auch von dem Ausbruch des unterirdiſchen Feuers zerriſſen, erſchüttert, oder hin und her geworfen wurde? Wohl iſt auch die Völkerwanderung ein Zuſtand des chaotiſchen Kampfs zwiſchen den verſchiedenartigſten Kräften und Elementen der Menſchheit, eine Art von neuer ogygiſcher Völkerfluth, mitten in der hiſtoriſchen Zeit geweſen; aber ſie iſt auch der fruchtbare Boden, und die hiſtoriſche Grundlage einer neuen moraliſchen und intellektuellen Lebensentwicklung geworden. Als ein Kampf der elementariſchen Kräfte in der Menſchheit, und ihrer Geſchichte alſo, ſind dieſe beſtändigen großen Völkerſtrömungen von Oſten nach Weſten, von Norden nach Süden, oder auch wieder nach Oſten zurück, und gegen Norden hinauf, zu betrachten, dieſe in allen Richtungen ſich verbreitenden gewaltſamen Ausſtrahlungen der Heereszüge von einem Mittelpunkte aus, oder auch wieder von allen Seiten zu ihm zurück hindrängend. Und freylich kann die erſte Wirkung einer elementariſch frey gewordnen Naturkraft, für das früher organiſch Beſtehende, nicht anders als zerſtörend, oder wenigſtens unterbrechend ſeyn; und es kann auch der verworrne Zwiſchenzuſtand ſelbſt, und beſonders die lange Dauer deſſelben, auf das Auge des hiſtoriſchen Beobachters, und Beurtheilers, keinen wohlthuenden, oder angenehmen Eindruck machen. Was aber dieſen letzten Umſtand betrifft, ſo müſſen wir uns ein für allemal beſcheiden, daß das äußerſt langſame Fortrücken, und das oft unerwartete Verzögern und Zaudern im Entwicklungsgange der Menſchheit, unſern Wünſchen und Erwartungen überhaupt, nicht immer oder nur ſehr ſelten entſpricht; ſo wie auch wieder an andern Stellen der Geſchichte, und in einzelnen Welt-Epochen das plötzlich ſchnelle Hervorbrechen von etwas ganz Außerordentlichem, und Ungewöhnlichem, oder auch die unbeſchreiblich herrliche Blüthenzeit in dem Gebiete der innern ſittlichen oder geiſtigen Bildung, uns oft wie ein mit einemmale aufſteigender Morgenglanz des Frühlings, in Erſtaunen ſetzt. Das heißt mit andern Worten, die ſtarke und weiſe Vaterhand, welche die Schickſale der einzelnen Menſchen eben ſo wohl als die allgemeine Verkettung, und den Ablauf der Welt-Perioden in der Weltgeſchichte lenkt und leitet, oder wie die Schrift ganz einfach ſagt: „Der Vater, hat ſich die Zeiten vorbehalten“; und es iſt der Gang der Zeit gar nicht immer der, wie er nach unſern ſchnell zum Ziele eilenden Wünſchen ſeyn ſollte, oder nach unſerm Meynen und Hoffen ſeyn konnte. Abgeſehen aber von dieſer, ſoll man ſagen — furchtbaren Verzögerung des göttlichen Zieles und der Erreichung deſſelben in der endlich erreichten Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, woran wohl der Menſch ſelbſt die meiſte Schuld tragen mag: — oder ſoll man ſagen, von dieſem immer längern Aufſchub der göttlichen Gerechtigkeit, und immer wieder verlängerten Gnadenfriſt; — kann wohl durchaus nicht bezweifelt werden, daß das Reſultat der Völkerwanderung an ſich ein heilſames, und jene Vermiſchung der germaniſchen Stämme, mit der ausgearteten römiſchen Bevölkerung, und der geſunden und auch geiſtig ſtarken deutſchen Naturkraft mit der ſonſt unaufhaltſam dahin ſinkenden romaniſchen Menſchheit und Geiſtesbildung, eine fruchtbare geweſen ſey. Wer es irgend noch bezweifeln wollte, der mag, um ſeinen Unglauben hiſtoriſch vollſtändig zu löſen, nur die glänzend mannichfache hiſtoriſche Entwicklung, und reich blühende Geiſtes-Cultur, dieſer aus jenem germaniſch-romaniſchen Stamm entſprungenen neuen europäiſchen Nationen und Reiche, mit der ſpätern byzantiniſchen Geſchichte, und der dort herrſchenden Monotonie des erloſchnen Geiſtes, mit dieſer gänzlichen moraliſchen Erſtorbenheit vergleichen. Daß aber, unbeſchadet der, jeder menſchlichen Entwicklung in allen Formen und Sphären derſelben einwohnenden Vernunft-Progreſſion, und auch dem göttlichen Princip, welches ſich in dem Entwicklungsgange der Menſchheit und im Zuſammenhange der Zeiten, als der dieſelben verknüpfende höhere Einheitsfaden zeigt, unbeſchadet, daneben eine Naturkraft im Menſchengeſchlecht, ein unſichtbares Naturgeſetz und höheres Natur-Princip des innern Lebens in der Entwicklung und Geſchichte deſſelben wirkt und waltet; das iſt ſchon mehrmals erinnert worden, und iſt daſſelbe, ſobald es nur dem höhern Princip untergeordnet wird, auch nicht mit demſelben ſtreitend. Es laßt ſich dieſes in der Menſchengeſchichte waltende Naturgeſetz, ſchon in dem Entwicklungsgange der einzelnen Nationen, wo derſelbe nicht etwa gewaltſam geſtört, oder unregelmäßig unterbrochen wird, ganz deutlich nachweiſen: wo man bloß dem Leitfaden der hiſtoriſchen Thatſachen ſelbſt folgend, gewöhnlich erſt eine zwar einfache, aber doch auch wieder wundervolle Epoche der Kindheit, dann die im erſten Glanz aufbrechende Jugendblüthe, ferner die in der vollen Manneskraft ſich entwickelnde Wirkſamkeit, und endlich das herannahende Alter, ein allmähliges Abſterben, und zweyte Epoche der kindiſchen Schwäche, auf das beſtimmteſte unterſcheiden kann, und unterſcheiden muß. Beſonders zeigt ſich dieſe der Menſchheit nebſt ſeiner andern und höhern, göttlichen Beſtimmung, auch inwohnende, und ſelbſt in dem intellektuellen Gebiet ſich offenbarende Naturkraft, in den oft unerwartet ſchnell aufblühenden Epochen der höchſten geiſtigen Entwicklung in dieſem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft; noch mehr aber vielleicht, oder wenigſtens eben ſo ſehr in jenen ſchon bezeichneten ſchöpferiſchen Momenten einer neuen, wenn gleich Anfangs chaotiſchen Zeit und Geſtaltung der Menſchheit; inſofern nämlich ſolche wirkliche ſchöpferiſche Befruchtungs-Momente, nicht als nachgemachtes Experiment, von einer bloß revolutionären Willkühr ausgegangen, ſondern wahrhaft aus dem innern Lebensborn der Natur ſelbſt hervorgequollen ſind. Die beſte Beſtätigung wird darin gefunden, wenn dieſe neue Lebensregung, mit der vollen ganzen Kraft, nur für die weitere Fortbildung des göttlichen Princips, und für deſſen höhere Zwecke ſich dienend erweiſet, wie es in der Epoche der Völkerwanderung durchaus der Fall geweſen iſt; wo die ganze, an ſich zuerſt furchtbare Kataſtrophe nur zu deſto höherm Triumph des Chriſtenthums gereichte, durch welches jene ſtarken nordiſchen Naturvölker, erſt die höhere Weihe ihrer Weltherrſchaft erhielten, welche eben darum in der weitern Entwicklung immer viel herrlicher geworden iſt, als jemals vorher die römiſche, oder ſonſt irgend eine altheidniſche geweſen war. Was aber die beyden an ſich ſtreitenden Elemente jener, aller neuern Bildung, und der ganzen neuen Zeit zum Grunde liegenden Befruchtungs-Epoche, die germaniſche Naturkraft, und die romaniſche Menſchheit, Geiſtesbildung und Sprache, in eine glückliche Harmonie vereinigt und zuſammengemiſcht hat, iſt unſtreitig einzig und allein das Chriſtenthum geweſen, welches auch ſchon darum als der alles verknüpfende Mittelpunkt, und das alles beſeelende Einheits-Princip der geſammten neuern Geſchichte zu betrachten iſt. Das Chriſtenthum allein aber, ohne dieſes in den nordiſchen Völkern neu hinzugekommene Element der Lebenskraft, vermochte es nicht mehr, die entartete römiſche Menſchheit und Geiſtesbildung ganz wieder herzuſtellen, weil dieſe ſchon zu tief hinabgeſunken war; und beſonders auch weil dieſe ſchon vom erſten Anfange aus, und bis in den innerſten Grund hinein tief verdorbene Unform des römiſchen Staats, gar nicht mehr verbeſſert und geheilt, ſondern nur durch die Zeit ſelbſt hinweggenommen, und neu hergeſtellt werden konnte. Freylich aber war die Schuld des Uebels eine ganz allgemeine, indem der Zwieſpalt auch ſchon in das Chriſtenthum eingedrungen war; und wo auch die Wahrheit des Glaubens in ihrer Reinheit bewahrt wurde, war doch nach dem Ausdruck der heiligen Schrift ſchon viel von der erſten Liebe verlohren gegangen. Sonſt hätte freylich die Wirkung des Chriſtenthums auf die römiſche Welt, und das römiſche Reich noch eine viel größere ſeyn, und wie an einzelnen Leidenden, auch an dem krankenden Welt-Staat, Wunder der Heilung geſchehen müſſen; und hätte, wie heilige Einſiedler über die Elemente der Natur, und die wilden Thiere der Wüſte oft zu gebieten vermochten, ſo auch über die im wilden Kampf wogenden Elementar-Kräfte der Menſchheit eine göttlich ſchlichtende, nach mildem Geſetz ordnende Gewalt, ſchnell wirkend ſogleich im erſten Augenblick ausgeübt werden mögen; was nun erſt durch den mildernden Einfluß der Zeit, und den allmählig in den Gemüthern ſich immer weiter verbreitenden Geiſt des Chriſtenthums langſamer., und nur von Stufe zu Stufe geſchah.

Die erſte Folge oder Wirkung des immer höher ſteigenden Verderbens und der unaufhaltſam anwachſenden Zerrüttung in der heidniſchen Römerwelt auf das Chriſtenthum, war noch eine in gewiſſem Sinn fruchtbare, wenigſtens für die Zukunft folgenreiche zu nennen. Es hätte wohl eigentlich nicht einmal des vollen Chriſtenthums in ſeiner göttlichen Reinheit, ſondern nur eines etwas höhern Menſchenſtrebens bedurft, um dieſe Welt der Gräuel und des Laſters, dieſes Reich der Lüge, dieſe Zeit-Epoche der Zerrüttung und der Verwilderung hinter ſich zu werfen, und lieber in der Einöde, in der Nachbarſchaft der Löwen und anderer Thiere der Wildniß, eine Zuflucht und einen Aufenthalt zu ſuchen. Und ſo wurde denn auch in jener Fluch-Periode der römiſchen Weltzerrüttung, und unter ihren letzten Tyrannen, beſonders die thebaiſche Provinz von Aegypten, dort wo die alten Pyramiden und andere Denkmahle der grauen Vorzeit in der Wüſte noch zu dem Wandrer der Nachwelt ihre ernſte Sprache in ſtummen Zeichen reden, von chriſtlichen Einſiedlern bevölkert. Doch bildete für dieſe, die innre Betrachtung ſelbſt nicht eine ſo ganz egoiſtiſch abgeſchloſſene Gedankenſphäre, wie bey den indiſchen Einſiedlern in derſelben, äußerlich genommen ganz ähnlichen Lebensweiſe. Wie die Kraft des Glaubens und der Liebe, in Thaten und Leiden, Worten und Werken der mannichfachſten Art, bey den erſten Chriſten ſich wirkſam erwies, und auf das reichſte entwickelte; ſo war für dieſe auch die Kraft des Gebetes die innere Pforte einer neuen unſichtbaren Welt, ein Geſchäft des wirkſamſten Lebens, und ein fühlbares Band des innigſten Zuſammenhanges, vermöge deſſen ſie nur von der Welt getrennt, mit allen aber, die eben ſo feſt als ſie in Gott vereinigt waren, auf das genaueſte auch in der weiten Ferne verbunden blieben.

Die Kraft der feſten Liebe, und der göttlichen Hoffnung zeigte ſich alſo bey den erſten Chriſten nicht bloß in dem heldenmüthigen Widerſtande gegen Angriffe und Verfolgungen, Martern und Leiden aller und der ausgeſuchteſten Art; ſondern auch hier in der Entſagung der Welt und aller irdiſch angenehmen Umgebung derſelben, in der völligen Nichtachtung und Flucht von ihr, die ohnehin auf ewig zerrüttet und unwiederbringlich verlohren ſchien. Meiſtens aber ward mit dieſer innern Betrachtung in dem einſamen Leben auch eine einfache Handarbeit verbunden. Auf dieſer Grundlage, und aus dieſer Quelle der erſten heiligen chriſtlichen Einſiedler in Aegypten ſind alle ſpätern chriſtlichen Inſtitute burgundiſchen Ländern. Aber hier ward ihren Fortſchritten ein Ziel geſetzt, durch den großen Sieg des fränkiſchen Helden Martell, zwiſchen Tours und Poitiers, über den Abderrhaman, der in der Schlacht mit der Blüthe ſeines Heeres fiel, zwanzig Jahre nach der Eroberung von Spanien, hundert und zehn Jahre nach der mahomedaniſchen Anfangs-Epoche; und ward die abendländiſche Chriſtenheit alſo von der drohenden Gefahr des völkerverwüſtenden Islam befreyt und durch Karl Martell errettet. In Aſien ſelbſt aber gründete ſich die arabiſche Weltherrſchaft nur immer feſter; und der zweyte Abbaſſide, Almanſur erbaute als große Hauptſtadt des unermeßlichen Reichs, Bagdad, oder das neue Babylon, nicht weit von der Gegend, wo das alte gelegen war.

Dieſe neue Lehre und Weltherrſchaft war auch eine Art von arabiſcher Völkerwanderung, wie denn nach Spanien ein nicht unbeträchtlicher Theil von mauriſcher Bevölkerung gekommen iſt; und hat dieſe arabiſche Völkerwanderung in Aſien und Afrika, einen noch viel ausgedehnteren Einfluß in Herrſchaft und Sprache, Sitten, Verfaſſung und Geiſtesbildung gehabt als die germaniſche in den abendländiſchen Provinzen. Mit der arabiſchen verglichen, in Hinſicht auf die Gewaltſamkeit des erſten Urſprungs und Anfangs, und die zerſtörenden Wirkungen auch für den Geiſt und die höhere Cultur, und die ganze durchaus despotiſche Staats- und Lebensform, welche dieſe überall mit ſich führte, erſcheint die germaniſche Völkerwanderung faſt als eine, wenn auch Anfangs bewaffnete, doch im Ganzen mehr und mehr friedliche Anſiedelung, was ſie auch wurde, nachdem der erſte chaotiſche Zwiſchenzuſtand vorüber war, und die neuen Ankömmlinge mit den alten Bewohnern durch das Chriſtenthum immer inniger mit einander verbunden und zuletzt ganz in Eins verſchmolzen wurden.

Nach der Verheißung, welche der Urheber des Chriſtenthums den Seinigen hinterlaſſen hatte, daß eine höhere Gotteskraft ſie immer begleiten, ſchirmen und führen, der helfende und rathende Geiſt der Wahrheit, der friedlichen Ordnung und des thätigen Eifers ihnen nicht entzogen werden ſollte; zeigte ſich dieſes wohl auch ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande eines chaotiſchen Uebergangs, wenn gleich unter einer andern Form wie früherhin und ganz nach dem Bedürfniß der damahligen Zeit, wo es zunächſt nur darauf ankam, die ſtürmiſch bewegten Lebens-Elemente in dieſer neuen Völkermiſchung friedlich zu ordnen, bis ſie, ruhiger geworden, ſich allmählig organiſcher geſtalten und befeſtigen konnten; und dann das wiſſenſchaftliche Erbtheil der abendländiſchen Ueberlieferung und Geiſtesbildung nicht ganz verlohren gehen zu laſſen, um für eine künftige, freye und reiche Landes- und Geiſtes-Cultur den erſten Grund zu legen. Und dieſes durch den mildernden und belebenden Einfluß des Chriſtenthums zu bewirken, war auch das Ziel, die Aufgabe und das Werk der ausgezeichneten Geiſtlichen, Biſchöfe und Vorſteher, oder ſonſt apoſtoliſchen Männer deſſelben in den damahligen Jahrhunderten. Die beyden großen Päbſte, Leo und Gregorius leuchten hier beſonders hervor, und waren in dieſer anarchiſchen Zeit eine Säule und ein Schild für das bedrängte Rom und Italien, überhaupt für das ganze Abendland und die chriſtliche Wiſſenſchaft; und beyde werden in ihren praktiſch lehrreichen Schriften, noch den alten Kirchenlehrern, als die letzten derſelben beygezählt, Leo auch in der reineren Sprache und im Ausdruck der beredſamen Kraft. An Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit waren ſonſt die ſpäter nachfolgenden Vorſteher und Biſchöfe, zwar den alten Kirchenlehrern zunächſt nicht zu vergleichen; dagegen vereinigten ſie mit der chriſtlichen Frömmigkeit den praktiſchen Verſtand, der in der Noth des Augenblickes und überall das Rechte zu finden weiß. Die vom h. Benedictus ausgegangenen Kloſterſchulen waren freylich viel anders als das ägyptiſche Einſiedlerleben der erſten Chriſten und ganz nach dem Bedürfniß der Zeit und des Abendlandes eingerichtet; als Zufluchtsörter und Pflanzſchulen des wiſſenſchaftlichen Lernens und Denkens, beförderten ſie dennoch auch den Ackerbau und veredelten Anbau des Landes dabey, nicht minder als die Pflege des Unterrichts; und es iſt in vielen Werken zur Genüge dargethan, wie ſie in ihrem, Jahrhunderte hindurch ſo weit über alle Länder verbreitetem Einfluß, ſich um die Geiſtescultur des neuern Europa hohes Verdienſt erworben und eigentlich den erſten Grund dazu gelegt haben. Durch den Biſchof Bonifacius ward das Chriſtenthum nun auch im innern Deutſchland begründet und weiter angepflanzt; früher ſchon hatten andre vom heiligen Eifer beſeelte Männer, deren vierzig Pabſt Gregor der Große dorthin geſendet, es nach Brittannien gebracht; wo es Theils unter den Picten und Scoten, und den alten Bewohnern von Erin, Theils auch von den Sachſen in England mit vorzüglicher Begierde angenommen wurde. An wahrer chriſtlicher Frömmigkeit, und auch in Kenntniß und Wiſſenſchaft, ſo wie die damahlige Zeit ſie hatte, behauptete England in dieſer ſächſiſchen Periode vor cher für den Inhalt der Anſchauung. Sie allein würde leer ſeyn, wie die Erfahrung allein verworren, ohne Sinn und Zweck; und nur in Verbindung mit einer vollkommnen Geſchichte und geſchichtlichen Entwicklung würde ſie die Natur der Kunſt und ihrer Arten vollſtändig kennen lehren. Die Wiſſenſchaft bedarf alſo der Erfahrung von einer Kunſt, welche ein durchaus vollkommnes Beyſpiel ihrer Art, ein wirklich gewordnes Ideal, und deren beſondre Geſchichte eine allgemeine Naturgeſchichte oder vollkommne Naturentfaltung der Kunſt ſelbſt wäre. Ueberdem kommt der Denker nicht friſch und unverſehrt zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung. Er iſt durch die Einflüſſe einer verkehrten Erfahrung angeſteckt; er bringt Vorurtheile mit, welche ſeiner Unterſuchung auch im Gebiete der reinen Gedanken eine durchaus falſche Richtung ertheilen können. Auch bey dem aufrichtigſten Eifer ſteht es gar nicht in ſeiner Gewalt, dieſen mächtigen Vorurtheilen mit einemmale zu entſagen; denn er müßte die reine Wahrheit ſchon ergriffen haben, um den Ungrund des Irrthums einzuſehen, und inne zu werden, wie falſch der Gang ſeiner Methode ſey. Denn das Wahre, wie es einmal erfaßt, ſich ſelbſt als das Wahre und Rechte begreift und inne wird, lehrt auch allererſt den Irrthum, als das entgegengeſetzte Unwahre in ſeiner ganzen Tiefe erkennen. Der Kunſtforſcher bedarf daher aus einem doppelten Grunde einer vollkommnen Anſchauung; theils als Beyſpiel und Beleg zu ſeinem Begriff, theils als Thatſache und Urkunde ſeiner Unterſuchung.

Aber auch die Lücke zwiſchen der Theorie und der Ausübung, zwiſchen dem Geſetz und der einzelnen That, iſt

Alfred dem Großen und bis auf ſeine Zeit beynah den Vorrang vor allen andern Reichen und Provinzen des Abendlandes. Auch jener Apoſtel der Deutſchen, Bonifacius, urſprünglich Winfried geheißen, war von England ausgegangen; und unter den Schriftſtellern jener Zeit behauptet und beſtätigt auch Alcuin dieſen Vorzug in der Geiſtescultur der chriſtlichen Sachſen in England. So äußerſt beſchränkt aber auch das ganze Abendland im Allgemeinen damahls in Kenntniſſen und in dem engen Umkreis ſeiner ganzen Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit war; ſo finden ſich Schriftſteller von eigenthümlichem Geiſt und Charakter und einem originellen innern Leben, in dieſer Zeit, worin ſich dieſelbe auf eine merkwürdige oder belehrende Weiſe abſpiegelt, faſt nur in dieſem Abendlande, wenn gleich in einem barbariſch gewordnen Latein, oder in einer erſt halb entwickelten romaniſchen Nationalſprache; dagegen die ſpäteren byzantiniſchen Schriftſteller mit ungleich größeren Hülfsmitteln und einer bey weitem reicheren Sprachkenntniß nur noch gelehrte Compilationen aufzuweiſen haben.

Aber auch chriſtliche Helden, Könige und Geſetzgeber ſtanden jetzt in dem Abendlande auf, unter den Franken und Sachſen, wie Karl der Große und eben jener Alfred, welche als Menſchen nicht fehlerfrey, und auch durchaus nur nach dem Maaßſtabe und Charakter ihrer Zeit zu würdigen und zu beurtheilen ſind, ohne deſſen Kenntniß ihr Geiſt gar nicht richtig erkannt, noch verſtanden werden kann; die aber in Krieg und Frieden, auch den Staat auf chriſtliche Begriffe und Geſinnungen feſter zu gründen und neu zu geſtalten bemüht waren, und zum allgemeinen Schutz und Schirm aller chriſtlichen Staaten und geſitteten Völker des europäiſchen Vereins gegen barbariſche Eroberer und innre Anarchie, das abendländiſche Reich als chriſtliches Kaiſerthum wiederhergeſtellt haben. Wenn man dieſe fränkiſchen oder ſächſiſchen Könige und Kaiſer, wie ſie tapfer und ritterlich, auch wohl Ruhmbegierig, doch aber Friede ſuchend und Friede ſtiftend, das Recht ehrend, und die Geſetze gründend oder wiederherſtellend, auf der einen Seite mit der Eroberungs- und Zerſtörungswuth der arabiſchen Weltherrſcher und Chalifen, auf der andern Seite mit der faſt immer gleichförmigen Verderbniß des byzantiniſchen Hofes und mit dem rettungsloſen Verfall des Konſtantiniſchen Reichs zuſammenſtellt und die einzelnen höheren Geiſtesfunken in den Schriften des Abendlandes, mit der geiſtloſen Monotonie auch in den byzantiniſchen Geiſteswerken und in ihrer ganzen Geiſtesbildung, während doch die Griechen an Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft und dem ſchriftlichen Vorrath dazu, dem übrigen Europa noch immer ſo außerordentlich weit überlegen waren: ſo liegt darin die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge und Thaten oder Charaktere in der Wirklichkeit und in der praktiſchen Ausführung, wegen der neben den ruhmwürdigen Eigenſchaften auch in dieſer Geſchichts-Periode ſich daran findenden Mängel und Flecken, einmal vorausgeſetzt — wohl die beſte Lobrede und Ehrenrettung des katholiſchen Abendlandes und ſeiner älteren Geſchichte. Die früher ſo häufige Verunſtaltung derſelben durch leidenſchaftliche Uebertreibung und bloſe Partheyurtheile, iſt zwar immer noch ſchädlich wirkend, für uns aber eigentlich nicht mehr an der Zeit; da wohl der Augenblick gekommen ſeyn dürfte, wo wir von dem rechten Mittelpunkte aus, den älteſten Anfang und das gebildete Alterthum, dann die mittlere Geſchichte und neuere Epoche bis auf die Gegenwart und die noch im Werden begriffene Entwicklung der uns bevorſtehenden und ſchon herannahenden Zukunft, das eine wie das andere mit einem allgemeinen Blick mehr im Ganzen und vollſtändiger zu umfaſſen, und auch im Einzelnen richtiger zu beurtheilen und nach ſeiner Stelle im Zuſammenhange des Ganzen beſſer zu verſtehen, und nach dem uns von Gott gegebnen Maaßſtabe, der allein der wahre iſt, zu würdigen anfangen könnten und ſollten. Ohne Vorliebe und ohne Abneigung für das Einzelne, was aber etwas mehr iſt, als der würdige und größte unter allen alten Hiſtorikern, von dem dieſer Wahlſpruch herrührt, wirklich geleiſtet hat und in ſeiner Zeit und Anſicht zu leiſten vermochte. Denn man iſt nur im Stande, ſich über das Einzelne der eignen oder fremden Nation und Zeit zu erheben, durch die Erkenntniß des Ganzen und das Verſtändniß deſſelben, nach welchem dann auch ſogleich das Gefühl und der Eindruck von allem Einzelnen in den hiſtoriſchen Thatſachen feſt und ſicher beſtimmt wird; wozu aber ihm und ſeiner ganzen Zeit noch der Schlüſſel fehlte, den uns erſt das Chriſtenthum für die Weltgeſchichte und ihren innern Zuſammenhang gegeben hat, und den auch, wer ihn hier nicht zu finden weiß, überall ſonſt gewiß vergeblich ſuchen wird.

Eine ſteigende Autorität in der innern Adminiſtration der Stadt und des römiſchen Gebiets hat ſich in dieſem Zeitalter der Anarchie und während der longobardiſchen Herrſchaft für die Päbſte aus den Zeitumſtanden ganz von ſelbſt entwickelt; ſo wie auch ein allgemeiner politiſcher Einfluß auf ganz Italien, der aber mehrentheils ſehr wohlthätig und nur erhaltend für den Frieden und den öffentlichen Wohlſtand wirkſam geweſen iſt. Ich muß hiebey bemerken, daß dieſe den Umſtänden und der ganzen Lage der abendländiſchen Welt in der damahligen Zeit ſo natürlich angemeßne und hiſtoriſch begründete, politiſche Stellung und Macht jener Päbſte in der erſten Epoche des Mittelalters vorzüglich zuerſt von nichtkatholiſchen Schriftſtellern in ein helleres Licht zur richtigen Beurtheilung iſt geſtellt worden; da bey den politiſchen Geſchichtſchreibern von der katholiſchen Seite die ſo mannichfach rege geweſene Diſcuſſion über die gegenſeitigen Gränzen und Rechte der oberſten weltlichen und geiſtlichen Macht faſt überall noch in zu lebhaftem Andenken ſteht, um nicht auch auf ihre Anſicht und Darſtellungsweiſe der längſt vergangenen Zeit zurück zu wirken, wodurch denn die Unbefangenheit des rein hiſtoriſchen Urtheils etwas getrübt wird.

Nach dem Umſturz der oſtgothiſchen Herrſchaft in Italien hatte die Ungnade oder auch die Unzufriedenheit des byzantiniſchen Feldherren Narſes die Longobarden nach Italien hereingerufen, die zwar nicht ſo ausſchließend zur Parthey der Arianer gehörten, indem ein Theil von ihnen und auch einzelne unter ihren Königen ſich zur katholiſchen Chriſtenheit bekannten, doch aber bey weitem nicht den edlen, milden Charakter der Gothen hatten, und deren Herrſchaft in Italien oft drückend empfunden ward. Doch ſchien alles dort erwünſchter und eher erträglich, nach dem Urtheil mancher ſonſt ſehr unbefangner Hiſtoriker, als die drohende Gefahr der byzantiniſchen Herrſchaft. Als in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts der griechiſche Kaiſer Conſtans II. mit den Longobarden in Italien Krieg führte und in Folge dieſes Krieges auch Rom erobert wurde, war die Plünderung beſonders der alten Kunſtſchätze ſo groß und außerordentlich, daß man alle früheren gothiſchen Zerſtörungen und den Schaden, welchen ſie angerichtet hatten, für nichts achtete, gegen dieſe griechiſche Verwüſtung. Die Schiffe aber, welche alle jene geraubten Kunſtſchätze nach Konſtantinopel führen ſollten, fielen den Arabern in die Hände und gingen zu Grunde, ſo daß man nicht einmal weiß, wo ſie hingekommen ſind. So wahr iſt es, daß das alte Rom, einzig und allein durch ſich ſelbſt und den innern Zwieſpalt des eignen Verderbens unterging, nicht aber durch die Deutſchen oder Gothen. — Als nun zu Anfang des achten Jahrhunderts die Herrſchaft der rohen Longobarden drückend, die der Griechen unter dem bilderſtürmenden Leo noch weit mehr verhaßt war, und ſich alle Städte und Provinzen gegen denſelben erhoben, da ward der römiſche Pabſt, Gregor II. ohne weitere Verabredung und mit einmüthiger Uebereinſtimmung an die Spitze dieſes Bundes geſtellt oder als das Oberhaupt deſſelben betrachtet; obwohl er gegen Uebereilung warnend, und zum Frieden ermahnend, die Hoffnung einer friedlichen Ausſöhnung mit dem byzantiniſchen Kaiſer zu erhalten ſuchte. Das ſtrenge Verbot des Bilderdienſtes konnte nur da an ſeiner Stelle ſeyn, wo es nicht bloß eine andächtige Verehrung blieb, ſondern eine wahre Anbetung und Götterdienſt zu werden drohte, und wo eine ſtrenge Abſonderung von dieſem und von allen Gebräuchen der heidniſchen Völker das erſte und nothwendigſte Erforderniß war, wie anders ſteht und verſchieden beſtimmt, doch nur ein eben wie die Quadratur des Cirkels aller Berechnung ſtets wieder entfliehendes und immer unauflösliches Problem bildet; ſo bliebe dann, um aller Uneinigkeit und ſchädlichen Theilung ein Ende zu machen, nichts weiter übrig, als das gewöhnliche Zufluchtsmittel einer allgemeinen Welt-Monarchie und Militär-Herrſchaft; welches aber, ſo oft es auch ſchon verſucht worden, durch die hiſtoriſchen Wirkungen und Erfolge eben ſo wenig gerechtfertigt wird, oder empfohlen werden kann, als jene alterthümliche Theilungsgewohnheit der väterlichen Königreiche in dem früheren deutſchen Mittelalter. — Wohl iſt man auch hier früh genug auf die Gefahren eines bittern Bruderzwiſtes oder der ſich ihren Antheil gegenſeitig nicht gönnenden und beneidenden Erben der Reiche, ſobald dieſe eine größere Ausdehnung bekamen, aufmerkſam geworden. Bey der erſten, ſchon von Karl ſelbſt alſo beabſichtigten, aber erſt unter ſeinem ſchwächeren Nachfolger ganz zu Stande gekommenen Theilung des großen Karolingiſchen Reichs in drey Theile, iſt noch beſonders zu bemerken, daß gerade für das Erbtheil des Erſtgebohrnen und zum Kaiſer und Oberhaupt über die Andern beſtimmten älteſten Bruders Lothar, nebſt Rom und Italien, die ganzen zwiſchen Frankreich und dem innern Deutſchlande von der Schweiz bis an das Meer hinauf gelegenen Rheinlande beſtimmt wurden, die von Alters her, wo hier die meiſten und ſchönſten römiſchen Pflanzſtädte erbaut geweſen, ungleich cultivirter waren, und in dieſer blühenden Landescultur hoch über den andern beyden Ländern und Reichen zu beyden Seiten ſtanden; und in der gleichen vorſorgenden Abſicht hatte Karl hier ſeine Reſidenz Aachen, in dem vorgezognen rheiniſchen Landſtrich als der eigentlichen Heimath des damahligen civiliſirten Zuſtandes hinverlegt. Zunächſt hatte bey dem nachfolgenden Bruderzwiſt und anderen Familienfehden und Partheyungen, dieſes; ſo wie es urſprünglich gemeynt war, keinen Beſtand und keine andre bleibende Folge, als daß in den ſpätern Ländertheilungen oder ſonſtigem Dynaſtieen-Wechſel das Land Lotharingien, als eignes Königreich oder Herzogthum, bis auf die neueren Zeiten beſtehen blieb, nämlich in ſeiner weitern Ausdehnung gegen Frankreich; der Vorzug des rheiniſchen Landes in der deutſchen Cultur und der dortige Sitz des alten Reichs hat aber, unter einigen Veränderungen in der äußern Form, noch lange fortgedauert.

Kein andrer Regent aus dieſer dunkeln alten Welt des im Norden und unter den deutſchen Völkern aufblühenden Chriſtenthums leuchtet ſo hell unter ſeinen andern Zeitgenoſſen, nebſt Karl dem Großen und unmittelbar nach ihm, hervor, als der fromme Alfred, König von Weſt-Sachſen in England; und dieſes gilt nicht bloß von ihm, ſondern auch von England überhaupt in dieſer erſten chriſtlichen Zeit-Periode der neuern Geſchichte, während welcher es nicht bloß in Religion und frommer Sitte, ſondern auch in Wiſſenſchaft und Cultur weit vor allen andern Ländern der damahligen Zeit hervorſtrahlte. Der große Pabſt Gregor hatte, wie ſchon erwähnt, hauptſächlich den Grund gelegt zu dem Chriſtenthum und der wiſſenſchaftlichen Cultur in England, durch die als Miſſionare dorthin geſandten vierzig Prieſter, und ſo thätig war ihr Eifer und ſo wirkſam ihr Einfluß, daß dann in der nachfolgenden Periode die wichtigſten Männer der Zeit von dieſer erſten Schule des Chriſtenthums in England auch für andre Länder ausgegangen ſind; wie der Deutſchen Apoſtel und Biſchof Bonifacius, und Alcuin, der gelehrte Freund und Vertraute des großen Karl. Unter Alfred lebte daſelbſt, nebſt mehreren andern lateiniſchen Schriftſtellern aus dieſer noch blühenden Schule von England, auch der große chriſtliche Philoſoph Scotus Erigena, der weit über ſein Zeitalter erhaben, wenn auch vielleicht nicht überall frey von ſpekulativer Verirrung, als einer der merkwürdigſten Selbſtdenker, in vielen der nachfolgenden Jahrhunderte unerreicht oder wenigſtens unübertroffen geblieben iſt. König Alfred, der als Sänger und Schriftſteller in der eignen ſächſiſchen Landesſprache, die lateiniſche Wiſſenſchaft nicht minder ſchätzte, und das Land gegen die Dänen ſtandhaft vertheidigte und ſchirmte, iſt zugleich, indem er die altſächſiſchen Freyheiten und Gerechtſame, ſtändiſchen und ſtädtiſchen Einrichtungen, mit dem Verſtande eines Geſetzgebers, und in dem Geiſte friedliebender Ordnung wiederherſtellte, der eigentliche erſte Begründer der ſpäteren engliſchen Verfaſſung geworden. Nur ſeinem frommen Muthe, der auch im höchſten Unglück immer gleich gelaſſen und beſonnen blieb, konnte es gelingen, das Eyland der Freyheit gegen die ungeſtüme Uebermacht der Dänen zu retten. Die erobernden Seefahrten der Normänner an alle Küſten von Europa, bis nach Sicilien und noch weiter hinaus, und die Einwanderung der Magyaren nach Europa, wo ſie den Nahmen der Ungarn erhielten, machen im 9ten Jahrhundert den Beſchluß und bilden gleichſam den letzten Nachhall der großen Völkerwanderung und ſind darum hier noch mit Einem Worte zu erwähnen. Mit einem luhnen und mächtigen Herrſcher in Norwegen, Harald dem Schöngelockten, begann dieſe zweyte Völkerwanderung aus dem Norden zur See; wo nun von dort aus die erobernden Seefahrten, nicht bloß als gewöhnliche Seeräuberey, oder einzelne Kriegsabentheuer, ſondern zur bleibenden Anſiedelung und Stiftung neuer Staaten, bald in alle Gegenden und an alle Küſten des Nordmeeres, ſo wie auch des mittelländiſchen ſich erſtreckten. In Frankreich war man froh, das von ihnen eroberte Land, als Herzogthum der Normandie anerkannt, durch die Vaſallenpflicht an den König zu binden, und dem Reiche einigermaßen wo nicht einzuverleiben doch anzuſchließen; in Neapel und Sicilien, von den Griechen gegen die Araber herbeygerufen, gründeten ſie ein eignes, fortwährend dort beſtehendes Königreich. Nachdem ſchon früher mit dem Chriſtenthume zugleich, der Anfang einer höhern politiſchen Lebenskraft und Ordnung nach Dänemark eingedrungen war, beherrſchte nun auch der mächtige Dänen-König, Canut der Große, in dieſem Zeitalter der Normanniſchen Herrſchaft, England; bis dann, nach einem kurzen Zwiſchenkampfe, ein andrer Normanne, Wilhelm der Eroberer, von Frankreich aus, dort eine neue Dynaſtie und mit ihr auf dem Boden der altſächſiſchen freyen Verfaſſung eine ritterliche Ariſtokratie des hohen Fürſten-Adels gründete. — Ein Völkergedränge im äußerſten Oſt-Aſien zwiſchen Uzen und Petſchenegen zog ſich mehr gegen Weſten hin, in die Wohnſitze der Chazaren, und führte endlich die Nation der Magyaren aus ihrem aſiatiſchen Stammlande nach Pannonien, wo damahls noch Avaren, nach der Angabe der Zeitgeſchichtſchreiber, Abkömmlinge der alten Hunnen, unter ihrem

Chakan ſiedelten. Einmal in Bewegung und Aufruhr gekommen, ſtürmten die noch heidniſchen Ungarn, an der ſüdlichen Seite nach Nord-Italien und in Griechenland bis vor Theſſalonik und in die Nähe von Konſtantinopel ſtreifend, in größeren Schaaren weit gegen Weſten und tief in Deutſchland hinein, ja bis nach Sachſen hinauf; wo der edle König Heinrich ihren Einfällen zuerſt kräftigen Widerſtand leiſtete und Otto der Große durch die Niederlage am Lech ihrem Fortſchritten ein Ziel ſetzte; bis dann mit dem Chriſtenthum unter Geyſa, Stephans Vater, eine mildere Sittenordnung und Rechtsverfaſſung auch hier begann und von Stephan dem Heiligen in feſter Verbündung mit den Deutſchen in voller Kraft begründet ward; wie zu gleicher Zeit auch Pohlen durch das Chriſtenthum in einer feſteren Sitten- und Rechtsordnung dem geſitteten Abendlande, und politiſch genommen vorzüglich Deutſchland angeſchloſſen ward. Als vorzüglich auffallend werden die günſtigen Wirkungen des Chriſtenthums für blühenden Ackerbau und eine höhere Landes- und Geiſtes-Cultur in den nordiſchen Thälern von Schweden bezeichnet, unter König Olav und Erich dem Heiligen, als endlich die alte Odins-Halle zu Upſala umgeſtürzt ward und die neue Religion den Sieg behielt. Für die am weiteſten ausgedehnteſte und zahlreichſte ſlaviſche Nation der Ruſſen in dem weiten alten, ehedem von den Gothen beherrſchten Sarmatien, ward von den zur Zeit des normanniſchen Ruhms und Glanzes herbeygerufenen Warägern eine neue Dynaſtie des Reiches zu Novogorod begründet; und wurde das Land, wegen dieſes Umſtandes oder auch in Beziehung auf die noch älteren Zeiten der gothiſchen wie überall, ſo auch im Gebiete der Kunſt unendlich groß. Es wäre allzu leicht, wenn der Künſtler durch den bloßen Begriff vom richtigen Kunſtgefühl und vollkommnen Styl das höchſte Schöne in ſeinen Werken wirklich hervorzubringen vermöchte. Das Geſetz muß Neigung werden; Leben kommt nur von Leben, Kraft erregt Kraft. Das reine Geſetz iſt leer; damit es ausgefüllt, und ſeine wirkliche Anwendung möglich werde, bedarf es einer Anſchauung, in welcher es in gleichmäßiger Vollſtändigkeit gleichſam ſichtbar erſcheine, eines höchſten Urbildes des Schönen in der Kunſt.

Schon der Name der Nachahmung iſt ſchimpflich und gebrandmarkt bey allen denen, die ſich genialiſche Erfinder und originelle Künſtler zu ſeyn dünken. Man verſteht darunter nehmlich die Gewaltthätigkeit, welche die ſtarke und große Natur an dem Ohnmächtigen ausübt. Unter der wahren Nachahmung oder Nachbildung aber iſt nichts andres zu verſtehen, als die Handlung desjenigen, ſey er Künſtler oder Kenner, der ſich die Geſetzmäßigkeit jenes Urbildes zueignet, ohne ſich durch die Eigenthümlichkeit, welche die äußre Geſtalt, die Hülle des allgemeingültigen Geiſtes, immer noch mit ſich führen mag, beſchränken zu laſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Nachbildung ohne die höchſte Selbſtſtändigkeit durchaus unmöglich iſt. Es iſt hier die Rede von jener Mittheilung des Schönen, durch welche der Kenner den Künſtler, der Künſtler die Gottheit berührt, wie der Magnet das Eiſen nicht bloß anzieht, ſondern durch ſeine Berührung ihm auch die magnetiſche Kraft mittheilt.

Wandelt die Gottheit auch in irdiſcher Geſtalt?

Herrſchaft, von den angränzenden finniſchen Völkern auch ſpäterhin noch Gothia benannt. Das Chriſtenthum aber empfingen ſie von den Byzantinern, weshalb ſie auch dem katholiſchen Abendlande in der nordiſchen Ferne um ſo mehr entfremdet blieben, da auch die mogoliſche Völkerüberſchwemmung und Verwüſtung dieſe Länder vorzüglich hart betraf und in dauerndem Druck erhielt, bis ſie erſt gegen den Anfang der neueſten Welt-Periode, in dem Kampfe der Wiederherſtellung ſelbſt zu einer großen Macht erwuchſen. So war nun der vollſtändige Umkreis des chriſtlichen Abendlandes und aller dazu gehörigen Reiche ziemlich vollendet; und beſtand daſſelbe eigentlich aus zehn Hauptländern oder Nationen, wobey man weder auf ganz kleine National-Verſchiedenheiten und Unterabtheilungen ſehen, noch auf die oft wechſelnden Theilungen der Reiche und veränderten Gränzen der Herrſchaft, unter den verſchiednen, ſich durchkreuzenden oder auf einander folgenden Dynaſtieen Rückſicht nehmen, ſondern nur das Ganze, wie es weſentlich und im Großen war und blieb, im Auge behalten muß. Deutſchland und Italien, als der Sitz des chriſtlichen Kaiſerthums und des kirchlichen Oberhauptes, bilden die Mitte des Ganzen; Frankreich und England, nebſt dieſen die thätigſten, wirkſamſten und einflußreichſten Glieder deſſelben auf dem großen Welt-Schauplatz, während Spanien vorzüglich und am meiſten mit ſeinem beſondern arabiſchen Kampfe beſchäftigt war; dann die ſkandinaviſchen Länder, mit dem deutſchen Reiche noch in einiger Berührung, Pohlen und Ungarn, ſeit ſie chriſtlich geworden, meiſtens ganz an daſſelbe angeſchloſſen; endlich als die beyden äußerſten und entfernteſten Glieder des

Ganzen im fernen Norden und Oſten von Europa, das byzantiniſche Kaiſerthum und das mit ihm durch die Religion zunächſt verbundne Reich der Moſkoviter. Dieſes war der vollſtändige Umfang, der geographiſche Umriß und das hiſtoriſche Ganze der damahligen Chriſtenheit.

Nach dem Fall des Karolingiſchen Hauſes wurde das Reich in neuer Kraft wiederhergeſtellt durch die Wahl, welche auf den edlen Konrad, Herzog der Franken, fiel. Dieſer ritterlich fromme, verſtändig tapfere König hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nicht immer war das Glück auf ſeiner Seite. Er hat aber ſein königliches Leben mit einer That beſchloſſen, die ihn hoch über viele andere berühmte Sieger und Herrſcher ſtellt, und folgenreicher für die Nachwelt war, als manche glänzende Regierungs-Periode; und in dieſer einzelnen That, wie an dem größten Edelſteine in der Krone des Ruhms jener Zeiten, leuchtet die eigentliche innere Natur der chriſtlichen Staatsgeſinnung und eines chriſtlichen Begriffs vom Staate und von der irdiſchen Herrſchaft ſo ganz beſonders deutlich hervor, daß eine kurze Erwähnung derſelben für dieſen Zweck wohl geſtattet ſeyn mag. Als er ſein Ende herannahen fühlte, und nun wohl inne geworden war, daß unter den vier damahligen deutſchen Hauptnationen die bey weitem mächtigſte und größte der Sachſen allein im Stande ſeyn könne, den ſchweren Kampf für das Ganze in dieſer gefahrvollen Zeit ſiegreich durchzuführen, beauftragte er ſeinen Bruder, dem Herzog Heinrich von Sachſen, dem bisherigen Nebenbuhler ſeines Hauſes, der nebſt dem edelſten Charakter auch das Glück auf ſeiner Seite habe, die heilige Lanze und das geweihte

Schwerdt der alten Könige, nebſt den andern Inſignien des Reichs zu bringen; indem er dieſen als den Nachfolger ſeiner Wahl bezeichnete, und in der Sorge für das Ganze, und um eine ſtarke Macht des Friedens zum Schirm der göttlichen Weltordnung in der Chriſtenheit zu erhalten, gern den Glanz des eignen Hauſes vergaß, und des Vorzuges der Eitelkeit für ſeine einzelne Nation nicht achtete. Dieſe Geſinnung einer eben ſo verſtandvoll beſonnenen als heldenmüthigen Aufopferung alles egoiſtiſchen Ruhms für das, was die göttliche Weltordnung einmal erfordert, und was als ein ſolches höheres Zeit-Erforderniß deutlich erkannt wird, iſt aber eben die, auf welcher der chriſtliche Staat beruht, die ihn zum chriſtlichen macht, und worin das Weſen deſſelben beſteht; und durch dieſe That iſt auch der König Konrad, nebſt Karl dem Großen, der zweyte Stifter und Erhalter des abendländiſchen Reichs und der eigentliche Begründer der deutſchen Nation geworden; da ohne dieſen Entſchluß ſeiner großen Seele, eine völlige Zerſplitterung derſelben ſchon damahls wohl kaum vermieden ſeyn würde. Der Erfolg rechtfertigte auch vollkommen ſeine Wahl. Der neue König Heinrich, ſiegreich nach allen Seiten, war aber noch weit mehr bemüht, Städte in großer Anzahl zu gründen, Friede und Gerechtigkeit wieder herzuſtellen, chriſtliche Sitten und Ordnung zu erhalten, und bereitete ſeinem mächtigeren Sohne, Otto dem Großen den Weg zur Wiederherſtellung des chriſtlichen Kaiſerthums in Italien, wohin er dringend und einſtimmig gerufen ward. Ueberhaupt war dieſes erſte Zeitalter der ſächſiſchen Kaiſer für Deutſchland die glückliche Periode der größten Macht und geordneten Stärke, finden war, zu erfahren und in ſeine Gewalt zu bekommen, alſo eigentlich die unüberwindliche Begierde nach einer, wenigſtens für verboten gehaltnen Frucht der Erkenntniß, was dieſen unwiderſtehlichen Drang zum Ariſtoteles, in welchem man damahls den Inbegriff des liberalen Wiſſens und Denkens zu finden glaubte, in dem Zeitalter hervorrief und herrſchend machte. Die ganze Grundlage der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft war alſo eigentlich eine durchaus und weſentlich falſche; und hat dieſelbe auch nicht bloß auf die Theologie, ſondern auf das ganze Zeitalter und deſſen Denkart, die ſchädlichſten und nachtheiligſten Folgen gehabt. Nachdem aber das Uebel ſelbſt eigentlich als unheilbar erſchien, oder wenigſtens der falſche Drang des Zeitalters in der Hauptſache nicht mehr unterdrückt werden konnte, war es ein großes Verdienſt, wenn klar und ſcharfſinnig denkende Theologen von philoſophiſchem Urtheil und Talent, wie der h. Thomas von Aquin, wenn gleich auf der einmal geltend gewordnen, verkehrten Grundlage dieſes alten Ariſtoteliſchen Rationalismus, ein Lehrgebäude errichteten, in welchem ſie dieſes Wiſſen doch mit dem weſentlichen Glauben, und dem Dogma überall in Einklang zu ſetzen, und ſo wenigſtens von dieſer Seite die ſchädlichen Folgen dieſer falſchen Geiſtesrichtung in der Philoſophie, für ihre Zeit abzulenken ſuchten. — Doch war dieß im Ganzen und hiſtoriſch genommen nur eine ſcheinbare Harmonie und brach die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft; d. h. mit andern Worten der Rationalismus des Mittelalters auch ſpäterhin noch oft wieder in eine hochmüthige Anmaßung, oder feindſelige Oppoſition, gegen die Lehren der Offenbarung aus.

Auch im Leben ſelbſt, und in andren Wiſſenſchaften, die dem Leben am nächſten ſtehen, beſonders in der Rechtsgelehrſamkeit, äuſerte dieſer ſcholaſtiſche Zeitgeiſt des ſchon entarteten Mittelalters, ſeinen ſchädlichen Einfluß; und es war ein eben ſo wenig ſegensreiches Geſchenk, als jener von Friedrich dem Zweyten nach Europa gebrachte arabiſche Ariſtoteles, als der erſte Ghibelliniſche Friedrich auf den Roncaliſchen Feldern das alte römiſche Recht und Geſetzbuch, nebſt allen für ihn daraus gefolgerten abſoluten Kronrechten und unbedingten Regalien feyerlich beſtätigte, und damit alſo einer endloſen Rechts-Dialektik, Proceß-Gelehrſamkeit und Geſetz-Scholaſtik für die nachfolgenden Jahrhunderte den Eingang eröffnete. Anerkannt, als ein noch geltendes, war zwar das alte römiſche Geſetzbuch, und weitſchichtige Rechts-Corpus des Juſtinian ſchon früher unter den oſtfränkiſchen Kaiſern, als der deutſche Rechtsgelehrte Irnerius in Bologna ſeine Schule in dieſer neuen Wiſſenſchaft eröffnete; für den Geiſt und die Denkart der Ghibelliniſchen Kaiſer aber, waren die in jenem Corpus ſich hier und da vorfindenden altrömiſchen Weltherrſchafts-Formeln, noch ganz beſonders anziehend, deren ſie ſich auch in vorkommenden Fällen als deutlicher Spuren, oder wenigſtens ſinnvoller Andeutungen, der ihnen eigentlich zuſtehenden Univerſal-Monarchie gegen den griechiſchen Kaiſer, und andre Könige, ziemlich unzurückhaltend bedienten. Vorzüglich erſt von dieſer Ghibelliniſchen Zeit an, wurde wegen der Vorliebe für die abſoluten Grundſätze dieſes in den künſtlichen Formen ſeines ſtrengen Rechts mit dem Geiſt des Chriſtenthums, dem neuen Leben und deutſchen Sitten nirgend recht übereinſtimmende und ganz anpaſſende römiſche Geſetz-Corpus, eine Lieblingswiſſenſchaft, und neue

Krankheit des Zeitgeiſtes. Die eigentliche Aufgabe für die Rechtswiſſenſchaft des chriſtlichen Abendlandes wäre vielmehr geweſen, jene alte Jurisprudenz, als eine in ihrer Art vollendet ausgebildete Kunſt, für die Form allenfalls zu benutzen, alles aber nach dem Princip und den Begriffen der chriſtlichen Rechtsgeſinnung zu reformiren; zugleich aber auch aus der einheimiſchen Quelle des eignen Landes und Stammes, und allen ältern germaniſchen Geſetzgebungen das vielfache Gute zu ſchöpfen; die zwar ſämmtlich ganz lokal, und höchſt individuell, mehrentheils auch nur für die einfachen Sitten, und den erſten Anfang einer kriegeriſchen Nation, nicht aber für den ſpäteren civiliſirten Zuſtand paſſend und gegeben waren, aber doch überall ſo viel Spuren und eine deutliche Grundlage der wahren Freyheit, und einer höhern Billigkeit enthalten. Aber dieſes hätte in der frühern Zeit geſchehen müſſen, wo noch das Princip der chriſtlichen Geſinnung vorhanden war, welches allein ſo verſchiedenartige Elemente vereinbaren und in Harmonie bringen konnte, woran es ſpäter ſo ganz fehlte. In jener noch wahrhaft chriſtlich geſinnten, und darum auch politiſch großen Zeit aber fehlte es dazu an Wiſſenſchaft; und darum ſagte ich ſchon früherhin, daß in einer Hinſicht auch, nicht ſowohl die egoiſtiſche Abſicht, oder die feindliche Geſinnung, ſondern der Mangel an Kenntniß und Einſicht die Schuld trage an der unvollkommen gebliebenen chriſtlichen Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung. Und erſt in der ganz neuen Zeit hat man verſuchen können, dieſe von der frühern unerfüllt zurückgelaſſene Aufgabe zu löſen, oder dieſem alten Mangel einer chriſtlichen Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung abzuhelfen. Und wäre dieſes bis jetzt etwa doch noch nicht, wenigſtens nicht hinreichend, und ganz durchgeführt, ungeachtet alle Bedingungen zur Löſung dieſer nothwendigen Aufgabe der europäiſchen Geſellſchaft längſt vorhanden ſind; ſo dürfte es wohl nicht rathſam ſeyn, es noch ferner aufzuſchieben, und den gegebenen Zeitpunkt nochmals zu verſäumen.

Wie ſehr nun, nachdem der Partheyenkampf immer allgemeiner, jene abſolute Denkart die herrſchende Richtung im Zeitgeiſte geworden war, der heftige Streit und Zwieſpalt zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Oberhaupte, zum groſſen Schaden und Ruin der einen wie der andern Macht gereichte, das iſt noch in Kürze zu berühren. Seit Friedrich des Zweyten letztem Bann, war ein Gegenkaiſer auf den andern gefolgt, erſt von deutſchen Fürſten, dann ein Prinz des engliſchen Hauſes, und ein König von Kaſtilien; keiner ward allgemein und ordentlich anerkannt, es war das groſſe Zwiſchenreich der herrſchenden Anarchie, und des allgemeinen Fauſtrechts; ein dunkles Interregnum in der ganzen Staatsordnung, und in allen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens, als ob die Sonne der Gerechtigkeit und des Friedens am Himmel der ewigen Wahrheit, für die Welt der Verderbniß und des unverſöhnlichen Haders erloſchen und verdunkelt wäre; und eine volle Generation hindurch dauerte dieſer Zuſtand der verwilderten Unordnung und der Furcht vor noch gröſſern Uebeln. Was den düſtern Eindruck für die damahlige Welt noch vermehrte, war, daß zu derſelben Zeit auch Jeruſalem und das ganze heilige Land für die Chriſten wieder verlohren ging. Vergebens hatte Ludwig der Heilige in dem letzten Kreuzzuge gegen Aegypten alle Kräfte zur Rettung und Erhaltung der chriſtlichen Beſitzungen im Morgenlande, noch einmal angeſtrengt; wo die Fortdauer eines chriſtlichen Königreichs in dieſen Ländern in der Folge auch als Bollwerk und Vormauer gegen den Andrang der mahomedaniſchen Macht in die Europa näher liegenden Provinzen, hätte dienen können. Doch war von dieſer Seite die Gefahr noch ſo nah nicht; denn erſt hundert Jahre ſpäter drangen die Türken aus Klein-Aſien nach Europa ein, wo ſie zuerſt die nördlichen Provinzen des byzantiniſchen Reichs eroberten, und das chriſtliche Abendland zu bedrohen anfingen. Eine nähere und gröſſere Gefahr wälzte ſich in der furchtbaren Macht der Mogolen, in eben dieſer Zeit des großen Zwiſchenreichs gegen Europa heran. Als ob der feindſelige Geiſt der Zerſtörung geahndet, oder gewußt hätte, daß die Macht der Chriſtenheit im geſitteten Abendlande durch innern Zwieſpalt zerrüttet ſey, hatte ein Menſchenalter früher dem Jüngling, der nachher Dſchingischan, d. h. Herr der Welt, hieß, und unter dieſem Nahmen in der Geſchichte bekannt iſt, ein Greis und Lehrer, oder Prieſter dieſes noch heidniſchen Volkes verkündet, daß er im Traumgeſichte den großen Geiſt auf ſeinem Flammenthrone habe ſitzen ſehen, um über die Völker der Erde zu richten; und durch deſſen Spruch, ſey ihm, dem jungen Groß-Chan der Mogolen die Herrſchaft über die Welt, beſtimmt und zugetheilt. Von dieſem Geiſte erfüllt, durchzog derſelbe nun die Erde mit ſeinen unermeßlichen Schaaren: eroberte China, Thibet, Japan, überwand das ganze mohamedaniſche Reich in Chowaresmien, und drang bis an das kaspiſche Meer. Die vier Söhne des Eroberers führten fort, was er angefangen hatte, und theilten unter ſich die Erde nach den vier Weltgegenden zur weitern Verwüſtung. Der Eine, dem der Weſten der Erde zu Theil ward, überzog mit ſeinen zahlloſen Schaaren das chriſtliche Abendland; der Thron des Rurik, die größte Macht in dieſem chriſtlichen Norden, ward umgeſtürzt, und mehrere Jahrhunderte lang blieb Rußland unter dem Drucke dieſer mogoliſchen Abhängigkeit dem Chanate von Kiptſchack einverleibt. Pohlen ward überſchwemmt von den alles zerſtörenden und verheerenden Schaaren der Mogolen; der König von Ungarn beſiegt, und aus dem Lande zu fliehen gezwungen; Schleſien verheert, wo die blutige Niederlage des chriſtlichen Heeres bey Liegnitz das ganze Abendland mit Schrecken erfüllte. Doch drangen die Zerſtörer in der Folge glücklicher Weiſe nicht weiter gegen Europa vor, da ihre ferneren Eroberungen, wie durch eine ſchirmende Hand abgelenkt, vielmehr die Richtung gegen das arabiſche Chalifat zu Bagdad, welchem ſie ein Ende machten, dann gegen Indien, und andre aſiatiſche und mahomedaniſche Reiche und Länder nahm. Es war alſo nur wie eine vorübergehende, aber furchtbare Warnung, daß die Chriſtenheit wohl eines mächtigen Schirmherrn bedürfe, und nur durch Eintracht hinreichend ſtark ſeyn könne gegen den Andrang, und die Einbrüche barbariſcher Völker; wovon das ſehr richtig gefühlte Bedürfniß der eine und erſte Grundſtein geweſen war, auf welchem die Idee des abendländiſchen Reiches, bey der erſten Stiftung der Wiederherſtellung deſſelben beruhte.

In dem deutſchen Kaiſerthum ward die Ordnung zuerſt wieder hergeſtellt durch Rudolph von Habsburg, der als Graf im Elſaß, nebſt den andern Stammgütern in den Alpen, bey weitem nicht ſo mächtig war als andre Prätendenten, wegen ſeiner ritterlichen Tugenden aber bey vielen Fürſten in hohen Ehren ſtand. Ein glückliches, und faſt ſonderbares Zuſammentreffen zufälliger Umſtände, veranlaßte ſeine unerwartete Kaiſerwahl, die ihm ſelbſt, wie auch vielen andern, als ein höherer Ruf erſchien. Mit dem Pabſte im friedlichen Einverſtändniſſe, blieb dennoch ſein Römerzug unausgeführt, da er nur vor allem andern bemüht war, das Fauſtrecht abzuſchaffen, und den Landfrieden einzuführen und feſt zu begründen, Ordnung und Gerechtigkeit, ſo viel es damahls möglich war, wieder herzuſtellen. Das hohe Verdienſt, was er ſich dadurch für ſeine ſo ſehr zerrüttete Zeit erwarb, hat die Geſchichte hinreichend anerkannt; und iſt er als Stifter dieſes Herrſcherhauſes, der Gründer einer Macht geworden, die in den nachfolgenden Jahrhunderten vorzüglich der erhaltende, und zuſammenhaltende Mittelpunkt für Deutſchland, und auch für Europa geblieben iſt. — Sehr oft aber erhob auch nachmals wieder die Anarchie ihr Haupt, und nahm die Verwirrung überhand im Reiche, wie auch in andern Staaten, und in Europa überhaupt; wo man überall den Mangel einer großen, und frey wirkenden ſchirmenden Macht, und noch mehr den Abgang der alles, im Leben wie im Staat zuſammenhaltenden chriſtlichen Geſinnung zu fühlen anfing, und ſich alles mehr und mehr zu einer allgemeinen Auflöſung, und großen Kataſtrophe neigte. Unter Rudolphs Nachfolgern, bis auf Maximilian und Karl den Fünften, war der Wirkungskreis der Kaiſer meiſtens nur auf Deutſchland, und deſſen innere Angelegenheiten beſchränkt, was uns hier alſo zunächſt nicht angeht.

Kann das Beſchränkte je vollſtändig, das Endliche vollendet, das Einzelne allgemeingültig ſeyn? Giebt es unter Menſchen eine Kunſt, welche die Kunſt ſchlechthin genannt zu werden verdiente? Giebt es ſterbliche Werke, in denen das Geſetz der Ewigkeit ſichtbar wird?

Mit richterlichem Ernſt überſchaut die Muſe das Buch der Zeiten, die Verſammlung der Völker. Überall findet ihr ſtrenger Blick nur Rohigkeit und Künſteley, Dürftigkeit und Ausſchweifung in ſtetem Wechſel. Kaum erheitert dann und wann ein ſchonendes Lächeln über die liebenswürdigen Spiele der kindlichen Unſchuld ihren unwilligen Ernſt.

Nur bey Einem Volke entſprach die ſchöne Kunſt in allen ihren Theilen und Zweigen ſo ganz der hohen Würde ihrer Beſtimmung.

Bey den Griechen allein war die Kunſt von dem Zwange des Bedürfniſſes und der Herrſchaft des Verſtandes immer gleich frey; und vom erſten Anfange griechiſcher Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Helleniſchen Sinn lebte, waren den Griechen ſchöne Spiele heilig.

Dieſe Heiligkeit ſchöner Spiele und dieſe Freyheit der darſtellenden Kunſt ſind die eigentlichen Kennzeichen der ächt helleniſchen Bildung. Allen Barbaren hingegen iſt die Schönheit an ſich ſelbſt nicht gut genug. Ohne Sinn für die höhere Zweckmäßigkeit und geiſtige Bedeutung ihres ſcheinbar zwecloſen und unnützen Spiels bedarf ſie bey ihnen einer fremden Hülfe, einer äußern Empfehlung. Bey den rohen wie bey verfeinerten Völkern, welche jenes den Griechen ſo ganz eigenthümlichen Kunſt-

Auch die Römerzüge erhielten wohl das Andenken der alten kaiſerlichen Rechte und Anſprüche, aber ohne bleibenden Vortheil, oder wirkliche groſſe Macht-Erweiterung. Vorzüglich nur in der Zuſammenberufung der allgemeinen Concilien, deren Bedürfniß für die Chriſtenheit und die Kirche, bald ſo dringend gefühlt ward, kam die kaiſerliche Macht noch in eine wirkliche Ausübung für das Ganze.

Denn noch viel groſſer war das Unheil, und viel zerrüttender die Folgen, welche für die Kirche ſelbſt, und für das Oberhaupt derſelben aus dem unſeligen Zwieſpalt mit der weltlichen Macht, und dem Staats-Oberhaupt hervorging. In dem großen Kampfe der Päbſte und der geiſtlichen Macht, mit den Kaiſern, war doch das wirkliche Recht der Gegenſtand des Streits geweſen, und zwar die erſte Grundlage, und der höchſte Inbegriff alles Rechts im chriſtlichen Staate, und überhaupt in der menſchlichen Geſellſchaft; und wie viel Unrichtiges auch durch die abſoluten Uebertreibungen der ſpätern Zeit beygemiſcht ſeyn mag, es lag von der einen wie von der andern Seite, wenigſtens eine erhabene Idee zum Grunde. Mit Philipp dem Schönen in Frankreich, welches nun ſtatt der ehemaligen Kaiſer in dieſe Oppoſitionsſtellung der weltlichen Macht gegen die geiſtliche, und gegen das kirchliche Oberhaupt eintrat, beginnt eine ganz neue Epoche in der damahligen Staatskunſt von Europa, die nun ſchon aufgehört hatte, eine chriſtliche zu ſeyn. An die Stelle jener groſſen Motive, und erhabenen Ideen, wie wir ſie bey einem Gregor dem Siebenten, oder Kaiſer Konrad und Barbaroſſa wahrnehmen, trat nun gemeine Politik, egoiſtiſche Habſucht und unwürdige Argliſt. In jeder Hinſicht herrſchte, ſo groß ſeine Macht dieſer Ausdehnung, und dem Nahmen nach ſchien, ſo fehlte es ihm doch an der wirklichen Kraft und dem feſten Zuſammenhange ſeiner zuſammengeſetzten Monarchie, bey den verſchiedenartigen Zwecken, die er zu verfolgen hatte, in dem Kampf gegen die Uebermacht ſo vieler feindlich gegen ihn verbundnen Elemente. Der ſpaniſchen Monarchie hat er wohl einen großen Glanz verliehen, auch in Italien iſt er Herr geblieben; aber nur ſehr unvollkommen war ſein Gelingen gegen die mahomedaniſche Uebermacht, gegen welche die bedrängte, und noch weiter bedrohte Chriſtenheit zu ſchützen, damahls für die erſte Pflicht des Kaiſers, als des allgemeinen bewaffneten Schirmherrn derſelben, gehalten wurde. Sein Friedensſyſtem, in Beziehung auf die deutſchen Proteſtanten erreichte ſeinen Zweck nicht, da der Strom der unruhig bewegten Zeit, und der einmal in Gährung gebrachten Meynung alles mit ſich fortriß; und ſein Wunſch, durch ein allgemeines Concilium die Ordnung in der Kirche und in der Welt, wieder herzuſtellen, und auch im Gebiete des Glaubens und der Religion neu zu begründen, kam erſt nach ihm zur vollendeten Ausführung.

Was nun den erſten Ausbruch, und die ganze Erſcheinung des Proteſtantismus betrifft, will ich nur im voraus bemerken, daß ſowohl der Streit über das Dogma, als auch das Urtheil über das perſönliche Recht oder Unrecht, den moraliſchen Charakterwerth oder Unwerth der Perſon, eigentlich ganz außer meinem Kreiſe liegt; und daß mein Zweck einzig darauf gerichtet ſeyn kann, die verſchiedne Art, wie ſich der einmal begonnene Religionskrieg, in den drey oder vier Ländern, welche er vorzüglich, und am merkwürdigſten betroffen hat, ſo wie auch die in jedem Lande und bey jeder Hauptnation ganz von einander abweichende Form des Ausgangs, die man endlich aus der Verwirrung gefunden, oder genommen hat, hiſtoriſch treffend zu charakteriſiren; beſonders auch in dem Einfluß auf die chriſtliche Staatsentwicklung der neuen Zeit, und in der Rückwirkung auf die europäiſche Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, welche beyde eigentlich das hauptſächliche Thema für den letzten Abſchnitt und den vollſtändigen Schluß dieſer Philoſophie der Geſchichte bilden. Nur der eigentliche Beziehungspunkt der Perſon und des Dogma, auf das hiſtoriſche Ereigniß, welches allein hier der Gegenſtand bleibt, und ſo weit es für den hiſtoriſchen Zuſammenhang nöthig ſcheint, iſt noch mit einigen Worten in der Kürze zu berühren. Zuerſt verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß ein Mann, der eine ſo große Bewegung in allen Gemüthern, und in ſeiner ganzen Zeit hervorgebracht hat, auch mit einer außerordentlichen Kraft des Geiſtes, und Stärke des Charakters begabt ſeyn mußte. Auch findet ſich in ſeinen Schriften eine erſtaunenswerthe Macht der kühnen Rede, und des oft nicht minder ſtarken Gedankens, hinreißend oder erſchütternd in der leidenſchaftlichen Begeiſterung. Dieſe letzten Eigenſchaften ſind freylich nicht ſo vereinbar mit der Klarheit des Begriffs im beſonnenen, ruhig abwägenden, rein entſcheidendem Urtheil; überhaupt wird über die Anwendung, die von dieſer genialiſchen Kraft gemacht wurde, freylich das Urtheil nach denen Grundſätzen, welchen jeder von der einen, oder der andern Seite folgt, nicht anders als verſchieden ausfallen können; die genialiſche Kraft, und ausdauernde geiſtige Charakterſtärke ſelbſt aber, muß unbezweifelt anerkannt werden. Viele, die nachher der neuen Lehre keinesweges zugethan waren, glaubten daher auch Anfangs, dieſer ſey der eigentliche Mann des Zeitalters, der einen höhern Beruf habe, für das große Werk der Wiederherſtellung, deſſen tiefes Bedürfniß damahls allgemein gefühlt wurde; denn eine gänzliche Umwälzung des Alten, hatte damahls noch Niemand unter den rechtlich und beſſer Denkenden im Sinne. Wenn man jetzt, ſo lange nachher, manche grelle Aeußerungen, ja ſo gar einzelne, nicht bloß rauhe, ſondern rohe Worte, aus ſeinen Schriften ausheben, und für das Gegentheil anführen möchte, ſo kann dadurch dieſes nicht entſchieden, und überhaupt nicht viel dadurch erwieſen werden. Es war jene Zeit überhaupt, und auch nicht bloß in Deutſchland ſondern auch bey den andern am höchſten cultivirten Nationen, etwas derber in Worten und Sitten, und noch nicht von ſo ganz überverfeinertem, und endlich zu Nichts abgeſchliffnem Charakter. Dieß hätte keine weſentliche Störung gemacht; denn wohl wußten es die Verſtändigen, daß die Wunden der alten Mißbräuche auch ſehr tief, und bis in die Wurzel ſchadhaft ſeyen; es ſtieß ſich niemand daran, wenn das Meſſer, welches den Schaden ausgraben ſollte, etwas tief einſchnitt. Und von einer Seite erwarb ſich Luther die hohe Achtung der Fürſten, auch ſelbſt derer, die gegen ihn geſtimmt waren; denn als kurze Zeit nach dem erſten Anfang, ein allgemeiner Bauern-Aufruhr ausbrach, ähnlich den Verwüſtungen der Huſſiten; ſo trat Er, weit entfernt ihn wie andre der neuen Lehrer, anzuſchüren, mit der ganzen Kraft ſeiner donnernden Beredſamkeit, und mit dem völligen Gewicht ſeines unbedingten Anſehens dagegen auf, wie er denn überhaupt in politiſchen Dingen und Verhältniſſen gar nicht demokratiſch, wie etwa Zwingli oder Calvin, geſinnt, ſondern ganz für die abſolute Fürſtengewalt, nur freylich in ſeiner proteſtantiſchen Weiſe und Anſicht geſtimmt war. Und eben dadurch, und vermöge der hiedurch erworbenen Autorität, und Zuſtimmung der Staatsmacht, iſt der Proteſtantismus innerlich befeſtigt und conſolidirt worden, der ſonſt in allgemeine Anarchie wie bey den Huſſiten, und wie es ſich auch im Bauernkriege dazu anließ, ausbrechend, unfehlbar wieder ganz unterdrückt worden ſeyn würde, wie ſo viele der frühern Volks-Bewegungen, da bloß unter dieſer Form der Proteſtantismus ſchon etwas ſehr Altes, und ſchon um mehrere Jahrhunderte früher entſtanden war; da ohnehin keiner von den andern Häuptern und Führern der neuen Parthey die Kraft hatte, und im Stande geweſen ſeyn würde, den Proteſtantismus aufrecht zu erhalten, der ſo wie er noch beſteht, einzig und allein das Werk, und die That dieſes, in ſeiner Art einzigen, und allerdings welthiſtoriſchen Mannes geweſen und noch iſt. Es war überhaupt viel auf die Seele dieſes Mannes gelegt, und iſt dieſes in jeder Hinſicht ein entſcheidender groſſer Wendepunkt, in dem geſchichtlichen Gange der Zeiten und der Menſchheit geweſen. Die eigentliche Aufgabe wäre wohl geweſen, die unglückſelige Verwirrung der praktiſchen Begriffe, nämlich die durch die ganze Lage der Dinge in Europa, und durch den Urſprung der abendländiſchen Landes- und Geiſtes-Cultur ſelbſt veranlaßte Verwicklung, und nicht ſelten Verwechslung der kirchlichen und geiſtlichen Verhältniſſe, mit den weltlichen und politiſchen, überhaupt den alten Zwieſpalt zwiſchen dem

Staat und der Kirche, zu löſen, und in friedlicher Schlichtung und Vermittlung zur klaren, chriſtlichen Entſcheidung zu bringen; wo dann von ſelbſt die vielen, überall aber nur fragmentariſch vorhandnen Lichtpunkte der wahren chriſtlichen Frömmigkeit und demüthigen Aufopferung, ſo wie auch die neu gegebenen Anhaltspunkte, und Entdeckungsſpuren, für die immer fortſchreitende europäiſche Wiſſenſchaft, in immer ausgebreitetere, und lebendigere Wirkſamkeit getreten ſeyn würden, was jetzt durch den allgemeinen europäiſchen Bürgerkrieg zwiſchen beyden Glaubens-Partheyen ſo mannichfach gehemmt ward, und nun erſt ſo viel ſpäter, zur kräftigen ungehinderten Ausführung kommen konnte. Durch die gänzliche Losreiſſung aber von der hiſtoriſchen Ueberlieferung, worin vorzüglich das Abſolute und Fehlerhafte, oder für die Zeit Verderbliche dieſes ganzen Beginnens ſich ankündigte, wurde das Uebel unheilbar, und mußte ſelbſt für die hochgeprieſene bibliſche Sprachkenntniß und Wortgelehrſamkeit, der eigentliche Schlüſſel der wahren Auslegung, deſſen Geheimniß eben nur in jener heiligen Ueberlieferung zu finden iſt, mit verlohren gehen, wie es die Folgezeit zur Genüge erwieſen hat. Und wie könnten, wenn dieß auch nicht ſo wäre, bloß gelehrte Inſtitute von bibliſcher Sprachkunde, verbunden mit einigen auf reine Moral gerichteten Volksſchulen ſchon hinreichen, um das Weſen und den Inhalt einer Religion zu bilden? Dieſes wird nirgend ſo deutlich gefühlt, und ſo klar anerkannt, als im jetzigen proteſtantiſchen Deutſchlande, wo doch die erſte Anfangswurzel, der bewegende Mittelpunkt, und über das Ganze waltende Geiſt, und das volle Herz, und die eigentliche Lebenskraft des Proteſtantismus gelegen iſt; und wo man nun, um jenen innerlich fehlenden Religionskern zu erſetzen, bald in einer äußern liturgiſchen Form, oder in der prunkenden Sprachgelehrſamkeit und Bibelforſchung, ohne den innern Schlüſſel dazu, bald in einer vermeynten philoſophiſchen Grundlage des Rationalismus, oder in den Irrgängen und Untiefen eines bloß innerlich umherſuchenden pietiſtiſchen Gefühls, das Gegenmittel zu finden bemüht iſt. Allerdings werden wohl auch in dem katholiſchen Gebiet hier und da, die nämlichen, oder doch ganz ähnliche Wege der vermeynten endlichen Auskunft, in einem ſolchen Rationalismus, in einer falſchen theologiſchen Aufklärung, wie in den letzten neologiſchen Zeiten, oder in einem nicht hinreichend feſt geſicherten und erprobten myſtiſchen Gefühl, wie bey einigen Janſeniſten, vorgefunden; wie denn die feindliche Abſtoßung zwiſchen zwey entgegenſtehenden Partheyen, nicht immer die Nachahmung des Verkehrten, oder die krankhafte Anſteckung des Fehlerhaften ausſchließt; und um ſo weniger kann es einer Philoſophie der Geſchichte angemeſſen ſeyn, in dieſe Streitigkeiten ſpeciell naher, und individuell ſelbſt mit einzugehen. Für den erſten Anfang jener großen Weltbewegung, und für das damahlige Zeitalter, kann uns nur das Gefühl des Bedauerns zurück bleiben, daß die große Aufgabe deſſelben und das demſelben auferlegte ſchwere Werk der allgemeinen Wiederherſtellung, und einer wahren Reformation, in der durchaus revolutionären Wendung, welche die Sache nahm, ſo ganz unerfüllt geblieben, ja von den erſten Hauptcharakteren jener Jahrhunderte, gar nicht einmal geahndet, und empfunden worden iſt. Die früheren Streitigkeiten zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Macht, hatten meiſt nur die Herrſchaft über die Länder, über Grund und Boden, überhaupt über das kirchliche Eigenthum, und beſonders die Oberhoheit über dieſes letzte zum Gegenſtande. Nun waren zwar wohl die geiſtlichen Güter, und die vortheilhaft anlockende Einziehung derſelben, eine mitwirkende Urſache bey der Ausbreitung des Proteſtantismus; ſo wurde gleich damahls Preußen, als die Heimath des deutſchen Ordens, nun in ein weltliches Familien-Herzogthum verwandelt und umgeſtürzt; und im innern Deutſchlande ſelbſt überzog ein tapfrer berühmter deutſcher Ritter, nach den Begriffen der damahligen Fehde-Zeit, einen der geiſtlichen Churfürſten mit Krieg, da er deſſen Land, ſo wie alles geiſtliche Gut ohne Zweifel nun als eine jedermann offenſtehende redliche Beute anſah. Abgeſehen aber von ſolchen kleinen Nebenbewegungen und Seitenwirkungen, da in mehreren proteſtantiſchen Ländern auch, wie in England und Schweden, das kirchliche Eigenthum unangetaſtet, und ſelbſt die Epiſkopal-Verfaſſung aufrecht erhalten blieb, nahm der deutſche Proteſtantismus ſelbſt in ſeiner feindlichen Oppoſition gegen die Kirche, eine ganz andre, durchaus mehr geiſtige Richtung, und war vielmehr das Prieſterthum das religiöſe Ziel ſeines vernichtenden Strebens. Und dieſes iſt auch der eigentliche Punkt wo der dogmatiſche Streit in die hiſtoriſche Wirklichkeit eingreift; da das Prieſterthum natürlich ſteht und fällt mit dem Glauben an das Geheimniß. Dieſes letzte ſelbſt anzugreifen, wie es zwar bey der einen Hälfte der Proteſtanten in der Schweiz und Frankreich, in den Niederlanden und England geſchah, hat Luther nicht gut geheiſen, vielmehr auf das heftigſte gemißbilligt, ſondern nur durch eine Diſtinction das Geheimniß von dem Prieſterthum abzuſondern geſucht; wiewohl leicht vorauszuſehen war, daß mit dem Glauben an das Eine, auch die Annahme des Andern bald dahinſinken, und erlöſchen muß, wie es ſich auch in der Wirklichkeit und fernern hiſtoriſchen Entwicklung genugſam bewährt hat. Da nun aber das große Religionsgeheimniß, auf welchem auch das chriſtliche Prieſterthum beruht, den einfachen, obwohl tiefen innern Mittelpunkt aller andern Dogmen bildet; ſo war mit der Verwerfung, oder mit dem Angriff auf daſſelbe, auch die völlige Losreißung von dem Mittelpunkte unvermeidlich, und ſchon im voraus entſchieden; und es konnten die mehrmals verſuchten friedlichen Colloquien gelehrter und wohldenkender Männer von beyden Partheyen, keinen eigentlichen, und wirklich zum Ziel führenden Erfolg haben, ungeachtet man wohl manchmal, wie z. B. bey den Aeußerungen des ſanften Melanchthon, faſt in Verlegenheit ſeyn könnte, das Wenige darin zu bezeichnen, und herauszufinden, was mit der alten katholiſchen Lehre nicht übereinſtimmt; ſo nah verwandt, und faſt gleichlautend ſcheint ſich alles darzuſtellen, wenn man bloß auf das Einzelne ſieht. Eben ſo fruchtlos war auch das Friedens-Syſtem, und die raſtlos redlichen Bemühungen Kaiſer Karl des Fünften, der mit ſeinem Interim nur Aufſchub bezweckte, im Stillen hoffend, die wogenden Fluthen jener Anarchie, und aller dieſer neue Ideenſtreit, würde ſich mit der Zeit von ſelbſt wieder legen, und endlich ganz verliehren. Es iſt aber dieſes Interim von längerer Dauer geweſen, als es irgend in der erſten Abſicht lag, und es harret daſſelbe noch dem damahls ſchon in zwey ungefähr gleiche Hälften getheilt, zwiſchen der alten und der neuen Parthey, wie noch jetzt ſelbſt in der Volkszahl; und wenn gleich die politiſche Macht nicht allein von dieſer abhängt, wo ſo viele fremdartige Elemente hinzukommen, wie damahls, ſo waren doch die beyden kämpfenden Theile ſtark genug, um in dem Kampfe nicht ſo leicht zu erliegen. Dieſes hat in der Folge das dringende Bedürfniß eines wahren und dauerhaften Friedens, und die Erkenntniß von der höhern Nothwendigkeit deſſelben mit herbeygeführt. Zunächſt und zuerſt aber ward der Kampf dadurch noch hartnäckiger und lang andauernder. noch mehr aber trug dazu bey die Einmiſchung faſt aller großen europäiſchen Continentalmächte, von der einen wie von der andern Seite. Nirgends iſt der Religionskrieg ſo weit umfaſſend und verwickelt, hartnäckig fortdauernd, und auf viele Generationen hinaus verwüſtend geweſen als hier. Dieſe dreyßigjährige deutſche Verwüſtungszeit in welcher die früher blühende Cultur, und die veſten Kräfte von Deutſchland zu Grunde gegangen ſind, bildet eine große hiſtoriſche Scheidewand zwiſchen dem ehemaligen Deutſchland, welches im Mittelalter das mächtigſte, blühendſte und reichſte Land von Europa geweſen, und dem neuen, aus der allgemeinen Zerſtörung und langer Ermattung allmählig ſich wieder emporhebenden, und wie aus dem Grabe oder der finſtern Todesnacht des alten Zwieſpalts, wieder zum Licht und Leben zurückkehrenden Deutſchlande der letzten, glücklichern Epoche. Der Urſprung des Kriegs darf uns am wenigſten befremden; vielleicht iſt faſt noch zu wundern, daß er nicht ſchon eher zum Ausbruch kam; und ſelbſt daß der äußere Krieg nun ſchon ſo lange ſinnes entbehrten, iſt die Kunſt mehrentheils nur entweder eine Sklavin der Sinnlichkeit oder der Vernunft. Nur durch merkwürdigen, reichen, neuen und ſonderbaren Inhalt, oder durch einen ſinnlich reizenden Stoff kann eine Darſtellung ihnen anziehend und intereſſant werden. In wiefern nun die alten Dichter der Griechen uns jene vollkommne Anſchauung, als höchſtes Urbild des Schönen in der Kunſt, nach den verſchiedenen Arten und Bildungsſtufen derſelben, darſtellen, das erfordert eine beſondre Betrachtung.

zurückgehalten war, kann zu der Heftigkeit und Erbitterung des erſten Kampfes beygetragen haben. Der frühere Religionsfrieden war im Grunde doch nur ein Waffenſtillſtand; ein wieder verlängertes Interim, wo genug Punkte übrig blieben, über die es ſelbſt bey dem redlichſten Willen von beyden Seiten, zu einer gerechten, friedlichen Ausgleichung, ſehr ſchwer, oft faſt unmöglich ſchien, dieſe wirklich zu erreichen. Der erſte unglückliche Zufall konnte die Flamme auflodern machen, wo überall ſo vieler Zunder und Brennſtoff vorhanden war; dieß geſchah zuerſt in Böhmen, wo die alten Huſſiten-Unruhen wohl mit Gewalt, wie es beym erſten Ausbruch nicht anders ſeyn konnte, niedergeſchlagen, aber wie es ſich jetzt zeigte, nicht bis auf die innerſte Lebensquelle zurückgehend, an der Wurzel des Uebels ſelbſt vollſtändig ausgeheilt waren, ſondern noch kranken Gährungsſtoff genug zurückgelaſſen hatten. Doch blieb dieſer erſte Anfang weder allein der Gegenſtand, noch war es auch der einzige Anlaß des Krieges, den einige Hiſtoriker vielmehr als eine ganze Reihenfolge, und verwickelte Complication von mehreren, zum Theil auch in ihrem Zweck verſchiedenartigen Kriegen betrachten wollen. Das ganze Land, die Zeit ſelbſt ſchien ſich in Krieg aufzulöſen, der nun der allgemeine Zuſtand, die herrſchende Gewohnheit, und bleibende Form des öffentlichen Lebens, und eine zweyte Naturnothwendigkeit geworden zu ſeyn ſchien. Indeſſen ſind ſchon ſo viele der vornehmſten Theile und Abſchnitte aus dieſem großen Trauerſpiele, Ferdinand des Zweyten religiöſe Geſinnung und ſtandhafte Charakterſtärke, Guſtav Adolfs hoher Kriegsruhm und ſchwediſche Eroberungen, Wallenſteins Feldherrn-

Talente, und unglückliche Kataſtrophe, als eben ſo viele einzelne Acte und Scenen deſſelben herausgehoben, und mit Meiſterhand geſchildert worden, daß es unnöthig ſeyn würde, bey dieſen großen Erinnerungen länger zu verweilen, obwohl der Stoff an ſich immer noch unerſchöpflich bleibt. Der Friede, der endlich durch eine höhere Nothwendigkeit hervorging, iſt dasjenige, was für dieſen hier genommenen Standpunkt das Intereſſe am meiſten an ſich zieht. — In dem Kapitel von den Entſchädigungen iſt er allerdings nicht viel anders geweſen, als jeder andre allgemeine Frieden, wo es Länder und Länder-Parcellen zu vertheilen, oder auch zu ſäculariſiren gibt, wo aber der Prätendenten für die Entſchädigungen noch weit mehr ſind als vorhandene Austheilungs-Portionen. Als endlich wiederhergeſtellter, und ſo viel als möglich befeſtigter Reichsfrieden, beruhte er nun doch nicht mehr wie ſonſt auf der eigenen Kraft, ſondern war jetzt abhängig von dem geſammten europäiſchen Staaten-Syſtem, und dem in dieſem waltenden Princip des Gleichgewichts, deſſen Idee allgemeiner zu verbreiten und zu entwickeln er gleich damahls, und noch mehr in der ſpätern Folge viel beygetragen hat. Hier aber betrachte ich ihn vornehmlich nur als Religionsfrieden, oder das definitive Ende alles Religionskrieges, da er von dieſer Seite weſentlich nicht wieder verletzt worden; als einen bleibenden Religionsfrieden, der ſeinem weſentlichen Inhalt nach, auch noch in der Geſinnung feſtſteht, während jene beyden Beziehungen, in welchen er allerdings nur ſehr unvollkommen erſcheint, ſchon ihr praktiſches Intereſſe größtentheils verlohren haben. Hiſtoriſch in ſeinem Urſprunge und bis zur Vollendung betrachtet, hat er ſchon als bloße Arbeit des Fleißes in der Gerechtigkeit, und als endlich gelungenes Werk der unermüdeten Anſtrengung unter allen frühern Friedensſchlüſſen nicht ſeines Gleichen gehabt, und iſt eben daher auch die Grundlage des europäiſchen Völkerrechts, und zugleich das vornehmſte Quellenſtudium für die diplomatiſche Friedenswiſſenſchaft der neuern Zeit bis auf die unſrige herab, geworden. Eben daher auch ſeine unerſchütterlich feſte Dauer. Die Völker, und die ganze damahlige Zeit, ſegnete ihn als das Ende des langen Unheils, aber ungleich wichtiger noch iſt ſeine Wirkung auf die Nachwelt geweſen. Der Religionsfrieden, ſo wie er hier feſtgeſtellt wurde, iſt der deutſchen Nation zur zweyten Natur und zum eigentlichen National-Charakter in der neuern Zeit geworden; da ihre höhere hiſtoriſche Beſtimmung, auch in dem geiſtigen Gebiete, entweder hier zu finden iſt, oder nirgends ſonſt. Man kann ſagen, daß es wie jeder Frieden, wo man über das erſte Princip und den innerſten Mittelpunkt der ganzen Rechts- und Streitfrage nicht Eins iſt, und geſchieden bleibt, nur ein Waffenſtillſtand, und wieder nur ein bloßes Interim geweſen ſey; wohl aber ein geheiligter ewiger Waffenſtillſtand, ein göttliches Interim: d. h. ein bis auf die endliche göttliche Entſcheidung, die auch gewiß nicht ausbleiben wird, ausgeſtellter friedlicher Mittelzuſtand. Ganz gleichgültig für den Standpunkt der welthiſtoriſchen Beurtheilung und Beziehung dieſes Friedens, für die Vergangenheit und über die Gegenwart hinaus, auf die entſcheidende Zukunft, iſt auch das juriſtiſche Bedenken, inwiefern, und unter welchen Reſtrictionen dieſer Frieden unter den veränderten Verhältniſſen der neueſten Zeit noch als wirklich geltend, und politiſch bindend betrachtet werden könne. Denn er iſt nun doch ſchon ganz ins Leben übergegangen, und mehr als jeder andre zur Wirklichkeit geworden; und auf jenem weitern welthiſtoriſchen, auch die Zukunft mit umfaſſendem Standpunkte, iſt der allgemeine Zweck und Geiſt des Ganzen oder höhere Sinn dieſes Religionsfriedens, nachdem das meiſte Einzelne darin allerdings ſeinen Werth, oder den Gegenſtand ſeiner Anwendung verlohren hat, ſeiner eigentlichen Bedeutung und Erfüllung um ſo viel näher gerückt, als ehedem, wo es einzig auf den praktiſchen Gebrauch für beſondere Fälle ankam. Es iſt alſo dieſer freylich bloß äußere, aber auf ewig geſchloſſene Religionsfrieden, oder auch Waffenſtillſtand, und bloßes, aber geheiligtes Interim, nur die Einleitung und die Vorhalle zu einem andern, viel allgemeineren Geiſter- und höhern Gottes-Frieden, auf welchen unſre Zeit, und die ganze neuere Geſchichte für die Epoche der vollendeten Wiederherſtellung unwiderruflich angewieſen iſt. Wie konnte denn wohl das Chriſtenthum, d. h. die ewige Wahrheit ſelbſt für immer in Zwieſpalt zerriſſen bleiben? Die Auflöſung des großen Problems der letzten drey Jahrhunderte, und dieſer Zeit insbeſondre, iſt aber gewiß keine verwickelte, außer wenn man ſie dafür hält, und in dieſem Sinn behandelt; ſondern eine höchſt einfache. Denn wenn nur erſt das Wiſſen und der Glauben vollſtändig und lebendig Eins ſind, welches eben die Aufgabe aller wahren und höhern Philoſophie bildet, ſo wird auch der Glauben ganz von ſelbſt in ſich wieder Eins werden, und alsdann auch der Zwieſpalt und die Trennung aufhören.

Aber auch für die äußere Politik und öffentlichen Verhältniſſe der Zeit und der Gegenwart, iſt dieſes große und gründliche Friedenswerk eine neue Grundlage der chriſtlichen Weltgeſinnung für das europäiſche Völkerrecht und Staaten-Syſtem geweſen und geworden; welche, wo eine abſolute Gerechtigkeit, was ſo ſelten möglich iſt, noch nicht Statt finden kann, wenigſtens eine friedliche Ausgleichung, nach dem Princip der Billigkeit und dem chriſtlichen Geſetz der Liebe, allem andern voranſtellt; und iſt dadurch auch für die ganze nachfolgende Zeit der entſchieden friedliche Charakter in der erhaltenden Politik der großen deutſchen Hauptmacht von Oeſterreich für immer beſtimmt worden. Religionskriege ſind zwar in England und Frankreich noch einigemal nachher geweſen oder begonnen; indeſſen waren es nur wie die letzten Bewegungen und Nachwehen dieſer furchtbaren Zeit des convulſiviſchen Kampfs. Bald legten ſich auch dieſe, und nach dem Beyſpiel und Vorgange dieſes überall hochgeprieſenen großen deutſchen Religionsfriedens, iſt derſelbe bald allgemein als ein unverletzliches und chriſtlich nothwendiges Princip für ganz Europa ſtillſchweigend anerkannt worden.

Zu den letzten und ſchrecklichſten Nachwirkungen der allgemeinen Kirchenrevolution, gehört die des Zuſammenhanges wegen ſchon früher erwähnte unheilvolle Hinrichtung Karls des Erſten in England, unmittelbar und nur ein Jahr nach dem großen deutſchen Religionsfrieden; und erſt vierzig Jahre ſpäter erfolgte dann der bleibende engliſche Nationalfrieden in der endlichen Conſtitutions-Beruhigung. In Frankreich gehört unter die bedaurungswürdigen Ereigniſſe, und zu bemerkenden Charakterzüge dieſer Schreckenszeit, die mit einmal geſchehene Zurücknahme des letzten und verhältnißmäßig wenigſtens etwas feſter ſcheinenden und ſcheinbar länger dauernden franzöſiſchen Religionsfriedens in dem Edikt von Nantes, die uns zwar inſofern eigentlich nicht befremden kann, als jenes Edikt gegen das groſe und gründliche deutſche Friedenswerk gehalten, eigentlich ſo gut wie gar keine feſte und ſichre, weder innre noch äuſere Garantie in ſich enthält, und alles hier von der abſoluten Willkühr abhing. Indeſſen kam jene im Lande ſelbſt und auch auswärts für die damahlige Zeit und Welt erſchreckende Maaßregel ſo lange hinterdrein äuſerſt unerwartet. Zu den Nachwehen, oder begleitenden Folgen derſelben, gehört auch der mit ſo groſer Härte durchgeführte Vernichtungskrieg gegen den Volks-Proteſtantismus in dem Cevennen-Gebirge, wo derſelbe zum Theil wohl mit den ähnlichen Bewegungen der frühern Zeit zuſammenhängen und noch von den ältern Secten des Mittelalters herſtammen mochte. Ueber jenen Wiederruf des Religionsfriedens, kann man, ganz abgeſehen von der beſſern Hoffnung eines friedlichen Rechtszuſtandes, bloß als Maaßregel der Gewalt beurtheilt, in rein-hiſtoriſcher Anſicht nur ſagen: daß ein ſolcher Mißbrauch derſelben von Seiten der Majorität, (und dem überwiegenden Einfluß derſelben wurde ſie doch ohne Zweifel in der öffentlichen Meynung zugeſchrieben) in dem Heimathslande der leidenſchaftlichen Reaction nicht anders als ein höchſt gefahrvolles Beyſpiel und Ereigniß ſeyn konnte; und ſo ſind denn auch noch in unſern Tagen die Emigranten das hiſtoriſche Seitenſtück zu den damahls ausgetriebenen, und auswandernden Hugenotten geworden. Den eigentlichen und nächſten Zweck konnte jene gewaltſame Ausſcheidung des Proteſtantismus doch nicht erreichen; denn der Geiſt deſſelben hatte ſchon allzu tiefe Wurzel in Frankreich geſchlagen, als daß das Uebel noch auf dieſe Weiſe, und ohne geiſtige Beſiegung und Heilung, hätte bloß mechaniſch abgewehrt werden können. Nicht einmal die proteſtantiſche Einwirkung aus der franzöſiſchen Schweiz hat aufgehört, ſondern iſt erſt ſpäterhin recht mächtig geworden; eine ungleich tiefere Wunde aber wurde der katholiſchen Sache in Frankreich durch die Verbreitung der janſeniſtiſchen Lehren von den franzöſiſchen Niederlanden her, geſchlagen, die durch große ſchriftſtelleriſche Talente unterſtützt, einen ſo mächtigen Einfluß in dem damahligen Frankreich gewonnen haben. Es war das Weſentlichſte von Calvin's Rationalismus, mit pietiſtiſchen Gefühlen vermiſcht, und in einem äußerlich möglichſt katholiſchen Anſtrich vorgetragen. Nicht die kleine Parthey der von der Kirche ausgeſchloſſenen und von beyden Seiten völlig iſolirten Janſeniſten zu Utrecht, konnte Frankreich und der öffentlichen Lehre und geltenden Meynung daſelbſt ſchaden, ſondern der gemilderte oder verſteckte Janſenismus, welcher mitten in der gallikaniſchen Kirche drinnen blieb, und dort fortwucherte; und alle dieſe mehr oder minder entſchiednen oder verſteckten proteſtantiſche Einflüſſe, erhielten ihre volle Sanction noch durch den von der oberſten Staatsgewalt ſelbſt ausgeſprochnen Begriff und Grundſatz einer gallikaniſchen Kirche. Denn wenn gleich in einer proteſtantiſchen Staatsverfaſſung, wie die von England, der Begriff von einer National-Kirche, wie die anglikaniſche, ſo ſehr derſelbe auch mit dem Weſen und erſten Grundſatz des Chriſtenthums ſtreitet, doch wenigſtens in dieſtand des Menſchen zurückführen zu wollen, können wir darin nur einen Zuſtand der Verwilderung und eine Ausartung ſehen und erkennen.

Der Menſch iſt alſo ſeinem Urſprunge nach und von Haus aus, an und für ſich kein Wilder; wohl aber kann er es werden, immer und überall und auch noch jetzt; oft ſehr ſchnell und leicht; mehrentheils aber geſchieht es doch wohl nicht mit einemmale, ſondern nur durch ein immer tieferes Hinabſinken von Stufe zu Stufe. Und ſo wollen wir es gern annehmen, wie es auch wirklich aus manchen hiſtoriſchen Gründen wahrſcheinlich iſt, daß dieſes beſonders auch beym Anfange des Menſchengeſchlechts, nicht ſogleich nach dem erſten Rückfall und auch dann nicht gleich ganz, ſondern langſam und erſt Schritt vor Schritt geſchehen iſt; und daß daher alle ſogenannten Wilden, obwohl des gleichen Urſprungs aus dem Einen alten Menſchenſtamm, wie auch die edelſten und gebildetſten Völker, nur allmählig verwilderte und immer tiefer in die thieriſche Rohheit herabgeſunkene Menſchenſtämme ſeyen.

Selbſt das Zerfallen des Einen Menſchengeſchlechts in eine Mehrheit von Nationen und in dieſe Menge chaotiſch verſchiedener Sprachen, ſcheint der hiſtoriſchen Ueberlieferung zu Folge erſt ſpäterhin in ſeinem vollen Maaße Statt gefunden zu haben, während Anfangs nur von einer Theilung in zwey Stämme oder Völker und entgegengeſetzte Hälften der Menſchheit Erwähnung geſchieht. Ich nannte die hiſtoriſche Ueberlieferung überhaupt, weil hier die wenigen und faſt räthſelhaften, aber ſinn- und inhaltsvollen Worte, welche die Moſaiſche Erzählung uns über dieſen erſten Gegenſatz und nun auch äußerlich und hiſtoriſch gewordenen Zwieſpalt der Menſchheit in der Urgeſchichte darbietet, auf eine höchſt merkwürdige Weiſe, auch in den andern Völker-Sagen ſich wiederfinden, unter denen ich vorzüglich nur die Griechiſche und die Indiſche ausheben werde. Wenn gleich nämlich dieſer älteſte Gegenſatz oder Zwieſpalt in der hiſtoriſchen Menſchheit, hier unter etwas verſchiedenen Lokalfarben und nicht ohne eine Beymiſchung von poetiſcher Ausſchmückung ſich darſtellt; ſo dient ſolches doch nur, wenn der weſentliche Inhalt aus jener Umgebung oder Beymiſchung rein herausgehoben wird, der allgemeinen hiſtoriſchen Grundwahrheit zu deſto größerer Beſtätigung. Ehe ich aber den Verſuch wage, jene erſte welthiſtoriſche Thatſache, welche den Inhalt der ganzen Urgeſchichte ausmacht, durch das Zuſammenſtimmen ſo verſchiedener und verſchiedenartiger Zeugniſſe in ein helleres Licht zu ſtellen, möchte ich eine dritte Grundregel des geſchichtlichen Studiums in Erinnerung bringen, die keines weitern Beweiſes bedürfen wird und welche darin beſteht, daß man beſonders, wo von der älteren und älteſten oder der Urgeſchichte die Rede iſt, nicht gleich das, was uns fremd dünkt oder Anfangs wunderbar ſcheint, bloß deswegen als unmöglich oder unwahrſcheinlich wegwerfen muß. Denn oft zeigt es ſich bey einem näheren Eindringen in die Sache, bey einem tieferen Verſtehen derſelben, daß gerade das, was uns beym erſten Eindruck oder Anblick als vorzüglich ſonderbar auffiel, das Wahre geweſen; während, wenn wir in einer von uns ſo weit entlegenen und von der unſrigen ſo ganz verſchiedenen Zeit und Welt, nur das bey uns Gewöhnliche und allgemein Bekannte, als das allein Wahre oder Wahrſcheinliche gelten laſſen, und auch dort überall wiederfinden und einführen wollten, dieß gerade zu den irrigſten und gewaltſamſten Hypotheſen führen würde. Was den Gegenſtand ſelbſt betrifft, ſo muß zuerſt bemerkt werden, daß in der Moſaiſchen Erzählung von der Urgeſchichte, dieſe und was wir die Weltgeſchichte nennen würden, eigentlich nicht mit dem Erſten Menſchen und deſſen Erſchaffung und weiteren Schickſalen beginnt, ſondern mit dem Kain und mit dem Brudermorde und Fluche des Kain. Jenes Frühere betrifft, wenn man ſo ſagen ſoll, nur das Privatleben des Adam, wenn gleich dieſes für alle Nachkommen des Erſten Stammvaters eine tiefe Bedeutung gewonnen hat. Es iſt dieſe erſte hiſtoriſche Thatſache von dem Urſprunge des Zwieſpalts im Menſchen und von dem ſich durch alle Geſchlechter und Zeiten forterbenden Unheil dieſes Zwieſpalts, aber ihrer Allgemeinheit wegen, wie ich ſchon früher bemerkte, zugleich eine pſychologiſche; und während hier in dieſem erſten Abſchnitt alles nur auf die Geheimniſſe der Religion deutet und ſich auf dieſe bezieht, kommen zugleich mit dem Kain und mit der Flucht des unſtäten Verbrechers nach Oſt-Aſien, die erſten recht eigentlich hiſtoriſchen Umſtände und Thatſachen in Erwähnung. Zuerſt die Gründung der älteſten Stadt, unter der wir allerdings wohl eine große oder wenigſtens altberühmte Stadt in Oſt-Aſien zu verſtehen haben; dann der Urſprung verſchiedener erblicher Stände, Gewerbe, Künſte, beſonders derer, die auf der Erfindung, oder der erſten Erkenntniß und Behandlung der Metalle beruhen, und die auch allerdings in der Geſchichte der menſchlichen Künſte und Erfindungen die erſte Stelle einnehmen. Bey der Muſik, wo dieſe ſo wie hier aus jener früheſten Urzeit erwähnt wird, muß man wohl eher an den medicinischen oder auch magiſchen Gebrauch derſelben denken,

Drittes Kapitel.

Kurzer Abriß von dem Ideal des Schönen in den Werken der griechiſchen Dichtkunſt, und von ihrer claſſiſchen Vollkommenheit; von dem früheſten Zeitalter der erſten Naturentfaltung, bis zu der ſpätern Epoche der ſchon entarteten Kunſt, durch alle Stufen der alten Bildung hindurch, nach dem ganzen Entwicklungsgange und Kreislaufe derſelben; und wo auf der Höhe der vollendeten tragiſchen Kunſt der Gipfel des höchſten Schönen erreicht worden.

Schon auf der erſten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundſchaft der Natur, umfaßte die griechiſche Poeſie in gleichmäßiger Vollſtändigkeit, im glücklichſten Gleichgewicht und ohne einſeitige Richtung oder übertriebne Abweichung, das Ganze der menſchlichen Natur. Ihr kräftiger Wachsthum entwickelte ſich bald zur Selbſtſtändigkeit, und betrat die Stufe, wo das Gemüth in ſeinem Kampfe mit der Natur ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt; ihr goldnes Zeitalter aber erreichte den höchſten Gipfel idealer Freyheit, oder der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung der Kunſt und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Bildung möglich iſt. Ihre Eigenthümlichkeit iſt der kräftigſte, reinſte, beſtimmteſte, einfachſte und vollſtändigſte Abdruck der allgemeinen Menſchennatur. Die Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt iſt eine allgemeine Naturgeſchichte der Dichtkunſt; eine vollkommne und geſetzgebende Anſchauung für die Entfaltung des Schönen.

als an die ſpätere Kunſt der ſchönen Melodie. Unter den andern Schmiedewerken und Gerathſchaften oder Kunſterzeugniſſen der Metall- und Bergkunde wird dann auch die Epochemachende Erfindung des Schwerdtes beſonders hervorgehoben. Von den kurzen räthſelhaften Worten, die darüber ausgeſprochen und aufbewahrt ſind, weiß man nicht recht, ob man ſie als den Ausdruck eines kriegeriſch begeiſterten Gefühls, oder als einen erneuerten Fluch und furchtbares Wehklagen über alle nachfolgenden Jahrtauſende des forterbenden Mordes und des unter dem Siegel der göttlichen Zulaſſung immer fortſchreitenden Unheils verſtehen ſoll. Am wahrſcheinlichſten iſt wohl der Urſprung der Menſchenopfer nach der dabey zum Grunde liegenden dämoniſchen Abſicht gemeynt, welche man vorzüglich als ein charakteriſtiſches Kennzeichen dieſes Stammes zu betrachten hat; und eine innre ſtrenge Traurigkeit des finſtern Sinnes ſcheint dieſe blutigen Opfer der Urwelt wohl bey vielen Völkern auch in den Sitten und Gebräuchen wie in der Sage und Geſinnung zu begleiten. Nicht bloß Städtebewohner aber werden von dieſem Stamme abgeleitet, ſondern ganz ausdrücklich auch nomadiſche Völker, wie deren ſo viele dort im mittleren Oſt-Aſien, wie auch jetzt noch, ſo vor Jahrtauſenden ſchon ihr wanderndes Leben fuhrten; wo auch ſehr häufig große Ruinen von uraltem Bergbau gefunden werden. Bemerkenswerth iſt es wohl, wie unter dieſen, nahmentlich noch bey den Tſchuden, an dem metallreichen Erzgebirge, eine umgekehrte Kains-Sage, wenn man es ſo nennen darf, gefunden wird; die Erzählung nämlich von dieſer Feindſchaft der erſten Menſchenbrüder, aber in dem andern Kainitiſchen Partheyſinne vorgetragen und umgeſtellt. Der älteſte unter den zwey Stammbrüdern ſey durch Gold- und Silbergraben reich geworden; der jüngere aber habe ihn beneidet und verjagt, wo dann jener gegen Oſten ſeine Zuflucht genommen und auch gefunden habe*). Alſo als ein Kunſtliebender, Metallkundiger, aber unfriedlicher und kriegeriſch gewaltſamer wird dieſer Stamm des Kain und der Kains Söhne gleich zu Anfang bezeichnet; wie ſie auch ſpäter wieder in der heiligen Urkunde als ein frevelhaft übermüthiges Rieſenvolk geſchildert werden. Auf der andern Seite aber wird vom Seth das Geſchlecht der in einfacher Gottesverehrung und frommer Sitteneinfalt friedlich lebenden Patriarchen hergeleitet. Dieſer zweyte Stammvater der Menſchen nimmt auch in der Ueberlieferung anderer Völker eine große Stelle ein und geſchieht noch beſonders von den Säulen des Seth Erwähnung, unter denen man wohl nur alterthümliche Denkmahle der heiligen Ueberlieferung, nach der Sitte der Urwelt, gleichſam die ſteinernen Bücher derſelben zu verſtehen hat. Ueberhaupt aber finden ſich dieſe zehn erſten heiligen Stammväter oder Patriarchen unter andern Namen nicht bloß in der indiſchen Sage, ſondern auch in der Ueberlieferung noch mehrerer aſiatiſchen Völker wieder; allerdings mit bedeutenden Variationen und nicht ohne mannichfache poetiſche Ausſchmückung. Da aber unverkennbar im Ganzen derſelbe Gegenſtand oder urhiſtoriſche Abſchnitt der Menſchheit gemeynt iſt; ſo dient dieſe Verſchiedenheit ſelbſt nur um ſo mehr zur Beſtätigung und lebendig vollſtändigeren Auffaſſung des weſentlichen Inhalts. Es war eine hiſtoriſch irrige Beſchränkung in der Anſicht einiger Schriftgelehrten der neuern Zeit, wenn ſie jede ſolche, bey andern Völkern ſich findende urhiſtoriſche Uebereinſtimmung ſo auffaßten und darſtellten, als ſey alles das nur eben aus der Moſaiſchen Erzählung geradezu entlehnt, oder gleichſam aus einem wohlerhaltenen Exemplar unſerer Bibel abgeſchrieben. Richtiger und dem Gange der alten Welt gemäßer iſt, was auch unbedenklich zugegeben werden kann, daß dieſen Völkern ſelbſt manches aus der Quelle der älteſten Ueberlieferung zugefloſſen war; nur daß ſie alles das individuell anders und nach ihrer Weiſe auffaßten und darſtellten; und daß ſie jene Stimmen der Vorzeit, jene heiligen Sprüche, Bruchſtücke und Räthſel der Urwelt nicht ſo rein und einfach bewahrten, vielmehr mannichfach poetiſch ausſchmückten, ſo daß alles auf den erſten Blick oft ganz fabelhaft erſcheint, obwohl bey längerer und näherer Betrachtung die weſentlichen Grundzüge der darunter liegenden urhiſtoriſchen Wahrheit überall noch ſehr kenntlich hervorleuchten.

---

*) Bey Ritter, Erdkunde I. Th. S. 548. 1te Aufl.

Unter zwey verſchiedenen Formen ſtellt ſich uns alſo die Urwelt in der Ueberlieferung dar, oder zwey ganz verſchiedene Zuſtände der Menſchheit ſind es, welche die Sage der Urgeſchichte ausfüllen. Von der Einen Seite ein Geſchlecht Gott ſuchender, friedliebender, in patriarchialiſcher Einfalt und Sitte lang lebender Menſchen, doch nicht ohne ein tieferes Wiſſen, in ſo fern dieſes bloß auf der heiligen Ueberlieferung oder der innern Anſchauung und Klarheit beruhen kann, und wie es in ganz andern Formen, in der alterthümlichen Schrift oder Bilderſchrift, nicht auf der vergänglichen Bücherrolle, ſondern im bleibenden Steindenkmahle für die ſpäteren Zeiten und Nachkommen niedergelegt ward. Auf der andern Seite ein Rieſenſtamm von gewaltthätig ſtarken, frevelhaft übermüthigen, vermeyntlichen Götterſöhnen, oder himmelſtürmenden Giganten, wie ſie in der ſpätern Heldenſage erſcheinen: Dieſer Gegenſatz und Zwieſpalt, dieſe Zertheilung in zwey Hälften und nach zwey verſchiedenen Seiten, oder auch dieſe zwey ſich feindlich entgegenſtehenden Urvölker in ihrem Kampf ſind nun der weſentliche Inhalt der ganzen Urgeſchichte. Nachdem einmahl der Zwieſpalt in den Menſchen gekommen war und nun zwey Willen in ihm ſind, wie ſie es auch ſchon damahls waren, ein göttlicher oder wenigſtens Gott ſuchender Wille und ein natürlicher, nur die Natur wollender, leidenſchaftlich herrſchſüchtiger Wille; ſo iſt wohl begreiflich, wie gleich Anfangs das Menſchengeſchlecht in zwey ganz verſchiedene Richtungen hat auseinander gehen und ſich trennen können. Obwohl jener Gegenſatz nun auch als eine Verſchiedenheit der Stämme oder zweyer Völker bezeichnet wird; ſo darf dieſes doch durchaus nicht als die Hauptſache betrachtet und das Ganze als ein bloßer Unterſchied zwiſchen einem edleren Menſchenſtamm und einer ſchlechteren Race oder Menſchengattung aufgefaßt werden; in der Weiſe etwa, wie ein deutſcher Gelehrter der verwichenen Generation das Ganze aller noch beſtehenden, oder auch in der Geſchichte der ſpätern ſchon hiſtoriſchen Zeit vorkommenden Völker ſich in zwey Claſſen abgetheilt hat; indem er überall, wo er edle Celten und den celtiſchen Stamm zu finden glaubte, den romantiſchen Edelmuth ſolcher Völker nicht hoch genug erheben kann, während er die unglückſeligen Mongolen und alles was er von den Mongolen herleitet, mit unerbittlichem Haß über den gan zen Erdkreis verfolgt. — In jener älteſten Zeit aber war es weit mehr ein Gegenſatz der Geſinnung und geiſtigen Richtung, als eine bloße Verſchiedenheit der Abſtammung, was die Welt in zwey Hälften und gegen einander kämpfende Partheyen theilte. In welcher weiten Ferne auch jene ganze Zeit und die damahlige Welt von unſerer jetzigen abſteht; ſo könnte doch dieſer erſte große Völkerzwieſpalt, von dem die Geſchichte Kunde gibt, auch eben ſo gut wie der zwiſchen zwey verſchiedenen Glaubens-Partheyen oder zwey feindlich gegen einander ſtehenden Meynungs-Secten aufgefaßt und begriffen werden, nur freylich in anderer Form und Weiſe, unter ganz andern Naturverhältniſſen als die jetzigen. Es war mit einem Worte der Gegenſatz zwiſchen der Religion und Irreligion, aber in den großen Dimenſionen der Urwelt, und mit der gigantiſchen Kraft durchgeführt, welche die älteſte Ueberlieferung dieſer allgemein beylegt.

In der griechiſchen Sage werden dieſe zweyerley Zuſtände der vorgeſchichtlichen Urzeit in der eigenthümliche Form aufgefaßt, daß ſie als von Geſchlecht zu Geſchlecht auf einander folgend, alſo als ein von Stufe zu Stufe immer tieferes Herabſinken in das Verderben, in der bekannten Sage von den Weltaltern geſchildert werden, deren freylich mehr als zwey und vier oder fünf hier aufgezählt erſcheinen. Doch ſind es eigentlich nur die Extreme des ſeligen Zuſtandes in der goldenen Zeit und in dem ehernen Zeitalter der herrſchenden Gewaltthat, welche als die weſentlichſten Endpunkte aus dem Ganzen hervortreten, und dienen die andern Mittelglieder nur als Uebergangsſtufen oder Ergänzung, das Gemählde vollſtändiger auszufüllen. Das erſte den Göttern befreundete Geſchlecht der ſitzungen in den andern drey Welttheilen, Polyneſien, Afrika und Amerika dazu gerechnet, hat auch eine ſehr weite Ausdehnung, und möchte es mit den hundert und zehn Millionen die in Indien unter ſeiner Herrſchaft ſtehen, dem chineſiſchen Reich wohl am nächſten kommen. Auch dürfte die Bevölkerung von Indien für die von China, deren wahrer Betrag allerdings nicht mit Sicherheit und zuverläſſig bekannt iſt, noch am erſten einen Maaßſtab der ohngefähren und wahrſcheinlichen Berechnung abgeben. Dem brittiſchen Geſandten Macartney ward eine officielle Angabe mitgetheilt, worin die ganze Bevölkerung von China, auf die ungeheure Summe von 330 Millionen berechnet war. Wenn man aber hier auch eine ſtatiſtiſch genaue Berechnungsweiſe, wie in Europa, bey den Chineſen vorausſetzen könnte; ſo würde es immer noch ſehr zweifelhaft bleiben, ob man ſich auf ihre Wahrheitsliebe in einem ſolchen Falle, und in dieſem Verhältniß zu Ausländern, und fremden Europäern verlaſſen könnte. Auch wird in einem andern, nur etwas frühern ſtatiſtiſchem Werk gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Bevölkerung nur auf 147 Millionen angegeben, und zugleich ſehr unglaublicher Weiſe hinzugefügt, daß ſie etwa hundert und funfzig Jahre früher, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, nur 27½ Millionen geweſen ſey; welche Schnelligkeit, oder welcher ungeheurer Sprung in der Zunahme, allen Regeln und Beobachtungen über den Anwachs und den Stufengang der zunehmenden Bevölkerung, auch in den civiliſirteſten Ländern widerſprechen würde. Auf dieſem Wege alſo, und aus der chineſiſchen Statiſtik ſelbſt, wird man hierüber wohl zu keiner Gewißheit gelangen können. Indeſſen aber iſt das große Land überall von ſchiffbaren Strömen und Kanälen durchſchnitten, mit großen äußerſt volkreichen Städten überall beſäet, unter einem eben ſo fruchtbaren, oder noch fruchtbareren, und viel geſündern Himmel gelegen als Indien, überall angebaut und äußerſt cultivirt, ſo wie dieſes, oder noch mehr, dem Anſchein nach auch überall eben ſo bevölkert und überbevölkert; und kann daher Indien, deſſen ganze Bevölkerung noch bey weitem nicht ganz in jenen 110 Millionen der brittiſchen Beſitzungen umfaßt wird, wohl am erſten hier den Maaßſtab einer ohngefähren Schätzung zum Grunde gelegt werden. Wenn man aber nun erwägt, daß ſelbſt das eigentliche China größer iſt, als die weſtliche indiſche Halbinſel, und daß die andern zu China gehörenden großen Länder, wie Thibet, und die ſüdliche Tartarey, auch zu den ſehr reichlich bevölkerten gehören, ſo dürfte die Vermuthung des brittiſchen Schriftſtellers, aus dem ich dieſe kritiſche Bemerkungen über die frühern Angaben der chineſiſchen Bevölkerung entnahm, und der ſie dennoch auf 150 Millionen ſchätzt, wohl nur eine ſehr gemäßigte Angabe enthalten, und dieſelbe auch wohl noch um ein beträchtliches höher angenommen werden können; ſo daß ſie alsdann nicht viel geringer wäre, als die geſammte europäiſche Bevölkerung, und wo nicht den vierten, doch wenigſtens den fünften Theil von der Bevölkerung der ganzen Erde ausmachte. Zuſammenſtellungen dieſer Art, wo ſie ſich von ſelbſt darbieten, im Vorübergehen mit zu bemerken, oder nicht ganz unbeachtet zu laſſen, erlaube ich mir nur aus dem beſondern Grunde, weil die Culturgeſchichte welche die hiſtoriſche Grundlage, und gleichſam den äußern Körper für eine Philoſophie der Geſchichte bildet, die bloß das innere und höhere Verſtändniß dieſes Ganzen ſeyn ſoll, nicht umhin kann, an dem geſammten Menſchengeſchlecht nach ſeinem ganzen Umfange, ein mitfühlendes Intereſſe zu nehmen; und wohl läßt ſich auch ein ſolches höheres Intereſſe, was nicht in den ſtatiſtiſchen Zahlen an ſich liegt, ſondern mehr auf den wirklichen Stand und Zuſtand der geſammten Menſchheit, auch äußerlich genommen, bloß als Grundlage des Innern und Höhern gerichtet iſt, an ſolche Zuſammenſtellungen anknüpfen. Das Intereſſe aber, welches die Culturgeſchichte an dem geſammten Menſchengeſchlecht, und an allen Völkern der Erde allerdings zu nehmen hat, darf nicht nach einem vermeynten Geſetz von einer völligen Gleichheit aufgefaßt werden, die alles, als von der gleichen Wichtigkeit, mit gleichem Sinn umfaſſen, und allem ohne Unterſchied die gleiche Aufmerkſamkeit zuwenden wollte; was hier nur einen Indifferentismus gegen das höhere Princip im Menſchen verrathen würde, oder eine Nicht-Erkennung deſſelben. Nicht bloß nach der Zahl in der Bevölkerung, nach der geographiſchen Ausdehnung des Landes, oder der äußern Macht, darf dieſes Intereſſe allein beſtimmt ſeyn, ſondern nach Zahl, Maaß und Gewicht; nach dem Gewicht des innern geiſtigen oder ſittlichen Werthes, nach dem Maaß der höhern Bildung, und der in ihr erreichten Stufe. Die Tunguſen, obwohl dieß ein ſehr ausgebreiteter Volksſtamm iſt, die Kalmycken, obwohl ſie allerdings im Vergleich mit andern Völkern im mittlern Aſien ſchon manches charakteriſtiſch Merkwürdige darbieten, können nicht das gleiche Intereſſe haben, und die nämliche Stelle in der Culturgeſchichte des Menſchengeſchlechts einnehmen, wie die Griechen oder die Aegypter; obwohl das Land Aegypten eigentlich nicht beſonders groß iſt, und auch das

Volk wahrſcheinlich niemals ſehr zahlreich war, nach einem Maaßſtabe, wie wir ihn jetzt gewohnt ſind. Eben ſo kann auch die mongoliſche Weltherrſchaft, von der auch China einen Theil bildete, uns für jenen höhern Standpunkt nicht ſo wichtig erſcheinen, oder ſo anziehend ſeyn, als das Römiſche Reich, ſein Entſtehen oder ſein Verfall in unſerm gebildeten Abendlande. Gleichwohl haben die Schriftſteller über die Geſchichte der Menſchheit, oder auch andre univerſalhiſtoriſche, nicht immer dieſen Fehler vermieden, alles ohne Unterſchied zu ſehr auf einen und denſelben Fuß einer falſchen welthiſtoriſchen Völkergleichheit und nach Einem einförmigen Maaßſtabe des bloß naturhiſtoriſch, in ſeinen verſchiedenen Volks-Stämmen und Raçen betrachteten Menſchengeſchlechts zu behandeln, wo das Höchſte und Herrlichſte oft neben dem Gewöhnlichſten und Niedrigſten als ganz derſelben Art und deſſelben Weſens, eingereiht wird, und im Grunde keinem, weder dem wahrhaft Großen, noch dem minder Bedeutenden in der Menſchheit, was aber doch auch nicht überſehen werden darf, ſeine rechte Stelle, wo es hingehört, zu Theil wird.

Eine ſehr ſtarke Bevölkerung, oder auch ein überbevölkerter Zuſtand der Menſchheit überhaupt, oder auch eines einzelnen Landes und Staates, iſt zwar ein weſentliches Element der politiſchen Macht für dieſen letztern, aber doch nur eines und zwar bey weitem nicht das vornehmſte unter den andern Merkmahlen und Kennzeichen eines civiliſirten Zuſtandes für die erſte. Nur in dieſer letzten Beziehung konnte dieſelbe von China mit in Erwähnung kommen. Denn obwohl in dieſen letzten Zeiten, wo Europa den innern Vorrang ſeiner Bildung und ſeines Geiſtes über die andern Welttheile mehr und mehr auch in der äußern Herrſchaft über dieſelben geltend zu machen gewußt hat, England und Rußland gegenwärtig die Gränznachbarn des chineſiſchen Reichs gegen Norden und Weſten geworden ſind, ſo berühren doch dieſe Gränzverhältniſſe das übrige Europa nicht weiter, und kann China, den äußerſt wichtigen Handelsverkehr und merkantiliſchen Vortheil abgerechnet, als politiſche Macht in dem Syſtem des Ganzen nicht weiter mitzählen. Auch ſchon in den ältern und alten Zeiten wie in den neuern, hat China in die Geſchichte des weſtlichen Aſiens, und der europäiſchen Völker, eigentlich nie eingegriffen, oder iſt irgend darin mit verflochten geweſen; es iſt immer wie eine Welt für ſich im fernen unbekannten Oſt-Aſien abgeſondert beſtanden, von der auch darum die Weltgeſchichte in dem beſchränkten Geſichtskreiſe und der Behandlungsweiſe der frühern Verſuche oft ſehr wenig oder kaum irgend eine Notiz genommen hat. Wie natürlich, da dieſen bey den aſiatiſchen Völkern, ihre Eroberungen und Eroberungszüge als das Wichtigſte und Weſentlichſte erſchienen. Es ſind aber niemals Eroberungen von China aus irgend ſo weit oder bis in das weſtliche Aſien hinaus gegangen, wie z. B. der des Xerxes vom innern Perſien aus nach Athen, oder Alexander des Großen von der kleinen väterlichen Provinz Macedonien aus, über den Indus und faſt bis an den Ganges hin, obwohl er dieſen zu erreichen, nicht möglich machen konnte. Alle Eroberungszüge gingen vielmehr nicht von hier, ſondern von dem mittleren Aſien, und von den tartariſchen Völkern aus, nach China hinein, und hat ſich die geiſtige oder doch ſittliche Cultur deſſelben, und die Macht des civiliſirten Zuſtandes nur darin bewährt, daß

In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künſtliche Pflege und gleichſam wild. Unter dieſem glücklichen Himmel war die darſtellende Kunſt nicht eine erlernte Fertigkeit, ſondern urſprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freyeſte Entwicklung der glücklichſten Anlage. Die griechiſche Poeſie nahm von der roheſten Einfalt ihren Anfang; aber dieſer geringe Urſprung gereicht ihr nicht zur Unzierde. Ihr älteſter Charakter iſt höchſt einfach und ganz kunſtlos, aber unverdorben. Hier findet man weder abentheuerliche Ausgeburthen einer verwilderten Fantaſie, noch verkehrte Künſteley und falſche Nachahmung eines fremden Nationalcharakters, noch eine eigenſinnige und manierirte Einſeitigkeit. Hier konnte die Willkühr verkehrter Begriffe den freyen Wuchs der Natur nicht feſſeln, noch ihre innre Harmonie zerreißen und zerſtören, oder ihre Einfalt verfälſchen, und den Gang und die Richtung der Bildung verſchrauben. Schon frühe unterſcheidet ſich die griechiſche Poeſie durch ein gewiſſes Etwas von allen übrigen Nationalpoeſien auf einer ähnlichen Stufe der kindlichen Geiſtescultur. Gleich weit entfernt von orientaliſchem Schwulſt und von nordiſcher Schwermüthigkeit, voll Kraft aber ohne Härte, voll Anmuth und doch ohne Weichlichkeit, iſt ſie eben dadurch abweichend von dem allgemeinen Gange der Kunſtentfaltung bey anderen Völkern, daß ſie mehr als jede andre Nationalkunſt reinmenſchlich und dem allgemeinen Geſetze aus eigner freyer Neigung getreu iſt. Schon in der Kindheit meldet ſich ihr hoher Beruf, nicht das Zufällige ſondern das Weſentliche und Nothwendige darzuſtellen, nicht nach dem Einzelnen ſondern nach dem Allgemeinen zu ſtreben.

die tartariſchen Eroberer, in den früheſten Zeiten wie auch jetzt bey dem letzten Umſchwunge dieſer Art, nach wenigen Generationen, ganz und gar die Sitten und Cultur des eroberten Landes angenommen haben, und mehr oder minder Chineſen geworden ſind. Aber nicht allein die groſe Bevölkerung, oder die hohe Cultur des fruchtbaren Landes die von Alters her bekannte und berühmte Seidencultur, der Anbau der Thee-Staude, die einen ſo wichtigen Gegenſtand des Europäiſchen Handels bildet, beweiſen dieſen hoch civiliſirten Zuſtand des Landes, nebſt ſo manchen andern ſelbſt mediciniſch wichtigen Natur-Produkten, oder auch in ihrer Art vortrefflichen und einzigen Erzeugniſſen des chineſiſchen Kunſtfleißes und ihrer Fabrikate. Wie ſollte wohl ein Land, oder ein Volk nicht einen hohen Rang oder eine der erſten Stellen in dieſer Hinſicht in Anſpruch nehmen, welches die Buchdruckerey, das Schieſpulver und ſelbſt die Magnetnadel, dieſe drey hochberühmten und hochgeprieſenen Gegenſtände in der Erfindungsgeſchichte der Europäiſchen Künſte, um mehrere Jahrhunderte früher hatte, als Europa ſie kannte? Statt der eigentlichen Buchdruckerey zwar, mit beweglichen Lettern, welche für das chineſiſche Schriftſyſtem nicht paſſen würde, iſt es vielmehr eine Art von Lithographie, deren ſie ſich bedienen; doch für die Hauptſache bleibt es das nämliche, und von dem nämlichen Erfolg und Wirkungen. Das Schießpulver wird bey ihnen, wie Anfangs überall, mehr zur Beluſtigung in künſtlichen Feuerwerken verwendet, als zum ernſthaften Gebrauch für die Befeſtigungs- oder Eroberungskunſt. Auch von der Magnetnadel, obwohl ſie dieſelbe kennen, haben ſie nicht die gleiche Anwendung im Großen zu machen verſtanden, da ſie es nie über eine beſchränkte Fluß- und Küſten-Schifffahrt gebracht, noch ſich auf den großen Ocean hinaus gewagt haben. Aber auch in den Sitten und geſellſchaftlichen Lebensformen findet ſich bey ihnen die höchſte Politur in den feinſten Manieren und ſelbſt ein übertriebenes Ceremoniel der Höflichkeit und des Anſtandes. In mancher Hinſicht und in vielem Einzelnen von dem was bis jetzt erwähnt worden, gleicht ihre Cultur und Verfeinerung faſt mehr der europäiſchen, wenigſtens mehr als dem, was wir gewöhnlich, nach dem uns zunächſt gelegenen Morgenlande der Mahomedaner, unter orientaliſchen Sitten zu verſtehen pflegen. Eine einzige moderne, aus den jetzigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen entlehnte chineſiſche Erzählung, wie die von Remuſat überſetzte Novelle, könnte dafür zum hinreichenden Belege dienen. Doch findet ſich auch hier manches, in dieſen jetzigen Sitten und Moden, was dem Europäiſchen Gefühl ſehr widerſtreitet; ich will nur die mit Fleiß ſo lang als die Vogelkrallen erhaltenen Nägel dieſer vornehmen Herrn, Beamten, oder Gelehrten, die künſtlich klein gequetſchten Füße der eleganten Frauen erwähnen. Beydes dient wohl, wie es in der neueſten Schilderung eines ſehr verſtändigen Engländers erklärt iſt, nur darum zum Abzeichen des vornehmen Standes, weil das eine wenigſtens zu aller körperlichen und groben Arbeit ganz unfähig macht, das andre ſelbſt am Gehen hindert, oder doch einen hinfällig ſchwankenden Gang und eine intereſſante Schwäche und Kränklichkeit bey den Frauen dieſes Standes zur Folge hat. Man darf ſolche kleine Sittenzüge wohl ſchon darum mit in das ganze Gemählde aufnehmen, um gleich im voraus darauf aufmerkſam zu machen, wie auch in dem Allgemeinen, und in den größern Verhältniſſen der chineſiſchen Geiſtescultur noch manche andre Spuren und charakteriſtiſche Züge von Unnatur, kindiſcher Eitelkeit, und übertriebener Verkünſtlung ſich vorfinden. Selbſt in der Grundlage von aller intellektuellen Bildung, in der Sprache, oder vielmehr in der Schrift der Chineſen, findet ſich dieſer Charakter einer über alles Maaß hinaus getriebenen und allen Begriff überſteigenden Künſtlichkeit, wobey doch von der andern Seite eine große innre Armuth oder geiſtige Dürftigkeit zum Grunde liegt. Für eine Sprache von nicht viel mehr als 300, und bey weitem nicht 400, nach dem neueſten kritiſchen Forſcher nicht mehr als 272 einſylbigen Grund-Worten ohne alle Grammatik, wo die oft nicht bloß ganz verſchiedenen ſondern in gar keiner Verbindung ſtehenden Bedeutungen deſſelben und völlig gleichlautenden Wortes, zunächſt bloß durch die abweichende Modulation der Stimme, nach einer vierfach verſchiedenen Betonung, demnächſt aber und ganz vollſtändig erſt durch die Schriftcharaktere bezeichnet werden, beläuft ſich nun die ungeheure Anzahl dieſer Schriftcharaktere auf 80,000; während die Anzahl der Aegyptiſchen Hieroglyphen ſich nur etwa auf 800 beläuft; und iſt dieſes chineſiſche Schriftſyſtem das künſtlichſte auf der ganzen Erde. Ein Reſultat, welches dadurch nicht umgeſtoßen wird, daß von jener großen Anzahl aller wirklichen oder möglichen Schriftcharaktere, vielleicht nur der vierte Theil im Gebrauch, und ein noch geringerer eigentlich zu wiſſen nöthig iſt. Da die Bedeutung, beſonders der mehr complicirten Begriffe, oder abſtracten Gedanken erſt durch dieſe künſtliche Chiffern völlig fixirt und genau beſtimmt wird;

einſtimmend in der Tradition aller dieſer Völker auf Indien hinweiſt. Der Name Buddha aber, welchen die Chineſen in Fo verwandelt oder abgekürzt haben, iſt mehr nur eine Ehrenbezeichnung in Hinſicht auf die göttliche Weisheit, mit welcher der Stifter der Secte, nach der Meynung ſeiner Anhänger, begabt war, oder die vielmehr nach ihrem Glauben in ihm ſichtbar geworden, und perſönlich erſchienen iſt; und wird er von mehreren ſechshundert Jahre vor unſrer Zeitrechnung, von andern tauſend Jahre vor derſelben angeſetzt. Sein eigentlicher perſönlicher und hiſtoriſcher Name war Gautama, und denſelben Namen führt auch der Urheber eines der vornehmſten ihrer verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme, der Nyaya-Philoſophie, von welcher weiter unten im Zuſammenhang mit der übrigen Philoſophie und den andern Syſteme der Indier das Weſentliche, was davon zu ſagen iſt, in Erwägung kommen wird. Der dialektiſche Geiſt dieſer Nyaya-Philoſophie ſcheint wohl mit der verworrnen Metaphyſik der Buddhiſten ähnlicher Art und verwandten Urſprungs zu ſeyn. Die Perſonen aber werden, der Identität der Namen ungeachtet, als verſchieden bezeichnet; obwohl auch der Stifter jenes dialektiſchen Syſtems, wie faſt alle berühmte Namen der ältern indiſchen Geſchichte, Wiſſenſchaft und Sage, ganz in dem Charakter einer mythologiſchen Figur auftritt. Zuerſt aber, und zunächſt, müſſen wir auch hier einen Blick auf den ganzen äußern indiſchen Sittenzuſtand, und Culturſtand werfen, um dann die Charakteriſtik und Beurtheilung ihrer geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bildung, und der eigenthümlichen indiſchen Ideen, und Ideen-Entwicklung darauf folgen zu laſſen.

Nach der Weiſe wie ſich die griechiſchen Schriftſteller über dieſe zwey Religions-Partheyen ausdrücken, in welche Alexander das Land getheilt fand, läßt ſich wohl kaum bezweifeln, daß die Buddhiſten damals in Indien viel zahlreicher, und weiter verbreitet geweſen ſind, als jetzt; und dieſes wird auch durch viele andre hiſtoriſche Zeugniſſe der Indier ſelbſt beſtätigt. Indeſſen, obwohl nur die Ausnahme und eine abweichende Secte bildend, ſind ſie auch auf der weſtlichen Halbinſel, und in vielen Provinzen derſelben noch jetzt zahlreich genug, während ſie die öſtliche indochineſiſche Halbinſel ganz inne haben. Es giebt auch noch außer dieſer manche andre Abweichungen und Variationen in den Religionsanſichten und Meynungen im eigentlichen Indien, unter andern die Secte des Jainas, welche das Mittel halten zwiſchen der von Alters her herrſchenden Religion des Brahma, und den Buddhiſten, indem ſie auch ſo wie dieſe die indiſche Kaſten-Eintheilung und Verfaſſung verwerfen. Selbſt die herrſchende Haupt-Religion, nach der altindiſchen Götterlehre, theilt ſich in drey verſchiedene Partheyen, die wenn ſie auch nicht eigentlich ganz abgeſonderte Secten bilden, doch in Anſichten, Meynungen und Sitten noch ziemlich von einander abweichen; je nachdem eine jede von dieſen Partheyen, den einen oder den andern unter den drey oberſten indiſchen Gottheiten, den Brahma, Wiſchnu, oder Siva für den Höchſten hält, und ihm eine beynah ausſchließend beſondre Verehrung zollt. Und obgleich in dem Reiche des Groß-Mogul die Zahl der Eroberer, und derer die mit ihnen in das Land gekommen ſind, gegen die indiſche Bevölkerung gehalten ſehr klein war; ſo ſind nun doch nach der ganzlichen Auflöſung deſſelben, noch einige Millionen Mahometaner im Lande zurück, oder übrig geblieben; und auch die perſiſche Sprache, oder der verderbte Dialekt derſelben, welchen ſie mitgebracht haben, iſt noch im gemeinen Leben im Handelsverkehr, und als Geſchäftsſprache an mehreren Orten im Gebrauch, wie in ähnlicher Weiſe auch das Portugieſiſche dort in den Handelsſtädten an der See, oder die Lingua Franca in unſern orientaliſchen Häfenplätzen als bequemes und gemeinſames Organ der Verdolmetſchung dient. — Es iſt überhaupt die indiſche Sprache nicht die einzige oder alleinherrſchende auf der ganzen Halbinſel; in mehreren Provinzen, wie z. B. an dem ſüdlichen Küſtenlande, und auf Ceylon, iſt eine ganz andre Sprache die einheimiſche, oder herrſchende des Landes, und das gebildete oder claſſiſche Alt-Indiſche hier unbekannt. Der Name Samſkrit, mit welchem dieſes bezeichnet wird, bedeutet eben ſo viel als die gebildete, oder die kunſtlich vollendete Sprache; Prakrit aber, wie dieſes z. B. in den indiſchen Schauſpielen mit dem andern zugleich, und abwechſelnd gebraucht wird, heißt die natürliche, kunſtloſe Sprache, und iſt nicht eigentlich ein verſchiedener Dialekt, ſondern nur eine weichere Ausſprache des Samſkrit, wo die harten oder angehäuften und zuſammen gedrängten Conſonanten abgeſchliffen, ausgelaſſen, oder verſchmolzen, und auch die künſtlichern grammatiſchen Formen weniger beobachtet werden; und ſteht dieſes Prakrit, welches in den dramatiſchen Darſtellungen, beſonders den Frauen in den Mund gelegt wird, in Hinſicht der einfachern Grammatik etwa in eben dem Verhältniß zu dem Samſkrit, wie das weichere Italiäniſch, oder Portugieſiſch zu dem Alt-Lateiniſchen, doch ohne ſolche fremdartige Beymiſchungen. Aber auch abgeſehen von dieſer bloßen Varietät in der ſpätern ſchönen Dichterſprache, hat ſich das Indiſche in mehrere eigentlich verſchiedene, und zwar ſehr bedeutend verſchiedne Dialekte zerſetzt oder getheilt, wie das Malabariſche, u. ſ. w. und faſt in jeder Provinz geſtaltet ſich die gemeine indiſche Landesſprache anders und eigenthümlich, wie dieß ſelbſt in Bengalen der Fall iſt. Als der eigentliche Hauptſitz des Samſkrit, wo es wenigſtens am reinſten geſprochen, und am meiſten erlernt und verſtanden wird, iſt das Land am obern Ganges, beſonders Benares, berühmt. Jene andre Sprachen aber, die ganz von dem Indiſchen verſchieden ſind, gehören wohl zum Theil auch einem ganz andern Völkerſtamme, am meiſten vielleicht dem malayiſchen an; und iſt Indien gar nicht durchgehends von Einem Volke, und demſelben Menſchenſtamme bewohnt, ſondern werden in mehreren Provinzen völlig von jenem verſchiedene Völkerſtämme vorgefunden und nachgewieſen. Gegen die abſolute Einheit und innre Gleichförmigkeit des chineſiſchen Reichs bildet dieſe große Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit des geſammten indiſchen Lebens, ſittlichen Zuſtandes, und ihrer geſellſchaftlichen Verfaſſung einen auffallenden Contraſt. Auf dieſe uralte innere Verſchiedenartigkeit von Indien ließe ſich vielleicht ſelbſt die Benennung deuten, welche daſſelbe in den altmediſchen Religionsbüchern des Zoroaſter, wo es in den erſten Fargards das Vendidat, als die funfzehnte von Ormuzd erſchaffne reine Erdgegend, unter dem Namen Hapte Heando aufgeführt wird; dieſer Namen aber heißt ſo viel als die Sieben Indien. So wie nun Indien noch jetzt in mannichfach verſchiedne Secten und Religionen, dann auch unter mehrere Völkerſtämmen von verſchiedner Sprache getheilt iſt; wie ſchon Herodot dieſes wußte und bemerkt, ſo hat es meiſtens auch aus mehreren und verſchiednen großen und kleinen Staaten beſtanden, obwohl es ſeinen Naturgränzen nach, leicht in Eine Monarchie zuſammen wachſen konnte, und geographiſch genommen wahrhaft nur Ein Land bildet. Die äußere Geſchichte von Indien würde vorzüglich nur die lange Reihe der fremden Eroberungen abzuhandeln haben, die von Alexander dem Großen bis auf Nadir Schah faſt alle immer von dieſer perſiſchen Seite im Nordweſten hergekommen ſind. Zwar wurde den Griechen geſagt, daß vor Alexander kein fremder Eroberer das Land betreten habe, und auch nach ihm und ſeit Sandrocottus, wo die Indier der kurzen griechiſchen Herrſchaft wieder entledigt waren, haben ſie eine geraume Zeit-Periode hindurch unter einheimiſchen Herrſchern in verſchiednen großern und minder großen Königreichen beſtanden, wie die von Magadha, Ayodhya u. ſ. w. Schon für die frühern Veränderungen unter ſo manchen verſchiednen inländiſchen Königreichen, noch mehr aber für die neuere Welt-Periode der abwechſelnden Herrſchaft unter fremden Eroberern, bleibt das vorzüglich Bemerkenswerthe für die innre Cultur der Sittengeſchichte und Geiſtesentwicklung, wie ſich die eigenthümliche Lebenseinrichtung und indiſche Kaſtenverfaſſung dabey doch immer erhalten hat, und unter allem Wechſel der Zeiten und der Herrſchaft allein als ein lebendiges Denkmahl aus der Urwelt und ihren Sitten, unverändert ſtehen geblieben iſt. Auch für die innre Verwaltung und Beherrſchung konnte eine ſo ganz abſolute monarchiſche Einheit wie in China, und vollends eine unbegränzte despotiſche Willkühr, wie in andern orientaliſchen Reichen, hier nicht leicht Statt finden; indem ſchon jene erbliche Ständeeintheilung, und die jedem zuſtehenden erblichen Rechte, welche nach der indiſchen Kaſtenverfaſſung in dieſem Lande, und bey dieſem Volke ſo tiefe und feſte Wurzeln gefaßt haben, und auf dem unerſchütterlichen Grunde des uralten Glaubens ruhend, nun zur zweiten Natur geworden ſind, ein unüberwindliches Hinderniß dagegen bilden, was auch wohl keinem Eroberer umzuwerfen gelingen würde. Es erklärt ſich daher wohl, wie die Griechen glauben oder behaupten konnten, daß es auch republikaniſche Staaten in Indien gebe; wenn ſie auch nach dem ihnen natürlichen Standpunkte damit etwas zu viel geſagt haben, oder mehr geſehen haben ſollten, als in der Wirklichkeit, genau unterſucht, ſich gefunden haben würde; ſo iſt doch die Sache inſofern wohl nicht ganz ohne Grund, daß die indiſche Kaſtenverfaſſung in manchen Stücken mehr zu republikaniſchen, oder den republikaniſchen wenigſtens ähnlichen Einrichtungen führt und neigt, als ſonſt in aſiatiſchen Staaten gefunden wird. Sehr Unrecht, und ganz unhiſtoriſch iſt es wenigſtens gewiß, wenn diejenigen Schriftſteller der letzten Zeit, welche entſchiedne Gegner aller erblichen Stände und Rechte waren, die indiſche Kaſtenverfaſſung immer mit großem Haß als die eigentliche Grundlage eines despotiſchen Zuſtandes, mit Verachtung bezeichnet, und den Namen der Kaſte als ein Partheywort, ſelbſt auf die Europäiſchen Verhältniſſe übertragen haben; obwohl es auch ſich wieder leicht erklärt, aus ihrer durchaus demokratiſchen Anſicht, oder vielmehr aus dem von ihnen angenommenen Princip der abſoluten Gleichheit, da doch dieſes vielmehr ſich immer im Gefolge des wirklichen Despotismus findet, ihn herbeyführt, oder aus ihm hervorgeht, und eines ſeiner weſentlichen Merkmahle bildet. Zur Beſtätigung des Geſagten mag es dienen, daß auch noch jetzt in den indiſchen Stadten, mehrentheils eine bürgerliche Communalverfaſſung gefunden wird, deren der individuellen Wohlfahrt günſtige und überhaupt heilſame Wirkungen, engländiſche Schriftſteller aus der Erfahrung, und Beobachtung im wirklichen Leben ſehr hoch ſtellen, und mit vieler Achtung davon reden. Der indiſchen Rechtslehre und bürgerlichen Geſetzgebung haben die Engländer überhaupt eine große Aufmerkſamkeit gewidmet, nachdem ihre Herrſchaft ganz auf der Baſis beruht, daß ſie die Indier nach ihren eignen Geſetzen, Sitten und Rechten regieren, während andre Europäiſche Mächte, welche ehedem auch in Indien feſten Fuß gefaßt hatten, mehr an die mahomedaniſchen Mächte im Lande ſich anſchloſſen, und Bündniſſe mit ihnen anknüpften. Durch jenes einfache aber einſichtsvolle Princip in ihrer indiſchen Politik und Verfahrungsweiſe, haben die Engländer eben die Oberhand über alle andern Nebenbuhler oder entgegenſtehende Mächte erhalten, und ſind nun im Beſitz des ganzen herrlichen Landes gekommen, und die Herren deſſelben geworden. Das ganze indiſche Studium in Europa hat eigentlich von dieſer praktiſchen Seite der Erforſchung und Ueberſetzung der indiſchen Rechtsgrundſätze und Geſetze, der Quellen und Commentare darüber, angefangen, woran ſich alles andre erſt ſpäter angeſchloſſen hat. Die indiſche Rechtslehre und Civilgeſetzgebung kann allerdings auch ſehr

Auch ſie hatte ihren mythiſchen Urſprung, wie jede freye Entwicklung des Dichtungsvermögens. Während des erſten Zeitalters ihrer Entwicklung ſchwankte die griechiſche Poeſie zwiſchen ſchöner Kunſt und Sage. Sie war eine unbeſtimmte Miſchung von Ueberlieferung und Erfindung, von bildlicher Lehre, Geſchichte und freyem Spiel. Aber welch' eine Sage? Nie gab es eine geiſtreichere oder auch ſittlich ſchönere. Der griechiſche Mythus iſt, wie ein treuer Abdruck im klarſten Spiegel, die beſtimmteſte und zarteſte Bilderſprache für alle ewigen Wünſche des menſchlichen Gemüths, mit allen ſeinen ſo wunderbaren als nothwendigen Widerſprüchen; eine kleine vollendete Welt der ſchönſten Ahndungen der kindlich dichtenden Vernunft. Dichtung, Geſang, Tanz und Geſelligkeit, die feſtliche Freude war das holde Band der Gemeinſchaft, welches Menſchen und Götter verknüpfte. Und in der That war auch der Sinn ihrer Sage, der heiligen Gebräuche und beſonders ihrer Feſte, der Gegenſtand ihrer Verehrung, das ächt Göttliche in dem vollendet Menſchlichen. In ihren ſchönen Götterbildern haben die Griechen, wohl verſtanden, nur die freye Fülle der Natur, die ſelbſtſtändige Kraft des Geiſtes und die geſetzmäßige Eintracht und innere Harmonie des Gemüths anbetend verehrt.

Durch einen in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände hatte die Natur in ihrer Begünſtigung für dieſes zur Kunſt auserwählte Volk gleichſam ein Äußerſtes gethan. Oft wird die menſchliche Bildung gleich nach ihrer erſten Veranlaſſung, während ſie noch zu ſchwach iſt, um den harten Kampf mit dem Schickſal glücklich zu beſtehen, ohne fernere gütige Pflege wiemit zum Belege und Beweiſe dienen, für eine verhältnißmäßig hohe und ſehr alte einheimiſche Sitten- und Geiſtescultur der Indier; und würde im Einzelnen, genauer durchforſcht, zu manchen intereſſanten Vergleichungen, und merkwürdigen Uebereinſtimmungspunkten, theils mit den altathenienſiſchen, oder den älteſten römiſchen Geſetzen, dann auch mit der Moſaiſchen Geſetzgebung, und in einigen Stücken, ſelbſt mit der germaniſchen Verfaſſung Anlaß geben. Nachdem die indiſche Kriegerkaſte, welche zugleich der Stand der Land-Eigenthümer, und Gutsbeſitzer iſt, und den dortigen Adel bildet, im Weſentlichen ganz auf demſelben Princip beruht, als der germaniſche Erbadel; ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn man hier in Indien, zwar nicht unſre künſtlichern Feudal-Verwicklungen, aber doch manches von dem einfacheren Lehnverhältniß gefunden hat. Indeſſen bleibt für den hier vorgeſetzten Zweck, bey den alten, und beſonders bey den älteſten aſiatiſchen Nationen, ihr Geiſt und deſſen Entwicklung, ihr wiſſenſchaftliches Streben, und herrſchender Ideenkreis, beſonders auch die im Leben ſelbſt vorherrſchende Anſicht von den menſchlichen und göttlichen Dingen, überhaupt ihr religiöſer Sinn und die eigenthümliche Richtung deſſelben bey einem jeden dieſer alten Völker, das Vornehmſte und die Hauptſache. In der zweyten Hälfte dieſes Entwurfs und mit dem weitern Fortgange der Menſchheit in den neuern Zeiten, kann hier vielleicht eine Veränderung und Umwendung des Geſichtspunkts, und andrer Maaßſtab der größern Wichtigkeit im gegenſeitigen Verhältniß der innern geiſtigen Entwicklung und des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes Statt finden. In dem hohen Alterthum aber, was

Fünfte Vorleſung.

Vergleichende Zuſammenſtellung der vier Hauptnationen der älteſten Welt-Periode, in der Geiſtesbildung der Indier und Chineſer, der Aegypter und Hebraer; dann auch der Perſer, nach dem ihnen eigenthümlichen Verhältniß und beſonderem Charakter.

So wie die Menſchheit, nachdem der Zwieſpalt einmal in ſie eingetreten war, nun in eine Mehrheit von Völkern, Geſchlechtern, Sprachen, dann in feindlich gegen einander ſtehende Stämme, ſcharf geſonderte Kaſten, vielfach getheilte Stände, hiſtoriſch zerſpalten wird und aus einander geht; wie es auch der Natur und ſelbſt der höheren Beſtimmung des Menſchen nach, die Trennung vom Anfang und den erſten Gegenſatz einmal vorausgeſetzt, nicht anders ſeyn kann: ſo zerfällt nun auch der Menſch in ſeinem Innern und im Einzelnen, pſychologiſch betrachtet, in mehrere Gegenſätze oder auch auseinandergehende, einſeitige Richtungen ſeines Denkvermögens oder ſeiner Willenskraft. Es iſt die innere Structur ſeines Bewußtſeyns die eines getheilten Zuſtandes, wo anjetzt in der getrennten Stellung der einzelnen Vermögen nicht mehr das volle Leben der in Eins zuſammenwirkenden Seele, des noch ungetheilten Geiſtes Statt finden kann, ſondern jedem derſelben nur noch eine beſchränkte oder vielmehr halbe Kraft zukommt. Die Wiederherſtellung der ganzen Wirkung und des vollen Lebens aus dieſen getheilten

Kräften kann jetzt nur als Ausnahme und höhere Gabe des genialiſchen Geiſtes, der mehr als gewöhnlichen Charakterſtärke, oder auch in einer göttlichen Begeiſterung der reinen Liebe, und mehr als natürlichen Kraftverleihung gefunden und muß demnächſt auch als die höhere Aufgabe betrachtet werden, welche das letzte Ziel und Ideal alles geiſtigen und ſittlichen Strebens für den Menſchen bildet. Wenn ein in aller heilſamen Wiſſenſchaft groß gewordner und durchdringender, hell erleuchteter Verſtand und ein nicht bloß ſtarker, ſondern auch gerechter und reiner Wille in einem einzelnen Menſchen in völligen Einklang gebracht ſind, dann hat er ſein Ziel erreicht; wenn in einer ganzen Generation oder in dem Menſchengeſchlechte überhaupt die Wiſſenſchaft oder die wahre Aufklärung und das äußre Leben und ſittliche Streben, überhaupt der ganze moraliſche Zuſtand, die mit jenen ſo oft in Streit liegen, der allgemeine Wille mit einem Worte, einmal harmoniſch vollkommen zuſammenſtimmen; dann wird man auch von der Menſchheit ſagen können, daß ſie ihre Beſtimmung erreicht habe. Es iſt ein Hauptmangel der gewöhnlichen Philoſophie und auch der vornehmſte Grund, warum ſie noch immer ſo weit von ihrem Ziel entfernt geblieben iſt, daß darin allzu ſchnell und voreilig die Vorausſetzung angenommen und davon ausgegangen wurde, das jetzige ganz veränderte und eigentlich zwiefach getheilte oder geviertheilte Bewußtſeyn des Menſchen, ſey noch eben daſſelbe, wie es urſprünglich geweſen iſt, und von Gott erſchaffen und eingerichtet worden; ohne irgend darauf Rückſicht zu nehmen, wie der Menſch doch augenſcheinlich ſeit der erſten Zerrüttung nicht bloß hiſtoriſch zerfallen, ſondern auch pſychologiſch nicht in der rechten Ordnung geblieben ſey. Geviertheilt aber kann das im Zwieſpalt befangene menſchliche Bewußtſeyn darum genannt werden, weil die vier Grundvermögen der menſchlichen Seele und des Geiſtes, Verſtand und Wille, Vernunft und Fantaſie in einem zwiefachen Gegenſatz einander gegenüberſtehen, oder auch, wenn man ſo ſagen ſoll, nach allen vier Weltgegenden des Daſeyns aus einander gehn. Die Vernunft iſt das ordnende Denkvermögen im Menſchen und inſofern nimmt ſie alſo auch für das Leben und die Ordnung oder das Geſetz des Lebens hier die erſte Stelle ein; ſie iſt aber an und für ſich nicht hervorbringend, ſelbſt in der Wiſſenſchaft kann ſie dieſes und wahrhaft produktiv oder unmittelbar anſchauend niemals ſeyn. Die Fantaſie dagegen iſt zwar fruchtbar und erfinderiſch, aber an ſich ſelbſt und ohne andre Führer blind, mithin den Täuſchungen hingegeben. Der beſte Wille ohne Einſicht und Verſtand wird wenig Gutes zu Wege bringen; noch weniger ein heller und ſelbſt der größte Verſtand bey einem verderbten und verkehrten Charakter, oder wenn er mit einem ſchwachen und immer veränderlichen Willen gepaart, der Menſch mithin charakterlos iſt und das Ganze ohne Nachdruck bleibt. Wie nun alle die andern ſonſt etwa noch aufgezählten Seelen- oder Geiſtesvermögen nur eine weitere Anwendung oder verbindende Mittelglieder, alſo nur untergeordnete Zweige oder Abtheilungen von dieſen Grundvermögen ſind; wie die allgemeine Zerſplitterung des ganzen Bewußtſeyns ſich auf ſie erſtreckt, wie auch ſie in das Einzelne auseinander gehn und noch mehr beengt und zerſtückt erſcheinen; dieſes weiter zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und iſt um ſo weniger nöthig, da für die hiſtoriſche Betrachtung, in dem eigenthümlichen Charakter der verſchiedenen Nationen oder Zeitalter und in der Auffaſſung deſſelben, vorzüglich nur jene vier, als die bey der einen oder in dem andern vorherrſchenden geiſtigen Elemente hervortreten und bemerkt werden. Wie nun in dem geiſtigen Charakter der einzelnen Menſchen und Individuen, oder auch in einem gegebenen und vor uns liegenden Syſtem des menſchlichen Denkens, Dichtens und Wiſſens, überhaupt in jedem geſchloßnen Gedankenwerke und Gebilde, und hier zwar für eine treffende Charakteriſtik und vollendete Analyſe noch leichter und ſichrer zu erfaſſen, als in den vorüberfliehenden und beweglichen Erſcheinungen des wirklichen Lebens und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe; wie hier, ſage ich, meiſtens in jedem ſolchen geiſtigen Individuum, und Gebilde des menſchlichen Denkens und Wirkens entweder eine ſyſtematiſch ordnende und ſittlich begründende Vernunft, oder eine erfinderiſch fruchtbare Fantaſie, dann wieder ein durchdringender, heller Verſtand oder beſondre Willensſtärke und Charakterkraft als das überwiegende Element hervortritt und ſich deutlich kund giebt; ſo findet eben dieſes auch im Großen der ganzen Menſchengeſchichte und in der Anwendung auf jedes für ſich beſtehende oder abgeſchloßne Syſtem des Lebens und des ſittlichen und geiſtigen Daſeyns in dem verſchiedenen Charakter und der vorherrſchenden Geiſtesrichtung ganzer Zeitalter und der einzelnen Völker in der alten Weltgeſchichte Statt.

Es zeigt ſich hier bey dieſen, nicht bloß wie die heilige Ueberlieferung, als das äußre Wort der alten Sage, bey jedem derſelben ſehr verſchiedenartig aufgefaßt, weiter entwickelt oder entſtellt ward; ſondern auch, wie das innre Wort im Menſchen d. h. ſein höheres Bewußtſeyn und geiſtiges Leben, bey einem jeden derſelben eine andre und eigenthümliche Richtung und Geſtaltung annahm. Ein ſolcher geiſtiger Gegenſatz giebt ſich wohl zwiſchen den beyden bisher charakteriſirten großen Völkern des höchſten Alterthums im fernſten Oſten und im ſüdlichen Aſien deutlich genug zu erkennen; und zwar dürfte es wohl der zwiſchen Vernunft und Fantaſie ſeyn, der hier am meiſten anwendbar iſt. Im Großen und hiſtoriſch genommen, in der Anwendung auf ganze Nationen und ihre Geiſtesbildung iſt nun die Vernunft wie überhaupt ſo auch hier, zuerſt das grammatiſch bezeichnende, logiſch folgernde, ſyſtematiſch ordnende, dann auch dialektiſch ſtreitende, und von der praktiſchen Seite im Leben auch das göttlich ordnende Vermögen im Menſchen, inſofern ſie ſich nämlich der höhern, göttlichen Ordnung anſchließt. Inſofern ſie dieſes aber nicht thut und alles aus ſich ſelbſt und der Ichheit entnehmen will, iſt ſie dann die egoiſtiſch klügelnde, eigennützig berechnende, und in der größern Anwendung, auch die alle willkührlichen Syſteme des Wiſſens und des Lebens erſinnende und aufſtellende, alles in Secten und Partheyen zerreißende, ausgeartete Vernunft. Die Fantaſie aber iſt nicht bloß als Dichtungsvermögen auf das Gebiet der Kunſt und Fantaſie beſchränkt; das wiſſenſchaftliche Erfindungsvermögen gehört auch dazu und es iſt noch niemals irgend eine große wiſſenſchaftliche Erfindung und Entdeckung ohne alle Fantaſie gemacht worden. Es giebt auch noch eine höhere, ganz ſpekulative Einbildungskraft, welche in einer ſolchen Myſtik, wie die indiſche ſich uns darſtellt und hier charakteriſirt wurde, wohl ihre eigentliche Sphäre findet. Und wenn eine ſolche Myſtik wie die der indiſchen Philoſophie zum Grunde liegende auch ganz rein wäre von aller Beymiſchung ſinnlicher Gefühle und ſelbſt ganz Bilderlos; ſo würde man darum doch gewiß Unrecht haben, wenn man der Einbildungskraft ihren Antheil an einer ſolchen beſondern Geiſtesrichtung und an dieſem ganzen Phänomen abſprechen wollte. Wie nun bey den Chineſen in der ihnen eigenthümlichen Geiſtesrichtung nicht die Fantaſie, ſondern weit mehr die Vernunft das vorherrſchende Element war; das wird nach der oben zum Grunde gelegten, aus den beſten und neueſten Quellen und Gewährsmännern geſchöpften Charakteriſtik dieſer Nation, kaum nöthig ſeyn, noch im Einzelnen ausführlich nachzuweiſen; ſo ſehr geht es ſchon aus dem Ganzen hervor. Anfangs, da noch die alte chineſiſche Sitteneinrichtung in der einfachen, nicht ſo wie bey andern Völkern durch Dichtungen aller Art entſtellten Gottesverehrung im Geiſte und nach der beſſern Lehre des Confucius beſtand und erhalten war, iſt es allerdings die geſunde, richtig und ſittlich denkende und göttlich ordnende Vernunft geweſen, in welcher ſie das höhere Princip ihres Lebens und auch des Staats fanden, wie ſie denn ſelbſt das höchſte Weſen mit der Benennung der göttlichen Vernunft bezeichnet haben. Wenn indeſſen auch einige neuere Schriftſteller unſrer Zeit, das höchſte Weſen, wie die Chineſen, mit dem Namen der göttlichen Vernunft bezeichnen; ſo kann ich dieſen chineſiſchen Sprachgebrauch nicht zu dem meinigen machen, weil nach der Ueberzeugung, von welcher ich ausgehe und die auch hier zum Grunde liegt und vorausgeſetzt wird, der lebendige Gott zwar ein Geiſt

iſt; aber daraus folgt nicht, daß Gott die Vernunft oder die Vernunft Gott ſey. Es läßt ſich eigentlich und genauer genommen und nach der wiſſenſchaftlichen Strenge des Ausdrucks, Gott eben ſo wenig eine Vernunft beylegen, als das Vermögen der Fantaſie. Das letzte geſchieht in der dichteriſchen Mythologie des alten Heidenthums; das erſte, wenn es wirklich ſo gemeynet und nicht bloß ein Fehler des unpaſſenden Ausdrucks iſt, bezeichnet jederzeit den Rationalismus, oder das neue Heidenthum der Vernunft, zu welchem aber auch ſchon in ſehr frühen Zeiten und namentlich bey den Chineſen eine Anlage und Hinneigung gefunden wird. Es iſt auch bey ihnen bald genug ſtatt jener richtigen und geſunden, der göttlichen Ordnung gemäßen und folgenden Vernunft, die egoiſtiſch klügelnde, alles verkünſtelnde, und in Secten ſich theilende und ſtreitende, endlich auch die beſſere alte Grundlage und heilig geachtete Ueberlieferung nach ihrem neuen Syſtem revolutionär umwerfende Vernunft daraus geworden. Bey den Indiern dagegen zeigt ſich eben ſo entſchieden oder noch auffallender der ganz überwiegende Einfluß der Einbildungskraft ſelbſt in der Wiſſenſchaft und in der eigenthümlichen Richtung zur Myſtik, welche ſie der indiſchen Philoſophie gegeben hat. Die ſchöpferiſche Fülle einer dichteriſch kühnen Fantaſie aber zeigt ſich in den gigantiſchen Bauwerken, die am erſten mit denen der Aegypter verglichen werden können; in der Poeſie ſelbſt, die an Reichthum mannichfaltiger Erfindung der griechiſchen nicht nachſteht und oft auch in den ſchönen Formen ihr nahe kommt; überhaupt aber in der geſammten Mythologie, welche in den erſten Grundzügen, der tieferen Bedeutung und dem Zuſammenhange des Ganzen mehr der ägyptiſchen gleicht, in der poetiſchen Einkleidung und Ausſchmückung und in der hinreißend anziehenden Darſtellungsweiſe der griechiſchen ähnlich iſt. Es kann alſo wohl bey dieſer ſo entſchiednen, eigenthümlichen Richtung der ganzen indiſchen Geiſtesbildung, kaum einem Zweifel unterworfen ſeyn, welches Element und welches Seelen-Vermögen unter den verſchiednen Kräften des Menſchen hier das vorherrſchende und überwiegende ſey.

Ein ähnlicher und eben ſo entſchiedner Gegenſatz in der geiſtigen Richtung und in dem vorherrſchenden Element des Bewußtſeyns, obwohl er doch wieder von andrer Art und noch tiefer in das Innre gehend iſt, wie der zwiſchen den Chineſen und Indiern, läßt ſich auch zwiſchen den Aegyptern und Hebräern bemerken; und ich erlaube mir denſelben gleich hier im voraus hervorzuheben und die bisher befolgte ethnographiſche, eine Nation nach der andern, jede für ſich ſo treu und vollſtändig als möglich charakteriſirende Ordnung für einen Augenblick zu unterbrechen; um durch eine vergleichende Zuſammenſtellung der vier Hauptvölker des hohen Alterthums, welche für die erſte Welt-Periode der Menſchengeſchichte die wichtigſten ſind, ein allgemeines Bild für dieſen ganzen Abſchnitt zu entwerfen, welches als Mittelpunkt und Reſultat für das Ganze dienen und zugleich die Grundlage alles Nachfolgenden bilden kann. Die Ueberſicht der ganzen erſten Welt-Periode wird durch dieſe Zuſammenfaſſung ſehr erleichtert werden und jedes Einzelne an ſeiner Stelle in dieſem Zuſammenhange des Ganzen dann um deſto klarer hervortreten. Wenn man die eigenthümliche Geiſtesrichtung und das in derſelben vorherrſchende Element bey

Namen bloß, weil darin die erſten Principien aller Dinge und alles Daſeyns, zuſammen vier oder fünf und zwanzig an der Zahl, der Reihe nach aufgezählt werden. Da nun unter dieſen erſten Principien die Natur oben angeſtellt wird, der Verſtand aber, und zwar nicht bloß der menſchliche, ſondern ganz im Allgemeinen, und auch der unendliche, oder die Intelligenz, erſt die zweyte Stelle erhält; ſo kann man dieſes Syſtem nur als eine ſehr einſeitig gefaßte, bloße Natur-Philoſophie betrachten, und iſt daſſelbe auch deßhalb von einigen indiſchen Schriftſtellern als atheiſtiſch betrachtet werden, und es ſcheint ſelbſt der gelehrte Engländer Colebrooke, deſſen Auszügen und Berichten wir die meiſten beſtimmten Kenntniſſe von dieſem ganzen philoſophiſchen Theil der indiſchen Geiſtesbildung verdanken, faſt geneigt, dieſem Vorwurf auch Seinerſeits beyzuſtimmen. Es iſt indeſſen dieſes auf keine Weiſe von einer grob materiellen Abläugnung Gottes, und alles Göttlichen zu verſtehen. Die im Auszuge mitgetheilten Zweifel, ſind weit mehr gegen die Schöpfung gerichtet, als gegen Gott; ſie betreffen nämlich den Beweggrund, welchen das höchſte Weſen, die Allvollkommenheit des unendlichen Geiſtes zur Erſchaffung dieſer äußern Welt gehabt haben könne, und wie dieſes möglich und denkbar ſey. Es war alſo vielmehr, wie wir es in unſrer jetzigen wiſſenſchaftlichen Sprache genauer beſtimmend nennen würden, ein Syſtem des vollendeten Dualismus, wo beydes neben einander und für ſich beſtehend gedacht und angenommen wird; auf der einen Seite, eine aus ſich ſelbſt hervorgegangene oder immerwährend hervorgehende, ſelbſtſtändige Naturkraft, auf der andern Seite, die ewige derum ihrer eignen Schwäche und jedem ungünſtigen Zufalle Preis gegeben. Ja eine Nation hat noch von Glück zu ſagen, wenn ſie nur durch die Gunſt ihrer Lage mit Mühe zu einer bedeutenden Höhe einer einſeitigen Bildung gelangen kann. Bey den Griechen vereinigte und umfaßte ſchon die erſte Stufe der Bildung dasjenige vollſtändig, was ſonſt auch auf der höchſten Stufe nur getrennt und einzeln vorhanden zu ſeyn pflegt. Wie im Gemüthe des Homeriſchen Diomedes alle Kräfte gleichmäßig und in der ſchönſten Eintracht zu einem vollendeten Gleichgewicht zuſammenſtimmen; ſo entwickelte ſich hier die ganze Menſchheit gleichmäßig und vollſtändig. Schon im heroiſchen Zeitalter der noch ganz in der Mythologie und Sage befangenen Dichtkunſt, vereinigt die griechiſche Naturpoeſie die ſchönſten Blüthen der edelſten nordiſchen und der zarteſten ſüdlichen Naturpoeſie, und iſt die vollkommenſte ihrer Art.

Vielen gefällt Homerus, von wenigen aber wird ſeine Schönheit eigentlich ganz gefaßt. So wie viele Reiſende in weiter Ferne ſuchen, was ſie in ihrer Heimath eben ſo gut und näher finden könnten; ſo bewundert man nicht ſelten im Homer allein das, worin der erſte der beſte nordiſche oder ſüdliche Helden- und Sagendichter, wofern er nur ein großer Poet iſt, ihm gleich kommt. Worin er aber einzig iſt, das wird ſelten bemerkt, gewöhnlich ganz aus der Acht gelaſſen. Die treue Wahrheit, die urſprüngliche Kraft, die einfache Anmuth, die reizende Natürlichkeit ſind Vorzüge, welche der griechiſche Barde vielleicht mit einem oder dem andern ſeiner indiſchen oder altnordiſchen Brüder theilt. Es giebt aber andre

Wahrheit und das höchſte Weſen, als der unendliche Geiſt. Die indiſchen Philoſophen waren im Allgemeinen ſo geneigt, die ganze äußere Sinnenwelt bloß für ein Produkt der Täuſchung, für einen leeren Inbegriff des nichtigen Scheins zu halten, daß es wohl begreiflich iſt, wie ſie die Erſchaffung einer ſolchen Welt, wie dieſe in der ſinnlichen Erfahrung als wirklich gegebene, die ihnen allgemein nur als eine Welt der Finſterniß, oder auf der etwas höhern Stufe, doch nur als ein Mittelzuſtand des täuſchenden Scheins galt, nicht mit ihrem myſtiſchen Begriff von der Allvollkommenheit des höchſten Weſens, und ewigen Geiſtes zu vereinbaren wußten; da ſie ohnehin und überhaupt auch im moraliſchen Sinn und Gebiet, die Idee der höchſten Vollkommenheit nur in dem Zuſtande einer abſoluten Ruhe, nicht aber, oder wenigſtens nicht in dem gleichen Maaße der ſtrengſten Reinheit, in irgend einer activen Kraft, oder Kraftentwicklung, zu finden oder zu ſehen gewohnt waren. Wie groß indeſſen der Irrthum eines ſolchen Dualismus auch ſeyn mag, ſo iſt es doch etwas ganz andres, das wirkliche Daſeyn der Schöpfung zu läugnen, oder den Begriff der Erſchaffung nicht zu erkennen, oder wenigſtens nicht richtig zu faſſen, als das Daſeyn Gottes, ganz atheiſtiſch, ſo wie wir dieſes Wort nehmen, zu verwerfen oder zu läugnen, was jenen Philoſophen eigentlich nicht in den Sinn gekommen iſt. Der Begriff von einer ſelbſtſtändigen Grundkraft der Natur, oder die Welt als ewig anzunehmen, mag in andrer Beziehung, und etwa für die praktiſche Anwendung, vielleicht als ein eben ſo großer Irrthum erſcheinen; in wiſſenſchaftlicher Hinſicht aber, müſſen wir hier genauer unterſcheiden, und durfen jenen alten Dualiſmus nicht auf dieſelbe Linie ſtellen, mit einer grob materiellen, oder ſophiſtiſch zerſtorenden Gotteslaugnung der Atomenlehre, oder einer ſpatern eigentlich dialektiſchen Vernunft-Secte.

So ſchatzbar indeſſen auch ſolche Mittheilungen und Auszuge aus den Quellen, aus einer noch ſo wenig bekannten Region des menſchlichen Geiſtes, und ſeiner erſten Entwicklung ſind, ſo iſt dieſes allein doch nicht hinreichend, ſondern wird vor allem eine gewiſſe Biegſamkeit des Geiſtes im wiſſenſchaftlichen Denken erfordert, um den eigentlichen ſpekulativen Sinn, und die eigenthumliche Richtung des Ganzen und der innern Tendenz in einem ſolchen alten Syſteme richtig zu verſtehen, und nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit, als das was es iſt, zu erkennen und zu wurdigen. Zum Beweiſe aber wie die indiſche Philoſophie, wenn ſie auch zuerſt von einem andern und verſchiednem Anfangspunkte ausgegangen war, oder wie immer ſonſt ihr beſondrer Weg oder Umweg und Abweg, mehr oder minder weit von dem allgemeinen Wege entfernt liegen mochte, ſchnell wieder umlenkt, und dieſelbe Eine Richtung nimmt, welche das Ende und Ziel aller indiſchen Philoſophie iſt, findet ſich gleich in dem zweyten Theile des Sankhya-Syſtems, welcher die Yoga-Piloſophie benannt iſt, ein ganz anderes Princip aufgeſtellt, und mit einer gänzlichen Umwendung oder Umwandlung der fruher aufgeſtellten Anfangs-Lehre von dem ſelbſtſtandigen Natur-Princip, ſind hier jene Grundſatze der indiſchen Myſtik entwickelt, auf die wir von allen Seiten in dem Gange und in der Geſchichte der indiſchen Geiſtesbildung hingefuhrt werden. Es wird hier, als das

Höchſte nach dieſer Lehre, und als das Ziel alles höhern Strebens dargeſtellt, jene contemplative Verſunkenheit in den Einen Gedanken der Gottheit, jene vollendete Abſtraction von allen andern bloß ſinnlichen Gedanken und Eindrücken, jenes durch die Kraft des in dieſer Einen Richtung feſt beharrenden, ganz concentrirten Willens, bewirkte Innehalten alles äußern, und zum Theil ſelbſt des innern Lebens, von welchem die Indier glauben, daß es übernatürliche Erkenntniſſe, und wunderbare Kräfte hervorbringe und ertheile. Das Wort Yogha ſelbſt bezeichnet eben jene vollkommne Vereinigung des ganzen Weſens, und aller Gedanken mit Gott, durch welche allein die Seele befreyt d. h. von dem unglücklichen Verhängniß der Seelenwanderung errettet werden kann; und eben dieſes, und kein anderes, iſt das Ziel aller indiſchen Philoſophie. Die indiſche Benennung eines Yoghui iſt von demſelben Worte und Begriffe abgeleitet, mit welchem auch jene Philoſophie bezeichnet wird. Der indiſche Yoghui iſt eben ein ſolcher Einſiedler oder Büßender, der in dieſer myſtiſchen Verſunkenheit oft Jahre lang auf einer Stelle unbeweglich bleibt. Um aber von einer Sache, die uns ſo fremd iſt, und als ganz unglaublich, oder faſt unmöglich erſcheint, obwohl ſie von Augenzeugen ſo vielfältig beſtätigt, und als Thatſache hiſtoriſch gewiß iſt, ein lebendiges Bild aufzuſtellen, nehme ich dazu die in ihrer Art anſchaulich lebendige, oder wie der deutſche Bearbeiter ſagt, furchtbar ſchöne Beſchreibung eines Yoghui aus der Sakontala des Dichters Kalidas. Der König Duſhmanta fragt den Wagenführer des Indra um den heiligen Aufenthalt deſſen, den er ſucht, worauf dieſer erwiedert: „Ein wenig jenſeits des Hayns, dort wo du einen frommen Yoghui unbeweglich ſtehen, und ſein dickes ſtruppiges Haar halten ſiehſt, die Augen auf die Sonnenſcheibe gerichtet. Gieb Acht, ſein Leib iſt halb bedeckt mit einem Termiten-Gebäude von Thon; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der prieſterlichen Schnur, und gürtet zum Theil ſeine Schenkel; viele knotige Pflanzen umwinden ſeinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelneſter ſeine Schultern.“ — Man darf dieſes nicht etwa für eine bloß dichteriſche Uebertreibung, oder gar willkührliche Erfindung halten; denn ſehr zahlreich ſind die hiſtoriſchen Zeugniſſe von Augenzeugen, welche daſſelbe berichten, und mit ganz ähnlichen Zügen ſchildern. In jener Epoche der wunderbaren Erſcheinungen und übernatürlichen Kräfte, während der drey erſten chriſtlichen Jahrhunderte, kommt doch nur Ein Simon Stylites, oder Säulenſteher vor, der von den chriſtlichen Schriftſtellern auch keinesweges als ein Beyſpiel der Nachahmung angeführt, ſondern vielmehr als eine einzelne höchſtens nur einmal aus ganz beſondern Gründen geſtattete Ausnahme, beurtheilt wird. In den indiſchen Wäldern und Einöden, und in der Nähe der oben erwähnten heiligen Wallfahrtsorte, werden viele Hunderte von ſolchen ſeltſamen Menſchen-Phänomenen der höchſten geiſtigen Verſenkung oder Verirrung gefunden. Auch die Griechen haben dieſelben ſchon gekannt, und ihrer unter den Namen der Gymnoſophiſten, unter ſo manchem anderm Wunderbaren in ihrer Schilderung von Indien erwähnt. Ehedem würde man dieſes für ganz unglaublich gehalten, und grade zu für unmöglich erklärt haben; was aber doch, wo die hiſtoriſchen Thatſachen und Zeugniſſe ſo mannichfach beſtätigt, und unleugbar bewährt ſind, nicht wohl angehen kann. Jetzt kennt man die wunderbare Biegſamkeit der menſchlichen Organiſation, und die auch in ihr verborgen ſchlummernden wunderbaren Kräfte ſchon etwas mehr, um nicht ſo leicht und ſchnell bey ſolchen Erſcheinungen darüber hin zu entſcheiden und abzuurtheilen. Es iſt das Ganze eben eine magiſch geiſtige Selbſterhöhung, durch die Kraft des feſten Willens, in dieſer auf den Einen Punkt concentrirten Richtung deſſelben; was aber ſo weit, und bis an dieſes Ziel oder über alles Maaß hinausgeführt, leicht zu einer nicht bloß allegoriſch zu nehmenden, ſondern wirklichen geiſtigen Selbſtvernichtung und zu einer eigentlichen Zerrüttung alles Denkens, und ſelbſt des Gehirns führen könnte. Während man auf der Einen Seite über die Kraft des doch im erſten Grunde auf einen durchaus geiſtigen Gegenſtand gerichteten Willens erſtaunen muß, welche einer ſolchen Ausdauer fähig iſt, erfüllt es auf der andern Seite mit tiefem Bedauern, dieſe Kraft an einen irrigen Begriff in ſo ſchrecklicher Weiſe verſchwendet zu ſehen.

Die zweyte Hauptgattung, oder von den beyden andern weſentlich verſchiedne, nicht von der Natur, ſondern von dem Gedanken-Princip, dem höchſten Act des Denkens, und dem denkenden Selbſt zunächſt ausgehende Richtung der indiſchen Philoſophie, iſt in dem Nyaya-Syſtem enthalten, deren Erfinder oder erſter Begründer Gotama geweſen, welcher von einigen der frühern Schriftſteller und Bearbeiter der indiſchen Quellen, namentlich von Taylor im *) Prabodh

---

*) „Mondesaufgang der Erkenntniß.“

Chandrodaya. S. 116. mit dem Stifter der Buddhiſten-Secte, für eine Perſon gehalten wird, weil beyde denſelben Namen führen; dagegen eine genauere Nachforſchung ſie als verſchiedene Perſonen bezeichnet, und Colebrooke ſelbſt in der Sankhya-Philoſophie mehr Uebereinſtimmung oder Verwandtſchaft mit dem Buddhismus finden will, als in dem Nyaya-Syſtem. In ihrem zweyten Theile enthält dieſe von dem Acte des Denkens ausgehende Nyaya-Philoſophie, die weitere Anwendung dieſes Gedanken-Princips, in der Lehre von den Einzelnheiten, einzelnen Unterſchieden und Unterſcheidungen, oder weitern Eintheilungen; und umfaßt dieſer Theil des Syſtems alles das, was bey den Griechen unter dem Namen der Logik, oder Dialektik begriffen ward, zum Theil auch bey uns noch zu derſelben Rubrik gerechnet wird. Sehr viele Schriften und Commentare, ſind der ausführlichen Behandlung, oder Entwicklung dieſer Gegenſtände und Begriffe gewidmet, die bey den Indiern faſt mit der gleichen Weitläufigkeit, oder Vollſtändigkeit wie bey den Griechen, vorgetragen und auseinander geſetzt wurden. Wie die Indier ſelbſt, ſo hat auch der gelehrte Engländer, welcher bis jetzt der erſte und einzige Berichterſtatter aus dieſen Quellen geblieben iſt, dieſem zweyten Theile und Gegenſtande der Nyaya-Philoſophie, die verhältnißmäßig größte Aufmerkſamkeit geſchenkt; welcher logiſche Theil im Allgemeinen wohl einen Beweis mehr, wenn ein ſolcher noch nöthig wäre, für die, auch nach dieſer Seite hin, ſo äußerſt mannichfach entwickelte, und reiche wiſſenſchaftliche Geiſtesbildung der Indier abgeben kann, für den hier zunächſt vorliegenden Zweck aber kein näheres oder unmittelbares Intereſſe hat.

Doch bemerkt derſelbe ſelbſt, daß dieſe Philoſophie in ihren erſten Grundlehren, wie ſich verſteht, nicht bloß eine Logik im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ſondern vielmehr eine Metaphyſik alles logiſchen Wiſſens enthalte. Ueber dieſen Punkt, oder über dieſen Theil des Ganzen würde ich am meiſten gewünſcht haben, in ſolchen authentiſchen Auszügen aus den Quellen, die Hauptbegriffe des Syſtems noch beſtimmter hervorgehoben zu ſehen, und darin die Entſcheidungsgründe zu einem Urtheil über den weſentlichen Charakter dieſer Philoſophie zu finden, ſo wie auch die Vergleichungsmomente mit den andern Syſtemen, und mit der Philoſophie der Buddhiſten. Denn obwohl es im Allgemeinen als entſchieden und hiſtoriſch gewiß erſcheint, daß die Buddha-Lehre aus einer verkehrten indiſchen Philoſophie hervorgegangen iſt; ſo ſind doch die Uebergangspunkte dieſes Urſprungs bey weitem noch nicht hinreichend klar und beſtimmt in den indiſchen Syſtemen und aus den Quellen nachzuweiſen. Nur die Vedanta-Philoſophie muß hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, ausgeſchloſſen bleiben; denn mit dieſer ſteht der Buddhiſmus natürlich in derſelben Oppoſition, wie mit der altindiſchen Veda-Religion ſelbſt. Außerdem könnte wohl die ſchon oben erwähnte endloſe Verworrenheit, und Unverſtändlichkeit der Buddhiſtiſchen Methaphyſik am erſten auf eine idealiſtiſche Grundlage ſchließen laſſen, mit welcher ſich in der weitern Entwicklung und Anwendung vielfache andre Irrthümer leicht vereinigen, ſelbſt ſolche, die nach dem erſten Anfange am weiteſten davon abſtehen; da zwar jedes Syſtem des Irrthums im Beſitz der vollkommenſten Conſequenz zu ſeyn behauptet oder ſelbſt wähnt, diedern Geſichtspunkten aus, als die, welche die unſrigen ſind. Für uns iſt zum Beyſpiel die Sprachverwandtſchaft die Hauptſache in der Vergleichung und Anordnung verſchiedner Völkerſtämme; und nach dieſem Princip würden wir das hebräiſche Volk mit dem phöniciſchen zuſammen ſtellen, und für eines verwandten Stammes halten. Beym Moſes ſtehen dieſe beyden grade am weiteſten von einander entfernt, und in feindlichem Gegenſatz getrennt, wie ſie es auch im Leben, im Glauben und in der Geſinnung waren. Es treten hier freylich auch von der hiſtoriſchen Seite Umſtände ein, bey der durch die ganze Weltgeſchichte fortgehenden beſtändigen Völkerbewegung, und Völkervermiſchung, wodurch die Frage von der Abſtammung und Verwandtſchaft der verſchiedenen Völkerſtämme weſentliche Modificationen erleidet, und darüber nicht mehr ſo leicht und einfach entſchieden und alles danach ſyſtematiſch geſondert, und geordnet werden kann. Es geſchieht oft, und iſt in hiſtoriſch beſtimmten Fällen ſchon mehrmals geſchehen, daß ein Stamm eine ganz andre Sprache annimmt, ohne daß darum der ganze Stamm in der Vermiſchung unterginge, oder völlig verſchmolzen würde, indem er vielmehr die deutlichen Spuren der erſten alten Abſtammung in ſeinem ſittlichen oder geiſtigen Charakter noch ſichtbar an ſich trägt und beybehält; ſo daß alſo auch die Sprache hier wenigſtens allein nicht entſcheiden kann. Oft drückt auch der minder zahlreiche Stamm dem ganzen Volke, in dem ſittlichen Gepräge, oder in der geiſtigen Richtung deſſelben, vorzüglich ſeinen Stammcharakter auf. Die Abſtammung der Völker läßt ſich überhaupt nur da einfach verfolgen, und ſondern, wo der Stamm rein bewahrt wird, und die Heirathen und alle Vermiſchung mit andern Völkern ſtreng ausgeſchloſſen bleiben. Dieß iſt aber nur bey einigen Völkern der Fall geweſen, und auch da, wo es Geſetz war, iſt es bey weitem nicht überall ſtreng beobachtet, und immer gehalten worden, wie das Beyſpiel des hebräiſchen Volkes ſelbſt, in ſeiner oftmahligen Vermiſchung mit phöniciſchen Stämmen, obwohl dieſe ihm ſtreng unterſagt war, dafür zur Beſtätigung dienen kann. Die alten Geſetzgeber legten zwar auch auf die Abſtammung an ſich einen hohen Werth, wie eben jene beſchränkenden Geſetze über die Heirathen, um dieſelbe rein zu bewahren, es beweiſen; aber noch ein viel höheres Gewicht hatte bey ihnen das väterliche Erbtheil der alten Sitten, Verfaſſung, Geſinnung, und der ganzen geiſtigen Richtung, als worin ſie das Weſen des treu bewahrten Stammcharakters eigentlich ſetzen, und die Stufenordnung des Ranges unter den verſchiedenen Stämmen, vorzüglich darnach beſtimmen. Beſonders beym Moſes iſt dieſer geiſtige Charakter der Stämme, und der in ihnen fortlebende Geiſt, in der Geſinnung und ganzen Denkart, überhaupt der Faden der heiligen Ueberlieferung, und wie dieſe auf die verſchiedenen Völker überging und von ihnen bewahrt ward, die Hauptſache, und giebt dieſes erſt den richtigen Geſichtspunkt für das Ganze an die Hand. Das große Mittelland in Weſt-Aſien, wo auch das wahre Eden, der urſprüngliche Wohnſitz der Erſten Menſchen, und allgemeinen Stammvaters gelegen war, bildet in dieſer hiſtoriſchen Weltanſicht des Moſes die Mitte. Der weit verbreitete Stamm des Japhet bezeichnet und umfaßt die kaukaſiſchen Völker im Norden, und weit umher in der dortigen Weltgegend, und auch im mittleren Aſien; geſunde und ſtarke, verhältnißmäßig minder verdorbne, aber doch keineswegs ganz rohe Naturvölker, die jedoch an der heiligen Ueberlieferung der älteſten Offenbarung nicht ſo unmittelbaren, und nahen Antheil hatten, als die Völker vom Stamme des Sem, in jenem Lande der Mitte, deren unterſcheidender Charakter und hoher Vorzug bey Moſes eben darin beſteht. Im Süden bezeichnet und umfaßt der Völkerſtamm des Cham ſodann, das entartete, und in der Geſinnung gegen das Göttliche feindlich gewordne Aegypten, welches Land in der einheimiſchen Sprache dort ſelbſt den Namen Chemi führte, und dann weiter hinaus alle die einer finſtern Magie vorzüglich hingegebnen afrikaniſchen Völkerſtämme. Wie ganz ſubjektiv, und nur für ſeinen Volksſtamm, und großen National-Zweck angemeſſen, die Moſaiſche Völkertafel ſey, geht unter andern auch daraus hervor, daß während man manche große Völker im entferntern Umkreiſe, oder im fernen Oſt-Aſien nicht ohne Mühe an der Stelle, wo ſie zu ſuchen wären, in dieſem Grundriß zu finden, oder ſie nicht ganz ohne Zwang darin unterzubringen vermag, von einem einzelnen befreundeten arabiſchen Volkszweige, oder auch feindlich gegenüberſtehenden phöniciſchen Stamme, zwölf oder dreyzehn einzelne Geſchlechter angegeben ſind. In dieſem einfachen Geſichtspunkte aufgefaßt, iſt die Moſaiſche Ueberſicht der Völkerſtämme auf der bewohnten Erde ſehr klar, und wenn auch die Deutung mancher einzelnen Volksnamen problematiſch bleibt, im Ganzen wenigſtens vollkommen verſtändlich und geht auch ein ſehr großer hiſtoriſcher Sinn aus derſelben hervor.

charakteriſtiſche Züge der Homeriſchen Poeſie, welche dem Griechen allein eigen ſind.

Ein ſolcher ſchon eigenthümlich helleniſcher Zug iſt beſonders auch die Vollſtändigkeit ſeiner Anſicht der ganzen menſchlichen Natur, welche im glücklichſten Ebenmaaß, im vollkommnen Gleichgewicht, von der einſeitigen Beſchränkung einer abweichenden Anlage, und von der Verkehrtheit künſtlicher Mißbildung gleichweit entfernt iſt. Der Umfang ſeiner Dichtung iſt ſo unbeſchränkt, wie der Umfang der ganzen menſchlichen Natur ſelbſt. Die äußerſten Enden der verſchiedenſten Richtungen, deren urſprüngliche Keime ſchon in der allgemeinen Menſchennatur verborgen liegen, geſellen ſich hier freundlich zu einander, wie im unbefangnen, kindlichem Spiel. Seine heitre und reine Darſtellung vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, die ſchärfſte Beſtimmtheit mit der weichſten Zartheit der Umriſſe.

In den Sitten ſeiner Helden ſind Kraft und Anmuth im Gleichgewicht. Sie ſind ſtark aber nicht roh, milde, ohne ſchlaff zu ſeyn, und geiſtreich ohne Kälte. Achilles, obgleich im Zorn furchtbarer wie ein kämpfender Löwe, kennt dennoch die Thränen des zärtlichen Schmerzens am treuen Buſen einer liebenden Mutter; er zerſtreut ſeine Einſamkeit durch die milde Luſt ſüßer Geſänge. Mit einem rührenden Seufzer blickt er auf ſeinen eignen Fehler zurück, auf das ungeheure Unheil, welches die ſtarrſinnige Anmaßung eines ſtolzen Königs und der raſche Zorn eines jungen Helden veranlaßt haben. Mit hinreißender Wehmuth weiht er die Locke an dem Grabe des geliebten Freundes. Im Arm eines ehrwürdigen Al-

Siebente Vorleſung.

Allgemeine Betrachtungen über das Weſen des Menſchen in hiſtoriſcher Beziehung, und über die zwiefache Anſicht der Geſchichte. Von den heidniſchen Myſterien, und von der perſiſchen Weltherrſchaft.

Statt der hundertfältig verſchieden commentirten und nach dem angenommenen Syſtem der vorherrſchenden hiſtoriſchen Anſicht eines Jeden doch immer wieder anders ausgelegten Moſaiſchen Völkertafel, welche man ſonſt wohl jeder welthiſtoriſchen Darſtellung glaubte zum Grunde legen zu müſſen, und die ſich in dieſer falſchen, willkührlichen Methode doch nie ohne Gewalt, allen ſonſt gegebenen geſchichtlichen Daten anpaſſen, und in ſie hinein zwängen läßt, welches auch ganz offenbar, durchaus nicht die wahre Abſicht, und der große Sinn derſelben iſt; findet ſich freylich wohl in dieſer heiligen Urkunde der göttlichen Wahrheit, ein anderes tiefer eingehendes Princip, welches allerdings für die allgemeine Geſchichte, und die Philoſophie derſelben ſehr anwendbar, und zugleich höchſt einfach, und doch ganz allumfaſſend iſt. Es iſt dieſes das gleich beym erſten Anbeginn des Menſchen, und aller Geſchichte in jener Offenbarung aufgeſtellte, und als das urſprüngliche zum Grunde gelegte Princip, oder der Begriff von dem göttlichen Ebenbilde des Menſchen, als worin ſeine eigenthümliche Natur, ſein wahres Weſen, und ſeine endliche Beſtimmung beſtehe. Dieſes Princip nun iſt es, welches dieſer ganzen Entwicklung hier ebenfalls zum Grunde gelegt iſt; und wird es daher nothwendig ſeyn, hier am Schluß der älteſten Welt Periode, und beym Uebergange zu der zweyten Abtheilung des Ganzen, dieſes etwas näher zu erörtern, und eine genauer beſtimmte Rechenſchaft darüber zu geben. Es giebt eben nur, je nach dem verſchiednen Begriff vom Menſchen, von welchem man dabey ausgeht, zwey verſchiedene Hauptanſichten der Geſchichte, oder auch zwey welthiſtoriſche Partheyen in dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft, und in dem Urtheile darüber. Daß bey einem ſolchen allgemeinen Gegenſatze, Schriftſteller, die bloß bey dem Einzelnen der gegebenen Thatſachen ſtehen bleibend, weiter keine Anſicht über das Ganze haben wollen, oder auch ſolche, die in ihren Gedanken hin und her ſchwankend, wenigſtens keine mit Klarheit erfaßte, und conſequent feſtgehaltene Anſicht haben, hier nicht mitzählen, liegt in der Natur der Sache, und bedarf keiner weitern Erklärung. Entweder alſo iſt der Menſch bloß ein veredeltes, allmählig bis zur Vernunft abgerichtetes, und endlich ſogar bis zum Genie geſteigertes Thier; und dann kann auch die ganze Culturgeſchichte keinen andern Inhalt haben, als die von Stufe zu Stufe immer weiter gehenden Fortſchritte auf dem Wege dieſer unendlichen Vervollkommnung. Dieß könnte man in einem gewiſſen Sinne, von der wiſſenſchaftlichen Seite, wohl die liberale Anſicht der Weltgeſchichte nennen; auch iſt ſie vielleicht nirgend ſo mathematiſch ſtreng, und rein durchgeführt werden, als von einem ſehr ausgezeichneten, ganz von dieſer Idee eingenommenen franzöſiſchen Denker, der allerdings für dieſe Grundſätze ſelbſt zum Märtyrer in ſeiner Zeit geworden iſt. In dem Zwieſpalt der allgemeinen Lebensanſicht, in dem alle Weltverhältniſſe umfaſſenden, oder durch ſie hingehenden Gegenſatz der Meynungen, ſind es weit weniger jene Dogmen, in welchen Jeder für ſein Gefühl und Gewiſſen, für ſein innerſtes Streben und ſeine endliche Hoffnung, Aufſchluß, Hülfe, und Stärke, oder doch Beruhigung findet; als vielmehr der einzige Glaubensartikel vom Menſchen und von dem, worin ſein eigentliches Weſen, ſeine innre Natur, und höhere Beſtimmung beſteht, was die eine oder die andere Meynung begründet, und woraus die religiöſe Anſicht, oder wenn ich es ſo nennen darf, die Religion der Geſchichte, ſo wie die Irreligion derſelben hervorgeht. Jene Idee von der unendlichen Perfektibilität des Menſchen hat etwas für die Vernunft ſehr Entſprechendes; und ſobald es bloß als Anlage und mögliche Diſpoſition genommen wird, enthält ſie auch unläugbar viel Wahres, nur daß ihr alsdann eine wenigſtens eben ſo große Corruptibilität des Menſchen zur Seite ſteht. Allein auf das große Ganze der geſammten Weltgeſchichte angewendet, hat dieſe ganze Anſicht, eigentlich keinen rechten Anfang; denn jener ſchwankende Begriff von einem der unendlichen Veredlung und Fortſchreitung fähigen Thiere, iſt doch kein ſolcher, und es giebt auch überhaupt keinen wahren Anfang in der Wiſſenſchaft, ſo wenig als im Leben und in der Geſchichte, außer dem, der von Gott ausgeht. Und ſo hat ſie auch kein rechtes Ende, denn das bloße Fortſchreiten ins Unendliche, iſt doch kein ſolches, kein feſtbeſtimmtes Ziel und poſitiver Zweck. Aber auch in der Mitte, und in der Anwendung auf die ganze Maſſe der hiſtoriſchen Thatſachen, ſtößt man dabey auf große Schwierigkeiten, da dieſelbe jenem abſtracten Geſetz von der ins Unendliche fortſchreitenden Vervollkommnung gar nicht immer Folge leiſtet, ſondern ſehr oft nicht bloß bey einzelnen Nationen, ſondern in ganzen großen Welt-Perioden, vielmehr das Geſetz eines natürlichen Kreislaufes, als das darin vorwaltende, ſo ſichtbar und augenſcheinlich hervortritt. Dieſes unangenehme Factum aber bleibt, nach jenem welthiſtoriſchen Vernunft-Syſtem, eigentlich immer unerklärbar; oder wenn es ſich auch erklären läßt, ſo kann ſich doch jene liberale Anſicht nicht damit ausſohnen. So oft daher der Menſch, und das Menſchengeſchlecht von dieſer ihm mathematiſch vorgezeichneten Bahn der unendlichen Perfektibilität in eine excentriſche Abweichung geräth, oder gar wie es zu ihren beſtimmten Zeiten den Planeten unſers irdiſchen Himmels geſchieht, einmal dem Anſchein nach völlig rückgängig wird; ſo geräth der von dieſem Princip ausgehende Weltbeobachter, oder geſchichtliche Denker ganz außer Faſſung, und es kann auch ein ſolcher gegen die erſte Grundregel anſtoßender Weltlauf, oder Wendung der Zeit, kein andres Reſultat bey ihm haben und hervorbringen, als den höchſten hiſtoriſchen Unwillen, der von der Gegenwart aus, noch in die ferne Zukunft ſich erſtreckt, und zugleich die ganze Vergangenheit mit umfaßt, um auch ſie unter der falſchen Beleuchtung des leidenſchaftlichen Zeitgeiſtes, mit jenem liberalen Unwillen, ganz ſchief, oder doch ſehr einſeitig, wenigſtens gewiß nicht in dem rechten und vollen Lichte, und der Wahrheit gemäß zu beurtheilen. Iſt aber der Menſch nicht bloß ein veredeltes, bis zur Vernunft gebildetes, ja bis zum Genie geſteigertes Thier; ſondern beſteht ſein eigenthümlicher Unterſchied und Vorzug, ſein eigentliches Weſen, ſeine Natur und Beſtimmung in dem göttlichen Ebenbilde: dann geht daraus eine ganz andre welthiſtoriſche Grundlage und Anſicht hervor, als die eben geſchilderte; indem alsdann die ganze Menſchengeſchichte im Allgemeinen keinen andern Gegenſtand und Inhalt, als die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes und den Gang dieſer Wiederherſtellung haben kann. Denn daß, dieſe Vorausſetzung, und dieſen erhabenen Urſprung des Menſchen einmal angenommen, das göttliche Ebenbild, auch in ſeinem innerſten Bewußtſeyn, ſo wie in dem ganzen Menſchengeſchlecht, ungemein alterirt, und zerrüttet, oder ſtark in Unordnung gerathen iſt; das brauchen wir nicht erſt aus den poſitiven Religionslehren zu entnehmen, indem einem Jeden ſchon ſein inneres Gefühl, die eigne Lebenserfahrung, oder allgemeine Weltanſicht die hinreichende Ueberzeugung davon gewähren, oder beſtätigen kann. Eben ſo wenig wird Jemand, der das Princip ſelbſt, von dieſem göttlichen Ebenbilde im Menſchen, deſſen alte halbverwitterte Schriftzüge noch auf allen Blättern der älteſten Weltgeſchichte gefunden werden, deſſen noch nicht ganz erloſchenes Gepräge in dem geöffneten Geheimniß jeder tiefer erfaßten Menſchenbruſt ſich dem nachſinnenden Gefühl kund giebt, nur einmal feſt in ſeiner Ueberzeugung gefaßt hat, an der Hoffnung jemals irre werden, oder ſie ganz verliehren können, daß wie groß auch die Zerrüttung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen ſcheinen, oder wirklich ſeyn mag, die Wiederherſtellung deſſelben dennoch möglich bleibe. Wohl wiſſend aus dem Leben und aus der eignen Erfahrung, wie groß und wie ſchwer dieſes Werk ſey, wie viel Hinderniſſe ihm entgegenſtehen, und wie leicht auch nach einem ſchon theilweiſen Gelingen, was ſchon gewonnen uns wohl einen rührend tragiſchen Eindruck zurückläßt. Ueberhaupt hat die ſchnell vorübergehende perſiſche Welt-Eroberung faſt nur mit der Gewalt einer elementariſchen Naturkraft auf die Zeit gewirkt. Unerwartet und eilend wie ein Sturmwind, überzogen und eroberten ſie zu Anfang andre Länder und Reiche; der Zug des Xerxes nach Griechenland, iſt wie eine wahre Völkerüberſchwemmung geweſen; und wie ein verheerendes Feuer, wenn es hoch auflodernd alles weit umher ergriffen und verwüſtet hat, dann ſchnell wieder in ſich zuſammen ſinkt; ſo iſt es auch hier geſchehen. Die Einwirkung der perſiſchen Herrſchaft auf die andern ſchon früher gebildeten Nationen, iſt wenig bleibend geweſen; Aegypten blieb trotz der gewaltſamen Behandlung, die es unter Kambyſes erfuhr, vor wie nach, das alte Aegypten, und wurde es unter der milden, dem Lande, und dem ägyptiſchen Geiſte ſelbſt angemeſſeneren Herrſchaft der Ptolomäer wieder mehr als je. Auch Phönicien, Paläſtina, Klein-Aſien, iſt im Weſentlichen daſſelbe geblieben. Die Hauptwirkung der perſiſchen Eroberungs-Zeit in welthiſtoriſcher Rückſicht, iſt die geweſen, daß alle jene Völker von Weſt-Aſien, Aegypten mit dazu gerechnet, nebſt den griechiſchen Ländern, und den andern am mittelländiſchen Meere gelegenen Staaten, dadurch in die lebhafteſte Berührung und vielfache Verbindung kamen, die auch von da an ſich fortdauernd erhalten hat. Auf Griechenland iſt die Einwirkung der perſiſchen Macht und des Kampfes mit ihr, zwar eine ſehr große geweſen, aber mehr nur eine indirecte, als mitbeſtimmende Veranlaſſung für den innern Freyheits-Kampf der Griechen, und dann durch die Hervorrufung jener großen Reaction un ter Alexander dem Großen. Dieſe griechiſche Rückwirkung, war ſelbſt im Geiſt und Charakter der vorangegangenen Aufreitzung und dem eroberungsſüchtigen Angriff der Perſer in etwas ähnlich; wenigſtens in Alexander dem Großen ſelbſt iſt ein orientaliſches Streben unverkennbar, dem nicht bloß das kleine väterliche macedoniſche Erb-Reich wenig genügen konnte, ſondern welches überhaupt eigentlich ganz aus der Sphäre der griechiſchen Geiſtesbildung, den herrſchenden Begriffen, und der ſonſtigen Denkart derſelben herausging; und ich möchte es eine aſiatiſche Begeiſterung nennen, was ihn bis an die Hauptſtadt des perſiſchen Reichs, und noch weiter bis über den Indus hinaus führte, oder unwiderſtehlich fortriß.

Achte Vorleſung.

Von der Mannichfaltigkeit des griechiſchen Lebens und Geiſtes. Von der Erziehung und ſchönen Kunſt; dann von der beginnenden Naturwiſſenſchaft und Philoſophie der Griechen; ſo wie von ihrer politiſchen Entartung.

Es giebt wohl nicht leicht einen auffallenderen Unterſchied, und ſo vollendeten Gegenſatz in dem ganzen Umkreis der geiſtigen Bildung, oder der ſittlichen Entwicklung der Völker, ſo weit das bekannte Gebiet der Weltgeſchichte irgend reicht, als der zwiſchen jener ganz in ſich abgeſchloſſenen Einheit des aſiatiſchen Geiſtes, und der mehrentheils unveränderlich feſt ſtehen bleibenden Einförmigkeit der orientaliſchen Lebensordnung und geſellſchaftlichen Einrichtung, mit dieſer ſo vielfach verſchiedenartigen Regſamkeit, dieſer lebendigen Mannichfaltigkeit des griechiſchen Volkes, wie es ſich in ſeiner erſten und blühenden Zeit, ſchon vom Urſprunge und Anfange aus, kund giebt. Eine Mannichfaltigkeit der geiſtigen Entwicklung und ſittlichen Richtung, die nicht bloß in den verſchiedenartigſten Geſetzen und Staatsformen, Sitten, Gewerben und Lebensgebräuchen gefunden wird, ſondern ſchon in den zerſtreuten Wohnorten, und mannichfach verſchiednen Anſiedelungen der Griechen, in ihrer ebenfalls aus ganz verſchiedenartigen Elementen gemiſchten Herkunft, und erſtem Bildungs-Anfang; dann auch in der Zertheilung unter mehrere ſich entgegenſtehende Volksſtämme, ſo viele kleine und etwas größere Staaten, und ſelbſt in der Sage, Geſchichte und den daraus hervorgehenden Künſten und Kunſtarten, oder Kunſtrichtungen, endlich in der durch lauter Gegenſätze von einem Syſtem zum andern fortſchreitenden, und im nie ruhenden Streit ſich bewegenden Wiſſenſchaft ſich kund giebt. In Aſien, ſelbſt da, wo wie bey den Indiern, eine ſehr mannichfaltige, und darin der griechiſchen äußerlich ähnliche Entwicklung des Geiſtes in der Poeſie, und in der ganzen Weltanſicht, und den verſchiedenen Denk-Syſtemen Statt gefunden hat, wo auch das ganze Land oder Volk in der alten Zeit nie bleibend in Ein ſtreng geſchloſſenes Reich vereinigt war, iſt wenigſtens die innre Denkart und vorherrſchende Geſinnung im Ganzen, immer monarchiſch geweſen, von dem unendlichen Einen ausgehend, oder wieder zu dieſer ewigen Einheit zurückführend. In Griechenland dagegen, war auch die Wiſſenſchaft, wie das Leben ſelbſt, durchaus republikaniſch; und findet ſich etwa einmal eine ſolche aſiatiſche, oder der ähnliche Einheitslehre bey einzelnen Denkern darunter, ſo iſt es nur eine Ausnahme, und ein nur zur Abwechslung angenommenes Syſtem, als Gegenſatz gegen die gewöhnliche, und im Allgemeinen herrſchende Denkart, daß Alles in der Welt und in der Natur wie im Menſchen in beſtändiger Bewegung, und in ſtetem Wechſel und freyem Leben ſey. Selbſt die fabelhafte Götterwelt der Griechen, wie ihre Dichter ſie ſchildern, hat einen ganz republikaniſchen Anſtrich; es iſt auch da alles veränderlich, und immer neu ſich geſtaltend, im innern Natur-Zwiſt der kämpfenden Elemente, und in poetiſcher Feindſchaft der alten und der neuen, der obern und untern Götter, der Rieſen und Helden unter einander ſtreitend, und ſich mannichfach durchkreuzend, und im Ganzen nur einen ziemlichen Zuſtand dichteriſcher Anarchie darſtellend. Es bietet daher auch die griechiſche Sage, ſelbſt die hiſtoriſche, und die älteſte Geſchichte ihrer früheſten Wohnorte, Anſiedlungen und Wanderungen der verſchiedenen Stämme, wie einen dicht verwachſenen Wald von Wahrheit und Dichtung, von dichteriſch eingekleideter Vermuthung, entſchiedner Fabel, und alter ehrwürdiger Kunde, und wie ein poetiſch geſchichtliches Labyrinth, dem Auge des Forſchers dar, in deſſen mannichfach verſchlungenen Gängen es der Kritik oft ſchwer wird, den rechten Ausgang, und den führenden Faden der Ariadne zu finden oder feſtzuhalten, um alles Einzelne klar ordnen und richtig zuſammenſtellen zu können. Nicht bloß in dem eigentlichen Griechenland, auf der Halbinſel des Pelops, und den nah gelegnen Inſeln, in den ſüdlichen Thalgegenden des feſten Landes, wo die nördlichen Gränzen gegen andre nicht griechiſche Stämme, oft ſchwer genauer zu beſtimmen ſind, oder an den vordern Küſtenländern von Klein-Aſien hatten die griechiſchen Völker und Stämme ihre Wohnorte; ſondern bis in die entlegenſten Winkel des ſchwarzen Meers, in dem ägyptiſchen unterm Nil-Lande, wo ſchon lange vor den perſiſchen Kriegen ſo viele griechiſche Niederlaſſungen Statt gefunden haben, längs dem Rande von Nord-Afrika, wo das blühende Cyrene lag, an der ſüdlichen Meeresküſte von Spanien und Gallien, über ganz Unter-Italien und Sicilien, waren ihre Anſiedelungen in einer Menge von blühenden Pflanzſtädten, und kleinen ten, des durch ihn unglücklichen Vaters ſeines verhaßten Feindes, kann er in Thränen der Rührung zerfließen. Der allgemeine Umriß eines Charakters, wie Achilles hatte vielleicht auch in der Fantaſie eines Nord- oder Süd-Homerus entſtehen können; dieſe feineren Züge der Ausbildung waren nur bey den Griechen denkbar. Nur ein ſolcher vom Gefühl der innern Harmonie und der ſittlichen Schönheit beſeelter Dichter konnte dieſe brennbare Reizbarkeit, dieſe furchtbare Schnellkraft wie eines jungen Löwen, mit ſo viel Geiſt, Sitten, Gemüth vereinigen und verſchmelzen. Selbſt in der Schlacht, in dem Augenblicke, wo ihn der Zorn ſo ſehr fortreißt, daß er ungerührt durch das Flehen des Jünglings, dem überwundnen Feinde die Bruſt durchbohrt, bleibt er menſchlich, ja ſogar liebenswürdig und verſöhnt uns durch eine entzückend rührende Betrachtung.*) Der Charakter des Diomedes iſt aber ſchon in ſeiner urſprünglichen Zuſammenſetzung ganz Griechiſch. In ſeiner ſtillen Größe, ſeiner beſcheidnen Vollendung und dem innern Gleichgewicht aller Kräfte, ſpiegelt ſich der ruhige Geiſt des Dichters ſelbſt am hellſten und am reinſten.

Die Homeriſchen Helden, wie den Dichter ſelbſt unterſcheidet ſehr bemerklich eine freyere Menſchlichkeit von allen nicht-Griechiſchen Heroen und Sagendichtern. In jeder beſtimmten Lage, jeder einzelnen Gemüthsart ſtrebt der Dichter, ſo viel nur der Zuſammenhang verſtattet, nach derjenigen ſittlichen Schönheit, deren das kindliche Zeitalter unverdorbener Sinnlichkeit fähig iſt. Sittliche

---

*) Iliad. XXI. 99. — 113.

Staaten verbreitet. Selbſt bis in das baltiſche Meer iſt ihre Schiffahrt eingedrungen, wie die Reiſe des Pytheas bezeugen kann; wenn ſie auch nicht Afrika umſegelt haben, wie es ſelbſt von den Phöniciern noch bezweifelt wird, und haben ſie dieſelben auf jeden Fall an Regſamkeit im Handel, und in der mannichfachen Verbreitung und dem Reichthum der Kolonieen eher noch übertroffen, als daß ſie darin hinter ihnen zurück geblieben wären. Sind die wunderbaren Denkmahle und großen Bauwerke der Aegypter, auch im Ganzen von einem koloſſaleren Umfang; ſo ſind die Werke der Griechen dagegen, obgleich einige derſelben auch nach einem ſehr großartigen Maaßſtabe angelegt ſind, in der Architektur und Sculptur ungleich mannichfaltiger, reicher geſchmückt, lebendiger und ſchöner als die ägyptiſchen. Sie waren aber nicht bloß eine ſeefahrende und Handel treibende Nation, wie die Phönicier, oder in ſtolzen Bauwerken, die ſo viele Tauſende von Menſchenhänden erfordern, mit den Aegyptern wetteifernd; ſondern auch von den früheſten Zeiten an ein kriegsluſtiges, im Kriege ſich vielfach übendes Volk. Auch ganz abgeſehen noch von der patriotiſchen Begeiſterung, und Vertheidigung des Vaterlandes, nur den Krieg als Lebensweiſe und Stand, oder Gewerbe betrachtet, liebten ſie dieſen; wie ſich wohl beſonders darin zeigt, daß die ägyptiſchen Könige in der letzten Epoche vor der perſiſchen Eroberung, und lange Zeit vor den griechiſchen Perſer-Kriegen nicht bloß einzelne bewaffnete Schaaren von Griechen im Solde hatten, ſondern ihr ganzes Kriegsheer meiſtens aus ſolchen Söldnern beſtand; wie dieß auch mit den Karthagern der Fall war, und noch ſpäterhin die Perſer-Könige ſelbſt große Schaaren, und ganze Heere von

Griechen im Sold und Dienſt hatten. Dieſe früh begonnene Gewohnheit der Griechen, fremden Staaten als Söldner im Kriege zu dienen, kann ihnen zwar wohl als eine vortreffliche Schule und Vorübung gedient haben, für die ſpätern großen Nationalkriege, obwohl in dieſen doch die erſten entſcheidenden Waffenthaten durch kleine Schaaren von Sparta und Athen, oder aus den andern Freyſtaaten, alſo durch bewaffnete freye Bürger, und den auserwählten Kern derſelben errungen wurden; und für die National-Denkart oder ſittliche Geſinnung, und die gegenſeitigen Verhältniſſe der griechiſchen Stämme und Völker untereinander, konnte dieſe Sitte wohl durchaus keinen günſtigen und guten Einfluß haben. In jenen griechiſchen Pflanzſtädten und Anſiedelungen rings an den Küſten des mittelländiſchen Meers, wie faſt immer ſeefahrende Völker, und ganz auf den Handel beruhende Städte und kleine Staaten, ſo lange ſie nicht einen größern Umfang gewinnen, zur republikaniſchen Verfaſſung neigen, war alſo auch dieſe meiſtentheils vorherrſchend. Doch fand auch hierin eine große Mannichfaltigkeit verſchiedner Staatsformen Statt; denn neben jener großen Anzahl von kleinen Gewerbe und Handel treibenden Staaten, gab es auch wieder andre, ganz oder größtentheils auf den Ackerbau und Grundbeſitz begründete, wie Sparta und andre. In dieſen bildete alsdann der erbliche Grundbeſitzende Landadel den Hauptſtand im Staate; da die Griechen überhaupt auf die Herkunft der edlen Stämme und Fürſtenhäuſer von den alten Heldengeſchlechtern, einen ungemein hohen Werth legten. Die urſprüngliche Verfaſſung in vielen, faſt in den meiſten dieſer kleinen griechiſchen Republiken war, Anfangs wenigſtens, eine ziemlich milde Ariſtokratie, wo oft auch ein erblicher Fürſt, oder Stammkönig an der Spitze ſtand. In den einzelnen Staaten, wie z. B. in Athen geſchah der Uebergang aus dieſer ältern Verfaſſung, unter einem erblichen Stammfürſten zu einer ganz republikaniſchen Verfaſſung, nur ganz allmählig, und Stufe für Stufe; wie denn auch das Andenken der ehemaligen Könige, z. B. des für das Vaterland gefallnen Kodrus hier ſehr in Ehren gehalten wurde, und eher beliebt war. Der Volkshaß war in Athen bloß gegen die Staatsführer gerichtet, welche ihre, Anfangs bloß demagogiſch erlangte Macht, wie Piſiſtratus, nachher durch die Gewalt der Waffen, und durch fremde Söldner weiter auszudehnen, oder für immer zu befeſtigen ſuchten. Auch Piſiſtratus hatte große Eigenſchaften, und herrſchte im Ganzen milde, und den Soloniſchen Geſetzen gemäß; indeſſen war ſeine Herrſchaft allerdings uſurpirt, und auf unrechtmäßige Gewalt gegründet. Späterhin, in der mehr und mehr demokratiſchen Zeit, wie es denn überhaupt kein undankbareres Weſen in der ganzen Natur giebt, als eine ſolche nach Laune und Willkühr entſcheidende ſouverain gewordne Volksmacht, richtete ſich, der auf ſeine Freyheit mißtrauiſch eiferſüchtige, und leicht durch ſophiſtiſche Redner zu täuſchende Volkshaß, faſt gegen alle große Männer und hochverdiente Bürger dieſes Staats. Der Feldherr Miltiades ſtarb im Gefängniß; der gerechte Ariſtides, Cimon und viele andere fielen dieſem Oſtracismus zum Opfer, und ſtarben in der Verbannung, wie auch die großen Geſchichtſchreiber Herodot und Thucydides. Selbſt Themiſtokles, der eigentlich der Retter von Athen und Griechenland geweſen war, mußte zu dem ruht, oder nur als ein wohlgelungenes Experiment für irgend eine aus jenem politiſchem Vernunft-Syſtem hergeleitete, wiſſenſchaftliche Staats-Theorie betrachtet wird; da hat dieſelbe ſchon im Weſentlichen aufgehört eine Monarchie, im alten Sinne des Worts zu ſeyn, wenn die äußere Form auch ſcheinbar dauernd fortbeſteht. Der abſolute Staat, er mag nun ein republikaniſcher ſeyn, nach dem Vernunft-Princip der Freyheit und Gleichheit, von welchem nach der Natur der Sache, und dem innern Weſen der Vernunft gemäß, auch ein progreſſives Streben nach außen, faſt allemahl unzertrennlich iſt, wie es der gewaltſame Ehrgeitz, die unerſättliche Herrſchſucht der großen alten Republiken, ſobald ſie demokratiſch wurden, und je mehr ſie in Anarchie verſanken, auch hinreichend beſtätigt; oder er mag auch bloß auf der despotiſchen Willkühr einer ungerechten Militär-Gewalt beruhen, kann zunächſt nur in dieſer dynamiſchen Weiſe ins Gleichgewicht gebracht, oder in leidlichen Schranken erhalten, und wenigſtens phyſiſch in ſeiner Exiſtenz geſichert werden; der alte religiöſe Staat aber, d. h. der welcher auf Glauben und Liebe beruht, kann auch nur auf dieſem religiöſen Wege, nicht durch den ſtarren, todten Buchſtaben irgend einer äußern Doctrin, wenn es auch die reine dogmatiſche Wahrheit ſelbſt wäre, ſondern nur durch Glauben und Liebe, und durch die religiöſe Kraft dieſer erſten aller ſittlichen Lebens-Principien, wieder hergeſtellt oder von neuem zum wirklichen Daſeyn erweckt, und dauernd hervorgerufen werden.

Neunte Vorleſung.

Charakter-Gemählde der Römer in ihrer Geſchichte und Weltherrſchaft. Von dem ſtrengen Recht und dem Rechte der Billigkeit, in der hiſtoriſchen Anwendung, nach der Idee der göttlichen Gerechtigkeit; und von dem Anfange der chriſtlichen Liebe.

Statt der großen Mannichfaltigkeit verſchiedner Staaten, Verfaſſungen, Stämme, Charaktere in Kunſt und Sitten, Formen der Entwicklung und Richtungen des Geiſtes, in welchen das griechiſche Leben und die eigenthümliche Bildung deſſelben ſich gleich vom Anfang an theilte, und in der Theilung ſelbſt ſich deſto vielſeitiger und voller entfaltet hat; drängt ſich in Italien und in der alten Geſchichte deſſelben immer mehr und mehr alles in die Eine, ewige und unvergängliche, ſtets blühende und immer wachſende, endlich alles in ſich verſchlingende Stadt Rom zuſammen. Zwar bietet die älteſte Vorzeit von Italien, und die dortigen Urvölker der erſten Anſiedelung, Pelaſger, denen ſchon die vielen dort vorhandnen cyklopiſchen oder richtiger pelaſgiſchen Mauern und Bauwerke ihre althiſtoriſche Stelle daſelbſt anweiſen; Etruſker, nach einigen von dem mehr nordiſchen Stamm der Rhätier, von welchen die Römer ſo vieles in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen und Geſetzen entlehnten, Sabiner und Samniten, Lateiner und Trojaner; dann Celten im obern, Griechen im untern Italien, in ihren gegenſeitigen

Verhältniſſen und mannichfachen Verſchlingungen der Abſtammung und Entwicklung der hiſtoriſchen Forſchung einen reichhaltigen Gegenſtand und hinreichenden Stoff für ſehr verwickelte Unterſuchungen und ſchwer zu löſende Probleme in Menge dar. Für den allgemeinen Standpunkt der Weltgeſchichte aber und ihr vollſtändig richtiges Verſtändniß tritt alle dieſe alterthümliche Gelehrſamkeit in den Hintergrund zurück vor dem Einen Mittelpunkt des Ganzen, der alles übrige und Einzelne im alten Italien und dieſes ſelbſt ſchnell verſchlungen hat, und der, wenn er auch urſprünglich aus verſchiedenartigen lateiniſchen, ſabiniſchen, etruskiſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war, doch ſchon frühe zu einer feſten innern Einheit des Charakters verſchmolzen iſt, wo nur die weitere Entwicklung und der Anfangs langſame, bald aber eben ſo furchtbar ſchnelle als unermeßlich große Anwachs den Blick des hiſtoriſchen Beobachters vorzüglich an ſich zieht. Der Götterdienſt der Römer war ſelbſt in der ſpätern, noch mehr aber in der alten Zeit, viel weniger poetiſch entfaltet, geſchmückt und bereichert als der griechiſche; viel einfacher, rauher und ernſter als dieſer. Schon das Wort Religion, man mag es nun in ſeiner erſten Bedeutung als Wiederanknüpfung oder als Rückkehr nehmen, ſpricht einen viel beſtimmteren, ernſteren Zweck aus, als in den mythiſchen Grundbegriffen der griechiſchen Volks-Religion meiſtens gefunden wird. Das ganze Leben der alten Römer war mit gottesdienſtlichen Gebräuchen auf das innigſte verwebt. So wie aber die von der Wölfinn geſäugten Zwillinge des Mars, Romulus und Remus, als die Urheber des römiſchen Staats genannt werden; ſo wurde auch Mars ſelbſt, als der eigentliche Stammvater des römiſchen Volks und vornehmſte National-Gott hier verehrt; beſonders unter dem Nahmen Gradivus, d. h. der zur Schlacht Eilende, oder der auf dem Erdkreiſe hin und her Schreitende. Die heiligen ehernen Schilde, welche bey den dazu beſtimmten Feſten unter kriegeriſchen Waffentänzen umhergetragen wurden, nebſt dem Palladium, dem Scepter des ehrwürdigen Priamus, bildeten mit einigen andern ähnlichen Alterthümern zuſammen, die ſieben geheiligten Unterpfänder der ewigen Fortdauer und des immer blühenden Wachsthums für die unter drey verſchiednen Nahmen verehrte Stadt der ſieben Hügel; von welchen drey Nahmen der eine geheim gehalten wurde, die beyden andern aber auf die blühende Stärke, die durch alle Zeiten dauernde Kraft derſelben deuten. Es hatten wohl auch die andern alten Städte der Griechen und der ihnen verwandten oder auch der andern italiſchen Völker, ihre Schutzgötter, beſondre Heiligthümer, ein hochverehrtes Palladium, irgend eine Art alte Orakel, und allem dieſem beſonders geweihte gottesdienſtliche Feſte und Gebräuche. Aber nicht leicht wird man noch ein andres Beyſpiel finden, wo die ſagenhafte Verehrung, man kann faſt ſagen die althergebrachte Vergötterung der Stadt ſelbſt, ſchon vom erſten Urſprunge an ſo feſt in den Gemüthern gewurzelt hatte und dieſer förmliche Cultus ſo tief in alle Gebräuche, Sitten, Begriffe des öffentlichen Lebens verflochten geweſen wäre, wie hier; und als aus dieſer Einen Stadt ſchon eine Welt-Monarchie geworden war, war es immer noch die Stadt ſelbſt, das ewige Rom, in welcher man nicht bloß den Mittelpunkt, ſondern gleichſam den Inbegriff des Ganzen ſah, und in der man den perſonificirten Begriff des Staats, die Idee des ganzen Reichs zu finden gewohnt war. In der früheren hiſtoriſchen Sage der Römer; denn ſo ſehr auch gleich vom Anfange im Livius z. B. alles im hiſtoriſchen Gewande auftritt, ſo iſt doch wohl vieles geraume Zeit hindurch noch mehrentheils als Sage zu nehmen; iſt beſonders dasjenige zu bemerken, worin der ſtarke und ausdauernde aber harte römiſche Charakter, wie er ſich ſpäter immer gezeigt hat, auch in jenen erſten Anfangen ſchon ſichtbar hervortritt; wie denn bey keinem andern Volke die hiſtoriſchen Erinnerungen, ſelbſt aus der weiten Ferne der früheſten Vorzeit ſo gewaltig in das Leben einwirkten und tief in den Gemüthern wurzelten. Faſt ein halbes Jahrtauſend war vergangen ſeit dem erſten Brutus, als man dem zweyten in der nun ſo ganz anders gewordnen Römer-Welt den Zuruf hinwarf: „Brutus, du ſchläfſt,“ um ihn an die That zu mahnen, die der erſte an dem ſtolzen Tarquinius verübt hatte, durch welche dieſer gefeyerte Nahme mit der Idee eines kühnen Befreyers gleichſam Eins geworden war. Ein brennender Haß gegen alle Könige und das Königthum ſelbſt, der von dort an immer in den Römern geblieben iſt, charakteriſirt dieſelben auch ſchon in dieſer älteſten Geſchichts-Periode. Auch zeigen ſich ſchon, nicht etwa bloß in den Gedanken und Bemerkungen der ſpätern Geſchichtſchreiber über jene erſte Zeit, ſondern in den Thatſachen ſelbſt, wie in der Begebenheit des Sp. Caſſius, hiſtoriſche Spuren von dem mit jenem Haß natürlich verbundnen leidenſchaftlichem Mißtrauen gegen mächtige Parthey-Häupter oder demagogiſch beliebte Volksführer, von denen man etwa glauben oder wahrſcheinlich finden konnte, daß ſie nach der oberſten

Gewalt und unumſchränkten Herrſchaft ſtreben oder ſtreben wollen und ſich zu Tyrannen aufwerfen könnten; als ob die Römer ſchon damahls ein Gefühl deutlicher Ahndung gehabt hätten, welches Ende ein Staat wie dieſer unfehlbar nehmen müſſe, oder von welcher Seite her ihm der Untergang kommen werde. Gleich in dieſer erſten Zeit treten Patricier und Plebejer, und zwar nicht bloß, wie es faſt in allen alten Staaten und Städten ſo war, als abgeſonderte Stände, zwiſchen denen zu Rom Anfangs auch keine Heiraths-Verbindungen Statt finden durften; ſondern als entgegenſtehende politiſche Partheyen ſchon ganz entwickelt und deutlich hervor, von denen eine jede ſchon in ihrer Weiſe das Uebergewicht auf dem Forum und im Staate zu erhalten ſtrebte. Dieſe Menge von verſchiednen Geſetzgebungen, redneriſchen Rechtsſchriften, meiſtens nach demokratiſchen Grundſätzen, Staats-Theorien dagegen im ariſtokratiſchen Geiſte, welche die Griechen damahls ſchon hatten, waren den alten Römern in dieſer erſten Zeit wohl noch ganz fremd. Dagegen zeigt ſich bey ihnen ſchon im erſten Anfange ein tief durchgreifender praktiſcher Sinn und großer Staats-Inſtinkt, der ſich auch in ihren älteſten politiſchen Einrichtungen kund giebt. Schon in der erſten Idee eines Volkstribuns, als einer regulirten Volksvertretung, und als das mit in den Staat aufgenommene Oppoſitions-Element, lag wie in einem Keime, die große Staatswirkung und Bewegung, die ſpäterhin ein Mann von mächtigem Charakter, wie Tiberius Gracchus, in dieſer Stelle entwickeln konnte. Eine Wirkung, die in den rechten Schranken gehalten, auch wohlthätig für das Ganze hätte werden können; und worin Ein Mann von ſolchem Charakter, in dem ähnlichen Sinne eines wahrhaft patriotiſchen Oppoſitions-Geiſtes, oft zu Rom mehr gewirkt hat, als zahlreiche Parlamente in den freyen Staaten nach moderner Einrichtung. Die rein negative und doch nicht bloß richterliche, für das Perſönliche ſo wichtige Macht des Cenſor, die in der erſten Zeit des alten Römer-Charakters noch nicht ſo gefahrvolle Ausnahme der Dictatur, ſind faſt eben ſo viele, auf dem praktiſchen Wege gemachte politiſche Entdeckungen, oder treffend und richtig beſtimmte Staats-Ideen, in denen ſich die politiſche Denkkraft der Römer wohl kund giebt und die ſich auch in ſpätern Zeiten, bey andern Nationen und unter verſchiednen Formen als ein Poſitives und reell Wirkliches in dem Begriff von der Staatskraft und ſeiner möglichen Anwendung bewährt haben. — Das Intereſſe dieſer beyden damahligen Partheyen, der Patricier und Plebejer, ſtimmte nur in einem Punkte vollkommen zuſammen; in der Begierde nämlich, die benachbarten Völker immerwährend mit Krieg zu überziehen und durch die gemachten Eroberungen für den Staat immer mehr Ländereyen zu gewinnen. Die Plebejer hofften immerwährend und immer wieder irgend eine Art von Vertheilung der im Krieg gewonnenen Staats-Ländereyen, zu ihrem Vortheil und für die ärmeren Bürger, durchzuſetzen und zu erreichen. Da aber die Patricier meiſt alle hohen Würden und Aemter im Kriege wie im Frieden bekleideten; ſo wußten dieſe ſchon den beſten Nutzen für ſich aus jeder ſolchen Eroberung und Gelegenheit zu ziehen, wie ſehr ſie dabey auch den eignen Privatvortheil als Individuen dem Vortheil des Staats in einzelnen Fällen nachſetzen mochten. Wenn auch von uneigennützigem Charakter in dieſer

Kraft und Fülle haben in Homers Dichtung das Uebergewicht: ſittliche Einheit und Beharrlichkeit ſind, wo ſie ſich bey ihm finden, kein ſelbſtſtändiges Werk des Gemüths, ſondern nur ein glückliches Erzeugniß der bildenden Natur. Aber nicht gewaltige Stärke und ſinnlicher Genuß allein weckte und feſſelte ſein Gemüth. Der beſcheidne Reiz der ſtillen Häuslichkeit, vorzüglich in der Odyſſee, die Anfänge des Bürgerſinns, und die erſten Regungen ſchöner Geſelligkeit, ſind nicht die kleinſten Vorzüge des Griechen.

Ungleich einförmiger erſcheint dagegen das Ritterthum der mittleren Zeiten; obwohl ſeiner Idee nach, auch eine reiche Blume der Fantaſie entwachſen und in ihrem Elemente webend; doch aber in der Entfaltung des ganzen Lebens minder naturkräftig und mehr in eine beſtimmte ſittliche Zwangsform eingeſchränkt. Eben darum iſt auch im modernen Ritter der romantiſchen Sage der Heroismus durch einen willkührlichen Fantaſiebegriff oft in ganz groteske Geſtalten und Bewegungen umgeformt, ſo daß von dem urſprünglichen Zauber des freyen Heldenlebens nur wenige Spuren übrig geblieben ſind. Statt lebendig freyer Sitten und Naturgefühle findet man hier ſpitzfündige Begriffe und ſeltſame Vorurtheile; ſtatt freyer Fülle und reger Kraft verwickelte Lebensregeln eines mit faſt ſcholaſtiſcher Feinheit ausgebildeten Ritter-Ideals. Man vergleiche dieſe an ſich auch ſehr wunderbaren und anziehenden Fantaſiegebilde mit jenen claſſiſchen Helden-Darſtellungen, in denen auch der kleinſte Beſtandtheil von einem höhern freyen Leben glüht, mit den Homeriſchen Helden, deren Bildung ſchon in jener frü-

Einen patriotiſchen Beziehung, ſo lange die alte Geſinnung unverändert blieb, und von einfachen Sitten und ſtrenger Sparſamkeit im Privatleben; waren die Römer doch in den Unternehmungen nach außen, auch ſchon in der früheſten Zeit gewinnſüchtig oder vielmehr länderbegierig; weil nämlich in den Ländereyen und in dem Grund und Boden ihr vornehmſter und faſt ihr einziger Reichthum beſtand. Die alten Römer waren ein durchaus ackerbauendes Volk; Gewerbe, Handel und Künſte fanden hier erſt ſpäter Eingang und nahmen nur eine untergeordnete Stelle ein. Auch war der Ackerbau hochgeehrt bey den Römern; während faſt alle berühmten und überhaupt die meiſten Eigennahmen der Griechen von Göttern und Helden hergeleitet, poetiſch glänzend und von herrlicher Bedeutung waren; iſt es wohl charakteriſtiſch, wie die Nahmen ſo mancher der angeſehenſten Römerfamilien, wie Fabius, Lentulus, Piſo, Cicero und viele andere, ganz vom Landbau und von gemeinen Gartengewächſen hergenommen ſind; andre wie Secundus, Quintus, Septimus, Octavius, ziemlich proſaiſch bloß von den Nummern der alten Volksabzählung. Der Ackerbau und die Theorie darüber, gehört zu den wenigen Gegenſtänden, über welche die Römer Originalſchriftſteller beſitzen und hervorgebracht haben. Für die Wiſſenſchaft, in welcher die Römer vorzüglich einheimiſch waren und die ſie am meiſten angebaut und am weiteſten entwickelt haben, die Jurisprudenz, ward auch ſchon damahls in der erſten römiſchen Geſchichts-Periode der Grund gelegt, durch die älteſte ſchriftlich abgefaßte Geſetzgebung; und iſt auch in ihrer älteren Rechtslehre das Agrariſche ſehr überwiegend. Als ein rüſtiges, ackerbauendes Volk waren ſie um weſen ſeyn müſſen. Sie ſeyen an dem ihnen zur Laſt gelegten Brande wohl nicht Schuld geweſen, meynt Tacitus, deſſen Gefühl ſich übrigens doch empört gegen die ganz unmenſchliche Grauſamkeit, die Nero an den Chriſten verüben ließ; aber es werden ihnen ſonſt entſetzliche Dinge nachgeſagt, und beſonders habe man gefunden, daß ſie mit Haß gegen das ganze Menſchengeſchlecht erfüllt ſeyen. Daß unter dieſem Haß gegen das Menſchengeſchlecht wohl nichts andres zu verſtehen ſey, als die ſtrenge chriſtliche Verwerfung der gottesdienſtlichen Gebräuche, der heidniſchen Grundſätze und Lehren aller in dem Irrthum befangenen Völker, leuchtet von ſelbſt ein und erklärt ſich leicht. Unter den entſetzlichen Dingen, die man ihnen Schuld gab, ſind am wahrſcheinlichſten wohl die Thyeſtesmahlzeiten zu verſtehen, welche in den Anklagen ihrer Feinde unter dieſem Ausdruck öfter vorkommen, und von dem Volke, welches ſie haßte, leichtgläubig angenommen wurden. Wenn aber dieſer Vorwurf auch ſpäterhin aus abſichtlicher Verläumdung als überlegte Unwahrheit wiederhohlt ward; ſo kann Anfangs wohl ein grober Mißverſtand dabey Statt gefunden haben, der aus einer dunkeln, verworrnen Kunde von dem Geheimniß des heiligen Dankopfers und von dem Genuß deſſelben bey dem göttlichen Liebesmahle in den Zuſammenkünften der Chriſten hervorgegangen und ſo unglaublich falſch gedeutet war. Selbſt in dem an den Kaiſer Trajan im Jahre 120. überſandten Bericht des übrigens eher wohlmeynend geſinnten jüngern Plinius, als Statthalter in Bithynien und Pontus, zeigt ſich dieſe Verlegenheit des edlen Römers recht deutlich, wo er gar nicht weiß, wie er dieſe ihm völlig unverſtändliche und eben ſo unbegreifliche neue Erſcheinung nehmen ſoll, und wie er daher unentſchieden hin und her zweifelt, was er dabey thun und wie er die Sache behandeln ſoll. Nach den durch die Folter nach römiſcher Art herausgebrachten Geſtändniſſen, finde ſich wohl ein unbegränzter und höchſt verkehrter, ſeltſamer und fremdartiger Glaube oder Aberglaube bey ihnen; ſonſt aber ſeyen es Leute von unbeſcholtenen Sitten, die an einem beſtimmten Wochen-Tage, alſo am Sonntage, in der Frühe zuſammenkämen, um Lieder zum Lobe ihres Gottes Chriſtus zu ſingen, ſich dabey die Erfüllung der weſentlichſten Tugendgebote angelobten, und Abends wieder zu einem ſchuldloſen einfachen Mahle vereinigten. Ihre Zahl ſey ſchon ſo groß angewachſen, daß die heidniſchen Altäre faſt verlaſſen wären; auch ſeyen viele Frauen, Knaben und Kinder darunter. Wie er etwa zwiſchen dieſen in der Beſtrafung unterſcheiden ſolle, oder nicht; da dieſe doch einmal nach den früher vorhandnen Geſetzen gegen die nicht vom Staat ſanctionirten Geſellſchaften und Verbrüderungen unvermeidlich ſcheine; darüber verlangt er nun weitere Befehle vom Imperator, in dem noch vorhandnem denkwürdigen Actenſtücke dieſes Briefes, in welchem uns die älteſte römiſche Chriſtenſchilderung erhalten iſt.

So ſtanden alſo in der damahligen Welt, in dem Wendepunkt zwiſchen der alten und der neuen Zeit, recht in der vollen Mitte der Geſchichte, zwey Mächte gegen einander: auf der Einen Seite Tiberius, Caligula und Nero, als die irdiſchen Götter und unumſchränkten Weltherrſcher, in allem Glanz und aller Herrlichkeit des ehemaligen Heidenthums, gleichſam als die höchſten Gipfel und letzten Enden der nun zum Untergang ſich neigenden alten Welt; auf der andern Seite aber der unſcheinbare Anfang jenes äußerlich faſt noch unſichtbaren Lichtpunktes, aus welchem die neue Zeit hervorging; und deſſen immer weiter vorſchreitende Entwicklung und volle Entfaltung durch alle nachfolgenden Perioden den Inhalt der neuern Weltgeſchichte bildet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Anfang. . . . . 1.

Zweyte Vorleſung.

Von dem Zwieſpalt in der Urgeſchichte und von der Zertheilung des Menſchengeſchlechts. . . . . . . 39.

Dritte Vorleſung.

Von der chineſiſchen Staats-Einrichtung und äußern Landes- und Sitten-Cultur; dann von der chineſiſchen Geiſtesbildung und wiſſenſchaftlichen Richtung. . . . . 81.

Vierte Vorleſung.

Ueber die indiſche Verfaſſung, den Brahmanenſtand, und das erbliche Prieſterthum; dann über die Lehre von der Seelenwanderung, als Grundlage des indiſchen Lebens, und der indiſchen Philoſophie. . . . . 118.

Fünfte Vorleſung.

Vergleichende Zuſammenſtellung der vier Hauptnationen der älteſten Welt-Periode, in der Geiſtesbildung der Indier und Chineſer, der Aegypter und Hebräer; dann auch der Perſer, nach dem ihnen eigenthümlichen Verhältniß und beſonderm Charakter. . . . . . . 156.

Seite

Sechſte Vorleſung.

Von der indiſchen Philoſophie. Gleichniß von der allgemeinen Sprachen-Pyramide. Von der eigenthümlichen Staatsform und theokratiſchen Führung des hebräiſchen Volks. Von der Moſaiſchen Völkertafel. . . . . . . 190.

Siebente Vorleſung.

Allgemeine Betrachtungen über das Weſen des Menſchen in hiſtoriſcher Beziehung, und über die zwiefache Anſicht der Geſchichte. Von den heidniſchen Myſterien, und von der perſiſchen Weltherrſchaft. . . . . . . 231.

Achte Vorleſung.

Von der Mannichfaltigkeit des griechiſchen Lebens und Geiſtes. Von der Erziehung und ſchönen Kunſt; dann von der beginnenden Naturwiſſenſchaft und Philoſophie der Griechen; ſo wie von ihrer politiſchen Entartung. . 266.

Neunte Vorleſung.

Charakter-Gemählde der Römer in ihrer Geſchichte und Weltherrſchaft. Von dem ſtrengen Recht und dem Rechte der Billigkeit, in der hiſtoriſchen Anwendung, nach der Idee der göttlichen Gerechtigkeit; und von dem Anfange der chriſtlichen Liebe. . . . . 301.

Gedruckt bey Ferdinand Ullrich.

Philoſophie der Geſchichte.

In achtzehn Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1828.

Von

Friedrich von Schlegel.

Zweyter Band.

Wien, 1829.
Bey Carl Schaumburg und Compagnie.

mein die gleich von Anfang ſo unglaublich ſchnelle Verbreitung deſſelben, und gab den eigentlichen Grund und Boden her, auf welchem der Anbau der neuen Kirche zuerſt erwachſen iſt.

Man pflegt für die älteſte Kirchengeſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, wohl die einzelnen Zweige des Ganzen, welche für uns eben ſo viele verſchiedne Seiten deſſelben bilden, auch in der hiſtoriſchen Darſtellung zu ſondern, und ſo die Dogmen und Lehren in ihrer Entwicklung, die heiligen Gebräuche und Sacramente, die Liturgien und die Feſte, dann den ſittlichen Zuſtand und das äuſſere Verhältniß, jedes für ſich zu ſchildern; welches auch für die ſpeciellen Zwecke in einer ſolchen Kirchenhiſtoriſchen Behandlung ſehr nützlich ſeyn kann. Für den allgemeinen Standpunkt aber, und um den Geiſt des Ganzen anſchaulich zu faſſen, und ſich ein richtiges Bild nach der lebendigen Wahrheit von dem älteſten Chriſtenthum zu entwerfen, darf man vor allen Dingen über jene ſpäteren Rubriken, nicht vergeſſen, wie alles bey den erſten Chriſten noch mehr ungetheilt, und innerlich Eins war, in dieſer überſtrömenden Fülle des neuen Lebens, von welcher man ſich kaum noch einen vollſtändig anſchaulichen Begriff zu machen im Stande iſt; ſo wie von der wunderbaren Kraft der Liebe und des Glaubens, welche die nie verſiegende Quelle deſſelben war. Es war überhaupt der erſte Anfang des Chriſtenthums in ſeiner Wirkung wie ein elektriſcher Schlag, der durch die ganze Menſchheit mit Blitzesſchnelle dahin fuhr; wie ein magnetiſcher Lebensſtrom, der alle, auch die entfernteſten Glieder derſelben im beſeelenden Pulsſchlag vereinigte. Das gemeinſame Gebet, und heilige Geheimniß, war eine feſtere Geiſterkette der innigbeſten Zeit ganz aus der Idee des Schönen hervorgegangen und zugleich ſo ächt menſchlich iſt, wie eine heroiſche Bildung nur ſeyn kann. In ihrem Gemüthe ſind die einzelnen Elemente nicht getrennt, ſondern durchgängig zuſammenhängend; der Sinn und die Neigung, der Gedanken und Willen ſind hier innigſt in einander verſchmolzen. Alle Theile ſtimmen im vollkommenſten Einklang zuſammen, und die reiche Fülle urſprünglicher Kraft ordnet ſich mit leichter Ordnung zu einem befriedigenden Ganzen.

Man nennt das oft Schonung, die Sinne verzärteln, und die Würde der Menſchheit dadurch entweihen, daß man keine andere Beſtimmung der Kunſt anerkennt, als die, der Thierheit zu ſchmeicheln. Es giebt aber eine andre Eigenſchaft gleiches Nahmens, welche ſich ſcheut, das Gemüth zu verletzen, ſittliche Schonung. In den Dichtungswerken unſerer Zeit wird auch da, wo die zarteſten Blüthen der feinſten Sinnlichkeit am friſcheſten duften; auch da, wo die Verfeinerung des Geiſtes auf höchſte geſtiegen iſt, dennoch unſer Gefühl nicht ſelten durch ein gewiſſes Etwas ſehr beleidigt. Ja es iſt eigentlich wohl kein barbariſches Kunſtwerk ganz rein von allem, was einen ächt griechiſchen Sinn beleidigen und verletzen würde. Dieſe modernen Naturen ſcheinen gar nicht zu ahnden, daß mit dem Unwillen der Genuß des Schönen ſogleich zerſtört wird; daß unnütze Schlechtigkeit der größte Fehler ſey, deſſen ein Dichter ſich ſchuldig machen kann. Den Muſiker, der ohne Grund mit einer unaufgelöſten Diſſonanz endigte, würde man tadeln; und dem Dichter, welcher ohne Gefühl für den Einklang des Ganzen das zarte Ohr des Gemüths durch die ſchreyendſten

ſten Liebe unter ihnen als ſonſt alle noch ſo heiligen Bande des Bluts und der irdiſchen Neigung. Man hat dieſe geheimen Zuſammenkünfte der erſten Chriſten, mit den heidniſchen Myſterien vergleichen wollen, und freylich durften ſie nur ganz in der Stille an wenig bemerkten Orten, und verborgnen geweihten Andachtsſtätten ſich vereinigen, bey der furchtbaren allgemeinen Verfolgung. Aber nach dem uns hinreichend bekannten Sinn jener alten Myſterien, hatten ſie ungefähr mit jenen chriſtlichen Zuſammenkünften und Verbindungen, ſo viel Aehnlichkeit, als das göttliche Dankopfer der heiligen Erinnerung und der geweihte Kelch mit dem Blute des ewigen Bundes, etwa mit den Menſchenopfern der Kainiten. Sie fühlten und ſahen ihren unſichtbaren König und ewigen Meiſter mitten unter ſich; und wo die Seele überſtrömt von der Fülle des himmliſchen Geiſterlebens, wie hätten ſie das irdiſche Daſeyn ſo hoch achten können, oder es nicht willig aufopfern ſollen, in dem Kampfe gegen die Herrſchaft der Finſterniß, da dieſer Kampf ja eben ihr ganzer Beruf, und der eigentliche Inhalt ihres Lebens war? — Daher begreift und erklärt ſich dann auch jene ſonſt ſo unglaublich ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums durch alle Provinzen des weiten römiſchen Reichs, und hier und da noch über dieſelben hinaus; wie eine himmliſche Lebensflamme, die ſich durch alle Adern des irdiſchen Daſeyns ergießend, alles was ſie nur irgend im verwandten Anklang der Gefühle berührte, auch eben ſo ſchnell mit der gleichen Begeiſterung entzündete. Eben daher entſprang neben dieſer Liebeskraft des innigſten feſten Zuſammenhanges der erſten Gemeinden unter ſich, und der ſchnellen Verbreitung, dieſe feſte Glaubenskraft eines heldenmüthigen Widerſtandes, gegen die furchtbare, immer wieder erneuerte Chriſtenverfolgung der Römer. Die erſte unter Nero war nur die blutdürſtige Tyrannen-Laune des Augenblicks, und eine vorübergehende Willkühr der perſönlichen Grauſamkeit dieſes Wüthenden. Das erſte eigentliche Staatsgeſetz gegen die Chriſten in dem römiſchen Reiche vom Jahre ſieben und achtzig, wegen der mit zum Majeſtätsverbrechen gerechneten Nichtanerkennung der vaterländiſchen Götter, nach der aus Judäa ſtammenden Sitte, rührt vom Kaiſer Domitian her. Der beſſere Nerva milderte jedoch das Geſetz dahin, daß Anklagen der Sklaven gegen ihre Herrn nicht angenommen, ſondern vielmehr jene in ſolchem Falle deshalb ſtreng beſtraft werden ſollten. Auch Trajan entſchied auf den ſchon erwähnten Bericht des jüngern Plinius vom Jahre einhundert und zwanzig unſerer Zeitrechnung, daß man die Chriſten, die damahls ſchon ungemein zahlreich waren, nicht abſichtlich aufſuchen, ſondern nur dann, wenn ſie angeklagt würden, nach dem gegen ſolche Verbrüderungen und Religionsgeſellſchaften beſtehenden Geſetzen beſtrafen ſollte.

Ungeachtet aller jener ſcheinbaren Milderungen der beſſern Imperatoren aber, war das Criminalrecht der Römer, gleich ihrer Kriegsmethode von Haus aus, ſo grauſam, daß ſich jene in den alten Geſchichtſchreibern findenden hiſtoriſchen Züge und Andeutungen recht wohl und leicht, mit den Berichten der chriſtlichen Ueberlieferung, von den unerhörten Martern, die über die Chriſten in jenen Verfolgungen verhängt wurden, vereinigen laſſen. Im Ganzen folgte auch Hadrian dieſem mittleren und mildern Wege, den früher Trajan eingeſchlagen hatte; die geſetzlichen und gerichtlichen

Verfolgungen der Chriſten billigte er, aber tumultuariſche Angriffe, aus bloßem Volkshaß entſtanden, ſolle man nicht geſtatten. So blieb es unter manchen Abwechslungen, bis endlich Diocletian das Chriſtenthum doch noch, und zwar ungleich planmäßiger, als die meiſten ſeiner Vorgänger, auszurotten ſuchte; worauf aber, da dieß nicht mehr möglich war, der erſte förmliche Staatsfrieden für die anwachſende Kirche unter Conſtantin erfolgte; wo es dann ſchon viel zu ſpät war, als der heidniſch begeiſterte Julian ſie noch wieder umſtoßen wollte. In dem Kampf gegen die heidniſche Grauſamkeit und römiſche Verfolgung, in Feſſeln und unter Martern aller Art, hat ſich das Chriſtenthum, als eine unüberwindliche Kraft des göttlichen Widerſtandes ſiegreich bewährt, und es ſtehen nächſt den Apoſteln, dieſe in dem chriſtlichen Andenken ſo hoch verehrten Märtyrer in der zweyten Reihe unter denen, welche die neue Weltordnung begründet, und mit ihrem Blute beſiegelt haben. Damit aber niemand glauben ſoll, daß ſie als Menſchen durch ihre eigne Kraft ſo Unglaubliches in feſter Beharrlichkeit haben erdulden können; noch auch, daß es wie ein göttliches Fatum, ohne alle Mitwirkung des freyen, reinen, feſten Willens, ihnen alſo gleichſam unbewußt, und ganz unwillkührlich gegeben worden ſey; fanden ſich neben den Standhaften, auch viele die es nicht waren, welche unter den Martern die heiligen Schriften auslieferten, oder auch gänzlich vom Glauben abfielen und den Göttern opferten; ſo daß es nachher ein Gegenſtand des Zwieſpalts in der verſchiedenen Meynung ward, in wiefern man dieſen Gefallnen verzeihen, und ſie wieder in die Gemeinſchaft aufnehmen könne oder nicht. —

Zu derſelben Zeit, nachdem die erſte Epoche der gleich nach Auguſtus folgenden, unmenſchlichen Tyrannen vorüber war, hatten mehrere der beſſern Imperatoren eine ſittliche Wiederherſtellung des römiſchen Staats und Volkes auf verſchiedenen Wegen verſucht. Trajanus, indem er altkriegeriſche Tugend und Gerechtigkeit ſelbſt übte, und wie ſie in der beſſern vorigen Römer-Zeit geweſen war, wieder einzuführen ſuchte, was wenn auch nur vorübergehend, doch ſehr wohlthätig wirkte. Hadrian ſuchte die heidniſche Religion, als das Fundament des Staats, und des öffentlichen Lebens, neu zu beleben; beſonders das tiefere ägyptiſche, religiöſe Heidenthum, mit welcher Vorliebe denn auch der neu ägyptiſche Styl in dieſer ſpätern Kunſt-Epoche zuſammenhing. Aber nicht in der Aufrechterhaltung, oder tiefern Begründung, des religiöſen Heidenthums konnte die feſtere Kraft, und die Wiederherſtellung des öffentlichen Lebens und des Staates ſelbſt damahls geſucht, oder auf dieſem Wege gefunden werden; vielmehr lag eben in der irrigen Beſchaffenheit der erſten heidniſchen Grundbegriffe der Römer, die Haupturſache, warum ſelbſt in der jetzt ſo hoch geprieſenen alten, oder wenigſtens beſſern Zeit, niemals eine wahrhaft gerechte und ſittlich feſte, moraliſch ausdauernde Staats- und Lebensordnung und Einrichtung hatte Wurzel faſſen, und gegründet werden können. Unter den beyden Antoninen wurde die ſtoiſche Philoſophie, und ſtrenge Sittenlehre, als das belebende Princip der allgemeinen Wiederherſtellung, und als die höhere Grundlage einer neuen ſittlichen Ordnung der Dinge und des Staats betrachtet, und in Anwendung zu bringen verſucht. Und wenn der bloße Stoicismus und der todte Buchſtabe des ſtarren Rechts und der legitimen Grundſätze allein, ohne einen göttlich begründeten Glauben, und eine daraus hervorgehende höhere Liebe, dieſes vermöchte, und eine ſolche Kraft und innere Quelle des Lebens in ſich enthielte; ſo fehlte es wenigſtens nicht an dem ernſten Willen, und der Vortrefflichkeit des perſönlichen Charakters dieſer ſtoiſchen Weltbeherrſcher, um der alternden Zeit ein glückliches Gelingen dieſer letzten heidniſchen Hoffnung zu verſprechen. Aber was in ſich nicht auf dem Grunde der Wahrheit ruht, dem läßt ſich von Außen kein Leben anbilden; von innen heraus läßt daſſelbe ſich nicht erneuen, wo es eben im Innern ſelbſt fehlt: und wenn der täuſchende Blüthenglanz der erſten Jugendkraft vorüber iſt, ſinkt es dann unaufhaltſam in ſeiner eignen innern Verdorbenheit zuſammen. „Wo nicht der Herr das Haus bauet“ wie der prophetiſche Sänger ſagt: „da arbeiten umſonſt, die daran bauen wollen.“ — Gleich auf dieſe gute Zeit, unter den genannten drey oder vier großen Regenten, folgte ein Commodus; und ſo ging es unter einem ſteten Wechſel von guten, oder wenigſtens beſſern Regierungen, die aber oft nur von kurzer Dauer waren, dann von mittelmäßigen und charakterloſen, oder auch wieder ganz ſchlechten und wildtyranniſchen, bis zum Diocletian fort; nur daß es unter dieſen letztern, die an Grauſamkeit und despotiſcher Willkühr den erſten Nachfolgern des Auguſtus ähnlich waren, dabey ganz an Charakteren fehlte von ſo großem römiſchen Verſtande, wie Tiberius hatte; und alles ſchon immer mehr einen durchaus weichlichen und orientaliſchen Anſtrich nahm. Es war überhaupt nichts mehr dem Zufall unterworfen, als die Regentenfolge in der römiſchen Weltherrſchaft, wo ſchon die

Willkühr der römiſchen Adoption in dieſer Anwendung, dem Partheyen-Kampf ein weites Feld öffnete, ohne noch der häufig wiederkehrenden Verſchwörungen in ſolcher Militär-Herrſchaft zu gedenken, welche dieſen ihren Charakter und den Urſprung, welchen ſie von da aus genommen hatte, nie verläugnete. Auguſtus hatte ſein langes Leben, nicht ohne ſcheinbaren Erfolg, wenigſtens für eine Zeit lang, darauf verwendet, dieſer mit den Waffen errungenen Gewalt einen künſtlichen Anſtrich, und alle Formen einer legitimen Macht zu geben. Aber wie konnte es je vergeſſen werden, daß er ſelbſt ſo gut wie Caeſar, durch das Kriegsheer und mitten unter Partheyungen, Verſchwörungen und Bürgerkriegen Imperator geworden war? Die Soldaten wußten es immer nur allzu gut, und blieben deſſen wohl eingedenk, von wem eigentlich die oberſte Staatsgewalt ausgegangen war. Beſonders groß war Anfangs der Einfluß der Prätorianer, welche die nächſte Stelle um den Imperator einnahmen, und ihre bewaffnete Umgebung bildeten. Ihr Anführer hatte vermöge dieſer ſeiner Würde, eine Art von negativ beſchränkender Gewalt, wie die des Cenſor, oder des Volkstribun in der alten Republik geweſen iſt, nur daß dieſe jetzt eine gleich mit dem Schwerdt eingreifende war, die aber von dem Imperator ſelbſt gewiſſermaßen anerkannt wurde, wie man es dem Trajanus zum hohen Verdienſte anrechnete, daß er dem Oberſten jener, den Herrſcher ſchirmenden, oft aber auch ſelbſt herrſchend entſcheidenden Soldatenſchaar, das Schwerdt mit den Worten überreichte: „Für mich, wenn ich gut regiere; wider mich wenn ich Tyrann werden ſollte.“ — Alles war auf dieſe Weiſe dem Zufall und der Willkuhr überlaſſen, und es blieb, wie es ſeinen Anfang daraus genommen hatte, bis ans Ende im Weſentlichen nichts als eine Militär-Herrſchaft. Bald fingen aber die ſtärkſten Legionen, die in den wichtigſten Provinzen, beſonders in den Gränzländern ihr Standlager hatten, an zu fühlen, daß ſie der Zahl, und auch der innern Kraft nach, den Prätorianern der weichlichen Hauptſtadt wohl überlegen ſeyen. Mehrere Imperatoren wurden von ihnen ausgerufen und erwählt, unter dieſen auch ſolche, die nicht Römer, und von barbariſcher Abkunft waren, wie denn auch unter den Legionen in den Provinzen ſelbſt viele Ausländer, in den abendländiſchen an der Nordgränze, beſonders auch viele Deutſche dienten. Mehrere dieſer von den Legionen gewählten Herrſchern, blieben und reſidirten da, wo der Mittelpunkt ihrer Macht war; in dem Standlager, oder ſonſt in einer günſtig gelegnen Hauptſtadt der Provinz. Der Senat war ſchon ſeit lange nur noch ein leerer Schatten ehemaliger Größe; es fing auch die Hauptſtadt an, ſehr von ihrer Wichtigkeit zu verliehren. Zu gleicher Zeit begann der Einbruch der nordiſchen Völker in wiederhohlten Einfällen immer drohender zu werden; und das Unglück, welches man lange aus der Ferne befürchtet hatte, rückte in der Wirklichkeit nun immer näher heran. Schon der erſte Einbruch der Cimbern und Teutonen, wo auch nicht bloß ein Heer zum Raubkrieg, oder um eine einzelne bewaffnete Kolonie zu gründen, ſondern ein ganzer Volksſtamm mit Weib und Kind herangewandert kam, hatte Rom auf dem Gipfel ſeiner kriegriſchen Stärke zur Zeit der innern Bürgerkriege in das größte Schrecken verſetzt. Caeſar hatte keine Anſtrengung geſpart, des einſamen Lebens hervorgegangen, obwohl dieſe dem durchaus praktiſchen Lebensgeiſte des Chriſtenthums gemäß, mehrentheils auch noch irgend einen andern nützlichen Zweck heilſamer Wirkung, für das Zeitbedürfniß im Ganzen, oder für einzelne Menſchen insbeſondere, in der Wiſſenſchaft und dem Unterrichte der Jugend, oder der Sorge für die Armen und Pflege der Kranken, und ſonſtigen guten Werken in ihrem Grundgeſetz dazu genommen und damit vereinigt haben. Die Einſiedler von einer ganz contemplativen Lebensweiſe bilden in dem Chriſtenthume nur eine verhältnißmäßig geringe und ſeltne Ausnahme, die nur darum geſtattet wurde, weil die menſchliche Natur an ſich, ſo unberechenbar mannichfaltig, und in ihren einzelnen Wegen und Richtungen oft eigenthümlich ſonderbar iſt. Einer nicht mindern Kraft, als zum Widerſtande in dem heldenmüthigen Kampfe des Marterthums nach außen, oder zur vollendeten Weltentſagung in der heiligen Einöde, bedurfte es aber für die erſten Chriſten nach innen, um auch dort dem Feinde, dem Geiſte des Zwieſpalts und der Auflöſung zu widerſtehen, und die Reinheit in den Sitten wie in den Wahrheiten des Glaubens unverletzt zu bewahren. In der letzten Hinſicht verdienen beſonders drey ſehr verſchiedenartige Abweichungen als eben ſo viele Kämpfe, welche das Chriſtenthum zu beſtehen hatte, hiſtoriſch bemerkt und bezeichnet zu werden. Die Gnoſtiker überließen ſich, ſchon von dem erſten Urſprunge des Chriſtenthums an, mit üppiger Fantaſie in orientaliſcher Weiſe allerley theoſophiſchen Einbildungen, von mannichfachen göttlichen Emanationen, und Ausſtrahlungen, Menſchwerdungen und Perſonen, in einer faſt mythiſchen Ideenverknüpfung; ſo daß, wenn es auf dieſem Wege fortgegangen, oder dieſer der herrſchende geworden wäre, das Chriſtenthum bald eine Art von metaphyſiſcher Dichtung geworden ſeyn würde, wie etwa in der wiſſenſchaftlichen Mythologie, und dichteriſchen Theologie der Indier. Glücklicher Weiſe waren alle dieſe Secten wenig zahlreich, oft nicht von langer Dauer, und unter ſich höchſt verſchieden, wie denn eine wahrhaft erfinderiſche Fantaſie, mehrentheils auch eine ganz eigenthümliche Richtung nimmt; obwohl ſie an ſich und bloß geiſtig genommen, in ihrer ſeltſamen Verirrung wohl merkwürdig bleiben. Bey manchen derſelben hat ſogar allem Anſcheine nach, wie es der Natur der Sache gemäß leicht genug geſchehen konnte, eine Miſchung mit den Meynungen anderer morgenländiſchen Secten von nicht chriſtlichem Urſprunge Statt gefunden. Bey einigen derſelben, die ſich in das innre Mittel-Aſien, unter einer Unzahl von andern Secten verlohren haben, würde es, nachdem der Wahn und der Irrthum im Menſchen einmal ins Unendliche fortſchreitend, und wie in ſeiner innern Natur, auch in den mannichfachen Verzweigungen unbegränzt fruchtbar, und immer anwachſend gefunden wird, oft ſogar ſchwierig ſeyn, den hiſtoriſchen Urſprung, ob er noch chriſtlich ſey, oder wo ſonſt her, genau aufzumitteln, und beſtimmt zu entſcheiden. Nur die einzige Secte der Manichäer, welche dieſer Art und dieſes Urſprungs iſt, ſcheint ſich länger erhalten, und auch noch ſpäter in Europa, ſelbſt während des Mittelalters insgeheim fortgewuchert zu haben. Eine zweyte Abart des Chriſtenthums, in der damahligen Zeit bilden die Arianer, welche weit mehr dem entſprechen, was man in der neuen Periode der Aufklärung als Rationalismus bezeichnet, obwohl in einer andern, noch mehr altchriſtlichen Form. Daß es aber kein bloßer Wortſtreit ſey, ſondern die Hauptſache im Glauben, und eine eigentliche Frage von Seyn oder Nichtſeyn über das Chriſtenthum; ob die weſentliche Grundlage, der innere Mittelpunkt, und der erſte Anfang deſſelben, wahrhaft faktiſch und hiſtoriſch, wirklich göttlich, aus Gott und Gott gleich ſey, oder bloß nur gewiſſermaßen, und gleichſam Gott ähnlich, wie jede Platoniſche, oder andere Philoſophie dieſes in ihrer Sphäre wohl auch annehmen und gelten laſſen, oder lehren könnte; das leuchtet wohl jedem aufrichtig und einfach nach der Wahrheit Urtheilenden von ſelbſt ein. Keine Secte iſt jemals ſo weit ausgebreitet und feſt eingewurzelt geweſen wie dieſe; und mit allen nur möglichen Wendungen und Windungen eines unglaublichen Scharfſinns, wurde ſie unter dem beſtändigen Anſchein der höchſten Nachgiebigkeit vertheidigt. Hier zeigte ſich nun zuerſt die Nothwendigkeit und auch die Kraft der allgemeinen Concilien, um einem ſo vielgeſtaltigen, und ſchwer zu faſſendem Geiſte des Irrthums in kurzen aber beſtimmten Worten, eine feſte, nicht leicht zu mißdeutende Grundformel des alten Glaubens, wie er in allen Chriſten noch innerlich lebte, und ihnen im Geiſte gegenwärtig und gewiß war, entgegen zu ſtellen. Es iſt dieſer zerſtörende Rationalismus der alten chriſtlichen Zeit damahls doch noch wieder beſiegt worden, und endlich ganz verſchwunden; nur die letzten Verzweigungen dieſer Secte, haben ſich in den Eutychianern bey den nicht katholiſchen Armeniern, und in den Neſtorianern bey den aethiopiſchen Chriſten, bis auf unſere Zeit erhalten. Wie viel aber der unſelige Zwieſpalt der Arianer überhaupt zu dem allgemeinen Ruin in der damahligen Unter-

Mißtöne verletzt, verzeiht man, oder bewundert ihn wohl gar. Im Homer hingegen wird jeder Uebelſtand vorbereitet und aufgelöſt. Durch einen Augenblick von jugendlichem Uebermuth verſöhnt uns Patroklus mit ſeinem Tode, und was ſonſt bittrer Unwillen geweſen ſeyn würde, wird nur ſanfte Rührung. Der Uebermuth des Hektor iſt eine Vorbereitung ſeines Falles. Hätte ausſchweifender Zorn den Achilles nicht bis zu Augenblicken von Wildheit und Ungerechtigkeit verlockt, ſo würde die ihm zugefügte ungerechte Kränkung, der Verluſt ſeines Freundes, ſein Schmerz, die unwandelbar beſtimmte Kürze ſeines herrlichen Lebens unſer Gemüth tief verwunden und mit Bitterkeit anfüllen. Der ruhigen Kraft, der weiſen Gleichmüthigkeit des Diomedes entſpricht die ungemiſchte und nie getrübte Reinheit ſeines Glücks und ſeines von allem Neid befreyten Ruhms. Wie der Vater der Götter das Schickſal der Kämpfer auf der entſcheidenden Wagſchaale gedankenvoll abmißt, ſo läßt Homerus mit künſtleriſcher Weisheit ſeine Helden ſinken und ſteigen, nicht nach Laune und Zufall, ſondern nach den richtig zarten Entſcheidungen des tiefſten Menſchengefühls.

Nur hüte man ſich zu denken, das Nachahmungswürdige in der griechiſchen Poeſie ſey das Privilegium weniger auserwählter Geiſter, wie jede trefflichere Größe bey den Neuern. Eine ſolche bloß individuelle Vortreflichkeit würde dann weder nachahmungswürdig, noch deſſen völlige Aneignung möglich ſeyn; denn nur das Allgemeine iſt als ein Ausdruck des Ewigen Geſetz und Urbild für alle Zeiten und Völker. Die griechiſche Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Sinns der Nation und der gangs-Epoche der römiſchen Weltherrſchaft beygetragen und mitgewirkt habe, iſt ſchon früher erinnert worden. Noch auffallender faſt als in den eigentlichen Glaubensſtreitigkeiten, die inſofern ſie und da wo ſie als eine Gewiſſensſache betrachtet werden müſſen, der höchſten Achtung und Schonung würdig erſcheinen, zeigt ſich die dialektiſche Streitluſt des Menſchen, d. h. der ihm zwar nicht angebohrne aber doch zur zweyten Natur, und wie zu einer intellektuellen Erbſünde gewordne Hang zum Zwieſpalt deſſelben, in ſolchen Secten, welche eigentlich keinen Gegenſtand haben, nämlich keinen weſentlichen Glaubenspunkt betreffen, ſondern nur irgend eine Nebenſache der Meynung, einen Vorzug der Autorität, und welche bloß aus Hartnäckigkeit, um nicht nachzugeben, fortgeführt wurden. Dahin gehören mehrentheils manche der kleinen, minder auffallenden und ausgedehnten Secten und Streitigkeiten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, wie die der Montaniſten, Donatiſten, u. ſ. w. die aber darum doch nicht für unwichtig in ihrem Einfluß, oder für die Charakteriſtik der damahligen Zeit zu halten ſind, und welche die dritte Form der Abweichungen von dem allgemeinen Chriſtenthum in der damahligen Zeit bilden; ſo wie auch in der etwas ſpätern Periode das große Schisma, welches die griechiſche Kirche von der abendländiſchen Chriſtenheit losgeriſſen hat, ganz in dieſe Kategorie gehört, da es in Hinſicht auf das eigentliche Weſen und Dogma des Chriſtenthums bekanntlich gar keinen Gegenſtand hat. Wie die ſich ſelbſt erhaltende und bewahrende, innerlich ſich immer feſter begründende Kraft des Chriſtenthums, und der chriſtlichen Denkart und Geſinnung in den allgemeinen Concilien der damahligen Zeit gefunden wird; ſo zeigt ſich die lebendig entwickelnde, und wiſſenſchaftlich ſich erweiternde Kraft des chriſtlichen Geiſtes und Glaubens, in den zahlreichen Arbeiten und Werken mannichfacher Art der von den nachfolgenden Jahrhunderten ſo hochverehrten Kirchenlehrer jener erſten Zeit. Was Styl und Sprache betrifft, ſo muß man ſie nach dem Ton und Maaßſtabe ihrer Zeit beurtheilen, und hier nicht die Attiſche Anmuth des Xenophon, oder die vollen kunſtreichen Perioden eines Livius, ganz in der gleichen Weiſe erwarten. Aber davon abgeſehen, findet ſich hier auf der ſichern Grundlage einer reinen liebevollen Geſinnung und geläuterten chriſtlichen Einſicht, eine Fülle von mannichfachen Talenten im Wiſſen und Reden, mit vielen reellen Kenntniſſen begabt, in der reichſten Entwicklung. Und um nur ein oder das andre Beyſpiel aus einer ſo großen Menge anzuführen, ſo bietet uns hier der h. Biſchof Auguſtinus, in einer zwar ſchon etwas veränderten Sprache, aber doch in einer ganz ähnlichen Miſchung von Rhetorik, die Wahrheit ſuchender, und mit ſich ſelbſt ſtreitender Philoſophie, und mannichfachen hiſtoriſchen Kenntniſſen, das Bild eines chriſtlichen Cicero für dieſe ſpätere Zeit dar; auch nicht ohne eine denkende Anſicht, und einen urtheilenden Begriff von der politiſchen Welt; dabey aber mit einem weit entſchiedenern Talent zum ſpekulativen Denker, als jener alte Römer aus der Zeit der untergehenden Republik irgend hatte. Dann jener gelehrte heilige Einſiedler Hieronymus, der mit der auserleſenſten claſſiſchen Bildung eben ſo vertraut war, als mit den orientaliſchen Sprachen, im Ausdruck und Gedanken von ſo genialiſcher Kraft des Geiſtes, und ſo tief eindringendem Blick des Urtheils, wie in allen Zeitaltern nur ſehr wenige Redner und Denker gefunden werden. — Die Furcht vor der falſchen Gnoſis iſt in der damahligen Zeit, ſo wie auch noch oft nachher, ein Hinderniß für die Entwicklung der tiefern chriſtlichen Philoſophie geweſen. Die Hinneigung des großen Kirchenſchriftſtellers Origenes, beſonders in ſeiner Jugend, zu einigen gnoſtiſchen Begriffen und Lehren, veranlaßte jetzt lange nach ſeinem Tode noch Streit und Zweifel über manche Punkte ſeines Glaubensſyſtems, und that wenigſtens der hohen Achtung, in der ſein philoſophiſcher Geiſt ſonſt ſtand, Abbruch. Vorzüglich auch weil die Arianer einige von jenen unſichern Gedanken des Origenes für ihr Syſtem benutzen wollten; wie es oft geſchieht, daß ſelbſt eine höhere Philoſophie, wenn ſie nicht ganz feſt begründet und tief vollendet durchgeführt iſt, oder wenigſtens einzelne Irrthümer derſelben, auch von dem flachen Neuerungsgeiſte eines oberflächlichen und halben Glaubens, in dieſe niedrige, und ihr eigentlich fremde Sphäre mit hinabgezogen wird.

Es iſt nur noch ein Irrthum, als ein Charakterzug in dem Gemählde dieſer erſten chriſtlichen Jahrhunderte zu erwähnen, oder vielmehr eine Täuſchung; denn eine abgeſonderte Secte, oder ein ausgebildetes falſches Syſtem, war es nicht, ſondern mehr nur eine bloße hie und da übertriebene Meynung von Einzelnen, mitten in dem Chriſtenthume, und ohne ſonſt irgend eine dem Geiſt deſſelben entgegentretende Abſicht. Ich meyne den ſogenannten Chiliasmus, der nur in Beziehung auf die ganze hiſtoriſche Richtung des Chriſtenthums in die Zukunft, ein vorzügliches geſchichtliches Intereſſe gewährt. Obſchon nämlich der Prophet des neuen

Bundes, für die Dauer des triumphirenden Chriſtenthums eine Zeit von tauſend Jahren ausgeſprochen hatte, grade um dadurch anzudeuten, daß dieſe Zeit ſich nicht menſchlich erforſchen und beſtimmen laſſe, nachdem es in der Schrift heißt, daß tauſend Jahre vor Gott ſind, wie ein Tag, und umgekehrt; und obſchon er ausdrücklich die Beſtimmung hinzugefügt hat, daß auch dann, wie niemals auf der Erde und im irdiſchen Leben, der Kampf noch nicht völlig vorüber ſey, ſondern noch ein letzter ſolcher vor dem Schluß ſeyn werde: ſo fanden ſich nun doch viele ſonſt fromme und achtungswürdige Männer, welche dieſes tauſendjährige Reich, mit den ſinnlichſten Farben einer ganz irdiſchen Glückſeligkeit ausmahlten, und ſo der für die Menſchheit und die Zeit ſo nothwendigen prophetiſchen Warnung, ſo wie dem Ideale von dem Reiche der göttlichen Wahrheit, ihre Grundlage und allen Glauben entzogen; oder auch mit übereilter Erwartung, und in ganz falſcher Anwendung ſich und andre, wie es auch in der nachfolgenden Welt-Periode oft genug geſchehen iſt, zur Unzeit beunruhigten, da doch die lange Reihenfolge jener dort für das Chriſtenthum angedeuteten Entwicklungs-Perioden ſie ſchon hätte aufmerkſam machen ſollen, und eines andern belehren können. Das Weſentliche aber, und die Hauptſache, was jener chiliaſtiſchen Uebereilung der damahligen und auch aller nachfolgenden Zeiten entgegenſteht, und entgegengeſetzt werden muß, iſt die nothwendige Beſcheidenheit und Beſchränkung des chriſtlichen Urtheils in allem, wo vom verborgenen göttlichen Rathſchluß die Rede iſt; es mag nun den Einzelnen oder auch das ganze Menſchengeſchlecht angehen. Es könnte nichts erdacht werden, was mehr ſtörend und zerſtörend für das ganze Leben wäre, als wenn der einzelne Menſch lange vorher, und gleich von Anfang aus, Tag und Stunde ſeines Todes beſtimmt vorher zu wiſſen vermöchte; und ein größeres Unglück könnte ihm im Ganzen genommen nicht widerfahren, als wenn eine ſolche Offenbarung für ihn denkbar und möglich wäre. Eben das gilt natürlich auch von der Welt überhaupt, wo es ebenfalls nur große Verwirrung veranlaſſen könnte. Indeſſen, ſo wie wenn ein Kranker ſich in großer Gefahr befindet, bey immer zunehmenden tödtlichen Symptomen, obwohl niemand, und auch kein Arzt, ſondern nur Gott allein eigentlich beſtimmt wiſſen, und mit Gewißheit entſcheiden kann, was mit ihm geſchehen ſoll und wird, doch jeder Freund alsdann wünſchen wird, daß der Kranke ſeiner ſelbſt inne werden, die Gedanken mit Gott vereinigen, und ſein Haus in Ordnung bringen möchte; ſo laſſen ſich auch wohl Fälle denken, wo nach dem gewählten Gleichniß eben dieſes auch auf das Menſchengeſchlecht im Ganzen vollkommen anwendbar ſeyn würde.

So war denn nun das erſte Chriſtenthum wie eine vom Himmel herabgekommene zarte Lichtpflanze auf dem römiſchen Grund und Boden in dieſer ehemals ſo glänzenden Welt aufgewachſen. Für die weitere Entwicklung dieſes himmliſchen Saamenkorns aber, und die Geſtaltung der chriſtlichen Reiche und Völker in der äußern Wirklichkeit, muß man geſtehen, daß die ſtarke und weiſe Hand, welche die Schickſale der Menſchen und der Völker, den Lauf der Zeiten, und den Gang der Dinge lenkt, damahls zunächſt ſehr gewaltſame und wenn man es in dem Sinne der Heilkunde ſo nennen dürfte, faſt etwas heroiſche Mittel herbeyzuführen, für nothbeym Moſes und ſeinem Volke und in jener alten Zeit. Jetzt aber, wo die mahomedaniſche Verwerfung und ſchnöde Verachtung aller heiligen Symbole und frommen Andachtsbilder in einem durchaus antichriſtlichen und gegen das Chriſtenthum in der öffentlichen Wuth oder in den heimlichen Anſchlägen gleich feindſeligen Sinne geſchah; konnte jene byzantiniſche Bilderſtürmerey und antiſymboliſche Verfolgungswuth, die doch in ihren weiteren Folgen und conſequent genommen, ſehr weit hätte gehen können und müſſen, nur als eine faſt ſinnloſe Anſteckung des die Zeit beherrſchenden Irrthums und geiſtigen Verderbens erſcheinen. Nun hat zwar dieſer leidenſchaftliche Zuſtand und die krankhafte Anſicht auch dort aufgehört; und es ſind die Griechen des byzantiniſchen Reichs, wie im Dogma ſo auch in den Gebräuchen, Chriſten und der altchriſtlichen Ueberlieferung getreu geblieben. Gleichwohl aber hat dieſer Bilderſtreit und die dadurch erregte Partheyleidenſchaft und neu angefachte Eiferſucht zwiſchen dem katholiſchen Abendlande und der morgenländiſchen Chriſtenheit nicht wenig beygetragen zu dem ganz zweck- und gegenſtandloſen Schisma der letzteren und ihrer unſeeligen Losreißung von der allgemeinen Kirche.

Der fortwährende Zwieſpalt zwiſchen den longobardiſchen Königen und dem griechiſchen Exarchat am adriatiſchen Meere, während deſſen die Päbſte zu Rom wohl den Beruf fühlten, die Protector-Würde oder Pflicht für das ganze bedrängte Italien zu übernehmen, aber nicht die Macht hatten, ſie wirklich in Ausführung zu bringen, zog ganz natürlich die Franken als Schiedsrichter, und die fränkiſche Schirmherrſchaft über Italien herbey, und wurde eben dadurch der erſte

Anlaß zur Wiederherſtellung des abendländiſchen Reichs und zur Errichtung des chriſtlichen Kaiſerthums gegeben; deſſen erhabene Idee eigentlich erſt aus der Sache ſelbſt, nachdem ſie ſchon geſchehen war, vollſtändig hervorgegangen iſt, da ſie vorher wohl von niemanden auch nur beſtimmt geahndet, geſchweige denn deutlich erkannt oder vollſtändig verſtanden worden wäre. Daher kann man auch an jenen Ereigniſſen, die ſich eigentlich ganz von ſelbſt, durch den Drang der Umſtände und der Zeiten und nach einem glücklichen Impuls des höheren Gefühls, alſo geſtaltet haben, weder die Schuld noch das volle Verdienſt irgend Jemanden beymeſſen; oder über das Rechtmäßige oder die Unrechtmäßigkeit irgend eines einzelnen mit zu dieſem Ganzen gehörenden Schrittes, noch jetzt aus der weiten Ferne einer ſo ganz anders gewordnen Zeit einen förmlichen Streit in juriſtiſcher Weiſe beginnen wollen. Kein Land ward übrigens ſo von mannichfachen Beherrſchern und unter ſich widerſtreitender Herrſchaft bedrückt, als dieſes ehedeſſen den ganzen Erdkreis unter ſein Joch beugende Italien. Gränzenlos war der Jammer in dem durch die Araber eroberten Sicilien, zu welcher Eroberung durch die Mißhandlungen der griechiſchen Statthalter und Gewalthaber der erſte Anlaß gegeben war.

Die Franken hatten ſich ſchon im dritten Jahrhundert nach Gallien hinübergewendet; ihre Herrſcher waren vom erſten Anfang des fränkiſchen Reichs dem Chriſtenthum beſonders anhänglich und ergeben; außerdem aber in ihrem politiſchen Benehmen gegen die andern ſtammverwandten Völker, oder ſonſt benachbarten und in irgend einer Berührung mit ihnen ſtehenden Mächte praktiſch verſtändiger und planmäßig-conſequenter als irgend ein andres germaniſches oder gothiſches Volk ſich in der Beſitznahme und der ferneren Beherrſchung der römiſchen Provinzen erwieſen hatte. Von Anfang aus, an der katholiſchen Parthey und Geiſtlichkeit feſthaltend, Sieger in dem weſtgothiſchen Reiche in Gallien, Herren der burgundiſchen Länder geworden, während ſie im innern Deutſchland fortwährend ihre Herrſchaft mehr zu erweitern und feſter zu begründen ſtrebten, wurden ſie nach dem großen Siege über die Saracenen und dem dadurch der ganzen Chriſtenheit gewonnenen und verliehenem Schutz und Schirm, ſchon durch die natürliche Lage der Dinge und den Drang der Umſtände und der Zeit, weit mehr als durch den Pabſt und die Römer nach Italien berufen, nun auch hier die alte oder irgend ſonſt eine zeitgemäße Ordnung wiederherzuſtellen und die Anarchie zu beendigen. Das fränkiſche Reich ward von nun an immer mehr die größte Macht in dem ganzen Abendlande, und überhaupt der Mittelpunkt der civiliſirten Welt in damahliger Zeit auch für die Weltgeſchichte; ſo wie unmittelbar nachher, und in einem noch höherem Maaße und größerer Ausdehnung es das chriſtliche Kaiſerthum des Mittelalters in Deutſchland und Italien geworden und geweſen iſt. Denn hier zeigt ſich vorzüglich der höhere Faden in der Menſchengeſchichte, an dem wir feſthalten müſſen; einerſeits die Lichtſpur einer mehr unmittelbaren, göttlichen Führung, und dann der, unter dem Andrang der äußern Begebenheiten oft gleichſam verdeckte und ganz verborgene Gang einer innern geiſtigen Entwicklung in Wiſſenſchaft und Sprache, Denkart und Geſinnung, der eben mit jener göttlichen Führung zuſammengenommen, das Weſen und den weſentlichen Inhalt und Gegenſtand in der Entwicklung der Menſchheit bildet. Die Monotonie des immer tiefer in Geiſt und Leben, in den Sitten wie in der Verfaſſung dahinſinkenden byzantiniſchen Reichs der Griechen, oder auch die weiteren Fortſchritte und innre Zerrüttung der arabiſchen Weltherrſchaft, mit den gewaltſamen Thron-Kataſtrophen oder kriegeriſchen Revolutionen und häufigem Dynaſtieen-Wechſel, bey der nicht minder monotonen und ſich immer gleich bleibenden, deſpotiſchen Willkühr, als dem herrſchenden Princip des Ganzen, bieten von der einen wie von der andern Seite in der damahligen morgenländiſchen Welt, für den höheren Standpunkt der allgemeinen Geſchichte wenig Intereſſe dar. Es iſt die allmählige Geſtaltung des chriſtlichen Staates, was in dieſer Welt-Periode der Menſchheit, nach dem fortſchreitenden Stufengange derſelben, ſo wie in der noch ſpätern, die Entwicklung der chriſtlichen Wiſſenſchaft, was den nach allen menſchlichen Schickſalen und Angelegenheiten wißbegierigen Blick an ſich zieht, und ihn faſt ausſchließend, oder doch vorzüglich auf dieſes europäiſche Abendland richtet, wo alles voller Leben und in beſtändiger Bewegung war. Die inneren Fehden, Theilungen und Zwieſtigkeiten der fränkiſchen Könige unter ſich, können freylich für das Ganze auch wenig oder nur ein ſehr untergeordnetes Intereſſe haben; es iſt die Idee und der Entwicklungsgang dieſes Ganzen, worin eigentlich das Belehrende liegt und gefunden wird. Manche Mängel oder Flecken finden ſich auch noch in der erſten Ausführung dieſer großen Idee; wie z. B. die Kriege Karls des Großen gegen die Sachſen, und die andern ähnlichen Kriege der früheren Franken-Könige in der vorangegangenen Zeit, da eine Verbreitung des Chriſtenthums in ſolcher Weiſe ſich kaum entſchuldigen, aber niemals ganz rechtfertigen läßt. Die Entſchuldigung dürfte wohl am meiſten darin gefunden werden, daß eine Fehde zwiſchen nah verwandten Volksſtämmen, wie ein innerer Familienzwiſt, oft gerade am meiſten mit hartnäckiger Erbitterung gegenſeitig geführt zu werden pflegt. Indeſſen war doch der mit den Sachſen im Jahre 784. geſchloſne Frieden für dieſe ſehr vortheilhaft geweſen; und der überaus blühende, ſtarke und glückliche Zuſtand des ganzen Reichs und auch der norddeutſchen Länder unter dem erſten König Heinrich von ſächſiſchem Stamm, beweiſt wenigſtens, daß doch das Uebel in ſehr beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen war, und keine ſo großen Folgen langer Verwüſtung hinter ſich gelaſſen hat. Bey dem Wechſel der Kapetinger und der Karolingiſchen Dynaſtie aber darf man nicht vergeſſen, daß jedes deutſche Königreich damahls noch nicht ganz abſolut erblich, ſondern dem größern Theile nach ein Wahlreich war; und daß nur der, welcher ſich als ein tapferer, kluger und mächtiger Schirmherr für das Ganze und die Nation bewährte, der Mann ihrer Wahl ſeyn konnte. Man hielt die Monarchie weit mehr noch für ein Amt, einen Beruf und eine Laſt, als für ein Erbe und Eigenthum nach gewohntem Recht. Die Idee des Ganzen aber lag für das chriſtliche Kaiſerthum in dem Begriff einer großen Schirmherrſchaft über alle chriſtlichen Länder und Völker, aus dem Mittelpunkte einer auf das Recht gegründeten Macht, und die zuſammenhaltende Kraft dieſes Ganzen wurde vorzüglich in der Einheit der chriſtlichen Geſinnung geſucht oder voraus-

Geiſt der ganzen Maſſe ihrer Kunſtbildung, und erſtreckt ſich auf alle dazu gehörigen Glieder und Beſtandtheile, oder einzelnen Werke. Auch ſolche Gedichte, welche wenig künſtleriſche Weisheit und geringe Erfindungskraft verrathen, ſind in demſelben Geiſte gedacht, entworfen und ausgeführt, deſſen Züge wir im Homer und andern Dichtern vom erſten Range nur beſtimmter und klarer leſen. Sie unterſcheiden ſich durch dieſelben Eigenheiten, wie die beſten, von allen nicht-Griechiſchen Gedichten.

Die griechiſche Poeſie hat ihre Sonderbarkeiten, welche oft abweichend genug ſind; denn obgleich die griechiſche Bildung reinmenſchlich iſt, ſo kann dennoch die äußre Form ſehr abweichend ſeyn; es vielleicht eben darum deſto mehr ſeyn, weil der Geiſt dem allgemeingültigen Geſetz ſo getreu iſt. Die meiſten dieſer künſtleriſchen Paradoxien ſind jedoch nur ſcheinbar und enthalten nach ihrer wahren Bedeutung erfaßt, einen großen Sinn. So das Satyriſche Drama, der Dithyrambus, der lyriſche Chor der Dorier, und der dramatiſche Chor der Athener. Nur aus völliger Unkunde mit der eigentlichen Natur der Kunſt und ihrer Arten hat man ſolche Eigenheiten für bloß individuell gehalten, und ſich mit einer hiſtoriſchen Ableitung und Erklärung derſelben begnügt. Ueberdem waren die Thatſachen lückenhaft, und ſo lange man die nothwendigen Bildungsgeſetze der Kunſt nicht kennt, wird man in der Geſchichte der Kunſt im Dunkeln tappen, und keinen Leitfaden haben, vom Bekannten aufs Unbekannte zu ſchließen. Man erforſche nur den Charakter dieſer Anomalien nach Anleitung ſichrer Grundſätze und Begriffe vollſtändig, und man wird überraſcht durch die philoſogeſetzt. Sobald dieſe fehlte, mußte das ganze Gebäude zuſammenbrechen; und hat auch in dem Conflikt der ſpäteren Zeiten, das künſtliche Verhältniß eines bloß dynamiſchen Gleichgewichtes und einer allgemeinen republikaniſchen Staatengleichheit, ohne alle chriſtliche oder ſonſt irgend feſte Geſinnung, wie die Erfahrung lehrt, nur ein ſehr ſchlechtes Surrogat für jene altchriſtliche Staateneinheit und Völkerverbindung des europäiſchen Abendlandes abgeben können, und nur zu einer civiliſirten Verwirrung und künſtlichen Anarchie in der allgemeinen unchriſtlichen Sitten-Revolution geführt. Ein faſt heroiſches, oder ſoll man ſagen altväterlich naives Vertrauen auf dieſe als immerwährend vorausgeſetzte Einheit der Geſinnung zeigt ſich beſonders auch in der Theilung des Karolingiſchen Reichs, zu welcher Theilung das Princip freylich ſchon in dem alten Herkommen und Erbrecht der großen Familien lag; indem man auf dieſe Weiſe glaubte, das Bedürfniß eines nahen Herrſchers für die innre Verwaltung in einem nicht allzu großen Lande, mit der Einheit des Ganzen in der geſammten Monarchie vereinigen zu können. Daß ſelbſt ein Mann von ſo großem und beſonnenen Verſtande wie Kaiſer Karl, mit weit hinausgehender und durchdachter Vorſorge, dieſes zu erreichen für möglich hielt, und die Einheit des Ganzen zugleich mit der brüderlichen Theilung in gemeinſamer Mitherrſchaft und Unterordnung unter den älteſten und Erſten im ganzen Erbe, erhalten zu können glaubte, ſollte eigentlich wohl ein großes Gewicht für uns Spätere haben, um nicht gar zu vorſchnell nach den Begriffen unſrer Zeit und Politik darüber abzuurtheilen. — Jene erſte beabſichtigte Theilung ward durch Todesfälle verhindert;

die vollſtändige Trennung des ganzen Karolingiſchen Reichs in drey verſchiedne Theile kam erſt durch Ludwig den Frommen zu Stande, wo der beſtändige Bruderzwiſt unter ſeinen Nachfolgern, die Schwäche oder Leidenſchaftlichkeit ihres Charakters und andre Partheyungen, die nach der erſten Abſicht fort beſtehen ſollende Einheit freylich unmöglich machten, und in bleibender Theilung zur gänzlichen Abſonderung und Auflöſung des alten Frankenreichs führten, wo dann der Kaiſerthron an eine andre Dynaſtie kam.

Auf eine viel weniger unvollkommne Art, war in der älteſten deutſchen Monarchie, durch die vier großen Nationalherzogthümer unter dem Einen König oder Kaiſer des Reichs, das Bedürfniß einer einheimiſch nahen und väterlich häuslichen Landesherrſchaft mit der mächtigen Einheit des größeren Ganzen in Uebereinſtimmung gebracht; ſo lange die Verbindung innerlich feſt blieb und bis auch hier der Zwieſpalt überhand nahm. Es war überhaupt auch damahls, obwohl meiſtens in andrer Form, ſo wie ſpäter, eine Theilung der Gewalten im Staate und in der bürgerlichen Geſellſchaft wie in der Kirche; die Einheit in der Theilung aber, oder mit und neben ihr, ſuchte man allein in der nationalen oder chriſtlichen Geſinnung, und ſo lange dieſe beſtand, hielt auch das Ganze zuſammen. Es iſt übrigens auch noch zu keiner Zeit eine Verfaſſungsformel oder Staatsmanier entdeckt oder aufgefunden worden, welche den Mangel der Geſinnung auf die Dauer ganz erſetzen könnte. In den damahligen Nationalverſammlungen der kleineren und größeren Staaten, dem berathenden Vereine der Herzoge und Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Herren, Edlen und Freyen, wozu dann die ſtädtiſchen Communen, ſobald ſie ſich entwickelt hatten, mit ihren Privilegien und Gerechtſamen, hinzukamen, liegt der erſte Grundkeim aller nachfolgenden Parlamente und alten Reichsverſammlungen, aller ſtändiſchen und ſtädtiſchen Rechte, Freyheiten und Corporationen. Alles dieſes geſtaltete ſich und beſtand damahls in ganz lokaler Art und Weiſe, nach der lebendigen Nationalſitte, nicht auf eine Vernunfttheorie von allgemeiner Gleichheit, ſondern auf ein poſitives Herkommen und individuelles Recht gegründet; die Einheit und den Fortbeſtand des Ganzen aber ſuchte man nicht in dem berechneten Gleichgewicht einer künſtlichen Form, ſondern in der heiligen Gewohnheit der alten Sitte, mit einem Worte in der Geſinnung. Auf dieſer Baſis der zuvörderſt chriſtlichen und dann auch nationalen Geſinnung ruhen alle chriſtlichen Staaten von ihrem erſten Anfange an; und ſo wie dieſelbe weggenommen wird, fallen ſie in ſich zuſammen. Die geiſtliche Macht war damahls wirklich eine ſolche und hatte ihren eignen groſſen Wirkungskreis; obwohl in ihren Gränzen und in den einzelnen Berührungspunkten noch nicht ſo ſtreng geſchieden wie nachmals, neben der weſentlichen Herrſchaft und mit ihr zugleich und zuſammen. Zum Beweiſe aber, daß auch in der getheilten Macht, die Einheit der Kraft und des Geiſtes in dem Ganzen möglich ſeyn kann, ſo lange die Geſinnung die rechte und auch im Leben chriſtlich Eins iſt; darf man nur an die hiſtoriſche Thatſache erinnern, daß alle chriſtlichen Reiche und Staaten aus einer ſolchen glücklichen Uebereinſtimmung der geiſtlichen und der weltlichen Macht hervorgegangen ſind und von daher ihren Urſprung genommen haben und daß dieſes die Grundlage geder innern Ruhe und des blühenden Wohlſtandes; ſo wie der beginnenden Geiſtescultur in vielen ausgezeichneten vortrefflichen Werken und andern Schriften der lateiniſchen Schule, der auch die Entwicklung der eignen Landesſprache bald zu folgen anfing. Eben ſo unhiſtoriſch, aber noch viel thörichter, als jene den Karolingern und überhaupt dieſer alten Zeit, gemachten Vorwürfe wegen der unpolitiſchen Reichs-Theilung, ſind die wiederhohlten Klagen und das immerwährende Bedauern der neuern Hiſtoriker über die beſtändigen Heerfahrten der deutſchen Könige und Kaiſer nach Rom und nach Italien, und über das von ihnen als ein Unglück betrachtete Band zwiſchen der deutſchen Nation und der chriſtlichen Kaiſerwürde. Man geht dabey gar nicht ein in die Idee von dieſer, in das dringende Bedürfniß der Zeit nach einer ſolchen allgemeinen Schirmherrſchaft zum Bollwerke für die ganze abendländiſche Chriſtenheit, gegen innere Anarchie und gegen die Angriffe barbariſcher Völker, damit das Licht des Chriſtenthums nicht etwa in der allgemeinen Verwilderung wieder ausgelöſcht werden möchte. Man erkennt und verſteht bey ſolcher modernen Beurtheilung jener alten Zeit gar nicht das chriſtliche Hochgefühl, welches weit mehr eine Geſinnung der heldenmüthigen Aufopferung war, vermöge deren eine Nation, ihrer innern Stärke und natürlichen Lage nach, vor allen andern ſich dieſer Bürde zu unterziehen, und als der feſte Mittelpunkt des Ganzen zum Schirm deſſelben zu dienen, in der allgemeinen Meynung berufen war; was nicht ohne großen Verluſt und ſchwere Opfer an der eigenen innern Ruhe und Wohlfahrt, und an der ausſchließenden Sorge für dieſe geſchehen konnte. Ohne einen ſolchen feſten, das Ganze zuſammenhaltenden Mittelpunkt, würde das chriſtliche Europa dem Andrang der mahomedaniſchen oder der mogoliſchen Völker, auf den erſten Stoß zuſammenſtürzend, unterlegen ſeyn; es würde ſich in eine Menge kleiner Staaten aufgelöſt haben und für immer in rettungsloſe Anarchie verſunken ſeyn; während jetzt, wie groß auch zu Zeiten die Verwirrung ſeyn, und der Fehdegeiſt anwachſen mochte, doch immer noch wieder ein Damm und Anhalt dagegen gefunden werden konnte. Wie das Gelübde des Ritters ſeinen Stand zu einem geiſtlichen Waffendienſt adelte; ſo ward auch das hohe Amt des Kaiſers, als ein zum Theil geiſtliches, er ſelbſt als ein mit dem oberſten Schwerdt der allgemeinen Weltgerechtigkeit belehnter und Ihm vereideter und pflichtiger Dienſtmann Gottes betrachtet. Von der erhabenen Idee dieſer großen und ſchweren Pflicht ſehen wir weit mehr, als von den Gedanken oder Planen einer egoiſtiſchen Herrſchſucht und eitlen Ruhmbegier das Leben der thatenreichſten und mächtigſten alten Kaiſer erfüllt. Eben daher waren auch das Oberhaupt der weltlichen und der geiſtlichen Macht des Abendlandes in dieſer gemeinſamen Sorge für die ganze Chriſtenheit, nach dem Recht und der Pflicht ihres Amtes, auf das engſte mit einander verbunden und ſtanden in dem Verhältniß einer gegenſeitigen Abhängigkeit zu einander. Als der mächtige Kaiſer, Otto der Große, nach Italien berufen, in Rom den dortigen Zuſtand der Dinge und die herrſchend gewordne Entartung, wo unter den Partheyungen der Barone, welche den heiligen Stuhl umgaben, eine der mächtigeren Familien durch unwürdige Intriguen ſich deſſelben fortwährend und gleichſam erblich zu bemeiſtern ſuchte, mit eigenen Augen erkannte, bediente er ſich ſeiner kaiſerlichen Gewalt, um den auf ſo unrechtmäßigem Wege zu ſeiner Würde gelangten Pabſt, über welchen die öffentliche Stimme der ganzen damahligen Welt längſt das Urtheil geſprochen hatte, ſeines Amtes zu entſetzen und einen würdigeren wählen zu laſſen. Es war noch in der Chriſtenheit unter den Gleichgeſinnten ein untrügliches Gefühl über den Werth oder Unwerth einer That und über die eigentliche Bedeutung und innere Abſicht derſelben, wonach ſich alles, ohne ängſtliche Abmeſſung der Form, ſchnell und leicht entſchied. Nachdem aber die Gleichheit in der Geſinnung verſchwunden iſt, und damit auch die Geſinnung ſelbſt aufgehört hat, ein herrſchendes Princip des öffentlichen Lebens im Staat und in der Geſchichte zu ſeyn, iſt das politiſche Urtheil faſt ausſchließend auf die äußre Form, und den ſtreitigen oder zu behauptenden Rechtspunkt in derſelben gerichtet, und weil man in jeder hiſtoriſchen That eigentlich nur ein für die weitere Begründung fruchtbares oder aber in ſeinen Folgen gefahrvolles Präcedent ſieht, iſt man ganz aus der Gewohnheit gekommen, eine große That, bloß als ſolche, nach der darin liegenden Geſinnung, rein hiſtoriſch zu beurtheilen, und hat beynah den Begriff einer ſolchen verlohren. Das Urtheil der damahligen Welt und ganzen Zeit aber entſchied in übereinſtimmender Anerkennung für die kaiſerliche Gerechtigkeit des großen Otto in dieſer Handlung. Wenn indeſſen die Geiſtlichen zu Rom im erſten Dankgefühle der hohen Bewunderung, von der unerträglichen Anarchie, und aus den Schlingen jener unwürdigen Familie errettet, den Kaiſer baten, daß er auch ferner und für immer die Wahl eines würdigen Pabſtes übernehmen wolle; ſo ließ ſich leicht vorausſehen, daß das Extrem eines ſolchen Vorrechtes, mit der Unabhängigkeit der Kirche eigentlich nicht vereinbar, in der fortgeſetzten Durchführung leicht zu einer ſtarken Reaction von der andern Seite würde führen können. So geſchah es auch, etwa hundert Jahre ſpäter, da Gregor VII. ein Mann von großer Stärke des Charakters, als Reformator der Kirche und Wiederherſteller ihrer Unabhängigkeit gegen ſo viele widerrechtliche Eingriffe der weltlichen Macht auftrat. Und als nun ein kriegeriſcher, aber ſonſt charakterloſer und von einem unruhigen Geiſte beſeelter Kaiſer, der überhaupt Vorwürfe, Verantwortungen und Verſchuldungen vieler Art nach dem übereinſtimmenden Urtheile der damahligen Welt auf ſich geladen hatte, jenen zuerſt angriff und entſetzte, und derſelbe ihn dann wieder mit dem Kirchenbann belegte; ſo war dieß nicht nur der herrſchenden Stimmung gegen die unheilvolle Regierung jenes weltlichen Oberhauptes ganz entſprechend, ſondern auch dem Rechtsbegriff der damahligen Welt vollkommen gemäß, nach welchem derſelbe allerdings einer Verantwortung und Rechenſchaft unterliegen konnte. Heinrich IV. ſelbſt fand es eben daher auch viel gerathener, dieſen Kirchenbann durch eine anſcheinende Unterwerfung zu löſen, als ihn mit Gewalt zu bekämpfen; obwohl er nachher nie aufgehört hat, den Pabſt zu verfolgen, deſſen Standhaftigkeit ſich aber auch im Unglück und in der Verfolgung bewährte. Ueber den Charakter deſſelben, hat man, daß er ganz rein war von egoiſtiſchen Nebenabſichten, und daß ſeiner durchgreifenden Kraft und Strenge kein andres Motiv zum Grunde lag, als der Feuereifer eines kirchlichen Welt-Reformators, in den neueſten Zeiten wohl anerkannt, und ſeinen großen Eigenſchaften Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; beſonders von deutſchen Hiſtorikern und zwar von der proteſtantiſchen Seite iſt dieß zuerſt geſchehen, und der Nahme Gregor VII. in ſeiner der unſrigen ſo fremden Zeit, hat längſt aufgehört, ein Loſungswort des Partheyſtreits für uns zu ſeyn. Aber über die Sache ſelbſt d. h. über den Begriff der damahligen Welt davon, wird es nöthig ſeyn, noch etwas zu erinnern. In den neuern Zeiten wird es als ein unwandelbares Axiom und zwar als das erſte von allen in der Staatstheorie betrachtet, daß der Souverain in nichts verantwortlich ſey; und nun entſteht über eine ſolche Behandlung eines wenn gleich noch ſo fehlervollen und ſeiner Würde ſelbſt vergeſſenden Regenten in der Geſchichte des Mittelalters, der allerheftigſte politiſche Unwillen. Gegen den Grundſatz ſelbſt, kann wohl niemand die Abſicht haben, über deſſen vollkommne Richtigkeit unter den gegebnen Bedingungen den mindeſten Zweifel erheben zu wollen. Wenn aber bloß von einer Parallele der Zeiten die Rede iſt; ſo ſind gegen jenen damahls zum fortwährenden Scandal in der Weltgeſchichte, mit dem Kirchenbann belegten Regenten, in den letzten drey Jahrhunderten mehrere gekrönte Häupter öffentlich hingerichtet, viele andre ermordet worden: ſo daß von dieſer Seite die Geſchichte des Mittelalters viel reiner daſteht und wir uns wenigſtens nicht ſo ſehr mit der Entſcheidung übereilen ſollten, über unſern weit höhern Standpunkt der politiſchen Sittlichkeit und die größere Vollkommenheit der im öffentlichen Leben praktiſch herrſchenden Grundſätze und Prinzipien der neueren Zeit. Es fand aber nach dem damahligen Rechtsgefühl und Staatsbegriff eine gegenſeitige Controlle und Verantwortlichkeit Statt, zwiſchen der oberſten weltlichen und geiſtlichen Macht, und dem Einen und dem andern Oberhaupte. In den geprieſenſten Conſtitutionen der neuern Staaten iſt auch eine gegenſeitige Dependenz und mögliche Controlle; indem der Regent das Parlament auflöſen und beendigen oder durch ein Veto der geſetzgebenden Berathung einen Damm entgegenſetzen, auf der andern Seite aber dieſes durch die verweigerte Zuſtimmung zu den Abgaben und Geldbewilligungen den Nerv der Regierung lähmen, und ſtatt des Regenten, als ob dieſer ſelbſt gar nicht mitzählte, die Miniſter zur ſtrengſten Rechenſchaft ziehen kann; wie die Regierung denn überhaupt kein ſichres Fundament mehr hat, wo einmal die Oppoſition fortdauernd in der entſchiednen Majorität ſich befindet. Ob nun dieſe gegenſeitige Abhängigkeit und Controlle in der modernen Staatskunſt minder gefahrvoll iſt, als jene alte, dürfte wohl nicht ſo leicht zu entſcheiden ſeyn und ſehr ſchwer zu behaupten. Wie alles im Mittelalter und in den Inſtituten deſſelben einen religiöſen Geiſt und Anſtrich hatte; ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch dieſer Gegenſatz dort ein religiöſer zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, und wenn die gegenſeitige Abhängigkeit des Einen und des andern Oberhauptes, eine ſolche auf die Religion und auf den religiöſen Zweck und Charakter nicht bloß der Einen ſondern beyder Würden gegründet war. Bloß durch die Extreme der aufgereizten Leidenſchaft, alſo durch unglücklichen Zufall und menſchliche Unvollkommenheit, was gar nicht in der

Natur der Sache oder in dem Grundſatz und Begriff ſelbſt lag, und durch das abſolute Verfahren von der einen wie von der andern Seite, iſt der Zwieſpalt ſo groß, langdauernd und oft faſt unheilbar geworden. Wie leicht aber auch damahls noch mit Einſicht und Verſtand, nachgiebigem und gutem Willen von der einen wie von der andern Seite, der Friede zwiſchen beyden Mächten hätte wiederhergeſtellt werden mögen; das zeigte ſich wohl an der friedlichen Beendigung der Inveſtitur-Streitigkeiten unter dem Nachfolger Heinrich IV.; wenn nicht ſolches in der Folge wieder durch die eiſerne Charakterhärte der Ghibelliniſchen Kaiſer, beſonders des Barbaroſſa erſchwert worden wäre; wo denn endlich in dem nun immer heftiger ausbrechendem Partheyenkampfe zwiſchen den Welfen und Ghibellinen das politiſche Schisma allgemein wurde, und der Zwieſpalt wieder als das weltherrſchende Princip auch in der damahligen Zeitgeſchichte auftrat.

phiſch erkannte Begründung alles Einzelnen in der Einen Idee und in dem Weſen des Ganzen, die durchgängige objektive Würde und Vollkommenheit der griechiſchen Poeſie auch hier wiederfinden. Selbſt in dem Zeitalter, wo das ganze Gebilde derſelben ſich in mehrere genau beſtimmte Richtungen, wie gleichſam in eben ſo viele Aeſte eines gemeinſchaftlichen Stammes, ſpaltete, und ihr Umfang dadurch eben ſo ſehr beſchränkt, als ihre Kraft erhöht ward; ſelbſt in der lyriſchen Gattung, deren eigentlicher Gegenſtand ſchöne Eigenthümlichkeit iſt, bewährt ſie dennoch ihr beſtändiges Hinſtreben zum objektiven Schönen durch die Art und den Geiſt der Darſtellung, welche ſo weit es die beſondern Schranken ihrer eigenthümlichen Richtung und ihres Stoffs nur immer erlauben, ſich dem rein Menſchlichen und Schönen nähert, das Einzelne ſelbſt zum Allgemeinen erhebt, und im Eigenthümlichen eigentlich nur das Allgemeingültige und Ewige in der Erſcheinung darſtellt.

Die griechiſche Poeſie iſt geſunken, in ihren letzten Zeiten ſehr tief geſunken, und endlich völlig entartet. Aber auch im äußerſten Verfall blieben ihr noch Spuren jener Allgemeingültigkeit, jenes feſten Styls in Kunſt und Sprache, bis ſie überhaupt aufhörte, einen beſtimmten Charakter zu haben. So ſehr iſt der Geiſt der helleniſchen Bildung nichts andres als eine höhere, reinere Menſchheit nach der vorherrſchenden Kunſtidee des Schönen! Im Zeitalter der gelehrten Dichtkunſt gab es weder öffentliche Sitten, noch einen allgemeinen Kunſtſinn mehr. Die Gedichte der Alexandriner ſind ohne eigentliche Sitten, ohne Geiſt und Leben; kalt, todt, arm und ſchwerfällig. Statt einer vollkommnen organiſchen Gliederung

Vierzehnte Vorleſung.

Von dem Ghibelliniſchen Zeitgeiſt und Partheyenkampf. Urſprung der romantiſchen Dichtung und Kunſt des Zeitalters. Charakter der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und der alten Jurisprudenz. Anarchiſcher Zuſtand des europäiſchen Abendlandes.

Ein bloßer Umriß von dem hiſtoriſchen Gemählde des Mittelalters, wenn es auch nur wenige Züge lebendiger Charakteriſtik nach der vollen Wahrheit über den unerſchöpflich reichen Gegenſtand enthält, wird hinreichend ſeyn, um die Ueberzeugung zu begründen, daß große Charaktere, wie faſt ſonſt in keiner andern Geſchichts-Periode ſo viele, wichtige Intereſſen, und hohe Motive, überhaupt erhabene Ideen und Geſinnungen hier mit einander in Kampf lagen, und daß alſo in dieſer ſogenannten Anarchie des Mittelalters, überall doch ein reiches Leben, und herrliches Streben vorhanden war, und auch göttliche Spuren einer höhern Kraft in Menge darin gefunden werden. Zugleich beſtätigt ſich der genauern Betrachtung, und der tiefern Erforſchung immer mehr das Reſultat, daß alles Gute und Große im damahligen Staat, nicht minder als in der Kirche ſelbſt, aus dem Chriſtenthum, und der wunderbaren Macht der herrſchenden religiöſen Geſinnung hervorging. Das Unvollkommne, Fehlerhafte und Schädliche, lag nicht in dieſer kann Philipp der Schöne ſchon als der würdige Vorgänger Ludwig des Eilften betrachtet werden; und auch ſein Verfahren gegen den ganzen Orden der Tempelherren, ihre Hinrichtung oder gerichtliche Ermordung, zur Einziehung ihrer Güter war eine durch nichts zu rechtfertigende Gewaltthat; geſetzt auch daß der Verdacht gegen einige Mitglieder, und einen verderbteren Theil des Ordens, wegen einiger aus dem Orient mitgebrachten, nicht chriſtlichen Sitten und Lehren, Gebräuche oder Geheimniſſe, nicht ohne Grund geweſen ſeyn mag. Gewiß aber traf er nicht das Ganze, noch auch den damahligen würdigen Großmeiſter, wie es auch gleich damahls, und bald nachher vom König von Portugall, und vom Pabſte ſelbſt anerkannt ward; und mußte in jedem Fall eine ſo wichtige kirchliche Angelegenheit anders unterſucht, und anders geſchlichtet werden, als in dieſer despotiſchen Weiſe. In Beziehung auf den Pabſt konnten Philipp dem Schönen die unzeitigen Uebertreibungen, und abſoluten Anmaßungen Bonifaz des Achten, die nun von dieſer Seite faſt eben wieder ſo Ghibelliniſch lauteten, wie die der früheren Kaiſer in ihrem Partheyſinne ehemals abgefaßt waren, ſehr willkommen ſeyn. Er fand darin eine Veranlaſſung, den Pabſt nach Frankreich zu locken, dort bey der Erledigung des Stuhls einen neuen Pabſt nach ſeinem Sinne wählen zu laſſen, und dieſen in Avignon feſt zu halten; wo er dann um ſo leichter deſſen Einwilligung zu allen ſeinen egoiſtiſchen Zwecken, wie in der Sache der Tempelherren, hier erpreſſen mochte, um nach ſeinem politiſch durchdachten Plan, die neue Reſidenz der Päbſte, für immer in ſeinem Reiche zu fixiren, wodurch dieſelben, ſiebenzig Jahre hindurch, völlig in franzöſiſche Abhängigkeit geriethen. Und als es endlich einem der Päbſte gelang, aus dieſer Babyloniſchen Gefangenſchaft des heiligen Stuhls wieder nach Rom zurück zu kehren, ſo war die Folge, daß nun hier und dort Päbſte gegeneinander gewählt wurden; welches Schisma in der Kirche wieder vierzig Jahre fortdauerte, bis es endlich durch das Conſtanzer allgemeine Concilium völlig beendigt ward. Eine tiefere Wunde konnte dem Chriſtenthum nicht geſchlagen werden, als dieſer Zwieſpalt der Kirche ſelbſt, welcher die Gemüther völlig irre machte, und auch in allen Verhältniſſen des Lebens, und der öffentlichen Ordnung eine unbeſchreibliche Verwirrung hervorbringen mußte.

So wie, ohne die ſchirmende, und das Abendland in Ein Ganzes verknüpfende Macht der erſten chriſtlichen Kaiſer, Europa überhaupt und insbeſondere auch Deutſchland ſchon viel früher ganz in ſich zerfallen ſeyn würde, ohne alle ſichere Kraft des ausdauernden Widerſtandes gegen fremde Eroberer, und den Andrang der barbariſchen Völker; ſo würde auch ohne die auf Einheit gerichtete und gegründete, und die Kirche zuſammenhaltende Macht des Pabſtes, das Chriſtenthum ſelbſt ſehr bald in eine Menge von einzelnen Secten, kleinen Gemeinden, und getrennten Partheyen, wo nicht gar in ganz verſchiedenen Religionen ſich aufgelöſt, und endlich aufgehört haben. Der orthodoxe Fortbeſtand der alten griechiſchen Kirche, wo doch der Patriarch nicht die gleiche geiſtige Macht, noch einen ſo umfaſſenden Einfluß auf das Leben hat, wie der Pabſt im Mittelalter, kann hiegegen nicht als Einwendung gelten, oder angeführt werden; denn hier bey dem regen, beweglichen, unruhig lebendigen

Geiſt des Abendlandes, in dieſer beſtändig wechſelnden, raſch fortſchreitenden Entwicklung ließ ſich wohl nicht ſo auf eine bloß von ſelbſt fortbeſtehende Monotonie der Denkart auch im Glauben rechnen, wie dort in dieſer Erſtorbenheit des Geiſtes, und in einem ſo ganz erloſchnen, und eben dadurch einförmig gewordnen Zuſtands. Sobald nun aber die abendländiſche Kirche durch den Zwieſpalt mit der weltlichen Macht geſchwächt, und erſchüttert war, mußten ſich auch in der Religion ſelbſt und in der innern Sphäre des Glaubens, die nachtheiligen und ſchädlichen Folgen davon zeigen. Anfangs zwar entwickelte ſich hier eine Kraft der geiſtigen Gegenwehr gegen das eindringende Verderben, und die drohenden Uebel, und eine Kraft der ſittlichen Abhülfe, die aus der Religion ſelbſt hervorgegangen, auch ganz ihrem Geiſte gemäß, und eine durchaus chriſtliche geweſen iſt. Und es zeigte ſich auch hier wieder, wie jener ſtärkende Geiſt der Hülfe und des Raths, und von dem göttlichen Stifter ſelbſt ſeiner Kirche verheiſſene Paraklet in jeder Zeit-Periode, bey dem Andrang einer neuen Gefahr, auch das, gerade für dieſe Zeitumſtände angemeſſene und eigenthümliche Rettungsmittel herbey zu führen weiß, worin man den höheren Urſprung wohl erkennen mag, wenn es auch in der menſchlichen Anwendung und Ausführung nachher nicht ſo bleibt, wie es Anfangs war, und bey weitem nicht alles wirkt, was es ſonſt vermocht hätte; oder wenn es auch endlich mehr und mehr wieder entartet.

Die großen Reichthümer der Kirche, bildeten zwar nicht den einzigen, aber doch einen Hauptgegenſtand der Streitigkeiten mit der weltlichen Macht, und waren auch ſonſt ein Stein des Anſtoßes für viele, beſonders im Volke. Nun war zwar die ganze abendländiſche Cultur, zuerſt des Landes, und des Bodens ſelbſt, und der fruchtbaren Benutzung deſſelben, ſo wie auch die wiſſenſchaftliche des Geiſtes davon ausgegangen, daß man den Clerus auf Landbeſitz fundirt, und dadurch in der Nation und im Staat einheimiſch gemacht, und eingebürgert, und im gränzenloſen Eifer mit Schenkungen aller Art ſehr reich ausgeſtattet hatte; und waren alſo die Klöſter, Aebte, Biſchöfe, und der ganze hohe Clerus reiche Herren, Landſtände und Fürſten geworden. Sie hatten ſich auch dieſes Reichthums, und ihrer Macht, beſonders in der frühern Zeit, im Allgemeinen auf eine würdige, und für die Wohlfahrt des Ganzen heilſame Art gebraucht. Die Annalen aller neuern Nationen, und die Geſchichte jedes einzelnen großen oder kleinen Staats, ſind voll von den hohen Verdienſten, welche ſich würdige geiſtliche Männer im Mittelalter, um den Staat und das allgemeine Beſte, auch in ſtaatsbürgerlicher, und bloß äußerlicher Hinſicht erworben haben. Dieß wurde auch allgemein anerkannt; eine plötzliche Losreißung des hohen Clerus von dem Staate, und aus der Stelle, welche er in demſelben einnahm, würde für dieſen ſelbſt ein großer Verluſt geweſen ſeyn. Auch ging die Abſicht bey dem Streite der Kaiſer und überhaupt der weltlichen Macht gegen die Kirche, und das Oberhaupt derſelben zunächſt, und Anfangs auch gar nicht auf das kirchliche Eigenthum ſelbſt, welches niemand anzutaſten im Sinne hatte, ſondern nur auf die Oberhoheit über daſſelbe, und die Anerkennung dieſer Oberhoheit. Indeſſen iſt leicht begreiflich, daß nicht bey allen Mitgliedern des hohen Clerus dieſe Verdienſte gleich einleuchtend geweſen, noch der Gebrauch ihres Reichthums gleich würdig und tadelfrey ſeyn konnte. Aber ganz abgeſehen von dem im Einzelnen Statt findenden Mißbrauch oder gegebenen ſchlechten Beyſpiel, blieb in den Augen des Volks, und auch vieler Geiſtlichen ſelbſt, dieſer große Reichthum des hohen Clerus, ſein Glanz und hoher Stand im Staate und in der Welt, ſchon an ſich ein Anſtoß, und ſchien mit der urſprünglichen Vorſchrift und evangeliſchen Armuth der erſten Chriſten wohl im Widerſpruche zu ſtehen; und dieß war der vornehmſte Gegenſtand, und gleichſam der Lieblingstext, und erſte Anlaß für die Volks-Oppoſition, die, ſich nachdem die Mächtigen und Herrſcher einmal das Beyſpiel gegeben hatten, nun auch immer mehr gegen die Kirche zu erheben anfing. Ganz dem Bedürfniß und der Zeit gemäß, war es alſo, wenn ſich jetzt im Gegenſatz gegen dieſe vornehm gewordnen und wenn auch rechtſchaffnen und verdienten, doch mit allzuviel weltlichem Glanz umgebenen Geiſtlichen, Männer von der innigſten Frömmigkeit beſeelt vereinigten, um mit der ſtrengſten Entſagung und Demuth ſich ganz dem Volke und gemeinen Mann gleich zu ſtellen, und ein Beyſpiel der vollkommenſten evangeliſchen Armuth zu geben; oder auch um ſich mit allem Eifer ausſchließend dem Volksunterrichte und Predigeramte zu widmen. Wahrhaft heilige, demüthig fromme und mit wunderbaren Kräften ausgerüſtete Männer betraten dieſen neuen Weg, und manche unter ihnen rügten auch mit großer Freymüthigkeit die Mißbräuche und ſittlichen Gebrechen in dem damahligen Zuſtande der Kirche und des Staats, und aller Stände. Sie fanden auch ſelbſt Widerſpruch und Gegner, und ſchon früh erhob ſich auch gegen ſie viel Tadel; wobey man die menſchliche Unvollkommenheit und einzelne Ausartung wohl unterſcheiden muß, von der erſten heiligen Grundlage und dem höhern Gottesfunken im erſten Stiftungs-Anfange ſolcher, wie aller andern kirchlichen und geiſtlichen Inſtitute. Und ſo entwickelte ſich dann auch jene Volks-Oppoſition, zu welcher die weltliche Macht ſelbſt, und der Partheyenkampf der Ghibelliniſchen Kaiſer vorzüglich den erſten Anſtoß gegeben hatten, immer kühner, größer und allgemeiner. Kaum hatten ſich die Waldenſer verlohren, ſo traten die Albigenſer, als eine noch zahlreichere neue Religions-Parthey im ſüdlichen Frankreich auf, bey denen noch neben jener gewöhnlichen Volks-Oppoſition gegen die kirchlichen Mißbräuche und Reichthümer, wohl auch manche Begriffe und Irrthümer von morgenländiſchen Secten, die zur Zeit der Kreuzzüge den Weg hierher gefunden haben konnten, wahrgenommen wurden. Um ſo mehr hielt man ſich berechtigt, einen förmlichen Kreuzzug gegen ſie auszuſchreiben, und die Fürſten unterdrückten dieſe, ihnen auch wohl als Rebellion, nicht bloß gegen die Kirche, ſondern eben ſo ſehr gegen den Staat erſcheinende Volks-Secte, durch einen grauſamen Vernichtungskrieg, wo das Rettungsmittel alſo nicht minder tadelnswerth und verderblich war, als das Uebel ſelbſt. Als einzelner kühner Reformator trat zuerſt Wiclef in England auf, und bald nachher noch viel folgenreicher, Johann Huß in Böhmen; daß hiebey neben dem hergebrachten Tadel der wirklichen Mißbräuche auch viele willkührlich eigne Lehren, und ungegründete Behauptungen, und Keime von Irrthümern beygemiſcht waren, machte die Sache, und die ganze Lage der Dinge, ſo wie überhaupt die allgemeine Aufgabe der

Zeit nur um ſo ſchwieriger und gefährlicher. Huß wurde vor das Concilium nach Conſtanz berufen, daſſelbe welches die Trennung und den Streit der zwiefachen Päbſte zu Avignon und Rom glücklich zu Ende gebracht hatte; und dort wurde er, ohne des kaiſerlichen Geleits zu achten, verurtheilt, und dem Tode übergeben. Wie aber ein Unrecht und blutiges Extrem immer das andere hervorruft, ſo wurden wenige Jahre nachher die Rathsherren zu Prag aus dem Fenſter herab geſtürzt; es war die Loſung zu einem allgemeinen Volks-Aufruhr, Ziska an der Spitze dieſer wüthenden Schaaren, verwüſtete Böhmen, und fiel in die benachbarten deutſchen Länder ein, mit einem huſſitiſchen Kriegsheere von ſiebzig tauſend Mann, überall Schrecken verbreitend. Zwar ward auch dieſe Empörung damahls noch wieder gedämpft, aber Europa reifte immer mehr zu einer großen Kataſtrophe.

Eine neue drohende Gefahr, die man lange hatte kommen ſehen, rückte für daſſelbe von einer andern Seite nun in furchtbarer Nähe heran: nachdem die Türken ſchon faſt hundert Jahre die nördlichen Provinzen des byzantiniſchen Reichs in Beſitz genommen hatten, wurde jetzt auch Konſtantinopel erobert, und die alte Sophienkirche in eine Moſchee verwandelt. Die Vertheidigung gegen die weitern Fortſchritte der türkiſchen Uebermacht blieb nun für die zunächſt bedrohte Hälfte von Europa, für Deutſchland, Oeſterreich, Ungarn und Pohlen, mehr als zwey Jahrhunderte lang das dringendſte Haupt-Intereſſe, was beſonders auch die Kaiſer in allen andern Unternehmungen hemmte, und als das Ziel ihrer höchſten Anſtrengungen, ihre beſten Kräfte wegnahm, und in ſo fern auch ſehr ſtörend auf die damahligen Verwicklungen in Kirche und

Staat und auf das ganze Syſtem der europäiſchen Mächte einwirkte. Die nächſten Folgen aber, gleich nach der erſten Kataſtrophe und während derſelben, waren für die wißenſchaftlichen Studien und Geiſtes-Cultur, in der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, von ſehr anregender und befruchtender Wirkung, wo die nach Europa fliehenden Griechen, durch die claſſiſchen Kenntniße und lang entbehrten reichen litterariſchen Schätze, die ſie mitbrachten, eine ganz neue glänzende Epoche in der europäiſchen Bildung und Wißenſchaft, zunächſt in Italien, dann auch in dem mit Italien damahls ſo eng verbundnen Deutſchland, und endlich im ganzen übrigen Abendlande veranlaßten und hervorriefen. Die Kenntniß ihrer claſſiſchen Sprache und alten Litteratur war unter den griechiſchen Geiſtlichen und Gelehrten niemals ganz erloſchen, obgleich es in ihren Händen mehrentheils nur ein todter Schatz geblieben war, der erſt nachher von dem regeren Geiſte der Europäer thätig benutzt und mannichfach für das Leben wirkſam gemacht wurde. Die beßern unter den letzten byzantiniſchen Kaiſern, beſonders unter den Paläologen, hatten zum Theil ſelbſt in gelehrten Kenntnißen gebildet, die Wißenſchaften geliebt, begünſtigt und neu belebt. Schon in der herannahenden Zeit des Unterganges, und noch vor der Eroberung von Konſtantinopel, waren viele Griechen nach Italien geflüchtet, beſonders ſeit den mannichfachen Verſuchen zur Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der römiſchen; die aber, einzelne Individuen ausgenommen, welche zur katholiſchen Kirche übertraten, für das Ganze nur auf einen kleinen Theil der griechiſchen Nation beſchränkt blieb. Sie hatten dort Schulen der Sprache und Gelehrſamkeit errichtet, göttlichen Urtheilsſpruche, an dem großen Tage der welthiſtoriſchen Entſcheidung entgegen. Dieſer glücklich treffende Ausdruck iſt eigentlich auch für die nachfolgenden Zeiten noch gleich anwendbar, und kann auch jetzt immer noch, als der allein richtige, und auch für die Zukunft gültig bezeichnende betrachtet werden; wie auch damahls jeder Religionsfrieden nur als ein erneutes, oder etwas anders modificirtes Interim erſcheint, auf welcher Idee eigentlich das Weſen, und die religiöſe Aufgabe deſſelben beruht, deren voller Inbegriff zugleich die welthiſtoriſche Beſtimmung der deutſchen Nation, in dieſer deutlich ausgeſprochnen Indication mit umfaßt.

Luthers genialiſche Geiſteskraft nun, ganz abgeſehen von dem Gebrauch und der gemachten Anwendung, da auch der größte Komet, und wenn ſein Feuerſchein den halben Himmel erfüllte, niemals als eine erwärmende und belebende Sonne wirken, oder betrachtet werden kann; ſondern bloß als neuer Impuls des kühnen Denkens, als großes Talent der gewaltigen Rede betrachtet, iſt nicht bloß für die deutſche Sprache, in ſeiner Meiſterſchaft derſelben, Epochemachend geweſen, wie dieß allgemein anerkannt wird, ſondern auch für den Stufengang der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung überhaupt charakteriſtiſch. Nach der erſten Periode welche ich die ſcholaſtiſch-romantiſche nannte, dann der zweyten, die ich als die der heidniſch-antiquariſchen Begeiſterung bezeichnete, und wo das einfach Chriſtliche, und zugleich Tiefgedachte in den redenden Künſten und ſchriftlichen Werken des wiſſenſchaftlichen Denkens nur dazwiſchen in der Mitte liegt, oder als die ſeltne Ausnahme des Beſſern nebenbey ſich vorfindet; tritt nun eine dritte Epoche ein in dem und lebendigen Einheit des Ganzen ſind dieſe Machwerke nur aus abgeriſſnen Bruchſtücken, wie eine Moſaik von ſchönen Stellen, zuſammengeſetzt. Sie enthalten nur einzelne künſtleriſche Züge, keine vollſtändige und ganze Schönheit. Aber dennoch enthält ihre fleißige Darſtellung in ihrer durchgearbeiteten feinen Beſtimmtheit, in ihrer völligen Freyheit von den unreinen Zuſätzen einer bloß ſubjektiven Anſicht und Auffaſſungsmanier, von den techniſchen Fehlern einer widernatürlichen Miſchung, und von eigentlicher poetiſcher Unwahrheit, eine höchſte Naturvollkommenheit in ihrer wenn gleich an ſich tadelhaften Art; ein gewiſſes claſſiſches Etwas, welches demjenigen nicht unähnlich iſt, welches Kenner der griechiſchen Sculptur an den Ueberbleibſeln der bildenden Kunſt auch aus der ſchlechteſten Zeit, oder von der Hand des mittelmäßigſten Künſtlers wahrnehmen. Der ſchwülſtige, überladne Schmuck gehört dem allgemeinen ſchlechten Kunſtſinn des Zeitalters an; die Fehler der Ausführung kommen auf die Rechnung des einzelnen mittelmäßigen oder minder begabten Künſtlers. Allein der objektive künſtleriſche Geiſt, in welchem das Werk gedacht, entworfen und ausgebildet wurde, enthält wenigſtens immer noch Spuren von dem vollkommnen Ideal, welches für alle Zeiten und Völker ein gültiges Geſetz und allgemeines Urbild iſt. So findet man in dem epiſchen Werke des Apollonius ſehr oft wahrhaft claſſiſche Einzelnheiten, und hier und da trifft man auf Erinnerungen an die ehemalige hohe Vollkommenheit und göttliche Schönheit der griechiſchen Dichtkunſt. Solche Züge ſind die Beſcheidenheit des heroiſchen Jaſon und ſeine nachſinnende Stille bey der großen Ausherrſchenden Ton des Zeitgeiſtes und der dieſen beſtimmenden und dirigirenden Schriften, deren Charakter ſich nicht wohl anders wird bezeichnen laſſen, als indem wir ſie als die der polemiſch-barbariſchen Beredſamkeit auffaſſen und benennen. Bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt dieſer polemiſch-barbariſche Geiſt in dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Meynungen und Streitſchriften in Deutſchland und England, der herrſchende geblieben, welcher von der kirchlichen Revolution, und der proteſtantiſchen Erſchütterung des Glaubens, mithin auch alles Denkens und Wiſſens, ſeinen Anfang genommen hat. Eine gewiſſe myſtiſche Tiefe des Gefühls und genialiſche Kühnheit der Gedanken und des Ausdrucks wie in Luthers Schriften, iſt dabey gar nicht ausgeſchloſſen, doch kann der ganze Charakter dieſer Geiſtes-Epoche nicht als ein glücklicher, noch auch als ein der wiſſenſchaftlichen Aufgabe der Zeit ganz angemeſſener und ſie vollſtändig erfüllender, betrachtet werden. In Beziehung auf deutſche Sprache und Geiſtesbildung inſonderheit, ſofern dieſes hier ein allgemeines Intereſſe haben kann, finde ich nur noch die Bemerkung hinzuzufügen: daß außer dem ſchon genannten Thomas von Kempen, auch noch mehrere andere ähnliche aber minder bekannte, chriſtliche Schriftſteller aus dem funfzehnten Jahrhundert, und der frühern Zeit hätten genannt werden können; theils aus der vorherrſchenden lateiniſchen Schule, und in dieſer damahls allgemein üblichen Redeform, theils auch ſelbſt ſchon in deutſcher Sprache, wie Tauler; und wenn man die einfache Milde, die liebevolle Klarheit im Ausdruck und in der Geſinnung dieſer Männer mit den Produkten jenes nachfolgenden polemiſch-barbariſchen Streitgeiſtes vergleicht, ſo kann dieſes den beſten Maaßſtab an die Hand geben, für den großen Abſtand, und die richtige Würdigung jener früheren, und dieſer ſpätern Zeit.

Gegen dieſe, nicht bloß die bisherigen Streitfragen friedlich ausgleichende, die entgegenſtrebenden Elemente vermittelnde, die anerkannten Mißbräuche abſtellende, und alles verſöhnende; ſondern durchaus von dem Ganzen ſich iſolirt losreißende, das Alte völlig umſtürzende Oppoſition, konnte die Gegenwehr und Vertheidigung der Kirche in dem allgemeinen Concilium, unter dieſen Umſtänden, keine andre ſeyn, als eine negativ ausſchließende, ſich in ſich ſelbſt auf der Grundlage des alten Glaubens in concentrirter Kraft feſtſtellende; und ſo mußten auch in dieſer Hinſicht, die ſo lang als möglich gehegten, redlichen Friedenswünſche des frommen Kaiſers unerfüllt bleiben. Obwohl nun das Einzelne dieſer dogmatiſchen Streitfragen, in dem Tridentiniſchen Concilium, von der einen Seite für immer zu einer vollkommenen katholiſchen Entſcheidung gebracht iſt; ſo bleibt es doch, da dieſe von der einen Hälfte der Chriſtenheit als ſolche nicht anerkannt wird, von der andern Seite, in bloß welthiſtoriſcher Hinſicht, auch nur ein allgemeines Interim, wo erſt mit dem göttlichen Urtheil und Richterſpruch in der endlichen Wiedervereinigung und Rückkehr zu dem katholiſchen Mittelpunkt, und ewigen Urſprunge, die allgemeine Anerkennung, und vollkommne Beſtätigung der Wahrheit gefunden werden kann.

Was aber jene kirchlichen Inſtitute betrifft, welche vom erſten Anfange an, zur weitern Ausbreitung und feſtern Begründung des Chriſtenthums, oder auch zur Erhaltung und Vertheidigung deſſelben, die Arbeit übernommen, und die

Waffen geführt, und in dieſem geiſtlichen Kampf, und heiligem Gelübde, den Beruf ihres Lebens gefunden haben; ſo zeigte ſich auch hier wieder, wie es ſchon früher öfter geſchehen iſt, daß grade in ſolcher Form, oder geiſtigen Richtung, und Art und Weiſe, wie es das dringendſte Bedürfniß der Zeit jedesmal erforderte, auch die Gegenwehr und Abhülfe im rechten Augenblick hervortrat. Die vornehm und mächtig gewordenen Prälaten der großen alten Stifter, die ſich um die Cultur des chriſtlichen Abendlandes, ſo unvergeßlich hohe hiſtoriſche Verdienſte erworben hatten, waren, wenn auch ihrer urſprünglichen Beſtimmung, und der Wiſſenſchaft nicht entfremdet, doch mit dem Staat allzuſehr verwickelt, und in mannichfacher Abhängigkeit von ihm befangen. Die auf die evangeliſche Armuth geſtellten geiſtlichen Volksorden aber, konnten ſchon darum und dieſes ihres Charakters wegen, auf den Staat und die höhern Stände, nach der ihnen einmal gewöhnlichen Form der Lebensſitte und der Redeweiſe, nicht immer ſo einwirken, wie es nöthig geweſen wäre; wenn auch ihr leidenſchaftlicher Eifer nicht mitunter das Maaß überſchritten hätte, ohne Rückſicht auf Zeit und Umſtände. Das dringende Bedürfniß der Zeit war alſo, im Gegenſatz des Proteſtantismus, ein geiſtlicher Orden, der nicht abhängig vom Staat, und ausſchließend nur der Kirche ergeben, mit aller neuen Wiſſenſchaft und gelehrten Bildung ausgerüſtet, die Welt und die Zeit ganz kennend und verſtehend, und dieſe Richtſchnur des überall Angemeßnen, mit beſonnener Ueberlegung befolgend, die Vertheidigung der katholiſchen Sache, und des katholiſchen Glaubens, ſo wie überhaupt die ſiegreiche Verbreitung deſſelben auch in andern Welttheilen, und ganz fremden Regionen, auf ſich nehmen, und würdig durchführen könnte. Ein ſolcher Orden aber iſt wohl ſeinem urſprünglichen Inſtitute nach, der Orden der Jeſuiten geweſen; und daß unter den Stiftern und erſten Mitgliedern deſſelben, viele wahrhaft fromme und heilige Männer, von den erhabenſten Geſinnungen der chriſtlichen Aufopferung beſeelt, von großen Geiſtesgaben, und wunderbarer Gotteskraft, ſich befunden haben, wird eine unbefangne hiſtoriſche Forſchung nicht wohl läugnen können. Inwiefern die Vorwürfe, welche vielen aus dieſem Orden, in der Geſchichte der damahligen Zeit, wegen ihres politiſchen Einfluſſes und herrſchſüchtiger Intrigue gemacht worden, gegründet ſind oder nicht, mag hier unberührt bleiben, da es in jedem Fall nur die einzelnen Individuen, nicht das Inſtitut ſelbſt treffen würde, deſſen bloßer Nahme jetzt faſt ſchon das Loſungswort einer Zeitmeynung, und des Partheyenſtreits geworden iſt. Das entſchiedenſte Verdammungs-Urtheil, kommt aber meiſtens nur von der Seite her, wo auch eine leidenſchaftliche Abneigung gegen das Chriſtenthum, und die Religion überhaupt ſichtbar iſt, und könnte alſo eher als der Grund für eine günſtige Entſcheidung gelten und wirken; die aber, was die Gegenwart betrifft, und als Frage für dieſelbe, außer dem Umkreiſe dieſer geſchichtlichen Philoſophie gelegen iſt. Sollte ſich bey einem oder dem andern Mitgliede des Ordens in der damahligen Zeit, dieſelbe abſolute Denkart und Geſinnung im Leben, und den Grundſätzen der öffentlichen Verfahrungsweiſe, eben jener ſchon berührte polemiſch-barbariſche Geiſt und Ton in Schriften und im Gebiete der Wiſſenſchaft finden, welche dieſe Epoche überhaupt charakteriſiren; ſo muß man nicht dem ganzen Inſtitute zur Laſt legen, eigentlich auch nicht einmal den einzelnen Individuen, was nur der herrſchende Ton, und allgemeine Fehler der Zeit war, von welchem ſich ganz frey und durchaus rein zu halten, der ſeltenſte unter allen menſchlichen Vorzügen iſt.

Ein gewaltſamer Aufruhr kann nicht anders als auch wieder gewaltſam gedämpft und niedergeſchlagen werden; aber ein jedes Schreckens-Syſtem, von welcher Art es auch ſeyn mag, ruft früher oder ſpäter, eine oft nicht minder ſchreckliche Reaction hervor; und wenn ein furchtbares Uebel bloß von außen gewaltſam unterdrückt, und in ſeiner eignen Gluth erſtickt wird, ohne daß die heilende Kraft und Bemühung bis in die innerſte Wurzel, oder Mitte und Quelle des Lebens und der Krankheit eindränge, ſo bleibt das Feuer nur unter der Aſche verborgen, und glüht im Stillen heimlich fort, wo der erſte Funke irgend eines unglücklichen Zufalls leicht bewirken kann, daß es von neuem nur um ſo wilder auflodert. Dieß glaube ich, ſind die einfachen Principien, nach denen man ſolche Revolutions-Zeiten wie die damahligen, hiſtoriſch beurtheilen muß; Principien die uns auch jetzt noch, nahe genug liegen.

In der erſten Gährungszeit des anfangenden Proteſtantismus, war der große Bauern-Aufruhr, zwar ſchnell wieder gedämpft, und mit voller Gewalt unterdrückt worden; etwa zehn Jahre ſpäter aber kam es zu einem neuen Ausbruch, im nördlichen Deutſchlande, der in ſeinem beſondern religiöſen Anſtrich noch widerwärtiger erſcheint, wo man das unſichtbare Reich Gottes mit Feuer und Schwerdt plötzlich in die Welt einführen wollte, und Johann von

Leyden als der neue geiſtliche König, unter ſo vielen Greuelthaten, ſeinen triumphirenden Einzug hielt, bis auch dieſer wilde Fanatiſmus gebrochen ward, und wie immer in ähnlichen Fällen ein blutiges Ende nahm. Das ſeltſamſte Phänomen in dieſer entſcheidenden Epoche bildet König Heinrich der Achte von England, der im Dogma den alten katholiſchen Glauben feſthielt und gegen Luther eifrig vertheidigte, zugleich aber ſein Reich ganz von der Kirche losriß, ſich ſelbſt auch zum geiſtlichen Oberhaupte erklärte, und ſich in dieſer widerſinnigen und unchriſtlichen Vermiſchung der Gewalten, gleichſam als der Chalif von England mitten in der übrigen Chriſtenheit betrug. Sein Privatleben dazu genommen, mit dieſem beſtändigen Wechſel ſeiner Heirathen, den Hinrichtungen ſeiner Gemahlinnen, bildet dieſer Charakter vielleicht ein größeres Aergerniß für die Zeitgenoſſen, und ſelbſt jetzt noch in der hiſtoriſchen Erinnerung und Darſtellung jener Periode, als ſonſt irgend ein andres früher in Italien, oder wo ſonſt immer gegebenes, von denen mehrere ſchon vorhin berührt worden. Die religiöſen Hinrichtungen unter Heinrich, welche hier beyde Partheyen trafen, weil er mit beyden in Widerſpruch war, tragen hier einen beſonders gehäſſigen und blutdürſtigen Charakter. Ich finde über dieſen Punkt nur noch Eine Bemerkung hinzuzufügen: es konnte bey der damahligen Verwicklung der geiſtlichen und der weltlichen Angelegenheiten der Kirche und des Staats, ſehr leicht der Fall eintreten, daß eine religiöſe Verirrung zugleich ein politiſches Verbrechen, und unzertrennlich mit dieſem verbunden war. Wo endlich die Anarchie, von einem religiöſen Anlaß ausgehend, in offne Gewalt ausbrach, wie bey dem Huſſitenkriege, bey dem deutſchen Bauern-Aufruhr, da blieb nichts anderes übrig, als die Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen und niederzuſchlagen. Aber auch in einem ſolchen Fall hätte wenigſtens, nachdem die erſte Wuth gebrochen und vorüber war, wo möglich noch eine andre und wahrhaft religiöſe innere Heilung des Uebels eintreten müſſen; und nicht immer iſt dieſes, wenigſtens in der rechten, durchaus chriſtlichen und milden Form geſchehen. Die menſchliche Natur iſt immer und überall ſehr ſeltſamer Vermiſchungen, und Ausgeburten in ihren Verirrungen fähig; wenn aber auch in der neueſten Zeit, und in der Umgebung eines ruhig geſitteten Landes, noch ſolche Phänomene vorkommen können, wo die religiöſe Verirrung zugleich mit einem verbrecheriſchen Attentat gegen das eigne oder fremde Leben verbunden iſt; ſo wird eine weiſe Geſetzgebung, und eine chriſtliche Rechtsentſcheidung, auch ſelbſt dann mehr pſychologiſch verfahren, und es als Geiſteskrankheit behandeln, als nach dem dürren Buchſtaben der Criminal-Grundſätze. Wie viel mehr alſo da, wo die religiöſe Verirrung ganz in ihrer eignen Sphäre eingeſchloſſen bleibt, und noch gar keine praktiſche Folgen hat! Es kann vielleicht oft nicht ganz leicht ſeyn, die wahre Gränzlinie zu finden, zwiſchen einer weiſen Vorſorge gegen den Andrang eines gefahrvollen Fanatismus, und einer durchaus unchriſtlichen Strafmanier. Das ganze damahlige kirchliche oder geiſtliche Criminal-Verfahren wenigſtens, war nicht nur dem Geiſte des Chriſtenthums, ſondern auch ausdrücklichen alten Kirchengeſetzen, und den dringendſten Ermahnungen der großen Kirchenlehrer entgegen, daß die Kirche alles Blut aufs ſtrengſte meiden ſoll. Man ſuchte ſer Umgebung erklärbar, und aus ſolchem Urſprunge begreiflich iſt; ſo bleibt er auf katholiſchem Grund und Boden, auf welchem das Gefühl der National-Abſonderung in dieſem Maaße keinen Eingang haben kann, vollkommen widerſinnig, wo ſchon der Begriff ſelbſt ſeine eigne Widerlegung mit ſich führt. Den älteren Begriff und Grundſatz einer germaniſchen Kirche darf man hier nicht herziehen, und als hiſtoriſches Beyſpiel dagegen einwenden; da dieſer bloß die äußern Verhältniſſe und Rechte betraf, um die Gränzen der Päbſtlichen und der Kaiſerlichen Macht, näher zu beſtimmen, den innern Geiſt und die dogmatiſche Anſicht aber gar nicht berührte; gleichwohl hat ſich auch jenem Begriff in dem Zeitalter des Ghibelliniſchen Uebergewichts, manches Irrige, als erſter Keim der ſpäter vollendeten Abſonderungen beygemiſcht. In Frankreich aber hat dieſes halbe und verdeckte gallikaniſche Schisma, in der hiſtoriſchen Wirkung nicht minder verderblich, als das öffentlich ausgeſprochne der Griechen, zu dem Untergange der Religion, bis auf die Epoche der Wiederherſtellung, ſehr weſentlich mit beygetragen. Nicht bloß der bis zu dieſem Extrem fortgeführte Zwieſpalt mit Rom, ſondern auch die vielfältig erneuerte Allianz mit dem ſchwediſchen Eroberer, und mit der zu jener Zeit noch die ganze Chriſtenheit bedrohenden türkiſchen Uebermacht, war für die öffentliche Meynung der damahligen Welt auf der katholiſchen Seite eine ſehr ſtörende Erſcheinung; und wenigſtens muß man geſtehen, daß die äußere Politik Ludwigs des Vierzehnten faſt in keiner Hinſicht eine irgend noch chriſtliche geweſen, und daß dadurch der innern moraliſchen und religiöſer Auflöſung des Reichs unter den ſchwächern Nachfolgern ſehr vorgearbeitet, und dieſe ſelbſt eingeleitet worden ſey. Die monarchiſche Allgewalt hat Ludwig der Vierzehnte allerdings im Innern mit conſequenter Klugheit, und Energie des Willens, wie auch ſchon mehrere ſeiner Vorgänger immer mehr zu conſolidiren, und noch abſoluter zu machen und zu ſtellen gewußt; allein dieſe großen Zeit-Probleme, und Religionsfragen des allgemeinen Welt-Zwieſpalts, die auch ſchon damahls, als der immer noch ſtreitige Gegenſtand, und das höchſte Ziel alles praktiſchen Denkens und Beginnens, obwalteten, laſſen ſich durchaus nicht bloß durch die abſolute Willkühr und einſeitige Entſcheidung der bloßen monarchiſchen Gewalt zu einer ausdauernd genügenden, und für den Gang der Menſchheit befriedigenden Auflöſung bringen; und wenn bey einer ſolchen innern Befeſtigung der abſoluten Gewalt, nicht auch auf die legitimen Rechte von außen und von unten Rückſicht genommen wird, wo liegt die Garantie, daß ſolches dauern werde und könne? — Der Epochemachende Glanz der damahligen franzöſiſchen Litteratur, bildet eine hiſtoriſche Hauptſtütze für den Ruhm jener Regierung und ihres Jahrhunderts; obwohl die jetzt zur Reife gelangte Entfaltung dieſer beſondern Art und Form der neuern Geiſtes-Cultur in einer Sphäre liegt, die außer Berührung ſteht mit jenem politiſchen Zweifel, oder religiöſen Tadel über das, was in der Geſchichte jener Regierung den erſten Keim der ſpätern hiſtoriſchen Beſorgniſſe und Unglücksfälle in ſich enthält. Das rein Aeſthetiſche in der Beurtheilung der Kunſt bloß als ſolcher, liegt hier ganz außer dem mir vorgezeichneten Kreiſe, in welchen die Gegenſtände dieſer Art, nur in Hinſicht deſſen, was den Charakter der Zeit und der Nation in ihrem allgemeinem Verhältniß und ihrer ganzen Weltſtellung bezeichnen, mit aufgenommen werden können. So wie nun in keinem Lande, der Geiſt des Mittelalters, und der ſcholaſtiſch-romantiſche Charakter der erſten Epoche der neuern europäiſchen Geiſtesbildung, auch im Ton des Gefühls, und in der Manier des Ausdrucks ſich ſo lange erhalten, und noch in ſpäter Zeit ſo ſchön entwickelt, und vollſtändig entfaltet hat, wie in Spanien; ſo möchte ich das eigenthümliche Weſen der damahligen franzöſiſchen Geiſtesrichtung vielmehr darin ſetzen, daß man nun hier mit der ſtrengſten Sorgfalt und durchgeführteſten Genauigkeit die beyden Hauptfehler in den Geiſtes-Produkten des Mittelalters, das Scholaſtiſch-Undeutliche und Verworrne in der Gedanken-Entwicklung und das bloß Fantaſtiſche in den Werken der Darſtellung von der andern Seite, auf das Aeußerſte zu vermeiden ſuchte. Auf dieſer Grundlage einer von allen Auswüchſen und Dunkelheiten gereinigten Präciſion beruht die Auswahl des guten Geſchmacks in allen dieſen Muſtern der weltlichen und geiſtlichen, geſchichtlichen, dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Beredſamkeit, an welchen jenes Zeitalter ſo reich geweſen; und iſt die franzöſiſche Sprache, durch die nach dieſem Begriff und Maaßſtab ihr angebildete Leichtigkeit und Beſtimmtheit, das allgemeine Vorbild und das bequemſte Werkzeug, nicht bloß für die geſprochene, ſondern auch für die geſchriebene Converſation aller gebildeten Völker und Stände von Europa im achtzehnten Jahrhundert geworden. Nur kann in einer hiſtoriſch-umfaſſenden Anſicht und allgemeinen Ueberſicht der bloß äußere Maaßſtab jener angenehmen Form, nicht als der alleingeltende überall anfahrt der Heldenſchaar, und bey dem Verluſt des Herkules; die feine Charakteriſtik des Telamon, Herkules, Idas und Idmon; das liebliche Spiel des Eros und Ganymedes; die Anmuth, welche über die ganze Epiſode von der Hypſipyle und Medea verbreitet iſt. Die ſchärfere Beſtimmtheit, die feinere Zartheit, das noch mehr Durchgearbeitete ſeines fleißigen Werks; Eigenſchaften, welche er vor dem gelehrteſten aller römiſchen Dichter voraus hat, ſind eben ſo viele übrig gebliebene Spuren ächt griechiſcher Kunſt und Bildung.

Das Schickſal bildete den Griechen nicht nur zu dem Höchſten, was der Sohn der Natur ſeyn kann; ſondern es entzog ihm auch ſeine mütterliche Pflege nicht eher, als bis die griechiſche Bildung ſelbſtſtändig und mündig geworden, der fremden Hülfe und Führung nicht weiter bedurfte. Mit dieſem entſcheidenden Schritt, durch welchen die Freyheit das Übergewicht über die Natur bekam, trat der Menſch in eine ganz neue Ordnung der Dinge; es begann eine neue Stufe der Entwicklung. Wo dieſe erreicht iſt, beſtimmt, lenkt und ordnet der menſchliche Geiſt nun ſeine Kräfte ſelbſt, und bildet ſeine Anlagen nach den innern Geſetzen des Gemüths. Die Schönheit der Kunſt iſt von da an nicht mehr Geſchenk einer gütigen Natur, ſondern des Menſchen eignes Werk, Eigenthum ſeines Gemüths. Das Geiſtige bekommt das Uebergewicht über das Sinnliche; ſelbſtſtändig beſtimmt er die Richtung ſeines Kunſtgefühls, und ordnet die Darſtellung. Er eignet ſich nicht mehr bloß das Gegebne zu, ſondern er bringt das Schöne ſelbſtthätig hervor. Und wenn der erſte Gebrauch der Mündigkeit, den Umfang der Kunſt

Natur
Freiheit

wendbare, und höher als alles andere zu ſtellende betrachtet werden; und ſo möchte ich hier ohne alle Zuſammenſtellung ganz diſparater Gegenſtände, und ganz in derſelben, und verwandten Sphäre bleibend, nur die eine Bemerkung hinzufügen, daß wenn gleich unter allen den claſſiſchen Schriftſtellern und Rednern jener Zeit Boſſuet im Styl der größte und zugleich auch der inhaltsvollſte und gedankenreichſte ſeyn mag, dennoch die naive Geſchwätzigkeit und kindliche Anmuth in der noch incorrecten, und mehr altfranzöſiſchen Sprache des heiligen Biſchofs Franciskus Saleſius, auch ihren eigenthümlichen Reiz, und viel Anziehendes hat, der an philoſophiſcher Tiefe und Klarheit des chriſtlichen Geiſtes jenen in der Welt berühmteren Schriftſteller ſo weit übertrifft. In der eigentlichen Schulwiſſenſchaft war die lateiniſche Sprache im ſiebzehnten Jahrhundert mehrentheils noch die herrſchende; das Syſtem des Carteſius machte hier damahls Epoche, oder wenigſtens allgemeines Aufſehen. Seine willkührlichen Naturwirbel, und ſtreng durchgeführten Vernunftbeweiſe von dem, was über alle Vernunft erhaben iſt, enthalten jedoch mehr nur den erſten Keim der verſchiedenen metaphyſiſchen und phyſiſchen Irrthümer der nachfolgenden Zeit, als ein ſicheres Fundament des einfachen Anfangs für die chriſtliche Philoſophie und Wiſſenſchaft des Geiſtes. Zunächſt ſchließt ſich Spinoza an ihn an, deſſen der äußern Form nach mathematiſch erwieſenes Vernunft-Syſtem des Pantheismus, zugleich durch eine, dem erſten Anſchein und den allgemeinen Grundzügen nach, reine und edle, darauf gebaute Moral unterſtützt, nach ſeiner innern metaphyſiſchen Bedeutung wohl vorzüglich nur in Deutſch ſand, wiſſenſchaftliche Nachahmer oder Beurtheiler gefunden hat. Aber in ſeiner negativen Richtung hat es ſchon gleich damahls auch in ſeiner Zeit, mit andern Schriften deſſelben Denkers und andrer, über und gegen die Offenbarung zuſammengenommen, einen allgemeinen Einfluß gehabt; und gehört als ein charakteriſtiſcher Zug oder bezeichnender Punkt des Uebergangs mit in das wiſſenſchaftliche Gemählde dieſes Zeitalters. Socinus hatte ſeine Verneinung gegen das Geheimniß in dem Daſeyn des lebendigen Gottes, nämlich gegen die Idee der Dreyeinigkeit und den chriſtlichen Glauben an dieſelbe, gerichtet. Im Spinoſa ging der wiſſenſchaftliche Proteſtantismus, oder auch der progreſſive Geiſt der Verneinung noch um einen Schritt weiter; indem er nun auch gegen das perſönliche Leben, oder die lebendige Perſönlichkeit in Gott gerichtet war, wo denn nur das ausgeleerte Schema des Unendlichen für den Begriff der Gottheit übrig blieb. Es wurden dagegen das Syſtem des Baco und Leibnitz als die zwey verſchiednen philoſophiſchen Anfangspunkte dieſes Zeitalters für eine höhere und beſſere Philoſophie bezeichnet, welche in ihrer weitern Vollendung und harmoniſchen Vereinigung ſich dann zu einer vollſtändig chriſtlichen hätte geſtalten mögen. Faſt alle ſcientifiſchen Bemühungen von Leibnitz waren darauf gerichtet, die chriſtlichen Wahrheiten auch von der Seite der Wiſſenſchaft zu beſtätigen, feſter zu begründen, oder weiter anzuwenden. Der von ihm im Gebiete der höchſten Erkenntniß aufgeſtellte, oder vielmehr angedeutete, über alle bloße Natur-Ideen weit hinausgehende Spiritualismus, ſtimmt, einige einzelne individuelle Gedanken und bloße Hypotheſen abgerechnet, vorzüglich gut mit dem in allen chriſtlichen Schriftſtellern und Lehrern der erſten Jahrhunderte vorherrſchenden geläutertem Platonismus zuſammen; und die reinen Grundzüge einer ſolchen Weltanſicht für die Wiſſenſchaft, wenn ſie ohne alle fremdartige Beymiſchung in einfacher Klarheit gedacht und aufgefaßt werden, ſind dieſelben, welche auch in der heil. Schrift, deren höherer Zweck zwar über die beſchränkte Form, und in dieſer eingeſchloſne eigenthümliche Sphäre der wiſſenſchaftlichen Begriffe hinausgeht, dennoch wenigſtens dem weſentlichen Geiſte nach, in den andeutenden Spuren, oder in der ſtillſchweigenden Vorausſetzung überall zum Grunde liegen. Wie ſehr Leibnitz das katholiſche Glaubens-Syſtem kannte und anerkannte, und ganz zu würdigen wußte, iſt erſt in unſern Tagen bekannt geworden, und merkwürdiger Weiſe ans Licht getreten; und einige einzelne, unter dieſen Umſtänden wohl verzeihliche Verſehen abgerechnet, gehört der philoſophiſche Abriß deſſelben von Leibnitz in ſeiner geiſtreichen Kürze, zu einer der gelungenſten freyen Darſtellungen deſſelben, wenigſtens in allgemeiner Beziehung und der Welt gegenüber. Der andre Epochemachende Anfangspunkt der neuern Philoſophie, liegt in den Principien der Erfahrungswiſſenſchaft, welche nun in allen materiellen Entdeckungen und dem ganzen mannichfachen Gebiete derſelben ſchon damahls einen reichen Anbau auf dieſer ſichern Grundlage erhalten hatte, und ſeitdem faſt unermeßlich weiter fortgebildet und angewachſen iſt. So wie der erſte Stifter dieſer Erfahrungs-Philoſophie Baco, dieſe aufgefaßt hatte, iſt ſie wenigſtens im Ganzen und Weſentlichen, und abgeſehen von ſpeciellen Fehlern, oder bloß individuellen Irrthümern, keinesweges mit der chriſtlichen Philoſophie der Offenbarung im Widerſtreit; da dieſe ſelbſt auch nur eine Erfahrungswiſſenſchaft, aber von anderer, höherer und geiſtiger Art iſt; welches anzumerken, und dieſen Geſichtspunkt feſtzuhalten, um ſo nöthiger iſt, weil der ſonſt ſo gewöhnliche Abweg des Rationalismus kaum vermeidlich ſeyn dürfte. Etwas anderes iſt es freylich, wenn jene Principien der Erfahrungswiſſenſchaft, verneinend gegen alles Höhere, Uebernatürliche und Ueberſinnliche auch im Menſchen, und ſelbſt im Bewußtſeyn gerichtet ſind, wie bey Locke und deſſen Nachfolgern. Vermöge dieſes ſehr wichtigen und ja nicht zu vernachläſſigenden Unterſchiedes iſt auch Baco ein europäiſcher Philoſoph wie Leibnitz, Locke aber bloß ein engländiſcher; wo dieſer Proteſtantismus der Wiſſenſchaft, als eine natürliche Folge, von dem mit der Conſtitution herrſchend gewordnen, und völlig ausgebildeten Proteſtantismus des Staats, faſt gleichzeitig mit demſelben hervorgetreten iſt, und ſich weiter fortentwickelt hat. Es iſt jedoch dieſer Proteſtantismus der Wiſſenſchaft in der Philoſophie der Engländer auch hier, dieſem Charakter getreu, in den ſkeptiſch-bedingten Gränzen deſſelben, ſtehen geblieben, ohne je in ſolche revolutionäre Auswüchſe zu gerathen, wenigſtens nicht ſo entſchieden und allgemein, wie ſich von den gleichen Anfangs-Principien ausgehend, in dem Gange der franzöſiſchen Wiſſenſchaft, oder wiſſenſchaftlichen Welt-Anſicht, in der Epoche unmittelbar vor der Kataſtrophe der Umwälzung, daraus entwickelt haben. Die höhere Geiſtesbildung von England überhaupt aber iſt keinesweges auf jene verneinende Philoſophie beſchränkt, ſondern von ſehr eigenthümlichem

Charakter geworden, ganz verſchiedenartige Elemente in beſondrer Weiſe umfaſſend; ſo wie dieſes auch mit ihrer Conſtitution der Fall iſt. Denn obwohl dieſe als das charakteriſtiſche Gepräge, und gleichſam der Modeſtempel der neuen und neueſten Zeit betrachtet wird, und von der einen Seite auch ſo betrachtet werden kann; ſo enthält ſie doch auch wieder die ganze Ariſtokratie des hohen Adels in ſich, und ſo vieles ſelbſt aus der Feudalverfaſſung des Mittelalters, mit dem andern neuen bürgerlichen und Welthandels-Element in Einklang oder wenigſtens in ein fortbeſtehendes Gleichgewicht gebracht. Der ritterliche Heldengeiſt, und der ganze ſittliche Charakter des Mittelalters, iſt in der Geſchichte von England ſehr lange der vorherrſchende geblieben; und eben darum auch in ihrer Poeſie, vielleicht nächſt Spanien in keinem Lande ſo ſehr als hier. Der Kampf zwiſchen York und Lancaſter im funfzehnten Jahrhundert, auch in der ſchroffen, oft faſt grauſamen Härte dieſer Helden-Charaktere, dem der Ghibellinen und Guelfen nicht unähnlich, bildet das heroiſche Zeitalter einer nicht ſo ſehr entfernt liegenden, ältern National-Geſchichte, und hiſtoriſchen Sage für England, wo in dieſelbe Zeit auch die Epoche des glänzenden kriegeriſchen Ruhms, in ſo manchen auf franzöſiſchem Boden geſchehenen Schlachten, und Ritterkämpfen fällt. Der groſe Nationaldichter der Engländer, der in jener hiſtoriſchen Heldenzeit ſeines Vaterlandes einen der vornehmſten Gegenſtände ſeiner Darſtellungen gefunden hat, hält auch gleichſam eine ſkeptiſche Mitte, oder ein kunſtreich poetiſches Gleichgewicht zwiſchen jener romantiſchen Begeiſterung der Vorzeit, und einem ſcharfſinnig modernen Verſtande, und ſaturniſchen Zeit lebte in ſeeligem Frieden und genoß einer ewigen Jugend, wo die Erde ihre Früchte und ihren Seegen von ſelber gab, und auch das Ende war kein eigentlicher und ſchmerzlicher Tod, ſondern nur ein ſanftes Hinüberſchlummern in ein andres höheres Leben der unſterblichen Geiſter. Aber gleich das nächſtfolgende ſilberne Geſchlecht wird ſchon als ein frevelhaftes, die Götter nicht achtendes, gewaltthätig leidenſchaftliches geſchildert. In dem ehernen Geſchlecht erreichte dann dieſer Zuſtand des Frevels und der Gewaltthaten ſeinen höchſten Gipfel; gewaltige Kraft wohnte in den gigantiſchen Gliedern dieſer rohen Titanen. Kupferne Waffen und nur eherne Werkzeuge und Geräthſchaften hatten ſie, und bedienten ſich auch zum Bau ihrer Häuſer nur des Kupfers, denn „das ſchwarze Eiſen," wie der alte Dichter ſagt, „war damahls noch unbekannt;" welcher allerdings hiſtoriſche Umſtand wohl zu bemerken und bey allen Urvölkern, wo er ſich vorfindet, immer als charakteriſtiſch zu betrachten iſt. Dann wird das edlere Heroengeſchlecht der ſchon hiſtoriſchen Volks und Dichterſage etwas fremdartig mitten hineingeſchoben, und den Schluß des Ganzen macht das eiſerne Zeitalter der Gegenwart als die letzte Welt Periode und das Ende der immer fortſchreitenden Entartung.

Dieſe Idee von einem von Stufe zu Stufe mit jedem Zeitalter immer tieferen Herabſinken des Menſchengeſchlechts, ſcheint nun beym erſten Anblick mit der hiſtoriſchen Angabe der heiligen Ueberlieferung von dem Zuſtande des Menſchen in der Urwelt nicht übereinzuſtimmen; denn hier werden die beyden Urvölker als gleichzeitig neben einander aufgeführt, und iſt ſogar Seth, der Stammvater des edleren und beſſeren Geſchlechts der frommen Patriarchen, bedeutend jünger als Kain. Indeſſen aber iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar, wenn wir erwägen, daß auch hier der frevelhafte und gewaltthätige Menſchenſtamm den andern mit in ſein Verderben fortreißt, woraus eben erſt die rechte gigantiſche Verwilderung entſteht, die nun immer zunimmt und mit geringer Ausnahme alles ergreift, wodurch denn nach der göttlichen Gerechtigkeit die große Vertilgung eines ſo ganz entarteten Menſchengeſchlechts in der allgemeinen Fluth herbeygeführt wird.

In der indiſchen Sage wird das Verhältniß der beyden Urſtämme als ein immer fortgehender oder wieder erneuerter Krieg dargeſtellt, mit welchem frevelhafte Rieſenvölker, ein oder das andere Brahmanen-Geſchlecht der frommen Altväter überziehen; die edleren und Gottbegeiſterten Helden ſtehen dann dieſen bey und erringen wunderbare Siege über jene andern feindlichen Gewalten; und dieſes iſt mehrentheils der Inhalt aller großen epiſchen Gedichte der Indier und ihrer älteſten Heldenſage. Nach ihrer jetzigen Lebensordnung und Denkart bezeichnen ſie jene gewaltthätigen Rieſenvölker als verwilderte Kriegerſtämme; und nennen als ſolche auch manche, noch in der ſpätern hiſtoriſchen Zeit bekannte Völkernamen; wie die Chinas, die noch bey ihnen wie bey uns dieſen Namen führen, die Pahlavas, oder das Eine Stammvolk der alten Meder und Perſer, wie auch die eine von den beyden heiligen Sprachen derſelben dieſen Pehlvi Namen führt, und die Yavanas oder die Jonier, nach der aſiatiſchen Benennung des griechiſchen Urvolkes. Sonſt ließe ſich wohl ſehr bezweifeln, ob eine eigentliche Kriegerkaſte, und ein erblicher Prieſterſtamm, nach Art der älteſten erblichen Ständetheilung, auch ſchon in der Urwelt Statt gefunden habe. Wie manche chronologiſche Verwechslung der Zeiten aber hiebey auch Statt gefunden haben mag, wie vieles aus einer ſpäteren Zeit und Geſchichte in die alte Sage vielleicht hineingetragen iſt, wie ſehr das Ganze dichteriſch ausgeſchmückt, oder rieſenhaft ausgemahlt und übertrieben worden; immer bleiben noch die Grundzüge der Wahrheit in dem bunten Sagengemählde unverkennbar; und es iſt der feindliche Gegenſatz der beyden Urſtämme in der älteſten Welt-Periode an ſich, und in dieſer reinen Allgemeinheit für ein hiſtoriſch begründeter und für eine feſtgeſtellte Thatſache zu halten. Vielleicht alſo dürfte es ſich vor der ſtrengſten hiſtoriſchen Kritik bewähren, daß die Poeſie, d. h. die Sage oder die älteſte geſchichtliche Ueberlieferung, obwohl dichteriſch eingekleidet und ausgeſchmückt, näher bey der Wahrheit in ihrem Bilde von dieſer erſten Welt-Periode geblieben iſt, oder ſich doch wenigſtens nicht ſo ſehr davon entfernt hat, als eine immer nur aus der Analogie des Gewöhnlichen ſchließende Vernunftberechnung der Wahrſcheinlichkeit, die überall nur ſtumpfſinnige halbthieriſche Wilde ſieht oder ſehen will.

Was man aber hiebey vorzüglich feſt und immer im Auge behalten muß, iſt die Bemerkung, daß der Menſch die höhern Kräfte, die ihm Anfangs verliehen waren, nicht ſogleich und ganz allgemein und durchaus mit einemmale verlohren hat; ſondern daß ihm dieſelben erſt nach und nach und von Stufe zu Stufe immer mehr in dieſer Allgemeinheit entzogen ſind, daß ihm vieles davon noch eine Zeitlang geblieben iſt, wodurch eben, wegen des ſchrecklichen Mißbrauchs, der ſich bey zunehmender Entartung davon machen ließ, jene Verwilderung und entſchiedne Ruchloſigkeit in der Urwelt ſo ungeheuer geworden iſt, wie ſie in der Offenbarung bezeichnet wird. Und dieſes iſt der eigentliche Schlüſſel für dieſes ganze Thema der Urgeſchichte und alles deſſen, was uns ſonſt räthſelhaft in ihr erſcheint. Dieſes Anfangs-Thema von dem großen Gegenſatze in der Urgeſchichte, als der erſten welthiſtoriſchen Thatſache, iſt nun auch für die ganze nachfolgende Entwicklung der hiſtoriſchen Völker und Zeiten von bedeutendem Intereſſe; da ſich dieſer urſprüngliche Gegenſatz und Zwieſpalt der Menſchheit, nach der zwiefachen Richtung eines Gott ſuchenden und göttlichen Willens oder eines von der Natur beherrſchten und herrſchſüchtig naturbegeiſterten Willens, oft auch in der ſpäteren Geſchichte noch im Kleinen und einzeln wiederhohlt hat, oder wenigſtens etwas Aehnliches davon, eine Art von wiederkehrendem Reflex und entferntem Nachhall. Und ſelbſt in unſrer jetzigen Welt, welche den letzten Zeiten in jedem Fall doch ſchon näher ſteht als dem erſten Urſprung, ſcheint es mannichmal faſt, als ob es darauf angelegt oder abgeſehen wäre, daß die Menſchheit auch wieder mehr und mehr, in zwey ganz entgegenſtehende Richtungen, im entſchiedenſten Gegenſatz feindlich auseinander gehen ſollte, ſo wie es im Anfang geweſen iſt. Und wenn ſich bey dem größten unter den deutſchen Philoſophen, bey Leibnitz, die merkwürdige Aeußerung findet, die letzte Secte in der Chriſtenheit und überhaupt in der Welt würde der Atheismus ſeyn; ſo iſt es nach aller Wahrſcheinlichkeit in der Urwelt ſchon eben ſo geweſen, obwohl unter einer ganz andern Form des äußern Lebens, der Sitte und der Menſchheit, und nach einem andern, gigantiſch größerem Maaßſtabe.

Es iſt über dieſes ganze Thema von der Urgeſchichte noch eine Bemerkung hinzuzufügen, die eigentlich nur einen Nebenumſtand betrifft, da wir es hier zunächſt doch nur mit der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung des Menſchen zu thun haben. Es darf aber dieſer Punkt auch ſchon um deßwillen nicht ganz unberührt bleiben, damit jener Grundſatz, daß wir, was uns in der urweltlichen Natur oder Urgeſchichte des Menſchen als ſehr fremd und räthſelhaft oder wunderbar auffällt, wenn es wirklich in den Denkmahlen und in der alten Ueberlieferung ſo liegt, nicht nach der kleinen Regel des jetzt Gewöhnlichen und uns Wahrſcheinlichen allein abmeſſen dürfen, auch von dieſer Seite in Anwendung gebracht und von neuem ins Licht geſtellt und auch hier beſtätigt werden möchte. Und müſſen wir dabey wohl eingedenk bleiben, wie wir durch eine große Scheidewand und unüberſteigliche Kluft von jener Urzeit und Urwelt in der Geſchichte und in der Natur in weiter Entfernung und ganz abgeſondert daſtehen. Es betrifft dieſes die einſtimmige Angabe der älteſten Ueberlieferung von einem rieſenhaften Körperbau der ehemaligen Menſchen und einer damit im Verhältniß ſtehenden, alles Maaß und jede Regel des jetzt bey uns Geltenden und Gewöhnlichen weit überſchreitenden langen Lebensdauer. Was nun zuerſt dieſe letzte betrifft, ſo wirken ſo unzählig viele Urſachen und Gründe zuſammen, um die Lebensdauer des Menſchen gewaltſam abzukürzen, daß wir hier jeden Maaßſtab, der noch als ein urſprünglicher gelten könnte, ganz verlohren haben, und es keine kleine Aufgabe für eine tiefere wiſſenſchaftliche Phyſiologie ſeyn würde, dieſe urſprüngliche Grundregel der menſchlichen Lebensdauer, aus einem innern telluriſchen Grunde oder vielleicht durch eine genau beſtimmte Richtung beſchränkt, ſo wird dieſer Verluſt durch die innre Stärke und Hoheit der zuſammengedrängten Kraft wieder erſetzt. Das epiſche Zeitalter der griechiſchen Poeſie läßt ſich noch mit den poetiſchen Heldenſagen andrer Nationen vergleichen; im lyriſchen Zeitalter ſteht die Kunſt der Griechen ſchon allein. Nur ſie hat in Maſſe die Bildungsſtufe der Selbſtſtändigkeit erreicht; nur in ihr iſt das idealiſche Schöne öffentlich geweſen. So häufig und ſo glänzend auch in der modernen Dichtkunſt die Beyſpiele davon ſeyn mögen, ſo ſind es doch nur einzelne Ausnahmen, und die Maſſe iſt weit hinter jener Stufe zurückgeblieben, und trübt ſogar jene Ausnahmen. Bey dem herrſchenden Unglauben an die göttlichere Schönheit, verliehrt die verkannte ihre unbefangne Zuverſicht, und der Kampf, welcher ſie geltend machen ſoll, entweiht ſie nicht weniger, wie der menſchenfeindliche Stolz, welcher den Genuß der Mittheilung erſetzen muß. Von jeher haben viele Völker die Griechen an mancherley mechaniſchen oder auch einzelnen intellektuellen Fertigkeiten übertroffen, und desfalls die griechiſche Höhe der eigentlichen Menſchenbildung in Kunſt und Sitten, im Geiſt und im Leben nicht eingeſehen. Aber Fertigkeiten ſind nur nothwendige Zugaben der Bildung, Werkzeuge der Freyheit. Nur Entwicklung der vollſtändigen Menſchheit iſt wahre Bildung. Bey welchem Volke der Weltgeſchichte hat aber die reine Menſchennatur in der Maſſe der Nation eine ſolche freye Entfaltung und ein ſo durchgängiges Uebergewicht erhalten, als bey den Griechen? Wo war die Bildung ſo ächt, und ächte Bildung ſo öffentlich? In der That kaum giebt es nach näher erforſchten aſtronomiſchen Verhältniſſen, die oftmals wohl auch eine Anwendung auf das Einzelne und im Kleinen geſtatten, wieder herauszufinden, und gleichſam von neuem zu entdecken. Bey einer andern einfacheren Nahrungs- und Lebensweiſe, als unſere ſo äußerſt gemiſchte, unnatürlich überreitzte und verkünſtelte, kommen auch jetzt noch Fälle und Beyſpiele in Menge vor, von einer weit längern als der jetzt ſonſt gewöhnlichen Lebensdauer. In Indien iſt es gar nichts ſeltenes, bey einem weit mehr als hundertjährigen Alter, beſonders in dem Brahminenſtande, eine noch ſehr ſtarke und auch produktive Lebenskraft zu ſehen; bey der arbeitenden, einfach lebenden Klaſſe in Rußland ſind auch die Beyſpiele von einem mehr als hundert oder hundert zwanzig und ſelbſt hundert und funfzigjährigen Alter zwar eine ſeltne Ausnahme, aber doch nicht in dem Grade, wie in den übrigen Ländern von Europa. Beſonders auffallend und merkwürdig ſind die Fälle, wo ſolche Alte nach dem gänzlichen Verluſt der alten Zähne noch einmal neue Zähne vollſtändig wieder bekommen, weil hier gleichſam ein neuer Lebenstrieb und zweyter Nachwuchs aus dem Innern hervorgeht. Was bey der jetzigen phyſiſchen Entartung des Menſchengeſchlechts die ſeltne Ausnahme iſt, kann ehedem die Regel geweſen ſeyn, oder wenigſtens noch eine Hindeutung auf dieſe ehemalige Lebensregel und eine verlohrne Spur davon enthalten; wie ſich auch wohl in andrer Beziehung und in andren Theilen der Naturwiſſenſchaft ein ähnliches Verhältniß vorfindet oder nachweiſen ließe. Jenſeits der großen Scheidewand der Vorzeit, dort in jener unbekannten Urwelt, kann alſo wohl leicht eine ganz andre Grundregel der Lebensdauer als die jetzige geherrſcht haben, und iſt dieß ſogar ſehr wahrſcheinlich, da es durch ſo viele Zeugniſſe beſtätigt wird, und auch in der heiligen Urkunde von dem göttlichen Urſprunge des Menſchengeſchlechts alſo begründet iſt. Um aber die bibliſchen Lebenszahlen richtig zu beurtheilen und mehr zu verſtehen, darf man den durchaus religiöſen Standpunkt in dieſem immer bedeutſamen Zahlenververhältniß der göttlichen Chronologie nie aus den Augen verliehren. Man muß ſich alſo zuvorderſt ſtets gegenwärtig erhalten, wie alle Haare nach dem Ausdrucke der Offenbarung auf dem Haupte des Menſchen gezählt ſind; um ſo mehr alſo auch die Jahre ſeiner Lebensdauer, d. h. wie nichts hier als zufällig betrachtet werden darf, ſondern alles als nach der göttlichen Abſicht vorherbeſtimmt und abgemeſſen. Dann auch, wie ſo oft in der Schrift Erwähnung geſchieht, daß Gott nach dem verborgenen Rathſchluß Seiner Barmherzigkeit, die Dauer eines beſtimmten Zeitraums, z. B. einer nicht abzuändernden Leidens-Epoche aus Gnade abgekürzt oder daß Er von der andern Seite einer vorher beſtimmten Gnadenfriſt oder Lebensdauer eine beſtimmte Anzahl von Jahren hinzugelegt, oder auch dieſe wieder von neuem verlängert habe; um zu ſehen, ob die eine oder die andere Regel der Beurtheilung in einem vorliegenden Falle anwendbar iſt. Bey der ſo äußerſt langen Lebensdauer der heiligen Altväter der Urwelt, die doch wie es längſt erwieſen und anerkannt iſt, nur von gewöhnlichen aſtronomiſchen Jahren erklärt und verſtanden werden kann, dürfte im Ganzen wohl die zweyte Regel der Beurtheilungsweiſe in Anwendung kommen und dieſelbe mehrentheils als eine wunderbar und übernatürlich verlängerte zu betrachten ſeyn *). In der Lebensdauer des Henoch aber, dieſes heiligen Propheten des erſten Weltalters, nachdem das Hinſcheiden deſſelben auch kein eigentlicher Tod war, ſondern das dem Menſchen urſprünglich beſtimmt geweſene, und welche ſchon deßfalls um ſo eher als die natürliche betrachtet werden dürfte, iſt die Uebereinſtimmung mit der aſtronomiſchen Tageszahl des Sonnenumlaufs der Erde um ſo merkwürdiger, da auch in der Zahl von 365 Jahren die Zahl 33 als Wurzel mit enthalten iſt, welche letztere in jeder Hinſicht und in der vielfältigſten Anwendung als die eigentliche telluriſche Grundzahl ſich zu erkennen gibt. Denn bis auf den geringen Unterſchied von Einem, entſpricht die Zahl von 365 Jahren der Summe von 333 mit hinzugefügten 33; die Anzahl der Tage aber, welche genau in jenen 365 Jahren ent-

---

*) Noch eine andere Art von auffallend merkwürdiger Zeitverlängerung oder von wunderbarem Aufſchub tritt beym Noah ein. Bey den erſten neun Altvätern trifft die Fortpflanzung ihres Stammes nach einer mittleren Durchſchnittszahl ungefähr in das hunderte Lebensjahr; bey einigen nahe daran, bey dreyen beträchtlich früher, bey drey andern um ein bedeutendes ſpäter. Beym Noah aber ſind dieſer mittlern Zahl von hundert Jahren noch 400 Jahre zugelegt, und erſt im Alter von 500 Jahren hat er ſeinen Stamm fortgepflanzt. Der höhere Grund dieſer nicht bloß natürlich zu nehmenden Verzögerung dürfte wohl darin liegen, daß der heilige Mann während dieſer langen prophetiſchen Vorbereitungs-Epoche zwar die der längſt entarteten und ganz verderbten Welt bevorſtehenden furchtbaren Strafgerichte Gottes mit vollkommener Gewißheit erkannte und vorausſah, daß ihm aber noch nicht in gleicher Weiſe offenbar und deutlich geworden war, wie Gott ihn ſelbſt beſtimmt hatte, als der zweyte Stammvater des Menſchengeſchlechts, daſſelbe zu erneuern und fortzuſetzen; ſondern daß er in jenem bereits vom Henoch geweiſſagten und angekündigten großen Weltgerichte wahrſcheinlich ſchon das letzte Ende erwartete, und daher die Fortpflanzung ſeines Stammes vielleicht für dem göttlichen Willen nicht gemäß halten mochte, bis ihm der verborgene Rathſchluß des Ewigen darüber vollſtändiger und genauer offenbart ward.

ſo beruht die Sprache weit mehr in dieſen Schriftcharakteren, als in dem lebendigen Laut, da ohnehin ein und derſelbe Laut oft durch 160 verſchiedene Schriftcharaktere bezeichnet werden kann, oder auch eben ſo viele Bedeutungen hat. Es tritt nicht ſelten der Fall ein, daß Chineſen, wenn ſie ſich im Geſpräch nicht recht verſtehen, oder ſich nicht ganz verſtändlich machen können, zu der Schrift ihre Zuflucht nehmen, und erſt im Schreiben dieſer Chiffern einer den andern vollkommen errathen, und ſich gegenſeitig deutlich werden können. Sich in dieſem unermeßlichen Chaos von Anfangs bildlichen, jetzt aber conventionell gewordenen Zeichen vollſtändig zu recht finden, d. h. mit andern Worten, ſchreiben und leſen zu können, wiewohl es doch auch für den Geübteſten noch große und ſchwere Probleme darin zu löſen giebt, das iſt nun der eigentliche Gegenſtand und Inhalt der wiſſenſchaftlichen Bildung eines Chineſen; was leicht für ein ganzes Menſchenleben zu thun giebt, da es ſelbſt für die Europäiſchen Gelehrten, welche ſich darin eingelaſſen haben, keine kleine Aufgabe iſt, auch nur ein Syſtem auszudenken, wie und nach welchem Princip ein Wörterbuch, oder vielmehr ein ſyſtematiſches Verzeichniß aller dieſer Schriftcharaktere abgefaßt werden müßte, um als ein brauchbarer Leitfaden auf dem ganzen Chiffernmeere der chineſiſchen Bücher und Schriftzeichen dienen zu können. — Doch dieſes wird weiter unten noch einmal in Erwähnung kommen, und erſt im Zuſammenhange mit der beſondern Eigenthümlichkeit der chineſiſchen Geiſtesrichtung ſeine Erklärung finden können, oder wenigſtens dort nach ſeiner wahren Bedeutung, oder auch ſeiner vielmehr bedeutungsloſen

Zuſammenſetzung und Künſtlichkeit verſtändlich erſcheinen. Für den äußern Culturzuſtand aber, kann beſonders auch der ſo weit über das ganze Land ausgedehnte Kanalbau, und alles was damit in Verbindung ſteht, allerdings als ein faktiſcher Beweis, und in der Wirklichkeit gegebenes Dokument gelten. Nachdem nämlich die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf den vielen großen, und minder beträchtlichen Strömen beruht, welche das Land bewäſſern und durchſchneiden, oft aber auch die flache Ebene mit ſtarken Ueberſchwemmungen bedrohen; ſo iſt der erſte Gegenſtand und die wichtigſte Sorge der innern Adminiſtration hier natürlich, dieſe Gefahren der Ueberſchwemmung abzuwehren, die fruchtbare Bewäſſerung über das ganze Land gleichmäßiger zu vertheilen, und durch Kanäle zugleich auch die, für die Induſtrie und den innern Verkehr ſo nöthige und vortheilhafte Waſſer-Communication nach allen Directionen zu erhalten und zu verbreiten. In keinem civiliſirten Staate ſcheinen wohl die Anſtalten dieſer Art ſo hoch getrieben, und ſo weit ausgedehnt zu ſeyn als hier; der große Kaiſerliche Kanal in der Länge von 120 geographiſchen Meilen, findet, wie man ſagt, auf der ganzen Erde nicht ſeines Gleichen. Wenn gleich nun dieſer Kanalbau, und die ganze Waſſer-Adminiſtration erſt allmählig die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, auf der ſie gegenwärtig ſtehen; ſo beweiſet dieſes doch hinreichend für eine auch ſchon früher begonnene und zeitig entwickelte Culturſorge. Es geſchieht auch oft genug davon Erwähnung in den alten chineſiſchen Geſchichtsbüchern und Reichs-Annalen; und ſo wie in Aegypten der Nil und die Sorge für den Nil, die wichtigſte

Regierungs Angelegenheit war, ſo iſt es auch hier geweſen. Bey den immer wiederkehrenden, und oft ſich wiederhohlenden großen Ueberſchwemmungen, und zerſtörenden Fluthen, die in jenen Annalen häufig angeführt werden, wird es immer als ein Kennzeichen und unterſcheidendes Merkmahl einer guten, weiſen und ſorgfältigen Regierung angeſehen, wenn dieſelbe alles für dieſe Waſſerangelegenheit Nöthige ins Werk ſtellte; dagegen als Beweis einer ſchlechten, nachläſſigen und Unglück bringenden Regierung, wenn dieſe wichtigſte unter allen adminiſtrativen Angelegenheiten vernachläſſigt ward, wo dann meiſtens auch noch anderes Unglück und irgend eine gewaltſame Kataſtrophe als wohlverdiente göttliche Strafe der unverzeihlichen Pflichtvergeſſenheit in der Geſchichte nachfolgt, oder daran geknüpft wird. Ein anderes nicht minder geſchichtliches, und noch wirklich beſtehendes Dokument für einen ſchon in frühern Zeiten verhältnißmäßig ſehr civiliſirten Zuſtand des chineſiſchen Reichs, nebſt jenem kaiſerlichen Kanal bietet die große chineſiſche Mauer dar, welche an der Nordgränze des eigentlichen China, ſich in eine Länge von hundert und funfzig geographiſchen Meilen ausdehnt; von einer ſolchen Höhe und Dicke, daß man berechnet hat, daß ihr cubiſcher Inhalt größer ſey, als die Bauſteine aller Gebäude in ganz England und Schottland zuſammengenommen; oder auch, daß dieſelben Materialien hinreichen würden, eine Mauer von gewöhnlicher Höhe und mäßiger Dicke um den ganzen Erdkreis zu ziehen. Dieſe große chineſiſche Mauer kann auf der einen Seite als ein charakteriſtiſches Kennzeichen, und gleichſam als ein Symbol des chineſiſchen Staates gelten, in ſeiner eigenthümlichen

Richtung und innern Abgeſchloſſenheit gegen alles Ausländiſche und Fremde in den Perſonen, Sitten und Gedanken, was ihn jedoch ſo wenig als die Mauer ſelbſt gegen fremde Eroberungen noch auch gegen das Eindringen ausländiſcher Secten immer hat ſchützen können. Eben in dieſer Hinſicht iſt die chineſiſche Mauer, deren Erbauung zwey Jahrhunderte vor unſrer chriſtlichen Zeitrechnung fällt, ein hiſtoriſches Denkmahl, welches den ſprechenden Beweis giebt, mehr als alle immer noch manchem Zweifel unterliegenden Berichte in den alten Annalen: daß auch ſchon in den ältern Zeiten, und lange vor der Eroberung durch die Mongolen, oder dem Anfang der jetzigen Dynaſtie der Mantchu Tartaren, das Reich ebenfalls von den tartariſchen Völkern im Norden vielleicht ſchon öfter erobert worden, oder wenigſtens immer bedroht war. Für die intellektuelle Entwicklung der Chineſen, und die Stufe ihrer Geiſtescultur, würde die ganze Reihenfolge der verſchiedenen inländiſchen Dynaſtien, Tſin, Han, Tang, und Sung bis auf die Mongolen, und ihre weitläufige Annalen, wohl nur wenig wahrhaft fruchtbare Reſultate darbieten, und es reducirt ſich alles das, was aus der ganzen Maſſe der äußern Geſchichte aus dieſem Geſichtspunkte, und für den hier aufgeſtellten Zweck eine Bedeutung hat, nur auf ſehr wenige, ganz einfache, hiſtoriſche Thatſachen. Der Anbeginn der eigentlich hiſtoriſchen Zeit und authentiſchen Geſchichte, wird von dem ſchon angeführten Engländiſchen Schriftſteller, obwohl derſelbe ſich ſonſt eher zu einer ſkeptiſchen Beurtheilung und Anſicht neigt, doch ſchon mit der ältern Dynaſtie Scho, eilfhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung angeſetzt. Die erſte unter dieſen auch für die ſittliche und Geiſtescultur allenfalls bemerkenswerthe hiſtoriſche Thatſache iſt die, daß China Anfangs aus mehreren kleinen Königreichen beſtand, und unter dieſen kleinen, minder mächtigen Fürſten mehr Freyheit genoß, und erſt zweyhundert Jahre vor Chriſtus in Eine große Monarchie, und unbeſchränkte Alleinherrſchaft zuſammen gewachſen iſt, und daß dem erſten allgemeinen Kaiſer des ganzen Reichs, Shihoangti, nebſt der großen chineſiſchen Mauer, auch die allgemeine Bücherverbrennung, von der gleich nähere Erwähnung geſchehen ſoll, zugeſchrieben wird, zu welcher Zeit auch Japan als chineſiſche Kolonie geſtiftet, oder politiſch gegründet worden. Aber auch noch ſpäter, wie im fünften Jahrhundert, und wieder zur Zeit der mongoliſchen Eroberung unter Dſchingiſchan, war China in zwey Reiche, ein ſüdliches und ein nördliches getheilt. Wichtiger noch für den Standpunkt der innern Cultur, und als Maaßſtab und Kennzeichen des civiliſirten Zuſtandes, iſt die zweyte ſchon vorhin berührte hiſtoriſche Thatſache, daß wie oft auch China von Mongolen und Tartaren erobert worden, die Ueberwinder immer binnen kurzer Zeit, chineſiſche Sitten, Geſetze, und meiſtens ſelbſt die Sprache annahmen, durch das Uebergewicht der geiſtigen Cultur ihrerſeits wieder beſiegt, und überwältigt wurden, und daß alſo von dieſer Seite die chineſiſchen Einrichtungen im Ganzen unverändert geblieben ſind. Bemerkenswerth aber iſt noch beſonders folgendes Reſultat aus der chineſiſchen Geſchichte. Es bietet zwar kein Staat eine ſo ſtreng monarchiſche, und abſolut vollendete innre Einheit dar als der chineſiſche, beſonders nach der alten Einrichtung; denn obwohl mehr durch Sitten und Geſetze beſchränkt, und in dieſem Sinne keinesweges ſo bloß willkührlich despotiſch, wie wir es den uns hiſtoriſch näher liegenden orientaliſchen Völkern zuzuſchreiben gewohnt ſind; war hier vor der Einführung der indiſchen Religion des Buddha, nicht einmahl ein abgeſonderter Prieſterſtand, überhaupt kein Adel und keine erblichen Stände und Rechte; die Erziehung und Beförderung im Staatsdienſte überhaupt allein entſcheidend und geltend; die Gelehrten und Staatsbeamten in die eine Klaſſe der Mandarinen verſchmolzen, überhaupt aber der Staat Alles in Allem. Gleichwohl aber hat dieſe ſcheinbare abſolute Einheit zu keinem friedlich feſten und dauernd glücklichen Ziele führen können; denn die ganze chineſiſche Geſchichte iſt von Anfang bis zu Ende nur eine fortgehende Kette von Revolutionen, Empörungen und gewaltſamen Kataſtrophen, Uſurpationen, Anarchie und Dynaſtieen-Wechſel, wie dieſes ſchon aus den trocknen Thatſachen ſich ergiebt, wenn gleich die officielle Sprache der Reichs-Annalen den endlichen Sieg des monarchiſchen Princips überall hervorzuheben ſucht.

Auch in dem Gebiete der Wiſſenſchaft oder der herrſchenden Lehre, und öffentlichen Meynung fanden ſolche gewaltſame Kataſtrophen Statt, wie die oberwähnte allgemeine Bücherverbrennung unter dem Erſten großen Kaiſer wohl eine ſolche war, bey der auch die Gelehrten, oder wenigſtens eine Parthey derſelben mit verfolgt, und vierhundert und ſechzig derſelben aus der Schule des Confucius verbrannt wurden; und läßt dieſe Gewaltthat allerdings auf einen heftigen Partheyenkampf, einen auch politiſch wichtig gewordenen Sectenſtreit, und eine geiſtige Umwälzung in der Denkart ſchließen. Zu gleicher Zeit führte ein Günſt lung jenes gewaltſamen Regenten, auch ein neues Syſtem von Schriftcharakteren ein, wodurch eine große Verwirrung, ſelbſt bey der Nachwelt entſtanden iſt. Eine ſolche geiſtige Revolution giebt ſich unſtreitig auch in der Einführung der indiſchen Religion des Buddha, oder Fo nach dem chineſiſchen Namen, zu erkennen, welche grade drey und dreyßig Jahre nach dem Anfang des Chriſtenthums, geſchehen iſt. Die Eroberung von China durch die Mongolen geſchah unter Dſchingiſchan zu derſelben Zeit, als dieſe ihre verheerenden Züge auf der andern Seite auch gegen Europa, über Rußland und Pohlen hinaus bis nach Schleſien erſtreckten. Die darauf erfolgte Reaction und Wiederherſtellung des chineſiſchen Reichs geſchah durch eine Volks-Revolution von einem gemeinen Chineſen Namens Tſcheou geleitet, der nachgehends als Kaiſer den Thron beſtieg, und eine neue, wieder chineſiſche Dynaſtie ſtiftete. Die Regenten der jetzt, ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts herrſchenden Dynaſtie der Mantſchou Tartarn, zeichnen ſich durch eine beſondre Vorliebe für die altchineſiſchen Sitten und Einrichtungen, und auch für Sprache und Wiſſenſchaften aus, deren Beförderung manche größere wiſſenſchaftliche Unternehmung veranlaßt hat, welche auch den Europäiſchen Gelehrten, die uns näher mit China bekannt zu machen auf ſich genommen haben, ſehr zu Statten und zweckdienlich entgegen gekommen iſt. Aber ſelbſt in dem gegenwärtigen Augenblick iſt zu gleicher Zeit eine große Rebellion in dem nördlichen Theile des Reiches, und von der andern Seite eine mehr als gewöhnliche Chriſtenverfolgung ausgebrochen.

Dieſe wenigen Grundzüge aus der äußern Geſchichte im ganzen Lauf der Menſchengeſchichte ein erhabneres Schauſpiel, als der große Augenblick darbietet, da mit einemmale und gleichſam von ſelbſt, durch bloße Entwicklung der innern geiſtigen Lebenskraft, in den griechiſchen Verfaſſungen eine neue republikaniſche Ordnung, in den Sitten Begeiſterung und Weisheit, in den Wiſſenſchaften, ſtatt der faſt noch mythiſchen Anordnung einer bloßen wiſſenſchaftlichen Fantaſie, nun ein logiſcher Zuſammenhang und inneres Syſtem, und in den griechiſchen Künſten das Ideal hervortrat.

Wenn die Freyheit einmal das Uebergewicht über die Natur hat, ſo wird die freye, ſich ſelbſt überlaßne Bildung ſodann ſich in der einmal genommenen Richtung fortbewegen, und immer höher ſteigen, bis ihr Lauf durch äußre Gewalt gehemmt wird, oder bis ſich durch bloße innre Entwicklung das Verhältniß der Freyheit und der Natur von neuem ändert. Wenn der geſammte zuſammengeſetzte menſchliche Trieb nicht allein das bewegende ſondern auch das lenkende Princip der Bildung, wenn die Bildung natürlich und nicht künſtlich, wenn die urſprüngliche Anlage die glücklichſte, und die äußre Begünſtigung vollkommen iſt; ſo entwickeln, wachſen, und vollenden ſich alle Beſtandtheile und Elemente der ſtrebenden Kraft, der ſich bildenden Menſchheit gleichmäßig, bis die Fortſchreitung den Augenblick erreicht hat, wo die Fülle nicht mehr ſteigen kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu trennen und zu zerſtören.

Trifft nun die höchſte Stufe der Bildung in der vollkommenſten Gattung der vortrefflichſten Kunſt, mit dem günſtigſten Augenblick im Strome des öffentlichen Lebens werden hinreichend ſeyn, als Anhaltspunkt für die innre, intellektuelle Entwicklung, und geiſtige Cultur der Chineſen, um wenigſtens die Hauptmomente derſelben charakteriſtiſch anzudeuten, und auch äußerlich hiſtoriſch feſtzuſtellen. Nachdem aber die Geiſtes-Entwicklung und eigenthümliche Geſtaltung derſelben, bey einer jeden alten Nation auf das genaueſte mit der Sprache zuſammenhängt, oder weil bey den Chineſen, dieſe nach ihrer ganzen Ausdehnung, weniger im lebendigen Laut liegt, als in der Schrift, hier alſo mit dieſer; ſo muß eben darum über dieſe künſtliche chineſiſche Schriftart, die einzige in ihrer Art auf der ganzen Erde, hier noch einiges bemerkt werden; aber nur über den allgemeinen Charakter derſelben, ohne uns in das ganze Chaos dieſer 80,000 Sprach-Chiffern, und aller darin liegenden Schwierigkeiten und Probleme, weiter einzulaſſen. Es iſt auch dieſe chineſiſche Schrift in ihrem erſten Grunde eine Bilderſchrift, obwohl die erſten rohen Grundzüge dieſer urſprünglichen Bilder in der aenigmatiſchen Abkürzung, und in den verwickelten Combinationen der Charaktere, wie ſie jetzt im Gebrauch ſind, kaum noch erkannt werden können. Es iſt für die chineſiſchen Gelehrten ſelbſt keine leichte Aufgabe, durch eine ſichre Analyſe den unermeßlichen Reichthum ihrer Schriftcharaktere auf ſeine einfachern Elemente und erſte Grundlage zurück zu führen; indeſſen iſt es ihnen doch gelungen, dieſe in den ſogenannten 214 Schlüſſeln oder Schriftbildern wirklich nachzuweiſen. Die erſten chineſiſchen Schriftzeichen der älteſten Zeit aber enthalten ſämmtlich, nur mit wenigen rohen Strichen angedeutet, eben ſo viele Abbildungen von wirklichen ſichtbaren Gegenſtänden, den erſten und nächſten, welche den noch in den einfachſten Naturzunächſt an die Urwelt gränzt, bleibt wie geſagt, der Geiſt, und die innre Denkart, oder Religion, das wichtigſte; die Civilgeſetzgebung, und ſelbſt die politiſche Verfaſſung dagegen, ſo wichtig, merkwürdig und lehrreich ihre nähere Unterſuchung in andrer Hinſicht ſeyn mag, kann hier nur eine untergeordnete Stelle in dem Ganzen einnehmen, wo es mehrentheils genügt, irgend einen weſentlichen Hauptpunkt, aus dem Ganzen hervorzuheben, als Grundlage oder Anhaltspunkt für das Andre, Höhere der innern und geiſtigen Richtung und Entwicklung. Hier für Indien iſt dieſer Eine weſentliche Hauptpunkt, als das merkwürdigſte aus ihrem geſammten äußern Leben, dieſe indiſche Kaſtenverfaſſung, welche im Weſentlichen ganz eben ſo auch in Aegypten Statt gefunden hat, und ſteht dieſes ſonderbare Phänomen des äußern indiſchen Lebens in einigen Punkten ſogar noch in Beziehung mit dem Haupt-Dogma ihres Glaubens und ihres innern Lebens, nämlich der Lehre von der Seelenwanderung, die wir demnächſt ſu[illegible]en, näher ins Licht zu ſtellen und klar zu machen. Von der Kaſten-Verfaſſung will ich für den äußern Sitten-Zuſtand zuerſt noch im Allgemeinen bemerken, daß bey derſelben kein eigentlicher Sklavenſtand Statt findet, wie ſolches auch ſchon die Griechen bemerkt haben; nämlich kein ſolcher Stand von gekauften Sklaven, von jenen zum Eigenthum, und zur Waare gewordnen Menſchen, wie bey den alten Römern oder auch bey den Griechen, wie jetzt noch bey den Mahomedaniſchen Völkern, oder auch was die Neger betrifft, in den Kolonial-Beſitzungen der chriſtlichen Europäiſchen Mächte. Außerdem aber ſteht die dienende Klaſſe der Schudras allerdings weit zurück gegen die Vorrechte der erſten Stände, und in großer Abhängigkeit von dieſen; jedoch haben auch dieſe Schudras ihre feſtbeſtimmten erblichen Standesrechte. Nur durch ein Verbrechen kann man in Indien dieſe, oder ſeine Kaſte verliehren; oder auch ſchon von Geburth aus geht dieſes Recht und der Stand, oder die Kaſte für diejenigen verlohren, welche aus einer unerlaubten Heirath und Kaſtenvermiſchung entſprungen ſind. Das Loos dieſer letzten Unglücklichen iſt allerdings ſehr hart, faſt noch härter als das der eigentlichen Sklaven bey andern Völkern; ſie werden als ausgeſtoßne, gleichſam excommunicirte, fluchbeladne Auswürflinge der Geſellſchaft, ja faſt der ganzen Menſchheit betrachtet. Doch findet dieß nur in einzelnen, feſtbeſtimmten Fällen Statt; es giebt auch Ausnahmen, die ebenfalls beſtimmt ſind, wo eine Heirath aus einer andern Kaſte geſtattet iſt; nur hat ſie wenigſtens die Herabſetzung in eine niedre Klaſſe für die daraus Entſprungnen zur Folge. Die Regel aber im Allgemeinen bleibt, daß eine rechtmäßige Ehe nur mit einer Frau aus der gleichen Kaſte Statt finden ſoll. Die Frauen theilen alſo die Rechte ihrer Kaſte; den hohen Vorrang der Brahmanen, wenn ſie aus dieſem Stamme ſind, obwohl es in Indien keine Prieſterinnen giebt noch gab, wie bey andern heidniſchen Völkern des Alterthums; oder auch den Adelſtand, wenn ſie der Kaſte der Kſchetryas angehören. Dieſes auch den Frauen mit zukommende und ihnen geſicherte Recht, und ihr Antheil an dem Standes Vorzug, trägt unſtreitig viel dazu bey, die nachtheiligen Wirkungen der Polygamie zu mildern; ſie war von jeher, und iſt noch in Indien herrſchend, aber nicht in der Ausdehnung, und nicht mit dieſer gränzenloſen deſpotiſchen Willkühr wie bey den mahomedaniſchen Völkern, ſondern nur unter Bedingungen geſtattet und nach gewiſſen geſetzlichen Beſtimmungen, mithin in der mildern Form, wie ſie meiſtens überall in der patriarchaliſchen Sitte der noch wenig bevölkerten Urwelt, unter dem aſiatiſchen Himmel gefunden wird, oder geſtattet war. Der ungleich höhere und beſſere bürgerliche Stand und ſittliche Zuſtand des weiblichen Geſchlechts bey den Indiern, zeigt ſich auch in dem Gemählde des indiſchen Lebens, welches uns ihre ſchönen Dichterwerke darbieten, ſo wohl die der älteſten, als die der ſpätern Zeit, und in dem tiefen Zartgefühl, in der liebevollen Schonung und Achtung, mit welcher die weiblichen Charaktere und Verhältniſſe hier behandelt ſind. Dieſe wenigen Züge werden für die ſittliche Seite und Beurtheilung der indiſchen Kaſtenverfaſſung hier zureichend ſeyn, um wenigſtens ein ganz im Allgemeinen abſprechendes Verwerfungs-Urtheil, oder allzu unbedingt verkennendes Vorurtheil zu beſeitigen, und den Gegenſtand nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit, auch in den nachtheiligen Folgen, aber wenigſtens der Wahrheit gemäß, näher ins Auge zu faſſen. In das innere Princip dieſer Eintheilung, und ſo auffallend ſtrengen Abſonderung, in den hiſtoriſchen Urſprung dieſer ganzen ſonderbaren Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft, wünſchte ich, wegen des Zuſammenhanges mit dem Ganzen, etwas tiefer eindringen zu können. Wenn die Griechen, welche mit Alexander, oder bald nach ihm, nach Indien kamen, ſieben Kaſten dort zu finden glaubten, und auch einzeln aufzählen, ſtatt der vier, welche die Indier ſelbſt allein kennen, und die noch jetzt da gefunden werden; ſo haben ſie vielleicht nach dem äußern Anſchein nicht unrichtig beobachtet und geurtheilt, ſind aber zu wenig in den indiſchen Begriff der Kaſte eingegangen, manches dabey mißverſtehend, wie ſich aus der Aufzählung ſelbſt im Einzelnen leicht ergiebt. Die Kaſte der Weiſen oder der Brahmanen wird auch in jenem griechiſchen Verzeichniß zuerſt genannt; und unter den Künſtlern iſt Zweifelsohne die Gewerbe und Handeltreibende Kaſte der Vaiſchyas zu verſtehen. Die Aufſeher und Rathgeber oder Beamte der Könige und Fürſten aber, bilden keine eigne Kaſte, ſondern es iſt nur ein Amt und eine Function; ſollen es Rechtsgelehrte ſeyn, ſo gehören dieſe zur Kaſte der Brahminen, und müſſen aus dieſer genommen werden; außerdem findet hier wohl nicht immer eine ſtrenge Excluſive gegen die andern beyden obern Kaſten Statt. Die Viehzucht treibende, oder von der Jagd lebende Klaſſe, iſt nur eine Unterabtheilung in der Beſchäftigung oder dem Nahrungszweige, aber keine Haupt-Kaſte. Und wenn die Griechen aus den Ackerbauern und Kriegern zwey Kaſten machen, ſo betrifft dieſes wohl bloß den Unterſchied der dienenden Klaſſe und der Herrn, oder eigentlich Gutsbeſitzer. Selbſt der Name der Kſchetryas heißt ſo viel als Landeigenthümer oder Gutsbeſitzer; wie im altgermaniſchen Heerbann dieſer auf die freyen Landeigenthümer ging, wie die Vaſallenpflicht zum Kriegsdienſt für den höhern Adel an dem Beſitz des Gutes haftet; ſo ſind auch in der altindiſchen Verfaſſung, beyde Begriffe von Landeigenthum und Kriegsdienſt, und der Verpflichtung dazu unzertrennlich verbunden. — Einige neuere hiſtoriſche Forſcher haben ein beſonderes Gewicht gelegt auf den allerdings ſehr bemerkenswerthen und großen Abſtand der letzten und dienenden Kaſte der Schudras von den drey obern Kaſten;

und hat man auch eine große Verſchiedenheit in der organiſchen Beſchaffenheit, und den Grundzügen der Phyſiognomie bey dieſer vierten und letzten Klaſſe, gegen die andern gehalten bemerken, und darauf die Vermuthung gründen wollen, daß dieſe Kaſte von einem ganz andern Stamm und Menſchenſchlage, und urſprünglich verſchiedenem Volke ſey; welche als die roheren Urvölker, von einem andern ſchon gebildetern Stamme, dem jene drey obern Kaſten dann angehört haben ſollen, beſiegt, überwunden, und in dieſen dienenden Zuſtand, auf die niedrigſte Stufe der geſellſchaftlichen Verfaſſung herabgeſtoßen und durch ſtrenge Geſetze bleibend darin erhalten ſeyen. Dieſes iſt an ſich ſehr denkbar, und ſo iſt es in mehreren aſiatiſchen und auch europäiſchen Ländern in der That geweſen, und wie ſich hiſtoriſch nachweiſen läßt, wirklich geſchehen. Faſt überall finden wir im Hintergrunde der großen alten gebildeten Völker, ältere Urbewohner des Landes, welche von jenen verdrängt, allmählig in ſie verſchmolzen, oder wenigſtens Anfangs von ihnen dienſtbar gemacht wurden; welche Urvölker im Vergleich mit der Bildung jenes nachfolgenden Stammes, und der ſpätern Zeit, meiſtens um vieles roher, oder wenigſtens rauher erſcheinen und auftreten, wenn gleich ſich auch bey ihnen ſchon mehrentheils alterthümliche Gebräuche und Künſte finden, die auf keine Weiſe mit dem vorausgeſetzten Begriff eines überall zu Grunde liegenden wilden Naturſtandes ganz übereinſtimmen. Es kann wohl ſeyn, daß auch in Indien der Gang der Dinge derſelbe geweſen; aber durchaus und an ſich nothwendig iſt es nicht; die Entwicklung der Menſchheit geſchieht in ſehr mannichfacher Weiſe, und auf ſehr verſchiednen Wegen, und folgt nicht überall Ein und demſelben einförmigen Geſetz: und ob, oder daß es wirklich ſo geweſen, ſcheint mir bis jetzt wenigſtens noch nicht vollſtändig hiſtoriſch nachgewieſen. Man hat auch die Vermuthung aufgeſtellt, daß die Kaſte der Krieger, oder des erblichen Adels und der Fürſten ehedem viel mächtiger geweſen ſey, und der Brahmanenſtamm erſt allmählig dieſes große Uebergewicht erlangt, mit welchem er in der ſpätern Zeit erſcheint, und was er auch noch hat. Nun kömmt freylich in den alten epiſchen, mythiſch hiſtoriſchen Gedichten der Indier vieles vor von einem Zwieſpalt zwiſchen den beyden Ständen, und ſind die vergötterten Heroen der Indier eben die, welche dem von wilden und übermüthigen Kſchetryas angefeindeten frommen Geſchlecht weiſer Brahmanen ſiegreich beyſtehen. Dieſes indeſſen könnte wohl noch eine andre Bedeutung haben, und nicht bloß in einem ſolchen politiſchen Partheyen-Sinn zu nehmen ſeyn. Daß aber der kriegeriſche Adel und Fürſtenſtamm in der glänzenden Zeit der einheimiſchen alten Königreiche und Dynaſtieen, mächtiger und bedeutender geweſen ſey als jetzt, das liegt in der Natur der Sache, und ſcheint allerdings gegründet zu ſeyn. Nach der indiſchen alten Sage und Geſchichtsanſicht ſelbſt aber könnte vielen Andeutungen zu Folge, weit eher die Adelskaſte der Kſchetryas, wenigſtens hier und da, und Theilweiſe ſcheinen, eine fremde und von einem andern Stamme hergeleitet und geweſen zu ſeyn, als irgend eine der andern Kaſten; in jedem Falle bleibt dieſer einheimiſchen Anſicht zu Folge der Brahmanenſtamm der weſentliche Hauptzweig und edelſte Theil, ja eigentlich die Grundlage des ganzen Syſtems.

Die erſte Entſtehung dieſer erblichen Kriegerkaſte nun, bloß dieſer allein, und an und für ſich genommen, möchte wohl im Allgemeinen am leichteſten zu erklären ſeyn, und es liegt zum Theil ſchon in der Natur der Sache, daß auch bey noch ſehr unbeſtimmten Rechtsverhältniſſen, der Sohn, beſonders der Erſtgebohrne, das Land, das Gut, welches der abgeſchiedene Vater beſeſſen, beherrſcht oder verwaltet, und in vorkommenden Fällen vertheidigt hat, nun auch Seinerſeits in Beſitz nehmen, verwalten, und wehrhaft mit den Seinigen vertheidigen wird, wo es Noth thut. Werden dann die geſellſchaftlichen Verhältniſſe mehr und mehr rechtlich beſtimmt, entwickelt ſich ein größerer Verein, im allgemeinen Verbande, ſo wird auch dann noch das Recht des Landeigenthümers, wie die Pflicht des Kriegsdienſtes zur Vertheidigung, wie ſie im Einzelnen an dem Grund und Boden haftete, ſo auch in dem Ganzen wieder nach dieſem abgemeſſen ſeyn, und fur immer darauf gegründet bleiben; es mag ein ſolcher erſter Staatsverein ſich nun auf gemeinſame Unterordnung unter einen Hohern, oder bloß als ein gemeinſames Band zwiſchen mehreren Machtigen in dieſer Urzeit der politiſchen Geſchichte zuerſt geſtalten, und dieſes iſt hiſtoriſch der Urſprung des erblichen Landadels in vielen Ländern geweſen. — Die erbliche Fortſetzung oder Fortpflanzung der Künſte und Gewerbe, wo der Sohn von dem Vater lernt und weiter anwendet, was dieſer erfand, oder als Geſchäft des Lebens trieb, hat auch nichts befremdliches, und ſcheint ſich ganz von ſelbſt zu erklären. Nicht ſo, wenigſtens nicht in dem gleichen Maaße, dieſe ſtrenge und ſcharfe Abſonderung, und beſtimmte Eintheilung, beſonders nicht mit dem religioſen Sinn und Nebenbegriff, der unläugbar daran geknüpft iſt; noch weniger ein großer, erblicher, und in der Art erblich abgeſonderter Prieſterſtand, wie bey den Indiern und Aegyptern, der zu ſeiner Erklärung wohl auf einen hiſtoriſchen Urſprung zurück zu gehen erfordert, ſo weit es nämlich möglich iſt, dieſen bis in die älteſte Zeit und Urwelt hinauf zu verfolgen. — Wenn ich der Kürze wegen mich des Ausdrucks von einem erblichen Prieſterſtande bediene, ſo muß ich zu genauerer Beſtimmung hier noch hinzufügen, daß die Brahmanen nicht bloß auf die liturgiſchen Verrichtungen als Prieſter im alten Sinne beſchränkt ſind, ſondern zunächſt und vorzüglich ſind ſie eigentlich die Schriftgelehrten, da ſie allein die Vedas leſen dürfen und erklären ſollen, während die andern Kaſten davon nur was ihnen nöthig iſt, von jenen zu empfangen haben, die letzte Kaſte aber, die Veda's auch nicht einmal anhören darf. Sie ſind zugleich die Rechtsgelehrten und auch die Aerzte, und haben daher die Griechen dieſe Kaſte nicht unrichtig die der Philoſophen genannt. Daß ſchon den Kainiten erbliche Gewerbe und Künſte beygelegt, und von ihnen hergeleitet würden, in jenem Moſaiſchen Anfangsbuche aller Geſchichte, welches ein ſehr geiſtvoller deutſcher Schriftſteller die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts genannt hat, was es auch bloß von der hiſtoriſchen Seite genommen, im vollſten Sinne des Wortes iſt, darauf wurde ſchon früher hingedeutet. Und zwar ſind es zwey beſonders bemerkenswerthe: die Metallkunſt, und die Muſik, auf die ich aufmerkſam machte. Ich nannte es die Metallkunſt mit einem allgemeinen Ausdruck, weil in jener älteſten Zeit, der Bergbau, oder doch das Entdecken, Auffinden, oder Ausden Aegyptern mit Einem Worte und in wenigen Zügen kurz zuſammenfaſſen wollte, ſo ungenügend auch ſolche allgemeine Schilderungen und Ausdrücke in andrer Hinſicht erſcheinen mögen; ſo könnte man nicht anders ſagen als, es beſtand ihr charakteriſtiſcher Vorzug in dem wiſſenſchaftlichen Tiefſinn und war das hier Ueberwiegende ein in alle Tiefen und Geheimniſſe der Natur, bis in den verborgenſten Abgrund magiſch eindringender oder eindringen wollender Verſtand. Die vorherrſchende Richtung ihres Geiſtes und ihrer Bildung war ſo ganz die wiſſenſchaftliche, daß ſelbſt ihre Baukunſt eine aſtronomiſche Beziehung hatte, weit mehr noch als bey den andern alten Völkern der erſten Zeit; und mehrere ihrer großen Werke und Denkmahle der Architektur haben eine durchaus ſideriſche Bedeutung. Das Geheimnißvolle und tief Bedeutende in ihrer Todesanſicht und Leichenbehandlung, iſt ſchon früher erwähnt worden. In aller Naturwiſſenſchaft, in der Mathematik, Aſtronomie und ſelbſt in der Medicin ſind ſie einmahl die Lehrer der Griechen geweſen; und gerade die tiefdenkendſten unter dieſen, die Pythagoräer und dann Plato, haben hier den Anfang ihrer Ideen geſchöpft, oder doch den erſten Anſtoß dazu und die tiefere Richtung in ihrem Denken dort erhalten. Hier an der Quelle, wo die Hieroglyphen ihren Urſprung genommen hatten, war auch ein Hauptſitz der Myſterien; und Aegypten iſt in allen Zeiten das Vaterland vieler wahren und auch mancher falſchen Geheimniſſe geweſen. Dieſes Wenige wird hier zur Hauptcharakteriſtik genug ſeyn; manche nähere Züge mögen ſpäter unten ihre Stelle finden und noch hinzugefügt werden, um das Bild des ägyptiſchen Geiſtes glücklich zuſammen; verdient ein großer Künſtler die Gunſt des Schickſals, und weiß die unbeſtimmten Umriſſe, welche die Nothwendigkeit vorzeichnete, würdig auszufüllen; ſo wird das äußerſte Ziel ſchöner Kunſt erreicht, welches möglicher Weiſe durch die freyeſte Entwicklung der glücklichſten Naturanlage erreichbar iſt.

Dieſe letzte Gränze der natürlichen Bildung der Kunſt und des Kunſtgefühls, dieſen höchſten Gipfel freyer Schönheit, hat die griechiſche Poeſie wirklich erreicht. Vollendung heißt dieſer Zuſtand der Bildung, wenn die innre ſtrebende Kraft ſich völlig ausgewickelt hat, wenn die Abſicht ganz erreicht iſt, und in gleichmäßiger Vollſtändigkeit des Ganzen keine Erwartung unbefriedigt bleibt. Ein goldnes Zeitalter nennt man es wohl, wenn dieſe Vollendung einer ganzen gleichzeitigen Maſſe von Kunſtwerken oder einer hervorragenden Dichterſchule zukommt. Der Eindruck von Vollkommenheit, welchen die Werke des goldnen Zeitalters der griechiſchen Kunſt gewähren, iſt nun zwar wohl eines Zuſatzes fähig, aber dennoch iſt er ohne innere Störung und etwa noch unbefriedigt zurückbleibendes Bedürfniß, vollſtändig und ſelbſtgenugſam. Es giebt für dieſe Höhe keinen ſchicklicheren Nahmen als das höchſte Schöne. Nicht etwa ein Schönes, über welches ſich nichts ſchöneres denken ließe; ſondern das vollſtändige Beyſpiel der unerreichbaren Idee, die hier gleichſam ganz ſichtbar wird, das Urbild der Kunſt und des ewigen Schönen.

Den einzigen Maßſtab, nach welchem wir den höchſten Gipfel der griechiſchen Poeſie würdigen können, geben uns die Schranken aller Kunſt überhaupt. Aber wie, wird man dadurch vollſtändiger zu entwerfen oder auch ſchärfer zu beſtimmen. — Alles das war nun ganz anders bey den alten Hebräern, die in der eigentlichen Schulwiſſenſchaft wie in den Künſten, jenen andern Völkern nicht zu vergleichen ſind und es läßt ſich dieſer Maaßſtab nicht auf ſie anwenden; der hervorſtechende Charakterzug in ihrer geiſtigen Tendenz oder auch der ihnen beſchiedne Antheil der höhern hiſtoriſchen Beſtimmung liegt vielmehr in der Sphäre des Willens und in einer ganz feſt beſtimmten Richtung deſſelben. Moſes ſelbſt war allerdings, wie es von ihm heißt, „in aller Wiſſenſchaft der Aegypter wohl erfahren,“ wie er denn auch eine durchaus ägyptiſche Erziehung erhalten hatte, und zwar durch die Vorſorge der ägyptiſchen Fürſtentochter, die allerſorgfältigſte und ausgezeichnetſte, unter welcher mithin nach den dortigen Landesverhältniſſen und Sitten keine andere als eine durchaus wiſſenſchaftliche zu verſtehen iſt. Selbſt ſein Name iſt nach dem nicht zu verwerfenden Zeugniß mehrerer alten Schriftſteller ein urſprünglich ägyptiſcher geweſen, der dann nachher hebräiſirt worden; da eben Mo-üſcheh, wie ihn die ſiebenzig Dollmetſcher Griechiſch nennen, auch auf Aegyptiſch der aus dem Waſſer Gerettete heißt. — Aber von dem hebräiſchen Volke gilt in Hinſicht der ägyptiſchen Wiſſenſchaft nicht das gleiche, was vom Moſes geſagt wird; da der Geſetzgeber vielmehr das meiſte von aller jener fremden Wiſſenſchaft, die er ſo wohl kannte, für ſeinen Zweck nicht brauchbar fand, und in vielen Stücken ſein Volk vielmehr davon entfernt zu halten ſuchte. Zwar ſind manche der Moſaiſchen Vorſchriften, beſonders ſolche, die ſich bloß auf die äußre Lebens- und Nahrungsweiſe, die Diät und die Geſundheit beziehen, und die zum Theil auch wohl einen klimatiſchen Grund haben konnten, ganz mit ägyptiſchen Gebräuchen übereinſtimmend und finden ſich eben ſo bey dieſem Volke wieder: nachdem allerdings bey jenen alten Stiftern und Begründern der Völker in Aſien, auch mediciniſche Vorſchriften von ihrer das ganze Leben bis auf kleine Einzelnheiten vollſtändig umfaſſenden Sittengeſetzgebung nicht ausgeſchloſſen waren. Doch hat auch dieſen Vorſchriften oder Gebräuchen der hebräiſche Geſetzgeber meiſtens eine höhere Bedeutung gegeben und eine religiöſe Weihe verliehen. Man darf alſo deswegen nicht glauben, daß er alles von dorther nur ſo geradezu entlehnt habe, oder ihm daraus einen Vorwurf machen, wie manche Tadler in dieſer neueſten Zeit gethan haben; da es denen, welche ganz in dieſem beſchränkten Zeitgeiſte befangen ſind, ſo ſchwer fällt, ſich lebendig in jenes ferne Alterthum zu verſetzen. Eben ſo würde es auch ein großer Irrthum ſeyn, wenn man behaupten oder glauben wollte, er habe dieſe Wiſſenſchaft, ganz ſo wie er ſie in ſeiner ägyptiſchen Erziehung erlernt hatte, nur dem Volke verbergen und allein für ſich und etwa einige wenige Vertraute zurückbehalten wollen. Denn es iſt, auch bloß hiſtoriſch genommen, noch ein andres höheres und nicht ägyptiſches Element in ihm und ſeinem ganzen Gedanken-Syſtem, als Geſetzgeber und Begründer des hebräiſchen Staats, ſo wie überhaupt in ſeinem Verfahren als Lehrer und Anführer ſeines Volks ſichtbar; welches andre und höhere Princip ſich wohl am meiſten während dem vierzigjährigen Aufenthalt des erhabenen Mannes in der arabiſchen Wüſte, bey dem Jethro, den man ſehr richtig einen Emir oder kleinen arabiſchen Hirten- und Stammfürſten genannt hat, aus deſſen ſieben Töchtern er die Eine zu ſeiner Frau wählte, in ihm vorbereitete und entwickelte, bis es endlich mit voller göttlichen Kraft hervorbrach. — Er behielt eben bey, von den ägyptiſchen Gebräuchen, oder Kenntniſſen und allem, was er dort fand, oder auch, er benutzte mit freyer und beſonnener Wahl und Abſicht, was ihm heilſam ſchien und für ſeinen Zweck brauchbar war. Vieles aber verwarf er auch ſtrenge, was mit dieſem Zweck nicht vereinbar geweſen wäre und was er als verderblich erkannte; oder er wendete es ganz anders und ſetzte ein Höheres an deſſen Stelle; ſo wie ihn auch die geheimen Naturkünſte der ägyptiſchen Zauberer nicht aus der Faſſung bringen konnten, da es ihm nicht ſchwer ward, ſie vor den Augen des Königs durch eine höhere Gotteskraft zu beſiegen. Dieſes alſo iſt richtig verſtanden, ſein Verhältniß zu der ägyptiſchen Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft und er darin auch nach menſchlicher Anſicht ganz tadelfrey geweſen, ſo daß wir ſein Verfahren in dieſer Beziehung vielmehr der höchſten Bewunderung werth achten müſſen. Wenn wir z. B. wohl annehmen dürfen, daß Moſes, als der Erſte und größte Schriftſteller in der hebräiſchen Sprache und auch in dieſer der feſte Begründer und Geſetzgeber, das hebräiſche Alphabet, wo nicht zuerſt erfunden, doch wenigſtens neu regulirt und beſtimmt feſtgeſtellt hat; ſo iſt leicht denkbar, daß er ſowohl die erſten zehn als die letzten zwölf hebräiſchen Buchſtaben aus den Hieroglyphen der Aegypter hat nehmen können, da die Hieroglyphen ſchon damals, nebſt der urſprünglichen ſymboliſchen Bedeutung auch zu einer alphabetiſchen Bezeichnung gebraucht wurden und angewandt werden können. Wenigſtens iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich, da ſich mehrere der hebräiſchen Buchſtaben mit ganz unveränderter Geſtalt in dem hieroglyphiſchen Alphabet wieder finden; ſchon jetzt, ſo unvollſtändig wir es auch noch kennen und obwohl von allen Variationen der Buchſtaben-Symbole, die darin Statt finden mögen, etwa erſt der zehnte Theil entziffert iſt. Aber er wollte, um in dieſer Vorausſetzung weiter zu reden, eben nicht mehr daraus nehmen, als dieſe zehn und dieſe zwölf Buchſtaben-Zeichen; alle die andern Hieroglyphen und Naturbilder ließ er zur Seite liegen, da er ſie nicht brauchte. Ja er hat vielmehr dieſe ganze Natur-Symbolik ſtreng von ſeinem Syſtem und dem ſeinem Volke vorgezeichnetem Wege ausgeſondert und den ganzen Bilderdienſt, und alles was nur von fern dahin führen konnte, demſelben mit unerbittlicher Strenge unterſagt; weil er wohl einſah, daß wenn er über dieſen Punkt nur im geringſten nachgeben und jenem natur-ſymboliſchen Bildergeiſte auch nur den mindeſten Einfluß geſtatten, oder nur irgendwo den kleinſten Zugang öffnen wollte; alsdann gar kein Einhalten mehr möglich ſeyn, und ſein Volk ſogleich von der Richtung, der es folgen und in der es bleiben ſollte, ganz abkommen und auf denſelben Weg, den alle andern heidniſchen Völker gingen, gerathen und nun auch nur dieſen gehen würde. Die nachfolgende, hebräiſche Geſchichte hat es zur Genüge bewieſen und bewahrt, wie wichtig und nothwendig in dieſem Einen Punkte die ſtrenge Ausſchließung und Abſonderung des Moſaiſchen Geſetzes von allem, was nur immer mit dem Bilderdienſte verwandt war, geweſen iſt. — Worin beſtand denn nun aber dieſe von ihrem Stifter und Geſetzgeber und allen ihren Stammvätern dem Volke der Hebräer vorgezeichnete eigenthümliche Richtung des Geiſtes, der ganzen innern Kraft und aller Gedanken? Ganz im Gegenſatz jener ägyptiſchen Wiſſenſchaft und eines in die verborgenſten Tiefen der Natur herniederfahrenden und alle ihre Geheimniſſe mit magiſcher Kraft durchdringenden Verſtandes, war hier das vorherrſchende Element vielmehr der Wille, ein mit herzlichem Verlangen und ganzem Ernſt den über alle Natur erhabenen Gott und Schöpfer in der Höhe ſuchenden und Seinem endlich erkannten Licht, Seinen Vorſchriften und Winken der väterlichen Führung, geduldig und glaubensvoll mit unerſchütterlichem Muthe folgender und mitten durch das ſtürmende Meer und über die öde Wüſte hinaus immer nachgehender Wille. Es kann nicht die Meynung ſeyn, zu behaupten, als wäre das ganze hebräiſche Volk durchaus und gleichförmig immerwährend von dieſem reinen Geiſte durchdrungen, von einer ſolchen Geſinnung beſeelt geweſen; viele Blätter in ihrer eignen Geſchichte würden dagegen ſprechen und zeigen nur zu gut, wie ſehr ſie ſich oft widerſetzten. Aber wohl war dieſes und dieſes allein oder doch mehr als alles andre, die zum Grunde liegende Abſicht, der erſte große Impuls, die bleibende Richtung, welche Moſes und alle andern Führer und auserwählten Männer dieſes Volkes ihm zu geben ſuchten und als bleibenden Charakter und ſein unterſcheidendes hiſtoriſches Gepräge aufgedrückt haben. Eben dieſer Charakter aber iſt auch der vorherrſchende ſchon bey den erſten und älteſten Stammvätern, in allen heiligen Schriften des alten Bundes. Nun iſt es aber, abgeſehen von den individuellen Zügen des Nationalcharakters und der beſondern Schickſale, auch philoſophiſch richtig, oder eine wenn man will auf pſychologiſchem Grunde ruhende Wahrheit, daß zuerſt und zunächſt nicht der Verſtand, ſondern der Wille das Erkenntniß-Organ für die göttlichen Dinge im Menſchen iſt: nämlich ein das Licht der Wahrheit, welche Gott iſt, aus der Tiefe der innigſten Sehnſucht ſuchender und wenn ihm dieſes Licht erſt klar geworden iſt oder doch klar zu werden anfängt, dann dieſem führenden Licht und der innern Stimme der Wahrheit und ihren höhern Winken überallhin folgender Wille. Nicht der Verſtand iſt zunächſt und zuerſt das Erkenntniß-Organ für die göttlichen Dinge im Menſchen; d. h. nicht der Verſtand allein. Es kann zwar wohl auch dem Verſtande allein ein Licht aufgehen oder zugetheilt, und von ihm ergriffen werden; wenn aber der Wille nicht mit dabey iſt, wenn dieſer ganz andre Wege für ſich geht, ſo wird jenes Licht der höhern Erkenntniß ſehr bald verdunkelt, trübe und unſicher werden; oder es wird, wenn auch der Schein bleibt, das Licht ſelbſt nun in ein irreführendes Licht der Täuſchung verwandelt und umgewechſelt. Ohne die Mitwirkung eines guten Willens kann das Licht nicht feſtgehalten und rein bewahrt werden; ja mit dem Willen muß der Anfang gemacht und hierzu erſt der Grund gelegt werden, auch für die Wiſſenſchaft und Wahrheit und für die künftige höhere Erkenntniß. Das heißt mit andern Worten: ſo wie der Gott, Den wir als das höchſte Weſen verehren und erkennen, ein lebendiger Gott iſt: ſo iſt auch die Wahrheit, welche Gott iſt, eine lebendige: ſie kann nur aus dem Leben geſchöpft, durchs Leben errungen und im Leben erlernt werden. In dieſem jetzigen Menſchenleben, in dieſer Welt-Periode des Zwieſpalts und der herabgeſunkenen Kraft, der Mühſeeligkeit und der Verwirrung, wie ſelbſt die Indier unſer jetziges, viertes und letztes Weltalter, unter dem Namen Kaliyug, als die Epoche des herrſchenden Unglücks und Elends bezeichnen; iſt dieſer dem Menſchen vorgeſchriebene Weg zur göttlichen Erkenntniß oder Wahrheit und zu einem höhern Leben, nur ein Weg der Erwartung, der Geduld und Ausdauer im Kampfe und einer mühſamen, an der Hoffnung feſthaltenden Vorbereitung. Die Sehnſucht oder die Liebe iſt der Anfang und die Wurzel alles höhern Wiſſens und aller göttlichen Erkenntniß; die Ausdauer im Suchen, im Glauben und im Kampfe des Lebens bildet die Mitte des Weges; das Ziel aber bleibt für den Menſchen hier immer nur ein Ziel der Hoffnung. Die nothwendige Epoche der Vorbereitung, der mühſamen, langſamen Vorbereitung, des allmähligen Fortſchreitens läßt ſich in dieſem edelſten Streben des Menſchen nicht überſpringen oder auf die Seite werfen. Die höchſte Vollkommenheit und volle Befriedigung, die vollendete Vereinigung des innerſten Geiſtes mit Gott, und Gott ſelbſt läßt ſich nicht auf dieſe Weiſe, bloß durch eine gewaltſame Concentrirung aller Gedanken auf den Einen Punkt, durch eine Art von Allmacht und bloße Selbſtkraft des Gedankens nach eigner Willkühr ergreifen, an ſich reißen und feſthalten, wie es die indiſche Philoſophie in ihrem beſondern Wege glaubt, oder wie es die neuere Deutſche Philoſophie eine Zeitlang auch zu wollen ſchien oder wenigſtens verſucht hat. Eben darum wird auch der Charakter und ſelbſt die Geſchichte des hebräiſchen Volkes ſo häufig mißverſtanden und nicht recht erkannt; weil die Menſchen dieſer Zeit, die ſich in ihrer ganzen Denkart immer mehr zum Abſoluten neigt, und in einer oder der andern Richtung immer abſoluter wird, ſelbe aber in keinem wirklich gefunden wird. Die eigenthümliche Grundlage, und vorherrſchende Richtung des Nyaya-Syſtems ſcheint aber allerdings aus dem bis jetzt Gegebnen und Bekannten zu ſchließen, eine durchaus idealiſtiſche zu ſeyn. Im Allgemeinen ließe es ſich wohl recht gut begreifen, wie eine von dem denkenden Selbſt, und höchſten Denkacte ſelbſt ausgehende Philoſophie, eine idealiſtiſche Richtung nehmen konnte, im allerentſchiedenſten, und ganz abſoluten Sinne des Worts, und wie alſo bey der ohnehin herrſchenden Neigung des indiſchen Geiſtes, die ganze Sinnenwelt für eine nichtige Täuſchung zu halten, und das Ich in der innigſten Vereinigung mit der Gottheit, mit dieſer ganz zu verſchmelzen, eine ſolche egoiſtiſch vollendete Selbſttäuſchung und dämoniſche Selbſtvergötterung daraus hervorgehen konnte, wie der Urſprung dieſer älteſten unter allen, recht eigentlich antichriſtlichen Secten ſie allerdings vorausſetzt. — Dem eben erwähnten zweyten Theil der Nyaya-Philoſophie, wird aus der Quelle ſchon eine Hinneigung zu der Atomenlehre beygemeſſen und zugeſchrieben. Es iſt hiebey noch zu erinnern, daß wie ſich überhaupt der indiſche Geiſt auch in der Philoſophie auf die mannichfachſte Weiſe, und nach allen entgegenſtehenden Seiten hin auf das verſchiedenartigſte entwickelt hat, in derſelben auch außer den ſechs als gültig und im Weſentlichen als Religionsgemäß anerkannten Arten, oder Zweigen der Philoſophie, noch mehrere andere Syſteme gefunden werden und bekannt ſind, die durchaus abweichen, und in Oppoſition ſtehen mit den beſtehenden Meynungen, und anerkannten Begriffen von Gott, und von den göttlichen Dingen. Unter dieſen verdient beſonders die Charwaka-Philoſophie, welche nach Colebrooke die Metaphyſik der Jina-Secte enthält, oder doch damit am meiſten übereinſtimmt, noch vorübergehend erwähnt zu werden. Es iſt ein Syſtem des entſchiedenſten Materialismus, nach der gewöhnlichen Atomen-Lehre, ſo wie Epikur dieſelbe mit großem Beyfall und Anhang, in der ſpätern Griechen- und Römerwelt gelehrt hat, und wie auch mehrere Neuere ſie in den letzten Jahrhunderten wieder aufgeſtellt haben, was aber bey dem tiefern Geiſt der jetzt weiter vorgeſchrittenen Naturwiſſenſchaft kaum mehr ſcheint, noch wieder Wurzel faſſen zu können.

Die dritte Hauptgattung, oder weſentlich verſchiedne Richtung der indiſchen Philoſophie iſt die ſich ganz an die Veda's und die darin enthaltene heilige Ueberlieferung und Offenbarung anſchließende. Der erſte Theil derſelben, die Mimanſa-Philoſophie ſoll dem Berichte nach, zunächſt nur auf die Auslegung gerichtet ſeyn, und wird alſo wahrſcheinlich die Grundregeln dieſer Kunſt enthalten, oder auch die leitenden Grundſätze für die Methode, um die ſelbſtdenkende Vernunft mit dem in der heiligen Ueberlieferung enthaltenen Worte der Offenbarung in Einklang zu bringen. Das vollendete Syſtem ſelbſt aber heißt die Vedanta-Philoſophie; das letzte Wort in dieſer aus zwey Wurzeln zuſammengeſetzten Benennung iſt ganz das nämliche wie das deutſche oder germaniſche Ende, aber mehr in der Bedeutung des lateiniſchen finis, als das Ende oder letzte Ziel alles Strebens, und den eigentlichen Zweck deſſelben bezeichnend; und will alſo die ganze Benennung ſo viel ſagen, als eine Lehre oder Philoſophie, welche den innern Geiſt, den wahren Sinn den eigentlichen Zweck der Veda's und der in ihnen enthaltenen uralten Brahma-Offenbarung aufſchließen ſoll. Dieſe Vedanta-Lehre oder Philoſophie iſt nun eigentlich die allgemein herrſchende in dem ganzen Syſtem der indiſchen Litteratur und des indiſchen Lebens; und könnte es wohl ſeyn, daß eines oder das andre unter den ſechs anerkannten, oder wenigſtens tolerirten Lehrgebäuden und Syſtemen, abſichtlich dagegen etwas in den Hintergrund geſtellt, oder auch wo es mit dem vorherrſchenden Syſtem allzu grell in Widerſpruch zu ſtehen ſchien, von den Anhängern jener Philoſophie nur mit einiger mildernden Modification beybehalten, und alſo auch nur in dieſer auf uns gekommen wäre. Für die weitere hiſtoriſche Forſchung und indiſche Kritik iſt hier noch ein weites Feld eröffnet. — In ſeiner ſpekulativen Bedeutung iſt dieſe Vedanta-Philoſophie in ihrer vorherrſchenden Richtung ganz entſchieden ein Syſtem des Pantheismus; doch aber nicht in der abſtracten Geſtalt, und in dem ganz abſoluten Sinn einiger neuern Pantheiſten nach einem mathematiſch abgeſchloßnen und negativ vernichtenden Syſtem des höchſten Wißens; da eine ſolche gänzliche Wegwerfung und Ablaugnung aller Perſonlichkeit in Gott und aller individuellen Freyheit im Menſchen ſchon durch die Anſchließung der Vedanta an die heilige Ueberlieferung und alte Mythologie entfernt und verhindert wird, und demnach nur ein hiſtoriſch gemilderter, dichteriſch verſchönter, halb und halb ſelbſt zur Mythologie gewordner Pantheismus hier ſtatt finden, und vorausgeſetzt werden kann, und auch wirklich ſo gefunden wird. Selbſt in der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und der Seelenwanderung iſt das darin liegende Perfragen, iſt die Kunſt nicht einer ſchlechthin unendlichen Vervollkommnung fähig? Giebt es Gränzen ihrer fortſchreitenden Bildung? —

Die Kunſt iſt einer unendlichen Fortbildung und Vervollkommnung fähig und eine unbedingte Vollkommenheit iſt in ihrer ſteten Entwicklung nicht möglich; aber doch ein bedingtes relatives Höchſtes, eine unüberſteigliche und nicht mehr zu übertreffende Gränze des nächſten Erreichbaren, an der unerreichbaren und bloß als Idee denkbaren Vollkommenheit. Die Aufgabe der Kunſt beſteht nehmlich aus zweyerley ganz verſchiedenartigen Beſtandtheilen; theils aus beſtimmten Geſetzen, welche nur ganz erfüllt oder ganz übertreten werden können, und theils aus nie ganz auszufüllenden, unbeſtimmten Forderungen, wo auch die höchſte Gewährung noch einen Zuſatz leidet. Jede wirklich gegebne Kraft iſt einer Vergroßerung und jede endliche wirkliche Vollkommenheit eines unendlichen Zuwachſes fähig. In Verhältniſſen aber findet kein Mehr oder Weniger Statt; die Geſetzmäßigkeit eines Gegenſtandes kann weder vermehrt noch vermindert werden. So ſind auch alle wirklichen Beſtandtheile der ſchönen Kunſt einzeln eines unendlichen Zuwachſes fähig, aber in der Zuſammenſetzung dieſer verſchiedenen Beſtandtheile giebt es unbedingte Geſetze für die gegenſeitigen Verhältniſſe.

Das Schöne im weiteſten Sinne, in welchem es das Erhabne, das Schöne im engern Sinne, und das Reizende zugleich und mit umfaßt, iſt die angenehme, ſinnliche Erſcheinung des Guten, d. h. des Göttlichen oder des Ewigen. Es ſcheint zwar für jede einzelne Reizſönliche des alten Glaubens, durch jene neuere indiſche Philoſophie, obwohl ſie ſich im Allgemeinen von dem Vorwurf des Pantheismus nicht freyſprechen läßt, nicht weggenommen oder vertilgt worden. Darin kommt aber mehr oder minder alle indiſche Philoſophie überein, daß ihr Zweck ein ganz praktiſcher iſt; nämlich, die Seele von dem alten Unheil, dem drohenden Verhängniß und dem ſchrecklichen Unglück, durch ſo viele finſtre Regionen der Natur und mannichfache Thierformen wandern, und ihre irdiſche Geſtalt immer von Neuem wechſeln zu müſſen, endlich ganz zu befreyen, und für immer zu erretten. Der zweyte Punkt, in welchem meiſtens alle indiſche Syſteme und verſchiedene Arten der Philoſophie übereinſtimmen, iſt der, daß ſie die in den Veda's für dieſen Zweck vorgeſchriebenen Opfer theils an ſich nicht tadelfrey und fleckenlos finden, wegen des mit den Thieropfern verbundnen Blutvergießens, theils auch, wenn ſchon an ſich heilſam und ſonſt nützlich, doch für jenen Zweck der endlichen Seelenbefreyung nicht genügend oder hinreichend. Das Tödten der Thiere aber iſt darum nach dem überall zum Grunde liegenden Begriff der Seelenwanderung ſo äußerſt anſtößig, oder Beſorgniß erregend, weil man dadurch ohne es zu wiſſen und unverſchuldeter Weiſe in den Fall kommen könnte, eine nah verwandte oder ehemals befreundete Menſchenſeele in ihrer jetzigen Hülle zu verwunden und blutig zu verletzen. Indeſſen wird doch auch in den Veda's ſelbſt die Nothwendigkeit der höchſten, und über die Natur ſich erhebenden Erkenntniß zur vollen und vollkommnen Befreyung anerkannt; wie es in der merkwürdigen alten Veda-Stelle nach der wörtlichen Ueberſetzung von Coleweiſe heißt: „Man muß die Seele erkennen, man muß ſie von der Natur unterſcheiden; dann kommt ſie nicht wieder, dann kommt ſie nicht wieder.“ Das letzte heißt ſo viel als: dann iſt ſie von der Gefahr der irdiſchen Rückkehr, und von dem Unglück der jenſeitigen Wanderung befreyt, und bleibt auf ewig mit Gott vereinigt, wozu aber jene reine Unterſcheidung und Scheidung von der Natur, alſo die höchſte Erkenntniß erfordert wird, mit deren Aufruf der ganze Spruch beginnt.

Die Todtenopfer für die Seelen der Abgeſchiedenen, beſonders die der verſtorbenen Aeltern, welche als die heiligſte Pflicht der Nachkommenden, und des Sohns betrachtet werden, nehmen überhaupt eine ſehr wichtige Stelle ein, und bilden einen der am tiefſten in das wirkliche Leben eingreifenden Punkte in den Religionsgebräuchen der älteſten Patriarchen-Zeit, wie es ſich aus dem ganzen Zuſammenhange aller dieſer indiſchen, und denen damit zunächſt verwandten Begriff von ſelbſt ergiebt; und ſind gewiß auch eines ſehr alten Urſprungs, ſo daß ſie wohl leicht ſchon von dem erſten trauernden Stammvater des ganzen Menſchengeſchlechts, und des erſten feindlichen Bruder-Paars herrühren konnten. Daran kann ſich nachgehends die ganze Fülle dieſer heiligen Gebräuche und Lehren, oder wunderbaren Lehrbegriffe von der unſterblichen Seele, und ihren weitern Schickſalen angeſchloſſen haben. Eben darauf beruht auch die unerläßliche Pflicht der Ehe für den Brahmanen, um rechtmäßige Nachkommen zu haben, was überhaupt in der Zeit der Patriarchen, als einer der höchſten Zwecke des Lebens erſchien, weil nur der Sohn allein durch ſein Gebet die abgeſchiedene

Seele des Vaters erretten und zur Ruhe bringen kann, und auch die nächſte und heiligſte Verpflichtung dazu hat. Ganz nah, und unmittelbar damit im Zuſammenhange ſteht auch die ganz auf demſelben religiöſen Grundbegriff ruhende hohe Verehrung der Frauen, bey den Indiern; wie es bey dem alten Dichter heißt:

„Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau
der Freunde innigſter;
Iſt die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel
des Retters auch.“

Das letzte in dem Sinne, wie oben erwähnt, daß der Sohn der von Gott beſtimmte Retter für die Seele des abgeſchiednen Vaters iſt, der allein ſie durch ſein Gebet befreyen kann.

„Freundinnen ſind dem Einſamen ſie“ — heißt es dann weiter — „zum Troſt mit ſüßem Geſpräch; In der Pflicht-Uebung wie Väter, tröſtend im Unglück Müttern gleich.“

Man ſollte es kaum für möglich halten, und es iſt merkwürdig für den urſprünglichen Reichthum, die mannichfaltige Grundanlage, und eben ſo mannichfach verſchiedne Entwicklung des Menſchengeiſtes, daß neben einer falſchen, ſo ganz in den Abgrund des ewig Unbegreiflichen und Unerforſchlichen verſenkten und verſunknen Myſtik, wie die indiſche war, doch auch eine ſo herrlich entfaltete, ſo dichteriſch reiche, blühend geſchmückte, mannichfach ſchöne Poeſie habe Statt finden, und dicht daneben gedeihen können. In dieſer hinreißenden Fülle des Welle an Welle dahin ſtrömenden Lebens, in der hohen Einfalt der rührend alterthümlichen Geſtalten, in dem ſinnigen Gefühl und der charakteriſtiſchen

Bezeichnung, iſt die epiſche Darſtellung der alten indiſchen Gedichte ganz der Homeriſchen ähnlich. Doch iſt der Styl der Fantaſie ſelbſt, in dem Stoff, in den zum Grunde liegenden mythiſchen Dichtungen, ungleich gigantiſcher, etwa wie hier und da in der Götterlehre des Heſiodus, und den andern Titanomachien, oder auch in dem beſondern Fabelkreis des alten Aeſchylus, oder des doriſchen Pindar. In dem Zartgefühl für die Liebe und Schönheit der Frauen, überhaupt für die weiblichen Charaktere und Verhältniſſe, iſt die indiſche Dichtung wohl dem Edelſten und Schönſten, was die Poeſie der chriſtlichen Jahrhunderte hierin aufzuweiſen hat, zu vergleichen; ſonſt aber und im Ganzen genommen, mehr der antiken Dichtkunſt ähnlich, ſchon als eine im Inhalt durchaus mythiſche, in der äußern Form und Sprache auch mehrentheils rhythmiſche. Unter den ſpätern Dichtern möchte ich Vergleichungsweiſe den Kalidas als den berühmteſten, und am meiſten geprieſenen in der dramatiſchen Kunſt der Indier, einen idylliſchen zartfühlenden Sophokles nennen. Die Poeſie der Indier iſt zum Theil ſchon mit in die herrliche Sprache, und zwar ſchon mit in die erſte Grundlage und innerſte Structur derſelben verwebt, und unverkennbar deutlich ſind ihr die Spuren deſſelben edlen und erhabenen Dichtergeiſtes eingeprägt, und iſt es ſchon deswegen nothwendig in dieſem allgemeinen Bilde und Weltgemählde des älteſten Menſchengeiſtes, auch dieſer merkwürdigen Sprache noch mit einem Worte zu gedenken.

Im grammatiſchen Bau iſt das Indiſche ganz, und bis auf die geringſten Einzelnheiten dem Lateiniſchen und Griechiſchen ähnlich; nur iſt die grammatiſche Entwicklung in der

Samſkrit Sprache noch viel mannichfaltiger und reicher als in der römiſchen, und regelmäßiger als in der griechiſchen. In den Wurzeln und Wörtern ſelbſt, zeigt ſich alsdann auch eine ſehr ſtarke und merkwürdige Verwandtſchaft mit dem Perſiſchen und mit dem germaniſchen Sprachſtamm; eine Verwandtſchaft, die oft auch über den Ideengang, und die Entwicklung des Begriffs ſelbſt, bey dieſen alten Völkern, und wie die Bedeutung eines und deſſelben Wortes und Begriffes, ſich bald weiter ausdehnt, bald enger zuſammenzieht, oder auf verwandte Gegenſtände übergeht und übertragen wird, und ſo ſelbſt über die erſten Natur-Eindrücke, oder Grundbegriffe des Lebens in jener erſten Zeit, intereſſante Aufſchlüſſe gewährt, oder wenigſtens zu belehrenden Vergleichungen Anlaß giebt. Um nur wenigſtens durch ein oder das andre Beyſpiel dieſe Sprachenverwandtſchaft zwiſchen ſo weit von einander entlegenen Völkern, die faſt durch die Entfernung von zwey Welttheilen geographiſch geſchieden ſind, und wie viel auch hiſtoriſch Merkwürdiges darin liegt, und durch dieſe Entdeckung gegeben iſt, anſchaulicher zu machen, will ich nur anführen, was an ſich wohl ſchon bemerkenswerth iſt, daß das deutſche Wort Menſch, im Wurzellaut, und in der Bedeutung ſelbſt ganz mit dem indiſchen übereinſtimmt; nur daß hier das Wort Manuſchya zugleich auch ſeine Wurzel findet, aus welcher es entſprungen iſt, und regelmäßig abgeleitet wird, in dem Worte Manu, welches Geiſt bedeutet; ſo daß alſo Menſch eigentlich der erſten Wurzel nach ſo viel heißt, als der unter allen andern Erdgeſchöpfen vorzugsweiſe mit Geiſt begabte, oder der Begeiſtete. Zugleich aber ergiebt ſich daraus, wie das lateiniſche ſchien, wieder verlohren werden kann: wird er, wo auch einmal in dem Menſchengeſchlecht oder in der Weltgeſchichte, ein wirklicher, oder ſcheinbarer Stillſtand, oder Rückfall ſichtbar wird, viel eher ſich darein finden, über die Sache ſelbſt weit billiger, und eben darum vielſeitig richtiger urtheilen, in jedem Fall aber, dem in dieſer welthiſtoriſchen Wiederherſtellung ſichtbaren Gange einer höhern Entwicklung und Leitung auch weiter vertrauen. Will man nun eine ſolche, auf das Princip des göttlichen Ebenbildes gegründete Philoſophie der Geſchichte, als die religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte im Gegenſatz jener andern aus dem Vernunft-Princip von der unendlichen Perfektibilität hervorgehenden, die legitime nennen; ſo kann dieſes inſofern wohl einen guten und richtigen Sinn geben, als wirklich alle göttlichen und menſchlichen Geſetze und Rechte, ſo weit ſie hiſtoriſch gegeben ſind, und mit in die Geſchichte eingreifen, in ihrem erſten Grunde auf dieſer Vorausſetzung von der höhern Würde, und göttlichen Beſtimmung des Menſchen beruhen. Daher iſt dieſe Anſicht auch die einzige, welche dem Menſchen ſelbſt, nach dem eigenthümlichen Vorzug ſeines ganzen Weſens, ihr volles Recht wiederfahren läßt. Auch aller andern Wahrheit ſoll ſie aber ihr volles Recht wiederfahren laſſen; und ſie allein kann es auch, ihrem eignen Princip unbeſchadet, da dieſes, eben weil es das einfach wahre, auch ein vollſtändiges, und richtig in das Ganze eingreifende iſt. Sie darf, und ſoll es auch erkennen, daß der Menſch neben ſeiner göttlichen Beſtimmung und höhern Würde, in phyſiſcher Hinſicht, und im äußern Daſeyn, zugleich auch ein Naturweſen iſt und bleibt, ob wohl nicht zuerſt und zunächſt, und nur dieſes allein, ſondern in einem, jenem höhern untergeordneten Sinne, und daß er alſo in dieſer Hinſicht, in ſeiner äußern Entwicklung, auch einem oder dem andern hiſtoriſchen bloßen Naturgeſetz unterworfen ſeyn kann. Eben ſo auch mag ſie es erkennen und nicht abläugnen, daß der freye Menſch auch da, wo er nicht von dem göttlichen Princip ausgeht, immer noch ein vernünftiges, mithin aus dem erſten Anfangspunkt weiter folgerndes, fortbildendes, ſich weiter entwickelndes, mithin im Guten wie im Böſen weſentlich und gränzenlos, und man könnte faſt ſagen, furchtbar progreſſives Weſen bleibt. Die von dem höheren, göttlichen Standpunkte ausgehende legitime Weltanſicht ſoll eben durchaus, ſo weit es dem Menſchen erreichbar iſt, eine Erkenntniß des Wahren, und ein richtiges Verſtändniß des Wirklichen ſeyn, und dadurch eine Wiſſenſchaft der Geſchichte, d. h. alles deſſen werden, was durch Gott mit dem Menſchengeſchlecht geſchehen iſt. Sie darf alſo, um noch einen Augenblick in dieſem Gleichniß fort zu reden, keineswegs eine über das wahre Recht, und die rechte Wahrheit allenfalls hinausgehende, und immer noch weiter ins Ultra hineinſchreitende Welt- und Lebensanſicht ſeyn, da ſelbſt in dieſer Zeitbenennung übrigens ſchon an ſich wohl einiger Mißbrauch, oder Mißverſtand mit in den wahren Begriff hinein gezogen iſt. — Vielmehr ſollte dieſe religiöſe Anſicht der Geſchichte und des Lebens, eben darum, weil ſie dieſes iſt und ſeyn will, niemals in ihrem hiſtoriſchen Urtheil, eine ſchroff verdammende und übereilt oder unbedingt wegwerfende ſeyn. Denn nachdem jene Moſaiſche Lehre, und hiſtoriſche Grundlage von dem göttlichen Ebenbilde, den eigentlichen, und unterſcheidenden chriſt lichen Begriff vom Menſchen, mithin auch von ſeiner Geſchichte, vollſtändig in ſich enthält; ſo liegt darin ſchon eine hinreichende Erinnerung, daß unter allen Geſetzen, welche aus jenem chriſtlichen Grundbegriff, und aus dem Chriſtenthum ſelbſt hervorgehen, in der Behandlungsweiſe, und für das ganze äußere Verhältniß, das Geſetz der Liebe, das erſte und vornehmſte iſt, welches nicht bloß im Leben, ſondern eben ſo gut auch in der Wiſſenſchaft ſeine Anwendung findet, und ſeine volle Gültigkeit hat. Doch ſchließt die Liebe die Entſchiedenheit in der Anſicht nicht aus; die bloße Schlaffheit im Urtheil, geht nur aus der Gleichgültigkeit, oder der Abweſenheit aller Geſinnung hervor; in welcher vielmehr alle Liebe, mit der Wahrheit zugleich untergeht.

Das göttliche Ebenbild im Menſchen beſteht aber nicht etwa in einem, gleich dem Blitz vorüberfahrenden Lichtſtrahl, und einzelnem Gedanken, als dem zündenden Funken des Prometheus; noch auch gleich der Platoniſchen Gottähnlichkeit, in einer über die Sphäre des gewöhnlichen Denkens weit erhabenen Idee, und ſolchen idealiſchen Richtung des menſchlichen Strebens: ſondern es liegt, eben weil es die Grundlage, und das oberſte Princip des menſchlichen Weſens und Daſeyns bildet, ſchon in der Natur und in den Grundzügen, oder der innern Structur des menſchlichen Bewußtſeyns; und hangt ſelbſt die pſychologiſche Dreyfachheit deſſelben, und ſeines innern geiſtigen Lebens damit zuſammen. Vierfach iſt das in der äußern Welt in verſchiedne Richtungen getheilte Bewußtſeyn, im Zuſtande des Zwieſpalts; nach Vernunft und Fantaſie, oder Verſtand und Willen, ſo lange dieſe nicht im Einklange ſind. Dreyfach aber iſt das innere

Leben des Menſchen nach Geiſt, Seele und Sinn, in der harmoniſchen Wiederherſtellung des Bewußtſeyns; und dieſes zu entwickeln und nachzuweiſen, war der Gegenſtand, Inhalt und Zweck der in einem frühern Vortrage entwickelten Philoſophie des Lebens. Und allerdings ſteht dieſer geiſtige Dreyklang des innern höhern Lebens, welcher dem Menſchen unter allen Geſchöpfen allein zukommt, in der innigſten Beziehung auf die dreyfache Kraft und Eigenſchaft des Einen göttlichen Weſens, und bildet eben, ſo weit als der unermeßliche Abſtand zwiſchen dem Geſchöpf und dem Schöpfer es geſtattet, die wunderbare Analogie zwiſchen dem ſchwachen, veränderlichen Menſchen, und dem unendlichen Geiſte der ewigen Liebe. Die Wiederherſtellung des urſprünglichen harmoniſchen Bewußtſeyns, und dreyfachen innern Lebens, geſchieht aber in dem einzelnen Menſchen auf die Weiſe, daß zuerſt die früherhin zertheilte Seele durch ein höheres Licht, wenn ſie es als den erſten Strahl der Hoffnung mit Liebe erfaßt, und in ſich aufnimmt, wieder innerlich Eins, und ergänzt, oder von neuem ein Ganzes wird. Auf der Grundlage dieſes erſten Lichtanfangs kann alsdann der lebendige Geiſt, der nun nicht mehr bloß ein kalter, todter, abſtracter Verſtand iſt, das reine Wort der Wahrheit, welche mit der Liebe Eins iſt, im lebendigen Glauben feſt halten, und ſich in dieſem Worte, und aus dieſem nun auch in der Welt, und in ſich ſelbſt zurecht finden; während der noch getheilte Verſtand, in ſeinem iſolirten und abſtracten Zuſtande, früherhin innerlich und äußerlich nur zwiſchen bloßen Naturfantaſieen, und den in ewiger Dialektik mit ſich ſelbſt ſtreitenden Vernunft Sophismen, hin und her gezogen und getheilt war. Wenn nun alſo der verworrne gordiſche Knoten des in ſich ſelbſt verſchlungnen, und unauflöslich verwickelten Menſchenbewußtſeyns durch die ſtarke Hand der alles lenkenden Liebe gelöſt worden, und dieſes nicht durch den innern Widerſtand ſelbſt verhindert wurde; dann wird auch das dritte Grundvermögen im Menſchen, der innere Sinn für das Göttliche, neu bewegt und erhoben. Es iſt nun nicht mehr ein bloß paſſiver Sinn für alles Höhere, ein unvermögender, oder unentſchiedner Willen für das Gute, ſondern es wird nun eine Kraft, die zum Leben wirkt, und ſelbſt Leben und That iſt. Etwas andres aber, als die innere Entwicklung des höheren Lebens in dem einzelnen Menſchen, iſt der Stufengang in jener Geſtaltung des Menſchen im Großen, welche den Inhalt der Weltgeſchichte bildet, oder was wir die Menſchheit und die Entwicklung und Bildung derſelben nennen. Hier kann das Eintheilungs-Princip für die verſchiednen einzelnen Stufen der Entwicklung nicht von den drey Grundvermögen des innern Lebens und Bewußtſeyns im einzelnen Menſchen hergenommen, ſondern es kann nur in dem göttlichen Impuls gefunden werden, ſo wie derſelbe hiſtoriſch gegeben iſt, welcher den höhern Anfangspunkt eines neuen Lebens in dem Menſchengeſchlecht, für jede Stufe gebildet hat, wiewohl nach der Natur der Sache auch hier in dem Ganzen und dem allgemeinen Gange der großen Wiederherſtellung, der Stufen ebenfalls drey ſind. Nach jener Grundlage von dem göttlichen Ebenbilde im Menſchen und von der Wiederherſtellung deſſelben, als dem Inhalt aller Geſchichte; wird alſo für die erſte Stufe derſelben in der älteſten Welt Periode, das dem Menſchen urſprünglich verliehene Wort der ewigen Wahrheit, worauf die heilige Ueberbarkeit eine feſte Gränze beſtimmt zu ſeyn, welche weder der Schmerz noch die Freude überſchreiten darf, wenn nicht alle Beſonnenheit aufhören, und mit dieſer ſelbſt der Zweck der Leidenſchaft und der Luſt verlohren gehen ſoll. Im Allgemeinen aber, und ohne beſondre Rückſicht läßt ſich über jedes gegebne Maß von wirkender Kraft ein höheres denken. Unter der wirkenden Kraft im Gebiete der Kunſt verſtehe ich alles, was den gemiſchten Trieb ſinnlich weckt und erregt, um ihm dann den Genuß des reinen Geiſtigen zu gewähren; die bewegende Triebfeder mag nun Schmerz oder Freude ſeyn. Dieſes Wirkende in der Darſtellung iſt aber nur Mittel und Werkzeug der idealiſchen Kunſt, gleichſam die äußre, körperliche Lebenskraft der reinen Schönheit, welche die ſinnliche Erſcheinung des Geiſtigen veranlaßt und trägt, ſo wie das freye Gemüth und innre Weſen des Menſchen nur im Element und Träger einer thieriſchen Körperhülle ſinnlich vorhanden iſt. Auf gleiche Weiſe giebt es für jede beſondre Empfänglichkeit eine beſtimmte Sphäre der Sichtbarkeit, wenn ich ſo ſagen darf, in der Mitte zwiſchen zu großer Nähe und zu weiter Entfernung. An und für ſich aber kann die Erſcheinung des Geiſtigen immer lebhafter, beſtimmter und klarer werden. So lange ſie Erſcheinung bleibt, iſt ſie einer endloſen Vervollkommnung fähig, ohne je ihr Ziel ganz erreichen zu können; denn ſonſt müßte das Allgemeine, welches im Einzelnen erſcheinen ſoll, ſich in das Einzelne ſelbſt verwandeln. Dieſes aber iſt unmöglich, weil beyde durch eine unendliche Kluft getrennt ſind. Auf der andern Seite kann auch die Nachahmung des Wirklichen, an Vollkommenheit unendlich zunehmen; denn die lieferung und göttliche Offenbarung aller Völker, auf ſo vielen verſchiednen Wegen, und in ſo mannichfach abweichenden Spuren und Bruchſtücken hinweiſt, die leitende Haupt-Idee für alles Einzelne in der hiſtoriſchen Unterſuchung und Erklärung bilden. Für die zweyte Stufe aber, in jener vollen Mittags-Periode der höchſten Entwicklung des Menſchengeſchlechts, wo die ſiegreiche Kraft in dem Uebergewicht der vorherrſchenden Nationen nach allen Directionen ſo gewaltig hervortritt, wird uns der Begriff eben dieſer Kraft, und die Frage, in wiefern ſie eine höhere und göttliche war, oder aber eine zerſtörende, vielleicht dem Göttlichen ſelbſt feindlich widerſtrebende, oder wenigſtens von gemiſchter Beſchaffenheit, zum Maaßſtab der hiſtoriſchen Beurtheilung, und zum Kriterium der Unterſcheidung dienen. Für die letzte Stufe, und dritte Welt-Periode der neuen Zeit, kann nur in dem höhern Lichte der reinern Wahrheit, wie dieſes in der Wiſſenſchaft, und im Leben ſelbſt hervortritt, der Geſichtspunkt, oder das Princip gefunden werden, worauf alles bezogen, oder nach dem alles beurtheilt werden muß, ſo wie auch nur aus dieſem ſich die etwa noch folgende Entwicklung, und weitere Hinweiſung, für die übrige hiſtoriſche Zukunft, herleiten, oder wenigſtens andeuten ließe. Und ſo wäre alſo das dreyfache göttliche Princip, und der innere Eintheilungsgrund einer ſolchen Philoſophie der Geſchichte: das Wort, die Kraft, und das Licht; welche einfache Eintheilung ſelbſt ganz auf der hiſtoriſchen Erfahrung und Wirklichkeit beruht und gegründet iſt. Denn das Vorhandenſeyn einer urſprünglichen Offenbarung in der älteſten Zeit, die Ausbreitung des Chriſtenthums, als der Anfang und die Kraft eines neuen Lebens, in der ſittlichen Welt, und der Vorrang der jetzigen europäiſchen Geiſtesbildung, mit welchem dieſe den andern Welttheilen, und ſelbſt den meiſten Perioden der Vergangenheit in vieler Hinſicht voranleuchtet, ſind ſolche drey weltgeſchichtliche Facta, oder Cultur-Thatſachen, welche in dieſer Allgemeinheit, als die unbezweifelten hiſtoriſchen Grundlagen für jenen Stufengang in der Entwicklung der Menſchheit gelten können; wo es nur darauf ankommt, eine jede derſelben, einzeln genommen, in ihrem vollen Umfange ganz zu würdigen, beſonders aber ſie in ihrem innern Zuſammenhange vollkommen zu verſtehen, und in dieſem Zuſammenhange des Ganzen richtig zu erklären. Daß den chriſtlichen Staaten und Völkern von Europa, mit dem höhern Licht der reinern Wahrheit, zugleich ein ſolches auch für die Wiſſenſchaft und überhaupt für die geſammte geiſtige Bildung, und das ganze ſittliche Leben, ja auch für die geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe gegeben ſey, das erkennt wohl Jeder; eben ſo ſehr weiß und fühlt auch jeder, daß dieſe vorherrſchende Idee, oder dieſes hiſtoriſche Lebens-Princip in der neuern Zeit noch ganz in dem Kampfe ſeiner innern Entwicklung begriffen iſt; und dieſer innre Entwicklungskampf wird und muß eben vorzüglich der Gegenſtand der geſchichtlichen Betrachtung ſeyn in dieſem letzten Theile des Ganzen.

Eben ſo einleuchtend, und unverkennbar iſt es in der zweyten Welt-Periode, zu welcher ich jetzt übergehe, wie bey jeder der in ihr weltherrſchend gewordnen Nationen, eine höhere geiſtige oder ſittliche Kraft ſichtbar hervortritt. Eine ſolche lag allerdings ſchon in dem tiefen und ſtarken Naturgefühl, welches in dem altväterlichen Gottesglauben, und in den reingebildeten Sitten der alten Perſer ſich kund giebt, und woran ſich dann eine edle Begeiſterung des kriegeriſchen Ruhms und der Vaterlandsliebe ſo leicht anſchließen konnte. Die Kraft des erfinderiſchen Genies in den Wiſſenſchaften, und in der Kunſt des Schönen wird niemand den Griechen abſprechen, oder ihnen den Vorrang darin ſo leicht ſtreitig machen können; ſo wie die Römer hinwiederum in der Charakterſtärke, und der moraliſchen Kraft des Willens, in dem gegenſeitigen Kampf der Völker und des Staats, den andern vorantreten. Es wird hier nur die Frage ſeyn können, ob dieſe höhere Natur- Geiſtes- und Charakter-Kraft, welche dieſen weltherrſchenden Nationen verliehen war, auch immer gut angewendet worden; ob ſie auch, wenn gleich eine höhere, überall ſchon eine wahrhaft göttliche geweſen, oder was ihr vielleicht noch Irdiſches, Hemmendes, Zerſtörendes, beygemiſcht war; und ob dieſe in ihrer Art allerdings große und bewunderungswürdige Kraft an ſich ſchon hinreichend geweſen ſey, um das herabgeſunkne Menſchengeſchlecht wieder ſittlich und geiſtig aufzurichten; oder ob es dazu noch einer andern, viel reinern und höhern Kraft bedurfte. Für die Entwicklung und Darſtellung der älteſten, jetzt zum Schluß gebrachten Welt-Periode, würde ich glauben, der darin liegenden Aufgabe ein Genüge geleiſtet zu haben, wenn es mir gelungen iſt, in dieſem kurzen hiſtoriſchen Umriß, einerſeits die Ueberzeugung von dem Vorhandenſeyn einer urſprünglichen Wahrheit im Menſchen und im Menſchengeſchlecht, von einem Urworte der älteſten Offenbarung zu begründen, von welchem in der heiligen Ueberlieferung aller Völker jener erſten Zeit noch überall die deutlichſten Hinweiſungen, und zerſtreuten Spuren, als eben ſo viele einzelne perſiſchen König ſeine Zuflucht nehmen, wo er Schutz und gute Aufnahme fand. Dem weiſeſten Athenienſer, dem Lehrer des Plato, der ſich auch als Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes immer redlich und tapfer erwieſen hatte, ward der Giftbecher zum Lohn. Ein ſolcher Haß aber gegen die Könige, und gegen das Königthum ſelbſt, wie gleich von Anfang an in dem alten Rom, wird im alten Athen, und in den andern griechiſchen Republiken dieſer früheſten Zeit wohl nirgends gefunden. Beſtand ja doch in dem ſpartaniſchen Staat, mitten in der republikaniſchen Verfaſſung, die königliche Macht und Würde bis auf die letzten Zeilen ununterbrochen fort; während in Macedonien ein neues Königthum heranwuchs, welches erſt eine Schutzherrſchaft über alle die andern Staaten, und zuletzt ein deſpotiſches Uebergewicht über ganz Griechenland zu behaupten wußte, und an ſich riß. Selbſt da, wo die Verfaſſung mehr demokratiſch war, d. h. nicht auf dem erblichen Adel und Grundbeſitz, ſondern zugleich und vorzüglich auf dem beweglichen Vermögen, dem Handel und Gewerbe beruhend, müſſen wir uns nicht jene arithmetiſche Freyheit und Gleichheit denken, und ſie hier ganz ſo zu finden glauben, wie in unſern neuern, z. B. in dem nordamerikaniſchen Freyſtaaten. Die Zahl der eigentlich freyen, wahlfähigen und wählenden Bürger war überaus klein im Verhältniß zu dem Ganzen; der bey weitem größere Theil war es nicht, und eine Menge von gekauften Sklaven wurde zu den Arbeiten in den Fabriken, oder zum Anbau des Landes verwendet, beſonders in den Handelsſtaaten; und dieſe allgemein herrſchende Sitte, und harte Sklavenbedrückung bildet eine ſehr üble, unſerm Ideal gar nicht entſprechende, an ſich auch für die Menſchheit ſehr herabwürdigende Kehrſeite in den alten Republiken. In den mehr ariſtokratiſch eingerichteten Binnenländern, bildeten eine andre Art und Form des Sklavenzuſtandes, die von dem früher überwundnem Volke zurück gebliebenen Landbewohner, wie die Heloten in Sparta, die Peneſten in Theſſalien, welche von dem ſiegreichen Stamm, in dem neu darauf gegründeten Staat, nun in den Stand, nicht bloß von hörigen Unterthanen, wie wir es nennen würden, oder auch von Leibeignen, ſondern von eigentlichen Sklaven herabgeſtoßen waren, und mehrentheils mit großer Härte behandelt wurden. Dieſen einen Umſtand abgerechnet, war ſonſt die in den alten griechiſchen Republiken mehrentheils herrſchende Ariſtokratie, eine im Ganzen genommene ziemlich geordnete, und durch manche Nebenumſtände ſehr gemilderte, in einzelnen Fällen auch hoch veredelte. Die altväterlichen Gebräuche und Sitten, die Kleinheit der Staaten ſelbſt milderte ſie; durch eine weiſe Geſetzgebung wie die Soloniſche, und andre dieſer ähnliche, ward ſie zugleich befeſtigt und ſchonend geordnet; veredelt aber durch die republikaniſchen Tugenden und den perſönlichen Charakter in der erſten, beſſern Zeit einer noch nicht ganz entarteten Sitteneinfalt. In den meiſten Staaten gewannen Handel und Gewerbe ohnehin auch zunehmend an Einfluß und Gewicht, und es konnte keine ganz ſchroffe Erb-Ariſtokratie ausſchließend ſich bilden, oder in dieſer Schroffheit lange beſtehen. Selbſt die prieſterlichen Inſtitute, da hier an das herrſchende Uebergewicht einer erblichen Prieſterkaſte wie in Aegypten nicht zu denken, und wenigſtens dieſe politiſche Gefahr in Griechenland nicht vorhanden war, konnten, als die altväterlichen

Sitten, Gebräuche und Rechte aufrecht erhaltend, ſo wie ſie auch wieder aus dieſen hervorgingen, nur einen mildernden Einfluß ausüben, inſofern ſie wenigſtens einer bloß eigennützigen Ariſtokratie das Gegengewicht hielten; oder der demagogiſchen Uebermacht manchmal noch einen letzten Damm entgegen ſetzten. Beſonders übten auch die Myſterien, wo nicht immer wie Anfangs beſſere Sitte, ſo doch ernſtere Lehre, und eine mehr geiſtige Weltanſicht verbreitend, einen mildernden, und nebſt den olympiſchen und iſthmiſchen Spielen, für das Ganze ſehr wohlthätigen Einfluß aus, und wirkten in der ſonſt ſo vielfach getheilten, und in ſich zwieſpaltigen Nation der Hellenen als eine zuſammenhaltende Kraft. Ja durch dieſe in der feſtlichen Poeſie verherrlichten Volksſpiele des gymnaſtiſchen Lebens, wurde die ſonſt nur ſo loſe zuſammenhängende Nation noch am meiſten vereinigt, und in manchen gefahrvollen Zeitpunkten durch das Orakel zu Delphi aufgerichtet und zuſammengehalten. Denn wenigſtens waren die politiſchen Sibyllenſprüche deſſelben, inſofern keine falſche Orakel, daß ſie in ſolchen höchſten Momenten der Gefahr, meiſtens keinen andern Rath ertheilten, als einen durchaus patriotiſch muthvollen, verſtändig weiſen, auf ſtarke Eintracht hinweiſenden. So wie nun die Wohnorte und Anſiedelungen, die Lebensweiſe und Gewerbe, die Sittenverfaſſung und Staatseinrichtungen der griechiſchen Stämme und Völker ſchon urſprünglich ſehr mannichfaltig, und von einander abweichend waren; ſo ſind auch die erſten Bildungs-Anfänge derſelben ſehr verſchiedenartig geweſen. Der Phenicier Kadmus brachte der Sage zufolge die Buchſtabenſchrift, und mit ihr gewiß noch vieles andre in die

Thebaiſche Stadt; der Aegypter Kekrops legte den Grund zu der älteſten Sittenbildung und Verfaſſungsordnung von Athen; der Thracier Orpheus, obwohl ſeine Lehre mehr der Aegyptiſchen übereinſtimmend gefunden ward, ſtiftete die ſo weit verbreiteten Myſterien ſeines Namens, und ſuchte im Geſange die Schrecken der Unterwelt zu mildern, und die Macht der Finſterniß zu bewältigen. Sehr viele andere Namen ließen ſich dieſen eben erwähnten hinzufügen; unter dieſen auch manche, die nicht, wie ſonſt wohl freylich das meiſte, aus Phönicien oder Aegypten herzuleiten ſind, ſondern ſo wohl ſie ſelbſt, als die mitgebrachte Lehre, oder heilige Sitte, ganz beſtimmt mehr aus dem Norden; und wenn auch nur von Aſiaten an der nördlichen Seite des Kaukaſus, ſo waren doch auch dieſe mit andern höher gegen Norden, weiter gegen Weſten wohnenden Völkern nah verwandt. Auf dieſe neben den andern durchaus nicht zu überſehende nordiſche Grundſchicht in dem erſten Anfang und der älteſten Geſchichte der Griechen, haben die tieferen Forſchungen mancher neuern Gelehrten wiederhohlt und übereinſtimmend aus ſo vielen Zeugniſſen der Alten hingewieſen, daß dieſe früher oft vernachläſſigte Seite des Ganzen durchaus nicht mehr unbeachtet bleiben kann. Auch die Herkunft der Griechen iſt in ihrem erſten Urſprunge eine ganz verſchiedenartige geweſen; und es laſſen ſich in den griechiſchen Ländern nebſt den eigentlichen Hellenen wo nicht mehrere, ſo doch deutlich noch zwey andre von jenen durchaus verſchiedne Hauptvölker, die aber dann ſpäter ganz oder doch Theilweiſe mit jenen vermiſcht wurden, unterſcheiden: die Thracier, in den nördlichen, oder den dorthin zunächſt angränzenden

Ländern, welche wohl am meiſten ein eigentlich nordiſcher Volksſtamm waren, den Herodot als den zahlreichſten auf der Erde nebſt dem indiſchen betrachtete; vielleicht von dem gleichen Stamme, wie andre bis an die Donau oder auch im Norden derſelben wohnende Völker; und dann die Pelasger, das eigentliche Urvolk von Griechenland, von denen jene gigantiſche Mauern und Bauwerke beſondrer Art, welche in Italien Cyklopiſche genannt werden, in Griechenland die Pelasgiſchen heißen, wie deren noch einige vorhanden ſind, deren außerdem aber beſonders im Peloponnes weit mehrere von den Alten erwähnt werden. Dieſe Urvölker oder Urbewohner kommen in vielen Ländern faſt unter denſelben, oder doch ſehr ähnlichen Charakterzügen vor; dahin gehören Bauwerke der erwähnten Art, einige Metallkunde, rohe gottesdienſtliche Gebräuche, aber ohne eine Götter-Sage, die erſt ſpätern Urſprungs iſt, ja ohne eigentliche abgeſonderte Götternamen; dann Menſchenopfer, und wenn auch nicht eine völlig rohe Wildheit, doch ein ſehr rauher Sitten-Charakter, und eine immerwährende Unruhe und Neigung zum Herumwandern. Als der Ahnherr der eigentlichen Hellenen iſt allein Deukalion zu betrachten, von welchem alle die edelſten Helden- und Königsgeſchlechter ihren Stamm, ſo wie auch die ſpätern griechiſchen Völkerſtämme, die Aeolier, Jonier, Dorier, von ſeinen Söhnen ihre Namen herleiten. Dieſes war, der ganzen Hinweiſung nach, ein kaukaſiſcher Stamm von Aſiaten, aus indiſcher, oder mit dieſer verwandten Abkunft. Nachdem dieſe Hellenen, Aeolier, Dorier, nun Theſſalien, die umliegenden Länder und den Peloponnes in Beſitz genommen, und ſich dort angeſiedelt hatten, wurden die Pelasger überall verdrängt oder unterdrückt und traten in den Hintergrund zurück. Aber gewiß ſind ſie nicht ganz ausgerottet, noch auch in der ganzen vollen Anzahl ſämmtlich ausgewandert: ſondern es haben ſich unſtreitig die neuen und die alten Völkerſtämme in mannichfacher Weiſe mit einander vermiſcht, da ohnehin die Verbindung durch Heirathen hier nirgends, wie etwa nach einer indiſchen oder ägyptiſchen Kaſten-Einrichtung verbothen, oder ſtreng ausgeſchloſſen war, und ſind beyde Völker allmählig zu Einem Stamm und zu einer Nation erwachſen, wie es gerade die Umſtände oder die beſondre Lage, in dem einen Lande ſo, oder in dem andern wieder anders gefügt haben. Und ſo läßt es ſich denn wohl erklären, wie Herodot z. B. den Joniern vorzüglich viel Pelasgiſches beylegen kann, als ob ſie gleichſam nur unter dieſem neuen Namen im Weſentlichen noch die alten Pelasger wären, oder doch mehr mit dieſen vermiſcht, und von nicht ſo rein helleniſchem Stamm wie die Dorier; da ſonſt die Pelasger und Hellenen urſprünglich als zwey ganz verſchiedne Völker genannt und charakteriſirt werden. Auch mit dem thraciſchen Stamm, wenn gleich dieſer noch viel ſpäter auch als ein eigner für ſich beſtehend fortdauerte, hat unſtreitig manche Vermiſchung der angränzenden, oder mit ihnen beyſammen und unter einander lebenden helleniſchen Völker Statt gefunden. Sehr roh in ihren Begriffen und rauh in den Sitten, waren die älteſten Bewohner von Griechenland überhaupt, bis mit jenem edlern Stamm der Deukalionen, den Söhnen des Prometheus, dort vom Kaukaſus her, auch die andern Anfangspunkte einer höhern Bildung, die phöniciſchen, oder ägyptiſchen, oder auch andern aſiatiſchen Urſprungs ſind, wirkſam wurden, und dem ganzen Volke, und ſelbſt dem Lande allmählig eine andre Geſtaltung gaben. Denn auch das ſpäterhin ſo ſchöne, und von der Natur reich ausgeſtattete, und herrlich geſchmückte Land, ehe es ganz angebaut, und urbar gemacht, und die Macht der tobenden Elemente darin gebrochen, und mehr bewältigt war, lag Anfangs in einem Zuſtande von Wildniß, und iſt der Schauplatz mancher gewaltſamen Natur-Kataſtrophen geweſen, die am natürlichſten wohl, noch als eine partielle Nachwirkung, nach dem kleinern Maaßſtabe in den einzelnen Ländern, aus jener Epoche des auf dem ganzen Erdball einſt vorherrſchend geweſenen Waſſer-Elements, und der verheerenden Fluthen der ältern Zeit zu betrachten ſind. Noch war hier eine dunkle alte Kunde vorhanden, von einem ehemaligen feſten Lande Lektonien, welches einen Theil des nachherigen griechiſchen Meers eingenommen habe, und von welchem die Inſeln deſſelben jetzt allein noch übrig geblieben, das andre aber zuſammengeſtürzt, und eingeſunken ſey; zu der Zeit als das ſchwarze Meer, welches früher mit dem kaspiſchen Meere zuſammen hing bey dem Bosphorus durchgedrungen, und ſeine Wogen in das mittelländiſche Meer ſtürzend, nun mit in dieſes ergoſſen habe. Ganz Theſſalien war in dieſer Urzeit ein großer See, bis in einer ähnlichen Natur-Kataſtrophe der Peneus ſich durch die Felſen einen Ausfluß in das Meer durchbrach. Der See Kopais in Beotien, ergoß austretend ſeine Fluthen weit über die Thalgegenden umher, zur Zeit des Ogyges und ſo blieb denn auch ſpäterhin für jene Epoche der noch herrſchen-

Fülle jedes Einzelnen iſt unerſchöpflich, und kein Abbild kann jemahls in ſein Urbild übergehen. Daß das Gute oder dasjenige, was ſchlechthin ſeyn ſoll, der reine Gegenſtand des freyen Triebes; das reine geiſtige Ich, nicht als Gedanken-Vermögen, ſondern als Lebens-Gebot; die Gattung, deren Arten Erkenntniß, Sittlichkeit und Schönheit ſind; das Ganze, deſſen Beſtandtheile Vielheit, Einheit und Allheit bilden; in der Wirklichkeit nur beſchränkt vorhanden ſeyn kann, darf ich als von ſelbſt einleuchtend vorausſetzen. Denn der zuſammengeſetzte Menſch kann im gemiſchten Leben ſich ſeiner reinen Natur nur ins Unendliche nähern, ohne ſie je völlig zu erreichen. Dieſe Grundſätze und Begriffe von der unwandelbaren, ewigen Allheit, von der harmoniſch geordneten Einheit, und von der unendlichen Lebensfülle, als eben ſo vielen Elementen und organiſchen Beſtandtheilen alles Guten, Göttlichen und Schönen, erlauben wir uns hier, des Zuſammenhanges wegen, in Anwendung zu ſetzen; da in der Folge noch öftere Gelegenheit zur weitern Erörterung ſich darbieten wird.

Alle dieſe Beſtandtheile des Schönen nun, der ſinnliche Reiz, der äußre Schein, das innre, weſentliche, geiſtig Gute, ſind alſo einer gränzenloſen Vervollkommnung fähig. Für die gegenſeitigen Verhältniſſe dieſer Beſtandtheile aber giebt es unwandelbare Geſetze. Das Sinnliche ſoll nur Mittel des Schönen, nicht Zweck der Kunſt ſeyn. Hat aber die noch unverdorbne Sinnlichkeit in einer früheren Stufe der Bildung das Uebergewicht, ſo wird Fülle der Zweck des Dichters ſeyn. Es darf der Selbſtthätigkeit eigentlich nicht zum Vorwurf gereichen, daß ſie ſich allden Urfluthen die Ogygiſche Sage und Vorzeit der bezeichnende Namen.

Späterhin als der Zuſtand der griechiſchen Nation mehr entwickelt war, recht in der vollen Blüthenzeit ihrer Macht, und Geiſtesbildung, ſtanden die beyden Hauptſtämme derſelben, die Jonier und Dorier, in Sitten und Kunſt, in der Verfaſſung und Denkart, und ſelbſt in der Philoſophie recht entſchieden feindlich gegen einander; Athen an der Spitze des einen joniſchen Stammes, Sparta als das Oberhaupt des andern doriſchen Staatenbundes; und trug dieſer innere Staatenzwieſpalt nicht wenig bey zu dem völligen Ruin von Griechenland, und um die ohnehin alles mit ſich fortreißende innere und äußere Anarchie, in dem ganzen griechiſchen Volke zu vollenden. — Nachdem wir nun hier ein Gebiet betreten, wo alle äußern Begebenheiten, durch die claſſiſchen Geſchichtſchreiber, durch ſo viele andre aus dieſem Quell geſchöpften, oder doch ihrem erhabenen Vorbilde nachgearbeiteten Werke hinreichend, und zum Theil unübertrefflich ſchön dargeſtellt ſind; ſo hieße es nur das allgemein Bekannte unnützer Weiſe wiederhohlen, wenn ich hier eigentlich hiſtoriſch erzählend darſtellen und entwickeln wollte, wie nach einigen minder bedeutenden innern Stammfehden und kleineren Völkerzwiſtigkeiten, der helleniſche Ruhm ſich in dem Widerſtande gegen die perſiſche Uebermacht, auf das glänzendſte bewährt habe; wie bald darauf Griechenland ſeine beſte innre Kraft in dem großen peloponneſiſchen Bürgerkriege zwiſchen Athen und Sparta, ganz verzehrt, und um den eitlen Ruhm der ſogenannten Hegemonie, oder des vorherrſchenden Ranges und Uebergewichts in dem ganzen griechiſo mehr zum Kriegsdienſte geeignet, und in der geübten Stärke und Ausdauer in allen Beſchwerden, übertraf das römiſche Fußvolk beſonders, mit den ſtarken Maſſen ſeiner Legion, auf die Länge alle, die ſich daran verſucht haben. Es war der römiſche Staat von ſeinem Urſprunge an und nach ſeiner erſten Geſtalt überhaupt im Ganzen nichts andres als eine wohl organiſirte Kriegsſchule und permanente Eroberungsanſtalt. Bey andern Völkern, wie bey den Perſern oder den Griechen, war die kriegeriſche Ruhmbegier oder Eroberungsluſt, mehrentheils nur eine durch beſondre Veranlaſſung und irgend ein großes Motiv hervorgerufene Begeiſterung, ein plötzlicher Einfall und Gedanke des Augenblickes. Bey den Römern iſt grade zu Anfange die planmäßige Langſamkeit in dieſem progreſſiven Streben, die conſequente Ausdauer, die nie raſtende Thätigkeit und wachſame Benutzung jeder vortheilhaften Gelegenheit in dieſer Hinſicht auffallend und erklärt ſich daher ihr großes Gelingen in der Folgezeit. Den unerſchütterlichen Muth im Unglück, der die Römer immer am meiſten charakteriſirt hat, bewährten ſie auch ſchon in jener erſten Periode bey der Eroberung der Stadt durch die Gallier; obwohl dieſe Gefahr oder das Unglück, wie das Volk ſelbſt, nur vorüberziehend war. Ueberhaupt aber entwickelten die Römer nie eine größere Kraft, als wenn ſie beſiegt waren, oder wenn ſie auf einen unerwarteten Widerſtand trafen. In einem äußerſten Nothfalle fanden ſich Heerführer wie der Conſul Decius Mus, welche ſich mit einer auserleſenen Schaar, unter Anrufung der vaterländiſchen Götter, dem Tode weihten, und in das überlegne feindliche Heer ſtürzten, wo jene zwar als Opfer fielen, ſtatt der gedrohten

Niederlage nun aber leicht ein herrlicher Sieg an die Stelle trat. Mit dieſem Charakter, dieſer conſequenten Ausdauer und Beharrlichkeit im Unglück, bey einem ſo eingerichteten Staat iſt denn wohl begreiflich, wie ſie durch ununterbrochene kriegeriſche Thätigkeit in einem nicht ſehr langen Zeitraume, alle andren italiſchen Völkerſchaften und Staaten rund um ſich her beſiegen und ſich unterwerfen konnten. So wurden ſie Herren des ihnen ſtammverwandten lateiniſchen Völkerbundes, der rauhen Sabiner, dann nach jahrelanger hartnäckiger Belagerung der tuſkiſchen Stadt Veji, Meiſter des hetruriſchen Staatenvereins, Herren des ſchönen Campaniens, Sieger über die kriegeriſchen Samniter auf dem apenniniſchen Gebirge und an der adriatiſchen Seeküſte. Jetzt warfen ſie ihre Blicke auf die reichen Provinzen des griechiſchen Unter-Italiens. In dem Kriege gegen Tarent, deren Bundesgenoſſe der König Pyrrhus von Epirus war, kamen ſie zum erſtenmale mit den außeritaliſchen größeren griechiſchen Mächten in Berührung, und hatten hier den ungewohnten Anblick in dem feindlichen Heere auch nach aſiatiſcher Weiſe Kriegs-Elephanten ſich gegen über zu ſehen. Nach dem Verluſte der erſten Schlachten ſiegreich auch hier, eroberten ſie nun ganz Apulien und Calabrien. Ein jeder Fortſchritt in der Eroberung zog wieder neue Verwicklungen, Anlaß und Stoff zu neuen Kriegen nach ſich. Syrakus, eine Zeitlang von Tyrannen beherrſcht, ſchloß ſich nach dem Abzuge des Pyrrhus an die Karthager, welche halb Sicilien beherrſchten, zum Schutz gegen die Römer, welche Bundsgenoſſen ihrer Feinde, einer andern Parthey in Sicilien, waren. Dieß veranlaßte den Erſten puniſchen Krieg mit jener das Meer beherrſchenden Republik.

Mit dieſem Kriege gegen den Pyrrhus und gegen Karthago traten die Römer, welche bis dahin nur in dem abgeſonderten Kreis der kleineren italiſchen Völker eingeſchloſſen waren, zuerſt auf den größeren Schauplatz der damahligen Weltgeſchichte ein. Es bildeten in dieſem zunächſt auf Alexander den Großen folgenden Zeitalter, die verſchiedenen macedoniſchen und andern ſonſt irgend bedeutenden griechiſchen Mächte, nebſt Aegypten und Karthago ein in vielfacher Berührung ſtehendes Staatenſyſtem, in einer Hinſicht nicht ganz unähnlich dem des neuern Europa zu Ende des 17ten und während der größeren Hälfte des 18ten Jahrhunderts herrſchend geweſenen. Denn auch dort ſuchte man ſich nach einer Idee von Gleichgewicht und Gegengewicht durch Allianzen zu ſtärken, und eine drohende Uebermacht in Schranken zu halten, ohne darum das Streben nach eigner Vergrößerung ganz aus den Augen zu verliehren. Daß bey dem ſchwankenden Zuſtande, der innern Zerrüttung der andern Staaten, bey der friſchen Jugendſtärke, der ausdauernden Conſequenz, der Beharrlichkeit des römiſchen Charakters, dieſes Staatenſpiel des Gleichgewichts im hin und her wechſelnden Kampf, nur mit einem vollkommnen Siege und entſchiednem Uebergewicht der Römer endigen konnte; war leicht vorzuſehen und der Natur der Sache gemäß. Nach dem Erſten puniſchen Kriege fügten ſie der Eroberung von Sicilien, nun auch Sardinien und Corſika hinzu; und unterwarfen ſich dann auch die in Nord-Italien dieſſeits der Alpen wohnhaften Gallier. Nachdem vollends Hannibal, der furchtbarſte Römer Feind, welchen die Republik je gehabt und der ihren Charakter und die der Welt von ihnen drohende Gefahr wohl am tiefſten erkannt hat, nach ſo vielen in Italien ſelbſt gegen ſie gewonnenen großen Schlachten, ſo lange Jahre hindurch in dem Zweyten puniſchen Kriege, ſie wohl zu erſchüttern, aber nicht zu beugen vermochte; da konnte man die große politiſche Weltfrage aller civiliſirten Völker der damahligen Zeit als entſchieden anſehen, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß dieſe mit Recht die Starke genannte Stadt, ſchon vor Alters das Idol ihrer Alles für dieſen Zweck gering achtenden Söhne, die Welt beſiegen und ein Reich begründen würde, wie noch keines von den frühern Welteroberern geſtiftete geweſen war. Der Zweyte puniſche Krieg endete unter dem ältern Scipio, vor den Mauern von Karthago, ſo gut als mit der Vernichtung der ſonſtigen Nebenbuhlerin, wenigſtens als politiſche Macht. Die Könige und Mächte, welche ſich, während es noch Zeit war, mit ſtandhafter Kraft gegen den gemeinſamen Feind hätten feſt verbünden ſollen, fielen nun einzeln unter dem Schwerdt der Sieger und unter das Joch der Eroberung. Doch bey den nächſten weitern Fortſchritten ihrer Triumphe, wußten die Sieger noch einen gewiſſen edlen Charakter oder doch Anſtrich und wenigſtens den äußern Schein der Großmuth vor der erſchrockenen und ſie anſtaunenden Welt zu behaupten, wie z. B. als ſie nach der Beſiegung des macedoniſchen Königs Philippus das bethörte Griechenland für frey erklärten; oder als der große Antiochus, deſſen Uebermuth ſelbſt manche beleidigt hatte, und deſſen Sturz alſo auch viele erfreute, Klein-Aſien bis an den Taurus abtreten mußte, und die Sieger dann von den eroberten Provinzen oder Königreichen an die mit ihnen verbündeten Könige verſchenkten und noch durchaus nicht ſcheinen wollten, als wenn ſie alles nur für ſich zu erobern und zu behalten im Sinne hatten. Denn noch wäre es zu früh geweſen, wenn alle die Länder und Völker, welche noch nicht unterjocht waren, mit einemmale ſchon damahls erfahren hätten, daß ſie alle ohne Unterſchied, eines nach dem andern, mit nächſtem Provinzen der Einen Weltherrſchenden Roma werden ſollten. So hatten ſie nun alſo, über Griechenland hinausſchreitend, auch in Aſien feſten Fuß gefaßt, wo dieſem erſten Schritt bald genug noch andre und weitere nachfolgen mußten. Man hat in der Geſchichte wohl den entſcheidenden Moment bemerkt, wo Caeſar, einen Augenblick ſinnend und zaudernd, den Rubico überſchritt; aber man möchte nur weiter fragen, wann hat denn Rom ſelbſt ſeinen Rubico überſchritten, wo iſt die hiſtoriſche Scheidewand geweſen, oder die letzte Gränzlinie des Uebermuthes, nach deren Ueberſchreitung kein Zurücktreten und kein Aufenthalt mehr möglich, ſondern wo nun, nachdem alles rechte und gerechte und irgend menſchliche Maaß und Ziel aus den Augen verlohren war, das vergötterte Rom im vollendeten heidniſchem Uebermuthe mit beſchleunigtem Laufe der Zerſtörung, von einem Weltverbrechen zum andern, immer tiefer in den Abgrund des endloſen, innern und äußern Blutvergießens, aus der Mitte ſeiner Triumphe rettungslos hinunterſtürzen mußte, bis zum Caligula und Nero herab? — Man könnte als ein erſtes ſolches Merkzeichen des immer höher ſteigenden, zweckloſen Uebermuthes, den Umſtand und Moment charakteriſiren, wo der letzte König von Macedonien, nicht mehr als anderhalb Jahrhunderte nach dem Tode Alexander des Großen, gefangen und gefeſſelt im Triumphe, zur Augenweide der römiſchen Volksmenge, in die Stadt der Sieger eingeführt wurde. Es lag in dem Gange der höhern Weltfügung in dieſer mittleren oder zweyten Periode der Völkergeſchichte, daß einer jeden erobernden Nation oder Macht, durch eine andre, ſpäter aus dem Dunkel herauftretende und noch ſchlechtere, ihr volles Recht wiederfahren mußte, und dieſe zum Werkzeuge der Vertilgung oder der Unterjochung an ihr auserſehen wurde. — Noch weit entſcheidender aber, als jener charakteriſtiſche Zug in der römiſchen Eroberungsgeſchichte, war in dieſer Hinſicht die grauſame Zerſtörung von Karthago, in dem ganz willkührlich und zwecklos begonnenen Dritten puniſchen Kriege. Es war hier gar kein anderer Widerſtand mehr zu erwarten, als die Gegenwehr der Verzweiflung, welche auch in vollem Maaße Statt fand. Siebzehn Tage brannte die Stadt, und auf ſieben hunderttauſend Seelen rechnete man ihre Bevölkerung, welche eigentlich ganz ausgerottet ward, bis auf die in die Sklaverey verkauften Weiber und Kinder; ſo daß dieſe Schreckens-Scene ſchon als ein früheres Seitenſtück oder Vorſpiel gelten kann, zu der in der ſpätern Römerzeit erfolgten Zerſtörung von Jeruſalem. Die milderen und weiſeren Scipionen waren eigentlich nicht für dieſen Zerſtörungskrieg geweſen, und hatten dem eigenſinnigen Haß des ältern Cato zu widerſtehen geſucht; gleichwohl war ein Scipio hier der Heerführer und letzte Sieger bey dem Brande und über der Aſche von Karthago. Und dieſer war noch als ein Mann von mildem Charakter und edlem Gemüth allgemein geachtet und hoch geprieſen; er war es auch im Privatleben und ſeinen ſonſtigen Lebensverhältniſſen nach. Aber freylich iſt ein ſolcher Ruhm, nach außen wenigſtens, immer nur im römiſchen Verſtande zu nehmen, wo ihnen allen, neben Rom und Rom gegenüber, das ganze übrige

Menſchengeſchlecht und das Leben der Völker eben für nichts galt; auch ſtand es nicht eigentlich in der Macht des Feldherren, die Grauſamkeit in der einmal angenommenen Kriegsmethode zu ändern. Die erſte große Reaction der nun zu ſpät erwachten Völker ging von Griechenland aus, in dem Kriege des achäiſchen Bundes. Er endigte wie alle früheren; Korinth wurde verbrannt, und nun hier auch eine zahlloſe Menge der edelſten und herrlichſten Kunſtwerke einer ſchöneren Vorzeit mit zerſtört. Unter den noch in freyer Naturverfaſſung lebenden Völkern im Norden und Weſten, die nun auch immer mehr in den Umkreis der römiſchen Eroberung hereingezogen wurden, zeichneten ſich die Spanier durch eine beſondere Hartnäckigkeit des Widerſtandes aus. Numantia konnte Scipio nicht erobern; das Volk, welches ſeine Freyheit hinter dieſer Bruſtwehr vertheidigte, zündete die Stadt an, und ihre noch übrigen Vertheidiger gaben ſich ſelbſt den Tod. Nur wenige rieſenhaft große Geſtalten der tapfern Luſitanier konnten in dem über ſie gehaltenen Triumphe mit aufgeführt werden. Nun fingen auch die Bürgerkriege an; zuerſt unter Tiberius Gracchus, dem damahligen Haupte der Volks-Parthey in Rom. Die vollſtändige hiſtoriſche Rechtfertigung irgend eines der damahligen römiſchen Parthey-Charaktere zu übernehmen, dürfte wohl nicht möglich oder nicht leicht ausführbar ſeyn; indeſſen darf man von dieſem älteren Gracchus wohl mit Recht annehmen und kann ganz entſchieden ſagen, er war der beſte Mann von ſeiner Parthey, ſo wie für die Scipionen daſſelbe gilt von Seite der andern Parthey der Patricier. Der Vorſchlag des Gracchus ging dahin, daß das Bürgerrecht auf ganz Italien ausgedehnt werden ſollte. Daß nun eine ſolche oder eine dem ähnliche Aenderung Statt finden mußte, wie es auch ſpäterhin geſchehen iſt, lag in der Natur der Sache; denn ſchon jetzt war das Mißverhältniß nach ſo vielen eroberten Provinzen, zwiſchen der Einen Weltherrſchenden Stadt und der von ihr beherrſchten Welt und allen dieſen unterworfenen Ländern zu groß, als daß es lange hätte ſo bleiben können. Der bald nachher erfolgte bewaffnete Aufſtand aller italiſchen Völker beweiſt zur Genüge, wie nothwendig und zweckmäßig gedacht dieſe Maßregel geweſen war. Allein der Stolz der herrſchenden Patricier wurde dadurch aufs äußerſte beleidigt; man betrachtete es als einen Verſuch zum Umſturz der alten Verfaſſung, welcher dem Tiberius Gracchus in dem dagegen erfolgten Aufſtande das Leben koſtete. Bald aber, und vorzüglich von dieſer Zeit an, waren oder wurden wenigſtens unverkennbar die Grundſätze, um die man ſich ſcheinbar ſtritt, von beyden Seiten nur ein leerer Vorwand; ſowohl das Recht und die Aufrechterhaltung der alten Verfaſſung von der einen, als die billigen Anſprüche des Volks und die nothwendigen Erforderniſſe der ſo ganz veränderten Zeitumſtände, von der andern Seite. Es war von nun an ein unverhohlner Kampf der Herrſchſucht zwiſchen einigen wenigen Parthey-Häuptern und ihrem Anhange, in dieſer furchtbaren Oligarchie des Bürgerkrieges. Bey den, durch den zweyten, jüngeren Cajus Gracchus veranlaßten Unruhen, die ganz denſelben Anlaß und Zweck hatten, wie die früheren, nur immer leidenſchaftlicher geſteigert und verbrecheriſcher ausgeführt, war das Blutvergießen ſchon viel größer; und von der andern Seite fiel auch der edle Scipio, der Held des dritten puniſchen Krieges, jetzt durch Meuchel-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

mählig entwickeln muß, und nur unter der Vormundſchaft der Natur die Stufe ſelbſtſtändiger Selbſtbeſtimmung erreichen kann. Durch die Sinnlichkeit eines Homerus wird das Geſetz nicht übertreten, ſondern das Geſetz einer ſpätern Vernunftſtufe iſt eigentlich für ihn, als Sohn der Natur, noch gar nicht vorhanden. Iſt die Kunſt aber ſchon geſetzmäßig geweſen, und hört auf es ferner zu ſeyn, ſo herrſcht dann auch wieder die Fülle, aber nun auf eine ganz andre Weiſe; es iſt nicht mehr die unverdorbne Sinnlichkeit, ſondern üppige Ausſchweifung und geſetzloſe Schwelgerey. Jene drey Beſtandtheile der Schönheit, Mannichfaltigkeit, Einheit und Allheit, ſind nichts andres, als eben ſo viele Arten, wie der reine Menſch in der Welt zum wirklichen Daſeyn gelangen kann, verſchiedene Berührungspunkte des Gemüths und der Natur. Einzeln betrachtet, haben ſie alle drey gleichen Werth; eine wie die andre nehmlich hat unbedingten, unendlichen Werth. Auch die Fülle iſt heilig, und darf in der Vereinigung aller Beſtandtheile dem Geſetz der Ordnung nicht anders als frey gehorchen; denn die Mannichfaltigkeit iſt ſchon die erſte Form des Lebens, nicht roher Stoff, mit dem ſie oft verwechſelt wird. Die Geſetzesgleichheit ſoll durch die Ordnung nicht aufgehoben werden, aber doch iſt das Geſetz des Verhältniſſes der vereinigten Beſtandtheile der Schönheit unwandelbar beſtimmt, und nicht die Mannichfaltigkeit, ſondern die Allheit ſoll der erſte beſtimmende Grund und das letzte Ziel jeder vollkommnen Schönheit ſeyn. Das Gemüth ſoll den Stoff und die Leidenſchaft, der Geiſt ſoll den Reiz überwiegen, und nicht umgekehrt der Geiſt gebraucht werden, um das Leben zu wecken und

Philoſophie der Geſchichte.

Zweyter Band.

Zehnte Vorleſung.

Von dem chriſtlichen Grundbegriff und Geſichtspunkte für die Philoſophie der Geſchichte. Hiſtoriſcher Anfang des Chriſtenthums nach den äußern politiſchen Verhältniſſen und Verfall des römiſchen Reichs.

Eine eigentliche Biographie des Heilandes, ganz in der hiſtoriſch erzählenden Form, wie jede andre Begebenheit vorgetragen, würde, wie es mir ſcheint, in der philoſophiſchen Weltgeſchichte nicht an ihrer rechten Stelle ſeyn. Der Gegenſtand iſt entweder zu groß für dieſen Ort, oder in ſeinem erſten Anfange zu unſcheinbar, je nachdem man auf die innere Bedeutung und Wichtigkeit ſieht, oder auf die äußere Erſcheinung in einer bloß hiſtoriſchen Anſicht und Auffaſſung derſelben. Ein denkender, und in ſeiner Art wohldenkender Römer, würde, wenn er aus dem Berichte des Landpflegers, oder der andern dort geweſenen römiſchen Hauptleute, etwas genauere Kunde davon eingezogen hätte, etwa ſo über das ganze Ereigniß gedacht haben: „Es iſt dieſes ein ganz außerordentlicher Mann, von wunderbarer, göttlicher Kraft geweſen;“ — denn dieſes in ſolcher unbeſtimmten Allgemeinheit anzunehmen, fiel einem Heiden, ſo lange er noch die Grundbegriffe und Anſichten ſeiner väterlichen Religion beybehielt, eben nicht ſchwer; — „welcher alſo eine große moraliſche Bewegung in den Gemüthern veranlaßte, auch nach dem zuverläſſigſten Zeugniß, von durchaus reinem Charakter und großer Sittenſtrenge geweſen ſey, und vieles Erhabene über die verborgene Zukunft und Unſterblichkeit der Seele gelehrt habe; dann aber ſey er durch ſeine Feinde angeklagt, und von ſeinem eigenen Volke dem Tode überliefert worden.“ So würde etwa ein Tacitus geurtheilt haben, wenn er genauer, und aus weniger verfälſchten Quellen darüber unterrichtet geweſen wäre. So lange dieſes alles aber in der kleinen dortigen Provinz eingeſchloſſen blieb, würde es dem beſten römiſchen Sinn und Urtheile kaum ein vorübergehendes Bedauern über die hier geſchehene merkwürdige Privat-Ungerechtigkeit erregt haben, im übrigen aber nach ſeinem römiſchen Standpunkte ihm kaum als eine Begebenheit erſchienen ſeyn, die als eine hiſtoriſche, und als ein Ereigniß auf dem großen Schauplatz der Geſchichte und in ſeiner Welt irgend mitzählen könnte. Erſt als das Chriſtenthum eine Kraft in der Welt, und das Princip eines neuen Lebens, und einer von allen vorigen ganz verſchiednen neuen Lebensform geworden war, fing es an, auch im Allgemeinen die Aufmerkſamkeit der Römer, als eine nun hiſtoriſch gewordene Thatſache und Begebenheit, auf ſich zu ziehen. Wie ganz unverſtändlich, ſeltſam und wunderbar ihnen aber dieſe neue Erſcheinung Anfangs, und eine geraume Zeitlang hindurch vorkam, wie verkehrt und widerſinnig ſie dieſelbe beurtheilten und behandelten; davon ſind ſchon oben einige charakteriſtiſche Züge im Einzelnen angeführt worden. Von der andern Seite aber, ſtellt ſich aus dem Standpunkte des Glaubens, und unſerer ſpätern Zeit betrachtet, nach allem, was ſich in der Welt aus jenem ſcheinbar ſo geringen Anfangspunkte entwickelt hat, die Sache ganz anders dar, und ſcheint es vielmehr von dieſer Seite angeſehen, daß die Geheimniſſe und Wunder des Lebens und des Sterbens des Heilandes, ja auch ſelbſt das Ganze ſeiner Lehre, insofern ſie doch auf das innigſte mit jenen andern Wundern und Geheimniſſen verwebt, und ſelbſt das größte Wunder und Geheimniß iſt, ausſchließend der Religion überlaſſen bleiben müſſen, nicht aber in der Geſchichte ſelbſt und in der gewöhnlichen hiſtoriſchen Darſtellungsweiſe derſelben, ihre Stelle finden können, weil ſie über die Sphäre derſelben hinausgehen. Ich werde daher auch dieſe Geheimniſſe als bekannt vorausſetzen, und ohne ſie näher zu berühren, nur die hiſtoriſche Umgebung und äußere Welt-Lage, und die Verhältniſſe zu charakteriſiren verſuchen, unter welchen das Chriſtenthum in die Welt kam, und in die Geſchichte eintrat. Dazu gehören denn auch wohl einzelne aus dem Ganzen hervorgehobene Lehrpunkte, welche dieſes politiſche Verhältniß, ſo wie das hiſtoriſche, auch in Beziehung auf die Zukunft oder Vergangenheit betreffen; nicht aber gehört hiezu, das Ganze der chriſtlichen Lehre, vollſtändig charakteriſirend zu entwickeln und zu beurtheilen, wie etwa irgend ſonſt ein anderes großes und merkwürdiges Syſtem der Philoſophie oder der Lehre; was mir aus dem angeführten Grunde nicht angemeſſen ſcheint. Demnächſt aber werde ich vorzüglich mich auch zu zeigen bemühen, wie ſich dieſe höhere und göttliche Kraft hiſtoriſch wirkſam entwickelt, und wie ſich gleich vom Anfang, und dann immer weiter in der Folgezeit eine ganz neue Welt daraus geſtaltet hat. — Allerdings iſt die philoſophiſche Wiſſenſchaft der Geſchichte auch ein Zweig und weſentlicher Theil von der Erkenntniß der göttlichen und der menſchlichen Dinge, welche beyde ſich in der Auflöſung ſelbſt, und in der entwickelten Behandlung ſelten oder nie ganz trennen laſſen; denn wie wäre es möglich, zu einem richtigen und rechten Verſtändniß der menſchlichen Dinge, in irgend einer Sphäre des Lebens oder der Wiſſenſchaft zu gelangen, ohne in Verbindung mit dem ihnen inwohnenden, oder ſie lenkenden göttlichen Princip und im Verhältniß zu dieſem? Es iſt jedoch auch hier ein gewiſſes Maaß zu halten, und feſt zu beſtimmen, und ſind die Gränzen genau und ſcharf zu ſondern, zwiſchen dem einen und dem andern Gebiet, um nicht den einen Standpunkt mit dem andern zu verwirren. Denn ſo wie es der Religion und ihrer Entwicklung ſehr nachtheilig iſt, wenn dieſelbe allzuſehr oder faſt ganz auf eine bloß hiſtoriſche Unterſuchung und die gelehrte Streitfrage darüber zurückgeführt wird; ſo könnte es auch für die philoſophiſche Geſchichte nur als zweckwidrig erſcheinen, wenn dieſelbe ſich ganz in eine religiöſe Betrachtung auflöſen wollte. Die Philoſophie der Geſchichte kann zwar, und ſoll wohl allerdings das göttliche Princip im Menſchen, oder das dem Menſchen anerſchaffene und eingebohrne göttliche Ebenbild, auch für das Menſchengeſchlecht im Ganzen als das Weſentliche annehmen, und als das Fundament ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung aufſtellen, und die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen und im ganzen Menſchengeſchlecht als das Ziel derſelben und als den eigentlichen Inhalt aller Menſchengeſchichte betrachten. Sie mag alſo, wie ich es bis jetzt verſucht habe, die göttliche Wahrheit in der älteſten Offenbarung, als das urſprüngliche Wort bey den verſchiedenen Völkern der erſten Welt-Periode überall aufzuſuchen und nachzuweiſen ſich bemühen; ſie wird in der mittlern Welt-Epoche an dem entſcheidenden Wendepunkt zwiſchen der alten und der neuen Zeit, in der göttlichen Kraft der wahren Religion allein das Princip finden können, welches aller nachfolgenden hiſtoriſchen Entwicklung zum Grunde dient; und ſie kann die geiſtige Bedeutung und den unterſcheidenden Charakter des dritten und letzten Weltalters nur in dem Lichte finden, welches aus jenem alten Erbtheil der Wahrheit in der göttlichen Offenbarung, und aus dieſer neuen Kraft der Liebe in der Religion des Erlöſers, mit dem Fortgange der Zeiten immer heller und ſtärker hervortritt, und endlich nicht bloß den Staat, und die Wiſſenſchaft, ſondern auch das ganze Leben chriſtlich geſtalten, und neu umwandeln ſoll. Hier liegt alſo ſelbſt der einfache Eintheilungsgrund für die Haupt-Perioden und den Grundriß des Ganzen, zu einer ſolchen Philoſophie der Geſchichte, in dem göttlichen Princip des Menſchen, und iſt auch für die hiſtoriſche Entwicklung des ganzen Geſchlechtes von dieſem hergenommen. Es mag ferner geſtattet ſeyn, aus dieſem philoſophiſchen Standpunkte der Geſchichte, und in der Entwicklung und Ausführung deſſelben, auch die beſondern Wege und Abſichten der göttlichen Vorſehung, in der Führung, und in den Schickſalen der einzelnen Völker, oder auch ſonſt groß hervortretender Perſonen und hiſtoriſcher Individuen oder ganzer Zeiten, da wo ſie dem Gefühle ohnehin ſchon auffallend ſind, nun auch dem Auge bemerklich zu machen, und deutlicher hervorzuheben. Doch iſt es beſſer wenn dieſes nicht ſogleich allzu ſyſtematiſch durchgeführt wird, ſondern nur gleichſam epiſodiſch und Stellenweiſe an den einzelnen Geſchichtspunkum Gallien vollkommen zu erobern; was ſeitdem mehr und mehr in Sitte und Sprache ganz lateiniſch geworden war. Nirgends fand er ſo vielen Widerſtand als bey den germaniſchen Völkern; ſich gegen dieſe durch die ſtark befeſtigte, und mit den Waffen bewachte Rhein- und Donaugränze zu ſichern, blieb ſeitdem die erſte Sorge der römiſchen Weltherrſcher. Wie ſehr erſchütterte den Auguſtus die Niederlage des Varus, in dem Waldgebiete des deutſchen Arminius! Schon unter Trajanus, obgleich dieſer ſo kriegeriſch groß, und faſt der letzte Eroberer unter den römiſchen Herrſchern war, fing man an, vor dem Einbruch der germaniſchen Völker ernſte Beſorgniſſe zu hegen. Der erſte größere in dieſer Art war der des allemanniſchen Volks, welches unter Mark Aurel in die rhätiſchen Provinzen einfiel, während ähnliche Bewegungen in Noricum und oſtwärts gegen Pannonien Statt fanden. Doch gelang es dem Mark Aurel, durch kräftigen und ſiegreichen Widerſtand dieſen erſten Verſuch zurück zu drängen, und auf längere Zeit von ähnlichen Unternehmungen abzuſchrecken, und erſt hundert Jahre ſpäter wurden die Allemannen abermals vom Aurelianus wieder aus Italien, über die Alpen zurück, bis an den Lech getrieben. Vorzüglich mächtig unter den deutſchen Völkern waren die Gothen, die von den ſkandinaviſchen Inſeln, weit im innern germaniſchen Lande, beſonders auch gegen Oſten, wie ſpäterhin gegen Weſten, ſich ausbreiteten. Man konnte ſie nicht hindern, in den nordöſtlichen Provinzen, am ſchwarzen Meere, feſten Fuß zu faſſen. Der Imperator Decius blieb in dem Krieg gegen ſie, man mußte ihnen das jenſeitige Dacien durch einen feſten Vertrag abtreten. Conſtantin war wohl ſiegreich gegen ſie; aber auch er zog es vor, einen vortheilhaften Frieden mit ihnen zu ſchließen, ihre Freundſchaft für ſich, und ihre jugendliche Mannſchaft für das römiſche Heer zu gewinnen. Unter den ſpätern Regierungen war die des Diocletian eine der kräftigſten, nur daß ſeine grauſame Chriſtenverfolgung, an ſich tadelnswerth und auch bloß nach dem äußerlichen Zuſtande zu urtheilen, jetzt ſchon gar nicht mehr Zeitgemäß war; daher auch ſein Zweck unerreicht blieb. Obwohl im Privatleben, nach der Abdankung noch ganz ein Römer, hatte er während der Herrſchaft ſich mit dem Glanz des Diadems, und den Formen der aſiatiſchen Anbetung zu umgeben für nöthig erachtet. Die Theilung des Reichs unter mehreren gemeinſam herrſchenden Mitregenten ſchien damahls ſchon, ſo wie auch unter Conſtantin und deſſen Nachfolgern, ein unvermeidliches und jetzt nothwendig gewordenes Uebel; das heißt mit andern Worten, die einzelnen Theile, Glieder und Provinzen des großen römiſchen Reichs-Körpers, der ſich mehr und mehr ſeiner Auflöſung näherte, fingen an auseinander zu fallen; und die Theilung ſelbſt vermehrte auch wieder die Auflöſung, indem ſie oft ein Anlaß mehr ward für den innern Zwieſpalt und eine allgemeine Erſchütterung in der römiſchen Welt. Die durchgreifendſte von allen, und eine wahrhaft ſo zu nennende Wiederherſtellung hätte wohl die des Conſtantin ſeyn können, inſofern ſie grade die erſte fehlerhafte, und nun ganz morſch gewordne heidniſche Grundlage des römiſchen Staats und Weltreichs betraf, und nun ein neues Lebens-Princip, eine höhere und ſtarke Kraft der göttlichen Wahrheit und ewigen Gerechtigkeit an deſſen

Stelle eintreten konnte und ſollte. Allein noch war bey weitem das Chriſtenthum nicht die allgemeine Religion aller Römer, und des ganzen Reichs geworden; ſonſt wäre die große Reaction unter Julian gar nicht möglich geweſen; beſonders blieb das Landvolk noch längere Zeit dem alten Götterdienſt ergeben; daher der Nahme pagani. Selbſt Conſtantin, obwohl er ſich öffentlich für das Chriſtenthum erklärte, getraute ſich noch nicht gleich die Taufe zu empfangen, und dadurch in die volle Gemeinſchaft der Chriſtenheit und der Kirche wirklich einzutreten. Die römiſche Staatseinrichtung war ſo ganz mit heidniſchen Gebräuchen und Begriffen verwebt, daß dabey leicht Anfangs bedenkliche Colliſionen eintreten konnten. Ueberhaupt aber blieben die herrſchenden Staatsgrundſätze und Staatsbegriffe noch lange Zeit hindurch auch nach Conſtantin die altrömiſchen; und es war die Zeit noch nicht gekommen, wo auch der ganze politiſche Zuſtand der damahligen Welt von Grund aus hätte chriſtlich reformirt werden, und ein wahrhaft ſo zu nennender chriſtlicher Staat ſich aus dieſem ewigen Grunde hätte organiſch geſtalten, und im Glauben und Leben des Volks, ſo wie im chriſtlichen Volke ſelbſt hätte feſt wurzeln und fortwachſen können; was erſt der nachfolgenden ſpätern Zeit-Periode aufbehalten blieb.

Eilfte Vorleſung.

Von den alten Deutſchen, und von der Völkerwanderung. Von dem Naturgange in der geſchichtlichen Entwicklung. Weitere Ausbreitung und innere Befeſtigung des Chriſtenthumes; großes Verderben der Welt, und Anfang des Mahomet.

Der Götterdienſt der alten Deutſchen beſtand, nach dem weniger dichteriſch und künſtleriſch entwickelten Heidenthum der erſten Urvölker, in einer einfachen Naturverehrung, etwa wie bey den älteſten Perſern, mit denen ſie auch in Sprache und Abſtammung vorzüglich viel Verwandtſchaft hatten. Die Gegenſtände derſelben waren alſo die Geſtirne nebſt Sonne und Mond, die Geiſter, andre Naturkräfte und Elemente, beſonders auch die Mutter Erde ſelbſt, unter dem Nahmen der Göttin Hertha. In den deutſchen und engliſchen Nahmen der Wochentage ſind noch die Nahmen der Götter Thyn, Wodan, Thor, und Freya erhalten, welche auch in der germaniſchen Götterlehre ganz denſelben auf unſrer Erde vorzüglich hell ſichtbaren Planeten entſprechen; dem Mars, Merkur, Jupiter, und der Venus, von welchen die Benennungen dieſer Tage in den romaniſchen Sprachen hergeleitet ſind. Ein ſo förmlich entwickeltes, und mächtig herrſchendes Prieſter-Inſtitut, wie die Druiden in Gallien bildeten, ſcheint bey ihnen nicht in der gleichen Art Statt gefunden zu haben; wohl aber geheime Gebräuche und einſache alte Myſterien, wie z. B. an dem Hertha-See auf der Inſel Rügen auch Menſchenopfer, ein Jüngling und eine Jungfrau, gebracht und in dem einſamen See verſenkt wurden. Im Dunkel der Wälder, unter der heiligen Eiche, oder neben dem nordiſchen Zauberbaum der Linde, und auf Bergeshöhen, hielten ſie ihre Gebräuche, Geſänge und Feſte, oder legten die Runenſtäbe um die Zukunft zu erforſchen; und wie das delphiſche Orakel bey den Griechen, oft auch über die größten und wichtigſten Angelegenheiten der Nation in allgemeiner Gefahr befragt wurde, und Rath ertheilte, ſo waren weiſſagende Frauen die nordiſchen Sibyllen, welche, wie die von den Römern wohl erwähnte Velleda, oft auch einen ſehr entſcheidenden Einfluß auf die öffentlichen Berathungen hatten. Eine alte hiſtoriſche Dichterſage von Göttern, Helden, Rieſen und Geiſtern, in vielem der alten perſiſchen ähnlich, bildete den Mittelpunkt der geheiligten Erinnerung, und des nationalen Lebens für die germaniſchen Völker. Ihrer Abkunft aus Aſien waren ſie noch lebhaft eingedenk, und war die Erzählung davon mit in jenen dichteriſchen Sagenkreis verwebt; und wie die Arier in der perſiſchen Ueberlieferung das edelſte Heldenvolk der Urzeit bilden, ſo ſind es hier die Aſen, welche in der nordiſchen Göttersage dieſelbe Stelle einnehmen. In dem ſkandinaviſchen Norden, der noch viele Jahrhunderte hindurch heidniſch blieb, als Deutſchland ſelbſt ſchon lange chriſtlich geworden war, haben ſich viele Denkmahle und Lieder der Art, und ſolchen Inhalts erhalten; und auch überall ſonſt finden ſich einzelne Spuren davon in Menge. Selbſt auf das Leben und die Unternehmungen und Heldenthaten der Gegenwart, konnte jene hiſtoriſche Dichter-Sage und angeſtammte Poeſie, oft noch einen mitwirkenden, oder mitbeſtimmenden Einfluß haben; und wie in dem heroiſchen Zeitalter der Griechen nach den Homeriſchen Sitten, ſo war auch hier der Sänger und Verkünder der alten Göttergeſchichte und Heldenſage, neben dem Fürſten oder Heerführer, und in der Nähe und Begleitung deſſelben, keine ganz unwichtige Perſon. Ein Königthum von ſo allgemeinem Umfang, wie ſchon ſehr frühe bey den älteſten Perſern ein ſolches geweſen, fand hier jedoch nicht Statt; es war in der Verfaſſung, wenn man es in dieſer noch ganz freyen Zeit ſchon ſo nennen kann, mehr wie der heroiſche Zuſtand der älteſten Griechen, ſo lange bey dieſen noch die edlen Stämme und Stammfürſten herrſchten, und das Ganze unter dieſe, und viele kleine Königreiche getheilt war, die nur ſelten zu einer gemeinſamen Unternehmung in eine größere Verbindung und Bundesmacht zuſammen traten. Es war dieſe älteſte germaniſche Verfaſſung eine höchſt einfache Natur-Ariſtokratie der Freyheit; der Stamm, der ein Ganzes oder ein Volk bildete, war ein Bund oder Verein der Freyen und Edlen unter einem erblichen Stammfürſten, oder gewählten Heerführer und Herzog, aus denen erſt ſpäter bey einigen germaniſchen Völkern ein eigentliches Königthum hervorging. Jeder freye, und der Waffen, nach ſeinem Recht, fähige Mann, oder Wehre war ein Glied der Hermannie, was man ſpäter den Heerbann nannte; und von dieſer alten Hermannie, iſt ſelbſt der römiſche Nahmen des germaniſchen Volkes und Landes hergeleitet. Knechte und Leibeigne dienten zur Arbeit, gekaufte oder Kriegsgefangene, die überwundenen ältern Bewohner des Landes, oder ſolche die zur Strafe, der Freyheit und des Adels verluſtig erklärt waren. Als die Römer mit den germaniſchen Völkern mehr bekannt wurden, waren dieſelben ſchon zum Theil ackerbauend geworden, mit denſelben uralten Gewohnheiten der abwechſelnd brach liegenden Felder, die ſich im nördlichen Deutſchland, in der ſogenannten Dreyfelderwirthſchaft, ſo lange erhalten haben. Auch war der Grund und Boden noch nicht ſo durchaus als Privateigenthum ſtreng abgemarkt und eingezäunt, vieles war Gemeingut oder Allmende, und um ſo leichter mochten die Stämme, bey ſonſtigem Anlaß dazu, den Wohnort wechſeln, und ſich zur Auswanderung entſchließen. Auch war der beginnende Ackerbau, der Viehzucht und der Jagd, als einem Haupt-Nahrungszweige, noch mehr untergeordnet. Die einzelnen, jetzt noch in Deutſchland vorhandnen Wälder, ſind nur übrig gebliebene Bruchſtücke von dem Einen damahligen großen, durch das ganze innere und mittlere Germanien ſich hinſtreckenden und unermeßlichen hercyniſchen Walde. Es war, wo noch ſo wenig Wald ausgerodet war, auch der Boden ſumpfichter, die Luft ungleich kälter; der Auerochſe, und das Elendthier, die in der ſpätern Zeit, bis auf die unſrige, nur als immer ſeltner werdende Ausnahmen gefunden werden, waren damahls ganz einheimiſche Thiergattungen in Deutſchland. Daß bey einem ſolchen Boden, und in dieſer Lebensweiſe in der anwachſenden Bevölkerung allein ſchon ein hinreichender Grund liegen konnte, für einen einzelnen Stamm oder ein ganzes Volk, wenigſtens zu einer Theilweiſen, wenn auch ohne andre mitwirkende Nebenurſache, nicht immer gleich vollſtändigen Auswanderung der ganzen Schaar, iſt wohl von ſelbſt einleuchtend. Innre Partheyungen, und andre Stammkriege konnten einen ſolchen Grund abgeben zur Auswanderung für ein ganzes Volk, oder doch für die eine Hälfte deſſelben. Sonſt war wohl das in der erſten Zeit gewöhnlichere, daß von der überflüſſigen jungen Mannſchaft die jüngeren Brüder, oder auch eine beſtimmte Zahl durchs Loos ausgeſchieden wurden, um unter einem gewählten, oder durch ſeinen Ruf dazu beſtimmten Heerführer, ſich anderswo Wohnorte zu erobern, und auf das Abentheuer einer bewaffneten Anſiedlung ausgehend, ihr Glück gegen Morgen oder Abend, oder unter einem ſchönern Himmel in dem ſüdlichen Lande zu verſuchen. Eigentlich iſt es für jeden Staat und jedes Volk auch in dem ſchon mehr, und ſelbſt in dem aufs allerhöchſte civiliſirten Zuſtande, ein wahres Naturbedürfniß, wie ſoll ich ſagen, ſich ſeines Ueberfluſſes zu entladen, oder ſich lebendig fortzupflanzen, mit einem Worte, Kolonieen zu gründen, und Kolonieen zu haben. Dieß iſt das herrſchende Geſetz, oder die natürliche Geſundheitsregel des Lebens in der Völkerentwicklung; und wo dieſes Bedürfniß nicht in der gleichen Weiſe ſich ankündigt, da iſt es nur die Ausnahme, und werden ſich immer auch beſondre Gründe auffinden und angeben laſſen, warum es wenigſtens zur Zeit noch nicht ſo iſt; denn früher oder ſpäter führt die Natur immer dahin. Nun ſind ſelbſt die Handels-Kolonieen der Phönicier und Griechen, zum Theil wenigſtens auch mit den Waffen begründet, oder wenigſtens durch dieſe vertheidigt, erweitert und feſter begründet worden; und eigentlich iſt doch in den modernen Zeiten auch Peru und Mexiko nicht ohne Waffengewalt, eine ſpaniſche Niederlaſſung wendig gefunden hat. Der Grund davon iſt ohne Zweifel allein darin zu ſuchen, daß das Menſchengeſchlecht im Ganzen genommen, immer noch, wie ſehr auch einzelne große und heilige Seelen in der Geſchichte dieſer Entwicklung zu loben ſind, oder geprieſen werden mögen, jenem erſten göttlichen Impuls, der mit dem Chriſtenthum der Menſchheit gegeben war, nur ſehr ungenügend, und äußerſt unvollkommen entſprochen hatte; und ſchon ſo bald und ſchnell wieder in dem mannichfachſten furchtbaren Zwieſpalt hinabgeſunken und verfallen war. Denn kaum war jene nordiſche Völkerfluth über den neu aufblühenden Garten der Chriſtenheit hereingebrochen; wovon, wie heilſam auch die entfernteren Folgen, und endlichen Reſultate ſeyn mögen, und als ſolche die Erklärung dieſer ganzen Epoche in einer Theodicee der Geſchichte nicht ſo gar ſchwer fallen dürfte, der erſte Eindruck, und die nächſte Wirkung doch nicht anders als erſchreckend und verheerend ſeyn konnte; ſo kam auf der andern, morgenländiſchen Seite jener große arabiſche Weltbrand unter den aſiatiſchen Völkern zum Ausbruch, deſſen Flammen die Söhne der Wüſte mit ihrem neuen Propheten des Unglaubens, mit der ganzen vollen Begeiſterung der Zerſtörung über die erſchrockene Welt ausſchütteten.

Ich weiß nicht, wie man es dieſer Religion des übermüthigſten, und doch eigentlich inhaltsleeren Stolzes noch zum beſondern Verdienſte hat anrechnen können, den Glauben an den Einen allmächtigen Gott beybehalten, und rein bewahrt zu haben. Daran glauben, wie die Schrift ſagt, auch die wilden Dämonen in der ewigen Finſterniß, ohne dadurch ſchon gebeſſert zu ſeyn; und überhaupt vermag nur eine ſchon ganz an der Welt und ſich ſelbſt irre gewordne Unwiſſenheit dieſen erſten Anfang alles Glaubens zu vergeſſen, und ganz in ſich auszulöſchen. Was aber ſonſt Rettendes, Verſöhnendes, Ausgleichendes, Liebevolles, Beſeligendes für die Menſchheit in der ewigen Wahrheit, und in dem göttlichen Glauben an dieſe Wahrheit liegt, das alles fehlte in der Religion des Mahomet. Es giebt wohl keinen ſchneidenderen Gegenſatz, als dieſen ſtillen Anwachs des neuen, innern, höhern Lichts in dem erſten Chriſtenthum mitten unter Druck und Verfolgung, in Demuth und Gehorſam gegen jedes beſtehende Recht, und auch, den Glauben allein ausgenommen, gegen die denſelben anfeindende, ſonſt aber rechtmäßige irdiſche Macht, in unermüdlicher Geduld und Liebe; verglichen mit der fanatiſchen Eroberungsſucht, welche von Mahomet ausging, und dem ausdrücklichen Gebot, dieſen neuen arabiſchen Einheitsglauben, mit Feuer und Schwerdt, zerſtörend nach allen vier Weltgegenden hin über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Statt für den innern Zwieſpalt und alten Streit über das gegenſeitige Verhältniß und Recht der weltlichen und der geiſtlichen Macht, aus der abendländiſchen Geſchichte und in der hiſtoriſchen Erforſchung und Darſtellung derſelben nur immer neuen Stoff und Anlaß herzunehmen und hervor zu ſuchen; ſollte man lieber ſich in der Geſchichte des alten Chalifats und der arabiſchen Welteroberung gründlich belehren, und anſchaulich überzeugen, aus welchem Geiſte des Abgrundes dieſe antichriſtliche Einheit, und vollkommne Vereinigung der weltlichen und geiſtlichen Macht hervorgeht, von welcher furchtbaren Beſchaffenheit ſie ſelbſt iſt, und welchen grauenvollen Zuſtand der ſittlichen Menſchheit ſie herbey führt.

Mit der Schnelligkeit eines verheerenden Feuers verbreitete ſich dieſes Unheil über die aſiatiſchen Länder, und über Afrika hinaus, bald auch das äußerſte Ende von Europa bedrohend. Als Mahomet ſtarb, war er Herr von Arabien, welches faſt von jeher von der übrigen Welt getrennt in ſich abgeſchloſſen beſtanden hatte, mithin wenn das Unheil hier ſtehen geblieben wäre, auf die andern Nationen und Reiche weiter keinen ſo wichtigen welthiſtoriſchen Einfluß hätte haben mögen. Aber ſchon wenige Jahrzehende ſpäter, und noch unter ſeinen nächſten Nachfolgern, war ſchon das ganze Weſt-Aſien zwiſchen dem Tigris und Euphrat, bis an das mittelländiſche Meer, Syrien und Paläſtina, bis an den Taurus und die Gränze von Klein-Aſien erobert, bald auch ganz Nord-Afrika bis nach Spanien hinüber; und das römiſche Abendland, und das Reich der Perſer gleich ſehr bedroht. Ueberall aber war es Grundſatz der Mahomedaniſchen Sieger in den eroberten Ländern, jede Erinnerung an das Alte zu vertilgen, und allem eine ganz neue Geſtalt zu geben, d. h. mit andern Worten, alle höhere und beſſere Geiſtescultur in dieſen einſt ſo blühenden Ländern von Grund aus zu zerſtören, und bis auf die letzte Spur zu vertilgen.

Zwölfte Vorleſung.

Charakterſchilderung des Mahomet und ſeiner Religion, ſo wie der arabiſchen Weltherrſchaft. Neue Geſtaltung des europäiſchen Abendlandes und Wiederherſtellung des chriſtlichen Kaiſerthums.

Seit uralter Zeit lebten die arabiſchen Hirtenſtämme unter ihren Emirn in der Unabhängigkeit der nomadiſchen Völker, doch nicht ohne Städte, wie der Karavanenhandel ſolche veranlaßt und bedarf für ſeine Züge durch die Wüſte, als Ruheplätze auf dem Wege von einer bewohnten Provinz zu der andern. Einzelne Gränzſtriche und Küſtenländer von Arabien hatten einige der ältern ägyptiſchen Pharaonen inne gehabt; das ganze Land aber haben weder die Aſſyrer, noch die Perſer, noch die macedoniſchen Herrſcher jemals unterjocht oder erobert. Eben ſo wenig auch die Römer; nur in dem Zeitalter des Trajan, des letzten unter den römiſchen Herrſchern, der noch auf Eroberungen ſann, war ein kleiner Gränzſtrich des felſichten Arabiens in Beſitz genommen und als römiſche Provinz dem Reiche einverleibt. Gleich nach dem Trajan kehrte man aber zu dem friedlichen Syſtem des Auguſtus zurück, der für gefährlich gehalten und erklärt hatte, das Reich durch fernere Eroberungen noch mehr zu erweitern; und dem zu Folge ward denn auch dieſe arabiſche Provinz von den Römern wieder verlaſſen und frey gegeben. Dieſe alte Freyheit und

Unabhängigkeit des Landes von fremden Eroberern und Herrſchern trug nicht wenig bey, das Selbſtgefühl der arabiſchen Stämme zu erhöhen. Sie leiteten ihr den Hebräern zunächſt ſtammverwandtes Geſchlecht, als Joktaniden her von Heber, der ſelbſt ein Stammvater des Abraham war, oder von Jsmael, dem in der Wüſte gebohrnen Sohne Abrahams. Bey ſolchen freyen, kriegeriſchen Hirtenvölkern iſt das Stammgefühl, der Stolz auf eine edle Abkunft und der gefeyerte Ruhm des alten Geſchlechts, dann aber auch die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbende Feindſchaft unter den Stämmen, die nie zu löſchende Blutrache, das beſeelende und herrſchende Princip des einfachen Lebens, ja beynah der weſentliche Inhalt deſſelben. Dieſer arabiſche Stammcharakter hat auf den Urſprung und die erſte Entwicklung der mahomedaniſchen Religion einen ſehr weſentlichen Einfluß gehabt, und ihr ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Auch hat dieſelbe bey den nomadiſchen Völkern, welche auf der gleichen Stufe eines ſchon mit dem Karavanenhandel verbundnen und ſtädtiſchen Anbau nicht ganz ausſchließenden, freyen Hirtenlebens [illegible]en, nicht bloß am leichteſten Eingang gewonnen, ſondern auch am tiefſten Wurzel gefaßt und findet hier gleichſam ſeine natürlichſten Anhänger. Eine ſolche iſt mehrentheils auch die Lebensweiſe der tartariſchen Völker in dem innern Aſien, oder auch die der Berberſtämme, der urſprünglichen Bewohner von Nord-Afrika, wenn gleich ſich dieſe keiner ſo alten Herleitung und edlen Abſtammung rühmen können als die, welche den Arabern beygelegt wird. Im Vergleich mit der römiſchen Ausartung, mit dem Verderbniß des Byzantiniſchen Hofes, mit der aſſyriſchen Weichlichkeit und der Sittenloſigkeit der

Wirklichkeit gefeſſelt, aber allerdings durch Geſetze innrer Möglichkeit beſchränkt. Es darf ſich ſelbſt nicht widerſprechen, muß durchgängig mit ſich übereinſtimmen. Dieſe innre Übereinſtimmung aber ſoll man lieber künſtleriſche Richtigkeit nennen als „Wahrheit", weil dieſes Wort zu ſehr an die Geſetze der Wirklichkeit erinnert, und ſo oft von der Kopiſtentreue bloß empiriſcher Künſtler gemißbraucht wird, welche nur das Einzelne nachahmen. In einzelnen Kunſtarten kann die techniſche Richtigkeit ſelbſt eine idealiſche Abweichung von dem was in der Wirklichkeit wahr und wahrſcheinlich iſt, erfordern, wie in der reinen Tragödie oder der reinen Komödie. Jene künſtleriſche Richtigkeit oder Angemeſſenheit aber darf im Colliſionsfalle ſelbſt die Schönheit zwar nicht beherrſchen, aber doch beſchränken, denn ſie iſt die erſte Bedingung eines Kunſtwerks. Ohne innre Uebereinſtimmung würde eine Darſtellung ſich ſelbſt aufheben, und alſo auch ihren Zweck, die Schönheit, gar nicht erreichen können. Nur wenn das Ganze der vollſtändigen Schönheit ſchon getrennt und aufgelöſt iſt, und ausſchweifende Fülle die Neigung beherrſcht, wird die Regelmäßigkeit der richtigen Verhältniße und innre Symmetrie, dieſer Fülle aufgeopfert.

Der Schwäche koſtet es keine große Entſagung, nicht auszuſchweifen, und wo es an Kraft fehlt, da iſt Geſetzmäßigkeit kein ſonderliches Verdienſt. Ein Gedicht im vollkommnen Styl und von tadelloſer Richtigkeit, aber ohne Geiſt und Leben, würde nur eine Armſeligkeit ohne allen Werth ſeyn. Aber wenn ein Gedicht mit jener vollkommnen Geſetzmäßigkeit auch die höchſte Kraft vereinigt, welche man nur immer von einem menſchlichen Künſtler großen aſiatiſchen Städte, kann nun allerdings wohl jener in der alten Freyheit rein bewahrte arabiſche Stammcharakter, unverdorbner und ſittlich edler erſcheinen. Eine große, moraliſche Kraft des Willens und Stärke des Charakters läßt ſich den Arabern auch in der erſten Epoche ihrer Geſchichte keineswegs abſprechen, und ſelbſt in der Periode der Entartung ſind dieſe Eigenſchaften noch an ihnen ſichtbar. Dagegen aber ſind in einem ſolchen Stammcharakter und alle ſittlichen Verhältniſſe beſtimmendem Stammgefühl, Stolz, Partheyhaß und Rachgier die vorwaltenden Elemente des Lebens, und die Leidenſchaften, denen alles andere dienen muß oder aufgeopfert wird. Das innere Verderben des Menſchengeſchlechts, die tiefe Zerrüttung des ganzen Menſchenweſens, wird eben ſo ſehr beſtätigt durch die beſtändige Hinneigung der civiliſirten Völker zu einer weichlichen Auflöſung in den Sitten, oder durch den angebohrnen Hang zum geiſtigen Zwieſpalt bey den für das höhere Denken gebildeten Ständen und Zeiten, als durch den rohen Stolz und Haß ſolcher Stämme, die bloß von der Naturſeite angeſehen, leicht als unverdorbner und reiner in den Sitten, oder als ſtärker und edler im Charakter erſcheinen könnten. Bey den Arabern haben jene herrſchenden Stammgefühle und Leidenſchaften von Stolz und Haß, Zorn und Rache ſich auch beſonders in ihrer alten Poeſie kund gegeben, und bilden ganz weſentlich und hauptſächlich den Inhalt derſelben; da außer den Gleichniſſen, Räthſeln und Spruch-Sentenzen, wie die Morgenländer ſie lieben, eigentlich keine mythiſche Dichtung, wie bey den Indiern oder Griechen, mit zu dem Umkreis derſelben gehört, und überhaupt außer jener Begeiſterung der Leidenſchaft auch keine erfinderiſch fruchtbare

Fantaſie darin gefunden wird. Einen dichteriſch entwickelten, oder wiſſenſchaftlich geordneten Polytheiſmus, wie die Indier, Aegypter, Griechen, hatten die alten Araber nicht. Ihre hiſtoriſche Stammſage hat mit der heiligen Ueberlieferung der Hebräer noch am meiſten Analogie, und ſtimmt in vielen Punkten mit ihr überein; da auch ſie, vom Semitiſchen Urſprung ausgehend, an den Abraham und die andern heiligen Patriarchen der Urwelt ihren Urſprung anknüpft. Die Erinnerung an den reineren Glauben und die einfache Gottesverehrung jener patriarchaliſchen Vorzeit konnte daher auch bey den Arabern wohl noch nicht ganz erloſchen ſeyn; dagegen berichtet freylich der zuverläſſige Herodot, daß die Araber die aſſyriſche Venus unter dem Nahmen Alilath verehrt haben. Um aber eine ſolche Miſchung der Begriffe und der angenommenen Lehre begreiflicher zu finden, darf man ſich nur an die Zeit-Epoche in der Geſchichte des hebräiſchen Volkes erinnern, wo daſſelbe die Moſaiſche Offenbarung und Geſetzgebung längſt hatte, und auch die ganze jüdiſche Lebenseinrichtung darauf gegründet war, während ſtrenge und große Propheten ſie wiederhohlt und immerwährend warnten, ſie aber doch immer wieder dem Baal nachgingen, und dem Moloch ihre Kinder opferten. Auch zu Mahomets Zeit und kurz vor demſelben war allerley ſolcher Götterdienſt von den benachbarten, wo nicht jetzt, ſo doch ehmals heidniſchen Völkern bey den Arabern eingedrungen. Zu gleicher Zeit aber lebten mehrere jüdiſche Stämme dort, und auch chriſtliche Gemeinden, beſonders von einigen morgenländiſchen Secten, vermiſcht und mitten unter ihnen. Der benachbarte chriſtliche Beherrſcher oder Neguſch von Aethiopien hatte überhaupt vielen Einfluß unter den arabiſchen Stämmen und Gemeinden. Gegen allen heidniſchen Götterdienſt, ſo wie gegen alle Bilderverehrung fühlte Mahomet eine innere Abneigung; wohl aber mag es ſeyn, wie ein großer Hiſtoriker dafür hält, der ihn im Ganzen nicht ungünſtig beurtheilt, daß die jüdiſche Erwartung eines Erretters und Propheten, der noch kommen ſollte, ſehr ſtark auf ſein Gemüth und ſeine Einbildungskraft eingewirkt habe. So wie aber die Juden, damahls vielleicht ungleich lebhafter noch als ſpäterhin, Den erwarteten, welcher längſt gekommen war; ſo war dieß auch mit einigen chriſtlichen Secten der Fall, welche in gänzlichem Mißverſtande der nach ihrem eignen Sinne willkührlich ausgelegten Schrift befangen, glaubten, der heilige Geiſt und göttliche Paraklet, welchen der Erlöſer verheißen hatte, ſolle erſt noch kommen; ungeachtet der Heiland deſſen Ankunft gleich nach Seinem Hingange verheißen hatte, mit dem Hinzufügen, daß derſelbe ewig bey den Seinigen bleiben würde. Nun wußte zwar jeder, der ſich ein Chriſt nannte, aus den heiligen Schriften, von dem übernatürlichen Licht, welches gleich bey der erſten Verſammlung der von ihrem Haupte und Meiſter, wie ſie glaubten, verlaſſenen Apoſtel, über ſie gekommen war, und die bis dahin ſchwachen, in ſich ſelbſt unſichern, vor der Welt furchtſamen Schüler in von Gott erfüllte apoſtoliſche Männer, in demüthige aber ſtarke, und eben ſo heldenmüthige als erleuchtete Propheten der ewigen Wahrheit und der göttlichen Liebe umgewandelt hatte. Ganz ſichtbar war auch jener von Gott den Seinigen verheißne Beyſtand und Tröſter oder führende Paraklet, der ſich als ein Geiſt der Einſicht, Erleuchtung und Erkenntniß in den Geheimniſſen des Glauweſen, auf welcher ihre Dauer beruhte. Und ſo lange beyde in Einklang waren und in Harmonie blieben, war auch die Zeit gut, Friede und Gerechtigkeit im Zunehmen, und auch der Wohlſtand der Völker geſegnet und blühend. Das Chriſtenthum, ſagt ein großer Hiſtoriker, der ſonſt wohl mehr eine Vorliebe für das Alterthum oder auch für das Morgenland hat, aber nach ſeinem umfaſſenden Verſtande auch dieſes, welches uns als das Erſte gilt, oft ſehr richtig zu würdigen weiß; das Chriſtenthum war der elektriſche Funken, der jene kriegeriſchen Völker des Nordens zuerſt weckte und ſie für eine höhere Geiſtesbildung empfänglich und fähig machte, und auch die aus der Miſchung entſtandenen neuen Nationen zuerſt in Charakter und Verfaſſung ordnete und ihre Form begründete. Und dieſem kann man noch hinzufügen: es war auch die zuſammenhaltende Kraft für das Ganze aller abendländiſchen Völker und Reiche, nicht bloß im Staat und im Leben, ſondern auch in der Denkart und Erkenntniß. Die Kirche war wie das ſchirmende Dach und alles umfaſſende Himmelsgewölbe, unter deſſen Obhut jene kriegeriſchen Völker ſich unter einander friedlich zu ordnen und geſetzlich und rechtlich einzurichten und zu geſtalten begannen. Auch die Pflege des Unterrichts, das Erbe der Kenntniſſe, die Beſorgung der Wiſſenſchaft und Entwicklung des Geiſtes, war ihren ſchirmenden Händen in Verwahrung gegeben und noch ganz in dem Umkreis der chriſtlichen Lehranſtalten beſchloſſen. Wenn auch nur von ſehr beſchränktem Umfang, doch für das damahlige Maaß der Kräfte und der Bildung, da man in dieſer nicht alle Stufen mit Einem Schritt überſpringen, ſondern nur eine auf die andre folgen kann, genügend, war die Wiſſenſchaft wenigſtens nicht ſo bloß in der Gelehrten-Stube oder in Bibliotheken ungebraucht vergraben, wie ſpäterhin, oder wie zum Theil ſelbſt damahls, nähmlich bey den ſpäteren Griechen. Das Wenige, was man hatte, wurde in dem thätigen Abendlande, nach dem ihm und der beſſern damahligen Geiſtlichkeit eignen praktiſchen Verſtande und Sinne überall fruchtbar auf das Leben angewandt. Denn es war auch das Wiſſen damahls noch nicht, wie in der ſpätern Periode ſeiner ſtolzen Uebermacht, mit dem reinen Glauben und mit dem wirklichen Leben ſelbſt in feindliche Oppoſition getreten; wo mithin die nützlichen Kenntniſſe und heilſamen Gedanken, wie ein erfriſchender Thau und befruchtender Regen auf das volle Erdreich jenes in Krieg und Frieden, in Künſten und Gewerben ſo mannichfach bewegten Lebens, nicht wie eine überſchwemmende Fluth, ſondern in mildem Strom von dem das Ganze umwölbenden Himmel des Glaubens niedergingen.

Dreyzehnte Vorleſung.

Erſte Geſtaltung und feſtere Begründung des chriſtlichen Staates in der neuen Zeit; nach dem chriſtlichen Begriff des deutſchen Kaiſerthums.

Die erſten drey Jahrhunderte ſeit dem Anfange der neuern Geſchichte und unſerer chriſtlichen Zeitrechnung bilden die Epoche, wo ſich mit dieſem zweyten Fiat in der Schöpfung, das Licht des Chriſtenthums in dem ganzen damahligen römiſchen Weltreiche verbreitete, und mit Conſtantin endlich nach langen Verfolgungen ſich erhebend, aus der bisherigen Unterdrückung auch äußerlich ſiegreich hervorging. Die zweyte Epoche von fünfhundert Jahren umfaßt den chaotiſchen Zwiſchenzuſtand in der Weltgeſchichte, oder den Uebergang aus dem untergehenden Alterthum zu der ſich aus dieſem ſeinen Untergange bildenden neuen Zeit, die gährende Miſchung ſo vieler und verſchiedenartiger durch einander fluthenden Geſchichts-Elemente. Als endlich die Ungewitter ſich entladen hatten, der Sturm ſich legte, die Wolken ſich zertheilten, und nun das reine Himmels-Firmament des chriſtlichen Glaubens der Entwicklung eines neuen Lebens zum ſchirmenden Obdach dienen konnte, und nachdem die wilden Waſſer in jener gewaltigen Völkerfluth ſich mehr und mehr zu verlaufen anfingen; da bildeten alsdann die germaniſchen Stämme mit der romaniſchen Grundlage in Eins verſchmolzen, den feſten

Boden, aus welchem die neuen Europäiſchen Nationen aufwuchſen und hervorgingen; nachdem mit Karl dem Großen das ſichre Fundament gelegt war, auf welchem das Gebäude des chriſtlichen Staats ruhen, und derſelbe ſeine weitere Entwicklung gewinnen und ſeine vollkommene Geſtaltung erreichen mochte. Auf dieſem Fundamente des chriſtlichen Staats und des chriſtlichen Lebens und unter dem Obdach jenes leuchtenden Sternenhimmels des göttlichen Glaubens und unter ſeinem beſeeligenden Einfluß mußte und ſollte nun aber auch die menſchliche Wiſſenſchaft, aus dem geringen Anfange des nach allen Zerſtörungen noch übrig gebliebenen Erbtheils menſchlicher Kenntniſſe und alter Bildung, ſich mit neuer Kraft zum vollen Wachsthum entfalten, und mehr und mehr eine chriſtliche und göttliche werden. Dieſe neue Entwicklung des Lebens im chriſtlichen Staat, ſo wie des Geiſtes in der chriſtlichen Wiſſenſchaft, iſt der eigentliche Inhalt der dritten Epoche der neuern Geſchichte, welche die auf die erſten drey und zweyten fünf nachfolgenden ſieben Jahrhunderte, von Karl dem Großen bis auf die Entdeckung der neuen Welt und bis auf die letzte Periode des Kampfs umfaßt. Daß aber auch jene ſieben Jahrhunderte der innern chriſtlichen Entwicklung der neuern Nationen mit dem mannichfach reichen und vollen Wachsthum der Kraft und des Lebens zugleich auch ſchon eine Periode des Kampfes im Staat und in der Wiſſenſchaft geweſen ſind, daß auch in dem einen wie in dem andern Gebiet dem Chriſtlichen noch vieles Unchriſtliche ſchädlich und ſtörend beygemiſcht war, ihm hemmend und feindlich entgegen trat; daß verſteht ſich hiſtoriſch genommen ganz von ſelbſt, ſo wie auch, daß das eine oder das andre Element zu erkennen und zu unterſcheiden, ihr gegenſeitiges Verhältniß zu beſtimmen und zu verſtehen, hier die eigentliche Aufgabe des welthiſtoriſchen Urtheils bilden muß. Die Entwicklung des chriſtlichen Staats und der Anwachs der chriſtlichen Wißenſchaft ſind alſo der eigentliche Inhalt in dieſer Periode der Weltgeſchichte, ſobald nähmlich dieſe nicht bloß als eine Univerſalſammlung aller vorhandnen und möglichen Special-Geſchichten betrachtet wird, ſondern nach dem philoſophiſchen Standpunkte eine wahrhaft allgemeine ſeyn, und nur was ſich von der Menſchheit ſelbſt und dem Stufengange ihrer Entwicklung hiſtoriſch erkennen und wißen läßt, zum Gegenſtande haben ſoll. Dabey müßen denn natürlich alle andern hiſtoriſchen Zwecke, wie die beſondre Vorliebe für eine einzelne Nation oder das eigne Vaterland, die praktiſche Beziehung auf die politiſchen Verhältniße des einzelnen oder auch mehrerer und aller noch beſtehenden Staaten, die Rückſicht auf den merkantiliſchen Wirkungskreis und deßen fortſchreitende Erweiterung oder auf die Fortſchritte der bloß materiellen Gewerbe-Cultur, und was etwa ſonſt noch in Beziehung auf Litteratur und Sprachkunde oder auch in artiſtiſcher Hinſicht der Gegenſtand der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit und Wißbegierde, oder einer ſpeciellen, an ſich in dieſer beſondern Sphäre vielleicht ſehr anziehend lehrreichen und mannichfach nützlichen Unterſuchung ſeyn mag, entweder ganz wegfallen; oder es darf alles dieſes doch nur eine ſehr untergeordnete Stelle einnehmen neben dem, was für die Philoſophie der Geſchichte die Hauptfrage bleibt, und kann nur inſofern es auf dieſe eine Beziehung hat, in Erwähnung kommen. In den erſten Zeiten der älteſten Welt-Periode iſt es oft ſchwer, grade über das, was das allein oder wenigſtens vorzüglich Wiſſenswürdige wäre, eine faktiſche Sicherheit, ganz beſtimmte Auskunft und hiſtoriſche Gewißheit zu erhalten; in der neuern Welt-Periode hingegen iſt es die weit ſchwerere Aufgabe, aus der unermeßlichen Menge und Mannichfaltigkeit alles deſſen, was ſich hiſtoriſch wiſſen und auch wohl zur hiſtoriſchen Gewißheit bringen läßt, dasjenige rein auszuſondern, was in Beziehung auf das Ganze das eigentlich Wiſſenswürdige iſt, und den allgemeinen Standpunkt, unter dem Andrange aller dieſer Einzelnheiten, im richtigen Gleichgewicht und Verhältniß gegen dieſe feſt zu halten und rein zu bewahren.

Weit entfernt aber, alles dasjenige, was ſich in dieſer Periode des chriſtlichen Mittelalters in der Entwicklung und Geſchichte des Staats, oder auch der Wiſſenſchaften, überhaupt bey den neuern Nationen auch in der letzten Periode, merkwürdig Charakteriſtiſches oder Epochemachend Bedeutendes zugetragen hat, bloß weil es hier in dieſem Gebiet der chriſtlichen Welt- und Völkerſphäre ſich ereignet, ſchon darum mit zu der chriſtlichen Geſtaltung des Staats oder der Wiſſenſchaft zu rechnen; müſſen wir die Idee des einen wie des andern ſo rein zu erfaſſen ſuchen, daß auch das Beſte und Edelſte, was ſich in der einen oder der andern Beziehung in der hiſtoriſchen Wirklichkeit dafür darbieten mag, nach der menſchlichen Unvollkommenheit vielleicht mehrentheils nur als ſchwache Annäherung, gegen den chriſtlichen Begriff und die Forderung ſelbſt gehalten, erſcheinen wird; nicht etwa nach dem unerreichbaren Maßſtabe eines erkünſtelten Ideals, ſondern nach dem einfachen Begriff der reinen chriſtlichen Wahrheit. Obwohl nun beydes, das öffentliche Leben und die herrſchende Denkart und Geiſtesbildung, ſich eigentlich nicht ganz trennen und nicht überall ſich alles ſo ſcharf ſondern läßt, wegen der durchgängigen innigen Verbindung, und des gegenſeitigen hiſtoriſchen Einfluſſes von Staat und Wiſſenſchaft: ſo werden wir doch, weil dieſes das Fundament auch für die geiſtige Bildung darbot und auch hiſtoriſch das früher Begründete war, dieſer hiſtoriſchen Ordnung folgend, zunächſt von dem chriſtlichen Staate ausgehen. Für den Begriff deſſelben, will ich hier wo es nicht auf ein höchſtes Ideal der vollendeten Vollkommenheit ankommt, und eigentlich auch nicht um einen mit der größten Schärfe ſcientifiſch beſtimmten Begriff von dem chriſtlichen Staate, für welchen es wenigſtens hier, wo nicht überhaupt für die Zeit und in der Welt noch zu früh ſeyn möchte, ſondern bloß um einen hiſtoriſchen Umriß dieſes Begriffes zu thun iſt, nur bemerken: daß der chriſtliche Staat vor allen Dingen doch nur ein ſolcher ſeyn kann, der auf einer religiöſen Grundlage in der Geſinnung beruht. Denn ohne Geſinnung läßt ſich eine ſolche Beziehung auf die Religion durchaus nicht denken; und würde dieſelbe, rein äußerlich und bloß faktiſch genommen und durchgeführt, auch keine religiöſe mehr ſeyn. Der Staat aber, der auf einer religiöſen Grundlage beruht, oder der chriſtliche, iſt eben dadurch ſchon ein hiſtoriſch bedingter, der mithin alles Abſolute der deſpotiſchen Willkühr oder unbedingten Partheyherrſchaft ſchon aus ſeinem erſten Begriff ganz ausſchließt. Sodann aber iſt dieſer, auf der religiöſen Grundlage beruhende Staat ein ſolcher, in welchem die Geſinnung, der perſönliche Geiſt und Charakter das Erſte, Weerwarten kann, ſo darf es doch nicht hoffen, das äußerſte Ziel erreicht zu haben, wenn der Umfang deſſelben nicht vollſtändig, ſondern durch die genau beſtimmte Richtung einer gewiſſen, zwar ſchönen aber doch einſeitigen Eigenthümlichkeit beſchränkt iſt, wie in der lyriſchen Kunſt der doriſchen Schule. Der Dichter darf keine Anſprüche auf Vollendung machen, ſo lange er wie Aeſchylus ſelbſt mehr Erwartungen erregt, als er befriedigt. Nur dasjenige Kunſtwerk, welches in der vollkommenſten Gattung, und mit höchſter Kraft und Weisheit die beſtimmten Geſetze der Kunſt ganz erfüllt, den unbegränzten Forderungen der Schönheit aber gleichmäßig entſpricht, kann ein unübertreffliches Beyſpiel ſeyn, in welchem die vollſtändige Aufgabe der ſchönen Kunſt ſo ſichtbar wird, als ſie in einem wirklichen Kunſtwerke nur immer werden kann.

Nur da iſt das höchſte Schöne möglich, wo alle Beſtandtheile der Kunſt und des geiſtigen Gefühls ſich von Anfang aus gleichmäßig entwickeln, ausbilden und vollenden; in der natürlichen Bildung. In der künſtlichen Bildung geht dieſe Gleichmäßigkeit durch die willkührlichen Scheidungen und Miſchungen des lenkenden Verſtandes für die erſte Stufe wenigſtens unwiederbringlich verlohren. An einzelnen Vollkommenheiten und Schönheiten kann ſie vielleicht die freye Entwicklung ſehr weit übertreffen; aber jenes höchſte Schöne iſt ein von Natur gewordnes organiſch gebildetes Ganzes, welches durch die kleinſte Trennung zerriſſen, durch das geringſte Übergewicht zerſtört wird. Die künſtlich fortſchreitende Vervollkommnung des lenkenden Verſtandes kann ſich die Geſetzmäßigkeit der höchſten Vollendung und Blüthe der Kunſt wie ſie ſentliche und Herrſchende ſeyn ſoll, nicht aber der todte Buchſtabe und die ſchriftliche Wortformel irgend einer künſtlichen Verfaſſung. In dieſer letzten Hinſicht mag man ſagen, daß der chriſtliche Staat ſich überwiegend hinneige zu der monarchiſchen Einrichtung; denn in dieſer iſt die geheiligte Perſon des Königs, der Charakter des Herrſchers, der Geiſt ſeiner Verwaltung, das Vertrauen auf ſeine Perſon und die Liebe zu dem angeſtammten Königshauſe, das Weſentliche, die beſeelende Kraft und das belebende Princip des Ganzen. In der Republik aber ſoll nicht die Perſon, ſondern das Geſetz herrſchen, ja ſogar das geſchriebene Wort in der beſtehenden Form dieſes Geſetzes, iſt von der höchſten Wichtigkeit; und inſofern muß ſelbſt der todte Buchſtabe der Verfaſſung hier in einer gewiſſen Art faſt eben ſo heilig ſeyn, als in jenem andern Staat die nach dem göttlichen Recht dazu beauftragte und geweihte Perſon. Weiter aber darf man in der Behauptung nicht gehen, als bis an dieſe Gränze, daß der chriſtliche Staat, als ein perſönlicher und auf der Geſinnung beruhender, überwiegend hinneige zu der monarchiſchen Verfaſſung, im Ganzen nämlich; was aber manche republikaniſche Sitte und Einrichtung im Einzelnen gar nicht ausſchließt. Noch weniger aber darf jene Idee bis zu einer ſolchen negativen Uebertreibung ausgedehnt werden, als müſſe der chriſtliche Staat durchaus und nothwendig, auch der äußern Form nach ein monarchiſcher ſeyn, und als ſey die Republik immer und überall ohne Unterſchied verwerflich. Denn grade dieſer Abſolutismus in der Rechtslehre und Staatstheorie würde uns am weiteſten von der chriſtlichen Geſinnung und religiöſen Grundlage des Lebens entfernen. Der unbedingte Vernunftſittlichen Grundlage ſelbſt, welche an ſich die edelſte und beſte, und ganz die rechte war, ſondern nur in dem leidenſchaftlichen Charakter der Menſchen, man möchte faſt ſagen, der Zeit überhaupt, der in der Heftigkeit des Kampfes, wenn er es auch in der erſten Abſicht nicht geweſen war, nun nothwendig egoiſtiſch wurde; wenn auch grade nicht in dem Sinne des gemeinen Eigennutzes, oder der gewöhnlichen Herrſchſucht, doch aber in jenem abſoluten Wollen und Wirken nach dem einmal gefaßten Entſchluß oder Gedanken, welches von einem Extrem zu dem andern fortſchreitend, das eine durch das andre hervorruft, und immer wieder erzeugt. In einigen Fällen lag der Grund auch in dem Mangel an Einſicht und beſonders an Beſonnenheit und Ruhe bey dieſer heroiſchen Thatkraft und Begeiſterung, und bewundernswürdigen Energie des Willens und Stärke des Charakters. Das eigentlich böſe, und feindlich entgegenſtrebende Princip in dieſer Zeit aber, iſt aus dem angebohrnen, oder doch dem Menſchen zur zweyten Natur gewordnen Hange zum Zwieſpalt abzuleiten, der mit jenen andern großen Eigenſchaften derſelben zuſammengenommen, eine um ſo furchtbarere Geſtalt annahm.

Indeſſen kann auch bey weitem nicht die ganze Geſchichte des Mittelalters als ein Zuſtand der Anarchie geſchildert werden, wozu man in der neuern Zeit, wegen der großen Verſchiedenheit, der jetzt vielen kaum mehr recht verſtändlichen Staatseinrichtungen, und äußern Lebensformen, nur allzu geneigt iſt. Man muß auch hier vor allen Dingen die verſchiednen Zeiten ſorgfältig unterſcheiden. So lange die religiöſe Geſinnung, auf welcher die Kirche und das Reich beruhte, noch Eins und ungetheilt war, iſt der groſe Unterſchied gegen die nachfolgende Zeit, und die innere Feſtigkeit in jener erſten glücklicheren Periode wohl bemerkbar. Einzelne Privatfehden aber, durch ritterliche Sitten, und das Geſetz der Ehre in gewiſſen Schranken gehalten, oder auch der länger andauernde, und öfter wiederhohlte Kampf einer kriegeriſchen Nation gegen den Einbruch barbariſcher Völker, oder drohend unruhige Nachbarn, ſind noch kein hinreichendes Merkmahl allgemeiner Anarchie. Die Macht der Geſinnung aber, als die chriſtliche Grundlage des Staats, welche dort in den beſſern Epochen überhaupt herrſchend geweſen, lebendig zu erkennen, und hiſtoriſch verſtehen zu lernen, iſt für uns, und unſre Zeit um ſo wichtiger, nachdem in derſelben, ſeit die Geſinnung aufgehört, und die veränderliche Meynung des Augenblicks im öffentlichen Leben eine ſo groſe Gewalt erlangt hat, nun auch da, wo man ſich dieſer Herrſchaft wieder entziehen möchte, es doch noch zu keiner rechten Einheit und Feſtigkeit der Geſinnung kommen will, ſo ſehr man auch das Bedürfniß fühlt, dieſe und ihren rettenden Einfluß wieder herbey zu rufen. Sehr fruchtbar und folgenreich aber kann dieſe Parallele ſeyn, in der Gegeneinanderſtellung eines Zeitalters und eines Staats, deſſen Grundlage die Geſinnung war, und eines andern wo es die Meynung iſt.

Daß alles Gute und Große im Mittelalter wie ich ſchon gleich Anfangs bey dieſem Thema bemerkte, nur ſo fragmentariſch war, was auch ſehr viel beyträgt um den Anſchein der Anarchie für das Ganze dieſer groſen Erſcheinung zu erhöhen, davon liegt die Schuld in dem mitwirkenden

Einfluß ſo vieler ſtörenden Urſachen, oder in der entſchieden feindlichen Gegenwirkung. Die wunderbare Kraft der Wiederherſtellung, vermöge deren das Ganze der abendländiſchen Chriſtenheit, nach jedem noch ſo großen Ruin, und chaotiſchem Zwiſchenzuſtande in Staat und Kirche, unter etwas veränderter Form immer von neuem ſich aufrichtete, und rettend erhoben ward, kann auch nur aus der erſten, durch ſo viele Jahrhunderte hindurch faſt unverwüſtlich erſcheinenden, religiöſen Grundlage, auf welcher das Gebäude der chriſtlichen Völker und ihrer Geſchichte beruht, hergeleitet werden. In vielen und ewig denkwürdigen Epochen der Wiederherſtellung hat ſich dieß von neuem erwieſen, und gleichſam wiederhohlt, bis auf unſere neueſten Zeiten herab; wenn nicht etwa zuletzt doch dieſe ſonſt innerlich ſich ſelbſt herſtellende Heilkraft in dem Gange der neuen Zeit, und der chriſtlichen Staaten, wie der einzelnen Völker, mehr und mehr ermattend und dahin ſterbend, endlich ganz auslöſchen ſollte.

Unter den charakteriſtiſch merkwürdigen, und ganz eigenthümlich chriſtlichen Inſtituten des Mittelalters, verdient beſonders auch noch der kirchliche Waffenſtillſtand, oder Gottes-Friede erwähnt zu werden, welcher dem anwachſenden, unruhigen Fehdegeiſt, im Anfang des eilften Jahrhunderts, einen mächtigen Damm entgegenſetzte. Ohne daß man genau angeben könnte, wie oder wo er zuerſt entſprungen, ward er an mehreren Orten als eine Stimme der Verſöhnung von oben, als eine unmittelbare Offenbarung und mildes Geſetz des göttlichen Willens, überall zugleich verkündigt, und auch in frommem Glauben allgemein angenommen, und nun unter Glockengeläute von Mittwoch Abend bis Montag früh die geheiligte Waffenruhe verkündet, während der alle Fehde ruhen, und alle Feindſchaft aufhören mußte. Freylich würde man hier nach modernen Anſichten und Begriffen ſagen, oder fragen können: warum waren denn nur vier, und warum nicht gleich alle ſieben Wochentage beſtimmt, wo das Unweſen aufhören ſollte; und mit guten und ſtrengen Criminalgeſetzen, und einer einſichtsvollen thätigen und tüchtigen Handhabung derſelben, wäre das alles gar nicht nöthig geweſen. Aber ſo redet oder denkt man freylich nur, ohne alle Kenntniß der damahligen Zeit; denn viele Fehden, Unruhen und Kämpfe gab es damahls, wie es deren wohl in allen Zeiten giebt, oder gegeben hat, die durch kein Criminalgeſetz erreicht werden mögen; und wer wird es nicht der Klugheit gemäß finden, oder ſchon für einen großen Gewinn halten, wenn man einem noch nicht ganz erreichbaren Frieden, einſtweilen einen ſichern und rühmlichen Waffenſtillſtand veranſtellen, oder wenn man dem feindlichen Princip nur erſt vier Siebentheile ſeines böſen Einfluſſes, und ſeiner wirkſamen Zeit rauben und entziehen kann? Und wie glücklich dürfte man ſich nicht geſchätzt haben, wenn man auch in andern und viel ſpätern Revolutionszeiten, wo nichts mehr geehrt und geſchont, und alles Heilige gehaßt und verfolgt ward, ſolche Friedensweihe, und Sicherheitsmauer, wenn auch nur auf einzelne Ruhetage, der allgemeinen Verwirrung hätte entgegenſtellen können! Zunächſt müſſen wir alſo wohl vielmehr hier die Kraft der Religion und der religiöſen Geſinnung bewundern, vermöge deren ein ſolches Gebot, ohne alle äußere Gewalt, oder irgend eine weltliche Autorität, mit der herrſchenden Leidenſchaft des Zeitgeiſtes im ſchneidendſten

Widerſpruche ſtehend, in frommem Glauben allgemein angenommen, und in demüthigem Gehorſam wirklich befolgt wurde. Die Kraft der religiöſen Geſinnung und Begeiſterung war auch bey dem erſten Kreuzzuge die weſentlich entſcheidende Triebfeder und haben dazu, wenigſtens Anfangs, und gleich damahls die Feuerflammen der Beredſamkeit Peters des Einſiedlers, und ſeine rührende Schilderung von dem heiligen Lande, und den unter dem Druck der Saracenen ſeufzenden heiligen Stätten, weit mehr mitgewirkt, als die vermeynte Politik der Päbſte zur Schwächung der monarchiſchen Staatsgewalt, und Emporbringung der ſtändiſchen Freyheit; welche Wirkungen alle, obwohl an ſich hiſtoriſch wahr und richtig, doch erſt viel ſpäter eintraten, und vorher noch gar nicht ſo bemerkt wurden, viel weniger denn im voraus berechnet werden konnten. Da dieſer erſte Kreuzzug in die Epoche des höchſten Glanzes und Ruhms der Normannen fiel, ſo nahmen auch die normanniſchen Helden, beſonders aus Frankreich, einen vorzüglich lebhaften Antheil daran. Der Krieg der Saracenen gegen die Chriſtenheit ward, und vielleicht damahls nicht mit Unrecht, als ein ganz allgemeiner und immerwachſender betrachtet; eben ſo auch der ritterliche Kampf der chriſtlichen Vertheidigung und Gegenwehr gegen die Ungläubigen; und wohl konnte Jeruſalem und Aegypten, aus den nachfolgenden Begebenheiten zu ſchließen, auch militäriſch und politiſch als die Vormauer der Chriſtenheit in dieſem hiſtoriſchen Kriege, und langen Kampfe für Europa betrachtet werden. Unglaubliche, und völlig wunderbare Heldenthaten geſchahen hier im heiligen Lande, und mit dem Schluß des eilften Jahrhunderts war das ſiegreiche Kreuz in der heiligen Stadt aufgepflanzt, und der fromme Chriſten-Heros, Gottfried, zum König von Jeruſalem ausgerufen, obwohl er dieſen Titel, der allein dem göttlichen Sohne Davids zuſtehen könne, demüthig ablehnte. Hier an der heiligen Stätte entſtanden nun die beyden erſten unter den geiſtlichen Ritterorden; die Johanniter, welche zur Beſchirmung der Wallfahrer bewaffnet, auch die Pflege der erkrankten Pilger, mit der ritterlichen Führung des Schwertes, in ihrem Gelübde vereinigten; und die Tempelherren, nach dem alten Salomoniſchen Gebäude, und der Erinnerung dieſes merkwürdigen Geheimniſſes dort an Ort und Stelle alſo benannt. Ritterliche Inſtitute dieſer Art, in chriſtlicher Verſchmelzung der entgegenſtehenden Eigenſchaften der menſchlichen Natur, laſſen ſich nicht aus dem mathematiſchen Vernunftſtaat der alles rechtlich gleichmachenden Einheit, und allgemeinen Gleichheit, ohne Geſinnung und ohne Perſönlichkeit, herleiten und beweiſen; aber die Stimme der Jahrhunderte hat durchaus zu Gunſten dieſer hiſtoriſch wunderbaren Erſcheinung entſchieden, und ihr bis auf die neueſten Zeiten unter allen Veränderungen der hin und her ſchwankenden Meynung, Achtung erhalten, und eine ehrende Schonung verſchafft.

Auch bey dem zweyten Kreuzzuge, über funfzig Jahre ſpäter, als die Saracenen wieder Fortſchritte gemacht hatten, welche die heilige Stadt zu bedrohen ſchienen, war es weit mehr die fromme Beredſamkeit des heiligen Bernardus als irgend eine politiſche Berechnung, welche das Ganze in Bewegung ſetzte. Man rechnet die Anzahl der Kriegerſchaaren und bewaffneten Pilger, welche unter Kaiſer Konrad und dem König von Frankreich nach dem heiligen Lande hinſchätzen, auf mehr als eine halbe Million. Nicht immer war die religiöſe Begeiſterung, und der ritterliche Heldenmuth, welche die Seele, und die bewegende Kraft des ganzen Unternehmens bildete, auch mit hinreichender Beſonnenheit, und kluger Umſicht vereint; wenigſtens in Hinſicht des klimatiſchen Einfluſſes, der materiellen Bedürfniſſe eines ſo großen Heereszuges, und in Hinſicht der geographiſchen Lage fehlte dieſe oft; und viele Tauſende ſind aus Mangel ſolcher Vorſorge und nöthigen Vorkenntniß, bey dieſem zweyten, ſo wie auch ſchon bey dem erſten Kreuzzuge umgekommen, wie mehrentheils bey allen Kriegen, wo ſolche große Volksmaſſen nach einem fremden Himmelsſtrich in Bewegung geſetzt werden. Es war wie eine neue Völkerwanderung, die in entgegengeſetzter Richtung als die frühere, nun wieder von Europa ausgehend, nach dem alten Aſien rückwärts fluthend, ihren Weg nahm. Indeſſen enthält ſchon jene große Zahl ſelbſt, einen von dieſer Seite genommen, hinreichenden Erklärungsgrund, für dieſe merkwürdige hiſtoriſche Erſcheinung, als faktiſcher Beweis, von der übermäßig anwachſenden Bevölkerung von Europa, deren ſich daſſelbe, auf dieſe Veranlaſſung und ſolche Weiſe zu entladen ſuchte. Und wenn dieſe große und zahlreiche Bevölkerung auch zur innern Unruhe und Anarchie mitwirken, und ihr um ſo mehr Stoff darbieten konnte; ſo kann es doch anderſeits als ein Beweis angenommen werden, daß jene Anarchie nicht ſo ganz verwüſtender und entvölkernder Art geweſen ſeyn kann, als man nach manchen Schilderungen der neuern Hiſtoriker manchmal zu glauben geneigt ſeyn möchte. — Der eigentliche Wendepunkt in der deutſchen Geſchichte vom Guten zum Böſen, von der immer noch vorherrſchenden chriſtlichen Geſinnung in der frühern Zeit, zu dem unheilbar gewordenen Partheyenkampf zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen in dem ſpätern Mittelalter, iſt wohl vorzüglich mit Kaiſer Friedrich dem Erſten anzunehmen. Jene feindſelige Behandlung des altſächſiſchen Stammvolkes, und die Vernichtung dieſes erſten und größten National-Herzogthumes der Deutſchen, welche durch den Neid der Oſt-Franken unter der Dynaſtie dieſes Stammes veranlaßt, ſchon unter der in jeder Hinſicht unheilvollen Regierung Kaiſer Heinrich des Vierten begonnen worden war, und durch welche derſelbe ein ſo großes Unrecht gegen das Ganze der deutſchen Nation auf ſich geladen hatte, ward jetzt durch Barbaroſſa vollendet; und dadurch dem glorreichen Stamm des deutſchen Ruhms und der deutſchen Macht recht eigentlich im höchſten hiſtoriſchen Undank die Wurzel abgeſchnitten, da die glücklichſte und glänzendſte Periode der deutſchen Geſchichte grade die der großen ſächſiſchen Kaiſer geweſen iſt, wie ſie nie wieder eine ähnliche erlebt hat. — Mit der gleichen Härte, und unerhörter Grauſamkeit vernichtete dieſer Ghibelliniſche Kaiſer auch den Lombardiſchen Städtebund, in welchem er die eben aufblühende ſchöne Cultur Italiens mit zerſtörte.

Dieſe beyden welthiſtoriſchen Partheyen der Welfen und der Ghibellinen, ſind die nämlichen, die wir überall auch in andern Geſchichts-Perioden, und ſelbſt in unſrer Zeit, obwohl unter andern Nahmen, oft in einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen äußern Form, und auch nicht ganz in der gleichen gegenſeitigen Stellung zu einander, wiederfinden; beſonders aber treffen wir ſie dort auch in

Bibliotheken angelegt, und wenn man zur Zeit des Petrarca noch die wenigen Einzelnen zählen konnte, welche in Italien der griechiſchen Sprache und Litteratur kundig waren, zu deren eifrigen Beförderern nach ihm auch Boccaz gehörte; ſo wurde nun unter den Mediceern, dem erſten Cosmus und dem groſſen Lorenzo, Florenz eine blühende Pflanzſchule der griechiſchen Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung; und auch in Rom war das Haus des Cardinal Beſſarion, eine Platoniſche Akademie der Wiſſenſchaften. Selbſt das Studium der alten römiſchen Schriftſteller wurde dadurch in einem mehr claſſiſchen Sinne und Geiſte neu belebt. Lateiniſche, den alten Claſſikern nachgebildete Dichter und Hofgelehrte, auch politiſche Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, die damahls noch die diplomatiſche Geſchäftsſprache war; durch das Studium der Alten in der römiſch-griechiſchen Geſchichte und Staatskunſt gebildete Politiker und Staatsmänner vom entſchiedenſten Einfluß, gebildete Dilettanten des heidniſchen Alterthums der mannichfachſten Art, gaben jetzt den Ton an in dieſer neuen und zweyten Epoche der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung. Die eigenthümliche Richtung, der unterſcheidende Charakter, und herrſchende Ton des Zeitgeiſtes ging ganz vorzüglich von dieſer neuerwachten griechiſchen Gelehrſamkeit und alten Litteratur aus. Die durch die berichtigte Aſtronomie, und die nach Entdeckung des vierten Welttheils gewonnene umfaſſende Kenntniß des Erd-Planeten, ſo ſehr erweiterte Naturkunde, war noch zu wenig entwickelt, in ihrer innern wiſſenſchaftlichen Idee, als daß ſie ſchon damahls, wie ſpäter, wirkſam in das Ganze der Geiſtesbildung und der europäiſchen Wiſſenſchaft, hätte eingreifen und ſolche in der Bildung und durch die freye Entfaltung der Natur erreicht, nachbildend zueignen, jene harmoniſche Gleichmäßigkeit aber kann derſelbe nicht völlig wiederherſtellen; die einmahl elementariſch aufgelöſte Maſſe gelangt nie wieder zu einer wahren organiſchen Einheit und innern Uebereinſtimmung. Der Gipfel der natürlichen Bildung der ſchönen Kunſt bleibt daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künſtlichen Fortſchreitung.

Wir ſind gewohnt, ich weiß nicht aus welchen Gründen, uns die Schranken der Poeſie viel zu eng zu denken. Wenn die Darſtellung nicht bezeichnet, wie die Dichtkunſt, ſondern wirklich nachahmt oder ſich natürlich äußert, wie die ſinnlichen Künſte, ſo iſt ihre Freyheit durch die Schranken des gegebnen Werkzeuges und des beſtimmten Stoffs ſchon enger begränzt. Sollten in einer gewiſſen Kunſtart die Schranken des Stoffs ſehr eng, das Werkzeug ſehr einfach ſeyn, ſo läßt es ſich wohl denken, daß ein begünſtigtes Volk eine Höhe in derſelben erreicht habe, welche nie übertroffen werden könnte. Vielleicht haben die Griechen in der Sculptur dieſe Höhe wirklich erreicht. Die Mahlerey und die Muſik haben ſchon ein freyeres Feld das Werkzeug iſt zuſammengeſetzter, mannichfaltiger und umfaſſender. Es würde ſehr gewagt ſeyn, für ſie eine äußerſte Gränze der Vervollkommnung feſtſetzen zu wollen. Wie viel weniger läßt ſich eine ſolche für die Poeſie beſtimmen, die durch keinen beſondren Stoff weder im Umfang noch in der Kraft beſchränkt iſt, deren Werkzeug, die willkührliche Zeichenſprache, ganz nur ein Gebilde des menſchlichen Geiſtes, mithin einer unendlichen Vervollkommnung, ſo wie eines gränzenloſen derſelben eine andre und neue Richtung geben können. Einzelne Männer in dieſer Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, wie Picus von Mirandola, beſonders auch der deutſche Reuchlin, richteten ihr Bemühen auf eine tiefere mehr dem Platoniſchen Wege folgende Philoſophie; wie auch Beſſarion, Marſilius Ficinus und andre, die Platoniſche Philoſophie vorzüglich begünſtigten, und zu bearbeiten anfingen. Das waren aber nur einzelne Ausnahmen, und erſte auch nicht überall fehlerfreye Verſuche; wobey es im Ganzen ſehr zu beklagen bleibt, daß dieſer damahls gemachte Anfang einer beſſern und tiefern Philoſophie ganz unentwickelt geblieben iſt; da noch die alte Scholaſtik im Ganzen ſich mächtig entgegenſtemmte, bald nachher die mit dem neuen Partheyenkampfe einreißende Geiſtes-Anarchie jedes höhere Streben wieder verſchlang oder in der Wurzel lähmte, und auch in dem blühenden Zeitalter der Medicäer ſelbſt die äſthetiſche Seite, und die politiſche Anwendung der alten Litteratur, die vorzüglich und faſt allein in dieſer neuen Geiſtes-Cultur vorherrſchende blieb. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung, war alſo eine ganz unvollendet gebliebene, und höchſt unvollkommne, die nicht in einem allgemeinen Sinn eine ſolche geweſen iſt; und auch in den Wiſſenſchaften ſelbſt, war es mehr ein ſchnell aufblühender Glanz, als eine wahrhaft gediegene und feſte Grundlage, was man gewonnen hatte, und überall wetteifernd zur Schau ſtellte, und aufzuweiſen bemüht war. Viele von dieſen claſſiſchen Geiſtern waren im alten Rom oder Athen, überhaupt in der Welt, Geſchichte, und Staatskunſt der Alten, oder auch in ihrer Mythologie, die nun auch wieder mit großer Liebe und Verliche ans Licht gezogen ward, und in der alten Götterwelt, viel mehr bewandert und eigentlich einheimiſch, als in ihrer eignen Zeit und den Verhältniſſen der damahligen Welt, oder überhaupt im Chriſtenthum, und in den Lehren und Grundſätzen deſſelben. Nach der erſten ſcholaſtiſch-romantiſchen Epoche der Europäiſchen Wiſſenſchaft im Mittelalter, war der vorherrſchende Charakter dieſer zweyten Epoche der aufblühenden Geiſtes-Cultur, nach der eigenthümlichen Richtung und dem Ton der neuen Denkart, und dem ganzen Styl des Lebens, der damit zuſammenhing, und von da aus mehr oder minder, in mannichfacher Weiſe und verſchiedner Modification, über alle Länder von Europa ſich verbreitete, eine aufs mindeſte doch ſehr einſeitige heidniſch-antiquariſche Begeiſterung, nicht bloß im Gebiete des Schönen und der Kunſt, ſondern in der ganzen Litteratur, ja auch in der Geſchichte und Staatskunſt, und ſelbſt im Leben. — Verglichen mit der nachfolgenden furchtbaren Kataſtrophe erſcheint dieſes, auf alle Verhältniſſe und das ganze Leben oft auch ſehr unpaſſend angewandte claſſiſche Streben, und die intellektuelle Wirkung deſſelben in dieſer Zeit, wie ein berauſchender Zaubertrank, durch welchen der eben erwachte Geiſt der gebildeten Europäiſchen Nationen, zu eigentlich fremdartigen Gegenſtänden hingeriſſen, im täuſchenden Selbſtgefühl des erkannten Schönen und dieſer neuen Bildung, ſeiner ſelbſt vergaß, und in falſcher Sicherheit, weder die Größe der Gefahr und des innern Verderbens, noch den drohenden Abgrund mehr erkannte, an deſſen Rande das damahlige Europa ſtand.

Fünfzehnte Vorleſung.

Allgemeine Bemerkungen über die Principien der Geſchichte. Von dem verderbten Zuſtande im fünfzehnten Jahrhundert. Anfang des Proteſtantismus, und Charakter der Reformationszeit.

Nicht in den einzelnen Begebenheiten, oder hiſtoriſchen Thatſachen liegt die Philoſophie der Geſchichte, d. h. das richtige Verſtändniß ihres wundervollen Ganges, die Auflöſung und Erklärung ihrer großen Probleme, und der verwickelten Räthſel der Menſchheit, und ihrer Schickſale in dem Laufe der Jahrhunderte; ſondern nur in den Principien dieſer Entwicklung kann ſie gefunden werden. Die hiſtoriſchen Einzelnheiten dienen nur zur charakteriſtiſchen Bezeichnung der innern Motive, der herrſchenden Ideen, der entſcheidenden Momente und kritiſchen Wendepunkte dieſer hiſtoriſchen Entwicklung im Stufengange der Menſchheit, um die eigentliche Signatur jeder Stufe, und jedes Zeitalters in der ganzen Verzweigung der geiſtigen Bildung und der ſittlichen Ordnung lebendig vor Augen zu ſtellen. Zu dieſem Endzweck aber ſind ſie unentbehrlich; denn die bewegenden Kräfte in dieſer Entwicklung des Menſchengeſchlechts, ſind durchaus höherer Art, und nicht etwa bloß organiſche Naturgeſetze, aus denen man wie in der Phyſiologie, wenn nur die erſte Idee vollſtändig erfaßt iſt, die Beſchaffenheit der Erſcheinungen, die Kennzeichen, und die Regel des geſunden Lebens, die Diagnoſe der Erkrankung, ſo wie die Heilmethode des kranken Zuſtandes, das Herannahen der Kriſis, und den natürlichen Ablauf derſelben, ſchon richtig ableiten, und zum Theil ſelbſt im voraus beſtimmen könnte, ohne grade das ganze Labyrinth aller jemals vorhanden geweſenen Fälle, für jeden einzelnen, eben jetzt vorliegenden immer von neuem wieder durchlaufen zu müſſen; oder wie in der Naturgeſchichte die Structur der verſchiedenen Pflanzen und Thiere ein zuſammenhängendes Syſtem von Gattungen und Arten in durchgehender Analogie bildet, und das Wachsthum, Aufblühen, Entblättern und Abſterben der Individuen nach einer einfachen Ordnung wie Tag und Nacht, oder wie der Wechſel der Jahrszeiten gleichförmig abläuft. In dem hiſtoriſchen Gebiete der menſchlichen Freyheit aber, nachdem der Menſch zwar wohl ein Naturweſen, aber ein mit der Freyheit des Willens, d. h. mit dem Vermögen der innern Entſcheidung eines zwiſchen dem guten und göttlichen Impuls, und zwiſchen dem böſen und feindlichen Princip wählenden und ſich beſtimmenden Willens, begabtes Naturweſen iſt, bilden alle dieſe Naturanlagen und organiſchen Geſetze nur die materielle Grundlage ſeiner Entwicklung und Geſchichte; und das kaum, ſondern eigentlich nur eine bloß mögliche Dispoſition, deren Wirklichwerden, und dann die weitere Richtung und Anwendung in der Wirklichkeit, von dem Menſchen ſelbſt und von ſeiner Freyheit, oder von dem Gebrauche abhängt, den er von dieſer macht. Nur erſt dann, wenn dieſes höhere Princip des menſchlichen, frey erſchaffenen Willens erloſchen, zurückgetreten, unwirkſam geworden, geſtört, verdunkelt, und in völlige Verwirrung gerathen iſt, kann hernach jenes Naturgeſetz auch in das hiſtoriſche Gebiet eintreten; und können alsdann die Symptome einer kranken Zeit, die organiſch gewordnen Fehler einer Nation, die Vorboten einer herannahenden allgemeinen Welt-Kriſis allerdings bis auf einen gewiſſen Grad, auch nach einem bloß naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt, und Begriff des erkrankten Lebens aufgefaßt werden. Nun iſt die Freyheit des Willens zwar ſchon nach dem allgemeinen Gefühl im menſchlichen Bewußtſeyn als ein Wirkliches gegeben; doch aber bleibt es im Sinnen und Nachdenken darüber, ein faſt unbegreifliches Räthſel, wovon ſich die Auflöſung nur im Glauben finden läßt: oder vielmehr ein Geheimniß, deſſen Erklärung und Schlüſſel nur in Gott, und ſeiner Offenbarung zu ſuchen iſt; und eben das gilt von jedem andern Höheren, welches über die Natur, und das bloße Naturgeſetz erhaben iſt. Neben dieſem über die Naturnothwendigkeit hinausgehenden, menſchlichen Princip der Willensfreyheit, giebt es aber noch ein anderes göttliches Princip der höhern Art, für die hiſtoriſche Entwicklung; und dieſes iſt die, in dem Gange der Geſchichte, und der menſchlichen Schickſale, auch im großen Ganzen wie im Einzelnen, ſichtbare Hand der alles liebevoll lenkenden, und bis zum Ende leitenden Vorſehung. Aber auch die eigentliche Macht des Böſen iſt mehr als eine bloße Naturkraft, und gegen dieſe gehalten ſelbſt ein Höheres, und von rein geiſtiger Art. Es iſt nämlich diejenige, welche nicht in dem bloß ſinnlichen Naturtriebe wirkſam iſt, ſondern unter dem Schein der falſchen Freyheit dem Menſchen ſeine wahre Freyheit zu rauben unabläſſig bemüht iſt. Und ſo iſt auch die Vorſehung nicht ein unbeſtimmter Begriff, und bloße Redeformel des Glaubens, oder nichts als ein Gefühl der frommen Ahndung, gleichſam nur wie eine göttliche Vermuthung; ſondern es iſt die hiſtoriſch-wirkliche und faktiſch-lebendige rettende Kraft Gottes, welche dem Menſchen, und auch dem ganzen Menſchengeſchlecht die verlohrne Freyheit wieder giebt, und zugleich mit ihr die wirkliche und lebendige Kraft des Guten. Darin liegt eben das Problem des menſchlichen Daſeyns, daß der Menſch, im großen Ganzen der Geſchichte wie im Einzelnen und Kleinen des individuellen Lebens, in die Mitte geſtellt iſt zur Wahl und Entſcheidung, zwiſchen der wahren göttlichen und in Gott feſt bleibenden, und in ihr fortwachſenden Freyheit, und der falſchen abtrünnigen Freyheit eines von Gott losgeriſſenen Egoiſmus. Die bloße Zügelloſigkeit der Leidenſchaft oder der ſinnlichen Triebe, iſt keine Freyheit, ſondern eine harte Dienſtbarkeit unter dem Naturjoch; jene verkehrte und bösartige Freyheit aber, die doch eine geiſtige iſt, ſteht eben darum ſchon über der Natur; und wird es alſo wohl der Wahrheit am angemeſſenſten ſeyn, denjenigen für den eigentlichen Urheber und erſten Erfinder dieſer falſchen Freyheit zu halten, welchen uns die Offenbarung als den größten, mächtigſten, und auch genievollſten Egoiſten unter allen erſchaffenen Weſen der ſichtbaren und der unſichtbaren Schöpfung kennen lehrt. Ohne dieſe im Menſchen liegende, und ihm eingebohrne, oder mitgegebene Freyheit der Wahl und der Entſcheidung zwiſchen dem göttlichen Impuls, und der höhern Richtſchnur ſeiner Beſtimmung, und der irreleitenden Macht des Böſen, würde es keine Geſchichte, und ohne die Vorausſetzung dieſer Idee, und den Glauben daran, keine Wiſſenſchaft derſelben geben; ſondern es würde, wenn die Freyheit des Willens nur eine pſychologiſche Täuſchung, eigentlich alſo auch keine Geſinnung, und wahrhaft ſo zu nennende That im Moraliſchen wirklich, wenn alles auch im Leben nothwendig vorherbeſtimmt, bloß Natur und blindes Fatum wäre; alsdann auch das, was wir Geſchichte nennen, oder die hiſtoriſche Beſchreibung des Menſchengeſchlechts, nur einen Theil der Naturkunde bilden; was aber dem allgemeinen Urtheile und dem innerſten Gefühl des Lebens im Menſchen widerſpricht, da nach dieſem, ganz einfach genommen, es eben der Kampf zwiſchen dem guten und göttlichen Princip auf der einen, und dem feindlichen und böſen auf der andern Seite iſt, welcher den Inhalt des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Geſchichte von Anfang bis zu Ende bildet. Ohne die Idee eines in dem Gange der menſchlichen Schickſale waltenden, alles lenkenden Verſöhnung, und rettenden Kraft Gottes aber, zur endlichen Befreyung des Menſchengeſchlechts, kann die ganze Weltgeſchichte nur wie ein Labyrinth ohne Ausgang erſcheinen, wie ein verworrner Schutthaufen über einander geworfner Trümmer der untergegangenen Jahrhunderte; wie ein großes Trauerſpiel ohne rechten Anfang, und wo der Schluß und die Auflöſung fehlt; und dieſen wehmüthig trauervollen Eindruck hinterlaſſen uns allerdings mehrere der großen Hiſtoriker der Alten, beſonders der tiefſte unter ihnen, Tacitus, mit ſeinem Rückblick auf die Vergangenheit, am Ende der alten Zeiten. Das größte hiſtoriſche Geheimniß und tief verſchlungne Welt-Räthſel aber, iſt die Zulaſſung des Böſen von Seiten Gottes, welche eben nur in jener freyen Stellung und unentſchiednen Weſenheit des Menſchen, in ſeiner Beſtimdieſes weiſe und ſchöne Geſetz wohl dadurch zu umgehen, daß man die exekutive Vollziehung dem weltlichen Arm, und dem Staate überließ und übertrug; allein wirkliche materielle Verbrechen, oder den Fall der Nothwehr gegen offnen Aufruhr ausgenommen, wurde dadurch der Geiſt und die innre chriſtliche Abſicht deſſelben, immer aufs tiefſte verletzt, und ganz übertreten. Ein leidenſchaftliches Criminal-Recht der aufgereizten Partheywuth, durch die religiöſe Beziehung und Farbe des Ganzen nur um ſo anſtößiger für das chriſtliche Gefühl und Urtheil, wie damahls, bleibt immer ein großer Flecken für dieſe ganze Zeit-Periode, der aber nicht bloß Eine, ſondern eigentlich beyde Partheyen trifft, oder wenn auch nicht das Ganze, doch einzelne Theile, oder Glieder derſelben. Die Anfänge zu dieſer großen Verirrung und Abweichung von dem Geſetz der Liebe, werden zwar ſchon in dem Mittelalter, und in dem erbitterten Partheyenkampf jener frühern Zeit gefunden, aber wie gering ſind dieſe erſten Anfänge gegen das nachherige Uebermaaß? Wenn wir alſo oft das Mittelalter barbariſch zu nennen gewohnt ſind, oder alſo bezeichnen hören, ſo gilt dieß in noch weit vollerm Maaße von der wahrhaft barbariſchen Periode der Reformations-Zeit, und der Religionskriege, bis auf die Epoche wo der innre und äußere Frieden in der Welt und in den Gemüthern, wenigſtens ſcheinbar wieder hergeſtellt ward.

Sechzehnte Vorleſung.

Hiſtoriſche Bedeutung, und weitere Entwicklung und Ausdehnung des Proteſtantismus, in der Epoche der Religionskriege, und nachher; und von der verſchiedenen Wendung des Ausgangs derſelben in den vornehmſten europäiſchen Ländern.

Die wahre Reformation, ſo wie ſie als das dringendſte Bedürfniß der Zeit im funfzehnten Jahrhundert, nicht bloß von der Menge, und der oft hin und her ſchwankenden öffentlichen Meynung, ſondern von den erſten rechtmäßigen Stimmführern derſelben im Staat und in der Kirche ſelbſt, laut gefordert wurde, wie der Begriff derſelben auch ſchon viel früher beſtimmt aufgeſtellt, hinreichend anerkannt, und allgemein verbreitet war, hätte eine göttliche ſeyn müſſen; dann würde ſie auch ihre höhere Sanction ſchon von ſelbſt mit ſich geführt, und durch die That erwieſen, und würde ſich auch niemals, und unter keiner Bedingung von dem geheiligten Mittelpunkte, und der ehrwürdigen Grundlage der alten chriſtlichen Ueberlieferung in Lehren und Gebräuchen definitiv losgeriſſen haben, um ohne alle Rückſicht auf die früheren oder jetzigen legitimen Entſcheidungen, den Zwieſpalt zu ſtiften, und in der Verneinung ſelbſt ein neues und eignes Fundament für das Gebäude der abgeſonderten Meynung zu ſuchen, oder zu finden. Eine ſolche große, tief eindringende, allgemein wirkſame, alles neu belebende, aber den Umkreis des alten Glaubens nicht überſchreitende, in dem göttlichen Mittelpunkte deſſelben feſt beharrende Reformation der ganzen Kirche, iſt alſo damahls nicht zu Stande gekommen; denn die unter dieſes Kapitel gehörenden kirchlichen Diſciplinar-Geſetze des tridentiniſchen Conciliums, enthielten und enthalten zwar unſtreitig ſehr weiſe Verordnungen, und viel Gutes und Heilſames, was ſich auch als ſolches in den verſchiedenen katholiſchen Ländern und Reichen, nach der Beſchaffenheit der Lokalumſtände eines jeden bewährt hat, die zugleich die Gradation in der verſchiedenen Annahme derſelben beſtimmten; da dieſe zur Abſtellung und Reformation verſchiedner Mißbräuche und zur Wiederherſtellung der alten Ordnung beſtimmten Diſciplinar-Geſetze auch in den katholiſchen Ländern nicht unbedingt und in gleicher Weiſe überall eingeführt und angenommen worden ſind. Für das Ganze und Weſentliche der proteſtantiſchen Frage konnten dagegen die tridentiniſchen Beſchlüſſe, der Natur der Sache nach, nur den Charakter der Abwehr, der Vertheidigung, der Selbſterhaltung haben. Statt der gehofften Reformation, hatte ſich der Proteſtantismus als eine neue Lehre, und eigne Religion ſchon früh genug angekündigt, immer mehr als ſolche conſtituirt und befeſtigt; die Losreißung war ſchon vollendet, und das Uebel unheilbar geworden, als die Abhülfe, und das Gegenmittel eintreten ſollte. Der Proteſtantismus, ſo wie er hiſtoriſch wirklich war und wurde, iſt ein Menſchenwerk geweſen, und ſelbſt in der eignen Selbſtgeſchichte ſeiner Entſtehung erſcheint er nicht anders. Zwar ward hier gleich Anfangs als Kriterium

Verderbniſſes fähig iſt! Der unbeſchränkte Umfang iſt der Eine große Vorzug der Poeſie, deſſen ſie vielleicht ſehr nothwendig bedarf, um die durchgängige Beſtimmtheit des Beharrlichen, welche die bildende Kunſt, und die durchgängige Lebendigkeit des Wechſelnden, welche die Muſik vor ihr voraus hat, zu erſetzen. Beyde geben der Sinnlichkeit unmittelbar Anſchauungen und Empfindungen; zu dem Gemüthe reden ſie nur durch Umwege eine oft dunkle Sprache. Sie können Gedanken und Sitten nur mittelbar darſtellen. Die Dichtkunſt redet durch die Einbildungskraft unmittelbar zum Geiſt und Herzen in einer oft matten und vieldeutig unbeſtimmten aber allumfaſſenden Sprache. Der Vorzug jener ſinnlichen Künſte, eine unendliche Beſtimmtheit und gleich unendliche Lebendigkeit, Einzelnheit, iſt nicht ſowohl ein Verdienſt der Kunſt, als ein entlehntes Eigenthum der Natur. Es ſind Werke und Gebilde, Hervorbringungen und Kunſtäußerungen von gemiſchter Art, welche zwiſchen reiner Natur und reiner Kunſt in der Mitte ſtehen. Die einzige eigentlich reine Kunſt, ohne erborgte Kraft und fremde Hülfe, iſt die Poeſie.

Wenn man verſchiedene Kunſtarten mit einander vergleicht, ſo kann nicht von dem größern oder geringern Werthe des Zwecks die Rede ſeyn. Sonſt wäre die ganze Unterſuchung ſo widerſinnig als etwa die Frage: „Ob Sokrates oder Timoleon tugendhafter geweſen ſey?" Denn das Unendliche leidet gar keine Vergleichung, und der Genuß des Schönen hat unbedingten Werth. Aber in der Vollkommenheit der verſchiedenen Mittel, denſelben Zweck zu erreichen, finden Stufen, findet ein Mehr der Beurtheilung der Grundſatz aufgeſtellt und proclamirt, daß wenn es mehr als Menſchenwerk ſey, es beſtehen werde; wenn es alſo Beſtand habe, dieſes zum Beweis diene, daß es von Gott ſey. Allein dieſen Beweis wird wohl niemand für einen hiſtoriſch-gültigen anführen wollen, oder zu halten geneigt ſeyn; nachdem die mahomedaniſche Irrlehre, welche das göttliche Princip im Menſchen, mehr als jede andere verwüſtet und vernichtet, ſchon volle zwölf Jahrhunderte in der Welt beſteht, obwohl dieſelbe, wo nicht etwas ärgeres, doch gewiß nur Menſchenwerk geweſen. Auch als ſolches war der Proteſtantismus allerdings eine ganz außerordentlich große und Epochemachende Weltbegebenheit, die nachdem ſie von außen völlig conſolidirt war, wenn auch innerlich in ſteter Bewegung bleibend, nun und von da an, mehrentheils den Gang der neuern Zeit, und die weitere Geſtaltung und Bildung der chriſtlichen Völker und Staaten, und überhaupt der europäiſchen Menſchheit auch in der Geiſtes-Cultur und in dem höhern Gebiete der Wiſſenſchaft, die nachfolgenden drey Jahrhunderte hindurch, bis auf die Geſchichte unſerer Tage, wenn auch ſpäterhin nicht ganz allein, und nicht ſo ausſchließend, wie in der erſten Epoche, doch mehr als alles andre beſtimmt hat, und überall weſentlich mitwirkend, die erſte bewegende Urſache ihrer ganzen hiſtoriſchen Richtung, und dieſer auch an politiſchen Veränderungen und neuen Erſcheinungen, ſo reichen Entwicklung geweſen iſt. Man muß hier zunächſt bey dem großen Faktum ſelbſt ſtehen bleiben, um dieſes nur erſt rein hiſtoriſch nach ſeinem ganzen Umfange vollſtändig zu faſſen, und in allen ſeinen Folgen zu erkennen und zu verſtehen; und wenn man auch geneigt wäre, die lange Fortdauer des ſo allgemein gewordenen europäiſchen Zwieſpalts als ein Unglück für die Menſchheit zu bedauern und zu beklagen; ſo iſt doch ein ſolches, an ſich wohl nicht tadelnswerthes, und vielmehr natürliches Gefühl der allgemeinen Theilnahme, in der eignen Ueberzeugung, an ſich noch kein zureichender Standpunkt des welthiſtoriſchen Urtheils; und ſoll man wenigſtens in keinem Fall übermäßig deßhalb zu klagen, und mit dem Schickſal, d. h. doch eigentlich mit der waltenden Vorſehung, die es alſo fügte und geſchehen ließ, zu rechten anfangen. Die höhere Zulaſſung einer bloß menſchlichen, nicht von Gott ausgegangenen Unternehmung, ja ſogar eines allgemeinen und großen, unheilbar fortdauernden Zwieſpalts, und einer feindlichen Gegenwirkung, mit allen ihren unglücklichen, wenigſtens äußerlich ſtörenden, und innerlich hemmenden Folgen; bildet, wie ich ſchon früher bemerkte, das eigentlich Räthſelhafte in den hiſtoriſchen Erſcheinungen, das wundervolle Geheimniß des verborgenen göttlichen Rathſchluſſes im Gange der Menſchheit überhaupt, ſo wie auch nicht ſelten, und ſehr fühlbar in dem Leben der Einzelnen. Vielleicht wird das Räthſel erſt dann ſeine vollkommne Auflöſung erhalten, und alles klar werden, wenn dieſe Weltbegebenheit vollſtändig beendigt, und ganz zum Schluß gekommen iſt. Schon jetzt iſt ſelbſt nach der bisherigen Erfahrung, wie fragmentariſch und unaufgelöſt dieſe auch noch erſcheinen mag, wenigſtens das Eine einleuchtend, daß die Wirkung des Proteſtantismus, gar nicht bloß auf diejenigen Länder, Staaten und Völker beſchränkt geblieben iſt, wo derſelbe allgemein herrſchend geworden, oder wenigſtens öffentlich anerkannt und geſetzlich feſtgeſtellt war.

Viel größer iſt vielmehr der Kampf und die Gefahr, viel tiefer erſchütternd die Bewegung da geweſen, wo es zu keiner eigentlichen Losreißung, und förmlichen Trennung kam, oder wo dieſe, wenn auch Epochenweiſe, doch nicht dauernd anerkannt, und faktiſch angenommen ward; ſondern wo der Proteſtantismus, nämlich der Geiſt deſſelben, die ganz gleiche oder doch eine nah verwandte und durchaus ähnliche Tendenz, im Innern des von außen katholiſch fortbeſtehenden Staatskörpers eingeſchloſſen und mit darin aufgenommen, oder unentwickelt ſtecken geblieben, heimlich untergrabend fortwirkte, bis dann auch hier wenn gleich ſpäter, aus dem täuſchenden Zuſtande der ſcheinbaren Ruhe, das lange zurückgehaltene Element der umwälzenden Neuerung, erſt in der öffentlichen Denkart und herrſchenden Wiſſenſchaft, dann auch in der Wirklichkeit und im Staat, nur deſto gewaltſamer zum Ausbruch kam. Für das Gewiſſen, und ein Beruhigung ſuchendes Gemüth in der Erforſchung der Wahrheit und eignen Ueberzeugung, kann natürlich nur die einfache dogmatiſche Entſcheidung und Entſchiedenheit des Glaubens, poſitiv oder negativ die feſte Grundlage auf der einen oder der andern Seite bilden; allein für die richtige hiſtoriſche Beurtheilung, kann dieſe einfach mitten durchſchneidende Scheidungslinie des Glaubens, keine hinreichende Richtſchnur bilden. Es kann eine ganz auf katholiſchem Grund und Boden entſtandne Neuerung in der Lehre und Wiſſenſchaft, im Glauben oder Unglauben, in der herrſchenden Denkart und öffentlichen Meynung, wie man dieß in unſerer oder in der jüngſt verwichenen Zeit wohl geſehen hat, für den eignen Heerd und die Nachbarländer und Staaten ungleich gefährlicher ſeyn und wirken, als ein längſt ſchon mit ſich ſelbſt und mit der umgebenden Welt in ein feſtes Gleichgewicht geſetzter, und in bleibenden Ruheſtand gekommener Proteſtantismus. Daher iſt das Intereſſe und Staats-Syſtem von England, z. B. welches doch auch als Staat mehr als jedes andere Land ein weſentlich proteſtantiſcher iſt, oft mit dem der großen altkatholiſchen Mächte Hand in Hand gegangen; und hat wohl der Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts eine geringere Umwälzung oder Welterſchütterung zur Folge gehabt, als der Proteſtantismus in ſeiner erſten Zeit, und ſelbſt in der Epoche der Religionskriege, ungeachtet jene Secte des Unglaubens keineswegs eine eigentlich abgeſonderte Parthey von beſtimmter Confeſſion bildete, ſondern nur wie ein allgemeines anſteckendes Contagium des Zeitgeiſtes, alles neben und um, über und unter ſich ergriff, wie es gerade der Wind des Zufalls, und einer leidenſchaftlich vernichtenden Aufklärung in jedem Augenblick hierhin oder dorthin jedesmal führte!

Ich zwar würde, nach meiner individuellen Ueberzeugung und Anſicht, den theologiſchen Standpunkt für die Weltgeſchichte, und dieſe Richtſchnur, als die allgemeingültige und zuletzt entſcheidende für das hiſtoriſche Urtheil vorziehen, und gern überall feſthalten; aber hier in dieſen letzten Zeiten, wo der theologiſche Geſichtspunkt in ſich zerſpalten und in zwey getheilt iſt, die juridiſche Anſicht der Dinge aber, wo jeder für ſich ſelbſt das günſtige Urtheil in dem allgemeinen Partheyenſtreit fällt, doch nur zu endloſem Streit führt, bringt ſich meiſtens die pathologiſche Anſicht der immer mehr, und immer tödtlicher erkrankenden Menſchheit nach dem mediciniſchen Begriff, ganz von ſelbſt und unwiderſtehlich in der hiſtoriſchen Forſchung auf. Nun hält man es ſelbſt für das organiſche Leben, auf dem Standpunkte der wiſſenſchaftlichen Heilkunde, für ungleich beſſer und heilſamer, wenn ein fremdartiges, und ſtörend einwirkendes Element im entſcheidenden aber glücklich durchgeführtem Kampf auf Tod und Leben, rein ausgeſchieden und abgetrennt wird, als wenn bey unterdrückter Kriſis der Krankheitsſtoff auf die innern Theile zurückfällt, und hier der Zwieſpalt die Lebenskraft an der Wurzel angreift, und verzehrt." Läßt ſich aber dieſes Princip der Beurtheilung nicht auch im Großen auf das Ganze anwenden, wie es durch die Geſchichte der einzelnen Länder vielfach beſtätigt wird? Würde nicht der Proteſtantismus, wenn er auch damahls äußerlich unterdrückt und niedergeſchlagen worden wäre, innerlich vielleicht dennoch fortgewirkt haben, nämlich das Eine Weſentliche deſſelben, von dieſer Seite genommen, der Geiſt der umwälzenden Neuerung, der tödtenden Verneinung, der Rationalismus mit einem Worte; und würde dieſe innere Zerrüttung nicht ungleich gefährlicher und zerſtörender geweſen ſeyn, wie ſich das wohl aus den einzelnen Beyſpielen einer partiellen Erfahrung, wo es ſich ſo gebildet hat, ſchließen läßt: — Ich würde wünſchen, daß man dieſe, und andre ähnliche, frühere Aeußerungen, nicht ſo wohl als kategoriſche Behauptungen aufnehmen möchte, da die dogmatiſche Frage ſelbſt, ſo wie deren keinem Zweifel unterliegende Entſcheidung, hier ganz außer meinem Kreiſe liegt, und auch die wahre Ausgleichung und vollſtändige Entſcheidung in der wirklichen Vollziehung hierüber, in keines Menſchen Macht ſteht, und allein von Gott herkommen kann; ſondern nur Verſuche zu einer verin dieſem eignen Miſchungsverhältniß liegt wohl zum Theil mit das genialiſch Eigenthümliche, unergründlich Tiefe, und für den Geiſt Anziehende ſeiner Werke. Wenn die Verfaſſung, d. h. das innre Gleichgewicht des öffentlichen Lebens in England, aus dem ehemaligen groſſen Kampf dieſes Lebens, und aus der Geſchichte deſſelben ſelbſt hervorgegangen iſt; ſo dürfen wir uns nicht wundern, auch in der höchſten Poeſie, welche nur ein Abbild und Wiederſchein deſſelben iſt, auch eine ſolche Verſchlingung des Entgegengeſetzten, und einen ähnlichen Mittelpunkt der künſtlichen Verknüpfung zu finden. Eine tiefe Kunſt-Analyſe, ausſchlieſſend abgeſondert bloß nach dieſem Standpunkte, wozu der deutſche Geiſt ſonſt vorzüglich, und oft vielleicht zu überwiegend hinneigt, liegt hier ſonſt aber eigentlich auſſer meinem vorgezeichneten Umkreiſe. Die charakteriſtiſchen Züge dieſer innern hiſtoriſchen Verwandtſchaft in den Geiſteswerken mit der Zeit und der Nation, der ſie ganz eigenthümlich angehören, zu bemerken, kann aber wohl dienen, den Begriff der wichtigſten Momente, und entſcheidenden Wendepunkte deſto vollſtändiger und lebendiger aufzufaſſen; und in dieſer Hinſicht habe ich geglaubt, mir wie ſchon öfter, ſo auch hier, Parallelen dieſer Art, vorübergehend erlauben zu dürfen. Bis auf die neueſten Zeiten iſt dieſe entſchiedene Vorliebe für die romantiſche Welt des Mittelalters, und der Ritterzeiten, oder auch das alle Schranken des Gewöhnlichen kühn durchbrechende Dichtergenie, der unterſcheidende Charakter der engliſchen Dichtkunſt geblieben, die zum Theil auch darum bey den andern europäiſchen Nationen ſo beliebt geworden. Die verneinende Philoſophie der Engländer auf der andern Seite, hat ihren Charakter auch darin behauptet, daß ſie alles Höhere ausſchließend, es ſich mehrentheils zum Grundſatz machte, ſich bloß auf den Menſchen zu beſchränken, ohne in die Tiefen der Gottheit, oder auch ſelbſt in das Innere der Natur weiter einzugehen, oder eindringen zu wollen. Dagegen iſt für die höhere Erkenntniß nur einzuwenden, daß der Menſch eben kein iſolirtes Weſen iſt, ſondern ſo wie er einmal von Gott in die Natur geſtellt worden, ſo läßt er ſich auch nur in dieſem Zuſammenhange mit Gott und der Natur erkennen, und nach ſeiner wunderbaren innern Beſchaffenheit und äußern Entwicklung verſtehen und erklären. — Allein für die hiſtoriſche Forſchung und Darſtellung, ſo lange ſie auf einzelne Gegenſtände, Abſchnitte und Zeiten ſpeciell gerichtet bleibt, und nicht von einer umfaſſenden Idee für das Ganze ausgeht, oder die Philoſophie der Geſchichte umfaſſen möchte, ſchadet dieſe Beſchränkung auf den Menſchen nicht, da der ſo mannichfach rege poetiſche Geiſt von der andern Seite, ſo lange nicht etwa die ſkeptiſche Beſchränkung, und jener Proteſtantismus des Wiſſens die Anſicht vornehmlich beſtimmt, doch den Sinn offen hält, für alles geiſtig Höhere, charakteriſtiſch Eigenthümliche, und genialiſch Große in der einzelnen hiſtoriſchen Erſcheinung. Daher bildet auch dieſer Theil der Geiſtesbildung in England, welcher die hiſtoriſchen Forſchungen und Darſtellungen umfaßt, einen vorzüglich fruchtbaren und allgemein europäiſchen Zweig derſelben.

Der mit der Conſtitution in England zur Vollendung gekommne Proteſtantismus des Staats, iſt während des achtzehnten Jahrhunderts, wo meiſtens England die vorherrſchende

Macht war, in dem Syſtem des Gleichgewichts, auf ganz Europa ausgedehnt und angewandt worden. Der dort zuerſt entwickelte, und auch in dieſen Gränzen gebliebene Proteſtantismus des Wiſſens aber, nebſt dem allgemeinen Religionsfrieden, als die nothwendige Vorausſetzung und allgemeine Bedingung der Möglichkeit dieſer hiſtoriſchen Erſcheinung, bildet die Grundlage der Aufklärung und bezeichnet dieſe ganze Epoche derſelben vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Revolution.

Siebenzehnte Vorleſung.

Parallele des deutſchen Religionsfriedens mit dem Zuſtande in den andern Ländern von Europa. Herrſchendes Syſtem des Gleichgewichts und Princip der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.

Die groſe Wohlthat des deutſchen Religionsfriedens, wie er auf hiſtoriſche Nothwendigkeit gegründet, und aus dieſer zuerſt hervorgegangen, nun auch in den Gemüthern immer feſter wurzelnd, endlich zur andern Natur und zu einem zweyten National-Charakter der Deutſchen geworden iſt, kann wohl am einleuchtendſten dargethan werden, durch die Vergleichung mit dem in dieſer Sphäre herrſchenden Verhältniß bey andern Nationen; und zwar denen, die ſonſt in jeder andern Hinſicht zu den gebildetſten von Europa in der neueren Zeit gehören, und dem von daher entlehnten Beyſpiele und dem Zuſtande, wie er noch jetzt iſt, oder wenigſtens noch vor ganz kurzem war. In Deutſchland ſelbſt iſt die ſchonendſte und ſorgſamſte Beybehaltung dieſes hier einheimiſchen Religionsfriedens, auf welchem ſeine ganze ſittliche Exiſtenz beruhet, und ohne welchen es im anarchiſchen Partheyenkampf untergehen würde, noch von neuem in der hiſtoriſchen Lage begründet, und um ſo nothwendiger geworden, wenn auch nicht in den gleichen alten Formen, doch aber nach dem weſentlichen Geiſte, der wirklichen Anwendung und der inneren Abſicht deſſelben; nachdem in den neueſten Ländertheilungen, gegen die ſonſt in der herrſchenden Religion mehrentheils abgeſchloſſenen Territorien, eine ſo mannichfache Vermiſchung und Verflechtung in dieſer Hinſicht eingetreten iſt: daß derjenige Staat, welcher ſchon früherhin der größte unter allen proteſtantiſchen in Deutſchland war, und es auch jetzt noch mehr als ehedem geworden iſt, eine volle katholiſche Hälfte in ſeiner ganzen Bevölkerung zählt. Nicht ganz in der gleichen Ausdehnung, aber doch in ähnlicher Weiſe und auch nach einem ſehr bedeutenden Antheil des Ganzen, gilt daſſelbe in umgekehrter Beziehung von demjenigen katholiſchen Staate in Deutſchland, welcher nächſt dem Kaiſerſtaate ſelbſt, unter den übrigen der größte iſt. So feſt iſt auch ſchon dieſe Magna Charta der deutſchen Geiſtes- und Gewiſſensfreyheit, welche kaum der äußeren Garantien mehr bedarf, jetzt nachdem die alten, in ihrer ehemaligen Form des noch beſtehenden politiſchen Reichsverbandes und der Reichsgerichte, nicht mehr in der gleichen Weiſe vorhanden oder doch weſentlich modificirt ſind, in der allgemeinen National-Geſinnung und dem deutſchen Staats-Princip ſelbſt befeſtigt; daß er auch gar nicht mehr von dieſer Gleichheit der Maßen oder dem Verhältniß der Zahl abhängt; indem z. B. in den katholiſch-deutſchen Staaten des öſterreichiſchen Kaiſerthums die gegen das Ganze gehalten, ſo äußerſt geringe Minorität der Proteſtanten ſich deſſen ungeachtet ſchon lange im Genuß der volleſten Religionsfreyheit befindet; und im Vaterlande des Proteſtantismus ſelbſt, die Religionsverſchiedenheit des katholiſchen Regentenhauſes, mit der gegen die Majorität der übrigen Bevölkerung gehalten, ſo äußerſt kleinen Anzahl derer, welche der gleichen Religion ſind, kein Hinder-

oder Weniger Statt. Keine Kunſt kann in einem Werke einen ſo großen Umfang und eine ſolche Welt der Fantaſie umſpannen, wie die Poeſie. Aber keine hat auch ſolche Mittel, Vieles zu Einem zu verknüpfen, und die Verknüpfung zu einem unbedingt vollſtändigen Ganzen zu vollenden. Die bildende Kunſt, die Muſik, und die lyriſche Dichtung ſtehen in Rückſicht der Einheit eigentlich auf einer Stufe. Sie ſetzen ein gewiſſes höchſt gleichartiges Mannichfaltiges neben oder nach einander, und ſtreben aus dieſem Geſetzten das übrige Mannichfaltige organiſch zu entwickeln. Der Charakter, oder das Beharrliche in Vorſtellungen und Beſtrebungen könnte allein in dem vollkommenſten Geiſte ſchlechthin einfach, durch ſich ſelbſt beſtimmt, und in ſich vollendet ſeyn. Im Gebiete der Erſcheinung iſt ſeine Einheit nur bedingt; er muß noch ein Mannichfaltiges enthalten, welches nicht durch ihn ſelbſt beſtimmt ſeyn kann. Eine wirkliche einzelne Erſcheinung wird durch den Zuſammenhang der ganzen Welt, zu der ſie gehört, vollſtändig beſtimmt und erklärt. Nicht anders verhält es ſich mit dem Bruchſtück einer bloß möglichen Welt. Der dramatiſche Charakter wird durch ſeine Stelle im Ganzen, ſeinen Antheil an der Handlung, vollſtändig beſtimmt. Eine Handlung wird nur in der Zeit vollendet; daher kann der bildende Künſtler keine vollſtändige Handlung darſtellen. Wenn gleich der Charakter einer idealiſchen Geſtalt in der bildenden Kunſt noch ſo beſtimmt iſt, ſo ſetzt er doch nothwendig die Welt, in welcher er eigentlich zu Hauſe iſt, und welche nicht mit dargeſtellt werden konnte, als ſchon bekannt voraus. Mag dieſe umgebende Welt auch die der Olympiſchen Götter, nach ihrem niß geweſen iſt gegen die innigſte, tiefſte, feſte Anhänglichkeit an das angeſtammte alte, obwohl in der Religion verſchiedene Regentenhaus, wie das ganze Volk und alle Stände deſſelben ſie in allen Epochen des Unglücks auf das entſchiedenſte und rührendſte an den Tag gelegt haben. Sehen wir nun auf die andern mächtigen Staaten oder großen und gebildeten Länder in Europa, die auch wie Deutſchland, ein Jahrhundert oder noch länger, in dem Kampf der Religionskriege mit ſich ſelbſt gerungen, und welchen Ausgang dieſe hier genommen, welche Reſultate ſich bey ihnen daraus entwickelt haben, ſo iſt freylich wohl in England kein innerer Krieg mehr. Ob man aber dieſen Zuſtand in dem Religionsverhältniß, auch nur zwiſchen der in ihrem politiſchen Vorrecht und Uebergewicht durch bloßen Zwang aufrecht erhaltenen anglikaniſchen Kirche und den andern proteſtantiſchen Partheyen, die hier einen ganz andern Charakter als in Deutſchland oder auch ſonſt haben, und durch einen beſonders heftigen Sectengeiſt ſich auszeichnen, und vollends mit dem katholiſchen Irland eigentlich einen Frieden nennen kann, das weiß ich nicht; da das letzte auch noch in einer nicht ſehr entfernten Zeit-Epoche allerdings der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges geweſen iſt. Wenigſtens ein für immer dauernder und feſt geſicherter innerer Frieden, eine völlige Ausſöhnung auch in den Gemüthern, eine billige Ausgleichung in den gegenſeitigen Rechten und Anſprüchen zur beyderſeitigen Befriedigung und vollkommnen Beruhigung ſcheint es bis jetzt noch nicht zu ſeyn. Vielmehr iſt es nach jenen großen Parlamentsverhandlungen in England zu urtheilen, in welchen dort nicht ſelten grade an den unſcheinbarſten und von dem oberflächlichen Auge kaum bemerkten Stellen die geheimſten Motive, die innerſten Triebfedern und Lebensfäden oder auch die verborgenſten Beſorgniſſe und Staatsgedanken in dieſem wunderſamen Kunſtwerk des öffentlichen Lebens ans Licht kommen; als wenn eine hier ſehr deutlich hervortretende Furcht vor ſich ſelbſt, einen weſentlichen Charakterzug in dem politiſchen Bewußtſeyn der denkenden Engländer bildete. Eine Furcht, die bey jedem ernſten Rückblicke in den ehemaligen Abgrund des eignen inneren Zwieſpalts, bey dieſer Nation um ſo leichter entſtehen muß, da ſie mehr wie jede andere ihre vaterländiſche Geſchichte allgemein kennt und vor Augen hat, und darin noch einheimiſch, in der Vergangenheit mit dem lebendigſten Gefühle der wirklichen Gegenwart gleichſam immer fortlebt; und da es jeder von ihnen nur zu gut weiß, wie die furchtbaren Gährungs-Elemente des großen ehemaligen Kampfes bey ihnen keineswegs innerlich ganz verſöhnt und wirklich vollſtändig beruhigt ſind, ſondern nur durch dieſe, eben deßfalls als die glückſelige geprieſene Conſtitution von einem Moment zum andern immer noch wieder zurückgehalten, und von neuem auszubrechen verhindert werden. Und muß ſich nicht jeder von ihnen ſelbſt die peremptoriſche Frage aufwerfen, wie denn ein Land frey ſeyn, oder auch nur genannt werden könne, wo der dritte katholiſche Theil der Bevölkerung fortwährend in unglaublich deſpotiſcher Unterdrückung und nach der Wahrheit ganz eigentlich als erobertes Land behandelt wird?

In Frankreich herrſcht vielleicht über die Religion und Religionsverſchiedenheit ſelbſt mehr eine Indifferenz in der Geſinnung als ein ſo ſchroffer Gegenſatz und Partheyhaß, wenigſtens bey der größeren Menge, und ſobald nicht die Frage mit andern politiſchen Beziehungen in Verbindung geſetzt, eine andere Geſtalt annimmt und ſelbſt eine andere wird. Auch in der alten Zeit und in dem verwichenen letzten Jahrhundert, ſind die Religionskriege hier, obwohl heftig genug, doch nicht ſo ununterbrochen lang andauernd, und ſo ganz allgemein verwüſtender Natur geweſen, wie in Deutſchland, und verhältnißmäßig wenigſtens nicht von ſo ſchrecklichen Phänomenen begleitet wie in England. Dagegen aber haben ſie auch nicht zu ſo feſt beſtimmten und bleibend großen Reſultaten geführt, in jener erſten Zeit-Periode, wie der Religionsfrieden in Deutſchland, die Conſtitution in England geweſen iſt. Und bey dem gegen die früheren Hoffnungen, Verträge und Rechte geſchehenen Wiederruf des Ediktes von Nantes iſt dieſer in ſolcher Art und Weiſe innerlich unrechte Sieg der katholiſchen Parthey und Mehrzahl der Nation auch eben ſo, äußerlich nur ein täuſchend ſcheinbarer geweſen, wo alle Probleme unaufgelöſt im Innern zurück, und als feindliche halb oder ganz proteſtantiſche Gährungs-Elemente wirkſam blieben; bis endlich hundert Jahre nach jenem abſoluten Rückſchritt eine gränzenlos furchtbare Reaction in dem Ausbruch der großen Revolution erfolgte. Es muß dieſe ſelbſt und der ſie begleitende und von ihr ausgegangene europäiſche Völkerkampf um ſo mehr als ein fortwährender Religionskrieg betrachtet werden, da auch eine völlige und ganz entſchiedne Losreißung, nicht bloß von der Kirche, ſondern von allem Chriſtenthum und völlige Abſchaffung deſſelben gleich Anfangs damit verbunden war, welche neun Jahre dauerte, ehe man ſich, da die theophilantropiſchen Verſuche zu einer öffentlich halten ſind, beträgt 4 Mal 33,000, mit hinzugefügten 4 Mal 330 Tagen.

Hinſichtlich des rieſenhaft großen Körperbaus, welchen die Tradition allgemein und zwar in einem unverkennbar hiſtoriſchen Sinne, den man von der bloßen poetiſchen Ausſchmückung oder Uebertreibung wohl unterſcheiden kann, dem älteſten Menſchengeſchlecht in der Urzeit beylegt; ſo iſt es auffallend, daß diejenigen, welche die Analogie der Natur ſonſt ſo gerne auch auf den Menſchen anwenden, in dieſem Punkte immer nur das jetzt Gewöhnliche als das allein Wahrſcheinliche oder unſtreitig Gewiſſe wollen gelten laſſen. Von dem Elephanten, Rhinoceros und Nilpferd, die noch jetzt vorhanden und die größten unter den jetzigen Thieren ſind, werden noch zwanzig bis dreyßig andere verwandte Gattungen und Nebenarten, aus jenen ſchon oft erwähnten Ueberreſten der untergegangenen Vorwelt nachgewieſen. Von dem Mammuth, jenem Rieſenthiere der Vorzeit, deſſen Ueberreſte nicht bloß in Sibirien und Amerika, ſondern auch in Europa und Deutſchland, bey Paris und ſelbſt hier ganz in der Nähe gefunden wurden, konnen aus eben dieſen Ueberreſten ebenfalls eine große Anzahl verſchiedener Gattungen nachgewieſen werden. Auch von mehreren noch ganz bekannten Thieren ſind Knochen und Ueberbleibſel von einer ſehr ungewöhnlichen und wahrhaft gigantiſchen Größe gefunden worden; Hörner vom Urſtier, noch an dem Stirnknochen zuſammengehalten und feſtgewachſen, oder Hirſchgeweihe und Elephantenzähne, die auf eine drey- oder vier- und ſogar fünfmal größere Dimenſion dieſer Thiere ſchließen laſſen, als die jetzt gewöhnliche. Wenn nun in der älteren Epoche der organiſchen Natur und untergegangener Thierwelt dieſer Rieſenſtyl ſo durchaus vorherrſchend geweſen iſt, ſollte davon gar keine Anwendung auf den Menſchen gelten, in ſo ferne nämlich bloß von dieſer ſeiner organiſchen Naturſeite die Rede iſt? Beſonders da die älteſte hiſtoriſche Ueberlieferung und Sage unter allen Völkern dieſes ſo einſtimmig bezeugt und ausſagt? — Was unſere heilige Urkunde betrifft, muß ich jedoch noch hinzuſetzen und ausdrücklich bemerken, daß in derſelben mit der langen Lebensdauer auch ein viel größerer Körperbau bey dem älteſten Menſchengeſchlecht wohl ſtillſchweigend vorausgeſetzt und hinreichend angedeutet ſcheint; das eigentliche gigantiſche Uebermaaß aber wird vielmehr als eine nun organiſch gewordene Verwilderung und Ausartung dargeſtellt, die aus der unerlaubten Vermiſchung der beyden Urſtämme oder Urvölker, der Kainiten und der Sethiten, als der Quelle alles Verderbens hervorgegangen ſey; wie denn auch das große Strafgericht der alles zerſtörenden Fluth vorzüglich durch den Uebermuth und die Frevelthaten dieſer Giganten herbeygeführt, und zunächſt am meiſten gegen ſie gerichtet war. — Aber auch in der ſpätern hiſtoriſchen Zeit werden jene Rieſenvölker, welche mehrere Provinzen des verheißnen Landes, wie Moab, Ammon, Baſan, die Umgegend der uralten Gigantenſtadt Hebron inne hatten, ehe das Volk Iſrael alle dieſe in Beſitz nahm, zwar als berühmte Heldenſtämme aber doch als nur auf Krieg geſinnte wüſte Frevler, und ſelbſt einzelne Rieſen, die in dem Zeitalter des Moſes oder in der Geſchichte Davids noch vorkommen, als eigentliche Ungeheuer in der entſchiedenſten organiſchen Unförmlichkeit auf das beſtimmteſte charakteriſirt. Selbſt nach unſerer gegenwärtigen Erdkunde, bey dem einzigen wilden Völkerſtamm, unter den noch jetzt vorhandnen, von einer ungewöhnlich ungeheuern und faſt rieſenhaften Größe, bey den Patagonen in Amerika, hängt dieſes mit dem unförmlichen Körperbau dieſer Wilden zuſammen. Es iſt nämlich die obere Hälfte des Leibes bey ihnen von einer ſo ganz unverhältnißmäßigen Länge, daß wenn man ſie reitend erblickte, ſie in der That rieſenhaft groß erſchienen, daher ſie auch Anfangs für eigentliche Rieſen gehalten wurden. Näher betrachtet aber, nach der ganzen Körperlänge im Gehen oder Stehen, ſind ſie zwar allerdings von einer weit mehr als gewöhnlichen Größe von ſieben bis acht Schuh, doch nicht in dem Maaße, wie man es zuerſt geglaubt hatte, nachdem ein ſo ungewöhnlicher Eindruck auch leicht Uebertreibungen veranlaßt.

Mit allem dieſem und dem Obenerwähnten ſoll überhaupt nichts weiter geſagt ſeyn, als nur das offne Geſtändniß, daß ich in dieſen beyden Punkten von der alles jetzige Maaß weit überſchreitenden langen Lebensdauer und von dem rieſenhaften Körperbau der erſten Menſchen, niemals den Muth haben würde, der deutlichen Ausſage der heil. Schrift und dem allgemeinen Zeugniß der älteſten Ueberlieferung einen entſchiednen Zweifel mit voller Gewißheit entgegenzuſtellen; eine nähere Beſtimmung und beſtimmte Entſcheidung, die volle Auflöſung und das vollſtändige Verſtändniß darüber bleibt vielleicht einer nachfolgenden Zeit und tiefer eindringenden Naturwiſſenſchaft zur ſichern Begründung überlaſſen.

Es giebt auch noch Denkmahle oder vielmehr nur Fragmente von Bauwerken der älteſten Vorzeit, welche mit dieſem Gegenſtande zuſammenhängen, und daher hier noch mit einem Worte zu erwähnen ſind. Jene cyklopiſchen Mauern nämlich an mehreren Orten in Italien, deren ſich, wer ſie ſelbſt dort geſehen hat, wohl erinnern und den ſeltſam alterthümlichen Eindruck nicht leicht wieder vergeſſen wird. In dieſer ganz eigenthümlichen Bauart ſind, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen cubiſchen oder oblongen Form der Bauſteine, große Felsſtücke nur als unregelmäßige Polygone roh zugehauen und dann ſeltſam und künſtlich genug in einander gefügt. Selbſt der große, oft bewunderte, unterirdiſche Waſſerleitungs- oder Kloakenbau des alten Rom, wird zu dieſer cyklopiſchen Bauart gerechnet, von der ſich auch in Griechenland bey Argos und an mehrern andern Orten ähnliche Ueberreſte finden. Von den hiſtoriſch bekannten Völkern der ſpätern Zeit in dieſen Ländern können ſie einmal nicht herrühren, da ſie ſchon auf dieſe ſelbſt den Eindruck machten, daß ſie nur von einem untergegangenem Rieſengeſchlecht der Urzeit erbaut und hervorgebracht ſeyn konnten; woher ſie eben jenen Nahmen erhielten. Wenn man ſich die Unvollkommenheit der Werkzeuge jener älteſten Zeit vorſtellt, und daß ſich hier auch noch keine ſolche Mechanik vorausſetzen läßt, wie z. B. die Aegypter ſie ſchon gehabt haben müſſen, um ihre Obelisken in die Höhe richten zu können; ſo iſt wohl begreiflich, wie man auf den Gedanken kommen konnte, daß ſtärkere Arme und andere Kräfte als die der jetzigen Menſchen, zu jenen Felſenbauwerken erfordert worden ſeyen.

So hatten wir alſo nun den Urſprung des Zwieſpalts, der in der Menſchheit liegt und der die Grundlage aller Geſchichte bildet, ſo weit es für dieſen Zweck nöthig iſt, entwickelt; dann die allgemeine hiſtoriſche Ueberlieferung von dem feindlichen Gegenſatz zwiſchen den frommen Patriarchen und verhältniſſen lebenden Menſchen umgeben; wie Sonne und Mond, die gewöhnlichſten Thiere, umgebenden Pflanzen, menſchlichen Werkzeuge, Waffen, oder Beſtandtheile der menſchlichen Wohnung. Eine rohe Bilderſchrift alſo, wie man ſie auch wohl bey andern Wilden, beſonders den amerikaniſchen, namentlich bey den Mexikanern gefunden hat. Der berühmte franzöſiſche Gelehrte, Remúſat, welcher zu unſrer Zeit in das ganze chineſiſche Studium ein neues Leben, beſonders aber auch weit mehr Klarheit gebracht hat, als ſonſt darin gefunden wurde, geht dieſen erſten, noch ſehr dürftigen Grundriß der anfänglichen chineſiſchen Cultur, als worin er den ſehr beſchränkten damahligen chineſiſchen Ideenkreis verzeichnet findet, mit manchen geiſtreichen Bemerkungen, und hiſtoriſchen Folgerungen durch; und ſoll dieſe erſte Erfindung der chineſiſchen Schrift, nach ſeiner Vermuthung ein Alter von vier tauſend Jahren haben, das wäre alſo um drey oder vier Generationen nach der Sündfluth in unſrer gewöhnlichen Zeitrechnung, und iſt dieſe Angabe an ſich wenigſtens nicht übertrieben zu nennen. Wenn dieſer mit der chineſiſchen Geſchichte und Wiſſenſchaft ſo vertraute Europäiſche Gelehrte, ſein Erſtaunen über die Dürftigkeit jener erſten Grundbilder und Schlüſſel der Schrift nicht genug zu erkennen geben kann; ſo beſitzt gewiß niemand beſſer als er, alles was dazu gehört, um den weiten Abſtand zwiſchen dieſer urſprünglichen Ideen-Armuth und dem nachher ſo unermeßlich gewordnen Reichthum in der ſpätern künſtlichen Schrift-Verwicklung der Chineſen ganz zu ſchätzen, und zu würdigen. Indem er aber unter andern darauf aufmerkſam macht, wie in dieſem älteſten Schriftverzeichniß ſelbſt der Charakter oder das Zeichenbild eines Prieſters hier fehle, welches ſonſt doch wohl mit dem Stande zugleich, ſelbſt bey den roheſten Völkern gefunden werden müſſe, ſo kann ich ihm hierin nicht beyſtimmen; indem er ſelbſt unter den übrigen, einen Schriftcharakter mit anführt, der einen Zauberer vorſtellen oder bedeuten ſoll. Nun dürfte aber bey den heidniſchen Urvölkern der älteſten Zeit, der eine Begriff mit dem andern wohl ganz zuſammenfallen, wie es ſehr wahrſcheinlich auch ſchon bey den Kainiten eben ſo geweſen iſt. Aber auch die Zuſammenſetzung mehrerer unter jenen einfachen Grundcharakteren, womit die mehr abſtracten Begriffe bezeichnet werden, ſcheint oft, oder doch anfänglich gar nicht nach einem tiefer bedeutenden Princip geregelt, ſondern nur aus den gemeinſten Wahrnehmungen oder Eindrücken des alltäglichen und gewöhnlichen Lebens hervorgegangen zu ſeyn. Der Schriftcharakter z. B. welcher Glückſeeligkeit bedeutet, iſt zuſammengeſetzt aus zweyen andern, wovon der eine den geöffneten Mund vorſtellt, der andre aber eine Hand voll Reiß, oder überhaupt Reiß. Es iſt hier alſo keinesweges auf eine überſchwenglich [illegible] märiſch erhabene, oder myſtiſch geiſtige Idee gezielt, ſondern es beruht dieſe allgemeine Glückſeeligkeit eines Chineſen, wie aus der Schrift-Bezeichnung deutlich hervorgeht, ganz einfach auf der Vorſtellung von einem immer mit gutem Reiß hinreichend angefüllten und geſättigten Munde. Noch ein anderes Beyſpiel von ziemlich ähnlicher Art führt Remüſat, faſt etwas ſchüchtern, und halb zurückhaltend an, wie nämlich der Schriftcharakter, welcher ein Frauenzimmer, eine Perſon weiblichen Geſchlechts, bezeichnet, zweymal neben einander geſtellt, Zank und Streit bedeutet, dreymal wiederhohlt aber Unordnung, oder ſchlechte

Aufführung und Unſittlichkeit. Sehr weit entfernt liegen ſolche triviale und im Grunde platte Ideenverknüpfungen von jenem ſinnigen Gefühl für eine tiefere Naturbedeutung, wie ſich dieſes in mancher wohl fühlbaren, wenn auch nicht ganz entwickelten Ahndung derſelben, und überhaupt in den geiſtigen Sinnbildern der ägyptiſchen Hieroglyphen findet, ſo weit wir dieſe bis jetzt entziffern können; obgleich dieſe doch auch für die bequemere alphabetiſche Bezeichnung gebraucht und angewandt werden konnten, und wirklich wurden. In den Hieroglyphen iſt das ſie, neben der nackten Wortbedeutung noch umgebende ſymboliſche Anhauch wie ein beſeelendes Gewand des Lebens, wie das Wehen eines inwohnenden höhern Geiſtes und tief gefühlter Bedeutſamkeit, als die ſchöne Mitgabe einer jeden für einen höhern Zweck beſtimmten Schrift oder Inſchrift, die noch hinzukommt zu dem bloßen Buchſtaben-Wort, welches den Namen oder das Faktum bezeichnet. — Indeſſen beſitzen die Chineſen, ganz abgeſehen von ihren andern chaotiſch unermeßlichen Schriftcharakteren, allerdings auch ein Syſtem von wiſſenſchaftlichen Symbolen und ſymboliſchen Schriftzeichen, welche den Inhalt des älteſten unter ihren heiligen Büchern, des Yking ausmachen, welches ſo viel heißt, als das Buch der Einheit oder wie andre es erklären, das Buch von den Umwandlungen; und ſtimmt die eine wie die andre Benennung auch ſehr wohl mit dem Sinn dieſer Symbole überein, der recht gefaßt und im Geiſte des Alterthums verſtanden, auch gar nicht ſo ſchwer zu erklären und allerdings ein rein wiſſenſchaftlicher und ſehr bemerkenswerther iſt. Es ſind nur zwey Grundfiguren oder Grundſtriche, aus welchem urſprünglich zuſammengehörenden Cyklus, und mag die Deutung die leichteſte ſeyn; die vollkommene Statue iſt doch nur ein abgerißnes unvollſtändiges Bruchſtück, kein in ſich vollendetes Ganzes, und das höchſte was der Bildner darin erreichen kann, iſt eine beſchränkte Art von Einheit, die ſelbſt nur ein Theil und Ausſchnitt iſt aus einem größeren Umkreiſe und Zuſammenhange. Die Einheit des lyriſchen Dichters und des Muſikers beſteht in der Gleichartigkeit einiger aus der ganzen Reihe der zuſammenhängenden Gefühlszuſtände herausgehobnen, die übrigen beherrſchenden Empfindungen, und in der vollkommnen Unterordnung dieſer übrigen unter jene herrſchenden. Die nothwendige Mannichfaltigkeit und Freyheit ſetzen der Vollkommenheit dieſes Zuſammenhanges enge Gränzen, und an Vollſtändigkeit der Verknüpfung iſt hier gar nicht zu denken. Vollſtändigkeit der Verknüpfung aber iſt der zweyte große Vorzug, welchen die Poeſie vor den andern materiellen Künſten voraus hat. Aber nur der tragiſche Dichter, deſſen eigentliches Ziel es iſt, den größten Umfang und die ſtärkſte Kraft mit der höchſten Einheit zu verbinden, kann ſeinem Werke eine ganz vollkommne organiſche Gliederung geben, deren ſchöner Bau auch nicht durch den kleinſten Mangel, oder den geringſten Überfluß geſtört wird. Er allein kann eine vollſtändige Handlung, das einzige ganz in ſich abgeſchloßne und vollendete Ganze im Gebiete der freyen Erſcheinung, darſtellen. Eine ganz vollbrachte That, ein völlig ausgeführter Zweck gewähren die vollſte Befriedigung. Eine vollendete poetiſche Handlung iſt ein in ſich abgeſchloßnes Ganzes, eine für ſich beſtehende Kunſtwelt der Darſtellung.

die vier Symbole und die acht Koua, oder Naturbedeutenden Combinationen hervorgehen, welche die Grundlage aller höhern chineſiſchen Wiſſenſchaft bilden. Dieſe zwey erſten Grund-Principien ſind eine grade, und ununterbrochen fortgehende Linie, und eine gebrochne oder in Zwey getheilte Linie. Werden nun dieſe einfachen erſten Elemente in zwiefacher Zahl zuſammengeſetzt, nämlich zwey grade Linien neben, oder vielmehr unter einander, ganz ſo wie unſer arithmetiſches Zeichen der Gleichheit, oder auch zwey gebrochne und in zwey getheilte, dann aber auch die verſchiednen Linien zuſammengebracht: ſo giebt dieß, je nachdem die eine gebrochne Linie die obere, oder die untere Stelle einnimmt, noch zwey, zuſammen alſo vier mögliche Variationen, und das ſind eben die vier Symbole. Werden aber drey Linien dieſer zwey Arten, der grade ausgedehnten und der in ſich gebrochen getheilten, vereinigt und zuſammen oder unter einander geſtellt, ſo giebt dieß je nach der verſchiedenen Anzahl und obern, mittlern, oder untern Stelle der einen oder der andern, der ungetheilt graden, oder der gebrochnen Art, acht mögliche verſchiedene Verknüpfungen, und das ſind eben die acht Koua, welche nun nebſt den vier Symbolen, auf die Natur-Elemente und Grund-Principien aller Dinge angewendet werden, und dieſen zum ſymboliſchen Ausdruck und zur wiſſenſchaftlichen Bezeichnung dienen. Welches iſt nun der wahre Sinn und die eigentliche Bedeutung dieſer wiſſenſchaftlichen Grundſtriche der Chineſen, welche ihren Einfluß über die geſammte alte Literatur derſelben verbreiten und über welche ſie ſelbſt unzählig viele gelehrte Commentare geſchrieben haben? Leibnitz vermuthete darin eine Beziehung auf die neueren algegraben der Metalle, mit der Kunſt der Verarbeitung derſelben, unzertrennlich verbunden war; und dieſe Metallkunſt in der Urwelt, für die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts, eine ſo äußerſt wichtige Stelle einnimmt, wie denn zu deſſen höhern Cultur die künſtlich bearbeiteten Metalle überhaupt immer ſehr wichtig bleiben. Bey der hier erwähnten Muſik der Kainiten ſagte ich aber, dürfe man wohl nicht ſo ſehr an unſre hoch ausgebildete, erhabene Tonkunſt denken, ſondern es war dieſelbe in jenen alten Zeiten zunächſt für den gottesdienſtlichen Gebrauch beſtimmt; noch älter aber war vielleicht die mediciniſche, oder wenn man will die magiſche Anwendung und Einwirkung der Muſik. Darauf wenigſtens weiſt die Mythologie und Sage aller Völker hin; und ſo würde es wohl dem Geiſte der alten Zeit am meiſten gemäß, und vorzüglich, oder wenigſtens mit in dieſem Sinne* zu verſtehen ſeyn, und würde ich dabey eher an das in der älteſten chineſiſchen Bilderſchrift vorkommende Zeichen eines Zauberers erinnern, der dort noch die Stelle des in jenem engen Bilderkreiſe nach Remuſats Bemerkung fehlenden Prieſters vertritt. Ich fügte noch die Bemerkung hinzu, daß eine erbliche Kriegerkaſte bey den Kainiten wohl denkbar ſey, und ſelbſt wahrſcheinlich ſchon Statt gefunden haben möge; nicht ſo ſcheine mir dieß der Fall zu ſeyn mit dem erblichen Prieſterſtande. Wenn dieſe Einrichtung aber auch nicht von den Kainiten ausgegangen iſt, ſo kann ſie wenigſtens durch ſie veranlaßt worden ſeyn. Es wird nämlich, wie ſchon früher erwähnt, in der moſaiſchen Darſtellung der Urgeſchichte das ganze, ſo gränzenlos und ungeheuer groß gewordne Verderben in der letzten Zeit jener alten Welt vor den vertilgenden

Fluthen, allein aus der Vermiſchung des beſſern, Gott ergebenen Menſchengeſchlechts, mit dem ruchloſen Stamm des Kain hergeleitet. Dieſe ſetzt alſo eine gewiſſe Furcht, und große Beſorgniß vor der Gemeinſchaft und Vermiſchung, mit jenem Unheilſchwangern, Fluchbeladnem Volk der Kainiten voraus. Könnte nun darin nicht der Entſtehungs-Grund, oder die Stiftung eines aufs ſtrengſte abgeſonderten, erblichen Standes und Stammes nicht ſo wohl von Prieſtern in dem ſpätern Sinn des Worts, als von Gott geweihten und gewidmeten, ganz in Gott ergebnen Menſchen ſeine Erklärung finden, und dieſe mithin bey den ſpätern Sethiten zu ſuchen, und von ihnen ausgegangen ſeyn?

Wir müſſen uns hiebey ganz in die alte Zeit der erſten Stammväter verſetzen und lebhaft vorſtellen, wie bey ſo manchen höhern Kräften, die ihnen noch aus der erſten Quelle geblieben waren, ihnen nichts ſo wichtig galt, als eine in die weite Ferne und Zukunft hinausblickende Vorſorge für ihre Nachkommen, ihren Stamm, und die Erhaltung deſſelben, in ſeiner urſprünglichen Reinheit, und angeſtammten hohen Würde. Auch die indiſche Sage und Ueberlieferung kennt und verehrt jene Reihenfolge der erſten Stammväter des Menſchengeſchlechts, unter dem Namen der ſieben großen Riſchis, und Weiſen der grauen Vorzeit, oder Patriarchen, und heiligen Altväter, obgleich mit vielen fabelhaften Ausſchmückungen umgeben und darin eingekleidet; ſie verſetzt ſie alle in die Urwelt und eignet ſie dem Brahmanengeſchlecht zu; und um ſo weniger kann jene Anwendung hier ganz unpaſſend erſcheinen. Man hat oft bemerkt, daß die Indier überhaupt keine eigentliche Geſchichte, keine hiſtoriſchen Werke und

Wiſſenſchaft im ſtrenger beſtimmten Sinne des Worts beſitzen: weil nämlich bey ihnen der Sinn für die Urwelt noch jetzt der lebendig wirkſame und die urhiſtoriſche Anſicht, d. h. ſobald der poetiſche Ausdruck hinzukommt, eine mythologiſche Auffaſſung aller Dinge, und aller Begebenheiten, die ausſchließend vorwaltende iſt; ſo daß auch alle wirkliche Thatſachen der ſpätern hiſtoriſchen Zeit ſich unvermeidlich in dieſes Element auflöſen, oder wenigſtens ſtark davon tingirt erſcheinen. Eine Beſchränkung, die in ähnlicher Weiſe verſtanden und beurtheilt werden muß, wie die Lobredner der chineſiſchen Sprache z. B. darauf aufmerkſam machen, daß der faſt gänzliche Mangel aller Grammatik in derſelben, bey einer ſonſt ſo hohen Cultur des denkenden Scharfſinnes, nicht bloß als eine Armuth und Unbeholfenheit der erſten Sprachen-Kindheit zu erklären ſey, ſondern größtentheils daher rühre, oder doch nah damit zuſammenhänge, wie in dem tiefen Urgefühl, aus welchem die erſten Sprachen hervorgegangen ſeyen, dieſes ſo ganz in die Sache, und in den Gegenſtand verſenkt, nur auf die unmittelbare Mittheilung des wirkenden Worts, oder Gedankens in der gedrängteſten Kürze bedacht ſey, ohne ſich in die feinern Unterſcheidungen und oft überflüſſigen Nebenbeſtimmungen dabey einzulaſſen, oder zu zerſplittern. —

Für den vorſorgenden Blick jener Stammväter der Urwelt, in die ferne Zukunft hinaus, für die Erhaltung und den fortdauernden Segen ihrer Nachkommen, und ihres Stammes, ſind beſonders jene alterthümlichen, patriarchaliſchen Erzählungen nicht bloß in den andern urhiſtoriſchen Stammſagen, ſondern auch in unſrer heiligen Urkunde bemerkenswerth, wo dieſelben im hohen Greiſenalter den Söhnen und Enkeln die Kraft dieſes Segens, der wohl nicht bloß in einer Formel von leeren Worten beſtand, einzeln einem jeden wie zu ſeinem Erbtheil verleihen und übergeben; und wo neben dem ſichtbaren Vorrang des Erſtgebohrnen oder irgend eines ſchon von Anfang durch Gott ausgezeichneten und vorgezogenen Lieblings, oft auch ein Wort der Warnung hervorbricht, was die nachfolgende Geſchichte hinreichend beſtätigt, oder ein dunkles Gefühl tiefer Ahndung von irgend einem großen bevorſtehenden Unheil. Aber ſchon von dem Erſten Stammvater aller Völker und des ganzen Menſchengeſchlechts wird etwas erwähnt, was ganz hierher gehört. Nachdem die Unglücks-Epoche der älteſten feindlichen Brüder und des erſten Brudermordes vorüber iſt, heißt es nun weiter in der alterthümlichen Erzählung: Adam erzeugte Einen Sohn nach ſeinem Ebenbilde, und nannte ihn Seth. Das Erſte was uns hier auffallen muß, iſt der große, niederſchlagende, hier angedeutete Abſtand. Adam war nach dem Ebenbilde des allmächtigen Gottes erſchaffen worden; Seth aber iſt nach dem Ebenbilde des Adam erzeugt worden. Gleichwohl iſt nicht zu bezweifeln, daß hiemit nach dem Sinne und der Ausdrucksweiſe der heiligen alten Sprache, ein ſehr großer Vorzug zu verſtehen gegeben wird; daß nämlich Adam dem Seth, als dem Erſtgebohrnen in dieſem zweyten Anfang, in dem Sinne jener bey den Altvätern ſo oft vorkommenden Segenvertheilungen unter ihren Söhnen und Nachkommen, alle die Vorzüge, höheren Kräfte und Gaben, die er noch aus der erſten Quelle geſchöpft, und nachdem er von neuem zu Gott zurück gekehrt war, wieder erhalten hatte, als ſein Erbtheil und den ihm ausſchließlich eignen Vorzug mitgetheilt und verlieſich eben daher in jene für den Geiſt und die volle Erkenntniß nicht minder als für das Leben nothwendige Epoche der Vorbereitung und von Stufe zu Stufe ſich erweiternden Erwartung, durchaus nicht zu finden und nichts damit anzufangen wiſſen. Nun fällt aber das hebräiſche Volk und ſeine ganze Exiſtenz und Geſchichte oder Beſtimmung, grade nur in eine ſolche Haupt-Epoche der göttlichen Erwartung und füllt nur eine Stufe der Menſchheit aus in dieſem wunderbaren Stufengange der höheren Vorbereitung. Ihr ganzes Daſeyn war nur auf Hoffnung geſtellt, und der höchſte Mittelpunkt ihres innerſten Lebens war in eine weite Ferne der Zukunft hinausgelegt. Darauf beruht auch eine große Hauptverſchiedenheit in der heiligen Ueberlieferung der Hebräer von der Art, wie dieſe ſich bey den andern alten aſiatiſchen Völkern darſtellt und geſtaltet hat. In den älteſten Urkunden und heiligen Büchern dieſer andern Völker, welche dem Anfang der Einen Quelle noch um ſo viel näher ſtanden, als die ſpätere Nachwelt im gebildeten Abendlande; iſt von den liturgiſchen Vorſchriften oder moraliſchen Anordnungen abgeſehen, in dem eigentlich hiſtoriſchen Theil der Blick mehr rückwärts nach der herrlichen Vergangenheit gerichtet, mit einem wehmüthigen Gefühl alles deſſen, was die Welt und der Menſch ſeitdem verlohren haben. Und viele ſchöne Züge enthalten allerdings dieſe Urſagen alter Erinnerung von dem glücklichen ehemaligen Zuſtande, da auch die Natur noch eine ganz andre war, als die jetzige, ſchöner und näher mit der Götterwelt befreundet, von himmliſchen Genien bevölkert und umgeben, und nicht etwa bloß der kleine Garten der Erde im alten Eden, ſondern die ganze Schöpfung in Paradieſiſcher

Unſchuld und im Zuſtande der ſeeligen Kindheit beſtand, ehe der Haß in der Welt angefangen hatte und ehe der Tod erfunden war. Von der ganzen Fülle dieſer rührend heiligen Erinnerungen und aus der geſammten älteſten Urſage hat Moſes in ſeiner zunächſt für das Volk der Hebräer beſtimmten Offenbarung nach einem weiſen Geſetz der Sparſamkeit nur ſehr weniges herausgehoben und nur was das unentbehrlichſte ſchien und durchaus nothwendig war für ſein Volk und ſeine oder vielmehr Gottes Abſicht mit demſelben. Auch in dieſem Wenigen, in der ſinnvollen Kürze dieſer erſten Blätter des Moſaiſchen Anfangs iſt noch für uns in dieſer ſpäten Nachwelt viel tiefe Wahrheit enthalten, und wird auch eine Fülle von ſchon eigentlich hiſtoriſchen Aufſchlüſſen über die Räthſel der Urgeſchichte darin gefunden, wenn man nur den ſo einfachen Sinn auch eben ſo einfach herauszunehmen weiß. Alles übrige und überhaupt das Ganze war, wie das hebräiſche Volk ſelbſt und ſein geſammtes Leben und Daſeyn, ganz auf die Zukunft geſtellt und ſein Blick faſt ausſchließend dorthin gerichtet. Und wie nun die ſämmtlichen heiligen Schriften des alten Bundes, die ſich eben in dieſer vorherrſchenden Richtung nach Vorwärts oder immer weiter hinaus, ſelbſt der äußern Form nach dadurch von den heiligen Büchern und Anfangs-Urkunden oder Urſagen der andern alten Völker ſo auffallend unterſcheiden; wie dieſe Schriften alle, vom Erſten Geſetzgeber, der ſeinen für dieſen Einen Zweck ſo beſonders auserſehenen Volksſtamm, auch im geiſtigen Sinne und der ganzen Denkart nach, aus der ägyptiſchen Naturdienſtbarkeit herausgeführt und herausgehoben hat, bis zu dem prophetiſchen König und Sänger der

Pſalmen, und bis zu der letzten in der Wüſte verhallenden Stimme der Warnung und Verheißung, dem äußern Inhalte und dem innern Verſtande nach prophetiſche Schriften ſind: ſo kann auch das Volk ſelbſt im höheren Sinne ein prophetiſches genannt werden, und iſt wirklich ein ſolches, ſelbſt hiſtoriſch genommen, in ſeinem ganzen Weltgange und wunderbaren Schickſale geweſen und geworden.

Zu dieſen vier alten Völkern, die in Hinſicht der verſchiedenartigen Wendung und Geſtaltung, welche die heilige Ueberlieferung und erſte Offenbarung bey einem jeden derſelben genommen hat, zugleich mit der in entgegenſtehende Richtungen ſich bey ihnen theilenden Entfaltung des Menſchengeiſtes, als des innern Wortes und höhern Bewußtſeyns in ihnen: kann, um die belehrend fruchtbare Vergleichung zu vollenden, noch ein fünftes hinzugezählt werden, und dieſes fünfte iſt das Volk der Perſer, welches in einigen Stücken dem einen, in andern wieder dem andern unter jenen vieren gleichend oder entgegengeſetzt, dem einen näher verwandt in den Ideen und geiſtigen Lebensanſichten, oder auch in der Sprache und Richtung der Fantaſie, mit dem andern wenigſtens in äußrer, politiſcher Berührung ſtehend, gleichſam eine mittlere Stelle zwiſchen ihnen einnimmt. Die Perſer bilden in der alten Völkergeſchichte den Uebergang von der erſten zu der zweyten Welt-Periode, und nehmen die erſte Stelle in dieſer ein, inſofern ſie mit der eigentlichen Welteroberung den Anfang gemacht haben: welche Gewohnheit dann von ihnen wieder auf die Griechen und weiter auf die Römer überging, wie ein von Geſchlecht zu Geſchlecht durch alle Zeitalter ſich forterbendes Princip innerer Schädlichkeit und Lebenszerſtö rung, oder wie ein ſich immer wieder erzeugender und neu entzündender Krankheitsſtoff in der Menſchheit; wie denn auch dieſe erblich gewordne Völkergewohnheit in der neuern Geſchichte zu ſeiner Zeit wieder erwacht iſt. Von der geiſtigen Seite betrachtet aber, in Hinſicht ihrer Religion und heiligen Ueberlieferung, gehören die Perſer ganz und gar mit in den Kreis jener vier älteſten Völker der erſten Welt-Periode, und können nur mit dieſen verglichen werden; denn von den Phöniciern und Griechen ſind ſie in dieſem Punkte ſo ganz verſchieden, daß hier gar keine Vergleichung Statt finden und auch die Zuſammenſtellung, wo alles ſo ganz fremdartig iſt, keine fruchtbaren Reſultate gewähren kann. Den Indiern in der Sprache, Dichterſage und Poeſie am ähnlichſten; durch ihre tief in das mittlere Aſien hinein ſich erſtreckenden Eroberungen und dort gelegenen Provinzen mit dem fernen, von der übrigen Weſtwelt ganz abgeſonderten Oſt-Aſien und dem dort gelegenen himmliſchen Reich der Chineſen noch in einiger Berührung ſtehend; mit Aegypten in politiſchen Zwieſpalt verflochten, bis ſie endlich deſſen Eroberer wurden; ſtehen ſie in der heiligen Ueberlieferung und Lehre den Hebräern näher als die andern, oder ſind ihnen doch in allen ihren Anſichten von Gott und den göttlichen Dingen unter allen übrigen Völkern noch am meiſten verwandt. Von dem Könige des Himmels und Vater des ewigen Lichts und der reinen Lichtwelt, von dem ewigen Wort, durch welches alle Dinge erſchaffen ſind, von den ſieben großen Geiſtern, die zunächſt um den Thron des Lichts und der Allmacht ſtehen, von dem Glanz der ihn umringenden himmliſchen Heerſchaaren, dann von dem Urſprunge des Böſen und dem Fürſten der Finſter

Wort mens damit verwandt iſt, und zu derſelben Wort-Familie gehört; wie überhaupt die in den verſchiedenen Sprachen zerſtreuten Glieder des Einen Wurzellauts und Grundbegriffs, nun in der Zuſammenſtellung ſich an einander reihen, und gegenſeitig ergänzen. Als Beyſpiel einer merkwürdigen Erweiterung, oder Verengung eines und deſſelben Begriffs, oder Worts in ſeiner Bedeutung, kann die Bemerkung dienen, daß daſſelbe Wort, welches im Deutſchen den eng beſchränkten Raum einer Oeffnung bezeichnet, in dem Lateiniſchen locus aber nebſt dem beſtimmten Ort zugleich den allgemeinen Begriff des Raums, in dem Indiſchen Lokas, das Weltall heißt; ſo daß das indiſche Wort Trailokas, oder Trailokyan, die drey Welten, die dreyfache Welt, oder die Dreywelt bedeutet, nämlich die der Wahrheit, oder des ewigen Seyns, die der Täuſchung und des nichtigen Scheins, und die letzte der Finſterniß; welche Zuſammenſtellung oder Eintheilung, einen der Grundbegriffe in ihrer ganzen philoſophiſchen Anſicht bildet, und aus zwey Worten Trai und lokas zuſammengeſetzt iſt, welche zu gleicher Zeit auch lateiniſch und deutſch ſind. — Ich will nur noch ein Beyſpiel hinzufügen. Nachdem mehrentheils alle alten Völker in Aſien, und auch ſelbſt in unſerm Europäiſchen Abendlande, nach einem innern Naturgefühl, und einem, ganz abgeſehen von der Nomenclatur und den Claſſificationen unſrer Naturgeſchichte, vielleicht nicht unrichtigen Inſtinkt, den Stier, das nützlichſte und wichtigſte unter allen, dem Menſchen befreundeten Hausthieren, als den Repräſentanten der irdiſchen Fruchtbarkeit, gleichſam für das Grundthier der Erde halten, und demnächſt auch das Sinn-

Die frühern griechiſchen Dichtarten ſind theils an ſich unvollkommene Verſuche einer noch unreifen Bildung, wie das Epos des mythiſchen Zeitalters; theils einſeitig beſchränkte Richtungen, welche die vollſtändige Schönheit zerſpalten und unter ſich gleichſam theilen, wie die verſchiedenen Schulen des lyriſchen Zeitalters. Die vollkommenſte unter den griechiſchen Dichtarten, iſt die attiſche Tragödie. Alle einzelnen Vollkommenheiten der frühern Arten, Zeitalter und Schulen vollendet, läutert, erhöht, vereinigt und ordnet ſie zu einem neuen Ganzen.

Mit ächter Schöpferkraft hatte Aeſchylus die Tragödie erfunden, ihre Umriſſe entworfen, ihre Gränzen, ihre Richtung und ihr Ziel beſtimmt. Was der kühne Dichter entwarf, führte Sophokles noch ſchöner aus. Er bildete ſeine Erfindungen, milderte ſeine Härten, ergänzte ſeine Lücken, vollendete die tragiſche Kunſt, und erreichte das äußerſte Ziel der griechiſchen Poeſie. Seine Kunſt traf zugleich mit dem höchſten Augenblick des öffentlichen attiſchen Lebens und herrſchenden Sittentons zuſammen. Er wußte aber auch dieſe Gunſt des Schickſals zu verdienen. Den Vorzug eines vollendeten Kunſtgefühls, eines vollkommenen Styls theilt er mit ſeinem Zeitalter; die Art aber, wie er ſeine Stelle ausfüllte, ſeinem Beruf entſprach, iſt ganz ſein eigen. An genialiſcher Kraft weicht er weder dem Aeſchylus noch dem Ariſtophanes, an Vollendung und Ruhe kommt er dem Homerus und dem Pindarus gleich, und an Anmuth übertrifft er alle ſeine Vorgänger und Nachfolger.

Die künſtleriſche Richtigkeit ſeiner Darſtellung iſt vollkommen, und die Eurythmie, die regelmäßige Verbild alles telluriſchen Daſeyns und aller irdiſchen Kraft in ihm fanden; ſo iſt es wohl bemerkenswerth, wie A. W. v. Schlegel durch eine intereſſante Zuſammenſtellung der Worte, welche in den verſchiednen Sprachen verwandten Stamms, den einen oder den andern Gegenſtand oder Begriff bezeichnen, nachgewieſen hat, wie dieſe hier übereinſtimmen, und ſich gegenſeitig ergänzen. Das indiſche und perſiſche Gau, mit welchem auch das deutſche Kuh übereinſtimmt, trifft zuſammen mit der helleniſchen Benennung der Erde, in der altdoriſchen Form γα, das lateiniſche **bos**, in der Umbiegung **bovis** oder **bove**, ſchließt ſich an eine ganze Wort-Familie des Indiſchen, bhu, bhuva, bhumi u. ſ. w., welche die Erde, oder das Irdiſche, und was in der weitern Ableitung noch damit in Beziehung ſteht, bezeichnen. So wurde alſo die Erde, und der Stier, urſprünglich in dieſer Sprache mit Einem und demſelben Worte bezeichnet. Zuſammenſtellungen dieſer Art, wenn ſie nicht durch etymologiſche Künſteley erzwungen werden, ſondern wenn man nur bey dem, was faktiſch gegeben, und augenſcheinlich klar iſt, ſtehen bleibt, können auch über den Ideengang, die Entwicklung und Verbindung der Begriffe in jener mythiſchen Urzeit, manchen Aufſchluß geben, oder wenigſtens dienen, die innere Beſchaffenheit des menſchlichen Auffaſſungsvermögens und der Gedankenweiſe der alten Völker, lebendiger und anſchaulicher vor Augen zu ſtellen, und ließen ſich leicht, ſtatt der wenigen, die hier als Beyſpiel hinreichen, viele hundert andre, ganz ähnliche, geben. Nachdem die Sprache überhaupt, die Eine geſchichtliche Grundlage der Menſchheit, und zwar nicht die unbedeutendſte bildet, und dieſe Mannichfaltigkeit von ſo vielen verſchiedenen, über die bewohnte Erde ausgebreiteten und zerſtreuten Sprachen, ſehr weſentlich mit in die allgemeine Geſchichte der Völker, und geſonderten Stämme eingreift; ſo wird es nothwendig ſeyn, über dieſen Gegenſtand noch einige Worte hinzuzufügen, nicht um in das ganze Labyrinth dieſes unermeßlichen Sprachen-Reichthums ſelbſt, tiefer als es hier zweckmäßig wäre, einzugehen; ſondern bloß um den Standpunkt aufzuſtellen, wie eine allgemeine Ueberſicht davon, für den Zweck der philoſophiſchen Weltgeſchichte etwa aufzunehmen wäre, um das ſonſt unüberſehliche Chaos, wenigſtens in einen einfachern Begriff zuſammenzufaſſen. Der kürzeſte Weg dazu wäre vielleicht, wenn man ſich das Ganze aller, über die bewohnbare Erde verbreiteten Menſchen-Dialekte, und verſchiedenen Redeweiſen unter dem Bilde einer Sprachen-Pyramide dächte, von drey Stufen, die nach einem ſehr einfachen Eintheilungs-Princip von einander geſondert ſind. Die Baſis, und unterſte breite Grundlage dieſer Pyramide, würden die Sprachen bilden, welche größtentheils nur einſylbige Wurzellaute und Grundwörter kennen, entweder ohne alle Grammatik, wie die chineſiſche Sprache, oder doch nur mit den roheſten Anfängen und erſten Grundzügen einer äußerſt einfachen, und unvollkommnen grammatiſchen Structur verſehen. Die Anzahl der Sprachen, welche zu dieſer Claſſe oder erſten Ordnung gehören, iſt bey weitem die größte, und es ſind dieſe am weiteſten über alle vier Welttheile verbreitet; und werden ſie ſich kaum anders, als nach einer geographiſchen Eintheilung, als Nord- und Oſt-aſiatiſche, amerikaniſche, afrikaniſche u. ſ. w. zuſammenfaſſen, und in eine Art von Ordnung und Ueberſicht bringen laſſen, um den deutlichen Begriff des Gan gen zu erleichtern. Die chineſiſche Sprache iſt, eben weil ſie am meiſten dieſem Charakter einer durchaus einſylbigen Sprache ohne alle eigentliche Grammatik entſpricht, und dabey doch ſo äußerſt künſtlich entwickelt, und vervollkommnet iſt, ſo weit es nämlich bey den Sprachen dieſer Gattung möglich ſeyn kann, darum wohl als die wichtigſte und merkwürdigſte in dieſer Sphäre zu betrachten. Es iſt die Stufe der Kindheit in der Sprache, wie auch die erſten Sprachverſuche der Kinder ſich immer zum Einſylbigen neigen: es iſt der Schrey der Natur, der in dieſen einfachen Lauten ſich ausſpricht, oder die kindliche Nachahmung eines charakteriſtiſchen Schalls. Im Chineſiſchen wird dieſer erſte Grund-Charakter noch ganz unverkennbar gefunden; obwohl durch die künſtliche Schriftbezeichnung und hoch getriebene Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Begriffe, dieſe Stufe der Kindheit in der Sprache ſpäterhin eine ſehr weite Ausdehnung und auch eine ganz conventionelle Richtung nahm: wie denn eine ſolche Parallelle oder Analogie zwiſchen den natürlichen Lebensaltern und den geiſtigen Bildungs-Epochen nie ſo ganz ſcharf und genau nach dem Buchſtaben verſtanden werden darf. Die nächſtfolgende Stufe von jener Pyramide würden alsdann die edelſten Sprachen der zweyten Ordnung einnehmen; und dieſes ſind jene ſo vielfach und merkwürdig unter einander verwandten Sprachfamilien, die indiſch-perſiſche, griechiſch-lateiniſche, und gothiſch-germaniſche. Hier ſind die Wurzeln, größtentheils wenigſtens zweyſylbig, und dieſe dadurch innerlich beweglichen, und gleichſam lebendig und produktiv gewordenen Wurzeln, geben nun zu einer ſehr reichen grammatiſchen Entfaltung Raum und Anlaß. Der dieſe Sprachen unterſchei-

und für ſich genommen räthſelhafte Schriftzüge und abgeriſſene Bruchſtücke, gleichſam einzelne hieroglyphiſche Buchſtaben aus dem verlohrnen Ganzen ſich vorfinden; und zugleich auch die Ueberzeugung, daß wie ſehr dieſes Wort des Anfangs, mit der zunehmenden Entartung des Menſchengeſchlechts in dem ſpätern Heidenthum durch den beygemiſchten Irrthum aller Art verfälſcht, durch die zahlloſen hinzugefügten Dichtungen ganz verdeckt und verdunkelt, überhaupt in Verwirrung gebracht, und bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſeyn mag; doch bey der tiefer eindringenden Forſchung noch überall einzelne Lichtſtrahlen des gemeinſamen Urſprungs, und der urſprünglichen Wahrheit genug daraus hervorleuchten und darin gefunden werden.

Denn auch das alte Heidenthum — und dieſe Eine Bemerkung bleibt hier noch als Reſultat hinzuzufügen — hat eine Grundlage der Wahrheit, und kann vollſtändig erkannt und ganz verſtanden, der Wahrheit ſelbſt nur zur Beſtätigung dienen; wie auch die tiefern Forſchungen der neuern Zeit über das mythiſche Alterthum, und den hiſtoriſchen Urquell deſſelben uns immer mehr, und von ſehr verſchiednen Geſichtspunkten aus, auf dieſes Reſultat und Ziel aller Alterthumskunde, oder wenigſtens bis ſehr nahe an daſſelbe hingeführt haben. Wenn es möglich wäre, oder wenn es gelingen konnte, die allem Heidenthum zum Grunde liegende Naturanſchauung und einfache Natur-Symbolik von dem beygemiſchten Irrthume, von der hinzugefügten Dichtung rein auszuſondern; ſo würden dieſe hieroglyphiſchen Grundzüge des wiſſenſchaftlichen Inſtinkts der Erſten Menſchen, mit der Wahrheit und ihrer Erkenntniß in der Natur wohl nicht im

Widerſtreit ſtehen, ſondern vielmehr einer jetzt freyer entwickelten und reiner vollendeten Wiſſenſchaft des Lebens nur das belehrende Bild darbieten, worin ſie den erſten Anfang ihrer höchſten Ideen erblicken könnte. Denn wenn der Menſch, der doch ſelbſt der höchſte Mittelpunkt der Natur auf Erden iſt, nicht ſchon vom Urſprunge aus, einen wiſſenſchaftlichen Inſtinkt, und unmittelbaren Blick in die Natur hätte; ſo würde er mit aller Kunſt, und bloß durch die Hülfe der Maſchinen und Inſtrumente, auch niemals eine eigentliche Erkenntniß in dieſer Sphäre, und ein richtiges Verſtändniß der Natur, ihres innern Lebens, und ihrer verborgnen Kräfte erreichen können. Der bildliche Irrthum, welcher die Mythologie zur Folge hat, und ſelbſt wieder aus ihr hervorgeht, ich meyne die Verwechslung des Symbols mit dem Gegenſtande ſelbſt, von welchem, als dem verborgenen Höheren, daſſelbe urſprünglich bloß das bedeutende Gleichniß war und ſeyn ſollte, könnte verhältnißmäßig noch als die verzeihlichere, und dem Menſchen, in ſeinem jetzigen, zwiſchen einer bildlichen Fantaſie und der discurſiven Vernunft getheilten Bewußtſeyn, faſt natürliche, oder wenigſtens zur pſychologiſchen Gewohnheit, und andern Natur gewordne Art deſſelben gelten. Doch würde auch dieſer nie haben Statt finden können, wenn nicht früher ſchon die Verwechslung des Höhern und des Untergeordneten, des Erſten und des Zweyten, der Gottheit und der Natur, und die Umkehrung der rechten Ordnung zwiſchen beyden, wenn auch noch nicht unbedingt, doch wenigſtens in einem gewiſſen Maaße vorausgegangen wäre, oder wenigſtens angefangen hätte. Der eigentlich verderbliche heidniſche Grundirrthum liegt in der ſinnlichen Naturvergötterung, wo jene Umkehrung der Dinge, und damit auch aller ſittlichen Begriffe nun vollendet, und recht eigentlich im menſchlichen Geiſte das Unterſte zu Oberſt gekehrt wird; doch wird dieſer allzerſtörende Grundirrthum des Materialismus, auch außer dem eigentlichen Heidenthum, in der Atomenlehre, und in andern Syſtemen des falſchen wiſſenſchaftlichen Denkens gefunden. Nebſt der ſinnlichen Naturvergötterung, welche in der alten Mythologie und Volks-Religion das vorherrſchende iſt, beſteht der andre Hauptirrthum in der magiſchen Richtung, d. h. in der materiellen niedern Anwendung, in dem unerlaubten Mißbrauch der höhern Naturkräfte, da wo dieſe wirklich erkannt werden, wo der Geiſt durch die äußere ſinnliche Hülle derſelben ſchon tiefer in das innere Leben der Natur eingedrungen iſt. — Dieſe höhere, und eben darum noch gefährlichere Verirrung war am meiſten wohl, nicht ſo ſehr in der alten dichteriſchen Volks-Religion, als in den enger geſchloſſenen Vereinen der heidniſchen Myſterien vorhanden, und wird da vorzüglich zu ſuchen und mehrentheils auch zu finden ſeyn. — Obgleich die Lehren der Myſterien, welche nicht bloß in Aegypten, ſondern auch in Griechenland eine ſo wichtige Stelle in der öffentlichen Meynung, in der geiſtigen Bildung und ganzen Denkart, ja ſelbſt im Leben der Alten einnehmen, viel ernſter und tiefer waren, in Beziehung auf den Menſchengeiſt, ſeine Macht und urſprüngliche Würde, dann auf die verborgne Naturkraft, und unſichtbare Welt, als die gewöhnliche Volks-Mythologie der Dichter; ſo darf man doch darum nicht glauben, daß ihr Einfluß überall ein durchaus heilſamer geweſen ſey, oder ihre innere Beſchaffenheit, und der in ihnen herrſchende Geiſt ein für den letzten Zweck immer lobenswerther. Man darf, wie ich dafür halte, bey den Aegyptern viel Wiſſenſchaft vorausſetzen, beſonders in der Natur, mehr vielleicht noch als die Griechen im Allgemeinen, und die Pythagoräer insbeſondre, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, von ihnen gelernt und entlehnt haben; allein ohne eine ſtarke Beymiſchung von Irrthum, ohne mannichfachen magiſchen Mißbrauch, dürfen wir uns dieſe ägyptiſche Wiſſenſchaft wohl nicht denken. Wenn die heilige Richtſchnur, und der innre Leitfaden der Wahrheit einmal verlohren, wenn die richtige Ordnung der Dinge und der Begriffe einmal umgekehrt iſt, dann findet ſich im Menſchen, und im Menſchengeiſte oft das Höchſte, das Geheimnißvollſte, und das Wunderbarſte, mit dem Niedrigſten, dem Verkehrteſten, und dem ganz Schlechten oder Bösartigen dicht neben einander. Mitten unter allen dieſen falſchen oder ſeltſamen Götterbildern, bloßen Natur-Symbolen, und wenigſtens ſehr vieldeutigen Sinnbildern und Hieroglyphen, konnte der heilige Tempelſchlaf der Aegypter leicht auch Anſchauungen der Finſterniß und Viſionen des Irrthums herbeyführen; beſonders wenn jene magiſche Richtung, d. h. eine materielle und unerlaubte Nebenabſicht im Gebrauch der höhern Naturkräfte, ein in böſen Zwecken dämoniſch bewegter Wille hinzukam. Und dieſes iſt das, worauf es bey aller Wiſſenſchaft in ihrem Verhältniß zu der höhern göttlichen Wahrheit eigentlich ankommt, und was über ihren Werth entſcheidet; ob ſie gut angewendet wird, oder ob ſie eine zerſtörende Richtung auf das Verderbliche genommen hat; und ob die richtige Ordnung und Unterordnung der Natur als des Zweyten und alles Natürlichen ſchen Staatenſyſtem ſich eigentlich beyde zu Grunde gerichtet haben; bis dann nach einer kurzen Herrſchaft der Thebaner, unter ihrem einzig groſſen Epaminondas, die Macedonier mit einem deſpotiſchen Druck, der mehr von Dauer war, an die Spitze traten; und endlich alles in ſcheinbarer Befreyung, unter die großmüthige Protection der Römer gerieth, und bald darauf unter ihren Präfekten und Legionen in feſter Unterwürfigkeit erhalten wurde. Dergleichen grade in ihrer ganzen Ausführlichkeit und lebendigen Deutlichkeit belehrende, und man darf wohl ſagen ewige Geſchichten, wollen eben in den claſſiſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt geleſen, erlernt, und von allen Seiten durchdacht ſeyn. Hier muß alles dieſes als bekannt vorausgeſetzt werden, und kann ich mich dagegen nur auf eine möglichſt lebendige Charakteriſtik des griechiſchen Geiſtes und innern Lebens überhaupt beſchränken, in ſeinem Verhältniß zu dem Ganzen, und nach der Stelle, die er in dieſem und für die allgemeine Geſchichte und die Philoſophie derſelben einnimmt.

Das aus dieſem Standpunkte betrachtet, allgemein Intereſſante in dem griechiſchen Charakter, Leben und Geiſte, wird ſich vorzüglich, am leichteſten, und einfachſten unter dieſe drey Kategorien zuſammenfaſſen laſſen. Es iſt zuerſt vorzüglich, das Göttliche in ihrer Kunſt, oder überhaupt dieſe in ihrer Sage und Dichtung, in ihrer ganzen Lebensverfaſſung ja auch in die Sitte und Staatseinrichtung ſo innigſt verwebte Götterkunſt, was am meiſten unſer Erſtaunen und unſre Bewunderung erregt. Dann iſt es ihre Naturwiſſenſchaft, oder ihr ſo ganz natürliches, alle Gegenſtände der Welt und der Natur wie der Geſchichte, und auch den Menſchen mit hellem Geiſt und offnen Sinn, in der lebendigſten Klarheit des Ausdrucks, und der ſchönſten Sprache umfaſſendes Wiſſen, was ihnen von dem erſten Anfang deſſelben bis zur höchſten Vollendung im Plato und Ariſtoteles, bey der ſpätern Nachwelt ihren bleibenden Ruhm, und dauernden, tief in dem Menſchengeiſt aller Zeiten eingreifenden und einwirkenden Einfluß geſichert hat. Die dritte und letzte Kategorie und Sphäre dieſer auf das Ganze des griechiſchen Charakters und der griechiſchen Geſchichte gerichteten Schilderung bildet endlich der, ganz auf die, unter dem heftigſten Widerſtreit der Partheyen, endlich nach der öffentlichen Meynung ſiegreich gebliebnen Grundſätze und Zeitgedanken gegründete, und ganz von der zur politiſchen Macht gewordnen Rhetorik und Kraft der Beredſamkeit beherrſchte Vernunft-Staat der ſpätern griechiſchen Geſchichte. Was von den ältern griechiſchen Staaten und Verfaſſungen, und ihren republikaniſchen Tugenden wahrhaft rühmliches zu ſagen iſt, das iſt ſchon oben in der Kürze angedeutet worden; wie alles endlich in Verfall und gränzenloſe Anarchie gerathen, und in der fremden Römerherrſchaft ſein Ende nahm, das läßt ſich erſt aus dem Verfall der griechiſchen Wiſſenſchaft und Denkart vollſtändiger erklären, welcher auch den der Sitten und der Geſinnung zur Folge hatte, und aus jener, in der ſonſtigen ältern Geſchichte wenigſtens, faſt in ihrer Art einzigen Herrſchaft der Sophiſten, von welcher auch das öffentliche Leben und der Staat mit ergriffen ward, und in dieſer gefährlichen Kunſt einer falſchen Rhetorik ſeinen Untergang fand, wo alles Große dann ein Ende nahm. Die wunderbar lebendige Götterſage, in der herrlichen alten

Poeſie nimmt hier billig die erſte Stelle ein, da auch alle andre ſpätere Kunſt, und ſelbſt die bildende, aus dieſem erſten Homeriſchen Quell ihren Urſprung genommen hat. Und dieſer friſche Lebensſtrom der alten Götterdichtung und Heldenſage, wie er ſich durch alle Völker und Zeiten des Abendlandes hindurch ergoſſen hat, und noch ergießt, bewährt uns eben in der großen welthiſtoriſchen Erfahrung, die alles, und auch das Schwerſte, milde entſcheidend zu ſeinem Ziele führt, wie es auch in der chriſtlichen Welt-Periode übereinſtimmend anerkannt worden iſt, und noch anerkannt wird: daß alle claſſiſche Erziehung und höhere Geiſtesbildung auf der Grundlage der Poeſie, d. h. auf einer ſolchen, die Welt mit klarem Geiſt umfaſſenden, aus der Quelle der Natur ſelbſt im lebendigſten Gefühl hervorſpringenden Poeſie, wie dieſe Homeriſche, beruht und beruhen muß; weil es keine allgemein umfaſſende Bildung und höhere Entfaltung des geſammten Menſchengeiſtes und vollſtändigen Seelenbewußtſeyns geben kann, ohne daß auch dieſe Grundgefühle des Lebens, dieſe innerlich fruchtbare geiſtige Naturkraft im Menſchen, die wundervolle Fantaſie, mit erweckt und angeregt wird, und durch die Erweckung und Anregung herrlicher entfaltet, eine edle und ſchöne Geſtaltung gewinnen mag. Dieſes nun hat ſich für alle Jahrhunderte bleibend erwieſen, und darum iſt auch der Ruhm der Homeriſchen Geſänge, und der daraus hervorgegangenen griechiſchen Geiſtesbildung unvergänglich geworden. Wollte man die Geiſtesbildung eines Volkes ganz allein auf eine kalt abgeſonderte, todtend abſtracte Wiſſenſchaft ohne alle Poeſie gründen; ſo würde ein alſo ganz mathematiſch gewordnes und mathematiſch geiſtig zugeſpitztes knüpfung ſeiner beſtimmt und reich gegliederten Werke iſt ſo vollkommen und ganz der Idee des Schönen gemäß, wie etwa die Verhältniſſe an dem berühmten Doryphorus vom Polyklett, welcher als ein Kanon richtig ſchöner Menſchengeſtalt für die bildende Kunſt betrachtet wurde. Die reich entfaltete organiſche Gliederung eines jeden dichteriſchen Ganzen von dieſem Tragiker iſt bis zu einer Vollſtändigkeit vollendet, welche auch nicht durch die geringſte Lücke, nicht durch einen überflüſſigen Hauch geſtört wird. Nothwendig entwickelt ſich alles aus Einem, und auch der kleinſte Theil gehorcht unbedingt dem großen Geſetz des Ganzen.

Die Enthaltſamkeit, mit welcher er ſelbſt dem ſchönſten Auswuchs entſagt, und auch der lockendſten Verführung, das Gleichgewicht des Ganzen zu verletzen, widerſtanden haben würde, iſt bey dieſem Dichter ein Beweis ſeines Reichthums. Denn ſeine Geſetzmäßigkeit iſt frey, ſeine Richtigkeit iſt leicht, und die reichſte Fülle ordnet ſich gleichſam von ſelbſt zu einer vollkommenen aber gefälligen Übereinſtimmung. Die Einheit ſeiner Dramen iſt nicht mechaniſch erzwungen, ſondern organiſch entſtanden. Auch der kleinſte Nebenzweig genießt noch ein eigenes Leben, und ſcheint nur aus freyer Neigung ſich an ſeiner Stelle in den geſetzmäßigen Zuſammenhang der ganzen Bildung zu fügen. Mit Luſt und ohne Anſtoß folgen wir dem hinreißenden Strome, verbreiten uns über den bezaubernden Umkreis ſeiner Dichtung; denn die Schönheit der richtigen aber einfachen und freyen Stellung gibt ihr einen unausſprechlichen Reiz. Das größere Ganze, wie das kleinere iſt in die reichſten und einfachſten Maſſen beſtimmt ge-

Volk, gewiß kein wahrhaft und vielſeitig gebildetes, wahrſcheinlich aber auch nicht einmal ein wiſſenſchaftlich lebendiges, und lebendig-wiſſendes, oder das Leben wahrhaft erkennendes und verſtehendes Volk werden, oder ſeyn können.

Der charakteriſtiſche Vorzug in dieſer Homeriſchen, und überhaupt in aller griechiſchen Poeſie, iſt der, daß ſie ein weiſes Mittel hält zwiſchen den gigantiſchen Dichtungen der orientaliſchen Einbildungskraft, auch ſelbſt in der reineren Geſtaltung des indiſchen Geiſtes, und dem offnen Blick eines hellſehenden, und die Welt beobachtenden Naturverſtandes, in dem Zeitalter der klaren Proſa, bey ſchon mehr entwickelten und in ſich verwickelten Lebensverhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft; und daß ſie zwey ſonſt entgegenſtehende, oft ſich beynah ausſchließende Eigenſchaften in ſich vereinigt: die friſche Begeiſterung des lebendigſten Naturgefühls aus der Quelle, und den hinreißenden Strom einer innerlich regen, fruchtbar in ſich fortwachſenden, und blühenden Fantaſie, und einer hellen Lebensanſchauung, zugleich mit dem ſchönen Ebenmaaß, mit dem fein fühlenden Urtheil, welches alle Uebertreibung, und alles Unächte ausſchließt, und welches wenige Völker nach den Griechen, keines vielleicht in dem gleichen Maaße, wenigſtens keines vor ihnen in der gleichen Weiſe beſeſſen hat.

Es war dieſe Poeſie auf das innigſte in das ganze öffentliche Leben der Griechen mit verwebt; die öffentlichen Spiele, Volksfeſte und Wettkämpfe waren eben ſo viele Mittelpunkte deſſelben; ja die Gymnaſtik und Muſik waren die Grundlagen, und bildeten faſt auch den ganzen Umkreis einer edlen und geſitteten höhern Erziehung unter den Griemord. Ermordungen, auch Vergiftungen, wurden überhaupt nun immer gewöhnlicher; man fing an, Dolche unter dem Mantel zu tragen. Bey dieſer Gelegenheit wird eine Bemerkung hinzugefügt, die nicht etwa von einem Kirchenvater herrührt, oder ſonſt von einem chriſtlichen Verfaſſer moraliſcher Betrachtungen, ſondern von einem berühmten deutſchen Hiſtoriker, der übrigens ganz von der Begeiſterung für die republikaniſche Größe der Alten erfüllt und durchdrungen iſt: „Die Weltbeherrſchende Roma, vom Blute der Nationen trunken, fing an, in ihre Eingeweide zu wüthen." — Von den unmittelbar auf jene erſten nachfolgenden Häuptern der beyden Partheyen, in dem nun immer weiter entwickelten Bürgerkriege, dem Marius und Sulla, iſt ſchwer zu entſcheiden, wer von beyden an Grauſamkeit und im blutdürſtigen Charakter den andern übertraf; roher und wilder war wohl Marius, aus Grundſatz und ſchonungslos grauſamer vielleicht Sulla. Beyde waren große Heerführer und es mußten damahls ſolche immer erſt viele Triumphe über andre Völker gefeyert haben, ehe ſie daran denken konnten, nun auch gegen ihre eigene Vaterſtadt eben ſo zu wüthen, wie gegen das übrige Menſchengeſchlecht. Von der großen Gefahr, mit welcher der Einbruch der nordiſchen Völker, der gewaltigen Cimbern und Teutonen, als erſter Vorbote der nachherigen Völkerwanderung, den Staat bedrohte, hatten die Siege des Marius Rom befreyt. In der Zeit der Gefahr entwickelte ſich ihre Kraft am ſiegreichſten und mit jeder Reaction wurde, nachdem ſie beſiegt war, ihre Weltherrſchaft noch feſter begründet. Die größte und gefahrvollſte unter allen dieſen war wohl die des Mithridates, Beherrſchers von Pontus; ſie beann mit der Ermordung von achtzigtauſend Römern in den ortigen Ländern, zu gleicher Zeit mit dem Aufſtande aller taliſchen Völker gegen die römiſche Bedrückung. Kein Feind er Römer ſeit Hannibal hatte wohl ſo tief durchdachte Plane genährt, als Mithridates, der im Sinne führte, alle nordiſchen Völker von den kaukaſiſchen Gegenden an bis an die Alpen und gegen Gallien hin, in Einem Bunde gegen Rom zu bewaffnen. Durch die Beſiegung dieſes Feindes bereitete ſich Sylla vor, zur Rückkehr in das vom Bürgerkriege zerrüttete und zerriſſne Rom, wo er dann wie in einer eroberten Stadt wüthete, proſcribirte und morden ließ, und die verabſcheuungswürdigſten Grauſamkeiten wurden dabey begangen. Ein ſeltſamer Charakterzug von noch übrig gebliebener Römer-Größe war es doch, daß Sylla nun, unmittelbar nach dieſem großen Blutvergießen, als ob es alles ſo ganz recht und in der Ordnung geweſen wäre, die Dictatur niederlegte, ruhig auf ſein Landgut ging und ſich beſchäftigte, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. In einem Stücke war jedoch auch er ein Volksſchmeichler; er ſcheint das römiſche Volk tief gekannt zu haben, denn er führte zuerſt die circenſiſchen Spiele ein, jene blutigen Thiergefechte und grauſamen Gladiaterkämpfe, welche nachher für das römiſche Volk unter den Imperatoren nebſt dem Brodte zum unentbehrlichſten aller Bedürfniſſe wurden, ſo wie zur wichtigſten Sorge und Angelegenheit für den, der das Volk beherrſchen ſollte. In dieſen Spielen, wo das römiſche Auge ſich weidete, dem gewiſſen Tode entgegengehende Menſchen mit den furchtbarſten wilden Thieren kämpfen und ringen zu ſehen, brachte Pompejus einmal [illegible] Löwen auf den Kampfplatz und Auguſtus 420 Panterthiere. So wurde der Blutdurſt, nachdem er ſchon lange die herrſchende Leidenſchaft der Anführer und Parthey-Häupter dieſes Weltherrſchenden Volks geweſen war, nun auch das Bedürfniß und feſtliche Ergötzen der Menge. Und doch entwickelten ſelbſt in dieſer Zeit noch die Römer, wenn es bloß auf das Kriegführen, Schlachten gewinnen oder Siegen und auf die in dieſer Sphäre und in dem politiſchen Partheyen-Kampf bewieſene Charakterſtärke ankommt, eine oft bewundrungswürdige, man möchte manchmal ſagen, faſt übermenſchliche Kraft; ſo daß man oft nicht weiß, wie man dieſes Erſtaunen und jenen nicht abzuwehrenden Abſcheu mit einander paaren ſoll. Es war, als ob nun jener von dem Romuliſchen Volke von Alters her ſo hoch gefeyerte Kriegsgott Gradivus wirklich mit eiſernem Fuß über den ganzen Erdkreis dahinſchreitend einherginge und überall neue Blutſtröme unter ſeinem Fußtritt hervorbrächen; oder auch als ob aus dem Abgrunde der ewigen Nacht der finſtre Pluto heraufgeſtiegen wäre, mit allen Rachegeiſtern der Unterwelt, allen Furien der Leidenſchaft und unerſättlichen Habſucht, von den blutdürſtigen Dämonen der Mordgier begleitet, um ihr ſichtbares Reich und ihren Herrſcherthron mitten auf den Gefilden der Erde aufzuſchlagen und auf ewig zu gründen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, wenn man die römiſche Geſchichte einmal von der hergebrachten Rhetorik, dieſen vaterländiſchen Sentenzen und abgenutzten Gemeinſprüchen der politiſchen Weisheit entkleidet, dagegen aber mit einer recht ins Einzelne gehenden und faktiſch genauen Charakteriſtik, lebendig und wie ſie wirklich war, hinſtellen möchte; ſo würde jedes noch irgend menſchliche Gemüth durch ein ſolches Gemählde der vollen tragiſchen Wahrheit, bis ins Innerſte erſchüttert und mit dem tiefſten Schauder und Entſetzen erfüllt werden. Denn auch in der ſittlichen Zügelloſigkeit waren die Römer rieſenhaft; ſo daß alle Sittenverderbniß der Griechen dagegen noch wie ein erſter kindiſcher Anfang in der Schule des Laſters erſcheint. — Die nachfolgenden Bürgerkriege haben den Charakter der erſten im Weſentlichen beybehalten, wenn gleich die ſchrecklich im Andenken gebliebene Erinnerung an die Zeit des Marius und Sulla, Anfangs einige Behutſamkeit wenigſtens in den äußern Proceduren veranlaßte; doch drang das gewohnte Blutvergießen beym weitern Vorſchreiten immer wieder durch. — Der eigentliche Umkreis der römiſchen Eroberungen, in dem jetzt natürlich gewordnen Umfange dieſer über alle Länder rings um das mittelländiſche Meer her ſich erſtreckenden Weltherrſchaft, ward in der zweyten Periode oder Generation der Bürgerkriege unter Pompejus und Caeſar nun ſchon ziemlich vollendet; durch den Pompejus vorzüglich von der aſiatiſchen Seite, durch den Caeſar mehr von der ungleich wichtigeren und ſchwerer zu bekämpfenden nordiſchen Abendſeite. Die Eroberung von Gallien hat ein ſelbſt nach römiſchem Maaßſtabe ungewöhnlich großes Blutvergießen gekoſtet; überhaupt aber werden hier und bey der vollendeten Unterjochung von Spanien, den erſten Kriegen an den germaniſchen Gränzländern und in Brittannien, ſo wie in Nord-Afrika gegen Juba, und gegen den Sohn des Mithridat in funfzig dem Caeſar nachgezählten Schlachten, gegen 1,200,000 auf dem Schlachtfelde Gebliebene gerechnet; wobey, da er ſein eigner Geſchichtſchreiber war, die Angaben zum Theil aus ihm ſelbſt entnommen ten, die ſich von ſelbſt dazu darbieten, in den Gränzen einer beſcheidenen Andeutung ſich haltend, da alles dieſes doch nur der eſoteriſche Geiſt und innere religiöſe Gedanke der Geſchichte ſeyn kann. Sonſt geräth man in Gefahr, ein nach menſchlichen Einſichten und Anſichten zu früh vollendetes Syſtem von göttlichen Abſichten, in das noch unvollendete Drama der Weltgeſchichte hineinzutragen, deſſen umfaſſende Größe und geheimnißvolle Verborgenheit, ohnehin das Maaß des Wenigen, was der Menſch eigentlich mit Gewißheit glauben und erkennen, beurtheilen, oder wiſſen kann, bey weitem überſteigt; ein Fehler, welchen manche Schriftſteller in ihren ſonſt ſo religiöſen Betrachtungen über die Univerſalgeſchichte nicht immer ganz vermieden haben. Inſofern aber ſolche Bemerkungen in den beſcheidnen Gränzen bloßer Andeutungen im Einzelnen ſtehen bleiben, ohne für den zum Grunde liegenden Plan des Ganzen der göttlichen Weisheit allzu früh vorgreifen, oder zu tief und gleichſam gewiß und ſicher in das Einzelne eingehen und entſcheiden zu wollen; bietet ſich auch ſchon von ſelbſt mancher Anlaß und Stoff dazu dar, für die ſichtbare und abſichtliche Veranſtellung oder Auserwählung mancher Individuen, oder auch ganzer Nationen und Zeiten für einen ganz beſtimmten Zweck, für ein in einer beſtimmten Sphäre zu erreichendes höchſtes Ziel und glückliches Gelingen oder in ihrer Art einzige Größe; welche einzelne Kraft dann wieder zu ſeiner Zeit in das Ganze eingreift, um dort als Träger für dieſes und für alle andern, als Uebergang aus dem Vorigen, als Grund und Boden für ein ſpäter Nachfolgendes und göttlich Neues zu dienen, ſich eben darin offenbarend; und ſolche Zwecke, oder dem ähnliche, treten wohl aus dem Entwicklungsgange der Völker in der menſchlichen Geiſtesbildung oft genug ganz von ſelbſt deutlich hervor. Ja auch ſelbſt über die Zulaſſung des Böſen, da wo es in großer Kraft und allgemeiner, phyſiſch oder geiſtig verheerenden Wirkung in die Welt und in die Geſchichte eintritt und über die göttliche Abſicht in dieſer Zulaſſung, kann es manchmal einem hiſtoriſch erleuchteten Urtheil gelingen, wenn auch nicht den verborgnen göttlichen Rathſchluß ganz zu durchforſchen, ſo doch den geheimnißvollen Schleyer wenigſtens in etwas zu lüften, und hier und da wegzuheben; oder es darf eine ſolche beſcheidne Hinweiſung und Andeutung auf den letzten Zweck aller Ereigniſſe wohl auch da Statt finden, wo bey dem Untergange ganzer Nationen, wie z. B. der jüdiſchen, oder bey dem über eine lang entartete Zeit von allen Seiten hereinbrechenden Unheil, und unabwendbaren allgemeinen Unglück, darin wohl der vergeltende Maaßſtab einer höhern göttlichen Gerechtigkeit ſich kund giebt, und es mögen Kataſtrophen ſolcher Art von dieſem Standpunkte aus angeſehen, allerdings als ein partielles Weltgericht im Kleinen, oder in der einzelnen Anwendung erſcheinen, die auch nur als ein ſolches recht verſtanden, und richtig beurtheilt werden können. Dieſe Idee der göttlichen Gerechtigkeit aber, oder auch des Weltgerichtes inſofern es ein hiſtoriſches iſt, gehört allerdings mit in den Umkreis der philoſophiſchen Geſchichte, und bildet nebſt jenem erſten Fundament des göttlichen Ebenbildes im Menſchen, das Zweyte mehr praktiſch auf die Wirklichkeit des Lebens und ſeiner großen Erſcheinungen, gerichtete Princip derſelben. —

Das Gnadengeheimniß der göttlichen Erlöſung des Menſchengeſchlechts aber, geht über die Sphäre der Geſchichte und hiſtoriſchen Nachweiſung hinaus. Auch die chriſtliche Geſchichte, oder Philoſophie der Geſchichte, wird es zwar ſtillſchweigend vorausſetzen, und als bekannt, und ſich unter den Gleichgeſinnten von ſelbſt verſtehend, annehmen, auch im innern Gedanken dieſes Glaubens, ſehr vieles, das meiſte, faſt alles in den hiſtoriſchen Erſcheinungen und Thatſachen darauf beziehen; jenes Geheimniß ſelbſt aber kann ſie nicht mit in ihren Umkreis hineinziehen, ſondern muß dieſes Heiligthum ganz der Religion überlaſſen bleiben. Eben ſo wie es auch jederzeit nur eine nachtheilige Wirkung haben kann, wenn die Philoſophie daſſelbe ihrem wiſſenſchaftlichen Denkſyſtem einverleiben, oder darin einreihen will; denn indem ſie daſſelbe eben dadurch ſchon zu erklären verſucht, und gleichſam deduciren möchte, hört das Geheimniß der Erlöſung nun auf ein göttliches Faktum zu ſeyn, da es doch nur als ein ſolches Religion, und die vollſtändige ewige Grundlage derſelben iſt, und ſeyn kann. Nur eine Meynung muß ich hier ganz ausdrücklich entfernt zu halten wünſchen, weil ſie durchaus unhiſtoriſch und auch für das Ganze weſentlich ſtörend iſt. Ich weiß ſie in der charakteriſtiſchen Kürze nicht ſchneller und treffender zu bezeichnen, als daß ſie darin beſteht, Chriſtus ſey, um es mit Einem Worte zu ſagen, ein jüdiſcher Sokrates geweſen, und es habe alſo der erhabenſte und edelſte unter allen reinen Sittenlehrern, nach der ganz natürlich zu nehmenden und zu verſtehenden Geſchichte, denſelben für die Menſchheit nicht minder beklagenswerthen Ausgang gehabt, der auch jenen athenienſiſchen Philoſophen und weiſeſten aller Griechen betroffen hat. Hierauf läßt ſich nur das Eine erwiedern: wenn Chriſtus nicht mehr geweſen iſt als dieſes, ſo war Er dann auch nicht einmal dieſes. Aber nicht bloß deßwegen iſt dieſe Meynung eine unhiſtoriſche, oder vielmehr antihiſtoriſche zu nennen, weil ſie mit allen Verheißungen, Zeugniſſen, eignen Ausſprüchen, Berichten, ſo ganz in dem ſchneidendſten Widerſpruch ſteht; ſondern eben ſo ſehr und noch weit mehr deswegen, weil, wenn dieſer göttliche Mittelpunkt aus der Weltgeſchichte weggenommen wird, alsdann aller hiſtoriſche Zuſammenhang in derſelben verlohren geht, der allein auf dieſer neuen Gotteskraft im Wendepunkt der Zeiten, und bis ans Ende bleibenden Gottes-Hoffnung beruht. Denn wiewohl ich dieſe ſelbſt nachzuweiſen, und entwickelnd zu begründen, außer dieſer geſchichtlichen Sphäre liegend finde; ſo beruht doch in dieſer Vorausſetzung, und in dieſem Glauben das Fundament, und der Schlüſſel des Ganzen: ohne welchen die ganze Weltgeſchichte Nichts ſeyn würde, als ein Räthſel ohne Löſung, ein Labyrinth ohne Ausgang, ein großer Schutthaufen aus den einzelnen Trümmern, Steinen und Bruchſtücken von dem nun unvollendet gebliebenen Bau, aus der großen Tragödie der Menſchheit, die alsdann gar kein Reſultat haben würde.

Nach dieſen durch die Natur der Sache und die Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſelbſt vorgeſchriebenen Gränzen, die ich hier ſtreng zu bezeichnen für nothwendig hielt, richtet ſich unſer Blick für die hiſtoriſche Umgebung, unter welcher und in welcher der Anfang des Chriſtenthums in die Welt und in die Geſchichte eintrat, nun zunächſt auf den jüdiſchen Staat.

geworden. Bey jenen kriegeriſchen Naturvölkern des Nordens, in der alten Zeit aber, konnte dieſes Naturbedürfniß der Auswanderung faſt keine andre Geſtalt annehmen, und keinen andern Zweck haben, als den einer bewaffneten Anſiedlung. Mit einer ſolchen endete ſelbſt der erſte Einbruch der nordiſchen Völker, deſſen die Geſchichte erwähnt; der Heerzug der Gallier nach Thracien, dem bald darauf ein zweyter ähnlicher unter Brennus nach Macedonien und Griechenland folgte, wo dieſer galliſche Heerführer ſich auch des reichen delphiſchen Apollo-Tempels, und aller dort angehäuften Schätze bemeiſterte. Die nun von dem ganzen Heerhaufen übrig geblieben waren, erhielten dann endlich feſte Wohnplätze im Klein-Aſien, und gründeten dort die galliſche Anſiedlung in dem von ihnen ſo benannten Lande, Galatien. Bey dieſem erſten großen nordiſchen Heerezuge oder Völkereinbruch, ſind faſt alle Nahmen der Stämme, und auch der Anführer, Celtiſch; doch werden einige wenige Deutſche mit darunter gefunden, was um ſo begreiflicher iſt, da die Gallier damahls in weiter Verbreitung, wo ſie Anfangs ſelbſt den Norden von Italien bewohnten, ohne Zweifel auch die Alpenländer mehrentheils werden inne gehabt haben, und ſich einzelne deutſche Stämme um ſo leichter an ſie anſchließen mochten. Wer weiß, welche wunderbare Sage, oder fabelhafte Kunde, von dem ſchönen Himmel, den herrlichen Früchten des ſüdlichen Landes, mit den Erinnerungen von ihrer eignen ehemaligen Herkunft aus andern und mittäglichen Gegenden von Aſien, dazu beygetragen haben mag, die Cimbern und Teutonen von den ſkandinaviſchen Inſeln nach Italien zu führen. Hätten die Römer nicht das gefahrvolle Beyſpiel gefürchtet, und hätten ſchieden, und ſchön geordnet. Und wie in der ganzen Handlung Kampf und Ruhe, die That und die Betrachtung, die Menſchheit und das Schickſal harmoniſch wechſeln, und ſich frey vereinigen, wenn bald die einzelne Kraft ihren kühnen Lauf ungehemmt ergießt, bald zwey Kräfte in raſchem Wechſel ſich kämpfend umſchlingen, bald alles Einzelne vor dem erhabenen Gedankenſtrome des Chors ſchweigt; ſo iſt auch noch in dem kleinſten Theil der Rede das Mannichfaltige in leichtem Wechſel, und freyer Vereinigung.

Hier iſt auch nicht die leiſeſte Erinnerung an Arbeit, Kunſt und Bedürfniß. Wir werden das vermittelnde Element nicht mehr gewahr, die Hülle ſchwindet, und unmittelbar genießen wir die reine Schönheit. Dieſe anſpruchsloſe Vollkommenheit ſcheint, ohne bey ihrer eigenen Hoheit zu verweilen, oder für den äußeren Eindruck zu ſorgen, nur um ihrer ſelbſt willen da zu ſeyn. Dieſe Bildungen ſcheinen nicht gemacht oder geworden, ſondern ewig vorhanden geweſen, oder von ſelbſt entſtanden zu ſeyn, wie die Göttinn der Liebe leicht und mit einemmale vollendet aus dem Meere emporſtieg.

Im Gemüthe des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionyſos, die tiefe Erfindſamkeit der Athene, und die leiſe Beſonnenheit des Apollo gleichmäßig verſchmolzen. Mit Zaubermacht entrückt ſeine Dichtung die Geiſter ihren irdiſchen Banden und verſetzt ſie in eine höhere Welt; mit ſüßer Gewalt lockt er die Herzen, und reißt ſie unwiderſtehlich fort. Aber ein großer Meiſter in der ſeltenen Kunſt des Schicklichen, weiß er auch durch den glücklichſten Gebrauch der größten tragiſchen Kraft ſie ihnen Land anweiſen wollen; ſie hätten leicht ſich friedlich mit ihnen ſetzen, und die tapferſte Mannſchaft für ihre Legionen dadurch gewinnen mögen; wie auch unter den ſpätern Imperatoren der Kern derſelben aus den gothiſchen Völkern beſtand. — Ganz anders noch ward das Verhältniß, als die Römer mit den germaniſchen Völkern, an der Gränze und im Lande, in Krieg und Frieden in nähere Berührung kamen; in den Feldzügen, welche Caeſar gegen den ſueviſchen Herzog Arioviſt, Tiberius gegen den Marbod, König der Markomannen, oder der Feldherr des Auguſtus, gegen den Sachſenfürſten Hermann führte. Hier lernten ſie ihre Vorzüge und ſchwachen Seiten gegenſeitig wohl an einander kennen, und aufmerkſam beobachten, und kamen überhaupt in die mannichfachſte Berührung; wie Herrmanns Vater unter den Römern war, ſein Bruder einen römiſchen Nahmen führte, ſein Neffe in Rom erzogen ward. Auch Marbod war dort geweſen, begierig, als kluger Feind, den Mittelpunkt der römiſchen Größe und Macht mit eigenen Augen zu ſehen. Es fehlte dabey nicht an innern Partheyungen im Lande und unter den Heerführern, auch gegen Marbod und Herrmann ſelbſt; wie ſpäterhin, wo dieß noch mehr auf das Verhältniß zu den Römern und auf die auswärtigen Unternehmungen einwirkte. Die mit vielen Kaſtellen und einer Reihe von Städten und Burgen befeſtigte Römergränze längs der Donau und dem Rhein, lag ſelbſt größtentheils auf germaniſchem Grund und Boden, von germaniſchen Stämmen oder dahin gezogenen deutſchen Anſiedlern bewohnt. Hier ſahen nun die deutſchen Völker ihre Stammverwandten Brüder, zwar unter den römiſchen Geſitzen wohnen, deſſen die noch Freyen ſich wohl mit den Waffen zu erwehren gedachten; dagegen aber einen viel reicheren Anbau des Landes, mit allen Vortheilen des civiliſirten Zuſtandes, manchen Künſten des Lebens, vielerley ſchönen Früchten, und dem Weinbau geziert. Um ſo größer war die Lockung, wenn ſie bey den hier faſt nie ruhenden Gränzkriegen, wenig Widerſtand, oder eine Schwäche in der Vertheidigung bemerkten, das Glück zu verfolgen, und weiter vorzudringen in das ſchöne Land. So wie vor dreyhundert Jahren fabelhafte Erzählungen von den in Amerika ſich findenden Goldhaufen und Silberbarren ganze Schaaren von Spaniern und andern Europäern über das Meer, in den neu entdeckten Welttheil hinübertrieben; ſo waren die Reize des ſüdlichen Himmels, die herrlichen Früchte, und beſonders der Weinbau und die reichen Gärten in dem ſchön bebauten warmen Lande für die Fantaſie der Nordländer, oft auch ein mitbeſtimmender Grund zu ihren Heereszügen und bewaffneten Wanderungen. Die erſten allemanniſchen Einbrüche unter Mark Aurel und ſpäter, ſcheinen in der erwähnten Weiſe ganz natürlich und unmittelbar aus dem immerwährenden Gränzkriege, bey dem erſten gewonnenen Vortheil, oder einer bemerkten Lücke und Schwäche im Widerſtande hervorgegangen zu ſeyn. Man muß hier an der Gränze um ſo mehr einen mit geringer Unterbrechung faſt immer fortwährenden Kriegszuſtand annehmen, da auch die germaniſchen Völker ihrerſeits der befeſtigten Römergränze eine lebendige Gränzmauer in einem oder dem andern bewaffneten Völkerbunde entgegenſetzten. Ein ſolcher Waffenbund zur Schirmung der Gränze, und nicht eigentlich die

Stammbenennung eines Volks wird durch den Nahmen der Markomannen bezeichnet; und eben dieß gilt auch von den Allemannen. Die Römer haben in ihrer Darſtellung des germaniſchen Landes überhaupt oft, was nur ein Bund war, für ein Volk gehalten, oder auch die von der Naturbeſchaffenheit einer ganz kleinen Landſchaft, oder irgend einem beſondern Gewerbe hergenommenen Nahmen, als eben ſo viele Volksſtämme aufgezählt, hie und da nicht ohne einigen Mißverſtand, durch Unkunde der Sprache. Im Ganzen aber erkennt man in ihren Schilderungen und der damahligen Lage ſchon ſehr deutlich die drey oder vier deutſchen Hauptnationen, wie ſie auch nachher in Deutſchland gefunden werden, und wie ſie bey der Beſitznahme der Provinzen des ſich auflöſenden römiſchen Reichs, ſich in den romaniſchen Ländern verbreitet, und die Grundlage der verſchiedenen Nationen des neuern Europa in ihrer weitern Entwicklung gebildet haben. Dieſe drey den Römern als ſolche bekannte deutſche Hauptnationen waren die Sueven, Sachſen und Gothen, welche man am leichteſten nach dem Flußgebiete des innehabenden Landes eintheilen kann. Die Sachſen in dem Flußgebiete und an der Mündung der Elbe, Eider, Ems und Weſer, und längs der Seeküſte, mit Einſchluß von Jütland und Dänemark, und dem ganzen rheiniſchen Niederland mit der bataviſchen Küſte, angeſiedelt, in dem ganzen großen Lande, welches ſpäter Alt-Sachſen hieß, waren vielleicht als feſte Landſaſſen, denn erſt ſpäter wurde dieſer Volksnahme nach einer beſondern Nationalwaffe und Gattung des Schwerdtes umgedeutet, unter allen andern deutſchen Stämmen am wenigſten zur Auswanderung geneigt, da ſie auch als Seedem, als ein Geiſt der Kraft und des göttlichen Heldenmuthes im Leiden, an den Apoſteln und Märtyrern bewährt hatte, nun auch, nach chriſtlicher Anſicht, in den großen Kirchenlehrern und allgemeinen Concilien, der ſie leitende Geiſt der richtig urtheilenden und nur an der göttlichen Offenbarung feſthaltenden Weisheit geweſen. Dieß hinderte aber manche von jenen Sectenlehrern nicht, ſich ſelbſt in ihrer eignen Weisheit für dieſen auf das Elend der nachfolgenden Zeiten verheißenen Tröſter und Paraklet zu halten, oder doch von ihren Anhängern dafür halten zu laſſen. Die Vermuthung jenes großen Hiſtorikers, daß dieſe jüdiſch-chriſtlichen Erwartungen von einem noch kommen ſollenden Weltretter, Befreyer und Lehrer der Zeit, oder neuen Propheten, wohl auf den Mahomet Einfluß gehabt und ähnliche Gedanken oder Einbildungen in ihm veranlaßt haben könnten, erhält eine Beſtätigung dadurch, daß ſich in dem Koran ſelbſt nicht ganz undeutliche Beziehungen und Anſpielungen auf die Idee des Paraklet finden, ſo wie auch auf eine übernatürliche, göttliche Kraft und Befeſtigung, unter derſelben bey den ſpätern Hebräern dafür gebräuchlichen Benennung, und mit dem dabey eigenthümlich ſanctionirten Worte. — Für die Araber zu ſeiner Zeit und kurz vor ihm war das größte Heiligthum der allgemeinen Nationalverehrung, die Kaaba zu Mecca; eine einfache, heidniſche Wallfahrtskapelle, wenn man es ſo bezeichnen mag, mit dem von Alters her göttlich verehrten ſchwarzen Stein, welcher dort aufbewahrt ward. Die Anbetung oder abgöttiſche Verehrung eines ſolchen, ganz formloſen, oder als Kegel geſtalteten Steins iſt in dem alten Heidenthum nichts Fremdes oder

Unerhörtes; auch in der griechiſchen Mythologie kommt dieſe Idee, nach helleniſcher Weiſe mannichfach fabelhaft ausgeſchmückt, vor; und beſonders fand ſie auch in dem Belus oder Baalsdienſte des dem arabiſchen benachbarten ſyriſchen Volkes Statt. Die in den alten Geſchichten und Geſchichtſchreibern häufig genug erwähnten, vom Himmel gefallenen Steine, mögen wohl mehrentheils Anlaß und Gegenſtand dieſes beſondern Götzendienſtes geweſen ſeyn; und die Thatſache ſelbſt, wie es überhaupt mit den allgemein bezeugten Sagen des Alterthums jetzt oft geſchieht, iſt durch die bekannten Meteorſteine hinreichend beſtätigt, die auch für unſre neuere Naturkunde, obwohl chemiſch zerlegt und mineralogiſch nach allen Seiten unterſucht, immer noch ein in ihrer Entſtehung ziemlich räthſelhaftes Phänomen bleiben. — Mit der Bewachung und Beſchirmung dieſes Heiligthums, oder mit der Aufſicht über die Kaaba und jenen ſchwarzen Stein war nun der arabiſche Stamm, von welchem Mahomet entſprungen iſt, beauftragt, und ſetzte in dieſe ihm ertheilte Würde ſeinen höchſten Ruhm. Abraham ſoll nach der arabiſchen Sage die Kaaba zuerſt errichtet, die Amalekiten ſie dann erneuert haben. Als nun auch der mit dieſem hohen Ehrenamt damahls bekleidete Stamm der Koreiſchiten einen neuen Bau derſelben zu unternehmen hatte, wußte man erſt nicht, wie man den heiligen ſchwarzen Stein in die neu gebaute Mauer einfügen, und wer die Hand an das geweihte Werk legen ſollte; bis unerwarteter Weiſe durch Zufall geſchah, daß der funfzehnjährige Jüngling Mahomet zu dieſer Ehre gelangte. Um ſo mehr darf man wohl dieſe von Alters her göttlich verehrte Kaaba, als ein wichtiges Hauptmoment unter den übrigen, ſein künftiges Leben beſtimmenden Jugendeindrücken dieſes außerordentlichen Mannes betrachten. Es iſt auch in der ganz ausgebildeten Religion der Mahomedaner jenes alte Heiligthum mit dem magiſchen Steinblock durch alle Jahrhunderte ein Gegenſtand hoher Verehrung geblieben, bis erſt zu unſerer Zeit die Wuth der Wechabiten gegen Mecca losgebrochen iſt, die obwohl in andrer Richtung und Geſinnung, doch den alt-arabiſchen Charakter in ſeiner fanatiſchen Heftigkeit noch vollkommen treu darſtellen. Für den Mahomet und ſeine Lehre aber bildet jener ſchwarze alte Götzenſtein, ein bleibend charakteriſtiſches Merkmahl. In dieſer dem Volke heiligen Kaaba waren nun auch die ſieben höchſten Dichterwerke, welche vor allen andern den Preis erhalten hatten, in jener von Stolz und Haß begeiſterten alten Stamm-Poeſie der Araber, aufbewahrt und aufgehängt; und in dieſer nahm auch Mahomet eine der erſten Stellen ein, und gelangte weit früher durch ſeine alle andern Mitbewerber weit überſtrahlende Poeſie zu hohem Ruhm und Anſehen, ehe er noch irgend daran dachte, als Prophet aufzutreten. Dazu faßte er den Entſchluß oder fühlte den innern Antrieb erſt in einem Alter von vierzig oder zwey und vierzig Jahren, nach langem, einſamen Aufenthalte in einer Höhle, in der von den Mahomedanern ſogenannten Nacht der göttlichen Rathſchlüſſe. Die Erſte, die an ihn glaubte und ihn als Propheten erkannte, war ſeine eigne Frau Chadidſche, welche als reiche Wittwe durch ihre Hand ihn, dem ſein Vater nur fünf Kameele und eine pflegende Dienerinn hinterließ, erſt zum wohlhabenden Manne gemacht und ihm einen unabhängigen Stand verſchafft hatte. Auffallend iſt dabey, daß er mehrentheils in den epileptiſchen Anfällen, an denen er litt, die wunderbaren Geſpräche mit dem Engel Gabriel hatte. Andre ſagen, er ſey mondſüchtig geweſen; und damit hängt wohl auch jene Erzählung zuſammen, wie er ſich ſeinen Anhängern in einem übernatürlichen Lichte verklärt zeigen wollte, und dieſe den Mond oder das Licht des Mondes ſich auf ihn herniederſenken, und bis unter ſein Gewand eindringen und ihn davon erfüllt werden ſahen. Die bey den Mahomedanern gebliebene Verehrung des Mondes, als National- oder vielmehr als Religionszeichen kann vielleicht in einem älteren Aberglauben oder noch heidniſchen Götterdienſt der Araber ihren Grund haben. Es iſt ſchon von mehreren Hiſtorikern darüber geklagt, wie es ſchwer ſey, in der Geſchichte des Mahomet zur klaren Gewißheit zu gelangen, wegen der feindſeligen Beurtheilung auf der einen, der orientaliſchen Bewunderung auf der andern Seite. Wenn man aber auch nur den Schriftſtellern zu folgen rathſam findet, welche mit eigner Sprachkenntniß aus den arabiſchen Quellen ſchöpfen können; ſo findet ſich dann ſelbſt in dieſen vieles fanatiſch Verkehrte und in der unhiſtoriſchen Uebertreibung kaum Verſtändliche. Wenn man indeſſen ſelbſt von jenen allerdings vorhandnen Spuren und dem darin liegenden Anſchein einer dämoniſchen Einwirkung und Einbildung, oder eines krankhaften Zuſtandes der Art ganz abſtrahiren will; ſo bleiben in den unbezweifelt hiſtoriſchen Thatſachen, Entſcheidungsgründe genug übrig, um ein ganz beſtimmtes Endurtheil über den Charakter des Mannes ſelbſt und ſeiner Religion fällen zu können. Obwohl bey den Arabern jener Zeit, ſo wie bey den alten Hebräern und bey den andern Völkern

Staat, oder das revolutionäre Zerſtörungs-Princip, iſt freylich mit dem Chriſtenthum unvereinbar und ganz im Widerſtreit; eben weil dieſes zunächſt, alles rechtlich Beſtehende in ſeinem Rechte, wie es iſt, ohne auf den erſten Grund deſſelben zurückzugehen, beſtehen läßt und anerkennt, ſo wie auch die damahlige Macht der Römer und des römiſchen Staats in den eroberten und einverleibten Ländern, im Evangelio nicht angetaſtet, ſondern in ihren Ehren und Rechten gelaſſen wird; weil mithin die ganze chriſtliche Rechtsanſicht eben ſo gut wie auch die chriſtliche Staatstheorie keine abſolute, ſondern eine durchaus hiſtoriſch bedingte iſt. Wo aber eine wirklich beſtehende republikaniſche Verfaſſung nicht ſo ſehr auf dem Vernunft-Princip der abſoluten Freyheit und Gleichheit beruht, als durch alte Sitte und rechtliches Herkommen, auf der freyen Geſinnung und dem edlen Charakter, mithin auf der Perſönlichkeit; da wird eine ſolche Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft nicht einmal dem wahren monarchiſchen Geiſt im innern Princip fremd, viel weniger aber dem chriſtlichen Rechtsbegriff im öffentlichen Leben entgegen ſeyn oder mit ihm ſtreiten. Die despotiſche Willkühr aber einer, wo nicht im erſten Urſprunge, doch wenigſtens in der Anwendung und Ausübung unrechtmäßigen Gewalt, wird ſchon durch den Begriff eines chriſtlichen Staates und ſeiner religiöſen Grundlage in der Geſinnung, ganz ausgeſchloſſen, während ſie auch mit dem hiſtoriſch bedingten Charakter deſſelben völlig unvereinbar bleibt, welcher von allem Abſolutismus eben ſo entfernt iſt, als von dem Vernunft-Princip der unbedingten Freyheit und allgemeinen Gleichheit und der Umwerfung alles hiſtoriſch Beſtehenden, als dem eigentlichen Anfange aller politiſchen

Zerſtörung. — Wie das Heil und der Werth des einzelnen Menſchen nach der chriſtlichen Lebensanſicht, nicht auf dem äußern Schein beruht oder auf einer bloßen Formel, ſondern auf der innern Geſinnung und auf der Wahrheit derſelben; ſo iſt es auch mit dem öffentlichen Leben und mit dem Staat. Der Geiſt und die Abſicht, der Charakter einer That, das Perſönliche in dem gegenſeitigen Verhältniß und dem ganzen öffentlichen Zuſtande; das iſt es und nicht die äußre Form, was in der einen oder der andern Hinſicht über die gute und göttliche, ſo wie auch über die entgegenſtehende Tendenz in einem hiſtoriſchen Stoff oder Gegenſtande, vorzüglich entſcheidet und worauf alles ankommt. Der chriſtliche Charakter und Ton in der Regierung des großen, wenn auch ſonſt nicht fleckenfreyen Karl, liegt nicht darin, daß er, wie es auch Alfred nach ihm that, für ſeine bürgerlichen Reichs- und Landes- oder auch Provinzialgeſetze, mehrentheils die berathende Mitwirkung ſeiner Biſchöfe mit hinzunahm, nachdem jene Geſetze auch ſo viele mehr moraliſche Vorſchriften enthielten, oder daß ihm der Pabſt zu Rom die Kaiſerkrone aufſetzte; ſondern auf dieſer, ſeinem thatenreichen Leben zum Grunde liegenden Idee beruht derſelbe, auf dieſem ſeinem ganzen Begriffe vom Staat und der Kirche, und der die Völker und die Zeiten belehrenden und bildenden Wiſſenſchaft, auf ſeinem Gedanken von einem, alle geſitteten Völker umfaſſenden und ſchirmenden Weltreiche, von dieſem neuen Europa, zu dem Er doch eigentlich den erſten Grund gelegt hat, und ſeiner ganzen darin beruhenden Anſicht von der nachfolgenden Zukunft und ſeiner eignen Zeit.

Wo wir alſo immer, ganz abgeſehen von der äußern

Form, die Grundzüge einer liebevollen auf Gott begründeten Gerechtigkeit ſehen, und die Geſinnung der bereitwilligſten Aufopferung alles einzelnen Vortheils und des ganzen eignen Daſeyns für dieſe und für die göttliche Weltordnung: da ſind es eben ſo viele charakteriſtiſche Merkmahle von der glücklichen Entwicklung des chriſtlichen Rechtsbegriffs und Staats. Und wo immer wir despotiſche Willkühr und Gewaltthat, oder was ſonſt für ein abſolutes Unrecht wahrnehmen, und wenn ſie auch mit dem Deckmantel der höchſten weltlichen oder geiſtlichen Macht verhüllt wären, da iſt das Beginnen ſelbſt gewiß auch ein unchriſtliches, ſobald es die Geſinnung war. Unter den verſchiedenen Formen dieſer politiſchen Krankheit aber, oder unter den mannichfachen, hiſtoriſch bekannten Arten einer despotiſchen Ausübung oder Anwendung der geiſtlichen oder weltlichen, militäriſchen oder merkantiliſchen, häuslichen oder ſtädtiſchen, gelehrten oder ariſtokratiſchen Macht oder Uebermacht, iſt übrigens der bekannte Despotismus der Freyheit gewiß eine der verwerflichſten im innern Charakter und die zerſtörendſte in den Wirkungen geweſen.

Mit den Gebräuchen und Einrichtungen der germaniſchen Völker ſtimmte das Chriſtenthum in dieſer ſeiner eigenthümlichen Grundbeſchaffenheit überaus gut zuſammen; ungleich mehr, als mit der abſolut gewordnen Republik in dem römiſchen Welt-Staate, der in ſeinem weſentlichen Grundcharakter auch nach Conſtantin immer heidniſch geblieben iſt. Die monarchiſche Erbverfaſſung war hier in den altdeutſchen Einrichtungen überwiegend vorherrſchend, aber fern von allem Abſolutismus, und mit manchem republikaniſchen Herkommen, Geſetz oder Recht im Einzelnen verwebt; überhaupt alles auf die hochſte Schonung zu erreichen; gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, iſt er dennoch nie bitter oder gräßlich. In ſtetem Schrecken feſtgehalten, würden wir bis zur Bewußtloſigkeit erſtarren; in beſtändiger Rührung hingegen zerſchmelzen. Sophokles aber weiß überall Schrecken und Rührung im vollkommenſten Gleichgewicht wohlthätig zu miſchen, beyde an der rechten Stelle durch entzückende Freude und ſeelenvolle Anmuth köſtlich zu würzen, und dieſes ſchöne Leben in gleichmäßiger Spannung über das Ganze zu verbreiten.

Wunderbar groß iſt ſeine Überlegenheit über den Stoff, ſeine gluckliche Auswahl deſſelben, ſeine weiſe Benutzung der gegebenen Umriſſe der Charaktere und Ereigniſſe der alten Sage. Unter ſo vielen vielleicht zahlloſen, möglichen Auflöſungen, immer ſicher, die beſte zu treffen, nie von der zarten Gränze zu verirren und ſelbſt unter den verwickeltſten Schranken, mit geſchickter Fügung in das Nothwendige, ſeine völlige Freyheit behaupten; das iſt das Meiſterſtück der künſtleriſchen Weisheit. Auch wenn ein Vorgänger ihm ſchon die nächſte und beſte Auflöſung vorweg genommen hatte, wußte er den entriſſenen Stoff ſich von neuem zuzueignen. Er vermochte nach dem Aeſchylus in der Elektra neu zu ſeyn, ohne unnaturlich zu werden. Auch den an einzelnen großen Umriſſen und glucklichen Veranlaſſungen reichen, im Ganzen aber ungünſtigen und lückenhaften Stoff des Philoktetes, wußte er zu einer vollſtändigen Handlung zu geſtalten, und zu erganzen, welcher es weder an einer leichten Einheit noch an einer völligen Befriedigung fehlt.

Der attiſche Zauber ſeiner Sprache vereinigt die leder hiſtoriſchen Grundlage, der alten Sitte, der freyen, adlichen Geſinnung der reinen Ehre, auf der Perſon und dem perſönlichen Ruhm, dem großen Geiſt und Charakter beruhend. Sobald zu dieſer ſittlichen Naturkraft der germaniſchen Völker nun die religiöſe Weihe hinzu kam, und der Grundſatz der chriſtlichen Liebe in frommer Einfalt des lebendigen Glaubens in dieſe ſtarken Heldenſeelen aufgenommen und eingeſchloſſen ward; ſo waren auch ſchon alle Elemente des wahren Staats und öffentlichen Lebens in der chriſtlichen Gerechtigkeit damit gegeben. Man hat die politiſche Geſchichte jener alten Zeit mehrentheils nach einem praktiſchen Zweck oder Intereſſe und irgend einem herrſchenden Begriffe unſrer Zeit in allzu ſyſtematiſcher Entwicklung aufgefaßt und dargeſtellt; indem die Geſchichtſchreiber nur allen Scharfſinn aufwenden, um die erſte Entſtehung und allmähliche Ausbildung irgend einer ganz beſtimmten Staatsform oder Rechts-Idee, wie der Landeshoheit auf der einen, oder der ſtändiſchen Verfaſſung auf der andern Seite, Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe auf das genaueſte zu verfolgen und vor unſern Augen recht anſchaulich wiederhohlend hinzuſtellen und zum deutlichſten Begriff zu vollenden. Ganz unbekümmert bleibt man dabey, um alles Höhere, um Denkart und Sitte, den innern Charakter des damahligen Lebens, um Abſicht und Geiſt, um das Göttliche und Chriſtliche, oder auch das Feindliche und Antichriſtliche in der Geſinnung, und die richtige Beurtheilung und reine Würdigung deſſelben, nicht nach dem Maaßſtabe unſerer, oder irgend einer andern Zeit, ſondern nach dem der ewigen Wahrheit; wo nicht etwa einmal ein einzelner Sitten- und Charakterzug bloß als Merkwürdigkeit, ganz andern, viel größern und rieſenhafteren Dimenſionen jener gewaltigen Heldencharaktere des Mittelalters. Immer aber bleibt die eine Parthey, die des freyern Lebens der aufblühenden neuen Zeit, die andre aber die des unwandelbaren Feſthaltens an dem alten Glauben, und der auf ihm beruhenden feſten Geſinnung. Daß die liberalen Grundſätze der Neuerung, nach der beſondern Phyſiognomie, welche dieſe in jedem Zeitalter annimmt, auch von der kaiſerlichen Allgewalt ausgehen, und durch kriegeriſche Macht ihre Herrſchaft in der Welt begründen können, iſt an ſich nicht undenkbar, und ließen ſich wohl noch andre Beyſpiele aus der Geſchichte dafür anführen. Und in ſolchem Charakter finden wir dieſe hiſtoriſche Richtung, als die im Mittelalter lange übermächtig geweſene, und endlich faſt ſchon herrſchend gewordne; dagegen die legitime Geſinnung für das alte beſtehende Glaubens-Princip ſich hier mehr auf Seiten der kirchlichen Oppoſition gegen die weltliche Uebermacht vorfinden. Aber ſelbſt unter Barbaroſſa kam durch die feyerliche Ausſöhnung deſſelben mit dem Pabſte, noch eine friedliche Ausgleichung zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Oberhaupte zu Stande, und ward die lange Fehde endlich wieder beygelegt. Auf einem neuen Kreuzzuge, den er begleitet von Richard Löwenherz, und dem Könige von Frankreich, unternahm, um das von Saladin den Chriſten wieder entriſſene Jeruſalem zu befreyen, endete der gewaltige Kaiſer ohne dieſen Zweck erreichen zu können, ſein thatenreiches Leben. — Obwohl aber der letzte Ghibelliniſche Kaiſer, Friedrich der Zweyte, von einem vorzüglich großdenkenden Pabſte, den durch ausgezeichneten Geiſtesgaben hervorleuchtenden Innocenz III., welcher als Vormund die Pflege und Beſchirmung ſeiner Kindheit übernahm, erzogen war; ſo brach doch unter ihm die alte Fehde heftiger, und unverſöhnlicher als je, wieder aus; die auch mit ihm und ſeinem Hauſe wenigſtens, nicht mehr ausgeglichen ward, und mit dem Untergange der Hohenſtaufen, dem mächtigſten unter allen Herrſcherſtämmen des Mittelalters endete; obwohl der Ghibelliniſche Nahmen, einmal der Welt in blutigen Charakteren eingeprägt, noch längere Zeit fortdauerte, und der Ghibelliniſche Geiſt noch Jahrhunderte hindurch der herrſchende in Europa geblieben iſt. Obwohl die ſpätern ſchwäbiſchen Kaiſer und Fürſten dieſes Hauſes, Freunde der Poeſie und des provenzaliſchen Geſanges waren, oder auch der deutſchen Minnelieder, wie Heinrich der Sechſte, und andere; ſo waren ſie doch an eiſerner Charakter-Härte einander alle gleich. Unerhörte Grauſamkeiten beging Heinrich der Sechſte in Neapel; der blutdürſtige Ezzelin, als lombardiſcher Statthalter Friedrichs des Zweyten, hat ein ſo ſchreckliches Andenken in Italien, und in der Geſchichte hinterlaſſen, daß ſein Nahme allein zur Erinnerung hinreicht, und ſtatt aller weitern hiſtoriſchen Einzelnheiten hier gelten kann. Nur der letzte des ganzen Stammes, Conradin, endete als das ſchuldloſe Opfer, für den Haß ſeiner Ahnen, auf dem Blutgerüſte zu Neapel, durch Karl von Anjou, Bruder Ludwig des Heiligen, der dieſes Königreich, das rechtmäßige Erbe des fürſtlichen Jünglings, an ſich geriſſen hatte. — Dem für ſeine Zeit höchſt gründlich gebildeten, originell denkenden und genialiſch geſinnten Kaiſer Friedrich dem Zweyten, wurde nicht bloß vom Pabſte, in dem über ihm ausgeſprochnen Bann, ein heimlicher Unglauben, und entſchiedne Abneigung und Feindſchaft gegen das Chriſtenthum vorgeworfen; ſondern auch in dem allgemeinen Urtheil der Welt, ſtand er in dem gleichen Verdacht. Nur durch einen klugen Frieden mit dem Sultan von Aegypten, endete ſein Kreuzzug glücklicher, als der ſeines Ahnherrn, indem er auf dieſe Weiſe wenigſtens die heiligen Orte wieder gewann, und ſich ſelbſt die Krone von Jeruſalem aufſetzte. Er brachte die arabiſche Ueberſetzung der ariſtoteliſchen Werke zuerſt nach Europa, und da in dieſem Zeitalter überhaupt, in der Wiſſenſchaft und Philoſophie des Mittelalters, eine große Veränderung vorging und auch in der Poeſie und Kunſt der abendländiſchen Nationen eine neue und lebendige Entwicklung eintrat; ſo wird es hier wohl der Ort ſeyn auch von dieſer Seite, was zur allgemeinen Charakteriſtik dieſer Zeit-Periode gehört, in wenigen Zügen zu bezeichnen. —

Die Zeit und die Geſchichte des Ritterthums, waren ſchon an ſich eine Poeſie in der Wirklichkeit und im Leben ſelbſt; was war es Wunder, daß dieſes Leben der Fantaſie nun auch in Liedern und Geſängen, in mannichfachen Ritter-Dichtungen und Erzählungen, mit alten Sagen und wunderbaren Mährchen verwebt, in Deutſchland und Frankreich, England und Spanien, wie ein neuer Frühling des dichteriſchen Geiſtes in voller Blüthe anfing; hier wo das Ritterthum vorzüglich auch im Leben das herrſchende Element war, und die reichſte Entwicklung gewonnen hatte? — Ich habe hier für den allgemeinen Standpunkt einer Philoſophie der Geſchichte, für den Stufengang der Menſchheit in ihrer ernſten Entwicklung, die moraliſche Beſchaffenheit des Mittelalters, und ſeine politiſchen Begriffe, Grundſätze und Anſichten, ſo wie beyde aus der Grundlage der religiöſen Geſinnung hervor gingen, oder auf der dieſer feindlich entgegenſtehenden Oppoſition beruhten, weit wichtiger für dieſe welthiſtoriſche Betrachtung und Charakteriſtik gefunden, als die äſthetiſche Seite des Mittelalters, von welcher man dem ſentimentalen Gefühl wohl leicht eine gewiſſe oberflächliche Liebe oder Vorliebe für die Ritterzeit überhaupt, für den romantiſchen Geiſt ihres Lebens, ſo wie auch ihrer Dichtungen, und der daraus hervorgegangenen neuen Kunſtart, abgewinnen kann; ohne daß damit noch alle die tiefer liegenden Lebens-Probleme jener großen Zeit irgend näher berührt, oder gelöſt, oder auch nur verſtändlich gemacht würden. — Ueber jene romantiſche Richtung, inſofern ſie auch eine mitwirkende Kraft im Leben ſelbſt, und ein unverkennbares Motiv von großem Einfluß in vielen der wichtigſten hiſtoriſchen Erſcheinungen der damahligen Welt bildet, will ich zur pſychologiſchen Erklärung, da dieſe eben ſo gut auf die vorherrſchenden Bewußtſeyns-Formen, und eigenthümlichen Geiſtesrichtungen ganzer Nationen und Zeitalter anwendbar iſt, als auf die Charakteriſtik einzelner Individuen, im Allgemeinen nur Eines bemerken. So wie da, wo die Meynung das vorherrſchende Princip des ganzen Lebens iſt, dieſe ſich meiſtens immer und ſehr ſchnell theilt, zerſplittert, verwirrt, und auflöſt, in ein Chaos von allerley Vernunft-Doctrinen, wo dann der endloſe und unauflösliche Partheyenſtreit darüber, in allen Formen der öffentlichen Rhetorik, die Zeit, das Leben, und die Welt mit dieſem Stoff ganz erfüllt, und völlig hinnimmt; eben ſo wird da, wo die religiöſe Geſinnung die Grundlage und Quelle, oder innre Lebenswurzel lung zum Kampfe zwiſchen zwey entgegenſtehend auf ihn eindringenden Mächten, ihre Löſung und Erklärung findet, und die ſchon mit der irdiſchen erſten Sendung Adams beginne; und ſelbſt nichts anders iſt, als die volle wirkliche Ausführung, und göttlich veranſtaltete Prüfung dieſer dem Erſtlinge der neuen Schöpfung, und Ebenbilde Gottes verliehenen Gabe der Freyheit, im Kampf und Sieg gegen alle feindlichen Geiſter und Verſuchungen. Nur wer die Anfangs faſt unbegreiflich erſcheinende weite Ausdehnung in der göttlichen Zulaſſung des Böſen, und die dem böſen Princip, nach dem verborgnen göttlichen Rathſchluß geſtattete Macht nach ſeiner ganzen Größe erkennt, von dem Fluche des Kain, und dem ihm zum Fluchzeichen mitgegebenen Charakter der ungehinderten Fortdauer, durch alle Labyrinthe des Irrthums und der greulich entſtellten Wahrheit, durch alle falſchen Religionen der heidniſchen Völker, und alle Jahrhunderte des höchſten ſittlichen Verderbens, und der unerhörten, ewig ſich wiederhohlenden und immer höher ſich überbietenden Verbrechen, bis zu der vollendeten Weltherrſchaft der Macht des Böſen, und des antichriſtlichen Princips hindurch, wo das Menſchengeſchlecht endlich, wenn es hinreichend vorbereitet und ausgerüſtet ſeyn wird, zu dieſem größern Kampf, alsdann dem mit ſeiner vollſten Kraft ausgerüſteten Feinde noch in der letzten entſcheidenden Prüfung entgegengeführt werden ſoll; der, und nur der allein mag die welthiſtoriſchen Erſcheinungen in ihrer oft wunderbaren und räthſelhaften Verwicklung wirklich verſtehen, ſo weit ein menſchliches Auge in das Geheimniß jener verborgnen Fügungen eindringen kann. Wer aber alles in der Menſchheit, und ihrem Entwicklungsgänge für bloß natürlich hält, und bloß natürlich erklären will, wenn auch mit einigem Ahndungsgefühl, von der über alles waltenden göttlichen Vorſehung, oder einer frommen Deferenz gegen ihre verborgnen Wege und höheren Abſichten, aber ohne volle Anerkennung und tieferes Eindringen, wem jene Macht des Böſen dabey nicht klar und einleuchtend, und verſtändlich geworden iſt; der wird immer nur an der Oberfläche der Welt-Begebenheiten, und geſchichtlichen Thatſachen haften, und bey dem äußern Schein ſtehen bleiben, ohne den Sinn des Ganzen zu begreifen, oder die eigentliche Bedeutung des Einzelnen völlig zu verſtehen. Das Weſentlichſte von allem aber iſt, den in der Geſchichte ſich offenbarenden, den Menſchenſinn erleuchtenden und führenden, das Menſchengeſchlecht errettenden und begleitenden, endlich auch die Zeiten und Völker ſchon hier richtenden, warnenden und ſtrafenden Geiſt Gottes in ſeinem Dahinſchreiten durch die Jahrhunderte wahrzunehmen, und die Flammenzüge und Spuren ſeines Fußtrittes zu erkennen. Dieſes dreyfache Weltgeſetz der Geſchichte, und dieſe drey höheren Principien der hiſtoriſchen Entwicklung aber, die verborgenen Wege der Vorſehung, und die das Menſchengeſchlecht errettende und befreyende Kraft Gottes; dann der freye Wille des Menſchen, wie er zur entſcheidenden Wahl in den Kampf des Lebens hingeſtellt iſt, und jede aus dieſer Freyheit hervorgehende That und Geſinnung; endlich die dem böſen Princip durch göttliche Zulaſſung geſtattete Macht, laſſen ſich nicht ſo, wie irgend etwas im Wege der Natur, oder aus bloßen Vernunftbegriffen abgeleitetes, ſchon im Allgemeinen als ein Nothwendiges aufſtellen und entwickeln. Es würde auch eine ſolche bloß allgemeine Ableitung und Entwicklung für dieſen Zweck und Gegenſtand gar nicht genügend ſeyn; ſondern in den charakteriſtiſchen Zügen der einzelnen Ereigniſſe und hiſtoriſchen Thatſachen müſſen die ſichtbaren Spuren der unſichtbaren Macht und Geſinnung, oder der höhern verborgnen Abſicht nachgewieſen werden; und darum kann die Philoſophie der Geſchichte nicht als eine für ſich beſtehende Theorie, von der Geſchichte ſelbſt abgetrennt werden; ſondern es müſſen ihre Reſultate aus der Mitte und Fülle der hiſtoriſchen Thatſachen und der lebendigen Charakteriſtik der Zeiten hervorgehen, und ſich aus der einfachen Beobachtung, nach dem Geiſte der Wahrheit, wie von ſelbſt ergeben. — Und darin liegt für das unbefangne Urtheil der Grund und die Rechtfertigung für den hier gewählten, ganz hiſtoriſchen Gang, da es in der Philoſophie der Geſchichte überhaupt nur auf das Verſtändniß des Ganzen ankommt, und um die leitenden Ideen der hiſtoriſchen Beurtheilung zu thun iſt, nicht aber um ein Syſtem, oder eine Reihenfolge von abſtracten Begriffen, Sätzen und Folgerungen, als bloßes Gebäude der Theorie.

Hier aber in der lebendigen Mitte der hiſtoriſchen Thatſachen, iſt mehrentheils alles, beſonders in einer Epoche des Partheyenkampfs, von gemiſchter Beſchaffenheit, wo man in der Auswahl der charakteriſtiſchen Züge den grellen Gegenſatz eher vermeiden, als aufſuchen, oder abſichtlich hervorheben ſoll. Denn während wir auf der einen Seite eines ſolchen welthiſtoriſchen Zwieſpalts das vollkommne Recht in der Hauptſache anerkennen müſſen, findet ſich oft mitten darin, oder dicht daneben eine ſchwache Stelle, oder ein ſchadhafter Fleck, der nicht von der Sache ſelbſt, und der innern

Idee derſelben herrührt, ſondern nur der menſchlichen Unvollkommenheit zur Laſt fällt. Oder wo wir ein beſtimmtes Streben der Zeit im ganzen Zuſammenhange als ein verderbliches, und im Weſentlichen verwerfliches anerkennen, und beurtheilen müſſen, wird oft im erſten Urſprunge und Anfange ein Motiv verborgen liegen, welches ſo rein genommen, und abgeſehen von der ſpätern Mißgeſtaltung, und den daraus hergeleiteten falſchen Folgerungen noch eine wichtige Indication des Rechten und Guten nach der höhern hiſtoriſchen Wahrheit enthält. Ueberall ſind Ausnahmen zu machen, und treten mannichfache Modificationen ein, für jede ganz allgemeine Behauptung; und wie in den hiſtoriſchen Begebenheiten ſelbſt, ſo iſt auch in der hiſtoriſchen Darſtellung und Beurtheilung nichts ſo ſtörend und hinderlich, als ein abſolutes Weſen und Wollen, Entſcheiden und Denken. — Dieſes mag hier als vorangeſchickte Bemerkung für den ganzen Abſchnitt der letzten Weltentwicklungen gelten, und für den verſöhnenden Geiſt, den eine philoſophiſche Anſicht nicht umhin kann, dabey zur Richtſchnur zu nehmen. — Erſt wenn man recht tief in die verwickelte Mitte, und die gemiſchte Beſchaffenheit der hiſtoriſchen Erſcheinungen, und den ganzen Zuſammenhang der charakteriſtiſchen Zeitumſtände eingeht, die einen kritiſchen Wendepunkt, einen entſcheidenden Moment in der Geſchichte begleiten oder herbeyführen, treten die innern geiſtigen Elemente, die zum Grunde liegenden Ideen einer großen Begebenheit und Bewegung in der Menſchheit recht klar ans Licht. In jeder andern abſtracten Wiſſenſchaft, mag eine Ausnahme von der Regel, immer wohl als eine Störung auffallen und erſcheiſchauenden Anſicht, und höchſtens zu einer Theodicee der Geſchichte ſollen es ſeyn, wie ſie allein dem philoſophiſchen Standpunkte angemeſſen ſind. Unſtreitig hat auch die Gegenwirkung ſelbſt, und der fortdauernde Zuſtand des Kampfs, nicht bloß zum Wetteifer in den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, Uebungen und Anſtrengungen, und zu gegenſeitiger Wachſamkeit im Leben und in der ſittlichen Ordnung deſſelben, ſo wie auch in der Einrichtung des Staates geführt, und dadurch beyde Theile heilſam erweckt und in Anregung erhalten. Auch hat ſich in der innern Reibung des Kampfes zwiſchen den entgegenſtehenden Elementen, in einigen Ländern ein Drittes und hiſtoriſch Neues erzeugt, welches, wenn es auch nicht überall ein Erwünſchtes, und durchaus Chriſtliches geweſen, doch aber als ein hiſtoriſch Fruchtbares und entſchieden Merkwürdiges, oder doch außerordentlich Wichtiges anerkannt werden muß. Unter den acht oder neun Ländern, in welchen der Proteſtantismus feſte Wurzel gefaßt, und Grund und Boden für eine dauernde Exiſtenz gewonnen hat, ſind es vorzüglich drey, wo er ſich in ſolcher Weiſe produktiv und hiſtoriſch fruchtbar erwieſen hat, und wo aus dem Anfangs zerſtörenden innern Conflikt der ſtreitenden Elemente, endlich drey ganz neue Erſcheinungen für die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit hervorgegangen ſind: in Deutſchland der Religionsfrieden, welcher von da an auch deſſen eigentliche Grundlage der fernern Wohlfahrt bildet, das eigenthümliche, der Nation nun ſchon zum Charakter gewordne Weſen derſelben bezeichnet, und auch ihre ganze künftige geiſtige Beſtimmung andeutet und umfaßt; in England die hochgeprieſene, oder wie man dort ſagt, glückſelige bendige Fülle des Homerus, und die ſanfte Pracht des Pindarus mit der durchdachteſten Beſtimmtheit im vollendeten Gliederbau der dichteriſchen Perioden. Die kühnen, großen aber harten, eckichten und ſchneidenden Umriſſe des Aeſchylus ſind in dem Styl und Ausdruck des Sophokles bis zu einer ſcharfen Richtigkeit, bis zu einer weichen Vollendung verfeinert, gemildert und ausgebildet. Nur da, wo Erfindſamkeit, Geſelligkeit, Beredſamkeit und Schonung gleichſam eingebohren waren; wo eine vollſtändige Bildung die einſeitigen Vorzüge der Doriſchen und Joniſchen Bildung umfaßte; wo bey der unbeſchränkteſten Freyheit und Geſetzesgleichheit alles Innre in kecker Geſtalt ans Licht treten durfte, und durch den lebhafteſten Kampf, die vielſeitigſte Reibung von außen geſchärft, gereinigt, gerundet und geordnet wurde; nur in Athen war die Vollendung der griechiſchen Kunſt und Sprache möglich.

Der Rhythmus des Sophokles vereinigt den ſtarken Fluß, die gedrängte Kraft und die männliche Würde des doriſchen Styls, mit der reichen Fülle, der raſchen Weichheit und der zarten Leichtigkeit Joniſcher oder Aeoliſcher Liederweiſen.

Das Ideal des Schönen, welches in allen Werken des Sophokles, und deren einzelnen Theilen durchgehends herrſcht, iſt ganz vollendet. Die Kraft der einzelnen weſentlichen Beſtandtheile der Schönheit iſt gleichmäßig, und die Ordnung der vereinigten völlig geſetzmäßig. Sein Styl iſt vollkommen. In jeder einzelnen Tragödie, und in jedem einzelnen Fall iſt der Grad der Schönheit nur durch die Schranken des Stoffs, durch den Zuſammen-

Conſtitution, von welcher der bloße Wiederſchein und entfernte Abglanz, oder auch die äußere Form und der bloße Schein, oder todte Buchſtaben, ſchon das höchſte Ziel der Wünſche für ſo manche andre Nation geweſen und geworden iſt; endlich in Frankreich, die durch die indirekte Einwirkung des Proteſtantismus, und den innern Conflikt ſo mancher halb oder ganz proteſtantiſchen Elemente, hervorgerufne wiſſenſchaftliche Revolution, der bald auch eine ſchreckliche politiſche, dann aber nach der kurzen despotiſchen Uebergangs-Zeit, vorzüglich hier eine große Epoche der innern Wiederherſtellung, nach allgemeinen europäiſchen Grundſätzen folgte, die freylich noch unvollendet, und immer noch im lebhafteſten, faſt möchte man ſagen, halb unentſchiednem Kampfe vor uns liegt, darum aber nur deſto mehr der höchſten hiſtoriſchen Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Unter den an das deutſche Haupt- und Mutterland des Proteſtantismus zunächſt angränzenden Ländern, war in der Schweiz auch gleich Anfangs ein heftiger Bürgerkrieg ausgebrochen, wo der Stifter der neuen Religion in einem der Gefechte ſelbſt auf dem Kampfplatze blieb. Indeſſen bewirkte der feſte ſchweizeriſche Bundesſinn, das gemeinſame Vertheidigungsbedürfniß, und die ungefähr gleiche Zahl und Macht der beyden Partheyen, auch hier ziemlich bald einen Religionsfrieden; der indirekte Einfluß des Proteſtantismus von der franzöſiſchen Schweiz aus, auf Frankreich, iſt von Calvin bis Rouſſeau immer ſehr mächtig geblieben. In Ungarn, welches ohnehin von den Türken halb erobert und noch mehr bedroht war, kam es unter den öſterreichiſchen Beherrſchern, nach dem Vorgange des deutſchen Religionsfriedens, auch ſehr bald zu einem ſolchen, der auch hier Staatsgrundſatz, und als weſentlicher Theil derſelben mit in die Landesverfaſſung aufgenommen ward. Nach Pohlen drang in der zweyten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, zwar nicht der urſprüngliche Proteſtantismus nach ſeinem erſten Anfang und deutſchem Lehr-Syſtem, ſondern eine der ſpätern Secten des Socinus, in welcher jetzt in dem gewöhnlich alſo fortſchreitenden Gange der einmal losgebrochnen Neuerung und abgeſonderten Meynung, nun nebſt dem Myſterium der Andacht auch das weſentliche Grundgeheimniß der chriſtlichen Theologie, die Lehre von der Dreyeinigkeit verworfen ward. Nicht ſehr zahlreich war damahls in Pohlen und auch überhaupt dieſe Parthey, ſo lange ſie noch von allen andern ſtreng getrennt bloß für ſich beſtand; in der Periode des herrſchenden Unglaubens, im achtzehnten Jahrhundert hat ſie in ganz Europa deſto mehr Anhänger gefunden, und iſt in manchen Ländern faſt die herrſchende geweſen. — Wie das Deutſche Ordensland Preußen ein weltliches Herzogthum geworden, welches noch über ein Jahrhundert mit Pohlen in Nexus blieb, iſt ſchon früher berührt worden. In keinem Lande von Europa iſt das Chriſtenthum ſo ſpät eingeführt worden als in Litthauen, erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts; in den ehemaligen ruſſiſchen Provinzen war ein großer Theil der Bevölkerung, wie auch in den ungariſchen Ländern und Nebenländern von griechiſcher Religion. In dem nachfolgenden Kampfe, und den beſtändigen Kriegen gegen Türken, Schweden und Ruſſen, vermehrten alle dieſe heterogenen Elemente, ſo wie noch zuletzt die wirkliche oder ſcheinbare Anhänglichkeit der Diſſidenten an Schweden, die innere Gährung und Anarchie der Republik, bis zur endlichen innern Auflöſung, und Theilung des pohlniſchen Reichs. Rußland, welches Iwan Waſiliewitſch der Große, der mit Kaiſer Maximilian in freundſchaftlicher Berührung ſtand, und die deutſche Hanſe in ſeinem Reiche beſtätigte, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts mit großer Macht wiederhergeſtellt hatte, blieb für jetzt noch ganz abgeſondert für ſich, und ausgeſchloſſen von aller nähern Einwirkung des Proteſtantismus, wie auf der andern Seite Spanien und Italien. Die ſkandinaviſchen Reiche waren zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in einen Staatskörper vereinigt geweſen, wo ſie bloß geographiſch genommen eine wohl gelegene und größere Macht im Norden dauerhaft hätten bilden können; und waren unter manchen Abwechslungen noch bis in das ſechszehnte Jahrhundert vereinigt geblieben. Doch war die Stimmung der Nationen ſelbſt, und die öffentliche Meynung gegen dieſe Verbindung; und Guſtav Waſa bewirkte und begründete in Schweden zugleich die gänzliche und definitive Trennung und Losreißung von Dänemark, und von der Union, die Befeſtigung der eignen monarchiſchen Herrſchaft und Gewalt, und die Einführung des Proteſtantismus, die hier gar nicht wie in andern Ländern durch den Strom der Volksmeynung von ſelbſt herbeygeführt ward, ſondern ganz von oben herab, und vorzüglich vom Souverain ausging, der ſie mit beharrlicher Klugheit, und großer Vorſicht, allmählig, langſam und vollſtändig durchzuſetzen wußte; doch wurde die Epiſkopal-Verfaſſung beybehalten. Durch den proteſtantiſchen Einfluß in Deutſchland, ſo wie auch zwiſchen Preußen und Pohlen, iſt Schweden im ſiebzehnten Jahranerkannten und förmlich feſtgeſtellten reinen Vernunftreligion durchaus keinen Erfolg gewinnen wollten, zu einer Art von wenigſtens äußerem Religionsfrieden entſchloß, nach welchem die Religion wenigſtens einſtweilen als ein noch nicht ganz entbehrliches Volksbedürfniß anerkannt ward. Perſönlich war dieſer Frieden nicht von langer Dauer, wie es ſich bald bey der Mißhandlung und Gefangenſchaft des kirchlichen Oberhauptes zeigte; es erneuerte ſich das Schauſpiel der alten Ghibelliniſchen Zeiten, und es wurden auch ganz ähnliche Ghibelliniſche Grundſätze und Abſichten dabey kund gegeben. Bey länger fortdauerndem Waffenglück würden ſich dieſe, nach der geheimen inneren Neigung zu einer mohamedaniſchen Vereinigung beyder Gewalten, der geiſtlichen wie der weltlichen in der Einen eigenen Perſon, wohl noch ungleich deutlicher entwickelt haben, und viel weiter vorgeſchritten ſeyn; ungeachtet einem ſo durchdringenden Blick nicht entgehen konnte, wie ſehr die öffentliche Meynung und europäiſche Geſinnung, wenn ſie auch gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt noch ſo gleichgültig geworden ſeyn mag, und einzelnen Eingriffen und Verwechſelungen der Art aus Mangel an Urtheil darüber und Intereſſe dafür, leicht ihre Zuſtimmung giebt, dennoch ſich immer gegen die völlige antichriſtliche Verſchmelzung der beyden Gewalten entſchieden ſträubt. Der fanatiſch zerſtörende Charakter, welchen der Revolutionskampf gleich zu Anfange hatte, blieb unter etwas veränderter Form auch in der Eroberungs-Periode weſentlich derſelbe; und auch die allgemeine europäiſche Reaction behielt bis zu dem vollendeten Siege der Alliirten den gleichen Anſtrich eines zur Vertheidigung alles deſſen, was der Menſchheit heilig iſt, geführten Religionskrieges. Es iſt alſo dieſe ganze große Weltbegebenheit für einen ſolchen fünf und zwanzigjährigen Religionskrieg zu halten, oder wenn man es in dem erſten Anfang vielmehr einen Irreligionskrieg nennen will, ſo iſt dieſes eigentlich ganz daſſelbe und verlohnt es ſich nicht, deßhalb um Worte zu ſtreiten. Eben darum mußte in dem Lande, von welchem dieſe ganze Bewegung zuerſt ausgegangen war, die monarchiſche Wiederherſtellung zugleich auch eine ganz unzertrennlich damit verbundene religiöſe Wiederherſtellung ſeyn, und nur in dieſer können daher diejenigen Staatsmänner jenes Reichs, welche es redlich mit ihrem Vaterlande meinen, und nicht den eitlen Glanz des abwechſelnden vergänglichen Kriegsruhms, ſondern die dauernde Wohlfahrt deſſelben vor Augen und im Sinne haben, die ſichere Befeſtigung der künftigen Exiſtenz ſuchen.

Dieſe erſte allgemeine Weltkriſis der letzten furchtbaren Zeit hat nun, nachdem ſie glücklich vorüber und vollſtändig überſtanden iſt, wie eine große Kluft und abſondernde Scheidewand zwiſchen der jetzigen Zeit und Gegenwart und dem verfloſſenen achtzehnten Jahrhundert gezogen; welches, wie es jene Kataſtrophe in ſeinem Schooße genährt, groß gezogen und endlich zur Wirklichkeit gebracht hat, jetzt da die Zeit nicht mehr in dieſem Kampf und deſſen Täuſchungen mitbefangen iſt, viel reiner und leichter wahrhaft hiſtoriſch aufgefaßt und auch um deſto richtiger gewürdigt oder beurtheilt und im ganzen Zuſammenhange verſtanden werden kann. Denn während des Kampfes ſelbſt, und ſo lange man noch mit darin befangen iſt, ſcheint es nur wenigen Sterblichen gegeben zu ſeyn, über die Weltbegebenheiten ein Urtheil zu haben und zu ſollen, welches man ein hiſtoriſches nennen könnte, was ſich meiſtens erſt aus einer gewiſſen Entfernung klarer zu geſtalten pflegt. — Hier in dieſem letzten Abſchnitte der Zeit und der Geſchichte, würde es überflüſſig und unnütz ſeyn, bey ſo allgemein bekannten Thatſachen mit der hiſtoriſchen Erinnerung irgend zu ſehr ins Einzelne gehen zu wollen. Deſto nothwendiger iſt es für die philoſophiſche Anſicht, und Erklärung eines ſolchen uns ganz nahe ſtehenden Zeitalters, die alles das, was hier geſchehen iſt, leitenden und beſtimmenden Principien in einfacher Angabe aus der groſſen Menge und bekannten Maſſe der Ereigniſſe herauszuheben und genau zu bezeichnen. Dieſe, alles was da geſchehen iſt und geſchehen ſollte, oder unternommen ward, lenkenden und bewegenden Ideen im achtzehnten Jahrhunderte waren nun, wie es aus der Geſchichte und dem geiſtigen Charakter deſſelben wohl von ſelbſt hervorgeht, das Syſtem des Gleichgewichts für das öffentliche Leben, und Verhältniß der Staaten; und das Princip der Aufklärung für die innere Entwickelung, obwohl dieſes letzte nicht auf dieſe geiſtige Sphäre beſchränkt blieb, ſondern auch auf die wirkliche Welt einen groſſen praktiſchen Einfluß hatte, und endlich eine gänzliche Umwendung derſelben bewirkte. Beydes, das Syſtem des Gleichgewichts, als der Proteſtantismus des Staats nach Auſſen und das Princip der Aufklärung, die in ihrem Anfangs bloß verneinenden Charakter mit dem Proteſtantismus des Wiſſens weſentlich zuſammenhängt, und nur als eine natürliche Folge oder weitere Anwendung deſſelben betrachtet werden kann, ſind vorzüglich von England ausgegangen, und haben dort zuerſt, oder mehr als irgendwo ſonſt, ihre volle Entwicklung erhalten, welches Land auch von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zur großen Kataſtrophe am Schluß deſſelben, der in allen Vorfällen und Begebenheiten meiſtens voranſtehende und Ton angebende Staat in dieſer Zeit-Periode geweſen, und der feſte Träger im Mittelpunkte für das Syſtem des Gleichgewichts geblieben iſt. Die Idee deſſelben iſt zwar ſchon um mehrere Jahrhunderte früher auch in der neueren Geſchichte ſichtbar hervorgetreten, und als mitwirkendes Princip der politiſchen Unternehmungen und Begebenheiten in Anwendung gekommen, aber nur unter ſehr großen Einſchränkungen, die in den damahligen Weltbegebenheiten lagen, welche ein ganz anderes und höheres Geſetz der Entſcheidung erforderten und mit ſich führten. Auch dem römiſch-deutſchen Kaiſerthum im Mittelalter lag eine viel höhere Idee von chriſtlicher Gerechtigkeit zum Grunde; und erſt, nachdem die Macht deſſelben an dem mannichfachen Widerſtande von Außen und in ſich ſelbſt ſchon ſehr gebrochen und geſunken war, in der zweyten Hälfte und gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts fing das Syſtem des Gleichgewichts an, ſich in vorherrſchendem Einfluß zu entwickeln. Italien war meiſtens der Spielraum und Schauplatz dieſer Entwickelung; Spanien, Frankreich, Oeſterreich, dann Venedig, der Pabſt und auch die Schweiz die agirenden Mächte in dieſem wechſelnden Kampfe; Neapel und die Lombardey meiſtens das Ziel des Strebens und der Gegenſtand des Streits. Als aber die fortſchreitenden Eroberungen der türkiſchen Uebermacht von Außen, die ſich furchtbar entwickelnden Gährungs-Elemente der religiöſen Meynungen im Innern, Europa mit ſeinem Untergange oder wenigſtens mit der höchſten Gefahr deſſelben bedrohten, da mußte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09703/027

das niedre und untergeordnete neue Princip der noch nicht ganz erloſchenen alten Idee und dem höheren Bedürfniß der Zeit noch einmal weichen; man fühlte die Nothwendigkeit eines Kaiſers und Schirmherrn der Chriſtenheit, der ſo wie in den alten Zeiten, auch wirklich die Macht hätte, es zu ſeyn, und dieß war das Motiv zu der Wahl Kaiſer Karl des Fünften. Seine Macht war indeſſen mehr ſcheinbar, nach der Ausdehnung ſeiner vereinigten Reiche, als in der Wirklichkeit dieſem äußern Anſchein gleich. Wenn damahls eine entſchiedne und drohende Uebermacht irgendwo Statt fand, ſo war ſie allein auf der Seite der in ihren Eroberungen noch immer weiter gegen Europa vordringenden Türken zu finden, die Karl nur wenig zu hemmen vermochte. Frankreich war in der Mitte, ohne alle Gefahr und Beſorgniß vor den Türken, ſtark und mächtig genug, um von keiner Seite etwas zu fürchten. Die Rivalität mit Spanien und die beſtändig fortwährenden Kriege gegen den Kaiſer, haben dieſen, in allem ſeinem für die ganze Chriſtenheit und die ganze äußere und innere Sicherung derſelben beabſichtigten Wirken gehemmt und gelähmt, und Europa ſehr geſchadet; am meiſten aber Frankreich ſelbſt, welches aller ſeiner Kraft nach Innen bedurft hätte, um hier in der ungetheilt entwickelten Thätigkeit, die nachher ſo verderblich zum Ausbruch gekommenen religiöſen Gährungs-Elemente zu beruhigen und in Wahrheit geiſtig zu beſiegen und zu ordnen. Die türkiſchen Eroberungen wurden damahls, und auch im ſiebzehnten Jahrhunderte noch ganz als Religionskrieg allgemein betrachtet, theils wegen der traurigen Folgen für das Chriſtenthum in den eroberten Landen, wenn es auch nicht grade ganz ausgerottet wurde, und dem damit verknüpften Zuſtand der Unterdrückung deſſelben; und dann auch wegen des fanatiſch zerſtörenden Charakters dieſer Kriege ſelbſt. Die während der inneren Religionskriege des ſiebenzehnten Jahrhunderts, unter dem Deckmantel des Gleichgewichts, von Frankreich gegen das Intereſſe der eignen Religions- und Glaubens-Parthey mit den Schweden und Türken eingegangenen Verbündungen haben der katholiſchen Sache mehr als alles andre geſchadet, die chriſtliche Geſinnung tief verwundet, und die öffentliche Meynung der damahligen Zeit an ſich ſelbſt irre gemacht. Als das endliche Reſultat ging dennoch, gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, eine entſchiedne Uebermacht von Frankreich daraus hervor, die damahls wenigſtens allein Ludwig dem XIV. beygelegt werden konnte. Nachdem nun die früheren Religionskriege allgemein aufgehört hatten und beendigt waren, trat das eigentliche Zeitalter für das Syſtem des Gleichgewichts ein; wie immer, wenn kein höheres Princip da iſt, oder daſſelbe für eine Zeitlang zurücktritt oder aufhört, und wie die Cultur des achtzehnten Jahrhunderts eigentlich aus dieſer Baſis hervorgegangen iſt, ſo hat das Syſtem des Gleichgewichts auch in keiner früheren Geſchichts-Epoche eine ſo vollendete Ausbildung erhalten, als hier, und eine ſo glänzende Stelle in dem Ganzen eingenommen. England blieb der feſte Träger und eigentliche Mittelpunkt für den großen Welthebel des europäiſchen Gleichgewichts, und die ſich in allen Jahrhunderten gleich bleibende Friedenspolitik von Oeſterreich, obgleich an ſich und innerlich auf einem viel höheren Fundament der religiöſen Geſinnung beruhend, bildete äußerlich und im Verhältniſſe der übrigen Staaten, den anderen Stützpunkt auf dem Conhang des Ganzen, und die Beſchaffenheit der beſondren Stelle näher beſtimmt.

Die ſittliche Schönheit aller einzelnen Handelnden iſt ſo groß, als dieſe Bedingungen es jedesmal nur immer verſtatten. Alle Thaten und Leidenſchaften entſpringen ſo weit als möglich aus Sitten oder Charakter, und die beſondren Charaktere, die beſtimmten Sitten, nähern ſich ſo ſehr als möglich der reinen Idee des menſchlich und ſittlich Schönen. Unnütze Schlechtigkeit findet ſich hier ſo wenig wie müßiger Schmerz und auch die leiſeſte Anwandlung eines bittern Unwillens iſt aufs ſtrengſte vermieden. Die Modernen dagegen ſchwanken und irren über die weſentliche Nothwendigkeit, eigentliche Natur, und die beſtimmten Gränzen der ſittlichen Schönheit in der Poeſie ſo ſehr im Dunkeln hin und her, daß ſie lange über den Sinn der einfachen Vorſchrift des Ariſtoteles: „Die Sitten in Gedichten ſollen gut, d. h. ſchön ſeyn"; geſtritten haben. Aus einer Maſſe von häßlichen, obwohl vielleicht mit der tiefſten Wahrheit geſchilderten Charakteren und Ereignißen zieht der moderne Dichter ſeine moraliſche Nutzanwendung; während in der antiken Darſtellung die Idee des Schönen, als der milde, äußre Widerſchein der innern ſittlichen Vollkommenheit, ſchon in den Charakter ſelbſt gelegt iſt.

Der Begebenheiten, im Gegenſatz der Handlungen, ſind beym Sophokles ſo wenig als möglich, und dieſe werden alle aus einem höhern Schickſal hergeleitet. Der unabwendbare und niemals endende Streit des Schickſals und der Menſchheit aber wird durch eine andre Art von ſittlicher Schönheit immer wieder in Eintracht aufgelöſt, bis tinent für dieſes nun im Zeitalter und im Ganzen der hiſtoriſchen Ereigniſſe, völlig herrſchend gewordnen Syſtem des Gleichgewichts; und blieb dieſe feſte Allianz mehrentheils auch die äußere Baſis deſſelben, abgeſehen von manchen Schwankungen, welche in dem innern Weſen und Charakter jenes Syſtems ſelbſt liegen und gegründet ſind. — Man darf daſſelbe überhaupt nicht mit der erhaltenden Friedenspolitik, nach dem Princip des beſtehenden, und als gültig anerkannten Rechts, verwechſeln; denn obwohl es demſelben nah verwandt ſcheint, und ſich einer das Recht nicht achtenden Uebermacht gegenüber am leichteſten und ganz natürlich mit ihm zu alliiren pflegt, ſo iſt es doch nicht völlig Eins mit demſelben, ſondern in manchen charakteriſtiſchen Eigenſchaften, ja ſelbſt in der innerſten Grundlage von ihm noch weſentlich unterſchieden. Die Grundregel jener andern erhaltenden Friedenspolitik iſt das Recht; nicht ein allgemeiner Begriff oder ein reines Ideal von abſoluter Gerechtigkeit, und einem darnach abzumeſſenden oder einzurichtenden Staaten-Syſtem und Völkerzuſtande, ſondern vielmehr, wenn dieſer mathematiſche Ausdruck hier zur ſchnelleren Deutlichkeit benutzt werden darf, das angewandte d. h. das wirklich beſtehende und als ſolches gültig anerkannte Recht. Denn auf den erſten Urſprung und letzten Grund alles Rechts und aller Gerechtigkeit zurückzugehen, das muß allein Gott als dem ewigen Weltrichter vorbehalten bleiben, der es wie über die Individuen, ſo auch über die Staaten und Völker iſt, der ohnehin jedes große politiſche Unrecht an dem zur Rechenſchaft beſtimmten Tage hiſtoriſch zu vergelten, unerwartet zu beſtrafen, und in oft furchtbarer Weiſe auf ſein Nichts zurückzuführen weiß.

Sobald der Menſch aber, oder irgend eine irdiſche Macht an dieſes Werk Hand anlegen, ſich dieſe abſolute Gerechtigkeit zum Ziel ſetzen und danach alles zu beurtheilen und zu modeln und die Welt dem gemäß neu einzurichten ſich anmaaßen wollte; ſo könnte daraus nur eine gänzliche Umwälzung aller menſchlichen Verhältniſſe und vollkommene Zerſtörung aller beſtehenden Ordnung hervorgehen; und dieſes iſt eben die falſche Idee, welche jeder fanatiſchen Welteroberung und jeder nicht bloß auf ein partielles Recht gerichteten, ſondern unbedingt allgemeinen Revolution zum Grunde liegt, oder zum Vorwande dient. Nur da, wo in dem vollſtändigen Syſtem des ganzen unter den Völkern und Mächten beſtehenden oder angewandten Rechts durch irgend ein eingetretenes Ereigniß eine Lücke entſteht, ſich ein Zwiſchenraum zeigt und eine einzelne Frage noch offen und unentſchieden blieb, oder es von neuem wurde, wird jene von dieſem Princip ausgehende Friedenspolitik alsdann, in einem ſolchen einzelnen Falle, auf das urſprünglich erſte, reine und ewige oder göttliche Recht zurückgehen können und auch wirklich zurückgehen. Für das Syſtem des materiellen Gleichgewichts aber iſt das Recht und das Unrecht überhaupt gar nicht das letzte Ziel, noch auch die einzige Richtſchnur im politiſchen Urtheilen und Handeln; ſondern jede für das Ganze gefährliche oder drohende Uebermacht zu verhindern oder abzuſtellen, iſt der nächſte Zweck. Sehr oft kann beydes wohl zuſammentreffen, und in den meiſten Fällen wird es wirklich ſo ſeyn, da eine um ſich greifende Uebermacht meiſtens auch mit einer Verletzung der beſtehenden Rechte verknüpft ſeyn oder leicht dazu führen kann. Allein durchaus nothwendig iſt es nicht; es läßt ſich doch auch der Fall denken, wo das Recht entſchieden auf der Seite der vereinigten Uebermacht ſtände, wie dieß wohl in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einmal eingetreten iſt, und in andrer Weiſe auch zu Anfange deſſelben das einfache Recht allein die Uebermacht zu begünſtigen ſchien; und dann wird das Syſtem des materiellen Gleichgewichts, ohne alle Rückſicht auf das Recht, ſeine Stimme in die andere Wagſchale legen, um nur den weiteren Fortſchritt der Uebermacht zu hindern. Aber noch in einer andern Hinſicht iſt der gewöhnliche Gang und Charakter deſſelben von jener zunächſt nur auf den anerkannten Beſitzſtand ſeines eignen und des allgemeinen Rechts gerichteten Friedenspolitik verſchieden. Dieſe letztere wird nur durch einen wirklichen Angriff und eine faktiſche Verletzung des allgemeinen Friedensſtandes ſich beſtimmen können, aus dieſem herauszutreten, und den Beſchluß zum Kriege zu faſſen. Nach dem Syſtem des Gleichgewichts dagegen iſt die drohende Uebermacht allein, oder die bloße Möglichkeit eines Mißbrauchs derſelben und die künftige Gefahr, ſchon ein hinreichender Grund zum Kriege, zu welchem ſich ein Staat, wo dieſes das alleinherrſchende Princip iſt, unſtreitig auch viel leichter und ſchneller entſchließt, als jeder andere, wie man es England auch oft vorgeworfen hat; um ſo mehr, da jener innere Anlaß zum leichter oder ſchneller als nöthig oder wünſchenswerth wäre, zu faſſenden Kriegsentſchluß, auch noch durch den Umſtand verſtärkt wird, daß ein in ſich und ſeiner Conſtitution begründetes und concentrirtes Inſelreich als iſolirte Seemacht, auch im Kriege mit ſeiner gewohnten Friedens- und Handelsthätigkeit fortbeſtehen kann. England hat im achtzehnten Jahrhundert und in der Geſchichte deſſelben den höchſten Ruhm erreicht, und auch von ſeiner großen Macht einen mehrentheils für das Ganze äußerſt wohlthätigen Gebrauch gemacht, erweckend und nachhelfend, befreyend und ſichernd; und alles hier Geſagte iſt keineswegs als kritiſche Einſchränkung oder Einwendung gegen die wohlerworbene althiſtoriſche Größe von England gemeynt, die an ſich ſehr überflüßig und hier gar nicht an ihrer Stelle ſeyn würde. Nothwendig aber bleibt es für das richtige Verſtändniß des ganzen Charakters und der weſentlichen Eigenthümlichkeit dieſes an unſre eigne Epoche zunächſt angränzenden achtzehnten Jahrhunderts in politiſcher Beziehung, darauf aufmerkſam zu machen, wie das Syſtem des Gleichgewichts überhaupt, nur als das Surrogat eines Höheren, da wo dieſes nicht mehr Statt findet, oder nicht anwendbar iſt, gelten oder, wo ein höheres Princip wirklich Statt finden muß, und in der Geſchichte herrſchend eingetreten iſt, nur als Supplement oder ganz untergeordnet mitwirkende, und eine oder die andere Nebenfrage beſtimmende und entſcheidende Hülfsregel in Rückſicht genommen und in Anwendung gebracht werden kann. Mit der großen Kataſtrophe am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts aber war eine ſolche Epoche der nicht bloß politiſchen ſondern auch geiſtigen Verwilderung und Verwüſtung eingetreten, wo nun dieſe für den gewöhnlichen Zuſtand eines civiliſirten Staaten-Syſtemes genügende, eigentlich aber bloß verneinende Idee des Gleichgewichts nicht mehr anwendbar und zur Abhülfe hinreichend ſeyn konnte; ſondern es eines höheren Princips zur ſiegreichen Gegenwehr und endlichen Bekämpfung bedurfte. Eine poſitive Kraft des Böſen kann in keinem Gebiete des menſchlichen Wirkens durch eine bloß negative Richtſchnur und Gegenwirkung wahrhaft überwunden werden, ſondern nur durch ein gleichartiges Höheres, ein göttlich Poſitives in ähnlicher Weiſe und auf demſelben Gebiete. Ein großer, alles bis auf den innerſten Grund, und in allen Tiefen der geſitteten Exiſtenz erſchütternder Religionskrieg kann auch nur durch einen wahren Religionsfrieden, völlig und dauernd feſt beendigt werden; dieſer aber beruht auf einer inneren moraliſchen Kraft der Geſinnung, nicht aber auf dem materiellen Gleichgewicht und der ſorgfältigen Berechnung und Abmeſſung deſſelben. Wie ſehr aber ſelbſt äußerlich genommen, während jener furchtbaren Kataſtrophe alles aus dem Gleichgewicht gekommen war, was auch nachdem es einmal geſchehen iſt, durch keine Macht ſo leicht abgeändert oder wieder zurückgeſchoben werden kann; davon kann England ſelbſt zum Beyſpiel dienen. Wenigſtens kann das bloß durch den Schiffsfaden der allgemeinen Seeherrſchaft an jenes Inſelreich angehängte Gewicht von dem ſüdlichſten aſiatiſchen Lande, welches das innerlich reichſte von allen andern Ländern der Erde, in ſeiner indiſchen Bevölkerung die der meerbeherrſchenden Inſel fünf- bis ſechsmal überſteigt und der beſten Hälfte von Europa gleich kömmt, durchaus nicht mehr bloß nach der einfachen Regel des alten Gleichgewichts, in dem ehemahligen beſchränkten Sinne und Umfange deſſelben, beurtheilt und darauf zurückgeführt, oder aus dieſem Geſichtspunkte als verwerflich getadelt werden; nachdem ſo viel Wichtiges und Großes auch für Europa und Indien ſelbſt, aus dieſer höchſt ſeltſamen und in der Weltgeſchichte noch niemals in dieſer Weiſe da geweſenen Verbindung ſchon hervorgegangen iſt und wahrſcheinlich noch hervorgehen wird, und auch ſonſt, nicht bloß die Verwaltung von Indien, ſondern die ganze Führung dieſer Angelegenheit durch die Engländer, ſich als ſo äußerſt weiſe und ruhmvoll bewährt hat. So wenig nun die Idee der Aufklärung, als das allein herrſchende Princip und höchſte Ziel alles Denkens und Wiſſens, ganz ſo oberflächlich und ſeicht, wie dieſe Idee in der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genommen ward, für den jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft noch ferner ausreichen und genügend ſeyn kann; eben ſo wenig mag auch das Syſtem des Gleichgewichts auf den damaligen Zuſtand der großen europäiſchen Kriege oder auf die jetzige, daraus hervorgegangene politiſche Lage der Dinge, noch ferner ſo wie ehedem anwendbar ſeyn oder hinreichen, um alles zu entſcheiden und zu berichtigen, und den gordiſchen Knoten des großen Welträthſels in dieſer letzten Zeit zu löſen.

Den zweyten hiſtoriſchen Charakterzug oder das andere beſtimmende Princip in der ganzen Geſchichte und in dem herrſchenden Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts nebſt dem Syſteme des Gleichgewichts für das äußere Staatenverhältniß, bildet alſo dieſe Idee der Aufklärung, ſo wie ihr Einfluß in die innere Entwicklung der beſondern Nationalbildung eines jeden europäiſchen Landes. Man iſt ſchon ſo gewohnt, den Begriff der Aufklärung nach dem Mißbrauch und nach der verkehrten Anwendung, die davon in dem letzten Jahrhunderte gemacht worden, zu nehmen, daß ich hier, wo es darauf ankommt, dieſe ganze Zeiterſcheinung nach allen ihren Wirkungen in hiſtoriſcher Vollſtändigkeit aufzufaſſen, wie daſſelbe dem unpartheyiſchen Beobachter und Beurtheiler in ſeiauch in ſeinem vorherrſchenden Einfluß auf die europäiſche Denkart und Geiſtesbildung geweſen iſt, ſich jetzt im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr in gleicher Weiſe einheimiſch fühlte, noch recht zu orientiren wüßte. Für Europa überhaupt aber ſind die liberalen Grundſätze und Geſinnungen nichts als ein etwas verſchieden modificirter Rückfall in die Revolution, und bezwecken auch nichts andres; eine Majorität unter den Wohlgeſinnten und rechtlich Denkenden konnten ſie aber im Ganzen überhaupt, oder auch in einem einzelnen europäiſchen Staate nur gewinnen, durch entſchiedne Fehler und eine große Entartung derjenigen Parthey, die eigentlich gar nicht Parthey ſeyn, und auch nicht ſo heißen ſollte, nämlich die, der im Staate monarchiſch, in der Zeit und der Welt gegenüber aber religiös und chriſtlich Geſinnten. Die hölzerne Regel eines bloß mechaniſchen Gleichgewichts, zur negativen Beſchränkung der Uebermacht, wie dieſes Syſtem ſonſt von England ausgegangen iſt, und im achtzehnten Jahrhundert allgemein angenommen und herrſchend war, hat aufgehört, Europäiſch anwendbar und wirklich abhelfend zu ſeyn; da alle Mittel, die es noch darzubieten hat, das Uebel, wenn es einmal dahin gekommen wäre, nur ärger machen konnten. In der religiöſen Grundlage kann allein die Rettung und Befeſtigung, die Hülfe und Abwehr für die ganze civiliſirte Welt, ſo wie für jeden ſelbſtſtändigen Staat im Einzelnen liegen; die größte Gefahr der Zeit, und der mögliche Mißbrauch der religiöſen Grundlage ſelbſt, liegt in dem Abwege des Abſoluten. Sehr nachtheilig und höchſt gefährlich iſt es, wenn in ſolcher Weiſe nach dem Geiſte einer leidenſchaftlichen Reaction das revolutionäre

Verfahren und Weſen mit in die legitime Sache aufgenommen, wenn die Leidenſchaft ſelbſt zum Vernunftgrundſatz und zum allein gültigen und allein richtigen Syſtem erhoben und das Heiligthum der religiöſen Geſinnung ſelbſt, als herrſchender Modegedanke ausgeſprochen und verbreitet wird, als ob die rettende Kraft des Glaubens und der Wahrheit für die Zeit und die Welt, in der äußerlich nachgeſprochenen Formel und in dem todten Buchſtaben liegen könnte; da das wahre Leben und die feſte Grundlage deſſelben doch allein aus dem lebendigmachenden Geiſte der ewigen Wahrheit hervorgehen kann. In der Wiſſenſchaft iſt das Abſolute der tödtende Abgrund der lebendigen Wahrheit, in welchem ſtatt ihrer nur der hohle Begriff und die leere Formel zurückbleibt; in der wirklichen Welt und Anwendung aber iſt das Abſolute in der Denkart und in der Ausübung ſelbſt, der allem Guten und der Fülle des göttlichen Lebens in der ewigen Wahrheit entgegenſtrebende falſche Zeitgeiſt, welcher die Welt mehrentheils beherrſcht und ganz beherrſchen und für immer in die Irre und die vollendete Verwirrung führen möchte. Immer beſteht die Weiſe dieſes, in allen Formen der Zerſtörung veränderlich wechſelnden Zeitgeiſtes, von Anfang an und ſeit er die ewige Wahrheit verlaſſen und zerrüttet hat, darin, nachdem die Irrthümer deſſelben, wenn ſie nicht einen Theil oder Anſchein des Wahren in ſich enthielten, auch gar nicht gefährlich oder täuſchend ſeyn und keine wirkſame Kraft haben würden: daß er irgend ein Einzelnes aus ſeinem hiſtoriſchen Zuſammenhange herausreißt, und es als den abſoluten Mittelpunkt für Alles und den Zweck des Ganzen aufſtellt, unbedingt und ohne alle Schonung und hiſtoriſche

Rückſicht. Der wahre Mittelpunkt aber und der rechte Zweck des Ganzen, welcher es in der allgemeinen Menſchengeſchichte, wie für das Leben der Einzelnen iſt, läßt ſich gar nicht ſo aus ſeinem hiſtoriſchen Zuſammenhange und dem lebendigen Stufengange der natürlichen Entwicklung herausreißen und ohne Rückſicht abſolut ergreifen. Es würde in einer ſolchen leidenſchaftlichen Behandlung und Verfahrungsweiſe der lebendige Geiſt entfliehen und nur die todte und auch wieder tödtende Formel zurückbleiben. Welche Idole in dem wechſelnden und leicht von dem einen Extrem auf das andre hinüberſpringenden Zeitgeiſte, nach einander Mode werden können; das läßt ſich im voraus gar nicht beſtimmen. Es könnte auch einmal auf eine Zeit lang die ewige Wahrheit ſelbſt zu einem ſolchen Idol der Zeit mißbraucht und entweiht werden, d. h. die äußerlich nachgeſprochne Form derſelben; denn nur nach dieſem äußern Gewande wird der Zeitgeiſt haſchen und greifen, das innre Weſen und die lebendige Kraft ſelbſt mag er nicht faſſen oder feſthalten. Welches aber auch die wechſelnden Idole und herrſchenden Gegenſtände ſeiner jedesmahligen Abgötterey, oder leidenſchaftlichen Rhetorik ſeyn mögen; er ſelbſt und ſein eigentliches Weſen bleibt immer daſſelbe, nämlich abſolut, d. h. den Geiſt tödtend und das Leben zerſtörend. In der Wiſſenſchaft iſt das Abſolute die Gottheit der eitlen und leeren Vernunft-Syſteme, und nur dieſen todten, abſtracten Begriff derſelben heben und kennen ſie. Der Glaube des Chriſtenthums aber hat den lebendigen Gott und ſeine Offenbarung zum Gegenſtande und Inhalt, und iſt ſelbſt dieſe Offenbarung; eben daher iſt auch jedes andre, aus dieſem erſten Grunde und gemeinſamen Urquell abgeleitete Göttliche ein lebendig Poſitives. Die Behauptung der Wahrheit gegen die Irrthümer des Zeitgeiſtes kann daher nur dann einen dauernd glücklichen Erfolg gewinnen, wenn das göttliche Poſitive, in welchem Gebiet es auch ſeyn mag, als ein Lebendiges erkannt und aufgefaßt, und mit der vollen Kraft des geiſtigen Lebens hingeſtellt wird; zugleich aber in ſeinem vollſtändigen hiſtoriſchen Zuſammenhange begründet, und mit billiger Rückſicht und gerechter Anerkennung gegen alles andre hiſtoriſch Beſtehende und poſitiv Wirkliche. Dieſe hiſtoriſche Ruhe des Urtheils und reelle Durchdringung der Gegenſtände, der faktiſchen Ereigniſſe wie der intellektuellen Erſcheinungen, iſt die unzertrennliche Begleiterin der Wahrheit, und die unerlaßliche Bedingung ihrer vollen Erkenntniß; um ſo mehr, da es der religiöſen Geſinnung, welche die Grundlage aller Wahrheit, und aller Erkenntniß derſelben bildet, ohnehin natürlich iſt, ſelbſt in den größten menſchlichen Verirrungen, ſie mögen nun praktiſcher Art, oder bloß wiſſenſchaftliche ſeyn, den Faden der göttlichen Zulaſſung, und einer höhern Fügung überall noch in dieſem Labyrinthe des Irrthums, mit aufmerkſamen Blick zu verfolgen. Der Irrthum dagegen iſt überall unhiſtoriſch, der Zeitgeiſt faſt immer leidenſchaftlich, und eben darum ſind beyde unwahr. Der Kampf gegen die Irrthümer ſelbſt im Gebiete der Wiſſenſchaft kann nicht beſſer geſchehen, und nicht ſchneller zum Ausgange geführt werden, als wenn man das Abſolute in jedem Syſtem des praktiſchen, oder des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welches die erſte Grundlage, den innern Mittelpunkt, oder letzten Zweck deſſelben bildet, nach der göttlichen Richtſchnur der innern endlich die menſchliche Freyheit, ſo weit es die Geſetze der künſtleriſchen Richtigkeit der Darſtellung verſtatten, den vollſtändigſten Sieg davon trägt. Die Betrachtung, dieſer nothwendige innre Nachklang jeder großen äußern That oder Begebenheit trägt und erhält das Gleichgewicht des Ganzen. Die ruhige Würde einer ſchönen Geſinnung ſchlichtet den furchtbaren Kampf, und lenkt die kühne Uebermacht, welche jeden Damm der Ordnung heftig durchbrach, wieder in das milde Gleis des ewig ruhigen Geſetzes. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollſte Befriedigung; denn wenn gleich der äußern Anſicht und dem Erfolge nach, die Menſchheit zu ſinken ſcheint, ſo ſiegt ſie dennoch durch innre Geſinnung. Die tapfre Gegenwehr des Helden kann der blinden Wuth des Schickſals zuletzt unterliegen; aber das ſelbſtſtändige Gemüth hält dennoch in allen Qualen ſtandhaft zuſammen, und ſchwingt ſich endlich frey empor, wie der ſterbende Herkules in den Trachinerinnen.

Alle dieſe angedeuteten Vollkommenheiten der Sophokleiſchen Dichtung ſind aber nicht getrennte, einzelne, und für ſich beſtehende Eigenſchaften, ſondern nur verſchiedene Anſichten und Theile eines ſtreng verknüpften und innigſt verſchmolznen Ganzen. So lange das Gleichgewicht der Kraft und Geſetzmäßigkeit in der Bildung noch nicht verlohren, ſo lange das Ganze der Schönheit noch nicht zerriſſen iſt, kann das Einzelne gar nicht auf Unkoſten des Ganzen ſich eine höhere Vollkommenheit aneignen. Alle einzelnen Treflichkeiten leihen ſich gegenſeitig in durchgängiger Wechſelwirkung einen höhern Werth. Aus der Vereinigung aller dieſer Eigenſchaften, in denen vollen Erkenntniß, in ſeine zwey Beſtandtheile des Wahren und Falſchen zerlegt. Indem man das Wahre, was mit darin liegt, als ſolches anerkennt und hervorhebt, bleibt das übrige Leere ſchon von ſelbſt, als ein ſolches zurück, ohne daß es noch beſondere Mühe, oder einen groſſen Aufwand von Kraft und Zeit erforderte, um deſſen Nichtigkeit zu zeigen und einleuchtend zu machen. Im wirklichen Leben hört der Kampf freylich oft ſehr bald auf, ein bloß geiſtiger zu ſeyn, die materielle Kraft der Partheyen geräth in einen unruhig fluthenden Zuſtand, und je mehr alle Partheyen abſolut werden, je mehr nähert ſich alles dem Charakter eines Kampfes der gegenſeitigen elementariſchen Zerſtörung, welcher dem Werke der wahren religiöſen Wiederherſtellung, als der groſſen Aufgabe unſrer Zeit-Epoche, die aber bey weitem noch nicht ganz gelöſt oder erfüllt, viel weniger vollendet iſt, und den weitern Fortſchritten zu dieſer endlichen Vollendung, am ſchädlichſten entgegenwirkt. In dieſer Hinſicht erſcheint es allerdings als ein bedenkliches Phänomen, wenn in einigen Regionen des europäiſchen Daſeyns, oder ſelbſt in einigen ganzen Ländern, alle Partheyen und alles Oeffentliche mehr und mehr einen abſoluten Charakter annehmen; denn daß es dabey nicht auf den Nahmen ankommt, und daß die andern oft in der That weit mehr abſolut ſind, als die ſo genannt werden, oder ſich auch ſelbſt ſo nennen, verſteht ſich von ſelbſt; nachdem hier auch wieder, wie immer in den Zeiten des heftigen Partheyenkampfes, eine oft ſeltſame Willkühr, oder entſchiedene Fehlgriffe und Mißverſtändniſſe in den Benennungen, überhaupt manche Verwechslung der Begriffe, und eine neue babyloniſche Verwirrung der Sprachen, auch derjenigen, die ſonſt durch Klarheit und Beſtimmtheit am meiſten ausgezeichnet waren, einzureißen anfängt. Die Entſchiedenheit der Geſinnung, die Conſequenz der Denkart, die Feſtigkeit des Charakters, die dogmatiſch ſcharfe Beſtimmtheit des poſitiven Glaubens, als diejenigen Eigenſchaften, welche den Mann am meiſten als ſolchen im Handeln und Leben bewähren, dürfen keineswegs mit dem abſoluten Streben und Verfahren verwechſelt werden; da dieſes alles ſehr wohl vereinbar iſt, mit der hiſtoriſch bedingten Beurtheilung aller Dinge, und der gewiſſenhaften Rückſicht auf alles hiſtoriſch Beſtehende. Unter den franzöſiſchen Schriftſtellern der neueſten Epoche, welche ſich dem Berufe der religiöſen Wiederherſtellung der öffentlichen Denkart gewidmet haben, beſitzt wohl keiner die obgenannten Eigenſchaften in einem größern, oder in einem ſo ausgezeichneten Maaße, als der Graf Maiſtre; und gleichwohl kann man dieſem den Vorwurf, eine leidenſchaftliche Reaction zu begünſtigen, unter allen andern der gleichen Art am wenigſten machen, nach meiner eignen Ueberzeugung eigentlich durchaus gar nicht. Sollten indeſſen einige andre mehr rhetoriſche Wortfuhrer dieſer religiöſen Grundſätze und Geſinnungen in Frankreich von einem ſolchen leidenſchaftlichen und abſoluten Geiſte im Sinne der Reaction nicht ganz frey zu ſprechen ſeyn; ſo ſchaden ſie unſtreitig der Sache, welche ſie zu vertheidigen wünſchen, ſelbſt mehr als alle Gegner. Manche Vorwürfe der Art werden aber auch von dem Partheygeiſte ganz ohne allen Grund vorgebracht; wie wenn die Oppoſition in dem gedachten Lande dieſer Vorwurf eines abſoluten Verfahrens, in den politiſchen Verhaltniſſen, nach dem Geiſte der Reaction, auf die Regierung ſelbſt, und die verſchiedenen Miniſterien, ſeit der Wiederherſtellung ausdehnt, ſo iſt wohl jedem einleuchtend, daß dazu in der Wirklichkeit gar kein Anlaß gegeben worden; denn daß, wo alle denkbaren Partheyen und feindſeelige Meynungen oder Denkarten geduldet werden, nun auch eine kleine Anzahl von Jeſuiten mit in die allgemeine Toleranz aufgenommen worden, konnte doch nur nach dem leidenſchaftlichen Partheygefühl der ganz unbillig Denkenden, Tadel oder Mißtrauen, und angebliche Beſorgniſſe erwecken, da vielmehr einem ganz unpartheyiſch geſtellten, und bloß hiſtoriſchen Beobachter aus der Ferne, die Gefahr vor einem neuen Rückfall aus den liberalen Geſinnungen in die revolutionären Grundſätze bey weitem als die größere, und näher drohende erſcheinen wird.

Die dogmatiſche Entſcheidung und Entſchiedenheit des katholiſchen Glaubens, die einmal feſtgeſtellte eigne Religionsmeynung von der andern, proteſtantiſchen Seite, können ſehr gut mit einer hiſtoriſchen Beurtheilung der hiſtoriſchen Dinge beſtehen. Vielmehr dürfte grade dieſe, ſo ſchwer es auch unſerm abſoluten Zeitcharakter eingehen mag, am entſchiedenſten auf den Weg deuten zu einem vollſtändigen Triumph der Wahrheit, und der größten Verherrlichung des Chriſtenthums. Hierin liegt auch der große Unterſchied zwiſchen der wahren Toleranz, und dem tödtenden Indifferentismus unſrer Zeit, und der ihr zunächſt vorangegangenen. Die wahre Toleranz beruht auf der demüthigen und darum religiöſen Geſinnung und feſten Hoffnung; indem man das, was einmal hiſtoriſch da iſt, rechtlich beſtehen läßt, daß Gott es ſchon weiter führen, alles ſchlichten, und zu ſeinem beſtimmten Ende führen wird. Dieß iſt etwas ganz andres, als die vermeynte Gleichheit aller Religionen, wenn nur die Moral gut ſey, durch welche vollkommne Gleichgültigkeit alle Religion eigentlich aufgehoben wird. Die Intoleranz aber beruht allemal auf dem ſtolzen, mithin irreligiöſen Wahn, alles ſo einrichten zu wollen, wie man glaubt, daß es ſeyn ſollte, ohne alle Rückſicht auf die Gränzen der menſchlichen Schwäche, wobey noch in Hinſicht auf den Erfolg, und äußerlich zu bedenken iſt, daß was öffentlich mit Gewalt ausgeſtoßen wurde, nicht ſelten insgeheim, unter etwas veränderter Form, viel gefährlicher fortdauert; wovon ſich viele hiſtoriſche Beweiſe anführen ließen.

Es liegt dem abſoluten Zeitgeiſt und Parthey-Charakter immer ein angebohrner und tief eingewurzelter intellektueller Stolz zum Grunde, der nicht gerade ein individueller oder perſönlicher zu ſeyn braucht, da er ſich mehr nur auf die hiſtoriſche Entwicklung des Menſchengeſchlechts überhaupt, und des Zeitalters insbeſondere bezieht; und vermöge deſſen ein Geiſt, von innerer Kraft erhoben, oder mit äußerer Macht bekleidet, nun glaubt, dasjenige hiſtoriſch wirklich machen zu können, was doch allein von Gott herkommen kann, wie alle die ſchöpferiſchen Momente einer großen, allgemeinen, wahren Wiederherſtellung, unter welchen die erſte Ausbreitung des Chriſtenthums ſelbſt, als eine allgemeine und große Welt-Revolution, im höhern und göttlichen Sinne des Worts, die erſte Stelle einnimmt, und wo es alles mögliche iſt, was man wünſchen kann, und kaum hoffen darf, wenn der Menſch mit dem, was er von dem ſeinigen hinzuthut, nur nicht ſehr vieles verdirbt an dem, was der großmüthige Monarch des Weltalls wünſcht ſeyn; — und dieſes noch um ſo mehr, da dieſelben in manchen Stücken eine beſtimmtere Ausführung oder Verdeutlichung deſſen enthalten, was in den vor zwey Jahren über die Philoſophie des Lebens hier zu Wien gehaltnen Vorleſungen zum Theil noch unvollſtändig mitgetheilt oder weniger ſcharf bezeichnet war; — mit fortgehender Beziehung und Anwendung auf Sprache und Wort. Es tritt in dieſen reichen und wichtigen Bruchſtücken das Ganze der Idee und Anſicht Schlegels um ein weſentliches mehr ins Licht, — welches indeſſen außer den drey jetzt vorliegenden Lehrkurſen auch noch in mehreren nachfolgenden immer vollſtändiger hatte mitgetheilt und entfaltet werden ſollen. — Zugleich dürfte aus den gegenwärtigen Vorträgen beſonders klar werden, was der Verfaſſer als Denker und Lehrer, bey dieſen zuſammenhängenden Mittheilungen zunächſt zu bewirken wünſchte und was zu geben ſeine Abſicht war: nämlich das lebendige, die Frucht vieljähriger Forſchungen in ſich faſſende, an alle

Jene gerichtete Wort ſeines eigenen Geiſtes, welche Empfänglichkeit und Geneigtheit haben, auf irgend einem Punkte verwandten Beſtrebens und Suchens nach Erkenntniß, von dieſem ſeinem Worte berührt, ergriffen, gehoben, oder zum weiteren Vordringen angeregt zu werden. — Es würde alſo auf einem Mißverſtande beruhen, Anforderungen an dieſe Vorträge zu machen, welche mit jenem Zweck einer fruchtbaren Anregung, mit der Eigenſchaft, gleichſam ein lebendiges Geſpräch im höheren Sinne des Wortes zu ſeyn, unvereinbar wären, und welchen zu genügen der Verfaſſer, nach ſeinem Vorhaben, und nach der Art, wie er dasſelbe aufgefaßt hatte, vielmehr abſichtlich vermied. Es lag keineswegs in der Aufgabe die er ſich geſetzt hatte, irgend einen einzelnen, abgezogenen Begriff durch nähere Ausführung und Darſtellung im einzelnen klar zu machen, oder etwa ein ſolches feſtgeſchloſſenes Syſtem von definirten Begriffen und ſtehenden Wortbezeichnungen aufzuſtellen, deſſen weſentliches Verdienſt darin beſtände oder geſucht würde, daß es durch rationale überall leicht ſichtbare Planmäßigkeit dem Leſer Bewunderung einflößte; — es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, in der einſeitigen Form bloßer Vernunftſpekulation, Reihen von abſtracten Sätzen etwa als Vorgang und Muſter für ähnliche Uebungen aufzuſtellen, oder gar zur blinden Annahme aufzudringen. — Jene aber, welchen dieſe Vorträge, für das Ganze ihres Lebens und Bewußtſeyns, — nach dem eignen Ausdrucke des Verfaſſers, gleichſam „als eine Reihe von Anfragen erſcheinen mögen, auf welche ſie wenigſtens theilweiſe die ſtillſchweigend zuſtimmende Antwort in ihrem Innern geben, oder auf manche aus dem eignen Denken und Leben hervorgegangene innere Frage des Gemüths eine wo nicht völlig löſende, doch darauf eingehende und weiter hinausdeutende Antwort darin finden,“ — werden ſich des Gefühls einer gerechten Wehmuth nicht erwehren können, darüber daß dieſe außerordentliche Stimme ſo plötzlich verſtummte, von welcher ſie noch ſo manche weitere Anfrage und mehr enthüllende Aufſchlüſſe zu erhalten begehrt hätten und daß Niemand zu finden ſeyn wird, welcher gleichſam als der Erbe des Geiſtes des Verſtorbenen, oder auch nur als vorzüglich kundiger Schüler, das noch Fehlende irgend zu erſetzen im Stande wäre.

Neben ſolchem wehmüthigen Gefühl wird kaum noch das Bedauern darüber auszuſprechen ſeyn, daß der Verfaſſer nicht ſelbſt mehr bey Herausgabe dieſer Vorleſungen jene leichten Verbeſſerungen in der Periodenabtheilung oder ſonſt im Styl vornehmen können, welche ihm hie und da etwa nöthig geſchienen haben möchten. Ungern wird man jedoch namentlich einzelne kleine Zuſätze vermiſſen, welche derſelbe an einigen Stellen dürfte gemacht haben, wie denn eine, die Abſicht noch etwas zuzuſetzen oder verändert auszudrücken, andeutende Bezeichnung des Verfaſſers, ſich im Manuſcripte an den wenigen Stellen gefunden hat, welche beym Abdruck mit einem (†) angegeben ſind. — Es hat ſich übrigens von dem Verewigten nichts anderes vorgefunden was auf den Plan und Gang des Ganzen Beziehung hätte oder insbeſondere auf den Inhalt der fehlenden letzten Vorleſungen näher hinweiſen könnte, als nur wenige kurze Andeutungen und Skizzen, welche man am Ende des Ganzen mittheilen zu ſollen achtet, theils weil ſie einige nicht unwichtige Winke in der beſagten Beziehung enthalten, theils aber als Beweis der Art, wie der Verfaſſer zu arbeiten pflegte, da er nämlich nach ſolcher vorgängigen Skizzirung, oft auch ohne dieſelbe, das ganze reiche, in Gedanken lange vorbereitete Geiſteswerk, jedesmahl erſt unmittelbar vor dem mündlichen Vortrage desſelben verfaßte und niederſchrieb.

Erſte Vorleſung.

Unter der Benennung Philoſophie — und dieß iſt der geſchichtliche Urſprung und urſprüngliche ſchöne Sinn dieſes Begriffs, ſo wie er von den Griechen edel genommen, und vielfältig ſinnreich entwickelt ward, und wie wir ihn auch aus dieſer Quelle überliefert erhalten haben —; Unter der Philoſophie verſtehe ich demnach, dieſem erſten Wortſinne gemäß, bloß die dem Menſchen angeborne und natürliche Wißbegier, inſofern es eine allgemeine iſt, die nicht gleich von Anfang auf einen beſondern Zweck oder Gegenſtand beſchränkt iſt: die natürliche Wißbegier alſo, wie ſie durch das Räthſel des Daſeyns, der äußern Welt, oder auch des eignen Ich und Bewußtſeyns angeregt, ſich ſelbſt innerlich klar werden möchte, und in dieſer innern Klarheit, wenn ſie dahin gelangen kann, die eigentliche Bedeutung, oder wenn man es ſo nennen darf, das erklärende Wort des Lebens, des eignen innern, wie des äußern allgemeinen zu finden; und keinem Zweifel unterliegt es wohl, daß in dieſem wieder belebenden, und ſelbſt lebendigen Worte des Lebens, ſo wie wir es gefunden, und uns zu eigen gemacht haben, zugleich auch eine erhöhte Kraft des fernern Lebens, des innern wie des äußern, für die wirkliche wir nur die allgemeinſten Umriſſe, gleichſam die äußerſten Gränzen dieſes unerſchöpflich reichen Dichtergeiſtes entworfen haben, entſpringt die ſelbſtgenugſame Vollendung, und jene eigne Süßigkeit, welche den Griechen ſelbſt vorzüglich bedeutende und eigenthümliche Charaktereigenſchaften der Sophokleiſchen Muſe zu ſeyn ſchienen.

Ueberſchauen wir nun das Ganze der antiken Dichtkunſt, ſo ſind die Vorzüge der verſchiedenen Zeitalter, Dichtungsarten und Richtungen in Hinſicht auf die Idee des Schönen allerdings ſehr ungleich; und wiewohl das Nachahmungswürdige in der helleniſchen Poeſie überall verbreitet iſt, ſo vereinigt es ſich doch vorzüglich nur in dem Mittelpunkte jenes vollendeten Zeitalters des Sophokles. In Hinſicht aber auf das Claſſiſche in der Kunſt und im Styl der Behandlung, bietet die ganze Maſſe und Reihenfolge der Entwicklung der alten Poeſie durch alle Stufen, Gattungen und Zeitalter hindurch überall des Gebildeten und Merkwürdigen in Fülle und in reichem Uebermaße dar.

Sehr auffallend unterſcheidet ſich die einfache Gleichartigkeit in der ganzen Maſſe der helleniſchen Poeſie mit der bunten Mannichfaltigkeit und der fremdartigen Miſchung in der modernen Dichtkunſt.

Die griechiſche Bildung überhaupt war durchaus urſprünglich, naturgemäß und volksthümlich; ein in ſich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchſten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislaufe, auch wieder in ſich ſelbſt zurückſank. Eben ſo ſelbſtſtändig und in ſich abgeſchloſſen und vollendet war auch die griechiſche Dichtkunſt. Die Griechen bewahrten

Anwendung uns zu Theil werden dürfte. Ein inneres Licht der geiſtigen Klarheit, oder des ſich ſelbſt klar gewordnen Geiſtes alſo, iſt dieſes Suchen und Finden der Wahrheit und der Wiſſenſchaft, in welchem wir das Wort oder den Sinn des Lebens, als eines Ganzen entdecken und erblicken, und durch welches alle Kräfte, Eigenſchaften und Vermögen der Seele nun auch wieder für das Leben neu geſtärkt, innerlich erhöht, und fruchtbar verdoppelt werden. Will man dieſes erſte und höchſte Wiſſen, oder Streben nach der innern Gewißheit und göttlichen Wahrheit nun auch eine eigentliche Wiſſenſchaft nennen, ſo iſt ſie es doch nicht ganz in demſelben Sinne, und kann es noch weniger ganz in derſelben und gleichen Form ſeyn, wie die andern auf einen beſondern Zweck gerichteten, auf einen beſtimmten Gegenſtand beſchränkten Wiſſenſchaften. Frey wie das Leben, und wie der frey erſchaffene Geiſt ſelbſt, immer neu und wunderbar biegſam und mannichfaltig, und unberechenbar verſchiedenartig in der innern Structur und äußern Geſtaltung ſind die Wege des denkenden und wiſſenden Geiſtes, oder die, dieſem philoſophiſchen Denken und Wiſſen eigenthümliche Form. Ein nah liegendes und ſehr einleuchtendes Beyſpiel wird dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit und Freyheit oder Mannichfaltigkeit in den verſchiedenen Wegen, in der Art und Darſtellungsweiſe der Philoſophie noch deutlicher, und ganz anſchaulich vor Augen ſtellen, oder in Erinnerung bringen können. Die Werke, und ſchriftlichen Geſpräche, des gröſten Meiſters in der philoſophiſchen Darſtellung und Nachbildung eines ſolchen denkenden Geſprächs der Wiſſenſchaft, und des lebendig wechſelnden Gedankenſpiels in ſeinem ernſt forſchenden Streben, des Plato, ſind vielleicht nicht minder verſchiedenartig in ihrem Gange, wunderbar mannichfaltig und genialiſch reich und eigenthümlich in der innern Anlage des Ganzen, und äußern Entwicklung oder Ausbildung aller einzelnen Glieder und Beſtandtheile, als die poetiſchen Hervorbringungen des größten und wunderbarſten aller dramatiſchen Dichter; und diejenigen welche mit der Kunſt und dem Geiſte des Einen wie des Andern, des Dichters wie des Denkers am meiſten vertraut ſind, werden mir darin am wenigſten entgegen ſeyn, und dieſe Zuſammenſtellung leicht begreiflich und ganz natürlich finden. Auf das Beyſpiel des Plato aber, kann und darf man ſich hierin um ſo eher berufen, da er nicht bloß in der Schönheit der Darſtellung, in der Fülle und lieblichen Anmuth des geiſtig lebendigen Ausdrucks unnachahmlich und einzig geblieben iſt; ſondern da, wie wir es wohl aus dem reichen Nachlaß ſeiner ſo mannichfach verſchiedenen Werke ſehen, dieſem erhabenen Geiſte auch jeder ſchon verſuchte, oder irgend noch mögliche und denkbare Weg und Abweg des dialektiſchen Scharfſinns vollkommen bekannt, und keine noch ſo tiefe oder hohe Region des wahren Wiſſens und ſpekulativen Denkens fremd geblieben iſt. Aus manchem einzelnen ſeiner vollendetſten Meiſterwerke ließe ſich daher durch eine genaue und erſchöpfende Charakteriſtik der darin verborgen liegenden Kunſt, ſelbſt für die wahre und fruchtbare Methode des lebendigen Wiſſens und erfindenden Denkens, vielleicht mehr lernen und mehr herleiten, als aus vielen, oder den meiſten unſerer Compendien aller unbedingten Begriffe und metaphyſiſchen Erdichtungen, oder den jetzigen üblichen Syſtemen der unbedingten logiſchen Verneinung. Es iſt eigentlich aber undie Fantaſie aber die andere Hälfte; nur in der Liebe allein iſt die Seele ganz und vollſtändig beyſammen, und ſind hier beyde Hälften des getheilten Zuſtandes, im vollen Bewußtſeyn wieder vereinigt.

Aber auch für den Verſtand und den Willen iſt eine reine, ſtarke, ſittlich geordnete Liebe, wenn ſie aus dem tiefen Naturgrunde hervorgegangen, ſelbſt zur andern Natur, und nachdem ſie die höhere, göttliche Weihe empfangen hat, zur ſtillen und unſichtbar herrſchenden Seele des Lebens geworden iſt, die beſte, und ſchnell zum Ziel führende Grundlage, um den tief eingewurzelten Widerſtreit zwiſchen ihnen auszugleichen, wodurch dann der innere Menſch mit ſich in Harmonie gebracht, und das ſonſt getrennte Bewußtſeyn, als ein Ganzes, und lebendig vollſtändiges wieder hergeſtellt iſt, und nun in der erhöhten Kraft fruchtbar fortwirken kann. —

Das kurz zuſammengefaßte Reſultat dieſer erſten pſychologiſchen Grundzüge, wie ſie für unſern Zweck und die vorliegende Aufgabe nothwendig und erforderlich war, iſt alſo etwa folgendes. Der gewöhnliche Zuſtand unſers jetzigen Bewußtſeyns, ſo wie es ſich für uns in der innern Wahrnehmung, zuerſt als gegeben vorfindet, iſt alſo der eines in jenem zwiefachen Gegenſatz zwiſchen Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie befangenen, vierfach zerſpaltenen, oder wenn man ſo ſagen darf, geviertheilten Bewußtſeyns. Das wiederhergeſtellte, lebendig vollſtändige Bewußtſeyn aber, iſt ein dreyfaches, oder wenn der Ausdruck hier geſtattet wäre, dreyeiniges Bewußtſeyn; die in der Liebe wieder vereinigte Seele; der in der Kraft des conſequenten Lebens neu erwachte Geiſt; und endlich der innere Sinn für das Höhere und Göttliche: welches dritte Glied, als der äußere Träger, und ein bloß dienendes Werkzeug für die beyden andern, ihre innere Harmonie nicht ſtören kann. Die Rückkehr nun aus jenem vierfach zerſplitterten und gebundnen, oder zertheilten Bewußtſeyn, in das lebendig dreyfache, oder dreyeinige Bewußtſeyn, iſt der Anfang der lebendigen Philoſophie, ja auch des erneuten und erhöhten innern Lebens ſelbſt.

Zweyte Vorleſung.

Wenn wir den ganzen Menſchen nach ſeiner äußern Exiſtenz in der Sinnenwelt und Natur betrachten, der er ſelbſt durch ſeinen Körper mit angehört und einen Theil von ihr bildet: ſo ſind in dieſer Hinſicht und von dieſer Seite angeſehen, die drey Stücke oder Beſtandtheile, aus denen ſein vollſtändiges Weſen und Daſeyn beſteht, Geiſt, Seele und Leib. Hier iſt nun der Zwieſpalt und Widerſtreit zwiſchen dem höhern, innern, geiſtigen Princip oder Daſeyn und der Außenwelt, zu der eigentlich auch die Sinnlichkeit in uns gehört, nicht ausgeſchloſſen. Das Naturbedürfniß und organiſche Naturgeſetz des körperlichen Lebens iſt ein andres als das ſittliche Geſetz des innern Gefühls, die erhabene Forderung des ſich aufſchwingenden Gedankens, das tiefe Bedürfniß des reinen Geiſtes; und der Kampf zwiſchen dieſen beyden verſchiedenen Geſetzen oder Lebensordnungen, der höhern und der niedern, bildet eben mit die Hauptaufgabe, die der Menſch in ſeiner ſittlichen Beſtimmung hier zu löſen hat, oder wenigſtens den Anfang und die erſten Schritte in dieſer. Allerdings bietet uns auch dieſe wundervolle Organiſation und äußere Form des menſchlichen Leibes, in der Blüthe ſeiner Entwicklung, in manchem kindlichen Lichtblick des beſeelten Ausdrucks, in den höchſten Momenten ſeiner glücklichſten Entfaltung und edelſten Geſtaltung das leibliche Bild oder den anmuthigen Wiederſchein einer ganz andern, höhern, geiſtigen Schönheit dar; und es iſt auch jetzt noch das Gepräge der himmliſchen Abkunft nicht ganz in ihm ausgelöſcht oder völlig vertilgt. Auf der andern Seite aber iſt derſelbe unzähligen Gebrechen, Leiden, Krankheiten und Verderbniſſen ausgeſetzt und unterworfen; ſo daß ein jeder wohl fühlt, mit wie vielem Rechte er in den Ausſprüchen der ewigen Wahrheit ein Leib des Todes genannt wird. Zu den beyden höhern Elementen des ganzen Menſchenweſens, Geiſt und Seele, bildet alſo in der äußern Exiſtenz dieſer organiſche Leib den dritten Beſtandtheil, in welchem eben mit ein Grund und der Anlaß des Widerſtreits und Kampfes liegt. In dem innern Menſchen für ſich genommen und jenen beyden Beſtandtheilen ſeines höhern Lebens, Geiſt und Seele, liegt an ſich kein Zwieſpalt; es kann zwar auch hier noch manches die Harmonie ſtören, und wird eine vollkommne Einheit vielleicht nur ſelten gefunden; aber wenigſtens iſt der Widerſtreit hier nicht ſchon in der weſentlichen Beſchaffenheit dieſer beyden Principien des Geiſtes und der Seele als eine Art von Naturnothwendigkeit begründet, wie der Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Fantaſie, Verſtand und Willen, in dem vierfachen Bewußtſeyn des gewöhnlichen Zuſtandes. Der Geiſt iſt ganz einfach das mehr active Vermögen dieſes geſammten höhern Princips und ſeines innern Lebens; die Seele aber die mehr paſſive Seite. Ich wählte mit Fleiß den unbeſtimmten Ausdruck von einem mehr activen oder paſſiven Vermögen des Geiſtes oder der Seele; denn völlig paſſiv und ganz unfrey iſt die fühlende und auch die liebende Seele keineswegs, und vollkommen frey und ganz unabhängig iſt auf der andern Seite auch der Geiſt nicht; denn er bedarf der begleitenden Seele und des belebenden Gefühls zu ſeiner innern Erwärmung und Erweiterung. Bis auf einen gewiſſen Grad iſt Geiſt und Seele, nämlich das Uebergewicht des einen oder der andern ſelbſt von der Organiſation und organiſchen Verſchiedenheit des Geſchlechts abhängig. Im Allgemeinen kann man wenigſtens wohl ſagen und gelten laſſen, daß der Geiſt oder Gedanke bey dem Manne, Gefühl und Seele bey dem weiblichen Geſchlechte im Ganzen das Vorherrſchende ſey; doch finden auch hier nach der unberechenbar großen Mannichfaltigkeit der menſchlichen Charaktere und Naturanlagen oder den ganz verſchiedenen Wegen und Formen der Erziehung und ſittlichen Bildung, ſehr viele Ausnahmen und weitere Verſchlingungen oder Abweichungen von dem urſprünglich einfachen Verhältniß ſtatt; und in keinem Fall darf dieſe Verſchiedenheit des vorherrſchenden Elements als eine ſcharfe Sonderung und zugleich Trennung aufgefaßt oder als ſolche verſtanden werden; es giebt vielmehr manche Uebergänge und Verſchmelzungen in der gegenſeitigen Einwirkung von Geiſt und Seele; und wie es eigenthümliche Gedanken, eine beſondere Art von Verſtand giebt, ein richtig ahndendes, ſicher treffendes Urtheil, was ganz nur ein Urtheil des Gefühls iſt und aus der gefühlvollen Seele hervorgeht, ſo finden ſich auch wieder manche Gefühlseindrücke, eine künſtleriſche Liebe und rein intellektuelle Begeiſterung, die zunächſt aus dem Gedanken und dem Verſtande ihren Urſprung nehmen. Ja, auch im Allgemeinen iſt jene Trennung eine ſolche, welche vielmehr nur eine deſto innigere Verbindung begründet, und ein neues Band der Einheit herbeyführt. Gedanke und Gefühl, beyde bedürfen einander gegenſeitig; wie der Gedanke von dem reichern, leichter beweglichen, zartern und tiefern Gefühl, neu belebt wird und ſeine eigentliche Lebensnahrung aus ihm zieht, eben ſo wird das Gefühl von dem hohen Aufſchwung des kühn durchdringenden Gedankens zuerſt erweckt, geſtärkt und erhöht. Eben darauf beruht ja zum Theil wenigſtens der Reitz des geſelligen Umgangs, die Macht der Liebe, das Glück einer richtig gewählten, innerlich wohl begründeten, im Leben immer feſter zuſammengewachſenen Ehe, daß die eine Hälfte auch bloß geiſtig oder wenn man will pſychologiſch genommen, in der andern die natürliche Ergänzung ihres eignen Weſens findet. Es kann aber eine ſolche Ergänzung für die Lücke, welche auch bey der glücklichſten Naturanlage, bey der reichſten Entwicklung und vielſeitigſten Geiſtesbildung immer noch in unſerm Bewußtſeyn und ganzem Innern übrig bleibt, auch noch auf eine andere Weiſe und in höherer Art gefunden werden, wenn wir ſie nämlich in jenem Weſen ſuchen wollen, welches die Fülle aller Macht und alles Seyns, alles Lebens und aller Liebe in ſich enthält, und aus welchem beyde, der Geiſt wie die Seele hervorgegangen ſind und ihren Urſprung genommen haben. Wollten wir uns nun den himmliſchen Zuſtand der höchſten Seligkeit denken, wie wir ihn wenigſtens in der ahndenden Hoffnung vorausſetzen und vorausſetzen können und dürfen; ſo würde dieß ein ſolcher ſeyn, wo beyde, Geiſt und Seele, in dem Abgrund der ewigen Liebe verſenkt, vollkommen befriedigt ausruhen; oder vielmehr, wo ſie im lebendigſten Mitgedanken und Mitgefühl an dieſer unausſprechlichen Herrlichkeit den innigſten Antheil nehmen, mit verſchlungen in den nie verſiegenden Strom dieſer unendlichen Fülle der Gottheit. Der Körper iſt hier ſchon aufgelöſt und gar nicht mehr vorhanden, oder doch verklärt und ganz umgewandelt, und ſelbſt nichts mehr als die reine Lichthülle der unſterblichen Seele und des endlich ganz frey gewordenen Geiſtes; ſo daß er auch von dieſen eigentlich nicht mehr getrennt oder abgeſondert gedacht werden kann, und im Grunde nicht von ihnen unterſchieden iſt. Für dieſen Zuſtand der Seligkeit und vollkommenen Vereinigung mit dem höchſten Weſen, und ſelbſt für die einzelnen ſeltnen Momente des geiſtigen Entzückens, in welchen der Menſch ſich ſchon hier zu Zeiten in jenen Zuſtand wenn auch nur vorübergehend verſetzen und lebendig hineindenken kann; wäre alſo das dritte beyde verbindende Mittelglied, was zu jenen beyden Grundkräften des innern menſchlichen Seyns und Daſeyns hinzukommt und ſie ergänzt und vollendet, Gott ſelbſt; ſo wie hingegen in der äußern Sinnenwelt der Körper dieſen dritten Beſtandtheil bildet, welcher nebſt den beyden andern zur vollſtändigen Exiſtenz des ganzen Menſchen in dieſer Außenwelt weſentlich mitgehört. Bloß pſychologiſch genommen und wenn wir uns ganz in dem gegebenen Umkreiſe des innern Bewußtſeyns halten und auf dieſes beſchränken, iſt das dreyfache Princip des menſchlichen Weſens und Daſeyns, nicht etwa Gott, Seele und Geiſt, wie für den höhern ſeligen Zuſtand; noch auch Geiſt, Seele und Leib, wie in der äußern Sinnenwelt; ſondern ganz einfach Geiſt, Seele und

Sinn iſt dasjenige dreyfache Princip des Bewußtſeyns, welches uns als ſolches hier zunächſt angeht, und für alle nachfolgende Entwicklungen die weſentliche Grundlage bildet. —

Sehr vieles wird ſich noch an dieſen erſten Anfangspunkt anknüpfen, oder daraus herleiten und entwickeln, ſo daß es den Blick nur verwirren würde, wenn wir die ganze Mannichfaltigkeit dieſer Folgerungen mit einem Mahle überſehen und gleich von Anfang hier zuſammenſtellen wollten; da Manches ſich ſpäter leichter anreihen und eher dort ſeine angemeſſene Stelle finden wird, als ſchon hier gleich damit vorzugreifen. Selbſt über das Verhältniß, in welchem der Sinn, als das dritte Glied zu jenen andern beyden Elementen des innern Menſchen und Bewußtſeyns ſteht, und über die Stelle, welche er gegen ſie gehalten in dem Ganzen einnimmt, wird in der einfachen Ordnung dieſer Gedankenentwicklung weiter unten ſich der angemeſſenere Ort finden, dieſes zur Sprache zu bringen und in ein klares Licht zu ſetzen. Vorzüglich gilt dieß auch von der Frage, welche in dieſer Beziehung von der entſchiedenſten Wichtigkeit iſt; der Frage nämlich, ob nicht auch noch ein oder das andere Geiſtes- oder Seelenvermögen als ein innerer Sinn, ſittlicher Inſtinkt, oder unmittelbare Wahrnehmung und Anſchauung des Höhern betrachtet werden kann; wohin denn auch noch die Bemerkung gehört, daß ſelbſt in den gewöhnlichen äußern Sinnen, deren man wohl richtiger und wiſſenſchaftlich genauer drey als fünf zählen würde, der Funken einer höhern geiſtigen Wahrnehmung eingeſchloſſen liegt, als ein innerer Lichtkern der Fantaſie in dem äußern Sinnesorgan eingehüllt; wie das künſtleriſche Auge für die Schönheit der Form, die Anmuth der Farbe und Bewegung, oder ihre Eigenthümlichkeit rein und ihre Poeſie war nicht nur im erſten Anfange, ſondern auch im ganzen Fortgange immer volksgemäß und naturlebendig. Sie war nicht nur in ihrem Urſprunge, ſondern auch in ihrer ganzen Maſſe auf die Sage gegründet; denn im Zeitalter der kindlichen Bildung, ſo lange die Freyheit nur durch Natur veranlaßt und nicht ſelbſtſtändig iſt, werden die verſchiedenen Zwecke der Menſchheit noch nicht abgeſondert und ihre Theile erſcheinen noch in Eins vermiſcht. Und darin liegt eben der eigenthümliche Reiz und Charakter der Sage und des Mythus, der uns jene lebensreiche Miſchung darbietet, wo ſich altväterliche Weisheit und ſinnbildliche Lehre, Ueberlieferung der Urzeit und neue Dichtung gatten, wo die Ahndungen einer noch kindlichen Vernunft und die Morgenröthe der ſchönen Kunſt in einander verſchmelzen. Die natürliche Bildung iſt nur die ſtete Entwicklung eines und deſſelben Keims; die Grundzüge ihrer Kindheit werden ſich daher über das Ganze verbreiten und durch überlieferte Gebräuche und geheiligte Einrichtungen befeſtigt, bis auf die ſpäteſte Zeit erhalten.

Die griechiſche Poeſie iſt außerdem von ihrem Urſprunge an, während ihres Fortganges, und in ihrer ganzen Maſſe, rhythmiſch und mit Muſik, ja auch mit der mimiſchen Kunſt auf das innigſte verwebt. Nur die Willkühr des künſtelnden Verſtandes kann gewaltſam ſcheiden, was durch die Natur ewig vereinigt iſt. Ein wahrhaft menſchlicher Zuſtand beſteht nicht aus Vorſtellungen und Gedanken, oder aus Beſtrebungen und Gefühlen allein, ſondern aus der Miſchung beyder. Er ergießt ſich ganz, durch alle vorhandenen Oeffnungen, nach allen möglichen Richiſt er kaum noch ſichtbar. Als allgemeines und vollſtändiges Erklärungs-Princip aber für das ganze Sprach-Phänomen nach allen ſeinen Erſcheinungen und Verzweigungen, ſtreitet dagegen, daß eben die edelſten, und die gebildetſten Sprachen, je mehr die Forſchung in ihren älteſten Zuſtand hinauf gelangt iſt, hier gerade in der kunſtreichſten Form, mannichfach reich, und zugleich höchſt regelmäßig und einfach gefunden werden: wie dieß namentlich mit der indiſchen Sprache, im Verhältniß zu den griechiſch-lateiniſchen, oder zu andern ihr verwandten Sprachen des Abendlandes und des Nordens der Fall iſt. Auf der andern Seite iſt an mehreren Sprachen, welche noch der allerniedrigſten Stufe der geiſtigen Entwicklung anzugehören ſcheinen, und überhaupt ſehr vereinzelt im Kreiſe der übrigen daſtehen, bey näherer Bekanntſchaft eine äußerſt ſeltſame Künſtlichkeit in ihrem Bau und ihrer ganzen Structur, bemerkt und nachgewieſen worden, wie dieß mit dem Baskiſchen und Lappländiſchen, und mit verſchiedenen amerikaniſchen Sprachen geſchehen iſt. Im Chineſiſchen hat ſich dieſe verſchrobene und ungeſchickte Künſtlichkeit auf das ſo ganz eigenthümliche und höchſt verwickelte Schriftſyſtem geworfen: in der Sprache ſelbſt konnte ſie ſich nicht entwickeln, oder nicht ſtatt finden, da dieſelbe ſehr arm, und ihre Grundlage faſt kindiſch einfach, und ganz ungrammatiſch geblieben iſt, indem ihr ganzer Vorrath der Angabe nach, aus dreyhundert und dreyßig Wörtern, welche eben ſo viele einzelne Sylben bilden, beſteht, die nun in ihrer verſchiedenen Bedeutung durch achtzigtauſend Chiffern charakteriſirt werden; und wenn auch, wie die Kenner und competenten Beurtheiler verſichern, nur der vierte Theil etwa, von dieſer ganzen Anzahl wirklich nothwendig, und im Gebrauch anwendbar iſt, ſo bleibt das Mißverhältniß doch immer noch ungeheuer groß, und beruht die ganze Sprache weit mehr auf dieſem künſtlichen Schriftſyſtem als in dem lebendig geſprochnen Laut. Daher denn auch nicht ſelten der Fall eintritt, wenn gelehrte und gebildete Chineſen mit einander reden, daß ſie ſich durchaus nicht verſtehen können, — obwohl dieſes zu Zeiten freylich auch in andern Weltgegenden geſchieht. — Dort aber liegt der Grund in der Sprache ſelbſt, und können ſie oft, was ſie eigentlich ſagen wollen, nur erſt dadurch, daß ſie es niederſchreiben, dem andern verſtändlich machen. Die neueſten, und ſachkundigſten Sprachforſcher haben der erwähnten Schwierigkeiten wegen, dieſe ganze, Alles aus dem Thieriſchen allein herleitende Sprachanſicht, wenigſtens ſo wie ſie gewöhnlich ſonſt vorgetragen wurde, eben darum wieder aufgegeben, weil die Thatſachen zu ſehr dagegen ſprechen. Wovor man ſich wohl beſonders zu hüten hat, bey der großen Mannichfaltigkeit und dem unermeßlichen Reichthum des ganzen Sprach-Phänomens, iſt, nicht alles aus einer Hypotheſe erklären und herleiten zu wollen, oder auf einem und dem nämlichen Wege einer und derſelben Entſtehungsform. In der andern jener Natur-Hypotheſe ganz entgegenſtehenden Meinung über den Urſprung der Sprache aber, kann uns wohl die Anſicht und Erzählung, daß Gott ſelbſt dem Menſchen die Sprache unmittelbar beygebracht, ſie ihn ſelbſt gelehrt habe, inſofern eigentlich keinen Anſtoß erregen, da doch alles Gute, und auch die dem Menſchen gleich von Anfang verliehenen großen Vorzüge, billig von Gott, als dem erſten Urheber müſſen hergeleitet werden. Jedoch aber wenn man glaubt, die Sprache, welche in dieſer Vorausſetzung der Erſte Menſch im Paradieſe geredet hat, als die Quelle aller ſpätern und jetzigen daraus abgeleiteten verſchiedenen Sprachen wieder auffinden, oder ſie in einer noch jetzt vorhandnen, wie etwa die Hebräiſche, wirklich nachweiſen zu können; ſo iſt dieß wohl ein großer Irrthum, und verräth eine vollkommne Unkenntniß, oder eine gänzliche Verkennung von dem unermeßlich weiten Abſtande, der uns von jenem erſten Anfange und Urſprunge trennt, und ſo weit entfernt hat. Von der Sprache, wie ſie dem Erſten Menſchen, ehe er die ihm von Anfang verliehene hohe Macht, Vollkommenheit und Würde verloren hatte, eigen ſeyn konnte, und beygelegt werden mag, dürften wir mit unſern jetzigen Sinnen und Organen, wohl durchaus nicht im Stande ſeyn, uns irgend einen, oder auch nur den allerentfernteſten anſchaulichen Begriff zu machen; eben ſo wenig wie von der Rede, mittelſt deren die ewigen Geiſter ſich durch die weiten Himmelsräume ihre Gedanken auf den Flügeln des Lichtes unmittelbar zuſenden; oder auch von jenen durch kein erſchaffnes Weſen je nachzuſprechenden Worten, welche in dem unzugänglichen Innern der Gottheit von Ihr ſelbſt ausgeſprochen werden; — wo ein Abgrund dem andern — wie es in dem heiligen Geſange heißt — die ganze Fülle der unendlichen Liebe, und der ewigen Herrlichkeit antwortend zuruft. — Wenn wir aber von dieſer unerreichbaren Höhe wieder herunterſteigen wollen, zu uns ſelbſt, und zu dem Erſten Menſchen wie er wirklich geweſen iſt, ſo iſt die kindlich einfache Erzählung in jenem Buche unſrer erſten Urkunde des Menſchengeſchlechts, wie Gott den Menſchen die Sprache gelehrt hat, wenn wir bloß bey dieſem kindlich einfachen Sinne ſtehen bleiben wollen, mit dem natürlichen Menſchengefühl eigentlich wohl nicht ſtreitend. Denn wie könnte es das ſeyn, oder einen ſolchen Eindruck irgend machen, wenn uns jenes Verhältniß dort ſo dargeſtellt, wenn es ganz ſo genommen wird, wie etwa eine Mutter noch jetzt ihr Kind die erſten Anfänge des Redens lehren würde? — Allerdings aber liegt neben jenem einfach kindlichen Sinne, wie überall in dem von beyden Seiten beſchriebenen Buche, auch noch ein anderer viel tieferer Verſtand darin. Der Name eines Dinges, oder lebendigen Weſens, nämlich wie es in Gott benannt, und von Ewigkeit bezeichnet iſt, enthält zugleich den Inbegriff ſeines innerſten Weſens, den Schlüſſel ſeines Daſeyns, die Macht und Entſcheidung über ſein Seyn oder Nichtſeyn; wie dieß oft in der heiligen Sprache ſo gebraucht, und überhaupt da mit dem Begriff des Wortes oft ein ſo heiliger und hoher Sinn verbunden iſt. Nach dieſem tiefern Sinne und Verſtande, wird alſo durch ſolche Erzählung bezeichnet und angedeutet, wie ich ſolches ſchon früher berührt habe, daß mit dem von Gott dem Menſchen unmittelbar verliehenen, ihm mitgetheilten, auf ihn übertragenen Worte, und eben dadurch, derſelbe zugleich als der Beherrſcher und König der Natur, ja recht eigentlich als der Stellvertreter Gottes in der irdiſchen Schöpfung hingeſtellt worden, ſo wie dieſes ſeine urſprüngliche Beſtimmung geweſen iſt.

Wenn nun aber auch keine vorhandne Sprache bis zu dieſem verhüllten Urſprung, und uns unzugänglich gewordnen Anfang hinauf reicht, ſo iſt dennoch der Begriff von einer Urſprache, oder vielleicht auch von mehreren Urſprachen, gewiß kein hiſtoriſch ganz grundloſer, wenigſtens iſt es eine natürliche Vorausſetzung, und in der Sache gegründete Vermuthung, über die erſt nach genauer Unterſuchung entſchieden werden kann, und die nicht ſo geradehin zu verwerfen iſt. Nicht unwichtig wäre es auch, in jener Vorausſetzung oder Annahme, wenn ſie ſich als gültig bewähren ſollte, den Unterſchied zwiſchen den abgeleiteten oder gemiſchten Sprachen, richtig zu faſſen, und überhaupt einen umfaſſenden Ueberblick zu gewinnen über das große Ganze des menſchlichen Sprachgebietes in ſeinem faſt unüberſehlichen Reichthum; ſo weit ein ſolcher Ueberblick hier für unſern Zweck der Erkenntniß des Menſchen dienlich und fruchtbar ſeyn kann. Und wie ließe ſich dieſe fruchtbare Anwendung und Anwendbarkeit wohl bezweifeln, nachdem der genealogiſche Stammbaum der geſammten Menſchenſprache in ihrer mannichfachen Verzweigung, die von Epoche zu Epoche ſo kunſtreich fortſchreitende Sprachbildung, uns nur eine ſchriftliche Gedächtnißtafel vorhält von der hier gleichſam körperlich gewordnen, und ſichtbar vor uns hingeſtellten Geſchichte des denkenden Bewußtſeyns, aber nach einem ſehr vergrößerten welthiſtoriſchen Maßſtabe, und nach den über den ganzen bewohnbaren Erdkreis erweiterten Dimenſionen? Daß alſo die Geſchichte des denkenden Bewußtſeyns, mit der Wiſſenſchaft des lebendigen Denkens im innigſten Zuſammenhange oder wenigſtens in ſehr naher Berührung ſteht, wird keiner weitern Erörterung, noch eines ausdrücklichen Beweiſes bedürfen.

Ich werde in dem Verſuch dieſer Zuſammenſtellung nur diejenigen Punkte herausheben, welche für das Verſtändniß und die Ueberſicht des Ganzen wichtig, und von Intereſſe ſind, und dazu die ſicherſten und ganz klar gewordnen Reſultate der gründlichſten und neueſten Sprachforſchung benutzen; alles was nur irgend ungewiß ſcheinen könnte oder zu ſehr in die ganz ſpecielle Sprachkunde und Gelehrſamkeit führen würde, zur Seite laſſen.

Ein Beyſpiel aus der Naturwiſſenſchaft, wird uns vielleicht auf dem kürzeſten und ſchnellſten Wege ſolcher Vergleichung zum Ziele führen; und wohl kann die Naturwiſſenſchaft inſofern hier eine verwandte genannt werden, weil dieſer geognoſtiſche Theil, oder Zweig derſelben ja auch recht eigentlich die Geſchichte unſeres Planeten betrifft, die Alterthumskunde der Erde, die Urwelt der Gebirge, und die richtige Erklärung aller dieſer in ihnen verborgnen und vorhandenen Denkmahle des ehemahligen großen Ruins in den verſchiedenen Epochen des Untergangs und uralter Zerſtörung. Es iſt in die ganze geognoſtiſche Wiſſenſchaft und Kenntniß unſrer Erdoberfläche, nach ihrer innern Beſchaffenheit, und erſten Entſtehung, oder weitern Fortbildung aber erſt dann Licht gekommen, als man die beyden verſchiedenen Arten oder Reihen von Gebirgen, die durch die Fluthen angeſchwemmten Flötzgebirge, nach ihren mannichfachen Schichten von Kalk, Thon, zerbröckelten Knochen und Muſcheln, oder ſonſt alten Meeresgrund; dann die feſteren Urgebirge, Granitfelſen, und andre verwandte Arten derſelben Gattung, genau zu unterſcheiden anfing, und dieſen glücklich aufgefaßten Gegenſatz durch eine möglichſt genaue Unterſuchung und Schilderung der einen wie der andern Gebirgsart in allen Ländern, und den verſchiedenſten Klimaten, dann weiter durchzuführen, und zur allgemeinen Charakteriſtik unſerer Erdoberfläche auszubilden ſuchte. Dieſer geognoſtiſche Unterſchied oder Gegenſatz nun, iſt auf die Sprachen ſehr anwendbar, und findet ſich auch in dieſem Gebiet eben ſo wieder. Die gemiſchten, oder aus einer Miſchung entſtandenen Aggregatſprachen ſind den angeſchwemmten Flötzgebirgen aus der neuen Bildungsepoche der Erde zu vergleichen; und ſo wie dieſe aus den Meeresfluthen hervorgegangen, oder durch dieſe gebildet ſind, ſo verdanken auch jene Miſchungsſprachen ihre Entſtehung der großen europäiſchen Völkerwanderung, oder können auch ſchon früher in den Morgenländern, durch ähnliche aſiatiſche Völkerwanderungen einer ältern Epoche, oder der Urzeit entſtanden ſeyn. Diejenigen Sprachen aber die man wenigſtens im Verhältniß zu denen ſichtbar aus ihnen abgeleiteten, ſchon Urſprachen nennen kann, wie die römiſche unter denen von Europa, die indiſche unter den aſiatiſchen, ſtehen dann in der gleichen Reihe und Würde, wie die ſogenannten Urgebirge. Freylich entdeckt die tiefer eindringende Forſchung auch in ihnen wohl noch manche einzelne Spur von einer ebenfalls darin ſichtbaren Miſchung, die aber nicht ſo grell aus ganz unverändert heterogenen Beſtandtheilen zuſammengefügt, und mehr verdeckt und verſchmolzen iſt; ſo wie auch der Granit und die andern Felsarten dieſer Ordnung, noch zuſammengeſetzt ſind, in ihrer innern mineraliſchen Beſchaffenheit, und in derſelben ebenfalls auf eine andre und ältere, dennoch aber gewaltſame Production in ihrer erſten Entſtehung deuten. Unſtreitig alſo bilden die Urgebirge die erſte Reihe und frühere Formation in den verſchiedenen Epochen der Erdbildung. Aber ſo wie es ein Irrthum ſeyn würde, wenn man daraus auf das Innere der Erde ſogleich einen

Schluß ziehen wollte, da doch jene ganze geognoſtiſche Unterſuchung, und mineralogiſche Unterſcheidung der zwey Arten der Gebirge, nur für die äußerſte Oberfläche, und oberſte Erdrinde gelten können, aus welcher Sphäre auch allein dieſe Erfahrungen geſchöpft ſind, und man damit nicht in ſolche Tiefe eindringen oder gar das innere Centrum unſers Planeten, und ſeine Beſchaffenheit erreichen kann, da jene letzte Gebirgsrinde desſelben in dieſem Verhältniß faſt nur wie die dünne Oberhaut und Epidermis an einem organiſch-lebendigen Körper zu betrachten ſeyn dürfte: — eben ſo iſt es auch mit den Urſprachen, die in einem gewiſſen Sinne wohl ſo heißen können, wenn man etwa glaubte oder wähnte, damit bis an den erſten verhüllten Urſprung aller Sprache gelangen zu können. Wenn man in ſolcher unbegründeten Vorausſetzung aus jener geognoſtiſch gewiß richtigen Anſicht nun ſogleich weiter folgern und glauben oder behaupten wollte, es müſſe auch eine Granitmaſſe, oder von was immer ſonſt für einer anderen Art ſolcher Urgebirgsformation den ganzen innern Raum der Erde ausfüllen oder wenigſtens der Kern im Mittelpunkt des Planeten ein Granit ähnlicher nach Art jener Urgebirge ſeyn; eben ſo würde es ein nicht minder großer Irrthum, oder wenigſtens Mißverſtand ſeyn, wenn man in gleicher Weiſe, voreilig und übereilt, denſelben Schluß im Gebiete der Sprachen und Sprachkunde machen, und etwa die indiſche Sprache, weil ſie in dem Kreiſe der andern, zu dieſer Familie gehörigen Sprachen, allerdings die erſte Stelle einnimmt und als die älteſte unter dieſen ſich darſtellt, und im Verhältniß zu dieſen, allenfalls als eine Urſprache im genauer beſchränkten Sinne des Worts gelten, oder betrachtet werden iſt nirgends da ein weſentlicher Unterſchied wirklich vorhanden, und auch der vermeinte Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen, iſt nur eine Täuſchung der ſittlichen Beſchränktheit, oder der bürgerlichen Vorurtheile, die man als ſolche wohl gelten laſſen, und äußerlich in Ehren halten kann, die aber innerlich, und wiſſenſchaftlich ſtrenger genommen, eigentlich nichts bedeuten. — Es iſt auch unſrer am Scheidepunkte zwiſchen zwey Welten mitten inne ſtehenden Zeit, dieſe Wahl zur Entſcheidung ziemlich nahe gelegt; und es kann dabey im Großen und Ganzen genommen, auch nur von zwey Wegen die Rede ſeyn, weil alle die Zweifel oder Meinungen, welche in der Mitte zwiſchen dieſen beyden liegen, nichts ſind als das noch unentſchiedene Hin- und Herſchwanken ſelbſt, in irgend eine wenigſtens ſcheinbar wiſſenſchaftliche Form gebracht, oder auch ein eben ſo wenig zur Entſcheidung gekommenes unklares Gemiſch von beſchränkten und halben Anſichten. Frey aber muß die Wahl ſeyn, und anzwingen läßt ſich die Ueberzeugung Niemanden, die eine eigentlich wohl ſo wenig als die andere; denn was die innerſte Geſinnung und Denkart des Menſchen bildet, oder den erſten, letzten und tiefſten Grund dieſer Geſinnung, das läßt ſich nicht ſo wie ein Proceß im Zank bloß äußerlich, und ohne inneres Einverſtändniß durchfechten, oder ſo leicht wie ein Rechen Exempel abmachen. —

Wenn nun aber die Ewigkeit nichts iſt, als die lebendig volle, ungehemmt vollſtändige und ſelig vollendete Zeit, wer hat denn dieſe andre irdiſch-gefeſſelte, und zertheilte Zeit welche nur als die große Gefangenkette der ganzen Sinnenwelt erſcheint, verurſacht, oder hervorgebracht, und was iſt denn dieſe Zeit? — Ich möchte dieſe natürlich ſich ergebende und von ſelbſt ſich aufdringende Frage bloß mit der Bemerkung erwiedern, daß der dichteriſche Ausdruck von der aus ihren Fugen gerückten Zeit, obwohl er urſprünglich und dort zunächſt, nur von einer beſtimmten Zeit ganz hiſtoriſch gemeint iſt, auch mehr im Allgemeinen, und auf das Ganze ausgedehnt werden kann, und eine allerdings ganz metaphyſiſche Anwendung leidet. Was iſt denn überhaupt Metaphyſik, und was heißt metaphyſiſch, als das was über die gewöhnliche Natur, und ganz irdiſch beſchränkte Sinnenwelt hinaus geht? Wenn aber der Menſch nun nicht alle Hoffnungen, und nicht alle Ausſichten in die Ewigkeit, überhaupt auch nicht alle Gedanken, welche über dieſe engen Schranken, zum Theil wenigſtens, hinausgehen, ganz von ſich weiſen, und ſie für immer aufgeben kann, er müßte es denn zugleich, und überhaupt, auch aufgeben wollen, ein Menſch im höhern, wahren, vollen Sinne des Worts zu ſeyn; ſo ſcheint mir, daß ſo oft ein Verſuch oder ein Gedankenflug in jene höhere Region einmahl gewagt werden ſoll, alsdenn auch die Worte und Ausdrücke über den gewöhnlichen Sinn und Sprachgebrauch hinausgehen müſſen. Das heißt nicht etwa, daß die Sprache der Philoſophie in der Bezeichnung der überſinnlichen Dinge und Begriffe, ängſtlich-furchtſam alles Lebendige, jeden Schein von Leben fliehen ſollte (†), was doch ſtreng genommen nie möglich, noch ganz erreichbar iſt, und nur in die abſtracte Nichtigkeit führen würde. Es ſind vielmehr die lebendigſten und kühnſten, das ſcheinbar Widerſprechende bildlich ſeltſam verknüpfenden Wendungen oder Formen des Ausdrucks, hier oft gerade die richtig bezeichnendſten, und glücklich treffendſten.

tungen. Er äußert ſich in willkührlichen und natürlichen Zeichen, in Rede, Stimme und Gebehrde zugleich. In der natürlichen Bildung der Künſte, eh' der Verſtand ſeine Rechte verkennt, und durch gewaltſame Eingriffe die Gränzen der Natur verwirrt, ihre ſchöne Harmonie zerſtört, ſind Poeſie, Muſik und die mimiſche Kunſt, welche dann den heitern Tanz mit dem Gebehrdenſpiel vereinend, auch rhythmiſch iſt, faſt immer unzertrennliche Schweſtern.

Dieſe Gleichartigkeit nehmen wir nicht nur in dem ganzen Gebilde der alten Poeſie wahr, ſondern auch in den größern und kleinern, gleichzeitigen oder auf einander folgenden Theilen und Gliedern, in welche jenes Ganze ſich ſpaltet, ſeyen es nun verſchiedene Dichtungsarten und Formen, oder Schulen und Zeitalter. Bey der größten Verſchiedenheit der urſprünglichen Dichterkraft, und der weiſen Anwendung derſelben, ja ſogar des beſondern und eigenthümlichen Charakters der verſchiedenen helleniſchen Volks-Stämme, und der herrſchenden Stimmung des Künſtlers ſind dennoch in jeder größern Epoche der alten Kunſtbildung die allgemeinen Verhältniſſe des Gemüths und der Natur unabänderlich und ohne Ausnahme beſtimmt. In derjenigen dieſer Epochen, wo der öffentliche Schönheitsſinn auf der höchſten Stufe der Bildung ſtand, und bey der größten Vollkommenheit der Idee, alle Organe der Kunſt ſich zugleich am vollſtändigſten entfaltet hatten, waren die allgemeinen Verhältniſſe der urſprünglichen Beſtandtheile der Schönheit durch den Geiſt des Zeitalters entſchieden, beſtimmt und geordnet, und weder der höchſte noch der geringſte Grad

Ich würde die Bibliſchen Ausdrücke, oder doch ſehr viele, und eine groſe Anzahl derſelben zur Beſtätigung, oder zum Belege dafür anführen; denn dieſe würden uns gerade, wo es die unſichtbare Welt, und überſinnliche Regionen, oder die metaphyſiſchen Dinge betrifft, als die allerkühnſten vor allen andern erſcheinen, wenn wir noch den erſten friſchen Eindruck davon haben könnten; ſo wie ſie aber durch den vielen Gebrauch abgenützt und nun alltäglich geworden ſind, müſſen wir ſie erſt ſehr genau und ſcharf ins Auge faſſen, um ihren urſprünglichen Sinn in der eigentlichen Bedeutung von neuem wieder zu finden. Aus dem uns näher liegenden Kreiſe, in der jüngſt verwichenen Epoche der Wiſſenſchaft, finde ich vorzüglich bey unſerm Leſſing, eine einigermaſen ähnliche Anſicht darüber; indem er, ſo oft er jene Region berührt, abſichtlich meiſtentheils eine ſolche freye und kühne Sprachmethode befolgt, die ich hie und da auch zu der meinigen machen möchte. Wenn es nun zu Zeiten geſtattet ſeyn kann, in ſolcher Weiſe, poetiſche Ausdrücke, wie dieſe eben angeführten, von der aus ihren Fugen gerückten Zeit, auch viel allgemeiner und ganz metaphyſiſch anzuwenden, ſo würde ich über den vorliegenden Gegenſtand dieſer ganzen Zeitfrage, etwa alſo weiter fortfahren: Wenn die Ewigkeit urſprünglich und an ſich nichts anders iſt, als die volle, und eben daher in ſich vollſtändige und ſelige Zeit; ſo iſt die Zeit, nämlich die aus ihren Fugen gerückte, zerrüttete und zerriſſene Sinnenzeit, nichts anders als die in Unordnung gerathene, oder die in Unordnung gebrachte Ewigkeit. Und hier knüpft ſich nun gleich die Frage weiter an: wer hat ſie in Unordnung gebracht, und dieſen ſtörenden Eingriff thun können in den urſprünglich harmoniſchen, und organiſch-geſunden innern Pulsſchlag des allgemeinen Weltlebens? Nach demjenigen Syſtem, welches ich als den Einen der beyden uns zur entſcheidenden Wahl vorliegenden Wege bezeichnete, iſt alles dieſes nur eine Täuſchung, und bloßer Schein der ſinnlichen Beſchränkung; auch das Unglück, und ſelbſt der Schmerz eben ſo wohl, wie das ſogenannte Böſe; und iſt nur dazu da, um wenn es mit Sinn und Geiſt tragiſch aufgefaßt wird, uns einen vorübergehend zermalmenden, und doch auch wieder erhebenden Eindruck in der Poeſie zu machen. Auf dem andern Wege der hier zum Grunde gelegten Ueberzeugung aber, iſt die Antwort leicht zu finden oder vielmehr längſt gegeben, und allgemein bekannt: wie alle erſten Grundkräfte, und urſprünglichen Mächte in der erſchaffenen Welt, nur als geiſtige gedacht werden können, ſo iſt auch dieſe Kraft oder Macht, welche die Zeit und das Daſeyn, das allgemeine Leben, und die Welt überhaupt zuerſt in Unordnung gebracht hat, keine andre geweſen, als die des ſich von ſeinem und dem allgemeinen Urquell wegwendenden Geiſtes der abſoluten Verneinung, des ewigen Widerſpruchs, und der unendlichen Zerſtörung, welchen ich deßhalb an einem andern Orte, als den Erfinder des Todes bezeichnet habe, und deſſen Einfluß und Macht wir uns auch nicht ſo geringe, oder eingeſchränkt denken dürfen, wenn er anders mit Recht der Fürſt und Beherrſcher dieſer Welt genannt wird. Es iſt nicht ſowohl der Zeitgeiſt, wenigſtens nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wo wir darunter nur den aus einer beſtimmten Zeit hiſtoriſch hervorgegangenen, in dieſer Sphäre alſo glänzend vorherrſchenden, wo es aber irgend über dieſe Sphäre hinaus gehen ſoll, nach einer andern ebenfalls großen, vielleicht noch erhabneren Vergangenheit rückwärts, oder auch auf der andern Seite in eine neue Zeit und Zukunft hinüber, doch vielleicht noch einſeitig beſchränkten, und endlich in jedem Fall, mit ſeiner Zeit, ſobald dieſe ſelbſt abgelaufen iſt, vorübereilenden und dahin ſchwindenden Geiſt verſtehen; ſondern es iſt vielmehr der Geiſt, welcher die ganze aus ihren Fugen gerückte Zeit dieſer Welt, zuerſt veranlaßt und hervorgebracht hat; alſo der Urheber der falſchen Sinnen-Zeit überhaupt, und der oberſte Beherrſcher und allgemeine König aller der zu ihr gehörenden und mit in ſie verketteten einzelnen Zeit-Perioden, ſo wie ſie ſich eine die andere aufheben und verſchlingen, und alle zuſammen, eine nach der andern, in den allgemeinen Abgrund des ewigen Nichtſeyns unterſinken; ſo daß vielmehr alle dieſe, gewöhnlich ſogenannten Zeitgeiſter, nur aus jenem Erſten und Oberſten Zeitgeiſt, wenn man ihn noch ſo nennen will, bloß abgeleitet, und ihm unbedingt dienſtbar und unterworfen ſind. Der Glaube nun an eine ſolche geiſtige Macht des Böſen, und ſelbſt der Begriff davon, ſo einfach wie er uns ſonſt gegeben war, iſt unſrer Zeit faſt ganz abhanden gekommen; jene für den jetzigen Zeitgeiſt veralteten Ausdrücke des ehemahligen Glaubens, machen wenig Eindruck mehr, und werden meiſtens kaum beachtet, geiſtreich wegerklärt, oder vornehm belächelt. Neben der ertödtenden Monotonie einer alſo im Unglauben erſchlafften Weltanſicht, in der ſchon neutral gebornen, und endlich über alles indifferent gewordenen Denkart, macht ſelbſt der große brittiſche Dichter des Kain, eine eher erfreuliche Ausnahme in dem kräftigen entſchiedenen Eindruck, der wenigſtens Ehre giebt, dem Ehre gebührt; das Kind bey ſeinem rechten Namen nennt, und den weltgebietenden Geiſterkonig des ewigen Abgrundes in aller ſeiner finſtern Herrlichkeit wie nach dem Leben ſchildert; ſo daß man oft kaum weiß, wo er die Farben und Züge dazu hergenommen, und faſt fragen möchte, ob nicht dieſer über alle andere ähnliche Dichterverſuche ſo weit hervorſtrahlenden genialiſchen Schilderung, eine perſonliche Bekanntſchaft zum Grunde liege, oder ihr zu Hülfe gekommen ſey?

Indeſſen hat der zerſtörende Geiſt der abſoluten Verneinung, deſſen Name, außer in ſolcher Poeſie, kaum mehr gehört wird, ſeine Welt-Herrſchaft in der Zeit und ihrer Wiſſenſchaft darum noch nicht verloren, ja er wird in den ſelbſterdachten Syſtemen der herrſchenden Zeit-Philoſophie, als unbedingter Vernunft-Abgott, wenn auch nur in unbewußter Verehrung mehr als je allgemein anerkannt, überall hochgeprieſen, und faſt vergottert. Es iſt in der That merkwürdig, wie in manchen auf die höchſte Spitze des Abſoluten getriebenen Vernunft-Syſtemen, der ganze theologiſche Abſchnitt mehrentheils ſo ganz auf jene andre verneinende Seite der göttlichen Wahrheit anwendbar iſt, und faſt alles, ohne auch nur die Ausdrücke irgend weſentlich umzuändern, auf jenen erſten und größten Gegner der ewigen Liebe und ihrer Offenbarung paßt, und viel beſſer von ihm ausgeſagt oder behauptet werden konnte.

In andern, weniger geiſtig verkehrten, oder etwas milder aufgefaßten Vernunft-Syſtemen wird, zwar minder auffallend, aber doch nicht weniger untergrabend für die richtige Erkenntniß der höchſten Wahrheiten, Gott immer noch ſehr häufig wenigſtens, mit dem Nichts verwechſelt, aus welchem Er die Welt erſchaffen hat; oder es wird auch jenes ſtarre Zeitgeſetz der dem Unglück preis gegebenen und zum Raube gewordnen Sinnenwelt ſelbſt, als das blinde Fatum einer eiſernen Nothwendigkeit, in einer mehr tragiſchen Weltanſicht, wenigſtens poetiſch vergöttert.

Wenn nun die Ewigkeit an ſich und urſprünglich nichts iſt, als die lebendig volle, noch unverdorbne und weſentlich wahre Zeit (†); die irdiſch gefangene oder gebundene Sinnenzeit aber eine aus den Fugen gerückte, oder in Unordnung gerathene Ewigkeit; ſo iſt denn wohl begreiflich wie beyde nicht ganz außer aller Berührung ſtehen, und wie es manche Uebergangspunkte aus der einen Sphäre in die andre geben kann; wenigſtens iſt uns ein ſolcher Uebergang in der allgemeinen Erfahrung durch den Tod gegeben, wo er meiſtens auch gerade als ein ſolcher bezeichnet und betrachtet wird. So trivial auch der Ausdruck von einem Geſtorbenen „er hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt“ gleich anderen ähnlichen lauten mag; ſo kann man doch den dabey zum Grunde liegenden Begriff, wohl nicht eigentlich unrichtig nennen. Da nun dieſe Frage von der Zeit und Ewigkeit, und nicht bloß in dieſem Zuſammenhange von Leben und Tod, ſondern auch in Beziehung auf alles Daſeyn und Bewußtſeyn überhaupt, jeden irgend nachdenkenden Menſchen ſo nah angeht, und ſo vielfältig berührt; ſo würde ich nicht beyſtimmen können, wenn man dieſelbe etwa von der Philoſophie des Lebens ganz ausſchließen wollte, als läge ſie außer den Gränzen des natürlichen Verſtandes aller gebildeten Menſchen, indem man damit dieſe ganze Materie in die Studierſtube der Theologen, oder anderer Gelehrten zurückwieſe, als wäre es bloß ein Gegenſtand mehr zum unnützen Diſputiren für dieſe; und habe ich es deßfalls für angemeſſen gehalten, nach dem hier genommenen Standpunkte und der daraus hervorgehenden Anſicht, wenigſtens den Verſuch zu wagen, ob ſich alles dieſes nicht auch in einer ganz klaren und allgemein verſtändlichen Sprache vortragen und darſtellen ließe. Manche fromme Gemüther reden wohl auch vom Sterben und vom Tode, wie von einer Rückkehr; entweder ſo überhaupt, oder auch noch mit dem beſondern Zuſatz einer Rückkehr in die Heimath. Ich will gern zugeben, daß ſolche Redensarten, beſonders wenn ſie bloß das ſind, und wenn ſie mehr wie nachgeſprochen, als ſelbſtgefühlt erſcheinen, oder am rechten und unrechten Orte zu viel wiederholt werden, nicht immer geeignet ſind, uns einen tiefen Eindruck zu machen; indeſſen kann doch auch ein ſchöner Ernſt und richtiger Sinn darin liegen, in welchem wenigſtens die eine rein-geiſtige Seite des Gegenſtandes vorzüglich hervorgehoben wird. Hier tritt nun zuerſt die Schwierigkeit, oder Frage ein: wie kann man dahin zurückkehren, wo man eigentlich noch nie zuvor geweſen war, oder wie kann etwas im voraus eine Heimath genannt werden, die wir erſt hier ſuchen und finden, und als ſolche zu betrachten lernen; ganz in derſelben Art, wie ſich ähnliche Fragen auch bey dem Platoniſchen Begriff der Erinnerung, wenn dieſelbe nicht, ſo wie hier, als eine Erinnerung von Ewigkeit, ſondern ganz buchſtäblich als eine Erinnerung von Ehemahls, aufgefaßt werden ſoll, ergeben und aufdringen mußten. Wenn aber nach einem lebendiger aufgefaßten Begriff von Zeit und Ewigkeit, keine ſo ganz abſolute Trennung zwiſchen dem einen und dem andern Begriff herrſcht, Schilderung dieſer Seite des menſchlichen Bewußtſeyns und Weſens, nicht ganz unwichtig iſt, und weſentlich mit gehört, und die auch noch ein neues Beyſpiel abgeben kann, wie ſehr in der Natur ſelbſt ein Grund, oder wenigſtens die erſte Veranlaſſung zu manchen ſolchen Zuſammenſtellungen der vergleichenden Pſychologie liegt, wie ſich uns deren ſchon mehrere dargeboten haben. Ich meine die ſogenannten Kunſttriebe, welche auch an manchen der ſinnigern Landthiere, den arbeitſamen Inſekten, und überhaupt an noch manchen andern Thiergattungen eine ſo merkwürdige Erſcheinung, und Verwandtſchaft darbieten mit dem Kunſtfleiß der Menſchen, in welchem doch auch nicht alles bloß erlernt iſt, ſondern manches in den obwohl niedern, doch immer noch kunſtſinnigen und ſchönen Talenten mehr inſtinktmäßig wirkend, und wie unbewußt angeboren. Das eigentliche hohe Kunſtgenie kann man wohl nicht hierher rechnen, und ſcheint dasſelbe mehr in eine andre Sphäre zu gehören; denn es iſt darin das unbewußte Produktions-Vermögen nicht ſo eng auf eine ganz beſtimmte Art und Richtung, oder Form beſchränkt, ſondern die weſentliche Grundlage desſelben bildet eine von dem All erfüllte, mit dem Unendlichen gleichſam ringende produktive Einbildungskraft. Wohl aber dürfte dieſer aus der Naturwiſſenſchaft für die vergleichende Pſychologie entlehnte Begriff auf jenes reine Gefühl der unendlichen Sehnſucht anwendbar ſeyn, welches ich als das Höchſte in dieſer ganzen Sphäre, und überhaupt als das höchſte Streben im Menſchen bezeichnete; nach der Idee, welche ich davon aufzuſtellen verſuchte, könnte man dieſe tief innerliche, und durch Nichts ganz auszufüllende Sehnſucht, wohl den Inſtinkt für die Ewigkeit im Menſchen nennen, oder auch einen, oft lange Zeit hindurch, zu Anfang wohl immer völlig unbewußten Kunſttrieb zu einem höhern Beruf und göttlichen Beſtimmung. — Die äußern Sinne nun ſind von der einen Seite die dienſtbaren Werkzeuge und Handhaben des Verſtandes in der materiellen Welt, und für die in dieſer zu machende Erfahrung oder Beobachtung, und daraus zu ſchöpfende Wiſſenſchaft der Erfahrung; auf der andern Seite würde man ſie nicht unrichtig eine angewandte Fantaſie nennen, die hier in einer beſtimmten Richtung ganz in das Einzelne der materiellen Gegenſtände eingeht; denn das Nachbilden und Reproduciren des äußern Eindrucks im Organ, wie der ſichtbaren Geſtalt oder des verkleinerten Bildes im Auge, iſt doch immer nur eine Unterart oder ein Nebenzweig von der produktiven Einbildungskraft überhaupt. Beſonders aber iſt auch wohl jener neue geiſtigere Sinn der höhern Potenz, der ſich, freylich nur als Ausnahme in dem bloß materiellen entwickeln kann, oder darin eingehüllt erſcheint, ich meine das muſikaliſche Kunſtgefühl im Gehör, und das Auge für maleriſche Schönheit und Form in der bildenden Kunſt, nur wie ein an jenem äußern Träger und Leiter fortgehender oder mitwirkender Lichtſtrahl der Fantaſie zu betrachten.

Für den Zuſammenhang des Ganzen, und um es durch ein Beyſpiel der vergleichenden Zuſammenſtellung mehr zu beſtätigen, wie das dreyfache Lebens-Princip des menſchlichen Daſeyns im Großen, ſich auch im Einzelnen oft wiederholt, und dort in verkleinerter Geſtalt, ſonſt aber in dem gleichen Verhältniß eben ſo nachgewieſen werden kann, dürfte die Bemerkung nicht ganz unwichtig, oder wenigſtens nicht überflüßig ſeyn: daß was man auch phyſiologiſch, oder ſelbſt anatomiſch für Gründe haben mag, die für jene naturwiſſenſchaftliche Sphäre auch vollkommen zureichend ſeyn können, um fünf äußere Sinne im Menſchen anzunehmen, es doch wohl pſychologiſch genauer, und auch für den philoſophiſchen Standpunkt einfach richtiger ſeyn dürfte, deren nur drey anzunehmen. Denn daß in den Wahrnehmungen des Geſchmacks, nicht bloß eine mechaniſche Berührung ſtatt findet, ſondern es eine chemiſche Auflöſung des genoſſenen Gegenſtandes iſt, wodurch eigentlich die angenehme, oder auch die bittre und unangenehme Empfindung erregt wird; ſo wie ebenfalls beym Geruch, wenn auch keine ſichtbare Verdünſtung, oder Verdampfung vorgeht, es doch die flüchtig ätheriſche Subſtanz iſt, die von dem Körper ausgeht und wirklich eingezogen wird, iſt noch bey weitem kein hinreichender Grund, um daraus eigne Sinne zu bilden. Iſt es doch auch beym innern organiſchen Gefühl des eignen körperlichen Wohlſeyns, oder in dem entgegengeſetzten Falle des Schmerzes in einem leidenden Zuſtande, nicht bloß eine mechaniſche Berührung von außen, was darin wahrgenommen, oder empfunden wird; weßhalb auch Einige den Einen Sinn des materiellen Gefühls noch weiter haben abtheilen, und noch mehrere beſondere Sinne als gewöhnlich haben annehmen wollen, was wohl in jedem Falle überflüßig wäre, da aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkt wenigſtens, alle jene Abtheilungen als bloße Modificationen und Nebenzweige oder Unterarten eines und desſelben Sinnes zu betrachten ſind. Rechnen wir nun alle dieſe materiellen Sinne nur für einen, und giebt es alſo eigentlich nur drey Sinne, ſo iſt es auffallend, wie dieſe dem dreyfachen Weſen des Menſchen, und den drey Beſtandtheilen ſeiner vollſtändigen Exiſtenz, Geiſt, Seele und Leib, in dieſer kleinen und geringern Sphäre genau entſprechen. Das Auge iſt unter allen äußern Sinnen unſtreitig der vorzugsweiſe geiſtige; das Gehör, durch welches wir den Schall und die Stimme, das Wort und den Geſang und alle Muſik vernehmen, entſpricht wohl am meiſten der Seele; der materielle Gefühlsſinn aber, iſt der eigentlich leibliche, der auch für die Erhaltung des organiſchen Körpers und Wohlſeyns als dienſtbares Organ und Wächter beſtimmt, mit dem organiſchen Lebens-Princip zunächſt zuſammenhängt. Nach dem Verluſt des Geſichts oder des Gehörs, kann der übrige Körper oft ganz vollkommen geſund ſeyn und bleiben; dagegen eine Lähmung des Gefühls, ſobald ſie allgemein und vollkommen iſt, ſchon der anfangende Tod wäre, oder wenigſtens der ſcheinbare, da es auch bloß vorübergehende Krankheitszuſtände der Art giebt. Indeſſen iſt doch auch dieſer dritte körperliche Sinn des Gefühls, nicht immer ſo grob materiell, und bloß äußerlich; ſondern es kann ſich darin wenigſtens ausnahmsweiſe, wie der höhere Kunſtſinn im Auge und Gehör ebenfalls nicht allgemein iſt, auch eine Wahrnehmungsform von mehr geiſtiger Art entwickeln, in dem pſychiſchen Gefühl des verwandten Lebens und des innern Lichts, woraus denn oft ein eigenthümlich merkwürdiger, unmittelbarer Naturſinn als ein Inſtinkt für das Unſichtbare in den äußern Lebenserſcheinungen hervorgeht. Wenn nun Einige dieſe ganze Erſcheinung oder Fähigkeit lieber ganz läugnen möchten, ſo kann dadurch, inſofern ſie als Thatſache wirklich gegeben, und in der Erfahrung hinreichend beſtätigt iſt, wohl wenig entſchieden werden, und kann ſolches als ein bloß verneinendes Urtheil aus Unkenntniß, wenig Geder poetiſchen Erfindungskraft, oder die eigenthümliche Bildung und Stimmung des Dichters konnte eine einzige Ausnahme von dieſem wie durch eine innere Nothwendigkeit beſtimmten Geſetz des im allgemeinen herrſchenden Styls herbeyführen. Während dieſe gleichzeitigen Verhältniſſe ſchnell wechſelten, verbreitete hingegen der Geiſt eines großen Meiſters ſeine wohlthätigen Wirkungen durch viele Zeitalter, ohne daß dadurch die Schöpferkraft der Fantaſie gelähmt, oder der Geiſt der Erfindung gefeſſelt worden wäre. Mit merkwürdiger Gleichheit erhielt ſich oft durch eine lange Reihe von Künſtlern eine vorzügliche, eigenthümlich beſtimmte Richtung. Dennoch aber ging das durchgängige Streben alles Eigenthümlichen und Beſondern, im Geiſte des Dichters wie in ſeinem Werke, immer auf das objektive Schöne, ſo daß das erſte den Spielraum des letzten wohl hier und da beſchränkte, nie aber ſeiner geſetzmäßigen Herrſchaft ſich ganz entzog.

Die verſchiedenen Stufen der organiſch fortſchreitenden Entwicklung, ſondern ſich zwar in Maſſe deutlich und entſchieden von einander ab, aber in dem ſtetigen Fluß der Geſchichte verſchmelzen die äußerſten Gränzen, wie Wellen des Stromes, in einander. Deſto unvermiſchter ſind die Gränzen der gleichzeitigen verſchiedenen Richtungen im Gefühl des Schönen und der getrennten oder entgegengeſetzten Arten der Kunſt. Ihre Zuſammenſetzung iſt durchaus gleichartig, rein und einfach, wie die lebendigen Gebilde der erzeugenden Natur, nicht mechaniſch, wie die Werke des techniſchen Verſtandes. Nach einem ewigen und einfachen Geſetz der Anziehung und der Zurückſtoßung, vereinigen ſich die gleichartigen Elemente, wicht haben. Von der andern Seite iſt es wohl ein eben ſo großer oder faſt noch größerer Irrthum, wenn Andere dieſen, das Rechte allerdings oft wunderbar richtig treffenden Naturſinn, oder wenigſtens merkwürdig ahndenden Inſtinkt, gleich nach den erſten auffallenden Erſcheinungen oder Erfahrungen, zu einer Art von untrüglich unſichtbarem, und gleichſam allwiſſenden Orakel machen, und es als ſolches betrachten und betrachtet wiſſen wollen. Denn ein ſolches giebt es überhaupt nicht in dem pſychologiſchen Gebiet und dem ganzen Umkreiſe aller dem Menſchen noch als ſolchem, und bloß für ihn ſelbſt ihm zukommenden Geiſteskräfte und Fähigkeiten, am wenigſten alſo wohl auf jenem kritiſchen Uebergangs- und Wendepunkte aus dem gewöhnlichen Bewußtſeyn in eine vollkommene Bewußtloſigkeit, und aus dieſer wieder in ein anderes helles Bewußtſeyn, der eben deßfalls, zwiſchen Licht und Schatten mitten inneſtehend, auch mit der ganzen Traumwelt hie und da eine ſtarke Verwandtſchaft zeigt. Was die Beſchränkung der menſchlichen Geiſtesvermögen und Kräfte des Bewußtſeyns überhaupt betrifft, ſo kann ja nicht einmahl die Vernunft, wie ſchon oft bemerkt wurde, für ein ſolches durchaus untrügliches Orakel, und ſchlechthin unfehlbares Wahrheits-Organ gelten; auch der hellſte Verſtand, und der geübteſte Kunſtſinn iſt es nicht immer, ſelbſt in der ihm ganz eigenthümlichen Sphäre; noch weniger Willen und Fantaſie. Selbſt die innere Stimme des Gewiſſens, obgleich der Name ſchon auf ein innres Wiſſen, und die Gewißheit desſelben deutet, wird auch nicht immer und allgemein als eine ſolche ganz untrüglich unfehlbare anerkannt, ſonſt würden nicht manche Denker und Schriftſteller über ſolche Gegenſtände für einzelne Fälle wenigſtens den Begriff eines irrenden Gewiſſens aufgeſtellt haben. Sodann iſt jener Naturſinn, auch da wo er am ſtärkſten und klarſten hervortritt, immer nur ein ganz individuell eigenthümlicher und muß auch nur als ein ſolcher genommen, und beurtheilt werden; und dieſe Bemerkung dürfte wohl die erſte Richtſchnur und wichtigſte Regel ſeyn, die man dabey im Auge behalten muß; und zweytens bedarf es auch da, wo er wirklich und recht entſchieden vorhanden iſt, er mag ſich nun als ein völlig bewußtloſer, halb unbewußter, oder auch wachend bewußter zeigen, immer erſt der ſtrengſten Aufmerkſamkeit, und der ſorgſamſten Pflege in der langſam allmähligen Entwicklung, nicht minder wie das geiſtig-höhere Kunſtgefühl des Geſichts oder Gehörs einer ſolchen zu ſeiner vollendeten Ausbildung bedarf, wo dasſelbe eben auch den hellen innern Lichtpunkt bildet, der mitten in dem materiellen äußern Sinne wie ein geiſtiger Kern eingeſchloſſen liegt, ein neuer innerer Sinn im äußern, ein zweytes Auge im Auge, wie man wohl das künſtleriſche Auge im Verhältniß zu dem gewöhnlichen nennen könnte.

So hätten wir nun das geſammte menſchliche Bewußtſeyn in einer allgemeinen Ueberſicht zuſammengefaßt, deſſen äußeren Umkreis wenigſtens die acht bis jetzt charakteriſirten Beſtandtheile, oder Fähigkeiten desſelben bilden; die vier großen Grundkräfte der erſten Ordnung, Verſtand und Wille, Vernunft und Fantaſie; und dann die vier Nebenvermögen der zweyten Ordnung, welche wenigſtens aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkte als aus jenen erſten gemiſchte und abgeleitete ſich darſtellen: Gedächtniß und Gewiſſen, dann die Triebe und äußern Sinne. Jene vier erſten weſentlichen

Grundkräfte werden oft in der herrlichſten Energie als genialiſche Naturanlagen oder auch in der lebendigſten Kraftentwicklung und ausgebildetſten Wirkſamkeit gefunden; meiſtens aber nur einzeln, mit einem ganz entſchiednen Uebermaß, und oft einſeitigen Uebergewicht der einen vorherrſchend iſolirten Kraft, die in der äußern Wirkung, und im Ganzen des äußern Lebens oft nur dadurch gehemmt wird, daß es eben nur eine iſolirt einſeitige iſt, daß dieſe vier großen Hebel und Elementarkräfte des ganzen Menſchen, nicht immer glücklich zuſammenwirken, ſondern im Gegenſatz und Zwieſpalt befangen, eine der andern oft nur hindernd und hemmend entgegen treten. Aber nicht bloß in dem einzelnen Menſchen, und in der äußern Lebenserfahrung treten dieſe vier Grundkräfte in ſolcher entſchiednen Stärke und lebendigen Energie hervor, ſondern auch in dem großen Entwicklungsgange des geſammten Geſchlechts, und der ganzen Menſchengeſchichte iſt daſſelbe bemerklich. Wenn wir uns hier den bey den Griechen, im Leben nicht minder als in der Kunſt oder Wiſſenſchaft vorherrſchenden, ſinnreichen und tiefſinnigen Verſtand lebhaft vergegenwärtigen; dann die mächtig gebietende, die Welt bezwingende, aber auch ſich ſelbſt oft rühmlich beherrſchende Willenskraft der Römer; die liebevoll dichtende, im Leben wie in der Kunſt kühn ſchaffende Fantaſie des chriſtlichen Mittelalters; dann die alles nach ihrem Sinn und Geſetz ordnende, alles, auch das Entlegenſte geſellig verbindende, und vermittelnd ausgleichende, oft aber auch gegen alles, und gegen ſich ſelbſt zerſtörend ſtreitende Vernunft der modernen Zeit: ſo tritt uns das Grundſchema des menſchlichen Bewußtſeyns, welches das erſte Reſultat der pſychologiſchen Unterſuchung in der

Erforſchung oder Wiſſenſchaft des eignen Selbſt war, hier nun auch als ein welthiſtoriſches, nach dem groſen Maßſtabe, und in den erweiterten Dimenſionen der auf einander folgenden Zeiten und Jahrhunderte entgegen, als das zuerſt auffallende Reſultat in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit, während des ganzen Zeitraums der uns zunächſt liegenden, und auch hiſtoriſch näher bekannten drittehalb Jahrtauſende ſeit dem Ablauf derſelben. Wie viel hier nun auch für den Anfang, oder die Mitte noch fehlen mag und zu ergänzen bleibt, wie viel überhaupt hier zuzufügen, oder näher zu beſtimmen wäre, um auch nur ein ganz allgemeines Bild von dieſen vier Stufen oder Geſchichts-Epochen und Weltaltern der Bildung in der uns näher bekannten Region zu entwerfen, ſo wird für den hier vorliegenden Zweck, ſelbſt dieſe bloſe Andeutung hinreichend ſeyn zur Beſtätigung, wie auch hiſtoriſch genommen, jede unter dieſen vier Grundkräften des Menſchen an ihrer Stelle mit der entſchiedenſten Stärke, und oft bis ins Unermeßliche und faſt wunderbar groß ſich entwickelt; wie aber auch hier das innere Gleichgewicht unter den verſchiedenen Kräften und ein harmoniſches Zuſammenwirken im allgemeinen nur als die ſeltene glückliche Ausnahme gefunden, im Ganzen aber eher vermißt, und vielmehr der Mangel eines ſolchen, wieder durchaus vollſtändigen Lebens, und lebendiger Zuſammenwirkung ſchmerzlich darin wahrgenommen und empfunden wird. — Ganz anders iſt es mit den vier aus jenen erſten abgeleiteten, oder gemiſchten und mittlern Nebenvermögen der zweyten Ordnung; auf die ſich im Ganzen wohl jenes ſchon früher angeführte Urtheil über die amerikaniſchen Völchen Aeußerlichkeit, wollte ich im Vorübergehen gern noch mit berühren und hervorheben.

Wollte man nun in dieſer gegenſeitigen Analogie und Parallele der pſychologiſchen Sprachvergleichung wieder von der andern Seite ausgehen, ſo würde ich in jenem Alphabet des Bewußtſeyns, welches die einzelnen Elemente zu den einzelnen Sylben und ganzen Worten hergiebt, welche dann wieder die erſten Anfänge unſrer höhern Erkenntniß bilden; nachdem Gott ſelbſt den Schlußſtein des höhern Bewußtſeyns bildet, das Gefühl aber den lebendigen Mittelpunkt des gewöhnlichen und getheilten, ja ſelbſt des geſammten Bewußtſeyns, als Vereinigungspunkt mit dem höhern; die ewigen Grundgefühle des Göttlichen im Menſchen vorzüglich als die geiſtigen Vokale in jener höhern Sprache und innern Erkenntniß betrachten. Man pflegt dieſe Grundgefühle des Ewigen ſehr häufig als Glauben, Liebe und Hoffnung zu bezeichnen; wie oft man ſie aber auch zuſammenzuſtellen gewohnt iſt, ſo iſt dabey doch der innere pſychologiſche Zuſammenhang zwiſchen dieſen dreyen nicht immer ſo klar nachzuweiſen. Vielleicht kann uns dazu eine andere Analogie mit dem äußerlich Sichtbaren auf dem einfachſten Wege führen, und leichter dazu verhelfen, als es vielleicht durch eine direkte Widerlegung geſchehen würde, oder durch eine ausführlich-kritiſche Beſchreibung deſſen, was dem einen oder dem andern in der pſychologiſchen Auffaſſungsform vielleicht Unrichtiges beygemiſcht iſt. Sind jene drey Gefühle oder Eigenſchaften, oder Zuſtände im Bewußtſeyn, als eben ſo viele Erkenntniß- und Wahrnehmungs- oder wenn man das lieber will, wenigſtens Ahndungs-Organe des Göttlichen zu betrachten; ſo darf man ſie in dieſer Hinſicht und in Beziehung auf die einem jeden derſelben eigenthümliche Auffaſſungsform wohl mit den äußern Sinnen und Sinneswerkzeugen vergleichen. Da entſpricht denn die Liebe, in der erſten erregenden Seelen-Berührung, in der fortwährenden Anziehung, und endlich vollkommnen Vereinigung auffallend dem äußern Gefühlsſinn; der Glaube iſt das innere Gehör des Geiſtes, welcher das gegebne Wort einer höhern Mittheilung vernimmt, auffaßt, und in ſich bewahrt; die Hoffnung aber iſt das Auge, deſſen Licht die mit tiefem Verlangen erſehnten Gegenſtände ſchon aus der weiten Ferne erblickt. Dieß führt freylich auf einen durchaus lebendigen Begriff vom Glauben, oder vielmehr es ſetzt ihn ſchon voraus, nach welchem derſelbe kein bloß erkünſtelter Begriff, ſondern, ein lebendiges, wenn auch durchaus geiſtig-intelligentes Gefühl iſt, aber doch ein Gefühl, und auch auf einem ſolchen, nämlich auf dem der Liebe beruht, und ganz aus dieſer, als ſeiner Grundlage und Wurzel hervorgeht; ja ſelbſt nichts anders iſt als eine durch den reinen Willen mit Charakter feſtgehaltne Liebe, und dieſes iſt ſelbſt auf die edlern und innigſten menſchlichen Verhältniſſe anwendbar, und gilt auch da, und nicht bloß für die höhere und göttliche Beziehung. In einem ganz andern Sinne wird, oder wurde wenigſtens in der jüngſt verwichenen Epoche, der Begriff des Glaubens genommen, und über dieſen zum Theil noch jetzt hie und da herrſchenden andern Sprachgebrauch wird es nöthig ſeyn, noch ein erklärendes Wort zur Unterſcheidung hinzuzufügen, und iſt die hiſtoriſche Veranlaſſung, oder die wiſſenſchaftliche Entſtehung dieſes andern Begriffs vom Glauben folgende geweſen. Nachdem in der frühern Epoche der ſogenannten Aufklärung, die Vernunft als allein gebietend im Menſchen unbedingt aufgeſtellt, und als das Höchſte und Erſte faſt vergöttert worden war, nicht ohne manchen beygemiſchten Mißverſtand; und indem alles, was nicht ſogleich als vernünftig ganz leicht erklärbar in die Augen leuchtete, nun ohne Schonung als Vorurtheil erklärt ward, und ſchnell abgeſchafft werden ſollte; begann die neuere deutſche Philoſophie damit, daß ſie eben dieſer alles beherrſchenden Vernunft, die auch ſie als das Erſte und Höchſte im Menſchen anerkannte, dennoch ein über alle Erwartung großes inneres Deficit für die Wiſſenſchaft, und auch im Leben ſelbſt nachwies. Der Beweis wurde allerdings mit redlich ernſter Geſinnung ziemlich gründlich durchgeführt, obwohl man ſpäterhin den ganzen Standpunkt nur als einen ſehr einſeitig beſchränkten wollte gelten laſſen. Nicht das gleiche Lob läßt ſich der wiſſenſchaftlichen Abhülfe ertheilen, welche man gegen dieſes alte, allgemeine Vernunftübel zu finden, und der Weiſe wie man dieſe aufzuſtellen ſuchte; denn im Grunde war es nichts als ein freygebig großmüthiger, plötzlich eröffneter, oder auch willkührlich angenommener und ſelbſtgemachter, für alle Fälle gerechter, und mehr als ausreichender, ungemeßner Vernunftcredit, durch den man jenes offenbar gewordne große Deficit wieder denken wollte; wodurch aber, wie immer bey ſo ganz zerrütteten Finanzen das Uebel nicht gehoben, ſondern eher noch ſchlimmer ward. Es war mit einem Worte die nämliche alte Vernunft, welche vorn an dem Haupteingange aus dem Tempel der Wiſſenſchaft, inſofern ſie eine überſinnliche ſeyn ſoll, feyerlich herausgeſtoßen worden war; dann aber unmittelbar darauf zur Hinterthüre unter der Maske des Glaubens wieder hereingeſchlichen kam. Es war alſo ein bloßer ſelbſt gemachter Surrogatglauben der Vernunft, welcher dieſen neuen Namen angenommen hatte; dieſen aber wünſchte ich hier ſorgfältig von jenem lebendigen Glauben, welcher auf der Grundlage der Liebe ruht, und nur aus dieſer hervorgeht, zu unterſcheiden, und wie groß dieſer Unterſchied ſey, gleich von Anfang bemerklich zu machen. Wenn ich übrigens hier und auch bey mehreren Gelegenheiten ſchon früher, den unbedingten wiſſenſchaftlichen Forderungen und Anmaßungen der Vernunft, einige Einſchränkungen oder Gegenbemerkungen anfügen zu müſſen geglaubt habe; ſo iſt dieſes alles doch nur gegen eben dieſes Unbedingte jener Vernunft, die allein herrſchen will, gerichtet und gemeint, nicht gegen die Vernunft ſelbſt. In unſrer deutſchen Sprache, und weil mir dieſe vergleichende Parallele nun einmahl überall in dieſer Darſtellung zur Seite ſteht, ſo mag auch wohl dieſe kleine, doch aber nicht bedeutungsleere Sprachbemerkung hier eine Stelle finden, iſt die richtige Beſchränkung ſchon in dem Worte ſelbſt ausgedrückt. Denn ſo wie das Wort Verſtand vom Verſtehen kömmt, und einen Gegenſtand vorausſetzt, der eben vor dem Geiſte ſteht, und von ihm durchdrungen werden ſoll; ſo ſetzt die Vernunft ein Vernehmen voraus, und iſt ſelbſt das Vermögen dieſes dreyfachen geiſtigen Vernehmens: der uns kund gegebenen höhern Richtſchnur über uns, der innern Stimme des Gewiſſens und des reinen Selbſtbewußtſeyns in uns, und des andern vernünftigen Denkens neben uns. Nur gegen jene Vernunft welche durchaus nicht vernehmen will, oder wenigſtens nichts anders als allein ſich ſelbſt, ſind alle Gegenerinnerungen gerichtet; und wenn ſie erſt nichts mehr über ſich vernehmen und erkennen will, ſo wird ſie, nachdem ſie dieſes einmahl weggeworfen hat, meiſtens auch das Andre, was neben ihr vorhanden iſt, wenig mehr achten, und nicht ſonderlich begreifen oder erkennen; am unrichtigſten aber wird ſie in dieſem Falle, das was ſie fortwährend wirklich in ſich findet und vernimmt, oder zu finden und zu vernehmen glaubt, aufſtellen und geſtalten. Die Vernunft iſt an ſich, und in ihren Schranken bleibend, zwar nur Eine, aber doch eine weſentliche Grundkraft des Menſchen, in dem gewöhnlichen Zuſtande und Umkreiſe des einſeitig getheilten, und im Zwieſpalt befangenen Bewußtſeyns; und eben darum iſt ſie auch in dieſem einſeitigen Uebergewicht, ſobald ſie die Gränzen überſchreitet, und alles Maß verliert, eben ſo wie jede andere von dieſen Grundkräften des Bewußtſeyns, welche nur eine Seite des ganzen innern und äußern Lebens einnehmen, und den einen Endpunkt deſſelben bilden, ſehr großen, und den allergrößten Abwegen ausgeſetzt. Sind aber, könnte man fragen, die möglichen Verirrungen der Fantaſie nicht wenigſtens eben ſo groß, ihre Täuſchungen nicht noch gefahrvoller? Ohne allen Zweifel, beſonders wenn die Frage ſo allgemein geſtellt wird. In der ſpeciellen Beziehung auf unſre Zeit und die Gegenwart, glaube ich aber, hat man doch noch weit öfter Gelegenheit auf die Nachtheile einer in die Irre gerathnen Vernunft aufmerkſam zu machen, als vor dem möglichen Mißbrauch der Fantaſie ängſtlich zu warnen; aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Vernunft eben unter den verſchiednen iſolirten Kräften des Menſchengeiſtes, die in dem jetzigen letzten Weltalter, und beſonders auch in unſerm Jahrhundert ganz entſchieden vorherrſchende iſt. Und ſo ſehen wir denn auch allenthalben die Beyſpiele klar vor Augen, in welche Abwege und Abgründe von Irrthum, für das Leben wie für die Wiſſenſchaft, eine ſtarke Vernunft, wenn ſie einmahl von einem falſchen Anfang, oder unrichtigen Standpunkte ausgeht, und dieſen Irrthum mit voller Conſequenz entſchieden durchführt, ſelbſt geräth, und andre, ja überhaupt ihre ganze Umgebung mit ſich fortreißt; wir ſehen es in allen Kataſtrophen der Zeit, und in dem furchtbaren Parteyenkampf der öffentlichen Denkart. Die Gefahren, welche aus dem Uebermaß einer einſeitig vorherrſchenden Fantaſie entſtehen können, ſcheinen für unſre Zeit, bey weitem nicht ſo allgemein, ſo drohend oder dringend; ſchon darum, weil jenes Uebermaß von einer genialiſchen Einbildungskraft viel ſeltner iſt, und nicht ſo ſehr häufig gefunden wird. Es iſt auch oft nur ein blinder Lärm; die vorübereilenden Wölkchen zertheilen ſich wieder, oder höchſtens nach einem kurzen gelinden Regenſchauer, wird der Himmel von neuem klar, und der ganze weite Horizont der alles umſpannenden Vernunft wieder ſo rein und heiter als man nur irgend wünſchen könnte. Ja wenn auch wirklich einmahl ein Uebermaß von einer wahrhaft großen genialiſchen Kraft im Gebiete der Fantaſie hervortritt, ſo iſt die Wirkung, die im Allgemeinen daraus hervorgeht, höchſtens eine endlich allgemein gewordne Anerkennung, und auch dieſe wird oft nur ſchwer und mühſam allmählig erreicht; und wenn dieſe auch bis zur höchſten Bewunderung in einem beſondern Falle ſteigen ſollte, ſo daß die einzelnen und nebenbey herumſprühenden Funken derſelben in manchen gekünſtelten Ausdrücken und Floskeln der Uebertreibung faſt an eine eigentliche Vergötterung zu ſtreifen ſcheinen; ſo iſt die Bewunderung, und wenn ſie noch entledigen ſich alles Fremden, je mehr ſie ſich entwickeln, und bilden ſich zu einer organiſchen Einheit.

Die ganze Maſſe der modernen Dichtkunſt dagegen iſt ein unvollendeter Anfang, deſſen Zuſammenhang nur in Gedanken zur Vollſtändigkeit ergänzt werden kann. Die Einheit dieſes theils wahrgenommenen, theils gedachten Ganzen, iſt das künſtliche Werk eines durch menſchlichen Geiſt und Abſicht hervorgebrachten Gebildes. Die gleichartige Maſſe der griechiſchen Poeſie hingegen iſt ein ſelbſtſtändiges, in ſich vollendetes, vollkommnes Ganzes, und die einfache Verknüpfung ihres durchgängigen Zuſammenhanges iſt die Einheit einer ſchönen organiſchen Gliederung, wo auch der kleinſte Theil durch die Geſetze und den Zweck des Ganzen nothwendig beſtimmt, und doch für ſich beſtehend und frey iſt. Die ſichtbare Regelmäßigkeit ihrer organiſchen Entwicklung verräth mehr als Zufall. Der gröſte wie der kleinſte Fortſchritt entwickelt ſich wie von ſelbſt aus der vorhergehenden, und enthält den vollſtändigen Keim der folgenden Stufe. Die ſonſt auch in der Menſchengeſchichte oft ſo tief verhüllten innern Principien und bewegenden Kräfte der lebendigen Bildung liegen hier gleichſam offen zu Tage, und ſind ſelbſt der äußern Geſtalt und Form jener Hervorbringungen wie mit beſtimmter und einfacher Schrift eingeprägt. Wie in der ganzen Maſſe die gleichartigen Elemente, durch die innre Stärke der ſtrebenden Kraft, zu einem wohlgeordneten organiſchen Ganzen ſich freundlich vereinigen; wie der organiſche Keim durch immer neue Entfaltungen des Bildungstriebes ſeinen Kreislauf im Ganzen vollendete, glücklich wuchs, üppig blühte, ſchnell ſo groß und allgemein erſcheint, doch noch ganz getrennt von einem eigentlich mit Fortgeriſſenſeyn, ja ſie weiß meiſtens dieſes ſelbſt ſorgſam zu trennen und auseinander zu halten. Es fehlt ſehr viel daran, daß die Zeit, oder auch nur ein großer Theil derſelben, ſich auch von dem aufs höchſte bewunderten, und faſt vergötterten, großen Kunſtgenie, in dem oder zu dem was entſchieden einſeitig und irrig, oder bloß willkührlich und bizarr eigenthümlich iſt, ſo allgemein mit fortreißen ließe, als wir dieſes in den Parteyſyſtemen der abſoluten Vernunft in dem Kampfe des Zeitalters im Leben ſelbſt und auch in der Wiſſenſchaft vor uns ſehen. Jedoch bringt es ſchon der Zuſammenhang des Ganzen nothwendig mit ſich, und hat uns hier von ſelbſt darauf geführt, neben den Nachtheilen, welche eine despotiſche Alleinherrſchaft der Vernunft zur Folge hat, auch das Hinderniß zu berühren und zu charakteriſiren, welches dem Streben nach der Erkenntniß der höchſten Wahrheit und Gewißheit in den Weg treten und hervorgehen kann, wenn die Kunſt, als die executive Macht im Gebiete der Fantaſie, eine unrichtige Stellung gegen das Ganze einnimmt, oder auch in der Beurtheilung unrichtig geſtellt wird, und wenn eine nur künſtleriſche und bloß poetiſche Weltanſicht ganz allein auf ſich ſelbſt ruhen will, und in ſich ſelbſt den letzten Grund und feſten Boden für ſich und alles andre finden zu können glaubt. Wie nun bey dem hier als Anfangs-Thema für die weitere Entfaltung der höhern Erkenntniß und Wiſſenſchaft der Wahrheit zum Grunde gelegten Begriff vom Glauben, Hoffnung und Liebe es vor allem nothwendig war, den lebendigen Glauben welcher ſich auf die Liebe gründet, und aus der Liebe hervorgeht, und den bloß nachgemachten, oder willkührlich ſelbſtgemachten Surrogatglauben der Vernunft, genau und ſorgfältig zu unterſcheiden: ſo bleibt nur noch in ähnlicher Weiſe nicht ſowohl eine bloße Unterſcheidung als eine Hindeutung auf das rechte Ziel, und die erſte innere Grundlage zu machen für die Idee der Hoffnung, und ihre innig-nahe Beziehung mit der Kunſt, und nach dem ganzen Zuſammenhange mit dieſer und mit der Zeit. Wie die höhere Hoffnung mit dem innerſten Charakter des Menſchen genau in Verbindung ſteht, einen Hauptbeſtandtheil ſeines eigenthümlichen Weſens bildet, und wie unſre ganze Exiſtenz eigentlich auf Hoffnung geſtellt iſt; ſo bildet auch für die Kunſt, welche darin wieder nur der treue Spiegel des menſchlichen Seyns und Daſeyns iſt, die heilige Hoffnung, das innere Ziel und den beſeelenden Lebensgeiſt ihrer Darſtellungen. Die durchaus wahrhafte wenn auch künſtleriſch ausgedrückte Nachbildung einer höhern als wirklich gegebenen Liebe, von welcher Art dieſe auch ſeyn mag, kann zwar für ſich allein ſchon ein Kunſtwerk bilden, und iſt der natürliche Stoff oder Gegenſtand deſſelben; allein ſo ganz iſolirt, würde dieß nur ein Fragment des Gefühls für die Fantaſie bilden, ohne eigentlichen Anfang, und ohne Ende und Ziel, oder rechten Schluß. Der Glaube iſt nur wie eine gerade Linie, die einfache Richtſchnur der Geſinnung für dieſes, der Erwartung für jenes Leben. Nun bleibt aber noch über jede gegebene Liebe, und über jeden beſtimmten Glauben hinaus ein Ueberſchuß, wenn man es ſo nennen darf, von ſinnig ahndenden, ſehnſüchtig liebenden, und noch über alle Liebe hinaus hoffenden Gefühlen, und eine höhere Wahrheit wenigſtens träumenden Gedanken; und dieſer göttliche Ueber-

und mannichfache Aeußerungsformen einer auf das Gute und Göttliche gerichteten Geſinnung, und wie man ſie immer ſonſt noch bezeichnen mag oder will, werden uns von der Einen Seite als das vollſtändige Grundſchema, und allumfaſſend-bedeutende Symbol des ganzen höhern Lebens dargeboten, und wenn ſie das ſind, dann ſind ſie es zugleich auch für alles höhere Denken und Wiſſen, inſofern dieſes ein lebendiges ſeyn, und alſo auf dem Leben beruhen ſoll; auf der andern Seite ſehen wir dieſes allumfaſſend-bedeutende Symbol des innern höhern Lebens, wie ich es nannte, nur zu oft, und zwar nicht immer bloß in äſthetiſch-frömmelnden Gedichten, ſondern hie und da wohl in manchen ſehr flachen Erbauungsſchriften, zu einer ganz leeren, im Grunde ſelbſt eiteln, und die Eitelkeit wieder nährenden Spielerey der erſchlafften Fantaſie mit den heiligſten Gefühlen; ſo daß auch hier eine ſtrenge Sonderung des Aechten und Unächten ſehr nothwendig iſt, und unſre ganze Aufmerkſamkeit verdient, und in Anſpruch nehmen muß. Allein in dem feyerlichen Ernſt und angenommenen Pathos, mit welchem jene Begriffe und Gegenſtände ausgeſprochen oder überall wo man ihnen naht, berührt werden, liegt es nicht; vielmehr iſt es oft gerade der Pomp der äußern Redensarten, worin ſich das Unächte und bloß Affectirte anmeldet. Wenn aber jenes Symbol des innern religiöſen Dreyklangs zugleich den Grundaccord enthält von jedem dem Guten gewidmeten, und auf das Göttliche gerichteten höhern Leben, ſo muß dieß nicht allein von dem innern, ſondern auch von dem äußern Leben gelten; ja es muß ſich dieſes Schema der ſittlichen Grundbegriffe auch im gewöhnlichen Leben, und in den wirklichen Verhältniſſen deſſelben wieder finden; wo es denn der

Wahrheit, am angemeſſenſten iſt, auch in der natürlichſten Weiſe ganz ſchlicht und unbefangen von dieſen erſten Elementen alles innern, und jedes beſſern Lebens zu reden, wobey ſich die heilige Scheu vor dem, was das Höchſte in der Menſchheit iſt, doch wohl in dem innern Zartgefühl der Behandlung ſichern läßt, ohne alle Pedanterie der Erhabenheit oder den ſentimentalen Anſtrich der bloßen Förmlichkeit. Ich habe mit Hinſicht auf das Ziel der Wiſſenſchaft, vorzüglich nur bey jedem dieſer drey Elemente des höhern Bewußtſeyns, das Wahre und Aechte von dem nebenher laufenden Unächten, und nicht auf dem rechten Grunde Beruhenden gleich zu Anfang ſtreng abzuſondern; beym Glauben, den innern, lebendigen, ſelbſtgefühlten, auf dem eignen Gefühl der ſelbſterlebten Erfahrung und der Liebe beruhenden Glauben von dem nachgemacht-erkünſtelten, bloß von außen angenommenen zu unterſcheiden geſucht; dann bey der Hoffnung mich zu zeigen bemüht, daß es neben der beſchränkt-egoiſtiſchen, leidenſchaftlichen Parteyhoffnung, deren Erwartungen niemahls, oder nur zu ihrer eignen Strafe und Beſchämung in Erfüllung zu gehen pflegen, auch noch eine andre, höhere, allerdings göttliche und heilige Hoffnung giebt, die uns nicht bloß in der Kunſt und Poeſie ſo magiſch anſpricht, ſondern die wir auch im wirklichen Leben feſthalten dürfen und ſollen, und die, wenn ſie auch mit Recht die ewige genannt wird, doch in einzelnen Momenten, und dazu vorherbeſtimmten Geſchichts-Epochen, oft nachdem ſie lange vergeblich erwartet war, vielleicht in andrer Geſtalt, als die welche man ihr im Voraus geliehen hatte, ganz unerwartet und überraſchend in voller Herrlichkeit und Klarheit der endlichen Erfüllung hervortritt. Eben ſo nur iſt bey dem Begriff der Liebe, da die irdiſche Neigung ſo oft nur vorübergehend, oder mit dem Trugbilde der Leidenſchaft verwechſelt, vielleicht gar ganz blind iſt, hinzudeuten wenigſtens auf eine andre, höhere Liebe, die eine bleibende ewige, und die zugleich ſehend und eine wiſſende wäre; denn nur dieſe kann für die Erkenntniß der Wahrheit, für das Verſtändniß des Lebens, für die hier geſuchte Wiſſenſchaft vom Menſchen, beſonders vom innern Menſchen, einen eigentlichen Werth haben, und von einer wahrhaft fordernden Mitwirkung zum Ziele ſeyn. — Nachdem aber dieſe drey Principien, welche den Grundaccord des höhern intelligenten Gefühls für jene Wiſſenſchaft und ſelbſt für die Religion bilden, zugleich auch, in einer etwas geringern Dignität genommen, die bewegenden Motive und herrſchenden Potenzen im wirklichen, äußern, gewöhnlichen Leben ſind; indem wir faſt keinen Schritt im Leben wirklich vorwärts thun können, ohne dabey irgend eine Vorausſetzung des Vertrauens, irgend eine nicht mathematiſch erwieſene Annahme, oder die wenigſtens jetzt, wo uns der Moment zum Handeln drängt, nicht mehr vollſtändig nach der Kunſt analytiſch genug zu zergliedern möglich iſt, im vollen Glauben auf das Ganze zum Grunde legen, und davon als erſter Baſis ausgehen; nachdem auch die Hoffnung, in irgend einer Richtung und Form als das eigentliche innere Triebrad unſrer ganzen Exiſtenz erkannt wird; die Liebe aber, irgend eine rechte oder falſche, höhere, gemiſchte, oder geringere, wo nicht bloß täuſchende, immer den ganzen Inhalt des Lebens und den vollen Genuß daran, ja eigentlich das Leben ſelbſt bildet: ſo möchte ich wenigſtens den Unterſchied zwiſchen einem bloß räſonirten Vertrauen und einem aus

Vernunftgründen, bloß von außen angenommenen Glauben, von dem ſelbſtgefühlten, aus der eigenen Erfahrung und Liebe mit innigſter Ueberzeugung lebendig hervorgegangenen, auch an einem oder dem andern Beyſpiele aus dem wirklichen Leben und den gewöhnlichen Verhältniſſen desſelben, nicht ſowohl nachweiſen, als nur in Erinnerung bringen, daß die Sache ſchon von ſich ſelbſt einleuchtet; um jenen Unterſchied ſelbſt auch in der höhern Region dadurch deſto deutlicher vor Augen zu ſtellen. Setzen wir z. B. daß für einen bedeutend Kranken in einem ſehr leidenden Zuſtande ein Arzt geſucht wird, der helfen und retten kann. Der, welcher uns empfohlen wird, hat einen berühmten Namen, neben der Wiſſenſchaft auch eine lange Erfahrung, ein feſtes Urtheil; es wird verſichert, daß er viele höchſt glückliche Kuren vollendet, daß er nie einen Kranken verwahrloſt hat; daß er dabey ſehr theilnehmend, aufmerkſam vorſorgend iſt. Alles dieß iſt ſehr empfehlend, aber er iſt uns fremd, es bleibt eine gewiſſe Scheu und Zurückhaltung, es iſt noch nicht das volle Vertrauen da. Wie ganz anders iſt es da, wo wir das alles ſchon ſelbſt erfahren, die große Anſicht, den Reichthum ſeiner Hülfsmittel, den genialiſchen Tiefblick im gefahrvollen Moment wirklich geſehen und erlebt haben, wenn wir ihm die Rettung eines geliebten Lebens, die eigne kaum gehoffte Herſtellung in dankbarer Erinnerung zuſchreiben müſſen? Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen einem räſonirten Vertrauen aus vernünftigen Gründen, und einem perſönlichen Glauben aus eigner Erfahrung und lebendiger Ueberzeugung. Im Grunde iſt dieſes Gleichniß wohl nicht ſo weit entlegen, ſondern nah an die Sache ſelbſt gränzend, wenn es anders wahr iſt, daß wir auch an der Seele oft krank, oder wenigſtens ſehr leidend ſeyn können, und daß uns auch in der Religion nicht bloß ein unerbittlicher Geſetzgeber der ſtarren Vernunft, ein ſtrenger Richter der ernſten Wahrheit, ſondern auch ein menſchenfreundlicher weiſer Arzt, theilnehmend und hülfreich entgegen tritt. Oder nehmen wir einen andern Fall, wo das gewählte Beyſpiel noch tiefer oder näher an die eigentliche Wurzel der innerſten geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſe tritt. Es ſoll ein ausgezeichneter Mann, wie es doch manchmal geſchieht, eine dauernde Verbindung mit einer jungen Perſon eingehen, die er nur ſehr wenig, oder ſo gut als gar nicht kennt. Von Seite des Standes, des Vermögens, ſelbſt der äußern Annehmlichkeit und Geſtalt, oder auch eines oder des andern hervorſtechenden Talents, ſind ihm alle nur zu wünſchende Verſicherungen gegeben. Es fragt ſich nun, ob er auch das Vertrauen in die Geſinnung und den Charakter haben kann, welches doch zu einer Verbindung für das Leben vernünftiger Weiſe vorausgeſetzt wird, oder vorangehen muß; nachdem der jugendlich verſchloſſene Charakter, alle ſittlich ſchönen, edlen, herrlichen Anlagen, welche darin liegen, aber auch alle leidenſchaftlich gewaltſamen Elemente, welche vielleicht noch verborgen darin ſchlummern können, erſt mit der vollen Entwicklung der Liebe und des Lebens ganz zu entfalten pflegt. Sie hat die vortrefflichſte Erziehung erhalten, ſie hat den unbeſcholtenſten Ruf, die ganze Familie genießt der ausgezeichnetſten Achtung, ſie wird überall in der Geſellſchaft vorgezogen, nicht bloß der äußern Verhältniſſe, ſondern ihrer eignen liebenswürdigen Eigenſchaften wegen; eine andre Frau von ſchon ganz bewährtem Charakter hat die günſtigſte Meinung von ihr, liebt ſie als Freundinn wie eine jüngere Schweſter oder eigne Tochter. Alles das ſind vielleicht hinreichende Garantieen, vernünftige Gründe zu einem vorgefaßten Vertrauen in einem ſolchen Falle, auch ohne nähere Bekanntſchaft. Wie groß aber iſt nicht der Abſtand, und wie ganz anders iſt das Verhältniß, wenn ſie ihm ſelbſt in der perſönlichen Bekanntſchaft, ſobald dieſe eintritt, durch ihr ganzes Benehmen dieſes volle Vertrauen einflößt, und er nicht bloß durch den äußern Eindruck beſtochen, ſondern noch ganz abgeſehen, und unabhängig davon, alle die innern Eigenſchaften der Seele in ihr bemerkt, ſieht und empfindet, welche für ihn wenigſtens eine feſte Einigkeit und glückliche Innigkeit des gemeinſamen Lebens begründen können. Es laſſen ſich wohl ſchwer für die individuelle Anwendung allgemeine Regeln aufſtellen für die richtige Gränzlinie zwiſchen einem bloß anräſonirten und nur äußerlich begründeten Vertrauen, und einem durchaus perſönlichen und innig ſelbſtgefühlten im Leben und in der wichtigſten Angelegenheit und den entſcheidendſten Momenten deſſelben. Sehr oft kann was Anfangs ein bloß vorgefaßtes allgemeines Vertrauen aus vernünftiger Ueberlegung war, ſchnell und ganz beſtätigt in das innigere Vertrauen des eignen Gefühls übergehen. Und ſo wie es im Leben iſt, — und eben dieſe ganz unbefangne und natürliche Vergleichung deſſelben und aller ſeiner Ereigniſſe und Verhältniſſe mit den entſprechenden Begriffen einer andern geiſtigen Region, dürfen wir nicht ängſtlich meiden, ſondern ſollen vielmehr durch ſie, uns dieſe recht vertraut und anſchaulich machen — eben ſo geſchieht es nun auch oft in der Sphäre des höhern Glaubens, in Beziehung auf Religion und Wiſſenſchaft, daß, was Anfangs bloß ein Vernunftglauben war, ſpäterhin in einen tiefen und innigen Gefühlsglauben von Stufe zu Stufe umgewandelt, und immer feſter, perſönlicher, ja faſt bis zu einer innern Anſchauung der lebendigen Wahrheit geſteigert wird. Als erſten Anfang, um nur erſt aus dem Vernunftunglauben herauszukommen, als die Grundlage des Beſſern für eine weitere und höhere Entwicklung, mag daher auch der Vernunftglaube mit Achtung angeſehen, und nach Billigkeit beurtheilt werden. Als abgeſchloſſenes Syſtem aber, nach der wiſſenſchaftlichen Strenge, und eine Anſicht gegen die andre geſtellt, kann die Entſcheidung keine andere ſeyn, als daß der ſelbſtgemachte Vernunftglauben eigentlich doch nur ein Surrogat des Glaubens ſey, und nicht dieſer ſelbſt, der an ſich genommen, ein lebendiger und perſönlich ſelbſt gefühlter, und eben daher auch durchaus liebevoller ſeyn muß, der auf der Liebe beruht, und aus ihr hervorgeht. Eigentlich ſind alle dieſe drey Elemente des höhern Lebens unzertrennlich; und es läßt ſich für die individuelle Anwendung auch wohl ſehr ſchwer eine allgemeine, und für alle einzelnen Fälle unwandelbar geltende Regel aufſtellen, in welcher Ordnung dieſe drey Gefühlszuſtände und Stufen der innern Seelenentwicklung immer auf einander folgen müſſen oder folgen ſollen. Sie ſind weſentlich Eins und unzertrennlich; wie der Glaube und die Hoffnung auf der Liebe beruhen, ſo iſt auch die Liebe von jenen beyden abhängig, und zwar gilt dieß von jeder ächten Liebe im wirklichen Leben, wie auf dem höhern Gebiete. Wird ihr der Glaube feindlich zerſtört, ſo verliert ſie auch die Hoffnung und die innre Wurzel ihres fernern Daſeyns; wird ihr die Hoffnung ganz abgeſchnitten, ſo verliert ſie dadurch zwar noch nicht den Glauben an ſich und ihren Gegenſtand, aber ſie verzehrt ſich meiſt ſelbſt in eigner Zerſtörung. Dasjenige worin alle drey völlig vereinigt ſind und ganz in Eins verſchmolzen, iſt die Begeiſterung. Jede ächte Begeiſterung beruht auf irgend einem erhabnen und erhebenden Glauben, ſie iſt ſelbſt eine Art und Form der höhern Liebe, und ſie ſchließt eine große und göttliche Hoffnung in ſich; dieß gilt auch von der Vaterlandsliebe, und von der künſtleriſchen Begeiſterung, und nicht allein von der religiöſen, welche mit der wiſſenſchaftlichen am nächſten verwandt iſt, beſonders ſo wie die Alten dieſe — nämlich die wiſſenſchaftliche — nehmen, und nach der Stelle welche ſie vorzüglich in der Platoniſchen Philoſophie einnimmt. Indeſſen bleibt doch ein weſentlicher Unterſchied; die Begeiſterung iſt nur ein erhöhter Zuſtand des Bewußtſeyns, der als ein bloß vorübergehender angenommen wird, wenn er auch an ſich bleibend ſeyn ſollte und könnte, und ſo, nämlich von einem vorübergehenden Zuſtande pflegt man den Begriff ſelbſt ſchon zu verſtehen. Jene drey innern Elemente aber ſind die eines ganzen fortwährend erhöhten, oder überhaupt höhern Bewußtſeyns. Und dieſes iſt eben jenes dreyeinig wirkſame vollſtändig wieder vereinigte, fruchtbar lebendige Bewußtſeyn, auf welches ich von Anfang an fortwährend hingedeutet habe, mit der Behauptung, daß wir aus dem gewöhnlichen vierfach getheilten, einſeitig zerriſſenen Bewußtſeyn, ſo wie es jetzt iſt, aber nicht alſo ſeyn ſollte, noch auch urſprünglich ſo geweſen ſeyn kann, wieder in jenes lebendige reifte und plötzlich welkte; ſo auch jede einzelne Dichtungsart, jedes Zeitalter, jede Schule der Poeſie wieder in ihrem Umkreiſe, als ein eignes abgeſchloſſenes Ganzes für ſich.

Dieſe überall vorwaltende Regelmäßigkeit in dem Stufengange der Bildung, erlaubt und nöthigt uns vorauszuſetzen, daß in der griechiſchen Poeſie überhaupt eigentlich nichts zufällig und bloß durch äußre Einwirkung gewaltthätig beſtimmt ſey. Wir müſſen vielmehr, und können mehrentheils auch mit Sicherheit annehmen, daß auch das Geringſte, Seltſamſte und der erſten Anſicht nach Zufälligſte, ſich aus innern Gründen nothwendig entwickelt habe.

Der Punkt, von welchen die griechiſche Bildung ausging, war ein ungebildeter Naturzuſtand; ihre ganze hiſtoriſche Lage aber ein Höchſtes von Begünſtigung in den glücklichſten Anlagen und Veranlaſſungen, welches in der Kunſtbildung wenigſtens, faſt nirgends durch ſchädliche äußre Einflüſſe geſtört ward. Dieſe veranlaſſenden Urſachen erklären die Herkunft, die eigenthümliche Beſchaffenheit, und die äußern Schickſale der griechiſchen Poeſie. Die allgemeinen Verhältniſſe ihrer Theile aber, die Umriſſe ihres Ganzen, die beſtimmten Gränzen ihrer Stufen und Arten, die nothwendigen Geſetze ihrer Fortſchreitung erklären ſich nur aus innern Gründen, aus dem Naturcharakter ihrer Bildung. Dieſe Bildung war keine andre, als die freyeſte Entwicklung der glücklichſten Anlage, deren allgemeiner und nothwendiger Keim in der menſchlichen Natur ſelbſt gegründet iſt. Nie iſt die poetiſche Bildung der Griechen weder zu Athen noch auch zu Alexandrien im der Glaube auch in der Gegenwart wurzelt, ſo bezieht er ſich doch jedesmahl zugleich mit auf irgend ein Vergangenes, der ſchon beſtehenden, oder auch einer früher gegebenen Offenbarung und heiligen Ueberlieferung, dasſelbe zugleich mit in ſich ſchließend; und ſelbſt bey einem hiſtoriſchen Glauben oder einem praktiſch im gewöhnlichen äußern Leben (oder der ſonſt wie immer auch außer dem Gebiete der Religion mit dem gegebenen Wiſſen der Erfahrung zuſammenhängt), wird ſich faſt immer irgend eine ſolche Beziehung auf ein Vergangenes nachweiſen laſſen. Die Hoffnung iſt in die Zukunft gerichtet, und in der Liebe herrſcht das volle Gefühl der Gegenwart, und ſelbſt in der ewigen Liebe Gottes, wird dieſelbe als ein ſolches volles und bleibendes Gefühl, der unendlichen, ohne Anfang und Ende ſelig fortdauernden Gegenwart verſtanden, und kann nicht anders als ſo verſtanden werden. Der zweyte Unterſchied nächſt jener Zertheilung in drey Zweige oder Elemente, Arten und Formen, wodurch jene drey chriſtlichen Grundgefühle ſich weſentlich abſondern von dem Einen allumfaſſenden der Begeiſterung, iſt, wie ſchon früher erinnert wurde, daß dieſe urſprünglich doch nur einen vorübergehenden Zuſtand des erhöhten Bewußtſeyns bezeichnet, jene drey Kategorien des chriſtlichen Bewußtſeyns aber nicht bloß ein vorübergehend ſondern ein fortwährend erhöhtes, oder auch ein wirklich höher gewordnes, in voller Beſonnenheit und innerer Klarheit bleibend höheres Bewußtſeyn und deſſen Begriff in ſich enthalten. Eben darum dürfte auch, wo von dem Verhältniß des Glaubens zum Wiſſen die Rede iſt, jenes Schema der chriſtlichen Grundgefühle, für die Philoſophie, welche den Zuſammenhang des Wiſſens mit dem Glauben, oder den Uebergang des einen in den andern zeigen ſoll, viel angemeſſener ſeyn und nicht bloß leichter, ſondern auch ſicherer zum Ziele führen, als die Platoniſche Grundlage der Begeiſterung für alles höhere Wiſſen, ungeachtet der unverkennbar und immer bleibenden, weſentlich innern Verwandtſchaft der einen mit der andern Weltanſicht. Was nun das Verhältniß des Glaubens zum Wiſſen anbetrifft, ſo gehört das Poſitive eines dogmatiſch beſtimmten Glaubens, in ſeiner abgeſchloſſenen Form der Religionswiſſenſchaft an, und liegt ganz außer den Gränzen der Philoſophie; indem z. B. eine gelehrte Exegeſe der heil. Schrift zwar ganz unſtreitig philoſophiſchen Geiſt erfordert und vorausſetzt; aber ſie iſt nicht ſelbſt die Philoſophie. Eben das gilt auch von der neben der ſchriftlichen Offenbarung herlaufenden kirchlichen Ueberlieferung, nach dem Syſtem, welches ſich auf dieſe erweiterte Annahme und Grundlage einer zweyfachen Erkenntniß-Quelle für die Glaubenswahrheiten gründet, und von der dogmatiſchen Beurtheilung derſelben, welche als in ein beſtimmtes hiſtoriſches Gebiet eingreifend, oder auch wenn man will, als kirchenrechtliche Streitfrage, der eigentlichen Theologie überlaſſen bleibt, und ganz außer den Gränzen der Philoſophie gelegen iſt. Dieſe hat es nun zunächſt nur mit dem Glauben überhaupt und mit dem allgemeinen Begriff desſelben im Verhältniß zum Wiſſen zu thun. Hier tritt nun der große Unterſchied ein zwiſchen den zwey Wegen in der Philoſophie, der Philoſophie des Lebens, welche auf der innern, höhern und äußeren Erfahrung beruht und ſelbſt eine Erfahrungswiſſenſchaft iſt, und der unbedingten Vernunft-Philoſophie, — daß das Verhältniß zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen in der einen oder in der andern ein durchaus andres und weſentlich verſchiedenes iſt. Nach der unbedingten Weltanſicht, welche auf das nothwendig reine Vernunftwiſſen ſich gründet, und aus dieſem hervorgeht, ſtehen beyde, der Glaube und das Wiſſen, in einem abſoluten Gegenſatz zu einander, und der einzige Zuſammenhang, in welchem ſie möglicher Weiſe zu einander geſtellt werden können, iſt der, daß der Glaube dem Wiſſen als die fehlende Ergänzung am Schluß angefügt wird. Wenn nämlich das unbedingte Wiſſen mit ſich ſelbſt nicht ganz fertig werden kann oder am Ende auf ſeinem eigenen Gebiete und für ſich allein unbefriedigt bleibt, ſo geſchieht der Uebergang nun auf eine gewaltſame Weiſe, und wie durch einen großen und plötzlichen Sprung auf jenes entgegenſtehende durchaus andre Gebiet des Glaubens, um ſich dorthin zu flüchten und gleichſam vor ſich ſelbſt zu retten; und dieſes iſt dann der einzige Weg, der hier noch übrig bleibt, wo nicht zu einer völligen Ausſöhnung zwiſchen beyden, doch wenigſtens zu einer friedlichen Ausgleichung zwiſchen dem einen und dem andern Standpunkte, dem des Glaubens und dem des Wiſſens. Ganz anders aber iſt dieſes Verhältniß in der Philoſophie des Lebens nach dem Standpunkte der Erfahrung und des auf dieſe begründeten Wiſſens; denn erſtens iſt hier der Glaube und das Wiſſen gar nicht ſo ſtreng geſondert, und abſolut geſchieden, wie auf jenem andern Geiſteswege und nach der daraus hervorgehenden Weltanſicht; und was die Ordnung und Aufeinanderfolge betrifft, ſo macht hier auf dem weiten Gebiete der ganzen menſchlichen und natürlichen, innern und äußern Erfahrung vielmehr der Glaube mehrentheils den Anfang zu einem ſich erſt entwickelnden und noch nicht ganz vollendeten

Wiſſen. Daß das Poſitive eines dogmatiſch beſtimmten Glaubens ein ſpecielles Gebiet der höhern Erfahrung für ſich bildet, nebſt der mit dazu gehörenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchung über dieſe ſpecielle Erfahrung und das ganze Gebiet derſelben, — iſt ſchon oben erinnert und darf nicht erſt weiter auseinandergeſetzt oder wiederholt werden, obwohl auch hier der Glaube, ſo wie er dogmatiſch gegeben iſt, die Grundlage bildet, oder das Erſte iſt und den Anfang macht; das Wiſſen aber in dieſer höhern Region, iſt alsdann die weitere Entwicklung oder Anwendung, die nähere und mehr ins Einzelne gehende Erklärung darüber; ſo lange nämlich noch der Standpunkt der Offenbarung feſtgehalten wird und vorwaltend bleibt über das Vernunft-Princip, bis ihn dieſes etwa zu verdrängen ſucht oder wirklich verdrängt. Auf dem Gebiete aller andern Erfahrungswiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Entdeckungen iſt die Ordnung dieſelbe, wie auch im wirklichen Leben ebenfalls alles Große mit dem Glauben anfängt und vom Glauben ausgeht, und eben daſſelbe beſtätigt ſich auch in den erſten noch ganz unſcheinbaren Anfängen des eben beginnenden Bewußtſeyns. Im Glauben iſt Columbus in einem baufälligen alten Schiffe über das Meer gefahren, mit dem Compaß in der Hand, und im Glauben an denſelben, und in dieſem Glauben hat er die neue Welt entdeckt und dadurch ſelbſt auch in der Menſchengeſchichte und wiſſenſchaftlichen Geiſtesentwicklung eine neue Welt-Epoche für alle nachfolgenden Jahrhunderte begründet; denn all ſein Forſchen, Suchen, Erkunden, Vermuthen, Denken und Sinnen war doch noch kein ganz vollendetes Wiſſen zu nennen, und konnte er durchaus keine allgemeine Ueberzeugung dafür erwirken und finden, bis erſt als gegebene Thatſache und nicht mehr zu bezweifelndes Faktum in der wirklichen Erfahrung, ſein kühner Gedanke nun ein wahres und vollkommenes Wiſſen wurde. Mehr oder minder ſind alle große wiſſenſchaftliche Entdeckungen in dieſer und ähnlicher Weiſe, und nach einem ſolchen vom Glauben zum Wiſſen fortſchreitenden oder durchdringenden Gedankengange gemacht worden, und eben dieſen Charakter hat meiſtens auch jede entſcheidende That, jedes wichtige Ereigniß im wirklichen Leben, in der menſchlichen Geſellſchaft und in der geſchichtlichen Entwicklung ihrer Begebenheiten. Wollte man aber von der ganz entgegenſtehenden Seite der erſten faſt unmerklichen Anfänge eines noch kaum beginnenden Bewußtſeyns ein Beyſpiel hernehmen oder verlangen: ſo würde ich, wenn ein Kind zum erſtenmahle mit deutlicher Abſicht die Bruſt ſeiner Mutter ſucht und ſelbſt zu finden weiß; — oder wenn man dieſes Beyſpiel, als bloß auf die Befriedigung des Bedürfniſſes gerichtet, nicht will gelten laſſen, ſo nehme man (was nahe daran gränzt, aber nicht ſo unmittelbar mit dem Inſtinkt zuſammenhängt oder als ganz Eins mit ihm erſcheint), den zweyten Moment, wo ein Kind ſeine Mutter zum erſtenmahle, ſcheinbar nachdenklich, oder doch wenigſtens ſinnend und aufmerkſam anſieht, als ob es etwas ſagen wollte, obwohl es noch nicht reden kann; und dieſes zum erſtenmahle ſinnig aufgeſchlagene Auge der Liebe, dieſer erſte Blick des Glaubens iſt doch wohl eher nur das, wenn er gleich auch ſchon ein Unterſcheiden und Erkennen in ſich ſchließt, es iſt ein Anfang von Bewußtſeyn, aber noch kein klares Wiſſen. Und iſt jenes zuerſt gewählte Beyſpiel nicht ganz das angemeſſenſte Gleichniß für das Verhältniß, in welchem der

Menſch überhaupt zu Gott ſteht? Iſt nicht auch für ihn das große Vaterherz, welches als der lebendige Pulsſchlag der Allmacht im unendlichen Weltall, innen ſich regt und vernommen wird, die liebevolle Mutterbruſt, aus welchem der unſterblich erſchaffene Geiſt die erſte ſo wie alle Nahrung und Milch für die Ewigkeit einſaugt? — Auf dem lebendigen Standpunkte der Erfahrung berühren ſich ſehr oft die erſten noch ganz zarten und ſchuldloſen Anfänge des Gefühls mit dem höchſten Gipfel der klarſten und zum unendlichen Urquell erweiterten und erhobenen Erkenntniß. —

So wie nach dieſem Standpunkte des Lebens und der lebendigen Erfahrung Glaube und Wiſſen nicht ſo ſcharf geſondert ſind oder unbedingt entgegengeſetzt, ſondern ſich nur gegen einander verhalten, wie der Anfang und die Vollendung; ſo iſt es auch mit der Erfahrung und Offenbarung, als dem gegebenen Inhalte alles Wiſſens, die ebenfalls im unzertrennlichen Zuſammenhange mit einander ſtehen, und ſich nur ſo verhalten, wie die äußere Erſcheinung und die innere Kraft, die ſichtbare Geſtalt, und das dieſelbe beſeelende Lebens-Princip, oder der innere Lichtkern, welchem jene zum Organ und Träger oder zur Hülle und Umkleidung dient. Nicht bloß in der Geſchichte und in allen irgend noch hiſtoriſch zu nennenden Wiſſenſchaften, wo doch der Geiſt längſt als das Erſte und Einzige, was dem Ganzen erſt einen wahren Werth und eigentlichen innern Gehalt giebt, allgemein anerkannt wird; auch im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, deren Gebiet unter allen empiriſchen Erkenntnißzweigen für die Erfahrung das weitläufigſte und vielumfaſſendſte bildet, iſt es ganz derſelbe Fall, daß das von außen gegebene Phänomen der verliegenden Thatſache oder Naturerſcheinung nur die äußere Umgebung bildet, welche als die Offenbarungsweiſe und ſichtbare Form des innern Lebens, ſo wie des auch in dieſem Leben innerlich herrſchenden Geſetzes angeſehen wird; und die man auf alle Weiſe forſchend zu durchdringen ſtrebt und bemüht iſt, um jene innere Lebensregel, als das Weſentliche und den in jener ſinnlichen Hülle eingeſchloſſenen und verborgenen Daſeynskern zu erfaſſen und zu begreifen. Manche einzelne phyſikaliſche Wiſſenſchaften, wie die Botanik, Mineralogie, ſind mehr nur wie ein Apparat, eine vorläufige Materialienſammlung zu der künftigen Wiſſenſchaft zu betrachten, und noch nicht als dieſe ſelbſt. Sobald aber alle dieſe mineralogiſchen Thatſachen in einen größern und allgemeinen geognoſtiſchen Zuſammenhang gebracht, ſobald alle die einzelnen anatomiſchen Erfahrungen auf einen gemeinſamen phyſiologiſchen Grundgedanken bezogen werden; oder wo vollends die Chemie, zerlegend und zerſetzend in das Unſichtbare der Materie, und die mannichfachen Formen dieſes Unſichtbaren in den verſchiedenen Luftarten und andern Imponderabilien eindringt; wo die höhere Phyſik in den großen Urphänomenen des elektriſchen Schlages, der magnetiſchen Anziehung, der prismatiſchen Lichtzerlegung und ihrer kunſtreichen Nachbildung für die Wiſſenſchaft, den letzten Schleyer von dem innern Naturgeheimniß wegheben möchte; da ſieht man, wie das ganze naturwiſſenſchaftliche Streben unaufhaltſam auf das verborgene Centrum alles äußern Daſeyns und Lebens hindringt, von deſſen innerm Lichtglanz die ganze körperliche Maſſe der Sinnenwelt und empiriſchen Erfahrungswiſſenſchaft nur wie den chemiſchen Niederſchlag, den materiellen groben Bodenſatz, und reflektirt getheilten und gebrochenen Widerſchein bildet. Dahin zeigen, führen und deuten die Reſultate aller Wiſſenſchaft und jedes höhern wiſſenſchaftlichen Strebens im Gebiete der Naturkunde; und das Daſeyn Gottes als Weltſchöpfers einmahl vorausgeſetzt und angenommen; was kann die Natur denn auch anderes ſeyn, als eine Offenbarung Gottes und ſeiner ewigen Liebe, eine ſichtbare Offenbarung im äußern materiellen Stoff; und wie kann ſie jemahls anders verſtanden und begriffen werden? Geſetzt auch, daß uns ſelbſt nach dieſem Standpunkte, was ſich wohl für den Anfang zugeben läßt, manches Einzelne in ihr räthſelhaft, unverſtändlich, dunkel bliebe; ſo iſt dieſes Unerklärte oder Unerklärliche doch nur Einzelnes, das Ganze ſelbſt aber alsdann durchaus klar und ſinnvoll befriedigend für das Gefühl nicht nur, ſondern auch für den forſchenden Verſtand. In der entgegengeſetzten Anſicht aber kann wohl Einzelnes in der Natur ſcharfſinnig erklärt und wiſſenſchaftlich verſtanden werden, das Ganze aber, wenn ſie nämlich als ſolche keine Offenbarung Gottes iſt, ſondern für ſich ein eignes und ſelbſtſtändig beſtehendes Räthſelweſen, bleibt alsdann unauflöslich verworren, und ohne den höhern Zweck der göttlichen Bedeutung für den Menſchen völlig ſinnlos. Wird die Natur aber dem gemäß als die ſichtbare Entfaltung oder Offenbarung der verborgnen innern Herrlichkeit Gottes betrachtet, ſo bildet ſie alsdann Ein zuſammenhängendes Ganzes mit der andern ſchriftlichen Offenbarung in dem göttlichen Geſetz und der heiligen Ueberlieferung. Die Schrift und die Natur ſind nach dieſer Anſicht nur zwey ſich gegenſeitig erklärende und ergänzende Hälften an dem von beyden Seiten beſchriebenen Buche Gottes. Die innere Stimme das Trugbild des unbedingten Seyns und des identiſchen Denkens, mit allem was daraus in den verſchiedenartigſten Formen des wiſſenſchaftlichen Fatalismus oder des dichteriſchen Pantheismus und einer ſonſt verkehrten oder falſchen tragiſchen Weltanſicht von der einen Seite; von der andern die atomiſtiſche Naturanſicht, nebſt allen ſonſtigen mit dazu gehörenden materialiſtiſchen Denkarten, dann das atomiſtiſche Denken ſelbſt, und die todte Begriff-Zergliederung und Gedankenzerſtückelung, nebſt der ſo tief im menſchlichen Gemüthe wurzelnden Einbildung des Todes, auf der ſie beruhen; bilden nun wie den von Anfang auf einer ſolchen uſurpirten Alleinherrſchaft und abſoluten Allgewalt der ſouverain-ſeyn wollenden Vernunft ruhenden Fluch der eignen Verblendung, — oder auch in dem andern Falle das erblich gewordene Krankheits-Symptom der zur andern Natur gewordenen Geiſtesdürre und innern Erſtorbenheit eines ganz in den materiellen Banden gefangen liegenden Denkvermögens. Es ſind mehr allgemeine Irrthümer, oder objektive Denkfehler oder verkehrte Denkrichtungen, wobey das Perſönliche weniger Einfluß hat, oder doch bey weitem nicht ſo viel, als bey denjenigen Formen und Arten des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welche in dem menſchlichen Willen und Verſtande ihren Sitz haben, wo nun Alles individuell iſt und wird, wo Charakter, Geſinnung, Leidenſchaft, und der freye Entſchluß und die innere Wahl am meiſten entſcheiden. Eben daher hangen auch dieſe Irrthümer, als aus der gemeinſamen oder doch nah verwandten Quelle ſtammend, auf das innigſte unter ſich zuſammen, und ſind ſo mit einander verwebt, daß es oft ſchwer fällt, den Antheil der einen bloß erkennenden Geiſteskraft und der andem wollenden, wirkenden und handelnden, rein auszuſcheiden und ſtreng abzuſondern. Den vorzüglich im Willen herrſchenden, obgleich oft ganz unwillkührlichen, und als erbliche Gewohnheit zur andern Natur gewordenen Irrthum möchte ich ganz einfach das Vorurtheil der Ichheit nennen; wovon leicht jeder die Exiſtenz eingeſtehen und zugeben wird, wie weit ſich der Einfluß deſſelben in allem menſchlichen Wirken und Denken und in allen Lebensanſichten erſtreckt, und daß ſelbſt in der geiſtigen Region dieſer Einfluß noch ſichtbar iſt, und auch das reinſte Streben nach der höhern Wahrheit nicht immer ganz frey davon bleibt. Selten jedoch geſtaltet ſich dieſer Irrthum zu einer entſchiedenen und vollſtändig idealiſtiſchen Weltanſicht und einem vollendeten Syſtem der Art im Gebiete der Wiſſenſchaft. Denn ein ſolches findet rund um ſich her ſo viel Widerſpruch, verwickelt ſich auch in ſich ſelbſt ſo ſehr damit, daß es nie allgemein durchgeführt werden kann, wenigſtens nicht von langer Dauer zu ſeyn pflegt. Es ſteht mit dem innern Menſchengefühl ſo im Widerſtreit, daß man oft wo es in dem erſten Erguß recht entſchieden, auffallend und abſtoßend vorgetragen wird, wohl noch in Zweifel gerathen kann, ob es auch wirklich innerlich ganz ſo buchſtäblich zu verſtehen oder im vollen Ernſte gemeint ſey. Oft geſchieht es daher, daß der erſte Stifter und Urheber eines ſolchen paradoxen Ich-Syſtems in der zweyten Ueberarbeitung manche ſehr weſentliche Modification hinzufügt oder gelten läßt, oder überhaupt eine ganz veränderte Stellung, und im Grunde durchaus neue Gedankenwendung annimmt; wovon aus der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes überhaupt, und ſelbſt aus unſrer Zeit mehrere auffallende und nah gelegene Beyſpiele ſich dem Sinne künſtlich geweſen, daß der Verſtand nach wiſſenſchaftlicher Theorie die ganze Maſſe geordnet, alle Kräfte gelenkt, das Ziel und die Richtung ihres Ganges beſtimmt hätte. Im Gegentheil war die griechiſche Kunſtphiloſophie eigentlich ohne die mindeſte Gemeinſchaft mit der ausübenden Praxis des Künſtlers und höchſtens ſpäterhin die Handlangerin derſelben. Nur in der Rhetorik hat ein andres Verhältniß Statt gefunden, und da wurde die Kunſt wirklich nach der Theorie geübt und erlernt. Sonſt aber war in der geſammten griechiſchen Geiſtescultur und beſonders auch in der Poeſie, nicht der Verſtand, ſondern der freye Trieb, in ſeinem Streben nach der vollſtändigſten geiſtigen Entfaltung nicht nur das bewegende, ſondern auch das lenkende Princip der griechiſchen Bildung.

Die griechiſche Poeſie im Ganzen iſt eben daher ein Urbild und Kanon der Poeſie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und geweſen, und auch jedes einzelne Erzeugniß derſelben iſt das vollkommenſte in ſeiner Art. Mit kühner Beſtimmtheit ſind die Umriſſe einfach entworfen, mit üppiger Kraft ausgefüllt und vollendet; jedes Gebilde iſt die vollſtändige Anſchauung eines ächten Begriffs. Die griechiſche Poeſie enthält für alle urſprünglichen Arten des Schönen und Kunſtbegriffe eine vollſtändige Sammlung von Beyſpielen, welche ſo überraſchend zweckmäßig für das Syſtem des Kunſtſchönen ſind, als hätte ſich die bildende Natur abſichtlich bemüht, den Wünſchen des nach Erkenntniß ſtrebenden Verſtandes zuvorzukommen. In ihr iſt der ganze Kreislauf der organiſchen Entwicklung der Kunſt abgeſchloſſen und vollendet, und das höchſte Zeitalter der Kunſt, wo das Vermögen anführen ließen, wenn es hier der Ort dazu wäre. Eine ausführliche Zergliederung und Widerlegung des wirklich ſo zu nennenden und ganz entſchiedenen Idealismus würde daher an ſich kaum nöthig ſeyn, da er ſich eigentlich ſelbſt hinreichend widerlegt, — in jedem Falle aber außer dem Kreiſe dieſer darſtellenden Entwicklung des innern und höhern Lebens liegen; ſondern es kam hier bloß darauf an, auch dieſe ſcientifiſche Verirrung, als eine vorzüglich merkwürdige Form oder Gattung derſelben, in dem vollſtändigen Syſtem der wiſſenſchaftlichen Irrthümer mit aufzuführen, und für dieſen Zweck mit wenigen Zügen hinreichend zu charakteriſiren. Was aber von dem Syſteme gilt und geſagt werden kann, möchte ich nicht auch auf den idealiſtiſchen Zweifel anwenden und ausdehnen; denn dieſer kann, wie überhaupt der Zweifel, eine ſehr heilſame und wohlthätige Kriſis des Uebergangs zur deſto feſtern und ſich ſelbſt völlig klar gewordnen Erkenntniß bilden. Ich ſollte vielmehr glauben, daß der idealiſtiſche Zweifel, ſo paradox er auch erſcheinen mag, und eben wegen dieſer auch innerlich fühlbaren Paradoxie, in der Regel weit eher und leichter zu einer heilſamen Kriſis und Veränderung in der wiſſenſchaftlichen Anſicht und Erkenntniß führen könnte, als jener andere gegen die Freyheit des Willens gerichtete ängſtliche Lebenszweifel, den ich den moraliſchen nennen möchte, und der ſo überaus weit ausgebreitet, und für unglaublich viele Menſchen, auch ohne allen wiſſenſchaftlichen Anſpruch als bloßer Fatalismus des natürlichen Nachdenkens, die herrſchende Grundanſicht des Lebens bildet. — Hier handelt es ſich vorzüglich nur um den ſcientifiſchen Nachtheil der dem menſchlichen Bewußtſeyn in ſeiner jetzigen Form anhängenden

Grundirrthümer; und ſo weit erſtreckt ſich dieſer bey dem Vorurtheil der Ichheit, auch da wo es nicht ſo öffentlich und abſtoßend hervortritt, in ſeinem verborgenen Einfluß auf alles menſchliche Wirken und Denken, ja über jede Region der Wahrheit, daß man wohl ſagen kann und eingeſtehen muß, wie ſelbſt in den am meiſten gelungenen, reinſten und vollkommenſten Darſtellungen der erkannten Wahrheit, es mögen dieſe Darſtellungen nun eigentlich und rein wiſſenſchaftliche, geſchichtliche, künſtleriſche, oder auch bloß redneriſche, und wie ſonſt immer praktiſch für das Leben beſtimmte ſeyn, faſt immer noch ein gewiſſer ſubjektiver Farbenton gefunden wird und übrig bleibt, eben da wo er nicht hingehört, — und nicht ſo wie er etwa in der Kunſt und Poeſie, obwohl auch da nicht unbedingt und ganz allgemein geſtattet ſeyn kann; — eine eigenthümliche egoiſtiſche Beleuchtung nach dem eignen nächſten Lebens- und Gedankenkreiſe; vor deren Einfluß man ſich bey Andern und bey ſich ſelbſt ſorgfältig zu hüten hat. Dieſes iſt die einzige wahre und rechte, nicht bloß im Leben ſondern auch für die Wiſſenſchaft gültige Abſtraction, wenn man von ſich ſelbſt zu abſtrahiren weiß, was aber nicht eben ſo gemein iſt, und auch bey dem guten Willen dazu nicht immer ganz leicht, vollkommen durchzuführen; und da ſchon ſo oft von dem unverſtändlichen Gewirre der todten Abſtraction als leeren Gedankenformeln, die Rede geweſen iſt; ſo mag auch dieſe Bemerkung oder Berichtigung hier vorübergehend eine Erwähnung finden. Wohl mag es ſeyn und läßt ſich annehmen, daß jener Begriff der Abſtraction in einer ältern wiſſenſchaftlichen und mehr religiöſen Anſicht des Denkens, dieſen höhern und richtigen Sinn gehabt hat, da es wohl einleuchtend iſt, daß wir z. B. um über Gott und die göttlichen Dinge zu meditiren und ganz in dieſe Betrachtung zu verſinken, zuerſt die ganze äußere Welt vergeſſen, und unſer Denken von ihr zurückziehen, ſodann aber auch mit dieſem uns über uns ſelbſt erheben und aus uns und unſerm beſchränkten Selbſt oder Ich herausgehen müſſen. Faſt alle wiſſenſchaftlichen Begriffe haben urſprünglich einen höhern und großen Sinn der Wahrheit gehabt; und erſt ſpäter ſinken ſie durch den gemeinen Gebrauch abgenützt, zur leeren Formel des Irrthums hinab. Im Leben hat das Vorurtheil der Ichheit, und eines darin befangenen und beſchränkten Willens, einen ſo weiten Einfluß und Spielraum, daß derſelbe faſt nicht minder ausgedehnt iſt, als das Leben ſelbſt und ſich über das ganze Gebiet deſſelben erſtreckt. Der Eigenſinn der Kindheit bildet das vornehmſte Hinderniß, was die Erziehung zu beſiegen hat, und der unbeugſame Starrſinn, der leidenſchaftliche Parteygeiſt iſt die Macht, welche das öffentliche Leben beherrſcht und ſo viele Kataſtrophen deſſelben herbeyführt oder wenigſtens die großten Gefahren deſſelben bildet. Wollte man den Blick auf alle aus der egoiſtiſchen Beſchränkung hervorgehenden Vorurtheile und den im innern Menſchen und in der Außenwelt ſo weit ſich erſtreckenden Einfluß der Lieblingsmeinungen ausdehnen; ſo würde das Kapitel darüber in einem Syſteme oder Lehrbuche der praktiſchen Menſchenkenntniß wohl leicht eben ſo ausführlich und weitläufig ausfallen konnen, als das von den falſchen Syllogismen oder allen im Denken und Leben vorkommenden Fehlern gegen die logiſch-richtige Vernunftform, oder das andre von den pſychologiſchen Täuſchungen der Fantaſie. Hier aber iſt der vorliegende Zweck, an den ich mich ſtreng zu halten habe, einzig und allein die weſentlichſten unter den wiſſenſchaftlichen Grundirrthümern, nebſt der fehlerhaften Anlage und natürlichen Diſpoſition dazu, im menſchlichen Bewußtſeyn, einen jeden an der ihm eigenthümlichen Stelle deſſelben, im kurzen aber nicht unvollſtändigen Abriß nachzuweiſen. Für dieſe ſcientifiſche Seite des Gegenſtandes nun iſt die Bemerkung nicht unwichtig oder doch nicht ganz überflüſſig; daß hier das Verhältniß für die Irrthümer des Verſtandes und des Willens ein ganz anderes iſt, als bey der Vernunft und Fantaſie und in dem gewohnten Gegenſatz der einen oder der andern einſeitig vorherrſchenden Kraft; da beyde, Verſtand und Wille in einer viel nähern Verbindung der gegenſeitigen Einwirkung auf einander ſtehen. Bey manchem Irrthum, oder doch verkehrten und irrigen Denkart und Gedankenrichtung, wie z. B. bey dem vorherrſchenden Geiſte des Widerſpruchs, — einer zwar von außen angeregten und hervorgerufenen, aber nun ſelbſt durchaus leidenſchaftlichen Reaction, oder auch dem reinen Vergnügen an der Oppoſition, was doch auch an manchen und nicht ſelten bey ſehr ausgezeichneten Menſchen als ein ihnen eigenthümlicher Charakterzug oft ſichtbar genug hervortritt; welche Motive oder Tendenzen alle nicht bloß im Leben, ſondern oft auch im Gebiete der Wiſſenſchaft großen Einfluß haben und ſich dort als eine Kraft oder ſtarke Gewalt des Irrthums nicht ſelten entwickeln; — weiß man oft kaum zu entſcheiden, was mehr Antheil daran hat, die Geſinnung und der Wille, oder die beſondere Gedankenrichtung und Verſtandesart. Der Zweifel nun iſt wohl derjenige Zuſtand oder diejenige dem

Verſtande eigenthümliche Richtung des Geiſtes, welche an ſich durchaus nicht tadelnswerth oder fehlerhaft, doch aber eine irrende ſeyn, und in der abſoluten Ausdehnung ſelbſt ein wiſſenſchaftlich verneinender Irrthum, und zwar der größte und zerſtörendſte von allen werden kann. Ich erwähnte ſchon mehrmahls vorübergehend und im voraus, daß der Zweifel einen von den charakteriſtiſchen Grundeigenſchaften und Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Weſens zu bilden ſcheine; — ſo wie etwa der Schlaf für den äußern organiſchen Leib, im Gegenſatz der ewig wachen, reinen Geiſter, ſo wie wir uns dieſe denken und denken müſſen, einen ſolchen dem Menſchen ganz weſentlich eigenthümlichen Zuſtand des organiſchen Lebens bildet; — wie die der menſchlichen Seele eingeborne ewige Hoffnung, gleichſam als das höhere Gepräge und die göttliche Signatur derſelben erkannt wird; — daß eben alſo und in der gleichen Weiſe auch der Zweifel als der angeborne Charakter des Menſchengeiſtes, oder doch als ein unvertilgbarer Grundzug desſelben, zu betrachten ſey. Und wohl nimmt dieſer Kampf zwiſchen dem Zweifel und der Hoffnung, der in gewiſſer Weiſe, wenn auch ſchon nach vollkommen erreichter innerer Gewißheit und Beruhigung, dennoch für das Einzelne und die äußere Anwendung fortdauert, und hienieden eigentlich niemahls endet, in dem innern und geiſtigen Leben keine geringere, minder wichtige oder weniger ausgedehnte Stelle ein, als der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen in dem äußern organiſchen Leben und für das richtige Gleichgewicht der Kraft und der Geſundheit in demſelben. Dem Verſtande aber muß der Zweifel vorzüglich zugeſchrieben werden und dieß iſt der eigenthümliche Ort deſſelben in dem menſchlichen Bewußtſeyn, obgleich er ſich von da aus nachher über den ganzen Umkreis und jede andere Sphäre deſſelben mit ausdehnen kann. Der eigenthümliche Vernunftſchein einer unbedingten Einheit oder Einerleyheit und Nothwendigkeit führt mehr auf ein falſches und bloß eingebildetes Wiſſen, in welchem er ſogar mehrentheils eine mathematiſche Gewißheit beſitzen will, oder zu erreichen glaubt. Und wiewohl der innere Widerſtreit in dieſer unbedingten Weltanſicht, ſo ſehr auch aller Widerſtreit und Gegenſatz gleich von Anfang darin geläugnet wird und ſcheinbar ganz daraus weggeſchafft werden ſoll, allerdings wenn er dennoch ſich regt und wieder wach wird, einen tief eingehenden wiſſenſchaftlichen Zweifel hervorrufen und veranlaſſen oder begründen kann; ſo iſt dieſes doch gewiß nicht der Ort, wo der Zweifel urſprünglich einheimiſch iſt und zuerſt ſeinen Urſprung nimmt. Das Verſtehen dagegen ſetzt eigentlich ſchon an ſich einen vorhergegangenen Zuſtand des Nichtverſtehens voraus; es muß der Gegenſtand oder Gedanke, der jetzt zum erſtenmahle verſtanden wird, ſchon da geweſen ſeyn, als ein Gegebenes, was vor uns ſtand, als Aufgabe für unſre urſprüngliche Unwiſſenheit, bis es uns gelingt, dieſelbe glücklich zu löſen. Ja das Verſtehen iſt ſelbſt nichts als der Uebergang aus der Unkenntniß in die Einſicht, ein Uebergang, der aber nicht immer mit einemmahle, ſondern meiſtens ſtufenweiſe und oft nur ſehr allmählig geſchieht. Der Zweifel aber, als der Mittelzuſtand zwiſchen der urſprünglichen Unwiſſenheit und dem innern Suchen nach der Gewißheit bildet eben die Kriſis dieſes Ueberganges, und iſt daher urſprünglich und von der verkehrten logiſche Verknupfung von Begriff — Urtheil — Anſchauung; und mit Beziehung auf die drey Claſſen der Redetheile: Platoniſch oder Chriſtlich: — Begeiſterung, Chriſtenthum des innern Gefuhls. Offenbarung der Liebe als Inhalt der Wiſſenſchaft. Anſchauung der Wahrheit. — Columbus (zu erwähnen) beym Glauben. — dann das Kind. Keine ſo ſcharfe Gränze zwiſchen dem Wiſſen und Glauben; eher der Anfang, nicht der ergänzende Schluß. — Von dem realen Nichts (zu ſprechen) bey dem angebornen Irrthum. — Von der letzten Scheu vor der Wahrheit. Furcht. — Vernunftfactum. — Jetziger Zuſtand der Welt als ein nothwendiger — iſt das Kriterium.

Zehnte Vorleſung.

Urtheil der Gewißheit gegen den Zweifel. Stufen der Gewißheit (Herausfühlen der Central-Allgegenwart Gottes; — als das Wiſſen ſelbſt. — Logiſches Gewiſſen: Leiſe Scheu vor der Wahrheit. — Quellen und Formel.) Idee der Wiſſenſchaft mit Beziehung auf Philoſophie. Umkreis. Inneres Chriſtenthum des Gefuhls und Platoniſches Alphabet des Wiſſens. Chriſtliches Denkgeſetz der Logik. Grammatiſche Form der Gedankenſtellung; funf Redetheile. Lebendiges Denken des Wirklichen. Vollſtändige Rekapitulation der Idee des Wiſſens, kein Verſtehen ohne Liebe moglich. Elektr. Magn. Prismat. Stufen, nicht Elemente, wiederholt. Aeußere Form in dem zugleich logiſchen und ſymboliſchen Denken. — Geheimniß der Hoffnung in VI. bis IX. — Glauben in I. bis V.; Liebe in X. bis XII.

Wien, gedruckt bey Ferdinand Ullrich.

Fr. Schlegels

Lucinde.

Herausgegeben und fortgeſetzt

von

Chriſtern.

Hamburg und Leipzig.

Schuberth & Comp.

1842.

des Schönen ſich am freyeſten und vollſtändigſten äußern konnte, enthält den höchſten Gipfel zugleich mit dem vollſtändigen Stufengange der poetiſchen Kraftentwicklung. Alle reinen Arten der verſchiedenen möglichen Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Schönen ſind erſchöpft, und ſelbſt die Aufeinanderfolge und die Beſchaffenheit der Uebergänge von einem Kunſtſtyle zum andern iſt durch innere Geſetze nothwendig beſtimmt. Das Syſtem aller möglichen reinen Dichtungsarten iſt ſogar bis auf die Spielarten, die unreifen Erzeugniſſe der unentwickelten Kindheit, und die einfachſten Zwitterarten, welche ſich im verſunkenen Zeitalter der Nachahmung aus dem Zuſammenfluß und der Miſchung der ächten ſchon früher vorhandnen erzeugten, vollſtändig erſchöpft. In dieſer Weiſe iſt die helleniſche Poeſie eine ewige Naturgeſchichte des Schönen und der Kunſt.

Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotiſch gemiſchten Erzeugniſſe der modernen Dichtkunſt erſt auflöſen muß, um ihr labyrinthiſches Gewirre völlig zu enträthſeln. Hier ſind alle Verhältniſſe ſo ächt, urſprünglich und nothwendig beſtimmt, daß der Charakter auch jedes einzelnen griechiſchen Dichters gleichſam eine reine und einfache künſtleriſche Elementaranſchauung darbietet. So könnte man zum Beyſpiel Göthe's Styl in den Werken der höheren Poeſie nicht beſtimmter, anſchaulicher und kürzer erklären, als wenn man ſagt, er ſey aus dem Styl des Homerus, des Euripides und des Ariſtophanes gemiſcht.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Einleitung.

Es kann nicht ohne vielfache Beſonnenheit geſchehen, wenn man ſich veranlaßt fühlt, ein längſt vergriffenes und im Buchhandel fehlendes, neuerdings aber wieder angeregtes Buch, wie die „Lucinde“ iſt, herauszugeben und fortzuſetzen. Es iſt ein alter Spruch, daß die Bücher wie die Menſchen ihre Schickſale haben; was aber noch mehr iſt, ſie haben auch ihre Standpunkte, von welchen aus ſie betrachtet und geleſen ſein wollen. Die „Lucinde“ hat ſeit ihrer den hohen Leichtſinn unſrer Ehe. Warum ſollten wir nicht die herbeſte Laune des Zufalls für ſchönen Witz und ausgelaſſene Willkuhr nehmen, da wir unſterblich ſind wie die Liebe? Ich kann nicht mehr ſagen, meine Liebe oder Deine Liebe; beide ſind ſich gleich und vollkommen Eins, ſo viel Liebe als Gegenliebe. Es iſt Ehe, ewige Einheit und Verbindung unſrer Geiſter, nicht bloß für das was wir dieſe oder jene Welt nennen, ſondern für die eine wahre, untheilbare, namenloſe, unendliche Welt, für unſer ganzes ewiges Sein und Leben. Darum wurde ich auch, wenn es mir Zeit ſchiene, eben ſo froh und eben ſo leicht eine Taſſe Kirſchlorbeerwaſſer mit Dir ausleeren, wie das letzte Glas Champagner, was wir zuſammen tranken, mit den Worten von mir: „So laß uns den Reſt unſers Lebens austrinken.“ — So ſprach und trank ich eilig, ehe der edelſte Geiſt des Weines verſchäumte; und ſo, das ſage ich noch einmal, ſo laß uns leben und lieben. Ich weiß, auch Du würdeſt mich nicht überleben wollen, Du würdeſt dem voreiligen Gemahle auch im Sarge folgen, und aus Luſt und Liebe in den flammenden Abgrund ſteigen, in den ein raſendes Geſetz die Indiſchen Frauen zwingt und die zarteſten Heiligthümer der Willkühr durch grobe Abſicht und Befehl entweiht und zerſtört.

Dort wird dann vielleicht die Sehnſucht voller befriedigt. Ich bin oft darüber erſtaunt: jeder Gedanke und was ſonſt gebildet in uns iſt, ſcheint in ſich ſelbſt vollendet, einzeln und untheilbar wie eine Perſon. Eines verdrängt das Andre, und was eben ganz nah und gegenwärtig war, ſinkt bald in Dunkel zurück. Und dann giebt es doch wieder Augenblicke plötzlicher, allgemeiner Klarheit, wo mehrere ſolche Geiſter der innern Welt durch wunderbare Vermählung völlig in Eins verſchmelzen, und manches ſchon vergeſſene Stück unſers Ich in neuem Lichte ſtrahlt und auch die Nacht der Zukunft mit ſeinem hellen Scheine öffnet. Wie im Kleinen ſo, glaube ich, iſt es auch im Großen. Was wir ein Leben nennen, iſt für den ganzen ewigen innern Menſchen nur ein einziger Gedanke, ein untheilbares Gefühl. Auch für ihn giebt es ſolche Augenblicke des tiefſten und vollſten Bewußtſeins, wo ihm alle die Leben einfallen, ſich anders miſchen und trennen. Wir Beide werden noch einſt in einem Geiſte anſchauen, daß wir Blüthen Einer Pflanze oder Blätter Einer Blume ſind, und mit Lächeln werden wir dann wiſſen, daß, was wir jetzt nur Hoffnung nennen, eigentlich Erinnerung war.

Weißt Du noch, wie der erſte Keim dieſes Gedankens vor Dir in meiner Seele aufſproßte und auch gleich in der Deinigen Wurzel faßte? — So ſchlingt die Religion der Liebe unſre Liebe immer inniger und ſtärker zuſammen, wie das Kind die Luſt der zärtlichen Eltern dem Echo gleich verdoppelt.

Nichts kann uns trennen und gewiß würde jede Entfernung mich nur gewaltſamer an Dich reißen. Ich denke mir, wie ich bei der letzten

Umarmung im Gedränge der heftigen Widerſprüche zugleich in Thränen und in Lachen ausbreche. Dann würde ich ſtill werden und in einer Art von Betäubung durchaus nicht glauben, daß ich von Dir entfernt ſey, bis die neuen Gegenſtände um mich her mich wider Willen überzeugten. Aber dann würde auch meine Sehnſucht unaufhaltſam wachſen, bis ich auf ihren Flügeln in Deine Arme ſänke. Laß auch die Worte oder die Menſchen ein Misverſtändniß zwiſchen uns erregen! Der tiefe Schmerz würde flüchtig ſeyn und ſich bald in vollkommnere Harmonie auflöſen. Ich würde ihn ſo wenig achten, wie die liebende Geliebte im Enthuſiasmus der Wolluſt die kleine Verletzung achtet.

Wie könnte uns die Entfernung entfernen, da uns die Gegenwart ſelbſt gleichſam zu gegenwärtig iſt. Wir müſſen ihre verzehrende Gluth in Scherzen lindern und kühlen, und ſo iſt uns die witzigſte unter den Geſtalten und Situationen der Freude auch die ſchönſte. Eine unter allen iſt die witzigſte und die ſchönſte: wenn wir die Rollen vertauſchen und mit kindlicher Luſt wetteifern, wer dem Andern täuſchender nachäffen kann, ob Dir die ſchonende Heftigkeit des Mannes beſſer gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt Du wohl, daß dieſes ſüße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als ſeine eignen? Es iſt auch nicht bloß die Wolluſt der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich ſehe hier eine wunderbare ſinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menſchheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt, ſteht gewiß nicht ſo ſchnell auf wie ich, wenn ich Dir unterliege.

Das war die dithyrambiſche Phantaſie über die ſchönſte Situation in der ſchönſten Welt! Ich weiß noch recht gut, wie Du ſie damals gefunden und gewonnen haſt. Aber ich glaube auch eben ſo gut zu wiſſen, wie Du ſie hier finden und nehmen wirſt; hier in dieſem Büchelchen, von dem Du mehr treue Geſchichte, ſchlichte Wahrheit und ruhigen Verſtand, ja ſogar Moral, die liebenswürdige Moral der Liebe erwarteſt. „Wie kann man ſchreiben wollen, was kaum zu ſagen erlaubt iſt, was man nur fühlen ſollte?“ — Ich antworte: Fühlt man es, ſo muß man es ſagen wollen, und was man ſagen will, darf man auch ſchreiben können.

Ich wollte Dir erſt beweiſen und begründen, es liege urſprünglich und weſentlich in der Natur des Mannes ein gewiſſer tölpelhafter Enthuſiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht ſelten über ſeinen eignen treuherzigen Eifer ungeſchickterweiſe hinſtürzt und mit einem Worte leicht bis zur Grobheit göttlich iſt.

Durch dieſe Apologie wäre ich zwar gerettet, aber vielleicht nur auf Unkoſten der Männlichkeit ſelbſt: denn ſo viel ihr auch im Einzelnen von dieſer haltet, ſo habt ihr doch immer viel und Vieles wider das Ganze der Gattung. Ich will indeſſen auf keinen Fall gemeine Sache mit einer ſolcher Raçe haben, vertheidige oder entſchuldige daher meine Freiheit und Frechheit lieber bloß mit dem Beiſpiele der unſchuldigen kleinen Wilhelmine, da ſie doch auch eine Dame iſt, die ich überdem auf das zärtlichſte liebe. Darum will ich ſie auch gleich ein wenig charakteriſiren.

Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine.

Betrachtet man das ſonderbare Kind nicht mit Rückſicht auf eine einſeitige Theorie, ſondern wie es ſich ziemt, im Großen und Ganzen: ſo darf man kühnlich von ihr ſagen, und es iſt vielleicht das Beſte was man überhaupt von ihr ſagen kann: Sie iſt die geiſtreichſte Perſon ihrer Zeit oder ihres Alters. Und das iſt nicht wenig geſagt: denn wie ſelten iſt harmoniſche Ausbildung unter zweijährigen Menſchen? Der ſtärkſte unter vielen ſtarken Beweiſen für ihre innere Vollendung iſt ihre heitere Selbſtzufriedenheit. Wenn ſie gegeſſen hat, pflegt ſie beide Aerm-

Viertes Kapitel.

Einwendungen gegen die griechiſche Poeſie; beſonders wegen ihrer ſittlichen Flecken und Mängel. Verſuch einer Grundlegung zu einer vollſtändigen Theorie des Häßlichen und Kunſtwidrigen nach allen ſeinen Arten, als Gegenſatz zu der Idee des Schönen in der Kunſt. Beantwortung und Prüfung jener Einwürfe und Fehler.

Nachdem wir nun die helleniſche Dichtkunſt in ihrer urbildlichen Vortrefflichkeit, als eine vollſtändige und vollkommene Kunſtanſchauung für alle Poeſie, in ihrer freyen Naturentwicklung betrachtet haben; müſſen wir unſern Blick auch noch auf die entgegenſtehende Seite wenden, und alle Einſchränkungen, welche hier Statt finden, die Mängel, welche an den griechiſchen Dichtern gefunden oder ihnen gewöhnlich vorgeworfen, ſo wie überhaupt die Einwendungen, welche gegen ihre Vollkommenheit gemacht werden, in Erwägung ziehen und nach ſtrenger Vergleichung der richtigen Kunſt-Idee prüfen und erwiedern.

„Die griechiſche Poeſie ſagt man zuvörderſt, beleidigt ſehr oft unſer Zartgefühl auf das empfindlichſte; Weit entfernt von der höhern Sittlichkeit unſers verfeinerten Jahrhunderts, bleibt ſie ſelbſt in ihrer höchſten Vollendung hinter dem alten Romanzo an Edelmuth, Anſtand, Scham und Zartheit weit zurück. Wie arm und den wie ihre eigenthümliche Art zu ſein, und zu lieben. Clementinen wird das Ganze bloß intereſſiren als eine Sonderbarkeit, hinter der aber doch wohl etwas ſein könnte; einiges indeſſen wird ſie richtig finden. Man nennt ſie hart und heftig, und doch glaube ich an ihre Liebenswürdigkeit. Ihre Heftigkeit verſöhnt mich mit ihrer Härte, obgleich beide ſich dem äußern Anſchein nach vermehren. Wäre die Härte allein, ſo müßte ſie Kälte und Mangel an Herz ſcheinen; die Heftigkeit zeigt, daß heiliges Feuer da iſt was durchbrechen will. Du kannſt leicht denken wie ſie Einem mitſpielen würde, den ſie im Ernſt liebte. Die weiche und verletzbare Roſamunde wird ſich eben ſo oft anneigen als wegwenden, bis „ſcheue Zartheit kühner wird und nichts als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe Thun.“ Juliane hat eben ſo viel Poeſie als Liebe, eben ſo viel Enthuſiasmus als Witz; aber Beides iſt zu iſolirt in ihr, darum wird ſie bisweilen über das kühne Chaos weiblich erſchrecken, und dem Ganzen etwas mehr Poeſie und etwas weniger Liebe wunſchen.

Ich könnte ſo noch lange fortfahren, denn ich ſtrebe aus allen Kräften nach Menſchenkenntniß, und ich weiß meine Einſamkeit oft nicht würdiger anzuwenden, als indem ich darüber reflektire, wie dieſe oder jene intereſſante Frau in dieſem oder jenem intereſſanten Verhältniſſe wohl ſein und ſich verhalten dürfte. Doch genug für jetzt, ſonſt möchte es Dir zu viel werden, und die Vielſeitigkeit Deinem Propheten übel gerathen.

Denke nur nicht ſo arg von mir und glaube, daß ich nicht allein für Dich ſondern für die Mitwelt dichte. Glaube mir, es iſt mir bloß um die Objektivität meiner Liebe zu thun. Dieſe Objektivität und jede Anlage zu ihr beſtätigt und bildet ja eben die Magie der Schrift, und weil es mir verſagt iſt, meine Flamme in Geſänge auszuhauchen, muß ich den ſtillen Zügen das ſchöne Geheimniß vertrauen. Dabei denke ich aber eben ſo wenig an die ganze Mitwelt, als an die Nachwelt. Und muß es ja eine Welt ſein, an die ich denken ſoll: ſo ſei es am liebſten die Vorwelt. Die Liebe ſelbſt ſei ewig neu und ewig jung, aber ihre Sprache ſei frei und kühn, nach alter klaſſiſcher Sitte, nicht züchtiger wie die römiſche Elegie und die Edelſten der größten Nation, und nicht vernünftiger wie der große Plato und die heilige Sappho.

Idylle über den Müſſiggang.

„Siehe, ich lernte von ſelbſt, und ein Gott hat mancherlei Weiſen mir in die Seele gepflanzt.“ So darf ich kühnlich ſagen, wenn nicht von der fröhlichen Wiſſenſchaft der Poeſie die Rede iſt, ſondern von der gottähnlichen Kunſt und Faulheit. Mit wem ſollte ich alſo lieber über den Müſſiggang denken und reden als mit mir ſelbſt? Und ſo ſprach ich denn auch in jener unſterblichen Stunde, da mir der Genius eingab, das hohe Evangelium der ächten Luſt und Liebe zu verkündigen, zu mir ſelbſt: „O Müſſiggang, Müſſiggang! Du biſt die Lebensluſt der Unſchuld und Begeiſterung; Dich athmen die Seeligen, und ſeelig iſt wer Dich hat und hegt, Du heiliges Kleinod! einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradieſe blieb.“ Ich ſaß, da ich ſo in mir ſprach, wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenloſen Romanze am Bach, ſah den fliehenden Wellen nach. Aber die Wellen fliehen und floſſen ſo gelaſſen, ruhig und ſentimental, als ſollte ſich ein Narciſſus in der klaren Fläche beſpiegeln und ſich in ſchönem Egoiſmus berauſchen. Auch mich hätte ſie lokken können, mich immer tiefer in die innere Perſpektive meines Geiſtes zu verlieren, wenn nicht meine Natur ſo uneigennützig und ſo praktiſch wäre, daß ſogar meine Spekulation unaufhörlich nur um das allgemeine Gute beſorgt iſt. Daher dachte ich auch, ungeachtet mein Gemüth in ſeiner Behaglichkeit ſo matt war, wie die von der gewaltigen Hitze aufgelöſten und hingeſunkenen Glieder, ernſtlich über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung nach

Ich ſann auf Mittel das Beiſammenſein zu verlängern, und künftig lieber alle kindlich rührenden Elegieen über plötzliche Trennung zu verhüten, als uns wie bisher an dem Komiſchen einer ſolchen Fügung des Schickſals zu ergötzen, weil es nun doch einmal geſchehen und unabänderlich ſei. Erſt nachdem die Kraft der angeſpannten Vernunft an der Unerreichbarkeit des Ideals brach und erſchlaffte, überließ ich mich dem Strome der Gedanken, und hörte willig alle die bunten Mährchen an, mit denen Begierde und Einbildung, unwiderſtehliche Sirenen in meiner eignen Bruſt, meine Sinne bezauberten. Es fiel mir nicht ein das verführeriſche Gaukelſpiel unedel zu kritiſiren, ungeachtet ich wohl wußte, daß das meiſte nur ſchöne Lüge ſei. Die zarte Muſik der Phantaſie ſchien die Lücken der Sehnſucht auszufüllen. Dankbar nahm ich das wahr und beſchloß, was das hohe Glück mir diesmal gegeben, auch künftig durch eigne Erfindſamkeit für uns beide zu wiederholen, und Dir dieſes Gedicht der Wahrheit zu beginnen. So erzeugte ſich der erſte Keim zu dem wunderſamen Gewächs von Willkühr und Liebe. Und frei wie es entſproſſen iſt, dacht' ich, ſoll es auch üppig wachſen und verwildern, und nie will ich aus niedriger Ordnungsliebe und Sparſamkeit die lebendige Fülle von überflüſſigen Blättern und Ranken beſchneiden.

Gleich einem Weiſen des Orients war ich ganz verſunken in ein heiliges Hinbrüten und ruhiges Anſchauen der ewigen Subſtanzen, vorzüglich der Deinigen und der meinigen. Größe in Ruhe, ſagen die Meiſter, ſei der höchſte Gegenſtand der bildenden Kunſt; und ohne es deutlich zu wollen, oder mich unwürdig zu bemühen, bildete und dichtete ich auch unſere ewigen Subſtanzen in dieſem würdigen Stil. Ich erinnerte mich, und ich ſah uns, wie der gelinde Schlaf die Umarmten mitten in der Umarmung umfing. Dann und wann öffnete einer die Augen, lächelte über den ſüßen Schlaf des Andern und wurde wach genug um ein ſcherzendes Wort, eine Liebkoſung zu beginnen: aber noch ehe der angefangene Muthwille geendigt war, ſanken wir Beide feſt verſchlungen in den ſeeligen Schooß einer halbbeſonnenen Selbſtvergeſſenheit zurück.

Mit dem äußerſten Unwillen dachte ich nun an die ſchlechten Menſchen, welche den Schlaf vom Leben ſubtrahiren wollen. Sie haben wahrſcheinlich nie geſchlafen, und auch nie gelebt. Warum ſind denn die Götter Götter, als weil ſie mit Bewußtſein und Abſicht nichts thun, weil ſie das verſtehen und Meiſter darin ſind? Und wie ſtreben die Dichter, die Weiſen und Heiligen auch darin den Göttern ähnlich zu werden! Wie wetteifern ſie im Lobe der Einſamkeit, der Muße, und einer liberalen Sorgloſigkeit und Unthätigkeit! Und mit großem Recht: denn alles Gute und Schöne iſt ſchon da und erhält ſich durch ſeine eigene Kraft. Was ſoll alſo das unbedingte Streben und Fortſchreiten ohne Stillſtand und Mittelpunkt? Kann dieſer Sturm und Drang der unendliſein Inneres. Bei dem geringſten Anlaß brachen die Flammen der Leidenſchaft aus; aber bald ſchien dieſe aus Stolz oder aus Eigenſinn ihren Gegenſtand ſelbſt zu verſchmähen, und wandte ſich mit verdoppeltem Grimme zurück in ſich und auf ihn, um da am Mark des Herzens zu zehren. Sein Geiſt war in einer beſtändigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müſſe ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts wurde ihn befremdet haben am wenigſten ſein eigner Untergang. Ohne Geſchäft und ohne Zweck trieb er ſich umher unter den Dingen und unter den Menſchen wie Einer, der mit Angſt etwas ſucht, woran ſein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausſchweifung nur ſo lange intereſſant war, bis er ſie verſucht hatte und näher kannte. Keine Art derſelben konnte ihm ausſchließend zur Gewohnheit werden: denn er hatte eben ſo viel Verachtung als Leichtſinn. Er konnte mit Beſonnenheit ſchwelgen und ſich in den Genuß gleichſam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die ſich oft ſein jugendlicher Enthuſiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das ſein Herz mit Ungeſtüm forderte. Spuren davon zeigten ſich überall, täuſchten und erbitterten ſeine Heftigkeit. Am meiſten Reiz hatte der Umgang aller Art für ihn und ſo oft er auch ſogar ihrer überdrüſſig ward, waren es doch die geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, zu denen er endlich immer wieder zurückkehrte. Die Frauen kannte er eigentlich gar nicht, ungeachtet er ſchon früh gewohnt war, mit ihnen zu ſein. Sie erſchienen ihm wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich und kaum wie Weſen ſeiner Gattung. Junge Männer aber, die ihm einigermaßen glichen, umfaßte er mit heißer Liebe und mit einer wahren Wuth von Freundſchaft. Doch war das allein für ihn noch nicht das Rechte. Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und ſo verwilderte er denn imunbefriedigend iſt nicht die gerühmte Einfachheit ihrer ernſthaften Werke! Der Stoff iſt dürftig, die Ausführung einförmig, die Gedanken gewöhnlich und allgemein bekannt, die Gefühle und Leidenſchaften ohne jene unendliche, geiſtige Tiefe, aus welcher erſt die wahre Kraft und Gewalt der Wirkung hervorgeht, und ſelbſt die geprieſne ſchöne Form nach den ſtrengen Forderungen unſrer höhern Theorie nicht ſelten incorrect. Die griechiſche Poeſie ſollte unſer Urbild ſeyn? Sie, welche den höchſten Gegenſtand ſchöner Kunſt, eine edle geiſtige Liebe, gar nicht kennt?" So werden viele Moderne denken und fragen. „Sehr viele lyriſche Gedichte beſingen die unnatürlichſte Ausſchweifung und faſt in allen athmet der Geiſt zügelloſer Wolluſt, ausgelaſſener Ueppigkeit, zerfloſſener Unmännlichkeit. In der plumpen Poſſenreiſſerey der pöbelhaften alten Komödie, ſcheint alles zuſammengefloſſen zu ſeyn, was nur die guten Sitten und die gute Geſellſchaft empören kann. In dieſer Schule aller Laſter, wo ſelbſt Sokrates komodirt ward, wird alles Heilige verlacht, und alles Große muthwillig verſpottet. Nicht nur die frevelhafteſte Ausſchweifung, ſondern ſogar weibiſche Feigheit und beſonnene Niederträchtigkeit, wie die Charaktere des Dionyſos und des Demos in den Fröſchen und Rittern des Ariſtophanes, werden hier mit fröhlichen Farben und in einem täuſchend reizendem Lichte leichtſinnig dargeſtellt. Die Unſittlichkeit und Verderbtheit der neuen Komödie aber erſcheint nur weniger ſchlimm, weil ſie ſchwächer und feiner iſt. Allein die Gaunereyen lügenhafter Sklaven und liſtiger Buhlerinnen, die Ausſchweifungen thörichter Jünglinge, ſind bey häufig wechſelnden Miſchungen, die bleibenmer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnſucht, ward ſinnlich aus Verzweiflung am Geiſtigen, beginnt unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schickſal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unſittlich. Er ſah wohl den Grund vor ſich, aber er hielt es nicht der Mühe werth, ſeinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang raſch und muthig durchs Leben herunterſtürmen, als ſich mit Vorſicht langſam quälen.

Bei dieſem Charakter mußte er oft in der geſelligſten und fröhlichſten Geſellſchaft einſam ſein, und er fand ſich eigentlich am wenigſten allein, wenn Niemand bei ihm war. Dann berauſchte er ſich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ ſich abſichtlich von ſeiner eignen Phantaſie verführen. Jeder ſeiner Wünſche ſtieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und faſt ohne Zwiſchenraum von der erſten leiſen Regung zur gränzenloſen Leidenſchaft. Alle ſeine Gedanken nahmen ſichtbare Geſtalt und Bewegung an und wirkten in ihm und wider einander mit der ſinnlichſten Klarheit und Gewalt. Sein Geiſt ſtrebte nicht die Zügel der Selbſtherrſchaft feſt zu halten, ſondern warf ſie freiwillig weg, um ſich mit Luſt und mit Uebermuth in dies Chaos von innerm Leben zu ſtürzen. Er hatte weniges erlebt und war doch voll von Erinnerungen, auch aus früher Jugend: denn ein ſonderbarer Augenblick von leidenſchaftlicher Stimmung, ein Geſpräch, ein Geſchwätz aus der Tiefe des Herzens blieb ihm ewig theuer und deutlich, und noch nach Jahren wußte er's genau, als wäre es gegenwärtig. Aber Alles was er liebte und mit Liebe dachte, war abgeriſſen und einzeln. Sein ganzes Daſein war in ſeiner Phantaſie eine Maſſe von Bruchſtükken ohne Zuſammenhang; jedes für ſich Eins und Alles, und das andere was in der Wirklichkeit daneben ſtand und damit verbunden war, für ihn gleichgültig und ſo gut wie gar nicht vorhanden.

Noch war er nicht ganz verdorben als im

Schooß der einſamen Wünſche ein heiliges Bild der Unſchuld in ſeine Seele blitzte. Ein Strahl von Verlangen und Erinnerung traf und entzundete ſie und dieſer gefährliche Traum war entſcheidend fur ſein ganzes Leben.

Er gedachte an ein edles Mädchen, mit dem er in ruhigen glucklichen Zeiten der friſchen Jugend aus reiner kindlicher Zuneigung freundlich und fröhlich getändelt hatte. Da er der Erſte war, welcher ſie durch ſein Intereſſe an ihr reizte, ſo wandte auch das liebliche Kind ihre junge Seele nach ihm hin, wie ſich die Blume zum Licht der Sonne neigt. Daß ſie kaum reif und noch an der Gränze der Kindheit war, reizte ſein Verlangen nur um ſo unwiderſtehlicher. Sie zu beſitzen, ſchien ihm das höchſte Gut; er war entſchloſſen Alles zu wagen und glaubte nicht ohne das leben zu können. Dabei verabſcheute er die entfernteſte Erinnerung burgerlicher Verhältniſſe, wie jede Art von Zwang.

Er eilte zuruck in ihre Nähe und fand ſie ausgebildeter, aber noch eben ſo edel und eigen, ſo ſinnig und ſtolz wie ehedem. Was ihn noch mehr reizte als ihre Liebeswürdigkeit, waren die Spuren von tiefem Gefühl. Sie ſchien nur fröhlich und leichtfertig durchs Leben zu ſchwärmen wie über eine blumenreiche Ebne, und verrieth doch ſeinem aufmerkſamen Auge die entſchiedenſte Anlage zu einer grenzenloſen Leidenſchaftlichkeit. Ihre Neigung, ihre Unſchuld und ihr verſchwiegenes und verſchloſſenes Weſen boten ihm leicht Mittel dar, ſie allein zu ſehen, und die Gefahr, die damit verbunden war, erhöhte den Reiz des Unternehmens. Aber mit Verdruß mußte er ſich's geſtehen, daß er ſeinem Ziele nicht näher kam und ſchalt ſich zu ungeſchickt, ein Kind zu verführen. Willig überließ ſie ſich einigen Liebkoſungen und erwiderte ſie mit ſchüchterner Lüſternheit. Sobald er aber dieſe Grenzen zu überſchreiten verſuchte, widerſetzte ſie ſich, ohne beleidigt zu ſcheinen, mit unerbittlichem Eigenſinn; vielleicht mehr aus Glauben an ein fremdes Gebot als aus eignem

Gefühl von dem, was allenfalls erlaubt ſei und von dem, was durchaus nicht.

Indeſſen wurde er nicht müde zu hoffen und zu beobachten. Einſt überraſchte er ſie, als ſie es am wenigſten erwartete. Sie war ſchon lange allein geweſen und mochte ſich ihrer Phantaſie und einer unbeſtimmten Sehnſucht mehr als gewöhnlich überlaſſen haben. Da er dies gewahr ward, wollte er den Augenblick, der vielleicht nie wieder käme, nicht verſcherzen und gerieth durch die plötzliche Hoffnung ſelbſt in einen Taumel von Begeiſterung. Ein Strom von Bitten, von Schmeicheleien und von Sophismen flog von ſeinen Lippen. Er bedeckte ſie mit Liebkoſungen und er gerieth außer ſich vor Entzücken, da das liebenswürdige Köpfchen endlich an ſeine Bruſt ſank, wie ſich die zu volle Blume an ihrem Stengel ſenket. Ohne Zurückhaltung ſchmiegte ſich die ſchlanke Geſtalt um ihn, die ſeidnen Locken der goldnen Haare floſſen über ſeine Hand, mit zärtlicher Sehnſucht öffnete ſich die Knoſpe des ſchönen

Mundes, und aus den frommen dunkelblauen Augen ſtrahlte und ſchmachtete ein ungewohntes Feuer. Sie ſetzte den kuhnſten Liebkoſungen nur noch ſchwachen Widerſtand entgegen. Bald hörte auch dieſer auf, ſie ließ plötzlich ihre Arme ſinken, und Alles war ihm hingegeben, der zarte jungfräuliche Leib und die Früchte des jungen Buſens. Aber in demſelben Augenblick brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und die bitterſte Verzweiflung entſtellte ihr Geſicht. Julius erſchrack heftig; nicht ſowohl über die Thränen, aber er kam nun mit einem Male zur vollen Beſinnung. Er dachte an Alles was vorhergegangen war, und was nun folgen würde; an das Opfer vor ihm und an das arme Schickſal der Menſchen. Da überlief ihn ein kalter Schauder, ein leiſer Seufzer ſtahl ſich aus tiefer Bruſt über ſeine Lippen. Er verſchmähte ſich ſelbſt von der Höhe ſeines eignen Gefühls, und vergaß die Gegenwart und ſeine Abſicht in Gedanken von allgemeiner Sympathie.

Dieſe Größe der Seele war die Seite, von der Julius im Anfange ſeiner Leidenſchaft ihr Weſen am meiſten ergriff, weil dieſe zu dem Ernſt derſelben am beſten ſtimmte. Sein ganzes Weſen war gleichſam von der Oberfläche zurückgetreten nach dem Innern; er verſank in eine allgemeine Verſchloſſenheit und floh den Umgang der Menſchen. Rauhe Felſen waren ſeine liebſte Geſellſchaft, am Geſtade des einſamen Meeres hing er ſeinen Gedanken nach, und ging zu Rathe mit ſich ſelbſt, und wenn das Sauſen des Windes in den hohen Tannen rauſchte, ſo wahnte er, die mächtigen Wogen tief unter ihm wollten ſich aus Theilnahme und Mitleiden ihm nähern, und ſchwermüthig blickte er den fernen Schiffen nach und der ſinkenden Sonne. Dieſer Ort war ſein Liebling, er ward ihm durch die Erinnerung zu einer heiligen Heimath aller Schmerzen und Entſchlüſſe.

Univ. Bibl. München

Die Vergötterung ſeiner erhabenen Freundin wurde für ſeinen Geiſt ein feſter Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Hier ſchwanden alle Zweifel, in dieſem wirklichen Gute fühlte er den Werth des Lebens und ahnete die Allmacht des Willens. Er ſtand in Wahrheit auf friſchem Grün einer kräftigen mütterlichen Erde, und ein neuer Himmel wölbte ſich unermeßlich über ihm im blauen Aether. Er erkannte in ſich den hohen Beruf zur göttlichen Kunſt, er ſchalt ſeine Trägheit, daß er noch ſo weit zurück ſei in der Bildung und zu weichlich geweſen war zu jeder gewaltigen Anſtrengung. Er ließ ſich nicht in müſſige Verzweiflung ſinken, ſondern er folgte der weckenden Stimme jener heiligen Pflicht. Alle Mittel, die ihm die Verſchwendung noch gelaſſen hatte, ſpannte er nun an. Er zerriß alle Bande von Ehedem, und machte ſich mit einem Streich ganz unabhängig. Seine Kraft und ſeine Jugend weihte er der erhabenen künſtleriſchen Arbeit und Begeiſterung. Er vergaß ſein Zeitalter und bildete ſich nach den Helden der Vorwelt, deren Ruinen er mit Anbetung liebte. Auch für ihn ſelbſt gab es keine Gegenwart, denn er lebte nur in der Zukunft und in der Hoffnung, dereinſt ein ewiges Werk zu vollenden zum Denkmal ſeiner Tugend und ſeiner Würde.

So litt und lebte er viele Jahre, und wer ihn ſah, hielt ihn für älter als er war. Was er bildete, war groß gedacht und in altem Styl, aber der Ernſt war abſchreckend, die Formen fielen ins Ungeheure, das Antike ward ihm zu einer harten Manier, und ſeine Gemälde blieben bei aller Grundlichkeit und Einſicht ſteif und ſteinern. Es war Vieles zu loben, nur die Anmuth fehlte; und darin glich er ſeinen Werken. Sein Charakter war rein gebrannt im Leiden göttlicher Liebe und glänzte in heller Kraft, aber er war ſpröde und ſtarr wie ächter Stahl. Er war aus Kälte ruhig, und nur dann gerieth er in Aufruhr, wenn ihn eine hohe Wildniß der einſamen Natur mehr als gewöhnlich reizte, wenn er ſeiner entfernten Freundin treuen Bericht gab von dem Kampf ſeiner Bildung und dem Ziel aller Arbeit, oder wenn ihn die Begeiſterung für die Kunſt in Gegenwart Anderer überraſchte, daß nach langem Schweigen einige geflügelte Worte aus ſeinem innerſten Gemüth brachen. Doch das geſchah nur ſelten, denn er nahm ſo wenig Antheil an den Menſchen als an ſich ſelbſt. Ueber ihr Glück und ihr Beginnen konnte er nur freundlich lächeln und er glaubte es ihnen aufs Wort, wenn er bemerkte, wie ſie ihn unliebend und unliebenswürdig fanden.

Doch ſchien ihn eine edle Frau etwas zu bemerken und vorzuziehn. Ihr feiner Geiſt und ihr zartes Gefühl zog ihn lebhaft an, da ſie noch durch den Reiz einer liebenswürdigen und dabei ſonderbaren Geſtalt und durch ein Auge voll ſtiller Schwermuth erhöht wurden. Aber ſo oft er herzlicher werden wollte, ergriff ihn das alte Mißtrauen und die gewohnte Kälte. Er ſah ſie häufig und konnte ſich nie äußern, bis auch dieſer Strom von Gefühl zurückfloß in das innere Meer allgemeiner Begeiſterung. Selbſt die Gebieterin des Herzens trat in ein heiliges den und immer wiederkehrenden Grundzüge der ganzen Handlung. Auch im Homer ſtimmt der unedle Eigennutz ſeiner Helden, die nackte Art, wie der Dichter ungerechte Klugheit, und unſittliche Stärke, gleichſam preiſend oder doch gleichgültig darſtellt, mit der hohen Würde der vollkommenen Epopöe ſo ſchlecht überein, als die nicht ſeltene Gemeinheit des Stoffs und des Ausdrucks, und der rhapſodiſche Zuſammenhang des Ganzen. Der wuthentflammten Tragödie aber, dem höchſten Erzeugniß und Gebilde der ernſtern helleniſchen Kunſt iſt nicht nur jedes gräßlichſte Verbrechen das willkommenſte, ſondern in den Sophiſmen der Leidenſchaft wird das Laſter auch nach Grundſätzen gelehrt. Weſſen Herz empört ſich nicht, den Muttermord der Elektra im Sophokles mehr glänzend und verſchönernd, als verabſcheuend dargeſtellt zu ſehen? Um endlich der beſſern Seele jeden innern Widerhalt zu rauben, ſo ſchließt gewöhnlich das ſchreckliche Gemählde im dunkeln Hintergrunde mit der niederdrückenden Anſicht eines allmächtigen und unverſtändigen, wohl gar neidiſchen und menſchenfeindlichen Schickſals."

Ehe wir dieſe oder andere ähnliche Zuſammenſtellungen, kunſtreicher, hiſtoriſcher Mißverſtändniſſe und moderner Vorurtheile in ihre urſprünglichen Beſtandtheile auflöſen und im Einzelnen prüfen können; müſſen wir einige Worte über die einzig gültigen objectiven Gründe des wahren Kunſttadels voranſchicken. Dann wird es nicht ſchwer ſeyn, den ſubjectiven Urſprung und das willkührliche Princip ſolcher, die antike Schönheit verkennenden und entſtellenden Polemik, welche der modernen Denkart

Dunkel zurück, und würde ihm ſern geblieben ſein, wenn er ſie wiedergeſehn hätte.

Das Einzige was ihn milder und wärmer ſtimmte, war der Umgang mit einer andern Frau, die er als Schweſter ehrte und liebte, und die er auch ganz ſo betrachtete. Er ſtand ſchon länger in bürgerlichen Verhältniſſen mit ihr, ſie war kränklich und etwas älter wie er; dabei aber von hellem, reifem Verſtand, von gradem geſundem Sinn, und ſelbſt im Auge der Fremden bis zur Liebenswürdigkeit rechtlich. Alles was ſie unternahm, athmete den Geiſt freundlicher Ordnung, und wie von ſelbſt entwickelte ſich die gegenwärtige Thätigkeit allmählig aus der vorigen und bezog ſich ſtill auf die künftige. In dieſer Anſchauung begriff es Julius klar, daß es keine andere Tugend gebe als Conſequenz. Aber es war nicht die kalte, ſteife Uebereinſtimmung berechneter Grundſätze oder Vorurtheile, ſondern die beharrliche Treue eines mutterlichen Herzens, das den Kreis ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Liebe mit beſcheidener Kraft erweitert und in ſich ſelbſt vollendet, und die rohen Dinge der umgebenden Welt zu einem freundlichen Eigenthum und Werkzeug des geſelligen Lebens bildet. Dabei war ihr jede Beſchränktheit häuslicher Frauen fremd, und mit tiefer Schonung und gefühlter Milde ſprach ſie über die herrſchenden Meinungen der Menſchen, und über die Ausnahmen und Ausſchweifungen derer, die gegen den Strom leben: denn ihr Verſtand war ſo unbeſtechlich als ihr Gefühl rein und unverfälſcht. Sie ſprach überhaupt gern, vorzüglich über ſittliche Gegenſtände, wo ſie den Streit oft ins Allgemeine ſpielte und auch wohl an Spitzfindigkeiten Gefallen hatte, wenn ſie etwas zu enthalten ſchienen und ſinnreich klangen. Sie war nicht ſparſam mit Worten, und Geſpräch ward durch keine ängſtliche Ordnung gelenkt. Es war eine reizende Verwirrung von einzelnen Einfällen und allgemeiner Theilnahme, von fortgeſetzter Aufmerkſamkeit und plötzlicher Zerſtreuung.

Die Natur belohnte endlich die mütterliche

Tugend der vortrefflichen Frau und es keimte, da ſie es kaum hoffte, ein neues Leben unter ihrem treuen Herzen. Das erfüllte den Jüngling, der ſo ſehr an ihr hing und an ihrem häuslichen Glücke den wärmſten Antheil nahm, mit lebhafter Freude: aber es regte Vieles in ihm an, was lange geſchwiegen hatte.

Da nun einige ſeiner künſtleriſchen Verſuche auch in ſeiner Bruſt ein neues Zutrauen weckten, und ihn der erſte Beifall großer Meiſter aufmunterte; da ihn die Kunſt an neue ſehenswürdige Orte und unter fremde, fröhliche Menſchen führte: ſo erweichte ſich ſein Gefühl und floß mächtig, wie ein großer Strom, wenn das Eis ſchmilzt und bricht, und die Wogen mit neuer Kraft ſich durch die alte Bahn reißen.

Er war verwundert ſich wieder ausgelaſſen und fröhlich in der Geſellſchaft der Menſchen zu fühlen. Seine Denkart war männlich und rauh, aber ſein Herz in der Einſamkeit wieder kindlich und ſchüchtern geworden. Er ſehnte ſich nach einer Heimath und dachte an eine ſchöne Ehe, die mit den Forderungen der Kunſt nicht ſtreiten ſollte. War er dann unter der Blüthe junger Mädchen, ſo fand er leicht eine oder mehre von ihnen liebenswürdig. Heirathen, meinte er, wolle er ſie gleich, wenn er ſie ſchon nicht lieben könne. Denn der Begriff und ſelbſt der Name der Liebe war ihm überheilig und blieb ganz in der Ferne. Bei ſolchen Gelegenheiten lächelte er dann über die ſcheinbare Beſchränktheit ſeiner augenblicklichen Wünſche und fühlte wohl, wie unermeßlich viel ihm noch fehlen möchte, wenn ſie durch einen Zauberſchlag ſogleich erfüllt würden. Ein anderes Mal lachte er lauter über ſeine alte Heftigkeit nach ſo langem Enthalten, da ihm eine ſchnelle Gelegenheit einen friſchen Genuß anbot, und ſein Gemüth durch einen Roman, der in wenigen Minuten angefangen, vollendet und beſchloſſen war, wenigſtens von einigem Brennſtoff befreite und erleichterte.

Einem ſehr gebildeten Mädchen gefiel er, weil er ihr ſeelenvolles Geſpräch und ihren ner geſchichtlichen Entfaltung und Geſtaltung ſehr viele und verſchiedene Seiten darbietet, vor allem in Erinnerung bringen muß: daß man neben der falſchen Aufklärung und dem unrichtigen Begriff derſelben auch die wahre Idee nicht vergeſſen darf, und daß die Aufklärung nicht überall eine bloß verneinende, in allzu raſchem Gange übereilt fortſchreitende und endlich zerſtörende geweſen iſt. In ihrem erſten unſcheinbaren Anfange hatte ſie auch eine durchaus reelle, untadelhafte, gemeinnützige Seite und Grundlage. Es hatte die Naturwiſſenſchaft nach allen ihren mannichfachen Verzweigungen und in dem ganzen Umfange ihres Gebiets, noch im ſiebzehnten Jahrhundert, während der allgemeinen Anarchie und des öffentlich herrſchenden Unglücks im Stillen außerordentlich große Fortſchritte gemacht, und eben ſo zahlreich waren auch die Vortheile und fruchtbaren Folgen, welche von dieſen vielfachen neuen Entdeckungen auf alle praktiſche Kenntniſſe und Künſte, beſonders in denen dieſer am meiſten bedürfenden handelnden Seeſtaaten ausgingen. Ein kühn denkender Erbe der größten nordiſchen Macht hatte ſich als Lehrling und faſt als Handwerker, ſelbſt alle dieſe wahrhaft nützliche Ausbeute der neuen Cultur an Ort und Stelle zu eigen gemacht, und brachte ſie nun in der Schiffahrt und in allen Gewerben, im Anbau der Städte und des Landes und ſeines Volkes ſelbſt in volle Anwendung und iſt dadurch der eigentliche Stifter ſeines Reichs und der jetzigen ruſſiſchen Macht geworden, deſſen wahre Baſis fortan dieſe immer fortſchreitende, aber nicht bloß verneinende, ſondern reell nützliche, nicht übereilt raſche und endlich zerſtörende, ſondern in langſamer Einwirkung, über den ganzen Umkreis dieſer in zwey Welttheilen weit ausgedehnten Länder- und Völkermaſſe ſich verbreitende Aufklärung geblieben iſt. Erſt durch dieſe mit Peter dem Großen beginnende neue Cultur und ſolide Grundlage der wahren Voksaufklärung iſt Rußland ſeiner eignen Kraft ganz inne und ſelbſt Herr geworden und auch dadurch erſt in die Reihe des europäiſchen Staaten-Syſtems vollſtändig und von da an bleibend eingetreten. — Die Ablöſung der ruſſiſchen Kirche von dem griechiſchen Patriarchen, der nun ſelbſt unter türkiſche Abhängigkeit gerathen war, erſchien als eine nothwendige Bedingung, um der europäiſchen Geiſtes- und Lebens-Cultur hier den Eingang dauernd zu eröffnen und kann, den Anfang des erſten Schisma einmal vorausgeſetzt, als bloße Fortſetzung deſſelben, eigentlich nicht weiter getadelt werden. Auch ſcheint nicht, daß hier von dem ſo einfach entſtandenen Begriff einer ruſſiſchen National-Kirche nach jener Trennung und mittelſt derſelben, der gleiche Mißbrauch und dieſelbe falſche Anwendung gemacht worden ſey, wie nach dem anglikaniſchen Irrwahn, oder dem nah daran gränzenden Oppoſitionsbegriff in einem oder dem andern katholiſchen Lande von Europa. Der Begriff einer ausſchließenden Staatsreligion bleibt indeſſen immer ein Gegenſtand der ſchonendſten Wachſamkeit, da ihm ſo leicht eine zu weite, für das chriſtliche Staats-Princip höchſt gefährliche Ausdehnung gegeben wird, welches durch nichts ſo ſehr verletzt und ganz untergraben wird, als durch jede Hinneigung zu einer mahomedaniſchen Verſchmelzung der beyden Gewalten in Einer Perſon. — Tadelnd bemerkt hat man oft die grelle Miſchung oder Zuſammenſetzung in dieſer ſo plötzlich entſtandenen und künſtlich beförderten Cultur und ruſſiſchen Aufklärung; nämlich den Contraſt zwiſchen dem höchſten geiſtigen Luxus der übertriebenſten Verfeinerung in allen Mode-Sitten und Mode-Gedanken unter den höheren Ständen, und im Mittelpunkte des Ganzen, oder in der Nähe deſſelben und in der Hauptſtadt, neben ſo manchen großen Maſſen in dem übrigen Ganzen, die noch auf der unterſten Stufe der eben erſt beginnenden Menſchen-Cultur ſtehen, oder in einem mehrentheils ganz oder halb barbariſchen Zuſtande ſich befinden. Allein eben wegen der mannichfachen Zuſammenſetzung und der retardirend wirkenden Schwere ſo verſchiedenartiger großen Maſſen entſtand daraus für das Ganze keine ſehr nachtheilige Folge und wurde ſelbſt der Hauptfehler faſt aller andern europäiſchen Länder und Staaten im Gange der Aufklärung, nämlich das allzu Raſche in der übereilten Schnelligkeit vermieden, oder vielmehr durch die Natur der Dinge ſelbſt beſeitigt. Das Einzige was hier zu beſorgen ſtand und zu verhüten war, beſtand darin, daß nicht etwa zu viel verneinende und in der Folge alſo zerſtörende Elemente mit der übrigen europäiſchen Bildung und aus der in dieſer während des achtzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließend vorherrſchenden, ſchon damahls liberalen und meiſtens ſogar irreligiöſen Richtung aufgenommen würden; daß der Proteſtantismus nach der weiteren und allgemeineren Bedeutung dieſes Worts, in der Denkart und Geſinnung nicht allzu ausſchließend alleinherrſchend würde. — Die erſte Grundlage dieſer neuen Aufklärung und Cultur unter Peter dem Großen war eine durchaus praktiſch nützliche, zum Theil auch merkantiliſch-fruchtbare, nach Art der holländiſch-engliſchen geweſen. Die unter Katharina der Zweyten eindringende franzöſiſche Philoſophie und Verderbniß der ſittlichen Grundſätze blieb zunächſt jedoch nur auf einen kleinen Kreis beſchränkt, und wurde durch die nachfolgende hiſtoriſche Zeitentwicklung auch als ein fremdartig ſtörendes, im Kampf des Zeitalters nicht genügend ausreichendes, ja auch im innerſten Grunde den Staatskörper an der Wurzel vernichtendes Element erkannt. In der uns näher liegenden Epoche, würden ſelbſt die aus andern Conſtitutionsländern nachahmend geſchöpften liberalen Revolutionsgedanken dort nur als exotiſche Pflanze doch höchſtens als ein mitwirkendes Element in ein einzelnes verbrecheriſches Unternehmen mit eingehen können, ohne irgend einen nur denkbar möglichen bleibenden Einfluß auf das Ganze zu gewinnen. Der eigentlich entſcheidende Punkt aber für dieſes europäiſch-aſiatiche Kaiſerthum der fortſchreitenden Aufklärung, ſo wohl für dieſes ſelbſt als auch für das übrige Europa, bleibt: daß dieſe Aufklärung, als die Baſis, auf der das Ganze ruht, dort nie eine irreligiöſe Richtung nehmen, ſondern daß ſie immer eine entſchieden religiöſe Richtung behalten möge; und in dieſer Hinſicht mehr als in jeder andern, iſt ein edler in der Schule des Unglücks groß gewordener Monarch als der zweyte Begründer oder Vollender der ruſſiſchen Macht zu betrachten, weil er ihr dieſen Charakter ſo ganz entſchieden und für immer bleibend aufgeprägt hat. Daß damit keine fanatiſche Wirkung nach Außen, ſondern nur die innere geiſtig religiöſe Entwicklung gemeynt ſeyn könne, ſo wie auch die innere feſtere Begründung der religiöſen Geſinnung, als allgemeines Staats-Princip dieſer neueſten und letzten Zeit für ganz Europa, iſt ohnehin und von ſelbſt einleuchtend.

In dem Begriff der Aufklärung, wenn er rein aufgefaßt wird, liegt nichts Tadelhaftes oder irgend mit dem Chriſtenthum Streitendes. So wie dieſes, wenn es nicht bloß im Dogma, ſondern auch in ſeinen Wirkungen und nach ſeinem ſiegreich herrſchend gewordenen welthiſtoriſchem Einfluß vollendet wäre, ſelbſt die wahre, nämlich die göttliche Reformation, ſtatt der bisherigen menſchlichen, des ganzen Menſchengeſchlechts, und überhaupt der Welt und auch der ſichtbaren Schöpfung ſeyn würde; ſo iſt es auch ſelbſt die wahre Aufklärung, nach dem Begriff, welchen uns die heil. Schrift von dieſer aufſtellt: nämlich jenes Licht vom ewigen Lichte, welches ſchon im Anfange geweſen iſt, und welches Licht urſprünglich auch das Leben der Menſchen war, wie die Worte aus dem Munde der ewigen Wahrheit lauten, und in welchem ſie, die Menſchen, auch abermals und von neuem wieder ihr Leben finden ſollen. — In der wirklichen Anwendung und geſchichtlichen Erfahrung aber müſſen wir ſchon von jenem erhabenen Begriff herunterſteigen, und auf das ſorgfältigſte zwiſchen einem wahren und bleibenden, und fruchtbar oder mannichfach belebenden, und einem falſchen, künſtlich nachgemachten oder täuſchend in die Irre führendem Lichte unterſcheiden. — Etwas andres iſt das erwärmende befruchtende Licht der im neu erwachten Frühling wiederkehrenden Sonne oder der volle Glanz der nach der langen Finſterniß endlich aufſteigenden Morgenröthe; etwas andres der vorübergehende Schimmer eines ſchnell erlöſchenden und in die vorige alte Nacht zurückſinkenden Freudenfeuers, ohne noch den falſchen Allarm eines blinden Feuerlärms zu erwähnen; etwas andres iſt die einſame Nachtlampe des ſtillen Denkers, der am dunkeln Wolkenhimmel vorüberfahrende Blitzſtrahl, die täuſchende

Blendlaterne des im finſtern herumſchleichenden Mörders oder gar der Fackelſchein in der Räuberhöhle, wo man die Beute theilt und zum neuen Verrath die heimliche Abrede trifft. — Für alle dieſe charakteriſtiſch verſchiednen Andeutungen vom wahren und falſchen Licht ließen ſich hiſtoriſche Belege und Beweiſe aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und ſeiner wirklichen oder vermeynten und unächten Aufklärung anführen. — Man muß alſo hier, ohne das göttliche und wahre Licht auch in der Wiſſenſchaft und in ihrem Fortſchritte auf dem Gebiete der geiſtigen Bildung zu verkennen oder zu läugnen, oder das natürlich heilſame und menſchlich nothwendige oder unentbehrlich vernünftige Licht zu verwerfen, oder mehr als billig zu beengen, doch das bloß täuſchend wechſelnde, bald wieder verſchwindende, ſo wie das unächte und in der Finſterniß nachgemachte und ſelbſtfabricirte Licht ſorgfältig von jenem andern unterſcheiden.

Die Kennzeichen des unächten Lichtes einer falſchen Aufklärung beſtehen eben darin, wenn es nicht bloß im erſten Anfang und in der äußern Anwendung, ſondern auch in ſich ſelbſt und immerfort bloß verneinender Natur, und eben darum auch ganz ſeicht und bloß oberflächlich iſt. Was aber von Anfang ohne einen Grund und feſten Halt und eigentlich innerlich leer war, das geräth um ſo leichter in eine raſch übereilte Bewegung, die dann endlich und oft ſehr ſchnell durchaus zerſtörend wird. — Dieß iſt im kurzen und weſentlichen der Unterſchied der wahren und ächten, und der gewöhnliche Gang und Lauf der falſchen Aufklärung.

So allgemein vorherrſchend war aber das Princip dieſer Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte, im Staate und in faſt überall zum Grunde liegt, ſelten aber ganz klar ausgeſprochen wird, anſchaulich darzulegen.

Jede lobende oder tadelnde Würdigung kann nur unter zwey Bedingungen gültig ſeyn. Der Maßſtab, nach welchem geurtheilt und geſchätzt wird, muß allgemeingültig, und die Anwendung auf den der Kritik unterworfnen Gegenſtand muß ſo gewiſſenhaft treu, die Wahrnehmung ſo vollkommen richtig ſeyn, daß ſie jede Prüfung beſtehen können. Außerdem iſt das Urtheil ein bloßer Machtſpruch. Wie unvollſtändig und lückenhaft unſere Philoſophie des Schönen und der Kunſt ſey, kann man ſchon daraus abnehmen, daß es noch nicht einmal einen nahmhaften Verſuch einer Theorie des Häßlichen gibt. Und doch ſind das Schöne und das Häßliche unzertrennliche Gegenſätze, die nur als ſolche, und einer durch den andern, in ihrem Weſen erkannt, und richtig verſtanden und begriffen werden können. Der Fehler liegt darin, daß aller Kunſttadel nur nach Regeln ausgeſprochen wird, welche ganz ins Einzelne gehen, ohne ſich zu der allgemeinen Idee zu erheben, und die noch obendrein meiſtentheils ganz willkührlich angenommen ſind. Oder es geſchieht nach einem unbeſtimmten Gefühl, welches oft auch bloß individuell iſt; ohne daß man dabey zurückginge auf den Grundbegriff desjenigen, was in der Kunſt überhaupt tadelhaft ſeyn kann; da doch ein ſolcher Grundbegriff von dem Häßlichen und Ungeſtalteten, als dem reinen Gegenſatz von der Idee des Schönen durchaus erforderlich wäre, zur vollkommenen Klarheit und Sicherheit des künſtleriſchen Urtheils.

der Kirche, in der Wiſſenſchaft und im geſellſchaftlichen Leben, in den politiſchen Verhältniſſen und in den geſchichtlichen Ereigniſſen, daß auch ſogar Spanien und der Kirchenſtaat nicht davon ausgenommen geweſen ſind, theils von der nützlich praktiſchen Seite, in manchen Reformen und Gegenſtänden der innern Adminiſtration, theils auch nach der ganz aus dieſem Geiſte hervorgegangenen Vertreibung der Jeſuiten, zuerſt in Portugall und Spanien, wobey die Eiferſucht der andern geiſtlichen Orde[illegible]rarbeitend mitwirkte oder zum Werkzeug diente; das ganze Ereigniß ſelbſt aber einer hier im Verborgenen angewachſenen und nun ſchon ganz entwickelten und in entſchiedner Kraft ſichtbar hervortretenden, zerſtörenden Aufklärungs-Parthey zugeſchrieben werden muß. Einer ſolchen werden geiſtliche Orden, die wirklich entartet, die ſehr unwiſſend oder ganz unthätig geworden ſind, gar nicht verhaßt, vielleicht für ihre geheimen Zwecke viel mehr willkommen ſeyn; wohl aber ein Orden, der thätig und der Kirche ergeben, in der Wiſſenſchaft geübt und gebildet iſt und zugleich die Welt kennt. Die kritiſche Unterſuchung über den Grund oder Ungrund der einzelnen Anklagen und Beſchuldigungen gegen die Jeſuiten, muß der Specialgeſchichte jener Länder und des Ordens ſelbſt überlaſſen bleiben; nur als charakteriſtiſcher Zug für das Jahrhundert der Aufklärung konnte dieſes Ereigniß in dem Gemählde deſſelben hier eine Stelle finden, und eine Erwähnung veranlaſſen. Die endlich erfolgte Zuſtimmung und gegen den Orden überhaupt gerichtete Entſchließung des Pabſtes Ganganelli könnte man geneigt ſeyn, für eine durch den überwiegenden Einfluß der weltlichen Mächte abgenöthigte zu halten.

Wenn dieſes aber auch an ſich ſtatthaft wäre, ſo zeugt dagegen, daß die Wiederherſtellung des Ordens durch den frommen Pabſt der letzten Unterdrückungszeit gerade damals geſchah, als der eiſerne Druck der militäriſchen Uebermacht auch politiſch am drückendſten war.

Die wahren Fortſchritte der chriſtlichen Aufklärung im philoſophiſchen Forſchen und Wiſſen werde ich ſpäter zu erwähnen haben. Auf der Grundlage des deutſchen Religionsfriedens beruht natürlich auch, ſo wie ſie in dieſem geſetzlich feſt geſtellt iſt, die Toleranz, als das eine weſentliche Element der bürgerlichen Aufklärung. Sie ward nun allmählig faſt in ganz Europa allgemein herrſchend, doch iſt zu bemerken, daß hier in der beſondern Anwendung nicht Eine und dieſelbe gleiche Regel für alle Länder gelten kann, ſondern nach den Lokalumſtänden, die es aus der Entfernung oft ſchwer hält richtig zu beurtheilen, manche Modification Statt finden darf und muß. Eine ſolche Menge von kleinen Sekten nach der öffentlichen Duldung mit in das Volksganze aufzunehmen, wie in Nord-Amerika oder Holland ſchon ſeit früheren Zeiten, würde in andern Staaten nicht überall möglich oder rathſam ſeyn. Die in dem ruſſiſchen Reiche auch auf die Mahomedaner und einzelne buddhiſtiſche und noch heidniſche Völkerſchaften und Stämme ausgedehnte Religionsfreyheit und Duldung würde in den meiſten andern civiliſirten Ländern keinen Gegenſtand finden. Ueberall gehen hier aus der innerſten National-Eigenthümlichkeit und individuellen Staatsbeſchaffenheit ganz beſondere, oft ſonderbar ſcheinende Lokalumſtände und Verwicklungen hervor, über die man nicht gleich nach einer allgemeinen Regel, ohne das Nähere und im vollen Ueberfluß der göttlichen Liebe über Seine Erde ausſchüttet. Schon ſeit den letzten drey Jahrhunderten regt ſich dieſer Menſchenſtolz der neuern Zeit, der die Geſchichte ſelbſt machen will, ſtatt ſie demüthig anzunehmen, zugleich mit der Stelle, die ihm ſelbſt darin angewieſen iſt, und ſie liebevoll nach allen Seiten und in allen Richtungen zu benutzen, in der weitern Anwendung und vollen Ausführung, ſo wie Gott ſie gefügt und gegeben hat. Was ich früherhin in Beziehung auf die Reformation geäußert habe, das leidet auch auf die Idee und Epoche der Aufklärung eine Anwendung. Der Begriff ſelbſt iſt ganz tadelfrey, und man hat Unrecht ihn bloß auf den Mißbrauch, und die falſche Abart beſchränken, und alles ohne Unterſchied verwerfen zu wollen. Aber nur ein ſehr kleiner Theil aus dieſer Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war aus der ſchon früher poſitiv gegebenen göttlichen Grundlage der chriſtlichen Wahrheit, nach dem reinen Lichte des wahren Glaubens, wirklich und richtig abgeleitet; alles übrige, und dieß war bey weitem das meiſte, war auch nur Menſchenwerk, eben daher eitel und nichtig, oder wenigſtens gebrechlich, im Einzelnen verkehrt, im Ganzen aber ohne feſten Grund, daher auch nicht von bleibender Dauer und Haltbarkeit. — Wenn erſt einmal mit dem vollendeten Sieg der Wahrheit die göttliche Reformation eintreten möchte; dann würde die bisherige menſchliche von ſelbſt wegfallen, aufhören, und von der Erde verſchwinden; und dieſes wäre dann zugleich die wahre chriſtliche Aufklärung, in dem überall triumphirenden Chriſtenthum, und zugleich auch die vollkommne religiöſe Wiederherſtellung der Welt und der Zeit, und ſelbſt des Staates. Vielleicht iſt dieſe Epoche nicht ſo ſehr weit entfernt von der unſrigen, als die nach jeder außerordentlichen Begebenheit wieder in den Todesſchlaf des gewöhnlichen Lebensganges zurückſinkende Trägheit des irdiſchen Menſchengeiſtes vielleicht glauben mag. Indeſſen kann dieſe höchſte religiöſe Hoffnung und inhaltsvolle hiſtoriſche Erwartung, nach dem menſchlichen Maaßſtabe, doch nicht anders als mit einer großen Beſorgniß gepaart ſeyn, vor dieſer alsdann in die Zeit wirklich eintretenden vollen Entwicklung der göttlichen Gerechtigkeit. Denn wie wäre eine ſolche religiöſe Wiederherſtellung denkbar, ohne daß zuvor alle politiſche Abgötterey jeder Art und Form, welchen Nahmen ſie auch führen mag, bis auf die Wurzel ausgerottet, und völlig von der Erde vertilgt würde? — Es iſt noch nie eine Zeit ſo ſtark, und ſo nah, ſo ausſchließend und allgemein an die Zukunft angewieſen worden, als unſere jetzige. Deſto nothwendiger iſt es, auf das genaueſte und ſorgfältigſte abzumeſſen, und zu unterſcheiden, was der Menſch ſelbſt im langſam vorſchreitenden Stufengange der nie raſtenden Anſtrengung, in der friedlichen Schlichtung aller Streitpunkte, und innern geiſtigen Fortbildung, zu jenem großen Werke der allgemeinen religiöſen Wiederherſtellung im Staat, und in der Wiſſenſchaft ſelbſt beytragen und mitwirken, und was er nur in ſtiller Ehrfurcht von der höhern Fügung, und dem neuen ſchöpferiſchen Fiat dieſer letzten Zeit der Vollendung erwarten kann, ohne es ſelbſt irgend machen, oder auch nur veranlaſſen und hervorrufen zu können. Auf die Zukunft ſind wir angewieſen, weit mehr als auf die Vergangenheit; um aber die Aufgabe der Gegenwart recht zu faſſen in ihrer ganzen Größe, genügt es nicht, daß wir mit der Wiederherſtellung auf das ächtzehnte Jahrhundert zurückgehen, welches in keiner Hinſicht ein ſehr lobenswerthes geweſen, noch auch auf Ludwig XIV. oder auf was immer für eine ſolche nah liegende Epoche des vermeynten Nationalglanzes. Der Urſprung des Chriſtenthums iſt hier der einzige feſte, erſte Anhaltspunkt, auf den wir zurückgehen können, nicht um die vorigen Zeiten, in den Formen, die auf die unſrigen nicht mehr anwendbar ſind, wieder zurückzaubern, und nachkünſteln zu wollen; ſondern nur um deutlich zu überſehen, was alles noch unvollendet geblieben, und noch nicht erreicht worden. Denn unſtreitig wird alles in den frühern Zeit-Epochen und Entwicklungsſtufen der chriſtlichen Weltgeſtaltung Verſäumte, in der vollendeten und wahren Wiederherſtellung nachgehohlt werden müſſen. Wenn die Wahrheit vollſtändig ſiegen, und das Chriſtenthum wirklich triumphiren ſoll auf der Erde, und unter dem Menſchengeſchlecht, dann muß auch der Staat ein chriſtlicher ſeyn, und die Wiſſenſchaft gleichfalls eine chriſtliche werden. Beydes aber iſt noch nie ganz allgemein und vollkommen geſchehen, obwohl viele Jahrhunderte hindurch die chriſtlich gewordene Menſchheit, nach dem einen oder nach dem andern Ziele gerungen hat, und dieſer Kampf und das innere Ringen dieſer geiſtigen Entwicklung, eben den Inhalt der neuen Geſchichte bildet. Das römiſche Weltreich, auch nachdem die wahre Religion ſchon die herrſchende geworden, war innerlich von Alters her bis auf die Wurzel viel zu ſehr verdorben, als daß dieſes noch ein wahrhaft ſo zu nennender chriſtlicher Staat hätte werden können. Weit eher geeignet dazu erſchien die geſunde und unverdorbene Naturkraft der germaniſchen Völker, nachdem dieſe in dem Chriſtenthum die höhere religiöſe Weihe hiezu empfangen hatten. Es war, wenn man ſo ſagen darf, die herrlichſte Anlage zu einer wahrhaft chriſtlichen Staatsordnung im Innern jedes einzelnen Volks oder Landes, und im Ganzen des allgemeinen Reichs gegeben; allein ganz entwickelt und vollendet iſt ſie nicht, nachdem der Zwieſpalt des Staates in ſich, dann des Staates mit der Kirche, und endlich in dieſer und in der Religion ſelbſt, die weitere Vollendung ſchon im erſten Anfange der glücklichſten Entwicklung unterbrochen hat. Für eine chriſtliche Wiſſenſchaft bildeten die Kirchenſchriftſteller der erſten Jahrhunderte wohl eine feſte Grundlage auf alle Zukunft hinaus; doch aber umfaßte dieſe nicht alle Zweige der Erkenntniß. Im Mittelalter wuchs jener kirchliche Anfang einer chriſtlichen Wiſſenſchaft allerdings nun im Einzelnen langſam fort, im Allgemeinen aber war der denkende Geiſt in der wiſſenſchaftlichen Speculation durch manche ſchädliche Zeitinfluenzen ſchon ſehr entartet, als im funfzehnten Jahrhundert ihm mit einemmale alle litterariſchen Reichthümer der griechiſchen Vorzeit und alle neuen Welt-Entdeckungen in der Naturkunde dargeboten, und zu Theil wurden. Kaum aber hatte er begonnen, dieſen großen Vorrath des alten und neuen Wiſſens zu überſchauen, um ihn chriſtlich zu geſtalten und zu ordnen, und ihn ſich und der neuen Zeit in dieſem Sinne anzueignen, als die Welt von neuem in Zwieſpalt zuſammenbrach, um auch dieſen ſchönen Anfang der chriſtlichen Philoſophie zu unterbrechen, und als Bruchſtück unvollendet für eine glücklichere ſpäte Zeit ſtehen zu laſſen. Dieſes bildet nun die zwiefache Aufgabe der wahren und vollkommnen religiöſen Wiederherſtellung für unſer Zeitalter; die weitere Entwickelung des chriſtlichen Staats und der katholiſchen Staatsgrundſätze auf der einen Seite, im Gegenſatz gegen den bisher ſo ausſchließend herrſchenden revolutionären Zeitgeiſt und das antichriſtliche Staats-Princip; und die chriſtliche Philoſophie des allgemeinen religiöſen oder katholiſchen Wiſſens auf der andern Seite. So wie ich nun den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts im politiſchen Gebiete, aber ohne alle Rückſicht auf die ſonſtige Nebenbedeutung dieſer Benennung, als bloßes Partheyzeichen, ſondern in einem rein wiſſenſchaftlichen Sinne, bezeichnet habe durch den Proteſtantismus des Staats, welcher aber in einem altkatholiſchen Reiche ſeinen einen weſentlichen Stützpunkt fand, und dann durch den Proteſtantismus des Wiſſens, für welchen ein andres, großes, katholiſches Land der Schauplatz ſeiner vollen Entwicklung und ausgedehnteſten Wirkungen geworden iſt; wobey in ſeinem erſten Urſprunge keineswegs etwas Irreligiöſes gemeynt war, ſondern etwas allerdings Religiöſes und Chriſtliches, was nur mehrentheils bloß verneinend, oder doch ausſchließend iſolirt auf Einen einzelnen Punkt gerichtet iſt: ſo erlaube ich mir in ähnlicher Weiſe, den Zeitcharakter der höheren Beſtimmung und das weſentliche Zeitbedürfniß des neunzehnten Jahrhunderts zu charakteriſiren, als auf der feſten Grundlage der Zukunft in dieſen katholiſchen Staatsgrundſätzen und auf dem unwandelbaren Fortgange und allgemeinem Streben zu dem katholiſchen Wiſſen beruhend. Ich verſtehe darunter hier bloß, ganz abgeſehen von dem Dogma, das Allgemein Chriſtliche und nicht bloß negativ ſondern poſitiv Religiöſe in der Geſinnung und in der Denkart, in einer rein wiſſenſchaftlichen Bedeutung. In der gewiſſen Vorausſetzung, daß dieſes nicht etwa in einem polemiſch ausſchließlichem Sinne mißverſtanden werden kann, will ich noch ausdrücklich hinzufügen, daß jene Grundlage der katholiſchen Staatsgrundſätze für die politiſche Zukunft von Europa, ſehr wohl auch von einer, oder mehr als einer, nicht katholiſchen Macht mit ausgehen kann; und daß ich ſelbſt die feſte Hoffnung hege, daß ein zur Hälfte proteſtantiſches, nämlich unſer eignes deutſches Vaterland, zur vollen Entwicklung der katholiſchen Wiſſenſchaft und einer wahrhaft chriſtlichen Philoſophie in allen Zweigen der menſchlichen Erkenntniß, vorzüglich und mehr als jedes andre mitwirken werde.

Die religiöſe Hoffnung einer wahrhaft ſo zu nennenden und vollen Wiederherſtellung des Zeitalters in dem chriſtlichen Staat und in der chriſtlichen Wiſſenſchaft bildet den Schluß dieſer Philoſophie der Geſchichte. Das feſte Band des innern religiöſen Zuſammenhanges zwiſchen allen europäiſchen Staaten wird um ſo ſtärker werden, um ſo entwickelter, hervortreten, je mehr jeder einzelne Staat in der eignen religiöſen Wiederherſtellung in ſeinem Innern fortſchreitet, und je ſorgfältiger jeder Rückfall in die falſchen Idole einer täuſchenden Freyheit oder trügeriſchen Ruhmſucht als die Ueberbleibſel des ehemaligen Revolutionsgeiſtes vermieden, und auch jede andre Art oder neue Form von politiſcher Abgötterey weggeräumt wird; die ſich auch ſchon ihrer weſentlichen Natur nach, innerlich ſelbſt aufreibt oder gegenſeitig zerſtört, mithin nie von bleibender Dauer ſeyn kann. Für die chriſtliche Wiſſenſchaft bleibt die Philoſophie als der beſeelende Mittelpunkt aller andern Wiſſenſchaften das höchſte

Ziel und die weſentliche Hauptſache; doch darf auch die hiſtoriſche Forſchung, welche mit dem religiöſen Gebiete ſo nah zuſammenhängt, und ſo mannichfach in daſſelbe eingreift, auf keine Weiſe ausgeſchloſſen oder von dem philoſophiſchen Streben ganz abgetrennt werden. Vielmehr iſt es grade die zum Grunde liegende religiöſe Geſinnung und Denkart in dem vereint zuſammenwirkenden hiſtoriſchem Forſchen und philoſophiſchem Streben, was dieſe neueſte Epoche der beſſern europäiſchen Geiſtesbildung charakteriſirt, oder wie es vielleicht beſſer heißen ſollte, das erſte Stadium der Rückkehr in dieſem Stufengange der großen Wiederherſtellung bezeichnet; und wovon ich zu hoffen wage, daß ſie auch der vorherrſchende Charakter der deutſchen Wiſſenſchaft, wenigſtens in dem jetzigen neunzehnten Jahrhundert immer mehr geworden ſey; und über dieſe, in ihrer Stellung zu dem Ganzen, nach dem eigentlichen Weſen, dem innern Bedürfniß und höheren Beruf dieſes letzten Zeitabſchnittes in der neuern Weltgeſchichte, in geiſtiger Hinſicht, habe ich hier noch einige Worte hinzuzufügen. Der politiſche Mittelpunkt, oder die religiöſe Grundlage des öffentlichen Lebens, bringt faſt immer auch in dem Gange der Cultur, und in den hervorragenden Geiſteswerken einer Nation, einen gleichen, oder wenigſtens ähnlichen Abdruck hervor, wie der Wiederſchein des im Spiegel zurückgeworfnen Bildes, oder wie das vorangehende Symptom der in der reellen Geſchichte erſt ſpäter nachfolgenden Kriſis. In England findet ſich das innere Gleichgewicht der, die feindſeligen Elemente zuſammenbindenden Conſtitution, auch in ihrer Philoſophie wieder; in der franzöſiſchen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, war das revolutionäre Streben lange vorher herrſchend, ehe es auch in der Wirklichkeit zum Ausbruch kam; und noch dauert der Kampf lebhaft fort zwiſchen den Wortführern und geiſtigen Begründern der monarchiſchen und religiöſen Wiederherſtellung und der neu erwachten liberalen Gegenwirkung. In gleicher Weiſe iſt auch der Religionsfrieden das Fundament geweſen, auf welchem die neuere deutſche Geiſtes-Cultur weſentlich beruht, überhaupt und auch beſonders in der Philoſophie, nachdem das deutſche Publikum zur Hälfte ein proteſtantiſches, zur Hälfte ein katholiſches war und noch iſt. Die ganze äſthetiſche Seite der deutſchen Litteratur, in allen Arten der Kunſt und Poeſie, dieſe uns eigne künſtleriſche Begeiſterung, der Kampf der erſten Entwicklung im Anfang, die Nachbildung, oder Gegenwirkung gegen die Vorbilder der Engländer oder Franzoſen, das ſo allgemein verbreitete Studium der Claſſiker, die wieder erwachte Neigung zu der eignen vaterländiſchen Sprache, alten Geſchichte, und den frühern Kunſt-Denkmahlen; ſind für dieſen allgemeinen europäiſchen Standpunkt, von nicht ſo nahem Intereſſe, und bilden nur die Einleitung und Vorſchule für die deutſche Wiſſenſchaft und Philoſophie, auf die es hier zunächſt ankommt. Die hiſtoriſche Forſchung darf weder überhaupt, noch hier insbeſondre, um ſo weniger davon ausgeſchloſſen werden, weil in ihr grade das wirkſamſte Gegengewicht und Heilmittel liegt, gegen den in der deutſchen Wiſſenſchaft und ſpekulativen Richtung ſo beſonders vorherrſchenden Geiſt des Abſoluten. Die Kunſt und Poeſie bilden überhaupt dasjenige Gebiet, in welchem jede Nation am meiſten ihrer eigenthümlichen Richtung, und Sinnesweiſe der Han-

Wie das Schöne die angenehme und geiſtig reizende Erſcheinung des Guten und Göttlichen, ſo iſt das Häßliche die unangenehme und widrige Erſcheinung des innerlich Schlechten. Wie das Schöne durch eine ſüße Lockung der Sinnlichkeit das Gemüth anregt, ſich dem geiſtigen Genuſſe hinzugeben; ſo iſt hier ein feindſeliger Angriff auf die Sinnlichkeit, Veranlaſſung und Element für einen ſittlichen Schmerz. Dort erwärmt und erquickt uns reizendes Leben, und ſelbſt Schrecken und Leiden iſt mit Anmuth verſchmolzen; hier erfüllt uns das Eckelhafte, das Quälende, das Gräßliche mit Widerwillen und Abſcheu. Statt freyer Leichtigkeit drückt uns ſchwerfällige Sinnlichkeit, ſtatt reger Kraft eine todte Maſſe darnieder. Statt einer gleichmäßigen Spannung, in einem wohlthätigen Wechſel von Bewegung und Ruhe, wird die Theilnahme durch ein ſchmerzliches Zerren in widerſprechenden Richtungen hin und her geriſſen. Wo das Gemüth ſich nach Ruhe ſehnt, wird es durch zerrüttende Wuth gefoltert, wo es Bewegung verlangt, durch ſchleppende Mattigkeit ermüdet.

Der thieriſche Schmerz iſt in der Darſtellung des Häßlichen nur Element und Träger des ſittlich Schlechten. Dem poſitiven Guten iſt aber an ſich nicht wieder ein poſitives Schlechtes entgegengeſetzt, obwohl der Wille, welcher die Verneinung will und alſo alles andere außer ſich ſelbſt verneint, in andrer Beziehung auch poſitiv ſchlecht genannt werden kann; ſondern es iſt das Schlechte, allgemein und in Beziehung auf das Seyn betrachtet, nur eine bloße Verneinung des reinen oder des geiſtigen Daſeyns und ſeiner weſentlichen Beſtandtheile, der Allheit, nöthig, für dieſe Anſicht und Behauptung, von einer wahrhaft, und auch in der Form lebendigen Philoſophie des Lebens, ſich auf ein einzelnes, wenn auch noch ſo glänzendes Beyſpiel, wie das der Sokratiſchen Schule, und des größten Denkers, der aus dieſer Schule hervorgegangen iſt, des Plato, zu berufen; da im Grunde die geſammte Geſchichte der Philoſophie von Anfang bis zu Ende, zur Beſtätigung und zum Beweiſe dafür dienen kann, und uns auf die mannichfachſte Weiſe belehrt und überführt, daß in dieſem höhern Streben nach Wahrheit, ſehr verſchiedenartige, und ſelbſt ſcheinbar entgegengeſetzte Wege und Richtungen, dennoch zum Ziele, zu dem Einen gemeinſamen Ziele führen können, und wirklich führen; und daß wie mannichfach auch die Wege dahin ſeyn mögen, das Ziel des Wiſſens, oder das Kleinod der geſuchten Wahrheit ſelbſt, durchaus nicht an eine unabänderlich feſte und ausſchließend geltende Regel einer beſtimmten Form oder Weiſe und alleinſeligmachende Methode des Denkens, für immer und in allen Fällen gebunden iſt, wie an eine Zauberformel an der alles läge, und von der alles Heil und Gelingen hergeleitet werden müßte. Die Geſchichte der Philoſophie, ſagte ich; — und was iſt dieſe in ihrem vollen Umfange, im rechten Sinne und Geiſte, und in ihrer tiefen Bedeutung genommen, anders, als die innere Kehrſeite, die geiſtige Hälfte der ganzen Menſchheit in ihrer Entwicklungsgeſchichte, nach dem beſondern und merkwürdigen Gange, welche hier der Menſch in ſeiner edelſten Anlage und Kraft, oder Eigenſchaft, in dem Streben nach Wahrheit nämlich, und nach Erkenntniß der Wahrheit, durch alle Zeiten hindurch bis jetzt genommen hat? Und wohl dürfte hier in dieſem Stufengange, beſonders an manchen charakteriſtiſch ausgezeichneten Stellen oder Uebergangspunkten und entſcheidenden Momenten des Kampfs in der allgemeinen Gährung, oder auch einer ganz neuen Wendung, und innern geiſtigen Entwicklung, und in dem Geſetz dieſer Entwicklung, eine viel höhere unſichtbare Führung und durchaus andre Weltordnung wahrzunehmen ſeyn, und ſich dem tiefer eindringenden Auge kund geben, als die ſich in der kleinen Regel unſerer gewöhnlichen Schulmethode feſtſtellen und erfaſſen, oder allein darnach abmeſſen und beurtheilen ließe.

Es iſt dieſes keinesweges ſo gemeint, und durchaus nicht meine Abſicht, die gewöhnliche Schulform in dem akademiſchen Vortrage der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, wo ſie nach einer ſtrengeren Methode gründlich durchgeführt wird, irgend herabſetzen, oder zur Seite ſchieben zu wollen; da dieſelbe vielmehr am rechten Orte, und an der ihr gebührenden Stelle, für ihren beſonderen Zweck als nothwendig anerkannt werden muß und nicht ohne Nachtheil vernachläſſigt werden könnte. Dieß iſt z. B. da der Fall, wo in der dem rechten Studium der Wiſſenſchaften vorzüglich und ausſchließend gewidmeten Epoche des Lebens, wo dann die Philoſophie natürlich mit den andern Wiſſenſchaften zugleich in den Kreis des akademiſchen Unterrichts eintritt, und auch im ſyſtematiſchen Lehrvortrage eine der jener andern Wiſſenſchaften mehr oder minder ähnliche Form annimmt. Es liegt ſchon in dem ſo eben aufgeſtellten, und in der Kürze berührten, wenn auch noch nicht vollſtändig entwickelten Begriff von der dem philoſophiſchen Denken und Wiſſen, ſeiner Natur nach eigenthümlichen, geiſtig freyen, biegſam beweglichen, mannichfach verſchiedenen und wechſelnden Form, daß die Philoſophie, da wo die Umſtände es mit ſich bringen, und das äußere Verhältniß die Veranlaſſung, oder eine Gelegenheit dazu giebt, auch die gebundnere, und weniger freye Form der andern Wiſſenſchaften annehmen und ſich aneignen, oder wie ich es faſt lieber ausdrücken möchte, ſich dazu herablaſſen kann und darf. Dieß iſt aber nur eine ſpecielle Anwendung, ein Nebenzweck oder Seitenweg, eine Abweichung und Ausnahme von der Regel, nicht dieſe ſelbſt; wenn wir unter dieſer nämlich eine Regel der Natur verſtehen, oder das was das Urſprüngliche und Weſentliche, und eben darum auch das Einfache und Höhere iſt. Dieſes aber liegt für die Philoſophie, welche eine Wiſſenſchaft des Lebens, und nicht bloß der Schule iſt, und ſeyn ſoll, darin, daß im Ganzen genommen, und wo nicht von jener ſpeciellen Anwendung für den beſonderen Nebenzweck die Rede iſt, auch ihre Form eine freye und lebendige ſeyn muß; und eben darum kann ſie auch unter den übrigen Wiſſenſchaften, wo ſie einmal mit dieſen zuſammen geordnet ſeyn ſoll, auf die erſte Stelle, und auf den Vorrang vor dieſen Anſpruch machen, weil ſie eben von andrer Art und Beſchaffenheit und auch von ganz andrer Abkunft iſt, als die übrigen. Weit entfernt alſo, daß die Philoſophie, z. B. der Mathematik als Dienerin folgen, und nur bemüht ſeyn ſollte, ſie in der äußern Form des Wiſſens ängſtlich nachzuahmen, wie man oft dieſen Fehlgriff gethan, und was doch unmoglich war, immer wieder von neuem verſucht hat; ſo dürfte vielmehr nach der wahren Anſicht einer lebendigen Philoſophie, das ohne den höheren Geiſt leicht ertödtende, und dann auch ſelbſt todte mathematiſche Wiſſen erſt durch jene tiefere Auffaſſung nach ſeiner innern Bedeutung wirklich verſtanden, und zu einem wahren Verſtehen erhöht und verklärt werden. Die rechte Methode, die wirklich ſo zu heißen verdient, nämlich die Methode der Wahrheit, beruht auf dem ganz einfachen Gange des Denkens, und der lebendigen Gedanken-Entwicklung, wo eins aus dem andern von ſelbſt hervorgeht, und ſich von innen heraus entfaltet, alles Fremdartige und Störende aber ſtreng ausgeſchieden bleibt; nicht aber in den Paragraphen und numerirten Sätzen, und in dem äußern Prunk ihrer ſcheinbar ſtrengen Verkettung, wo bey genauerer Prüfung doch ſo oft das einzelne Glied in der ganzen Gedankenkette, todt und nichts ſagend befunden wird, oder wenigſtens ſchwach und gebrechlich, oder auch fehlerhaft an einer falſchen Stelle eingeſchoben, wo es eigentlich nicht hingehört, und nur ſcheinbar die Lücke ausfüllt. Eben ſo iſt es auch mit dem was man Syſtem, oder ſyſtematiſch nennt; obwohl man dieſen Begriff in einem zwiefachen Sinne zu nehmen und zu gebrauchen pflegt; erſt in einem guten und lobenden, dann auch in einem tadelnd anklagenden und verwerfenden Sinne. In der letzten Abſicht und Meinung ſagt man, daß etwas bloß ein Syſtem, oder dieſem, oder jenem Syſtem gemäß ſey; indem man in der Beurtheilung eines Werkes oder ſonſt irgend eines Ganzen von wiſſenſchaftlichen Gedanken, darunter verſteht, nicht ſo wohl, daß es ganz ohne Grund, rein willkührlich ſelbſt erdacht und bloß erſonnen ſey, in welchem Falle kaum der Mühe werth ſeyn würde, weiter darüber zu reden; als vielmehr, daß es vielleicht einiges

Wahre und manches Gute enthalten möge, daß aber, eben des Syſtems wegen zu viel hinein gelegt, oder herausgefolgert, daß ihm alles gewaltſam angepaßt, und es weit über die Gränzen der Wahrheit hin ausgedehnt, und überall angewendet ſey; mit einem Worte, daß der ſyſtematiſche Zuſammenhang nur ein äußerlich ſcheinbarer, oder täuſchend erkünſtelter ſey. Sehr oft iſt es auch wirklich ſo, und in vielen Fällen eben dieſes der gewöhnliche Gang der neuen wiſſenſchaftlichen Ideen oder Entdeckungen, beſonders in denen Wiſſenſchaften welche mit dem phyſiſchen Leben und ſeiner Erhaltung in der nächſten Berührung ſtehen, mithin auch den wechſelnden Lieblingsmeinungen der Zeit am meiſten unterworfen ſind. Den Anfang macht ein allerdings glücklicher und genialiſcher Gedanke, eine erfinderiſche Idee, und ganz neue Seite oder Wahrnehmung des Gegenſtandes; dann wird dieſer glückliche Gedanke des erſten Erfinders entweder von ſeinen Schülern und Nachahmern, oder auch wohl manchmahl gleich von ihm ſelbſt, in ein Syſtem gebracht, oder zu einem Syſtem auseinander geſchlagen; dieſes wird mit Leidenſchaft ergriffen, weiter ausgebreitet und fortgeführt; nun wird alſo eine Parthey oder eine Secte daraus, bis es endlich dann zur Mode herabſinkt, emporgetragen von dem Strudel des Augenblicks, oder wieder hinab gezogen und verſchlungen vom Strome der Zeit. Wenn die Sache erſt auf dieſen Punkt gekommen, oder dieſes Stadium in der gewöhnlichen Krankheitsgeſchichte der menſchlichen Gedanken und Meinungen einmahl erreicht iſt, dann iſt jene erſte glückliche Idee und eigentliche Erfindung oder erfinderiſche Anſicht ſchon ſo gut als todt oder wenigſtens als lebendig begraben zu betrachten, und iſt von dem urſprünglichen Geiſte, und der erſten genialiſchen Lebensregung, die von Anfang darin war, meiſtentheils nichts mehr zu erkennen. In einem guten und dem rechten Sinne aber könnte man ein Werk des Wiſſens oder ein Gedanken-Ganzes doch nur ein Syſtem, oder ſyſtematiſch nennen und als ſolches rühmen, wegen des innern Zuſammenhanges, und der durchgehenden ſich ſelbſt überall gleich bleibenden lebendigen Einheit. Wenn dieſer Zuſammenhang im Denken aber ein geiſtig innrer, und natürlich lebendiger iſt, ſo wird er ſich in der einfachſten Form und durchſichtigen Klarheit des Ausdrucks leichter zu erkennen geben, und mittheilen laſſen; ohne daß es dazu des äußern ſyſtematiſchen Prunks einer weitläufig demonſtrirenden Beweisführung, und ſcheinbar ſtrengen Paragraphenverkettung bedürfte, wo der erzwungene Zuſammenhang und die geharniſchte Schlachtordnung aller einzelnen Sätze und Gedanken, den Mangel des innern Lebens und der innern Einheit oft nur ſchlecht verdecken kann. Es iſt damit in der menſchlichen Gedanken-Wiſſenſchaft und Philoſophie grade wie im äußern Leben, und in der wirklichen Erfahrung. Nichts wird im geſellſchaftlichen Umgang und Verkehr, und ſelbſt im bürgerlichen Verhältniß höher geachtet als die innere Conſequenz einer großen Wirkſamkeit, und eines feſten Charakters; — eigentlich aber iſt dieſes Beyſpiel nicht ſowohl ein Gleichniß als die Sache ſelbſt, oder derſelbe Gegenſtand, nur von einer andern Seite genommen, oder in einer andern Beziehung betrachtet. So wie nun dieſe hohe und ſeltne Eigenſchaft einer wahrhaft conſequenten Geſinnung, nicht auf der Menge vieler, zur Zeit und zur Unzeit ausgeſprochenen Sentenzen, oder den überall zur Schau getragenen ſittlichen Maximen beruht, ſondern ſich oft vielmehr ſchweigend, oder doch in ganz einfachen und klaren Worten, und eben ſo einfachen Thaten leicht und von ſelbſt zu erkennen giebt, denjenigen welche ſie zu erkennen vermögen, und ſelbſt eine Geſinnung haben; eben ſo iſt es auch mit der Conſequenz des Denkens und der Denkart in der Philoſophie, daß dieſe innere und lebendige Einheit in einem ſolchen ganzen Gedanken-Syſteme, und der ſyſtematiſche Zuſammenhang nach der beſeelenden Idee des Ganzen auch in der freyen Form des einfachern Ausdrucks wie im freundſchaftlichen Geſpräche, ſich klar und deutlich genug zu erkennen giebt, und nicht ausſchließend an irgend eine vorgeſchriebene oder übliche Schulform, oder künſtliche Methode gebunden iſt.

Nur über den akademiſchen Unterricht, und über die Stelle welche die Philoſophie darin einnimmt, einnehmen kann, oder einnehmen ſollte, finde ich noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Wenn ich nach dem urtheilen darf, was ich an mir ſelbſt erfahren, oder an andern in den verſchiedenen Epochen beobachtet habe, wo ich zuerſt als Jüngling und ſelbſt akademiſcher Mitbürger in den Studien-Jahren, dann als Gaſtfreund, und an aller Wiſſenſchaft theilnehmender Fremder, auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten lebte, vorübergehend auch wohl in eignen Lehrvorträgen mich verſuchte; ſo iſt doch immer noch ein gewiſſer Zwieſpalt bemerklich, und auffallend genug zwiſchen der Philoſophie, und der eigentlichen Facultäts-Wiſſenſchaft für den künftigen Lebensberuf. Weniger iſt dieß wohl der Fall im mediciniſchen Fache, welches ſelbſt auf die Naturwiſſenſchaft angewieſen und begründet, mit der Philoſophie in einer nähern Berührung ſteht, obwohl es auch in dieſem Naturgebiethe ſich noch oft kund giebt, wie das allgemeine Intereſſe der Wiſſenſchaft überhaupt ganz andre Wege geht und ſucht, als die für die Erwerbung und Einſammlung der gediegenſten ſpeciellen Kenntniſſe die vorzüglich gebahnten, und am meiſten zu empfehlenden ſind. Noch weit mehr und am meiſten trifft dieſes aber die zahlreiche Claſſe der dem Civilleben, und künftigen Staatsdienſte ſich widmenden jungen Männer. So ganz nur ſeitwärts mitnehmen, ſo bloß als Nebenſache, und halb und halb überflüßiger Luxusartikel beym ſtudieren läßt ſich die Philoſophie nun einmahl nicht; ſie will mit ganzem Ernſt, und mit voller Liebe aufgefaßt, und ergriffen ſeyn; und eben in dieſem denkenden Ernſt und in dieſer höhern Liebe und Begeiſterung liegt der wahre Anfang derſelben. Daher kann man dann leicht wahrnehmen, und oft bemerken, wie einige der ſtudierenden jungen Männer mehr an dieſen allgemeinen Fragen des Menſchen-Geiſtes, von dieſen höchſten Nachforſchungen des Daſeyns überhaupt angezogen, und oft wie von einer magiſchen Kraft darin feſtgehalten werden, ſo daß ſie die eigne früher ſelbſt gewählte Berufswiſſenſchaft darüber völlig vergeſſen, oder wenigſtens etwas verſäumen, und mehr als billig hintanſetzen; während andre, mehr praktiſch geſinnte, ſich feſt und ſtreng ganz an ihre ſpecielle Wiſſenſchaft halten, und abſichtlich darin beſchränken, jene metaphyſiſchen Zauberformeln, und verführeriſchen Syſtemengewebe aber, wie eine gefährliche Lockung ſtreng von ſich weiſen, und es nicht achten, wenn jene andre, der Facultät untreu Gewordne, und dialekdas muſikaliſche Ohr einen ſolchen, in den materiellen Sinnen des Geſichts und Gehörs bildet; ſo daß ſelbſt dieſe äußern Sinne nicht ſo bloß körperlich, ganz materiell und grob ſinnlich ſind, als ſie auf den erſten Blick und nach dem gewöhnlichen Begriff ſcheinen möchten. Eine andere Frage aber, welche ſich uns hier zunächſt aufdringt, und die für die richtige Auffaſſung des Ganzen noch wichtiger iſt, als die von dem Verhältniß oder der Stelle, welche der Sinn gegen die beyden andern Elemente des innern Menſchen und Bewußtſeyns, gegen Geiſt und Seele einnimmt, beſteht darin, ob denn dieſe beyden, Geiſt und Seele wirklich zwey und weſentlich verſchieden ſind; oder ob nicht vielleicht beyde, die active und paſſive Kraft und Seite des höhern Princips im Menſchen, im Grunde genommen nur Eines und dasſelbe wären, und ſich alſo eigentlich nicht weiter trennen oder unterſcheiden ließen. Für eine relative Trennung der beyden Elemente, die im Menſchen allerdings vereinigt ſind und vereinigt ſeyn ſollen, ſpricht aber ſchon jenes oben erwähnte vorherrſchende Uebergewicht, wie es ſich im Leben bald auf der einen, bald auf der andern Seite findet. Ein anderer Grund, der noch entſcheidender iſt, daß es wirklich zwey Elemente ſind, und nicht bloß Eines unter den zwey Namen von Geiſt und Seele, würde in der Vergleichung mit andern erſchaffenen Geiſtern liegen, wenn es anders geſtattet ſeyn kann, dieſe ſchon früher verſuchte Parallele in der einmahl angenommenen Vorausſetzung hier nochmahls anzuwenden. Denn wie ſehr man auch die ganze Zuſammenſtellung als eine bloß problematiſche betrachten mag; ſo kann ſie uns doch ſehr dienlich ſeyn, um das charakteriſch Eigenthümliche des menſchlichen Bewußtſeyns ſcharf und genau zu bezeichnen. Wie ſehr nun auch die frey erſchaffenen reinen Geiſter, an Energie des Willens, überhaupt an Kraft und Thätigkeit, dann an Schnelligkeit und Klarheit des unmittelbar anſchauenden Verſtandes über den Menſchen hervorragen und ihn in dieſen Eigenſchaften, gegen die Veränderlichkeit und Schwäche ſeines ſchwankenden Willens, die Langſamkeit ſeines ſo oft fehlgreifenden Verſtandes gehalten, weit übertreffen mögen; ſo beſitzt der Menſchengeiſt dagegen in der ihm eigenthümlichen Fruchtbarkeit einen unterſcheidenden Vorzug, der jenen reinen Lichtnaturen nicht in dem gleichen Maße zukommt oder beygelegt werden kann. Und zwar iſt es die Seele, welche nicht bloß eine empfangende, ſondern auch eine innerlich hervorbringende, liebevoll bildende, neu geſtaltende iſt, auf welcher dieſes den Menſchen eigenthümlich auszeichnende ſchöpferiſche Erfindungsvermögen beruht, oder welches die innere Grundlage und Wurzel bildet, aus welcher daſſelbe hervorgeht. Die Fantaſie, und ihre ſichtbare äußere Geſtalt und Erſcheinung, die Kunſt, iſt nur die Eine Seite deſſelben; aber auch die andere Hälfte des ganzen Seelenvermögens, die Vernunft, iſt auf ihr rechtes Ziel gerichtet, und in ihren natürlichen Gränzen bleibend, eine Kraft der endloſen geiſtigen Entwicklung, unendlichen Fortſchreitung und Vervollkommnung; und längſt hat man ſchon die Behauptung aufgeſtellt, daß die Perfektibilität oder die unendliche Vervollkommnungs-Fähigkeit, der freylich eine eben ſo große und nicht minder unendliche Verſchlimmerungs-Möglichkeit zur Seite geht, der weſentlichſte und ganz eigenthümliche Vorzug und die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen ſey. Ueber die andere Seite derſelben Eigenſchaft, die frucht

Einheit und Vielheit. Das Häßliche iſt alſo eigentlich ein leerer Schein im Element eines wirklichen Naturübels, aber ohne wahre und eigentliche ſittliche Kraft im Innern. Nur in der Sphäre der Thierheit giebt es ein poſitives Uebel, den Schmerz. In der reinen Geiſtigkeit würde nur Genuß und Beſchränkung ohne Schmerz, und in der reinen Thierheit, nur Schmerz und Stillung des Bedürfniſſes ohne Genuß Statt finden. Auch das thieriſche Spiel, in welchem wir freyeren Genuß menſchlich ahnden, iſt vielleicht nur Stillung eines Bedürfniſſes, Entledigung der überflüſſigen Kraft. Nur das Vorgefühl des ihm Entgegengeſetzten kann dem Lebensvermögen den erſten Anſtoß der Bewegung geben, ſeine Kraft zu regen und zu beſtimmen, gleichartigen Lebensſtoff zu lieben, und das Fremdartige zu haſſen. Ohne Ahndung eines Feindes könnte ein Weſen gar nicht zum Bewußtſeyn gelangen, welches Mannichfaltigkeit und alſo Verſchiedenheit vorausſetzt, bey vollkommner Gleichheit aber nicht möglich ſeyn würde; viel weniger kann es ohne dieſe Vorausſetzung begehren, es würde in träger Ruhe ewig beharren. Furcht vor der Vernichtung iſt der eigentliche Quell des thieriſchen Daſeyns. Die thieriſche Furcht iſt nur anders geartet und geſtaltet, wie die menſchliche; der Hoffnung hingegen iſt offenbar nur der Menſch allein fähig. In der gemiſchten Natur des Menſchen nun, ſind die negative Beſchränkung des Geiſtes und der poſitive Schmerz des Thiers innigſt in einander verſchmolzen.

Der Gegenſatz reicher Fülle iſt Leerheit; Mangel an Leben und Gehalt, Einförmigkeit und das Geiſtloſe. Der Harmonie ſteht Mißverhältniß und Streit gegenbare Fantaſie nämlich und ihre ſchöpferiſchen Hervorbringungen, iſt die gleiche Anſicht wie hier, und zwar in der nämlichen Parallele und angenommenen Vorausſetzung in dem ſchon einmahl angeführten Dichterſpruche ausgedrückt: „Dein Wiſſen theileſt Du mit vorgezognen Geiſtern, die Kunſt o Menſch! haſt du allein.“ — Nur muß hier die Kunſt in einem etwas größern und ganz umfaſſenden Sinne genommen werden, ſo daß die Sprache mit dazu gehört, ja ſie ſelbſt iſt eben die allgemeine, allumfaſſende Menſchenkunſt; und nirgends bewährt ſich die ihr eigenthümliche innere geiſtige Fruchtbarkeit, das ihr verliehene ſchöpferiſche Erfindungsvermögen ſo ſehr, als in dem wunderbaren Gebilde der vielgeſtaltigen Menſchenſprache. Der Menſch, könnte man überhaupt und im Allgemeinen von ihm ſagen, iſt ein vollſtändig zur Sprache gelangtes Naturweſen; oder auch, er iſt ein Geiſt, dem vor allen andern Weſen in der übrigen Schöpfung, das Wort, das erklärende und darſtellende, das lenkende, vermittelnde und ſelbſt das gebietende Wort, iſt verliehen, mitgetheilt oder übertragen worden; und eben darin beſteht ſeine, die gewöhnliche Faſſung weit überſteigende, urſprüngliche, wunderbar hohe Würde.

Eben daher iſt es wohl auch natürlich und der Sache, d. h. der Natur und Würde des Menſchen angemeſſen, wenn die vergleichende Zuſammenſtellung und Parallele, wo ſie zur genaueren Charakteriſtik des menſchlichen Bewußtſeyns und der ihm eigenthümlichen Kräfte und Eigenſchaften dienen kann, mehr nach Oben, wie ich ſagte, gerichtet wurde, als wie gewöhnlich immer geſchieht, nach unten auf die Thiere, und das thieriſche Bewußtſeyn, inſofern man ihnen ein ſolches beylegen will. Ich möchte nun noch einen Schritt weiter gehen in dieſer vergleichenden Zuſammenſtellung; indem ich glaube, daß es für das vollkommene Verſtändniß des Ganzen, ſo wie für einen richtig genauen Begriff von den einzelnen Geiſtesvermögen oder Seelenkräften des Menſchen von Nutzen ſeyn kann, wenn man ſich die Frage aufwirft, welche unter dieſen der Gottheit beygelegt werden können und welche nicht. Es iſt nicht meine Abſicht, dabey in ſchwer verſtändliche Unterſuchungen einzugehen, welche hier nicht an ihrer Stelle ſeyn würden, oder vielleicht überhaupt über die Gränzen des menſchlichen Verſtandes hinausgehen möchten. Ich werde dabey nur das berühren und vorausſetzen, was nach dem allgemeinen Menſchengefühl überall anerkannt und auch eben ſo allgemein verſtändlich als leicht faßlich und klar iſt. Wenn ich aber den allgemeinen Menſchenglauben an Gott und an das göttliche Princip, hier als ſich von ſelbſt verſtehend, unbedenklich vorausſetze; ſo geſchieht es wohl mit überlegter Abſicht, indem der Zweifel, der gegen Alles und ſelbſt auf das Höchſte ſich richtet oder gerichtet iſt, ſo wie er auch aus dem Menſchengeiſte hervorgeht, oder hervorgehen kann, erſt an einem viel ſpäteren Orte in dieſer Darſtellung oder Entwicklung des denkenden Bewußtſeyns und lebendigen Wiſſens ſeine Stelle finden, und uns dann ſeine Löſung zur wichtigen Aufgabe dienen wird. Hier aber für den zunächſt vorliegenden Zweck der, wie das Beyſpiel ſelbſt lehren wird, allerdings fruchtbaren Vergleichung beſchränke ich mich bloß auf dieſe Eine Bemerkung. Das Wenige, was wir von Gott wiſſen oder mit Gewißheit ſagen können, liegt ungefähr in den Worten: Gott iſt ein Geiſt; und eben darum legen wir ihm auch einen allwiſſenden Verſtand bey und einen allmächtigen Willen. Beyde Eigenſchaften oder Kräfte ſind aber in Gott, wie ſich von ſelbſt verſteht, im vollkommenſten Einklange und können kaum von einander getrennt werden, während ſie im Menſchen ſo oft weit aus einander gehen, oder ſich auch feindlich entgegentreten und eine die andere nur hindern. Es entſteht nun die Frage, ob wir ihm auch von den andern Vermögen des Menſchen und den Kräften, deren der Menſch ſich bewußt iſt oder die er in ſeinem Bewußtſeyn findet, auch andere beylegen können und dürfen, ſo wie Verſtand und Willen; wenn auch nach einem andern, größern Maßſtabe und in einem viel ausgedehntern Sinne! — Nun iſt zwar in der Schöpferkraft Gottes die Fülle aller Fruchtbarkeit mit umfaßt, und auch die nie verſiegende Quelle aller Erfindung, wenn man es ſo nennen darf, liegt darin. — Eine produktive Einbildungskraft oder ſchöpferiſche Fantaſie können wir aber darum Gott doch nicht beylegen, wie es jeder gleich fühlt, daß wir damit ſogleich in das Gebiet der erdichteten Götter und der Mythologie hinüber ſchreiten würden. Eben ſo wenig aber kann man ſtreng genommen, und nach einer genauen Bezeichnung des richtigen Ausdrucks, Gott das im Menſchen der Fantaſie entgegenſtehende Vermögen der Vernunft eigentlich beylegen. Die Vernunft iſt das verknüpfende, folgernde, vermittelnde Denkvermögen; alles dieſes aber und ein ſolches Aneinanderreihen der Gedanken oder Vorſtellungen iſt auf Gott nicht anwendbar, in welchem vielmehr alles nur mit einem Mahle und zugleich vor ihm ſtehend oder aus ihm hervorgehend gedacht werden kann; daher ſich ihm ſtreng genommen und nach der genauen Schärfe einer durchaus richtigen Bezeichnung nur der unmittelbar erkennende und zugleich anſchauende Verſtand beylegen läßt, nicht aber die Vernunft, unter welcher man nur durch den höchſten Mißbrauch der Sprache und eine gänzliche Umdrehung der Begriffe ein Vermögen der intellektuellen Anſchauung verſtehen kann. Es giebt nur eine Art von Vernunft, welche unmittelbar wahrnehmend iſt; das Gewiſſen nämlich, oder der ſittliche Inſtinkt für das was gut und böſe, recht oder unrecht iſt. Man könnte es eine angewandte Vernunft nennen, nämlich eine auf den Willen und deſſen innerſte Regungen und erſt beginnende Entſchließungen, aus denen erſt die äußern Handlungen hervorgehen, angewandte Vernunft. Aber eben weil das Gewiſſen eine unmittelbare Wahrnehmung des Rechten und Unrechten, ein ſittlicher Inſtinkt für das Gute und Böſe, in der Form alſo von der folgernden, vermittelnden Vernunft ganz verſchiedenartig iſt, möchte ich es doch nicht ſo benennen, ſondern mehr als ein eignes, für ſich beſtehendes, zwiſchen Vernunft und Willen in der Mitte ſtehendes Seelen- oder Gemüthsvermögen betrachten. In jedem Falle wird es überflüſſig ſeyn zu erinnern, wie unpaſſend es ſeyn würde, wenn man den warnenden oder ſtrafenden Richterblick, mit welchem Gott das Innerſte der Herzen durchſchaut und durchdringt, mit dieſem Namen belegen wollte; wenn gleich hier die urſprüngliche Quelle und Wurzel für die klaren Ausſprüche und einfache Offenbarung des Gewiſſens zu ſuchen iſt, welches jedoch als Eigenſchaft nur ſolchen Weſen beygelegt werden kann, welche wie der Menſch, das göttliche Geſetz weit über ſich erblicken, keineswegs aber jenem Weſen, welches ſelbſt den Inbegriff aller aus dieſer Quelle herfließenden Sittengeſetze bildet. Wenn nun gleichwohl, um zu der erſten Frage über das Prädikat der Vernunft zurückzukehren, in unſern jetzt herrſchenden Syſtemen, beſonders auch der neueſten deutſchen Philoſophie Gott eine Vernunft beygelegt, oder die ewige, unbedingte, abſolute Vernunft ſelbſt Gott genannt, und ſein Weſen alſo bezeichnet wird; ſo hängt ſolches mit der immer noch vorherrſchenden pantheiſtiſchen Richtung dieſer Syſteme zuſammen, wo die Gottheit mit dem Weltall identificirt und in Ein Allweſen zuſammen verſchmolzen wird; und da dieſes denn doch nicht bloß die allverſchlingende, allerzeugende, allgebärende unendliche Lebenskraft der heidniſchen Naturſyſteme ſeyn, ſondern mehr wiſſenſchaftlich bezeichnet werden ſoll; ſo bleibt für eine ſolche ganz abſtracte Bezeichnung des Einen Allweſens kein anderer Ausdruck übrig, als jenes Vermögen, welches das Princip der Einheit auch in dem menſchlichen Bewußtſeyn. bildet. — Zwar haben auch wohl einige einzelne große Lehrer in den vergangenen Jahrhunderten, ſich ganz ähnlicher oder faſt derſelben Ausdrücke von der Vernunft in Anwendung auf die Gottheit bedient, mir ſcheint jedoch daß ſich dieſes nur als eine Ausnahme von der Regel aus dem individuellen Sprachgebrauch und Geſichtspunkt erklären oder rechtfertigen läßt; und in jedem Falle ſicher iſt, ſich in dieſem Punkte ganz an den alten Sprachgebrauch zu halten, den auch ich zu befolgen, mir zum Geſetz gemacht habe. Will man aber jenen alten Sprachgebrauch durchaus einmahl umkehren, und die Benennungen von Vernunft und Verſtand nach der bisherigen Bedeutung durchaus verwechſeln und umtauſchen, ſo kommt es natürlich auf die Sache und den innern Gedanken oder die eigentliche Meinung an, die dabey zum Grunde liegt und könnte man ſich dann über den verſchiedenen Sprachgebrauch wohl leicht gegenſeitig verſtändigen und vereinbaren. Bey den meiſten der jetzigen Schriftſteller und neuern Philoſophen dürfte dieß jedoch gar nicht der Fall ſeyn; ſondern es iſt die wichtige Frage, welche dabey zum Grunde liegt, und auch über dieſen verſchiedenen Sprachgebrauch und entweder dem Verſtand oder der Vernunft eingeräumten Vorrang meiſtens entſcheidet, die: ob die Philoſophie überhaupt eine Vernunftphiloſophie ſeyn ſoll nach der Denkart des Rationalismus, oder eine höhere Philoſophie des Geiſtes und der geiſtigen Offenbarung oder auch der göttlichen Erfahrung. Wenn nun ferner in der alten Sprache Gott ein Gedächtniß beygelegt wird oder ein Verlangen und Triebe faſt wie die menſchlichen Begierden und Leidenſchaften mit ähnlichen Namen bezeichnet werden, ſo iſt dieß eben ſo, wie wenn von ſeinem allſehenden Auge, ſeinem Ohre, ſeinem ſtarken Arm die Rede iſt; es ſind bildlich-ſymboliſche Ausdrücke, und alſo ganz etwas anderes als wenn ihm in einem mehr ſcientifiſch genauen Sinne, Verſtand und Willen allgemein wirklich beygelegt werden, oder die Frage entſteht, ob Ihm in der gleichen Weiſe Einbildungkraft und Vernunft zugeſchrieben und beygelegt werden können. Eben ſo wenig kann Gott im eigentlichen Sinne, eine Seele beygelegt werden, weil dieſes doch ein paſſives Vermögen, in Ihm aber alles Kraft und Thätigkeit iſt; obwohl auch dieſer Ausdruck von einer Seele Gottes ſich ganz ausnahmsweiſe auch bey einigen wenigen alten Schriftſtellern findet. Richtiger kann man das, was dadurch bezeichnet werden ſoll, wohl ausdrucken, wenn man kann, nun deßhalb für die allgemeine Urſprache, erſte Quelle und Mutter aller übrigen Sprachen auf dem Erdkreiſe halten und erklären wollte, ſo wie man ehedem wohl glaubte, dieſes von der hebräiſchen Sprache behaupten und durchführen zu müſſen.

Es iſt auch dieſer hiſtoriſche Vorrang des höhern Alters, oder ſelbſt die reiner bewahrte Urform, obwohl an ſich und in dieſer Hinſicht ein hoher Vorzug, nicht der einzige Maßſtab für die Vortrefflichkeit einer Sprache, oder das was allein über ihre Vollkommenheit entſcheidet. Das nah liegende Beyſpiel der engliſchen Sprache, auf welche der Begriff einer gemiſchten Aggregatſprache mehr als auf jede andre europäiſche anwendbar iſt, und welche ganz dieſem Charakter entſpricht, kann uns zum Beweiſe dienen, welche hohe Ausbildung auch eine ſolche Miſchungsſprache, ſowohl für eine ſtarke und gediegene Poeſie, als für die darſtellende Proſa und ernſte Rhetorik, erreichen kann. Und doch bleibt es für das grammatiſche Gefühl bey der nähern Analyſe immer eine etwas heterogene Zuſammenſetzung zwey ganz verſchiedenartiger Elemente, deren Anfangs vielleicht chaotiſche Miſchung, nun in ein ſo glückliches Gleichgewicht gebracht worden; ich meine die altdeutſche oder angelſächſiſche Grundlage und lebendige Wurzel auf der einen, und die vielen eingemiſchten lateiniſchen, oder altfranzöſiſchen Wörter auf der andern Seite, welche inſofern doch auch immer als Fremdlinge erſcheinen, als ſie der grammatiſchen Umbiegung und Ableitung weniger fähig, keine lebendige Wurzeln und fruchtbare Stammwörter, gleich den urſprünglichen ſächſiſchen bilden. Unter den aſiatiſchen Sprachen iſt die perſiſche in dieſer Hinſicht ganz von derſelben Beſchaffenheit wie die engliſche; die weſentliche Grundlage und lebendige Wurzel des Ganzen iſt auch hier eine eigenthümliche, altnationale der indiſchen und gothiſch-germaniſchen am nächſten verwandte; die arabiſche Einmiſchung aber iſt wenigſtens eben ſo groß, und auch ungefähr ganz in derſelben Art geſchehen und durchgeführt, wie die lateiniſch-franzöſiſche in der engliſchen Sprache. Gleichwohl wird auch die perſiſche als eine der herrlichſten und ſchmuckvoll lebendigſten für die Poeſie mit Recht geprieſen, und iſt zugleich als die allgemeine Geſchäfts- und geſellſchaftliche Converſationsſprache, auf ähnliche Weiſe wie bey uns die franzöſiſche, in einem großen Theile von Aſien geltend, und eingeführt. Auch die abgeleiteten Sprachen, welche den gemiſchten am nächſten ſtehen, theilweiſe mit zu ihnen gehören, und wo nun die grammatiſch-ſtrengere Form ſchon mehr weggeſchliffen, und zum leichteren Handgebrauch bequemer abgerundet erſcheint, brauchen nicht immer der Mutterſprache, aus welcher ſie ſich entwickelt haben, in jeder Rückſicht nachzuſtehen, und können oft in manchem Stücke den Vorrang der Vollkommenheit vor ihr behaupten. Das Italieniſche ſcheint uns weicher und biegſamer für den Geſang, und iſt vielleicht für die Hervorbringungen der dichteriſchen Fantaſie reicher, und anmuthig gefälliger, als die römiſche Mutterſprache; das Franzöſiſche hat wenigſtens als geſellſchaftliche Umgangsſprache, ſo wie für alle redneriſche Gattungen einer ſcharf beſtimmten Proſa, einen hohen Grad von Abrundung und Vollkommenheit zum bequemern Gebrauch erreicht; die ſpaniſche Sprache hat neben dem Ernſt einer würdevoll darſtellenden, oft auch ſinnreich witzigen Proſa, einen bewundernswürdigen

Reichthum, und eigenthümlichen Zauber für alle Spiele der dichtenden Fantaſie, vor ihren meiſten Mitſchweſtern voraus. Und dennoch iſt ſie zugleich eine abgeleitete, und ſehr heterogen gemiſchte Sprache, da hier vielleicht der gothiſch-germaniſche Zuſatz faſt noch ſtärker ſcheint, als in manchen andern aus dem Lateiniſchen entſprungenen romaniſchen Mundarten, und auch die arabiſche Einmiſchung nicht unbedeutend iſt. — Nicht um in grammatiſche Einzelnheiten der philologiſchen Gelehrſamkeit einzugehen, oder einen Ueberfluß von bloß äſthetiſchen Bemerkungen anzuhäufen, habe ich dieſe lebendigen Beyſpiele hier in Erinnerung gebracht; ſondern nur um alles einſeitig Falſche von dem Begriff einer Urſprache möglichſt zu entfernen, und es uns recht gegenwärtig zu erhalten, daß der Urſprung, d. h. die Entſtehung und Entwicklung der Sprache, gewiſſermaßen immer fortgeht, und zum Theil noch unter unſern Augen geſchieht; und wenn es auch nur einzelne Punkte für ganz beſtimmte Fälle ſind, wo wir dieſe lebendige Fortbildung der Sprache ſelbſt mit anſehen, und faſt unmittelbar oder wenigſtens ganz in unſerer geſchichtlichen Nähe beobachten können, ſo ſind ſie darum dennoch auch ſelbſt für das Ganze fruchtbar belehrend.

Was nun den Urſprung, nämlich den wirklich hiſtoriſchen Urſprung, nicht der Sprache überhaupt, ſondern der einzelnen, noch jetzt vorhandenen, und poſitiv gegebenen Sprachen betrifft, beſonders derjenigen, die im Verhältniß wenigſtens zu den aus ihnen abgeleiteten und gemiſchten, als Urſprachen gelten können, ſo iſt der weſentliche Hauptpunkt für eine darüber zu gewinnende richtige Anſicht wohl, daß wir ſie ſelbſt und ihre Entſtehung und erſte Ausbildung, nicht bloß aus Miſchung und Ableitung, und einer Zuſammenſetzung aus lauter Einzelnheiten zu erklären, ſondern uns dieſelbe mehr als eine Hervorbringung im Ganzen vorzuſtellen ſuchen, etwa ſo, wie auch noch jetzt ein Gedicht, oder auch ſonſt ein andres wahres Kunſtwerk, aus der Idee des Ganzen hervorgeht, und nicht bloß atomiſtiſch zuſammengeſetzt werden kann. Wir müſſen uns zu dieſem Behufe allerdings in einen etwas andern Styl und eine ältere Epoche des menſchlichen Denkvermögens verſetzen, wo wir es für dieſe Urzeit des Menſchengeſchlechts und der einzelnen Völker aber auch wohl unbedenklich zugeben können, daß damahls die produktive Einbildungskraft, auch in dem Sprachprodukt der erſten Wortbildung ſich genialiſch erfindſamer und fruchtbarer erwieſen haben mag, als ſpäterhin, wo auf den nachfolgenden Stufen der Geiſtescultur die analytiſche Vernunft mehr und mehr das Uebergewicht bekam.

Gewöhnlich erklärt man ſich den Urſprung ungefähr ſo, und redet in ähnlicher Weiſe darüber, wie wenn die Frage über die Entſtehung eines Gemäldes wäre, und man ſagen wollte, es ſey aus Oker, Bleyweiß, Lack, Aſphalt und andern ſolchen farbigen Subſtanzen entſtanden, das Oehl mit dazu genommen, welches dann hier als das die übrigen Materien verbindende Medium die Stelle der grammatiſch ordnenden, und logiſch verknüpfenden Vernunft einnehmen würde. Von allen dieſen bunten Materialien ſey nun immer ein Pünktchen neben das andre geſetzt worden, bis es dann zu kleinen Strichen fortgegangen ſey, aus denen allmählig größere Umriſſe ſich entwickelt haben, bis endlich von Stufe zu Stufe eine ganze Geſtalt und Figur daraus geworden, über. Dürftige Verwirrung iſt alſo dem eigentlichen Schönen im engern Sinne entgegengeſetzt. Das Schöne im engern Sinne iſt die Erſcheinung einer endlichen aber lebendigen Mannichfaltigkeit in einer bedingten und organiſch geordneten und gegliederten Einheit. Das Erhabne hingegen iſt die Erſcheinung des Unendlichen; unendlicher Fülle oder unendlicher Harmonie. Es hat alſo einen doppelten Gegenſatz; unendlichen Mangel und unendliche Disharmonie.

Die Stufe der Schlechtigkeit nehmlich wird allein durch den Grad der Verneinung beſtimmt. Die Stufe der Häßlichkeit hingegen hängt zugleich von der innern Kraft und Gewalt des Triebes ab, welchem widerſprochen wird. Die nothwendige Bedingung des Häßlichen iſt eine getäuſchte Erwartung, ein erregtes und dann beleidigtes Verlangen. Das Gefühl der innern Leerheit und des Seelenſtreits kann von bloßer Unbehaglichkeit bis zur wüthendſten Verzweiflung wachſen, wenn gleich der Grad der Verneinung derſelbe bleibt, und nur die intenſive Kraft des verletzten und beleidigten Triebes allein bis zu ſolcher Höhe geſteigert wird.

Erhabne Schönheit gewährt einen vollſtändigen Genuß. Das Reſultat erhabner Häßlichkeit, einer Täuſchung, welche durch jene Spannung des Triebes möglich iſt, hingegen iſt Verzweiflung, gleichſam ein abſoluter, vollſtändiger Schmerz. Ferner Unwillen, eine Empfindung, welche im Reiche des Häßlichen eine ſehr große Rolle ſpielt; oder der Schmerz, welcher die Wahrnehmung einzelner ſittlicher Mißverhältniſſe begleitet. Denn alle ſittlichen Mißverhältniſſe veranlaſſen die Einbildungskraft, den dann ſogar Phyſiognomie und Ausdruck hinzugekommen, und ſo zuletzt das Gemälde vollendet ſey. Allein wenn es nicht ſchon zuvor, und gleich von Anfang, als Gemälde, nach der Idee des Ganzen nämlich, im Geiſte des Malers vorhanden war; ſo würde es auch niemahls als ſolches zur Wirklichkeit gelangt, und äußerlich aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen ſeyn, wenigſtens nicht als wahres Kunſtwerk des darſtellenden Genies, da ein ſolches immer nur aus der Idee des Ganzen hervorgehen kann.

Nicht ſtückweiſe alſo, ſondern aus dem vollen Innern und lebendigen Bewußtſeyn gieng, und geht auch die Sprache mehr mit einem Mahle als Eine Erfindung im ganzen hervor, wenn wir uns in jene Urzeit verſetzen wollen, wo das Denkvermögen noch produktiver wirkſam, und auch die Bezeichnung und der Ausdruck noch genialiſch beweglicher waren. Wenn aber das Reden dem Denken entſpricht, und die Sprache ſelbſt nur ein treuer Abdruck, oder beweglicher Wiederſchein des Innern iſt; ſo möchte ich wohl die Frage aufwerfen, wenn ich die Ausdrücke dazu aus unſrer älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts entlehnen darf, da wir doch einmahl keinen beſſern und natürlichern, uns näher liegenden und ſo angemeſſenen Leitfaden und Stützpunkt für die alte Ueberlieferung und Urgeſchichte, und die Deutung derſelben haben, oder finden können: Konnte denn wohl die Sprache des fluchbeladnen, unſelig auf der Erde umher irrenden Kain, die nämliche ſeyn, wie die jener andern frommen Patriarchen, und großen Heiligen der Urwelt, die zum Theil unter andern Namen, obwohl nicht minder hochverehrt, auch in der Ueberlieferung der alten Perſer, in den heiligen Büchern der Indier, und andrer aſiatiſchen Völker vorkommen: oder konnte ſie dieſelbe ſeyn wie die des Noah, des zweyten Stammvaters und Wiederherſtellers des ganzen Menſchengeſchlechts, welchen die Sage faſt aller Völker kennt? Allerdings nimmt auch der Stamm der Kainiten eine nicht unbedeutende Stelle in der älteſten Culturgeſchichte ein, da die Metallkunſt, und die Erfindung ſo vieler andern Künſte dieſem Stamme zugeſchrieben wird. Aber dennoch mußte jener Unterſchied auch in der Sprache, und der ganzen Beſchaffenheit derſelben ſehr groß, und fühlbar bemerklich ſeyn; und dieß leitet uns auf die ſchon an ſich wenigſtens mögliche, in dieſer Beziehung aber wohl höchſt wahrſcheinlich zu nennende Vorausſetzung von mehreren Urſprachen, oder verſchiedenen Epochen der erſten Sprach-Produktion in der älteſten Vorzeit, die auch eben ſo viele natürliche Abſchnitte in dem Stufengange der ſich weiter entwickelnden, und anders geſtaltenden Denkart jener Urſtämme bezeichnen würden. Sollte ich nun etwa einen Verſuch wenigſtens andeuten, wie dieſer Stufengang in ſeinen verſchiedenen Epochen, in dem ganzen Syſtem und der unüberſehlichen Menge aller über den Erdkreis verbreiteten Sprachen ſich allenfalls in der Idee entwerfen oder nachweiſen ließe; ſo würde ich dabey als von dem Sicherſten und Bekannteſten zunächſt von der ganzen indiſchen Sprachfamilie ausgehen, d. h. von allen jenen Sprachen, unter welchen die indiſche als die älteſte, in ſich geſchloſſenſte, und am meiſten vollendete, die erſte Stelle einnimmt. Dahin gehört nebſt der altperſiſchen, die gothiſch-deutſche, und die ihr zunächſt verwandten ſkandinaviſchen Sprachen, dann die griechiſche und lateiniſche, nebſt allen aus der letzteren abgeleiteten, und endlich auch, nach dem Urtheil der ſachkundigſten Sprachforſcher, die ſämmtlichen ſlaviſchen Sprachen. Alle dieſe Sprachen, je nach dem Maß, dem Umfange, der Höhe der Ausbildung welche ſie erreicht haben, zeichnen ſich beſonders in ihrem primitiven Zuſtande des älteſten Sprachſtyls aus, durch eine überaus kunſtreiche Structur, und ſchöne grammatiſche Gliederung und Ordnung; überhaupt durch die höchſte und edelſte poetiſche Geſtaltung, der eine nicht minder ſorgſam ſcientifiſche Beſtimmtheit auf dem Fuße nachfolgt. — Dieſes iſt jedoch nur Eine Sprachfamilie unter ſo vielen andern aus dem ganzen Syſtem, die bey weitem auf einer viel tiefern und niedrigern Stufe der Entwicklung und der Sprachvollkommenheit ſtehen. Unter denen zu dieſer niedrigſten Claſſe gehörenden, wie die tatariſch-chineſiſchen, die afrikaniſchen, nehmen beſonders auch die ſo merkwürdigen amerikaniſchen eine wichtige und charakteriſtiſche Stelle ein. Der größte Kenner der amerikaniſchen Volksſtämme und Sprachen, bemerkt an den erſten als vorzüglich auffallend, die aus ihrer primitiven Beſchaffenheit ſo tief herabgeſunknen menſchlichen Geiſtesfähigkeiten, und die Sprachen dieſes Menſchenſtammes ſelbſt, bezeichnet er als „traurige Ueberbleibſel eines großen Ruins, einer ungeheuern Zerſtörung.“ Ich lege um ſo mehr Gewicht auf dieſe Aeußerung des berühmten Reiſenden, die ſo ganz mit den hier entwickelten Ideen, und den Reſultaten meiner Unterſuchungen über den Gang des menſchlichen Verſtandes in der älteſten Urzeit übereinſtimmt, da dieſe Anſicht bey ihm gewiß ganz rein aus dem Eindruck der eignen Beobachtung hervorgegangen iſt, ohne irgend eine vorausgefaßte Meinung, oder jener Idee etwa günſtige Hypotheſe. Dieſer Eindruck, oder das ſichtbare Gepräge von einem ſolchen wehmüthigen Gefühl der tiefen Herabgeſunkenheit gehört vielleicht mit zu dem Charakter dieſer letzten Claſſe von Sprachen, die in ihren materiellen Beſtandtheilen wenig Analogie unter einander darbieten, und in eine unendliche Mannichfaltigkeit auseinander fallen, oder bildet wenigſtens Ein Merkmahl und Kennzeichen derſelben. Ich bezweifle kaum daß die ägyptiſche Sprache, welche uns ſeit der theilweiſen Entzifferung der Hieroglyphen nicht mehr ſo ganz unzugänglich iſt, auch zu dieſer Claſſe gehörte, und daß ſie auch eine vorzüglich wichtige Stelle unter ihnen einnimmt, da ſie durch die ihr eigenthümliche Hieroglyphenſchrift ſo merkwürdig ausgezeichnet iſt, welche die alphabetiſche Bezeichnung mit der ſymboliſchen vereinigt, und wo ſelbſt das Buchſtabenwort, nachdem die Wahl unter den verſchiedenen bildlichen Charakteren, welche Einen und Denſelben Buchſtaben bezeichnen, immer frey bleibt, wie von einem ſymboliſchen Gewande umgeben iſt, und alles einen hieroglyphiſchen Ton annimmt. Einige unter den Griechen hielten die ägyptiſche überhaupt für die älteſte Menſchenſprache; und die ernſte Traurigkeit, welche aus allen ägyptiſchen Denkmahlen uns anſpricht, iſt wohl auch als ein ſtummer Zeuge zu betrachten von den großen Ereigniſſen der untergegangenen Urwelt. Um dieſes Thema in dem kurzen Umriß wie es hier verſucht worden, vollſtändig abzuſchließen, bleibt nur über die hebräiſche Sprache noch ein Wort zur allgemeinen Charakteriſtik derſelben, und um wenigſtens die Stelle welche ſie in dem Ganzen einnimmt, richtiger beſtimmen zu können, hinzuſondern mehrere Berührungspunkte oder Uebergangs-Momente aus der einen Sphäre in die andre gefunden werden, von welchen eben der Tod auch einer iſt; ſo fällt die ganze Schwierigkeit weg, ſo wird alles ganz verſtändlich, und erklärt ſich in dieſer Anſicht und Vorausſetzung leicht von ſelbſt. Es iſt wenigſtens die eine, und zwar die ſchöne Seite des Todes, welche durch dieſen Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit, oder aus der gebundenen und zerriſſenen Zeit, in die volle, wahre und ſelige Zeit bezeichnet wird; doch liegt allerdings noch mehreres andre darin, und iſt der Tod überhaupt keine einfache Begebenheit, ſondern eine ſehr complicirte Erſcheinung. Was im Allgemeinen meiſt am ſchreyendſten dabey hervortritt, und wodurch die andern höheren und mehr geiſtigen Elemente der ganzen Begebenheit nicht ſelten völlig verdeckt und verdunkelt werden, iſt das Leiden der oft ſo qualvollen Krankheit, der Schmerz einer ſich auflöſenden, auseinander gehenden Organiſation, im letzten angeſtrengten Kampf der ſich ſo äußerſt ſchwer vom Leben reißenden Natur. Indeſſen tritt doch auch hier, zuweilen wenigſtens, ein andrer Zuſtand ein, wo der Schmerz, auch phyſiſch, mit einem Mahle nachläßt, und ein beynah heiteres oder wenigſtens beruhigtes Wohlgefuhl an deſſen Stelle tritt, welches oft als ein Vorbothe von dem herannahenden Ende betrachtet wird. Ja es werden auch wohl in der mediciniſchen Beobachtung, deren nähere Beurtheilung ich freylich Andern überlaſſen muß, einzelne Fälle erwähnt, wo bey Wahnſinnigen oder Blödſinnigen, dieſe traurige Lähmung, oder Verwirrung des Denkvermögens, gerade in der letzten Stunde beym herannahenden Tode, plötzlich gelöſt ſcheint, und das volle geſunde Bewußtſeyn, oft mit einer beſondern Klarheit, auf dieſe wenigen Augenblicke des Scheidens noch einmahl wiederkehrt. Ganz unabhängig von dem organiſchen Schmerz der Auflöſung, und den mancherley Modificationen, unter denen derſelbe erſcheint, oder den auffallenden Phänomenen, welche in einzelnen Fällen dabey wahrgenommen werden, iſt in dem Tode wohl noch ein anderes Element, oder Gefühl bemerklich; doch darf dieſe zurückweichende Empfindung vor dem entſcheidenden Uebergang, oder gewaltſamen Sprung in eine ganz neue Sphäre, durchaus nicht mit einer unmännlichen Furcht vor dem Tode verwechſelt werden. Auch ſteht ſie bey ſehr vielen Menſchen wenigſtens, in gar keiner Beziehung mit irgend einer drückenden Erinnerung, oder ängſtlichen Vorſorge für die Zurückbleibenden, noch mit ſonſt irgend einem innern Zweifel des beunruhigten Gewiſſens, und darf nicht allein darauf gedeutet und bloß ſo erklärt werden. Dieſes alles iſt wenigſtens noch ganz von jenem Gefühl verſchieden, welches ich hier im Auge habe, und bloß als eine leiſe geiſtige Scheu vor dem ganz Ungewiſſen und Unbekannten bezeichnen möchte, welche wenigſtens natürlich iſt, und eigentlich wohl einen jeden in etwas berührt, ſobald jener Uebergang ihm bey noch ungeſchwächtem vollen Bewußtſeyn wirklich nahe tritt. Wo aber bey einem ſchon ange dorthin gerichteten Gemüth an die Stelle dieſer dun- eln Ungewißheit eine vertraute und innige Bekanntſchaft mit em Gedanken der Ewigkeit, eine höhere Klarheit im hoff- ungsvollen Glauben gefunden wurde, und zugleich in dem rganiſchen Leben, nach dem Kampf und vor der Auflöſung in Intervall des letzten erquickenden Aufathmens der ſcheidenden Naturkraft eintritt, da zeigt ſich eigentlich der Tod von der ſchönen Seite, die allerdings auch in ihm liegt. Selbſt auf der Phyſiognomie des eben Verſchiedenen bleibt oft dieſes rührende Gepräge eines ſo durchaus ſchönen Todes zurück, und wir ſehen mit Erſtaunen ein wehmüthig ſüßes Lächeln auf dem bekannten Geſichte ſchweben, faſt wie bey einem ſchlummernden Kinde, dem oft kaum noch eine leiſe Spur der Erinnerung an den vorangegangenen Schmerz beygemiſcht iſt. Wer irgend ihm werthe Angehörige oder Freunde ſo ſterben, oder geſtorben geſehen hat, dem wird die Erinnerung daran gewiß immer unvergeßlich bleiben. — Es iſt das was hier vorgeht, oder ſtatt gefunden hat, ein ſeliges Vorgefühl der Ewigkeit, welches durch die Schranken der Zeit hereinbricht, unmittelbar vor dem vollendeten Ablauf derſelben; und nur in dieſer Hinſicht iſt es hier mit erwähnt worden, als einer von den faktiſch gegebenen Berührungspunkten, oder Uebergangs-Momenten zwiſchen Zeit und Ewigkeit; da zur pſychologiſch-vollſtändigen Auffaſſung des menſchlichen Denkvermögens und ſeiner Entwicklung, doch auch dieſe letzte Kriſis des Bewußtſeyns am Schluß ſeiner Vollendung weſentlich mitgehört. —

Es giebt aber auch mitten im Leben ſelbſt noch mehrere Erſcheinungen und Augenblicke, wo die Schranken der Zeit wenigſtens für die kurze Dauer eines ſolchen erhöhten Zuſtandes, gleichſam durchbrochen, oder wie aufgehoben zu ſeyn ſcheinen. Dahin gehören einzelne Momente des höchſten Entzückens im Gefühl der Andacht, oder auch der eigentlichen Ekſtaſe, die inſofern ſie eine wirkliche und wahre iſt, als ein Intervall der Ewigkeit mitten in der Zeit, oder auch als ein vorüberfliehender Lichtblick in jene höhere Welt des vollen und ungehemmten geiſtigen Lebens betrachtet werden muß. Selbſt das innere Gebet ohne Worte, inſofern es ein wahres iſt, und wirklich etwas dabey in der Seele geſchieht und vorgeht, wo das Gemüth im Innerſten erſchüttert wird, iſt nur wie ein Tropfen von Ewigkeit, der mitten durch die Zeit in die Seele hineinfällt. Die wirkliche Ekſtaſe, inſofern ſie als eine wahre gelten kann, iſt dabey von der organiſchen Seite oft mit einem freylich bloß ſcheinbaren Anfang von Hinſterben, wenigſtens einem faſt täuſchenden Gefühle der Art verbunden, welcher dem höhern Lichtblick oder Anklange von Jenſeits vorangeht. Indeſſen erfordern ſolche Erſcheinungen eine ſehr aufmerkſame Beobachtung zur ſtrengen Unterſcheidung; die Idee davon im Allgemeinen, läßt ſich an der Stelle des Bewußtſeyns, wo ſie hingehört, leicht nachweiſen, und gehört auch weſentlich mit zur vollſtändigen Kenntniß und Anſicht deſſelben; das richtige Urtheil im Einzelnen aber kann oft ſehr ſchwierig ſeyn, oder auch zweifelhaft bleiben; weßhalb es auch hier genug ſeyn mag, ohne tiefer in dieſe nothwendigen Unterſcheidungen, und mannichfachen Zweifel über das Ganze ſolcher Erſcheinungen einzugehen, ihrer im Zuſammenhange des Ganzen, vorübergehend erwähnt zu haben, als eines von den nähern Verbindungspunkten, in welchen ſich Zeit und Ewigkeit berühren, oder gegenſeitig durchdringen. Es giebt deren noch mehrere andre Arten; eine der minder wunderbaren, eben ſo allgemein und wohlthuend auf die Seele wirkenden, als allgemein verſtändlichen, iſt die, welche in der wahren Kunſt und höheren Poeſie ſtatt findet. Denn auch hier iſt es unter der irdiſchen Hülle der ſinnlichen Erſcheinung, der zeitlichen Begebenheit, der bildlichen Dichtung, doch das Ewige was überall hindurch ſchimmert, und eben auf dieſer aus dem äußern Schmuckgewande hervorleuchtenden Kraft des Ewigen, beruht die hohe Würde und der hinreißende Zauber der wahren Kunſt, und der höheren Poeſie; obwohl auch hier, eben ſo wie dort, jene ſtrenge Unterſcheidung zwiſchen dem ächten Golde, und dem unächten äſthetiſchen Flitterſtaat, oder bloßen Modeſchein, eintreten muß, wie überall, wo das Ewige und Himmliſche mit dem Irdiſchen und Vergänglichen in Berührung tritt. Die dem menſchlichen Gemüth eingepflanzte, oder mitgegebne und angeborne, und hier aus dem Verborgnen wieder aufquellende Erinnerung der ewigen Liebe, wovon ich den urſprünglich Platoniſchen Begriff von allen fremdartigen Beymiſchungen und ſtörenden Zuſätzen zu reinigen, und eben dadurch zu erklären und zu rechtfertigen ſuchte, iſt nicht bloß eine Grundlage des höhern Lebens überhaupt, ſondern beſonders auch eine von den großen Lebensadern der wahren Kunſt und Poeſie; deren es jedoch noch mehrere andre, eben ſo weſentliche, und nicht minder reiche und ergiebige giebt. Eine ſolche iſt z. B. die Sehnſucht nach dem Unendlichen, welche mehr hoffend und ſtrebend in die Zukunft gerichtet iſt, als jene ewige Liebes-Erinnerung, die doch als ſolche mehr an der Vergangenheit haftet, und oft auch mit einem hiſtoriſchen Gefühl der wirklichen Vergangenheit zuſammenſchmilzt; während die eigentliche Begeiſterung im Leben wie in der Kunſt, an ein Höchſtes und Göttliches der Gegenwart, es mag nun ein wirkliches, oder ein wenigſtens dafür gehaltenes ſeyn, ſich unmittelbar anſchließt, und mit dem Gefühl dieſer Gegenwart und dem Glauben daran innigſt verbunden iſt. So ſind alſo dieſe drey Formen des höhern Gefühls im Menſchen, wie daſſelbe in das Unendliche hinausſtrebt, aus dem Ewigen hervorquillt, oder das Göttliche ergreifen möchte, dennoch auch wieder wie natürlich in ihrer verſchiedenen Richtung an die drey Zeiten, oder verſchiedenen Kategorien der irdiſch-getrennten Zeit gebunden. Die Erinnerung der ewigen Liebe iſt, was ihren Einfluß auf die Kunſt betrifft, zwar nur Ein Gefühl, oder Eine angeborne Idee, wenn man es ſo nennen will; dennoch aber kann ihre Wirkung eine allgemeine ſeyn, und ſich auf das ganze Gebiet des geſammten Bewußtſeyns erſtrecken; indem nun auch alle andern Gefühle des innern Menſchen, alle Gedanken, Vorſtellungen, und Ideen des Denkers, oder auch alle Bilder, Geſtalten, Ideale des Künſtlers, in dieſes Eine Grundgefühl der ewigen Liebe, wie in ein Meer, oder einen Strom des höhern Lebens eingetaucht, geiſtig verklärt, und zu einer reinern Schönheit und Vollkomnenheit erhoben, oder umgewandelt werden; und ſo läßt ſich ieſe idealiſche Anſicht aller Dinge und der Welt, überhaupt ey den Platoniſch Geſinnten, oder auch in der nähern Beiehung auf die Wiſſenſchaft und bildenden Kunſt insbeſondere, ohl begreiflich finden, und vollkommen erklären, und kann e auch in dieſem richtigern Verſtande, in den gehörigen ränzen, und an derjenigen Stelle des Bewußtſeyns, wo e wirklich hingehört, wohl zugegeben, und bis auf Weiteres ngenommen werden. (†) Um nun aber auch jenen andern beyden öhern Gefühlen, welche die Bruſt des Menſchen als eben ſo ele göttliche Andeutungen der Ewigkeit eingepflanzt ſind; der ehnſucht nach dem Unendlichen und der lebendig wirkſamen gegebnen Stoff zur Vorſtellung einer unbedingten Disharmonie zu ergänzen.

In ſtrengſtem Sinne des Worts iſt ein höchſtes Häßliches offenbar ſo wenig möglich, wie ein höchſtes Schönes. Ein unbedingtes Höchſtes der Verneinung, oder das abſolute Nichts, kann ſo wenig wie ein unbedingtes Höchſtes des poſitiven Daſeyns in irgend einer endlichen Vorſtellung gegeben werden; und ſelbſt in der höchſten Stufe der Häßlichkeit iſt, ſo metaphyſiſch angeſehen, immer noch etwas Schönes enthalten. Es wird ſogar, um das häßlich Erhabne darzuſtellen, und den Schein unendlicher Leerheit und unendlicher Disharmonie zu erregen, das gröſte Maß von Fülle und Kraft erfordert. Die Beſtandtheile des Häßlichen ſtreiten alſo unter einander ſelbſt, und es kann in demſelben nicht wie im Schönen, durch eine gleichmäßige, wenn gleich beſchränkte Kraft der einzelnen Beſtandtheile, und durch vollkommne Geſetzmäßigkeit der vollſtändig vereinigten, ein bedingtes aber doch objektives Höchſtes als beſtimmter Gränzpunkt der möglichſten Annäherung, welche nicht weiter übertroffen werden kann, erreicht werden, ſondern nur ein ſubjektives: denn es giebt für jede individuelle Empfänglichkeit eine beſtimmte Gränze des Eckels, der Pein, der Verzweiflung, jenſeits welcher die Beſonnenheit aufhören würde.

Der ſchöne Künſtler aber ſoll nicht nur den Geſetzen der Schönheit, ſondern auch den Regeln der Kunſt gehorchen, nicht nur im innern Gefühl das Häßliche, ſondern auch im Aeußern die techniſchen Fehler vermeiden. Jedes darſtellende Werk freyer Kunſt kann auf vierfache

Begeiſterung, ihre rechte Stelle in dem Ganzen des Bewußtſeyns anweiſen zu können, iſt es nothwendig, die pſychologiſche Ueberſicht deſſelben, in dem geſammten Umkreiſe aller dazu gehörenden Vermögen in ihrem gegenſeitigen Verhältniß, vollſtändiger weiter zu führen, und den vollendenden Schluß an das Bisherige hinzuzufügen. — Ich gieng bey dieſem Grundriß des geiſtigen Lebens und Bewußtſeyns aus, von den vier Grundkräften deſſelben; Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, als den entgegenſtehenden äußerſten Endpunkten, und verſchiedenen Weltgegenden des innern Daſeyns; das Gewiſſen und Gedächtniß, charakteriſirte ich an den Stellen, die uns im fortſchreitenden Gange dieſer Entwicklung von ſelbſt auf dieſe Fragen führten, als mittlere Nebenvermögen der Vernunft, d. h. in der Mitte ſtehend zwiſchen Vernunft und Willen, wie das Gewiſſen, oder zwiſchen Verſtand und Vernunft wie das Gedächtniß. In der gleichen Weiſe möchte ich nun auch die Triebe, beſonders in der eigenthümlichen Form, wie ſie eben dem Menſchen, und im Vergleich mit den Thieren nur ihm zukommen, und zu Leidenſchaften werden, und demnächſt dann auch die Sinne erklären. Die Triebe, wo ſie irgend zur Leidenſchaft geſteigert erſcheinen, ſind nach der Analogie der bisher befolgten, und für dieſen Standpunkt genommenen Anſicht, wohl für nichts anderes zu halten, als für Regungen des Willens, oder für einen Willen der in das Unendliche der Fantaſie hinübergeht, und der eben dadurch das innere Gleichgewicht, und endlich alle Freyheit, wenigſtens für den wirklichen Gebrauch verliert. — Dieſe mittlere Stellung der Triebe zwiſchen dem Willen und der Fantaſie, und die hier freylich ſchädliche und verkehrte Zuſammenwirkung beyder Grundkräfte in der zum Charakter-Fehler geſteigerten Leidenſchaft oder Sinnlichkeit, zeigt ſich beſonders auch in den eigentlichen Naturtrieben, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, wo das Verderbliche immer, oder zunächſt wenigſtens, in dem gränzenloſen Uebermaß, in der zerſtörenden Heftigkeit liegt. Wenn nun dieſes Uebermaß oft ſo hoch ſteigen, und ſo zerſtörend werden kann, daß es die ganze Seele zerrüttet, ſelbſt die Geſundheit aufreibt, und den Geiſt tief erniedrigt, und man faſt von einem Gefühl der Beſchämung ergriffen wird, wenn man ein alſo durch eigne Schuld zu Grunde gerichtetes menſchliches Weſen mit den edlern und am vollkommenſten organiſirten Thierarten vergleicht, bey denen die einfachen Naturtriebe, und die Befriedigung derſelben, meiſtentheils ſo regelmäßig ablaufen, wie Tag und Nacht wechſelt, oder wie die Geſtirne am Himmel auf- und niederſteigen; worin liegt meiſtens der erſte Grund ſolcher Verirrungen? In dem beſſern Falle wenigſtens, und bey einem früherhin edler gearteten Sinne, iſt es Anfangs gewöhnlich irgend ein falſcher Zauber der Fantaſie, der ſich des Gemüths mit magiſcher Kraft bemeiſtert, es immer weiter und weiter fortreißend; in jedem Falle aber iſt es eine verkehrte Anwendung oder falſche Kraft des Unendlichen, mittelſt deren der einer ſolchen herrſchenden Leidenſchaft zum Raube gewordne Menſch, ſich nun ganz auf den Einen Gegenſtand, oder den zur tyranniſchen Gewohnheit gewordnen Lieblings-Hang hinüberwirft. Wie könnte auch ſonſt von den Täuſchungen der Leidenſchaft, die doch einen ſo großen Umkreis der verderbten Wirkſamkeit im menſchlichen Leben, und überhaupt in der Welt einnehmen, die Rede ſeyn, ker und Sprachen anwenden ließe, in Hinſicht auf den auch an ihnen vorzüglich bemerklichen tiefen Verfall des Menſchengeſchlechts, der immer weiter gehenden Verſunkenheit, Schwäche und Zerſtückelung. Die äußern Sinne, ein armſeliger Nothbehelf der dürftigſten Erkenntniß für den, alles Daſeyn, die Gottheit, und das ganze Weltall in ſeinem Streben umfaſſenden Geiſt des Menſchen, ſind eng beſchränkt auf die nächſte materielle Umgebung; und wenn auch die Wiſſenſchaft aus ſo geringen, unſcheinbaren Anfängen hie und da manches Große und Herrliche zu entwickeln, und weiter zu folgern weiß; wenn auch in jenen äußern Sinnen ſelbſt, das rechte Kunſtgefühl, oder der klar gewordne Naturſinn, einen kleinen höhern Lichtfunken bildet, ſo unterliegt auch dieſer und deſſen ſichre Anwendung, noch ſehr vielen und großen Einſchränkungen. Das Gedächtniß iſt im Ganzen bloß eine mühſam erlernte mechaniſche Fertigkeit, die bald wieder abgeſtumpft und geſchwächt wird, und früh genug, wenigſtens theilweiſe zu erlöſchen pflegt. Die Triebe ſind unzähligen Abwegen, und leidenſchaftlichen Verirrungen ausgeſetzt. Ob das Gewiſſen nicht auch meiſtens in einem Zuſtande von Mattigkeit und Schwäche, von halber Abſtumpfung gefunden wird, ob es überall ſo rein, ſtark und lebendig entwickelt und wirkſam iſt, wie es ſeyn könnte und ſeyn ſollte, das möchte wohl eher zu bezweifeln ſeyn; wenigſtens iſt die Bemerkung gewiß nicht ſchwer zu machen, daß wir bey dieſer innern Stimme, die zugleich ein Gehör iſt, nicht immer leiſe genug hören, und daß gar oft manches überhört wird. Die Frage, ob es Menſchen giebt, die in dieſer Hinſicht als vollkommen taub zu betrachten ſind, kann wohl nur in der genauern Specialgeſchichte der menſchlichen Verbrechen ihre pſychologiſche Antwort finden, bey denen welche den Beruf haben, ſich genau mit dieſer traurigen Kehrſeite des Lebens zu beſchäftigen und bekannt zu machen. Wenigſtens, glaube ich, dürfen wir wohl vorausſetzen, daß eine ſolche vollendete moraliſche Stumpfheit, eine Art von angebornem ſittlichen Blödſinn für jedes höhere, irgend edlere und rechtliche Gefühl, der aber oft mit einem in ſeiner Art ganz klaren Verſtande, und großer inſtinktmäßiger Schlauheit zuſammen gepaart ſeyn kann, glücklicherweiſe doch nur eine äußerſt ſeltne Ausnahme in der Menſchheit bildet. Auf der andern Seite dürften die Fälle wenigſtens zu den ſeltnen gehören, wo dieſes ſittliche Zartgefühl oder innere Gehör auch bey den edlern Naturen ſo rein und ſtark entwickelt, ſo ſicher, ſcharf, und feſt ausgebildet erſcheint, wie z. B. das muſikaliſche Ohr und Kunſtgefühl bey großen Muſikern, oder bey manchem Freunde und Kenner dieſer Kunſt. Vielleicht iſt es aber auch für unſern jetzigen herabgedrückten Zuſtand angemeſſen und eher wohlthätig, wenn nicht alle höhern Sinne und Organe für das Unſichtbare ſich immer in der höchſten Schärfe und alles zermalmenden Energie in uns äußern, und meiſtens dieſe Aeußerungen nur wie in einem gedämpften Lichte erſcheinen, oder auch nur wie durch eine umgebende Decke durchſchimmern; und ſelbſt vom Gewiſſen kann dieß noch in einigem Maße gelten. Wenigſtens läßt ſich wohl nicht abläugnen oder verkennen, daß für die meiſten Menſchen eine Viertelſtunde von einem wahrhaft hell und vollkommen ſehend gewordnen Gewiſſen hinreichen würde, die Seele für immer aus allen Fugen zu reißen, und ſie in einen Abgrund namenloſer

Schmerzen zu verſenken, für welche die menſchliche Sprache keine Worte zu finden weiß; und für welche auch die irdiſche Bruſt keine Klagelaute mehr hat; und daß es daher eher eine wohlthätige Einrichtung iſt, wenn die Scheidewand, welche uns die unſichtbare Welt bedeckt, auch dieſe Geheimniſſe von ewigem Geiſterſchmerz, neben dem jede ſinnliche Pein, und jedes irdiſche Leiden völlig in Nichts verſchwinden würde, mit einem wohlthätigen Schleyer verhüllt, der nur ſelten in einzelnen Ausnahmen gelüftet werden darf. — So wie nun aber überhaupt oft von dem äußerſten Abwege der tiefſten Verſunkenheit, von der unterſten Stufe der engſten Beſchränktheit aus, ſich wieder der erſte glückliche Impuls und höhere Anfangspunkt erhebt, und gerade von da aus die Rückkehr zu einem neuen Leben beginnt; ſo dürfte es wohl auch hier mit allen dieſen ſo mannichfach beſchränkten, und herabgeſtimmten, oder großen Verirrungen und Abwegen ausgeſetzten vier Nebenvermögen der zweyten Ordnung im gebundenen und zertheilten Bewußtſeyn der Fall ſeyn, daß gerade die gemeinſame Baſis für ein anderes, lebendig vollſtändigeres, harmoniſch zuſammenwirkendes Bewußtſeyn aus ihnen hervorgeht. Denn ganz natürlich muß doch nun, nachdem der ganze Umkreis des menſchlichen Bewußtſeyns in jenen acht Vermögen vollſtändig ausgemeſſen, und nachgewieſen worden iſt, die Frage entſtehen, welches denn der gemeinſame Mittelpunkt in dieſer ganzen Sphäre iſt, oder was in dieſem Mittelpunkte gefunden, oder nachgewieſen werden könnte. In dieſer Beziehung, und mit Rückſicht auf dieſes Ziel, ſuchte ich die Platoniſche Idee einer höhern Liebes-Erinnerung nicht ſowohl von Ehemahls, als von Ewigkeit, nach einem reinern Verſtande, als eine Art von tranſcendentalem Gedächtniß zu erklären, und in dieſem Sinne als annehmbar zu retten, und auch den reinen Begriff der unendlichen Sehnſucht in jener andern Region der menſchlichen Triebe und Begierden, als das höchſte Streben der menſchlichen Seele nachzuweiſen; ſo wie der genialiſche Kunſtſinn, und das innere Naturgefühl in ihrer Sphäre als ein Höheres ähnlicher Art ziemlich allgemein anerkannt werden, und niemand wohl wird leugnen wollen, daß das ſittliche Gefühl, als die natürliche Aeußerungsform jener innern Gewiſſensſtimme im geſellſchaftlichen Leben die erſte Grundbedingung, und den ſicherſten Stützpunkt für alle jene andern höhern Gefühle bezeichnet. Das Gefühl alſo iſt dieſer Mittelpunkt in dem ganzen ſonſt getheilten und zerriſſenen Bewußtſeyn; ich möchte es aber nicht ſo ganz allgemein nur das ſittliche nennen, weil dieß doch nur Eine Seite und Kraft des Ganzen bildet, und auch das Kunſtgefühl, und jede andere Art von ächter Begeiſterung mit dazu gehört, und nicht davon ausgeſchloſſen werden darf, ſondern lieber bloß das innere, zur Unterſcheidung von dem äußern und materiellen Gefühlsſinn. Weniger klar als der Verſtand, und nicht ſo entſchieden und beſtimmt als der Wille, lebendiger als die Vernunft, aber viel enger auf den nächſten Umkreis des eignen Daſeyns beſchränkt, ſteht das Gefühl auch zwiſchen den vier Grundkräften eben ſo in der Mitte, wie zwiſchen den vier mittlern Vermögen der zweyten Ordnung. Es iſt eben die ſcheinbar indifferente, eigentlich aber fruchtbar volle Mitte des Bewußtſeyns, wo die einzelnen Regungen aller andern iſolirten Kräfte ſich begegnen, zuſammentreffen, durchkreuzen, und ſich gegenſeitig neutraliſiren, oder auch zu einem neuen Leben einander durchdringen, und harmoniſch vereinigen. Es iſt daſſelbe auch der verſchiedenſten Stufen der Kraft und Entwicklung, und jeder Art und jedes Grades von Steigerung fähig, von dem einfachen, faſt gleichgültig ruhigen Gefühl des reinen Daſeyns, bis zu der höchſten ſich ſelbſt aufopfernden Begeiſterung, die keinen Tod achtet, und über alles Leben hinausgeht, oder bis zu dem Zuſtande des höchſten Entzückens, der ſich bis an die Gränze des Bewußtloſen verliert. „Gefühl iſt Alles“ könnte man in dieſer Hinſicht mit dem Dichter ſagen; die Mitte des Lebens, und das Herz des Ganzen; jede vereinzelte und iſolirte Kraft aber, dagegen gehalten „nur Rauch und Schall, umnebelnd Himmelsgluth.“ Jedoch iſt dieſer Mittelpunkt des Bewußtſeyns nicht ein ſolcher, der in activer Kraft das Ganze, und alle jene ſonſt iſolirten Fähigkeiten und Beſtandtheile des menſchlichen Daſeyns und Wirkens aus ſich ſelbſt, beherrſchend zuſammenhalten, und organiſch ordnen könnte; in dieſer Hinſicht iſt es mehr ein paſſiver Zuſtand. Und genau genommen iſt das Gefühl auch nicht ſowohl ein eignes abgeſondertes Vermögen, als bloß der ganz unbeſtimmt formloſe, aber lebendig bewegte und fruchtbar erregte Zuſtand des Bewußtſeyns, welcher die Uebergangsſtufe, oder den Durchgangspunkt bildet, aus dem vierfach getheilten in das lebendig vollſtändige und dreyeinig zuſammenwirkende Bewußtſeyn. Wenn Vernunft und Fantaſie nicht mehr getrennt und getheilt ſind, ſondern im lebendigen Gefühl wieder Eins geworden, und zur denkenden, liebenden Seele in einander verſchmolzen ſind; dann iſt dieſes der erſte Anfang und die allgemeine Grundlage zu dieſer Wiederherſtellung des harmoniſch vollen Bewußtſeyns. Wenn der große Verſtand nicht mehr kalt und iſolirt unthätig für ſich daſteht, und der ſtarke Wille nicht mehr blind und ſtarrſinnig beſchränkt iſt und wirkt, ſondern beyde zu Einer wirkſamen Macht des lebendig erleuchteten Geiſtes zuſammengewachſen ſind, wo jeder Gedanke zugleich eine That iſt, und jedes Wort eine Kraft, was auch nur in jenem Mittelpunkte einer höhern Liebe erreichbar und möglich iſt; dann bildet dieſes die zweyte Stufe auf jenem Wege der Rückkehr zum urſprünglich vollen Bewußtſeyn. Ehe ich aber den ganzen Umriß desſelben bis zur Vollendung durchzuführen, oder den letzten noch fehlenden Schlußſtein zu jener Stufenleiter hinzuzufügen verſuche, muß ich zuvor noch eine Frage einſchalten oder nachtragen, über die Urtheilskraft, der bisher in dieſem Entwurf noch keine eigenthümliche Stelle angewieſen worden iſt, in wiefern ſie als ein eignes Seelenvermögen zu betrachten, in welchem Verhältniß ſie zu den andern Geiſteskräften ſteht, und welche Stelle ihr in dem denkenden Bewußtſeyn angewieſen iſt. In dem bloß logiſchen Sinne, wo unter dem Urtheil nichts verſtanden wird, als die Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt, wie z. B. in dem vollſtändigen Schlußſatz: Alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, alſo iſt Cajus ſterblich; bildet nur der mittlere Satz, wo der generelle Begriff ſpeciell angewandt, und alſo von dem Individuum ausgeſagt wird, ein ſolches Urtheil, und iſt nicht wohl einzuſehen, da die Vernunft überhaupt das logiſch verknüpfende Denkvermögen iſt, warum dieſer eine Act einer ſolchen Verknüpfung zwiſchen dem Prädikat und Subjekt von den übrigen abgeſondert, und als ein eignes beſonderes Vermögen für ſich aufgeſtellt und betrachtet werden ſoll, wodurch nichts erklärt wird, und nur die Unterabtheilungen in dem ohnehin ſchon genugſam getheilten Denkvermögen und menſchlichen Gemüth überhaupt, unnütz vermehrt werden. Ganz anders aber iſt es mit ſolchen Urtheilen einer beſtimmten Art, welche in der That ſo zu heiſſen verdienen, weil ſie in ihrer beſondern Sphäre wirklich entſcheiden, und auch als entſcheidend gelten und anerkannt werden, weil eine natürliche Anlage, ein geübter Blick, eine vielfältig erweiterte und ausgebildete Kenntniß in dieſem Fache, ſie begründet, und mehr oder minder als ſicher und zuverläſſig bewährt. Hier iſt der Act des Urtheils ſelbſt keine einfache Function des Denkvermögens, ſondern das ganze Urtheil nach den mannichfachen Elementen und geiſtigen Wahrnehmungen, aus denen es hervorgeht, oder die es vorausſetzt, meiſtens vielmehr ein ſehr complicirt zuſammengeſetztes Reſultat dieſer vorangegangenen Grundlagen. Als ein eignes Geiſtesvermögen kann man aber dieſe höhere Beurtheilungskraft in einer beſtimmten Sphäre um ſo weniger erkennen, weil man ſonſt für eine jede ſolche Sphäre wieder ein andres, und beſonderes ſolches Geiſtesvermögen des Urtheils annehmen müßte, indem das richtig treffende Urtheil in der einen Sphäre, gar nicht die gleiche Sicherheit in einer andern vorausſetzt, und die verſchiedenen Arten und Zweige dieſer höhern Beurtheilungskraft ſehr vereinzelt daſtehen, und unter ſich gewöhnlich ganz getrennt ſind. Es muß die Erklärung alſo, wozu der allgemeine Begriff eines abgeſonderten Geiſtesvermögens als ſolches gar nicht hinreicht, ganz wo anders geſucht werden; welches alles ſich durch einige Beyſpiele am beſten wird deutlich machen laſſen.

Wie unendlich vieles umfaßt nicht oft ein wahres Kunſturtheil; aus wie vielen Wahrnehmungen, Eindrücken, Gedanken, Empfindungen, iſt es nicht zuſammengeſetzt, während das daraus hervorgehende Endurtheil doch nur Eines, und zu einem einfachen Ausſpruch ganz beſtimmt zuſammengefaßtes iſt. Wie z. B. dieſes oder jenes herrliche alte Gemälde kann nicht von dieſem Meiſter ſeyn, dem es vielleicht gewöhnlich zugeſchrieben wird, ſondern es muß aus jener andern Schule ſeyn. Ich ſetze hiebey freylich voraus, daß eine ſolche Behauptung nicht bloß rein hiſtoriſch erwieſen, und ſtreng documentirt wird; denn ſonſt wäre es ein Faktum, und kein Urtheil, wenigſtens kein Kunſturtheil. Ein ſolches muß, wo nicht ganz, doch einem großen Theile nach, aus dem Werke ſelbſt, aus dem Style der Behandlung, und ſo manchen Kennzeichen der Art, dem geübten und richtig treffenden Gefühle dafür, geſchöpft ſeyn. So mancherley und ſo mannichfach nun ſind die Wahrnehmungen, auf denen ein ſolches Kunſturtheil beruht, daß wohl oft ein Buch oder wenigſtens eine ganze Abhandlung darüber geſchrieben werden kann; immer aber wird man dabey, wenn es wirklich ein Kunſturtheil, und nicht bloß eine hiſtoriſche Unterſuchung iſt, auf einen oder den andern Punkt ſtoßen, der ſich nicht gleichſam mathematiſch ſtreng erweiſen, und einem jeden gewaltſam andemonſtriren läßt, ſondern der aus der unmittelbaren Wahrnehmung oder dem Kunſtgefühl hervorgeht, auf welchem das Urtheil in letzter Inſtanz beruht. Sehr richtig verbindet daher unſre Sprache beyde Ausdrücke genau zuſammen, und es iſt das wahre Kunſturtheil ſelbſt nichts anderes, als das auf einen beſondern Fall oder Gegenſtand angewandte, zur vollkommnen Klarheit durchgeführte, Weiſe Tadel verdienen. Entweder fehlt es der Darſtellung an darſtellender Kraft und Vollkommenheit; oder ſie ſündigt gegen die idealiſche Haltung und objektive Richtigkeit; oder auch gegen die Bedingungen ihrer innern Möglichkeit.

Dem Unvermögen fehlt es an Werkzeugen und an Stoff, welche dem Zweck entſprechen würden. Die Ungeſchicklichkeit weiß die vorhandne Kraft und den gegebnen Stoff nicht glücklich zu benutzen. Die Darſtellung iſt dann ſtumpf, dunkel, verworren und lückenhaft. Die Verkehrtheit wird die ewigen Gränzen der Natur verwirren, und durch widernatürliche Miſchungen der ächten Dichtungsarten ihren eignen Zweck ſelbſt vernichten. Eine zwar geſunde aber noch kindliche Bildung wird in ächten aber unvollkommnen Dichtarten ihre richtige Abſicht nur im Entwurf anlegen, ohne ſie vollſtändig ausführen zu können.

Die Darſtellung kann im Einzelnen ſehr vortreflich ſeyn, und doch im Ganzen durch innre Widerſprüche ſich ſelbſt aufheben, die Bedingungen ihrer innern Möglichkeit vernichten, und die Geſetze der kunſtgemäßen Richtigkeit verletzen. Unzuſammenhang könnte man es nennen, wenn es der unbeſtimmten Maſſe eines angeblichen Kunſtwerks an eigner Beſtandheit und an den Geſetzen der innern Möglichkeit überhaupt fehlte; wenn das Werk gleichſam gränzenlos, und von der übrigen Natur gar nicht, oder nicht gehörig abgeſondert wäre, da es doch eigentlich eine kleine abgeſchloſſene Welt, ein in ſich vollendetes Ganzes ſeyn ſollte.

Gegen die idealiſche Würde und Hoheit der Kunſt wird verſtoßen, wenn der Künſtler ſein Werkzeug verſchuß in der menſchlichen Seele, wenn ich mir dieſen kühnen Ausdruck erlauben darf, iſt nun eigentlich der höhere Stoff, der unſichtbare Gegenſtand, und geiſtige Inhalt der wahren Kunſt und Poeſie. Nicht als ob dieſer innre Geiſt und Lebensäther der Kunſt und höhern Poeſie immer nur, auch der äußern Form nach, bloß als Gefühl der Sehnſucht ausgedrückt werden müßte, wie meiſtens in der Muſik, oder als ob er immer in der beſtimmten Richtung auf die Zukunft gerade zu als Hoffnung auch äußerlich hervortreten, und ſich kund geben müßte, alſo vielleicht nur im lyriſchen Geſange, als der geſprochnen Muſik der begeiſterten Gefühle, was denn freylich auf eine ſehr monotone Beſchränkung führen würde. Vielmehr kann jene das Ganze innerlich beſeelende Idee der Hoffnung auch in ein vollendet durchgeführtes Kunſtgemälde einer wirklichen Gegenwart als der unſichtbare höhere Lebensfaden mit eingeflochten ſeyn, und dieſe Einhüllung, oder verhüllte Darſtellung und indirecte Offenbarung des Geiſtes, iſt oft ſogar nicht bloß die am meiſten künſtleriſche, ſondern ſelbſt die tiefer poetiſche und begeiſterte. Auch die wehmüthige Erinnerung an eine nicht mehr vorhandne, kindlich ſeelige oder erhaben großartige Vergangenheit, iſt eigentlich doch nur ein Wiederſchein der göttlichen Hoffnung, und kann in dieſem weitern freyen Dichter- oder Künſtler-Sinne ſelbſt mit zu ihr gezählt werden. Und wenn uns die alte Kunſt, und beſonders die alte Poeſie vorzüglich, oder doch mehrentheils nur anſpricht, wie ein rührendes Abendgefühl bey dem letzten ſcheidenden Himmelsglanze der ſinkenden Sonne, als ein traurendes Nachblicken oder Hinunterſehen in die vorübergegangene alte Herrlichkeit; ſo kann doch die Poeſie, auch in der umgekehrten Richtung als eigentliche Hoffnung, den kühn begeiſterten Blick auch mehr nach der andern Seite der Zukunft hinwenden, als Morgenröthe im Aufgang, welche der aufſteigenden Sonne der Wahrheit, und einer neuen in ihr wurzelnden und begründeten Zeit voraneilt, als der erſte Schönheitsſtrahl der begeiſterten Verkündigung; und dieß dürfte vielleicht die Stellung ſeyn, welche der Kunſt für unſre Zeit, und in ihr, vorzüglich angemeſſen wäre. Ueber dieſe eigenthümliche Stellung der Kunſt zur Hoffnung, die innere Verwandtſchaft, und das richtige Verhältniß zwiſchen beyden, in Beziehung auf unſre Zeit, und im ganzen Zuſammenhange auch mit den übrigen beyden Elementen, in dieſem Grundaccord des innern Lebens, nämlich Glauben und Liebe; wird mich der ſinnvoll bedeutende Ausſpruch eines mir nah befreundeten Dichters über eben dieſen reinen Dreyklang des höhern Gefühls und der geiſtigen Erkenntniß, am ſchnellſten zu dem einfachen Reſultate führen auf welches ich aufmerkſam machen möchte. Denn wiewohl jener Dichterſpruch zunächſt ganz auf unſre jetzige Zeit gerichtet iſt, ſo läßt er ſich doch ſehr gut auch auf die Kunſt im Allgemeinen anwenden: „Die Zeit“ — ſo lautet es dort — „hat Glauben nicht noch Liebe; wo wäre dann die Hoffnung „die ihr bliebe?“ — In jener verhängnißvollen Zeit erſcholl dieſe Stimme, deren Beſorgniſſe und Gefahren ſo drohend anwuchſen, daß ſie wohl alle Hoffnung abzuſchneiden und zu vernichten ſchienen; indeſſen wurden jene drohenden Gefahren bald darauf doch abgewendet und es trat eine neue Wendung ein, die alles veränderte. Als Urtheil über unſere Zeit ſelbſt aber, finde ich daſſelbe in dieſer Allgemeinheit wenigſtens, viel zu ſtreng. Es iſt die Zeit nicht ſo ganz wie es hier ausgeſprochen wird, ohne Glauben. Wohl war ſie ſchon lange etwas lau, unſicher, und hin und her ſchwankend darin geweſen, oder vielmehr — und dieß dürfte den eigentlichen Zuſtand am genaueſten ausdrücken — ſie war an ſich ſelbſt, und in dem zu früh gefaßten, und gleich unbedingt feſtgeſtellten Glauben an ſich ſelbſt, und überhaupt in allem Glauben, in jedem Sinne des Worts, vom höchſten bis zum gewöhnlichſten in dem äußern Lebensverhältniß, etwas irre und confus geworden, mitunter auch etwas vergeßlich, nicht bloß für das vergangene Alte und Aelteſte, ſondern ſelbſt für das neueſte und jüngſte Selbſt-Erlebte, und ſo zeigt ſie ſich dem urtheilenden Blick meiſt als ohne eigentliche rechte innere Richtſchnur, überall im Innern herumſuchend. Wenn nun auch dieſes Suchen und Streben nach dem Glauben, hie und da mit jenem bloß nachgemachten und ſelbſterkünſtelten Vernunft-Surrogat zu früh befriedigt endete, ſo kann auch dieſes einzelne Symptom wohl auf einen theilweiſe kranken Zuſtand deuten, nicht aber zu einer ſo abſolut ungünſtigen Entſcheidung im Allgemeinen führen, oder einen ſolchen begründen. Denn in allen menſchlichen Dingen und Angelegenheiten oder Verhältniſſen, geht ein ſolches tiefes Streben, wenn es allgemein und fortwährend iſt, nicht ganz allein bloß aus dem Mangel hervor; ſondern es ſetzt zugleich eine natürliche Anlage und Fähigkeit voraus, wenn dieſe auch nicht vollſtändig und bis zur Feſtigkeit entwickelt und richtig ausgebildet ſind. Eben ſo wenig oder noch weniger läßt ſich der Zeit ſo im allgemeinen die Liebe abſprechen; wenn anders eine Begeiſterung, welche mit Leichtigkeit die größten Opfer bringt, mit zur Liebe gehört. Ich kann daher auch dem Schluß nicht beyſtimmen, welcher unſrer Zeit die Hoffnung ganz abſchneidet. Wenn auch manche Erwartungen, die wenigſtens ſehr übereilt, oder auch ganz unreif waren, die im Grunde, wie ſie auf Nichts beruhten, auch auf Nichts ausgingen, und ſelbſt in der geforderten Erfüllung auf Nichts ausgegangen ſeyn würden; ſo dürfen wir darum doch die hohere, göttliche, heilige Hoffnung nicht aufgeben; in der auch jede irdiſche Erwartung, inſofern ſie eine wahrhafte und in der Wirklichkeit begründete iſt, ihre endliche Erfüllung, und zwar in einem unerwarteten Uebermaß derſelben findet. Ja wenn auch wieder einige dunkle Wolken am Horizont aufſteigen, wenn auch dieſe unſrer Zeit noch immer oder von neuem androhende Gefahren, manchem erfahrnen Weltbeobachter, dem ſein hoher Standpunkt in der Geſellſchaft eine weite Ueberſicht und Ausſicht in die Ferne gewährt, noch furchtbarer und ſchrecklicher erſcheinen ſollten, als alle die frühern, kaum erſt überſtandnen; ſo dürfen wir, nachdem wir ſchon in einem ganz ähnlichen Falle und unter ungefähr gleichen Verhältniſſen, durch die Erfahrung darüber belehrt ſind, und nachdem dieſe Belehrung auch damahls wenigſtens allgemein als eine nicht bloß menſchliche empfunden, und als eine höhere anerkannt wurde; dieſes alles dennoch im wirklich eintretenden ſchlimmſten Falle für nichts anders halten, als für eine wahrſcheinlich wohl alsdann auch nothwendige, und gewiß heilſame Kriſis des Uebergangs zu eben dieſer höhern göttlichen Hoffnung, die gerade unſrer Zeit ganz gewiß vorbehalten bleibt; und von der dieſe Andeutung hier um ſo mehr genug ſeyn mag, da alles, was ich jemahls in dem vergangenen Leben, wenn auch noch ſo unvollkommen und ſchwach auszudrücken verſucht habe, ſo wie alles, was ich gegenwärtig in dieſem auſerwählten Kreiſe mitzutheilen wünſchte, und auch alles, was ich noch ferner irgend in der Welt zu ſagen habe, gar keinen andern Zweck oder Gegenſtand hat, gehabt hat, oder haben wird, als eben dieſe ewige heilige Hoffnung einer wahrhaft und nicht bloß irdiſchen, ſondern auch innerlich neuen Zeit, und eines höhern geiſtigen Lebens in ihr, und zur vollendeten Herrlichkeit hinüber, andeutend zu verkündigen, immer feſter zu begründen, und ſo weit meine Kräfte reichen, ſelbſt mit zu vollenden, und in wirkliche Ausführung zu bringen. — Wenn nun aber jener ſchöne und ſinnvolle Dichterſpruch in der zunächſt darin liegenden Anwendung auf unſre eigne gegenwärtige Zeit allerdings vielen Einſchränkungen unterliegt, und unterworfen werden muß; ſo möchte ich ihn dagegen wohl auf die Kunſt anwenden, wenigſtens leidet er dieſe Anwendung ſehr gut, aber auch hier nicht allgemein und unbedingt, wenigſtens nicht auf die jetzige Kunſt dieſer unſrer Zeit; denn ſonſt wäre das Urtheil auch für dieſe viel zu hart und zu ſtreng. Wenn es aber irgend eine Kunſt oder Kunſt-Epoche geben ſollte, ehedem gegeben hat, oder noch jetzt giebt, von der man es, wenn auch nicht ganz buchſtäblich und im ſtrengſten Sinne allgemein, doch wenigſtens ſo im Ganzen und Großen genommen, oder faſt allgemein genommen, mit Wahrheit ſagen könnte: „die Kunſt hat Glauben nicht, noch Liebe;“ dann kann man dreiſt das Nächſtfolgende hinzuſetzen: „Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe!“ — Ich muß es noch einmahl wiederhohlen; auf unſre deutſche Kunſt und Poeſie der jetzigen neuen Zeit angewandt, ſchiene mir das Urtheil durchaus viel zu ſtreng, um nicht zu ſagen, ganz ungerecht. Wenn aber dennoch der jener Kunſt, die ſelbſt nichts anders iſt, als die ſinnvolle Hieroglyphe, und der rührend-erhebende Geſang jener ewigen Hoffnung, und nichts anders ſeyn kann; wenn ſage ich, der ihr zum Grunde liegende Glaube, doch hie und da ein nicht ganz feſter, mehr nur erkünſtelt ſelbſtgemachter, oder wenigſtens bloß anempfundner und flüchtig vergänglicher, die Prüfung im Feuer nicht beſtehender, geweſen ſeyn ſollte, und die Liebe gleichfalls eine vielleicht unüberlegt nachgeſprochne, kunſtreich abgelauſchte, aber nicht eigentlich tief innerlich ſelbſtgefühlte; dann findet jener harte Ausſpruch, und jene darin liegende traurige Schlußfolge wenigſtens in ſo weit hier ſeine Anwendung: daß gewiß allein darin, in jenem innern Seelendefekt im Mittelpunkte des lebendigen Glaubens, und der wahren Liebe, der Grund zu ſuchen iſt, und nur hierin liegen kann, warum in den letzten Kunſt-Epochen des jüngſt verwichenen halben Jahrhunderts, nach ſo manchem wunderbar-herrlichen Anfang, der Erfolg, und die weitere Entwicklung, der erſten Erwartung oft ſo wenig, und ſo unvollkommen entſprochen hat; und warum bey ſo manchen wahrhaft großen und genialiſchen Talenten, doch ſo vieles als taube Blüthe nebenbey abgefallen, und in Nichtigkeit zergangen iſt, ohne in eine gedeihlich bleibende Geiſtesfrucht, zur vollkommenen Reife zu gelangen; — weil es nämlich an einer erſten innern Grundlage fehlte, oder zum Theil auch weil die Kunſt ſelbſt ihre rechte Stellung zu der Zeit und ihrer Hoffnung nicht ganz richtig zu nehmen und zu verſtehen, oder wenn auch das, doch nicht im bleibenden Liebesgefühl feſt zu halten wußte. Denn jene richtige Stellung darf allerdings nicht verkannt, und die natürliche Ordnung darf nicht umgekehrt werden, wenn die Kunſt ſelbſt wahrhaft gedeihen, und auch der Zeit ſelbſt der volle Genuß daran nicht verleidet und verkümmert oder verſchroben werden ſoll. Die wahre Kunſt und höhere Poeſie iſt der ſchöngeſchmückte Gipfel, die hoffnungsvolle Blüthe, ja ſelbſt die Blume der Hoffnung, an dem reich entfalteten Baume der Menſchheit, und ihrer wundervoll mannichfaltigen höhern Geiſtesbildung; aber ſie kann nicht ſelbſt zugleich auch Wurzel ſeyn, oder wo ſie es ſeyn will, da iſt gewiß ſchon irgend eine andre große Verkehrtheit vorhergegangen, oder es liegt ein innerer weſentlicher Mangel zum Grunde. Wir vernehmen zwar wohl von einem in der Gartenkunſt, oder Pflanzenkunde glücklich gemachten Verſuch, wo man ein Gewächs umkehrt, und was bisher Krone war, nun in die Erde einſenkt, bis es dort Wurzel wird, was denn auch wirklich geſchieht, indem zugleich die ehemahlige alte Wurzel ſich zur neuen Krone entfaltet, aber in der Sphäre des menſchlichen Bewußtſeyns, und der vollendeten Geiſtesbildung läßt ſich dieſes halsbrechende Experiment wohl nicht anwenden, oder nachahmend wiederhohlen; die nach untengekehrten Blüthen ſchlagen da keine Wurzel, und gedeihen nun auch nimmer zur wahrhaften Frucht. Eine unbedingt äſthetiſche Grundlage für das ganze Leben kann nicht genügend ſeyn, nicht einmahl für dieſes, noch weniger aber für jenes; eine bloß poetiſche Weltanſicht giebt ſelbſt auf das Räthſel des Lebens und der Welt, nur eine ſcheinbare künſtlich ausweichende Antwort, auf das Räthſel der Hoffnung, von der ſie dann ſelbſt den Faden verlieren muß, ſo gut als gar keine. Wenn jene ſchöne Morgenröthe der Hoffnung, die wahre Sonne zurückdrängen, oder ſelbſt Sonne ſeyn wollte, falls dieß möglich wäre, ſo würde ſie ſich bald zur trüben Wolke verfinſtern, und nur ein gleichgültig grauer Himmel ſtatt des gehofften herrlichen Tageslichtes den Erdkreis umſchatten. Jener innre Defekt auf dem eignen Grund und Boden der dichtenden Fantaſie, giebt ſich, wie manchmahl auch in andern Sphären des menſchlichen Wirkens und Hervorbringens, durch ein wenigſtens ſcheinbares ſchwelgeriſches Uebermaß an der andern Seite zu erkennen, die wenigſtens als ein Kennzeichen auf jene tiefere Lücke im Innern deutet. Ich meine einerſeits den übertriebenen Luxus, man könnte es manchmahl eine wahre Sündfluth nennen von überſchwenglichen und kaum noch verſtändlichen heiligen Gefühlen, die hie und da an einigen Stellen unſrer neu aufſtrebenden Poeſie bemerkt wird; oder auch auf der andern Seite eine eben ſo gränzenloſe Verſchwendung und Ueberſchwemmung von Witz und Scherz, ernſthaftem Humor in dem Witz, ſpottender Parodie über den Humor, und eine noch höhere Ironie, die geiſtig über beyden, und über dem ganzen Werke und allem andern, ja auch über dem geſammten Weltall erhaben ſchwebt. Nur in dieſem einſeitigen Uebermaß, und in dem Abſoluten der auf der einen oder der andern Seite unbedingten Entſcheidung der Vernunft oder der Fantaſie liegt auch der erſte Grund zu jenem ſchon früher erwähnten, ſelbſt im wirklichen und öffentlichen Leben ſo ſchneidend hervortretenden, und auf dieſem gewöhnlichen Wege und nach dieſem Maßſtabe auch völlig unverſöhnlichen Zwieſpalte zwiſchen den bloß rein äſthetiſch geſinnten, und alles nur aus dieſem Standpunkt nehmenden und beurthei-

und höhere Bewußtſeyn zurückkehren oder uns wieder dazu erheben müßten; welche Rückkehr zum wahren Bewußtſeyn, eben die Bedingung der wahren Philoſophie, ja eigentlich dieſe ſelbſt ſey. Will man nun dieſes wieder hergeſtellte, höhere oder auch erhöhte Bewußtſeyn, und jene drey Elemente deſſelben in den Einen Namen der Begeiſterung zuſammenfaſſen, ſo muß hinzugefügt werden, daß es nur Eine, allgemeine, höchſte und auf das Göttliche gerichtete Begeiſterung ſey, und zwar eine dauernd bleibende, und mit der klarſten Beſonnenheit zugleich vereinbare und wirklich vereinte. Inſofern jedoch ein ſolcher allerdings ſehr hoch geſtellter und erhaben gefaßter Begriff von der wahren Begeiſterung in der Platoniſchen Philoſophie gefunden wird, und überall darin vorherrſcht, kann man ſagen, daß das Weſentlichſte von jenem Dreyklang der chriſtlichen Geſinnnng ihr nicht ganz unbekannt geweſen, obwohl ſie die Idee des Glaubens und der Hoffnung in dieſer Form und Theilung oder Richtung nicht kennt, ſondern alles dieſes in Eins zuſammenfaſſend, von jenen Dreyen eigentlich nur die Liebe in ſolcher Weiſe namentlich hervorhebt, welche ſie als die Grundlage der Wiſſenſchaft aufſtellt, jener Wiſſenſchaft, von welcher hier allein die Rede ſeyn kann, nämlich der des innern und höhern Lebens; indem ſie dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt, nur als eine ganz zu Verſtande gekommne, und eben darin feſt gewordne und in die höchſte Klarheit aufgegangene Liebe betrachtet.

In Beziehung auf die früherhin ſchon öfter erwähnten drey Principien des lebendig-zuſammenwirkenden, ungetheilt-vollſtändigen Bewußtſeyns, Geiſt, Seele und Sinn, dürfte das Verhältniß dieſer drey Eigenſchaften etwa folgendes ſeyn.

Der Glaube iſt ein Act des Geiſtes, durch welchen das höhere Gefühl unterſchieden, und von allen Unweſentlichen geſondert, reiner und geiſtiger erfaßt, als intelligentes Gefühl, mithin zugleich als Urtheil feſtgeſtellt, und im bleibenden Begriff zuſammengehalten wird. Die Liebe iſt die Richtung oder die Hinwendung der ganzen Seele auf das Höhere und Göttliche, ja auf Gott ſelbſt; die Hoffnung aber iſt das neue Leben, was aus beyden hervorgeht, und in welchem die göttliche Idee wirkſam und wirklich wird, oder auch der innere Sinn, und die fruchtbare Empfänglichkeit für dieſe göttliche Idee, und ihre einwirkende Kraft.

Die nächſte Aufgabe iſt aber hier für dieſe Stelle und Stufe der ganzen Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeyns, und der darin zu erreichenden Gewißheit, das innere Weſen der Wiſſenſchaft ſelbſt genau zu beſtimmen und zu bezeichnen, was denn das Wiſſen ſelbſt iſt? wie es geſchieht und zu Stande kommt? dann den Urſprung des der Wiſſenſchaft entgegenſtehenden, und die Gewißheit heimlich täuſchenden, oder untergrabend vernichtenden Irrthums zu erklären; und eben dadurch auch den Zweifel und die Frage über den allgemeinen Zweifel zu löſen, nach dem die Stelle, welche ihm im menſchlichen Verſtande anzuweiſen iſt, beſtimmt ſeyn wird. Und dann erſt wird ſich über das Verhältniß vom Glauben und von der Begeiſterung, von der Liebe und Offenbarung zur Wiſſenſchaft, eine vollſtändige, beſtimmte und mehr befriedigende Antwort finden und geben laſſen.

Ehe ich aber die einzelnen Elemente aus welchen das Wiſſen beſteht, das Verſtehen und Begreifen, welche beſondere Arten oder Stufen deſſelben bilden, dann das Erkennen, göttert, und die Darſtellung, welche nur Mittel ſeyn ſollte, an die Stelle des unendlichen höhern Ziels unterſchiebt, und als eitler Virtuoſe, nur nach der höchſten Geſchicklichkeit ſtrebt, um durch das Wunderbare derſelben in Erſtaunen zu ſetzen; durch Künſteley alſo, welche dann die Stelle der wahren Kunſt einnimmt.

Gegen die objektive Wahrheit der Kunſt wird gefehlt, wenn ſich bey dem Geſchäft allgemeingültiger Darſtellung, die Eigenthümlichkeit ins Spiel miſcht, ſich leiſe einſchleicht, oder offenbar empört; durch eine blos ſubjektive Auffaſſung der Darſtellungsweiſe.

Dieſer allgemeine Umriß der reinen Arten aller denkbaren Darſtellungsfehler enthält die erſten Grundlinien einer Theorie des Incorrecten, welche mit dem Begriff des Häßlichen zuſammen genommen, den vollſtändigen Codex aller Kunſtvergehen ausmacht, den wir bey dem folgenden Entwurf einer Vertheidigung der helleniſchen Poeſie zum Grunde legen wollen.

Die Poeſie der Alten bedarf eigentlich keiner rhetoriſchen Lobpreiſungen; der Kunſtgriff, ihre wirklichen Fehler zu beſchönigen oder zu läugnen, würde ihrer ganz unwürdig ſeyn. Sie verlangt ſtrenge Gerechtigkeit; denn auch der harte Tadel wird ihrer Würde weniger nachtheilig ſeyn, als blinde Vorliebe oder eine ſchlaffe Nachſicht der Beurtheilung, aus innerer Gleichgültigkeit gegen die hohe Würde des Schönen.

Jeder Verſtändige wird die Unvollkommenheit der älteſten, die Unächtheit der ſpäteſten griechiſchen Dichtungsarten; die kindliche Sinnlichkeit des epiſchen Zeitalters, die üppige Ausſchweifung gegen das Ende des lyriſchen welches auch noch von dem Wiſſen überhaupt unterſchieden werden muß, endlich die verſchiedenen Formen des Denkens, das nothwendige der Vernunft, und das mögliche der Fantaſie, ſo wie das wiſſende Denken eines Wirklichen, beſtimmter aufzufaſſen, und in ihrer charakteriſtiſchen Verſchiedenheit genauer zu bezeichnen verſuche, um daraus alsdann eine vollſtändige Idee des Wiſſens ſelbſt, und der Wiſſenſchaft zu ſchöpfen; möchte ich vorher noch eine allgemeine Bemerkung über die Art von Gewißheit und Wiſſenſchaft voranſchicken, welche man in der Philoſophie erwarten darf und zu ſuchen hat, nach dem hier zum Grunde gelegten Begriff von dieſer edelſten und höchſten menſchlichen Wißbegier, und werde dabey als äußern Stützpunkt die Aeußerung eines ſehr berühmten Denkers über ſein eignes Syſtem zum Grunde legen, oder zur Veranlaſſung nehmen. Nun iſt zwar das Syſtem des Spinoſa, denn dieſer iſt es, welchen ich hiebey im Sinne habe, ſeiner Dunkelheit und Unverſtändlichkeit wegen ſehr verrufen; allein jene Aeußerung oder Selbſtbeurtheilung ſeines eignen Wiſſens, die mir hier zum bequemen Uebergange dienen ſoll, iſt ganz unabhängig davon, und iſt für ſich genommen durchaus klar und allgemein verſtändlich, wie es gleich von ſelbſt einleuchten wird, ſobald ich ſie mit ſeinen eignen Worten anführen werde. Die Unverſtändlichkeit ſeines Syſtems dürfte übrigens wohl in der Sache ſelbſt, in dem Inhalte und dem ganzen darin genommenen Standpunkte des Denkers liegen, nicht aber in der Methode und Darſtellungsform. Denn dieſe iſt vielmehr, die Weiſe und den Gang des mathematiſchen Wiſſens auch für die Philoſophie einmahl zugegeben, ſehr vortrefflich, in der vollkommnen Beſtimmtheit und klaren Präciſion aller Begriffe und Beweiſe, ja ſelbſt im Vortrag und Ausdruck, ſo weit dieß in der neu lateiniſchen wiſſenſchaftlichen Schulſprache möglich iſt, die kaum irgendwo ſonſt ſo übereinſtimmend ausgebildet und mit dieſer Leichtigkeit behandelt erſcheint. Ueber das Syſtem ſelbſt, und über die Stelle, welche demſelben nach dem hier für die Philoſophie des Lebens genommenen Standpunkte anzuweiſen iſt, wird es kaum nöthig ſeyn, mich weiter ausführlich einzulaſſen, oder zu erklären; da dieſes eigentlich ſchon geſchehen und das darüber zu fällende Urtheil ſchon in dem Vorhergehenden vollkommen enthalten iſt. Es liegt in jener Auseinanderſetzung wo ich von den zwey verſchiedenen Richtungen, oder Anſichten ſprach, welche dem Geiſte des Nachdenkenden in ſeinem höhern Streben nach Wahrheit und Wiſſenſchaft am Scheidewege des Zweifels oder des Glaubens, des einen oder des andern Wiſſens zur Wahl vorliegen, oder vorgelegt ſind. Die eine von jenen beyden Weltanſichten beruht auf der Idee von dem lebendigen, dreyeinigen Gotte, welchen der Glaube feſthält, welchen die Liebe ſucht, und auf welchen unſre ganze Hoffnung geſtellt iſt; und in dieſer Vorausſetzung iſt alsdann, was ganz weſentlich und unzertrennlich damit zuſammen hängt, die Welt nicht ſelbſtſtändig, ſie hat einen Anfang gehabt, ſo wie wir es alle gelehrt worden ſind, und iſt von Gott aus Nichts erſchaffen worden. Oder aber nach dem andern Syſtem, und mehr als dieſe beyden dürfte es wohl für eine tief und gründlich eingehende wiſſenſchaftliche Philoſophie überhaupt im Weſentlichen nicht geben, hat die Welt keinen Anfang gehabt, iſt ſelbſt ewig und Eins mit Gott; ja es iſt über-

überhaupt Alles Eins, und auch das nothwendige Denken und das nothwendige Seyn ſind nicht eigentlich und weſentlich verſchieden, ſondern nur zwey verſchiedene Seiten oder andre Formen deſſelben Einen, ewigen und nothwendigen Weſens. Für die mit der höchſten Conſequenz vollendet durchgeführte, gelungenſte wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſes Syſtems nun, wird das Werk des Spinoſa, nach dem Urtheil aller Kenner der damahligen wie der jetzigen Zeit gehalten; ein Urtheil welchem ich in ſo weit vollkommen beyſtimme. Welche Wahl nun eine Philoſophie des Lebens, welche alles Göttliche, Gott ſelbſt, wie er in dem innern und höhern Bewußtſeyn und Leben gefunden wird, nur ſich ſelbſt klar zu machen ſucht, und Ihn als ein Gegebenes der innern ſo gut als der äußern Offenbarung annimmt und betrachtet, zwiſchen jenen beyden Syſtemen zu treffen, für welche von jenen beyden Weltanſichten ſie ſich zu entſcheiden hat, entweder für den Glauben an den lebendigen Gott, oder für den Alles andre dann nach ſich weiter beſtimmenden Grundbegriff von dem Einen nothwendigen Weſen, welches zugleich Welt und Gott iſt, und nach welchem auch das Denken und Seyn als identiſch betrachtet wird; darüber kann wohl nicht der mindeſte Zweifel obwalten, ja eigentlich nicht einmahl die Frage davon ſeyn, oder dieſelbe kaum noch als ſolche auch nur aufgeworfen werden. Es liegt darin ſchon von ſelbſt, der aus dieſem Standpunkte hervorgehende Ausſpruch über jenes andre nothwendige Welt-Syſtem des berühmten Denkers mit einbegriffen, daß daſſelbe ganz zu verwerfen, und grundfalſch ſey. Indeſſen braucht oder darf vielmehr hiebey nicht das mindeſte weiter Gehäſſige jenem Urtheil beygemiſcht werden. Gerade der ausgezeichnet große, und ganz überlegene Geiſt, die einfache gerade Geſinnung, wenn ſie einmahl einen falſchen Ausgangspunkt genommen haben, gerathen oft in die tiefſten, oder wie ſie wohl auch genannt werden, die kräftigſten Irrthümer. In jedem Falle aber muß der Mann ſelbſt von ſeinem Syſtem, wie ſtreng auch über dieſes das Urtheil ausfallen mag, getrennt werden. Eigentlich kann man es dem Spinoſa, der als geborner Hebräer ganz außer dem Chriſtenthume ſtand, und daſſelbe wohl nie anders als mit angebornem entſchiednen Vorurtheil betrachtet hatte, nicht einmahl ſo ſehr zum Vorwurfe machen, wenn ſein Syſtem mit der Religion nicht übereinſtimmt, oder auf das heftigſte gegen dieſelbe anſtößt; wenigſtens lange nicht ſo ſehr, und nicht in dem gleichen Maße, wie es ſo vielen andern, die nicht dieſe Entſchuldigung haben können, zum Vorwurf gereicht, wenn ihre ganze Denkart und wiſſenſchaftliche Anſicht auf eine viel flachere, mehr triviale und ganz gemeine Art, durchaus gegen die Religion gerichtet, und feindlich zu ihr geſtellt iſt. — Die erwähnte Aeußerung des berühmten Denkers über ſich ſelbſt, ſein ganzes Unternehmen und Werk oder eignes Syſtem, iſt in den vertrauten Briefen enthalten, und lautet dahin: „ob ſeine Philoſophie die beſte ſey, das wiſſe er nicht, oder wolle er nicht entſcheiden; daß er aber die wahre gefunden habe, deſſen ſey er gewiß.“ Dieſes alles lautet ſehr beſcheiden; war es auch vielleicht wirklich in ihm der Geſinnung nach und ſo gemeint; dennoch liegt ein Anſpruch darin, den wir nicht können gelten laſſen. Spinoſa nimmt hier das Wort Philoſophie, nicht in dem alten urſprünglich griechiſchen Sinne. Bey den Griechen hatten nur die Sophiſten ihren Namen hergeleitet von der vollendeten Weisheit, und vollkommnen Wiſſenſchaft; die Anhänger der Philoſophie hingegen, beſonders ſeit Sokrates, und in der ganzen Sokratiſchen Schule, erklärten die Philoſophie, wie auch der Name ſelbſt es bezeichnet, als die höchſte Wißbegier und als das wiſſenſchaftliche Streben nach der göttlichen Wahrheit; und dieſes iſt der weſentliche Punkt einer totalen Verſchiedenheit der Anſicht, über dieſes ganze Streben, was nun ſchon ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden ſich in der Menſchheit fortentwickelt, ohne jedoch irgend jemahls noch zum ganz vollendeten Abſchluß, oder auch nur zu einer vollkommnen und allgemeinen Uebereinſtimmung gelangt zu ſeyn; ſo daß ſchon von dieſer Seite dieſer Sokratiſche Begriff der Philoſophie, welcher auch der meinige iſt, dadurch eine Art von hiſtoriſcher Beſtätigung erhält vor jenem andern mathematiſchen. Unſer Autor aber verſteht unter der Philoſophie, wie dieß ſchon aus ſeinem Syſteme ſelbſt hervorgeht, ebenfalls ein vollkommnes Wiſſen, die vollendete Wahrheit, oder wie man es ſonſt nennen würde, die ewige Weisheit. Iſt aber dieſes, wenn auch nicht in der Ausdehnung des alle Einzelnheiten wirklich in ſich enthaltenden Umfangs, doch wenigſtens intenſiv, eine eigentliche Allwiſſenheit, von der ſelbſt jene andre auch nach außen allumfaſſende nur die weitre Entfaltung und volle Entwicklung des innerlich ſchon Vorhandnen ſeyn würde; und kann eine ſolche unendliche Wiſſenſchaft und Allwiſſenheit wohl einem andern beygelegt werden als allein Gott? Wenn wir aber dieß einmahl anerkennen, ſo dürfte es dann auch der Wahrheit angemeßner ſeyn, zu ſagen und die Sache ſo anzuſehen, als befinde ſich der Menſch hier nur in einem Zuſtande der Vorbereitung, und höchſtens einer von Stufe zu Stufe weiter fortſchreitenden allmähligen Annäherung zu dem höchſten Wiſſen. Wenn jener Theil von Wahrheit und Wiſſenſchaft, der uns beſchieden, und der für uns erreichbar iſt, nur wirklich für das Leben hinreicht und hinreichend befunden wird, ſo konnten oder ſo müßten wir vielmehr wohl eigentlich damit zufrieden ſeyn. Vielleicht aber dürfte das, was an ſich erreichbar iſt, ſo groß und ſo umfaſſend ſeyn, daß es noch nie ein Menſch wirklich erreicht hat; und warum ſollten wir es nicht in jedem Falle erwarten können, wenn es dabey doch ſicher bleibt, daß jeder Menſch am Schluß dieſer Vorubungsſtunde auf die Ewigkeit, die wir Leben nennen, auf einem oder dem andern Wege zur vollkommnen Gewißheit, Klarheit und Einſicht über ſich ſelbſt, über die Welt, und auch über Gott, und deſſen Verhältniß zu beyden gelangen wird? — Wenn man die letzte Hälfte in dem eignen Urtheil des berühmten Denkers über ſich ſelbſt, nur für eine reine aus ſeinem ganzen Syſtem ganz natürlich hervorgehende und weſentlich damit zuſammenhängende Selbſttäuſchung halten, und ſie nur als eine ſolche betrachten und dafür erklären kann; ſo iſt auch ſelbſt bey der erſten Hälfte der ganzen Selbſtbeurtheilung noch manche weſentliche Einſchränkung und andre Modificationen hinzuzufügen oder entgegen zu ſtellen. Die beſte Philoſophie kann die des Spinoſa gewiß nicht genannt werden, da ſie auf ein in dieſem Gebiete ganz irriges Ziel des mathematiſchen Wiſſens ausgeht, da ſie mit dem grundfalſchen Ausgangspunkte der eingebildeten unbedingten Nothwendigkeit, als der urſprünglich erſten und letzten Vernunfttäuſchung anfängt; beſſer aber iſt ſie unſtreides Gewiſſens hat man ſehr oft und eigentlich von jeher als eine Offenbarung ganz andrer Art, des ſittlichen Gefühls, und ſeiner eigenthümlichen, der Natur und dem Naturgeſetz oft entgegenſtehenden, wenigſtens von ihr ganz unabhängigen ſittlichen Geſetzgebung betrachtet. Aber auch dieſe innere Offenbarung iſt eine zweyfache, wie jene äußere der Schrift und der Natur; denn ganz verſchieden iſt dieſelbe in der verneinend unterſagenden, leiſe oder furchtbar deutlich warnenden oder auch poſitiv gebietenden Stimme des Gewiſſens, und in jener andern Form der innern Offenbarung, im Gefühle der Andacht, im geiſtigen Gebeth, oder auch in dem freyen Raume der unendlichen auf Gott und alles Göttliche gerichteten Sehnſucht; und auf keine Weiſe darf die eine oder die andere Art und Form dieſer inneren religiöſen Offenbarung, wovon die eine ganz allgemein, obwohl intenſiv ſehr verſchieden iſt, mit der andern vermengt oder verwechſelt werden, die mehr nur als Ausnahme des beſondern Berufs oder wenn man will, als ein beſonderes Genie der Frömmigkeit und ein höherer Sinn dafür ſich darſtellt. Dieſe vierfache göttliche Offenbarung, die zweyfache äußere, der Schrift und der Natur, die zweyfache innere, des Gewiſſens und der Andacht, hat ihren Sitz in den oftmahls ſchon angeführten und zuſammengeſtellten vier Nebenvermögen der zweyten Ordnung: dem Gedächtniß als dem Organ der ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferung und Erinnerung, ja überhaupt der Schrift und der Sprache nach ihrem innern Faden des fortgehenden Zuſammenhanges; dann dem Vermögen der äußern Sinne und ſinnlichen Naturanſchauung, von welcher aber ein unmittelbarer Blick in die innere Tiefe derſelben auch nicht ausgeſchloſſen iſt; dem Gewiſſen endlich und von der andern Seite der Sehnſucht als der aufs höchſte geſteigerten Stufe alles menſchlichen Strebens, des innigſten Seelenverlangens, oder der reinen Geiſterbegierde nach Gott. Denn hier in dieſen untergeordneten Vermögen, wo der innere tiefe Verfall, und der ſo weit herabgeſunkene Zuſtand des menſchlichen Bewußtſeyns am auffallendſten ſich zeigte, regt ſich auch zuerſt wieder die Empfänglichkeit für das Beſſere, die Rückkehr und der neue Aufſchwung zu dem Höhern, und das göttliche Samenkorn der Auferſtehung und Wiedererweckung oder die neue Belebung des erſtorbenen Bewußtſeyns zu der urſprünglichen Kraft und Würde deſſelben. Die innere Offenbarung der Andacht und des Gebets aber muß als von der Philoſophie rein abgeſondert und ganz außer dem Umkreiſe derſelben liegend, betrachtet werden, ſo wie auch die gelehrte Schrifterklärung und das wiſſenſchaftliche Studium derſelben eine beſondere ſcientifiſche Abtheilung, eine eigne Region für ſich in dem ganzen höhern intellektuellen Gebiete bildet. So wie die Philoſophie nicht mit dieſer vermiſcht werden darf, darf ſie auch nicht übergehen in eine bloße Myſtik der andächtigen Gefühle, oder wenn man will, eine Theorie des Gebetes und eine rein contemplative Betrachtung Gottes und der göttlichen Dinge, noch ſich mit dieſer unzertrennlich vermiſchen; ſchon aus dem Grunde, weil dieſe Andacht und Myſtik des Gefühls ſich nothwendig und durchaus anſchließen muß an das gegebene Poſitive des beſtimmten dogmatiſchen Glaubens, in welchem allein ſie nicht bloß die äußerlich ſchon entwickelte Geſtalt und feſt beſtimmte Form, ſondern auch die innere Sicherung und hinreichende Garantie gegen alle möglichen ſchwärmenden Abwege finden kann. Es darf dabey freylich auch nicht verkannt und vergeſſen werden, daß das Innere und Weſentliche der göttlichen Sehnſucht ſo wie aller andern heiligen Gefühle, der Philoſophie des Lebens, welche ſelbſt von dieſem Mittelpunkte der höhern Liebe ausgeht, nie ganz fremd werden oder erſcheinen, ſondern immer nahe verwandt und befreundet bleiben muß; ſo wie ſie auch, ohne darum bloß Exegeſe und geiſtige Schrifterklärung zu werden, einzelne geiſtig-fruchtbare und lebendig-kraftvolle Wendungen und Ausdrücke aus der heiligen alten Sprache entlehnen mag, und es eine ängſtliche Pedanterie oder ein übertriebener wiſſenſchaftlicher Purismus ſeyn würde, ihr dieſes verwehren zu wollen. Doch aber iſt es nothwendig die ſcharfe Gränze zwiſchen der Religion und Philoſophie genau zu ziehen, und ſorgſam zu beachten. Selbſt in das Gebiet der Moral, wo die innere Offenbarung des Gewiſſens die Grundlage für die ſittliche Geſetzgebung begründet, oder in das Gebiet der Naturwiſſenſchaft, darf die Philoſophie, inſofern ſie nicht etwa ganz und gar in der ſpeciellen Anwendung bloß Moral und Rechtswiſſenſchaft ſeyn, oder von der andern Seite Naturphiloſophie werden will, nicht völlig hinüberſchreiten, ſo lange ſie nämlich noch allgemeine Philoſophie des Lebens und des Denkens und Wiſſens an ſich und überhaupt bleiben ſoll; wenn ſie auch manchmahl tief eingreift, mit einem einzelnen Ueberblick auf das Ganze oder in Hinſicht auf einzelne daher entlehnte Thatſachen, fruchtbare Beyſpiele, bemerkenswerthe Erſcheinungen und erklärende Gleichniſſe aus jener entferntern Region ihrer eigenen Sphäre, zu der dieſelbe allerdings doch noch mit gehört. Sie hat genug an dem, was den Stoff, den Inhalt oder Gegenſtand ihres eigenen Umkreiſes bildet, um keines fremden zu bedürfen. — Zu jenen vier Arten, Formen oder Quellen einer höhern, innern oder äußern Offenbarung kommt als das weſentliche Fünfte, das gemeinſame Band, der Mittelpunkt, in dem ſich alle berühren, durchdringen, gegenſeitig beleben und vermittelnd ausgleichen, oder auch erſt harmoniſch vollſtändig vereinigen, noch dieſe hinzu, welche man eben daher wohl nur mit dem allgemeinen Namen einer Offenbarung der ewigen Liebe bezeichnen kann, und zwar die Offenbarung der ewigen Liebe im Menſchen, nicht bloß wie man auch die Natur und die ganze Schöpfung als eine ſolche betrachten könnte; im Menſchen, aber nicht bloß in dem Gefühle der Andacht und der Religion, ſondern im allgemeinen Gefühl und dem innern oder erhöhten Bewußtſeyn deſſelben. Wenn aber die Liebe ſelbſt nichts iſt als der reine Begriff, der innere Geiſt, die weſentliche Kraft des wahren und beſonders auch jedes höhern Lebens, ſo muß eben dieſe Offenbarung der Liebe ganz beſonders und vor allen andern den Stoff, Inhalt und Gegenſtand der Philoſophie des Lebens bilden, als die innere volle Mitte unter jenen fünf heiligen Quellen der göttlichen Offenbarung, aus welchen alles höhere Leben, Denken, Glauben und Wiſſen in die empfängliche Menſchenſeele hinabſtrömt. So wäre alſo nun im Allgemeinen das rechte und richtige Verhältniß des Glaubens, ſo wie auch der Begeiſterung, nach dem Platoniſchen Begriff derſelben zum Wiſſen, dann auch der Offenbarung und ſelbſt der Liebe, für dieſe letztere jedoch nur nach dem erſten Anfange und allgemeinen Umriß hinreichend beſtimmt. Um aber die Idee der Wiſſenſchaft nach allen dieſen vorhergehend beſtimmten Verhältniſſen nach außen, an ſich vollſtändig auszu-

und beſonders in der dritten Stufe des dramatiſchen Zeitalters, die nicht ſelten bittre und gräßliche Härte der ältern Tragödie willig eingeſtehen. Auf die Schwelgerey, die das ſinnlich Angenehme, welches nur Anregung und Element des geiſtigen Genuſſes ſeyn ſollte, zum letzten Zweck erhob, folgte bald kraftloſe Gährung, dann eine ſcheinbar beruhigte und geordnete Mattigkeit, und endlich im Zeitalter der Künſteley und gelehrter Nachahmung, die ſchwerfällige Trockenheit einer todten und aus einzelnen Stücken zuſammengeflickten Maſſe und bloßen Moſaik.

Die durchgängige Richtung der geſammten ſtrebenden Kraft ging zwar auf das Schöne, von dem Augenblick an, als die Darſtellung von der rohen Äußerung eines Bedürfniſſes ſich zum freyen Spiel erhob. Aber die natürliche Entwicklung konnte keine nothwendigen Stufen der Bildung überſpringen, und nur allmählig fortſchreiten. Auch das war natürlich, ja nothwendig, daß die helleniſche Poeſie von dem höchſten Gipfel der Vollendung in die tiefſte Entartung verſank. Der Trieb nähmlich, welcher die griechiſche Bildung lenkte, iſt ein mächtiger Beweger, aber ein blinder Führer. Man ſetze eine Mannichfaltigkeit blinder bewegender Kräfte in freye Gemeinſchaft, ohne ſie durch ein vollkommnes Geſetz zu vereinigen; ſie werden ſich endlich ſelbſt zerſtören. So auch die freye Bildung; denn hier iſt in die Geſetzgebung ſelbſt etwas Fremdartiges aufgenommen, weil der zuſammengeſetzte Trieb eine Miſchung der Menſchheit oder des reinen geiſtigen Daſeyns und der Thierheit, oder der widerſtrebenden Verneinung iſt. Da die Sinnlichkeit eher zum Daſeyn gelangt, und die Entwicklung des Geiſtigen ſelbſt erſt führen, und zum Schluß zu bringen; wird es nothwendig ſeyn, die einzelnen Beſtandtheile dieſer Idee in ihrem innern Zuſammenhange, zuvor noch an dem vollſtändig entwickelten Syſteme der angebornen Irrthümer durch den Gegenſatz heller ins Licht zu ſetzen. — Jene früherhin ſchon angegebenen und aufgezählten einzelnen Elemente und Stufen, oder Arten und Beſtandtheile, welche zuſammen das Wiſſen bilden; zuerſt das Verſtehen und Erklären, das Erkennen und Unterſcheiden; dann das lebendige Denken und vollſtändige Begreifen des Wirklichen, welches den eigentlichen Mittelpunkt des Wiſſens oder dieſes ſelbſt bildet, und die damit verknüpfte unmittelbare Wahrnehmung, oder Anerkennung der Wahrheit und innere Gewißheit, werden durch die vornehmſten unter jenen angebornen wiſſenſchaftlichen Irrthümern verfälſcht, und in die Irre geleitet, oder auch heimlich untergraben und endlich ganz umgeworfen und völlig vernichtet. Zuerſt wird das lebendige Denken in ein todtes umgewandelt, und von ſeiner natürlichen Richtung auf das Wirkliche weggelenkt, und in das Nichtige und Leere hingewendet. Die daraus hervorgehende Unverſtändlichkeit und Verwirrung der Begriffe hebt alles klare und beſtimmte Verſtehen auf, und macht das reine Erkennen und richtige Unterſcheiden und Urtheilen unmöglich; und in dieſen leeren Abgrund verſinkt oder verſchwindet dann auch der feſte Boden des wirklich Wahren und der innern Gewißheit. Eine jede von den vier Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeyns enthält in ſich die fehlerhafte Anlage oder den verderblichen Keim zu einer beſondern Art und beſtimmten Form, des wiſſenſchaftlichen Irrthums, der ſich in ihr und dem Gebiete derſelben feſtſetzt, vollſtändig entwickelt, und wie es die Umſtände geben, auch zum falſchen Syſtem geſtaltet. Als Irrthum wird eine jede dieſer Abarten oder Unformen des nichtigen und leeren Denkens, ſo wie er einmahl an dem Orte des Bewußtſeyns, wo er ſeinen Sitz hat, nachgewieſen und nach ſeinem Urſprunge erklärt iſt, leicht erkannt an den ſichtbaren Folgen ſeiner weitern Entfaltung, ſo wie an dem innern Widerſtreit und dem grundloſen Anfang auf dem er beruht; und in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie, ſo wie überhaupt aller Wiſſenſchaften iſt der beſondere Charakter einer jeden ſolchen Hauptgattung der wiſſenſchaftlichen Verirrung in großen Zügen deutlich zu leſen fur Jeden, der dieſes Gemälde mit unbefangenem Blick verfolgen will. Der der Vernunft eigenthümliche und auf dieſem Gebiete beſonders einheimiſche wiſſenſchaftliche Irrthum iſt jenes ſchon oft in Erwähnung gekommene Trugbild des Unbedingten, oder die Täuſchung der unbedingten Nothwendigkeit. Dieſer falſche Vernunftſchein von einem nothwendigen Wiſſen, nach Art der mathematiſchen Beweisform, entſteht unmittelbar, ſo wie die Vernunft, als das Vermögen der logiſchen Verknupfung im Denken, und des in dieſer Verknüpfung logiſch nothwendigen Denkens, den feſten Boden des Wirklichen verläßt, nach dem fur alle Erkenntniß dem Menſchen dreyfach, von innen, von oben und von außen Gegebenen, — in der innern, höhern und äußern, geſchichtlich-vernünftigen oder naturwiſſenſchaftlichen Erfahrung, — und ganz in ſich ſelbſt begründet auch aus ſich ſelbſt, was ſie nie vermag, allein ihren Anfang nehmen will. Als das Vermögen des logiſchen Denkens iſt die Vernunft zugleich ein Vermögen der unendlich fortſchreitenden Entwicklung in dieſem

Denken; nur aber erfinden, aus ſich hervorbringen, kann ſie nichts, und verliert ihr eignes Gebiet der ihr angewieſenen und natürlich angemeſſenen Wirkſamkeit, ſobald ſie als Erfinderinn und Produktionskraft auftreten will, woraus denn alle die Ausgeburten der falſchen metaphyſiſchen Syſteme hervorgehen. Iſt aber einmahl der feſte Boden und ſichere Anfang irgend eines wahrhaft Wirklichen gegeben, dann kann jene fernere ſcientifiſche Entwicklung, Ableitung, Erweiterung aus jenem Erſten ungemeſſen fortſchreiten und iſt kein Grund vorhanden, derſelben irgend Gränzen zu ſetzen oder beſtimmen zu wollen, die vielleicht doch alle ſpäterhin als zu früh oder zu eng gezogen erſcheinen möchten; wie das mannichmahl in den einzelnen mathematiſchen Wiſſenſchaften ſo geſchehen iſt, und ſich in ihrer Geſchichte bewährt hat. Und weil nun gerade in dem mathematiſchen Wiſſen das Gränzenloſe jener weitern wiſſenſchaftlichen Entwicklung, und zwar in der ſtrengſten Beweisform der vollkommenen Gewißheit, ſobald die ſichere Grundlage des erſten Anfangs einmahl gegeben iſt, ſich am auffallendſten und glänzendſten bewährt; ſo mag das von daher entnommene Beyſpiel hier um ſo angemeſſener und paſſender erſcheinen, da auch bey Einigen wohl noch das Vorurtheil gefunden wird, als ſey auch die erſte Grundlage des mathematiſchen Wiſſens eine ſelbſterdachte Vernunfterfindung, oder ein reines Selbſterzeugniß der innern Verſtandesanſchauung; und ſtehe alſo jene Wiſſenſchaft ganz allein und von allen übrigen Erfahrungswiſſenſchaften, zugegeben daß dieſe es wirklich ſeyen, völlig abgeſondert für ſich. In der erſten Entwicklung und Erlernung aber iſt ſie dieſes doch nicht ſo unbedingt; und wenn wir auch nur beobachten und uns gegenwärtig machen, wie lange Zeit es erfordert, bis ein Kind wirklich Drey zählen, ſich ſelbſt von dem äußerlich wahrgenommenen Gegenſtande deutlich abſondern, oder auch zwey ſolche Gegenſtände unter einander und von ſich ſelbſt unterſcheiden lernt; ſo können wir doch nicht umhin, dieſen erſten Anfang alles Zählens als eine empiriſche Grundlage, auf der alles andere mathematiſche Wiſſen aufgebaut iſt und beruht, zu betrachten. Die geometriſchen Linien und Figuren ſind eigentlich nur die im äußern Raume fixirten, und körperlich ſichtbar gewordenen oder geſtalteten Zahlen und arithmetiſchen Grundbegriffe. Wenn man aber auch die erſten geometriſchen Anſchauungen als davon unabhängig und für ſich ſelbſt beſtehend denken will, wie den Punkt, die gerade Linie, den Kreis oder die einfache gerade Linie, die zweyfache ſich durchſchneidende, und den Triangel, aus denen alles Uebrige zuſammengeſetzt iſt; ſo ſind dieſe urſprünglichen geometriſchen Thatſachen doch alle in der Erfahrung gegeben, und wenn ſie für die Wiſſenſchaft in einer abſtracten Reinheit hervorgehoben, ausgeſchieden und abgeſondert, für den Begriff vollendet ſind, wie ſie in dieſer Vollkommenheit in der groben Miſchung des äußern Sinneneindrucks nie gefunden werden; ſo geſchieht dieß in andern Erfahrungswiſſenſchaften ebenfalls und eben ſo. Auf der höchſten Stufe der weitern Ausdehnung und Anwendung des mathematiſchen Wiſſens, in der Aſtronomie, iſt dasſelbe mit der Naturwiſſenſchaft ſchon völlig wieder in Eins zuſammengewachſen, und die verwickeltſten künſtlichſten Berechnungen und Rechnungs-Hypotheſen ſind darin mit den mannichfachen ſideriſchen Thatſachen, Erſcheinungen und Beobachtungen auf das innigſte mit einander verflochten. Eigentlich

Anwendung und der gränzenloſen Ausdehnung abgeſehen, im Weſentlichen gar kein Hinderniß des Wiſſens, ſondern vielmehr als ein unentbehrliches Hülfsmittel und nützliches Werkzeug zur vollen Erringung und inneren Vollendung der Wiſſenſchaft zu betrachten. Die Bewunderung, in dem Sinne, wie ſie an einigen Stellen in der Platoniſchen Philoſophie genommen wird, als das innere geiſtige Erſtaunen oder die ſtaunende Ueberraſchung der Seele bey dem glücklichen Fund der erſten beginnenden Entdeckung der Wahrheit; die Bewunderung, könnte man alſo ſagen, iſt die Mutter der Wiſſenſchaft, welche den erſten Keim derſelben in ſich trägt, und ans Licht bringt; der Zweifel aber der Vater, durch welchen erſt die innere Begründung, und auch die äußere Form der Wiſſenſchaft vollendet wird und allein vollendet werden kann. Da nun die Wiſſenſchaft, wenn auch relativ genommen und etwa für eine beſtimmt gegebene Form, doch aber an ſich und im Allgemeinen, in Hinſicht ihrer äußern Ausdehnung und innern Steigerung eigentlich hienieden nie vollendet werden kann, ſo brauchte auch der Zweifel eigentlich nie ganz aufzuhören; wenn er aber eine immerwährend heilſam mitwirkende Kraft des Wiſſens bleiben ſoll, ſo muß man freylich das Einzige von ihm verlangen und fordern; daß er nie die Hoffnung, und das Ziel der Wahrheit fahren läßt, und dieß innere Suchen nach ihr, dem er als Organ zu dienen beſtimmt iſt, nie ganz aufgiebt. Eigentlich geräth er auch durch dieſe unbedingt allgemeine Entſcheidung, in welcher doch die Anmaßung einer völligen Gewißheit, mithin eines vollkommnen obgleich durchaus verneinenden Wiſſens liegt, mit ſich ſelbſt in Widerſtreit, und vernichtet ſeine eigene Grundlage. — Alſo nur der abſolute Zweifel iſt ein wiſſenſchaftlicher Irrthum und muß als ſolcher erkannt werden, wenn er nämlich bis zur ſcientifiſchen Verzweiflung geſteigert wird, was nie geſchehen ſollte, und allein in dieſer gränzenloſen Ausdehnung liegt das Fehlerhafte. Ja ſelbſt hier dürfte es ſchwer ſeyn, für einzelne Individuen, Nationen, Zeitalter, das äußerſte Maß und die letzte Gränze zu beſtimmen, ſo lange nämlich jene Verwirrung des unendlichen Gedankenzweifels mehr nur ein paſſiver Zuſtand des innern Kampfes bleibt und noch nicht zum bleibenden Grundſatz und ewigen Princip erhoben iſt; und läßt es ſich wohl ſonſt kaum im Allgemeinen entſcheiden, bis wohin der Zweifel gehen kann und darf, ehe alle Hoffnung verloren iſt; und ob er nicht ſelbſt in dieſem verderblichen Uebermaß ſich doch noch wieder zum Guten umwenden, zu einer heilſamen Kriſis des Uebergangs mitwirken, und von ſich ſelbſt befreyt den Eingang zum Ziele der Wahrheit, und zum mit einem mahle ſich aufſchließenden Verſtändniß derſelben finden mag. Nur wo der abſolute Zweifel in der activen Kraft als das letzte Endreſultat alles Denkens, als das höchſte Wiſſen ſelbſt, mit Abſicht bleibend aufgeſtellt, und mit der kälteſten Beſonnenheit entwickelt und auf Alles angewandt wird, da iſt alsdann dieſer Geiſt der allgemeinen Verneinung, ein durchaus irriger und verderblicher, mit dem Wiſſen ſelbſt auch alle Wahrheit zerſtörender, allem Guten feindlich entgegenſtehender und auch in ſich ſelbſt allerdings bösartiger zu nennen. Und wer iſt denn auch der Urheber alles Böſen im Menſchen ſelbſt, und in allem ſeinen Denken, Wollen und Wiſſen, ſo wie in der ganzen übrigen Schöpfung, als dieſer finſtre Weltgeiſt der ewigen Verneinung; der ſich aber oft auch in das erlogne Licht der ſcheinbar heiterſten Klarheit einzuhüllen weiß. Nachdem wir nun bis zu dieſer Urquelle alles Irrthumes hinauf oder vielmehr hinunter geſtiegen ſind, dürfte es nöthig ſeyn, über jenen erſten Urheber aller Unwahrheit noch eine Bemerkung hinzuzufügen, um wenigſtens Einen nahliegenden Mißverſtand abzuwehren. Indem derſelbe in der alten heiligen Sprache der Geiſt und Fürſt dieſer Welt genannt wird, iſt dieſes ſchon in alten Zeiten oft ſo mißdeutet worden, als ob er eigentlich der Demiurg und untergeordnete Weltſchöpfer dieſer ſo furchtbar zerriſſenen, in das tiefſte Verderben hinabgeſunkenen, und zerrütteten Sinnenwelt ſey, da ihnen der innere Zuſtand dieſer jetzigen Natur ſo über allen Ausdruck unglückſelig und unheilvoll erſchien, daß ſie dieſelbe und deren Erſchaffung dem wahren Gotte beyzulegen ſich nicht getrauten. Mag aber die Natur auch wirklich noch ſo ſchwer belaſtet oder gefangen und innerlich unglücklich ſeyn, wie ſie ja eben darum auch in dem Buche der Wahrheit die ſeufzende Creatur genannt wird, mag die Welt überhaupt weit mehr zerrüttet, verdorben und in fremder Gewalt gefeſſelt ſeyn, als dem erſten oberflächlichen Blick erſcheint; ſo läßt ſich dieſe orientaliſche Weltanſicht von zwey Principien doch nicht annehmen, und hat auch nie angenommen werden können; denn dadurch würde die ohnehin ſchon genug zerrüttete Welt und Natur noch mehr auseinander geriſſen und vollends in zwey Stücke getheilt werden, wobey denn auch an keine Wahrheit weiter zu denken, noch auf irgend ein wahres und erfreuliches Wiſſen irgend zu hoffen wäre. Dieſe ſeltſame Religionsverirrung der ſonſt ſo tief geſinnten aſiatiſchen Urwelt liegt jedoch von der gemäßigtern, um nicht zu ſagen kältern abendländiſchen Denkart ſo weit ab und iſt ihr ſo fremd, daß es ſo gar ſchwer ſeyn würde, dieſelbe einem europäiſchen Geiſte, ganz ſo furchtbar, wie ſie wirklich iſt, auch nur verſtändlich oder anſchaulich klar zu machen. So ganz überflüſſig und eigentlich zweckwidrig es nun ſeyn würde, in das falſche Syſtem jenes uralten Dualismus einer orientaliſchen Weltanſicht hier tiefer eingehen zu wollen; ſo knüpft ſich doch eine Bemerkung daran, die noch weſentlich mit hieher gehört und ſich zunächſt an das Vorhergehende anſchließt. So wenig alſo jener erſte Urheber der Unwahrheit als eigentlicher Demiurg und Weltſchöpfer in der orientaliſchen Denkweiſe betrachtet werden kann oder darf; ſo hat gleichwohl, wie das Böſe überall, ſo im Großen und Ganzen, als im Kleinen und Einzelnen, das Trugbild und die Nachaffung des Guten iſt, jener allgemeine Geiſt der ewigen Verneinung allerdings ſeine eigene Welt für ſich, die ſein Produkt und in gewiſſem Sinne von ihm hervorgebracht iſt; nämlich die nichtige Scheinwelt des leeren Nichts, welches aber nun allerdings in der Täuſchung und in dem Glauben daran, und in ſeinem Gegenſatz gegen das Gute, als dem wahren Etwas, ein reales Nichts geworden und als ſolches zu betrachten iſt. Die wirkliche Welt des liebevollen Schöpfers iſt aus Nichts erſchaffen, da Alles außer ihm eigentlich nichts iſt, als ein Spiegel ſeiner Vollkommenheit, ein bloßer Abglanz ſeiner unendlichen Kraft und Herrlichkeit; aber wenn ſie auch aus Nichts erſchaffen iſt, ſo iſt ſie doch zu Etwas erſchaffen, oder vielmehr zu ſehr Viel, nämlich zur immer höher ſteigenden Annäherung und endlich vollkommnen

Vereinigung mit Ihm. Dieſem guten und höchſten Etwas, als dem letzten Zweck der wahren Weltſchöpfung tritt nun jenes real gewordne und eben darin böſe Nichts der finſtern Scheinwelt entgegen, die aus Etwas, nämlich aus dem verdorbenen, abgefallenen und zerrütteten Theile der wahren Welt, wo nicht erſchaffen, ſo doch gebildet und hervorgebracht iſt, aber zu Nichts, zu jenem Nichts nämlich, welches die eigentliche Welt, den Wirkungskreis, und die Lebensatmoſphäre des böſen Princips bildet. Wenn man bey einem bis auf die höchſte Stufe geſteigerten Wahnſinn der Leidenſchaft, der vollendeten Verzweiflung an aller Wahrheit und der innern Seelenzerrüttung von einem Menſchen etwa ſagen würde, oder wirklich ſagt, er habe die ganze Hölle in ſich; ſo iſt dieſe Redensart, wie es oft mit ſolchen Bildern und Gleichniſſen geſchieht, die man braucht, ohne einen beſtimmten Gedanken damit zu verbinden, eigentlich im vollen Ernſte wahr, und nach dem metaphyſiſchen Sinne vollkommen genau und richtig.

Wenn der abſolute Zweifel, als höchſtes Princip alles Denkens und Wiſſens, in dieſem allgemeinen Geiſte der ewigen Verneinung, ſich immer ganz ſo darſtellte und zeigte, wie er wirklich innerlich iſt, wenn es gleich ganz deutlich und vollſtändig erkannt würde, wohin er am Ende führt, und aus welcher Quelle er zuerſt entſpringt; ſo würde dieſe über alles menſchliche Ebenmaß hinausgetriebene und geſteigerte durch und durch ſkeptiſche Weltanſicht ungleich weniger ſchädlich ſeyn, und im Allgemeinen nicht viel Eindruck machen oder ſo leicht Eingang finden können. Weil aber das zerſtörend verderbliche und widerſinnig Paradoxe hier lange nicht ſo grell auffällt, wie etwa in einer wirklich ſo gemeinten und nicht bloß zum Schein idealiſtiſchen Weltanſicht, ſondern ſich in der geiſtreichen Darſtellung, die gar nicht immer eine ſtreng-wiſſenſchaftliche zu ſeyn braucht, mannichfach einkleiden und verhüllen läßt, ſo zählt ſie doch weit mehr Anhänger als man glauben ſollte; faſt eben ſo wie der dichteriſche Pantheismus, mit dem ſie ſelbſt hie und da eine halbe Allianz oder ſcheinbare Verſchmelzung eingehen kann; und eben darum durfte auch dieſe Seite des menſchlichen Irrthums hier nicht mit Stillſchweigen übergangen oder bloß obenhin berührt werden. Alle dieſe Einwendungen und Einſchränkungen ſind jedoch nur gegen den abſoluten Zweifel gerichtet, und deſſen das Leben wie die Wiſſenſchaft in der verkehrten Anwendung zerſtörenden und vernichtenden Einfluß, ſobald er allgemein und weltherrſchend wird. Der wahre Zweifel in ſeinen natürlichen Gränzen und der Richtung auf das rechte Ziel, der nimmermehr zu vollendenden Erkenntniß, muß vielmehr als eine immerwährend mitwirkende Kraft für die Entwicklung der Wahrheit und der Wiſſenſchaft betrachtet werden. Eben daher handeln auch die beſtellten Wächter der öffentlich anerkannten und als ſolche allgemein geltenden Wahrheit im äußern Leben, auch im Staate und im Gebiete des Glaubens ſelbſt wohl nicht immer richtig, wenn ſie jede Regung des Zweifels ohne Unterſchied ſogleich gewaltſam unterdrücken, und demſelben nirgends einen möglichen Zugang offen laſſen oder geſtatten wollen; denn dadurch wird das geiſtige Uebel, wenn ein ſolches wirklich ſchon vorhanden iſt, nur deſto ärger, da es auf dieſem bloß verneinenden Wege doch ſchwerlich jemahls ganz gehoben werden kann.

So wäre nun das Syſtem der wichtigſten wiſſenſchaftliveranlaßt, ſo hat ſie in den frühern Stufen der Bildung das Uebergewicht. Sie behielt dieſes in Griechenland auch bey der größern Maſſe der ganz ungebildeten Bürger oder Bürgerinnen ſelbſt der gebildeten Volksſtämme, und bey den rohgebliebenen Völkerſchaften. Zwar auch eine Maſſe, aber nur die kleinere herrſchende in der größern beherrſchten, wurde mündig und ſelbſtſtändig. Jene größere Maſſe äußerte beſtändig eine ſtarke anziehende Kraft, die beſſere zu ſich herabzuziehn, welche durch den anſteckenden Einfluß untermiſchter Sklaven und umgebender Barbaren noch ungemein verſtärkt ward. Ohne äußre Gewalt, und ſich ſelbſt überlaſſen, kann die ſtrebende Kraft nie ſtillſtehen. Wenn ſie daher in ihrer allmähligen Entwicklung das Zeitalter einer gleichmäßigen, an Kraft beſchränkten, aber im Umfang vollſtändigen und geſetzmäßigen Befriedigung erreicht, ſo wird ſie nothwendig größeren Gehalt ſelbſt auf Unkoſten der Uebereinſtimmung begehren. Die Bildung wird rettungslos in ſich ſelbſt verſinken, und der Gipfel der höchſten Vollendung wird ganz dicht an entſchiedene Entartung gränzen. Die lenkende Kunſt eines durch vielfache Erfahrung gereiften Verſtandes allein hätte dem Gange der Bildung eine glücklichere Richtung geben können. Der Mangel eines weiſen lenkenden Princips, um das höchſte Schöne feſt zu faſſen und unwandelbar zu erhalten, und der Bildung eine ſtete Fortſchreitung zum Beſſern zu ſichern, iſt aber nicht das Vergehen eines einzelnen Zeitalters. Wenn alſo über das, was nothwendig, und eigentlich Schuld der Menſchheit ſelbſt iſt, und unvermeidlich in dem Gange und in den Schranken ihrer Entwicklung liegt, ein Tadel Statt finden kann; ſo trifft chen Hauptirrthümer in ſeinen weſentlichſten Grundzügen wenigſtens vollſtändig nachgewieſen; und wenn ſie nach ihrem erſten Urſprunge und ganzen Charakter als ſolche, als Irrthümer deutlich erkannt werden, ſo muß dadurch die Idee der Wiſſenſchaft, nach den verſchiedenen Beſtandtheilen und Elementen derſelben, ſo wie nach dem ganzen Umkreiſe und dem Mittelpunkte der innern Gewißheit ſelbſt, ſchon durch den Gegenſatz, an Klarheit und Beſtimmtheit ſehr gewinnen. Wollte man aber den gemeinſamen Charakter aller jener in dem menſchlichen Bewußtſeyn der Anlage nach liegenden Grundirrthümer, und dieſe ſelbſt, alſo — den falſchen Vernunftſchein der unbedingten Einheit und Nothwendigkeit im Wiſſen, die Einbildung des Todes in der Natur und in dem todten und atomiſtiſchen Denken, das Vorurtheil der Ichheit, und den die Wahrheit ganz aufhebenden Geiſt der ewigen Verneinung, unter einer allgemeinen Bezeichnung zuſammenfaſſen; ſo würde uns dafür wohl nur der Ausdruck einer leeren Gedankenformel des todten Abſoluten übrig bleiben, wenigſtens dieſer für den innern Indifferenzpunkt aller wiſſenſchaftlichen Unwahrheit durchaus angemeſſen ſeyn. Den dieſem gegenüberſtehenden Mittelpunkt der rechten und richtigen Erkenntniß bildet alsdann die innere Gefühlsquelle der ewigen Liebe, wie ſolches ſchon früher an mehreren Stellen angedeutet wurde, und auch ungefähr eben ſo in ähnlichen oder etwas andern Ausdrücken iſt bezeichnet worden. Dieſen lebendigen Mittelpunkt aller höhern Wahrheit und wahren Wiſſenſchaft gegen die Angriffe des abſoluten Zweifels zu retten unt zu ſichern, das war die Aufgabe; nicht aber den Zweifel ſelbſt ganz aufzuheben und für immer wegzunehmen, da derſelbe vielmehr als ein weſentliches Vervollkommnungsmittel und ein faſt unentbehrliches Entwicklungswerkzeug der lebendig fortſchreitenden Erkenntniß immer nothwendig bleibt. Wenn nun in dieſen ſo beſtimmten Schranken zur Ausſcheidung des abſoluten und zur Anerkennung und fortwährend richtigen Anwendung des ächten und heilſamen Zweifels, eine hinreichende Antwort auf jene Aufgabe und die große Frage von der Wahrheit und der Möglichkeit ihrer Erkenntniß nach dem menſchlichen Maßſtabe hinreichend und genügend gefunden iſt; ſo wäre alſo auch damit die entſcheidende Kriſis des Zweifels im menſchlichen Bewußtſeyn nun vollſtändig nachgewieſen und glücklich gelöſt; ſo wie dieſe Aufgabe früher beſtimmt und geſtellt ward. Und ſo wäre alſo nun, wie es dort gefordert ward, das innere Gefühl der Wahrheit in jenem Mittelpunkte der Liebe zum intelligenten Gefühl oder feſten Urtheil der innern Gewißheit und der unmittelbaren Wahrnehmung derſelben erhoben und geſichert worden; welches unmittelbare Urtheil der innern Gewißheit zum Uebergange von dem zuerſt entwickelten Begriff des Bewußtſeyns zur eben jetzt näher beleuchteten Idee der Wiſſenſchaft dienen und das Mittelglied zwiſchen beyden bilden ſollte. Um nun dieſes Urtheil oder intelligente Gefühl der innern Gewißheit in der hier verſuchten Entwicklung ganz zum Schluß zu bringen, bleibt nur noch Eine Frage zu beantworten oder Eine Bemerkung hinzuzufügen übrig; und dieſe betrifft eben den innern Mittelpunkt der Wahrheit in dieſer unmittelbaren Wahrnehmung ſelbſt; und jene Frage beſteht darin, was denn das Wiſſen ſelbſt und an ſich ſey, und was dabey in der Seele oder im menſchlichen Bewußtſeyn eigentlich geſchieht. Nun iſt

Erſcheinung das Loos des Genius getheilt, ſie hat, wie nur je ein anderes Buch, das Unglück gehabt, verkannt und mißverſtanden zu werden. Sie ſollte verſöhnen und hat entzweiet. Es war dir Abſicht des Verfaſſers, die Verbindung zwiſchen Geiſt und Fleiſch auf eine feinere und edlere Moral, als die der orthodoxen Syſteme iſt, zurückzuführen, die Möglichkeit einer Vereinigung jener ungeheuren Kluft zwiſchen Spiritualismus und Senſualismus im hellen, poetiſchen Lichte zu zeigen, und man ſchrie: Anathema! über den höchſt unmoraliſchen Dichter. Grade ein Menſchenalter verging, und man dachte im Allgemeinen nicht anders. Es war die Zeit der napoleoniſchen Dynaſtie und der dadurch erweckten religiöſen Erhebung, der äſthetiſchen Erſtarrung in antik-modernen Formen und des Demagogenthumes, des Kampfes zwiſchen Rationalismus und Supranaturalismus. Die „Lucinde" lag außer dem Kreiſe und das

Urtheil über ſie war traditionell geworden. Schleiermacher hatte Briefe geſchrieben, aber ſie waren gleichſam nur das Eigenthum der wenigen Freunde geblieben, und auch dieſe ließen ſie ſpäter lieber unbeachtet und mit dem Buche, welches ſie veranlaßt, nach und nach oder wo möglich ſchon ſogleich in Vergeſſenheit bleiben, als daß ſie gewagt und verſucht hätten, der menſchlichen Geſellſchaft dadurch einen neuen Dienſt zu leiſten und an ihr das Geſchäft der moraliſchen Geburtshülfe zu verrichten.

Da kamen, mit der Geſchichte der Julitage, auch die Werke und Ideen eines George Sand und Anderer herüber. Das bei ſolcher Gelegenheit allzeit neugierige und wiſſensdurſtige Deutſchland wurde aufmerkſam; man vernahm, las, gerieth in Bewegung, ging aber nicht über die Befriedigung der Neugierde hinaus. An aneignende Zerſetzung war nicht zu denken, weil in dieſem kalten monotonen Leben noch nie eine Geſtalt der Skepſis erſchienen war, und ſo zu ſagen die urſtofflichen Elemente der Bildung ungeboren in Erde und Waſſer ruhten. Nur in jungen, der edelſten und reinſten Begeiſterung fähigen Gemüthern, welche eben ſo lebhaft von dem Geiſte der durchdringenden und verarbeitenden Wiſſenſchaft als dem Zerwürfniß des Lebens aufgeregt und zu Thaten und Beſtrebungen angefeuert wurden, fanden jene Saamenkörner einen lockeren und empfänglichen Boden, welcher nur auf den warmen Frühlingsregen der Zeit und Umſtände wartete, um in bunter, glänzender Blüthe und goldenen Saaten zu ſtehen.

Ich brauche das Literäriſche dieſer Neuzeit nicht weiter zu ſchildern, wir haben es durchlebt. Glücklich, wer den Athem jenes Zephyrs empfunden; glücklicher, wer durch das Arom jener Blüthe ſeinen Geiſt und Körper geſtärkt, um in ſich ſelbſt die Elemente zu zerſetzen!

Mehr wie aus dieſem Hergange der Thatſachen iſt aus dem Buche „Rahel“ klar geworden, daß die „Lucinde“ zwar eine tief äſthetiſche, vor Allem aber eine ſociale Bedeutung hat. Rahel giebt faßlicher und umfangreicher noch wie Schleiermacher einen tüchtigen Commentar. Hier wird nur durch den verjüngten Maaßſtab des ſkeptiſchen Lebens und der Gelegenheits-Proſa dargeboten, was dort in den flammenden Zügen romantiſcher Poeſie vor die Anſchauung tritt. Gutzkow, in ſeiner geiſtvollen Vorrede zu den Briefen Schleiermachers, ſagt, dieſe Schlegel'ſche Romantik ſei des Buches Unglück geweſen. Ich will grade nicht widerſtreiten; allein ich möchte die Romantik der Form von der Romantik des Inhalts getrennt wiſſen. Jene war zufällig, dieſe bleibt nothwendig, wenn von einer tiefen Erfaſſung des Gegenſtandes die Rede ſein ſoll.

Nicht allein der Genius, auch die Zeit macht den Autor. Schlegel, George Sand und die ganze neue Tendenz der jungen Literatur ſtehen im Cauſalnexus. Ich will auch der Vorſehung, welche es doch gut mit den Menſchen meinen wird, ihr Recht an dieſem literäriſchen Ausdruck gelaſſen wiſſen. Man konnte der Schlegelſchen Periode und ihrer Pruderie nicht beſſer beikommen als auf den Flügeln der Romantik. Man ſage nichts von Göthe. Göthe hatte in dieſer Beziehung damals noch eine andere Bedeutung. Man erkannte an ihm nur das helleniſch Klaſſiſche, die Objectivität des Alterthums, nicht die ſpäter auch auf ihn zurück geführte und zu erſtrebende Vergeiſtigung des modernen Materialismus.

Allein ich wollte von der ſocialen Bedeutung der „Lucinde“ reden.

Warum iſt es noch keinem Menſchenfreunde eingefallen, über die „Lucinde“ Vorleſungen zu halten? An Gedanken-Apparat kann es dazu nimmer fehlen, ſeit uns in Rahel wie geſagt, die geſellſchaftlichen Geheimniſſe des damaligen Lebens, welches im Einzelnen concentrirter war, jetzt aber ungemein mehr verdünnt und vertreten iſt, offenbart wurden. Wenn Gutzkow auffordert und ich ebenſo wünſche, daß die „Lucinde“ recht fleißig geleſen werde, ſo kann dieſes nur unter der Vorausſetzung des Verſtändniſſes ſein, wozu die Schleiermacher'ſchen Briefe an und für ſich nicht hinreichen. Seit dem Austauſch der neuen Ideen, für welche Schlegel nur Seher und Prophet war, durch die Veröffentlichung und Anerkennung von Schriften gleicher Geſinnung und gleichen Zweifels, iſt das Verhältniß des Publikums zur „Lucinde“ freilich ein ganz anderes geworden, aber von der Theorie zur Praxis, von der Erkenntniß zum Handeln, von dem Wollen zum Vollbringen iſt immer noch eine zu weite Spalte, als daß der Charakter unſerer Geſellſchaft ſich ſelbſt zur Vermittlung verhelfen könnte. Auch hindert der Ausſchnitt der übertünchten Larven uns an dem richtigen Blick und der weiten Ausſicht.

Fauſt, Göthe's „Fauſt" lag unſern pedantiſchen Gelehrten näher zu Vorleſungen, weil es dabei viel von metaphyſiſchen Dingen, die einmal unſere Luſt ſind, zu reden giebt. Auch Lucinde iſt wie Fauſt, und wohl noch in einem höheren und rein menſchlichen Sinne, ein lyriſches Epos und Lehrgedicht. „Lucinde" ſollte in dieſer Hinſicht ein Stolz unſerer Literatur ſein. Wir Deutſchen haben unter den Romanen ſo wenige oder gar keine, die groß und genial gedacht ſind, ſobald man dieſen Einen noch hinweg nimmt. Wir ſehen und hören deshalb nie, die Poeſie mit dem Menſchen, die Bildung mit der Idee in Vermittlung treten. Ein jeder Autor nimmt ſich ſeinen Vorwurf beliebig nach Vermögen, weil es ihm an Erfaſſung der Poeſie und des Lebens gebricht. Ich fordere recht ernſtlich dazu auf: Begünſtiget dieſe Bedingung des Romans, haltet Vorleſungen, nicht allein über die Liebe, über den Zuſammenhang von Geiſt und Materie, ſondern eifriger noch über die reine und geſunde Moral nach dem Vorwurf der „Lucinde!“

Wäre ich mehr ſcholaſtiſcher Metaphyſiker, ſo würde ich die Frage aufwerfen und zu beantworten ſuchen: Ob es auch wirklich Schlegel's Abſicht geweſen, einen zweiten Theil der „Lucinde“ zu ſchreiben, ob es nicht kurzweg bloß eine luxuriöſe Speculation geweſen, wie Uebelmeinende wollen? Oder wie Mundt ſagt, man weiß nicht recht, ob man es in der „Lucinde“ nicht dennoch eigentlich nur mit einer Libertinage zu thun hat! Ich werde dies nie, unter keiner Bedingung zugeben, und verweiſe auf das Epos vom ewigen Juden. Man hat das erhaben wehmuthige Lied zu Ende geſungen, und doch wird er allerdings auch die geſammte Maſſe und das Ganze der griechiſchen Bildung.

Aber dieſes allmählige Entſtehen; und dieſes Verſinken in ſich ſelbſt, der ganzen griechiſchen und alten Bildung, wie der alten Poeſie, ſteht gar nicht im Widerſpruch mit der Behauptung, daß die griechiſche Dichtkunſt die geſuchte Anſchauung ſey, durch welche eine allgemeingültige Philoſophie der Kunſt, ſowohl für die Ausübung als für die Theorie, erſt anwendbar und ins Leben eingreifend werden könnte. Denn eine vollſtändige Naturgeſchichte der Kunſt und des Schönen umfaßt im vollendeten Kreislaufe der allmähligen Entwicklung, auch die Unvollkommenheit der frühern, und die Entartung der ſpätern Stufen, in deren ſteten und nothwendigen Kette kein Glied überſprungen werden kann. Der Charakter der Maſſe und des Ganzen iſt dennoch idealiſch allgemein, und auch diejenigen Werke, deren Styl tadelhaft iſt, ſind durch die einfache Ächtheit und Gediegenheit der Anlage und der Gränzen, durch die kühne Beſtimmtheit der reinen Umriſſe, und die kräftige Vollendung der bildenden Natur, einzige, für alle Zeitalter gültige, und geſetzgebende Anſchauungen. Die kindliche Sinnlichkeit der frühern griechiſchen Dichter hat immer noch mehr ſchönes Ebenmaß, als die künſtlichſte Verfeinerung mancher mißbildeten Modernen und ſelbſt die griechiſche Künſteley iſt noch claſſiſch in der Sprache und Form des Ausdrucks.

Es gibt eine gewiſſe Art der Ungenügſamkeit, welche ein ſicheres Kennzeichen der Mißbildung iſt. So diejenigen, welche nicht zufrieden damit, daß die griechiſche Poeſie ſchön ſey, ihr einen ganz fremdartigen Maßſtab chen auf den Tiſch ausgebreitet ihren kleinen Kopf mit närriſchem Ernſt darauf zu ſtützen, macht die Augen groß und wirft ſchlaue Blicke im Kreiſe der ganzen Familie umher. Dann richtet ſie ſich auf mit dem lebhafteſten Ausdrucke von Ironie und lächelt über ihre eigne Schlauheit und unſre Inferiorität. Ueberhaupt hat ſie viel Bouffonerie und hat viel Sinn für Bouffonerie. Mache ich ihre Gebehrden nach, ſo macht ſie mir gleich wieder mein Nachmachen nach; und ſo haben wir eine mimiſche Sprache gebildet und verſtändigen uns in den Hieroglyphen der darſtellenden Kunſt. Zur Poeſie glaube ich hat ſie weit mehr Neigung als zur Philoſophie; ſo läßt ſie ſich auch lieber fahren und reiſet nur im Nothfall zu Fuß. Die harten Uebelklänge unſrer nordiſchen Mutterſprache verſchmelzen auf ihrer Zunge in den weichen und ſüßen Wohllaut der Italiäniſchen Mundart. Reime liebt ſie beſonders, wie alles Schöne; ſie kann oft gar nicht müde werden, alle ihre Lieblingsbilder, gleichſam eine klaſſiſche Auswahl ihrer kleinen Genüſſe, ſich ſelbſt unaufhörlich nach einander zu ſagen und zu ſingen. Die Blüthen aller Dinge jeglicher Art flicht Poeſie in einen leichten Kranz, und ſo nennt und reimt auch Wilhelmine Gegenden, Zeiten, Begebenheiten, Perſonen, Spielwerke und Speiſen, Alles durch einander in romantiſcher Verwirrung, ſo viel Worte ſo viel Bilder; und das ohne alle Nebenbeſtimmungen und künſtlichen Uebergänge, die am Ende doch nur dem Verſtande frommen und jeden kühneren Schwung der Phantaſie hemmen. Für die ihrige iſt Alles in der Natur belebt und beſeelt; und ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen daran, wie ſie in einem Alter von nicht viel mehr als einem Jahre zum erſtenmal eine Puppe ſah und fühlte. Ein himmliſches Lächeln blühte auf ihrem kleinen Geſichte und ſie drückte gleich einen herzlichen Kuß auf die gefärbten Lippen von Holz. Gewiß! es liegt tief in der Natur des Menſchen, daß er Alles eſſen will, was er liebt, und jede neue Erſcheinung unmittelbar zum Munde führt, um ſie da wo möglich in ihre erſten Beſtandtheile zu zergliedern. Die geſunde Wißbegierde wünſcht ihren Gegenſtand ganz zu faſſen, bis in ſein Innerſtes zu durchdringen und zu zerbeißen. Das Betaſten dagegen bleibt bey der äußerlichen Oberfläche allein ſtehen, und alles Begreifen gewährt eine unvollkommene nur mittelbare Erkenntniß. Indeſſen iſt es doch ſchon ein intereſſantes Schauſpiel, wenn ein geiſtreiches Kind ein Ebenbild von ſich erblickt, es mit den Händen zu begreifen und ſich durch dieſe erſten und letzten Fühlhörner der Vernunft zu orientiren ſtrebt; ſchüchtern verkriecht und verſteckt ſich der Fremdling und emſig iſt die kleine Philoſophin hinterdrein, den Gegenſtand ihrer angefangenen Unterſuchung zu verfolgen. —

Aber freilich iſt Geiſt, Witz und Originalität bei Kindern gerade ſo ſelten wie bei Erwachſenen. Doch Alles dies und ſo vieles Andre gehört nicht hieher und würde mich über die Gränzen meines Zweckes führen! Denn dieſe Charakteriſtik ſoll ja nichts darſtellen als ein Ideal, welches ich mir ſtets vor Augen halten will, um in dieſem kleinen Kunſtwerke ſchöner und zierlicher Lebensweisheit nie von der zarten Linie des Schicklichen zu verirren, und Dir, damit du alle die Freiheiten und Frechheiten, die ich mir noch zu nehmen denke, im voraus verzeihſt, oder doch von einem höhern Standpunkte beurtheilen und würdigen kannſt.

Habe ich etwa Unrecht, wenn ich die Sittlichkeit bei Kindern, Zartheit und Zierlichkeit in Gedanken und Worten vornehmlich beim weiblichen Geſchlecht ſuche? —

Und nun ſieh! dieſe liebenswürdige Wilhelmine findet nicht ſelten ein unausſprechliches Vergnügen darin, auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe zu geſticuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das Wilhelmine thut, was darf ich nicht thun, da ich doch, bei Gott! ein Mann bin, und nicht zarter zu ſeyn brauche wie das zarteſte weibliche Weſen?

O beneidenswürdige Freiheit von Vorurtheilen! Wirf auch Du ſie von Dir, liebe Freundin, all die Reſte von falſcher Schaam, wie ich oft die fatalen Kleider von Dir riß und in ſchöner Anarchie umherſtreute. Und ſollte Dir ja dieſer kleine Roman meines Lebens zu wild ſcheinen: ſo denke Dir, daß er ein Kind ſey und ertrage ſeinen unſchuldigen Muthwillen mit mütterlicher Langmuth, und laß dich von ihm liebkoſen.

Wenn Du es mit der Wahrſcheinlichkeit und durchgängigen Bedeutſamkeit einer Allegorie nicht ſogar ſtrenge nehmen und dabei ſo viel Ungeſchicklichkeit im Erzählen erwarten wollteſt, als man von den Bekenntniſſen eines Ungeſchickten fordern muß, wenn das Coſtüm nicht verletzt werden ſoll: ſo möchte ich Dir hier einen der letzten meiner wachenden Träume erzählen, da er ein ähnliches Reſultat giebt, wie die Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine.

Allegorie von der Frechheit.

Sorglos ſtand ich in einem kunſtreichen Garten an einem runden Beet, welches mit einem Chaos der herrlichſten Blumen, ausländiſchen und inländiſchen, prunkte. Ich ſog den würzigen Duft ein und ergötzte mich an den bunten Farben; aber plötzlich ſprang ein häßliches Unthier mitten aus den Blumen hervor. Es ſchien geſchwollen von Gift, die durchſichtige Haut ſpielte in allen Farben, und man ſah die Eingeweide ſich winden wie Gewürme. Es war groß genug, um Furcht einzuflößen; dabei öffnete es Krebsſcheeren nach allen Seiten rund um den ganzen Leib; bald hüpfte es wie ein Froſch, dann kroch es wieder mit ekelhafter Beweglichkeit auf einer unzähligen Menge kleiner Füße. Mit Entſetzen wandte ich mich weg; da es mich aber verfolgen wollte, faßte ich Muth warf es mit einem kräftigen Stoß auf den Rükken, und ſogleich ſchien es mir nichts als ein gemeiner Froſch. Ich erſtaunte nicht wenig, und noch mehr, da plötzlich Jemand ganz dicht hinter mir ſagte: „Das iſt die öffentliche Meinung, und ich bin der Witz; deine falſchen Freunde, jene Blumen, ſind ſchon alle welk.“ — Ich ſah mich um und erblickte eine männliche Geſtalt mittlerer Größe; die großen Formen des edlen Geſichts waren ſo ausgearbeitet und übertrieben, wie wir ſie oft an römiſchen Bruſtbildern ſehn. Ein freundliches Feuer ſtrahlte aus den offnen, lichten Augen, und zwei große Locken warfen und drängten ſich ſonderbar auf der kühnen Stirn. „Ich werde ein altes Schauſpiel vor Dir erneuern,“ ſprach er, „einige Jünglinge am Scheidewege. Ich ſelbſt habe es der Mühe werth gehalten, ſie in müſſigen Stunden mit der göttlichen Phantaſie zu erzeugen. Es ſind die ächten Romane, vier an der Zahl und unſterblich wie wir." — Ich ſchaute wohin er winkte, und ein ſchöner Jüngling flog kaum bekleidet über die grüne Ebne. Schon war er fern und ich ſah nur noch eben, daß er ſich auf ein Roß ſchwang und davon eilte, als wollte er den lauen Abendwind überflügeln und ſeiner Langſamkeit ſpotten. Auf dem Hügel zeigte ſich ein Ritter in voller Rüſtung, groß und hehr von Geſtalt, beinah ein Rieſe: aber die genaue Richtigkeit ſeines Wuchſes und ſeiner Bildung nebſt der treuherzigen Freundlichkeit in ſeinen bedeutenden Blicken und umſtändlichen Gebehrden gab ihm dennoch eine gewiſſe altväteriſche Zierlichkeit. Er neigte ſich gegen die untergehende Sonne, ließ ſich langſam auf ein Knie nieder und ſchien mit großer Inbrunſt zu beten, die rechte Hand aufs Herz, die linke an der Stirn. Der Jüngling, der zuvor ſo ſchnell war lag nun ganz ruhig am Abhange und ſonnte chen Pflanzen der Menſchheit, die im Stillen von ſelbſt wächſt und bildet, nährenden Saft oder ſchöne Geſtaltung geben? Nichts iſt es dieſes leere unruhige Treiben, als eine nordiſche Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigene. Und womit beginnt und endigt es als mit der Antipathie gegen die Welt, die jetzt ſo gemein iſt? Der unerfahrne Eigendunkel ahndet gar nicht, daß dies nur Mangel an Sinn und Verſtand ſei und hält es für hohen Unmuth über die allgemeine Häßlichkeit der Welt und des Lebens, von denen er doch noch nicht einmal das leiſeſte Vorgefühl hat. Er kann es nicht haben, denn der Fleiß und der Nutzen ſind die Todesengel mit dem feurigen Schwerdt, welche dem Menſchen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Nur mit Gelaſſenheit und Sanftmuth, in der heiligen Stille der ächten Paſſivität kann man ſich an ſein ganzes Ich erinnern, und die Welt und das Leben anſchauen. Wie geſchieht alles Denken und Dichten als daß man ſich der Einwirkung irgend eines Genius ganz überläßt und hingiebt? Und doch iſt das Sprechen und Bilden nur Nebenſache in allen Künſten und Wiſſenſchaften, das Weſentliche iſt das Denken und Dichten, und das iſt nur durch Paſſivität möglich. Freilich iſt es eine abſichtliche, willkührliche, einſeitige, aber doch Paſſivität. Je ſchöner das Klima iſt, je paſſiver iſt man. Nur Italiener wiſſen zu gehen, und nur die im Orient verſtehen zu liegen; wo hat ſich aber der Geiſt zarter und ſüßer gebildet als in Indien? Und unter allen Himmelsſtrichen iſt es das Recht des Müſſiggangs was Vornehme und Gemeine unterſcheidet, und das eigentliche Princip des Adels.

Endlich wo iſt mehr Genuß, und mehr Dauer, Kraſt und Geiſt des Genuſſes; bei den Frauen, deren Verhältniß wir Paſſivität nennen, oder etwa bei den Männern, bei denen der Uebergang von übereilender Wuth zur Langenweile ſchneller iſt, als der Uebergang vom Guten zum Böſen?

der Würdigung aufdringen, in ihren verworrnen Forderungen alles Objective und Subjective durch einander miſchen, und eigentlich nur verlangen, daß ſie intereſſanter ſeyn ſollte. Allerdings könnte auch das, was ſchon das höchſte Intereſſe hat, immer noch intereſſanter gedacht werden, und die griechiſche Poeſie macht von dieſem allgemeinen Naturgeſetz keine Ausnahme. Alle Größen ſind unendlicher Fortſchreitung und Vermehrung fähig, und es wäre wunderbar, wenn unſere Poeſie durch die Fortſchritte aller vorigen Zeitalter bereichert, an Gehalt die griechiſche nicht überträfe.

Unſtreitig iſt das Verhältniß des männlichen und des weiblichen Geſchlechts im Ganzen genommen, bey den Neuern glücklicher, die weibliche Erziehung um etwas beſſer, wie bey den Griechen. Die Liebe war bey den Neuern lange Zeit, zum Theil iſt ſie noch jetzt der einzige Ausweg für jeden freyeren Schwung des höheren Gefühls, der im Alterthum der Tugend und dem Vaterlande geweiht war. Auch die moderne Dichtkunſt verdankt dieſer günſtigen Veranlaſſung ſehr viel. Freylich aber wurde nur zu oft ein leeres Spiel der Fantaſie oder ein erkünſtelter Schwulſt unnatürlicher Empfindſamkeit dem ächten Gefühle untergeſchoben, und durch häßliche falſche Schaam die Einfalt der Natur entweiht. Gewiß iſt die Myſtik der Sinnlichkeit und die ordentlich ſcholaſtiſche Grübeley in der Metaphyſik der Liebe vieler modernen Dichter von wahrer ſittlicher Anmuth und Schönheit ſehr weit entfernt. Die krampfhaften Erſchütterungen des Kranken machen mehr Geräuſch, als das ruhige aber ſtarke Leben des Geſunden. Die innige Gluth des treuen Pro-

In der That man ſollte das Studium des Müſſiggangs nicht ſo ſträflich vernachläſſigen, ſondern es zur Kunſt und Wiſſenſchaft, ja zur Religion bilden! Um Alles in Eins zu faſſen: je göttlicher ein Menſch oder ein Werk des Menſchen iſt, je ähnlicher werden ſie der Pflanze; dieſe iſt unter allen Formen der Natur die ſittlichſte und die ſchönſte. Und alſo wäre ja das höchſte vollendetſte Leben nichts als ein reines Vegetiren.

Ich nahm mir vor, mich zufrieden im Genuß meines Daſeins über alle doch endliche, und alſo verächtliche Zwecke und Vorſätze zu erheben. Die Natur ſelbſt ſchien mich in dieſem Unternehmen zu beſtärken, und mich gleichſam in vielſtimmigen Chorälen zum ferneren Müſſiggang zu ermahnen, als ſich plötzlich eine neue Erſcheinung offenbarte. Ich glaubte unſichtbarerweiſe in einem Theater zu ſein: auf der einen Seite zeigten ſich die bekannten Bretter, Lampen, und bemalten Pappen; auf der andern ein unermaßliches Gedränge von Zuſchauern, ein wahres Meer von wißbegierigen Köpfen und theilnehmenden Augen. An der rechten Seite des Vorgrundes war ſtatt der Dekoration ein Prometheus abgebildet, der Menſchen verfertigte. Er war an einer langen Kette gefeſſelt, und arbeitete mit der größten Haſt und Anſtrengung; auch ſtanden einige ungeheure Geſellen daneben, die ihn unaufhörlich antrieben und geißelten. Leim und andre Materialien waren im Ueberfluß da; das Feuer nahm er aus einer großen Kohlenpfanne. Gegenüber zeigte ſich auch als ſtumme Figur der vergötterte Herkules wie er abgebildet wird mit der Hebe auf dem Schooß. Vorn auf der Bühne liefen und ſprachen eine Menge jugendlicher Geſtalten, die ſehr fröhlich waren, und nicht bloß zum Schein lebten. Die jüngſten glichen Amorinen, die mehr erwachſenen den Bildern von Frauen; aber Jeder hatte ſeine eigne Manier, eine auffallende Originalität des Geſichts und Alle hatten irgend eine Aehnlichkeit von dem Teufel der chriſtlichen Maler oder Dichter;

man hätte ſie Sataniſken nennen mögen. Einer der kleinſten ſagte: „Wer nicht verachtet, der kann auch nicht achten; Beides kann man nur unendlich, und der gute Ton beſteht darin daß man mit den Menſchen ſpielt. Iſt alſo nicht eine gewiſſe äſthetiſche Bosheit ein weſentliches Stück der harmoniſchen Ausbildung?“ „Nichts iſt toller,“ ſagte ein Anderer, „als wenn die Moraliſten Euch Vorwürfe über den Egoiſmus machen. Sie haben vollkommen Unrecht, denn welcher Gott kann dem Menſchen ehrwürdig ſein, der nicht ſein eigener Gott iſt? Ihr irrt freilich darin, daß Ihr ein Ich zu haben glaubt; aber wenn Ihr indeſſen Euren Leib und Namen oder Eure Sachen dafür haltet, ſo wird doch wenigſtens ein Logis bereitet, wenn etwa ja noch ein Ich kommen ſollte.“ — „Und dieſen Prometheus könnt Ihr nur recht in Ehren halten,“ ſagte Einer der größten; „er hat Euch Alle gemacht, und macht immer mehre Eures gleichen.“ — In der That warfen auch die Geſellen jeden neuen Menſchen, ſo wie er fertig war, unter die Zuſchauer herab, wo man ihn ſogleich gar nicht mehr unterſcheiden konnte, ſo ähnlich waren ſie Alle. „Er fehlt nur in der Methode!“ fuhr der Satanisḱus fort: „Wie kann man allein Menſchen bilden wollen? Das ſind gar nicht die rechten Werkzeuge.“ Und dabei winkte er auf eine rohe Figur vom Gott der Gärten, die ganz im Hintergrunde der Bühne zwiſchen einem Amor und einer ſehr ſchönen unbekleideten Venus ſtand. „Darin dachte unſer Freund Herkules richtiger, der funfzig Mädchen in einer Nacht für das Heil der Menſchheit beſchäftigen konnte, und zwar heroiſche. Er hat auch gearbeitet und viel grimmige Unthiere erwürgt, aber das Ziel ſeiner Laufbahn war doch immer ein edler Müſſiggang, und darum iſt er auch in den Olymp gekommen. Nicht ſo dieſer Prometheus, der Erfinder der Erziehung und Aufklärung. Von ihm habt Ihr es, daß Ihr nie ruhig ſein könnt, und Euch immer ſo treibt; daher kommt es, daß Ihr, wenn Ihr ſonſt gar nichts zu thun habt, auf eine alberne Weiſe ſogar nach Charakter ſtreben mußt, oder Euch Einer den Andern beobachten und ergründen wollt. Ein ſolches Beginnen iſt niederträchtig. Prometheus aber, weil er die Menſchen zur Arbeit verführt hat, ſo muß er nun auch arbeiten, er mag wollen oder nicht. Er wird Langeweile genug haben und nie von ſeinen Feſſeln frei werden.“ Da dies die Zuſchauer hörten, brachen ſie in Thränen aus, und ſprangen auf die Bühne um ihren Vater der lebhafteſten Theilnahme zu verſichern; und ſo verſchwand die allegoriſche Komödie.

Treue und Scherz.

Julius. Du biſt doch allein Lucinde? —

Lucinde. Ich weiß nicht ... vielleicht ... ich glaube.

Julius. Bitte, bitte! liebe Lucinde. Weißt Du wohl, wenn die kleine Wilhelmine, bitte, bitte! ſagt, und man thut's nicht gleich, ſo ſchreit ſie immer lauter und ernſthafter, bis ihr Wille geſchieht.

Lucinde. Alſo das haſt Du mir ſagen wollen, darum ſtürzeſt Du ſo außer Athem ins Zimmer und haſt mich ſo erſchreckt?

Julius. Sei nicht böſe, ſüßes Weib! o

Der Augenblick war verſäumt. Er ſuchte nur das gute Kind zu tröſten und zu beſänftigen, und eilte mit Abſcheu von dem Orte hinweg, wo er den Bluthenkranz der Unſchuld muthwillig hatte zerreißen wollen. Er wußte wohl, daß mancher ſeiner Freunde, der noch weniger an weibliche Tugend glaubte wie er, ſein Benehmen ungeſchickt und lächerlich finden würde. Er war beinah ſelbſt dieſer Meinung, da er wieder mit Kälte zu überlegen anfing. Indeſſen hielt er ſeine Dummheit doch für ausgezeichnet und intereſſant. Er glaubte, es ſei nothwendig, daß edle Naturen in gemeinen Verhältniſſen und in den Augen der Menge einfältig oder raſend erſcheinen müßten. Da bei dem nächſten Wiederſehn, wie er ſchlau bemerkte oder ſich einbildete, das Mädchen eher unzufrieden ſchien, daß es nicht ganz verführt ſei, beſtätigte er ſich in ſeinem Mißtrauen und gerieth in eine große Erbitterung. Es wandelte ihn beinah eine Art von Verachtung an, zu der er doch ſo wenig berechtigt war. Er floh, zog ſich wieder in die alte Einſamkeit zurück und verzehrte ſich in ſeiner eignen Sehnſucht.

So lebte er von Neuem eine Zeit auf die alte Weiſe in einem Wechſel von Schwermuth und Ausgelaſſenheit. Der einzige Freund, der Kraft und Ernſt genug hatte, ihn tröſten und beſchäftigen zu können und auf dem Wege zum Verderben einzuhalten, war weit entfernt, und ſeine Sehnſucht alſo auch von dieſer Seite unbefriedigt. Heftig ſtreckte er einſt die Arme nach ihm aus, als müſſe er nun endlich da ſein, und troſtlos ließ er ſie wieder ſinken, nachdem er lange vergeblich gewartet. Er vergoß keine Thräne, aber ſein Geiſt fiel in eine Agonie von hoffnungsloſer Wehmuth, aus der er ſich nur zu neuen Thorheiten ermannte.

Er freute ſich laut, da er im Glanz der prachtvollen Morgenſonne auf die Stadt zurückſah, die er ſchon als Kind geliebt und wo er nur noch eben ſo ganz lebte, und die er nun auf immer zu verlaſſen hoffte. Er athmete ſchon das friſche Leben der neuen Heimath, die ihn in der Fremde erwarten ſollte, und deren Bilder er ſchon mit Heftigkeit liebte.

Er fand bald einen andern reizenden Wohnort, wo ihn zwar nichts feſſelte, aber doch Vieles anzog. Alle ſeine Kräfte und Neigungen wurden rege durch die neuen Gegenſtände; ohne Zweck und Maaß in ſeinem Innern, nahm er Theil an allem Aeußern, was nur irgend merkwurdig war, und ließ ſich uberall ein.

Da er auch in dieſem Geräuſch bald Leerheit und Ueberdruß empfand, ſo kehrte er oft zuruck zu ſeinen einſamen Träumen und wiederholte das alte Gewebe ſeiner unbefriedigten Wunſche. Eine Thräne entfiel ihm über ſich ſelbſt, da er einſt im Spiegel ſah, wie trube und ſtechend das Feuer der unterdrückten Liebe aus ſeinem dunkeln Auge braunte und wie ſich unter der wilden ſchwarzen Locke leiſe Furchen in die kämpfende Stirn gruben, und wie die Wange ſo bleich war. Er ſeufzte über ſeine ungenutzte Jugend; ſein Geiſt empörte ſich und

und wählte unter den ſchönen Frauen ſeiner Bekanntſchaft die, welche am freieſten lebte und am meiſten in der guten Geſellſchaft glänzte. Er nahm ſich vor, nach ihrer Liebe zu ſtreben und er erlaubte ſeinem Herzen, ſich ganz zu überfüllen mit dieſem Gegenſtande. Was ſo wild und willkührlich begonnen wurde, konnte nicht geſund endigen, und die Dame, welche eben ſo eitel als ſchön war, mußte es ſonderbar und mehr als ſonderbar finden, wie Julius ſie mit der ernſthafteſten Aufmerkſamkeit förmlich zu umgeben und zu belagern anfing und dabei bald ſo dreiſt und zuverſichtlich war wie ein alter Beſitzer, bald ſo ſchüchtern und fremd wie ein völlig Unbekannter. Da er ſich ſo ſeltſam zeigte, hätte er bei weitem reicher ſein müſſen, als er war, um ſolche Anſprüche haben zu dürfen. Sie hatte ein leichtes, munteres Weſen und ihm ſchien ſie artig zu reden. Aber was er an der Geliebten für göttlichen Leichtſinn nahm, war nichts als ein gedankenloſes Schwärmen ohne eigentliche Freude und Fröhpertius vereinigt wahre Kraft und Zartheit, und läßt viel Gutes vom Kallimachus und Philetas ahnden. Und doch war in ſeinem Zeitalter an vollkommne lyriſche Schönheit ſchon gar nicht mehr zu denken. Es ſind aber Spuren genug vorhanden, um ſehr beſtimmt vermuthen zu können, was und wie viel wir an den Geſängen der Sappho, des Mimnermus und einiger andrer erotiſchen Dichter aus der Blüthezeit der lyriſchen Kunſt verlohren haben. Die ſanfte Wärme, die geſellige Anmuth und Feinheit, die Milde der Gefühle und menſchlichen Geſinnung, welche in den erotiſchen Darſtellungen der neuen attiſchen Komödie athmete, lebt noch in vielen Dramen des Plautus und Terentius. Was hingegen die Tragödie betrifft, ſo hatten die Griechen vielleicht Recht, den Euripides wegen ſeiner Neigung zur Darſtellung erotiſcher Leidenſchaften zu tadeln. Was augenblickliche Ergießung des überſchäumenden Gefühls, oder ruhiger Genuß voller Glückſeligkeit ſeyn ſollte, kann nur durch häßliche, unſittliche oder widernatürliche Zuſätze zu einer tragiſchen Leidenſchaft aus einander gereckt werden. Auch in vielen der vortrefflichſten neuern Trauerſpiele nimmt die Liebe nur eine untergeordnete Stelle ein.

Sollte aber auch wirklich die helleniſche Poeſie durch eine Eigenthümlichkeit ihrer ſonſt ſo einzig günſtigen Lage hier etwas zurückgeblieben ſeyn: ſo wäre dieſes für das Ganze in dem großen Gebiete der darſtellenden Kunſt noch kein unverzeihliches Verbrechen. Ueberhaupt verräth es einen kleinlichen Blick, nur am Zufälligen zu kleben, und das große Weſentliche nicht wahrzunehmen. Es braucht der Künſtler auch keineswegs allen alles zu ſeyn.

lichkeit, und auch ohne Geiſt, ausgenommen ſo viel Verſtand und Schlauigkeit, als es braucht, um Alles abſichtlich und zwecklos zu verwirren, die Männer zu locken und zu lenken und ſich ſelbſt in Schmeicheleien zu berauſchen. Zu ſeinem Unglücke erhielt er einige Zeichen von Gunſt; von der Art, welche die Geberin nicht binden, weil ſie ſich nie dazu bekennen darf und welche den gefangenen Neuling durch den Zauber der Heimlichkeit noch unauflöslicher feſſeln. Ihn konnte ſchon ein verſtohlner Blick und Händedruck ganz bezaubern, oder ein Wort, was vor Allen geſagt in ſeiner eigentlichen Beziehung und Anſpielung nur ihm verſtändlich war, wenn die einfache und wohlfeile Gabe nur durch den Schein einer eignen ſonderbaren Bedeutſamkeit gewürzt wurde. Sie gab ihm, wie er glaubte, ein noch deutlicheres Zeichen und es beleidigte ihn tief, daß ſie ihn ſo wenig verſtehe, daß ſie ihm ſo ſehr zuvorkomme. Er war nicht wenig ſtolz darauf, daß ihn das beleidigte und doch reizte es ihn unwiderſtehlich, wenn er dachte, er dürfe nur ſchnell ſein und die günſtige Gelegenheit ergreifen, um ohne Hinderniß ans Ziel zu gelangen. Er machte ſich ſchon bittere Vorwürfe über ſeine Langſamkeit, als er plötzlich Verdacht ſchöpfte, ihr Zuvorkommen ſei nur Täuſchung, ſie meine es auch mit ihm nicht ehrlich; und da ein Freund ihn vollends aufklärte, konnte ihm kein Zweifel bleiben. Er ſah, daß man ihn lächerlich finde und mußte ſich geſtehn, daß es ganz in der Ordnung ſei. Darüber gerieth er etwas in Wuth und hätte leicht Unheil begonnen, wenn er dieſe leeren Menſchen, ihre kleinen Verhältniſſe und Mißverhältniſſe und das ganze Spiel geheimer Abſichten und Rückſichten nicht genau beobachtet und alſo gründlich verachtet hätte. Auch wurde er wieder ungewiß und da ſein Argwohn nun keine Gränzen mehr kannte, ſo war er gegen ſein eigenes Mißtrauen mißtrauiſch. Bald ſah er den Grund des Uebels nur in ſeinem Eigenſinne und übertriebenem Zartgefühl und faßte dann neue Hoffnung und neues Zutrauen; bald ſah er in allem

Unglück, was ihn in der That abſichtlich zu verfolgen ſchien, nur das künſtliche Werk ihrer Rache. Alles ſchwankte, nur das ward ihm immer klarer und feſter, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer ſei, muthwillige Bosheit hingegen mit naiver Kälte und lachender Gefühlloſigkeit eine angebohrne Kunſt der Frauen. Das war Alles, was er lernte durch ſein angeſtrengtes Leben nach Menſchenkenntniß. Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine ſcharfſinnige Art das Rechte, weil er überall künſtliche Abſichten vorausſetzte und tiefen Zuſammenhang und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende. Dabei wuchs ſeine Leidenſchaft zum Spiel, deſſen zufällige Verwickelungen, Sonderbarkeiten und Glücksfälle ihn auf eben die Art intereſſirten, wie wenn er in höhern Verhältniſſen mit ſeinen Leidenſchaften und ihren Gegenſtänden aus reiner Willkühr ein hohes Spiel wagte oder zu wagen glaubte.

So verwirrte er ſich immer tiefer in die

Intriguen einer ſchlechten Geſellſchaft und was ihm noch übrig blieb von Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerſtreuungen, wandte er auf ein Mädchen, die er ſo ſehr als möglich allein zu beſitzen ſtrebte, obgleich er ſie unter denen gefunden hatte, die beinah öffentlich ſind. Was ſie ihm ſo intereſſant machte, war nicht allein das weshalb ſie allgemein geſucht und gleichſam berühmt war, ihre ſeltne Gewandtheit und unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit in allen verführeriſchen Künſten der Sinnlichkeit. Ihr naiver Witz überraſchte ihn mehr und reizte ihn am meiſten, wie die hellen Funken von rohem tüchtigem Verſtand, vorzüglich aber ihre entſchiedne Manier und ihr conſequentes Betragen. Mitten im Stande der äußerſten Verderbtheit zeigte ſich eine Art von Charakter; ſie war voll von Eigenheiten und ihr Egoismus nicht im gemeinen Styl. Nächſt der Unabhängigkeit liebte ſie nichts ſo unmäßig wie das Geld, aber ſie wußte es zu gebrauchen. Dabei war ſie billig gegen Jeden, der nicht ſehr reich war und ſchönen Geiſt mit ſichtbarer Innigkeit bewunderte, und ihr, ohne eine Schmeichelei auszuſprechen, bloß durch die Art ſeines Umgangs huldigte, ſo gut, daß ſie ihm nach und nach Alles erlaubte, außer das Letzte. Und ſelbſt dieſe Gränze ſetzte ſie ihm nicht aus Kälte, noch aus Vorſicht und Grundſatz; denn ſie war reizbar genug, ſie hatte eine ſtarke Anlage zum Leichtſinn und lebte in den freieſten Verhaltniſſen. Es war weiblicher Stolz und Scheu vor dem, was ſie für thieriſch und roh hielt. So wenig nun ein ſolches Beginnen ohne Vollenden nach Julius Sinne war, und obgleich er über die kleine Einbildung des Mädchens lächeln mußte, wenn er bei dieſem verkehrten und verkünſtelten Weſen an das Schaffen und Wirken der allmächtigen Natur, an ihre ewigen Geſetze, an die Hoheit und Große der Mutterwürde, und an die Schönheit des Mannes dachte, den in der Fülle der Geſundheit und Liebe die Begeiſterung des Lebens ergreift, oder des Weibes, das ſich ihr hingiebt: ſo freute er ſich doch bei dieſer Gelegenheit zu ſehn, daß er den Sinn für zarten und feinen Genuß noch nicht verloren habe.

Bald aber vergaß er dieſe und andere ähnliche Kleinigkeiten, da er eine Künſtlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenſchaftlich verehrte, die Einſamkeit und die Natur eben ſo zu lieben ſchien. In ihren Landſchaften ſah und fühlte man den lebendigen Hauch wahrer Luft, es war immer ein ganzer Blick. Die Umriſſe waren zu unbeſtimmt, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß ſie den Mangel einer gründlichen Schule verriethen. Aber alle die Maſſen ſtimmten zuſammen zu einer Einheit für das Gefühl, die ſo klar und deutlich war, als ſei es unmöglich, etwas Anderes dabei zu fühlen. Sie trieb die Malerei nicht wie ein Gewerbe oder eine Kunſt, ſondern bloß aus Luſt und Liebe, und warf jede Anſicht, ſo wie auf ihren Wanderungen ihr eine gefiel oder merkwürdig ſchien, nach Zeit und Laune mit der Feder oder in Waſſerfarben aufs Papier.

Zum Oel hatte es ihr an Geduld und an Fleiß gefehlt, und ſelten malte ſie ein Portrait, nur wenn ſie ein Geſicht ſehr ausgezeichnet und werth hielt. Dann arbeitete ſie mit der gewiſſenhafteſten Treue und Sorgfalt und wußte die Paſtellfarben mit einer bezaubernden Weichheit zu behandeln. So bedingt und gering der Werth dieſer Verſuche für die Kunſt ſein mochte, ſo freute ſich Julius doch nicht wenig über die ſchöne Wildheit in ihren Landſchaften und über den Geiſt, mit dem ſie die unermüdliche Mannichfaltigkeit und wunderbare Uebereinſtimmung der menſchlichen Geſichtszüge auffaßte. Und ſo einfach die der Künſtlerin ſelbſt waren, ſo waren ſie doch nicht unbedeutend, und Julius fand in ihnen einen großen Ausdruck, der ihm immer neu blieb.

Lucinde hatte einen entſchiedenen Hang zum Romantiſchen, er fühlte ſich betroffen über die neue Aehnlichkeit und er entdeckte immer mehre. Auch ſie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, ſondern in einer eignen ſelbſtgedachten und ſelbſtgebildeten. Nur was ſie von Herzen liebte und ehrte, war in der That wirklich für ſie, alles Andere nichts; und ſie wußte was Werth hat. Auch ſie hatte mit kühner Entſchloſſenheit alle Rückſichten und alle Bande zerriſſen und lebte völlig frei und unabhängig.

Die wunderbare Gleichheit zog den Jüngling bald in ihre Nähe, er bemerkte daß auch ſie dieſe Gleichheit fühle, und Beide nahmen es gewahr, daß ſie ſich nicht gleichgültig wären. Es war noch nicht lange daß ſie ſich ſahen und Julius wagte nur einzelne abgeriſſne Worte, die bedeutend aber nicht deutlich waren. Er ſehnte ſich mehr von ihren Schickſalen und ihrem ehemaligen Leben zu wiſſen, worüber ſie gegen Andere ſehr geheimnißvoll war. Ihm geſtand ſie nicht ohne gewaltſame Erſchütterung, ſie ſei ſchon Mutter geweſen von einem ſchönen ſtarken Knaben, den ihr der Tod bald wieder entriſſen. Auch er erinnerte ſich an die Vergangenheit und ſein Leben ward ihm, indem er es ihr erzählte, zum erſten Mal zu einer gebildeten Geſchichte. Wie freute ſich Julius, da er mit ihr über Muſik ſprach, und ſeine innerſten und eigenſten Gedanken über den heiligen Zauber dieſer romantiſchen Kunſt aus ihrem Munde hörte! Da er ihren Geſang vernahm, der ſich rein und ſtark gebildet aus tiefer weicher Seele hob, da er ihn mit dem ſeinigen begleitete, und ihre Stimmen bald in Eins floſſen, bald Fragen und Antworten der zarteſten Empfindung wechſelten, für die es keine Sprache giebt! Er konnte nicht widerſtehn, er drückte einen ſchüchternen Kuß auf die friſchen Lippen und die feurigen Augen. Mit ewigem Entzücken fühlte er das göttliche Haupt der hohen Geſtalt auf ſeine Schulter ſinken, die ſchwarzen Locken floſſen über den Schnee des vollen Buſens und des ſchönen Rückens, leiſe ſagte er herrliche Frau! als die fatale Geſellſchaft unerwartet hereintrat.

Nun hatte ſie ihm nach ſeinen Begriffen eigentlich ſchon Alles gewährt; es war ihm nicht möglich zu künſteln an einem Verhältniß, daß er ſich ſo rein und groß dachte, und doch war ihm jede Zögerung unerträglich. Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erſt das, was man nur als Uebergang und Mittel denkt, ſondern man bekennt ſogleich mit Offenheit und Zuverſicht das Ziel aller Wünſche. So bat auch er ſie mit der unſchuldigſten Unbefangenheit um Alles, was man eine Geliebte bitten kann, und ſtellte ihr in einem Strome von Beredſamkeit dar, wie ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zerſtören würde, wenn ſie zu weiblich ſein wollte. Sie war nicht wenig überraſcht, aber ſie ahndete wohl, daß er nach der Hingebung liebender und treuer ſein würde wie vorher. Sie konnte keinen Entſchluß faſſen, und überließ es nur den Umſtänden, die es ſo fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als ſie ſich ihm auf ewig ergab und ihm die Tiefe ihrer großen Seele öffnete, und alle Kraft Natur und Heiligkeit, die in ihr war. Auch ſie lebte lange in gewaltſamer Verſchloſſenheit, Wenn er nur den nothwendigen Geſetzen der Schönheit und den objektiven Wahrheitsgränzen der Kunſt gehorcht, ſo bleibt ihm übrigens die unbeſchränkte Freyheit, ſo eigenthümlich zu ſeyn, als er nur immer will. Durch ein ſeltſames Mißverſtändniß verwechſelt man ſehr oft die Allgemeinheit in der Kunſt mit der unbedingt geforderten Allgemeingültigkeit. Die größte Allgemeinheit eines Kunſtwerks würde nur durch vollendete Flachheit möglich ſeyn. Das Einzelne iſt in der idealiſchen Darſtellung das unentbehrliche Element und der nothwendige Träger des Allgemeinen. Wird alle eigenthümliche Kraft verwiſcht, ſo verliehrt ſelbſt das Allgemeine ſeine Wirkſamkeit. Die ſchöne Kunſt iſt wie eine Sprache göttlicher Begeiſterung, welche nach Verſchiedenheit der Kunſtarten, der Werkzeuge und der Stoffe ſich in eben ſo viele abgeſonderte Mundarten theilt. Wenn der Künſtler nur ſeiner hohen Sendung würdig, wenn er nur göttlich redet; ſo bleibt ihm die Wahl der Mundart, in der er reden will, völlig frey. Es würde nicht nur unrechtmäßig, ſondern auch ſehr gefährlich ſeyn, ihn hierin beſchränken zu wollen; denn die Sprache iſt ein unendlich unauflösliches Gewebe der allerfeinſten Beziehungen. Sie muß ſogar, ſo ſcheint es, ihre Eigenheiten haben, um bedeutend und vortrefflich zu ſeyn; wenigſtens hat man noch keine allgemeine Allerweltsſprache, die allen alles wäre, erfinden können. Auch darf der Künſtler reden, mit wem er gut findet; mit ſeinem ganzen Volke, oder mit dieſem und jenem, mit aller Welt, oder mit ſich allein. Nur muß und ſoll er, in den menſchlichen Individuen, welche ſein Publikum ſind, und nun brachen zwiſchen den Umarmungen in Strömen der Rede das zurückgedrängte Zutrauen und die Mittheilung mit einem Male hervor aus dem innerſten Gemüth. In einer Nacht wechſelten ſie mehr als ein Mal heftig zu weinen und laut zu lachen. Sie waren ganz hingegeben und Eins und doch war Jeder ganz er ſelbſt, mehr als ſie es noch je geweſen waren, und jede Aeußerung war voll vom tiefſten Gefühl und eigenſten Weſen. Bald ergriff ſie eine unendliche Begeiſterung, bald tändelten und ſcherzten ſie muthwillig und Amor war hier wirklich, was er ſo ſelten iſt, ein fröhliches Kind.

Durch das, was ſeine Freundin ihm offenbart hatte, ward es dem Jünglinge klar, daß nur ein Weib recht unglücklich ſein kann und recht glücklich, und daß die Frauen allein, die mitten im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft Naturmenſchen geblieben ſind, den kindlichen Sinn haben, mit dem man die Gunſt und Gabe der Götter annehmen muß. Er lernte das ſchöne

Glück ehren, was er gefunden hatte, und wenn er es mit dem häßlichen unächten Glück verglich, was er ehedem vom Eigenſinn des Zufalls künſtlich erzwingen wollte, ſo erſchien es ihm wie eine natürliche Roſe am lebendigen Stamm gegen eine nachgemachte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen. So ſehr hatte er ſich beredet, daß dieſe gar nicht für ihn ſei und er nicht für ſie! Es fand ſich leicht ein Unterſchied, um dieſe Selbſttäuſchung zu beſtätigen. Er hege, ſo war ſein Urtheil, eine heftige Leidenſchaft für ſie und werde ewig ihr Freund ſein. Was ſie ihm gab und für ihn fühlte, nannte er Zärtlichkeit, Erinnerung, Hingabe und Hoffnung.

Indeſſen floß die Zeit und die Freude wuchs. Julius fand in Lucindens Arme ſeine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres ſchönen Wuchſes war für die Wuth ſeiner Liebe und ſeiner Sinne reizender, wie der friſche Reiz der Brüſte und der Spiegel eines jungfräulichen

Innere dieſer ganzen hiſtoriſchen Lage genau zu kennen, ſchnell aburtheilen muß. Während England auf dem eignen Mutterboden in Europa ſelbſt noch verfaſſungsmäßig intolerant iſt, herrſcht in Kanada die völlige nord-amerikaniſche Religionsfreyheit, und beruht die ganze Herrſchaft der Engländer über Indien ganz und gar auf der Toleranz, d. h. auf der Baſis, daß ſie die Indier nach ihren eigenen Sitten, Geſetzen, Gebräuchen und Meynungen regieren. Dadurch ſind ſie eigentlich am meiſten Herren des großen und reichen Landes geworden und auch bis jetzt geblieben; im nah liegenden und entſcheidenden Vergleich ihrer verſtändigen Herrſchaft mit der früheren Bedrückung der das indiſche Heidenthum verabſcheuenden Mahomedaner, obwohl daſſelbe weit mehr Spuren des Beſſeren und der höheren alten Wahrheit unter dem Chaos von Irrthümern und Fabeln enthält, als der fanatiſch verneinende Aberglaube des Mahomet; nachdem auch die Franzoſen, da ſie noch feſten Fuß im Lande hatten, fehlerhafter Weiſe ſich meiſtens und mehr mit den Mahomedanern allirten, als mit den einheimiſch-indiſchen Mächten. In Europa hat eine ſtrenge Excluſive gegen jede von der herrſchenden abweichenden Religion bis auf unſere Tage, auf der proteſtantiſchen Seite nur allein in Norwegen beſtanden, nicht bloß gegen die Katholiken, ſondern auch auf die Juden ausgedehnt; wie auf der andern katholiſchen Seite in Spanien und Portugall. Was aus der ganzen Lage eines Landes in ſolcher Weiſe hiſtoriſch hervorging, und nun ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten geſetzlich beſtanden hat und zur feſten Sitte und Lebensgewohnheit geworden iſt, ohne neue hiſtoriſche Veranlaſſung und überwiegend entſcheidende Gründe plötzlich abzuſchaffen, könnte leicht bedenklich ſcheinen und gefährlich werden; nur aber darf man niemals glauben, daß eine ſolche abſolute Ausſchließung und ſtrenge Excluſive nach dem Geſetz und im äußern Leben, wie in Spanien, die ungleich gefährlichere verborgne Gegenwirkung einer geheimen Secte oder Geſellſchaft immer zu hindern vermag; wie ſich dieſes durch manche Thatſachen aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts in jenen Ländern wohl nachweiſen oder wahrſcheinlich machen ließe. In Italien hat jene ſtrenge Excluſive niemals in der gleichen unbedingten Weiſe Statt gefunden; ſie war nicht auf die Juden, noch auf die Griechen ausgedehnt, und iſt in der neueſten Zeit auch nicht mehr ſo wie ehedem gegen die Proteſtanten fortbeſtehend. In Deutſchland war die Toleranz ſchon durch den Religionsfrieden geſetzlich feſtgeſtellt, und bedurfte es alſo dazu nicht erſt des neuen Princips der Aufklärung, als der beſeelenden und alles bewegenden Kraft des achtzehnten Jahrhunderts; welches hier in ſeiner erſten verneinenden Epoche die Richtung mehr gegen Vorurtheile und Mißbräuche anderer Art nahm. In einigen proteſtantiſchen Ländern des nördlichen Deutſchlands hat die eigentliche Epoche der Aufklärung mit der Abſchaffung der Hexenproceſſe angefangen; gegen welchen beſcheidenen Anfang ſich wohl nicht das mindeſte einwenden läßt, wie denn überhaupt das aus dem ſpäteren ſchon ganz entarteten Mittelalter auf unſere Zeit herabgekommene Criminalrecht dem Geiſte der Verbeſſerung beſonders viel Gegenſtände und barbariſchen Stoff zum Abſchaffen darbot. Die nächſten Reformen gingen dann gegen die unchriſtlich martervollen Todesſtrafen und gegen die Tortur; die gänzliche Abſchaffung der

Todesſtrafe aber, auf welche jenes Streben der negativen Geſetzverbeſſerung in ſeinem weiteren Fortſchreiten auch bald gerichtet wurde, iſt nach der bisherigen hiſtoriſchen Erfahrung noch nicht für möglich oder ausführbar gehalten worden. Wer möchte es überhaupt läugnen, daß die Abſchaffung ſo mancher Mißbräuche, die Widerlegung und Wegräumung allgemein herrſchender Vorurtheile, beſonders im Anfange großen Theils auch ſolche betraf, die wirklich ſo zu heißen verdienen, und daß ſehr viele dieſer Reformen nothwendig und nützlich, erlaubt und heilſam geweſen ſind? Manchmal ſcheint es wohl, daß ſolche ſchnell und eilends abgeſchaffte barbariſche Mißbräuche, unter andern Nahmen und Formen dennoch bald wiederkehren. Dieß wird immer da leicht eintreten, wo auch die nöthige und heilſame Reform nur an der äußern Oberfläche ſtehen bleibt, und nicht bis auf die innere Wurzel und den erſten Grund zurückgeht. — Vorzüglich aber iſt zu bemerken, daß wo es daneben an der feſten, poſitiven Grundlage fehlt, das bloße Abſchaffen, und rein negative Verfahren nicht allein zum erwünſchten Zwecke führen, noch eine ſichere Richtſchnur in ſich finden kann. Es wird bald eine übereilte und leidenſchaftliche Schnelligkeit im Gange des Verfahrens wie im Fortſchreiten der Zeit eintreten, und endlich Maaß und Ziel verlohren gehen und alles eine zerſtörende Wendung nehmen; und dieſes bezeichnet eben den Charakter der Uebergangs-Epoche aus dem Jahrhundert der Aufklärung in die Revolutionszeit. Was hielt man nicht bald alles für einen Mißbrauch oder ein Vorurtheil, nicht bloß in jenen die Humanität berührenden Gegenſtänden und Fragen, ſondern auch in jedem andern Gebiet des öffentlichen

Wirkens und des allgemeinen Denkens, die Religion ſelbſt und auch die politiſchen Verhältniſſe nicht ausgenommen? — In Deutſchland war bey der Thronbeſteigung der Kaiſerinn Maria Thereſia der altherkömmliche, ehedeſſen ſo mühſam erhaltene und begründete Reichsfrieden, dem neuen Zeitgeiſte nur als ein lächerliches Vorurtheil unaufgeklärter Regensburger Pedanten erſchienen; funfzig Jahre ſpäter in dem atheiſtiſch-revolutionärem Zeitraum der franzöſiſchen Philoſophie und nach der unmittelbar vor der Kataſtrophe ſo wie zu Anfange derſelben ſelbſt herrſchenden Denkart, ſchienen das Chriſtenthum und alle Religion nichts als völlig grundloſe, der Zeit nicht mehr angemeſſene Vorurtheile aus dem unmündigen Kindheitszuſtande des menſchlichen Geiſtes; die Monarchie aber und überhaupt der civiliſirte Zuſtand der jetzigen europäiſchen Menſchheit kaum noch länger zu ertragende Mißbräuche. Erſt als man an dieſes äußerſte Ziel der geprieſenen Aufklärung gelangt war, fing das Erwachen an. Früher aber, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und in den erſten Jahrzehenden nach derſelben riß der unaufhaltſam gewordene Geiſt der Zeit alles mit ſich fort. Wie die Monarchen in den alten Zeiten nach dem Namen eines allerchriſtlichſten oder des katholiſchen geſtrebt hatten, ſo fanden ſich jetzt die an Macht und Verſtand obenanſtehenden gekrönten Häupter der Zeit durch den Titel der Aufklärung geſchmeichelt. Nicht ohne Anſtoß für unſer jetziges Gefühl bleibt die allzunahe Berührung, in der wir zu jener Epoche einen unter den Waffen und in Staatsgeſchäften ergrauten König, eine große Beherrſcherin der nordiſchen Reiche mit den verderbteſten Stimmführern des franzöſiſchen Unglaubens erblicken. Was aber den dritten un ter den hervorſtehendſten Monarchen jener Aufklärungs-Epoche betrifft, ſo wird es gewiß niemals von denjenigen, die darüber am meiſten ein competentes Urtheil haben, irgend verkannt werden können, wie neben den andern, von denen ſich dieſes nicht ſagen läßt, auch ſo viele unter den Joſephiniſchen Einrichtungen und Verfügungen aus der kurzen Regierung des thätigen Kaiſers auf ein wahres Bedürfniß der Zeit gegründet, und von den nützlichſten Folgen für Induſtrie und Geiſtes-Cultur geweſen ſind. Seitdem aber hat die ernſte Wendung der Dinge, in der allgemeinen Umwälzung und neuen Geſtaltung der Welt, längſt hiſtoriſch darüber entſchieden, daß nicht bloß einer oder der andere, ſondern viele der thätigſten und einſichtsvollſten Regenten jenes Jahrhunderts den Grundſätzen des herrſchenden Zeitgeiſtes viel zu viel eingeräumt haben, und in zu raſcher Eile ſeinem unaufhaltſam alles mit ſich fortreißendem Gange gefolgt ſind.

In Frankreich ſelbſt hatte ſchon die Nachahmung der engliſchen Sitten unter dem Regenten, der dann bald auch die der engliſchen Litteratur und Philoſophie folgte, zu den vielen ſchon früher vorhandenen innern Gährungselementen noch ein neues nicht minder gefährliches hinzugefügt. Denn hier fehlte es, um jene alles auf die Sinnenerfahrung beſchränkende Philoſophie wenigſtens in einigen gemeſſenen Gränzen zu erhalten, an jenem den Engländern wie eingebohrnen und durch die Conſtitution faſt inſtinktartig gewordnen Sinn für das Gleichgewicht, vermöge deſſen ſie, wie im Innern der Nation ſelbſt und wie im äußern Staaten-Syſtem, auch in der wiſſenſchaftlichen Meinung noch an gewiſſen Schranken ſtehen bleiben, und ſelbſt die den Geiſt und das Göttliche eigentlich verneinende Richtung nicht ſo leicht und wenigſtens nicht ſo ſchnell eine ganz zerſtörende Wendung nimmt, wie es in Frankreich in dieſer atheiſtiſch-revolutionären Epoche der Litteratur und der europäiſchen Wiſſenſchaft überhaupt geſchah, da die ſchädliche Influenz dieſes dort entwickelten Geiſtes gar nicht bloß auf den Mittelpunkt und erſten Boden ſeines Urſprungs beſchränkt blieb, ſondern von da aus ſich über alle Länder verbreitete. Dieſes iſt der wichtige und weſentliche Unterſchied zwiſchen der Philoſophie des Locke oder Hume z. B. welche ich früher obwohl verneinender Natur, in ihrer gegen alle überſinnlichen Ideen genommenen Richtung, wobey doch die meiſten Anhänger und weitern Begründer dieſes Syſtems noch mit dem Bedürfniß des Glaubens einigermaßen zu kapituliren und wenigſtens den an das innere moraliſche Gefühl aufrecht zu erhalten ſuchten, — als bloßen Proteſtantismus des philoſophiſchen Denkens und Wiſſens bezeichnete, im Gegenſatz von jener vollendeten Revolution des Unglaubens in dem franzöſiſchen Natur-Syſtem des Atheismus. Das Reelle in dieſem wär eine neue heidniſche Naturvergötterung, und ſelbſt die herrlichſten Entdeckungen der neuern Naturwiſſenſchaft, die im Grunde auf das noch Höhere hätten wenigſtens hindeuten ſollen und können, blieben nach ihrem wahren Geiſte und inneren Gehalte unbeachtet und unbenutzt, oder mußten ſelbſt der fanatiſchen Feindſchaft gegen Gott zum Deckmantel oder Werkzeuge dienen. Selbſt in der verhältnißmäßig beſſeren franzöſiſchen Naturphiloſophie blieb die Grundlage im Weſentlichen doch die materialiſtiſche und jener ſinnliche Naturfanatismus der vorherrſchende Ton des

Ganzen. Je glänzender die Talente waren, welche in dieſer neuen atheiſtiſch-revolutionären Richtung des europäiſchen Geiſtes den Ton angaben, um ſo allgemein verderblicher mußte die Wirkung ſeyn. Dieß war der Fall mit jenem, alle Formen, Gattungen und Manieren der altfranzöſiſchen Bildung in ſich vereinigendem Geiſte des Spottes, der als Meiſter in dieſer Waffe des ruchloſen Witzes, dieſelbe ohne Unterlaß ſein ganzes Leben hindurch gegen alles Heilige und irgend Ehrwürdige geübt und gerichtet hat, von welcher Art es auch ſeyn und wo es immer gefunden werden mochte. — Wie aber die kräftigſten Irrthümer gerade die ſind, welche noch einen Theil der Wahrheit, mithin alſo eine wirkſame Macht der Ueberzeugung in ſich haben; ſo iſt auch Rouſſeau vielleicht von noch verderblicherem Einfluß geweſen, wie jener alles verſpottende Geiſt der allgemeinen Verneinung. — Man kann ihn nicht geradezu unchriſtlich nennen, wenigſtens iſt er es nicht überall und nicht ſo ganz unbedingt; und im Vergleich mit jener atomiſtiſchen Naturlehre und heidniſch-atheiſtiſchen Naturvergötterung iſt ſein Naturfanatismus ein durchaus geiſtiger, und auch als Redner und großes Talent der Beredſamkeit nimmt er in ſeinem Zeitalter bey dieſer Nation vielleicht eben ſo entſchieden die erſte Stelle ein, wie Boſſuet, in ganz anderer religiöſer Geſinnung freylich, nur irgend in dem ſeinigen. Eine geringere Beredſamkeit, wie dieſe würde auch wohl nicht hingereicht haben, um dem ganzen Zeitalter jene von ihm verkündigte wilde Gleichheit einzureden, und es dafür zu begeiſtern, nach welchem Geſichtspunkt nun der Naturzuſtand der Karaiben und Irokeſen als die eigentliche Beſtimmung des in Europa völlig verkünſtelten Menſchen mit einem bedauernden Rückblick auf jenen glückſeligen Urſprung in der wahren Naturfreyheit dargeſtellt ward. Es war dieß auch nicht etwa bloß eine müßige Schwelgerey der Fantaſie, wie ſonſt in irgend einem andern falſchen Zauber des romantiſchen Gefühls, ſondern mit der ſtrengſten Conſequenz eines durchdachten und mathematiſch erwieſenen Vernunft-Syſtems ward dieſe Idee von der ſeeligen Gleichheit der Wilden aufgeſtellt und verbreitet, und eben ſo auch mit voller Ueberzeugung und blindem Fanatismus praktiſch in das wirkliche Leben eingeführt. Die Folge war jene Epoche der gottloſen, d. h. von Gott und jeder göttlichen Grundlage im Glauben und im Leben völlig losgeriſſenen Freyheit, welcher wie gewöhnlich die falſche despotiſch zermalmende Einheit, in nicht minder verachtendem Widerſpruche gegen alles Göttliche und wahrhaft Höhere im Menſchen und in der Welt bald genug auf dem Fuße nachfolgte; nur daß hier im furchtbar beſchleunigten Weltlauf der zum Ende eilenden letzten Zeiten, alle auch ſonſt hiſtoriſch vorkommenden Stadien der Revolutionskrankheit vom erſten Brutus, — die Errichtung der Republik, die Kriege mit der Nebenbuhlerin Karthago, die reißend ſchnellen Eroberungen und den Uebergang zur Despotie mit eingerechnet, — bis zum Tiberius oder Diokletian, in dem kurzen Zeitraum von kaum Einer Generation durchgegangen waren. Es iſt eigentlich wohl eine Ungerechtigkeit, wenn man dieſe Revolution immer nur die franzöſiſche nennt oder ausſchließend als eine ſolche betrachtet: es war eine politiſche Krankheit, ein epidemiſches Völker-Uebel des ganzen Zeitalters. In Holland und Belgien war ſie ſchon früher ausgebrochen, in Pohlen ſich an die höhere Menſchheit und nicht an die Thierheit wenden.

Auch der modernen Dichtkunſt würde ihre charakteriſtiſche Tiefe unbenommen bleiben, wenn ſie nur das griechiſche Geheimniß entdeckt hätte, im Eigenthümlichen objektiv zu ſeyn. Statt deſſen will ſie ihre auf bloßer Willkuhr oder Gewohnheit beruhenden Eigenheiten zum Naturgeſetz der Menſchheit erheben. Nicht zufrieden damit, ſelbſt durch ſo viele künſtleriſche, ſittliche und geſellſchaftliche Vorurtheile gebunden zu ſeyn, will ſie auch ihre griechiſche Schweſter in ähnliche Feſſeln ſchlagen.

Wenn die willkuhrlichen Regeln des modernen Anſtandes gültige Geſetze der ſchönen Kunſt ſind, ſo iſt die griechiſche Poeſie nicht zu retten, und wenn man conſequent ſeyn will, muß man mit ihr verfahren, wie einſt ſo manche Gebilde der Antike, in einem falſchen frommen Eifer über die unverſchleyerte Nacktheit dieſer Erſcheinungen, ſind zerſchlagen worden; welche Zerſtörung gebildeter Kunſtgegenſtände eine beſſer unterrichtete und beſſer verſtändigte chriſtliche Nachwelt keineswegs gebilligt und in der gleichen Art weiter fortgeſetzt hat. Die nach der wechſelnden Mode beſtimmte beſondre Form des geſellſchaftlichen Anſtandes, hat der Poeſie nicht das Geſetz vorzuſchreiben; ſie ſteht gar nicht unter ihrer Gerichtsbarkeit. Die unverhohlne Nacktheit im Ausdruck der Sprache, im Leben und in der Kunſt der Griechen und Römer, iſt nicht rohe thieriſche Plumpheit, ſondern die naive Unbefangenheit einer frey gebildeten Natur, und die dreiſte Offenheit republikaniſcher Sitten. Das Gefühl ächter Schaam aber war den Griechen keineswegs fremd; der taſte folgt, und es iſt mehr nur für eine Ausnahme zu halten, wenn einmal die Poeſie einer einzelnen Nation, wie z. B. in dem jetzigen Augenblick die der Engländer, auch von den andern Nationen als eine allgemein europäiſche empfunden und angenommen wird. Die hiſtoriſchen Werke und Forſchungen, bilden am erſten ein Gemeingut der europäiſchen Geiſtes-Cultur für alle Nationen; es ließen ſich auch von den Engländern, welche in dieſem hiſtoriſchen Gebiete immer ſo ausgezeichnet und thätig waren, aus der neueſten Zeit, ſolche Arbeiten der eignen einheimiſchen Geſchichte anführen, welche recht eigentlich claſſiſche Werke der religiöſen Wiederherſtellung genannt werden können. Eigentlich ſollte es eben ſo auch mit der Wiſſenſchaft überhaupt, und beſonders mit der Philoſophie ſeyn, daß ſie gar nicht mehr eine engländiſche oder deutſche u. ſ. w. zu heißen brauchte, ſondern eine allgemeine europäiſche wäre. Und wenn dieß noch nicht ſo ganz der Fall iſt, wie es der Natur der Sache nach ſeyn könnte und ſollte; ſo liegt es bloß an der mangelhaften und individuell verwickelten Form; wie uns das Beyſpiel der franzöſiſchen Sprache davon überführen kann, da man doch weder bey dem Grafen Maiſtre den metaphyſiſchen Tiefſinn vermiſſen wird, noch einem Bonald z. B. den dialektiſchen Scharfſinn abſprechen kann. Wenn nun gleich die abſolute Denkart und Geſinnung, die in dem jetzigen Stadium des europäiſchen Zeitgeiſtes noch als die vorherrſchende erſcheint, hier in Deutſchland im wirklichen Leben, und in den öffentlichen Verhältniſſen ungleich ſeltner vorkommt, als in andern Ländern; ſo iſt dagegen der Gedanke, oder der falſche Begriff des Abſoluten recht eigentlich einheimiſch in der deutſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie, und lange Zeit hindurch das hauptſächliche Hinderniß geweſen, daß die ſonſt im Charakter der Nation, ſelbſt liegende religiöſe Richtung und Geſinnung nicht ganz durchdringen konnte, oder wenigſtens gleich wieder eine verkehrte Anwendung bekam. Was die Religionsmeynungen ſelbſt betrifft, ſo hat ſich der Proteſtantismus in Deutſchland nicht wie in andern Ländern, wo er ausſchließend oder wenigſtens dem größten Theile nach vorherrſchend war, wie in England, Holland oder Nord-Amerika, wieder in mehrere verſchiedene neue und ſchroff abgeſonderte Secten getheilt; denn eine ſolche ſind eigentlich nicht einmal die Herrenhuter geweſen. Erſt in der neueſten Zeit iſt dieſe pietiſtiſche Richtung als eine abgeſonderte gegen den Rationalismus hervorgetreten; daher iſt ſie auch hier noch viel zu wenig in beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen, als daß ſie eine Secte im eigentlichen Sinne des Worts genannt werden könnte. Sondern es war mehr ein tiefes aber unbeſtimmtes religiöſes Gefühl das überall vorwaltende, und dieſe große Mannichfaltigkeit verſchiedener Religionsbegriffe und Anſichten unter einander verſchmelzende. Allerdings hat nun dieſe bloß innerliche Gefühlsverſchmelzung, ſo wie auch die äußere vielfache Berührung und Verſchlingung der Intereſſen und der Begriffe der entgegenſtehenden beyden Religionen, und ſo mancher Privatmeynungen und individuelle Anſichten, manche Extreme und ſeltſam eigenthümliche Zeit-Produkte hervorgebracht; manche bloße Idioſynkraſie in einer halb katholiſchen Annäherung, oder auch in andrer ganz ſubjektiven Richtung auf der proteſtantiſchen Seite, oder die noch monſtruoſeren Miſchungen und beabſichtigten oder gewünſchten Neuerungen nach halb oder ganz proteſtantiſchen Begriffen von der katholiſchen Seite, welche während der Epoche der Aufklärung, in den Principien derſelben, und ſelbſt in den aufgeſtellten Staats-Maximen einiger Regenten einen Stützpunkt, oder gar ihre erſte Veranlaſſung fanden. So ſehr man ſich aber nun im Einzelnen geneigt, oder verbunden fühlen möchte, ſolchen Auswüchſen, ſobald von der praktiſchen Anwendung die Rede iſt, mit ganzem Ernſt ſtreng entgegen zu treten; ſo glaube ich doch nicht, daß man daraus über das Ganze und die innere geiſtige Richtung deſſelben ein durchaus ungünſtiges Endurtheil herleiten darf. Das eigentliche Grundübel des achtzehnten Jahrhunderts in dieſer Hinſicht, nämlich die entſchiedene Gleichgültigkeit gegen alle religiöſen Dinge und Meynungen, der gefährliche Geiſt eines vollkommnen Indifferentismus, von deſſen Anſteckung ſelbſt manche rein katholiſche Länder nicht frey geblieben ſind, hat in Deutſchland weniger feſte Wurzel gefaßt, weniger allgemeine Ausbreitung gewonnen, wie in jedem andern Lande; das unvertilgbare tiefe religiöſe Gefühl iſt immer in dem Charakter der deutſchen Nation ſelbſt, ſo wie auch in dem philoſophiſchen Streben das vorherrſchende geblieben. An den vorübergehenden Paradoxieen mancher einzelnen Erſcheinungen darf man ſich dabey nicht zu ſehr ſtoßen; ich erinnere mich dabey der Aeußerung eines alten, viel erfahrnen, fromm erleuchteten Geiſtlichen, der die deutſche Sinnesweiſe ſehr gut kannte, und der oft zu ſagen gewohnt war: „Wenn man den Deutſchen keine Religion giebt, ſo machen ſie ſich eine.“ — Selbſt in den größten wiſſenſchaftlichen Verirrungen wird ſich meiſtens die im Innerſten der Abſicht zum Grunde liegende religiöſe Richtung des ganzen Strebens leicht nachweiſen laſſen. Indeſſen erfordert die reine Entwicklung eines ſolchen tief gehenden philoſophiſchen Strebens, nach dem ihm zum Grunde liegenden unbefriedigten Bedürfniß der innern religiöſen Sehnſucht, in einer ſo religiös verwickelten, und chaotiſch gemiſchten Zuſammenſetzung und welthiſtoriſchen Lage, wie die von Deutſchland, allerdings eine geraume Zeit-Periode, um die volle Auflöſung im Innern zu finden, und auch äußerlich klar zu geſtalten. Wenn ich von den Engländern, in Beziehung auf den innern Kampf zwiſchen feindſelig ſtreitenden Elementen, den faſt jede unter den gebildeten großen Nationen des neuern Europa auf eine oder die andre Weiſe in ſich auszukämpfen, und im glücklichen Gleichgewicht künſtlich zu erhalten, oder bis zur vollendeten Auflöſung ganz durchzuführen hat, geſagt habe: es ſcheine nach manchen Aeußerungen im dortigen Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, von Solchen die auf der Höhe deſſelben ſtehen, und es wohl am beſten ganz durchſchauen können, als ſey eine geheime Furcht vor ſich ſelbſt, ein deutlich ſichtbarer Charakterzug des engliſchen National-Geiſtes; ſo möchte ich dagegen von unſrer deutſchen Nation, wo dieſer Kampf faſt am meiſten, oder wenigſtens zunächſt auf dem religiöſen und philoſophiſchen Gebiete ſeinen Sitz hat, bemerken; als können die Deutſchen weniger leicht als andre Nationen recht mit ſich ſelbſt ins Reine und Klare kommen, und ganz aus ſich ſelbſt klug werden, wovon der Grund wohl nur in der noch unerreichten philoſophiſchen und religiöſen Beſtimmung, und in dem noch nicht aufgelöſten Widerſtreit der entgegenſtehenden Glaubens-Elemente, und verſchiednen Denkformen und Richtungen des Wiſſens liegen kann. In der erſten Epoche der deutſchen Litteratur hatten die Proteſtanten ſehr das Uebergewicht; ſeitdem aber hat ſich in der Wiſſenſchaft wenigſtens das Gleichgewicht ſchon vollkommen hergeſtellt. Es kommt hiebey ohnehin nur auf die innere religiöſe Geſinnung an, und kann die Trennung der äußern Confeſſion nicht zur allgemeinen Richtſchnur, und als Maaßſtab der wiſſenſchaftlichen Beurtheilung, oder Scheidung dienen; denn ſonſt würde ich, wenn ich hier in das Einzelne gehen könnte, unter den wenigen ganz liberalen und entſchieden irreligiöſen Wortführern der deutſchen Philoſophie, oder Naturphiloſophie vielleicht grade, als eine doch glücklicher Weiſe ſehr ſeltne Ausnahme, einen oder den andern Schriftſteller anzuführen haben, welcher äußerlich genommen zu dem katholiſchen Deutſchlande zählt; unter den Erſten und Ausgezeichnetſten aber, welche die ächte Platoniſche Philoſophie wieder zu erneuern bemüht waren, oder in deren tiefer religiöſer Auffaſſung und Behandlung ſelbſt die Naturphiloſophie eine chriſtliche geworden iſt, ſolche, welche den Proteſtanten angehören. Das Dogma ſelbſt hat die Philoſophie nicht zu beſtimmen, noch zu erklären, und ſteht nicht in unmittelbarer Berührung damit. Das Weſentliche, worauf es ankommt, und wodurch die Philoſophie eine chriſtliche wird, iſt die innere Harmonie, oder der Einklang zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, dann die Idee der göttlichen Offenbarung, als die Grundlage nicht bloß der Theologie, ſondern auch alles andern Wiſſens; und endlich daß auch die Natur, und Naturwiſſenſchaft, in dieſem höhern göttlichen Lichte erkannt und verſtanden, und in ihm durchſichtig geworden, nun gleichſam wiſſenſchaftlich verklärt wird. Schon in dem erſten Anfange der neuern deutſchen Philoſophie, wo ſie der engländiſchen Schule noch ziemlich nahe ſteht, und meiſtens von denſelben Ausgangspunkten, und Denk-Problemen beginnt, die ſie nur in einer tiefern Begründung und weitern Ausdehnung nimmt und durchführt, geht die letzte Abſicht doch im Grunde auch auf dieſe Harmonie zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben. Freylich verſteht ſie beydes in einem noch ſehr beſchränkten Sinn von einem bloſſen Vernunftwiſſen und Vernunftglauben, nach dem damahls, im ganzen Zeitalter, nicht bloß bey den Proteſtanten, ſondern auch in katholiſchen Ländern, nahmentlich auch in dem katholiſchen Deutſchland, ſehr allgemein verbreiteten Rationalismus. Zu gleicher Zeit aber ſuchten andre tiefe Denker in der Idee der Offenbarung, der Philoſophie eine andre und höhere Grundlage zu ſichern; theils nach einem bloß allgemein ſpekulativen, deshalb aber doch nicht irreligiöſen Standpunkte, theils aber auch nach einem entſchieden chriſtlichen, des poſitiven Glaubens und des frommen Gefühls. Der eigenthümliche Grundfehler der deutſchen Philoſophie iſt das Abſolute, der wiſſenſchaftliche Reflex von dem allgemeinen Fehler des jetzt auch im Leben abſolut gewordnen Zeitgeiſtes, es mag derſelbe nun in der philoſophiſchen Geſtalt der abſoluten Ichheit, oder der pantheiſtiſchen Naturallheit, oder überhaupt als abſoluter Gedanke, und abſolute Vernunft auftreten; und dieſes hat auch der deutſchen Naturphiloſophie Anfangs die falſche pantheiſtiſche Wendung gegeben; denn der eigentliche Materialismus, wie bey ſo vielen franzöſiſchen Naturphiloſophen, konnte hier nach des vorwaltenden durchaus ideellen und geiſtigen Richtung des deutſchen Geiſtes wenig Eingang finden. Indeſſen iſt dieſer fremde Einfluß nicht von langer Dauer geweſen, grade hier iſt die religiöſe Anſicht entſchieden durchgedrungen, und es iſt die deutſche Naturphiloſophie in ihren erſten Repräſentanten ſchon jetzt eine chriſtliche geworden; und dieſen Fortſchritt in dem großen Werke der allgemeinen religiöſen Wiederherſtellung auch im Gebiete der Wiſſenſchaft, betrachte ich als den höchſten Triumph derſelben, eben weil hier das Problem ſelbſt grade das ſchwerſte iſt; und nun erſt kann der unermeßlich reiche Schatz der herrlichen neuen Naturentdeckungen im ganzen Zuſammenhange der höhern und göttlichen Wahrheit erkannt und immer beſſer verſtanden, als ein Eigenthum der chriſtlichen Wiſſenſchaft betrachtet werden. Die abſolute Vernunft-Denkerey, die ſich ohnehin immer unter einander, und in ſich zerſtört, wird wegfallen, und auch der gemeine Rationalismus, der doch nur ein Ausfluß jenes höheren iſt, der mehrentheils noch in manchen niedern Regionen der deutſchen Litteratur, und der öffentlichen Meynung, oder einzelnen Schulen herrſcht, wird von ſelbſt aufhören, je mehr die religiöſe Geſinnung in der deutſchen Philoſophie durchdringt, und ſich darin als ein poſitiv religiöſes, allgemein chriſtliches, mithin katholiſches Wiſſen, vollſtändig entfaltet. In der entſchiedenen Hoffnung, daß dieſes ganz gewiß geſchehen werde, habe ich dieſe erſten Verſuche der öffentlichen Entwicklung einer lange im Stillen vorbereiteten Philoſophie begonnen; wovon der erſte Verſuch das Bewußtſeyn, oder den innern Menſchen in der Philoſophie des Lebens zum Gegenſtande hatte; dieſer zweyte aber den äußern

Menſchen, in ſeiner durch alle Zeitalter fortgehenden Entwicklung der einzelnen Völker und Staaten nach dieſer hier zum Schluß gebrachten Philoſophie der Weltgeſchichte.

Daß in dem Gange derſelben eine göttlich führende Hand, und Fügung zu erkennen iſt, daß nicht bloß irdiſch ſichtbare Kräfte in dieſer Entwicklung, und in dem ſie hemmenden Gegenſatze mitwirkend ſind, ſondern daß der Kampf zum Theil auch unter dem göttlichen Beyſtande gegen unſichtbare Mächte gerichtet iſt; davon hoffe ich die Ueberzeugung, wenn auch nicht mathematiſch erwieſen, was hier gar nicht angemeſſen, noch anwendbar wäre, doch bleibend erweckt, und lebendig begründet zu haben. Nur Ein Rückblick noch auf das Ganze in dieſer Beziehung deſſelben auf die unſichtbare Welt, und höhere Region, aus welcher das Wirken in der ſichtbaren Welt hervorgeht, und in welcher alle ihre Grundlagen ihre Wurzel haben, ſo wie auch ihr letztes und höchſtes Ziel dorthin gerichtet iſt, mag hier den Schlußſtein des Ganzen bilden.

Das Chriſtenthum iſt die Geſchichte von der Befreyung des Menſchengeſchlechts aus den feindlichen Banden des Gott verneinenden, und alle Erſchaffene ſo viel er kann, irre führenden Geiſtes. Darum nennt ihn die Schrift, den Fürſten dieſer Welt; er war es auch, aber eigentlich jener Angabe zu Folge, nur in der alten Geſchichte, wo er unter allen Völkern der Erde, in vollem Glanz des kriegeriſchen Ruhmes, und in aller Fülle und Herrlichkeit des heidniſchen Lebens, den Thron ſeiner Weltherrſchaft aufgerichtet hatte. Seit dem göttlichen Wendepunkte in der Menſchengeſchichte, und dieſem Anfangsgrunde der Befreyung in der neuen Welttiſch Bezauberte deßhalb auf ſie, als des Höhern und Höchſten unfähige Köpfe, herabſehen. Sollte ich eine Meinung darüber aufſtellen, wie dieſer Zwieſpalt über die Philoſophie oder mit derſelben in unſrer deutſchen Studien-Einrichtung etwa aufgelöſt, oder ausgeglichen werden könnte, und wäre es hier der Ort dazu, dieß weiter auseinander zu ſetzen, ſo würde mein Wunſch oder Rath vielleicht noch am erſten dahin gehen, daß das Studium und der Vortrag der Philoſophie für die Akademiker auf irgend eine Weiſe ganz getrennt werden möchte von dem der Facultät, oder beſondern Wiſſenſchaft des künftigen Berufes, und am beſten könnte ſie dann wohl ſpäter, und erſt nach den vollendeten andern Studien, am Schluß der ganzen akademiſchen Laufbahn, dieſer die Krone aufſetzen, und als die letzte Stufe den Uebergang zum wirklichen Leben bilden. Zum müßigen Nachſinnen iſt ohnehin keine Zeit während der eigentlichen akademiſchen Jahre; eine für die Meiſten nie wiederkehrende Vorbereitungs-Epoche, die ganz praktiſch, zum vollſtändigſten Einſammeln der ſpeciellen Kenntniſſe gewidmet bleiben muß. Weit eher findet ſich noch für den reifen Mann, nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Berufs-Studien, auch in dem thätigſten Leben, eine erübrigte Stunde und ſchickliche Gelegenheit, oder natürliche Veranlaſſung zu dieſem müßigen Nachſinnen, womit die Philoſophie gewöhnlich anfängt, welches in der Folge aber doch kein müßiges bleibt; oder zu dieſer ſcheinbar überflüſſigen Nachfrage, welche doch das betrifft, was dem Menſchen nothwendiger und weſentlicher iſt, als alles andre.

So viel — wenn es nicht vielleicht ſchon zu viel geweſen ſeyn ſollte — glaubte ich im voraus über die Form ſagen zu müſſen, nicht ſowohl um diejenige, welche ich hier in dieſem Kreiſe allein wählen und befolgen kann, zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen, als um die Unabhängigkeit, den freyen Standpunkt, den hohen Adel der Philoſophie auch von dieſer Seite zu retten und ſicher zu ſtellen. Wenn nun die Philoſophie nichts anderes iſt, als die ſelbſt lebendige Wiſſenſchaft des Lebens — und die ſkeptiſche Frage, ob ein ſolches Wiſſen wohl überhaupt möglich, oder für uns unerreichbar ſey, würde hieran nichts ändern; denn wenn nur der Zweifel über das Leben, oder am Leben, auch aus dem Leben hervorgegangen, und alſo ſelbſt ein lebendiger iſt, ſo wird es dasſelbe ſeyn, und eben ſo gut von dieſem Zweifel, als von jenem Wiſſen gelten; — iſt es, ſage ich, nur der höhere Gedanke des innern Lebens, der ſeiner ſelbſt gewiß werden möchte, was hier geſucht wird: wie ſollte man wohl die eine Hälfte der Menſchheit, oder der Geſellſchaft und des geſitteten Lebens davon ausſchließen können, oder wollen? Wie für die Kunſt iſt alſo auch für die Philoſophie das ganze gebildete Publikum die eigenthümliche Sphäre, und der natürliche Kreis, in welchem ſie ſich zu bewegen, und an den ſie ſich zu wenden hat. Der ſcheinbare Grund für jene Ausſchließung könnte nur in der gewöhnlichen Schulform geſucht oder gefunden werden, die aber, wie ich mich eben zu zeigen bemühte, nicht durchaus weſentlich, ſondern mehr nur zufällig, nicht an ſich nothwendig, ja auch nicht einmahl überall anwendbar iſt. Wenn nun der Gegenſtand der Philoſophie das Ganze des innern Lebens iſt — um den löſenden Gedanken der Antwort auf dieſe immer wiederkehrende Frage des ſinnenden Bewußtſeyns zu finden, das Räthſel des Daſeyns zu entziffern, Quell der ächten Schaam iſt die ſittliche Scheu, und Beſcheidenheit des Herzens. Falſche Schaam hingegen entſpringt aus thieriſcher Furcht, oder aus erkünſteltem Vorurtheil. Sie giebt ſich durch Stolz und Neid zu erkennen; ihr verſtecktes und heuchleriſches Weſen verräth ein tiefes Bewußtſeyn von innerm Schmutz. Ihre unächte Ziererey iſt die häßliche Schminke laſterhafter Sklaven, der weibiſche Putz entnervter Barbaren; und es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß dieſes falſche Zartgefühl einer erkünſtelten und grübleriſch ſpitzfindigen, Schicklichkeit um ſo leichter Verdacht ſchöpft, oder verletzt, und bis zum Unnatürlichen geſteigert wird; je tiefer das Verderben in den Sitten und ſelbſt in der Fantaſie eingewurzelt iſt und alles angefreſſen hat.

Wichtiger erſcheinen allerdings die Vergehungen und die Einwurfe wider die Sittlichkeit ſelbſt, in der griechiſchen Poeſie. Wer wollte wohl das beſchönigen oder für gleichgültig halten, was ein rein geſtimmtes Gemüth wirklich verletzen muß? Nur darf, wer hier miturtheilen will, nicht von ſolcher ſtoiſchen Strenge der Laune ſeyn, daß er etwa an dem kindlich fröhlichem Muthwillen, mit welchem die ſagenhaften Schelmſtucke des neugebohrnen Gottes in dem komiſchen Hymnus auf den Merkur dargeſtellt werden, ein Aergerniß nähme! Offenbar enthält die Anklage einzelne wahre Züge, nur der eigentliche Geſichtspunkt, der wahre Zuſammenhang, auf den doch alles ankommt, ſcheint verfehlt zu ſeyn. Man unterſcheide vor allen Dingen die weſentliche und zufällige Sittlichkeit und Unſittlichkeit eines Kunſtwerks. Weſentlich unſittlich in der Kunſt, iſt nur das wirklich Schlechte, oder wie man es ſonſt ausdrücken und bezeichnen will; — ſo iſt ſie denn auch etwas anderes und etwas Höheres, als bloß eine unter den übrigen akademiſchen Vorbereitungswiſſenſchaften für dieſen, oder jenen beſondern Zweck oder beſchränkten Gegenſtand und Beruf. Die Philoſophie des Lebens iſt nicht an dieſe oder jene Form gebunden, ſondern ſie kann ſie alle annehmen, wie es grade ſich fügt, oder gut und angemeſſen iſt, und ſetzt überhaupt gar nichts voraus als das Leben, ein inneres nämlich. Nur da wo in dem jugendlichen, oder faſt noch kindlichen Gemüth, ganz an der Schwelle der Erwartung ſtehend, ſich dieſes innre Lebensgefühl oder Bewußtſeyn noch nicht einmahl bis zu einer ſehnſüchtig ahndungsvollen, oder ſchmerzlich tiefen Frage geſtaltet hat, oder wo es ſich nicht wenigſtens zu dem erſten Gedankenausruf des Erſtaunens erhoben hat, da iſt es noch zu früh für die Anregung der Philoſophie, für dieſes innere Suchen und Finden des eignen Daſeyns und Bewußtſeyns, dieſe ſich ſelbſt ſuchende Unterſuchung, dieſe einer unbekannten Liebe entgegenſtrebende Vermuthung. Eine völlig unentwickelte, ganz unerfahrne Jugend, obwohl die wahre Gränze hier ſchwer ſo genau zu ziehen iſt, dürfte alſo eher mit Grund als ausgeſchloſſen von dieſem natürlichen Umkreiſe der philoſophiſchen Mittheilung erſcheinen. Ueberflüßig würde es auch ſeyn zu wiederholen, was von den weiſen Männern des Alterthums ſo oft iſt erinnert worden, daß da wo das Leben ganz und durchaus in die äußern Geſchäfte, Vergnügungen oder gewinnſüchtigen Beſtrebungen zerſtreut und verloren iſt, ſo daß eigentlich gar nichts Inneres, kein ſolches Gefühl, oder Geſinnung, ja auch nicht einmahl ein wirklich innerlicher Gedanke übrig bleibt, und Raum findet, auch die Philoſophie kein Gehör für ihre Worte des innern Lebens finden kann, und kein verwandtes Echo für ihre höher ſtrebenden Gedanken, und das tiefe Gefühl, von dem ſie ausgeht, hoffen darf. Sie ſetzt nichts voraus, ſagte ich, als das Leben, ein inneres Leben nämlich; je vollſtändiger, vielſeitiger, mannichfacher aber in dem gegebnen Umkreiſe, dieſes von ihr vorausgeſetzte Leben, und Gefühl des Lebens beyſammen und vereinigt iſt, und erſcheint; je leichter wird ihr das werden, je eher wird ihr das gelingen können, worin eigentlich allein ihr Geſchäft und ihre Aufgabe beſteht, die keine andre iſt, als nur ſich ſelbſt und Andern, dieſes höhere Leben, was ſie als ein gegebenes vorausſetzt, innerlich klar zu machen. Wie ſehr würde nun aber dieſe erſte Vorausſetzung, und natürliche Grundlage der Lebens-Philoſophie beengt, und einſeitig beſchränkt werden, wenn das vorzugsweiſe zart und tief fühlende Geſchlecht von dieſem Umkreiſe ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte? — Nach einem freyer umfaſſenden, und größern Geſichtspunkt und der wahren Beſchaffenheit gemäß ſind ſelbſt die jugendliche Begeiſterung der Schönheitsgefühle, die erſte und die höchſte Liebe, nicht bloß der Kunſt allein anheim gegeben; ſondern weil auch ſie Elemente, und gewiß ſehr bedeutende Elemente des Lebens ſind, können ſie auch nicht von dem Umkreiſe der Philoſophie ausgeſchloſſen ſeyn, ſondern bilden vielmehr einen nicht unweſentlichen Beſtandtheil ihrer ganzen Aufgabe. Wollte man hiegegen einwenden, daß dieſe ſchönſten und höchſten Gaben der liebevoll austheilenden Natur, nur allzu vergänglich ſind, daß ſie vor jeder rauhen Berührung der äußern Luft oder beſchränkenden Umgebung verſchwinden und entfliehen, und dem äußern Anſchein nach kaum Stand halten, oder feſt gehalten werden können für den Ernſt der philoſophiſchen Betrachtung; daß oft ein unglückliches Verhängniß und der erſte Sturmwind des Schickſals ſie zerſtört und niederwirft, und den jugendlichen Baum des Lebens ſchon entblättert, bevor er vollkommen aufgeblüht iſt; ſo iſt dieſes zwar vollkommen wahr, aber ſehr oft liegt das zerſtörende Princip auch nicht in dem äußern Geſchick und Verhältniß, ſondern in der innern Heftigkeit und Leidenſchaft, im Eigenwillen, oder ſonſt einer Verdunklung und fehlerhaften Richtung des Charakters, wodurch das höchſte Seelengefühl in ein disharmoniſches und krankhaftes verwandelt wird. Wäre es alſo nicht glücklich, und allerdings rathſam, wenn man dieſe zarte und leicht verletzbare Blüthe des jugendlichen Gefühls mit der innern Klarheit und Beſonnenheit gleich von Anfang in Berührung und Verbindung ſetzen, und ihr eben dadurch mehr innere Feſtigkeit und Dauer geben möchte, um ſo die vergängliche Schönheitsblume des jugendlichen Daſeyns, in die bleibende Frucht des reinen Wohlwollens, einer liebevollen Thätigkeit, und innern Harmonie und Reife umzuwandeln? — Einen andern, natürlich leichtern, menſchlich einfachern Weg zu dieſem Ziele giebt es wohl nicht; nur durch die innere Klarheit und helle Geſinnung, oder lichte Beſonnenheit, können wir zu dem harmoniſch ausgleichenden, jeden Zweifel löſenden, jeden Zwieſpalt verſöhnenden Wort unſers innern Daſeyns durchdringen, dann auch darin die das höhere Leben zuſammenhaltende, vor jedem zerſtörenden Einfluß ſchirmende Kraft gewinnen. Das aber eben iſt die Philoſophie des Lebens, und darin beſteht das Weſen derſelben. Um nun gleich den Mittelpunkt dieſer ganzen Frage, oder des vorliegenden Gegenſtandes, vor uns zu ſtellen, und im voraus wenigſtens zu berühren, was mit jedem nachfolgenden Schritt auf dieſem natürlichen Gedankenwege des Lebens, und der Wiſſenſchaft des Lebens ſich vollſtändiger entfalten muß; ſo iſt ja die Seele überhaupt nichts anderes als das Vermögen der Liebe im Menſchen. Eben darum iſt auch die liebende Seele, wenn ich die Worte eines großen Lehrers hier ſo anwenden darf, der klare Spiegel, in welchem wir die göttlichen Geheimniſſe der ewigen Liebe im Bilde, oder Sinnbilde, als eben ſo viele Räthſel erblicken, die uns zugleich aber als leuchtende und führende Geſtirne, in dieſem dunkeln irdiſchen Daſeyn dienen. Und auch die immer grünende Pflanze, oder verborgne Blume der Natur, erblicken wir, wie den dunkeln Grund der Tiefe, durch das klare Waſſer im ſtillen See, am deutlichſten in dieſem hellen Seelenſpiegel, wo ſie uns nicht ſo fremd entgegen tritt, ſondern das verwandte Gefühl ſchon bekannter, und näher befreundet anſpricht.

In dieſen wenigen Zügen und flüchtigen Andeutungen, wo ich ſo vieles, erſt in der Folge nach ſeinem vollen Inhalte zu entwickelnde nur ganz kurz berühren konnte, liegt jedoch ſchon der hinreichend vollſtändige Grund, warum ich in der hier erörterten Frage von dieſer jetzt meiſtens gewöhnlichen Ausſchließung der einen Hälfte der Menſchheit, immer noch ganz derſelben Ueberzeugung bin, wie ich es vor mehr als dreyßig Jahren, in der erſten Anfangszeit meines litterariſchen Strebens war. Und wenn ich in dieſer Meinung oder Geſinnung auch in unſerm Zeitalter, oder demſelben gegenüber, ganz allein ſtehen ſollte, ſo würde ich in dieſem Einen

Punkte doch lieber die Alten, die Sokratiſche Schule und den großen Meiſter derſelben, den Plato, zum Führer und Vorbilde wählen; da ſich auch, wenn es nöthig ſeyn ſollte, und hier der Ort dazu wäre, Beyſpiele genug aus der alten Geſchichte, wie aus den neueren Jahrhunderten anführen ließen, um das herrſchende Vorurtheil wo es noch ein ſolches iſt, überflüßig zu widerlegen.

Es darf alſo die Sphäre oder der Umkreis, in welchem die Philoſophie ſich bewegen ſoll, oder an den ſie ſich zu wenden hat, kein durch eine unbegründete Ausſchließung alſo beengter, und beſchränkter, ſondern es muß ein ſo viel als möglich menſchlich vollſtändiger ſeyn. Und eben ſo muß, oder darf auch die Philoſophie nicht mit oder von einem künſtlich zerlegten, und einſeitig getheilten, und vom Leben abgeſonderten, alſo nur halben Bewußtſeyn anfangen, ſondern ſie kann nur von einem möglichſt vollſtändigen, ungetheilt vollen und ganzen Bewußtſeyn ausgehen, da eben in dieſem ſelbſt innerlich klar zu werden, und es auch Andern klar zu machen, ihr eigentliches Geſchäft, und ihre ganze Aufgabe bildet. Es ſind zwar in der letzten Zeit der deutſchen Philoſophie hie und da auch ſchon lebendigere Wege der Unterſuchung eingeſchlagen, theils in der dialektiſchen Vorbereitung und kritiſchen Vergleichung der verſchiedenen Anſichten, Syſteme und Meinungen, theils in der pſychologiſchen Forſchung ſelbſt, vorzüglich auch in der Naturphiloſophie; im Ganzen aber wird immer noch faſt allgemein jenes reine, abſtracte, und vom Leben abgeſonderte Denken, für den einzig rechten Weg für das Weſen der Philoſophie, ja für dieſe ſelbſt gehalten. Dieſes ſogenannte reine und abſtracte Denken läßt keine Vorausſetzung gelten, hat auch keine andre, und überhaupt gar keine Grundlage als ſich ſelbſt; es geht allein von ſich ſelbſt aus, und hat inſofern keinen eigentlichen Anfang, und eben daher auch kein Ende und kein Ziel, ſondern dreht ewig ſich in ſeinem eignen Zauberkreiſe in ſich ſelbſt, und um ſich ſelbſt herum. Wo es nun ganz in dieſem engen Gedankenkreiſe bleibt, und eben auf dieſen die dialektiſche Kunſt und Darſtellung ſich beſchränkt, in einer wenn auch ſcharf geſonderten metaphyſiſch abgezogenen und eigenthümlich abſtracten, doch wenigſtens klar beſtimmten, verſtändlich geordneten, und geiſtig durchſichtigen Sprache; da dürfte das Reſultat ſolcher dialektiſchen Kunſtübungen noch am erſten ein fruchtbares, wenn gleich auch nur ein bloß negatives ſeyn; daß nämlich auf dieſem Wege die Wahrheit, und wahre Erkenntniß nicht zu erreichen ſteht, nicht zu ſuchen, und nicht zu finden, und daß eben jene ganze dialektiſche Vorübung, nichts weiter iſt, als eine ſolche und höchſtens als Uebergang und Einleitung für einen andern lebendigern Weg des fruchtbaren Denkens dienen, und da, wenn auch nicht für Alle, doch für Einige, die einmahl von dieſem Standpunkte auszugehen in dem Fall ſind, an ſeiner Stelle ſeyn kann. Die menſchliche Sprache iſt wunderbar biegſam, und kann ſich ſelbſt jenem künſtlich zerlegten und abſtract getheilten Bewußtſeyn anſchmiegen, und es in ihrem beweglichen Spiegel treu nachbilden und wiedergeben, indem ſie auch dieſes bloß logiſche Denken ohne Inhalt, noch klar ordnet, und kunſtreich geſtaltet; ausgenommen da, wo die logiſche Einbildung des leeren Denkens im höchſten abſtracten Schwindel, auch dieſes grammatiſche Kunſtgefühl, einer wenigſtens dialektiſch klaren, wenn auch noch ſo abſtracten Darſtellung, ſagt, Gott iſt die Liebe und eben dieß iſt ſein Weſen; oder wenn man mehr in der Form einer lebendigen Kraft und Eigenſchaft von dem göttlichen Vaterherzen redet, als dem Mittelpunkte ſeines Weſens, der Allmacht wie der Allwiſſenheit und der unendlichen Liebe, die aus beyden hervorgeht. Allerdings iſt auch dieſer Ausdruck von dem Vaterherzen oder überhaupt von dem Herzen Gottes, ein ſymboliſch-bildlicher, aber in einem höhern Sinne, und ein bloßes Bild ohne Bedeutung iſt es darum doch nicht; da auch die tiefer eindringende Geiſtesphiloſophie von jeher, von Plato bis auf Leibnitz ſolche ſymboliſch-bildliche Ausdrücke für das, was eigentlich unausſprechlich iſt, oft abſichtlich gewählt und weit vorgezogen hat vor den abſtract leeren, eigentlich nichtsſagenden Begriffen der gewöhnlichen Vernunft-Syſteme unſerer todten Metaphyſik des Nichts.

So hat uns gleich der erſte Schritt oder Verſuch in dieſer vergleichenden Pſychologie einer höhern Ordnung faſt bis an die äußerſte Gränze des noch Erkennbaren geführt; wobey jedoch manche vorzüglich wichtige Momente und weſentliche Eigenſchaften und Kräfte, welche mit in den Umkreis dieſer ganzen pſychologiſchen Unterſuchung und des Bewußtſeyns ſelbſt gehören, vorübergehend gerade auf dieſem Wege in ein vorzüglich helles Licht geſetzt werden konnten. Ich wende den Blick jetzt wieder zurück zu dem Punkte, von welchem wir ausgegangen ſind. Um die Philoſophie des Lebens recht in der vollen Mitte dieſes inneren Lebens und des ganzen Bewußtſeyns anzufangen, gingen wir aus von der ſich dem unbefangenen Selbſtgefühl gleich zuerſt aufdringenden pſychologiſchen Wahrnehmung des allgemeinen und mannichfachen

Zwieſpalts, welches unſer geſammtes Selbſt, und dann beſonders auch des tief begründeten Widerſtreits, welcher die vier Grundkräfte des Bewußtſeyns im gewöhnlichen Zuſtande in ſich zertheilt, nach dem zwiefachen Gegenſatze von Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie. Ich will hier nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß noch eine andere weſentliche Grundeigenſchaft des Menſchen und ein ihm ebenfalls ganz eigenthümlicher und charakteriſtiſcher Zuſtand mit dieſem innern Zwieſpalt und durchgehenden zwiefachen Gegenſatz genau zuſammenhängt und mit darin begründet iſt: die Freyheit des Willens nämlich und der Zuſtand des Zweifels. Eine ſolche Freyheit des Willens, wie ſie dem Menſchen zukommt, die eine ganz andere iſt, als die Freyheit Gottes oder auch als die Freyheit der zuerſt erſchaffenen reinen Geiſter. Jene Willensfreyheit iſt aber in unſerm innerſten Selbſtgefühl ſo tief und feſt begründet, daß die allgemeine Ueberzeugung davon durch keine noch ſo ſcharfſinnig geſtellten und ſcheinbar auf uns eindringenden Vernunftzweifel jemahls ganz an ſich ſelbſt irre gemacht und völlig in unſrer Bruſt ausgelöſcht oder vertilgt werden kann, da auch nach der größten Erſchütterung, welche unſer Glauben an uns ſelbſt, in dem Nachdenken oder Grübeln darüber erleiden kann, nach einer ſcheinbar noch ſo ſiegreich vollendeten Widerlegung, dieſes uns angeborne göttliche Vorurtheil, wenn ich es ſo nennen darf, unſrer innern Freyheit, dennoch gleich wieder emporſteigt und ſich als die unbezwingbare hehere Lebensflamme des Geiſtes von neuem wieder erhebt aus dem niedergebrannten Aſchenhaufen dieſer ertödtenden Zweifel, die aber ſelbſt nur aus den todten Begriffen und nichtigen Fantomen eines falſchen Gedankenſcheins entſtehen und entſtanden waren. Sie iſt eine Freyheit der Wahl, d. h. des zwiſchen zwey verſchiedenen Reihen von Gedanken von ſich entgegenſtehenden Gründen und Gegengründen des Verſtandes hin und her ſchwankenden und endlich für das Eine oder das Andere ſich entſcheidenden Willens, der aber ſeiner Natur nach oft ſo wenig entſchieden iſt, und oft ſo ſchwer zur Entſcheidung kommen kann, daß er ſelbſt wenn dieſe äußerlich ſchon erfolgt iſt, wieder an ſich ſelbſt ungewiß geworden, von Neuem unentſchieden hin und her zu ſchwanken anfängt. Oder es kann dieſe Freyheit der Wahl im Menſchen auch begriffen und bezeichnet werden, als eine ſolche des Verſtandes, nämlich des zwiſchen zwey verſchiedenen Willen vergleichenden, alle Gründe und Gegengründe für den einen oder den andern ſorgſam abwägenden und endlich dem einen oder dem andern in ſeinem Erdurtheil den Vorzug zuerkennenden Verſtandes. Allerdings alſo hängt dieſe dem Menſchen eigenthümliche Willensfreyheit der Wahl noch genau und weſentlich zuſammen mit jenem ihm angebornen oder wenigſtens zur andern Natur gewordenen Widerſtreit zwiſchen dem Verſtande und dem Willen. Ich nannte es die dem Menſchen eigenthümliche Willensfreyheit, weil es gar nicht nothwendig iſt, und eine ganz willkührliche Vorausſetzung ſeyn würde, wenn wir ſogleich annehmen wollten, daß falls es noch andre frey erſchaffene Weſen giebt, unſre beſondere Art und Form dieſer Freyheit auch für jene die einzig mögliche und allein denkbare ſey. Wir dürfen uns eine ſolche allerdings hier bloß hypothetiſche Vergleichung und Zuſammenſtellung, wenn ſie nur dazu dient, uns unſre eigenthümliche Form des Bewußtſeyns verſtändlich klarer und leichter begreiflich zu machen, wie es der

Verſuch oder das Beyſpiel ſelbſt ſchnell entſcheiden kann, lediglich zu dieſem Behufe wohl erlauben, und ſo würde man denn in ſolchem Sinne etwa noch hinzufügen können: Wir haben uns die Freyheit der ſeligen Geiſter, welche eine ganz andere iſt als die menſchliche, als eine ſolche zu denken von Weſen, welche längſt über die Prüfungszeit der noch unentſchiedenen Wahl oder des noch zu beſtehenden Kampfs hinaus ſind, oder welche gleich von Anfang derſelben durch den Rathſchluß des Schöpfers überhoben waren, und alſo ſchon die ewige Freyheit zugleich mit dem ungeſtörten und auch durch nichts zu ſtörenden Frieden in Gott gefunden haben, welcher der Inbegriff und die nie verſiegende Quelle wie der unerſchöpfliche und unerforſchliche Abgrund und Urgrund aller Freyheit ſo wie alles Lebens iſt.

Aber auch ganz abgeſehen von der freyen Wahl für das wirkliche Leben, und die einzelnen Gegenſtände und Momente deſſelben, abgeſehen alſo von der auf die äußern Handlungen und die innern Willensregungen, welche den erſten Grund und verborgenen Keim zu jenen enthalten, gerichteten Freyheit und dem daraus hervorgehenden, nicht ſelten lange hin und her ſchwankenden Zuſtande der Ungewißheit, giebt es auch in dem reinen Denken, bloß als ſolches genommen, einen ähnlichen Zuſtand des innern Schwankens oder des Zweifels, d. h. eines das eigne Bewußtſeyn und Denken ſelbſt anfeindenden und wieder untergrabenden und zerſtörenden, verneinenden und vernichtenden Denkens. Ganz uns ſelbſt überlaſſen, ohne alle Rückſicht auf das äußere Leben, ohne irgend ein beſtimmtes Streben nach einem wirklichen Erfolg, bloß dieſem innern Gedankenwelches erſcheint, und deſſen Eindruck jedes ſittlich gute Gefühl nothwendig beleidigen muß. Die Erſcheinung des Schlechten iſt häßlich, und die weſentliche künſtleriſche Sittlichkeit iſt daher ein nothwendiger Beſtandtheil der vollkommenen Schönheit; Sittlichkeit überhaupt, iſt das Uebergewicht der reinen Menſchheit über die Thierheit im Begehrungsvermögen. Die Sinnlichkeit der frühern, und die Ausſchweifung der ſpätern helleniſchen Poeſie ſind nach dieſem Grundſatz nicht nur ſittliche, ſondern auch künſtleriſche Mängel und Vergehen. Es iſt aber wahrhaft merkwürdig, wie tief das Attiſche Volk ſein eignes Verſinken fühlte, mit welcher Heftigkeit die Athener einzelne üppige Dichter, einen Euripides, einen Kineſias, deshalb beſchuldigten und haßten, als ſeyen ſie Schuld an dem allgemeinen Verderben; da dieſe Dichter doch nur die herrſchenden Volkswünſche erriethen, oder dem ſtarken reißenden Strome der ganzen Maſſe folgten.

Es giebt griechiſche Fehler, vor denen die modernen Dichter ziemlich ſicher ſind. Eine zahme Kraft durch den gewaltſamſten Zwang in guter Zucht und Ordnung halten, iſt eben kein großes Rieſenwerk der Anſtrengung. Wo aber die Neigungen nicht in den Schranken der geſetzlichen Ordnung ſich frey entfalten dürfen, da kann es eigentlich weder gute noch ſchlechte Sitten, in dem Sinne des ſchönen Alterthums, geben. Wem der muthwillige Frevel des Ariſtophanes bloß Unwillen erregt, der verräth nicht allein die Beſchränktheit ſeines Verſtandes, ſondern auch die Unvollſtändigkeit ſeiner ſittlichen Anlage und Bildung. Denn die geſetzloſe Ausſchweifung dieſes Dichters iſt nicht bloß durch eine ſchwelgeriſche Fülle des ſtrome ruhig zuſehend, dringen von der einen Seite die äußern Eindrücke und die mannichfachen Erzeugniſſe des eignen, nie ruhenden Denkvermögens auf das Gemüth ein, ſich deſſen zu bemeiſtern, und es mit ſich fortzuziehen; auf der andern Seite tritt die unterſcheidende und ſcheidende Vernunft fragend und zweifelnd, alles chemiſch zerlegend, und endlich es ganz in Nichts auflöſend dazwiſchen und erklärt alles dieſes eigne Denken für grundlos und nichtig, für bloße Täuſchungen der Sinnlichkeit, Einfälle der Willkühr, Vorurtheile unſrer Beſchränktheit, Gebilde der Fantaſie. So bildet nun der immerfort wogende Gedankenfluß des innern Lebens und Denkens nicht ſowohl Einen von der hohen Quelle in das weite Meer durch die fruchtbaren Gefilde ruhig fortwallenden Strom, wo Welle in Welle ruhig hinübergleitet; ſondern es iſt wie eine zwiefache Strömung, wo dieſe ſich zwiſchen Felſen und Klippen in entgegenſtehender Richtung einander hemmen und gegen einander ſchlagend in der ſchäumenden Brandung des qualvollen Gedankenkampfs, oder noch gefährlicher bey der ſcheinbar ruhigen und glatten Oberfläche einen zum Abgrund hinunter reißenden Strudel bilden, der den ſchwankenden Nachen des kleinen Menſchen-Daſeyns, bey der erſten unvorſichtigen Annäherung in ſeinen Wirbel rettungslos mit hineinzieht. Es ſind meiſtens nur wenigſtens von Anfang ſehr ausgezeichnete und edle Naturen, in denen der Zweifel und innere Kampf des Denkens auf ſolche Weiſe zur Verzweiflung ſich ſteigert, oder die er endlich in den vollendeten geiſtigen Seelen-Untergang des höhern Selbſt und alles ſeines Glaubens ganz hinabzieht; die Anlage aber zu dieſem Kampf und Zuſtande des Zweifels, welchen ich ſogar als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des menſchlichen Weſens betrachten möchte, iſt allgemein und ſchon in dem Zwieſpalt zwiſchen Vernunft und Fantaſie, der ſich ſo tief in uns feſtgeſetzt hat, begründet. Denn wenn auch in einem über ſich ſelbſt ins Reine gekommenen und im Leben feſt gewordenen Charakter über die das Leben vorzüglich beſtimmende und lenkende Denkart und höhere Geſinnung keine Unſicherheit mehr obwaltet, ſondern alles ſchon zur entſchiedenen Kraft und beſtimmten Gewißheit gereift und gediehen iſt; ſo kehrt doch der Zweifel, in einzelnen Fällen und über manche, wenn auch jenen erſten Grundgeſetzen des wahren Lebens untergeordnete doch aber darum gar nicht unwichtige Gegenſtände, ſelbſt in jenem glücklichſten Falle eines ſchon gewonnenen ſichern Anfangs und feſten Grundes, noch oft genug zurück, um uns die Bemerkung aufzudringen oder das Geſtändniß abzunöthigen, daß dieſer Zuſtand überhaupt wohl mit zu der menſchlichen Eigenthümlichkeit und Beſtimmung gehören muß, und daß der innere Kampf des Denkens und die Anlage zum Zweifel, wohl mit einen Beſtandtheil bilden muß von dem uns angewieſenen Kampfe des Lebens überhaupt. Ich fand dieſe Anlage ſchon in dem erſten urſprünglichen Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und Fantaſie begründet, und habe mich hier wie überall der Kürze wegen dieſer Benennung bedient; will aber bey dieſer Gelegenheit nur bemerken, daß die Einbildungskraft nicht auf die dichtende oder bildende Kunſt und ihre Hervorbringungen beſchränkt, ſondern daß ſie inſofern überhaupt alles produktive Denken der Einbildungskraft zukömmt, wie das Verneinende der Vernunft, auch in dem wiſſenſchaftlichen Denken mitwirfend iſt, und daß hier zunächſt in dieſer letzten Beziehung von ihr die Rede war, nachdem der Kampf oder Zuſtand des Zweifels eben aus dem Widerſpruche zwiſchen dem productiven und verneinenden Denken hervorgeht.

Jener erſten pſychologiſchen Wahrnehmung von dem innern Zwieſpalt in unſerm vierfach getheilten Bewußtſeyn, welchen ich anfangs nur ganz leicht zu charakteriſiren ſuchte, dem ich aber hier eine tiefere Begründung zu geben und ihn zu einer ſchon etwas höhern Bedeutung geſteigert aufzufaſſen bemüht war, ward als zweytes Glied in dem Gedankengange dieſer philoſophiſchen Unterſuchung die Idee von dem dreyfach lebendigen und nun wieder vollſtändig wirkſam gewordenen Bewußtſeyn, nach der einfachen Eintheilung von Geiſt, Seele und Sinn angefügt, — welche uns auch bey allen nachfolgenden Entwicklungen in dieſem ganzen Umkreiſe des pſychologiſchen Selbſtdenkens zur bleibenden Grundlage dienen wird; da gerade der Uebergang von dem gewöhnlichen Zuſtande des mit ſich ſelbſt ſtreitenden und vierfach getheilten Bewußtſeyns zu dem wiedervereinigten dreyfach lebendigen, die Anfangsſtufe und den erſten Schritt in dieſer vom Leben ausgehenden und auch wieder zu einem höhern Leben hinführenden Philoſophie bildet. — Unter jenen glücklichen Anknüpfungsmomenten oder höheren Eigenſchaften einer mehr concentrirten Kraft aber, welche ſelbſt in dem gewöhnlichen Zuſtande jenes vierfach getheilten Bewußtſeyns, ein ſchon lebendiges Zuſammenwirken der ſonſt getheilten Geiſtesvermögen oder Seelenkräfte verrathen und eine wenigſtens im Einzelnen und theilweiſe wiederhergeſtellte Harmonie jenes zerſtückten Ganzen unſres innern Daſeyns in ihren Wirkungen und Werken zur Folge haben; nannte ich zuerſt die innre Charakterfeſtigkeit eines durchaus conſequenten Wollens, Denkens und Handelns; dann das wahre Kunſtgenie in den ſchöpferiſchen Hervorbringungen der dichtenden und geſtaltenden Fantaſie; endlich eine uneigennützig ſtarke, großmüthig ſich ſelbſt aufopfernde Liebe, die über alle Gränzen der Vernunft hinausgeht und doch keine Einbildung oder Täuſchung der Fantaſie genannt werden kann, da ſie vielmehr eine tief innerliche Naturkraft der menſchlichen Seele bildet, ja ſelbſt das eigentliche Weſen derſelben ausmacht. Wie ſehr aber auch die äußere Wirkung und Erſcheinung dieſes höhern Seelenprincips der Liebe durch die trübe Beymiſchung einer irdiſchen Heftigkeit und leidenſchaftlichen Verworrenheit geſchmälert und gehindert werden mag; ſo daß eine rein hervortretende Geſtalt dieſes Gefühls in ſeiner Vollendung vielleicht nicht minder ſelten im wirklichen Leben gefunden wird, als die glücklichſten Hervorbringungen des wahren Kunſtgenies: ſo iſt gleichwohl hier allein der Anfang zu finden und der wahre und erſte Grund zu ſuchen für das höhere lebendige Denken, und die Wiſſenſchaft dieſes lebendigen Denkens. Die wahrhaft liebende Seele bedarf nur der Anregung und Führung eines in der göttlichen Erfahrung gereiften Geiſtes; ſo iſt jenes wiedervereinigte und nun vollſtändig gewordene, in der dreyfachen Kraft thätig wirkſame, volle Bewußtſeyn und innre Leben von ſelbſt und ſchon in jener erſten entzündenden Berührung mit gegeben; ſo wie hinwiederum auch der mit noch ſo hohem Aufſchwunge nach dem Göttlichen ſtrebende Geiſt nur dieſer zündenden Berührung der liebenden Seele bedarf um ſein erſehntes Ziel wirklich zu erreichen. Es giebt aber zufügen. Sie ſcheint ziemlich iſolirt für ſich dazuſtehen, und weder der einen noch der andern von den beyden bis jetzt geſchilderten Claſſen ganz anzugehören; kann uns aber vielleicht Anlaß zu einer Vermuthung geben über eine neue und beſondere Hauptſtufe in der geſammten Sprach-Production jener älteſten Epoche, welche dann nebſt jenen andern beyden, die dritte ſeyn, oder bilden würde. Die innre Verwandtſchaft in den Stammwörtern mit den Sprachen von der lateiniſch-indiſchen Familie, dürfte bey genauer Erforſchung ſich größer zeigen, als ſie Anfangs erſcheint, da ſie durch die von jenen total verſchiedne Structur und grammatiſche Sprachform, nur oft bis zum Unkenntlichen verdeckt, und ſelbſt durch die ganz andre hier vorherrſchende Geiſtesrichtung dem Auge entrückt wird; wie wir es ja übrigens auch hiſtoriſch wiſſen, daß die phöniciſche Sprache, welche doch nur als Dialekt von jener verſchieden war, nicht ohne allen Zuſammenhang mit der griechiſchen geweſen, und mannichfachen Einfluß auf ſie gehabt hat. Was aber jenen beſondern Charakter betrifft, ſo iſt alles in der hebräiſchen Sprache auf die höchſte Lebendigkeit und tiefe Bedeutſamkeit angelegt, ſelbſt in der grammatiſchen Beſchaffenheit, wo alle gegenſtändliche und qualitative Wörter dem beweglichern Zeitworte untergeordnet ſind; und auch die Dreyfachheit der Wurzeln und Stammwörter, deren jedes in der Regel, wovon die Ausnahmen nur ſelten ſind, aus drey Buchſtaben beſteht, die meiſtens auch eben ſo viele Sylben bilden — welches Princip hie und da ſogar ziemlich gewaltſam durchgeführt zu ſeyn ſcheint — iſt gewiß abſichtlich bedeutend gemeint und nicht ohne eine gewiſſe myſtiſche Nebenbeziehung. In dieſer tiefern Bedeutſamkeit, und kürzern Gedrängtheit, in der bildlichen Kühnheit und prophetiſchen Begeiſterung, weit mehr als in dem chronologiſchen Vorrange des Alters, beſteht der eigenthümliche Charakter, und der hohe Vorzug der hebräiſchen Sprache, die in der klaren poetiſchen Geſtaltung, und der mannichfach reichen Entwicklung, auch in der wiſſenſchaftlich beſtimmten Bezeichnung, jenen andern Sprachen wie der griechiſchen z. B. eher nachſteht. Es iſt dieſe Sprache ihrem innerſten Charakter nach, eine prophetiſche, wie auch das Volk ſelbſt ein ſolches genannt werden kann, bis auf die jetzige Zeit ſeiner traurigen Zerſtreuung herab, an welchem das lebendige Wort der zwiefachen alten Weiſſagung, nachdem es daſſelbe den andern Völkern überliefert hatte, zuerſt in Erfüllung gegangen iſt.

Das ganze Syſtem der Sprachen, oder die geſammte Sprachenwelt, iſt nur der äußerlich ſichtbar gewordne Abdruck und treue Spiegel des Bewußtſeyns und innern Denkvermögens; die verſchiedenen Epochen in der älteſten Sprachproduction bilden eben ſo viele Bildungsſtufen in dem Entwicklungsgange des menſchlichen Geiſtes; und die Sprache überhaupt, als der Faden der Erinnerung und Ueberlieferung, welcher alle Völker in ihrer chronologiſchen Reihenfolge mit einander verbindet, iſt gleichſam das gemeinſame Gedächtniß und große Erinnerungsorgan des ganzen Menſchengeſchlechts. Nur in dieſer gewiß wichtigen, und auch für den hier vorliegenden Zweck weſentlichen Beziehung, habe ich geglaubt mir dieſe ganze Epiſode hier erlauben zu dürfen, wo vieles Einzelne wohl nur wenig anziehend ſeyn konnte, das Reſultat im Ganzen aber, über den Urſprung, oder vielmehr über die geſchichtliche Entſtehung, und älteſte Entwicklung der Sprache, doch, wenn auch nur als wahrſcheinlicher Stoff zum weitern Nachdenken, von allgemeinerem Intereſſe ſeyn dürfte. Ich würde dieſes Reſultat etwa ſo ausdrücken, oder in der Kürze zuſammenfaſſen: dießſeits von dem dunkeln Zwiſchenraum oder dem großen Riß, welcher uns von dem unzugänglich verhüllten Urſprung trennt, iſt die erſte Stufe der älteſten Sprachproduction, durch die tiefe Herabgeſunkenheit ſelbſt, und durch das wehmüthige Gefühl derſelben bezeichnet. Doch iſt auch hier nicht alle ſinnige Kunſt ausgeſchloſſen, wie die in der ſchönen Symbolik der ägyptiſchen Bilderſprache ſich ausſprechende; noch auch alle verwickelte Künſtlichkeit, wie die des chineſiſchen Schriftſyſtems. Die zweyte Stufe für die weitere Sprachentwicklung bildet alsdann der erſte höhere Aufſchwung des dichtenden Geiſtes, in den alten Sprachen, welche ſich durch ſchöne Form und vollkommne Structur, poetiſche Fülle, und wiſſenſchaftlich klare Beſtimmtheit auszeichnen, und darin allen andern am meiſten voranſtehen. Die älteſten Bruchſtücke zeichnen ſich dabey oft noch durch einen eigenthümlich ſchönen prieſterlichen Ernſt aus, wie dieß ſelbſt mit manchen Ueberbleibſeln aus der früheſten Zeit der römiſchen Sprache der Fall iſt. — Die volle höhere Weihe der göttlichen Bedeutſamkeit, und kühnſten religiöſen Begeiſterung, bildet jedoch für die Sprache, und im geſchichtlichen Gange ihrer Entwicklung, eine eigne und beſondere Stufe, welche dann die dritte in jener älteſten Vorzeit wäre. Zum Beweiſe aber, daß die angegebene Charakteriſtik, nicht bloß aus dem Geiſt und Ton der heiligen Schriften der Hebräer entnommen, und nur nach dieſen auf die Sprache übertragen ſey, ſondern daß ſie zum Theil ſchon in der Sprache und ihrer grammatiſchen Beſchaffenheit ſelbſt liege, will ich nur die Bemerkung noch hinzufügen, daß ſich viele von dieſen charakteriſtiſchen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten auch in der mit jener ſo nah verwandten arabiſchen Sprache wieder finden, obgleich die Araber ſchon früh von dem einfachen, frommen Glauben der alten Patriarchen abgewichen, einem magiſchen Aberglauben und zauberhaften Sternendienſt ergeben waren, ſeit Mahomet aber von einem unauslöſchlich fanatiſchen Haß gegen die tiefere göttliche Wahrheit und Religion der Liebe erfüllt ſind.

Ich nannte die Sprache überhaupt, als die Niederlage der Ueberlieferung, die von einer Nation auf die andere fortlebt, als den Faden der Erinnerung und des geiſtigen Zuſammenhanges, der ein Jahrhundert an das andre anknüpft: das gemeinſame Gedächtniß des Menſchengeſchlechts; — und dieſes Vermögen des Gedächtniſſes iſt es, welches ich nun in der Reihenfolge dieſer pſychologiſchen Entwicklung, nach der Stelle, welche es in dem ganzen Syſtem der Grundkräfte des Bewußtſeyns, neben und unter den übrigen einnimmt, etwas näher ins Auge faſſen, und genauer charakteriſiren möchte. Zuvor aber möchte ich noch zur Beſtätigung, oder als Beleg für die Behauptung, daß man ſich die erſte Sprachproduction nicht als ſo bloß ſtückweiſe und atomiſtiſch aus lauter Einzelnheiten zuſammengeſetzt, ſondern mehr in einem Guß und unmittelbar aus dem Ganzen heraus nach Art einer wahren dichteriſchen oder künſtleriſchen Hervorbringung entſtanden oder entſtehend, vorſtellen müſſe, eine Thatſache oder Erſcheinung in Erinnerung bringen, welche zugleich auch mit der Frage und Unterſuchung vom Gedächtniß in naher Verbindung ſteht, da ſie ein wunderbares, oder wenigſtens merkwürdiges Ueberſpringen des Gedächtniſſes, oder wenigſtens der gewöhnlichen Art, wie dieſes ſonſt in einer Sprache eingeübt wird, in ſich ſchließt. — Ich meine das, was man ſonſt in dem alten Ausdruck, die Gabe der Sprachen nannte; wo alſo auch nach dieſem Begriff, ſelbſt für unſre jetzigen ſchon ganz fertig ausgebildeten Sprachen, der Fall eintreten kann oder wirklich eintritt, daß das Bewußtſeyn mit einem Mahle und zwar unmittelbarer Weiſe den Eingang in das Ganze derſelben findet.

Die Erſcheinung nun wo die Seele in die ihr ſonſt ganz unbekannte Sphäre, einer ihr früherhin völlig fremden, und nie von ihr erlernten Sprache mit einem Mahle verſetzt, oder wie eingeſenkt wird, ſo daß ſie die geſprochenen Reden oder geſchriebenen Worte derſelben durch unmittelbare innre Durchſchauung vollkommen verſteht, iſt freylich wohl keine dem gewöhnlichen Zuſtande eigentlich angehörige, ja wo ſie recht entſchieden und ſtark hervortritt, faſt ſchon an das Wunderbare gränzend; doch aber iſt ſie als Thatſache hinreichend bekannt, und eigentlich nicht ſo unerhört ſelten. Die höhere active Stufe aber derſelben Erſcheinung, wo nicht bloß ein Verſtehen, ſondern auch das Selbſtreden im eignen freyen Gebrauch der ſonſt unbekannten, nie erlernten Sprache eintritt, und das iſt es eben, was man im alten Sinne die Gabe der Sprachen genannt hat, iſt allerdings ſchon eine eigentlich wunderbare Thatſache; doch iſt auch dieſe als ſolche gegeben und beglaubigt, und iſt gar kein Grund vorhanden, auch die ältern Zeugniſſe darüber bloß darum, irgend bezweifeln zu wollen.

Ich nannte dieſes ein wunderbares Ueberſpringen des Gedächtniſſes; und ſo untergeordnet uns ſonſt dieſes Vermögen im Vergleich mit den überall hervortretenden Anſprüchen auf beſondre Genialität erſcheinen mag, ſo iſt doch auch vom Gedächtniß der erſte Anfang und Urſprung ein unerklärbar verhüllter, und manche Seite bietet es dar, die auf ſehr tief eingehende Fragen führen, oder in die wichtigſten Unterſuchungen eingreifen.

Die ganze pſychologiſche Ueberſicht des menſchlichen Bewußtſeyns in der bisher verſuchten Entwicklung, ging aus von den vier Grundkräften desſelben, nach dem zwiefachen Gegenſatz von Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie. Außer dieſen vier Hauptvermögen, giebt es nun aber auch mehrere, oder vielleicht eben ſo viele, jenen andern, nicht ſowohl untergeordnete (da ſie in einer oder der andern Beziehung eben ſo wichtig, und nicht minder weſentlich erſcheinen, als jene vier erſten) als vielmehr beygeordnete, oder zugetheilte, und aus jenen erſten hergeleitete Nebenvermögen. Unter dieſen habe ich das Gewiſſen, als den ſittlichen Inſtinkt für Recht und Wahrheit, ſchon früher näher zu bezeichnen, und beſtimmter zu charakteriſiren verſucht, indem ich es nannte, eine auf den Willen angewandte Vernunft, oder vielmehr vorzog es zu betrachten, als ein eigenthümlich für ſich beſtehendes, zwiſchen Vernunft und Willen in der Mitte ſchwebendes Vermögen des unmittelbaren Gefühls und Urtheils über das was Gut oder Böſe iſt in den menſchlichen Handlungen und Regungen. Ganz auf ähnliche Weiſe nun üppigſten Lebens verführeriſch reizend, ſondern auch durch einen Ueberfluß von ſprudelndem Witz, überſchäumenden Geiſt, und wahrer ſittlicher Kraft in freyeſter Regſamkeit, hinreißend ſchön und erhaben. Zügellos in ſeiner Sprache und in ſeinen Schilderungen, iſt er ſelbſt der Geſinnung nach, überall ein Vertheidiger und Lobredner der ehrbaren alten Sitten und altväterlichen Gebräuche; und die verwegne Kühnheit, mit welcher er ſchändliche Demagogen und Volksverführer, im Angeſichte dieſes nämlichen Volkes angreift, muß ihm als hohe republikaniſche Bürgertugend angerechnet werden.

Zufällig künſtleriſch unſittlich iſt nun hingegen dasjenige, deſſen Schlechtigkeit nicht erſcheint, was aber ſeiner Natur nach, unter gewiſſen ſubjektiven Bedingungen einer aufgereitzten Fantaſie oder beſondern körperlichen Stimmung, und ſolchen Ideenverbindung, Veranlaſſung und Anreitz zu einer beſtimmten unſittlichen Denkart oder Handlung werden kann. Welches noch ſo Vortreffliche und Vollkommne aber konnte nicht durch zufällige Umſtände verderblich werden? Nur dem, was ganz kraftlos und nichtig iſt, ertheilen wir das zweydeutige Lob einer völliger Unſchädlichkeit. Uebrigens iſt das Kunſtwerk als ſolches eigentlich gar nicht mehr vorhanden, wenn ſein organiſcher Zuſammenklang zerſtört iſt, oder nicht wahrgenommen wird, und die Wirkung des aufgeloſten Stoffs geht den Kunſtler nichts mehr an. Auch ſind wir nicht berechtigt, wiſſenſchaftliche Wahrheit von dem Dichter zu erwarten. Der Tragiker kann es oft nicht vermeiden, Verbrechen ſcheinbar zu beſchonigen, indem er die handelnden Perſonen nach ihrer Leidenſchaft und ihrem Charakwie das Gewiſſen zwiſchen Vernunft und Willen, iſt das Gedächtniß ein mittleres Vermögen zwiſchen Verſtand und Vernunft, unter beyden mitten inne ſtehend, und mit beyden im innigſten Zuſammenhange. Es iſt das Gedächtniß von der einen Seite die Vorrathskammer des Verſtandes, ja es iſt ſelbſt der bis jetzt erworbne, und ſchon durchgearbeitete, innerlich zurückgelegte und aufgeſammelte Verſtand; als Faden der Erinnerung aber begründet das Gedächtniß den Zuſammenhang im Bewußtſeyn, auf welchem der Gebrauch der Vernunft, und dieſe ſelbſt beruht. So ſehr iſt dieß der Fall, daß der theilweiſe, oder endlich totale Verluſt des Gedächtniſſes, aus Krankheit oder Altersſchwäche, zwar keine Verwirrung, aber doch eine groſe Abnahme und partielle Lähmung des vernünftigen Denkvermögens zur Folge hat, die oft bis zu einer allgemeinen Abſtumpfung, oder einem völligen Erlöſchen des Vernunftvermögens gehen kann. Den nahen Zuſammenhang des Gedächtniſſes mit dem Verſtande, ſieht man beſonders an den Kindern, wo die erſten ſchwachen Anfänge des Verſtehens, ſich ganz gleichzeitig entwikeln, und zuſammenfallen, mit dem erſten Sich merken und Behalten der äuſern Eindrucke oder Zeichen. Der Verſtand iſt das individuelle Denken und Erkennen, was eben ein Verſtehen iſt; und ſo gehört das individuelle Merkmahl und charakteriſtiſche Kennzeichen in der Function des Gedächtniſſes dem Verſtande an; der Zuſammenhang ſelbſt aber unter den Vorſtellungen oder Zeichen, die bleibende Verknüpfung, iſt der Antheil der Vernunft am Gedächtniß; denn dieſe iſt das allgemeine Wiſſen und Bewußtſeyn im Zuſammenhange des verknüpften und folgernden Denkens. — Es entſteht nun die

Frage, wie dieß auch bey der Unterſuchung über die Sprache der Fall war, ob nicht auch bey dem erſten Anfang und Erwachen, oder für den verborgnen Urſprung des Gedächtniſſes, ein göttlicher Impuls von oben, wenn man es ſo nennen darf, oder vielleicht eine höhere Grundlage von Jenſeits angenommen werden kann? oder vielmehr, da mancherley Meinungen der Art ſeit Jahrhunderten, und Jahrtauſenden wirklich angenommen, und ſchon vorhanden, und im Umlauf geblieben ſind; was man von ſolchen Meinungen zu denken und zu urtheilen hat, nach dem einfachen Standpunkte des lebendigen Bewußtſeyns, und der Erkenntniß desſelben aus dem innern Gefühl und Leben ſelbſt, und in wie fern man ſie in ihren gehörigen Gränzen gelten laſſen kann oder nicht? Von dieſer Art iſt die durch Leibnitz erneuerte Hypotheſe von den angebornen Ideen, oder wie man es in der neueſten Zeit lieber hat auffaſſen und ausdrücken wollen, von den der Vernunft weſentlichen, und ſchon im voraus im Grundſchema ihr vorgezeichneten, oder gleichſam in ſie eingegrabenen Denkformen; welche Meinungen, nach allen Variationen in denen ſie vorgetragen werden, ſämmtlich urſprünglich aus dem Platoniſchen Begriff von der dem menſchlichen Geiſte von ihm beygelegten Erinnerung aus einer frühern Exiſtenz herſtammen, und noch mit der urſprünglich indiſchen, aber auch bey vielen andern Völkern verbreiteten Lehre von der Seelenwanderung zuſammenhängen. — Eine eigentliche und wirkliche Präexiſtenz der menſchlichen Seele indeſſen, die ſich doch auch ſehr ſchwer irgend hiſtoriſch würde begründen laſſen, dürfte mit unſern Gefühlen, Anſichten und Geſinnungen auch in Beziehung auf Gott, und die göttliche Oekonomie in der wenn nicht auch eine übel angewandte Fantaſie ihren Antheil daran hätte, oder mitwirkend dabey wäre? Auch jene Empfindungen und Regungen, welche zwar nicht auf die Befriedigung der Naturbedürfniſſe, wohl aber auf die Selbſterhaltung, und natürliche Vertheidigung der eignen Exiſtenz gerichtet ſind, und daher den Thieren ebenfalls zukommen, wie Furcht und Zorn, können auf ſolche Weiſe faſt ins Unermeßliche leidenſchaftlich geſteigert werden; beſonders der Zorn, wo er zur herrſchenden Gewohnheit geworden iſt, und in Verbindung tritt mit Haß, Neid, oder Rachgier, die nun freylich keine eigentlichen Naturtriebe mehr ſind, und in dieſer Form den Thieren kaum beygelegt werden können, ſondern Charakterfehler eines unſittlich gewordenen Vernunftweſens, wo denn die wilden Ausbrüche des böſen Princips im Menſchen, oft bis zur Wuth und Raſerey gehen. Aber auch in dem eigentlichen Geitz, iſt es ein freylich ſeltſam verkehrter falſcher Zauber der Fantaſie, der in dem höhern Grade faſt ſchon an eine fixe Idee gränzt, worin der erſte Grund, oder die innere Wurzel liegt zu dieſer unſeligen Verliebtheit in den irdiſchen Mammon; und wieder iſt dieſes in der unerſättlichen Habſucht die falſche Kraft des Unendlichen, welche nie befriedigt wird. Die weitere ſittliche Erörterung, oder Betrachtung über dieſe Verirrungen und Leidenſchaften, liegt hier außer meinem Kreiſe, wo bloß der pſychologiſche Zuſammenhang des Ganzen mich darauf geführt hat, um die Stelle nachzuweiſen, welche ſie darin einnehmen; und auch in dieſem, möchte ich, wie ich ſchon früher einmahl bey jenen dort angeführten Zuſammenſtellungen der vergleichenden Pſychologie bemerkte, den Blick nicht weiter als nothwendig iſt, nach unten, ſondern lieber ſo bald als möglich wieder nach oben wenden. Dieſes kann auch hier ſehr leicht geſchehen, und es genügt dazu die einfache Bemerkung, daß die Kraft des Unendlichen an ſich, und das Streben nach dem Unendlichen, dem Menſchen eigentlich natürlich iſt, und mit zu ſeinem Weſen gehört. Das Fehlerhafte, und der Grund aller jener Verirrungen liegt einzig und allein in dem gränzenloſen Uebermaß, überhaupt in dem Abſoluten, was immer und überall, im Leben wie im Denken zerſtörend iſt, und zerſtörend wirkt, oder auch in der verkehrten Anwendung jenes Strebens auf die irdiſch-vergänglichen, ſinnlich-materiellen, oft ſo ganz unwürdigen Gegenſtände; da jenes dem Menſchen, wie es ſich ſelbſt in ſeinen Leidenſchaften und Fehlern noch zeigt, natürliche Streben nach dem Unendlichen, da wo es wahrhaft ein ſolches iſt, gerade durch keinen irdiſchen Gegenſtand, und keinen ſinnlichen Genuß oder äußern Beſitz, jemahls ausgefüllt und ganz befriedigt werden kann. Wenn nun aber dieſes Streben, rein von allen Täuſchungen der ſinnlichen Natur, und frey von den feſſelnden Banden der irdiſchen Leidenſchaft, wirklich auf das Unendliche, welches wahrhaft ein ſolches iſt, die Richtung nimmt; dann kann es auch nie ſtill ſtehen, ſondern muß von einer Stufe zur andern fortſchreitend, immer höher ſteigen, und dieſes reine Gefühl der unendlichen Sehnſucht, iſt nebſt jener Erinnerung der ewigen Liebe, der andre Himmelsflügel, auf welchem die Seele ſich zu dem Göttlichen emporhebt. Wohl iſt dieß auch von den Platoniſch Denkenden zu allen Zeiten anerkannt worden, und ließe ſich auch aus den frühern Jahrhunderten, manches tief bedeutende Wort über dieſe Idee der Sehnſucht zuſammenſtellen und anführen. Doch beſchränkt ſich dieſes nicht bloß auf die verhältnißmäßig ſehr neue Philoſophie des europäiſchen Abendlandes. Auch in unſern heiligen Schriften der Hebräer findet ſich ein ſchöner Ausdruck, der ſich darauf bezieht; indem nämlich dort ein Prophet, d. h. ein mit mehr als gewöhnlicher Kraft ausgerüſtet, zu einer höhern göttlichen Beſtimmung oder Sendung Auserwählter, als mit dem eigentlichen für ihn angemeſſenen Namen, ein „Mann der Sehnſucht“ genannt wird, als der natürlichen Vorbereitungsſchule für eine jede höhere, geiſtige oder göttliche Wirkſamkeit. In einem daher, entlehnten, oder doch ganz nah verwandtem Sinne, hat auch in unſrer Zeit ein franzöſiſcher Philoſoph, deſſen Grundſätze, Anſichten, und Geſinnungen, ich allerdings nicht überall und unbedingt zu den meinigen machen kann, der aber wenigſtens das unbeſtreitbar große Verdienſt hat, mitten in der Zeit der Revolution, wo die herrſchende Denkart entſchieden materialiſtiſch war, ja mehrentheils eine durchaus atheiſtiſch-zerſtörende Wendung genommen hatte, doch in allen ſeinen Schriften eine höhere Richtung auf das Geiſtige und Göttliche im Menſchen, und in der Welt, zu behaupten ſuchte, und mit Begeiſterung verkündigte, eines der reichhaltigſten tiefgefühlteſten ſeiner Werke mit demſelben Namen bezeichnet. In einer frühern Epoche, als ich vor etwas mehr als zwanzig Jahren, in einem befreundeten Kreiſe, eben dieſe Philoſophie des Lebens, ſo weit ich ſie damahls aufgefaßt hatte, in franzöſiſcher Sprache, zu entwickeln verſuchte, glaubte auch ich den Anfangspunkt dafür ganz aus dieſem Standpunkte, und allein von dieſer reinen Idee der höhern Sehnſucht hernehmen zu müſſen; was aber in jedem Fall zu ausſchlieſſend, und eben daher ungenügend wäre; und wünſche ich wenigſtens hier alle höhern Elemente des Bewußtſeyns, wie mannichfach ſie auch ſeyn, wie verſchiedenartig ſie auch erſcheinen mögen, in Ein Ganzes, und zu einer vollſtändigen Ueberſicht desſelben zu verbinden.

Selbſt für die Kunſt und Poeſie giebt es mehr als Eine ſolche Urquelle, oder innere Lebensader des höhern Gefühls; und wenn die Erinnerung der ewigen Liebe als Eine derſelben anerkannt werden muß, wer könnte wohl zweifeln, daß auch die in der menſchlichen Bruſt ſo tief wurzelnde reine Sehnſucht nach dem Unendlichen ein zweytes ſolches Anfangs-Element bildet? — In der Poeſie ſcheint wohl jenes Erſte, oder das Elegiſche vorzuwalten, wenigſtens in den einfachen erſten Dichtungen aus der älteſten Urzeit der Fantaſie; als wehmüthige Erinnerung an die untergegangene Götterwelt und Heldenzeit; oder auch als klagender Nachhall über die verlorne paradieſiſche Unſchuld und den erſten himmliſchen Zuſtand; oder endlich in einem noch allgemeinern und höhern Sinne, als verlorne Anklänge aus der ſeligen Kindheit der ganzen Schöpfung, ehe noch die Geiſterwelt durch den Zwieſpalt zerrüttet war, und vor allem Anfang des Böſen, und dem daraus hervorgegangenen Unglück der Natur. In dieſer Hinſicht könnte man nach der Analogie eines ſchon früher gebrauchten Ausdrucks die Poeſie überhaupt die transcendentale Erinnerung des Ewigen im menſchlichen Geiſte nennen, wie ſie, die urſprüngliche erſte und älteſte Poeſie nämlich, als das gemeinſame Gedächtniß, oder das höhere Erinnerungs-Organ des ganzen Menſchengeſchlechts, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von einer

Nation zur andern fortgeht, im wechſelnden Gewande der Zeiten aber, und durch alle Zeit hindurch, doch immer wieder auf jenes Erſte und Ewige zurückweiſt.

Die Muſik dagegen iſt wohl vorzüglich eine ſehnſüchtig hinreißende und eben darum auch magiſch-ergreifende, und alldurchdringende Kunſt; obwohl auch hier wie überall in der Kunſt, das Höhere und das Irdiſche, gleichſam als Leib und Seele mit einander verbunden ſind, die himmliſche Sehnſucht mit der irdiſchen oft in Einen Ton zuſammenſchmelzen, und kaum mehr geſchieden werden können. Dieſe Verſchmelzung der Gefühle, wo aus der halb unbewußten irdiſchen Sehnſucht, überall eine höhere und ewige Sehnſucht hervorſchimmert, iſt es auch, welche über die Jugend und jugendliche Erſcheinung in der Epoche der erſten Gefühlsentwicklung, der erſten erwachenden Liebe, einen ſo eigenthümlichen Zauberglanz verbreitet, wozu die innere Anmuth des jugendlichen Seelenzuſtandes vielleicht eben ſo viel, oder noch mehr beyträgt, als die Schönheitsblüthe der äußern Geſtalt. Freylich, ob in dieſer jugendlichen Sehnſucht, wirklich eine höhere, ewig dauernde Liebe, als der innere, immer reiner ſich entwickelnde und ausbildende Lichtkern in der irdiſchen Hülle mit eingeſchloſſen, ob dieſe erſte Liebe auch ſchon die rechte war, oder ob alles nur ein flüchtig vorübereilender, bald wieder erlöſchender Schimmer der Täuſchung geweſen, darüber läßt ſich erſt nach dem Erfolg entſcheiden; nämlich, nach dem ganzen daraus hervorgegangenen, und nachfolgenden Leben. Es muß ſich dieſes bewähren in der feſten Treue, ich möchte ſagen, der innern und äußern Treue des Herzens und des ganzen Charakters, des ganzen Lebens und der höhern Liebe, jeder menſchlichen Art derſelben, und auch der göttlichen. Weil aber die Sehnſucht überhaupt eine ſo wichtige Stelle im Menſchen einnimmt, nicht bloß als die Kriſis des Uebergangs aus dem kindlichen, ſoll man ſagen Bewußtſeyn oder Unbewußtſeyn, in das reifer entwickelte, oder als die Schwelle der jugendlichen Erwartung am Eingang des vollen Lebens, und der eigentliche Anfangspunkt desſelben; ſondern auch von da aus immer fortwährend, ununterbrochen bis ans Ende die erſte, ſtärkſte und reinſte Triebfeder des innern Menſchen bleibt, und ihre nie erlöſchende Flamme immer reiner geläutert, und ſtärker genährt, ihm den Weg zu einem höhern Daſeyn voranleuchtet; ſo möchte ich hier noch die Betrachtung hinzufügen, wie ſehr überhaupt die mit jener Sehnſucht nah zuſammenhängende Hoffnung in das Weſen des Menſchen verwebt iſt, ſo daß ſie faſt das charakteriſtiſch Eigenthümliche ſeines innern Weſens, und ganzen Zuſtandes ausmacht. Auch die verworfnen Geiſter, heißt es, glauben und zittern; die Liebe iſt auch Gott weſentlich eigen, und ſelbſt Sein Weſen, und in einem gewiſſen Sinne iſt ſie auch allen von der ewigen Liebe Erſchaffenen gemein; ſelbſt in den verborgenen Lebensadern des beſeelten Naturlebens regt ſich dieſer Pulsſchlag der allgemeinen Liebe. Die Hoffnung läßt ſich Gott nicht beylegen, da in Ihm ſchon alles erfüllt iſt; die Natur kann für ſich ſelbſt nur ſeufzen und wehklagen, und wenn ſie auch nicht hoffnungslos unglücklich iſt, ſo kann ſie ſelbſt doch nicht eigentlich hoffen, wenigſtens nicht aus eigner Kraft. Der Menſch iſt vor allen andern Geſchöpfen, ein auf Hoffnung geſtelltes Weſen; man könnte ſagen, es iſt ein unſterblicher Geiſt im Zuſtande der Hoffnung, und ſo iſt er auch wohl vor allen andern Weſen in der Schöpfung zum Verkündiger der göttlichen Hoffnung beſtimmt und auserſehen.

Als die dritte innere Lebensquelle der wahren Kunſt und höhern Poeſie, neben jenen beyden zuerſt erwähnten in der Erinnerung der ewigen Liebe und der reinen Sehnſucht nannte ich die wahre Begeiſterung des Göttlichen; und unter den verſchiedenen Künſten, würde ich dieſe vorzüglich der bildenden Kunſt in ihrem ganzen Umfange, die höhere Architektur wie billig dazu rechnend, aneignen. In der Begeiſterung wird das Göttliche von welchem ſie erfüllt iſt, nicht in der weiten Ferne der Vergangenheit oder Zukunft, wie bey der Erinnerung oder der Sehnſucht, aufgefaßt und hingeſtellt, ſondern als ein Gegenwärtiges und Wirkliches ergriffen, und dieſes gilt von der künſtleriſchen Begeiſterung eben ſo wohl, als von derjenigen, welche im ſittlichen und öffentlichen Leben oft Epoche macht, und das wahrhaft Neue ſchafft und hervorbringt. Nun muß aber doch das Göttliche der Schönheit, wenigſtens in dem Geiſte des Künſtlers wirklich geweſen, und vor ſeinem geiſtigen Auge lebendig geſtanden haben, und gegenwärtig erſchienen ſeyn, ehe es in der äußern Geſtalt ſichtbar hervortreten kann. Wie überall und auch in jeder andern Kunſt, die Vollendung auf dem Gegenſatz und auf der Ueberwindung deſſelben beruht, ſo verſteht es ſich, daß auch hier die höchſte Begeiſterung mit der durchdachteſten Beſonnenheit, und gründlichen Ausdauer in der Ausführung verbunden ſeyn muß, um etwas Vollkommnes hervorzubringen. Es wird übrigens keiner Erinnerung bedürfen, daß die Künſte, nicht etwa deßwegen, weil in einer jeden derſelben eine beſondre Art des höhern Gefühls, oder Quelle des höhern Lebens zunächſt am meiſten vorherrſcht, nach allen Seiten ſo ſcharf begränzt, und in dieſen Gränzen unwiderruflich eng eingeſchloſſen ſind. Eine Kunſt geht oft in das Gebiet der andern hinüber, was nicht immer bloß ein Fehlgriff iſt, oder auf einer weſentlichen, und darum irrigen und ſchädlichen Verwechslung beruht. Beſonders iſt die Poeſie auch oft in den andern Gebieten einheimiſch, und am meiſten unter allen übrigen, eine allgemeine Kunſt. Wenn auch jene älteſten und uralten Dichtungen, oder epiſchen Geſänge erhabener Erinnerung die erſte Stelle einnehmen, wer würde darum die tiefe, innere Sehnſucht, als das Divinationsvermögen der höhern Liebe und ewigen Hoffnung, und überhaupt dieſe ganze Muſik der Gefühle von der Poeſie ausſchließen wollen, die ja eben den geiſtigen Inhalt, und das beſeelende Princip, oder eigenthümliche Weſen der lyriſchen Kunſt bildet? — Oder wer möchte es tadeln, wenn die Poeſie das, was ihren innern Geiſt und eigentliches Weſen bildet, in jenen göttlichen Erinnerungen und ſehnſüchtigen Vorgefühlen, nun auch in noch andrer Weiſe auszudrücken, und als dramatiſche Darſtellung den weſentlichen Gehalt ihres innern Seyns, in der lebendigſten Wirklichkeit und ganz gegenwärtig vollendet hinzuſtellen ſtrebt; in welcher Hinſicht ſie dann wenigſtens darin der bildenden Kunſt wieder näher tritt, und manche mit dieſer verwandte Eigenſchaft annehmen kann. — Es iſt hier überhaupt ein mögliches Mißverſtändniß abzuwenden. Nicht ohne Grund zwar, glaube ich, wird vor allem auf die nothwendig ſtrenge Unterſcheidung gedrungen, um die wahre Kunſt und höhere Poeſie zu ſondern von dem unächten Schein. Eine Poeſie welche der Leidenſchaft, der Mode, oder auch der Proſa, und was immer für bloß proſaiſchen Zwecken dienſtter reden läßt. Er bedarf ſtarker Leidenſchaften und ſchrecklicher Begebenheiten; nur ſoll er ſchlechthin die Sitten ſeiner Handelnden ſo erhaben und ſchön darſtellen, als das Geſetz des Ganzen es nur immer erlauben will. Wer aber durch das Beyſpiel eines Oreſtes, einer Phädra, zu Verbrechen verleitet wird, der hat wahrlich ſich ſelbſt allein ſo gut die Schuld beyzumeſſen, als wer ſich eine üppige Buhlerin, einen geiſtreichen Betrüger, einen witzigen Schmarotzer der neuern Komödie zum Vorbilde nehmen wollte! Ja, der Dichter ſelbſt kann eine unſittliche Denkart und Abſicht haben, und ſein Werk dennoch nicht unſittlich ſeyn; wenn es nämlich im Uebrigen wahrhaft künſtleriſch gedacht und abgefaßt iſt, und wir uns nur an die Kunſt darin halten, ohne jenes Unſittliche weiter zu beachten.

Unſtreitig hat die Leidenſchaftlichkeit der entarteten Tragödie, der Leichtſinn der Komödie, die Ueppigkeit der ſpätern Lyrik, den Fall der griechiſchen Sitten beſchleunigt. Durch die bloße Rückwirkung der darſtellenden Kunſt wurde die ohnehin ſchon entſchiedene ſittliche Entartung der Maſſe dennoch verſtärkt, und ſank mit verdoppelter Geſchwindigkeit. Dieß gehört aber nur für die Gerichtsbarkeit der hiſtoriſchen Würdigung, welche das vollſtändige Ganze der geſammten menſchlichen, ſittlich bürgerlichen, wiſſenſchaftlich intellektuellen, und poetiſch künſtleriſchen Bildung umfaßt. Die Kunſtbeurtheilung allein hingegen nimmt die Bildung des Schönen und der Kunſt für ſich und einzeln aus ihrem ganzen Weltzuſammenhange heraus, und in dieſem Reiche der Schönheit und der Darſtellung gelten nur die Kunſtgeſetze. Jene, und in eine ganz beſtimmte Form gefaßte Kunſtgefühl. Eben ſo iſt es in der Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens, mit dem Urtheil über das Schickliche, und dem Gefühl des Schicklichen, wenn z. B. die Frage iſt, ob etwas, was in einem delicaten Verhältniß geſagt worden, wirklich nöthig, und ganz das Rechte, und durchaus angemeſſen geweſen, oder ob es unpaſſend und verfehlt war; oder auch, ob für etwas das noch geſchehen ſoll, dieſe oder jene Form und Weiſe ganz die rechte, und am meiſten ſchickliche ſeyn würde, oder nicht. Aus wie vielen zarten Beziehungen, Wahrnehmungen des feinen Gefühls, Vorausſetzungen eines ſolchen, für die es oft ſogar ſchwer iſt, das ganz bezeichnende und glücklich treffende Wort zu finden, iſt nun nicht ein ſolches Urtheil im geſellſchaftlichen Geſpräch darüber zuſammengeſetzt, wobey man den Frauen meiſtens die entſcheidende Stimme darüber einräumt. Immer aber beruht das Urtheil darüber auf dem unmittelbaren Gefühl des Schicklichen, welches zwar wohl ein im Leben, und den geſellſchaftlichen Verhältniſſen geübtes, und erſt ganz entwickeltes, aber doch zugleich auch ein urſprünglich angebornes iſt, und ſeyn muß; denn wo es das nicht iſt, läßt es ſich nicht bloß äußerlich anlernen, oder nachkünſteln, und der urſprüngliche Mangel des innern Gefühls durch keinen noch ſo glänzenden Firniß der äußern Bildung erſetzen. Eben ſo iſt es aber auch in andern Sphären, ſelbſt der Wiſſenſchaft, z. B. mit dem tief eindringenden, ſichern Blick des großen Arztes zur richtigen Diagnoſe der Krankheit; oder mit dem klar durchſchauenden Urtheil eines eigentlichen Richters in dem juriſtiſchen Sinne und Verhältniß, um in einem mehr als gewöhnlich verwickelten Proceß, oder einem ſolchen nicht ganz deutlichen Kriminalfall, gerade den rechten Punkt zu treffen und herauszufühlen, auf welchen es ankommt, und wobey es neben dem, was ſich ſtreng erweiſen läßt, oder bloß faktiſch gegeben iſt, oft noch manches giebt, wo erſt der pſychologiſch-richtige, und für ſolche Gegenſtände geübte Blick, der alle noch ſo feinen dialektiſchen Wendungen nicht bloß von Seiten der Anklage und des geſchickten Defenſors, ſondern auch der ſtreitenden Partey oder des ſchlauen Verbrechers ſelbſt, in der langen Erfahrung ſicher geworden, gleich zu durchſchauen weiß. Dasſelbe gilt in einer der zulezt erwähnten wohl allenfalls verwandt ſcheinenden, aber doch noch weſentlich davon verſchiedenen und eigentlich weit entfernten Sphäre von dem ſichern Takt des erfahrnen Staatsmannes, nicht bloß als Menſchenkenntniß zur Durchſchauung der politiſchen Abſichten des Andern, ſondern in Hinſicht auf das richtige Urtheil und Gefühl über die großen Weltbegebenheiten ſelbſt, über die entſcheidende Wendung derſelben, und über den rechten Moment darin. In allen dieſen angeführten Fällen, denen ſich leicht noch andere hinzufügen ließen, iſt es eine unmittelbare Wahrnehmung, oder ein Gefühl des Richtigen, auf welchem zulezt das eigentliche Urtheil beruht, und das bezeichnen eben jene Ausdrücke von dem treffenden Blick, dem ſichern Takt, oder was für ähnliche es noch dafür in unſrer, oder in andern geſellſchaftlich-entwickelten Sprachen geben mag. Man könnte daher ein ſolches Urtheil, und dieſes überhaupt ein Verſtandesgefühl nennen. Verſtand ſetzt es voraus, theils als ein angebornes Naturtalent für dieß beſondre Gebiet, zu welchem der Gegenſtand gehört, über den das Urtheil gefällt werden ſoll; und dann auch einen in derſelben Sphäre reich entwickelten, in mannichfacher Erfahrung viel geübten und ſicher gewordnen Verſtand. Immer aber bleibt es dabey ein Gefühl, oder eine unmittelbare Wahrnehmung des Rechten und Richtigen, was eigentlich entſcheidet, und das Urtheil zu einem ſolchen macht. Ich möchte aber auch dem Verſtande allein nicht das Urtheilsvermögen ausſchließend zueignen; denn es liegt eigentlich mehr darin als das bloße Verſtehen eines einzelnen Gegenſtandes, ſondern zugleich ein ſcharf beſtimmtes Unterſcheiden zwiſchen Zweyen, oder ein Entſcheiden zwiſchen Ja und Nein. Und ſo könnte man das Urtheil vielleicht am beſten und vollſtändigſten erklären, wenn man ſagte, es ſey ein intelligentes Gefühl der richtigen Unterſcheidung in einer allgemeinen Form ausgeſprochen und zuſammengefaßt oder mitgetheilt; welches letzte bey dem Gefühl, ſo lang es bloß innerlich bleibt, nicht immer der Fall iſt, oder wenigſtens nicht nothwendig und weſentlich mit darin liegt. So hat uns dieſe Digreſſion, die doch eigentlich keine ſolche iſt, weil die Frage von dem Urtheilsvermögen, und der Stelle die es im Zuſammenhange des Ganzen einnimmt, doch weſentlich mit dazu gehört, wieder zurückgeführt zu dem Gefühl, welches als der volle Mittelpunkt und das lebendige Centrum des ganzen Bewußtſeyns alle Extreme deſſelben in ſich vereinigt, von dem unſcheinbaren Zuſtande des ruhigen und faſt gleichgültigen Zuſehens, bis zur höchſten Aufregung der thätigſten Wirkſamkeit, von dem geringſten und unbedeutendſten Gegenſtande des Bewußtſeyns bis zu dem höchſten und erhabenſten, von der alles mit ſich fortreißenden Begeiſterung, bis zu der klaren Beſonnenheit in dieſem geiſtigen Unterſcheidungsgefühle der Wahrheit, oder dem intelligenten Gefühl des Rechten und Richtigen, wie ich das Urtheil nannte. In dieſer Steigerung des geiſtigen Gefühls zur beſonnenſten Klarheit, wo es alsdann Urtheil genannt wird, verhält ſich daſſelbe zu dieſem, ſo wie der noch unbeſtimmte, erſt ganz allgemein gefaßte bloße Gedanke zu dem Begriff, welchen letzten ich erklärte, als einen vollſtändig organiſch-gegliederten, nach außen und innen mathematiſch abgemeſſenen Gedanken. — Dieſes innere Gefühl nun nach dem vollen Sinne und ganzen Umfang des Wortes, iſt dasjenige was ich früherhin als Sinn bezeichnete, an den Stellen, wo ich das dreyfach lebendige Bewußtſeyn, als aus Geiſt, Seele und Sinn beſtehend charakteriſirte; wobey ich mir vorbehielt, das eigentliche Verhältniß, in welchem dieſer allgemeine Sinn zu den beyden andern ſtehe, noch näher zu beſtimmen. Aber eben, weil uns der Begriff von Sinn, immer mehr auf einen beſtimmten, auf eine beſondre Sphäre beſchränkten, und nur für dieſe geöffneten führt, iſt der Ausdruck, wenn dieſes dritte Element des dreyfachen Bewußtſeyns bloß inneres Gefühl genannt wird, wohl eigentlich angemeßner, eben weil dieſes in ſeiner unbeſtimmten Allgemeinheit alle Gegenſtände des Bewußtſeyns oder Arten des höheren Sinns zugleich umfaßt. Dieſes allumfaſſende höhere innere Gefühl nun iſt der Anfangspunkt für das vollſtändig wiedervereinigte, lebendig zuſammenwirkende, dreyfache Bewußtſeyn; aber der letzte Schlußſtein deſſelben iſt es noch nicht. Es iſt bloß die innere Grundlage, oder auch die tiefe Quelle, aus welcher jenen andern beyden, dem Geiſt und der Seele, der reiche Nahrungsſtoff von allen Seiten zugeführt wird. In dieſen beyden beſteht eigentlich das ganze innere Weſen des Menſchen, und da der Geiſt eine active Kraft, die Seele mehr ein paſſives, obwohl fruchtbar-lebendiges Vermögen iſt; ſo könnte man das ungetrennte Beyſammenſeyn, und beſtändige Ineinander-Wirken dieſer beyden Kräfte, gleichnißweiſe auch wohl als eine innere geiſtige Ehe im Bewußtſeyn bezeichnen, ja bis auf einen gewiſſen Grad als ſolche betrachten, und nicht ganz unrichtig könnte man ſelbſt das Weſen des Menſchen ſo erklären, als ſey derſelbe ein mit der ihm zugehörenden Seele vermählter Geiſt, welche Seele dann ſelbſt wieder von einem organiſchen Leibe umkleidet iſt. Aber nicht immer iſt dieſe innere Ehe zwiſchen Geiſt und Seele im menſchlichen Bewußtſeyn, wenn ich in demſelben Bilde weiter fortfahren darf, eine durchaus glückliche und harmoniſch übereinſtimmende. Wenn die Seele von jedem äußern Eindruck und Reitz dahingezogen, ſich nach allen Seiten in die mannichfachen Wege und Abwege der Sinnenwelt, oder in die unſichre Ferne einer mit in jener umherirrenden Fantaſie verliert; wenn der Geiſt trotzend auf ſeine eigne Kraft, ſich allein in dieſer feſtſtellt, durchaus nichts über ſich anerkennend, und alles neben ihm ſtehende wenig achtend; dann kann dieſe innere Ehe nur eine leidenſchaftlich-verworrne, unfriedlich disharmoniſche ſeyn. Vielleicht kann es wohl auch hier, wie im äußern Leben gelten und heißen: Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Zwar eine wirklich vollzogene und gänzliche Scheidung iſt hier in dem innern Zuſammenhange des lebendigen Bewußtſeyns kaum denkbar, und nicht wohl möglich außer durch den Tod, oder durch jenes flammende Schwert des richtenden Wortes, welches wie es heißt, Mark und Bein durchdringt, und Geiſt und Seele ſcheidet. Wo aber die erſte Zuſammenfügung von Gott ausgegangen iſt, da muß ſie auch in dieſem höchſten Mittelpunkte fortwährend feſtgehalten, und immer mehr befeſtigt werden; wenn ſie anders ausdaurend bleiben, und endlich vollendet werden ſoll. Das geſchieht da, wo der Geiſt eine göttliche Richtſchnur über ſich erkennt, und bey allem ſeinen Denken, Wirken und Handeln, von dieſer höhern Grundlage ausgeht; und wo auch die Seele vor allem, dieſen ewigen Mittelpunkt der Liebe ſucht, und immer wieder zu ihm zurückkehrt; denn da ſind beyde, Geiſt und Seele in Gott vereinigt, oder ſtreben wenigſtens nach dieſer Vereinigung. Und eigentlich wird damit nicht mehr von dem Menſchen verlangt oder gefordert, als man immer und überall von ihm gefordert hat; nur daß es freylich ſelten ganz erfüllt wird. So iſt alſo eigentlich Gott der Schlußſtein des geſammten menſchlichen Bewußtſeyns, und dieſes war der Punkt, auf welchen uns die Unterſuchung Schritt vor Schritt hingeführt hat, und nun iſt auch der Begriff, oder das ganze Bild und Schema des Bewußtſeyns vollendet.

Die Grundlage desſelben, ſo wie wir es in uns finden, und den ganzen Umkreis desſelben, bilden jene zuerſt geſchilderten vier Grundkräfte, nebſt den vier mittlern Nebenvermögen der zweyten Ordnung. Das Gefühl, das innere nämlich, alle höhere Arten desſelben mit umfaſſend, iſt der volle Mittelpunkt des Bewußtſeyns, ſo wie wir deſſen zuerſt inne werden, und zugleich der Uebergangspunkt in ein höheres und lebendig wirkendes, harmoniſch-vereinigtes. —

Das dreyfache Leben des innern Menſchen aber beſteht aus Geiſt, Seele und Gott, als dem Dritten, worin jene beyden vereinigt ſind, oder doch ihre Vereinigung ſuchen.

So wie aber dieſer Schlußſtein aus dem menſchlichen Bewußtſeyn herausgenommen wird, ſo zerfällt daſſelbe in lauter iſolirte Kräfte und feindliche Gegenſätze; ja ſelbſt die einzelnen Kräfte ſinken immer tiefer herab, und gerathen von Stufe zu Stufe in immer größern Verfall. Und wenn ja noch irgendwo ein Uebergewicht von einer Seite, oder ein großes Uebermaß genialiſcher Kraft an einer einzelnen Stelle hervortritt, ſo iſt es meiſtens nur in einer zerſtörenden Richtung gegen das Ganze, oder wenigſtens für den harmoniſchen Einklang deſſelben ſtörend, oft auch für die freye Entwicklung der andern eben ſo weſentlichen Kräfte unterdrückend und hemmend.

Sechſte Vorleſung.

Nach dem bisher entworfnen Bilde oder Grundſchema des menſchlichen Bewußtſeyns, beſteht alſo das ganze Alphabet deſſelben, wenn man es ſo nennen darf, aus zwölf Buchſtaben, oder Grund-Elementen, aus denen alsdann weiter die erſten Stammſylben oder Sprachwurzeln der höhern Wahrheit und Erkenntniß hervorgehen und gebildet werden, und endlich ganze Wörter und zuſammenhängende Redeſätze in dieſer innern Sprache der wahren Wiſſenſchaft, die endlich wohl auch in Einen gemeinſamen Schlüſſel und allumfaſſendes Grund-Wort des Lebens zuſammengehen müſſen. Es iſt aber über den Einen Punkt und zwar den höchſten in jenem innern Alphabet des Bewußtſeyns, der eben das letzte Ziel, oder auch die erſte Grundlage, den lebendigen Mittelpunkt und die vollkommne Einheit deſſelben betrifft, noch eine nähere Erklärung zum richtigen Verſtändniß hinzuzufügen. Gott ſoll den Schlußſtein des ganzen menſchlichen Bewußtſeyns bilden; und es wird auch nie ein wahrhaft andrer gefunden werden können. Nun iſt aber Gott außer dem menſchlichen Bewußtſeyn gelegen, oder vielmehr über demſelben; wie ſoll denn nun dasjenige in uns, im lenden poetiſchen Naturen, und den praktiſch-nützlichen Vernunft-Menſchen; die einander faſt ſo fremd und feindlich gegenüberſtehen, wie zwey ganz verſchiedne Menſchenſtämme, etwa ſo wie ſich dieſe ein bekannter Gelehrter zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auch hiſtoriſch in den Kopf geſetzt hatte, der auf dem ganzen Erdkreis überall nichts ſah, und nichts zu finden wußte, als edeldenkende äſthetiſch zart empfindende Celten, und gemeine ſtumpfſinnige beſchränkte Mogolen. Ich muß jedoch auch hier die Bemerkung wiederhohlen, daß für unſre Zeit wenigſtens die größere Gefahr bey weitem mehr und ganz entſchieden auf der Seite einer unbedingt allein herrſchenden Vernunft liegt, indem die aus dieſem ganz einſeitig genommenen Standpunkte hervorgehende Denkart des Rationalismus auch gar nicht bloß auf die Schule und die wiſſenſchaftlichen Syſteme derſelben beſchränkt bleibt, ſondern ihre zerſtörende Wirkungen, oder doch ihren vernichtenden, und alles Höhere lähmenden Einfluß oft genug über den ganzen Umkreis des öffentlichen Lebens weit erſtreckt; da hingegen jene kleinen äſthetiſchen Abweichungen, oder genialiſchen Uebertreibungen, wenn man ſie auch als ſolche will gelten laſſen, wo das wahre Kunſtgefühl ſchon ſo allgemein herrſchend, wie in unſerm Zeitalter, durchgedrungen iſt, ſehr leicht und bald wieder in das rechte Geleis zurückgelenkt werden.

Für die Grundlage des ganzen Lebens, des höhern wie des äußern, bedarf es einer feſten innern Gewißheit, und nicht bloß einer ſchönen Ahndung und poetiſchen Traumgeſtalt der begeiſterten Hoffnung, oder der ſich wiederum über dieſe ſich erhebende Ironie. Wenn nun für dieſe innere Gewißheit und feſte Wiſſenſchaft des Lebens und der Wahrheit, das reine Denken zwar nicht den einzigen Weg und den erſten Eingang, doch aber ein überall mitwirkendes Werkzeug und brauchbares Organ bildet; ſo muß natürlich auf dem weiter fortgeführten Wege zu dieſer geſuchten Wiſſenſchaft des Lebens, aus dem geſammten Inbegriff und der bisher entwickelten Theorie des Bewußtſeyns überhaupt, das Denken ſelbſt, an und für ſich genommen, wiederum, wie es gleich in dem zuerſt entworfnen Umriß angedeutet ward, der Gegenſtand einer eignen und beſondern Betrachtung werden. Wovor man ſich dabey wohl zuerſt und am meiſten zu hüten hat, das iſt das falſche Trugbild einer vermeinten mathematiſchen Gewißheit auch in der Philoſophie, und einer in dieſer Vorausſetzung von daher entlehnten Beweisform und der Mathematik nachgeäfften Methode, was aber ſo oft man es auch ſchon verſuchte, noch nie zu einem glücklichen Ziel geführt hat. Es iſt dieſer Mißgriff im Gebiete der Wiſſenſchaft faſt demjenigen in Etwas ähnlich, wie wenn man in der Poeſie das bloße Spiel mit den Tönen, den Reimen und Rhythmen, nach Art der Muſik, für das wahre innre Weſen der Kunſt, da es doch nur dem äußern Schmuck zu dem bildlichen Gewande derſelben hinzufügt, halten, oder aus den maleriſch-beſchreibenden Gedichten, was eher eine fehlerhafte Manier bildet, oder doch leicht dazu werden kann, wie einige neuere Engländer, eine eigne Gattung machen wollte. Ich erklärte zwar früherhin den Begriff für einen vollſtändig nach innen und außen nach Zahl, Maß und Gewicht mathematiſch abgemeßnen Gedanken; aber dieſes dürfte auch wohl die einzige ſolche mathealle Elemente der Menſchheit umfaſſende hiſtoriſche Beurtheilung iſt der höchſte aller Geſichtspunkte; die untergeordneten Geſichtspunkte der im engern Sinn bloß moraliſchen, dann der künſtleriſchen und intellektuellen Beurtheilung ſind unter ſich gleich. Die Schönheit iſt ein eben ſo urſprünglicher und weſentlicher Beſtandtheil der menſchlichen Beſtimmung als die Sittlichkeit; das Gute, wie das Schöne, beyde ſind in dem Wahren gegründet, und es iſt nur ein Irrthum und eine Täuſchung, wenn man die einzelnen Glieder und Elemente aus dieſem Dreyklange des Göttlichen, welche nur in der Verwickelung und Abſonderung des einzelnen Daſeyns, getrennt und ſtreitend erſcheinen können, auch im Ganzen und dem innern Weſen ſelbſt, glaubt von einander reißen und eines unter das andre herabſetzen zu können. Alle dieſe Beſtandtheile ſollen unter ſich im Verhältniſſe der Geſetzesgleichheit ſtehn, und die ſchöne Kunſt hat ein unveräußerliches Recht auf geſetzliche Selbſtſtändigkeit. Dieſem Grundgeſetze muß auch die herrſchende Kraft, welche das Ganze der menſchlichen Bildung lenkt und ordnet, getreu bleiben; ſonſt vernichtet ſie ſelbſt den Grund, worauf ſich das Recht ihrer Herrſchaft allein ſtützt. Es iſt die Beſtimmung des Bildungsvermögens, die einzelnen Kräfte des ganzen Gemüths, und die Individuen der ganzen Gattung zur Einheit zu ordnen. Die Bildungskunſt darf zu dieſem Zwecke die Freyheit der Einzelnen beſchränken, ohne jedoch jenes Grundgeſetz zu verletzen; aber nur unter der Bedingung, daß ſie die fortſchreitende Entwicklung nicht hemmt, und eine künftige vollendete matiſche Grundformel ſeyn, welche in dem Gebiete der Philoſophie allgemein anwendbar iſt, und zwar nur auf den Begriff, und als Richtſchnur oder Grund-Idee zur Beurtheilung für die richtige Structur und organiſch-vollſtändige Gliederung deſſelben; nicht aber für die weitere Verbindung der einzelnen Begriffe zu ganzen wiſſenſchaftlichen Redeſätzen und Schlüſſen, wie man jedes in ſich vollendete Syſtem des Wiſſens oder des ſpekulativen Denkens als Einen ſolchen vollkommnen Redeſatz und Syllogismus betrachten kann. Für den Begriff und deſſen Gegenſtand aber, iſt es allerdings von der höchſten Wichtigkeit, ob derſelbe ein durchaus einfacher, und als ſolcher zu betrachten iſt; oder aber, ob er zwiefacher Natur iſt, in einen innern Gegenſatz zerfallend, oder in Zwieſpalt befangen; ob er drey Beſtandtheile zählt, und in dreyfacher Kraft lebendig zuſammenwirkt; ob er nach vier entgegenſtehenden Richtungen in zwiefachem Gegenſatz oder doppeltem Zwieſpalt auseinander geht; ob in der lebendigen Mitte, welche als das weſentliche Fünfte hinzukömmt, jene ſonſt getrennten vier Endpunkte zuſammengehalten und wieder vereinigt werden; ob das Ganze im dreyfachen Gegenſatz, oder im doppelten Dreyklang eine Sechszahl bildet; oder Sieben im vereinigten Dreyklang und Quadrat, es ſey nun in der Gedankenwelt, oder in der äußern Erfahrung und im wirklichen Leben; oder Acht im gedoppelten Viereck in der einen oder der andern Beziehung; Neun als dreymahl wiederhohlte Dreykraft, in der immer fortſchreitenden innern Berechnung und lebendigen Entwicklung; oder wie endlich alle dieſe erſten Grundzahlen auf verſchiedne Weiſe in der Zehn vollendet und abgeſchloſſen erſcheinen. Die

Zahlenlehre der Pythagoräer, wenn ſie richtig verſtanden würde, und man nicht etwa einzelne Behauptungen aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, mit Abſicht als unverſtändlich aufſtellen wollte, iſt vielleicht eben ſo wenig ohne allen innern Grund als die Platoniſche Lehre von der Erinnerung, ſo wie ich dieſe früher in einem beſſern Sinne erklärend zu rechtfertigen bemüht war; nur daß bloß hiſtoriſch genommen, bey dem Mangel der erſten und lauterſten Quellen jene erſte uns ſchwerer ganz richtig und unparteyiſch zu beurtheilen fällt, als es dieſe war. Ueberhaupt ſtanden die Pythagoräer, als ganzer Verein, wohl am höchſten über dem gewöhnlichen Maß des ſonſtigen griechiſchen Geiſtes und ſeiner allgemeinen Bildung; denn Plato war nur ein einzelner großer Geiſt, der ſelbſt in der Sokratiſchen Schule faſt ganz allein ſteht. Auch jene ſonſt in den griechiſchen Sitten und Staatseinrichtung gegründete Herabſetzung des weiblichen Geſchlechts, haben jene ernſtgeſinnte tiefdenkende Männer ganz verworfen, und einen durchaus entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen; und wenn etwas daran vermißt oder getadelt werden kann, ſo liegt es vielleicht mehr nur in dem unbedingten Uebermaß auf der andern Seite, und daß ſie eine zu entſchieden und vollſtändig männliche Geiſtesbildung der Frauen im Sinne hatten, und in ihrer neuen Lebensordnung wirklich einzuführen ſuchten. Die Frauen waren mitſtimmende und mitwirkende Theilnehmerinnen an dem herrſchenden Bunde der Pythagoräer, und ein weſentlicher Beſtandtheil in der großartigen Ariſtokratie dieſer durchaus neuen Lebenseinrichtung, gegen die ſich aber bald eine heftige Reaction erhob, und die dann in eine allgemeine Revolution, als zu ſehr mit den frühern helleniſchen Sitten ſtreitend umgeworfen ward. Indeſſen haben ſowohl Plato als auch Sokrates ſelbſt ihre Achtung vor den Frauen, und ihre ganze Anſicht des weiblichen Geſchlechts zunächſt aus dieſer Quelle geſchöpft, und dadurch zugleich den reineren chriſtlichen Begriff von dieſem, und von der Menſchheit ſelbſt, und ihrer inneren hohen Würde, mit richtigem Gefühl, wenn auch nur unvollſtändig anticipirt. Ueber die Zahlenlehre in dieſer alten Philoſophie, und ihren einfachen und richtigen Sinn, wäre etwa noch Folgendes zu bemerken. So wie es ein inneres chronologiſches Gefühl giebt, mittelſt deſſen der große Arzt die noch bevorſtehenden Kriſen einer Krankheit und ihren wahrſcheinlichen kritiſchen Ablauf in ſeinem Nachdenken darüber mit ſcharfſinniger Vermuthung zu erreichen ſtrebt, und wenigſtens zuweilen glücklich trifft; wie ein ähnliches chronologiſches Gefühl den erfahrnen Staatsmann leitet, um das innere Zeitmaß in der forteilenden Bewegung der Weltbegebenheiten, den Pulsſchlag des Lebens in den herandringenden Ereigniſſen richtig herauszufühlen; — welches alles aber nicht als ein untrüglich gewiſſes, unfehlbar allwiſſendes Orakel, dergleichen überhaupt in dem ganzen Umfange des menſchlich-gegebnen Bewußtſeyns nicht zu finden iſt, oder als eine prophetiſche Vorherbeſtimmung, wo nicht gar als eine prädeſtinirte Nothwendigkeit genommen werden darf, ſondern nur als ein feinfühlender Takt zu verſtehen iſt, der fehlen kann, deſſen Wahrnehmungen aber doch oft durch den Erfolg als richtig beſtätigt werden; eben ſo giebt es auch wohl einen unmittelbaren arithmetiſchen Tiefblick in das innere und weſentliche Zahlenverhältniß der Dinge überhaupt, und auch aller Gegenſtände der Natur und Lebenserſcheinungen, welcher allerdings einen weſentlichen Beſtandtheil zu dem angebornen Talent für das wiſſenſchaftliche Denken bilden dürfte. In dieſem einfachen Verſtande und Sinne, könnte man die Lehre der Pythagoräer von der innern Lebenszahl in den Dingen und ihren mannichfachen Verhältniſſen wohl erklären, und unter ſolchen Einſchränkungen allenfalls annehmen, oder wenigſtens gelten laſſen; wo es dann ſchon als ein Fortſchritt im wiſſenſchaftlichen Denken zu betrachten wäre, oder wenigſtens als ein Anfang dazu, wenn man in dieſer Betrachtungsweiſe der Dinge, in der Analyſe derſelben, oder im Begriff, innerlich bis Zehn, oder allenfalls bis funfzehn und noch weiter zählen könnte. Alſo für die Begriffe, aber nur für dieſe, kann die mathematiſche Anſicht und Behandlungsweiſe auch in der Philoſophie wohl angenommen und mit Nutzen angewandt werden; und in jedem Falle iſt es für die richtige Struktur und organiſch-vollſtändige Gliederung eines jeden Begriffs, er mag einer Sphäre angehören, welcher er will, höchſt wichtig und durchaus weſentlich, die rechte innere Zahl deſſelben und ſeines Gegenſtandes zu erkennen und zu treffen, womit dann auch das rechte Maß und Gewicht dieſes Einen Begriffes in ſeinem Verhältniß gegen andre verwandte oder verſchiedenartige und überhaupt zu dem Ganzen, genau zuſammenhängt. Die weitere Verbindung der einzelnen Begriffe aber zu ganzen Redeſätzen, oder vollſtändigen Syſtemen der Wiſſenſchaft, kann in der Philoſophie wenigſtens, nicht eine mathematiſche, oder eine dieſer ähnliche ſeyn. Denn wenn die Philoſophie eine innere Erfahrungswiſſenſchaft des höhern Lebens iſt, mithin auf der dreyfachen Grundlage eines ſolchen von innen, von oben und von außen Gegebnen beruht: ſo kommt es natürlich nicht darauf an, die einzelnen Anſchauungen dieſes gegebnen Höhern, oder wenn man nur von Einer ſolchen ausgehen will, die einzelnen Momente derſelben als eben ſo viele Figuren oder bloße Formeln wie im mathematiſchen Wiſſen und Denken ſcheinbar ſtreng zu verketten, oder auch in mannichfacher Weiſe willkührlich zu verknüpfen; ſondern das Weſentliche iſt, jenes wirklich Gegebne der höhern Art rein zu ergreifen, es recht zu verſtehen, und auf eine richtige Weiſe zur Sprache zu bringen, oder in Worte zu faſſen, und in grammatiſch-richtiger Zuſammenfügung vollkommen klar und verſtändlich auszudrücken. Dann wäre alſo die wahre Denkmethode in dieſer Selbſt-Erkenntniß des zur Sprache gelangten Lebens, auch von einer durchaus grammatiſchen Natur und Beſchaffenheit; und die höhere Logik, wenn man es ſo nennen, und dieſe als einzelne Elementarwiſſenſchaft iſolirt aus jenem lebendigen Zuſammenhange herausreißen wollte, würde dann auch nichts anders ſeyn, als die innere Sprachregel und richtige Grammatik des lebendigen Denkens. Und allerdings glaube ich, daß ſie durchaus ſo behandelt werden ſollte, und aus dieſem Standpunkte und nach der aufgeſtellten Idee einer ſolchen höhern grammatiſchen Gedanken-Richtigkeit, werde ich ſie auch hier nehmen, wo irgend dieſer Gegenſtand von der bloßen Form des Denkens und der rechten Methode des Wiſſens in Anfrage kommt, oder wenigſtens vorübergehend mit berührt werden muß. Ein Beyſpiel in der Anwendung wird den verſchiedenen Standpunkt dieſer zwiefachen Beurtheilungsweiſe, und Methodenlehre vollkommen deutlich machen. Betrachten wir alſo nur ein Syſtem der Philoſophie nach jenem Gleichniß, welches aber der Wahrheit genau entſpricht, als einen ganzen Perioden des höhern Denkens, oder als einen vollſtändigen Redeſatz der Wiſſenſchaft; ſo würde es z. B. in der Beurtheilung desſelben nach der gewöhnlichen Forderung einer mathematiſchen Gewißheit und Denkweiſe heißen: Dieſes Syſtem iſt bewundernswürdig und ganz vollkommen; denn es iſt alles darin aufs ſtrengſte erwieſen. Wenn aber auch wirklich im Einzelnen alles aufs ſtrengſte erwieſen ſeyn ſollte, ſo kann darum das ganze Syſtem doch grundfalſch ſeyn, wenn es nähmlich von einem falſchen Anfangspunkte ausgeht, oder überhaupt keinen rechten, wahrhaft wirklichen und bleibend reellen Inhalt, ſondern nur irgend ein leeres Trugbild der wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft, oder der ins Unbedingte gerathenen Vernunft zum ſcheinbaren Gegenſtande hat. Von der andern Seite, und aus dem entgegenſtehenden höhern grammatiſchen Standpunkte für die wiſſenſchaftliche Denkmethode in der Philoſophie betrachtet, würde es dann nur etwa heißen können: Das ſind alles leere Worte ohne innern Gehalt und Werth, weil nichts davon aus dem wirklichen Leben genommen, und in eigner Erfahrung ſelbſt gefühlt iſt. Wo aber der Inhalt der rechte und ein in der Wirklichkeit gegebener des innern Lebens iſt, [illegible] kann dann im Einzelnen manches noch lückenhaft bleiben, hie und da ein Wort fehlen, der Periodenbau des ganzen Syſtems, oder die allgemeine Ordnung nicht klar und deutlich genug geſtellt, einiges ſogar fehlerhaft ausgedrückt ſeyn; und das Ganze doch einen Fortſchritt auf dem Wege zur höhern Erkenntniß bezeichnen, und tig als ſo manche andre, nicht minder unrichtige, dabey aber ſeichte und flache, in ihrer Halbheit und Miſchung noch verderblichere Syſteme. Die kräftigen Irrthümer, wie es in der alten Sprache heißt, ſind es, welche der mitten in der halben Entwicklung ſtecken gebliebnen Wiſſenſchaft oder Denkkraft zum Durchbruch auf eine höhere Stufe der Wahrheit verhelfen, als heilſame Kriſis des Uebergangs; und inſofern mag jene an ſich nicht gute Philoſophie ſogar, obwohl in einem ſehr relativen Sinne eine gute, d. h. eine ſolche genannt werden, deren Studium ein vorübergehend heilſames und nützliches ſeyn kann, nämlich für dasjenige Individuum, die Nation oder das Zeitalter, welches in dem Zuſtande der Kriſis zu einem ſolchen Uebergange ſich gerade befindet, und welches dieſer Nahrung gewachſen iſt, und ein ſolches Syſtem des kräftigen Irrthums in ſich gedeihlich, und zum Guten zu verarbeiten im Stande iſt. Daß dieſes Urtheil nicht allzu billig, oder übertrieben tolerant, daß dieſe Anſicht wenigſtens hiſtoriſch nicht ganz unbegründet iſt, mag gerade das Beyſpiel von unſrer neuern deutſchen Philoſophie der letzten Zeit beſtätigen; wo das Syſtem des Spinoſa auf die deutſche Naturphiloſophie in ihrem erſten Entwicklungs-Stadium einen ſo entſchiedenen und vorherrſchenden Einfluß ausgeübt hat, der aber nun faſt ſchon ganz wieder verſchwunden iſt; wo die außer allem Syſtem ſtehenden ausgezeichnetſten Selbſtdenker der ältern Schule oder der neuern Epoche demſelben und ſeiner Conſequenz, innern Einfachheit und Hoheit der wiſſenſchaftlichen Denkart, eine bewundernde Aufmerkſamkeit, obwohl nicht mit einer eigentlichen, und nirgend mit einer vollen Zuſtimmung in das Syſtem ſelbſt, geſchenkt haben; und es nun doch ſchon faſt ganz verarbeitet, und mit großem Nutzen und Vortheil innerlich überwunden und beſiegt iſt, ſo daß es im Ganzen kaum noch ſichtbar, in wenigen Köpfen die allein noch übrig gebliebene hemmende Schranke für die Wiſſenſchaft des Lebens und der Offenbarung bildet, als der letzte vor der aufgehenden Sonne des anbrechenden Tages entfliehende Schatten der innern Finſterniß, und der dämoniſchen Täuſchung. — Wenn es nun tadelnswerth und unangemeſſen ſcheinen ſollte, daß ich in einem geſellſchaftlichen Kreiſe wie der hier verſammelte, ein gefährliches Syſtem des durchaus metaphyſiſchen Irrthums zur Sprache gebracht habe, in deſſen Inneres nach dieſer beſondern Form ich gleich Anfangs erklärt hatte, hier nicht näher eingehen zu wollen; ſo muß ich dagegen bemerken, daß eben jene, und ganz die nämliche Weltanſicht, deren weſentliche Eigenthümlichkeit ich im Allgemeinen glaube hinreichend charakteriſirt zu haben, als eine der Hauptarten des menſchlichen Irrthums, ganz abgeſehen von jener Form, auch in unzählichen andern, leichter zugänglichen, und zum Theil auch dichteriſch faßlich und anziehend gemachten Darſtellungen in allgemeinen Umlauf gekommen und in unzähligen größern Zauber- oder kleinern Diminutiv-Geſtalten des dichteriſchen Pantheismus überall verbreitet iſt. Und nachdem auch ſo viele Dichter und ſonſt allgemein beliebte Schriftſteller eine Art von halben oder ganzen, bewußten oder unbewußten Spinoſiſten in dieſem freyern und allgemeinen Sinne des Wortes ſind; würde es eine falſche Aengſtlichkeit ſeyn, und in jedem Falle die zu weit getriebene ſcientifiſche Vorſorge nur zu ſpät kommen, von dem allen keine öffentliche Notiz weiter nehmen zu wollen. Wenn jene andere göttliche Erfahrungs-Philoſophie einmahl in ihrer ganz andern Art und Form eben ſo vollendet durchgeführt wäre, wie dieſes im Stillen ſo weit herrſchende Vernunft-Syſtem des conſequenten Irrthums; dann würde man es erſt ganz vollſtändig und mit Erſtaunen einſehen, was dieſer Gegenſatz bedeutet, und wie viel er in ſich ſchließt.

Mir war es hier eigentlich weniger um eine polemiſch-ausführliche Widerlegung und Bekämpfung dieſes Syſtems zu thun, die für jetzt außer meinem Kreiſe liegt, und auch auf dem Standpunkte einer vom Leben, dem innern und höhern nämlich, ausgehenden Philoſophie, als ganz überflüßig und nutzlos erſcheinen muß; als um eine genaue Unterſcheidung und ſcharfe Sonderung des Sokratiſchen Begriffs der Philoſophie als einer allmähligen Annäherung zur ewigen Wahrheit und höchſten Wiſſenſchaft, und jenes falſchen mathematiſch eines ſeyn ſollend unbedingten Wiſſens, und einer ängſtlichen ſyſtematiſchen Allwiſſenheit; und an dieſer Unterſcheidung war mir ſelbſt in perſönlicher Beziehung auf mich und dieſes gegenwärtige Unternehmen ſehr gelegen, um in keiner Weiſe mißverſtanden zu werden. Nachdem ich jene drey Kategorien des erhöhten Bewußtſeyns und innern Lebens, Glauben, Hoffnung und Liebe, zugleich auch ſchon als die weſentlichen Elemente und erſten Grundlagen alles höhern Denkens und Wiſſens, inſofern dieſes das Leben zum Gegenſtande und Inhalt haben, auf dem Leben beruhen, und ſelbſt aus dem Leben hervorgehen ſoll, anerkannt, und ausdrücklich aufgeſtellt habe, ſo würde doch nichts meiner Denkart und Geſinnung ſo ganz fremd, und ihr mehr gerade entgegengeſetzt ſeyn, als die Abſicht *mein* Syſtem des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, der Welt gewaltſam andemonſtriren, oder irgend jemand wenn auch nur ſcientifiſch aufdringen zu wollen. Ja wenn mir auch die Macht gegeben wäre, durch eine magiſche Kraft der Ueberredung und hinreißenden Rhetorik, meine Ueberzeugung zu der allgemeinen der ganzen Welt zu machen, ſo würde ich es in ſolcher Weiſe nicht wollen, und kaum wünſchen, und es wenigſtens auf dieſem Gebiete der Philoſophie nicht angemeſſen finden, und nicht für das Rechte halten können. Denn die Philoſophie kann nur eine ſelbſtgedachte, und aus einem ſelbſtgefühlten Bedürfniß frey hervorgegangne ſeyn, ſonſt iſt ſie überhaupt gar nicht vorhanden; alle Mittheilung in der Philoſophie kann daher keinen andern Zweck haben, als nur eine lebendige Anregung zum rechten und richtigen Selbſtdenken, höchſtens mit einer Hindeutung auf den gerade zum Ziel führenden Weg, zur Unterſcheidung von den nebenher laufenden Abwegen. Jeder der die Wahrheit ernſtlich ſucht, hat übrigens ſchon einen Anfang von Glauben, Hoffnung und Liebe im wiſſenſchaftlichen Sinne in ſich, in irgend einer Art oder Form; ja nicht bloß Anfang, ſondern Syſtem, wenn auch nicht in dieſer Form ausgeſprochen. Wenn es mir gelingen könnte, daß jeder, der dieſer Entwicklung einige theilnehmende Aufmerkſamkeit widmet, ſich durch dieſelbe in derjenigen Grundlage des höhern Lebens und Glaubens, die es für ihn iſt, wenigſtens hie und da befeſtigt, oder zu ſeinem höchſten Hoffnungsziele anregend erhoben, in dem was für ihn den Mittelpunkt der Liebe und des Lebens bildet, vielleicht in einigen Punkten klarer entfaltet, oder ſeine Gedanken beſtimmter geordnet fände und fühlte, dann würde mein Zweck und mein Wunſch

Freyheit nicht unmöglich macht. Sie muß gleichſam ſtreben, ſich ſelbſt überflüſſig zu machen.

Wie ſehr man die Gränzen der freyen Dichterwelt zu verkennen pflege, können auch die anmaßlichen Forderungen nach dem Begriffe und Grundſatze einer feynfeilenden correcten Richtigkeit beſtätigen. Wenn der beurtheilende Kunſt-Anatom die ſchöne Harmonie und den organiſchen Zuſammenhang eines Kunſtwerks erſt zerſtört, in eine elementariſche Maſſe auflöst und mit dieſer dann wie ein experimentirender Naturforſcher mancherley Verſuche anſtellt, aus denen er ſtolz entſcheidende Reſultate zieht; ſo täuſcht er ſich ſelbſt auf eine ſehr handgreifliche Weiſe, denn das Kunſtwerk als ſolches iſt eigentlich gar nicht mehr vorhanden. Es giebt kein Gedicht, aus welchem man auf dieſe Art nicht innre Widerſprüche herausrechnen könnte; aber innre Widerſprüche, welche nicht erſcheinen, ſchaden der künſtleriſchen Wahrheit nicht; ſie ſind poetiſch gar nicht vorhanden. Aeltere franzöſiſche und engländiſche Kunſtforſcher vorzüglich haben ihren Scharfſinn an ſolche verkehrte Spitzfindigkeiten häufig verſchwendet, und ich weiß nicht, ob ſich nicht auch bey Leſſing noch hier und da Erinnerungen an jene Manier grübleriſcher Kunſturtheile nach einem ganz unanwendbaren Begriff von correcter Vollkommenheit finden ſollten. Ueberhaupt muß man wohl, bey aller Achtung vor der Theorie, geſtehen, daß man in der Ausübung mit dem Gefühl des Kunſt-Schicklichen weiter kommt, als mit der Theorie deſſelben. Die billige Vermuthung, daß die Griechen andern Völkern an jenem Gefühl, ſo weit es die Kunſt des Schönen und den Ausdruck und Styl der Rede in dem erſten Verſuch dieſer Beſtrebung vollkommen erfüllt, und befriedigend erreicht ſeyn.

Wenn wir aber das eigentlich unbedingte und ganz abſolute Wiſſen, welches abgeſehen von dem täuſchenden Trugbilde einer durchaus falſchen, und in dieſem Gebiete gar nicht anwendbaren ſcheinbar mathematiſchen Gewißheit und Beweisform, doch immer, inſofern es ein poſitives ſeyn ſoll, auf eine Art von Allwiſſen hinaus laufen würde, Gott und der Zukunft überlaſſen, und uns darin in ſo weit beſcheiden und für den menſchlichen Standpunkt des wirklichen Lebens, in den uns hier vorgezeichneten Gränzen, auf eine allmählige von Stufe zu Stufe immer höher fortſchreitende Annäherung zu der vollkommnen Wahrheit, wie ſie in Gott iſt, begnügen müſſen; ſo läßt ſich gleichwohl auch in dieſen Gränzen eine Idee der Wiſſenſchaft aufſtellen, die nicht bloß eine ſichere Grundlage der feſten Gewißheit, wie ſie für das Leben vollkommen hinreicht, in ſich enthält, ſondern auch einen freyen Spielraum offen läßt, für die weitere Entwicklung alles wahren Denkens und Wiſſens, in der weiteſten Ausdehnung aller ächt geiſtigen Hoffnungen und reinen Wünſche der höhern Art, und auf keine Weiſe ſo ſehr engen irdiſchen Schranken unterliegt; und die auf dem ſichern Boden der Erfahrung ruhend, auch von dem Zweifel, wie ſehr er auch in aller ſeiner Schärfe, auf die höchſte Spitze getrieben, und ins Unendliche ausgedehnt werden mag, wenig berührt, und nicht weſentlich verletzt oder untergraben werden kann. Ich nannte es eine Idee der Wiſſenſchaft, nicht aber einen Begriff, wie beym Bewußtſeyn: denn dieſes letzte iſt uns in der innern Erfahrung und Selbſtbeobachtung vollſtändig gegeben, und es kommt alſo nur darauf an, es in einem wohlgeordneten, und das Ganze umfaſſenden Begriff, eben ſo vollſtändig als es in der Wirklichkeit iſt, aufzuſtellen, oder im Umriſſe bezeichnend nachzubilden. Von der Wiſſenſchaft aber läßt ſich nur eine Idee geben, nämlich als Richtſchnur, wie ſie erreicht werden kann und ſoll, und inwiefern, und inſoweit, und in welcher Weiſe ſie wirklich erreichbar iſt; welche Idee und Richtſchnur auf dem Wege zu dem geſuchten Wiſſen, ſelbſt nur aus der höchſten und göttlichen Idee, welches die ewige Wahrheit ſelbſt iſt, hergeleitet, und in der erſten Quelle nur von dort aus geſchöpft ſeyn kann. Und dieſe Idee der Wiſſenſchaft iſt nebſt dem früherhin aufgeſtellten, vollſtändigen Begriff des Bewußtſeyns, und nach dieſem nun der zweyte Schritt, das andre Reſultat, die zunächſtfolgende Stufe in dem Gange dieſer ganzen Gedanken-Entwicklung. Jene auf die Wiſſenſchaft als eine zu erreichen mögliche, und auch wirklich erreichbare, hinzeigende, und uns auch in der That zu ihr hinführende Idee derſelben, beruht nun erſtens darauf, daß wir die uns gegebne Wahrheit allmählig immer beſſer verſtehen lernen, und daß wir auch dazu im Stande ſind, und es gewiß können, ſobald wir es nur wirklich und ausdauernd wollen. Wie ließe ſich auch wohl ſo ganz im Allgemeinen bezweifeln, daß wir die gegebne Wahrheit zu verſtehen überhaupt nicht unfähig ſind, da dieſes ſchon mit in dem Gegebenſeyn liegt, wenn gleich in einem ſehr beſchränkten Maße, und das bloße Erfaſſen des Gegebnen ſchon der Anfang eines wenn auch noch ſo unvollkommnen Verſtehens iſt? Zweytens aber beruht die Idee der wirklich erreichbaren Wiſſenſchaft darauf, daß wir den Irrthum, der ganz auf unſerm Boden gewachſen iſt, als ſolchen zu erkennen, und uns eben dadurch von ihm, wenigſtens von ſeiner unbedingten Oberherrſchaft, und tyranniſchen Allgewalt, wenn auch nicht von aller und jeder möglichen noch zurückbleibenden Einwirkung deſſelben, zu befreyen im Stande ſind. Denn da wir in dieſem Gebiete unſers Irrthums ſelbſt einheimiſch ſind, ſo hindert nichts daß wir daſſelbe vollſtändig überſchauen, und nach allen ſeinen innern Untiefen genau ausmeſſen können. Dieſe Forderung, ſo wie die Möglichkeit ihrer Erfüllung liegt im Grunde ſchon in dem alten griechiſchen Spruche: „Erkenne dich ſelbſt,“ — nach einem mehr wiſſenſchaftlichen Sinne ſeiner Bedeutung; an welcher Möglichkeit auch weiter kein Grund zu zweifeln vorhanden iſt; ſobald nur ein ſichrer Standort, gleichſam als der feſte Punkt des Archimedes, außer uns, wenn man ſo ſagen darf, außer unſerm gewöhnlichen Bewußtſeyn und Zuſtande für uns gefunden iſt; dieſer iſt aber in der gegebnen höhern Wahrheit wirklich gefunden, und ſchon mit ihr zugleich gegeben. Daß das Erkennen des Irrthums, als ſolchen, wodurch wir alsdann zugleich von ihm befreyt werden, möglich ſey, wird ſich am beſten in der wirklichen Ausführung, und durch dieſelbe bewähren laſſen, wenn wir nämlich den in dem ganzen Gebiete des jetzigen herabgeſunknen, zerſplitterten Bewußtſeyns einer jeden Grundkraft eigenthümlich anhängenden, weſentlich wiſſenſchaftlichen Irrthum, oder wenigſtens den in ihr tief wurzelnden Hang dazu, vollſtändig nachweiſen; was auf dem höhern Standpunkte des in Gott harmoniſch wieder vereinigten Bewußtſeyns ſehr wohl geſchehen kann. Wenn nun gleich nach dieſem ganzen Standpunkte eigentlich angeborne Ideen, wie ſchon früher bemerkt wurde, nicht wohl angenommen und zugegeben werden können, wenigſtens nicht in dem ganz buchſtäblichen und gewöhnlichen Sinne; ſo könnte man doch wohl, und faſt noch eher angeborne Irrthümer, in jenem zerſplitterten Bewußtſeyn nämlich, und für den herabgeſunknen Zuſtand deſſelben, annehmen; freylich auch nicht als unabwendbar blinde Nothwendigkeit, ſondern nur als falſchen Hang, als eine zur andern Natur gewordne böſe Gewohnheit, und nur als urſprünglich erſcheinende Unvollkommenheit; die zum Theil als eine ſolche in den Täuſchungen der Einbildungskraft, den Schranken der Vernunft, den möglichen Verirrungen des Verſtandes, ſchon oft anerkannt worden iſt, nur nicht vollſtändig genug, und nicht genug im Ganzen, und eben daher auch nicht hinreichend erklärend. Der Begriff ſelbſt aber von den dem menſchlichen Denkvermögen angebornen wiſſenſchaftlichen Irrthümern iſt gerade eben ſo zu nehmen, wie man die ſittliche Schwäche und Fehlerhaftigkeit des Menſchen, ſo wie er jetzt iſt, als eine ihm und dem ganzen Geſchlecht erblich-eigenthümliche, und von einem auf den andern forterbende betrachtet. Dem Erkennen des Irrthums als eines ſolchen, ſteht gegenüber die Anerkennung der Wahrheit, nämlich der höhern, göttlich gegebnen, als ſolcher, welche Anerkennung der Wahrheit eigentlich den feſten Punkt der innern Gewißheit in allem Wiſſen bildet. Und hier könnte nun die Frage entſtehen, wie kann der Menſch eine Wahrheit, die ihm doch gegeben ſeyn ſoll, anerkennen, und ſich ſo gleichſam zum Beurtheiler und Herrn darüber machen? Oder wie mag er gleichſam wieder erkennen, was ihm doch erſt gegeben wird, und er alſo vorher nicht hatte? — In dieſer letzten Hinſicht verhält es ſich gerade ſo damit, wie mit den angebornen Ideen, die nur nicht buchſtäblich nach genommen und recht verſtanden bildet daher das mathematiſche Wiſſen wohl keine Ausnahme von dem allgemeinen Grundſatz, daß alles Wiſſen auf der Erfahrung, auf jener dreyfachen, der innern, äußern, höhern Wahrnehmung beruht, und iſt eben daher nicht ſo ſehr ein der Art, als nur dem Grade nach von allen andern Erfahrungswiſſenſchaften größtentheils verſchiedenes Wiſſen; wobey dann auch nicht zu vergeſſen iſt, daß in ſo vielen Fällen der Anwendung des mathematiſchen Wiſſens im wirklichen Leben und in der Naturkunde, dasſelbe nicht ſowohl ein materielles Wiſſen, als vielmehr nur ein Organ und das Werkzeug zur Erhebung und weitern Verarbeitung eines ſolchen iſt. Nach einem höhern naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte iſt die Mathematik ja überhaupt nichts anderes als der bloße Grundriß und Gliederbau der ganzen Structur und des innern Skeletts in dem geſammten Naturkörper, oder vielmehr die verhüllte Sprachregel in jener wundervollen Offenbarungsſprache des ſonſt verborgnen, und hier ans Licht getretnen Daſeyns, die wir Natur nennen; die innere Grammatik und höhere Symbolik derſelben.

Man hat den, jedem Denker ſo leicht fühlbaren, und immer wenigſtens als möglich erkannten Mißbrauch der Vernunft, von der richtigen Anwendung dieſes weſentlichen Grundvermögens der menſchlichen Denkkraft in den natürlichen und rechten Gränzen dadurch hinreichend zu unterſcheiden, und ſicherer abwehren zu können geglaubt, daß man alle dem Menſchen geſtattete und erreichbare Erkenntniß und Gewißheit auf die Sinnenwelt beſchränken, im überſinnlichen Gebiete aber, als über dieſe Gränzen hinausgehend, der Vernunft alles Urtheil, und dem Menſchen überhaupt alles Wiſſen abſprach. Das letzte kann um ſo weniger Statt finden, da wenn alles Wiſſen ein mitgetheiltes iſt, ſich hier das Maß und die Gränzen nicht im voraus beſtimmen laſſen, noch auch von dem Menſchen abhängen, ſondern es allein auf Denjenigen ankommt, von dem alles ausgegangen iſt, und der urſprünglich alles mittheilt und mitgetheilt hat, was er einem jeden ſeiner erſchaffnen Weſen mittheilen und zutheilen, oder überhaupt auferlegen will. Jene Mittheilung und Offenbarung aber einmahl zugegeben und angenommen, auf welcher alle Religion und Wiſſenſchaft derſelben beruht, darf die Vernunft keinesweges von dieſem überſinnlichen Gebiet, und von der mitwirkenden Bearbeitung desſelben, und einer freylich durchaus nur bedingten Beurtheilung darin ausgeſchloſſen werden; vielmehr findet, ſobald nur die erſte Grundlage eines wahrhaft Wirklichen auch in dieſer höhern Region einmahl gegeben, anerkannt und geſichert iſt, die Anwendung und der Gebrauch der Vernunft hier ſo gut Statt, als in dem Gebiete der Sinnenwelt, und einer andern ganz auf dieſe gerichteten oder beſchränkten Erfahrungswiſſenſchaft. Was hiemit gemeint, und wie es zu verſtehen ſey, wird vollkommen deutlich ſeyn und keinem Mißverſtand oder Zweifel mehr unterliegen können, wenn ich hinzufüge, daß zwar die Theologie, ſo wenig wie die Religion, wenn nicht ihr innerſtes und eigentliches Weſen vernichtet, und der Begriff ſelbſt ganz aufgehoben werden ſoll, jemahls aus der Vernunft allein geſchöpft oder ganz auf dieſe gegründet werden kann; daß aber demungeachtet nicht nur ganz möglich, ſondern auch ſehr wünſchenswerth ſey, daß die Theologie in der Anwendung oder Behandlungsweiſe, eine in dieſer Hinſicht, und in dieſem Sinne durchaus vernünftige ſey und immer bleiben möge; nicht nur um eine verderbliche Verwirrung der Begriffe, und aller Arten von ſchwärmendem Mißverſtand, ſondern auch um unnütze Streitſucht, und liebloſe Gehäſſigkeit und Unvernunft abzuwehren, und den Geiſt der Liebe und einer höhern Eintracht ſtets aufrecht zu erhalten, und wie oft er auch angegriffen oder verletzt werden mag, immer von neuem wieder in Erinnerung zu bringen.

Die Anwendung und äußere Form alles Wiſſens kann und ſoll alſo überhaupt, und ganz im Allgemeinen genommen, eine vernünftige ſeyn, nicht aber der Inhalt von ihr abhängend, oder gar gegeben ſeyn. Da, wo ſie auch dieſen ſelbſt hervorbringen will, entſteht eben jenes metaphyſiſche Trugbild des unbedingten Seyns, und des unbedingten Wiſſens, oder der falſche Vernunftſchein von der identiſchen Zweyheit und innern Einerleyheit des nothwendigen Seyns und des nothwendigen Denkens, als den zwey unzertrennlich verknüpften Arten oder Formen des Einen ewigen Weſens, welches den Urgrund alles Daſeyns wie des Bewußtſeyns, über beyden ſtehend in ſich enthält; womit alſo der Begriff von einer perſönlichen Gottheit, über welcher ſich jene Vernunft-Einbildung weit erhaben dünkt, natürlich ganz wegfallen muß; — und dieſe aller Wahrheit tödtliche urſprüngliche Vernunft-Einbildung iſt freylich nirgend mit ſolcher Conſequenz durchgeführt, mit ſolcher Meiſterſchaft wiſſenſchaftlich dargeſtellt und entwickelt, als in dem Syſtem des Spinoſa; — und eben deßwegen ſuchte ich einen allgemeinen Begriff davon ſchon im voraus mit hinzuſtellen oder in Erinnerung zu bringen. Es iſt übrigens in dieſer Weltanſicht von dem zweyerley parallel neben einander herlaufenden nothwendigen Nichts, doch niemahls eine allgemeine Uebereinſtimmung wirklich erreicht worden, noch hat irgend ein Syſtem oder neue Form deſſelben eine allgemeine Anerkennung finden können. Jeder Meiſter der mathematiſchen Gewißheit in dieſer methodiſchen Verneinung des ſyſtematiſchen Nichts ſucht vielmehr den Grund und die Urſache von der tief innerlichen, und bis in die verborgenſten Winkel und Faſern dieſer Anſicht ihr weſentlich einverwebten vollendeten Unverſtändlichkeit, in der beſondern Beſchaffenheit, und der individuellen Mangelhaftigkeit des unmittelbar vorhergehenden, oder zunächſt dicht neben ihm ſtehenden Syſtems, und findet ſich daher berufen, mit irgend einer etwas veränderten Wendung und Gedankenſtellung, oder neuen Form und Methode des alten Irrthums, als erſter Erfinder und Stifter der ſo eben erſt ganz neu fabrizirten Wahrheit aufzutreten, während es im Grunde immer eine und dieſelbe Täuſchung des leeren Vernunftſcheins einer bloß logiſchen Nothwendigkeit iſt, welche dem alten zur Unterlage dient, und wie oft auch der Ausdruck und das äußere Kleid in dem Laufe ſo vieler Jahrhunderte gewechſelt worden ſeyn mag, der Irrthum ſelbſt von dieſer Seite wenigſtens, als identiſch anerkannt werden muß, und immer derſelbe geblieben iſt. — Wird nun die nothwendige Uebereinſtimmung der zwey parallel neben einander herlaufenden Welten des objektiven Daſeyns und des ſubjektiven Bewußtſeyns, ſo wie nach dem Gedanken von Leibnitz als eine vorherbeſtimmte Harmonie betrachtet, und als ſolche erklärend von Gott hergeleitet, ſo wird durch dieſe ſcheinbare Anerkennung der in der ganzen Schöpfung Alles lenkenden ſouveränen Hand der Allmacht, eigentlich doch nur die äußere Form gerettet, während es im Grunde wieder nur der todte Mechanismus einer innern blinden Nothwendigkeit bleibt, vermittelſt deſſen die beyden von dem oberſten Künſtler gleichlautend geſtellten Uhren, die an ſich ſonſt in gar keiner Berührung ſtehen, nun ſo übereinſtimmend ablaufen; was auch weiter zu keinem eigentlichen Aufſchluß, oder ſonſt irgend befriedigendem Reſultate führt. Ganz anders erſcheint und zeigt ſich die innere Einheit, die aber keine Einerleyheit bildet, die lebendige Harmonie, die aber keine vorherbeſtimmte iſt, zwiſchen der äußern Sinnenwelt und Natur, und der innern Gedankenwelt des Bewußtſeyns, auf dem Standpunkte des Lebens, und einer von dieſem Standpunkte und dem Leben ſelbſt ausgehenden Philoſophie; denn nach dieſem iſt Alles auch in der äußern Wirklichkeit des körperlichen Daſeyns eigentlich belebt, innerlich beſeelt und ſelbſt lebendig. In jedem Falle aber bildet hier das Leben die gemeinſame Quelle des Urſprungs, aus welcher beyde hervorgehen, das materielle Daſeyn, wie das innere Denken, Leben oder Bewußtſeyn; und in dieſem Einen gemeinſamen Begriff des Lebens treffen auch das Daſeyn wie das Bewußtſeyn wieder zuſammen, und verſchmelzen in einander. Der ganze Gegenſatz als ſolcher fällt durchaus weg; was davon als wirklich übrig bleibt, ſind bloß Grade des Unterſchiedes, Stufen des Uebergangs, ein Wechſel von einem Zuſtande und dem andern, wie der zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Schlaf und Wachen. Was wir Daſeyn nennen, iſt nur die ſichtbare Erſcheinung eines Gedankens, der äußere Ausdruck, die körperliche Geſtaltung eines innern Lebens; und wenn uns dieſes innere, verborgne Leben der Natur gegen das vollkommne, klare und freye Menſchenbewußtſeyn, oder auch gegen ein anderes noch reineres und geiſtig ganz freyes der höhern Weſen gehalten, als ein mehr bewußtloſes erſcheint, ſo iſt es doch nicht ganz, nicht für immer, wenigſtens nicht als ein urſprünglich ſolches zu betrachten, ſondern mehr nur wie ein in Schlummer, und einen traumähnlichen Zuſtand dahin geſunkenes, im Scheintodt erſtarrtes, und wenn auch im wirklichen, aber doch noch nicht dem ewigen Tode, erloſchnes Leben und Bewußtſeyn zu verſtehen und zu erklären; ſo daß es alſo auch von der andern Seite als ein in der Wiedererweckung eben erſt anfangendes noch nicht vollſtändig erwachtes genommen werden kann. Und wird denn nicht auch in dem vollkommnen Menſchenbewußtſeyn ein eben ſolcher oder doch ganz ähnlicher Wechſel wahrgenommen und gefunden zwiſchen Schlafen und Wachen, Träumen und Denken, Vergeſſen und Erinnern, dem klaren Verſtehen, Begreifen und Erkennen, und der Nacht der Irrthümer, dem unauflöslichen Dunkel der unter ſich ſtreitenden, und ſich leidenſchaftlich verwirrenden Gedanken? Es iſt da nirgend eine ſolche unüberſteigliche Scheidewand, oder gänzliche Abſonderung, ſondern überall giebt es Berührungspunkte und Stufen des Ueberganges in Menge, die leicht nachgewieſen werden könnten, aus dem Gebiet und Zuſtande des Lebens und wachen Bewußtſeyns, in den andern des Schlafes, oder der anſcheinenden gänzlichen Erſtarrung. Streng und genau genommen aber giebt es nach jenem Standpunkte des Lebens eigentlich keinen Tod, ſondern nur einen Wechſel des Lebens und ſeiner vorübergehenden Formen, wiewohl auch ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande nicht alle dieſe als durchaus vorübereingeht, wohl gleich kommen, wo nicht gar etwas überlegen geweſen ſeyn möchten, muß uns im Tadeln wenigſtens ſehr vorſichtig machen.

Eben ſo Unrecht hat die Kunſtparthey von der correcten Seite, wenn ſie nach ihrem Princip von Kunſt und Darſtellung, ohne Rückſicht auf die eigentliche Schönheit, nur eine vollendete Künſtlichkeit und im Grunde unmögliche d. h. ganz unkünſtleriſch erdachte Kunſtvollkommenheit fordern; oder wenn ſie beſchränkte, aber nicht unnatürlich gemiſchte, ſondern urſprünglich ächte, und in ihrer beſchränkten Richtung vollendete Dichtungsarten ſchlechthin tadeln. Die Kunſt iſt nur das Mittel und Werkzeug der Schönheit, und jede natürliche Dichtart, in welcher dieſer Zweck, wenn gleich nur unter gewiſſen Schranken, erreicht werden kann, iſt an ihrer Stelle zweckmäßig. In der Stufe der Kunſtwürde, ſo wie an Tiefe, Hoheit und dem Umfang in der Wirkungsweiſe und dem gegebnen Spielraum, findet freylich unter den ächten Dichtarten ein ſehr großer Unterſchied Statt; aber nur die widernatürlichen Miſchungen, und die unreifen Arten, wenn ſie aus der Schwäche des Künſtlers entſpringen, und nicht in dem nothwendigen Stufengange der Bildung gegründet ſind, verdienen unbedingten Tadel.

Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie ſehr man gegen die unmerklichen aber mächtigen Einflüſſe der ſubjectiven Denkart und gewohnten Anſicht auf Kunſturtheile auf der Hut ſeyn müſſe, geben auch die gewöhnlichen Einwürfe gegen die Dichterſprüche und vorzüglich gegen die Behandlung des Schickſals in dem attiſchen Trauerſpiele. Die wiſſenſchaftliche Bildung der Griechen war im Ganzen noch weit gebend betrachtet werden können. Es giebt keinen Tod in der Natur, d. h. der Tod iſt nichts weſentlich Urſprüngliches; er iſt erſt ſpäter und zufällig in die Schöpfung hineingekommen. Und beſonders auch für den Menſchen bildet die Unſterblichkeit der Seele, und der Begriff derſelben, nicht ſowohl einen Glaubensartikel der höhern Hoffnung, als ein augenſcheinliches Faktum der Natur, eine Thatſache der nicht zu bezweifelnden, überall uns laut entgegen tretenden Geſchichte. Dieſe Vorausſetzung des wirklichen Lebens in allem Daſeyn, die man wohl die einzige erlaubte Gefühls-Hypotheſe der lebendigen Wahrheit nennen könnte, iſt ein nach dem innern Menſchengefühl urſprünglich bey allen Völkern der Erde beſtehender allgemeiner Naturglaube der älteſten Zeit und des ganzen Alterthums geweſen; bis erſt ſpäterhin der einſeitige Scharfſinn eines künſtlich entwickelten Wiſſens dieſe grelle Sonderung zwiſchen dem Seyn und dem Denken, und eben damit die Ertödtung des einen wie des andern hervorgebracht und zur Folge gehabt hat; und nachdem das Daſeyn und das Bewußtſeyn einmahl von ihrer gemeinſamen Lebenswurzel abgetrennt, und auseinander geriſſen waren, trat alsdann um die große Lücke auszufüllen, der täuſchende Vernunftſchein einer unauflöslichen Schickſalsverkettung und nothwendigen Vorherbeſtimmung aller Dinge an die leer gebliebene Stelle des ehemahligen Lebens. (†)

Neunte Vorleſung.

Unter den mannichfach veränderten Formen und neuen Wendungen, in welchen das Vernunft-Syſtem des unbedingten Wiſſens und des nothwendigen Daſeyns aufgeſtellt zu werden pflegt, findet ſich zu Zeiten auch eine oder die andere, worin die erſte Grundlage des Ganzen, nicht ſo ganz in der mathematiſchen Beweisform, wie alles Nachfolgende aufgeſtellt, ſondern die Vernunft, als das Vermögen der Ichheit ausdrücklich als innere Thatſache des Bewußtſeyns erklärt wird; ſcheinbar alſo ganz auf dieſelbe Weiſe, wie auch in der vom Standpunkte des Lebens und vom Leben ſelbſt ausgehenden Philoſophie, die Theorie des Bewußtſeyns, oder die Entwicklung des Begriffs deſſelben, mit irgend einem ſolchen innern Denkfaktum, als dem Erſten in der Erfahrung von innen Gegebnen ihren Anfang nimmt. Ob aber jene Behauptung in einem Syſteme des Vernunftwiſſens bloß ſcheinbar oder wirklich ernſtlich gemeint ſey, in welchem Falle dann die ganze Philoſophie überhaupt für eine Erfahrungswiſſenſchaft angeſehen und als ſolche erklärt werden müßte, das zeigt ſich bald an der weitern Folge und Entwicklung des ganzen Syſtems und wird ſich an einigen ſehr es wohl von jeher anerkannt und im Grunde bey den tiefer Nachdenkenden nie ganz verkannt worden, wie das wahre Wiſſen eben darin beſteht, daß man die Dinge ſo erkennt, nicht wie ſie äußerlich erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind; und dieſe innere Weſenheit der Dinge wird von demjenigen begriffen oder verſtanden, der ſie ſo wahrnimmt, wie ſie aus Gott hervorgegangen ſind, wie ſie in Gott beſtehen, und wie ſie vor Ihm und ſeinem allwiſſenden Auge ſtehen und von Ihm geſehen werden. Was wäre denn nun das wahre Wiſſen, wenn ein ſolches dem Menſchen möglich wäre? Das Daſeyn Eines lebendigen Gottes einmahl vorausgeſetzt, — und wie könnte ohne dieſe allgemeine, urſprüngliche und ewige Vorausſetzung von einem Wiſſen und einer Wahrheit überhaupt noch irgend die Rede oder auch nur die Frage ſeyn? — ſo liegt in jener Vorausſetzung zugleich die der Allgegenwart Gottes, in welchem alle wirklichen Dinge leben, weben und ſind, obgleich dieſe nicht ſichtbar erſcheint, und dem äußern Auge verborgen bleibt. So wäre alſo das wahre Wiſſen, wenn man es ſo ausdrücken darf, ein Herausfühlen der latenten Allgegenwart Gottes aus den Gegenſtänden, wodurch zugleich das innere wahre Weſen derſelben ergriffen wird. Der erſte Anfang von dieſem geiſtigen Herausfühlen der verborgenen Wahrheit dürfte, wenn man die Stufen der innern Entwicklung dabey unterſcheiden will, als ein Wahrnehmen bezeichnet werden, nur noch wie von außen und mehr von ferne; die zweyte Stufe wäre dann ein Empfinden, nämlich das volle gewiſſe In ſich finden einer Wahrheit; und die letzte Stufe der Vollendung wäre das geiſtige Anſchauen, wenn es auch nach der menſchlichen Beſchränkung nur ein indirektes, darum aber nicht minder innerlich eindringendes, bleibt, wo das, deſſen wir erſt in uns gewiß geworden ſind, nun auch äußerlich vollkommen hervortritt, und auch weiter mittheilbar werden kann. Und allerdings bildet auch für dieſe Philoſophie des innern und höhern Lebens, welche das rechte und richtige Verſtändniß deſſelben aufſchließen oder enthüllen ſoll, nach der erſten Stufe, welche den vollſtändigen Begriff des Bewußtſeyns zum Grunde legte, und nach der zweyten, in welcher die Idee der Wiſſenſchaft entwickelt wird, dieſe Anſchauung der Wahrheit nun die dritte Stufe und zugleich das Ziel oder den Schluß und die Vollendung des Ganzen. Um aber zu begreifen, wie eine ſolche anſchauende Erkenntniß möglich ſey, dürfen wir uns nur erinnern, wie nicht wir es ſind, die ſich zu der göttlichen Idee erheben, ſondern es vielmehr dieſe iſt, welche uns ergreift, und mitgetheilt wird und in uns wirkt. — Die vernichtenden Angriffe des Zweifels können wohl gegen ein unbedingtes Vernunftwiſſen mit Erfolg gerichtet ſeyn, wo dieſe den innern Widerſtreit hervorhebende Einwirkung oder Gegenwirkung im Grunde wünſchenswerth und heilſam iſt, um den falſchen Schein der eingebildeten Nothwendigkeit zu zerſtören. An der wirklichen Erfahrung aber gleiten alle Zweifel ab und verſchwinden völlig, ſo wie das zu früh oder zu nah und zu eng geſteckte Ziel der behaupteten oder geglaubten Unmöglichkeit durch die That überſchritten iſt. Sehr oft iſt es ſchon geſchehen, daß auch in den andern Erfahrungswiſſenſchaften, was man früher nicht bloß bezweifelt, ſondern für faſt unglaublich, ja für völlig unmöglich gehalten und erklärt hatte, hinterdrein ganz unerwartet doch als wirkliche Thatſache bewährt und als unläugbar gewiß allgemein anerkannt ward. Wie vieles iſt nicht auch in den Naturerſcheinungen wunderbar zu nennen oder gränzt faſt an das Wunderbare, und macht wenigſtens dieſen Eindruck auf unſern Verſtand und bisherigen gewohnten Verſtandeskreis? Nach dem Standpunkte der Offenbarung dürfte es überhaupt ſchwer ſeyn, zwiſchen dem, was man in dem gewöhnlichen Sinne natürlich oder übernatürlich nennt, oder auch ſonſt ſo genannt hat, eine ſtrenge Gränzlinie zu ziehen und eine unüberſteigliche Scheidewand feſtzuſtellen. Und wenn alle höhere Wahrheit nur eine mitgetheilte iſt, und nicht anders als eine ſolche ſeyn kann; wer will denn auch hier die Gränze oder das Maß beſtimmen und dem Mittheilenden ſelbſt ſein Ziel ſetzen? Wenn einmahl auch in der Philoſophie die Wiſſenſchaft und Wahrheit eine wirklich mitgetheilte wäre, und als ſolche verſtanden oder genommen und anerkannt; ſo würde man dieß wohl in Erfahrung bringen, ſobald man nur aus der rechten Quelle ſchöpfen, und die Philoſophie wirklich ganz als höhere Erfahrungswiſſenſchaft nehmen und auch ſo behandeln wollte. Um aber zu zeigen, wie ſelbſt nach dieſem Standpunkte der mitgetheilten Wiſſenſchaft und daß alle höhere Erkenntniß nur eine ſolche ſey und ſeyn könne, — der Menſch nicht etwa nur ſo gerade zu in die Fülle der göttlichen Geheimniſſe hineingreifen und damit nach eigner Willkür ſchalten und walten könne; ſondern wie die Entwicklung der Wahrheit im menſchlichen Gemüthe immer ſo ganz allmählig nur ſtufenweiſe und Schritt vor Schritt vor ſich geht; wie äußerſt langſam, auch wenn der volle Anfang und die feſte Grundlage wirklich ſchon gefunden oder vielmehr gegeben iſt, die innere Behandlung und äußere Anwendung der wahren Wiſſenſchaft ſich ferner entfaltet; wie vieles auch hier noch zu überwinden und zu verbeſſern, oder auch nochmahls zu durchdenken und zu überlegen übrig bleibt; und wie auch da noch oft ein faſt unmerkliches letztes Hinderniß eintritt, oder ein neuer Aufſchub der gewiſſenhaften Beſorgniß; habe ich noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Ich werde dabey nicht etwa verfahren, wie ich früherhin in den erſten Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeyns die Anlage zu der möglichen Verirrung bey jeder derſelben in ihrer ganzen Größe nachzuweiſen ſuchte, ſondern vielmehr die regſte Empfänglichkeit der Wahrheit liebenden Seele, oder die größte Thätigkeit und Kraft des Wiſſenſchaft ſuchenden und erkennenden Geiſtes, den reinſten Willen bey der glücklichen Anlage in einem durchaus ſchon gereinigten, neu belebten und erhöhten Bewußtſeyn vorausſetzen. Es findet ſich nicht ſelten auch in den edelſten Gemüthern bey einem offnen Sinn, einer innern Regſamkeit der gefühlvollen Seele für die höhere Wahrheit daneben noch eine geheime Scheu und innere Bangigkeit vor dieſer, die uns auch weiter nicht Wunder nehmen darf; es iſt nicht ſowohl die letzte Täuſchung, als vielmehr nur die dünne Scheidewand zwiſchen dem erſten neuen Eindruck und dem gewohnten Selbſt, da uns freylich jede Einwirkung der höhern Wahrheit aus dieſem innern Gefühlskreiſe merklich wegzieht, oft auch etwas ſchmerzlich herausreißt; daher denn noch wohl dieſe leiſe Gegenwehr, welche mit der zarteſten Schonung behandelt werden muß, der vollkommenen Annäherung und der völligen Vereinigung vorangeht. Oder nehmen wir einen Geiſt an, der wirklich im Beſitz eines umfaſſenden höhern Wiſſens wäre; und gewiß wird er nicht ohne manche Kühnheit im lebendigen Denken dahin gelangt ſeyn, ohne welche ohnehin nichts wahrhaft Gutes und Schönes in keinem Gebiet, noch weniger etwas Großes jemahls erreicht wird oder erreicht werden kann; und daſſelbe gilt auch vom Ausdruck, da der kühne Gedanke natürlich auch eine kühne Sprache erfordert und mit ſich führt. Wo ſoll er nun aber das Maß und die Schranke, den Leitfaden und die Sicherung vor ſeiner eigenen Kühnheit, wenn man ſo ſagen darf, ſuchen und finden, wenn dieſe auch wirklich aus der innigſten Liebe zur Wahrheit, aus der reinſten Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, hervorgeht oder hervorgegangen iſt? Von allen Seiten tritt ihm die Gefahr der Verirrung oder des Mißbrauchs, ja ſelbſt die höhere Verantwortung entgegen und erfüllt ihn mit Beſorgniß und Zurückhaltung. Man hat ſich wohl die Vorausſetzung erlaubt oder gleichnißweiſe erdichtet, daß wenn einem Menſchen die volle Wahrheit, — und da ſich auf dem Standpunkte des mitgetheilten Wiſſens eigentlich keine allgemeine Gränze im voraus ziehen und feſtſetzen läßt, ſo will ich kühn hinzuſetzen, alle Wahrheit im Himmel und auf Erden — anvertraut und in die Hand gegeben wäre; dieſen alsdann vielleicht doch eine große Ungewißheit, Furcht und Zweifel befallen würden, ob er die Hand mit einem Mahle ganz öffnen, ob er ſie Anfangs nur halb aufthun, oder ob er ſie vielleicht auf eine Zeitlang wenigſtens noch wieder zuſchließen ſolle. Wenn wir aber auch von dieſer über alles menſchliche Maß hinausgehenden Fiction ganz wegſehen; ſo bleibt uns für die darin liegende und nothwendige Allmähligkeit und heilſame Langſamkeit oder doch Verzögerung in allem menſchlichen Wiſſen und in der Entwicklung deſſelben, in den Gränzen der Philoſophie ſelbſt und im innern Umkreiſe des Bewußtſeyns, nur der Begriff von einem logiſchen Gewiſſen übrig, als einer nothwendigen Eigenſchaft des wahren Denkers, um ihn vor jedem innern oder äußern Fehltritt zu bewahren. Daß es ein ſolches logiſches Gewiſſen, wenn man es ſo nennen darf, ganz abgeſehen von allen moraliſchen Verhältniſſen, äußern Pflichten oder Abſichten, wirklich giebt und geben kann oder ſollte, das iſt wohl einleuchtend; es iſt darunter nur eben jenes behutſame Abmeſſen und Abwägen aller Gedanken nicht nur, ſondern auch aller Ausdrücke und jedes Wortes gemeint und verſtanden, und ſoll jener Ausdruck auch nur dazu dienen, um die hohe Wichtigkeit dieſes innern ſcientifiſchen Zartgefühls für die wiſſenſchaftliche Wahrheit recht anſchaulich hervorzuheben, und die Stelle im Bewußtſeyn anzudeuten, wo daſſelbe eigentlich ſeinen Sitz haben und von welchem Grunde aus es ſeinen Urſprung nehmen muß. Mir würde wenigſtens die noch ſo bewundernswerthe genialiſche Kühnheit eines großen Denkers allein wenig Vertrauen einflößen, wo ich nicht auch jenes andere, eben ſo weſentliche Element der ſorgſamen Allmähligkeit jenem erſten beygemiſcht oder zugegeben und mit demſelben harmoniſch vereinigt ſähe. Im Weſentlichen und in einer etwas andern Form und Stellung haben auch die Griechen jenen Begriff von einem logiſchen Gewiſſen in ihrer Philoſophie wohl gekannt und gehabt; da er zum Theil ſchon in der urſprünglichen Bedeutung dieſes Wortes liegt, — welches die uneigennützige Liebe und das reine Streben nach der Weisheit und wiſſenſchaftlichen Wahrheit bezeichnen ſoll und alſo von ihnen erklärt wird. Noch deutlicher geht es aber durch den Gegenſatz oder den jenem Begriff entgegenſtehenden Begriff eines Sophiſten hervor, worunter ſie das gemeine Weisheitsgewerbe oder auch einen eigennützigen und gewiſſenloſen Mißbrauch der wiſſenſchaftlichen Wahrheit verſtanden, nach dem eignen Sinn und Vortheil, andern egoiſtiſchen Nebenzwecken und Leidenſchaften, oder auch bloß des eitlen Ruhmes wegen; welches alles ſie als eine vollendete Nichtswürdigkeit entſchieden verwarfen, und es wäre wohl zu wünſchen, daß auch wir uns manchmahl dieſe ſittliche Strenge der Alten, in ihrem Begriff und Urtheil von der höhern Wahrheit und der Behandlung dieſes Heiligthums der wahren Wiſſenſchaft, wie ſie es als ein ſolches erkannten und verehrten, wieder ins Gedächtniß zurückrufen und auch für unſere Zeit in Anwendung bringen wollten.

Zehnte Vorleſung.

Wenn wir etwas Wirkliches in Gedanken erfaſſen, ſo enthält dieſes Denken des Wirklichen allemahl auch ein Wiſſen in ſich, weil es kein leeres Denken iſt, ſondern einen wahren Inhalt hat; wie unvollſtändig dieſes Wiſſen vielleicht auch noch in Hinſicht ſeines äußern Zuſammenhanges oder ſeiner innern Entwicklung ſeyn, wie mangelhaft es im Ausdruck oder in der Form erſcheinen mag. Es müßte denn ſeyn, daß wir dieſen Gedanken, welcher die erſte Auffaſſung eines Wirklichen enthielt, ſelbſt hinterdrein durch die verkehrte weitere Behandlung, unrichtige Zergliederung, oder wie ſonſt wieder zerſtören, in Nichts auflöſen oder innerlich ertödten, ſo daß uns zuletzt durch unſre eigne Schuld, obgleich der urſprüngliche Gegenſtand unſers Gedankens ein wahrhaft wirklicher geweſen, nur eine todte nichts ſagende Wortformel übrig bleibt. Um dieſen weſentlichen Unterſchied, dieſen möglichen Abweg nun zugleich mit zu bezeichnen, müßte jene Erklärung über das innere Weſen des Wiſſens ſo abgefaßt werden: Wiſſen iſt das lebendige Denken eines Wirklichen. Der allgemeine unbeſtimmte Ausdruck Denken iſt hier der rechte und angemeſſenſte; denn dieſes umfaßt alle beſondre Arten des Wahrnehmens und Verſtehens, des hinter der unſrigen zurück, und der dramatiſche Dichter mußte mit Schonung und nur ſparſam philoſophiren, um dem Volksſinne angemeſſen und verſtändlich zu bleiben. Daher ſind die philoſophiſchen Sprüche des tragiſchen Chors ſehr oft unbeſtimmt und verworren im Ausdruck, wenn man die Sprache, die ganz dichteriſch iſt, wiſſenſchaftlich nehmen und beurtheilen wollte: ſie ſind faſt immer allbekannt und nicht ſelten ſogar grundfalſch. Gewiß ließen ſich auch durch ein ähnliches Verfahren zerſtörender Analyſe, wie ich es ſchon oben beſchrieben habe, aus manchen von ihnen ſittliche Grundirrthümer folgern, welche wenn ſie conſequent durchgeführt würden, mit der reinſten Sittlichkeit nicht verträglich ſeyn würden. Wir müſſen es hier noch einmal in Erinnerung bringen, daß alles, was nicht erſcheint, jenſeits des Kunſthorizontes gelegen ſey. Auf die Reichhaltigkeit, Richtigkeit und vollendete Beſtimmtheit des Gedankens kommt in der Dichtkunſt eigentlich gar nichts an. Der philoſophiſche Werth oder Unwerth eines ſolchen iſt von dem Grade der intellektuellen Bildung des empfangenden Subjekts abhängig, und alſo vorübergehend und verſchieden nach Zeit und Ort, und vornämlich nach der jedesmal gegebnen Stufe der geſchichtlichen Bildung. Nur die Geſinnung muß an ſich ſo erhaben und ſchön ſeyn, als die Bedingungen der künſtleriſchen Wahrheit es erlauben, und muß auch an ihrer Stelle vollkommen zweckmäßig erſcheinen. Die Rückkehr in ſich ſelbſt muß durch ein vorhergegangenes Herausgehen aus ſich ſelbſt veranlaßt werden; die Betrachtung muß in dem Gange der Handlung wohl begründet ſeyn, und ſoll, ſo weit es die Wahrheit der Darſtellung und der eigenthümliche Chadie Idee in der Geſchichte nie faktiſch werden. Man wird die „Lucinde“ auch auf verſchiedene Weiſe fortſetzen und beendigen können, ohne Frage und Antwort zu realiſiren. Es ſcheint, daß die beiden poetiſchen Objekte einen Coincidenzpunkt haben; doch ſoll man nicht ablaſſen, das Edle zu erſtreben. Ich habe in meiner Fortſetzung das Phyſiſche mit dem Moraliſchen, den Organismus der menſchlichen Natur mit der Pſychologie durch Reflection zu verbinden geſucht und dabei theilweiſe die Literärgeſchichte zu Hülfe genommen. Schlegels Perſönlichkeit, wie ſie in dem erſten Theile der Lucinde ihre Rolle ſpielen ſoll, konnte füglich auch in einem zweiten nicht ganz zurückgeſetzt werden. Bleibt das erſte Glied des Satzes als richtig ſtehen, ſo wird die Schlußfolgerung nicht umgeſtoßen werden können. Nur das habe ich etwa voraus zu bemerken, daß ich das von Schlegel eingeſtreute Allegoriſche nicht in dieſer Art fortgeſetzt habe, mehr aus Rückſicht gegen die Zeit als gegen die Form. Der Gewiſſenhaftigkeit wegen will ich noch auf eine Stelle in Schleiermacher's Briefen hindeuten, die allerdings auf einen zweiten Theil zielt und für meinen Plan wie für mein Studium zeugen mag, das ich, nicht um etwa einen egoiſtiſchen Zweck zu erreichen, mit dem Gegenſtande nach Umfang und Weſen vorgenommen habe.

„Julius ſoll alſo wohl noch nicht ſo vollendet in der Liebe dargeſtellt werden, als Lucinde? Warum ruht auf der Geſchichte ihres Werdens ein ſolcher Schleier, da doch liebende Frauen früher und unbegränzter offen ſind, als Männer. Auf ihre Lehrjahre hätte ich eine große Neugierde. Wird der zweite Theil ſie enthalten? Werde ich recht haben, daß in dieſem von dem, was den Unverſtändigen am anſtößigſten iſt, wenig vorkommen wird, aber viel frohes und freies Leben, wie es immer im Gefolge der Liebe iſt?“ —

Wie weit dieſe Gedanken mit den meinigen übereinſtimmen, hat der Vergleich zu zeigen. Wenigſtens will ich von der Kritik nicht ohne Beſonnenheit und nach keinerlei Tendenz gerichtet werden.

Hamburg, im Juli 1841.

Chriſtern.

Erſtes Buch.

Bekenntniſſe

eines Ungeſchickten.

Prolog.

Mit lächelnder Rührung überſchaut und eröffnet Petrarca die Sammlungen ſeiner ewigen Romanzen. Höflich und ſchmeichelnd redet der kluge Boccaz am Eingang und am Schluß ſeines reichen Buchs zu allen Damen. Und ſelbſt der hohe Cervantes, auch als Greis und in der Agonie, noch freundlich und voll von zartem Witz, bekleidet das bunte Schauſpiel mit dem koſtbarſten Teppich einer Vorrede, die ſelbſt ſchon ein ſchönes romantiſches Gemälde iſt.

Hebt eine herrliche Pflanze aus dem fruchtbaren mütterlichen Boden, und es wird ſich manches liebevoll daran hängen, was nur einem Kargen überflüſſig ſcheinen kann.

Aber was ſoll mein Geiſt ſeinem Sohne geben, der gleich ihm ſo arm an Poeſie iſt als reich an Liebe?

Nur ein Wort, ein Bild zum Abſchiede. Nicht der königliche Adler allein darf das Gekrächze der Raben verachten; auch der Schwan iſt ſtolz, und nimmt es nicht wahr. Ihn kümmert nichts, als daß der Glanz ſeiner weißen Fittiche rein bleibe. Er ſinnt nur darauf, ſich an den Schooß der Leda zu ſchmiegen, ohne ihn zu verletzen; und alles was ſterblich iſt an ihm, in Geſänge auszuhauchen.

Julius an Lucinde.

Die Menſchen und was ſie wollen und thun, erſchienen mir, wenn ich mich daran erinnerte, wie aſchgraue Figuren ohne Bewegung: aber in der heiligen Einſamkeit um mich her war Alles Licht und Farbe und ein friſcher warmer Hauch von Leben und Liebe wehte mich an und rauſchte und regte ſich in allen Zweigen des üppigen Hains. Ich ſchaute und ich genoß Alles zugleich, das kräftige Grün, die weiße Blüthe und die goldene Frucht. Und ſo ſah ich auch mit dem Auge meines Geiſtes die Eine, ewig und einzig Geliebte in vielen Geſtalten, bald als kindliches Mädchen, bald als Frau in der vollen Blüthe und Energie der Liebe und ſich in den letzten Strahlen; dann ſprang er auf, entkleidete ſich, ſtürzte in den Strom und ſpielte mit den Wellen, tauchte unter, kam wieder hervor und warf ſich von neuem in die Fluth. Fernab im Dunkel des Hains ſchwebte etwas in Griechiſchem Gewande wie eine Geſtalt: aber wenn es eine iſt, dachte ich, ſo kann ſie kaum der Erde angehören; ſo matt waren die Farben, ſo eingehüllt das Ganze in heiligen Nebel. Da ich länger und genauer hinſah, zeigte ſich's, daß es auch ein Jüngling ſey, aber von ganz entgegengeſetzter Art. Haupt und Arme lehnte die hohe Geſtalt an eine Urne; ſeine ernſten Blicke ſchienen bald ein verlornes Gut auf dem Boden zu ſuchen, bald die blaſſen Sterne, die ſchon zu ſchimmern begannen, etwas zu fragen; ein Seufzer öffnete die Lippen, um die ein ſanftes Lächeln ſchwebte. —

Jener erſte ſinnliche Jüngling war unterdeſſen der einſamen Leibungsübungen überdrüſſig geworden und eilte mit leichten Schritten gerade auf uns zu. Er war nun ganz bekleidet, faſt wie ein Schäfer, aber ſehr bunt und ſonderbar. Er hätte ſo auf einer Maskerade erſcheinen können, auch ſpielten die Finger ſeiner Linken mit den Fäden, an denen eine Maske hing. Man hätte den fantaſtiſchen Knaben eben ſo gut für ein muthwilliges Mädchen halten mögen, das ſich aus Laune verkleidet. Bisher ging er in gerader Richtung, aber plötzlich wurde er unſicher; er ging erſt auf die eine Seite, dann eilte er zurück nach der andern und lachte dabei über ſich ſelbſt. „Der junge Menſch weiß nicht, ob er ſich zur Frechheit oder zur Delikateſſe halten ſoll,“ ſagte mein Begleiter. Ich ſah zur Linken eine Geſellſchaft ſchöner Frauen und Mädchen; zur Rechten ſtand eine große allein, und da ich hinſehen wollte nach der gewaltigen Form, begegnete ihr Blick dem meinen ſo ſcharf und kühn, daß ich die Augen niederſchlug. Mitten unter den Damen war ein junger Mann, den ich ſogleich für einen Bruder der andern Romane erkannte. Einer von denen wie man ſie gegenwärtig ſieht, aber viel gebilrakter und Gefühlszuſtand des Redenden es erlaubt, immer dahin ſtreben, den Streit der Menſchheit und des Schickſals eher zu ſchlichten, als die ſchmerzliche Kluft noch weiter von einander zu reißen; um ſo in würdevoller Kraft das Gleichgewicht des Ganzen zu tragen. Daß das ſchöne Gefühl ſeine Ahndungen über göttliche Dinge in einer gegebnen Bilderſprache äußert, das kann in der Wiſſenſchaft vielleicht großes Unheil anſtiften, der darſtellenden Kunſt aber dürfte es eher günſtig als nachtheilig ſeyn.

Die Behandlung des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus läßt noch eine größere Eintracht zu wünſchen übrig. Im Sophokles aber iſt die Befriedigung immer ſo vollkommen, als es nur ſeyn kann, ohne die dichteriſche Wahrheit, oder die innre Möglichkeit des Kunſtwerks im Zuſammenhange des Ganzen zu vernichten. Iſt der endliche Beſchluß des Ganzen auch kein glänzender Sieg der Menſchheit, ſo iſt es doch wenigſtens ein ehrenvoller Rückzug. Aber freylich miſcht er nichts in ſeine Darſtellung, was gar nicht dargeſtellt werden, und alſo nicht erſcheinen kann. Nicht durch die geglaubte Gottheit und ihr unbegreifliches Geſetz jenſeits des ewigen Vorhanges, den kein Sterblicher durchſchauen kann; ſondern durch die ſichtbare Göttlichkeit des Menſchen ſucht er jeden Mißlaut aufzulöſen, und eine vollſtändige Befriedigung zu gewähren. Das Reich Gottes iſt nicht von dieſer Welt, und das gilt auch in Beziehung auf die Kunſt des Schönen, welche eben in dieſer unſrer, aus dem Geiſtigen und Sinnlichen gemiſchten, Welt daheim iſt; jenes Reich des Unſichtbaren liegt jenſeits des Kunſthorizontes, und würde in dieſer Welt der Dichtung und des deter; ſeine Geſtalt und ſein Geſicht war nicht ſchön, aber fein, ſehr verſtändig und äußerſt anziehend. Man hätte ihn eben ſo gut für einen Franzoſen wie für einen Deutſchen halten können; ſeine Kleidung und ſeine ganze Art war einfach, aber ſorgfältig und völlig modern. Er unterhielt die Geſellſchaft und ſchien ſich für Alle lebhaft zu intereſſiren. Die Mädchen waren ſehr beweglich um die vornehmſte Dame und ſchwatzten viel unter einander. „Ich habe doch noch mehr Gemüth wie Du, liebe Sittlichkeit! ſagte die Eine; „aber ich heiße auch Seele und zwar die ſchöne.“ Die Sittlichkeit wurde etwas blaß und die Thränen ſchienen ihr nahe zu ſeyn. „Ich war doch geſtern ſo tugendhaft,“ ſagte ſie, „und mache immer größere Fortſchritte in der Anſtrengung. Ich habe genug an meinen eignen Vorwürfen, warum muß ich noch welche von Dir hören?“ — Eine andre, die Beſcheidenheit, war neidiſch auf die, welche ſich die ſchöne Seele nannte und ſprach: „Ich bin böſe mit Dir, Du willſt mich nur als Mittel brauchen.“ — Die Decenz, da ſie die arme öffentliche Meinung ſo hülflos auf dem Rücken liegen ſah, vergoß drittehalb Thränen und gebehrdete ſich dann auf eine intereſſante Weiſe, das Auge zu trocknen, welches aber gar nicht mehr naß war. — „Wundre Dich nicht über dieſe Offenheit,“ ſagte der Witz; „ſie iſt weder gewöhnlich noch willkührlich. Die allmächtige Phantaſie hat dieſe weſenloſen Schatten mit ihrem Zauberſtabe berührt, damit ſie ihr Inneres offenbaren. Du wirſt gleich noch mehr hören. Aber die Frechheit redet von freien Stükken ſo.“

„Der junge Schwämer da,“ ſagte die Delikateſſe, „ſoll mich recht amüſiren; der wird immer ſchöne Verſe auf mich machen. Ich werde ihn in der Ferne halten wie den Ritter. Der Ritter iſt freilich ſchön, wenn er nur nicht ſo ernſthaft und feierlich ausſähe. Der Klügſte von allen iſt wohl der Elegante, der jetzt mit der Beſcheidenheit ſpricht; ich glaube, er perſiflirt ſie. Wenigſtens hat er über die Sittlichkeit und ihr fades Geſicht viel hübſches geſagt. Er hat doch mit mir am meiſten geſprochen, und könnte mich wohl einmal verführen, wenn ich mich nicht anders beſinne, oder wenn keiner erſcheint, der noch mehr nach der Mode iſt.“ — Der Ritter hatte ſich der Geſellſchaft nun auch genähert; die linke Hand ſtützte ſich auf den Griff des großen Schwerdtes, und mit der rechten bot er den Anweſenden höflichen Gruß. — „Ihr ſeid doch Alle gewöhnlich und ich habe Langeweile,“ ſagte der moderne Mann, gähnte und ging fort. Ich ſah nunmehr, daß die Frauen, die ich beim erſten Blick für ſchön gehalten hatte, eigentlich nur blühend und artig übrigens aber unbedeutend waren. Sah man genau zu, ſo fanden ſich ſogar gemeine Züge und Spuren von Verderbtheit. Die Frechheit ſchien mir nun weniger hart, ich konnte ſie dreiſt anſehen und mußte es mir mit Verwunderung geſtehn, daß ihre Bildung groß und edel ſei. Sie ging haſtig auf die ſchöne Seele zu und griff ihr grade ins Geſicht. „Das iſt nur eine

Maske," ſagte ſie; „Du biſt nicht die ſchöne Seele, ſondern höchſtens die Zierlichkeit, oft auch die Coquetterie." — Dann wandte ſie ſich zum Witz mit den Worten. „Wenn Du die gemacht haſt, die man jetzt Romane nennt, ſo hätteſt Du Deine Zeit auch beſſer anwenden können. Kaum hie und da finde ich in den beſten etwas von der leichten Poeſie des flüchtigen Lebens: aber wohin iſt ſie entflohen, die kühne Muſik des lieberaſenden Herzens, ſie die Alles mit ſich fortreißt, ſo daß der Wildeſte zärtliche Thränen vergießt und die ewigen Felſen ſelber tanzen? Keiner iſt ſo albern und keiner ſo nüchtern, der nicht von Liebe ſchwatzt; aber wer ſie noch kennt, hat kein Herz und keinen Glauben, ſie auszuſprechen." Der Witz lachte, der himmliſche Jüngling winkte Beifall aus der Ferne und ſie fuhr fort: Wenn die, welche unvermögend am Geiſt ſind, Kinder mit ihm zeugen wollen; wenn die, welche es gar nicht verſtehen, zu leben wagen: das iſt höchſt unanſtändig, denn es iſt höchſt unnatürlich und höchſt unſchicklich. Aber daß der Wein ſchäumt und der Blitz zündet, iſt ganz richtig und ganz ſchicklich." — Der leichtfertige Roman hatte nun gewählt; er war bei dieſen Worten ſchon um die Frechheit und ſchien ihr ganz ergeben. Sie eilte Arm in Arm mit ihm davon und ſagte nur im Vorbeigehn zu dem Ritter: „Wir ſehn uns wieder." — „Das waren nur äußerliche Erſcheinungen," ſprach mein Beſchützer, „und Du wirſt gleich das Innere in Dir ſchauen. Uebrigens bin ich eine wahre Perſon und der wahre Witz; das ſchwöre ich Dir bei mir ſelber, ohne den Arm in die Unendlichkeit auszuſtrecken." Alles verſchwand nun, und auch der Witz wuchs und dehnte ſich, bis er nicht mehr war. Nicht mehr vor und außer mir, wohl aber in mir glaubte ich ihn wieder zu finden; ein Stück meines Selbſt und doch verſchieden von mir, in ſich lebendig und ſelbſtſtändig. Ein neuer Sinn ſchien mir aufgethan; ich entdeckte in mir eine reine Maſſe von mildem Licht. Ich kehrte in mich ſelbſt zurück und in den neuen

Sinn, deſſen Wunder ich ſchaute. Er ſah ſo klar und beſtimmt, wie ein geiſtiges nach Innen gerichtetes Auge: dabei waren aber ſeine Wahrnehmungen innig und leiſe wie die des Gehörs, und ſo unmittelbar wie die des Gefühls. Ich erkannte bald die Scene der äußern Welt wieder, aber reiner und verklärt, oben den blauen Mantel des Himmels, unten den grünen Teppich der reichen Erde, die bald von fröhlichen Geſtalten wimmelte. Denn was ich nur im Innerſten wünſchte, lebte und drängte ſich gleich hier, ehe ich ſelbſt den Wunſch noch deutlich gedacht hatte. Und ſo ſah ich denn bald bekannte und unbekannte liebe Geſtalten in wunderlichen Masken, wie ein großes Carneval der Luſt und Liebe. Wahre Saturnalien, an ſeltſamer Mannichfaltigkeit und Zügelloſigkeit der großen Vorwelt nicht unwürdig. Aber nicht lange ſchwärmte das geiſtige Bacchanal durcheinander, ſo zerriß dieſe ganze innere Welt wie durch einen elektriſchen Schlag, und ich vernahm, ich weiß nicht wie und woher, die gelaß mich, mein Kind! Du Schöne! mach mir keine Vorwürfe, gutes Mädchen!

Lucinde. Nun wirſt Du noch nicht bald ſagen: ſchließ die Thüre zu?

Julius. So? ... Gleich will ich Dir antworten. Nur erſt einen recht langen Kuß, und wieder einen, dann noch einige und viele andere mehr.

Lucinde. O, Du mußt mich nicht ſo küſſen wenn ich vernünftig bleiben ſoll. Das macht böſe Gedanken.

Julius. Die verdienſt Du. Kannſt Du wirklich lachen, meine verdrießliche Dame? Wer hätte das denken ſollen! aber ich weiß wohl, Du lachſt bloß weil Du mich auslachen kannſt. Aus Luſt thuſt Du es nicht. Denn wer ſah nur eben ſo ernſthaft aus wie ein römiſcher Senator? Recht entzückend hätteſt Du ausſehen können, liebes Kind, mit Deinen heiligen dunkeln Augen, mit Deinen langen ſchwarzen Haaren im glänzenden Wiederſchein der Abendſonne, wenn Du nicht da geſeſſen hätteſt, als ſäßeſt Du zu Gericht. Bei Gott! Du haſt mich ſo angeblickt, daß ich ordentlich zurückfuhr. Ich hätte bald das Wichtigſte vergeſſen, und bin ganz in Confuſion gerathen. Aber warum ſprichſt Du denn gar nicht? Bin ich Dir zuwider?

Lucinde. Nun das iſt komiſch! Du närriſcher Julius! wen läßt Du zur Reden kommen? Deine Zärtlichkeit fließt heute ja wie ein Platzregen.

Julius. Wie Dein Geſpräch in der Nacht.

Lucinde. O das Halstuch laſſen Sie nur, mein Herr.

Julius. Laſſen? Nichts weniger als das. Was ſoll ſo ein elendes dummes Halstuch? Vorurtheile! Aus der Welt muß es.

Lucinde. Wenn uns nur nicht Jemand ſtört!

Julius. Sieht ſie nicht ſchon wieder aus, als ob ſie weinen wollte! Du biſt doch wohl? Warum ſchlägt Dein Herz ſo unruhig? Komm laß mich's küſſen. Ja Du ſagteſt vorhin vom

Thüren zuſchließen. Gut, aber ſo nicht, nicht hier. Geſchwind herunter durch den Garten, nach dem Pavillon, wo die Blumen ſtehn. Komm! o laß mich nicht ſo lange warten.

Lucinde. Wie Sie befehlen mein Herr!

Julius. Ich weiß nicht, Du biſt heute ſo ſonderbar.

Lucinde. Wenn Du anfängſt zu moraliſiren, lieber Freund, ſo könnten wir eben ſo gut wieder zurückgehen. Lieber gebe ich Dir noch einen Kuß und laufe voran.

Julius. O fliehen Sie nicht ſo ſchnell Lucinde, die Moral wird Sie doch nicht einholen. Du wirſt fallen, Liebe!

Lucinde. Ich habe Dich nicht länger warten laſſen wollen. Nun ſind wir ja da. Und Du biſt auch eilig.

Julius. Und Du ſehr gehorſam. Aber jetzt iſt nicht Zeit zu ſtreiten.

Lucinde. Ruhig, ruhig!

Julius. Siehſt Du, hier kannſt Du weichlich ruhn und wie es recht iſt. Nun, wenn

Du diesmal nicht .... ſo haſt Du gar keine Entſchuldigung.

Lucinde. Wirſt Du nicht wenigſtens erſt den Vorhang niederlaſſen?

Julius. Du haſt Recht, die Beleuchtung wird ſo viel reizender. Wie ſchön glänzt dieſe weiße Hüfte in dem rothen Schein! .... Warum ſo kalt, Lucinde?

Lucinde. Lieber, ſetze die Hyacinten weiter weg, der Geruch betäubt mich.

Julius. Wie feſt und ſelbſtſtändig, wie glatt und fein! Das iſt harmoniſche Ausbildung.

Lucinde. O nein, Julius! laß, ich bitte Dich, ich will nicht.

Julius. Darf ich nicht fühlen, ob Du glühſt wie ich? O ſo laß mich doch die Schläge Deines Herzens lauſchen, die Lippen in dem Schnee des Buſens kühlen! .... Kannſt Du mich wegdrücken? Ich werde mich rächen. Umarme mich feſter, Kuß gegen Kuß; nein! nicht mehre, einen ewigen. Nimm meine Seele

Scheins nur als ein leerer Schatten ohne Geiſt und Kraft auftreten. In der That, der Dichter, welcher es wagt, durch ein Uebermaaß von übel und überflüßig angebrachter Charakter-Schlechtigkeit oder durch ein allzu empörendes Mißverhältniß des äußern Glücks und der innern Güte unſern Unwillen zu erregen, und ſich dann durch die dürftige Befriedigung, welche der Anblick beſtrafter Bosheit gewährt, oder gar durch eine Anweiſung auf jene Welt und die ewige Ausgleichung aller Dinge im Himmel und in der Hölle, aus dem Handel zu ziehen glaubt, verräth ein ſehr geringes Maaß von künſtleriſcher Weisheit. Auch der neuere katholiſche Dichter ſoll die eigenthümlich chriſtliche Schönheit ſeiner Poeſie, nicht in den Gegenſtänden ſuchen, oder in der äußerlichen Umgebung und geſchichtlichen Beziehung, und noch weniger in einzelnen Glaubensſätzen und aus der göttlichen Quelle entlehnten Wahrheiten, um durch dieſe etwa zu löſen und auszufüllen, was in ſeiner Dichtung ſelbſt lückenhaft geblieben; ſondern nur in der innern Verklärung einer mehr geiſtigen und ganz göttlichen Schönheit, wovon die Idee vielleicht auch an einem, geſchichtlich genommen, nicht chriſtlichen Stoff, anſchaulich gemacht werden kann. Um ſo mehr mußte der antike Dichter die ſittliche Ausgleichung und Harmonie für das Gemüth, in ſeinen Gebilden nur aus der innern ſittlichen Kraft und Geſinnung und aus der Erhabenheit des Charakters entnehmen; nicht aber das Räthſel der Welt und der menſchlichen Schickſale durch einen Schlag von oben löſen und entſcheiden: da ihm ohnehin ſtatt des klaren Glaubens und höhern Wiſſens nur eine Fülle ſchöner Ahndung in ſeiner Götterwelt geganz und gieb mir Deine! .... O ſchönes herrliches Zugleich! Sind wir nicht Kinder? Sprich doch! wie konnteſt Du nur erſt ſo gleichgültig und kalt ſein, und nachher wie Du mich endlich feſter an Dich zogſt, machteſt Du in demſelben Augenblick ein Geſicht, als wenn Dir etwas weh thäte, als ob es Dir leid wäre, daß Du meine Gluth erwiderteſt. Was iſt Dir? Du weinſt? Verbirg nicht Dein Geſicht! Sieh mich an, Geliebte!

Lucinde. O laß mich hier an Dir liegen, ich kann Dir nicht in die Augen ſehen. Es war recht ſchlecht von mir, Julius! Kannſt Du mir verzeihen, Du liebenswürdiger Mann! Wirſt Du mich nicht verlaſſen? kannſt Du mich noch lieben?

Julius. Komm zu mir, mein ſüßes Weib! hier an meinem Herzen. Weißt Du noch neulich, wie ſchön es war, wie Du in meinen Armen weinteſt? wie leicht Dir wurde? Aber ſprich nun auch, was iſt Dir, Liebe? biſt Du böſe auf mich?

Lucinde. Auf mich bin ich böſe. Ich könnte mich ſchlagen ... Dir freilich wäre ganz Recht geſchehen; und wenn Sie ſich künftig wieder einmal ehemännlich betragen, mein Herr! ſo werde ich ſchon beſſer dafür ſorgen, daß Sie mich auch wie eine Ehefrau finden ſollen. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Ich muß lachen wie es mich überraſcht hat. Aber bilden Sie ſich nur nicht ein, mein Herr, daß Du ſo unmenſchlich liebenswürdig biſt. Diesmal war es eigner Wille, daß ich meinen Vorſatz brach.

Julius. Der erſte und der letzte Wille iſt der beſte. Dafür daß die Frauen meiſtens weniger ſagen, als ſie meinen, thun ſie bisweilen mehr als ſie wollen. Das iſt nicht mehr als billig: der gute Wille verführt Euch. Der gute Wille iſt etwas ſehr Gutes, aber das iſt ſchlimm an ihm, daß er immer da iſt, auch wenn man ihn nicht will.

Lucinde. Das iſt ein ſchöner Fehler. Aber Ihr ſeid voll von böſem Willen und verſtockt Euch darin.

Julius. O nein! wenn wir verſtockt ſcheinen, ſo iſts bloß weil wir nicht anders können und alſo nicht böſe. Wir können nicht, weil wir nicht recht wollen; es iſt alſo nicht böſer Wille, ſondern Mangel an Willen. Und an wem liegt da wieder die Schuld als an Euch, daß Ihr uns nicht mittheilet von Eurem Ueberfluß, und den guten Willen allein behalten wollt? Uebrigens iſts ganz wider Willen geſchehen, daß ich hier ſo in den Willen gerathen bin, und ich weiß ſelbſt nicht was wir damit wollen. Indeſſen iſts immer beſſer, wenn ich mein Muthchen an einigen Worten kühle, als wenn ich das ſchöne Porcellan zerſchlüge. Bei dieſer Gelegenheit habe ich mich doch von meinem erſten Erſtaunen über Ihr unerwartetes Pathos, Ihre vortrefliche Rede und Ihren rühmlichen Vorſatz etwas erholen können. In der That iſt dies einer der ſeltſamſten Streiche von denen, die Sie mir die Ehre verſchafft haben, kennen zu lernen; und ſoviel ich mich erinnern kann, haben Sie ſchon ſeit einigen Wochen bei

Tage nicht in ſo geſetzten und vollen Perioden geredet, wie in Ihrer gegenwärtigen Predigt. Iſt es Ihnen gefällig, Ihre Meinung in Proſa zu überſetzen?

Lucinde. Haſt Du den geſtrigen Abend und die intereſſante Geſellſchaft wirklich ſchon ganz vergeſſen? Freilich, das wußte ich nicht.

Julius. Alſo darüber biſt Du böſe, weil ich zu viel mit Amalien geſprochen habe?

Lucinde. Sprechen Sie doch ſo viel Sie wollen und mit wem Sie wollen. Aber artig ſollſt Du mir begegnen, das will ich haben.

Julius. Du ſprachſt ſo ſehr laut, der Fremde ſtand gleich daneben, ich war ängſtlich und wußte mir nicht anders zu helfen.

Lucinde. Als unartig zu ſein, weil Du ungeſchickt warſt?

Julius. Verzeih mir nur! Ich bekenne mich ſchuldig, Du weißt wie verlegen ich mit Dir in Geſellſchaft bin. Es thut mir leid in Gegenwart der Andern mit Dir zu ſprechen.

ſelbſt gegen die Andern treuherzig in ihrer Habſucht und ohne Ränke. Sie ſchien ganz ſorgenlos nur in der Gegenwart zu leben und war doch immer auf die Zukunft bedacht. Sie ſparte im Kleinen um nach ihrer Art im Großen zu verſchwenden und im Ueberflüſſigen das Beſte zu haben. Ihr Boudoir war einfach und ohne alle gewöhnlichen Meublen, nur von allen Seiten große, koſtbare Spiegel und wo noch Raum übrig blieb, einige gute Copien von den wollüſtigſten Gemälden des Correggio und Tizian, desgleichen einige ſchöne Originale von friſchen, vollen Blumen- und Fruchtſtücken; ſtatt der Lambris die lebendigſten und fröhlichſten Darſtellungen in Basrelief aus Gips nach der Antike; ſtatt der Stühle ächte orientaliſche Teppiche und einige Gruppen aus Marmor in halber Lebensgröße: ein gieriger Faun, der eine Nymphe, die im Fliehen ſchon gefallen iſt, eben völlig überwinden wird; eine Venus, die mit aufgehobenem Gewande lächelnd über den wolluſtigen Rücken auf die Hüften ſchaut, und Andere ähnliche Darſtellungen. Hier ſaß ſie oft auf türkiſche Sitte Tage lang allein und die Hände müſſig im Schooß, denn ſie verabſcheute alle weiblichen Arbeiten. Sie erfriſchte ſich nur von Zeit zu Zeit mit Wohlgeruchen und ließ ſich dabei von ihrem Jockey, einem bildſchönen Knaben, den ſie ſich in ſeinem vierzehnten Jahre eigends verführt hatte, Geſchichten, Reiſebeſchreibungen und Mährchen vorleſen. Sie gab wenig darauf Acht, außer wenn etwas Lächerliches vorkam, oder eine allgemeine Bemerkung, die ſie auch wahr fand. Denn ſie achtete nichts und hatte Sinn für nichts als für Realität und fand alle Poeſie lächerlich. Sie war einmal Schauſpielerin geweſen, aber nur kurze Zeit, und ſie machte ſich gern luſtig über ihr Ungeſchick dazu und über die Langeweile, die ſie dabei ausgeſtanden. Es war eine von ihren vielen Eigenheiten, daß ſie bei ſolchen Gelegenheiten in der dritten Perſon von ſich ſprach. Auch wenn ſie erzählte, nannte ſie ſich nur Liſette, und ſagte oft, wenn ſie ſchreiben könnte, wollte ſie ihre eigene Geſchichte ſchreiben, aber ſo als ob es ein Anderer wäre. Für Muſik hatte ſie gar kein Gefühl, für die bildenden Künſte aber ſo viel daß Julius oft mit ihr uber ſeine Arbeiten und Ideen ſprach, und die Skizzen für die Beſten hielt, die er unter ihren Augen und bei ihrem Geſpräch entworfen hat. Doch ſchätzte ſie an Statuen und Zeichnungen nur die lebendige Kraft, und an Gemälden nur den Zauber der Farben, die Wahrheit des Fleiſches und allenfalls die Täuſchung des Lichtes. Sprach ihr Jemand von Regeln, vom Ideal und von der ſogenannten Zeichnung, ſo lachte ſie oder hörte nicht zu. Selbſt etwas zu verſuchen, ſo viele bereitwillige Lehrer ſich auch anboten, war ſie viel zu träge und verwöhnt und befand ſich zu wohl bei ihrer Lebensart. Auch traute ſie allen Schmeicheleien nicht und blieb feſt uberzeugt ſie würde es mit aller Noth und Arbeit in der Kunſt zu nichts Ordentlichem bringen. Lobte man ihren Geſchmack und ihr Zimmer, in welches ſie nur ſelten auserwälte:

Lieblinge führte, ſo rühmte ſie dagegen auf eine komiſche Weiſe zuerſt das gute alte Schickſal, die ſchlaue Liſette und dann die Engländer und Holländer als die beſten Nationen unter Allen, die ſie kenne; weil die volle Caſſe einiger Neulinge von dieſer Sorte zuerſt einen guten Grund zu ihrer reichlichen Einrichtung gelegt hatte. Ueberhaupt freute ſie ſich ſehr damit, wenn ſie Jemanden, der dumm war, übervortheilt hatte: aber ſie that es auf eine drollige, faſt kindiſche Art, mit Witz und mehr aus Uebermuth als aus Rohheit. Ihre ganze Klugheit wandte ſie darauf, ſich der Zudringlichkeiten und Unart der Männer zu erwehren, und es gelang ihr ſo ſehr, daß die rohen wüſten Menſchen mit einer innigen Achtung von ihr ſprachen, die dem, welcher ſie nicht kannte und nur von ihrem Gewerbe wußte, ſehr komiſch dünkte. Das war es auch, was den neugierigen Julius zuerſt reizte, eine ſo ſonderbare Bekanntſchaft zu ſuchen und er fand bald noch mehr Urſach zu erſtaunen. Bei den gewöhnlichen Männern litt und that ſie, was ſie ſchuldig zu ſein glaubte; genau, mit Geſchicklichkeit und Kunſtſinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, führte ſie ihn gar in ihr heiliges Cabinet; ſo ſchien ſie eine ganz neue Perſon zu werden. Sie gerieth dann in eine ſchöne bacchantiſche Wuth; wild, ausſchweifend und unerſättlich vergaß ſie beinah der Kunſt und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit. Darum liebte ſie Julius, und auch weil ſie ihm ſo ganz ergeben ſchien, ungeachtet ſie davon nicht viele Worte machte. Sie merkte bald, ob Jemand Verſtand habe, und wo ſie den zu finden glaubte, ward ſie offen und herzlich, und ließ ſich dann gern von ihrem Freunde erzählen, was er von der Welt wußte. Mancher hatte ſie belehrt, Keiner aber hatte ihr innerſtes Weſen ſo verſtanden, ſo fein geſchont und ihren eigentlichen Werth ſo geachtet wie Julius. Darum hing ſie auch mehr an ihm als ſich ſagen läßt. Sie erinnerte ſich vielleicht zum erſten Mal mit Rührung an ihre erſte Jugend und Unſchuld und gefiel ſich nicht in der Umgebung, mit der ſie ſonſt ganz zufrieden war. Julius fühlte das und freute ſich damit, aber er konnte nie über die Geringſchätzung Herr werden, die ihm ihr Stand und ihr Verderben einflößte, und ſein unauslöſchliches Mistrauen ſchien ihm hier gerecht zu ſein. Wie entrüſtet war er daher, als ſie ihm einſt unerwarteter Weiſe die Ehre der Vaterſchaft ankündigte. Und er wußte es doch, daß ſie trotz ihres Verſprechens noch vor kurzem Beſuche von einem Andern angenommen hatte. Das Verſprechen konnte ſie ihm nicht abſchlagen. Sie ſelbſt hätte es wahrſcheinlich gern gehalten, aber ſie brauchte mehr als er geben konnte; ſie wußte nur eine Art, Geld zu erwerben, und aus einer Delikateſſe, die ſie einzig für ihn hatte, nahm ſie nur das Wenigſte von dem, was er geben wollte. Alles das bedachte der aufgebrachte Jüngling nicht, er hielt ſich für betrogen, er ſagte es ihr mit harten Worten und verließ ſie in dem leidenſchaftlichſten Zuſtande, wie er glaubte, auf immer. Nicht geben war. Und eine ſolche Ahndung des Glaubens im Gefühle findet ſich auch als höchſte Seelenblüthe der wahren Poeſie in den vollkommenſten Dichtern des Alterthums, beſonders im Pindaros und Sophokles. Außer dem aber ſoll man auch von den heidniſchen Dichtern keine chriſtliche Vollkommenheit und Schönheit der Geſinnung erwarten oder fordern. Sie geben und zeigen uns das vollkommene Naturgefühl in ſeiner vollſtändigen Kraftentfaltung und Lebensfülle; auf eine Weiſe, welche bey der Beſſern auch der ſittlichen Ordnung und Einheit angemeſſen iſt, überall aber unter jener weſentlichen Form den Schönen, für welche die Kunſt der Griechen das hohe Urbild geworden iſt und immer bleiben wird.

lange nachher ſuchte ihn der Knabe mit Thränen und Klagen und ließ nicht ab, bis er mit ihm ging. Er fand ſie faſt entkleidet in dem ſchon dunkeln Cabinet, er ſank in die geliebten Arme, mit denen ſie ihn ſo heftig an ſich riß wie ſonſt, aber ſie ſanken ſogleich an ihm nieder. Er hörte einen tiefen ſtöhnenden Seufzer, es war der letzte; und da er ſich anſah, war er mit Blut bedeckt. Voll Entſetzen ſprang er auf und wollte fliehen. Er verweilte nur, um eine große Locke zu ergreifen, die neben dem gefärbten Meſſer auf dem Boden lag. Sie hatte dieſelbe in einem Anfalle von begeiſterter Verzweiflung kurz zuvor, ehe ſie ſich die vielen Wunden gab, von denen die meiſten tödtlich waren, abgeſchnitten. Wahrſcheinlich mit dem Gedanken, ſich dadurch dem Tode und dem Verderben als Opfer zu weihen. Denn nach der Ausſage des Knaben ſprach ſie dabei mit lauter Stimme die Worte: „Liſette ſoll zu Grunde gehn, zu Grunde jetzt gleich: ſo will es das Schickſal, das eiſerne.“

Der Eindruck, den dieſe überraſchende Tragödie auf den reizbaren Jüngling machte, war unauslöſchlich, und brannte durch ſeine eigene Kraft immer tiefer. Die erſte Folge von Liſettens Ruin war, daß er ihr Andenken mit ſchwärmeriſcher Achtung vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen Intriguen der Dame, die ihn verſtrickt hatte, und ſein Gefühl mußte laut entſcheiden, daß jene ſittlicher und weiblicher ſei: denn dieſe Coquette gab nie eine kleine oder große Gunſt ohne Nebenabſicht; und doch ward ſie von aller Welt geachtet und bewundert, wie ſo viele Andere, die ihr gleichen. Darüber widerſetzte ſich ſein Verſtand mit Heftigkeit allen falſchen und allen wahren Meinungen, die man über die weibliche Tugend hat. Es ward Grundſatz bei ihm, die geſellſchaftlichen Vorurtheile, welche er bisher nur vernachläſſigte, nun ausdrücklich zu verachten. Er gedachte an die zarte Louiſe, die beinah ein Raub ſeiner Verführung geworden wäre und er erſchrack. Denn auch Liſette war

Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umſchließung war mehr als mädchenhaft; ſie hatte einen Anhauch von Begeiſterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er ſie im Zauberſchein einer milden Dämmerung hingegoſſen ſah, konnte er nicht aufhören, die ſchwellenden Umriſſe ſchmeichelnd zu berühren, und durch die zarte Hülle der ebenen Haut die warmen Ströme des feinſten Lebens zu fühlen. Sein Auge indeſſen berauſchte ſich an der Farbe die ſich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern ſchien und doch immer eine und dieſelbe blieb. Eine reine Miſchung, wo nirgends Weiß oder Braun oder Roth allein abſtach oder ſich roh zeigte. Das Alles war verſchleiert und verſchmolzen zu einem einzigen harmoniſchen Glanz von ſanftem Leben. — Auch Julius war männlich ſchön, aber die Männlich ſeiner Geſtalt offenbarte ſich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muſkeln. Vielmehr waren die Umriſſe ſanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Ueberfluß. In hellem Licht bildete die Oberfläche überall breite Maſſen und der glatte Körper ſchien dicht und feſt wie Marmor, und in den Kämpfen der Liebe entwickelte ſich mit einem Male der ganze Reichthum ſeiner kräftigen Bildung.

Sie erfreuten ſich des jugendlichen Lebens, Monate vergingen wie Tage und mehr als zwei Jahre waren vorüber. Nun ward Julius erſt allmälig inne, wie groß ſeine Ungeſchicklichkeit ſei und ſein Mangel an Verſtand. Er hatte die Liebe und das Glück überall geſucht, wo ſie nicht zu finden waren, und nun da er das Höchſte beſaß, hatte er nicht einmal gewußt oder gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun wohl daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein untheilbares durchaus einfaches Gefühl iſt, für den Mann nur ein Wechſel und eine Miſchung von Leidenſchaft, von Freundſchaft und von Sinnlichkeit ſein kann; und er ſah mit frohem Erſtaunen, daß er eben ſo unendlich geliebt werde wie er liebe.

Ueberhaupt ſchien es vorherbeſtimmt, daß jede Begebenheit ſeines Lebens ihn durch ein ſonderbares Ende uberraſchen ſolle. Nichts zog ihn anfangs ſo ſehr an, und hatte ihn ſo mächtig getroffen, als die Wahrnehmung, daß Lucinde von ähnlichem ja gleichem Sinn und Geiſt mit ihm ſelbſt war, und nun mußte er von Tage zu Tage neue Verſchiedenheiten entdecken. Zwar gründeten ſich ſelbſt dieſe nur auf eine tiefere Gleichheit, und je reicher ihr Weſen ſich entwickelte, je vielſeitiger und inniger ward ihre Verbindung. Er hatte es nicht geahnet, daß ihre Originalität ſo unerſchöpflich war wie ihre Liebe. Ihr Ausſehn ſogar ſchien jugendlicher und blühender in ſeiner Gegenwart; und ſo bluhte auch ihr Geiſt durch die Berührung des ſeinigen auf und bildete ſich in neue Geſtalten und in neue Welten. Er glaubte Alles in ihr vereinigt zu beſitzen, was er ſonſt einzeln geliebt hatte: die ſchöne Neuheit des Sinnes, die hinreißende Leidenſchaftlichkeit, die beſcheidene Thätigkeit und Bildſamkeit und den großen Charakter. Jedes neue Verhältniß, jede neue Anſicht war für ſie ein neues Organ der Mittheilung und Harmonie. Wie der Sinn für einander, wuchs auch der Glaube an einander, und mit dem Glauben ſtieg der Muth und die Kraft.

Sie theilten ihre Neigung zur Kunſt und Julius vollendete Einiges. Seine Gemälde belebten ſich, ein Strom von beſeelendem Licht ſchien ſich darüber zu ergießen und in friſcher Farbe blühte das wahre Fleiſch. Badende Mädchen, ein Jüngling der mit geheimer Luſt ſein Ebenbild im Waſſer anſchaut, oder eine holdſelig lächelnde Mutter mit dem geliebten Kinde im Arm waren beinah die höchſten Gegenſtände ſeines Pinſels. Die Formen ſelbſt entſprachen vielleicht nicht immer den angenommenen Geſetzen einer künſtlichen Schönheit. Was ſie dem Auge empfahl, war eine gewiſſe ſtille Anmuth, ein tiefer Ausdruck von ruhigem heitern Daſein und von Genuß dieſes Daſeins. Es ſchienen beſeelte Pflanzen in der gottähnlichen Geſtalt des Menſchen. Eben dieſen liebenswürdigen Charakter hatten auch ſeine Umarmungen, in deren Verſchiedenheit er unerſchöpflich war. Die malte er am liebſten, weil der Reiz ſeines Pinſels ſich hier am ſchönſten zeigen konnte. In ihnen ſchien wirklich der flüchtige und geheimnißvolle Augenblick des höchſten Lebens durch einen ſtillen Zauber überraſcht und für die Ewigkeit angehalten. Je entfernter von bacchantiſcher Wuth, je beſcheidener und lieblicher die Behandlung war, je verführeriſcher war der Anblick, bei dem Jünglinge und Frauen ein ſüßes Feuer durchſtrömte.

Wie ſeine Kunſt ſich vollendete und ihm von ſelbſt in ihr gelang, was er zuvor durch kein Streben und Arbeiten erringen konnte: ſo ward ihm auch ſein Leben zum Kunſtwerk, ohne daß er eigentlich wahrnahm, wie es geſchah. Es ward Licht in ſeinem Innern, er ſah und überſah alle Maſſen ſeines Lebens und den Gliederbau des Ganzen klar und richtig, weil er in der Mitte ſtand. Er fühlte daß er dieſe

Einheit nie verlieren könne, das Räthſel ſeines Daſeins war gelöſt, er hatte das Wort gefunden, und Alles ſchien ihm dazu vorherbeſtimmt und von den früheſten Zeiten darauf angelegt, daß er es in der Liebe finden ſollte, zu der er ſich aus jugendlichem Unverſtand ganz ungeſchickt geglaubt hatte.

Leicht und melodiſch floſſen ihnen die Jahre vorüber, wie ein ſchöner Geſang, ſie lebten ein gebildetes Leben, auch ihre Umgebung ward harmoniſch und ihr einfaches Glück ſchien mehr ein ſeltnes Talent als eine ſonderbare Gabe des Zufalls. Julius hatte auch ſein äußeres Betragen verändert: er war geſelliger, und obgleich er Viele ganz verwarf, um ſich mit Wenigen deſto inniger zu verbinden, ſo unterſchied er doch nicht mehr ſo hart, wurde vielſeitiger und lernte das gewöhnliche veredeln. Er zog allmälig manche vorzügliche Menſchen an ſich, Lucinde verband und erhielt das Ganze, und ſo entſtand eine freie Geſellſchaft, oder vielmehr eine große Familie, die ſich durch ihre Bildung immer neu blieb. Auch vorzügliche Ausländer erhielten den Zutritt. Julius ſprach ſeltener mit ihnen, aber Lucinde wußte ſie gut zu unterhalten; und zwar ſo daß ihre groteſke Allgemeinheit und ausgebildete Gemeinheit zugleich die Andern ergötzte, und weder ein Stillſtand noch ein Mislaut in der geiſtigen Muſik erregt ward, deren Schönheit eben in der harmoniſchen Mannichfaltigkeit und Abwechſelung beſtand. Neben dem großen, ernſten Styl in der Kunſt der Geſelligkeit ſollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle darin finden.

Eine allgemeine Zärtlichkeit ſchien Julius zu beſeelen, nicht ein nutzendes oder mitleidendes Wohlwollen an der Menge, ſondern eine anſchauende Freude über die Schönheit des Menſchen, der ewig bleibt, während die Einzelnen ſchwinden; und ein reger und offener Sinn für das Innerſte in ſich und in Anderen. Er war faſt immer gleich geſtimmt zum kindlichſten Schmerz und zum heiligſten Ernſt. Er liebte nicht mehr nur die Freundſchaft in ſeinen

Freunden, ſondern ſie ſelbſt. Jede ſchöne Ahnung und Andeutung die in der Seele liegt, ſtrebte er mit ähnlich Geſinnten ans Licht zu bringen und zu entwickeln. Da ward ſein Geiſt in vielfachen Richtungen und Verhältniſſen ergänzt und bereichert. Aber die volle Harmonie fand er auch von dieſer Seite allein in Lucindens Seele, wo die Keime alles Herrlichen und alles Heiligen nur auf den Strahl ſeines Geiſtes warteten, um ſich zur ſchönſten Religion zu entfalten.

Fünftes Kapitel.

Von den Fehlern und Irrthümern in der Nachbildung der antiken Dichtkunſt, und von den Schwierigkeiten, welche dem modernen Dichter dabey überhaupt im Wege ſtehen. Beſchluß des Ganzen; von der Wiedergeburth der neuern Poeſie, beſonders für Deutſchland.

Nachdem wir nun, was dem modernen Kunſturtheil an der Poeſie der Griechen in moraliſcher Hinſicht mangelhaft oder anſtößig erſcheint, erwogen, geprüft und beantwortet oder vermittelnd erklärt haben; ſo bleibt noch übrig, daß wir auch die Schwierigkeiten, welche der geforderten Aneignung und Nachbildung der antiken Dichtkunſt im Wege ſtehen, und die Einwürfe, welche man dagegen zu machen pflegt, näher betrachten und einzeln zu löſen ſuchen.

„Es iſt wahr, könnte man denken, eine ſchon zur Gewohnheit gewordne und als Glaubensſatz angenommene Kunſtüberlieferung der Kritik, ſagt es, und wiederholt uns noch immer, die Nachahmung der Griechen ſey das einzige Mittel, um uns eine ächte ſchöne Dichtkunſt wieder herzuſtellen. Eine lange Erfahrung hat aber dieſe Neigung und dieſen kritiſchen Gewohnheitsglauben der Kunſtgelehrten durch die vielfältigſten, ſämmtlich mißglückten Verſuche widerlegt. Man durchlaufe nur in irgend einer Bibliothek, denn da iſt ihre eigentliche Heiungefähr gleichzeitig; denn obwohl die belgiſche und beſonders die pohlniſche Revolution einen durchaus verſchiedenen Charakter hatten von dem der franzöſiſchen; ſo war es doch ein Beyſpiel, ein Phänomen der gleichen Art mehr, für den herrſchenden Ton und Zeitgeiſt. Die eigentliche Pflanzſchule aller dieſer zerſtörenden Principien, die revolutionäre Erziehungsanſtalt für Frankreich und das übrige Europa war Nord-Amerika geweſen. Ueber viele andre Länder verbreitete ſich das Uebel, in natürlicher Anſteckung oder durch willkührliche Anpflanzung; immer aber blieb freylich Frankreich der Hauptmittelpunkt und allgemeine Feuerheerd der Zerſtörung. Auch nachdem die ganze Gewalt der Revolution ſich in der Perſon Eines Mannes concentrirt hatte, machte dieß in dem Gange derſelben keinen weſentlichen Unterſchied. Nach Außen blieb es in der Form und dem Verhältniß zu andern Mächten und Ländern ein 21 Jahre fortwährender Religionskrieg; denn dieſes war er ganz eigentlich, nicht nur ſeinem erſten Urſprunge nach, ſondern auch in ſeinem revolutionär-zerſtörenden Charakter und in dem fortwährend fanatiſchen Haß gegen alles Heilige. Es lag dieſem neuen Heidenthum der jetzigen Zeit auch etwas Poſitives zum Grunde. Die politiſche Abgötterey nämlich, und es mochte der nächſte und unmittelbare Gegenſtand und jedesmalige Götze des Tages nun die Republik und die Göttinn der Freyheit oder die große Nation und endlich der Kriegsruhm und die reine Eroberungsluſt ſelbſt ſeyn, ſo macht dieß im Weſentlichen keinen Unterſchied. Es iſt immer der nämliche Dämon der politiſchen Zerſtörung, der antichriſtliche Staatsgeiſt, welcher die Zeit verführt und die Welt beherrſchen will. Ein allgemeiner Religionskrieg konnte und kann auch nur durch einen neuen, großen, europäiſchen Religionsfrieden geſchloſſen werden; der eigentliche Abgrund des Untergangs für die jetzige Welt iſt aber jene politiſche Abgötterey, ſie mag eine Form annehmen und Nahmen tragen, welchen ſie will. Ehe dieſe nicht ganz weggeräumt, ehe jener Abgrund des Verderbens nicht vollkommen geſchloſſen iſt, kann auch das Haus des Herrn, wo Friede und Gerechtigkeit ſich umarmen, nicht auf dem neu gereinigten Erdreich emporſteigen.

Achtzehnte Vorleſung.

Von dem herrſchenden Zeitgeiſte, und von der allgemeinen Wiederherſtellung.

„Ich komme bald, und mache alles neu.“

Manche Erſcheinungen in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, ſind ſo plötzlich, und wie mit einemmale fertig, gegen alles Erwarten hervorgetreten, daß wenn gleich bey genauerem Nachdenken eine hinreichende Urſache und Veranlaſſung in dem frühern Vorausgange, in der natürlichen Lage der Dinge, und ganzen Weltbeſchaffenheit, dafür aufgefunden werden kann, doch auch manches auf eine mit Abſicht im Stillen geſchehene Vorbereitung der Begebenheiten ausdrücklich hinzudeuten ſcheint, wie denn auch manche wirkliche Hindeutung der Art hiſtoriſch gegeben iſt. — Dieſe geheime und myſteriöſe Seite der Aufklärung und ihrer Entwicklung, während der Epoche ihres herrſchenden Einfluſſes, wird nun noch mit einem Worte zu berühren ſeyn, um das Gemählde dieſer Zeit, und die lebendige Charakteriſtik dieſer Idee ſelbſt, als hiſtoriſch-wirkſames Princip zu vollenden, in ihrem Verhältniß zum Anfang und Geiſt der Revolution, die ſelbſt in ihrem fanatiſchen Begriff eine Wiederherſtellung der Welt ſeyn ſollte, und zu ſeyn wähnte, und im Verhältniß zu dem Charakter der wahren, auf der religiöſen Grundlage der chriſtlichen Gerechtigkeit beruhenden Wiederherſtellung. Als Gegenſtand der hiſtoriſchen Unterſuchung und Beurtheilung, findet hierbey das eigne Verhältniß Statt, daß diejenigen, welche als Augenzeugen aus der eignen Erfahrung am beſten darüber berichten könnten, dennoch nicht eben allemal als die zuverläſſigſten Zeugen darüber gelten mögen; weil man niemals genau weiß, oder wiſſen kann, was ſie mit Abſicht, oder einer beſtimmten Anſicht zu folge und gemäß, ſagen oder nicht ſagen wollen, ganz oder zum Theil verſchweigen. Indeß iſt doch, bey der allgemeinen Erſchütterung, und Durcheinanderrüttelung aller Dinge, von dieſem eſoteriſchen Faden in der neuern Geſchichte ſchon ſo viel ans Licht gekommen, daß es alles zuſammengenommen wohl hinreicht, um ſich einen nicht unrichtigen, und auch nicht ganz unvollſtändigen hiſtoriſchen Begriff über dieſes für das Ganze in ſeinem ſichtbaren Mitwirken und mannichfachen Einfluß allerdings wichtige Element der Aufklärung und der Umwälzung, des wahren und falſchen, oder täuſchenden Lichtes, und des Irrthums zu bilden. Und nur aus dieſem hiſtoriſchen Geſichtspunkte, der aber für dieſen Zweck vollkommen hinreicht, und der einzige iſt, der hier in Erwähnung kommen kann, bin ich im Stande, dieſen Gegenſtand zu beurtheilen, oder wie es vielmehr heißen ſollte, dieſes Ereigniß zu charakteriſiren, und nur aus ſolchen geſchichtlichen Quellen, Hindeutungen und Thatſachen, iſt die nachfolgende Bezeichnung deſſelben, geſchöpft und darin begründet. Was zuerſt den europäiſchen Anfangspunkt dieſer eſoteriſchen Einwirkung betrifft; ſo wird es, was man auch für Gründe oder Abſichten haben mag, um es läugnen oder ungewiß machen zu wollen, einer rein hiſtoriſchen Forſchung kaum zweifelhaft ſeyn können, daß der Orden der Tempelherren die Brücke geweſen, auf welchem das Ganze, wenigſtens in dieſer damahligen und ſo fort beſtehenden Form, nach dem Abendlande herüber gekommen iſt. Aus dieſen an die Ordensſtiftung ſelbſt angeknüpften Salomoniſchen Ueberlieferungen und Begriffen, erklären ſich dann auch die religiöſen Baumeiſter-Symbole, zu denen auch noch in andern Theilen und Stellen der heiligen Schrift und heiligen Geſchichte, Anlaß gefunden wird, und die ſehr gut auch in einem durchaus chriſtlichen Sinne und Verſtande genommen werden könnten; wie ſich denn ſelbſt an den gothiſchen Denkmahlen der altdeutſchen Baukunſt im Mittelalter Spuren dieſer Symbole finden. Indeſſen kann eine geiſtige Verbündung der eſoteriſchen Denkart, doch unmöglich eine rein chriſtliche geweſen, oder wenigſtens kann ſie es nicht geblieben ſeyn, die zugleich bey den Mahomedanern Statt findet und unter den Chriſten verbreitet iſt. Ja es iſt der ganze Begriff ſelbſt von einer ſolchen bloß eſoteriſchen Verbündung und Lehre, oder geheimen Fortpflanzung derſelben, mit dem Chriſtenthum eigentlich nicht recht vereinbar; denn dieſes iſt ſelbſt ſchon ein göttliches Myſterium, was aber nach der Abſicht des Stifters ſelbſt, vor aller Augen offen da liegt, und auf allen Altären, täglich emporgehoben wird. Eben darum aber kann hier ein ſolches Geheimniß, wie in den heidniſchen Myſterien, neben der Mythologie, und der öffentlich anerkannten Staats- und Volks-Religion unſichtbar fortlaufend, bloß für die Initiirten und wiſſenſchaftlich höher Gebildeten, im Gegenſatz der Allen gegebnen Offenbarung nicht Statt finden.

Es würde dieſes immer eine Kirche in der Kirche ſeyn, die eben ſo wenig geduldet und gebilligt werden kann, als ein Staat im Staate; und in einem Zeitalter, wo die weltlichen Intereſſen, und öffentlichen oder geheimen politiſchen Abſichten bey weitem überwiegender ſind, als die religiöſen Geſinnungen oder Meynungen, würde aus jener paraſitiſch geheimen Kirche unſtreitig auch ſogleich ein geheimes Directorium für alle innern Staatsbewegungen und Veränderungen werden, wie es auch wirklich geſchehen iſt. Die ganz aufgeklärt verneinende, und in die Sentenzen der allgemeinen Menſchenliebe eingehüllte unchriſtliche Geſinnung in dieſem Bunde mag, ſchon aller geſchichtlichen Analogie nach, ziemlich modernen Urſprungs ſeyn; dagegen dürfte das wirklich vorhandene, wenn auch zu unſrer Zeit, in dem unglaublich mannichfachen Partheyenkampf dieſer Secte, nur bey einer ſehr kleinen Minorität noch vorhandne, chriſtliche Meynungs-Princip darin, dem hiſtoriſch angegebenen Urſprunge gemäß, mehr von der orientaliſch-gnoſtiſchen Art und Herkunft ſeyn. Der große oder doch wenigſtens bedeutende und immer nicht ganz unwichtige politiſche Einfluß läßt ſich wohl nicht mehr läugnen, wenn wir in den gewaltſamen Umwälzungen unſrer Zeit, die ſich aus unſerm Welttheil nun auch in die andern und auf den neu entdeckten wieder zurück gewälzt haben, erfahren, daß in einem Lande des letztern, an der andern ſüdlichen Hemiſphäre unſres Globus, die beyden Hauptpartheyen in den dortigen Staats-Revolutionen und noch nicht beendigten Unruhen, die Schottiſchen und die Yorkiſchen genannt werden, nach dem Gegenſatz der engliſchen Logen. Wer weiß, oder wer erinnert ſich nicht, wie ſehr der

Beherrſcher der Welt in der letzt verwichnen Epoche, ſich dieſes Vehikels in allen eroberten Ländern, als Organ für die noch weiter irre zu leitende, und mit falſcher Hoffnung zu nährende öffentliche Meynung bediente; der eben darum der Mann des Zeitalters von ſeinen Anhängern genannt wurde, und wenigſtens der Diener des Zeitgeiſtes wirklich war! Eine eigentlich für das Ganze der Menſchheit wohlthätige, politiſch richtige, in ihrer Abſicht und Richtung wahrhaft chriſtliche, kann wohl unmöglich eine Geſellſchaft geweſen ſeyn, oder genannt werden, aus deren Schooß, als der geheimen Werkſtätte des zerſtörenden Zeitgeiſtes, nach einander die Illuminaten, die Jakobiner, und die Carbonari hervorgegangen ſind. Doch muß ich hierbey bemerken, daß es das unvermeidliche Loos und Schickſal der älteſten unter allen geheimen Geſellſchaften iſt, daß ſich jede neue Verſchwörung gern in ihre, den Initiirten ſchon bekannten ehrwürdigen Formen hüllt. Alsdann aber darf man nicht vergeſſen, daß jener Orden überall in ganz unzählige Partheyen, und verſchiedne Secten und Meynungen, in ſich zertheilt und zerſpalten erſcheint; daher darf man keinesweges glauben, daß jene furchtbaren Extreme und wilden Exceſſe von Irreligion, und den alles zerſtörenden, oder heimlich untergrabenden Revolutions-Grundſätzen ſo ganz allgemein darin herrſchend geweſen ſeyen; vielmehr würde eine ſolche Annahme buchſtäblich durchaus falſch, und wenigſtens hiſtoriſch übertrieben ſeyn. Die bloße Notiz von allen den, wenn auch in dieſem Einen Punkte getäuſchten, doch ſonſt überaus achtungswürdigen Männern, allgemein rühmlich bekannten und hoch ausgezeichneten Nahmen des achtzehnten Jahrhunderts, welche Mitglieder der Verbindung geweſen ſind, würde hinreichen, um dieſes abſolute Urtheil zu widerlegen und zu berichtigen, oder doch ſehr weſentlich zu modificiren. Das darf man wohl auch nach mehreren Anzeichen als hiſtoriſch gewiß, oder wenigſtens höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß nirgends dieſe eſoteriſche Geſellſchaft und ihre Macht, mit dem Staate ſelbſt, und mit der ganzen beſtehenden Ordnung der Dinge noch ſo weit als möglich in Einklang geſetzt worden, als in dem Lande, wo überhaupt alle entgegenſtehenden Lebens- und Geſellſchafts-Elemente der neuen Zeit auf das künſtlichſte ins Gleichgewicht geſetzt erſcheinen, ſo lange es wiederhält, nämlich in England. Es hat übrigens unläugbar, wenn wir den Blick wieder auf das übrige Europa, und ſelbſt auf die Haupt-Revolutions-Länder richten, unter den vielen andern, auch eine chriſtliche Parthey in dieſer Sphäre gegeben; und wenn gleich ſie der Zahl nach nur eine ſehr kleine Minorität bilden mochte, ſo war ihr geiſtiges Uebergewicht in den tieferen Ideen und wirklich intereſſanten Ueberbleibſeln der alten Ueberlieferung um deſto größer; wie ſich dieſes aus hiſtoriſchen Thatſachen und öffentlich gewordnen ſchriftlichen Denkmahlen ganz deutlich und unzweifelhaft nachweiſen läßt. Statt einiger minder allgemein bekannten deutſchen Beyſpiele, werde ich hier aber lieber zur Beſtätigung des Geſagten, einen franzöſiſchen Schriftſteller anführen, der für den innern und mehr verborgnen Charakter der Revolution ſehr bedeutend und bezeichnend iſt. Denn ganz iſolirt unter den übrigen Wortführern der damahls herrſchenden atheiſtiſchen Parthey ſteht doch in ſeiner Zeit dieſer theoſophiſch chriſtliche, aus dieſer Schule und Sphäre hervorgegangene St. Martin;

entwicklung kann er nicht eigentlich mehr ſo heißen, ſondern nur als Zeitgeiſt, der göttlichen Einwirkung und dem Chriſtenthume, bey denen entgegentreten, welche nicht die Zeit und alles Zeitliche nach dem Geſetz und Gefühl des Ewigen behandeln und beurtheilen, ſondern vielmehr den Gedanken und Glauben des Ewigen, nach dem zeitlichen Vortheil oder Eindruck biegen und verändern, oder hintanſetzen und vergeſſen. In dem erſten Zeitalter der fortgehenden Entwicklung des Chriſtenthums erſchien er als verwirrender Sectengeiſt. Seine höchſte Vollendung erhielt dieſer in der neuen, dem liebevollen Chriſtenthum entgegenſtehenden Religion einer fanatiſchen Einheitslehre des falſchen Glaubens, wodurch ein ſo großer Theil der morgenländiſchen Chriſtenheit, und ganze Gegenden von Aſien für dieſe verlohren gingen. Im Mittelalter offenbarte er ſich nicht ſo ſehr in den abgeſonderten Secten, als im ſcholaſtiſchen Zwieſpalt, und Unfrieden zwiſchen Kirche und Staat, und im Innern des Staats wie der Kirche ſelbſt. Im Anbeginn der neuen Welt-Epoche forderte der Zeitgeiſt nichts ſo ſehr als dringendes Bedürfniß der Menſchheit, wie die vollkommene Glaubensfreyheit, die aber mehr nur einen blutigen Zwieſpalt, und einen über ein Jahrhundert fortdauernden vernichtenden Kampf auf Tod und Leben zur nächſten Folge hatte. Als der Kampf beendigt, oder wenigſtens beruhigt und erloſchen war, kam eine vollkommne Gleichheit aller Religionen, wenn nur die Moral gut ſey, und eine eben ſo vollkommne Gleichgültigkeit, und der Grundſatz des Indifferentismus an die Tagesordnung des Zeitgeiſtes. Dieſer ſcheinbaren Ruhe vor dem Sturm, folgte der revolutionäre Schwindel, und nachdem auch dieſer vorüber war, iſt nun der abſolut gewordne Zeitgeiſt der neueſten Epoche, d. h. die zur Parthey-Leidenſchaft gewordne Vernunft, oder die zum Vernunft-Princip erhobene Leidenſchaft, als die jetzige Form und letzte Metamorphoſe des alten Zeitübels gefolgt.

Sehen wir aber auf den göttlichen Stützpunkt, und Anhalt der Hülfe in dieſem die Weltgeſchichte ausfüllenden Kampf des Menſchengeſchlechts gegen die eigne Schwäche, alle Hinderniſſe der Natur und der natürlichen Umgebung, und die Gegenwirkung des feindlichen Geiſtes; ſo habe ich mich zu zeigen bemüht, wie in den erſten Jahrtauſenden der älteſten Völkerkunde die göttliche Offenbarung, rein bewahrt in der Einen Urquelle, auch in der heiligen Ueberlieferung der andern großen Nationen der älteſten Zeit ſich in vollen Strömen, wenn gleich durch manchen beygemiſchten Irrthum getrübt, doch immer, ſelbſt in dieſer chaotiſchen Miſchung, nach ihrem einfachen göttlichen Urſprunge erkennbar, ergoſſen hat; und dieſes bildet den Inhalt und Anfang des Glaubens für eine religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte. Und nur in einem ſolchen religiöſen Glauben und Sinn für die Spuren der göttlichen Offenbarung kann jene erſte Welt-Epoche der alten Geſchichte, richtig aufgefaßt, und wahrhaft verſtanden werden. An den göttlichen Wendepunkt der hier beginnenden Befreyung und Errettung des Menſchengeſchlechts in dieſer hiſtoriſchen Mitte der Zeiten können wir uns nun mit voller Liebe anſchließen, die um ſo feſter in ſich begründet wird, je reiner wir, was die Menſchen Störendes entgegengeſetzt, oder beygemiſcht haben, von dem weſentlich Göttlichen, und urſprünglich Ewigen in math, die große Zahl der künſtlichen Nachahmungen, die nach jenen Vorbildern verfertiget ſind. Sie alle ſind früher oder ſpäter eines kläglichen Todes geſtorben, Schattenweſen ohne Beſtandheit und eigne Kraft. Grade diejenigen modernen Gedichte, welche mit dem griechiſchen Styl in dem ſchneidendſten Widerſpruch und Gegenſatz ſtehen, leben und wirken bey allen ihren regelloſen Fehlern immerfort in jugendlicher Kraft, weil ſie voll ſind von genialiſchem Leben und origineller Erfindung."

Die Schuld liegt aber nicht an der griechiſchen Poeſie, ſondern an der durchaus falſchen Art und Weiſe der Nachahmung, welche nothwendig ganz ungenügend und verkehrt ausfallen muß, ſo lange eine einſeitige Nationalanſicht herrſchend iſt, ſo lange man überhaupt, für das Ganze und im Weſentlichen, nur nach dem Intereſſanten in der darſtellenden Kunſt ſtrebt. Nur derjenige kann die griechiſche Poeſie nachbilden, der ſie ganz kennt. Nur der bildet ſie wirklich nach, der ſich die objective Hoheit und ſtrenge Kunſtform aus der ganzen Maſſe, den ſchönen Geiſt der einzelnen Dichter, und den vollkommnen Styl des blühenden Zeitalters aneignet.

Die Trennung des hohen Objektiven und des natürlich Reizenden und Lokalen in der griechiſchen Poeſie iſt unendlich ſchwer. Beydes iſt nicht in für ſich beſtehende Stücke und Theile geſondert, ſondern durchgängig in einander verſchmolzen. Bis in die feinſten Zweige des vieläſtigen Baums verbreitet ſich das Objektive; allenthalben aber iſt demſelben etwas eigenthümlich Lokales als Element und Träger oder Umgebung beygemiſcht. Bis jetzt hat man nur zu oft das eigenthümlich Beſondre der dieſer Offenbarung der Liebe rein auszuſcheiden wiſſen. Und nur in dem Geiſte der Liebe läßt ſich auch die Geſchichte der chriſtlichen Zeiten hiſtoriſch recht faſſen, und chriſtlich richtig beurtheilen. In den letzten Jahrhunderten, wo der Zwieſpalt über die Liebe ſiegt, bleibt uns als der letzte Leitfaden in dem Labyrinth der Geſchichte, noch die hiſtoriſche Hoffnung übrig. Nur mit bewunderndem Dankgefühl, mit ſtaunender Ehrfurcht können wir in den einzelnen höheren Fügungen der weitern chriſtlichen Entwicklung und neuern Weltgeſchichte, das wundervolle Zuſammentreffen in den Begebenheiten für einen Zweck der göttlichen Liebe, oder auch den unerwarteten Ausbruch der lange verzögerten göttlichen Gerechtigkeit wahrnehmen; wie ich ſolches an den geeigneten Stellen einigemal wenigſtens anzudeuten verſucht habe. Den Schluß des Ganzen kann aber nebſt jenem uralten Glauben an die göttliche Offenbarung, und in der vollen Aneignung der chriſtlichen Liebe, nur jene mehrmals ſchon ausgeſprochne, und auch für unſre Zeit, als die letzte Schwelle der herannahenden Zukunft, beſonders wiederhohlte religiöſe Hoffnung, für dieſe Philoſophie der Geſchichte bilden: daß in der vollendeten religiöſen Wiederherſtellung des Staats und auch der Wiſſenſchaft, die Sache Gottes und das Chriſtenthum vollſtändig auf Erden ſiegen und triumphiren werde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Zehnte Vorleſung.

Von dem chriſtlichen Grundbegriff und Geſichtspunkt für die Philoſophie der Geſchichte. Hiſtoriſcher Anfang des Chriſtenthums nach den äuſern politiſchen Verhältniſſen und Verfall des römiſchen Reichs. . . . . . 1.

Eilfte Vorleſung.

Von den alten Deutſchen, und von der Völkerwanderung. Von dem Naturgange in der geſchichtlichen Entwicklung. Weitere Ausbreitung und innere Befeſtigung des Chriſtenthumes; groſes Verderben der Welt, und Anfang des Mahomet. . . . . 37.

Zwölfte Vorleſung.

Charakterſchilderung des Mahomet und ſeiner Religion, ſo wie der arabiſchen Weltherrſchaft. Neue Geſtaltung des europäiſchen Abendlandes und Wiederherſtellung des chriſtlichen Kaiſerthums. . . . . 73.

Dreyzehnte Vorleſung.

Erſte Geſtaltung und feſtere Begründung des chriſtlichen Staates in der neuen Zeit; nach dem chriſtlichen Begriff des deutſchen Kaiſerthums. . . . . . 106.

Seite

Vierzehnte Vorleſung.

Von dem Ghibelliniſchen Zeitgeiſt und Partheyenkampf. Urſprung der romantiſchen Dichtung und Kunſt des Zeitalters. Charakter der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und der alten Jurisprudenz. Anarchiſcher Zuſtand des europäiſchen Abendlandes. . . . . 141.

Funfzehnte Vorleſung.

Allgemeine Bemerkungen über die Principien der Geſchichte. Von dem verderbten Zuſtande im funfzehnten Jahrhundert. Anfang des Proteſtantismus, und Charakter der Reformationszeit. . . . . 181.

Sechzehnte Vorleſung.

Hiſtoriſche Bedeutung, und weitere Entwicklung und Ausdehnung des Proteſtantismus, in der Epoche der Religionskriege, und nachher; und von der verſchiedenen Wendung des Ausgangs derſelben in den vornehmſten europäiſchen Ländern. . . . . 215.

Siebenzehnte Vorleſung.

Parallele des deutſchen Religionsfriedens mit dem Zuſtande in den andern Ländern von Europa. Herrſchendes Syſtem des Gleichgewichts und Princip der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert. . . . . 253.

Achtzehnte Vorleſung.

Von dem herrſchenden Zeitgeiſte, und von der allgemeinen Wiederherſtellung. . . . . 288.

Gedruckt bey Ferdinand Ullrich.

als die letzte irdiſche Hülle mit Verachtung von ſich wirft, um als metaphyſiſches Dunſtgebilde, immer höher hinaufſteigend in das unzugängliche Dunkel des eignen ſo hoch geſteigerten Ich, ſich dem menſchlichen Auge nun ſo viel als möglich ganz zu entziehen. Eine verworrene Terminologie und vollendete Unverſtändlichkeit, ſind die beſtändigen Begleiter, und eigentlichen Kennzeichen der falſchen Philoſophie, welche das Kleinod der Wahrheit, und wahren Wiſſenſchaft in einer immer weiter fortgeſetzten künſtlichen Theilung des Bewußtſeyns und Denkvermögens, in einer immer wieder noch höher geſteigerten Abſtraction zu finden wähnt; während doch ſelbſt die rein logiſchen Denkformen, wie ſie dem menſchlichen Geiſte angeboren, oder als die Anfangsſtriche und erſten Grundzüge ſeines Verſtehens und ſeiner denkenden Thätigkeit eingegraben ſind, nur aus dem lebendigen Ganzen des vollſtändigen Bewußtſeyns, nach der Stelle welche ſie in dieſem einnehmen, und nach der Art und Weiſe, wie ſie in dasſelbe eingreifen, eigentlich verſtanden, nach ihrer wahren Bedeutung erfaßt, und wahrhaft begriffen werden können. So oft nun aber aus jenem ſogenannten reinen, eigentlich leeren, und vom Leben und der lebendigen Wirklichkeit abgeſonderten, und ganz abſtracten Denken dennoch ein wirkliches Gebäude des wahren Wiſſens heraus entwickelt, oder hervorgezaubert werden ſoll; ſo erneuert ſich immer wieder die alte Geſchichte vom Babyloniſchen Thurmbau, und der Babyloniſchen Sprachverwirrung. Jedes neue Syſtem der Art iſt nur wieder ein neu hinzukommender Abſchnitt und nachfolgender Zuſatz, zu jener in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes uralten Verwirrung der Sprachen, wie der Anſichten und Meinungen. Ein jeder unter dieſen Bauleuten des endloſen Irrthums beginnt damit, daß er den angefangenen Bau ſeiner unmittelbaren Vorgänger und aller Andern wegwirft, und indem er den eingebildeten Thurm ſeines Wiſſens auf den leeren Raum der frey gewordnen Stelle aufrichtet und gründet, hat er den feſten Willen, ihn immer noch höher, weit hinaus über alle vorigen hinauf zu führen. Keiner aber verſteht den andern, eben ſo wenig als ſich ſelbſt; immer verworrner und dunkler wird dieſe neue Verwirrung der Begriffe, und nichts bleibt übrig zuletzt, als der unverſtändliche Schutthaufen ſolcher zerbröckelten Gedanken, die auch da ſie noch ganz waren, nur einzelne todte Steine geweſen ſind, und alle die bald wieder vergeßnen, und nur noch unverſtändlicher gewordnen Abſtractionen, deren urſprüngliches Wörterbuch und Alphabet, oder erklärender Schriftenſchlüſſel für alle dieſe ſeltſamen Chiffern, jetzt oft nur mühſam wieder gefunden werden kann.

Eine mehr lebendige Philoſophie kann nicht dieſen Weg einer immer geſteigerten Abſtraction als den einzig rechten wählen und verfolgen; ſie geht vom Leben aus und vom Gefühl des Lebens, und zwar von einem möglichſt vollſtändigen Gefühl und Bewußtſeyn; weit entfernt daß ſie in einer weiter fortgehenden künſtlichen Theilung unſers Bewußtſeyns ihr Heil ſuchen, und ihren Zweck, oder das Ziel des wahren Wiſſens erreichen zu können, wähnen ſollte: da das menſchliche Bewußtſeyn, wenigſtens ſo wie es jetzt iſt, ohnehin ſchon nur mehr als zu ſehr getheilt, im Zwieſpalt befangen, in ſich getrennt, und durch dieſe Zertheilung gebunden, vereinzelt, gelähmt und geſchwächt erſcheint. Dieß iſt nun eben der Hauptpunkt, auf welchen alles ankommt. Jene andere Philoſophie des ſogenannten reinen, von der Wirklichkeit abgeſonderten und abſtracten, oder eigentlich leeren Denkens, ohne Ende, und ohne Anfang, ohne Grund wie ohne Ziel, weiß nichts von unſrer Vorausſetzung des Lebens, im menſchlich vollſtändigen Umfange und Sinne dieſes Worts; der darin befangene Denker kann auch dieſe Vorausſetzung nicht annehmen, und würde ſie nicht gelten laſſen, oder vielmehr, er weiß gar nichts davon, und würde auch nichts damit zu machen wiſſen. Dennoch wird auch bey dieſer Philoſophie etwas vorausgeſetzt, oder gleich im voraus angenommen; und zwar iſt dieſe Vorausſetzung eine rein willkührliche, die ſich bey etwas näherer und ſtrenger Unterſuchung ſogleich als eine völlig grundloſe zu erkennen giebt. Sie beruht darauf, oder beſteht darin, als ob unſer Bewußtſeyn und Denken, ſo wie es jetzt iſt, noch ganz das rechte, und in ſeinem urſprünglichen Zuſtande völlig unverſehrt geblieben wäre; ſo daß es nur einer zweckmäßigen Eintheilung und Abtheilung, oder ſorgſam künſtlichen Zerlegung dieſes an ſich rechten und richtigen Bewußtſeyns und Denkens bedürfte. Wenn wir uns dagegen dem Gefühl des innern Lebens hingeben und überlaſſen, und es nur, rein wie es iſt, aufmerkſam zu umfaſſen ſtreben; ſo iſt das Erſte, deſſen wir inne werden, und was uns auffallen muß, der Zwieſpalt und Gegenſatz, nicht bloß zwiſchen uns und der Außenwelt, ſondern der Zwieſpalt in uns ſelbſt, und recht im Innerſten, und im Mittelpunkte unſers Bewußtſeyns, welches in lauter Gegenſätzen auseinander fällt und zertheilt iſt. Kann nun wohl der Zwieſpalt, den urſprünglichen Zuſtand, und die eigentliche Beſtimmung unſers, oder auch irgend eines andern Daſeyns bilden, oder kann dieſes von Anfang ſo geweſen ſeyn? — Der Zwieſpalt herrſcht freylich überall im menſchlichen Leben, alles theilend in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in der freyen Geſellſchaft des Umgangs, wie im Staate und ſelbſt in der Familie, im Glauben und Wiſſen, wie im Denken und Meinen, wo dieſe irgend das Leben berühren, oder auch ſchon an ſich, in feindliche Gegenſätze und Partheyen. Aber hier iſt eigentlich nicht von dieſem Widerſtreit der Leidenſchaften, oder von der ſittlichen Zerreißung des innerſten Gemüthes, welche durch die Verwirrung und das Unheil der Leidenſchaften erregt wird, zunächſt die Rede; obgleich auch dieſer äußerlich ſichtbare, und gleichſam körperlich gewordne Zwieſpalt des Menſchengeſchlechts, in dem verborgenen Zwieſpalt des innerſten Bewußtſeyns, nach der ganzen Beſchaffenheit desſelben, in unſerm jetzigen Zuſtande und Denkvermögen, ſeinen erſten Grund hat, und hier die tiefere Quelle ſeines Urſprungs zu ſuchen iſt. Eben ſo wenig iſt dabey Rückſicht genommen auf die traurigen Zerrüttungen des menſchlichen Bewußtſeyns in einem organiſch krankhaften Zuſtande desſelben, oder auf das Mangelhafte was aus einem beſondern Charakterfehler oder Geiſtesſchwäche und einer weniger glücklichen Organiſation hervorgeht. Der Zuſtand aber, den wir wenigſtens verhältnißmäßig und relativ den phyſiſch und ſittlich geſunden nennen, weil er von ſolchen auffallenden Störungen und Zerrüttungen frey und rein iſt, braucht deßhalb noch nicht ein vollkommen lebendiger, und urſprünglich vollſtändiger zu ſeyn. Vielmehr kann auch in dem gewöhnlichen Bewußtſeyn, wie es im Allgemeinen jetzt iſt, und in dieſem Sinne alſo als ein geſundes und richtiges betrachtet wird, manches aus ſeinen Fugen gerückt, vieles in Unordnung gerathen ſeyn; und wohl werden wir auf eine ſolche Vermuthung und Annahme oder Vorausſetzung geleitet, wenn wir die einzelnen Beſtandtheile dieſes Bewußtſeyns, meiſtentheils ſo ganz ſchwach, und wie gelähmt in einem gebundenen Zuſtande, die verſchiedenen Seelenvermögen aber faſt nie in einem rechten innigen Zuſammenhange, und im vollen Einklange mit einander finden. Es iſt eben dieſer innere Widerſtreit und urſprüngliche Zwieſpalt des denkenden Bewußtſeyns, auf welchen ich hier die Aufmerkſamkeit zu richten wünſchte, wie er zwiſchen dem Denken, Fühlen und Wollen, rein pſychologiſch ſich kund giebt, und in uns wahrgenommen wird; nach welchem tief innerlich in uns wurzelnden Zwieſpalt, auch Verſtand und Willen, abgeſehen noch von dem Sittengeſetz und deſſen Befolgung, ſo äußerſt ſelten zuſammenſtimmen; Vernunft und Fantaſie aber meiſtens feindlich gegeneinanderſtehen, oder ſich wenigſtens ganz fremd, und gegenſeitig unverſtändlich bleiben. Dieſe unſere erſte, immer wiederkehrende, oft ſich von neuem wiederholende Wahrnehmung des innern Lebens, und aufmerkſamern Selbſtgefühls von dem, faſt möchte man ſagen angebornen, oder wenigſtens angeerbten Widerſtreit und Zwieſpalt im menſchlichen Bewußtſeyn und Denkvermögen, der ein bloß pſychologiſcher iſt, ganz abgeſehen noch von allen partiellen Störungen oder Zerrüttungen der Leidenſchaft oder der Krankheit, kann uns freylich wohl, auch ſchon von dieſer rein intellektuellen Seite hinführen, wohin auch ſchon ſo manche andre moraliſche Erſcheinung, oder hiſtoriſche Spur hinzudeuten ſcheint, auf die alte Erklärungsweiſe und Lehre nämlich, welche eigentlich die Anſicht und Meinung aller alten Völker der Vorzeit geweſen iſt: daß der Menſch gleich von Anfang aus ſeiner urſprünglichen Harmonie heraus in den Zwieſpalt gefallen, oder von der Einheit abgewichen, daß er von ſeiner erſten und ihm anerſchaffnen hohen Würde um viele Stufen, tief und immer tiefer herabgeſunken iſt. Da nun aber dieſe urſprüngliche Verfinſterung, oder Zerrüttung und Entartung, die innerſte Wurzel unſers Daſeyns betrifft, ſo iſt dann auch in dieſem, gar nicht bloß in dem Verhältniß zur Außenwelt, ſondern ſchon an ſich in dem reinen innern Denken, Fühlen oder Wollen, alles meiſtentheils zerfallen, einzeln unter ſich ſtreitend, in ſich ſelbſt zerriſſen; viel ſeltner aber noch in lebendigem Einklange fruchtbar zuſammenwirkend. Gewiß iſt unſere gewöhnliche Theorie des Bewußtſeyns mehrentheils mit darum ſo ganz ungenügend, und überaus flach und ſeicht, weil ſie von dieſer großen, auch mit unſerm Denkvermögen geſchehenen Veränderung gar nichts in Erfahrung gebracht hat, und keine Notiz davon nimmt. Inſofern dieſes jedoch als eine geſchichtliche Thatſache betrachtet wird, und auf der hiſtoriſchen Ueberlieferung beruht, liegt es hier außer unſerm Kreiſe und Gebiete, und bleibt einer gründlich kritiſchen Forſchung überlaſſen. Die eigenthümliche Aufgabe der Philoſophie iſt zunächſt bloß, den pſychologiſchen Widerſtreit und innern Zwieſpalt zwiſchen den verſchiedenen Geiſtes- und Seelenvermögen unſers Bewußtſeyns, vollſtändig und rein aufzufaſſen, und ganz wie er iſt hinzuſtellen; demnächſt aber auf die Punkte oder Stellen aufmerkſam zu machen und hinzuweiſen, von welchen aus die Rückkehr beginnen, oder wenigſtens die Wege welche dahin führen, gefunden werden könnten; die Wege der Rückkehr zu der verlornen, uns griechiſchen Kunſtformen und Kunſtmittel nachgemacht. Man hat die Alten im Grunde ganz modern genommen, indem man das Princip des Intereſſanten auf ihre Poeſie übertrug; indem man der griechiſchen Kunſttheorie, oder einzelnen Lieblingsdichtern die Autorität beylegte, welche nur dem weſentlichen Geiſt der ganzen Maſſe zukommt, oder wohl eine noch größere Autorität, als überhaupt für irgend ein auch noch ſo claſſiſches Urbild mit den Rechten des genialiſchen Urkünſtlers, mit denen des kunſtſinnigen Publikums und der ſelbſtſtändig forſchenden, und wiſſenſchaftlich geſetzgebenden Theorie beſtehen kann.

Das ältere didaktiſche Gedicht der Griechen, ſo wie die zahlreichen Theogonieen, die Werke der Phyſiologen und Gnomiker zu dieſer Gattung gehören, findet als gemeinſames Mittelweſen zwiſchen ſagenhafter Ueberlieferung und ſinnbildlicher Grundlehre, nur im mythiſchen Zeitalter der Poeſie ſeine eigentliche Stelle. Denn da hat ſich die Philoſophie von der ſinnbildlichen Sage, aus der ſie entſprang, noch nicht völlig losgewickelt und beſtimmt geſchieden; da iſt der Rhythmus der natürliche Träger der Ueberlieferung, und alte Dichterſprache, vor der Bildung der Proſa, das allgemeine Element jeder höhern geiſtigen Mittheilung. Mit dieſem vorübergehenden Verhältniß fällt aber auch die Natürlichkeit und Rechtmäßigkeit dieſer Form weg, und für das ſpätere didaktiſche Gedicht der Griechen im gelehrten Zeitalter der Kunſt blieb nur das ganz ungültige Princip übrig: die gelehrte Künſtlichkeit des eitlen Dichtkünſtlers in ſchwierigem Stoff abſichtlich ſehn zu laſſen. Es wird damit nicht die Möglichkeit eines eigentlichen ſchönen didaktiſchen Gedichts in gutem jetzt abhanden gekommnen, urſprünglichen Harmonie in unſerm Innern; oder auch die Mittel zur Wiederherſtellung eines lebendig vollſtändigen Bewußtſeyns, und einer mehr harmoniſchen Zuſammenwirkung der ſonſt getrennten einzelnen Geiſtes- oder Seelenvermögen deſſelben. Wenn ſich nun ſelbſt in der gewöhnlichen Erfahrung gewiſſe Stellen, oder glückliche Momente nachweiſen laſſen, wo durch eine beſondere Kraft des feſten Charakters, durch genialiſche Kunſt oder durch ſonſt eine ausgezeichnete höhere Seeleneigenſchaft dieſer innere Widerſtreit, und angeborne, oder angeerbte Zwieſpalt zwiſchen Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie glücklich gelöſt wird, und dieſe ſonſt vereinzelt getrennten, oder feindlich gegen einander ſtrebenden Kräfte wenigſtens theilweiſe, und für eine einzelne Lebens-Erſcheinung oder Wirkung und Hervorbringung, fruchtbar zuſammenſtimmen, und harmoniſch in Einklang gebracht werden; ſo ſind dieſes eben ſo viele in der Erfahrung gegebene Stütz- und Anhaltspunkte für die Möglichkeit der Wiederherſtellung eines vollſtändigen Bewußtſeyns und Lebens-Ganzen, aus den ſonſt zerſtreuten Elementen, oder zerſtückten Gliedern des innern Menſchen. Inſofern es aber doch immer nur Ausnahmen ſind, glückliche aber ſeltene Ausnahmen, ſo dienen ſie der herrſchenden Regel, oder der allgemeinen Wahrnehmung des innern Zwieſpalts in unſerm Denkvermögen und ganzem Bewußtſeyn nur zu deſto großerer und voller Beſtätigung. Um die Aufmerkſamkeit nicht gleich Anfangs zu ſehr zu zerſtreuen, nehme ich dabey für jetzt noch keine Rückſicht auf manche untergeordnete, oder mehr zuſammengeſetzte, angewandte oder abgeleitete

Geiſtes- und Seelenvermögen; wie das Gedächtniß und die äußern Sinne, die mannichfachen Triebe, und das ſie bewachende Gewiſſen; ſondern beſchränke zunächſt den Blick auf jene vier Hauptvermögen: Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie; welche man gleichſam als die vier entgegenſtehenden Endpunkte der innern Welt betrachten kann, oder welche die vier verſchiedenen Weltgegenden des ganzen Bewußtſeyns bilden; und auf den zwiſchen dieſen vier Grundkräften des Menſchen ſich kund gebenden vierfachen Zwieſpalt. Dieſer iſt ſo allgemein anerkannt, und ſo allgemein herrſchend, daß er ſich auch in den alltäglichſten Erſcheinungen und Erfahrungen kund giebt. Wohin lautet das gewöhnliche Endurtheil über ſo viele, ja faſt die meiſten auch ſehr ausgezeichnete Menſchen, als daß Verſtand und Willen bey ihnen nicht recht zuſammen gehen? Welche Einſichten und umfaſſende Kenntniſſe beſitzt er nicht, heißt es von dem Einen; Scharfſinn, treffendes Urtheil; was könnte er nicht leiſten, wenn er nur wollte; aber er iſt ſo veränderlich und unzuverläſſig, unthätig und charakterlos; er weiß im Grunde ſelbſt nicht recht was er will; wo alſo, wie wohl zu bemerken iſt, bey dieſem Urtheil, nicht von Leidenſchaften, oder leidenſchaftlichen Uebertretungen des Sittengeſetzes die Rede iſt, ſondern bloß von der innern Mangelhaftigkeit und Schwäche. — Er hat den beſten Willen, heißt es von einem Andern: iſt immer thätig, jeder Aufopferung fähig, und von feſtem unerſchütterlichen Muth; dabey aber iſt er ſo beſchränkt, unbeugſam, kurzſichtig, von ſo ganz unbezwinglichen Vorurtheilen eingenommen, daß eigentlich nichts mit ihm anzufangen iſt, daß alles ganz verkehrt ausfällt, noch ein andres, großes und viel umfaſſendes, ſelbſt in dem äußern, wirklichen Leben und in der geſchichtlichen Erfahrung, als ein ſolches hervortretendes Phänomen, welches mit in die Reihe dieſer Verbindungs-Elemente oder Vereinigungs-Principien des ſonſt getheilten Bewußtſeyns gehört; und dieſes iſt die wunderbar mannichfaltige und doch ſo kunſtreich geordnete Menſchenſprache. Sie iſt ein lebendiges Produkt des ganzen innern Menſchen, und alle ſonſt getrennten Geiſteskräfte oder Seelenvermögen haben, jedes in ſeiner Art, ihren vollen Antheil an dieſem gemeinſamen Erzeugniß; wenn gleich noch manche Spur der innern Zerſtückung darin äußerlich ſichtbar bleibt, und eine vollkommene Harmonie des vollſtändig ganzen und lebendig zuſammenwirkenden Bewußtſeyns auch hier nur als ſeltne Ausnahme in den höchſten Hervorbringungen des dichtenden oder wie ſonſt immer in der Rede und Sprache ſich kund gebenden Kunſtgenies und meiſtens auch da nur in den ausgezeichnet hellſten Punkten und in einzelnen glücklichen Lichtmomenten derſelben gefunden wird. Alle die vier Grundkräfte des Bewußtſeyns haben einen ungefähr gleichen Antheil daran. Der grammatiſche Bau und dieſe innere Struktur und Regel der Wortänderung oder Umbiegung und nächſten Wortverknüpfung gehört der Vernunft an, alles Bildliche in der Sprache aber, und wie weit erſtreckt ſich nicht dieſes, wie tief greift es nicht ein in die erſte, urſprüngliche, und nicht immer mehr verſtändlich gegenwärtige, natürliche Wortbedeutung, iſt ein Eigenthum der Fantaſie; die klar beſtimmte äußere Gliederung und deutlich ſchöne Geſtaltung irgend eines ganzen Sprachwerkes, es mag nun ein rein dichteriſches, geſellſchaftlich redneriſches, oder denkend wiſſenſchaftliches ſeyn, iſt das Werk des Verſtandes. Eben ſo auch das Charakteriſtiſche, welches nicht bloß in dem thieriſchen Naturſchrey liegt, oder in der kindlichen oft auch kindiſchen Nachahmung eines äußern Schalles; ſondern jene viel tiefere und geiſtiger bedeutende Charakteriſtik, welche in den urſprünglichen Stamm-Sylben und erſten Wurzelwörtern einer gediegenen alten Urſprache gefunden wird, oder uns anzuſprechen ſcheint, muß dem alles Eigenthümliche tief ergreifenden und ſcharf bezeichnenden Verſtande angeeignet werden; wenn man ſie nicht lieber noch einem unmittelbar ergreifenden, wunderbar mit- oder nach-empfindenden Naturgefühl zuſchreiben will. Die magiſche Kraft aber eines, alles bloß durch ſich ſelbſt dahinreißenden gebietenden Willens, iſt wenigſtens an den einzelnen leuchtenden Stellen in einer Rede der höchſten Begeiſterung oder der dichteriſch vollkommenen Darſtellung bemerklich, wo ſie aus den ſcheinbar unausſprechlichen und doch ſo durchſichtig klaren Worten und Ausdrücken, wie ein elektriſcher Schlag auf die empfänglichen und verwandten Gemüther mit entzündend einwirkt.

Ehe ich nun aber tiefer in die Frage vom Urſprunge der Sprache, oder vielmehr von der richtigen Idee dieſes allumfaſſenden und wunderbaren Sprachvermögens als der merkwürdigſten Eigenſchaft und höchſten Eigenthümlichkeit des Menſchen einzugehen verſuche, möchte ich vorher noch aufmerkſam machen, auf den innigen Zuſammenhang zwiſchen dem Reden und Denken, der ein durchaus gegenſeitiger iſt. Denn ſo wie das Reden nur als ein äußerlich und ſichtbar gewordenes Denken betrachtet werden muß; ſo iſt auch das Denken ſelbſt nur ein innerliches Reden und immerwährendes Selbſtgedas Räthſel ſeines Bewußtſeyns ganz gelöſt zu haben und die vielſinnig dunklen Worte dieſer innern Sphinx auf der höchſten Stufe des ſelbſtgefälligen Scharfſinns erklären und richtig deuten zu können; ſo iſt er gerade dann, wie der beklagenswerthe Oedipus ſeines eignen Verhängniſſes, oft nur mit deſto größerer, unheilvoller und unheilbarer Blindheit geſchlagen über den bodenloſen Irrthum, in den ſein ganzes Leben unterdeſſen dennoch gerathen war und in welchen es ganz hinuntergezogen worden. Immer bemüht, den wandelbaren Proteus des eignen Selbſt zu faſſen, kann unſer ohne andern Leitfaden ſinnendes und ſuchendes Ich, oft über dieſe innern Räthſel des Daſeyns in ein ſeltſames Erſtaunen gerathen, manchmahl auch wohl von einer leiſen Furcht ergriffen werden, niemahls aber vermag es, ganz allein und bloß aus ſich ſelbſt, den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht und den Ausgang aus dem eignen Gedanken-Labyrinth ſolcher tragiſchen Verblendung zu finden und mit ſich ſelbſt in Harmonie zu kommen.

So tief und feſt iſt übrigens dieſe innre Zwiefachheit und Duplicität — welchen Ausdruck ich aber hier nicht in dem gewöhnlichen moraliſchen Verſtande brauche, ſondern in einem rein pſychologiſchen und höhern, mehr metaphyſiſchen Sinne nehme — in unſerm Bewußtſeyn eingewurzelt, daß wir ſelbſt dann, wenn wir allein ſind, oder allein zu ſeyn glauben, immer eigentlich noch zu Zweyen denken und dieß auch ſo in unſerm Denken finden, und unſer innerſtes tiefſtes Seyn als ein weſentlich dramatiſches anerkennen müſſen. Das Selbſtgeſpräch oder überhaupt das innere Geſpräch iſt ſo ſehr die natürliche Form des menſchlichen Denkens, daß ſelbſt heilige Einſiedler der vergangenen Jahrhunderte, welche in der ägyptiſchen Wüſte oder auf der einſamen Alpenklauſe ein halbes Leben der Betrachtung der göttlichen Dinge und Geheimniſſe gewidmet haben, das Reſultat ſolcher Betrachtungen oft nicht anders nachzuzeichnen, es in kein andres Gewand zu kleiden, es in keine andre Darſtellungs-Form zu bringen wußten, als in die eines Geſprächs der Seele mit Gott. Und iſt nicht eigentlich das wahre Gebet in allen Religionen auch eine Art von Geſpräch, eine vertrauliche Herzenseröffnung gegen den allgemeinen Vater, oder eine kindliche Anfrage bey Ihm? — Um aber gleich auf die ganz entgegenſtehende Seite des Gegenſtandes hinüberzuſpringen; ſo finden wir auch in den klaſſiſchen Werken des gebildeten Alterthums, zu einer Zeit wo jene Tiefen eines liebevollen Gefühls noch nicht ſo allgemein entwickelt, nicht ſo vollſtändig entdeckt und enthüllt waren, dieſelbe Erſcheinung wieder, obwohl unter einer ganz andern Form, nämlich der der höchſten geiſtigen Klarheit und Heiterkeit, im anmuthigſten Schmucke der auserleſenen Sprache. Ich meine jene den Reden und dem Lehrvortrage des Sokrates charakteriſtiſch eigenthümliche Ironie, wie ſie beſonders auch in den Platoniſchen Schriften gefunden wird, und wovon höchſtens nur in einigen der erſten Dichterwerke etwas Aehnliches bemerkt wird. Denn was iſt jene wiſſenſchaftliche Ironie des forſchenden Denkens und des höchſten Erkennens in dem Sokratiſchen oder Platoniſchen Sinne anders, als das über die geheimen Widerſprüche, gerade in ſeinem innerſten Streben nach dem höchſten Ziele, ſich ſelbſt klar gewordne und zur Harmonie gelangte Bewußtſeyn und Denken? — Ich muß jedoch hierbey in Erinnerung bringen, daß jenes Wort nach dem modernen Sprachgebrauch um einige Stufen tiefer von ſeiner urſprünglichen Bedeutung herabgeſunken iſt, und oft ſo genommen wird, daß es nur den gewöhnlichen Spott bezeichnet. In jenem urſprünglichen Sokratiſchen Sinne aber, und ſo wie ſie in den Platoniſchen Werken gemeint und entwickelt iſt, und auch in dem ganzen Gedankengange und der innern Struktur dieſer Werke im vollkommenſten Maße und Ebenmaße gefunden wird, bedeutet die Ironie eben nichts anderes, als dieſes Erſtaunen des denkenden Geiſtes über ſich ſelbſt, was ſich ſo oft in ein leiſes Lächeln auflöſt; und wiederum auch dieſes Lächeln des Geiſtes, was aber dennoch einen tief liegenden Sinn, eine andre, höhere Bedeutung, nicht ſelten auch den erhabenſten Ernſt unter der heitern Oberfläche verbirgt, und in ſich einſchließt. So ſehr aber iſt in dieſer durchaus dramatiſchen Entwicklung und Darſtellung des Denkens in den Werken des Plato, die Geſprächsform weſentlich vorwaltend; daß wenn man auch die Ueberſchriften und Namen der Perſonen, alles Anreden und Gegenreden, überhaupt die ganze dialogiſche Einkleidung wegnehmen, und bloß den innern Faden der Gedanken, nach ihrem Zuſammenhange und Gange herausheben wollte, das Ganze dennoch ein Geſpräch bleiben würde, wo jede Antwort eine neue Frage hervorruft; und im wechſelnden Strome der Rede und Gegenrede oder vielmehr des Denkens und Gegendenkens ſich lebendig fortbewegt. Und allerdings iſt wohl dieſe innere Geſprächsform dem lebendigen Denken und dem darſtellenden Vortrage deſſelben, wenn ſie auch nicht überall gleich anwendbar und ſchlechthin nothwendig iſt, doch beynahe weſentlich und wenigſtens ſehr angemeſſen und höchſt natürlich; und in dieſem Sinne kann auch die zuſammenhängend ununterbrochene Rede des Einzelnen noch wie ein Geſpräch ſeyn oder die Art und den Charakter eines Geſprächs annehmen. Ja ich geſtehe ſelbſt, daß nachdem ich mir die höchſte Klarheit der lebendigen Gedankenentwicklung hier zum Zweck geſetzt habe, ich vorzüglich dann glauben würde, mein Ziel erreicht zu haben, wenn dieſe Vorträge einigermaßen dieſen Eindruck wie ein Geſpräch auf Sie machen konnten: wenn ſie Ihnen erſchienen, wie eine Reihe von Anfragen, auf welche Sie wenigſtens theilweiſe und wenn auch nicht überall, doch hie und da die ſtillſchweigend zuſtimmende Antwort in Ihrem Innern geben würden, oder auch und noch mehr wenn Sie ſelbſt in dem Ganzen dieſer Darſtellung auf manche aus dem eignen Denken und Leben hervorgegangene innere Frage des Gemüths, eine wo nicht völlig löſende, doch wenigſtens auf die Frage ſelbſt eingehende und weiterhinaus deutende Antwort hier finden konnten und zu vernehmen glaubten.

Dritte Vorleſung.

Die wahre Ironie, — da es doch auch eine falſche giebt, — und dieſe eine Bemerkung habe ich nur noch zu dem Vorhergehenden anzufügen; iſt die Ironie der Liebe. Sie entſteht aus dem Gefühl der Endlichkeit und der eignen Beſchränkung, und dem ſcheinbaren Widerſpruch dieſes Gefühls mit der in jeder wahren Liebe mit eingeſchloſſnen Idee eines Unendlichen. So wie im wirklichen Leben, bey der Liebe, die auf einen irdiſchen Gegenſtand gerichtet iſt, der gutmüthige und leiſe Scherz über eine ſcheinbare, oder wirkliche kleine Unvollkommenheit des andern, gerade da an ſeiner Stelle iſt, und eher einen angenehmen Eindruck macht, wo beyde Theile ihrer gegenſeitigen Liebe gewiß ſind, und die Innigkeit dieſer Liebe keinen Zuſatz mehr leidet; eben ſo gilt dieß auch von jeder andern und ſelbſt von der höchſten Liebe, und kann auch hier der ſcheinbare, oder wirkliche, aber unbedeutende und geringfügige Widerſpruch die unendliche Idee, welche einer ſolchen Liebe zum Grunde liegt, nicht aufheben, ſondern dient ihr im Gegentheil nur zur Beſtätigung und Verſtärkung. Aber nur da, wo die Liebe ſchon bis zur höchſten Stufe der Entwicklung hinauf geläutert, Styl, oder der idealiſchen Darſtellung eines ſchönen didaktiſchen Stoffs in eigentlich künſtleriſcher Abſicht geläugnet, und es iſt hier nicht der Ort auszumachen, ob einige Platoniſche Geſpräche dichteriſche Philoſopheme oder philoſophiſche Dichtungswerke ſind. Unter den eigentlich ſogenannten didaktiſchen Gedichten der Griechen gibt es keine ſolche.

Auch das griechiſche Epos iſt nur eine eigenthümliche Stufe und vorübergehende Form, von der man ſich ſeltſame Dinge weiß gemacht hat. Dieſe unreife Dichtungsart iſt nur in demjenigen Zeitalter an ihrer Stelle, wo es noch keine gebildete Geſchichte, und kein vollkommnes Drama giebt; wo Heldenſage die einzige Geſchichte, wo die Menſchlichkeit der Götter und ihr Verkehr mit den Heroen allgemeiner Volksglaube iſt. Es läßt ſich allerdings wohl begreifen, daß ein Volk im alternden Verfall mit erneuter Vorliebe wieder zurückzukehren ſtrebt zu ſeiner früheren Sagenzeit, wie zu den Erinnerungen der Kindheit; aber nur weil die epiſche Poeſie der Griechen im mythiſchen Zeitalter der Sage eine ſo hohe Blüthe erreicht hatte, haben ſelbſt die epiſchen Kunſtſtücke der Alexandriner und Römer doch noch einigen Grund und Boden. Poeſie und Sage waren der Keim und Quell der ganzen antiken Bildung; die epiſche Dichtkunſt aber war die eigentliche Blüthe der mythiſchen Vorzeit. Einen beſtimmten Stoff, gebildete Werkzeuge, fand ſelbſt der gelehrte Dichter der ſpätern Zeit ſchon vor. Die Empfänglichkeit war vorbereitet, Gegenſtand und Form, alles war ſchon gebildet und gegeben, nichts durfte erzwungen werden. Die neuern Kunſt-Epopöen hingegen ſchweben

Weltverwaltung, und Seelenführung, nicht wohl vereinbar ſeyn, und der alte, obwohl ſehr merkwürdige Glauben an die Seelenwanderung vollends, kann uns faſt nur als eine willkührliche Erdichtung, und eigne Art von Seelen-Mythologie erſcheinen. Was die Theorie von den weſentlichen Denkformen, und ihrem der Vernunft vor aller Erfahrung und ſelbſt vor dem Anfang des Bewußtſeyns eingeprägten Grundſchema betrifft; ſo liegt dabey die Vorſtellung zum Grunde von der Vernunft, als einer allumfaſſenden Denkſchachtel mit ſehr vielen kleinen und größern Abtheilungen und Unterabtheilungen. Es iſt das Reſiduum, oder der todte Niederſchlag von den natürlichen Functionen des lebendigen Denkens, und dem darin waltenden innern Lebensgeſetz, welche auf ſolche Weiſe fixirt, in Reihe und Glied, wie die botaniſch-getrockneten Pflanzen, oder wie angeheftete Schmetterlinge, vor uns hingeſtellt werden, wo aber die wirkliche innere, zartgeflügelte Pſyche, vor ſolcher mechaniſchen Behandlung längſt entflohen iſt. Und da man in der Philoſophie und Erkenntniß des Bewußtſeyns vielmehr ſuchen ſoll, das lebendige Denken ſo viel als möglich in ſeinem Leben aufzufaſſen, und auch eben ſo lebendig auszudrücken, oder wie nach dem Leben zu ſchildern, ſo iſt nicht abzuſehen, wozu dieſe umſtändliche Procedur überhaupt führen ſoll, und iſt die ganze Hypotheſe wenigſtens unnütz und überflüßig. Nach dem Grundſatz oder der Vorausſetzung von den angebornen Ideen, der von jener andern Lehre doch noch ſehr zu unterſcheiden iſt, läßt ſich nun zwar wohl begreifen, wie es für den nach dem Ideal ſtrebenden Künſtler, und in manchen Fällen auch für den Denker, eine ganz richtige Methode, oder wenigſtens eine erleichternde Denkformel ſeyn kann, ſich den Gegenſtand, den er eben in Gedanken vor ſich hat, und idealiſch auffaſſen will, ſo vorzuſtellen, wie er in dieſer Anſicht und Vorausſetzung vor dem göttlichen Verſtande erſcheinen, oder von dieſem angeſchaut werden konnte und müßte. Allein wenn von einer wirklich früher vorhergegangenen intellektuellen Anſchauung, und ehemahligen Auffaſſung der reinen Ideen im göttlichen Verſtande dabey die Rede, und dieß die Meinung iſt; ſo führt uns dieß wieder auf den ſchwierigen, und ſchwer anzunehmenden Begriff von einer eigentlichen Präexiſtenz. Ueberdem, wenn man nun dabey ins Einzelne gehen, und dieſe Anſicht auf einzelne Gegenſtände anwenden will, ſo weiß man doch nicht recht, was man ſich ſelbſt im künſtleriſchen Sinne bey der angebornen Idee von einem herrlich entfalteten Baum, einer ſchönen Blume, einem architektoniſch-großartig angelegten Gebäude oder andern Denkmahl, oder ſelbſt einer kräftigen Thier- oder edlen Menſchengeſtalt denken ſoll; eben ſo wenig wie im praktiſchen Gebiet, wenn da von der angebornen Idee eines guten Kriegsheeres, oder einer weiſen Finanzverwaltung die Rede wäre. Man ſieht nicht recht, wozu es dienen und führen ſoll, und ſobald es für etwas anderes als eine bloße Fiction im Denken genommen wird, verwickelt man ſich in neue oder auch von neuem in die alten unauflöslich gebliebenen Schwierigkeiten. —

Wenn aber in einem ganz allgemeinen Sinne, bloß die Frage aufgeworfen würde, ob der menſchlichen Seele nicht etwa ein ganzes Syſtem von Begriffen und Denkformen, oder eine Welt von allen möglichen Ideen, ſondern nur Eine höhere Mitgabe von jenſeits zugetheilt oder eingeboren ſeyn könnte, die dann natürlich erſt mit dem vollen Erwachen, und der deutlichen Entwicklung des übrigen Bewußtſeyns, oder des Bewußtſeyns überhaupt, mit erweckt werden, und mit zum Bewußtſeyn kommen würde, und der Seele auf dieſe Weiſe nicht anders als in der Form einer Erinnerung erſcheinen könnte, und auch im gewiſſen Sinne wirklich eine ſolche Erinnerung wäre, aber nicht ſowohl eine Erinnerung von Ehemahls, als eine Erinnerung von Ewigkeit, ſo glaube ich nicht, daß ſich dieſe Frage, ſo geſtellt, unbedingt verneinen läßt, noch daß dazu eine weſentliche Nothwendigkeit, oder irgend ein Grund vorhanden wäre, ſondern daß man ſie unter gewiſſen Einſchränkungen ganz unbedenklich zugeben oder annehmen kann und darf. Wie ließe ſich wohl bezweifeln, daß jedem geiſtigen Weſen, welches die ewige Liebe erſchaffen hat, ein Antheil an dieſem Urquell der ewigen Liebe, aus welchem es hervorgegangen iſt, für immer zu eigen bleibt; ſo lange nicht ſein Zuſammenhang mit jener höchſten Quelle ſeines Daſeyns gewaltſam unterbrochen, oder ganz abgeriſſen wird; und wenn ein ſolcher Antheil dem erſchaffnen geiſtigen Weſen fortwährend zu eigen bleibt, ſo muß ſie auch in dem Bewußtſeyn desſelben eine beſtimmte Stelle einnehmen, ſo wie in der Entwicklung dieſes Bewußtſeyns an ihrem Orte zum Vorſchein kommen. Von der menſchlichen Seele ſollte dieß wohl um ſo weniger verneint werden, da ihr der Vorzug einer höhern Gottähnlichkeit oder des göttlichen Ebenbildes, ſo ganz beſonders beygelegt wird.

Dieſer in der erſchaffnen Seele zurückbleibende, und nie, außer in dem Einen angegebenen Fall wieder in ihr auszulöſchende Antheil an Gott, als dem Urquell der ewigen Liebe, dieſe göttliche Mitgabe von Jenſeits in unſerm Bewußtſeyn, ließe ſich wohl nur als die Erinnerung der ewigen Liebe bezeichnen und auffaſſen, und dieſe Erinnerung der ewigen Liebe wäre dann die Eine angeborne Idee im menſchlichen Gemüthe, die man wohl annehmen kann und darf.

Der Gedanke von einer urſprünglichen Erinnerung im Menſchen, die eigentlich nicht von Ehemahls, ſondern von Ewigkeit iſt, und doch mit vollem Rechte eine Erinnerung genannt werden darf, führt uns auf den Begriff von Zeit und Ewigkeit, und auf die ganze Frage von ihrem gegenſeitigen Verhältniß, wovon die richtige und vollkommen klare Anſicht wohl eine ganz andere ſeyn dürfte, als die gewöhnlich herrſchende; wovon die weitere und vollſtändige Entwicklung aber, eine eigne Betrachtung erheiſcht.

Vierte Vorleſung.

Der Begriff von einer wirklichen Präexiſtenz der menſchlichen Seelen in einem früher vorangegangenen Daſeyn, iſt eine der Platoniſchen Lehre von der Erinnerung, oder von den angebornen Ideen angehängte Täuſchung, oder hinzugefügte willkührliche Erdichtung und bloße Hypotheſe, die uns in unzählige Schwierigkeiten verwicklen würde, ſich durchaus nicht auf irgend eine feſte, oder auch nur wahrſcheinliche Weiſe begründen läßt, und die überhaupt nicht füglich angenommen werden kann. Ich bemühte mich aber zu zeigen, daß der Begriff ſelbſt von dieſem ehedem beygemiſchten Zuſatz unterſchieden werden müſſe, und ſich ganz davon trennen laſſe; wenn man bloß an das Weſentliche ſich halte, was in dieſem Platoniſchen Begriff einer höhern Erinnerung, durch ſo manche Jahrhunderte hindurch auf viele der edelſten Gemüther und der tiefſinnigſten Denker, bis auf Leibnitz herab, eine ſo anziehende Kraft bewieſen, einen ſo anhaltend bleibenden, und oft wiederkehrenden Eindruck gemacht hat. In einem ſolchen, reinern und beſſern Sinne, und höhern oder vielmehr einfachern Verſtande, ließe ſich, war meine Meinung, zwar kein vollſtändiges todtes Fachwerk aller möglichen, unter einander im voraus eingeſchachtelten Vernunftbegriffe im menſchlichen Denkvermögen, wohl aber allenfalls, die Eine dem menſchlichen Gemüthe, von ſeinem göttlichen Urſprunge her eingepflanzte oder angeborne Idee annehmen, die dann wohl nicht anders, und nicht einfacher bezeichnet werden könnte, als durch den dafür gewählten Ausdruck einer Erinnerung der ewigen Liebe. Dieſe Erinnerung aber, ſagte ich, ſey dann in dieſer einmahl angenommenen Vorausſetzung, nicht ſowohl eine Erinnerung von Ehemahls, was uns wieder zu einer wirklichen Präexiſtenz der Seelen führen würde, als eine Erinnerung von Ewigkeit, und müſſe in dieſem Sinne aufgefaßt werden, wenn der ganze Begriff überhaupt gelten ſolle. Dieß erfordert nun eine nähere Erörterung über das gegenſeitige Verhältniß, und den ganzen Begriff von Zeit und Ewigkeit. Jenes Vermögen einer ganz andern Erinnerung, als die in dem gewöhnlichen Gedächtniß liegende und gegebene, oder auch dieſen Zuſtand, dieſe Eigenſchaft, oder Kraft der Seele, oder wie man es ſonſt nennen will, konnte man, wenn es hier noch an der Zeit wäre, und überhaupt einen Nutzen brächte, die ſchon halb vergeſſene, verwickelte Terminologie der philoſophiſchen Schulen der jüngſt verwichnen Generation wieder zu erneuen, auch wohl ein tranſcendentales Gedächtniß nennen. Doch würde dieß nur ein andrer, oder wieder veränderter Ausdruck für denſelben Begriff und Gegenſtand ſeyn, was höchſtens dazu dienen kann, das Eigenthümliche in einem ſolchen ungewöhnlichen Begriff, oder neuen und ungewöhnlichen Sinne desſelben, ſo wie den eigentlichen ſchwierigen Brennpunkt in einer ganzen Gedankenfrage, oder Unterſuchung der Art, von mehreren Seiten deſto heller und deutlicher hervorzuheben. Der eigentliche Punkt aber, auf welchem das Ganze und die Entſcheidung darüber beruht, oder auch von welchem die rechte Erklärung, und das klare Verſtändniß darüber ausgehen muß, und allein ausgehen kann, iſt, wie ſchon oben geſagt, das gegenſeitige Verhältniß von Zeit und Ewigkeit, und der richtige Begriff von Beyden. Gewöhnlich, oder wenigſtens ſehr oft, wird die Ewigkeit ſo erklärt und verſtanden, als ſey es bloß das gänzliche Aufhören, die vollkommne Abweſenheit, oder die unbedingte Verneinung aller Zeit; dann würde darin aber zugleich auch die gänzliche Verneinung des Lebens, und alles lebendigen Daſeyns liegen (†), und es würde nichts übrig bleiben, als der nichtige Begriff eines durchaus leeren Seyns, oder des eigentlichen Nichts. Statt der endloſen Widerſprüche, dem ewigen Abgrund des unbegreiflichen Nichts, worauf man den Ausdruck des engliſchen Dichters von der „ſichtbaren Finſterniß“ anwenden könnte, wohin uns dieſe leere Verneinung überhaupt und beſonders die abſolute Zeitverneinung führen dürfte; könnte man den Begriff der Ewigkeit vielleicht weniger unbegreiflich und wohl auch verſtändlich klarer und richtiger faſſen, wenn man ſagte: Die Ewigkeit ſey die volle, vollſtändig allumfaſſende, vollendet vollkommne Zeit, die nämlich nicht bloß nach Außen unendliche, nämlich ohne Anfang und Ende fortlaufend immerwährende, ſondern auch innerlich unendliche, wo alſo in der unendlich lebendigen, durchaus lichten Gegenwart, und in dem ſeligen Gefühl derſelben, die ganze Vergangenheit, und auch die ganze Zukunft eben ſo lebendig, eben ſo klar und hell, ja eben ſo gegenwärtig wäre als die Gegenwart ſelbſt. Können wir uns den Zuſtand der Seligkeit nun wohl anders denken als in ſolcher Weiſe, ja iſt nicht dieſer Begriff der vollen Zeit, mit jenem Zuſtande, den wir uns doch wenigſtens denken können, und den wir eigentlich kaum umhin können, uns zu denken, ganz zuſammenfallend und Ein und daſſelbe? und iſt dieſes nicht auch die einzige auf das göttliche Bewußtſeyn anwendbare Form des Daſeyns, in der Vorausſetzung, und in dem Glauben einer nicht bloß ſeyenden, ſondern Daſeyenden, ſich bewußten und lebendigen Gottheit? Daß wenigſtens der Begriff der Zeit überhaupt nicht ſo ganz unbedingt ausgeſchloſſen ſey von dem Daſeyn und Weſen, oder der Wirkſamkeit des lebendigen Gottes der Offenbarung, davon ſind die Andeutungen, Zeugniſſe und Beweiſe in ihr ſelbſt, genug und in Menge vorhanden, da faſt alle über dieſen Gegenſtand dort gewählten Ausdrücke, nur auf jene volle göttliche Zeit gehen, wo Geſtern und Morgen iſt, wie Heute, tauſend Jahre ſind wie Ein Tag, und wie noch unzählig viele andre ähnliche Ausdrücke daſſelbe bedeuten, und denſelben Sinn in ſich ſchließen, nicht aber auf den falſchen Begriff von der Ewigkeit als einer abſoluten Zeitverneinung gerichtet ſind. Selbſt der hebräiſche Name Gottes, enthält eine Beſtätigung dafür; und ich möchte mir erlauben, dieſen hier anzuführen, da es recht gut geſchehen kann, ohne in die Sprache ſelbſt einzugehen, und ſich auch ohne das in einer allgemeinen Umſchreibung und Ueberſetzung nach dem Sinne in unſre Sprache, recht gut deutlich machen läßt. Es ſind in der heiligen Sprache des alten Bundes vorzüglich zwey Benennungen für das höchſte Weſen im Gebrauch; die eine iſt ganz allgemein, und bezeichnet nur den Begriff von Gott, oder die Gottheit überhaupt; ſie wird auch von den bar iſt, kann nicht dieſen Namen verdienen. Etwas anderes aber iſt es, wenn der Dichter ſeine Poeſie, und durchaus poetiſche Weltanſicht, und dieſe iſt es doch eben die den Dichter macht, und nicht die äußere Form allein, in die proſaiſche Wirklichkeit irgend einer Gegenwart, oder eines hiſtoriſch gegebenen Stoffs hinein arbeitet; oder wenn er das Gewirre der menſchlichen Leidenſchaften, keinesweges um es weiter fortzupflanzen, oder noch mehr zu entzünden, vielmehr mit klarem Verſtande, die ganze Verwicklung deſſelben tief durchſchauend, in einer kunſtreich-harmoniſchen Nachbildung zuſammenfaßt. Dieß könnte man, obwohl hier in einem ganz andern Gebiete, aber doch in einem ähnlichen Sinne, wie bey den mathematiſchen Wiſſenſchaften, eine angewandte Poeſie nennen, und mehrere der höchſten künſtleriſchen Hervorbringungen aus ſehr verſchiedenen Zeiten gehören dahin.

Man ſoll die verſchiednen Künſte, oder auch die verſchiedene Richtung einer und derſelben Kunſt in den verſchiedenen Zeitaltern und Welt-Epochen, oder bey den in Sprache und Sitte, Styl und Geiſt mannichfach getheilten Nationen, nur als eben ſo viel verſchiedene Dialekte Einer und derſelben Sprache betrachten, die Eines Urſprunges, und ſich nah verwandt ſind, und wo auch noch ein gemeinſames Verſtändniß, nach dem innern, höhern Kunſtgefühl, durch alle Jahrhunderte und Völker hindurch geht, und ſie in dieſem geiſtigen Seelenbande einer liebevollen und in Liebe bewegten Fantaſie an einander kettet, und unter ſich verbindet. — Dieſe ewigen Grundgefühle in der menſchlichen Bruſt, als eben ſo viele Stammwörter oder Wurzelſylben der ewigen Erinnerung, der angebornen Sehnſucht und hoch aufſtrebenden Begeiſterung, ſtehen alſo unter ſich in dem innigſten Zuſammenhange, wenn gleich wir dieſen noch nicht ganz überſehen, oft mehr nur tief fühlen, als vollſtändig erklären können; und bilden gleichſam eine gemeinſame Sprache. Und wenn wir, wie früher erinnert wurde, äußerlich genommen, nach Einer gemeinſamen Urſprache, aus welcher alle andern abgeleitet wären, wohl geographiſch und etymologiſch über den ganzen Erdkreis vergeblich ſuchen möchten; iſt dieſe in das Gewand der Künſte eingehüllte, und durch daſſelbe hervorſchimmernde Sprache, wie ich es nannte, nicht eine ſolche uns ganz nah liegende innere geiſtige Urſprache von andrer und höherer Art, von der die verlornen, und dem Zuſammenhang nach, vielleicht zerriſſenen Anklänge, durch die wahre Kunſt und höhere Poeſie von neuem erweckt, wenigſtens als einzelne Accorde noch in unſrer Bruſt wiedertönen?

mehrentheils ohne allen Anhalt vereinzelt im leeren Raume. Große Dichter haben herkuliſche Kraft an den Verſuch verſchwendet, eine epiſche Welt, einen neuen Sagenkreis aus nichts zu erſchaffen. Die Sage einer Nation, dieſe Fantaſie der Völker, kann ein großer Geiſt wohl fortbilden und idealiſch geſtalten, aber nicht ganz umwandeln oder aus Nichts erſchaffen. Die nordiſche Sage zum Beyſpiel gehört unſtreitig unter die reichhaltigſten Alterthümer uralter Naturdichtung; der Dichter aber, welcher ſie jetzt allgemein in Gang bringen und wirklich wieder ins Leben einführen wollte, ſo wie Klopſtock, in lyriſchen Gedichten nach antiker Weiſe, es mit kühnem Geiſte verſucht hat, würde entweder allgemein und flach bleiben müſſen, oder wenn er wahr und beſtimmt ſeyn wollte, ſo würde er in Gefahr gerathen, ſich ſelbſt erklären und commentiren zu müſſen.

Umſonſt hoffen wir auf einen Homerus: und warum ſollten wir gerade ſo ausſchließend einen Virgilius wünſchen, deſſen künſtlicher Styl vom vollkommnen Schönen ſo weit entfernt iſt? Alle Verſuche, das romantiſche Gedicht dem griechiſchen und römiſchen Epos ähnlich zu geſtalten, ſind mißlungen. Taſſo iſt zum Glück auf halbem Wege ſtehen geblieben, und hat ſich von der romantiſchen Weiſe eigentlich nicht ſehr weit entfernt. Und doch ſind es nur einzelne Stellen, gewiß nicht die große Anordnung und der kunſtreiche Gliederbau des Ganzen, welche ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner machen. Schon ganz frühe geſellt ſich daher zu dem lebendigen Reichthum der Fantaſie, zu der ritterlichen Heldengröße des romantiſchen Gedichts eine leiſe Ironie, die oft auch

Fünfte Vorleſung.

Es war der allgemeine Gedanke des innern Lebens, von welchem, als der Grundlage der ganzen nachfolgenden Entwicklung ich bey dieſem Verſuch einer Darſtellung des geiſtigen Menſchen ausgieng; indem ich bemerkte, daß die Philoſophie des Lebens nichts anderes vorausſetze, als eben dieſes Leben ſelbſt, das innere nämlich, und keiner andern Vorausſetzung bedürfe. Dieſen allgemeinen Gedanken des innern Lebens, ſuchte ich in den bisherigen Vorträgen zu einem vollſtändig entwickelten und ſchärfer beſtimmten Begriff des menſchlichen Bewußtſeyns, nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen und innerm Zuſammenhange zu entfalten, und damit iſt die erſte Abtheilung von dieſem ganzen Grundriß der richtigen Erkenntniß unſeres Selbſt, und des Lebens geſchloſſen, ſo bald ich das Wenige was noch zur Vollendung des vollſtändigen Begriffs vom Bewußtſeyn fehlt, werde hinzugefügt, und das Ganze noch einmahl in Einem Ueberblick zuſammengefaßt haben, was eben hier in der Reihenfolge dieſer einfachen Gedanken-Entwicklung die nächſte Aufgabe bildet. Wegen des innigſt genauen und durchaus gegenſeitig lebendigen Zuſammenhanges zwiſchen dem Denken und Reden, diente mir ſchon in dieſer erſten Grundlage einer Charakteriſtik des menſchlichen Denkvermögens, die Sprache zum äußern Stützpunkt der vergleichenden Unterſuchung, und demnächſt auch die Kunſt, inſofern auch ſie als eine innere Sprache von höherer Art betrachtet werden kann; um ſo mehr, da wir in der Sprache ſelbſt, und in ihrer Entſtehungs- und Bildungsgeſchichte, uns durch eine ſcharfe Unterſcheidung der abgeleiteten und gemiſchten von der ältern und älteſten Stammſprache einigermaßen orientiren, und ſelbſt von dieſen den wahrſcheinlichen Stufengang ihrer Entwicklung zum Theil nachweiſen, und wenigſtens durch Vermuthung dieſen Gang im Geiſte verfolgen konnten; ſo fragmentariſch auch die ganze unermeßliche Sprachwelt und Sprachkunde, ſelbſt nach den großen Erweiterungen der neueſten Entdeckungen und Forſchungen, immer noch erſcheint; da ohnehin der erſte Urſprung der Sprache überhaupt, zugleich mit dem nicht minder unbegreiflich erſcheinenden erſten Gedanken, oder Anfang alles Denkens, in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt bleibt. Die Kunſt aber wurde nicht etwa in dem Sinne eine Sprache genannt, und als eine ſolche betrachtet, wie man wohl der Poeſie, wegen des bildlichen Schmuckes ihrer äußern Form eine Götterſprache beygelegt, und ſie ſelbſt alſo benannt hat, oder wegen der allegoriſchen Geſtalten und Andeutungen, und des ſymboliſchen Gewandes, welches auch die bildende Kunſt ſo oft umkleidet; ſondern es war dieſer vorübergehend mit berührte Gedanke dahin gehend, und ſo gemeint, daß die Kunſt überhaupt nicht bloß in der äußern Form, ſondern ſelbſt ihrem innerſten Weſen nach (und nicht bloß in Einer Form oder Art derſelben, ſondern in allen die weſentlich mit in ihren vollſtändigen Umkreis gehören) eine höhere geiſtige Naturſprache, oder wenn man will, eine innere Hieroglyphenſchrift und Urſprache der Seele ſey; — welche dem dafür empfänglichen, und durch den Kunſtſinn irgend einer Art dafür geöffneten und zugänglich gewordenen Gefühl, ſchon von ſelbſt verſtändlich ſey. Denn der Schlüſſel dazu liegt nicht etwa in einer vorher getroffenen Verabredung, wie bey der ſinnreich ſchönen, aber doch bloß conventionell ſinnbildlichen orientaliſchen Blumenſprache, ſondern in dem Gefühl, und in der Seele ſelbſt; deren ewige Grundgefühle hier, ſoll man ſagen — erweckt, oder wieder erweckt werden, in dieſem innern Seelenworte der wahren Kunſt, welches man, ſo wie man von einem Räthſel des Lebens, oder einem Räthſel der Welt ſpricht, und darin wohl den Gegenſtand und die Aufgabe der Philoſophie ſucht, oder dieſe ſo beſtimmt, ein Räthſel der Hoffnung nennen könnte, der ewigen, göttlichen Hoffnung nämlich. Ein Räthſel bleibt aber wohl dennoch auch die höhere Kunſt, wie das Leben und die Welt, und muß uns alſo erſcheinen, weil es eigentlich, oder wenigſtens meiſtens nur einzelne Anklänge ſind, die ſie uns giebt, ohne den vollſtändigen innern Zuſammenhang. — Eben wegen dieſes innigen Zuſammenhanges zwiſchen dem Reden und Denken, der Sprache und dem Bewußtſeyn, und weil der Menſch nach dem Inbegriff aller der ihm charakteriſtiſch-eigenthümlichen, und ihn weſentlich auszeichnenden Eigenſchaften, ſelbſt nichts anders iſt, als das erſchaffene Wort, — ein ſchwacher Nachhall, oder ein ſehr unvollkommnes Abbild des unerſchaffnen, ewigen, — in der übrigen Schöpfung, zwiſchen der Natur und Geiſterwelt in der Mitte ſtehend; ſo werde ich auch noch ferner und immerhin in dieſer Darſtellung des innern Lebens, die Idee der Sprache und ſelbſt manche charakteriſtiſche Eigenſchaft, oder Eigenthümlichkeit derſelben, zum äußern Stützpunkt der aufhellenden Vergleichung für ſo manche, ſonſt ſchwer in Worte zu faſſende, und ganz klar zu machende Punkte des innern Denkens brauchen; da überhaupt das lebendige Denken, und eine Wiſſenſchaft dieſes lebendigen Denkens, ſich nicht trennen läßt von der Philoſophie der Sprache.

Ich ſagte, der allgemeine Gedanke des innern Lebens ſey die Grundlage der ganzen bisherigen Entwicklung geweſen, und dieſes ſey die einzige Vorausſetzung, welche eine Philoſophie des Lebens nöthig habe, und machen dürfe. Nun könnte mir hier der Einwurf entgegen treten, daß ich bey den mannichfachen Digreſſionen, in welche mich die weitere Entwicklung dieſes Einen Grundgedankens, um ihn zu einem vollſtändigen Begriff des Bewußtſeyns zu entfalten, auf dieſem Wege geführt hat, doch manches andere noch vorausgeſetzt, oder angenommen habe, wo nicht ausdrücklich, ſo doch ſtillſchweigend, wenn auch nicht nach einer bloß individuell willkührlichen, doch wenigſtens nach einer poſitiv beſtimmten Ueberzeugung. Dieſem ganz natürlich zu erwartenden Einwurf kann ich nur dadurch begegnen, oder nur das Eine darauf erwiedern, daß wenn ich mich auch hie und da nicht problematiſch genug ausgedrückt haben ſollte, es doch ſo gemeint war, und jede bis jetzt etwa ſcheinbar angenommene andre Vorausſetzung außer jener Einen des innern Denkens und Lebens, hier durchaus nur als eine ſolche gelten ſoll, nur einſtweilen und proviſoriſch, bis auf weitere vollſtändige Unterſuchung und Entſcheidung, ohne die dabey zum Grunde liegende Ueberzeugung irgend anticipiren, oder im Voraus entſcheiden, und als ſchon feſtgeſtellt annehmen zu wollen. — Da der Zweifel einen unvermeidlich nothwendigen Zuſtand, oder eine weſentliche Grundeigenſchaft des vollſtändigen Menſchen, wie er wirklich iſt, bildet, ſo leitet mich ſchon der natürliche Gang dieſer Entwicklung darauf, dieſem Problem der mit ſich ſelbſt ſtreitenden Gedanken, und ſeiner möglichen Entſcheidung, einen eignen Abſchnitt zu widmen, der ſich zwar hier unmittelbar zunächſt anſchließt, und alſo gleich der nächſt folgende ſeyn wird. Wie es der Gegenſtand und Inhalt der erſten Abtheilung, oder die Aufgabe auf der erſten Stufe dieſer Entwicklung geweſen iſt, den einfachen und allgemeinen, in dieſer Allgemeinheit aber zu unbeſtimmten Gedanken des innern Lebens, Schritt vor Schritt zu einem vollſtändig umfaſſenden, und richtig abgetheilten Begriff des Bewußtſeyns zu erweitern, oder zu ſteigern, ſo wird es für die nächſtfolgende Abtheilung und Stufe der weſentliche Inhalt oder die eigentliche Aufgabe ſeyn, das in jenem vollſtändig verzeichneten Bewußtſeyn nun ſchon mitgegebne Gefühl der reinen Liebe, des innern Lebens, oder der höhern Wahrheit, wie man es immer bezeichnen will, und am beſten bezeichnen zu können glaubt, durch jene Kriſis des Zweifels zu einem beſtimmten Urtheil der innern Gewißheit und feſten Entſcheidung, oder wenigſtens der ſcharfen Unterſcheidung zwiſchen dem was gewiß iſt, und was ungewiß bleiben muß, hindurch zu führen.

Zu jener in den bisherigen Vorträgen ausführlicher entworfenen, oder zu entwerfen verſuchten Charakteriſtik des menſchlichen Bewußtſeyns, mußten, wenn dieſelbe irgend vollſtändig ſeyn ſollte, auch jene höheren Elemente darin aufgenommen werden, welche von Manchen bezweifelt, von Einigen ſogar entſchieden geläugnet werden, und darin lag die Veranlaſſung, oder der natürliche Grund, ſie wenigſtens als von dem allgemeinen Menſchengefühl anerkannte Thatſachen des Bewußtſeyns mit anzuführen, ohne darum einer tiefer gehenden Unterſuchung, oder auch dem aufs Höchſte und Aeußerſte getriebenen Zweifel im Voraus den Eingang in dieſe natürliche Reihenfolge der lebendigen Gedanken-Entwicklung irgend verſperren zu wollen. Halten doch Einige ſelbſt das wahre höhere Kunſtgefühl für eine bloße Einbildung der darin ihren Vorzug ſuchenden Genies und Dilettanten; andre namhafte Schriftſteller haben ſelbſt die Stimme des Gewiſſens, und das Gewiſſen, für ein bloſes angelerntes, oder eingelerntes Vorurtheil der Erziehung erklärt, oder für eine täuſchende Angewöhnung. Wie noch viel mehrere Zweifel würden ſich nach einem ſolchen Syſtem der Abläugnung alles Höheren gegen die Platoniſche Erinnerung der ewigen Liebe, oder die von mir nachgewieſene Idee der reinen unendlichen Sehnſucht erheben laſſen? Wenn ſo viele Andre ſelbſt die Freyheit des Willens anfechten und beſtreiten, oder bezweifeln, ſo wird damit eigentlich der Wille geläugnet; denn ein Wille der nicht frey wäre, iſt überhaupt gar keiner. Wenn wiederum, Andere, in allem menſchlichen Denken, Dichten und Trachten, eigentlich nichts ſchöpferiſch Neues und originell Eigenthümliches anerkennen wollen, in allem dem nur eine Wiederholung, und veränderte Zuſammenſetzung der von Außen erhaltenen Eindrücke ſehen, mit-

Bewußtſeyn bezeichnet werden, wodurch jener Schlußſtein und Mittelpunkt der Einheit, den wir als über uns, und zwar ſehr weit über uns erhaben ſeyend, erkennen, von uns erfaßt, feſtgehalten, und lebendig wirkſam gemacht wird? Ich weiß es nicht anders zu bezeichnen als mit dem Worte Idee; nämlich die Idee des Göttlichen, und der Gottheit ſelbſt. So wie das Gefühl den gemeinſamen lebendigen Mittelpunkt bildet, für das mindere und gewöhnliche Bewußtſeyn, und deſſen acht Elementarvermögen; ſo iſt die Idee das dritte innere Princip, welches mit Geiſt und Seele zuſammengenommen, das höhere, dreyfache, lebendige Bewußtſeyn bildet; die nicht bloß ſpekulative, ſondern fruchtbar wirkſame, nicht abſtract todte, ſondern ſelbſt lebendige Idee des lebendigen Gottes, von welchem alles andre Leben ausgeht. Der äußern Form nach, und im Vergleich mit andern Functionen des Bewußtſeyns, oder Acten des Denkvermögens, iſt die Idee ein Begriff, der zugleich Bild oder Symbol iſt; weil nämlich alles, was nicht ſowohl unbegreiflich iſt, als überbegreiflich, nämlich über allen Begriff hinausgehend und erhaben, nicht anders als bildlich bezeichnet, und ſymboliſch erfaßt oder begriffen werden kann. Das Wort ſelbſt deutet nach ſeinem urſprünglichen griechiſchen Sinne auf ein ſolches geſehenes Bild und bildliche Geſtaltung, die mit in dem Begriff liegt. Alles Höchſte jeder Art, welches wir zu denken vermögen, kann nur durch ein ſolches Denken erfaßt werden, welches zugleich ein logiſches und ein ſymboliſches iſt, und in welchem das logiſche Denken der Vernunft, und das ſymboliſche Denken der Einbildungskraft, der wiſſenſchaftlichen nämlich, oder des innerlich produktiven Erkenntnißvermögens wieder Eins geworden, und innig verbunden oder ganz verſchmolzen iſt. Die Idee aber iſt nicht bloß ein Gedanke, der zugleich Begriff, und dennoch eben weil er ſich eigentlich nicht begreifen läßt, und über allen Begriff hinausgeht, zugleich auch Bild iſt; ſondern die Idee iſt, nicht ſo ſehr auf den Gegenſtand, als auf die innere Bewußtſeyns-Form geſehen, auch ein Gedanke, der zugleich Gefühl iſt, und ohne dieſe Vorausſetzung des Gefühls, gar nicht Statt finden kann und ſtrenge genommen kaum denkbar iſt; wie ſich dieß aus dem nächſten Beyſpiele der Erfahrung leicht deutlich machen läßt. Wie wollten wir z. B. wohl jemanden die Idee der wahren Liebe beybringen, oder ſie ihm begreiflich und deutlich machen, der nie etwas der Art gefühlt hätte, eines ſolchen Gefühls überhaupt nicht fähig wäre? — Eigentlich aber und wiſſenſchaftlich ſtreng genommen, giebt es nur Eine wahrhaft ſo zu nennende Idee, und das iſt die Idee der Gottheit. Alles was man ſonſt noch Ideen nennt, in eben dieſem höhern, oder doch demſelben verwandten und analogen Sinne des Wortes, wie in der Platoniſchen Philoſophie von angebornen Ideen in der unbeſtimmten Mehrzahl die Rede iſt, oder wie auch ich ſo eben von einer Idee der wahren Liebe ſprach, wie ich auch ſchon früher oft ähnliche Ausdrücke gebraucht habe, und mich dieſes frühern Sprachgebrauchs noch ferner bedienen werde, da wo es zur genauer unterſcheidenden, oder kraftvolleren Bezeichnung angemeſſen ſcheint, das kann doch nur gewiſſermaßen und gleichſam Idee genannt werden; indem allerdings nun auch alle andern, mit dem Höhern und Göttlichen irgend noch in Verbindung ſtehenden Begriffe und Gedanken, wenn ſie aus dieſem geiſtigen Mittelpunkt der göttlichen Idee betrachtet werden, dann in einem ganz neuen Lichte erſcheinen, und ſelbſt in dieſem Lichte gereinigt, und nun einige Stufen höher hinaufgerückt, und jener Einen höchſten Idee des lebendigen Gottes in ſeiner Vollkommenheit und Schöne in etwas angenähert werden können. Für durchaus und vollſtändig angeboren im menſchlichen Gemüthe aber kann dieſe Idee Gottes darum doch nicht gelten; höchſtens ſind es die einzelnen Elemente dazu, welche ich an den dafür beſtimmten und dazu geeigneten Stellen in dem ganzen Umriß des menſchlichen Bewußtſeyns nachzuweiſen verſuchte, in der Erinnerung der ewigen Liebe, nach dem gereinigten Platoniſchen Begriff dieſer Erinnerung, in der unendlichen Sehnſucht, in der Stimme des Gewiſſens, von welchem Kreiſe, oder von welcher Vierzahl ſolcher höhern Elemente auch die ächte und höchſte Kunſt- und Naturbegeiſterung nicht ausgeſchloſſen werden darf. Alle dieſe höhern Elemente des Göttlichen im Menſchen, als eben ſo viele einzelne verlorne Laute, oder Anklänge, bilden zuſammen nur wie einen ſchwachen Nachhall des Ganzen, oder auch ein erſtes kindiſches Anfangslallen jener Einen göttlichen Idee, woron das Ganze ſelbſt in der vollen Kraft und Klarheit desſelben, nur gegeben, mitgetheilt, und offenbart ſeyn, und nur als lebendig mitgetheilt und gedacht werden kann; und was ſo in der Erfahrung gegeben, und ſelbſt erfahren wird, kann auch nur im Glauben und durch die Liebe erfaßt, erkannt, und feſtgehalten werden. Wer niemahls irgend etwas von Gott erfahren hat, wem alle Liebe fremd, und wer zu keiner Art von Glauben fähig iſt, dem würde es ganz vergeblich ſeyn, ſo lange er ſich in dieſem Zuſtande befindet, von Gott, oder von der Idee Gottes, und allem dem was daraus hervorgeht, reden zu wollen. Sobald aber dieſe Idee Gottes nicht gegeben und offenbart wäre, ſondern bloß aus unſerm eignen Denken, als nothwendiger Vernunftbegriff etwa, hervorgegangen; dann wäre ſie, als ein von uns erzeugter, ſelbſtgemachter Gedanke, nichts als der bloße fixirte Wiederſchein unſers eignen Selbſt, oder die objektiv hingeſtellte Ichheit; wie es auch in den Syſtemen dieſer Art durchaus ſo iſt, und die innere wirkſame, lebendige Kraft, die volle wahre Wirklichkeit der ganzen Idee damit völlig aufgehoben und eigentlich vernichtet wird. Iſt aber die Idee Gottes eine in der höhern Erfahrung gegebene, und kann ſie nur eine auf ſolchem Wege mitgetheilte ſeyn; dann dürfen wir auch die Idee ſelbſt eine göttliche nennen, da es allerdings nicht eine bloße, unfruchtbar todte Idee iſt, wie man wohl ſonſt in andern Beziehungen und Fällen ſagen, und es ſo nennen würde; ſondern es iſt zugleich eine wirkſame, ſelbſt lebendige und Leben wirkende Kraft mit darin begriffen.

Die zwölf Grund-Elemente des Bewußtſeyns ſind alſo die acht allgemeinen beſondern Vermögen deſſelben, mit dem Gefühl als dem lebendigen Mittelpunkt dieſer erſten Baſis; und dann kommen hinzu als die drey Principien des höhern, innern Lebens, Seele, Geiſt, und eine ſo eben etwas genauer bezeichnete und beſtimmte göttliche Idee, und dieſes nannte ich das Alphabet des Bewußtſeyns, welches ich in dieſem geſchloſſenen Schema, nach dem in Zahl, Maß ſam genug wird. Dieß iſt der beſtändige Charakter dieſer Dichtart vom Pulci bis zum Ricciardetto geblieben; und auch unſer Wieland, bey dem die ganze Ritterſage, als Spiel der Fantaſie, ſchon in einem höchſt modernen Geiſte aufgefaßt erſcheint, hat zwar die Gradationen dieſer launichten Miſchung faſt in jedem ſeiner romantiſchen Gedichte verſchieden, und auf das mannichfaltigſte anzuwenden verſucht, iſt ihr ſelbſt aber in allen durchgängig treu geblieben.

Jene, von den früheſten Anfängen bis auf die letzten Zeiten der Entartung, durchgehende Beymiſchung von Ironie in der romantiſchen Dichtung iſt gewiß nicht zufällig geweſen. Die Sage des Mittelalters und die ritterlichen Sitten hätten in ihrer urſprünglichen Bildung allgemein menſchlicher und naturgemäßer ſeyn müſſen, um der glückliche Stoff eines tragiſchen, ſchön und einfach geordneten Epos in antiker Weiſe und nach dem claſſiſchen Begriff davon werden zu können. Wie vieles hat Taſſo, der jenem claſſiſchen Begriff allerdings nachſtrebte, wie er ihn aus den antiken Vorbildern und der überlieferten Kunſttheorie aufgefaßt hatte, nicht dennoch glücklicherweiſe ganz aus der romantiſchen Sitte und Fantaſie beybehalten, was den Forderungen der modernen Kunſtrichter ſelbſt an ein regelmäßiges Heldengedicht gar nicht entſpricht? Nur diejenigen Dichter, welche ſich aus der gegebnen Sphäre der Volksſage und lebendigen Fantaſie nicht ganz entfernen, leben wirklich im Munde und im Herzen ihrer Nation. Dichter hingegen, welche ganz willkührlich verfahren, trifft gewöhnlich das traurige Loos, in Bibliotheken zu modern, bis ſich einmal durch und Gewicht vollkommen abgemeſſenen Begriff, auch für alles Nachfolgende zum Grunde, und ſelbſt in dieſer geſchloſſenen Zahl und Form beybehalten werde. So vortheilhaft und ſelbſt nothwendig für die Entwicklung des Ganzen es nun ſeyn mag, alle einzelnen Beſtandtheile eines ſolchen vollſtändigen organiſch-gegliederten, und mathematiſch von innen und außen abgegränzten und eingetheilten Begriffes ſcharf von einander zu ſondern, unter ſich zu ordnen, und ſelbſt in der Zahl genau zu beſtimmen; ſo muß man hierin doch auch nicht zu ängſtlich ſeyn, da ſelbſt die Sprachbezeichnung hier nicht immer ſo genau, und auch in den verſchiedenen Sprachen nicht überall ganz gleichförmig iſt, und einiges in dem ſchwankenden Sprachgebrauch bald ſo, bald anders geſtellt wird; manches als eigenes Geiſtesvermögen erſcheint oder charakteriſirt wird, was mehr nur ein Zuſtand, oder ein Uebergang aus einem Zuſtande und Punkte des Bewußtſeyns in den andern iſt, als ein eigentliches abgeſondertes Vermögen, oder auch bloß ein angebornes Talent, oder vielmehr ein ſeltnes glückliches Zuſammentreffen, und harmoniſches Zuſammenwirken von mehreren Seelenkräften, wie das eigentliche Genie. So beſchäftigte uns eben in dieſer Hinſicht die Frage über das Urtheil, und ob die Beurtheilungskraft als ein eignes Vermögen zu betrachten, und wie es überhaupt genau zu charakteriſiren ſey; und da finde ich nur noch über den Witz, der mit dem Urtheil, als intelligentem Gefühl, wie ich es erklärte, nahe verwandt iſt, und zwiſchen dieſem und dem Genie die Mitte hält, ein Wort hinzuzufügen, um nachdem der Begriff des Bewußtſeyns im Umriſſe vollſtändig entworfen iſt, auch ſo viel als möglich die Nebenzweige, die zur Seite liegen, mit zu umfaſſen, um auch ſolchen Eigenſchaften des Geiſtes oder der Seele, die nicht ſowohl einfache Hauptbeſtandtheile und Grundkräfte des Bewußtſeyns, als eine verwickeltere Erſcheinung der zweyten Ordnung, aus mehreren Elementen zuſammengeſetzt bilden, ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen. Der Witz iſt auch ein unmittelbar treffendes intelligentes Gefühl, und der Ausdruck eines ſolchen; aber er iſt nicht immer mit einer beſondern Kenntniß und Einſicht in eine beſtimmte Sphäre einheimiſch; ſondern es geht derſelbe ſo gar oft aus einer naiven Unbekanntſchaft und Unkenntniß der ganzen Sphäre hervor, zu welcher der Gegenſtand gehört, auf den er gerichtet iſt. Man könnte ſagen, es ſey die Anlage zum Witz vielleicht alſo ein ganz allgemeines intelligentes Gefühl, was auf keine beſondre Sphäre beſchränkt ſey, oder auf das Leben überhaupt gehe, und darin ſeinen Spielraum ſinde. Allein dieß würde mehr den Begriff von dem gewöhnlich ſogenannten geſunden oder natürlichen Menſchenverſtande bilden, welcher an ſich noch kein Witz iſt, und auch ganz ohne dieſen beſtehen kann. So viel iſt indeſſen wohl einleuchtend, daß wenn man einem Menſchen z. B. alle Beurtheilungskraft abſpricht, was alſo ungefähr eben ſo viel heißt, als daß er gar kein intelligentes Gefühl beſitze, in keiner Art oder Form, oder Sphäre des Lebens und des Denkens; in dieſem Falle dann weiter auch wohl nicht viel Witz bey ihm zu ſuchen, oder zu finden ſeyn wird. Was ferner den Witz vom Urtheil weſentlich unterſcheidet, und ihn am meiſten eigentlich charakteriſirt, iſt wohl das Unbewußte. Eben daher ſind auch die Kinder wenn ſie aufgeweckt ſind, oft ſo witzig; und dieſer kindliche Witz bildet unter den mannichfachen Arten und Formen desſelben gewiß eine der anmuthigſten. Wie ſehr aber dieſer kindliche Witz ganz auf dem Unbewußtſeyn beruht, und aus demſelben hervorgeht, das zeigt ſich oft darin (weßhalb man au[illegible] nicht zu viel Werth darauf legen muß, wenn Kinder in einem ganz frühen Alter manchmahl ungemein geiſtreich erſcheinen), daß ſo wie ſie eine etwas höhere Stufe der Verſtandesentwicklung, und des deutlichen Bewußtſeyns erreicht haben, der Witz oft mit einem Mahle ganz wieder aufhört, und ſie dann eher einen trocknen feyerlichen und kindiſch-ernſten Anſtrich annehmen. Das genialiſche Unbewußtſeyn, was auch dem ſchneidendſten Männer- und höchſten Dichterwitz noch eigen bleibt, bildet und beweiſt die Verwandtſchaft desſelben mit dem Genie. Indeſſen aber iſt der Witz noch kein vollſtändiges Produktionsvermögen, und bringt es für ſich allein auch ſelten dazu; ſondern er iſt nur als einzelnes Element den ſchöpferiſchen Hervorbringungen der Fantaſie, oder allen andern Aeußerungsarten und Geiſteswerken einer genialiſchen und produktiven Denkkraft, als die letzte geiſtige Würze zugegeben. Er kann eben deswegen auch in die verſchiedenſten Arten und Formen eingehen, und iſt nicht auf das geſellſchaftliche Leben, oder auf Kunſt und Poeſie beſchränkt; ſondern nimmt ſelbſt in der Philoſophie, der Sokratiſchen nämlich, als beygemiſchte Ingredienz der Ironie, ſeine eigne, nicht ganz unwichtige Stelle ein. Die Mannichfaltigkeit der verſchiednen Arten und Formen, in denen der Reichthum des Witzes ſich entwickelt, iſt noch eine Aehnlichkeit, oder gemeinſame Eigenſchaft mehr in der man ihn auch mit dem Urtheil zuſammenſtellen könnte; doch hat dieſe ſo äußerſt mannichfache und verſchiedenartige Entwicklung bey dem einen und dem andern einen ganz verſchiedenen Grund. Das unmittelbare Urtheil oder intelligente Gefühl hat ſo viele beſondere Arten, weil der menſchliche Geiſt und Verſtand nicht in allen Sphären gleich einheimiſch iſt, ſondern gewöhnlich nur in einer oder der andern. Bey dem Witz aber iſt es die Biegſamkeit, ſich jedem Gegenſtande, oder andern Geiſtes-Produktion anzuſchmiegen und beyzumiſchen, aus welcher dieſe große Mannichfaltigkeit der verſchiedenen Arten und Formen des genialiſchen Witzes entſpringt. Obwohl nun eine genauere Charakteriſtik dieſer verſchiedenen Formen und Arten des Witzes, und eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht des ganzen Reichthums dieſer genialiſch-überſprudelnden Geiſtesfülle ſelbſt wiſſenſchaftlich lehrreich ſeyn könnte, ſo liegt ſie doch hier für jetzt außer unſerm Kreiſe.

Weil aber ſchon nach dem hier genommenen Standpunkte und dem daraus hervorgehenden, oder dem angemeſſen vorgezeichneten Umkreiſe, die Idee der Sprache in fortlaufender Parallele neben dieſem Verſuch einer Entwicklung und Theorie des Bewußtſeyns begleitend hergeht: ſo möchte ich in Beziehung auf jenes oben aufgeſtellte Grundſchema, oder Alphabet des Bewußtſeyns, noch ein Wort hinzufügen über das wirkliche Alphabet oder Buchſtaben-Syſtem in den verſchiedenen Sprachen, da auch dieſes noch eine und die andre bemerkenswerthe Analogie darbietet mit dem höhern Princip des innern Lebens und ſeinem ganzen organiſchen Gliederbau. Eigentlich zwar bilden die Sylben, und nicht die Buchſtaben, den erſten Grund und Boden der Sprache, und die lebendieinen Beytrag zu dieſer liefern. Das Urtheil fällt hier in der Regel nicht ſo abſolut durchſchneidend aus, jenen einen Fall der totalen Nichtigkeit, und zugleich innern Leere und Verkehrtheit ausgenommen. Das wiſſenſchaftliche Denken überhaupt, und beſonders in der Philoſophie beſteht aus Begriffen, Urtheilen und Anſchauungen; wenn wir nämlich unter Urtheilen nach dem gewöhnlichen logiſchen Sinne die Verbindungen der Begriffe oder Anſchauungen unter ſich, oder mit einander verſtehen. Von der wahren mathematiſchen Behandlungsweiſe der Begriffe, nach dem reiner und einfacher aufgefaßten Zahlengeheimniß der Pythagoräer, dann von der in ihrem innerſten Grunde eigentlich grammatiſchen Verknüpfungsweiſe in der Denk-Methode war ſo eben die Rede. Auf die innern Anſchauungen aber von jenem dreyfach Gegebenen der höhern Art, iſt die mathematiſche Behandlungsweiſe durchaus gar nicht anwendbar, und auch jene grammatiſche Vergleichung nicht weiter fruchtbar, oder wenigſtens ungenügend. Am erſten könnte man noch wohl von der Naturwiſſenſchaft, die ſelbſt ſo ganz auf der Anſchauung beruht, einen äußern Anhaltspunkt der erklärenden Vergleichung zum leichtern oder volleren Verſtändniß hernehmen, für jene Wahrnehmung des Höhern, von welcher die Philoſophie ausgeht; beſonders von jenen Erfahrungen in der Naturwiſſenſchaft, in welchen die erſten Grund-Phänomene der Natur und ihres innern Lebens aufgefaßt ſcheinen, wiewohl das Experiment ſelbſt jene wundervollen Thatſachen, und die in ihnen offenbar gewordnen Geheimniſſe nur in ſehr verkleinerten Dimenſionen der wiſſenſchaftlichen Abkürzung, uns vor Augen ſtellt. Wie äußerſt diminutiv aber auch in dem ganzen Apparat unſrer elektriſchen Vorkehrung die Nachahmung des Blitzes ausfallen mag; ſo hat doch dieſer erſte Funken ſelbſt wieder ein großes und allgemeines Licht angezündet in der ganzen Naturkunde und in dem richtigen Verſtändniß derſelben. Die Anfangs nur als eine geringfügige Sonderbarkeit der Natur erſcheinende Magnetnadel, hat ſelbſt den Menſchen doch zuerſt auf ſeinem Erd-Planeten ſich orientiren, und endlich wieder zurecht finden gelehrt, und dadurch ſeit der erſten Entdeckung der neuen Welt, ſelbſt hiſtoriſch eine große Epoche in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes begründet; auch zeigt ſie nicht bloß auf den Nordpunkt der Erde, ſondern deutet noch viel tiefer für den ſinnenden Forſcher hin auf den innerſten Mittelpunkt der Natur ſelbſt, wo der Schlüſſel zum allgemeinen Verſtändniß in dieſem Geheimniß ihrer lebendigen Anziehung verborgen liegt. Wer möchte es auch dem ſinnigen Naturfreunde verargen, wenn es ihn freut, in dem prismatiſchen Bilde des farbig zerlegten oder entfalteten Lichts, den himmliſchen Regenbogen gleichſam ſelbſt im Kleinen hervorbringen oder nachbilden zu können? In dieſen ihren erſten Grunderſcheinungen nun, bietet uns die Natur gleichſam ſelbſt das ſchöne Sinnbild für eine noch viel höhere Erſcheinung in einer ganz andern innern Region dar; für das göttliche Phänomen der Wahrheit, und ihrer lebendigen Ergreifung und innigern Aneignung zur immer feſtern Erkenntniß, denn dieſes iſt die innere Geneſis der Wahrheit und wahren Erkenntniß, und dieſes, wenn man ſo ſagen darf, die Entſtehungsgeſchichte des lebendigen Wiſſens im menſchlichen Gemüthe, überall wo dieſes desſelben theilhaft, oder dazu erhoben wird, und ſich ſelbſt dazu erheben mag. Den Anfang macht der erſte zündende Funke der Wahrheit, der ganz wie im elektriſchen Schlage wirkt, als der erſte Lichtſtrahl der Erkenntniß, der ſich dann immer weiter zur nährenden Liebes-Flamme ausbreitet. Den zweyten Schritt, oder weitern Fortſchritt bildet alsdann die magnetiſche Seelen-Anziehung, welche von der erſten Berührung bis zur vollkommnen Vereinigung den Gegenſtand ihrer Liebe immer inniger zu durchdringen und genauer zu erforſchen ſtrebt. Ich gehe hiebey von der Vorausſetzung aus, die noch öfter zur Sprache kommen wird, daß keine lebendige Erkenntniß möglich iſt, noch irgend gefunden wird, ohne eine vorhergehende lebendige Berührung und wirkliche Verbindung zwiſchen dem Erkennenden, und dem Erkannten. Wenn dann der Moment der Vollendung gekommen iſt, ſo macht den Schluß auf dem Wege dieſes Strebens nach der höchſten Erkenntniß, jene volle Entfaltung des göttlichen Lichts, welches wie ein himmliſches Friedenszeichen der Verſöhnung oft noch mitten unter die Wolken des Unmuths tritt, und vor welchem alle Zweifel ſich löſen. Da nun die Philoſophie nach dem urſprünglich griechiſchen ſchönen Sinne dieſes Worts, keineswegs die höchſte Weisheit, die ewige Wahrheit ſelbſt, oder die vollkommne Wiſſenſchaft bedeutet; ſondern nur das reine Streben, die alles überwindende, und jedes Hinderniß geiſtig beſiegende Liebe zur rechten Erkenntniß der göttlichen Wahrheit; ſo iſt damit auch ſchon zugegeben, daß dieſe Wiſſenſchaft ganz von der Liebe ausgeht, und von keiner andern Grundlage ausgehen kann; von welcher Grundlage der Liebe für die Erkenntniß, jenes Natur-Symbol in ſeinem Stufengange uns die Grundzüge einer erſten Andeutung darbietet: und bis zu dieſem Punkte habe ich dieſe gegenwärtige Unterſuchung gern fortführen wollen.

Siebente Vorleſung.

„Gefühl iſt Alles,“ möchte ich noch einmahl wiederholen; nur in den Worten liegt der Mißverſtand. Wenn die Philoſophie ausgeht von dem falſchen Schein eines nothwendigen Denkens, ſo kann ſie auch kein anderes Reſultat haben als eben dieſes, und kömmt nie wieder heraus aus dieſem künſtlichen Gewebe der wiſſenſchaftlichen Täuſchung. Die abſtracten Ausdrücke, d. h. die zu leeren Formeln ertödteten, oder von ihrem lebendigen Sinn, wenn ſie je einen hatten, ausgeleerten, innerlich ausgelöſchten und erloſchenen Worte ſind leicht zu finden für dieſes identiſche Scheinwiſſen, oder vielmehr ſchon längſt gefunden; und wenn von Zeit zu Zeit doch die Ausdrücke gewechſelt, und eine ganz andre Terminologie angenommen wird, ſo geſchieht es nur, um neu zu ſcheinen, während es doch im Grunde immer nur derſelbe alte Irrthum iſt, und bleibt, der in veränderter Form und Einkleidung vorgetragen wird; oder es geſchieht auch in der redlichen Abſicht und Ueberzeugung, daß man die Wahrheit und wahre Wiſſenſchaft glaubt in dieſer neueſten Zauberformel beſſer fahen und faſſen zu können, oder endlich wirklich eingefangen zu haden, weil man das Verwickelte, Dunkle, Unverſtändliche in der zunächſt vorhergegangenen Form wohl gefühlt hat, und es durch eine etwas veränderte Gedankenſtellung zu vermeiden glaubt. Jene Unverſtändlichkeit jedoch liegt gar nicht in den Worten und Ausdrücken, oder in der Terminologie, wie ſchwerfällig und barbariſch dieſe auch lauten mag, ſondern in dem ganzen fehlerhaften Geſichtspunkte und dem verkehrten Gedankengange dieſer identiſchen Weltanſicht ſelbſt, und kann durch keine Terminologie, und keine noch ſo kunſtreiche Darſtellungsgabe völlig gehoben werden. Ganz anders iſt es da, wo die Philoſophie von dem wirklichen Gefühl deſſen ausgeht was ſie will, und was ſie von jeher als ihren Gegenſtand und Ziel vorausgeſetzt und geſucht hat. Hier liegt die Schwierigkeit nicht in der Sache ſelbſt, oder in der zum Grunde liegenden Anſicht; denn dieſe, wie ſie ſelbſt aus dem Leben und der innern Gefühlserfahrung hervorgegangen iſt, iſt auch eben ſo klar und verſtändlich wie die Geſtalt und Erſcheinung, oder der reine Eindruck des Lebens ſelbſt; hinreichend klar wenigſtens für das Leben und zur Anwendung in demſelben; und hinreichend verſtändlich für das verwandte Gefühl, auf welchem ſie ſelbſt beruht. Aber wie überall, ſo iſt es auch hier oft ſchwer, gerade für ein tief innerliches Gefühl die rechten, alles lebendig bezeichnenden Worte, die beſtimmt angemeſſnen, und glücklich treffenden Ausdrücke zu finden. Daher glaube ich auch, daß es in der Philoſophie, wenigſtens für eine ſolche, welche von dieſem Standpunkte des Lebens und des lebendigen Gefühls ausgeht, durchaus viel beſſer und angemeßner iſt, wenn man, anſtatt ihre Gedanken und Begriffe in die Feſſeln einer ſtarr fixirten, und unabänderlich beſtimmten

Terminologie zu ſchlagen, was vielleicht für andre auf eine ganz beſtimmte Sphäre eng beſchränkte Wiſſenſchaften nützlich und heilſam ſeyn, und faſt nothwendig werden oder ſcheinen kann, hier dieſes ſorgfältig zu vermeiden ſucht, eben daher die Ausdrücke lieber recht oft variirt, den ganzen Reichthum der Sprache in der mannichfachſten Fülle der wiſſenſchaftlichen, und auch der bildlichen und dichteriſchen Bezeichnungsweiſe, ja ſelbſt in allen Wendungen der geſellſchaftlichen Sprache aus allen Sphären des Lebens benutzt, um nur die Darſtellung durchaus lebendig, und im beſtändigen Wechſel der lebendigen Bewegung zu erhalten, um vor allem jenem todten Formelweſen zu entfliehen, zu welchem der Hang unſrer wiſſenſchaftlichen Vernunft ohnehin wie angeboren und erbeigenthümlich eingepflanzt iſt. So wie die lebendige Philoſophie ein höheres und helleres Bewußtſeyn oder ein ſich ſelbſt klar gewordnes Wiſſen, eine Art von anderem zweyten Bewußtſeyn im gewöhnlichen Bewußtſeyn iſt, ſo bedarf ſie zu ihrer Bezeichnung und Darſtellung auch eine Sprache in der Sprache; nur aber muß es eine fließend lebendige ſeyn, nicht aber ein feſt gewordnes Syſtem von todten Formeln. Ueberall her kann und mag die Philoſophie des Lebens ihre Ausdrücke nehmen und entlehnen, zunächſt aus dem Leben ſelbſt, und auch die flüchtigen, ſchnell vorüberfließenden Ausdrucksformen und Wendungen der geſellſchaftlichen Converſationsſprache können ihr manchmahl zur treffenden Bezeichnung dienen. Aber auch aus allen andern Wiſſenſchaften laſſen ſich ſolche herausfinden; und ſelbſt aus der zum Theil ſchon veralteten, ungeſchickten Terminologie und barbariſchen Schulſprache der ehemahligen deutſchen Philoſophie läßt ſich für die Sprache und den Reichſeltnen Zufall ein Litterator findet, der Sinn für das Schöne hat, und das ächte Talent, was hier vergraben wurde, zu finden und zu würdigen weiß. Und ſind denn bis jetzt auch die willkührlichſten und kühn gewagteſten Verſuche geglückt, die romantiſche Sage, oder die Legende des Mittelalters in einen idealiſch ſchönen Sagenkreis zu geſtalten und umzuwandeln, und als kunſtreiche Poeſie in ein Ganzes zu ordnen? Wer möchte dieſes wohl behaupten? Die Natur läßt ſich nicht verändern; und kehrt, auch gewaltſam zurückgedrängt, immer wieder in die alte Stelle zurück. Es war und blieb auch bis jetzt der angeſtrengteſten Kunſt unmöglich, der modernen Welt- und Geſchichts-Maſſe eine antike Seele und ſchöne Kunſtform einzuhauchen. Wohl iſt in der neueren Heldenſage und Poeſie ein Reichthum von großen dichteriſchen Schönheiten und die ganze Fülle der wunderbaren Fantaſie; aber es ſteht alles abgeriſſen und vereinzelt da, wie unzuſammenhängende Felſenſtücke, und nur ſelten, als einzelne Ausnahme, hat irgend ein einzelnes Bruchſtück dieſer herrlichen alten Dichtungen, auch eine ſo ſchöne Form und Vollendung gewonnen, wie das deutſche Nibelungenlied. Streng in ſich ſelbſt abgeſchloſſen ſteht die nordiſche Edda, noch aus der heidniſchen Urzeit herüberlautend, allein da; ſelbſt gegen die gothiſchen Heldenlieder der deutſchen Völker aus dem Anfang der chriſtlichen Zeit, ſteht ſie ſo da, wie durch eine große Kluft geſchieden und wenigſtens ohne die unmittelbare, lebendige Berührung einer gemeinſam fortblühenden Poeſie, obwohl ſich die Mittelglieder des ehemahligen Zuſammenhanges jetzt hintendrein durch gelehrte Forſchung auffinden und nachweiſen laſſen. Die thum der Sprache, deſſen die lebendige Philoſophie bedarf, ein Gewinn ziehen, und hie und da von einem einzelnen Ausdruck, in einer ganz veränderten Anwendung, und in einem durchaus neuen, und dadurch nun wieder, oder auch nun erſt verſtändlich gewordnen Sinne ein glücklicher Gebrauch zur treffenden Bezeichnung deſſen machen, was ſo ſchwer zu bezeichnen iſt, und aller Bezeichnung oft zu entfliehen ſcheint. Nur ein todtes Gerippe von einer feſten Terminologie, ein Syſtem von leeren Formeln darf es nie werden. So lebhaft und feſt iſt meine Ueberzeugung in dieſem Punkte, ſo genau ſcheint mir derſelbe mit dem innern Weſen und Geiſte der wiſſenſchaftlichen Wahrheit ſelbſt zuſammen zu hängen; daß wenn es dieſer von mir ſeit den letzten Jahren verſuchten neuen Entwicklung der Philoſophie wiederfahren ſollte, wie es wohl manchesmahl ſchon in der deutſchen Litteratur, und mit den wiſſenſchaftlichen Schul-Syſtemen in derſelben geſchehen iſt, daß Naturen, die dazu geneigt ſind, einzelne Begriffe und Ausdrücke aus dem Zuſammenhange des Ganzen herausnehmen, um ſie einzeln, im Kleinen, als eine bequeme Scheidemünze von leichterm Gehalt, ſchnell weiter zu geben, und in allgemeinen Umlauf zu ſetzen, wo dann alles eigenthümliche Gepräge der innern Wahrheit bald abgeſchliffen wird und verloren geht; ſo würde ich dieſer Ertödtung des lebendigen Geiſtes in dem an und für ſich nichts ſagenden Buchſtaben, auf alle Weiſe zu widerſtreben, und entgegenzuwirken ſuchen, und lieber wenn es möglich wäre, alle bisher gebrauchten Ausdrücke fallen laſſen, und noch einmahl ganz andre, und neue für daſſelbe Thema zu finden, oder zu erfinden ſuchen. Die Philoſophie des Lebens, d. h. die von dem Standpunkte des Lebens, und des lebendigen Gefühls ausgehende, kann nun zwar nicht in dem Sinne eine allumfaſſende ſeyn, oder ſeyn wollen, wie jene andre von der Vorausſetzung, oder dem Schein des nothwendigen Denkens anfangende, daß ſie den Inbegriff alles gedenkbaren Möglichen nach ſeinem ganzen Umfang vollſtändig auszumeſſen, und für immer feſt zu ſtellen ſich zutraute, oder ſich ſelbſt dieſe logiſche Allwiſſenheit beylegte; wohl aber kann auch ſie in dem Sinne eine allumfaſſende Wiſſenſchaft genannt werden, daß ſie den lebendigen Mittelpunkt alles Lebens, und alſo auch alles Denkens und Wiſſens berührt, und recht zu ergreifen und richtig zu erfaſſen ſtrebt. Und wenn ſie nur dieſen Mittelpunkt nicht verliert, nur immer wieder zu ihm zurückkehrt; ſo kann es ihr wohl geſtattet ſeyn, wenn ſie ſich in bald enger, bald weiter gezogenen Kreiſen um dieſen Mittelpunkt herum bewegt, um ihn von allen Seiten zu beleuchten, und nicht zu früh an einer beſtimmten Gedankenſtelle feſt zu halten, oder in eine beſtimmte Ausdrucksform einzufaſſen; wenn ſie alſo die Ausdrücke, aus dieſem ganzen Umkreiſe alles Lebens und Denkens nimmt, wo ſie ſie findet, mit freyer Auswahl, wo ſie ihr irgend als die treffendſten und glücklichbezeichnendſten erſcheinen, für das volle Gefühl was ſo ſchwer in Worte zu faſſen iſt, und doch nie ganz darin aufgefaßt und gefangen werden kann; und wenn ſie auch ſelbſt in der Gedankenfolge, und in den mannichfach veränderten Wendungen derſelben, oft zu demſelben Ausgangspunkte, aber in erneuerter Stellung und Anſicht zurückkehrend, ſich derſelben Freyheit bedient. Die wiſſenſchaftliche Richtigkeit der wahren Denkmethode, die eine lebendige ſeyn ſoll, iſt eine innere; ſie iſt der Vorausſetzung einer wirklichen Präexiſtenz zu nehmen ſind, und mit der ewigen Erinnerung, die ſich daneben ſehr wohl rechtfertigen und in dieſem nachgewieſenen reinern Sinne annehmen läßt. Wenn der Menſch zu dieſer Anerkennung der göttlichen Wahrheit durchaus unfähig ſeyn ſollte; ſo müßte er vorher aller der hohen ihm vor allen andern Naturweſen von Gott verliehenen Vorzüge beraubt, es müßte das göttliche Ebenbild bis auf die letzte Spur in ihm ausgelöſcht und vertilgt ſeyn. Unter jenen andern Vorzügen nimmt auch das, wenn man es ſo nennen will, gefährliche Geſchenk der Freyheit, nicht die letzte Stelle ein. Frey iſt der Menſch erſchaffen, und bleibt es auch Gott gegenüber, und iſt es alſo ein für allemahl in ſeine Wahl geſtellt, ob er Gott über ſich erkennen will oder nicht. Da dem nun einmahl ſo iſt, ſo liegt in dieſer freyen Anerkennung, ſo fern nur jene Wahl die rechte iſt, noch keine Erhebung des eigenen Urtheils über das göttliche Geſetz; ſondern es iſt bloß eine freywillige Zuſtimmung zu dem göttlichen Willen, zu welcher der Menſch aber durch ſeine Freyheit berufen, ja eben dazu eigentlich erſchaffen iſt. So wie nun der Menſch die ihm mitgetheilte höhere Wahrheit immer beſſer verſtehen, und den Irrthum als ſolchen immer deutlicher erkennen lernt, wird er ohne Zweifel alles Wirkliche der innern und äußern Erfahrung immer vollſtändiger und richtiger nach ſeinem innern Sinn und Zweck, und ſeiner wahren Bedeutung im Zuſammenhange des Ganzen zu begreifen im Stande ſeyn, und dieſes iſt das dritte Stück in der Wiſſenſchaft und in jener Idee derſelben. Ich ſagte der innern und äußern Erfahrung; zunächſt freylich der innern. Das von außen Gegebene und Wirkliche der andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften kann nur inſofern mit dazu gehören, als es in Beziehung ſteht mit der innern Erfahrung des Bewußtſeyns und Erkenntniß der menſchlichen Natur, und mit der in jener innern zugleich enthaltnen höhern Erfahrung von der dem Menſchen durch Gott ertheilten und ihm kund gegebenen höhern Beſtimmung; und dieß iſt der Fall, und in einer ſolchen Beziehung auf das innere Wiſſen ſteht die Geſchichte oder die Sprache, und wiſſenſchaftliche Erkenntniß derſelben. Aber auch aus dem übrigen Gebiete und dem ganzen Umkreiſe der Kunſt und der Natur, ſo wie aller Naturwiſſenſchaft gehört alles mit dazu, oder kann wenigſtens dazu gehören, was mit jener innern oder höhern Erfahrung in Beziehung ſteht, oder inſofern es ſich damit in Beziehung ſetzen läßt. Dieſes immer klarer und heller werdende Verſtehen nun, der über den Menſchen gelegenen höhern Wahrheit, dieſes vollkommne Erkennen des Irrigen und Falſchen, dieſes immer vollſtändiger ſich entwickelnde Begreifen des Wirklichen, in ſoweit es mit in jenem Umkreiſe liegt, bildet die drey Grundlagen und Elemente, oder auch die drey Stufen und Sphären der Wiſſenſchaft, welche alſo nach dieſer Idee derſelben allerdings als eine möglich erreichbare und auf das Wirkliche begründete betrachtet werden darf. Dieſes letzte iſt ein Hauptpunkt, denn ſonſt gehören die verſchiedenen Wege, Arten und Richtungen des Denkens mehr nur zur äußern Form, als zum innern Weſen der Wiſſenſchaft. Weſentlich iſt allein die für alle Weiſen und Wege des Denkens geltende Richtſchnur, daß ſowohl das nothwendige Denken der Vernunft in ſeiner ſtreng logiſchen Verknüpfung, als das bloß mögliche Denken der wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft in ſeinem mehrentheils ſymboliſchen Gewande ſich durchaus an das Wirkliche, und das auf dem feſten Boden und Grunde der Erfahrung ruhende Denken des Wirklichen, wenn es nicht in die Irre gerathen, und endlich ganz nichtig werden ſoll, anſchließen, darauf ſtützen, und daran feſthalten muß. Nur wo das Nothwendige von einem Wirklichen ausgeht, iſt es wahrhaft nothwendig: und eben ſo iſt auch das Mögliche nur dann wenn es auf dem Grunde des Wirklichen ruht, ein wahrhaft und in der That wirklich erreichbares Mögliche. Ohne dieſen innern Halt und Anhalt ſchwebt beydes, die mathematiſchen Beweiſe von der einen Seite eben ſo gut, wie die kunſtreich erſonnenen Hypotheſen von der andern, nur wie Gedichte, und zwar nicht wie andere gute und wirkliche Gedichte, die doch einen innern oft ſehr tiefen Sinn haben, ſondern wie ganz ſinn- und zweckloſe Gedichte von leeren Gedanken im unendlichen Raume herum. Gegen die innere Wirklichkeit der Erfahrungswiſſenſchaft des Geiſtes, welche auf jenem Anerkennen und Verſtehen des Gegebenen, Erkennen des Irrigen und Unächten, und Begreifen des Vorhandnen beruht, vermag auch der Zweifel wenig und eigentlich nichts. Sobald man aber von dem unbedingten Vernunftwiſſen ausgeht, und dieſes für ein ſolches hält, ſo iſt eigentlich keine Rettung mehr gegen den ſkeptiſchen Abgrund eines bodenloſen unendlichen Zweifels. Es kann alsdann für die innere Beruhigung des menſchlichen Gemüths, die aber doch keine wahre und vollſtändige ſeyn wird, zwiſchen dem ſelbſtgemachten Vernunftglauben, welcher jenes unbedingte Wiſſen, deſſen innere unheilbar tiefe Lücke gegen die göttliche Seite hin man wohl fühlt, ergänzen ſoll, und dem unendlichen Verſtandeszweifel eigentlich nur ein Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit, aber kein wahrer Friede, höchſtens nur eine Art von mühſam zu Stande gebrachtem, und immer noch ziemlich zweydeutigen Concordat geſchloſſen werden, wo jeder in ſeiner Sphäre iſolirt und abgeſondert für ſich bleibt, und nur den andern, ſo lange es dauert, nicht feindlich zu berühren verſpricht; an ein vollſtändiges harmoniſches Zuſammenwirken der getheilten Erkenntnißkräfte, an ein lebendiges und wirkliches Wiſſen nach der wahren Idee deſſelben, iſt aber alsdann gar nicht zu denken, und kann dieſes nur auf ſeinem andern Wege geſucht und gefunden werden.

Achte Vorleſung.

In der Kunſt ſind wir es ſchon gewohnt, von der Vorausſetzung auszugehen, daß zu den Hervorbringungen derſelben ein eigentliches Kunſtgenie, zu der vollen Wahrnehmung und Durchdringung, zu der richtigen Würdigung und Beurtheilung der vom Genie hervorgebrachten Werke, ein beſonderer Kunſtſinn oder eigenthümliches Kunſtgefühl erfordert werde; ja kaum iſt es noch eine Vorausſetzung zu nennen, ſo allgemein geltend iſt dieſe Annahme geworden und als ſolche anerkannt. Auf eine ähnliche Weiſe nun nimmt auch die Platoniſche Philoſophie die Begeiſterung für die göttliche Wahrheit und die höhere Erkenntniß derſelben, zu ihrer Grundlage, und wie ſie ſelbſt von einem durch die Begeiſterung erhöhten Bewußtſeyn ausgeht, ſo ſetzt ſie auch wieder ein ſolches voraus, um Eingang zu finden. Eben daher rührt auch die Verwandtſchaft dieſer Art und dieſes Weges in der Philoſophie mit der künſtleriſchen Anſicht und Begeiſterung zu allen Zeiten und bey den verſchiedenſten Nationen, wo ſich derſelbe irgend entwickelt hat, und in dialogiſcher oder in was immer ſonſt für einer anderen Form der ſchönen Darſtellung hervorgetreten iſt; und der ſo weit dieß auf dem Boden und in dem Gebiete der Wiſſenſchaft möglich, halb und halb künſtleriſche Standpunkt dieſer Philoſophie. Je mehr in der neuern Zeit und in unſrer deutſchen Sprache, die Schulform in der Wiſſenſchaft überhaupt und beſonders auch in der Philoſophie alleinherrſchend geweſen iſt; um ſo mehr haben ſich vielleicht die Wenigen ein Verdienſt erworben, welche der Philoſophie auch dieſe kunſtähnliche Ausbildung zu geben und ihr zu erhalten oder für ſie zu gewinnen beſtrebt waren. Und wenn man auch den Werth dieſer Ausbildung und Begeiſterung für das Schöne in der Philoſophie nicht ſo hoch anſchlagen wollte, als es nach meinem Gefühl geſchehen kann und geſchehen ſollte; ſo müßte man dieſelbe doch ſchon als Beförderungsmittel für eine freyere Geiſtesumſicht und mannichfachere Geiſtesentwicklung in Schutz nehmen und eher günſtig dafür entſcheiden. Es iſt dieſes auch nicht auf die deutſche Sprache und Bildung und ihre zu der Kunſt des Schönen beſonders hinneigende eigenthümliche Geiſtesrichtung eingeſchränkt; ſondern es regt ſich darin ein allgemeines Zeitbedürfniß aller neueren Nationen, gerade im Gegenſatz gegen die hier im Ganzen vorherrſchende Schulform und überwiegende mathematiſche Weltanſicht oder wenigſtens Geiſtesrichtung. Und ſo hat auch Hemſterhuys in der franzöſiſchen Sprache, die ihm eigentlich der Geburt nach eine fremde war, eine große Meiſterſchaft in dieſer der künſtleriſchen ähnlichen ſchönen Darſtellungsweiſe und der Platoniſchen folgenden Anſicht der Philoſophie bewieſen. Eine Scheidung bleibt freylich dennoch, und muß immer bleiben, aller dieſer Verwandtſchaft und der gemeinſamen Begeiſterung für das Schöne ungeachtet, zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen Begriff von der Schönheit, und der bloß künſtleriſchen Weltanſicht von dieſer, nach welcher dem Dichter wie dem Künſtler die höchſte Schönheit zugleich für die Wahrheit, für ſeine Wahrheit und das zwar mit vollem Rechte gilt. Nach der wiſſenſchaftlichen Anſicht aber, bleibt zwiſchen dieſer, nämlich der göttlichen und ewigen Wahrheit, und der Schönheit, auch der höchſten Schönheit immer noch eine Stufe des Abſtandes, und wo nicht ein Zwiſchenraum, ſo doch eine Linie der Trennung zwiſchen beyden übrig und zurück. Die ewige Wahrheit iſt Gott ſelbſt; wenn nun auch in einigen Darſtellungen oder einzelnen Aeußerungen dieſer Platoniſchen Kunſtphiloſophie das höchſte Weſen ſelbſt mit dem Namen der Urſchöne belegt und bezeichnet wird; ſo iſt dieſes doch der ſcharfen wiſſenſchaftlichen Richtigkeit nicht völlig und ganz genau entſprechend. Denn nach dieſer iſt ſelbſt die höchſte Schönheit wohl ein vollkommner Spiegel und reiner Abglanz der ewigen Vollkommenheit, aber nicht dieſe ſelbſt. Ich würde es übrigens, um dieſe vollkommene Reinheit von aller Beymiſchung und jedem, auch dem geringſten Flecken der Sinnenwelt, ſo wie auch von jedem irgend noch irdiſch umkleidenden oder begleitenden Nebel der Täuſchung auszudrücken, lieber die heilige Schönheit nennen, als die Urſchöne oder das höchſte Schöne; da jeder dieſes letzte doch immer noch nach ſeinem ſubjektiven Standpunkt etwas anders und verſchieden zu beſtimmen pflegt, der eine es entzückt und hingeriſſen im Raphael erkennt, während ein anderer es nur im Apollo oder andern hohen Göttergeſtalten der vollendeten Antike zu finden glaubt. Was iſt denn nun aber dieſe Schönheit, nach dem reinen und urſprünglichen Begriff derſelben, in Beziehung auf die Wirklichkeit, nach dem hier für dieſe Philoſophie des Lebens angenommenen Grundſatz, alles auf die Wirklichkeit zurückzuführen, es ſey nun die bloß natürliche und irdiſche, oder auch die höhere, geiſtige und göttliche Wirklichkeit? Welche Stelle nimmt nun alſo die Schönheit ein in dieſer, wie verhält ſie ſich zu der übrigen Schöpfung, überhaupt zu der ganzen erſchaffenen Welt und zu der Gottheit ſelbſt, und was iſt ſie an ſich und nach der Wahrheit? — In der von den göttlichen Dingen handelnden heiligen Sprache und in dem dafür gewidmeten und ſorgſam abgewogenen Ausdrucke iſt die Rede von einer von Anfang und vor aller Zeit erſchaffenen Weisheit. Wird ſie eine erſchaffene genannt, ſo kann nicht damit gemeint ſeyn, und darf nicht damit verwechſelt werden, die unerſchaffene ewige Weisheit, wie wohl auch das allmächtige Wort genannt wird, durch welches die ganze Natur, und alle Weſen in ihrer urſprünglichen Schönheit ſind erſchaffen worden. Dieſe erſchaffene Weisheit, die alſo ſelbſt ein Geſchöpf iſt, was iſt ſie anders als der Gedanke, ein Bild, der Ausdruck und Abdruck des verborgenen innern Weſens der Gottheit, in welchem die unzugängliche Tiefe, der unerforſchliche Abgrund derſelben, nun auch äußerlich ſichtbar hervortritt; alſo eben jener vollkommene Spiegel und reine Abglanz der göttlichen Vollkommenheit? Wie man es auch nennen und bezeichnen mag, immer muß das erſchaffene, wenn auch vor der ganzen übrigen Welt und vor allen Zeiten erſchaffene Weſen ſorgfältig unterſchieden werden von dem unerſchaffenen Seyn der ewigen Allmacht, welche daſſelbe hervorgebracht hat. Wollt-

Ritterdichtungen des eigentlichen Mittelalters ſind dem alten Heldenbuche der gothiſchen Zeit ebenfalls ganz fremd geblieben, ja ſie erſcheinen, als die geiſtige Blüthe einer neuern Zeit, mehrentheils ſogar feindlich und zurückdrangend gegen jenes alte Heldenthum; auch hat keine derſelben eine ſo vollendet ſchöne Form erreicht, als das deutſche Nibelungenlied. Andre Bruchſtücke von Heldendichtung, bey den ritterlichſten Völkern des Abendlandes, ſind gleich vom erſten Urſprunge aus, nur zerſtreute Anklänge ſchöner Sage, als einzelne Romanzen, geblieben; einzeln unter ſich, und auch ohne Berührung mit jenen größeren Sagenkreiſen. Diejenigen Dichter, welche auf die chriſtlichen Sinnbilder, heilige Legende und tiefe Allegorie, ihre kunſtreichen Werke einer neuen großen Poeſie gegründet haben, wie Dante, ſtehen wieder ganz abgeſondert von der Volksſage und einzeln da, in einer unendlich kunſtreichen, aber doch nicht zur Klarheit und Vollendung gediehenen Form. Jene aber, welche in aller Bildung der blühenden Poeſie, einen großen, geſchichtlichen und noch ſagenhaften Gegenſtand, mehr in der Form der Alten zu geſtalten verſuchten, wie Taſſo und Camoëns, treten jenen ältern Ritterliedern, eigentlich ohne Grund, und nur dem modernen Gange der Zerſplitterung folgend, mehrentheils auch wieder feindlich gegenüber; und werden außerdem durch die angenommene Kunſtform der Alten vielfach gehemmt und von ihrem Ziele abgeleitet, und eben dadurch mehr als durch irgend etwas ſonſt verhindert, zu einer eigenthümlich ſchönen, ihrer neuen Zeit und chriſtlichen Heldenſage angemeßnen Form der epiſchen Dichtung zu gelangen, wie ſich dieſe einfachen und leichten Kennzeichen immer bald zu erkennen geben. Führt es nun, was die Form betrifft, wieder nur jenes alte ontologiſche Gewirre der abſtrakten-Unverſtändlichkeit in der ſeyn ſollend mathematiſchen Beweismethode mit ſich, ſo läßt ſich ſchon als höchſt wahrſcheinlich vorausſetzen und faſt als gewiß annehmen, daß es, wenn auch etwas anders gewendet und geſtellt, im Weſentlichen derſelbe ſich immer gleich bleibende Irrthum des identiſchen Denkens und des unbedingten Seyns iſt, was darin vorgetragen wird; das ſicherſte und ganz entſcheidende Kennzeichen aber, worin ſich dieſer wiſſenſchaftliche Fatalismus kund giebt, liegt in dem Inhalte des Syſtems, wenn nämlich darin der jetzige zufällige Zuſtand der Natur und der Welt, des Daſeyns und des Bewußtſeyns, welcher in keiner Weiſe der urſprüngliche geweſen ſeyn kann, als ein nothwendiger nachgewieſen wird, oder angeblich nachgewieſen werden ſoll.

Nach der Wahrheit ſollte dagegen, auch jener zuletzt erwähnte, für den einzelnen Menſchen wie für das ganze Menſchengeſchlecht in allen dieſen Formen gleich ſehr geltende, wie Nacht und Tag, wie Schlaf und Wachen, wie Ebbe und Fluth auf- und niederſteigende Wechſel zwiſchen Leben und Tod, ſo wie er jetzt in der Natur beſteht und in der Welt erſcheint, immer nur als ein in der Erfahrung geſchichtlich Gegebenes, in der Wirklichkeit lebendig Vorhandenes, mannichfach ſich anders Geſtaltendes zufällig und nach dem Laufe der mitwirkenden Freyheit bald ſo bald anders beſtimmtes, veränderliches Ereigniß; niemahls aber weder für die Wiſſenſchaft ein gerade in dieſer Form des jetzigen vorübergehenden Zuſtandes Ewigbleibendes, noch auch in der Anwendung und für die einzelnen Fälle des wirklichen Lebens, als ein durch die unauflösliche Schickſalsverkettung nothwendig Vorherbeſtimmtes genommen, oder wenigſtens nicht ohne große Einſchränkung immer nur ſo aufgefaßt und auch ganz allgemein und ausſchließend in dieſer Weiſe dargeſtellt werden.

Jenes Trugbild des Unbedingten, als der eigenthümliche Irrthum einer unrichtig angewandten und ganz ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft, und der daraus hervorgehende Vernunftſchein einer unauflöslich ſtreng vorherbeſtimmten Verkettung aller Erſcheinungen und Begebenheiten iſt übrigens gar nicht auf das Gebiet der Wiſſenſchaft und ihre innere Gedankenwelt eingeſchränkt, — ſondern es nimmt dieſer Schickſalsgedanke auch in der Poeſie eine große und wichtige Stelle ein; beſonders in der tragiſchen Dichtkunſt der Alten tritt er mit hohem Glanze als das blinde Fatum einer eiſernen Nothwendigkeit hervor. Nachdem jener Begriff, obwohl urſprünglich und an ſich genommen eine bloße Täuſchung, durch den allgemeinen Glauben daran, nun allerdings auch im Leben eine wirkliche, durch alle Jahrhunderte ſich furchtbar fortwälzende Macht geworden iſt, ſo gehört dieſe natürlich nun auch mit in den Umkreis einer künſtleriſchen Anſicht und Darſtellung des Lebens. Allerdings aber bleibt jene durch und durch tragiſche Weltanſicht immer eine innerlich und weſentlich heidniſche; und es ſteht auch ſelbſt die höchſte tragiſche Kunſt immer noch um eine Stufe tiefer, oder nimmt wenigſtens eine etwas untergeordnete Stelle ein, neben jenem vollen Urſtrom der alten und ewigen Erinnerung in den epiſchen Geſängen und Liedern der älteſten Vorzeit, denn dieſes iſt die Quelle, aus der alle andre Dichtung hervorgeht und abgeleitet wurde; — deſſen lebendiger Wellenſchlag einer noch ungetheilten Fantaſie alles magiſch mit ſich fortzieht, und wie das weltumfaſſende Meer alle Zeiten der Menſchheit und der Natur in ſeinem ewig wechſelnden Wogenſpiel umfluthet. Die epiſche Dichtung iſt die Poeſie ſelbſt, worin das Weſen derſelben zunächſt liegt und ſich ganz rein ausſpricht; jede andere Kunſtform derſelben aber bildet nur eine beſondere Art, oder iſt auch als eine angewandte Poeſie, im Gegenſatz jener urſprünglichen, zu betrachten. Denn ſo wie die Muſik eine Kunſt der Sehnſucht iſt, die bildende Kunſt aber der Ausdruck und das Werk der höchſten Begeiſterung für die ſichtbare Schönheit, ſo iſt die Poeſie der beweglich leuchtende Weltſpiegel auf dem immerfluthenden Liebesſtrom der ewigen Erinnerung. Die Begeiſterung ſchließt ſich immer feſt an ein einzelnes Poſitives an; und eben daher iſt auch die bildende Kunſt innerlich zwiefach und in ihrem Charakter weſentlich geſchieden, nach der heidniſchen Schönheit, welche in der alten Sculptur und Baukunſt, und nach der chriſtlichen Begeiſterung, welche in der neuern Malerey und Architektur ſo ſichtbar und entſchieden vorherrſcht. Zum Theil mag dieſes auch auf die dramatiſche Dichtkunſt anwendbar ſeyn, welche dem innern Charakter und Geiſte nach, eben eine in jenes andere Gebiet der bildenden Kunſt zum Theil hinüberſchreitende, eigne Gattung der angewandten Poeſie bildet. In der epiſchen aber löſen ſich, wie alle Ströme im Meer zuſammenfließen, auch alle Gegenſätze auf; und in einem wahrhaft epiſchen Gedicht müßte ſelbſt die alte Mythologie nicht mehr den Eindruck einer heidniſchen machen, wenigſtens nicht ſo entſchieden, und nicht auf die gleiche Weiſe wie in der griechiſchen Tragödie. Eine vielſeitig geſellſchaftlich entwickelte, auch geiſtig und wiſſenſchaftlich hochgebildete Zeit bedarf, wenn ſie auch den Sinn und das Organ für jene höhere Urpoeſie noch nicht ganz verloren hat, doch vorzüglich und zunächſt jener angewandten Poeſie, in der die Kunſt ſich allerdings auch am reichſten entfalten und oft am höchſten geſteigert werden kann. Wenn aber in einer vollendet kalten Verſtandespoeſie, jene tragiſche Weltanſicht, nicht mehr in dem großen Styl der freyen Dichtung hin gezeichnet, ſondern ſtatt deſſen ganz in das künſtliche Gemälde einer proſaiſchen Wirklichkeit eingeflochten und mit verarbeitet wird; ſo wird der Eindruck um ſo zerreißender, in den ſkeptiſch-vernichtenden Endgedanken und an der Stelle der eigentlichen dichteriſchen Wahrheit, jener erſten, alten und vollen Poeſie, von der hier kaum noch eine Spur gefunden werden kann, tritt nun eine im Grunde doch nur wiſſenſchaftliche Täuſchung des leeren Begriffs, in dem tiefen und bittern Gefühl der allgemeinen Verneinung.

In dem ganzen Syſtem der weſentlichſten wiſſenſchaftlichen Irrthümer, von denen einer jeden der vier großen Grundkräfte des zertheilten menſchlichen Bewußtſeyns eine Form oder Art deſſelben vorzüglich eigen, da beſonders einheimiſch und ihr gleichſam angeboren iſt, nicht als eine unvermeidliche und durchaus nicht zu hebende Schranke, ſondern bloß als fehlerhafte Anlage und angeerbter Keim der Abweichung; wurde das Trugbild des Unbedingten, der identiſche Schein des nothwendigen Seyns und des unbedingten Denkens und Wiſſens, als der einer nicht in dem rechten Wege und in ihren natürlichen Gränzen bleibenden und wirkenden Vernunft, vornämlich eigenthümliche nachgewieſen. Ich hielt es aber in dem Zuſammenhange des Ganzen und nach der durchgehends Statt findenden innigen Verkettung und gegenſeitigen Berührung zwiſchen allen den verſchiedenen Wegen, Formen und Arten der geiſtigen Entwicklung des Menſchen, nicht für überflüſſig, mit darauf aufmerkſam zu machen, wie dieſes Syſtem der Nothwendigkeit oder der wiſſenſchaftliche Fatalismus auch in die poetiſche Weltanſicht ſehr weſentlich eingreift, und wie er ſich da geſtaltet. Wie nun jener täuſchende Vernunftſchein, der ſo viele falſche Syſteme hervorgebracht hat, die im Grunde alle nur einen und denſelben unbedingten Irrthum in andrer Form wiederholen zugleich doch auch in die Poeſie und beſonders auch auf die innere Begründung der tragiſchen Kunſt mächtig eingewirkt und entſchiedenen Einfluß gehabt hat; ſo nimmt ebenfalls eine beſondere Gattung des wiſſenſchaftlichen Irrthums in der Einbildungskraft ſeinen Urſprung, und zwar wie es ſich wohl begreifen läßt, wenn jenes erfinderiſch-produktive Denkvermögen ſich einmahl ganz auf die Seite der proſaiſchen Wirklichkeit und der körperlich handgreiflichen Erſcheinung wirft, hat dieſer Irrthum und das wiſſenſchaftliche Syſtem des Irrthums, welches daraus hervorgeht, gerade unter allen andern den dürrſten, trockenſten, materiell gröbſten Charakter. Jene lieblichen Täuſchungen einer noch in Bildern ſchuldlos ſpielenden Fantaſie, welche einem hier, wo von dem eigenthümlichen Irrthum der Einbildungskraft, obwohl nur der wiſſenſchaftlichen, die Rede iſt, wohl zunächſt einfallen konnten; ich meine die ganze ſchöne Fabelweit und alle erdichteten Götter der alten Mythologie, thun gerade der Wiſſenſchaft und der Erkenntniß der wiſſenſchaftlichen Wahrheit am wenigſten Eintrag, ſo daß ſie von dieſer Seite allein betrachtet, kaum hieher gehören würden; da das Alles für uns nur noch eine poetiſche Wahrheit hat, oder höchſtens für den tiefer eindringenden Blick eine ſymboliſche Bedeutung, die allerdings auch eine gehaltvolle und inſofern alſo wahre iſt. Anders war es bey den Alten, in dem noch als wirklich beſtehenden Heidenthum, weßhalb denn auch dort eine lebhafte Oppoſition dagegen ſich erhob, und nicht ſelten ein Alles zuſammen verwerfender Tadel von Seiten der ſtrengen Sittenlehre und der Philoſophie gegen die vaterländiſche Mythologie erging. So gültig uns dieſer Tadel nun auch, inſofern er gegen das willkührlich Erdichtete oder das Grobſinnliche in dieſen Dichtungen gerichtet war, erſcheinen mag; ſo kann man ſo ganz im Allgemeinen doch nicht immer beyſtimmen, findet den Standpunkt oft etwas zu eng beſchränkt, und kann ſich nicht läugnen, daß die Alten ſelbſt oft den tiefern ſymboliſchen Sinn ihrer eignen Mythologie nicht hinreichend erkannten, wenigſtens bey weitem nicht den großen hiſtoriſchen Zuſammenhang in dem Allen, bey den verſchiedenen Völkern und Sagenkreiſen ganz überſehen konnten, und wenn ſie ja auch die ſymboliſche Bedeutung im Einzelnen verſtanden, und an ſich gelten ließen, oder auch ſelbſt Gebrauch davon machten, ſo war dieß doch mehr nur ein bloßes Verſtandesſpiel für den engbeſchränkten Zweck des jedesmahligen moraliſchen Vortrages in der nächſten Umgebung. Nach dem weiter umfaſſenden und welthiſtoriſch größern Ueberblick des ganzen Alterthums, wie er ſich unſerm Auge darbietet, iſt es einer gründlich gelehrten und dabey geiſtvoll verſtehenden und ſinnig aufmerkenden Forſchung der neueſten Zeit gelungen, dieſe ſymboliſche Grundlage der alten Mythologie, im Ganzen wenigſtens, deutlicher als ſonſt zu erkennen, und damit zugleich den in jenen Dichtungen verborgen liegenden, innern Lebensfaden der höhern Wahrheit nachzuweiſen, da ſie urſprünglich und im erſten Anfang doch von dieſer ausgingen, wie weit ſie auch ſpäter nach allen Seiten hin davon abgewichen ſeyn mögen. Ja wenn es erlaubt iſt, die einfache Religion der erſten Menſchen und großen Heiligen der Urwelt, da doch die wahre Religion urſprünglich nur Eine geweſen ſeyn kann, Chriſtenthum zu nennen; ſo kann und darf man wohl ſagen, daß ein Faden von Chriſtenthum und von wahrer Gotteserkenntniß in allem Heidenthum und den verſchiedenen Myſterien derſelben ſich immer noch ſichtbar hindurchſchlingt; und es kann ſogar vortheilhaft ſeyn, ſich den wunderbar verſchlungenen Gang des Menſchengeiſtes in ſeiner mannichfachen Entwicklung nach allen Seiten und den verſchiedenſten Standpunkten und Anſichten der Wahrheit, durch eine ſolche Varietät von Ausdrücken verſtändlicher und lebendig klarer zu machen. Indeſſen würde jenes Chriſtenthum der Urwelt, auch da wo es rein und frey von beygemiſchten Dichtungen und Abweichungen bewahrt und erhalten worden, doch nur als ein Chriſtenthum im voraus oder in aufſteigender Linie, wenn auch nicht in einem durchaus gleichförmigen Gange, ſondern mit manchem ſcheinbaren Stillſtand und Rückſchritt, oder leeren Zwiſchenraum der letzten Erwartung, bis zum Gipfel der Vollendung in der ſichtbar wirklichen Erſcheinung zu nehmen und zu verſtehen ſeyn; wie hingegen das Chriſtenthum von da wieder abwärts wohl als ein ſolches in abſteigender Linie, wenn auch nicht in der wirklichen Ausführung und beſtimmteren Geſtaltung oder geiſtigen Entwicklung, ſo doch vielleicht in der innern ſittlichen Geſinnung und in der Kraft des lebendigen Glaubens, dem hiſtoriſchen Forſcher hie und da erſcheinen mag, und wohl bis auf einen gewiſſen Grad in mancher Rückſicht ſo betrachtet werden könnte.

Wenn es nun faſt ſchon allgemein anerkannt iſt und immer mehr anerkannt wird, daß in jenen Dichtungen, welche dem erſten Blick bloß als Spiele der Fantaſie erſcheinen, zugleich manche ſchöne Hieroglyphe der Natur und der Naturwahrheit zugleich mit verborgen liegt; ſo wird dieſe kurze Erinnerung daran für den Zuſammenhang des Ganzen hinreichend ſeyn, um uns dieſen für die vollſtändige Ueberſicht und Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeyns immer gegenwärtig zu erhalten. Wollte man nun alle Täuſchungen der Fantaſie in einem pſychologiſchen Sinne ausführlich und ins Einzelne gehend abhandeln; ſo wäre hier ein weites Feld eröffnet, ſo wie auch von der entgegenſtehenden Seite ſchon die Alten ausführliche Werke abgefaßt haben über alle möglichen logiſchen Fehlſchlüſſe und falſchen Syllogismen, irrige Gedankenreihen, täuſchende und nichtige Beweisformen; nebſt den Regeln, wie man ſie entdecken, ſich vor ihnen hüten und ſie ſelbſt vermeiden ſoll. Weil aber alle jene pſychologiſchen Täuſchungen der Fantaſie, die auch im wirklichen Leben ſo vielfältig wahrgenommen werden, ganz individuell und eben ſo veränderlich mannich-

Urtheilens und Begreifens, des Erkennens und Anerkennens, welche eben die einzelnen Beſtandtheile und beſondern Beziehungen, oder auch die verſchiedenen Stufen des Wiſſens, und der damit verknüpften intenſiven inneren Gewißheit bezeichnen. Es würde auch weniger genau ſeyn, wenn man ſtatt des lebendigen Denkens, ſagen wollte, das richtige Denken eines Wirklichen ſey das Wiſſen, obwohl dieſes ſchon mit in dem erſten liegt und nah damit zuſammenhängt. Wenn der ein Wirkliches erfaſſende oder umfaſſende Gedanke, unrichtig genannt wird, ſo heißt dieß ſo viel als, daß er vieles oder manches enthält, was ſich gar nicht in dem Gegenſtande vorfindet, was alſo mit dieſem nicht übereinſtimmt; was aber in dem wirklichen Gegenſtande nicht vorhanden iſt, das iſt inſofern und in Beziehung auf dieſen auch nichts Wirkliches, oder gehört nicht mit zu dieſem, und iſt alſo ohnehin ſchon ausgeſchloſſen von dem Begriff eines Denkens des Wirklichen, da es vielmehr das Denken eines Nichtwirklichen ſeyn würde. Oder es würde der Ausdruck von einem unrichtigen Denken des Wirklichen darauf hindeuten können und das bedeuten ſollen, wenn jenes Denken ein durchaus mangelhaftes und unvollſtändiges Wiſſen, wenn nämlich vieles Weſentliche, was in dem wirklichen Gegenſtande gefunden, nicht mit dazu aufgenommen wäre, oder noch darin fehlte. Dieß wäre alſo da anwendbar und dafür der angemeßne Ausdruck, wenn man ein vollendetes und vollkommenes Wiſſen bezeichnen, und es von einem noch ganz unvollſtändigen und mangelhaften Wiſſen unterſcheiden wollte. Da das Wiſſen aber ein ſich erſt allmählig entwickelndes iſt, ſo muß billig der Begriff vom Wiſſen überhaupt dem vom vollkommnen Wiſſen vorangehen. Das lebendige Denken eines

Wirklichen, wie mangelhaft und unvollſtändig es auch noch ſey, enthält doch ſchon den erſten Anfang und Keim eines Wiſſens; nur aus einem todten Denken kann nie ein Wiſſen werden, ja es iſt eigentlich wenn es bloß Formel iſt, ohne einen beſtimmten Sinn damit zu verbinden, überhaupt nicht einmahl ein wahres Denken. Das Wiſſen überhaupt alſo, iſt das lebendige Denken eines Wirklichen; das vollendete oder vollkommne Wiſſen aber iſt alsdann die richtige und vollſtändige Entwicklung dieſes Denkens, wodurch daſſelbe zugleich auch nach innen und außen ein vollkommen beſtimmtes wird. Immer aber bleibt das Wirkliche das Erſte, die Grundlage und der Anfang, von welchem alles Wiſſen ausgeht, und auf welches alſo auch das Denken zunächſt gerichtet ſeyn, und woran es ſich immer feſt anſchließen muß. In einer ältern Weiſe und Art der Philoſophie erklärte man das Höchſte, oder wie man es nicht für alle Beziehungen ganz angemeſſen nannte, das nothwendige Weſen, als dasjenige deſſen Wirklichkeit ſchon in ſeiner Möglichkeit zugleich mit gegeben ſey, und wodurch alſo der Beweis ſeines wirklichen Daſeyns aus dem bloßen Begriff jener Allvollkommenheit von ſelbſt folge. Es iſt dieſes eine unter den verſchiedenen Ausdrucksformen für die unbedingte Einheit des Seyns und des Wiſſens, deren ſo viele und mancherley vorkommen, und woran das Weſentliche, was darüber zu ſagen iſt, ſchon hinreichend erwähnt ward; und ſoll dieſes Beyſpiel hier bloß zum Uebergange, und nur durch den Gegenſatz, die andre Anſicht deſto ſchärfer herauszuheben und um ſo beſtimmter bezeichnen zu können, dienen. Auf demjenigen Wege der Philoſophie nämlich, und nach dem Standpunkte, welcher nicht von dem todten und abſtracten Denken, ſondern vom Leben ſelbſt früherhin, wenigſtens hie und da, noch ungleich beſſer und glücklicher, ohne antike Kunſt aus ſich ſelbſt entwickelt hatte.

Weil nun die epiſche Sage und Dichtung der Neuern ganz einzeln zerſtreut, unvollendet und oft auch unförmlich geblieben iſt; ſo hat ſich ſehr frühe ſchon die Parodie tief in ihr eingewurzelt und feſtgeſetzt, und dieſes iſt eines ihrer eigenthümlichſten Merkmahle geworden. Wenn es nemlich dem Wunderbaren, der Kraft, dem reizenden Leben in der Poeſie an glücklichem Ebenmaaß, an freyer Harmonie, kurz an einer ſchönen organiſchen Gliederung und Anordnung fehlt, ſo kann tragiſche Spannung wohl erregt, aber ohne Einförmigkeit und Froſt nicht lange genug erhalten, und in einfacher Reinheit über ein großes Ganzes gleichmäßig verbreitet werden. Das wilde und übernatürlich Große hat eine unwiderſtehliche Anziehung zu dem entgegengeſetzten Extrem, und nur durch eine wohlthätige Vereinigung mit der Parodie, bekommt die rieſenhafte Fantaſie uralter tragiſcher Ritterſage, erſt dichteriſche Haltung und Beſtandheit. Dieſe ſeltſame Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen wird nun die eigenthümliche Schönheit einer neuen, reizenden Zwitterbildung. Eine ſolche Zuſammenſetzung iſt auch keineswegs urſprünglich ſchon widernatürlich, und an ſich unerlaubt. Sie bleibt zwar hinter den reinen Arten, vorzüglich der tragiſchen, an Kraft und Zuſammenhang ſehr weit zurück; aber keine Form, in welcher der letzte Zweck der darſtellenden Kunſt, die Schönheit, erreicht werden kann; keine Form, welche nicht mechaniſch erkünſtelt, ſondern durch die bildende Natur organiſch erzeugt und hervorgebracht und auch vom lebendigen Denken ausgeht, und dieſes überall zum Grunde legt, iſt das Wirkliche, und das unmittelbare Gefühl dieſes Wirklichen in der innern Wahrnehmung ſo gut wie in der äußern Erfahrung und ſelbſt auch in der höhern Offenbarung überall das Erſte, und der Anfang, aus dem alles übrige ſich entwickelt, oder auch der feſte Punkt, an den jedes Nachfolgende ſich anſchließt. Das Nothwendige, welches dieſem Erſten Wirklichen zunächſt folgt, iſt bloß der innere, weſentliche, und vollſtändige Zuſammenhang dieſes zuerſt gegebnen Wirklichen; das Mögliche aber, welches nun nicht ein bloß willkührlich erdachtes, und chimäriſch erſonnenes iſt, ſondern ein wahrhaft, und wie man wohl ſagen könnte, wirklich Mögliches, bildet nun den Schluß des aus jenen beyden, der Thatſache des Anfangs, und der innern Weſenheit derſelben, ſich natürlich weiter Entwickelnden und Ergebenden. Dieſe einfache Reihenfolge oder natürliche Fortſchreitung in dem lebendigen Denken, bildet und beſtimmt nun auch zugleich die verſchiedenen Stufen des Verſtehens, und ſelbſt die innern Grade der Gewißheit und Klarheit in dem ſich immer weiter entwickelnden lebendigen Denken. Die Grundlage des Ganzen bildet das Gefühl eines Wirklichen, die Wahrnehmung der Thatſache, in dem ganzen Umkreiſe des dreyfach Gegebnen, der innern, äußern und höhern Erfahrung. Die erſte höhere Stufe in der weitern geiſtigen Verarbeitung, nach jener erſten Auffaſſung, bildet der Begriff; ſo wie ich denſelben früher erklärte, als nach einem von innen und außen, nach Zahl, Maß und Gewicht vollſtändig und genau mathematiſch abgemeßnen Gedanken; wobey alſo alle einzelnen Beſtandtheile, welche zuſammengenommen jenen erſten Gedanken des Wirklichen bilden, in richtige Abſondrung gegen einander geſtellt, und wieder als organiſche Glieder in ein geordnetes Ganzes vereinigt, oder nach Art der Geometrie, in eine Conſtruction gebracht werden. Keinesweges aber iſt das Begreifen ein vollendetes Erklären, wie etwa durch eine an das äußerſte Ziel fortgeſetzte Zergliederung, wo denn gar nichts mehr zu erklären übrig bliebe; denn ſelbſt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche können wir von einem ganzen Syſtem, es mag nun ein wirkliches Erfahrungs- oder auch ein bloßes Gedanken-Syſtem ſeyn, auch außerhalb der Philoſophie in andern Gebieten des Wiſſens, oder von ſonſt einem Gedankenwerke, oder auch einem Kunſt-Ganzen recht gut einen Begriff haben, und uns bilden, und dabey doch manches darin nicht verſtehen, oder auch unverſtändlich und unerklärbar finden. Es iſt dieſes Begreifen oder Umfaſſen von Außen, in der richtigen Abgränzung des vollſtändigen Umkreiſes, und der deutlichen organiſchen Gliederung und Ordnung von innen, nicht etwa das vollendete Verſtehen, ſondern nur die erſte Stufe deſſelben. Dieſe erhält erſt dann ihre innere vollkommne Befeſtigung, und damit bildet ſich alsdenn zugleich die zweyte Stufe der Annäherung zum vollkommnen Verſtehen, wenn das Gefühl des Wirklichen, durch die Erkenntniß des darin oder darüber, oder dabey, möglicherweiſe ſich ergebenden oder auch wirklich ſchon daran geknüpften Irrthums, und durch die dem Irrthum und der Erkenntniß deſſelben entgegenſtehende Anerkennung der Wahrheit, zum intelligenten Gefühl oder Urtheil der innern Gewißheit geſteigert wird; und dieß iſt das Weſentliche des Wiſſens ſelbſt. Eine andere und dritte Stufe der noch weitern Entwicklung, oder noch höhern Steigerung des erſten lebendigen Denkens, oder auch ſeiner fortſchreitenden Annäherung zum vollendeten Verſtehen, bildet die Idee, welche vom Begriff darin ſchon der Form nach unterſchieden iſt, daß ſie nicht ſo wie der Begriff den weſentlichen und unter den gegebnen Bedingungen nothwendigen innern Zuſammenhang, und den vollſtändig geſchloßnen Umkreis des in der erſten Gefühlswahrnehmung erfaßten Wirklichen aufſtellt, als vielmehr nur den Gedanken von einem in einer gewiſſen Sphäre und beſtimmten Richtung oder Abſicht erreichbaren Möglichen; ſo wie hier in dieſer ganzen Entwicklung des innern und höhern Lebens auf den Begriff des Bewußtſeyns, die Idee der Wiſſenſchaft, und die Unterſuchung oder die Frage, ob und inwiefern ſie möglich und erreichbar ſey, gefolgt iſt. Selbſt in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche beobachtet man dieſen Unterſchied, indem man z. B. ſagt, das iſt eine bloße Idee, um damit einen Gedanken zu bezeichnen, der nur etwas Mögliches, deſſen Wirklichkeit nur vielleicht noch problematiſch ſcheint, zum Gegenſtande hat; dagegen man unter der Benennung von Begriff doch genau genommen nur einen ſolchen Gedanken verſteht, der etwas wenigſtens relativ Wirkliches zum Inhalt hat, weil ſonſt eben nichts vorhanden wäre, was begriffen werden könnte. Eben daher kann auch die Idee nicht immer eine ſo vollſtändig abgeſchloßne und organiſch gegliederte Conſtruction ihres Gegenſtandes enthalten; ſondern es iſt mehr nur eine Indikation und Richtſchnur, oder Regel des Möglichen, was erreicht werden ſoll, wie es erreicht werden kann, und etwa in welchem Stufengange es wirklich erreicht wird.

Eine wahrhaft wiſſenſchaftliche und wiſſenſchaftlich brauchbare Idee hängt aber eben deßwegen vor allem weſentlich und genau zuſammen mit dem Fundamente der innern Gewißheit für dieſe wirklich erreichbare Möglichkeit des Gegenſtandes,

welcher ihre Aufgabe, oder der Aufgabe, welche ihren Gegenſtand bildet; alſo hier mit dem intelligenten Gefühl oder Urtheil über dieſe innere Gewißheit und Wahrheit im Wiſſen. Das ganz vollendete und vollkommne Verſtehen ſelbſt aber —
— — — —

Der Engel des Todes entriß dem Schreibenden die Feder! Es war ihm — die unerforſchten Rathſchlüſſe Gottes verhinderten es — nicht vergönnt, den vollendenden Schluß, das letzte Wort hinzuzufügen über einen Gegenſtand, den er mit ſolchem Scharfſinn, ſolcher Tiefe, mit eben ſo klarer Beſonnenheit als Reichthum des Gefühls bis zu dieſem letzten Augenblicke ſeines Lebens wie ſeines irdiſchen Denkens, entwickelt und dargeſtellt hatte. Es war am Sonntag den 11. Januar 1829 Abends zwiſchen 10 und 11 Uhr, als er die Zeilen dieſer zehnten Vorleſung ſchrieb, die er bis zum Mittwoch den 14. vorzutragen Willens war. Dieſelbe Nacht um 1 Uhr hatte er ſchon zu leben aufgehört; und war — bevor er jenes Verſtehen in Worte faſſen konnte, der Anſchauung deſſen entgegen geführt, was er bis dahin ſo ſtark als innig geahndet und gefühlt, und welches er dem begeiſterten Bewußtſeyn, und der glaubenden Hoffnung näher zu bringen ſo redlich bemüht war.

Nachſtehendes ſind die in der Vorrede erwähnten Andeutungen und Skizzen, welche ſich im Nachlaſſe des Verſtorbenen vorgefunden haben.

Plan des Ganzen.

I. bis IV. Philoſophie der Sprache, die jedoch in V. bis VII. und VIII. bis XI. auch noch in Anwendung kommt, und zwar in einem höheren Sinne.

V. bis VII. Religionsphiloſophie oder Philoſophie der Offenbarung.

VIII. bis XI. Naturphiloſophie, nämlich chriſtliche, im höchſten Sinne.

In der Ankündigung war der Inhalt dieſer eilf Vorleſungen in folgender Weiſe angedeutet:

Die vier erſten werden zum Gegenſtand haben die Sprache, das Gedächtniß, die Kunſt, und das Denken ſelbſt. Die drey nächſtfolgenden handeln vom Glauben, inſofern alles Denken und Leben auf dieſem beruht; und vom Wiſſen, wie es aus der Offenbarung hervorgeht. Der Inhalt der vier letzten wird ſeyn die Bedeutung der Natur aus dem Verſtändniß des Ganzen, und die Beſtimmung des Menſchen nach der höchſten Erkenntniß.

In der unten mitzutheilenden Skizze von einem Theile der zehnten Vorleſung, als der Verfaſſer den Plan dahin abgeändert hatte, daß zwölf Vorleſungen gehalten werden ſollten, kommt folgende kurze Abtheilung vor:

Glauben in I. bis V.; Geheimniß der Hoffnung in VI. bis IX; Liebe in X. bis XII.

der Weiblichkeit, und dann als würdige Mutter mit dem ernſten Knaben im Arm. Ich athmete Frühling, klar ſah ich die ewige Jugend um mich und lächelnd ſagte ich: Wenn die Welt auch eben nicht die beſte oder die nützlichſte ſein mag, ſo weiß ich doch, ſie iſt die ſchönſte. In dieſem Gefühle oder Gedanken hätte mich auch nichts ſtören können, weder allgemeine Zweifel noch eigne Furcht. Denn ich glaubte einen tiefen Blick in das Verborgne der Natur zu thun; ich fühlte, daß Alles ewig lebt und daß der Tod auch freundlich ſei und nur eine Täuſchung. Doch dachte ich daran eigentlich nicht ſehr, wenigſtens zum Gliedern und Zergliedern der Begriffe war ich nicht ſonderlich geſtimmt. Aber gern und tief verlor ich mich in alle die Vermiſchungen und Verſchlingungen von Freude und Schmerz, aus denen die Würze des Lebens und die Blüthe der Empfindung hervorgeht, die geiſtige Wolluſt wie die ſinnliche Seligkeit. Ein feines Feuer ſtrömte durch meine Adern; was ich träumte, war nicht etwa bloß ein Kuß, die Umſchließung deiner Arme, es war nicht bloß der Wunſch, den quälenden Stachel der Sehnſucht zu brechen und die ſüße Gluth in Hingebung zu kühlen; nicht nach Deinen Lippen allein ſehnte ich mich, oder nach Deinen Augen, oder nach Deinem Leibe: ſondern es war eine romantiſche Verwirrung von allen dieſen Dingen, ein wunderſames Gemiſch von den verſchiedenſten Erinnerungen und Sehnſuchten. Alle Myſterien des weiblichen und des männlichen Muthwillens ſchienen mich zu umſchweben, als mich Einſamen plötzlich Deine wahre Gegenwart und der Schimmer der blühenden Freude auf Deinem Geſichte vollends entzündete. Witz und Entzücken begannen nun ihren Wechſel und waren der gemeinſame Puls unſers vereinten Lebens; wir umarmten uns mit eben ſo viel Ausgelaſſenheit als Religion. Ich bat ſehr, Du möchteſt Dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und ich flehte Dich an, Du möchteſt unerſättlich ſein. Dennoch lauſchte ich mit kühler Beſonnenheit auf jeden leiſen Zug der Freude, damit mir auch nicht einer entſchlüpfe und eine Lücke in der Harmonie bleibe. Ich genoß nicht bloß, ſondern ich fühlte und genoß auch den Genuß.

Du biſt ſo außerordentlich klug, liebſte Lucinde, daß Du wahrſcheinlich ſchon längſt auf die Vermuthung gerathen biſt, dies Alles ſei nur ein ſchöner Traum. So iſt es leider auch, und ich würde untröſtlich darüber ſein, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß wir wenigſtens einen Theil davon nächſtens realiſiren könnten. Das Wahre an der Sache iſt, daß ich vorhin am Fenſter ſtand; wie lange, das weiß ich nicht recht: denn mit den andern Regeln der Vernunft und der Sittlichkeit iſt auch die Zeitrechnung dabei ganz von mir vergeſſen worden. Alſo ich ſtand am Fenſter und ſah ins Freie; der Morgen verdient allerdings ſchön genannt zu werden, die Luft iſt ſtill und warm genug, auch iſt das Grün hier vor mir ganz friſch, und wie ſich die weite Ebene bald hebt bald ſenkt, ſo windet ſich der ruhige, breite ſilberhelle Strom in großen Schwüngen und Bogen, bis er und die Phantaſie des Liebenden, die ſich gleich dem Schwane auf ihm wiegte, in die Ferne hinziehen und ſich in das Unermeßliche langſam verlieren. Den Hain und ſein ſüdliches Colorit verdankt meine Viſion wahrſcheinlich den großen Blumenhaufen hier neben mir, unter denen ſich eine beträchtliche Anzahl von Orangen befindet. Alles Uebrige läßt ſich leicht aus der Pſychologie erklären. Es war Illuſion, liebe Freundin, Alles Illuſion, außer daß ich vorhin am Fenſter ſtand und nichts that, und daß ich jetzt hier ſitze und etwas thue, was auch nur wenig mehr oder wohl gar noch etwas weniger als nichts thun iſt.

wurde, iſt darum ſchlechthin verwerflich, weil die Gränzen, welche jede Form beſchränken, hier etwas enger gezogen ſind. Selbſt die Spielart hat zwar geringere Anſprüche, aber dennoch volles Bürgerrecht im Reiche der Kunſt. Es iſt überraſchend, wie ſehr die reizendſte Blüthe der neuern Poeſie, ſo verſchieden die äußre lokale Form auch ſeyn mag, im weſentlichen Charakter mit einer Spielart der Griechiſchen übereinſtimmt. Nach griechiſcher Kunſtſprache würde nämlich das Romanzo ein ſatyriſches Epos zu nennen ſeyn. Im attiſchen Drama wurde der urſprüngliche geſammte Gefühlseindruck der wirklichen Welt, in welcher die entgegengeſetzten Beſtandtheile noch durchgängig in einander verſchmolzen ſind, in die tragiſche und komiſche Stimmung oder Wirkung getrennt. In der eigenthümlichen Art von halber Parodie, welche der ernſten tragiſchen Kunſt zur Seite trat, wurden dieſe Elemente dann von neuem ſo gemiſcht, daß das Tragiſche ein geringes Uebergewicht hatte; nicht ſowohl im Ton, als vorzüglich in dem ſagenhaften Stoff, und in der äußeren Kunſtform und Sprache; daher auch Tragiker, nie Komiker Verfaſſer der ſatyriſchen Dramen waren. Dieſes gelinde Uebergewicht des Tragiſchen wenigſtens im äußern Anſtrich war, da es nicht auf der andern Seite Statt finden ſollte, für dieſe Gattung nothwendig; denn bey völligem Gleichgewicht würden die beyden entgegengeſetzten Kräfte durch ihr Zuſammentreffen ſich ſelbſt aufheben. Daraus entſtand die Spielart der ſatyriſchen Dramen, von denen ſich nur ein einziges von mittelmäßiger Kunſt und in ſchlechtem Styl erhalten hat. Die dramatiſchen Umriſſe der Dorier haben ſich nie zur

So weit war an Dich geſchrieben, was ich mit mir geſprochen hatte, als mich mitten in meinen zarten Gedanken und ſinnreichen Gefühlen über den eben ſo wunderbaren als verwickelten dramatiſchen Zuſammenhang unſerer Umarmungen ein ungebildeter und ungefälliger Zufall unterbrach, da ich eben im Begriff war die genaue und gediegene Hiſtorie unſers Leichtſinns und meiner Schwerlichkeit in klaren und wahren Perioden vor Dir aufzurollen, die von Stufe zu Stufe allmälig nach natürlichen Geſetzen fortſchreitende Aufklärung unſrer den verborgenen Mittelpunkt des feinſten Daſeins angreifenden Mißverſtändniſſe zu entwickeln, und die mannichfachen Produkte meiner Ungeſchicklichkeit darzuſtellen, nebſt den Lehrjahren meiner Männlichkeit; welche ich im Ganzen und in ihren Theilen nie überſchauen kann, ohne vieles Lächeln, einige Wehmuth und hinlängliche Selbſtzufriedenheit. Doch will ich als ein gebildeter Liebhaber und Schriftſteller verſuchen, den rohen Zufall zu bilden und ihn zum Zwecke geſtalten. Für mich und für dieſe Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in ſich, iſt aber kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich Anfangs das was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte. Dies iſt um ſo nöthiger, da der Stoff, den unſer Leben und Lieben meinem Geiſte und meiner Feder giebt, ſo unaufhaltſam progreſſiv und ſo unbiegſam ſyſtematiſch iſt. Wäre es nun auch die Form, ſo würde dieſer in ſeiner Art einzige Brief dadurch eine unerträgliche Einheit und Einerleiheit erhalten und nicht mehr können, was er doch will und ſoll: das ſchönſie Chaos von erhabnen Harmonien und intereſſanten Genüſſen nachbilden und ergänzen. Ich gebrauche alſo mein unbezweifeltes Verwirrungsrecht und ſetze oder ſtelle hier ganz an die unrechte Stelle eines von den vielen zerſtreuten Blättern, die ich aus Sehnſucht oder Ungeduld, wenn ich Dich nicht fand, wo ich Dich am gewiſſeſten zu finden hoffte, in Deinem Zimmer, auf unſerm Sopha, mit der von Dir zuletzt gebrauchten Feder, mit den erſten den beſten Worten, ſo jene mir eingegeben, anfüllte oder verdarb, und die Du Gute, ohne daß ich es wußte, ſorgſam bewahrteſt.

Die Auswahl wird mir nicht ſchwer. Denn da unter den Träumereien, die hier ſchon den ewigen Lettern und Dir anvertrauet ſind, die Erinnerung an die ſchönſte Welt noch das gehaltvollſte iſt, und noch am erſten eine gewiſſe Art von Aehnlichkeit mit den ſogenannten Gedanken hat: ſo nehme ich vor allen andern die dithyrambiſche Phantaſie über die ſchönſte Situation. Denn wiſſen wir erſt ſicher, daß wir in der ſchönſten Welt leben: ſo iſt es unſtreitig das nächſte Bedürfniß uns über die ſchönſte Situation in dieſer ſchönſten Welt durch Andere oder durch uns ſelbſt gründlich zu belehren.

flügelten Worte: „Vernichten und Schaffen, Eins und Alles; und ſo ſchwebe der ewige Geiſt ewig auf dem ewigen Weltſtrome der Zeit und des Lebens und nehme jede kühnere Welle wahr, ehe ſie zerreißt.“ — Furchtbar ſchön und ſehr fremd tönte dieſe Stimme der Phantaſie, aber milder und mehr wie an mich gerichtet die folgenden Worte: „Die Zeit iſt da, das innere Weſen der Gottheit kann offenbart und dargeſtellt werden, alle Myſterien dürfen ſich enthüllen und die Furcht ſoll aufhören. Weihe Dich ſelbſt ein und verkündige es, daß die Natur allein ehrwürdig und die Geſundheit allein liebenswürdig iſt.“ — Bei den geheimnißvollen Worten, die Zeit iſt da, fiel es wie eine Flocke von himmliſchem Feuer in meine Seele. Es brannte und zehrte in meinem Mark: es drängte und ſtürmte ſich zu äußern. Ich griff nach den Waffen, um mich in das Kriegsgetümmel der Leidenſchaften, die mit Verurtheilen wie mit Waffen wüthen, zu ſtürzen und für die Liebe und die Wahrheit zu kämpfen: aber es waren keine

Waffen da. Ich öffnete den Mund, um ſie in Geſang zu verkündigen, und ich dachte, alle Weſen müßten ihn vernehmen und die ganze Welt ſollte harmoniſch wiederklingen: aber ich beſann mich, daß meine Lippen die Kunſt nicht gelernt hätten, die Geſänge des Geiſtes nachzubilden. — „Du mußt das unſterbliche Feuer nicht rein und roh mittheilen wollen,“ ſprach die bekannte Stimme meines freundlichen Begleiters. „Bilde, erfinde, verwandle und erhalte die Welt und ihre ewigen Geſtalten im ſteten Wechſel neuer Trennungen und Vermählungen. Verhülle und binde den Geiſt im Buchſtaben. Der ächte Buchſtabe iſt allmächtig und der eigentliche Zauberſtab. Er iſt es, mit dem die unwiderſtehliche Willkühr der hohen Zauberin Phantaſie das erhabene Chaos der vollen Natur berührt und das unendliche Wort ans Licht ruft, welches ein Ebenbild und Spiegel des göttlichen Geiſtes iſt, und welches die Sterblichen Univerſum nennen.“

Wie die weibliche Kleidung vor der männlichen, ſo hat auch der weibliche Geiſt vor dem männlichen den Vorzug, daß man ſich da durch eine einzige kühne Combination über alle Vorurtheile der Cultur und bürgerlichen Conventionen wegſetzen und mit einemmale mitten im Stande der Unſchuld und im Schooß der Natur befinden kann.

An wen ſollte alſo wohl die Rhetorik der Liebe ihre Apologie der Natur und der Unſchuld richten als an alle Frauen, in deren zarten Herzen das heilige Feuer der göttlichen Wolluſt tief verſchloſſen ruht, und nie ganz verlöſchen kann, wenn es auch noch ſo ſehr verwahrloſt und verunreinigt wird? Nächſtdem freilich auch an die Jünglinge, und an die Männer, die noch Jünglinge geblieben ſind. Bei dieſen iſt aber ſchon ein großer Unterſchied zu machen. Man könnte alle Jünglinge eintheilen in ſolche, die das haben, was Diderot die Empfindung des Fleiſches nennt, und in ſolche die es nicht haben. Eine ſeltne Gabe! Viele Maler von Talent und Einſicht ſtreben ihr ganzes Leben umſonſt danach, und viele Virtuoſen der Männlichkeit vollenden ihre Laufbahn, ohne eine Ahndung davon gehabt zu haben. Auf dem gemeinen Wege kommt man nicht dahin. Ein Libertin mag verſtehen mit einer Art von Geſchmack den Gürtel zu löſen. Aber jenen höhern Kunſtſinn der Wolluſt, durch den die männliche Kraft erſt zur Schönheit gebildet wird, lehrt nur die Liebe allein den Jüngling. Es iſt Elektricität des Gefühls, dabei aber im Innern ein ſtilles leiſes Lauſchen, im Aeußern eine gewiſſe klare Durchſichtigkeit, wie in den hellen Stellen der

Malerei, die ein reizbares Auge ſo deutlich fühlt. Es iſt eine wunderbare Miſchung und Harmonie aller Sinne: ſo giebt es auch in der Muſik ganz kunſtloſe, reine, tiefe Accente, die das Ohr nicht zu hören, ſondern wirklich zu trinken ſcheint, wenn das Gemüth nach Liebe durſtet. Uebrigens aber möchte ſich die Empfindung des Fleiſches nicht weiter definiren laſſen. Das iſt auch unnöthig. Genug iſt für Jünglinge der erſte Grad der Liebeskunſt und eine angeborne Gabe der Frauen, durch deren Gunſt und Huld allein ſie jenen mitgetheilt, und angebildet werden kann. Mit den Unglücklichen, die ſie nicht kennen, muß man nicht von der Liebe reden: denn von Natur iſt in dem Manne zwar ein Bedürfniß aber kein Vorgefühl derſelben. Der zweite Grad hat ſchon etwas Myſtiſches, und könnte leicht vernunftwidrig ſcheinen wie jedes Ideal. Ein Mann, der das innere Verlangen ſeiner Geliebten nicht ganz füllen und befriedigen kann, verſteht es gar nicht zu ſein, was er doch iſt und ſein ſoll. Er iſt eigentlich unvermögend, und kann keine gültige Ehe ſchließen. Zwar verſchwindet auch die höchſte endliche Größe vor dem Unendlichen, und durch bloße Kraft läßt ſich alſo das Problem auch bei dem beſten Willen nicht auflöſen. Aber wer Phantaſie hat, kann auch Phantaſie mittheilen, und wo die iſt, entbehren die Liebenden gern, um zu verſchwenden; ihr Weg geht nach Innen, ihr Ziel iſt intenſive Unendlichkeit, Unzertrennlichkeit ohne Zahl und Maaß; und eigentlich brauchen ſie nie zu entbehren, weil jener Zauber Alles zu erſetzen vermag. Aber ſtill von dieſen Geheimniſſen! Der dritte und höchſte Grad iſt das bleibende Gefühl von harmoniſcher Wärme. Welcher Jüngling das hat, der liebt nicht mehr bloß wie ein Mann, ſondern zugleich auch wie ein Weib. In ihm iſt die Menſchheit vollendet, und er hat den Gipfel des Lebens erſtiegen. Denn gewiß iſt es, daß Männer von Natur bloß heiß oder kalt ſind: zur Wärme müſſen ſie erſt gebildet werden. Aber die

Stufe jener Trennung erhoben, und der natürliche fröhliche Witz der Dorier war nur ſubjectiv ſchön, ganz geſellſchaftlich oder volksthümlich und lyriſch, nie objektiv und eigentlich dramatiſch. Doch war in der noch gemiſchten und natürlichen Auffaſſung und Stimmung der doriſchen Mimen das Komiſche überwiegend. Hätten wir noch den homeriſchen Margites, einige ſatyriſche Dramen des Pratinas, oder Aeſchylus, einige Ergießungen der doriſchen Laune in den Mimen des Sophron, oder in Rhinthoniſchen Hilarotragödien, ſo beſäßen wir in ihnen wahrſcheinlich einen Maßſtab der Würdigung, oder wenigſtens Veranlaſſung zu einer belehrenden oder doch merkwürdigen Parallele mit den reizenden Grottesken des göttlichen Meiſter Arioſto, mit der fröhlichen Magie andrer ſcherzhaft romantiſchen Dichter, welche ihre Sage, wie jene Alten die ihrige, mit Ironie gedichtet und geſungen haben. Die ernſthaften Kunſtdichter hingegen, welche den Fantaſie-Zauber der romantiſchen Sage und Dichtung zum tragiſchen Epos umbilden und idealiſch geſtalten wollten, haben ihren Zweck verfehlt und den rechten Punkt und die wahre Form nicht getroffen. Jene ſeltſame Muſe der romantiſchen Spiele und Rittermährchen, die Aventüre, hat an ihren Verächtern auf dieſe Weiſe grauſame Rache genommen; denn der natürlichen Fröhlichkeit und der jener Dichtungsart angebohrnen Ironie entſagend, haben ſie in ihrem feyerlichen Ernſt ſich ſelbſt komödirt, und ſind alſo, ohne es zu wiſſen oder zu ahnden, doch wieder in jene unvermeidliche Ironie zurückgefallen.

Frauen ſind von Natur ſinnlich und geiſtig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art.

Wenn dieſes tolle kleine Buch einmal gefunden, vielleicht gedruckt, und gar geleſen wird, ſo muß es auf alle glücklichen Jünglinge ungefähr den gleichen Eindruck machen. Nur verſchieden nach den verſchiedenen Stufen ihrer Ausbildung. Denen vom erſten Grad wird es die Empfindung des Fleiſches erregen; die vom zweiten kann es ganz befriedigen; und denen vom dritten ſoll bloß warm dabei werden. —

Ganz anders würde es mit den Frauen ſein. Unter ihnen giebt es keine Ungeweihten; denn jede hat die Liebe ſchon ganz in ſich, von deren unerſchöpflichem Weſen wir Jünglinge nur immer ein wenig mehr lernen und begreifen. Schon entfaltet, oder noch im Keime, das iſt gleich viel. Auch das Mädchen weiß in ihrer naiven Unwiſſenheit doch ſchon Alles, noch ehe der Blitz der Liebe in ihrem zarten

Schooß gezündet, und die verſchloßne Knoſpe zum vollen Blumenkelch der Luſt entfaltet hat. Und wenn eine Knoſpe Gefühl hätte, würde nicht das Vorgefühl der Blume deutlicher in ihr ſein, als das Bewußtſein ihrer ſelbſt? —

Darum giebt es in der weiblichen Liebe keine Grade und Stufen der Bildung, überhaupt nichts Allgemeines; ſondern ſo viel Individuen, ſo viel eigenthümliche Arten. Kein Linné kann uns alle dieſe ſchönen Gewächſe und Pflanzen im großen Garten des Lebens klaſſificiren und verderben; und nur der eingeweihte Liebling der Götter verſteht ihre wunderbare Botanik; die göttliche Kunſt, ihre verhüllten Kräfte und Schönheiten zu errathen, und zu erkennen, wann die Zeit ihrer Blüthe ſei und welches Erdreich ſie bedürfen. Da wo der Anfang der Welt oder doch der Anfang der Menſchen iſt, da iſt auch der eigentliche Mittelpunkt der Originalität, und kein Weiſer hat die Weiblichkeit ergründet:

Eines zwar ſcheint die Frauen in zwei

Lucinde. Wie ſchön weiß er ſich heraus zu reden!

Julius. Laß mir ſo etwas nie hingehen, und ſei recht aufmerkſam und ſtrenge. Aber ſieh, was Du nun gethan haſt! Iſt es nicht Entweihung? O nein! es iſt nicht möglich, es iſt mehr als das. Geſteh mir's nur, es war Eiferſucht.

Lucinde. Den ganzen Abend hatteſt Du mich unfreundlich vergeſſen. Ich wollte Dir heute früh Alles ſchreiben, aber ich habe es wieder zerriſſen.

Julius. Und da ich eben kam?

Lucinde. Verdroß mich Deine gewaltige Eile.

Julius. Könnteſt Du mich lieben, wenn ich nicht ſo brennbar und elektriſch wäre? biſt Du es nicht auch? haſt Du unſre erſte Umarmung vergeſſen? In einem Augenblick iſt die Liebe da, ganz und ewig, oder gar nicht. Alles Göttliche und alles Schöne iſt ſchnell und leicht. Oder ſammelt die Freude ſich etwa ſo wie Geld und andere Materien durch ein conſequentes Betragen? Wie eine Muſik aus der Luft, überraſcht uns das hohe Glück, erſcheint und verſchwindet.

Lucinde. So biſt Du mir erſchienen, Du Theurer! Aber willſt Du mir verſchwinden? Das ſollſt Du nicht, ich ſage es Dir.

Julius. Ich will nicht. Ich will bei Dir bleiben, überhaupt, und auch jetzt. Höre, ich habe große Luſt einen langen Diſcurs über die Eiferſucht mit Dir zu halten: aber eigentlich ſollten wir erſt die beleidigten Götter verſöhnen.

Lucinde. Lieber erſt den Diſcurs, und hernach die Götter.

Julius. Du haſt Recht, wir ſind noch nicht würdig, und Du fühlſt es lange nach, wann Du geſtört und verſtimmt wurdeſt. Wie ſchön iſt es, daß Du ſo empfindlich biſt!

Lucinde. Ich bin nicht empfindlicher wie Du, nur anders.

Julius. Nun ſo ſage mir: ich bin nicht

eiferſüchtig; wie kommts, daß Du eiferſüchtig biſt?

Lucinde. Bin ich's denn ohne Urſache? Antworten Sie mir!

Julius. Ich weiß ja nicht was Du meinſt.

Lucinde. Nun eiferſüchtig bin ich eigentlich nicht; aber ſage mir, was Ihr den ganzen Abend zuſammen geſprochen habt?

Julius. Auf Amalien alſo? iſt das möglich? So eine Kinderei! Von gar nichts habe ich mit ihr geſprochen, und darum war es amüſant. Und habe ich nicht eben ſo lange mit Antonio geſprochen, den ich doch eine Zeit her faſt alle Tage ſah?

Lucinde. Ich ſoll alſo wohl glauben, Du ſprichſt mit der koquetten Amalia wie mit dem ſtillen ernſthaften Antonio? Nicht wahr, es iſt nichts wie klare reine Freundſchaft?

Julius. O nein, das ſollſt Du nicht glauben, und mußt es auch nicht glauben; ſo iſt es gar nicht. Wie kannſt Du mir eine ſolche Albernheit zutraun? denn etwas recht albernes iſt es, wenn ſo zwei Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht ſich ein Verhältniß ausbilden und einbilden, wie reine Freundſchaft. Mit Amalien iſt es gar nichts, als daß ich ſie zum Scherz liebe. Ich möchte ſie gar nicht, wenn ſie nicht ein wenig koquett wäre. Gäbe es nur mehr ſolche in unſerm Cirkel! eigentlich muß man alle Frauen im Scherze lieben.

Lucinde. Julius! ich glaube, Du wirſt ganz närriſch.

Julius. Nun verſteh mich wohl; nicht eigentlich Alle, ſondern nur Alle, die liebenswürdig ſind und die einem eben vorkommen.

Lucinde. Das iſt alſo weiter nichts als was die Franzoſen Galanterie und Coquetterie nennen.

Julius. Weiter nichts, außer daß ichs mir ſchön und witzig denke. Und dann müſſen die Menſchen wiſſen, was ſie thun und was ſie wollen, und das iſt ſelten der Fall. Der feine Scherz verwandelt ſich in ihren Händen gleich wieder in groben Ernſt.

Lucinde. Dieſes im Scherz lieben iſt nur gar nicht ſcherzhaft zuzuſehen.

Julius. Daran iſt der Scherz unſchuldig; das iſt nichts wie die fatale Eiferſucht. Verzeih mir, Liebe! ich will nicht auffahren, aber ich begreife durchaus nicht wie man eiferſüchtig ſein kann: denn Beleidigungen finden ja nicht Statt unter Liebenden, ſo wenig wie Wohlthaten. Alſo muß es Unſicherheit ſein, Mangel an Liebe und Untreue gegen ſich ſelbſt. Für mich iſt das Glück gewiß und die Liebe Eins mit der Treue. Freilich wie die Menſchen ſo lieben, iſt es etwas anders. Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad ſeiner natürlichen Qualitäten und ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, und Beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigenthum. Da iſt die Treue ein Verdienſt und eine Tugend; und da iſt auch die Eiferſucht an ihrer Stelle. Denn darin fühlen ſie ungemein richtig, daß ſie ſtillſchweigend glauben, es gäbe ihres Gleichen Viele, und Einer ſei als

Menſch ungefähr ſo viel werth wie der Andere, und Alle zuſammen nicht eben ſonderlich viel.

Lucinde. Du hältſt alſo die Eiferſucht für nichts Anders als leere Rohheit und Unbildung.

Julius. Ja, oder für Mißbildung und Verkehrtheit, was eben ſo arg oder noch ärger iſt. Nach jenem Syſtem iſt es noch das Beſte, wenn man mit Abſicht aus bloßer Gefälligkeit und Höflichkeit heirathet? und gewiß muß es für ſolche Subjekte eben ſo bequem als unterhaltend ſein, im Verhältniß der Wechſelverachtung neben einander weg zu leben. Beſonders die Frauen können eine ordentliche Paſſion für die Ehe bekommen; und wenn eine ſolche erſt Geſchmack daran findet, ſo geſchieht es leicht, daß ſie ein halbes Dutzend nach einander heirathet, geiſtig oder leiblich; wo es denn nie an Gelegenheit gebricht, mit Abwechſelung delicat zu ſein und viel von der Freundſchaft zu reden.

Lucinde. Du haſt ſchon vorhin ſo geſproeben als hielteſt Du uns zur Freundſchaft unfähig. Iſt das wirklich Deine Meinung?

Julius. Ja! aber die Unfähigkeit, glaube ich, liegt mehr in der Freundſchaft als in Euch. Ihr liebt Alles was Ihr liebt ganz, wie den Geliebten und das Kind. Dieſen Charakter würde ſelbſt ein ſchweſterliches Verhältniß bei Euch annehmen.

Lucinde. Darin haſt Du Recht.

Julius. Die Freundſchaft iſt für Euch zu vielſeitig und zu einſeitig. Sie muß ganz geiſtig ſein und durchaus beſtimmte Gränzen haben. Dieſe Abſonderung würde Euer Weſen nur auf eine feinere Art eben ſo vollkommen zerſtören wie bloße Sinnlichkeit ohne Liebe. Für die Geſellſchaft aber iſt ſie zu ernſt, zu tief und zu heilig.

Lucinde. Können denn Menſchen nicht mit einander reden, ohne danach zu fragen, ob ſie Männer oder Frauen ſind?

Julius. Das dürfte ſehr ernſthaft ausfallen. Aufs Höchſte möchte es einen intereſſanten Klubb geben. Du verſtehſt was ich meine. Es wäre ſchon viel, wenn man da frei und witzig reden dürfte, und weder zu wild noch zu ſteif wäre. Das Feinſte und das Beſte würde immer fehlen, was überall, wo ſich ein bißchen gute Geſellſchaft zeigt, Geiſt und Seele davon iſt. Und das iſt der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, der ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabſinkt. Aus dieſem Grunde nehme ich auch die Zweideutigkeiten in Schutz.

Lucinde. Thuſt Du das im Scherz oder zum Spaß?

Julius. Nein, nein! ich thue es im vollen Ernſt.

Lucinde. Aber doch nicht ſo ernſthaft und ſo feierlich wie Pauline und ihr Liebhaber?

Julius. Gott behüte! ich glaube, die ließen die Betglocken anziehen, wenn ſie ſich umarmen, falls es nur ſchicklich wäre. O! es iſt wahr, meine Freundin, der Menſch iſt von Natur eine ernſthafte Beſtie. Man muß dieſem ſchädlichen und leidigen Hange aus allen Kräf-

Aehnliche Schwierigkeiten, wie im Epos, hat der Gebrauch des mythiſchen Stoffs der Helden- und Göttersage in der Tragödie; wenn der Dichter in der Wahl ſolcher Gegenſtände dem Beyſpiel der Alten ohne Unterſcheidung folgen wollte. Wo es noch eine einheimiſche Sage oder Sagengeſchichte giebt, da iſt ſie nicht bekannt; eine fremde, veraltete aber hat nur die Wahl zwiſchen flacher Allgemeinheit oder gelehrter Unverſtändlichkeit. Der eigentlich geſchichtliche oder nach Art des geſchichtlichen willkührlich ſelbſt erfundne Stoff legt dem Dichter und dem Publikum mannichfache Feſſeln an; durch ſeine ſchwere Laſt erdrückt er gleichſam die freye Bildung des Ganzen. Wie vieler Umſtände bedarf es nicht und welchen Aufwand von Zeit und vorläufiger, bloß einleitender Darſtellung, muß der Dichter nicht verliehren, um das Publikum nur erſt in dieſe fremde Welt einzuführen und mit allen dieſen unbekannten Geſtalten vorläufig bekannt zu machen? Der griechiſche Tragiker durfte bey ſeinem allgemein bekannten Mythus gleich zum Zweck gehn, und die freyere Aufmerkſamkeit des Publikums ward von ſelbſt mehr auf die Form gelenkt, klebte nicht ſo feſtgebunden am ſchweren Stoff der geſchichtlichen Maſſe. Es iſt in der That eine wahrhaft herkuliſche Arbeit, einen noch ganz rohen Stoff durchgängig poetiſch zu geſtalten, alle die kleinlichen Einzelnheiten in einfache und große Umriſſe zu erweitern, und vorzüglich die unauflösliche Miſchung der Natur nach der beſtimmten idealiſchen Richtung der Tragödie zu reinigen. Das nothwendige Gleichgewicht zwiſchen Form und Stoff iſt dem neuern Tragiker ſo unendlich erſchwert worden, daß ſich beynahe Zweifel regen von guter Familie, früh gefallen, entführt und in der Fremde verlaſſen, zu ſtolz geweſen umzukehren, und durch die erſte Erfahrung ſo belehrt wie Andere nicht durch die letzte. Mit ſchmerzlichem Vergnügen ſammelte er manchen intereſſanten Zug von ihrer frühen Jugend. Sie war damals mehr ſchwermüthig als leichtſinnig, aber in der Tiefe ganz Flamme und ſchon als kleines Mädchen traf man ſie bei Gemälden von nackten Geſtalten oder bei andern Gelegenheiten in ſonderbaren Aeußerungen der heftigſten Sinnlichkeit.

Dieſe Ausnahme von dem, was Julius für gewöhnlich hielt beim weiblichen Geſchlecht, war zu einzig und die Umgebung, in der er ſie fand, zu unrein, als daß er dadurch zu einer wahren Anſicht hätte gelangen können. Vielmehr trieb ihn ſein Gefühl, ſich faſt ganz von den Frauen und von den Geſellſchaften, wo ſie den Ton angeben, zurück zu ziehen. Er fürchtete ſeine Leidenſchaftlichkeit und warf ſeinen ganzen Sinn auf die Freundſchaft mit Jünglingen, die wie er der Begeiſterung fähig waren. Dieſen ergab er ſein Herz, nur ſie waren für ihn wahrhaft wirklich, die übrige Menge gemeiner Schattenweſen freute er ſich zu verachten. Mit Leidenſchaft und mit Spitzfindigkeit ſtritt er innerlich und grübelte über ſeine Freunde, über ihre verſchiedenen Vorzüge und Verhältniſſe zu ihm. Er erhitzte ſich in ſeinen eigenen Gedanken und Geſprächen und war berauſcht von Stolz und Männlichkeit. Auch glühten ſie Alle von edler Liebe, unentwickelt ſchlummerte hier manche große Kraft, und ſie ſagten nicht ſelten in rohen aber treffenden Worten erhabene Dinge über die Wunder der Kunſt, über den Werth des Lebens und über das Weſen der Tugend und Selbſtſtändigkeit. Vorzüglich aber über die Göttlichkeit der männlichen Freundſchaft, die Julius zum eigentlichen Geſchäft ſeines Lebens zu machen geſonnen war. Er hatte viele Verbindungen, und war unerſättlich immer neue zu knüpfen. Jeden Mann, der ihm intereſſant erſchien, ſuchte er, und ruhte nicht, bis er ihn gewonnen und die Zurückhaltung des Andern durch ſeine jugendliche Zudringlichkeit und Zuverſicht beſiegt hatte. Es läßt ſich denken, daß er, der ſich eigentlich Alles erlaubt hielt und ſich ſelbſt über das Lächerliche wegſetzen konnte, eine andere Schicklichkeit im Sinne und vor Augen hatte als die, welche allgemein gilt.

In dem Gefühl und Umgang des einen Freundes fand er mehr als weibliche Schonung und Zartheit bei erhabenem Verſtande und feſt gebildetem Charakter. Ein Zweiter brannte mit ihm in edlem Unwillen über das ſchlechte Zeitalter und wollte etwas Großes wirken. Der liebenswürdige Geiſt des dritten war noch ein Chaos von Andeutungen: aber es hatte zarten Sinn für Alles und ahnete die Welt. Den Einen verehrte er als ſeinen Meiſter in der Kunſt würdig zu leben. Den Andern dachte er als ſeinen Jünger und wollte ſich nur vor der Hand zur Theilnahme an ſeinen Ausſchweifungen herablaſſen, um ihn ganz zu kennen und zu gewinnen, und dann ſeine große Anlage zu retten, die ſo nah am Abgrunde wandelte wie ſeine eigene.

Es waren große Gegenſtände, nach denen ſie mit Ernſt ſtrebten. Indeſſen blieb es bei hohen Worten und vortrefflichen Wünſchen. Julius kam nicht weiter und ward nicht klarer, er handelte nicht und er bildete nichts. Ja er vernachläſſigte ſeine Kunſt faſt nie mehr, als da er ſich und ſeine Freunde mit Projecten überſtrömte von allen Werken, die er vollbringen wollte, und die ihm im Augenblick der erſten Begeiſterung ſchon fertig ſchienen. Die wenigen Anwandlungen, von Nüchternheit, die ihm noch übrig blieben, erſtickte er in Muſik, die für ihn ein gefährlicher, bodenloſer Abgrund von Sehnſucht und Wehmuth war, in den er ſich gern und willig verſinken ſah.

Dieſe innere Gährung hätte heilſam ſein können, und aus der Verzweiflung wäre endlich Ruhe und Feſtigkeit hervorgegangen, und er wäre klar geworden über ſich ſelbſt. Aber die Wuth der Unbefriedigung zerſtückte ſeine

Erinnerung, er hatte nie weniger eine Anſicht vom Ganzen ſeines Ich. Er lebte nur in der Gegenwart, an der er mit durſtigen Lippen hing, und vertiefte ſich ohne Ende in jeden unendlich kleinen und doch unergründlichen Theil der ungeheuren Zeit, als müſſe es nun in dieſem endlich zu finden ſein, was er ſchon lange ſuche. Dieſe Wuth der Unbefriedigung mußte ihn bald mit ſeinen Freunden ſelbſt verſtimmen und entzweien, von denen die meiſten bei den herrlichſten Anlagen eben ſo unthätig und mit ſich uneins waren wie er. Dieſer ſchien ihn nicht zu verſtehen, Jener bewunderte nur ſeinen Geiſt, äußerte aber Mißtrauen gegen ſein Herz und that ihm wirklich Unrecht. Da hielt er ſeine innerſte Ehre gekränkt und fühlte ſich von geheimen Haß zerriſſen. Er überließ ſich dieſem Gefühl ohne Scheu, denn er glaubte, nur wen man achten müſſe, dürfe man haſſen, und nur Freunde könnten einer dem andern das zarteſte Gefühl ſo tief verletzen. Der eine Jüngling war durch eigne Schuld zu Grunde gegangen;

der andere fing gar an ſelbſt gewöhnlich zu werden. Mit einem dritten war ſein Verhältniß verſtimmt und faſt gemein geworden. Es war ganz geiſtig geweſen, und ſo hätte es auch bleiben ſollen. Aber eben weil es ſo zart war, mußte mit der feinſten Blüthe alles verloren gehn, als die Gelegenheit es gab, daß Einer dem Anderen Dienſte leiſtete. Da geriethen ſie in Wettſtreite von Großmuth und Dankbarkeit und fingen endlich an, in der geheimſten Tiefe der Seele irrdiſche Forderungen an ſich zu machen und zu vergleichen.

Bald hatte der Zufall ohne Schonung aufgelöſt, was nur durch Willkühr leidenſchaftlich verbunden war. Immer mehr und mehr gerieth Julius in einen Zuſtand, der von der Verrückung nur dadurch verſchieden war, daß es einigermaßen auf ihn ankam, wann und wie weit er ſich ſeiner Gewalt hingeben wollte. Auch war ſein äußeres Betragen jeder bürgerlichen und geſellſchaftlichen Ordnung gemäß, und grade jetzt fingen die Menſchen an, ihn vernünftig zu nennen, da eine Verwirrung aller Schmerzen ſein Inneres wild zerriß, und die Krankheit des Geiſtes immer tiefer und geheimer an dem Herzen nagte. Es war mehr eine Raſerei des Gefühls als des Verſtandes, und das Uebel war nur um ſo gefährlicher, weil er äußerlich froh und luſtig ſchien. So war ſeine gewöhnliche Stimmung, und man fand ihn ſogar angenehm. Nur wenn er mehr Wein genoſſen hatte als gewöhnlich, ward er überaus traurig und zu Thränen und Klagen geneigt. Aber ſelbſt dann ſprudelte er, wenn Andere zugegen waren, von bitterm Witz und allgemeinem Spott, oder er trieb ſein Spiel mit ſonderbaren und dummen Menſchen, deren Umgang er nun über alles liebte, und die er in die beſte Laune zu ſetzen wußte, ſo daß ſie ſich von Herzen mittheilten und ganz zeigten, wie ſie waren. Das Gemeine reizte und unterhielt ihn; nicht aus liebenswürdiger Herablaſſung, ſondern weil es nach ſeiner Anſicht närriſch und toll war.

An ſich ſelbſt dachte er nicht, nur dann und wann überfiel ihn ein klares Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Reue unterdrückte er durch Stolz, und die Gedanken und Bilder des Selbſtmordes waren ihm ſchon in ſeiner frühſten jugendlichen Schwermuth ſo geläufig geweſen, daß ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Einen ſolchen Entſchluß auszuführen, wäre er ſehr fähig geweſen, wenn er nur überhaupt zu einem Entſchluß hätte kommen können. Es ſchien ihm kaum der Mühe werth, weil er doch nicht hoffen wollte, der Langeweile des Daſeins und dem Eckel über das Schickſal auf dieſem Wege zu entfliehn. Er verachtete die Welt und Alles, und war ſtolz darauf.

Auch dieſe Krankheit wie alle vorigen heilte und vernichtete der erſte Anblick einer Frau die einzig war, und die ſeinen Geiſt zu erſten Mal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenſchaften ſpielten nur auf der Oberfläche, oder es waren vorübergehende Zuſtände ohne Zuſammenhang. Jetzt ergriff ihn ein neues un-

Ich verſetze mich gern in den Frühling unſerer Liebe; ich ſehe alle die Veränderungen und Verwandlungen, ich lebe ſie noch ein Mal, und ich möchte wenigſtens einige von den leiſen Umriſſen des entfliehenden Lebens ergreifen und zu einem bleibenden Bilde geſtalten, jetzt da es noch voller warmer Sommer in mir iſt, ehe auch das vorüber und es auch dazu zu ſpät wird. Wir Sterblichen ſind, ſo wie wir hier ſind, nur die edelſten Gewächſe dieſer ſchönen Erde. Die Menſchen vergeſſen das ſo leicht, höchlich misbilligen ſie die ewigen Geſetze der Welt und wollen die geliebte Oberfläche durchaus im Mittelpunkte wieder finden. Nicht alſo

Du und ich. Wir ſind dankbar und zufrieden mit dem was die Götter wollen und was ſie in der heiligen Schrift der ſchönen Natur ſo klar angedeutet haben. Das beſcheidene Gemüth erkennt es, daß es auch ſeine wie aller Dinge natürliche Beſtimmung ſei, zu blühen, zu reifen und zu welken. Aber es weiß, daß Eines in ihm unvergänglich ſei. Dieſes iſt die ewige Sehnſucht nach der ewigen Jugend, die immer da iſt und immer entflieht. Noch klaget die zärtliche Venus um den Tod des holden Adonis in jeder ſchönen Seele. Mit ſüßem Verlangen erwartet und ſucht ſie den Jüngling, mit zarter Wehmuth erinnert ſie ſich an die himmliſchen Augen des Geliebten, an die ſanften Züge und an die kindlichen Geſpräche und Scherze, und lächelt dann eine Thräne, hold erröthend, auch ſich nun unter den Blumen der bunten Erde zu erblicken.

Andeuten will ich Dir wenigſtens in göttlichen Sinnbildern, was ich nicht zu erzählen konnten, ob auch eine eigentlich ſchöne Tragödie noch erreichbar ſey? Der Sinn kann nicht auf die ſchöne Form gerichtet ſeyn, ja es bleibt nicht einmal die materielle Zeit, auf die harmoniſche Ordnung und Einheit zu achten, wo alle Geiſteskraft, bey der Auffaſſung wie in der Darſtellung, ſo ganz hingenommen wird von der Fülle der Einzelnheiten in der ſchwer zu überſchauenden Maſſe eines geſchichtlich reichen Stoffs. Ueberdem wird in unſrer künſtlichen Bildung jede eigenthümliche Richtung mehrentheils verwirrt und verwiſcht, und doch ſcheint es nothwendig, daß die Natur ſelbſt mit ſtarker Hand dem Dramatiker ſeine Bahn vorzeichne, und ihm die Trennung des Tragiſchen und Komiſchen erleichtere. Doch giebt es Ausnahmen, wo die Natur durchbricht aus der gewöhnlichen univerſellen Zerſplitterung der großen Dichtertalente unſrer neuern Zeit, und ſich in ihrer urſprunglichen Kraft und Stärke behauptet; und es tritt uns auch hier ein deutſches Beyſpiel von einem ernſten Dichtercharakter entgegen, welcher in ſeinem jugendlichen Aufſtreben große Hoffnungen erregt hat, und manche kleinmüthigen Zweifel niederſchlagen mußte. Schillers urſprüngliches Genie iſt ſeinem Streben nach ſo entſchieden tragiſch, wie etwa der dichteriſche Charakter des Aeſchylus, deſſen kühne Umriſſe die bildende Natur in einem Augenblick hoher Begeiſterung plötzlich hingeworfen zu haben ſcheint. Er erinnert wieder daran, was uns ſonſt ſo fremd geweſen iſt, daß es den Griechen ganz widernatürlich, ja unmöglich ſchien, derſelbe Dichter könne zugleich Tragödien und Komödien dichten *). Zwar iſt in den geſchichtlichen Trauerſpielen

---

*) Plat. Rep. III. p. 278. vol. II. ed. Bipont.

vermag. Denn wie ich auch die Vergangenheit überdenke, und in mein Ich zu dringen ſtrebe, um die Erinnerung in klarer Gegenwart anzuſchauen und Dich anſchauen zu laſſen: es bleibt immer etwas zurück, was ſich nicht äußerlich darſtellen läßt, weil es ganz innerlich iſt. Der Geiſt des Menſchen iſt ſein eigener Proteus, verwandelt ſich und will nicht Rede ſtehn vor ſich ſelbſt, wenn er ſich greifen möchte. In jener tiefſten Mitte des Lebens treibt die ſchaffende Willkühr ihr Zauberſpiel. Da ſind die Anfänge und Enden, wohin alle Fäden im Gewebe der geiſtigen Bildung ſich verlieren. Nur was allmälig fortrückt in der Zeit und ſich ausbreitet im Raume, nur was geſchieht iſt Gegenſtand der Geſchichte. Das Geheimniß einer augenblicklichen Entſtehung oder Verwandlung kann man nur errathen und durch Allegorie errathen laſſen.

Es war nicht ohne Grund, daß der fantaſtiſche Knabe, der mir am meiſten gefiel unter den vier unſterblichen Romanen, die ich im Traum ſah, mit der Maske ſpielt. Auch in dem was reine Darſtellung und Thatſache ſcheint, hat ſich Allegorie eingeſchlichen, und unter die ſchöne Wahrheit bedeutende Lügen gemiſcht. Aber nur als geiſtiger Hauch ſchwebt ſie beſeelend über die ganze Maſſe, wie der Witz der unſichtbar mit ſeinem Werke ſpielt und nur leiſe lächelt.

Es giebt Dichtungen in der alten Religion, die ſelbſt in ihr einzig ſchön, heilig und zart erſcheinen. Die Poeſie hat ſie ſo fein und reich gebildet und umgebildet, daß ihre ſchöne Bedeutſamkeit unbeſtimmt geblieben iſt, und immer neue Deutungen und Bildungen erlaubt. Unter dieſen habe ich, um Dir Einiges von dem anzudeuten, was ich über die Metamorphoſen des liebenden Gemüths ahne, die gewählt, von denen ich glaubte, der Gott der Harmonie könnte ſie, nachdem ihn die Liebe vom Himmel auf die Erde geführt und ihn zum Hirten gemacht, den Muſen erzählt oder doch von ihnen angehört haben. Damals an den Ufern des Amphryſos hat er auch, wie ich glaube, die Idylle und die Elegie erſonnen.

Metamorphoſen.

In ſüßer Ruhe ſchlummert der kindliche Geiſt und der Kuß der liebenden Götter erregt ihm nur leichte Träume. Die Roſe der Schaam färbt ſeine Wange, er lächelt und ſcheint die Lippen zu öffnen, aber er erwacht nicht, und er weiß nicht was in ihm vorgeht. Erſt nachdem der Reiz des äußern Lebens, durch ein inneres Echo vervielfältigt und verſtärkt, ſein ganzes Weſen überall durchdrungen hat, ſchlägt er das Auge auf, frohlockend über die Sonne, und erinnert ſich jetzt an die Zauberwelt, die er im Schimmer des blaſſen Mondes ſah. Die wunderbare Stimme, die ihn weckte, iſt ihm geblieben, aber ſie tönt nun ſtatt der Antwort von den äußern Gegenſtänden zurück; und wenn er dem Geheimniß ſeines Daſeins mit kindlicher Schüchternheit zu entfliehen ſtrebt, das Unbekannte mit ſchöner Neugier ſuchend, vernimmt er überall nur den Nachhall ſeiner eignen Sehnſucht.

So ſchaut das Auge in dem Spiegel des Fluſſes nur den Wiederſchein des blauen Himmels, die grünen Ufer, die ſchwankenden Bäume und die eigne Geſtalt des in ſich ſelbſt verſunkenen Betrachters. Wenn ein Gemüth voll unbewußter Liebe da, wo es Gegenliebe hoffte, ſich ſelbſt findet, wird es von Erſtaunen getroffen. Doch bald läßt ſich der Menſch wieder durch den Zauber der Anſchauung locken und täuſchen, ſeinen Schatten zu lieben. Dann iſt der Augenblick der Anmuth gekommen, die Seele bildet ihre Hülle noch ein Mal, und athmet den letzten Hauch der Vollendung durch die Geſtalt. Der Geiſt verliert ſich in ſeiner klaren

Tiefe und findet ſich wie Narciſſus als Blume wieder.

Liebe iſt höher als Anmuth und wie bald würde die Blüthe der Schönheit fruchtlos welken ohne die ergänzende Bildung der Gegenliebe!

Dieſer Augenblick, der Kuß des Amor und der Pſyche iſt die Roſe des Lebens. — Die begeiſterte Diotima hat ihrem Sokrates nur die Hälfte der Liebe offenbart. Die Liebe iſt nicht bloß das ſtille Verlangen nach dem Unendlichen; ſie iſt auch der heilige Genuß einer ſchönen Gegenwart. Sie iſt nicht bloß eine Miſchung, ein Uebergang vom Sterblichen zum Unſterblichen, ſondern ſie iſt eine völlige Einheit Beider. Es giebt eine reine Liebe, ein untheilbares und einfaches Gefühl ohne die leiſeſte Störung von unruhigem Streben. Jeder giebt daſſelbe was er nimmt, Einer wie der Andere, Alles iſt gleich und ganz und in ſich vollendet wie der ewige Kuß der göttlichen Kinder.

Durch die Magie der Freude zerfließt das der aber gleichwohl auch ein entſchiedner Revolutionär iſt; wenn ſchon ein uneigennützig ſchwärmeriſcher, bloß aus höhern, geiſtigen Gründen; in abſoluter Verachtung und Verwerfung des damahls beſtehenden moraliſchen und politiſchen Zuſtandes von Europa, wo man wohl nicht umhin kann, ihm in manchem Einzelnen, wo auch nicht ganz beyzuſtimmen, doch wenigſtens negativ Recht zu geben; und dann in der begeiſterten Hoffnung einer allgemeinen chriſtlichen Wiederherſtellung, d. h. freylich nach ſeinem, oder nach dem Sinne dieſer Parthey. Unter den franzöſiſchen Schriftſtellern der Wiederherſtellung, hat wohl niemand dieſen merkwürdigen Philoſophen ſo ganz erkannt, und nach allen Tiefen ſeines Irrthums, ſo wie auch des vielen Guten, was er enthält, zu würdigen, hier und da auch mit den nöthigen Correctionen zu benutzen gewußt, als Graf Maiſtre. Dieſer eſoteriſche Faden in der Geſchichte der Revolution, darf zur Beurtheilung und vollſtändigen Charakteriſtik derſelben ja nicht überſehen werden; da er ſo viel beygetragen hat, zu der Täuſchung ſo vieler eigentlich nicht Schlechtgeſinnten, welche in der Revolution nur die unabwendbar nothwendige, wenn gleich im erſten Anfang und Ausbruch hart und rauh auftretende Wiederherſtellung, aller ſo ganz von ihrer Beſtimmung abgewichenen chriſtlichen Staaten und Völker ſahen, und ſehen wollten. Beſonders wirkſam war dieſer Irrthum, und die täuſchende Einbildung von der falſchen Wiederherſtellung, in der Herrſchafts-Epoche jenes außerordentlichen Mannes, deſſen wahre Biographie, nämlich das innere Verſtändniß und höhere Geſetz derſelben, oder der theologiſche Schlüſſel ſeines Lebens, wohl noch das Beurtheilungsmaaß unſers Zeitalters zu überſteigen ſcheint. Sieben Jahre waren ihm zum Wachsthum ſeiner Macht beſtimmt; vierzehn Jahre war die Welt in ſeine Hand gegeben; und ſieben Jahre wurden ihm noch zum einſamen Nachdenken gelaſſen, wovon er aber das erſte zur neuen Weltverwirrung ſehr übel angewendet hat. Welchen Gebrauch er nun von dieſer ihm verliehenen außerordentlichen Kraft, von dieſer ihm zu Theil gewordenen furchtbaren Vollmacht gemacht hat, darüber hat die Geſchichte, und das hiſtoriſche Urtheil längſt entſchieden; nie aber geſchieht eine ſolche Zulaſſung, außer in den Zeiten und in der Abſicht einer großen Rechenſchaft und einer faſt noch mehr zu fürchtenden Prüfung im letzten entſcheidenden Kampfe. Mithin wenn ſeine Wiederherſtellung, d. h. die, welche ſeine verblendeten Anhänger ihm zuſchrieben, gewiß eine falſche war; ſo entſteht gleichwohl die Frage, ob auch die nachfolgende ſchon ganz die rechte, oder wenigſtens eine durchaus vollendete geweſen, oder was etwa noch daran fehlend geblieben ſeyn mag, und ergänzend hinzukommen muß? —

Ein bloßer Länder-Traktat konnte und kann der allgemeine europäiſche Völker- und Gottesfrieden nicht ſeyn; die Wiederherſtellung der umgeſtürzten Throne, die bloße Wiedereinſetzung aller der vertriebenen Dynaſtieen und Regenten, würde auch allein und an und für ſich weder eine geſicherte Dauer, noch bleibenden Beſtand haben, und haben können, wenn ſie nicht zugleich in den Grundſätzen und Geſinnungen befeſtigt wäre. Ganz natürlich war alſo nach der unerwartet und ſtrafend eingetretenen neuen Warnung, die zuletzt hinzugefügte religiöſe Grundlage des Ganzen; und daß die Idee derſelben ſo unbeſtimmt gehalten wurde, kann nicht als ein

Tadel gelten, denn gerade dieß war wenigſtens für den Anfang nothwendig, um jeden Mißverſtand einer falſchen Auslegung, und möglichen Argwohn einer egoiſtiſchen Nebenabſicht entfernt zu halten. Und nicht nur die Fortdauer und künftige Exiſtenz der chriſtlichen Staaten und civiliſirten Völker von Europa im Ganzen hängt an dem Bande dieſes innern religiöſen Zuſammenhanges, von dem man nur wünſchen kann, daß er immer feſter werden, immer beſtimmter ſich geſtalten möge; ſondern auch jede große Macht im Einzelnen iſt noch beſonders darauf hingewieſen. Wie die innre Kraft und Erhaltung des ruſſiſchen Reichs, nur auf dieſer religiöſen Grundlage ruhen kann, wie jede Abweichung von dieſem Geiſte nur zerſtörend und auflöſend auf die Maſſe des Ganzen wirken könnte; das iſt ſchon durch den im Unglück und Glück ausgezeichneten Monarchen der letzten Zeit, zum geltenden Staatsgrundſatz erhoben, und kann ſchwerlich jemahls mehr ganz verkannt werden. Nur dürfte hier, wo ohnehin ſchon die Elemente des Proteſtantismus in der Denkart, und in den Grundſätzen nach der allgemeinen geiſtigen Bedeutung dieſes Wortes, in dem erſten Anfange der aufklärenden Bildung, und in dem ganzen Umkreiſe des Staatskörpers ſo überwiegend ſind, niemahls die Toleranz, welche alles umfaßt, gerade der herrſchenden Mutterkirche des ganzen übrigen Europa, Pohlen mit inbegriffen, entzogen, oder die perſönliche Religionsfreyheit in dieſer Hinſicht irgend beſchränkt werden. Eben ſo einleuchtend iſt es, daß in dem Lande der monarchiſchen Wiederherſtellung, dieſe mit der religiöſen unzertrennlich verbunden iſt, und mit der Hinwegnahme dieſer Grundlage ſelbſt wieder allen ſichern Boden verliehren würde. In der unerſchütterlich feſt in der gleichen alten Geſinnung fortbeſtehenden Friedensmonarchie, iſt dieſe religiöſe Grundlage ohnehin die von jeher anerkannte und mehr als jedes andere Princip für das Ganze geltende geweſen. Für die neu hinzugekommene fünfte deutſch-europäiſche Monarchie der letzten Zeit, kann auch nur in der dauernd feſtgehaltnen religiöſen Geſinnung allein das Mittel gefunden werden, um die einem ſolchen Staat eigene hiſtoriſche Unruhe zu calmiren und ihm auch in der Zukunft ſeine Grundlage zu ſichern. Eine wenn auch nur ganz indirekte Anfeindung der katholiſchen Sache und Hälfte des Ganzen, eine der Freyheit der Individuen in dieſer heiligen Angelegenheit, die nicht bloß nach dem Buchſtaben der Geſetze, ſondern auch in der That und im wirklichen Leben geſichert ſeyn muß, irgend entgegenwirkende Oppoſition, im Widerſpruch mit der in dem übrigen Europa, beſonders aber in Deutſchland dennoch unaufhaltſam fortſchreitenden religiöſen Geſinnung, würde jene ſchon hiſtoriſch gewordene Grundlage nur ſtörend verletzen und wieder ſchwankend machen können; wie dieß bis jetzt auch wohl anerkannt wurde. Nur in England haben ſich gleich damahls anglikaniſche Zweifel gegen das religiöſe Band des allgemeinen chriſtlichen Zuſammenhanges unter den europäiſchen Staaten und Völkern erhoben, welche dort mit der immer noch ausſchließend proteſtantiſchen Staatsverfaſſung und Conſtitution in Verbindung ſtehen, und daher in manchen Gelegenheiten leicht zu einer ſchismatiſchen Abſonderung von dem übrigen Europa führen können; wie man denn wohl bey mehreren Veranlaſſungen mit Bedauern auf den Gedanken geleitet wird, als ob das große England, welches im achtzehnten Jahrhundert ſo glänzend und ſo mächtig ſeiner mittlern Epoche das mächtige Streben nach Charakterſchönheit und Größe, und einer organiſch ſchönen Anordnung und Einheit des Ganzen durch das ſchwere Gewicht der Maſſe, und den künſtlichen Bau einer mehr mit dem Verſtand berechneten als dichteriſch gedachten Zuſammenſetzung oftmals niedergedrückt, oder doch aufgehalten; aber die Stärke der tragiſchen Wirkung beweiſt nicht nur die Größe der genialiſchen Kraft, ſondern die vollkommne Reinheit derſelben zeugt auch von dem Siege, welchen der Künſtler über den widerſtrebenden Stoff davon getragen hat.

Es werden alle Dichter, welche im modernen Stoff nach der ſchönen Form der Alten ſtreben, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und vieles in ihrer Unvollkommenheit zu wünſchen übrig laſſen; beſonders in den hohen Kunſtgattungen, wo eigentlich die zum Grunde liegende Idee bey den Neuern eine ganz andre geworden iſt, als ſie es bey der Alten geweſen war, ſo daß man nur den gleichen Nahmen beybehalten hat für eine ganz andre Richtung und Art der Poeſie; daher denn auch das Streben nach der alten Form, wo das Weſen verändert iſt, eigentlich unerreichbar bleibt, und vielfältig in die Irre führt. Zu einer lebendigen Durchdringung, welche an ſich wohl möglich iſt, müßte es gekommen ſeyn, um beyde Elemente wieder zu vereinigen und für die chriſtliche Schönheit in der Poeſie, in andrer Art, eben jene Vollendung der Kunſt und hohe Form, wie ſie bey den Alten war, zu gewinnen. Ohne ſolche Durchdringung und wirklich neue Belebung und Verklärung der Fantaſie bleibt ſelbſt die weſentliche und rechte

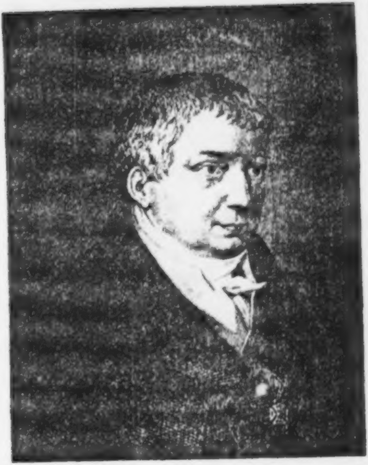

FRIEDRICH von SCHLEGEL.

Philoſophiſche Vorleſungen

insbeſondere über

Philoſophie der Sprache und des Wortes.

Von

Friedrich von Schlegel.

Geſchrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828
und in den erſten Tagen des Januars 1829.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Wien, 1830.
Bey Carl Schaumburg und Compagnie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Hiemit werden die, von dem verewigten Friedrich von Schlegel im vergangenen Winter zu Dresden vor einem zahlreichen und ausgezeichneten Publikum gehaltenen philoſophiſchen Vorträge — das letzte Denkmahl ſeines Lebens und geiſtigen Wirkens — der literariſchen Welt übergeben. Manchem ſeiner unmittelbaren Zuhörer dürfte es willkommen ſeyn, durch Leſung des Selbſtgehörten ſich den Inhalt dieſer Vorträge, ſo wie das Bild des Mannes, welcher ſo unerwartet aus ihrer Mitte genommen wurde, um ſo beſtimmter zu vergegenwärtigen. In einem weit ausgedehnteren Kreiſe aber wird den zahlreichen Freunden und Verehrern des Verſtorbenen die Bekanntmachung dieſer Vorleſungen ohne Zweifel erwo er ſich irgend einmiſcht. — Wenn nun aber auch der Widerſtreit nicht immer ſo grell und ſchneidend ausfällt, ſo wird jeder doch nach ſeinem eignen Bewußtſeyn leicht entſcheiden, und die Antwort auf die Frage finden, und ſich ſelber geben können, ob dieſer Zwieſpalt zwiſchen Verſtand und Willen, oder wenigſtens die Anlage dazu, nicht dennoch tief in unſerm Innern wurzelt, und im Ganzen genommen, ein allgemeiner iſt. Woher anders rührt die hohe Achtung, die wir einem feſten Charakter zollen, als weil es die ſeltne Ausnahme iſt, wo Verſtand und Willen, die innere Denkart, und die äußere Handlungsweiſe, ganz conſequent zuſammenſtimmen; und zwar iſt es dieſer durchgeführte Zuſammenhang des Lebens, dieſer ſichere Einklang der Idee und der Ausführung, oder der Kraft, dem wir zunächſt dieſe hohe Achtung zollen, wenn wir auch mit den Grundſätzen ſelbſt, die dabey zum Grunde liegen, nicht ganz einverſtanden ſind, oder auch in dem ganzen Betragen, an das höchſte Ideal der ſittlichen Vollkommenheit und Gerechtigkeit gehalten, ſogar manches Tadelnswerthe bemerken ſollten; wie ſich dieſes in der hiſtoriſchen Beurtheilung und Würdigung großer geſchichtlicher Charaktere wohl kund giebt; wo die hohe Bewunderung derſelben, noch keinesweges eine vollkommne Billigung alles Einzelnen in ſich ſchließt. Eine Vergleichung oder Zuſammenſtellung noch andrer Art, wird das Charakteriſtiſche des menſchlichen Bewußtſeyns nach ſeinem jetzigen Zuſtande vielleicht noch deutlicher ins Licht ſtellen.

Man richtet gewöhnlich den Blick mehr nach unten, auf die Thiere, um das eigenthümliche Weſen des Menſchen in ſeinem Bewußtſeyn nach dem Unterſchiede von dieſen zu bezeichnen, wo man dann mit Mühe herausbringt, daß obwohl die menſchliche Organiſation, und die innere Lebens-Flamme derſelben, die erwärmende Blutſeele, noch einigermaßen mit der thieriſchen verwandt iſt, der Menſch aber dennoch wenigſtens auch eine vernünftige Seele vor den Thieren voraushabe. Fruchtbarer dürfte es noch ſeyn, den Blick wenigſtens bisweilen auch nach oben zu richten; und manche charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Bewußtſeyns laſſen ſich am kürzeſten und ſchärfſten bezeichnen, durch eine Zuſammenſtellung mit den andern erſchaffnen, oder wie der Dichter ſie nennt, vorgezogenen Geiſtern, mit denen wir unſer Wiſſen theilen. Den an das Daſeyn ſolcher reinen Geiſter bey allen Völkern und der ganzen alten Welt allgemein verbreiteten Glauben, laſſe ich hier in ſeiner tiefern Begründung, oder den etwa dagegen ſich erhebenden Zweifeln, auf ſich beruhen, und nehme bloß die allgemeine Idee von dieſen geiſtigen Weſen, ſo wie ſie von Anfang angenommen war, zum Stützpunkte der Vergleichung. Und hier möchte ich, nun jene oben erwähnte und geſchilderte Veränderlichkeit und Inconſequenz, oder Schwäche, und ſelbſt Charakterloſigkeit, als den gewöhnlichſten Zuſtand, und die dem Menſchen eigenthümliche Eigenſchaften bezeichnen, welche den reinen Geiſtern, in der angenommenen Vorausſetzung keinesweges in dem gleichen Maße, oder überhaupt gar nicht, zukommt. Bey ihnen iſt Verſtand und Willen völlig Eins, jeder Gedanke ſogleich That, jede That vollkommen durchdacht, und mit bewußter Abſichtlichkeit durchgeführt, ewig und immer, in der gleich lebendigen Wirkſamkeit und ununterbrochnen Thätigkeit, in der einen wie in der andern Richtung, im böſen wie im guten Sinne. Und ſo iſt es auch der Geiſt, in welchem Verſtand und Willen Eins ſind; ein lebendig wirkſamer Verſtand, iſt ſelbſt ſchon Geiſt, und eben ſo auch ein ſich ſeiner ganz bewußter Wille. Ein geiſtiges Weſen aber, in welchem Verſtand und Willen uneins ſind, wie der Menſch, iſt von dieſer Seite betrachtet, ein zertheilter, oder zerriſſener, oder auch ein dem Zwieſpalt verfallener Geiſt, welcher erſt durch einen neuen hohen Aufſchwung zu ſeiner vollen Kraft und lebendigen Einheit wieder erhoben werden kann. — Noch viel ſchneidender und auffallender als der gewöhnliche und allgemein herrſchende Zwieſpalt zwiſchen dem Verſtand und dem Willen im Menſchen, iſt der Widerſtreit und Gegenſatz zwiſchen den beyden andern Grundvermögen, oder entgegenſtehenden Endpunkten in der innern Welt des Bewußtſeyns, nämlich der zwiſchen Vernunft und Fantaſie. Die Fantaſie iſt fruchtbar, ja ſie iſt das erfinderiſche und eigentlich ſchöpferiſche Vermögen im Menſchen, aber ſie iſt blind, und manchen, ja man muß wohl ſagen, vielen Täuſchungen unterworfen. Nicht alſo, wenigſtens nicht in der gleichen Weiſe, die Vernunft, als das Vermögen der Beſonnenheit im Menſchen, die innere Regel des ſittlichen Gleichgewichts in ſeinem Leben. Aber wirklich produktiv ſeyn, etwas wahrhaft hervorbringen, oder erzeugen kann ſie mit allem ihrem Raiſonniren nicht; oder wenn ſie es dennoch will, wie in der falſchen Philoſophie, oder der gewöhnlichen Vernunftdenkerey, ſo ſind es nur todte Ausgeburten, und leere Denkfantome des reinen Nichts. Kaum wird es nöthig ſeyn, dieſen Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Fantaſie auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens noch weiter durchzuführen und zu begleiten, oder weitläufig zu erörtern, daß die recht vernünftigen Menſchen darum nicht zugleich auch vorzugsweiſe die genialiſchen ſind, ſo wie auch die äſthetiſchen Naturen, nicht immer die vernünftigſten. Doch iſt das Kunſtgenie mit darum eine ſo ſeltne Ausnahme, weil auch in ihm Geiſtesvermögen und Seelenkräfte, die gewöhnlich nur vereinzelt und getrennt gefunden werden, glücklich vereinigt ſind, und in harmoniſchem Einklange fruchtbar zuſammenwirken; die ſchöpferiſche Fantaſie nämlich, welche das Weſentliche iſt in allen Hervorbringungen des Genies, und die zart abmeſſende Beſonnenheit, und ſinnig ordnende und geſtaltende Klarheit, welche in keinem wahren Kunſtwerke fehlen darf. Doch iſt freylich der künſtleriſche Verſtand noch etwas ganz anderes, und ſehr verſchieden von der praktiſchen Vernunft und Vernünftigkeit. Es giebt aber noch einen Zuſtand, oder eine Eigenſchaft der Seele im Menſchen, worin die ſonſt getheilte Vernunft und Fantaſie aufs innigſte vereinigt, und ganz Eins ſind; und dieß iſt eine naturgemäße, reine, ſtarke Liebe, und das Vermögen dieſer Liebe, welches ſelbſt die Seele, und das eigenthümliche Weſen der geiſtig menſchlichen Seele iſt. Z. B. die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, die vorzüglich naturgemäß, ſtark und tief begründet iſt. Unvernünftig wird dieſe Liebe niemand nennen wollen, wenn ſie auch nach einem andern Maßſtabe beurtheilt werden muß, und wenigſtens nicht bloß aus den ſorgſam abgewogenen Vernunftgründen abgeleitet werden kann, ſondern eigentlich über die Vernunft hinausgeht. Es iſt eben beydes darin vereinigt; getrennt aber, und einzeln genommen, iſt die Vernunft nur die eine Hälfte der Seele innerlich feſt geworden, und vollendet iſt, kann dieſer in der liebevollen Ironie hervorgehobene Schein des Widerſpruchs keine Störung mehr in dem höhern Gefühl verurſachen. Und welche andre Grundlage könnte eine Philoſophie des Lebens wohl haben, und als gültig erkennen, als dieſen Begriff einer ſolchen Liebe? Dieß iſt eben jene Vorausſetzung des Lebens, des innern nämlich, von der ich ſagte, daß ſie die einzige ſey, deren dieſe Philoſophie bedürfe, und von welcher ſie ausgehen muß. Nur aber muß dieſe Liebe eine ſelbſt erlebte, oder innerlich gefühlte, und der Begriff derſelben ein aus dem eignen Gefühl und dieſes Gefühls Erfahrung geſchöpfter ſeyn.

Ganz im Gegenſatz der ſelbſt erdachten Vernunft-Syſteme der ſonſt herrſchenden Zeit-Philoſophie nämlich, iſt die Philoſophie des Lebens überhaupt, eine innere geiſtige Erfahrungswiſſenſchaft, die nur von Thatſachen ausgeht, und überall auf Thatſachen beruht, wenn gleich es in manchen Fällen allerdings Thatſachen einer höhern Ordnung ſind, auf welche ſie ſich gründet, oder auf die ſie ſich zu beziehen hat. In einer ſolchen höhern Beziehung und im höchſten Sinne des Worts, kann die Philoſophie auch wohl eine göttliche Erfahrungswiſſenſchaft genannt werden. Wenn das geſammte Menſchengeſchlecht niemahls etwas von Gott in Erfahrung gebracht hätte, wenn der Menſch überhaupt Gott zu erfahren nicht fähig wäre, was könnte er denn von Ihm wiſſen? Ein ſolches Wiſſen ohne alle Erfahrung wäre ja doch nur ein ſelbſtgemachtes des eignen Ich, eine innere Einbildung und bloßer Wiederſchein der Vernunft und innern Nichtigkeit; und es möchte auf einem ſolchen Wege ein bloß idealiſtiſcher Begriff von Gott, oder wenigſtens der Zweifel, daß er nichts als ein ſolcher ſey, ſchwer abzuwenden ſeyn. In der That iſt auch in manchen Werken, Denk-Syſtemen, oder Begriffs-Entwicklungen der gewöhnlichen Selbſtdenkerey, auf eine ſo flache Weiſe von Gott die Rede, es wird uns ein ſo bloß formeller und leerer Begriff von Ihm aufgeſtellt; daß man wohl von einem ſolchen Gerede über das Höchſte ſagen könnte, wie es in andern Wiſſenſchaften oft der Fall iſt: ſo iſt es oder ſo redet man nur ohne alle Sachkenntniß, wo, wie man gleich ſieht, nicht die mindeſte eigne Wahrnehmung, nirgends eine als wirklich gegebene Erfahrung zum Grunde liegt.

Inſofern nun die Philoſophie des Lebens, wenn auch nur in den höchſten Punkten und auf der oberſten Stufe, eine göttliche, doch aber immer und überall eine innere und geiſtige Erfahrungswiſſenſchaft iſt, begreift es ſich auch, warum ſie leicht und gern auch in die andern Erfahrungswiſſenſchaften eingeht, beſonders ſolche, die ſchon näher mit dem Menſchen in Berührung ſtehen, wie dieß ſelbſt mit der Naturwiſſenſchaft, in manchen Abſchnitten und einzelnen Zweigen derſelben der Fall iſt, noch mehr aber mit der Geſchichte und mit der Sprachkunde, die uns hier zunächſt angeht, um von ihnen manche erläuternde Belege, oder vergleichende Beyſpiele, zur größern innern Verdeutlichung und mannichfaltigern Entwicklung, oder auch zur weitern Anwendung für einzelne Fälle auf andre Gebiethe des Lebens oder des Wiſſens, zu entlehnen, und fruchtbar zu benutzen. Nur muß die Philoſophie dabey nicht ihre Gränzen überſchreiten, oder ihren Zweck vergeſſen, ſich alſo nicht zu ſehr in das Specielle jener

Kunſtform nur etwas angenommenes; wobey überdem die Idee derſelben ſelten rein aufgefaßt, ſondern immerwährend mit bloß zufälligen Lokaleigenheiten verwechſelt wird.

Es könnte in der That den Stoff zu einem eignen Werke geben, wenn man die Verwechslung des objektiven Schönen und des bloß eigenthümlich Lokalen in der griechiſchen Poeſie durch alle Nachbildungsverſuche der modernen Dichter und Kunſtforſcher im Einzelnen durchführen, und mit allen ſich darbietenden Beyſpielen geſchichtlich belegen wollte. Wir begnügen uns zu dem ſchon Bemerkten nur noch einige kurze Andeutungen hinzuzufügen.

Zur ſchönſten Blüthezeit der griechiſchen Lyrik lag die Proſa und die öffentliche Beredſamkeit noch in der Wiege. Muſik, und eine rhythmiſche und an die Sage ſich anſchließende Dichterſprache waren das natürliche Element für den Erguß ſchöner männlicher oder weiblicher Empfindungen, und auch das eigentliche Organ feſtlicher Volksfreude und öffentlicher Begeiſterung. Der lyriſche Dichter überhaupt muß, wie der griechiſche, ſeine urſprüngliche Sprache zu reden ſcheinen; der leiſeſte Verdacht, daß er vielleicht in einem erborgten Staatskleide glänze, zerſtört alle Täuſchung und Wirkung. Mag er den Zuſtand eines einzelnen Gemüths, oder eines ganzen Volks darſtellen; er muß eine ächte Befugniß haben zu reden. Der dargeſtellte Zuſtand muß nicht durchaus erkünſtelt ſeyn, ſondern in einem ſchon bekannten Gegenſtande wenigſtens eine wahre Veranlaſſung finden, ſo unbeſchränkt auch die Freyheit des Dichters in der Behandlung deſſelben bleibt; denn ein durchaus erfundner lyriſcher Zuſtand andern Wiſſenſchaften verlieren, um nicht etwa ganz in ein fremdes Gebiet zu verirren; ſondern mehr nur auf jene den Menſchen, und vorzüglich den innern Menſchen berührende Punkte ſich beſchränken, und auf den Sinn und Geiſt des Ganzen, und nur an dieſem feſthalten, und dieſen beſonders hervorheben.

Die Frage nun vom Urſprunge der Sprache, oder richtiger ausgedrückt die Frage: wie der Menſch denn eigentlich zu dieſer wunderbaren Fähigkeit oder Gabe der Sprache gekommen ſey, die einen ſo großen und weſentlichen Antheil ſeines geſammten Weſens bildet, liegt, wenn ſie bloß als ein Gegenſtand der hiſtoriſchen Forſchung und der philoſophiſchen Gelehrſamkeit genommen wird, und wenn bloß von dieſer Seite der ſpeciellen Sprachkunde, darüber debattirt, und entſchieden werden ſoll, eben deßwegen außer dem hier vorgezeichneten Umkreiſe der innern Lebenserfahrung und des pſychologiſchen Denkens und Wiſſens. Nur zwey, immer noch ziemlich allgemein verbreitete Meinungen über den ſogenannten Urſprung der Einen allererſten Stammſprache des ganzen Menſchengeſchlechts, oder auch der gleichzeitig entſtandnen mehrfachen Urſprachen, wünſchte ich, weil ſie auch für die richtige Anſicht von dem weſentlichen innern Zuſammenhange der Sprache oder des Redens und des Denkens, ſtörend ſind, hier entfernt zu halten; und will daher derſelben hier noch vorübergehend mit einem Worte erwähnen. Die eine derſelben gründet ſich auf eine irrige Vorausſetzung und iſt ſelbſt falſch, und mit den Thatſachen ſo wie wir dieſe jetzt vollſtändiger kennen, im offenbaren Widerſtreit; die andre aber, wenn auch nicht an ſich eigentlich falſch, beruht dennoch auf einem großen Mißverſtande, oder ſchließt wenigſtens ſo wie ſie gewöhnlich vorgetragen wird, einen ſolchen in ſich. — Die erſte beſteht darin, daß die Sprache überhaupt; oder auch die mehreren gleichzeitig, jede für ſich und unabhängig eine von der andern entwickelten Sprachen der ſelbſt von einander grundverſchiedenen, und vielleicht überall auf der ganzen Erdoberfläche zufolge dieſer Anſicht aus dem Urſchleim aufgewachſenen, oder aus dem Urſchlamm hervorgekrochenen Menſchenſtämme, durchaus natürlich entſtanden ſey, bloß aus dem thieriſchen Geſchrey auf der einen Seite, und aus den mannichfachen, bald jauchzend frohlockenden, oder im zornigen Gebrüll ungeſtüm tobenden, durſtig verlangenden oder ſchmerzlich wimmernden Naturlauten deſſelben; auf der andern Seite aber aus der ganz mechaniſchen Schallnachahmung und kindlichen, oder auch kindiſchen Nachäffung der verſchiedenen wahrgenommenen Klänge, wie wir jetzt noch die Kinder ſich oft mit ſolchen Klangwörtern und nachäffenden Wörterſpielen unterhalten ſehen: die Sprache aber von dieſem geringen Urſprunge aus, nur erſt ganz allmählig und äußerſt langſam bis zur Vernunft und dieſer grammatiſchen Ordnung und Form derſelben, hinaufgeſteigert ſey. Daß beyde Elemente, das thieriſche Naturgeſchrey und die mechaniſche Schallnachahmung zu der Entwicklung der Sprache mitgewirkt haben, darf nicht in Abrede geſtellt werden; doch findet dieſer mitwirkende Einfluß nicht überall in gleichem Maße ſtatt. Am ſtärkſten iſt er bey ſolchen Sprachen, die überhaupt auf der niedrigſten Stufe ſtehen: bey andern gleich vom Anfang, und ſchon in ihrer früheſten Geſtalt ſehr geiſtig bedeutenden und ſchon gegliederten Sprachen, Göttern der andern heidniſchen Völker gebraucht, bedeutet manchmahl auch bloß Geiſter. Der andre hebräiſche Namen Gottes aber, wird ganz ausſchließend immer nur dem wahren, lebendigen Gott der Offenbarung beygelegt. Er iſt von einer Wurzel abgeleitet, welche Seyn, oder vielmehr, da wir in den alten Sprachen, und den erſten Urbedeutungen ihrer Stammworte, niemahls ein bloß abſtractes Seyn und den leeren Begriff deſſelben zu ſuchen haben, und vorausſetzen können, Leben und lebendiges Daſeyn bedeutet. An einer Stelle wird nun dieſer Name der aus vier Buchſtaben beſteht, ſo erklärt und zergliedert, oder entwickelt, daß er bedeuten ſoll „Ich bin der ich ſeyn werde“; oder noch wörtlich genauer: „Ich bin der Ich werde ſeyn.“ — Es heißt alſo dieſes ſo viel, als: Es iſt der lebendige wahre Gott der Offenbarung derjenige, der ſich von Anfang an in ſeiner Schöpfung auf das herrlichſte offenbart hat, der ſich noch dem ganzen Menſchengeſchlechte, und auch jedem einzelnen Menſchen, wenigſtens innerlich, wenn auch oft überhört, oder wenig bemerkt, immerwährend weiter offenbart, und der ſich am Ende der Zeiten, nämlich dieſer irdiſchen Zeitläufe, und wechſelnden Zeit-Perioden, in der Fülle der Zeiten, nach dem bibliſchen Ausdruck, oder wenn die Zeit überhaupt vollendet werden ſoll, noch herrlicher offenbaren wird. Hier iſt nun offenbar der Begriff der Zeit überhaupt, von dem Weſen und der Wirkſamkeit Gottes, nicht ganz unbedingt ausgeſchloſſen; ſondern es liegt dabey jener Begriff einer vollen Zeit zum Grunde, die von Ewigkeit zu Ewigkeit dauert, und zu welcher, wenn die Stunde da, und es an der Zeit ſeyn wird, d. h. wenn das Ende gekommen iſt, auch dieſe unſre irdiſche

Zeit, in deren Banden dieſe Sinnenwelt gefangen liegt, erhoben, oder verklärt werden ſoll. Es iſt die Frage alſo eigentlich bloß von einem ganz abſoluten Gegenſatz zwiſchen der Zeit, und der Ewigkeit, wo beyde in gar keiner Berührung zuſammen ſtehen würden, und eine oder die andre dann ganz geläugnet werden müßte, oder von einem etwa doch vielleicht möglichen Uebergange aus der einen zu der andern. Und da dürfte dann, da das Abſolute überhaupt und überall, und in jeder Beziehung, das abſolute Denken ſo gut wie das abſolute Wollen das Zerſtörende im Leben iſt, die erſte Quelle nicht bloß der falſchen Syſteme, ſondern auch der metaphyſiſchen Vorurtheile des gemeinen Menſchenverſtandes und überhaupt aller tiefeingewurzelten und angeerbten, oder angebornen Vernunftirrthümer ſeyn. Nach der hier zum Grunde liegenden Anſicht dagegen, ſtehen beyde, Zeit und Ewigkeit nicht ſchroff, und ohne alle mögliche Berührung neben einander, wo dann der eine Begriff den andern völlig aufhebt, und ganz unmöglich machen würde, — ſondern es finden allerdings gewiſſe beſtimmte Verbindungs- oder Berührungs- und Uebergangspunkte zwiſchen beyden ſtatt. Der Gegenſatz iſt nicht ein ſolcher unbegreiflich abſoluter der ewigen Verneinung, ſondern es iſt mehr ein lebendiger, wie der Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, oder auch zwiſchen dem Guten und Böſen. Es iſt nicht ſowohl der dem erſten täuſchenden Anſchein nach, ſo groß auffallende, und niemahls auszugleichende Gegenſatz zwiſchen Zeit und Ewigkeit, der uns hier aus dem Labyrinth der äußern Erſcheinung, und unſers innern und eignen Denkens darüber herausführen kann, als vielmehr der Begriff von einer zwiefachen Zeit, welche genau ins Auge zu faſſen und ſcharf zu beſtimmen, für uns die Aufgabe iſt; und der Unterſchied zwiſchen der einen, vollen, ſeligen Zeit, welche nichts iſt als der innere Pulsſchlag des Lebens, in der ohne Anfang und Ende fortlaufenden Ewigkeit, und zwiſchen der andern hienieden gefangenen, und gefeſſelten Zeit, wo die ſtarre Gegenwart allein hervorragt, und alles deſpotiſch beherrſcht; die Vergangenheit ganz verdunkelt, und in die Nacht des Todes verſenkt iſt; die Zukunft aber in trüber Dämmerung, und im täuſchenden Zwielicht, ängſtlich und ungewiß wie ein Schatten hin und her ſchwebt, bis auch jene hochfahrend glänzende Gegenwart vorüber, auch wieder zu Nichts geworden, und in das allgemeine Todesdunkel der Vergangenheit, und alles vergänglichen Daſeyns begraben iſt. Eben ſo wie eine zwiefache Zeit, kann auch in Beziehung auf Gott und Welt, eine zwiefache Ewigkeit unterſchieden werden. Denken wir uns die ganze erſchaffene, nicht bloß dieſe ſichtbare Sinnenwelt, ſondern auch die unſichtbare Geiſterwelt mit dazu genommen, in derjenigen urſprünglichen Vollkommenheit, die ſie doch von Anfang, ſo wie ſie noch unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war, gehabt haben muß; oder auch in derjenigen Vollkommenheit, welche ſie nach dem Ablauf der irdiſchen Zeit, verklärt und vollendet, wo kein Tod mehr ſeyn wird, haben, und in welcher ſie in alle Ewigkeit fortdauern wird; ſo könnten wir in dieſer Beziehung, und ſo in ihrer urſprünglichen, oder am Ende wiederhergeſtellten Vollkommenheit gedacht, die Welt nicht beſſer bezeichnen, als wenn wir ſie die erſchaffne Ewigkeit nennten, Gott aber die unerſchaffne. Dennoch aber iſt jene erſchaffne Ewigkeit, die Welt, nach dem was uns darüber gegeben iſt, dieſes nicht ganz; ſie iſt es nur von der einen Seite, in die ewig fortſtrömende, ſelige Dauer hinaus; nicht aber von der andern Seite ihres erſten Urſprungs. Es hat die Welt, wenn ſie, wie wir darüber belehrt ſind, aus Nichts erſchaffen worden, einen Anfang, einen ganz beſtimmten, zeitlichen Anfang gehabt; und es zeigt ſich auch von dieſer Seite, wie der Begriff der Zeit, der ſchon in dem eines Weltanfangs unvermeidlich und unläugbar mit eingeſchloſſen liegt, nicht ſo ganz unbedingt ausgeſchloſſen ſey von der Wirkſamkeit und dem Weſen Gottes, nämlich des lebendigen und perſönlichen Gottes der Offenbarung. Ich will damit nur ſo viel ſagen: es iſt hier der entſcheidende Punkt am Scheidewege, wo zwey verſchiedene Bahnen in entgegengeſetzter, oder doch weit auseinander gehender Richtung, zur Wahl vor dem Auge, und Urtheil des Menſchen liegen; und der klar ſehende Geiſt, der in der Geſinnung, der Denkart und ganzen Lebensanſicht, mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und auch conſequent darnach handeln möchte, wird in jedem Falle zwiſchen dem einen, oder dem andern Wege zu wählen haben. Entweder, es iſt ein lebendiger und liebevoller Gott, eben der, welchen die Liebe ſucht und findet, an welchem der Glaube feſthält, und auf welchen alle unſre Hoffnung geſtellt iſt, und das iſt der perſönliche Gott der Offenbarung, und in dieſer Vorausſetzung iſt die Welt nicht Gott, iſt von Gott verſchieden, hat einen Anfang gehabt, und iſt aus Nichts erſchaffen; oder aber es iſt nur Ein höchſtes Weſen, auch die Welt iſt ewig und nicht von Gott unterſchieden; es iſt überhaupt nur Eines, und dieſes ewige Eine iſt allumfaſſend, und ſelbſt Alles, und hin dem menſchlichen Geiſte alles eigentliche Erfindungsvermögen abſprechen, dann wird damit ſelbſt die Fantaſie, als eine von den weſentlichen Grundkräften des Bewußtſeyns geläugnet; es iſt alsdann alles im Grunde nur Gedächtniß, und das was wir gewöhnlich Fantaſie nennen, würde in dieſer Vorausſetzung nur ein ins Delirium gerathnes Gedächtniß ſeyn. Haben doch Andre ſelbſt die Vernunft, und den weſentlichen Vernunftcharakter des Menſchen, auf eine bloß etwas beſſer, als bey den vorzüglich gut abgerichteten Thieren, dreſſirte Sinnlichkeit zurückführen wollen. Auf alle ſolche ſpecielle, und abweichende Meinungen, die alle nur eben ſo viele einzelne Beyträge bilden, zu dem zweyten Thema von dem der Vernunft und dem Menſchen überhaupt angebornen Zweifel, und Zuſtande des Zweifels, wo ſie im Ganzen ihre Löſung erwarten oder finden müſſen, kann man nicht gleich von Anfang an, und im Voraus eingehen, und mit Rückſicht nehmen, da wo es zunächſt der Zweck iſt, vor allem nur einen vollſtändigen Umriß des menſchlichen Bewußtſeyns nach allen höhern Elementen und Anlagen, welche es umfaßt, wie auch nach allen den irdiſchen und niedern Ingredienzen, die mit darin liegen können zu entwerfen, und aus dem einfachen Denken und allgemeinen Gedanken des innern Lebens zu entwickeln.

Der Gedanke, wie jener allgemeine des innern Lebens, iſt ein an ſich, und der Form nach noch unbeſtimmtes, doch aber ſchon auf einen beſtimmten Gegenſtand bezogenes, und ſeinem Inhalte nach auf dieſen beſchränktes Denken; der Begriff aber iſt ein nach Zahl, Maß, und Gewicht mathematiſch abgemeſſener Gedanke; d. h. ein nach der Zahl ſeiner einzelnen Beſtandtheile vollſtändig gegliederter und durchgezählter, nach ſeinem ganzen Umfange ausgemeſſener auch nach ſeinem innern Werth und Gehalt, ſo wie im Verhältniß zu andern verwandten dergleichen, einer niedern oder auch noch höhern Ordnung, ſorgſam abgewogener, überhaupt in ſich vollendeter und innerlich durchgebildeter Gedanke. Es war bisher alſo eigentlich nur Ein Begriff, der uns beſchäftigte, und den Gegenſtand und die Aufgabe der ganzen Unterſuchung bildete, nämlich der Begriff vom menſchlichen Bewußtſeyn; da diejenige Philoſophie, welche nicht darauf ausgeht, ſelbſt erdachte oder willkührlich erdichtete Begriffe, unter einem anſcheinenden Geſetz von nothwendiger Verknüpfung in endloſen Reihen an einander zu ketten, ſondern nur die Thatſachen, und zwar alle gegebenen Thatſachen einer beſtimmten Art und geſchloſſnen Sphäre, in Einen, verſtändlich klaren, vollſtändig lebendigen Begriff organiſch zu geſtalten, es überhaupt nur mit ſehr wenigen Begriffen zu thun hat, und zwey oder drey ſolche Begriffe, wie der vom Bewußtſeyn, oder auch von der Wiſſenſchaft, und vom Menſchen ſelbſt, ihr vollkommen genügen, und hinreichend ſind, um jene drey, ihr wie uns allen, vorliegenden Räthſel, des Lebens, der Welt, und der höhern göttlichen Hoffnung, wo nicht ganz vollkommen und vollſtändig ſo doch theilweiſe, nach dem Maße, und in den Gränzen, wie es uns möglich, geſtattet, fruchtbringend und heilſam iſt, zu löſen, und zur bleibenden Entſcheidung zu bringen.

Indem ich nun jetzt zu dem Einen bis jetzt entwickelten vollſtändigen Begriff des menſchlichen Bewußtſeyns, den letzten Schlußſtein, und das noch Fehlende hinzuzufügen habe, werde ich dabey dieſelbe Gedanken-Methode, oder Darſtellungs-Manier, wie bisher, beobachten; jene groſe Entſcheidungsfrage nämlich, ob es überhaupt eine Wahrheit giebt, und ob der Menſch ſie zu erkennen vermag, oder in wiefern ſie für ihn erreichbar iſt, und welche Antwort er ſich auf dieſe Frage zu geben hat, hier, bis die Unterſuchung an den Ort gekommen iſt, wo ſie hingehört und ſich aus dem fortſchreitenden Gange derſelben von ſelbſt ergiebt, einſtweilen noch unberührt zu laſſen, und die im allgemeinen Menſchengefühl anerkannte Thatſache des Bewußtſeyns, als ſolche gelten zu laſſen, und mit in den allgemeinen Umriß dieſes Begriffs aufzunehmen, und nur etwa da, wo ein dergleichen Phänomen des Bewußtſeyns in einem noch etwas zweifelhaften Lichte erſcheint, ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, um einen möglichen Mißverſtand, oder auch eine übereilte Folgerung abzuwenden; und nur erſt das Faktum, rein als ſolches, ſo weit es erfaßt iſt, für die weitere Ergründung und Beurtheilung hinzuſtellen.

Als die vier entgegenſtehenden Endpunkte in dem ganzen Umriß des getheilten und in Zwieſpalt befangenen Bewußtſeyns, wurden bezeichnet die vier Grundkräfte deſſelben, Verſtand und Willen, wo jeder in ſich ſelbſt und in ſeiner eignen Erfahrung und nächſten Umgebung leicht die Ueberzeugung gewinnen kann, wie ſelten beyde ganz harmoniſch zuſammenwirken; und wie der disharmoniſche Widerſtreit oft da am ſchneidendſten auffällt, wo beyde Vermögen, oder eins von beyden in ungewöhnlicher Stärke und entſchiedenem Uebergewichte hervortritt; dann Vernunft und Fantaſie, deren ſcharfgeſchiedner Gegenſatz, ſelbſt im äuſern geſellſchaftlichen Leben, und im bürgerlich-öffentlichen Verkehr, als ein ſolcher ſich ankündigt, wo die mehr bloß äſthetiſchen Fantaſie-Menſchen, und Künſtler- oder poetiſche Naturen, zu welcher Klaſſe doch, ſo ſelten auch die glückliche Ausnahme des eigentlichen Genies ſeyn mag, nach einem etwas weiter gefaßten Begriff eigentlich ſehr Viele mitgehören, und dann die praktiſch-Vernünftigen und Brauchbaren, aber auf das Gemeinnützige dieſer praktiſchen Vernünftigkeit mehr oder minder Beſchränkten, und auf jeden höhern Aufſchwung der Fantaſie oder des Gefühls mißtrauiſch hinüber ſehenden, (oder doch ſich unter einander ſchwer verſtehende) Menſchengattungen bilden, die wenigſtens wohl nur ſelten ganz in den Standpunkt der andern eingehen, und ſie mit Billigkeit, und richtig zu beurtheilen wiſſen. Noch ſeltner aber dürften die Ausnahmen ſeyn, wo beyde Sinnesarten und Fähigkeiten, vollſtändig vereinigt beyſammen ſind. Neben dieſen vier Grundkräften der erſten Ordnung, wurden von den aus dieſen abgeleiteten und gemiſchten Nebenvermögen der zweyten Ordnung bisher nach ihrer eigenthümlichen Stelle und Stellung in dem Ganzen des menſchlichen Bewußtſeyns charakteriſirt: Gewiſſen und Gedächtniß, und dann die Triebe und Leidenſchaften, als Willensregungen, die in das Unendliche der Fantaſie hinübergehen, und inſofern alſo die mittlere Stelle einnehmen zwiſchen dem Willen und der Fantaſie. Es iſt jetzt bloß über die äußern Sinne noch ein Wort hinzuzufügen, und iſt damit alsdann der ganze Umkreis des gewöhnlichen, im Zwieſpalt befangenen, und vierfach getheilten Bewußtſeyns vollendet und geſchloſſen. Nur möchte ich in Beziehung auf die zuletzt verſuchte Charakteriſtik der Triebe, noch auf eine beſondere Art derſelben aufmerkſam machen, welche für die vollſtändige könnte für ſich nur das abgeriſſne Bruchſtück eines Drama's ſeyn. Er müßte nämlich einem gleichfalls durchaus erfundnen und unbekannten Gegenſtande angehören, deſſen Darſtellung ſchon in die dramatiſche Dichtungs-Sphäre eingreift.

Andre Gattungen der helleniſchen Poeſie, ſind ſchon ihrer Natur nach und an ſich ſelbſt ganz lokal. Es ſind gar keine wahren Dichtungsarten, ſondern nur abgeriſſne Elemente derſelben; oder doch keine allgemein geltenden, ſondern nur auf einem beſondern Verhältniß beruhende. Das alte griechiſche Epigramm, welches nur Thatſachen oder Lehrſprüche, in einfacher rhythmiſcher Kürze, oft in Räthſel gehüllt, vortrug, findet nebſt dem Apolog, oder der ſittlich angewandten Thierfabel, ſeine eigentliche Stelle im mythiſchen Zeitalter der noch ganz ſinnbildlichen Poeſie; das ſpätere hingegen im Zeitalter der Künſteley und des Verfalls.

Wenn das Intereſſe des Idylls bloß in dem ländlich natürlichen Stoff und im Gegenſatz deſſelben mit der umgebenden wirklichen Welt des Dichters liegt, ſo iſt dieſes ein ſchlechthin verwerfliches Ziel für die Kunſt und ein durchaus fremdartiges Geſetz in dem Gebiete des Schönen. Ueberdem iſt die epiſche oder dramatiſche Ausführung einer urſprünglich lyriſchen Stimmung und Begeiſterung, entweder eine Verkehrtheit des Künſtlers, oder ein ſichres Kennzeichen von dem allgemeinen Verfall der Kunſt überhaupt. Iſt von ſchönen Gemählden des ländlichen und häuslichen Lebens die Rede, ſo iſt Homerus der größte aller Idyllendichter. Die künſtlichen Nachbildungen der Natürlichkeit hätte man aber immer den Alexandrinern überlaſſen mögen. Es giebt eigentlich nichts gen Wurzeln, oder auch den Urſtamm derſelben, aus dem alles andere hervorgeht und abgeleitet iſt. Die Buchſtaben ſind im Grunde nur für die zergliedernde Analyſe vorhanden, da ſich viele derſelben einzeln ſehr ſchwer, manche faſt gar nicht ausſprechen laſſen; die Sylben, als ein mehr oder minder einfacher oder zuſammengeſetzter Complex von Buchſtaben, ſind das Erſte und Urſprüngliche, was in einer Sprache gegeben iſt; wie überall das Synthetiſche früher hervortritt, als die Elemente, in die es ſich hintennach auflöſen läßt. Die Buchſtaben alſo gehen erſt aus der chemiſchen Zerlegung der Sylben hervor, und ſehr abweichend iſt das Syſtem dieſer chemiſchen Sprachzerlegung in den verſchiedenen Sprachen, wie es ſich an dem Reſultat der ſo mannichfachen Alphabete kund gibt. Während wir in unſern Alphabeten meiſtens vier und zwanzig Buchſtaben zählen, ſteigt die Anzahl derſelben in manchen andern, beſonders auch in einigen der uns näher liegenden unter den orientaliſchen Sprachen, bis auf dreyßig und weit darüber; in dem indiſchen Sprach-Syſtem gar bis auf funfzig, welche alle mit unſern europäiſchen Schriftzeichen beſtimmt und deutlich zu bezeichnen, eine ſchwierige Aufgabe bildet, und die in der Ausſprache genau zu unterſcheiden, gewiß ein ſehr biegſames Sprachorgan erfordern. Andre, beſonders philoſophiſch-tiefe Sprachforſcher haben im Gegentheil, indem ſie alles, was nur eine verſchiedene Modification deſſelben harten oder weichen Tons, oder ſonſt bloß Variante eines andern Buchſtabens iſt, oder ſich irgend als ein zuſammengeſetzter Laut erklären läßt, nicht mitrechnen, das ganze Alphabet auf die ſehr kleine Anzahl von zehn Buchſtaben reduciren wollen. So viel ſcheint nach dieſem, nicht ohne Scharfſinn entwickelten Syſtem allenfalls einleuchtend, daß es eigentlich wohl nur drey Vokale giebt, obwohl wir deren fünf zählen, da das E doch nur ein gedämpftes I, das U ein dumpfes oder dunkles O iſt; die Diphtongen, und andere Mitteltöne zwiſchen den einfachen Vokalen, an denen unſre Sprache ſo reich iſt, ſind ohnehin nur als muſikaliſche Uebergänge, oder Mitteltinten von jenen zu betrachten. Als ein beſonders einfaches und innerlich bedeutend zuſammenhängendes, obwohl ſonſt orientaliſch-alterthümliches Buchſtaben-Syſtem, kann beſonders auch das hebräiſche angeführt werden. Die zwey und zwanzig Buchſtaben deſſelben beſtehen aus zwey verſchiedenen Reihen. Die zehn Buchſtaben der erſten und höhern Ordnung, wie ich ſie nennen möchte, enthalten die drey Vokale, die Aſpirationen, von denen gleich mehr die Rede ſeyn wird, und dann die einfachſten, leichteſten, ich möchte ſagen die kindlichen Conſonanten B. D. G.; die zwölf Buchſtaben der zweyten Ordnung enthalten dann die übrigen gröbern und mehr körperlichen ſchallnachahmenden Conſonanten. Die ſämmtlichen Buchſtaben, und beſonders die Conſonanten, pflegt man wohl ſonſt nach dem in jedem vorherrſchenden, oder doch vorzüglich mitwirkenden Sprachwerkzeuge, wie den Lippen, Zähnen, der Zunge, in eben ſo viele Claſſen einzutheilen, indem man wohl auch noch die naſalen Laute und Gutturalbuchſtaben beſonders unterſcheidet. Wie ſehr aber auch dieſe Eintheilung der Buchſtaben nach den Sprachwerkzeugen, anatomiſch-richtig, und ſelbſt phyſiologiſch begründet ſeyn mag, ſo iſt ſie für den pſychologiſchen Standpunkt einer überall in der Natur ſelbſt zum Grunde liegenden Parallele zwiſchen der Sprache und dem Bewußtſeyn, und für die

Analogie des äuſſern Lauts und Worts mit dem innern Geiſtigen, unfruchtbar oder auch ungenügend, weil ſie eben nur die eine Seite ausſchlieſſend im Auge hat. Die gewöhnliche grammatiſche Eintheilung aber in Vokale und Conſonanten dürfte wenigſtens unvollſtändig und wohl hinreichender Grund vorhanden ſeyn, neben jenen beyden auch die Aſpirationen als eine eigne dritte Claſſe zu betrachten, die ſich durch manche charakteriſtiſche Eigenſchaft von den andern beyden auszeichnen, obwohl ſie mit einigen Buchſtaben der einen wie der andern Claſſe verwandt erſcheinen, und oft ganz darin übergehen oder verſchmelzen können. Sie ſind dasjenige, was in den mannichfachen Buchſtaben-Syſtemen, als das am meiſten Individuelle hervortritt, und ſich auch am verſchiedenartigſten entfaltet, ſelbſt in der Bezeichnungsart; gleichſam als ob der ſchwebende geiſtige Hauch, ſich nicht ſo körperlich erfaſſen und fixiren lieſſe, wie die andern Sprach-Elemente. In einigen Sprachen, wie in der griechiſchen, nach dem herrſchend gebliebnen Syſtem der neuen Bildungs-Epoche, wird die Haupt-Aſpiration gar nicht wie ein Buchſtaben bezeichnet und betrachtet, ſondern nur wie ein andrer dem Buchſtaben angefügter Accent mit ausgedrückt. Es nehmen die Aſpirationen, nach der verſchiednen Form, in welche ſie eingehen, in den orientaliſchen Sprachen, überhaupt aber in allen ältern Sprachen eine beſonders wichtige Stelle ein; es iſt als ob der höhere Anhauch in der Sprache, je näher man an den Urſprung heraufrückt, um ſo ſtärker hervortritt. Es iſt auch für das Gefühl wohl bemerklich, wie dieſes Element, wo es noch in ungeſchwächter Kraft hervortritt, der ganzen Sprache dadurch einen mehr alterthümlich erhabnen Charakter verleiht, und den durchgehenden Ton eines hohen geiſtigen Aufſchwungs, wie man ſolches wohl von der arabiſchen Sprache bemerkt hat, und wie es auch in der ſpaniſchen noch ſehr bemerklich auffällt: welcher feyerlich hohe Ton in der vorherrſchenden Einſeitigkeit freylich auch wieder Monotonie werden kann. In unſrer deutſchen Sprache waren urſprünglich die Aſpirationen weit mehr vorherrſchend, als ſpäterhin und jetzt. Je mehr aber eine Sprache durch den alltäglichen Gebrauch abgeſchliffen, und bloß geſellſchaftlich verfeinert wird, je mehr verliert ſich dieſes höhere Gepräge des Alters daraus; und es tritt dann ſelbſt für die Bezeichnung in ſolchen Sprachen oft der Fall ein, daß die Aſpiration noch geſchrieben wird, aber nicht mehr geſprochen, wie im Franzöſiſchen. Wenn nun die Aſpirationen das geiſtige Element in dem ganzen Buchſtaben-Syſtem bilden, ſo herrſcht dagegen in den Vokalen die ſeelenvolle Stimme des Geſanges, und ſie ſind ſelbſt das muſikaliſch-beſeelende Princip in der Sprache. Je weniger eine Sprache mit Conſonanten überladen iſt, je voller die einfachen Grundvokale aus ihr hervortönen, deſto geeigneter iſt ſie für den Geſang und die Tonkunſt; dagegen die Conſonanten, die zum Theil ſelbſt Schallnachahmend ſind, den materiellen Beſtandtheil der Sprache ausmachen, und wo ſie zu ſehr vorherrſchen, dieſelbe körperlich ſchwer machen, obwohl ſie für den Reichthum einer mannichfach-charakteriſtiſchen Bezeichnung auch wieder nothwendig ſind. Und dieſe bemerkenswerthe Analogie der drey Claſſen von Buchſtaben, nach der hier angedeuteten Eintheilung von Aſpirationen, Vokalen und Conſonanten, mit dem allgemeinen dreyfachen Princip des menſchlichen Daſeyns und Wirkens nach Geiſt, Seele und Leib, oder der körperliunabhängig von allen jenen kleinen Aeußerlichkeiten und ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten, und kann neben denſelben ſehr gut beſtehen. So wie man im wirklichen Geſpräch, wo man über einen wichtigen Gefühlspunkt ſich ausſprechen, und ihn für das gegenſeitige Einverſtändniß zur Sprache bringen, oder für die gemeinſame Ueberzeugung klar machen und gewinnen möchte, vorher eine oder die andre leiſe Anfrage hinwirft, eine Erzählung die zur Einleitung, ein Gleichniß, welches zum Uebergange dienen ſoll, oder auch eine nähere Erklärung, um einen vorauszuſehenden möglichen Mißverſtand wegzuräumen, oder um eine vielleicht ſchon vorgefaßte Meinung näher und ſchärfer zu begränzen, um den zu beſorgenden oder ſcheinbaren Widerſtreit zu löſen, oder verſöhnend auszugleichen, damit dann das endliche Reſultat der vollen Mittheilung deſto klarer und deutlicher vor dem geiſtigen Auge des Hörenden daſtehen kann; ſo glaubte auch ich eine Entſchuldigung darin zu finden, wenn ich in dieſem Vortrage, von dem ich wünſchte, daß er den Eindruck eines innerlich-dialogiſchen machen möchte, eben ſo verfahre, mich in dem ſcheinbar-rhapſodiſchen Gedankengange derſelben Freyheit bediene, nicht jede ſich darbietende Epiſode zurückweiſend, ſondern manche ſolche zum beſſern gemeinſamen Verſtändniß ſchneller hinführend, ſogar für weſentlich haltend, oft auf denſelben Hauptbegriff mit mancher Variante des veränderten Ausdrucks wieder zurückkomme, um ihn in mannichfacher Zuſammenſtellung immer heller ins Licht zu ſetzen; wobey ich doch hoffe, daß deſſen ungeachtet, am Schluß alles in wenige einfache Gedanken deſto klarer und allgemein-verſtändlicher zuſammengehen, und dann auch die innere Sprachregel, und richtige Zuſammenfügung in dem Ganzen, die rechte Wortſtellung, wenn ich es ſo nennen darf, die innere grammatiſche Ordnung des lebendigen Denkens, von welcher ich früher ſprach, nicht darin vermißt werden ſoll, wie unvollkommen und mangelhaft auch manches Wort, und mancher in Ermangelung eines beſſern gewählte Ausdruck im Einzelnen erſcheinen mag. Immer bleibt jeder Ausdruck, auch der beſte und treffendſte weit hinter dem Gefühl zurück; Gefühl iſt Alles, die volle Mitte des innern Lebens, der Punkt von dem die Philoſophie ausgeht, und zu welchem ſie immer wieder zurückkehrt; man könnte, wenn der ſo ſehr herabgewürdigte Ausdruck nicht all zu ſeltſam klingt und auffällt, ſagen: es iſt die Quinteſſenz des Bewußtſeyns; nach dem urſprünglichen Sinne des Wortes aber, welches allerdings aus einer ältern wiſſenſchaftlichen, und nichts weniger als flachen oder ſeichten Anſicht herſtammt, wo es eben das weſentliche Fünfte bedeutet, welches zu den vier entgegenſtehenden Endpunkten eines innerlich zertheilten Daſeyns, oder auch den vier auseinander gehenden Richtungen einer eben ſolchen äußern Wirkſamkeit hinzukommt, iſt daſſelbe für dieſe Mitte des Bewußtſeyns gar nicht ſo unpaſſend; denn allerdings iſt das Gefühl ein ſolches weſentliches Fünftes, ſowohl in Beziehung auf die vier großen Grundkräfte des innern Menſchen, ſo wie er uns in der Erfahrung gegeben iſt, als auf die dazwiſchen liegenden vier Nebenvermögen der zweyten Ordnung. Es iſt aber nicht bloß für dieſe volle Gefühlsmitte des innern Lebens kein Ausdruck jemahls ganz adäquat, ſondern es iſt auch oft ſehr ſchwer, alle die feinern Wahrnehmungen, Unterſchiede und Unterſcheidungen, welche darin liegen, oder von dieſem Mittelpunkte ausgehen, eben ſo genau in Worten zu bezeichnen, und ſcharf zu ſondern, wie es deutlich empfunden wird. Selbſt das Aechte und Unächte in dem höhern und höchſten Gefühl, ſo klar und beſtimmt es auch vor dem innern Sinn verſchieden iſt, und von ihm empfunden wird, iſt oft ſchwer in der Sprache eben ſo ſicher zu unterſcheiden und ſo richtig zu charakteriſiren, daß jeder falſche Nebenſinn abgeſchnitten wird, und keine Verwechslung mehr möglich iſt. Wie groß iſt nicht z. B. der Unterſchied jener zwiefachen Ironie in den dialogiſch-darſtellenden Werken der Philoſophie, nach jener in der Sokratiſchen Schule hergebrachten Weiſe und Form, oder in andren ähnlichen der neuern Dialektik; wo entweder im höchſten Uebermaß des ſkeptiſchen Scharfſinns der unendliche Zweifel ſelbſt in der dialektiſchen Darſtellung als das letzte Ziel feſtgehalten wird, mithin dieſe eben daher eigentliche herbe und bittre Ironie, bloß auf der allgemeinen Verneinung beruht; oder wo dieſelbe gutmüthige liebevolle Ironie, wie die Platoniſche, mit der höchſten Begeiſterung für das Göttliche der höhern Wahrheit, innigſt verwebt, und faſt ganz Eins mit derſelben, oder wenigſtens unzertrennlich von ihr iſt, weil ſie eben aus dem Gefühl des eignen Unvermögens hervorgeht, die Fülle jenes Göttlichen, ſo wie der Geiſt es nach der Wahrheit erkennt, jemahls in Worte zu faſſen, und mit der Sprache ganz erreichen zu können. Und doch gränzen die Ausdrücke, die Wendungen des Geſprächs oder der Darſtellung oft äuſſerſt nah aneinander, und ſcheinen faſt ganz dieſelben, oder doch einander ſehr ähnlich zu ſeyn, während die innere Abſicht, der Geiſt, die Richtung der Denkart eine ſo durchaus verſchiedene, und faſt entgegengeſetzte iſt. Selbſt das wahre Kunſtgenie, und die bloße Nachahmung desſelben wird zwar in ſeiner Aeuſerungsweiſe und ſeinen Hervorbringungen im Gefühl ſelbſt wohl leicht erkannt, doch fehlt es uns oft an Worten, um den Unterſchied genau bezeichnend ſcharf zu charakteriſiren, und im beſtimmten Urtheil feſt zu halten. So iſt freylich wohl, um gleich bey dieſem Thema von Witz zu bleiben, ein gewaltſam erzwungner Humor, in der ermüdend-manierirten Wiederholung und Fortführung, jenes Uebermaß des erkünſtelten Witzes, und die leere Spielerey damit, ſehr unterſchieden von der überſchäumenden Fülle eines wahrhaft poetiſchen Witzes, wo das genialiſche Leben einer fröhlichen Fantaſie überall hervorſprudelt, und ſelbſt eine tiefere poetiſche Begeiſterung, durch die fliegenden Farbengewänder des bunten Scherzes hindurch ſchimmert; und doch iſt es auch hier oft ſchwer, ſich über den Eindruck und Unterſchied zu verſtändigen, ſo daß manche Täuſchung oder Verwechslung, ſelbſt in dem allgemeinen Urtheil darüber möglich bleibt, oder wirklich Statt findet. In der Sphäre des Gefühls iſt das bloß Nachgemachte, dem Urſprünglichen und Wahren nicht ſelten in der Sprache, wenigſtens im Einzelnen ſo täuſchend ähnlich, daß oft erſt am Ende und Schluß des Ganzen, das Urtheil ſich ganz beſtimmt entſcheidet, und zur Bezeichnung desſelben keine anderen Worte übrig bleiben, als die einfachen Worte: wahr und tief gefühlt; oder, unächt, bloß nachgeſprochen, und innerlich leer. Glauben, Hoffnung und Liebe, dieſe drey ſo oft zuſammen genannten, und auch wirklich noch verſchwiſterten, und im innigſten Zuſammenhange mit einander ſtehenden geiſtigen Eigenſchaften, Seelenzuſtände, Lebensmotive, oder innere Organe des ſittlichen Gefühls, oder auch entſchiedene Acte man den Ausdruck von einer Seele Gottes, der wohl ſonſt bey einigen vorkommt, den man aber aus Beſorgniß vor dem Mißverſtande, zu dem er führen könnte, wieder hat fallen laſſen, darauf anwenden; ſo könnte auch dieſes einen guten Sinn leiden, nur um jenes Erſte Geſchöpf in ſeiner reinen Urſchöne, von einer bloßen, wenn auch noch ſo idealiſch gedachten Welt- oder Natur-Seele zu unterſcheiden; nur müßte alsdann dabey ſorgfältig erinnert und in der Erinnerung feſtgehalten werden, daß dieß nur von einem Geſchöpf gelten und nur von einem ſolchen es ſo heißen könne; indem Gott ſelbſt, nach der genauen Richtigkeit der Sprache und Wortbezeichnung, keine Seele als ein mehr paſſives Vermögen, beygelegt werden darf noch kann, da in ihm Alles unendliche Kraft und reine Thätigkeit iſt, und immer als ſolche wirkt und wirkſam bleibt. — Es iſt dieſes Erſte unter allen übrigen erſchaffenen Weſen, welches als der liebliche Morgenſtern der ganzen übrigen kindlich-ſeligen, noch ſchuldlos unverdorbenen Schöpfung in ſeinem reinen Glanze hell voranleuchtet, die innere Süßigkeit, die geiſtige Blume der Natur, als der verborgene Lichtkern der in ihr immer noch eingehüllten urſprünglichen paradieſiſchen Lieblichkeit; eben jene heilige Schönheit, von welcher die ganze Seele des wahren Künſtlers erfüllt iſt, wenn er ſie auch nie vollkommen hervorzubilden vermag, und für welche der begeiſterte Denker vergebens die Worte und den Ausdruck, oder die Formen und Wendungen deſſelben ſucht, die alle jenes Weſen nicht erreichen; beſonders ſo lange er daſſelbe nur als einen Gedanken oder Gedankenverhältniß betrachtet und für ein bloßes Ideal hält, und ſo lange er jenes Geheimniß der Liebe noch nicht in ſeiner Wirklichkeit begriffen und verſtanden hat. — Und hier möchte ich nun wohl jenen letzthin angeführten Ausſpruch eines großen Denkers von ſeiner eigenen Philoſophie und Wiſſenſchaft anwenden, und in dieſer Anwendung auf einen ganz anderen, obwohl doch auch mit dem höchſten Wiſſen noch in Beziehung ſtehenden Gegenſtand, darüber hinzufügen: Ob dieſer hier aufgeſtellte Begriff von der Schönheit für den Künſtler ganz der rechte, d. h. ob er der vollkommen genügende und allein hinreichende iſt, oder ob es dazu in der beſondern Anwendung auf eine beſtimmte Kunſtart und in der wirklichen Ausführung in dem gegebenen Gegenſtande, nicht noch anderer Mittelbegriffe und Uebergangspunkte bedarf, und noch verſchiedene ebenfalls weſentliche Elemente für dieſen Zweck hinzukommen müſſen, das weiß ich nicht, oder vielmehr ich behaupte das gar nicht, und ſehe ſehr wohl ein, daß dem ſo iſt, und daß zur Kunſt ſelbſt und zur Vollendung in ihr, noch etwas anderes nöthig iſt, außer der reinen Schönheit allein; das aber weiß ich und deſſen bin ich gewiß, daß dieſer hier, außer welchem auch wohl kein anderer zu finden ſeyn dürfte, der rechte und wahre chriſtliche Begriff der Schönheit iſt, von welchem alle heidniſche Göttergeſtalten, Naturfantaſien oder Geiſtesideale nur die entfernten Hindeutungen und körperlichen Bilder, oder auch die mannichfach zerſtückten einzelnen Splitter enthalten. — Auch jener ſeelige Kindheitszuſtand der ganzen Schöpfung, vor allem Anfange des Unglücks und vor der Störung des Böſen, deſſen ich erwähnte, und wovon der Begriff, wenigſtens als ſolcher, überhaupt nicht ſo ganz vernachläſſigt werden ſollte, iſt für das unnatürlicheres, als eine nachgemachte Volksdichtung, eine erkünſtelte Naturpoeſie.

In wie weit die Sprache der griechiſchen Dichter im Deutſchen treu und glücklich nachgebildet werden kann; davon iſt Voſſens homeriſche Ueberſetzung ein glänzender Beweis. Sein Ideal des rhythmiſchen Ausdruckes iſt unſtreitig eben ſo reiflich überlegt, als in ſeiner Art meiſterhaft und vollkommen ausgeführt. Aber wehe dem Künſtler, welcher ſich nach den Griechen bilden will, wenn er ſich durch den großen Ueberſetzer verführen ließe! Wenn er hier, wo ſie am innigſten verſchmolzen ſind, den objektiven Geiſt von der lokalen äußern Form nicht zu ſcheiden weiß, ſo geht ſein ganzes Streben verlohren; denn über dem angeſtrengten rhythmiſchen Kunſtfang, wobey das Ziel einer völligen Gleichheit doch unerreichbar bleibt, wird der Geiſt gewiß entfliehen, der claſſiſche ſo gut, wie aller eigne. Das unſterbliche Werk des größten hiſtoriſchen Künſtlers der Modernen, die Schweizergeſchichte von Johannes Müller, iſt im größten Römiſchen Styl entworfen und ausgeführt. Im Einzelnen athmet das Werk durch und durch den ächten Sinn der Alten; im Ganzen aber verfällt es dennoch wieder ins Manierirte, weil neben dem claſſiſchen Geiſt auch die bloß zufälligen Eigenheiten des antiken Ausdrucks in hiſtoriſchen Kunſtwerken, mit aufgenommen und allzu ſehr im Einzelnen nachgemacht ſind, wodurch der Anſchein des Erkünſtelten entſteht. Klopſtock hat in den grammatiſchen Geſprächen auf eine andre von der Voſſiſchen ganz verſchiednen Art, eben ſo klar bewieſen, wie viel die deutſche Sprache in der Nachbildung des griechiſchen und römiſchen Ausdrucks höhere, geiſtige Ziel der Kunſt, und beſonders auch für das innere Weſen der Poeſie ein nicht unwichtiger und vielfach fruchtbarer Begriff. Ich nannte die höhere Poeſie, nach der darin waltenden göttlichen Idee der ewigen Hoffnung, eine Morgenröthe im Aufgange in dieſer Sphäre der geiſtigen Bildung und dichtenden Fantaſie; bemerkte aber zugleich, daß auch die wehmüthige Erinnerung, der traurende Nachblick in eine dahin geſchwundene große Vergangenheit, oder den verlornen kindlich-ſeligen Zuſtand des erſten Anfangs, nicht eigentlich damit im Gegenſatz oder gar im Widerſtreit, ſondern daß dieſes Gefühl auch nur als der Wiederſchein jener Hoffnung zu betrachten ſey, als der Reflex von der andern Seite, ſo wie ja auch der liebliche Himmelsglanz der Abendröthe der aufſtrahlenden Morgendämmerung in dem Eindruck für die Fantaſie nahe verwandt iſt. Man könnte in dieſer Hinſicht von der Poeſie und ihrem innern Weſen überhaupt ſagen, ſie ſey ein geiſtiger Nachhall der Seele, ein Strahl der wehmüthigen Erinnerung an das verlorne Paradies; nicht als ob dieſes und die Geſchichte deſſelben, ſo wie ſie uns überliefert iſt und wie ſie der brittiſche Dichter ſich erwählt und behandelt hat, der einzige oder auch nur ein beſonders glücklicher Gegenſtand für die Dichtkunſt wäre; ſondern mit Beziehung auf jenes allgemeine Paradies der Natur im ganzen Weltall, auf den verlorenen ſeligen Kindheitszuſtand der Schöpfung, ehe dieſe durch den Abfall von Gott zerrüttet ward. Ein Ton der paradieſiſchen Erinnerung, ein wehmüthiger Nachhall von dieſer himmliſchen Unſchuld und Urſchöne des Weltalls im Anfange, kann ſich als der innere belebende Geiſt, als der höhere Lebensfaden überall durch die Geſänge und kunſtreichen Darſtellungen einer nicht ganz irdiſchen Poeſie hinziehen; nicht als ob dieſer Lichtſtrahl allein ſchon den Inhalt eines vollendet entfalteten Dichterwerkes bilden ſollte oder immer bilden könnte, deſſen äußerer Stoff und Gegenſtand meiſtens ein mehr körperlicher, geſchichtlich lebendiger zu ſeyn pflegt und auch ſeyn muß; ſondern ſo wie ich es früherhin von der göttlichen Hoffnung ſagte, daß auch bey den aufs gründlichſte ausgeführten, bis auf die tiefſten Gründe und Einzelnheiten in allen Zügen genau durchforſchten und dem gemäß dargeſtellten Gemälde der Wirklichkeit, dieſelbe doch die in jener vollſtändigen Außenwelt der Darſtellung eingehüllte innere Seele des Ganzen ſeyn könnte. Wo aber in einem Werke der Darſtellung jener innere höhere Lebensfaden ganz fehlt, da wird es nur Proſa ſeyn und bleiben, wenn auch der Form nach in Verſen, Kunſt allenfalls, Witz, Geſchichte, Ironie, alles was man will, nur nicht Poeſie, deren Begriff, außer da, wo man ihn ſchon verloren hat, oder zu verlieren anfängt, nirgends von dem der Begeiſterung jemahls ganz getrennt werden kann. Eine durchaus kalte Verſtandes-Poeſie wenigſtens, wenn man ſie überhaupt noch als ſolche betrachten will, verhält ſich zu der wahren Poeſie der Begeiſterung, in jedem Fall doch nur wie der Surrogat-Glauben der reinen Vernunft zu dem lebendigen Glauben des vollen Gefühls, aus der eignen innigſten Ueberzeugung und Liebe.

Das volle Weſen der allumfaſſenden Begeiſterung nach dem hohen Platoniſchen Begriff derſelben, iſt in dem chriſtlichen Dreyklang von Glaube, Hoffnung und Liebe gleichſam nach den drey Zeitformen auseinander gelegt. Denn obgleich fach ſind, als die Verſchiedenheit der Individuen unberechenbar groß iſt; da auf der andern Seite alle jene logiſchen Irrthümer und falſchen Vernunftſchlüſſe nur die Form betreffen: ſo können die einen wie die andern ſich jedem Syſteme der Wiſſenſchaft anſchließen, wie ſie auch in jedem Verhältniß des wirklichen Lebens vorkommen; und ſo nützlich für die praktiſche Anwendung die ausführliche Zergliederung und Auseinanderſetzung auch ſonſt ſeyn könnte, ſo liegt ſie doch hier ganz außer dem Kreiſe dieſer Entwicklung. Unter den wiſſenſchaftlichen Irrthümern, zu welchen in den Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeyns, eine natürliche Anlage und Dispoſition vorhanden iſt, und die ich darum die angeborenen nannte, ſind eben nur ſolche grundfalſche Weltanſichten oder wiſſenſchaftliche Syſteme des Irrthums gemeint und zu verſtehen, welche aus der einſeitigen Richtung und der verkehrten Anwendung einer ſolchen Grundkraft hervorgehen. Es kann hiebey alſo von der dichteriſchen Fantaſie, oder auch von den pſychologiſchen Täuſchungen dieſes Seelenvermögens gar keine Rede ſeyn, ſondern bloß von einer durchaus wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft, und die ſich ganz auf dieſe Seite und in dieſes Gebiet geworfen hat, wenn die Frage iſt, welches falſche Syſtem und welcher Irrthum in der Wiſſenſchaft überhaupt oder auch in der Naturwiſſenſchaft insbeſondere, aus einer verkehrten Anwendung dieſer Kraft hervorgegangen ſeyn kann. Mir ſcheint, es iſt kein anderer als der allgemein bekannte Materialismus, die atomiſtiſche Naturanſicht, und was denn ſehr nah damit zuſammenhängt, das atomiſtiſche Denken überhaupt, wovon der beſondere ertödtende Charakter für die Philoſophie viel wichtiger und gefährlicher iſt, als jenes verrufene Natur-Syſtem, was ſich jetzt ſchon mehrentheils ſelbſt überlebt hat, und in der ehemahligen Form wenigſtens nur noch als ganz veraltet erſcheint. Für einen Vernunft-Irrthum kann man jene verkehrte atomiſtiſche Naturanſicht nicht halten oder erklären, da die Vernunft überall weit mehr nach einer unbedingten Einheit ſtrebt, als nach der unendlichen Mannichfaltigkeit dieſer erdichteten Atome, aus denen Alles zuſammengeſetzt ſeyn ſoll, wo alſo eigentlich nichts Eins, ſondern Alles in eine unzählige Menge von Einzelnheiten ſich auflöſen und zerfallen würde. Eine Verſtandestäuſchung iſt es wohl auch nicht zu nennen, da der wahre Verſtand nicht ſo bloß und allgemein, überall und zunächſt immer anatomiſch zergliedernd und zerſtückelnd verfährt, ſondern vor allen Dingen verſtehen, mithin den innern Sinn faſſen, die eigentliche Bedeutung ergründen, das Ganze begreifen und das Weſen ſelbſt nach ſeinem wahren Geiſte erkennen will, welches alles ein Lebendiges vorausſetzt und nur auf ein ſolches anwendbar iſt. Wo kein Geiſt und Leben iſt, da iſt auch nichts zu verſtehen, und jene einfachen kleinen Naturkörperchen oder nicht weiter theilbaren Weltſtäubchen würden eben ein ſolches nicht weiter erklärbares oder irgend verſtändliches Aggregat, als Grundlage der geſammten Sinnenwelt und Natur bilden. Da nun auch die materielle Zergliederung und Anatomie der ſichtbaren Gegenſtände und Stoffe, niemahls ſo weit und bis dahin, an jene unendlich kleinen Urſtücke des Daſeyns nämlich gelangen kann, die chemiſche Zerſetzung der Körper uns vielmehr auf lauter flüchtige und allem ſolchen groben Erfaſſen gänzlich entfliehende lebendige Elemente in der Natur führt; ſo iſt die ganze Hypothese für eine durchaus willkührliche und eben ſo grundloſe reine Erdichtung zu halten, wenn gleich eine höchſt unpoetiſche und völlig fantaſieloſe, vielmehr alle Fantaſie ſo wie das Leben ſelbſt ertödtende, aber dennoch eine Erdichtung; und eben darum muß ſie auch der Einbildungskraft zugeſchrieben werden, und eben in dieſem Sinne und in dieſer Beziehung ſagte ich vorhin, daß wenn die Einbildungskraft, die wiſſenſchaftliche nämlich, ſich einmahl auf dieſe Seite der handgreiflich-körperlichen Erſcheinung werfe, der daraus hervorgehende Irrthum alsdann mehr als jeder andere, ein völlig dürres und trocknes Hirngeſpinnſt und von der materiell-gröbſten Art ſey. Ich möchte es die Einbildung des Todes nennen, weil das Ganze eben doch auf dem Wahne und der Vorausſetzung beruht, daß alles todt ſey; ganz im Gegenſatz mit dem alten, ſonſt allgemein verbreiteten Naturglauben, daß alles auch in der ſichtbaren Erſcheinung und ſcheinbar todten äußern Körperwelt, innerlich belebt, lebendig und beſeelt ſey, wovon ſchon früher die Rede war. Die atomiſtiſche Naturanſicht ſelbſt, als ſolche, weiter zu bekämpfen oder ausführlich zu widerlegen, würde hier außer meinem Kreiſe liegen, da dieß ſchon ganz zur eigentlichen Naturphiloſophie gehört; und eigentlich wäre es auch wohl überflüſſig, da eine lebendige Naturphiloſophie nach einem durchaus andern, viel höhern Standpunkte ſchon längſt faſt allgemein an die Stelle jener Geiſttödtenden Naturverläugnung getreten iſt. Das Einzige dürfte allenfalls noch hiſtoriſch bemerkenswerth ſeyn, daß wenn Leibnitz jenen alten Atomen des Epikur ſeine Monaden, als eben ſo viele innerlich beſeelte und lebendige Einheiten, aus denen Alles zuſammengeſetzt ſey, entgegenſtellt, wobey jedoch im Grunde derſelbe Begriff der allgemeinen Zerſtückelung beybehalten wird, ſich auch darin wie in ſo manchen andern Zügen derſelbe Charakterzug des großen Denkers und in ſeiner Art gewiß erhabenen Geiſtes kund giebt, vermöge deſſen er den Irrthum mit einer Art von Halbheit und Connivenz behandelt, und mehr diplomatiſch zu umgehen, als aus dem Grunde wegzuräumen ſucht. — Viel tiefer eingewurzelt in allen Wiſſenſchaften, und viel verderblicher und gefahrbringender für die wahre lebendige Philoſophie als jene alten Atome und alle dieſe falſchen Natur-Syſteme von der materialiſtiſchen Art, die ihre Widerlegung ſchon in ſich ſelbſt mit ſich führen, iſt aber das atomiſtiſche Denken, zu dem allerdings auch eine natürliche Anlage und fehlerhafte Dispoſition in dem menſchlichen Erkenntnißvermögen liegt, und nach ſeiner jetzigen Beſchaffenheit darin begründet ſcheint. Die wirkliche Anatomie iſt eine ſehr achtungswürdige und höchſt fruchtbar-ergiebige Wiſſenſchaft, weil ſie gar nicht wähnt, das längſt entflohene Leben mit dem Zergliederungsmeſſer noch wieder erhaſchen zu wollen, ſondern nur in der todten Hülle die zurückgebliebenen Schriftzüge von der allgemeinen Beſchaffenheit oder dem beſondern Krankheitszuſtande dieſes hier wirkſam geweſenen Lebens nachzuweiſen und zu entziffern ſtrebt. Die todte Gedankenanatomie führt aber nicht zu ſolchen glücklichen Reſultaten, eben weil ihr das Leben, was noch da iſt, unter der zerlegenden Hand erliſcht; und aus allen Wiſſenſchaften ließen ſich Beyſpiele in Menge anführen, wie vor dem Geiſte dieſer ertödtenden Analyſe alle höhere Wahrheit entflieht.

Dieſe beyden Hauptquellen des philoſophiſchen Irrthums,

Erſte Vorleſung.

Von dem künſtlich zerlegten Bewußtſeyn im reinen Denken als dem gewöhnlichen Anfang der Philoſophie. Dagegen das ſo vollſtändig als möglich wieder vereinigte Bewußtſeyn hier. — Jene Philoſophie ohne Vorausſetzung ſeyn ſollend, — und ohne Grundlage, eigentlich auch ohne Anfang und eben darum auch ohne Ende. — Vorausſetzung des Lebens. — Jugend, Schönheit und Liebe ſind auch Elemente des Lebens, nicht bloß für die Poeſie, ſondern auch für die Philoſophie, — in Sokratiſcher Weiſe und Platoniſcher Form. — Wegen der Frauen. — Diotima. — Nicht die Schulform. — Zwiefacher Zwieſpalt des Lebens. Geviertheiltes Bewußtſeyn und dreyeiniges. — Wiederherſtellung deſſelben. Stützpuncte für dieſe: Charakter, Liebe, Sprache. In der Sprache beydes vereinigt, Fantaſie und Vernunft. Dieſes nachzuweiſen. Das Denken iſt bloß ein inneres Reden. Die Philoſophie iſt ſelbſt ein Geſpräch; — Frage und Antwort. — Urgebirge und Flötzgebirge. — Wegen der Urſprache: nicht des Paradieſes, nicht die Geiſter-Sprache. — Die Sylbe iſt mehr und früher, als der Buchſtabe. Alſo nicht bloß das Alphabet der Begriffe, — ſondern die Sprachwurzeln und Stammſylben. Grammatik des Denkens. Ewige Grundgefühle in der menſchlichen Bruſt. — Zweck der Philoſophie. Licht, Wort, und Kraft; — Klarheit. — Wort des Lebens, — und erhöhete Kraft eines neuen Lebens.

(Von dieſen Andeutungen findet ſich vieles durchſtrichen, welches wohl auf veränderte Stellung oder Abtheilung der Vorleſungen Bezug hat.)

Dritte Vorleſung.

Bey Gelegenheit der Sprachen (zu erwähnen) daß die Philoſophie, eine innere Erfahrungswiſſenſchaft, die Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, Sprachkunde — gern braucht. — Doppelter Sinn der

Erzählung vom Urſprung der Sprache aus Gott, der kindliche und der tiefere. — Flötzgebirge und Urgebirge. — Gemiſchte, abgeleitete und Urſprache. Ob Kain oder (und) Seth dieſelbe Sprache geredet? — Gabe der Sprache; — Entſtehung eines Gemäldes. — Vom Gedächtniß. Zwiſchen Verſtand und Vernunft. — Platoniſche Erinnerung und angeborne Ideen. — Erinnerung der ewigen Liebe. — Triebe und Sehnſucht. Kraft des Unendlichen hineingelegt in die Leidenſchaft. Bey der Erinnerung (zu ſprechen) von der Zeit. — Jehovah; und von dem Zeitgeiſt. — Gefühl als Schluß des Ganzen; Centrum des Bewußtſeyns. — Die Zeit iſt nur die in Unordnung gerathene, aus ihren Fugen gebrachte Ewigkeit; — nicht aber iſt die Ewigkeit Verneinung aller Zeit.

Vierte Vorleſung.

Von Zeit und Ewigkeit bey Gelegenheit der Erinnerung. Jehovah — erſchaffne Ewigkeit und unerſchaffne. — Ausdruck von der Rückkehr. Der Tod. Aufgehobne Schranke der Zeit. — Zeitgeiſt und abſoluter Vernunftgott. — Eintauchen aller Gefühle und Gegenſtände, aller Gedanken und Bilder in dieſes Meer von Liebe. — Triebe, Leidenſchaften; — zwiſchen Willen und Fantaſie. — Mann der Sehnſucht. Sehnſucht nach dem Unendlichen und Göttlichen. — Sinne; drey Sinne nur: — Gefühl überhaupt, als Centrum des Bewußtſeyns. — Alphabet des Bewußtſeyns, oder Grundriß deſſelben. — Frage wegen der Urtheilskraft. Kein eignes Vermögen. Verſtandesgefühl. — Nicht ſittliches ſondern inneres Gefühl. Begeiſterung. — Ehe als das Weſen des Menſchen; zwiſchen Geiſt und Seele, aber in Gott. — Nachträgliche Bemerkung über die Sprachen und das Alphabet. — Die Kunſt, welche auf der dreyfachen Grundlage der Erinnerung der ewigen Liebe, (gleich wehmüthiger Erinnerung des verlornen Paradieſes) der Sehnſucht nach dem Unendlichen und der Begeiſterung für das Göttliche beruht, iſt die Entdeckung der inneren Urſprache. — Die Kunſt iſt nur auf Hoffnung geſtellt, ſie iſt die Morgenröthe im Aufgang. — Malerey auch. (?) Muſik iſt am meiſten Sehnſucht. Architectur, wohin? Zur Begeiſterung. Sculptur; — architectoniſche Behandlung. Die alte Muſik iſt wohl auch mehr rhytmiſch begeiſtert als melodiſch ſehnſüchtig; — harmoniſch unendlich. — Von der dienſtbaren Poeſie, — angewandten, — überhaupt der Mode.

Fünfte Vorleſung.

Gedanke des innern Lebens zum Begriff des Bewußtſeyns geſteigert. Sprache als Stützpunct und als ſolcher auch Kunſt. — Schlüſſel im Gefühl; — nicht wie bey der Blumenſprache. — Von der Methode. Grammatiſche — Mathematiſche Grundformel. Logik. — Bey der Logik von der Rhetorik, dann von der Nachahmung der Mathematik. — Vollendung dieſes Begriffs. — Sinne nur drey. Als Anhang zu den Sinnen: die Eintheilung der Buchſtaben. — Kunſttrieb. Kunſttrieb angewandt auf die Sehnſucht. — Auch die Kunſt auf Hoffnung geſtellt. — Gefühl, — inneres, nicht ſittliches. Urtheilsvermögen. — Geiſt und Seele in Gott. Ehe als das innere Weſen des Menſchen. — Symboliſch denken. Gedankenbilden. Wiſſen. Logiſch denken. Gedankenverknüpfen. Reden; Darſtellen; Erkennen; Zerlegen. — Begriff — Urtheil — Anſchauung. (Urtheil eines Richters.) Leben. — Anſchauung. — Gegebnes. — Elektri. Magnet. Licht. — Zahlen-Philoſophie von 1—10. — Widerlegung von Spinoſa ad VI.

Sechste Vorleſung.

Alphabet des Bewußtſeyns. Etwas vom Surrogatglauben. Vernunftcredit. Vernunftdeficit. — Die wahre Wiſſenſchaft iſt erreichbar und liegt in der Mitte zwiſchen dem Verſtehen der Wahrheit (der gegebenen) und dem Erkennen des Irrthums. — Die Wiſſenſchaft iſt die zum Verſtande gekommene

Liebe. Eben darum iſt es nicht ſowohl ein Begriff, als eine Idee, die ſich von ihr geben läßt. — Zur Erkenntniß des Irrthums das Schema desſelben. Giebt es nicht auch eine Täuſchung des Verſtandes? Wohin die Unverſtändlichkeit? — Eigenſinn; dialektiſche Verneinung, Verwirrung des Zweifels, Geiſt des Widerſpruchs. Vernunfttäuſchung, Vernunftſchein der Nothwendigkeit, oder Trugbild des Unbedingten. — Täuſchung der ins Materielle geworfenen Einbildungskraft. Atomiſtik; auch in jeder andern todten Analyſe. In der Mythologie und dem Symbol iſt die Fantaſie gerade nicht täuſchend, wie man an der Mythologie ſieht. — Egoiſtiſche Willkür, Beſchränkung, angebornes Vorurtheil der Ichheit im Willen. — Im Centro ſteht die todte Gedankenformel des leeren Abſoluten. Gegenuber: die lebendige Gefühlsquelle der vollen Liebe, der gottlichen Liebe. — Regenbogen zur Kunſt; Morgenrothe, die Sonne ſeyn will.

Achte Vorleſung.

Von der funffachen Offenbarung. Gränzen der Religion und Philoſophie. Auch die Natur iſt eine Offenbarung. Gränzen des Naturlichen und Uebernatürlichen. Kunſt u. ſ. w. Heilige Schönheit. Offenbarung der Liebe. — Das Wiſſen iſt ſelbſt das lebendige Denken. — Von dem Syſtem der angebornen Irrthümer. Rechte Abſtraction von uns ſelbſt. Der Zweifel entſpringt aus der Unverſtändlichkeit, und dieſe iſt das ontologiſche Gewirre der Vernunft. Vollſtändige Idee der Wiſſenſchaft. Außer den Elementen der Wiſſenſchaft, die innere Geneſis — nach dem Elekt. Magn. Prismat. — Die äußere Form in dem logiſchen ſymboliſchen Denken; Grammatik und Alphabet des Wiſſens. — Gränzen des Wiſſens überhaupt zur Vernunft ꝛc. Weltſeele der andern Wiſſenſchaften. Alles iſt lebendiges Denken. — Schon vor der Offenbarung gehört zum Vorurtheil der Ichheit. — Grammatik auch in Anwendung auf die leiſten könne. Die Beyſpiele ſind ſo mannichfaltig, als jedes in ſeiner Art bewundernswürdig. Ihre Vortreflichkeit beſteht darin, im ächteſten und kraftvolleſten Deutſch, der Urſprache ſo treu zu ſeyn als möglich; beſonders aber in das gleiche Maß der Kürze zuſammengedrängt, oder wo möglich noch um etwas mehr abgekürzt, worauf dieſer ehrwürdige Altmeiſter Deutſcher Art und Kunſt einen beſonders hohen Werth zu legen ſcheint. In den Klopſtockiſchen Bruchſtücken ſpricht, ſich auch in den Sonderbarkeiten des Ausdrucks, mehr der freye Selbſtdichter aus; in der Voſſiſchen Art und Weiſe verdrängt die rhythmiſche Kunſt alles andre. Beyde Arten haben ihre eigenthümlichen Vorzüge und ſind für die allgemeine Verbreitung des antiken Kunſtſinns wohlthätig und vielleicht unentbehrlich geweſen. Aber erſt wenn wir von mehrern der größten alten Dichter nicht bloß eine claſſiſche Ueberſetzung in jener rhythmiſch nachgeahmten Weiſe haben werden, ſondern auch freyere Nachbildungen, oder eigne Werke, welche auch den Geiſt der alten Poeſie athmen und wiedergeben, läßt ſich ein großer Einfluß und eine durchgängige Umbildung des allgemeinen Kunſtſinnes erwarten.

Man mag der deutſchen Sprache immerhin zu dieſer, wenn gleich entfernten, Aehnlichkeit ihrer rhythmiſchen Bildung mit dem griechiſchen Versmaß Glück wünſchen. Nur täuſche man ſich nicht über die Gränzen dieſer Aehnlichkeit, welche mehr im Aeußern durch Kunſt herbey geführt, als im Innern und Weſentlichen beſtehend, und auf die Natur ſelbſt gegründet iſt. So kann zum Beyſpiel nach griechiſchen Grundſätzen ein Hexameter, welcher den Trochäus als weſentlichen Beſtandtheil auf-

Dithyrambiſche Phantaſie über die ſchönſte Situation.

Eine große Thräne fällt auf das heilige Blatt, welches ich hier ſtatt Deiner fand. Wie treu und wie einfach haſt Du ihn aufgezeichnet, den kühnen alten Gedanken zu meinem liebſten und geheimſten Vorhaben. In Dir iſt er groß geworden und in dieſem Spiegel ſcheue ich mich nicht, mich ſelbſt zu bewundern und zu lieben. Nur hier ſehe ich mich ganz und harmoniſch, oder vielmehr die volle ganze Menſchheit in mir und in Dir. Denn auch Dein Geiſt ſteht beſtimmt und vollendet vor mir; es ſind nicht mehr Züge, die erſcheinen und zerfließen: ſondern wie eine von den Geſtalten, die ewig dauern, blickt er mich aus hohen Augen freudig an und öffnet die Arme, den meinigen zu umſchließen. Die flüchtigſten und heiligſten von jenen zarten Zügen und Aeußerungen der Seele die dem, welcher das Höchſte nicht kennt, allein ſchon Seligkeit ſcheinen, ſind nur die gemeinſchaftliche Atmoſphäre unſers geiſtigen Athmens und Lebens.

Die Worte ſind matt und trübe; auch würde ich in dieſem Gedränge von Erſcheinungen nur immer das eine unerſchöpfliche Gefühl unſrer urſprünglichen Harmonie von neuem wiederholen müſſen. Eine große Zukunft winkt mich eilends weiter ins Unermeßliche hinaus, jede Idee öffnet ihren Schooß und entfaltet ſich in unzählige neue Geburten. Die äußerſten Enden der zügelloſen Luſt und der ſtillen Ahndung leben zugleich in mir. Ich erinnere mich an Alles, auch an die Schmerzen, und alle meine ehemaligen und künftigen Gedanken regen ſich und ſtehen wider mich auf. In den geſchwollnen Adern tobt das wilde Blut, der

Mund dürſtet nach Vereinigung und unter den vielen Geſtalten der Freude wählt und wechſelt die Phantaſie und findet keine, in der die Begierde ſich endlich erfüllen und endlich Ruhe finden könnte. Und dann gedenke ich wieder plötzlich und rührend der dunkeln Zeit, da ich immer wartete, ohne zu hoffen, und heftig liebte, ohne daß ich es wußte; da mein innerſtes Weſen ſich ganz in unbeſtimmte Sehnſucht ergoß und ſie nur ſelten in halb unterdrückten Seufzern aushauchte.

Ja! ich würde es für ein Mährchen gehalten haben, daß es ſolche Freude gebe und ſolche Liebe, wie ich nun fühle, und eine ſolche Frau, die mir zugleich die zärtlichſte Geliebte und die beſte Geſellſchaft wäre und auch eine vollkommene Freundin. Denn in der Freundſchaft beſonders ſuchte ich Alles, was ich entbehrte und was ich in keinem weiblichen Weſen zu finden hoffte. In Dir habe ich es Alles gefunden und mehr als ich zu wünſchen vermochte: aber Du biſt auch nicht wie die Andern. Was Gewohnheit oder Eigenſinn weiblich nennen, davon weißt Du nichts. Außer den kleinen Eigenheiten beſteht die Weiblichkeit Deiner Seele bloß darin, daß Leben und Lieben für ſie gleich viel bedeutet; Du fühlſt Alles ganz und unendlich, Du weißt von keinen Abſonderungen, Dein Weſen iſt Eins und untheilbar. Darum biſt Du ſo ernſt und ſo freudig; darum nimmſt Du alles ſo groß und ſo nachläſſig, und darum liebſt Du mich auch ganz und überläßt keinen Theil von mir etwa dem Staate, der Nachwelt oder den männlichen Freunden. Es gehört Dir Alles und wir ſind uns überall die Nächſten und verſtehn uns am beſten. Durch alle Stufen der Menſchheit gehſt Du mit mir von der ausgelaſſenſten Sinnlichkeit bis zur geiſtigſten Geiſtigkeit und nur in Dir ſah ich wahren Stolz und wahre weibliche Demuth.

Das äußerſte Leiden, wenn es uns nur umgäbe, ohne uns zu trennen, würde mir nichts ſcheinen als ein reizender Gegenſatz für große Klaſſen zu theilen. Das nämlich, ob ſie die Sinne achten und ehren, die Natur, ſich ſelbſt und die Männlichkeit: oder ob ſie dieſe wahre innere Unſchuld verloren haben, und jeden Genuß mit Reue erkaufen, bis zur bittern Gefühlloſigkeit gegen innere Mißbilligung. Das iſt ja die Geſchichte ſo vieler. Erſt ſcheuen ſie die Männer, dann werden ſie Unwürdigen hingegeben, welche ſie bald haſſen der betrügen, bis ſie ſich ſelbſt und die weibliche Beſtimmung verachten. Ihre kleine Erfahrung halten ſie für allgemein und alles Andre für lächerlich; der enge Kreis von Rohheit und Gemeinheit, in dem ſie ſich beſtändig drehen, iſt für ſie die ganze Welt, und es fällt ihnen gar nicht ein, daß es auch noch andre Welten geben könne. Für dieſe ſind die Männer nicht Menſchen, ſondern bloß Männer, eine eigne Gattung, die fatal aber doch gegen die Langeweile unentbehrlich iſt. Sie ſelbſt ſind denn auch eine bloße Sorte, eine wie die andre, ohne Originalität und ohne Liebe.

Aber ſind ſie unheilbar weil ſie ungeheilt ſind? Mir iſt es ſo einleuchtend und klar, daß nichts unnatürlicher für eine Frau ſei, als Pruderie — ein Laſter an das ich nie ohne eine gewiſſe innerliche Wuth denken kann — und nichts beſchwerlicher als Unnatürlichkeit, daß ich keine Gränze beſtimmen, und keine für unheilbar halten möchte. Ich glaube, ihre Unnatur kann nie zuverläßig werden, wenn ſie auch noch ſo viel Leichtigkeit und Unbefangenheit darin erlangt haben, bis zu einem Schein von Conſequenz und Charakter. Es bleibt doch nur Schein; das Feuer der Liebe iſt durchaus unverlöſchlich, und noch unter der tiefſten Aſche glühen Funken.

Dieſe heilige Funken zu wecken, von der Aſche der Vorurtheile zu reinigen, und wo die Flamme ſchon lauter brennt, ſie mit beſcheidenem Opfer zu nähren; das wäre das höchſte Ziel meines männlichen Ehrgeizes. Laß mich's bekennen, ich liebe nicht Dich allein, ich liebe die Weiblichkeit ſelbſt. Ich liebe ſie nicht bloß, ich bete ſie an, weil ich die Menſchheit anbete, und weil die Blume der Gipfel der Pflanze und ihrer natürlichen Schönheit und Bildung iſt.

Es iſt die älteſte kindlichſte einfachſte Religion, zu der ich zurückgekehrt bin. Ich verehre als vorzüglichſtes Sinnbild der Gottheit das Feuer; und wo giebt es ein ſchöneres, als das was die Natur tief in die weiche Bruſt der Frauen verſchloß? — Weihe Du mich zum Prieſter, nicht um es müßig zu beſchauen, ſondern um es zu befreien, zu wecken und zu reinigen: wo es rein iſt, erhält es ſich ſelber ohne Wache und ohne Veſtalinnen.

Ich ſchreibe und ſchwärme, wie Du ſiehſt, nicht ohne Salbung; aber es geſchieht auch nicht ohne Beruf, und zwar göttlichen Beruf. Was darf ſich der nicht zutrauen, zu dem der Witz ſelbſt durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab ſprach: „Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ — Und warum ſoll ich nicht aus eigner Vollmacht und

Willkühr von mir ſagen: „Ich bin des Witzes lieber Sohn;“ wie mancher Edle, der auf Abenteuer durchs Leben wanderte, von ſich ſagte: „Ich bin des Glückes lieber Sohn.“ —

Uebrigens wollte ich eigentlich davon reden, welchen Eindruck dieſer phantaſtiſche Roman auf die Frauen machen würde, wenn der Zufall oder die Willkühr ihn fände und öffentlich aufſtellte. Es wäre auch in der That unſchicklich, wenn ich Dir nicht in aller Kürze mit einigen kleinen Beweiſen von Weiſſagung und Divination aufwartete, um mein Recht auf die Prieſterwürde darzuthun.

Verſtehen würden mich Alle, keine ſo mißverſtehen und ſo mißbrauchen wie die uneingeweihten Jünglinge. Viele würden mich beſſer verſtehen als ich ſelbſt, aber nur Eine ganz, und die biſt Du. Alle übrigen hoffe ich wechſelsweiſe anzuziehen und abzuſtoßen, oft zu verletzen und eben ſo oft zu verſöhnen. Bei jeder gebildeten wird der Eindruck ganz verſchieden, und ganz eigen ſein; ſo eigen und ſo verſchieten und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu ſind die Zweideutigkeiten auch gut, nur ſind ſie ſo ſelten zweideutig, und wenn ſie es nicht ſind und nur einen Sinn zulaſſen, das iſt eben nicht unſittlich, aber zudringlich und platt. Leichtfertige Geſpräche müſſen geiſtig und zierlich und beſcheiden ſein, ſo viel als möglich; übrigens aber ruchlos genung.

Lucinde. Das iſt gut, aber was ſollen ſie grade in der Geſellſchaft?

Julius. Sie ſollen das Geſpräch friſch erhalten wie das Salz an den Speiſen. Es fragt ſich gar nicht, warum man ſie ſagen ſoll, ſondern nur wie man ſie ſagen ſoll. Denn laſſen kann und darf man's doch nicht. Es wäre ja grob mit einem reizenden Mädchen ſo zu reden, als ob ſie ein geſchlechtsloſes Amphibion wäre. Es iſt Pflicht und Schuldigkeit immer auf das anzuſpielen, was ſie iſt und ſein wird; und ſo unzart, ſteif und ſchuldig, wie die Geſellſchaft einmal beſteht, iſt es wirklich eine komiſche Situation, ein unſchuldiges Mädchen zu ſein.

Lucinde: Das erinnert mich an den berühmten Buffo, der ſelbſt oft ſehr traurig war, während er Alle zu lachen machte.

Julius. Die Geſellſchaft iſt ein Chaos, das nur durch Witz zu bilden und in Harmonie zu bringen iſt; und wenn man nicht ſcherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenſchaft, ſo ballt ſie ſich in dicke Maſſen und verfinſtert Alles.

Lucinde. So mögen hier wohl Leidenſchaften in der Luft ſein: denn es iſt beinah finſter.

Julius. Gewiß haben Sie Ihre Augen zugeſchloſſen, Dame meines Herzens! Sonſt wurde eine allgemeine Klarheit unfehlbar das Zimmer durchſtrahlen.

Lucinde. Wer iſt wohl leidenſchaftlicher, Julius! ich oder Du?

Julius. Wir ſind's Beide genug. Ohne das möchte ich nicht leben. Und ſieh! darum könnte ich mich mit der Eiferſucht ausſöhnen. Es iſt Alles in der Liebe: Freundſchaft, ſchöner Umgang, Sinnlichkeit und auch Leidenſchaft;

nimmt, durchaus kein epiſches Metrum ſeyn, deſſen Richtung nothwendig ganz unbeſtimmt ſeyn muß, damit auch ſeine Dauer ganz unbeſchränkt ſeyn könne. *) Die endloſe Bewegung in einer beſtimmten Richtung aber, der epiſche Gebrauch eines lyriſchen oder dramatiſchen Rhythmus, wie es der Trochäus nach der antiken Verskunſt unabänderlich iſt, erzeugt nothwendig unendliche Einförmigkeit, und ermüdet endlich auch die aufmerkſamſte Theilnahme. Die muſikaliſchen Grundgeſetze des alten Rythmus ſcheinen überhaupt von denen der modernen Verskunſt ſo abſolut verſchieden, wie der Charakter der griechiſchen Muſik, und das griechiſche Verhältniß der Poeſie und Muſik von dem unſrigen. Sollte nun auch die griechiſche Verskunſt, unter gewiſſen Vorausſetzungen, in jenem beſondern rhythmiſchen Sprach-Element, nach einem ſtrengen Geſetz und innrer Conſequenz regelmäßig entfaltet und objektiv ſeyn, ſo kann doch dieſe aus lokaler Eigenthümlichkeit hervorgegangene Weiſe und Regel für uns keine Autorität haben; am wenigſten aber die Theorie der griechiſchen Muſiker, allerdings ſonſt ein unentbehrliches Hülfsmittel zur richtigen Erklärung der Dichter-Praxis, und zum Studium des Rhythmus ſelbſt, unſre Norm ſeyn. Durch die äußre Form und den Buchſtaben gelangen wir überhaupt niemals zu dem Geiſt der Alten, da wir doch unſre Natur, ſo wie die unſrer

---

*) Seit dieſer Zeit hat A. W. Schlegel die rhythmiſche Kunſt dahin erweitert, daß er im elegiſchen Gedicht, ganz nach antiker Weiſe, alle Trochäen vermied. Daß dieſes aber auch in einem längern epiſchen Gedicht durchgeführt werden könnte, iſt wohl nicht leicht denkbar.

und es muß Alles darin ſein, und Eins das Andere verſtärken und lindern, beleben und erheben.

Lucinde. Laß Dich umarmen, Du Treuer!

Julius. Aber nur unter einer Bedingung kann ich Dir die Eiferſucht erlauben. Ich habe oft gefühlt, daß eine kleine Doſis von gebildetem, verfeinertem Zorn einen Mann nicht übel kleidet. Vielleicht iſt's Dir ſo mit der Eiferſucht.

Lucinde. Getroffen! und alſo brauche ich ſie nicht ganz abzuſchwören.

Julius. Wenn ſie ſich nur immer ſo ſchön und ſo witzig äußerte wie heute bei Dir!

Lucinde. Findeſt Du das? Nun wenn Du das Nächſtemal ſchön und witzig auffährſt, werde ich Dirs auch ſagen und Dich loben.

Julius. Sind wir nun nicht würdig, die beleidigten Götter zu verſöhnen?

Lucinde. Ja, wenn Dein Discurs ganz zu Ende iſt, ſonſt ſage noch das Uebrige. —

Lehrjahre der Männlichkeit.

Pharao zu ſpielen mit dem Anſcheine der heftigſten Leidenſchaft und doch zerſtreut und abweſend zu ſein; in einem Augenblicke von Hitze alles zu wagen und ſobald es verloren war, ſich gleichgültig wegzuwenden: das war nur eine von den ſchlimmen Gewohnheiten, unter denen Julius ſeine wilde Jugend verſtürmte. Dieſe eine iſt genug, den Geiſt eines Lebens zu ſchildern, welches in der Fülle der empörten Kräfte ſelbſt den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthielt. Eine Liebe ohne Gegenſtand brannte in ihm und zerrüttete bekanntes Gefühl, daß dieſer Gegenſtand allein der rechte, und dieſer Eindruck ewig ſei. Der erſte Anblick ſchon entſchied, beim zweiten wußte er's, und ſagte ſich's, daß es nun gekommen und wirklich da ſei, was er ſo lange dunkel erwartet hatte. Er erſtaunte, und erſchrack, denn wie er dachte, daß es ſein höchſtes Gut ſein würde, von ihr geliebt zu werden und ſie ewig zu beſitzen, ſo fühlte er zugleich daß dieſer höchſte und einzige Wunſch ewig unerreichbar ſei. Sie hatte gewählt und hatte ſich gegeben; ihr Freund war auch der ſeinige, und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute, er wußte Alles genau, was ihn unglücklich machte, und urtheilte mit Strenge über ſeinen eignen Unwerth. Gegen dieſen wandte ſich die ganze Kraft ſeiner Leidenſchaft. Er entſagte der Hoffnung und dem Glück, aber er beſchloß, es zu verdienen, und Herr über ſich ſelbſt zu werden. Nichts verabſcheute er ſo ſehr, als den Gedanken, das Geringſte von dem was ihn erfüllte, auch nur durch ein undeutliches Wort durch einen verſtohlnen Seufzer zu verrathen. Gewiß wäre auch jede Aeußerung widerſinnig geweſen, und da er ſo heftig, ſie ſo fein, und das Verhältniß ſo zart war, hätte ein einziger Wink, von denen, die unwillkührlich ſcheinen, und doch bemerkt ſein wollen, immer weiter führen, und Alles verwirren müſſen. Darum drängte er alle Liebe in ſein Innerſtes zurück, und ließ da die Leidenſchaft wüthen, brennen und zehren; aber ſein Aeußeres war durchaus verwandelt, und ſo gut gelang ihm der Schein der kindlichſten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewiſſen brüderlichen Härte, die er annahm, damit er nicht aus dem Schmeichelhaften ins Zärtliche fallen möchte, daß ſie nie den leiſeſten Argwohn ſchöpfte. Sie war heiter und leicht in ihrem Glück, ſie ahnete nichts, ſcheute alſo nichts, ſondern ließ ihrem Witz und ihrer Laune freies Spiel, wenn ſie ihn unliebenswürdig fand. Ueberhaupt lag in ihrem Weſen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen ſein kann, jede Gottähnlichkeit und jede

Unart, aber Alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte ſich jede einzelne Eigenheit, als ſei ſie nur für ſich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Miſchung ſo ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geiſt beſeelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derſelben Stunde irgend eine komiſche Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauſpielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorleſen mit der hinreißenden Würde eines kunſtloſen Geſanges. Bald wollte ſie in Geſellſchaft glänzen und tändeln, bald war ſie ganz Begeiſterung, und bald half ſie mit Rath und That, ernſt, beſcheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art ſie zu erzählen ſo reizend wie ein ſchönes Mährchen. Alles umgab ſie mit Gefühl und Witz, ſie hatte Sinn für Alles, und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren ſüß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenſchaftlichſte Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und ſie erwiderte auch die Frage, welche nicht geſagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von ſelbſt Geſpräche und während dem ſteigenden Intereſſe ſpielte auf ihrem feinen Geſichte eine immer neue Muſik von geiſtvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieſelben glaubte man zu ſehen, wie ſie ſich bei dieſer oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, ſo durchſichtig und ſeelenvoll ſchrieb ſie, was ſie als Geſpräch gedacht hatte. Wer ſie nur von dieſer Seite kannte, hätte denken können, ſie ſei nur liebenswürdig, ſie würde als Schauſpielerin bezaubern müſſen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maaß und Reim, um zarte Poeſie zu werden. Und doch zeigte eben dieſe Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erſtaunen, und das war auch der hohe Geſichtspunkt, aus dem ſie den Werth der Menſchen beurtheilte.

große Chaos ſtreitender Geſtalten in ein harmoniſches Meer der Vergeſſenheit. Wenn der Strahl des Glücks ſich in der letzten Thräne der Sehnſucht bricht, ſchmückt Iris ſchon die ewige Stirn des Himmels mit den zarten Farben ihres bunten Bogens. Die lieblichen Träume werden wahr, und ſchön wie Anadyomene heben ſich aus den Wogen des Lethe die reinen Maſſen einer neuen Welt und entfalten ihren Gliederbau in die Stelle der verſchwundnen Finſterniß. In goldner Jugend und Unſchuld wandelt die Zeit und der Menſch im göttlichen Frieden der Natur, und ewig kehrt Aurora ſchöner wieder.

Nicht der Haß, wie die Weiſen ſagen, ſondern die Liebe trennt die Weſen und bildet die Welt, und nur in ihrem Licht kann man dieſe finden und ſchauen. Nur in der Antwort ſeines Du kann jedes Ich ſeine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verſtand den innern Keim der Gottähnlichkeit entfalten, ſtrebt immer näher nach dem Ziele und iſt voll Ernſt, die Seele zu bilden, wie ein Künſtler das einzig geliebte Werk. In den Myſterien der Bildung ſchaut der Geiſt das Spiel und die Geſetze der Willkühr und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt ſich, und den überraſchten Künſtler ergreift ein freudiger Schauer im Bewußtſein eigner Unſterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp.

Zwei Briefe.

I.

Iſt es denn wahr und wirklich, was ich ſo oft in der Stille wünſchte und nicht zu äußern wagte? — Ich ſehe das Licht einer heiligen Freude auf Deinem Antlitz lächeln, und beſcheiden giebſt Du mir die ſchöne Verheißung.

Du wirſt Mutter ſein! —

Lebe wohl Sehnſucht und Du leiſe Klage, die Welt iſt wieder ſchön, jetzt liebe ich die Erde, und die Morgenröthe eines neuen Frühlings hebt ihr Roſenſtrahlendes Haupt über mein unſterbliches Daſein. Wenn ich Lorbeern hätte, würde ich ſie um Deine Stirne flechten, um Dich einzuweihen zu neuem Ernſt und zu neuer Thätigkeit; denn auch für Dich beginnt nun ein anderes Leben. Dafür gieb Du mir den Myrthenkranz. Es ſteht mir wohl an, mich jugendlich zu ſchmücken mit dem Sinnbilde der Unſchuld, da ich im Paradieſe der Natur wandle. Was vorher war zwiſchen uns, iſt nur Liebe geweſen und Leidenſchaft. Nun hat uns die Natur inniger verbunden, ganz und unauflöslich. Die Natur allein iſt die wahre Prieſterin der Freude; nur ſie verſteht es ein hochzeitliches Band zu knüpfen. Nicht durch eitle Worte ohne Seegen, ſondern durch friſche Blüthen und lebendige Früchte aus der Fülle ihrer Kraft. Im endloſen Wechſel neuer Geſtalten flicht die bildende Zeit den Kranz der Ewigkeit, und heilig iſt der Menſch, den das Glück berührt, daß er Früchte trägt und geſund iſt. Wir ſind nicht etwa taube Blüthen unter den Weſen, die Götter wollen uns nicht ausſchließen aus der großen Verkettung aller wirkenden Dinge, Sprache weder aufgeben können, noch ganz umzuſchaffen vermögen; wo aber der Geiſt erfaßt und verſtanden worden, da wird auch die innre ſchöne Form zugleich mit gefunden und erreicht.

Noch immer iſt ein gewiſſes unächtes Fantom nicht ganz verſchwunden, welches von denen als die eigentliche claſſiſche Herrlichkeit, und vermeyntes Idol antiker Dichtkunſt verehrt wird, welche durch ein künſtliches Schnitzwerk gedrechſelter Redensarten unſterblich zu werden hoffen. Aber nichts iſt weniger claſſiſch als Künſteley, überladner Schmuck, froſtige Pracht, und ängſtliche Peinlichkeit. Die überfleißigen Werke der gelehrten Alexandriner fallen ſchon in das Zeitalter des Verfalls und der Nachahmung. Die vortrefflichſten Gebilde der beſten Zeit hingegen ſind zwar mit Sorgfalt und ſcharfem Urtheil ausgeführt, und auch mit Beſonnenheit, aber doch in höchſter, ja trunkner Begeiſterung entworfen. Die große Zahl der Werke der größten Dramatiker beweiſet ſchon, daß ſie nicht ängſtlich gedrechſelt, ſondern frey gedichtet wurden; und daß die Länge der Zeit und die Maſſe der aufgewandten Arbeit nicht der Maßſtab für den Werth eines Kunſtwerks ſey. Nicht in der äußern Form und angenommenen Manier der antiken Sprache und des ſogenannten claſſiſchen Ausdrucks, oder ſonſt irgend in willkührlichen Regeln und bloß zufälligen Eigenſchaften, ſondern in dem Geiſt und der innern Idee des Schönen beruht und beſteht das Weſen der alten Kunſt, ſo wie ihr Gegenſatz mit der neuern Poeſie.

Nur einige wenige Ausnahmen unter den modernen Dichtern kann man nach dem Grade der Annäherung

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09704/028

und geben uns deutliche Zeichen. So laß uns denn unſere Stelle in der ſchönen Welt verdienen, laß uns auch die unſterblichen Früchte tragen, die der Geiſt und die Willkühr bildet, und laß uns eintreten in den Reigen der Menſchheit. Ich will mich anbauen auf der Erde, ich will für die Zukunft und für die Gegenwart ſäen und erndten, ich will alle Kräfte brauchen, ſo lange es Tag iſt, und mich dann am Abend in den Armen der Mutter erquicken, die mir ewig Braut ſein wird. Unſer Sohn, der kleine ernſthafte Schalk wird um uns ſpielen, und manchen Muthwillen gegen Dich mit mir ausſinnen.

Du haſt Recht, das kleine Landgut müſſen wir durchaus kaufen. Es iſt gut, daß Du gleich die Anſtalten getroffen haſt, ohne auf meine Entſcheidung zu warten. Richte Alles ein, wie es Dir gefällt; nur nicht gar zu ſchön, wenn ich bitten darf, aber auch nicht zu nützlich und vor allen Dingen nicht zu weitläuftig.

Wenn Du nur Alles ganz nach Deinem eignen Sinn machſt, und Dir nichts einreden läßt von Gewöhnlichem und Schicklichem, ſo wird es ſchon recht ſein, wie es ſein muß und wie ich's wünſche, und ich werde eine herrliche Freude haben über das ſchöne Eigenthum. Was ich ſonſt brauchte, hatte ich gedankenlos und ohne Gefühl von Beſitz. Leichtſinnig lebte ich über die Erde weg, und war nicht einheimiſch auf ihr. Nun hat das Heiligthum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben. Ich ſchwebe nicht mehr im leeren Raum einer allgemeinen Begeiſterung, ich gefalle mir in der freundlichen Beſchränkung, ich ſehe das Nützliche in einem neuen Lichte und finde Alles wahrhaft nützlich, was irgend eine ewige Liebe mit ihrem Gegenſtande vermählt, kurz Alles was zu einer ächten Ehe dient. Die äußerlichen Dinge ſelbſt flößen mir Hochachtung ein, wenn ſie in ihrer Art tüchtig ſind, und Du wirſt am Ende noch frohlockende Lobreden auf den Werth eines eigenen Heerdes und über die Würde der Häuslichkeit von mir hören.

Ich verſtehe jetzt Deine Vorliebe für's Landleben, ich liebe ſie an Dir, und ich fühle wie Du. Ich mag ſie gar nicht mehr ſehn, dieſe unbeholfenen Klumpen von Allem was verderbt und krank iſt in der Menſchheit; und wenn ich ſie im Allgemeinen denken will, erſcheinen ſie mir wie wilde Thiere an der Kette, die nicht einmal frei wüthen können. Auf dem Lande können die Menſchen doch noch beiſammen ſein, ohne ſich häßlich zu drängen. Da könnten, wenn Alles wäre wie es ſollte, ſchöne Wohnungen und liebliche Hütten wie friſche Gewächſe und Blumen den grünen Boden ſchmücken und einen würdigen Garten der Gottheit bilden.

Freilich werden wir auch auf dem Lande die Gemeinheit wieder finden, die noch überall herrſcht. Es ſollte eigentlich nur zwei Stände unter den Menſchen geben, den bildenden und den gebildeten, den männlichen und den weiblichen, und ſtatt aller künſtlichen Geſellſchaft eine große Ehe dieſer beiden Stände, und allgemeine Brüderſchaft aller Einzelnen. Statt deſſen ſehen wir nur eine Unzahl von Rohheit, und als unbedeutende Ausnahme einige die durch Mißbildung verkehrt ſind! Aber in der freien Luft kann doch das Einzelne, was ſchön und gut iſt, nicht ſo erdrückt werden durch die ſchlechte Maſſe und durch den Schein ihrer Allmacht.

ſchen ein ſtetes Bilden und Sinnen über das ſchöne Räthſel ſeiner Beſtimmung. Er beſtimmt ſie immer neu, denn eben das iſt ſeine ganze Beſtimmung, beſtimmt zu werden und zu beſtimmen. Nur in ſeinem Suchen ſelbſt findet der Geiſt des Menſchen das Geheimniß, welches er ſucht.

Was iſt denn aber das Beſtimmende oder das Beſtimmte ſelbſt? In der Männlichkeit iſt es das Namenloſe. Und was iſt das Namenloſe in der Weiblichkeit? — das Unbeſtimmte.

Das Unbeſtimmte iſt geheimnißreicher, aber das Beſtimmte hat mehr Zauberkraft. Die reizende Verwirrung des Unbeſtimmten iſt romantiſcher, aber die erhabene Bildung des Beſtimmten iſt genialiſcher. Die Schönheit des Unbeſtimmten iſt vergänglich wie das Leben der Blumen und wie die ewige Jugend ſterblicher Gefühle; die Energie des Beſtimmten iſt vorübergehend wie das ächte Ungewitter und die ächte Begeiſterung.

Wer kann meſſen und wer kann vergleichen was Eines wie das Andere unendlichen Werth hat, wenn Beides verbunden iſt in der wirklichen Beſtimmung, die beſtimmt iſt, alle Lücken zu ergänzen und Mittlerin zu ſein zwiſchen dem männlichen und weiblichen Einzelnen und der unendlichen Menſchheit?

Das Beſtimmte und das Unbeſtimmte und die ganze Fülle ihrer beſtimmten und unbeſtimmten Beziehungen; das iſt das Eine und Ganze, das iſt das Wunderlichſte und doch das Einfachſte, das Einfachſte und doch das Höchſte. Das Univerſum ſelbſt iſt nur ein Spielwerk des Beſtimmten und des Unbeſtimmten, und das wirkliche Beſtimmen des Beſtimmbaren iſt eine allegoriſche Miniatur auf das Leben und Weben der ewig ſtrömenden Schöpfung.

Mit ewig unwandelbarer Symmetrie ſtreben Beide auf entgegengeſetzten Wegen ſich dem Unendlichen zu nähern und ihm zu entfliehen. Mit leiſen aber ſichern Fortſchritten erweitert das Unbeſtimmte ſeinen angebohrnen Wunſch aus der ſchönen Mitte der Endlichkeit ins Gränzenloſe. Das vollendete Beſtimmte hingegen wirft ſich durch einen kühnen Sprung aus dem ſeeligen Traum des unendlichen Wollens in die Schranken der endlichen That und nimmt ſich ſelbſt verfeinernd immer zu an großmüthiger Selbſtbeſchränkung und ſchöner Genugſamkeit.

Auch in dieſer Symmetrie offenbart ſich der unglaubliche Humor, mit dem die conſequente Natur ihre allgemeinſte und einfachſte Antitheſe durchführt. Selbſt in der zierlichſten und künſtlichſten Organiſation zeigen ſich dieſe komiſchen Spitzen des großen Ganzen mit ſchalkhafter Bedeutſamkeit wie ein verkleinertes Portrait und geben aller Individualität, die allein durch ſie und den Ernſt ihrer Spiele entſtehet und beſtehet, die letzte Rundung und Vollendung.

Durch dieſe Individualität und jene Allegorie blüht das bunte Ideal witziger Sinnlichkeit hervor aus dem Streben nach dem Unbedingten.

Nun iſt Alles klar! Daher die Allgegenwart der namenloſen unbekannten Gottheit. Die Natur ſelbſt will den ewigen Kreislauf immer neuer Verſuche; und ſie will auch, daß jeder Einzelne in ſich vollendet einzig und neu ſei, ein treues Abbild der höchſten untheilbaren Individualität.

Sich zu vertiefen in dieſer Individualität nahm die Reflexion eine ſo individuelle Richtung, daß ſie bald anfing aufzuhören und ſich ſelbſt zu vergeſſen.

nes wenigſtens zu einem leidlich verſtändlichen Ganzen zu machen. Horche alſo, ob ich mich dieſes Führers und Deiner lehrenden Liebe würdig beweiſe, und richte nicht mit Härte, denn Du ſollſt mich alle Zeit vor dem Bewußtſein Deiner Kräfte gedemüthigt finden, wenn die verzogene und verbildete Weiblichkei des Gewöhnlichen mich zu überſchreiten ſucht.

Ob ich ſo ſehr Weib bin, wie Du Mann, vermag nur ein höherer Geiſt zu entſcheiden, aber das weiß ich mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß Du meine Weiblichkeit nicht mehr genoſſen haſt, als ich Deine Männlichkeit. Was kann ich denn Großes vollbringen? Ruht nicht die höchſte That in Deiner Mannheit, iſt das Zeichen Deines Weſens nicht das älteſte und edelſte Sinnbild der Natur? Wenn die Symbolidee der indiſchen Naturweisheit ſich auf die höchſte Stufe geſchwungen hatte, ſo vermochte ſie nur einen höchſt ungemeſſenen Körper mit vielen Brüſten darzuſtellen, um die allnährende Kraft der Natur zu bezeichnen, indeſſen dem tieferen zum objectiven Schönen und nach der Idee von dieſem würdigen. Im Ganzen aber iſt noch immer das Intereſſante der vorherrſchende moderne Maßſtab des Kunſtwerthes. Dieſen Geſichtspunkt auf die griechiſche Poeſie übertragen, heißt ſie ganz modern nehmen und auffaſſen. Wer den Homer nur intereſſant findet, der faßt ſeinen Werth nicht. Die homeriſche Welt bildet ein eben ſo vollſtändiges als leichtfaßliches Gemählde; der urſprüngliche Zauber der Heldenzeit wird unſtreitig in dem Gemüthe, welches mit den Zerrüttungen der Mißbildung bekannt iſt, ohne doch den Sinn für Natur ganz verlohren zu haben, unendlich erhöht; und ein unzufriedner Bürger unſres Jahrhunderts kann leicht in der griechiſchen Anſicht jener reizenden Einfalt, und Innigkeit des Lebens alles zu finden glauben, was er entbehren muß. Eine ſolche ſentimentale Anſicht des ehrwürdigen Dichters, etwa in der Stimmung von Werthers Leiden, iſt kein reiner Genuß des Schönen, keine ächte Würdigung der heitern homeriſchen Kunſt, und möchte allenfalls nur für die oſſianiſchen Geſänge anpaſſend ſeyn. Wer ſich nur an dem Gegenſatz und Contraſt eines Kunſtwerks mit der ihn umgebenden wirklichen Welt, erfreut und nur davon angezogen fühlt, der traveſtirt es eigentlich in Gedanken, ſeine Stimmung mag nun ſcherzhaft oder auch ſehr ernſthaft ſeyn. Am wenigſten darf die Autorität, auf welche nur die vollſtändige, vollkommne und ſchöne Anſchauung Anſprüche hat, auf die einſeitige bloß intereſſante Anſicht eines aus ſeinem Zuſammenhange herausgeriſſenen Theils derſelben übertragen werden.

Nicht dieſer und jener, nicht ein einzelner Lieblings-

Sinne ein höchſt einfaches Symbol für die ganze und ſtarke Belebung alles Daſeins genügte. Und hat dieſe Vorſtellung etwas ſo Unzartes und Unſchönes gehabt, als jene; iſt ſie durch ihre Ehrwürdigkeit nicht ſelbſt für die Kunſt geweiht und erſcheint daher überall in vollendeter Heiligkeit und Reinheit? Siehe, Liebſter, dieſer Dienſt vor Deinem Geſchlechte iſt mir, Deinem natürlichen Weibe voll Kunſt und Liebe durch Geſchichte und fernſtes Alterthum angewieſen und ich darf mich auf meine Freiheit, die kein Sonnenſtäubchen mit der Rohheit gemein hat, um ſo dringender berufen, als Du auf die Deinige, um mein Geſchlecht anzubeten.

Als Du mir unter Deinen Kunſtſammlungen einſt auch Deine Paſten und Gemmen zeigteſt, wovon ich in meiner landſchaftlichen Iſolirung aus ſeltſamer Grille bei doch ſo großer Neigung noch wenig Notiz genommen, zogſt Du mit ſchalkhafter Miene lächelnd eine davon hervor, und fragteſt mich, ob ich wohl den Sinn und Inhalt begriffe? Da durchbebte es mich mit namenloſer Inbrunſt, Dein ganzes Weſen ſchien von einem Heiligenſcheine umfloſſen und ich vermochte nichts, als Dich mit meiner ganzen Weiblichkeit zu umarmen. Ich ſank vor Dir in Demuth zuſammen und umfaßte, Zeit und Raum vergeſſend, in namenloſer Inbrunſt Deinen Körper. Reiner und unſchuldiger hat nie eine Prieſterin ihr Amt verrichtet, als ich vor dem Stolze Deiner Würde kniete. Ich fühlte mich ſo klein und Dich ſo groß in der Schöpfung. Auch Du warſt ſprachlos, bis ſich Dir leiſe endlich die Lippen öffneten. Du begreifſt? Ich begreife, ſagte ich. O, Du biſt Alles, das ganze Weltall iſt nur durch — durch Uns, fielſt Du mir in die Rede. Jetzt betrachteten wir, ich ganz glühend und liebend um Deinen Leib geſchlungen, die ruhende Nymphe und den mit dem reinſten und edelſten Symbol drollig ernſthaft vor ſie hintretenden Satyr. Welche Schönheit ruht in dieſem Ausdrucke, welche Tiefe der Weisheit und Empfindung in dieſer

Vorſtellung; der würdevollſte Dienſt im Tempel der Allmacht und Natur! Welche Worte lieſt man in den Mienen des Satyrs, der hier der ernſthafteſte Mann von der Welt iſt? Siehe, ſpricht er zur freundlich blickenden Nymphe, ſiehe, dieſes Zeichen bürgt Dir für die Erhaltung der Menſchheit! Und die Dirne horcht voll Sehnſucht, ihre Augen verklären ſich zu einem wollüſtigen Feuer, während ihr Lächeln den ganzen, balſamiſchen Reiz der Sinnlichkeit athmet. Welche feine Erfindung, welches köſtliche Bild!

Doch, ich habe mich verloren, auf Abwege, die ſo lockend und blumenreich waren, beſtreut mit einer Art himmliſchduftender Roſen, deren Namen ich nicht zu nennen wage. Ich wollte Dir eine flüchtig entworfene Phantaſie über die höchſte That geben, die Du gleichſam als einen Pendant zu Deiner dithyrambiſchen Phantaſie über die ſchönſte Situation betrachten und hinnehmen magſt. Damit Du aber nicht glaubſt, daß ich, ungeachtet Deiner holden glänzenden Strom ſehe, wird jede Sehnſucht nach Deiner Nähe ein Kuß, den ſie ſelbſt wie laues Luftchen in die Ferne trägt.

Die Natur iſt hier in einem großartigen Style gedacht, und das iſt es eben, was meiner Empfindung ſo unendlichen Reiz gewährt. Wenn ein friſcher Morgenregen die Herzen aller Gewächſe und Blüthen mit Erquickung erfreut und geſtillt, und der ſüße Duft ihrer Freude in der ganzen Gegend mich umwallt, ſo laufe ich in meiner leichten, aber mir noch ſehr überflüſſigen Bekleidung, die Du immer ſchiltſt, hinaus, und gucke lächelnd hinter jedes Gebüſch, das tauſend Perlen auf ſeinen Blättern trägt, als mußte ich Dich dort finden, um mich in die allgemeine Sehnſucht und den Genuß der Geſchöpfe mit unſerer Befriedigung zu miſchen, und ſchmolle dann über meine ſelbſtgemachte Täuſchung.

Ich glaube doch, wir erlöſen noch die Geſchöpfe und dann hat es ein Ende mit dem Seufzen und Sehnen der Creatur. Wie kannſt Du aber nur ſolche Launen und Grillen haben, als Du ſie geſtern ermattet kaum auszuſprechen vermochteſt. Liebſter, wo hört denn das Träumen auf und fängt das Wachſein an. Stehen wir nicht Beide in einem Kreiſe, um den ſich Alles, Thal und Geſchichte und die ganze Menſchheit dreht? — Wahrheit und Treue ſind in der Liebe zwei Dinge, die ſich nicht wohl von einander trennen laſſen.

Du brauchſt mich um Nichts mehr zu bitten, alſo auch um den nöthigen Verſtand und die Klugheit nicht. Der Genuß des Genuſſes iſt die höchſte Weisheit, welche wir uns errungen haben. Findeſt Du eine höhere in der Offenbarung der Natur!

Alle Gewalt der Muſik will ich glauben, ſelbſt daß ſie goldmähnige Löwen bezwungen und weite Städte mit Handel und Wandel gegründet ſeit der köſtlichen Situation dieſer Nacht. Es war freilich nicht die ſchönſte, aber doch die herrlichſte, welche die Muſik, das ſchwärmeriſche Kind, ihren Lieben aufſpart.

Es war eine göttliche Nacht, die ſüße weichkehlige Nachtigall flüſterte ihre Klagen, ihre Sehnſucht ohne Ruhe durch's Gebüſch, und der Mond goß die ſanfte Welle ſeines Lichtes über Land und Gewäſſer, über Thal und Hügel, daß das träumende Thier ſich kaum in Grube und Verſteck zurückhalten mochte. Ich ließ den ſilbernen Schein frei über meine Glieder fließen und horchte der Natur. Da ſchwieg plötzlich die zauberiſche Sängerin, und als ſie den Wunſch nach Deiner Gegenwart ſo lebendig in meiner Seele gemacht, hörte ich den ſchwellenden Ton Deiner Flöte in wunderbarer Macht. Die Welle des ſüßeſten Klanges drang wie der goldene Regenſtrahl des Zeus grade auf mich ein, und legte und ſchmiegte ſich wie Leda's Schwan mit koſendem Balſam an meinen Schooß.

Einziger Mann, ſollteſt Du nicht ein Echo des unverhofften Glückes empfunden haben? Bebte es nicht leiſer und leiſer durch Deine Bruſt, und jede Nerve, die die Sehnſucht nach meiner Gegenwart zum Ziele hatte? Die Täuſchung war reizend, aber doch voll Unluſt. Im ſchmeichleriſchen Wahne und Vergeſſen drückte ich das weiche Kiſſen, auf welchem Du ſo oft meinen und des Werdenden Herzſchlägen horchteſt, an meine Bruſt, und warf es dann weit hinaus vor mir, aus Verdruß, über Betrug, Tücke und Alles.

doch unbeholfen mädchenhaft und von roher Keuſchheit. Es war die gute deutſche Natur, welche ſich in dem Urwald der Eichen ein Mal erkaltet hat, und nun niemals wieder in die Atmosphäre eines warmen gluthauchenden Lebens hinüber gelangen kann. Er hatte noch keinen Begriff von der Idee und Wahrheit des Lebens, und dieſes grade war es, was Lucinde mit Wehmuth erfüllte. Er ſprach mit Entzücken von der grünen Flur und den dunkelblauen Veilchen darauf, von der kühlen Waldluft und dem weichen, auf Buſch und Eichen ſchlummernden Mondſchein, aber immer in verſchwebender Sentimentalität, ohne klaren Liebreiz der Empfindung und tiefere Ahnung des Lebensgenuſſes.

Das Verhältniß der Geſchlechter war ihm ein finſteres und abſcheuliches Myſterium. Er vermied abſichtlich jede Entdeckung, welche ihm ein unkeuſches Geheimniß auf's Herz legen konnte.

Lucinde bemerkte mit Abſcheu die ungeheure Kluft, welche hier bereits zwiſchen der Geſellſchaft und reinen Menſchheit obwaltete. Um das Gemüth wo möglich in den natürlichen Hafen des Lebens einzuleiten, bedurfte es von ihrer Seite der geſchickteſten Aufmerkſamkeit und der feinſten Combination des natürlichen männlichen Sinnes.

Noch mehr aber begriff ſie vollkommen das Gefährliche dieſer Situation. Wie leicht konnte es ihr auch hier begegnen, als eine Märtyrerin der Wahrheit mit der Zunge gegeißelt, durch den Ruf der Verführung einer reinen unſchuldigen Seele, eines unbefangenen treuen Gemüthes gekreuziget zu werden! Und doch hielt ſie es nach reiflicher Ueberlegung für den Beruf ihrer hohen und freien Natur das gewagte Spiel auf die Gefahr hin zu ſpielen, die Liebe auch an dieſem Gegenſtande zu läutern und für das männliche Bewußtſein auf den ſiegreichen Willen und die verſtändige Thatkraft zurückzuführen.

Sie hatte gar bald erfahren, welche Klippe, an der jede vernunftvolle Liebe ſcheitern mußte, ſie hier zu beſiegen hatte. Es war keine geringere, als die von Kindesbeinen auf eingepflanzte Neigung, als die mit dem Flügelkleide angezogene Beſtimmung, die geliebte Kleine ſollte die angebetete Jungfrau, die beſungene Braut und zärtlich, mit immer gleicher Inbrunſt umfangene Gattin werden.

Lucinde hielt dieſes Verlieben und Halten eines eingeimpften und unbewußten Schwurs durch alle Lebensperioden für ein Unding der ehelichen Geſellſchaft. Sie hatte bereits vielfältig Gelegenheit gehabt, über den häufigen Zwieſpalt und das Ungeſchickte und Unbequeme der Ehe zu reflectiren, und dabei häufig gefunden, daß der Grund der Unbequemlichkeit auf die zahlreichen Fälle des kindiſchen Spielens und Verliebens zurückzuführen ſei. Je mehr ſie ſich klar wurde in dieſer Einſicht, um ſo eifriger beſchloß ſie, die Lehrjahre ihrer Weiblichkeit auch an dieſer Situation zu verſuchen.

Die Muſe hat es nicht für nöthig gefunden, den ganzen Verlauf dieſer Unternehmung chroniſtiſch aufzuzeichnen. Vielleicht iſt ſie auf Hinderniſſe, durch Vorurtheile, geſtützt, und falſche, aber unbeſiegbare Gründe und Gegengründe vertheidigt und am Ende auf orthodoxe Treue und Begriffe zurückgeführt, geſtoßen, deren detaillirte Erzählung mehr Unmuth als Freude in Blüthe und Saat kommen ließen. Nur einzelne Momente ſind durch die Monologe eines Tagebuches aufbehalten worden, deren Verzeichnung hier der Vollſtändigkeit und Verſtändlichkeit wegen aufbehalten bleiben mag.

Dichter, nicht die eigenthümliche Form oder das beſondre Werkzeug und Medium der Kunſt ſoll nachgeahmt werden; denn nie kann ein individuelles Werk und Gebilde, als ſolches, allgemeine Norm oder Urbild und Regel in der Kunſt ſeyn. Die ſittliche Fülle, die freye Geſetzmäßigkeit, die edle Menſchlichkeit, das ſchöne Ebenmaß, das zarte Gleichgewicht, die treffende Schicklichkeit, welche mehr oder weniger über die ganze Maſſe zerſtreut ſind; den vollkommnen Styl der erhabenen Kunſt in ihrer blühendſten Epoche, die richtige Umgränzung und Reinheit der griechiſchen Dichtungsarten, die objektive Klarheit und idealiſche Würde der Darſtellung; kurz den Geiſt des Ganzen, die reine Idee des Schönen und die weſentliche Kunſtform deſſelben in allem helleniſchen Leben, ſoll der moderne Dichter, welcher nach ächter Bildung ſtreben will, ſich zueignen.

Man kann die griechiſche Poeſie nicht richtig nachahmen, ſo lange man ſie eigentlich noch gar nicht verſteht. Man wird ſie aber erſt dann philoſophiſch erklären und künſtleriſch würdigen lernen, wenn man ſie in Maſſe ſtudiren wird; denn ſie iſt ein ſo innig verknüpftes Ganzes, daß es unmöglich iſt, auch nur den kleinſten Theil außer ſeinem Zuſammenhange iſolirt richtig zu faſſen und zu beurtheilen. Ja die ganze griechiſche Bildung überhaupt iſt ein ſolches Ganzes, welches nur in ſeinem Zuſammenhange erkannt und gewürdiget werden kann. Außer dem urſprünglichen Talent des Kunſtkenners muß der Geſchichtsforſcher der griechiſchen Poeſie die wiſſenſchaftlichen Grundſätze und Begriffe einer vollſtändig begründeten Philoſophie der Geſchichte und einer tief eingreifen-

Armer Jüngling, welcher Zauberſpruch des Wahnes hält Dich gefeſſelt? Ich ſehe die Angſt, den Kummer, den Schmerz, die Qual in Deinen Mienen, ich leſe die Selbſtpeinigung in den ſchüchternen Blicken Deines Auges. Du wagſt mich nicht anzuſehen, Du zitterſt in meiner Nähe, die Berührung meines Gewandes, ein Strahl aus meinem Auge bezaubert, nein, erſtarrt Dich zum Entſetzen wie das magiſche Geräuſch einer Klapperſchlange. O, ich weiß es, vor Dir bin ich nichts weiter, darum fliehſt Du mich, darum entſetzeſt Du Dich bei meinem Kommen. Du flüchteſt in einen Kreis, auf eine Stelle gebannt zu werden, um dann Dein Leben, Dein Glück, Deine Seligkeit, Deine Liebe, Dein Alles zu verlieren. Welche Kinderei! Welche Poſſen.

Als Du ein Kind wareſt, thateſt Du, was Große mögen, und da Du groß biſt, wirſt Du kindiſch vor der Zeit. Eine Gewohnheit unter Kindern, ein Spiel der Ehe beſtimmt Dich, dieſe Kinderei als Schickung und Fügung, ja wohl gar als Vorherbeſtimmung anzuſehen. Aus elegiſcher Gemüthsſtimmung zwingſt Du Dich zu einem Verhältniß, welches nun das unglücklichſte wird, das Dir begegnen kann.

Weißt Du, welche Zeit unſerer Liebe mir beſonders ſchön glänzt? — Zwar iſt mir Alles ſchön und rein in der Erinnerung, und auch an die erſten Tage denke ich mit wehmüthigem Entzucken. Aber das Werthefte unter allem Werthen ſind mir doch die letzten Tage, die wir zuſammen auf dem Gute lebten. — Ein neuer Grund, um wieder auf dem Lande zu wohnen!

Noch eins. Laß mir die Weinreben nicht zu ſehr beſchneiden. Ich ſchreibe dies nur, weil Du ſie gar zu wild und üppig fandeſt, und weil es Dir einfallen möchte, das kleine Haus von allen Seiten durchaus ſauber vor Dir zu ſehn. Auch der grüne Raſenplatz muß bleiben wie er iſt. Darauf ſoll das Kleine ſein Weſen treiben, kriechen, ſpielen und ſich wälzen.

Nicht wahr, der Schmerz, den Dir mein trauriger Brief erregt hat, iſt völlig vergütet? Ich kann mich in allen dieſen Herrlichkeiten und im Taumel der Hoffnung nicht länger mit Sorge quälen. Mehr Schmerz als ich haſt Du nicht dabei empfunden. Aber was liegt daran, wenn Du mich liebſt, wirklich liebſt, ſo recht im Innerſten, ohne einen Hinterhalt von Fremdem. Welcher Schmerz wäre der Rede werth, wenn wir damit ein tieferes, heißeres Bewußtſein unſerer Liebe gewinnen? Auch Du biſt ſo geſinnt. Alles was ich Dir da ſage, wußteſt Du lange. Ueberhaupt iſt kein Entzücken und keine Liebe in mir, die nicht ſchon in irgend einer Tiefe Deines Weſens verborgen läge, Du Unendliche und Glückliche!

Mißverſtändniſſe ſind auch gut, damit das Heiligſte ein Mal zur Sprache kömmt. Das Fremde, was dann und wann zwiſchen uns zu ſein ſcheint, iſt nicht in uns, in Keinem von uns. Es iſt nur zwiſchen uns und auf der Oberfläche, und ich hoffe, bei dieſer Gelegenheit wirſt Du es ganz von Dir und aus Dir wegtreiben.

Und woher entſtehen ſolche kleine Abſtoßungen als aus der gegenſeitigen Unerſättlichkeit im Lieben und Geliebtwerden? Ohne dieſe Unerſättlichkeit giebt's keine Liebe. Wir leben und lieben bis zur Vernichtung. Und wenn die Liebe es iſt, die uns erſt zu wahren, vollſtändigen Menſchen macht, das Leben des Lebens iſt, ſo darf auch ſie wohl die Widerſpruche nicht ſcheuen, ſo wenig wie das Leben und die Menſchheit; ſo wird auch ihr Frieden nur auf den Streit der Kräfte folgen.

Ich fühle mich glücklich, daß ich eine Frau liebe, die ſo wie Du lieben kann. So wie Du iſt ein größeres Wort als alle Superlative. — Wie kannſt Du nur meine Worte loben, da ich, ohne es zu wollen, welche traf, die Dich ſo verletzen mußten? Ich möchte ſagen, ich ſchreibe zu gut, um Dir ſagen zu können, wie mir im innerſten Gemüth iſt. Ach Liebe, glaube es nur, daß keine Frage in Dir ohne Antwort in mir iſt. Deine Liebe kann nicht ewiger ſein als die meinige. — Köſtlich iſt aber Deine ſchöne Eiferſucht auf meine Phantaſie und ihre Wuthbeſchreibungen. Das bezeichnet recht die Gränzenloſigkeit Deiner Treue, läßt aber doch hoffen, daß Deine Eiferſucht nahe daran ſei, in ihrem eignen Uebermaaß ſich ſelbſt zu vernichten.

Es bedarf nun dieſer Art von Phantaſie — der geſchriebenen — nicht mehr. Ich werde bald bei Dir ſein. Ich bin heiliger, ruhiger wie ſonſt. Ich kann Dich nur im Geiſte an-

„Was ſollen mir dieſe Anſpielungen die mit unverſtändlichem Verſtand nicht an der Gränze ſondern bis in die Mitte der Sinnlichkeit nicht ſpielen ſondern widerſinnig ſtreiten?"

So wirſt Du und würde Juliane zwar nicht ſagen aber doch gewiß fragen.

Liebe Geliebte! darf der volle Blumenſtrauß nur ſittſame Roſen, ſtille Vergißmeinnicht und beſcheidene Veilchen zeigen, und was ſonſt mädchenhaft und kindlich blüht, oder auch alles Andere was in bunter Glorie ſonderbar ſtrahlt?

Die männliche Ungeſchicklichkeit iſt ein mannigfaltiges Weſen und reich an Blüthen und

Früchten jeder Art. Gönne ſelbſt der wunderlichen Pflanze, die ich nicht nennen will, ihre Stelle. Sie dient wenigſtens zur Folie für die hellbrennende Granate und die lichten Orangen. Oder ſoll es etwa ſtatt dieſer bunten Fülle nur eine vollkommene Blume geben, welche alle Schönheiten der übrigen vereint und ihr Daſein überflüſſig macht?

Ich entſchuldige nicht, was ich lieber ſogleich noch ein Mal thun will, mit vollem Zutrauen auf Deinen objektiven Sinn für die Kunſtwerke der Ungeſchicklichkeit, welche den Stoff zu dem was ſie bilden will, oft nicht ungern von der männlichen Begeiſterung entlehnt.

Es iſt ein zärtliches Furioſo und ein kluges Adagio der Freundſchaft: Du wirſt Verſchiedenes daraus lernen können: daß Männer mit ungemeiner Delicateſſe zu haſſen verſtehn, wie ihr zu lieben; daß ſie dann einen Zank, wenn er vollendet iſt, in eine Diſtinction umbilden, und daß Du ſo viele Anmerkungen darüber machen darfſt als Dir gefällig iſt.

Julius an Antonio.

I.

Du haſt Dich ſehr verändert ſeit einiger Zeit! Sieh Dich vor Freund, daß der Sinn für das Große Dir nicht abhanden kommt, ehe Du es gewahr wirſt. Was ſoll das geben? Du wirſt endlich ſo viel Zartheit anſetzen, daß Herz und Gefühl darauf geht. Wo bleibt da die Männlichkeit und handelnde Kraft? — Ich werde noch dahin kommen, Dir zu thun wie Du mir thuſt, ſeit wir nicht mehr mit einander ſondern neben einander leben. Ich werde Dir Gränzen ſetzen müſſen und ſagen, wenn er auch

Verwirrung, dennoch in Anordnung der Materien *nur* eine Nachahmerin oder eine Nachmacherin von Dir bin, ſo will ich nicht nur Licht von unſerem Lichte und Studien von unſeren Studien, die Du theilweiſe zum Frommen der Verſtändigen und zum Aerger der Rohen und Thoren aus unſeren gegenſeitigen Anſchauungen, Plänen und Entwürfen, ſo herrlich entwickelt haſt, geben, ſondern auch *die Mythe meiner Jugend* und *die Vollendungsgeſchichte unſerer wahrhaftigen Ehe* als rundender Abſchluß unſeres geweiheten Lebens. Die Welt freilich wird darüber eben ſo wenig wie über Deinen allerliebſten Roman urtheilen können; denn hat ſie einen Gedanken von der Blüthe unſeres Daſeins und dem Stolze unſerer Liebe? Genug, daß wir *uns* kennen und die ſeligſte Freude der Natur.

Vernimm alſo zuvor die Mythe meiner Jugend, und dann, damit Du von der Bildung meines Geiſtes und meiner Sinnlichkeit einen vollendeten Begriff bekömmſt, wie Du ſie nur den Philoſophie der Kunſt ſchon mitbringen, um die Grundgeſetze und die organiſche Naturentwicklung und Ordnung der griechiſchen Poeſie in ihrem Gange aufſuchen und erkennen zu können; und auf dieſe kommt doch eigentlich alles an.

Es iſt wahr, einige große Dichter der Alten ſind auch unter uns beynahe einheimiſch; und unter denen, welche leichter gefaßt, und auch einzeln, wenigſtens einigermaßen verſtanden werden konnten, hat der deutſche Sinn gewiß aufs glücklichſte gewählt. Andre, für deren fremdartige Eigenthümlichkeit in Form und Bau ſich in der ganzen neuern Dichtungs-Sphäre nichts ähnliches auffand, welche daher ohne die Kenntniß der Grundgeſetze und der organiſchen Zuſammenſetzung der ganzen griechiſchen Poeſie in Maſſe durchaus unverſtändlich bleiben mußten, und deren idealiſche Höhe die Engigkeit auch des beſſern herrſchenden Kunſtſinnes zu weit übertraf, konnten nicht allgemein werden und ins Leben eingreifen. Gewiß nicht für jeden Liebhaber, der vielleicht nur ſich allein durch den Genuß des Schönen bilden will, würde eine vollendete Kenntniß der griechiſchen Kunſt möglich oder ſchicklich ſeyn. Aber von dem Dichter, dem Kenner, dem Denker, dem es ein Ernſt iſt, ächte ſchöne Kunſt nicht bloß zu kennen und zu üben, ſondern auch zu verbreiten, darf man es fordern, daß er keine Schwierigkeit, welche ein unentbehrliches Mittel ſeines Zwecks iſt, ſcheuen ſoll. Die Werke des Pindarus, des Aeſchylus, des Sophokles, des Ariſtophanes werden nur wenig ſtudirt, weniger verſtanden. Das heißt, man iſt mit den vollkommenſten Dichtungsarten der helleniſchen Poeſie, mit der Periode

Bruchſtückweiſe aus den Hieroglyphen meines Entzückens kennen lernteſt, die Phantaſie über die höchſte That. — Doch, was könnteſt Du noch in den Hieroglyphen dieſes Genuſſes leſen, bei dem Du ſo oft mit überſprudelnden Worten wünſchteſt, daß ich darin unerſättlich ſein möchte. Ach, ich war es ja immer, ich hatte ja die Lebhaftigkeit des Weibes vor Dir voraus, wie konnte dieſer Wunſch nur über Deine Lippen kommen! Aber freilich, er konnte, er durfte es. Denn haben wir uns zu unſerer gegenwärtigen naiven Freiheit nicht erſt durch verſchiedene Grade der Beobachtung und Entwickelung emporgebildet, welche der ewige Ruhm unſeres Lebens ſein wird? Oder war ich ſo wie Du gleich unmittelbar frei in meinem Bewußtſein der Sinne und lag der Begriff der dringendſten Sehnſucht nicht unerſchöpflich in meiner Seele! Liebſter Freund, wie oft ſcheute ich mich im Kampfe des Geiſtes dennoch Deinen Stolz zu beleidigen. Wie oft fiel eine heiße Thräne, von lächelnder Wehmuth auf Deine entfeſſelte Bruſt und verzehrte ſich darauf wie ein geweihtes Opfer. Und das war Seligkeit, welche keine Sprache ausſpricht, Dich ſo zu finden, wie der große Meiſter geruhet, nachdem er einer unendlichen Schöpfung einer neuen und der ſchönſten Welt das Daſein gegeben. Ich fühlte das Klopfen Deines Herzens zu einem großen Gebete und ſchmiegte mich voll dankender Inbrunſt an Deine Seite.

Doch vor Deiner hohen männlichen Seele lebt jede Situation auf ewig in ſo hellen und ſtralenden Farben, als ich ſie faſt nur in den Maiträumen meines Entzückens zu begreifen vermag. Deshalb empfange jetzt, für die Kenntniß meines reinſten und urſprünglichſten Selbſt, wie ich es Dir bis dahin, vielleicht vergeblich zu verheimlichen ſuchte, die Mythe meiner Jugend.

Die Mythe meiner Jugend.

Man wird mit dem Kinde zum Kinde, iſt ein gemüthvolles Sprichwort, das einen mehr metaphoriſchen und geiſtigen Sinn hat, als die Menſchen gewöhnlich dafür halten wollen. Wie Atlas das Gewölbe des Himmels auf ſeinen ehernen Schultern, ſo trage und halte ich jetzt eine ganz neue Welt auf meinem Schooß und ſehe, wie ein azurreiner Himmel ſich an meinem Buſen in den blauen Augen des Säuglings verklärt. Wie viele ſchwärmeriſche Träume und großherzige Entſchlüſſe mögen jetzt ſchon ihre Atome durch die keimende Seele ſchwingen.

Iſt es denn nicht natürlich, daß die Menſchen durch eine Paralyſis des Verſtandes, bei dem plötzlichen Ueberkommen der höchſten Liebe des Geiſtes und der Sinnlichkeit wahnſinnig werden müſſen, und dann in ſolchem Zuſtande bei mehren Völkern für heilig gehalten werden? Wenn die Läuterung und allmälige Abſtreifung der Rohheit unſer Verhältniß nicht vorbereitet hätte, würden wir dieſes Glückes nicht theilhaftig geworden ſein. Es hängt Alles ſo einfach zuſammen wie eine Kette, und man könnte es den Ungeſchickten ſo klar und deutlich vormachen wie das Sonnenlicht, wenn ſie nur Verſtand und offene Augen hätten.

Ich könnte deshalb, ſo gerne ich auch dieſe kalt und aſchgrau umherwandelnden Menſchen-

Kinder ein wenig zum Beſten habe, und wegen ihres tolpiſchen und ungebildeten Weſens an der Naſe zupfe, mit jenen keine unkeuſche Poſſen treiben. Sie reden oft ſo vernünftig in ihrer Narrheit, dieſe Menſchen, daß mich kalter Schauer wie beim Regen uberläuft, aus dem dann wieder die Hoffnung ihrer tief verborgenen Sehnſucht lächelt, und daß ſie glücklicher und inniger genießen, als ihre Miene ſagt.

Aus meinen zerſtreuten Blättern, die in ſo lebendiger Unordnung auf meinem Tiſche und darunter liegen, habe ich heute aus Langeweile einige zuſammengeleſen, und finde darauf jene ſchon berührten Gedanken einer Phantaſie über die ſchönſte That, die mir jetzt, wo Deine nächſte Gegenwart mangelt, für Vieles genügen muß, und auch Dir willkommen ſſein wird, weil ſie den Kern von dem enthält, was wir in glücklichen Stunden poetiſch ruhig genoſſen und geſprochen und wiederum aus dem wunderſamen Mährchen genoſſen haben.

Es iſt freilich immer nur das Eine, nämlich die Größe unſerer Liebe, und das Alte, was doch ewig neu bleibt.

Höre alſo, ob Du hier nicht mehr findeſt, als in dem Heroenthume der Geſchichte, welche Du bewunderſt. Lies es aber mit Ehrfurcht, mein Einziger, und in jener Stimmung, welche die höchſten und edelſten Momente unſeres Lebens füllt.

Du weißt, daß das Leſen ohnehin kein Buchſtabiren iſt, in dem man ohne Mühe freilich die Sylben an Sylben zuſammenreiht, ſondern eine Vermählung, wie der Strom mit dem erhabenen Meere, in dem ſich jedes Atom des kryſtallhellen Fluidums zur Vergeſſenheit löſt. So leſe ich in Deinen Augen, in Deinen Mienen, in jeder Muskel Deines Körpers, die ſich jetzt voll Muth und Lebensluſt zur Schöpfung neuer Welten ſpannt, und ſenke den Kelch meiner Blume entzückt an Deine Bruſt.

Die ſchönſte That.

Nicht iſolirt ſteht ſie da in der Natur und dem Leben; ſie iſt urſprünglich Eins mit der ſchönſten Situation, aber in ihr wieder ein Wechſel; ein Muthwille der Kraft, welcher mit Welten wie mit Kieſeln ſpielt, und das höchſte Wollen des Menſchen, den Inbegriff aller Kräfte bildet.

Zürne alſo nicht, daß ich, was Du in Deinem allerliebſten Buche vielleicht aus Klugheit übergangen haſt, hier Deiner dithyrambiſchen Phantaſie gegenüber aufzeichne. Denn haben wir es nicht durchlebt? Oder ſchien es die Vermeſſenheit und Frechheit, das heiligſte Ge-

Was Du für Liebe nimmſt kann unmöglich etwas anderes ſein, als die Beobachtung einer krankhaften Ueberlieferung, als die Feigheit, nach welcher Du nicht fragſt, Dich über die albernen Anſichten der bürgerlichen Gemüther zu erheben. Die Liebe kann unmöglich da ſein vor der Entwicklung der Geſchlechter; nur das Geſchlecht, welches reif iſt, und die Würde und den Reiz ſeiner Beſtimmung kennt, hat eine Vollmacht über das Geſchlecht. Das Geſchlecht will eine Hebung des Fleiſches, es will ſich durch das Entgegenkommen der Natur hinüberleben und ſich gegenſeitig zur Vollkommenheit auf dieſer Erde bringen. Dazu gehört Geſundheit, Kraft, Muth, die Friſche des Geiſtes wie die Spannkraft des Körpers. Es muß ein Morgen kommen, an welchem wir nicht allein die Sonne in größerem Feuer erblicken, ſondern auch die Formen, Farben und Geſtalten, die Glieder, ihr Begegnen und Bewegen mit anderen Augen anſehen. Dieſer Moment iſt die plötzliche Entfaltung des Geſchlechtes. Aus einer übelverſtandenen Sittlichkeit, aus einer falſchen Unterdrückung der lebenvollſten Kraft, Florio, zwingſt Du Dich zu einem Kloſterdienſte, der außer dem Bereiche Deiner Wünſche liegen muß. Ich will verſuchen, Dich aus dieſen Mauern Deines Philiſterthumes hinauszuführen. Du ſollſt zugreifen; ich will nicht Dein böſer ſondern Dein guter Engel ſein. —

Mit beſonderer Freude gedachte Lucinde an dieſe Situation. Sie konnte ſich unmöglich den Anblick ihres Tugendſchwärmers verſagen, wie er ſich benehmen würde, wenn der Rückweg zu dem Pfade ſeiner Grundſätze ihm ſo gut wie abgeſchnitten war, und er nun mit Jünglingskraft die Blumen des Genuſſes abpflücken ſollte

Florio ſchwärmte mit der weichſten Paſſivität und den ſchwelgendſten Empfindungen für das Streben und Treiben der lebloſen Natur. Lucinde hatte die Farben unter blauem Himmel gern, ſie konnte dort mit allen organiſchen Geſchöpfen verkehren, aber ſie betrachtete Alles nur als die Staffage des Fleiſches, als den

Hintergrund des Lebens. Sie benutzte alſo die Gelegenheit, ihren Jüngling ins Freie zu begleiten. Sie hörte ihn mit heimlichem Lächeln über Strom, Wald, Berg und Thal ſeinen lyriſchen Ergüſſe ſprechen, ſie ging mit ſelbſtgefälligem Behagen auf ſeine Ideen ein, welche die ſtumme Natur vergöttern und den Menſchen darüber zum Steine machen.

Florio war nie ſo beredt geweſen. Er war in dieſem Kreiſe einheimiſch. Seine Empfindungen ergoſſen ſich ohne Rückſicht, und aus einem Auge leuchtete der Schein eines lange unter der Aſche ruhenden Feuers. Mit den Worten wurden auch ſeine Bewegungen leichter und freier. Er ſchien ſein ganzes früheres Verhältniß zu Lucinden vergeſſen zu haben, er verhandelte mit ihr wie ſeines Gleichen.

Dieſe Lebendigkeit war für Lucinden der glücklichſte Moment, ihren jungen Zögling der Liebe die volle Kraft des Genuſſes kennen zu lehren.

Wir müſſen hier ruhen, auf dieſer weichen, grünen Matte, Florio. Lag're Dich zu mir. Sieh wie der Duft des Graſes, das Zwielicht des Laubdaches uns umſpielt. Wie viel jetzt Alles größer und ſaftiger erſcheint. Die Blume des hohen Ideals in der Dichtkunſt, und mit dem goldnen Zeitalter des öffentlich herrſchenden griechiſchen Kunſtſinns beynahe völlig unbekannt.

Ueberdem muß auch in der reichhaltigſten Anſicht jener gewohnlichen Lieblingsdichter, ohne eine beſtimmte Kenntniß ihres eigentlichen Zuſammenhanges, ihrer richtigen Stelle im Ganzen, etwas Schiefes übrig bleiben. Die homeriſchen Gedichte ſind zwar der Quell aller griechiſchen Kunſt, ja die Grundlage der griechiſchen Bildung überhaupt, die vollkommenſte und ſchönſte Blüthe des ſinnlichſten Zeitalters der Kunſt. Nur vergeſſe man nicht, daß die griechiſche Poeſie höhere Stufen der Kunſt und des Schönen erreicht hat. Wenn es für das Unerſetzliche einen Erſatz gäbe, ſo könnte uns Horaz einigermaßen über den Verluſt der größten griechiſchen Lyriker derjenigen Claſſe tröſten, welche nicht im Rahmen des Volks, die öffentlichen Zuſtände einer ſittlichen Maſſe darſtellten, ſondern die ſchönen Gefühle einzelner Menſchen beſangen. Zugleich enthält er die köſtlichſten von den wenigen ganz eigenthümlichen Kunſtblüthen des ächt römiſchen Geiſtes, welche auf uns gekommen ſind. Dieſer „Lieblingsdichter aller gebildeten Menſchen" war von jeher ein viel benutzter Lehrer gebildeter Sitten und edler Geſinnungen. Seine vaterländiſchen Oden ſind ein ehrwürdiges Denkmahl hohen Römerſinns, und erinnern daran, daß ſelbſt Brutus die Bürgertugend des Dichters achtete. Der edle Bürgerſinn ſeiner lyriſchen Kunſt iſt ihm urſprünglich eigen oder doch innig und ſelbſtthätig zugeeignet. Aber den meiſten ſeiner Geſänge fehlt es im Schwanken zwiſchen dem griechiſchen Urbilde und der iſt reizend, nicht wahr? Ihre Farben ſchillern voll Geiſt und Leben. Das Licht hat in unſern Augen eine doppelte Macht erhalten. Die ganze Umgebung ſcheint ihr dienſtbar, ja jeder Gegenſtand iſt der Diener des andern. Und dann betrachte uns ſelbſt in dieſem Widerſchein der Farben, in dieſem Wogen des Lichtes. Der Glanz und die Formen unſerer Glieder, iſt ihre Bedeutung in dieſer Situation nicht eine andere geworden? Gewiß, Du haſt Dich gewöhnt, nur das Seelenloſe zu verehren — hat auch jetzt das Beſeelte für Dich keine höhere Bedeutung? Du zweifelſt an dem Edlen, Du fürchteſt Dich in Deiner Empfindung zu verunreinigen, was wollen wir denn jetzt in dieſem Frohſinn weiter als auch uns genießen wie dieſe Gegend!

Florio horchte, ſeine Bruſt ſchien in einem inneren Kampf begriffen. Lucinde legte ihre Hand leiſe auf ſeine Kniee. Durch die Nähe wurde er halb genöthigt, ſeinen Arm um ihren entblößten Nacken zu ſchlagen. Beider Lippen ſchienen ſich magnetiſch einander anziehen zu wollen, um die Seufzer des verlangenden Herzens unmittelbar in einander überfließen zu laſſen. — Da ſank Florio in Betäubung zurück.

blicken und ſtets vor Dir ſtehn. Du fühlſt Alles ohne daß ich's ſage, und gluhſt freudig halb den geliebten Mann halb das Kind im Herzen.

Weißt Du noch, wie ich Dir ſchrieb, keine Erinnerung könne Dich mir entweihen, Du ſeieſt ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbeflecktem Empfängniß, und nichts fehle Dir zur Madonna wie das Kind?

Nun haſt Du es, nun iſt es da und wirklich. Bald trage ich ihn auf dem Arm, bald erzähle ich ihm Mährchen, bald unterrichte ich ihn ſehr ernſthaft, bald gebe ich ihm gute Lehren, wie der junge Menſch ſich in der Welt zu betragen hat.

Und dann kehrt mein Geiſt wieder zurück zur Mutter, ich gebe Dir einen unendlichen Kuß, ich ſehe wie ſich Dein Buſen ſehnend hebt, und fühle wie ſich's unter Deinem Herzen geheimnißvoll regt.

Wenn wir nur erſt wieder beiſammen ſind, wollen wir unſerer Jugend ganz eingedenk ſein, und ich will die Gegenwart heilig halten. Wohl haſt Du Recht: Eine Stunde ſpäter iſt unendlich viel ſpäter.

Es iſt hart, daß ich eben jetzt nicht bei Dir ſein kann! Ich beginne aus Ungeduld viel Närriſches. Ich ſtreife faſt von Morgen bis Abend umher in der herrlichen Gegend; ich eile als ob es Wunder wie nöthig wäre, und gerathe endlich an einen Ort, wohin ich am wenigſten wollte. Ich gebehrde mich als ob ich heftige Reden hielte; ich glaube allein zu ſein und bin plötzlich unter Menſchen; und muß dann lächeln, wenn ich bemerke, wie abweſend ich war. Auch ſchreiben kann ich nicht lange und will nur bald wieder hinaus, den ſchönen Abend an den Ufern des ruhigen Stromes zu verträumen.

Heute habe ich unter Anderem auch vergeſſen, daß es Zeit war, den Brief abzuſenden. Dafür erhälſt Du nun deſto mehr Verwirrung und Freude.

Sinn für Alles hat, was ſonſt ſchön iſt, ſo fehlt ihm doch der eine für die Freundſchaft. Doch werde ich den Freund und ſein Thun und Laſſen nie moraliſch kritiſiren; wer das kann, der verdient nicht das hohe, ſeltne Glück einen zu haben.

Daß Du Dich zuerſt an Dir ſelbſt vergreifſt, macht die Sache nur ſchlimmer. Sage mir im Ernſt, ſuchſt Du die Tugend in dieſen kühlen Spitzfindigkeiten des Gefühls, in dieſen Kunſtübungen des Gemüths, die den Menſchen aushöhlen und am vollen Mark ſeines Lebens zehren?

Schon lange war ich ergeben und ſtill. Ich zweifelte gar nicht, daß Du, da Du ſo Vieles weißt, auch wohl die Urſache wiſſen würdeſt durch die unſere Freundſchaft untergegangen iſt. Faſt ſcheint es ich habe mich geirrt, da Du ſo erſtaunen konnteſt, daß ich mich ganz an Eduard anſchließen will, da Du gleichſam nicht begreifend zu fragen ſcheinſt, wodurch Du mich denn beleidigt hätteſt. Wenn es nur das wäre, nur etwas Einzelnes, dann wäre es den Mislaut einer ſolchen Frage nicht werth, dann würde ſich's von ſelbſt beantworten und ausgleichen. Iſt es aber nicht mehr wenn ich bei jeder Veranlaſſung es immer wieder als Entweihung fühlen muß, daß ich Dir Alles von Eduard, wie es vorfiel, mittheile? Gethan haſt Du freilich nichts gegen ihn, auch nicht laut geſagt: aber ich weiß und ſehe recht gut wie Du denkſt. Und wenn ich es nicht wüßte und ſähe, was wäre denn die unſichtbare Gemeinſchaft unſerer Geiſter und die ſchöne Magie dieſer Gemeinſchaft? — Es kann Dir gewiß nicht einfallen, Dich hier noch länger zuzückziehen und durch bloße Feinheit das Mißverſtändniß in Nichts auflöſen zu wollen: denn ſonſt hätte auch ich wirklich nichts weiter zu ſagen.

Unſtreitig ſeid Ihr durch eine ewige Kluft geſchieden. Die ruhige, klare Tiefe Deines Weſens, und der heiße Kampf ſeines raſtloſen Lebens liegen an den entgegengeſetzten Enden des menſchlichen Daſeins. Er iſt ganz Handlung, Du biſt eine fühlende und beſchauende Natur. Darum ſollteſt Du eben Sinn für Alles haben und haſt ihn auch, wo Du Dich nicht ſelbſt abſichtlich verſchließeſt. Und das verdrießt mich eigentlich. Möchteſt Du den Herrlichen lieber haſſen als verkennen! — Aber wohin ſoll es führen, wenn man ſich unnatürlich gewöhnt, das wenige Große und Schöne, was noch etwa da iſt, ſo gemein zu nehmen, als es der Scharfſinn nur immer nehmen kann, ohne die Anſprüche auf den Sinn aufzugeben? — Was man überall ſehn will, muß man endlich ſelbſt werden.

Iſt das die gerühmte Vielſeitigkeit? — Freilich beobachteſt Du dabei den Grundſatz der Gleichheit, und Einem gehts nicht viel beſſer wie dem Andern; nur daß Jeder auf eine eigne Art verkannt wird. Haſt Du nicht auch mein Gefühl gezwungen über das was ihm das Heiligſte iſt ewig zu ſchweigen gegen Dich wie gegen jeden Anderen? Und das darum, weil Du Dein Urtheil nicht ſchweigen laſſen konnteſt bis es Zeit war, und weil Dein Verſtand überall Gränzen erdichtet, ehe er ſeine eigenen finden kann? Du haſt mich beinah in den Fall gebracht, Dir auseinanderſetzen zu müſſen, wie groß eigentlich mein Werth ſei, wie viel richtiger und ſicherer Du gegangen ſein würdeſt, wenn Du dann und wann nicht geurtheilt ſondern geglaubt, wenn Du hie und da in mir ein unbekanntes Unendliches vorausgeſetzt hätteſt.

Freilich iſt meine eigne Nachläſſigkeit an allem Schuld. Vielleicht war's auch Eigenſinn, daß ich die ganze Gegenwart mit Dir theilen wollte, und Dich über Vergangenheit und Zukunft doch nicht belehrte. Ich weiß nicht, es widerſtand meinem Gefühl, auch hielt ich's für überflüſſig, denn ich traute Dir in der That unendlich viel Verſtand zu.

O Antonio, wenn ich an ewigen Wahrheiten zweifeln könnte, ſo hätteſt Du mich dahin gebracht, jene ſtille ſchöne Freundſchaft, die auf der bloßen Harmonie des Seins und Zu-

So ſehe ich auch in dieſem wunderbaren Zeichen die erſte und ferneſte Bluthe der Mythe meiner Jugend. Alles iſt halb Nebel, halb Klarheit, bald Nähe bald Ferne, jeder Punkt der Erinnerung ein wunderbares, tauſendfarbiges Mährchen. Aus meinen ſonſt ſo heiteren Augen rollt eine ſchwermuthsvolle Thräne auf den Buſen und die weiche Lippe des runden und ſtarken Knaben hinab. Ohne Bewußtſein, nur durch eine harte und eiſerne Nothwendigkeit treten wir plötzlich aus dem Leben, wie wir in daſſelbe traten. Wie lange ſind wir mehr, ja weniger als jede Pflanze und Blume, welche, gewiß mit dem vollen Bewußtſein ihrer Blumenſeele und Blüthenempfindung, ſich aus dem Saamen und Keime entwickelt, in dem Boden wurzelt, um auf der Erde einen feſten Wohnſitz zu haben, in und bei dem es ihr wohl iſt und ſie ſich ihres Daſeins freut; wo ſie Blätter, Knospen und Blüthen treibt, ſich beſaamet und beſaamen läßt, um nach der treuen Pflicht der Natur in dem Geſchlechte zugleich ihre Perrömiſchen Veranlaſſung, an einer leichten Einheit. Auch ſollte man auf ſeine erotiſchen Gedichte am wenigſten Werth legen. Zwar finden ſich auch in ihnen einzelne Spuren des liebenswürdigen Philoſophen, des geiſtvollen Künſtlers; aber im Ganzen ſind ſie faſt immer ſteif, und auf gut Römiſch ein wenig derb. Auch die Wahl der Rhythmen verräth hier und da den Verfall der metriſchen Kunſt. Wir können auch die übermäßige Bewunderung des Virgilius wohl nicht ganz rechtfertigen, aber doch leicht entſchuldigen. Für den Freund des Schönen mag ſein Werth gering ſeyn; aber für das Studium des Kunſtkenners und Künſtlers, bleibt er äußerſt merkwürdig. Dieſer gelehrte Künſtler hat aus dem reichen Vorrath der griechiſchen Dichter mit einem eigenen Kunſtſinn die einzelnen Stücke und Züge ausgewählt, ſie mit Einſicht an einander gefügt, und mit Fleiß gefeilt, geglättet und geputzt. Das Ganze iſt ein Stuckwerk ohne lebendige organiſche Einheit und ſchöne Harmonie, aber Virgil kann dennoch für den höchſten Gipfel des gelehrten, künſtlichen Zeitalters der alten Poeſie gelten. Zwar fehlt ihm die letzte Rundung und Feinheit der Alexandriner, aber durch die friſche Römerkraft ſeines Dichtertalents übertrifft er die kraftloſen Griechen jenes Zeitalters in ihrem eignen Styl ſehr weit. Er iſt in dieſem an ſich unvollkommnen Styl zwar nicht ſchlechthin vollkommen, aber doch der vortrefflichſte.

Der unglücklichſte Einfall, den man je gehabt hat, und von deſſen allgemeiner Herrſchaft noch jetzt viele Spuren übrig ſind, war es unſtreitig, der griechiſchen Kritik und Kunſttheorie eine Autorität beyzulegen, welche im Gebiethe der Wiſſenſchaft überhaupt durchaus unſtattſönlichkeit zu erhalten. Wie lange iſt bei uns Alles Inſtinkt, und meiſtens weniger als dies, wo wir, unſere Veredlung zu erreichen, ſchon anfangen ſollten uns zur Weisheit zu rüſten! —

Ebenſo wenig aber, wie ich in die vor mir ruhende werdende Welt zu blicken vermag, ſo dunkel und verworren iſt mir auch die früheſte Geſchichte meines Lebens und darum nenne ich ſie Dir wahrhaft die Mythe meiner Jugend. Vieles darin war äußerlich und gewann eine bis jetzt noch vernehm- und bemerkbare Geſtalt, allein bei weitem das Meiſte bleibt doch Innerlich, und die einzelne That und Handlung war nur ein in den ruhigen, klaren See geworfener Stein, um deſſen Fallpunkt die kleinen Wellen ſich kräuſeln, ſich erweitern um endlich wie erlöſt von ihrer Fortpflanzung zu verſchwinden. Deshalb concentrirt ſich alles Selbſtbewußtſein nur auf das Erwachen der Sinnlichkeit und der Genuß der ruhigen, einſamen Betrachtung.

Unter den kleinen Mädchen, welche ſo gerne viele Puppen haben, ſie beſtändig aus- und ankleiden und ſich mit ihrem Putze, ihren Hauben und Schurzchen zu ſchaffen machen, um ſie dann wieder gehen zu laſſen oder auf den Arm zu nehmen, war ich ein ſeltſames Weſen. Ich hatte in dieſer Hinſicht eine göttliche Trägheit und ſah meine Puppe am liebſten nackt und ſo in ihrer Schönheit. Es fehlte mir alſo der Sinn, welchen man gewöhnlich mit dieſen Kinder-Marionetten verbindet; ich konnte nicht begreifen, wie ſo Etwas gemacht ſein könnte, um uns Tage und Jahre lang durch ein eitles Einerlei zu amuſiren. Nur dann empfand ich ein nicht gleichgültiges Behagen, ſobald auch die letzte Bekleidung von dem ziemlich unanſehnlichen Körper heruntergezogen war. Man lachte uber dieſe Manier, ja ich merkte es bald daß man dies für eine Albernheit und Ungeſchicklichkeit nahm, die nicht das Rechte anzufangen wiſſe und überhaupt arm an weiblichem Sinn und Beobachtungsgabe ſei. Deſto reger aber belebte ſich dabei meine Phantaſie aus ihrer kindiſchen Dumpfheit. Ich nahm meine Puppe freilich immer als ein lebendes Weſen, mit dem ſich allerlei aufſtellen ließe; allein ich fand daran wie geſagt, noch ein anderes Behagen, als das war, welches mir das Beiſpiel meiner Umgebung aufdringen wollte.

Die Furcht ausgelacht zu werden, lehrte mich die Einſamkeit liebgewinnen. Hier regte ſich eine Auswahl klaſſiſcher Empfindungen, die das einzige Uebel hatten, daß ſie namenlos waren. Ich ſah den kleinen weißen Leib ſich regen und bewegen, und wie die Statue des Pygmalion vor mir umherwandeln, auch daß dadurch eine ganz neue Welt hervorginge, nur wußte ich nicht, wie dieſe ihre rechte Form und Stellung erhalten ſollte. Dann ſchlich ich mich mit meinem anderen Part verzweiflungsvoll in den Garten, ſetzte mich unter ein Gebüſch, und wiederholte alle Mährchen, die ich nur je gehört hatte. Vielleicht war es nur Laune, daß ich ſie mitunter alle durcheinander warf, lachend aufſprang und hier eine Knoſpe, dort eine Blüthe abreißend zu den Geſpielinnen zurückheimniß der Natur zu enthüllen? Sei es gewagt — laß mich ganz die Ungeſchickte ſein, wie wir ſo oft gewetteifert haben, wer von uns Beiden der Ungeſchickteſte wäre und ſein könnte! Und trägt die ſchönſte That nicht einen eben ſo tiefen Gedanken als die ſchönſte Situation in dieſer ſchönſten aller Welten? Sie erreicht die Höhe der menſchlichen Freiheit, und kann alſo keine Frivolität ſein. —

Mit dem erſten Lallen der Knospen geht eine wunderbare Muſik voll Mährchenlieder durch die Hallen meiner Seele, in welcher Alles Melodie iſt, und unſere Empfindung ſelbſt die vollſte und reinſte Harmonie, wofür die ganze Welt nur Klänge, Töne und Farben hatte.

Die ganze Blumen- und Blüthenfülle erſcheint mir wie eine große Nation. Ich ſehe ſie wandeln, ſich grüßen, ſich nähern, ſchäkernd ſich umfangen, und einladend verliebte Blicke zuwerfen. Alles iſt Bewegung, Regſamkeit, Wille und That in dieſer bunten allgemeinen

Sinnlichkeit der feinſten Art; ich fühle wie jede werdende, ſich entwickelnde und erſtarkende Faſer ſich ſehnet, ſich hinzugeben, zu genießen, ſich zu vermiſchen mit dem Dufte des Daſeins aus allen Kelchen, und ſelbſt in ſich darzuſtellen, Genuß und Befriedigung.

Mir war es zu dieſer Zeit immer, als wäre ich ſelbſt nur eine Blume, roth, blau, weiß, mit athmendem, ſich öffnenden Kelche, und auch Du nur, und wir Beide genoſſen unſere Gegenwart ſo nahe, daß unſere Sinne in einander ſchwammen, und der Balſam unſerer Vereinigung in den Kelchen ruhte, mit unendlicher Seligkeit und glücklicher Befriedigung.

So fanden wir in der großen allgemeinen That der Natur die einzelne, und das Bewußtſein, welches nur in herrlicher Begeiſterung den Genuß des Genuſſes, die Kraft und Selbſtſtändigkeit unſeres Willens, der zur That geworden, erkennen ließ, krönte die Vollendung: Es war der Schöpfung größter und erhabenſter Moment!

Und iſt denn die wunderbare alte Fabel vom Prometheus, der den Göttern das Licht aus der Wonne ihres Himmels ſtahl, und ſeine menſchenbildende That etwas Anderes, als unſer Bewußtſein? Du warſt nicht ſchöner und liebenswürdiger, als wenn Du Dich an ſeine Stelle verſetzteſt, und ſo die Seele des heiligen und ehrwürdigen Gedichtes durch Deinen Willen verjüngteſt, welcher der Deine wie der meine war. Wir waren in den verzögerten Augenblicken eben ſo ſehr Empfindung als Bewußtſein, wir fühlten es durch das tiefſte Mark unſeres Lebens, jetzt müſſe und ſolle der Funke der Vollendung ſprühen in elektriſcher Magie, welcher einer neuen Welt voll von Sklaven, Phantaſieen und Handlungen in fernſter Verſchlingung Gewährung gäbe. Wir geboten dem Reize unſerer Leidenſchaft und erfuhren nach Zeit und Norm, Erfolg und Wirkung in dem rothwangigen Knaben. Nach dieſer Unruhe ging eine himmliſche Ruhe von Nacht zu Licht durch unſere Seele, wir fühlten es mit unſäglicher

Erquickung, daß unſere Liebe ein Univerſum iſt.

Ich verſinke in Wonne vor dieſem Bewußtſein der ſchönſten That. Wandeln wir jetzt vor den übrigen Menſchen und Geſchöpfen nicht wie junge Götter durch den blühenden Garten der Natur, in dem alle Gebüſche vor Andacht und Bewunderung rauſchen, alle Düfte der Pflanzen uns liebkoſend umſäuſeln? Schön iſt das Erkenntniß der ſchönſten Situation in dieſer Welt voll Anmuth und Würde, ſchöner noch die hohe Begeiſterung, welche wie ein Cherub unſeren Willen durchflammt.

Darum muß auch unſere Liebe ein ewiger Hymnus ſein wie die Harmonie der Sphären, die nur in dieſer Fülle hörbar, den anderen Menſchen aber unhörbar iſt, in der rohen Anſpruchsloſigkeit ihrer Vereinigung.

Göttlich iſt das Bewußtſein dieſer ſchönſten That, beſtrafenswerth aber nicht würdig durch die Folter zwiſchen Himmel und Erde, durch den nagenden Geier und die unendliche Qual.

Seine Farbe verſchwand, das Auge ſchloß ſich wie das eines Sterbenden.

Dieſe Begebenheit war gegen alles Erwarten. Lucinde ſchloß auf einen übergroßen Seelenkampf, welcher die völlige Abſpannung aller Nerven und Lebensgeiſter zur Folge hatte, oder auf einen Krampf des Gemüthslebens.

Es währte lange, ehe er wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde. Er war bei der wiedergewonnenen Beſinnung und Lebenskraft ohne Worte, doch erſichtlich mehr aus verſchämter Reflection als aus Abſcheu und Verachtung. Eine Kriſis war jedenfalls in ihm vorgegangen, nur war er ſeiner in dem Momente ſelbſt nicht Herr geworden.

Beide gingen ſchweigend nach der Stadt zurück. Bald darnach reiſte Florio ab; als Grund hatte er eine Familienaufforderung angegeben. Auch Carlo ſah ſich genöthigt die Stadt zu verlaſſen. Man wollte wiſſen, er ſei mit einer Sängerin davongegangen. So hatte Lucinde denn ihre ſämmtliche Umgebung verloren, wobei es ihr nicht einmal gelungen war, einen Freund zu erhalten, wie ſie ſich dieſes Verhältniß, ohne Dazwiſchenkunft der Sinnlichkeit ausgebildet hatte.

Nach dieſer Zeit hatte ſie Tage die zu den unangenehmſten ihres Lebens gehörten. Sie vermied die gewöhnliche Geſellſchaft, weil ſie ihr zu albern und ungenügend war, und verabſcheute die Männer, weil ſie ſie bisher nur als rohe Thoren oder verbildete Einſeitige kennen gelernt hatte. Nur eine Erfahrung ſollte ſie nach machen um dann in den Hafen der Zufriedenheit einzulaufen.

Es war dies ein junger Mann von ſehr unſcheinbaren Weſen. Er war viel gereiſt aus Intereſſe. Er benahm ſich in der Geſellſchaft mit Leichtigkeit und gewährte beſonders den Damen eine liebenswürdige Unterhaltung. Man konnte wohl ſagen, es lag in dieſem ſeinem Benehmen etwas Ritterliches. Er dichtete aus dem Steggereif und beſang die Reize in den treffendſten und anmuthigſten Verſen. Seine Anſichten hatten ſtets eine beſondere Wärme und Innigkeit. Auch Lucinde hatte erſichtlich großes Intereſſe für ihn, er zeichnete ſie oft aus ohne es zu wollen, als ob die Empfindung ihn überraſchte.

Er hatte Lucinden ein Sonett überreicht, welches wie ein feines Geſtändniß klang. Er pries die Jungfräulichkeit an ihr, die keuſche

Blüthe eines ſolchen Weibes; unberührt wie die heilige Jungfrau.

Die Beſprechung darüber erhielt bald Gelegenheit. Es lag ohnehin für Lucinde eine Aufforderung in jenem Gedichte, des Verfaſſers volle Geſinnung darüber kennen zu lernen. Er enthielt ihr nicht ſeine Abſicht, daß nur ein Mädchen ſeine Gattin werden könnte und dürfte, deren Leib rein wie die Lilie, die von einem Manne noch unberührt ſei.

„So kann ich nie Ihre Gattin werden," rief Lucinde mit feſtem und beſonnenem Tone und ſah den Geliebten erbleichen.

Sie ſahen ſich niemals wieder —

Ich fühle es, einziger Mann, wie mit jedem Tage, der unter Deiner Abweſenheit verſtreicht, Deine Geſtalt nur größer und größer und endlich zu mir heranwächſt. Meine Sehnſucht und Liebe wird zum Gärſtoff, der Deine, haft iſt. Hier glaubte man den eigentlichen künſtleriſchen Stein der Weiſen für die Ergründung und ſelbſt für die Hervorbringung der Poeſie zu finden. Einzelne Vorſchriften des Ariſtoteles, und Sprüche des Horaz wurden als kräftige Amulete wider den böſen Dämon der modernen Unkunſt gebraucht; und ſelbſt die dürftige Geiſtesarmuth der Adepten erregte erſt ſpät einiges Mißtrauen gegen die Ächtheit des Geheimniſſes.

Der Fehlſchluß, von dem man ausging, war, um ihn mit Hurds Worten anzuführen, folgender: „Die Alten ſind Meiſter in der Compoſition; es müſſen daher diejenigen unter ihren Schriften, welche zur Ausübung dieſer Kunſt Anleitung geben, von dem höchſten Werthe ſeyn." Aber nichts iſt weniger gegründet als dieſes! Der griechiſche Kunſtſinn war ſchon völlig entartet, als die Theorie noch in der Wiege lag. Das Talent kann die Theorie nicht verleihen, und nie hat die Kunſtlehre der Alten den Zweck und das Ideal des Künſtlers beſtimmt, welcher den Geſetzen des herrſchenden öffentlichen Kunſtſinnes allein gehorchte. Auch eine vollendete Philoſophie der Kunſt würde zur Wiederherſtellung des ächten Kunſtgefühls, nachdem es einmal verlohren gegangen, allein nicht hinreichend ſeyn. Die griechiſchen und römiſchen Denker waren aber, nach Fragmenten, Nachrichten und der Analogie zu urtheilen, ſo wenig im Beſitz eines vollendeten Syſtems objektiver Kunſt-Wiſſenſchaft, daß nicht einmal der Verſuch, der Entwurf, geſchweige denn ein ſtetes Streben nach einem ſolchen Syſtem vorhanden war. Weder die Gränzen noch die Methode dafür waren beſtimmt; auch nicht einmal der Begriff einer allgemeingülmeinem geiſtigen Auge nur ſichtbare Erſcheinung, elaſtiſch ausdehnt und bewegt, ſo daß ich den Druck Deiner Umarmung, die Gluth Deines Kuſſes auf meinem Buſen fühle. Wie lange aber willſt Du verziehen in dieſer Entfernung? Darf ich es glauben, wie Du mich verſicherſt, daß Deine Natur dieſes Geſetz der Trennung verlangt, um neuen Muth der Neigung und Zärtlichkeit zu gewinnen? O Julius, mein Herz iſt voll und heiß, wie am erſten Tage, da wir Dithyramben und Hymenäen ſangen. Erwarte nicht daß ich ein wiederkäuendes Thier ſei, welches von dem Genuſſe der Erinnerung lebt, jede Kraft und Fülle der Liebe eben ſo reichlich in der Phantaſie wie in der Realität zu genießen verſteht. Meine Natur iſt untheilbar, mein Geiſt iſt ſo mit dem Körper verbunden, daß er ohne dieſen kein Daſein hat. Ich bewundere, wenn ich in die Tiefe dieſes Verhältniſſes blicke. Es zerfließt Alles um mich in aſchgraue Nebel, ſobald ich mir die Geſtalten, die wandelnden Geſchöpfe, auch in der höchſten Function ihrer Individualität, zu geiſtig denke.

Und dennoch treibe ich allerlei Spiele des Geiſtes, um mir die Langeweile zu verſcheuchen.

Die Menſchen ſind wirklich ſehr gut mit mir. Sie verzeihn es mir nicht nur daß ich ſo oft keinen Theil nehme und dann mit einem Male ihr Geſpräch auf eine ſonderbare Art unterbreche: ſie ſcheinen ſich ſogar in der Stille an meiner Freude herzlich zu freuen. Beſonders Juliane. Ich ſage ihr nur Weniges von Dir, aber ſie hat viel Sinn dafür und erräth das Uebrige. Es giebt doch nichts Liebenswürdigeres als das reine, uneigennützige Wohlgefallen an der Liebe!

Ich glaube freilich, ich würde jetzt meine Freunde hier lieben, wenn ſie auch weniger vortreffliche Menſchen wären. Ich fühle eine große

Veränderung in meinem Weſen: eine allgemeine Weichheit und ſüße Wärme in allen Vermögen der Seele und des Geiſtes, wie die ſchöne Ermattung drr Sinne die auf das höchſte Leben folgt.

Und doch iſt's nichts weniger als Weichlichkeit. Vielmehr weiß ich, daß ich Alles was meines Berufs iſt, von nun an mit größerer Liebe und friſcher Kraft treiben werde. Ich fühlte nie mehr Zuverſicht und Muth, als Mann unter Männern zu wirken, ein heldenmäßiges Leben zu beginnen und auszuführen und mit Freuden verbrüdert für die Ewigkeit zu handeln.

Das iſt meine Tugend; ſo ziemt es mir, den Göttern ähnlich zu werden. Die Deinige iſt es gleich der Natur als Prieſterin der Freude das Geheimniß der Liebe leiſe zu offenbaren und in der Mitte würdiger Söhne und Töchter das ſchöne Leben zu einem heiligen Feſt zu weihen.

Ich mache mir oft Sorge über Deine Geſundheit. Du kleideſt Dich gar zu leicht und liebſt die Abendluft! Das ſind gefährliche Gewohnheiten, die Du wie manche Andere ablegen mußt.

Denke, daß eine neue Ordnung der Dinge für Dich beginnt. Bisher hieß ich Deinen Leichtſinn ſchön, weil er an der Zeit war und zum Ganzen ſtimmte. Ich fand es weiblich, wenn Du mit dem Glück ſcherzen, und alle Rückſichten zerreißen und ganze Maſſen Deines Lebens oder Deiner Umgebung vernichten konnteſt.

Nun iſt aber etwas da, worauf Du immer

Rückſicht nehmen, worauf Du Alles beziehen wirſt. Nun mußt Du Dich allmälig zur Oekonomie bilden, verſteht ſich im allegoriſchen Sinn.

ſammenſeins beruht, für etwas Falſches und Verkehrtes zu halten!

Iſt es nun noch unbegreiflich wenn ich mich ganz auf die andere Seite werfe? — Ich entſage dem zarten Genuß und ſtürze mich in den wilden Kampf des Lebens. Ich eile zu Eduard. Alles iſt verabredet. Wir wollen nicht bloß zuſammen leben, ſondern im brüderlichen Bunde vereint wirken und handeln. Er iſt rauh und herbe, ſeine Tugend iſt mehr kräftig als empfindſam: aber er hat ein männliches, großes Herz, und in jedem beſſern Zeitalter wäre er, das ſage ich kühn, ein Held geweſen.

II.

Es iſt wohl ſchön, daß wir endlich ein Mal wieder mit einander geſprochen haben; ich bin es auch zufrieden, daß Du durchaus nicht ſchreiben wollteſt, und auf die armen, unſchuldigen Buchſtaben ſchiltſt, weil Du wirklich zum Sprechen mehr Genie haſt. Aber ich habe doch noch Eins oder das Andere auf dem Herzen, was ich nicht ſagen konnte und was ich verſuchen will, Dir brieflich anzudeuten.

Warum aber auf dieſem Wege? — O mein Freund, wenn ich nur noch ein feineres gebildeteres Element der Mittheilung wüßte, um das was ich möchte, in zarter Hülle leiſe aus der Ferne zu ſagen! Das Geſpräch iſt mir zu laut und zu nah und auch zu einzeln. Dieſe einzelnen Worte geben immer wieder nur eine Seite, ein Stück von dem Zuſammenhange von dem Ganzen, das ich in ſeiner vollen Harmonie andeuten möchte.

Und können Männer, die zuſammen leben wollen, zu zart gegen einander in ihrem Umgange ſein? — Es iſt nicht als ob ich befürchtete, etwas zu Heftiges zu ſagen, und daß ich darum gewiſſe Perſonen und gewiſſe Gegenſtände in unſerm Geſpräch vermied. Darüber denke ich iſt ja wohl die Gränzſcheidung zwiſchen uns auf immer vernichtet!

Was ich Dir noch ſagen wollte, iſt etwas ganz Allgemeines; und doch wähle ich lieber dieſen Umweg. Ich weiß nicht ob es eine falſche oder eine wahre Delicateſſe iſt, aber es wurde mir ſchwer fallen, viel von der Freundſchaft mit Dir zu reden von Angeſicht zu Angeſicht.

Und doch ſind's Gedanken über dieſe, die ich Dir ſagen muß. Die Anwendung — und auf die kommt es am meiſten an — wirſt Du leicht ſelbſt machen können.

Für mein Gefühl giebts zwei Arten von Freundſchaft.

Die erſte iſt ganz äußerlich. Unerſättlich eilt ſie von That zu That und nimmt jeden würdigen Mann auf in den großen Bund vereinter Helden, ſchlingt den alten Knoten durch jede Tugend feſter, und trachtet ſtets neue Brüder zu gewinnen; je mehr ſie hat, je mehr begehrt ſie.

Erinnere Dich an die Vorwelt und Du wirſt dieſe Freundſchaft, die den redlichen Krieg gegen alles Böſe, wenn es auch in uns oder im Geliebten wäre, kämpft, überall finden, wo die edle Kraft in großen Maſſen wirkt und Welten bildet oder beherrſcht.

Jetzt ſind andere Zeiten, aber das Ideal dieſer Freundſchaft wird in mir ſein, ſo lange wie ich ſelbſt ſein werde.

lief. Träume und Verwirrung nahmen kein Ende, denn hier ſchienen mir ja alle unterm Grün der Blätter verlaſſenen Mährchen ſammt der Puppe entgegen zu treten, wie zur Prüfung und Beſinnung zupfte ich dieſe und ſtieß jene nicht eben zärtlich, ja wie böswillig und ſtand verwunderungsvoll oder ſchalkhaft lächelnd, wenn ſie darüber ungehalten wurden und wohl gar Thränen vergoſſen. Ich wollte eben meine Liebe zu erkennen geben, und kneipte, ſtieß, verurſachte Schmerzen. Ich wollte Freude, und erhielt Thränen. Aber Thränen gaben mir nur eine andre Freude; ich ſah mit dumpfer Neugier wie ſie perlend und klar aus dem Quell der ſanften, blauen Augen rannen und hätte weinen mögen, wenn dort über einen Scherz das heitere Lächeln zurückkehrte.

Geliebter, laß mich jetzt in dem Style des großen Cäſar fortfahren. Auch dieſer Gedanke giebt mir Muth, vor Dir jetzt mein ganzes Herz zu erſchließen, und jedes Gedicht meines Lebens zu offenbaren, das in demſelben noch tigen Wiſſenſchaft des Schönen und der Kunſt war in zureichender Klarheit aufgeſtellt, ja ſelbſt die Möglichkeit derſelben war keineswegs nachgewieſen.

Unläugbar enthalten die noch vorhandnen Werke oder einzelnen Äußerungen und Fragmente von der Kunſtkritik der Griechen, bedeutende Beyträge zur Erläuterung der griechiſchen Poeſie, und vortreffliche Materialien für die künftige Ausführung und Vollendung des ganzen Syſtems. Umſtändliche Zergliederungen, wie etwa die des Dionyſius, ſind unſchätzbar, und auch das kleinſte nur wie verlohren hingeworfne Kunſt-Urtheil der Alten, kann ſehr großen Werth haben. Die angewandten Begriffe und Beſtimmungen bezogen ſich auf vollkommne Anſchauungen, und wurden ſich aus reiner Wiſſenſchaft gar nicht wieder erſetzen laſſen. Die Urtheile ſtanden unter der untrüglichen Leitung eines urſprünglich richtig geſtimmten Gefühls, und das Vermögen, ſchöne Darſtellung zu empfangen und zu würdigen, war bey den Griechen faſt auf eben die Weiſe vollkommen und einzig, wie das Vermögen, ſie hervorzubringen. Ueberhaupt iſt in dem analytiſchen und charakteriſirenden Theile der Kunſt-Wiſſenſchaft der Werth der ſpätern Kritiker und vorzüglich im Angewandten und Beſondren am größten; für die Idee aber und ſittlich praktiſche Beſtimmung der Kunſt ſind die allerallgemeinſten Grundſätze und Begriffe vorzüglich der frühern Philoſophen am ſchätzbarſten.

Der Quell aller Bildung und auch aller Lehre und Wiſſenſchaft der Griechen war die Sage und Götterkunde, oder der Mythus. Poeſie war die älteſte, und vor dem Urſprunge der Beredſamkeit, die einzige Lehrerin des ſanft wie Bienenton geſchlummert. Möchte mein Blick, der die leichten dunkelblauen Gewölke des Himmels zertheilt, zum Sänger und Propheten werden, der die Weiſen trifft, in denen Du mir geſungen. Mann, der mit dem Kuß auf mein kaum geſchloſſenes Auge die volle Quelle meiner Seele trank; in deſſen Körper ich lebe und athme wie in dem meinigen. Stern des Glanzes vor allen Sternen!

Du ſchriebſt mit einer goldenen Feder, während ich vielleicht nur mit einer ſilbernen ſchreibe. Dafür aber bin ich ſtolz darauf, ich könnte auch hierbei etwa inniger und glühender empfinden wie in der Umarmung, wo die Natur es dem Weibe vorbehielt, ſich durch Luſt gegen folgende Qualen und Schmerzen ſchadlos zu halten. So blicke ich auch jetzt dem ſtarken Knaben in die Augen, und finde in ihnen alle die Wonne wieder, die bei ſeinem Werden elektriſch durch meine Seele fuhr.

Man bezog eine Villa. Auf dem Lande mit Wald und See, befand die kleine Lucinde ſich ganz in ihrer Heimath. Sie hatte ſich noch nie ſo verſtändig und mit der Umgebung zufrieden gezeigt. Jede Laune war ausgeglichen, ihre ganze Natur war voll Charakter, ſo daß man hätte glauben mögen, ſie ſei, obwohl an Jahren noch weit, oder doch bedeutend davon entfernt, plötzlich reif geworden oder ſtehe eben in dem Momente es zu werden. Ihr Benehmen war ungemein freier und ſelbſtſtändiger, was ſie ſagte hatte immer einen beſtimmten Ton, ſo daß man ihr öfter wegen ihrer Klugheit Recht geben mußte, ohne es eigentlich zu wollen.

Hiezu kam die noch freiere Erziehung, welche von jeher ſchon eine äußerſt rückſichtsloſe und loyale geweſen war. Hin und wieder konnte es zweifelhaft laſſen, ob hier ein Mädchen als Knabe oder ein Knabe als Mädchen erzogen werden ſollte.

Lucinde hatte überhaupt im erſten Flügelkleide ſchon einen unauslöſchlichen Haß gegen Alles, was man zur weiblichen Bildung zu rechnen pflegt. Sie war muthwillig, ja mitunter frech und trotzig, wo es auf Gehorſam und Aufmerkſamkeit zur Erlernung weiblicher Künſte ankam. Dagegen liebte ſie außerordentlich jede Bewegung, und ſich vielſeitig zu bewegen ſchien ihr das beſte Studium.

Ihr Körper war frühe an den Wechſel der Luft und die friſche des Abend- und Morgenthaues gewöhnt worden. Beſonderes Vergnügen machten ihr die Bäder, und da ſie jetzt hörte, daß dieſe in dem See, hinter Erlengebüſchen, wo ein ſanfter Hügel die Strahlen auffing und vor Luftzug ſchützte, alſo in freier

Aber die Genien des Meeres, aus welchem Alles hervorging, die Okeaniden ſangen dem Schmerze des erhabenen Dulders voll himmliſcher Wehmuth, und ſtreuten Töne des Troſtes in ſeine gefolterte Seele voll edelſter Thatkraft!

Du überlegſt ſchon, ob unſer Knabe als Maler ſich für das Portrait oder die Landſchaft entſcheiden wird, weil darauf unſere beiderſeitige Ausübung der Kunſt beruht. Iſt es denn durchaus nöthig ſchon jetzt daran zu denken, ob wir ihn als Pinſel oder für den Pinſel erziehen werden? Wichtiger ſcheint mir die Frage, ob wir ihn für das Individuum oder für die Maſſe ausbilden, mich dünkt für das Erſtere. Und hier wiederum wird der allgemeine Character des Menſchen vor der Nationalität des Bürgers vorausgehen müſſen.

Vor Allem laß uns jedes Pfäffiſche und Pedantiſche aus der Methode und den Inſtitutionen ſcheiden. Die Schnürbruſt dieſer verworrenen modernen Kleidung ſoll unſerem Knaben nicht das Blut nach dem Kopfe drängen, und ihm die freie Sehkraft des geiſtigen und leiblichen Auges mit einem trübſinnigen Flor überhängen. Wir wollen für ſeine Humanität die Natur von der Unnatur, das Weſen von dem Unweſen abzuſondern trachten. Iſt es nicht betrübt, daß in der Geſellſchaft Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen wie Feuer und Waſſer gegen einander überſtehen?

Vielleicht wird unſer Knabe nicht die volle natürliche Dispoſition ſeiner Anlagen haben, durch welche wir uns mit Kampf und Freiheit mit Glück und Sieg jetzt hindurchgearbeitet haben. Doch — kann von ſolchen Eltern ſich eine garſtige Kruſte um ſeine Anſchauungen und Urtheile, um Herz und Sinne legen? Wahrlich, einziger Freund, er muß die reine, ſtrahlenreiche Perle des Lebens finden. Er wird nicht wünſchen, auf Stelzen zu gehen, zu welchen andere Knaben, wohl nur aus Wahlverwandtſchaft oft und meiſtens ſo große Neigung haben. Er wird kein Stümper und Sylbenſtecher der Geſellſchaft werden, weil er nach reiner Verklärung der Verhältniſſe ſeines Geiſtes und Lebens trachtet. Ihm iſt die Welt die beſte Welt, in welcher die Sinne und ihr Geiſt die erſte Anwartſchaft auf Cultur und Genuß derſelben haben.

Erziehe alſo keinen Maler, keinen Pinſel, ſondern die Knospe der Freiheit, in dem hellblauen Glanze ſeiner lächelnden Augen. Er muß die Tiefe und Höhe unſerer Liebe in gleichem Maaße und Werthe kennen, weil eine ſolche voll Grazie und Feinheit, voll des göttlichen Funkens der Sinnlichkeit ihm das Daſein gegeben. Sein Geiſt wird eine ſo helle wunderbare Farbe tragen als unſere ganze Empfindung in der Stunde, da wir ihm im göttlichen Bewußtſein das Leben gegeben und die ſchlummernden Träume ſeiner Welt ihre Bewegung erhielten.

Es iſt nichts in ihm, was nach dem Falſchen, Unwahren und Rohen trachtet, das ſehe ich ſchon jetzt an dem Funkeln ſeiner Blicke, an dem kleinen Uebermuth ſeiner Mienen.

Alſo keine Sorge!

Ich gefalle mir außerordentlich auf dieſem kleinen Gute. Die Gegend iſt ſo recht ſtille und lebendig, ſo friſch bewegt und doch wieder ſo einſam wie eine unbewohnte Robinſoninſel, um ſie durch unſere Liebe zu bevölkern. Auch auf alle Pflanzen und Gebüſche, auf alle organiſchen Weſen muß dieſe Kraft unſerer Freude wirken, und um allen Bildern meiner Phantaſie die reizendſte Blüthe zu geben, iſt nichts mehr nöthig als daß der bläuliche Spiegel des See's einmal wirklich wie ein Meer uns umfluthet, und Dein Eilen auf dieſes Eiland beſchränkt.

Ich nehme muthwillig dieſes und jenes Thema auf, welches uns einſt zur Folie diente, um damit die Tändelei unſerer Liebe zu fingiren. Was denkſt Du? ich habe ſogar meinen Gedanken über den Platonismus der Liebe eine gewiſſe Form gegeben, und auch jetzt wieder, wie wir Beide früherhin gefunden, daß es eine Art von Wahnſinn iſt, der nur in einem kranken ausgedörrten Gehirne zum Vorſchein kommen kann. Eine Liebe, die ihr Entzücken in einer Spiegelfechterei der Geiſter hat, die wahrlich keine gute und lebensholde Geiſter ſind. — Himmel, welche Thorheit. Wie kam man die Liebe ſo mißverſtehen! Wie kann man ſich ſelbſt ſo gegen den ſüßeſten, vollkommenſten Reiz des Lebens ertödten! Es iſt eitele Träumerei, eine Liebe zu conſtatiren, zu verknüpfen die nicht eben ſo ſehr Geiſt der Sinnlichkeit als der Seele iſt. Die Macht des Körpers mit ſeinen Anſprüchen verkennen heißt das Leben perſifliren. Wir kennen noch keine andere himmliſche Liebe, als die, welche der Genuß reiner Sphären durchgeiſtigt und zum Sterne des Lebens erhebt, der durch die Schatten der Welt und Geſellſchaft ſeine funkelnden, erquickenden und entzückenden Lichter wirft. Siehe, darin beſteht eben die Würde unſerer Ehe, daß wir unſere Beſtimmung zu lieben, nach der Größe der Erſchöpfung erkannt haben, und eine Ganzheit gefunden haben, wo Andere nur eine Halbheit oder nicht einmal ſo viel herausbringen und ſich dabei glücklich wähnen, oder vielleicht gar das ganze Räthſel des Daſeins gelöſt zu haben glauben. Kehre wieder, damit wir den beſten Beweis jener Richtigkeit in der neuen Verklärung unſeres Genuſſes finden. —

* * *

Was man von bloß geiſtiger Liebe ſpricht, iſt der Neu-Platonismus derſelben, eine Afterphiloſophie ohne Grund und Boden. Wie reizend und ſchön iſt hingegen jene angebliche Mythe des Plato, welche aber die lauterſte und ſeligſte Wahrheit, worin er ſagt, daß Mann und Weib einſt ein Leib und eine Seele geweſen! Alſo merke, Beides, auch ein Leib, von einer vollendeten in Religion geſättigten Seele durchdrungen. Erkennſt Du nicht daran die hohe Harmonie unſerer Individualitäten wieder? —

Komm, Julius, laſſe die Hälfte Deines Selbſt nicht länger in Auflöſung ohne Halt und Schwerpunkt umherirren. Kannſt Du denn eine getheilte Creatur, einen halben Körper am Leben erhalten? Jedes meiner Worte iſt ein Fragezeichen, ein Ausrufungszeichen nach dem Beſitze unſerer Einheit. Iſt die Erde denn etwas ohne den Himmel, oder der Himmel ohne die Erde? Ich empfinde weder Sonne noch Mond. Es iſt Nacht. An der Bewegung Deiner umſchlungenen Glieder fühle ich die Bewegung der Elemente, an dem Klopfen Deines hochſchlagenden Herzens, das Syſtem der Natur, Dein Kuß iſt Sonnenſchein. Säume nicht, laß uns das hohe Lied unſerer Umarmung austönen! —

Volks. Die mythiſche Denkart, daß Poeſie im eigentlichen Sinne eine Gabe und Offenbarung der Götter, der Dichter ein heiliger Prieſter und Sprecher derſelben ſey, blieb für alle Zeiten griechiſcher Volksglaube. An ihn ſchloſſen ſich die Lehren des Plato, und wahrſcheinlich auch des Demokrit über den Enthuſiasmus der begeiſterten Muſenkünſtler und die Göttlichkeit des Schönen an. Ueberhaupt hatte der volksmäßig klare und öffentlich mitgetheilte, oder eroteriſche Vortrag der griechiſchen Philoſophie einen ganz mythiſchen Anſtrich. So wie ſich bey uns häufig der Künſtler als Gelehrter und Denker geltend zu machen ſucht, weil ſeine eigenthümliche Würde vielleicht vor der Menge wenig gelten würde; ſo pflegte damals noch der griechiſche Philoſoph ſich als Muſiker und Poet gleichſam einzuſchleichen. Die Platoniſchen Lehren von der Beſtimmung der Kunſt ſind die trefflichſten griechiſchen Materialien zur höhern praktiſchen oder ſittlich beſtimmenden Philoſophie der Kunſt, welche ſich auf uns erhalten haben. Die ſittliche Philoſophie der älteſten griechiſchen Denker aber war durchaus politiſch, in dem antiken Sinne des Worts, wo daſſelbe nicht bloß den Staat und das bürgerliche Gemeinweſen und deſſen Einrichtung, ſondern zugleich auch die Sitten, und das ganze Leben, nebſt der Kunſt und der Götterſage, ja auch die gottesdienſtlichen Gebräuche umfaßt. Dieſe politiſche Wiſſenſchaft nun war zwar in den Grundſätzen nichts weniger als die knechtiſche Dienerin der Erfahrung, ſondern vielmehr durchaus auf Ideen gegründet; aber im Vortrage und in der Anordnung ſchloß ſie ſich durchgängig an das Gegebne und Vorhandne an. Nie hat eigentlich die griechiſche Philoſo-

Liebe und Ehe.

Lucinde. Kömmſt Du, endlich!

Julius. Endlich.

Lucinde. Ich habe Dich nach dieſer unendlichen Trennung mit demſelben Verlangen erwartet, als in jenen Augenblicken, da wir aus der ganzen Welt uns zuerſt zuſammen fanden.

Julius. Die Götter lenken die guten und böſen Momente, das Kommen und Weilen mit gleicher Hand.

Lucinde. Iſt das aber nicht der Triumph unſeres Lebens geweſen, daß wir über dem Verhängniß ſtanden und der Alltäglichkeit des Geſchickes ein Schmerzchen ſchlugen.

Julius. Wie viele Kraft hat Deine Seele, ſo elaſtiſch, als Dein Körper im Geben und Empfangen iſt.

In dieſem Briefe geht Alles recht bunt durch einander, wie im menſchlichen Leben Gebet und Eſſen, Schelmerei und Entzücken. Nun gute Nacht. — Ach warum kann ich nicht wenigſtens im Traume bei Dir ſein! wirklich mit Dir und in Dir träumen! Denn wenn ich bloß von Dir träume, iſt's doch immer nur allein. — Du willſt wiſſen, warum Du nicht von mir träumſt, da Du doch ſo viel an mich denkſt? Liebe! ſchweigſt Du nicht auch oft lange über mich?

Amaliens Brief hat mir große Freude gemacht. Freilich ſeh' ich aus dem ſchmeichelnden Ton, daß ſie mich nicht von den Männern ausnimmt, die der Schmeichelei bedürfen. Ich verlange das auch gar nicht. Es wäre unbillig zu fodern, daß ſie meinen Werth auf unſere Weiſe anerkennen ſoll. Genug, daß eine mich ganz kennt! — Sie erkennt ihn ja auf ihre Art ſo ſchön! — Sollte ſie wohl wiſſen, was Anbetung iſt? Ich zweifle daran und bedaure ſie, wenn ſie es nicht weiß. Du nicht auch?

Heute fand ich in einem franzöſiſchen Buche von zwei Liebenden den Ausdruck: „Sie waren Einer dem Andern das Univerſum.“ —

Wie fiel mir's auf, rührend und zum Lächeln, daß, was da ſo gedankenlos ſtand, bloß als eine Figur der Uebertreibung, in uns buchſtäblich wahr geworden ſei!

Eigentlich iſt's zwar auch für ſo eine franzöſiſche Paſſion buchſtäblich wahr. Sie finden das Univerſum Einer in dem Andern, weil ſie den Sinn für alles Andere verlieren.

Nicht ſo wir. Alles, was wir ſonſt liebten, lieben wir nun noch wärmer. Der Sinn für die Welt iſt uns erſt recht aufgegangen.

Du haſt durch mich die Unendlichkeit des menſchlichen Geiſtes kennen gelernt, und ich habe durch Dich die Ehe und das Leben begriffen, und die Herrlichkeit aller Dinge.

Alles iſt beſeelt für mich, ſpricht zu mir und Alles iſt heilig. Wenn man ſich ſo liebt wie wir, kehrt auch die Natur im Menſchen zu ihrer urſprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wolluſt wird in der einſamen Umarmung der Liebenden wieder, was ſie im großen Ganzen iſt — das heiligſte Wunder der Natur; und was für Andere nur etwas iſt, deſſen ſie ſich mit Recht ſchämen müſſen, wird für uns wieder, was es an und für ſich iſt, das reine Feuer der edelſten Lebenskraft.

Die andere Freundſchaft iſt ganz innerlich. Eine wunderbare Symmetrie des Eigenthümlichſten, als wenn es vorher beſtimmt wäre, daß man ſich überall ergänzen ſollte. Alle Gedanken und Gefühle werden geſellig durch die gegenſeitige Anregung und Ausbildung des Heiligſten. Und dieſe reingeiſtige Liebe, dieſe ſchöne Myſtik des Umgangs ſchwebt nicht bloß als fernes Ziel vor einem vielleicht vergeblichen Streben. Nein, ſie iſt nur vollendet zu finden. Auch hat da keine Täuſchung Statt, wie bei jener Anderen heroiſchen. Ob die Tugend eines Mannes Stich hält, muß die That lehren. Aber wer ſelbſt in ſeinem Innern die Menſchheit und die Welt fühlt und ſieht, der wird nicht leicht allgemeinen Sinn und allgemeinen Geiſt da ſuchen können wo er nicht iſt.

Zu dieſer Freundſchaft iſt nur fähig, wer in ſich ganz ruhig wurde und in Demuth die Göttlichkeit des Andern zu ehren weiß.

Haben die Götter einem Menſchen eine

ſolche Freundſchaft geſchenkt, ſo kann er weiter nichts, als ſie mit Sorge vor Allem was äußerlich iſt bewahren und das heilige Weſen ſchonen. Denn vergänglich iſt die zarte Blüthe.

Sehnſucht und Ruhe.

Leicht bekleidet ſtanden Lucinde und Julius am Fenſter im Pavillon, erfriſchten ſich an der kühlen Morgenluft und waren verloren im Anſchaun der aufſteigenden Sonne, die von allen Vögeln mit munterem Geſang begrüßt ward.

„Julius," fragte Lucinde, „warum fühle ich in ſo heiterer Ruhe die tiefe Sehnſucht?" — „Nur in der Sehnſucht finden wir die Ruhe," antwortete Julius. „Ja die Ruhe iſt nur das, wenn unſer Geiſt durch nichts geſtört wird, ſich zu ſehnen und zu ſuchen, wo er nichts Höheres finden kann als die eigene Sehnſucht.

„Nur in der Ruhe der Nacht,“ ſagte Lucinde, „glüht und glänzt die Sehnſucht und die Liebe hell und voll wie dieſe herrliche Sonne.“ — „Und am Tage,“ erwiderte Julius „ſchimmert das Glück der Liebe blaß, ſo wie der Mond nur ſparſam leuchtet.“ — „Oder es erſcheint und ſchwindet endlich in's allgemeine Dunkel,“ fügte Lucinde an, wie jene Blitze, die uns das Gemach erhellten, da der Mond verhüllt war.“

„Nur in der Nacht ſingt Klagen,“ ſprach Julius, „die kleine Nachtigall und tiefe Seufzer. Nur in der Nacht eröffnet ſich die Blume ſchüchtern und athmet frei den ſchönſten Duft, um Geiſt und Sinne in gleicher Wonne zu berauſchen. Nur in der Nacht, Lucinde, ſtrömet tiefe Liebesgluth und kühne Rede göttlich von den Lippen, die im Geräuſch der Tage ihr ſüßes Heiligthum mit zartem Stolz verſchließen.“

Lucinde. Nicht ich, mein Julius, bin die, die Du ſo heilig malſt; obſchon ich klagen

Natur nunmehr ſtattfinden würden, da kannte ſie ſich ſelbſt nicht vor Entzücken. Ein Knabe aus der Meierei, geſchickt und von gleichem Alter, wurde noch dazu gezogen, und ſo hatten die Beiden ihre Luſt in der kryſtallhellen Fluth.

Da Lucinde ſchwimmen geſehn hatte, ſo zeigte ſie bald ihre Neigung. Es wurde ihr eine Schnur unter der Achſel befeſtigt und die Uebung ging vor ſich. Dabei zeigte der Körper eine wunderbare Anſtelligkeit und Geſchicklichkeit, ſie arbeitete frei und zuverſichtlich mit Armen und Beinen, und trieb bald mit Leichtigkeit auf dem Rücken, indem ſie den Untertheil nur leiſe bewegte. Das Auge wurde unendlich hell und verklärt, die Wange, von der Friſche des Waſſers gebleicht, nahm eine lichtvolle Röthe an, und ihre ganze Geſtalt ſchien eine ſanfte unausſprechliche Wolluſt zu athmen, worüber ſie lächeln mußte.

Wiederum hatte die kleine Lucinde ein beſonderes Vergnügen daran, die ſtille Klauſe brütender Vögel aufzuſuchen. Sie ſtreifte Stunphie, ſo wie die griechiſche Kunſt, die Stufe einer vollſtändigen Selbſtſtändigkeit der Bildung erreicht, und im Plato vorzüglich iſt die Ordnung der ganzen Maſſe der einzelnen Philoſopheme nicht ſowohl von innen beſtimmt, als vielmehr nur von außen gebildet und entſtanden. Um daher nur Plato's Lehre von der Kunſt zu verſtehen, muß man nicht allein den mythiſchen Urſprung der griechiſchen Bildung überhaupt, ſondern auch die ganze Maſſe der bürgerlichen, ſittlich religiöſen und intellektuellen Bildung der Griechen in ihrem völligen Umfange kennen! Auch für die Sophiſten war nur auf eine andre Weiſe das öffentlich Geltende die Grundlage und Baſis, von der alle ihre Lehren, alſo auch die über das Schöne und die Kunſt, immer ausgingen, und der Punkt, wohin ſie ſtrebten. Im Ariſtoteles iſt die theoretiſche Kunſtlehre noch in der Kindheit, und die praktiſche iſt ſchon ganz von ihrer Höhe geſunken. Seine Lehre von der Beſtimmung der Kunſt, im achten Buche der Politik, beweiſt eine umfaſſende Denkart, und nicht ganz unwürdige Geſinnungen; aber dennoch iſt der Geſichtspunkt ſchon nicht mehr politiſch in dem oben angedeuteten, umfaſſenden, hohen, Platoniſchen Sinne des Worts, ſondern nur moraliſch. In der Rhetorik aber, und in den Fragmenten der Poetik, behandelt er die Kunſt wie jeden andern Naturgegenſtand ohne alle Rückſicht auf die Idee der Schönheit, bloß hiſtoriſch und theoretiſch. Wo er eigentlich als Kunſtrichter urtheilt, da äußert er nur einen ſcharfen Sinn für die ſtrenge Richtigkeit im Gliederbau des Ganzen, für die Vollkommenheit und Feinheit der Verknüpfung. Wie häufig ſind nicht in ihm, und in den ſpätern Rhetorikern den und halbe Tage lang durch Wald und Gebüſch, ohne zu ermüden. Selbſt die ſchlankſten Wipfel und rieſige Aeſte hielten ſie von ihrer Forſchung nicht ab. Sie hatte ſich, um dieſen ihren Zweck beſſer und bequemer erreichen zu können, ein paar Modeſten anlegen laſſen, und ereiferte ſich in Durchſetzung ihres Willens nun ganz wie ein Knabe, dem der erſte Lebensmuth durch die friſche, blühende Seele quillt, doch ohne Frechheit. War ſie oben auf dem höchſten Aſte angelangt, von wo man wie auf einen hügeligen grünen Thalgrund herabblickte, ſo ordnete ſie ihre Kleidung, ſetzte ſich bequem, ſtützte den Kopf auf die Hände und Arme, dieſe auf die Kniee, und ſah ſo lange Zeit über und um ſich in das Blaue und den wolkenloſen, alzureinen Himmel hinein, an dem einzelne ſilberne Flocken als Liebesbothen voll Glück und Hoffnung vorüberſchwammen.

Sie hatte nicht größeres Behagen, als wenn der Tag im ſchwimmenden Duſt mit der Nacht abwechſelte, und das Dunkel nun wie ein heiliges, weitherwallendes Meer das Licht verdeckte, um hier und dort am Firmamente den Schein und ſtrahlenden Schimmer einzelner Sterne zu erheben. In der erſten Freude ließ der Abendſtern und mit ihm ſo mancher andere ſich zählen und betrachten, aber bald ſchienen ſie ſich ſelbſt wie goldener Sand auf Meeresgrund zu ſtreuen, und einer den andern an Glanz und Schein zurückſetzen zu wollen; dann wurde Lucinde unwillig und ſtieg von ihrer Luſt ſchnell und behände auf die ſchlummernde Natur, und ſtill, ruhende Erde hinunter, wo hier und dort noch ein Vöglein nach ſeinem Weibchen irrte, oder der ſanfte, gurgelnde Ton der Nachtigall im tiefſten balſamiſchen Dunkel um ſüße und heilige Liebe klagte.

Lucinde begriff ſehr wohl die tiefe Innigkeit dieſer Töne. „Ich verſtehe Dich wohl,“ ſagte ſie, „aber ich kann Dir nicht helfen, Du mußt Geduld haben, armes Thierchen, vielleicht werd' ich Dich noch erlöſen.“ Der lange wunderbar gezogene und ſehnſuchtsvolle Ton ſchien ihr dann anzudeuten, daß auch ſie verſtanden ſei; ein grauſendes Gefühl mit zärtlicher Wehmuth ging ihr durch Mark und Bein, und ſo lief ſie hinweg in ſonderbarer Haſt.

Jemehr die Empfindung ſich entwickelte, deſto nahrungsbedürftiger wurden auch Geiſt und Seele. Es mußte etwas gethan werden, das dieſen Befriedigung gab. Die im Lichte zu hell aufgeſchoſſene Pflanze des Herzens, die reizend blendende Farbe des Gefühles verlangte nach Macht und Stärke, um dem blühenden Muth eine Stütze zu geben. Es iſt ſchon geſagt, daß alle weiblichen Künſte und Geſchicklichkeiten für ſie etwas durchaus Lächerliches hatten. „Das ſchmeckt nach Sklaverei und Dummheit,“ pflegte ſie keck zu behaupten. Die Freiheit iſt etwas Großes, und nur das Große iſt ſchön. Man muß Alles lieben, was ſo ausſieht, auch wenn es vor tauben Ohren und blöden Augen nicht genannt werden darf. Ich will nicht auf den weiblichen Galeeren rudern. Ich kenne das Meer und die Anmuth ſeiner

Es iſt nichts Aſchgraues in dieſer Gegend, keine nachtwandelnde Menſchen, die ſich wie Marionetten geberden und große Calculationen machen, deren Zweck und Ende ſie nicht kennen.

Meine ganze Philoſophie geht auf die Sehnſucht nach Deiner Nähe und den Genuß Deiner Gegenwart. Ich ſehe Dich nicht, aber ich höre die Schläge Deines Herzens in dem Tone der kleinen verlangenden Nachtigall, welche ohne jene herkömmliche Furcht im Gebüſche dicht unter meinem Fenſter ihr Neſtchen hat.

Es iſt Alles gut hier. Komm nur, Einziger, es ruht eine ſchmachtende Arie nach Deiner Umarmung in meinem Herzen. Ich habe eine treffliche Stelle für unſere Liebe bereitet. Fürchte nichts von der Gegenwart des Knaben. Ich bin Madonna mit dem Kinde, darum iſt jede Anmuth für uns geheiligt.

Mit Recht haſt Du geſchloſſen, daß ich nicht einen dem Deinen gleichen Gang genommen habe, um zu dem gegenwärtigen Syſteme der Anſichten und Meinungen zu gelangen; daß mich beſonders in dem Verkehre mit der menſchlichen Geſellſchaft eine andere Schule durch das Leben geführt hat, worin es weniger Schmerz und Schwermuth, ſondern meiſtens Unmuth und Uebermuth zu bewältigen gab.

Du haſt mir die Darſtellung Deiner ebenſo intereſſanten als erfahrungsreichen Lehrjahre gegeben, und willſt, daß ich vor Dir dieſelbe Offenherzigkeit als Weib hege, welche Du nur als Mann, unbeſchadet unſerer großen Harmonie, offenbart haſt.

Was man anfängt, ſoll man auch vollenden. Ich habe Dir die Knoſpe meiner Jungfräulichkeit in leichten Umriſſen enthüllt, ohne jenes ſittliche Gewiſſen, welches man Schaam nennt, die meiſtens aber nur ein Deckmantel der menſchlichen Unmoralität iſt, worunter mit einem unſchicklichen Erröthen und Verſchweigen Alles verborgen wird, was nicht in die Lage unſerer Verhältniſſe und Ausſichten paßt; ſo darf ich Dir auch nicht den Zuſammenhang meiner ferneren kleinen Geſchichten verſchweigen, bis zu dem Augenblicke, da unſere Seelen mit einer großen und unendlichen Flamme empor zum Himmel ſchlugen.

Lehrjahre der Weiblichkeit.

Die bekannte Kataſtrophe hatte aus Lucinden's Gemüth tauſendfache Unluſt, Furcht und Schwermuth entfernt, welche ſie ſonſt heimgeſucht haben würde. Es gab nur eine kurze Zeit, wo ſie am liebſten jede Umgebung mied, und vor dem jungen Informator, dem ſie doch noch mehr als eine Aufklärung verdanken ſollte, eine gewiſſe Scheu, als hätte ſie etwas ihr doch völlig Unbekanntes verbrochen, nicht verbergen konnte. Sie ſchlug die Augen nieder, und empfand nachher die größte Unluſt darüber, daß ſie es gethan hatte, da ſie ihm ſelbſt doch gerne recht lange und lebhaft in die Augen geſehen hätte.

Es war ein Glück, daß dieſe niedergeſchlagene Stimmung faſt nur einen Moment dauern

Lucinde. Aber was zauderſt Du, ſiehe, wie vollſtändig Alles bereitet iſt, auch in der Ungunſt des Jahres. Du wirſt nicht die Anmuth und Bequemlichkeit jenes Pavillons vermiſſen, in dem wir dem Hymenäus opferten. Wie weich und farbenhell dehnen ſich dieſe Polſter, auf denen das blaſſe Zwielicht des Mondes ſpielt. — So, hierher! — Und nun einen Kuß um den andern voll Welt und Ewigkeit. Der Dichter hatte recht, welcher mit voller Seele die Situation der Liebe empfand, wenn Boreas wüthet und Schloſſen gegen die Fenſter treibt. Wir haben uns wieder! Laß mich den Knaben mehr ſeitwärts legen, er darf nicht als Dritter die Harmonie unſrer Zweiheit ſtören. — Aber wie kühl Du biſt! Iſt das ein Schatten jener Kraft und Kühnheit, mit der Du an meinen Buſen ſtürmteſt? Wo iſt jene Wildheit, jene bewußtloſe Schnelligkeit, mit der Du mir ein Stück des Gewandes nach dem andern raubteſt, Dich bei dieſer Gelegenheit in meinen Kleidern verwickelteſt, um Dich an meinem entblößten, wallenden Buſen voll beſonnener, thätiger Lebenskraft wiederzufinden? Wo iſt jener Sinn, mit dem Du das Maaß der Bildung ergrundeteſt und voll Schwärmerei mit Deinem

Geiſte von dem warmen Fleiſch auf den kalten Marmor hinübereilteſt.

Julius. Die Zeit giebt und nimmt!

Lucinde. Wie ſonderbar Du redeſt. Du haſt mich noch nicht einmal umſchloſſen wie in jenen Tagen. Lieber, haſt Du ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft das Geſetz unſerer Ehe verlernt?

Julius. Natur und Liebe ſind nur einig im Nehmen, nicht im Geben.

Lucinde. Die Natur hat überall Liebe

Julius. Und doch kann die Liebe von der Natur verlaſſen werden.

Lucinde. Sprich es nicht aus, dann hat ſie aufgehört zu ſein.

Julius. Nenne es nicht ſo; ſie hat nur die Farbe des Kleides gewechſelt. Die Natur iſt eiferſüchtig auf die Liebe. Sie giebt Sehnſucht ohne Maaß, aber nicht ohne Zeit. Die Zeit mit ihrer Endlichkeit gebietet auch über die Sehnſucht. Wenn die Natur ſich in dem, was ſie alleiniges Geheimniß und Eigenthum wähnte, betrogen und verkleinert ſieht, ſo verſagt ſie aus Neid den Rapport ihrer Göttlichkeit. Sie giebt den Menſchen der Alltäglichkeit des Genuſſes wieder, um ihn, der ſich Gott wähnte, als Thier ganz fühlen zu laſſen. Die Liebe theilt in allen Dingen das Loos der Blume. Sie keimt, wächſ't, blüht, ſetzt Frucht- und Saamenknoten. Die Blume verjüngt ſich in dem Saamen und ſtirbt, ſobald ſie dieſe Procedur vollendet ſieht.

Lucinde. Unglückſeliges Loos! Und das Geſchöpf giebt ſich gleichgültig auf.

Julius. Nicht gleichgültig. Die vollendete Sehnſucht iſt der feinſte Selbſtmord. Das männliche Geſchöpf ſieht, daß ſeine Liebe nicht ewiger und unendlicher Natur, weil es der Mehrheit der Weſen fähig und ſich in Theile auflöſt. Die höchſte Liebe hat ſich in die höchſte und tiefſte Wehmuth verwandelt. Die Wehmuth iſt Schmerz, und er haßt die Natur durch ſich, weil ſie ihn ſich in ſeiner Abhängigkeit hat erblicken laſſen; die Natur nimmt ſo eigenwillig wie ſie gab und hat noch gar Freude daran, wenn er vor Schmerz vergehen möchte! Der Mann haßt nicht die Liebe, ſondern die Natur. Er modificirt ſeine Liebe, ſobald er ſeine Schranken kennt. Die Neigung iſt nicht lebloſer und geringer geworden, ſie iſt nur gemildert durch den Schmerz. Und deshalb ſagte ich, ſie hat ein anderes Kleid angelegt.

einzelne ganz unverſtändliche oder doch äußerſt ſchwer zu entziffernde beſondre Beziehungen auf untergegangne Werke, auf uns ganz unbekannte Dinge? Ja das Ganze iſt nicht ſelten in einer individuellen Rückſicht verfaßt. So iſt der Hauptgeſichtspunkt, nach welchem Quinctilian den Werth der Dichter beſtimmt, ihre Tauglichkeit junge Declamatoren künſtlich ſchwatzen zu lehren. Die eigenthümliche Veranlaſſung der kritiſchen Epiſteln des Horaz, der ganze Inbegriff ihrer Beziehungen; ihre geſchichtliche Umgebung und ganzes Weltverhältniß iſt uns bald ganz, bald größtentheils unbekannt, und bey vielen wahrſcheinlichen oder ſinnreichen Hypotheſen tappen wir dennoch hier und da völlig im Dunkeln.

Wenn von allumfaſſender vollendeter Kenntniß der Griechen die Rede iſt, ſo ſtehen alle Beſtandtheile derſelben in Wechſelwirkung, und das Studium der Kunſtlehre der Alten iſt allerdings ein integranter Theil des ganzen Studiums der griechiſchen Bildung überhaupt, oder ihrer Kunſtbildung insbeſondre. Aber in der Methodenlehre des ganzen Studiums dürfte wohl das der griechiſchen Kritik eine ſehr ſpäte Stelle erhalten. Man muß ſchon die ganze Maſſe, den organiſchen Entwicklungsgang und Zuſammenhang und die innern Grundgeſetze der griechiſchen Poeſie kennen, um die Aufſchlüſſe, welche in den kritiſchen Schriften der Griechen größtentheils noch ungenutzt verborgen liegen, ſuchen und finden zu können.

⁂

Ich bin weit entfernt von den dictatoriſchen Anmaßungen, den deſpotiſchen Verbeſſerungen angeblicher Weltreformatoren, die ſo vieles auch in der Kunſt und

Lucinde. So wäre die Ehe der Liebe Grab!

Julius. Nicht die Ehe, ſondern das Reſultat und Zeichen der Ehe Und jener Knabe, der ſo ſchuldlos dazuliegen ſcheint, iſt durch ſein bloßes Daſein ſchon ein Vatermörder, weil das höchſte Sein ſeines Vaters in der Liebe lebte. Jede Fürſorge und je gewählter und neuer ſie iſt, iſt die Weihe der Reſignation. Die Ehe iſt ohne wahre Liebe, aber die wahre Liebe nicht ohne Ehe. Jede Liebe geht auf Erfüllung der That, jede Ehe iſt ein Grabmal der Liebe. Die Harmonie zweier Weſen kann nicht mehr beſtehen in Geiſt und Wahrheit, weil die Dreiheit, der Keim zu neuer Liebe, jene aufhebt. Die Liebe der Ehe iſt Alles, nur nicht das was ſie war, als ſie noch den Blüthenduft der Sehnſucht trug. Die Sehnſucht iſt aufgehoben durch die Erſcheinung der That, die eine rein geiſtige war, ſo lange ſie im weiten, ewigen Meere der Liebe ſchwamm.

Lucinde. Und jede erneute Zeugung?

Julius. Iſt nichts wie ein Geſchäft, welches das Geſchlecht uns auferlegt zu ſeiner Erhaltung, und die Natur gebietet als Tribut des urſprünglichen Genuſſes. Die Verwegen-

Drei Dinge wird unſer Kind gewiß haben: viel Muthwillen, ein ernſthaftes Geſicht und etwas Anlage zur Kunſt. Alles Andere erwarte ich mit ſtiller Ergebung. Sohn oder Tochter, darüber kann ich keinen beſtimmten Wunſch haben. Aber über die Erziehung habe ich ſchon unſäglich viel gedacht, nämlich, wie wir unſer Kind vor aller Erziehung ſorgfältig bewahren wollen; vielleicht mehr als drei vernünftige Väter denken und ſorgen, um ihre Nachkommenſchaft gleich von der Wiege in lauter Sittlichkeit einzuſchnüren.

Ich habe einige Entwürfe gemacht, die Dir gefallen werden. Auf Dich iſt ſehr dabei gerechnet. Nur mußt Du die Kunſt nicht vernachläſſigen! — Würdeſt Du für Deine Tochter wenn es eine Tochter wäre, lieber das Portrait oder die Landſchaft wählen? —

Du Thörin mit Deinen äußerlichen Dingen! Du willſt wiſſen, was mich umgiebt, wo, wann und wie ich Alles thue lebe und bin? — Sieh doch um Dich, auf dem Stuhle neben Dir, in Deinen Armen, an Deinem Herzen, da lebe und bin ich. Trifft Dich nicht der Strahl des Verlangens, und ſchleicht mit ſüßer Wärme bis an Dein Herz, bis an den Mund, wo es in Küſſen überſtrömen möchte? —

Nun rühmſt Du Dich noch gar, daß Du immer innerlich an mich ſchriebſt und ich nur oft, Du Sylbenſtecherin! Erſtlich denke ich immer ſo an Dich, wie Du es beſchreibſt, daß ich neben Dir gehe, Dich ſehe, höre, ſpreche. Dann aber auch noch anders, beſonders wenn ich des Nachts aufwache.

Wie kannſt Du nur an der Würdigkeit und Göttlichkeit Deiner Briefe zweifeln! Der Letzte blickt und leuchtet aus hellen Augen; es iſt nicht Schrift ſondern Geſang. —

Ich glaube wenn ich noch einige Monate fern von Dir wäre, würde Dein Styl ſich völlig ausbilden. Indeſſen finde ich es doch rathſamer, daß wir den Styl und das Schreiben nun laſſen und die ſchönſten und höchſten Studien nicht länger ausſetzen, und ich bin ſo ziemlich entſchloſſen, in acht Tagen ſchon zu reiſen.

möchte wie die Nachtigall und, wie ich innig fühle, nur der Nacht geweiht bin. Du biſt's, es iſt die Wunderblume Deiner Phantaſie, die Du in mir, die ewig Dein iſt, dann erblickſt, wenn das Gewühl verhallt iſt und nichts Gemeines Deinen hohen Geiſt zerſtreut.

Julius. Laß die Beſcheidenheit und ſchmeichle nicht. Gedenke, Du biſt die Prieſterin der Nacht. Im Strahl der Sonne ſelbſt verkündigt es der dunkle Glanz der vollen Locken, der ernſten Augen lichtes Schwarz, der hohe Wuchs, die Majeſtät der Stirne und aller edlen Glieder.

Lucinde. Die Augen ſinken, indem Du rühmſt, weil jetzt der laute Morgen blendet, und luſtiger Vögel buntes Lied die Seele ſtört und ſchreckt. Sonſt möchte wohl das Ohr in ſtiller dunkler Abendkühle des ſüßen Freundes ſüße Rede gierig trinken.

Julius. Es iſt nicht eitle Phantaſie. Unendlich iſt nach Dir und ewig unerreicht mein Sehnen.

Lucinde. Sei's was es ſei, Du biſt der Punkt in dem mein Weſen Ruhe findet.

Julius. Die heilige Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen, Freundin.

Lucinde. Und ich in dieſer ſchönen Ruhe jene heilige Sehnſucht.

Julius. Ach, daß das harte Licht den Schleier heben darf, der dieſe Flammen ſo verhüllte, daß der Sinne Scherz die heiße Seele kühlend lindern möchte!

Lucinde. So wird einſt ewig kalter ernſter Tag des Lebens warme Nacht zerreißen, wenn Jugend flieht und wenn ich Dir entſage wie Du der großen Liebe größer einſt entſagteſt.

Julius. Daß ich doch Dir die unbekannte Freundin zeigen dürfte und ihr das Wunder meines wunderbaren Glücks.

Lucinde. Du liebſt ſie noch und wirſt ſie, ewig mein, auch ewig lieben. Das iſt das große Wunder Deines wunderbaren Herzens.

Julius. Nicht wunderbarer als das Deine.

Ich ſehe Dich an meine Bruſt gelehnt mit Deines Guido Locke ſpielen; uns Beide brüderlich vereint die würdige Stirn mit ewigen Freudenkränzen zieren.

Lucinde. Laß ruhn in Nacht, reiß nicht an's Licht, was in des Herzens ſtiller Tiefe heilig blüht.

Julius. Wo mag des Lebens Woge mit dem Wilden ſcherzen, den zart Gefühl und wildes Schickſal heftig fortreißt in die herbe Welt?

Lucinde. Verklärt und einzig glänzt der hohen Unbekannten reines Bild am blauen Himmel Deiner reinen Seele.

Julius. O ewige Sehnſucht! — Doch endlich wird des Tages fruchtloſes Sehnen, eitles Blenden ſinken und erlöſchen, und eine große Liebesnacht ſich ewig ruhig fühlen.

Lucinde. So fühlt ſich, wenn ich ſein darf wie ich bin, das weibliche Gemüth in liebeswarmer Bruſt. Es ſehnt ſich nur nach Deinem Sehnen, iſt ruhig wo Du Ruhe findeſt.

Tändeleien der Phantaſie.

Durch die ſchweren, lauten Anſtalten zum Leben wird das zarte Götterkind Leben ſelbſt verdrängt und jämmerlich erſtickt in der Umarmung der nach Affenart liebenden Sorge.

Abſichten haben, nach Abſichten handeln, und Abſichten mit Abſichten zu neuer Abſicht künſtlich verweben; dieſe Unart iſt ſo tief in die närriſche Natur des gottähnlichen Menſchen eingewurzelt, daß er ſichs nun ordentlich vorſetzen und zur Abſicht machen muß, wenn er ſich einmal ohne alle Abſicht, auf dem innern

Wellen, ich weiß die Tiefe und Erhabenheit ſeiner Geiſter zu würdigen, ich will mir ſelbſt einen Nachen zimmern, der urſprünglich wohl nur klein iſt, aber im Traume wächſt, und dann vielleicht am Tage einmal ſo ſchön und groß bleibt, mit ſtolzen, weißen Seegeln, wie er es der ſinnvollen Seele im Bilde geweſen.

Aus Zufall, wenn dieſer der rechte Name für den freien Charakter des Inſtinktes ſein ſoll, war Lucinde eines Tages in die Lehrſtunden ihrer männlichen Geſchwiſter gerathen. Der Informator, ein junger Mann von weiten Kenntniſſen und inniger Liebe zur großen Natur und himmliſchen Naivetät des Alterthums, bei eigenen, reizenden Talenten, war eben wieder mit ſeinem liebſten Thema beſchäftigt. Er ſprach in begeiſterter Rede von der freien Natürlichkeit jener Anſchauung, und der darin lebenden, friſchen und unbefangenen Blüthe der Geiſter. Er pries mit Wolluſt die Größe der Seele und die Harmonie des Gefühles. Er bewunderte noch die große Reinheit der ganzen und

Wiſſenſchaft projektiren, wozu ſie keine Sylbe von berechtigtem Auftrag höhern Orts, durch wahrhaft begründeten, innern Beruf erhalten haben, und die ſo vieles dekretiren, was weder der in der Geſchichte waltende und lenkende Geiſt, noch die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit ſelbſt bis jetzt beſtätigt hat, oder jemals beſtätigen wird. Die Behauptung aber, daß eine allgemeingültige Wiſſenſchaft des Schönen und der Darſtellung, und eine richtige Nachahmung der griechiſchen Urbilder, die nothwendigen Bedingungen zur Wiederherſtellung der ächten ſchönen Kunſt ſey, iſt ſo wenig willkührlich, daß ſie nicht einmal neu iſt. Wir begnügen uns hier mit dem beſcheidnen Verdienſt, dem Gange der Kunſtbildung nachforſchend einigermaßen auf die Spur gekommen zu ſeyn, den Sinn der bisherigen Kunſtgeſchichte glücklich errathen, und eine große Ausſicht für die künftige gefunden zu haben. Vielleicht iſt es mir gelungen, einige Dunkelheiten zu erhellen, einige Widerſprüche zu löſen, indem ich für jede einzelne auffallende Erſcheinung die richtige Stelle im großen Ganzen der ewigen Geſetze der Kunſtbildung zu beſtimmen ſuchte. Es kann eine Empfehlung und eine Beſtätigung dieſes entworfnen Grundriſſes ſeyn, daß nach dieſer Anſicht der Streit der antiken und modernen Kunſtbildung für immer wegfällt; daß das Ganze der alten und neuen Kunſtgeſchichte uns, ſo geſtellt, durch ſeinen innigen Zuſammenhang überraſcht, und durch ſeine vollkommne Zweckmäßigkeit völlig befriedigt.

Jedes große, wenn gleich ſcheinbar noch ſo regelloſe Produkt des modernen Kunſtgenies iſt nach dieſem Gevollen Natur, auch wenn er längſt ſchon befürchten mußte nicht verſtanden zu werden.

„Die Alten,“ ſagte er, „waren Menſchen, welche die reizendſte Melodie zur Harmonie dieſer Erde bildeten. Ihre Empfindung war ſtets fleckenlos, weil ihre Moral eine große und von der Natur geheiligte war. Ihre Seele empfand die Keuſchheit der Sinne, den Duft des Gefühles wie den ſeligen Luſtglanz des Auges. Ihre Seele war nicht hochmüthig, indem ſie den Körper verachteten, ſie fühlte ſich nur groß in dem reizenden Bewußtſein der Sinnlichkeit. Die Alten waren ganze Menſchen von Himmel und Erde; wir gehören entweder nur dieſer oder jenem an, und bleiben darum ewig halb und unglücklich.“

Eine mythevolle Saite in dem Geiſte der horchenden und ahnenden Lucinde ſchien hier plötzlich ihren Klang und Ton empfangen zu haben. Sie bat um weitere Erklärung. Sie kam mit Fragen und ſuchte nach Antworten.

„Ich werde das beſſer verſtehen,“ ſagte ſie.

„Ich habe einmal davon gehört, aber wo, das weiß ich nicht. Vielleicht hat mir auch nur davon geträumt, oder es war ein großes Buch, das ich im Schlummer las, und das mich die ſeltſamſten und wunderbarſten Geſchichten halb nur errathen laſſen wollte, weil es verkehrt lag, und ſo alle Buchſtaben nur über Kopf mir zeigen durfte.

Der junge Mann, welcher an der reizenden Naivetät der ſich entwickelnden Lucinde ſchon ſo oft ſeine heimliche Freude gehabt hatte, gab beſcheidene Antwort. Er gehörte zu den Perſonen, welche das volle Bewußtſein und die vollkommene Anſchauung der Größe haben, ohne dieſe jedoch durch ſich ſelbſt ins Leben führen zu können. Er ſchätzte die Sinne wie den Geiſt, die Empfindung wie die Seele, und kannte die würdevolle Natur ohne Schwärmerei und Weichlichkeit.

Nur die Situation der Liebe war ihm noch fremd geblieben, und er hätte vielleicht verliebt werden können, wenn Namen wie Aspaſia, Helena in ſeiner Umgebung geweſen wären. Deshalb betrachtete er die Weiber der Gegenwart wie ihre Männer und maaß ihre natürliche Liebe nach gleichem Maaßſtabe. Den Funken der Leidenſchaft hatte er noch niemals kennen gelernt, und er ſuchte ein weibliches Weſen nur in ruheloſen und quälenden Stunden auf, wo ſein heller aber unbefriedigter Verſtand das gerechte Bedürfniß der Natur erkannte.

Jetzt fühlte Lucinde eine dunkle Sehnſucht befriedigt. Die bis dahin unbeſtimmte Aeußerung ihres unbefangenen, aber doch ungeregelten Geiſtes nahm von nun an eine beſtimmtere Richtung. Er gewann eine Stütze, wodurch die phyſiſche und pſyſiſche Entwicklung auf gleiche Weiſe befördert und in eine wohlthuende Harmonie gebracht wurde. Die Erziehung machte ſich ſo zu ſagen von ſelbſt, ohne Jemandes Zuthun.

Das Reelle bei der Sache war aber, daß die kleine Griechin während und unter dieſer mit der Natur im vollen und doch ſo unberührſollte. Sie ſah einſt, als ſie ſo einſam am Fenſter ſtand, eine hingeſunkene Blume, welche durch einen in den Kelch gefallnen Tropfen und einen darauf folgenden Funken des Sonnenlichtes wieder zu ſich ſelbſt kam, und wie vorhin guter Dinge bluhte, und erkannte ſich ſelbſt in dieſem naturlichen Bilde wieder.

Lucinde trat bald darauf in die Welt, ſie ſah tauſend ſchöngeputzte Männer und Frauen der großen Stadt, und hätte ſie Alle in göttlicher rückhaltloſer Freiheit umarmen mögen. Sie war es ſich lebhaft bewußt, daß ſie einen großen Berg eilig und wie im Traume überſtiegen, hinter welchem jetzt eine rings blühende Natur, ein lachendes Thal vor ihren Blicken lag. Ihr Herz ſang ein frohes Lied über das andere und glaubte, daß jeder Fremde mit ihr Chorus machen müſſe. Ja ſie hätte jede Blume und jedes Geſchöpf bis zum Käfer und Schmetterling umarmen und an ihre jetzt roſig-ſchwellende Bruſt drücken mögen.

Bei allen dem ſah ſie aber bald, daß dieſe neue große Welt, von welcher ſie daſſelbe hoffte, wenig oder gar nicht mit ihr harmonirte. Und doch gab ſie nicht jede Hoffnung auf, ſondern muthmaßte vielmehr, daß das geringe gegenſeitige Verhältniß nur an ihrer großen Ungeſchicklichkeit liege, und daß ſie vielmehr erſt eine bedeutende Schule der Erfahrung würde durchmachen müſſen. Sie beſchloß deshalb in ihrem jungen unerfahrnen aber lebensreichen Herzen und klugen Geiſte, es nicht an Aufmerkſamkeit und Gelegenheit der Verſtandesbereicherung fehlen zu laſſen; über jede Begebenheit, die auf den Gang ihres Lebens und Liebens von Einfluß ſein müßte, ein ſorgfältiges und genaues Tagebuch mit Charakteriſtiken und Kritiken zu führen. Sie nannte dieſes ihre Lehrzeit, eine Pflicht des Geſchlechtes und der Perſon, welche die eigene Klugheit auferlegte. Es ſollte ein durchaus romantiſches Reſultat ſein, ſo viel ſich nur immer von der Proſa des Tages und der Poeſie der Nacht dafür abſchöpfen ließe.

Lucinde betrachtete die Reihen der jungen und älteren Männer anfangs mit gleicher Willkühr. Sie bemerkte an ihnen keinen Unterſchied der Mienen und Schönheit, ſie achtete gar nicht auf die höchſt albernen Complimente, welche ihr von allen Seiten gemacht wurden, ſondern ſah in der ganzen Corporation nur den Mann und ſeine Mannheit, wie er ſich ihr in Gefühl und Seele gebildet, wie er ihr im Auge und

Anſchauung lebte. Es bedurfte nur eines Theiles einer Perſönlichkeit, einer flüchtigen Anregung, um das ganze Bild vollkommen zu haben. Es erwachte bei ſolchen Situationen keine Leidenſchaft in ihrer Bruſt, jede Sehnſucht befriedigte ſich ſelbſt durch die nach der erſten Entwicklung der Natur empfangene Weisheit, wie die Blume Mann und Männin im eigenen Kelche zeigt. Sie geizte nach keiner Annäherung und Berührung, weil jede Gegenwart ihr ſchon genug oder doch nicht die rechte war.

Obgleich ihre frühere Begebenheit nicht wohl ganz verborgen in dieſer neuen Umgebung hatte bleiben können, ſo erröthete ſie doch nicht darüber oder zeigte eine ungerechte Schaam, ſobald eine unzarte Manneshand den Schleier zu heben und ihr dahinter ihre eigene Perſönlichkeit zu zeigen verſuchte. Vielmehr zeigte ſie eine reizende Würde und das Gorgonenhaupt ſittlichen Stolzes, vor welchem auch die Rohheit erbeben und die Wildheit des Lüſtlings in ſeinem thieriſchen Inſtinkte zurückſchrecken mußte.

Im Ganzen dunkte Lucinde ſich erhaben uber die meiſten der jungen Mädchen, welche die Zeit bis zur bürgerlichen Verbindung mit einem Manne auf einer ewigen Folter der Leidenſchaft und des Gewiſſens hinbringen zu müſſen ſchienen. Sie hatte ein ſehr natürliches Mitleiden mit dieſen Augen voll Trübſinn und Melancholie, mit den bleichen Wangen und verkümmerten Herzen. Auch ließen dieſe Trauernden es keineswegs an Aufmerkſamkeit und Achtung fehlen, welche ſie aus Bewußtſein ihrer Unwürdigkeit der Glücklicheren zollten. Als wollte die Natur ſelbſt in ihnen ihr Recht nicht verauskämpfen laſſen.

Und dennoch hatte auch ſie eigentlich noch nicht geliebt! Das Gefühl vor dem Lehrer hatte dem vor dem Liebhaber die Waage gehalten.

Lucinde bewegte ſich nach und nach, ohne Rückſicht auf die weibliche Umgebung, ſehr frei in der ſie umgebenden Geſellſchaft; ja ſie ließ es die jungen Frauen und Mädchen nicht undeutlich merken, wie viel ſie bei ſo jungen Jahren an Bildung und Lebensklugheit bereits vor ihnen voraus habe. Wenn das weibliche Geſchlecht ſich deshalb von ihr zurückzog, ſo hielt ſie ſich deſto mehr und fleißiger zu den Männern. Hier aber zeigte ſich bald ebenſo die geringe Bildungsfähigkeit und der roheſte Egoismus. Jeder glaubte anfangs durch ihre lieheit, welche darin lag, Menſchen zu ſchaffen, mußte geſtraft werden. Der Mann mußte wie Prometheus nunmehr zwiſchen Himmel und Erde, doch näher dieſer als jenem, ſchweben, und der Geier des Schmerzes über begrabene Liebe an ſeiner Leber der Mannheit nagen.

Lucinde. Warum aber bin ich denn nun der mit unerloſchner Sehnſucht übrige Theil, dem ſich ſogar mit jeder neuen Umarmung die Luſt des Daſeins und der Genuß des Genuſſes den wir zuſammen ſo unendliche Male, ohne in immer neuen Schöpfungen der Phantaſie und Liebe uns zu erſchöpfen, mit heiliger Inbrunſt gekoſtet haben, immer wie ein Geſchlecht in das andere überſtrömend, und ſo nur uns ſelbſt in dem Andern erſt recht durchempfindend. O, liebſter Julius, warum muß nur Dir das ſchmerzlich wehmüthige Lächeln, mir aber die ewige Jugend des Reizes und die potenzirte Erhöhung der Freude ſein. O, ſprich es aus, das Wort, um Deine ſtolze Männlichkeit nicht vor der Wonne des Weibes zurückweichen zu ſehen! Du weißt es, wir haben uns jede Erklärung, jeden Wunſch, jedes Verlangen erlaubt, das in der Bruſt und Gemüthlichkeit Eines von uns aufſtieg. Du weißt es, wie wir den Genuß des Geiſtes mit dem der Sinne vermählten, ſo daß wir uns am Ende unter herzlicher Freude und den Immortellen der Vergnügungen mit jener Heiterkeit, welche die Grazien beſeelt, nicht mehr zu entſcheiden getrauten, ob wir jetzt mehr geiſtig und jetzt mehr ſinnlich genoſſen. Es war Alles geheiligt, jedes Glied unſeres Leibes. Wir waren in der höchſten Thatkraft des Lebens, in der Betrachtung unſerer Formen ſo voll Andacht und Gefühl, als Andere entzückt und verzückt, einen glänzenden See, den lächelnden Lenz mit ſeinen Kindern oder eine ſchöne Gegend mit Berg, Fels, Thal, See und Strom betrachten. O, und dieſe reine vollkommene Zeit, ſie ſollte für Dich, durch die Erreichung des geheimſten Triebes Deiner Liebe, Menſchen zu ſchaffen, in Schmerz und Mord verwandelt ſein! Wo Alles heller, ſonnigter Tag war, ſollte jetzt Tag und Nacht auf einmal und völlig zugleich ſein. Du nicht mehr genießen wie ich — und ich nicht mehr in Dir die feurige Verklärung meines Genußes! Du, Mann — und ich nur ein Weib! —

Julius. Eben weil Du die ruhende Subſtanz biſt, über welcher meine Mannheit mit dem Sonnenſtrahl der Schöpfung ruhte, und frevelhaft genug war, zuerſt und am lebhafteſten den Wunſch auszuſprechen, ein Weſen zu ſchaffen, das uns gleich ſei! Bei Dir war die Freude, das Entzücken des Genuſſes alleiniger Zweck, bei mir mußte der Zweck, freilich durch die Beſtimmung der Schöpfung noch einen Nebenzweck haben. So wurde der höchſte Moment der Liebe auch das Grab der Liebe.

Lucinde. So beſchwöre in Dir die Illuſion und verſöhne die Götter, welche Du durch Deine gottloſen Reden des Zweifels beleidigt haſt.

Julius. Ja, Du biſt das volle Weib!

Lucinde. Das Weib, welches Dich mit glühender Energie und unausfüllbarer Tiefe umſchlingt, als ſollte es jetzt auch den letzten Hauch Deiner Seele haben. — Schaue und denke den Genuß!

ſichtspunkt ein ächter, an ſeiner Stelle höchſt zweckmäßiger Fortſchritt, und ſo fremdartig die äußre Anſicht auch ſeyn mag, eigentlich doch eine wahre Annäherung zum Antiken. Die Nothwendigkeit des Stufenganges der allmähligen Entwicklung iſt keine Apologie der Schwäche, welche hinter dem Maaß der ſchon erreichten Vortrefflichkeit zurückbleibt, aber eine Erklärung und Rechtfertigung für die Mängel und Abweichungen des wahrhaft großen Künſtlers, der zwar dem Gange der Bildung vielleicht um einige Schritte zuvoreilte, und ihre Entwicklung beſchleunigte, aber doch nicht ganze Stufen überſpringen konnte.

Die Bildungsgeſchichte der neuern Poeſie ſtellt nichts andres dar, als den ſteten Streit der ſubjektiven Anlage, und des objektiven Strebens in dem Kunſtvermögen und das allmählige Uebergewicht des letztern. Mit jeder weſentlichen Veränderung in dieſem, Verhältniß der objektiven Kunſt-Idee und des ſubjektiven Schönheitsgefühls beginnt eine neue Bildungsſtufe. Zwey große Bildungsperioden, welche aber nicht iſolirt auf einander folgen, ſondern wie Glieder einer Kette in einander greifen, hat die moderne Dichtkunſt ſchon wirklich zurückgelegt; und jetzt ſteht ſie im Anfange der dritten Periode. In der erſten Periode hatte der einſeitige Nationalcharakter in der ganzen Maſſe der Kunſtbildung durchgängig das entſchiedenſte Uebergewicht, und nur hier und da regen ſich einige wenige einzelne Spuren von dem Einfluß und dem Streben zum Antiken. In der zweyten Periode herrſchte die Theorie und Nachahmung der Alten in einem großen Theil der ganzen Maſſe; aber die moderne Na-

Julius an Lucinde.

Ich habe einen Ausflug in das Gebirge gemacht. Die Heiterkeit der Tage, die Friſche der Luft hat meinem ganzen Körper außerordentlich wohl gethan. Ich empfinde nämlich ſeit der letzten Zeit, daß eine unangenehme Trägheit und Erſchlaffung alle meine Glieder beſchleicht. Ich werde mich hüten, darüber zu philoſophiren und Unterſuchungen anzuſtellen, weil der bloße Gedanke daran mich ſchon völlig lähmen würde, wie der ſchlagartige Gemüthsfall einſt Deinen Joſeph.

Wir kennen uns, wir wiſſen, welche Begriffe wir von der lebloſen Natur und der Kunſt haben. Deshalb erwarteſt Du auch keine Beſchreibung von Gegenden, welche ich etwa ge-

Zweiter Brief.

Es iſt ſonderbar, daß der Menſch ſich nicht vor ſich ſelbſt fürchtet. Die Kinder haben Recht, daß ſie ſo neugierig und doch ſo bange in die Geſellſchaft der unbekannten Geiſter hineinblicken. Jedes einzelne Atom der ewigen Zeit kann eine Welt von Freude faſſen, aber ſich auch zu einem unermeßlichen Abgrund von Leiden und Schrecken öffnen. Ich begreiſe nun das alte Mährchen von dem Manne, welchen ein Zauberer in wenigen Augenblicken viele Jahre durchleben ließ: denn ich habe die furchtbare Allmacht der Phantaſie an mir ſelbſt erfahren.

Seit dem letzten Brief Deiner Schweſter — es ſind nun drei Tage — habe ich die Schmerzen eines ganzen Menſchenlebens gefühlt, von dem Sonnenlicht der glühenden Jugend, bis zum blaſſen Mondſchein des weißen Alters.

Jeder kleine Umſtand, den ſie mir von Deiner Krankheit ſchrieb, beſtätigte mich, mit dem was ich in der vorigen von dem Arzt gehört und ſelbſt beobachtet hatte, in dem Gedanken, ſie ſei weit gefährlicher, als ihr wüßtet, ja eigentlich nicht mehr gefährlich, ſondern entſchieden. In dieſen Gedanken verloren, alle Kräfte durch die Unmöglichkeit, aus der weiten Ferne zu Dir zu eilen, gelähmt, war mein Zuſtand wirklich ſehr troſtlos. Erſt jetzt weiß ich's recht, wie er war, da ich durch die fröhliche Bothſchaft Deiner Geſundheit wiedergeboren bin. Denn geſund biſt Du nun, ſo gut als völlig geſund. Das ſchließe ich aus allen Berichten mit eben der Zuverſicht, mit der ich vor wenigen Tagen das Todesurtheil über uns ausſprach.

Ich dachte es mir gar nicht als noch künftig oder als geſchehe es jetzt. Alles war vergangen; ſchon lange warſt Du im Schooß der kühlen Erde verhüllt, Blumen keimten allmälig auf dem geliebten Grabe, und meine Thränen floſſen ſchon milder. Stumm und einſam ſtand ich und ſah nichts als die geliebten Züge und die ſüßen Blitze der ſprechenden Augen. Unbeweglich blieb dieſes Bild vor mir, nur trat bisweilen das bleiche Geſicht des letzten Lächelns und des letzten Schlummers leiſe an die Stelle, aber plötzlich verwirrten ſich die verſchiedenen Erinnerungen. Mit unglaublicher Schnelle veränderten ſich die Umriſſe, kehrten zur erſten Geſtalt zurück, und verwandelten ſich von Neuem bis der überſpannten Einbildung Alles verſchwand. Nur Deine heiligen Augen blieben im leeren Raum und ſtanden unbeweglich da, wie die freundlichen Sterne ewig über unſerer Armuth ſchimmern. Unverrückt ſchaute ich nach den ſchwarzen Lichtern, die mit bekanntem Lächeln in die Nacht meiner Trauer winkten. Bald brannte ein ſtechender Schmerz aus dunkeln

Sonnen mit unerträglichem Blenden, bald ſchwebte und floß ein ſchöner Glanz, als wollte er mich locken. Da war es, als wehte eine friſche Morgenluft mich an, ich warf mein Haupt in die Höhe, und es rief laut in mir: „Warum willſt Du Dich quälen, in wenigen Augenblicken kannſt Du ja bei ihr ſein.“

Schon eilte ich, Dir zu folgen, aber plötzlich hielt mich ein neuer Gedanke an, und ich ſagte zu meinem Geiſt: „Unwürdiger, Du kannſt nicht ein Mal die kleinen Diſſonanzen dieſes mittelmäßigen Lebens ertragen, und Du hälſt Dich ſchon für ein Höheres reif und würdig? Gehe hin zu leiden und zu thun was Dein Beruf iſt, und melde Dich wieder, wenn Deine Aufträge vollendet ſind.“ — Iſt es nicht auch Dir auffallend, wie Alles auf dieſer Erde nach der Mitte ſtrebt, wie ſo ordentlich Alles iſt, wie ſo unbedeutend und kleinlich? So ſchien es mir ſtets; daher vermuthe ich — und ich habe Dir dieſe Vermuthung, wenn ich nicht irre, ſchon ein Mal mitgetheilt, — daß unſer nächſtes Da-

Strom ewig fließender Bilder und Gefühle frei bewegen will.

Es iſt der Gipfel des Verſtandes, aus eigner Wahl zu ſchweigen, die Seele der Phantaſie wiederzugeben und die ſüßen Tändeleien der jungen Mutter mit ihrem Schooßkinde nicht zu ſtören.

Aber ſo verſtändig iſt der Verſtand nach dem goldenen Zeitalter ſeiner Unſchuld nur ſehr ſelten. Er will die Seele allein beſitzen; auch wenn ſie wähnt allein zu ſein mit ihrer angebornen Liebe, lauſcht er im Verborgenen und ſchiebt an die Stelle der heiligen Kinderſpiele nur Erinnerung an ehemalige Zwecke oder Ausſichten auf künftige. Ja er weiß den hohlen, kalten Täuſchungen einen Anſtrich von Farbe und eine flüchtige Hitze zu geben und will durch ſeine nachahmende Kunſt der argloſen Phantaſie ihr eigenſtes Weſen rauben.

Aber die jugendliche Seele läßt ſich durch die Argliſt des Altklugen nicht bethören, und immer ſieht ſie den Liebling ſpielen mit den ſchönen Bildern der ſchönen Welt. Willig läßt ſie ihre Stirn umflechten von den Kränzen, die das Kind aus den Blüthen des Lebens flicht, und willig läßt ſie ſich in wachen Schlummer ſinken, Muſik der Liebe träumend, und geheimnißvoll freundliche Götterſtimmen vernehmend, wie die einzelnen Laute einer fernen Romanze.

Alte, wohlbekannte Gefühle tönen aus der Tiefe der Vergangenheit und Zukunft. Leiſe nur berühren ſie den lauſchenden Geiſt und ſchnell verlieren ſie ſich wieder in den Hintergrund verſtummter Muſik und dunkler Liebe. Alles liebt und lebt, klaget und freut ſich in ſchöner Verwirrung. Hier öffnen ſich am rauſchenden Feſt die Lippen aller Fröhlichen zu allgemeinem Geſange; und hier verſtummt das einſame Mädchen vor dem Freunde, dem ſie ſich vertrauen möchte und verſagt den Kuß mit lächelndem Munde. Gedankenvoll ſtreue ich Blumen auf das Grab des zu früh entſchlafenen Sohnes, die ich bald voll Freude und voll Hoffnung der Braut des geliebten Bruders darreiche, während die hohe Prieſterin mir winkt und mir die Hand reicht zu ernſtem Bunde, bei dem ewig reinen Feuer ewige Reinheit und ewige Begeiſterung zu geloben. Ich enteile dem Altar und der Prieſterin um das Schwerdt zu ergreifen und mit der Schaar der Helden in den Kampf zu ſtürzen, den ich bald vergeſſe, wo ich in tiefſter Einſamkeit nur den Himmel und mich beſchaue.

Welche Seele ſolche Träume ſchlummert, die träumt ſie ewig fort, auch wenn ſie erwacht iſt. Sie fühlt ſich umſchlungen von den Blüthen der Liebe, ſie hütet ſich wohl die loſen Kerze zu zerreißen, ſie giebt ſich gern gefangen und weiht ſich ſelbſt der Phantaſie und läßt ſich gern beherrſchen von dem Kinde, das alle Muttersorgen durch ſeine ſüßen Tändeleien lohnt.

Dann zieht ſich ein friſcher Hauch von Jugendblüthe über das ganze Daſein und ein Heiligenſchein von kindlicher Wonne. Der Mann vergöttert die Geliebte, die Mutter das Kind und alle den ewigen Menſchen.

Nun verſteht die Seele die Klage der Nachtigall und das Lächeln des Neugebornen, und was auf Blumen wie an Sternen ſich in geheimer Bilderſchrift bedeutſam offenbart, verſteht ſie; den heiligen Sinn des Lebens wie die ſchöne Sprache der Natur. Alle Dinge reden zu ihr und überall ſieht ſie den lieblichen Geiſt durch die zarte Hülle.

Auf dieſem feſtlich geſchmückten Boden wandelt ſie den leichten Tanz des Lebens, ſchuldlos und nur beſorgt dem Rhythmus der Geſelligkeit und Freundſchaft zu folgen und keine Harmonie der Liebe zu ſtören.

Dazwiſchen ewiger Geſang, von dem ſie nur dann und wann einzelne Worte vernimmt, welche noch höhere Wunder verrathen laſſen.

Immer ſchöner umgiebt ſie dieſer Zauberkreis. Sie kann ihn nie verlaſſen und was ſie bildet oder ſpricht, lautet wie eine wunderbare Romanze von den ſchönen Geheimniſſen der ten Einklang bleibenden Lectüre das erſte Duften und Wehen jenes göttlichen Geheimniſſes ſpürte, welches die Menſchen Liebe nennen.

Lucinde hatte die ſchwermüthigſten Phantaſieen. Sie glaubte in ihren Büchern Nahrung und Bildung für dieſelbe zu finden, und doch ſtand nirgends auch nur eine Andeutung, was mit dem Herzen jetzt werden ſollte. Sie ging träumend und ſinnend in der Gegend umher, und fühlte, es müſſe in der Natur ein Weſen geben, welches ſich mit dem Ihrigen zu aſſimiliren beſtimmt worden ſei. Sie ſah dem jungen Manne mit Unruhe in die großen ſchönen Augen, ſie hörte ſeine Seufzer, und wurde unwillig darüber, daß er ſo kalt war, während für ſie doch die ganze Natur eine ahndungsvolle Wärme angenommen hatte.

Jemehr Ruhe ſie ſelbſt in ihrem Buſen fühlte, deſto größere Unruhe ſchien in ihrer Umgebung zu walten.

Die Nächte waren qualvoll; das Dunkel hatte etwas Myſteriöſes, das man lüften mußte.

tur war noch zu mächtig, um dem claſſiſchen Geſetz ganz gehorchen zu können; ſie war kühn genug, ſich unter dem Namen des antiken Geſetzes wiederum einzuſchleichen. Die Nachahmung und die Theorie, und mit ihnen der Sinn des Schönen und die Kunſt ſelbſt blieben einſeitig und national. Die darauf folgende Anarchie aller eigenthümlichen Manieren, aller beſchränkten Theorien, und verſchiedenartigen Nachahmungen der Alten, und die endliche Verwiſchung und Vertilgung des einſeitigen Nationalſinnes, bildet die Kriſe des Uebergangs von der zweyten zur dritten Periode. In dieſer dritten Periode wird, wenigſtens in einzelnen Anfangspunkten der ganzen Maſſe, das objektive Schöne wirklich erreicht; es zeigen ſich Spuren davon in der Theorie, in der Nachbildung, in der Kunſt und ihren Hervorbringungen, ſo wie im Gefühle, welches ſie auffaßt.

Aber die zweyte Periode erſtreckte ſich nur über einen Theil, die Anfänge der dritten nur über einzelne Punkte der ganzen Maſſe, und ein bedeutender Theil derſelben iſt bis jetzt auf der erſten Stufe ſtehn geblieben, und noch immer iſt der Zweck ganzer Dichtungsarten kein andrer, als eine getreue Darſtellung des intereſſanteſten Volks- oder Geſellſchafts-Lebens. So wie nun der Nationalcharakter des europäiſchen Völkerſyſtems in drey entſcheidenden Kriſen ſchon drey große Evolutionen erlebt hat, im Zeitalter der Kreuzzüge, im Zeitalter der Reformation und der Entdeckung von Amerika, und in unſerm Jahrhundert; ſo hat auch die Nationalpoeſie der Neuern in drey verſchiednen Epochen dreymal geblüht.

Der Zuſtand der Kunſtbildung unſres gegenwär-

Sie ſtand oft Stunden lang am geöffneten Fenſter und ließ ſich den kühlen Nebel von der Nachtluft an die Wangen fecheln. Dann trat ſie in das Freie hinaus, und hörte die melodiſchen Klagen der Nachtigall, doch ohne Rührung, vielmehr mit Zorn und Unbehagen.

Als ſie einſt betäubt und beſinnungslos zurückkehrte, hatte ſie den Weg zu ihrem Gemache verfehlt. Sie fühlte ihre Füße wie von Wunden gelähmt, und ſank vor Schmerz und Bewußtloſigkeit in die Arme ihres Freundes.

Der glänzende Morgen hatte eine unbeſchreibliche Heiterkeit; Lucinde lächelte über den ſeligen Traum und die durch friſche Kräfte erblühten Glieder ihres muthwilligen Körpers. Tief im Grunde der Seele ruhte ein leiſes Weh und unendliche Freude.

Sie ſuchte das Echo des weiblichen Stolzes, welches ſie ſelbſt empfand, in den ermatteten Augen des jungen Mannes zu leſen, und ärgerte ſich, daß dieſe ſo klanglos waren. Eine gewiſſe Dankbarkeit aber lag in ihren Blicken und in ihrem ganzen Benehmen, wenn ſie ſeine zitternden Hände ſah, welche ſich anſchickten, das Buch aufzuſchlagen, um die klaren Geheimniſſe der Natur und die unendlich reinen Symbole des Alterthumes und ihrer Ritus zu erklären.

Ein geheiligter Sinn ſchlummerte ruhig auf allen Blättern. Es war keine Sehnſucht darin, welche ohne Befriedigung blieb. Züge voll ſeliger Kraft lagen in jenem ehernen Himmel, und eine Würde der That in jeder Blüthe des freigebornen Geiſtes. Die Andacht entwickelte ſich, ohne daß man darauf aufmerkſam zu machen brauchte.

Der junge Mann erkannte die goldene, roſige Bluthe der gewürzreichen Schönheit. Er erfriſchte ſeine abgehärteten Sinne durch den Balſam ihres Duftes und glaubte ſeine Schülerin jetzt nach einem ökonomiſchen Syſteme mit dem bekannt machen zu müſſen, was in ſeinem Herzen vorging, und er auch nach aller Wahrſcheinlichkeit in dem ihrigen vermuthen mußte.

Er wollte Zärtlichkeit für Wohlwollen geben. Er ſchrieb ihr Gedichte: auf Papier mit goldenen Kannten, er ſteckte ihr ganze Bände voll Gedichte und klaſſiſcher Romane zu, und begleitete ſie mit gewählten Diſtichen und Sentenzen; allein dieſe platoniſche Wendung hatte für Lucinde wenig Anſprechendes. Sie warf die Bücher, und ſelbſt die Blumen, die Lilien und Veilchen, welche er ihr reichte, in eine finſtere Ecke und lachte über den Dank, welchen ſie ihm ſagen mußte.

Eine andere Bemerkung ſchien nicht weniger gleichgültig, weil ihr Gegenſtand nur die unmittelbare Folge eines Naturprozeſſes war. Lucinde fand ſich Mutter. Sie entdeckte es ihrem Freunde mit offener und herzlicher Naivetät. Dieſen befiel eine zitternde Schwermuth. Seine Wangen erbleichten, er wich ſcheu aus ihrer Nähe. Er war ſprachlos und tiefſinnig verwirrt, ſo bald ſie ihn anredete oder um Etwas befragte.

„Ich fliehe, Lucinde,“ ſagte er eines Morbenswürdige Naivetät und trauliche Unbefangenheit gefeſſelt, ſie Sein nennen zu dürfen, und wurde bitter und zeigte ſich unmäßig gekränkt, ſobald ſie einem Anderen dieſelbe Gunſt und Grazie zuzuwenden ſchien.

Auf dieſe Weiſe hatte Lucinde bald die ganze männliche Reihe ihrer reichen Umgebung zu Freunden und Feinden gehabt. Es ſchmerzte ſie endlich, daß auch die Verſtändigſten ſich in ihrer Männlichkeit und Unbefangenheit nicht zu erhalten wußten, daß ſie ſo viel von der Schönheit und Würde ihres Charakters vergaben, daß ſie ſo wenig die wahre Natur der Geſellſchaft kannten; ſie beſchloß deshalb einen anderen Verſuch einzuſchlagen.

Sie ſaß und weinte die bitterſten Thränen über die Verkehrtheit und Unbildſamkeit der Menſchen. Sie hatte es jetzt mit beiden Geſchlechtern verdorben. Mit dem weiblichen durch Preisgabe der Prüderie, mit dem männlichen durch die des Egoismus. Was mit dem Ganzen verdorben war, ſollte unter größter Vorſichtigkeit mit dem Einzelnen wieder aufgenommen werden.

Wäre ſie ein Mann geweſen, ſo würde dieſe Oede und Leere des Geiſtes ſich von ſelbſt durch wilde Jagd und nächtliche Schwärmerei, durch ungeſättigte Luſt und kalte, dumpfe Scherze ausgefüllt haben; ſo aber erforderte es Natur und Klugheit des Jahrhunderts, die Kunſt der Weiblichkeit wieder zu einem graziöſen Blüthennetze für das Leben und ſeine Freuden auszuſpinnen.

Aus den Grau in Grau umherwandelnden Menſchengeſtalten mit den albernen, unverſtändigen und völlig werthloſen Herzen wandte unſere Heldin ſich jetzt zu denen der Kunſt. Sie wollte die Umgebung in den Rahmen geſonderter Partien zuſammenfaſſen. Die Gegend hatte im Ganzen kein geordnetes Anſehen, und trat dem Blick bald ſanft, bald wild, ja man hätte ſagen können, frech entgegen.

Lucinde hatte nie ein eigentliches Kunſtbedürfniß gehabt, deshalb zog ſie auch jetzt mehr die Laune als die Phantaſie in ihre Situationen. Ihr Gemüth fand darin auch jetzt keine Auflöſung von dem erregten Unmuth, deshalb ſchweifte ſie unſtät mit ihrem Portefeuille im Thal und Gefilde umher. Am liebſten war ſie dort bis zum Mondlicht, das ſich ſanft und weich auf Wieſen und Gebüſchen lagerte, um, wie ſie meinte, die Geſtalten in ihrem rechten Lichte zu ſehen. Das Sonnenlicht nöthigte den Geſtalten immer eine Röthe in's Geſicht, welche nicht die der Unſchuld, ſondern der Schaam war, und zwar über die ſelbſtverſchuldete Nichtigkeit und den menſchlichen Unwerth.

Derbe Landleute und muntere Hirten, haſtige Buben und kecke, auffordernde Mädchen voll Lebensberuf waren die beſte Zugabe ihrer Staffagen. Sie fand dort einen drängenden und ſprengenden Kern der Natur, deſſen Schaale wenigſtens noch nicht von Schlacken des Unſinns überroſtet war. Was ſich dort liebte, wußte auch warum. Wäre ſie mehr ſchreibende als lebende Dichterin geweſen, ſo würden die Umriſſe eines großen originellen Romanes ihr hier überall vor die Anſchauung geſprungen ſein, wie aus den Riſſen der Berge und Felſen an's unbefangene Tageslicht.

Bei der Aufnahme einer Partie wurde ſie durch einen Reiſenden überraſcht. Man ſah es ſeinem ganzen Weſen an, daß er aus der Reiſe ein ſociales Geſchäft machte, das wenigſtens der ganz äußeren Form nach zur Routine des Lebens gehörte.

Der Embryo dieſer Bekanntſchaft, welche

ſich hier anknüpfte, ſchwamm ſcheinbar in dem Schooße des Ethuſiasmus.

Es war eine Blume der Romantik, aber eine Romantik des Todes, des Moders, und Lucinde liebte nur die des Lebens und der Geneſung.

Der Gentleman gehörte zu denen, welche das Intereſſe an der Kunſt fabrikmäßig betreiben. Darin ſtimmten freilich Beide überein, daß ſie damit nie etwas Innerliches bezweckten, aber was bei dem Einen Charlatanerie war, war bei der Andern ein Spiel der Gemüthsſtimmung. Und doch wollte Lucinde Zeit und Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberſtreichen laſſen. Sie ertrug es mit Geduld, daß er ihr von Ruinen und Gegenden aller Länder erzählte. Selbſt die Situation des erſten Erblickens, welches ſich fortwährend in das Gewand der einzigen und nothwendigen Liebe hüllte, hatte für ſie wenigſtens nichts Abſtoßendes, ſie ertrug es mit ihren Grundſätzen, obgleich dieſe weit anderer Natur waren. Vielleicht, dachte ſie, iſt es nur ein falſcher Ausdruck einer guten Sache; ich will doch ſehen, wohin der Faden läuft, ob er nicht dennoch ein Ende nimmt oder ſich in Werg auflöſt. Der Menſch iſt nicht ſehen habe. Solches Unterfangen, meine Freundin, gelingt auch dem beſten Dichter niemals vollkommen, es bleibt immer nur Bruchſtück, Fragment eines durchlöcherten Gemäldes, auf welchem die ſchönſten Tinten des Ueberganges fehlen. Und gemalt? Habe ich ebenfalls nichts. Ich bin dazu nicht aufgelegt, oder im Grunde fehlt mir das rechte Motiv. Ich möchte mir oft dergleichen aufſuchen, aber ich bin ungewiß, daß ich es auffinde. Es ſchwebt mir zwar etwas Dunkles im Hintergrunde, doch weiß ich noch nicht, ob ich darnach greifen ſoll. Ich möchte — vielleicht gelingt mir dann Mehres. Oder weißt Du mir ein ſolches Motiv aufzugeben? Du haſt gar einen feinen Verſtand, liebſte Lucinde, und in der Erfindung biſt Du ja unerſchöpflich.

Warſt Du jemals in einer katholiſchen Kirche. Das Helldunkel der Andacht, die imposante Pracht des Gottesdienſtes, die Vermittlung des Geiſtes mit den Sinnen haben auf mich einen wunderbaren Eindruck gemacht. Ich möchte grade jetzt mit Dir reden, vielleicht kämen wir dadurch plötzlich um Jahrhunderte weiter, ſtatt daß ich allein große Noth habe unter den Reflectionen nicht zu erliegen.

Wie lange ich ſchon geſucht habe, weiß ich nicht, allein ich glaube, daß ich gleich jenem alten Philoſophen mein „Gefunden" ausrufen kann. Es würde eine gar weitläuftige Geſchichte geben, wollte ich Dir meinen ganzen Ideengang aufzeichnen; nur das will ich Dir ſagen, das Thema heißt: Religion, Kunſt, Sinnlichkeit! Du kannſt die drei Worte rück- oder vorwärts leſen, es bleibt immer daſſelbe Produkt. Es iſt kein Paradoxon, wie Du nach meiner ſonſtigen Rednerei ſo leicht vermuthen könnteſt, ſondern nur eine treue und einzige Wahrheit. Weiter ſage ich Dir heute nichts mehr; denke ſelbſt nach, und ſage mir dann, welche Wirkung die Betrachtung auf Dein Gemüth hervorgebracht hat.

Ein junges, zartes Mädchen umſchlingt den Leib des Herrn und küßt ſeine Füße, ſeine Wundenmale mit Inbrunſt an dem Marmorbilde. Was hältſt Du davon? Glaubſt Du nicht, daß ein lichter Strahl der Wolluſt und erwachenden Leidenſchaft ſich durch Nacht und Dunkel, durch den Nebel des verzagenden Gemüthes hindurchdrängt und Nahrung erhält? Siehe, ich möchte ſagen, das gefällt mir an der katholiſchen Kirche, daß ſie unſerer Sinnlichkeit ſo zu Hülfe kömmt, und ſie nicht dumpf unter der Aſche in ſich verglimmen läßt. Daher kommen doch wohl die vielen aſchgrauen Geſtalten, denen jeder Sinn eine orthodoxe Hölle iſt, und tigen Zeitalters war es, der uns aufforderte, die ganze Vergangenheit zu überſchauen. Wir ſind nun zu dem Punkt zurückgekehrt, von dem wir ausgingen. Die Symptome, welche die Kriſe des Uebergangs von der zweyten zur dritten Periode der neuern Poeſie bezeichnen, ſind allgemein verbreitet, und hier und da regen ſich ſchon unverkennbare Anfänge von objektiver Kunſt und von der wahren Idee des objektiven Schönen. Noch war vielleicht kein Augenblick in der ganzen Geſchichte des Schönen und der Dichtkunſt ſo charakteriſtiſch für das Ganze, ſo reich an Folgen der Vergangenheit, ſo ſchwanger mit fruchtbaren Keimen für die Zukunft; die Zeit iſt für eine große Wiedergeburth der Kunſtbildung reif. Was ſich jetzt nur errathen läßt, wird man künftig beſtimmt wiſſen; daß in dieſem wichtigem Augenblick unter andern großen Kriſen und neuen Wendungen in dem Gange der menſchlichen Bildung, auch das Loos der ächten ſchönen Kunſt auf der Wage der Geſchichte entſchieden wird. Nie würde unthätige Gleichgültigkeit gegen das Schöne, oder ſtolze Sicherheit über das ſchon Erreichte weniger angemeſſen ſeyn; nie durfte man aber auch eine größere Belohnung der Anſtrengung erwarten, als die, welche der künftige Gang der Kunſtbildung der Neuern verſpricht. Vielleicht werden die folgenden Zeitalter oft zwar nicht mit vergötternder Bewundrung, aber doch nicht ohne Zufriedenheit auf das jetzige zurückſehn.

Die Theorie der Kunſt hat den Punkt erreicht, von dem wenigſtens ein allgemein entſcheidendes Reſultat, es falle nun aus, wie es wolle, nicht weit mehr entfernt ſeyn kann. Nach den pragmatiſchen Vorübungen des noch die darüber in ihrer Himmelsſucht zu Grunde gehen weil es bei uns ſo anders iſt.

Du vermutheſt wohl, daß meine temporelle Stimmung, meine augenblickliche Gemüthslage, die Unluſt, dem Körper große Anſtrengungen zuzumuthen, mich wieder zu der Beſchaulichkeit des Katholicismus hingeführt hat. Und wie mich Geiſt und Sinnlichkeit im Bunde immer mächtig ergreifen, ſo auch hier. Die Erfahrung wird für mich, für uns Beide von Erfolg ſein.

Bei aller Gebundenheit meiner Gliedmaßen fühle ich Muth und Seele genug, ſelbſt meiner Kunſt die rechten Mittel zu zeigen. Meine innere Thätigkeit iſt in der jüngſten Zeit unendlich erhöht worden

---

Wie kannſt Du mich ſchwach und weibiſch ſchelten, da ich doch nur unter Verhältniſſen weniger raſch und lebendig bin. Mein Geiſt ſein größer, im Guten wie im Schlechten kräftiger, wilder, kühner, ungeheurer ſein wird.

Die Pflicht zu leben hatte geſiegt, und ich war wieder in dem Gewühl des Lebens und der Menſchen, ihrer und meiner ohnmächtigen Handlungen und fehlervollen Werke. Da befiel mich Entſetzen, wie wenn ein Sterblicher ſich in der Mitte unabſehlicher Eisgebirge plötzlich allein fände. Alles war mir kalt und fremd und ſelbſt die Thräne gefror.

Wunderliche Welten erſchienen und ſchwanden mir im ängſtlichen Traum. Ich war krank und litt viel, aber ich liebte meine Krankheit und hieß ſelbſt den Schmerz willkommen. Ich haßte alles Irdiſche und freute mich, daß es beſtraft und zerrüttet wurde; ich fühlte mich ſo allein und ſo ſonderbar, und wie ein zarter Geiſt oft mitten im Schooß des Glücks über ſeine eigne Freude wehmüthig wird, und uns grade auf dem Gipfel des Daſeins das Gefühl ſeiner Nichtigkeit überfällt, ſo ſchaute ich mit geheimer Luſt auf meinen Schmerz. Er ward mir zum

Sinnbilde des allgemeinen Lebens, ich glaubte die ewige Zwietracht zu fühlen und zu ſehen, durch die Alles wird und exiſtirt, und die ſchönen Geſtalten der ruhigen Bildung ſchienen mir todt und klein gegen dieſe ungeheure Welt von unendlicher Kraft, und von unendlichem Kampf und Krieg bis in die verborgenſten Tiefen des Daſeins.

Durch dieſes ſonderbare Gefühl ward die Krankheit zu einer eignen Welt in ſich vollendet und gebildet. Ich fühlte, ihr geheimnißreiches Leben ſei voller und tiefer als die gemeine Geſundheit der eigentlich träumenden Nachtwandler um mich her. Und mit der Kränklichkeit, die mir gar nicht angenehm war, blieb mir auch dieſes Gefühl und ſonderte mich völlig ab von den Menſchen, wie mich von der Erde der Gedanke trennte, Dein Weſen und meine Liebe ſei zu heilig geweſen, um nicht ihr und ihren groben Banden flüchtig zu enteilen. Es ſei Alles gut ſo und Dein nothwendiger

Tod nichts als ein ſanftes Erwachen nach leiſem Schlummer.

Auch ich glaubte zu wachen, wenn ich Dein Bild anſchaute, das ſich immer mehr zu einer heitern Reinheit und Allgemeinheit verklärte. Ernſt und doch liebreizend, ganz Du und doch nicht mehr Du, die göttliche Geſtalt umſchienen von wunderbarem Glanz. Bald war es wie der furchtbare Lichtſtrahl der ſichtbaren Allmacht und bald ein freundlicher Schimmer goldener Kindheit. Mit langen ſtillen Zugen ſog mein Geiſt aus der Quelle der kühlen, reinen Gluth, ſich heimlich berauſchend und in dieſer ſeeligen Trunkenheit fühlte ich eine geiſtliche Würde eigner Art, weil mir in der That jede weltliche Geſinnung ganz fremde war und mich niemals das Gefühl verließ, daß ich dem Tode geweiht ſei.

Langſam floſſen die Jahre und mühevoll trat eine That nach der andern, ein Werk und dann wieder eines an ſein Ziel, daß ſo wenig das Meinige war als ich jene Thaten und

Werke für das, was ſie heißen, nahm. Es waren mir nur heilige Sinnbilder, Alles Beziehungen auf die eine Geliebte, die die Mittlerin war zwiſchen meinem zerſtückten Ich und der untheilbaren, ewigen Menſchheit; das ganze Daſein ein ſteter Gottesdienſt einſamer Liebe.

Endlich nahm ich wahr, das ſei nun das Letzte. Die Stirn war nicht mehr glatt und die Locken wurden bleich. Meine Laufbahn war geendigt aber nicht vollendet. Die beſte Kraft des Lebens war dahin und noch ſtand die Kunſt und die Tugend ewig unerreichbar vor mir. Ich wäre verzweifelt, hätte ich nicht Beide in Dir geſehn und vergöttert, holdſelige Madonna! und Dich und Deine milde Göttlichkeit in mir.

Da erſchienſt Du mir bedeutend und winkteſt tödtlich. Schon ergriff mich ein herzliches Verlangen nach Dir und nach der Freiheit; ich ſehnte mich nach dem geliebten alten Vaterlande und wollte eben den Staub der Reiſe von kindlichen Götterwelt, begleitet von einer bezaubernden Muſik der Gefühle, und geſchmückt mit den bedeutendſten Blüthen des lieblichen Lebens.

Zweites Buch.

Bekenntniſſe

einer Ungeſchickten.

Lucinde an Julius.

Es iſt eine Eigenheit bei Dir, daß Du einen Roman ſelten oder nie ganz bis zu Ende lieſeſt. Wenn Du durch heiße Liebe an Kampf und Gegenſatz gekommen biſt, ſo überläſſeſt Du Autor und Liebende ihrem Schickſal und ſiehſt Dich im Labyrinthe des Lebens nach einem neuen Geleitsmann um, um mit ihm dieſelbe Hälfte des Weges ohne Ende zu durchlaufen. Als ruhte ſchon das Bewußtſein aller Zukunft, deren Geiſter und Geſtalten vor Deinen Blicken wie nebelhafte Figuren tanzen, in Deiner Bruſt, nebſt allen Dingen, die da kommen müſſen, damit Glück und Schickſal vollendet werde.

gens zu ihr. „Ich muß mir eine neue dunkle Heimath aufſuchen, wo mich Niemand entdeckt. Nur Du“ — ſagte er, und drückte einen ſchwermuthigen Kuß auf ihren lächelnden Mund.

Man fand ihn einen Tag auch wirklich nicht mehr, und die Urſache bald aus Lucindens Veränderung.

Dieſe ſollte jetzt den Aufenthalt ihres Geliebten angeben. Drohung folgte der harten Zurede, aber kein Geſtändniß kam über die Lippen der frühen Heldin und Mutter.

Lucinde bewies in der That einen heroiſchen Sinn, und dieſer Charakter ſtellte das Gleichgewicht für ihren Fall wieder her.

„Die Natur hat es ſo gewollt.“ war Alles was ſie zu ihrer Entſchuldigung ſagte, aber ohne Leichtſinn und Frivolität. — Es war ein ſtarker, runder Knabe, der aber an einer katarrhaliſchen Seuche dahin ſtarb.

Die junge Mutter ſuchte Troſt und Beruhigung in der Zeichnenkunſt, welche ſie ſchon oft zur Verdeutlichung ihrer Anſchauungen gein den techniſchen Einzelnheiten oder in der philologiſchen Ueberlieferung befangenen forſchenden Inſtinkts, in der erſten Periode, deren Grundſatz die Autorität war, entſtand die eigentliche wiſſenſchaftliche Theorie. Ungefähr zu gleicher Zeit entwickelten und bildeten ſich die entgegengeſetzten Syſteme einer rein idealen und der bloß empiriſchen Kunſtlehre, in der zweyten Periode; und der Widerſtreit der verſchiedenen einſeitigen Theorien führte die ſkeptiſche Anſicht der Kunſt-Ideen in der Kriſe des Uebergangs von der zweyten zur dritten Periode herbey. Dieſe war die Vorbereitung und Veranlaſſung zu einer tief eindringenden Kritik der idealiſchen Urtheilskraft, und aller Grundbegriffe der Kunſt und des Schönen, als Anfang der dritten Periode. Noch iſt das Geſchäft nichts weniger als beendigt. Die Kunſtforſcher und Begründer der Kunſtwiſſenſchaft ſelbſt, welche gemeinſchaftlich von den Reſultaten der neuern Philoſophie ausgegangen, ſind weder in den Grundſätzen, noch in der Methode unter ſich einig; und die neuere Philoſophie ſelbſt hat ihren hartnäckigen Kampf mit der ſkeptiſchen Denkart noch nicht völlig ausgeſtritten. Ueberhaupt iſt im Gebiete der praktiſchen Philoſophie noch vieles zu thun übrig. Aber nachdem ſeit Fichte das weſentliche Princip und die innre Idee der kritiſchen Philoſophie in ein helleres Licht geſetzt worden, fehlt es nicht an einem ſichren Fundament, den Kantiſchen Grundriß der praktiſchen Philoſophie zu berichtigen, zu ergänzen, und auszuführen; und über die Möglichkeit eines feſtbegründeten Syſtems der Erkenntniß des Schönen, ſo wie der praktiſchen Kunſt-Wiſſenſchaft findet kein gegründeter Zweifel mehr Statt.

trieben hatte. Die Kunſt erſetzt die Schwelle einer unvollendeten Liebe.

Dies, liebſter Freund, iſt die Mythe meiner Jugend, in welcher die Begebenheiten der Natur ſich wie einzelne Thatſachen offenbaren.

Heute iſt Dein Geburtstag; was iſt mir noch für Dich übrig, da ich Dir ſchon Alles gegeben habe, oder obwohl ich überreich bin, doch nichts davon nehmen darf, das nicht Dein gehörte. — Während ich noch ſo denke und im Bette liege, die Beine vor mir hingeſtreckt, wie zwei Verliebte, die allerlei Zweigeſpräch und Zärtlichkeiten vollführen, kömmt mir ein Einfall. Ich ſpringe plötzlich auf, werfe kaum den Rock über, und laufe faſt im Hemde und bloßen Fußes in's Thal hinunter. Es war gut, daß Du nicht hinter einer ſtolzen Eiche ſtandeſt und mich in meinem Zuſtande ſaheſt, Du wurdeſt ſonſt wieder zu beſſerer Oekonomie für unſere Familie gerathen haben. Es ſtanden da ſchon viele Oſterblumen, und wie ich auch hin- und herrenne, ſo ſind es doch immer keine Veilchen. Denn nur ein Einziges wollt ich, als Boten meines Grußes und Kuſſes. Da verwunde ich mir den Fuß an einem Dorne; und als ich mich bücke, um das Blut zu ſehen und wie es ſo roth wie Purpur auf den grünen Blättern ſteht, da iſt auch ein Veilchen darunter, mit einem Tropfen aus meinem Herzen. Ich lache über die Marterkrone und blutige Thräne und ſchicke Dir jetzt Alles zum Morgengruß. Wenn Du ihren Duft verſpühreſt, ſo denke es iſt von meiner Seele, die Dir Wärme und Umarmung ſendet. Du wollteſt immer ſchon etwas von meinem Blute trinken, wenn Du eilſt, ſo kann dieſe Ceremonie der Kinder Iſraels vielleicht noch vor ſich gehen.

Nur mußt Du mir noch ſo viel zum Leben laſſen, daß ich mit Gluth und Tiefe Dich umarmen kann, wie Du in mich die Fülle Deiner Kräfte drängſt. Ich halte nichts für Gewinn, als was von Dir kömmt. Wir haben uns erlöſt und wollen uns abermals erlöſen.

---

gebildet, um ſein Werk, und vor Allem das der Liebe, durch ein göttliches Werde zu ſchaffen. Hier iſt ein allmäliges Verſchmelzen in dem Tiegel der Harmonie und ſympathiſchen Ruhe nöthig. Die Seele muß erſt alle Pulſe der Seele fuhlen, bevor ſie ſich überzeugt, daß die Herzen in gleicher geſundeſter Parallele ſchlagen.

Die Wahrheit kam bald zur Offenbarung. Lucinde bemerkte die niedere Sphäre des ſinnlichen Bedurfniſſes, und mied eine Perſönlichkeit, die ſie mit Ekel erfüllte! Sie war zufrieden, eine neue Seite des Geſchlechtes kennen gelernt zu haben, daß Jemand mit Illuſionen wie mit Fangbällen ſpielen und ſich zu gleicher Zeit mit dem beſtialiſchen Inſtinkte zufrieden ſtellen kann. Sie ſchrieb dem Enthuſiaſten der Kunſt und Liebe ein Billet, in welchem ſie ihm jeden ferneren Umgang unterſagte und zugleich die ſchreiende Disharmonie ſeines Charakters darlegte. „Ich glaube wohl,“ ſagte ſie, „daß Sie nicht der einzige Mann dieſer Art ſind. Ich will mich mit dem Wahne tröſten, daß noch Viele mit der Larve umherwandeln, hinter welcher Sie Ihre thieriſche Rohheit zu verbergen ſuchen. Aber ſchon Ihr Syſtem der Liebe, deſſen Grundprincip Sie plötzlich beim erſten Anblick meiner Perſon in die Gegend hinausſchleuderte, und als deſſen leitende Gedanken ſie die von Kunſt und Alterthum wohlweislich zu verbrauchen wußten, mußte mir verdächtig erſcheinen. Bei Ihrer Anſicht von den Merkwürdigkeiten der Städte und Länder, der Kunſt und Natur, wer bürgt mir dafür, daß Sie mich nicht ſelbſt als eine ſolche Merkwürdigkeit unter der Form ihres Weibes heimgeführt hätten? Wäre ich Ihnen etwa mehr geweſen, als eine Natur, zu der und über die Sie geſprochen, und die Sie dann, wenn auch in ein goldenes Haus und diamantenes Schloß voll leuchtender Farben und blitzender Funken, zur Schau, zur Unterhaltung, zur Demuth, zur Selbſtqual, am Bache der Thränen hingeſetzt hätten?"

Sie wurde nach dieſen hingeworfenen Worten ſehr bewegt und weinte wie noch nie, weil alles Falſche und noch mehr die Larve ſie empörte, während die wachsbleiche hölzerne und blutleſe Marionette ſie nur zu einem ironiſchen Lächeln reizte, das nicht ohne Hoffnung auf Geſundheit und Erwärmung blieb.

Sie hätte anhaltend ſchwermüthig werden können, wenn aus dem trüben Strome des

Daſeins nicht von Zeit zu Zeit wieder der grünumkränzte Genius ewiger Heiterkeit hervorgetaucht wäre. In dieſer Stimmung, welche nur Stunden, nicht aber Tage und Wochen lang ſie beherrſchte, überraſchte ſie eine Perſönlichkeit, welcher viel Genuß und Leichtſinn inne wohnte. Es war dies der Kapellmeiſter der italieniſchen Oper. Um Carlo's Augen und Mundwinkel ſchwebte ein Zug des feinſten Epikuraismus. Das ſchwarze Haar, der zierliche Baart bildeten ein zartes Relief zu dem Feuer des Blickes. Oft zog eine Wolke wie ferne Wehmuth um längſt verklungene Jugendluſt über die geiſterhafte Stirne. Carlo genoß wegen ſeines eminenten Talentes eine unwiderſtehliche Achtung, und doch mieden beſonders die Damen ſeine unheimliche Nähe.

Als Lucinde ihn das erſte Mal ſah, ſtand er an der Seite des Parquets gelehnt, und ließ das finſtere Auge über die geſchmückten Logen ſtreifen. Man bemerkte, daß jenes in ſeinem ruhigen Gange mehr nach Genuß als Schönheit ſuchte. Dann fuhr er ſich mit einem weißen Tuche über die Stirne, machte eine Bewegung, wie Jemand, der plötzlich aus einem tiefen Gedankengange aufgeſchreckt wird, und eilte hinaus.

Das Leben um die Bühne rinnt in einem ewigen Fluſſe von Thorheit und gleichgültiger Ausgelaſſenheit. Carlo ſpielte mit den Actricen und Sängerinen das gewöhnliche leichte Spiel. Seine Stellung gab ihm tauſendfache Gelegenheit, den Augenblick wenn auch nur im Momente zu genießen. Aber es war kein Sieg, ſondern Gewohnheit und herkömmliche Sitte, und dieſes hatte ſeinen Sinn für die Empfindung durch eine Reihe von Jahren völlig kalt und theilnamlos gemacht. Er genoß mit derſelben Bewußtloſigkeit, mit welcher die Schöne ſich ihm ergab, ohne Gedanken. Jede Richtung auf ein beſtimmtes Ebenmaaß, auf die Harmonie der Neigung war ausgetilget. Weil jedes erdenkliche Opfer fehlte, ſo konnte auch niemals von einem Werthe die Rede ſein. Dieſer Sybaritismus machte ihn den Frauen, und mehr noch den Mädchen in jeder Hinſicht unleidlich. Daher kam es, daß auch ſeine weibloſe Oekonomie ohne Furſorge blieb, und gewiſſermaßen in einer beſtändigen Auflöſung und Unzulänglichkeit begriffen war.

Hier glaubte Lucinde nun in's Mittel trewar nie ſo aufgeregt wie jetzt und zu Thorheiten geneigter. Ich könnte mit dieſem Cultus ein völlig neuer Menſch werden und wäre damit nicht Alles gewonnen? Alſo keine ſo empfindliche Vorwürfe mehr.

Lucinde an Leonore.

Der Mann, den ich als den Arzt meines Weſens betrachte, der meinen Geiſt erhellte, indem er mich den vernünftigen Reiz des Genuſſes und die Geſundheit der Sinnlichkeit kennen lehrte — er iſt wieder da. Du glaubſt nicht, gute Leonore, mit welchem dankbaren Gefühle des Wiederſehens ich ihm entgegenflog. Er hatte mein Hierſein erfahren. Gut, daß Julius grade entfernt war. Hermann hat längere Zeit in Griechenland und unter dem uppigen orientaliſchen Himmel gelebt. Sein früherer etwas ſchroffer Körper hat eine beſondere Weichheit und Dehnbarkeit angenommen. Mich dünkt, ich ſehe noch alle prunkenden Farben des Morgenlandes in dem klaren Spiegel ſeiner Augen ſchimmern.

Darf ich dem Julius ſeine Anweſenheit melden? Wie dieſer jetzt denkt und ſinnt, würde es heftige Kämpfe ſetzen. Allein ſie haben im Ganzen ſo viele Beſtimmungen der Anſichten gemeinſam, daß ich glaube, es könnte dieſe Bekanntſchaft mannigfaltigen Nutzen gewähren, beſonders wenn Hermann die ganze Gewalt ſeiner Beredtſamkeit aufbietet. — Ich meines Theils würde Beide in Eintracht zu erhalten wiſſen, und von Eiferſucht könnte auch dem Syſteme nach unter ihnen keine Rede ſein, ſobald Julius nur von ſeinen Grillen und kleinen Verirrungen zuruckkömmt. Sage, wie würde ich Dir im Verhältniß zu beiden Männern gefallen? Dankbarkeit macht mich Beiden verbindlich.

So eben ſchreibt mir Julius, daß er zum Katholicismus übergetreten ſei und daſſelbe auch von mir erwarte. Hermann iſt außer ſich. Er hält dieſe Metamorphoſe für das Produkt von Julius zerfallener und zerfloſſener Männlichkeit. Dieſer große, ſtarke proteſtantiſche Geiſt thut mir wohl. Wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, um meine Weiblichkeit in ihrem Recht zu erhalten, ſo muß ich ihm doch im Innern recht geben und dieſes Gefühl der Schuld könnte mich troſtlos machen, wenn ich nicht zur rechten Zeit dieſen neu-alten Freund wiedergefunden hätte. Hermann iſt weniger heftig als er ſcheint. Sein Geiſt ſtürmt und iſt in voller Wallung, während ſein Körper an allen Gliedern die beſonnenſten Bewewegungen macht.

Auch in der Umarmung iſt er beſonnen und nur lebendig durch das Bewußtſein des Augenblicks. Er hat viel Gefühl für die Situation in der Ruhe, und ſeine Beſonnenheit tritt meiner Unerſättlichkeit und Heftigkeit wahrhaft

Auch im Studium der Griechen überhaupt und der griechiſchen Poeſie insbeſondre ſteht unſer Zeitalter an der Gränze einer neuen großen Stufe. Lange Zeit kannte man die Griechen nur durch das Medium der Römer; das Studium war noch vereinzelt, und ohne alle philoſophiſchen Anſichten und leitenden Ideen, in der erſten Periode. Dann ordnete und lenkte man das immer noch vereinzelte Studium nach willkührlichen Hypotheſen, oder einſeitigen Grundſätzen und bloß individuellen Geſichtspunkten, in der zweyten Periode. Schon ſtudirt man die Griechen mehr und mehr in dem Zuſammenhange des Ganzen und ohne einſeitige Hypotheſen, vielmehr mit Vernachläßigung aller beſtimmten Principien: und dieſes bildet die Kriſe des Uebergangs von der zweyten zur dritten Periode. Nur der letzte und größte Schritt iſt noch zu thun übrig; die ganze Maſſe nach objektiven Begriffen und nothwendigen Ideen zu ordnen, als dritte Periode. Der chaotiſche Reichthum alles Einzelnen und der Streit der verſchiednen Anſichten über das Ganze wird nothwendig dahin führen, eine allgemeingültige Ordnung der ganzen Maſſe zu ſuchen und zu finden. Zwar kann die Kenntniß der Griechen nie vollendet, und das Studium der griechiſchen Poeſie nie erſchöpft werden; doch läßt ſich wohl ein feſt beſtimmter Punkt erreichen, welcher den Denker, den Geſchichtsforſcher, den Kenner und den Künſtler vor gefährlichen Grundirrthümern, durchaus ſchiefen Richtungen, und verkehrten Verſuchen der Nachahmung ſichert.

„Aber ſind nicht in dem Gange dieſer Unterſuchung ſelbſt," könnte man ſagen," dichteriſche Kraft und Sittgeiſtvoll entgegen, ſo daß ich über die Waage unſeres Glückes oft lächeln und dann, wenn er mich zu Zeiten an ein Sprichwort erinnert, ſchaudern muß.

Laß Dir das Schreckliche ſagen: Julius kam endlich nach langem Zögern an, der Convertit und Noviz, und der Freudentag wurde ſein Todestag. Denke das Seltſame, er iſt erſtickt, faſt möchte ich ſagen, wie Anakreon an einer Weinbeere, oder wird unſer Zuſammenſein einſt zur Mythe und Sage, ſo wird man es ſich vielleicht erzählen. Iſt das nun Verhängniß oder Vorſehung?

Ich bin nicht aufgelegt, um Dir von dem Hergang der Sache ein proſaiſches Gemälde zu entwerfen. Genug, es kam ſo, und grade beim Mahle, dem Julius ſich in ſeiner ganzen Lüſternheit überließ. Was mich tröſtet: Hermann iſt als wirklicher Freund erſchienen und mir ſchütteln, als ich wieder ins Leben gerufen ward durch das Verheißen und die Gewißheit Deiner Geneſung.

Nun ward ich meines wachen Traums inne, erſchrack über alle die bedeutenden Beziehungen und Aehnlichkeiten, und ſtand ängſtlich an dem unſichtbaren Abgrund dieſer innern Wahrheit.

Weißt Du was mir am meiſten klar dadurch geworden iſt? — Zuerſt, daß ich Dich vergöttere, und daß es gut iſt, daß ich ſo thue. Wir Beide ſind Eins, und nur dadurch wird der Menſch zu einem und ganz er ſelbſt, wenn er ſich auch als Mittelpunkt des Ganzen und Geiſt der Welt anſchaut und dichtet. Doch warum dichtet, da wir den Keim zu Allem in uns finden und doch ewig nur ein Stück von uns ſelbſt bleiben?

Und dann weiß ich's nun, daß der Tod ſich auch ſchön und ſüß fühlen läßt. Ich begreife, wie das freie Gebildete ſich in der

Blüthe aller Kräfte nach ſeiner Auflöſung und Freiheit mit ſtiller Liebe ſehnen und den Gedanken der Rückkehr freudig anſchauen kann wie eine Morgenſonne der Hoffnung.

Eine Reflexion.

Es iſt meinem Gemüth nicht ſelten ſonderbar aufgefallen, wie verſtändige und würdige Menſchen mit nie ermüdender Induſtrie und mit ſo großem Ernſt das kleine Spiel in ewigem Kreislauf immer von neuem wiederholen können, welches doch offenbar weder Nutzen bringt noch ſich einem Ziele nähert, obgleich es das frühſte aller Spiele ſein mag.

Dann fragte mein Geiſt, was wohl die Natur, die überall ſo viel denkt, die Liſt im Großen treibt und ſtatt witzig zu reden, gleich witzig handelt, bei jenen naiven Andeutungen denken mag, welche gebildete Redner nur durch ihre Namenloſigkeit benennen.

Und dieſe Namenloſigkeit ſelbſt iſt von zweideutiger Bedeutung. Je verſchämter und je moderner man iſt, je mehr wird es Mode ſie auf's Schamloſe zu deuten. Für die alten Götter hingegen hat alles Leben eine gewiſſe claſſiſche Würde und ſo auch die unverſchämte Heldenkunſt lebendig zu machen. Die Menge ſolcher Werke und die Größe der Erfindungskraft in ihr beſtimmt Rang und Adel im Reiche der Mythologie.

Dieſe Zahl und dieſe Kraft ſind gut, aber ſie ſind nicht das Höchſte. Wo ſchlummert alſo das erſehnte Ideal verborgen? Oder findet das ſtrebende Herz in der höchſten aller darſtellenden Künſte ewig nur andere Manieren und nie einen vollendeten Styl?

Das Denken hat die Eigenheiten, daß es nächſt ſich ſelbſt am liebſten über das denkt, worüber es ohne Ende denken kann. Darum iſt das Leben des gebildeten und ſinnigen Men-

Dieſe Laune wirſt weder Du noch ein Anderer bei mir und meinen Blättern befriedigen können. Du wirſt als zweite Hälfte ſie leſen müſſen und vielleicht gerne leſen, ungeachtet ihr Inhalt für verſtändige, empfindſame Augen ſchon in und zwiſchen Deinen durchſichtigen Zeilen zu leſen war; und wie wir Beide nur einen Leib und eine Seele ausmachen, wie die ganze Empfindung unſerer geiſtigſten Sinnlichkeit nur immer auf die größte Harmonie der Weſen hinausläuft, ſo gehört auch die Hälfte meiner Gedanken darin ebenſo gut Dir wie mir, als Du in der Hälfte der Deinigen mich mit Deiner Seele verflochten antreffen mußt.

Liegt aber auch in dem liebenswürdigen Zwielicht, welches über alle Seiten Deines lockeren und loſen Fragmentes ausgegoſſen iſt, nicht ein großer Theil der Anmuth und des Intereſſes, welches gleich unſerer Unerſättlichkeit immer unerſättlicher macht, um jeden Reiz und Werth des Lebens nach allen Radien zu durchlaufen? So verhüllte das naſſe Gewand der

Griechen die Stelle der Hüften und Schenkel, um nichts von ihrer ſanften Form dem fühlenden Auge entgehen zu laſſen; und haben Deine Blicke nicht oft um ſo inniger auf meinen Gliedern geruht, haſt Du mich nicht jedesmal um ſo glühender und inniger mit Deinen Armen umſchlungen, wenn der weiche Muſſelin nur leiſe den verſtohlnen Lichtglanz meines Buſens verhüllte und der nur übergeworfene veilchenfarbige Taffet jede Rundung und Fülle meines Leibes Deiner kunſtbegabten Empfindung bot?

Du haſt mich nach dem Maaße des Mannes genoſſen, Du haſt mich mit männlichen Augen betrachtet, ich habe gethan und thue daſſelbe, nur als Weib zum Manne, und deshalb wird der Ausdruck unſerer gleichzeitigen Gefühle, die Aufzeichnung unſerer Lehrjahre ein verſchiedenfarbiges Product geben, obgleich dieſes in ſeinen Factoren, dem reinſten und heiligſten Genuſſe der Kunſt des Leibes und der Seele, ein einiges bleibt. Auch Deine Sehnſucht nach meinen kleinen Schickſalen, die eben keine Schickſale, ſondern lauter Entwicklungsſtufen der tiefſten Geheimniſſe in Natur und Einſamkeit waren, wird dadurch Befriedigung finden. Wie werd' ich mich um Monate nicht allein, um Jahre wieder verjüngen durch dieſe Erinnerung; das Licht wird mir auf's Neue lichter, die Roſe röther, das Blut heißer, die Empfindung für jede Sehnſucht heiliger und gehobener erſcheinen. Werde ich nicht an jedem Tage, wo ich dies und das aus glücklichen Stunden zurückrufe, wo wir unſere Herzen durch jeden Muthwillen fühlten, von gleicher Lebendigkeit all' meine Kräfte ſo belebt fühlen, als da wir zum erſten Male uns ganz und vereint aus Zeit und Raum verſetzten! So wollen wir leben und werden wir leben, daß von Luſtrum zu Luſtrum eine Verjüngung und Wiedergeburt eintritt, als deſſen Markſtein jedes Mal ein Dritter unſerer Innigkeit ſein Daſein verdankt. Dieſes erſte Luſtrum haben wir jetzt durchgemacht, Geliebteſter, und wie viel geſchickter, wie viel vollendeter ſollſt und wirſt Du mich jetzt zu jedem Reize finden. —

Wenn ich an Inſpiration glaube, ſo ſchilt mich keine Thörin. Denn wahrlich, mein Geiſt und Charakter iſt nicht ſo groß und weltumfaſſend, als Du ihn oft mit Entzückung genoſſeſt, nur etwas unbefangener und freier als bei anderen Menſchenkindern. Ich werde alſo ohnehin von Deiner Nachſicht Gebrauch machen müſſen, und wenn ich nicht überzeugt wäre in meinem Innern durch die völlige Gleichheit und Sympathie unſerer Weſen laute und förmliche Zwieſprache mit Dir halten zu können, ſo würde ich nicht ſo keck ſein, über den leicht möglichen Anſtoß meines Unterfangens hinweg zu ſchlüpfen. Ich glaube alſo an eine unmittelbare Inſpiration jenes Geiſtes, der uns in dem ſonnigen Haine umherführte, wo wir mit heiligſter Ehrfurcht die Schule der höchſten Geiſtigkeit und reinſten Sinnlichkeit fanden, um uns gegenſeitig zur edelſten Bildung emporzuſchwingen. Und ich bin jenes Beiſtandes ſo gewiß, wie ich hundertmal vor Deiner ſtolzen Männlichkeit niedergekniet habe, um etwas lyriſch Hingeworfe-

Es ſind ſo viele Bettler auf der Erde, als Du Menſchen zählſt. Die Paare, welche mit Stab und aſchgrauem Mantel im Lande umherirren, ſind meiſtens noch Könige, die nur die Hälfte ihres Reiches verloren und noch nicht wieder gefunden haben. Sind wir nicht Zwillinge, deren ganze ewige Geſchichte mit Sternenſchrift am Himmel ſteht? Was quälen ſich denn die Menſchen, und wiſſen nicht, was ſie lernen und ſuchen ſollen!

Es iſt aber recht ſchwer, unſere Geſchichte zu ſchreiben. Das mußte einen Fluß und Strom abgeben, wenn Alles aus dem Herzen in die Feder fließen ſollte. Amor ſchreibt das vor unſeren Augen wohl mit Roſenfingern, aber der muthwillige Knabe will keinen Schreiberdienſt verrichten.

lichkeit als nothwendige Bedingungen für die Wiedergeburth der Kunſt und Poeſie ausgemittelt und aufgeſtellt worden? Wie läßt ſich alſo über den künftigen Gang der Bildung etwas im voraus beſtimmen, da dieſe vorläufigen Bedingungen ſelbſt von einem glücklichen Zuſammenfluß der ſeltenſten Umſtände, das heißt von uns ganz unbekannten Urſachen abhängen? Wer hat noch der Natur den Handgriff ablernen können, wie ſie Genies erzeugt, und Künſtler hervorbringt? Gewiß läßt ſich die ſeltenſte aller Gaben, das Kunſt-Genie, auf die Gefahr ſie zu verfälſchen, durch Bildung wohl etwas vervollkommnen, aber nicht erſchaffen! Auch im Umfang und in der Kraft der Sittlichkeit ſcheint es für die meiſten Individuen eine urſprüngliche, unüberſteigliche Gränze zu geben. Nur wenige ſelbſtſtändige Ausnahmen ſind in ihrer Vervollkommnung unbegränzt. Und ſcheinen nicht auch dieſe ihre Selbſtſtändigkeit dem ſeltſamſten Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände, dem Zufall zu danken? Der ſtolzen Vernunft des reinen Denkers wird es freylich nicht zuſagen, aber aus einer unbefangnen Anſicht der Kunſtgeſchichte ſcheint ſich das Reſultat zu ergeben; die Natur ſey im Ganzen neidiſch und karg mit ihren köſtlichen Gaben. Nur dann und wann, in ihren glücklichſten Augenblicken, werfe ſie nach Laune eine Handvoll ächter Künſtlerſeelen auf ein begünſtigtes Land, damit das Licht des Schönen in dieſer Dämmerwelt doch nicht gänzlich verlöſche."

Schlechthin beſtimmen läßt ſich allerdings nichts über den künftigen Gang der Bildung, wahrſcheinlich und im Grunde vermuthen ſehr vieles; Vermuthungen, zu denen die Bedürfniſſe der Menſchheit nöthigen, welche die ewi-

Seit die hohe und ewige Liebe meine Seele füllt, ſpreche ich ſo wenig von der Kunſt. Weil Alles an uns Natur, Kunſt und Schönheit iſt, gleichſt auch Du mir jetzt einem Stümper, der davon nur lallen kann. Wüßten wir auch nicht, daß Raphael ſo viel geliebt hat, ſo könnten wir es doch aus ſeinen Worten ſchließen. Aber ſeine Seele hatte noch nicht die volle Größe und Heiligkeit der Liebe; dann wäre er ſtumm geworden in ſeinem Glück, und ſo iſt es ein Seegen geweſen für die Kunſt, daß er die einzelnen flüchtigen Momente ſeiner Erhebung und Läuterung benutzte, um der Nachwelt davon die bildlichen Zeichen zu hinterlaſſen. Vielleicht werden wir wieder mehr an die Kunſt denken, wenn aus dieſer ſeligen Ruhe die Sehnſucht gleich einem vergnügten Morgen des Frühlings erwacht und aus dem ewigen Meere unſerer Empfindung die Sonne, welche jetzt in dem Herzen ruht, zum erſtaunen Bewußtſein der Welt und des Tages ſendet. Ich ſteige jetzt oft wie eine Lerche in der Morgenluft und ſehe unter mir den Kryſtall des Thaues an Blättern und Blüthen hängen, und daß jede Pflanze und jedes Gewächs mit ſeiner Dolde und Krone nur ein Spiegel iſt, auf dem die Klarheit des Himmels und der Erde ruht. Und in ihren unendlichen Geheimniſſen erblicke ich die ganze Geſchichte unſerer Liebe aus Vergangenheit und Zukunft, ich leſe Hieroplyphen, welche mir ſagen, wie wir uns ewig in einander lieben und genießen werden, ſo daß durch die Vermittlung unſerer Ruhe, die wir auſſer aller Welt gefunden haben, auch die Sterne ihre Bahnen wandeln. Was ſollen uns jetzt Pinſel und Farben, wo wir die Kunſt ſo im Großen treiben, wo wir geheiligt ſind zur Schöpfung und unſeren

Worten Alles gelingen muß wie dem ewigen Werkmeiſter, mit dem wir auch durch den Geiſt der Sinnlichkeit Eins ſind, wie er mit ihm in jeder Geſtalt und Materie ruht. Wie heilig iſt die Quelle meiner Freuden und Wonnen, wenn ich jeden Theil Deines Leibes mit Wolluſt betrachte, und darin nur die Klarheit der ewigen Liebe fühle. Dann muß ich auf jede Stelle, aus welcher ſo hell und rein die Größe Deiner Seele quillt, den Mund zum Kuſſe drücken, als ſollte es durch Siegel beſtätigt werden, daß ich mich auch dort mit der ganzen Hingebung in Dich hinein verſetze, daß auch dort ein Thor iſt, wodurch meine ganze Sinnlichkeit in Dein liebendes Weſen hinübergehen kann.

Ich merke, daß ich Dir wieder meine Anbetung aufzeichne, und bin alſo arm an Worten über die Kunſt zu reden, was ich mir diesmal doch ausdrücklich vorgenommen hatte.

Lieber, wie mich die Gegend hier erquickt und vollkommener zum Genuſſe macht. Wenn ich vom Hügel auf das duftende Thal und den ten zu müſſen. Bei einer ſchicklichen Gelegenheit erbat ſie ſich, die Verwalterin ſeiner häuslichen Verhältniſſe zu werden.

Sie fühlen keine Entwürdigung in meiner Umgebung, ſchöne Lucinde? fragte Carlo, als er ſie zum erſten Male in ſeiner Wohnung anordnend thätig fand.

Ich muß um einen Mann Beſchäftigung haben, um meinen Unmuth an den Männern zu zerſtreuen.

Dies klingt paradox.

Mag es. Wenn nur die Wahrheit näher liegt als die Unwahrheit.

Meine Stellung — mein Ruf —

Ich weiß es. Ich kenne das Amt, die Bürde ihres Lebens.

Sie ſpotten.

Nicht im Geringſten. Ich kenne den Grund und die Form Ihrer Leidenſchaft, wie ich den eigentlichen Charakter des Mannes kennen möchte. Laſſen Sie mich Ihre Ceremonienmeiſterin ſein. Wir wollen gelegentlich Dialoge über das Weſen und die Kraft der Muſik anſtellen.

Sie nöthigen mir Verbindlichkeiten auf.

Die Sie ohne Beſchwerde ertragen können.

Verlangen Sie keine Metamorphoſe! —

Allzuviel Demuth.

Und Stolz! —

Betrachten Sie mich als Ihre Schülerin, Carlo; hören Sie? als Ihre Schülerin.

Ihre Nähe ſchon iſt Vorwurf. Die Jahre — Haben Ihnen Erfahrung gegeben, Carlo. —

Sein Blick verfinſterte ſich. Er trat bewegt an das Fenſter. —

Man ſprach bald von Carlo's neuer Maitreſſe in gewöhnlichen Ausdrücken. Lucinde ſah auf dieſe Seite der Civiliſation ohne Rückblick. Es war ihr wie bei einer Ordalie, ſie beſtrich das hingehaltene glühende Eiſen, ohne ihr Bewußtſein zu verletzen. Sie fühlte etwas vom Begriffe der Freundſchaft des Alterthums durch ihre Adern rinnen. Sie war ſo wenig Schwärmerin, daß ſie ſelbſt die Romantik ihrer Stellung nicht bemerkte.

Andere Begriffe, welche ſich aus dieſem Verhältniß erſt von Tage zu Tage mehr entwickelten, trugen das Gepräge der Freiheit. Es war nichts Geheimes und Innerliches, aber auch nichts Gehäſſiges und Unleidliches in dem Umgang. Dieſes verhinderte Lucinde durch ihre Geſinnung; daß jenes nicht geſchah, daran war bei Carlo der Mangel an warmer Lebensblüthe und friſcher, natürlicher Männlichkeit Schuld. Lucinde mußte aber wiederum bemerken, wie unmöglich es ihm wurde, bei dem Bedürfniß naturgemäßer Liebe, dem Zuſammenſein das rechte Leben einzuhauchen. Dadurch, daß ſie jeder Feſſel der Gewohnheit, des Rechtes, ſich losgeſagt, war ihr in dieſer Lage nur die Kälte und Unbehaglichkeit des Gedankens geblieben. Es konnte niemals die Befriedigung der Perſönlichkeit ſtattfinden.

Eine Veränderung wurde durch die Ankunft eines jungen Menſchen hervorgebracht, deſſen Abſicht es war, bei Carlo die Compoſition zu ſtudiren. Durch dieſe Jugendlichkeit rettete Lucinde ſich vor jedem Anfluge der Verzweiflung und Zerriſſenheit des Gemüthes, welcher ſie ſonſt mit der Zeit unfehlbar würde erlegen haben. Es war nicht die richtige Farbe, aber es war dennoch eine welche ihrem Gemälde männlicher Geſtalten wohlthun mußte. Der Jüngling ſchien in ſeinen hellen, blauen, Augen den ganzen Himmel mit in die Reſidenz gebracht zu haben. Sein Blick war ſanft und ſtets zurückgehalten; das blonde Haar fiel in leichten Locken um die feine gewölbte Stirne. Der Anſtand war mehr ungebildet als nachläſſig. Jede Geberde geſchah mit einer gewiſſen Ungeſchicklichkeit, ſeine Hand zitterte ſobald er den Damen, und ſelbſt Lucinden etwas zu überreichen hatte. Lucinde bemerkte gar bald, daß dieſe Lippe von dem Kuſſe der Liebe noch unberührt war. Sie dachte mit einem unendlichen Wohlgefallen an das ſchlummernde Geſtändniß, an die verworrene Sehnſucht und das ſchwermüthige Verlangen.

Mit beſonderem Wohlgefallen ließ ſie ſich von ihm am Flügel und im Geſange unterweiſen. Sie fühlte das Klopfen ſeines Herzens, wenn ſie leiſe mit ihrem vollen bloßen Arm ſeine Kleider ſtreifte oder mit ihrem Knie das ſeinige berührte. Wenn er mit zitternder Hand ihrem Finger auf die Taſte half oder ein Duett mit ihr ſang, und die ganze aufwogende Empfindung ſich ſeiner bemächtigte, dann hätte ſie ihn oft mit einem Kuſſe an ihre Bruſt ſchließen und den in der Aſche ſchlummernden Funken ins glühende Leben rufen mögen, wäre es nicht ihr Syſtem geweſen, das Gefühl ſich hier frei entwickeln und den eigenen reifen Ausdruck gewinnen zu laſſen.

Der Jüngling war, ungeachtet längſt über die Jahre der Geſchlechtsentwicklung hinaus, hat von ſeinem Freunde in Bezug auf mich alle natürlichen und früheren Rechte eingeräumt erhalten.

Heute iſt Julius von den Katholiken beigeſetzt worden. Ich habe nicht geſtattet, daß man ſeinen etwas fetten Körper ſecirte. Hermann hat mit mir auf ſeinem Grabe eine trauernde Weide gepflanzt. Ein Denkmal ſoll aus Italien kommen. Im Herbſt gehen wir nach Rom.

Ende.

Gedruckt bei Johann Bernhard Appel.

gen Geſetze der Vernunft und der Geſchichte rechtfertigen und begrunden. Als hätten ſie mit den Gottern zu Rathe geſeſſen, ſcheinen jene die geheimen Abſichten und Antriebe, nach denen die Natur im Verborgnen handelt, zu wiſſen. So viel weiß die Wiſſenſchaft und die Geſchichte nicht. Doch das weiß ſie, daß die Seltenheit des Genies nicht die Schuld der menſchlichen Natur iſt, ſondern der unvollkommnen menſchlichen Bildungskunſt und ihrer, ſo viele intellektuellen Anlagen ſtümperhaft ſtörenden und zerſtörenden Experimente. Ihr eigner unglücklicher Scharfſinn feſſelt die Freyheit der Menſchen, und hemmt die Gemeinſchaft der Bildung. Wenn demungeachtet das unterdrückte Feuer ſich einmal Luft macht, ſo wird das als ein Wunder angeſtaunt. Gebt die Bildung frey, und laßt ſehn, ob es an Kraft fehlt! Warum hätte auch ſonſt von jeher, ſelbſt die kleinſte Gunſt des Augenblicks eine ſo erſtaunenswerthe Fülle ſchlummernder Kräfte, wie durch einen Zauberſchlag, ans Licht geriſſen?

Die nothwendigen Bedingungen aller menſchlichen Bildung ſind: Kraft, Geſetzmäßigkeit, Freyheit und Gemeinſchaft. Erſt wenn die Geſetzmäßigkeit der künſtleriſchen Kraft durch eine objektive Grundlage und Richtung geſichert ſeyn wird, kann die Bildung des Schönen durch Freyheit der Kunſt und Gemeinſchaft des Kunſtgefühls allgemein durchgreifend und öffentlich werden. Aechte Schönheit muß erſt an recht vielen einzelnen Punkten feſte Wurzel gefaßt haben, ehe ſie ſich über die ganze Fläche allgemein verbreiten, ehe die neuere Poeſie die zunächſt bevorſtehende Stufe ihrer Entwicklung, die durchgängige Herrſchaft des objektiven Schönen über die ganze Maſſe, erreichen kann.

Man darf aber nicht etwa mit einigen Bedingungen der Kunſtbildung gleichſam warten, bis man mit den andern fertig wäre; ſie ſtehn alle vier in durchgängiger Wechſelwirkung. Es iſt daher auch jetzt ſchon nicht zu frühzeitig, alles was die künſtleriſche Mittheilung hemmen konnte, aus dem Wege zu räumen. Es herrſcht beſonders unter den deutſchen Dichtern und Kennern eine ſehr nachtheilig wirkende und eigentlich kleinliche Denkart, welche den urſprünglichen deutſchen Mangel an Mittheilungsfähigkeit zum Grundſatz erhebt und als ſolchen feſtſtellt. Der erhabene Gleichmuth der deutſchen Nation in Dingen, welche die Nation oder die Kunſt betreffen, und dann die neidiſchen Anfeindungen kleiner Geiſter, erzeugen oft bey verdienſtvollen aber eiteln Männern eine üble Laune, welche ſich bis zu einer bösartigen Bitterkeit verhärten kann. Schmollend hüllen ſie ihre beleidigten Anſprüche in höhnenden Stolz, verſchließen ihr Talent ganz in ſich, oder treten nur mit einer ſauern Miene ins Publikum. Ihr Gemüth iſt ſo unfähig, ſich über die enge Gegenwart zu erheben, daß ſie die ächte Schönheit überhaupt für ein nicht mitzutheilendes und nur den wenigen Eingeweihten zugängliches Myſterium, und die Öffentlichkeit der Kunſtbildung für ganz unmöglich halten. Aber nur durch Geſelligkeit wird die rohe Eigenthümlichkeit gereinigt und gemildert, erwärmt und erheitert; das innre Feuer ſanft ans Licht getrieben, die äußre Geſtalt berichtigt und beſtimmt, gerundet und geſchärft. Unmäßige Einſamkeit hingegen iſt die Mutter ſeltſamer Launen.

Daher die eckichte Härte, der rauhe Ton, das finſtre Colorit mancher, ſonſt vortreflichen Deutſchen Schriftſteller. Dieſer Weg kann endlich ſo weit von der Einfalt der Natur, von dem großen Weſentlichen, und der ächten Schönheit entfernen, daß ſich Zweifel regen dürften, ob jene künſtleriſchen Myſterien nicht etwa ein Orden ohne Geheimniß ſeyn möchten, wo jeder glaubt, der andre wüßte es.

Durch die ganze Art und Beſchaffenheit ihrer Kenntniſſe, durch ihre Sitten und Neigung zur allgemeinen Mittheilung aller Anſichten und Gefühle, wie jeder herrſchenden Meinung von jeher geſtimmt, ſind dagegen die Franzoſen auch an dem Talent dazu, in dem letzten Jahrhundert, den andern Nationen und beſonders auch der deutſchen überlegen geweſen. Eben daher haben ſie auch vorzüglich nur in der öffentlichen Poeſie eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu erreichen geſtrebt und geglaubt. In derjenigen Gattung der Poeſie aber, welche vorzugsweiſe die öffentliche genannt werden kann, in der dramatiſchen nämlich, haben ſie ſich ganz auf die Seite der Rhetorik gewendet; der Grund und die Veranlaſſung zu der überwiegenden Hinneigung auf dieſe rhetoriſche Seite der Kunſt, lag ſchon in der ganzen Form ihres geſellſchaftlichen Lebens, ſo wie in den politiſchen Ereigniſſen. Indeſſen können dieſelben Veranlaſſungen und Bedingungen, welche im Allgemeinen den überwiegenden Hang zur bloßen Rhetorik befördern, in einzelnen tieferen Charakteren, die ſich über jene Sphäre erheben, wie jedes Extrem ſchon ganz natürlich ſeinen Gegenſatz hervorruft, auch einen Schwung von höherer Art erregen, welcher dann in der gewohnten Geiſtesklarheit und Stärke des Ausdrucks, um ſo mehr ſich als wahrhaft dichteriſch und lyriſch kund gibt. Wo in einem ſcharf beſtimmten Nationalcharakter nur einige große und ſchöne Züge vorhanden ſind, welche die Grundlinien und Umriſſe einer idealiſchen Ausführung werden können; wo es an dichteriſchem Talent nur nicht ganz fehlt, wo es nur einige Kunſtbildung giebt; da muß höhere Lyrik wie von ſelbſt entſtehen, ſobald große Ereigniſſe auch große Empfindungen und Anſichten wecken, welche lyriſch ausgeſprochen, wenn ſie auch den öffentlichen Sitten und Neigungen des Volkes nicht entſprechen können, dagegen dem edleren Wollen der wenigen Gefühlvollen, als der beſſern Seele der Nation, eine öffentliche Stimme leihen. Die entſchiedenſte und beſchränkteſte Einſeitigkeit iſt übrigens der lyriſchen Schönheit nicht ſchlechthin ungünſtig, wenn der Mangel an Umfang nur, wie bey dem doriſchen Volksſtamme, durch innre Kraft und Hoheit erſetzt wird.

Das ſchöne Drama hingegen erfordert einen unbegränzten Umfang der Bildung, und völlige Freyheit von allen National-Schranken; Eigenſchaften, von denen die Franzoſen ſehr weit entfernt ſind! Es könnten leicht Jahrhunderte hingehen, ehe ſie dieſelben erreichen; denn die neue politiſche Thätigkeit und Wirkſamkeit hat die Einſeitigkeit ihres Nationalcharakters nur noch ſtärker entwickelt und noch ſchneidender hervorgehoben. Daher iſt die franzöſiſche Tragedie auch ein claſſiſches Urbild einer künſtlich verkehrten Dichtungsform geworden. Sie iſt, in allem dieſem Pompe einer oberflächlichen Rhetorik, nicht nur eine leere Form, ohne wahre Kraft der Poeſie, ohne Tiefe und

Eigenthümlichkeit; ſondern auch ihre Form ſelbſt iſt ein widerſinniger Mechanismus, ohne innres Leben und natürliche organiſche Entfaltung. Der franzöſiſche Nationalcharakter kann im Roman und im Luſtſpiel, welche ſich mit dem beſcheidnen Range ſubjektiver Darſtellungen begnügen, leicht ſehr intereſſant und liebenswürdig erſcheinen; in der falſchen Tragödie hingegen wird durch die mißglückte Anmaßung einer objektiven Darſtellung und angenommenen Kunſtform die ungünſtigſte Seite deſſelben gleichſam bis zum Unerträglichen geſteigert. Im ſteten Wechſel des Widerlichen und des Unnatürlichen iſt hier häßliche Heftigkeit und abgeſchliffne Leerheit innigſt in einander verſchmolzen. Gleichwohl gründen die Franzoſen ihre Anſprüche in der Poeſie nur auf jenes falſche Gebilde von leidenſchaftlicher Rhetorik; nicht auf ihre wahre poetiſche Naturanlage, die ſie ſelbſt am meiſten verkennen.

Ohnehin fehlt es den Franzoſen, ſo wie den Engländern und Italiänern, von deren Poeſie es wohl eben ſo wenig zu beſorgen iſt, daß ſie den Deutſchen im Ruhme der Kunſt voraneilen möchten; an der Wiſſenſchaft von der Kunſt und mehrentheils auch an ächter Kenntniß und an einem künſtleriſchen Urtheil von der alten Poeſie. Um nur auf die Spur zu kommen, wie ſie den Weg dahin finden könnten, würden ſie bey den Deutſchen in die Schule gehen müſſen; wozu ſie ſich immer noch nicht recht entſchließen wollen!

In Deutſchland und nur in Deutſchland hat die wiſſenſchaftliche und geſchichtliche Kunſtforſchung und das Studium der Griechen eine Höhe erreicht, welche eine gänzliche Umbildung der Dichtkunſt und des herrſchenden Kunſtſinnes nothwendig zur Folge haben muß. Die wichtigſten Fortſchritte in der ſtufenweiſen Entwicklung der philoſophiſchen Kunſtlehre waren das frühere rationale und das neuere kritiſche Syſtem. Beyde ſind durch deutſche Erfinder, jenes durch die Bearbeiter der Leibnitziſchen Philoſophie, dieſes durch Kant und ſeine Nachfolger geſtiftet und ausgebildet. Jene früheren deutſchen Kunſtſyſteme, enthielten zwar nur die erſte Grundlage, aus denen ſich die unendlich mannichfaltigen und reichen Forſchungen der neuern Philoſophie entwickelt und über alle Zweige der geiſtigen Bildung verbreitet haben. Gleichwohl ſind auch ſchon jene erſten Verſuche zu einer tiefer eindringenden Theorie des Schönen den andern Nationen weit voraus gegangen, und noch nicht von ihnen eingehohlt worden. Das empiriſche und ſkeptiſche Syſtem der Kunſtlehre dagegen war vielmehr ein nothwendiger Erfolg von dem allgemeinen Gange der Philoſophie, als eigentliche Erfindung und Verdienſt einiger engliſchen Schriftſteller. In dieſer ältern Manier der claſſiſchen Kunſtkritik übertrifft unſer Leſſing an Scharfſinn und an ächtem Schönheitsgefühl ſeine Vorgänger in England unendlich weit. Eine ganz neue, und ungleich höhere Stufe des griechiſchen Studiums aber iſt durch Deutſche herbeygeführt, und wird vielleicht noch geraume Zeit ihr ausſchließliches Eigenthum bleiben. Statt der vielen Nahmen, die hier genannt werden konnten, wollen wir nur Herder nennen, welcher die umfaſſendſte Kenntniß mit dem zarteſten Gefühl und der biegſamſten Empfänglichkeit vereinigt; und durch eine beſondre Gabe geſchichtlicher Divination, tief fühlender Charakteriſtik und künſtleriſch auffaſſender, alles nachdichtender, in jegliche Weiſe und Form ſich hineinempfindender Fantaſie den erſten Grund gelegt und die Züge vorgezeichnet hat, zu der neuen Art von Kritik, welche als die eigenthümlichſte Frucht der deutſchen Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, aus beyden gemeinſam hervorgegangen iſt.

Vor allen aber muß Winkelmann als derjenige genannt und geprieſen werden, welcher zuerſt die Geſchichte der Kunſt und eben dadurch auch die Wiſſenſchaft des Alterthums ganz neu begründet hat. Denn nur durch die Erkenntniß der Kunſt wird uns das Verſtändniß des Alterthums geöffnet, da die Bildung deſſelben ganz auf der Idee des Schönen beruht. Die rechte Einſicht und künſtleriſche Weisheit geht nach der Platoniſchen Lehre, aus der Bewunderung hervor, nämlich aus der tief empfundenen, reinen Begeiſterung für das Göttliche und Schöne. Dieſes war die edle Triebfeder und beſeelende Kraft, von der alles in Winkelmann ausging, und wodurch er Werke über die Kunſt hervorgebracht hat, welche ſelbſt als Kunſtwerke der geſchichtlichen Wiſſenſchaft, in gediegener Bildung, das Gepräge unſterblicher Dauer an ſich tragen; wie dieſes auch von allen Nationen anerkannt worden. Was eine Geſchichte der Kunſt ſeyn ſoll; die erſten Anfänge und Keime, die höhern Stufen der Entfaltung, die Glieder und Theile des Ganzen, die Arten, Richtungen und Schulen, alles dieſes treu beachtend und ſorgſam würdigend, den reinen Blick des Geiſtes ſtets auf die Idee des höchſten Schönen gerichtet; das hat Winkelmann vor allen andern zuerſt gezeigt und als Kenner der Kunſt mit eignem Kunſtſinn im hohen Styl ſeiner Geſchichte wiedergegeben. Denn wiewohl ſein Unternehmen zunächſt nur auf die bildende Kunſt gerichtet war; ſo kann die Anwendung davon auf die Poeſie und auf die geſammte geiſtige und ſittliche Bildung des Alterthums, nach dem gleichen hohen Schönheitsgefühle und großem Kunſtverſtande, von dieſer feſten Grundlage aus, nunmehr leichter gefunden und auch zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden.

Wer konnte noch an der Dichtergabe der deutſchen Künſtler zweifeln, ſeit der kühne, erfinderiſche Klopſtock der Stifter und Vater der deutſchen Poeſie ward! Nachdem auch Wieland ſie in nachläſſig gefälligem Gewande liebenswürdiger darzuſtellen ſuchte? Der Scharfſinn Leſſings ſie im Ausdruck reinigte und im Urtheil ſchärfte! Schiller ihr die ſtarke Gedankenkraft und einen höhern Schwung der Leidenſchaft gab! Welch' ein neuer Frühling, welche ſchöne Morgenröthe von Poeſie ließ ſich nicht von einer reicheren Zeit da erwarten, wo ſelbſt die erſten Anſtrengungen, unter einer noch rauhen, mehrentheils ungünſtigen Umgebung, ſchon ſo ruhmwürdig vorgeſchritten waren! Durch jeden dieſer früheren Meiſter ward die Maſſe der deutſchen Dichtkunſt, zu neuem Leben begeiſtert, und ſtrebte mit friſcher Kraft immer mächtiger vorwärts. Wie viele andre Dichter folgten jenen erſten Erfindern glücklich und dennoch eigenthümlich, oder gingen auch ihren eignen, vielleicht nicht weniger merkwürdigen Gang, welcher nur darum weniger bemerkt ward, weil er mit dem Geiſte der Zeit und dem Gange der öffentlichen Bildung nicht ſo gut zuſammentraf? Auch Bürgers rühmlicher Verſuch, die Kunſt aus den engen Bücherſälen der Gelehrten und den Geſellſchaftskreiſen der Mode in die freye lebendige Natur zurückzuführen, und den Zauber des Geſanges und das Geheimniß der Poeſie liebevoll dem Volke mitzutheilen, iſt nicht ohne den glücklichſten bleibenden Einfluß geweſen, und ſoll nach Verdienſt geprieſen werden.

Welchen weiten Weg haben unſre bedeutendſten Nebenbuhler, Engländer oder Franzoſen, noch zurückzulegen, ehe ſie es nur ahnden können, wie ſehr ſich Goethe den Griechen nähere! Und wenn ſie ihn je erfaſſen möchten, ſo würden ſie eher alles andre, aus der tragiſchen Schwermuth ſeiner erſten noch jugendlichen Fantaſie, ſich anzueignen ſuchen, als den reinen Künſtlerſinn für die antike Schönheit. Noch ein andres Zeichen von der Annäherung zum Antiken in der deutſchen Poeſie iſt die auffallende Hinneigung zum Chor in den höhern lyriſchen Gedichten, wie die Götter Griechenlands und die Künſtler von Schiller; eines Dichters, der ſonſt durch ſeinen urſprünglichen Haß aller Schranken, vom claſſiſchen Alterthum am weiteſten entfernt zu ſeyn ſcheint. So verſchieden auch die äußre Anſicht, ja manches Weſentliche ſeyn mag, ſo iſt doch die Gleichheit dieſer großen lyriſchen Richtung ſelbſt mit der choriſchen Dichtungsart der Alten unverkennbar. Dieſem Künſtler gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Geſinnung, die Fülle der Einbildungskraft, die Würde der Sprache, die Gewalt des Gedankens, die Bruſt und Stimme, welche der Dichter haben ſoll, der eine ſittliche Maſſe in ſein Gemüth faſſen, den Zuſtand eines Volks darſtellen, und die Menſchheit ausſprechen will.

Menſchen, deren kurzſichtiger Blick jeder großen hiſtoriſchen Anſicht ganz unfähig iſt, die im Einzelnen nur das Einzelne wahrnehmen, und alles nur Stück für

Stück und ohne den innern geiſtigen Zuſammenhang ſehen, wird es nicht an kleinlichen Einreden gegen dieſe höhere Beſtimmung der deutſchen Dichtkunſt fehlen. Wenn aber ein glücklicher Anſtoß die noch ſchlummernde Mittheilungsfähigkeit des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Kunſt plötzlich in lebendige Regſamkeit verſetzte; ſo würden ſelbſt die Beobachter, welche nur was im Großen ganz öffentlich geſchieht, hintendrein erblicken mögen, mit überraſchtem Staunen gewahr werden, daß die Deutſchen auch hier die gebildetſten Nationen Europa's im Einzelnen an Höhe der Bildung eben ſo weit übertreffen, als ſie denſelben an allgemeiner und durchgreifender Verbreitung der Bildung nachſtehen.

Winkelmann redet einmal von den Wenigen, welche noch die griechiſchen Dichter kennen. Sollten es nicht ſchon jetzt in Deutſchland eirige mehr ſeyn? Wird die Zahl derer, welche nach ächter Kunſt ſtreben, nicht auch ferner noch wachſen? In dieſer Hoffnung weihe und widme ich dieſes kunſtforſchende Werk allen Künſtlern. Wie nehmlich die Griechen auch denjenigen Muſiker nannten, welcher die ſittliche Fülle ſeines innern Gemüths rhythmiſch ordnet, und zur Harmonie geſtaltet; ſo nenne ich alle diejenigen „Künſtler", welche das Schöne lieben.

II.

Geſpräch über die Poeſie.

1800.

Alle Gemüther, welche ſie lieben, befreundet und bindet die Poeſie mit unauflöslichen Banden. Mögen die Menſchen ſonſt im eignen Leben das Verſchiedenſte ſuchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligſten hält, ſich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieſer Region ſind ſie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muſe ſucht und findet die andre, und alle Ströme der ewigen Fantaſie fließen zuſammen in das allgemeine große Meer der Einen, untheilbaren Poeſie.

Die Vernunft iſt nur Eine in allen und dieſelbe; wie aber jeder Menſch ſeine eigne Natur hat und ſeine eigne Liebe, ſo trägt auch jeder ſeine eigne Poeſie in ſich. Die muß ihm bleiben und ſoll ihm bleiben, ſo gewiß er der iſt, welcher er iſt, ſo gewiß nur irgend etwas Urſprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm ſein eigenſtes Weſen, ſeine innerſte Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geiſt und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren ſich bemühen, die nicht wiſſen, was ſie wollen. Aber lehren ſoll ihn die hohe Wiſſenſchaft ächter Kritik, wie er ſich ſelbſt bilden muß in ſich ſelbſt, und vor allem ſoll ſie ihn lehren, auch jede andre ſelbſtſtändige Geſtalt der Poeſie in ihrer claſſiſchen Kraft und Fülle zu faſſen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geiſter Nahrung und Saame werde für ſeine eigne Fantaſie.

Nie wird der Geiſt, welcher, wie ein alter Dichter ſagt „die Orgien der wahren Muſe kennt", auf dieſer Bahn bis ans Ende dringen, oder wähnen, daß er es erreicht habe; denn nie kann er eine Sehnſucht ſtillen, die aus der Fülle der Befriedigungen ſelbſt ſich ewig von neuem erzeugt. Unermeßlich und unerſchöpflich iſt die Welt der Poeſie, wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächſen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Geſtalt und Farbe. Selbſt die künſtlichen Werke oder natürlichen Erzeugniſſe, welche die Form und den Nahmen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfaſſendſte alle begreifen. Und was ſind ſie gegen die innre, bewußtloſe Poeſie, die ſich in der Pflanze regt, im Lichte ſtrahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend ſchimmert, in der liebenden Bruſt der Frauen glüht? Dieſe aber iſt die erſte, urſprüngliche, ohne die es gewiß keine Poeſie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menſchen ſind, haben immer und ewig keinen andern Gegenſtand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, deſſen Theil und Blüthe auch wir ſind; die irdiſche Schöpfung dieſer ſchönen Sternenwelt. Die Muſik dieſes unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit dieſes göttlichen Gedichts zu verſtehen, ſind wir fähig, weil auch ein Funken des ewigen Dichters, und ſeines ſchaffenden Geiſtes in uns lebt und tief unter der Aſche der ſelbſtgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Es iſt nicht nöthig, daß irgend jemand ſich beſtrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poeſie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar ſie erſt hervorzubringen, zu erfinden, aufzuſtellen und ihr warnende Geſetze und ſtrafende Vorſchriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunſt ſo gern möchte. Wie der Kern der Erde ſich von ſelbſt mit Gebilden und Gewächſen bekleidete, wie das Leben von ſelbſt aus der Tiefe hervorſprang, und alles voll ward von Weſen, die ſich fröhlich vermehrten; ſo blüht auch die Poeſie von ſelbſt aus der unſichtbaren Urkraft der Menſchheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne ſie trifft und befruchtet. Nur Geſtalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Menſch gebildet iſt; und ſo läßt ſich auch eigentlich nicht reden von der Poeſie als nur in Poeſie.

Die Anſicht eines jeden von ihr iſt wahr und gut, in ſo fern ſie ſelbſt Poeſie iſt. Da nun aber ſeine Poeſie, eben weil es die ſeine iſt, beſchränkt ſeyn muß, ſo kann auch ſeine Anſicht der Poeſie nicht anders als beſchränkt ſeyn. Dieſes kann der Geiſt nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wiſſen, es dennoch weiß, daß kein Menſch ſchlechthin nur ein Menſch iſt, ſondern zugleich auch die ganze Menſchheit wirklich und in Wahrheit in ſich umfaſſen und ſelbſt ſeyn kann und ſoll. Darum geht der Menſch, ſicher ſich ſelbſt immer wieder zu finden, immer von neuem aus ſich heraus, um die Ergänzung ſeines innerſten Weſens in der Tiefe eines fremden zu ſuchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der

Annäherung iſt das Geſchäft und die Kraft des Lebens; unbedingte Vollendung iſt nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck ſeiner eigenthümlichen Poeſie, wie ſie ihm angebohren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlaſſen. Er muß ſtreben, ſeine Poeſie und ſeine Anſicht der Poeſie ewig zu erweitern, und ſie der höchſten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich iſt; dadurch daß er ſeinen Theil an das große Ganze auf die beſtimmteſte Weiſe anzuſchließen ſtrebt; denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weiſe gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann ſelbſt das Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche ſpielen, heilſam und lehrreich ſeyn. Er iſt ein geſelliges Weſen.

Wohl hatte es darum von jeher einen großen Reiz, mit Dichtern und dichteriſch Geſinnten über die Poeſie zu reden. Viele Geſpräche der Art mag man nie vergeſſen, von andern weiß man nicht genau, was der Fantaſie und was der Erinnerung angehört; vieles iſt wirklich darin, andres erſonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verſchiedene Anſichten gegen einander ſtellen ſoll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geiſt der Poeſie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieſer bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen ſtreben. Die befriedigende Vollſtändigkeit, welche aus dieſer Mannichfaltigkeit der Anſichten hervorging, erzeugte den Entſchluß, was in einem Kreiſe von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf ſie gedacht war, allen denen mitzutheilen, die eine eigne Liebe im Buſen ſpüren und geſonnen ſind, in das Heiligthum der Natur und in die Geheimniſſe der Poeſie, Kraft ihrer innern Lebensfülle, durch ſich ſelbſt einzudringen.

Amalia und Camilla geriethen ſo eben über ein neues Schauſpiel in ein Geſpräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wir Markus und Antonio nennen wollen, in abgebrochener Unterredung, unter Scherz und Lachen in die Geſellſchaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war dieſe nun ſo vollſtändig, als ſie ſich gewöhnlich bey Amalien zu verſammeln pflegte, um ſich frey und froh mit ihrer gemeinſchaftlichen Liebhaberey zu beſchäftigen. Ohne Verabredung oder Geſetz fügte es ſich meiſtens von ſelbſt, daß Poeſie der Gegenſtand, die Veranlaßung, der Mittelpunkt ihres Beyſammenſeyns war. Bisher hatte bald dieſer bald jener unter ihnen ein dramatiſches Werk oder auch ein andres vorgeleſen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne geſagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewiſſen Mangel bey dieſer Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umſtand zuerſt und wie ihm zu helfen ſeyn möchte. Sie meynte, die Freunde wüßten nicht klar genug um die Verſchiedenheit ihrer Anſichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und ſchwiege mancher gar, der ſonſt wohl reden würde. Jeder, oder zunächſt nur wer eben am meiſten Luſt habe, ſolle einmal ſeine Gedanken über Poeſie, oder über einen Theil, eine Seite derſelben von Grund des Herzens ausſprechen, oder lieber ausſchreiben, damit man ſchwarz auf weiß beſitze, wie es ein jeder meyne. Camilla ſtimmte ihrer Freundinn lebhaft bey, damit wenigſtens einmal etwas neues geſchähe, zur Abwechslung von dem ewigen Leſen. Der Streit, ſagte ſie, würde dann erſt recht arg werden; und das müſſe er auch, denn eher ſey keine Hoffnung zum vollſtändigen Frieden.

Die Freunde ließen ſich den Vorſchlag gefallen und legten ſogleich Hand ans Werk, um ihn auszuführen. Selbſt Lothario, der ſonſt am wenigſten ſagte und ſtritt, ja oft Stundenlang bey allem, was die andern ſagen und ſtreiten mochten, in Schweigen blieb und ſich in ſeiner Ruhe nicht ſtören ließ, ſchien den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und gab ſelbſt Verſprechungen, etwas vorzuleſen. Das Intereſſe wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten ſich ein Feſt daraus, und es wurde endlich ein Tag feſtgeſetzt, an dem jeder vorleſen ſollte, was er bringen würde. Durch alle dieſe Umſtände war die Aufmerkſamkeit geſpannter, als gewöhnlich; der Ton des Geſprächs indeſſen blieb ganz ſo zwanglos, wie er ſonſt unter ihnen zu ſeyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauſpiel beſchrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war. Amalia hingegen tadelte es, und behauptete, es ſey von Kunſt ja von Verſtand durchaus keine Ahndung darin. Ihre Freundin gab dieß ſogleich zu; aber ſagte ſie, es iſt doch abwechſelnd und lebendig genug, oder wenigſtens können es gute Schauſpieler, wenn ſie guter Laune ſind, dazu machen. — Wenn ſie wirklich gute Schauſpieler ſind, ſagte Andrea, indem er auf ſeine Rolle, und nach der Thüre ſah, ob die Fehlenden nicht bald kommen würden; wenn ſie wirklich gute Schauſpieler ſind, ſo müſſen ſie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß ſie die der Dichter erſt machen ſollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbſt zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauſpielſchreiber Dichter heißt, iſt doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger, als wenn die gewöhnlichen Komödianten ſich Künſtler nennen oder nennen laſſen. — Gönnt uns aber doch unſre Weiſe, ſagte Antonio, indem er ſichtbar Camillas Parthey nahm: wenn ſich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geiſt in der gemeinen Maſſe entwickelt, ſo wollen wir es lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Maſſe iſt. — Darüber iſt ja gerade der Streit, ſagte Amalia; gewiß es hat ſich in dem Stück, von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was ſich faſt alle Tage da entwickelt: eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beyſpiele anzuführen, worin ſie aber bald gebeten wurde, nicht länger fortzufahren; und in der That bewieſen ſie nur zu ſehr, was ſie beweiſen ſollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieſes treffe ſie gar nicht, denn ſie habe auf die Reden und Redensarten der Perſonen im Stück nicht ſonderlich Acht gegeben. — Man fragte ſie, worauf ſie denn geachtet habe, da es doch kein Singſpiel ſey? — Auf die äußre Erſcheinung, ſagte ſie, die ich mir wie eine leichte Muſik habe vorſpielen laſſen. Sie lobte dann eine der geiſtreichſten Schauſpielerinnen, ſchilderte ihre Manieren, ihre ſchöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Weſen wie unſer Theater, ſo ſchwer nehmen könne. Gemein ſey da in der Regel freylich faſt alles; aber ſelbſt im Leben, wo es einem doch näher trete, mache ja oft das Gemeine eine ſehr romantiſche und angenehme Erſcheinung. — Gemein in der Regel faſt alles, ſagte Lothario; dieſes iſt ſehr richtig. Wahrlich, wir ſollten nicht mehr ſo häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu ſagen hat, der nicht von ſtörendem Gedränge, oder von unangenehmen Nachbaren leidet. Man forderte einmal von einem Gelehrten eine Inſchrift für das Schauſpielhaus. Ich würde vorſchlagen, daß man jenen Spruch aus Schillers Wallenſtein darüber ſetzte: „Denn das Gemeine macht den Menſchen." Eine Stelle, welche bey vollem Schauſpielhauſe gewöhnlich mit rauſchendem Beyfall aufgenommen wird; wie ich ſelbſt oftmals Zeuge davon war.

Hier wurde das Geſpräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären ſie zugegen geweſen, ſo dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben; denn Markus dachte nicht ſo über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß wie tief es auch jetzt in Verfall ſeyn möge, mit der Zeit doch noch etwas recht Vortreffliches daraus werden könne und müſſe.

Sie traten, wie geſagt, mit vielem Lachen in die Geſellſchaft, und aus den letzten Worten, die man hören konnte, ließ ſich ſchließen, daß ihre Unterhaltung ſich auf die ſogenannten claſſiſchen Dichter der Engländer bezog. Man ſagte noch einiges über denſelben Gegenſtand, und Antonio, der ſich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemiſchen Einfällen dem Geſpräch einmiſchte, das er ſelten ſelbſt führte, behauptete, die Grundſätze ihrer dichteriſchen Kritik und ihres Kunſt-Enthuſiasmus wären im Smith über den Nationalreichthum zu ſuchen. Sie wären nur froh, wenn ſie wieder einen Claſſiker in die öffentliche Schatzkammer eintragen könnten. Wie jedes Buch auf dieſer Inſel ein Eſſay, ſo werde da auch jeder Schriftſteller, wenn er nur ſeine gehörige Zeit gelegen habe, zum Claſſiker. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weiſe auf die Verfertigung der beſten Scheeren ſtolz, wie auf die der beſten Poeſie. Ein Engländer leſe den Shakſpeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer ſonſt noch Claſſiker ſey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Markus meynte, das goldne Zeitalter ſey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müſſe, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Verſuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu ſchwächen, ſagte Antonio. Ludoviko, welcher mit ſeiner zerſetzenden Philoſophie das Verwerfen und Verneinen gern im Großen trieb, fing an von einem Syſtem der falſchen Poeſie zu ſprechen, was er darſtellen wolle, wie es in dieſem Zeitalter beſonders bey Engländern und Franzoſen epidemiſch geweſen und zum Theil noch ſey; der tiefe gründliche Zuſammenhang aller dieſer falſchen Tendenzen, die ſo ſchön übereinſtimmen, eine die andre ergänzen und ſich freundſchaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, ſey eben ſo merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und grotteſk. Er wünſchte ſich nur Verſe machen zu können; denn in einem komiſchen Gedicht müßte ſich, was er meyne, eigentlich erſt recht klar und deutlich machen laſſen. Er wollte noch mehr davon ſagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und forderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; ſonſt wäre des Vorredens kein Ende, nachher könnten ſie ja deſto mehr reden und ſtreiten. Andrea ſchlug die Rolle auf und las.

Epochen der Dichtkunſt.

Wo irgend lebendiger Geiſt in einem gebildeten Buchſtaben gebunden erſcheint, da iſt Kunſt; eine abſichtlich beſtimmte Abſonderung, oder klar gedachte Umgränzung, ein Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Geſetze der Behandlung. Darum ſehen wir die Meiſter der Poeſie ſich mächtig beſtreben, ſie auf das vielſeitigſte zu bilden. Sie iſt eine Kunſt, und wo ſie es noch nicht war, ſoll ſie es werden, und wenn ſie es wurde, erregt ſie gewiß in denen, die ſie wahrhaft lieben, eine ſtarke Sehnſucht, ſie zu erkennen, die Abſicht des Meiſters zu verſtehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Urſprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunſt ruht auf dem Wiſſen, und die Wiſſenſchaft der Kunſt iſt ihre Geſchichte.

Es iſt aller Kunſt weſentlich eigen, ſich an das Gebildete anzuſchließen, und darum ſteigt die Geſchichte von

Geſchlecht zu Geſchlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur erſten urſprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt dieſe Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poeſie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unverſiegbare Quelle allbildſamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darſtellung, wo eine Woge des Lebens auf die andre rauſcht, ein ruhiges Meer, in welchem ſich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich ſpiegeln. Wie die Weiſen den Anfang der Natur im Waſſer ſuchen, ſo zeigt ſich auch hier die älteſte Poeſie in flüßiger Geſtalt.

Um zwey verſchiedene Mittelpunkte vereinigte ſich die Maſſe der Sage und des Geſanges. Hier ein großes gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; dort die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch dieſe urſprüngliche Abſonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyſſee nennen, und was in ihr eben einen feſten Anhalt fand, um vor andern Geſängen der gleichen Zeit in feſterem Zuſammenhange für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homeriſchen ſehen wir gleichſam das Entſtehen aller Poeſie; aber die Wurzeln entziehen ſich dem Blick, und die Blüthen und Zweige der Pflanze treten in einer Schöne, welche wir kaum begreifen, aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieſes reizend gebildete Chaos iſt der Keim, aus welchem die Welt der Poeſie, ſich organiſch geſtaltend, hervorging.

Die epiſche Form verdarb ſchnell. Statt deſſen erhob ſich, auch bey den Joniern, die Kunſt der Jamben, welche im Stoff und in der Behandlung der grade Gegenſatz der Sagen- und Helden-Poeſie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der helleniſchen Poeſie war; und an und mit ihr die Elegie, welche ſich faſt eben ſo mannichfach verwandelte und umgeſtaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchſtücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtſchaft der Komödie des Ariſtophanes und ſelbſt die entferntere der römiſchen Satire vermuthen laſſen. Mehr haben wir nicht, dieſe größte Lücke in der Helleniſchen Kunſtgeſchichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Weſen der höchſten Poeſie liege, auch in begeiſtertem Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdeſten Stoff der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieſes ſind die Quellen der helleniſchen Poeſie, ihre Grundlage und Anfang. Die ſchönſte Blüthe derſelben umfaßt die meliſchen, choriſchen, tragiſchen und komiſchen Werke der Dorier, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Ariſtophanes. Was uns aus dieſer wahrhaft goldenen Zeit in den höchſten Gattungen der Poeſie übrig geblieben iſt, trägt mehr oder minder einen ſchönen und großen Styl an ſich; es iſt die volle Kraft lebendiger Begeiſterung und die edelſte Ausbildung der Kunſt in göttlicher Harmonie. Das Ganze ruht auf dem feſten Boden der alten Dichtung, Eins und untheilbar durch das feſtliche Leben freyer Menſchen und durch die geheiligte Sage und Kraft der alten Götter.

Die meliſche Poeſie ſchloß ſich, mit ihrer Muſik aller ſchönen Gefühle, zunächſt an die jambiſche Gattung, in welcher der Drang der Leidenſchaft, und an die elegiſche, in welcher der Wechſel der Stimmung im Spiel des Lebens ſo lebendig erſcheinen, daß ſie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homeriſchen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und Geſtaltungen. Die choriſchen Geſänge hingegen neigten ſich mehr zum heroiſchen Geiſt des Epos, und trennten ſich eben ſo einfach nach dem Uebergewicht von geſetzlichem Ernſt oder geheiligter Freyheit in der Verfaſſung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Muſik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnaſtiſcher Spiele, ſo ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelaſſenheit auch wohl die kühnſten Schönheiten der Orcheſtik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragiſchen Kunſt im Epos, und wie dieſes aus ſich ſelbſt die Parodie entwickelte, ſo ſpielten dieſelben Meiſter, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyriſcher Dramen. Zugleich mit der Sculptur entſtand dieſe neue Gattung des höchſten Drama, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Geſetz des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegenſatz der tragiſchen Hoheit entſprang die Komödie, voll der höchſten Mimik, die nur immer in Worten möglich iſt.

Wie dort Handlung und Begebenheiten, Charakter und Leidenſchaften, aus der gegebnen Sage zu einem ſchönen Ganzen harmoniſch geordnet und gebildet wurden, ſo ward hier eine verſchwenderiſche Fülle von Erfindung, als Rhapſodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verſtand in ſcheinbarem Unzuſammenhang.

Beyde Arten des attiſchen Drama griffen aufs wirkſamſte ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beyden großen Formen, in denen das höchſte irdiſche Leben, das Leben des Menſchen unter Menſchen, erſcheint. Die Begeiſterung für den Staat und die Republik finden wir beym Aeſchylos und Ariſtophanes; ein hohes Urbild ſchöner Familie in den heroiſchen Verhältniſſen der alten Zeit, liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeſchylos ein ewiges Urbild der harten Größe und des nicht ausgebildeten Enthuſiasmus, Sophokles aber der harmoniſchen Vollendung iſt; ſo zeigt ſchon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, welche nur dem verſunkenen Künſtler möglich iſt, und ſeine Poeſie iſt oft nur die ſinnreichſte Rhetorik.

Dieſe erſte Maſſe helleniſcher Dichtkunſt, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die feſtlichen Geſänge und Schauſpiele; das iſt die Poeſie ſelbſt. Alles, was noch folgt, bis auf die neueren Zeiten, iſt Ueberbleibſel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchſten Olymp der Kunſt.

Die Vollſtändigkeit erheiſcht noch, zu erwähnen, daß auch die erſten Quellen und Urbilder des didaktiſchen Gedichts, die wechſelſeitigen Uebergänge der Poeſie und der Philoſophie in dieſer Blüthezeit der alten Bildung zu ſuchen ſind; in den naturbegeiſterten Hymnen der Myſterien, in den ſinnreichen Lehren der geſellig ſittlichen Gnome, in den allumfaſſenden Gedichten des Empedokles und andrer Forſcher, ſo wie von der andern Seite in den Sympoſien der Sokratiſchen Denker, wo das philoſophiſche Geſpräch und die Darſtellung deſſelben ſchon mehr in Dichtung übergeht.

Solche hervorragende Dichternaturen und unvergleichbar große Kunſtgeiſter wie Sappho, Pindaros, Aeſchylos, Sophokles, Ariſtophanes kamen nicht wieder; aber noch gab es genialiſche Dichtkünſtler wie Philoxenos, die den Zuſtand der Auflöſung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen idealiſchen zur zierlichen gelehrten Poeſie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für dieſe war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein claſſiſches Siebengeſtirn tragiſcher Dichter; auch auf der attiſchen Bühne glänzte eine ähnliche Schaar von dichteriſchen Virtuoſen, und wenn gleich die Dichtkünſtler in allen Gattungen Verſuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugeſtalten, ſo war es doch die dramatiſche Gattung vor allen, in welcher ſich die noch übrige Erfindungskraft dieſes Zeitalters durch eine reiche Fülle der ſinnreichſten und oft ſeltſamen neuen Verbindungen und Zuſammenſetzungen zeigte, theils im Ernſt, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieſer Gattung beym Zierlichen, Geiſtvollen, Künſtlichen, wie in den andern Dichtungsarten, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieſes Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber faſt nur im Formloſen beſteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darſtellungsart folgt es einigermaßen dem epiſchen Styl, in der Handlung und im Geſpräch den doriſchen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geſelligen Leben in der lokalſten Farbe; im Wechſelgeſange den kunſtloſen Liedern der Hirten. Im erotiſchen Geiſt gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieſer Zeit, wo dieſer Geiſt ſelbſt in epiſche Werke einfloß, deren viele jedoch faſt nur eine Form waren, wo der Kunſtler in der didaskaliſchen Gattung zu zeigen ſuchte, daß ſeine Darſtellung auch den ſchwierigſten trockenſten Stoff beſiegen könne; in der mythiſchen hingegen, daß man auch den ſeltenſten kenne, und auch den älteſten ausgebildetſten neu zu verjüngen und feiner umzubilden wiſſe; oder in zierlichen Parodien mit einem nur ſcheinbaren Objekt ſpielte. Ueberhaupt ging die Poeſie dieſer Zeit entweder auf die Künſtlichkeit der Form, oder auf den ſinnlichen Reiz des Stoffs, der ſelbſt in der neuen attiſchen Komödie vorherrſchte; die wollüſtigſten dieſer Gedichte ſind jedoch verloren gegangen, oder in der chriſtlichen Zeit abſichtlich vernichtet worden. Nachdem auch die Nachahmung erſchöpft war, begnügte man ſich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien ſind es, welche die helleniſche Poeſie beſchließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anſatz von Poeſie, während deſſen ſie mit großer Kraft kämpften und ſtrebten, ſich die Kunſt ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieſelben zunächſt aus den Händen der Alexandriner; daher herrſcht das Erotiſche und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunſt betrifft, der Geſichtspunkt bleiben, ſie zu würdigen. Denn der Verſtändige läßt jedes Gebildete in ſeiner Sphäre beſtehn, und beurtheilt es nur nach ſeinem eignen Ideale. Zwar erſcheint Horatius in jeder Form anziehend und bedeutend, und einen Menſchen von dem Werth dieſes Römers würden wir vergeblich unter den ſpätern Hellenen ſuchen; aber dieſes allgemeine Intereſſe an ihm ſelbſt, iſt mehr ein moraliſches als ein Kunſturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch ſtellen kann. Eine herrliche Erſcheinung iſt es aber, wenn die römiſche Kraft mit der helleniſchen Kunſt bis zur Verſchmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteſte Kunſt; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus ſeiner treuen Bruſt. Er darf uns über den Verluſt der helleniſchen Elegiker tröſten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menſchenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müſſe die Muſen begünſtigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten ſie ihre goldne Zeit der Poeſie, gleichſam die taube Blüthe in der Bildung dieſer Nation. Die Modernen ſind ihnen darin gefolgt; was unter Auguſtus und Maecenas geſchah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentiſten Italiens. Ludwig der Vierzehnte verſuchte denſelben Frühling des Geiſtes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geſchmack unter der Königinn Anna für den beſten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben. Jedes folgende war leerer und ſchlechter noch, als das vorhergehende, und was ſich die Deutſchen zuletzt in Gottſcheds Zeit als golden eingebildet haben, davon läßt ſich kaum noch ernſthaft reden.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie geſagt, nur einen Anſatz von Poeſie, die ihnen eigentlich ſtets widernatürlich blieb. Einheimiſch war bey ihnen nur die Poeſie des Witzes und der geſelligen Fröhlichkeit; und mit der einzigen Satire haben ſie das Gebiet der Kunſt bereichert. Es nahm dieſelbe unter jedem Meiſter eine neue Geſtalt an, indem ſich der große alte Styl der römiſchen Geſelligkeit und des römiſchen Witzes bald die claſſiſche Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der ſorgloſen Leichtigkeit eines Improviſatore zur ſauberſten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit ſtoiſchem Sinn und im gediegenſten Styl zur großen alten Weiſe der Nation zurückkehrte, bald ſich der Begeiſterung des Haſſes überließ. Durch die Satire erſcheint in neuem Glanz, was noch von dem geſelligen Witz der großen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder ſonſt einzeln und zerſtreut. Die Satire giebt uns einen römiſchen Standpunkt für die Produkte des römiſchen Geiſtes.

Nachdem die Kraft der Poeſie ſo ſchnell erloſchen als zuvor gewachſen war, nahm der Geiſt der Menſchen eine andre Richtung, die Kunſt verſchwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtauſend verſtrich, ehe wieder ein großer Dichter im Occident aufſtand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete ſich bey den Römern gerichtlichen Geſchäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorleſungen über allerley Philoſophie. Man begnügte ſich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu ſammeln, zu miſchen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, ſo zeigt ſich auch in der Poeſie nur ſelten eine

Spur von originellem Geiſt, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künſtler, kein claſſiſches Werk in ſo langer Zeit. Dagegen war die Kraft der Idee und die Begeiſterung in der Religion um ſo reger; in der Ausbildung und immer feſteren Begründung der neuen, in den Verſuchen zur Umbildung der alten, in der Myſtik und Philoſophie müſſen wir die intellektuelle Stärke jener Zeit ſuchen, welche in dieſer Rückſicht groß war; eine Zwiſchenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter der Weltgeſchichte.

Mit den germaniſchen Volksſtämmen ſtrömte ein unverdorbener Felſenquell von neuem Heldengeſang über Europa, und als die wilde Kraft der gothiſchen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zuſammentraf, blühte an der ſüdlichen Küſte gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Geſänge und ſeltſamer Geſchichten, und bald in dieſer bald in jener Geſtalt verbreitete ſich mit der heiligen lateiniſchen Legende, auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen ſingend.

Die katholiſche Hierarchie war unterdeſſen ausgewachſen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Dieſen betrat, Religion und Poeſie verbindend, der große Dante, der ehrwürdige Stifter und Vater der neuern Poeſie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenſte und ſonderbarſte, das heiligſte und das ſüßeſte der neuen gemeinen Mundart zu claſſiſcher Würde und Kraft zuſammenzudrängen, und ſo die provenzaliſche Kunſt der Reime zu veredeln; und obwohl ihm nicht bis zur Quelle der Griechen zu ſteigen vergönnt war, mochten ihm doch auch römiſche Schriftſteller den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten was er geſehn, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Geſänge ſind der Geiſt ſeines Lebens, und Ein Hauch beſeelt und bildet ſie zu Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel, als Wiederſchein der einzigen Laura in ſeinem Herzen, verſinnlichen und tragen in ſchöner Freyheit die geiſtige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichſam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verſtand eine unverſiegbare Quelle merkwürdiger, meiſtens wahrer und ſehr gründlich ausgearbeiteter Geſchichten für die Dichter jeder Nation ſtiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache des gebildeten Umganges zu einer dauerhaften Grundlage für die Proſa des Romans erhob. So ſtreng in der Liebe Petrarca's Feinheit, ſo materiell iſt Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen geiſtreich zu unterhalten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geſelligen Scherz nach dem Meiſter neu zu ſeyn, gelang ihm glücklicher als dieſem, in der Viſion und Terzine dem unerreichbar großen Dante ähnlich zu werden.

Dieſe drey ſind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunſt; ihren Werth ſoll der Kenner verſtehn, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beſte und Eigenſte in ihnen hart oder doch fremd.

Aus ſolchen Quellen entſprungen, konnte bey der vorgezognen Nation der Italiäner der Strom der Poeſie nicht wieder verſiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule ſondern nur Nachahmer zurück; dagegen entſtand ſchon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder zur Kunſt gewordnen Poeſie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und ſo entſtand das Romanzo der Italiäner, urſprünglich ſchon zu geſelligen Vorleſungen beſtimmt, und die alterthümlichen Wundergeſchichten, durch einen Anhauch von geſelligem Witz und geiſtiger Würze, zur Grotteske laut oder leiſe verwandelnd. Doch iſt dieſes Grotteske ſelbſt im Arioſto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geiſt ſeiner Zeit mit ſchönen Blüthen aus den Alten ſchmückte, und in der Stanze eine hohe Anmuth erreichte, nur einzeln zu finden; nicht im Ganzen, welches nicht bloß zum Scherz und Schein, ſondern wirklich und in vollem Ernſt formlos iſt, und kaum dieſen Namen verdient. Durch dieſen Vorzug und durch ſeinen hellen Verſtand ſteht er über ſeinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt macht ihn zum Meiſter und Urbilde in leichter Erzählung und in ſinnlichen Fantaſien. Der Verſuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenſtand und durch claſſiſche Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man ſich als ein großes Kunſtwerk aller Kunſtwerke für die Nation, und nach ſeinem allegoriſchen Sinn noch beſonders für die Gelehrten dachte, blieb, ſo oft er auch vor und nach Taſſo wiederhohlt wurde, nur ein Verſuch, welcher den rechten Punkt nie treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Paſtorfido, dem größten ja einzigen dramatiſchen Kunſtwerke der Italiäner, nach jenen Großen, den romantiſchen Geiſt und die claſſiſche Bildung zur ſchönſten Harmonie zu verſchmelzen, wodurch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunſtgeſchichte der Spanier, die mit der Poeſie der Italiäner aufs innigſte vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantiſche, was etwa durch die dritte oder vierte Hand zu ihnen gelangte, ſehr empfänglich war, drängt ſich zuſammen in die von der Kunſt zweyer Männer, des Cervantes und Shakſpeare, die ſo groß waren, daß alles übrige gegen ſie nur als vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung erſcheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermeßlichen Geiſtes wäre allein Stoff für eine eigne Geſchichte. Wir wollen nur den Faden derſelden andeuten, in welche beſtimmte Maſſen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigſtens einige feſte Punkte und die Richtung ſieht.

Da Cervantes zuerſt die Feder ſtatt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar große Compoſition von ſchöner Muſik der Fantaſie und der Liebe, den zarteſten und lieblichſten aller Romane; außerdem viele Werke, ſo die Bühne beherrſchten, und wie die hohe Numancia des alten Kothurns würdig waren. Dieſes war die erſte große Zeit ſeiner Poeſie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernſt aber lieblich.

Das Hauptwerk ſeiner zweyten Manier iſt der erſte Theil des Don Quixote, in welchem der fantaſtiſche Witz und eine verſchwenderiſche Fülle kühner Erfindung herrſchen. Im gleichen Geiſt und wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit dichtete er auch viele ſeiner Novellen, beſonders die komiſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens gab er dem herrſchenden Geſchmack im Drama nach, und nahm es aus dieſem Grunde zu nachläßig. Auch im zweyten Theil des Don Quixote nahm er Rückſicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, ſich ſelbſt zu genügen, und dieſe an die erſte überall angebildete Maſſe des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichſam in ſich ſelbſt zurückkehrt, mit unergründlichem Verſtand in die tiefſte Tiefe auszuarbeiten. Den wunderbaren Perſiles dichtete er mit ſinnreicher Künſtlichkeit in einer ernſten, dunkeln Manier nach ſeiner Idee vom Roman des Heliodor, was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatiſirten Romans, ſo wie den zweyten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Proſa der Spanier im Ritterbuch auf eine ſchöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahmte im romantiſchen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs ſcharf und genau nach. Die lieblichſte Form für zarte Lieder, voll Muſik oder ſinnreicher Tändeley, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geſchichten ernſt und treu zu erzählen, waren von Alters her in dieſem Lande einheimiſch. Weniger war dem Shakſpeare vorgearbeitet; faſt nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der engländiſchen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauſpieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Myſterien aus der Kindheit des Schauſpiels oder altengliſche luſtige Schwänke mit fremden Novellen, mit vaterländiſchen Hiſtorien und andern Gegenſtänden wechſelten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunſt nennen dürften. Doch war es für den Effekt und ſelbſt für die Gründlichkeit ein glücklicher Umſtand, daß früh ſchon Schauſpieler für die Bühne arbeiteten, welche doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erſcheinung berechnet war, und daß im hiſtoriſchen Schauſpiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geiſt des Dichters und des Zuſchauers auf die Form lenken mußte.

Shakſpeare's früheſte Werke *) müſſen mit dem Auge

---

*) Die Frage über die ſogenannten unächten Stücke von Shakſpeare und die Beweiſe ihrer Aechtheit dürfen wir bey den Freunden des Dichters nach den ausführlichen Unterſuchungen von Tieck und A. W. Schlegel als bekannt voraus ſetzen.

betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiäniſchen Mahlerkunſt verehrt. Sie ſind ohne Perſpektive und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verſtand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der ſchönſten Manier deſſelben Meiſters übertreffen. Wir rechnen dahin den Locrinus, wo der höchſte Kothurn in gothiſcher Alterthümlichkeit mit der derben altengliſchen Luſtigkeit grell verbunden iſt, den gediegenen Perikles, und andre Kunſtwerke des einzigen Meiſters, die der Aberwitz ſeichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geſchichte abgeſprochen, oder der Stumpfſinn derſelben nicht anerkannt hat. Wir ſetzen voraus, daß dieſe Produkte früher ſind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin iſt von dieſer ſüßen lieblichen Bildung, von dem ſchönen Geiſt, der mehr oder minder in allen ſpätern Dramen des Dichters athmet, am meiſten in denen der höchſten Blüthe. Liebe, Freundſchaft und edle Geſellſchaft wirkten, nach ſeiner eignen Selbſtdarſtellung in jener jugendlichen Poeſie, eine ſchöne Entfaltung und Umwandlung in ſeinem Geiſte; die Bekanntſchaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten Spenſer gab ſeinem neuen romantiſchen Schwunge Nahrung, und dieſer mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geſchehen war, für die Bühne mit dem tiefſten Verſtande umbildete, neu geſtaltete und fantaſtiſch reizend dramatiſirte. Dieſe Ausbildung floß nun auch auf die hiſtoriſchen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Witz, und hauchte allen ſeinen dramatiſchen Werken den romantiſchen Geiſt ein, der ſie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigenſten charakteriſirt, und ſie zu einer romantiſchen Grundlage der modernen dramatiſchen Kunſt macht, die dauerhaft genug iſt für alle Zeiten.

Von den zuerſt dramatiſirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und „der Liebe Müh iſt umſonſt,“ als die lichteſten Punkte ſeiner jugendlichen Fantaſie, die am nächſten an Adonis und die Sonette gränzen. In den drey Stücken von Heinrich dem Sechſten und im Richard dem Dritten, ſehn wir einen ſtetigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantiſch blühenden Manier in die große und reich entfaltete. An dieſe Maſſe hat er die von Richard dem Zweyten bis Heinrich dem Fünften angedichtet; und dieſes Werk iſt der Gipfel ſeiner Kraft. Im Macbeth und Lear ſehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife; und der Hamlet ſchwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem, was dieſe Tragödien ſind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römiſchen Stücke; es iſt unermeßlich viel Verſtand darin, aber ſchon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieſer großen Urkünſtler erloſch die ſchöne Fantaſie mehr und mehr in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete ſich nun ſogleich die bis dahin roh gebliebene Philoſophie zur Kunſt, erregte die volle Begeiſterung hervorragender Geiſter und zog ſie wieder ganz an ſich. In der Poeſie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche ſchätzbare Virtuoſen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne; die einzige, glänzende Ausnahme bildet Calderon, der ſpaniſche Shakſpeare, als wahrer Künſtler und großer Dichter, der aus der chaotiſchen Fülle der ſpaniſchen

Schauſpiele, durch die Tiefe der Fantaſie, ſo wie durch die klare Form, ganz abgeſondert und einzig in ſeiner Vollendung hervortritt. Uebrigens wuchs die Fülle der falſchen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abſtractionen und Räſonnements, aus dem mißverſtandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entſtand in Frankreich ein umfaſſendes und zuſammenhängendes Syſtem von falſcher Poeſie, welches auf einer gleich falſchen Theorie der Dichtkunſt ruhete; und von hier aus verbreitete ſich dieſe mit der Altersſchwäche der Nationen ſo nah verbundene Geiſteskrankheit des ſogenannten guten Geſchmacks faſt über alle Länder Europa's. Die Franzoſen und die Engländer ſtellten ſich nun ihre verſchiedenen goldenen Zeitalter feſt, und wählten ſorgfältig als würdige Repräſentanten der Nation im Pantheon des Ruhms, ihre Phalanx von Claſſikern aus Schriftſtellern, die ſämmtlich in einer Geſchichte der Kunſt keine Erwähnung verdienen.

Indeſſen erhielt ſich doch auch hier wenigſtens eine Tradition, man müſſe zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieſer Funken zündete bey den Deutſchen, nachdem ſie ſich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erſte Beyſpiel, wie man eine Kunſt durch die Geſchichte ihrer Bildung begründen ſolle. Goethe's Vielſeitigkeit gab einen milden Wiederſchein von der Poeſie faſt aller Nationen und Zeitalter; eine unerſchöpflich lehrreiche Reihenfolge von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Verſuchen in jeder

Gattung und in den verſchiedenſten Formen. Die Philoſophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, ſich ſelbſt und den Geiſt des Menſchen zu verſtehen, in deſſen Tiefe ſie den Urquell der Fantaſie und das Ideal der Schönheit entdecken, und ſo die Poeſie deutlich anerkennen mußte, deren Weſen und Daſeyn ſie bisher kaum geahndet hatte. Philoſophie und Poeſie, die höchſten Kräfte des Menſchen, die ſelbſt zu Athen jede für ſich in der höchſten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um ſich in unabläßiger Wechſelwirkung gegenſeitig zu beleben und zu bilden. Das Ueberſetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen iſt zur Kunſt und die Kritik zur Wiſſenſchaft geworden, die alten Irrthümer vernichtet und neue Einſichten in die Kenntniß des Alterthums gegeben, welche uns die Ausſicht auf eine vollendete Geſchichte der Poeſie eröffnen.

Es fehlt nichts, als daß die Deutſchen dieſe großen von der Natur ihnen verliehenen Mittel ferner brauchen, daß ſie dem Vorbilde folgen, welches die Wiederherſteller und neuen Stifter der Poeſie aufgeſtellt haben, die Formen der Kunſt überall bis auf den Urſprung erforſchen, um ſie neu beleben oder verbinden zu können, und daß ſie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geiſt wieder frey machen, der in den Urkunden der vaterländiſchen Vorzeit, vom Liede der Nibelungen bis zu dem Nürnberger Hans Sachs, und von den Minneliedern bis zu Opitz und Flemming noch immer mehrentheils verkannt ſchlummert; ſo wird die Poeſie, die bey keiner neuern Nation ſo urſprünglich ausgearbeitet und vortrefflich, erſt eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben denſelben eine gründliche Wiſſenſchaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunſt erfindſamer Dichter ſeyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzoſen ja faſt gar nicht erwähnt.

Andrea. Es iſt ohne beſondre Abſicht geſchehn; ich fand eben keine Veranlaſſung dazu.

Antonio. Er hätte an dem Beyſpiel dieſer großen Nation wenigſtens zeigen können, wie man eine ſeyn kann, ohne alle Poeſie.

Camilla. Und darſtellen wie man ohne Poeſie lebt.

Ludoviko. Er hat mir durch dieſe Argliſt auf eine indirekte Art mein polemiſches Werk über die Theorie der falſchen Poeſie wegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, ſo habe ich, was Sie in Zukunft thun wollen, nur leiſe angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Übergänge aus Dichtung in Philoſophie, und aus Philoſophie in Kunſt, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muſe Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen von einem oder dem andern der großen Hiſtorien-Künſtler des Alterthums, deren Werke die Alten ſelbſt denen der tragiſchen Kunſt, als dem höchſten Gebilde der Poeſie, oftmals vergleichend zur Seite ſtellen. Dieſe durchgebildete Vollendung des Styls, dieſe gediegene und helle Darſtellung, die wir in den großen Hiſtorien des Alterthums finden, ſollte dem Dichter ein Urbild ſeyn. Ich bin überzeugt, dieſe große Darſtellungsweiſe ließe ſich noch jetzt, ſelbſt für die Kunſt, auch wo es nur die Darſtellung des Schönen gilt, vielfältig gebrauchen.

Markus. Und vielleicht auch ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das ſo fortgeht, wird ſich [illegible] ehe wirs uns verſehen, ein Geiſteswerk und Gebilde nach dem andern in Poeſie verwandeln. Iſt denn alles Poeſie?

Lothario. Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft, welche durch die Rede wirkt, wenn ſie als Kunſt um ihrer ſelbſt willen geübt wird, und wenn ſie den höchſten Gipfel erreicht, erſcheint als Poeſie.

Ludoviko. Und jede Kunſt, welche auch nicht in den Worten der Sprache ihr Weſen treibt, hat einen unſichtbaren Geiſt, und der iſt Poeſie.

Markus. Ich ſtimme in vielen, ja faſt in den meiſten Punkten, mit Ihnen überein. Nur wünſchte ich, Sie hätten noch mehr Rückſicht auf die Dichtungsarten genommen; oder um mich beſſer auszudrücken, ich wünſchte, daß eine beſtimmtere Theorie derſelben aus Ihrer Darſtellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in dieſem Stück ganz in den Gränzen der Geſchichte halten wollen.

Ludoviko. Sie konnten ſich immerhin auch auf die Philoſophie berufen. Wenigſtens habe ich noch in keiner Eintheilung den urſprünglichen Gegenſatz der Poeſie ſo wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderſtellung der epiſchen und der jambiſchen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur geſchichtlich iſt.

Lothario. Es iſt natürlich, daß wenn die Poeſie auf eine ſo vollſtändige und große Weiſe entſteht und ſich entfaltet, wie in jenem glücklichen Lande, ſie ſich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus ſich heraus, oder ſie ſchließt ſich an die äußre, welches im Anfang nicht durch eine idealiſche Umwandlung ſondern auf eine feindliche Art und im harten Gegenſatz geſchehen wird. So erkläre ich mir die epiſche und die jambiſche Gattung.

Amalia. Mich ſchauderts immer, wenn ich ein Buch aufſchlage, wo die Fantaſie und ihre Werke Rubrikenweiſe claſſifizirt werden.

Markus. Solche verabſcheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu leſen. Und doch iſt eine Theorie der Dichtungsarten grade das, was uns fehlt. Und was kann ſie anders ſeyn als eine Claſſification, die zugleich Geſchichte und Theorie der Dichtkunſt wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darſtellen wie und auf welche Weiſe die Fantaſie eines in Gedanken vorgebildeten, oder philoſophiſch erdichteten Dichters, welcher als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, ſich Kraft ihrer innern Thätigkeit und durch dieſe ſelbſt nothwendig beſchränken, weſentlich abgränzen und vielfach ſpalten und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieſes künſtliche Weſen zur Poeſie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Urſache, Amalia, über dergleichen künſtliches Weſen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poeſie wirklich ein künſtliches Weſen werden ſoll.

Markus. Ohne Abſonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung iſt das Weſen der Kunſt. Alſo werden Sie jene Eintheilungen wenigſtens als dienende Mittel und brauchbare Werkzeuge gelten laſſen.

Amalia. Dieſe Mittel werfen ſich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchſte tödtet, ehe das Ziel erreicht iſt.

Ludoviko. Der rechte Sinn läßt ſich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es iſt ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geiſt ſollte unmittelbar das Ideal ergreifen und ſich der Harmonie hingeben, die er in ſeinem Innern finden muß, ſobald er ſie da ſuchen will.

Ludoviko. Die innere Vorſtellung kann nur durch die Darſtellung nach außen, ſich ſelbſt klarer und ganz lebendig werden.

Markus. Und die Darſtellung iſt Sache der Kunſt, man ſtelle ſich, wie man auch wolle.

Antonio. Nun ſo ſollte man die Poeſie auch als Kunſt behandeln. Es kann wenig fruchten, ſie in einer kritiſchen Geſchichte ſo zu betrachten, wenn die Dichter nicht ſelbſt Künſtler und Meiſter ſind, mit ſichern Werkzeugen zu beſtimmten Zwecken auf beliebige Weiſe zu verfahren.

Markus. Und warum ſollten ſie das nicht? Freylich müſſen ſie es und werden es auch. Das weſentlichſte ſind die beſtimmten Zwecke; die Abſonderung, wodurch allein das Kunſtwerk eine feſt geſchloßne Umgränzung erhält und in ſich ſelbſt geordnet und vollendet wird. Die Fantaſie des Dichters ſoll ſich nicht in eine chaotiſche Ueberhauptpoeſie ergießen, ſondern jedes Werk ſoll der Form und der Gattung nach, einen durchaus beſtimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen ſchon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erſt damit im Reinen.

Lothario. Es iſt nicht zu tadeln, wenn unſer Freund auch noch ſo oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunſtlehre der Poeſie ſeyn. Ich habe oft im Einzelnen beſtätigt gefunden, was ich im Allgemeinen ſchon wußte: daß die Grundgeſetze des Rhythmus ſo wie auch der gereimten Sylbenmaße der Muſik angehören. Was in der Darſtellung von Charakteren, Lebensverhältniſſen, Leidenſchaften das Weſentliche, Innere iſt, der Geiſt, das hat der Dichter mit dem hiſtoriſchen Darſteller gemein. Die Bilder und Gleichniſſe entſprechen den Zierrathen oder dem Farbenſchmucke der bildenden Künſte. Die Sprache ſelbſt, obgleich ſie ſchon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Weſen der Poeſie zuſammenhängt, iſt ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten aber ſind eigentlich, was der Poeſie allein eigenthümlich iſt, ja was ihr Weſen ſelbſt bildet.

Ludoviko. Die weſentliche Form der Poeſie liegt in den verſchiedenen Dichtungsarten und ihrer Theorie; ſo weit gebe ich Ihre Behauptung zu. Nicht aber das Weſen ſelbſt; dieſes iſt einzig und allein die raſtlos finnende und ſchaffende, ewige Fantaſie; jene innere Geiſtesſtimme in uns, in welcher die verborgne Seele der Natur, wie in einem verſchönernden Spiegel oder zauberiſchen Echo, zum Licht empor dringt und in Klang und Ton ſich entfaltet.

Markus. Auch mit einer gründlichen Theorie der Dichtungsarten bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poeſie eine Kunſt ſeyn und werden ſolle. Wird ſie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktiſchen Wege geſchehn, wenn mehrere Dichter ſich vereinigten, ſo wie es bey den Alten war, eine Schule der Poeſie zu ſtiften, wo der Meiſter den Lehrling, wie in andern Künſten, ernſthaft angriffe und tüchtig plagte, aber auch im Schweiß ſeines Angeſichts ihm eine feſte Grundlage von künſtleriſchen Handgriffen und Erlernungen als wohlerworbne Erbſchaft hinterließe, auf welche der Nachfolger, dadurch von Anfang an im Vortheil, dann immer größer und kühner fortbauen dürfte, um ſich endlich auf der ſtolzeſten Höhe frey und mit Leichtigkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poeſie iſt unſichtbar. Wenn man nur nicht auf die äußre Form ſehen wollte, ſo könnte man wohl eine Schule der Poeſie in ihrer Geſchichte finden, größer als in irgend einer andern Kunſt. Die Meiſter aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, uns ein unermeßliches Kapital unſchätzbarer Kunſtbelehrung hinterlaſſen. Dieß in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorleſung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyſpielen, daß ein Meiſter, vielleicht ohne es eigentlich zu wiſſen und mit Abſicht zu wollen, den Nachfolgern weſentlich vorarbeitet. Jene grammatiſchen Dichter, oder dichtende Grammatiker, wie unſer Voß, deren eigne Werke kaum zur Poeſie zählen, werden durch ihr Verdienſt als rhythmiſche Ueberſetzer und poetiſche Sprachkünſtler, die eine neue Gegend mit unſäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht haben, um ſo dauernder glänzen, je mehr ihre vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende beſſere, oder durch eine freyere Kunſt und großartigere Behandlung und Poeſie der Sprache übertroffen werden; weil man dann einſehen wird, daß dieſe nur durch jene mühſamen Vorarbeiten möglich gemacht worden waren.

Lothario. Sie wollen uns, glaube ich, daran erinnern, daß jene rhythmiſchen Sylbendrechſler in unſrer Sprache, ja ſelbſt in der Poeſie, ſo weit ſie damit in Berührung kamen, viel Unheil geſtiftet haben; was ich gern zugebe, da jene cyklopiſche Behandlung der innerſten Natur und Lebensſeele unſer Sprache ſo ganz entgegen war. Indeſſen war dieſe metriſche Anſtrengung und Gewaltſamkeit doch zu ihrer Zeit nöthig und heilſam, um die Sprache nur erſt aus der bodenloſen Gemeinheit und Vernachläſſigung emporzureißen, in welche ſie noch von Gottſcheds goldner Zeit her verſunken war.

Antonio. Ich kann auch die kunſtreichen, romantiſchen Sylbenmaße der Italiäner und Spanier, in dieſem künſtlich verſchlungenen Gedanken- und Periodenbau, ſo ſehr ich ſie ſelbſt liebe, nicht als die eigentlich angemeßne Form unſrer Sprache und Verskunſt anerkennen.

Lothario. So laſſen Sie ſie wenigſtens, eben wie jene rhythmiſchen Uebungen in der alten Metrik, als vorangehende Schule gelten, in welcher die Sprache und die Kunſt der Poeſie ſich freyer und zierlicher hat bewegen lernen; bis wir die weſentliche Naturform des deutſchen Wohlklanges aus den innern Tiefen der Sprache wiedergefunden haben.

Ludoviko. Wohl ſagen Sie, daß dieſes weſentliche Grundgeſetz der deutſchen Verskunſt und Sylbenmaaße aus den innern Tiefen der Sprache heraufgeſchöpft und ans Licht gebracht werden muß; auf der bunten Oberfläche deſſen, was eben beliebt iſt, läßt es ſich nicht ergreifen.

Antonio. So viel iſt wohl einleuchtend, daß die bloße Nachbildung beliebter alter Volksmelodien, zu einer gränzenloſen Zerſplitterung und eigenſinnigen Sonderbarkeit in den Liederformen verleitet; und uns alſo eben ſo wenig zum Ziele führt, als jene rhythmiſchen Kunſtſtücke oder die Einführung der romantiſchen Sylbenmaße.

Amalia. Ein nachgemachtes, erkünſteltes Volkslied iſt überhaupt etwas doppelt und dreyfach unnatürliches. Wo es Natur iſt, in den wirklichen Volksliedern, da wollen wir uns gern an dieſen lockenden Klängen und tiefen Anklängen der Natur erfreuen.

Lothario. Und eben in dieſen Anklängen, die man freylich nicht im Einzelnen nachkünſteln und nachäffen ſoll, liegen wohl die Elemente und Keime zerſtreut, aus denen ſich jenes Grundgeſetz des deutſchen Wohllauts und die einfachen Naturformen für deutſche Lieder und Gedichte, wiederherſtellen und hervorrufen läßt, was aber freylich nicht ohne Erkenntniß und Kunſt möglich iſt.

Antonio. Und ſo führt uns alles wieder zurück auf das Bedürfniß einer wahren Kunſtſchule der Poeſie, von der wir aber nur die Idee beſitzen, ohne je in die Wirklichkeit gelangen zu können.

Markus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichſten Sinne Schulen der Poeſie. Und ich will es nicht läugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieſes noch jetzt möglich ſey. Was iſt wohl ausführbarer, und was zugleich wünſchenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metriſchen Kunſt? Aus dem Theater kann gewiß nicht eher etwas rechtes werden, als bis ein Dichter das Ganze leitet, und viele in einem Geiſte dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes ſeyn, eine ſolche Schule zu vereinigen oder zu veranlaſſen, und ſo wenigſtens einige Arten und einige Mittel der Poeſie in einen gründlichen Zuſtand zu bringen.

Antonio. Zu einer wahren Kunſtſchule gehören Meiſter von der einen Seite, und dann Genoſſen und Nachfolger, oder gründliche Schüler, wie Sie ſelbſt vorhin davon ſprachen. Kaum glaube ich, daß dieſes edle Verhältniß und Zuſammenwirken auch nur unter den Mahlern und in der bildenden Kunſt noch ſo wie ſonſt Statt findet; ſelbſt hier, wo es doch eigentlich am meiſten einheimiſch iſt, fängt es an ſelten und unwirkſamer zu werden. Denn die Zeit und ihre Bildung iſt einmal in das Gränzenloſe hinübergegangen und alles zerfällt in lauter Einzelnheiten. So ſehe ich auch in der Poeſie wohl einzelne große Dichter, die mit vollem Recht und in wohlerworbener Würde, als Meiſter in ihrer Kunſt daſtehen. Nur ſtehen ſie, ein jeder für ſich, allein, und haben kaum

Genoſſen, geſchweige denn wahre Nachfolger oder Schüler in ihrem großen Sinne des Worts. Auf der andern Seite ſehe ich wohl eine zahlloſe Menge von Schülern aus der Erde hervorwachſen, aus denen alle Geiſter durch einander reden; aber eben der Eine bildende und ordnende Geiſt, der feſtleitende Gedanke fehlt. Es iſt eine bewegte Geiſtermenge ohne Haupt und Oberhaupt. Es ſind wohl Schüler, die aber keinen Meiſter haben und keinen wollen; und denen man leicht das Zeichen auf der Stirn anſieht, daß ſie ewig Schüler bleiben werden, ohne je in irgend eine Kunſt oder Erkenntniß zur Kraft und Sicherheit der Meiſterwürde zu gelangen. Ich kann nur die abſichtsloſe, unwillkührliche Fortbildung und Nachfolge zugeben, wie in der metriſchen Kunſt, von der wir vorhin ſprachen; vielleicht iſt es auch damit genug, und ſoll es eben nicht anders ſeyn.

Amalia. Und warum war wieder nur von einzelnen Arten und Mitteln in dieſer Fortbildung die Rede? Warum ſoll uns nicht die Eine und untheilbare Poeſie mit einemmale ganz gegeben werden? — Unſer Freund kann gar nicht von ſeiner alten Unart laſſen; er muß immer ſondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht ſo ganz allein ſtiften wollen.

Camilla. Sonſt mag er auch nur ſein eigner Schüler bleiben, wenn er allein der Meiſter ſeyn will. Wir wenigſtens werden uns auf dieſe Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein gewiß, Sie ſollen nicht von einem

Einzelnen allein gemeiſtert werden, liebe Freundin; wir müſſen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meiſter und Schüler zugleich ſeyn, bald dieſes bald jenes, wie es ſich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigſten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poeſie einzugehn, wenn ich nur die Moglichkeit einer ſolchen Kunſtſchule derſelben einſehen könnte.

Ludoviko. Die Wirklichkeit würde das am beſten entſcheiden.

Antonio. Es müßte zuvor unterſucht und ins Reine gebracht werden, ob ſich Poeſie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lothario. Wenigſtens wird es eben ſo begreiflich ſeyn, als daß ſie überhaupt durch Menſchenwitz und Menſchenkunſt aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; man mag es nehmen und ſich ſtellen, wie man will.

Ludoviko. So iſt es allerdings. Es iſt ein magiſches Wirken in dem verborgnen Gewebe der dichtenden Fantaſie, und in dem beſtändigen Aufblühen der Kunſt und aller ihrer Gebilde aus dieſer unſichtbaren Quelle. Es iſt nicht das Werk oder das abſichtliche Erzeugniß von einzelnen Menſchen; aber wo irgend das tiefe Menſchenſtreben durch Menſchengeiſt verbunden zuſammenwirkt, da regt ſich dieſe geheime magiſche Kraft. Auf dieſe Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geiſtigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde, ich lebe nicht in dunkler, ſchwebender Hoffnung, ſondern in feſter, klarer Zuverſicht der geiſtigen Morgenrothe einer neuen Poeſie. Das übrige enthalten dieſe Blätter, wenn der Augenblick dieſes mitzutheilen, anders günſtig und gelegen ſcheint.

Amalia. Den Winter haben wir wohl lange genug erlebt und ſind alle darin aufgewachſen; wo man ſich denn bey der rauhen Jahreszeit im geſelligen, erwärmten Zimmer an den ſparſamen Blumen erfreut, wie ſie die künſtliche Pflege ſorgſam hervorzutreiben vermag. Wohl werden Sie alſo unſern Dank verdienen, wenn Sie uns einen neuen Frühling eröffnen und hinausführen in die freye, große Natur.

Antonio. Laſſen Sie uns hören, denn was Sie uns geben oder wenigſtens für die Zukunft verheißen wollen. Ich hoffe, wir finden in dieſem Ueberblick zukünftiger Poeſie, den Sie uns geben wollen, einen Gegenſatz für Andrea's Epochen der vergangenen Dichtkunſt. So können wir dann eine Anſicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde deſto freyer und eingreifender dialektiſch nach allen Seiten hin reden und ſtreiten, und wieder auf die eine große Frage zurückkommen, ob ſich die Poeſie wohl überhaupt auch lehren und lernen läßt.

Camilla. Es iſt gut, daß Ihr endlich zum Ziele kommt. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und ſeyd nicht einmal Meiſter über die Redensarten, die Ihr führt; ſo daß es wohl gut wäre, wenn Eine von uns den Vorſitz führte, um Ordnung im Geſpräche zu ſchaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und wenn es nöthig iſt, ſollen Sie entſcheiden. Jetzt laſſen Sie uns hören.

Ludoviko. Was ich hier mitzutheilen und zu geben habe und was mir ſehr an der Zeit ſchien, zur Sprache zu bringen, iſt eine

Rede über die Mythologie und ſymboliſche Anſchauung.

Bey dem Ernſt, mit dem wir die Kunſt verehren, meine Freunde, möchte ich Euch auffordern, Euch ſelbſt zu fragen: Soll die Kraft der Begeiſterung denn auch in der Poeſie ſich immerfort wieder einzeln verſplittern und wenn ſie ſich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einſam verſtummen? Soll das höchſte Leben der Seele immer nahmenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlaſſen? Iſt die Liebe wirklich unüberwindlich für die Darſtellung, und giebt es wohl eine Kunſt, welche dieſen Nahmen verdiente, wenn ſie nicht die Gewalt hat, den Geiſt der Liebe durch ihr Zauberwort zu feſſeln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die ſchönen Bildungen beſeelen muß? —

Ihr vor allen müßt es wiſſen, was ich meyne, die Ihr ſelbſt Dichter ſeyd, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem feſten Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem umwölbenden Sternen-Himmel, einer erfriſchenden Lebens-Luft, um frey aufzuathmen.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muß der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unſrer Poeſie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die Poeſie der Alten war, und alles Weſentliche, worin die moderne Dichtkunſt der antiken nachſteht, läßt ſich in die Worte zuſammenfaſſen: Wir haben keine Mythologie, keine geltende ſymboliſche Naturanſicht, als Quelle der Fantaſie, und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunſt und Darſtellung. Aber ſetze ich hinzu, wir ſind nahe daran eine zu erhalten, nicht bloß jede alte Symbolik zu verſtehen, ſondern eben dadurch auch eine neue für uns wieder zu gewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernſthaft dazu mitwirken ſollen, eine ſolche ſymboliſche Erkenntniß und Kunſt wieder hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengeſetzten Wege wird ſie uns kommen, als die alte ehemahlige, welche überall die erſte Blüthe der jugendlichen Fantaſie war, ſich unmittelbar anſchließend und anbildend an das nächſte Lebendigſte der ſinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes herausgebildet werden; es muß das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſeyn, denn es ſoll alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie und ſelbſt das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieſes wunderbar zuſammengeſetzte Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entſtehn dürfte. Aber die höchſte Schönheit, ja die höchſte Ordnung iſt denn doch nur die des Chaos, nämlich eines ſolchen, welches bloß auf die Berührung der Liebe wartet, um ſich zu einer harmoniſchen Welt zu entfalten, eines ſolchen, wie es auch die alte Mythologie und Poeſie war. Denn Mythologie und Poeſie, ſymboliſche Sage und Dichtung, beyde ſind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums ſchließen ſich eines an das andre, bis ſich aus immer größern Maſſen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und uberall iſt Ein und derſelbe Geiſt nur anders ausgedrückt. Und ſo iſt es wahrlich kein leeres Bild, zu ſagen: die alte Poeſie ſey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum ſollte nicht wieder von neuem werden, was ſchon geweſen iſt? Auf eine andre Weiſe verſteht ſich. Und warum nicht auf eine ſchönere, größere?

Man ſoll nur dem Unglauben an die Möglichkeit einer neuen feſt beſtehenden Symbolik der Natur und der Kunſt nicht Raum geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen ſollen uns willkommen ſeyn, damit die Unterſuchung deſto freyer und reicher werde. Man ſchenke nur dieſen Vermuthungen ein aufmerkſames Gehör! Mehr als Vermuthungen können wir nach der Beſchaffenheit der Sache nicht geben wollen. Aber wir dürfen hoffen, dieſe Vermuthungen ſollen zu Wahrheiten werden. Denn es ſind, gewiſſermaßen Vorſchläge zu Verſuchen; befruchtende Ideen eines neuen Lebens.

Kann eine neue ſymboliſche Welt ſich jetzt nur aus der innerſten Tiefe des Geiſtes, wie durch ſich ſelbſt, herausarbeiten, ſo finden wir einen ſehr bedeutenden Anhaltspunkt und eine merkwürdige Beſtätigung für das, was wir ſuchen, in der wichtigſten intellektuellen Erſcheinung des Zeitalters, im Idealismus; als Anfang und erſten Anſtoß der Lebensphiloſophie oder der Geiſteswiſſenſchaft, betrachtet. Dieſer iſt auf eben die Weiſe gleichſam wie aus Nichts entſtanden, und es iſt nun auch in der Geiſterwelt ein feſter Punkt conſtituirt, von wo aus die Kraft des Menſchen ſich nach allen Seiten mit ſteigender Entwicklung ausbreiten kann, ſicher ſich ſelbſt und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wiſſenſchaften und alle Künſte wird dieſe große intellektuelle Wiedergeburth und neue Belebung ergreifen. Vorzüglich ſieht man ſie in der Naturwiſſenſchaft wirken, in welcher die dynamiſche Erkenntniß eigentlich ſchon früher für ſich hervorbrach, ehe ſie noch vom Zauberſtabe der Philoſophie berührt war. Und dieſes merkwürdige Faktum kann zugleich ein Wink ſeyn über den geheimen Zuſammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktiſcher Anſicht nichts anders als der Geiſt jener intellektuellen Wiedergeburth, die große Maximen derſelben, die wir aus eigner Kraft und Freyheit ausüben und ausbreiten ſollen, iſt in ſpekulativer Anſicht, ſo wichtig er ſich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Haupt-Phänomene, daß die Menſchheit aus allen Kräften ringt, ihren verlohrnen Mittelpunkt wiederzufinden. Sie muß, wie jetzt die Sachen ſtehen, entweder untergehen oder ſich, wie ein Phönix, neu aus der Aſche der falſchen Geiſtescultur und alles bloß abſtracten Denkens verjüngen. Was iſt wahrſcheinlicher, und was läßt ſich nicht von einem ſolchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernſte Zukunft der Bildung ſich ſchon in Vorbedeutungen melden. Doch das iſt nicht das, worauf es mir zunächſt hier ankommt; denn ich möchte gern nichts überſpringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewißheit dieſer wunderbaren Erſcheinungen führen. Wie es das Weſen des Geiſtes iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen und im ewigen Wechſel aus ſich heraus zu gehen und in ſich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts andres iſt, als das Reſultat einer ſolchen Thätigkeit: ſo iſt derſelbe Vorgang auch im Ganzen und Großen jeder Form der Lebensphiloſophie oder des Idealismus ſichtbar, der ja ſelbſt nur die Anerkennung jenes Selbſtgeſetzes iſt, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft deſſelben durch die unbeſchränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die lebendige Wirkſamkeit aufs herrlichſte offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem eigenthümlichen Geiſte eine neue und andre Geſtalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unſrer Erwartung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Geſetze für den Gang des Ganzen erwarten laſſen, darin kann unſre Erwartung nicht getäuſcht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andre Art aus ſich herausgehen, um in ſich zurückkehren zu können, und zu bleiben, was er iſt. Deswegen muß und wird ſich aus ſeinem Schooß ein neuer eben ſo gränzenloſer Realismus erheben; und der Idealismus alſo nicht bloß in ſeiner Entſtehungsart ein Beyſpiel für die neue Mythologie und ſymboliſche Kunſt, ſondern ſelbſt auf indirekte Art die Quelle derſelben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz kann man ſchon jetzt faſt überall wahrnehmen; beſonders in der Naturphiloſophie, deren mannichfaltige

Wege und Abwege uns bald den Schlüſſel und den Uebergang zu jeder alten oder neuen mythologiſchen Anſicht der Natur, darbieten werden.

Auch ich trage ſchon lange das Ideal eines ſolchen Realiſmus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen iſt, ſo war es nur, weil ich das Organ dazu noch ſuche. Doch weiß ich, daß ich es nur in der Poeſie finden kann, denn in Geſtalt der Philoſophie oder eines Syſtems wird der Geiſt dieſes Realiſmus niemals ganz entfaltet und vollſtändig dargeſtellt werden können. Poeſie iſt der weſentliche Anfang, der innre Kern und die Vollendung jener lebendigen Naturoffenbarung und Weltanſchauung. Und ſelbſt nach einer allgemeinen Tradition iſt es zu erwarten, daß dieſer neue Realiſmus, weil er doch idealiſchen Urſprungs ſeyn, und gleichſam auf idealiſchem Grund und Boden ſchweben muß, als Poeſie erſcheinen wird, welche ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen ſoll.

Ich nehme übrigens hier, den Idealiſmus und das entgegenſtehende Syſtem der Einheit, ganz ſo wie ſie in dem jetzigen Zeitgeiſte gegeben ſind, ohne alle Rückſicht auf den ihnen, als geltender Philoſophie, beygemiſchten wiſſenſchaftlichen Irrthum; in der gleichen Weiſe, wie Plato die joniſche Philoſophie der ewigen Veränderung aller Dinge, und die Lehre des Parmenides von der unwandelbaren Einheit, als verſchiedenartige Elemente und Gegenſätze des wiſſenſchaftlichen Denkens vergleichend zuſammenſtellt, um aus den Zwieſpalt der Irrthümer ſelbſt, die hohere Wahrheit hervorzurufen. Ich ſehe alſo für jetzt nicht darauf, daß der Idealiſt, wie ein neuer Prometheus, die Kraft des Göttlichen allein in ſein eignes Ich legen will; da dieſer titaniſche Uebermuth und Irrthum unter ſchwachſinnigen Sterblichen überdem nicht weit um ſich greifen kann, und von ſelbſt ſeinen Gegenſatz hervorrufen muß. Eben ſo wenig werde ich mich dabey aufhalten, daß in dem Syſteme der abſoluten Einheit, wie jeder weiß, die Natur mit der Vernunft, und dieſe mit der Gottheit verſchmolzen und identificirt wird; indem alle Unterſchiede aufgelöſt und alle Einzelnheiten verſchlungen werden in den Einen untheilbaren Ocean und Abgrund des Unendlichen. Dieſer Irrthum zwar wird tiefe Wurzel faſſen in der Zeit, die aus manchen Gründen dazu hinneigt; und es wird einen Kampf koſten, ehe ſich die bleibende Geſtalt der göttlichen Wahrheit emporwindet aus den Fluthen dieſes ſeit alten Zeiten für die Erkenntniß der göttlichen Dinge bodenloſen und allverſchlingenden Oceans der falſchen Einheit. Aber die lebendige Entwicklung und Einwirkung der Weltgeſchichte und der Offenbarung wird den herandringenden Meereswogen wie ein Damm entgegentreten und ihnen ein feſtes Ufer zur Gränze ſetzen. In dieſem zwiefachen Lichte der Offenbarung und der Weltgeſchichte ſehe ich dann eine reinere Erkenntniß des Göttlichen, eine neue oder neu verjüngte Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Seele in Gott emporblühen und ſich immer reicher entfalten; obwohl dieſe höhere Stufe oder Rückkehr der Wahrheit und des geiſtigen Denkens mir noch fern zu ſtehen ſcheint und erſt in der Zukunft ſichtbar wird. Ich nehme, nach dieſer Epiſode, den Faden wieder auf für den gegenwärtigen Zeitmoment, ganz nach dem Standpunkte, wie er in dieſem liegt, ohne weder das eine noch das andere Syſtem, als ſolches, zu theilen, und zu dem meinigen zu machen, deren Zwieſpalt zu ſchlichten, ich der Zukunft überlaſſe. Hiernach gilt mir die Philoſophie des Lebens und der Thätigkeit, oder der Idealismus, nur als erſter wirkſamer Anſtoß und Anfang der intellektuellen Bewegung, Veränderung und Wiedergeburth. Das andre Syſtem aber iſt, als Element der Einheit, zugleich der Träger und Ruhepunkt der Fantaſie; jener wiſſenſchaftlichen Fantaſie nämlich, welche der bloß dichteriſchen noch vorangeht und ſelbſt nichts andres iſt, als das Vermögen der Naturanſchauung. Dieſe iſt die Mutter und Quelle aller Mythologie, und zugleich herrſchend und mächtig in der jetzigen Zeit, welche von der dynamiſchen Wiſſenſchaft zu ihr hingetrieben und zurückgeführt wird. Wenn daher die Idealiſten einen ſo leichten Sieg über den Gegner erſtritten, und das Syſtem der Einheit ſammt dem alten Spinoſa ſelbſt für immer beſeitigt, und ganz geſtürzt zu haben wähnen, was ſie mit ihren Waffen kaum vermögen, ſo dürfte hier wohl noch manche Umkehrung und erneuerte Wendung zu erwarten ſeyn, ehe das Chaos geordnet und der Kampf geſchlichtet ſeyn wird. Denn wie die Wiſſenſchaftslehre, nach der Anſicht derer, welche die Unendlichkeit des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigſtens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wiſſenſchaft; ſo iſt auch Spinoſa auf ähnliche Weiſe der allgemeine Grund und Halt für jede beſondre Art von Myſtik, oder wiſſenſchaftlicher Fantaſie. Der neue Parmenides, ſcheint mir ſoll ein gleiches Schickſal haben, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wiſſenſchaft herabgeſtürzt. In das heilige Dunkel der Fantaſie iſt er zurückgewichen, da lebt und hauſt er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Geſang der Muſen verſchmelze ſeine Erinnrung an die alte Herrſchaft in eine leiſe Sehnſucht. Er entkleide ſich vom kriegeriſchen Schmuck des Syſtems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poeſie mit Homer oder Empedokles und Dante und geſelle ſich zu den Laren und Hausfreunden jedes Naturbegeiſterten Dichters.

Ich begreife es wohl, wie ein klarer Dichtergeiſt, wie Leſſing oder Goethe, den Spinoſa verehren und lieben mag; ohne daß man dieſe Lichter der Kunſt darum eines durchdachten, und abſichtlich fortgeführten Pantheismus beſchuldigen dürfte. In Erfindung des Einzelnen iſt die eigne Fantaſie der Dichter reich genug; ſie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geſchickter als die Dichtungen andrer Künſtler. Hier aber in dieſem lockenden Syſteme der allumfaſſenden Einheit, finden ſie den Anfang und das Ende aller Fantaſie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem ihr Einzelnes ruht und eben dieſe Abſonderung des Urſprünglichen, Ewigen der Fantaſie von allem Einzelnen und Beſondern muß ihnen ſehr willkommen ſeyn. Sie dürfen nur hinſchauen und es wird ihnen ein tiefer Blick in die innerſte Werkſtätte der Poeſie gegönnt. Von der Art wie die Fantaſie jenes Philoſophen, ſo iſt auch ſein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieſes und jenes, nicht Leidenſchaft, die ſchwillt und wieder ſinket; aber ein klarer Duft ſchwebt unſichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige

Sehnſucht einen Anklang aus den Tiefen des einfachen Denkens, welches in ſtiller Größe den Geiſt der urſprünglichen Liebe athmet.

Und iſt nicht dieſer milde Wiederſchein des höhern Geiſtes im Menſchen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poeſie? Das bloße Darſtellen von Menſchen, von Leidenſchaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, ſo wenig wie die künſtlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das iſt nur der ſichtbare äußre Leib, und wenn die Seele erloſchen iſt, gar nur der todte Leichnam der Poeſie. Wenn aber jener Funken der Begeiſterung in Werke ausbricht, ſo ſteht eine neue Erſcheinung vor uns, lebendig und in ſchöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was iſt jede ſchöne Mythologie andres als ein hieroglyphiſcher Ausdruck der umgebenden Natur, in dieſer Verklärung von Fantaſie und Liebe?

Einen großen Vorzug hat die Mythologie. Was ſonſt das Bewußtſeyn ewig flieht, iſt hier dennoch ſinnlich geiſtig zu ſchauen, und feſtgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den ſie in unſer Auge ſchimmert, zu unſerm Ohre ſpricht.

Das iſt der eigentliche Punkt, daß wir uns wegen des Höchſten nicht ſo ganz allein auf unſer Gemüth verlaſſen. Freylich, wem es da trocken iſt, dem wird es nirgends quellen; und das iſt eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigſten geſonnen bin, mich aufzulehnen. Aber wir ſollen uns überall an das Gebildete anſchließen und auch das Höchſte durch die Berührung des

Gleichartigen, Ähnlichen, oder bey gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Iſt das Höchſte aber wirklich keiner abſichtlichen Bildung fähig; ſo laßt uns nur gleich jeden Anſpruch auf irgend eine freye Ideenkunſt aufgeben, die alsdann ein leerer Name ſeyn würde.

Die Mythologie iſt ein ſolches Kunſtwerk der Natur. In ihrem Gewebe iſt das Höchſte wirklich gebildet; alles iſt Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieſes Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümlichſtes Verfahren, ihr innres Leben, ihre Methode, wenn ich ſo ſagen darf.

Da finde ich nun eine große Ähnlichkeit mit jenem großen Witz der romantiſchen Poeſie, der nicht in einzelnen Einfällen, ſondern in der Conſtruction des Ganzen ſich zeigt, und den unſer Freund uns ſchon ſo oft an den Werken des Cervantes und des Shakſpeare entwickelt hat. Ja, dieſe künſtlich geordnete Verwirrung, dieſe reizende Symmetrie von Widerſprüchen, dieſer wunderbare ewige Wechſel von Begeiſterung und Ironie, der ſelbſt in den kleinſten Gliedern des Ganzen lebt, ſcheinen mir ſchon ſelbſt eine eigne und neue Art von Mythologie des Witzes zu ſeyn. Der Geiſt und die ganze Geſtaltung iſt dieſelbe; und gewiß iſt die Arabeske die älteſte und urſprüngliche Form der menſchlichen Fantaſie. Weder dieſer Witz noch eine Mythologie können beſtehn ohne ein erſtes Urſprüngliches und Unnachahmliches, was ſchlechthin unauflöslich iſt, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchſchimmern läßt, wo der naive Tiefſinn den Schein des Sonderbaren und ſelbſt des Widerſinnigen oder auch einer kindlichen aber doch geiſtreichen Einfalt durchſchimmern läßt. Denn das iſt der Anfang aller Poeſie, den Gang und die Geſetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Fantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das ich kein ſchöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollten wir uns alſo nicht ermuthigen, dieſe herrlichen Geſtalten des großen Alterthums neu zu beleben? Verſuchen wir es nur einmal, die alte Mythologie voll von jenen Anſichten, welche die jetzige Naturwiſſenſchaft und Philoſophie in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie uns alles in neuem Glanz und Leben verwandelt und in höherer Bedeutung erſcheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müſſen wieder erweckt werden, nach dem Maaß ihres Tiefſinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entſtehung der neuen Mythologie und ſymboliſchen Ideenwelt zu beſchleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients ſo zugänglich, wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poeſie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutſche Künſtler, mit der Univerſalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Ueberſetzung, das ihnen eigen iſt, die Gelegenheit beſäßen, welche bey andern bloß praktiſchen Zwecken und Anſichten ſo oft unbenützt bleibt. Im Orient müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen, d. h. das tiefſte und innigſte Leben der Fantaſie; und wenn wir erſt aus der Quelle ſchöpfen können, ſo wird uns vielleicht der Anſchein von ſüdlicher Gluth, der uns jetzt in der ſpaniſchen Poeſie ſo anziehend iſt, wieder nur abendländiſch und ſparſam erſcheinen.

Von einer andern, ernſten und ſtrengeren Seite, als in der bunten, farbigen, arabiſchen Mährchenwelt iſt die Natur in der nordiſchen Götterſage aufgefaßt; und manche verlohrne Spuren und Anklänge aus dieſer großen alten Naturdichtung ſind noch in den Volksliedern und Volksmährchen der verſchiedenen, vom germaniſchen Stamm bevölkerten Ländern, erhalten und aufbewahrt. Auch ganz eigenthümliche Anklänge, die nicht aus dieſer nordiſchen Quelle ſind, ſondern von anderm Urſprung und von durchaus lokaler Beſchaffenheit, mögen ſich unter dieſem reichen Vorrath mannichfacher Volksſagen finden, welche alle in ihrer tiefern Naturbedeutung die ſorgſamſte Beachtung verdienen.

Welch' unermeßlich reiche Natur-Symbolik liegt nicht in jenen Schilderungen und Gleichniſſen verhüllt, welche die Dichter aus der ſichtbaren Fülle der Natur ſo wie ſie dem ſinnlichen Auge erſcheint, entlehnen; in jenen gewöhnlichen Bildern, meyne ich, von rieſelnden Quellen und leuchtenden Flammen, von Blumen und Sternen, überhaupt von der grünenden Erde, ſammt allen ihren Gewächſen und Gebilden, oder von dem azurnen Himmel und allen ſeinen Erſcheinungen des Lichts und der Finſterniß, und von den innern weſentlichen Elementen und Kräften aller Dinge. Bey dem bloßen Gewohnheitsdichter, der nur von der Oberfläche wegſingt, was ihn gerade beſchäftigt oder wie es allgemein hergebracht und üblich iſt; da iſt das alles ein leerer und eitler Schmuck, eine überflüſſige und beſchwerliche Zierrath. Bey dem wahren Dichter aber haben alle dieſe Bilder und Gleichniſſe eine tiefe Bedeutung, und wohl wäre es lohnend und belehrend, wenn ein im Geiſt erhellter Naturphiloſoph, dieſe Symbolik, welche in den Sinnbildern der Poeſie verborgen liegt, hervorzöge und als ein großes Ganzes ordnend ans Licht zuſammenſtellte; oder auch von der andern Seite, wenn ein begeiſterter Naturdichter, nicht bloß unbewußt und aus glücklichem Inſtinkt, ſondern mit Bewußtſeyn, was er als Denker und Seher in der Natur erkannt, nun in Poeſie in jenem bildlichen Frühlingsgewande ausſprechen wollte.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den ſeinigen, mit froher Zuverſicht, auf die individuellſte Weiſe, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität, wenn ſie nur das iſt, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innrer lebendiger Zuſammenhang, mehr als hier, wo vom Höchſten die Rede iſt; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anſtehen würde zu ſagen, der eigentliche Werth und Charakter, ja die Tugend des Menſchen ſey ſeine Eigenthümlichkeit.

Ich faſſe meine Gedanken noch einmahl in der Kürze zuſammen. Die Grundlage, auf welcher alle Kunſt und Poeſie beruht, iſt die Mythologie; und hierüber werden wir wohl alle einverſtanden ſeyn. Der tiefſte Schaden und Mangel aller modernen Dichtkunſt beſteht eben darin, daß ſie keine Mythologie hat. Das Weſentliche der Mythologie aber liegt nicht in den einzelnen Geſtalten, Bildern oder Sinnbildern, ſondern in der lebendigen Naturanſchauung, welche allen dieſen zum Grunde liegt. Zu dieſer lebendigen Naturanſchauung führt uns die Wiſſenſchaft zurück, ſobald ſie die rechte geiſtige Tiefe und Quelle der innern Offenbarung erreicht hat. Den Anfang und erſten Anſtoß der intellektuellen Bewegung enthält und gewährt uns der Idealismus, der in ſeiner Einſeitigkeit ſelbſt den eignen Gegenſatz hervorruft, und wieder zu jenem alten Syſteme der Einheit führt, welches die eigentliche Grundlage und das natürliche Element der produktiven Einbildungskraft, der Quelle und Mutter aller ſymboliſchen Dichtungen, bildet.

Dieſes iſt der Faden, welcher die Naturphiloſophie mit der Mythologie, und durch dieſe auch mit der Kunſt, als ſymboliſcher Darſtellung verknüpft. Sollten aber auch für die Darſtellung einer neuen ſymboliſchen Welt von Naturanſchauungen in der Poeſie, noch große Hinderniſſe im Wege ſtehen, und ſchwere Aufgaben zu löſen ſeyn, ehe das Ziel erreicht werden kann; ſo dürfen wir einer reichen und glücklichen Entwicklung für alles ſymboliſche Verſtändniß in der Natur ſelbſt und auch in dem geſammten Umkreis der alten und neuen Mythologie mit Gewißheit entgegenſehen. Aber auch für die Kunſt und Poeſie dürfen wir große und gerechte Hoffnungen faſſen. Der Anfang aber und der erſte Grund liegt immer in der Wiſſenſchaft, aus deren dynamiſchen Erſcheinungen jetzt die wunderbarſten Offenbarungen der Natur von allen Seiten hervorbrechen.

Und ſo laßt uns denn, beym Licht und Leben! nicht länger zögern, ſondern jeder nach ſeinem Sinn die große Entwicklung beſchleunigen, zu der wir berufen ſind. Seyd der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen ſinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken iſt ein Diviniren, aber der Menſch fängt erſt eben an, ſich ſeiner divinatoriſchen Kraft bewußt zu werden. Welche unermeßliche Erweiterungen wird ſie noch erfahren; und eben jetzt. Mich däucht wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Vorgang allgemeiner Verjüngung, jene Grundgeſetze der ewigen Wiedergeburth verſtünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menſchheit zu ergreifen und das Thun der erſten Menſchen, wie den Charakter der goldnen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wiſſen. Dann würde das leere, abſtracte Reden aufhören, und der Menſch würde inne werden, was er iſt, und ſeyn ſoll auf der Erde und im Angeſichte der Sonne; als König der erſchaffenen Natur, in deren Mitte und auf deren Gipfel ihn der ſchaffende Geiſt geſtellt hat.

Dieſes iſt es, was ich unter der neuen Mythologie oder ſymboliſchen Erkenntniß und Kunſt verſtehe.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorleſung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe hören müſſen, und die mir nun weit klarer geworden ſind als zuvor. Die Idealiſten verſicherten mich aller Orten, dieſes Syſtem von der Einheit ſey wohl an ſich richtig und gut, nur ſey es durch und durch unverſtändlich. In den kritiſchen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's ſey zwar dem Auge klar, dem Verſtande aber ewig geheim. Nach Ihrer Anſicht gehören dieſe Ausſprüche zuſammen, und ich ergötze mich aufrichtig an ihrer abſichtsloſen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unſern Freund darüber zur Rede ſtellen, daß er die Natur und die Wiſſenſchaft oder Idee derſelben, ſo ausſchließend zu nennen ſchien, da er ſich doch ſtillſchweigend überall auch auf die Welthiſtorie und die Offenbarung der Zeiten gründete, die wohl der eigentliche Quell ſeiner Mythologie ſeyn dürfte, eben ſo ſehr als die Naturanſchauung; wenn es anders erlaubt iſt, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht vorhanden iſt in ſeiner wahren Bedeutung und Würde. Ihre Anſicht des Zeitalters indeſſen ſcheint mir ſo etwas, was den Namen einer welthiſtoriſchen Anſicht in meinem Sinne verdient.

Ludoviko. Man knüpft da zunächſt an, wo man die erſten Spuren des Lebens wahrnimmt; das iſt jetzt in der Naturphiloſophie.

Markus. Ihr Gang war etwas raſch. Im Einzelnen würde ich Sie oft bitten müſſen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Ausſicht über die didaktiſche, oder wie unſer Philologe ſie nennt, über die didaskaliſche Gattung gegeben. Ich ſehe nun ein, wie dieſes räthſelhafte Zwitterweſen und wahre Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poeſie gehört. Denn unſtreitig iſt das Weſen der Poeſie eben dieſe höhere idealiſche Anſicht der Dinge, ſowohl des Menſchen als der äußern Natur. Es iſt begreiflich, daß es vortheilhaft ſeyn kann, auch dieſen weſentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu iſoliren.

Antonio. Ich kann die didaktiſche Poeſie nicht für eine eigentliche Gattung gelten laſſen, ſo wenig wie die romantiſche. Jedes Gedicht ſoll eigentlich romantiſch und jedes ſoll didaktiſch ſeyn, in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir dieſe Forderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbſt in ganz populären Arten wie z. B. im Schauſpiel, fordern wir Ironie; wir fordern, daß die Begebenheiten, die Menſchen, kurz das ganze Spiel des Lebens, wirklich auch als Spiel genommen und dargeſtellt ſey. Dieſes ſcheint uns das Weſentlichſte, und was liegt nicht alles darin? Wir halten uns alſo nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verſtand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beſchäftigt und ergötzt, ſcheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anſchauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu dieſem erheben.

Lothario. Alle geiſtigen Andeutungen und Spiele der Kunſt ſind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig ſich ſelbſt fortbildenden und wiederſpiegelnden Kunſtwerke des Schöpfers.

Ludoviko. Mit andern Worten, alle Schönheit iſt Allegorie. Das Höchſte kann man, eben weil es unausſprechlich iſt, nur ſymboliſch ſagen.

Lothario. Darum ſind die innerſten Lebenskeime aller Künſte und Wiſſenſchaften ein Eigenthum der Poeſie. Von da iſt alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealiſchen Zuſtande der Menſchheit würde es nur Poeſie geben; nämlich die Künſte und Wiſſenſchaften ſind alsdann noch Eins; ſo wie es von Anfang geweſen. In unſerm gegenwärtigen, zerſplitterten Zuſtande aber würde nur der wahre und vollkommene Dichter ein idealiſcher Menſch und ein univerſeller Künſtler ſeyn können.

Antonio. Oder die Mittheilung und Darſtellung aller Künſte und aller Wiſſenſchaften kann nicht ohne einen poetiſchen Beſtandtheil ſeyn; damit wir es weniger auffallend ausdrücken.

Ludoviko. Ich bin Lothario's Meynung, daß der Geiſt aller Künſte und Wiſſenſchaften ſich in einem Mittelpunkt begegnet; und ich getraue mich kühn, ſogar aus der Mathematik, nach jener geiſtigen Platoniſchen Anſicht derſelben, eine Fülle von ſymboliſcher Schönheit und Bedeutung zu entfalten, als reiche Nahrung für die poetiſche und künſtleriſche Begeiſterung, um unſern Sinn durch ihre Wunder zu entflammen. In der Naturanſchauung aber iſt die Berührung am ſichtbarſten. Die Naturwiſſenſchaft kann kein Experiment machen ohne Hypotheſe; jede Hypotheſe aber auch die beſchränkteſte, wenn ſie mit Conſequenz gedacht wird, führt zu Hypotheſen über das Ganze, ruht eigentlich auf ſolchen, wenn gleich ohne Bewußtſeyn deſſen, der ſie gebraucht. Es iſt in der That wunderbar, wie die Erkenntniß der Natur, ſobald es ihr nicht um techniſche Zwecke, ſondern um allgemeine Reſultate zu thun iſt, ohne es zu wiſſen, in Kosmogonie geräth, in Theoſophie, oder wie man es ſonſt nennen mag, kurz in eine ſymboliſche Wiſſenſchaft vom Ganzen.

Markus. Und ſollte Plato von dieſer nicht eben ſo viel gewußt haben, als jene geprieſnen Verkündiger der abſoluten Einheit, Parmenides, der unter den Alten als einer der ſchlechteſten Dichter erſcheint, oder vollends der dürre Spinoſa, der mir wegen ſeiner barbariſchen Form nun einmal nicht genießbar iſt.

Antonio. Geſetzt, Plato wäre auch, was er doch nicht iſt, eben ſo vertraut mit den Myſterien der Natur, als unter ſeinen Ideen geiſtiger Vollkommenheit einheimiſch; ſo war es doch beſſer, daß unſer Freund jene andern wählte, um uns den Urquell der Poeſie in dem Naturbegriff des Realiſmus zu zeigen, grade weil bey ihnen an keine Poeſie der Form zu denken iſt. Dem Plato hingegen iſt die Darſtellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, ſondern Zweck an ſich. Darum iſt ſchon ſeine Form, ſtreng genommen, durchaus poetiſch.

Ludoviko. Ich habe in der Rede ſelbſt geſagt, daß ich den Parmenides unter den Alten, ſo wie den Spinoſa unter den Neuern, nur als Repräſentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger ſeyn wollen, ſo würde ich noch manches andere zu erwähnen gefunden haben. Auch in unſerm deutſchen Jakob Böhme findet ſich manches, was mehr einem Naturgedicht angehört, als Anſicht und Ahndung oder Offenbarung der Fantaſie; und was nicht als Philoſophie verſtanden und genommen ſeyn will, wenigſtens nicht in dem gewöhnlichen, beſchränkten, wiſſenſchaftlichen Sinne.

Antonio. An dieſem berühmten Myſtiker, wenn Sie ihn denn doch wenigſtens als Dichter gelten laſſen, hätten Sie zugleich ſehen und zeigen können, ob ſich die Ideen über die Natur und das Weltall in chriſtlichem

Gewande ſchlechter ausnehmen, als jene alten Götterdichtungen, welche Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Laſſen Sie immer den Dichter ſich in jenem Kreiſe bewegen, der ihm eigenthümlich und der natürlichſte iſt. In der ſchönen Welt der alten Götter iſt er am glücklichſten daheim; und wohl mag dieſe in ihrer reichen Bilderfülle auch den neuen, tieferen Sinn, welchen der Philoſoph darin niederlegen möchte, leicht in ſich aufnehmen und in verjüngtem Glanze wiederſpiegeln.

Lothario. Die Lehre und der Geiſt der Eleuſiniſchen Myſterien müſſen hierbey vorzüglich beachtet werden. Nur durch die Spuren von dem, was in den Myſterien den Eingeweihten offenbart wurde, kann man den tiefern Sinn der alten Mythologie verſtehen lernen. Ich vermuthe, daß die Anſicht der Natur, welche da herrſchte, auch den jetzigen Forſchern, wenn ſie ſchon reif dazu ſind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnſte und kräftigſte, ja ich möchte faſt ſagen die unbeſchränkteſte und wildeſte Darſtellung des Realiſmus iſt die beſte. Erinnern Sie mich wenigſtens daran, Ludoviko, daß ich Ihnen bey Gelegenheit meine Gedanken über das orphiſche Lied mittheile, welches von dem doppelten Geſchlecht des Zeus anfängt, und ihn begeiſtert als den Allebendigen beſingt.

Markus. Ich erinnre mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, daß er dieſes Bruchſtück eben ſo hoch geachtet wie Sie. Jene begeiſterte Anſicht und Anſchauung der Natur, wie ſie den Myſterien und eben dadurch auch der ganzen alten Mythologie zum Grunde lag, wäre wohl ein herrlicher und würdevoller Gegenſtand für einen neuen Lucrez um dieſe ganze Naturoffenbarung des Alterthums, in jener großen, antiken Weiſe des Empedokles zu beſingen.

Ludoviko. Ich ſtimme gern ein in das Lob dieſer geprieſenen Dichter der alten Zeit. Aber in dem epiſchen Gleichmaß dieſer homeriſchen Darſtellungsweiſe würde alles zu ſehr ins Einzelne zerfallen; es würde die Einheit der Fantaſie fehlen, für unſre tiefere, und mehr geiſtige, ſymboliſche Anſicht der Natur.

Camilla. Wäre es denn nicht möglich, daß Sie, Ludoviko, uns den Geiſt dieſes Realiſmus, wie Sie es nennen, in einer andern ſchönen Form dichteriſch darſtellen könnten?

Markus. Erſt dann würde ich den großen Einfluß, den dieſes Syſtem auf die Kunſt der Poeſie haben ſoll, anerkennen und mir gefallen laſſen.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und ſeyn wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geiſt und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müſſen, ob ſichs überhaupt darſtellen läßt. Gelänge es aber, ſo hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgeſtellt! Gewiß iſt Dante der einzige, der unter einigen begünſtigenden und unſäglich vielen erſchwerenden Umſtänden durch eigne Rieſenkraft, er ſelbſt ganz allein, eine Art von Mythologie, wie ſie damals möglich war, einen neuen, ſymboliſchen Sagen- und Bilderkreis, erfunden und gebildet hat.

Antonio. Sie ſagen eine Art von Mythologie; und geben ſchon damit zu, daß die Schwierigkeit nicht ganz gelöſt, der Verſuch nicht völlig gelungen iſt. Es bleibt noch zu viel Willkuhrliches in dieſer neuen Welt von Poeſie, die Dante's Geiſt um ſich her erſchaffen. Die chriſtliche Wahrheit und Allegorie aus der Bibel und Legende, die Anklänge aus der alten Mythologie, die Naturlehre des Ariſtoteles und Aſtronomie des Mittelalters, und die kühne Fantaſie der eignen Erdichtung, gehen nicht immer harmoniſch in ein Ganzes zuſammen, und laſſen ein Gefühl von Zwieſpalt zurück.

Lothario. Und wenn auch bis jetzt jede alte und moderne Form von eihem eigentlichen Natur- und Schöpfungs-oder Weltallgedicht, Dante wie Empedokles, unvollkommen und eigentlich unerreicht geblieben wäre; ſo ſteht doch der Grundſatz feſt, daß überhaupt jedes Werk der Poeſie, eine neue Offenbarung der Natur ſeyn ſoll. Nur dadurch, daß es Eines und Alles iſt, eine kleine Welt, ein in ſich geſchloßnes, für ſich beſtehendes und klar umgränztes Ganzes, zugleich aber verwebt mit dem großen Ganzen des All oder der Natur, und den Keim deſſelben in ſich tragend; wird ein Werk erſt wahrhaft zum Werk. Dieſe Idee eines poetiſchen Werkes überhaupt, ſollte uns erſt ganz klar ſeyn, ehe wir über die Möglichkeit oder die beſte Form eines ſolchen philoſophiſchen Naturgedichts weiter entſcheiden können. Dem Geiſte nach, obwohl an ein ſinnliches Element gebunden und darin eingehüllt, ſollte wohl dieſe Fülle und Tiefe der Fantaſie in jedem wahren Dichterwerke vorhanden ſeyn. Nur dadurch unterſcheidet es ſich von dem, was bloß Studium genannt werden ſollte.

Antonio. Es iſt mir lieb, daß Sie ſelbſt auf einen andern, klarern Gegenſtand mit dieſer Kunſtfrage hinüberlenken, auf die ich gerne eingehe, weil ſie mir ſchon lange im Sinne liegt. Sie reden von Studien, und unterſcheiden, wie billig, Studien und Werke. Ich wollte nach dem von Ihnen gemachten Unterſchiede aber doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke ſind; indem ſie wohl jene Naturtiefe und Fülle der Fantaſie beſitzen.

Markus. Unterſcheiden ſich nicht vielmehr Gedichte, die darauf berechnet ſind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauſpiele, ohne ſo ſymboliſch und allumfaſſend zu ſeyn, ſchon durch ihre objektive Anlage und vollſtändige Entfaltung, von Studien, die zunächſt nur auf die innere Ausbildung des Künſtlers gehn, und ſein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach außen, erſt vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauſpiele, ſo ſind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbſtſtändige, Inſichvollendete, wofür ich nun eben kein andres Wort finde als das von Werken, und es darum gern für dieſen Gebrauch behalten möchte. Das Drama iſt im Vergleich mit dem, was Ludoviko im Sinne hat, nur eine angewandte Poeſie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall ſehr wohl auch objektiv und dramatiſch in Ihrem Sinne ſeyn.

Andrea. Auf dieſe Weiſe würde, unter den alten Gattungen, nur in der epiſchen ein Werk in Ihrem großen Sinne möglich ſeyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in ſofern richtig iſt, daß im Epiſchen das Eine Werk auch das einzige zu ſeyn pflegt. Die tragiſchen und komiſchen Werke der

Alten hingegen, ſind nur Variationen, verſchiedene Ausdrücke, eines und deſſelben Ideals. Für den organiſchen Gliederbau, und die Conſtruction der Darſtellung und poetiſchen Anordnung bleiben ſie die höchſten Urbilder und ſind, wenn ich ſo ſagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gaſtmahl beytragen kann, iſt *eine* etwas leichtere Speiſe. Amalia hat mir ſchon verziehen und zugleich erlaubt, daß ich meine beſondern Belehrungen an ſie, allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muß, was ich geſtern zu Ihrer Vertheidigung zu ſagen ſchien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen ſo gut als völlig Unrecht geben. Sie ſelbſt gaben es ſich am Ende des Streites darin, daß Sie Sich ſo tief eingelaſſen, weil es gegen die weibliche Würde ſey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poeſie zu dem gründlichen oder ſchwerfälligem Ernſt der Männer ſich, wie Sie es richtig nannten, herabzuſtimmen. Ich ſtimme Ihnen gegen Sich ſelbſt bey, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug ſey, dieſes Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mirs ſcheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, ſoll nun ſeyn, daß Sie Sich die Geduld abnöthigen, dieſe kritiſche Epiſtel über den Gegenſtand des geſtrigen Geſprächs zu leſen.

Ich hätte es gleich geſtern ſagen können, was ich ſagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umſtände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? Freylich verſteht er das, wovon die Rede war, recht ſehr wohl und wie ſichs für einen tüchtigen Virtuoſen in der Dichtkunſt nicht anders gebührt. Er würde alſo darüber ſprechen können ſo gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt ſprechen könnte. Dieſes haben ihm die Götter verſagt. Er iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Virtuoſe und damit gut; die Grazien ſind leider ausgeblieben. Da er nun ſo gar nicht ahnden konnte, was Sie im innerſten Sinne meynten, und das äußerliche Recht ſo ganz auf ſeiner Seite war, ſo hatte ich nichts angelegeneres, als mit ganzer Stärke für Sie zu ſtreiten, damit nur das geſellige Gleichgewicht nicht völlig zerſtört würde. Und überdem iſt es mir natürlicher, wenn es ja ſeyn muß, ſchriftliche Belehrungen zu geben, als mündliche, die nach meinem Gefühl die Schönheit des Geſprächs entweihen.

Das unſrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane ſeyen keine Romane, ſondern ein buntes Allerley von kränklichem Witz. Die wenige Geſchichte ſey zu ſchlecht dargeſtellt um für Geſchichte zu gelten, man müſſe ſie nur errathen. Wenn man aber auch alle zuſammennehmen und ſie rein erzählen wolle, würde das doch höchſtens Bekenntniſſe geben. Die Individualität des Menſchen ſey viel zu ſichtbar, und noch dazu eine ſolche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität iſt. Das bunte Allerley von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreiſt, daß ſolche Grottesken und Bekenntniße noch die einzigen romantiſchen Erzeugniße unſers unromantiſchen Zeitalters ſind.

Laßen Sie mich bey dieſer Gelegenheit ausſchütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erſtaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener dieſe Bücherhaufen zu Ihnen hereintragen ſehn. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die ſchmutzigen Bände berühren! Und wie können Sie dieſen verworrnen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verſtatten? Stundenlang Ihre Fantaſie an Menſchen hingeben, mit denen von Angeſicht zu Angeſicht nur wenige Worte zu wechſeln, Sie Sich ſchämen würden? Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imagination zu verderben. Faſt alle ſchlechten Bücher haben Sie geleſen von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich ſelbſt, was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniß ſelbſt verſchmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniß macht, und was ſo emſig herbeygeſchafft werden muß, wird ſogleich rein vergeßen.

Dagegen erinnern Sie ſich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, ſich oft ergötzten, ſeine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verſpotten. Ich habe noch einige ſcherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich ſorgſam bewahren werde. Sterne's Humor hatte Ihnen alſo doch einen beſtimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealiſch ſchöne, ſo war es doch eine Form, eine geiſtreiche Form, die Ihre Fantaſie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns ſo beſtimmt bleibt, den wir ſo zu Scherz und Ernſt gebrauchen und geſtalten können, iſt nicht verlohren. Und ſollte nicht alles einen gründlichen Werth haben, was das Spiel unſrer innern Bildung auf irgend eine Weiſe reizt oder nährt?

Sie fühlen es ſelbſt, daß Ihr Ergötzen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus ſchlechtes Buch, in demſelben Augenblick, wo wir es ſo finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun ſelbſt, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bey Betrachtung der witzigen Spielgemälde empfanden, die man Arabesken nennt. Auf den Fall, daß Sie Sich ſelbſt nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindſamkeit frey ſprechen können, ſchicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorſichtig ſind, vorausſagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verſchrien zu ſeyn. Es iſt Diderot's Fataliſt. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von ſentimentalen Beymiſchungen. Es iſt mit Verſtand angelegt, und mit ſichrer Hand ausgeführt; ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunſtwerk nennen. Freylich iſt es keine hohe Dichtung, ſondern nur eine Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Anſprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz beſtimmte und weſentliche Form oder Aeußerungsart der Poeſie.

Ich denke mir die Sache ſo. Die Poeſie iſt ſo tief in dem Menſchen gewurzelt, daß ſie auch unter den ungünſtigſten Umſtänden immer noch zu Zeiten wild wächſt. Wie wir nun faſt bey jedem Volk Lieder, Geſchichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauſpiele im Gebrauch finden; ſo haben ſelbſt in unſerm fantaſieloſen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Proſa, ich meyne die ſogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine ſeltne Originalität der Anſchauung in ſich geſpürt und geäußert, obgleich ſie darum von der eigentlichen Kunſt noch ſehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, ſey die Naturpoeſie der höhern Stände unſers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, ſie neben jene Großen zu ſtellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für dieſe, für den Diderot Sinn hat, ſchon beſſer auf dem Wege iſt, den genialiſchen Witz, die Fantaſie eines Arioſt, Cervantes, Shakſpeare verſtehn zu lernen, als ein anderer, der auch noch nicht einmal bis dahin ſich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Forderungen in dieſem Stück an die Menſchen der jetzigen Zeit nicht zu hoch ſpannen, und was in ſo kränklichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, kann ſelbſt natürlicherweiſe nicht anders als kränklich ſeyn. Dieß halte ich aber, ſo lange die Arabeske kein Kunſtwerk ſondern nur ein Naturprodukt iſt, eher für einen Vorzug, und ſtelle Richtern alſo auch darum über Sterne, weil ſeine Fantaſie weit kränklicher, alſo weit wunderlicher und fantaſtiſch ſeltſamer iſt. Leſen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es iſt lange her, daß Sie ihn nicht geleſen haben, und ich denke, er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unſern Deutſchen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigſtens für den, der ihn witzig nimmt; denn er ſelbſt könnte ſich darin leicht Unrecht thun. Und durch dieſen Vorzug erhebt ſich ſelbſt ſeine ſentimentale Seite in der Erſcheinung über die Sphäre der engländiſchen Empfindſamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund dieſen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieſer Stimmung zu erhalten. Es iſt unmöglich, in dieſem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, ſehr viele ſchlechte Bücher durchblättern, ja ſogar leſen zu müſſen. Einige unter dieſen ſind, darauf darf man mit einiger Zuverſicht rechnen, glücklicherweiſe immer von der albernen Art; und da kommt es wirklich nur auf uns an, ſie unterhaltend zu finden, indem wir ſie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa iſt nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unſrer Willkühr und unſrer Fantaſie an, ſo ſind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewiſſe Höhe erreicht, zu der wir ſie jetzt, wo ſich alles ſchärfer ſondert, meiſtens gelangen ſehn, ſo gleicht ſie auch in der äußern Erſcheinung der Narrheit. Und eine angenehme Narrheit, werden Sie mir zugeben, iſt das unterhaltendſte, was der Menſch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Ergötzlichen. In dieſer Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keineswegs dazu beſtimmt ſcheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es iſt billig, daß die Natur mir dieſen Erſatz giebt, da ich über ſo manches, was jetzt Witz und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun manche litterariſche Zeitungen

z. B. zu Farcen, wo der Unverſtand im leeren Raume der nicht vorhandnen Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine verkehrten Turniere mit dem eignen Schatten hält, oder auch der Blinde den Lahmen in die Grube führt; um uns ſo die Volkskomödie, die wir ſonſt als Nation in Deutſchland entbehren, wenigſtens in den Geſindeſtuben der gelehrten Republik wiederzugeben.

Dieſes iſt im Ganzen für Sie ſchon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr laſſen können, in einem neuen Sinn thun, ſo will ich nicht mehr über den Bedienten ſchelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich ſelbſt für dieſes Bedürfniß Ihr Geſchäftsträger zu ſeyn, und verſpreche Ihnen eine Unzahl der ſchönſten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu ſenden.

Ich nehme den Faden wieder auf; denn ich bin geſonnen, Ihnen nichts zu ſchenken, ſondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer faſt wegwerfenden Art, daß er ſentimental ſey.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es ſeinem Urſprunge und ſeiner Natur nach glaube nehmen zu müſſen. Denn nach meiner Anſicht und nach meinem Sprachgebrauch iſt eben das romantiſch, was uns einen ſentimentalen Stoff in einer fantaſtiſchen d. h. in einer ganz durch die Fantaſie beſtimmten Form darſtellt.

Vergeſſen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berüchtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man faſt alles unter dieſer Benennung verſteht, was auf eine platte Weiſe rührend und thränenreich iſt, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewußtſeyn Menſchen ohne Charakter ſich ſo unausſprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Taſſo, deſſen Gedicht gegen das mehr fantaſtiſche Romanzo des Arioſt, wohl das ſentimentale heißen könnte; und ich erinnre mich nicht eines Beyſpiels, wo der Gegenſatz ſo klar und das Uebergewicht ſo entſchieden wäre wie hier.

Taſſo iſt mehr muſikaliſch und das Pittoreſke im Arioſt iſt gewiß nicht das ſchlechteſte. Die Mahlerey iſt nicht mehr ſo fantaſtiſch, wie ſie es bey vielen Meiſtern der venetianiſchen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Corregio und vielleicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer großen Zeit war. Die neuere Muſik hingegen iſt, was die in ihr herrſchende Kraft des Menſchen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen ſo treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, ſie eine ſentimentale Kunſt zu nennen.

Was iſt denn nun dieſes Sentimentale? Das was uns anſpricht, wo das Gefühl herrſcht, und zwar nicht ein ſinnliches, ſondern das geiſtige. Die Quelle und Seele aller dieſer Regungen iſt die Liebe, und der Geiſt der Liebe muß in der romantiſchen Dichtkunſt überall unſichtbar ſichtbar ſchweben; das ſoll jene Definition ſagen. Die galanten Leidenſchaften und edlen Paſſionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fataliſten ſo luſtig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, ſind dabey grade das wenigſte, oder vielmehr ſie ſind nicht einmal der äußre

Buchſtabe jenes Geiſtes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas ſehr unliebliches und liebloſes. Nein, es iſt der himmliſche Hauch, der uns in den Tönen der Muſik berührt. Er läßt ſich nicht gewaltſam faſſen und mechaniſch greifen, aber er läßt ſich freundlich locken von ſterblicher Schönheit und in ſie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poeſie können von ſeiner Kraft durchdrungen und beſeelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall iſt, oder überall ſeyn könnte, iſt er gewiß gar nicht. Er iſt ein unendliches Weſen und mit nichten haftet und klebt ſein Intereſſe nur an den Perſonen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen; für den wahren Dichter iſt alles dieſes, ſo innig es auch ſeine Seele umſchließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantaſie kann das Räthſel dieſer Liebe faſſen und als Räthſel darſtellen; und dieſes Räthſelhafte iſt die Quelle von dem Fantaſtiſchen in der Form aller poetiſchen Darſtellung. Die Fantaſie ſtrebt aus allen Kräften ſich zu äußern, aber das rein Geiſtige kann ſich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was urſprünglich Fantaſie war, in der Welt der Erſcheinungen nur das zurück, was wir Witz nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantiſchen Dichtkunſt im Gegenſatz der antiken betrifft. Er iſt darin gar keine Rückſicht genommen auf den Unterſchied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernſt. Darin liegt der große Unterſchied. Die alte Poeſie ſchließt ſich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet ſogar den eigentlich hiſtoriſchen Stoff. Die alte Tragodie ſogar iſt ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernſtlich anging, darſtellte, ward beſtraft. Die romantiſche Dichtkunſt hingegen ruht ganz auf hiſtoriſchem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erſte beſte Schauſpiel, das Sie ſehn, irgend eine Erzählung die Sie leſen; wenn eine geiſtreiche Intrigue darin iſt, können Sie faſt mit Gewißheit darauf rechnen, daß wahre Geſchichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz iſt faſt durchaus wahre Geſchichte, eben ſo andre Quellen, aus denen alle romantiſche Erfindung hergeleitet iſt.

Ich habe ein beſtimmtes Merkmahl des Gegenſatzes zwiſchen dem Antiken und dem Romantiſchen aufgeſtellt. Indeſſen bitte ich Sie doch, nun nicht ſogleich anzunehmen, daß mir das Romantiſche und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es iſt etwa eben ſo verſchieden, wie die Gemählde des Raphael und Correio von den Kupferſtichen, die jetzt Mode ſind. Wollen Sie ſich den Unterſchied völlig klar machen, ſo leſen Sie gefälligſt etwa die Emilia Galotti, die ſo unausſprechlich modern und doch im geringſten nicht romantiſch iſt, und erinnern ſich dann an Shakſpeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantiſchen Fantaſie ſetzen möchte. Da ſuche und finde ich das Romantiſche, bey den ältern Modernen, bey Shakſpeare, Cervantes, in der italiäniſchen

Poeſie, in einem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Mährchen, aus welchem die Sache und das Wort ſelbſt herſtammt. Dieſes iſt bis jetzt das einzige, was einen Gegenſatz zu den claſſiſchen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur dieſe ewig friſchen Blüthen der Fantaſie ſind würdig, die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß iſt es, daß alles vorzüglichſte der modernen Dichtkunſt dem Geiſt und ſelbſt der Art nach dahinneigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken ſeyn ſollen. Wie unſre Poeſie mit dem Roman, ſo fing die der Griechen mit dem Epos an und löſte ſich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterſchiede, daß das Romantiſche nicht ſowohl eine Gattung iſt als ein Element der Poeſie, das mehr oder minder herrſchen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Anſicht einleuchtend ſeyn, daß und warum ich fordre, alle Poeſie ſolle romantiſch ſeyn; den Roman aber, in ſofern er eine beſondre Gattung ſeyn will, verabſcheue und verwerfe.

Sie verlangten geſtern, da der Streit eben am lebhafteſten wurde, eine Definition, was ein Roman ſey; mit einer Art, als wüßten Sie ſchon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieſes Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman iſt ein romantiſches Buch. Sie werden das für eine nichtsſagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerſt nur darauf aufmerkſam machen, daß man ſich bey einem Buche ſchon ein Werk, ein für ſich beſtehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein ſehr wichtiger Gegenſatz gegen das Schauſpiel darin̄, welches beſtimmt iſt angeſchaut zu werden; der Roman hingegen war es von den älteſten

Zeiten für die Lektüre, und daraus laſſen ſich faſt alle Verſchiedenheiten in der Manier der Darſtellung beyder Formen herleiten. Das Schauſpiel ſoll auch romantiſch ſeyn, wie alle Dichtkunſt; aber ein Roman iſt es nur unter gewiſſen Einſchränkungen, oder um es beſtimmter zu ſagen, das neuere Drama iſt ein angewandter Roman. Der dramatiſche Zuſammenhang der Geſchichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Compoſition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchſtabens, über die er ſich oft wegſetzt und wegſetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geiſtigen Centralpunkt wird.

Dieß abgerechnet, findet ſonſt ſo wenig ein Gegenſatz zwiſchen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama ſo gründlich und hiſtoriſch wie es Shakſpeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans iſt. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meiſten Verwandtſchaft mit der erzählenden ja mit der epiſchen Gattung. Dagegen erinnre ich nun erſtlich, daß ein Lied eben ſo gut romantiſch ſeyn kann als eine Geſchichte. Ja ich kann mir einen eigentlichen Roman kaum anders denken, als gemiſcht aus Erzählung, Geſang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und ſelbſt der ſonſt ſo proſaiſche Boccaccio ſchmückt ſeine Sammlung mit einer Einfaſſung von Liedern. Giebt es einen Roman, in welchem dieſes nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, ſo liegt es nur in der individuellen Beſchaffenheit des Werks, nicht im Charakter der Gattung; ſondern es iſt ſchon eine Ausnahme von

Roman

dieſem. Doch das iſt nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf iſt folgender. Es iſt dem epiſchen Styl nichts entgegengeſetzter als wenn die Einflüſſe der eignen Stimmung im geringſten ſichtbar werden; geſchweige denn, daß er ſich ſeinem Humor ſo überlaſſen, ſo mit ihm ſpielen dürfte, wie es in den vortrefflichſten Romanen geſchieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle dieſe Eintheilungen führten zu nichts, es gebe nur Eine Poeſie, und es komme nur darauf an, ob etwas ſchön ſey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. Sie wiſſen, was ich von den Claſſificationen, die ſo im Umlauf ſind, halte. Aber doch ſehe ich ein, daß es für jeden Künſtler auch in der Poeſie durchaus nothwendig iſt, ſich ſelbſt auf einen durchaus beſtimmten Zweck zu beſchränken; und in der hiſtoriſchen Nachforſchung komme ich auf mehrere urſprüngliche Formen, die ſich nicht mehr in einander auflöſen laſſen. So ſcheinen mir im Umkreiſe der romantiſchen Poeſie ſelbſt Novellen und Mährchen z. B., wenn ich ſo ſagen darf, unendlich entgegengeſetzt. Und ich wünſche nichts mehr, als daß ein Künſtler jede dieſer Arten verjüngen möchte, indem er ſie auf ihren urſprünglichen Charakter zurückführte.

Wenn ſolche Beyſpiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im urſprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre; eine geiſtig klare und deutlich wiſſende Anſchauung des Gegenſtandes mit ruhigem, heitern, ganzem Gemüth, wie es ſich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in feſtlicher Freude zu ſchauen. Eine ſolche Theorie des Romans würde ſelbſt ein Roman ſeyn müſſen, der jeden ewigen Grundton der Fantaſie auch in Form und Weiſe der Fantaſie wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Weſen in neuen Geſtalten leben; da würde der ehrwürdige Schatten des Dante ſich aus ſeiner Unterwelt erheben, Laura in himmliſcher Anmuth vor uns wandeln, und Shakſpeare mit Cervantes trauliche Geſpräche wechſeln; und dahn auch Sancho vielleicht von neuem mit dem Don Quixote ſcherzen.

Das wären wahre Arabesken und dieſe nebſt Bekenntniſſen, ſeyen, behauptete ich im Eingang meines Briefes, die einzigen romantiſchen Naturprodukte unſers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntniſſe dazu rechne, wird Ihnen nicht mehr befremdend ſeyn, wenn Sie zugegeben haben, daß wahre Geſchichte das Fundament aller romantiſchen Dichtung ſey; und Sie werden ſich, wenn Sie darüber nachdenken wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beſte in den beſten Romanen nichts anders iſt, als ein mehr oder minder verhülltes Selbſtbekenntniß des Verfaſſers, der Ertrag ſeiner Erfahrung, die Quinteſſenz ſeiner Eigenthümlichkeit.

Alle ſogenannten Romane, auf die meine Idee von romantiſcher Form freylich gar nicht anwendbar iſt, ſchätze ich dennoch ganz genau nach der Maſſe von eigner Anſchauung und dargeſtelltem Leben, die ſie enthalten; und in dieſer Hinſicht mögen denn ſelbſt die Nachfolger des Richardſon, ſo ſehr ſie auf der falſchen Bahn wandeln, willkommen ſeyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigſtens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, in London Langeweile hatte, auch wie eine brittiſche Dame vor lauter Zartgefühl endlich zu Boden ſtürzt und ſich blutrünſtig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen ſind im Fielding wie aus dem Leben geſtohlen, und der Wakefield giebt uns einen tiefen Blick in die Weltanſicht eines Landpredigers; ja dieſer Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlohrne Unſchuld am Ende wieder fände, der beſte unter allen Engländiſchen Romanen.

Aber wie ſparſam und Tropfenweiſe wird einem in allen dieſen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reiſebeſchreibung, welche Briefſammlung, welche Selbſtgeſchichte wäre nicht für den, der ſie in einem romantiſchen Sinne lieſt, ein beſſerer Roman als der beſte von jenen?

Beſonders die Bekenntniſſe gerathen meiſtens auf dem Wege des Naiven von ſelbſt in die Arabeske, wozu ſich jene Romane höchſtens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Credit, alle armen Schlucker zu eſſen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confeſſions von Rouſſeau ſind in meinen Augen ein höchſt vortrefflicher Roman; die Heloiſe in Hinſicht der Kunſt nur ein ſehr mittelmäßiger.

Ich ſchicke Ihnen hier die Selbſtgeſchichte eines berühmten Mannes, die Sie, ſo viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es iſt ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird

Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich iſt der komiſche Roman, der darin liegt, faſt ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuoſen im Styl, den Gelehrten, den Hageſtolzen, den Elegant vom guten Ton, in ſeiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieſer abgemeßnen hiſtoriſchen Perioden ſo klar vor Augen ſehn, wie Sie nur immer wünſchen können. Gewiß man kann viel ſchlechte Bücher und viele unbedeutende Menſchen durchſehn, ehe man ſo viel Lachſtoff auf einem Haufen beyſammen findet.

Nachdem Antonio dieſe Epiſtel vorgeleſen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachſicht der Frauen zu rühmen, daß Amalia ein ſolches Maaß von Belehrung anzunehmen, nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären ſie ein Muſter von Beſcheidenheit, indem ſie bey dem Ernſt der Männer immer geduldig, und was noch mehr ſagen wolle, ernſthaft blieben, ja ſogar einen gewiſſen Glauben an ihr Kunſtweſen hätten. — Wenn Sie unter der Beſcheidenheit dieſen Glauben verſtehn, ſetzte Lothario hinzu, dieſe Vorausſetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht ſelbſt beſitzen, deren Daſeyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen; ſo dürfte ſie wohl die ſicherſte Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen ſeyn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbſtzufriedenheit ſey; indem ſich jeder meiſtens um ſo mehr für einzig hielte, je unfähiger er ſey zu verſtehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach ſie mit der Bemerkung, er hoffe zum Beſten der Menſchheit, jener Glaube ſey nicht ſo nothwendig als Lothario meyne; denn er ſey wohl ſehr ſelten. Meiſtens halten die Frauen, ſagte er, ſo viel ich habe bemerken können, die Kunſt, das Alterthum, die Philoſophie und dergleichen für eine bloße Ueberlieferung, die einer dem andern nachſpricht, mit einem Worte, für grundloſe Vorurtheile, welche ſich die Männer unter einander weiß machen, und gegenſeitig einbilden, um ſich die Zeit zu vertreiben. — So lange es, wie mehrentheils geſchieht, nur ein leeres abſtractes Reden über alle dieſe Dinge iſt, erwiederte Lothario, oder wenigſtens bey der bloßen Idee bleibt, ohne wirklich ins Leben einzugreifen; iſt das eben nicht zu verwundern, noch auch den Frauen ſehr zu verargen. Denn nur was die Seele berührt, vermag das Mitgefühl zu ergreifen, und einen lebendigen Glauben hervorzurufen.—

Markus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an. Alſo ſchon wieder die Charakteriſtik eines lebenden Dichters? fragte Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufſatze ſelbſt finden, erwiederte Markus, und fing an zu leſen.

Verſuch über den verſchiedenen Styl in Goethes früheren und ſpäteren Werken.

Goethe's poetiſche Vielſeitigkeit iſt mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie ſeine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunſt wirken. Der eine ſtrebt dem Idealiſchen der Iphigenia oder des Taſſo nach, der andre macht ſich die leichte und doch einzige Manier der kunſtloſen Lieder und reizenden kleinen Dramas und Singſpiele zu eigen; dieſer ergötzt ſich an der ſchönen und naiven Form des Hermann, jener wird hingeriſſen von der tiefen Begeiſterung des Fauſt. Für denjenigen, welcher auf den Geiſt des Dichters im Allgemeinen ſieht, bleibt der Meiſter der faßlichſte Inbegriff, um den ganzen Umfang ſeiner Vielſeitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überſchauen.

Der Dichter mag ſeinem eigenthümlichen Sinne folgen, und ſelbſt für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn; der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Beſtreben fühlen, den Dichter ſelbſt zu verſtehen, d. h. die Geſchichte ſeines Geiſtes, ſo weit dieß möglich iſt, zu ergründen. Es kann dieſes freylich nur ein Verſuch bleiben, weil in der Kunſtgeſchichte nur eine Maſſe die andre mehr erklärt und aufhellt. Es iſt nicht möglich, einen Theil für ſich zu verſtehen; d. h. es iſt unverſtändig, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber iſt noch nicht abgeſchloſſen; und alſo bleibt alle Kenntniß dieſer Art, nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Beſtreben nach ihr dennoch nicht, wenn dieſe Annäherung, dieſes Stückwerk ein weſentlicher Beſtandtheil zur Ausbildung des Künſtlers iſt.

Es muß dieſe nothwendige Unvollſtändigkeit um ſo mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, deſſen Laufbahn noch nicht geendigt iſt. Doch iſt das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir ſollen auch den mitlebenden Künſtler als Künſtler zu verſtechen ſtreben, und dieß kann nur auf jene Weiſe geſchehn; und wenn wir es wollen, ſo müſſen wir ihn eben ſo beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewiſſermaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den Ertrag unſers aufmerkſamen Forſchens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wiſſen, daß der Unverſtand des großen Haufens dieſe Mittheilung nach ſeiner alten Art auf mannichfache Weiſe misdeuten wird. Wir ſollen vielmehr vorausſetzen, daß es mehrere Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernſt wie wir nach gründlicher Erkenntniß deſſen ſtreben, von dem ſie wiſſen, daß es das rechte ſey.

Zuerſt dringt ſich uns die Bemerkung auf, daß man nicht leicht einen andern Autor finden wird, deſſen früheſte und ſpätere Werke ſo auffallend verſchieden wären, wie es hier der Fall iſt. Es iſt der ganze Ungeſtüm der jugendlichen Begeiſterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im ſchärfſten Gegenſatze. Dieſe Verſchiedenheit zeigt ſich aber nicht bloß in den Anſichten und Geſinnungen, ſondern auch in der Art der Darſtellung und in den Formen, und hat durch dieſen künſtleriſchen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem, was man in der Mahlerey unter den verſchiedenen Manieren eines Meiſters verſteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortſchreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geſchichte der alten Kunſt und Poeſie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaßen vertraut iſt, und ſie mit Aufmerkſamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwiſchen jenen beyden bemerken können. Statt dieſe drey Epochen im allgemeinen zu charakteriſiren, welches doch nur ein unbeſtimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen, welche mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu ſeyn ſcheinen, deren jedes den Charakter ſeiner Periode am beſten repräſentirt.

Für die erſte Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Taſſo iſt es für die zweyte und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollſten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maaß von objektiver Ausführung und Vollendung als viele andre aus derſelben Epoche.

Ich werde dieſe drey Perioden nur mit Rückſicht auf den verſchiedenen Styl des Künſtlers kurz durchgehen, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denſelben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Abſonderung von allem Zufälligen in der Darſtellung, die gerade und ſicher auf ihr Ziel und auf das Weſentliche geht, den künftigen Künſtler. Er hat bewundernswürdige Einzelnheiten; aber das Ganze ſteht noch tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutſchen Zeit uns vor Augen gerückt ſind, und mit der auch die Formloſigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgeſetzt iſt. Dadurch bekommt ſelbſt das Manierirte in der Darſtellung einen gewiſſen Reiz, und das Ganze iſt ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines iſt ewig jung auch in dieſem, und ragt einzeln aus ſeiner Umgebung hervor. Dieſes iſt die große Anſicht der Natur, nicht bloß in den ruhigen, ſondern auch in den leidenſchaftlichen Stellen. Es ſind Andeutungen auf den Fauſt, und es hätte möglich ſeyn müſſen, aus dieſen Ergießungen des Dichters ſelbſt das ernſte Streben des künftigen Naturforſchers vorauszuſagen.

Es war nicht meine Abſicht, alle Produkte des Dichters zu claſſificiren, ſondern nur die bedeutendſten Momente im Stufengange ſeiner Kunſt anzugeben. Ich überlaſſe es daher eines jeden eignem Urtheil, ob man etwa den Fauſt wegen der altdeutſchen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Witz einer männlichen Poeſie ſo günſtig iſt, wegen des Hanges zum Tragiſchen, und wegen andrer Spuren und Verwandtſchaften zu jener erſten Manier zählen ſoll. Gewiß aber iſt es, daß dieſes große Bruchſtück nicht bloß, wie die benannten drey Werke, den Charakter einer Stufe darſtellt, ſondern den ganzen Geiſt des Dichters offenbart, wie ſeitdem nicht wieder; außer auf andre Weiſe im Meiſter, deſſen Gegenſatz in dieſer Hinſicht der Fauſt iſt, von dem hier nichts weiter geſagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was menſchliche Dichterkraft je hervorgebracht.

An Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der erſten Manier iſt am merkwürdigſten, daß der Dichter ſo früh ſchon einem beſtimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenſtande zu gefallen, ſich genau und eng zu beſchränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich als Uebergang von der erſten Manier zur zweyten aufſtellen.

Das Charakteriſtiſche im Taſſo iſt der Geiſt der ruhigen Beſonnenheit und der nachdenkenden Harmonie; nämlich daß alles auf ein Ideal von harmoniſchem Daſeyn und übereinſtimmender Bildung bezogen und ſelbſt die Diſſonanz in weichem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus muſikaliſchen Natur iſt noch nie im Modernen mit dieſer ſinnreichen Gründlichkeit dargeſtellt. Alles iſt hier Antitheſe und Muſik, und das zarteſte Lächeln der feinſten Geſelligkeit ſchwebt über dem ſtillen Gemählde, das ſich am Anfange und Ende in ſeiner eignen Schönheit zu ſpiegeln ſcheint. Es mußten und ſollten die Unarten einer verzärtelten Künſtlerſeele hier zum Vorſchein kommen; aber ſie zeigen ſich im ſchönſten Blumenſchmuck der Poeſie beynah liebenswürdig. Das Ganze ſchwebt in der Atmoſphäre künſtlicher Verhältniſſe und Mißverhältniſſe der vornehmen Stände, und das Räthſelhafte der Auflöſung iſt nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verſtand und Willkühr allein herrſchen, und das Gefühl beynah ſchweigt.

In allen dieſen Eigenſchaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine ſo ſymmetriſche Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Seitenſtück deſſelben wird. Auch Egmonts ſinnender und alles lebendig auffaſſender Geiſt iſt ein heller Spiegel der ganzen ihn umgebenden Welt; die andern Perſonen hingegen ſind nur ein Wiederſchein dieſes Lichts. Auch hier unterliegt eine ſchöne Natur der unwandelbaren Macht des kalten Verſtandes. Nur iſt der Verſtand im Egmont mehr ins Gehäßige geſchildert, die Perſönlichkeit des Helden hingegen iſt weit edler und liebenswürdiger als die des Taſſo. Das Mißverhältniß liegt ſchon urſprünglich in dieſem ſelbſt, in ſeiner Empfindungsweiſe; die andern ſind mit ſich ſelbſt Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern

Sphären geſtört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mißlaut iſt, in die Nebenperſonen gelegt. Clärchens Schickſal zerreißt uns, und von Brakenburgs Jammer, dem matten Nachhall einer Diſſonanz, möchte man ſich beynahe wegwenden. Er geht wenigſtens unter, Clärchen lebt fort in ihrem Egmont, die andern repräſentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in ſich ſelbſt, und in ſeiner Seele iſt alles harmoniſch. Selbſt der Schmerz verſchmilzt in Muſik, und die tragiſche Kataſtrophe hinterläßt einen milden Eindruck.

Aus den leichteſten, friſcheſten Blumengeſtalten hervor, athmet derſelbe ſchöne Geiſt jener beyden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigſte Umbildung iſt darin der ſinnliche Reiz des Rugantino, in dem der Dichter ſchon früh das romantiſche Leben eines luſtigen Vagabunden mit Liebe dargeſtellt hatte, in die geiſtreichſte Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmoſphäre in den reineren Aether der Poeſie emporgehoben.

In dieſe Epoche fallen die meiſten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgiſchen Verſuchen und bloß wie zum Verſuch angeſtellten Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künſtleriſchen Verfahrens oft wichtiger iſt, als das einzelne Reſultat. Auch der Egmont iſt nach des Dichters Ideen von Shakſpeare's römiſchen Stücken gebildet. Und ſelbſt beym Taſſo konnte er vielleicht zuerſt an das einzige deutſche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verſtandes iſt, obgleich eben nicht des dramatiſchen, an Leſſings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß Meiſters Lehrjahre, in welchem Werke alle Künſtler eine nicht leicht zu erſchöpfende Quelle des kunſtleriſchen Nachdenkens finden, in gewiſſem Sinne, der materiellen Entſtehung nach, ein Studium nach Romanen iſt, die wohl vor einer ſtrengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zuſammen als eine Gattung gelten dürften.

Dieß iſt der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunſtwerk ſeyn kann! Das Vorbild iſt dem Künſtler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu geſtalten. So wie Goethe dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demſelben Sinne, wie Plato fordert, daß man nach Ideen leben ſoll.

Auch der Triumph der Empfindſamkeit geht ſehr weit ab vom Gozzi, und in Ruckſicht der Ironie weit uber ihn hinaus.

Auf die Frage, in welche Periode wir Meiſters Lehrjahre ſtellen ſollen, iſt etwa folgendes zu bemerken. Bey der künſtlichen Geſelligkeit, bey der Ausbildung des Verſtandes, die in der zweyten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiſcenzen aus der erſten, und im Hintergrunde regt ſich überall der claſſiſche Geiſt, welcher die dritte Periode bezeichnet.

Dieſer claſſiſche Geiſt liegt nicht bloß im Äußerlichen; denn wenn ich nicht irre, ſo iſt ſogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, welchen der Künſtler dem Ton der Alten nachgebildet hat, von demſelben Geiſte beſeelt, wie die äußre Form der epiſchen Weiſe im vertraulichen Hexameter.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Anſichten, ferner das meiſtens ſüdliche Colorit und Coſtüm, der ruhige weiche Ton, der antike Ausdruck, die beſonnene, heitere, oder auch ſelbſtgefällige Ironie, bilden die Elegien, Epigramme, Epiſteln, Idyllen zu einem Kreiſe, gleichſam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, ſie als ein Ganzes und in gewiſſem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieſer Gedichte liegt in der eigenthümlichen Charakterſtimmung, die ſich darin äußert und zur Mittheilung gleichſam gehn läßt. Sie wird durch die claſſiſche Sprache nur noch anziehender. Es iſt eine gemüthliche, deutſche Sinnlichkeit ganz durchdrungen von der umgebenden Künſtlerwelt und aufgelöſt in die antike Schönheit derſelben.

Wir betrachten nur den Charakter der einzelnen Perioden, mit Hinſicht auf die erſten Forderungen der Kunſt.

In den Erzeugniſſen der erſten Manier iſt das Subjektive und das Objektive durchaus vermiſcht, das erſte aber überwiegend. In den Werken der zweyten Epoche iſt die Ausführung im höchſten Grade objektiv. Aber das eigentlich Intereſſante derſelben, der Geiſt der Harmonie und der Beſonnenheit oder der Selbſtbetrachtung, verräth ſeine Beziehung auf eine beſtimmte Individualität. In der dritten Epoche iſt beydes rein geſchieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geiſtigen Jugend ſcheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der erſten. Aber die Natürlichkeit iſt hier nicht ſelbſt eine natürliche Ergießung, ſondern abſichtlich volksgemäße Lebendigkeit für die Wirkung nach

Außen. In dieſem Gedicht zeigt ſich ~~ganz der Witz~~, dieſelbe idealiſche Haltung, welche andre nur allein in der Iphigenia ſelber finden wollen.

Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, in einem Schema ſeines Stufenganges alle Werke des Künſtlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beyſpiel anſchaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß das Gedicht Prometheus und die Zueignung wohl würdig ſcheinen, neben den größten Werken deſſelben Meiſters geſtellt zu werden. In den vermiſchten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Intereſſante. Aber für die erhabenen Geſinnungen, die hier ausgeſprochen ſind, laſſen ſich kaum glücklichere Formen wünſchen, und der wahre Kenner müßte im Stande ſeyn, allein aus einem ſolchen Stück die Höhe, auf der alle ſtehen, zu errathen.

Nur vom Meiſter muß ich noch einige Worte ſagen. Drey Eigenſchaften ſcheinen mir daran die auffallendſten und bemerkenswertheſten. Erſtlich, daß die Individualität, welche darin erſcheint, in verſchiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Perſonen vertheilt iſt. Dann der antike Geiſt, den man bey näherer Bekanntſchaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Dieſe glückliche Combination eröffnet eine ganz neue Ausſicht auf das, was die höchſte Aufgabe aller Dichtkunſt zu ſeyn ſcheint, die Verbindung des Claſſiſchen und des Romantiſchen. Das dritte iſt, daß das Eine untheilbare Werk in gewiſſem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes iſt. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichſten aus, wenn ich ſage: das Werk iſt zweymal gemacht, in zwey ſchöpferiſchen Momenten, aus zwey Ideen iſt es hervorgegangen und gebildet. Die erſte Idee war bloß die eines Künſtlerromans; nun aber ward das Werk, überraſcht von der alles umfaſſenden Tendenz ſeiner Gattung, plötzlich viel größer als ſeine erſte Abſicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunſt hinzu, und ward der Inhalt und Geiſt des Ganzen. Eine eben ſo auffallende Duplicität iſt ſichtbar in den beyden künſtlichſten und verſtandvollſten Kunſtwerken im ganzen Gebiet der romantiſchen Kunſt, im Hamlet und im Don Quixote; denn auch dieſe beyden Werke ſind zwiefach gedichtet, und es iſt auf die erſte Grund-Idee, eine zweyte Idee in das ſchon vollendete Gebilde von neuem hineingedichtet. Auch von Cervantes und Shakſpeare kann man ſagen, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum iſt, und eine Gattung für ſich bildet; und in dieſer Hinſicht, ſo wie in der Höhe und Tiefe des künſtleriſchen Verſtandes ſind ſie die einzigen, mit denen Goethe's poetiſche Vielſeitigkeit eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakſpeare den Stoff umbildet, iſt dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch einzelne Formen und beſtimmte Romanenwerke von ganz beſondrer Art zum Vorbilde. Nur iſt Goethe's Kunſt durchaus progreſſiv, und wenn auch ſonſt ihr Zeitalter jenen günſtiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß ſie von niemanden erkannt ward, und allein für ſich blieb; ſo iſt doch das jetzige Zeitalter für eine fortſchreitende Poeſie nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat ſich in ſeiner langen Laufbahn von ſolchen Ergießungen des erſten Feuers, wie ſie in einer theils noch rohen, theils ſchon verbildeten Zeit, überall von Proſa und von falſchen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunſt herausgearbeitet, welche zum erſtenmal die ganze Poeſie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines unbeſchränkten Fortſchreitens zur höchſten Stufe der Vollkommenheit enthält.

Der Geiſt, der jetzt rege iſt, muß auch dieſe Richtung nehmen, und ſo wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig ſeyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn ſie nach Goethe's Vorbilde in Verſuchen und Werken jeder Art unermüdet nach dem Höheren und Vollkommnen trachten; wenn ſie ſich das univerſelle Streben, die großen Kunſt- und Bildungs-Maximen dieſes Dichters zu eigen machen, die noch der mannigfaltigſten Anwendung fähig ſind; wenn ſie wie er, das Sichre des Verſtandes dem Schimmer des Geiſtreichen vorziehn: ſo wird jener Keim nicht abermals in kleinliche Zerſplitterung verloren gehn, und Goethe nicht das Schickſal des Cervantes und des Shakſpeare haben, ſondern der Stifter und Begründer einer neuen Poeſie ſeyn können, für die Mitwelt und die Folgezeit, wie es Dante auf andre Weiſe im Mittelalter geweſen.

Antonie. In dieſer letzten Zuſammenſtellung von Dante und Goethe haben Sie uns wohl nur die concentrirteſte Zuſammendrängung aller Kraft der Poeſie, die aus dem ganzen geſchichtlichen Umkreiſe derſelben bekannt iſt, mit der mannichfaltigſten Vertheilung und dem leichteſten Wechſel derſelben, als gleiche Größen darſtellen und anſinnen wollen. Wenn Sie in dieſer Weiſe fortfahren, das poſitive und das negative Ende der geſammten Dichtkunſt, wie es wohl in phyſikaliſchen Verſuchen geſchieht, in Berührung zu bringen; ſo wird es nicht an einer vortrefflichen Indifferenz fehlen, für Ihre ſogenannte neue Schule; denn was andres als eine wunderlich gemiſchte Indifferenz von allen möglichen und unmöglichen Kunſtverſuchen kann wohl entſtehen, wenn der einmahl allſeitig erregte Bildungstrieb ohne Unterlaß nach allen Extremen, in leichter Poeſie abwechſelnd hinüberſpielt?

Amalia. Laſſen Sie uns endlich mit dieſen ewigen Schülern, die einem wohl die Freude an jedem Meiſter verderben könnten. Bleiben wir lieber mit ſinniger Liebe bey dem Vorbilde jenes reichen Kunſtgeiſtes ſtehen, welches wir einmal als das vorzüglichſte erkannt haben.

Lothario. Die Sorge für die zukünftige deutſche Poeſie bleibe dem Apollo und allen Muſen überlaſſen. Erfreulich aber und zugleich belehrend war es mir, jenen Gang der Entwicklung, der uns früher an den geſchichtlichen Epochen der Dichtkunſt im Großen dargeſtellet worden, nun auch in der mannichfach verſchlungnen Laufbahn eines einzelnen reichbegabten Dichtergeiſtes nachgewieſen zu ſehen.

Andrea. Mich freut es, daß in dem mitgetheilten Verſuch endlich das zur Sprache gekommen iſt, was mir gerade die höchſte aller Fragen über die Kunſt der Poeſie zu ſeyn ſcheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen ſie möglich, in wie fern ſie rathſam ſey. Wir ſollten vor allem verſuchen, dieſem Problem ganz auf den Grund zu kommen!

Ludoviko. Ich würde gegen die Einſchränkungen proteſtiren, und für die unbedingte Vereinigung ſtimmen. Der Geiſt der Poeſie iſt nur einer und überall derſelbe.

Lothario. Allerdings der Geiſt! Es möchte ſich hier aber wohl die Eintheilung in Geiſt und Buchſtaben anwenden laſſen. Was Sie in ihrer Rede über die Mythologie dargeſtellt oder doch angedeutet haben, iſt, wenn Sie wollen, der Geiſt, das innre Weſen, die belebende Seele der Poeſie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen, ja ſogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, den ganzen Inhalt und Stoff, ſo wie auch die äußre Form, nur für den Buchſtaben halte. Im Geiſt mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine ſolche machte unſer Freund uns aufmerkſam. Nicht ſo im Buchſtaben der Poeſie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaaße bleiben ewig entgegengeſetzt. Ein drittes Mittleres zwiſchen beyden gibt es nicht; die Verſuche einer ſolchen Verſchmelzung würden nur auf Unförmlichkeiten führen. Es iſt auch eigentlich unnöthig, und ſoll es uns genügen, wenn wir in unſern deutſchen Naturformen alle weſentliche Bedürfniſſe, Richtungen und Verſchiedenheiten des metriſchen Ausdrucks der alten und neuen Poeſie, ſo viel als nöthig und möglich iſt, auf anderm und eigenen Wege erreichen mögen.

Andrea. Auch in andrer Beziehung findet ſich ein ſolcher unbedingter Gegenſatz. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenſchaften bey den Alten und den Modernen ſchlechthin verſchieden iſt. Bey jenen ſind ſie idealiſch gedacht, und plaſtiſch ausgeführt, wie die alten Götterbilder. Bey dieſen iſt der Charakter entweder wirklich geſchichtlich, oder doch ſo conſtruirt, als ob er es wäre; die Ausführung hingegen iſt mehr mahleriſch individuell, nach Art der ſprechenden Ähnlichkeit im Porträt.

Antonio. So müſſen wir die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchſtabens ſeyn ſollte, wunderlich genug zum Geiſt der Poeſie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Gegenſatz ſich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten ſinnlichen Sprache und unſrer abſtracten entſchieden entgegengeſetzt iſt; ſo finden ſich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich ſehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludoviko. Und ich ſehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchſtaben des Buchſtabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen ſollten, daß die Sprache dem Geiſt der Poeſie näher ſteht, als andre Mittel derſelben. Die Sprache oder das Wort, welches urſprünglich gedacht, identiſch mit der ſymboliſchen Kraft, das erſte unmittelbare Werkzeug iſt, durch welches die Geiſter wirken und in magiſche Berührung treten.

Lothario. Man wird beym Dante, bey Shakſpeare und andern ſolchen Dichtern erſter Größe Stellen, Wendungen, einzelne Ausdrücke und ſonderbar verknüpfte Worte finden, welche an ſich betrachtet ſchon das ganze Gepräge der höchſten Einzigkeit an ſich tragen und gerade ſo geſagt und geſtellt, von keinem andern, wie wir es deutlich empfinden, herrühren könnten. Hier ſtehen nun offenbar Ausdruck und Sprache dem Geiſte des Urhebers näher, als andre Werkzeuge und Mittel der Poeſie es je ſeyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Verſuch über Goethe auszuſetzen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatoriſch ausgedrückt ſind. Es könnte doch ſeyn, daß in andern, uns noch entfernten Regionen der unermeßlichen Kunſtwelt, dieſe neue Kunſtſonne, welche Sie uns aufgeſtellt haben, von jenen fernen Planetenbewohnern, ganz anders angeſehen würde, und ihnen in einem andern minder ſtark glänzendem Lichte erſchiene.

Markus. Ich bekenne gern, daß ich den Stufengang dieſes Meiſters in der Kunſt der Poeſie nur ſo dargeſtellt habe, wie er mir erſcheint. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich aufs ſorgfältigſte geforſcht habe, mit Hinſicht auf jene Maximen der Kunſt und der Bildung, über die wir im Ganzen einig ſind.

Antonio. Dieſe Einigkeit mag wohl nur ſehr relativ ſeyn.

Markus. Es ſey damit wie es wolle. Ein wahres Kunſturtheil, werden Sie mir eingeſtehen, eine ausgebildete, durchaus fertige Anſicht eines Werks iſt immer eine kritiſche Thatſache, wenn ich ſo ſagen darf. Aber auch nur eine Thatſache, und eben darum iſt es eine leere vergebliche Arbeit, es motiviren zu wollen; es müßte denn das Motiv ſelbſt ein neues Factum oder eine nähere Beſtimmung des erſten enthalten. Oder es geſchieht dieſes

Bloß für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wiſſenſchaft beſitzen, ohne welche das Kunſturtheil nicht möglich wäre, die es aber ſo wenig ſchon ſelbſt iſt, daß wir ſie nur gar zu oft mit dem abſoluten Gegentheil aller Kunſt und alles Urtheils aufs vortrefflichſte zuſammen beſtehn ſehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geſchicklichkeit beſſer weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch ſo künſtlich zubereiteten Mittheilung eines Kunſturtheils kein anderer Anſpruch liegen, als die Einladung, daß jeder ſeinen eignen Eindruck eben ſo rein zu faſſen und ſtreng zu beſtimmen ſuche, und dann den andern mitgetheilten Kunſteindruck auch der Mühe werth achte, darüber nachzudenken, ob er damit übereinſtimmen könne, um ihn in dieſem Falle frey und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinſtimmen, ſo heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, ſagt der andre, ganz im Gegentheil, mir ſchmeckt das Bittre beſſer.

Lothario. Es darf über manches Einzelne ſo heißen und dennoch bleibt ein Wiſſen in Dingen der Kunſt ſehr möglich. Und ich denke, wenn jene hiſtoriſche Anſicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Grundgeſetze der Poeſie auf einem ähnlichen Wege, wie der, welchen unſer philoſophiſcher Freund verſucht hat, aufzuſtellen, ſo würde die Dichtkunſt ein Fundament haben, dem es weder an Feſtigkeit noch an Umfang fehlte.

Markus Vergeſſen Sie nicht das Vorbild, welches ſo weſentlich iſt, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beſtändig erinnert uns zur Verganzenheit zu erheben, und der beſſern Zukunft entgegen zu arbeiten. So wollen wir wenigſtens an jener Grundlage feſthalten.

Lothario. Ein wohl überlegter Entſchluß, gegen den ſich nichts einwenden läßt. Gewiß werden wir auf dieſem Wege immer mehr lernen, uns über das Weſentliche einander zu verſtehn. Und doch ſcheint mir, fehlt unſerer ganzen Betrachtung noch etwas ſehr Weſentliches.

Amalia. Und worin finden Sie dieſes Fehlende? Sagen Sie es aber lieber nicht, wenn Sie es uns nicht gleich ſelbſt ergänzen und geben wollen. Ich kenne nichts quälenderes, als wenn man uns, ſo wie es die Kritiker machen, nur immer die Unvollkommenheiten und Lücken in einem geliebten Kunſtwerk oder in unſern weſentlichen Ideen ſcharfſinnig nachweiſ't, ohne uns zugleich auf die harmoniſche Ergänzung hinzuführen, wo uns dann nach allem Aufwande von Scharfſinn nur das deutliche Gefühl eines ſchmerzlichen Unzuſammenhangs zurückbleibt.

Lothario. Eben die letzte Harmonie des Ganzen, der Mittelpunkt iſt es, was ich noch in dieſer gemeinſamen Anſicht vermiſſe. Soll ich aber die Idee, von wo aus ich die Ergänzung herleiten möchte, wenigſtens andeuten; ſo werde ich, unvorbereitet, in der freyen Rede ſehr im Nachtheil ſtehen gegen die vollſtändig ausgebildeten Mittheilungen der Freunde; und nur durch die einleuchtende Klarheit des Gedankens, den ich in kurzen Worten als Schlußſtein jenen früher aufgeſtellten Grundlagen anfugen will, kann ich hoffen, zu einigem Gleichgewichte mit den gediegenen Arbeiten ſo ehrenwerther und bewährter Kunſtfreunde zu gelangen. Was ſie uns aber bis jetzt gegeben haben, waren eigentlich nur erſt zwey Elemente der Kunſt und Poeſie, deren jedes uns von einer zwiefachen Seite dargeſtellt wurde. Das erſte und unentbehrlichſte dieſer Elemente iſt das der deutlich erkannten Kunſtbildung nach ihrem beſtimmten und abgeſonderten Stufengange der geſammten, alten und neuern Poeſie; und daſſelbe Element wurde uns dann, zur unmittelbaren Anwendung, an einem einzelnen reichen Kunſtgenie und Vorbilde der Gegenwart, noch näher vor die Augen gerückt. Das zweyte Element iſt jenes unſichtbare, welches uns die verborgne Wurzel und Quelle aller Dichtung und Sage in der wunderbaren Kraft der Fantaſie enthüllt, deren ewiges Wirken und Schaffen in der ſymboliſchen Welt der Mythologie, oder in der Naturſage wie in der Naturanſchauung daheim iſt. Daſſelbe Element hat unſer humoriſtiſcher Freund nur von einer andern Seite ergriffen, und es in ſeinem ewigen Kampfe mit der proſaiſchen Wirklichkeit dargeſtellt; denn aller wahrhaft poetiſche Witz und dichteriſche Humor iſt doch nur eine angewandte Fantaſie; oder eine indirekte Äußerungsart derſelben.

Antonio. Sie wollen ſagen, daß ich die Poeſie, und das heißt doch wohl, die dichtende Fantaſie, im gebundenen Zuſtande der ſogenannten gemeinen und reellen Wirklichkeit oder im Stande der Erniedrigung zu beobachten und zu zeigen verſucht; und das will ich mir ſchon gefallen laſſen, und gern eingeſtandig ſeyn, wenn es auch nur des Gegenſatzes oder der Abwechslung wegen geſchehen wäre, da ich von allen Seiten die andern mehr Olympiſch geſtimmten und geſinnten Geiſter hinreichend bemüht ſah, die Kunſt in ihrer idealiſchen Höhe auf das glorreichſte zu verherrlichen.

Lothario. Wo uns zwey entgegengeſetzte Elemente gegeben ſind, es ſey für welchen Gegenſtand der Natur oder des menſchlichen Daſeyns und Wirkens es wolle; da dürfen wir kühn vorausſetzen, daß wir noch ein drittes, als vollendende Einheit des Ganzen, zu jenen erſten zweyen anzufügen und aufzuſuchen haben.

Wie nun das vollkommenſte Weſen im drey Kräften gemeinſam wirkt oder erkannt wird; ſo beruht auch das innre Leben des Menſchen auf jenen drey Principien von Geiſt, Seele und Körper, oder den drey Blättern im Buche der Ewigkeit, als dem Worte der Verherrlichung und Offenbarung des ewigen Vaters und Schöpfers aller Dinge.

Als ein treuer Spiegel der Menſchenſeele muß auch die Poeſie in jener dreyfachen Grundkraft verſtanden werden; und es muß alſo eine Poeſie des Geiſtes, ein dichteriſches Element der Seele und ein mehr verkörpertes Darſtellungsgenie in der Kunſt, abgeſondert vorhanden ſeyn und deutlich unterſchieden werden können.

Und ſo verhält es ſich auch wirklich. Die materielle Dichtkunſt iſt diejenige, welche auf der Vorſtellung der äußern Gegenſtände, der Begebenheiten, Charaktere, Handlungen, Leidenſchaften beruht, und dieſe in der ganzen Fülle der einzelnen Züge, der eigenthümlichſten Wahrheit und der hiſtoriſchen Wirklichkeit nach den Geſetzen und in dem verklärenden Lichte der Poeſie zu ſchildern verſucht. Außer der dramatiſchen Gattung gehört aber auch der Roman in dieſe Sphäre; da er, obwohl der äußerlichen Form der Poeſie, als proſaiſche Dichtkunſt entſagend, doch auch auf die Darſtellung der äußern Welt gerichtet iſt, es ſey nun zur Entwicklung des innern Lebens, oder in den Verwicklungen und im Spiel des geſellſchaftlichen Daſeyns, dem auch das dramatiſche Schauſpiel und Luſtſpiel nicht ſelten gewidmet iſt. Einen andern Zweig dieſer gröberen und mehr körperlichen Darſtellungs-Poeſie, bildet die polemiſche Dichtkunſt, welche an einem feindlichen Stoffe und den widerſtrebenden Gegenſtänden einer abſichtlich oder willkührlich als unpoetiſch aufgefaßten Wirklichkeit ihr Genie und ihre genialiſche Begeiſterung auflöſt: in der Satire, der Volkskomödie oder in der humoriſtiſchen Ergießung, und in welcher andern Form ſich noch die Poeſie des Witzes kund geben mag. Die höchſte Stelle aber unter dieſen verſchiedenen Arten der ganzen Gattung nimmt die tragiſche Kunſt ein, die ich aber lieber, in einem weitern Sinne als idealiſche Darſtellung einer erhabenen oder ſchönen Wirklichkeit bezeichnen möchte. Dieſe ganze Art von Poeſie nun, ſoll uns ein treues Bild geben von dem Spiele des innern Daſeyns im Kampfe mit der äußern Welt. Auf eine andre höhere Stufe und in eine freyere Ausſicht der Fantaſie führt uns dagegen der epiſche Sagenſtrom: denn dieſer hat es gar nicht mehr mit der Gegenwart und Wirklichkeit zu thun, ſie mag nun idealiſch oder polemiſch aufgefaßt werden. Er entſpringt einer tieferen Naturquelle, und auch was geſchichtlich iſt in dieſer Poeſie der Vergangenheit, wird aufgelöſt und verſchmilzt in das allgemeine Sagen-Element uralter und ewiger Fantaſie, ſo daß nichts Einzelnes mehr in reeller Abſonderung dramatiſch hervortreten kann. Die Sage iſt mit einem Wort die Seele der Poeſie, wo die geiſtige Bedeutung und die lebendige Darſtellung ſich gegenſeitig vollſtändig durchdringen; und iſt eben darum zugleich auch die Poeſie der Natur und unvergänglichen Erinnerung. In dieſer Sphäre der Dichtkunſt iſt das Epos oder der Heldengeſang die höchſte Art. Das philoſophiſche Naturgedicht oder die alte Kosmogonie der Götterſage bildet nur einen Zweig, eine Epiſode deſſelben; die Romanzen ſind die einzelnen, zerſtreuten Anklänge der epiſchen Sage, wie das Idyll bey den Alten ein Fragment vom dichteriſchen Gemählde war; und das Mährchen iſt eine Spielſage, als arabeſke Dichtung, zum Scherz der Fantaſie, in allem Bilderſchmuck der blühendſten Poeſie.

Es bleibt manches lokal und unbeſtimmt in der mannichfaltigen Fülle aller dieſer verſchiedenen Formen und Arten der Poeſie, welche oft nah an einander gränzen, eine in die andre übergehen, oder ihren Charakter verwechſeln und vermiſchen. Unſtreitig aber kann eine wahre und genügende Theorie der Dichtungsarten, wie unſer Freund ſie ſo dringend fordert, nur aus dieſer Idee von der dreyfachen Grundkraft der Poeſie abgeleitet werden.

Eine dritte Gattung, nächſt jener materiellen Dichtkunſt, und dann der Poeſie der Sage und Natur, als dem Seelen-Element aller Mythologie, bildet die Poeſie des Geiſtes, welche in einer noch höhern Region des Göttlichen wandelt. Die lyriſche Gattung, der ich eine viel höhere Würde und Bedeutung anweiſe, als ihr in den bisherigen Darſtellungen, die wir uns gegenſeitig mitgetheilt haben, bis jetzt zu Theil geworden, iſt die eigentliche Sphäre für dieſe Poeſie der Begeiſterung. Zwar bricht wohl jedes lebendige Gefühl, welches die Bruſt des Dichters berührt, ſchon ganz kunſtlos in mannichfache Lieder aus; die Begeiſterung in den choriſchen Geſängen iſt mehrentheils eine vaterländiſche; und auch die tiefe elegiſche Liebesklage nimmt eine weſentliche Stelle ein im Kreiſe der lyriſchen Dichtung. Indeſſen bleibt doch das Göttliche der wahre und eigenthümlichſte Gegenſtand der höchſten Begeiſterung, wie ſchon der Nahme darauf hinführt; und eigentlich geiſtliche Gedichte ſind kaum anders denkbar, als in der lyriſchen Art. Selbſt bey den Alten gab wohl die Mythologie den Stoff her für alle epiſchen Geſänge und dramatiſchen Werke; aber der tiefere Sinn der Myſterien konnte nur in Hymnen ausgeſprochen werden. Symboliſch iſt die Sprache, wie die Bilder und Gedanken, in dieſer älteſten Poeſie; und zwar in einem ganz vorzüglichen Sinne. Denn hier iſt das Symbol noch rein und ſtreng in ſich geſchloſſen, als einfache Hieroglyphe, und iſt noch nicht in Sage zergangen oder zur mythiſchen Geſchichte entfaltet. Der alte Hymnus iſt die Grundform der lyriſchen Dichtung und eben darum auch der Anfang aller Poeſie, in welcher Urform, die drey Unterarten der entwickelten lyriſchen Kunſt, noch wie in der gemeinſamen Wurzel beyſammen liegen. Denn der wahre gottbegeiſterte Hymnus vereinigt die Muſik und den Wohllaut des kunſtloſen Liedes, mit der Hoheit und Begeiſterung des choriſchen Geſanges, und mit der Tiefe des ſchwebenden Gefühls und der fortgehenden Gedankenverwebung in der elegiſchen Dichtung. Die gnomiſchen Dichterſprüche, als

Poeſie der Gedanken, bilden nicht ſowohl eine Unterart, als einen Zweig und Epiſode für dieſe ganze Gattung der Poeſie des Geiſtes und der Begeiſterung. Sowohl die geflügelten ſymboliſchen Orakelſprüche des grauen Alterthums, als die wahrhaft dichteriſchen Epigramme und Sinngedichte einer neuern Zeit, dienen als geiſtige Blüthen des höchſten Gefühls, oder als lichte Gedankenſtrahlen und helle Anhaltspunkte zum Träger und zur reichen Zierde für jenen vollen lyriſchen Strom des begeiſterten Geſanges. Nehmen wir die höchſten Momente und Lichtpunkte aus der lyriſchen Kunſt der alten und neuen Poeſie zuſammen; vereinigen wir in Gedanken die geiſtige Schönheit des Petrarca, in ſeiner höheren allegoriſchen Bedeutung, und die wilde Hoheit und ruhige Würde der Begeiſterung in den Pindariſchen Geſängen. Denken wir uns dann zu jenen höchſten Formen poetiſcher Kunſt und Schönheit, um die Idee der höchſten lyriſchen Vollkommenheit zu vollenden, für den innern Gehalt noch die gottbegeiſterten Pſalmen des heiligen Dichters der Hebräer hinzu; jene geflügelten Lobgeſänge auf den Herrn der Heerſchaaren, welche zugleich doch auch ſo menſchlich tief gefühlt ſind. Denn wenn ſchon der choriſche Geſang der Griechen in ſeiner kreiſenden Bewegung den himmliſchen Reigen der Geſtirne nachbildet, nach der Idee eines Pythagoras oder Plato von dem Harmonienzauber der Sphären; ſo ſtellen uns jene heiligen Geſänge den ſchaffenden Geiſt ſelbſt dar, welcher den Orion und das Siebengeſtirn geordnet hat. Nicht immer ſchildern ſie uns bloß die Sehnſucht des eignen Herzens nach dem göttlichen Urquell, ſondern ſie entfalten auch die ſideriſchen Wunder der Schöſang überall in ihrem herrlichen Reichthum. Nur in lyriſchen Sinnbildern laſſen ſich dieſe ewigen Geheimniſſe der Offenbarung ausſprechen, und dieſe höchſte lyriſche Gattung iſt daher auch die eigentliche Sphäre für die chriſtliche Dichtkunſt; dagegen jede chriſtliche Nachbildung oder Aneignung der alten Epopöe und mythiſchen Dichtung in ihrer heidniſchen Form ſchon in der erſten Anlage den Keim des Mißlungenen mit ſich trägt. Aus dieſer höchſten Region mag ſich aber allerdings dieſes göttliche Licht der chriſtlichen Schönheit, wie ein heller Morgenſtern über alle Blumengefilde der Fantaſie und über das ganze Gebiet der Poeſie verbreiten und alles im Geiſte der Liebe neu verklären.

Kann es eine Poeſie des Unſichtbaren geben, der man es anfühlt, daß ſie nicht von dieſer Welt iſt, ſo iſt es nur dieſe Poeſie der Wahrheit und der göttlichen Geheimniſſe. Die wahre ſymboliſche Dichtkunſt iſt nicht immer und überall, eine kunſtloſe Natur- und unbewußte Volks- oder auch bloße Sagen-Poeſie, der wir ihre nächſte Stelle nach der erſten ſchon angewieſen haben und in hohen Ehren laſſen wollen. Jene erſte aber iſt vielmehr eine nicht bloß mit der äußern Bilderhülle ſpielende, ſondern zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wiſſende Poeſie. Wenn uns daher unſer naturphiloſophiſcher Freund, den Realismus von der dichteriſchen Seite gezeigt hat, und als Grundlage der Fantaſie und Quelle einer neuen tieferen Naturpoeſie darſtellen wollte; ſo wäre zu wünſchen geweſen, und bliebe noch übrig, nur einen Schritt weiter zu gehen und uns zum Spiritualismus zu erheben. Das heißt, zu jener Denkart, welche der Offenderung, ſo wie jeder alten, wenn auch nur Platoniſchen Theologie zum Grunde liegt; von der auch, weil es der allgemeine Glaube der Urwelt war, die deutlichſten Spuren, aus den Bruchſtücken jedweder älteſten, indiſchen, nordiſchen oder helleniſchen Poeſie noch häufig einzeln hervorblicken. Der Spiritualismus aber iſt die Lehre von der dreyfachen Grundkraft des göttlichen und des menſchlichen Talents, oder von dem vereinigten Wirken und Leben des Geiſtes und der Seele in Gott und ſeinem ewigen Worte.

Nur auf dem Grunde dieſer Anſicht von den drey Principien des innern Lebens, kann auch die Idee der Poeſie vollſtändig und ganz erfaßt werden, wie ich es hier anzudeuten verſucht habe. Aus dieſer vollſtändigen Idee des Ganzen aber werden dann alle die übrigen Ideen für die verſchiedenen Arten und Aeußerungen, Formen und Hervorbringungen der Poeſie von ſelbſt erfolgen und leicht in künſtleriſche Anwendung für jedes Einzelne zu bringen ſeyn.

Antonio. Wir dürfen alſo nun nichts mehr wünſchen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludoviko. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte im voraus zu conſtruiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in Ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meynen. Doch weiß ich ſelbſt aus eigner Erfahrung das Gegentheil. Ich darf ſagen, daß einigemal der Erfolg meinen Erwartungen von einem beſtimmten Gedicht entſprochen hat, was auf dieſem oder jenem Felde der Kunſt nun eben zunächſt nothwendig oder doch möglich ſeyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieſes Talent beſitzen, ſo werden Sie mir alſo auch ſagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder ein wahrhaft antikes Trauerſpiel zu bekommen.

Lothario. Es iſt mir im Scherz und auch im Ernſt willkommen, daß Sie dieſe Aufforderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meynung der andern wieder urtheile, ſondern wenigſtens noch dieſes Eine aus eigner Anſicht zum Gaſtmahl beytrage. Wenn erſt der innre Naturſinn der alten Götter- und Heldenſage, als Rieſenſtimme der Urzeit auf dem Zauberſtrome der Fantaſie zu uns herübertönend, durch den Geiſt einer ſelbſt lebendigen und auch das Leben klar verſtehenden Philoſophie, uns näher enthüllt und auch für uns wieder erneut und verjüngt ſeyn wird; ſo kann es möglich ſeyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären, durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu feſſeln. Es wäre dabey ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt, ja ſogar rathſam; ungefähr ſo wie ſie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Markus. Trimeter laſſen ſich in unſrer Sprache ſo vortrefflich bilden, wie Hexameter. Aber die choriſchen Sylbenmaße ſind, fürchte ich, eine unauflösliche Schwierigkeit.

Antonio. Wenn Sie den hohen Geiſt der alten tragiſchen Kunſt nicht ohnedas in unſrer Form und Sprache und Versart einheimiſch zu machen wiſſen, durch die rhythmiſchen Kunſtſtücke wird er ſich nicht bannen laſſen. Darüber waren wir, glaube ich, vorhin ſchon einig geworden.

Camilla. Und warum ſollte der Inhalt durchaus immer mythologiſch, warum dürfte er nicht auch geſchichtlich ſeyn?

Lothario. Weil wir bey einem geſchichtlichen Gegenſtande nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geiſt des Alterthums ſchlechthin widerſpricht. Der Künſtler würde da auf eine oder die andre Art gegen die alte Tragödie oder gegen die romantiſche den kürzern ziehen müſſen.

Ludoviko. Es giebt geſchichtliche Momente, die wie ein Gebilde und Gedicht der Fantaſie auf uns wirken, und ſchon in dem nackten Umriß, in den rohen faktiſchen Grundzügen dieſen vollen Charakter kühner Poeſie an ſich tragen. Auf dieſes Gepräge aber und innre Vorwalten der Fantaſie kommt es eigentlich an, und nicht darauf, ob die Begebenheit wirklich geſchehen iſt oder erdichtet. So tritt aus der helleniſchen Geſchichte, Alexander der Große, wie ein zweyter Achilles, in poetiſcher Heldengeſtalt hervor, und ſein kurzer Siegeslauf geſtaltet ſich von ſelbſt zur tragiſchen Dichtung. Dagegen ließe ſich vielleicht ein oder der andre mythiſche Gegenſtand auffinden, dem eine wirklich nüchterne hiſtoriſche Trockenheit beywohnt, ſo daß er nicht zur Poeſie geeignet wäre.

Camilla. So hoffe ich doch, daß Sie die Niobe zu den glücklichſten und herrlichſten mythologiſchen Gegenſtänden rechnen werden. Ich kann mir recht denken und mich darin vertiefen, wie in dieſem verſteinernden Schmerz und erhabenen Muttergefühl die allgemeine Trauer des Daſeyns auf eine recht große Weiſe ausgedrückt ſeyn könnte.

Lothario. Wie in jenem bewunderten Gebilde der Antike, welche uns den tragiſchen Schmerz und Untergang in ſolchen Schöne und hohen Anmuth darſtellen. Nur verhüte die Charis, welche die tragiſche Kunſt vor allen andern beſeelen und beherrſchen ſoll, daß jene ſchmerzliche Verſteinerung nicht auch auf den Dichter und ſein Werk oder die Hörer unvermerkt mit übergeht.

Markus. Ich würde noch lieber einen Prometheus wünſchen. Dieſer denkende Titane, wie er ſich den Göttern zum Trotz ſeine Menſchen bildet, iſt recht ein Vorbild für den modernen Künſtler und Dichter, im Kampf gegen ein widriges Geſchick oder eine feindliche Umgebung.

Ludoviko. Statt der kaukaſiſchen Felſen, dürfen Sie den neuen Prometheus dann nur an irgend eine von unſern Theaterbühnen feſſeln und anſchmieden laſſen; da wird ihm der titaniſche Uebermuth ſchon vergehen.

Antonio. Ich würde unmaßgeblich zu einem ſolchen tragiſchen Verſuch, die alte Fabel vom Apollo und Marſyas vorſchlagen. Sie ſcheint mir ſehr an der Zeit zu ſeyn; oder eigentlicher zu reden, iſt ſie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfaßten Litteratur. Von allen Seiten vernehmen wir das kritiſche Geſchrey geſchäftiger Scythen, oder die ungeberdigen Jammertone des alten Marſyas, wie man ihm ſeine gewohnte Haut entreißen will; ſelten aber nur berührt ein harmoniſcher Laut von Apollo's göttlicher Leyer unſer horchendes Ohr.

Amalia. So laſſen Sie uns lieber den ſchönen Garten unſrer neuen Poeſie ſorgfältig verſchließen, damit wir nichts vernehmen von dem widrigen Lärm da draußen auf den Gaſſen und von dem litterariſchen Jahrmarkte herüber. Da wollen wir dann ungeſtört und einſam wandeln unter den hohen Cedernbäumen, uns an dem Duft der blühenden Pomeranzenhaine erquicken, in den lieblichen Roſengängen verweilen, oder das Auge an der prachtvollen Hyacinthenflur weiden.

Lothario. Dort mögen wir wohl auch, wenn das Geräuſch des Tages vorüber iſt, am ſtillen Abend gemeinſam luſtwandelnd, beym milden Sternenſchein, die Harmonie der himmliſchen Körper betrachten, damit das Echo des geiſtigen Wohllauts in der eignen Bruſt erwache, und wir den Nachhall vom ewigen Sphärengeſang in irdiſcher Poeſie vernehmen.

Camilla. Und ſo wollen wir hier für heute unſer Geſpräch beſchließen, bis eine glückliche Muſe uns wieder zuſammen führt.

Inhalt.

Seite.
I. Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie. 1795—1796.
Vorrede 7

Erſtes Kapitel.

Von dem gegenwärtigen verworrnen Zuſtande der modernen Dichtkunſt; und wo die Aufgabe derſelben zu ſuchen ſey. Von dem Princip der Künſtlichkeit in dem Urſprunge und in der Entwicklungsgeſchichte, ſo wie in den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der neueren Poeſie; und von der vorherrſchenden philoſophiſchen Richtung, beſonders in der tragiſchen Kunſt der Neuern. 25

Zweytes Kapitel.

Weitere Entwicklung und Entgegenſtellung des Intereſſanten mit dem Schönen. Einwürfe der Gegner über die Aufgabe der modernen Dichtkunſt, und deren mögliche Auflöſung. Von der Annäherung zum objektiven Schönen; und von der Möglichkeit einer neuen Wiedergeburth der Poeſie. Von dem Bedürfniß einer vollkommnen Anſchauung für die Kunſt, neben der Theorie, wie die Werke der Griechen ein ſolches Urbild darbieten. 71

Drittes Kapitel.

Kurzer Abriß von dem Ideal des Schönen in den Werken der griechiſchen Dichtkunſt, und von ihrer claſſiſchen Vollkommenheit; von dem früheſten Zeitalter der erſten Naturentfaltung, bis zu der ſpätern Epoche der ſchon entarteten Kunſt, durch-

Seite.

alle Stufen der alten Bildung hindurch, nach dem ganzen Entwicklungsgange und Kreislaufe derſelben; und wie auf der Höhe der vollendeten tragiſchen Kunſt der Gipfel des höchſten Schönen erreicht worden. 102

Viertes Kapitel.

Einwendungen gegen die griechiſche Poeſie; beſonders wegen ihrer ſittlichen Flecken und Mängel. Verſuch einer Grundlegung zu einer vollſtändigen Theorie des Häßlichen und Kunſtwidrigen nach allen ſeinen Arten, als Gegenſatz zu der Idee des Schönen in der Kunſt. Beantwortung und Prüfung jener Einwürfe und Fehler. 144

Fünftes Kapitel.

Von den Fehlern und Irrthümern in der Nachbildung der antiken Dichtkunſt, und von den Schwierigkeiten, welche dem modernen Dichter dabey überhaupt im Wege ſtehen. Beſchluß des Ganzen; von der Wiedergeburth der neuern Poeſie, beſonders für Deutſchland. 172

II. Geſpräch über die Poeſie. 219

Berichtigung.

S. 9. Z. 14. und 15. ſtatt, dieſer Sammlung; l. derſelben.

8 P. germ 765/16.

Schlegel

P.o.germ. 745

Friedrich Schlegel's
ſämmtliche Werke.

Sechster Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Anſichten und Ideen
von der
# chriſtlichen Kunſt.

Vorrede.

Es iſt mit dem Sinn für die bildende Kunſt nicht wie mit der Empfänglichkeit für die Poeſie, welche von der Natur aus eigentlich allen Gemüthern eingepflanzt iſt; und wo gar keine Spur und Regung mehr davon gefunden wird, da iſt die Anlage dazu nur durch den ſchweren Druck des äußern Lebens, durch einen zu künſtlichen Mechanismus deſſelben, oder ein Uebermaaß des abſtracten Denkens erſtickt und abgeſtumpft worden. Denn die Fantaſie, mit allen aus ihr hervorgehenden Gefühlen der Erinnerung und Anklängen der Ahndung, iſt ein weſentliches Glied und Element des Menſchengeiſtes überhaupt, welches leicht bey der erſten anſprechenden Berührung hervortritt und wie von ſelbſt wiedertönt. Um das Schöne in den materiellen Künſten aber richtig zu empfinden, iſt jene allgemeine Fantaſie nicht hinreichend; ſondern es wird dazu eine eigenthümliche Richtung, eine beſondre Verſchmelzung und Durchdringung derſelben mit dem für jede dieſer Künſte beſtimmten Sinnenorgan erfordert. In dem äußern Sinn an ſich liegt es auch nicht; es kann jemand ein vollkommen gut gebautes und organiſch geſundes, ja ausgezeichnet ſcharfes Auge oder feines Gehör haben, ohne daß damit irgend eine Wahrnehmung des Schönen oder der eigentliche Sinn für die Kunſt verbunden wäre. Erſt durch jene an ſich kaum weiter erklärbare magiſche Durchdringung des Sinns und der Fantaſie, von welcher der erſte Grund nur in den verborgenen Tiefen der Organiſation und in der beſondern Beſchaffenheit der unſichtbaren geiſtigen Lebenskraft zu ſuchen iſt, wird das Auge innerlich hell für das Schöne in dem Gebilde der äußern Erſcheinung, oder auch das Ohr empfindlich und geöffnet für den Geiſt der Töne, und allen ſeinen Harmonieenzauber.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir gelehrte Forſcher, große Denker und ſelbſt Dichter von Genie, dieſen Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt oftmahls gänzlich entbehren, und ihn auch nach einer lebenslänglichen Beſchäftigung mit den Gegenſtänden derſelben, nie recht erwachen oder für immer eine ſchiefe Richtung nehmen ſehen. Der Sinn für das mahleriſche

Schöne wie für die Muſik muß der Seele angebohren ſeyn; wo er aber urſprünglich vorhanden iſt, da erwacht und entfaltet ſich das Gefühl dafür zugleich mit dem Anblick des Schönen, und die Idee der Kunſt läßt ſich nur an den Anſchauungen derſelben entwickeln.

Wer daher eine neue Anſicht und eigenthümliche Idee von der Kunſt mittheilen will, und aufzuſtellen hat, der muß uns ſo viel als möglich in den ganzen Kreis ſeiner Kunſtanſchauungen vollſtändig einzuführen ſuchen; denn ſonſt bleibt es in der gewöhnlichen Art, bey allgemeinen Begriffen, und abſtracten Redensarten und ermangelt das rechte innige tiefe Verſtändniß. Den erſten Anfangspunkt meiner Kunſtanſchauungen gewährte mir die Antiken-Sammlung zu Dresden, und nur über dieſen Anfang will ich hier noch einige Worte zur Einleitung erwähnen. In dem erſten Jünglingsalter von etwa ſiebzehn Jahren, bildeten die Schriften des Plato, die tragiſchen Dichter der Griechen, und Winkelmanns begeiſterte Werke, meine geiſtige Welt und die Umgebung, in der ich lebte, und wo ich mir, in meiner dichteriſch nachdenkenden Einſamkeit, wohl oft auch nach jugendlicher Art, die Ideen und Geſtalten der alten Götter und Helden in der Seele vorzubilden verſuchte. Im Jahre 1789. gelangte ich freyen Muthes zum erſtenmale zur Anſchauung in jener kunſtgebildeten Hauptſtadt, und war eben ſo glücklich als erſtaunt, die lang erſehnten antiken Göttergebilde nun wirklich vor mir zu ſehen, unter denen ich oft Stundenlang verweilte und umherwandelte, beſonders auch in der unvergleichlichen Sammlung der Mengſiſchen Abgüſſe, welche damahls im Brühliſchen Garten, noch wenig geordnet, befindlich war, und wo ich mich oft einſchließen ließ, um deſto ungeſtörter zu bleiben. Es war aber nicht die hohe Schönheit der Form allein, welche meine im Stillen genährte Erwartung erfüllte und übertraf, ſondern noch weit mehr ſetzte mich das Leben und die Bewegung an dieſen Olympiſchen Marmorbildern in Erſtaunen; denn das hatte ich mir in meinem einſamen Nachſinnen nicht ſo vorſtellen und als möglich denken können. Dieſe unvergeßlichen erſten Eindrücke blieben nun die feſte dauernde Grundlage für meine Studien des claſſiſchen Alterthums in den nächſtfolgenden Jahren.

Unter den Gemählden der Dresdner Gallerie, ſprachen mich in jener erſten Zeit nur diejenigen an, welche durch eine große Compoſition und einfache Hoheit der Form und des Ausdrucks, am meiſten noch der Antike gleichen, die mich damals faſt ausſchließend anzog und erfüllte. Erſt bey einem erneuerten Aufenthalte zu Dresden im Jahre 1798. nachdem mir die romantiſchen Dichter des Mittelalters und der tiefe geiſtige Liebesſinn ihrer Poeſie mehr klar geworden war, fing ich an, auch das eigentlich mahleriſch Schöne in den Gemählden der großen Meiſter und die verborgenere Anmuth der Seele zu empfinden, ſo wie den magiſchen Zauber der Farbe, welchen man nur durch die Liebe verſtehen lernt. Noch erhöhter und mannichfaltiger ausgebreitet, entfaltete ſich dieſer neu erwachte Sinn und die Liebe für Gemählde bey meinem letzten Aufenthalte in Dresden, im Frühjahre 1802; unmittelbar ehe ich Gelegenheit fand, die große Pariſer Sammlung zu betrachten und einige Jahre hindurch in oft wiederhohlter Anſchauung zu durchforſchen. Daher finden ſich denn noch dieſe häufigen Rückblicke auf die Dresdener Kunſtſchätze in den Pariſer Gemähldebeſchreibungen, welche nebſt den zu Kölln entworfenen Grundzügen der gothiſchen Baukunſt, den vollen Mittelpunkt meiner reichhaltigſten Kunſtanſchauungen bilden, und zugleich der Anlaß wurden, die ſo lang verkannten und verlohrnen, und nun wieder ans Licht gebrachten Ideen von der chriſtlichen Kunſt und Schönheit, aus den Beyſpielen ſelbſt für die wichtigſten Momente hinreichend zu entwickeln. Wohl hätte ich aus einer ſpätern Zeit die Erinnerungen einer kurzen, aber durch die Umſtände ſehr reichhaltigen, Reiſe nach Italien im Jahre 1819, ſo wie auch einige Vorleſungen für Künſtler, über den Begriff der chriſtlichen Schönheit, jenen frühern Arbeiten gleich hier anzufügen gewünſcht; aber der Raum hat es nicht geſtattet, und beydes muß einem nachfolgenden Bande dieſer Sammlung vorbehalten bleiben, da die ſorgfältige Ueberarbeitung und Erneuerung jener erſten Grundwerke mich weiter geführt, und mehr Ausdehnung gewonnen hat, als ich erwartete.

I.

Gemähldebeſchreibungen
aus
Paris und den Niederlanden,
in den Jahren
1802 — 1804.

Erſte Sendung.

Von dem Lokal und dem zu Paris vereinigten Kunſtkörper alter Gemählde; ſo wie von dem Standpunkte dieſer Darſtellung. Von einigen Werken der älteren italiäniſchen Schule, und von dem eigenthümlichen Kunſtcharakter und allegoriſchen Geiſt des Corregio. Von der Verwandtſchaft des Corregio mit dem Leonardo, und von deſſen Styl und Schule. Von der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Porträt bey den ältern Mahlern, bey Holbein und Leonardo, bey Titian und Raphael. Erſte Andeutungen vom Charakter des Raphael überhaupt; und Beſchluß von einigen altdeutſchen Gemählden von Johann van Eyck, Hemmelink und Dürer.

An einen Freund in Dresden.

Im Herbſt, 1802.

Ich werde Dich zuerſt ſo genau als es möglich iſt, mit dem Lokale bekannt machen, um Dir ſodann eine Ueberſicht von den Gemählden zu verſchaffen, die gegenwärtig hier aufgeſtellt ſind.

Das Louvre iſt ein altes, und wenigſtens von der Seite, wo man zu dem Muſeum eingeht, nichts weniger als großartiges, vielmehr formloſes und trauriges Haus, wie es ſich in den verfloßnen Jahrhunderten für ſtreng iſolirte und in Förmlichkeit herrſchende Monarchen, in einer verworrnen und kleinlichen Zeit, ſchicken mochte. Auch iſt es auf dieſe Weiſe in den Jahrbüchern der Geſchichte bekannt, und keinesweges eingerichtet, ein Tempel der herrlichſten aller bildenden Künſte zu ſeyn. Durch eine kleine Seitenthür geht man ein zu der Verſammlung der ſchönſten Gemählde, die vor kurzem noch den mütterlichen Boden Italiens zierten. Man ſteigt eine Treppe hinan, und tritt dann zuerſt in einen runden, von oben vortreflich erleuchteten Saal, in welchem nur italiäniſche Werke aufgeſtellt ſind. Zur Rechten deſſelben befindet ſich eine lange, ſchmale Gallerie, welche faſt die ganze Länge des an der Seine ſich hinziehenden Flügels einnimmt, welcher das Louvre mit den Tuilerien verbindet. Zuvörderſt hat man ſich hier durch die Gemählde der franzöſiſchen Schule zu arbeiten; alsdann folgen die holländiſchen und niederlandiſchen, denen man auch das wenige zugeſellt hat, was von altdeutſchen Werken vortrefliches hier zu ſehen iſt. Den Beſchluß machen die Italiäner, hier findet man die Werke von Raphael und was dem verwandt iſt, und auch die Schule der Caraccis beyſammen; und man würde an der Anordnung überhaupt nichts zu tadeln haben, wenn nur die Beleuchtung nicht faſt überall noch weit unter dem Mittelmäßigen wäre. Nach dieſer langen Gallerie folgt in derſelben Richtung noch eine kleinere, wo ſich die Gemählde befinden, die gegenwärtig nicht ausgeſtellt ſind, und an welchen eben jetzt reſtaurirt wird, wie die Madonna di Foligno, und die Transfiguration von Raphael. Hier liegen übereinander gelehnt an der Wand die fromm gedachten Meiſterwerke Perugin's und des lieblichen Johannes Bellin, von wenigen geſehen, und auch nur von wenigen erkannt und bewundert! Kehre nun in Gedanken zurück zu dem runden Saal, dem einzigen, wo die Gemählde in der That ſehr gut und hinreichend beleuchtet ſind. Zur Rechten war der lange Saal, und in der Folge der kleinere wo retouchirt wird; zur Linken iſt noch ein Saal mittlerer Größe; hier ſind die Zeichnungen der alten Meiſter, die Cartons von Raphael und Julio Romano, einige Gemählde in Waſſerfarben; und in der Mitte, auf koſtbaren Tafeln von Lapis Lazuli und Marmor mit Moſaik, ſieht man einige der ſchönſten hetruriſchen Vaſen.

So wie ich es da beſchreibe, war es im Julius und Auguſtmonath 1802; es iſt hier alles in ſteter Veränderung und auch die Kunſtwerke theilen die allgemeine Beweglichkeit. Alſo iſt es denn auch ſchon in dieſem Augenblicke nicht mehr ganz ſo, wie ich es zur bleibenden Ueberſicht eben entworfen habe. In dem runden Saale, und dem worin die Zeichnungen zu ſehen waren, hat das Alterthum für den Augenblick weichen müſſen, um den Verſuchen moderner Mahler Raum zu geben. Die Kunſtwerke ſind weggenommen, um das an die Stelle zu ſetzen, was wir bey uns eine Ausſtellung nennen. Einige Monathe werden noch vergehen, ehe wir die geliebten Bilder die alte Stelle wieder ausfüllen ſehen, oder andre, die derſelben würdig ſind. Man wird in der nachfolgenden Nachricht durchaus den Zuſtand zum Grunde gelegt finden, welcher in der genannten Zeitepoche Statt fand. Ich werde mich durchgängig auf die Kataloge beziehen, die jenen Zuſtand darſtellen, wiewohl ſeitdem auch in der langen Gallerie bedeutende Veränderungen gemacht worden ſind. *) Man hat nämlich eine große Zahl guter und be-

---

*) Die drey Kataloge, auf deren Nummern ich mich im Text dieſer Gemähldebeſchreibungen beziehe, ſind folgende: 1) Der den

rühmter Bilder weggenommen, welche wie man ſagt, beſtimmt ſind, die Palläſte der Tuilerien und zu St. Cloud zu verſchönern. Ich nenne nur vorläufig einige der wichtigſten aus der italiäniſchen Schule, als die Fortuna von Guido, Rinaldo und Armida, Aeneas und Anchiſes von Dominichino, die Hochzeit der heiligen Katharina, und die Antiope von Corregio, an deren Stelle einige andre vorzügliche Gemählde gekommen ſind, welche bisher in dem runden Saal hingen, oder auch ſolche, die zwar in dem Katalog der langen Gallerie angegeben, aber doch nicht zu ſehen waren. Ich habe dieſes gleich zu Anfang erwähnen wollen, weil ich nicht wieder darauf zurückzukommen denke. Es wird aber, denke ich, hinreichend ſeyn, um jeden zu überzeugen, wie unmöglich es ſey, alles was hier iſt, vollſtändig zu überſehen und es im Auge zu behalten. Dazu kommen nun noch die Verſendungen in die Departements. Dahin zu reiſen ſind, wie mich Viſconti verſichert, auch mehrere Stücke von Perugino beſtimmt, vermuthlich weil ſie für Paris nicht gut genug ſind. Es wird dieſes unglaublich ſcheinen und ich wünſchte wohl ſelbſt es widerſprechen zu können.

---

runden Saal; Notice de plusieurs precieux tableaux recueillies a Venise, Florence, Turin et Foligno etc. exposés dans le grand salon du Musée; ouvert le 18 Ventose an X. 2) Zur die lange Gallerie; Notice des tableaux des ecoles Françaiſe et Flammande dont l'ouverture a eu lieu le 16 Germinal an VII et des tableaux des ecoles de Lombardie et de Bologne, dont l'exposition a eu lieu le 25 Messidor an IX. Zur den Saal der Zeichnungen; Notice des desseins originaux, esquisses peintes, cartons, gouaches etc. exposés en Messidor de l'an X.

Ich weiß, es wird Dir willkommen ſeyn, daß ich Dir Nachricht geben will, von den merkwürdigſten alten Gemählden, die hier zu ſehen ſind; ich hoffe es wird aber dieſe Nachricht auch für diejenigen einiges Intereſſe haben können, die in der Anſicht der Kunſt vielleicht nicht ſo übereinſtimmend mit mir denken wie Du, oder einige andre Freunde. Zuvorderſt wird eine einigermaßen vollſtändige Nachricht von dem, was in einer beſtimmten Zeit hier ausgeſtellt war, für denjenigen ſchon einen hiſtoriſchen Werth haben, der das, was wir oben über die Veränderlichkeit und Beweglichkeit aller hieſigen Dinge erinnert haben, in gehörige Erwägung ziehen will; und zweytens wird durch jede neue Ausſtellung und Zuſammenſtellung alter Gemählde ein eigner Körper gebildet, wo manches dem Liebhaber in einem neuen Lichte erſcheint, was er bisher nicht ſo klar geſehen hatte.

Alle Kunſtwerke einer Gattung gehören zuſammen, und ſie ſelber erklären ſich gegenſeitig am beſten. Aber wie weit umher ſind nicht die Glieder dieſes göttlichen Körpers zerſtreut? Vielleicht darf ſich auch nicht Einer rühmen, daß er alles wichtige auch nur geſehen habe. Und wer, der es hier und da zerſtreut, dennoch wirklich alles geſehen hätte, vermöchte wohl es klar und in lebendiger Gegenwart im Gemüthe zu faſſen? Es muß ſich alſo jeder beſcheiden, nur einen Theil des großen Ganzen der alten Mahlerey umfaſſen zu können, und er wird wohl thun, ſeinen eignen eigenthümlichen Standpunkt d. h. den Kreis deſſen, was er angeſchaut hat, dabey recht beſtimmt zu bezeichnen. Eben darum habe ich es keinesweges geglaubt, verbergen zu müſſen, daß ich mich in dem

Pariſer Muſeum nicht ſelten an die Dresdner Gallerie erinnerte. Eine Erinnerung, die mir beſonders für den Corregio ſehr wichtig war, da beyde Sammlungen mit Werken dieſes tiefſinnigen Künſtlers gleich reichlich verſehen ſind; Werke, die nur in ihrer gegenſeitigen Beziehung erſt verſtändlich werden, und die mir auch abweſend ſo friſch im Gemüthe ſind, als ob ſie vor meinen Augen ſtänden. Aber auch für den Raphael war mir die Kenntniß der Dresdner Gallerie wichtig, denn das daſelbſt befindliche Mutter Gottesbild dieſes Meiſters bleibt einzig, auch nach allem, was man hier von ihm ſehen kann.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich ein Bekenntniß ablegen, nicht ſo wohl für Dich, der Du meine Geſinnung überhaupt, und alſo auch in dieſem Punkte hinreichend kennſt, als für andere, welche dieſe Nachrichten und Kunſtbeſchreibungen, mit Aufmerkſamkeit zu leſen der Mühe werth achten werden. Ein Bekenntniß, welches zugleich die Gränzen beſtimmen ſoll, von dem, was mir in dieſer Darſtellung zu leiſten möglich ſeyn wird, und die Grundſätze darſtellen, welche mich bey dem, was ich zu leiſten vermag, leiten werden.

Ich habe vorzüglich nur Sinn für den alten Styl in der chriſtlichen Mahlerey; nur dieſe verſtehe ich und begreiſe ich, und nur über dieſe kann ich reden. Von der franzöſiſchen Schule und von den ganz ſpäten Italiänern will ich nicht ſprechen, aber ſelbſt in der Schule der Caraccis finde ich nur ſelten ein Gemählde, das mir eine wahre Kunſtanſchauung und Erweiterung meiner künſtleriſchen Ideen gewährte, worüber ich alſo etwas Beſtimmtes und Eigentliches zu ſagen wüßte. Ich habe alle Gemählde des Muſeums, alle ohne Ausnahme, mehr als einmahl betrachtet, aber wie viele vergeſſe ich nicht gleich, nachdem ich mich ſie zu betrachten gezwungen habe! Die letzten, die mir eine Anſchauung gewähren, bezeichnet eben dieſe Schule. Und doch geſtehe ich, daß die oft erzwungne, mehrentheils kalte Anmuth des Guido nichts unwiderſtehlich Anziehendes für mich hat, und daß mich das Roſen- und Milchglänzende Fleiſch des Dominichino allein noch nicht bezaubert; ſo wie dieſes gewöhnlich bey dieſem Meiſter gefunden wird, wo nicht die tiefere Wahrheit des Ausdruckes und Charakters hinzukömmt, wie in den gründlicher ausgeführten Werken deſſelben. Kommt man von franzöſiſchen, holländiſchen oder ganz modernen Produkten, ſo ſcheint uns der Styl dieſer Bilder groß und edel; kommt man aber von der Betrachtung der alten italiäniſchen oder deutſchen Gemählde, ſo würde es ſchwer ſeyn, dabey zu verweilen. Ich habe über dieſe Mahler kein Urtheil, wenn man nicht etwa das für eines wollte gelten laſſen, daß damahls ſchon die Mahlerey nicht mehr vorhanden war. Titian, Corregio, Julio Romano, Andrea del Sarto, Palma und andre der Art, das ſind für mich die letzten Mahler. Das Genie läßt ſich freylich nicht in geometriſch abgemeßne Gränzen einzäumen und abſondern, und auch die Geſchichte der Kunſt hat, wie jedes freye Leben, und deſſen treue Darſtellung, ihre Unregelmäßigkeiten. Man findet einzelne Hervorbringungen von den größten Meiſtern der alten Kunſt, welche von geringerem Gehalt ſind und ihren Geiſt nur in ſehr unvollkommener Beſchränkung ausſprechen; dann wieder hier und da ein Werk von einem ſpätern, oft auch minder berühmten Mahler, welches uns, einzeln in ſeiner Vortrefflichkeit, in Erſtaunen ſetzt, und nahe an das Höchſte der Kunſt hinanreicht. *)

Keine verworrene Haufen von Menſchen, ſondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiß vollendet, welcher dem Gefühl von der Würde und Heiligkeit der höchſten aller Hieroglyphen, des menſchlichen Leibes, natürlich iſt; ernſte und ſtrenge Formen in ſcharfen Umriſſen, die beſtimmt heraustreten, keine Mahlerey aus Helldunkel und Schmutz in Nacht und Schlagſchatten, ſondern reine Verhältniſſe und Maſſen von Farben, wie in deutlichen Accorden: Gewänder und Coſtume, die mit zu dem Menſchen zu gehören ſcheinen, ſo ſchlicht und naiv als dieſe; in den Geſichtern aber, der Stelle, wo das Licht des göttlichen Mahlergeiſtes am hellſten durchſcheint, bey aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, oder vollendeter Perſönlichkeit der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmüthige Einfalt und Beſchränktheit, die ich geneigt bin, für den urſprünglichen Charakter der Menſchen zu halten; das iſt der Styl der alten Mahlerey, der Styl, welcher mir, ich bekenne hierin meine Einſeitigkeit, ausſchließend gefällt, wenn nicht irgend ein großes Motiv die Ausnahme rechtfertigt, wie beym Corregio oder den

---

*) Ein recht auffallendes Beyſpiel für dieſe Behauptung gewährt unter andern die heil. Juſtina von Pordenone in der kaiſerlichen Gemähldeſammlung zu Wien. Dieſer verſtändige Venetianer nimmt neben den großen Meiſtern der Kunſt im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stelle der zweyten Ordnung ein; in jenem Bilde aber iſt das Höchſte der Mahlerey in ſeltner Vollkommenheit erreicht.

andern großen Meiſtern, welche den neuen Styl zuerſt begründet und veranlaßt haben.

Ich habe vorläufig wenigſtens den Beziehungspunkt angegeben, in welchem ich die Gemählde betrachtet habe, von denen ich jetzt einige Rechenſchaft geben will, indem ich mit dem runden Saal den Anfang mache.

Was mir am meiſten darin auffiel, waren zwey Gemählde von Fra Bartholomeo, einem Meiſter, der mir bis dahin noch unbekannt war, Nr. 28. und 29; der heilige Markus ſitzend mit dem großen Buche in der Hand, und Chriſtus, umgeben von den vier Evangeliſten. Eine kühne Begeiſterung, man möchte wohl ſagen, ein flammendes Andachtsfeuer, leuchtet aus beyden Werken hervor und ergreift das innerſte Herz. Geſtalten, wie die des heil. Evangeliſten Markus, ſind wenige nur zu denken, geſchweige denn zu mahlen fähig. Ich halte dieſes nicht für den wahren Charakter der Mahlerey; und die ſtille, ſüße Schönheit des Johannes Bellin, oder des Perugino ſtehen in meiner Anſicht eigentlich höher. Hat aber nicht Raphael ſelbſt ſeinen Geiſt an der Feuerquelle des Fra Bartholomeo heller entzündet; iſt nicht auch bey ihm jene Begeiſterung oft das innre Princip und die beſeelende Lebensflamme ſeiner geprieſenſten Werke? — Unſtreitig iſt der lehrende Chriſtus in Lebensgröße von Bellin zu Dresden, ſtrenger, reiner, eben darum erhabener und göttlicher, als der des Bartholomeo. Dort glauben wir ganz beſtimmt denjenigen zu ſehen, der die Liebe verkündigte, aber auch gekommen war, das Schwerdt in die Welt zu bringen, deſſen vernichtender Blick bis in die Tiefe der Herzen den Feind des Guten erſpähete und verfolgte; ſo wie dieſer hingegen könnte auch ein andrer Prophet geſtaltet ſeyn. Ausführung, Geſtalt, Züge, Farbe und Haare, alles entſpricht beym Fra Bartholomeo jenem Grundcharakter einer kühnen Begeiſterung.

Vor keinem Gemählde habe ich öfter und länger verweilt, als vor zwey allegoriſchen Bildern des Mantegna, die ſich ſchon ehedem hier befanden, Nr. 39 und 40. Das erſte ſtellt uns die neun Muſen tanzend auf grünem Grunde vor, welches eine vortrefliche Wirkung thut; zur Rechten des Zuſchauers ſteht Merkur mit dem Pegaſus, beyde wunderlich reich geſchmückt und geputzt, zur Linken der zum Tanze ſpielende Apollo, der auf einem Blocke ſitzt, über ihn, in der Höhle eines Felſens, Vulkan in ſeiner Werkſtätte, mit drohender Gebehrde nach der höchſten Mitte des Gemähldes, wo man über den tanzenden Muſen den Gott Mars neben der ganz nackenden Venus ſieht, beyde aufrecht ſtehend vor einem Bette, gerade den Zuſchauer anſchauend; neben ihnen Amor, der nach dem Vulkan hin das Feuer der Eiferſucht herabbläßt. Zu beyden Seiten des kleinen Berges, auf welchem Mars und Venus thronen, zwey Felſen, welche die Seiten des Gemähldes bilden, und reich ſind an allegoriſchen Beziehungen und Andeutungen, welche es nicht leicht ſeyn würde alle zu entziffern. Doch ſieht man wohl, daß derjenige Fels, welcher die Werkſtätte des Vulkans enthält, mehr die innere Tiefe der bildenden Kunſt und Natur bezeichnen, der an der Seite, wo Merkur mit dem Pegaſus ſteht, in ſeinen grün umkränzten Abtheilungen und Einfaſſungen, hingegen den heitern Frühling der Poeſie in das Gemüth bringen ſoll. Das Verhältniß der Farben iſt beynah grell und die Formen, wie es ſich bey dieſem Künſtler denken läßt, ſind ſtreng und herbe. Venus und einige der Muſen ſind jedoch von unvergleichlicher und faſt erhabener Schönheit. Julio Romano hat, in ſeinem Gemählde der tanzenden Muſen, das gegenwärtige wohl zu benutzen gewußt. Sehr ausgezeichnet iſt die jüngſte der Muſen, die bachantiſch mit fliegendem Haar, in den leichteſten Formen des zierlichſten Körpers einher ſpringt. Herrlich mit dem Rücken und Schenkeln gewendet ſind einige der mehr heroiſch geſtalteten Muſen, in der Mitte ſchaut eine, hergewendet mit dem Kopf, gerade auf den Zuſchauer; das edelſte Geſicht, aber ernſt und traurig, und etwas trauriges fühlt man in jeder Phyſiognomie dieſes Bildes. Die Allegorie deſſelben iſt leicht und deutlich, und nicht ſo ſeltſam als in dem Seitenſtück deſſelben aus der chriſtlichen Sphäre Nr. 40.

Heilige Frauen, gewaffnet oder mit Fackeln vorſchreitend, und von Engeln begleitet, jagen die Laſter vor ſich her in ein Meer, welches den Vorgrund des Gemähldes bildet. Zur Linken ſehen wir den Baum des Lebens, in den Stamm verliert ſich die Bildung eines weiblichen Körpers; zur Rechten in den Wolken ſieht man die heidniſchen Tugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, die wieder zur Erde kehren. Die Handlung geht vor ſich am Ufer des benannten Gewäſſers, vor und zwiſchen mancherley Lauben und Gängen, an welche ſich der Baum des Lebens ſchließt, und durch die man weiter in den Hintergrund ſchaut, wo dieſelbe Scene, wie die ungeſtalteten Laſter von jenen beſſern Weſen verjagt und verfolgt werden, fortgeſetzt und wiederholt wird. Die Allegorie kann auch hier nicht dunkel ſeyn; wir haben die Hauptperſonen unter den Prieſterinnen des guten Princips ohne Zweifel auf die chriſtliche Dreyheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu deuten, und wenn wir manche Form von der höchſten Schönheit bemerken, ſo iſt das nicht mehr, als ſich von dieſem Mahler erwarten läßt. Sehr merkwürdig und ſehr ſeltſam iſt aber die abſichtliche Häßlichkeit, Mißgeſtalt und Unförmlichkeit der Weſen, welche die Laſter vorſtellen, und welche zum Theil ihre beſtimmten Nahmen an der Stirne tragen, als Ignorantia, Ingratitudo, Inertia u. ſ. w. Die letzte iſt ohne Arme, und ſo ſind auch andre mißgeſchaffen und willkührlich zuſammengeſetzt; in der Luft ſchweben böſe Geiſter, fliegende Kinder, welche wie Fledermäuſe oder andres eckelhaftes Gewürm geſtaltet ſind. Ich wüßte das Ganze nicht ſchicklicher und nicht größer zu vergleichen, als mit den Allegorieen und Bildern des Dante in der Hölle. Hier iſt ein handgreiflicher Beweis, wie ein Mahler, der die idealiſche Schönheit kannte, abſichtlich auch das Häßliche nachbildete, als nothwendiges Element in dem Kampf des guten und böſen Princips, welchen anſchaulich zu machen nicht ſelten die Abſicht oder das Beſtreben der alten Mahler war. Vergleicht man dieſe beyden Werke, die in der gleichen Manier ſind, die Figuren ungefähr einen Fuß hoch, mit der berühmten Madonna della Vittoria deſſelben Meiſters, ſo muß man erſtaunen über ihre Schönheit, Lieblichkeit und Vollendung; ſie unterſcheiden ſich ſo ſehr davon, daß man vermuthen möchte, ſie ſeyen aus einer ſpätern Epoche ſeiner Bildung, als jenes Werk, vielleicht abſichtlich der Manier eines andern jüngern anmuthigeren Meiſters nachgebildet. Gewiß iſt es, daß ſie weniger von dem ſchönen Styl des Bellin entfernt ſind.

Es ſind nun über dieſe beyden Meiſter noch einige allgemeine Bemerkungen zu machen; die erſte über die Bilder des Mantegna, wie gut ſich mit der Allegorie, wenn dieſelbe nicht darnach ſtrebt, die ewige Harmonie, in reiner Heiterkeit und Freude abſpiegelnd, in Sinnbildern zu wiederholen und zu vervielfältigen, ſondern ſich vielmehr auf Gegenſätze, meiſtens auf den des Guten und Böſen in ihrem Kampfe bezieht, eine innig gefühlte Traurigkeit und ſentimentaler Ausdruck verträgt. Die Bilder des Fra Bartholomeo aber, ſind ihrer äußern Beſtimmung nach, Kirchenbilder, und ſie können uns anſchaulich machen, wie leicht und wie natürlich dieſe Gattung, zu einer Zeit, als noch die Wahrheit des Gefühls für dieſe Gegenſtände ganz lebendig war, dahin führen konnte, die Begeiſterung der Andacht zum Princip des Mahlers zu machen. Späterhin, als die fromme Geſinnung nicht mehr dieſelbe war, mußte die Wirkung oftmahls eher nachtheilig ſeyn, indem der Künſtler, wo er nun für den Gegenſtand nichts mehr fühlte, doch den Zwang der Aufgabe und der gegebenen Bedingung deſto drückender empfand, und ſein Produkt dadurch nicht ſelten in Gezwungenheit oder Spielerey gerieth, oder doch kalt blieb.

Vom Titian ſah man viele vortrefliche Gemählde in dem runden Saal. Das größte und auffallendſte darunter iſt Nr. 69. ein ſehr großes Stück von gewaltiger Wirkung; zwey heilige Männer, die von Räubern überfallen und ermordet werden. Oben ſieht man einige Engel, welche die Palmenzweige für die Märtyrer in den

Händen halten. Die Schönheit der Landſchaft und des Himmels, und das Ergreifende der Wahrheit ſcheinen mir den Werth dieſes Gemähldes auszumachen. Man glaubt wirkliches Leben vor ſich zu ſehen; und wäre es wirklich, ſo würde man wieder ſagen: Wie mahleriſch! Welch ein Gemählde! So faßt und bildet er die Menſchen auch in ſeinen Portraits, daß ſie recht ins Auge treten, daß ſie ſich mahleriſch darſtellen, ein Gemählde machen, aber freylich in einer edleren Bedeutung, als dieſe Ausdrücke haben, wenn man ſie auf Portraite der modernen Zeit anwendet. Sicher iſt es, daß ihn das in dieſer Gattung unterſcheidet, und daß Holbein und Leonardo im Portrait ganz und gar nicht ſo verfahren. Ich bin ſehr geneigt dieſe Neigung zu dem, was ins Auge fällt, was Wirkung macht, für den eigentlichen Charakter ſeines Kunſtgenies zu halten. Du weißt, wie ich mir ſchon ſeit langer Zeit die Manier des Corregio dadurch glaube verſtändlicher gemacht zu haben, daß ich ihn für einen muſikaliſchen Mahler hielt. Wie natürlich iſt es an ſich, daß der Geiſt der verſchiedenen Künſte bey ihrer innigen Verwandſchaft und urſprünglichen Einheit ſich oft gegenſeitig zu vertauſchen und zu verwechſeln geneigt ſeyn kann! Wir wollen dieſes vor der Hand weder tadeln noch loben; genug es iſt ſo, und unſer Streben geht darauf aus, zunächſt nur dieſes zu erkennen und vor allen Dingen die Mahler ganz ſo zu verſtehen, wie ſie wirklich waren, und wie ſie ſelbſt es meinten. Giebt es nun muſikaliſche Mahler, giebt es andre, die mehr im Geiſte der Plaſtik oder ſelbſt der Architektur gemahlt haben, ſo ſehe ich nicht, warum nicht auch Mahler vorzugsweiſe pittoresk ſeyn könnten, ſo daß der Charakter der Mahlerey ſich in ihnen, ſtatt in das Gebiet andrer Künſte auszuſchweifen, vielmehr noch inniger zuſammendrängte und gleichſam von neuem in ſich ſteigerte. Für den Titian aber würde dieſer Begriff nur in einer niedern Bedeutung gelten können, wo das Mahleriſche durch die Neigung zu dem, was am ſtärkſten ins Auge fällt, ſchon nicht mehr weit vom Theatraliſchen iſt; wenn wir nämlich dieſen Begriff des dramatiſch Lebendigen, und für das Auge in klarem Schauſpiel hervortretenden, ganz rein auffaſſen und zu dieſem Behuf jeden nicht hieher gehörigen Nebenbegriff von Erzwungenheit oder unnatürlicher Uebertreibung davon ausſcheiden dürfen. Wenigſtens was die letzte Manier dieſes Künſtlers und das erwähnte große Bild betrifft, ſcheint dieſes der Fall zu ſeyn. Zwey Madonnen mit dem Kinde Nr. 71. und Nr. 72. aus der alten Sammlung, gehören unſtreitig einer frühern Zeit an und gefielen mir ungleich beſſer, da eine Kreuzesabnehmung in der langen Gallerie (Nr. 941) mehr an die Mahlerey des ſchnellhändigen Paul Veroneſe erinnert. Jene beyden kleinen Stücke ſind heiter, kindlich, beſcheiden, und nicht ſo theatraliſch. Die Pilger von Emaus Nr. 73. ſtehen gleichſam in der Mitte dieſer beyden Manieren. Die Wahrheit ſcheint hier der vornehmſte Zweck des Künſtlers geweſen zu ſeyn; man könnte es wohl in gewiſſem Sinn mit den niederländiſchen Gemählden des häuslichen Lebens vergleichen; aber freylich iſt es reiner und edler gedacht und ausgeführt und alſo bey einer ſcheinbar großen Aehnlichkeit doch gar ſehr verſchieden. Ganz in dieſer Farbenbehandlung, mit eben dem Streben nach auffallender Wahrheit, nur noch mehr auf den Effect gemahlt, iſt die Dornenkrönung in der langen Gallerie (Nr. 940).

Ich habe dieſe Gemählde gleich hierher gezogen, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen; die Portraite hingegen, welche man in dem Katalog des runden Saals angegeben findet, laſſe ich noch zurück, ſo wie auch die hier aufgeſtellten Werke von Raphael, um ſie alle gemeinſchaftlich zu betrachten.

Von vielen Mahlern beſonders der ſpätern Epoche jener alten Zeit müſſen wir uns bekennen, daß ſie in der zum Grunde liegenden Idee ihrer Werke, und in der Schönheit und Einfalt des Styls ziemlich bald entſchieden geſunken und entartet ſind, wie ſehr ſie auch in der Ausführung und Meiſterſchaft des Materiellen ſich gleich geblieben ſeyn, oder ſogar noch ſtete Fortſchritte gemacht haben mögen; ſo daß wir ihr eigenthümliches Genie meiſtens nur in ihren früheren Werken rein und unverdorben ſehen. Aber nicht leicht war mir dieſes bey einem andern auffallender als beym Titian.

Ich ſah in dem Zimmer, wo retouchirt wird, noch ein ſchönes Gemählde des Titian, unſtreitig aus jener erſten Manier, und in demſelben verjüngten Maßſtabe, wie die erwähnten beyden Madonnen. Es ſtellt einige nackte Frauen in einer Landſchaft dar, wo Männer am Boden ſitzen und ſich mit Muſik ergötzen. Die weiblichen Formen ſind etwas ſehr breit und gediegen, aber die Behandlung iſt kräftig. Ich glaube hier eine allgemeine Eigenſchaft dieſes Mahlers zu bemerken: eine Neigung zur wollüſtigen Carnation geht keinesweges wie beym Corregio dahin, das Fleiſch bis zur Durchſichtigkeit zu verklären und dadurch das Gefühl der Lüſternheit auszudrücken und anzuregen, ſondern er ſucht vielmehr durch Gediegenheit, Maſſe und ungleich reinere Wahrheit der Farbe unſer Auge zu faſſen und zu erfüllen. Jene Durchſichtigkeit führt dagegen unfehlbar von dem wahren Begriff der Carnation ab, und nöthigt den Künſtler die urſprüngliche reine Farbe des Fleiſches in grünliche oder in bläuliche und röthliche Schattirungen ſpielen zu laſſen.

Nach allen dieſen ſehr vorzüglichen Werken des Titian, würde ich dennoch nur eine viel zu geringe Meinung von ihm bekommen haben, hätte mich nicht ein Chriſtuskopf deſſelben eines beſſern belehrt, der ſeit einiger Zeit in dem langen Saale aufgehängt worden, aber im Katalog noch nicht angegeben iſt. Hier erſcheint in Wahrheit die Schönheit der Farbe ſo rein und ſo deutlich, daß man alle Lobſprüche, welche dem Titian in dieſer Rückſicht gegeben worden ſind, verſteht und billigt. Es iſt als Portrait behandelt, daher auch ungleich jüdiſcher, aber doch faſt eben ſo ſtreng in Form und Ausdruck, als der Chriſtus von Bellin in Dresden; das ſcharfe ſchwarze Auge beſonders. Es iſt ganz im Profil. Das Symbol der Dreyeinigkeit an der ſeegnend aufgehobnen Hand, der milde Sonnenſchein um das Haupt, erinnert an die höhere Deutung und Heiligkeit des ſonſt ſo perſönlich dargeſtellten Gottmenſchen; und der reine blaue Himmel im Hintergrund, das kühne Dunkelblau, und helle Roth des Mantels, das kräftige Schwarz der Haare und des Barts und das reine Gelbbraun der Carnation vollenden das Ganze zu einer farbigen Hieroglyphe.

Eine Kreuzesabnehmung von Andrea del Sarto und zwey dramatiſche Gemählde aus der Geſchichte Joſephs, von eben demſelben, haben viel Vorzügliches, beſonders die letzten. Ich nannte ſie dramatiſch, weil ſie, wie es bey den alten Mahlern nicht ſelten iſt, mehrere Momente derſelben Geſchichte darſtellen, ſo daß dieſelben Perſonen auf demſelben vier oder fünfmahl in verſchiedenen Handlungen und Stellungen vorkommen. Sie ſind aber alle in kleinem Maaßſtabe, und alſo auch die des Hintergrundes, wenn gleich noch etwas kleiner, nicht gar ſehr verſchieden.

Ungleich anziehender und tiefer aber iſt ein Gemählde des Palma Vecchio Nr. 45. Ein Hirt, der das Chriſtkind anbetet; die Landſchaft im Hintergrunde iſt ſchön behandelt, nach Art der ältern italiäniſchen Gemählde. Der Hirt iſt von einer Wahrheit und Innigkeit, die ſich nicht beſchreiben läßt; er iſt ganz Anbetung, Gefühl, treue Ergebenheit und Freude. Die Kleidung iſt abſichtlich arm und einfältig, die Geſtalt aber edel.

Von Julio Romano iſt ein herrliches Bild zu ſehen Nro. 35; die Beſchneidung des Chriſtkindes. Ein Gedränge meiſtens ſchöner, faſt durchaus fröhlicher oder doch zufriedner Menſchen, in einem auf das üppigſte ausgeſchmückten Tempel; ich weiß nicht, ob der ſtrenge Sinn der älteren Mahler eine ſolche Umgebung für dieſen Gegenſtand gewählt, oder gebilligt haben würde. Aber das Eigenthümliche dieſes römiſchen Künſtlers, ſeine Neigung zur heidniſchen Fülle und Pracht, die ſeinen hohen Sinn ſo vorzüglich beherrſchte und beſeelte, ſpricht mit einer ſchönen Deutlichkeit daraus hervor. Ich finde denſelben Charakter, noch glänzender nur, in der triumphirenden Fülle des feſtlichſten und reichſten Lebens, in den großen

Cartons zu Tapeten, die im Saale der Zeichnungen zu ſehen waren; und einen ſehr nahe verwandten in den Tapeten des Raphael ſelbſt, die wir in Dresden ſo oft gemeinſchaftlich betrachteten. Sie befinden ſich wie Du weiſt, auch hier,“ und waren am Feſte des heil. Rochus in der Kirche deſſelben ausgehängt, aber nur kurze Zeit, ſo daß ich mich aus der Erinnerung kein Bild davon zu entwerfen getraue. Es waren alle die, welche in Dresden befindlich ſind, ebenfalls auch hier zu ſehen; Stellenweiſe ungleich beſſer erhalten, Stellenweiſe aber auch weit ſchlechter; außer dieſen dann noch einige, die dort nicht vorhanden ſind, in demſelben Style behandelt, aber nicht alle eben ſo ſchön. Haben nicht etwa beyde, Raphael und Julio Romano aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft, oder hat nicht der Lehrer ſich bisweilen herabgelaſſen, abſichtlich in der Manier des Schülers zu arbeiten, ſo kann man vom Julio Romano nicht mehr rühmen in ſeinen beſten Gemählden, als daß der Charakter und der Geiſt ſeines Meiſters darin iſt. Es darf dieſes aber auch mit Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, und iſt ganz in Raphaels Charakter, der die verſchiedenſten Arten und Manieren der Darſtellung mit großer Biegſamkeit anzunehmen und in ſie einzugehen wußte, indem er ſie alle durch die ihm vor andern eigenthümliche Schönheit der Formen und liebevolle Begeiſterung und Anmuth neu zu beſeelen wußte. Und dieſes gilt von ihm ſeit der erſten Periode, wo ſeine früheren Jugendwerke oft noch ſchwer von denen ſeines Meiſters Perugino zu unterſcheiden ſind, bis zu der letzten, wo das gefährliche Beyſpiel des Michael Angelo auch ihn einigermaßen mit ſich fortriß.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09680/004

Dieſe Neigung aber zu der Fülle von Leben und Bildung des alten Heidenthums, womit Julio Romano die chriſtlichen Gegenſtände faſt jederzeit auszuſchmücken ſucht, und die ſich bis auf die Umgebungen und Verzierungen zu erkennen giebt; dieſe Neigung glaubte ich ſelbſt in der heiligen Familie Nro. 36. wahrzunehmen, und würde in meinem Eindruck und Gefühl keine Veranlaſſung finden, an dem Urheber zu zweifeln, wenn es nicht anders hiſtoriſche Gründe ſind, welche einige Beurtheiler veranlaßt haben, dieſes Gemählde, wie im Katalog angegeben wird, dem Raphael oder einem andern Schüler deſſelben beyzulegen.

Ich werde nunmehr, da ich Dir meine Betrachtungen über die Gemählde der langen Gallerie vorlegen will, um nicht durch die Verwirrung der einzelnen Anſchauungen zu ermüden, nicht mehr wie bisher Stück vor Stück durchgehen, ſondern alles unter gewiſſe allgemeine Kapitel ordnen, nach den Künſtlern oder nach der Gattung, der Schule oder Nation, welcher ſie angehören, oder auch nach allgemeineren Geſichtspunkten.

Den Anfang aber mache ich mit dem Corregio, welchen zu verſtehen, ich mich ſchon lange bemüht habe. Schon daß es nicht leicht iſt, kann dazu reizen; doch will ich auch nicht läugnen, daß ich eine Vorliebe für ihn habe, und daß ich ihn unter gewiſſen Bedingungen allerdings ſehr hoch zu ſtellen geneigt bin. Gelehrte und in Rom gebildete Künſtler ſind meiſtens nicht dieſer Meinung, und tadeln dieſen Mahler nicht wenig, weil ſeine Schöpfungen, dem was ſie Richtigkeit der Zeichnung und idealiſche Geſtaltung nennen, oft nicht entſprechen. Ich würde mehr

Gewicht auf dieſe Urtheile legen, wenn ich nur nicht bemerkt hätte, daß die Urtheilenden die Abſichten dieſes Künſtlers durchaus nicht verſtehen, ja wohl gar nicht bemerken, weil ſie ſich nicht die Zeit laſſen, ſeine Werke gehörig zu betrachten. Vor der Hand fordere ich nur das, daß man ihn aufmerkſam betrachten und verſtehen ſolle; das übrige wird ſich dann ſchon von ſelbſt finden. Und es dürfte leicht ſeyn, daß eben dieſe Abſichten in das, was das innerſte Weſen und die eigentliche Idee der alten italiäniſchen Mahlerkunſt iſt, ſo tief eingreifen, daß dagegen jene an ihrer Stelle und in gehöriger Anwendung allerdings gültigen Forderungen richtiger Zeichnung und edler Form, hier nur aus Mißverſtand ſo oberflächlich zum Tadel des großen Meiſters angewandt werden.

Zuvörderſt will ich nur das Eine bemerken, daß man die Gemählde des Corregio nicht verſtehen kann, außer in ihrem gemeinſchaftlichen Zuſammenhange. Eines erklärt das andere, und viele beziehen ſich auf einander. In Dresden ſind die wichtigſten Werke von dieſem Mahler, da lernt man ihn leichter verſtehen; doch gewähren auch die hieſigen Reichthümer eine reiche Nachleſe, und ſie haben mir vollends über allen Zweifel klar gemacht, was ich ſchon dort zu fühlen glaubte.

Corregio hat nicht nur, wie Leonardo, auf faſt allen ſeinen Geſichtern ein ähnliches Lächeln, ſondern er wiederhohlt auch auf verſchiedenen Gemählden nicht ſelten dieſelben Geſichter, die in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ſich wieder zeigen, und unverkennbar dieſelben ſind. So iſt auf dem Märterthum des heil. Placidus und der heil. Flavia Nro. 758. das Geſicht der letzten ganz und gar daſſelbe, wie das der eher häßlich als ſchön zu nennenden Alten auf der berühmten Nacht. Der Engel in der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten Nro. 754. gleicht ganz dem einen der beyden großern zur Seite der Madonna auf dem heiligen Sebaſtian zu Dresden. Die Katharina auf dem Gemählde Nr. 756, welches die Verlobung derſelben mit dem Chriſtkinde darſtellt, und die Magdalena auf dem Hieronymus Nr. 755. erinnern an die Madonna auf dem St. Georgio zu Dresden, die ſo reizend und beynah ſcherzend lächelt; andrer Beziehungen und Aehnlichkeiten nicht zu gedenken, die ſchon mehr modificirt ſind, und nicht vollkommne Gleichheiten und Wiederhohlungen, ſondern nur Variationen gleichſam eines und deſſelben Thema's, einer ſehr deutlich hervorſcheinenden Grundform bilden. Du wirſt auch unter denen in Dresden befindlichen Gemählden, in gegenwärtiger Anſchauung, viele dergleichen Beziehungen wahrnehmen können, über die ich in der Abweſenheit und aus der Ferne nicht ins Einzelne geben kann.

So wie es Dichter giebt, deren Gedichte unverkennbar unter einander verbunden ſind, und bey noch ſo großer Verſchiedenheit der äußern Form und des Stoffs der einzelnen Werke, dennoch eine abſichtliche Beziehung auf einander verrathen, ſo daß ſie alle mehr oder weniger ein und daſſelbe Grundgewebe nur fortzuſetzen ſcheinen und eigentlich nur Ein Gedicht zu nennen ſind; ſo wie ſie nur wenige Charaktere von auffallender Familienähnlichkeit uns in veränderten Verhältniſſen immer wiederbringen, und weniger im Thema, das oft ſehr einfach iſt, als in den mannichfaltigſten Variationen deſſelben, den Reichthum ihrer dichtenden Fantaſie entfalten; ſo hat auch Corregio gemahlt. Seine Geſtalten ſind ihm, was dem Muſiker die Töne, der aus ſo wenigen eine Welt von Gefühlen hervorzulocken weiß; eben ſo auch dieſer tiefſinnige Mahler. Wie beſchränkt auch der Kreis ſeiner Formen war, und wie einfach die Methoden der Umwandlung, ſo wußte er doch eine nicht leicht zu erſchöpfende Fülle von Gedanken damit anzudeuten.

Was andern Mahlern oft mit Recht der letzte Zweck iſt, die Formen, die Geſtalten; dieſe ſind dem Corregio nur Mittel, einzelne Töne, Sylben oder Worte zum Ausdruck für den Gedanken des Ganzen. Alle ſeine Bilder ſind allegoriſch, oder wenn dieſes für die große Mannichfaltigkeit ſeiner Gemählde zu allgemein und zu unbedingt ſcheinen möchte, ſo darf ich doch ſagen; Allegorie iſt das innere Streben, der Zweck, der Charakter ſeiner ganzen Kunſtmanier. Und zwar jene Art der Allegorie, die darauf ausgeht, den unendlichen Gegenſatz und Kampf des Guten und des Böſen deutlich zu machen; denn daß hier nicht von der gemeinen Allegorie die Rede ſeyn kann, die in den Lehrbüchern und in den Köpfen der gegenwärtigen Mahler faſt allein unter dieſem Namen gekannt und gemeint wird, die Allegorie nähmlich, wenn ſie anders noch dieſen Nahmen verdienen kann, welche nicht das Unendliche andeuten, ſondern einzelne abſtracte, alſo beſtimmte und beſchränkte Begriffe in Sinnbilder überſetzen will; daß von dieſer ſage ich hier gar nicht die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Am auffallendſten iſt die Allegorie in der berühmten Nacht, und der Gedanke derſelben erklärt zugleich, was außerdem Verwunderung erregen muß, wie der Mahler, der doch ſonſt Anmuth und Schonheit zu kennen und zu lieben zeigt, ſo ganz häßliche Geſtalten habe bilden konnen, wie die Alte und den bejahrten Hirten im Vorgrunde links. Es wollte der Künſtler andeuten, daß dieſes zur Rettung der Menſchen beſtimmte Kind, wie ein göttlich helles Licht in die finſtre Nacht der verdorbnen Welt erſchienen ſey. Um dies auszudrucken, iſt die einzige Beleuchtung, die man faſt allein in dieſem Gemählde zu bemerken pflegt, ſehr tiefſinnig gewählt, keinesweges aber etwa bedeutungslos nur beſtimmt, die Geſchicklichkeit des Kunſtlers im Helldunkel ſehen und bewundern zu laſſen. Was war in dieſer Anſicht der Sache nothwendiger, als nicht blos die Freude über den Glanz der göttlichen Erſcheinung aus dem Reiz und dem Lächeln einiger ſchönen Geſichter und Geſtalten zurückleuchten zu laſſen, ſondern auch die Häßlichkeit der entarteten und in Finſterniß verſunkenen, trüben, irdiſchen Welt, die ſolch' eines errettenden Lichtes bedurfte, in einigen andern Perſonen zu vergegenwärtigen und in Erinnerung zu bringen? Und daß er dieſe Schlechtigkeit der irdiſchen Welt vorzüglich als Gemeinheit aufgefaßt hatte, und uns darſtellt, darüber müſſen wir ſeinen richtigen Verſtand loben. Das und nichts anders iſt offenbar die Meinung und die Abſicht des Kunſtlers geweſen. Aber ſchwerlich werden diejenigen, welche in die Anſicht der Religion, nachdem ſie ihrem Herzen fremd geworden iſt, ſich auch nicht einmahl mit der Fantaſie hinein verſetzen können, jemahls dahin gelangen, die alten Mahler zu verſtehen. Jener Gedanke, der in der beruhmten Nacht des Corregio ausgedrückt iſt, gehört übrigens zu den allereinfachſten und natürlichſten, ja er wird faſt nicht fehlen konnen und mehr oder minder überall hervortreten, wo die chriſtliche Anſicht herrſchend iſt. Viel weiter von dem gewohnlichen Gleiſe entfernt, iſt die Abſicht und Bedeutung in den beyden andern groſſen Altarblättern zu Dresden in dem St. Georgio und dem Sebaſtian. In dem erſten iſt die Maria in einer Freundlichkeit und Heiterkeit dargeſtellt, die an kindlichen Muthwillen gränzt. Hier iſt alles reine Freude, Leichtſinn und Lächeln im heitern Himmel; darum iſt Perſpektiv und Colorit ſo hell und ſo durchſichtig, und darum iſt das Gemählde oben von den üppigſten und glühendſten Früchten und Blumengewinden umkränzt. Hier kann der Mahler ſehen, was eigentlich Blumenſtücke ſind, was ſie im Ganzen eines Bildes wirken und bedeuten ſollen, da ſie, wenn man das einzelne Glied, was nie geſchehen ſollte, aus ſeiner Stelle, als mitwirkendes Element in dem organiſchen Ganzen der Kunſt herausreißt, dann nur noch als eine untergeordnete Gattung erſcheinen können. Dergleichen giebt es nicht; wenn aber, was nur Theil eines vollſtändigen Gemähldes ſeyn kann, ſelbſt ein Werk für ſich ſeyn ſoll, ſo verliehrt es nothwendigerweiſe ſeine Bedeutung, und alſo auch ſeine Würde. Auf dem St. Georgio tritt nichts ſo reizend aus dem Ganzen hervor, als der Leib des Kindes vorn auf dem Bilde, das Lächeln der Maria und die liebliche Geſtalt des Johannes; es iſt das gleichſam der muſikaliſche Grundaccord des Ganzen. Es iſt unläugbar, Corregio iſt ein Mahler, der ſchöne Stellen hat, und wenn gleich vielen, nach einſeitigen Begriffen, dieſes eher ein Grund zum Tadel als zum Lobe ſcheinen dürfte, ſo weiß ich doch recht wohl, daß dies weſentlich und nothwendig mit den bemerkten Eigenſchaften zuſammenhängt, welche das Weſentliche ſeiner Manier bilden; ich meyne das Muſikaliſche und die Neigung zur Allegorie. Auch ſind jene ſchönen Stellen nicht zufällig dort, wo ſie ſind, ſondern mit tiefer Ueberlegung und Abſicht gerade dahin gelegt, nicht um der bloßen ſinnlichen Schönheit willen, ſondern um den Gedanken oder das tiefe individuelle Gefühl des Ganzen ſo klar als möglich auszuſprechen. So heiter und ganz freundlich aber auch dieſes Bild von Corregio erſcheint, ſo iſt doch im heiligen Georg ſelbſt, und auch ſonſt, eine Erinnerung an den, auf allen ſeinen Gemählden vorherrſchenden oder durchſchimmernden Gegenſatz und Kampf des guten und des böſen Princips auch hier noch übrig. Aber freylich iſt es nicht der ſchreyende Gegenſatz des himmliſchen Lichtes und dunkler Häßlichkeit, wie in der Nacht; vielmehr iſt wenig Accent darauf gelegt, und das böſe Princip erſcheint ganz überwunden, das gute aber in ungeſtörter Heiterkeit. Weit ſtärker tritt dieſer Gegenſatz auf dem heiligen Sebaſtian hervor, worin übrigens die Mutter Gottes, wie ſich aus der Vergleichung der ſie hier umgebenden Glorie mit der gewöhnlichen ergiebt, im Glanze der Sonne, als bibliſches Sinnbild vom wahren Glaubenslicht der ewigen Liebe, dargeſtellt erſcheint; und warum wollten wir zweifeln, daß der Mahler, der Licht und Finſterniß, als das Göttliche und das Böſe, gedacht hat, nicht auch das Weſen des erſten in jener dem Lichte verwandten Geſtalt nach herkömmlicher kirchlicher und ſchriftgemäßer Bilderſprache erkannt und ſich ſelbſt ausgedrückt habe? *)

---

*) Jene Zuſammenſtellung von Licht und Finſterniß, von dem gu-

Jene drey großen Kirchenbilder, von denen ich keinesweges annehmen möchte, daß ſie der Zeit nach ſehr verſchieden ſeyen, ſondern die im Gegentheil aus der Maſſe der übrigen durch ihre innere Aehnlichkeit in der Verſchie-

---

ten und böſen Princip, tritt in keinem Gegenſtande mahleriſcher Darſtellung ſo deutlich und in ſo reicher Entwicklung hervor, als in den Gemahlden vom Weltgerichte, wo auf der einen Seite die teufliſche Verworfenheit oder Verzweiflung der Verdammniß, auf der andern die himmliſche Verklärung der Seeligen, den ſtärkſten nur irgend denkbaren Gegenſatz bilden. Eben darum gehört auch dieſer Gegenſtand zu den älteſten, und bildet eine der primitiven Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerey. Lange ehe Michael Angelo durch ſeine rieſenhafte Darſtellung dieſer letzten Weltſchickſale ſeine Zeit und die Kunſt ſelbſt in Erſtaunen ſetzte; hatte noch in der demüthigen Kindheit der Kunſt, der ſinnige Angelico, auf dem beſchränkten Raum von wenigen Quadratſchuhen, in mehreren ſeiner kleinen Bilder, das Gericht des Herrn, nach ſeiner frommen Art zu entwerfen verſucht. Und wenn man gleich an den Gruppen der Verdammten wohl ſieht, daß es nicht in ſeinem Charakter lag, dieſe glücklich nachzubilden; ſo iſt dagegen in den Chören der Seeligen, wie er ſie mehrmahls gebildet, entweder mit den Engeln tanzend, oder wie ſich Liebende, die auf Erden getrennt waren, dort wieder finden, eine wahrhaft himmliſche Fantaſie ſichtbar; und auch der Ausdruck im Geſicht des Erlöſers, wo die unerbittliche Strenge des Richters doch mit der tiefſten Liebe gepaart erſcheint, iſt ungleich wahrhafter, als in den Darſtellungen der ſpätern, großen Meiſter, die dabey oft in das Theatraliſche verfallen ſind. Wie alt aber dieſer Gegenſtand in der chriſtlichen Kunſt ſey, erhellt unter andern aus der Geſchichte des heil. Cyrillus und Methodius, von denen berichtet wird, daß als ſie hingingen, um den König von Bulgarien und die andern ſlaviſchen Völker dortiger Gegend zum Chriſtenthum zu bekehren, ſie ſich dabey beſonders auch eines Gemahldes vom jüngſten Gerichte bedient haben, um dieſen Heiden den Begriff von dem himmliſchen Lohn der Frommen und der ewigen Verdammniß der Gottloſen recht anſchaulich zu machen.

denheit ſelbſt, ſich natürlich zuſammenſtellen, wie Glieder Einer Dichtung; jene drey großen Kirchenbilder, die Nacht, der heilige Georg und der Sebaſtian ſind gleichſam der Text zu allem, was ſich ſagen läßt über den Corregio, nämlich über ſeine zweyte Manier. Das einzige unter ſeinen Gemählden, was unläugbar aus einer frühern ſeyn muß, iſt das göttliche Kirchenbild zu Dresden mit dem Johannes dem Täufer und dem heil. Franciscus. Dieſes Bild, welches mancher vielleicht allen Werken deſſelben Meiſters aus der zweyten Manier vorziehen dürfte, ſteht durchaus allein, und kann gar nicht mit dieſen verglichen werden, entfernt ſich auch ungleich weniger von dem Style der ältern Mahler. Jene drey Bilder nannte ich den Text zu einer Charakteriſtik der Manier des Corregio; einen reichen, ſehr reichen Commentar aber bietet uns das Pariſer Muſeum dar.

Zuerſt finden wir hier zwey beſchränktere Bilder, dem Umfange und auch dem Inhalte nach. Der Gegenſatz, der ſonſt immer der Vorwurf des Corregio bleibt, iſt hier gleichſam getrennt und aufgelöſt; das eine ſtellt uns die reine Freude dar, das andre nichts als den bitterſten Schmerz. Das erſte iſt eine Verlobung der Katharina mit dem Chriſtkinde; hinter der Katharina ſteht der heil. Sebaſtian, der freudig zuſchaut. Ich weiß weiter nichts darüber zu ſagen, als daß die lächelnde Anmuth des Corregio hier beynah ganz zur reinen Schönheit verklärt und veredelt iſt. Im fernſten Hintergrunde iſt in ganz kleinen Figuren der Tod des heil. Sebaſtian mehr angedeutet als dargeſtellt; und noch eine andre, vermuthlich doch auf die Katharina zu beziehende, Geſchichte des Märterthums, welche ich nicht recht zu entziffern weiß. Tritt man nicht ganz nahe hinzu, ſo ſieht man dieſe Figürchen gar nicht, beſonders da der Hintergrund ſehr nachgedunkelt hat. Es iſt nur ein Knieſtück, oder wie ſoll ich es nennen, die Figuren ſind nur bis auf die Bruſt und Hände zu ſehen, aber gewiß iſt es eines der vorzüglichſten Werke dieſes Meiſters, von einer klaren Schönheit, die auch denen einzuleuchten pflegt, welche ſonſt den Corregio nicht verſtehen. Noch weit tiefſinniger aber ſcheint mir das zweyte der beyden erwähnten Bilder, eine Kreuzesabnehmung. Es pflegt von den Mahlern und auch von denen, die bloß nach dem gegenwärtigen Gefühl, ſonſt oft am richtigſten urtheilen, nicht wenig getadelt zu werden, weil in Wahrheit alle die Perſonen, welche um die Leiche Chriſti verſammelt ſind und in Klagen ausbrechen, ohne Ausnahme entſchieden häßlich ſind, wenigſtens von häßlicher Gebehrde, wenn gleich von dieſer abgeſehen, keinesweges von unedler Form. Ein ſo aus dem Innerſten laut hervorſchreyender Schmerz und mit dieſer ergreifenden und erſchütternden Wahrheit, kann wohl nicht anders als entſtellen. Welcher andre Schmerz aber wäre hier an ſeiner Stelle und dem Gegenſtande angemeſſen? Den Klagenden entzog der Mahler die Schönheit, die er ihnen wohl hätte zu geben vermocht, wenn ſeine tiefe Weisheit es nicht beſſer geachtet hätte, ſie alle über den Leichnam des Erlöſers auszugießen. Ich habe mehrere vor das Bild geführt, die es beym erſten Eindruck abgeſchreckt hatte, und ſie haben mir alle geſtehen müſſen, daß der entſeelte Körper des Erlöſers unausſprechlich ſchön ſey, und gar nicht ſchöner ſeyn konnte; und doch iſt es eine Leiche, eine Leiche in jedem Umriß, und jeder Stelle, aber noch beſeelt von Schönheit und ſchmerzlicher Wehmuth, ein lebendiges Bild des liebevollſten Todes. Wie viel wahrer, wie viel tiefer iſt das gedacht, als wie andre geringere Mahler, den Leichnam des Erloſers unſerm Auge zum Gegenſtand des Eckels und Abſcheus darzulegen, und daneben etwa zum Erſatz eine Magdalena zu ſtellen, in eitler Schönheit und eben ſo eitlen Thränen, ohne die innige Tiefe des Schmerzens! So oberflächlich erſcheint mir ſelbſt das Gemählde des Andrea del Sarto uber dieſen Gegenſtand, wenn ich es mit dem des Corregio vergleiche. Doch würde es faſt unbillig ſeyn, dieſe Vergleichung gegen den ſonſt ſo verdienten Kunſtler durchzufuhren, eben weil Corregio hier das einzig Rechte ſo ganz getroffen hat, daß man nach dem ſeinigen kein andres deſſelben Inhalts mehr mit Beyfall anſehen kann. Die beyden Kirchenbilder, welche hier von demſelben Meiſter befindlich ſind, enthalten auch manchen Anlaß zum Nachdenken, beſonders die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Die Mutter ſchöpft Waſſer aus einer lebendigen Quelle, der Vater bricht Fruchte von einem Palmbaum, welche das Kind oder der Knabe mit der einen Hand empfangt, im übrigen aber den Trank aus der Schaale der Mutter erwartet. Seine Hände, bilden ſeegnend erhoben, das gewöhnliche Symbol der Dreyeinigkeit. Man tadelt in dieſem Bilde gewöhnlich die Wolken, als zu körperlich und ſchwer; ſie ſind es auch, aber gewiß nicht ohne Abſicht. Das ſehe ich wohl, der Künſtler hat in dem Baum, von dem der Vater die Frucht bricht, Engel, Wolken und Zweige des Baums gleichſam zu einem Gewebe und Kranz verflochten, der zugleich die obere Umkränzung des Gemähldes bildet; und er hat ſie ſo verflechten wollen, daran zweifle ich nicht. Doch getraue ich mir in dieſen zuſammengeſetztern und willkührlichern Allegorieen nicht ſo ihm nachzudenken, und was er meynte, in Worten auszudrücken. Das Bedeutende in der Stellung des Sohnes, wie er zwiſchen Frucht und Trank getheilt da ſteht, mit der Hindeutung auf die Dreyeinigkeit, iſt deſto merkwürdiger, weil es ſich in der Skizze zu dieſem Gemählde nicht findet, die unter den hieſigen Zeichnungen zu ſehen iſt, und überhaupt mehrere Abweichungen enthält; ſo iſt das Kind auch ungleich mehr ausgebildet und älter.

Eben daſelbſt (Nr. 64. a. und b.) ſah man zwey kleine Gemählde in Waſſerfarbe von demſelben Meiſter, wovon das eine den Sieg der Tugend darſtellt, die von oben durch einen Genius gekrönt wird, und zu deren Füßen das Böſe ohnmächtig vernichtet liegt. Zu ihrer Rechten, des Betrachters Linken, ſitzen die heidniſchen Tugenden der Gerechtigkeit, Klugheit und andre mit ihren Attributen. Gegenüber eine himmliſchere Geſtalt über dem Globus ruhend, und auf den Fleck deutend, der durch einen Strahl von oben als derjenige ausgezeichnet wird, von welchem das Licht des Heils ausging. Unter dem Erdball und unter den Füßen der Tugend liegt ein Unthier; der Kopf iſt der eines Hundes, oder ſoll es ein Wolf ſeyn? Einige Theile ſind von einem Fiſche, mit Schuppen und Floßfedern, andres ſcheint noch von andern Thieren. Ich ſage, es ſcheint, denn die Zuſammenſetzung und ſelbſt die Lage dieſes Thiers oder Symbols iſt ſo wunderlich verworren, daß da überdem die Dimenſionen nicht ſehr groß ſind, die Gewänder der ſitzenden Figuren, die ſich dazwiſchen ſchlagen, die Verwirrung vermehren, und auch der Globus einen Theil dieſes ſeltſamen Weſens oder Unweſens bedeckt, oder ſich vielmehr in daſſelbe zu verliehren ſcheint, es mir nicht wohl möglich ſeyn möchte, die Conſtruction deſſelben in der Beſchreibung deutlicher zu machen, als ſie im Gemählde iſt. Ich habe mehrere Künſtler und Kenner vor dieſes Gemählde geführt, aber niemand hat es mir befriedigender entziffern und das Verworrne in dieſem Symbolenbilde völlig auflöſen können. Ich halte es aber für dieſen ſtets abſichtlichen Künſtler gar nicht für zu grübleriſch, anzunehmen, daß er eben dieſes Verworrne abſichtlich geſucht habe, um dadurch die Natur des böſen Princips mit auszudrücken.

Ich kehre zu den Kirchenbildern zurück. Auf dem heiligen Hieronymus iſt nichts ſo auffallend, als die Lieblichkeit der Magdalena. Sie neigt ihr Haupt auf das göttliche Kind, deſſen Fuß ſie küßt; dieſe Lippen, dieſe ſanft anſchmiegende Wange, dieſes fließende Haar, und das Händchen des Kindes darin; etwas weicheres und einſchmeichelnderes giebt es nicht, als die ſüße Liebe und zarte Anbetung dieſer hingegebnen ſchönen Seele.

Die andre dem Sinnlichen und Ueppigen zugewandte Charakter-Seite an dieſem zwieſpaltigen Künſtlergeiſte zeigt uns ſeine Antiope, das einzige Gemählde heidniſchen Inhalts, was hier von ihm zu ſehen war. In den chriſtlichen Darſtellungen, wo er auch noch ſo ſehr das ſinnlich Schöne und reizend Liebliche geſucht und gemeynt haben ſollte, iſt dieſes doch allemahl ganz verhüllt und gleichſam verſtohlen, wie es der Natur der Mahlerey wohl am angemeſſenſten ſeyn mag. So tief aber war dieſer Geiſt gewohnt, in das rechte wahre Weſen der Dinge einzudringen, daß er in der Behandlung antiker Gegenſtände ganz den entgegengeſetzten Weg einſchlug; er fühlte wohl, obgleich wir gewiß nicht mehr gelehrte Kenntniß des Alterthums bey ihm vorausſetzen können, wie bey andern, daß die alte Fabel und Antike nicht auf eine verſtohlne, und nur in Andeutungen ſichtbare Lüſternheit ausgehe, ſondern auf nackte Schönheit, und das Wollüſtige derſelben nicht zu verhüllen. So zeigt er uns hier ein reizendes Weib, in lächelndem Schlummer liegend, die ein freudetrunkner Beſchauer unſerm Auge völlig entblößt; zu ihren Füßen ein ſchlummernder Amor. Man ſah übrigens dieſes Gemählde durchaus nicht günſtig; ich habe mehrfach verſucht, auszufinden, wie man es am beſten anſchauen müßte, und mir ſcheint, es muſſe ſo betrachtet werden, daß der Betrachter wenigſtens völlig auf gleicher Höhe mit dem Gemählde ſtehe, ja vielleicht wäre es am beſten, wenn man noch höher ſtünde und das Gemählde von oben herab ſähe. Es ſcheint dies ſonderbar, aber ſo gut wie Corregio andre Kirchenbilder dazu einrichtete, von unten herauf geſehen zu werden, konnte er dieſes Gemählde für eine beſondre Stelle und örtliche Beſtimmung in dem Hauſe, wer weiß welches Reichen, gerade auf den entgegengeſetzten Fall angelegt haben.

Es iſt wohl Zeit, daß ich einmahl vom Corregio ſchließe. Ich habe mit Fleiß lange bey ihm verweilt, nicht etwa weil ich ſeine Art zu mahlen für die einzig rechte halte; ſondern weil ſich an dieſem Beyſpiele den Künſtlern und Kunſtliebhabern, ſehr bequem und recht deutlich zeigen läßt, wie verſchieden von der jetzigen, die Denkart der alten Mahler, und wie ganz andre ihre Abſichten waren, welche richtig und der Wahrheit gemäß zu verſtehen, die jetzt gangbaren meiſtens ſehr ſeichten Begriffe von Schönheit, Ideal und Antike keinesweges zureichen wollen. Ich gehe nun über zu einer andern Gattung von Mahlern, die mir nicht nur wegen ihres ältern und herbern Sinnes und Charakters, ſondern auch durch die tiefe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den allumfaſſenden gleichſam welterobernden Geiſt, als die Heldenkünſtler der alten Zeit erſcheinen, die wenn jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch die tiefſte Rührung durch die Muſik ſeiner Farben ſpielend in uns zu erregen weiß, ſtatt deſſen vielmehr ſtolze Tempel von erhabenen Geſtalten wie zum ewigen Denkmahl in ſtrenger Symmetrie vor uns aufbauen oder unſer Auge durch die verſchwenderiſche Fülle prachtvoller Triumphe des feſtlichen Lebens mit Freude und Erſtaunen füllen.

Den Anfang mache ich mit dem Leonardo da Vinci, der unter allen am meiſten Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit dem Corregio hat, ſo daß wir nach den Werken allein zu urtheilen glauben müßten, Corregio habe ſich vorzüglich auch mit nach dem Leonardo gebildet. Denn ſo ſtrenge dieſer in ſeinen Umriſſen iſt, ſo ſehr auch der Begriff über das bloße Gefühl zu herrſchen ſcheint, ſo objectiv wahr die Vollendung jedes Einzelnen iſt, ſo iſt doch in allen Geſichtern ſeiner Gemählde eben jenes individuelle Lächeln ſchon ſichtbar, welches beym Corregio ſo charakteriſtiſch hervortritt, und den verſchiedenen Phyſiognomien, eine ſehr ſtarke Familienähnlichkeit oft bis zur Einförmigkeit giebt, und allerdings wohl hier und da manierirt genannt werden kann, wie ein Dichter, der nur einen kleinen Kreis von Charakteren in auffallender Familienähnlichkeit portraitmäßig darzuſtellen wüßte. Merkwürdig iſt, daß uns das Portrait des Leonardo ſelbſt, Nr. 170. der Zeichnungen, denſelben individuellen Zug darſtellt, den wir an ſo vielen ſeiner Figuren wahrnehmen; dieſelben halbzugedrückten Augen, daſſelbe Lächeln um den Mund. Noch merkwürdiger iſt es, daß wir eben dieſe Eigenheit auch auf Gemählden ſeiner Schüler, beſonders des Luini, wieder finden; und welcher Mahler hat Schüler gebildet, die ihm ſelbſt gleicher, und ſeiner würdiger wären, als dieſer? Er hielt alſo dieſes Liebliche, dieſe ſchwebende Muſik eines holdlächelnden Seelenausdruckes, für weſentlich zur Kunſt, da er gewiß nichts ohne Nachdenken gelehrt hat; es war ihm Grundſatz geworden, ſo zu mahlen, wenn es gleich anfänglich nur indivituelle Eigenheit geweſen war. Auf keinem der hieſigen Gemählde iſt dieſe Manier ſo auffallend grell, als auf einer heiligen Familie, wo Johannes das Lamm, und der kleine Jeſus eine Wagſchale hält, die ihm der vor ihm in blanker Rüſtung kniende St. Michael reicht. Merkwürdig war mir die heil. Jungfrau. Das Geſicht konnte faſt ohne alle Veränderungen, oder doch mit wenigen, ganz unendlich kleinen und nichtsbedeutenden, auch einen ſehr jugendlichen Chriſtus vorſtellen; ſo wie der Kopf des jugendlichen Heilands im Tempel von ihm, offenbar nur durch kleine Zufälligkeiten von dem Geſicht einer Madonna abweicht. Es hat alſo der Mahler das Ideal des Göttlichen in der möglichſten Annäherung und Vereinigung ernſter Weiblichkeit und jugendlicher Männlichkeit in den Formen und Zügen des Geſichts geſucht. Ich ſagte Ideal, denn was iſt denn das Ideal in jedem Sinne des Worts, als die dennoch zu Stande gebrachte reelle Verbindung zweyer Elemente, die eigentlich ſich zu trennen ſtreben? Die bloße Vollkommenheit der Proportionen im mittleren Durchſchnitt, die auch für die Plaſtik nur negative Bedingung der ihr eigenthumlichen Schönheit, in der Mahlerey aber gar nicht einmahl allgemein anwendbar iſt, darf noch keineswegs mit dieſem Nahmen bezeichnet werden. Ganz anders aber und größer wie es mir ſcheint, hat Leonardo die Mutter Gottes genommen, in einem kleinen Knieſtücke etwas unter Lebensgröße Nr. 922, welches in Rückſicht der vollendeten Ausführung leicht die erſte Stelle unter allen verdienen möchte. Es hat ſchon ganz das Weiche und Verſchmolzene des Corregio in der Licht- und Farbenbehandlung, dabey aber doch die Genauigkeit und objective Beſtimmtheit, welche dem denkenden Florentiner ſelbſt eigen iſt. Die einzigen Figuren ſind die Mutter und das Kind; wiewohl es unter Lebensgröße iſt, ſo könnte doch ſelbſt ein koloſſales Bild in den Verhältniſſen nicht großartiger und erhabner gedacht und entworfen ſeyn, als dieſe Madonna. Mit göttlicher Majeſtät hebt ſich das Haupt und die Stirne empor; ſanft vorgebogen in ernſter Schöne und freundlich herab lächelnd auf das Kind, erſcheint uns das hohe Haupt wie ein ſtolz ruhender aber freundlicher Fels, und die verſchwenderiſche Fulle der Locken, welche von allen Seiten ſtromweiſe herunter fließt, ſcheint nothwendig mit zu dem erfordert zu werden, was der Künſtler hat ausdrücken wollen. Ueber dem Gewande ſchimmert der Buſen in ſanftem Reitze ein wenig hervor. Die Stellung der Beine der Mutter, und die Lage des Kindes auf ihrem Schooß iſt faſt bis zum Geſuchten und Künſtlichen zierlich. So hat der Künſtler das Lieblichſte mit dem Erhabenen wunderbar zu verſchmelzen gewußt. Den Hintergrund bildet die ruhige Fläche des Meers, ſtill und einfach, nur in weiter Ferne hebt ſich ein Hügel oder Berg mit ſanfter Erhöhung aus den Wogen empor. Das Kind hat ein leichtes Kreuz in Händen und betrachtet es mit ganz liebeſchmachtenden Augen; aber doch iſt es ganz Kind, mich däucht ich hätte wohl ſelbſt Kinder ſo in der Stille tief fühlend blicken ſehen. Die Spitze des Kreuzes tritt einſam auf der ruhigen Fläche des Hintergrundes hervor, welches einen ſonderbar rührenden Eindruck macht, jene Art aber das Chriſtkind zu mahlen, ſcheint mir ganz die wahre und rechte. Nie habe ich in einem andern Gemählde die Idee deſſelben ſo tief und ſo ſchön ausgeſprochen geſehen; da das Chriſtkind auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, allerdings ſehr ſchön, ja göttlich zu nennen iſt, aber auch wohl eben ſo gut die Kindheit einer heidniſchen Gottheit darſtellen könnte, und eher einem kleinen Jupiter gleicht, als dem göttlichen Jeſuskinde. Auch auf der Madonna della Sedia iſt es mehr ein Heldenknabe, obwohl an ſich und als ſolcher, wunderbar ſchön, im frohlichen Gefühl der Stärke, und doch ſo traulich an die Mutter angeſchmiegt, und mit dem Fuß ſpielend.

An dieſem kleinen Gemählde des Leonardo möchten die Künſtler lernen, daß man auch unter Lebensgröße durch die Verhältniſſe und durch ruhige Größe im Ausdrucke und Gedanken eben ſo erhaben, als in ganz koloſſalen Umriſſen mahlen könne.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, Dir einen anſchaulichen Begriff von dieſem Bilde zu geben; es gehört zu den vortreflichſten, die ich überhaupt geſehen habe. Wollte man aber noch mehr davon ſagen, ſo könnte es wohl nur in einem Gedichte geſchehen; vielleicht wäre dieſes bey manchen Gelegenheiten die beſte und natürlichſte Art, von wunderbar ſchönen Gemählden und andern Kunſtwerken zu reden. Denn iſt nicht jede richtige, in das Innre ganz eindringende und auch alles Einzelne aufmerkſam ergreifende Anſchauung eines organiſchen Ganzen, ſchon an ſich durchaus Poeſie? Und wird ſie es nicht auch der äußern Form nach zu ſeyn ſtreben, wenn die Anſchauung des Ganzen anders nicht in uns verborgen bleiben, ſondern auch in äußern Worten deutlich ausgeſprochen werden ſoll? Aber freylich macht es die äußere Form allein nicht aus, und ſo können wir uns gern nach dem Bedürfniß und den geiſtigen Gewohnheiten derer etwas bequemen, die wir vorzüglich im Auge haben; und wollen alſo fortfahren, in dieſer Behandlungsweiſe, ſorglos über die äußre Form, aus der Anſchauung die Idee immer klarer hervorgehen zu laſſen; bis einmahl die Zeit gekommen ſeyn wird, wo es uns gelingen möchte, die vollſtändige Idee der Kunſt ſelbſt unmittelbar darzuſtellen, und die Fülle der Anſchauungen nur zur belebenden Umkleidung in das Bild des Ganzen einzufügen.

Eine heilige Familie von Luini Nro. 860, und eine Herodias von Solario Nro. 895, beydes Schüler von Leonardo, ſind vortrefliche Werke; nicht bloß in ſeinem

Geiſte und ſeiner Manier gedacht, ſondern auch mit der objectiven Gründlichkeit ausgeführt, die ihm eigen iſt. Von dieſer Seite iſt die Herodias hier, der in Dresden weit vorzuziehen, welche von einem der minder vorzüglichen Schüler des Leonardo herrühren muß. Ungleich ſchöner aber noch iſt jene heilige Familie, welche des Meiſters ſelbſt nicht unwürdig wäre.

So prägt der denkende Künſtler die Kraft ſeines Verſtandes nicht blos in fleißig vollendeten Werken, ſondern auch in einer Schule aus, die eben ſo gründlich angelegt und gebaut iſt, als ſeine Werke! Und dennoch iſt oft unter dieſer ſtrengen Schale ein bis zum Eigenſinn empfindlich und fein fühlendes Herz verſchloſſen, das wo es einmahl aus der äußern ſcheinbaren Kälte hervorbricht, uns deſto eigner und inniger rührt. So verſtehe ich die ſchöne Fühlbarkeit, die Neigung zum Rührenden und Wehmüthigen, welche uns aus einigen der ſchönſten Werke dieſes alten Mahlers anſpricht. Eben dieſes, vielleicht bisweilen unbewußte Gefühl, glaube ich auch in der Vorliebe, die Leonardo für eine eigne Art des landſchaftlichen Hintergrundes hat, zu erkennen. Er läßt ihn meiſt ganz aus Meer und Bergen oder Felſen beſtehen, die bald einfach und ruhiger, bald in Bewegung und Mannichfaltigkeit, immer doch in weiter Ferne in Luft und Himmel verſchwimmen. Wenn dies auch nicht gerade immer wehmüthige Rührung erregen ſoll, ſo ladet es doch zum ſtillen Nachdenken ein. So ſieht man fernes Meer durch eine kleine Felſenöffnung in dem erwähnten Gemählde, wo der heil. Michael vor dem Chriſtkinde kniet. Einen ſolchen Hintergrund hat auch ein Gemählde, das im runden

Saal Nr. 37. zu ſehen war, wo die Madonna der heil. Anna auf dem Schooß ſitzt, welches mich aber außerdem weniger angeſprochen hat. Ferner auch das eine der beyden hier befindlichen Portraite, von denen gleich die Rede ſeyn ſoll. Doch muß ich bemerken, daß hier eigentlich zu wenig von ihm vorhanden iſt, um darnach ſchon eine Vermuthung über die verſchiednen Manieren dieſes Meiſters und über die Geſchichte der Entwicklung ſeiner Kunſt wagen zu dürfen.

An vortreflichen, oder doch ſehr merkwürdigen Portraiten iſt das hieſige Muſeum ſo außerordentlich reich, daß die Vergleichung hier natürlich zu manchen allgemeinen Gedanken über die ganze Gattung veranlaſſen muß, da ohnehin die engere Beſchränkung des Ganzen der Willkühr und Eigenthümlichkeit des Künſtlers weit weniger freyen Spielraum läßt. Ich werde daher meine Gedanken über die große Menge der vortreflichſten Portraite von Titian, Holbein, Raphael und Leonardo unter eine allgemeine Betrachtung und Rubrik vom Portrait überhaupt zuſammenfaſſen, und beſonders von den verſchiedenen Behandlungsarten, die in demſelben möglich und ausgeführt ſind, und deren ſo gar viele nicht ſeyn dürften. Die natürlichſte und zunächſt liegende und im gewiſſen Sinne auch wohl die ſich am wenigſten über das Gewöhnliche erhebende Gattung ſcheint mir die des Titian. Er geht darauf aus, die Perſonen mit täuſchender Wahrheit und in mahleriſcher Stellung und Anordnung hervortretend darzuſtellen; daſſelbe wollen meiſtens auch wohl die jetzigen Portraitmahler. Der Unterſchied iſt nur der, daß Titian vortreflich mahlte, und daß er ganz erreichte, wonach jene nur ſtreden. Am ſchönſten in dieſer Rückſicht unter den hieſigen, iſt das Bildniß einer reizenden Frau; ihre aufgeloſten Haare fließen herab, ſie hält ſie in der Hand, und iſt im Begriff ſie zu ſalben. Dieſer Arm, die goldnen Haare, die Schulter, ſind von der ſchönſten Weichheit, Farbe und Carnation vortreflich.

Ganz anders, und gar nicht bloß auf den ſinnlich reizenden Eindruck oder eine auffallende, großartige, ergreifende Wirkung geht Holbein zu Werke; er geht im Portrait auf die treueſte, tiefſte Charakter-Wahrheit und objective Eigenthümlichkeit aus. Daher iſt meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht aufs fleißigſte und genaueſte ausgeführt. Man kann es nicht läugnen, ſoll das Portrait eine abgeſonderte Gattung ſeyn, ſo dürfte wohl dieſes die vorzüglichſte, ja die einzig richtige Methode ſeyn; denn wodurch kann die Kunſt in der einzelnen Darſtellung eines Individuums ſich noch als Kunſt bewähren, außer durch die ſtrengſte objektive Wahrheit? Dieſes wird keineswegs dahin führen, die Geſichtszüge einer idealiſchen Allgemeinheit zu nähern, ſondern im Gegentheil das Beſchränkte und Perſönliche des Individuums muß auf dieſem Wege am ſtärkſten hervorgehoben werden, ſo daß der Charakter recht in ſeiner Beſchränktheit concentrirt, und gleichſam feſt eingeſchloſſen erſcheint; wie es auch beym Holbein der Fall iſt. Denn was iſt in einem Geſicht am genaueſten beſtimmt, als gerade das, was nicht eine höhere Stimmung, ſondern die beſchränkte und fertig ausgebildete Eigenheit dieſer Natur ausdrückt? Dahingegen ſolche vorübergehende Stimmungen, und die ihnen entſprechenden Geſichtsveränderungen, Gebehrden und Blicke, in denen oft eine höhere Seele wenigſtens auf Momente durch die äußere, vielleicht an ſich weniger bedeutſame Form hervorzuleuchten, und dieſelbe zu einer reinern Schönheit und Bedeutung zu verklären pflegt, ſchon ihrer Natur nach äußerſt flüchtig ſind, und nothwendigerweiſe mehr an das Unbeſtimmte gränzen, welches der Mahler der ein objektiv treues Abbild geben will, gänzlich zu vermeiden hat. Stellung, Hand und Kleidung pflegen beym Holbein jedes wiederum den Charakter des Geſichts auszuſprechen, wodurch denn die Eigenheiten deſſelben oft ſchneidend, ja mitunter faſt bis zur Härte deutlich und objektiv werden. Leonardo hat oft ein Portrait im Weſentlichen ganz nach denſelben Grundſätzen gearbeitet, lediglich nach objectiver Wahrheit und einer bis auf die äußerſte Genauigkeit vollendeten Treue und einer wahrhaft unergründlichen Tiefe des eigenthümlichen Charakterausdrucks ſtrebend, wie in dem Bilde des Herzogs von Mayland zu Dresden, und in dem Bilde einer Frau Nr. 924 des hieſigen Muſeums. Raphael dagegen, von dem man hier ſo viele Portraite ſieht, hat in den meiſten eine Manier, welche von der des Titian nicht ſehr entfernt iſt, die wenigſtens ganz auf dieſelbe lebendige Wirkung ausgeht, wenn gleich die Art der Mahlerey noch davon verſchieden, und meiſtens noch kräftiger, ſo wie auch die Charakterauffaſſung viel großartiger iſt. Beyde aber, Raphael und Leonardo haben Beyſpiele aufgeſtellt von einer ganz andern Gattung des Portraits, von der ſich weder bey Holbein noch bey Titian eine Spur findet, und die ich die ſymboliſche nennen möchte.

Man gebe einem übrigens treu der Natur nachgebildeten Portrait nur etwa einen landſchaftlichen Hintergrund, aus Meer, Gebirgen und Luft beſtehend, wie bey dem Bilde der Madame Liſe Nr. 923. von Leonardo, und es tritt ſofort ganz aus der Sphäre der Gattung, die ſo lange ſie nur das bleibt, ziemlich beſchränkt iſt, heraus. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß eine ſolche bedeutſam ſeyn ſollende Umgebung wiederum nichts anders bedeuten wird, als den Eindruck, den das dargeſtellte Antlitz macht, gleichſam die verdoppelte und höhere Abſpiegelung deſſelben. Nur dasjenige muß und darf durch Symbole aller Art ſo vielfach als möglich angedeutet werden, was an ſich ſelbſt noch nicht vollendet deutlich iſt; und das iſt der höhere Geiſt, die verborgnere Seele in dem Antlitz der Menſchen, da doch die wenigſten nur wirklich ausſehen, wie ſie ihrem innern Weſen nach ausſehen ſollten. Bey den meiſten iſt dieſes nicht klar, ſondern ſchimmert nur verſtohlen durch, und wenn der Künſtler nun nicht mit der bloß körperlichen Wahrheit zufrieden, dieſes Höchſte im menſchlichen Antlitz ſo viel als möglich darſtellen will, ſo muß er freylich durch alle Symbole, die ihm nur irgend zu Gebothe ſtehen, nachhelfen; und wie deutlich der landſchaftliche Hintergrund den Eindruck, den ein beſtimmtes Geſicht hervorzubringen geeignet iſt, wiederzugeben vermag, davon geben uns mehrere Beyſpiele der alten Mahlerey den einleuchtenden Beweis. Nichts vortreflicheres in dieſer Art ſah ich als die Bildniße zweyer Jünglinge von Raphael, Nr. 937. und 938. in dem Katalog des langen Saales. Der eine, offen aus heitern, klugen Augen blickend, mit nachläßiger Zuverſicht auf ſeinen Arm geſtützt, und ſo dreiſt in die Welt hineinſchauend, als ſey er ſicher, ſie ganz klar zu faſſen; der andre etwas geſenkt und nachdenklich, nicht eigentlich trübſinnig und ſchwermüthig, ſondern recht hell, aber doch ich weiß nicht durch welche Magie der Kunſt, bey der edelſten Schönheit in treuherziger Einfalt und Redlichkeit, ganz unausſprechlich rührend. Die Landſchaft iſt eine weite Ferne, am Boden deutlich und heiter, aber der Himmel oben trübe und gedrückt, und alles ganz einförmig und gleich, bis auf einige Bäumchen, die einſam am Vorgrunde herausragen und das innigſte Mitleiden erregen. Man kann es nicht anſehen, ohne im Innerſten davon bewegt zu werden.

Ein ſolches ſymboliſches Bildniß nun, behaupte ich, tritt ganz aus der Gattung heraus, inſofern es bloß eine ſolche ſeyn ſoll; man könnte es mit dieſer landſchaftlichen Umgebung, in dieſer höhern Beziehung und Bedeutung, nur gleich in ein größeres oder wie man es zu nennen pflegt, in ein hiſtoriſches Gemählde verpflanzen; oder giebt es auch keines, zu dem es ganz paſſen würde, ſo erſcheint es uns doch nur als Bruchſtück eines ſolchen, das wir uns hinzu denken können. Mit der höhern ſymboliſchen Beziehung und Deutung iſt mit einem Worte der einzige Grund weggefallen, der das Portrait als Gattung rechtfertigen kann, nähmlich die Abſicht, das Nachbild einer individuellen Perſönlichkeit in treuer objektiver Wahrheit zu erhalten. Warum ſollte es aber auch eine Gattung ſeyn? Wäre es nicht beſſer, die große Menge der Dilettanten wäre weniger beſorgt und bemuht, das Eigenthümliche ihrer reſpektiven Geſichtsbildungen auf die Nachwelt zu bringen, und überließe es vielmehr dem Künſtler, wo ihn ein menſchliches Antlitz nicht bloß zu flüchtigem Wohlgefallen reizte, ſondern nach anhaltendem Studium noch immer von neuem merkwürdig bliebe, ſolches zu eigner Belehrung und künftigem Gebrauch, aus freyer Wahl, bloß für ſich ſelbſt zu fixiren? Denn ein ſolches wohlgegründetes Intereſſe würde allerdings ein hinlänglicher Beweis ſeyn, daß dieſes beſtimmte Antlitz in die eigenthümlichen Formen-Sphäre des Künſtlers oder in den ſeinem Streben entſprechenden Umkreis von Charakteren auf irgend eine Weiſe mit gehörte und darin eingriffe. Auch würde es den größern Gemählden, ohne dieſe zuletzt doch auf das Portrait ſich gründende individuelle Wahrheit, ganz an dieſer und an aller reellen Bedeutung fehlen.

Ganz in dem Geiſt der charakteriſirten Gattung iſt Garofalo's Bildniß von ihm ſelbſt, Nr. 786. Ich möchte ſagen: ſo kann man nur ſich ſelbſt mahlen, ſo innig und objectiv wahr, und doch mit dieſer Partheylichkeit, mit dieſem Intereſſe an ſich ſelber. Es darf dieſes Bild vollkommen in ſeiner Art genannt werden, und es giebt kein ſchöneres Portrait. Es ſind auch mehrere heilige Familien in verkleinertem Maaßſtabe von dieſem Künſtler hier zu ſehen; aber ſehr ungleich. In der einen, wo Katharina zu den Füßen des Kindes kniet, und die ſitzende Maria ganz gerade aus dem Bilde herausſchaut, iſt das Antlitz derſelben nach dem ſtrengſten Ideale ernſter Göttlichkeit entworfen; im Kleinen etwa ſo wie die Mutter Gottes auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, doch iſt die des Garofalo noch ſtrenger und gerader.

In den Portraiten des Raphael habe ich vorzüglich die biegſame Gewandtheit und Vielſeitigkeit dieſes allumfaſſenden Geiſtes bewundert, da faſt in jedem eine andre Manier und Farbenbehandlung ſichtbar iſt. Ich geſtehe Dir, daß mir dieſes eine Grundeigenſchaft dieſes Künſtlers zu ſeyn ſcheint, aus der man alle übrige abzuleiten und zu erklären hat.

Wenigſtens giebt es über vieles Licht, was ſonſt nicht richtig verſtanden werden kann, wenn man es ſich gegenwärtig erhält, daß die mannichfaltigſte künſtleriſche Vielſeitigkeit die vorherrſchende Tendenz und eine charakteriſtiſche Eigenſchaft dieſes Mahlers war; ſogar diejenige Univerſalität, welche die Manier und den Styl andrer Kunſtverwandten anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu verbinden weiß. Es haben ſchon Künſtler, deren Urtheil Gewicht hat, bemerkt, daß die Manier des Raphael in den Tapeten ſich abſichtlich mehr der des Michael Angelo annähere, daß einzelne Figuren von Maſaccio entlehnt ſcheinen. Bey manchen Gemählden dürfte es nicht leicht zu entſcheiden ſeyn, ob ſie von ihm ſelbſt oder vom Julio Romano ſind; auch würde die Gemeinſchaftlichkeit der Ausarbeitung zwiſchen ihm und ſeinen Schülern gar nicht denkbar ſeyn, wenn er es nicht verſtanden hätte, ſich willkührlich in die Manier eines jeden derſelben zu verſetzen, oder wenn man will, ſich zu ihm herabzulaſſen.

Aber auch aus dem hieſigen Muſeum kann ich ein merkwürdiges Beyſpiel anführen, von einer ſonderbaren Aehnlichkeit mit einem ſonſt weit von Raphaels Manier und Ideenkreiſe entfernten Mahler, wodurch die große Mannichfaltigkeit ſeines Kunſtſinnes in den verſchiedenen

Epochen und einzelnen Werken ins Licht geſetzt wird. Dieſe Bemerkung geht auf die Madonna de Foligno, zu deren Reſtauration man hier, wie bey Nr. 55. des Katalogs zum runden Saal weitläuftig erzählt wird, alle chemiſche Kunſt aufgeboten hat. Es iſt ein Votivgemählde; oben die Madonna mit dem Kinde in einer Sonne, deren Wiederſchein die unten in der Landſchaft liegende Stadt umſpannt; zur Rechten des Beſchauers, der Donatarius des Gemähldes, ein bejahrter Geiſtlicher, knieend und treuherzig die Hände faltend. Der heil. Hieronymus, ein ſchöner Alter mit weißem Bart, hält ihm den Kopf, um ſo durch ſeine Gebehrde die kräftige Andacht des würdigen alten Geiſtlichen zu beſtätigen und hervorzuheben. Gegenüber zur Linken des Beſchauers iſt Johannes der Täufer und der heil. Franciscus; beyde Figuren, dem Johannes und Franciscus auf dem älteſten Bilde des Corregio zu Dresden ſo individuell ähnlich, daß wer beyde Gemählde geſehen hat, wohl auf den Gedanken kommen möchte, einer von beyden Mahlern habe den andern vor Augen gehabt. Dem Style nach zu urtheilen, iſt dieſes Gemählde des Raphael aber eher zu ſeinen ſpätern, keineswegs zu den früheren zu ſtellen; das Gemählde des Corregio als eines der allerfrühſten dieſes Meiſters anzunehmen. Dieſe Geſtalten ſind an ſich mehr dem Corregio eigen, da ſie auch auf mehrern andern der hier oder in Dresden befindlichen Gemählde von ihm, mit einigen kleinen Abänderungen doch unläugbar dieſelben, wieder vorkommen. Man kann ſich bey der Betrachtung kaum des Gedankens an eine gegenſeitige Berührung zwiſchen dem zu ſeiner Zeit weniger bekannten lombardiſchen Meiſter und dem Fürſten der römiſchen Mahler erwehren, die wenigſtens für dieſes Eine Gemählde Statt gefunden haben möchte; da es ja übrigens bekannt iſt, mit welcher Achtung und wie liebevoll Raphael ſelbſt die Zeichnungen unſers deutſchen Dürer aufgenommen hat, indem er ſogar die Abſicht geäußert haben ſoll, etwas von dieſen Entwürfen in eigner Ausführung zu benutzen. Wenn aber auch die bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen der Madonna de Foligno, und dem großen Gemählde aus Corregio's erſter Manier zu Dresden, ein bloß zufälliges Zuſammentreffen ſeyn ſollte; ſo beweiſt dieſes wenigſtens von neuem, wie der herrliche Baum von Raphaels Kunſt in ſeiner weiten Verzweigung auch die entfernteſten Punkte des mahleriſchen Schönen berührt hat. Im gewöhnlichen Styl ſeiner Heiligenbilder, zwey ſo verſchiedenartige Meiſter, wie den Perugin und Fra Bartolomeo, vereinigend, neigt er in den Tapeten und andern ſpätern Werken, wie in der Transfiguration zum Michael Angelo, und berührt im Portrait den Titian, deſſen Manier er in dieſer Gattung nur verklärt darſtellt, indem er ſeine Natürlichkeit und Wahrheit mit einem höhern Geiſte beſeelt. Zu wie manchen ähnlichen Bemerkungen würde nicht derjenige Gelegenheit haben, der noch mehrere Gemählde der alten Meiſter mit Aufmerkſamkeit ſehen und unter einander vergleichen könnte! Ein Engel unten auf dem Vorgrunde des Gemähldes von Foligno, der eine Tafel hält, welche den Namen oder die Inſchrift des Geiſtlichen, deſſen Gelübde zu erfüllen, dieſes Gemählde beſtimmt war, enthalten ſollte, gleicht ganz und gar dem einen der beyden Engel auf dem großen Bilde zu Dresden.

Auf der berühmten Transfiguration, welche durch Größe und Reichthum am kräftigſten Ausdruck von vollendeter Ausführung, jeden Künſtler, wie jeden Layen mit Bewunderung erfüllen muß, iſt Glaube und Unglaube ſehr ſchön und kräftig entgegen geſtellt. Zur Linken des Beſchauers, neun der Apoſtel in mannichfachem Ausdruck des liebevollen und des treuherzigen Vertrauens auf den Heiland: gegenüber die, welche den epileptiſchen Knaben herbeyführen, auf jene wie mit Zweifeln eindringend, oder auch mit laut ſchreyenden Vorwürfen gegen die Vorſehung, daß ſie den armen Unſchuldigen ſo ſchrecklich leiden laſſen konne. In der Mitte im Vorgrunde, ganz im Profile ſichtbar, auf den Knieen gerade in die Hohe gerichtet, ein göttlich zürnendes Weib, die auf den Leidenden deutet, und jenen vorzuwerfen ſcheint, daß ſie nicht helfen konnen, ſondern nur der allein, der auf dem Berge verklart wird. Die Allegorie iſt groß gedacht und deutlich vor Augen geſtellt, die Landſchaft vortreflich, die Ausführung in den Köpfen unten, einzig in dem kraftvollen Ausdruck; aber der Verklärte und die ihn umgeben, ſind weniger tief aufgefaßt und unter dem Gegenſtande geblieben. Erfahrne Künſtler glauben in dem obern Theil des Gemähldes, an der Ausführung, wie es oftmals in den ſpätern Werken von Raphael der Fall iſt, die Hand eines ſeiner bewährten Schuler, wie etwa des Fattore zu bemerken. Noch auffallender aber nähert ſich die Behandlung in dem untern Theil des Gemähldes dem Styl des Giulio Romano.

Weniger Mannichfaltigkeit und Reichthum für das Auge, aber deſto mehr für das Nachdenken enthalt der

Engel Michael, der den Drachen tödtet Nr. 932. Arme und Antlitz ſind von göttlich hoher Schönheit und Ausbildung. Ein feuriger Strom zeigt ſich, herabſtürzend in den Zwiſchenräumen des dunkeln Felſens, auf welchem der Drache liegt. Es iſt noch ein kleines Bildchen von Raphael über denſelben Gegenſtand da, vermuthlich doch eine Vorübung zu jenem, obgleich die Behandlung beträchtlich abweicht. Das Antlitz des heiligen Michael iſt faſt noch ſchöner, auch iſt es ein glücklicher Gedanke, daß ſein mächtiger Schild hell weiß iſt, mit rothem Kreuz in der Mitte. Außer dem Drachen, welchem der Engel den Kopf eintritt, ſtehen noch rund umher andre wunderlich mißgeſchaffne Unthiere. In der Ferne eine brennende Stadt und ein Kirchhof, wo ſich Geiſter erheben, die von Teufeln verfolgt und gepeiniget werden. Eine äußerſt fantaſtiſche Erfindung und Compoſition, nach welcher zu urtheilen, die erſten Gedanken des Raphael oft auch wohl die originellſten und abweichendſten ſeyn mochten.

Noch iſt eine Madonna in verkleinertem Maaßſtabe Nr. 935, zu bemerken, welche ein Gewand von dem ſchlummernden Chriſtkinde aufhebt, und es ſchweigend betrachtet: daher dieſes Bild auch den Nahmen des Silençe führt. Es hat mir ſehr gefallen, und mag vielleicht, wenn ich ſolche Vermuthung ſchon wagen darf, ſo wie andre ähnliche, welche den Übergang von ſeinen erſten noch kindlichen Bildern zu der blühenden Schönheit der reiferen Stufe bezeichnen, und ſich durch eine zarte Anmuth und Lieblichkeit unterſcheiden, Raphaels urſprünglichen Charakter am reinſten, einfachſten und unvermiſchteſten ausſprechen. Die Farben ſind etwas verloſchen, doch iſt noch ſichtbar, daß Roth, Weiß und Blau in dem Gewande der Maria hier auf eine Weiſe verbunden und contraſtirt waren, wie die Dichter ſolche Farben zu brauchen und zu deuten pflegen; und eine ſolche mehr dichteriſche als mahleriſche Zuſammenſtellung und Conſtruction der Farben, war dieſem Künſtler wohl überhaupt eigen. Ich finde da manchmal eine Neigung zu reinen Maſſen der entſchiedenſten rothen, grünen, oder weißen Farbe, die dann wie zu reinen Accorden, ohne alle Diſſonanz verſchmolzner und bläulicher Schattirungen, einfach verbunden ſind, welche Manier für die bloß fantaſtiſch kühne und großartig umfaſſende oder auch grotteſk fröhliche Mahlerey, wenn es eine ſolche gäbe, eben ſo angemeſſen ſeyn würde, als die Verſchmelzung aller nicht einfachen, ſondern gleichſam diſſonirenden Farben, wie im Corregio, die für die ſentimentale Mahlerey einzig angemeſſene iſt.

Einen ähnlichen Gegenſatz der Farbenbehandlung habe ich wohl ſonſt geglaubt, zwiſchen Holbein und Dürer zu bemerken. Holbeins Farbe iſt gleichſam nur der Abdruck ſeiner eignen Kraft und Männlichkeit, ein einfacher reiner Accord von dunkelm Schwarz, brennendem Roth, oder kräftigem Gelbbraun, der in dem unvergleichlichen Bilde zu Dresden am deutlichſten herauskömmt, dem Streben nach aber ſich überall zu erkennen giebt. Dürer aber ſcheint, wenigſtens in einigen ſeiner Gemählde, darauf ausgegangen zu ſeyn, gleichſam ein Syſtem, eine Welt von Farben in der größten Mannichfaltigkeit und Bedeutſamkeit auf eine äußerſt complicirte Art zuſammen zu fügen; welches freylich der Natur der Sache gemäß, oft nur ein Streben bleiben konnte.

Ich mache den Beſchluß mit den vortreflichen altdeutſchen Gemählden, welche hier befindlich ſind. Von Holbein habe ich ſchon geredet. Es ſind nur Portraite, aber ein unſchätzbarer Reichthum an dieſen; denn die Opferung Iſaaks N. 316. iſt nur eine ganz kleine Skizze und weniger bedeutend.

Von Johann von Eyck ſind mehrere bewundernswürdige Gemählde da; eine Hochzeit zu Kana, nicht nur ſehr friſch und lebendig gemahlt, ſondern auch voll ſchöner Geſtalten, die ich glaube am richtigſten bezeichnen zu können, wenn ich ſage, daß mehrere der weiblichen Köpfe an die Mutter Gottes zu Dresden von Holbein erinnern, wo Demuthigkeit ſo ſchön mit Heiligkeit verbunden iſt, und die ich darum der Idee der göttlichen Mutter in ihrer Herzlichkeit und Einfalt entſprechender finde, als die Madonna von Raphael eben daſelbſt, welche zwar göttlich blickt und geſtaltet iſt, aber mit einem zu allgemeinen Charakter der Göttlichkeit, ſo daß auch wohl eine Juno oder eine Diana ſo ſeyn könnte; und vielleicht hat er ſogar dieſe Göttinnen des Alterthums und zwar beyde, dabey im Sinne gehabt.

Wenn nun ſelbſt der oberdeutſche Holbein dem Eyck als nachbildend ähnelt, die Geſtalten des letztern auch durchaus nicht niederländiſch ſind in der ſpätern Bedeutung; ſo wäre es wohl am verſtändlichſten, den Eyck zur deutſchen Mahlerey, als den erſten Stifter und Gründer derſelben zu zählen, deren Geſchichte und Entwicklung alsdann in der beſtimmten und äußerſt einfachen Stufenfolge des Eyck, Dürer und Holbein dadurch ſehr deutlich und begreiflich würde. Doch mögen uns hier auf dem ungleich weniger bekannten Boden der einheimiſchen Kunſtgeſchichte noch manche Mittelglieder fehlen, auf die uns vielleicht die Folge führen wird.

Ein anderes Bild des Johann von Eyck in verkleinertem Maaßſtabe ſtellt das Lamm der Apokalypſe vor. Es ſteht auf der Bundeslade, und aus der Bruſt ſtrömt das Blut in eine Schaale. Zunächſt um die Lade ſind anbetende Engel und Seraphim geordnet, in weiter Entfernung vier Chöre von heiligen Jungfrauen, Märtyrern, Kirchenlehrern, Apoſteln, Päbſten und Geiſtlichen. Oben im Himmel die heilige Taube, von welcher Strahlen des Lichts und der Begeiſterung auf jene Chöre herabſchießen. Vorn im Vorgrunde ein Springbrunnen lebendigen Waſſers; die Landſchaft faſt überladen reich mit Blumen, Früchten, Bergen und Gebäuden im Hintergrunde geſchmückt. Eben ſo reich und mannichfaltig an Trachten und Geſtalten vom verſchiedenſten Ausdrucke, meiſt in ſehr edlen und mehr den italiäniſchen ähnlichen Formen, ſind jene Chöre der Anbetenden, übrigens in der ſtrengſten baukünſtleriſchen Symmetrie geordnet. Es iſt aber durchaus nur die Unbegreiflichkeit und die Anbetung des Göttlichen ausgedrückt, ohne irgend in dieſer Allegorie an das entgegenſtehende feindliche Princip zu erinnern.

Nicht merkwürdiger als dieſes, aber ungleich ergreifender noch ſind drey zuſammengehörige Kirchenbilder, deſſelben Meiſters, welche den Gott Vater, die Mutter Gottes und Johannes den Täufer vorſtellen. Die aegyptiſche Erhabenheit und Steifheit dieſer geraden, ſtrengen Gottesgeſtalten, wie aus grauem Alterthume, muß innige Ehrfurcht gebieten, und zieht uns bey allem abſchreckenden Ernſte eben ſo an, wie die unbegreiflichen Denkmahle einer größern und ſtrengern Vorwelt.

Wie in einem organiſchen Körper der weſentlichen Gliedmaßen nur wenige ſind, die aus dem Ganzen deutlich hervortreten und das Ganze ſelbſt in einem beſtimmten Verhältniß conſtruiren; außer dieſen aber nothwendig auch noch eine unbeſtimmte Fülle eben ſo organiſcher Maſſe und Thätigkeit vorhanden iſt, um den Körper jener erſten und weſentlichſten Glieder zu bekleiden, und ausfüllend zu umgeben, eben ſo iſt es auch in der Kunſt. Iſt es nur um die Geſchichte derſelben, und die Epochen ihrer Entwicklung zu thun, ſo wird man nur wenige Künſtler nennen dürfen; ſo wie denn die Conſtruction der deutſchen Mahlerey durch eine Charakteriſtik der genannten drey Mahler, Eyck, Dürer und Holbein, im allgemeinen Umriß gewiß nicht unbefriedigend entworfen werden könnte. Ungeachtet nun aber dieſe vorzüglich Epoche machen, ſo iſt doch ja nicht zu überſehen, daß zu den Zeiten der alten ſo wohl der deutſchen als der italiäniſchen Mahlerey, außer den großen Hauptkünſtlern, welche für den Stufengang des Ganzen allerdings die wichtigſten ſind, es Mahler gab, die wenigſtens einzelne Werke hervorgebracht haben, welche der Größten würdig, und doch von allen verſchieden und eigenthümlich ſind, wenn gleich ihre Thätigkeit nicht ſo durchgreifend und wirkſam war, weshalb ſie auch oft früh vergeſſen worden. So iſt hier ein Gemählde Nro. 306. von dem alten niederländiſchen Mahler Hemmelink, welches den heiligen Chriſtoph mit dem Chriſtkinde und einige andre Heilige in einer Landſchaft darſtellt, und welches dem vortreflichſten, was die deutſche Schule aufzuweiſen hat, dreiſt zur Seite ſtehen darf. Das Chriſtkind auf der Schulter tragend, ſchreitet der heil. Chriſtoph mit ſeinem Baume in der Hand durch den Fluß. Zu beyden Seiten ſind hohe Felſen, und im Vorgrunde links der heilige Benedikt, rechts der heil. Aegidius, den Pfeil im Arme ſteckend, ſein liebes Reh neben ihm ſtehend; auf dem linken Felſen oben, tritt aus einer Schlucht der Einſiedler mit der kleinen Leuchte hervor. Auf den Seitenbildern ſtellt rechts der heil. Wilhelm in voller Rüſtung den knieenden Donatarius, nebſt ſeinen Söhnen dar; desgleichen gegenüber eine Heilige, die Frau und Töchter. Die Landſchaft iſt in den Seitenſtücken vom Mittelbilde aus fortgeſetzt; ſie iſt ſo ſtill und grün, naturgefühlt, deutſch und rührend, wie es nur ſelten gefunden wird. Der liebevoll redliche und freundliche Ausdruck im Geſichte des heil. Chriſtoph, das Freye der Landſchaft, das bedeutende Reh, das Treuherzige und Schlichte des Ganzen; das alles erinnert uns an die beſten altdeutſchen Bilder, manches wohl auch an Dürer, aber es iſt ohne die Beymiſchung von Caricaturen, ungleich milder, durchaus ſtill und rührend, es iſt eben ſo bedeutſam, aber einfacher und anmuthsvoller. Die Geſichter ſind auffallend mehr eigentlich deutſch, als ſie ſonſt bey den älteſten niederländiſchen Mahlern zu ſeyn pflegen. Hier in dieſem vortrefflichen und verhältnißmäßig nicht ſo berühmten Mahler öffnet ſich der Blick in eine noch unbekannte Weltgegend der altdeutſchen Kunſtgeſchichte. Dieſes Gemählde könnte ein Vorbild ſeyn, wie man landſchaftliche und einſiedleriſche Gegenſtände der Heiligengeſchichte zu behandeln hat. Es athmet durchaus in ihm ein ruhrender Ausdruck der innigſten Andacht und Frömmigkeit.

Die älteſte und erſte Stufe der Kunſtentwicklung, welche in der deutſchen Schule durch Eyck bezeichnet wird, iſt uberall die verſtändlichſte und deutlichſte; auch iſt es nicht zu wundern, wenn die Kunſt ihre Entwicklung mit einer bis zur äußern Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit beſchließt, wie im Holbein. In der Mitte zwiſchen dieſen beyden entgegengeſetzten Aeußerſten pflegt das Geheimnißvollſte zu wohnen, der unergründlichſte und verwickeltſte Tiefſinn. Dies bewährt ſich recht auffallend an Albrecht Durer. Von ihm iſt ein Gemählde hier, von welchem man ſagen kann, es iſt in dieſer Art vollendet: Chriſtus am Kreuze, am Fuß deſſelben der Apoſtel Johannes, der ſchmerzlich hinaufſchaut; an der andern Seite die Mutter, das Haupt geſenkt, und von ihrer Begleiterin gehalten und unterſtützt Der Ausdruck des Schmerzens in ihr iſt unwiderſtehlich rührend, eben weil er ſo gar nicht übertrieben iſt; der Mund des ſehr ſchönen und edeln Geſichts iſt wie von Thränen voll, bereit nun endlich in Klagen ſich zu öffnen und auszubrechen, das Auge trocknet die feine Hand mit weiblicher Beſcheidenheit und Sanftmuth, noch mitten in dem Uebermaaß von Bitterkeit und Leiden. Zur Rechten des Beſchauers, da wo zunächſt der Apoſtel Johannes am Kreuze ſteht, folgt ſodann der heil. Dionyſius und dann Karl der Große. Der erſte trägt der Legende gemäß ſein eignes ihm abgeſchlagenes, bleiches Haupt in Händen, und das Blut ſpringt aus dem Halſe hervor. Mit einem wilden Ernſt und mit dem Ausdrucke nothwendiger Grauſamkeit ſchaut Karl, das bloße Schwerdt im Arme tragend, gerade vor ſich aus. Im Hintergrunde ſind viele Kriegsknechte zu ſehen, in verkleinertem Maaßſtabe, von unvergleichlich charakteriſtiſchen Gebehrden. Voll Bosheit und teufliſcher Freude ſcheinen ſie den leidenden Heiland und den Märtyrer zu verhöhnen; einige ſehen mehr grimmig und roh, andre tückiſch und noch einige andre entferntere, bloß ſchlecht und einfältig aus. Zwey, die von einem Berge auf den Gekreuzigten herab ſehen, auf ihn deuten und ſich freuen, ſehen in der That ganz aus, wie Geſellen des böſen Geiſtes. Pflanzen ſieht man nicht an dieſer Seite der Landſchaft, aber wohl eine große offne gothiſche Kirche: als das Gebäude, was ſolche Märtyrer und ſolche Fürſten, wie jener Dionyſius und dieſer Karl, durch Schwerdt und Blut gegründet haben. Hier zeigt ſich der immer noch offne Rückweg ſelbſt aus dem Abgrunde der tiefſten Ruchloſigkeit zum verlohrnen Heil, zugleich aber auch der Bezirk, in deſſen Schlupfwinkeln ſich ſo oft dieſelbe Bosheit und Abſcheulichkeit verbergen konnten, die wir hier Gott und allem Göttlichen, teufliſchen Hohn ſprechen ſehn. Auf dieſer Seite iſt alles Schreckliche der chriſtlichen Anſicht zuſammengedrängt. Die gegenüberſtehende, zur Linken des Beſchauers, iſt ganz rührend. Zunächſt am Kreuz die ſchmerzhafte Mutter, dann der heilige Täufer, der in redlicher treuherziger Betrübniß und Wehmuth einfach daſteht und das Lamm trägt, mit der andern Hand darauf deutend. Dann Ludwig der Heilige, nach jenem hinſchauend, aber mehr ernſt als traurig: nachdenklich, wie in frommer Sehnſucht nach dem heiligen Grabe. Im Hintergrunde eine Landſtraße die am Waſſer hingeht, und drüben ländliche Häuſer. Auf der Landſtraße einige Männer in ruhigem Geſpräch unter einander, dann ein Wandrer, der ſich gedankenvoll auf die Mauer am Wege ſtützt und in das Waſſer hinabſchaut. Auf der ruhigen Oberfläche fahren ferne Schiffchen hin und wieder, die ſich in dem durchſichtigen Element zurückſpiegeln, wie die Gegenſtände am andern Ufer ebenfalls. Den Vorgrund dieſer Seite bekleiden und ſchmücken ſorgfältig ausgemahlte Pflanzen. Am Fuß des Kreuzes lehnt ein Gebein, daneben einige Flecken von Blut, ein Stein, ein Ende von einem Strick, noch einige Stücke von Gebein, ein Schädel, noch Blut; alles wie von ungefähr in einiger Entfernung von einander zerſtreut, dann kommt noch eine einzelne Pflanze nach der Seite zu, wo Dionys und Karl ſtehen; aber weiterhin iſt an dieſer der Vorgrund kahl. Unten iſt alles hell und deutlich, oben drückt eine nächtliche ſchwarze Wolke dunkel und ſchwer auf das Kreuz und auf das Ganze nieder. Der Erlöſer iſt von edler Bildung, wiewohl Ermattung und Leiden an dem bleichen Körper und den herausgetriebenen Muskeln der Wahrheit gemäß ſichtbar ſind. Sehr ausdrucksvoll iſt es, wie der weiße Mantel des Gekreuzigten, nun ein Spiel des wilden Windes, weit in die Luft hinflattert.

Und nun genug für dießmal. Ich habe nur einige alte Künſtler, die mir merkwürdig ſchienen, und die gewöhnlich gar nicht verſtanden werden, erklären, und zwar nach den Abſichten erklären wollen, die ſie ſelbſt gehabt haben, wobey mein eigner Begriff von der Mahlerey eigentlich noch nicht in Betracht, oder vollſtändig zu Sprache kommen konnte. Dieſes behalte ich mir vor, ein andresmal zu entwickeln; ſo wie ich mehr Gelegenheit bekomme, die alten Meiſter der chriſtlichen Mahlerkunſt aus der Anſchauung kennen zu lernen. Denn ohne lebendige Beyſpiele vor Augen zu haben, würde ich es nicht vermögen.

de, wenn es möglich wäre, durch eine andre ſehr löbliche Veranſtaltung erſetzt werden. Das große Bild iſt rings umher von andern kleinern Bildern deſſelben Mahlers umgeben. Zur einen Seite eine ſehr geprieſene heilige Familie aus ſeiner reifen Zeit; gegenüber eine Verklärung der Maria, aus ſeiner erſten Jugend, da er noch ganz in Perugino's Manier arbeitete; oben, zwey Kirchenbilder des Perugin; unten, die Porträte, Skizzen und kleinen Gemählde des Raphael, ſowohl die, welche im vorigen Abſchnitt unſern Leſern beſchrieben worden ſind, als auch noch einige andre. Die Madonna de Foligno hängt an der zunächſtſtehenden Wand, nach der andern Seite zu aber die berühmte Gärtnerin oder Maria im Garten.

Es muß eine ſolche wirklich belehrende Zuſammenſtellung zu manchen Betrachtungen einladen, wenn man auf dieſe Weiſe die allmählige Entwicklung eines großen Kunſtgeiſtes, von dem erſten noch unſichern Jugendverſuche bis zum letzten ausgearbeitetſten Werke ſeines Lebens, gleichſam mit einemmale überſchauen kann.

Die beyden Kirchenbilder von Perugino ſind wegen der Höhe nicht bequem zu ſehen; auch ſtehen ſie an Bedeutung einem Bilde von ihm, welches ich im Retouchirzimmer ſah, und deſſen himmliſche Schönheit und reine Vollkommenheit ich oftmals bewunderte, ſo unendlich weit nach, daß ich mir den allzugroßen Abſtand noch nicht recht zu erklären vermag. Auf jeden Fall gehören jene beyden jetzt ausgeſtellten zu den beſchränkteren, minder bedeutenden Kunſtwerken dieſes Mahlers.

Auffallend iſt es, wie ganz das erſte Jugendbild des Raphael in ſeines Meiſters Manier iſt: aber auch ſo ganz, daß man noch kaum weiß, wo man das Eigenthümliche in dem noch ganz kindlichen Entwurfe finden ſoll. Ein Schüler, der in dem Grade die Art ſeines Lehrers ſich zu eigen machen konnte, mußte von Natur ein ſtarkes Talent der Aneignung, eine wunderbare Biegſamkeit, ſich in fremde oft ſehr verſchiedene Anſichten verſetzen zu können, erhalten haben: eine Biegſamkeit, welche von der Neigung zu einer reichen Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit, die wir als den weſentlichen Charakter Raphaels betrachten, faſt unzertrennlich iſt, und von der ſich auch in den ſpäteren Gemählden deſſelben, ſo viele und ſo ſprechende Beweiſe finden.

Ein kleines Gemählde, welches in mehreren Abtheilungen, die Verkündigung, die Anbetung der Könige, und die Beſchneidung Chriſti darſtellt, offenbar auch aus einer ziemlich frühen Zeit, iſt nicht mehr ſo Peruginiſch, in den Figuren aber überhaupt eher etwas unförmlich. In der Farbenbehandlung zeigt ſich ſchon, die auch auf ſpäteren Werken mehrmals ſichtbare Neigung zu deutlichen Gegenſätzen und Conſtructionen, wenn ich ſo ſagen darf, aus Maſſen von dem entſchiedenſten Roth, Grün oder Weiß, als vorherrſchendem Grundaccord der Farbe.

Eine kleine Skizze, grau in grau, die bisher noch nicht zu ſehen war, ſtellt Glauben, Liebe und Hoffnung allegoriſch dar. Jede dieſer Eigenſchaften iſt in einer weibliche Figur dargeſtellt, welche zwey kindliche zur Seite hat. Die Kinder neben der Hoffnung ſind beſonders zart und lieblich, und die Liebe iſt als ſäugende Mutter dargeſtellt, an deren Bruſt ſich mehrere Kleine zu gleicher Zeit recht durſtig drängen, und mit ſtiller Begierde Nahrung ſaugen. Es iſt rührend zu ſehen, und ein einfacher, aber ſchöner Gedanke, wo das Weſen der Liebe darin geſetzt wird, das Bedürfniß der Schwachen mit der eignen Lebenskraft zu ſtillen.

Was die berühmte Transfiguration betrifft, ſo würde es unnütz ſeyn, noch etwas zum Ruhme derſelben zu ſagen, da ſie ohnehin das Ziel der allgemeinen Bewunderung iſt. Daß ſie dieſes bey den Künſtlern geworden, davon iſt der hohe Grad der ausgearbeitetſten Vollendung wohl nicht ganz allein Urſache. Was dazu mitgewirkt hat, iſt zum Theil wohl auch folgendes. Es iſt dieſes große Bild in der Farbenbehandlung, in der Gruppirung, ſogar im Ausdruck ſchon mehr in der Methode und in den Grundſätzen entworfen und behandelt, wie die Späteren gemahlt haben. Die Caraccis haben wenigſtens ungefähr daſſelbe gewollt, wenn ſie es gleich bey weitem nicht erreicht haben. In dieſer letzten Rückſicht mag der Unterſchied ſehr groß ſeyn, aber die Art zu mahlen iſt nicht ſo ſehr verſchieden; wenigſtens muß ſie ähnlich ſcheinen, ſobald man ſie mit der ganz entgegengeſetzten, beſchränkteren, aber auch ſtrengeren und der Abweichung nicht ſo ausgeſetzten Art der ältern Mahler vergleicht. Raphael hat oft auch ganz in dieſer alten Art gemahlt; es zeigt ſich auch hier ſeine vielumfaſſende Mannichfaltigkeit, die fortſchreitende Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes. Der bloße Kunſtfreund wird leicht die ältere Epoche der italiäniſchen Schule am meiſten, ja faſt ausſchließend ſchätzen. Aber nicht ſo kann es mit dem ausübenden Mahler ſeyn. Durch die Caraccis und ihre Nachfolger, durch Pouſſin und Mengs, ſchließt ſich die Manier der gegenwärtigen Mahler immer noch einigermaßen, wenn gleich von ferne, an die Grundſätze der ſpäteren Italiäner an, da hingegen die Denkart der ältern durchaus nicht mehr verſtanden wird, ihre Methode aber ſo gut als verlohren zu ſeyn ſcheint. Erregt alſo manches andre Raphaeliſche Werk, welches vielleicht es eben ſo wohl verdiente, doch nicht den gleichen Grad von Bewunderung, als die Transfiguration, ſo liegt dies zum Theil darin, daß dieſes Werk den jetzigen Mahlern immer noch näher ſteht, ihnen verſtändlicher iſt, als jener ganz alte Styl.

Was nun auf dieſem Gemählde den dargeſtellten Gegenſtand betrift, ſo iſt zwar der fromme Eifer und hülfreiche Wille in den Apoſteln am Fuß des Berges, und der murrende und anklagende Unglaube in denen, welche den epileptiſchen Knaben herbeyführen, recht deutlich und kraftvoll entgegengeſetzt; die Landſchaft iſt ſchön, und das in die Mitte des Vorgrundes knieende Weib, welches mit hohem Unwillen den Apoſteln ihr Unvermögen, nicht helfen zu können, vorzuwerfen ſcheint, von einer göttlichen Hoheit. Der Kopf des Johannes iſt ſchön, die Köpfe der andern Apoſtel mannichfaltig, der Ausdruck anklagenden Murrens in den Köpfen der Herbeyführenden, und endlich das Leiden des Knaben ſelbſt von einer alles übertreffenden Wirkung und Wahrheit. Auf die Würde aber, und der Handlung ihre höchſte Bedeutung zu geben, darauf iſt weniger geſehen. Der Ausdruck des Vorwurfs in den Murrenden iſt ganz roh und wild, und die Apoſtel, die nicht helfen können, ſehen eher etwas übertrieben verwundert aus, im Gefühl und Bekenntniß ihres Unvermögens, und machen durchaus keinen ſehr würdigen Eindruck. So würde ein Mahler der älteren Zeit dieſen Gegenſtand nicht dargeſtellt haben; vielleicht würde er uns noch viel tiefer in den verworrnen Abgrund der bittern Schmerzen haben hinabſehen laſſen, aber auch das Troſtreiche der andern Seite würde innig gefühlter und reiner ſeyn. Er würde die Apoſtel vielleicht nicht ſo kunſtreich gruppirt haben, aber die ſtrenge Geſtalt würde uns mit Ehrfurcht erfüllen, der befehlende Ernſt den lauten Klagen in Unterwerfung zu ſchweigen gebieten, oder ſie freundlicher in Hoffnung lindern, und das Gefühl der Nothwendigkeit des Leidens, und der eignen Beſchränkung würde als ernſte Trauer noch Würde haben. Vorzüglich aber zeigt ſich dieſe zwar kunſtreiche, aber nicht ſo tiefe und ſchon mehr moderne Behandlung in der Verklärung auf dem Berge. Die Figur des Heilandes ſchwebt wie eine bewegliche Flamme über der Erde in der Luft; drey Apoſtel vom Lichte geblendet, liegen in theatraliſchen Stellungen auf dem Boden, und auch der Donatarius im Winkel macht einen ſtörenden Eindruck. Auch hier iſt der Gegenſtand nur wie mit einem leicht ergreifenden Enthuſiasmus aufgefaßt und ausgedrückt, der vor allem auf die große Wirkung ſieht; nicht mit dem ſchlichten, ſtrengen Ernſt, mit der ſtillen Gründlichkeit, wie die tiefere Frömmigkeit die Gegenſtände ihrer Verehrung und Liebe ſich auszudenken und äußerlich zu bilden ſtrebt.

Die Kunſtgröße und der erfinderiſche Reichthum des Raphael wird mehr nach ſolchen umfaſſenden Compoſitionen geſchätzt; ſein eigenthümliches Gemüth, die ihm eigne Lieblichkeit und Schönheit erkennt man oft am beſten in ſehr einfachen Gemählden. In dieſer Rückſicht nimmt die reizende Maria im Garten oder ſogenannte Gärtnerin eine ſehr hohe Stelle ein; die Madonna mit den beyden freundlichen Knaben einfach ſitzend in der heiterſten hellen Landſchaft, oben ein ſchönes, wahrhaft himmliſches Blau, das Ganze wie ein Himmel von Unſchuld und Liebreiz auf Erden. Dieſes Bild athmet die zarteſte Lieblichkeit und kindlich leichte Freude; es iſt durchaus individuelle Natur, aber keine ſtrenge Form und eigentlich genommen, kein Ideal. Dieſe Anmuth, dieſe Schönheit der hellen Farben, dieſe zarte Blüthe der Carnation laſſen ſich nicht beſchreiben; man möchte es einen höhern, verklärten Titian nennen, in ſo fern man einmal gewohnt iſt, den Begriff jener Vollkommenheiten mit dieſem Nahmen zu verbinden. Auch dürfte man den in der vorigen Sendung erwähnten Chriſtuskopf des Titian in dieſer Rückſicht wohl neben dieſe Raphaeliſche Gärtnerin ſtellen.

Es hat dieſer Mahler ſich beſonders darin gefallen, die heilige Jungfrau auf das mannichfachſte darzuſtellen, zum Theil in einem ganz entgegengeſetzten Sinne. Man könnte eine ganze Reihe aufſtellen von der möglichſt irdiſchen Auffaſſung, bis zur höchſten anbetungswürdigen Verklärung und Göttlichkeit. Der Anfang dieſer Reihe wäre dann die Maria im Garten, wo ſie, wie die eigne Geliebte, ganz nur in irdiſcher Lieblichkeit gemahlt iſt; den Beſchluß macht die große in Wolken wandelnde Mutter Gottes in Dresden, wo die reinen Formen des ernſten doch liebeglühenden Geſichts uns an das Ideal der hohen Juno, und zugleich auch der ſtrengen Diana erinnern.

Zunächſt an die Gärtnerin könnte man das unter dem Namen des Stillſchweigens bekannte kleine Gemählde ſtellen, wo die heil. Jungfrau das ſchlafende Kind betrachtet. Auch hier ſind die Züge offenbar individuell, aber die Krone im Haar, und die ſymboliſchen Farben des Gewandes deuten ſchon auf die Königin des Himmels. Ein reizendes Bildchen! Wenn man bey dem Anblicke ſolcher lieblichen Gemählde, wie dieſes Stillſchweigen und jene Gärtnerin, an den bekannten Ausſpruch des Michael Angelo denkt, daß Raphael ein guter Miniaturmahler ſey; ſo möchte man dieſes Urtheil, weil doch ſelbſt die Äußerungen der künſtleriſchen Eiferſucht bey einem ſo großen Kunſtgeiſte einen Sinn haben müſſen, etwa ſo erklären: Michael Angelo meynte, das eigenthümliche Schönheitsgefühl dieſes Genius zeige ſich beſonders in dieſer enger begränzten Sphäre von geiſtig ſchönem Liebeszauber und hoher Seelenanmuth, indeſſen Raphael vielleicht da, wo er durch das Ideal andrer Künſtler und durch die Tendenz der Zeit verleitet, ſich in eine größere Sphäre rieſenhafter Compoſition zu verſetzen trachtete, ihm bey weitem nicht ſo glücklich zu ſeyn ſchien. Denn wollte man jene Aeußerung, wenn ſie anders ganz authentiſch iſt, bloß als Maaßſtab für den großen und ſtolzen Geſchmack jener Zeit und jenes Mannes überhaupt nehmen; ſo möchte doch ſelbſt für das Koloſſale deſſelben der Ausdruck beynah zu übertrieben ſeyn; wie denn Michael Angelo durch ſeinen Hang zum gigantiſch Übertriebnen in der Form und Stellung der Geſtalten, wie im Ausdruck und der Compoſition des Ganzen, ohne Zweifel den erſten Grund zum Verfäll der Kunſt gelegt hat.

In der heiligen Familie, welche zur Rechten der Transfiguration zu ſehen iſt, ſtreuen hohe Engel eine Blumenfülle über die Mutter aus; es hat alles ſchon einen höhern Ton von Entzückung und anbetender Freude in dieſem Gemählde, und auch die Bildung der göttlichen Mutter ſtimmt damit überein und iſt wenigſtens ein Uebergang aus der erſten individuellen zu der ſpätern idealiſchen Anſicht. Dieſes Bild wird ſehr bewundert; es hat die Anmuth des Corregio, aber es iſt auch nicht ganz frey von ſeiner geſuchten Zierlichkeit. In den Farben hat es ſehr gelitten, oder war urſprünglich ſchwach. Daß die berühmte Madonna della Sedia, in dieſer Reihe auch ihre beſtimmte Stelle habe, iſt nicht zu bezweifeln. Zunächſt an der großen Mutter Gottes in Dresden ſteht die Madonna de Foligno. Hier iſt dieſelbe ſchon dargeſtellt als himmliſche Erſcheinung, von einer Sonnenglorie umgeben. Nur entſpricht ihr Antlitz noch nicht ganz der hohen Beſtimmung, eben ſo wenig wie das Kind; es iſt nicht mehr das Liebreizende jener erſten Gemählde, und noch weniger das hohe Ideal der großen Madonna.

Das moderne Kunſturtheil und die hergebrachte, ſo oft ohne alle Kritik und Unterſcheidung und ohne eigne Anſchauung und Auffaſſung nachgeſprochne Meynung über dieſen Erſten der Mahler, bedürfen in vielen Stücken einer ſorgfältigen Berichtigung, und genaueren Beſtimmung. Mengs ſetzt den Charakter des Raphael in die Vortreflichkeit der Zeichnung und des Ausdrucks, dagegen Helldunkel und Farbengebung ihm mehr oder weniger abgeſprochen werden. Nicht zu gedenken, daß ſo manches Gemählde Raphaels von unvergleichlich ſchöner Farbengebung, wie z.B. die ſchon mehrmahls erwähnte Gärtnerin, ſich anführen laſſen; ſo iſt jene ganze Trennung widerſinnig. Denn beſtimmen ſich nicht dieſe Eigenſchaften durchaus gegenſeitig? Wäre bey dem Helldunkel des Corregio wohl eine andre Carnation möglich? Iſt hier nicht gerade dieſe Manier der Umriſſe paſſend, ſo wie die Farben des Raphael mit ſeiner Zeichnung weſentlich zuſammen gehören? Iſt Zeichnung und Licht, Charakter, Farbe nicht bey jedem guten Mahler ein harmoniſches untrennbares Ganze? Statt jener eitlen Bemühungen, nach einer unbefriedigenden Claſſification das trennen zu wollen, was ewig zuſammen gehört, und nur in Einheit wirken kann, beſtrebe man ſich nur, die individuelle Abſicht jedes Werks, ſo wie der Künſtler ſelbſt in jener alten von der unſrigen ſehr verſchieden denkenden Zeit ſie wirklich hatte, aufs ſorgfältigſte zu ergründen. Iſt er ſo glücklich geweſen, dieſe Abſicht wirklich zu finden, ſo wird der Künſtler daran den beſten und ſicherſten Maßſtab haben, den Werth des Kunſtwerks nach ſeiner eignen Abſicht ſelbſt zu prüfen und zu beurtheilen; und hat er erſt alle die mannichfaltigen Abſichten mehrerer Künſtler in allen ihren verſchiedenen Werken hinreichend verſtehen lernen, ſo wird er nicht in Verlegenheit ſeyn, wie er über den Werth oder Unwerth einer Kunſtabſicht ſelbſt zu urtheilen hat, und es werden ſich in ſeinem Geiſte allmählig allgemeine Grundideen bilden; Principien im wahrſten Sinn des Worts, nicht negative Forderungen, die nichts ſagen, als was ſich von ſelbſt verſteht, nach Begriffen eingetheilt, welche nur dazu dienen können, die harmoniſche Einheit deſſen zu zerſtören, was nur in dieſem vollſtändigen Zuſammenhange angeſchaut, verſtanden und begriffen werden kann; ſondern Anfänge, Principien, Quellen eines neuen Lebens, eines wirkſamen Daſeyns, und eines eben ſo freyen als graden und ſichern Strebens nach einem unvergänglichen Ziele.

Andre haben den Charakter des Raphael geſetzt in die idealiſche Schönheit. Dagegen iſt aber zu erinnern, daß nur einige ſeiner Werke dieſe Tendenz haben; vielleicht hier und da ſogar ſchon zu ſehr, mit Verkennung der ewigen Gränzen zwiſchen der Mahlerey und zwiſchen der Antike und der plaſtiſchen Geſtaltenbildung der Sculptur. In andern Werken hingegen ſtrebt er nur, eine bedeutende Allegorie oder auch den ſinnlichen Liebreiz in ganz individuellen keinesweges idealiſchen Geſtalten auszudrücken. Alſo iſt auch dieſe Anſicht des Raphael einſeitig und größtentheils falſch.

Die genialiſche Vielſeitigkeit und künſtleriſche Univerſalität, welche wir als das Weſentliche ſeines Charakters ſetzen, zeigt ſich auch darin, daß er unter den neuern italiäniſchen Mahlern, obgleich er in vielen ſeiner Gemählde ganz die Manier dieſer Epoche ausdrückt, dennoch am meiſten der alten Schule ſich anſchließt, den Geiſt und Styl derſelben hier und da faſt rein darbietet, und ſo in einem gewiſſen Sinne den Uebergang aus der neuern Schule zu jenem ältern Styl bezeichnet. Deswegen iſt es im höchſten Grade zu billigen, wenn ihn die Mahler der jetzigen Zeit faſt ausſchließend, als vorzüglichſten Führer für ſich erwählt haben; weil er denn doch, wenn ſie ihn und alle ſeine Werke und eigentliche Abſicht nur recht verſtehen wollten, ſie unvermeidlich zur rechten Quelle zurückführen würde; zu der alten Schule nämlich, welche wir der neuern unbedingt vorzuziehen gar kein Bedenken tragen.

Hier iſt nun der Ort zwey allgemeine Bemerkungen anzufügen, zu welcher die neue reichere Anſchauung der Werke des Raphael Gelegenheit gab. Die erſte betrifft die alte und die neue Schule der italiäniſchen Mahlerey; den andächtig frommen, tiefbedeutenden Styl der erſten, und den prachtvoll blühenden der letzten. Auf dieſen Unterſchied ſollte man in der Kunſtgeſchichte vorzüglich aufmerkſam machen; dagegen aber andre, minder bedeutende Unterſchiede mehr verſchwinden laſſen. So viel Gegenſätze man auch finden mag, zwiſchen der venetianiſchen, und der ſpäteren florentiniſchen Schule; gegen die ältere Mahlerey, bildet alles dieſes doch nur Eine Maſſe.

Das in die Augen fallende und Effektreiche der Titianiſchen Gemählde, ſo wie die Abſicht, die ganze Fülle und individuelle Mannichfaltigkeit des wirklichen Lebens auffaſſen zu wollen, geht nicht minder über die ſtrenge Beſchränktheit der ältern Gemählde hinaus, als die feſtliche Pracht und dithyrambiſche Fülle des Julio Romano, der ſich eben ſo gern in die reiche Herrlichkeit des römiſchen Alterthums verſetzt, als jener Venetianer das bunte Schauſpiel der Gegenwart zu ergreifen ſuchte. Von dieſer neuern Schule der italiäniſchen Mahlerey, die durch Raphael, Titian, Corregio, Julio Romano, Michel Angelo vorzüglich begründet ward, wiewohl auch andre nicht ſo Epoche machende Mahler noch weſentlich dazu mitgewirket haben, ſind unſtreitig, ſo wie ſie ſelbſt den höchſten Gipfel der ausübenden Kunſt und nicht mehr zu übertreffenden Kunſtfertigkeit in allen praktiſchen Theilen derſelben erreichten, zugleich auch ſchon die erſten Keime für das Verderben der Kunſt urſprünglich hergekommen; welche dann von ihren Nachfolgern und Nachahmern in den verſchiedenen Schulen zur breiten, allgemeinen Bahn der falſchen Kunſtmanier erweitert wurden, obwohl die erſten Anfänge der Abweichung ſchon in jenen letzten großen Meiſtern der alten Mahlerzeit liegen. Nur müſſen wir hier nach ſtrengem Kunſturtheil und nicht getäuſcht oder beſtochen durch die einzelne Vortreflichkeit, alles was die Kunſt von ihrem hohen Ziel, oder von ihrem weſentlichen Charakter abwendet und entfremdet, mag es auch einzeln und für ſich genommen noch ſo lieblich und anlockend erſcheinen, oder auch hohe Bewunderung und Erſtaunen erregen, in Hinſicht auf die unabänderlichen Grundgeſetze und die ewige Beſtimmung der Kunſt, als verderblich und verwerflich bezeichnen. Eines der erſten Kennzeichen, welches die Entartung der Kunſt zu begleiten, oder ihr voranzugehen pflegt, wird darin ſichtbar, wenn eine Kunſt in das Gebiet irgend einer andern einzugreifen und hinüberzuſchreiten anfängt, wie dieß ſchon bey jenen berühmten Meiſtern der Fall war. Wenn nun Corregio in das Gebiet der Muſik ausſchweifte, ſo iſt wohl auch das alte Misverſtändniß, welches noch immer fortdauert, und Mahlerey und Sculptur unaufhörlich von neuem verwechſelt, in der erſten Quelle vom Michel Angelo abzuleiten. Aber nicht bloß in dieſem Rieſengeiſte, auch in den andern genannten, iſt das weit umfaſſende, alles ergreifende, aber eben darum auch leicht nach allen Seiten abſchweifende Streben der neuern Schule, deutlich im Gegenſatze der engen und ſtrengen Beſchränkung eines Mantegna, Bellin, Perugin, wozu unſtreitig auch Maſaccio zu zählen iſt, und endlich ſelbſt der tiefſinnige Leonardo, wiewohl dieſer ſchon eine Annäherung zu der neueren Schule zu enthalten ſcheinen können, ſo wie Raphael hingegen unter den neueren am meiſten noch an die alte ſich anſchließt. Wenn man aber oft noch weit ſpätere Meiſter und Schulen der neueren Italiäner anführen hört, ſo läßt ſich bezweifeln, ob dieſe überhaupt in der Kunſtgeſchichte eine ſehr bedeutende Stelle einnehmen können. Mit den genannten Mahlern, mit Julio Romano, Titian und Corregio geht die groſſe Kunſtepoche der erfinderiſchen Genies zu Ende; die gelehrten Nachahmer und eklektiſchen Mahler aus der Schule der Carraccis und der andern gleichzeitigen, ſind den gelehrten Arbeiten der alexandriniſchen Dichter zu vergleichen, welche in ähnlicher Art die alte Poeſie mit Nachbildungen und Blumenleſen beſchlieſſen.

Die italiäniſche Mahlerey ſcheidet ſich deutlich und beſtimmt in die alte und die neue, wie die italiäniſche Poeſie; und wenn die ſtrenge Großheit des Giotto oder die herbe Wunderlichkeit des Mantegna, uns an die des Dante erinnern, die Schönheit des Perugino aber mit der des Petrarca verglichen werden kann; ſo dürfen wir den Titian und Corregio auch recht wohl neben Arioſt und Taſſo ſtellen. Es iſt dabey gar nicht um das Witzesſpiel der Vergleichung zu thun, ſondern nur um die einfache aber wichtige Bemerkung, daß die Natur in ähnlichen Sphären meiſt den gleichen Gang der Production beobachtet, und ſich dieſelben Stufen der Entwicklung zeigen. Die Parallelle zwiſchen den italiäniſchen Mahlern und Poeten lieſſe ſich noch weiter fortführen; und wenn die markige Weichheit des Dominichino wohl mit dem dichteriſchen Styl des Guarini verglichen werden darf; ſo findet auch der ſüßliche Marino ſeinen entſprechenden Gegenſatz in dem flatterhaften Albano.

Die zweyte allgemeine Bemerkung, zu der wir veranlaßt wurden, betraf die Gegenſtände der Mahlerey.

Es muß ſchon aus dem obigen klar ſeyn, und ließe ſich leicht durch viele andre Beyſpiele beſtätigen, daß die chriſtlichen Gegenſtände noch keinesweges durch die alten Mahler erſchöpft ſind; da auch ſelbſt diejenigen, welche ſie behandelt haben, nicht alle ohne Ausnahme durch ihre Darſtellungsverſuche bis zu jenem einzigen und allein richtigen Ausdruck ausgebildet ſind, der gar keine neue Darſtellung mehr möglich werden läßt. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß eine übler Genius die Künſtler der jetzigen Zeit von dem Ideenkreiſe und den Gegenſtänden der ältern Mahler entfernt hat. Die Bildung kann ſich, in jedem Theile derſelben, nur an das Gebildete anſchließen. Wie natürlich und löblich wäre es alſo, wenn die Mahler auf dem Wege fortgingen, den Raphael, Leonardo und Perugino gegangen ſind, ſich in ihre Ideen und Denkart von neuem verſetzten, in ihrem Geiſte weiter fort erfänden, und ſo die neue Mahlerey an die alte zu dem ſchönſten Ganzen anſchlöſſen. Und wie unendlich reich und umfaſſend iſt nicht jener Kreis an mahleriſcher Schönheit und Bedeutſamkeit jeder Art! Welch' ein trauriger Zuſtand iſt dagegen jetzt ſichtbar; wie unſicher ſchwankt der Künſtler umher, und greift in der Fülle des Unbeſtimmten bald nach dieſem, bald nach jenem immer noch unſchicklichern Gegenſtande, meiſtens nach einem ſogenannten hiſtoriſchen, der die tiefere Naturbedeutung und geiſtige Symbolik und damit den eigentlichen höhern Zweck der Mahlerey unmöglich macht; oder wenn es hoch kömmt, nach einem Gegenſtande aus der alten Mythologie, deren innerſtes Weſen und Geiſt ſo ganz mit der plaſtiſchen Geſtaltungsweiſe der Sculptur übereinſtimmt, daß er in der Mahlerey durchaus nicht ausgedrückt werden kann.

Doch wollen wir dieſe große wichtige Materie hier keinesweges ausführlich abhandeln, ſondern nur einige vorläufige Bemerkungen geben, die unſre künftige Unterſuchung darüber allmählig einzuleiten dienen mögen.

Zuerſt finden wir es der Aufmerkſamkeit keinesweges unwürdig, daß jene großen alten Mahler nicht nur in der Sphäre der chriſtlichen Sinnbilder hinreichenden Spielraum für die Fülle ihrer Erfindſamkeit gefunden haben; ſondern ſie beſchränkten ſich oft noch enger, und wurden, einen vielleicht dem erſten Anſcheine vielleicht ſogar ungünſtigen und unfruchtbaren Stoff, in einer Reihe von Verſuchen unabläßig zu variiren, niemals müde. So gefiel ſich Raphael in mannichfaltiger Darſtellung der Madonna; ſo war die Kreuzigung für den erfinderiſchen Dürer ein unerſchöpflicher Kunſtgegenſtand ſeines tiefſinnigen Geiſtes. Auf ähnliche Weiſe ſcheint die Herodias in der Schule des Leonardo, gleichſam ein herkömmlicher Gegenſtand, durch ſeine Schwierigkeit ſelbſt vortreflich zur Kunſtübung ausgezeichneter Schüler, geweſen zu ſeyn. Ein Beyſpiel davon zeigt uns das hieſige Muſeum, und auch die Dresdner Sammlung enthält ein ſolches Bild, offenbar aus Leonardo's Schule. Ein drittes ſah ich neulich hier in einer Privatſammlung, angeblich von Leonardo ſelbſt, unläugbar iſt es wenigſtens aus ſeiner Schule; wenig ſchlechter als jene, und doch ganz verſchieden davon.

Eine zweyte vorläufige Bemerkung geht die Behandlung der jetzt ſo beliebten und meiſt mit der oberflächlichſten Idealität, und unſeligſten Verwechslung der Mahlerey und Bildhauerkunſt behandelten griechiſchen Gegenſtände bey den alten italiäniſchen Mahlern an.

Zuerſt muß ich bemerken: ſie iſt ganz verſchieden, dieſe Behandlung griechiſcher Gegenſtände in der alten und in der neuen Schule der italiäniſchen Mahler.

Sofern mir ſelbſt über den Geiſt des griechiſchen Alterthums aus langem Studium einiges Urtheil zuſtehen kann, muß ich urtheilen, daß ſelbſt die neuern italiäniſchen Mahler das innerſte Weſen des alten Lebens und des alten Glaubens, wiewohl vielleicht mehr aus tiefem Gefühl des Richtigen als aus gelehrter Kenntniß, ſo innig ergriffen haben, daß die Mahler jetziger Zeit dagegen ſehr unvortheilhaft abſtechen. Das Gigantiſche im Styl des Michel Angelo kenne ich nicht aus der Original-Anſchauung, und auch wie Raphael hierin beſchaffen war, kann ich nicht ſelbſt prüfen, da ſein Carton von der Schule zu Athen gar zu ſehr verdorben iſt; aber ſelbſt die römiſche Kraft, Fülle und Pracht des Julio Romano, und die reine Wollüſtigkeit in der Antiope des Corregio iſt tiefer aus der Quelle geſchöpft, als irgend von einem Mahler unſrer Zeit zu erwarten ſteht. Und doch zogen jene Künſtler im Ganzen ganz entſchieden die chriſtlichen Sinnbilder vor; jene Gegenſtände wählten und behandelten ſie nur als Ausnahme, gleichſam zur Erholung und Abwechslung.

So dachten nicht blos ſie ſelbſt, ſondern auch ihre Werke belehren uns, daß es ſich wirklich ſo verhielt.

In der neuern italiäniſchen Schule zeigt ſich auch von dieſer Seite das umfaſſende Streben des damaligen Kunſtgeiſtes; eine Tendenz, ſich in das alte Götterthum zu verſetzen, der es oft gelungen iſt, das Weſen deſſelben zu ergreifen. Nicht ſo bey der alten Schule, ſo weit man ſie hier kennen lernen kann. Da iſt die alte Mythologie nur als eine zu dieſem leichten Zweck erlaubte Bilderſprache gebraucht, für Allegorien, für Gedanken, mit denen es nicht ſo heiliger Ernſt iſt, als mit den höchſten des chriſtlichen Glaubens; der Gebrauch aber iſt ſehr willkührlich, ja ſogar abändernd, wie auch die älteſten romantiſchen Dichter die alte Fabel behandelten. Der Gott Amur der Provenzalen, iſt von dem griechiſchen Amor vielleicht nicht viel verſchiedener als der Merkur des Mantegna auf dem früher beſchriebenen Bilde, von dem Hermes der Griechen. Ein in dieſer Hinſicht merkwürdiges Stück iſt ein im Saal der Zeichnungen aufgeſtelltes kleines Gemählde in Waſſerfarben von Perugino, welches den Streit der Tugend und der Wolluſt darſtellt. Zwey zierliche Bäume, der eine heller, auf welchem Amorinen ſitzen, und der andre dunkler, der eine Eule trägt, bezeichnen ſchon dieſen Gegenſatz. Weibliche Figuren, mit Lanzen, die in Flammen ausgehen, ſtreiten für die Liebe, andre dagegen; die Amorinen nehmen lebhaften Theil an dem Kampf, eine Frau wird von ihnen beſiegt, und auf dem Boden fröhlich in das Revier der Wolluſt gezogen, wo rohe Waldnaturen ſich zeigen. Gegenüber kämpft eine andre mit drey oder vier dieſer kleinen Weſen ſehr heftig, einer liegt todt da; eine andre Frau zur Seite wird von dem Bogen eines Kleinen bedroht, während ein andrer an ihren Schultern hängt, ein dritter an ihrer Lende hinauf klettert. Im Hintergrunde zeigt ſich die verwandelte Daphne, Europa auf dem Stiere, und andre Geſchichten aus dem Ovid, oben in der Luft Merkur herunterſchwebend; das alles in den zierlichſten Umriſſen, und friſcheſten Farben, äußerſt zart und ſinnreich.

Wie ſich nun der große Dürer, der Shakſpeare der Mahlerey, zu jenen beyden italiäniſchen Schulen verhält, und den jetzigen Künſtlern, nebſt Raphael, durch die Fülle der poetiſchen Erfindung und den Tiefſinn und Reichthum der ſymboliſchen Bezeichnung als eine fruchtbare Grundlage und vaterländiſches Kunſtgeſtirn dienen könnte; darüber wird in der Folge noch ausführlicher die Rede ſeyn. So viel iſt klar, mit dem Styl der alten Italiäner ſtimmt ſein tiefſinniger Geiſt recht wohl zuſammen, aber durchaus nicht mit dem der neuern Schule.

Für jetzt wollen wir die hier vereinigten neuen Kunſtanſchauungen ohne Unterbrechung weiter fortführen; da ſich an dieſer Reihenfolge der bedeutendſten Werke die weſentlichen Kunſt-Ideen am leichteſten entwickeln laſſen, und wie von ſelbſt daraus hervorgehen.

Von einer Reihe der vortrefflichſten Gemählde, welche ich in der Privatſammlung des Lucian Bonaparte zu betrachten Gelegenheit hatte, werde ich um ſo mehr einige Nachricht geben, da viele der wichtigſten dieſer Gemählde, weil ſie bisher in Spanien geweſen, das bekanntlich an Werken des Raphael, Leonardo und Titian ſo große

Reichthümer beſitzt, unter die weniger bekannten gehören. Es wird daher für diejenigen unſrer deutſchen Künſtler und Kunſtfreunde, welche in Italien gebildet worden, die Nachricht von dieſen ihnen zum Theil nicht bekannten Kunſtſchätzen einigen hiſtoriſchen Werth haben können.

Den Reichthum dieſer Sammlung wird man aus der nachfolgenden Notiz ſchon überſehen können, wiewohl ſie bey weitem nicht alles Schätzbare, ſondern nur das wichtigſte enthält.

Zuvor will ich bemerken, daß wenn der Künſtler es vielleicht bedauern darf, eine ſo bedeutende Sammlung als Beſitzthum eines Einzelnen der öffentlichen und ununterbrochen erlaubten Benutzung entzogen zu ſehen, für den Kunſtfreund wiederum ein nicht unweſentlicher Vortheil daraus entſteht, welchen gut eingerichtete Privatſammlungen vor öffentlichen Muſeen meiſtentheils voraus zu haben pflegen. In den letzten fehlt es nur zu oft an hinreichendem Raum; man ſieht daher die vortrefflichſten Bilder oft in einem ſehr ungünſtigen Lichte, und nur wenige ganz ſo aufgeſtellt, wie es ſeyn ſollte. Dieſes iſt inſonderheit mit dem Pariſer Muſeum der Fall, da der vorhandne Raum, ſo groß er iſt, für die Menge der Bilder doch keinesweges ausreicht, auch ſonſt große Unbequemlichkeiten hat. In Lucian Bonaparte's Sammlung hingegen, die nicht ſowohl zahlreich, als ausgewählt iſt, geſchieht jedem Bilde ſein volles Recht, und man wird auf keine Weiſe durch ungünſtige Aufſtellung im Betrachten geſtört oder gehemmt. Es iſt dies etwas Weſentliches, und thut ungemein wohl, wenn man lange an dem Gegentheil zu leiden hatte. Hier ſind vielleicht nur zwey oder drey Bilder, welche günſtiger beleuchtet ſeyn könnten, die meiſten ſind es vortrefflich.

Ein eigenthümlicher Reichthum dieſer Sammlung ſind die ſeltnen Werke der ſpaniſchen Schule; und was das Nationalmuſeum von ſolchen aufzuweiſen hat, kömmt dagegen gar nicht in Betracht. Die bewundrungswürdigſten unter dieſen Werken ſind: ein Inſpirirter, von Murillos, und eine betende Heilige von demſelben. In einſamer Zelle, den Kopf auf die Hand geſtützt, und wie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hinhorchend, mit bebend geöffneten Lippen, ganz eingenommen und verzückt von der innern Stimme oder Erſcheinung, und doch ganz beſonnen und gleichſam zweifelnd; ſo ſieht dieſer Mönch aus, von einer nicht gerade ſchönen oder unergründlich tiefſinnigen, aber doch ſehr intereſſanten Geſichtsbildung, der uns hier dargeſtellt iſt, mit einer Wahrheit und Innigkeit, die jeden ergreift und überraſcht, und mit einer Vollendung ausgeführt, die wenig ihres Gleichen hat. Der Hintergrund iſt ganz einfarbig, ein mattes Dunkelgolden oder leuchtendes Hellbraun, welches um das Haupt des Begeiſterten einen Schein formirt, und ſich durch unmerkliche Abſtufungen immer mehr bräunt, und in den Hintergrund verliert. In der obern Ecke links ſieht man einige Andeutungen von Figürchen, welche die innern Geſichte des Verzuckten bezeichnen ſollen. Es erregt dieſe Anſchauung das Gefühl von einer ganz neuen Gegend der Kunſt, und kein italiäniſches, kein deutſches Gemählde iſt ihm ähnlich, oder von gleicher Art. Man bemerkt bey den ſpaniſchen Mahlern öfter eine Neigung, ſich dieſen Zuſtand verklärter Ekſtaſe zum Ziel und Gegenſtand zu wählen; es iſt, als drängte es ſie nach der geheimnißvollen Pforte der himmliſchen Anſchauungen, als der geiſtigen Welt und eigentlichen Heimath der höhern Mahlerkunſt. Auch die Art der Mahlerey in jenen Bildern iſt eine ganz eigenthümliche; zwar kann man wohl im Allgemeinen ſagen, es iſt nicht der Styl der alten italiäniſchen Schule, nicht die ſtrengen Umriſſe eines Leonardo, nicht die reinen Farbenmaſſen im heitern Lichte, wie bey den beſten Alten; nein, es ſind die ſchwebenden Umriſſe, dieſe mit unendlichem Fleiß verſchmolzne und ausgearbeitete Natürlichkeit und Täuſchung der Farbenmiſchung, welche wir bey den ſpätern Italiänern finden. In Rückſicht dieſes vollendet Verſchmolzenen könnte man die Farbenbehandlung mit der des Dominichino vergleichen; aber dieſer geht mehr auf das Weiche allein, und neigt ſich oft zum Hellen und Weißen; Murillos iſt dunkler in den Farben, ſein Gefühl mehr ausſchließend traurig, ſein Sinn herber. Was aber den unendlichen Fleiß der Ausführung bey dieſen ſchwebenden Umriſſen und verſchmolzenen Farben betrifft, ſo wird man aus der ſpätern italiäniſchen Schule vielleicht nur im Corregio etwas Gleiches finden. So wie dieſer gehört auch Murillos gleichfalls unſtreitig zu den ganz muſikaliſchen Mahlern. Einestheils rechne ich ſchon bey Mahlern von Genie und originellem Sinn jenes Verſchwebende der Umriſſe und Verſchmolzene der Farbe zu dieſer Aneignung des muſikaliſchen Geiſtes und der muſikaliſchen Behandlungsart; wo es aber bey dieſem oder jenem ſpäten Mahler ſich doch nicht aus dieſem Grunde herleiten läßt, da wird es nur aus Nachahmung oder einer ganz verfehlten Tendenz von Täuſchung und Natürlichkeit entſtanden ſeyn, deren Verirrung kaum noch in das Gebiet der Kunſtbetrachtung gehört. Außerdem iſt aber das Muſikaliſche des Murillos auch in der Wahl der Gegenſtände, und in dem vorherrſchenden Gefühl, worauf alles bezogen wird, ſichtbar. Es gilt dieſes vielleicht mehr oder weniger auch von andern Mahlern der ſpaniſchen Schule. Überall ſcheint ihr Streben auf das Sentimentale zu gehen; aber es iſt eine Schwermuth, eine Traurigkeit von einer ernſten und großen Art. So nehmen ſie auch die religiöſen Gegenſtände. Es findet ſich eine Madonna in dieſem Style von Velasquez zu Dresden; in dem hieſigen Muſeum iſt eine ganz ähnliche, der Angabe nach von Murillos. Auch ſah man vor einigen Monaten ebenfalls im Muſeum einen Bettlerknaben von demſelben; von Kummer und Noth gebeugt, mit Hunger und Ungeziefer kämpfend; die zerlumpte Kleidung, der dürftige Hausrath umher bildet ein trauriges Stillleben zur Umgebung, und das Ganze iſt von einer ergreifenden Wahrheit. Vortrefflich gemahlt findet es ein jeder, aber viele von den Idealiſirenden ſtoßen ſich mit Eckel an dem Gegenſtande. Eine oberflächliche Art zu fühlen; als ob der Gegenſtand der Gegenſtand wäre, und nicht vielmehr die eigenthümliche Art und Weiſe, wie er genommen iſt! Ein Bettlerknabe iſt ein Bettlerknabe; aber auf wie unendlich verſchiedne Weiſe kann er genommen und dargeſtellt werden! Ein leichter Mahler wird bloß auf das komiſch in die Augen fallende und Drollige der äußern Erſcheinung ſehen, ſie nur ſo darſtellen; allenfalls mit der naiven Behaglichkeit, welche die leichtere Natur auch noch im Elende behalten kann. Ein nach Art des Leonardo oder Dürer tiefdenkender oder grübelnder Künſtler wird uns die innere Zerrüttung, welche das Elend in der Geſtalt und ſelbſt in dem Gemüthe des Menſchen verurſacht, mit ergreifender Wahrheit zeigen, und durch die Tiefe ſeiner Wahrnehmung unſern Verſtand mit Erſtaunen füllen. Der ernſte Spanier hat die Niedrigkeit dieſes Elendes ſo innig rührend und doch ſo würdig ernſthaft gefaßt, daß das individuelle Bild uns erſcheint und auf uns wirkt, wie eine allgemeine Betrachtung über die Bedürftigkeit und Niedrigkeit des menſchlichen Lebens und Daſeyns überhaupt. Nur iſt freylich die Mahlerey, ſo vortrefflich ſie iſt, doch nicht ſo einzig ſchön, als an jenem Begeiſterten und an jener Betenden, welche man als Gegenſtück zu jenem erſtern betrachten mag. Es iſt gleichfalls in Lebensgröße, eben ſo vollendet gemahlt, und jenem ſo ähnlich gedacht, daß nichts mehr darüber zu ſagen bleibt. Vielleicht kann dieſes Gemählde ſogar dem Ideal des Schönen näher zu ſtehen ſcheinen, doch iſt das Bild des Mönchs künſtlicher wegen des tiefern Ausdrucks. Ein Ausdruck des verklärten Geſichts, welchen der noch im wirklichen Leben wandelnde Menſch höchſtens nur während eines Augenblicks von Ekſtaſe haben kann, iſt auf der äußerſten Spitze ergriffen, feſtgehalten, und mit höchſter Täuſchung dargeſtellt; die höchſte Verzückung und die klarſte Beſonnenheit, beyde ſind zugleich in einem Moment ausgedrückt, der auch gerade nur ein vorüberſchwebender Moment ſeyn kann.

Noch iſt zu bemerken, was freylich auch in andern Werken der ſpaniſchen Schule gefunden wird, an dieſen Gemählden aber in einem beſonders hohen Grade ſich zeigt; eine äußerſt markirt nationale ſpaniſche Phyſiognomie aller Geſichtsbildungen nämlich, die ſehr ſchwer durch beſtimmte Merkmale in einen feſten Begriff zu faſſen ſeyn würde, deren Charakter aber doch ſo deutlich iſt, daß er im erſten Anſchauen gleich gefühlt wird und kein Zweifel darüber Statt finden kann. So ſieht man auch den meiſten Figuren des Raphael oder des Leonardo noch den Italiäner an, und ſo hat auch Dürer nur Deutſche gemahlt. Eigentlich verſteht es ſich freylich von ſelbſt, daß die Mahlerey, welche ihren Gegenſtand nicht bloß in einer idealiſch allgemeinen Form darſtellt, ſondern mit individueller Wahrheit, und bis zur Perſönlichkeit wirklich geworden, nicht umhin kann, auch in den Geſichtsbildungen dieſen Charakter an ſich zu tragen, und ihre Nationalphyſiognomie nicht verläugnen wird. So war es wenigſtens nach der Art und Kunſt der alten Mahler: eine Kunſt und Art, für welche unſre angehenden Künſtler viel zu weiſe geworden ſind. Aber eben darum kann es nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden, daß ſie, die ganz allgemein und rein abſtract mahlen wollen, das Beyſpiel des ganzen Alterthums aller Schulen gegen ſich haben. Ein ſehr auffallender Unterſchied zeigt ſich jedoch hiebey in dem verſchiedenen Gange der italiäniſchen und der deutſchen Schule. In der italiäniſchen Schule haben grade die Geſichtsbildungen auf den älteſten Gemählden, von Ghirlandajo oder noch früher anzufangen, einen recht ſchneidend italiäniſchen Ausdruck und Charakter; in den großen Mahlern der blühenden Zeit erweitert ſich dieſe Anfangs noch herbe Nationalform der Geſichtszüge in eine mehr idealiſche Bildung, die aber doch noch mit der lebendigſten Perſönlichkeit gepaart iſt: bis dann auch dieſe ſich bey den eklektiſchen Mahlern der neuern Zeit in eine abſtracte Allgemeinheit der Züge, und leere charakterloſe Anmuth des Ausdrucks verliehrt.

Den Reichthum der Lucianiſchen Sammlung an vortrefflichen Werken der italiäniſchen Schule werden folgende kurze Angaben ſchon hinreichend zeigen.

Eine Kreuzigung, angeblich von Michel Angelo; in Farben, aber im verjüngten Maaßſtabe, daher ich auch nicht wagen mag, Betrachtungen über dieſen Künſtler darauf zu gründen, den man nur zu Rom aus ſeinen Alfresko's verſtehen lernen kann.

Eine Leda, von Andrea del Sarto. Im verjüngten Maaßſtabe, aber nicht ſehr klein. Eines der vorzüglichen Bilder von dieſem Mahler. Leda, ganz nackt, ſteht in der Mitte, der Schwan neben ihr; die kleinen Buben kriechen am Boden aus den Eyern hervor, die Schaalen durchbrechend. Im Geſicht der Leda herrſcht eine eigne Miſchung von einer beynah gemeinen Ueppigkeit und von mütterlicher Kraft.

Die Geſchichte des verlohrnen Sohnes, von Titian; ein großes Gemählde in natürlicher Größe. Die Figuren ſind nicht das Beſte daran, beynah ein wenig wie Paul Veroneſe; aber eine ſchönere Landſchaft ſah ich noch nicht. Der ganze Hintergrund eine Kette von blauen Bergen, himmliſch heiter und ganz Belliniſch. Wenn man dieſes geſehen hat, was aber eigentlich nur ſymboliſch, und in willkührlicher Abweichung von der Natur gemahlt iſt, dann betrachte man noch Landſchaften, die nichts ſind als Copieen ſchöner Gegenden!

Ein geiſtlicher Fürſt, von Perugine; im Hintergrunde zwey Paare in Verehrung knieender Heiliger. Ein Bildchen im verjüngten Maaßſtabe, und in der beſchränkteren Manier dieſes Meiſters; doch iſt jede, auch eine ſchwächere Erinnerung ſchätzbar an den ſchönen Styl der älteſten Zeit, da der beſcheidne Künſtler nicht ſeynſollende Rieſenfantome in Schimmer und Nebel theatraliſch erſcheinen ließ, ſondern auf heitrer Lichtfläche, in ſtrengen Umriſſen und einfacher Symmetrie der Geſtalten, auch in kleinerm Maaßſtabe, noch die lieblich bedeutenden Sinnbilder der weltumfaſſenden katholiſchen Frömmigkeit, in eigner Farben Schönheit, mit ſtillem Fleiße, wie eine Schrift von Hieroglyphen entwarf.

Eine Venus, von Allori: über Lebensgröße. Die Göttin liegt unbekleidet ausgeſtreckt im Vordergrunde; mit dem rechten Arm ſtreitet ſie gegen einen jungen Liebesgott, ihm den Bogen, wo ich nicht irre, entwindend. Ihr aufgerichtetes Haupt, individuell, aber voll von hohem Liebreiz; überhaupt ein herrliches Weib. Die Ausführung iſt ſehr warm, ausgearbeitet und kraftvoll, ganz des kühnen Gedankens würdig, die hohe Göttin der Liebe in nackter Schönheit, hoch über Lebensgröße geſtaltet, ſo wie die größer fühlende Vorwelt ſich die Götter dachte, dem Auge des bewundernden Beſchauers in herrlicher Wahrheit zu zeigen. Ein ſchätzbares Werk von hoher Vortrefflichkeit! Aus der ſpäteren italiäniſchen Schule wird man nicht leicht ein Bild finden, das größer gedacht, wenige die kraftvoller ausgeführt wären; und auch die feinere Anmuth des gewöhnlichen kleinern Maaßſtabes lächelt uns aus dem reichumlockten Haupte des jungen Amor entgegen. Es werden nur ſelten Bilder von dieſem Meiſter geſehen; das Pariſer Muſeum zeigte uns deren in den bisherigen Ausſtellungen noch keines.

Ein Porträt Franz des Erſten, von Leonardo da Vinci, war hier zu ſehen, welches zu den ausgearbeitetſten gehört, die man von dieſem Meiſter kennt. Ferner eine Frau, die einen Becher hält; ein Knieſtück. Die Geſichtsbildung kommt einem bekannt vor; es iſt, als gliche ſie einer oder der andern, deren man ſich aus ſonſtigen Werken der Leonardiſchen Schule erinnert. Ich fand ſie beſonders nicht ohne Aehnlichkeit mit der Herodias von Solario auf dem Pariſer Muſeum. Das wichtigſte von Leonardo iſt ein allegoriſches Bild; die weltliche Eitelkeit und die Andacht, oder der von der Welt entfernte und abgeſchiedne Ernſt, überhaupt die jener eitlen entgegengengeſetzte Geſinnung. Ein Knieſtück, nur dieſe beyde Figuren enthaltend. Die gute Geſinnung iſt hier, was die Darſtellung betrift, mehr in den Hintergrund geſtellt, nur negativ gehalten, etwas trübe und farblos, gleichſam nur im Gegenſatz der ſelbſtgefällig lächelnden, auf das ſorgfältigſte ausgeputzten, und eben ſo ſorgfältig ausgemahlten Eitelkeit; ein Geſicht von der tiefſten Bedeutung. Aus ſolchen ſymboliſchen Bildern vorzüglich, wie dieſes iſt, muß man den ſtreng ſondernden, und bey der lebendigſten Individualität und ganz perſönlich gewordenen Wirklichkeit in der mahleriſchen Ausführung, in ſeinen Begriffen und Gegenſtänden abſtract forſchenden und tief ſinnenden Geiſt dieſes Philoſophen unter den Mahlern zu erforſchen ſtreben.

Von Raphael enthält dieſe Sammlung außer einem ſkizzirten Haupt des Jehova, und einem anziehenden Porträt des Mahlers Fattore, zwey Madonnen, wovon beſonders die eine, in Spanien erſtanden, mit den ſchönſten verglichen werden kann, die dieſer liebevolle Geiſt nur je erſonnen hat. Sie iſt in Lebensgröße, in freyer heiterer Landſchaft; hierdurch, ſo wie durch die glänzendſte Schönheit der Farbe der unter dem Namen der Gärtnerin bekannten Madonna, auffallend und unverkennbar ähnlich. Das Kind ſchläft, und die Mutter den Schleyer aufhebend, der es bedeckte, betrachtet es, indem Johannes anbetend zur Seite ſteht. Dieſe ganze Compoſition, und beſonders auch die Lage des ſchlummernden Kindes iſt faſt ganz dieſelbe, wie in dem unter dem Namen des Stillſchweigens bekannten und auch in Kupfer geſtochnen Bilde, deſſen wir ſchon oben erwähnt haben. Man könnte ſagen, dieſes Bild iſt die Verbindung von jenen beyden, es hat viel von dem einen und viel von dem andern; man weiß nicht von welchem am meiſten. Nur iſt der Kopf und die Geſichtsbildung des kleinen Johannes zwar wahrhaft kindlich froh und kräftig, aber etwas breiter und dicker, nicht ſo edel als auf anderen heiligen Familien von Raphael. Dieſen Charakter hat auch das Chriſtkind auf der andern Madonna des Raphael, welches dieſe Sammlung beſitzt; die ſonſt in der Stellung, in der Art, wie die Mutter das Kind trägt, und ſelbſt im Ausdruck viel von der Madonna della Sedia hat; in ſo fern man ſich auf Kupferſtiche und Copien von dieſer verlaſſen darf, denn das im Schloſſe zu St. Cloud befindliche Original ſah ich noch nicht. Es iſt dieſes Bild unter dem Namen der Madonna del Candelabro bekannt, wegen der umgebenden Verzierung. Durch alles dieſes wird beſtätigt, was wir ſchon früher bemerkt haben, daß die große Anzahl der Marienbilder von Raphael gleichſam als eine Reihenfolge zu betrachten ſey, wo ein unleugbarer Fortgang ſichtbar iſt, von einer Idee, wie dieſer Gegenſtand darzuſtellen ſey, zur andern. Er ſuchte hier ein Ideal, was ihm tief in der Seele lag, auf verſchiedenem Wege zu erreichen, faſt durch alle Abſtufungen von der irdiſchen Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Madonna della Sedia und der Maria im Garten, bis zu der höchſten Stufe göttlicher Erhabenheit, auf dem großen Mutter Gottesbilde zu Dresden. *)

Endlich noch eine wunderſchöne heilige Familie von Bellin. Ein Knieſtück in Lebensgröße, auf hellem Grunde in heiterm Lichte gemahlt. Zur Rechten des Beſchauers eine Heilige, liebevoll zum Kinde gewandt, zur Linken Joſeph, ein herrlicher Alter, in der Mitte die Mutter, das Kind nach dem Alten und etwas gegen den Johannes haltend, der tiefer unten im Vorgrunde anbetend hinaufſieht. Ein himmliſch ſchönes Figürchen; die Arme kreuzweis fromm über die Bruſt gefaltet, krauſe ſchwarze Haare, und dunkelſchwarze Aeuglein; ſo ſchön und kindlich fromm, ganz Natur und Wahrheit. Die Geſichtsbildung

---

*) Dem Ausdruck und Bedürfniß der ſtillen Andacht und inniger Frömmigkeit entſprechen am beſten zwey Raphaeliſche Marienbilder in Florenz, von mittlerer Gröſſe und ſehr einfacher Behandlung; die eine in Caſa Tempi, die andre im Pallaſt Pitti, aber nicht in der Sammlung, ſondern im großherzoglichen Schlafgemache, wo ſie im Jahre 1819 befindlich war, und dieſe verdient am meiſten jenes Lob. Die Marienbilder in dieſem Charakter würden dann eine mittlere Region in der ganzen Reihe bilden, als Stufe und Mitte zwiſchen der noch ganz kindlich lieblichen Maria im Garten, und dem großen Madonnenbilde der letzten Zeit.

der Heiligen iſt von der vollendetſten Anmuth und Schönheit, etwa wie die Eine im Gefolge der zum Tempel hinanſteigenden Maria, auf dem lieblichen Bilde des Bellin zu Dresden. Nicht ganz ſo die Mutter: ſie hat eher etwas leidendes oder kränkliches; um ſo tiefer liebevoll iſt ihr Ausdruck. Der Gegenſatz und das Abſichtliche, die höhere Schönheit der Nebenfigur zu geben, iſt auffallend. Es iſt, als hätte der Mahler ſagen wollen, ſie iſt mehr als ſchön; und auf dieſem Wege verſucht, das undarſtellbare Göttliche deutlich zu machen. Noch ſonderbarer iſt das Kind; wer in der Kunſt nur täuſchende Nachahmung des Angenehmen und Gefälligen ſucht, der wird es ſchwerlich loben, und wird den kleinen Johannes vorziehen. Aber dieſe Heiterkeit und Stille, die Traubenähnlichen Locken, die das Haupt recht eigentlich umkränzen, dieſe regelmäßig geſchwungnen und dieſe ſo deutlich und rein conſtruirten Umriſſe und Formen, die dennoch kindlich und übervoll ſind, erregen allerdings den Gedanken, und müſſen ihn erregen, daß dieſes Kind mehr als ein Kind ſey, daß es ein göttliches Kind ſey. Und was andres als dieſes kann und ſoll der Zweck des Mahlers bey dieſem Gegenſtande ſeyn, oder richtiger bey dieſem Ideale? Denn die Vereinigung des ſcheinbar widerſtreitenden, die dennoch indirect erreichte Darſtellung des an ſich Undarſtellbaren, iſt ja gerade das einzige, was auf dieſen Namen wenigſtens in der Mahlerey mit Recht Anſpruch machen kann. Und doch iſt es, wiewohl die Natur in einigen der angegebenen Punkte willkührlich modificirt ward, ganz Kind, welches bey andern Mahlern, die jene Göttlichkeit durch einen übertriebenen, unkindlich wilden Ernſt zu erreichen ſuchten, nicht der Fall iſt.

Noch enthält dieſe Sammlung manche andre unſchätzbare und wichtige Werke der italiäniſchen Schule: eine unvergleichlich ſchöne Judith, von der mir der Meiſter nicht genannt wurde; eine Magdalena von Guido, welche nicht nur das meiſte andre, was ich von dieſem Meiſter ſah, übertrift, ſondern ſelbſt der Fortuna auf dem Muſeum bey weitem vorzuziehen iſt, wegen der Weichheit und Wärme der Farbe. Ferner einige Porträte und kleinere Bilder, auch aus der ältern Schule, und manches andre, was mir durch die Nähe jener überwiegenden Meiſterwerke verdunkelt ward. Auch auf dieſe müſſen wir uns vorbehalten, noch zurückzukommen, wenn öfter wiederholte Beſchauung, manches einzelne genauer zu charakteriſiren, in den Stand geſetzt haben wird. Indeſſen wird doch auch dieſe vorläufige Notiz für denjenigen, der Kenntniß und Ueberſicht von den bedeutendſten Werken der Mahlerey beſitzt, hinreichend ſeyn, um die Wichtigkeit und den Reichthum dieſer herrlichen Sammlung darnach zu beurtheilen.

An dieſer Stelle ſey es vergönnt, wie an einem ſchicklichen Ruhepunkte bey einigen allgemeinen Betrachtungen zu verweilen, ehe wir zur Darſtellung andrer Denkmahle der alten Mahlerkunſt fortſchreiten, wozu dieſe allgemeinen Betrachtungen die beſte Einleitung ſeyn werden. Der Grund dazu iſt folgender. Eine wo möglich vollſtändige Ueberſicht aller wahrhaft wichtigen alten Kunſtwerke, die gegenwärtig zu Paris vereinigt ſind, wie wir ſie nach und nach wohl zu geben wünſchen, kann für die

Folge ſogar von hiſtoriſchem Werth ſeyn, und allerdings haben wir ſie in der Vorausſetzung unternommen, daß ſie für alle Freunde der Kunſt einiges Intereſſe haben würde. Nun aber iſt es nicht möglich, Kunſtwerke darzuſtellen, als aus einem feſten Standpunkt, nach einer beſtimmten eigenthümlichen Anſicht der Kunſt. Eine ſolche liegt bey allen hier mitgetheilten Darſtellungen durchaus zum Grunde; und wenn ich dabey gar nicht auf allgemeine Beyſtimmung rechne, ſo darf ich doch ſagen, auch diejenigen, welche ganz anders denken, werden Einheit und durchgängigen Zuſammenhang darin nicht vermiſſen. Dieſe Anſicht aber irgend jemand andemonſtriren, oder auch nur ihn dazu überreden zu wollen, das würde ganz und gar gegen meine Geſinnung ſtreiten. Denjenigen Leſern aber, auf die ich vorzüglich Rückſicht nehme, glaube ich es ſchuldig zu ſeyn, von meiner Denkart Rechenſchaft zu geben, und die hier zum Grunde gelegte Kunſtanſicht, beſonders über Mahlerey, in einigen beſtimmten Grundſätzen über die Hauptmomente klar aufzuſtellen; ſo daß jeder leicht überſehen mag, worin wir einſtimmig ſind oder verſchieden, und wo der Grund der Verſchiedenheit liege, nach dieſem Maaßſtabe aber dann beſtimmen kann, in wie fern meine Darſtellung auch für ihn gelten dürfe, oder was er davon abzurechnen habe.

Noch iſt zu erinnern, daß die nachfolgenden Grundſätze ſo wenig willkührlich erſonnene Theorie ſind, daß ſie ſich vielmehr faſt ganz auf das Beyſpiel der erſten und vorzüglichſten italiäniſchen und deutſchen Mahler gründen, ja eigentlich ſelbſt nichts ausdrucken, als die Abſicht, zu dem großen Style dieſer alten Schule zurückzukehren. Für diejenigen, welche auch in der Kunſt und über dieſelbe zu philoſophiren lieben, erinnere ich nur, daß es zwar nicht ſchwer ſeyn würde, was über Mahlerey als allein gut und richtig erkannt worden, mit noch allgemeineren Wahrheiten in Verbindung zu ſetzen, und nicht nur die Idee einer Kunſt, wie etwa die Mahlerey iſt, im Syſtem der übrigen Künſte, ſondern auch die vornehmſten Grundſätze derſelben, aus der weſentlichen Beſchaffenheit und organiſchen Einrichtung des menſchlichen Geiſtes und Daſeyns, ſo wie aus der Natur ſeiner Eigenſchaften und Thätigkeiten abzuleiten; aber eben, weil es nicht ſchwer iſt, kann es auch füglich unterbleiben, da es überdem leicht zu einem ſehr großen Mißverſtändniſſe führen, und ganz gegen die Würde der Kunſt verſtoßen könnte. Es iſt nämlich die göttliche Kunſt der Mahlerey etwas mehr, als eine bloß nothwendige Entwicklung der menſchlichen Natur, wie ſie es zu ſeyn, in einer Deduction der Art ſcheinen müßte. Eben darum weil ſie eine dem Göttlichen gewidmete, das Göttliche darſtellende Kunſt iſt, müſſen wir ihren Urſprung in der Freyheit und Willkuhr ſuchen, deren Erfolg die Menſchen zufällig zu nennen pflegen; denn nur die Nothwendigkeit und Nothdürftigkeit kennend, und nur in dieſer lebend, begreifen ſie die höhere Kraft der Freyheit, nur als Ausnahme von der gemeinen Regel, das Poſitive nur als Verneinung der Schranke, oder Aufhebung des Geſetzes. Ich will ſagen, andre vielleicht recht nützliche Künſte mögen nothwendig ſeyn; ſo daß man mit Recht von ihnen ſagen kann, ſie mußten entſtehen, ſobald nur die Vernunft des Menſchen und irgend eine materielle Bedingung als äußre Veranlaſſung dazu gegeben war.

Aber ferne ſey es von uns, durch ſolcherley Behauptung uns an der geheiligten Kunſt der Mahlerey zu verſündigen; recht wohl könnte der Menſch ohne ſie beſtehen. Das Syſtem der an ſein reines Weſen nothwendig geknüpften Bedingungen und nothwendig aus ihr hervorgehenden Kräfte würde dadurch nicht verändert oder unvollſtändig gemacht werden: wohl aber würde ihm eines der wirkſamſten Mittel fehlen, ſich mit dem Göttlichen zu verbinden, und ſich der Gottheit zu nähern, wenn er dieſer weit mehr als vernünftigen, ſondern gottbegeiſterten Kunſt entbehrte. Ueberhaupt wäre es in dieſem Fall und in jedem andern wohlgethan, wenn die Philoſophie ſich begnugte, das Göttliche, was als ein Poſitives gegeben und wirklich vorhanden iſt, zu verſtehen, und wiſſenſchaftlich darzuſtellen oder zu entwickeln, nicht aber es erſt ableiten und beweiſen und gleichſam ſelbſt hervorbringen wollte; weil ſie eben damit ſeine Göttlichkeit vernichtet, wenn ſie, ſein Weſen ganz verkennend, ſelbſt bemüht iſt, es in den Begriff der Nothwendigkeit d. h. in die gemeine Sphäre des abſtracten Denkens, herabzuziehen; wodurch allen denen, welche jede poſitive Offenbarung des Ewigen laugnen möchten, der größte Gefallen geſchieht. Nur an der Anſchauung und zugleich mit ihr kann ſich die Idee entwickeln und es giebt keine andre Theorie der Kunſt als eine geſchichtliche.

Die nun aufzuſtellenden Grundſätze ſind in dem Bisherigen zum Theil ſchon beyläufig erwähnt worden, und werden hier nur ſchärfer zuſammengefaßt. Auch ſind ſie meiſt blos negativ, und laſſen der Eigenthümlichkeit und dem erfindenden Genie, wann der richtige Weg einmal gefunden, oder vielmehr wenn man zu demſelben zurückgekehrt ſeyn wird, für die weitere Anwendung den freyſten und weiteſten Spielraum.

Von dieſen feſtzuſtellenden Grundſätzen nun iſt der erſte der, daß es keine Gattungen der Mahlerey gebe, als die eine der ganz vollſtändigen Gemählde, welche man hiſtoriſche zu nennen pflegt, ſchicklicher aber gar nicht mit einem beſondern Gattungsnahmen belegen würde, oder lieber ſymboliſche Gemählde nennen ſollte. Was man ſonſt von andern, als wirklich verſchiednen und abgeſonderten Gattungen zu ſagen pflegt, iſt nur eitler Wahn und leere Einbildung. Die Landſchaft iſt der Hintergrund des vollſtändigen Gemähldes, und nur als ſolcher hat ſie ihre volle Bedeutung; der Vorgrund aber müßte ſehr ſchlecht und trivial behandelt ſeyn, falls er ausführlich iſt, wenn man ihn nicht ein Stilleben nennen könnte. So iſt die ſchöne Landſchaft der bedeutende Hintergrund bey Titian, Leonardo, Raphael und Bellin ; das Stilleben abgeſondert und an ſich genommen, iſt etwas geringfügiges, aber durch den Gebrauch und die Stellung erſcheint es als ein bedeutend gewordnes, wie es auf den Vorgründen von Dürer zerſtreut liegt, oder bey Mantegna, in der größten Vollkommenheit der Ausführung aber bey Leonardo, und weniger oder mehr bey allen großen Mahlern des Alterthums; in ſolchen Nebenwerken, welche erſt durch ihre Beziehung auf das Ganze ihre Bedeutung erhalten, ſo wie hinwieder ihre Bedeutſamkeit durch die wunderbar vollendete mahleriſche Ausführung hervorgehoben iſt. Wie dasjenige, was man Blumenſtücke nennt, zur Verzierung und Umkränzung des Ganzen gebraucht werden könne, und erſt da recht klar wird, was es ſoll, zeigt Corregio, Raphael, ja ſchon Mantegna aufs herrlichſte. In Verbindung mit dem ganzen vollſtändigen Gemählde werden alle dieſe Dinge bedeutend ſeyn; das Bedeutende aber, iſt überhaupt der Zweck aller höhern Mahlerey, und ohne daſſelbe würde ſich die Landſchaft und das Stilleben in eine bloß mechaniſche Kunſtgeſchicklichkeit und Ueberwindung des Schwierigen, auch an einem widerſtrebenden und ſchlechten Stoff, oder aber vollends in täuſchende Nachahmung des bloß ſinnlich Gefälligen und in eine ganz unkünſtleriſche Gemeinheit verirren. Das Portrait macht davon keine Ausnahme. Es iſt gleichfalls nur ein Theil des ganz vollſtändigen Gemähldes, und wehe demjenigen, welches gar keine Geſichtsbildung enthielte, von der man ſagen könnte, ſie iſt ſo wahr und ſo bedeutend, als ſey es ein Portrait, wenn es gleich keines wäre. Nun iſt zwar nicht zu tadeln, wenn der Künſtler auch außer den ganz vollſtändigen Werken, in denen er ſein eigenſtes Gefühl und ganze Exiſtenz niederlegt, auch dann und wann ein bedeutendes Geſicht einzeln nachbildet und zum Andenken fixirt. Große Mahler haben ſolches gethan, ſo wie ſich von ihnen auch erfindungsreiche Entwürfe finden, die entweder nie, oder nicht ganz ſo ausgeführt ſind, wie ſie entworfen worden. Alles ſolches aber iſt nur als Fragment zu betrachten; als Skizze und Vorarbeit für künftige Werke, oder Studium zur individuellen Bildung des Künſtlers, nicht aber als eigentlich vollendetes Kunſtwerk.

Bey dem Portrait findet außer dem noch ein geſchichtliches Intereſſe Statt, wie es uns der Anblick von treuen Abbildungen merkwürdiger Perſonen jederzeit einflößen wird, ohne daß dieſes ſchon für eine wahre Kunſtanſchauung gelten kann, wenn es nicht durch die künſtleriſche Behandlung dazu erhoben wird. Eben dieß gilt auch von der Landſchaftsmahlerey, wenn ſie treu nach der Natur entworfen iſt, und uns etwa die bekannteſten Gegenden eines wegen ſeiner Naturſchönheit oder wunderſamen Geſtaltung von Bergen, Pflanzen und Gewäſſern berühmten Landes vor Augen ſtellt. Wer würde nicht gern eine ſolche Nachbildung von ſchönen Gegenden entfernter Länder, die wir nicht ſelbſt zu ſehen Gelegenheit hatten, oder zur Wiedererweckung des Eindruckes bey denen, die ſie wirklich geſehen haben, mit dem Auge durchgehen; ſo wie eine Sammlung Kupferſtiche mit den treuen Bildniſſen geſchichtlich berühmter Perſonen, oder den Volkstrachten und Nationalgebräuchen entfernter Welttheile, ſo wie von dem, was auch die vaterländiſchen Provinzen eigenthümlich Seltnes und ausgezeichnet Charakteriſtiſches der Art enthalten? Alles dieſes gehört aber noch nicht eigentlich zur Kunſt, ſo wenig wie eine anziehende neue Reiſebeſchreibung, oder eine mit Geiſt abgefaßte Biographie, ſchon ein poetiſches Kunſtwerk ſind; obwohl die Charakterdarſtellung ſo wie die Naturſchilderung allerdings Beſtandtheile einer vollendeten dichteriſchen Darſtellung bilden und als Elemente weſentlich mit zu dem Ganzen derſelben gehören. Wenn ſich übrigens das Portrait und die Landſchaft, bey einiger künſtleriſchen Behandlung, noch am dauerndſten als eigne und abgeſonderte Gattungen erhalten können; ſo darf uns dieſes eben nicht Wunder nehmen, da ganz abgeſehen von dem perſönlichen oder geſchichtlichen Intereſſe an dem Portrait, das menſchliche Angeſicht ohnehin unter allen Darſtellungsgegenſtänden der bildenden Kunſt der vornehmſte iſt. Der Anblick einer reichen Landſchaft aber erregt in der Natur, wie in der Nachbildung, die Fantaſie eines jeden einigermaßen empfänglichen Gemüths auf eine eben ſo angenehme als leichte Weiſe; wiewohl dieſer Eindruck nur in der Natur ſelbſt ſich immer gleich bleibt, während der Genuß, welchen jene Nachbildungen bewirken ſollen, bald einförmig wird. Ueberhaupt aber wird bey der iſolirten Landſchaft, der Natureindruck mehrentheils und ſehr leicht das eigentliche Kunſtgefühl überwiegen und verdrängen; und dieſes iſt der Grund, weshalb ich, die Abſonderung der Landſchaftsgemählde einmal zugegeben, jene beſchränktere Gattung des Ruysdael faſt vorziehe, wo nur ganz geringe Gegenſtände gewöhnlicher Natur, durch die hineingelegte, tiefe Bedeutung und vollendet künſtleriſche Behandlung, erſt zu einem ſchönen Kunſtwerke erhoben werden, da die Natur eigentlich doch überall eine Fülle von verborgen hervorquellender Schönheit enthält, ſobald nur das Auge da iſt, welches dieſes zu fühlen verſteht, und mit dem Sinn dafür begabt iſt. Denn hier iſt es wirklich eine Kunſtanſchauung, welche uns das Gemählde gewährt; dagegen in jener andern, umfaſſenden, dem Anſchein nach viel großartigeren Gattung, in welcher Claude Lorrain ſo unübertrefflich und der Erſte geblieben iſt, wo der Mahler mit der Natur ſelbſt, in der Nachbildung ihrer höchſten Prachtſcenen wetteifern will, die Naturbewunderung jede andre Empfindung mit ſich fortreißt, und auch das reine Kunſtgefühl übertäubt; während auf der andern Seite die Herrlichkeit der Natur doch durch keine Kunſt jemahls erreicht werden kann.

Allerdings muß nun jenes geiſtig Bedeutende als Zweck der Kunſt zugleich ſchön ſeyn, wenn es nicht bloß für die Andacht oder für die Erkenntniß einen Zuwachs gewähren, ſondern den Eindruck eines Kunſtwerkes hervorbringen ſoll. Jede Kunſt aber ſoll zunächſt und vorzüglich nach dem ſtreben, was ſie am eigenthümlichſten unterſcheidet, und worin ſie vor andern Künſten das Höchſte erreichen kann. Wenn nun die reine Form der körperlichen Schönheit in der Sculptur als der materiellſten Kunſt am vollkommenſten dargeſtellt wird; ſo wie die Muſik, als Kunſt der Seele, alle Tiefen des Gefühls erſchöpfend in ſich umfaßt; ſo iſt der Geiſt, im verklärten Ausdruck der einzelnen Geſtalten, oder in dem ſchönen Geheimniß einer liebevoll göttlichen Bedeutung, in der Compoſition des Ganzen, am meiſten Ziel und Gegenſtand, oder unterſcheidender Charakter und die eigenthümlichſte Sphäre der geiſtigen Kunſt der Mahlerey.

So wie die Erzeugniſſe der Kunſt in die ſogenannten Gattungen und Arten, ſo theilt man, das Weſen und Leben zerſtörend, auch die Kunſt ſelbſt ferner noch in gewiſſe Beſtandtheile, die man Zeichnung, Ausdruck, Colorit, oder was weiß ich ſonſt, zu benennen pflegt. Ein zerſtörender Irrwahn iſt es, auf dieſe Weiſe das, was urſprünglich und ewig Eins iſt, zu zerreißen, und thöricht das Ganze zu vernichten, wo freylich vor der groben Behandlung der höhere Geiſt entfliehen muß. Es iſt aber alt, dieſes Uebel der Trennung und Auflöſung der Kunſt in ihre Elemente; alt nämlich unter den Neuern. Bey den Caraccis ſchon mag der Irrthum ſich indirekt finden, und Mengs hat das Verdienſt, ihn am deutlichſten ausgeſprochen zu haben. Kein Mahler iſt nach der Wahrheit derjenige Mahler zu nennen, bey dem nicht alles dieſes ſich gegenſeitig beſtimmt, und der bey ſolcher Zeichnung, bey dieſem Ausdruck, ein anderes Colorit haben konnte, oder umgekehrt; und nichts verſteht der Kenner von der Mahlerey, der da glaubt, Raphael hätte beſſer coloriren können, oder Corregio beſſer zeichnen. Es iſt verdrießlich, ſolches Alphabet aller Kunſtbildung noch ſagen zu müſſen. Will man aber einmal trennen, ſo trenne man, was ſich allein trennen läßt. Und was iſt dieſes? Es iſt Geiſt und Buchſtabe, Erfindung und Ausführung. In allem menſchlichen Thun bleibt eine große Lücke zwiſchen dieſen beyden Dingen; in der Philoſophie und im Leben, wie in der Kunſt. Ja es laſſen ſich ganz beſtimmt Gemählde aufzeigen, von denen man ſagen kann, die Abſicht darin iſt groß und vortrefflich, auch die Ausführung iſt kunſtvoll und nicht gemein, doch entſpricht ſie keinesweges der Abſicht vollkommen, ſo daß dieſe ganz erreicht wäre. Andre Gemählde aber ſind in der Ausführung meiſterhaft zu nennen, die Abſicht aber, wiewohl ſie nicht ganz ohne ſolche ſeyn werden, und ſeyn können, iſt doch minder bedeutend, als in andern Gemählden. Nur aber iſt in der guten Ausführung, Zeichnung ſowohl als Colorit und Ausdruck, oder was man ſonſt noch einzelnes der Art aufzählen mag, mit zu begreifen, und zwar ſo, daß das alles nur ein einziges harmoniſches und untrennbares Ganzes iſt. Auch iſt die Erfindung ſo zu verſtehen, daß, was man Anordnung und Compoſition nennt, mit darunter begriffen iſt: mit einem Worte, die Poeſie in dem Gemählde. Nicht als ob der Gegenſtand erdichtet ſeyn müßte;

aber doch muß der Künſtler, was er darſtellen will, eigenthümlich ſich denken und ordnen, ſeine eigne Bedeutung ihm leihen, ſonſt darf er nicht dieſen Nahmen tragen, und kann nur als ein bloßer Copiſt gelten. Geiſt und Buchſtabe alſo, das Mechaniſche und die Poeſie, das ſind Beſtandtheile der Mahlerey, weil eins in einem gewiſſen Grade ſeyn kann ohne das andere, oder doch weit unvollkommner. Einer möglichen Misdeutung müſſen wir noch vorbeugen, was die Forderung der Poeſie betrifft. Der Mahler ſoll ein Dichter ſeyn, das iſt keine Frage; aber nicht eben ein Dichter in Worten, ſondern in Farben. Mag er doch ſeine Poeſie überall anderswo her haben, als aus den Werken der Dichter ſelbſt, wenn es nur Poeſie iſt. Das Beyſpiel der alten Mahler wird uns auch hier am beſten orientiren. Poetiſch zwar, wenn man dies auf die Poeſie der Worte und der Dichter beſchränken will, ſind nur wenige Gemählde des Alterthums zu nennen, und dieſe wenigen ſind eher etwas leichtſinnig gedacht und nicht die höchſten. Aber wir meynen darunter nur die poetiſche Anſicht der Dinge, und dieſe hatten die Alten näher aus der Quelle. Die Quelle der Poeſie für die alten Mahler war theils die Religion, wie beym Angelico, beym Perugino, Fra Bartholomeo und vielen andern; theils kann es auch in andrer Weiſe die Philoſophie ſeyn, wie bey dem tiefſinnigen Leonardo, oder aber beydes zugleich, wie in dem unergründlichen Dürer. Die Poeſie der damaligen Zeit, oder doch was allgemein davon in Umlauf und den Mahlern bekannt war, war nicht ſo tief als jene Quellen, nicht ſo poetiſch, wenn man das Wortſpiel leiden will, als die katholiſchen Andachts-Ideen und die ſinnige Natur-Philoſophie jener Künſtler. Aber ſeitdem ſich die Philoſophie aus der Mathematik und Naturwiſſenſchaft in das Gebiet der Worte und der reinſten, höchſten Abſtraction zurückgezogen hat, wohin dem Künſtler ganz zu folgen, keinesweges angemeſſen iſt; und ſeitdem die Religion mehr und mehr auf das Gebiet der Sittenlehre eingeſchränkt worden, dürfte für den Mahler, deſſen Kunſt doch auch eine umfaſſende, univerſelle, nicht ſo beſchränkte Kunſt iſt, als Plaſtik und Muſik, kein andrer Rath bleiben, als ſich an die allgemeinſte Kunſt aller Künſte und aller Fantaſie, ſo wie des Ewigen und Schönen in ihr, anzuſchließen: an die Poeſie, wo er, wenn er ſie gründlich ſtudirt, beydes vereinigt finden wird, ſowohl die erhabnen Andachts-Ideen als die tiefere Naturphiloſophie der alten Zeit. Daß nun eine ſolche poetiſche Abſicht in den Gemählden der alten, ſowohl italiäniſchen als deutſchen Schule durchaus vorhanden, ja der eigentliche Zweck der Mahler ſey, das ließe ſich durch vollſtändige Induction beweiſen; und unſre Darſtellung hieſiger Kunſtwerke der alten Schule iſt nichts anders als ein Beytrag dazu, da wir vorzüglicherweiſe die poetiſche Abſicht oder die Idee in einem jeden Gemählde, deutlich zu machen überall uns angelegen ſeyn laſſen. Um aber den allgemeinen Begriff dieſer in ſo vielen alten Gemählden unläugbar vorhandnen poetiſchen Abſicht praktiſch deutlich auszudrücken, diene Folgendes. Man ſagt gewöhnlich, der Mahler ſtudire die Natur! Sehr wohl, er ſtudire, oder er erforſche die Natur, beſonders aber möcht' ich hinzuſetzen, das Göttliche in der Natur. Man denke nicht, daß dieſes eine ſpekulative Spitzfündigkeit ſey; wer Ideen in Worten auszudrücken, und zu begreifen nicht ganz ungewohnt iſt, wird mich ohnehin verſtehen. Aber auch für den Künſtler und ſeine Werke, iſt der Unterſchied ſehr reell; geſetzt, er ſelbſt ſollte ſich in die Worte nicht finden, und die gefühlte Abſicht vielleicht nicht ſo deutlich in der Rede bezeichnen können, als der ruhige Beſchauer. Was iſt das Göttliche in der Natur? Nicht das Leben und die Kraft allein, ſondern das Eine und Unbegreifliche, der Geiſt, das Bedeutende, die Eigenthümlichkeit. Und dieſes iſt nun, wie wir glauben, die eigentliche Sphäre der Mahlerey. Das unendliche Leben, die unendliche Kraft der Natur kann die Plaſtik zwar vielleicht noch deutlicher ausſprechen, als dieſe: Wolluſt und Tod, Kraft und Bildung des Körpers zur reinſten Anſchauung bringen; die Mahlerey aber würde ihre eigenſte Beſtimmung verkennen, wenn ſie, wie jetzt freylich allgemein geſchieht, nach demſelben Ziele ſtrebend, wie die Sculptur, ſtatt was die alten Mahler angefangen haben, zu vollenden, der Antike ein täuſchendes Schattendaſeyn in leeren Verſuchen nachkränkeln wollte. Und dieſes führt uns zu dem dritten, letzten und wichtigſten Grundſatze: die Mahlerey ſey Mahlerey und nichts andres. Und ſo äuſſerſt einfach, faſt tautologiſch dieſes ſcheint, wird es doch faſt nirgends beobachtet. Auch behaupten wir es mit ganzer Strenge. Ich habe im obigen zwar Gemählde als bedeutend charakteriſirt, deren eigenthümliche und vorherrſchende Tendenz ich ſelbſt muſikaliſch genannt habe. Aber dieſes iſt nur geſchehen, um die Abſicht, welche dabey obwaltete, anzuerkennen, und das Große, wie dieſe Abſicht ausgeführt worden; denn auch der große und genialiſche Irrthum iſt den Freunden der Kunſt willkommen; nicht aber geſchah es, um den Irrweg ſelbſt zu beſchönigen. Es iſt eben nicht nöthig, die jetzigen Künſtler vor den Verirrungen des Corregio zu warnen; um dieſer Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, müßten ſie das, was ſie gar nicht ſind, in einem weit höheren Grade ſeyn, nämlich vortreffliche Mahler. Nicht weniger irrig aber und verwerflich als die muſikaliſche Mahlerey, iſt die jetzt herrſchende Tendenz, Plaſtik und Mahlerey völlig für Eins zu halten, und ſo beyde ganz und gar nicht zu verſtehen. Am vollendetſten iſt dieſer Irrwahn in der neueſten franzöſiſchen Schule; doch liegt der Grund auch davon ſchon im Mengs. Daß nun aber die Mahlerey nicht Plaſtik, und ihr Ideal von dem dieſer Kunſt ganz verſchieden ſey, dieſes würde ſich durch eine gründlichere Unterſuchung der Antike ſelbſt noch mehr beſtätigen und von neuem bewähren. Sollte es aber ſcheinen, als ſtände die Forderung einer poetiſchen Abſicht im Widerſpruch mit dieſer Behauptung, daß die Mahlerey vors erſte nichts anders ſeyn ſollte, als Mahlerey, ſo iſt erſtlich zu bemerken, daß die Poeſie unter allen Künſten allein gleichſam eine allgemeine, alle übrigen verbindende Mittelkunſt iſt, und zweytens, daß dieſes bloß auf die mahleriſche Erfindung geht, die nur im Gegenſatz des Mechanismus poetiſch genannt wird, ſelbſt aber allerdings eine eigenthümliche von der eigentlichen Poeſie ſelbſt noch ganz verſchiedne Art und Beſchaffenheit haben muß.

Dritte Sendung.

Reichthum der Kunſt, dargeſtellt an einer mannichfaltigen Nachleſe verſchiedenartiger Gemählde der italiäniſchen Schule. Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heil. Agatha von Sebaſtian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenſtand der Kunſt und über die älteſten Gegenſtände und erſten Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerey. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael. Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzöſiſchen Denkmahlen; über Glasmahlerey. Die Antiope von Titian.

Im Frühjahre 1804.

So wie die Kunſt ſelbſt von der urſprünglichen Beſtimmung, die ſie in alten Zeiten überall hatte, die Kirche und den katholiſchen Glauben zu verherrlichen, und die Geheimniſſe derſelben noch ſchöner und deutlicher vor Augen zu ſtellen, als es durch Worte geſchehen kann, durchaus nicht abweichen darf, ohne in alle Arten von Eitelkeit und endlich, zwiſchen mißverſtandnem Ideal und bloßem Effekt ſchwankend, in eigentliche Gemeinheit ſich zu verlieren; ſo darf auch die Theorie der Kunſt nie von der Anſchauung getrennt werden, ohne unvermeidlich in willkührliche Hirngeſpinſte oder in leere Allgemeinheiten zu gerathen. Wir fahren alſo fort, den wahren Begriff der Mahlerey nicht bloß in einem dürftigen Umriß zu entwerfen, ſondern an der Fülle einzelner Anſchauungen alter Gemählde ausführlich darzuſtellen. Die Anſchauung ſoll überall das Erſte ſeyn, die Reſultate derſelben ordnen ſich an den Ruhepunkten der Betrachtung von ſelbſt zu allgemeinen Grundſätzen, deren Zuſammenhang, ſo wie die innere Einheit der hier aufgeſtellten Anſicht, der Nachdenkende leicht finden wird.

Freylich kann die Anſchauung der mahleriſchen Kunſtwerke, in Rückſicht auf die angeſchauten Gegenſtände, beſonders gegenwärtig, durchaus keine ſyſtematiſch vollſtändige ſeyn, ſondern muß unvermeidlich fragmentariſch bleiben. Doch hindert dieſes Fragmentariſche der Anſchauung keinesweges die Einheit der Anſicht für denjenigen, welcher die Idee der Mahlerkunſt einmal richtig gefaßt hat; und es iſt ſogar gut, daß dadurch zugleich an etwas erinnert wird, was durchaus nicht vergeſſen werden darf. Die Anſchauung der Kunſt muß jetzt wohl fragmentariſch ſeyn, da die Kunſt ſelber nichts andres iſt, als ein Fragment, eine Ruine vergangner Zeiten. Zerriſſen und zerſtreut iſt ſelbſt der Körper der italiäniſchen Mahlerey; und ſelten, ſehr ſelten nur findet man einige Aufmerkſamkeit auf die älteſten Künſtler und älteſten Gemählde dieſer Schule, welche doch den urſprünglichen Begriff und Zweck der Kunſt viel reiner und richtiger zu erkennen geben, als die ſpäteren Werke. Noch weit ſchlimmer aber ſteht es mit der altdeutſchen Schule, welche doch wohl eben ſo wichtig ſeyn möchte als die andre; ja noch wichtiger, inſofern ſie in der Gründlichkeit des Mechaniſchen unſtreitig den Vorzug hat, und inſofern ſie der religiöſen Beſtimmung treuer war, und auch immer nur Mahlerey geblieben iſt, und nie in das Gebiet andrer Künſte verirrte. Sie iſt noch ſo gut als völlig unbekannt. Das Ganze der Kunſt iſt nicht mehr vorhanden, es iſt zerſtört; nur verlohrne einzelne Spuren derſelben ſind uns noch übrig, welche derjenige, welcher den Geiſt der Vergangenheit gefaßt hat, allenfalls zur Idee für die Zukunft wieder beſeelen kann. Aber noch in einer andern Hinſicht erſcheint uns dieſes Zerſtückte in dem Gange und Ueberblick der neuern Kunſt. Nicht bloß der geſammte Kunſtkörper der wirklich vorhandnen Werke iſt fragmentariſch vertheilt in entlegene Länder, und zerſtreut in die verſchiedenartigſten Sammlungen, von denen eigentlich keine durchaus genügend und ganz vollſtändig iſt, und wo oft weit von einander getrennt wird, was weſentlich zuſammengehört und unmittelbar neben einander ſtehen ſollte. Die chriſtliche Kunſt iſt auch außerdem ſchon an ſich ſelbſt ein Bruchſtück geblieben und eigentlich nie vollendet worden; und obwohl dieſes in der Mahlerey nicht ſo in die Augen fallend iſt, als an den unvollendeten Thürmen und Kirchen der gothiſchen Baukunſt, die ſeit einem Jahrtauſend unfertig daſtehend, zum Theil noch ehe ſie ausgebaut worden, ſchon wieder in Ruinen zerfallen; ſo trifft es doch auch hier ein, und gilt für beyde Schulen der chriſtlichen Mahlerey, für die italiäniſche nicht minder als für die altdeutſche. In den alterthümlichen Gemählden des früheren Styls zwar, finden wir die rechten Kunſt-Ideen und ſchönen Sinnbilder aus dem chriſtlichen Mahlerkreiſe mehrentheils ſehr tief empfunden, zum Theil auch ſchon ganz richtig gedacht und vollkommen deutlich entwickelt; am ſchönſten oft da, wo die Kunſt ſelbſt für das Praktiſche der Ausführung noch in der Kindheit lag. Welche Fülle und welchen Schatz von wahrhaft himmliſchen Mahlererſcheinungen und lieblichen Kunſt-Ideen enthalten nicht die frommen Bilder des Angelico da Fieſole; während ſie im Techniſchen noch der Epoche der Kindheit der Kunſt angehören, und in dieſer Hinſicht weit zurückſtehen gegen die gleichzeitigen Meiſterwerke der altdeutſchen Schule? So wie aber die Kunſt im Techniſchen zur Vollkommenheit geſteigert und durch die Sicherheit in der Ausführung, nun auch die Fülle der Anmuth in der ſinnlichen äußern Erſcheinung zugleich mit der innern, geiſtigen Schönheit zu erreichen möglich ward; fing alsbald die Idee an, durch Nebenabſichten verdunkelt zu werden, und ſich endlich ganz in dieſe zu verliehren. Man wollte ſeine Kunſt und ſeltne Kenntniß ſehen laſſen und dadurch Erſtaunen erregen; man ſtrebte vor allem nach dem Sinnenreiz und ſuchte wohl gar wollüſtige Eindrücke, oder man verwirrte ſich in allerley andre eitle Zwecke; man wählte heidniſche Gegenſtände, und behandelte auch die chriſtlichen auf eine ganz flache, möglichſt ſinnliche, beynah ſelbſt heidniſche, im Grunde aber eben darum ganz ſinnloſe Weiſe. Die italiäniſche Schule verfiel mehr und mehr in eine Anfangs erzwungene und erkünſtelte, zuletzt aber völlig oberflächliche und charakterloſe, nichts ſagende, flache Idealität. Die deutſche Mahlerkunſt aber iſt wo möglich noch weniger zur Vollendung gediehen und noch um eine Stufe weiter unfertig geblieben, als ſelbſt die italiäniſche. Die Reformation machte hier auch von außen einen gewaltſamen Abſchnitt, indem ſie den Kunſtſinn von den gewohnten Gegenſtänden der chriſtlichen Andacht weglenkte. Daraus erfolgte denn in der neuern niederländiſchen Schule, jener Zuſtand von elementariſcher Auflöſung in der Kunſt, vermöge deſſen man, nachdem die zerſtörenden Grundſätze in eine Art von Syſtem gebracht waren, nun alle nur denkbaren einzelnen Beſtandtheile eines vollſtändigen Gemähldewerks, aus ihrem lebendigen Zuſammenhange herausriß, und dann nicht bloß Landſchaft und Portrait, ſondern Küchen- und Speiſekammergemählde, Jagd- und Hundegetümmel, Frucht- Blumen- und Viehſtücke, Stillleben und Kirchenperſpektive, häusliche Scenen und ſcherzhafte Caricaturen, Schlachtenmahlerey und halbkomiſche Volksgemählde, in bunter Abwechslung iſolirt behandelte, und zur höchſten techniſchen Vollkommenheit zu ſteigern ſtrebte, bis endlich in dieſem chaotiſchen Gewirre von knechtiſcher Nachahmung aller möglichen rohen Naturgegenſtände, die Kunſt zur bloßen Technik herabgeſunken und ihre urſprüngliche Idee ganz verlohren gegangen war.

Das glückliche Zuſammentreffen der ſchönen Idee mit der techniſchen Vollkommenheit und anmuthigen Fülle der ſinnlichen Geſtaltung aber findet nur in den einzelnen Blüthemomenten des ältern Styls Statt, oder in den wenigen noch unverdorbenen Anfangspunkten der erſten, großen Zeit der neuern Schule. Faſt überall iſt dieſe harmoniſche Vollendung, der wir in der Anſchauung des Kunſtſchönen vor allem nachforſchen, nur eine herrliche Ausnahme; und darum muß man ſich auch den Gang der Kunſt, ſo leicht es iſt, denſelben im allgemeinen Umriſſe zu bezeichnen, nicht zu unbedingt an eine ſtrenge Regelmäßigkeit gebunden und in jenen Stufengang der Entwicklung gewaltſam eingefugt denken; da ein einzelnes Werk oft weit über andre Produkte deſſelben Meiſters hervorragt, oder auch aus ſeiner ganzen Zeit und Kunſtepoche heraustritt. Dieſes müſſen wir wohl im Auge behalten, indem wir jetzt den Faden der Anſchauungen wieder aufnehmen, und wollen, wo ſich die Gelegenheit darbietet, nicht unterlaſſen, es bemerklich zu machen.

Unter denen in dieſer letzten Zeit in dem runden Saale des Louvre ausgeſtellten Gemählden waren nur einige wenige neue von großer Bedeutung; die meiſten waren ſchon früherhin ausgeſtellt geweſen.

Am erfreulichſten und anziehendſten unter den neu aufgeſtellten Gemählden war vielleicht die Caritas des Andrea del Sarto, Nro. 8. des Katalogs jener Ausſtellung. Es iſt eine liebende Mutter, von frohen Knaben umgeben und umſchlungen; einer an ihrer Bruſt, andre auf ihren Knieen reitend, zu ihren Füßen gelehnt, mit Blumen und Früchten in frohem Lachen ſpielend, oder ſüß ſchlafend. Die Geſtalt der Mutter iſt hoch, ſchlank, edel; ihr Geſicht perſönlich und ſchön, unter eigenthümlichen Kopfputz, klar aus hellen, klugen Augen blickend. Der Gedanke, deſſen Bedeutung ſich von ſelbſt in dem Bilde ausſpricht, iſt ſchon, ſehr einfach und jedem verſtändlich. Der vorzügliche Werth des Gemähldes beſteht, nebſt der naiven Fröhlichkeit und Heiterkeit des ſchönen Ausdrucks, ganz beſonders in der Farbe; ſo leicht, zart, luftig und hell iſt dieſes Blau und Roth, und die Carnation der nackten Knaben dazwiſchen, und doch ſo gar nicht grell, ſo ſanft gemildert, und wahr verſchmolzen, daß es uns wie aus offnen heitern Augen der Liebe mit ſanftem Reize anſchaut.

Niemals noch ſah ich ein Gemählde von dieſem Meiſter in dieſer Manier und von ſolcher Anmuth; es iſt aus der alten Sammlung. Faſt ſcheint es, als hätte unter allen Nachfolgern Raphaels, deren jeder ſonſt ſeine eigne ſehr beſtimmte Manier hat, von der er nicht abgeht, wenn gleich dieſe Manier, wie beym Giulio Romano, oft ſogar, was ſchon der Meiſter ſelbſt in einer einzelnen Rückſicht wollte, nur kräftiger und noch vollendeter, aber freylich auch einſeitiger ausführt; es ſcheint, ſage ich, als hatte der vortreffliche Andrea del Sarto vorzüglich die Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit ſeines großen Vorbildes geerbt. Denn ſo verſchieden als die Bilder Raphaels unter ſich ſind, bey der dauernden Vorliebe für dieſelben oft wiederhohlten Gegenſtände, und der wiederkehrenden Ähnlichkeit mancher einzelner Geſtalten, ſo zeigen ſich auch einige Gemählde des Andrea del Sarto, als mannichfaltige Variationen über daſſelbe durchgehende Grundthema.

Ausgezeichnet durch die Farbe ſowohl als durch einzelne Parthien, fand ich die Geburt des Heilands von Spagnoletto Nro. 36; einem Mahler, der ſich in den meiſten andern ſeiner Gemählde nicht eben ſehr von den übrigen ſchlechten italiäniſchen Mahlern und leichtſinnig rohen Naturaliſten der ſpätern Zeit unterſcheidet. Das lebhafte Ultramarinblau im Gewande der Mutter und am Himmel, ſo wie die Farbenpracht und Farbenwahrheit alles übrigen, nebſt einer gewiſſen frommen Herzlichkeit und naiven Kraft, welche bey den ſpätern Italiänern ſo ſelten iſt, lenkten den Blick darauf, der am längſten verweilte bey dem alten Hirten, welcher in faſt mehr als Lebensgröße rechts aus dem Rande erſcheinend, den Vorgrund bildet. Er iſt groß von Geſtalt und von biederm treuherzigen Ausdruck; das rauhe, hier und da zerlumpte Fell, das ihn umgürtet, ſo wahr und ausführlich gründlich gemahlt, die ganze Figur doch ſogar nicht gemein, ernſt und bieder hereinſchreitend; ſelten wird man auf einem italiäniſchen Bilde dieſer Zeit noch eine ſolche Figur finden. Vielleicht iſt der ernſte Charakter des Spaniers hier ſichtbar; auch in der Manier der Mahlerey und in der Art der Gründlichkeit derſelben iſt etwas, was mehr an Murillos erinnert, als an den niederländiſchen Fleiß.

Eine Heimſuchung Mariä von Andrea da Salerno Nro. 5. zwar nicht aus ſehr alter Zeit, aber doch ganz in der alten Manier; welches im Zacharias den Dichter Bernardo Taſſo, und in den andern Figuren noch andre geſchichtliche Perſonen darſtellt, übrigens von nicht ſehr großem Werth; zeichnet ſich aus durch eine Art von Aehnlichkeit, nicht etwa mit den vorzüglichſten, wohl aber mit den mittelmäßigen und ſchlechtern Bildern der altdeutſchen und altniederländiſchen Schule. In der ältern Manier beyder großen Schulen, gleichen ſich nicht nur die vortrefflichen Werke zum Erſtaunen, ſondern ſelbſt die ſchlechtern, zum deſto vollkommneren Beweiſe, daß die Mahlerey bey den alten Deutſchen, wie bey den Italiänern, ungefähr von demſelben Punkte ausgegangen ſey.

Der Ring des heiligen Markus Nro. 15. von Bordone, von welchem auch ein vortreffliches Frauenbildniß zu ſehen iſt. Jenes große Gemählde, reich an Figuren und voll Leben, nach Art der Venetianer, ſtellt uns die verſammelten Häupter der Stadt dar, denen ein armer Fiſcher, demüthig nahend, das Zeichen bringt, das ihm die heiligen Schutzpatrone Venedigs gaben, indem ſie ihm die Rettung der von Ueberſchwemmung bedrohten Stadt verkündigten. In der einfachen Ausführung des Gegenſtandes, und in der Behandlung der Farben bemerkt man mit Vergnügen, daß ſich der ſchöne alte Styl der Mahlerey in der venetianiſchen Schule auch noch unter den ſpätern Meiſtern verhältnißmäßig lange erhalten habe.

Das Bildniß des Bandinelli Nro. 9. gemahlt von ihm ſelbſt, vermehrt die Reihe der anziehenden Bildniſſe italiäniſcher Mahler, welche ſich gegenwärtig zu Paris befinden. Welche kraftvolle, ausgezeichnete, hohe Menſchen mußten es ſeyn, wenn man auch nur den äußern Abdruck ihrer Geſichtsbildung betrachtet. Aber freylich darf man beym Bandinelli eben nicht an die tiefe, ſinnige Stille und anziehende Sonderbarkeit im Geſichte des Leonardo, nicht an den hohen und doch liebevollen Trotz im Garofalo, an die wilde und rauhe Hoheit des Giulio Romano, nicht an die männlich kluge, edle und geſetzte Bildung des Fattore denken. Und doch iſt das Geſicht des Bandinelli auf keine Weiſe gemein zu nennen; es iſt ſehr ausgezeichnet und ſehr kraftvoll, aber nebſt einem unbezwinglichen Eigenſinn, iſt der Ausdruck der Pedanterey, wie mich dünkt, darin unverkennbar.

Ein Gemählde, welches der tiefſten immer wiederhohlten Betrachtung und Durchforſchung würdig iſt, und das man immer mehr bewundern lernt, je öfter man zu demſelben zurückkehrt, iſt die Abnahme vom Kreuz Nro. 16. von dem großen Baumeiſter, dem alten Bramante. Das Gemählde zeichnet ſich ſogleich ſehr vorzüglich aus, durch eine vortreffliche Anordnung. Ob die Kenner ſie kunſtreich finden mögen, weiß ich nicht, aber ſie iſt ſehr verſtändig, ja groß in ihrer Einfachheit: das Bild iſt wie aus wenigen großen Zügen und Verhältniſſen ganz eigentlich gebaut und in baukünſtleriſcher Symmetrie zuſammengeſtellt. Beſonders die ſitzende Heilige vorn zur Linken iſt ſo würdig an das Ganze geordnet, wie man es wohl nur auf älteren Gemählden findet, und auch auf dieſen nur ſelten. Zur Rechten ſteht der heilige Antonius mit dem Einſiedlerglöckchen; der heilige Hieronymus links, mehr hinten; Johannes, Nikodemus, Joſeph von Arimathia umgeben die Mutter Gottes, die mitten auf dem Gemählde am deutlichſten heraustritt. Ihr Geſicht drückt den innigſten Schmerz, die Art, wie ſie den Leichnam auf ihrem Schoos an ſich hält, das rührendſte Zartgefühl und Schonung aus. Herzlicher, treuer und redlicher kann wohl überhaupt der Schmerz nicht ausgedrückt werden, als in den Geſichtern aller Umgebenden, deren jeder irgend ein Werkzeug oder Zeichen der Marter einfältig emporhält und vorzeigt, und jeder denſelben Schmerz, doch ohne Wiederholung, gleich innig und herzbewegend ſehen läßt. Und dieſe Herzlichkeit, dies treulich Gemeinte der dargeſtellten Menſchen, wie des Bildes ſelbſt, iſt es denn wohl, was es in ſo hohem Grade rührend macht, obgleich es ganz fern iſt von allem Anſpruch auf hohe Leidenſchaftlichkeit und intereſſante Schönheit im ſentimentalen Ausdruck, ganz einfältig und ſchlicht; und eben darum gewinnt man auch das Bild immer lieber, je öfter man es betrachtet. Die Farben ſind in vielen Bildern anziehender, wiewohl der Gebrauch und die Anordnung derſelben eben den Verſtand verrathen, der im Bau des Ganzen ſich verkündigt. Manche einzelne Theile wird man in andern Gemählden, wenn man eine Vergleichung anſtellen wollte, was aber eigentlich nie geſchehen müßte, wenn nicht die ſichtbare Abſicht des Künſtlers ſelbſt, oder die nothwendigen Bedingungen des Gegenſtandes ausdrücklich dazu auffordern, leicht ausgezeichneter und ſchöner finden können. Durch den Charakter aber der herzlichen Treue und des redlichſten Gemüthes in einfältiger Kraft und Gradheit, welchen er den Freunden und der Umgebung des Heilands gab, dürfte der Künſtler wohl die Wahrheit weit beſſer getroffen haben, als in ſpätern Zeiten irgend geſchehen iſt, wo uns in den Figuren der Apoſtel, wenn nicht blos auf kunſtreiche Gruppirung derſelben geſehen wird, Geſtalten vorgeſtellt werden, die wohl für einen griechiſchen Philoſophen paſſend ſeyn möchten, oder für einen römiſchen Staatsmann, oder gar für einen Athleten, nur aber nicht dem Begriff entſprechen, den wir uns von den Apoſteln zu machen haben.

Eine heilige Familie von Andrea del Sarto Nro. 7. Knieſtück; zeichnet ſich aus durch die kräftige Ausführung, den ſchönen Kopf der Alten und die reizende lachende Fröhlichkeit der Knaben. Unter den Nachahmern des Raphael iſt Andrea del Sarto vielleicht derjenige, der ſich dem Meiſter in lieblichen Knabengeſtalten, worin Raphael ſonſt ſo unnachahmlich und unübertrefflich iſt, einigemal wenigſtens genähert hat; doch bleibt immer noch ein großer Abſtand. Daſſelbe Bild befindet ſich auch zu Düſſeldorf, aber nicht ſo gut gemahlt und mit einigen Aenderungen.

Das Bildniß eines Großmeiſters des Maltheſerordens nebſt einem Edelknaben, von Michael Angelo Caravagio zeichnet ſich unter den Bildern der ſpätern italiäniſchen Schule erfreulich aus, durch das kräftige, feſt auf und hervortretende Grade, durch das ſchöne ritterliche Coſtum im herrlichen goldglänzenden Panzer. Wer Bildniſſe der altdeutſchen Schule kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der hat das freylich oft viel ſchöner und gründlicher geſehen. Für jene Zeit der italiäniſchen Schule bleibt es immer eine rühmliche Ausnahme.

Schon ganz aus dem Style der ſpätern Zeit, in der verſchmelzenden, weichlichen und nach einer bloß täuſchenden Natürlichkeit ſtrebenden Farbenbehandlung, aber nicht ohne großes Verdienſt in Rückſicht auf Geſtalt und Bedeutung iſt die Judith Nro. 3. von Chriſtoforo Allori; Knieſtück. Die Schönheit der hebräiſchen Heldin und die Pracht des Gewandes, ſo wie die Wahrheit im Kopf der fromm beſchränkten, erſtaunenden Alten ziehen den Blick darauf hin. Der üppig blühende Mund, die dunkelglühenden, in Schwermuth halb geſenkten Augen, die Fülle der braunen Locken, die eine ruhige Stirn, ein feines, aber edles Geſicht umwallen; der ſchlanke, zierliche Körperbau, ſo weit das ſchwere Gewand ihn errathen läßt; die gänzliche Nachläſſigkeit, wie dieſes Gewand ihr anliegt, dieſelbe Nachläſſigkeit in ihrer ganzen Haltung und der Art, wie ſie das abgeſchlagne Haupt und das große Schwerdt hält, deſſen Schwere ſie erſt jetzt zu bemerken ſcheint; der Ausdruck nicht ſowohl von denkendem Ernſt, ſondern von einer immer gleichen Traurigkeit, von einem ſtillen Ueberdruß; alle dieſe Züge zuſammengenommen, laſſen uns jene aus edelm Stolz, gläubiger Hingebung, Sinnlichkeit und Schwermuth zuſammengeſetzte Gemüthsſtimmung ahnden, in welcher dieſe wunderbare Frau ſich zu dieſer That berufen fühlen konnte. Die Erzählung, wie der Künſtler ſich ſelbſt und ſeine Geliebte in dieſen Bildniſſen dargeſtellt haben ſoll, iſt aus der Kunſtgeſchichte bekannt.

Ganz antik im Gegentheil, nicht durch erkünſtelte Nachahmung der alten Marmorbilder, aber durch die Geſinnung, durch das Römiſch Große, Freye und Kraftvolle, wie die Begebenheit aufgefaßt iſt, ſahen wir einen ächt chriſtlichen Gegenſtand behandelt, in dem Märterthum der heiligen Agatha, Nro. 60; einem Knieſtück von Sebaſtiano del Piombo. Für Behandlung des Gegenſtandes und Bedeutung, eines der lehrreichſten Bilder, das man ſehen kann; ein claſſiſches Gemählde, wenn irgend eines dieſen Nahmen verdient. Nicht etwa, weil es den Anforderungen, welche die Theoretiker in ihren Lehrbüchern zu machen beliehen, durch alle Kategorien entſpricht, ſondern weil die große ſchonungsloſe Kraft, die durchdachte Verſtändigkeit, die Würde und der große Sinn des claſſiſchen Alterthums, dieſes ſeltne Werk durchaus beſeelen und beherrſchen. Der Tradition gemäß, iſt die Zeichnung von Michael Angelo, welcher den im Colorit ſehr hoch geſchätzten venetianiſchen Künſtler, mit dieſer Nachhülfe, dem Raphael, in ſeiner eignen Gattung von Andachtsbildern und Oehlgemählden von geringerem Umfang, als einen gefährlichen Nebenbuhler gegenüber ſtellen zu können hoffte; und daher kommt es denn wohl, daß die gewöhnlichen Kenner nichts daran zu loben wiſſen, als die bewundernswürdigen Verkürzungen. Jene Sage wird um ſo wahrſcheinlicher, da ein andres Bild des Sebaſtian, die Mutter Gottes mit dem ſchlafenden Kinde von Engeln umgeben darſtellend, nicht nur an Werth ſehr weit unter jenem ſteht, ſondern ſo ganz verſchieden in der Art iſt, daß man gar nicht glauben ſollte, daß es von demſelben Meiſter ſey. Jedoch iſt zu bemerken, daß dieſe Formen hier durchaus nicht ſo übertrieben ſind, wie es ſich auf den kleinern Oehlgemählden des Michael Angelo ſonſt findet: ſie ſcheinen vielmehr ganz in dem letzten Style des Raphael zu ſeyn, da ſich dieſer auch dem Michael Angelo näherte, wie in den Tapeten, und beſonders auf der Transfiguration. Wie kann aber, höre ich unſre Leſer fragen, ein ſo grauſamer Gegenſtand der Stoff eines ſchönen Gemähldes ſeyn? Und in der That ſah ich auch viele Beſchauer, ſobald ſie hingeblickt hatten, ſich ſchaudernd wieder davon wenden, und den Künſtler wegen ſeiner Wahl tadeln. Dieſelben, welche dann wohl mit zufriedner Bewunderung lange vor dem Märterthum der heil. Agnes von Dominichino, oder dem bethlehemitiſchen Kindermord des Guido verweilten, ohne vor dem Gemiſch von Leichen und in Todesangſt Ringenden, den Blutſtrömen und den wüthenden Gebehrden im geringſten zu erſchrecken, oder ſich wegzuwenden. Und nichts von allen dem iſt doch in dem Bilde der heiligen Agatha ſichtbar. Kein Blut, kein krampfhafter Schmerz, keine Verwundung; denn noch haben die drohenden Marterwerkzeuge den Leib der Heiligen nicht wirklich berührt; auch nicht einmal der übertriebne Ausdruck einer teufliſch empörenden Bosheit findet ſich hier, wie es ſonſt mehrentheils auf Bildern dieſer Art gewöhnlich iſt. Es liegt daher wohl vorzüglich in der ernſten erſchütternden Wahrheit der Darſtellung, wenn der erſte Eindruck auf die meiſten ſo zurückſchreckend und entſetzlich wirkt, da alles Eckelhafte und Unedle in dieſem Bilde gerade ſo ganz vermieden iſt, wie es vielleicht in keiner andern Darſtellung eines Märterthums der Fall ſeyn möchte. Der Künſtler hat den Augenblick unmittelbar vor der Ausführung gewählt; ſchon nähern die glühenden Eiſen ſich den Brüſten und dem herrlichen entblößten Leibe des hohen Weibes, und die dadurch ſo heftig erregte Erwartung kann allerdings etwas Peinliches haben; aber doch könnte es wohl nur derjenige allzu peinlich finden, der in dieſer Pein eben nichts ſieht, nichts fühlt, als die Pein, der gar nichts ahndet von der höhern göttlichen Bedeutung, und keine Freude empfindet, an der herrlichen Schönheit in Geſtalt und Ausdruck, ſo wie in der Anordnung des Ganzen.

Die Compoſition iſt ſehr einfach. Die Figuren ſind in Lebensgröße, das Bild iſt aber doch von geringem Umfang, da die Figuren dicht zuſammen ſtehen. In der Mitte ganz im Vorgrunde, die Heilige, bis auf die Mitte des Leibes nackt; zu ihren Füßen liegt ihr Obergewand, das Untergewand um Hüften und Lenden gewunden, iſt vorn zuſammengeknüpft. Sie iſt rückwärts an eine Säule gelehnt, um welche ſich auch ihre Arme zurückbiegen, und an dieſelbe feſt gebunden zu ſeyn ſcheinen; ſie werden durch die Köpfe der beyden Henker, welche zu beyden Seiten ſtehen, verdeckt, und durch einen dunkelgrünen Vorhang, der von oben herabhängt. Ueberhaupt iſt der peinliche Eindruck gewaltſamer Feſſelung ganz vermieden; die Leidende ſcheint faſt frey und freywillig unter ihren Henkern zu ſtehen. Zur Linken ſteht der Tyrann vor ihr, mit einem ſonderbar verkürzten Arm auf einen Tiſch gelehnt, der von dieſer Seite den Vorgrund bildet; hinter ihm ein Begleiter der die Augen bedeutend niederſchlägt.

auf der andern Seite ganz vorn, vor dem Henker rechts, liegt ein großes Meſſer auf einer grauen Baſis. Die Henker halten die Zangen mit beyden Händen; an der rechten Seite der Säule, welche den Hintergrund theilt, nimmt man einen Heerd und Feuer wahr, und kleine Figuren, welche mit den Zubereitungen der Marterwerkzeuge beſchäftigt ſind; an der linken Seite öffnet ſich der Hintergrund und es zeigt ſich hinter dem aufgezognen Teppich eine ſtille Landſchaft und ruhiges Gewäſſer in heitrer Ferne. Vor dieſer Landſchaft und zunächſt bey dem die Augen niederſchlagenden Begleiter, ſtehen zwey römiſche Soldaten, mit blanken offnen Helmen, theilnehmende Zuſchauer der Begebenheit.

Der Leib der Heiligen iſt von heldenkräftiger jungfräulicher Schönheit und Stärke. Keine Lilien und Roſen, ſondern die Farbe der ungeſchwächten Geſundheit im hellſten Licht durchglüht die reinen feſten Formen. Aus ihrem Geſicht ſpricht nicht eine überſinnliche Geiſtigkeit, ſondern vielmehr eine irdiſche Heldentugend und Tüchtigkeit: in den dunkeln Augen die ganze Gluth des gefühlvollen Weibes, aber mit dem Ausdruck der Feſtigkeit, der Seelengröße, des Bewußtſeyns der innern Würde; der nachläſſige Fall der ſchwarzen Locken läßt dennoch die edle Stirn ganz frey, und den wunderſchönen kräftigen Hals. Während der Leib ſelbſt, ſtill und ohne Verzuckung und Verrenkung der Marter Preiß gegeben iſt, wendet ſie den Kopf mit ergreifender Hoheit und in edler Bewegung gegen den Tyrannen. Sie ſpricht zu ihm, ſie macht ihm den bittern Vorwurf: „Eines Weibes Leib hat dich getragen, ihre Brüſte dich genährt, und du ſchämſt

„dich nicht, ſie den Henkern Preiß zu geben"? Nur in der Bläße verräth ſich die Bangigkeit der irdiſchen Natur vor dem entſetzlichen Augenblick; ihr Blick und die hohen Züge ſprechen mehr Zorn aus und Verachtung gegen den Tyrannen, als Sorge um ſich ſelber. Mitten unter den Leiden triumphirt ſie noch über ihn, der in ſichtbarer innerer Unruhe vor ihr daſteht und ſie anſtarrt, als ob er an dem Schauſpiel der Marter ſelbſt, ſich gegen Zweifel ſtärken möchte; die auffallend gezwungne Stellung, das beynah unnatürliche Aufſtemmen des Ellenbogen an den Tiſch, verſtärkt noch den Ausdruck der innern Unruhe des Tyrannen, der ſich ſelbſt gleichſam in dem einmal gefaßten Unwillen feſt hält, als ob die ſtarrſinnige Härte gegen ein beſſeres Gefühl ſich ſtemmte und es verdrängte.

Der Kopf iſt übrigens von edler Form und ſehr kraftvoll. Noch kraftvoller in ihrer Art die beyden Henker, welche der Heiligen die Brüſte mit den glühenden Zangen abzureißen drohen. Sie ſind, was ſie ſeyn ſollen: gemein, häßlich, und ganz gefühllos, bloß ſorgfältig auf ihr Geſchäft bedacht, wie wenn es irgend ein andres wäre. Die ungeheure Kraft aber in dieſen Geſichtsbildungen und die unbeſchreibliche Gründlichkeit und Objectivität der Ausführung mildert den Eindruck, ohne ihn zu ſchwächen, weil ſie den Beſchauer ſo gewaltſam auf den Charakter und die Form lenkt, daß das natürliche unvermeidliche Gefühl mehr nachſtehen muß.

Noch merkwürdiger und auf dem ganzen Bilde vielleicht am größten gedacht, ſind die beyden Soldaten mit offnen Helmen und Harniſchen, die hinter dem Tyrannen der Begebenheit mit dem innigſten Antheil zuſchauen.

Eine herzliche Rührung und der redlichſte Schmerz bricht auf ihren Geſichtern aus; kein wüſter Zorn gegen den Tyrannen zeigt ſich darin, und keine fruchtloſe Andeutung oder Beſtrebung von gutem Willen zu einer doch hier nicht anwendbaren und unmöglichen Hülfe. Stumme Zuſchauer deſſen, was ſie nicht ändern können und dürfen, ſehen ſie einzig auf die Heilige, denken und beachten nichts als dieſe, ſcheinen auf ihre Worte zu horchen, und durch ihr hohes und inniges Mitgefühl, wie durch eine begleitende Muſik, das Leiden, gleich dem Chore im griechiſchen Trauerſpiele, zu beruhigen, und das Gefühl des höchſten Schmerzens mit dem Gedanken der Nothwendigkeit und der ewigen Wahrheitsgeſetze zu vermählen. Beyde ſind ſich ganz ähnlich und beynah gleichend, in mehreren Perſonen gleichſam nur Ein Weſen darſtellend, und erinnern um ſo mehr an die Bedeutung des alten Chors bey einem ſolchen Trauerſpiele. Uebrigens ſind ſie in Stellung und Geſtalt ganz ſchlicht und martialiſch; nicht wild und ungeſtüm, aber von der männlichſten Feſtigkeit und auch im Charakter wie eiſern; um ſo rührender nur iſt das tiefe Mitgefühl grade ſolcher Heldenmänner. Die Ausſicht auf die ferne Landſchaft beruhigt die erſchütterte Seele, wie der Glaube an ein zukünftiges Glück. Keine Glorie, keine Engel ſchweben nieder, um der Märtyrin die Himmelspalme zu reichen, ſondern ihre ſtandhafte Seele eilt mit Zuverſicht auf die innre Kraft, der Gottheit zu und der ewigen Freyheit; und auch dadurch zeichnet ſich dies Bild vor den meiſten andern aus, welche ein chriſtliches Märterthum darſtellen. Gewiß iſt es in ſeiner Art fromm und mit einer hohen moraliſchen Andacht empfunden, aber doch mehr im antiken Sinn, mehr ſtoiſch und römiſch, als eigentlich chriſtlich.

Wie hat man nur überhaupt die Martyria ſo unbedingt ganz im Allgemeinen und ohne alle Unterſcheidung verwerfen können, als ungünſtige und wohl gar unwürdige Gegenſtände der darſtellenden Kunſt; da doch dieſes nie genug zu preiſende Bild allein hinreichend wäre, eine ſolche Meinung zu widerlegen, und klar zu zeigen, wie man auch dieſen Stoff auf eine ſchöne und höchſt würdige Art behandeln könne! Aber freylich, man hat die große Frage über die eigentlichen und ſchicklichen Gegenſtände der Kunſt überhaupt und der Mahlerey insbeſondere, nur nach einer, aus dieſem oder dem andern halb mißverſtandnen philoſophiſchen Begriff ganz zufällig entſtandnen und höchſt einſeitigen Theorie blindlings und abſprechend entſchieden. Hätte man ſich zuvörderſt lieber auf dem geſchichtlichen Wege zurecht zu finden geſucht, ſo möchte die Antwort etwas anders ausgefallen ſeyn. Der älteſte Gegenſtand der chriſtlichen Mahlerey mag wohl derjenige ſeyn, der niemals ganz erſchöpft werden wird, noch auch jemals ganz erreicht werden kann; die Mutter Gottes mit dem Kinde. Nicht viel minder oder vielleicht eben ſo alt als dieſer, dürfte vielleicht der andre Gegenſtand ſeyn, der eben ſo oft wiederholt, aber noch weniger bis zur höchſten Vollkommenheit gebracht worden iſt, als jener; das Bild des leidenden, dornengekrönten Hauptes, des blutbeſprengten Heilandes, das Ecce Homo, und die Kreuzigung ſelbſt. Die Legende der heiligen Veronica beweiſt wenigſtens nicht minder für ein ſehr hohes Alterthum dieſes Symbols, als die Legende vom heiligen Lukas für das Muttergottesbild. *) So wie nun der engliſche Gruß, die heilige Familie, die Anbetung der Könige, die himmliſche Con-

---

*) Die älteſten Darſtellungen von dem Leidenstode Chriſti waren ganz ſymboliſch, indem ſtatt der wirklichen Menſchengeſtalt des Heilandes, nur ein Lamm an das Kreuz geheftet, als ſinnbildliche Erinnerung und Crucifix diente. Der Grund aber, warum man hier das ſymboliſche Lamm wählte, ſtatt den Erlöſer wahrhaft in ſeiner leidenden Menſchheit darzuſtellen, lag vermuthlich darin, daß man in der älteſten Chriſtengemeinde, wie ſie zum größern Theile aus dem Judenthum hervorgegangen war, durchdrungen von dem Glauben, daß Jeſus von Nazareth wahrer Gott geweſen ſey, wegen des moſaiſchen Verbots, daß man kein Bildniß von dem höchſten Gott machen ſoll, Bedenken gegen eine ſolche Abbildung in Menſchengeſtalt trug, oder wenigſtens den Schwachen unter den geweſenen Juden ein Aergerniß dadurch zu geben beſorgte; bis dann bey mehr anwachſenden und befeſtigtem Chriſtenthum alle ſolche Erinnerungen und Ueberbleibſel jüdiſcher Denkart und Beſorgniß bald verſchwunden ſind. Den Uebergang von dieſem rein ſymboliſchen Kreuz mit dem Lamme zu der vollſtändigen, wahren Abbildung des ſterbenden Erlöſers bildet der Abdruck vom Geſicht des Heilands auf dem Schweißtuche der heil. Veronica, von welchem uns das wunderbare altdeutſche Bild in der älteſten, mehr griechiſchen Art, in der Boiſſereeſchen Sammlung den erhabenſten Grundtypus darbietet. Das Haupt allein, von aller Verbindung mit dem Körper abgeriſſen, als wunderbarer Schattenriß und Abdruck auf dem heil. Tuche bleibend, hält gleichſam die Mitte zwiſchen einem wirklichen Bilde und bloßen Zeichen. Unter den älteſten Marienbildern iſt vorzüglich jene Art mehr ſymboliſch zu nennen, welche uns das Chriſtkind, auf dem Schooße der Mutter, als ſchon heranwachſenden Knaben, mit einer Krone auf dem Haupt und auch die Mutter desgleichen mit der Krone des Himmels gezieret, darſtellt; denn dieſe Abbildung ſtimmt nicht überein mit der wahren Beſchaffenheit der demüthigen Kindheit Chriſti. Es ſind hier vielmehr willkührlich, obwohl künſtleriſch vollkommen ſtatthaft und richtig, zwey verſchiedene Momente, welche geſchichtlich getrennt ſind, zuſammengenommen und in Eins verſchmolzen: die Mutter Gottes in der Kindheit

verſation alle mehr oder weniger an jenen einfachſten und reinſten Ausdruck der unendlichen Lieblichkeit erinnern, den innige Liebe je erſonnen hat; gleichſam nur eben ſo viel verſchiedene Ausdrücke und Variationen deſſelben ſind, geſchmückte Entfaltungen und Erklärungen für den irdiſchen Sinn; ſo ſpiegelt ſich auch in jeder untergeordneten Leidensgeſchichte, die höchſte aller Leidensgeſchichten von neuem ab. Die Kunſt aber und die Religion, von der ſie nie getrennt werden kann, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, ſollen dem Menſchen nicht allein das Göttliche andeuten, wie er es rein von allen Verhältniſſen und im heitern Frieden ſich denken und ahnden kann, ſondern auch in ſeinem beſchränkten Verhältniß, wie das Göttliche ſelbſt im irdiſchen Daſeyn noch durchbricht und auch da erſcheint; d. h. ſie müſſen und ſollen uns darſtellen die tiefen Schmerzen der in die Sterblichkeit eingeſchloßnen, und auf dem himmliſchen Rückwege, allen Martern ſich ſelbſt freywillig hingebenden höchſten Liebe! Das Marienbild und das Kreuzesleiden, dieſes ſind die primitiven und mit allen ihren unendlich verſchiedenen Ausdrücken, Variationen und mannichfaltigen Zuſammenſetzungen auch

---

Chriſti, wie wir ſie uns da ganz natürlich und demüthig zu denken haben; und die als Königinn des Himmels gekrönte Maria. Jener andern ebenfalls ganz ſymboliſchen Darſtellung der Mutter Gottes, welche unter dem Nahmen der unbefleckten Empfängniß bekannt iſt, mit dem Monde zu den Füßen und von der Sonne umſtrahlten und Sternenumkränzten Haupte, von welcher weiter unten die Rede ſeyn wird, habe ich hier noch nicht erwähnen wollen, weil ſie, geſchichtlich genommen, einer ſpätern Zeit angehört.

nie zu erſchöpfenden Gegenſtände und Grundanſchauungen, gleichſam die beyden ewigen Pole, der höhern wahrhaften Mahlerey. Einſiedeleyen, wozu auch in den Legenden ſo viele und ſo ſchöne Veranlaſſungen ſich finden, ſind freylich gefälliger und wohlthuender als ein noch ſo bedeutendes Märterthum; aber würde es nicht bald zur manierirteſten Einſeitigkeit führen, wenn man immer nur nach dem Angenehmen und Erfreulichen ſtreben wollte? Nicht zu gedenken, daß das Reizende grade diejenigen zu fliehen ſcheint, die ängſtlich darnach haſchen, und ſich am liebſten freywillig zeigt; daher man es mit Dank annehmen und erkennen ſoll, wo es ſich darbietet. Eigentlich fordern ſollte man aber von einem Kunſtwerke nicht den äußern Reiz und die ſinnliche Schönheit, welche nicht überall mit der Wahrheit der Darſtellung vereinbar ſind, ſondern zunächſt und vor allem andern die hohe und göttliche Bedeutung, weil es ohne dieſe gar kein Kunſtwerk zu heißen verdient, und mit dieſer die Anmuth, als Blüthe und Frucht der göttlichen Liebe, ſich oftmals von ſelbſt einſtellt. Dieſer hohen, tiefen Bedeutung aber ſind die Martyria gewiß in einem ganz vorzüglichem Grade fähig. Wenn der Mahler das Eckelhafte zu vermeiden weiß, ſo wird es ihm leicht werden, in dieſem Gemiſch von reinen und liebevollen Charakteren in den leidenden, von gemeinen, verwilderten, oder ganz boshaften, in den verfolgenden Naturen, und ihrem gegenſeitigen Kampf, in mannichfacher Abſtufung und Verſchlingung, ein nur allzuwahres Bild von dem Trauerſpiel des wirklichen Lebens zu entwerfen, und von dem Geſchick, was die reinere Natur im menſchlichen Verhältniſſe meiſtentheils erwartet; wobey er, wenn er ſonſt will, immer noch Gelegenheit genug finden wird, uns an die höchſte Schönheit und Liebe zu erinnern. Nur freylich mit dem Unterſchiede, daß das Märterthum des Rechtſchaffnen und Frommen, im Kampf mit den Schlechten, in der Wirklichkeit mehr durch den ganzen Lebenslauf ausgedehnt und nicht ſo ſinnlich zu erſcheinen pflegt. Aber iſt dies etwa ein Nachtheil für die Kunſt? Sinnliche Lebendigkeit fordert ſie, vor allen die Mahlerey; und die Zuſammendrängung deſſen, was in der Wirklichkeit weit zerſtreut iſt, in einen gewaltigen Brennpunkt, dürfte wohl grade der Hauptunterſchied und recht eigentlich dasjenige ſeyn, was die Kunſt, in der Behandlung des Einzelnen, von den Geſetzen des Wirklichen trennt und unterſcheidet. So daß Martyria recht behandelt, wohl eher ſogar zu den ganz angemeſſenen Gegenſtänden der Mahlerey gehören möchten; wenigſtens ſind ſie weit brauchbarer für dieſelbe, als für die Poeſie, die wenn nicht viele andre Begebenheiten damit verknüpft ſind, ſo daß das Märterthum nur einen Punkt oder den Gipfel eines größern Ganzen bildet, dieſes allein darzuſtellen ſich faſt vergeblich bemühen, dadurch kalt und eintönig werden, oder im beßren Falle in ein ängſtliches Ringen nach einer ihr doch unmöglichen ſinnlichen Wahrheit der Darſtellung verfallen würde. Wunderbegebenheiten, wie deren auch, da die ganze Legende gemahlt werden ſollte, ſo viele gemahlt ſind, ſcheinen dagegen eher ein ausſchließliches Eigenthum des Dichters zu ſeyn, der allein ſie hinreichend vorbereiten, und zur vollen und vollſtändigen, wenn gleich immer räthſelhaft und geheimnißreich bleibenden Anſchauung bringen kann; grade in dieſem Geheimnißreichen und Räthſelhaſten ſcheint ſich die Poeſie vorzüglich zu gefallen und oft am glänzendſten zu zeigen; nur die ganz allgemein bekannten Wunder, wie die Himmelfahrt und Verklärung, haben den Vorzug, auch im Gemählde nicht dunkel zu ſeyn, oder kalt zu laſſen.

Wie ſonderbar ſchwanken überhaupt jetzt die Mahler in der Wahl der Gegenſtände umher! Bald geben ſie uns griechiſche und römiſche, bald ganz modern franzöſiſche oder celtiſch-oſſianiſche Geſchichten und Geſtalten, oder endlich gar ſolche, die nirgends zu Hauſe ſind, als in dem Kopfe des in falſche Theorie verirrten Künſtlers. Möchte man doch lieber wählen auf dem gebahnten Wege der großen alten Mahler Italiens und Deutſchlands weiter fortzugehen; es würde wahrlich nicht an Stoff fehlen, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, der chriſtliche Bilder-Cyklus ſey ſchon erſchöpft! Man gehe nur einmal die Kupferſtichſammlung Albrecht Dürers mit Aufmerkſamkeit durch. Welche Fülle von neuen und tiefen Ideen wird man da finden. Ich meyne nicht grade die apokalyptiſchen Bilder; das dürfte, ſo tiefen Sinn ſie auch verrathen mögen, beſonders für den Verſtand der jungen Künſtler ein ſehr gefährliches Experiment ſeyn. Wie neu aber und wie reich iſt er auch in den gewöhnlichſten Gegenſtänden! In ſeinen verſchiedenen Behandlungen der Kreuzigung iſt es auffallend und darf nicht weiter erwähnt werden. Aber auch in den Muttergottesbildern. Wo giebt es ſchon eine Madonna von einem großen Mahler gemahlt, wie die, nach der alten Idee der ſogenannten Bilder von der unbefleckten Empfängniß, von ihm entworfene, mit dem Monde zu ihren Füßen, der hohen Krone über dem Haupte ſchwebend, die langen Haare bis auf die Füße und den Saum des Gewandes wie ein Schleyer herunterwallend. Wo gäbe es ſchon ein kunſtvollendetes Bildniß, das uns die Konigin des Himmels nach jener Vorſtellung, in aller Herrlichkeit des Glanzes und der Lieblichkeit darſtellte, und der Würde und dem Tiefſinn jenes alten Symbols ganz entſpräche? Und wie tiefſinnig und reich iſt nicht ſeine Mutter Gottes im Garten entworfen; in dem Garten, der durch die unermeßliche Fülle der mannigfachſten und üppigſten Pflanzen, in ſtiller Einſamkeit, wo hie und da ſich ſeltſame Thiere zeigen, zu einem kurzen Inbegriff und reichen Sinnbilde der unendlichen Natur ſelbſt erweitert iſt? Wie kühn endlich und gleichſam an der äußerſten Grenze des Wahren und Darſtellbaren ſind jene Verſuche, wo er uns die Mutter Gottes ſogar in ihrem irdiſchen Verhältniß und von häuslicher Sorge gedrückt, das Kind von Engeln umſpielt, in der Handwerksſtätte des irdiſchen Pflegevaters darſtellt? Wo giebt es ſchon ſolche Bilder, die doch zum Theil nothwendig wären, wie wenigſtens die Darſtellung der ſternbekränzten Mutter Gottes mit dem Monde zu ihren Füßen als Königin des Himmels dem chriſtlichen Ideenkreiſe weſentlich iſt, und die Darſtellung der geiſtigſten Liebe im Mittelpunkt und Herzen des uppig blühenden Naturgartens demſelben doch ſehr nahe liegt. Wenigſtens müſſen dergleichen Bilder ſelten genug ſeyn; denn unter ſo reichen Sammlungen und Schätzen, wie ſie Deutſchland in Dresden und Düſſeldorf, Frankreich in Paris und gegenwärtig auch Brüſſel an Oelgemählden beſitzt, wird doch nichts der Art geſehen. Zwar doch ein ſehr altes Marienbild mit der Krone und dem

Mond zu ihren Füßen in dem Saale antiker Gemählde zu Brüſſel; was aber doch keinesweges den Bedingungen einer ſo hohen Idee nur irgend entſpricht. Wahrlich, wären ſchon vortreffliche Mahler vorhanden, die ſich ſelbſt wieder auf dem Weg der alten Kunſt aus dem Irrſal moderner Kunſtirrthumer emporgearbeitet hätten; ſo wäre es eines edeln und reichen Beſchützers nicht unwürdig, durch einen großen angemeßnen Preis den Wetteifer der jüngeren Künſtler wieder auf die wahren Gegenſtände der Kunſt zu wenden, und dazu etwa irgend eine der vorzüglichſten und edelſten von ihm ſelbſt nicht ausgeführten Ideen Dürers zu wählen; wenn auch, wie ſich verſteht, mit der Freyheit, was weniger weſentlich oder mangelhaft iſt in den Formen, und dem Auge nicht zuſagt, mit Mäßigung zu verändern. In dieſem Zutrauen, ſcheint es, hat der große Mann die Fülle ſeiner Entwürfe der Welt hingegeben, gleichſam den Ueberſchuß ſeiner unerſchöpflichen Thätigkeit, welcher das, was er bey ſeiner Gründlichkeit ſyſtematiſch ausführen konnte, nicht genugen mochte. So angeſehen, als eine Sammlung von künſtleriſchen Gedanken-Fragmenten, ein Vorrath von ſchöpferiſchen Kunſt-Ideen, und nicht bloß als eine der Farbe beraubte und alſo höchſt unvollkommne Nachbildung von Gemählden, laſſen ſich Kupferſtiche als eine weſentliche Vorübung und Bedingung der geſammten Kunſt, vollkommen rechtfertigen und billigen, und aus dieſem Geſichtspunkte müßten wohl wenigſtens die ſeinigen beurtheilt werden, und dann durften ſich auch wohl diejenigen, die hart auf Eiſen ſchraffirt, dem Auge nicht auf dem erſten Eindruck wohlthun können, für den, der es ausführen wollte, durch

Angabe alles Weſentlichen vollgültig bewähren. Wie Dürer aber auch in dieſer Gattung ausführen konnte, dies beweiſt das Blatt vom Hubertus und des Sickingen, der durch den Wald reitet. Hier vermißt man kaum die Farben, man ſieht dieſe Stiche, wenn man anders einen guten Abdruck hat, wie ein gutes Gemählde, nie zu Ende; und wenn ſonſt das individuell Unerſchöpfliche der geiſtigen Bedeutung und des Charakters nur ein Eigenthum und Vorrecht des alles durchwebenden Farben-Elements zu ſeyn ſcheint, nicht der körperlichen farbloſen Linien; ſo iſt hier gleichſam das Unmögliche geleiſtet, wie es den größten Meiſtern gegeben iſt, an die äußerſte Gränze der Kunſt und ihres Gebietes zu ſtreifen und ſelbſt dieſe, des Rückweges immer ſicher, auf einen Augenblick kühn zu überſchreiten. Darum ſind jene großen Kunſtgeſtirne eben ſo gefährlich für ihre ſchwächeren Nachfolger, die ſich leichtſinnig auf eine Bahn begeben, der ſie nicht gewachſen ſind. Und ſo hat denn auch Dürer durch ſein Beyſpiel, ſo wie auch manche der größten Italiäner, unſchuldigerweiſe beygetragen zur Verbreitung jenes Grundirrthums der Neuern, der alles verderbenden und für die Anſchauung und Theorie nicht minder als für die praktiſche Ausführung zerrüttenden Trennung von Zeichnung und Colorit. Denn, ſo wie nach der Lehre des Sokrates, derjenige, welcher zuerſt das Schöne von dem Nützlichen unterſchied und trennte, den erſten Grund zur Unſittlichkeit gelegt hat; ſo wie aus dem einen Grundirrthum des Carteſius, daß er eine abſolute Trennung von Geiſt und Körper annahm, eine ungeheure Kluft zwiſchen beyden feſtſetzte, alle nachfolgenden Verwirrungen der Philoſophie nothwendig hergekommen ſind; ſo dürfte ſich auch wohl jene noch allgemeingeltende Trennung der Mahlerey in Zeichnung und Colorit, als Grundquell aller abgeleiteten Irrthümer auf dieſem Gebiet, immer mehr bewähren. Dem Dürer ging es übrigens ſo, wie ſchon ſonſt in alten Zeiten manchem Philoſophen, der mehr um die Wahrheit als um ſeinen Ruhm beſorgt, da er nicht alles ſyſtematiſch vollenden konnte, die ganze Fülle ſeiner Ideen der Welt vertrauensvoll hingab, dann eine kurze Zeit etwa von einigen ſeiner Zeitgenoſſen und Nachfolgern, oft ohne Anerkennung ſeines Verdienſtes benutzt, ja beraubt ward, bis ein ſchwächeres Geſchlecht, unfähig ſeine Andeutungen auszuführen, ja auch nur zu verſtehen, dieſelben bald nicht mehr beachtete und völlig vergaß. Wenn ich dieſe Sammlung von Dürer betrachte und dann an den Schwall von Skizzen und Kupferſtichen denke, unter denen wir gegenwärtig leben, ſo glaube ich den großen Erfinder eines neuen Denkſyſtems vor mir zu ſehen, mit dem vollen Feuereifer der erſten Begeiſterung und allen den tiefliegenden, vielleicht wahrhaft erhabnen Abſichten, und dann den gleich nachfolgenden Secten-Haufen der leichtſinnigen Sophiſten und ſüßlichen Aufklärer, deren Geſchwätz wir auch jetzt, für die Kunſt wie im bürgerlichen Leben, auf allen Märkten vernehmen.

Was mich in Paris beſonders an Dürers Sammlung in dem Kupferſtich-Cabinett anzog, war die Vorzüglichkeit der Abdrücke. Auch wurden meiner Nachfrage keine andre Gemählde des verehrten Meiſters gewährt. Zwar ſollen vier große Stücke von Nürnberg hergekommen ſeyn: doch dieſe ſind, wie ein glaubwürdiger Mann mich verſichert, gemäß dem Decret über die Verſendung der Kunſtwerke in funfzehn große Departementsſtädte, ſchon nach Rennes in der Bretagne deportirt, wo ſie wohl ſchwerlich je das Auge eines deutſchen Kunſtfreundes wieder ſehen wird!

In dem Schloſſe zu St. Cloud ſah ich mehrere Gemählde wieder, die wir ſchon im Louvre betrachtet und bewundert hatten: die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Chriſtkinde von Corregio, das herrliche Bildniß Pabſt Julius des Zweyten von Raphael, und mehrere andre. Auch das Bildniß Karl des Achten, von Leonardo, welches unter ſeine ausgezeichnetеſten zu ſetzen iſt; es hat einen einfachen aber hellen Hintergrund, was ſeltner iſt bey alten Bildniſſen, und hier ſehr gut zu dem hellen, verſtandvollen und doch eines Helden nicht unwürdigen Charakter des Geſichts paßt. Die Wahrheit des Bildniſſes iſt ſo objektiv und gründlich, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt, und zeichnet ſich noch durch eine beſondre Klarheit aus; ein Kopf, der ungleich anziehender und ungleich bedeutender iſt, als das berühmte Bildniß Franz des Erſten, von dem ich zwey verſchiedene Exemplare, eines in der Lucian Buonaparteſchen Sammlung, eines im Reſtaurationsſaale des Louvre ſah; die breiten Züge des ſeltſam häßlichen Geſichts mit den kleinen blinzenden Augen hat ſelbſt Leonardo's Behandlung nicht adeln können. Das wichtigſte Gemählde, dem ich hier meine Betrachtung widmen konnte, aber freylich nur während einer bald verſchwundnen Stunde, ohne die Beſchauung wiederholen zu dürfen, iſt die berühmte Madonna della Sedia von Raphael. Die bezaubernde Lieblichkeit dieſes Bildes iſt allgemein bekannt, da ſie ſelbſt in dem Kupferſtich wie in ſo manchen Kopien noch unverkennbar iſt. Die heil. Jungfrau hat nicht ganz die zarte Lieblichkeit der Maria im Garten von demſelben Meiſter erreicht, noch auch die idealiſche der großen Mutter Gottes in Dresden: ſie ſteht zwiſchen beyden Extremen in der Mitte, und iſt in dieſer Hinſicht der Madonna auf der geprieſenen heil. Familie im Pariſer Muſeum, der Madonna de Foligno, der del Candelabro in der Lucian Buonaparteſchen Sammlung, und der del Impannato im Pallaſt Luxemburg zu vergleichen. In allen dieſen dürfte ungefähr daſſelbe Schema zum Grunde liegen, nur möchte die Madonna della Sedia ohne Vergleich die gelungenſte ſeyn, und für alle andre gelten können. Ueberhaupt ſcheint Raphael in Kindern und Köpfen von Alten immer gleich glücklich, unerreichbar und einzig zu ſeyn ſcheint; in weiblichen Köpfen hingegen hat er einigemal die höchſte mahleriſche Schönheit, ſowohl die individuelle, als die idealiſche erreicht; oft aber ſehen wir auch darin mehr ein edles und großes Streben nach einer beſtimmten Art von Schönheit, als dieſe ſelbſt. In dem Chriſtkinde auf der Madonna della Sedia hat der Künſtler die Göttlichkeit deſſelben durch eine ganz ungewöhnliche und beynah mehr als natürliche Kraftfülle ausdrücken wollen. Doch hat es noch nicht die ſtrenge Hoheit im Blick wie das Chriſtkind auf dem Bilde in Dresden. Es ſchaut ernſt, offen und groß darein, aber die Stellung iſt mit Abſicht eher knabenhaft nachläſſig, mit den Fußzehen ſpielend. Uebrigens war mir auf dieſem Gemählde das Farbengewebe, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, ſehr merkwürdig. Mich dünkt auch in der Farbe und Farbenbehandlung zeigt ſich recht deutlich die große Verſchiedenheit und Verſchiedenartigkeit der vielgeſtaltigen Kunſt dieſes reichen Meiſters. In vielen Gemählden zeigt er eine entſchiedne Vorliebe zu ſtarken Maſſen eines entſchiedenen kräftigen Grün, Roth und Weiß; denſelben einfachen großen Grundaccord der Farbe, auf welchen auch Dante den höhern lichtvollern und farbigern Theil ſeines unendlichen Gedichts ausdrücklich gründet. In andern Gemählden, wie in der Gärtnerin und in der Madonna der Lucianſchen Sammlung iſt die lieblichſte friſcheſte Carnation das Herrſchende, von lauter Helligkeit und Heiterkeit umgeben. In noch andern, wie im Johannes zu Düſſeldorf, ſo weit man von dieſem nach den Veränderungen, welche die Zeit darin gemacht haben mag, noch urtheilen darf, und wenn er anders wirklich für ächt Raphaeliſch gelten kann; ferner in dem Engel Michael zu Paris und in der Transfiguration, ſo wie in mehrern andern Bildern, ſucht er mehr die dunkeln Schatten, die Verſchmelzung und Gegenſätze des Dunkeln und Hellen, die kleinern Maſſen nicht ſo friſcher Farbe, unter denen auch den blauen eine große Stelle eingeräumt wird, wie ſolches in der ſpätern italiäniſchen Schule anfing herrſchend zu werden. Der durchaus hellbraune Ton des nicht fertig gewordenen Bildes zu Brüſſel, würde doch auch wohl bey weiter ausgeführter Vollendung geblieben ſeyn; und die Madonna della Sedia endlich, hat noch einen ganz andern Farbencharakter, den ich als den vielfarbigen, oder bunten bezeichnen würde, wenn man dieſes Wort in einer edleren Bedeutung zu nehmen gewohnt wäre. Es zeigt ſich hier wieder mehr Neigung zum Grünen, Rothen und Hellen, aber nicht in breiten Maſſen, vielmehr ſo wie auf einem köſtlichen Teppich, die bedeutendſten und freudigſten Farben nicht in großen Parthien ſich gegen einander ſtellen und ordnen, ſondern in zarten Kränzen und Blüthen, in feinen und zierlichen Wendungen ſich vielfach durchſchlingen und kunſtreich verweben, ſo daß jeden Sinnbegabten mit dem Begriff der wahren Pracht zugleich das Gefühl der herrlichſten Fülle und Freude durchdringen muß. Wer die Madonna della Sedia und die Gärtnerin ſehen, und noch behaupten oder glauben kann, Raphael ſey ein ſchlechter Coloriſt geweſen, deſſen Augen und Sinne müſſen nicht die empfindlichſten ſeyn. Uebrigens ſind die allgemeinen Aeußerungen über Raphael, die hier vorkommen, durchaus mit der Einſchränkung zu verſtehen, daß ſie ſich nicht auf die Freſcobilder in Rom, ſondern nur auf die Oelgemählde beziehen, von denen ich die meiſten und anerkannt wichtigſten zu ſehen Gelegenheit hatte. Die Madonna della Sedia iſt übrigens dem einfachen Gegenſtande nach, indem es uns die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem linken Arm, das Haupt ſanft dagegen geneigt, ganz ohne weiteren Schmuck und Umgebung, als den anbetenden kleinen Johannes zeigt, den älteſten Marienbildern, die gerade nur daſſelbe darſtellen, auffallend nah verwandt; und es iſt der Bemerkung nicht unwerth, daß grade das Lieblichſte der neuern Kunſtblüthe und geſchmückteren Ausbildung mit der ſchlichten Einfalt und Schönheit des älteſten Anfangs ſo nah zuſammen trift. So wie nun dieſes Bild der Lieblichkeit nebſt der holden Gärtnerin, an der Gränze zu ſtehen ſcheint zwiſchen zwey großen Epochen in

Raphaels Kunſtgeſchichte; ſo wie es uns die fromme Innigkeit und Liebe ſeiner Jugend in aller Entfaltung und Schmuckesfülle ſeiner blühendern, reifen und reichſten Zeit darſtellt, da er hingegen ſpäterhin dem glänzenden Meteer Michael Angelo's und der Antike nachfolgend, den Weg der frommen Liebe mehr verlaſſen hat; ſo vereinigt auch das wunderbare und herrliche Bild von der heil. Cäcilia die eigenthümlichen Schönheiten ſeiner verſchiednen Lebensſtufen, zu einem vollen Einklang hinreißender Begeiſterung. Auch in Rückſicht des Farbenreichthums und der Gewänderpracht, konnte man die heil. Cäcilia mit der Madonna della Sedia zuſammen ſtellen. Dieß und die äußerſt ſorgfältige Ausführung, ſind denn wohl die Urſache, daß die in Dresden befindliche, ſonſt vielleicht verdienſtliche und lobenswerthe, alte Copie dieſes Bildes, im Eindruck ſo unendlich weit hinter dem Original zurückſteht, weiter als andre gute Nachbildungen. Das herrſchende Motiv in dem Bilde der heil. Cäcilia iſt das hinreißende Gefühl der innigſten Andacht, die im irdiſchen Herzen nicht mehr Raum findend, in Geſänge ausbricht: ſo wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino alles in eine fromme Begeiſterung hinſchmelzen ſieht. Aber da iſt es eine ſtille Andacht, wie die feyerlichen langgezognen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde iſt die Beziehung auf Muſik noch beſtimmter, und es iſt die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieſer magiſchen Kunſt andeutend hier entfaltet. Der tiefſinnig in ſich verſunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwerdt zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodieen, welche Thiere bezähmen und Felſen bewegen konnte, aber den

Menſchenſinn zerreißen, den Geiſt und die Seele durchſchneidend; die harmoniſche Hoheit der gegenüberſtehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beſchauer gewendeten Geſichtszugen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich iſt, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beſeeligten Geiſter, welcher in den Zaubertönen der irdiſchen Muſik zwar ſchwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt Die Seele der in der Mitte ſtehenden, lobpreiſenden Cäcilia ergießt ſich in einen Strahl grade aufwärts, der verklärte Ton dem himmliſchen Lichte entgegen; durch die beyden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwiſchen jenen drey Hauptfiguren ausfüllen, rundet ſich das Ganze zum vollen ununterbrochnen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken ſchwebenden Englein, iſt gleichſam der himmliſche Wiederſchein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verſchiedenen zerſtreut umherliegenden Inſtrumente ſtellen uns die ganze mannichfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunſtreiche Gebäude des heiligen Geſanges ruht und ſich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemähldes iſt durchaus gefühlvoll, ganz begeiſtert und muſikaliſch; die Ausführung im höchſten Grade objektiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenſtand ſelbſt eine Veranlaſſung dazu enthalten konnte, ſo herrſcht doch in dieſem wunderherrlichen Gemählde nicht bloß jene ſchwebende Anmuth und ſeelenvolle Begeiſterung, welche bey den muſikaliſchen Gefühlsmahlern das vornehmſte iſt; ſondern es tritt vielmehr die hohe Poeſie, welche dieſen gebohrnen Dichter und Erſten unter den Mahlern, vor allen andern, welche bloß Mahler ſind, auszeichnet, grade in dieſem Gemählde am hellſten und in voller Herrlichkeit hervor. Es iſt die klare Begeiſterung, welche den Verſtand zugleich mit der Fantaſie durchſtrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem glänzenden Sternenbande geziert, und von hohen Lorbeern umkrönt, ſo wie Raphael dieſelbe Poeſie im Saale der Diſputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit"; zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Geſtalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philoſophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergeſtalten, und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; ſo wie auch der Theologie oder Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaß in der Wagſchale der einſichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidniſchen Muſe und bloß ſpielend in Bildern dichtender Fantaſie war die Quelle, welche den Raphael begeiſterte und der die Poeſie ſeiner Gemählde entquoll; ſondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegoſſen, und alle Seeligkeiten und Geheimniſſe des Himmels ſtanden offen vor ihm, daß er ſie nachbilden ſollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verſchwenderiſch ausgeſchüttet, obwohl in klarſter Geſtaltung geordnet, ſteht dieſe mahleriſche Poeſie, in der Krone ſeiner Werke, in der Diſputa, den ganzen Himmel umfaſſend, vor uns; und deutet uns erſt recht die hohe Beſtimmung des Raphael ſelbſt und der katholiſchen Kunſt uberhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, berufen und geſendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben und

Gnaden verliehen; alles gelang dem Beglückten wie von ſelbſt, der ſchon als Jüngling die erfahrenſten Meiſter, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es iſt nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Mahler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunſt und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; ſondern wenn je ein Mahler nicht bloß himmliſch begeiſtert, ſondern göttlich erleuchtet genannt werden darf, ſo war es Raphael. Was wäre dieſem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in ſo kurzem Leben ſo Unerreichbares vollendet hat, nicht noch alles zu erreichen möglich geweſen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunſt nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greiſenalter zugemeſſen hätte, wie ſo manchen andern ſeiner Zeitgenoſſen unter den Meiſtern der Kunſt! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geſchick ſeines frühen Todes, ſo ergreift uns die innigſte Rührung, und ein ernſter Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthſel ſeiner unterbrochnen Laufbahn. Denn eben weil er das himmliſche Feuer in dem anvertrauten Kryſtall, auch im Leben nicht ſorgſam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunſt ſelbſt die zarte Gränze der himmliſchen Schönheit verliehren und verletzen möchte, ward das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgeriſſen; und mit ihm, der ſie hätte vollenden ſollen, blieb die Blume der chriſtlichen Kunſt, mitten in ihrer vollſten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert ſtehen.

In dem Pallaſte Luxemburg iſt gegenwärtig eine Gemähldeſammlung aufgeſtellt und eröffnet worden, welche dem dermaligen Senate der Franzoſen eigen ſeyn ſoll. Außer vielen andern modernen Gemählden, iſt ein Saal faſt ganz ausgefüllt mit Stücken von Rubens, welche die Geſchichte der Maria von Medicis in einer Reihe allegoriſch darſtellen. Leicht können dieſe Bilder den Vorzug verdienen vor denen deſſelben Meiſters auf der großen Sammlung im Louvre, wenigſtens in Rückſicht des Strebens nach erfinderiſchen Ideen. Aber ſie ſind ſehr ſchlecht erhalten, und wer es für nothwendig hält, um das Ganze der Kunſtentwicklung, ſelbſt mit allen merkwürdigen Verirrungen, die dazu gehören, vollſtändig verſtehen zu können, ſich auch von der Manier dieſes Mahlers einen Begriff zu verſchaffen, der müßte ſich doch wohl einzig an die Düſſeldorfer Gallerie halten. Eine Reihe von Bildern des Le Sueur in kleinem Verhältniß die Geſchichte des heil. Bruno darſtellend, zeichnet ſich, wie dieſer Künſtler überhaupt in der franzöſiſchen Schule, ſehr vortheilhaft aus; da iſt nicht die ſinnverwirrende Prahlerey des Le Brün *), die geſuchte Schulgelehrſamkeit des Pouſſin;

---

*) Zum neuen Beweiſe, welche hohe Vortrefflichkeit, ein an ſich durchaus manierirter Mahler, der aber von Natur mit einem großen Talente begabt iſt, oft in einem einzelnen Werke erreichen kann, wenn er durch irgend einen Umſtand veranlaßt wird, ſeine gewohnte Sphäre zu verlaſſen und aus ſeiner Manier herauszugehen, kann ein großes Familiengemählde der in der Kunſtgeſchichte wohl bekannten Köllniſchen Familie Jabach von Le Brun dienen, welches ich zu Kölln im Jahre 1818. bey den Herren de Groote zu ſehen Gelegenheit hatte. Wahrſcheinlich hatte ſich der franzöſiſche Meiſter bey dieſem Gegenſtande abſichtlich vorgenommen, die einfache, ſchlichte Art und treue Wahrheit der beſten Niederländer zu befolgen und zum Vorbilde zu nehmen; oder

man bemerkt Gefühl, Gefühl für Farbe ſogar, und überhaupt etwas Seelenvolles. Aber doch iſt alles nach Art der franzöſiſchen Schule, wo ſie nicht theatraliſch auffallend und übertrieben iſt, und das ſtille Sinnige, zur Abwechslung, als Gegenſatz jener gewöhnlich vorherrſchenden Weiſe, ſucht, eher matt in Umriß und Farbe. Man kann ſich der Theilnahme nicht erwehren mit dem liebenswürdigen Geiſte der von wahrer gründlicher Bildung entfernt, mitten unter lauter Eitelkeiten eine flache Auſſenſeite gewinnen, und nach ſeinem innern, beſſern Streben, eigentlich verlohren gehen mußte; aber freylich iſt es kein Kunſtgefühl was man empfindet, ſondern nur ein menſchliches Mitgefühl, wie es etwa auch die dichteriſche Liebenswürdigkeit des Raçine uns einflößt, mit welchem Le Sueur eine auffallende Familienähnlichkeit zu haben ſcheint. Und ſo iſt denn auch von den einzelnen Bildern nicht weiter viel zu ſagen.

Von altitaliäniſchen Gemählden bemerkte ich nur zwey in dieſer Sammlung. Eine Danae von Titian: dieſe hing aber ſo hoch und ungünſtig, daß ich nichts davon ſagen darf. Ferner die Madonna dell' Impannato von Raphael; auffallend iſt darin das ganz übertrieben hohe Alter der

---

es hat ihn auch der Gegenſtand ſelbſt dahin geleitet. Bewundern muß man aber das Talent, mit dem er dieſes ausgeführt, und wie er ſich die mahleriſche Wahrheit, als ob es auch nur eine andre, ihm ſonſt fremde Manier wäre, in dieſem Einen Gemählde zu eigen zu machen gewußt hat; wobey ihm ſein ſonſtiger Hang, in das Große zu gehen, eher zu Statten kam, als hinderlich war, indem nun grade aus dieſer Miſchung mit der einfachen niederländiſchen Wahrheit eine ganz eigenthümliche Vortrefflichkeit entſtanden iſt.

heil. Eliſabeth; vielleicht iſt es Portrait; denn auch auf der heil Familie zu Duſſeldorf fand ich es faſt ganz gleichend wieder. Die Geſtalt der Maria iſt ungefähr nach demſelben Schema entworfen, wie die von Foligno, und auf der heil. Familie des Louvre. Das Bild nimmt in der Reihe der Madonnen des Raphael immer eine bedeutende Stelle ein, und hat unſtreitig viel Verdienſtliches. Es iſt bey der gewaltigen, und eigentlich immer noch fortgehenden Dislocation ſo vieler der wichtigſten Kunſtwerke manchem Freunde derſelben vielleicht nicht unangenehm, gelegentlich Nachricht zu finden, wo ſie hingerathen und wo ſie jetzt zu ſehen ſind; in dieſer Rückſicht glauben wir uns auch eine kurze Anführung ſolcher altitaliäniſcher Bilder verſtatten zu dürfen, welche für die eigne Betrachtung nicht ſo fruchtbar waren, als andre, oder von denen in andern deutſchen Beurtheilungen ſchon hinlänglich die Rede geweſen iſt.

Die altfranzöſiſchen Denkmahle, welche aus allen zerſtörten Kirchen und Klöſtern in Trümmern herausgeriſſen und halb vernichtet oder verſtümmelt, dann aber wieder mit rettender Vorſorge geſammelt und in dem kleinen Auguſtiner-Kloſter in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt wurden, und von denen Lenoir einen ſehr ausführlichen und vortrefflichen Katalog gegeben hat, zeigen wenigſtens in mehreren der auffallendſten Beyſpiele mit der größten Anſchaulichkeit, was die Kunſt, beſonders die Sculptur, nicht ſeyn ſollte. Schwerlich würde man es ſich denken können, wenn man es nicht vor Augen ſähe, wie weit, und daß eine noch menſchliche Fantaſie wirklich ſo weit verirren könnte, als es vielen der franzöſiſchen Bildner, in treuer Nachahmung bekleideter, oder gar nackter auf ihren Särgen ausgeſtreckt liegender Leichname, oder der im modernſten Geſchmack gekleideten, umher knieenden Damen und Herren, wie wir hier ſehen, widerfahren iſt. Manche den gothiſchen Kirchen entrißne Steinbildniße der alten fränkiſchen Könige aus der früheren Zeit, würden für die Geſchichte der chriſtlichen Baukunſt im Mittelalter wohl eine nahere Unterſuchung verdienen. Auch machen einige Alterthümer der Mahlerey, dieſe Sammlung bemerkenswerth. Das älteſte iſt wohl ein ruſſiſches Marienbild, welches in der That aus der früheſten Zeit zu ſeyn ſcheint. Da bey den griechiſchen Chriſten inſonderheit, die Prieſter ſelbſt die Mahlerkunſt zu üben pflegten, ſo darf es um ſo weniger befremden, daß mit dem Chriſtenthum zugleich auch die griechiſche Mahlerey zu den Moscoviten gelangt ſey. So befinden ſich auch drey zuſammengehörige kleine Miniaturbilder, Gott Vater mit einigen Nebenfiguren vorſtellend, von ruſſiſcher Arbeit, aber ziemlich in griechiſchem Styl, aus den älteſten Zeiten des Chriſtenthums, in der Antiquitätenſammlung der Nationalbibliothek. Das Marienbild unter den altfranzöſiſchen Denkmahlen, Nr. 8. S. 101. des Katalogs, iſt faſt in Lebensgröße und hat ziemlich gelitten; eine fremde Nationalgeſtalt und Geſichtsbildung iſt, in dem Chriſtkinde beſonders, unverkennbar, und ſogar ſehr auffallend. Deſto merkwurdiger iſt es, daß das Geſicht der heil. Jungfrau, dem Schema nach, ſo vielen andern gleicht, welche bey ſo ganz andern, ſehr entfernten Völkern, gleichfalls in den älteſten Zeiten, faſt eben ſo entworfen wurden; daſſelbe länglichte Geſicht, die gleiche Regelmäßigkeit der Züge, kleiner Mund, hohe Stirn, Senkung des Haupts und des Blickes auf die Seite nach dem Kinde. Auf der Bruſt, und auf dem das Haupt umgebenden Gewande über der Stirn, iſt ein Stern gebildet, vermuthlich nach der in alten Kirchenliedern üblichen Benennung der heil. Jungfrau, als Morgenſtern oder Meeresſtern. Man dürfte dies für ein allgemeines Kennzeichen der älteren Marienbilder halten; denn ich fand es auch auf einem unſtreitig ſehr alten, das aus der Kirche St. Luigi in Rom, wo ſich unter manchen mittelmäßigen Bildern auch viele ſehr merkwürdige Alterthümer befunden haben müſſen, nach Paris gekommen iſt, und welches ich im Reſtaurationsſaale des Louvre ſah.

Ferner ſind in jener Sammlung der altfranzöſiſchen Denkmahle mehrere, nicht blos durch ihr Alterthum, ſondern auch durch ihre Vortrefflichkeit merkwürdige Glasgemählde aufbewahrt. Unter die ſchönſten gehören wohl, eine heilige Veronica mit dem Schweißtuche auf Chriſti Hingang zum Kreuz, und der engliſche Gruß. Nr. 16 und 18. S. 298; beyde alt, der Zeit und auch dem Style nach, und beyde den ſchönſten und vollendetſten Oelgemählden an die Seite zu ſetzen, vorzüglich der engliſche Gruß. Beſonders auffallend und wohlthuend war mir die Farbenbehandlung: die Mitte ganz hell und licht; die großen Maſſen von blendend ſtarkem Blau und Roth umgeben nur den mittleren Theil, der dadurch auf das ſchönſte ausgezeichnet wurde. Noch mehr aber war mir die Farbenwirkung an einem großen Ecce Homo von Dürer merkwürdig. Wie es entworfen ſey, kann man ſich leicht denken, da es dieſen und die damit verwandten Gegenſtände in Oelgemählden und Zeichnungen ſo vorzüglich oft variirt hat; der leidende Erlöſer von der höchſten ſittlichen Schönheit, die höhnenden Krieger Caricaturen von Bosheit und Rohheit, aber Caricaturen von einer unergründlich tiefen Bedeutſamkeit. Es mag dieſe Behandlung des ſo oft von ihm gewählten Gegenſtandes nicht unter die ſchlechteſten von Dürer gehören; aber die alles überſteigende Wirkung, welche es macht, rührt doch wohl größtentheils mit von der brennenden Farbenkraft her, worin keine andre Art es der Glasmahlerey gleich thun kann. So wie die grellen Diſſonanzen in der Muſik von großen Meiſtern oft zum Ausdruck der höchſten, faſt an Verzweiflung gränzenden Leidenſchaft mit größter Bedeutſamkeit benutzt worden ſind, ſo dürften die beynah ſchreyenden Farben der Glasmahlerey vorzüglich geſchickt ſeyn, die ganze Tiefe der höchſten Leiden und Leidensgeſchichten mit voller Gewalt in Auge und Herz der Beſchauer einzudrücken; verſteht ſich, wenn die Dimenſionen des Gemähldes, und der Standort des Anſchauens ungefähr ſind, wie bey großen Werken in Oelfarbe. Wo im Chor altgothiſcher Kirchen die ſchmalen Fenſter in eine dem Auge faſt unermeßliche Höhe hinaufſteigen, iſt dann kaum noch eine Wirkung wie von einem einzelnen Gemählde möglich; da wirken die Glasmahlereyen nur wie Teppiche von bunten Kryſtallen gewebt, wie eine durchſichtige Moſaik der hellſchimmerndſten Edelſteine, in großen Parthien aufs kühnſte durch einander geworfen, wo der Himmel durch die höchſte Farbenpracht der Erde wie in lichten Flammen hereinbricht. Sie wirken auf dieſe Weiſe im Ganzen und in Maſſe, wenn gleich ſelten und nur bey gewiſſen beſtimmten Beleuchtungen jedes Einzelne ganz deutlich unterſchieden werden kann. Vortrefliche Glasmahlereyen der Art ſah ich in der ſchönen, unvollendet gebliebenen, gothiſchen Kirche St. Gudula zu Brüſſel, und ſehr viele zu Kolln. Paris iſt nicht beſonders reich daran. Die Kirche Notre Dame, das einzige Gebäude daſelbſt, was als ein wahrhaftes Kunſtwerk der Architektur betrachtet werden kann, aber ungünſtig und niedrig gelegen, nicht fertig gebaut, und inwendig durch moderne Abrundung der Säulen ſehr verſchimpft worden iſt, was freylich durch die aus der Schreckenszeit herrührenden Verſtümmelungen nothwendig geworden war, enthält keine bedeutende Verzierungen der Art. Einige beſſere finden ſich in den obern Fenſtern der Kirche St. Sulpice; beſonders ein heil. Dionyſius mit dem Haupte in der Hand fiel mir auf, und ein Kelch mit der Hoſtie in einer Glorie oben darüber.

Unſtreitig iſt die Glasmahlerey eine eigne beſtimmte Gattung der Mahlerkunſt. Es iſt ein ganz falſches Princip und irriger Grund der Eintheilung für die Mahlerey, wie mehr oder weniger für jede materielle und unmittelbar in der Materie bildende und darſtellende Kunſt, wenn man dabey die Verſchiedenheit der dargeſtellten Gegenſtände zum Grunde legt. Denn dieſe ſind ja in der vollſtändigen wahrhaften Kunſtdarſtellung nur Mittel und Zeichen oder Bilder; Zweck aber und Ziel des Ganzen iſt die Bedeutung, der in jenen Bildern oder Zeichen verborgne höhere Sinn, den man auch wohl den geiſtigen Gegenſtand nennen mag. So haben wir ſchon früher gezeigt wie das Portrait, die Landſchaft, das Blumenſtück, Stilleben, die Caricatur, erſt durch einen bedeutſamen und großen Gebrauch in dem ſogenannten hiſtoriſchen Gemählde, welches man wohl ſchicklicher das vollſtändige oder das ſymboliſche nennen könnte, wenn es als das einzige wahrhaft und mit Recht ſo zu nennende Gemählde nicht noch beſſer aller ſpeciellen Bezeichnung entbehrte, ihren vollen Sinn und ihre ganze Wirkung erhalten, erſt da an der rechten Stelle das ſind und werden, was ſie ſeyn können und ſollen. Wir haben alſo gezeigt, daß dieſe ſogenannten Arten der Mahlerey, wenn gleich in den Studien des Künſtlers manchmal ſich trennen darf, was im vollendeten Werke vereint ſeyn ſoll, eigentlich keine ſind, ſondern nur Theile und Glieder; und eben dieß ließe ſich leicht auf die noch übrigen ſeyn ſollenden Gattungen, der Schlachtgemählde, Miniaturbilder, Converſationsſtücke u. ſ. w. ausdehnen. In der materiellen und unmittelbar in einem körperlichen Stoff bildenden und arbeitenden Kunſt, ſind die äußern materiellen Bedingungen natürlicherweiſe die beſtimmendſten. Der Ort zum Beyſpiel iſt von der größten Wichtigkeit und wäre ſchon ein weit beſſerer Grund der Eintheilung, als die Gattungsverſchiedenheit der gewählten Gegenſtände. Ein jedes gute Gemählde ſoll für einen beſtimmten Ort gemahlt ſeyn, und die meiſten alten ſind es auch; etwas andres iſt ein Altargemählde, etwas andres die Darſtellungen, welche den Umgang des Chors zu verzieren beſtimmt ſind, etwas anders ein Gemählde im Refectorium eines Kloſters, oder in der Zelle. Bey den guten alten Mahlern unterſcheidet ſich dieß leicht; ja auch das Bild was für den Hauptaltar beſtimmt iſt, oder für den kleineren Nebenaltar, unterſcheidet ſich bey ſolchen nicht durch die Größe allein, ſondern auch in der Behandlungsart; ſo das mittlere Hauptſtück, und die begleitenden Gemählde der beyden Seitenflügel, endlich das innere und das äußere Gemählde derſelbigen. Auch in der Natur giebt es kein Gebilde, das in unbeſtimmter Allgemeinheit vorhanden und wirklich ſeyn könnte; und ſo iſt auch jedes Werk der ſinnlichen Kunſt an eine beſtimmte Stelle gebunden, oder würde, wenn es in dieſem Stücke der größern Freyheit der Poeſie nachſtreben wollte, nur in das Leere und Unwirkſame verſchweben. Weit wichtiger aber noch iſt die Verſchiedenheit der Materie in der Mahlerey; und wie die wundervollen Verzierungen gothiſcher Baukunſt nur in zartem Sandſtein, griechiſche Bildnerey nur in weichem Marmor möglich, für den ägyptiſchen Rieſenſtyl aber Granit und Baſalt durchaus am günſtigſten ſeyn durften, ſo iſt es auch der verſchiedene Stoff auf dem und mit dem gemahlt wird, allein, welcher wahrhaft verſchiedene Gattungen hervorbringt, wie Oelmahlerey, Glasmahlerey, Alfreſco; weil dieſe Verſchiedenheit der Materie, wenn der Künſtler alles Ungünſtige, was ſie hat, vermeiden, alles Günſtige aber, was ſie ihm darbietet, benutzen will, die äußern Gegenſtände mögen ſeyn, welche ſie wollen, eine totale Verſchiedenheit der Behandlungsart erheiſcht und mit ſich führt.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zurück zu der Aufzählung merkwürdiger alter Gemählde, wo wir zuerſt noch einiges nachholen wollen, was in den vorigen Sendungen verſäumt worden iſt. In der Nachricht von der Lucian Buonapartiſchen Sammlung, die nun nach Rom abgeführt worden, iſt eine merkwürdige Grablegung des Giorgione in Proportion, übergangen. Ein kleines Bild, aber vom großem Werth. Der dunkelgrüne Vorgrund aus ſorgfältig nachgebildeten Kräutern dicht gewebt, das Portraitmaßige der Köpfe, das Natürliche und Kecke der Stellungen, das Coſtum ganz in den damaligen venetianiſchen Trachten, hier und da vielleicht mit einigen fantaſtiſchen Einmiſchungen; alles das erinnert an die niederländiſche Schule, aber an den alten großen Styl derſelben; und auch dieſes Bild athmet etwas Freyes, Herzhaftes, redlich Gemeintes und Großartiges. Es iſt eines der gründlichſten venetianiſchen Bilder, die ich ſah.

Im Reſtaurationsſaale des Louvre hatte ich Gelegenheit, mehrere berühmte und ſchöne Gemählde zu ſehen, aber nur einigen der wichtigſten konnte ich eine genaue und wiederholte Betrachtung widmen. Auch einige der vorzüglichſten wurden meinem Auge zu ſchnell wieder entrückt, wie eine herrliche Lilienbekränzte heilige Katharina von Leonardo da Vinci. Eine Reihe von Köpfen der Apoſtel, klein auf Goldgrund, noch mit rothdurchſcheinender Geſichtsfarbe, aus der Kirche St. Luigi in Rom, erinnert an die älteſten Zeiten der chriſtlichen Mahlerey im griechiſchen Styl. Ein Anblick der noch kindlich einfältigen Kunſt, welcher für den nachdenkenden Beſchauer immer viel Anziehendes, viel Belehrendes und wiederum auch Rührendes hat. Das entgegenſtehende Extrem neuerer Kunſtausbildung oder Entartung zeigten die drey Parzen, angeblich von Michael Angelo, wo alle Kraft der Zeichnung aufgeboten iſt, um die abſcheulichſte Häßlichkeit recht anſchaulich zu machen; in welcher Abſicht, in welchem Sinn, das iſt nicht ganz klar.

Ein großes Gemählde des Titian von der Antiope, werden diejenigen, welche den Hauptvorzug dieſes Mahlers in die lieblichſte Carnation und in die Darſtellung nackter Reize ſetzen, leicht als das ſchönſte wenigſtens von denen gelten laſſen, die ſich von dieſem Meiſter in Paris befinden. Die weite, helle, freudige Landſchaft, die Nebenfiguren und ihre Trachten, Jäger und Jagdhunde, der auf die Begierde deutende Hirſch, der lechzend aus dem Fluſſe trinkt; alles das iſt ſo, wie es ſich auf den guten, ja auf den beſten Bildern Titians findet; nur der in einen Faun verkleidete Jupiter könnte etwas gar zu fauniſch ſcheinen. Aber alles dieß bemerkt man nur wenig, ſo ganz wird das Auge gefeſſelt an die mitten im Vorgrunde ausgeſtreckt liegende ſchlummernde Schöne; das leichtverhüllende Gewand iſt von allen den Reizen zum Theil weggehoben, die es am meiſten verbergen ſollte; nichts iſt zarter und lüſterner zugleich, als dieſer nackte Leib, dieſe zierlichen und doch völligen Glieder, dieſer warme Schmelz der feinſten Haut, es müßte denn der üppig aufblühende, lächelnde Mund ſeyn, das verrätheriſche Erröthen der Wangen, das Halbgeöffnete der Augen, als läge ſie nur in verſtelltem Schlummer, oder als wäre ihre Einbildung von einem wollüſtigen Traume ſo eben überwältigt und durchdrungen. Sie ruht mit dem Haupte auf dem nachläſſig untergeſchlungenen rechten Arm, ſo daß die ganze vordere Seite ſich deſto freyer ausdehnt, und die Achſel ſichtbar iſt. Die jetzigen Künſtler, welche ſich ſo gern in das Antikiſche verirren und die nackten Formen der Sculptur auch in ihre ſteinernen Gemählde übertragen möchten, könnten hieran lernen, wie die großen alten Mahler, wenn einmal ſolche heidniſche Gegenſtände behandelt werden ſollen, die ſinnliche Schönheit in allem Zauber der Farbe und blühender Anmuth darzuſtellen wußten, wobey die Erſten unter ihnen, wie Raphael oder ſelbſt Titian, faſt nie die zarte Schönheitslinie des Schicklichen überſchritten haben. Indeſſen bleibt hier immer ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Sculptur, welche von Natur aus auf die reine, mithin unverhüllte Form ausgeht, wo auch das Nackte ein geſundes Auge nie verletzen kann, und zwiſchen der Mahlerey, welche ihrem innerſten Weſen nach, eine reizend verhüllende und zart andeutende Kunſt iſt und ſeyn ſoll; indem ihr der magiſche Farbenſchleyer eben dazu gegeben worden, nicht aber um mit dem Zauber einer täuſchenden Carnation an wollüſtigen Geſtalten, durch das Auge der Fantaſie auch das mitfühlende Blut zu entzünden und dadurch ſelbſt allen künſtleriſchen Eindruck aufzuheben.

Es iſt merkwürdig, wie die großen italiäniſchen Künſtler, wenn ſie, wie in Nebenwerken zur Erholung nicht ſelten geſchah, Gegenſtände der griechiſchen Fabelwelt und dieſes Ideenkreiſes behandelten, alle immer entweder auf eine zierliche, leichte, gedankenreiche, doch nicht eben ſehr tiefſinnige Allegorie ausgingen, oder aber auf die eben bezeichnete Weiſe nach dem höchſten Reiz der ſinnlichen Schönheit ſtrebten. Ihr Verfahren zeigt von einem ſehr richtigen Inſtinkt; denn wenn man etwa noch die bald erſchöpfte Gattung feſtlicher Aufzüge dazu nimmt, ſo dürften das ungefähr alle Wege ſeyn, welche die griechiſche Mythologie dem Mahler darbietet, für den ſie gewiß ungleich weniger ergiebig iſt, als für den Bildhauer. Zwar giebt es wohl einzelne Fälle, wo der neuere Künſtler in einen

Gegenſtand der alten Mythologie, einen höheren geiſtigen, ja ſogar chriſtlichen Sinn ohne Zwang hineinlegen kann. So hat Giulio Romano in dem Freſcogemählde zu Mantua den Sturz der Giganten höchſt dichteriſch, und beſonders in den beyden Elementen des überfluthenden Gewäſſers und des mit Felſenſtücken und Tempelruinen durchwebten Erduntergangs wunderbar groß und erhaben behandelt; wobey der Anblick des niedergeſchleuderten titaniſchen Uebermuthes, indem einige von dieſen Rieſennaturen der Urwelt dem Verderben ſtarrſinnig entgegentreten, oder dumpf in die Zerſtörung hinſinken, während andre mit ungewohnter Hand zu beten verſuchen, einen allerdings chriſtlich erhabenen Eindruck hinterläßt. Aber die mythologiſchen Gegenſtände, welche einer ſolchen, höher ſtellenden, und tiefer deutenden Behandlung fähig ſind, ſo wie dieſe großartige künſtleriſche Auffaſſung ſelbſt, gehören zu den äußerſt ſeltnen Ausnahmen. Nach ſo ſchönen und ſo tiefbedeutenden Symbolen der höchſten Liebe und Lieblichkeit aber, der ſeligen ſowohl, als der leidenden, wie die neuere Kunſt beſitzt, möchten wir uns in der alten Götterlehre wohl vergeblich umſehen; aus dem einfachen Grunde, weil dieſes geiſtige Weſen ganz und gar nicht in ihrem Streben oder Charakter lag. Selbſt die ſchöne Fabel der Pſyche, ſo wie ſie Raphael verherrlichte, hat mehr Anmuth als Tiefe; und doch gehört ſie in ihrer Ausbildung ſchon mehr der Philoſophie an und ſteht als Ausnahme einer rein geiſtigen Dichtung faſt allein in der alten Götterlehre; deren Mittelpunkt und innres Weſen im Ganzen nun einmal nichts andres iſt als die Fülle des Lebens und der Luſt, in der ſinnlichſten Anmuth und Trunkenheit, in unverhüllter Kraft und vollem Entwicklungsſpiele. Sind ihre bildlichen Darſtellungen ernſt und mit Tiefe aufgefaßt, ſo haben ſie mehr oder weniger Bezug auf die höchſten Momente und was der Gipfel aller Gebilde und alles Lebens iſt; es ſey nun in der höchſten Körperentfaltung des furchtbarſten Heldenkampfes oder in der Vollendung und unverhüllten Darſtellung der ſchönſten ſinnlichen Form; und mehrentheils, wie in den größten und gelungenſten Werken der Antike, in Verbindung von beyden, Leben und Tod, Schrecken und Luſt kühn zuſammenſtellend. Wo ſie ſich nur auf der Oberfläche halten, kann es freylich nichts geben, als eine leicht verſtändliche und verſtändige Darſtellung ohne tiefere Bedeutung; die höhere Kunſt der Alten aber ging faſt allemahl auf jenes Geheimniß der Natur und die unendliche Fülle des Lebens. Die Mythologie, ja ſelbſt die Religion der Alten war nun einmal durchaus ſinnlich und materiell; begeiſterte, trunkene Anbetung der unendlichen Lebenskraft und Naturfülle; allein beſchränkt und gezügelt von dem blos menſchlichen Geſetz einer aus Erfahrung gereiften Mäßigung und Verſtändigkeit. Die italiäniſchen Mahler der alten Schule dürften alſo weiter nicht zu tadeln ſeyn, daß ſie ihre griechiſchen Gegenſtände lieber aus den Ovidiſchen Metamorphoſen, und was damit verwandt iſt, nahmen, als aus den Homeriſchen Dichtungen; und wollte man, um einer liebevollen Vielſeitigkeit nichts zu vergeben, Gegenſtände der alten Fabel gleichſam als eine erheiternde Epiſode, neben der ernſten und höheren Mahlerey doch auch gelten laſſen, ſo vergeſſe man ja die Duldung nicht, welche die reizenden Darſtellungen des in den

Zauber der Anmuth verſunknen Mahlers dann wohl in Anſpruch nehmen möchten.

Es entſteht nur im Allgemeinen die Frage, inwiefern es für den neuern Mahler rathſam, für den chriſtlichen Künſtler insbeſondre erlaubt ſey, ſolche Gegenſtände der ſinnlichen Schönheit überhaupt zur Nachbildung zu wählen, oder in das Ganze ſeiner Darſtellungen einzuflechten. An und für ſich betrachtet, iſt die bildende Kunſt, höchſt geiſtig zwar in ihrer Bedeutung, doch zugleich auch eine der ſinnlichen Erſcheinung zugewandte Kunſt, und wenn man ihr dieſe blühende Anmuth der jugendlichen Reize verſagen oder ſie von ihr ausſchließen wollte; ſo würde man durch eine ſolche übertrieben ängſtliche Strenge den freyen Spielraum der Kunſt zu eng beſchränken und ſie durch dieſe Beraubung an einem weſentlichen Theile vernichten. Das eigenthümliche Ziel der Kunſt iſt freylich allein das Schöne, und auf dieſes bleibt ſie immer zunächſt gerichtet. So wie nun aber die bildende Kunſt von der einen Seite an das Heilige der Andacht ſich dienend anſchließt, in allen kirchlichen Darſtellungen und Gemählden; ſo wie ſie auf der andern Seite auch das Nützliche, als den nächſten Zweck des Handwerks, durch das Schöne zu veredeln und zu erheben trachtet, in mannichfacher Verzierung der Wohngebäude, Zimmer und edleren Hausgeräthe; ſo bleibt ſie immer als eine, die materielle Erſcheinung darſtellende, das körperliche Leben nachbildende Kunſt, auch jenem Reize der blühenden Geſtalt nah verwandt, und man darf das Element der ſinnlichen Schönheit, wenn gleich es dem höheren Geiſtigen jederzeit untergeordnet bleiben ſoll, durchaus nicht von ihrem Umkreiſe ausſchließen. Es kann ſchwerlich jemand für einen vollendeten Mahler gelten, der nicht auch den nackten Körper und die blühende Carnation darzuſtellen verſteht. Nur iſt für den Mahler hier, nebſt jener erſten Bedingung der für den ernſten Styl der Kunſt nothwendigen Unterordnung des Reizenden unter das höhere Geiſtige, auch noch der ſchon oben erwähnte weſentliche Unterſcheid zwiſchen der Plaſtik und dem Gemählde ſtreng zu beachten. Nicht mit großen Maſſen nackter Schönheit ſoll der Mahler ſeinen Raum anfüllen, wodurch nur das Auge betroffen und in dem reinen Gefühl des Schönen geſtört wird; ſondern in der blühenden Lieblichkeit, ſittſam enthüllter, nur ſparſam angebrachter Reize, an weiblichen, kindlichen oder jugendlichen Geſtalten, liegt der wahre Zauber der Anmuth in Gemählden. Es iſt dazu oft weniges genug, eine zarte Wange, ein ſanft ſich ſchmiegender Arm, ein holdes Lächeln, und nimmt die Seele mehr hin, als wenn alle Reize der ganzen Geſtalt offen dargeſtellt würden: worin nun einmal die Idee und das Verfahren der Mahlerkunſt ein ganz andres iſt, als das der formdarſtellenden Sculptur. Zwar iſt das Geſetz des Schicklichen und Anſtändigen in der Kunſt durchaus verſchieden von dem, was im wirklichen Leben gilt. Wo es alſo der Gegenſtand erfordert, darf der Mahler alles darſtellen, was weſentlich zu dieſem gehört. Wer würde wohl ſo verkehrt in ſeinen Begriffen, oder von ſo verderbter Fantaſie ſeyn, daß er etwa an dem bloßen Leibe der heil. Agatha auf dem oben beſchriebenen Gemählde von Sebaſtian del Piombo einen Anſtoß nehmen könnte? Dieß führt uns zunächſt auf die dritte Regel, welche nebſt der Unterordnung des Reizenden unter das Höhere, und der Beachtung des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen der Sculptur und Mahlerey, für die Behandlung der ſinnlichen Schönheit in dieſer, hier noch zu bemerken iſt. Es wird dadurch zugleich der ſchon früher aufgeſtellte Grundſatz eine neue Beſtätigung erhalten, wie verderblich und zerſtörend es für die Kunſt ſey, wenn die einzelnen Elemente und Beſtandtheile derſelben, welche erſt zuſammengenommen und harmoniſch vereinigt, ein Ganzes und vollſtändiges Werk bilden ſollen, einzeln herausgeriſſen, für ſich behandelt und als eigne und beſondere Gattung ausgebildet werden. Wenn der Mahler nämlich dieſe ſinnlich reizenden Gegenſtände ausſchließend zum Ziele ſeiner Kunſt wählt, ſo entſteht daraus eine abgeſonderte Gattung wollüſtiger Darſtellungen, welche auch für die Sitten unſtreitig ſchädlich wirken kann, für die Kunſt ſelbſt aber gewiß immer verderblich und zerſtörend ſeyn muß; und welche als eigne Gattung abſichtlicher Wahl betrachtet, wohl niemand in Zweifel ſtehen wird, als die höchſte Entwürdigung der Kunſt, durchaus verwerflich zu finden. Eingeflochten aber in das Ganze einer größeren Darſtellung, erhält der Sinnenreiz durch den hoheren Ausdruck der übrigen Gegenſtände und Geſtalten ſchon ein heilſames Gegengewicht; ſo wie hingegen ein erhabenes und ergreifendes Gemählde durch jene Stellenweiſe eingemiſchte Anmuth gleichfalls erheitert und dadurch in die wahre Sphäre ruhiger Anſchauung des reinen Schönen erhoben wird. Raphael iſt hierin vor allen andern als ein Vorbild der Vollkommenheit zu nennen; denn wiewohl er das Sinnliche eben ſo reizend als Titian und noch ungleich ſchöner zu mahlen verſtand; ſo iſt es doch bey ihm nie ſtörend für die Harmonie des Ganzen. Unter den altherkömmlichen Gegenſtänden aus dem chriſtlichen Bilderkreiſe iſt Eva die einzige nackte weibliche Geſtalt; aber hier hindert ſchon der Ernſt der ganzen Beziehung, wenn die Idee künſtleriſch wahr und groß aufgefaßt worden, jedes ſtörende Nebengefühl. Raphael hat in dem Saale der Diſputa, die holde Gefährtin des Erſten der Menſchen, als reizende Verführerin, in der höchſten Anmuth und Lieblichkeit, und in zarter jugendlicher Schönheit dargeſtellt. Aber weſſen Auge könnte wohl davon beleidigt werden, da die erröthende Beſchämung ihres Blicks, das Schuldbewußte Vorgefühl des Verlangens in ihrem Ausdruck, ganz andre Gefühle und Gedanken oder Erinnerungen anregen muß? Auch wo er heidniſche Gegenſtände behandelt, iſt der Sinnenreiz bey Raphael immer nur als Theil in das Ganze eingeflochten, oder liegt ſchon mit in dem Gegenſtande ſelbſt, wie in den Darſtellungen der Pſyche, in der anmuthigen Galathea, oder in der lieblichen Hochzeit der Roxane. Indeſſen lag doch ſchon in der Wahl ſolcher Gegenſtände etwas, das leicht weiter führen konnte; wie denn in den Freskogemählden ähnlicher Art von Carracci, der ihm darin nachfolgen wollte, die Gränze ſehr weit überſchritten iſt, wo der Sinnenreiz nun abſichtlich geſucht wird und Hauptgegenſtand und Zweck der ganzen Darſtellung geworden iſt, welches ſich mit dem hohen Geſetz des reinen Schönen einmal nicht vereinbaren läßt.

Wenn Parrhaſius ein wollüſtiger Mahler war, ſo darf uns dieſes weiter nicht Wunder nehmen; denn das lag nun einmal in dem Weſen der heidniſchen Götterlehre und Denkart. Auch geſchah es gewiß nicht um die gemeine Lüſternheit zu locken und zu reitzen; ſondern mit Gefühl von der hohen Naturbedeutung und Naturwürde ſchöner Sinnlichkeit, aus deren Schooße alle irdiſche Anmuth hervorgeht. Wenn ſpätere Mahler nach einem andern Ziele ſtrebten und andre Gegenſtände wählten, als die höchſte ſinnliche Schönheit, denn zu der rein geiſtigen hat ſich die griechiſche Mahlerey wohl nie erhoben; ſo war es nur, weil auch in ihr das Rechte ſchon ſehr früh verlohren ging, wie wir in der Sculptur ſehr bald nach Phidias, welcher ſie ihrer wahren Beſtimmung und Größe gemäß behandelt hatte, die Bildhauer ſchon auf einem entſchiedenen Irrwege wandeln, und Gegenſtände behandeln, Zwecke beabſichtigen ſehen, die mit der höchſten Würde der Kunſt durchaus unverträglich ſind. Vielleicht ging alſo die Mahlerey bey den Griechen gleich mit Parrhaſius wieder unter, wie die Bildhauerey mit Phidias. Wir denken uns überhaupt den Gang der alten Kunſt meiſtentheils etwas zu regelmäßig. Zwar in den ſpätern Zeiten der eigentlich ſchon geſunknen Kunſt, da mag das gelten; da ſcheint wirklich das Natürliche, das Strengrichtige, das Reizende, dann Ueppige, Zierliche und endlich Gekünſtelte in einer ziemlich regelmäßigen, ja ſyſtematiſchen Folge zu ſtehen, und eines aus dem andern ſich zu entwickeln: und dieſe Zeiten, die uns ſchon die ſpäteren heißen, haben die alten Schriftſteller, denen man bey jener Anſicht folgt, meiſtens vorzüglich im Auge. Die Geſchichte des großen Styls wird aber dadurch noch gar nicht erklärt. Nicht ein allmähliger Uebergang, eine ungeheure Kluft trennt ihn immer noch von dem ſpäteren, den man den ſchönen oder den edlen nennt. Und eben ſo ſcheint es nur ein gewaltſamer Sprung geweſen zu ſeyn, welcher den Abſtand von den erſten noch zaghaften Verſuchen zu der hohen Kühnheit des großen Styls überſchritt. Wie in andern Zeiten, in andern Gebieten des menſchlichen Wirkens, ſo ging es auch wohl in der Kunſt der Griechen. Das Große, welches allein das Schöne und das Rechte iſt, trat mit einemmale wie ein Geiſt in die erſtaunte Welt; aber eben ſo plötzlich verſchwand auch die hohe Erſcheinung wieder und ließ nur eine lange Reihe ſchwacher Schatten und Nachklänge zurück, zur Erinnerung an die vergangne Herrlichkeit.

Eigentlich iſt der Gang auch in der neuern Kunſt eben derſelbe geweſen. Schon hatte man länger als ein Jahrtauſend, ſeit der erſten feſteren Begründung des Chriſtenthums, die zur Andacht beſtimmten Heiligenbilder, immer in der gleichen bloß ſinnbildlichen Weiſe, welche man etwa den ſogenannten hetruriſchen Werken, oder dem älteſten Styl in der antiken Kunſt entgegenſtellen könnte, wiederhohlt; ſo wie dieſe bloß prieſterliche Mahlerey in der griechiſchen Kirche noch jetzt üblich iſt; als plötzlich in dem regeren Abendlande, wie wir einen ähnlichen Aufſtrahl für die alte Kunſt in den aeginetiſchen Figuren zuerſt bemerken, mit Giotto in Italien und mit den Vorgängern von Eyck in den deutſchen Niederlanden eine neue Morgenſonne für die chriſtliche Mahlerkunſt aufging, deren anbrechenden Strahlen wir nun zunächſt unſre Betrachtung widmen wollen.

Vierte Sendung.

Die Alexanders Schlacht von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländiſchen Schule zu Brüſſel; großes Altarbild von Raphael eben daſelbſt. Düſſeldorfer Gallerie; großes Marterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwey Extreme und Gegenſätze in der manierirten Mahlerey. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllniſche Schule der Mahlerey; großes Altarbild von den heiligen drey Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Chriſti in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaiſer Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit.

Im Sommer 1804.

Außer den altitaliäniſchen Gemählden im Reſtaurationsſaale des Louvre, mit deren Beſchreibung die letzte Sendung beſchloſſen worden iſt, ſah ich eben daſelbſt auch mehrere altdeutſche von großer Wichtigkeit, die am ſchicklichſten als Einleitung dienen können, für die folgende Nachricht von vielen der wichtigſten Gemählde aus der altniederländiſchen und deutſchen Schule, welche ich auf einer Reiſe von Paris über Brüſſel in die Rheinländer und nach Kölln zu ſehen Gelegenheit hatte.

Den Anfang von denen noch im Reſtaurationsſaale geſehenen mache ein kleines Bildchen aus der Kirche St.

Luigi in Rom, eine Mutter Gottes im Garten. Ein reich verzierter heller Springbrunnen nimmt den rechten Vorgrund ganz ein, im Hintergrunde links eine gefühlvolle Landſchaft; alles mit einer Sauberkeit, mit einem zierlichen Fleiß ausgeführt, der ſo ganz beſtimmt an den altdeutſchen Styl erinnert, daß man gradezu behaupten möchte, das Bild ſey aus dieſer Schule. Doch iſt darüber keine Art von Nachweiſung vorhanden; iſt dieſes ſehr alte Bildchen dennoch italiäniſch, ſo iſt es ein Beweis mehr, wie nah die beyden Hauptſchulen in den älteſten Anfängen aneinander gränzten. Ferner ein Votivgemählde im kleinen Verhältniß, welches aus München weggeführt worden; angeblich von Eyck. Doch war mir die Angabe nicht beglaubigt genug; und wenn nicht hiſtoriſche Nachricht aller Ungewißheit ein Ende macht, ſo möchte ich zweifeln, daß es von Eyck ſey, weil die Geſichter durchaus nicht den Charakter haben, den ich auf andern Eyckſchen Bildern ſah, ſondern mehr den der ſüddeutſchen Schule. Uebrigens eines der merkwürdigſten kleinen Andachts-Bilder, die man ſehen kann. Die zierliche Ausführung des von allerley Thierchen und luſtwandelnden Figürchen belebten Gartens vorn, und weiter hinten, der reich verzierten Landſchaft, welche zwiſchen einer herrlich geſchmückten Architektur erblickt, den Hintergrund bildet, gränzt in der That an das Wunderbare. Man kann viele Gemählde geſehen haben, und doch nichts ähnliches, als dieſe kleine Welt in kleinſter, faſt mikroſkopiſcher Miniaturkunſt. Und doch iſt es nichts weniger als tändelnd oder kleinlich; nein, es ſetzt in Erſtaunen, es iſt wohl rührend, aber durchaus ernſt, ja in den Hauptfiguren des links betenden Donatarius und der rechts thronenden Mutter Gottes, der eine wunderbar reich geflochtne Juweelenkrone von Engeln getragen, über dem Haupte ſchwebt, iſt dieſer Charakter ſo vorherrſchend, daß man den frommen Styl der älteſten Meiſter der altdeutſchen Schule hier durchaus nicht verkennen kann. Der Kopf des Donatarius iſt gründlich ausgeführt, wie man es nur wünſchen kann; ſo gründlich, daß ſelbſt der beſte Kopf von Holbein im Vergleich mit dieſem noch leicht und oberflächlich gemahlt ſcheinen könnte; und alle die kleinen Figuren ſind in ihrer Art eben ſo zierlich vollendet. Das Geſicht der Mutter Gottes iſt in dem ſtrengen Ideal, in den graden Verhältniſſen des Eyck, aber anmuthiger faſt, als man es wenigſtens auf manchen andern von ſeinen Bildern ſieht. Das Chriſtkind trifft vorzüglich die oben gemachte Bemerkung der darin ſich kund gebenden Nationalbildung. Es gleicht ganz dem auf einem altdeutſchen Bilde etwas unter Lebensgröße, welches ſeit einiger Zeit ohne Nummer im langen Saale des Louvre ausgeſtellt war. Auch die heil. Jungfrau, wiewohl etwas verſchieden behandelt, zeigt unverkennbar die Manier deſſelben Mahlers an. Es ſtellt die Mutter Gottes auf einem Thron in der Mitte des Bildes dar; rechts ſteht ein heiliger Biſchof, links wird der knieende Donatarius durch den heiligen Georg in voller Rüſtung vorgeſtellt. Ein ſo redlich, ſo ritterlich lachendes Geſicht, als das des heiligen Georg, findet man wohl nirgend, als auf deutſchen Bildern. Die mehr als Holbeiniſche Gründlichkeit in dem Kopfe des Donatarius, iſt ganz wie auf dem kleinen Bilde; die Umgebung und Architektur noch alterthümlicher, die Kleiderpracht ſo unübertrefflich ausgeführt, wie auf allen alten

Bildern dieſer Schule. Von dieſem Gemählde kann ich noch weniger glauben, daß es von Eyck ſey, nach dem zu urtheilen, was ich von dieſem geſehen: aber es iſt ein vortreffliches Bild aus dem gründlichen Styl der altdeutſchen Schule.

Wäre mir unter allen Gemählden, die ich geſehen habe, einige wenige auszuwählen vergonnt, ſo würde jenes Bildchen wegen ſeiner ungemeinen Vollendung und Zierlichkeit eines unter den wenigen ſeyn. Und doch wird es noch bey weitem übertroffen von einem kleinen Bilde des Altdorfer, mit Zoll und zwey Zoll hohen Figuren; ſoll ich es eine Landſchaft nennen, ein hiſtoriſches Gemählde oder ein Schlachtſtuck? Alles das iſt nicht recht paſſend, es iſt alles das zuſammen und weit mehr; es iſt ein Gemählde ganz neuer und eigner Art, eine Gattung für ſich, deren Begriff wir erſt aufzuſtellen haben. Wie ſoll ich das Erſtaunen beſchreiben, das mich bey Erblickung dieſes Wunderwerks ergriff? Wie einem, der bisher nur die anmuthigen leichten Dichtungen der Italiäner gekannt, und nur das für Poeſie gehalten hätte, und der nun mit einemmale mit unbefangenem Sinne alle Geſtalten der Shakeſpeariſchen Zauberwelt vor ſeinen Augen ſich entfalten ſähe; grade ſo war mir. Doch dieſes bezeichnet nur die Fülle, den Reichthum und Tiefſinn der Altdorferiſchen Mahlerey oder Dichtung, nicht den ritterlichen Geiſt, welcher darin herrſcht, ſo ganz darin herrſcht, daß man es wohl ein Rittergemählde nennen konnte. Es ſtellt den Sieg Alexanders des Großen über den Darius dar, aber freylich nicht in der antikiſchen Manier und Nachahmerey; ſondern, ſo wie in den Gedichten des Mittelalters, als das höchſte Abentheuer des alten Ritterthums. Das Coſtum iſt durchaus deutſch und ritterlich; Mann und Roß in Panzer und Eiſen, vergoldete oder geſtickte Wappenröcke, die Stacheln an der Stirn der Roſſe, die blinkenden Lanzen und Bügel, die Mannigfaltigkeit der Waffen, dies alles bildet eine unbeſchreibliche Pracht und Fülle. Nirgends iſt Blut und Eckel oder hin und wieder geworfne Glieder und Verzerrungen; nur im äußerſten Vorgrunde, wenn man ihn ſehr genau betrachtet, erblickt man unter den Füßen der von beyden Seiten grade auf einander einrennenden Reiterſchaaren, und den Hufen ihrer Streitroſſe, mehrere Reihen von Leichen dicht zuſammenliegen, wie in einem Gewebe; gleichſam der Grundteppich zu dieſer Welt von Krieg und Waffen, von glänzendem Eiſen und noch hellerem Ruhm und Ritterthum. Eine Welt iſt es in der That, eine kleine Welt auf wenigen Quadratſchuhen; unzählich und unermeßlich ſind die Heerſchaaren, welche von allen Seiten gegeneinander ſtrömen, und auch die Ausſicht im Hintergrunde führt ins ganz Unermeßliche. Es iſt das Weltmeer; mit einer hiſtoriſchen Unrichtigkeit wenn man will, die aber doch eine ſehr bedeutende und wahre Allegorie enthält. Das Weltmeer alſo, hohe Felſenreihen, eine Klippeninſel dazwiſchen, ferne Kriegsſchiffe und ganze Schaaren von andern Schiffen; links dann der untergehende Mond, rechts die aufgehende Sonne; ein eben ſo deutliches als großes Sinnbild der dargeſtellten Geſchichte. Die Kriegerſchaaren ſind übrigens in Reih und Glied geordnet, ganz ohne alle die wunderbaren Stellungen und Gegenſätze und Verzerrungen, welche man ſonſt in den ſogenannten Schlachtſtufen findet: wie wäre dies auch möglich bey dem unermeßlichen Reichthum von Figuren? Es iſt das Grade, Strenge, oder wenn man will, das Harte des alten Styls. Charakter und Ausführung dagegen iſt in den kleinen Figuren ſo wunderbar, daß ein Dürer ſich derſelben nicht zu ſchämen hätte. Ueberhaupt ſey es ein für allemal bemerkt, daß die Gründlichkeit der Arbeit in dieſem Gemählde, wiewohl daſſelbe nicht wenig gelitten zu haben ſcheint, doch noch ſo iſt, wie ſie auf ſonſt guten Bildern der altitaliäniſchen Schule nie mit der Sorgfalt ſich zeigt, und wie ſie nur auf Bildern aus dem erſten Style der altdeutſchen Schule gefunden wird. Und welche Mannichfaltigkeit, welcher Ausdruck nicht blos im Charakter der einzelnen Krieger, Ritter, ſondern in den ganzen Schaaren ſelbſt! Hier ergießt ſich eine Reihe von ſchwarzen Bogenſchützen mit der Wuth eines ſchwellenden Stromes vom Berge herab, und immer andre und noch andre drängen ſich nach; auf der andern Seite hoch oben am Felſen ſieht man einen zerſtreuten Haufen von ſchon Fliehenden in einem Hohlwege umwenden: man ſieht nichts von ihnen, als ihre Helme, die in der Sonne wiederſcheinen, und doch iſt alles ſelbſt in dieſer Ferne noch deutlich. Die Entſcheidung und der Brennpunkt des Ganzen tritt aus der Mitte weit glänzend hervor. Alexander und Darius, beyde in ganz goldner Rüſtung ſtrahlend; Alexander auf dem Bucephalus, mit eingelegter Lanze allen den Seinigen weit zuvoreilend, und auf den fliehenden Darius eindringend, deſſen Wagenführer ſchon auf die weißen Roſſe gefallen iſt, während Darius ſich mit der Betrübniß eines beſiegten Königs nach ſeinem Sieger umſchaut. Man trete ſo weit von dem Bilde, daß alles andre nicht mehr zu erkennen iſt, ſo tritt dieſe Gruppe noch ganz deutlich hervor und ergreift das Gemüth mit der innigſten Rührung. Dieſe kleine Ilias in Farben könnte den denkenden und nach neuen und großen Gegenſtänden ſtrebenden Mahler, der etwa den heiligen Kreis der katholiſchen Sinnbilder einmal zu verlaſſen und ein wahrhaft romantiſches Gemählde hervorzubringen gedächte, in ſeiner Farbenſprache belehren, was der Geiſt des Ritterthums ſey und bedeute.

In einem eben nicht ſchlechtern Style, aber freylich nicht mit dem hohen poetiſchen Geiſte iſt die Belagerung einer Stadt von Martin Fezele gemahlt. Beſonders gefiel mir eine Gruppe von Rittern im äußerſten Hintergrunde, innen im Vorhofe der Burg, die ſich in ganz ſchwarzer Rüſtung mit hohen Helmbüſchen gekleidet, den Handſchlag der Treue geben. So verbirgt der alte deutſche Künſtler auch da noch ſein fühlendes Gemüth, wo andre nur an Spielereyen und Gegenſätze denken, oder ſich als im weniger Weſentlichen mit leichter Mühe abfinden.

Beyde Gemählde ſind der Angabe nach gleichfalls aus München weggeführt worden. Wenn es daſelbſt noch viele Bilder von ſolchem hohen Werthe giebt, so ſollten deutſche Mahler für die Kunſt unſrer Nation und Vorzeit dahin wallfarthen *), wie man nach Rom oder Paris reiſt,

---

*) München vereinigt jetzt, nebſt dem nah gelegenen Schleißheim und Augsburg, auch den Düſſeldorfer Gemähldeſchatz mit ſeinem früheren Reichthum, beſonders an Werken der oberdeutſchen Schule. Nehmen wir die in ihrer Art einzige aeginetiſche Sammlung hinzu, und was der Bau der zur würdigſten Auf-

um die griechiſchen Alterthümer, oder den Reichthum der italiäniſchen Schule kennen zu lernen. Man darf, überhaupt wohl nicht eher neue Hoffnungen für die Kunſt in Deutſchland hegen, als bis ein kunſtliebender und deutſch geſinnter Fürſt oder freye Kunſtforſcher, welche ihr Leben dieſem Zwecke widmen können, alle noch vorhandnen, zum Theil aber ſchon ſehr zerſtreuten Denkmahle des deutſchen Kunſtgeiſtes ſo viel als möglich in eine groſe Sammlung altdeutſcher Gemählde zu vereinigen ſuchen *); wo denn die Wirkung der in Einen Brennpunkt wieder vereinigten Strahlen des bis jetzt auch hierin zerſtreuten deutſchen Wirkens, unermeßlich verſtärkt und verdoppelt, und gewiß eben ſo erſtaunungswürdig

---

bewahrung jener antiken Gebilde beſtimmten Glyptothek auch für den Aufſchwung der neudeutſchen Kunſt in Freſcogemählden hervorrufen wird; ſo geſtaltet ſich dort ein umfaſſender Kunſtkörper mannichfacher antiker und deutſcher Art, welcher die ſchönſten Hoffnungen begründet, und nebſt den bisherigen vaterländiſchen Kunſtſitzen zu Dresden und Wien einen neuen Grundſtein zu einer allgemeinen deutſchen Kunſtbildung für die Zukunft abgiebt.

*) Dieſer Wunſch iſt ſeitdem durch die Boiſſeréſche Sammlung auf eine Weiſe in Erfüllung gegangen, die alle Erwartung, welche man von der damahls noch ſo wenig erkannten Herrlichkeit der altdeutſchen Kunſt faſſen mochte, weit übertroffen hat. Aber nicht bloß durch den Reichthum an den ſeltenſten Meiſterwerken mannichfacher Art, ſondern eben ſo ſehr auch durch die geſchichtliche Ordnung und Vollſtändigkeit, durch den richtigen Sinn und künſtleriſchen Verſtand, mit welchem dieſes meiſterhafte Kunſt-Ganze altdeutſcher Art zuſammengebracht worden, verdient es als ein Vorbild für alle ähnlichen Unternehmungen betrachtet zu werden, und kann als ein Beyſpiel dienen, was edle Ausdauer, klar auf Einen Zweck gerichtet, auch noch in unſern Tagen Groſes zu leiſten vermag.

und fruchtbar ſeyn würde, als nur immer die Anſchauung der vereinigten italiäniſchen oder griechiſchen Kunſtſchätze ſeyn mag. Denn gewiß, und wir werden noch manchen Beweis davon anzuführen haben, die alten Deutſchen waren nicht minder groß und erfinderiſch in der Mahlerkunſt; nur daß die Unwiſſenheit nicht davon unterrichtet iſt, und ſeichte Nachahmungsſucht es nicht erkennen will, in der eignen Geringſchätzung auf eine ſonderbare Weiſe ihren Dünkel ſuchend. Was hat dieſe Nachahmerey aber in allen Künſten irgend Gutes und Löbliches hervorgebracht? Nichts und durchaus gar Nichts, als ganz verkehrte oder ganz ſeichte nichtsnutze Dinge. Dem Dichter kann man noch eher vergönnen, ſeine Fantaſie in entfernte Regionen ſchwärmen zu laſſen; doch muß auch die Poeſie jederzeit mit den fremden Schätzen bereichert, wie zur Heimath zurückkehren zu dem, was für ihre Zeit, für ihre Nation einmal der höchſte Brennpunkt des Gefühls und der Dichtung iſt, ſonſt wird ſie unvermeidlich kalt und kraftlos werden. Der Sinn aber vollends und die ſinnliche Kunſt wird durch dieſe ſcheinbare Ausbildung ins Vielſeitige, eigentlich aber ins Weite und Breite, unvermeidlich ganz abgeſtumpft und verſchwemmt. Der eigentliche Kunſtſinn, und was er wirken ſoll, kann nur in beſtimmter Beſchränkung kräftig und eigenthümlich gedeihen und ſich geſtalten Die Wahrheiten des Verſtandes ſind allgemein; die Einbildungskraft ſucht in das unbeſtimmte Ferne zu ſchweben, der Sinn aber geht vielmehr darauf aus, das Einzelne und Nächſte bis in ſeine letzte Tiefe und eigentliche Wurzel zu durchdringen und es dann im Bilde von neuem zu gebähren, ſo daß aus dem nun wiedergebohrnen und verklärten Abbilde des unerforſchlichen Naturweſens, zugleich das Räthſel unſers eignen Gefühls uns überraſchend entgegen ſcheint und in unausſprechlichen Worten hervorbricht; und etwas Höheres als das eben Ausgeſprochne kann die reinſinnliche Kunſt nicht leiſten. Sie geht aufs Einzelne und Nächſte; das heißt, ſie muß lokal ſeyn und im Volkscharakter. Das Verhältniß des Allgemeinen in der ſchönen Form, es mag nun mehr nach der ſymboliſchen Tiefe und Bedeutung, oder nach der idealiſchen Geſtaltung und Außenſeite aufgefaßt werden, zu dem eigenthümlich Charakteriſtiſchen und Nationalen auch im Geſicht und Ausdruck, iſt von der höchſten Wichtigkeit für die bildende Kunſt. So lange dieſe noch als eine dem kirchlichen Dienſt gewidmete Darſtellung in dem ſymboliſchen Geheimniß-Kreiſe umſchloſſen iſt, bleibt die geiſtige Schönheit und heilige Bedeutung, welche in dem ganzen Unkreiſe aller chriſtlichen Länder dieſelbe iſt, allerdings das Erſte und Höchſte, dem auch in der höhern Kunſt das Volkscharakteriſtiſche einer jeden beſondern Nation überall untergeordnet ſeyn muß. Ausgeſchloſſen aber oder ganz verwiſcht darf dieſes Element nicht werden; ſondern es muß jenem Höheren in der Unterordnung beygemiſcht und einverleibt bleiben, und giebt ihm dann grade ſeinen eigenthümlichen Reiz und die lebendige Anmuth. Früherhin wurde bemerkt, daß in der italiäniſchen Schule, auf den Werken der älteſten Meiſter, grade des Italiäniſche in der Geſichtsbildung und im Ausdruck am ſtärkſten, oft ſchneidend und grell hervortritt, während ſpäterhin alles dieſes Charakteriſtiſche ſich in eine idealiſche Allgemeinheit, die zuletzt flach und charakterlos wird, mehr und mehr verliehrt. In der deutſchen Schule, ſcheint, allgemein genommen, vielmehr der entgegengeſetzte Gang zu herrſchen. Auf den älteſten Bildern, noch im griechiſchen Styl, iſt die ſymboliſche Heiligkeit, nach ſtrenger Idee und Würde der andächtigen Bedeutung vorwaltend; erſt in der ſpätern deutſchen Schule tritt der lebendige Ausdruck des wirklichen Volkscharakters in Phyſiognomie und Coſtum, oft grell und bis zur Caricatur hervor. So zeigt es ſich im Lukas von Leyden, und andern ſeiner Zeitgenoſſen unter den Niederländern; denen ſich Dürer, in der Lebendigkeit des mannichfachen Ausdrucks, womit er dieſes Nationaldeutſche aufgefaßt und ausgedrückt hat, beygeſellt, da es außerdem in der oberdeutſchen Schule, wo es von Anfang an immer vorherrſchend war und blieb, einen weniger beweglichen Charakter, und mehr ſchwerfälligen und breiten Ausdruck angenommen hat. Es darf aber dabey ja nicht überſehen werden, daß in der beſten Zeit der ältern niederländiſchen Schule beyde Elemente auf das glücklichſte verſchmolzen waren; wie im Eyck und Hemmelink beydes vereinigt und beyſammen iſt, das tiefe Symboliſche der Andacht und heiligen Schönheit, und das gefühlvolle Deutſche. Ja ſchon im Wilhelm von Kölln, ſo nah derſelbe noch an den griechiſchen Styl gränzt, zeigt ſich neben der ſtillen Göttlichkeit, welche den Hauptcharakter ſeiner Gemählde bildet, beſonders in der Geſtaltung der Mutter Gottes, oder ſonſt verklärter Heiligen, ſchon jenes fröhliche deutſche Leben nach damaliger Art und Sitte, ganz deutlich, im mannichfachen Charakterausdruck der andern Geſichter und Nebenfiguren, ſo wie in der fantaſtiſchen Fülle und Zierlichkeit des kunten Coſtums der Gewänder. Dieſes Element der lebendigen Charakteriſtik und des eigenthümlich Nationalen, dürfen wir zu unſerer Zeit aber um ſo weniger vernachläßigen, da es einmal beſonders für die Mahlerey, einen weſentlich unentbehrlichen Beſtandtheil jeder lebendigen Kunſtdarſtellung bildet; und unſre jetzige Kunſt immer noch mehr in Gefahr iſt, ſich in abſtracte Allgemeinheit und charakterloſe idealiſtiſche Flachheit zu verliehren, als in den entgegengeſetzten Fehler zu gerathen. Bis auf die neueſten Tage der Zerſtörung und der Verwirrung hatte jede Nation der alten Zeit, ſo wie ihre beſtimmte Phyſiognomie in Sitte und Lebensweiſe, Gefühl und Geſtalt, ſo auch ihre eigne Muſik, Baukunſt und Bildnerey; und wie ſollte es auch wohl anders ſeyn? Man ſpricht zwar viel von einer allgemeinen Schönheit und Kunſt, ohne alles Lokale; doch bis jetzt, wie es ſcheint, ohne daß man eben einſähe, wo es damit eigentlich hinaus will, und ohne daß die bisherigen Verſuche wenigſtens ſonderlich viel Gutes von dieſem neuen Glauben erwarten ließen. In jener engen Beſchränkung aber ſind Griechen und Aegyptier, Italiäner und Deutſche, groß geweſen in der Kunſt, die überall gleich verlohren ging in den Zeiten, da Nachahmerey begann. Die mahleriſche Schönheit inſonderheit, welche die körperliche Form nur im Umriß errathen laſſen kann, dafür aber das Eigenſte und wahrhaft Geiſtige im Sinnlichen zu ergreifen und in ihrem Farbenſpiegel magiſch feſt zu halten vermag, muß durchaus eine eigenthümliche ſeyn im Idealiſchen; aber freylich individuell in größerem Maaßſtabe, objektiv eigenthümlich, wie dieſes bey dem wahrhaft Lokalen und Volksthümlichen der

Fall iſt. Möchten alſo doch die Mahler den wohlbedachten Grundſatz des alten Dürer beherzigen und zu dem ihren machen, der zu denen, welche ihn in ſolcher Weiſe aufforderten und von ſeiner Bahn ablenken wollten, ſagte: „Ich will gar nicht antikiſch mahlen“; und dem auch der Anblick ſo vieler herrlichen Kunſtwerke zu Venedig kein falſches Streben, italiſch zu mahlen, abgewinnen mochte; da er vielmehr ſeiner wohl durchdachten und bewährten Kunſtart jederzeit treu blieb, und nie aufhören wollte, Deutſch zu mahlen. Wohl aber ſuchte er ſich dieſe ſeine Kunſtart nach ihrem ganzen Umfange zu ergänzen und zu vollenden, indem er von dem feſten, kraftvollen Grunde der oberdeutſchen Schule ausgehend, die bewegliche Lebendigkeit im Charakteriſtiſchen, die Fülle und das Fantaſtiſche der geiſtreichſten niederdeutſchen Mahler hinzunahm und ſich aneignete; welche Manier dem erfinderiſchen Reichthum ſeines ſchöpferiſchen Genies ſehr zuſagte, und für denſelben faſt ein Bedürfniß war. Dieſen lebendigen Geiſt und Charakter, und die eigenthümliche Fantaſie der ältern niederländiſchen Mahler, ſo wie der ganzen niederdeutſchen Schule, wollen wir nun näher zu bezeichnen und zu ſchildern verſuchen, nach den merkwürdigen in Brüſſel und Kölln geſehenen Alterthümern, zu denen wir jetzt übergehen.

Die ſeit dem 9ten Meſſidor im Jahre XI. zu Brüſſel ausgeſtellte Sammlung beſteht theils aus Bildern, welche dem oben erwähnten Decrete gemäß, von dem Pariſer Reichthume hierher geſandt worden, theils aus ſolchen, die urſprünglich ſchon in dieſer Provinz waren; beſonders Alterthümer, die in der Revolution aus den Kirchen und

Klöſtern weggebracht ſeyn möchten, und die nun in jenem ſehr ſchön aufgeſtellten und günſtig beleuchteten Muſeum vereinigt worden ſind. In den ſechs erſten Sälen iſt manches berühmte und auch wenigſtens vergleichungsweiſe mit andern Kunſtſammlungen, des Ruhmes werthe Bild der ſpätern italiäniſchen oder niederländiſchen Schule zu finden. Wir erwähnen darunter vorzüglich einen guten Palma Vecchio, eine Kreuzesabnahme in kleinem Verhältniß; zwey heilige Familien nach Leonardo und Raphael copirt, konnten freylich keinen ganz deutlichen Begriff von dem Geiſt der hohen Originale geben. Das Bildniß einer Frau mit der Nelke in der Hand, wie man ſagt der ſeinigen, von Garofalo, iſt allzuſehr verdorben, aber auch urſprünglich ganz und gar nicht mit dem kühnen Geiſt, dem tiefen Gefühl und dem vollendeten Fleiß gearbeitet, wie das Bildniß dieſes Mahlers von ihm ſelbſt in der Pariſer-Sammlung, welches etwas unter Lebensgröße iſt, dahingegen das Bildniß der Frau in Brüſſel ganz in Lebensgröße erſcheint.

Doch, was uns vorzüglich beſchäftigte, war der ſiebente Saal, welcher, einen großen Raphael ausgenommen, durchaus mit Alterthümern angefüllt iſt; mit Werken aus der Schule des van Eyck, von einem Engelbrechtſen, Conixloo, van Orley, Coxcie, Schoreel, Heemskerke, oder von unbekannten Meiſtern zum Theil aus einer noch frühern Zeit. Eine Anſchauung, die äußerſt belehrend für die Kunſtgeſchichte iſt, und einen ganz neuen, viel höhern Begriff von dem Reichthum und dem Charakter der alten niederländiſchen Schule giebt, als man ihn aus gewöhnlichen Kunſtſammlungen, die keine ſolchen Seltenheiten und Alterthümer beſitzen, zu haben pflegt. Was man niederländiſchen Geſchmack mit Beziehung auf die ſpätere Schule nennt, davon kommt hier auch keine Spur vor; von der Gemeinheit des Sinns in der Wahl der Gegenſtände, dem Streben nach täuſchender Natürlichkeit, der manierirten Behandlung der Farben auf den bloßen Effekt. Der Styl iſt im Ganzen durchaus einfach und edel; im Allgemeinen kann man wohl in allen die Schule des ernſten alten van Eyck ſpüren; doch freylich, nicht in allen ſeine Gründlichkeit der Behandlung. Auch finden ſich, ungeachtet jener allgemeinen Uebereinſtimmung, noch manche ſehr bedeutende Abweichungen. So ſind mehrere dieſer Gemählde dem Anſchein nach ſo ganz und gar in Dürers Art gebildet, daß ſie wohl als beſtimmte Nachbildungen angeſehen werden könnten; und es darf uns auf keine Weiſe befremdlich ſcheinen, daß Dürer in den niederländiſchen und niederrheiniſchen Gegenden auch vielfältig nachgeahmt worden. Sehr ähnlich und verwandt mit Dürers Art erſchien mir nach dem erſten Eindruck die Anbetung der heil. drey Könige, nebſt der Beſchneidung und der Anbetung der Hirten auf den Seitenflügeln, von Joh. Schoreel Nro 99. Dieſer große altholländiſche Meiſter, welcher den tiefſinnig ernſten und andächtig ſchönen Styl des Eyck und Hemmelink am längſten treu bewahrt, und in ſeiner Zeit weiter fort entwickelt hat, zeigt jedoch in ſeinen vollendeten Gemählden eine Weichheit und Zartheit der Umriſſe und Farben, ſo wie im ſeelenvollen Ausdruck, welche bey Dürer, deſſen Kunſtcharakter aus härterem Metall gebildet war, durchaus nicht in dem gleichen Maaße gefunden werden. Da ſich übrigens eben ſo unläugbare als häufige Beweiſe vorfinden, daß auch ſchon viel früher und lange vor Dürer, in jenen Gegenden nicht ſelten in einer Art gemahlt worden iſt, welche der ſeinigen ſich ſehr annähert, wie man denn auf unſtreitig älteren Gemählden manche Figur ſieht, von der man gewiß glauben ſollte, daß ſie aus Dürers Schule ſey; ſo könnte ein wunderbar vortreffliches Gemählde Nro. 155 den Judaskuß und die Auferſtehung darſtellend, welches ich in einem der andern noch nicht allgemein geöffneten Sale der Brüſſeler Sammlung ſah, und welches im Katalog bloß als ein ſehr altes Gemählde, ohne Nahmen angegeben ſteht, vielleicht aus der noch ältern Zeit ſeyn. Doch iſt es ſo ganz und gar und in allen Dingen in Dürers Art, daß ich gern zugeben will, es könne wirklich aus ſeiner Schule ſeyn; übrigens iſt es ſehr tüchtig und wäre allenfalls Dürers ſelbſt nicht unwürdig.

Vorzüglich aber muß zur Erklärung dieſer gegenſeitigen Annäherung und Verwandtſchaft bemerkt werden, daß Dürer ſelbſt ſich den Geiſt und die Art der alten niederdeutſchen Mahler angeeignet hat, und daß eine ſtarke, wenn auch nicht immer deutlich bewußte, oder abſichtlich geſuchte Einwirkung und Beymiſchung des niederländiſchen Styls in ſeinen Werken, verglichen mit dem ſonſtigen Charakter der oberdeutſchen Schule, ſichtbar iſt. Er bildet dadurch den Uebergangspunkt und eine Vereinigungsſtufe für beyde deutſche Schulen, und eben weil er die niederdeutſche Kunſtart und reiche Fantaſie, in einem ſehr allgemeinen Geiſte der ſeinigen einverleibt hat, werden ſo viele altniederländiſche Gemählde gefunden, welche inſofern ſie keines andern beſtimmten Meiſters Gepräge und Kennzeichen an ſich tragen, ſehr leicht dem Dürer und ſeiner Schule, als Vorgänger oder Nachfolger, nah verwandt erſcheinen können.

In andern dieſer altniederländiſchen Gemählde bemerkt man eine ganz beſtimmte Annäherung an den italiäniſchen Styl, oder um genauer zu ſprechen, ein Streben darnach; es ſey, daß dies durch Reiſen und Anſchauung oder blos durch den Einfluß von Zeichnungen hervorgebracht worden; dergleichen ſind beſonders Nro. 92. und 94. von Engelbrechtſen und Nro. 98. und 100. von Conixloo. Uebrigens ſind dieſe Gemählde grade am wenigſten lobenswerth; und wenn die beyden deutſchen Schulen ganz geeignet ſcheinen, ſich eine die andre auf das glücklichſte zu ergänzen und gegenſeitig zu vollenden, ſo iſt es hier bey dieſem falſchen italiäniſchen Streben einiger alten Niederländer, wie ſo mancher ſpätern, als ob weſentlich unvereinbare und ganz unverträgliche Elemente zuſammengebracht werden ſollten. Auffallend iſt es, daß dieſe italiſirenden Niederländer gleich viel ſchlechter gemahlt und durch die Nachahmung ſofort den eigenthümlichſten Vorzug ihrer frühen Schule und Landesart verlohren haben. Auch im Coſtum zeigt ſich die Neigung zu unbeſtimmten, halb antikiſchen Gewändern ſtatt der alten, mit dem zierlichſten Kunſtfleiß vollendeten Kleiderpracht; ja in den Geſichtern ſogar iſt wegen der Mattigkeit, die doch idealiſch ſeyn will, hier und da eine ſonderbare Aehnlichkeit mit den beſſeren Mahlern der franzöſiſchen Schule. So wurde alſo ſchon damals der Grund gelegt zu jener Abart und falſchen Manier, welche ſpäterhin in breiter Bahn zum allgemeinen Irrwege ausgebildet worden iſt. Andre alte Niederländer freylich, die Italien kannten, und vielleicht grade diejenigen, welche es am beſten kannten, blieben dem deutſchen Style getreu, und nur an der größeren Freyheit ihrer Behandlungsart wird man den weiteren Umfang ihrer Ausbildung gewahr. Einen vollgültigen Beweis für dieſe Bemerkung gewährt ein Votivgemählde von Bernard von Orley, Nro. 96, Knieſtück in drey Abtheilungen. Oben Chriſti Leichnam von den heiligen Frauen und Freunden getragen und umgeben; ganz auffallend in der Manier des Lukas von Leyden, jedoch edler. Die Familie des Donators aber, unten in zwey Abtheilungen, links die Männer von einem Apoſtel, die Frauen und Mädchen von der heil. Margaretha dargeſtellt, iſt in einem ganz andern Style gemahlt; die objektive Gründlichkeit in den Köpfen der Alten, ſo wie die weiche Farbenbehandlung in dem äußerſt anmuthigen zweyer jungen Mädchen erinnern an Holbein. Ueberhaupt gab es in der altniederländiſchen Schule noch weit mehr Abweichungen und Verſchiedenheiten der Manier, als man gemeiniglich denkt und weiß. Die italiſirende und die dem Dürer ſich annähernde iſt ſo eben charakteriſirt. Wie verſchieden davon und ganz für ſich beſtehend iſt nun noch Lukas von Leyden? Allerdings ein origineller Künſtler, der inſofern Aufmerkſamkeit verdient. Doch liebe ich ihn ſonſt nicht ſo ſehr, wegen der häufigen Verrenkungen in Form und Stellung, und wegen der erzwungenen Zierlichkeit. Keiner unter den alten niederländiſchen Mahlern iſt in ſo hohem Grade manierirt; hier und da hat er wohl ſchon Annäherungen zu der falſchen Natürlichkeit der ſpätern niederländiſchen Schule. Was ihn indeſſen am meiſten auszeichnet, iſt ein gewiſſer, äußerſt willkührlicher, aber doch zierlicher und fantaſtiſcher Eigenſinn ſo daß uns ſeine Hervorbringungen bald als die ſeltſamen Gebilde eines ſehr geiſtreichen aber kränklichen Kindes, oder auch als die eines wunderlichen alten Mannes erſcheinen, der vor der Zeit ein Greis geworden iſt Es darf uns auch nicht weiter befremden, daß für einen ſo ganz ſubjektiven und launenhaften Künſtler, die Hauptmomente ſeines Lebens- und Charakters mit zur Erklärung ſeiner Werke dienen müſſen. Inſofern aber das überwiegend Fantaſtiſche die niederdeutſche Mahlerſchule am meiſten auszeichnet, müſſen wir dieſe charakteriſtiſche Eigenſchaft auch noch da, wo ſie im Uebermaaß gefunden wird, und bis an die Gränze einer einſeitigen Entwicklung verfolgen; und in dieſer Hinſicht bildet Lukas von Leyden allerdings ein weſentliches Glied und ein lehrreiches Beyſpiel in der Geſchichte und Schule der niederdeutſchen Kunſt. Zwey vollſtändige, ſehr gut erhaltne Altarbilder des Lukas von Leyden, die ich in der Sammlung des Herrn Lieversberg zu Kölln ſah, gaben mir einen höhern Begriff von dieſem Meiſter, als ich aus der großen Kreuzesabnahme und der Herodias zu Paris geſchöpft hatte. Das eine jener beyden Bilder iſt Chriſtus am Kreuz; zur Seite rechts die heil. Agnes und Alexius, links Johannes der Täufer und die heil. Cäcilia. Auf dem Mittelbilde hält Magdalena den Fuß des Kreuzes recht ſchön umſchlungen; zur Seite ſteht der heil. Hieronymus in Kardinalstracht mit ſeinem Löwen. Auf dem andern Bilde iſt Chriſtus in den Wolken dargeſtellt, welchem Thomas die Finger in die Wunden legt, von mehreren Heiligen umgeben; auf dem einen Flügel Hippolytus und die heil. Afra; die Landſchaft iſt hier beſonders ſchön und heiter, mit hellen, blauen Bergen im Hintergrunde, wie auf den ſchönſten altvenetianiſchen Bildern. Ueberhaupt ſcheinen mir die Bilder des Lukas von Leyden mit den Gemählden der alten Venetianer eine eben ſo beſtimmte Verwandtſchaft zu haben, als in einer ſpätern Zeit und noch mehr verwilderten Art, Rubens, in ſeiner Farbenverſchwendung und in ſeinem Streben nach poetiſcher Kühnheit und Reichthum zu jener größern, römiſchen und florentiniſchen Art des Michael Angelo hinneigt, oder wie ſie in den Compoſitionen des genialiſchen Giulio Romano gefunden wird.

Der ſchon früher erwähnte Hemmelink ſteht auch, gegen die allgemein bekannten Mahler gehalten, ganz für ſich; denn er hat wohl das Rührende und Deutſche von Dürer, aber doch nichts von ſeiner Caricatur, nichts von ſeinen andern Eigenthümlichkeiten. In der geiſtigen Schönheit und Tiefe der Andacht, ſo wie in der Klarheit der Bedeutung übertrifft er ihn und alle andern dieſer Schule, und iſt nur dem Eyck gleich zu ſtellen. Höchſt vollendet und weich in der Ausführung, ſteht er in der objektiven Gründlichkeit weder dem Holbein noch ſonſt einem oberdeutſchen Mahler, in der Fülle der dichteriſchen Fantaſie keinem der erſten niederländiſchen nach.

Auch Meſſys, von dem einige gute Bilder in Paris ſind, iſt in ſeiner Art originell; freylich eine beſchränkte Art, auch in dem etwas ziegelbraunen Farbenton. Es iſt in allen Geſichtern faſt nur eines herrſchend und immer wieder erkennbar; wie es ſich manchmal findet, wo wir in allen Gebilden eines Künſtlers immer nur ihn ſelbſt oder den Gegenſtand ſeiner Liebe in etwas veränderten Ausdrücken wiederfinden. Der innige Ausdruck frommer Redlichkeit aber, der Fleiß der Ausführung beym Meſſys, flößt Wohlgefallen und Achtung ein. So wie es auch unter den Dichtern blos ſubjektive Gefühlsdichter giebt, von eng beſchränkter Natur, und wieder objektive Charakterdichter von umfaſſendem Geiſte, ſo darf auch in der Mahlerkunſt nicht jeder ein Holbein, ein Eyck, ein Dürer ſeyn; auch der Beſchränktere, iſt nur ſein Gefühl innig, ſeine Ausführung fleißig, iſt ein ſchönes und nothwendiges Glied in dem Ganzen der Kunſt, wo wie in einem Gottesgarten alles zuſammen blühen und gedeihen ſoll, das Mächtigſte neben dem Beſchränkteren in friedlicher Eintracht.

Wenn man zum erſtenmale eine ſo reiche, aber geſchichtlich noch nicht vollſtändig geordnete Sammlung altniederländiſcher Gemählde, wie jene zu Brüſſel oder andre ähnliche erblickt; ſo iſt es, als ob man auf einem weiten, unbekannten Meere ſich befände. Man fühlt da das Bedürfniß nach einem feſten Anhaltspunkte in der Fülle der Anſchauungen, zur Sonderung für den Gliederbau und Stufengang des Ganzen, wie für alle Nebenzweige ſeiner lebendigen Entwicklung. Als erſte leitende Idee dazu, und zugleich als Eingang zu den nachfolgenden Bemerkungen, möge dieſes Reſultat der bisherigen Anſchauungen dienen. Eyck war der große wiſſenſchaftliche Begründer und ſtiftende Meiſter der niederdeutſchen Mahlerkunſt; und durch eben dieſes wiſſenſchaftlich Tiefe und durch die objektive Gründlichkeit der künſtleriſchen Auffaſſung und Ausführung zeigt er ſich im Einzelnen auch wohl der oberdeutſchen Kunſt und Schule verwandt und ähnlich, weil alles Große und Erſte in ſeiner Art umfaſſend und vollſtändig iſt. Den erſten ſchönen Anfang und die Mergenröthe der niederdeutſchen Kunſt und Mahlerey werden wir ſpäter in dem Meiſter Wilhelm von Kölln auffinden. Als Gipfel der höchſten Vollendung in ihr wurde ſchon früher Hemmelink bezeichnet; wie Schoreel als derjenige, welcher dieſe ſchöne Art der altkatholiſchen Andachtsmahlerey am längſten treu bewahrt hat; Lukas von Leyden aber als ein ganz eigenthümlicher und unter den übrigen Abarten und Seitenwegen ſehr bemerkenswerther Nebenzweig fantaſtiſcher Sonderbarkeit und Laune, wovon der erſte Keim doch übrigens ſchon im Charakter der niederländiſchen Schule ſelbſt gelegen iſt. Durch dieſe reiche Fülle und hohe Zierlichkeit der Fantaſie zeigt ſich der niederdeutſche Styl der Mahlerey, ſo weit dieſes die Verſchiedenheit der Kunſtart zuläßt, auch dem zweyten, blumenartigen, geſchmückten Styl der gothiſchen Baukunſt nah verwandt. Es iſt ein ähnlicher Geiſt der blühendſten Fantaſie, der in beyden waltet; wie denn jene romantiſche Bauart in eben den deutſchen Niederlanden die höchſte Schönheit in wunderbarer Künſtlichkeit erreicht hat, welche auch der Sitz jener Mahlerſchule waren. Wenn Dürer aber als ein Vereinigungspunkt und Mittelſtufe zwiſchen der ſüddeutſchen und niederländiſchen Schule der Mahlerkunſt betrachtet wurde; ſo zeigt uns dagegen Holbein in ſeinen beſſern Werken den Styl der oberdeutſchen Art mehr ganz rein und unvermiſcht. In beyden Schulen deutſchen Urſprungs aber dürfte noch ein unermeßliches Feld und eine Fülle von einzelnen merkwürdigen Kunſtmomenten übrig und offen bleiben, welche in jener allgemeinen Idee des Ganzen und ſeiner Entwicklung noch nicht mit umfaßt ſind.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zurück zu den Bildern in Brüſſel, unter denen mir keine merkwürdiger waren, als zwey ſehr alte von unbekanntem Meiſter Nro. 153. und 154. in den noch nicht geöffneten Sälen; in kleinem Verhältniß, doch ſind die Figuren größer, als es bey altitaliäniſchen Bildern von der Claſſe zu ſeyn pflegt, und daſſelbe gilt auch von ſehr vielen altniederländiſchen und altdeutſchen Bildern, die wir noch werden anzuführen haben. Die Gegenſtände ſind die Geiſſelung Chriſti und die Himmelfarth; wollte man in Ermangelung hiſtoriſcher Nachweiſungen nach dem Styl eine Vermuthung wagen, ſo ſollte man denken, ſie müßten bedeutend älter ſeyn als Eyck. Man kann ſich aber, wo es an dem geſchichtlichen Anhalt fehlt, in Vorausſetzungen dieſer Art bey dem erſten Eindruck leicht irren; indem man immer geneigt iſt, ſchon im voraus anzunehmen, daß das Rohere in der Kunſt, auch der Zeit nach das ältere geweſen ſeyn müſſe; was doch nicht immer der Fall iſt, da man auch in der Baukunſt des Mittelalters, nachdem die kunſtreichſte Vollendung im blühenden Kirchenſtyl des dreyzehnten Jahrhunderts erreicht war, in dem folgenden Zeitalter oftmals wieder ungleich plumper gebaut hat. Eben ſo trifft man auch nach Eyck in der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einzeln wieder auf niederdeutſche Gemählde, welche wegen der ſchlichteren und kunſtloſeren Art, wenn man nicht das Gegentheil hiſtoriſch wüßte, nach dem Styl und der Kunſt zu urtheilen, vielmehr älter ſcheinen müßten; wie denn überhaupt die Entwicklung der Kunſt nirgends mit einer mathematiſchen Strenge und Gleichförmigkeit an eine Regel, die durchaus keine Ausnahme litte, gebunden erſcheint. In den erwähnten beyden Bildern iſt übrigens die Schönheit der Köpfe, die Kraft des Ausdrucks, Pracht der Farben und zierliche Vollendung der Gewänder ſo auffallend und einleuchtend gut, daß ſelbſt der in der modernen Kunſt Befangne ihnen das verdiente Lob nicht leicht verſagen wird, und daß ſie manchem der vorzüglichen Gemählde aus Eycks Schule in dieſen Rückſichten kaum nachzuſtellen wären. Sie ſind auf Goldgrund, in der einfachſten gradeſten Anordnung; auf der Himmelfarth ſind nur die Füße des Verherrlichten durch eine Oeffnung des Himmels noch ſichtbar, der Leib iſt unſichtbar; auf den allerälteſten Gemählden wird dieß mehrentheils ſo dargeſtellt. Die Mutter Gottes iſt hier beſonders ſchön, und ſo wird auch jedermann viele der Köpfe der Apoſtel leicht vortreflich finden. Die ganze Art ſchließt ſich nah an jene oben erwähnten älteſten italiäniſchen Gemählde von S. Luigi, die noch ganz im griechiſchen Styl ſind; und doch iſt auch das Altdeutſche darin unverkennbar. In den ſeltſam prächtigen und farbenreichen Kleidungen zeigt ſich ſchon die Anlage zu dem, was ſpäterhin in der Düreriſchen Schule ſich weiter entfaltete; nur iſt alles noch einfacher und das wunderlich Fantaſtiſche nicht ſo abſichtlich und nicht ſo gehäuft. Auch der Tyrann auf der Geiſſelung erinnert durch dieſen Ausdruck der Bosheit an Dürer, doch iſt der Charakter ſchlichter und nicht ſo Caricatur. So wie Dürer ſpäterhin von manchen der beſſern Niederländer ohne Zweifel benutzt wurde, ſo hat auch er aus den älteſten niederländiſchen Bildern nicht wenig gelernt und entlehnt. Solche Bilder wie dieſe beyden, ſind eine wahre Grundanſchauung für den alten Styl der deutſchen Schule in den niederländiſchen und niederrheiniſchen Gegenden; unter alten Bildern werden wir künftig vorzüglich ſolche verſtehen, die noch älter ſind als Eyck.

Das Hauptbild in dem Saale der Alterthümer zu Brüſſel iſt ein großes Altarſtück von Raphael in Lebensgröße, von Paris hieher geſandt, weil es einiger Reſtauration bedürftig, und ohnehin als nicht ganz ausgemahlt und aus der erſten Manier des Raphael, wie man es zu nennen pflegt, bey den Franzoſen weniger gelten mag. Es iſt eine ſogenannte himmliſche Converſation: die Mutter Gottes auf einem einfachen Thron von vier Heiligen umgeben, unten zwey Engel, die von einem Notenblatt ſingen. Dies Gemählde nimmt in dem Auge der Kunſtverſtändigen eine vorzüglich wichtige Stelle in der Reihe der bedeutenden und entſcheidenden Werke des reichſten Genius ein. Es iſt aus der Zeit, wo Raphael noch nicht ſich ſelbſt durch die Antike und durch Michel Angelo war untreu gemacht worden; doch hat es alle die Kraft des Ausdrucks, die Wärme und Fülle der Behandlung, die man in manchen ſeiner erſten Bilder vermiſſen mag. Aus wenigen Bildern ſpricht uns ſo ganz Raphael ſelbſt an, ſo deutlich, ſo durchaus rein von allen fremden Einmiſchungen. Die himmliſchen Knaben, die nackend ſo recht kindlich daſtehen, wird jeder gern zu dem lieblichſten rechnen, was man ſehen kann, und worin Raphael einzig geblieben iſt. Aber auch der als Pilger rauh gekleidete Jakobus, auf ſeinen mächtigen Stab ſich ſtützend, der aus den hohen Augen des kraftvoll bärtigen Hauptes mit treuherziger Liebe auf das Chriſtkind ſchaut, iſt eine herrliche

Figur; desgleichen der heilige Bruno, eines der ſprechendſten, feinſten italiäniſchen Geſichter, die Raphael je gemahlt hat. Die Mutter Gottes iſt von der mittlern Art der Raphaeliſchen. Was aber noch am meiſten an dem Bilde zu loben bleibt, iſt die herrliche Einheit des Ganzen; von den unzähligen Bildern, welche denſelben Gegenſtand darſtellen, iſt vielleicht dieſes das einzige, wo der eigentliche Sinn deſſelben grade getroffen, die Aufgabe, wenn man ſo ſagen darf, wirklich ganz gelöſt iſt. Hier ſind die umgebenden Begleiter nicht müßige Figuren, willkührlich und bedeutungslos neben einander geſtellt, höchſtens in blos mahleriſchen Gegenſätzen des Ausdrucks und der Stellung. Nein, das Ganze iſt wirklich ein Ganzes, alle Perſonen nothwendig in demſelben, weil ſie alle, bedeutend und innig unter ſich verbunden durch die Richtung ihrer Mienen, im wirklichen Geſpräch der Andacht verſchlungen erſcheinen, in deſſen hohen Sinn der zu dem frommen Beſchauer gewendete Bruno dieſen gleichſam einzuführen ſich erbietet. Es iſt eine wahrhaft große Compoſition, wo alles ſchlicht und einfach, und doch alles bedeutend und grade das rechte iſt. In dieſer Rückſicht konnte man etwa nur den alten Corregio zu Dresden mit der heil. Katharina, dem h. Franciskus und Johannes dem Täufer noch vorziehen oder wenigſtens neben dieſes Raphaeliſche Bild ſtellen, welches unſtreitig eines der ſchönſten und lobenswertheſten von dieſem Meiſter iſt.

Der Reichthum der bekannten Düſſeldorfer Sammlung an berühmten Werken und Meiſtern der neuern Zeit, vorzüglich der niederländiſchen Schule, iſt hinreichend von andern beſchrieben worden, ſo daß wir uns nur auf das allein beſchränken dürfen, was für unſern Geſichtspunkt das wichtigſte iſt und am meiſten zur Ergänzung der früher gegebnen Anſchauungen und Bemerkungen über die ältern Mahler dienen kann.

Ein Bild in kleinem Verhältniß von Dürer, ein ſehr zuſammengeſetztes Märterthum der erſten Chriſten in Perſien, mit vielen Figuren darſtellend, wo er ſelbſt nebſt Pirkheimer in der Mitte ſteht, iſt wohl durchaus nur als Skizze zu beurtheilen, wenn es nicht etwa gar bloß Copie iſt; die Compoſition iſt ſo reich, ſo ausdrucksvoll bedeutend, geordnet und tiefſinnig, als ſich erwarten läßt; die Ausführung iſt aber durchaus nicht ſo gründlich vollendet, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt *).

Unter den beſſern Bildern der alten Italiäner befindet ſich eine ſchöne Anbetung der Hirten von dem Venetianer Bordone, ganz auffallend ähnlich dem früher erwähnten Palma Vecchio, deſſelben Inhalts zu Paris. Was von Andrea del Sarto gezeigt wird, gehört nicht grade zu dem vorzüglichſten dieſes Meiſters. Ein Ecce Homo von Corregio, äußerſt blutrünſtig und entſtellt, nicht ohne Fleiß gemahlt, aber doch ſehr flau, erregt wohl Zweifel. Eine ganz kleine heilige Familie von Michel Angelo aber hat ganz den Charakter, wie andre unbezweifelt ächte kleine Oelgemählde deſſelben Meiſters. Die Zeichnung kann wohl nur von ihm ſeyn; der Ausdruck der Größe in den Zügen und Mienen iſt ganz übertrieben und unnatürlich. Allgemein gerühmt und bewundert

---

*) Das Originalgemählde dieſer äußerſt reichen, dem Gegenſtande nach aber allerdings abſchreckenden Compoſition befindet ſich in der Wiener Sammlung und iſt meiſterhaft ausgeführt.

iſt der heilige Johannes, welcher angeblich von Raphael ſeyn ſoll. In dieſer Vorausſetzung müßte das Bild aus der Zeit des Raphael herrühren, da er ſich ſchon auf dem Abwege der antikiſchen Nachahmerey befand. Dieſer Johannes iſt dem Apollo ſo verähnlicht, daß er allenfalls mit veränderten Attributen dafür gelten könnte. Es iſt ein ſehr kaltes Bild, trotz der gelehrten Verkürzungen; Form und Gedanke, wenn ſie wirklich von Raphael ſind, liegen weiter von der urſprünglichen, wahren Richtung ſeines ſchönen und frommen Geiſtes ab, als irgend eine andre ſeiner Hervorbringungen. Am meiſten Aehnlichkeit hat es etwa noch mit dem Engel Michael zu Paris, aber wie viel großartiger gedacht und geſtaltet iſt dieſer und wie ſo gar nicht gezwungen und kalt, trotz der hohen Kunſt! Auch die Farbenbehandlung im Johannes iſt ganz anders; freylich hat das Bild ſehr nachgeſchwärzt, doch muß auch urſprünglich das Helldunkel und ſeine Gegenſätze und Verſchmelzungen mehr darin geſucht worden ſeyn, als in irgend einem andern Raphaeliſchen Gemählde. Von dieſer Seite ſteht es ganz allein, und es wäre erſt zu charakteriſiren, wie es ſich zu andern Bildern Raphaels verhält, welche denſelben Gegenſtand mit geringen Veränderungen darſtellen und in Italien befindlich ſind, ehe man beſtimmen könnte, von welchem Schüler Raphaels das Gemählde ſelbſt, oder doch die Ausführung deſſelben etwa herrühren möchte. Ungleich vorzüglicher und wichtiger iſt eine heilige Familie Raphaels, aus ſeiner erſten Manier, wie man es zu nennen, und dadurch oft grade ſeine ſchönſten und gelungenſten Werke mit einem heimlichen Tadel zu bezeichnen pflegt. An dieſem Bilde iſt zu loben das Lichte und Heitre im kraftvollſten Farbenaccord des Grünen, Rothen und Hellen; vor allem aber das Einfache, Große und Symboliſche der ganz pyramidaliſchen Anordnung, deren Gipfel und Hintergrund zugleich der auf ſeinen Stab ſich tüchtig ſtützende Joſeph bildet. Man kann von dieſem Bilde ſagen, was von dem zu Brüſſel; es iſt ganz was es ſeyn ſoll, es giebt unzählich viele heilige Familien von den verſchiedenſten Mahlern, ſchätzbar durch mannichfache einzelne Schönheiten, und reicher vielleicht an ſolchen, als das gegenwärtige ſehr einfache Bild; aber hier iſt grade der eigentliche Sinn und die rechte Bedeutung einer ſolchen Vorſtellung getroffen, gleichſam das Wort des Räthſels ohne alle Anmaßung ausgeſprochen.

Was die übrigen Bilder betrift, ſo kann die Suſanna von Domenichino wohl unter ſeine guten gerechnet werden. Der Saal des Rubens muß jedermann auffallen und überraſchen; dieſen Meiſter muß man in der That nur hier kennen lernen. Die verwilderte Fantaſie dieſes außerordentlichen Talents, welches ſelbſt in ſeiner Verirrung noch große Spuren von der dichteriſchen Lebensfülle und dem magiſch bunten Farbenſpiele darbietet, welches die alten niederländiſchen Mahler ſo ſchön auszeichnet, in Lob und Tadel ganz zu würdigen und vollſtändig zu charakteriſiren; das würde eine eigne Abhandlung erfordern, die jetzt nicht auf unſerm Wege liegt. Nicht in den großen Prachtſtücken, wie in dem Weltgerichte, überhaupt wohl nicht in der Behandlung der chriſtlichen Heiligenbilder, erſchien er mir von der vortheilhafteſten Seite; ſondern bey ſolchen Veranlaſſungen, wo die Fülle und Kraft ſeiner Fantaſie, zwar dichteriſch genommen, vollen Spielraum behält, aber nicht ins Unermeßliche hinausſchweifen kann, vielmehr auf einem beſchränkten Raum feſtgehalten, ſich deſto gedrängter entfaltet, wie auf der berühmten Amazonenſchlacht der hieſigen oder in der herrlichen Tieger- und Faunen-Familie der Dresdner Sammlung.

Von den Werken der ſpätern italiäniſchen Schule iſt vielleicht in der hieſigen Sammlung die Himmelfarth Mariä von Guido das merkwürdigſte. Doch iſt dieſes Bild, größer gedacht als ihm ſonſt gewöhnlich iſt, nicht ſo kräftig ausgeführt und gemahlt, als die Fortuna von demſelben Meiſter zu Paris und die oben erwähnte, wunderſchöne Magdalena in der Lucianiſchen Sammlung. Man ſieht hier gleichſam die beyden Extreme des verirrten Talents, des falſchen Kunſtſtrebens, beyſammen: Rubens und Guido, manierirte Wirkung und das leere kalte Ideal. Es kann vielleicht befremden, daß ich auch das Ideal unter die falſchen Principien der verirrten Kunſt ſetze; aber ſo wie man dieſes Wort, das urſprünglich einen guten, reellen Sinn gehabt haben mag, gegenwärtig nimmt, iſt es auch etwas durchaus Falſches. Man ſucht es nur in den äußern Formen und ſieht dieſe als das Erſte und Letzte an; da doch die Bedeutung des Ganzen, der alle einzelnen Formen nur dienen und ſie mit ausdrücken ſollen, allein das Ziel des Ganzen ſeyn kann. Sodann ſucht man das Ideal in der Mahlerey, wie auch wohl in andern Künſten und Geiſtesſchöpfungen, nicht in jener tiefſinnig genialiſchen Vereinigung entgegengeſetzter Elemente, nicht in jener abſichtlichen Abweichung von dem bloß richtigen Naturverhältniß, um der höhern Bedeutung des Göttlichen willen, die wohl Winkelmann und andre, die zuerſt vom Ideal ſprachen, gemeynt haben mögen, ſondern in einem bedeutungsloſen Mittelwege, der zwiſchen allen Extremen durchſchlüpfend, nur das Unedle ſorgfältigſt zu vermeiden bemüht iſt. Es giebt, wie in allen Wirkungsarten, ſo auch in der Kunſt, eine volle und eine leere Mitte; die volle Mitte iſt die, wo widerſprechende Kräfte ſich bis zur Sättigung durchdringen, und da wird immer auch ein neues Lebendiges hervorgehen; von dieſer gilt es, daß die Wahrheit nicht nur, ſondern auch die Schönheit ſelber in der Mitte liege. Die andre Mitte aber iſt unfruchtbar, leer und durchaus negativ; und das iſt es, was man jetzt Ideal nennt, und darüber gar nicht mehr an das höhere Symboliſche, an die Andeutung des Göttlichen in dem Ganzen einer künſtleriſchen Darſtellung denkt. Nur darnach ſtrebte Guido, wo er mehr als reizend ſeyn will, und auch die beſten Meiſter der franzöſiſchen Schule ſtreben nach nichts anderm. Rubens, ja Rembrandt, möchten darin immer noch einen höhern Rang als die Franzoſen und die flachen Italiäner der ſpätern Zeit behaupten, daß ſie wenigſtens einen kräftigen Irrthum zeigen; es iſt alles in ihnen durch und durch manierirt, aber es iſt doch noch ein origineller Mißbrauch der Farbe und des eignen unverkennbaren Talents. Die neueſte franzöſiſche Schule ſcheint beyde Grundirrthümer verbinden zu wollen; das leere falſche Ideal in antikiſcher Nachahmerey, und die grellſte Theater-Wirkung. Denn gewiß iſt dieſer Effekt, das Auffallende und in die Augen Springende der neueſten Modegemählde gar nicht mehr mahleriſch, ſondern gradezu theatraliſch, und von ihrer ſo gränzenlos und bis zur vollendeten Unnatur übertriebenen, höchſt ſubjektiven Schauſpielerey ganz treu copirt. Doch iſt es wenigſtens ein beſtimmter Effekt, daher denn ſolche Produkte immer noch mehr Charakter haben, als manche der neueſten Deutſchen, die auf jenem falſchen Idealwege hervorgebracht worden, aber ſtatt des vermeynten Ideals nur in eine mannichfache Unförmlichkeit und charakterſchwache Nichtigkeit gerathen ſind.

In Kölln bemerken wir zuvörderſt eine heilige Margaretha von Raphael, im Beſitz des Mahler Hoffmann. Es war dieſes Gemählde ehedem in derſelben, in der Kunſtgeſchichte nicht unbekannten, Jabach'ſchen Sammlung, aus welcher auch das Pariſer Bild in die ehemalige königliche Sammlung gekommen iſt. Dieſes letzte aber iſt ſo ſehr beſchädigt geweſen, daß es ganz hat überarbeitet werden müſſen, um es wieder herzuſtellen. In dieſem Zuſtande befand es ſich nebſt andern in der vorigen Sendung erwähnten Bildern, während der letzten Zeit, im Reſtaurationsſaale des Louvre; es gewährte aber nur einen traurigen Eindruck über die ſichtbare Zerſtörung. Das Göttliche dieſes Gedankens iſt freylich nicht zu vertilgen geweſen; aber man fühlt deutlich, wie viel das Bild müſſe gelitten haben. Mag nun dieſes auch urſprünglich das Original geweſen ſeyn, jenes aber nur eine alte, unter den Augen des Meiſters verfertigte Copie; gegenwärtig iſt das Pariſer Bild ſo verdorben, daß es kaum möglich ſeyn dürfte, dieſe Frage aus der Anſchauung allein, ohne hiſtoriſche Nachweiſungen zu entſcheiden; ſo daß das hieſige ohne Bedenken vorzuziehen und als das einzige noch erhaltene Exemplar dieſes ſo unvergleichlich ſchönen Bildes zu betrachten iſt; es müßten denn etwa in Italien noch andre Wiederhohlungen deſſelben Bildes ſich finden; in der Raphaelſchen Margaretha zu Wien iſt der Gegenſtand ganz anders behandelt. Von welchem der Schüler Raphaels die hieſige nun aber gemahlt ſey, und ob vielleicht der Kopf von dem Meiſter ſelber ſeyn könne, überlaſſen wir ſolchen zu entſcheiden, die nach einem langen Aufenthalte in Italien, nach oft wiederhohlter Vergleichung und eigner Anſchauung aller Werke des Raphael und der unmittelbar unter ihm und mit ihm arbeitenden Schüler, als praktiſche Künſtler darüber ein competentes Urtheil haben können. Man kann dieſes Gemählde, dem Gegenſtande und ſeiner Bedeutung und Auffaſſung nach, wohl mit dem Engel Michael des Raphael vergleichen; es iſt eben ſo groß und edel gedacht, doch iſt der Sieg über das Schlechte und häßlich Ungeheure hier leichter und anmuthsvoller. Es iſt hier nicht die Tugendkraft des überwindenden Helden und Fürſten der Geiſter, ſondern es iſt der unbewußte Sieg der ſchuldloſen Liebe und heitern Schönheit, zu deren Füßen das Niedrige von ſelbſt erſtirbt. Das Göttliche der Stellung, wie die Heilige, in ihrer Rechten die Palme haltend, über dem Ungeheuer, das ihr Fuß, ohne daß ſie auch nur nach ihm niederſchaut, vernichtet, grade aus dem Bilde heraustritt, iſt auch in dem Kupferſtiche erkennbar; das heitre Geſicht dieſer chriſtlichen Glaubens-Heldin zeigt eine hohe, aber individuelle Schönheit und Anmuth, das Göttliche blickt vorzüglich aus den hellen, offnen Augen und dem himmliſchen Lächeln des Mundes hervor.

In derſelben Sammlung ſah ich einige heilige Figuren, ehemals Seitenſtücke zu einem Altarbilde von Dürer, ſehr charaktervoll und gründlich ausgeführt, auf Goldgrund. Man hat die Vorliebe für dieſe in der ältern Zeit allgemeine Art, in dieſen Gegenden weit länger beybehalten als in Italien nicht nur, ſondern ſelbſt als in dem ſüdlichen Deutſchlande. Man möchte alſo vermuthen, daß dieſe Bilder für eine hieſige Kirche bey Dürer während ſeiner Reiſe durch die Niederlande ſeyen gemahlt oder beſtellt worden. Für ihn bleibt es eine Abweichung von ſeiner gewöhnlichen Art, die einen beſondern Grund oder äußre Veranlaſſung gehabt haben muß. Denn grade ihm gewähren Bilder mit einem landſchaftlichen Hintergrunde mehr Spielraum, den ganzen Reichthum ſeines erfinderiſchen Tiefſinns zu entfalten.

Wir haben aber noch viele andre, wichtige Gemählde anzuführen, welche uns hier näher angehen, weil ſie dem hieſigen Boden und Lande einheimiſch entſprungen ſind. Die alte Stadt Kölln, welche unter ihren ehemals mehr als hundert Kirchen, die größere Anzahl beynah, als bedeutende und wichtige Denkmahle und Kunſtwerke der höhern Architektur anführen darf, ſo daß an dieſen allein ſich wohl eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt entwickeln ließe, nach allen ihren Verſchiedenheiten und Veränderungen von den älteſten Zeiten an bis zu jener höchſten Vollendung des baukünſtleriſchen Styls, den man am hieſigen Dome bewundern muß; die Stadt Kölln iſt, troz aller Zerſtörungen und gewaltſamen Veränderungen, welche der Krieg, und alles, was darin, beſonders die Kirchen und Klöſter, erleiden mußten, mit ſich geführt hat, auch jetzt noch an alten Gemählden vielleicht nicht minder reich, als ſie dem Kenner alter Baukunſt merkwürdig ſeyn muß.

Und dieſe Gemählde ſind altdeutſche Gemählde, eine eigne für ſich beſtehende Schule, reicher, umfaſſender, als es vielleicht je eine im ſüdlichen Deutſchlande gab; eine Schule, welche zugleich die innige Verbindung und Einheit der altdeutſchen und altniederländiſchen Mahlerey augenſcheinlich beweiſt. Hier findet man Bilder, welche man den beſten Holbein's an die Seite ſetzen darf, andre in Dürers Art, und wieder andre aus der Schule des Eyck; dann viele andre, welche weit älter ſind als alle dieſe Meiſter, eine Menge Verſchiedenheiten, die zum Theil das Beſte jener drey großen Stammväter und Urheber oder Epochen der deutſchen Schule in ſich vereinigen, oder doch die Familienähnlichkeit mit dieſem oder jenem nicht verkennen laſſen, wenn gleich ſie auch ihr Abweichendes und Eigenes haben. Es würde ſchwer ſeyn, nur die verſchiedenen Manieren aufzuzählen, welche ſich an den älteſten Bildern eines unbeſtimmten Alterthums, deutlich unterſcheiden und auf eben ſo viele ausgezeichnete Meiſter ſchließen laſſen.

Der alte Kunſtſinn ſcheint ſich hier länger erhalten zu haben, als irgendwo ſonſt; und noch jetzt bewährt ſich derſelbe, durch eine allgemeine Liebhaberey, mit Sinn und Kenntniß verbunden; und durch eine mannichfache Neigung zum Sammeln, welche beſonders auf das Alterthümliche gerichtet iſt. Die meiſten dieſer Bilder, ſelbſt aus ſchon ſpätern Zeiten, ſind auf Goldgrund, und auf Holz gemahlt; bisweilen iſt auf das Holz eine Leinwand geleimt, und auf dieſe wieder ein Gipsgrund getragen, welches die Farben beſonders dauerhaft erhält. Die Farbenpracht iſt faſt in allen bewundrungswürdig; das Blau durchaus Ultramarin und auch die andren Farben ſind nach Verhältniß die köſtlichſten und glänzendſten.

Die meiſten dieſer Gemählde ſind jetzt ſo, wie ſie während des Krieges und nach der Zerſtörung der Kirchen und Klöſter, erſt verſchleudert und dann wieder aufgeſucht und gerettet worden, noch mehrentheils zerſtreut und einzeln in Privatſammlungen aufgeſtellt, deren es hier mehrere in ganz verſchiednen Fächern bedeutende giebt; von denen auch die meiſten ſehr zweckmäßig angelegt, und auf ein beſtimmtes beſchränktes Ziel gerichtet ſind, daher ſie ſich ſchon von ſelbſt in die kunſtgeſchichtliche Ordnung einreihen. Die lehrreichſte unter dieſen für die Kunſtgeſchichte wird wohl die Sammlung des gelehrten Kanonikus Wallraf ſeyn, wenn ſie erſt geordnet worden *);

---

*) Dieſe Sammlung iſt jetzt ein Eigenthum der Regierung geworden und der öffentlichen Benutzung gewidmet. Das große Altarbild von der Mutter Gottes und den Schutzheiligen der Stadt Köln hat in dem hohen Dome ſeine würdige Stelle gefunden, deſſen herrliche Glasfenſter in neu gereinigtem Glanze ſtrahlen, wie eine ähnliche Erneuerung auch in andern Kirchen Statt gefunden hat. Manche neue Sammlungen haben ſich ſeitdem noch, durch den rege fortſchreitenden Eifer einzelner Kunſtliebhaber gebildet, welche vieles Alterthümliche und Schöne von kölniſchen und andern niederdeutſchen Gemählden enthalten, wie die des geiſtlichen Herrn Fochem. Beſonders lehrreich war mir, bey einem kurzen Beſuche im Frühjahre 1818. in Köln, eine ſehr reiche Privatſammlung von Glasmahlereyen, welche eine äußerſt merkwürdige Reihenfolge, durch alle Jahrhunderte fortgeführt, vom erſten Anfange bis zum letzten Verfall dieſer Kunſt darbietet. Die Boiſſeréeſche

denn dieſer Mann, der alle dieſe Dinge zum beſondern Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen gemacht hat, iſt beſonders darauf ausgegangen, eine vollſtändige Reihenfolge der köllniſchen Schule aufzuſtellen von den älteſten Zeiten durch van Eyck's Schule, Dürers Art, Holbein und dann Hans van Achen bis auf die ſpäte Zeit, da die Köllniſchen Mahler nach Rubens und van Dyk ſich bildeten.

Von dem ganzen Reichthume dieſer höchſt merkwürdigen Kunſtalterthümer würde es nur nach einer viel weiter eindringenden und ausführlichen Unterſuchung und Durchforſchung auf dieſem ſelbſt geſchichtlich noch ganz unbekannten Theile der deutſchen Kunſtentwicklung möglich ſeyn, eine befriedigende und vollſtändige Nachricht und Beſchreibung zu geben. Für jetzt wählen wir nur drey Stücke verſchiedener Art aus, um wenigſtens einen vorläufigen Begriff zu geben.

Die Krone von allen Werken der köllniſchen Mahlerſchule iſt ein großes Bild in drey Abtheilungen, ſehr reich an Figuren in voller Lebensgröße, auf Goldgrund, welches ehedem in der Kapelle des Rathhauſes befindlich war. Das Mittelſtück ſtellt die Anbetung der heiligen drey Könige dar, auf dem Seitenflügel rechts ſteht der heilige

---

Sammlung, mehrere Jahre hindurch in Heidelberg von unzähligen Fremden geſehen und bewundert, jezt aber als Zierde der Hauptſtadt von Wurtemberg, noch wurdiger und geräumiger aufgeſtellt; welche uns die großen, weſentlichen Grundanſchauungen fur die niederdeutſche Mahlerkunſt im Allgemeinen und Ganzen, nach allen ihren Bildungsſtufen, in belehrender Vollſtändigkeit, vor Augen ſtellt, beſitzt zugleich auch einen Schatz der vorzüglichſten Stücke aus der beſondern köllniſchen Schule und von dem Meiſter des Dombildes.

Gereon und ſeine Kriegsgeſellen, auf dem linken die heilige Urſula nebſt ihren Jungfrauen und dem heiligen Aetherius, ihrem Geliebten, im Hintergrunde die Biſchöfe St. Kunibertus und St. Severinus. Es war unſtreitig die Aufgabe und Abſicht, die ſämmtlichen Schutzheiligen der Stadt hier vereinigt vorzuſtellen. Dieſes Bild iſt einzig in ſeiner Art, wie auch der unvollendete Dom zu Kölln unter den gothiſchen Gebäuden einzig geblieben iſt, mehr noch wegen der hohen einfachen Schönheit des Styls als wegen der Größe der Anlage. Manche haben bey dieſen Bildern auf Dürer rathen wollen, bloß weil die hohe Vortrefflichkeit des Werkes gleich auf den berühmteſten unter allen Nahmen der früherhin ſo wenig bekannten altdeutſchen Schule führen mochte. Wohl könnten einige von den Nebenfiguren unter den Begleitern der Magier, in ihrer etwas bizarren Tracht, Stellung und Geſtalt wohl allenfalls an jenen Meiſter erinnern; doch iſt dieſes eine allgemeine Eigenſchaft und Weiſe aller jener ältern Mahler. Die friſche, weiche und kraftvolle Carnation in den Köpfen aber erinnert mehr an Holbein; aber auch dieſe Treue und Wahrheit der Auffaſſung und der Farben gehört der Zeit und dem damals herkömmlichen alten Styl an, obwohl dieſe hohe Vollkommenheit darin in allen Zeiten nur das Erbtheil der auserleſenſten Wenigen ſeyn kann. Der dichte dunkelgrüne Vorgrund, aus Kräutern gleichformig wie ein Teppich gewebt, mit einzelnen eingeſtreuten Blümchen und Feldfrüchten, iſt faſt wie auf den Eyckſchen Bildern, und ſo iſt auch das Grade und Ernſte der Geſtalten und Geſichter mehr in dieſer Art. Von dieſem Bilde ganz beſonders war es gemeynt, was ich vorhin von der Vereinigung der bedeutendſten Vorzüge aller jener drey deutſchen Meiſter in Einem Bilde ſagte; welche Vorzüge übrigens keinesweges ſo miteinander ſtreiten, als die Manieren der verſchiedenen italiäniſchen Mahler, welche man wohl ſonſt nach den langen Kunſtrecepten des Mengs in einem wahrhaft claſſiſchen und correcten Gemählde vereinigen zu müſſen glaubte. Ein wunderbarer Fleiß der Ausführung und die ſtrahlende Farbenpracht ſind in dieſem Bilde, von einer Vortreflichkeit, wie es auch auf den beſten altdeutſchen Gemählden in dem Grade nur äußerſt ſelten gefunden wird. Man ſieht, daß jene Zeit das Köſtlichſte und das Höchſte in dieſem Bilde aufbieten wollte, was ſie vermochte. Es iſt mit größter Liebe vollendet; aber es iſt auch entworfen im Geiſt und unter der Begünſtigung der göttlichen Liebe. Es iſt noch etwas darin, was man in den Gemählden jener drey Künſtler doch nicht fühlt; die Blüthe der Anmuth iſt dieſem beglückten Meiſter erſchienen, er hat das Auge der Schönheit geſehen, und von ihrem Hauch ſind alle ſeine Bildungen übergoſſen. So allein, wie Angelico unter den ältern, oder Raphael, der Mahler der Lieblichkeit, unter den neuern Italiänern ſteht, ſo einzig iſt dieſer unter den Deutſchen. Er hat die himmliſche Fantaſie des einen und die hohe Schönheit des andern; in der Kunſtſtufe aber ſteht er weit über den Angelico und könnte etwa dem Perugino gleichgeſtellt werden. Die Mutter Gottes mitten auf dem Throne ſitzend, von einem langen, dunkelblauen, mit Hermelin gefütterten Mantel umfloſſen, wird wohl jeden, der ſie geſehen, an die Raphaelſche Maria in Dresden erinnern müſſen, durch die königliche

Hoheit der etwas mehr als lebensgroßen Geſtalt, und durch die ganz überirdiſche, idealiſche Schönheit des Angeſichts. Doch iſt die demuthsvolle Neigung des gleich der Sonne in Milde leuchtenden Hauptes und des Auges, der alten Idee getreuer. Auch die Hände, die auf ganz alten Bildern oft etwas ſchwach erſcheinen, ſind wie ſie nur bey den beſten Mahlern gefunden werden; nur die Beine und Füße in ihrer ſchlichten Stellung und ſpitzigen Fußbekleidung, ſind noch etwas hetruriſch grade und verrathen den alterthümlichen Styl. Anordnung und Ausdruck werden ſelbſt Künſtler der jetzigen Zeit vortrefflich finden müſſen. In Rückſicht des Reichthums an ſo ausdrucksvollen und doch ſo vollendet ausgearbeitet großen Köpfen, kann man dieſes Gemählde den größten Hervorbringungen von Raphael vergleichen und an die Seite ſtellen. Herrlich treten die Figuren hervor, beſonders in den Seitengruppen, wo der Vorgrund etwas heller iſt; die Hauptfiguren der beyden Märtyrer, der heilige Gereon in voller Rüſtung, jedoch ohne Helm, und die ſchöne Urſula mit dem Pfeile in der Hand neben dem geliebten Jüngling, der ſie mit zärtlicher Bekümmerniß anſchaut. Wie ſchön und gefühlt iſt die Art, wie dieſe ausgezeichnet, und ihr Märterthum in der rührenden Stellung und dem blaſſen Geſicht grade nur ſo viel angedeutet worden, um die freudige Hoheit des Hauptgegenſtandes auf dem Mittelſtück, durch dieſe wehmüthige Umgebung in ein noch innigeres ſanftes Liebesgefühl zu verſchmelzen. Doch wie ließen ſich alle Schönheiten dieſes Gemähldes aufzählen oder auch nur die Umriſſe der Anordnung und des Gedankens einigermaßen befriedigend beſchreiben? In einem Werke, wie dieſes, liegt die ganze Kunſt beſchloſſen; und etwas Vollkommneres, von Menſchenhänden gemacht, kann man nicht ſehen.

Es ſey vergönnt, den Eindruck, welchen dieſes herrliche Altargemählde der Stadt Kölln, in ſeiner dreyfachen Abtheilung hervorbringt, in der gleichen Anzahl poetiſcher Nachbilder wieder zu geben.

I.

Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeſchloſſen,
Maria ſitzt auf hohem Himmels Throne,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umfloſſen;

Und zarte Blümlein ſind dem Grün entſproſſen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunſt knie'n, in Andacht hingegoſſen.

Fromm reichen ſie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen ſüßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernſtes voll, erhaben.

Und wie die Männer dort in Einfalt ſchauen
Die Englein jubiliren in den Lüften,
Blüht Hoffnung auf, und ſeliges Vertrauen.

II.

Wer naht in muth'ger Zuverſicht dem Orte;
Gerüſtet, ſtark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azurner Fahne,
Freudig im Geiſt, vertrauend feſt dem Worte?

Sankt Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frey des Todes düſterm Wahne,
Tritt hier getroſt auf lichter Himmels Bahne,
Voran der glaubend folgenden Cohorte.

Muthvoll und freudenvoll, getreu und ſinnig,
Vertrauend ſo dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die treu vereint, als Brüder feſt und innig
Im Glauben zu Maria's Throne ſchreiten.

III.

Im königlichen Schmucke, reich umgeben
Von heil'ger Jungfraun auserleſ'nen Schaaren
Vom Todespfeile frey, und von Gefahren,
Erſcheint Sankt' Urſula im klaren Leben.

Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben!
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angeſicht, mit goldnen Haaren,
Wohl durfte nach der heil'gen Braut er ſtreben.

Mit zarter Sorge ſchaut er auf ſie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron ſich wieder.

Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt ſie die Liebe zu Maria's Füßen

Und der Name dieſes glücklichen Meiſters iſt lange Jahrhunderte hindurch unbekannt geweſen, und bis auf unſre Zeit hinab geblieben! So war es die Art jener altdeutſchen Zeit; weiß man ja doch auch den Nahmen des Mannes nicht, der das Wunderwerk des Domes entwarf; denn nicht die Eitelkeit trieb jene Alten, ſondern die Liebe zum Werk. Aber die Nachwelt hätte nicht ſo undankbar und vergeßlich ſeyn ſollen. Ein Freund von mir iſt ſo glücklich geweſen, einige kleinere Bilder an ſich zu bringen, die offenbar von demſelben Meiſter herrühren; ſehr viele der Köpfe ſind von dieſem früheren Verſuch auf das große Bild genau übertragen, aber freylich mit den größern

Verhältniſſen, auch reicher entwickelt und noch ſorgfältiger ausgeführt. Die Idee des großen Bildes liegt in dieſen erſten Entwurfen noch wie die Blume in der zarten Knoſpe verſchloſſen, ehe ſie vollendet aufgegangen. Doch beſeelt dieſelbe liebevolle Anmuth auch dieſe kleinern Bilder, die jeder, der das Große geſehen, mit der innigſten Theilnahme beſchauen muß, und die ſchon an ſich zu den ſehr ausgezeichneten gehören. Sichtbar geht aus der Vergleichung dieſer kleineren Bilder, ſo wie auch der zwölf Apoſtel von demſelben Meiſter, mit dem großen Altargemählde hervor, daß ſie einer früheren Epoche angehören; dagegen jenes Bild, welches zur höchſten Verherrlichung der Stadt Kölln und ihrer ſämmtlichen Schutzheiligen dienen ſollte, und zu welchem der Meiſter deſſelben ohne Zweifel alle ſeine Kraft aufgeboten haben wird, uns ſeine Kunſt auf den Gipfel der vollendetſten Ausbildung, ſo weit er dieſe erreicht hat, darſtellt. Dieſe Bemerkung darf nicht überſehen werden, bey den Nachforſchungen über den Urheber des Bildes, und kann eine Hindeutung abgeben, um auf die Spur deſſelben zu führen. Der ſicherſte Anhaltspunkt liegt in der Zeit der Vollendung des großen Bildes; und dieſe fiel in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, am wahrſcheinlichſten 1410. Zuſammengenommen mit jener Bemerkung, welche aus der Vergleichung der verſchiedenen Werke deſſelben Meiſters hervorgeht, führt uns dieſe Zeitbeſtimmung wie von ſelbſt und auf eine Weiſe, die kaum umgangen werden kann, auf den Meiſter Wilhelm von Kolln, welcher in der Limburger Chronik gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts als ein hochberühmter Mahler derſelben Zeit und eben jener damals in allen Künſten ſo blühenden Stadt angeführt wird; da man zu einem ſolchen öffentlichen Stadt- und herrlichen Prachtgemählde gewiß nur einen ſehr berühmten Meiſter damaliger Zeit wählte. Es iſt alſo eine hinreichende und überwiegende Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß jener Wilhelm von Kölln der glückliche Meiſter des herrlichen Wunderbildes geweſen. Ein noch beſtimmteres geſchichtliches Zeugniß aus gleichzeitigen Urkunden giebt es indeſſen, ſo viel ich weiß, nicht darüber. Dazu iſt auch wenig Hoffnung, indem das Zunftbuch der Kollniſchen Mahler, welches noch am erſten Aufſchluß geben könnte, ſeit geraumer Zeit verloren worden. Alle jene vortreffliche Künſtler, die eine ſolche Fülle der mannichfachſten Bilder hervorgebracht haben, waren nämlich nichts mehr als beſcheidne Genoſſen der Mahlergilde einer einzigen deutſchen Stadt; mit welcher Mahlergilde auch die Glasmahler und Sticker zu einer Zunft vereinigt waren, wegen des allgemeinen Gebrauchs prachtvoller mahleriſcher Darſtellungen auf Teppichen und Feſtgewändern, wie auf Glas. Solche Thatſachen können einigen Begriff geben von dem, was Deutſchland ehedem war, wenn der Anblick deſſen, was es jetzt iſt, uns ſelbſt von der Erinnerung des Groſſen immer mehr zu entfernen droht.

Sollte aber jemand Zweifel hegen gegen dieſe Ankündigung und Behauptung einer ſo ſehr alten Köllniſchen Schule deutſcher Mahlerey, ſo können wir dafür einen ſehr vollgültigen und zwar gleichzeitigen Gewährsmann aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter anführen. Es iſt einer der größten Dichter und Meiſter in der Kunſt der Poeſie, die Deutſchland jemals gehabt hat; doch unter dieſer Bezeichnung möchten ihn nur wenige erkennen in dem Zeitalter des Undanks und der Vergeſſenheit altdeutſchen Ruhms. Wolfram von Eſchilbach, in ſeinem Parcival ſagt, Vers 4705. der Myllerſchen Ausgabe, da von der bezaubernden Schönheit eines Ritters die Rede iſt:

„Von Köllne noch von Maſtricht
Nicht ein Schildrer entwurf ihn baß"

Das Gedicht iſt aus dem erſten Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, und die Handſchrift ſelbſt, nach Bodmers Urtheil, nicht viel jünger. Dieſe Stelle beweiſt mithin, daß eine Köllniſche Schule der Mahlerey faſt zwey Jahrhunderte vor Johann van Eyck ſchon ganz allgemein berühmt war, ſo daß der Dichter ſie vorzugsweiſe als Beyſpiel nennen konnte; und zwar ein Dichter, der im ſüdlichen Deutſchlande, alſo in ziemlich weiter Entfernung von jenen beyden dort genannten Städten einheimiſch und wohnhaft war.

Jenes Gemählde gehört der Zeit des vollendet ſchönen Styls an. Eine Reihe von acht Bildern bey Herrn Lieversberg, in kleinerm Verhältniß, wo jedoch die Figuren über einen bis anderthalb Fuß lang ſind, ſo wie auf den beyden oben erwähnten alten Bildern in Brüſſel, mit welchen ſie überhaupt eine ſtarke Aehnlichkeit haben, gehört einer verhältnißmäßig ſchlechteren Schule oder roheren Epoche an, die aber darum keineswegs eine ältere zu ſeyn braucht, wie man beym erſten Eindruck leicht vorausſetzt. Sie werden dem Iſrael von Meckenem zugeſchrieben und würden ſonach der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts angehören. In jedem Fall ſtehen ſie auf einer geringeren Kunſtſtufe, als Eyck und Hemmelink, wie ſich davon aus jeder Zeit beſonders auch in der niederdeutſchen Kunſt, Beyſpiele finden, enthalten aber deſſen ungeachtet ſehr viel Lobenswerthes und Schönes.

Die Gegenſtände dieſer Reihenfolge von kleinen Gemählden aus der Leidensgeſchichte des Heilandes ſind, die Einſetzung des Abendmahls, die Gefangennehmung Chriſti am Oelberge, die Verſpottung nebſt der Geiſſelung im Hintergrunde; die Darſtellung vor Pontius Pilatus, der Hingang zum Kreuz, die Kreuzigung, die Abnahme vom Kreuz und die Auferſtehung. Die Bilder ſind auf Goldgrund gemahlt, doch iſt auf mehreren eine Landſchaft im friſcheſten Grün vor dem Goldgrunde angebracht, und überhaupt in der übrigen Farbenpracht das hellglänzendſte Grün beſonders herrſchend. Es gehören dieſe Bilder überhaupt, ungeachtet deſſen, was oben in Vergleich mit andern geſagt ward, immer noch unter die ſehr vorzüglichen und ſchönſten Alterthümer der niederdeutſchen Kunſt. Die Pracht der Farben und bedeutender Gewänder, ſo wie die Sauberkeit der äußerſt fleißigen Ausführung iſt vortreflich, doch ſieht man das auch auf andern guten altdeutſchen Bildern. Unvergleichlich aber iſt die Kraft und der Reichthum des Ausdrucks in den Köpfen; man dürfte nicht anſtehen, das Bild von der Verſpottung und Dornenkrönung des Heilandes, in Rückſicht des ſo mannichfachen Ausdrucks der ſtumpfſinnigen Bosheit und Rohheit manchem von Dürer an die Seite zu ſtellen, der doch grade dieſen Gegenſtand ſo oft und ſo gründlich durchgearbeitet hat. Aber auch im Edlen war der Künſtler nicht weniger ausdrucksvoll, wie beſonders die Köpfe der Apoſtel auf der Einſetzung des Abendmahls, unter denen ganz bewundernswürdige ſind, beweiſen mögen. Der Johannes auf dieſem Bilde ſoll unter dem Arm des Heilandes über ſeinen Schooß auf dem Tiſch ruhen; dieſe ſchwere Verkürzung iſt dem Mahler ganz mißlungen, welches man ſich als ein Merkmahl von der alterthümlichen Beſchaffenheit des Bildes gefallen laſſen mag, da der Künſtler ſich ſonſt in Köpfen und Stellungen als einen tuchtigen Meiſter und Zeichner zeigt; auch die Hände ſind zum Theil von der höchſten Form und Ausarbeitung. Was die Schönheit der Köpfe und den ſeelenvollen Ausdruck betrifft, verdient dieſer Meiſter eine der vorzüglichſten Stellen unter den niederdeutſchen Mahlern der ältern Zeit. Auf den ſonſt allgemeiner bekannten altdeutſchen Bildern habe ich nichts ſo liebevoll Schönes und rührend Anmuthiges gefunden, als das Geſicht des Johannes und der Mutter Gottes, auf der Abnahme vom Kreuz in dieſer Bilderreihe. Johannes, ein großer Kopf, von fliegenden Haaren umwallt, hält die Mutter und ſchaut die Betrachter an, mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Begeiſterung. Der heilige Leichnam wird erſt heruntergenommen und iſt noch in den Händen der ihn auf der Leiter Abnehmenden. Die andern Frauen ſind blaß und kummervoll und ohne viel Bewegung; die Mutter aber im dunkelblauen Gewande ſitzend, Blick und Arme mit zärtlicher Beſorgniß für den Todten, ihren eignen Schmerz ganz vergeſſend, ſehnſuchtsvoll in die Höhe ſtreckend, als ob er noch lebte, noch fühlte, iſt grade belebter, ja ſogar jünger, aber in der hohen jungfräulichen Schönheit ſo rührend ſanft, daß man die hellen Zähren, die aus den blauen Augen rinnen, leicht mit eignen begleiten möchte. Inniger wird man ſchöne Wehmuth nicht leicht auf einem Gemählde ausgedrückt finden. Erhabner noch, aber ganz freudig erhaben, iſt der auferſtehende Chriſtus, nebſt der Kreuzesabnahme und dem Abendmahl, das vorzüglichſte unter allen übrigen, in Rückſicht der Anmuth, wie die Dornenkrönung im Ausdruck. Hier iſt das Geſicht des Heilandes ganz verklärt und kaum noch in den Zügen die Aehnlichkeit erkennbar, ſelbſt mit dem freudig begeiſterten aber noch ſterblichen Chriſtus auf dem Abendmahle. In allen andern Darſtellungen des Leidens iſt das höchſt ausdrucksvolle Geſicht ganz daſſelbe, bis auf die Verſchiedenheiten, die in der Kreuzigung und Abnahme vom Kreuz der doch ſehr edel gehaltne Ausdruck des Sterbens und des Todes mit ſich brachten.

Sehr merkwürdig, lehrreich ſowohl als herzerhebend, war mir der Anblick eines Bildniſſes in Lebensgröße vom Kaiſer Maximilian aus der Wallraffiſchen Sammlung *). Der Monarch ſitzt im vollem kaiſerlichen Ornate, das Scepter in der Rechten, mit der Linken den Griff eines großen Schwerdtes haltend, vor einem offnen Fenſter an einem einfachen farbloſen Tiſch, deſſen Ecke den äußerſten Vorgrund rechts bildet. Die herrliche Rüſtung iſt vergoldet, darüber hat er einen dunkelgrünen Mantel mit breiter perlengezierter Borte, eine kunſtreich aus Edelſteinblumen geflochtne hohe Krone auf dem Haupt; der

---

*) Ein andres Exemplar von demſelben Bildniſſe enthält die Kaiſerliche Gemählde-Sammlung zu Wien; das Kölniſche aber iſt viel ſchöner in der Ausführung

Orden des goldnen Vließes an reich mit Edelſteinen verzierter Kette hängt um die Bruſt auf dem goldnen Panzer. Das Geſicht, wo der Ausdruck hoher Würde und ein unbeſchreiblicher Adel und Verſtand mit gutmüthiger Milde gepaart erſcheint, iſt beynah im Profil, mit grade vor ſich hinſchauendem Blick. Es tritt ſtark hervor auf einem rothen Teppich, der als Wand den Hintergrund macht und mehr als die Hälfte der Breite einnimmt; auch die langen ſonderbar grade und ſteif herabgekämmten blonden Haare, vermuthlich nach dem natürlichen Coſtum, hat der Mahler, als nächſten Hintergrund an dem Umriß des Geſichts herab, vortrefflich benutzt. In allen Nebenwerken iſt der Fleiß der Ausführung, ſelbſt in Vergleich mit dem in der altdeutſchen Schule ſonſt gewöhnlichen Fleiß, noch bewundernswürdig. Das Geſicht aber iſt leicht gemahlt und wie hingehaucht, höchſt weich in der Behandlung und durchaus nicht ängſtlich ausgeführt; eine ſo wahrhafte und warme Carnation hat auch Holbein nicht. Aus dem offnen Fenſter zeigt ſich im äußerſten Hintergrunde rechts eine landſchaftliche Ausſicht, von dem rothen Teppich durch den breiten hellgrünen Rand ſchon abgeſchnitten. Die weite See und ein ſteiles unüberſteigliches Felſengebirge, darauf ganz oben, hier und da auf den höchſten Klippen und in den Hohlwegen und Schluchten, fliehende Gemſen und nacheilende Jäger zerſtreut ſind; in Anſpielung auf ein bekanntes Abentheuer, wie der ritterliche Kaiſer einſtmals auf der Gemſenjagd, einer Beſchäftigung, die er ſehr liebte, aus großer Lebensgefahr wunderbar errettet ward. Dieſes Portrait gehört zu der höheren oder hiſtoriſchen Gattung von Bildniſſen, mit landſchaftlichem Hintergrunde, durchaus bedeutenden Attributen und einem mehr als bloß charakteriſtiſchen Ausdruck, deren einige wir von Raphael und von Leonardo angeführt, und die wir mit dem Namen der ſymboliſchen Bildniſſe als die höchſten bezeichnet haben. Doch würde ich in Verlegenheit ſeyn, wenn ich auch aus dieſer Gattung noch ein Bildniß nennen ſollte, welches dieſem des Kaiſer Maximilian an die Seite geſetzt zu werden verdiente. So wie ich die Alexandersſchlacht von Altdorfer ein Rittergemählde nannte, ſo möchte ich dieſes ein Heldengemählde nennen; denn wie in einem erhabnen Heldengedichte iſt der Ausdruck ritterlicher Tugend hier mit dem Gefühl der königlichen Würde vereinigt. Es erinnert auf das Herrlichſte an die Hoheit des altdeutſchen Kaiſerthums, ehe noch Ausländer und Bürgerkriege das Reich zerſtörten, und ſtellt uns die letzten großen Zeiten deſſelben dar, wie die Herrlichkeit einer untergehenden Sonne.

Dieſes wenige ſey genug, um einen vorläufigen Begriff von den Schätzen altdeutſcher Mahlerkunſt zu geben, die ſich zu Kölln befinden. Und nun zum Beſchluß noch eine Frage, die mit dem eigentlichen Zweck aller unſrer Betrachtungen und Andeutungen eigentlich in ſehr naher Beziehung ſteht. Iſt es wahrſcheinlich, daß auch jetzt in unſrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerſchule wieder entſtehen und ſich dauerhaft bleibend, und feſt begründen wird? — Wahrſcheinlich iſt es den äußern Umſtänden nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine ſolchen Mahler giebt zu unſrer Zeit, welche den großen Meiſtern der Vorzeit völlig gleich geſtellt werden könnten, und was denen, die ſich gegenwärtig in der Kunſt verſuchen, dazu fehlt, das iſt zum Theil wohl klar; zunächſt iſt es die Vernachläſſigung des eigenthümlich Techniſchen, beſonders der Farbenbehandlung, am meiſten aber das innige und tiefe Gefühl. Bey den ſinnigſten und eigenthümlichſten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meiſten die produktive Thätigkeit, die feſte Sicherheit und Leichtigkeit im Praktiſchen der Ausführung, welche die alten Künſtler ſo wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im früheſten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eiſernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle ſo unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verſchiedenartigſten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; ſo entſchwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unſre in der Kunſt ſo weit neben jenem großen Maaßſtabe zurückſtehende Zeit. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung aus den Umſtänden wohl erklärbar. Die univerſelle Bildung und intellektuelle Vielſeitigkeit, als charakteriſtiſche Eigenſchaft und allgemeiner Hang unſres Zeitalters, führt leicht zur Zerſplitterung der geiſtigen Kraft und verträgt ſich ſchwer mit einer concentrirten Wirkung in fortſchreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer beſtimmten, poſitiven Art. Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellektueller Bildung und Hervorbringung in unſrer Zeit; für die Kunſt aber iſt insbeſondre noch folgendes zu beachten und von dem entſchiedenſten Einfluß. Nachdem einmal der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunſt iſt, und alles beynah in unſrer Zeit dieſem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu verſplittern, zu überſchütten, oder ſeitwärts in die Irre zu lenken, ſo geht die beſte Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre nahmenloſen Hinderniſſe verlohren; welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig iſt, um nur erſt die Quelle des ächten Kunſtgefühls wieder frey zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beſchwerlichen Schutt der ſtörenden Außenwelt. Eine ſinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, ſondern dauernd in Zwieſpalt ſteht mit der vorherrſchenden Umgebung, wird immer mehr in ſich ſelbſt verſenkt bleiben, und kann ſchwer zur produktiven Leichtigkeit gelangen. Dieſer Grund iſt klar und zureichend genug, um das langſame Wachsthum der ächten Kunſt in unſrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiete des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hinderniſſe ſtrebend emporblühen ſoll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erſcheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anſchein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von ſelbſt, künſtleriſch ſo reich und glücklich ſind, während andere bey dem beſten Streben und dem vollen Ernſt aller intellektuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieſer Frage, was immer unauflöslich ſeyn wird; wir können nur bey dem ſtehen bleiben, was ſich klar erkennen läßt, und dieſes iſt auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahleriſche Darſtellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigſtens zur gründlichen Erkenntniß und treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der chriſtlichen Kunſt führen werden, wenn gleich das höchſte Gelingen nicht ohne die beſondre Gunſt der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunſt und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt ſich der richtige Begriff und Zweck der Kunſt von ſelbſt, und das beſtimmte Wiſſen deſſen, was man will, wenn gleich der Künſtler es nicht in Worten, ſondern nur praktiſch bewähren kann. Das religiöſe Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigſte ſtille Begeiſtrung derſelben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bey einigen wenigen iſt auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöſe Gefühl in der Kunſt einigermaßen erſetzen kann; das tiefe Nachſinnen, das Streben nach einer ernſten und würdigen Philoſophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer ſich, freylich nach Künſtlerweiſe, doch ganz deutlich meldet. Vergebens ſucht man die Mahlerkunſt wieder hervorzurufen, wenn nicht erſt die Religion oder eine auf dieſe gegründete chriſtliche Philoſophie wenigſtens die Idee derſelben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieſer Weg den jungen Künſtlern zu fern und zu ſteil, ſo möchten ſie wenigſtens die Poeſie gründlich ſtudiren, die jenen ſelben Geiſt athmet. Weniger die griechiſche Dichtkunſt, die ſie doch nur ins Fremde und Gelehrte verleitet, und die ſie nur in Ueberſetzungen leſen, wo vor dem hölzernen

Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen iſt, als die romantiſche. Die beſten Dichter der Italiäner, und der Spanier, nebſt dem Shakſpeare, auch die zugänglichſten unter den altdeutſchen Gedichten, und dann die Neueren, die am meiſten in jenem romantiſchen Geiſte gedichtet ſind; das ſeyen die beſtändigen Begleiter eines jungen Künſtlers, die ihn allmählig zurückführen könnten in das alte romantiſche Land und den proſaiſchen Nebel antikiſcher Nachahmerey und ungeſunden Kunſtgeſchwätzes von ſeinen Augen hinwegnehmen. Die Hauptſache aber bleibt, daß es dem Künſtler Ernſt ſey mit dem tiefen religiöſen Gefühl, in wahrer Andacht und im lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerey der Fantaſie mit den katholiſchen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche ſtärker iſt als der Tod, läßt ſich die hohe chriſtliche Schönheit nicht erreichen.

Worin beſteht denn nun aber dieſe chriſtliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Böſen in der Kunſtlehre zu gelangen ſuchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künſtler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, ſondern bewegt ſich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz weſenloſen und eigentlich nichtigen Daſeyns; ſtatt daß uns die Kunſt grade aus dieſem herausrücken und in die höhere, geiſtige Welt emporheben ſollte. Er dient, als falſcher Modekünſtler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuſchung, und ein ſolcher erreicht niemahls, ja er berührt auch nicht einmal die Region des ächten Schönen. Die heidniſche Kunſt geht aus von der Vollkommenheit der organiſchen Geſtalt, nach dem poſitiven Begriff eines feſt beſtimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigſten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von ſelbſt den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein ſinnlicher Reiz, als eine geiſtige Anmuth der Seele. Will die antike Kunſt höher ſteigen, ſo geht ſie über in die titaniſche Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernſt der tragiſchen Schönheit, und dieſes iſt die äußerſte Linie, welche ſie erreichen kann und wo ſie das Ewige am nächſten berührt. So ſtehen für ſie an dem verſchloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titaniſche Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erſtürmen will, ohne daß er dieſes je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtſeyn der eignen, unauflöslichen Verſchloſſenheit unwandelbar verſenkt. Das Licht der Hoffnung iſt es, was der heidniſchen Kunſt fehlt und als deſſen höchſten oder letzten Erſatz ſie nur jene hohe Trauer und tragiſche Schönheit kennt; und dieſes Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des ſeeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnſucht ſchmerzlich hervorbricht, iſt es, was uns aus den Gebilden der chriſtlichen Kunſt, in göttlicher Bedeutung, als himmliſche Erſcheinung und klare Anſchauung des Himmliſchen entgegentritt und anſpricht, und wodurch dieſe hohe, geiſtige Schönheit, welche wir eben darum die chriſtliche nennen, möglich und für die Kunſt erreichbar wird.

Es wird indeſſen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeſchlagen und verſucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet iſt, und die wiedergebohrne Kunſt, ſicher wie auf feſter Bahn, in religiöſer Schönheit emporblühend, zu dieſem Ziele voranſchreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungsſucht bey einem Talent, das ſich fühlte, grade den Wunſch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein ſolcher erſt den richtigen Begriff von der Kunſt wiedergefunden, daß die ſymboliſche Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimniſſe ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchſtabe ſey, ſo würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturanſichten oder Ahndungen willkührlich zuſammengeſetzt *), als ſich anſchließend an die alte Weiſe der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches

---

*) Wer Gelegenheit hatte, die allegoriſchen Zeichnungen des verſtorbenen Runge zu ſehen, ſo ſkizzenhaft dieſe auch geblieben ſind; der wird leicht verſtehen, was für ein Abweg, welchen freylich nur ein Künſtler von ſehr eigenthümlichem Geiſt und einem tieferen Streben, zu erwählen in den Fall kommen kann, mit jener Andeutung gemeynt ſey. Zugleich kann man aber an dieſem Beyſpiele von einem ſo glücklichen Talente ſehen, wohin es führt, wenn man bloße Natur-Hieroglyphen mahlen will, losgeriſſen von aller geſchichtlichen und geheiligten Ueberlieferung, welche nun einmal für den Künſtler den feſten, mütterlichen Boden bildet, den er nie ohne Gefahr und ohne unerſetzlichen Nachtheil verlaſſen darf.

Sinnbild ſoll jedes wahrhaft ſo zu nennende Gemählde ſeyn; die Frage iſt aber nur, ob der Mahler ſeine Allegorie ſich ſelbſt ſchaffen, oder aber ſich an die alten Sinnbilder anſchließen ſoll, die durch Tradition gegeben und geheiligt ſind, und die, recht verſtanden, wohl tief und zureichend genug ſeyn möchten? Der erſte Weg iſt gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt ſich ungefähr vorausſehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachſen dazu wären, verſucht werden ſollte; es würde ungefähr gehen, wie ſeit einiger Zeit in der Poeſie. Sichrer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, beſonders den älteſten, und das einzig Rechte und Schöne ſo lange treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiſte zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabey beſonders, nebſt dem Schönſten der ältern Italiäner, auch den Styl der altdeutſchen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunſt nie verläugnen dürfen; ſo würde beydes vereinigt ſeyn, der ſichre Weg der alten Anmuth und Wahrheit und das Symboliſche, geiſtig Schöne, worauf, als auf das Weſen der Kunſt, ſelbſt da, wo die Kenntniß derſelben verlohren war, wahre Poeſie und Wiſſenſchaft zuerſt wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anſchauung, als auf die bloße erſte Idee der Kunſt und Mahlerey führen kann. Denn die altdeutſche Mahlerey iſt nicht nur im Mechaniſchen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italiäniſche meiſtens iſt, ſondern auch den älteſten, ganz wunderbaren und tiefſinnigen chriſtlich-katholiſchen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen ſie einen weit größern Reichthum enthält, als jene, welche ſtatt deſſen oft ihre Zuflucht zu manchen blos jüdiſchen Prachtgegenſtänden des alten Teſtaments, oder zu einzelnen Abſchweifungen in das Gebiet der griechiſchen Fabel genommen hat.

Selbſt in der Anmuth kann die italiäniſche Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutſche, aber nicht vor der niederdeutſchen Kunſt behaupten, wenn man dieſe anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann von Eyck und Hemmelink beurtheilt, und nicht nach den ſpäteren Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künſtler keineswegs den alten Gemähldeſtyl, in den Unvollkommenheiten deſſelben, in den magern Händen, einer ägyptiſch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der ſchlechten Zeichnung und poſitiven Mängeln und zufälligen Fehlern ſuchen, oder zu finden glauben darf. Denn das hieße nur eine falſche Manier ſtatt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikiſche mit einer eben ſo unächten altdeutſchen Nachahmerey vertauſchen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; ſondern der ſtille, fromme Geiſt der alten Zeit iſt es, welcher den Mahler beſeelen und wieder hinführen ſoll zu der reinen chriſtlichen Schönheit, daß dieſe, mit dem hellſten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunſt in neuer Morgenröthe durchſtrahle.

Grundzüge der gothiſchen Baukunſt,

auf einer Reiſe

durch

die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz,
und einen Theil von Frankreich.

In dem Jahre 1804. bis 1805.

Paris.

So mannigfaltig auch das Schauſpiel des geſellſchaftlichen Lebens iſt, man ſehnt ſich endlich nach der Natur; und weiter kann man wohl von dieſer nicht abgeſchloſſen ſeyn, als in Paris. In den Gärten und auf den bepflanzten Plätzen iſt nach wenigen warmen Tagen, nicht des Sommers etwa, ſondern ſchon im Frühling, das friſche Grün vom alles umwölkenden Staube auf immer zerfreſſen. Iſt man der Stadt ſelbſt von irgend einer Seite glücklich entflohen, ſo ſcheint ſie einen noch mehrere Stunden lang zu verfolgen. Der Lärm, das Gedränge, der Staub, iſt auf den befahrnen Landſtraßen wie in der Stadt, und man glaubt zwiſchen den vielen Landhäuſern, die man überall ſieht, noch in der Vorſtadt zu ſeyn. Gelangt man endlich nach mehreren Stunden an ein ruhiges Gebüſch, auf irgend eine freundliche Anhöhe, ſo findet man wohl einige Erheiterung und Erfriſchung, aber nichts von den großen erhabenen Naturſchönheiten, nach denen der lange Entbehrende ſich zuerſt und am tiefſten ſehnt.

Paris liegt in einem weiten offenen Thale, das zwiſchen Hügeln an einem mittelmäßigen Fluſſe ſich hinſtreckt. Die Gegend iſt hier und da heiter und gefällig; doch iſt das Ganze nicht eben bedeutend, und nichts weniger als reich. Für dieſe Entbehrung der Natur können ſelbſt die Werke der Kunſt auf die Länge keinen Erſatz geben. Dazu kömmt noch, daß die Statuen und Gemälde hier, wie in der Fremde, der ſchönen Umgebung und Begleitung der Architektur entbehren. Der Anblick eines erhabenen Gebäudes bleibt mir immer neu, ſo wie ich auch eine Gegend erſt dann recht lieb gewinne und ihre Größe immer mehr fühle, wenn ich ſie täglich ſehen kann. Die Nähe eines ſchönen Gebäudes erhebt unmerklicher Weiſe das Gemüth des Empfänglichen; es erhält uns fortwährend in der Stimmung, in welcher man ſeyn ſoll, um Kunſtwerke zu betrachten; und ſo iſt das Gefühl der Baukunſt eigentlich der Träger des übrigen Kunſtſinns. Die berühmten Gebäude in Paris aber ſind modern, nicht nur der Zeit, ſondern auch dem Charakter nach durchaus modern; es iſt nichts daran wahrzunehmen, als ein flaches Streben nach dem Antikiſchen, hinreichend geſchwächt und beſchränkt, und wieder auch mit gleichſam eignen Abänderungen ſinnreich verbeſſert, um aller Welt recht wohl gefallen zu können. Es läßt ſich nichts weiter darüber ſagen. Die geprieſene Façade des Louvre mag in ihrer Art verdienſtlich ſeyn. Aber was ſollen uns zwanzig oder dreyßig italiäniſche oder griechiſche Säulen in einem fremden Lande und Klima, mitten unter Trachten, Sitten, unzähligen Gebäuden, die nichts weniger als griechiſch ſind? Hier iſt das Misverhältniß überdem ſehr auffallend, da jene Façade an einem Gebäude klebt, welches weder alt noch neu, weder griechiſch noch gothiſch, ſondern nichts als im höchſten Grade unförmlich iſt.

Die einzige ſchöne Ausnahme iſt die alte Kirche Notre Dame, im gothiſchen Styl, groß und mit einer Fulle von Zierrathen geſchmückt. Doch wird einem auch dieſer Genuß durch manches verkümmert; es ſteht dieſe Kirche an einer niedrigen und abgelegenen Gegend, wo ſie nicht ins Auge fällt; die Vorderſeite ſieht man gut, aber den Anblick des übrigen muß man mühſam zuſammen ſuchen, weil es theils verſteckt, theils verbaut iſt. Beyde Thurme ſind nur etwa zur Hälfte vollendet, wie es mit ſo manchem gothiſchen Dom der Fall iſt, ſeit zuerſt bürgerliche Kriege den Bau unterbrochen haben, bis der veränderte Handelslauf dem Gelde eine andere Richtung gab, und endlich die Reformation mit allen ihren Folgen eine ganz neue Ordnung der Dinge hervorbrachte. In Paris iſt es vielleicht auch dem ſchon früh veränderten Zeitgeiſte zuzuſchreiben. Auch iſt die Kirche keine von den bedeutenden, in Rückſicht ihres Umfanges, und keinesweges der Größe der Stadt angemeſſen. In der Revolution endlich ward die Vorderſeite durch Herabwerfen der Bilder und ſonſt auf mannigfache Weiſe beſchädigt und entſtellt. Aber ſchlimmer als alles iſt die Verſtümmelung, welche man ſchon fruher im Innern vorgenommen hat, indem man die auf gothiſche Art, aus vielen einzelnen reifenähnlich verbundenen Säulen abgerundet, und überall ſo ſehr als möglich moderniſirt hatte. Dieſes Misverhältniß des Äußern und Innern iſt eine unleidliche Störung; und welche eigentliche Geſchmackloſigkeit gehört nicht dazu, um das nicht zu fühlen, und auf dieſe widerſinnige Weiſe überall griechiſch Maaß und Gewicht gewaltſam einführen zu wollen! Aber dieſe intolerante Verfolgungsſucht in der Kunſt war nur zu oft gepaart mit der falſchen antikiſchen Nachahmerey, die im achtzehnten Jahrhundert ſo epidemiſch wurde; und es ſteht zu befürchten, ſie iſt es hier und da noch genug, um auch noch jetzt ſchätzbare Kunſtwerke und Denkmale des Mittelalters zu zerſtören.

Doch auch ſo iſt die Kirche Notre Dame noch das wichtigſte Gebäude in Paris für die Kunſt; eine ehrwürdig altväteriſche Geſtalt mitten in der modernen Welt und Umgebung.

In dieſer Stimmung, mit dieſen Bedürfniſſen und Gefühlen verließen wir beym Anbeginn des Frühlings auf eine Zeitlang die allgeprieſene Hauptſtadt.

St. Denis.

Von dieſer Seite iſt die Gegend um Paris noch am einſamſten. Sie hat etwas Unfruchtbares und Trauriges, was doch nicht ohne Reiz iſt; man fühlt ſich zu einer ſtillen Schwermuth geſtimmt. Aber ſehr verändert und verſtärkt wird dies Gefühl, wenn man nun wirklich an die Ruinen des alten Münſters gelangt. Was ſich ohne allzu große Mühe zerſtören ließ, iſt zerſtört worden; nur die nackten Mauern ſind geblieben und die gewaltigen Säulen und Bogen. Als die Pforte geöffnet ward, flog eine Schaar von Kraben und Dohlen aufgeſcheucht in die Höhe; und nun ſahen wir die aufgeriſſenen Gräber der Könige, deren jedes der alte Wächter mit Genauigkeit zeigte, wie auch die Stelle, wo der ſilberne Altar des Dagobert geſtanden. Wir erinnerten uns an die alten Bildniſſe der Chlodowige, Chilperich und Dagoberte, die noch in dem ehemaligen kleinen Auguſtiner-Kloſter zu Paris, was davon gerettet iſt, aufbewahrt werden, und aus dieſer Kirche von St. Denis gekommen ſind.

Der Anblick dieſer Trümmer hob unſre Gedanken weit weg aus der jetzigen Zeit in jene alte Epoche, da Frankreich von Deutſchen erobert und beherrſcht ward; wie dann endlich, nachdem die bürgerlichen Familienkriege und die unnatürliche Verbindung mit Deutſchland und Italien unter den beyden erſten fränkiſchen Dynaſtien aufgehört hatte, nun mit Hugo Capet die eigentliche franzöſiſche Geſchichte, und eine Anfangs, wie es ſcheint, recht glückliche Zeit begann. Es mag wohl ſonderbar ſcheinen für die, welche in der Geſchichte, wie im Leben, nur nach dem äußern Glanz und dem Schein urtheilen; aber mir ſcheint es, als ſey die Periode in der franzöſiſchen Geſchichte die glücklichſte, von der in unſern pragmatiſchen Behandlungen am wenigſten die Rede iſt. Und vielleicht ſind ſie eben deswegen als die glücklichſten zu preiſen; wenigſtens hat Frankreich nie einen ſo langen innern und äußern Frieden genoſſen, als in den erſten Jahrhunderten nach Hugo Capet. Nimmt man nun dazu, daß grade in dieſe Epoche die Erfindung der Ritterdichtungen, alſo die Blüthe der franzöſiſchen Poeſie wie des provenzaliſchen Geſanges fällt, ſo giebt dies ein um ſo ſchöneres Bild jener altfranzöſiſchen Zeit, in der noch ſo viele Spuren deutſcher Treue und Herzlichkeit übrig geblieben zu ſeyn ſcheinen; wie nicht zu verwundern, da zwar keinesweges der ganze Adel, aber doch der größte Theil deſſelben von deutſchem Stamme war. Als die letzten rührenden Erſcheinungen, die ſich an jene beſſern alten Zeiten anſchließen, könnte man Ludwig den Heiligen betrachten, und noch ſpäter die Jungfrau von Orleans.

Jene Bildniſſe der alten fränkiſchen Könige aber, welche noch aus der Verwüſtung gerettet worden, ſind wie faſt alle Bildniſſe des Mittelalters, aus Sandſtein gehauen, über Lebensgröße, vollſtändig bekleidet, und ſchienen mir ungleich vorzüglicher gearbeitet, als viele andere ſpätere Werke der Sculptur; eine Kunſt, für welche die Neuern nun einmal nicht die gleiche Anlage haben, wie für andre bildende Künſte. Man müßte ſie freylich noch an ihrer alten Stelle in den Kirchen ſehen; ſo einzeln ſind ſie durchaus aus ihrem Zuſammenhange geriſſen. Man muß überhaupt die ſteinernen Bildniſſe in den gothiſchen Kirchen gleichſam nur als Schnitzwerk und Verzierung anſehen, und nur als ſolche beurtheilen, wie ja auch das Basrelief der Alten ſeine eignen abweichenden Geſetze hat, und nicht bloß nach denen der Bildnerey oder Zeichnung beurtheilt werden darf. Der Theil muß dem Ganzen dienen; weil nun in den gothiſchen Kirchen alles grade und ſchlank in die fernſte Höhe ſtrebt, ſo müſſen ſich darnach ſelbſt die verzierenden Bildniſſe bequemen. Daher der durchgängig grade Stand der Bilder; endlich ſelbſt das magere und unverhältnißmäßig Langgezogene, was mir beſonders bey den ſonſt ſo zierlich und doch ſehr ſchlicht gearbeiteten Bildern der alten Könige auffiel. Man denke ſich nur an einer gothiſchen, ſchlank in die Höhe ſchießenden Säule, eine marmorne Figur in antiker Rundung und Kraft, und man wird gleich das Mißverhältniß fühlen. Freylich kann ein Bildniß aus Sandſtein nie das natürlich Weiche und Belebte des Marmors haben, und auch nicht die Zartheit des Umriſſes; doch kann die Sauberkeit der Arbeit am dicht anliegenden Gewande, der ſchlichte grade Stand und die einfältige fromme Wahrheit des Ausdrucks im Geſicht, ſie zu bedeutenden und ſchönen Zierrathen erheben.

Die Sculptur und jede Art von plaſtiſcher Bildnerey ruht Anfangs überall auf dem Grunde der Baukunſt, an welchem ſie, wie an ihrem mütterlichen Boden, in den älteſten Zeiten noch feſtgewachſen erſcheint, wie dieſes auch in der aegyptiſchen Kunſt ſehr bemerklich iſt; und nur ſchwer und langſam kann ſie ſich dieſer Wurzel ihres Urſprungs entwinden. Am meiſten hat ſich bey den Griechen die Plaſtik von der Baukunſt losgetrennt und ſelbſtſtändig entwickelt, je mehr dieſe ſelbſt aus der alten ſymboliſchen Rieſengröße und Erhabenheit zu einer bloß gefälligen Symmetrie herabſtieg und überging; und eben darum hat die Sculptur auch bey den Griechen, andrer mitwirkenden Urſachen nicht zu gedenken, eine ſo hohe Stufe von eigenthümlicher Vollkommenheit erreichen können. Dagegen hat ſich die Bildnerey des Mittelalters von der chriſtlichen Baukunſt niemahls recht frey abtrennen und am wenigſten ſelbſtſtändig entfalten mögen; wofür ſich zwey Gründe geſchichtlich anführen laſſen. Einmal iſt die Fantaſie in der gothiſchen Baukunſt ohnehin ſo vorherrſchend, und lebendig wirkſam, daß bey ſo voller Befriedigung des Kunſtſinnes von dieſer Seite, um ſo weniger ein Bedürfniß übrig blieb, das Auge noch mit andern Bildwerken zu erfüllen; anderntheils war in den chriſtlichen Gegenſtänden der kirchlichen Verehrung mehrentheils eine ſehr bedeutſame Farbenſymbolik ſo weſentlich eingreifend, daß den Abbildungen, welche die Andacht erheiſchte, nur durch Gemahlde ein Genüge geleiſtet werden konnte: wodurch denn die Mahlerkunſt ein entſchiedenes Uebergewicht über jede andre Art von Bildwerken in der neuern Kunſtentwicklung erhalten mußte.

Auch die alte Kirche zu Rheims, der Stadt, wo ehedem die Könige gekrönt wurden, war reich mit heiligen Bildniſſen geſchmückt; an der Vorderſeite bildeten ſie, wie in Notre Dame, eine grade Reihe, in einer Blende bedeckt, einer neben dem andern ſtehend. Dergleichen Bildniſſe ſind freylich in ganz Frankreich, den Niederlanden, und ſelbſt in den Rheingegenden, faſt überall herabgeworfen und zerſtört, und dieſes iſt vielleicht der größte Schaden, welchen die Revolution in Frankreich ſelbſt, der Kunſt zugefügt hat. Die Kirche zu Rheims ſcheint in einem noch ältern Styl als die zu Paris zu ſeyn, noch bunter verziert, aber roher gearbeitet; die Thürme ſind auch nicht fertig, doch ſcheinen ſie etwas weiter geführt, als die von Notre Dame.

Cambray.

Die Gegend zwiſchen Paris und den Niederlanden iſt wüſt für das Auge, wenig bedeutend, ohne Abwechſelung, und meiſtens auch wohl nicht eben fruchtbar. Das innere alte Frankreich iſt im Ganzen eben kein vorzüglich geſegnetes Land; Burgund und die Normandie ſind Ausnahmen. Man kann begreifen, daß die Nation nach fremden Beſitzungen ſtrebt, und alle die, welche ſie in den letzten anderthalb Jahrhunderten erworben hat, gehören zu den ſchönſten und reichſten in ganz Europa. Ja es ließe ſich bezweifeln, ob der Ertrag des Bodens in den alten Gränzen hinreichend ſeyn würde, die Nation zu ernähren, da dieſe von Alters her keinesweges zu den kunſtfleißigen und arbeitſamen gehört, wie zum ſorgfältigern Anbau erforderlich ſeyn würde; ſo daß ſie gewiſſermaßen durch die Noth gezwungen geweſen ſcheinen, bey leicht anwachſender Bevölkerung, wie ſchon zu der Gallier Zeiten, in kriegeriſcher Wanderung auch auswärts Eroberungen zu ſuchen, gleich jenen zahlreichen Stämmen in den wenig angebauten Steppen des mittleren Aſiens.

In und bey Cambray wurden meine Augen durch ein höchſt wunderbares Schauſpiel gefeſſelt, das ich nur im Vorüberfahren erhaſchen, aber doch bey den mannigfaltigen Wendungen des Weges eine halbe Stunde lang verfolgen konnte. Es war die durchbrochene Spitze eines gothiſchen Thurmes, der allein noch übrig da ſtehet, von der als Nationalgut verkauften, auf einer Anhöhe gelegenen, Kathedrale. Es geſchah dies während der Schreckenszeit; der Käufer zahlte in Aſſignaten, und ſoll an dem Marmor der Gräber und des Bodens allein ſchon weit über den Preis, den er gab, gewonnen haben.

Sonderbare Art zu bauen! Von dem oberſten Geſchoß des hohen Thurms erhebt ſich, den Wolken näher, eine ganz durchbrochene, ganz durchſichtige, ſoll ich ſagen Pyramide oder Obeliske? Es läuft ſpitziger zu als jene, weniger ſpitz als dieſer, von ſchlanken Röhren zuſammengewunden, mit Knospen mannichfach verziert, bis alles ſich oben in Eine Spitze und Knospe endigt. So ſind die eigentlich gothiſchen Thürme meiſt alle gebaut, aber man trifft nur wenige vollendet. Ich habe eine große Vorliebe für die gothiſche Baukunſt; wo ich irgend ein Denkmahl, irgend ein Überbleibſel derſelben fand, habe ich es mit wiederhohltem Nachdenken betrachtet; denn es ſcheint mir, als hätte man ihren tiefen Sinn und die eigentliche Bedeutung derſelben noch gar nicht verſtanden. Dieſe Vereinigung der äußerſten Zierlichkeit, einer unüberſehlichen und unergründlichen Künſtlichkeit der Ausarbeitung mit dem Großen, dem Unermeßlichen, dem Ungeheuren im Ganzen des Werks, iſt gewiß eine ſeltne und wahrhaft ſchöne Vereinigung entgegenſtehender Fähigkeiten und Geſinnungen des nach dem Höchſten, wie in das Kleinſte, gleich ſehr hinſtrebenden menſchlichen Sinnes.

Keine Art ſoll die andere verdrängen in der Kunſt. Gewiß würden mich die älteſten Denkmahle der griechiſchen Kunſt zu Athen, Girgenti und Paeſtum mit Ehrfurcht erfüllen, da ſchon die ſchwachen Umriſſe und Zeichnungen aegyptiſcher, perſiſcher und indiſcher Alterthümer und Rieſenwerke mich oft mit dem tiefſten Erſtaunen und Bewunderung erfüllten. Aber was man ſo gewöhnlich den griechiſchen Geſchmack nennt, iſt doch meiſtens nur nach den Werken der ſpätern Zeit gebildet und nachgemacht, wo der Sinn des Großen ſchon verloren war, wie es auch in andern Künſten ſo bald geſchah bey den Griechen, und ſtatt deſſen nur eine angenehme, aber bedeutungsloſe Symmetrie geſucht ward.

Die gothiſche, oder wie man es in der nächſten geſchichtlichen Beziehung wohl auch nennen könnte, die deutſche Baukunſt, weil ſie ja allen deutſchen Völkern gemein war, und deutſche Baumeiſter, auch in Italien, wie in

Frankreich und ſelbſt in Spanien viele der wichtigſten ſogenannten gothiſchen Gebäude aufführten; die altdeutſche Baukunſt verdient es wenigſtens gewiß, daß man ihre noch unerforſchte Tiefen zu ergründen ſtrebe. Sie blühte zu ihrer Zeit ganz beſonders in den Niederlanden, erreichte da, wie es ſcheint, die höchſte Vollkommenheit. Kaum iſt eine Stadt in Brabant, welche nicht ein oder das andere merkwürdige Denkmahl derſelben enthielte.

Uebrigens dürfte die Benennung der gothiſchen Baukunſt, ſobald man dieſen groſſen Nationalnahmen nur in ſeinem vollſtändig umfaſſenden Sinne auffaßt, für die altchriſtliche und romantiſche Bauart des Mittelalters, von Theodorich bis auf die moderne Zeit, ſehr angemeſſen und für immer beyzubehalten ſeyn; ſo wie auch die ſcheinbar willkührliche und wenig paſſende Benennung des Romantiſchen, welche uns jetzt die vorherrſchende Fantaſie in der Dichtkunſt des Mittelalters ſo charakteriſtiſch zu bezeichnen dient, nicht füglich entbehrt und durch kein andres hiſtoriſch ſo bedeutſames Wort erſetzt werden kann.

Nachdem auch die Burgunden und Vandalen, und einem Theile nach ſelbſt die Longobarden, gothiſche Völker geweſen ſind, dieſe mithin die chriſtlichen Königreiche im ſüdlichen Deutſchland und Frankreich, in Italien und Spanien zuerſt geſtiftet, und bis in den ſkandinaviſchen Norden hinauf wurzelnd, zugleich über das ſüdliche Rußland und die Länder von Pohlen und Ungarn geherrſcht haben; ſo iſt dieſes der eigentliche welthiſtoriſche Nahme für die Geſammtheit der germaniſchen und deutſchen Volksſtämme. Denn mit den Gothen beginnt eben der vorherrſchende Einfluß des germaniſchen Stammes und deutſchen

Sinnes, in der Geſchichte, in den Sitten und Staaten des Abendlandes, wie in der Kunſt und Poeſie. Die gewöhnlichen Einwürfe einiger Kunſtkritiker gegen den gothiſchen Nahmen, rühren bloß daher, daß ſie den Sinn ſolcher Bezeichnung nicht großartig und welthiſtoriſch genug aufzufaſſen wiſſen. Es möge ſorgfältig nachgeforſcht und aufgezeichnet werden, welchen bedeutenden Antheil deutſche Meiſterſchaft auch in dieſer Kunſt, an den Werken und Hervorbringungen anderer Länder gehabt hat; wir können aber unmöglich eine Bauart die deutſche nennen, welche über alle jene einſt von den Gothen beherrſchten Länder, vom äußerſten Oſten bis zum fernen Weſten des chriſtlichen Abendlandes geblüht hat, da uns dieſe ausſchließend deutſche Benennung nur auf das, ſeit König Konrad von den übrigen Reichen abgeſonderte, deutſche Vaterland in viel zu enge Schranken zurückführen würde; ſo wie, wenn man dieſe eigenthümliche Baukunſt die germaniſche nennen wollte, dieſes in ein zu frühes, für die Kunſt noch dunkles Alterthum hinaufginge. Die Benennung der altſächſiſchen, ſo wie ſpäterhin der blühenden normänniſchen Baukunſt, iſt zwar für England ganz anpaſſend, als die zwey Hauptepochen der ältern innern Geſchichte dieſes Landes bezeichnend, weniger aber für das übrige Europa. Zwar möchte man für den altſächſiſchen Nahmen, zu Gunſten von Deutſchland, das beſondre Aufblühen der Baukunſt unter den großen ſächſiſchen Kaiſern anführen, wie auch, daß Kölln, wo die herrlichſten Werke dieſer Art, aus dem früheren wie aus dem ſpäteren Styl, vereinigt daſtehen, leicht die bedeutendſte Stadt in Alt-Sachſen geweſen. Indeſſen bleibt doch auch ſo die

Benennung zu beſchränkt, als daß man ſie auf das ganze chriſtliche Abendland und alte Römer-Reich ausdehnen konnte, welches dem größeren Theile nach eben durch die Gothen germaniſch geworden iſt.

Daß die erſten, rohen Anfänge und Elemente der chriſtlichen Baukunſt neugriechiſch oder neurömiſch geweſen, iſt allgemein bekannt, und bedarf es deshalb kaum einer beſondern Bezeichnung. Was den Styl dieſer neuen Bauart aber vorzüglich und beſonders auszeichnet, iſt das vorherrſchende Element der kühnſten Fantaſie, und dieſer Charakterzug iſt aus der germaniſchen Wurzel gekommen und wird daher mit Recht gothiſch genannt. Daß dieſer Eintritt eines neuen Princips von einem ganz eigenthümlichen Naturgefühl in die Baukunſt, wie in andere Zweige der Bildung und des Lebens, auch in einem engeren geſchichtlichen Sinne, gleich mit den Gothen begonnen hat, und ſchon von da an bemerklich iſt, obwohl es erſt ſpäter und ſehr allmählig weiter um ſich greifen, und zur allgemeinen Herrſchaft gelangen konnte, wird ſchon durch die architektoniſchen Denkmahle von Ravenna hinreichend beurkundet. Von den beyden Epochen der gothiſchen Baukunſt aber, könnte die ältere, wegen der in dieſem Kirchenſtyl vorwaltenden Idee, am ſchicklichſten die altchriſtliche genannt werden. Die neuere Epoche, welche die Engländer den blühenden normanniſchen Styl nennen, würden wir als die romantiſche Bauart bezeichnen, weil hier jenes Element der kühnſten, baukünſtleriſchen Fantaſie erſt zu ſeiner vollſten Entwicklung gelangt iſt.

Sehr auffallend und groß iſt die Verſchiedenheit der Niederlande von dem innern Frankreich. Zwar flach iſt das Land auch; aber dieſe überall verbreitete Fruchtbarkeit, das friſch ſchimmernde Grün auf den bewäſſerten Wieſen und Feldern, von Büſchen und Baumreihen überall luſtig umkränzt und durchſchnitten, gewähren den Anblick eines großen ununterbrochenen Gartens. Und dieſe Fruchtbarkeit iſt nicht eine müßige Gabe der Natur allein; ſie iſt vielmehr größtentheils die Frucht, und hat auch das Gepräge des menſchlichen Fleißes, der ſo angewandt, faſt als Kunſtſinn erſcheint, und durch ſolchen Anbau das Land und den Boden ſelbſt wie in ein Kunſtwerk verwandelt. Für eine ſolche einzige Benutzung oder Umgeſtaltung eines, wenigſtens theilweiſe, ungünſtigen Bodens, giebt außer den Niederlanden die Schweiz ein ganz ähnliches, noch ſchöneres Beyſpiel. Im Charakter des deutſchen Stammes ſcheint eine beſondere Fähigkeit zu dieſer Art des Kunſtfleißes zu liegen, wozu die Veranlaſſung vielleicht ſchon in ihrer älteſten Geſchichte zu ſuchen iſt.

Und man glaube nicht, daß dieſe geringere Art des Kunſtſinns, dieſer ſchöne und ſinnreiche Fleiß ganz ohne Beziehung wäre auf die Bildungen der höhern Kunſt. Die reichſten und ſüdlichſten Länder ſind gar nicht immer, und ausſchließend, die günſtigſten für die Kunſt; die Natur giebt da alles, es lebt ſich von ſelbſt, und die Menſchen werden träge. Im Norden hingegen, wo die Bedingungen des Daſeyns ſelbſt erſt künſtlich herbeygeſchafft und begründet werden müſſen, da wird alles künſtlich, weil das Leben ſelbſt gleichſam eine Kunſt iſt, nur durch Kunſt erhalten und verſchönert werden kann. Darum iſt das arme nördliche Europa auch das eigentliche Land der Kunſt; das reiche Aſien zwar das alte Mutterland der Dichtung, in der Kunſt aber hat es der jüngern Tochter weichen müſſen. Aus einem ähnlichen Grunde hat vielleicht Aegypten, welches wenigſtens zum Theil von der Natur ſehr verungünſtigt iſt, und nur durch Kampf und künſtliche Mittel zu dem gemacht werden konnte, was es war, eine höhere Stufe der bildenden Kunſt errungen, als in Perſien oder Indien erreicht werden konnte.

Beſonders aber im Norden war eine gränzenloſe Neigung zu einer durchaus alles bildenden, alles benutzenden und alles verzierenden Künſtlichkeit einheimiſch, und faſt zur andern Natur geworden. Auch giebt es wohl kaum eine Art des Kunſtfleißes, die nicht in den Niederlanden geblüht hätte, da ſie noch als freye Länder ein eigenes Daſeyn hatten und mit dem deutſchen Reich im glücklichen Vereine ſtanden. Die Entfremdung von dieſen und von der deutſchen Sprache hat freylich die Einwohner um viele Stufen zurückſetzen müſſen; doch erkennt man, beſonders auf dem Lande, noch leicht die Spuren der deutſchen Art. Die Geſichter ſind gar nicht, wie man ſie ſich meiſtens denkt, wenn man den Begriff flämiſcher Geſtalten von den ſpätern oft ſehr willkührlich manierirten Mahlern entnommen hat. Es ſind vielmehr feſte, hartbeſtimmte und eckichte aber freundliche und treuherzige Geſichtsbildungen; ſchwarzes Haar iſt am häufigſten. In den Städten, wo der alte Schlag ſeit langer Zeit mit Ausländern vermiſcht ward, iſt es freylich anders; da mag man Urbilder genug finden zu den aufgedunſenen und verſchwommenen Formen jener niederländiſchen Mahler; die Miſchung der Stämme iſt ſelten der Geſtalt günſtig.

In Brüſſel ſieht man an dem großen Marktplatze ein ſchönes Rathhaus in gothiſcher Bauart; den künſtlichen ſchlanken Thurm ziert oben ein vergoldeter Engel Michael mit dem Drachen. Auch iſt da noch das Kuilembergiſche Haus zu ſehen, mit demſelben Altan, wo Alba ſtand und zuſah, als Egmont enthauptet ward.

Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte die Domkirche der heil. Gudula. Sie iſt eingerichtet wie die meiſten gothiſchen Hauptkirchen; auf der freyeſten Anhöhe der Stadt gelegen, der aus drey neben einander liegenden Thüren beſtehende Haupteingang, durch zwey hohe, gegen Abend gelegene Thürme geziert; Chor und Hochaltar gegen Morgen; dieſe Thürme nicht ſowohl reichlich verziert, als vielmehr aus lauter kleinern Thürmen zuſammengewachſen und aufgeſchoſſen ſcheinend; und auch an den umgebenden Seitenträgern des Hauptgebäudes alles in Knoſpenthürmchen aufſchießend und zierlich endend. Die Thürme ſind beyde unvollendet, das Innere der Kirche ſo ganz im Kriege zerſtört, daß eine gewaltſame Umänderung freylich unvermeidlich ſeyn mochte. Ein breites großes Glasgemählde an der Abendſeite ſtellt das jüngſte Gericht dar, wie ſich ſolches auch in andern gothiſchen Kirchen nicht ſelten findet; die wunderbar künſtlich in Holz geſchnittene Kanzel dagegen, unten den Sündenfall, oben die Mutter Gottes im Sternenkranze mit dem Chriſtkinde, welches mit dem Kreuz der Schlange den Kopf zerſtoßt. Der Baum bildet das ganze wunderbare Gebäude oder Gewächſe; der gebeugte Adam hilft die Kanzel tragen. An der dem ausführenden Künſtler vorgegebenen Zeichnung, möchte dem Tadler vielleicht nicht alles gefallen; die Kunſt aber des Schnitzwerks war gewiß bewundernswerth, und iſt wohl ſchwerlich wieder ſeit jener Zeit auf eine ſo hohe Stufe getrieben worden. Höchſt künſtliche und zierliche Arbeiten von Holz, oder auch von Eiſen und Bronze, zieren eine gothiſche Kirche ungemein; Marmor macht immer ein Misverhältniß und eine Störung, ſeyen es Gräber, Statuen, oder auch kleinere Säulen an Altären oder an Denkmalen. In Italien hat der Marmor als Stoff und Baumaterial der älteren Kirchengebäude einen ganz eigenthümlichen Styl der gothiſchen Baukunſt begründet, welchen man wohl als den italiäniſchen bezeichnen und als deſſen reinſtes Beyſpiel vielleicht der wunderſchöne Dom von Siena betrachtet werden kann; denn die Kathedralkirche zu Florenz enthält ſchon manche Annäherung an die antike Bauart und der Dom zu Mayland iſt ganz dem deutſchen Styl nachgebildet. In dieſer italiäniſchen Marmorart des ältern gothiſchen Kirchenſtyls, zeigt ſich nun jenes Princip und Streben nach der reichſten Fülle der Fantaſie, welches die gothiſche Baukunſt überhaupt auszeichnet, da die Künſtlichkeit in den Verzierungen am Marmor doch nie ſo hoch getrieben werden kann, als im nordiſchen Sandſtein, theils in der mannichfachen Miſchung der verſchiedenfarbigen Marmorarten, nach Art der Moſaik, Theils auch in der überhaupt vorherrſchenden Neigung zur Moſaik ſelbſt, an der reichgeſchmückten Vorderſeite, dem kunſtreichen Fußboden oder dem prachtvollen Gewölbe oben, wie in der großen

Markuskirche zu Venedig, an jenem Dome zu Siena und andern altitaliäniſchen Kirchen.

Solche allegoriſche Vorſtellungen, wie die vom jüngſten Gericht, vom Sündenfall und dem Siege des Glaubens an bedeutenden Stellen der alten Kirchen, wie Eingang und Kanzel in der Mitte des Schiffs, ſind nicht für bloße Zierrathen zu halten. Die Bedeutung war das vornehmſte Ziel jener alten Künſtler, und man kann nicht zweifeln, daß ſie oftmals die beſtimmte und bewußte Abſicht hatten, in den ſichtbaren Gebäuden der Kirche, die Kirche ſelbſt, im geiſtigen Sinne nämlich, den Begriff derſelben, nach dem verſchiedenen Verhältniſſe darzuſtellen und anzudeuten, da ſie bald als ſtreitend, bald als triumphirend gedacht wird. Wie iſt es aber möglich, die Pracht und den zauberhaften Eindruck eines ſolchen Glasgemähldes, wie das erwähnte, zu beſchreiben, wenn die Beleuchtung eben günſtig, nicht zu blendend helle, und auch nicht allzu trübe iſt. Es iſt wie ein himmliſcher Teppich von Edelſteinen und Kryſtallen, wie die hellſchimmernde Oberfläche eines Meeres von feurigen Blumen, wo in beweglichen Wellen alle Geheimniſſe der Farbe und des Lichts in räthſelhaften Verſchlingungen an unſerm Auge immer von neuem vorüber ſchimmern.

Auch dieſes herrliche Werk war beſtimmt, der neuen Anordnung und nothwendigen Veränderung zu weichen, und wird vielleicht nach England wandern müſſen, wohin auch größtentheils die Glasgemählde aus St. Denis gekommen ſind.

Löwen.

Die Zeiten ſind nicht mehr, da Löwen allein viertauſend, Mecheln über dreytauſend, und Gent vierzigtauſend Tuchweberſtühle beſchäftigen konnte, und auch andere Arten des Kunſtfleißes nach eben dem Verhältniß blühten. Handel und Gewerbe hatten damals, wie jetzt in England, ihren Sitz in Deutſchlant, und ganz beſonders in den Niederlanden. Wie reich und blühend in Handel und Gewerbe Deutſchland noch unter Maximilian war, davon kann man bey Machiavelli eine merkwürdige, und faſt allen Glauben überſteigende Schilderung leſen. Doch auch ſo iſt Brabant ein ſehr reich begabtes und begünſtigtes Land, und dem nachdenkenden Reiſenden merkwürdig durch die überall verbreiteten Spuren und Denkmähler alten Reichthums und alter Kunſt.

Die Stadt Löwen enthält ein berühmtes Denkmahl gothiſcher Baukunſt in dem bewundernswürdigen, herrlich vollendeten Rathhauſe. Wir betrachteten es aufmerkſam beym grauen Scheine des erſten Morgenlichts; ich habe oft wahrgenommen, daß bey einer hellen Nacht, oder in der Dämmerung, die großen Umriſſe an Gebäuden noch deutlicher und reiner hervortreten von dem nicht ſo blendenden Hintergrunde. Was dieſes Gebäude beſonders auszeichnet, iſt neben dem Charakter der äußerſten Zierlichkeit, der Ausdruck des Reichthums, und der einer ſchönen Einfalt und eines reinen Ebenmaaßes. Denn ganz irrig iſt die Vorausſetzung, als ſeyen dieſe letzten Eigenſchaften aus Werken der gothiſchen Baukunſt durchaus verbannt; es iſt wahr, in einigen wird das Ebenmaaß durch abſichtliche Ungleichheit verletzt, wie an dem Straßburger Münſter; aber dieſes iſt kein allgemeines Geſetz, ſondern nur Ausnahme. An andern gothiſchen Gebäuden beobachtet man bey dem größten Reichthum von Zierrathen eine ſtrenge Symmetrie und eine durchgehende Gleichförmigkeit und Harmonie in der ſchönen Fülle. Für die Schönheit der Verhältniſſe und das zierlichſte Ebenmaaß nimmt das Rathhaus von Löwen im kleineren oder mittleren Maaßſtabe, wie der Köllner Dom im allergrößten, eine vorzüglich hohe Stufe der Vollkommenheit ein, unter den Werken der gothiſchen Baukunſt. Denn jene ſeltneren Fälle einer abſichtlichen Verletzung der Symmetrie aus irgend einem Grunde der Fantaſie, bilden nur eine Ausnahme. Außerdem aber herrſcht nicht Mangel an Symmetrie in den vollendeten Werken der gothiſchen Baukunſt; wohl aber iſt es eine andere, von der griechiſchen ganz verſchiedne, und durchaus eigenthümliche Symmetrie, die ihr eignes Princip und Geſetz der baukünſtleriſchen Fantaſie hat.

Da alle Bilder an der Vorderſeite des Rathhauſes in Löwen herausgeworfen ſind, wo ihrer über hundert waren, wie man an den leeren Stellen der kleinen Blenden zählen kann, wo ſie geſtanden hatten; ſo iſt dies ſchöne Kunſtwerk freylich nun ſehr entſtellt und verunſtaltet.

Lüttich.

Das Lütticher Land iſt reich, die Stadt ſchön gelegen, aber häßlich gebaut; und auch die Bewohner fallen in Sprache, Geſichtszügen und Sitten beym erſten Eindruck nicht angenehm auf. Man glaubte ſich ſchon auf deutſchem Boden, und geräth aufs Neue ins Franzöſiſche; doch iſt das Franzöſiſche, welches die Wallonen reden, ſehr abweichend. Man ſchreibt dies dem Einfluß der ſtarken Kolonien von Spaniern und Italiänern zu, welche Karl der Fünfte hier anſiedelte. Die Art, wie ſich hier an der Gränze das Franzöſiſche, Flammändiſche und Deutſche kreuzt, könnte Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen über die Richtung der alten Einwanderung und Bevölkerung geben. Aus dieſem franzöſiſch-deutſchen Gränzlande war der berühmte Gottfried von Bouillon, jener erſte Anführer der Kreuzfahrer, von dem wir den bedeutenden Zug leſen, daß da er beyde Sprachen gleich fertig redete, er die gegenſeitige Abneigung der deutſchen und franzöſiſchen Ritter um ſo beſſer zu beſänftigen wußte.

Die Domkirche zu Lüttich iſt ganz zerſtört, da beſonders das Bley, womit ſie gedeckt war, die Raubgier auf ſich zog. Soll ich einem Kupferſtich und dem beſtätigenden Urtheile einiger Sachkundigen trauen, ſo war es für die Kunſt durchaus kein Verluſt. Das Schlechte und das Mittelgut gehört allen Zeitaltern und allen Gattungen an; es findet ſich unter den gothiſchen Denkmahlen, wie unter den griechiſchen. Nur wäre zu wünſchen, daß man lieber auch ſchlechtere alte Denkmahle erhielte, als das Urtheil darüber dem Vorwitz ſolcher Menſchen zu überlaſſen, welche vielleicht wegen des Gewinns ein Intereſſe haben, ſie herabzuſetzen.

Unter den vielen Eigenheiten des walloniſchen Volkes, iſt dem Fremden nichts ſo auffallend, als die beſondere, ganz ausſchweifende Liebe zur Muſik, die ſich auch bis auf Wettgeſänge künſtlich abgerichteter Finken erſtreckt; welche Wettgeſänge als wahre Volksfeſte mit aller Leidenſchaftlichkeit antiker Wettkämpfe betrieben werden. Von dieſer Liebe der Lütticher zur Muſik finden ſich die Spuren ſchon im Mittelalter. Noch iſt zu merken, daß Diderot aus dieſer Stadt gebürtig war, die ſo viel Eigenes hat, und obgleich franzöſiſch redend, damals doch auf keine Weiſe zu Frankreich gerechnet werden konnte. Eine etwas andere Lage der Dinge, eine etwas andere Wendung ſeines Schickſals, und er, der als Gränzbewohner die Wahl hatte, konnte ſich in Deutſchland niederlaſſen, ſich an die deutſche Sprache anſchließen, die vielleicht ſeinem Geiſte und künſtleriſchen Sinne angemeſſener geweſen wäre, und gewiß wäre er unter uns auf die Länge nicht ſo verkannt worden, als es jetzt in Frankreich geſchieht.

Achen.

Hügel, Gründe und helle Bäche, wie man ſie in Deutſchland ſieht, verkündigen die Nähe von Achen; der friſche Waldgeruch weht einen an, und man fühlt ſich angenehm erregt zur Erinnerung und zum Anſchauen. Einen ganz eigenthümlichen Reiz hat der Hügel bey Achen, wo die heiße Quelle dicht neben der kalten entſpringt; auf der Anhebe bilden ſich kleine ſtille Seen, zwiſchen denen wir an einem heitern Frühlingstage luſtwandelten. Etwas ferner liegt, gleichfalls mitten im Waſſer, die Ruine von Frankenberg, die noch aus Karls des Großen Zeiten ſeyn ſoll. Die Burg iſt ganz zerfallen, Schwäne zogen auf den ruhigen Waſſern, ein Kind ſaß am Brunnen und las in einem von jenen Volksbüchern, in denen noch die ſchwachen Reſte alter Fabel und Dichtung fortleben.

Hier war der Lieblingsſitz jenes großen Karl, deſſen tief eingreifende Gedanken und Einrichtungen zum Theil noch jezt ihre Wirkung nicht ganz verloren haben. Sonderbar bleibt es, daß er ſeine liebſten Schlöſſer und Wohnplätze nur in dieſen Gegenden längs dem Rheine hinauf ſich wählte, zu Nimwegen, zu Achen und zu Ingelheim. Wenn man es auch aus der Geſchichte weiß, daß die Sprache des Hofes und des Adels in Frankreich unter den beyden erſten Dynaſtien die deutſche war, die Fürſten alſo das Deutſche liebten, weil ſie ſelbſt noch Deutſche waren; ſo lange man ſich Karln als einen König von Frankreich denkt, der von da aus Eroberungen machte, bleibt es immer auffallend, daß er ſeinen Sitz ſo weit von der Mitte, ſo ganz an der Gränze nehmen konnte, wenn nicht anders die Kriege gegen die Sachſen ihn bewogen haben, in der Nähe zu bleiben. Vielleicht aber beſtimmten ihn, nach der Art jener Zeiten, viel einfachere Beweggründe, als jene politiſchen. Es muß gewiß in Anſchlag gebracht werden, daß Karls Vorfahren Auſtraſien zuerſt beherrſchten, und wahrſcheinlich als das eigentliche Stammgut ihres Hauſes und Reichs betrachteten; Neuſtrien und Aquitanien aber, oder das innere Frankreich, nur als eine neuere Erwerbung.

Im Achner Dom ruhten Karls Gebeine; doch iſt hier, wie überhaupt, wenig oder nichts mehr vorhanden von den Werken ſeines Bauverſtändigen Gerhard. Der Chor iſt aus einer neueren Epoche der gothiſchen Baukunſt; nicht zu tadeln, aber auch nicht ſehr ausgezeichnet. Die vielen, langen, ſchmalen, wenig verzierten, dicht neben einander gereihten, und nur durch ganz maſſive Träger getrennten Fenſterbogen, verrathen den Styl des vierzehnten Jahrhunderts, da die gothiſche Baukunſt ſchon im Verfallen war. Die runde Vorkirche um das Grabmahl zierten vorphyrne Säulen, die man von Kölln aus der alten Sankt Gereons Kirche zu dieſem Behufe wegführte, wohin die Kaiſerin Helena, Mutter Conſtantins des Großen, ſie geſchenkt hatte; ſo wie auch in Italien und in Griechenland Bruchſtücke heidniſcher Tempel zur Verzierung chriſtlicher Kirchen nicht ſelten gebraucht wurden. Dieſe Säulen ſind jetzt in Paris; eine davon, welche zu Kölln geblieben war, iſt im Kriege zerbrochen.

Die chriſtliche Baukunſt der älteſten Zeiten gründete ſich, was die einzelnen Beſtandtheile betrifft, freylich auf die ſpätere Baukunſt der Griechen und Römer; aber da mit dem Chriſtenthume ſeit Conſtantin eine ganz neue Idee und Bedeutung in die Baukunſt kam, welche durch das ganze Mittelalter ihre Einflüſſe erſtreckt hat, ſo iſt dieſe conſtantiniſch-griechiſche Baukunſt doch keinesweges mehr zum griechiſchen Alterthum zu rechnen, ſondern gehört vielmehr der neuen Ordnung der Dinge an. Die Religion macht auch hier die eigentliche Scheidung. So rechnet man ja auch die chriſtlichen oder gereimten Gedichte der ſpätern Römerzeit nicht mehr zu der alten Litteratur. Doch iſt freylich ſpäterhin aus jenen geringen Anfängen in der gothiſchen Baukunſt etwas ganz Eigenes und durchaus Neues entſtanden. Die Wunderwerke altdeutſcher Baukunſt einzig und allein auf dieſen ihren erſten Urſprung zurückführen, das wäre, als wollte man die höchſten Meiſterwerke der neuern Dichtkunſt, eines Dante oder Calderon, aus den Leoniniſchen Verſen der Alten ableiten, weil hier doch auch der Reim, und ſchon früher ſich findet.

Das Volk von Achen ſcheint ſehr aufgeweckt und fröhlich zu ſeyn, wie es der alte fränkiſche Stamm wohl überhaupt war. Das Deutſche, welches man hier ſpricht, iſt eine eigene, ziemlich abweichende Mundart, welche dem Fremden wegen des Singenden nicht angenehm auffällt. Eben ſo iſt es zu Kölln, es könnte einem anfangs Plattdeutſch ſcheinen; doch dieſes iſt es keineswegs, ſondern es ſind vielmehr eigenthümliche Miſchungen des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen, welche ſich nur dadurch auszeichnen, daß ſie roher und unbearbeitet geblieben ſind. Aus ſolchen Miſchungen aber, wo die verſchiedenen Beſtandtheile des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen mehr verſchmolzen und inniger vereinigt ſind, iſt im mittlern Deutſchland vorzüglich dasjenige gebildete Deutſch entſtanden, aus welchem die jetzige Schriftſprache hervorgegangen iſt. Darum wären auch dieſe, freylich etwas ungebildeteren Mundarten, der Aufmerkſamkeit des Sprachforſchers nicht unwerth. In einem der älteſten der bis jetzt bekannten epiſchen Gedichte der Deutſchen, dem Lobgedichte auf den heil. Anno, ſind die Spuren der köllniſchen Mundart unverkennbar.

In der Köllniſchen Mundart werden noch viele Römiſche Wörter, obwohl ziemlich verſtümmelt und Anfangs unkenntlich, gefunden. Der Verkehr mit den holländiſchen Schiffern und die Menge der Fremden in einer ſo volkreichen Handelsſtadt mußte auch in der Sprache manche Einmiſchung veranlaſſen. Einiges Fränkiſche iſt vielleicht gleich von der erſten Anpflanzung her darunter geweſen; da wir die Ubier oder Oberländer wohl zu dieſem Stamme zu zählen haben. Indeſſen iſt ſonſt die Grundlage, in der Sprache wie im Menſchenſtamm und Charakter, zu Kölln im Weſentlichen durchaus altſächſiſch: wie man dieſes auch zu Bonn noch ſehr deutlich empfindet. In Coblenz iſt es dagegen ſchon durchaus in allem, die leichtere lebhafte, fränkiſche Art; die Gränzſcheide des altſächſiſchen und fränkiſchen Stammes und Charakters iſt irgendwo in der Mitte zwiſchen dieſen beyden Städten zu ſuchen.

Neuß.

Die Kirche dieſer kleinen Stadt gehört dem Styl nach zu den roheren gothiſchen. Der Haupteingang mit nur einer Thüre an der Vorderſeite, hat auch nur einen einzigen gewaltigen, ſchweren, viereckigten Thurm, der aber übrigens ſchön und reich verziert iſt. Die Spitze iſt durch das Wetter abgeſchlagen, ſo daß er nun eher einem ſchweren feſten Burgthurme ähnlicher ſieht, als einem ſchlankgewachſenen, aus lauter Zierrathen und kleinern Thürmchen wie zuſammengewachſnem, und aufſchießendem Spitzthurme, wie man ſie an den vollendetſten und zierlichſten gothiſchen Gebäuden durchaus ſieht. Für die Frage vom Urſprung der gothiſchen Baukunſt aber ſind die plumpen ſchweren Thürme nicht unwichtig, die man hier und da, und nicht ſelten grade an den ältern Kirchen ſieht. Ich ſah dergleichen ſogar mit Burgzinnen, zum deutlichen Beweiſe, daß es nicht eine willkührliche Vergleichung oder zufällige Ähnlichkeit iſt, die uns hier an die alten Ritterburgen erinnert, ſondern eine abſichtliche Nachbildung der durch uralte Sitte ehrwürdigen Bauart. Es iſt alſo gar nicht nöthig, die gothiſchen Thürme von denen der Moſcheen abzuleiten, mit denen ſie überdem meiſtens gar keine Ähnlichkeit haben. Doch es iſt ſchon von andern erwieſen worden, daß die Hypotheſe eines arabiſchen Urſprungs der gothiſchen Baukunſt durchaus irrig iſt. Auch lauten die Nachrichten und Beſchreibungen ſolcher Gebäude in Sicilien und Spanien, von denen man hiſtoriſch weiß, daß ſie von mohriſchen Meiſtern erbaut wurden, gar verſchieden von der gothiſchen Art. Es bleibt eigentlich nichts, als die allgemeine Ähnlichkeit eines großen Reichthums der Verzierungen. Die kleinen Thürme an den Moſcheen beruhen auf einem Bedürfniß der morgenländiſchen Sitte, indem von dort aus das öffentliche Gebeth bey den Mohamedanern verkündigt wird. In dem abendländiſchen Bauſtyl iſt der nächſte Zweck und Nutzen der Kirchenthürme, daß ſie die Glocken zu tragen dienen, deren Geläute von dort aus für die Andacht der Frommen ſo herrlich ertönt. Aber wie viel großartiger und kunſtreicher hat ſich nun der chriſtliche Thurm, bis zum kühnſten Gipfel der gothiſchen Baukunſt entwickelt, als jene arabiſchen Thürmlein? Selbſt eine größere Ähnlichkeit, als dieſe, würde noch nicht beweiſen, daß ſie entlehnt ſey, da beyde, die arabiſche, wie die gothiſche und chriſtliche Baukunſt, gewiſſer Maßen aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben. Denn auch die Araber benutzten doch wohl, was ſie in den Städten Syriens und

Aegyptens, oder ſonſt von griechiſchen und römiſchen Gebäuden vorfanden. Nur freylich, daß ſie alles nach dem Bedürfniß der Moſchee und der Grundidee ihres Glaubens und ihrer Sitte geſtaltet haben, wobey ſie es aber eben nicht zu einer großen Kunſthöhe gebracht zu haben ſcheinen. Wie in der Poeſie, ſo iſt auch in der Baukunſt des Mittelalters, im Orient nicht minder als in dem katholiſchen Abendlande, die Fantaſie vorwaltend, als herrſchendes Element in jener ganzen Weltperiode. Darauf beruht die allgemeine Uebereinſtimmung, die weder von der einen noch von der andern Seite entlehnt zu ſeyn braucht; und bey der übrigens noch ein ſehr weſentlicher und großer Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der morgenländiſchen Kunſt und Fantaſie übrig bleibt, wie dieſer auch zwiſchen unſerer höhern romantiſchen Dichtkunſt, im Vergleich mit den arabiſchen Mährchen oder perſiſchen Rittergedichten Statt findet.

Neuß lag ehedem hart am Rheine, deſſen Ufer jetzt eine ſtarke Viertelſtunde davon entfernt iſt; auch an mehrern andern Stellen hat der ſchöne Strom ſein Bette verändert. Veränderungen, welche in den Jahrbüchern, ungeachtet ihrer Wichtigkeit, ſich weniger ſorgfältig aufgezeichnet finden, als die Thorheiten der Menſchen, deren ſo manche vergangen ſind, ohne auch nur eine Spur zu hinterlaſſen. Wer ſich doch in jene alten Zeiten auf einen Augenblick verſetzen könnte, als die Deutſchen zuerſt längſt dem Rheine herab, wie an der Donau herauf, ſich ergoſſen und an den fruchtbaren Ufern des königlichen Stromes anſiedelten! Welchen ganz andern Begriff von der Lebensart, den Sitten, der alten Verfaſſung und Geſetzgebung unſerer germaniſchen Vorfahren würde uns dieſer Anblick gewähren, als alles, was die verſtümmelte, und zuletzt noch durch ſeynſollende Kritik gänzlich verkehrte und verfälſchte Geſchichte beſagt.

Düſſeldorf.

Unter den vielen ſchätzbaren Gemählden, welche die hieſige Sammlung beſitzt, zeichnet ſich beſonders der Saal des Rubens aus, durch ſeinen Reichthum. Man kann von dieſem Künſtler in der That nur hier ſich einen vollſtändigen Begriff machen. Will man ihn aber nicht bloß nach ſeiner, nach der Strenge der Kunſt durchaus nicht zu lobenden Manier im Ganzen, ſondern auch von einer vortheilhaftern Seite kennen lernen, ſo muß man ſich nicht grade an die berühmteſten ſeiner Bilder halten; denn das Maaß jener Berühmtheit ward ja eben in einem Zeitalter beſtimmt, wo ſelbſt in Italien der Kunſtſinn durchaus entartet war; durch eben dieſelben Vorurtheile und vorherrſchenden modiſchen Neigungen beſtimmt, welche den Künſtler ſelbſt von dem rechten Wege ableiteten. Denn bey einem ſo ausgezeichneten Talente als Rubens war, bey einer ſo außerordentlichen Kraft des Geiſtes, muß man, wenn ihre Anwendung auch nach dem Maaßſtab der Kunſt und der Schönheit durchaus verwerflich ſcheint, doch jederzeit die naturlich gute Anlage und den ſchädlichen Einfluß des Zeitgeiſtes und anderer nachtheiliger Einwirkungen unterſcheiden, denen der Künſtler unterlag.

Rubens ſcheint in der That faſt alle Fehler, die zu ſeiner Zeit und kurz vor ihm in den verſchiedenen italiäniſchen Schulen Statt fanden, in ſich zu vereinigen; das Gewaltſame, Unnatürliche und Uebertriebene der Manieriſten aus Michael Angel[illegible] Schule, die Nachläſſigkeit und den Leichtſinn der eilfertigen Naturaliſten, das Streben nach dem Effect allein, wie bey den bloßen Coloriſten; ja ſogar die willkührlichen und misglückten Allegorien der gelehrten Mahler. Und doch bleibt er ein außerordentlich merkwürdiger Künſtler; könnte man auch nicht mehr von ihm ſagen, als daß er durch die Kraft und den Reichthum ſeiner Erfindungen alle übrigen ſchlechten Mahler zuſammengenommen aufwiegt. Ein ſo gefährlicher Abweg iſt die Nachahmung der ausländiſchen Manier, daß ſelbſt das wahre Genie dadurch meiſtens zu Grunde geht. Welche andere Stufe der Kunſt, welche andere Höhe der Schönheit würde dieſer außerordentliche Geiſt erreicht haben, wenn er, Statt der damals ſchon ganz verdorbenen und ausgearteten Italiäner, die einheimiſchen alten Niederländer, den kunſtreichen, naturgetreuen van Eyck und andere ähnliche ſich zum Vorbilde erwählt hätte, und die Wiederherſtellung ihres ſchönen und richtigen Styls durch ſein glänzendes Colorit und die Fülle ſeiner urſprünglich reichen, auf dem falſchen Wege, den er nahm, nur verwilderten Fantaſie noch erhöht und ausgeſchmückt hätte. Denn dieß iſt das ſchlimmſte bey der Nachahmung des Ausländiſchen in der Kunſt, daß ſie gemeiniglich erſt dann eingreift, wenn die Kunſt in dem nachgeahmten Lande ſchon längſt von der erreichten Vortrefflichkeit abgewichen und entartet iſt; wie auch die jetzige Zeit ſo manches, dem Namen nach freylich Griechiſches, der ſpätern ſchon entarteten Zeit, ängſtlich nachbildet, was die wahren alten Griechen ſelbſt durchaus verwerfen und verachten würden. Daher bleibt es das gefährlichſte aller Experimente, auch in der Kunſt fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wonach man ſtrebte, wird faſt nie erreicht. In der Mahlerey läßt ſich vielleicht noch eher mit wirklichen und ſcheinbaren Gründen dafür ſprechen. In der Baukunſt iſt das Widerſinnige, und nicht nur alle Kunſt, ſondern auch Sitten Zerſtörende, einer dem Auslande nachgemachten Bauart, zu fühlbar, und kann durch nichts vergütet und durch nichts beſchönigt werden. Jede Nation, jedes Land und Klima hat ſeine eigenthümliche, nur ihm eigene und angemeſſene Baukunſt; oder ganz und gar keine. Wir mögen unter unſerm nordiſchen Himmel eben ſo wenig unter offnen antiken Säulengängen luſtwandeln, als im luftigen griechiſchen Gewande, nach der Sitte der Alten, mehr auf der Straße als im Zimmer leben. Die Bauart ruht wie die Lebensſitte auf dem feſten Boden der Natur und eigenthümlichen Landesart; und wie verderblich es ſey, dieſe Grundlage der Natur zu verlaſſen, iſt jedem einleuchtend, der die Geſchichte der Kunſt und der Sitten, und ihres gegenſeitigen Einfluſſes mit einem aufmerkſamen Blick betrachtet.

Solche Gemählde von Rubens, in denen die beſſere Natur hervortritt, ich meine die faſt ohne alle Beymiſchung des Manierirten erſcheinen) ſind ſein eigenes Bildniß, nebſt dem ſeiner erſten Gemahlin, in einer Laube ſitzend; das ſo tiefe und doch leicht erſcheinende Bildniß eines Franciskanergenerals; eine Mutter Gottes, von einem vollen Kranz von Blumen und Engeln umringt, und einige andere. Sein Colorit war vielleicht urſprunglich nicht ſo manierirt, als es ſich jetzt zeigt; der ſo häufig gebrauchte Zinnober trat wohl urſprünglich nicht ganz ſo hart hervor, da die andern Farben verhältnißmäßig mehr verblichen ſeyn mögen.

Kölln.

Dieſe alte Stadt pflegt den Fremden mehrentheils zu misfallen; wie dann jede große Stadt, die in Verfall gerathen iſt, keinen angenehmen Eindruck machen kann. Doch fehlt es nicht an ſchönen großen Plätzen, oder ſolchen, die mit geringen Veränderungen verſchönert werden konnten. Die vorzüglichſten und wichtigſten Gebäude ſind günſtig und gut gelegen, frey und erhaben. Mancher Tadel flüchtiger Reiſenden iſt auch ohne Ruckſicht auf das Lokalbedürfniß abgeſprochen. Die Straßen, beſonders die nach dem Rheine zu, ſind meiſtens eng, weil alles ſich des Verkehrs und des Gewerbes wegen nach dieſer Gegend drängt; ſehr breite Gaſſen würden hier auch wegen der Strenge der Rheinluft im Frühling und Herbſt nicht eben gewöhnlich ſeyn.

Die herrliche amphitheatraliſche Lage der Stadt am Rhein, längs deſſen Ufer ſie einen halben Mond in der Ausdehnung einer kleinen Stunde bildet, die Menge der Gärten in der Stadt ſelbſt, die Schönheit des innern und äußern Spazierganges um den Wall, die beträchtliche Erhöhung einiger Theile der Stadt, gewähren einen hinlänglichen Erſatz für den Mangel an umgebenden Spaziergängen, und für die im Ganzen flache Gegend, die nur in der Ferne durch das Siebengebirge begränzt wird, inſofern es für eine ſolche Lage einen Erſatz geben kann. Doch dem ſey wie ihm wolle, Kölln möge den Forderungen des jetzigen Mode-Geſchmacks ſo wenig oder ſo ſchlecht entſprechen als möglich; für den Freund der Kunſt und der Alterthümer iſt es eine der wichtigſten und lehrreichſten Städte Deutſchlands.

Alterthümer der verſchiedenſten Zeiten finden ſich hier beyſammen. Hier ſieht man noch einen römiſchen Thurm und Stücke römiſcher Mauer aus regelmäßig behauenen Steinen von mancherley Figur, deren verſchiedene Farben Mannigfaltigkeit hervorbringen, auch wohl eine Verzierung, oder ein kleines Tempelchen bilden; nach der Weiſe jenes in Allem außerordentlichen Volkes unerſchütterlich feſt zuſammengefügt. Hier bezeichnet man uns noch die Stelle, wo das Capitol ſtand, und ſo manches Merkwürdige unter den Cäſaren geſchah; den Ort, wo die Naumachien waren, von deren bis aus den Bergen des Eifelgebirges hergeführten Waſſerleitungen noch Ruinen übrig ſind; die Stelle am Rhein, wo, wenn das Waſſer ungewöhnlich tief gefallen, noch die Pfeiler hervorragen von Conſtantins ſteinerner Brücke. Hier ſehen wir an der alten Stiftskirche St. Marien, deren Chor aus vor Carolingiſcher Zeit herrühret, das wahrſcheinlich gleichzeitige oder wenig ſpätere Bildniß der Stifterin Plectrudis, Gemahlin Pipins von Heriſtall, Urgroßvaters Karls des Großen. Dort den unvollendet gebliebenen, jetzt innen der Stadt gelegenen gewaltigen Burgthurm, an der St. Georgen Kirche, welchen der heilige Anno im eilften Jahrhundert dicht vor dem damaligen Stadtthor in nicht ſehr friedlichen Abſichten zu bauen begann. So vieler anderen höchſt merkwürdigen Denkmahle aus jeder Epoche des ganzen Mittelalters nicht zu erwähnen.

Mit einem Worte, Kölln war unter den Römern die Hauptſtadt der ihnen ſo wichtigen Germania secunda, auch in dem nachmaligen Auſtraſien von gleicher Wichtigkeit, von Otto dem Großen an, der Sitz des mächtigſten geiſtlichen Churfürſtenthums, eine der mächtigſten Hanſeſtädte, und eine der wichtigſten Univerſitäten des Mittelalters, zu welcher berühmte Männer aus den entfernteſten Weltgegenden zuſammen kamen. Hier ſtudierte jener Snorro Sturleſon aus dem entfernten Island, welcher die nordiſchen Sagen zur Edda geſammelt und verbunden hat, und Vorſteher dieſes damals ſo blühenden ſkandinaviſchen Freyſtaates war; und hieher kam von Neapel der heil. Thomas von Aquino, als zwanzigjähriger Jüngling, da er ſeiner edlen Familie entſprungen war, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Daher fehlt es denn auch nicht an bedeutenden Erinnerungen und eigenthümlichen Merkwürdigkeiten jeder Art in dieſer alten, durch innere Kriege, durch die Wirkungen der Reformation, und durch den mit der veränderten Lage der Dinge mehr oder minder allgemeiner gewordenen Verfall von Deutſchland, von ihrer ehemaligen Höhe herabgeſunkenen Stadt, die für jetzt mit den andern Städten des linken Rheinufers den Franzoſen anheim gefallen iſt.

Inſonderheit aber für gothiſche Baukunſt iſt der Reichthum an Denkmahlen daſelbſt wahrhaft unermeßlich. Von den älteſten Zeiten, da dieſelbe der chriſtlich griechiſchen nicht ganz unähnlich war, bis in die ſpäteſten, wo ſie in der ſpaniſch prächtigen, aber überladenen Bauart der Jeſuiten, ſich in die moderne Baukunſt zu verlieren anfängt, finden ſich herrliche Gebäude als Belege und Beyſpiele für jede bedeutende Stufe der Kunſt nicht nur, ſondern auch für jede einigermaßen wichtige Abweichung und Verſchiedenheit. Ja außer den Kirchen finden ſich auch noch eine hinlängliche Anzahl von ziemlich erhaltenen Privathäuſern aus der gleichen Zeit, ganz im Styl der gothiſchen Kirchen und zwar der ältern Art, welche man gewöhnlich Tempelhäuſer nennt, nach der herrſchenden, aber nicht allgemein anwendbaren Vorausſetzung, daß ſie von den Tempelherren ſeyen bewohnt worden. Ein Sachverſtändiger würde ſich hier alſo auch über die niedern Zweige, und ſelbſt den gewiß ſehr merkwürdigen, und in Rückſicht der angewandten mathematiſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe bewundernswürdigen mechaniſchen Theil der gothiſchen Baukunſt, hinreichende Auskunft und Belehrung verſchaffen können. *) Sollte es noch möglich ſeyn, eine ausführliche und genaue Geſchichte der gothiſchen Baukunſt zu ſchreiben, ehe die jetzt herrſchende Barbarey und geldgierige Zerſtörungsſucht vollends alle alte Denkmahle verwüſtet hat, ſo iſt wohl hier allein ein noch einigermaßen vollſtändiger Vorrath dazu vorhanden; was man an andern Orten ſieht, iſt meiſtens nur einzeln, und außer dem Zuſammenhange wird es ſelten verſtanden oder geachtet.

---

*) Der in den Kunſtalterthümern und der Geſchichte des Kölniſchen Mittelalters gelehrte, würdige Canonicus Wallraff hat das Verdienſt, in unſrer Zeit die Aufmerkſamkeit zuerſt wieder auf die herrlichen Reichthümer der alten Stadt am Rheine wieder hingelenkt zu haben; und auch mir diente ſeine freundſchaftliche Begleitung und ſein belehrendes Geſpräch zur vielfältigen Anregung in der erſten Betrachtung dieſer alten Kunſtſchätze.

Das merkwürdigſte aller Denkmahle iſt der Dom. Wäre er vollendet, ſo würde auch die gothiſche Baukunſt ein Rieſenwerk aufzuzeigen haben, was den ſtolzeſten des neuen oder alten Roms verglichen werden könnte. Nur der dritte Theil etwa der Kirche, ohne die Kuppel und ohne die Seitenſtücke, welche die Kreuzform bilden ſollten, und noch nicht die Hälfte nur eines Thurms ſind aufgeführt. Doch iſt auch dieſes wenige mehr, als man irgend wo ſonſt ſieht, durch die Größe der Anlage und noch mehr durch die Schönheit des Styls. Conrad von Hochſtetten, derſelbe kühne Mann, deſſen thätiger Einfluß dem furchtbaren Friedrich dem Zweyten mehr als einen Gegenkaiſer entgegenſtellte, entwarf auch dieſen erhabenen Gedanken. Der bis auf die Zierrathen vollendete, ausführliche Grundriß des unbekannten Baumeiſters iſt noch vorhanden. *) Der Bau ward angefangen im Jahre 1248, der vollendete Chor aber eingeweiht im Jahre 1322.

Alle ergreift das Große dieſes erhabenen Bruchſtücks mit Erſtaunen, und beſonders der Blick in die Höhe des Chorgewölbes erfüllt jede Bruſt mit Bewunderung. Was aber dem, der mehrere Denkmahle der gothiſchen Baukunſt mit Aufmerkſamkeit zu beobachten Gelegenheit hatte, am meiſten auffällt, iſt die Schönheit der Verhältniſſe, die Einfalt, das Ebenmaaß bey der Zierlichkeit, die Leichtigkeit bey der Größe. Den Eindruck fühlt

---

*) Seitdem wurde das Boiſſeréeſche Werk, an Fleiß und Kunſtſinn des hohen Doms würdig, dem Zwecke gewidmet, über dieſen Gegenſtand und die geſammte gothiſche Baukunſt ein volles Licht zu verbreiten, von welchem nur die erſten Strahlen in dieſen Umriſſen aufgefaßt und angedeutet ſind

jeder, der Gefühl für ſo etwas hat: beſchreiben aber oder erklären läßt ſich dieſes Gefühl weiter nicht, nur genaue Abmeſſungen, im Vergleich mit andern Gebäuden ähnlicher Art, würden lehrreiche Aufſchlüſſe über das Geheimniß jenes, dem zartern Gefühl ſo merklichen Ebenmaaßes geben können. Gewiß iſt es, daß die meiſten, auch ſehr berühmten und ruhmwürdigen gothiſchen Kirchen gegen dieſe, theils noch etwas roh und ſchwerfällig, theils aber überladen, ſpielend und weniger zweckmäßig erſcheinen. Nur das Löwener Rathhaus könnte ihr im kleinern Maaßſtabe in Rückſicht auf dieſe edle Einfalt und Schönheit des Styls an die Seite geſetzt werden. In der allgemeinen Anlage iſt der Dom, wie die eigentlich gothiſchen oder altdeutſchen Kirchen meiſtens zu ſeyn pflegen, nachdem der noch gräciſirende Styl der ältern chriſtlichen Bauart durch eine größere Künſtlichkeit ganz umgeſtaltet worden war. Die Form des lateiniſchen Kreuzes endigt im Chor nach Morgen mit einer halben Rundung; zwey hohe Thürme zieren den dreyfachen Haupteingang nach Abend, und die Querſtücke des Kreuzes ſollten noch zwey Seiteneingänge nach den andern beyden Weltgegenden bilden. In der Mitte zwiſchen beyden und der geſammten Kirche ſollte die Kuppel ſich über dem hohen Grabmahl der heil. drey Könige erheben; doch dieſes iſt nicht ausgeführt worden. Die Thürme, ein Gebäude unzähliger ſchlanker Säulen, aus immer höher und höher ſteigenden bogenförmigen Fenſtern und Knospenthürmchen wie zuſammengewachſen, ſollten fünf Geſchoſſe haben; das oberſte, ein durchbrochener Obelisk von durchſichtigen Ranken und großen Knospen, die endlich in einer einzigen großen Blume ſich enden; aber nur zwey Geſchoſſe des einen Thurms ſind fertig. Sind ſolche Thürme gleichſam unermeßliche Gewächſe von lauter Schnitzwerk zuſammengewunden und ſtolz in die Höhe ſchießend, ſo ſind die Menge der weitläuftigen Träger mit allen ihren Schwibbogen, ihren Verzierungen, ihren Knoſpen, Spitzen und Thürmen einem Walde zu vergleichen. Auch die gothiſchen Säulen, wie die im Dome, welche ſtatt einer einzigen, ein Geflechte vieler zuſammengebundenen ſchlanken Röhren darzuſtellen ſcheinen, mit nur wenig durch zwey nicht ſehr merkliche Vorſprünge angedeutetem Fuß, hoch aufſchießendem Schaft und einfachem, bald aus Weinreben, bald aus anderm einheimiſchen Laubwerk verſchiedenartig gebildeten blätterigen Knauf in der Höhe, wo ſie einen ſpitzigen und mannigfach gebrochenen Bogen bilden, hat man mit der ſtolzen Wölbung eines hohen Baumganges nicht unſchicklich verglichen. Andere haben darin eine Ähnlichkeit mit den ſchon von der Natur Säulenförmig geſtellten Baſaltſchichten finden wollen; man könnte ſie auch, was die Höhe der Bogenwölbung betrifft, wohl mit dem Waſſerſtrahl eines gewaltigen Springbrunnens vergleichen, wenn dieſer eben ſo dicht wieder herabſtrömte, als er emporſchießt. Und wenn das Ganze von Außen mit allen ſeinen zahlloſen Thürmen und Thürmchen aus der Ferne einem Walde nicht unähnlich ſieht, ſo ſcheint das ganze Gewächſe, wenn man etwas näher tritt, eher einem unermeßlichen Gebilde der kryſtalliſirten Natur zu vergleichen. Es gleichen, mit einem Worte, dieſe Wunderwerke der Kunſt, in Rückſicht auf die organiſche Unendlichkeit und unerſchöpfliche Fülle der Geſtaltung, am meiſten den Werken und

Erzeugniſſen der Natur ſelbſt; wenigſtens für den Eindruck iſt es daſſelbe, und ſo unergründlich reich die Structur, das Gewebe und Gewächſe eines belebten Weſens dem unterſuchenden Auge iſt, eben ſo unüberſehlich iſt auch der Geſtaltenreichthum eines ſolchen architektoniſchen Gebildes. Alles iſt geſtaltet, und gebildet, und verziert, und immer höhere und mächtigere Geſtalten und Zierden ſteigen auf aus den erſten und kleineren. Die Geſtalten aber und Zierrathen ſind faſt alle aus der Pflanzennatur entlehnt, weil hier die Geſtaltung nur in entfernterer Beziehung auf den nützlichen Zweck und das bloße Bedürfniß wirklich ſteht, oder doch wenigſtens in der Erſcheinung gar nicht daran erinnert, welches für dieſen Zweck daſſelbe gilt. Die Gliederung der thieriſchen Weſen hingegen erinnert jederzeit beſtimmt an ihren Zweck und das Geſchäft, zu dem ſie als Werkzeug gebildet ward. Darum iſt die thieriſche Geſtalt, vom Ausdruck weggeſehen, an ſich nicht ſo ſchön, als die der Gewächſe; die Blume iſt der Gipfel und ſelbſt die weſentliche Form der Pflanze, welche als der Schmuck der Natur, das Urbild für alle Zierrathen, auch der menſchlichen Kunſt geworden ſind.

Rein architektoniſch genommen, liegen auch in dieſen höchſten Kunſtgebilden des zweyten blühenden Styls der gothiſchen Baukunſt, dieſelben Figuren vom Dreyeck und Quadrat, nebſt der Kugel und Kreuzform, zum Grunde, wie in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl, nach tiefer Berechnung der künſtlichen Structur des ganzen Gebäudes. Aber ſie treten nicht mehr in ihrer geometriſchen Strenge und Reinheit hervor, ſondern alles iſt mit dem reichen Blätterſchmuck und mit der blühendſten Fülle des Lebens umkleidet, ſo wie auch auf dem Teppich des Frühlings, an dem Reichthum aller dieſer grünenden Gewächſe, das Geſetz ihrer Structur und die innere Geometrie der Natur, nicht mehr im Einzelnen ſichtbar hervortritt, ſondern alles frey im unendlichen Leben blüht und ſeine Schönheit entfaltet.

Das Weſen der gothiſchen Baukunſt beſteht alſo in der naturähnlichen Fülle und Unendlichkeit der innern Geſtaltung und äußern blumenreichen Verzierungen. Daher die unermüdlichen und unzähligen ſteten Wiederhohlungen der gleichen Zierathen, daher das Pflanzenähnliche derſelben, wie an blühenden Gewächſen. Und daher auch das Innigergreifende, das rührend Geheimnißvolle, das freudig Liebliche und Belebende des Eindrucks bey dem Erſtaunen über die Größe. Die gothiſche Baukunſt hat eine Bedeutung, und zwar die höchſte; und wenn die Mahlerey ſich meiſtens nur mit ſchwachen, unbeſtimmten, misverſtändlichen, entfernten Andeutungen des Göttlichen begnügen muß, ſo kann die Baukunſt dagegen, ſo gedacht und ſo angewandt, das Unendliche gleichſam unmittelbar darſtellen und vergegenwärtigen, durch die bloße Nachbildung der Naturfülle, auch ohne Anſpielungen auf die Ideen und Geheimniſſe des Chriſtenthums, welche allerdings auf die Entſtehung und Ausbildung der Kirchenbaukunſt nicht geringen Einfluß gehabt haben.

Einem ſolchen Wunderwerke der Kunſt muß jede Beſchreibung erliegen. Ich wende mich daher zu den ältern gothiſchen Kirchen in Kölln, weil ſich an dieſen, nachdem das eigentliche Weſen der gothiſchen Baukunſt an dem höchſten Beyſpiele iſt aufgezeigt worden, der Urſprung dieſer merkwürdigen Bauart am beſten wird deutlich machen laſſen.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß es zwey durchaus verſchiedene Epochen in der gothiſchen Baukunſt gebe: eine ältere, welche man wegen einiger Ähnlichkeit mit der chriſtlich byzantiniſchen Bauart die gräciſirende genannt hat; dann die vollendete ſpätere, ungleich künſtlichere, am meiſten eigentlich deutſche, von welcher bey der Beſchreibung des Doms die Rede war. Doch giebt es in beyden Gattungen noch manche ſehr ſtarke Abweichungen und Verſchiedenheiten, ſo wie der Stephansthurm zu Wien, und der Straßburger Münſter zwar zur letzten Gattung gehören, aber auch, beſonders der letzte, ſehr viel Beſonderes und Abweichendes haben. Auch iſt die gräciſirende Art zwar die ältere, doch greifen beyde Epochen in einander, theils weil ein neuer Styl nicht auf einmal herrſchend wird, indem das Alte noch eine Zeit lang Anhänger zu behalten pflegt, während von andern ſchon das Neue befolgt wird; theils weil man oft, als der ſpätere Styl ſchon blühete, doch noch zu Zeiten im älteren bauete, der geringern Koſten wegen, oder wenn es kein Hauptwerk war.

Der Urſprung und die Erklärung der gothiſchen Baukunſt im Allgemeinen iſt zu ſuchen, in der aufgezeigten Grundidee derſelben, in der eigenthümlichen Beſchaffenheit und Bedeutung der chriſtlichen Kirche, und endlich noch in der Natur der nordiſchen, unter dem kalten Himmelsſtrich gebräuchlichen, und dem rauheren Klima angemeſſenen Bauart; wozu man allenfalls noch die Natur des Stoffs rechnen könnte, indem die geringere Schönheit des Sandſteins gegen den Marmor, bey ſteigendem Streben nach

Verſchönerung, von ſelbſt darauf führen mußte, die Kunſt der Verzierung auf eine Höhe zu treiben, die ſchwerlich in einem andern architektoniſchen Stoff anwendbar ſeyn dürfte. Aus dieſen einfachen Erklärungsgründen werden ſich alle die auffallendſten Eigenheiten der gothiſchen Bauart leicht ableiten laſſen, wie wir es wenigſtens mit einigen der wichtigſten verſuchen, und dabey jene älteren Kirchen, deren Styl noch gräciſirend iſt, zum Grunde legen wollen. Die merkwürdigſten und ſchönſten dieſer Art zu Kölln ſind die Gereonskirche und die Apoſtelnkirche. Beyde liegen meiſtens frey und fallen ſchön ins Auge. Ich erinnere bey dieſer Gelegenheit, daß um alle die ſchönen Kirchen dieſer Stadt, auch aus verſchiedenen Entfernungen ins Auge zu faſſen, der Spaziergang an der innern Seite der Stadtmauer, und die Ausſicht vom Domkrahne herab, beſonders dienlich iſt. Am ſchönſten nimmt ſich die ganze Stadt von der gegenüber ſtehenden Seite des Rheins aus, da ſie einen großen halben Mond bildet, der durch mehrere ſchöne Kirchen und einen alten feſten Thurm gut begränzt wird. Beſonders der Dom fällt hier vortrefflich ins Auge; die Lage deſſelben auf einer ſehr beträchtlichen Anhöhe, von wo man eine weite Ausſicht hat, iſt überhaupt vortrefflich. Nur Schade, daß dieſe ſchöne Lage durch kleinere und größere angebaute Häuſer von anderer und ſchlechter Bauart noch weit mehr verunziert iſt, als es wohl auch bey andern großen Domkirchen der Fall zu ſeyn pflegt. *) So hat man leider auch, um einem ita-

---

*) Seitdem iſt die nach dem Rhein gegen Morgen zugekehrte Rückſeite des Chors von allem, was Fremdartiges daran gebaut war, frey gemacht worden; welches aus der Nähe wie von

liäniſchen Altar Platz zu machen, der wohl in ſeiner Art recht ſchön ſeyn mag, doch aber in keine gothiſche Kirche paßt, vor etwa vierzig Jahren das alte Tabernakel abgebrochen, was durchaus im Styl der Kirche ſelbſt mit der äußerſten Zierlichkeit und Künſtlichkeit ausgearbeitet, und aus lauter Thürmchen und Knoſpen zuſammengeſetzt war, und dem Beſchauer das große Ganze gleichſam in verjüngtem Maaßſtabe, und wie einen kurzen Inbegriff aller Kunſt darſtellte, die am Ganzen ſelbſt zu weit verbreitet iſt, um in Einen Blick gefaßt werden zu können.

In den ältern Kirchen iſt die Einrichtung nicht ungewöhnlich, daß der Haupteingang durch einen einzigen ſchweren ſchlichten Thurm gebildet wird, der Chor aber durch zwey kleinere Thürme verziert iſt, zwiſchen denen die letzte Vertiefung deſſelben in einer halben Rotunde hervortritt. So iſt St. Cunibert und St. Severin, beyde von edeln großen Formen. Der Thurm von St. Martin aus dem zehnten Jahrhundert iſt noch ausgezeichneter; der mittlere mächtige Thurm iſt an den vier Ecken durch vier kleinere bekleidet und geziert; nur zwey derſelben ſind noch unverſehrt. Ungleich künſtlicher iſt die Apoſtelnkirche aus dem eilften und zwölften Jahrhundert; den Haupteingang bildet gleichfalls ein einziger, mächtiger, ſchwerer Thurm. Der Chor wird gebildet durch drey halbe Rotunden, über welche ſich drey Giebel erheben; zwey Thürme ſchmücken die mittlere Rotunde am Ende des Chors, und über den drey Rotunden und Giebeln erhebt ſich eine ſechs-

---

Ferne einen herrlichen Anblick gewährt, wo man nun erſt die ganze Fülle der Schönheit recht klar ins Auge faſſen kann.

errichte zwiefache Kuppel. Gleichſam ein Gebäude von mehreren künſtlich verſchlungenen Gebäuden; nicht ein einfacher Tempel, ſondern eine ſtolze Trophäe mehrerer, einer über den andern ſich erhebender Tempel. Auf dieſe Verknüpfung und Einſchachtelung mehrerer Gebäude in Eines führte ſchon die älteſte Idee und Anlage der chriſtlichen Kirche. Schon Conſtantin wollte ſeine Baſilika in Form des Kreuzes gebaut haben; bald nachher ſtrebte man den Hochaltar durch eine über alle andere Theile des Ganzen oder Nebenkuppeln ſo hoch als möglich erhobene Hauptkuppel zu bezeichnen, wie in der Sophienkirche zu Conſtantinopel, und der nach ihr gebildeten St. Markuskirche zu Venedig. Der Chor, als Verſammlungsort derjenigen, ſo am Gottesdienſt thätigen Antheil nehmen, war urſprünglich abgeſondert von dem größern für die Gemeinde beſtimmten Raume, und mußte es dem herrſchenden Begriffe nach ſeyn; er bildete gleichſam eine kleinere Kirche in der größern. Die Nothwendigkeit eines Umgangs um den Chor erforderte Seitengänge neben dem Hauptgange des Schiffs, deſſen größere Höhe ſich ſo ſehr von ihnen abſonderte, daß in manchen Kirchen dieſe Seitengänge auch durch eigene niedrigere, an das Hauptgebäude ſich anſchließende Seitengebäude, gebildet werden. So führte hier von ſelbſt alles von allen Seiten auf eine vielverſchlungene Mannigfaltigkeit, die nachher Charakter und herrſchende Grundidee der altchriſtlichen Kirchenbaukunſt wurde, aus welcher faſt alles hergeleitet werden muß. Die eigene Beſchaffenheit der gothiſchen Säulen zum Beyſpiel. Schon in den ältern noch gräciſirenden Kirchen findet man meiſtentheils nicht einfache runde Säulen, ſondern mehrere in Eins verbunden, worauf die Verbindung des höheren Hauptgangs im Schiff mit den Seitengängen geführt haben kann, da die Säulen des erſten auch Träger der letzten waren; oder es liegt auch hier ſchon die Neigung zum Verknüpften und Mannigfaltigen zum Grunde. Aus dieſem unförmlichen Anfang hat ſich eine der eigenthümlichſten Schönheiten der gothiſchen Bauart entwickelt; ich meyne jene, wie in ſchlanken Röhren aufſchießenden Säulenbündel, deren ſeltſame Schönheit zu ſo manchen ſinnreichen Vergleichungen Veranlaſſung gegeben hat. An den Säulen des Doms zeigt es ſich deutlich, wie ſie aus jenen ältern entſtanden ſind; den Kern derſelben bildet eine dicke runde Säule, an welcher ſich, nach vier Seiten, vier mäßige dicht anſchließen, ſo daß ſie nicht ganz herausſtehen; in jedem Zwiſchenraume dieſer vier befindet ſich noch eine andere, ungleich kleinere, faſt ganz heraustretende; im Hauptgange ſind deren aber zwey in jedem Zwiſchenraume, an den Säulen unter der Kuppel drey; ſo daß jede Säule, außer der mittlern, welche den Kern bildet, aus vier umſchließenden, von mäßiger Größe beſteht, und aus vier, acht oder zwölf kleineren, nach der mindern oder größern Wichtigkeit der Säule. Wo nun vollends mehrere ſolche Säulenſyſteme zuſammentreffen, wie an den innern Eckpfeilern des Thurmes, iſt die Mannigfaltigkeit der in Eins verbundenen Säulen für das Auge und den Eindruck faſt unüberſehbar. Eben daher erklärt ſich auch die eigenthümliche Form der gothiſchen Bögen. Daß ſie ſpitzig ſeyen, folgte wohl ſchon aus der ſpitzigen Geſtalt der Dächer im Norden, da das Innere und Äußere doch in jedem Gebilde übereinſtimmen ſoll, wenn nicht die wichtigſten Gründe eine Ausnahme fordern. Die aus mehreren Schäften verbundenen Säulenſtämme aber, mußten ſich oben, wenn dieſe Geſtaltung fortgeſetzt werden ſollte, in mehrere Zweige und Äſte gleichſam ſpalten, und ſo entſtanden die ſpitzig gebrochenen oder ſogenannten Sattelbögen, wodurch die hohen Gänge neben der ihnen eigenen Größe noch den Ausdruck der reichſten Mannigfaltigkeit gewinnen; ein großer Theil des herrlichen Eindrucks gothiſcher Gebäude entſpringt gewiß aus dieſer eigenthümlichen Wölbungsart. Die aus dem ſpitzigen Dache der nordiſchen Bauart hergeleitete Bogenform erſtreckt ſich auch auf die Pforten, wo die an einander geſchloſſenen vielen, ſich immer mehr verengenden und vertiefenden Bögen, die vollſte und reichſte Anhäufung der Zierrathen möglich machen und bilden. Die älteſten gothiſchen Fenſter ſind meiſtens Kleeblätter von Geſtalt; da man bald aber auch hier die Form der ſchmalen langgezogenen Bogen ſuchte, damit jeder Theil, ſo weit es ſeyn könnte, wieder dem Ganzen entſpräche, und in allem Mannigfaltigen doch immer dieſelbe Grundgeſtalt durchblickte; ſo entſtanden daraus, durch Nebeneinanderſtellung von zweyen ſolchen Bogen mit dem ſonſt üblichen Kleeblatte zur Vereinigung oben drüber, die nachher in der vollkommenern gothiſchen Bauart üblichen Fenſterzierrathen. An dem Dome ſind überhaupt alle noch ſo künſtlich und reich erſcheinende Zierrathen ganz einfach, nur aus dem Kleeblatt und der Roſe zuſammengeſetzt.

Noch ſchöner vielleicht in der alten gräciſirenden Art, als dieſe erwähnten Gebäude, iſt die Gereonskirche, gleichfalls aus dem eilften Jahrhundert. Hier bildet eine, als

Kuppel ſich erhebende Rotunde, oder vielmehr ein ſolches Zehneck, die Vorkirche; zum Chor, der beträchtlich höher liegt, ſteigt man auf vielen Stufen hinan. Von außen iſt der Chor nur durch zwey Thürme verziert. Das Innere dieſer Kirche iſt ganz vorzüglich ſchön, und am Äußeren das Ebenmaaß der Verhältniſſe und die kunſtreiche Einfalt der Zierrathen. Die Thierköpfe zu Nebenverzierungen, wie an Dachrinnen, ſieht man ſchon hier; faſt nur auf dieſe ganz untergeordneten Theile iſt der Gebrauch thieriſcher Geſtalten in der gothiſchen Baukunſt beſchränkt. Das blumenartig Pflanzenhafte der Form und Verzierungen fehlt aber in dieſem älteren gothiſchen Style faſt noch ganz; nirgend ſieht man hier jene Knoſpen und Knoſpenthürmchen, die ſpäterhin ſich ſo zahlreich zeigen, daß ſie für den erſten Eindruck faſt die Hauptſache ſcheinen könnten. Die innern Hauptſäulen ſind oft noch ohne blättrigen Knauf, ja auch ohne alle Windung oder Einſchnitte; die hervortretenden Kapitäler ſind bloß durch Vergoldung geziert. Außerdem ſieht man aber eine eigene Art kleiner Säulen, welche das obere Geſchoß der Rotunden nach außen bilden, auch ſonſt in den Fenſtern und Kreuzgängen gebraucht werden. Sie ſind von Baſalt, ſehr dünn und ſchlank, es ſtehen allemal zwey frey neben einander, bey Hauptabtheilungen auch wohl vier. Der Knauf iſt theils ſchlicht, wie bey obigen, theils mit mancherley Laubwerk geziert, worin Vögel, Drachen und andere Figürchen verſchlungen ſind. Dergleichen Säulchen findet man an den gothiſchen Gebäuden der zweyten kunſtreichern Epoche durchaus nicht mehr. Doch alles dieß müßte durch Meſſung der ſtimmter, durch Zeichnungen erſt ganz deutlich gemacht werden. Für jetzt ſey dieſe Andeutung genug.

Zur Unterſcheidung und Charakteriſtik der zwey verſchiedenen Gattungen der gothiſchen Baukunſt wollen wir noch folgendes anführen. In dem altchriſtlichen Bauſtyl, von welchem die St. Gereons-Kirche zu Kölln ein ſo vollendetes Urbild darbietet, iſt jenes Grundſchema von Dreyeck und Quadrat, Kreuz und Rotunde, ſo wie auch das Sternförmige Sechseck, und andere noch zahlreichere Vieleck-Figuren, nicht bloß in der innern Structur verborgen; ſondern ſie treten in einer, wenn man ſo ſagen darf, geometriſchen Schönheit, ſichtbar an den Hauptmaſſen und dem höchſten Gipfel des Gebäudes hervor, und geben dem Ganzen dadurch eine eigne ſideriſche Geſtaltung, deren wunderbare Zuſammenſetzung einen geheimnißvollen Eindruck macht und wohl angemeſſen iſt für eine Kirche, als ein geheiligtes Gebäude, welches gleichſam ein Nachbild von der ewigen Structur des Himmels im Kleinen darbieten ſoll. Dieſe ſideriſche Geſtaltung und geometriſche Schönheit tritt nun wieder ganz zurück in dem zweyten blühenden Styl der gothiſchen Baukunſt, wo von allen jenen Figuren nur die Kreuzform in der Erſcheinung bleibt und ſichtbar hervortritt; aber auch dieſe vom reichſten Schmuck überkleidet und wie von blühenden Roſen umſchlungen. Die in zarten Ranken aufſchießende Geſtaltung der Säulen, Bogen und Fenſter, wie von verſchlungenen Zweigen, der volle Blätterſchmuck der Verzierungen, überhaupt aber das Blumenhafte und Gewächsähnliche bilden die weſentliche Grundform und eigenthümliche Schönheit in dieſer Bauart, deren wahrer Urſprung und erſter

Grund in dem tiefen deutſchen Naturgefühl und in der Fantaſie, als vorherrſchendem Geiſtes-Element jenes Zeitalters zu ſuchen iſt. Ob nun in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl die gleiche Stufe und Höhe der Vollkommenheit erreicht worden iſt, wie für den blühenden Styl der romantiſchen Baukunſt in dem Köllner Dom; darüber getraue ich mich kaum zu entſcheiden, doch bezweifle ich es beynahe, weil die Gattung ſelbſt einen größern Umfang darbietet, der nicht ſo leicht erſchöpft und bis zu einem ſchlechthin höchſten Gipfel durchgeführt werden mag, obwohl die Gereonskirche in ihrer Art faſt eben ſo erſtaunenswürdig ſeyn dürfte, als der Dom zu Kölln, wie auch die Markus Kirche zu Venedig in dem gräciſirenden, und der Dom von Siena in dem italiäniſchen Marmorſtyl bewundernswerth ſind.

Von einigen ſehr merkwürdigen Bildern der kölniſchen und niederdeutſchen Schule in hieſigen Privatſammlungen iſt ſchon in den Gemählde-Beſchreibungen die Rede geweſen. Die Kirchen ſind mehrentheils noch ihres Gemähldeſchmuckes beraubt. Durch die Nachweiſung eines gelehrten Kunſtforſchers aufmerkſam gemacht, begab ich mich mit Fackeln in die Gruft der Kirche St. Marien, wo an dem Gewölbe ſich noch Spuren von Gemählden aus der Zeit Karls des Großen finden. Aber freylich ſind es nur Spuren; die Gruft iſt ſeit einigen Jahren zugemauert worden, die hier und da erſcheinenden Bruchſtücke von halberlöſchenen Umriſſen konnten weder einen Eindruck gewähren, noch ein Urtheil begründen. Ob es vielleicht ein Mittel giebt, dieſe Ueberbleibſel zu retten, weiß ich nicht. Unter den vielen in den angeführten Kirchen befindlichen Glasgemählden, die an Vor.

trefflichkeit wohl an wenigen Orten ihres Gleichen finden möchten, ſind die merkwürdigſten die ehedem allgemein berühmten in dem Seitengange des Domes, wegen der ausgeführten großen Darſtellungen, aus der beſten und blühendſten Zeit der Glasmahlerey, der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; und die in St. Cunibert wegen ihres höhern Alters, aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, und wegen der dunkeln Farbenpracht derſelben. Einige, die beſchädigt worden, ſind in einer ſpätern Art ergänzt, die heller und ausgeführter in der Darſtellung, aber nicht ſo prachtvoll iſt. In der ältern Manier ließ man die Geſichter, weil man die Farben dazu noch nicht ſo zu verſchmelzen wußte, einfarbig braun, wie überhaupt die Mittelfarben noch nicht ſehr gebraucht ſind: in Rückſicht der Farbenpracht aber, der das Bild umgebenden Arabeſken, welche meiſt aus Kleeblättern, Roſen, Pfauenaugen und andere Zierrathen beſtehen, möchte man faſt dieſer ältern Manier den Vorzug geben.

Rheinfahrt.

Bey dem freundlichen Bonn fängt die eigentlich ſchöne Rheingegend an; eine reich geſchmückte breite Flur, die ſich wie eine große Schlucht zwiſchen Hügeln und Bergen eine Tagreiſe lang hinaufzieht bis an den Einfluß der Moſel bey Coblenz; von da bis St. Goar und Bingen wird das Thal immer enger, die Felſen ſchroffer, und die Gegend wilder; und hier iſt der Rhein am ſchönſten. Überall belebt durch die geſchäftigen Ufer, immer neu durch die Windungen des Stroms, und bedeutend verziert durch die kühnen, am Abhange hervorragenden Bruchſtücke alter Burgen, ſcheint dieſe Gegend mehr ein in ſich geſchloſſenes Gemählde und überlegtes Kunſtwerk eines bildenden Geiſtes zu ſeyn, als einer Hervorbringung des Zufalls zu gleichen. Von der flachen Gegend hinaufwärts macht den Anfang unter den vielen Ruinen, welche den Rhein verherrlichen, der Godesberg; eine der ſchönſten, nicht wegen der Höhe und Kühnheit, wohl aber wegen der reichen Ausſicht und anmuthigen Lage. Der etwas ferner gegenüber erſcheinende Drachenfels macht ſchon die Erwartung rege nach alle den wilden und ſeltſamen Felsburgen, die den Fluß aufwärts umgränzen. — Man betrachtet ſolche Ruinen alter Burgen entweder nur mit einer oberflächlichen ſentimentalen Rührung, als den unentbehrlichen romantiſchen Hintergrund für allerley beliebige moderne Gefühle, oder man ſieht darin nur Raubſchlöſſer, welche nach angeordnetem Landfrieden zerſtört worden ſind und zerſtört werden mußten. Unſtreitig waren das auch viele, vielleicht die meiſten von denen, deren Trümmer man jetzt noch ſieht; aber man ſollte nicht immer und überall nur die letzte Entartung mit der Sache ſelbſt verwechſeln, und ſo ſich ſelber den Sinn für die herrlichſten Denkmahle der Vergangenheit abſtumpfen. Wenn wir nur die Geſchichte aufrichtig befragen wollten, ſie würde uns, glaube ich, belehren, daß es manche ſolcher Burgen gab, Jahrhunderte, ehe die Fehde zwiſchen dem Landadel und den reichen Handelsſtädten in eine Art von fortgehendem Bürgerkrieg ausgebrochen war; Jahrhunderte lang, ehe noch an eigentliches Fauſtrecht, Landfrieden, und was dem weiter anhängen mag, gedacht worden war; ja, daß die Neigung der Deutſchen, auf Felſen zu wohnen, an Bergen Vorzugsweiſe ſich anzuſiedeln, ſo alt ſey, daß man dieſe Neigung wohl nicht mit Unrecht zu dem urſprünglichen Charakter der Nation rechnen könnte. Eine erhabene und edle Neigung! Schon ein Blick von der Hohe, ein Athemzug auf freyen Bergen, verſetzt uns wie in eine andere leichtere Welt, iſt uns ein erquickendes Labſal, wo wir das Einerley der Fläche vergeſſen, und neuen Lebensmuth einſaugen im Anblick des herrlichen Erdbodens vor uns. Aber wie ganz anders muß es erſt ſeyn, immer da zu wohnen und zu ſeyn, wo wir jetzt einmahl an ſeltenen Tagen mühſam hinaufſteigen, um doch auch einmahl zu fühlen, wie einem zu Muthe ſeyn mag, der da lebt und in Freyheit athmet; immer die Erde vor ſich zu ſehen in ihrem reichen Schmuck, in allen Zeiten des Tages und des Jahrs, wo alles ſich deutlicher und merkwürdiger zeigt, das Ziehen der Wolken, das Aufblühen des Frühlings, die mondhelle Nacht, ja ſelbſt Ungewitter, und die weißen Felder des Winters. Für mich ſind nur die Gegenden ſchön, welche man gewöhnlich rauh und wild nennt; denn nur dieſe ſind erhaben, und nur erhabene Gegenden konnen eigentlich ſchön ſeyn, nur dieſe erregen den Gedanken der Natur. Der Anblick üppiger reicher Fluren erweckt auf eine angenehme Weiſe zum freudigen Genuß des Lebens, wenn man lange in Städten gefangen ſaß; dieſe blubenden Reize der Natur ruhren um ſo kräftiger an unſer Herz, je ſeltener ſie genoſſen werden. Alles iſt da nur Gefühl einer angenehmen lieblichen Gegenwart, nichts erinnert uns an die große Vergangenheit. Jene

Felſen aber, die wie ſprechende Denkmahle von den alten Elementar-Kriegen im Geiſter-Reiche der noch wilden Natur da ſtehen, von den furchtbaren Kämpfen der in ihrer Geſtaltung gewaltſam ringenden Erde ſo deutlich reden, ſind ewig ſchön, und machen immer den gleichen, nie ermattenden Eindruck. Wie das Rauſchen des Waldes, das Brauſen der Quelle uns ewig in dieſelbe Schwermuth verſenkt, wie das einſame Geſchrey wilder Vögel eine ſchmerzlich freudige Unruhe und Begierde der Freyheit ausdrückt, ſo fühlen wir in dem Anblick der Felſen immer die Natur ſelbſt; denn nur in den Denkmahlen alter Naturzeiten, wenn Erinnerung und Geſchichte in großen Zügen vor unſer Auge tritt, thun wir einen Blick in die Tiefe dieſes erhabenen Begriffs, der nicht beym Genuß der angenehmen Oberfläche ſchon hervortreten mag. Nichts aber vermag den Eindruck ſo zu verſchönern und zu verſtärken, als die Spuren menſchlicher Kühnheit an den Ruinen der Natur, kühne Burgen auf wilden Felſen; Denkmahle der menſchlichen Heldenzeit, ſich anſchließend an jene höheren aus den Heldenzeiten der Natur. Die Quelle der Begeiſterung ſcheint ſich ſichtbar vor unſern Augen zu ergießen, und der alte vaterländiſche Strom erſcheint uns nun wie ein mächtiger Strom naturverkündender Dichtkunſt:

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets aufklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,

Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
Ans Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil auf grünlich hellen Wogen
Das Schifflein munter hin des deutſchen Rheines,
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder.

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freyer Bruſt die Heldenlieder.

Längs dem Rhein herauf ſieht man noch viele Rudera römiſcher Kaſtelle, Thürme und Mauern, die zu manchen Betrachtungen Veranlaſſung geben. Hier war ehedem die ängſtlich bewachte Gränze des römiſchen Reichs; wie ähnlich ſind ſich oft auch die entfernteſten Zeiten, und was würde wohl aus dem Menſchengeſchlecht geworden, in welchen bodenloſen Abgrund von Erniedrigung würde nicht alles verſunken ſeyn, wenn dieſe römiſchen Gränzen geblieben wären, und nicht endlich das edelſte Volk der Erde ſie durchbrochen, der Knechtſchaft ein Ende gemacht, und ſtatt derſelben wieder eine Verfaſſung eingeführt hätten, die auf Treue gegründet war und auf Freyheit, auf alte Sitte, auf Ehre und Gerechtigkeit, mehr als jede andere geprieſene Einrichtung älterer oder neuerer Zeiten. Freylich konnte eine ſo willkührliche Gränze nicht Gränze bleiben. Doch muß man das Verfahren der Romer, um es erklärbar zu finden, nicht nach unſern Anſichten und Verhältniſſen beurtheilen. Uns ſcheint es durchaus nicht thunlich, einen Fluß als naturliche Gränze behandeln zu wollen, der doch vielmehr ein Medium des lebhafteſten gegenſeitigen Verkehrs und der verdoppelten Vereinigung iſt, da es keine andere natürliche Gränze giebt, als eine unter den Menſchen, die Sprache, und dann im Lande hohe Gebirge, deren Stelle allenfalls noch große Waldungen erſetzen können. Aber damals bey der Unerfahrenheit des ſüdlichen Stammes der Deutſchen mit aller Schiffahrt, bey dem Mangel an Belagerungswerkzeugen, konnte es doch eine hinlängliche Schutzwehr für die Römer ſeyn.

Bey Rüdesheim, gegen Bingen über, wo die Enge der Felſen am furchtbarſten und geſchloſſenſten iſt, wo der alte deutſche Thurm mitten im Strom eine ſo eigene Anſicht gewährt, iſt eine der bedeutendſten römiſchen Ruinen zu ſehen, hart am Ufer des Stromes.

Jene Reihe von Ruinen altdeutſcher Burgen, welche den Rheinſtrom hinauf und herab ſo herrlich umkränzen, giebt uns aber außer dem unmittelbaren Naturgefühl noch zu einer andern Betrachtung Gelegenheit; indem wir in dieſer urſprünglich deutſchen Gewohnheit und Neigung zum kühnſten Felſenbau allerdings das Eine Element der ſpäterhin ſo kunſtreich entwickelten gothiſchen Baukunſt bemerken. Burgen hatten und bauten die Deutſchen, ſeit den älteſten Zeiten, ſchon in den germaniſchen Wäldern, wie Tacitus deren in Hermanns und Marbods Geſchichte erwähnt; lange vor der Anlage der geſchloßnen Städte, welche vielmehr nach dem Vorbilde der Burgen ummauert wurden, ja noch ehe jene größeren Vereine von Landhäuſern und Bauerſitzen, die wir Dörfer nennen, allgemein gebräuchlich waren. Dieſe Burgen waren die Fürſten- und Heldenſitze, welche unter den einzeln zerſtreuten Meyerhöfen daſtanden, zur Vertheidigung gegen den Feind in mannichfacher Fehde, und zum feſten Gewahrſam im ſtets gewaffneten Frieden. Eigentliche Gotteshäuſer hatten die alten Germanier nicht, da ſie in der Regel die Feuer auf den Bergen anzündeten, und die Opfer am einſamen See darbrachten, oder in der Einöde des Waldes, unter den heiligen Eichen. Auch die Gebeine der Helden deckte der aufgeſchüttete Hügel der Hühnengräber, oder ſie wurden im tiefen Bette des abgeleiteten Stromes verſenkt. Es iſt alſo die ganze germaniſche Bauart, nicht wie bey andern Völkern von den Tempeln oder Gräbern, ſondern allein und ganz vorzüglich von den Burgen ausgegangen, welche ſchon das Bedürfniß der leichteren Vertheidigung und der Vortheil einer freyen Umſicht veranlaſſen konnte, mehrentheils auf Bergen anzuthürmen; wie auch andre kriegeriſche Nationen die Kaſtelle oftmals wohl auf die Höhen hingeſetzt haben. Nur ſo allgemein, wie bey allen deutſchen und gothiſchen Völkern iſt dieſes bey den andern nicht jederzeit geweſen; wobey auch eine beſondre Neigung ſichtbar iſt, grade die kühnſten Stellen vorzugsweiſe zu wählen, und Thürme und Mauern auf eine oft unglaubliche Weiſe, wie hohe Adlerneſter, an die ſchroffſten Felſenſeiten feſt zu hängen oder einzuklammern. Das deutſche Naturgefühl, die zum Bedürfniß gewordne Neigung, das Auge an dem Anblick dieſer irdiſchen Naturherrlichkeit zu weiden, hat auch ſeinen Antheil daran gehabt; mit Rührung ſehen wir noch die Trümmer von des großen Theodorichs Schloß zu Terracina, oben an der Zinne des Berges, die Ausſicht über das Meer weithin beherrſchend. So plump nun auch die Bauart der Burgen urſprünglich geweſen, ſo roh ſie in den allermeiſten Fällen geblieben ſeyn mag, indem gewiß viele tauſend Burgen erbaut und wieder zertrümmert wurden, ehe auch nur Eine die Kunſt und prachtvolle Schönheit der hohen Kaiſerburg des Barbaroſſa erreichte; ſo hat doch der in dieſen altdeutſchen Burgen und ihrer Bauart liegende und in ihr entwickelte eigenthümliche Sinn, einen unverkennbar großen Einfluß auf die Ausbildung der gothiſchen Baukunſt gehabt. Nicht in einzelnen Aehnlichkeiten beſteht derſelbe; denn wo ſich dieſe an einigen Kirchen mit den Burgen findet, und in den Zinnen oder der ſonſtigen Structur ſichtbar hervortritt, da ſind es mehrentheils nur Kirchen von einem roheren Bauſtyl, denen dieſes eigenthümlich iſt. In der ganzen Tendenz und innern Idee dieſer Bergſchlöſſer aber lag eine Veranlaſſung, jene kühne, baukünſtleriſche Fantaſie zu erregen und zu nähren, welche die gothiſche Baukunſt in allen ihren Epochen ausgezeichnet hat und gleich bey der erſten Erſcheinung und den früheſten Hervorbringungen derſelben, von Theodorich an, als die auffallendſte Eigenſchaft und charakteriſtiſches Merkmahl derſelben aufgefaßt und betrachtet wurde. Die mannichfaltigen Zwecke für Krieg und Frieden, welche in einer ſolchen Ritterburg vereinigt werden mußten; die verſchiedene Lage und Umgebung und die beſondern Lokalumſtände, worauf dabey Rückſicht zu nehmen war, die oft ſchwierige und ſeltſame Geſtaltung des Felſengrundes, auf welchem der Bau ſich erheben ſollte; führten unvermeidlich eine große Unregelmäßigkeit herbey, welche bald ein Wohlgefallen an dem Kühnen und Seltſamen erregte, eine abſichtliche Wahl deſſelben veranlaßte, und jene wunderbare Fantaſie in der Bauart begründete, welche das Eine Element der gothiſchen Baukunſt geworden iſt, ſo wie das andre in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl und ſeiner ſideriſchen Bedeutung gefunden war; und dieſe beyden Elemente zuſammengenommen, enthalten eben den vollſtändigen Aufſchluß über das ganze Räthſel dieſer ſonderbaren Kunſterſcheinung.

Das deutſche Naturgefühl, als die Wurzel und lebendige Quelle, aus welcher alles hervorgegangen iſt, muß uns dabey aber immer gegenwärtig bleiben. In zwiefacher Weiſe wird der Reichthum der Erde, oder die Natur, in der Kunſt, beſonders auch in den alten deutſchen Gemählden aufgefaßt; als Garten oder als Wildniß. Als Garten d. h. als buntgeſchmückter Teppich des Frühlings, oder in einem tieferen Sinne, als das hochzeitliche Blumengewand der beſeeligten Braut; oder als Wildniß, d. h. um in demſelben Gleichniße der Wahrheit fortzufahren, im halb zerrißnen Schleyer der ewigen Trauer und öden Wittwenklage. Der Garten, in dieſem ſymboliſch künſtleriſchen Sinne, iſt ſchon ein erhöhter, ſchon gewordner und verklärter Zuſtand; in der Einöde iſt es die wirkliche Natur ſelbſt, deren Gefühl uns mit jener tiefen Trauer erfüllt, die zugleich etwas ſo wunderbar Anziehendes hat. Einſam ſteht der Sohn des Himmels in der Wildniß der Natur und irrt umher mit dem Gefühl, das Herz ſeines Vaters zu ſuchen, den er verlohren hat, in nie geſättigtem oder ganz gelindertem Schmerz der Trennung. Dieſes iſt der zwiefache Sinn der Natur und der ſchönen Landſchaft für die Kunſt im Gemählde. Wie eine kriegeriſch ummauerte Wagenburg und ein feſtes Waffenſchloß ſtehen auch jene altdeutſchen Felſengebäude, in der Einöde der wilden Natur, deren Gefühl genau mit jener wunderbaren Bauart zuſammenhängt. In der höheren Baukunſt aber iſt es nicht mehr die wilde Natur in ihrem Klagegefängniß, welche nachgebildet oder dargeſtellt wird, ſondern die verklärte und in der Verklärung frey und voll aufblühende Natur, als himmliſche Gottes-Stadt und das geordnete, ſideriſche Haus der verherrlichten Schöpfung; nach der herrſchenden Grund-Idee der vollkommnen Kirche im altchriſtlichen Styl.

Straßburg.

Der weltberühmte Münſter verdient wohl ſeinen Ruhm, und iſt unſtreitig eines der vorzüglichſten Denkmahle der gothiſchen Baukunſt. Die Kirche iſt unverhältnißmäßig klein und weniger ausgezeichnet. Sie iſt ſchon im Jahre 1015 angefangen, aber erſt 1275 vollendet worden. Der Thurm ward im Jahre 1277 durch Erwin von Steinbach begonnen; nach deſſen Tode im Jahre 1318 ſetzten ſeine Kinder, Sabina und Johannes, den Bau fort bis zum Jahre 1339. Vollendet aber ward das Ganze erſt durch den köllniſchen Baumeiſter Johann Hülz, der bis 1449 lebte. Die Lage iſt zwar nicht hoch, aber von allen Seiten frey, und weniger durch kleine Anbauungen geſtört, als es wohl ſonſt der Fall zu ſeyn pflegt. Auch hier hat die Revolution vielen Schaden angerichtet durch Herabwerfung der Bildniſſe, mit denen dieſer Thurm vorzüglich reich geziert war. Der Styl der Bauart iſt jener kunſtreiche der zweyten Epoche der gothiſchen Baukunſt, in welchem auch der köllniſche Dom und der Stephansthurm zu Wien gebaut ſind. So iſt es wenigſtens für den erſten Eindruck und mit Rückſicht auf das Ganze; bey genauerer Betrachtung zeigen ſich aber im Einzelnen ſehr wichtige Abweichungen. Die blumenförmigen Zierrathen ſind hier ſchon großtentheils in willkührliche Arabesken verwandelt. Selbſt die Zierrathen an dem Gebälk und Frieſen des kölniſchen Domthurms ſind von Laubwerk; am Strasburger Münſter ſind es bloße Schnörkel. Es iſt dies ſelbſt im Eindruck ſehr fühlbar, ſo daß das Ganze und manche Theile deſſelben mehr den Eindruck eines ungeheuern künſtlichen Uhrwerks, oder ſonſt einer künſtlichen Eiſenarbeit machen, als den eines ſteinernen Gewächſes. Von dieſer Seite macht der Strasburger-Münſter, und wie es ſcheint, auch die Weſtmünſterkirche zu London, wenigſtens in der äußern Structur, den Übergang zu der älteren italiäniſchen Baukunſt, die noch halb und halb gothiſch war. Im großen Dome zu Mailand, an welchem unter andern deutſchen Baumeiſtern auch ein Heinrich Gamodius, oder Gamünd mit gebaut hat, iſt nun gar nichts Pflanzenartiges mehr in den Formen; ſelbſt die Thürmchen endigen nicht mit einer durchbrochenen Spitze und Knospe, ſondern mit einem bloßen Dache, auf welchem Bildniſſe ſtehen. Doch iſt die Anlage des Ganzen mit zwey Thürmen zum Haupteingang, einer thurmähnlichen Kuppel über dem Chor, die Menge der verzierenden Nebenthürmchen, noch durchaus gothiſch; nur die Fülle der übrigen Zierrathen und Knospen fällt weg, und der Styl iſt ungleich weniger kunſtreich. Auch an der Kirche St. Maria di Fiore zu Florenz ſind der Angabe nach noch einige Spuren des gothiſchen Styls zu ſehen. Es ward dieſelbe gleichfalls von einem deutſchen Baumeiſter angelegt, welchen die Italiäner Arnolfo di Lapo, oder di Cambio nennen; die Kuppel aber iſt ſchon ganz rein italiäniſch, von Brunelleſchi. Auf dieſe Kirche ſoll auch Bramante noch, bey ſeinem Entwurf der großen Peterskirche zu Rom, Rückſicht genommen haben, dem Wunderwerke der italiäniſchen Baukunſt, welche durch die angeführten Stufen und Übergänge, deren ſich unſtreitig noch viel mehrere finden laſſen, aus der gothiſchen Baukunſt allmählig hervorging.

Die gothiſche Baukunſt umfaßt überhaupt, nebſt ihren zwey Hauptgattungen in dem ganzen Umkreiſe ihres unermeßlichen Reichthums, noch manche bedeutende Unterarten, einzelne Abweichungen, merkwürdige Uebergänge und Mittelſtufen zwiſchen jenen beyden weſentlich verſchiedenen Kunſtſchulen oder Epochen des veränderten Styls. Einen eignen Charakter haben die wahrhaft mauriſchen Denkmahle in Spanien und Portugall; wieder ein andrer Styl iſt in den Gebäuden der Tempelherren, im Orient oder wo ſie im Abendlande gefunden werden; eine beſondre Art bilden dann die altitaliäniſchen Marmorkirchen; ſo wie auch jene mehr den Burgen ähnlichen Kirchen, in ſolchen deutſchen Provinzen vorzüglich, wo die Kunſt nicht bis zur höchſten Blüthe zierlicher Vollendung gelangt iſt. Alles dieſes müßte eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt in umfaſſender Entwicklung darſtellen, was auch nach ſo manchen wichtigen Vorarbeiten im Einzelnen wohl erreichbar wäre, ſo bald nur einmal die Grundidee des Ganzen richtig begriffen und feſtgeſtellt worden.

Unter den anderen alten Kirchen in Strasburg, iſt die St. Thomaskirche auch eine von denen, welche am meiſten Burgenähnliches in der äußern Form haben.

In der Gemähldeſammlung zu Strasburg war mir das Bildniß einer Heiligen von Pietro Perugino am merkwürdigſten; es iſt mit ganz hellem Hintergrund, ohne Attribute, nur Knieſtück. Der geſenkte Kopf und Blick vermehren noch den Ausdruck einer ſtillen und ernſten Lieblichkeit, der dieſem Meiſter ſo eigen iſt. Vermuthlich war es eine Figur auf dem Flügel eines zerſtörten Altarbildes, da die einzelne Figur wohl nicht ein Gemählde für ſich ſeyn konnte. Wie viele Kunſtwerke mögen auf ähnliche Weiſe in den letzten Zeiten zerſtückt worden ſeyn, wie das Ganze der Kunſt ſelbſt durch ſo manche unſeelige und gewaltſame Verſetzungen und Wanderungen von Land zu Lande!

Der Stadt Strasburg gereichen die Namen eines Schiller, Scherz und ſo mancher andern, zur beſondern Zierde, als ein ſchöner Beweis, daß deutſcher Sinn und deutſche Gelehrſamkeit auch unter der franzöſiſchen Herrſchaft hier nicht aufhörte, ſich zu erhalten.

Baſel.

Auch das Elſaß iſt ein ſchönes Land. Freylich giebt es hier keine Gegenden am Rhein, wie die zwiſchen Bingen und Bonn, aber einen ſchönen Anblick gewährt doch das fruchtbare Land, wie es zwiſchen den Vogheſiſchen Gebirgen und dem Rhein ſich breit hin zieht, mit ſanftem allmähligem Abhange von der Höhe bis an den Strom. Iſt die grünliche Farbe des Rheins ſchon unten ſehr auffallend, ſo iſt dies noch weit mehr der Fall bey dem ſchön gelegenen Baſel; hier iſt er meiſt völlig grün.

Dieſe Stadt beſitzt in der öffentlichen Sammlung manche ſehr merkwürdige Gemählde von Holbein, die ihn noch von einer andern Seite zeigen, als er in dem Portrait erſcheint, wo er ſo vortrefflich iſt, aber durchaus faſt nur in einer und derſelben Manier. Es finden ſich hier auch hiſtoriſche Gemählde von ihm, und zwar in verſchiedenen Arten. Ein Abendmahl aus der frühern Zeit, ganz unverkennbar in Dürers Art, ſo wie auch die meiſten der Handzeichnungen. Ein anderes Abendmahl ſchien mir mehr der Weiſe des Titian zu gleichen, etwa ſo wie in deſſen Jüngern zu Emaus. Acht kleine Gemählde vom Leiden Chriſti, ſehr auffallend durch eine eigenthümliche Beleuchtung zwiſchen großen Maſſen ſchwarzer Schatten. Ein Leichnam des Erlöſers, bleich und lang ausgeſtreckt, erinnerte mich mehr an den Corregio, ſo wie dieſer grade ſolche Gegenſtände zu behandeln pflegt. Kurz, in dieſen hiſtoriſchen Gemählden Holbeins iſt die größte Vielſeitigkeit eben ſo ſichtbar, als die nähere Hinneigung zur italiäniſchen Manier, von welcher Dürer ſo durchaus in allen Stücken entfernt blieb. Doch iſt wohl keines in dieſer Sammlung an Vortrefflichkeit dem unvergleichlichen Gemählde zu Dresden an die Seite zu ſetzen; welches den Bürgermeiſter von Baſel und ſeine Familie, im andächtigen Gebet zur Mutter Gottes, und dieſe ſelbſt in wunderſchöner Lieblichkeit und Demuth als Königinn des Himmels darſtellt, und mir bis jetzt als die Krone und Blume aller Holbeiniſchen Werke erſcheint. Zwey weibliche Portraits im kleinen Verhältniß, nach dem Leben, aber mit ſymboliſchen Beziehungen, erinnern in der ausgearbeiteten Verſchmelzung der Carnation, und in der geſuchten und ſchwebenden Bedeutſamkeit des Geſichts, mehr an die Bildniſſe des Leonardo, als andere Holbeiniſche. Unter den Bildniſſen ſind, außer den ſchon erwähnten mehrere ausgezeichnet vollendete in der bekannten, vortrefflichen, durchaus objektiven Behandlungsart des Holbein; einige Stücke dieſer Art zieren auch die Mechelſche Sammlung zu Baſel. Von dem bekannten, an der Mauer gemahlten Todtentanz, iſt nur wenig mehr zu ſehen.

Der Dom iſt herrlich auf einem weit umherſehenden Hügel gelegen; die Bauart iſt aber ſchwerfällig, und ungleich weniger zierlich als an den früher erwähnten Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt.

Bern.

Der Eintritt in die friedliche Schweiz von dieſer Seite, wo die Berge ſich allmählig immer höher und höher auf einander thürmen, der erſte Eindruck eines ſo ſeltenen Landbaues, der Anblick der Sennenhütten und der ſonnenglänzenden Schneeberge, gewährt ein Vergnügen, das mit dem Gefühl von Ruhe verbunden iſt; der ſtille Wunſch nach einer ſolchen Heimath verliert ſich in die Befriedigung über den unerwarteten Anblick. Dies iſt ein Land, welches man liebgewinnen muß, ſo wie man es ſieht, und ſchon beym erſten Eintritt begreift man das Heimweh ſeiner Bewohner.

Bern iſt wohl eine ſchöne Stadt, und ich weiß nicht, ob man dies noch von vielen Städten ſagen kann, ſo wie ich es meyne. Manche Städte ſind ſchön gelegen, in vielen findet man einzelne herrliche Gebäude, aber dicht daneben dann auch ganz ſchlechte; nicht ſelten alle mögliche Bauarten durch einander, vielleicht um die eben ſo große Verwirrung der Sinnesarten dadurch anzudeuten. In Bern aber iſt alles aus Einem Stück, das Ganze durchaus in Einem Sinn gebaut. Die ſchweren ſteinernen Arkaden, die mäßige Größe der Stadt, die Wälle, die großen Maſſen der Berge rund umher, das Maſſive der Bauart ſelbſt, das auch am alten gothiſchen Dom ſich findet, machen nur Einen, durchaus übereinſtimmenden Eindruck. Die ganze Stadt iſt wie Eine feſte Burg, von mächtigen Bergen, wie von höhern Burgmauern in der Ferne umkränzt.

Am Genfer-See.

Hier iſt die Natur ſchon merklich anders, der Himmel ſüdlicher. Herrlich iſt der Anblick des dunkeln unruhigen, immer veränderlichen Sees, mit Schiffchen beſäet, die in der Ferne mit ihren Seegeln wie Vogel dicht über die Fläche des Waſſers hinzuſchweben ſcheinen; dann die ſavoyiſchen Berge, die ſeltſame Erſcheinung des Montblanc, das üppig blühende Thal Chamouny, bilden ein ſchönes Ganzes. Man glaubt ſchon in Italien zu ſeyn, oder man fühlt doch wenigſtens die Annäherung an das ſchöne Land. Für mich ward der liebliche Eindruck noch erhöht durch die heitre Umgebung der Freundſchaft.

Genf iſt vortrefflich gelegen, aber die Stadt ſelbſt iſt nichts weniger als ſchön. In der Anlage, Einrichtung und Bauart der Städte offenbart ſich ein gewiſſer Kunſtſinn, der außer den Italiänern auch den Deutſchen in alten Zeitln gewiß ſehr eigen war, und bey dieſen ſich oft ſogar in einer äußerſt ſinnreichen Benutzung ungünſtig ſcheinender Lagen und Umſtände gezeigt hat. Manchen Nationen aber ſcheint er verſagt, da werden dann auch die herrlichſten Schönheiten der Natur durch das ſchmutzige und armſelige Machwerk der Menſchen verderbt und entſtellt. Es iſt nicht mit Worten zu beſchreiben, wie ſchon die Rhone bey Genf ſey! von dunkelblauer Farbe, und dabey ſo klar, daß man noch in großer Tiefe jedes Steinchen am Boden ſieht, pfeilſchnell dahin ſchießend mit reißendem Umgeſtüm. Wie ganz verſchieden in Farbe und Charakter von dem ruhigen mächtigen Rhein, und doch wie ſchön in ſeiner Art! Weiter hinab aber wird er bald durch andere Ströme getrübt, und in der Stadt ſelbſt iſt das Ufer durch häßliche ſchmutzige Hütten entſtellt, und nirgend das Gefühl davon ungeſtört.

Lyon

Lange noch konnte ich den Montblanc mit dem Auge verfolgen, während Hügel und Thäler vor meinen Blicken wechſelten, und ich der Zeiten gedachte, wo dieſes herrliche Land mit dem burgundiſchen Reich zu Deutſchland gehörte, und die alten Kaiſer, die Konrade und Friedriche, in burgundiſchen Städten ihre Reichsverſammlungen hielten.

Von Lyon gilt eben das, was von Geneve: eine Lage, wie ſie nicht ſchöner ſeyn kann, die Stadt ſelbſt aber iſt ſo häßlich, als ein großer Theil von Paris, ja faſt ſind die Straßen noch enger und ſchmutziger als dort; überall dieſelbe franzöſiſche Bauart. Am ſchönſten ſieht man die Stadt von der innerhalb gelegenen Anhöhe.

Das Klima ſchien mir ſüdlicher, als zu Genf, was wohl von der verſchiedenen Höhe kömmt. In der Mitte des Novembers ſah ich Bäume in jungem Grün, welches im Herbſt wieder von neuem ausſchlägt.

In der Gemähldeſammlung fiel mir ein Johannes Evangeliſt und ein Biſchof, von Perugino auf; ſchöne heilige Geſtalten, aber nun einzeln und zerſtückt, da ſie ſonſt wahrſcheinlich zu einem größern Ganzen gehörten. Ferner eine altniederländiſche Kreuzigung im Kleinen, ſo wie dieſer Gegenſtand in dieſer Schule, und nach ihr von Dürer meiſtens behandelt zu werden pflegt, nur nicht ausgezeichnet gut, und mehr ſchon etwas gemein und bäuriſch. Was ſollen nun ein paar ſolche Alterthümer, die beyſammen gehalten und geordnet, ſo lehrreich ſeyn könnten, einzeln unter einigen Dutzend moderner Gemählde von geringem Belang, noch dazu in einer Stadt, wo fremde Künſtler ſelten hinkommen mögen? Auch eine ſehr gute Geißelung Chriſti von Palma Vecchio iſt noch in dieſer Sammlung zu merken.

Der Dom zu Lyon ſchien mir unter allen burgähnlichen gothiſchen Kirchen, die ich geſehen, faſt der ſchwerfälligſte und roheſte in der Form zu ſeyn.

Paris.

Die Gegend zwiſchen Lyon und Paris, wenn man den Weg durch das Auxerrois und Bourbonnois nimmt, iſt nicht ſehr ausgezeichnet. Beſtändige kleine Anhöhen ermüden den Reiſenden, ohne daß die Gegend darum aufhörte, im Ganzen flach zu ſeyn. Die große klimatiſche Verſchiedenheit zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſpringt vielleicht weniger aus der nicht ſehr beträchtlichen größern Südlichkeit des erſtern, als aus der verſchiedenen Höhe. Frankreich iſt eines der flachſten Länder. Nur im ſüdlichen Theile iſt ein Kern und eine Kette beträchtlicher Gebirge. Iſt es aber wahrſcheinlich, daß der ganze nördliche Strich der europäiſchen Länder erſt ſpäter aus dem Meer hervorgetreten, oder auch in nicht gar alten Zeiten von neuem überſchwemmt ſey, wie ſo manche unfruchtbare Sandſtrecken zu bezeugen ſcheinen, ſo gilt dies wohl ganz vorzüglich von Frankreich. Ja vielleicht hätte es nur einer etwas größern Gewalt oder einer andern Richtung der letzten großen Waſſerrevolution bedurft, und die Geſtalt von Europa würde ganz anders ſeyn; Spanien wäre eine Inſel wie England, Frankreich dem größeren Theile nach Meeresgrund, und auch Deutſchland wäre anders Freylich iſt dieſes bergichter; die Trieriſchen und Rheiniſchen Berge, die Vogheſiſchen, der Jura, die Alpen, die böhmiſchen, ſchleſiſchen, ſächſiſchen Gebirge, und gegen Norden der Harz, bilden eine Schutzmauer faſt nach allen Seiten, und einen feſten Kern.

Auffallend war mir in dieſem Strich des innern Frankreichs, zwiſchen Lyon und Paris, die faſt allgemeine Kleinheit der Geſtalten; vielleicht ein allgemeines Kennzeichen des celtiſchen Geſchlechts, wovon die Wirkung ſelbſt durch die Beymiſchung der edlern germaniſchen Völkerſtämme nicht völlig hat können gehoben werden. Ueberhaupt darf man nur ſchnell einen beträchtlichen Strich, wie dieſen, durchreiſen, um keinen ſehr vortheilhaften Begriff von der menſchlichen Geſtalt zu bekommen; man wird, wenn man darauf achtet, faſt nichts gewahr, als Häßlichkeiten, die dann am häßlichſten ſind, wenn noch das Unbeſtimmte, Flache in den Zügen hinzukommt, gleich als ſeyen ſie nicht ganz ausgeführt.

Selten kehrt man nach einigem Zeitverlauf nach Paris zurück, ohne den Schauplatz auf eine oder die andere Art verändert zu finden. Als wir abreiſten, war die Verſchwörung, und Moreau gefangen. Die Barrieren waren geſchloſſen; es war ruhig, aber ein allgemeines Gefühl von Aengſtlichkeit war verbreitet. Jetzt war alles mit der Krönung beſchäftigt, man erwartete den Pabſt, und machte Anſtalten zu den Feſten, welche oft in der Nähe weit weniger glänzend und prächtig erſcheinen, als die Beſchreibungen davon in den Zeitungen lauten.

Als ich auf die Bibliothek zurückkehrte, fand ich daſelbſt unter andern gelehrten Neuigkeiten und Kunſtſchriften, auch das Werk eines Engländers über gothiſche Baukunſt. Wie ſonderbar doch das Gehirn mancher Menſchen organiſirt iſt! — Dieſer Schriftſteller hat nun gar wohl das Baumgeſtaltige, wie in hohen Laubengängen und Zweiggewolben geordnete, das Blumenartige aller Verzierungen, überhaupt das Gewächsähnliche und Pflanzenförmige in der gothiſchen Baukunſt entdeckt und wahrgenommen. Statt darin aber eine eigenthümliche Form des Schönen, als Grundidee für den blühenden Styl der romantiſchen Bauart zu erkennen, erklärt er das alles ganz materiell, als aus der wirklichen Nachahmung, von ich weiß nicht welchen aus Weidenruthen zuſammengeflоchtenen ländlichen Hütten, oder von allerley ſonſtigem Korbgeflechte entſtanden, und was dergleichen willkührliche Vorausſetzungen mehr ſind; wie man auf gleiche Weiſe auch die griechiſche Bauart in ihrem kunſtreichen Säulenſtyl, aus der Nachbildung der rohen Pfähle und Holzklötze herleiten könnte, welche die Nothdurft des Wilden zu einer dürftigen Behauſung neben einander in die Erde einrammt und durch einige Querbalken oben verbindet. Und weil ſich nun auch die griechiſche Baukunſt ſo erklären läßt, ſo verſchwindet eben damit gänzlich der gehoffte Aufſchluß über die beſondre Natur und Eigenthümlichkeit der gothiſchen Baukunſt, in der nichts ſagenden Allgemeinheit einer ſolchen etwas gar zu natürlichen Herleitung. Wenn es ſich in einem einzelnen Falle auch geſchichtlich nachweiſen ließe, daß der Gedanke oder die Abſicht einer ſolchen Nachbildung und Aehnlichkeit von Seiten des Baumeiſters bey einem beſtimmten Gebäude wirklich Statt gefunden habe; ſo würde daraus für das Ganze der gothiſchen Baukunſt, für die Idee und den wirklichen Urſprung und hohen Sinn deſſelben noch gar nichts folgen, und wäre dieſes als eine Abweichung zu betrachten, welche nur unter den Spielarten und Nebengattungen der Baukunſt ihre Stelle finden kann; wie unter den baukünſtleriſchen Denkmahlen des Mittelalters in England wohl einige ſolche Beyſpiele gefunden werden mögen, welche wirklich in dieſe Claſſe zu gehören ſcheinen. Auf das Ganze der gothiſchen Baukunſt und ihren Urſprung läßt ſich davon aber um ſo weniger eine Anwendung machen, als ihr Entwicklungsgang ein ganz andrer geweſen iſt. In der älteren Epoche derſelben, oder in dem altchriſtlichen Bauſtyl wird nicht die mindeſte Spur gefunden von dieſem Rankengewinde oder Korbgeflechte der Weidenhütten; und gleichwohl hat ſich auch der ſpätere Styl der romantiſchen Bauart ganz aus jener erſten Grundlage der kirchlichen Architectur entwickelt. So wie einmal die flache Decke der alten Baſilika verlaſſen war, und die innere Wölbung dem äußern Dach entſprach, es mochte dabey nun die alte Rotunde und Kuppel aus der antiken Baukunſt beybehalten oder das ſpitzige Giebeldach der nordiſchen Bauart vorgezogen werden; ſo war der große Schritt geſchehen. Die vielfachen und aus mehreren zuſammengeſetzten Säulen, nebſt dem Streben, den Hauptchor in einem Mittelgewölbe über die Seitengänge und Nebengewölbe mächtig zu erheben, mußte zu der gebrochnen Wölbung und dann zu dem Spitzbogen führen, welchem demnächſt die Fenſter, Thüren und Thürme in der gleichen hoch aufſchießenden Spitzbogenform folgten, um das Ganze in allen ſeinen Theilen mit ſich ſelbſt übereinſtimmend zu geſtalten; und ſo ſtand die neuere gothiſche Baukunſt in ihrem blühenden Styl vollendet da. Die erſten Elemente derſelben aber liegen im Keime ganz unverkennbar ſchon in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl: das Princip nämlich der reichſten Vervielfältigung ſowohl des ganzen aus mehreren zuſammengeſetzten Gebäudes ſelbſt, als auch der einzelnen Säule; und dann das Princip der höchſten möglichen Erhohung der Hauptkuppel oder des Chorgewölbes über die andern Theile. Dieſes zwiefache Streben nach einer unendlichen Fülle und nach der höchſten erreichbaren Höhe bildet auch die Grundlage für die ſpätere gothiſche Baukunſt, welche demſelben Princip nur die größte Ausdehnung und Entfaltung gegeben hat. Neu iſt nichts hinzugekommen, als die blumenförmigen Verzierungen, deren ganzer Reichthum aus dem einfachen Grundtypus der vierblätterigen Roſe und des blumengleichen, dreyfachen Kleeblatts hervorgegangen iſt. Dieſe Verzierungen von Roſe und Kleeblatt, laſſen ſich aber nicht mehr aus dem Rankengeflechte der hölzernen Weidenhütte herleiten; ſondern ſie konnten wohl überhaupt nicht anders als mit freyer Abſicht gewählt ſeyn, wobey gewiß ſchon ſehr früh, wo nicht gleich urſprünglich der Gedanke auch auf die ſymboliſche Bedeutung in der regelmäßigen Structur jener dreyfachen oder vierfachen Blumenform gerichtet ſeyn mochte; ohne daß wir beſorgen dürften, willkührlich einen andern oder tieferen Sinn hineinzulegen, als der wirklich dabey gemeynt und empfunden ward.

Was mich ſonſt am meiſten hier anzog, waren die ſeit meiner Abweſenheit von Paris, neu eröffneten Zimmer im Louvre. Mehrere der hier aufgeſtellten Gemählde hatte ich früher in dem Reſtaurationsſaale geſehen, und es iſt davon ſchon *) Nachricht gegeben worden. Ich beſchränke mich daher hier nur auf einige wenige.

Von Raphael war nichts neues zu ſehen, als ein ſehr kraftvolles Bildniß des Kardinal Bibbiena Nro. 1187, und eine Himmelfahrt Mariä Nro. 1180, aber von ſeinen Schülern Fattore und Giulio Romano ausgeführt; merkwürdig durch die ſchneidende Ungleichheit der Behandlung und Mahlerey in dem obern Theile des Gemähldes, der

---

*) Siehe die dritte Sendung der Gemähldebeſchreibungen gegen Ende, und den Anfang der vierten Sendung. Die im folgenden angeführten Nummern beziehen ſich auf das Supplement à la Notice des tableaux du Musée Napoleon. An XIII.

dem Fattore, und dem untern, der dem Romano zugeſchrieben wird.

Der Triumph des Titus und Veſpaſian von Giulio Romano Nro 1121. im kleinern Verhältniß, hat ganz die altrömiſche Kraft und die gewaltige Fülle, welche dieſen Künſtler auszeichnet, ohne große Tiefe der Seele oder eine ſtrenge, ſinnig vollendende Sorgfalt. In der Behandlungsart der Anbetung der Hirten Nro. 1122. giebt ſich auch ſein kriegeriſch-römiſcher Hang und Sinn nicht wenig kund; der heil. Longinus, außerordentlich groß, in voller Rüſtung, bildet auf eine ſonderbare Weiſe den Vorgrund des ſonſt nicht ſehr ausgezeichneten Gemähldes. Eine heilige Familie von Titian Nro. 1226. Knieſtück, wo der heilige Stephan eine hohe Palme hält, iſt ganz in der älteren, einfach lieblichen und ſchönen Weiſe, dieſes Meiſters: leicht, wie hingeblaſen, und doch ohne alles Theatraliſche, äußerſt kräftig, aber ſtill und gefühlvoll. Von Palma Vecchio ſieht man eine heilige Familie Nro. 1148, mit dem heil Antonius, dem Einſiedler. Dieſer Mahler iſt überall ſich ſelbſt gleich, immer einfach, beſcheiden, liebevoll und ſchön. Ein erfreulicher Beweis, daß beſonders auch bey den Venetianern, nachdem das Manierierte ſchon zu herrſchen anfing, immer noch einzelne Künſtler der einfachen alten Schönheit treu geblieben. Eine heilige Familie von Giorgione Nro. 1115. mit dem heil. Sebaſtian: leicht, einfach und kraftvoll, aber nicht mit der tiefen Wahrheit und Sorgfalt, die ſich in andern Gemählden dieſes Meiſters findet. Außerdem ſah man noch von Titian und aus der venetianiſchen Schule mehrere unvergleichlich ſchöne Frauenbildniſſe. Das Friſche der Carnazien, die Pracht der Kleidung und des Schmucks, und vornämlich der lebhafte Ausdruck ſelbſt, giebt den Frauenbildniſſen aus der venetianiſchen Schule eine Kraft und Fülle des Reizes, durch welche ſie vor Holbeiniſchen Bildniſſen bey gleicher objektiven Wahrheit den Vorzug behaupten. In Männerbildniſſen dürfte dieſer aber wohl auf der Seite des Holbein ſich finden, wegen der größern Tiefe und mehr ausgeführten Gründlichkeit der Charakteriſtik. An einem Gemählde Franz des Erſten, von Titian, hat das Auge kaum noch Empfänglichkeit für die Spuren des Meiſters, ſo ſehr verdrängt die unerträgliche Widrigkeit einer ſolchen Geſichtsbildung jeden andern Eindruck. Weder die Kunſt des Leonardo, noch des Titian, vermochten die unbeſchreibliche Häßlichkeit dieſes feiſten Angeſichts, von halb bösartigem, treuloſem und eigenwilligem, und halb ſtumpfſinnigem Ausdruck, mit den kleinen blinzelnden Augen, einigermaßen erträglich zu machen. Hier war ihre Mühe verloren!

Das wichtigſte vielleicht von allen Gemählden, die hier zuerſt ausgeſtellt wurden, iſt der Johannes der Täufer, von Leonardo da Vinci Nro. 1125; ein Knieſtück, in einem durchaus bräunlichen Ton, mit ſchwarzbraunem Hintergrunde. Die hohe Form des Kopfs, von einem ſtolzen Überfluß von Haaren umwallt, iſt idealiſch erhaben; um den Mund aber ſchwebt jenes holde Lächeln, jene Grazie und Lieblichkeit, wie man es ſchon in vielen Bildern des Leonardo findet, und die nachher in der Schule des Corregio zur Regel, ja zur Manier ward. Aber welches Wunderwerk der Ausführung; wie iſt es gemahlt, und wie ſind die zarten Umriſſe und der feinſte Hauch des

Ausdrucks im Vorüberſchweben ergriffen, ſchwebend erhalten, hingeſtellt und herausgearbeitet mit einer nie zu ergründenden Gründlichkeit. Betrachtet man ſolche Gemählde von Leonardo, wie dieſes, ſo wird man faſt irre an manchen andern, die ſeinen Nahmen tragen, und was bisher die höchſte mögliche objektive Vollkommenheit der Ausführung ſchien, erſcheint wieder als untergeordnet. Wie nah aber gränzt doch in der Kunſt die Ausartung und der Misbrauch ſelbſt an das Höchſte! An den Werken des Leonardo glaubt man die höchſte Vollkommenheit ſelbſt zu erblicken, und doch wenn man nun vergleicht und nachdenkt, ſieht man grade in ſeinen Werken ſchon den erſten Keim von den Verkürzungen, Verdrehungen und Verrenkungen mancher Manieriſten aus Michel Angelo's Schule auf der einen Seite, und dann auch die erſte Veranlaſſung zu der Künſteley mit dem Helldunkel und der gezierten Anmuth der lombardiſchen Schule. Nicht nur ein falſcher Begriff von Natur und Wahrheit, nicht nur die Nachahmung der Antike, deren Geſetze und Formen auf Mahlerey gar nicht anwendbar ſind, hat die Künſtler oft misleitet, ſondern die Theorie der Mahlerey ſelbſt hat auch ihre eigenthümlichen Irrthümer hervorgebracht. Ich rede nicht von jenen modernen Kunſtbegriffen und Grundſätzen, die man äſthetiſch nennt, welche, wie ſie ohne Grund und Gehalt waren, auch nichts haben hervorbringen mögen, weder Gutes noch Böſes; ſondern ich rede von der alten Künſtler-Theorie ſelbſt, als deren Vater wohl Leonardo angeſehen werden muß. Den eigentlichen Gegenſtand derſelben bilden die Geheimniſſe der Perſpective; von da aus erſtreckte ſie ſich auch weiter auf das Helldunkel, oder das Perſpectiviſche in den Farben, und die Verkürzungen oder das Perſpectiviſche in den Formen. Die übeln Folgen aber ſind wohl weniger aus dem Irrigen, was etwa in den Vorausſetzungen oder Folgerungen mit unter laufen mochte, herzuleiten, als daraus, daß man über dem, was nur Mittel und äußeres Werkzeug iſt, je mehr und mehr das Weſentliche vergaß und hintanſetzte. Das Weſentliche aber iſt die göttliche Bedeutung, welche allein die Schönheit zur Schönheit, und das Ideal zum Ideal macht. Was man ohne dieſe Beziehung von Schönheit und Ideal redet, iſt nur ein Geſchwätz ohne Inhalt, und bloßes Nachſprechen philoſophiſcher Denkformeln, von deren urſprünglichem Sinn jene guten Aeſthetiker wenig Kunde haben mögen. Den Beſchluß mache ein Gemählde des Perugino Nro. 1167, welches die Mutter Gottes in einer Glorie von Engeln darſtellt; unten ſtehen in ſchlichter Ordnung St. Michael und Johannes, Katharina und die h. Lucia, anbetend in frommer Begeiſterung. Hier iſt jene Flamme der Andacht, jene himmliſche Liebe in vollendetem Glanze ſichtbar, welche das Ziel aller Mahlerey iſt.

So wären wir nun wieder in der modernen Hauptſtadt der Welt, wie ſie hier genannt wird, angelangt, wo das geſchäftige Leben im beſtändigen beweglichen Sinnengenuß, unter dem alles verhüllenden Staube, unaufhaltſam durch einander wirbelt, bis endlich auch dieſes Element dem noch weniger erfreulichen Schlackerregen, mit dem beginnenden Winter, den ganzen Spielraum und alle Wege der vielbefahrnen Straßen überläßt.

Wie fern ſteht doch die jetzige Welt der Kunſt und dem Schönen! Was Paris köſtliches von ſolchen Werken beſitzt, iſt hier in wenigen Sälen zuſammen eingeſchloſſen, als einſamer Zufluchtsort aus dem Geräuſch des Tages, für den ſtillen Sinn, der ſolchen höheren Eindrücken und Empfindungen aufſuchend nachgeht. Draußen im Leben wird nichts mehr davon gefunden; alles iſt nur auf den bequemſten Genuß geſtellt, wie zum eilenden Raube des flüchtigen Tages, und die allgemeine Formloſigkeit des Daſeyns, der Gebäude und Kleidungen, wie aller Gebilde und Zierden des Lebens, wird nur hier und da unterbrochen durch die ſchimmernden Einfälle und eigenſinnigen Launen der ſchnell wechſelnden Mode.

Sollte es denn immer ſo bleiben und nie anders werden? Sollte die Kunſt nicht endlich an die Stelle der Mode treten können und von neuem das ganze Leben mit einer gleichförmigen Bildung veredeln und durchdringen, ſo wie es bey den Griechen war und in andrer Art auch in dem katholiſchen Mittelalter geweſen iſt? — An den Ideen von der Kunſt, an der Bewunderung dafür, und ſelbſt an der Erkenntniß des noch von ehemals her vorhandenen Schönen, fehlt es grade nicht an einzelnen Punkten; wohl aber an der Ausführung und dem lebendigen, allgemeinen Eingreifen in das wirkliche Leben. Zwar der Mahler mag wohl, unabhängig wie der Dichter oder der Philoſoph, als Einſiedler in ſeiner Werkſtätte, abgeſchieden von ſeiner Zeit und unbekümmert um ſie, beſtehen und ſeine höheren Kunſt-Ideen in eigenthümlichen Werken bildend vollenden. Sobald aber von einer allgemeinen Umgeſtaltung die Rede wäre, ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß die Architektur den feſten Grund und Boden, und den gemeinſamen Träger aller andern bildenden Kunſt enthält, und daß die Erneuerung von hieraus ihren Anfang nehmen müßte, und zwar von einer künſtleriſch ſinnvolleren Structur der Wohngebäude; da nur von einem neuen Leben auch eine neue Epoche in der Kunſt ausgehen könnte. Dazu fehlt es nun ganz an jedem möglichen Anhaltspunkt in der allgemeinen Kunſtloſigkeit dieſer Zeit. Die romantiſche Bauart des Mittelalters mag man wohl auch jetzt an einzelnen Luſtſchlöſſern im Kleinen nachahmend anwenden, wie dieſes auf den brittiſchen Landſitzen häufig geſchieht; die Mittel ſind gegeben, und kein Hinderniß ſteht entgegen, nur der Sinn iſt nicht mehr derſelbe. In dem altchriſtlichen Bauſtyl und ſymboliſchen Sinn, könnte man noch immer Kirchen erbauen, kunſtreich wie jene gedacht, und vielleicht noch ſchöner ausgeführt. Bis jetzt aber geht die Geſinnung der Zeit mehr dahin, die alten Gotteshäuſer ihrem Verfall zu überlaſſen, als mit Unkoſten und ausdauerndem Eifer neue zu gründen und zu errichten. Es bleibt uns daher für die Kunſt nur die Erinnerung der großen alten Zeit übrig und die Hoffnung einer reicheren Zukunft; um indeſſen die Erkenntniß des Schönen in treuer Bruſt zu bewahren, wenn gleich ihr kein lebendiger Anklang in der Gegenwart mehr entſprechen möchte, bis ein neuer Aufſchwung der Kraft und der Zeit dem Geiſte eine andere Wendung gegeben hat, und das Große wieder möglich wird.

III.

Vermiſchte Aufſätze.

1. Schloß Karlſtein bey Prag, 1808.

Einige Stunden entfernt von der alten Königſtadt Böhmens liegt in einer einſamen Gegend das Schloß Karlſtein. Aus einem tiefen Waldesthale erhebt ſich die Felſenburg, rings von andern umgrünten Hügeln und waldigem Gebirge bekränzt. Es iſt ein Denkmahl jenes Karl, der als Kaiſer der Vierte ſeines Nahmens, gegen das Reich allerdings ſtiefväterlich geſinnt, für ſein Böhmen aber ein wahrer und liebevoll ſorgender Vater und ſegenreicher König war, deſſen Nahmen und Andenken noch lebendig iſt in Böhmen, wie die Sage von einer goldenen und glücklichen oder doch glorreichen Zeit.

Da die Burg, obwohl noch ganz daſtehend, durch keine Erneuerungen verändert worden, ſo verſetzt ſie uns in ihrer halb verfallenen Geſtalt deſto lebhafter in die alte Zeit und erregt in dem Betrachter eine Fülle großer hiſtoriſcher Erinnerungen: an Karl, an die Huſſitenzeit, an alte Fehden, an ſo manche im Verborgenen geſchehene furchtbare That der Gerechtigkeit oder grauſamer Rache; aber auch an die Frömmigkeit jener vergangenen Zeit, ihre ſchöne Kircheneinrichtung und an die damahls auch in dieſen nordiſchen Ländern erwachende Kunſt.

Es enthält das Schloß Karlſtein in der That außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch einen reichen und ſeltenen Schatz für die Geſchichte der älteſten Mahlerey.

Es ſchließen ſich dieſe Denkmahle der Mahlerkunſt in Böhmen auf der einen Seite an die altdeutſche Schule, auf der andern an die älteſten chriſtlich griechiſchen Bilder. Denn der eine von den beyden Meiſtern, welche die dortigen Kapellen durch ihre Kunſt vorzüglich verziert und verherrlicht haben, war ein Deutſcher, Wurmſer aus Straßburg. Die Heiligenbilder des Theodorich von Prag aber ſind ganz in dem Styl, welchen man in Italien und Deutſchland in der früheſten Epoche der chriſtlichen Kunſtgeſchichte den neugriechiſchen zu nennen pflegt.

Die Wandgemählde von Wurmſer in der Marienkapelle ſind ſehr zerſtört und verdorben. Größtentheils vortrefflich erhalten aber ſind die Heiligenbilder von Theodorich von Prag in der Kreuz- oder Kronkapelle im Thurme. Auch von den Plafonds in den Fenſtergewölben ſind einige beſſer erhalten, als die in der Marienkapelle; beſonders gut erhalten fand ich einen engliſchen Gruß und eine Anbetung der heiligen drey Könige. Eines dieſer Wandgemählde ſtellt das apokalyptiſche Lamm mit ſieben Hörnern dar, welches die ſieben Churfürſten anbetend verehren. Es wird ebenfalls Wurmſern zugeſchrieben.

Für das Auge am anziehendſten und für die Kunſtgeſchichte unſtreitig am wichtigſten ſind die Heiligenköpfe von Theodorich. Es ſind derer etwa noch 120, alle meiſtens in einem Format, Bruſtbilder etwas über Lebensgröße; was mir um ſomehr auffiel, da die meiſten von den altchriſtlichen Heiligengemählden im griechiſchen Styl, die ich wohl ſonſt in Kölln, den Niederlanden oder zu Paris geſehen, vielmehr etwas kleiner als die natürliche Größe waren.

Theodorichs Bilder ſind ſämmtlich auf geblümten Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meiſtens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen beſäet. Die ganze Kapelle muß überhaupt ehedem, da alles noch friſch war, einen prachtvollen und faſt blendenden Eindruck vom hohen Farbenglanze gemacht haben; da überall, Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben ſchimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierrathen reichlich geſchmückt waren, unter denen beſonders die gevierten deutſchen Kreuze häufig angebracht ſind. Die Köpfe ſind durchgehends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit; wie man es ſchon weiß, daß die Köpfe auf den älteſten Gemählden zu ſeyn pflegen; ſinnvoll und edel geſtaltet, tief gefühlt und ſo glücklich und leicht hingemahlt, daß der neuere Künſtler es wohl beneiden möchte. Dieß findet ſich oft ſelbſt da, wo andere Theile noch fehlerhaft, künſtliche und ſchwerere Stellungen, wenn der Mahler ſie verſuchte, mißlungen und verzeichnet ſind. Fehler dieſer Art wird der gelehrte Zeichner indeſſen ſeltner an Theodorichs Bildern zu bemerken Gelegenheit finden, weil es eben nur Bruſtbilder ſind, in der einfachſten Stellung. Mit andern Köpfen der älteſten Gemählde verglichen, dürften ſie nach meinem Gefühl zu den vorzüglichen dieſer Gattung gehören. Als ein Bildniß von beſonders hoher Schönheit bemerkte ich das der heiligen Ludmilla. Es iſt gerade ausſchauend, der Hals mit einem Tuche umwunden, die Hände zum Beten emporhaltend. Der heilige Sigmund könnte als Beyſpiel eines ſchönen alten Kopfes gelten, wie St. Vitus eines jugendlichen. Ferner Johannes der Evangeliſt, Jakobus, der aber ſehr gelitten hat, unter den Apoſteln; ein heiliger Einſiedler, oben am Guckfenſter, wo auch der heilige Hieronymus ſich befindet, mit einem Pilgerſtabe in der Hand; viele halten ein Buch. Alle dieſe, auch die heilige Eliſabeth und Barbara fielen mir auf, als vorzüglich ſchön. Ein heiliger Thomas auf der Prager Univerſitäts-Bibliothek kann den Freunden der Kunſt wenigſtens einen vorläufigen Begriff geben. Doch muß man mehrere dieſer Bilder geſehen haben, um die Idee davon ganz zu faſſen. Obwohl nun die durchaus ähnliche und gleiche Behandlung einer ſo großen Anzahl von Bildniſſen etwas Einförmiges hat, ſo muß man dagegen geſtehen, daß die Köpfe faſt durchgehends groß gedacht und in einem hohen Style ſind.

Den Altar zierte ein Ecce Homo, wenn ich nicht irre, von Thomas von Mutina; aber ganz verſtümmelt, der Kopf fehlt.

Die ganze Verzierung der Kirche und ihrer Wände durch eine ſo große Menge gleichförmiger und gleich großer Heiligenbilder, erinnert noch einigermaßen an die innere Einrichtung der griechiſchen Kirchen, welche von der katholiſchen ſo ganz verſchieden iſt. Eine Verſchiedenheit, welche auch auf die Anwendung der Mahlerey einen ſehr großen und weſentlichen Einfluß gehabt hat. Da die Meſſe in der griechiſchen Kirche im Verborgnen gefeyert wird, ſo entſteht das Bedürfniß, die Wand, hinter welcher dieſes geſchieht, und aus deren Mittelthüre der Prieſter zu beſtimmten Zeiten mit dem Heiligthume hervortritt, mit Bildern zu verzieren und anzufüllen, weil die Augen der Andächtigen, welche an der heiligen Handlung Theil nehmen, ſtets dahin gerichtet ſind. Es ſoll dieſe Wand gleichſam als ein reichgezierter Teppich und mit ſchönen Sinnbildern bedeckter Vorhang vor dem verborgnen Allerheiligſten erſcheinen, und das Auge und Gemüth der Frommen immerwährend mit heiligen Gedanken und Bildern erfüllen. Ein einziges großes Alfresco-Gemählde würde für dieſen Zweck und für die ſtete und anhaltende Betrachtung nicht ſo dienlich und anwendbar ſeyn; man wählte alſo, den ganzen Raum mit einer Menge kleiner und durchaus gleichförmiger Bilder anzufüllen.

In der katholiſchen Kirche aber, welche das Myſterium nicht im Verborgnen feyert, und den Altar dem Auge nicht entzieht, wird eben dadurch der Hochaltar nun auch für den Architekten und Mahler das Hauptziel und der Mittelpunkt des Ganzen, welchen herauszuheben, und auf jede Weiſe zu verherrlichen, alle Kräfte der Kunſt aufgeboten werden müſſen. Die großen Hauptaltar-Gemählde, welche hierzu erfordert wurden, ſind mit eine von den Veranlaſſungen geweſen, welche der Mahlerey in der abendländiſchen Kirche einen ganz neuen Spielraum, und einen höheren Schwung gaben. Aber es erforderte lange Zeit, ehe die abendländiſche Kunſt dieſe höheren Stufen einer freyen Bewegung und umfaſſenden Größe erreichte; und erſt ſehr allmählig überſchritt man die engen Gränzen, jener obwohl ſinnvollen und geiſtig ſchönen, doch beſchränkten und einförmigen älteſten chriſtlichen Mahlerey. Einen dieſer merkwürdigen Anfangspunkte der neuern Kunſt, und ehrwürdigen Reſte des chriſtlichen Alterthums zeigt uns der böhmiſche Theoderich in den Denkmahlen des Karlſtein. Nur einen Tag konnte ich, auf einer Durchreiſe von Prag aus, der Betrachtung dieſer Kunſtſchätze widmen. Das wenige, was ich aus der Erinnerung und nach dem was ich mir darüber aufgezeichnet, hier mittheile, ſoll nur dazu dienen, die Aufmerkſamkeit allgemeiner darauf hinzuwenden; vorzüglich auch die Aufmerkſamkeit ſolcher, welche nähere Gelegenheit und den Beruf haben, dieſe merkwürdigen Alterthümer noch genauer zu unterſuchen.

In den letzten Jahren hat man nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Italien eingeſehen, wie wichtig für die Kunſtgeſchichte auch die ältere Epoche der Mahlerey iſt; man hat angefangen, das ſchöne Emporkeimen und die erſten Blüthen der neuern Kunſt, aus denen alles Nachherige doch erſt entſtanden iſt, beſſer zu beachten und zu würdigen. Möchten auch Böhmens Kunſtfreunde und Patrioten ſich vereinigen, und den Karlſtein, der es gewiß verdient mit ſeinen Schätzen, zum Gegenſtande eines künſtleriſchen Nationalwerks machen! Als Vorbild dafür würde ich das vortreffliche Werk über das Campo Santo zu Piſa, vorſchlagen. Hier ſieht man den rohen Anfang eines noch ganz unbeholfenen Kunſtſtrebens im Buffalmacco; die kühnen und ſeltſamen Fantaſien, in denen Orcagna dem Dante zu vergleichen iſt; jene Fülle von edlen Geſtalten, den Reichthum und das Großgedachte in den Compoſitionen des Benozzo de Gozzoli, durch welche dieſer herrliche Mahlergeiſt es wohl verdient, wenn die Herausgeber jener Denkmahle ihn den Raphael unter den alten Mahlern nennen.

Möchte nur nicht ſo manche Klage, welche in jenem Werke über die Vernachläſſigung dieſer alten Gemählde und Kunſtdenkmahle in Italien erhoben wird, auch unter uns anwendbar ſeyn. Die zerſtörenden Wirkungen der Zeit verurſachen ohnehin ſchon an den Hervorbringungen der Kunſt manchen nie zu erſetzenden Schaden. Möchte dieſer unvermeidliche Verluſt nur nicht ſo oft abſichtlich durch den Unverſtand der Menſchen noch vermehrt werden, durch den herrſchenden Stumpfſinn und ein gedankenloſes Verderben der Alterthümer. So wurden zwey Meiſterwerke von Giotto, in jenem mit Alfresco-Gemählden der erſten Meiſter verzierten Umgange zu Piſa, zum Theil zerſtört, um dem Herrn Algarotti an ſelber Stelle ein Denkmahl zu errichten. Zwey andere Gemählde von Gozzoli wurden gleichfalls durch Inſchriften und Büſten faſt ganz verderben. So wie jede Zeit ihre eigene Art von Barbarey hat, ſo zeichnete ſich unſere neueſte beſonders durch die aus, daß ſie, obwohl ſonſt in jedem noch ſo entfernten Weltalter bewandert, nur ihre eigne nächſte Vorzeit und das vaterländiſche Alterthum ganz verkannte, und unter dem erſonnenen Nahmen einer Finſterniß des Mittelalters dieſe wichtige Epoche der Menſchheit unverſtändig zu ſchmähen gewohnt war, worüber denn manche merkwürdige Denkmahle der einheimiſchen Kunſt und Geſchichte bis jetzt unbeachtet, und der Vergeſſenheit oder gar der Zerſtörung überlaſſen geblieben ſind.

Ich bin weit entfernt, den Theoderich von Prag als Mahler mit einem Giotto oder Gozzoli vergleichen zu wollen. Allein daß Theoderichs Bilder keinesweges gering zu ſchätzen ſind, und ein ſehr merkwürdiges Glied in der Entwicklung der fortſchreitenden Kunſt ausmachen, darin werden mir wohl alle Sachkundigen beyſtimmen, wenn dieſe Alterthümer erſt allgemeiner bekannt ſeyn werden.

Das Schloß Karlſtein iſt nicht bloß artiſtiſch merkwürdig, ſondern auch ein hiſtoriſches Denkmahl alter Nationalerinnerung für ganz Böhmen. Wollte man daher unſerm Wunſche gemäß, der ausführlichen Darſtellung deſſelben, ein dem Gegenſtande angemeſſenes künſtleriſches Werk widmen, ſo würden einige landſchaftliche Anſichten von der Gegend und der Lage der Burg ſelbſt, ſo wie architektoniſche Zeichnungen von dem Gebäude und ſeinen Merkwürdigkeiten, mit in den Plan gehören. Was die Gemählde betrifft, ſo würde es vielleicht möglich ſeyn, ſelbſt von den halberloſchenen Wandgemählden durch Anſprengung und das in dieſem Falle übliche Verfahren, einige ſo weit wieder anzufriſchen, daß ein geſchickter Zeichner wenigſtens die Umriſſe davon nehmen, und uns mit der Compoſition bekannt machen könnte. Von Theorichs Heiligenbildern würde es freylich, um eine Idee davon zu geben, zureichend ſeyn, nur eine Auswahl und nicht eben alle mitzutheilen. Doch dieſes müßte nur dann geſchehen, wenn die Schranken des Werks es durchaus nicht anders verſtatteten. Der Kunſtfreund, der ſich nicht ſelbſt an Ort und Stelle begeben kann, wird doch immer gern alle vor ſich ſehen wollen. Verdienen dürften ſie es auch wohl alle, gekannt zu werden; und es iſt in einem ſolchen Falle ungleich beſſer, zu vollſtändig als mangelhaft zu ſeyn.

2. Die heilige Cäcilia von Ludwig Schnorr. 1823.

Dieſes für eine Kirche beſtimmte Altargemählde, iſt acht Schuh, neun Zoll hoch, und fünf Schuh breit. Es enthält nur zwey Figuren, die Heilige ſelbſt und den Engel daneben, beyde in den Wolken ſchwebend; die Geſtalt der Heiligen iſt ſechs Schuh hoch, der Engel nach Verhältniß. Es iſt eine große Compoſition, in der Ausführung unter allen Werken dieſes Künſtlers eine der gelungenſten.

Die Kritik pflegt in einem ſolchen Falle, bloß bey Allgemeinheiten ſtehen zu bleiben, oder auch ganz in das Einzelne zu gehen. Man lobt die richtige Zeichnung, die edle Form, den lebhaften Ausdruck; oder auch, man findet hier einen Arm zu voll, eine Hand zu mager, ein Licht zu grell, einen zarten Reflex beſonders glücklich, und wie die üblichen Formeln ſonſt weiter heißen, durch welche man eigentlich dem Gegenſtande ſelbſt, und dem rechten Begriff und eigenthümlichen Werth einer wahrhaft künſtleriſchen Darſtellung um nichts näher gebracht wird. Das lebendig umfaſſende Kunſturtheil dagegen, geht vor allem darauf aus, die Idee des Werkes in ſeiner ganzen, vollen Eigenthümlichkeit richtig zu verſtehen; denn iſt dieſe einmahl klar ins Licht geſtellt, ſo findet ſich mehrentheils von ſelbſt, in wie fern der Künſtler jene Idee vollkommen glücklich erreicht hat, oder ihr nur ungenügend entſprach; und alle jene Bemerkungen über einzelne Mängel oder beſondere Vorzüge finden dann leicht ihre richtige Anwendung, und erhalten auch erſt in dieſem Zuſammenhange ihre rechte Bedeutung.

Was aber die Idee in dem vorliegenden Gemählde betrifft, ſo ſind es vorzüglich zwey Dinge, welche dieſes Bild in der Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes eigenthümlich auszeichnen; einmahl, daß der Heiligen ein Engel zum Begleiter gegeben worden, welches aus der Legende zu verſtehen iſt, an welche ſich dieſes Gemählde auf das genaueſte anſchließt. Die zweyte eigenthümliche Eigenſchaft iſt, daß die Heilige hier nicht bloß, wie ſonſt gewöhnlich mit dem verklärten Ausdruck der Anbetung oder der Seligkeit dargeſtellt erſcheint, ſondern wie ſie mit rührender Theilnahme und liebevollem Blick aus dem umgebenden Himmelsglanze auf den irdiſchen Wohnort der Sterblichen herniederſchaut.

Der Engel mit ſeinem Lilienſtengel, welcher die Heilige ſo hold umſchwebt und anlächelt, iſt auch in den Sphären des Himmels ihr beſtändiger Begleiter, ſo wie er ſchon nach der Legende an der Geſchichte ihres irdiſchen Kampfs einen weſentlichen Antheil hatte. „Cäcilia, ſo lautet die Erzählung*), welche ganz das Gepräge der geſchichtlichen Wahrheit an ſich trägt, eine Römerin von vornehmer Abkunft, war von ihrer früheſten Kindheit an in den Grundſätzen des chriſtlichen Glaubens unterrichtet, und hatte ſich als Jungfrau Gott verlobt. Als ſie aber nachher dem Valerianus gegen ihren Willen vermählt ward, ſo ſprach ſie zu ihm in der Hochzeitsnacht folgende Worte: Valerianus! ich ſtehe in dem Schutz eines Engels, welcher meine Reinheit bewacht; hüte dich daher, etwas zu thun, wodurch der göttliche Zorn gegen dich erregt werden könnte.— Der Jüngling, von dieſer Rede betroffen, wagte es nicht, ſie zu berühren; ja er fügte ſogar noch hinzu, daß er ſelbſt an Chriſtus glauben wolle, wenn er auch den Engel ſehen könnte. Als ihm Cäcilia darauf ſagte, daß dieſes nicht möglich ſey, wenn er nicht getauft würde; zeigte er ſich, aus Verlangen, den Engel zu ſehen, auch dazu bereit. So ging er dann, von der Jungfrau beredet, zu dem Pabſt Urbanus, welcher während der damahligen Verfolgung in den Katakomben verborgen lebte, und wurde getauft. Dieſem Beyſpiele folgte auch ſein Bruder Tiburtius, welcher auch den Engel ſah, und beyde empfingen dann die Siegerkrone des chriſtlichen Heldentodes, noch früher als jene heilige Römerjungfrau ſelbſt, welche der Richter zuerſt nach dem Erbe und Vermögen jener Beyden befragte, welches aber ſchon unter die Armen vertheilt war."

---

*) Breviar. Roman. die XXII. Novembr. Der h. Urbanus folgte im J. 223. dem Pabſte Calixtus nach, und hat ſieben Jahre regiert; er wird auch als Martyrer verehrt. S. Leben der Heiligen Th. I. S. 601.

Der Märtertod der Heiligen wird um das Jahr 230 angeſetzt; von den älteſten Zeiten ward ihr Feſt in Rom feyerlich begangen, und ſchon im vierten Jahrhundert gab es eine ihr gewidmete Kirche daſelbſt *). Wie allgemein

---

*) S. in dem Leben Jeſu und der Heiligen. Wien, 1822. Th. II. S. 812.

und hoch ſie verehrt worden, erhellt vorzüglich auch daraus, daß ihr Nahme, unter denen der ſieben heil. Frauen und Jungfrauen, welche im Kanon der Meſſe angerufen werden, mit befindlich iſt. Noch wird von ihr erwähnt, daß ihr Herz von beſonderer Liebe gegen Gott und ſein Wort entbrannt war, indem ſie auch das Büchlein des Evangeliums im Buſen zu tragen pflegte; ſo wie, daß ſie den Herrn gern und häufig im Geſange mit Pſalmen und Lobliedern verehrte. Daher iſt denn wohl die Überlieferung entſtanden, daß ſie als Schutzheilige der Muſik verehrt, und ihr auch die Erfindung der Orgel beygelegt, oder wenigſtens dieſes Werkzeug und Organon der Verherrlichung Gottes und des kirchlichen Geſanges, als ihr beſonders gewidmet betrachtet wird; obwohl geſchichtlich genommen, die Anwendung der Orgel zur gottesdienſtlichen Feyer einer viel ſpätern Epoche angehört, als jenem chriſtlichen Heldenalter der Katakomben und der erſten Märtyrer.

Unſer Künſtler hat daher auch, der geſchichtlichen Idee durchaus treu, die auf den Bildern der heiligen Cäcilia ſchon herkömmliche Orgel, nur in den Vorgrund zur linken Seite, als Symbol zur Erinnerung angebracht, ohne ihr weiter eine Hauptſtelle in der Bedeutung des Ganzen einzuräumen. Die Heilige iſt, nach der Wahrheit, wie eine Fürſtin, mit dem Diadem geziert, in Römertracht. Die Siegerpalme in der Rechten träufelt von den rothen Lichttropfen ihres verklärten Blutes, wie von den Thautropfen der ewigen Morgenröthe. Die Kleidung und alle übrigen Zeichen ſind an einem ſolchen Bilde als bedeutende Attribute zu betrachten, welche aus dem beſondern Charakter und Ausdruck des Ganzen verſtanden und erklärt werden müſſen. Dieſer eigenthümliche Charakter aber liegt hier, wie ſchon oben bemerkt wurde, in dem Ausdruck des liebevollen Mitleidens, mit welchem die Heilige aus den hohen, aber ſanften und gefühlvollen, himmelblauen Augen zur irdiſchen Sphäre niederblickt. Wenn die katholiſche Kirche lehrt, daß wir nächſt Gott auch die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen ſollen, und dieſer Fürbitte eine vielfältig fruchtbare Wirkſamkeit beylegt; ſo dürfen wir uns jene verklärten Weſen auch nicht ſo denken, als ſeyen ſie ganz unthätig, bloß in dem Genuß der eigenen Seligkeit verſunken; ſondern müſſen ſie uns vielmehr vorſtellen, als durchdrungen von heiligen Liebesflammen und himmliſchem Mitleiden; theilnehmend alſo, ſo wie es einem jeden unter ihnen beſtimmt und aufgegeben ſeyn mag, an allem, was im irdiſchen Leben vorgeht; an demjenigen nämlich, was zur Verherrlichung Gottes und zur Verbreitung der göttlichen Gnade dienen kann. Dieſe liebevolle Theilnahme der Heiligen an dem irdiſchen Streben nach dem Göttlichen, iſt die eigenthümliche Grundidee dieſer Abbildung der h. Cäcilia, und darauf zielt auch alles Einzelne in der Umgebung, wenn wir es nach der geiſtlichen Bilderſprache der Schrift und der kirchlichen Bezeichnungsweiſe deuten wollen.

Mit einem reich gefalteten, grünen Gewande iſt die Heilige umkleidet, und mit goldenem Gürtel und zwiefacher goldenen Armſpange am rechten Arme angethan. Das Gewand bedeutet die Sphäre, die grüne Farbe bezeichnet die irdiſche; der Gürtel geht auf das Geſchäft, Gold iſt das Sinnbild der geläuterten Vollkommenheit, oder der Reinigung und Heiligung der Seelen. Jene Seelen alſo, welche ihrem Herzen empfohlen ſind, wünſcht die Heilige zur reinſten Vollkommenheit geläutert zu ſehen. Und wie nun ihre Gedanken und Sinne, in ſo liebevollem Geſchäft, zur irdiſchen Sphäre hernieder ſchweben, ſo ſind auch die Füße alſo gebildet, und die römiſchen Sandalen an denſelben mit einem ſchmalen, ſchwarzen Bande feſtgebunden; zum Zeichen, daß ſie herabgeſenkt ſind in die dunkle Welt der Trübſal und Trauer. Die lichtbraunen Haare, welche die lebendige Fülle jener geiſtigen Kraft und liebevollen Theilnahme bezeichnen, ſtrömen in reichen Locken, wie in zarten Wellen, zu beyden Seiten lang über die Schultern hernieder. Der rechte Arm bedeutet die Handlungen und Werke, der linke die Begierden und Wünſche. Darum iſt die linke Hand auf die Bruſt gelegt, in welcher der Nahme des Ewigen eingeprägt, und welche ganz mit dem Feuer der göttlichen Liebe erfüllt iſt. Solche Attribute, welche ganz über die Natur hinausgehen, wie hier der geheimnißvolle Nahme in zartem Glanze auf der Bruſt der Heiligen durchſchimmert, geben einem Bilde recht eigentlich das Gepräge einer ſymboliſchen Darſtellung; wie dergleichen Attribute, in anderer Art, auch in der antiken Kunſt genugſam vorkommen. Der rechte Arm der Heiligen iſt mit einer zwiefachen goldenen Armſpange gezieret, die eine auf dem Vorderarm ſelbſt, die andere am Oberarm über dem Gewande; welches, nach der ſchon oben gegebenen Erklärung, auf die zwiefache Läuterung und Heiligung des innern Lebens und des äußern Wandels deutet. Den ſchon vollendeten Sieg ihrer eigenen reinſten Vollkommenheit, bedeutet das goldene Diadem, auf grünem Myrthenkranze ruhend. Wenn aber gleich ihr eigenes Haupt und Weſen mit einem lichten Feuerglanze der nie verlöſchenden Liebesflammen umgeben iſt; ſo umſtrahlt daſſelbe in einem zweyten, entfernteren Kreiſe, nicht mehr das reine, weiße Himmelslicht, ſondern das gebrochene Licht des mannigfaltigen irdiſchen Daſeyns, zu welchem ihr liebevolles Mitleid ſich herniederneigt: der farbige Glanz des Regenbogens,*) als Sinnbild der Verſöhnung und des verklärten Leidens, oder des aus Schmerz und Wonne gemiſchten Lebens. Ein zwiefacher ähnlicher Regenbogenſchein, aber weiter geöffnet und ferner, umglänzt aus dem gleichen Grunde, auch wieder die ganze Geſtalt in der Mitte, bis unten zu den ſchwebenden Füßen. Und wie nun jene urſprünglichen Farbenſtrahlen, in denen das Licht, oder vielmehr die Thräne, der Tropfen des irdiſchen Daſeyns in dem Meere der Ewigkeit, gebrochen wird, wenn ſie im Lichte ſpielt, den ſieben ewigen Klagetönen, welche den Grundaccord der Muſik im Leben wie in der Kunſt bilden, entſprechen; ſo hat der Künſtler auch aus der ſinnbildlichen Orgel im Vorgrunde, noch wie im Wiederſcheine, jene Regenbogenſtrahlen hervorſchimmern laſſen, um den unſichtbaren Gedanken in künſtleriſcher Andeutung bis an die äußerſte Gränze des noch Darſtellbaren zu verfolgen.

---

*) Das bibliſche Sinnbild des Regenbogens, als Erſcheinung der ſieben urſprünglichen Geiſterkräfte, in welchen ſich die Herrlichkeit der Schöpfung entfaltet, iſt vom Raphael, ſo viel ich mich entſinne, dreymahl in Gemählden angewandt worden; auf der Diſputa, in der Madonna de Foligno, und auf der Viſion des Ezechiel in kleinem Maaßſtabe, wo Jehova, inmitten der vier cherubiſchen Thiere, auf dem Regenbogen thront. Unter den großen deutſchen Mahlern hat Eyck denſelben auf ſeinem jüngſten Gerichte, und Hemmelink in der Viſion des h. Johannes, auf einem Gemählde zu Brügge, angebracht; anderer Beyſpiele nicht zu gedenken.

Wenn nun die Betrachter dieſes Bildes, ſtatt der gewöhnlichen am Clavier ſitzenden Cäcilia, welche man unter dieſem Nahmen ſchon zu erwarten und zu verlangen pflegt, von dieſer Grundidee des liebevollen Mitleidens jener Heiligen, welche nicht bloß die Kunſt der Töne, ſondern auch die Muſik der Gefühle und alle Harmonie des Lebens unter ihrem Schutze umfaßt, ausgehen wollten, und davon durchdrungen ſeyn möchten; ſo würden ſie die künſtleriſche Ausführung und hohe Geſtalt der heiligen Cäcilia, wohl jener Idee ganz entſprechend, und in einem hohen Grade vortrefflich und gelungen finden. Die himmliſche Lieblichkeit des Engels wird ohnehin leicht jedes Gefühl anſprechen. Farbe und Carnation ſind überhaupt auf dieſem Gemählde lobenswerth, und vorzüglicher als auf andern Bildern desſelben Künſtlers; das Ganze bildet Eine untheilbare hohe Lichterſcheinung. Und ſomit überlaſſen wir denn andern, mit dem künſtleriſchen Urtheil, zu welchem wir hier nur die nothwendige, erſte Grundlage haben geben wollen, auch nach techniſchen Rückſichten in das Einzelne zu gehen. Auf dem Altar, in der beſtimmten Kirche, wird das Bild an ſeiner rechten Stelle ſeyn, und der lebendigen Wirkung nicht verfehlen.

Inhalt.

Seite.

I. Gemähldebeſchreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802—1804. 1

Erſte Sendung.

Von dem Lokal und dem zu Paris vereinigten Kunſtkörper alter Gemählde; ſo wie von dem Standpunkte dieſer Darſtellung. Von einigen Werken der älteren italiäniſchen Schule, und von dem eigenthümlichen Kunſtcharakter und allegoriſchen Geiſt des Corregio. Von der Verwandtſchaft des Corregio mit dem Leonardo, und von deſſen Styl und Schule. Von der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Porträt bey den ältern Mahlern, bey Holbein und Leonardo, bey Titian und Raphael. Erſte Andeutungen vom Charakter des Raphael überhaupt; und Beſchluß von einigen altdeutſchen Gemählden von Johann van Eyck, Hemmelink und Dürer. 3

Zweyte Sendung.

Ausführliche Charakteriſtik des Raphael; und von dem Unterſchiede zwiſchen der ältern italiäniſchen Mahlerſchule und dem neuern Styl. Von den chriſtlichen Gegenſtänden für Gemählde und von der Art, wie die ältern Mahler die heidniſchen Gegenſtände behandelt haben. Von einigen merkwürdigen Gemählden der ſpaniſchen Schule; nebſt Andeutung allgemeiner Grundſätze über die verſchiedenen Gattungen der Mahlerkunſt. 62

Dritte Sendung.

Reichthum der Kunſt, dargeſtellt an einer mannichfaltigen Nachleſe verſchiedenartiger Gemählde der italiäniſchen Schule. Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von

Seite.

Bramante; die heilige Agatha von Sebaſtian del Piombo. Ueber das Marterthum, als Gegenſtand der Kunſt und über die älteſten Gegenſtände und erſten Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerey. Ueber Durers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael. Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzöſiſchen Denkmahlen; über Glasmahlerey. Die Antiope von Titian. 107

Vierte Sendung.

Die Alexanders Schlacht von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländiſchen Schule zu Brüſſel; groſſes Altarbild von Raphael eben daſelbſt. Düſſeldorfer Gallerie; groſſes Marterthum von Durer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwey Extreme und Gegenſätze in der manierirten Mahlerey. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllniſche Schule der Mahlerey; groſſes Altarbild von den heiligen drey Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Chriſti in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaiſer Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit. 163

II. Grundzüge der gothiſchen Baukunſt; auf einer Reiſe durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich. In dem Jahre 1804. bis 1805. 221

III. Vermiſchte Aufſätze. 301

Schloß Karlſtein bey Prag. 1808 303

Die heilige Cäcilia von Ludwig Schnorr. . . . 318

Gedruckt bey Franz Ludwig.

Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Romantiſche

Sagen und Dichtungen

des

Mittelalters.

Vorrede.

Ritterſinn, Zauberey und Liebe bilden den Inhalt und den Geiſt jener ſchönen alten Romane, welche den größten deutſchen Dichtern der ſchwäbiſchen Zeit, und etwas ſpäter auch den italiäniſchen den Stoff zu ihren herrlichen Ritterliedern gaben.

Die erfindungsreichſten und bedeutendſten unter dieſen alten Romanen ſind wohl überhaupt diejenigen, welche ſich auf die Tafelrunde und den König Artus beziehen; und unter dieſen iſt wiederum nicht leicht einer wunderbarer und eigenthümlicher, als der vom Zauberer Merlin.

Die gegenwärtige deutſche Bearbeitung dieſer Dichtung iſt aus den beſten franzöſiſchen Quellen auf der Pariſer Bibliothek in den Jahren 1803 und 1804 gezogen worden.

Die Geſchichte von Lother und Maller, iſt einer Nachricht am Schluße der Handſchrift zu Folge, von der Frau Margaretha, Gräfinn von Wiedemont und Herzoginn zu Lothringen, in wälſcher Sprache verfaßt, im Jahr Chriſti 1405. Ins Deutſche überſetzt aber ward ſie von der Frau Eliſabeth, Gräfinn zu Naſſau-Saarbrück, Tochter der vorgenannten Frau Margaretha und Herzogs Friedrich von Lothringen, im Jahr 1437 und aus dieſer deutſchen Handſchrift iſt die gegenwärtige Darſtellung bearbeitet worden. Nach den Worten der Einleitung zu ſchließen, müßte die erſte Verfaſſerinn ein noch älteres lateiniſches Original vor Augen gehabt haben.

Die Mittheilung der Handſchrift, welche nicht viel jünger ſcheint, verdankte ich der Güte meines verehrungswürdigen Freundes, des Kanonikus Wallraff zu Kölln; und iſt dieſe deutſche Bearbeitung in jener Stadt in den Jahren 1804 und 1805 vollendet worden.

Außer dem Verdienſte der Erfindung und manches Eigenthümlichen in der Darſtellungsart, war es vorzüglich das darin aufgeſtellte Bild der ritterlichen Freundſchaft, was den Herausgeber beſtimmte, dieſen Roman der Vergeſſenheit zu entreiſſen; und nach dieſem Geſichtspunkte iſt auch der Auszug gemacht worden. Manche Fehden und Abentheuer, beſonders gegen das Ende des Buchs, die von der Art ſind, wie ſie in allen Rittergeſchichten vorkommen, hat man deshalb weggelaſſen; in der Kataſtrophe ſelbſt iſt einiges, was an ſich nicht tadelnswerth, für das ſittliche Gefühl der jetzigen Zeit zu fremd war, gemildert und in den Hintergrund geſtellt worden.

I.

Geſchichte

des

Zauberers Merlin.

Erſtes Kapitel.

Der böſe Feind war ſehr ergrimmt und voller Zorn, als unſer Heiland Jeſus Chriſtus zur Hölle hinabgeſtiegen war, und Adam und Eva daraus erlöſte, ſammt allen, die mit ihnen in der Hölle waren. Wer iſt dieſer Menſch, ſagten die Teufel voller Furcht und Schrecken, welcher die Pforten der Hölle zerbricht, und deſſen Macht wir nicht widerſtehen können? Hätten wir doch niemals geglaubt, daß ein Menſch vom Weibe geboren, nicht uns angehören ſollte, und dieſer da zerſtört unſer Reich. Ey wie kommt es wohl, daß er geboren werden können, ohne daß wir ihn verſündigten, ſo wie es den andern Menſchen geſchieht? Da antwortete ein andrer und ſprach: er iſt ohne Fehl, ohne Verderbniß und ohne Gebrechen geboren, und nicht aus des Mannes Samen, ſondern nach dem Willen Gottes durch ſeinen heiligen Geiſt in Jungfrauen Leibe. Darum wäre es wohl gut, wenn wir Mittel finden möchten, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach unſerm Ebenbilde geformt ſey, der nach unſerm Willen thäte, und alle geſchehene Dinge, und alles was geſchieht und geſprochen wird, wüßte ſo wie wir. Ein ſolcher könnte uns von großem Nutzen und von großer Hülfe in unſern Thaten ſeyn.

Denn wir müſſen darauf denken, wie wir wieder gewinnen mögen, was der Welterlöſer uns raubte. Da waren alle Teufel einſtimmig und riefen: Ja laßt uns Mittel finden, wie einer von uns einen ſolchen Menſchen durch das Weib erzeugen möge. Da rief einer von ihnen: Ich habe Gewalt über ein Weib, ſo daß ſie mir gehorcht, und vieles thut was ich will; auch habe ich die Macht, die Geſtalt des Menſchen anzunehmen. Dieß Weib nun, über welche ich Gewalt habe, ſoll mir ſicherlich Mittel verſchaffen, einen Menſchen mit einer Jungfrau zu erzeugen. Es ward alſo unter ihnen beſchloſſen, daß dieſer geben ſollte das Werk auszuführen; aber ſie trugen ihm vorher noch auf, daß er ja ſorgen ſolle, daß der Menſch, den er erzeuge, ihnen ähnlich werde und nach ihrem Willen handle.

Der Rath des Satans ging wieder auseinander, nachdem ſie dieß Werk verabredet hatten; der Abgeſandte aber eilte, und verſäumte keine Zeit, um zu dem Weibe zu kommen, über welches er Gewalt hatte.

Es war dieß Weib die Frau eines ſehr reichen Mannes, der viele Güter beſaß, viel Vieh, und andere Schätze, von denen manches zu erzählen wäre; er hatte auch mit dieſer Frau drey Töchter und einen Sohn.

Satan fand das Weib ganz bereit, alles zu thun was er verlangte, denn wo Gott viel thut für den Menſchen, da vergißt der Böſe, der nur den Menſchen zu betrügen ſucht, ſicher ſeinen Antheil nicht. Er fragte alſo das Weib, ob es ein Mittel gäbe, ihren Mann zu betrügen, oder denſelben in des Satans Gewalt zu geben. Das Weib antwortete, das könnte nur geſchehen, wenn er ihn erzürnte und betrübte. Sie rieth ihm desfalls, daß er hinginge und einen Theil ſeines Viehs umbrächte. Das that auch der Teufel ſogleich. Da die Hirten die Hälfte der Heerden erſchlagen ſahen, lieſen ſie zu ihrem Herrn und ſagten es ihm an, worüber er ſehr erſchrack. Als der Böſe merkte, daß er ſchon um die Hälfte ſeiner Heerden ſo erſchrack, ging er in den Stall und tödtete zehn der beſten Pferde in einer Nacht. Als der reiche Mann das erfuhr, fehlte wenig, daß er nicht raſend ward; er ſchrie und tobte, und rief: da der Teufel ſchon ſo viel geholt habe, gäbe er ihm das übrige alles dazu. Als Satan dieß hörte, war er ſehr erfreut und nahm auch alles übrige hin. Der Mann, der auf einmal ſich aller Schätze beraubt ſah, betrübte ſich ſo darüber, daß er ganz ſchwermüthig ward, ſich ganz von allen den Seinigen entfernt hielt, ſich nicht um ſie kümmerte und ſie nicht um ſich leiden mochte, ſondern beſtändig einſam lebte. Der Teufel, der ihn nun ſo die Menſchen haſſen ſah und wie er alle Geſellſchaft floh, war jetzt gewiß, alle Gewalt über ihn zu haben, und in ſeinem Hauſe ſchalten und walten zu können. Er ging auch ſogleich hin und erwürgte des guten Mannes einzigen ſchönen Sohn. Darüber wollte der Vater vor Herzeleid und Betrübniß ganz vergehen. Der Teufel ging darauf zur Frau, die er ganz allein fand, und verſuchte ſie dergeſtalt mit der Vorſtellung ihres Unglücks, daß ſie einen Strick nahm und ſich daran aufhing. Bald darauf ſtarb der gute Mann, aus Gram über den ſchrecklichen Tod ſeiner Frau und ſeines Sohns.

Nachdem der Böſe dieß vollbracht hatte, überlegte er, wie er die Jungfrauen, die jungen Töchter dieſes reichen Mannes in ſeine Gewalt bekommen möchte, um ſie zu betrügen, mußte er erſt ſich ihnen gefällig bezeigen. Er hohlte alſo einen ſchönen Jüngling, den er ſchon längſt in ſeiner Gewalt hatte, und brachte ihn zu den Jungfrauen. Der Jüngling brachte es ſo weit mit lieblichen Reden, mit Hin- und Wiedergehen, bis die eine der Jungfrauen ſich in ihn verliebte, worüber Satan ſehr vergnügt war, ſeinen Anſchlag ſo gelingen zu ſehen. Nun ruhte er auch nicht eher, ſie mußte dem Jüngling ganz zu eigen werden. Dann ging er hin und entdeckte es der ganzen Welt, damit die Jungfrau zu Schanden werden mußte; denn damals war das Geſetz ſo, daß, wenn ein Mädchen, das kein öffentliches war, des Umgangs mit einem Manne überwieſen ward, ſo mußte es ſterben. Satan alſo durch ſeinen Verrath brachte es dahin, daß die Richter es erfuhren. Der Jüngling entfloh, und die Jungfrau ward vor Gericht geführt. Die Richter hatten großes Mitleiden mit ihr um ihres Vaters willen, der ein ſehr braver Mann geweſen war. Wunder! ſagten die Richter, wie konnte dem armen Mädchen ſolches Leid wiederfahren, es iſt ja noch gar nicht lange her, daß ihr Vater, der frömmſte Mann im Lande, ſtarb. Sie ward verurtheilt, und lebendig begraben, aber aus Achtung für ihre Anverwandte geſchah es in der Nacht, um das Aufſehen zu vermeiden.

So geht es denjenigen, die ſich dem Satan einmal ergeben haben.

Zweytes Kapitel.

Es lebte nicht weit von dem Orte, wo die Jungfrauen wohnten, ein Einſiedler, der einen überaus frommen

Wandel führte und ſehr verſtändig war. Als dieſer nun die wunderbare Begebenheit erfuhr, daß die eine der Jungfrauen lebendig begraben worden ſey, ging er hin zu den beyden andern Schweſtern, um ihnen mit ſeinem Rathe beyzuſtehen. Zuerſt fragte er ſie, auf welche Weiſe ſie Vater, Mutter und alle Güter verloren hätten. Das Schickſal, ſagten ſie, hat es ſo gewollt; wir werden von Gott gehaßt, und er hat uns zu ſolcher Betrübniß beſtimmt.

Gott haßt keinen Menſchen, ſagte der fromme Einſiedler, vielmehr geht ihm alles, was ihr Böſes thut, ſehr nahe; durch die Einwirkung des Teufels iſt eure Schweſter zu ſolcher Schande verführt worden. Da ihr aber nichts davon wißt, und bis jetzt noch befreyt davon ſeyd, ſo hütet euch ferner nur vor der ſchlechten Geſellſchaft und böſen Eingebungen. Der fromme Mann gab ihnen darauf noch viele vortreffliche Lehren. Er unterrichtete ſie im Glauben, lehrte ſie die göttlichen Gebote und die Tugenden des Heilands. Der älteſten Tochter gefielen dieſe Lehren wohl, und ſie nahm ſie ſehr zu Herzen, gab ſich auch große Mühe, alles zu erlernen, und alles das jeden Tag zu thun, was der fromme Einſiedler ihr zu thun gebot. Wirſt du, ſagte er darauf zu ihr, meinem Rathe immer ſo folgen, meine Tochter, und pünktlich ſo thun, wie ich es dir heiße, ſo wirſt du zu vielen Ehren und großem Gute kommen; alſo folge meinem Rathe. Komme immer zu mir, ſo oft du über etwas in Zweifel biſt, oder in Verſuchung geräthſt, damit ich dich wieder auf den rechten Weg führe, mit Hülfe Gottes. Laß dich nur von nichts beſtürzt machen, ſondern vertraue auf Gott. Nachdem der fromme Mann die beyden Jungfrauen ſo geſtärkt und unterrichtet hatte, ging er wieder in ſeine Einſiedeley, ſagte ihnen aber vorher noch einmal, daß ſie zu ihm kommen und ihn um Rath fragen ſollten, ſo oft ihnen etwas begegnen würde.

Dem Satan war der Zuſpruch des frommen Mannes nicht lieb, er fürchtete ſehr die beyden Jungfrauen zu verlieren: ſah auch ein, daß er ſie nie würde betrügen können, außer mit Hülfe eines andern von ihm beſeſſenen Weibes. Er kannte eine, die ſchon oft ſeinen Willen gethan, und deren er ganz mächtig war. Dieſe ſchickte er zu den Jungfrauen; ſie wandte ſich ſogleich an die jüngſte, denn mit der älteſten zu reden, wagte ſie nicht, weil ſie zu fromm war, und ſich ſo demüthig und beſcheiden betrug, daß es ein Wunder war. Das Weib nahm alſo die jüngſte auf die Seite, und fragte ſie, wie ſie lebte, und wie ſie ſich mit ihrer Schweſter ſtände? Meine Schweſter, antwortete das junge Mädchen, iſt über die vielen Begebenheiten, die wir in ſo kurzer Zeit hintereinander erlebt haben, ſo nachdenklich geworden, daß ſie Eſſen und Trinken vergißt, und weder mir noch andern ein freundliches Geſicht zeigt. Ein guter frommer Mann hat ihr Gemüth ganz zu Gott gewendet, ſie glaubt und thut nichts, als was dieſer Mann ihr ſagt.

Schade, ſagte nun das Weib darauf, daß ein ſo ſchönes Mädchen, als du biſt, unter einer ſolchen Vormundſchaft ſteht; denn niemals wirſt du dich bey deiner Schweſter deiner Schönheit erfreuen können. Ey mein ſüßes Töchterchen, fuhr ſie fort, wenn du wüßteſt, welche Freude und welches Wohlleben die andern Frauen genießen, du würdeſt alles, was du bey deiner Schweſter haſt, für nichts achten. Trocknes Brod in Geſellſchaft von Männern, iſt angenehmer, als alle Güter der Welt bey deiner Schweſter. Wie kannſt du es nur ſo allein aushalten; eine Frau, die keinen Mann kennt, und mit keinem umgeht, weiß gar nicht was Freude iſt. Ich ſage es dir, ſchönes Kind, du wirſt niemals die Liebe eines Mannes genieſſen, deine Schweſter wird ſie eher genieſſen als du, denn ſie iſt die älteſte, und wird heirathen; dann wird ſie ſich aber gar nicht mehr um dich bekümmern, und du wirſt die Freuden deines ſchönen Leibes nicht kennen lernen. Dieſe Reden machten das junge Mädchen ganz nachdenklich.

Wie dürfte ich das wohl thun, fing ſie wieder an, man würde mich lebendig begraben, wie meine Schweſter. Deine Schweſter, ſagte das Weib, war eine Thörin, und hat es ſehr übel angefangen; wenn du mir folgen willſt, ſo ſollſt du alle Luſt deines Leibes genieſſen, und kein Menſch ſoll dir etwas anhaben können. Jetzt darf ich nicht länger mit euch reden, ſagte das junge Mädchen, meine Schweſter möchte es gewahr werden; entfernt euch jetzt, und kommt einen andern Tag wieder. Das Weib ging fort, und Satan freute ſich des guten Anfangs.

Als das Mädchen nun allein geblieben war, überlegte ſie unaufhörlich die Reden des Weibes, und ſprach immer mit ſich ſelber davon. Dadurch wuchs die Lüſternheit in ihr immer mehr, die der Teufel durch jene Reden in ihr entzündete; ſo daß als ſie des Abends ihre Kleider abgelegt hatte, betrachtete ſie ihren ſchönen Leib und freuete ſich deſſen. In Wahrheit, ſagte ſie, die kluge Frau hat Recht, ich wäre ohne den Genuß eines Mannes ganz verloren. Sie ließ auch bald darauf jenes Weib wieder zu ſich rufen, und fragte ſie, wie ſie es machen müßte, einen Mann zu lieben, und nicht verrathen und getödtet zu werden, wie ihre Schweſter? Du darfſt nur, ſagte jene, dich einem jeden öffentlich Preis geben. Zu dem Ende fliehe wie erzürnt hier aus dem Hauſe, und ſage, daß du es nicht länger mit deiner Schweſter zuſammen aushalten kannſt; nachher kannſt du thun, was dir gefällt, und niemand darf dich vor Gericht fordern, oder dich verurtheilen. Wenn du dann einſt des wilden Lebens müde biſt, ſo kannſt du immer noch einen Mann finden, der dich heirathet, um deiner vielen Reichthümer willen; ſo wirſt du alsdenn aller Freuden dieſer Welt froh.

Die Jungfrau folgte wirklich dem verderblichen Rathe des verfluchten Weibes, entfloh aus dem Hauſe ihrer Schweſter, und gab ſich öffentlich jedem Preis.

Drittes Kapitel.

So ſehr der böſe Feind ſich freute, dieſen Anſchlag gelungen zu ſehen, ſo ſehr entſetzte ſich die Schweſter des Mädchens über dieſe Begebenheit. Es fehlte wenig, ſo wäre ſie aus Betrübniß darüber wahnſinnig geworden; und ſogleich machte ſie ſich auf den Weg und lief zu dem Einſiedler. Als dieſer ſie ſo betrübt ankommen ſah, ging er ihr entgegen und ſagte: Mach ein Kreuz, meine Tochter, und empfiehl dich Gott; ich ſehe, du biſt ſehr niedergeſchlagen. Auch habe ich wohl Urſache dazu, ſagte jene, und erzählte ihm darauf, wie ihre Schweſter entflohen ſey, und ſich, wie man ihr geſagt, der Schande öffentlich Preis gegeben. Der fromme Mann war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, und ſagte: Noch iſt der böſe Feind um dich her, und wird auch nicht ſo bald aufhören, dich zu verfolgen, um dich in ſeine Schlingen zu fangen, wenn Gott dich nicht in ſeine beſondere Obhut nimmt. Ich bitte dich alſo, und befehle dir, daß du dich nicht dem Zorne und der Traurigkeit überlaſſeſt, denn über niemand hat der Böſe mehr Macht, als über ſolche, die ſich dieſen Leidenſchaften hingeben. Komm zu mir, ſobald dir ein Hinderniß, oder etwas verderbliches in den Weg gelegt, oder etwas dir angemuthet wird, was dich verſündigt vor Gott dem Herrn, der gebenedeyten Jungfrau, und allen Heiligen des Paradieſes, zu welchen ich täglich bete, daß ſie dich bewahren und beſchützen mögen. Mache jeden Tag, ehe du etwas iſſt oder trinkſt, das Zeichen des Kreuzes an dir; laß ſtets da, wo du ſchläfſt, ein Licht brennen, denn der Böſe ſcheut das Licht.

Nach dieſen Lehren des frommen Mannes ging die Jungfrau wieder nach Hauſe. Viele Leute aus der Stadt beſuchten ſie, und riethen ihr, ſich zu verheirathen, damit ſie nicht ſo allein, und in Traurigkeit verſenkt bliebe. Sie antwortete ihnen aber jedesmal: Gott wird mir gewiß nichts anders zuſchicken, als was mir gut iſt. Mehr als zwey Jahre lang blieb die Jungfrau in ihres Vaters Hauſe, und führte ein ſehr gottesfürchtiges frommes Leben. Der Böſe konnte durchaus keine Gewalt über ſie haben, weder in Gedanken noch in Werken; er ſuchte beſtändig ſie zu erzürnen, damit ſie im Zorne die Befehle des frommen Mannes vergeſſen möchte. Zu dem Ende führte er eine Nacht ihre entlaufene Schweſter wieder zu ihr, damit ſie ſich über ſie erzürnen möchte; und gleich nach der Schweſter ſchickte er einen Haufen junger Burſche ins Haus, die ihr nachliefen. Als die Jungfrau dieſe erblickte, erſchrak ſie ſehr, und ſagte zu ihrer Schweſter: So lange du eine ſolche Lebensart führſt, ſollteſt du doch nicht zu mir ins Haus kommen, denn du biſt Schuld, daß ich in übeln Ruf komme. Jene, als ſie hörte, daß ihre Schweſter ihr übeln Ruf Schuld gäbe, ward ergrimmt und erhitzt, und redete wie eine, die vom Teufel beſeſſen iſt, drohte ihrer Schweſter, und warf ihr vor, ſie liebe den frommen Einſiedler mit weltlicher Liebe, und ſie würde hingerichtet werden, wenn die Leute es wüßten. Die Jungfrau ward hoch erzürnt über dieſen Vorwurf, und befahl ihr, aus dem Hauſe zu gehen. Jene erwiederte aber, ſie hätte zu dem Hauſe ſo viel Recht, als ſie, und ſie wollte nicht hinaus gehen. Die Jungfrau wollte ſie bey den Schultern hinaus ſtoßen, als ſie auf ihren Befehl nicht gehen wollte, aber ſie und die jungen Burſche, die mit ihr waren, wehrten ſich und ſchlugen die arme erzürnte Jungfrau. Sie entfloh ihnen endlich, und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein; ſie warf ſich in ihren Kleidern aufs Bette, weinte ſehr, und vergaß in ihrer Betrübniß das Zeichen des Kreuzes über ſich zu machen, ſo wie ihr der fromme Mann befohlen hatte. Der Böſe wachte neben ihr, und als er ſah, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, ſagte er: Nun iſt es Zeit, daß wir den Menſchen in ihr erſchaffen, denn ſie ſteht jetzt nicht in Gottes Obhut.

Darauf legte der Teufel ſich zu ihr, und ſie empfing, vergraben im feſten Schlafe. Gleich nachher erwachte ſie, und ihr erſter Gedanke war an den frommen Einſiedler; ſogleich machte ſie das Zeichen des Kreutzes über ſich. Heilige Jungfrau Maria, betete ſie, wie iſt mir geſchehen! Ich fühle mich entehrt! Selige Mutter Gottes, bitte deinen glorreichen Sohn für mich, daß er meine Seele vor Verdammniß bewahre, meinen Leib vor Qualen, und mich ſchütze gegen die Macht des Böſen. Nachdem ſie ſo gebetet hatte, ſtand ſie auf von ihrem Bette, und ſann herum auf alle ihre Bekannte und ſuchte zu errathen, welcher Menſch ihr ſolches wohl möchte gethan haben. Sie lief und unterſuchte ihre Thür, fand ſie aber dicht verſchloſſen, ſo wie ſie ſelbſt ſie verſchloſſen hatte, eh ſie ſich niederlegte; ſuchte auch allenthalben in ihrer Kammer herum, aber ohne etwas zu finden. Da ward ſie es gewahr, daß ſie vom böſen Feind überliſtet und entehrt ſey; warf ſich ſogleich auf ihre Knie und betete lang und inbrünſtig zu Gott, daß er ſie in ſeinen Schutz nehmen und ſie vor Schande bewahren möge.

Als der Tag anbrach, führte der böſe Feind die Schweſter ſammt den jungen Leuten wieder zum Hauſe hinaus; da ſtand ſie auf vom Gebete, öffnete ihre Kammer und überließ ſich ganz ihrem übermäßigen Schmerz. Darauf ließ ſie durch ihren Diener zwey ehrbare Frauen holen, und von dieſen begleitet ging ſie ſogleich zu ihrem Einſiedler, um zu beichten. Und wie der fromme Mann ſie ſo voller Leid ſah, und ſie darum befragte, erzählte ſie ihm alles, was ihr in dieſer Nacht geſchehen war; geſtand auch ein, daß ſie im Zorne, und vor Schrecken, ſeinen Befehl vergeſſen habe, und wie ſie dann im Schlafe ſich entehrt gefühlt habe, ohne einen Mann zu kennen, von dem ſie dieß vermuthen könne, da ihre Thür feſt verſchloſſen war, und ſie niemand in der Kammer gefunden habe. Der fromme Mann glaubte ihr erſt nicht und beſchuldigte ſie der Lüge; da ſie aber feſt auf allem beſtand und große Betrübniß zeigte, ſo legte er ihr eine ſtrenge Buße auf, weil ſie ſeinen Befehl vergeſſen hatte. Sie nahm ſie weinend an, und verſprach ſie lebenslänglich zu halten; nämlich er hatte ihr die Buße auferlegt, ſo lange ſie lebe, nur einmal im Tage zu eſſen. Nachdem ſie dieß gewiß zu halten verſprochen, ſegnete er ſie und betete über ſie, ſagte ihr auch, daß ſie jedesmal wieder zu ihm kommen möchte, wenn ſie ſeines Troſtes bedürfe. Sie ging nach Hauſe, und der böſe Geiſt fand ſich zu ſeinem Verdruß dennoch durch ihre Reinheit und Frömmigkeit getäuſcht, denn obgleich er ſie im Schlafe betrogen, konnte er ihre Seele dennoch nicht verderben, und hatte nicht im geringſten Gewalt über ſie, worüber er ſehr erboſt war.

Viertes Kapitel.

Nach einiger Zeit aber wuchs das Kind im Leibe der Jungfrau, und ihre Schwangerſchaft ward ſichtbar vor den Augen aller Menſchen. Es kamen dann viele Leute zu ihr und fragten ſie, da ſie ihren Zuſtand nicht läugnen konnte, wer der Mann ſey. So gebe Gott mir Freude, antwortete ſie, ich weiß es nicht, von wem ich das Kind habe. Da verſpotteten ſie ſie, und ſagten mit Gelächter: alſo hatteſt du mit ſo vielen Männern zu ſchaffen, daß du den Vater deines Kindes nicht kennſt? Niemals, antwortete ſie, mag ich erlöſt werden, wenn ich jemals einen Mann gekannt, oder ein Mann meines Willens oder Wiſſens mit mir zu ſchaffen gehabt! — Da machten die anweſenden Frauen das Zeichen des Kreuzes. Dieß iſt nicht möglich, ſagten ſie, dieß geſchieht keiner Frau. Vielmehr denken wir, du liebſt den Mann, der dich verführte, mehr als dich ſelbſt, und willſt ihn nicht anklagen. Sehr Schade iſt es um dich; wenn die Richter es erfahren, ſo mußt du ſterben. Die Jungfrau wiederholte noch einmal, daß ſie von keinem Manne wiſſe. Die Weiber entfernten ſich, erklärten ſie für wahnſinnig, und meinten, die Reichthümer des Vaters müßten ein übel erworbenes Gut ſeyn, weil nun alles ſo verloren gehe, und es an den Kindern geſtraft werde. Die Jungfrau war ſehr erſchrocken, ging ſogleich wieder zu dem Einſiedler und erzählte ihm alles das, was die Leute zu ihr geſagt hatten. Da der fromme Mann ſie wirklich ſchwangern Leibes ſah, konnte er ſein Erſtaunen nicht verbergen, fragte ſie auch, ob ſeitdem dieß Wunderbare ſich nicht wieder ereignet, und ob ſie ihre Buße und ſeine übrigen Befehle ordentlich gehalten habe? Das erſte verneinte ſie, auf das letzte aber antwortete ſie mit Ja.

Der fromme Einſiedler, über dieſes Wunder ganz erſtaunt, ſchrieb Nacht und Stunde auf, wo ſie zuerſt ihm davon gebeichtet. Jetzt, ſagt er, werde ich es genau wiſſen, ob du mir Lügen ſagteſt oder nicht; denn ich vertraue auf Gott, und glaube, daß er dich, wofern du Wahrheit redeteſt, nicht wird wirklich ſterben laſſen; aber die Furcht vor dem Tode wirſt du doch ausſtehen müſſen. Denn ſie werden ſagen, daß die Strafe die von Rechtswegen zukomme; aber eigentlich werden ſie dich um deines großen Reichthumes willen gern umbringen wollen. Sobald du aber ins Gefängniß geſetzt wirſt, ſo laß es mich wiſſen, ich will dir, wo möglich zu Hülfe kommen.

Die Jungfrau ward wirklich bald hernach vor die Richter gefordert, und alſobald ſandte ſie nach dem Einſiedler, der ſich auch ſogleich auf den Weg zu ihr machte. Als er aber ankam, ſtand ſie ſchon vor Gericht. Sobald die Richter den frommen Mann erblickten, erzählten ſie ihm die Begebenheit, und fragten ihn, ob er wohl glaube, daß ein Weib empfangen könne, ohne mit einem Mann Umgang zu pflegen. Ich weiß euch hierüber nichts zu ſagen, antwortete er, aber mein Rath iſt, daß ihr ſie nicht während ihrer Schwangerſchaft hinrichtet, denn es iſt weder recht noch billig, daß das Kind mit beſtraft werde, da es doch nicht geſündigt hat. Dieſen Worten beſchloſſen die Richter zu folgen, ſchickten ſie nach ſeinem fernern Rath in einen feſtverſchloſſnen Thurm, und gaben ihr zwey Weiber, ihr in der Stunde der Geburt zu helfen, wenn es Zeit ſeyn würde; kein andrer Menſch durfte aber zu ihr gelaſſen werden. Er rieth ihnen ferner, die Mutter leben zu laſſen, bis das Kind reden könne; alsdenn, ſagte er, werdet ihr die Wahrheit erfahren und ſie nach der Gerechtigkeit richten können. Die Richter thaten alles nach dem Rathe des frommen Einſiedlers, gaben ihr zwey Frauen mit in den Thurm, die geſchickteſten und verſtändigſten Hebammen und Wärterinnen zu der Zeit; oben im Thurm ward ein Fenſter gemacht, durch welches man ihnen alles, weſſen ſie benöthigt waren, reichen konnte.

Ehe die Jungfrau hineingeführt ward, ſagte ihr der Einſiedler: Meine Tochter, laß dein Kind taufen, wenn du niedergekommen ſeyn wirſt, und ſollten ſie dich hinrichten wollen, ſo ſende nach mir und laß mich rufen.

Als nun die Zeit der Geburth gekommen war, gebar ſie einen Sohn, der die Macht und den Willen des böſen Feindes, ſeines Erzeugers, haben ſollte; aber Satan hatte thöricht ſich betrogen, indem er die Jungfrau im Schlaf betrog, aber ihre Seele nicht verführte, die ganz des Herrn voll war, der Tod und Marter erlitten hatte, das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Auch war ſie gleich, nachdem ſie aufwachte, aufgeſtanden, hatte andächtig gebetet, und ſich der Dreyeinigkeit empfohlen; war dann, ſo ſchnell ſie konnte, zu dem frommen Manne gelaufen, hatte gebeichtet, Gott und die heilige Kirche angerufen, und Buße und Abſolution empfangen; ſeitdem auch Gottes und der Kirche Gebote auf das treulichſte befolgt. Daher kam es, daß der böſe Feind wieder verlor, was er erobert zu haben glaubte.

Das Kind der Jungfrau hatte die Ähnlichkeit mit ſeinem Erzeuger, dem Teufel, daß es alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit geſchah und geſprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter, und vermittelſt der Reinigung der Taufe und der Gnade Gottes, erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wiſſen; ſo daß das Kind ſich Gott, oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm blos den Körper, Gott aber hatte ihm die Seele und den Verſtand gegeben, und zwar dieſem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that.

Als er zur Welt kam, fürchteten ſich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart, und niemals hatten ſie ein ſolches Kind zur Welt kommen ſehen. Sie überreichten ihn der Mutter, die ein Kreuz machte, als ſie ihn anſichtig ward. Mein Sohn, du erſchreckſt mich, ſagte ſie. Auch wir, ſagten die Frauen, ſind ſo über ſeinen Anblick erſchrocken, daß wir ihn kaum halten können. Die Mutter befahl, daß man ihn zum Fenſter hinunter laſſe, damit er getauft würde. Wie ſoll er heißen? fragten die Frauen. Gebt ihm den Namen, den mein Vater hatte, antwortete ſie, er hieß Merlin. Es geſchah alſo; das Kind ward zum Fenſter hinunter gelaſſen, das Volk nahm ihn, ließ ihn taufen, und gab ihm auf Verlangen der Frauen, im Namen der Mutter, den Namen Merlin, wie ſein Großvater hieß. Darauf ward er wieder zu ſeiner Mutter gebracht, denn keine andre Frau würde es gewagt haben, ihn an die Bruſt zu legen und ſäugen zu laſſen, ſo ſehr fürchteten ſich alle vor ihm.

Bis er achtzehn Monathe alt war, blieben die Frauen geduldig um die Mutter, und leiſteten ihr Geſellſchaft, mußten ſich aber immer mehr über das Kind wundern, das ſchon in einem Alter von zwölf Monden ſo groß und ſtark war, als wäre er mehr als zwey Jahre alt. Da er aber achtzehn Monathe alt war, ſagten ſie zur Mutter: Frau wir wünſchten nun wohl von hier weg und zu unſern Freunden und Verwandten zurück zu gehen, die uns ſo lange nicht geſehen haben; uns dünkt, wir hätten nun ſchon lange genug bey Euch zugebracht. Die arme Frau fing bitterlich an zu weinen: O ſagte ſie, wenn ihr von mir weggeht, ſo wird man mich hinrichten! Sie bat die

Frauen mit vielen Thränen und Wehklagen, ſie doch jetzt noch nicht zu verlaſſen, und die Frauen traten weinend und die Arme bedauernd in ein Fenſter. Ach mein Sohn, ſagte die Mutter, indem ſie ihr Kind auf dem Schoos betrachtete, ach mein Sohn, um dich muß ich ſterben, und habe doch nicht den Tod verdient; niemand als ich weiß die Wahrheit, aber niemand will mir glauben! — Und als ſie ſo über das Kind weinte und wehklagte, und unſern Heiland anrief, daß er ſie ſtärken möchte, ſah das Kind auf einmal ſie lächelnd an, und ſprach zu ihr: Fürchte dich nicht Mutter, du ſollſt um meinetwillen nicht ſterben. Die Mutter erſchrack ſo heftig als ſie ihn reden hörte, daß ſie ohnmächtig zurückſank, und das Kind fallen ließ, das heftig ſchrie, als es zur Erde fiel. Die beyden Frauen liefen eilends herzu, und meinten, ſie wolle aus Verzweiflung ihr Kind tödten. Warum ſchreyt das Kind? fragten ſie, haſt du es tödten wollen? warum liegt es an der Erde? — Ich dachte nicht daran, ihm ein Leides zu thun, ſagte die Mutter, als ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, aber ich habe ihn fallen laſſen, denn Herz und Arme entſanken mir vor Schrecken über das, was er zu mir geſprochen. — Und was, fragten jene, hat er Euch geſagt, darüber ihr ſo erſchrocken ſeyd? — Daß ich um ſeinetwillen nicht ſterben würde! — Hat er dieß wirklich geſagt, ſo wird er wohl noch mehreres ſprechen, erwiederten die Frauen; nahmen ihn auf den Arm, küßten und herzten ihn, und ſprachen freundlich zu ihm, um zu ſehen, ob er ihnen etwas antworten würde. Aber er blieb ganz ſtill, und redete nicht ein Wort. Drauf nahm die Mutter, die nur wünſchte, daß er in Gegenwart der

Frauen reden möchte, ihn auf den Arm und ſagte: droht mir einmal, ſagt, ich würde um ſeinetwillen verbrannt werden. — Ihr ſeyd doch ſehr bejammernswerth, ſagten ſie, daß Ihr um des Kindes willen müßt verbrannt werden, wäret Ihr doch lieber niemals geboren! Ihr lügt, ſagte das Kind hierauf, die Mutter befahl Euch ſo zu ſprechen. — Die Frauen erſchracken heftig, als ſie ihn ſo reden hörten; dieß iſt nicht ein gewöhnliches Kind, ſagten ſie, es iſt ein böſer Geiſt, er weiß alles, was wir geſprochen haben. Drauf fragten ſie ihn vielerley und machten viele Worte. Laßt mich ruhig, ſagte das Kind. Ihr ſeyd thörichte Weiber und größere Sünderinnen als meine Mutter. — Dieß Wunder darf nicht verborgen bleiben, ſagten die Frauen, die Richter müſſen es erfahren, und die ganze Welt; gingen darauf an das Fenſter, riefen die Leute unten am Thurme zuſammen und erzählten ihnen alles, was das Kind geſprochen hatte. Die Leute liefen zu den Richtern, und verkündigten ihnen das Wunder und die ſeltſamen Dinge, die das Kind geredet, da es doch überhaupt noch nicht in dem Alter war, wo gewöhnlich die Kinder zu reden anfangen. Es iſt Zeit, ſagten die Richter, als ſie es voll Erſtaunen hörten, daß wir dieſe Frau hinrichten laſſen; ließen auch allgemein bekannt machen, daß nach vierzig Tagen Gericht über dieſe Frau würde gehalten werden.

Als ſie dieß erfuhr, fürchtete ſie ſich ſehr, und ließ es ſogleich dem frommen Mann wiſſen, wie der Tag ihrer Hinrichtung ſchon feſtgeſetzt ſey. Als nun unter Klagen und Leiden der neun und dreyßigſte Tag anbrach, als der Tag vor dem ihres Todes, da weinte die unglückliche Frau ſehr, und war im Herzen betrübt: das Kind aber ſah ſeine Mutter an, war fröhlich und lachte. — Kind, Kind, ſagten die Frauen, du denkſt wenig an die Leiden deiner armen Mutter, die Morgen um deinetwillen verbrannt werden ſoll; verflucht ſey die Stunde, in welcher du geboren wurdeſt, denn du biſt Schuld und die Urſache ihrer Leiden. Da lief das Kind zu ſeiner Mutter hin und ſprach: Höre mich theure Mutter; ich verſpreche dir, daß ſo lange ich lebe, ſoll kein Menſch ſo kühn ſeyn dürfen, noch irgend ein Gericht ſo mächtig, daß ſie dich zum Tode verurtheilen laſſen; in Gottes, des Welterlöſers, Hand allein ſteht dein Leben. Die Mutter und die beyden Weiber freuten ſich dieſer Worte, und hatten große Hoffnung zu der Weisheit des Kindes, das ſchon jetzt ſeine Mutter tröſtete.

Fünftes Kapitel.

Als nun der Tag anbrach, an welchem ſie hingerichtet werden ſollte, begaben die Richter ſich an den Thurm und ließen die Mutter mit den beyden Weibern zu ſich herab kommen. Die Mutter trug das Kind auf ihrem Arm. In dieſem Augenblick eilte der fromme Einſiedler herzu. Als die Richter ihn gewahr wurden, ſagten ſie der Jungfrau, ſie ſolle ſich zum Tode bereiten, denn ſie müſſe ſterben. Erlaubt, ſagte ſie, daß ich mit dieſem frommen Mann in Geheim ſpreche. Die Richter erlaubten es ihr, und ſie ging mit ihm in ein beſonderes Zimmer, das Kind aber ließ ſie draußen bey den Richtern. Sie verſuchten allerley um ihn zu bewegen, daß er ſprechen ſolle, aber er kümmerte ſich nicht um ſie, und ſprach kein Wort.

Als nun die Mutter dem frommen Einſiedler gebeichtet und unter heißen Thränen mit ihm gebetet hatte, ging er wieder hinaus zu den Richtern, ſie aber zog ihre Kleider aus, und hüllte ſich bloß in einen Mantel, weil ſie glaubte, zum Tode geführt zu werden. Darauf ging ſie wieder hinaus; als ſie die Thüre öffnete, lief das Kind auf ſie zu, ſie nahm es auf den Arm, und trat zu den Richtern. Gute Frau, ſagten die Richter, jetzt geſteht, wer Vater zu Eurem Kinde iſt, und gedenkt nicht länger zu läugnen, oder uns etwas verbergen zu wollen. Darauf antwortete ſie: Geſtrenge Herren, ich weiß es ſehr wohl, daß ich ſchon jetzt zur Todesſtrafe verurtheilt bin, und ſo möge Gott ſich meiner nicht erbarmen, noch mir Gnade erzeigen, wenn es nicht die Wahrheit iſt, daß ich niemals einen Mann erkannt habe, und auch von keinem Mann auf Erden weiß, noch in irgend einer Gemeinſchaft mit irgend einem gelebt habe. Ihr ſeyd zum Tode verdammt, riefen hierauf die Richter, denn nach dem Zeugniß aller andern Frauen iſt es unmöglich wie Ihr ſagt, und es iſt weder Sinn noch Wahrheit in Eurer Ausſage. Da ſprang das Kind Merlin ſeiner erſchrockenen Mutter vom Arm, und ſagte: Fürchte dich nicht Mutter, du ſollſt nicht ſterben, ſo lange ich lebe. Dann wandte er ſich zum oberſten Richter: Du haſt ſie verurtheilt lebendig verbrannt zu werden, aber dafür werde ich ſie wohl behüten, denn keineswegs hat ſie ſolches verdient.

Geſchähe allen den hier gegenwärtigen Männern und Frauen Recht, die heimlich ſündigten, und mit andern als mit ihren Eheherren, und ihren Ehefrauen lebten, ſo würden ſie von beyden Theilen verbrannt werden müſſen. Ich weiß ihre heimliche Thaten, ſo gut als ſie ſie ſelber wiſſen; wollte ich ſie nennen, ſo müßten ſie ſich hier in Eurer Gegenwart alles deſſen ſchuldig bekennen, weſſen ihr meine Mutter beſchuldigt, die in Wahrheit niemals ſchuldig war. Dieſer fromme Mann hier iſt auch ſo davon überzeugt, daß er vor Gott ihre Schuld auf ſich lud. Ja, ſagte der Einſiedler, es iſt wahr, ſie hat mir gebeichtet, und ich habe ſie ihrer Sünde ledig geſprochen. Sie ſelber hat Euch auch geſtanden, wie ſie im Schlafe und ohne Schuld betrogen worden. Da aber vorher noch nie ein ſolches Wunder iſt gehört worden, ſo wird auch mir ſolches zu glauben ſehr ſchwer. Ihr habt, ſagte das Kind zum Einſiedler, die Stunde und den Tag aufgeſchrieben, an welchem ſie zu Euch kam und Euch ihren Fall beichtete, jetzt dürft ihr nur nachſehen, ob es mit dem, was ſie jetzt ſpricht, übereintrift. Du ſprichſt die Wahrheit, antwortete der Einſiedler, du weißt auch wahrlich mehr als wir andern alle. Hierauf ſagten die beyden Weiber, die mit ihr im Thurme geſeſſen hatten, die Stunde und den Tag aus, nach welcher ſie, wie ſie vorgegeben, betrogen worden, und dieſe ſtimmte genau mit der zuſammen, welche der Einſiedler aufgeſchrieben hatte. Dieß alles ſpricht ſie nicht los, ſagte der Richter, ſie muß durchaus den Vater des Kindes nennen, damit wir ihn beſtrafen können.

Da rief das Kind Merlin ganz erzürnt und heftig: Herr, ich kenne meinen Vater beſſer, als Ihr den Eurigen; Ihr wißt nicht, wer Euer Vater iſt, aber Eure Mutter weiß genauer, wer Euch gezeugt hat, als meine

Mutter weiß, wer mich erzeugte. Da rief der Richter ergrimmt: weißt du etwas über meine Mutter zu ſagen, ſo ſprich! Ja, antwortete das Kind, wenn Ihr über Eure Mutter eben ſo wollt Gericht halten, denn ſie hat viel eher den Tod verdient, als meine Mutter! Wenn ich Euch etwas über Eure Mutter ſagen werde, das ſie eingeſtehen wird, werdet Ihr alsdenn meine Mutter losſprechen? Denn ich ſage Euch noch einmal, ſie iſt unſchuldig und hat den Tod nicht verdient; ſie kennt wirklich den, der mich erzeugt hat, nicht. Der Richter, voll Zorn, ſeine Mutter vor allem Volke ſo geſchmäht zu ſehen, ſagte: Kannſt du das thun, weſſen du dich berühmſt, ſo ſoll deine Mutter frey ſeyn; aber wiſſe, wenn du etwas ſagſt über meine Mutter, das nicht die Wahrheit iſt, und ſie es nicht bezeugt, ſo wirſt du ſammt deiner Mutter verbrannt. So ſende hin, und laß deine Mutter herholen, ſagte Merlin.

Der Richter ſandte hin; Mutter und Kind wurden wieder ins Gefängniß geführt und genau bewacht, nach fünf Tagen ſollten ſie wieder vor Gericht erſcheinen; der Richter ſelber war unter den Wächtern. Oft wurde nun während dieſer Zeit das Kind von ſeiner Mutter ſowohl als von andern ausgefragt, und verſucht, ihn zum ſprechen zu bringen; aber es war umſonſt, es redete nicht ein einziges Wort bis am fünften Tage, da die Mutter des Richters anlangte. Hier iſt nun meine Mutter, ſagte er zum Knaben Merlin, von welcher du ſo vieles ſagteſt, jetzt komm her und ſprich: ſie wird dir auf alles, was du willſt, antworten. Sogleich antwortete Merlin und ſagte: Es iſt nicht vernünftig von Euch, daß Ihr nicht zuerſt mit Eurer Mutter in Geheim redet, und ſie ſelber befragt.

Geht und ſchließt Euch erſt mit ihr ein, mit Euren vertrauteſten Räthen: ſo wie auch ich die Räthe meiner Mutter befragen will, dieſe ſind keine andern als der allwiſſende Gott und der fromme Einſiedler. Alle Anweſende erſchracken, als ſie das Kind mit ſo vieler Weisheit reden hörten, und der Richter ſah wohl ein, daß er recht geredet hatte. Darauf fragte das Kind noch einmal die Richter und alle Anweſende: wenn ich meine Mutter dieſesmal von der gedrohten Strafe und Schande errette, wird ſie dann auch auf immer frey ſeyn, und keiner ihr weiter etwas anhaben? Sie ſoll frey ausgehen, antworteten alle, und in Ruhe bleiben. Darauf entfernte ſich der Richter mit ſeiner Mutter, die Räthe und Anverwandte folgten ihm, und ſie blieben die ganze Nacht hindurch in ein beſonderes Zimmer eingeſchloſſen. Den andern Morgen ließ der Richter den Merlin ins Geheim zu ſich kommen: was wollt Ihr von mir? fragte Merlin. Höre, ſagte der Richter, wenn du eingeſtehen willſt, daß du nichts von meiner Mutter zu ſagen weißt, ſo ſoll deine Mutter frey ſeyn; doch mir ins Geheim mußt du alles erzählen, was du weißt. Hat deine Mutter nichts verbrochen, ſagte Merlin, ſo werde ich nichts von ihr zu ſagen haben, denn ich will weder meine Mutter noch ſonſt jemand gegen Recht und Gerechtigkeit vertheidigen. Meine Mutter hat nie die Strafe verdient, die ihr zuerkannt worden iſt von Euch, ich will nichts, als daß ihr Recht geſchehe. Folgt mir, laßt ſie frey, und wir wollen niemals mehr von dieſer Sache, als einer ſehr verdrußlichen und verwickelten Sache reden; es ſoll dann von Eurer Mutter gar nicht mehr die Rede ſeyn. — So kommſt du nicht davon, ſagte der Richter, du mußt uns noch ganz andere Dinge entdecken, wenn du deine Mutter befreyen willſt; und wir ſind hier dazu verſammelt, ſie von dir zu vernehmen. Da antwortete das Kind und ſprach: Ich ſage Euch, meine Mutter weiß es nicht, wer mich erzeugte, doch weiß ich es, und kenne meinen Vater ſehr wohl. Ihr aber kennt nicht den, der Euch erzeugte, obgleich Eure Mutter ihn ſehr wohl kennt. Wenn ſie die Wahrheit reden wollte, ſo könnte ſie Euch ſagen, weſſen Sohn Ihr eigentlich ſeyd; meine Mutter aber kann Euch nicht ſagen, wer mich erzeugte, denn ſie weiß es nicht. Werthe Mutter, ſagte der Richter, indem er ſich zu ihr wandte, bin ich denn nicht der Sohn Eures Ehrenwerthen Gemahls und Herrn? O Gott, mein lieber Sohn! antwortete die Mutter, weſſen Sohn könnteſt du wohl ſeyn, als der meines theuren Eheherrn, der geſtorben iſt, Gott ſey ſeiner Seele gnädig. Hierauf ſagte Merlin, ich werde mich ſicher nur an die Wahrheit halten; wird Euer Sohn mich und meine Mutter losgeben, ſo ſage ich nicht ein Wort, will er aber nicht, ſo werde ich alles entdecken, ſowohl was vorhergegangen, als was nachher geſchehen. Ich will nun, rief der Richter, daß du alles ſageſt, was du über dieſe Sache weißt. Beſinne dich wohl, ſagte Merlin, was du thuſt, denn Dein Vater, den ich Dir nennen werde, lebt noch, und ſoll meine Ausſage ſelber bezeugen. Da die Räthe ihn ſo reden hörten, rieſen ſie Wunder, und machten ein Kreutz über ſich. Nun Dame, ſagte Merlin zur Mutter des Richters, bekennt eurem Sohn die Wahrheit, und ſagt ihm, wer ſein Vater iſt, denn ich weiß wer er iſt, und wo er anzutreffen iſt. Du Satan, Teufel aus der Hölle, fing die Dame an, habe ich es dir nicht ſchon einmal geſagt? — Ey, erwiederte ihr Merlin, ihr wißt es gar wohl, daß er nicht der Sohn des Mannes iſt, den er bis jetzt für ſeinen Vater gehalten. — Nun, weſſen Sohn iſt er denn? frug die Dame ganz beſtürzt. — Er iſt eures Beichtvaters Sohn, und das wißt ihr ſelber recht ſehr wohl, denn ihr ſelber ſagtet ihm, nachdem er das erſtemal bey Euch geweſen war, ihr fürchtetet ſchwanger von ihm zu ſeyn. Er ſagte darauf, es könnte nicht ſeyn, ſchrieb ſich aber den Tag und die Stunde auf, in welcher er euch beygewohnt hatte, damit ihr ihn nicht betrügen und mit andern zu thun haben konntet, denn damals war euer Herr und Gemahl unzufrieden mit euch, und ihr lebtet lange Zeit in Zwiſt mit ihm. Als ihr euch aber ſchwanger fühltet, eiltet ihr euch mit ihm zu verſöhnen, wozu der Beichtvater euch verhalf. Iſt es nicht ſo? Sagt nein, wenn ihr durft, denn wenn ihr es nicht geſteht, ſo will ich es den Beichtvater ſelber geſtehen laſſen. — Der Richter gerieth in großen Zorn, als er Merlin ſo mit ſeiner Mutter reden hörte, und fragte ſie, ob es wahr ſey? Die Mutter war ganz erſchrocken, und ſagte, o Gott willſt du, mein lieber Sohn, dieſem Erbfeinde glauben? — Werdet ihr nicht ſo gleich die Wahrheit eingeſtehen, ſagte Merlin, ſo will ich noch andre Dinge ſagen, die euch auch bekannt ſind. Die Dame ſchwieg, und Merlin fing wieder an: Nachdem ihr euch mit Hülfe des Beichtvaters mit eurem Eheherrn ausgeſöhnt hattet, ſo daß er mit euch wieder lebte, und euren Sohn, mit dem ihr ſchwanger waret, für den ſeinigen halten konnte, und auch wirklich dafür hielt, ſo wie alle die andern Perſonen, die euch kannten, habt ihr das Verſtändniß mit dem Beichtvater, und euer Leben mit ihm fortgeführt, und noch jetzt, noch täglich lebt ihr mit ihm in Vertraulichkeit. Den Morgen noch ehe ihr hieher reiſtet, hat er euch umarmt, hat euch eine gute Strecke weit begleitet, und beym Abſchied ſagte er lachend; „Gnädige Frau thut ja alles, was euer Sohn von euch begehrt, und was er wünſcht;" Denn er weiß wohl, daß er für ſeinen eignen Sohn redete.

Die Dame ängſtete ſich, und erſchrack ſehr, als das Kind dieß erzählte, denn ſie fürchtete ſich, nun ſtatt der andern verurtheilt zu werden. Da redete der Richter ſie an und ſagte: Geliebte Mutter, wer auch mein Vater ſeyn mag, ſo bleibe ich doch immer euer Sohn, und werde euch als meine Mutter behandeln. So erbarme dich meiner um Gotteswillen, mein lieber Sohn, rief die Dame, denn ich kann dir die Wahrheit nicht länger verbergen, dieß Kind weiß alles, und es hat die lautere Wahrheit erzählt. Ey ſagte der Richter, er hat es mir wohl geſagt, daß er meinen Vater beſſer kenne als ich; ich kann alſo von Rechtswegen ſeine Mutter nicht verurtheilen, weil ich die meinige nicht beſtrafe. Ich bitte dich Merlin, fuhr er fort, im Namen Gottes, und um deiner, und deiner Mutter Ehre willen, nenne mir deinen Vater, damit ich deine Mutter vor dem Volke rechtfertigen kann. — Gerne will ich ihn dir entdecken, antwortete Merlin, viel lieber freywillig als gezwungen. So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Teufels, der meine Mutter durch Liſt hinterging, und ſie während ſie ſchlief, bezwang, ſo daß ſie von ihm mit mir ſchwanger ward. Wiſſe auch, daß ich ſeine Macht beſitze, ſein Gedächtniß und ſeinen Geiſt, wodurch mir denn alle geſchehene Dinge, und alles was geſprochen ward, bekannt iſt, daher ich auch alles das weiß, was deine Mutter gethan hat. Weil aber meine Mutter gleich gebeichtet, mit Leib und Seele Buße gethan, und die Abſolution ihrer Sünden von dem frommen Einſiedler empfangen hatte, ſo hat Gott um meiner Mutter willen mir die Gabe verliehen, daß ich die Zukunft und die Gegenwart weiß, ſo daß ich mehr Macht, und höhere Gaben beſitze, als ſonſt die Menſchen von der Natur empfangen. Auch wirſt du über ein Kurzes von allem, was ich ſagte, überzeugt werden. — Wie das? fragte der Richter. Da nahm ihn Merlin bey Seite und ſagte ihm heimlich: Deine Mutter wird dem, der dich erzeugte, alles wieder erzählen was hier vorgegangen; drauf wird er aus Furcht vor dir entfliehen, und der böſe Geiſt, der noch immer viel Gewalt über ihn hat, wird ihn zu einem Fluß treiben, da wird er ſich hinein ſtürzen und ſich ertränken. Du wirſt alſo erfahren, ob ich nicht alles Zukünftige weiß. Wenn dieß wirklich geſchieht, ſagte der Richter, ſo ſollſt du und deine Mutter auf immer von aller Verantwortung frey ſeyn.

Hierauf kamen Merlin, der Richter, ſeine Mutter, und alle ſeine Räthe heraus zum Volke; und der Richter ſprach laut und vernehmlich, ſo daß ihn jeder verſtehen konnte: Hört mich, Ihr Männer und Mitbürger, ich hatte die Mutter des Knaben Merlin fälſchlich und ohne Recht verurtheilt; durch ſeine große Weisheit und Wiſſenſchaft aber hat er mir die wahren Begebenheiten ſeiner Mutter entdeckt, und ſie dadurch von der Todesſtrafe befreyt. Wegen der Weisheit, und der Schuldloſigkeit des Knaben alſo, habe ich ſeine Mutter freygeſprochen; auch befehle ich hiemit, daß man die Mutter ſowohl als ihren Knaben auf immer in Frieden laſſe und verbiete bey harter Strafe, einem jeden unter euch, ihnen etwas zu Leide zu thun oder ſie zur Verantwortung zu ziehen, denn meiner Einſicht nach wird man niemals einen weiſern Menſchen als dieſen ſehen. Das verſammelte Volk rief einſtimmig, Gott ſey Lob und Dank! Denn die Mutter war beliebt beym ganzen Volke, und ſie hatten ſie wegen ihres Unglücks ſehr beklagt.

Der Richter ſchickte hierauf ſeine Mutter wieder zurück und zwey Frauen zu ihrer Begleitung, denen er heimlich Befehl gegeben, auf alles genau Acht zu geben, und ihm wieder zu ſagen, was bey ſeiner Mutter geſchehen würde. Sobald ſie bey ſich angelangt war, ließ ſie den Beichtvater holen, und erzählte ihm Wort für Wort, was ſich bey ihrem Sohn zugetragen, und alles was Merlin geſprochen hatte. Darüber entſetzte ſich der Beichtvater gewaltig, und konnte kein Wort hervorbringen. Er ging auch ſogleich, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, aus der Stadt hinaus, und gerade nach dem Fluß hin, denn er dachte, geblendet vom Satan und verzweifelnd, der Richter würde ihn gefangen nehmen und ſchimpflich hinrichten laſſen. Er zog es alſo vor, ſich ſelber den Tod zu geben, ſtürzte ſich in den Fluß und ertrank. Als der Richter dieß von den beyden Weibern erfuhr, war er erſtaunt, ging auch ſogleich zu Merlin, und ſagte ihm, er habe wahr geſagt. Ich lüge niemals, erwiederte ihm Merlin, aber ich bitte dich, gehe zu dem frommen Einſiedler Meiſter Blaſius und theile ihm dieſe Nachricht mit. Der Richter that es ſogleich, worauf Merlin, ſeine Mutter, und ihr Beichtvater Meiſter Blaſius ſich in Frieden zurück begaben nach ihrer Behauſung.

Sechstes Kapitel.

Meiſter Blaſius war ein frommer und ſehr gelehrter Mann, der Gott von ganzem Herzen diente. Er war ganz erſtaunt, das Kind Merlin ſo weiſſagen zu hören, und ſolchen übermenſchlichen Geiſt bey ihm wahrzunehmen. Er war im Herzen über dieſe Seltſamkeit bekümmert, und ſuchte auf allerhand Art den Merlin hierüber auszufragen, um die Urſache davon zu erforſchen. Meiſter Blaſius, fing Merlin endlich an, ich bitte dich, gieb dir keine Mühe mich zu erforſchen, denn je mehr du mich wirſt reden hören, deſto mehr Urſach wirſt du finden zu erſtaunen; beruhige dich, glaube mir, und thue was ich dich heißen werde. Wie ſollt' ich dir glauben, erwiederte Blaſius; ſagteſt du nicht ſelbſt, du wärſt ein Kind des Teufels? Wenn ich dieß nun glaube, ſo wie ich es wirklich glaube, muß ich nicht alsdenn furchten, daß du mich täuſcheſt und hintergeheſt? — Sieh, ſagte Merlin, es iſt die Macht der Gewohnheit aller böſen Gemüther, daß ſie eher das Böſe glauben und annehmen als das Gute. Der Böſe ſieht nichts als Böſes, ſo wie der Gute nur das Gute ſieht. — Er erklärte ihm darauf vollkommen das Geheimniß ſeiner Erzeugung, und wie der Teufel durch ſich ſelber betrogen worden, indem er ihn in dem Leibe einer Gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. Jetzt aber, fuhr er dann fort, höre mich und thue was ich dir ſagen werde. Verfertige ein Buch, darin du alle Dinge aufſchreiben ſollſt, die ich dir vorſagen werde. Allen Menſchen, welche künftig das Buch leſen werden, wird es eine große Wohlthat ſeyn, denn es wird ſie beſſern, und ſie vor Sünden bewahren. Sehr gern, ſagte Blaſius, will ich das Buch auf dein Wort, und nach deinem Worte verfertigen, ich beſchwore dich aber zuerſt im Namen Gottes, der Dreyeinigkeit, und aller Heiligen, daß du mich nichts ſchreiben laßt, was dem Willen und den Geboten unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen iſt. Ich ſchwöre dir ſagte Merlin. Nun ſo bin ich bereit, erwiederte Blaſius, von ganzem Herzen und ganzer Seele zu ſchreiben, was du mir befiehlſt, ich habe auch Dinte und Pergament, und alles was zu einem ſolchen Werke nöthig iſt.

Nachdem er alles in völlige Bereitſchaft geſetzt, fing Merlin an ihm vorzuſagen; zuerſt die Freundſchaft von Chriſtus und Joſeph von Arimathia, wie auch von Abalam und de Perron und von den andern Gefährten, ſo wie es ſich mit ihnen zugetragen, ſo wie auch das Ende des Joſeph, und aller andern. Nach allem dieſen ſagte er ihm die Geſchichte, und die Urſache ſeiner wunderbaren Erzeugung vor, mit allen Umſtänden, ſo wie wir ſie hier vor uns haben.

Blaſius war immer mehr erſtaunt über alle die wunderbaren Dinge, die er von Merlin vernahm; die Worte, die er ſchreiben mußte, dünkten ihm alle gut und wundervoll, und er ſchrieb eifrig fort. Als ſie aber recht mit dem Werke beſchäftigt waren, ſagte Merlin eines Tages zu ihm: Meiſter es ſteht dir große Noth bey deinem Werke bevor, mir ſelber aber eine noch weit größere. Wie das?

fragte Blaſius. Man wird mich, antwortete Merlin, nach dem Abendlande zu holen kommen; diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu holen geſandt werden, haben ihm mit einem Eyd zugeſagt, mich zu erſchlagen und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, ſo bald ſie mich geſehen, und mich reden gehört, keine Luſt haben mir übles zu thun; ich werde alsdenn mit ihnen gehen. Du aber begib dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal beſitzen; ſey aber ſtets bemüht, die Bücher weiter zu ſchreiben.

Dieſe Bücher werden immer und zu jeder Zeit gern von allen geleſen werden, aber man wird ihnen nicht glauben, weil du kein Apoſtel Chriſti biſt; denn dieſe Apoſtel ſchrieben nichts auf, als was ſie mit eignen Augen ſahen, mit ihren Ohren hörten, du aber ſchreibſt blos das, was ich dir ſage. Und eben ſo wie ich den Leuten jetzt verborgen und unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben ſo wohl werden es auch dieſe Bücher bleiben, nur wenige Menſchen werden ſie erkennen und dir Dank dafür wiſſen. Auch das Buch von Joſeph von Arimathia nimm mit dir, wenn ich werde fortgeführt ſeyn. Wenn du einſt dein Werk vollendet haben wirſt, ſo muß dieſes Buch von Joſeph mit dazu gehören; dieſe beyden Bücher zuſammen werden ein ſchönes und herrliches Werk ausmachen. Diejenigen, welche es künftig leſen und verſtehen, werden uns für unſre Mühe ſegnen. Alle Geſpräche und die eigentlichen Worte zwiſchen Chriſtus und Joſeph von Arimathia ſage ich dir nicht, dieſe gehören nicht hierher.

Siebentes Kapitel.

Zur ſelben Zeit regierte ein König, Namens **Conſtans**. Wir erwähnen hier nichts von den Königen, die vor ihm regierten; wer aber ihre Anzahl und ihre Geſchichte zu wiſſen verlangt, der muß die Hiſtoria von Bretagna leſen, welche Brutus genannt wird; Meiſter Martin von Gloceſter hat ſie aus dem Lateiniſchen in die romaniſche Sprache übertragen. — König Conſtans hatte drey Söhne, die hießen: Moines, Uter und Pendragon. Auch lebte in ſeinem Lande ein Mann, Namens Vortigern, ein ſehr tapferer und mächtiger Ritter von großem Anſehen. Als König Conſtans ſtarb, berathſchlagte das Volk ſich, wen es zum Nachfolger erwählen ſollte; der größte Theil des Volks, wie die meiſten Edlen, waren dafür, den Moines, älteſten Sohn des verſtorbenen Königs, zu erwählen, ungeachtet er nur noch ein Kind war; ihm aber, und keinem andern gehörte das Reich von Rechtswegen; Vortigern, als der mächtigſte und verſtändigſte im Lande, war auch derſelben Meinung. Der junge Moines ward alſo zum Könige, und Vortigern einſtimmig zu ſeinem Seneſchall ernannt.

Damals war das Reich im Kriege mit den Heiden; ſie kamen von Rom und von andern Seiten her, verheerten das Land und bekriegten die Chriſten. Vortigern aber regierte das Reich nach eigner Willkühr, ohne ſich des jungen Königs anzunehmen, der noch zu unverſtändig und zu kindiſch war, um ſich ſelber rathen zu können. Nachdem Vortigern nun ſich erſt des ganzen Regiments bemächtigt, ſo daß niemand ihm entgegen ſeyn durfte und das ganze Reich nur von ihm abhing, ward er hochmüthig und geldgeizig, bekümmerte dabey ſich weder um den König noch um das Land, denn er wußte wohl, daß niemand, als er, etwas unternehmen oder ausführen konnte, zog ſich von allem zurück und lebte blos für ſich. Die Heiden verſammelten, als ſie dieſe Nachricht über den Seneſchall erhielten, ſogleich ein großes Heer und fielen damit in das Land der Chriſten.

König Moines ward ſehr beſtürzt, daß ſein Seneſchall ſowohl das Regiment als das Heer verlaſſen und ſich zurückgezogen hatte; begab ſich auch ſogleich in ſeiner Beſtürzung zu ihm hin und bat ihn flehentlich, doch das Heer wieder gegen den Feind anzuführen. Vortigern aber entſchuldigte ſich gegen den König mit ſeinem hohen Alter, das ihm nicht mehr erlaube, in den Krieg zu gehen, noch ſich der Regierungsgeſchäfte viel anzunehmen. Nehmt, ſprach er zum Könige, einen andern zu Euerm geheimen Rath; Euer Volk haßt mich, weil ich ſtets zu ſehr auf Euern Vortheil bedacht geweſen war; erwählt alſo einen unter ihnen und übergebt ihm mein Amt, denn ich will ſicher nichts mehr damit zu ſchaffen haben.

Die, welche mit dem Könige bey Vortigern waren, beſchloſſen, da ſie ihn ſo reden hörten, der König ſelber ſolle ſich an ihre Spitze ſtellen, und ſie wollten mit ihm gegen den Feind ziehen. Haſtig wurde alſo ein Heer zuſammengerafft, und ſie zogen ins Feld, König Moines an ihrer Spitze; er war aber viel zu jung und zu unerfahren in Kriegsſachen, auch war das Heer der Heiden viel ſtärker, als das ihrige, auch ihre Anführer ſehr tapfer und verſtändige Männer, daher kam es, daß das Heer des

Königs Moines geſchlagen ward und floh; er ſelber entfloh mit ihnen.

Nun jammerte und klagte das Volk um ſeinen Seneſchall. Hätte Vortigern, riefen ſie, das Heer angeführt, nimmer hätte er die Schlacht verloren, nimmer hätten die Heiden ſo viel Chriſten erſchlagen! Auch murrten viele der Großen und Edlen des Reichs gegen den König; er hatte ſie durch unvorſichtiges Betragen und durch allerley Zumuthungen, die nicht ganz ſchicklich waren, ſich zu Feinden gemacht.

Es entſtand alſo eine große Empörung unter dem Volke, und die vornehmſten und mächtigſten darunter gingen zum Vortigern, und riefen ihn zu Hülfe. Wir ſind ohne Oberhaupt, ſagten ſie, denn unſer König thut ſeine Pflicht nicht, wir bitten Euch, nehmt Euch um Gotteswillen unſerer an, ſeyd Ihr unſer König und unſer Herr; kein Mann auf Erden iſt weiſer und tapferer als Ihr, alſo gibt es auch keinen, der dieſes Amt beſſer als Ihr bekleiden könnte, und darum verlangen wir auch keinen andern als Euch.

Darauf antwortete Vortigern: So lange Euer rechtmäßiger König noch lebt, kann und werde ich niemals Euer König ſeyn. Ey, riefen die andern, wir wünſchten ihn lieber todt als lebendig zu ſehen. Nun, ſagte Vortigern, ſo bringt ihn um, denn ſo lange er am Leben iſt, kann ich nicht Euer König ſeyn. Bey dieſer Rede blieb er, was jene auch ſagen mochten. Sie gingen alſo wieder fort, berathſchlagten ſich aber, und hielten eine Verſammlung, zu welcher ſie ihre beſten Freunde und nächſten Verwandte zogen. hier beſchloſſen ſie, den König Moines wirklich ermorden zu laſſen, in der Hoffnung, daß wenn Vortigern durch ihren Verrath würde König geworden ſeyn, er ihnen alsdann dieſen Dienſt wohl belohnen werde, und ſie durch ihn die eigentlichen Herrſcher des Landes ſeyn würden. Sie erwählten zwey der ſtärkſten und gewandtſten Männer unter ihnen; dieſe gingen hin und ermordeten den jungen König Moines auf eine ſchändliche verrätheriſche Weiſe, denn er war noch ein ſchwacher wehrloſer Knabe, und hatte keinen Menſchen um ſich, der ihn bewachte oder vertheidigte; keiner kümmerte ſich um ihn, und ſo ließen ſie ihn hülflos ermorden.

Nach vollbrachter That eilten die Mörder zu Vortigern, und erzählten ihm, was ſie gethan hätten, um ihn zum Könige zu erheben, und daß ſie den jungen König Moines erſchlagen haben. Vortigern, als er dieß vernahm, ſtellte ſich äußerſt erſchrocken und bis zum Tode betrübt: Ihr habt übel gethan, rief er, daß Ihr Euern Herrn, Euern geſalbten König erſchlagen habt; Ihr ſollt auch dafür beſtraft werden; erfährt das Volk Eure That, ſo müßt Ihr ſterben. Darum flieht, flieht, meidet dieß Land und das Reich, denn wenn ſie Euch fangen, ſo müßt Ihr alle ſterben! Warum mußtet Ihr hierher zu mir kommen, um mir eine ſolche Botſchaft zu bringen! Weh Euch! Geht, kommt nie wieder vor meine Augen! Die Mörder entfernten ſich ſchnell, und meinten, Vortigern wäre im Ernſt ſehr betrübt und erzürnt wegen ihrer That.

Achtes Kapitel.

Vortigern wurde einſtimmig vom ganzen Volk und von allen Edlen zum König erwählt, mit Hintanſetzung der beyden jüngern Brüder des ermordeten Königs Moines. Dieſe beyden Knaben hatten jeder einen Hofmeiſter, weiſe Männer, welche beyde dem alten Könige Conſtans, Vater des jungen Moines und ihrer beyden Zöglinge, lange Zeit hindurch treu gedient hatten; auch hatte der alte König ſie zum Lohn für ihre Treue zu Hofmeiſtern der beyden Prinzen ernannt. Dieſe beyden Herren nun waren erſtaunt darüber, daß die beyden Königsſöhne von der Krone ausgeſchloſſen wurden, und ſahen voraus, daß Vortigern gewiß nicht unterlaſſen würde, die Knaben zu erſchlagen, ſobald ſie in das Alter gekommen ſeyn würden, auf das Reich Anſpruch zu machen, welches von Rechtswegen ihnen zukäme. Sie entflohen alſo mit den beyden Prinzen und gingen nach Bourges in Berry; hier waren ſie ſicher, und hier erzogen ſie die beyden Knaben und gaben nie zu, daß ihnen irgend ein Leid geſchähe, ſo lange ſie lebten.

Sobald Vortigern zum Könige gekrönt und geſalbt worden, meldeten ſich die Mörder des Königs Moines bey ihm; Vortigern that aber, als kennte er ſie nicht und als hätte er ſie nie vorher geſehen, worüber jene ſich ſehr ärgerten, da ſie eine ganz andere Aufnahme vom König Vortigern erwartet hatten. Wie, Herr König, ſprachen ſie: Ihr erinnert Euch unſrer nicht mehr? Ihr wißt ja wohl, daß Ihr blos durch uns ſeyd König worden. Denkt doch daran, wenn es Euch beliebt, ob Ihr hättet König werden können, wenn wir nicht um Euretwillen den König Moines getödtet hätten? — Haltet dieſe Mörder feſt, rief der König laut aus, und führt ſie ins Gefängniß; da Ihr jetzt Eure Mordthat bekannt habt, ſo ſollt Ihr Euch auch ſelber Euer Urtheil ſprechen. Ihr habt Euern Herrn und König todtgeſchlagen, wer gab Euch ein Recht dazu, ſolches zu thun? Ihr könntet auch eben ſo gut mich umbringen, aber das ſollt Ihr nun wohl laſſen. Herr König, riefen dieſe Männer ganz erſtaunt und erſchreckt, den Vortigern ſo ſprechen zu hören: Herr König, wir thaten es ja aus Liebe zu Euch. — Ey, ſagte König Vortigern, ich werde Euch zeigen, wie man die Leute liebt.

Sie wurden darauf alle Zwölfe gefangen und geviertheilt, ſo daß jeder von vier Pferden in vier Theile zerriſſen ward, daß kein Glied ihres Leibes am andern blieb.

Dieſe Zwölfe hatten aber viele Anverwandte, und waren alle von großer Abkunft und Familie; dieſe Anverwandte verſammelten ſich, gingen zum Könige und machten ihm Vorwürfe wegen ſeiner grauſamen Undankbarkeit. Ihr habt, ſagten ſie, unſere Verwandte auf eine ſchimpfliche Weiſe hinrichten laſſen; wiſſet alſo, daß wir niemals Euch von ganzem Herzen dienen werden. Da ergrimmte Vortigern und ſagte: wenn Ihr noch viel redet, ſo ſoll es Euch eben ſo ergehen, wie Euern Vettern. Drohe ſo viel du willſt, König Vortigern, ſagten ſie voll Zorn, wir fürchten dich nicht; wiſſe nur, daß du niemals Friede und Ruhe mit uns wirſt haben, ſo lange du lebſt; allenthalben wollen wir dich bekriegen, im offnen Felde, wie in Burgen und Schlöſſern, allenthalben ſollſt du Krieg finden. Wir erkennen dich nicht als unſern König; denn du haſt das Reich unrechtmäßiger Weiſe und gegen Gott und die heilige Kirche an dich geriſſen, du ſollſt auch deſſelben Todes ſterben, als du unſre Verwandte haſt ſterben laſſen, darauf darfſt du rechnen. — Nach dieſen Worten entfernten ſie ſich, ohne ſeine Antwort abzuwarten. König Vortigern ärgerte ſich ſehr darüber, aber er mußte den Schimpf ſo hinnehmen, ohne etwas dagegen thun zu können: er ſah wohl ein, daß es nicht Zeit war, etwas gegen ſie zu unternehmen.

Auf dieſe Weiſe entſtand ein großer Zwiſt zwiſchen den Baronen des Reichs und dem Könige. Die Partheyen verſammelten große Heere, und der Krieg ward ſehr lange im Lande fortgeſetzt, wobey ſowohl der König als ſeine Unterthanen großen Schaden litten; endlich aber ſiegte der König, und jagte die aufrühreriſchen Barone aus dem Lande. Als er nun die Oberhand behalten und von keinem etwas mehr zu fürchten hatte, ward er ſo übermüthig und verfuhr ſo übel mit ſeinem Volke, daß dieſes endlich es nicht länger ertragen mochte und ſich gegen ihn auflehnte. Es entſtand ein allgemeiner Aufruhr gegen ihn, mehr als die Hälfte des Königreichs fiel von ihm ab und nahm ſeine Feſtungen ein. Hierauf ſchickte ihnen Vortigern Geſandte, und ließ ihnen Friedensvorſchläge thun, womit die Aufrührer auch wohl zufrieden waren. Einer unter ihnen, Namens Hangius, ein tapfrer und mächtiger Ritter, der immer im Kriege gegen Vortigern ſich gehalten, ward vom Volke zum Abgeſandten an Vortigern erwählt. Hangius ward auch ſehr freundlich vom Könige aufgenommen, und der Friede auf Lebenslang feſt gemacht und beſiegelt. Hangius blieb lange Zeit in des Königs Dienſten, und beredete ihn endlich, daß er ſeine Tochter zum Weibe nahm; dadurch bekam er große Macht und Einfluß über ſeinen Schwiegerſohn den König und über das Reich, riß auch endlich nach und nach das ganze Regiment an ſich. Das Volk wollte aber nichts von ihm erdulden, weil er kein Chriſt war, ſondern ein Heide, und hatte ſchon lange darüber gemurrt, daß ihr König keine Chriſtin, ſondern eine Heidin zur Gemahlin genommen hatte. Dieſe war es auch, die zuerſt das Wort Pöbel erfand, und das Volk ſo benennte, indem ſie ſagte: ich kann mich nicht des Pöbels annehmen gegen meinen Vater! — Das Volk war alſo mehr als je unzufrieden mit dem Könige Vortigern, denn ſeine Gemahlin hing immer der Lehre Mahomets an, zog auch den König ſelbſt, und viele ſeiner Hofleute von der Religion Chriſti ab.

Neuntes Kapitel.

König Vortigern, als er bedachte, wie verhaßt er bey ſeinem Volke war, und wie über kurz oder lang einmal die beyden jüngern Söhne des Königs Conſtans wieder kommen könnten, die ſich in der Fremde vor ihm verſteckt hielten, und wie er alsdenn ſicherlich ſeines Reichs und vielleicht ſeines Lebens würde beraubt werden, beſchloß zu ſeiner Sicherheit einen Thurm erbauen zu laſſen, wohin er ſich im Nothfall, wenn er überfallen würde, zurückziehen und ſich befeſtigen könnte.

Er ließ alſo die vortreflichſten Bauleute ſeines Reichs kommen, und gab ihnen genau an, wie der Thurm ſollte erbaut und befeſtigt werden; ließ ihnen auch Steine, Kalk, Sand und alle andre nöthige Dinge zum Bau zuführen. Sie fingen ihn auch alsbald mit großem Fleiße an; als ſie aber mit dem Fundament fertig waren, und etwa drey oder vier Fuß aus der Erde gebaut hatten, ſo fing das ganze Werk an zu beben und wanken, und fiel ſo heftig und mit einer ſo ſtarken Erſchütterung zuſammen, daß ſogar der Berg, auf welchem der Thurm angefangen war, einzuſtürzen drohte. Die Bauleute erſchraken und waren verwirrt; was iſt nun zu thun? fragte einer den andern. Sie kamen überein, daß man den Bau noch einmal anfangen müſſe, und zwar noch ſtärker als das erſtemahl.

Er fiel aber auch das zweytemahl zuſammen, wie zuerſt, und ſo auch zum drittenmahl. Der König wollte ganz raſend und unſinnig über dieſe wunderbare Begebenheit werden; ſagte auch, er würde nie Ruhe oder Freude haben, bis er das Werk vollendet ſähe. Er ließ daher in allen ſeinen Landen bekannt machen, daß die weiſeſten und verſtändigſten zu ihm kommen, und die Sache mit ihm überlegen ſollten. Da ſie nun bey ihm angekommen waren, zeigte ihnen der König den angefangenen Bau, und erzählte ihnen, wie er dreymal wieder zuſammen geſtürzt ſey, als er drey oder vier Fuß hoch heraus gebaut war. Die neu angelangten weiſen Männer erſtaunten höchlich ob dieſer Erzählung, noch mehr aber, als ſie hinausgingen, und das Werk und die Stärke der Mauer ſahen. Herr König, ſagten ſie alsdenn, wir wollen uns über dieſe wunderbare Sache berathſchlagen, und alsdann Euch unſre Meinung ſagen. Nachdem ſie eine geraume Zeit mit einander die Sache überlegt hatten, kamen ſie dahin überein, daß ſie es nicht wüßten, gingen auch wieder zum Könige, um ihm dieſe ihre Meinung zu ſagen. Wir wiſſen nicht, und verſtehen nichts davon, Herr König, ſagte der älteſte und verſtändigſte unter ihnen, warum Euer Thurm nicht ſtehen will; laßt aber die weiſeſten und gelehrteſten geiſtlichen Männer Eures Landes zuſammenberufen, und fragt ſie darum, dieſe werden ſicher Euch hinlänglichen Beſcheid darüber ertheilen, weil ſie gelehrt ſind und vieles wiſſen, wir aber haben nicht ſtudirt. Der König that alſo; ließ alle gelehrte Geiſtliche zuſammen berufen, und verſprach demjenigen eine hohe Belohnung, der ihm die Sache erklären würde. Die Geiſtlichen kamen aus dem ganzen Lande von allen Seiten her, riethen hin und her, wußten es ſo wenig zu ſagen, als die erſten Männer, riethen aber dem Könige, der durch dieſen Aufſchub immer hitziger und wilder ward, ſeine Sterndeuter zuſammen berufen zu laſſen, weil dieſe es ſicher wiſſen mußten, indem ſie jede Sache deutlich in den Sternen laſen. Es geſchah alſo nach ihrem Rath, und die berühmteſten Sterndeuter, ſieben an der Zahl, kamen zum Könige, und ließen ſich die Sache von ihm vortragen; er verſprach demjenigen unter ihnen, welcher die Urſache heraus bringen würde, große Ehre und hohe Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Die ſieben Aſtronomen ſtudirten jeder beſonders mit vielem Fleiß und großer Anſtrengung; ſie konnten aber nichts finden, was zu ihrer Abſicht gehörte. Es war freylich etwas beſonders ſeltſames in der Conſtellation zu ſehen, und jeder von ihnen fand es, aber dieſes Seltſame paßte nicht, und gehörte nicht in das, was ſie ſuchten, und ſie wußten es auf keine Weiſe damit zu verbinden. Als ſie nun zuſammenkamen, und ſich ihre Entdeckungen mittheilten, waren ſie nicht wenig erſchrocken darüber, daß ſie alle nur daſſelbe geſehen, und alſo über den eigentlichen Grund der Sache nichts heraus gebracht hatten. Dazu kam, daß der König ſie ſehr drängte, und eiligſt zu wiſſen verlangte, was ſie gefunden. Ey Herr König, antwortete ihm einer der Aſtrologen, wir können Euch eine ſo ſchwere Frage nicht ſo ſchnell löſen, als Ihr wohl denkt; wir brauchen noch neun Tage zu unſern Studien. Die ſollt Ihr haben, rief der ungeduldige Vortigern, aber hütet Euch, wo Ihr nicht am Ende dieſer neun Tage mir die wahre Urſache erklärt, und ausfindig gemacht habt!

Nun ſtudirten die Aſtrologen wieder in den Sternen; und als ſie wieder zuſammenkamen, und ſich einander fragten, was ſie wahrgenommen, ſprach keiner von ihnen etwas, ſondern ſie ſahen ſich an und ſchwiegen ſtill. Wollt Ihr, fing endlich der älteſte und verſtändigſte unter ihnen an, mir lieber jeder beſonders und heimlich Eure Meinung über die Sache ſagen, ſo will ich bey meiner Treue Euch nicht verrathen, und keiner ſoll von mir erfahren, was die andern mir offenbart. Dieß waren alle zufrieden, und jeder ſagte dem Älteſten ins Geheim, was er wahrgenommen, und zu ſeinem Erſtaunen ſagten alle daſſelbe, nämlich daß ſie über die Sache mit dem Thurme nichts gefunden, daß ſie aber eine andre wunderbare Sache geſehen, nämlich ein Kind, welches jetzt ſieben

Jahr alt ſey, von einer Frau geboren, ohne einen irdiſchen Erzeuger. — Ihr habt eines und daſſelbe geſehen und mir jeder das nämliche entdeckt, ſagte der Alte; jedoch eines iſt, was Ihr mir alle verſchwiegt, und was Ihr doch eben ſo wohl geſehen, als ich, daß nämlich dieſes Kind vom Weibe geboren, aber ohne irdiſchen Vater erzeugt, Schuld an unſerm Untergang, und die Urſache unſers Todes ſeyn wird. Iſt es nicht ſo? — Es iſt wahrlich ſo, ſagten die andern erſtaunt und bekümmert. — Nun ſo hört mich, fing der Alte wieder an; wir würden in unſrer Kunſt wenig taugen, wenn wir nicht dem, was uns kund gethan, abhelfen könnten. Laßt uns nur einig ſeyn, und uns nicht in unſern Reden widerſprechen, wenn wir vor den König kommen. Folgendes wollen wir aber einſtimmig dem Könige ſagen: Wiſſe, Herr König, daß Dein Thurm niemals feſt ſtehen wird, und nie kann zu Ende gebaut werden, wenn Du nicht den Grundſtein mit dem Blute eines Kindes netzeſt, das von einem Weibe geboren, aber von keinem Mann erzeugt werden. Es lebt auch in der That ein ſolches Kind, wenn Du, Herr König, es nur finden kannſt, und ſein Blut auf den Grundſtein des Thurmes vergießen läßt, ſo wird der Thurm feſt ſtehen und nie wieder fallen. Auch müſſen wir dem Könige verbieten, fuhr der Alte fort, daß er das Kind nicht ſelber zu ſehen verlangt, noch es ſprechen hört, ſondern diejenigen, die er ausſendet, es zu ſuchen, ſobald ſie es gefunden, müſſen es hinaus führen und auf dem Grundſtein tödten. Auf dieſe Weiſe werden wir uns des Kindes entledigen, von welchem wir in den Sternen geſehen, daß es an unſerm Tode ſchuld ſeyn wird. Auf ſolche Weiſe verabredeten ſich nun die Sterndeuter über jedes Wort, damit alle dieſelben Worte vor dem Könige ſprechen möchten.

Als ſie nun vor König Vortigern gerufen wurden, baten ſie ſich jeder insbeſondre Gehör bey ihm aus, was er ihnen auch ſogleich bewilligte. Iſt es möglich, rief er, nachdem er ſie alle vernommen, und ſie ihm alle daſſelbe geſagt, iſt es möglich, daß ein ſolches Wunder auf Erden lebe! Ein Kind ohne Vater erzeugt? Wenn dieß ſich wirklich ſo verhält, ſo ſeyd Ihr in Wahrheit ſehr weiſe und gelehrte Männer. Wenn es ſich nicht ſo verhält, ſagten die Aſtrologen, ſo thue der König mit uns nach ſeinem Wohlgefallen, wir ſind in ſeiner Hand. Aber wie kann es möglich ſeyn? erwiederte Vortigern noch einmal. Niemals, antworteten jene wieder, haben wir vorher ſo etwas gehört, dieſes Kind aber iſt ohne Vater erzeugt, lebt, und iſt jetzt ſieben Jahr alt. Ich will es aufſuchen laſſen, ſagte der König wieder, aber bis es gefunden iſt, ſo bleibt Ihr in der genaueſten Verwahrung. Es geſchehe ſo, wie der Herr unſer König befiehlt, ſagten jene; doch hüte ſich der König, den Knaben zu ſehen, oder ſprechen zu hören, ſondern die Boten, die ihn ſuchen, müſſen ihn ſogleich tödten, wenn ſie ihn gefunden haben, und das Blut auf den Grundſtein des Thurms ausgießen. Hierauf wurden die Sterndeuter von dem Könige entlaſſen, und in einem feſten Thurm wohl verwahrt, wo ihnen Speiſe und Trank gereicht ward, nebſt allem, was ſie ſonſt zum Leben bedurften. König Vortigern ſandte aber ſogleich zwölf Boten, denen befahl er an, auf der ganzen Erde nach einem Knaben zu ſuchen, der ſieben Jahr alt, und ohne Vater erzeugt von einem Weide geboren ſey. Niemals ſollten ſie wieder zurückkommen, wenn ſie ihn nicht gefunden. Er ließ ſie aber einen Eid ablegen, daß ſie ihn ſogleich erſchlagen würden, ſo bald ſie ihn hätten.

Die Boten vertheilten ſich je zwey und zwey, und ſuchten den Knaben Merlin nach der Vorſchrift des Königs Vortigern. Nicht weit von dem Orte, wo Merlin ſich aufhielt, begegneten ſich vier Boten, und beſchloſſen eine halbe Tagereiſe zuſammen zu machen. Sie waren noch nicht lange geritten, ſo ſahen ſie einen Haufen Knaben, die ſpielten und den Ball ſchlugen. Merlin war unter dieſen Knaben, und wußte ſehr wohl, daß die Boten an dieſem Tage kommen würden, und auch, wen ſie ſuchten; daher als er ſie kommen ſah, nahm er den Schlägel, womit er ſeinen Ball ſchlug, und hieb damit einen andern Knaben ſo derb gegen das Bein, daß dieſer anfing zu ſchreyen und zu weinen, und den Merlin ausſchimpfte. Du Hurenſohn, ſchrie er, haſt gar keinen Vater, deine Mutter hat dich ja ohne Vater geboren! Da die Boten dieß hörten, ſtanden ſie ſtille; hier iſt er, ſagten ſie, nun haben wir ihn endlich gefunden! Merlin ſtellte ſich zwiſchen die andern Knaben und lachte, als er ſahe, wie die Boten den weinenden Knaben ausfragen, er ſollte ihnen den zeigen, der ihn geſchlagen. Merlin trat lachend aus dem Haufen gegen die Boten; hier iſt der, den Ihr ſucht, ſagte er, deſſen Blut Ihr geſchworen habt dem Könige Vortigern zu überbringen. Wer hat dir das geſagt? riefen die Boten voll Erſtaunen aus. Ich will Euch auch wohl ſagen, fing Merlin wieder an, warum Ihr mich erſchlagen ſollt, und warum der Thurm nicht ſtehen bleiben will; wollt Ihr mir ſchwören, mir kein Leides zu thun, ſo gehe ich mit Euch. — Dieß ſagte Merlin bloß um ſie immer mehr in Erſtaunen zu ſetzen, er wußte es ſehr wohl vorher, daß ſie ihm nichts zu Leide thun, noch ihn umbringen würden. Dieß Kind ſpricht Wunderdinge, ſagten die Boten; wahrlich es wäre ſündlich ihn zu tödten, ich möchte lieber, riefen alle viere aus, meineidig werden, als ihm ein Leides anthun. Wir ſchwören dir, ſagten ſie zu Merlin, dich nicht zu tödten, noch dich tödten zu laſſen, gehe aber mit uns. Ich will wohl, antwortete Merlin, vorher aber kommt mit mir zu meiner Mutter, damit ich ſie um Urlaub zur Reiſe bitte, und ſie mich vorher ſegne, auch muß ich den frommen Mann, der bey ihr wohnt, noch ſprechen. Er führte alſo die Boten in das Kloſter, wo ſeine Mutter lebte, ließ ſie gut bewirthen, auch für ihre Pferde Sorge tragen; darauf führte er ſie hinein zu Meiſter Blaſius.

Meiſter, redete er ihn an, hier ſind die, von denen ich Euch ſagte, daß ſie kommen würden, mich zu erſchlagen. Höre jetzt, was ich ihnen ſage, und ſchreibe es auf; darauf wandte er ſich zu den Boten; Ihr ſeyd einem Könige unterthan, deſſen Name iſt Vortigern. Dieſer König Vortigern will einen Thurm erbauen laſſen, und ſo ſagte er den Boten alles aufs Haar, wie es dabey herging, was der König geſagt, und was die weiſen Räthe und Sterndeuter, auch wie ſie viere nebſt noch acht andern waren geſchickt worden, ihn aufzuſuchen, und ſein Blut dem Könige Vortigern zu bringen. Ich ſelbſt, fuhr er fort, wollte mich von Euch finden laſſen, darum ſchlug ich den Knaben gegen die Beine, daß er ſchreyen mußte, und ſchimpfend mich Euch verrathen.

Hierauf entfernte Merlin ſich, und Meiſter Blaſius fragte die Boten; verhält alles ſich ſo, als der Knabe hier ſagte? In Wahrheit, antworteten ſie, es iſt alles genau ſo, wie er geſagt, oder unſre Seele komme nie zu Gott. Meiſter Blaſius kreuzigte ſich und ſprach: es wird ein ſehr weiſer Mann aus ihm, wenn er leben bleibt, und ſehr ſündlich wäre es, und gar Schade, wenn Ihr ihn umbringen wolltet. Lieber, erwiederten die Boten, wollten wir in Ewigkeit unſer eignes Leben miſſen, und dem Könige alle unſer Hab und Gut überlaſſen. Er ſelber, der Knabe, der ſo vieles weiß, wird auch, daß dieß Wahrheit iſt, ſicher wiſſen. Ihr habt Recht, antwortete Meiſter Blaſius, ich werde ihn in Eurer Gegenwart darum fragen. Da nun Merlin wieder zu ihnen kam, ſagte ihm Meiſter Blaſius, du haſt in allem wahr geſagt, jetzt aber antworte mir auf eine andre Frage: Haben dieſe Boten die Macht, und ſind ſie Willens dich zu tödten? — Sie haben wohl die Macht dazu, antwortete Merlin lachend, und waren es freylich Willens, jetzt aber haben ſie, Gott ſey Dank, die Luſt dazu verloren, und ich darf wohl mit ihnen ziehen. Schwört mir aber vorher, daß nicht allein Ihr mich nicht erſchlagen wollt, ſondern daß Ihr auch dafür ſorgt, daß niemand anders mir ein Leid zufüge, und daß Ihr mich wohlbehalten vor den König bringen wollt; hat dieſer mich nur erſt reden hören, ſo bin ich gewiß, daß er mein Blut nicht weiter verlangen wird.

Die Boten legten den Eid ab, den Merlin von ihnen gefodert. Darauf ſagte Meiſter Blaſius: Ich ſehe nun weiß Merlin, daß du mich verlaßen mußt, ſage mir aber vorher, was aus dem angefangenen Buche werden ſoll? — So bald ich von hier weg bin, antwortete ihm Merlin, ſo mache dich auf, und gehe nach der Gegend und in das Land, welches Northumberland genannt wird. Dieſes Land iſt voller großer Wälder, ſo daß die Einwohner ſelbſt es nicht genau kennen, denn es gibt da Wälder, wo niemals ein Menſch hingekommen. Dort halte dich auf, ich werde dich ſchon zu finden wiſſen, und dir alles bringen, was zu Vollendung unſers Werks nothwendig iſt. Wiße, dieſes Werk wird dir viel Mühe und Arbeit verurſachen, ſey aber nur gutes Muthes und arbeite mit Geduld, du wirſt am Ende einen hohen Lohn davon tragen. Es wird dieſes Werk von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben, und der Lohn wird dem gleich ſeyn, den Joſeph von Arimathia erhielt, da er den heiligen Leib des Herrn vom Kreuze abnahm; du wirſt alsdann mit dem guten Joſeph und ſeinen Begleitern in Geſellſchaft, und nebſt deinen Nachkommen ein Zeuge der Güter ſeyn, deren ſie für ihre gute Werke theilhaft wurden. Wiße auch, daß ich in dem Königreiche, wohin ich jetzt gehe, es dahin bringen werde, daß Männer und Frauen für einen Menſchen von Gottgeliebter Abkunft thätig ſeyn ſollen. Aber erſt bey dem vierten Könige wird dieß Statt finden. König Artus wird er heißen. Geh du nur dahin, wo ich dir ſagte, ich werde oft zu dir kommen und dir ſagen, was du ſchreiben ſollſt. Alle Lebensbeſchreibungen vom König Artus, und aller, die gleichzeitig mit ihm leben, werde ich dich ſchreiben laſſen, ſo wie alles, was zu ſeiner Zeit geſchieht: es wird ein wundervolles Werk werden, du aber wirſt alsdenn dieſelbe Gnade erlangen, welcher alle jene aus der Geſellſchaft des heiligen Graal theilhaft werden. Nach unſerm Tode wird dieß Buch gefunden werden, und es wird ein ewiges Denkmal ſeyn. — Meiſter Blaſius erfreute ſich der Reden des Knaben und ſagte: ich thue mit Freuden alles, was du mir befiehlſt. Darauf ging Merlin, in Begleitung der Boten, zu ſeiner Mutter, und beurlaubte ſich von ihr. Ich muß mich von Euch mit dieſen fremden Boten entfernen, ſagte er, es geſchieht im Dienſte des Herrn, daß ich mit ihnen gehe; auch Meiſter Blaſius muß zu dieſem Ende nach einem andern Lande ziehen. Sey Gott empfohlen mein Sohn, ſagte die Mutter, ich kann dir nicht den Urlaub vorenthalten, denn alles, was du beginnſt, iſt weiſe, und nach dem Willen Gottes. Könnte aber Meiſter Blaſius bey mir bleiben, das würde in meinem abgeſchiedenen, der Betrachtung geweihten Leben mir von großem Nutzen ſeyn. — Es kann dießmahl nicht ſeyn, Mutter, erwiederte Merlin, nahm Abſchied von ihr, und machte ſich in Begleitung der Boten auf den Weg. Meiſter Blaſius aber ging, ſo wie ihm befohlen worden, nach dem Northumberlande.

Eilftes Kapitel.

Merlin kam mit ſeinen Begleitern durch eine Stadt, wo Markt gehalten wurde; als ſie jenſeits der Stadt waren, trafen ſie einen jungen Mann, der ſich auf dem Markt ein Paar neue Schuh und ein großes Stück Leder gekauft, weil er eine lange Wallfahrt zu thun gelobt hatte. Merlin lachte laut, als er vor dieſem Manne vorbey war; die Boten fragten um die Urſache ſeines lauten Lachens. — Fragt den Mann, ſagte Merlin, was er mit dem Leder zu machen geſonnen ſey? Er wird euch ſagen, daß er ſeine neuen Schuhe damit flicken wolle, wenn ſie zerriſſen ſind, denn er hat eine große Reiſe vor; ehe er aber ſeine Schuhe nach Hauſe getragen, wird er todt ſeyn. Wir wollen ſehen, ſagten die Boten, ob du die Wahrheit geſprochen; zwey von uns werden dich begleiten, zwey ſollen den Mann anreden und mit ihm gehen. Sie thaten alſo, beſtimmten aber vorher einen Ort, wo ſie ſich wieder antreffen würden.

Als die zwey an den jungen Mann herangingen, fragten ſie ihn, was er mit dem Stück Leder machen wolle, und der Mann ſagte ihnen dieſelben Worte, die Merlin ihnen vorher geſagt, worüber ſie ſehr erſtaunten; als ſie aber noch ein Stück Weges mit ihm fortgegangen waren, ſo fiel der Mann vor ihnen hin und war todt. Die beyden waren verwundert und erſchrocken über dieſe Begebenheit, und machten ſich ſogleich auf den Weg, Merlin und die andern Gefährten aufzuſuchen. Indem ſie ritten, unterhielten ſie ſich von dem wundervollen Kinde und ſeiner Weisheit. In Wahrheit, ſagten ſie, diejenigen, die ſeinen Tod verlangten, ſind ſehr thöricht, wir ſelber möchten viel lieber ſterben, als ihm ein Leid zufügen laſſen. Hierauf trafen ſie den Merlin wieder an, der, ſo wie er ihrer anſichtig ward, ſich bey ihnen bedankte, daß ſie ſo Gutes von ihm geredet; ich weiß jedes Wort, was ihr von mir geſprochen. — Sag es uns, wenn du es weißt. Hierauf wiederholte Merlin ihnen alle Worte, die ſie, während ſie abweſend, von ihm geredet, worüber ſie nur immer mehr erſtaunten.

Als ſie ungefähr eine Tagereiſe weit im Lande des Königs Vortigern gekommen waren, begegneten ſie in einer Stadt einem Leichenzuge. Ein Kind ward zur Erde beſtattet, und Männer und Frauen folgten der Leiche in großer Betrübniß und in Trauerkleider gehüllt, wie auch der Prior nebſt vielen Geiſtlichen, die mit Geſange dem Zuge folgten. Merlin ſtand ſtille, und als der Zug vorbey war, fing er wieder an zu lachen. Die Boten fragten ihn wieder, worüber er lache? — Über dieſe wunderlichen Dinge lache ich, ſagte Merlin; ſeht doch, wie dieſer gute Mann klagt und trauert, und wie der Prior ſo brav ſingt! Umgekehrt ſollte es ſeyn, der Prior ſollte trauern und der gute Mann könnte ſingen; denn das Kind, das der Mann beweint, iſt nicht ſein Kind, wie er wähnt, ſondern der Prior iſt ſein Vater. Ey, ſagten die Boten, ſollte dieß wahr ſeyn? Geht hin, erwiederte Merlin, zu der Frau des Mannes und fragt ſie, warum der Mann ſolch Leid trüge? ſie wird antworten, weil ihm ein Kind begraben wird. Darauf ſagt ihr nur keck: Ey, Frau, das Kind gehört nicht dem Manne, ſondern dem Prior, alle Geiſtlichen wiſſen das auch ſehr wohl, läugnet es alſo nur nicht, der Prior hat Tag und Stunde aufgeſchrieben, da er bey Euch geſchlafen. Die Boten richteten alles ſo aus, wie Merlin ihnen vorgeſchrieben. Als ſie nun der Frau das ſo dreiſt ſagten, ward ſie über und über roth. Habt Barmherzigkeit mit mir, bat ſie; es iſt ſo, wie Ihr ſaget, aber ſagt es nur nicht meinem Herrn wieder, er bringt mich ſonſt ums Leben. Die Boten kehrten nun wieder zu Merlin zurück. Du biſt, riefen ſie noch lachend über dieſe Begebenheit, der vortreflichſte Wahrſager. Jetzt, aber, Merlin, nähern wir uns der Stadt, in welcher wir den König Vortigern antreffen. Nun unterrichte uns nach deiner Weisheit, wie wir dem Könige antworten ſollen; denn du weißt wohl, daß wir einen Eid abgelegt, dich zu erſchlagen und ihm dein Blut zu überbringen. Ihr habt Recht, erwiederte Merlin; folgt mir aber, ſo wird euch wegen meiner kein Leides wiederfahren. Geht zum Könige und erzählt ihm treulich, was ihr von mir gehört und geſehen, auch wie ihr mich gefunden. Sagt ihm auch, ich wolle ihm wohl ſagen, warum ſein Thurm nicht feſtſtehen wolle; ſagt ihm nur, meine Meinung wäre, er müſſe mit denen, die er im Gefängniß verwahre, ſo thun, wie ſie ihm gerathen, mit mir zu thun. Wenn ihr ihm über alles die Wahrheit von mir berichtet, ſo thut alsdenn, was er euch befehlen wird.

Zwey von den Boten gingen zum Könige, der ſich freute, als er ſie ſah; ſie baten ſich geheimes Gehör bey ihm aus, und erzählten ihm alles mit treuer Wahrheit, was ſie von Merlin gehört und geſehen, wie er ſich ihnen ſelbſt kund gegeben, obgleich er wohl gewußt, daß ſie gekommen ſeyn, ihn zu tödten; wie er darauf ſo vielfältig gewahrſagt, und wie er dem Könige auch ſagen wolle, warum ſein Thurm nicht ſtehen will. Ihr müßt mir, erwiederte der König, mit eurem Leben für die Wahrheit deſſen ſtehen, was ihr mir berichtet! Das wollen wir, Herr König, ſagten die Boten. Nun ſo will ich ihn ſprechen, ſagte der König. Die Boten gingen hinaus, Merlin zu holen, der König war aber ſo voller Begierde, ihn zu ſehen, daß er ihnen auf dem Fuße nachritt. Die Boten kamen zu Merlin, der ihnen entgegen rief: ich weiß ſchon, was zwiſchen euch und dem Könige vorgegangen, ihr habt mit eurem Leben für mich gutgeſagt, aber ihr ſollt nicht für mich zu zahlen brauchen. Er ritt mit ihnen, und begegnete dem König Vortigern, der ihnen entgegen ritt. Merlin grüßte ihn, ſobald er ihn anſichtig wurde; der König gab ihm ſeinen Gruß wieder, nahm ihn bey der Hand und ſprach mit ihm in Gegenwart der Boten. Du wollteſt mich fangen, ſagte Merlin, um mein Blut zu haben, damit dein Thurm feſtſtünde; verſprichſt du mir, mit denen, die dir dieſen Rath gegeben, ſo zu verfahren, als ſie verlangten, daß mir geſchehen ſolle, ſo will ich dir in ihrer Gegenwart zeigen und ſagen, warum dein Thurm nicht ſtehen kann. Bey meinem Leben, rief der König, ich ſchwöre dir, zeigſt du mir die Sache, ſo wie du ſagſt, ſo ſoll mit jenen geſchehen, wie ſie wollten, daß mit dir geſchehen ſolle.

Zwölftes Kapitel.

König Vortigern ging hierauf mit Merlin grade auf den Platz, wo der Thurm gebaut werden ſollte, und ließ die gefangnen Aſtronomen vor ſich kommen. Merlin ließ ſie durch einen der Boten fragen, warum der Thurm immer wieder einfiele? — Die Aſtronomen ſagten: wir wiſſen nicht, warum er einfällt, aber dem Könige haben wir geſagt, was geſchehen müſſe, damit er ſtehen bleibe. Ihr habt, ſagte Merlin, den König für einen Narren gehalten, daß ihr ihm auftrugt, einen Menſchen zu ſuchen, der ohne Vater geboren ſey; aber ihr Herren thatet das um eurer ſelbſt, und nicht um des Königs willen. Denn ſo viel habt ihr wohl herausgebracht durch eure Bezauberungen, daß ihr wißt, ein ſolcher Menſch würde die Urſach eures Todes ſeyn, darum ließt ihr den König dieſen Menſchen ſuchen und trugt ihm auf, ſein Blut auf den Grund des Thurmes zu gießen, damit, wenn er todt ſey, ihr nicht durch ihn umkommen könnet. — Die Aſtrologen waren ſo erſchrocken, da Merlin ihre geheimen Abſichten wußte, daß ſie nicht ein einzig Wort vorbringen konnten. Nun ſehe mein Herr König, fuhr Merlin fort, daß dieſe Männer mein Blut blos um ihrentwillen forderten, und gar nicht weil es zum Bau des Thurms nothwendig war; Ew. Majeſtät frage ſie, ob ich wahr geredet, ſie werden nicht die Frechheit haben, mich Lügen zu ſtrafen. — Die Aſtrologen geſtanden, daß Merlin die Wahrheit geredet, baten aber den König, ſie leben zu laſſen, bis ſie geſehen, ob Merlin wiſſe, warum der Thurm nicht ſtehen wolle. Ihr werdet nicht eher ſterben, ſagte Merlin, bis ihr es mit euren Augen geſehen. — Nachdem die Aſtrologen für dieſe Gnade gedankt, wandte Merlin ſich wieder zum König Vortigern: Jetzt höre, warum der Thurm nicht ſtehen will, und thue, was ich dir ſage, ſo wirſt du es ſelber ſehen. Nicht ſehr tief unter der Erde, auf dem Fleck, wo der Bau angefangen worden, iſt ein großer Fluß; unter dem Bett dieſes Fluſſes liegen zwey Drachen, die ſich einander nicht ſehen, der eine iſt weiß, der andre roth; ſie liegen unter zwey ſehr großen wunderbaren Felſen; dieſe Drachen nun fühlten die Laſt des Gebäudes zu ſchwer auf ſich, darum bewegten ſie ſich und ſchüttelten die Laſt, die ſie drückte, von ſich. Der König laſſe nachgraben, und wenn ſich nicht alles Wort für Wort ſo vefindet, als ich geſagt, ſo will ich ſterben; findet es ſich aber ſo, ſo müſſen die Aſtrologen für mich ſterben. — Iſt es ſo, als du ſagſt, erwiederte König Vortigern, ſo biſt du der weiſeſte aller Menſchen; aber ſage mir, wie muß ich es anfangen, um die Erde fortbringen zu laſſen? — Auf Wagen und mit Pferden, antwortete Merlin, und mit Hülfe vieler Menſchen, die ſie weit fortführen. Der König ließ nun alles, was arbeiten wollte, zuſammenkommen, worauf ſich viele Menſchen verſammelten, die alle das Tagelohn verdienen wollten, und man fing an, den hohen Berg, worauf der Thurmbau angefangen war, abzutragen; die Leute hielten ihren König für thöricht, daß er den Worten eines Kindes Glauben beymeſſe, jedoch durften ſie dem Konige nicht ihre Meinung ſagen. Nachdem lange gearbeitet und die Erde alle weit fortgeführt worden, entdeckten die Arbeiter den großen Fluß und meldeten es ſogleich dem Könige. Dieſer, ſehr erfreut, nahm den Merlin mit hinaus, wo ſie denn wirklich den Fluß ſo fanden, wie Merlin es vorher geſagt. Wie ſollen wir es aber nun anfangen, fragte ihn König Vortigern, um unter den Fluß zu ſehen? — Merlin ließ ſogleich ſehr große Graben und Kanälen machen, und leitete ſo den Fluß weit hinaus in das Feld. Während man daran arbeitete, ſprach Merlin zum Könige: wiſſen ſollſt du auch, daß, ſobald die Drachen unter den großen Steinen hervorgekommen, ſie miteinander kämpfen werden. Berufe alſo der König die Angeſehenſten und Geehrteſten ſeines Landes zuſammen her, damit ſie dieſen Kampf anſehen, der von großer Bedeutung iſt. — Sogleich gab der König Befehl, daß man die adlichſten Herren, die achtbaren Männer und Bürger ſammt den Gelehrten und Geiſtlichen aller Orden aus ſeinem Lande zuſammenrufen ſolle. Dieſe verſammelten ſich auch ſogleich nach des Königs Befehl, und waren ſehr verwundert und erfreut, als der König ihnen die Urſach verkündigte, warum ſie zuſammenberufen wären. Dieſer Kampf wird ein ſehr ſchöner Anblick ſeyn, ſagten ſie; einige aber erkundigten ſich bey dem Könige, ob Merlin prophezeiht habe, welcher von den beyden Drachen den Sieg davon tragen würde? Dieß hat er nicht, antwortete Vortigern.

Da nun der Fluß abgeleitet war und man die beyden Felſen, unter welchen die Drachen lagen, erblickte, fragte der König den Merlin, auf welche Art man nun dieſe ungeheuern Steine wegſchaffen müſſe? Merlin ſprach: ſobald die Drachen die äußere Luft empfinden, werden ſie von ſelber hervorkommen, der König laſſe alſo die beyden Felſen durchbohren, damit die äußere Luft hinzu kann. Es geſchah, ſo wie Merlin es angab; die Felſen wurden einer nach dem andern durchbohrt, und ſogleich kamen die Drachen hervor. Sie waren entſetzlich anzuſehen, furchtbar groß und von ſcheußlicher Geſtalt, ſo daß alle Anweſende Furcht und Abſcheu vor ihnen hatten. Der König ſelber erſchrak ſehr bey ihrem Anblick und fragte den Merlin, welcher von den beyden den andern beſiegen würde? Merlin ſprach: dieß will ich dem Könige und ſeinem geheimen Rath beſonders vertrauen; ging darauf mit ihnen bey Seite, wo er ihnen folgendes entdeckte: der weiße Drache wird den rothen nach ſchrecklichem Kampf und nach großer Mühe und Anſtrengung beſiegen. Dieſer Sieg iſt von fernerer großer Bedeutung, die Ihr aber erſt nach dem Kampfe und dem errungenen Siege erfahren ſollt, vorher kann ich Euch nichts mehr ſagen. Nun gingen ſie wieder hin zum Platze, wo die Edlen und das Volk verſammelt waren, dem Kampfe zuzuſehen. Die Drachen waren blind und ſahen einander nicht, wie Merlin auch prophezeyt hatte; ſobald ſie ſich aber rochen, fielen ſie übereinander her, verſchlungen ihren Leib in vielfachen Ringen und Knoten, und biſſen ſich. Sie hatten auch Klauen, mit dieſen zerrten ſie ſich, ſo daß es ſchien, als wenn ſie ſpitze eiſerne Haken gebrauchten und ſich damit von einander reißen würden. Niemals hatten Löwen ſich härter und reißender angefallen, als dieſe zwey Drachen. So wie reißende Thiere kämpften ſie wüthend den ganzen Tag und die folgende Nacht durch. Keiner von den Anweſenden entfernte ſich, ſondern alle ſahen mit großem Eifer dem mächtigen Kampfe zu. Der weiße Drache ſchien dem Volke ſchwächer als der rothe, denn dieſer ſetzte ihm hart zu, und er litt gar viel von dem rothen, auch meinte das Volk allgemein, da es den weißen ſo leiden und ſchon ſehr ermattet ſah, daß er unterliegen würde. Auf einmal aber ſtrömte ihm flammendes Feuer aus dem Rachen und aus den Naſenlöchern, ſo daß der rothe Drache davon verbrannte und todt auf dem Platze liegen blieb. Darauf legte der ſiegende weiße Drache ſich neben dem rothen, und nach drey Tagen ſtarb er gleichfalls. — Nun, ſprach Merlin zu Vortigern, magſt du deinen Thurm aufbauen laſſen, und ſicher ſeyn, daß er nicht wieder einfällt, wenn er anders nach der Wiſſenſchaft eingerichtet und gut ausgeführt wird. König Vortigern ließ die vortreflichſten und kunſtvollſten Baumeiſter ſeines Landes zuſammenkommen, und befahl ihnen, den Thurm ſo feſt und ſtark zu errichten, als ſie zu thun vermochten, welches auch die Baumeiſter zu thun verſprachen. Darauf wurden die Aſtrologen herzugeführt, um ihren Urtheilsſpruch von Merlin zu empfangen, ſo wie der König es ihm zugeſagt. Ihr ſeht nun, ſprach Merlin, wie ſchlecht ihr euch auf eure Kunſt verſtanden, ihr wolltet den Grund finden, warum der Bau einfiel, und da ihr nichts finden konntet, als meine Geburt, und daß ihr ſelber durch mich in Todesgefahr wäret, ſo habt ihr fälſchlich angegeben, mein Blut müſſe auf den Grundſtein vergoſſen werden, damit der Thurm ſtehen bleibe. Alsdann wäre freylich Euer Leben nicht mehr in meiner Hand geweſen; aber wäre denn der Bau wohl beſſer beſtanden? Ihr hatt alſo, anſtatt das Wohl des Königs zu betrachten, nur Euer eignes beherzigt; aber eben darum, weil Ihr nur dieß vor Augen hattet, und große Sünder ſeyd, konntet Ihr auch nicht die Wahrheit in den Geſtirnen durch die Wiſſenſchaft finden. Ihr habt mein Blut vergießen wollen, und dafür ſteht Euer Leben jetzt in meiner Hand, ich will euch dieſes aber ſchenken, und Ihr ſollt frey ausgehen, wofern Ihr mir nur Eines verſprechen wollt. — Die Aſtrologen, als ſie hörten, daß Merlin ihnen das Leben ſchenken wolle, verſprachen alles gern zu thun, was er ihnen gebieten würde. Nun, ſprach Merlin, ſo verſprecht und ſchwöret mir, Eure Kunſt nicht mehr zu treiben, an welcher Ihr Euch verſündigt habt, geht, bereuet es und thut Buße Euer Leben lang, verſöhnt Euch mit Gott, damit die Seele in Euch noch Rettung hoffen dürfe, und ſomit ſeyd Ihr entlaſſen und dürft frey ausgehen. Die Aſtrologen ſchwuren voll Freuden alles, was Merlin von ihnen verlangte, und entfernten ſich. Da der König und die Edlen des Volks ſahen, wie ſanftmüthig Merlin den Aſtrologen verziehen, und welche Worte der Weisheit er zu ihnen geredet hatte, bekamen ſie eine noch höhere Meinung von ihm. Er iſt der weiſeſte, der beſte Menſch auf Erden, ſagten alle einſtimmig, und ehrten den Merlin, und hielten ihn ſehr hoch.

Dreyzehntes Kapitel.

Jetzt, ſprach Merlin, iſt es Zeit, daß ich dem Könige und ſeinen vertrauten Räthen offenbare, was dieſe beyden Drachen, derſelben Kampf, und der Sieg des weißen über den rothen für eine Bedeutung habe. Der Rath des Königs und die adelichen Herren wurden ſogleich verſammelt, wo dann Merlin folgendes ſprach:

Wiſſet, Herr König, daß der rothe Drache auf Euch ſelbſt deutet, und der weiße deutet auf die Söhne des Königs Conſtans. — Vortigern ſchämte ſich ſehr dieſer Deutung, und Merlins Worte ſetzten ihn in große Verlegenheit. Merlin merkte dieß und ſprach: Vortigern, wenn du es verlangſt, ſo will ich von dieſer Sache lieber ganz ſchweigen, damit du mir nicht etwa deßwegen übel wolleſt, und mit mir unzufrieden werdeſt. — Nein, antwortete Vortigern, ich will alles wiſſen, du ſollſt mich keineswegs ſchonen, denn hier iſt nicht einer zugegen, der nicht von meinem geheimen Rath wäre. Nun denn, fing Merlin wieder an, die rothe Farbe des Drachens iſt dein böſes Gewiſſen, und dein thörichter Sinn; ſeine Größe bedeutet deine Macht. Die Kinder des Königs Conſtans, daß du ihnen ihr Erbtheil vorenthältſt, und daß ſie aus Furcht vor dir fliehen mußten, das bedeutet der weiße Drache; ihr langer Kampf aber ihre lange Verbannung und deine Ungerechtigkeit. Und das Feuer, mit welchem ſie den rothen Drachen verbrannten, bedeutet, daß ſie dich in einem ihrer Schloſſer verbrennen werden; und glaube nicht, daß der Thurm, den du erbauen läßt, oder irgend etwas andres, dich dagegen ſchützen kann, denn dieſer Tod iſt dir beſtimmt.

Vortigern erſchrak, als er dieß hörte, und fragte, wo ſind denn dieſe Kinder jetzt? — Sie ſind mit vielem Volk jetzt auf dem Meer, antwortete Merlin, ihre Schiffe ſind alle wohl beſtellt, und ſie ſind auf dem Wege hieher, nach dem Lande, das ihnen zugehört; ſie kommen, um Gerechtigkeit an dir zu üben, denn ſie wiſſen, daß du ihren Bruder haſt ermorden laſſen, obgleich du nach der That deinen Befehl abläugneteſt und die Mörder hinrichten ließeſt. Von heut über drey Monde landen ſie in dem Hafen von Wincheſter. Iſt es denn in Wahrheit ſo, wie du ſagſt, fragte Vortigern voll Schrecken? — Es wird nicht anders, als du ſtirbſt im Feuer durch Conſtans Kinder, ſo wie der rothe Drache von dem weißen verbrannt wart. —

Merlin nahm nun Abſchied vom König Vortigern, und ging nach dem Walde von Northumberland, zu ſeinem Meiſter Blaſius, und erzählte ihm alles, was er gethan, und ließ es ins Buch aufſchreiben, blieb auch lange Zeit bey ihm, bis zur Zeit, da die Söhne des Conſtans ihn rufen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Vortigern aber ließ gleich, nachdem Merlin ihm die Ankunft der Söhne des Conſtans prophezeyet, durch ſein ganzes Reich ausrufen, daß ein jeder ſich und ſeine Waffen auf den Tag über drey Monde bereit halte; verſammelte alsdann alle Gewapneten, und ließ ſie nach dem Hafen von Wincheſter ziehen, um ihn zu vertheidigen, ſagte ihnen aber nicht, gegen wen ſie dieſen Hafen vertheidigen ſollten, auch nicht, warum ſie verſammelt und in Waffen wären; niemand wußte es, als die in ſeinem Rathe ſaßen.

König Vortigern ging ſelber mit ſeinem Heer an den Hafen, und an demſelben Tag, den Merlin ihm vorhergeſagt, erblickte er im Meere die Flaggen der Schiffe, auf welchen die Prinzen waren; ſogleich gab er Befehl, daß ein jeder ſich rüſte und den Hafen vertheidige. Die Söhne des Conſtans landeten im Hafen, nicht fern von einem Thurm, den ſie hernach belagerten; da aber die, welche den Hafen bewachen ſollten, die Standarten und Flaggen in der Sonne leuchten ſahen, und das Wappen des Königs Conſtans darauf erblickten, waren ſie ſo erſtaunt darüber, daß ſie ſich nicht vertheidigten, und ſo lief das erſte Schiff, worauf die Söhne des Conſtans ſich befanden, glücklich in den Hafen. Und als dieſe nun aus den Schiffen ans Land ſtiegen, fragten jene ſie, wem denn dieſe Schiffe, dieſe Standarten und Flaggen zugehörten? — Pendragon und Uter, die Söhne des Königs Conſtans, ſind wir, antworteten ſie; Aurelius Ambroſius iſt mit uns, wir kommen dieſes Land wieder zu erobern, das uns eigenthümlich zugehört, und welches der falſche verrätheriſche Vortigern uns zurückhält, der unſern Bruder höchſt ungerecht hat ermorden laſſen. Nun kommen wir, unſer Recht von ihm zu fordern. — Da nun die im Hafen vernahmen, daß es die Söhne des Conſtans wären, wollten ſie nicht gegen ſie fechten, bedachten auch, wie es ihnen wohl Schaden bringen konnte, da jener Macht viel ſtärker war, als die ihrige; ſie gingen zu Vortigern und verkündeten es ihm. Da nun Vortigern ſah und erfuhr, daß die meiſten ſeiner Leute ihn verließen und zu den Prinzen übergingen, überfiel ihn eine Angſt, und er befahl ſeinen treueſten Männern den Thurm zu beſetzen, welches auch geſchah. Nun liefen die übrigen Schiffe in den Hafen ein, und die Ritter und die andern, die darin waren, ſtiegen ans Land. Da nun die Herren des Landes ſahen, daß es ihre Fürſten waren, gegen welche ſie kämpfen ſollten, ſeufzten ſie im Herzen, wollten ſich auch nicht gegen ſie vertheidigen; ſondern die meiſten unter ihnen gingen zu ihnen über, und waren erfreut, ſie wieder zu ſehen, wurden auch von Pendragon, und von Uter, ſeinem Bruder, mit Freuden aufgenommen; und nun gingen ſie alle zuſammen, den Thurm zu belagern, in welchem Vortigern und ſeine treuen Anhänger ſich verſchanzt hatten. Sie vertheidigten ſich mit aller Macht gegen die Angreifenden, und thaten ihnen mit häufigen Ausfällen und tapferer Gegenwehr vielen Schaden. Da endlich Aurelius einſah, daß er den Thurm nicht mit dem Schwerdt erobern konnte, ließ er Feuer herum anlegen, und verbrannte den Thurm, nebſt allen, die darin waren, worunter auch Vortigern war, der ſo mit verbrennen mußte, wie Merlin es vorher geſagt. Nachher kamen alle und ergaben ſich dem Pendragon und ſeinem Bruder Uter, als ihren rechtmäßigen Herren, halfen ihnen auch das ganze Land wieder erobern, denn Hangius und ſeine Heiden hielten noch die meiſten Städte und feſten Plätze. Das Volk aber war voller Freuden, ſeine rechtmäßigen Herren zu ſehen, und aus allen Orten kamen ſie ihnen entgegen, und empfingen ſie mit großer Freude und vieler Ehre. Nunmehr ließ Aurelius Ambroſius, Pendragon, den älteſten Sohn des Königs Conſtans, zum Könige krönen, und ihm von allen Edeln des Landes huldigen und Treue ſchwören, und ſo hatte Aurelius den König Pendragon, und ſeinen Bruder Uter, wohl zum Ziele geleitet.

Hangius aber hielt mit ſeinen Heiden noch immer viele feſte Plätze, und that dem Lande vielen Schaden. Da verſammelte König Pendragon den geheimen Rath und die Edeln des Landes, und befragte ſie, wie man ſich von dieſen Heiden wohl befreyen möchte? Es waren noch einige von den Räthen, die ſich des Merlin erinnerten, und wie dieſer dem Vortigern mit ſolcher Weisheit gerathen, und alles vorher geſagt hatte; ſie erzählten alſo dem Könige Pendragon alle die Wunder, die ſie von Merlin hatten verrichten ſehen, und ſagten ihm, wenn er dieſen fragen könnte, würde er gewiß die beſte und weiſeſte Antwort auf ſeine Frage erhalten; denn Merlin, ſagten ſie, iſt ſicher der weiſeſte Menſch in der Welt. Und wo ſoll ich ihn aufſuchen laſſen? fragte Pendragon. Er muß noch im Lande ſeyn, ſagten ſie, denn es iſt noch nicht lange, daß er von Vortigern wegging. Der Konig ſchickte ſogleich Boten aus im ganzen Lande, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis ſie den Merlin gefunden. Man wiſſe, daß Merlin, ſo bald der Konig dieſen Befehl gegeben, es ſogleich wußte, und zum Meiſter Blaſius ſagte: er müſſe ſich ſogleich nach einer nicht weit abliegenden Stadt begeben, ſagte ihm aber nicht die Urſache davon; er aber wußte ſehr wohl, daß er daſelbſt die Boten des Königs Pendragon treffen würde, die ihn zu ſuchen ausgingen. Unterweges nahm er die Geſtalt eines alten Hirten an; an ſeinem Hals hing eine große Keule, ohne Schuhe an ſeinen Füßen, ein altes ganz zerriſſenes Kleid um ihn herhängend, auch trug er einen langen ganz ſtruppichten Bart. So kam er in die Stadt und in das Wirthshaus an, wo die Boten ſaßen, er fand ſie gerade beym Mittagseſſen. Die Boten, als ſie ihn hereinkommen ſahen, ſagten, ſeht, das iſt ein wilder Mann. Merlin aber ſah ſie an, und ſagte: Ihr Herren Abgeſandten ſeyd eben nicht ſehr bekümmert, Eure Bothſchaft auszurichten; Ihr bringet Eure Zeit ſehr gut mit Eſſen und Trinken zu, ſucht aber den Merlin nicht. Wäre es mir aufgetragen ihn zu ſuchen, ſo wie Euch, ich würde ihn beſſer zu finden wiſſen. — Da erhoben ſich die Boten von ihren Sißen, redeten ihn an, und fragten ihn, ob er wiſſe, wo Merlin ſey, und ob er ihn geſehen habe? — Ja, wahrlich ich kenne ihn und weiß auch, wo er ſich verbirgt. Er ſelber ſagte mir, daß Ihr ihn zu hohlen gekommen ſeyd, daß er aber nicht mit Euch gehen würde, wenn Ihr ihn auch wirklich fändet, daß Ihr aber dem Könige ſagen ſolltet, er würde die Schlöſſer nie erobern, ſo lange Hangius noch lebe. Wiſſet auch, daß von denen, die dem Könige riethen, Merlin holen zu laſſen, nur noch einer im Lager des Königs iſt. Es ſind überhaupt nur noch drey vom großen Rath des Königs am Leben, dieſen und dem Könige ſelbſt dürft Ihr ſagen: daß, wenn ſie ſelber herkommen wollen den Merlin zu ſuchen, werden ſie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht ſelber, ſo wird er gar nicht gefunden.

Die Boten ſahen erſtaunt einander an, und wußten vor Erſtaunen nicht, was ſie ſagen ſollten; als ſie ſich wieder umſahen, und den Mann mit ihren Augen ſuchten, um ferner mit ihm zu reden, war er nicht mehr da, und ſie wußten nicht, wo er hingekommen war. Laßt uns gehen, ſagten ſie, und dem Könige dieſe merkwürdige Geſchichte erzählen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Boten kamen zum Könige zurück, erzählten ihm alles, was ihnen begegnet war; fanden auch zu ihrer großen Verwunderung alle diejenigen aus dem großen Rathe todt, von welchen der alte Hirt ihnen dieſes vorher geſagt hatte. Nun riefen alle die zugegen waren, es könne kein andrer ſeyn, als Merlin ſelber, der zu ihnen in der Geſtalt eines alten Hirten gekommen ſey.

König Pendragon ließ ſein Reich unter der Obhut ſeines Bruders Uter, nahm ſein Gefolge mit ſich, und ritt nach Northumberland, wo er, wie die Boten ausſagten, den Merlin finden ſollte. Er fragte im ganzen Northumberlande nach Merlin, keiner aber wußte etwas von ihm zu ſagen, denn er hatte ſich nirgend zu erkennen gegeben. Endlich vertiefte der König ſich in die Wälder, und ſandte einige von ſeinen Edelleuten voran in den Wald. Einer von ihnen ſtieß auf eine große Heerde Vieh, und einen ſehr ungeſtalteten häßlichen Mann, der ſie hütete. Der Edelmann fragte ihn, wem das Vieh angehöre? — Ich gehöre, antwortete jener, einem angeſehenen ſehr weiſen Manne aus Northumberland zu; er ſagte mir, König Pendragon würde kommen und ihn hier ſuchen, könnt Ihr mir etwa ſagen, ob dem ſo iſt? — Ja wahrlich, ſagte der Edelmann, dem iſt ſo; kannſt du mir den Ort ſagen, wo ich den weiſen Mann finde? — Dir werde ich es nie ſagen, dem Könige aber, wenn er hier wäre, will ich es wohl entdecken. — Nun ſo gehe mit mir zum König. — Ey da würde ich ja meine Heerde ſchlecht hüten, auch habe ich nicht nöthig, den König zu ſehen, wenn er aber zu mir kommen will, ſo will ich ihm ſagen, wo er findet, was er ſuchet. — Nun ſo bitte ich dich, erwarte mich hier, ich will dir ſogleich den König herführen.

Der König ritt ſogleich, als der Edelmann ihm dieß erzählte, mit ihm zu dem Hirten in den Wald. Es war wieder Merlin ſelber, der in Geſtalt eines Viehhirten erſchien. Er ſagte dem Könige: du willſt den Merlin holen, aber wüßteſt du auch, wo er iſt, er ginge doch nicht eher mit dir, bis es ihm gefiele; willſt du meinem Rathe folgen, ſo begib dich in die nächſte Stadt von hier, ſobald du dort ſeyn wirſt, wird auch Merlin bey dir ſeyn. — Wie ſoll ich wiſſen, fragte der König, ob das, was du ſagſt, die Wahrheit iſt? — Wenn ihr mir nicht glauben wollt, antwortete der Hirt, ſo thut nicht, was ich euch ſage; es wäre ja eine Thorheit, einem Rathe zu folgen, dem man nicht traut. — Ich will dir nicht mistrauen, ſagte der König, und will deinem Rathe folgen, ritt darauf wieder zurück, und begab ſich in die nächſte Stadt; hier kehrte er in ein Wirthshaus ein, daſelbſt war er kaum abgeſtiegen, als ein ſehr wohl ausſehender, gut gekleideter Mann auf einem ſchönen Pferde ankam, der nach dem Könige fragte. Es war Merlin ſelber. Als er vor den König kam, ſagte er: Herr König, Merlin ſendet mich und läßt dir ſagen, er ſey es geweſen, den du im Walde als einen Hirten angetroffen haſt. Er hatte dir verſprochen, zu dir herzukommen, er läßt dir aber ſagen, du bedürfeſt ſeiner nicht mehr. Gewiß, mein Freund, antwortete der König, ich werde immer ſeiner bedürfen. — Er läßt durch mich euch gute Bothſchaft wiſſen; nämlich Hangius iſt todt, euer Bruder Uter hat ihn erſchlagen. — Du ſagſt erſtaunliche Dinge, rief der König höchſt verwundert aus, iſt es denn gewiß ſo, wie du ſagſt? — Wenn du zweifelſt, ſo ſchicke hin und erkundige dich nach der Wahrheit.

König Pendragon ließ alſobald zwey von ſeinen Leuten aufſitzen und ſchickte ſie zu ſeinem Bruder Uter, ſie waren aber noch nicht weit geritten, als ſie zwey Boten von Uter begegneten, die den König Pendragon aufſuchten, um ihm zu ſagen, daß Uter den Hangius erſchlagen habe. Sie kehrten nun alle viere in die Stadt zurück, wo König Pendragon immer noch den Merlin erwartete. Er war erſtaunt, den Tod des Hangius ſo eingetroffen zu ſehen, wie es ihm durch den verwandelten Merlin, den er aber nicht gekannt hatte, war vorhergeſagt worden. Er verbot es jenen bey Lebensſtrafe, es niemand zu ſagen, auf welche Weiſe Hangius war erſchlagen worden; er wollte ſehen, ob Merlin auch dieſes wiſſen würde, wenn er käme.

Endlich zeigte Merlin ſich dem Könige in ſeiner wahren Geſtalt, ſo daß alle ihn erkannten, die ihn vormals geſehen. Er nahm den König beyſeite und ſagte ihm: Von nun an bin ich ganz der eurige, und will euch in allem, was ihr bedürft, beyſtehen. Ich bin Merlin, nach welchem ihr ſo lange ſucht; ich war der Hirt, der im Walde mit euch ſprach; ich war auch derſelbe, der als Abgeſandter hier bey euch war; ich habe auch eurem Bruder gerathen, mit dem Hangius zu fechten. Unter den verſchiedenen Geſtalten, die ich angenommen, konnten eure Räthe, die mich ehedem gekannt, mich nicht wieder kennen; denn dieſe Leute kennen nichts an mir, als meine Außenſeite, mein inneres Weſen aber werden ſie nie erkennen. So wie ich jetzt hier vor dir ſtehe, bin ich ihnen bekannt, ich kann aber, wenn ich will, mich immer vor ihnen verbergen, euch aber, Herr König, bin ich ganz ergeben.

Der König freute ſich ſo, den Merlin zu haben, als hätte man ihm die ganze Welt geſchenkt. Er ließ ſeine Räthe kommen, dieſe erkannten den Merlin ſogleich, und waren ganz erſtaunt, als ſie hörten, daß er unter ſo mancherley Geſtalt ſchon mit dem Könige geredet habe. — Jetzt, Merlin, fing Pendragon an, ſage mir, wie ſtarb Hangius? — So bald als er erfuhr, ſprach Merlin, daß der König aus dem Lager gegangen ſey, um mich aufzuſuchen, beſchloß er in ſeinem kühnen Muth, ſich bey Nacht zu waffnen und in das Zelt eures Bruders Uter zu dringen. Ich wußte ſeine Abſicht ſogleich, begab mich alſo zu eurem Bruder und warnte ihn, daß er auf ſeiner Hut ſey, weil Hangius in der Nacht nach ſeinem Zelte kommen wolle, um ihn meuchelmörderiſch zu erſchlagen; ſagte ihm auch viel von des Hangius Kühnheit, Stärke und von deſſen Tapferkeit. Gott und der ſeinigen ſey Dank! er glaubte meinen Worten. Als nun die Nacht gekommen war, ſchlich Hangius ſich mit gezognem Schwerte nach dem Zelte eures Bruders, dieſer war aber nicht darin, ſo wie ich ihn gelehrt hatte, worüber Hangius ſich ſehr ärgerte, ihn nicht darin zu finden. Als er wieder vom Zelte zurückgehen wollte, paßte euer Bruder ihm auf und fiel ihn an; ſie fochten ſo lange, bis Uter den Sieg davon trug und den Hangius erſchlug. — Unter welcher Geſtalt erſchienſt du meinem Bruder? fragte der König. — Unter der Geſtalt eines ſehr alten Mannes. — Sagteſt du ihm, wer du ſeyſt? — Nein, dieß ſagte ich ihm nicht, er wird es auch nicht erfahren, als bis ihr es ihm entdecket. — Gehſt du nicht mit mir? denn ich ſehe ein, welcher Weisheit du voll biſt, und werde deines Rathes immer bedürftig ſeyn. — Je länger ich bey euch bleibe, je mehr ärgern ſich eure Räthe, weil für ſie nichts zu thun bleibt, wenn ich euch guten Rath ertheile; aber über zwolf Tage ſollt ihr mich bey eurem Bruder Uter wieder ſehen, unter derſelben Geſtalt, in welcher ich ihm erſchienen bin: aber ich bitte euch, Herr König, ſagt davon keinem Menſchen, ich ſage euch ſonſt nie wieder etwas. Gewiß, ſagte der König, ich werde keinem Menſchen ein Wort davon ſagen. Sie nahmen alſo die Abrede, daß Merlin ſich den zwölften Tag im Lager Pendragons und Uters einfinden ſollte, und trennten ſich darauf. Merlin ging wieder in den Wald zum Meiſter Blaſius, und ließ ihn alle dieſe Begebenheiten aufſchreiben, ſo wie wir es hier in ſeinem Buche finden; Pendragon aber ging zurück ins Lager zu ſeinem Bruder Uter. Die beyden Brüder freuten ſich ſehr, als ſie einander wieder ſahen. Pendragon nahm ſeinen Bruder ſogleich beſonders, und erzählte ihm mit den kleinſten Umſtänden, wie er den Hangius erſchlagen habe, nebſt noch vielen andern Dingen, worüber Uter ſehr erſtaunte; denn niemand, ſagte er, kann dieſen ganzen Hergang ſo wiſſen als Gott, und ein wackrer alter Mann, der mir insgeheim ſagte, daß ich vor Hangius auf meiner Hut ſeyn ſolle, weil er mich in der Nacht erſchlagen wolle. Um Gottes willen alſo, wer kann dieſe Dinge dir erzählt haben? — Du ſiehſt alſo, mein Bruder, antwortete der König, daß ich es ſehr wohl weiß. Wer aber war der Mann, der dich warnte? denn hätte er dich nicht gewarnt, ſo wärſt du wohl, denke ich, jetzt vom Hangius erſchlagen. — Bey meinem Leben, ſagte Uter, ich kenne ihn nicht, hatte ihn auch nie vorher geſehen; aber er ſchien mir ein rechtlicher anſehnlicher Mann, darum traute ich ſeinen Worten. — Würdeſt du wohl, fragte Pendragon, den Mann wieder erkennen, wenn du ihn vor dir ſäheſt? — Gewiß denke ich ihn wieder zu erkennen. — Nach eilf Tagen wird er hier bey dir ſeyn, entferne dich alſo zu dieſer Zeit nicht von mir, damit auch ich ihn ſehe und kennen lerne. Uter verſprach, den Tag, an welchem jener erſcheinen wolle, bey ihm zu erwarten.

Merlin wußte ſehr genau, was die Brüder zuſammen verabredet hatten, und wie Pendragon ihn auf alle Weiſe auf die Probe ſtellen wollte; ſagte auch alles dem Meiſter Blaſius wieder und ließ es ihn aufſchreiben. Was werdet ihr nun mit ihnen machen? fragte Meiſter Blaſius. Pendragon und ſein Bruder Uter, antwortete Merlin, ſind ſchöne liebenswerthe edle Fürſten, von angenehmen Sitten und rechtem Wandel; ich will ihnen mit Liebe und Treue, mit Wort und That dienſtbar zugethan ſeyn; will ihnen auch gar ſeltnen Spaß vormachen, daß ſie fröhlich darüber lachen ſollen. Uter liebt eine ſchöne Dame von hohem Adel, ich will die Geſtalt des kleinen Pagen dieſer Dame annehmen und ihm einen Brief von ihr bringen; er wird mir alſo glauben, was ich ihm ſage, und da ich nun alles, was er mit dieſer Dame insgeheim geſprochen hat, ſehr wohl weiß, ſo will ich es ihm erzählen, worüber er ſehr erſtaunt ſeyn wird; und das ſoll grade auf den eilften Tag geſchehen, an welchem er mich erwartet. Er nahm Abſchied vom Meiſter Blaſius, und kam an dem beſtimmten Tage in dem Lager des Königs an. Unter der Geſtalt des kleinen Pagen ward er vor Uter gebracht, der ſich ſehr freute, eine Bothſchaft von ſeiner Dame zu erhalten. Er nahm den Brief, welchen der Page ihm in ihrem Namen überreichte, erbrach ihn mit der

Freude bebendem Herzen, und fand die allerlieblichſten Worte darin, auch ſtand darin, daß er dem Pagen alles glauben dürfe, was er ihm ſagen würde. Merlin gab ihm darauf die fröhlichſten Nachrichten, erzählte ihm Dinge, von welchen er wohl wußte, daß ſie dem Uter viel Vergnügen machen würden, und unterhielt ihn mit ſolchen angenehmen Dingen bis gegen den Abend. Uter freute ſich über die Maßen ſehr, und beſchenkte den Pagen reichlich. Pendragon, der an dieſem Tage die Erſcheinung des Merlin erwartete, ward ſehr beſtürzt, als es Abend ward und er immer nicht kam. Auch Uter erwartete ihn, und während er mit dem Pagen ſich unterhielt, zog dieſer ſich einen Augenblick zurück, nahm die Geſtalt des alten Mannes an, ſo wie er ihm zum erſtenmal erſchienen war, und zeigte ſich ihm ſo in dem Schloßhofe, wo er zuvor mit ihm auf und ab gegangen war. Uter erkannte ihn auch ſogleich, ging ihm entgegen und ſagte: Freund, ich bitte dich, warte hier ein wenig auf mich, bis ich mit meinem Bruder Pendragon geſprochen habe. Jener willigte ein, auf ihn zu warten, und Uter ging zum Könige. Bruder, rief er, der Mann iſt angekommen. Weißt du gewiß, fragte Pendragon, daß es derſelbe iſt, der dich vor Hangius warnte? — Ja wohl iſt er es, ich kenne ihn genau. — So gehe doch noch einmal zu ihm hinaus und prüfe ihn, ob es derſelbe iſt, und wenn du deſſen ganz gewiß biſt, ſo komm und rufe mich. — Uter gehorchte ſeinem Bruder, und ging wieder hinaus in den Hof, wo er den Mann noch ſo fand, wie er ihn zuvor verließ. Ihr ſeyd es, ſagte er, der mich vor Hangius warnte, wohl kenne ich euch, und ihr ſeyd mir ſehr willkommen. Wundern muß ich mich aber, daß mein Bruder Pendragon alles genau weiß und mir erzählte, was ihr mir damals ſagtet, und auch alles genau wußte, was ich that, als ihr nicht mehr bey mir waret; ſo wußte er auch, daß ihr heute herkommen würdet; ich muß billig darüber mich verwundern, wer ihm doch alles das mag offenbaret haben. — Geht, holt euern Bruder, ſagte Merlin, er ſoll uns ſagen, durch wen er es erfahren. Uter ging hinein zu Pendragon und ſprach: Jetzt komm, mein Bruder, denn es iſt wirklich derſelbe Mann. Pendragon, der wohl wußte, daß es Merlin ſey, und daß er ſeinem Bruder noch verſchiedene artige Streiche ſpielen würde, befahl den Thorhütern, keinen Menſchen weder hinaus noch herein gehen zu laſſen, und als ſie beyde ſich darauf dahin begaben, wo Uter den Mann verließ, fanden ſie niemand als den kleinen Pagen. Nun, Bruder, fragte Pendragon, wo iſt der Mann? und Uter ſtand beſtürzt, und wußte nichts zu ſagen, worüber Pendragon ſich ſehr ergötzte, weil er wohl merkte, daß Merlin nur ſcherzen wollte. Er trieb dieſes Spiel auch noch eine Zeit lang, bis er ſich endlich dem Uter und Pendragon in ſeiner wahren Geſtalt zeigte, und ihnen alles erklärte, worüber ſie beyde ſich ſehr freuten, und noch viel darüber ſcherzten, und fröhlich waren. Sieh, mein Bruder, ſagte Pendragon, er iſt es, der dich vor Hangius beſchützte; er iſt es, den ich zu ſuchen ausging; er iſt es, der Macht hat, alles zu wiſſen was geſchieht und was geſagt wird, ſo wohl in der Gegenwart, als auch in der Zukunft. Bitten wir ihn alſo, daß er ſtets mit uns ſey, und uns mit ſeinem Rathe und ſeiner Hülfe beyſtehe, damit wir nichts ohne ihn unternehmen, und er uns allenthalben leite. Beyde Bruder baten ihn alſo, daß er bey ihnen bleiben möchte, indem ſie alles mit ihm berathen, und nur unter ſeiner Leitung regieren wollten. — Gern, antwortete Merlin, will ich euch rathen, nur müßt ihr an mich glauben, welches ihm auch beyde Brüder zu thun verſprachen, weil ſie noch alles wahr gefunden, was er ihnen geſagt hatte; beyde wiederholten auch nochmals ihre Bitten, daß er nicht von ihnen gehen möchte. — Gnädige Herren, erwiederte Merlin, ihr ſollt allein um mich wiſſen, und ihr beſonders ſollt mein Weſen ſtets erkennen; jetzt aber muß ich nothwendig mich nach Großbritannien verfügen, ich bin dazu genothigt und gezwungen. Aber bey Gott ſchwore ich euch, daß wo ich auch ſeyn, und an welchem Orte ich mich auch befinden möge, ich immer eure Angelegenheiten zuerſt und ganz vorzüglich bedenken und beſorgen, und in meinem Gedächtniß tragen werde. Laßt es euch nicht verdrießen, und kränkt euch nicht, wenn ich von euch gehe, denn ich kann ja zu jeder Stunde des Tages bey euch ſeyn, wenn es nöthig iſt, und wo ihr in Verlegenheit, oder in Gefahr ſeyd, werdet ihr mich ohne Fehl bey euch ſehen, meine Hülfe und mein Rath ſoll euch niemals fehlen, ſobald ihr deſſen benöthigt ſeyn werdet. Wenn ich jetzt wieder zu euch komme, werden eure Leute mich bey euch melden, thut alsdann vor ihnen, als ſähet ihr mich zum erſtenmal, und freut euch meiner Gegenwart, als käme ſie euch ganz unerwartet. Sie werden euch alsdenn rathen, mich um alle Dinge zu fragen, und werden mich ſehr rühmen; alsdann könnt ihr in völliger Sicherheit meinem Rath, und meinen Vorſchlägen folgen, ſo als ob es die Meinung der andern wäre.

Sechszehntes Kapitel.

Merlin beurlaubte ſich hierauf vom König Pendragon und ſeinem Bruder Uter, und ging nach Großbritannien, wo er lange blieb, ehe er wieder kam. Unterdeſſen führten Pendragon und Uter beſtändig den Krieg gegen die Heiden, die ſich ſehr im Lande vermehrt hatten, fanden aber kein Mittel ſie aus dem Lande zu vertreiben, bis nach vier Monaten Merlin wieder kam. Die alten Räthe des Königs Vortigern, als ſie den Merlin ſahen, waren deſſen ſehr froh, und meldeten ihn dem Könige Pendragon; ſie wußten nicht, daß dieſer, wie auch Uter ſein Bruder, den Merlin ſchon kannte. Merlin, riefen ſie dem Könige zu, iſt gekommen, dieß iſt der weiſeſte von allen lebenden Menſchen, und was dieſer euch zu thun räth, dürft ihr ſicher thun, denn ihm iſt das verborgenſte bekannt. Pendragon that wie Merlin es ihm empfohlen hatte, freute ſich mit dieſer Nachricht, that aber als kennte er ihn noch nicht, und ſagte, er wolle dem weiſen Mann entgegen gehen. Auf dem Wege erzählten die Räthe ihm alles, was Merlin dem Vortigern prophezeyt, und was er bey ihm ausgerichtet hatte; der König hörte dieſen Geſchichten von den Drachen, und allen dieſen Prophezeyungen mit Vergnügen zu, bis Merlin ihm begegnete. Die Räthe ſtellten ihm denſelben vor, und er erzeigte ihm alle Ehre und Höflichkeit, als ſähe er ihn zum erſtenmal, führte ihn darauf in ſeinen Palaſt, wo die alten Räthe dem Könige ins Geheim ſagten: Herr Konig, da ihr nun den Merlin habt, ſo laßt euch nur von ihm rathen, wie ihr den Krieg glücklich beendigt und den Sieg über eure Feinde davon tragen mögt; was er euch ſagt, dürft ihr ſicher befolgen. Sie verließen darauf den Konig, und er blieb mit Merlin allein.

Nachdem er drey Tage lang ſich mit ihm ergötzt, und ihm alle Ehre und alles Vergnügen erwieſen, verſammelte er eine große Rathsverſammlung, und ging in Merlins Begleitung dahin. Er redete den Merlin an, und ſagte ihm alles, was die alten Räthe ihm von ſeiner Weisheit geſagt; bat ihn auch darum, ihm zu rathen, wie er die Heiden wohl aus dem Lande treiben könnte. Wiſſet, antwortete Merlin, daß da Hangius ihr Anführer todt iſt, ſo wünſchen ſie nichts ſo ſehr, als nur aus dem Lande zu ſeyn. Meine Meinung iſt, Ihr ſendet ihnen Boten, mit dem Auftrag einen Waffenſtillſtand von drey Wochen von ihnen zu begehren. Sie werden zur Antwort geben, daß dieß Reich ihnen zugehöre, daß ſie es von euch zurück verlangen, und werden euch keinen Waffenſtillſtand verſtatten. Darauf laßt ihnen nur zur Antwort wiſſen, daß wenn ſie nicht ſogleich die Schlöſſer und feſten Plätze ausliefern würden, ihr ſie alle umbringen wolltet.

Der König ſandte ſogleich den Ritter Ulfin, einen ſehr verſtändigen Mann, nebſt noch zwey andern Rittern als Abgeſandte zu den Heiden, mit dem Auftrage, wie Merlin ihm vorgeſchrieben.

Die Abgeſandten kamen vor die oberſten Anführer und Hauptleute der Heiden, die in einem der feſteſten Schlöſſer des Landes ſaßen. Dieſe nahmen die Boten des

Königs ehrenvoll auf, und der Ritter Ulfin trug ihnen das Verlangen des Königs vor, daß ſie ihm nämlich einen Waffenſtillſtand von drey Wochen geſtatten ſollten. Die Heiden verlangten bis den andern Tag ſich zu berathen, worauf Ritter Ulfin und ſeine Begleiter ſich entfernten. Die Heiden berathſchlagten ſich nun die ganze Nacht hindurch, und bedachten; wie ſie erſtlich durch Hangius Tod den großen Verluſt erlitten, hernach wie es ihnen an allen Lebensmitteln in ihren feſten Burgen und Schlöſſern fehle, und das Volk im Lande ſie nicht gern ſehe; bedachten aber auch andrer Seits wieder, daß da der König um Waffenſtillſtand erſuchen laſſe, es doch mit ihm ſchwach beſtellt ſeyn müſſe. Obgleich ſie nun auf jeden Fall nur wünſchten, ihr Leben und ihr Gepäcke zu retten, weil es nicht gut in einem Lande bleiben iſt, wo man nichts zu eſſen hat, ſo ließen ſie dem Könige dennoch folgendes zur Antwort wiſſen. Der König überlaſſe uns das Land, die Städte, und die feſten Schlöſſer in Frieden, dafür wollen wir ihm jedes Jahr dreyßig wohl gerüſtete und wohl berittene Ritter geben, nebſt zehn Jungfrauen, zehn Damen, und zehn Fräulein, nebſt den zubehörigen Dienern und Dienerinnen, wie auch hundert Falken, hundert Roſſe, und hundert Zelter.

Die Abgeſandten kamen mit dieſem Beſcheid wieder zum König Pendragon, und erzählten ihm alles bey verſammeltem Rath, was ihnen bey den Heiden wiederfahren war, und welchen Beſcheid ſie gegeben. König Pendragon wandte ſich zu Merlin, und fragte ihn, was er nun zu thun habe? — Geſtattet ihr ihnen dieſes, antwortete Merlin, ſo thut ihr dem Reiche großen Schaden in der

Zukunft. Laßt ihnen ſagen, daß ſie ſogleich ohne Aufſchub das Land räumen, und ihr ſollt ſehen, daß ſie es recht gern thun, denn ſie haben keine Lebensmittel mehr, und ſterben Hungers; ſchenkt ihnen ihr Leben, ſie werden nichts mehr verlangen. Es geſchah alſo wie Merlin es verlangte, und der König ließ ihnen des andern Tages durch dieſelben Boten befehlen, ſogleich abzuziehen. Die Heiden waren froh dieſen Befehl zu hören, ſie verſammelten ſich ſogleich, und zogen ſammt und ſonders ab, der König ſchenkte ihnen Schiffe, und ſie gingen alle übers Meer fort aus dem Lande.

So ward durch Merlins Rath das Land von den Heiden befreyt, wodurch er beym Volke zu großen Ehren und Anſehen gelangte. König Pendragon regierte lange Zeit in Frieden, und ſein Volk liebte und ehrte ihn überaus, denn er war friedliebend, drückte auch ſein Volk auf keine Weiſe, und that ihm keine Art von Zwang an. Merlin war ſtets bey ihm, und er that nichts ohne Merlins Beyſtimmung, keines andern Rath galt bey ihm, als der ſeinige.

Siebenzehntes Kapitel.

Es lebte im Reiche ein ſehr reicher vornehmer Herr, von ſehr hoher Abkunft und einer der mächtigſten im Lande nach dem Könige: er war aber von haſſender boshafter Gemüthsart, voll Neid und böſen Willen. Dieſer war neidiſch auf Merlin, ſo daß er es nicht länger erdulden konnte, ging alſo zum Könige und ſprach: Herr König ich wundre mich ſehr, wie ihr doch dem Merlin ſo ganz unbeſchränkten Glauben beymeſſen könnt, da doch alles, was er weiß, vom böſen Feinde herrührt, und er ganz von ſeinen Künſten voll iſt. Wollt ihr mir erlauben, ſo will ich ihn in eurer Gegenwart auf die Probe ſtellen, und ihr ſollt ſehen, daß alles nur Lug und Betrug iſt. Der König gab ihm die Erlaubniß, mit der Bedingung, daß er den Merlin auf keine Weiſe beleidigen wolle; ich verſpreche, ſagte der Herr, daß ich ihm nichts zu Leide thun, und ſeinem Leibe nicht nahe kommen will.

Als nun Merlin einſt mit dem Könige ſich unterhielt, kam dieſer vornehme Herr, begleitet von zwanzig andern, und ſtellte ſich als wäre er ſehr krank. Sehet, ſagte er zum Könige, hier iſt der weiſe Merlin, der dem König Vortigern ſeine Todesart vorausgeſagt, wie ihr ihn nämlich verbrennen würdet; es gefalle euch alſo Herr König ihn zu bitten, daß er mir ſage, welche Krankheit ich habe, und welchen Tod ich ſterben werde. Der König und die Begleiter des vornehmen Herrn gingen nun den Merlin mit Bitten an, daß er es thun möchte. Merlin wußte ſehr wohl, was dieſer Mann wollte, kannte auch ſeinen Haß und Neid recht gut; wiſſet, gnädiger Herr, ſagte er, daß ihr zur Stunde eben nicht gar krank ſeyd. Ihr werdet aber vom Pferde fallen, und den Hals brechen, das wird euer Ende ſeyn. Davor wird mich Gott bewahren, ſagte der Herr lachend, als wollte er über Merlins Rede ſpotten, und ſprach darauf insgeheim zum Könige: Erinnert euch wohl mein König der Rede Merlins, denn ich werde ihn auf die Art unter einer andern Geſtalt in eurer Gegenwart prüfen; nahm darauf Abſchied vom Könige und reiſte nach ſeinen Gütern. Nach zwey oder drey Monden kam er aber wieder, in einer Verkleidung, daß man ihn nicht erkannte, und ſich krank ſtellend; ließ den König ins geheim bitten, daß er doch mit Merlin zu ihm komme, aber er ſollte Merlin nichts davon ſagen, daß er es ſey. Der König ließ ihm wiſſen, er würde ihm den Merlin zuführen, und durch ihn ſollte er ſicher nichts erfahren. Wollt ihr mit mir kommen, fragte der König den Merlin, zu einem Kranken hier in der Stadt? Ich bin es wohl zufrieden, antwortete dieſer, der Kranke aber muß ein ſehr vertrauter Freund des Königs ſeyn, da er hingehen will, ihn zu beſuchen? — Ja, erwiederte der König, ich will allein mit euch zu ihm gehen; — Es kommt keinem Könige zu, ſagte Merlin wieder, einen Kranken zu beſuchen, ohne ein ſtarkes Gefolge von wenigſtens dreyßig Mann. Der König erwählte dreyßig Mann zu ſeinem Gefolge, die Merlin ausſuchte, und die er liebte, und ſo begleitet gingen ſie zuſammen zu dem Kranken. Als dieſer den König und Merlin ſah, rief er: Sire, ich bitte, fraget den Merlin, ob ich wieder geheilet werde oder nicht. Er wird, ſagte Merlin, weder an dieſer Krankheit, noch überhaupt in ſeinem Bette ſterben. Ach Merlin, ſagte der Kranke, wolltet ihr wohl ſagen, welchen Tod ich ſterben werde. An dem Tage, ſagte Merlin, an welchem du ſterben wirſt, wird man dich aufgehängt finden. — Darauf that er, als wäre er ſehr erzürnt, und ging hinaus. — Nun Herr König, ſagte der Kranke, nun könnt ihr ſehen, wie dieſer Menſch lügt, denn ihr werdet euch entſinnen, daß er mir das erſtemal meinen Tod ganz anders prophezeite. Aber wenn es euch gefällt, ſo werde ich ihn auch noch zum dritten Mal auf die Probe ſtellen. Morgen gehe ich nach einer Abtey, dort will ich als Mönch mich krank ſtellen, und euch den Abt zuſchicken, euch zu mir zu holen; er wird euch ſagen, ich ſey einer ſeiner nächſten Verwandten, und lage auf den Tod krank, wird euch auch bitten, den Merlin mitzunehmen, damit er ſage, ob ich hergeſtellt werde, oder ſterben müſſe. Dieß ſoll aber die letzte Probe ſeyn. Der König verſprach es ihm, und ging nach Hauſe, der Kranke aber reiſte nach der Abtey, und ſchickte des andern Tages nach ihm, wie ſie zuſammen abgeredet. Der König nahm den Merlin mit, und ſie ritten zuſammen nach der Abtey, wo ſie zuerſt Meſſe hörten. Nach der Meſſe kam der Abt, mit etwa zwanzig von den Nonnen, und bat den König, doch den Merlin ſogleich zu ſeinem Verwandten zu führen, der ſchon ſeit einem halben Jahr krank liege, damit er ihm die Urſache ſeiner Krankheit und ſeines Todes ſage. — Wollt ihr mit mir zu dem Kranken gehen? fragte der König. — Sehr gern, ſagte Merlin, vorher aber wünſche ich dem König und ſeinem Bruder Uter etwas insgeheim zu ſagen. Die drey gingen bey Seite, und Merlin ſagte zum Könige und ſeinem Bruder: je mehr ich euch kennen lerne, deſto thörichter finde ich euch. Glaubt ihr denn, ich wiſſe nicht, welches Todes der Narr ſterben wird, der mich zu prüfen gedenkt? ich werde es ihm noch einmal in eurer Gegenwart zu wiſſen thun, ſo daß ihr euch wundern ſollt. Wie kann es denn ſeyn, fragte der König, daß er zwey Todesarten habe? Mehr noch als dieß, antwortete Merlin, und wenn es nicht ſo eintrifft, ſo ſollt ihr mir nimmer glauben; ich gebe euch mein Wort, nicht von euch zu zehen, bis wir mit Augen geſehen, was ich ihm prophezeit. Darauf gingen ſie zuſammen ins Zimmer zu dem Kranken. Als nun der Abt dem Könige den Kranken zeigte, und ihn den Merlin zu fragen bat, ob er geneſen, und welchen Todes er ſterben würde, that Merlin als wäre er ſehr erzürnt und ſagte zum Abt. Herr Abt, euer Kranker mag nur aufſtehen, denn er fühlt kein Uebel. Nicht allein die beyden Todesarten ſind ihm beſtimmt, die ich ihm ſchon einmal genannt, ſondern noch eine dritte dazu: am Tage ſeines Todes wird er den Hals brechen, wird hängen, und ertrinken. Wer dann am Leben iſt, der wird dieſe drey Dinge beſtätigt finden. Mein Herr, fuhr er zu dem Kranken gewendet fort, — Mein Herr, verſtelle dich nicht länger, ich kenne deine böſe Gemüthsart, deine Falſchheit, und deine argen Gedanken. — Nun ſetzte der Kranke im Bette ſich aufrecht und ſprach: Sire, nun mögt ihr ſeine Narrheit erkennen, wie könnte ich wohl den Hals brechen, und hängen, und ertrinken! Das kann weder mir noch irgend einem andern wiederfahren. Nun ſeht, wie weiſe ihr handelt, einem ſolchen Menſchen zu vertrauen. Ich kann es nicht eher entſcheiden, antwortete der König, bis die Erfahrung es lehrt.

Die Anweſenden waren alle über Merlins Reden erſtaunt, und ſehr begierig zu erfahren, wie ſie ſich bewähren würden.

Nach geraumer Zeit ritt dieſer vornehme Mann in Begleitung vieler andern auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß. Das Pferd, worauf er ritt, ward ſcheu, als er mitten auf der Brücke war, und ſprang über das Geländer; der Reiter ſtürzte, brach auf dem Geländer den Hals, und fiel hinüber, blieb aber mit ſeinem Kleide an einem der Pfähle hängen, ſo daß die Beine in die Höhe waren, der Kopf ſammt den Schultern aber unter dem Waſſer ſteckten. Unter den Begleitern waren zwey, die dabey waren, als Merlin ihrem Herrn ſeine dreyfache Todesart prophezeite; dieſe geriethen in ein ſolches Schrecken, da ſie dieſe ſo pünktlich erfüllt ſahen, daß ſie ein entſetzliches Geſchrey erhoben. Die übrigen fiengen auch an, alle ſo zu ſchreyen und zu rufen, daß man es im nahgelegenen Dorfe hörte, wo denn die Dorfleute eilends herzu liefen, um zu ſehen, was es auf der Brücke gebe. Sie zogen den Herrn ſogleich aus dem Waſſer, und brachten ihn hinauf; die beyden Männer aus ſeinem Gefolge riefen aber, laßt uns gleich ſehen, ob er wirklich den Hals gebrochen? Da es ſich nun ſo befand, waren ſie voll Schrecken und Erſtaunen über Merlins Macht. Der wäre thöricht, ſagten ſie, der Merlins Worten nicht glauben wollte, denn ſie ſind die lautre Wahrheit. Darauf nahmen ſie den Leichnam auf, und beſtatteten ihn nach ſeiner Würde gar prächtig zur Erde.

Merlin ging ſogleich zu Uter, erzählte ihm den Tod des Mannes, und wie alles dabey ſich zugetragen; gehet, ſagte er, erzählt es dem Könige euerm Bruder. Uter gehorchte, und als Pendragon es von ihm vernommen, ſagte er, geh zu Merlin und frage ihn, wann dieß geſchah? — Es ſind jetzt vier Tage, antwortete Merlin, ſeitdem ihm dieß geſchah, und nach ſechs Tagen werden ſeine Diener kommen, es dem Könige zu vermelden. Weil ſie mich aber vielerley fragen werden, und ich auf nichts ihnen antworten will, ſo werde ich fortgehen. Wiſſet auch, daß ich überhaupt nicht mehr ſo vor den Leuten auf alles antworten will, was ſie mich fragen; ſondern meine Antworten ſollen dunkel ſeyn, ſo daß ſie dieſelben nicht eher verſtehen, als nachdem ſie in Erfüllung gegangen ſind.

Merlin ging, und Uter erzählte ſeinem Bruder alles, was er geſagt. Der König glaubte, Merlin ſey erzürnt gegen ihn, und war ſehr beſtürzt wegen ſeines Weggehens. — Wohin iſt er gegangen? fragte er den Uter. — Das weiß ich nicht, antwortete dieſer, aber er ſagte, er wolle nun nicht länger hier bleiben.

Nach ſechs Tagen kamen die Diener jenes Herrn, und verkündigten dem Könige feyerlich die ganze Begebenheit, wie ihr Herr den Tod gefunden. Der König, und alle die damals lebten, ſagten, daß es niemals einen weiſern Menſchen als Merlin gegeben, und ehrten ihn ſehr. Der König, ſein Bruder Uter, und Ambroſius Aurelius beſchloſſen auch aus großer Ehrfurcht für Merlin, alles aufzuſchreiben, was ſie ihn würden ſagen hören. Dieß iſt der Urſprung der Prophezeiungen des Merlin, was er nämlich von den Königen von England, und von vielen andern Dingen, über welche er ſprach, prophezeite. In dieſem Buche der Prophezeiungen iſt nicht die Rede davon, was oder wer Merlin geweſen, ſondern einzig nur von den Dingen, welche er geſagt. Merlin, der es wußte, daß Pendragon ſeine Reden aufſchreiben ließ, ſagte es dem Meiſter Blaſius. Werden ſie, fragte dieſer, ein ähnliches Buch als das meinige machen? — Das nicht, antwortete Merlin, ſie können nur das aufſchreiben laſſen, was ſie ſehen und hören, denn anderes wiſſen ſie nicht. Er nahm darauf Abſchied vom Meiſter Blaſius und ging zurück an den Hof Pendragons. Die Freude und Ehrenbezeugungen waren ſehr groß, als man ihn daſelbſt ankommen ſah, und der König war ſeiner Ankunft ſehr froh.

Achtzehntes Kapitel.

Weil das Volk ſeine Reden alle wieder erfuhr, und jeder Mann ihn auf die Probe zu ſtellen gedachte, beſchloß Merlin, nun nicht mehr ſo offen zu ſprechen, ſondern alle ſeine Sprüche und Worte wurden nun dunkler und man verſtand ſie erſt, nachdem ſie eingetroffen. So kam Merlin eines Tages zu Pendragon und Uter, mit ſehr niedergeſchlagenem Geſicht: Ihr werdet euch, ſagte er, wohl des Hangius erinnern, der durch Uter ſeinen Tod fand. Dieſer Hangius war aus der adelichſten und größten Familie des Heiden-Landes; ſeine zahlreichen Anverwandten haben geſchworen, ſeinen Tod zu rächen, und nicht eher Ruhe zu halten, bis ſie dieß Land erobert haben. Von allen Seiten haben ſie ihr Volk verſammelt, auch haben viele Herzoge und Fürſten ihres Landes ſich mit ihren Männern zu ihnen geſellt. Sie werden nun nicht lange mehr ausbleiben, ſondern kommen in gewaltiger Menge, und werden nicht eher nachlaſſen, bis ſie das ganze Land unterjocht haben. — König Pendragon und Uter ſein Bruder erſchracken über dieſe Worte Merlins. — Sind denn, fragten ſie, die Anverwandten des Hangius ſo mächtig, daß wir ihnen nicht ſollten widerſtehen können? — Für einen ſtreitbaren Mann, welchen ihr ſtellt, haben ſie zwey; und wenn ihr nicht groſe Klugheit anwendet, ſo erobern und zerſtören ſie euer Reich. — Wir thun nichts ohne deine Beyſtimmung Merlin, ſage uns nur, wann werden ſie ankommen? — Im Monath Junius werden ſie bey den Flächen von Salisbury auf dem Fluß ſeyn. Ihr müßt nun ſo viel Bewaffnete als möglich haben, um euer Land zu vertheidigen. — Wie, rief der König, ich ſollte ſie ins Land kommen laſſen? — Ja, das müßt ihr, wenn ihr mir glaubt. Laßt ſie erſt weit vom Fluß abſeyn, ehe ihr mit ganzer Macht gegen ſie ſtreitt, und ihr müßt es ſo einrichten, daß einer von euch mit einer ſtarken Macht ſie vom Fluſſe abſchneidet, damit es ihnen an Mundvorrath und allem Kriegszubehör fehle. So müßt ihr ſie zwey Tage lang drängen, und erſt am dritten müßt ihr es zur Schlacht kommen laſſen; werdet ihr meiner Weiſung genau folgen, ſo iſt der Sieg euer. — Sage uns im Namen Gottes, ſagten die beyden Brüder, wenn es dir gefällt, ob einer von uns in dieſer Schlacht fallen wird? — Merlin antwortete und ſprach: alles Irdiſche hat einen Anfang genommen, muß alſo auch ein Ende nehmen. Niemand erſchrecke über den Tod des andern, denn ſterben muß auch er; nehme alſo jeder ſeinen Tod hin, denn niemand iſt unſterblich.

Merlin, fing Pendragon an, damals als du jenem, der dich prüfen wollte, ſeine Todesart ſo beſtimmt vorher ſagteſt, da ſprachſt du zu mir, du wiſſeſt meinen Tod eben ſo gut als den ſeinigen; darum bitte ich dich, entdecke ihn mir. — Merlin ſprach: Laßt die heiligen Reliquien herbringen, und ſchwört beyde darauf, daß ihr thun werdet, was ich euch gebiete zu eurem Vortheil, und eurer Ehre. Nachher kann ich ſichrer euch das entdecken, was ich will. Die Reliquien wurden gebracht, und der König und ſein Bruder ſchwuren einander, nach Merlins Vorſchrift, Treue und gegenſeitige Hülfe in der Schlacht, bis in den Tod. — Jetzt ſagte Merlin, habt ihr einen Eid abgelegt, euch tapfer zu unterſtützen, und einer dem andern in der Schlacht treu zu helfen, bis in den Tod; ſeyd ihr alſo einer dem andern getreu, ſo ſeyd ihr es auch gegen Gott. Beichtet, und empfangt den Leib unſers Heilands, ruft den Herrn um Hülfe an, und betet zu ihm um Stärke in der Schlacht gegen eure Feinde. Denn ihr ſollt die Chriſtenheit beſchützen gegen die Heiden, darum wird Gott eure Arbeit ſegnen. Wer in dem Streite für den Glauben fällt, der iſt ſelig, fürchtet alſo den Tod nicht in dieſer Schlacht, die größer und blutiger ſeyn wird, als je eine geweſen. Einer von euch wird darin den Tod finden, thut alſo beyde eure Pflicht, wie ihr geſchworen. Wer von euch beyden übrig bleibt, wird eine Schlacht ausführen, und einen Begräbnißplatz errichten durch meine Hülfe, reicher und ſchöner als je einer war. In der ganzen Chriſtenheit wird man von den Dingen reden, die ich daſelbſt ausrichten werde. Jetzt thut eure Ehrenkleider an, geht zur Beichte, und empfangt das Abendmahl des Herrn, dann ſeyd gutes Muths, und fröhlich vor euern Völkern, damit ſie ſich tapfer halten zur Ehre Gottes. — So endigte Merlin ſeine Rede, und die Bruder thaten alles, wie er ihnen befahl. Als alle ihre Kriegsmänner verſammelt waren, vertheilte der König viel Gold und Geſchenke unter ſie, wie auch viele Pferde, und hielt ihnen eine Rede, wie er von ihnen erwarte, daß ſie mit aller Macht, und aus allen Kräften das Land vertheidigen würden. Sie verſprachen alle ihm ihre Hülfe, verſammelten ſich in großer Menge, und waren, ſo wie der König ihnen Befehl gab, in der letzten Woche des Monats Junius am Ufer der Themſe. Am Pfingſtfeſte hielt der König offnen Hof, an dem Ufer der Themſe, und gab jedem ſeiner Kriegsmänner große Geſchenke, damit ſie ihre Pflicht in Vertheidigung des Landes deſto williger thäten. Sie theilten ſich darauf in zwey Lager, das eine, welches Uter anführte, lagerte ſich auf der Fläche von Salisbury, und das andere, Pendragon an ſeiner Spitze, zog ſich zwey Meilen ungefähr davon. Die Heiden kamen auf den beſtimmten Tag an, da ließ Uter in ſeinem ganzen Lager ausrufen, daß ein jeder zur Beichte gehe, und einer dem andern die etwanigen Beleidigungen verzeihen möge. So geſchah es dann auch. Die Heiden ſtiegen ans Land, und ruhten acht Tage lang aus; während dem ſandte Uter zu Pendragon, und ließ ihm wiſſen, daß ſie angekommen, und daß ihre Zahl nicht zu zählen ſey. Pendragon fragte den Merlin, was er nun thun müſſe? Laß dem Uter wiſſen, antwortete dieſer, daß er ſich verborgen halte, und ſie vorüber, tiefer ins Land ziehen laſſe: dann muß er ihnen mit ſeiner ganzen Macht folgen, bis ſie zwiſchen dir und ihm eingeſchloſſen und umringt ſind. Uter that pünktlich, was Pendragon ihm befohlen, ließ die Heiden vorüber ziehen, und folgte ihnen hart auf dem Fuße mit ſolcher Macht, und mit ſo ſchnellen Pferden, daß die Heiden, die keinen Hinterhalt vermutheten, erſchrocken anhielten: jetzt rückte Pendragon ihnen von ſeiner Seite näher, ſo daß ſie ſich auf einmal umringt ſahen. Zwey Tage bleibt ſo ſtehen, ſagte Merlin zu Pendragon; am dritten Tage, der ſchön und hell aufgehen wird, wirſt du einen Drachen in der Luft fliegen ſehen, bey dieſem Wahrzeichen, das auf deinen Nahmen ſich bezieht, darfſt du ſicher kampfen, und die Deinigen auch, und der Sieg wird euer ſeyn. Von dieſem Zeichen des Drachens wußte niemand im Lager etwas, als Merlin und der Konig; dieſer ließ ſeinem Bruder Uter davon Nachricht geben, der ſich deſſen ſehr erfreute. Nun ſagte Merlin zum Konige: ich muß euch jetzt verlaſſen, ich bitte euch, denkt an alles, was ich euch geſagt habe, ſeyd wacker und muthig, wie es einem edlen Ritter ziemt; nahm dann Abſchied von ihm, und begab ſich zu Uter ins Lager, der ihn mit großen Freuden empfing. Merlin ſagte ihm daſſelbe, was er dem Pendragon geſagt, halte dich tapfer und ritterlich, in dieſer Schlacht fällſt du nicht. Uter war im Herzen froh, als er dieß hörte; dann nahm Merlin Abſchied von ihm, und ging nach Northumberland zum Meiſter Blaſius, um alles dieſes aufſchreiben zu laſſen.

Am dritten Tage, der hell und klar aufging, ordnete Pendragon ſein Heer in Schlachtordnung. Die Heiden, die mit Schrecken ſich von den beyden Heeren eingeſchloſſen, und ihre mißliche Lage einſahen, ſtellten ſich auch in Ordnung, weil ſie nicht anders konnten, als ſich vertheidigen, ſo lange als moglich. Nun erſchien der Drache in der Luft, den Merlin dem Konige prophezeihete. Er war wunderbar anzuſchauen, und Feuer ſtromte aus ſeiner Naſe und aus dem Munde, ſo daß alle ſich entſetzten, die ihn ſahen. Der Konig ließ ſogleich die Trompeten ertonen, und rief, daß man den Feind anfalle und alles ohne Gnade niedermache. Uter ließ daſſelbe in ſeinem Lager geſchehen, und ſo fielen ſie beyde mit ihren Heeren zu gleicher Zeit in den Feind. Uter und die Seinigen fochten ſo tapfer, daß endlich die Heiden unterlagen. König Pendragon aber ward erſchlagen, nebſt vielen andern Herren des Reichs mehr. Keiner konnte ſagen, welcher von beyden ſich tapferer gehalten, ob Uter, oder Pendragon; wir finden aber, daß Uter und ſein Heer alle Heiden erſchlugen, daß er das Feld behielt, und dieſen Tag den vollkommenſten Sieg davon trug.

Neunzehntes Kapitel.

Nach beendigter Schlacht und König Pendragons Tode, fiel das Reich ſeinem Bruder Uter mit Recht zu. Er ließ nun alle auf dem Schlachtfelde gebliebene Chriſten auf einen Ort zuſammen tragen, und legte daſelbſt einen Begräbnißplatz an; auf jedem ward ein Grabmal errichtet mit dem Namen deſſen, der darunter lag. Seinen Bruder Pendragon ließ er mitten inne legen, und ihm ein höheres Grabmal errichten als den übrigen, ſeinen Namen aber ließ er nicht daran ſchreiben; denn, ſagte er, der müßte ſehr thöricht ſeyn, der nicht gleich an der Größe des Grabmals ſähe, daß hier der Herr der übrigen alle begraben iſt. Nachdem ein jeder ſeinen Verwandten oder Freund begraben hatte, begab Uter ſich nach London, wo die Biſchöfe und Prälaten ihn ſalbten und ihm die Krone aufſetzten; darauf nahm er die Lehnseide und Huldigung aller ſeiner Unterthanen an.

Sechszehn Tage nachher kam Merlin an Uters Hof, und dieſer empfing ihn mit Freuden und großer Ehre. Einige Zeit darauf ſagte Merlin dem Könige, daß der Drache am Tage der Schlacht, Pendragons Tod und Uters Erhaltung bedeutet habe, bat darum den König, daß er ſich ins künftige zum Andenken dieſes Ereigniſſes, und um ſeines Bruders Willen, Uterpendragon nennen möchte. Der König willigte ein, und ward fortan Uterpendragon genannt. Merlin ließ ihm ein Panier mit einem Drachen machen, der Feuer ausſtrömte, und verlangte vom Könige, daß er denſelben in allen künftigen Schlachten vor ſich her tragen ließe.

Nachdem Uter lange in Frieden regiert, und in einer ſeiner Städte mit Merlin zuſammen lebte, fragte dieſer ihn einmal, ob er denn nichts mehr wolle am Begräbnißplatze machen laſſen, wo ſein Bruder ruhe? — Was willſt du, daß ich machen laſſe? ſage es, und es ſoll geſchehen. — — Sende zehn oder zwölf von deinen Schiffen nach Irrland, und laß von den Steinen dort welche nach Salisbury ſchiffen, ſo will ich erfüllen, was ich deinem Bruder verſprach, und das Grabmal ſo erbauen; ich will auch mit deinen Leuten hinfahren und ihnen die Steine zeigen, die ſie nehmen ſollen. Die Schiffe wurden gerüſtet, und Merlin mit den Leuten hingeſendet, der ihnen die Steine zeigte, die ſich einſchiffen ſollten. Als die Leute die großen Steine ſahen, die ſie fortbringen ſollten, ſahen ſie verwundert einander an; denn die ganze Welt, ſagten ſie, bringt nicht einen ſolchen Stein vom Ort, Merlin muß toll ſeyn, daß er verlangt, wir ſollen dieſe Steine mit ins Schiff nehmen; kehrten darauf mit ihren Schiffen zurück, und ließen Merlin in Irland.

Als die Schiffer wieder zum König Uterpendragon kamen, und ihm erzählten, warum ſie weder die Steine noch den Merlin wieder zurückgebracht hätten, ſandte der König noch ein Schiff nach Irland, und ließ ihn abholen. Deine Leute, ſagte Merlin, als er vor den König kam, haben nicht gethan, was du ihnen befahlſt, aber ich will mein Wort halten, und die Steine nach Salisbury ſchaffen. Darauf brachte er es mit ſeiner Kunſt dahin, daß den andern Morgen der ganze Gottesacker voll der entſetzlich großen Steine lag, daß es wie ein ungeheuer großer Berg zu ſehen war. Als der König und ſein Volk dieſe Steine ſahen, waren ſie alle des größten Erſtaunens voll, denn ein jeder mußte einſehen, daß alle Menſchen in der Welt nicht im Stande wären, einen dieſer Steine von der Stelle zu bewegen; wußte auch niemand zu errathen, wie Merlin es angefangen habe, ſie zuſammen zu bringen. — Merlin ſprach zum Könige: Sire, ſo wie die Steine hier liegen, dienen ſie zu nichts, ſie müſſen geordnet und über einander geſetzt werden. Ey wer ſollte dieß wohl thun, entgegnete der König, Gott allein kann ein ſolches Werk zu Stande bringen. — Nun ſo entferne dich, ſagte Merlin, und ich will dieß Werk vollenden, ſo wie ich es unternommen. Merlin begann nun das Werk, welches niemals wird vergeſſen werden. Dieſe Steine ſind noch jetzt ſo wie Merlin ſie ordnete, und ſie werden ſo bleiben, ſo lange die Welt ſtehen wird. Es war ein vortreſliches kunſtreiches Werk, worüber die ganze Welt ſich verwunderte. Uterpendragon liebte den Merlin um dieſes Werkes willen noch weit mehr als ſonſt, behielt ihn lange Zeit an ſeinem Hofe, und that nichts ohne ſeinen Rath.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eines Tages kam Merlin zum Könige und ſprach: Mein König wiſſe, daß, nachdem unſer Heiland war gekreuzigt worden, kam ein frommer Ritter, mit Namen Joſeph von Arimathia, und kaufte den Leichnam Chriſti von Pilato, und ließ in begraben. Dieſer Ritter liebte Chriſtus ſo ſehr, daß die Juden ihn deshalb verfolgten, und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Chriſtus auferſtanden, zog Joſeph von Arimathia nach einer Wüſte, nebſt den meiſten von ſeiner Familie, und mehreren anderen Menſchen. Dort litten ſie viel Hungersnoth, ſo daß viele von ihnen Hungers ſtarben. Da murrten ſie gegen den Ritter, der ihr Meiſter war. Der Ritter ſah die Noth ſeines Volks, und betete voll Inbrunſt zu unſerm Herrn Chriſtus, daß es ihm gefiele, dieſer Hungersnoth ſeines Volks ein Ende zu machen. Unſer Herr befahl ihm darauf eine Tafel zu errichten, ſo wie die war, an welcher er mit den Apoſteln das Abendmahl genoß. Dieſe Tafel ſolle er wohl ausſchmücken, und mit weißen, feinen Tüchern bedecken; darauf ſolle er einen goldenen Kelch ſtellen, den er ihm ſelber ſandte; und daß er dieſes Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. Wiſſe ferner, mein König, daß dieſer Kelch von Gott geſandt, die Gemeinſchaft der Guten und der Böſen bedeutet, die Guten aber, welche an dieſer Tafel zugelaſſen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Platz blieb immer leer an dieſer Tafel, das bedeutete den Judas, der unſern Herrn verrieth, und ſich mit den Apoſteln zum Abendmahle ſetzte. Und als unſer Heiland ſagte: „Wahrlich ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen; der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen,“ ſtand Judas auf von der Tafel, ſchämte ſich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Chriſtus einen andern, mit Namen Matthias, hinſetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Joſephs von Arimathias Tafel leer bleiben. Dieſe Tafel ward von allen denen, welche dazu gelaſſen wurden, ſehr in Ehren gehalten, und ſie nannten ſie Graal. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willſt du mir alſo folgen mein König, ſo errichte du die dritte im Namen der Dreyfaltigkeit. Ich will dir in dieſem Werke helfen; es wird ein Werk werden, wofür du die Gnade Gottes dir erwirbſt, und alle diejenigen, die an der Tafel Platz nehmen, läßt du daran Theil nehmen. Jenes Gefäß aber und ſeine Hüter ſind gegen den Occident hingezogen, die Hüter wiſſen aber jetzt ſelber nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen iſt, ſondern ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen. Du aber thue ſo wie ich dir ſagte, du wirſt deſſen noch einſt dich ſehr erfreuen. Uterpendragon erwiederte: mit Freuden will ich thun, was du mir räthſt, denn deine Worte ſind Weisheit; aber ich ſelber bin nicht im Stande ſolches Werk einzurichten, ſondern dir, Merlin, trage ich die Sache auf, richte in meinem Namen alles ſo ein, wie es ſeyn muß. Und wo, fragte Merlin, befiehlſt du, daß dieſe dritte Tafel errichtet werde? — Wo es dir beliebt, und wo Gott der Herr will, daß ſie errichtet werde. — Nun ſo will ich ſie zu Karduel in Wales errichten. Laß dein Volk ſich zum Pfingſtfeſt allda verſammeln, und halte dann allda offenen Hof, ich aber werde voran gehen und die Tafel vorher errichten. Gib mir Leute, damit ſie thun was ich ihnen ſage, und wenn du verlangſt, ſo werde ich denjenigen, die herum ſitzen ſollen, Platz anweiſen.

Am Pfingſtfeſt, als der König und alle ſeine Barone, und die edlen Damen und Fräulein ſeines Reichs nach Karduell kamen, fanden ſie die Tafel von Merlin ſchon errichtet. Der König hielt offenen Hof für alle Edlen und Ritter, und für ſein ganzes Volk, dann fragte er den Merlin, wer nun an dieſer Tafel ſitzen ſolle? — Morgen, antwortete Merlin, werde ich funfzig Ritter erwählen, die herum ſitzen ſollen, niemahls aber werden dieſe wieder fort in ihr Land, oder in ihr Haus zurückgehen wollen.

Des andern Tages wurden funfzig Ritter erwählt, und Merlin bat ſie ſich an die Tafel zu ſetzen, zu eſſen und zu trinken und fröhlich zu ſeyn, welche Bitte ſie auch gern erfüllten. Eine Stelle wurde leer gelaſſen, niemand aber als Merlin wußte warum. Nachdem ſie während acht Tagen an dieſer Tafel geſeſſen, und fröhlich und gutes Muths mit Eſſen und Trinken geweſen waren, und der König den edlen Botſchaftern nebſt allen Damen und Fräulein reiche Geſchenke gegeben, fragte er die würdigen Ritter der Tafel, wie ſie ſich befänden, und wie ihnen zu Muthe ſey? Sire, ſagten ſie, wir können nimmermehr dieſen Ort nunmehr verlaſſen, und nie ſoll dieſe Tafel ohne dreye von uns zum wenigſten ſeyn. Wir wollen unſre Frauen und unſre Kinder herkommen laſſen, und hier nach des Herrn Willen leben. — Iſt dieß euer aller Wille? fragte der König; und ſie bejaheten es. Wir ſind, ſetzten ſie hinzu, alle ſelber verwundert, wie dieß zugeben mag, denn nie haben wir zuvor uns geſehen, oder uns gekannt, und doch lieben wir uns jetzt einander wie Vater und Sohn einander lieben; nie können wir von einander ſcheiden, wenn der Tod uns nicht ſcheidet. — Der König und alle die zugegen waren und dieß hörten, waren voller Erſtaunen über dieſes Wunder; auch befahl der König hierauf, daß ihnen alle Ehre wiederfahre, und daß man ihnen gehorche, und ſie bediene, ſo wie den König ſelber.

So ward dieſe Tafel von Uterpendragen nach dem Willen und nach dem Rath Merlins errichtet.

Wohl haſt du mir Wahrheit geſagt, ſprach der König zu Merlin, und wohl ſehe ich jetzt ein, daß es Gottes Wille iſt, dieſe Tafel zu errichten. Jetzt aber bitte ich dich, mir zu ſagen, wer auf den leeren Platz kommen ſoll? — Ich ſage dir, daß er zu deinen Lebzeiten nicht beſetzt wird, erwiederte Merlin, doch iſt derjenige ſchon geboren, der auf dieſem Platze wird ſitzen. Zu der Zeit des Königs, welcher nach dir regieren wird, ſoll er beſetzt werden; noch weiß ſein Erzeuger nichts davon, ihn erzeugt zu haben. Jetzt erſuche ich dich noch, daß du, ſo lange du lebſt, alle deine großen Feſte an dieſem Orte feyerſt, auch daß du dreymahl im Jahre offenen Hof hier hältſt. Als der König ihm dieß zu halten geſchworen, ſprach Merlin: jetzt muß ich dich verlaſſen, du wirſt mich in langer Zeit nicht wieder ſehen. Und warum gehſt du fort; fragte der König, wo willſt du hingehen? wirſt du nicht jedesmal hier ſeyn, wenn ich Hof halte? — Nein, ich werde nicht zugegen ſeyn, denn ich will, daß die Leute an das glauben, was ſie ſehen werden, und nicht, daß ich die Dinge, die geſchehen ſollen, verrichte.

Merlin empfahl ſich dem Könige und ging zum Meiſter Blaſius nach Northumberland, dem er alles ſagte, was geſchehen war, der es dann in dieß Buch niederſchrieb. Zwey Jahre blieb Merlin bey dem Meiſter Blaſius, ohne daß Uterpendragon etwas von ihm hörte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Einesmals als der König und ſein Hof zu Kardueil war, und die Ritter an der Tafel ſaßen, kam einer der Großen des Reichs, der dem Merlin im Herzen übel wollte, zum Könige: Sire, fing er an, billig muß ich mich wundern, daß ihr den leeren Platz an der Tafel nicht beſetzen laßt, damit ſie vollſtändig ſey. — Merlin hat mir geſagt, antwortete der König, daß dieſer Platz nicht während meiner Lebzeit beſetzt werden kann, ſondern daß der noch geboren werden ſoll, der darauf ſitzen wird. Da fing der falſche verrätheriſche Mann an zu lachen und ſprach: Sire, glaubt ihr wohl, daß es nach Euch Leute geben wird, welche mehr werth ſind als Ihr? — Das weiß ich nicht, ſagte der König, Merlin aber hat mir jenes geſagt. — Sire, nie wird ein Menſch mehr gelten als was er werth iſt; Ihr ſeyd kuhn genug, es zu verſuchen. — Nein, ich werde es ſicher nicht verſuchen, ich fürchte, daß Merlin darüber erzürnt. — Sire, wenn ihr alſo meint, daß Merlin alles weiß, ſo weiß er auch ſicher, was wir jetzt von ihm ſprechen, und alsdann kommt er ſicher, wofern er noch lebt, zum kunftigen Feſt. Kommt er aber nicht, ſo bitte ich euch, Sire, um die Erlaubniß, den Platz beſetzen zu dürfen, um euch von der Lüge zu überzeugen, die er euch vorgeſagt; ihr werdet dann ſehen, daß ich ſo gut als ein anderer dieſen Platz ausfülle. — Ich würde es euch gern erlauben, wenn mir nicht bange wäre, den Merlin zu erzürnen. — Lebt Merlin, ſo kommt er ſicher noch ehe ich es verſuche, kommt er aber nicht, ſo bitte ich euch, ertheilt mir die Erlaubniß dazu. Der König gab ſie ihm, und der Ritter meinte etwas großes mit dieſer Erlaubniß erreicht zu haben.

Als nun das Pfingſtfeſt kam, begab der König ſich wieder mit allen Edeln, Rittern und dem ganzen Volk nach Karduel. Merlin wußte ſehr genau was vorging, ſagte es auch dem Meiſter Blaſius. Ich werde nicht zur Hofhaltung hingehen, ſagte er, ſondern ſie verſuchen laſſen, was ſie wollen, damit ſie ſelber die Wichtigkeit und Würde des leeren Platzes und meiner Worte inne werden. Denn was ſie nicht ſehen, das glauben ſie nicht, und komme ich hin, ſo meinen ſie durch mich geſtört zu ſeyn, und glauben, ich ſey Schuld an dem, was ſich ereignen wird. Funfzehn Tage nach dem Pfingſtfeſte aber will ich zum Könige gehen.

Der Ritter, welcher verſuchen wollte, ſich auf den leergelaſſenen Platz zu ſetzen, ſprengte das Gerücht aus, Merlin ſey todt, ein Bauer habe ihn im Walde erſchlagen, weil er ihn für einen Wilden gehalten. Der König glaubte endlich dem Gerücht, weil Merlin ſo lange ausblieb; auch hielten die andern dafür, daß er wohl todt ſeyn müſſe, weil man ſonſt dergleichen Proben nicht anſtellen dürfe.

Die funfzig Ritter ſaßen nunmehr um die Tafel, in Gegenwart einer großen Menge Furſten, Herren, Damen und Fräulein, als der Ritter kam, der ſich auf den leeren Platz ſetzen wollte, und mit keckem Muthe rief: Ihr Herren, ich komme, um euch Geſellſchaft zu leiſten! Die Ritter an der Tafel antworteten ihm nicht, ſondern ſahen demüthig und ſtill jeder vor ſich nieder; auch der König ſagte ihm nichts, ſondern alle waren erwartungsvoll, was geſchehen würde. Der Ritter ſetzte ſich, und ſtreckte beyde Beine unter die Tafel; in dem Augenblick verſank er unter die Erde, wie ein Stück Bley, das ins Waſſer fällt und nicht wieder zum Verſchein kommt. Voll Entſetzen ſah der König und alles Volk dieſes Wunder! Man durchſuchte jeden Fleck unter dem Tiſch, aber man fand nicht die mindeſte Spur, weder von dem Ritter, noch von der Art, wie er unterſank. Der Hof und das ganze Volk gerieth in Schrecken, beſonders war der König in Leid verſenkt, daß er ſolche Probe zugegeben und ſich dazu verführen laſſen, da doch Merlin ihm geſagt, der ſey noch nicht geboren, dem dieſer Platz beſtimmt werden.

Am funfzehnten Tage nach Pfingſten kam Merlin an den Hof, und der Konig ging ihm entgegen. Merlin machte ihm Vorwürfe wegen deſſen, was er hatte geſchehen laſſen. — Er hat mich betrogen, entgegnete der König. — So geht es vielen, antwortete Merlin, ſie meynen andre zu betrügen, und betrügen am meiſten ſich ſelber. Du ſiehſt nun ein, daß du betrogen biſt, weil du es ſiehſt: aber warum glaubteſt du ihm? deßwegen wurdeſt du mit Recht beſtraft. Hüte dich ferner, daß du dieſen

Verſuch nicht anſtellſt und auch nicht anſtellen läßt, denn ich ſage dir, viel Uebel würde daraus entſtehen. Denn dieſer Platz an der Tafel iſt von ſehr großer Bedeutung; es iſt ein würdiger Platz, und ein hohes Gut für das ganze Königreich. — Der König fragte ihn nachher, ob er ihm nicht ſagen könne, was aus dem Ritter geworden und wo er hingekommen ſey? Darum bekümmere dich nicht, antwortete Merlin, es geht dich nichts an, und du wirſt um nichts beſſer, wenn du es weißt. Laß es nur deine Sorge ſeyn, die, welche an der Tafel ſitzen, recht zu ehren und hochzuhalten, wie auch die vier Feſte jährlich daſelbſt zu feyern, und alles ſo zu halten und nichts zu verändern, wie ich es eingeſetzt habe. Der König verſprach ihm, von nun an alles unverrückt zu erhalten bis an ſeinen Tod. Darauf nahm Merlin wieder von ihm Abſchied, und ging zum Meiſter Blaſius zurück.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der König ließ rings um Kardueil viele ſchöne Häuſer bauen: ließ dann in ſeinem ganzen Reiche bekannt machen, wie er die vier Feſte, nämlich Weihnachten, Oſtern Pfingſten und den Allerheiligen Tag, mit ſeiner Hofhaltung immer in Kardueil ſeyn würde. Auch ſollte ſich ein jeder zu der Zeit daſelbſt einfinden, und ihm zu Liebe ſollte jeder Baron und jeder Herr ſeine Gemahlin und ſeine Fräulein mitbringen nach Kardueil, allwo der König ihnen jedesmal Feſte geben wollte. Am nächſten Weihnachtsfeſte kamen nun die Gemahlinnen, die Damen und Fräulein mit den Rittern und Baronen. Wer ohne ſeine Gemahlin kam, war nicht gut angeſehn, und ſo brachten die, welche nicht verheirathet waren, ihre Liebſte mit. Es kamen ihrer ſo viele an dem Tag, daß man nicht ſagen kann, wie ſtark ihre Anzahl war; und wir können nur vorzugsweiſe von denen reden, welche ſich am meiſten hervorthaten. Dieß war ein Herzog von Tintayol, und ſeine Gemahlin, mit Namen Yguerne. Nach der gebenedeyten Jungfrau Maria ward nie eine Chriſtin holdſeliger und ſchöner geboren, als Yguerne. Als der König ſie zuerſt erblickte, ward er ſo entzückt von ihrer Schönheit, daß er alle Faſſung verlor; die Dame merkte dieß wohl, that aber, als ſähe ſie es nicht. Da ſie aber gewahr wurde, daß der König ſie immer anſah und ſeine Augen gar nicht von ihr wandte, zog ſie ſich zurück und vermied die Gegenwart des Königs, denn ſie war eine ſehr tugendhafte und ehrſame Dame, bewahrte auch die Ehre ihres Gemahls, und war ihm treu. Der König ſandte allen anweſenden Damen ſchöne reiche Geſchenke an Schmuck und Kleinodien, und that es um Yguernes willen, um ihr ein Zeichen ſenden zu können, das ſie nicht ausſchlagen dürfe, weil alle Damen von ihm beſchenkt worden waren. Ihr gab er einen Schmuck, von welchem er wohl wußte, daß ſie ihn wünſchte; ſie mußte ihn annehmen, obgleich ſie ſehr wohl einſah, daß dieß nur um ihrentwillen angeſtellt ſey, ſie ließ dieß aber nicht merken.

Als der Hof nun wieder von Karduell ſich wegbegeben wollte, und das Weihnachtsfeſt geendigt war, bat der König ſeine Baronen und Fürſten des Landes, doch ja zum nächſten Feſte ihre Damen wieder mitzubringen, welches ſie ihm auch alle zuſagten. Er war in Liebe für die Dame Yguerne ganz entbrannt, ſo daß er ſeiner Sinne kaum mehr mächtig war; als ſie mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Tintayol, von ihm Abſchied zu nehmen kam, gab er ihnen das Geleite, und bezeigte ihnen beyden viel Ehre. Er ſah ſich dabey einen Augenblick ab, wo er leiſe zu ihr ſagen konnte: Dame Yguerne, ihr nehmt mein Herz mit euch, trüge ich auch das eurige in meinem! — Dame Yguerne that aber nicht, als hätte ſie dieß gehört, und zog mit ihrem Gemahl, ohne zu antworten, fort in das Land des Herzogs.

Große Pein erduldete der König im Herzen, bis das Oſterfeſt herankam, wo alles ſich wieder zu Kardueil verſammelte, und er ſie wieder erblickte. Gott weiß, wie groß da ſein Entzücken war; er ließ ſie und den Herzog, ihren Gemahl, an ſeiner Tafel eſſen, und ſaß zwiſchen ihnen beyden; auf alle Worte, die er ihr aber zuflüſterte, und wie ſehr er ihr auch ſeine Liebe ſchwor, gab ſie ihm doch niemals eine Antwort, obgleich ſie alle ſeine Worte ſehr wohl verſtand, ſondern reiſte mit ihrem Gemahl wieder fort, ohne dem Könige zu antworten.

Endlich konnte der König ſeine Liebespein nicht länger verhehlen, ſondern entdeckte ſie zweyen ſeiner Günſtlinge und fragte ſie um Rath, wie er es anfangen müſſe, ſich ihrer zu erfreuen, und ihr ſeine Liebe zu klagen, da er ſonſt vor Leid vergehen müſſe. — Der König, ſagten jene, gebe ein groſes Feſt zu Kardueil, und laſſe bekannt machen, daß ein jeder ſich dahin begebe, weil es ein großes Feſt ſeyn, und der König ſeine Krone tragen und auf dem Thron ſitzen würde; dazu, daß ein jeder ſich auf einen Monat oder ſechs Wochen mit allem Nothwendigen verſehen müſſe, weil das Feſt ſo lange dauern ſolle. Auf dieſe Weiſe habt ihr dann Zeit, mit der ſchönen Yguerne ſo viel zuſammen zu ſeyn, als es euch beliebt. Der Rath gefiel dem Könige wohl, und er that ſo. Auf den beſtimmten Tag kam alles in Kardueil zuſammen, und jeder von den Herren kam mit ſeinen Damen und Gefolge, auch der Herzog von Tintayol mit Dame Yguerne, worüber der Konig im Herzen ſich erfreute, wieder fröhlich ward und aß und trank. Nach einigen Tagen ward er wieder traurig, und ſagte endlich zu einem ſeiner Vertrauten, Namens Ulſius: die Liebe tödtet mich, ich ſterbe für Yguerne, es iſt kein Leben für mich, wo ich ſie nicht ſehe; und erhört ſie mich nicht, ſo muß ich ſterben. — Sire, erwiederte Ulſius, ſo wollt ihr um einer Frau willen das Leben laſſen? Nie hörte ich, daß eine Frau Geſchenken widerſtehen könne; ich bin nur ein armer Edelmann, glaube dennoch nicht aus Liebe für eine Frau ſterben zu müſſen; und Ihr, ein ſo mächtiger König, wie konnt ihr ein ſo verzagtes Herz haben und es nicht wagen, um eine Dame zu werben? — Du haſt wohl ſehr Recht, ſagte der König, du weißt beſſer als ich, wie man ſich benehmen muß, hilf mir, ich bitte dich, und thue du an meiner Stelle alles, was zu thun iſt. Nimm aus meiner Schatzkammer alles, was du willſt, mach ihr Geſchenke, gib auch allen ihren Leuten, die ſie umgeben, ſuche einen jeden zufrieden zu ſtellen, mache nur, daß ich mit ihr ſprechen darf. — Ich will ſchon machen, ſprach Ulſius.

Die Hofhaltung dauerte nun ſchon acht Tage in großer Freude und ſchöner Ergotzlichkeit. Der Herzog von Tintayol mußte immerwährend bey dem Könige ſeyn, und er gab ihm und ſeinen Gefährten ſchöne reiche Geſchenke. Ulfius ſuchte indeſſen mit der Dame Yguerne zu reden, ihr mit ſüßen Liebesworten zu ſchmeicheln, und brachte ihr Geſchenke, von denen eines immer reicher und herrlicher war, als das andere, ſie aber ſchlug alles aus und nahm nichts davon an. Eines Tages, als er ihr mehr noch zuſetzte und einen überaus prachtvollen Schmuck ihr anbot, nahm ſie ihn bey Seite und ſagte: Ulfius, warum und zu welchem Ende bieteſt du mir alle dieſe reiche Kleinodien an? — Dame, um euerer großen Schönheit und euerer hohen Eigenſchaften willen! wiſſet, der ganze Reichthum des Königreichs iſt euer Eigenthum, und die Menſchen nur da, euern Befehlen zu gehorchen! Ey wie mag dieß wohl ſeyn? — Ja, denn ihr beſitzt das Herz deſſen, dem das Reich zugehort, das Herz des Königs. — So iſt des Konigs Herz denn ein verrätheriſches und falſches Herz, weil es meinem Herrn und Gemahl ſo viel Liebe und Freundſchaft erweiſt, während es mich zu verderben und zu entehren trachtet! Ich ſage dir, Ulfius, hüte dich, ſo lieb dir dein Leben iſt, mir jemals von dieſen Dingen wieder ein Wort zu ſagen, wenn ich nicht alles dem Herzoge, meinem Gemahl, wieder hinterbringen ſoll. Du wirſt wohl wiſſen, daß er dir das Leben nicht laſſen würde, wenn er ſolches wußte; ſey aber gewiß, daß dieſes das letztemal iſt, daß ich ihm ſolches verſchweige. — Stürbe ich für den Konig, erwiederte Ulfius, ſo gereichte es mir zu großer Ehre! Habt Gnade mit dem Konige, Dame Yguerne, warum wollt ihr nicht, daß er euer Freund ſey, da er euch mehr liebt als ſein Leben ſelbſt, ſeyd ihm gewogen, oder er ſtirbt aus Liebe für euch. — Ihr ſpottet meiner, Ulſius. — Um Gotteswillen, habt Mitleid mit dem Könige und mit euch ſelber; wenn ihr ihm nicht günſtig ſeyd, ſo habt ihr euch ſelbſt alles Unglück zuzuſchreiben, welches daraus entſtehen wird, denn weder ihr noch euer Gemahl könnt euch ſeinem Willen widerſetzen. — Wohl würde ich mich ſeiner erwehren, ſagte ſie ſchmerzlich weinend; denn nie will ich mich, iſt dieſes Feſt nur einmal beendet, je wieder an des Königs Hof einfinden, noch in ſeiner Gegenwart, mag er auch Befehle ergehen laſſen, wie er wolle, ich komme ſicherlich nicht mehr. — Mit dieſen Worten ließ ſie den Ulſius ſtehen und entfernte ſich. Ulſius begab ſich zum Könige und erzählte ihm alle ihre Worte. Wohl wußte ich, ſagte der König, daß ſie dir ſo antworten würde, denn ſo muß eine jede tugendhafte, ſittſame Frau ſprechen; doch, Ulſius, laß es noch nicht dabey, ſondern bringe ihr meine Bitten immer wieder, keine Dame wird ſo leicht beſiegt.

Eines Tages ſaß der König an der Tafel, und der Herzog von Tintayol neben ihm; vor dem Könige ſtand ſein reicher goldner Becher, woraus er trank, da kniete Ulſius vor ihm nieder, und ſagte ihm leiſe, ſo daß der Herzog es nicht hören konnte: Sire, ſagt dem Herzog, daß er euch zu Liebe aus dem Becher trinke, und ihn dann ſeiner Gemahlin zuſchicke, damit auch ſie euch zu Ehren daraus trinke und ihn behalte. Der König nahm den Becher, trank daraus auf die Geſundheit des Herzogs, reichte ihn alsdann dem Herzog und ſprach: Trinket, Herr Herzog, auf das Wohlſeyn eurer Frauen, Dame Yguerne, und ſendet ihn ihr dann mir zu Liebe. —

Ich danke euch, Sire, ſagte der Herzog, der ſich nichts übles verſah, ſie wird ihn mit Freuden annehmen, rief dann einen ſeiner Ritter, den er liebte, und übergab ihm den Becher, daß er ihn ſeiner Gemahlin Yguerne brächte, und daß er ihr dabey ſage: der König ſendete ihr den Becher, und ſie ſolle ihm zu Liebe daraus trinken. Als Dame Yguerne dieß hörte, erröthete ſie aus Scham, durfte aber den Becher nicht ausſchlagen, weil ihr Gemahl ihr daraus zugetrunken. Sie trank alſo, und da ſie ihn zurückſenden wollte, ſagte der Herzog: Dame Yguerne, es iſt des Königs Wille, daß ihr ihn behaltet. Sie mußte alſo den Becher behalten. Der Ritter ging zurück und grüßte den König in ihrem Namen, ſie aber hatte ihm dieſen Gruß nicht aufgetragen.

Nach der Mahlzeit ſagte der König zu Ulſius: gehe zur Dame Yguerne ins Zimmer und höre, was ſie ſpricht. Ulſius fand ſie trauernd und gedankenvoll, und als ſie ihn kommen ſah, ſprach ſie: euer König hat mir auf eine verrätheriſche Weiſe ſeinen Becher geſandt, und ich war gezwungen, ihn anzunehmen; aber deſſen wird er keinen Gewinn haben, denn ihm zur Schande will ich dem Herzog meinem Gemahl erzählen, mit welchem Verrath ihr und euer König mir zuſetzt. — Ihr werdet nicht ſo thöricht ſeyn, ſagte Ulſius, ihm ſolches zu erzählen. — Eines ſchändlichen Todes ſterbe die, rief Yguerne, die ſolches zu thun ſich weigert. — Ulſius ging fort; als aber der Herzog auf den Abend vom Könige zu ſeiner Gemahlin zurückkam, fand er ſie weinend und in große Betrübniß verſenkt. Er erſchrak, nahm ſie in ſeine Arme und fragte ſie liebevoll, was ihr fehle? Ich wollte, ich wäre todt, rief Yguerne weinend. — Warum dieß, meine geliebte Gemahlin? — Weil der König mir mit Liebe durch Ulſius nachſtellen läſt; alle dieſe Feſte, ſagt er, und dieſe Hofhaltung, zu welcher er die Damen des Landes einladen ließ, wären nur um meinetwillen, damit ich kommen müſſe, und er mich in ſeine Gewalt bekäme. Lieber aber will ich ſterben, als euch untreu werden, mein Gemahl; denn ich liebe euch, obgleich ihr mich damit erzürntet, daß ihr mich zwangt, ſeinen goldnen Becher anzunehmen. Bis dahin hatte ich mich aller ſeiner Geſchenke erwehrt und nahm nichts an, aber auf euern Befehl mußte ich nun den Becher annehmen, dieß verbittert mir mein Leben. Das kann nicht länger ſo dauern, es geſchieht ſicher noch ein Unglück daraus; darum flehe ich euch an, mein Herr und Gemahl, laßt mich zurück nach Tintayol reiſen, denn unmöglich kann ich länger es hier erdulden. — Der Herzog erſchrack, als er ſeine Gemahlin, die er über alles liebte, ſo reden hörte, er konnte lange kein Wort verbringen, vor Zorn und Leidweſen. Nachdem er endlich wieder ſich erholt, ließ er alle ſeine Ritter, welche mit ihm in der Stadt waren, zu ſich kommen. Da ſie ſich bey ihm verſammelten, ſagte er ihnen, daß ſie ſich ſogleich und in der Stille in Bereitſchaft ſetzen ſollten, ihm zu folgen, weil er abreiſen wolle, niemand in der Stadt müſſe aber etwas davon erfahren; laßt Gepäck und Kaſten zurück, das können die Diener morgen uns nachführen, nehmt nichts als eure Waffen und folgt mir ſtill. Darauf ließ er ſein Pferd vorführen, ſtieg auf, Dame Yguerne ſetzte ſich hinter ihm, und ſo ritt er mit ihr aus der Stadt nach Tintayol; die Ritter folgten ihm einzeln nach, und ſo erfuhr denſelben Abend der König nichts davon, daß ſie fort waren.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Des andern Morgens war in der ganzen Stadt von nichts anderm die Rede; endlich kam das Gerücht dieſer Flucht auch bis zum Könige. Dieſer gerieth in den heftigſten Zorn, als er vernahm, daß der Herzog, ohne Urlaub zu nehmen, fortgezogen ſey, mehr aber kränkte es ihm noch, daß er die Dame Yguerne mit fort genommen. Er ließ ſeine Rathsherren zuſammenrufen, und ſtellte ihnen das Unrecht des Herzogs vor, daß er ihn ſo plötzlich, ohne Urſache und ohne Urlaub zu nehmen, auf eine ſchimpfliche Weiſe verlaſſen habe, da er ihm ſtets ſo freundlich war, ihn auch mit ſchönen Geſchenken an Kleinodien ſo geehrt habe. Die Rathsherren erſtaunten ganz über dieß Betragen des Herzogs, es dünkte ihnen ganz thöricht zu ſeyn, und gar nicht zu entſchuldigen. Sie wußten aber die wahre Urſache nicht von ſeinem Weggehen; weil nun der König ihm vor allen andern Ehre und Freundſchaft erzeigt habe, ſo glaubten ſie, er könne ſein Vergehen um deſto weniger wieder gut machen, und es ſey ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Sie beſchloßen und riethen dem Könige, daß er zwey Bothſchafter nach Tintayol ſenden müße, und daß er dem Herzog durch dieſe ſagen laße, daß er dem Könige Genugthuung geben müße für die Beleidigung, welche er ihm zugefügt, indem er ohne des Königs Einwilligung, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, den Hof verlaſſen habe. Der König verlange alſo, daß er ſogleich eben ſo wieder an den Hof zurückkehre, ſo wie er ihn verlaſſen, um des Königs Gnade zu erflehen. Der König war dieß auch ſogleich zufrieden und ſandte zwey tapfere Ritter als Geſandte nach Tintayol. Als dieſe vor den Herzog kamen und er ihren Auftrag vom Könige vernommen hatte, und hörte, daß er ſeine Gemahlin wieder mit ſich an den Hof bringen ſolle, weil der Befehl ſo war, daß er eben ſo wieder dahin zurück kommen müſſe, wie er hinweggeritten; ſo gerieth er in großen Zorn, und ſprach zu den Abgeſandten: mit nichten werde ich wieder an ſeinen Hof gehen, denn er hat ſich ſo ſehr an mir und an den Meinigen vergangen, daß ich ihn nicht mehr lieben und ihm nicht fürder gehorſam ſeyn kann. Mehr ſage ich euch jetzt nicht. Da die Abgeſandten keine andre Antwort als dieſe vom Herzoge erlangen konnten, zogen ſie wieder ab und ritten nach Kardueil. Der Herzog aber ließ alle ſeine Ritter und die weiſen Räthe ſeines Landes zuſammenberufen, und erzählte ihnen nun, welche Verrätherey der König an ihm begangen, und wie übel er ihm mitgeſpielt; darum, ſetzte er hinzu, ritt ich plötzlich, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, von Kardueil weg: jetzt aber hatte er mir die Bothſchaft wiſſen laſſen, daß ich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſey, und deshalb wieder an ſeinen Hof kommen müſſe, um ihn um Verzeihung desfalls zu bitten, eben ſo müßte ich wieder kommen, ſo wie ich den Hof verlaſſen; das heißt aber, nicht ohne meine Gemahlin Yguerne dürfe ich kommen. — Ihr habt wohl gethan, ſagten ſeine Ritter und Räthe, daß ihr ſolches nicht gethan, denn es iſt eure Pflicht, daß ihr eure Ehre in Obacht nehmet. Uebel hat der König gethan, ſolchen Verrath an ſeinem Lehnsmann zu verüben. — Nun, antwortete der Herzog, ſo erſuche ich und bitte euch, um meiner Ehre und der eurigen willen, daß ihr mir euern Beyſtand gewährt und mir Hülfe leiht gegen den König, wenn dieſer Krieg und Streit mit mir anfängt; daß ihr mein Land mir beſchützen helft, und in allen Dingen mir zu Hülfe kommt. Die Ritter und Räthe verſprachen ihm und ſchwuren, daß ſie ihm helfen und dienen würden, ſollte es auch ihr Leben koſten; wofür der Herzog ihnen ſehr dankte.

Nachdem der König den Bericht der zurückkehrenden Bothſchafter vernommen, gerieth er ſehr in Zorn, und bot alle ſeine Barone und Fürſten auf, ihm an dem Herzog von Tintagol rächen zu helfen, und ſie ſagten ihm alle ihre Hülfe zu. Vorher ließ er, als im rechtmäßigen Kriege, dem Herzog den Frieden aufſagen und ihm verkündigen, daß wo er nicht dem Könige ehrenhafte Genugthuung thäte, er ſich nach vierzig Tagen in Bereitſchaft zu halten habe, ſich zu vertheidigen, weil der König ihm in vollen Waffen zuſprechen würde. Als der Herzog dieſes Aufgebot vernommen, antwortete er den Boten, daß er ſich wo möglich zu vertheidigen gedächte; ließ darauf auch ſeine Ritter und Kriegsmänner entbieten, und ſie zur Vertheidigung des Landes bereiten. Ich beſitze nur zwey feſte Schlöſſer, ſagte er ſeinen Rittern, die im Stande ſind, gegen den König zu halten, dieſe beyden ſoll er aber ſicher nicht erhalten, ſo lange ich lebe. Meine Gemahlin ſoll hier zu Tintagol bleiben, nebſt zehn der tapferſten und kühnſten Ritter zu ihrer Beſchützung, welche die Burg wohl zu vertheidigen im Stande ſind; ich aber will mit den übrigen nach dem andern Schloſſe ziehen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der König zog mit ſeinem Heere nach dem Lande des Herzogs von Tintayol, und nahm alle Städte, Dörfer und Burgen, wo er durchzog, ohne Widerſtand ein. Hier erfuhr er, daß Dame Yguerne zu Tintayol geblieben, der Herzog aber zur Vertheidigung einer andern Burg gezogen ſey; er verſammelte alſo ſeinen Rath und fragte, ob er beſſer thäte erſt Tintayol zu erobern, und alsdann das andre Schloß, oder ob er erſt den Herzog daſelbſt belagern ſolle? Seine Räthe waren alle der Meinung, er müſſe erſt den Herzog in ſeinem feſten Schloſſe belagern; wenn er ihn ſelber erſt in ſeiner Gewalt habe, ſo würde alles übrige von ſelbſt kommen. Der König mußte dieſen Gründen nachgeben, zog mit ſeinem Heere vor das feſte Schloß, und belagerte den Herzog. Als er nun vor dem Schloſſe lag, ſagte er heimlich zu Ulſius: was wird aus mir, ſo ich nicht Yguerne ſehe? — Sire, erwiederte Ulſius, ihr müßt jetzt Geduld haben: denkt darauf den Herzog zu bezwingen, ſo ſind dann alle eure Wünſche erfüllt. Ihr würdet eure Geſinnungen zu früh verrathen haben, wenn ihr gleich zuerſt nach Tintayol gezogen wäret, ohne erſt den Herzog zu belagern, alſo faßt euch, und ſeyd gutes Muthes. — Die Belagerung ward mit großer Hitze betrieben, und mancher Sturm auf das feſte Schloß gelaufen; der Herzog aber vertheidigte ſich tapfer, ſo daß die Belagerung ſehr lange dauerte, worüber der König ſehr mißmuthig war, denn er erkrankte ganz in Sehnſucht nach Yguerne.

Als er eines Tages traurig in ſeinem Zelte ſaß, überfiel ihn eine ſolche Schwermuth, daß er heftig anfing zu weinen; und da ſeine Leute ihn ſo weinen ſahen, entfernten ſie ſich erſchrocken aus ſeinem Zelte, und ließen ihn allein mit Ulſius. — Warum weint mein König? fragte er ihn mitleidig. — Ach! Ulſius, ſprach der König, ich ſterbe vor Sehnſucht nach Yguerne! Ja der Tod iſt mir gewiß, ſchon habe ich Eßluſt und Trinkluſt verloren, und in der Nacht finde ich keine Ruhe mehr, weil der Schlaf mich flieht; und kein Mittel ſehe ich, wie mir Heilung würde! — Faßt Muth, mein König, ihr ſterbt ſicherlich nicht aus Liebe für eine Frau! Wenn ihr doch den Merlin haben könntet, fuhr er fort, laßt ihn aufſuchen, vielleicht gibt er euch guten Rath. — Gewiß weiß Merlin, was ich leide, ſprach der König, aber ich habe ihn erzürnt, als ich den leeren Platz an der Tafelrunde verſuchen ließ, und nun läßt er mich nichts von ſich hören; auch glaube ich, findet er es wohl übel von mir gethan, daß ich für Dame Yguerne in Liebe entbrannt bin, denn ich ſollte wohl nicht begehren das Weib meines Unterthanen, meines Lehnsmannes. Es iſt Sünde, das weiß ich wohl; und dennoch muß ich ſie begehren, ich bin nicht Schuld daran, kann mich deſſen doch nicht erwehren. — Ich bin gewiß, ſagte Ulſius, Merlin liebt euch ſo ſehr, daß er nicht ausbleiben wird, wofern ihm euer Leid und euer Schmerz bekannt iſt, ſondern er kommt gewiß, und bringt Troſt für euch. Faßt nur Muth, mein König, habt nur noch Geduld, ſeyd etwas fröhlicher, verſucht euch mit guten Speiſen und Getränken zu ſtärken, laßt eure Barone oft um euch ſeyn, und vertreibt euch in ihrer Geſellſchaft auf eine ergötzliche Weiſe die Zeit, damit ihr in etwas euer Leid vergeſſen möget! — Gern thue ich, was du mir ſagſt, antwortete ihm der König, doch werde ich nicht meine Liebe, und nicht mein Leiden vergeſſen können.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Als der König einige Tage darauf nach der Meſſe in ſein Zelt kam, fand er den Merlin daſelbſt. Groß war ſeine Freude, da er ihn erblickte, mit offenen Armen eilt er auf ihn zu, ſchloß ihn an ſein Herz und küßte ihn. Merlin, fing er an, ich ſage dir nichts von meinen Angelegenheiten, du weißt ſie beſſer als ich ſelber; aber ich bitte dich um Gottes Willen hilf mir von meinem Herzeleid, das dir ſo wohl bekannt iſt. Laß erſt den Ulfius kommen, ſagte Merlin, dann will ich dir antworten. — Ulfius wurde ſogleich gerufen, und als er kam, und der König zu ihm ſagte, ſieh hier iſt Merlin! ward er vergnügt, begrüßte ihn, und ſagte zum Könige: Nun dürft ihr nicht mehr weinen, denn ſicherlich bringt er euch Troſt und Hülfe. Ach, ſagte der König, könnt er Ygernens Gunſt mir verſchaffen, ſo gäbe es nichts, was ich nicht für ihn thäte, wenn es nur in meiner Macht ſteht, zu thun. — Wagſt du, ſagte Merlin hierauf, mir das zu verſprechen, was ich dir anfordern werde, ſo will ich dir Ygerne zu verſchaffen ſuchen, ſo daß du bey ihr in ihrer Kammer und in ihrem Bette ſchläfſt. Ulſius lachte, als er dieß hörte, und ſagte: jetzt wird man ſehen, was eines Königs Herz werth iſt. — Fordere, was du willſt, rief der König, es gibt nichts, was ich dir nicht dafür gäbe, fordere nur! — Ich will deſſen gewiß ſeyn, erwiederte Merlin, du und Ulſius, ihr müßt beyde mir einen Eid auf die heiligen Reliquien ablegen, daß ich von dir bekomme, was ich dir den Morgen abfordern werde, nachdem du die Nacht bey Yguerne zugebracht haben wirſt. Willſt du mit dem Könige ſchwören, Ulſius? — Mir währet die Zeit lang, ehe ich geſchworen habe, erwiederte dieſer. Hierauf ließ der König die heiligſten Reliquien vor ſich bringen, er und Ulſius legten die Hände darauf, und ſo ſchwuren beyde, daß der König dem Merlin das geben müſſe, was Merlin am Morgen nach der Nacht, die er bey Yguernen zubringen würde, von ihm fordern werde.

Nachher eröffnete Merlin ihnen die Art, wie er dem Könige Yguernens Gunſt verſchaffen wollte. — Du, ſprach er zum Könige, mußt dich dabey mit vieler Weisheit und ſehr klug betragen; denn Yguerne iſt eine ſehr tugendliche Dame, die Gott und ihrem Gemahle immer treu geweſen. Ich will dir aber durch meine Kunſt die Geſtalt des Herzogs geben, ſo daß ſie dich für ihren Gemahl halten muß. Auch hat der Herzog zwey Ritter, ſein und Dame Yguernes vertraute Freunde, ſie heißen Bretiaux und Jourdains. Die Geſtalt des erſten will ich annehmen, du, Ulſius, ſollſt aber die des Jourdains haben. Wenn es dunkel wird, ſo wollen wir unter dieſer Verwandlung nach dem Schloß Tintayol reiten, die Wa-

Univ.

chen werden uns den Eingang nicht verwehren, da ſie uns für die ihrigen anſehen. Nur des Morgens müſſen wir gar früh uns wieder fort begeben, denn wir werden wunderbare Dinge hören; dein Lager laß unterdeſſen wohl bewachen, und daß deine Leute niemanden ſagen, wo du hingegangen biſt. Vergiß von allem dem nichts, was ich dir hier ſage, und ſeyd zwiſchen hier und morgen bereit, wenn ich euch zu holen komme.

Der König erwartete den Merlin mit der größten Ungeduld: endlich kam er wieder und ſagte: jetzt iſt alles in Bereitſchaft und fertig, nun zu Pferde. Sie ritten bis eine kleine halbe Meile von Tintagel; hier müſſen wir uns ein wenig aufhalten, ſagte Merlin, ſteigt ab von euren Pferden und erwartet mich hier ein wenig. Sie ſtiegen alle ab, Merlin ging etwas abwärts, pflückte Kräuter ab, rieb dem Könige das Geſicht und die Hände damit, alsdann dem Ulſius und ſich ſelber, und ſofort verwandelten ſie ſich alle drey; der König ſah vollkommen wie der Herzog von Tintagel aus, ſo wie Merlin und Ulſius dem Jourdains und Bretiaux glichen, ſo daß ſie ſich einander anſahen und ſich wirklich lange dafür hielten. Mit der einſinkender Nacht kamen ſie an das Schloßthor von Tintagel, wurden ohne Schwierigkeit eingelaſſen, und gaben der Wache den Befehl, es niemanden bekannt zu machen, daß der Herzog zu Tintagel ſey. Die Herzoginn war ſchon zu Bette, als die drey in ihr Schlafzimmer kamen, die Ritter halfen ihrem Herrn ſich entkleiden und in das Bett zur Dame Yguerne ſteigen, und entfernten ſich alsdann. In dieſer Nacht ward ſie mit einem Sohne ſchwanger, der nachmals der gute König Artus genannt wurde. Der König genoß große Freude und Liebe die ganze Nacht hindurch von Yguerne, denn ſie umarmte ihn und begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie ſie ihren treugeliebten Gemahl umfing.

Mit Tagesanbruch hörten Merlin und Ulfius, die ſchon aufgeſtanden waren, das Gerücht in der Stadt, der Herzog ſey erſchlagen, und ſeine Seneſchalls gefangen. Sie liefen alſo gleich ins Schlafzimmer zu ihrem Herrn, und riefen: Herr Herzog, ſteht auf und begebt euch in euer anderes Schloß, denn die Nachricht iſt gekommen, daß eure Leute euch für todt halten. Ihr Herr ſtand auch ſogleich auf, nahm zärtlichen Abſchied von der Dame Yguerne, empfahl ſie dem Schutze Gottes, küßte ſie, und eilt davon mit den beyden Begleitern. Niemand im Schloſſe wußte darum, daß der Herzog die Nacht bey ſeiner Gemahlinn geweſen, außer ihre Kammerfrauen und die Thorwächter.

Als ſie glücklich wieder hinaus gekommen waren, und ſich des gelungenen Anſchlags freuten und ſich fröhlich unterhielten, fing Merlin an und ſagte zum Könige: ich habe, denke ich, dir mein Wort gehalten, jetzt denke auch du darauf, daß du deinen Eid hälſt. — Du haſt mir, antwortete der König, mehr Freude gegeben, und einen viel größeren Dienſt geleiſtet, als je ein Menſch dem andern leiſtete, und ich bin bereit, dir mein Verſprechen zu halten; jetzt alſo ſage an, was du verlangſt. — Wiſſe, ſprach Merlin, daß Yguerne in dieſer Nacht mit einem Kinde männlichen Geſchlechts iſt ſchwanger worden, dieſes Kind verlange ich von dir. — Der König entſetzte ſich, durfte aber ſein Wort nicht zurückziehen; ich legte einen Eid ab, ſagte er, dir zu geben, was du verlangen würdeſt; es ſey dir alſo zu deiner Willkühr übergeben.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Hierauf wuſchen ſie ſich alle drey in einem Fluß, wo ſie hinüber mußten, und bekamen ihre natürliche Geſtalt wieder. Als ſie im Lager anlangten, kamen alle ihnen mit der Nachricht entgegen, der Herzog ſey erſchlagen. Der König war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, denn er hatte ſeinen Tod nicht geſucht. Und wie geſchah dieß? fragte er ſeine Leute. Nun hörte er, der Herzog, der es gemerkt, daß der König nicht im Lager ſey, habe in der Nacht ſtill ſeine Leute waffnen laſſen, und habe einen Ausfall auf die Belagernden gethan. Dieſe, von dem Getöſe aufgeweckt, bewaffneten ſich ſchnell, und ſchlugen jene in ihr Schloß zurück; als ſie ſich aber mit ihnen ins Thor drängen wollten, ſey der Herzog vom Fußvolk, das ihn nicht kannte, überwältigt und getödtet worden. Die im Schloſſe haben ſich nicht länger vertheidigt, als ſie den Tod ihres Herrn erfahren, ſondern ſich ſogleich mit dem Schloſſe ergeben.

Der König ließ ſeine Räthe zuſammenrufen und legte ihnen die Sache vor, daß ſie ihm riethen, wie er Genugthuung für des Herzogs Tod zu geben habe? denn er betrübte ſich ſehr um dieſen Unfall, er hatte den Herzog nicht gehaßt und ſeinen Tod nicht begehrt; darum, ſagte er, will ich ſeinen Anverwandten hinlängliche Genugthuung verſchaffen, wie ihr mir rathen ſollt.

Ulfius ſaß mit im Rathe des Königs, und da die Räthe verlangten, daß er zuerſt ſprechen ſollte, ſagte er ihnen: wer dem Könige und dem Reiche zum Beſten rathen will, der verlange, daß der König den Freunden und Verwandten der Herzoginn Ygerne ſagen laſſe, wie ſie ſich alle zu Tintayol verſammeln, dort ſich über ihre Angelegenheit berathſchlagen, und alsdenn alle zuſammen ſich nach Karduel zu begeben haben, wo der König ihnen Genugthuung geben, und Frieden mit ihnen ſchließen würde. Während Ulfius dieß den Räthen des Königs ſagte, und ſie ſeine Meinung begriffen und ſich auf ihn verließen, weil er der vertrauteſte Freund des Königs war, und wohl wiſſen mußte, was dem Könige am angenehmſten zu hören war, ſie auch dem Ulfius verſprachen, dem Könige nicht zu ſagen, daß dieſer Rath von ihm allein käme, ſondern daß ſie alleſammt ſolches beſchloſſen, kam Merlin in das Zelt des Königs und ſagte ihm: Ulfius ſpricht und denkt gut und weislich über deine Angelegenheit, auch iſt er dir treu ergeben, du darfſt ihm alle ſicher trauen und genau alles thun, was er von dir verlangt; denn es iſt alles zu deinem Beſten, was er verlangen wird, und alles wird auch gut geſchehen nach ſeinem Rathe. Folge alſo dem treuen und verſtändigen Ulfius, ich muß jetzt mich von dir trennen; wenn Ygerne, der du dich jetzt vermählen wirſt, das Knäblein geboren hat, mit welchem ſie von dir iſt ſchwanger worden, dann werde ich wiederkommen und es holen, denn du weißt, es iſt mein nach deinem Eide. Auch werde ich dann noch nicht mit dir reden, ſondern nur mit Ulfius, dem ich es ſagen werde, auf welche Art er mir das Kind einbändigen müſſe. Der König war äußerſt betrübt, daß Merlin von ihm gehen wolle, da er ſeines Rathes bedurfte, doch ward er wieder froh, da Merlin ihm die Verſicherung gab, daß er ſich auf Ulſius verlaſſen könne; und daß Yguerne ſeine Gemahlin werden ſolle, erfüllte ſein Herz mit großem Entzücken. Hüte dich aber, fügte Merlin hinzu, bey dem Leben der Dame Yguerne, daß du ihr nie das Geheimniß entdeckeſt, wie das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, nicht von ihrem Gemahl dem Herzog, ſondern von dir ſey, und daß du bey ihr geſchlafen habeſt, ehe ſie dir vermählet ward, denn ſie iſt von großer Tugend und Frömmigkeit, und wenn du ſie ſo beſchämteſt, könnteſt du wohl ihre Liebe verlieren. Darauf beurlaubte er ſich vom Könige und begab ſich zum Meiſter Blaſius, wo er ihn alles ſo aufſchreiben ließ, wie wir es hier leſen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Botſchafter des Königs kamen nach Tintagol, wo ſie Dame Yguerne und alle ihre Verwandte und Freunde verſammelt fanden. Sie begrüßten die Herzogin, als ſie vor ſie gelaſſen wurden, und ſtellten ihr vor, der Herzog ſey durch eigne Schuld und durch ſeine dem König zugefügte Beleidigung erſchlagen worden; der König, ſagten ſie, iſt in große Betrübniß durch ſeinen Tod verſetzt, und läßt euch anbieten, mit euch Frieden zu ſchließen nach eurem eignen Begehren. Er iſt ganz bereit, zugleich euch und euern Freunden und den Verwandten des Herzogs jede Genugthuung zu geben, die ihr zuſammen, von ihm verlangen wollt. Wir wollen uns, antwortete die Dame und ihre Verwandte den Bothſchaftern, wir wollen uns darüber berathſchlagen. — Nachdem ſie ſich beſonnen, und ſich unter einander berathen hatten, ſagten ſie der Dame Yguerne, ihre Meinung ſey, daß man Frieden ſchließe mit dem Könige. Da der Herzog durch ſeine eigne Schuld getödtet ward, ſagten ſie, ſo kann ja der König nichts dafür, auch thut es ihm ja ſehr leid, bedenken wir auch, daß wir nur ſchwach gegen ihn ſind, und uns nicht gut gegen ihn werden vertheidigen können. So meinen wir alſo, wir hören die Vorſchläge an, die er uns thun läßt; es ſind vielleicht ſolche, die wir nicht auszuſchlagen Urſache haben, und ſo muß man von zwey Uebeln das kleinſte wählen. Die Dame gab ihren Freunden die Vollmacht alles zu thun, was ſie genehm halten würden, ſie willige in alles ein, was ſie unter ſich beſchließen möchten. Die Bothſchafter wurden wieder vor ſie gerufen und gefragt, welche Genugthuung der König ihnen zu geben gedächte. — Wir wiſſen den Willen des Königs nicht weiter, antworteten dieſe, als daß er beſchloſſen hat, in dieſer Sache ganz nach dem Willen ſeiner Barone und ſeiner Räthe zu verfahren. Darauf verabredeten ſie, daß die Herzogin ſich nach funfzehn Tagen mit allen ihren Verwandten und Freunden nach Kardueil begeben würde, wozu der König ihnen ſicheres Geleite entgegen ſenden würde; daß auch, wenn ſeine Anerbietungen, die Genugthuung betreffend, der Herzogin und ihrer Parthey nicht genehm dünkten, der König dieſelben auf ſeine Koſten nach Tintagel zurück ſenden müſſe. Nach dieſer Abrede empfahlen die Bothſchafter ſich der Dame, ſo wie den übrigen, und ritten zum Könige nach Karduel zurück, der ſehr begierig war, welche Antwort ſie ihm von der Dame bringen würden, und der voller Freude war, da er vernahm, wie ſie nach Karduel kommen wollten.

Nach vierzehn Tagen ſandte er ſicheres Geleite der Dame Yguerne entgegen, die ſo wie ihre Freunde und Verwandte, in tiefer Trauer zu Karduel anlangte. Sogleich ſandte der König ſeine Räthe in ihre Verſammlung, und ſie wurden von ihnen im Namen des Königs gefragt, welche Genugthuung ſie für den Tod des Herzogs forderten? — Die Räthe der Dame antworteten: die Herzogin iſt nicht hierher gekommen zu fordern, ſondern um zu vernehmen, was der König für ſie zu thun Willens iſt. — Der König hielt die Räthe der Dame für ſehr verſtändige Männer, wegen dieſer Antwort.

Ulfius ging nun in die Verſammlung der Barone und Herren, um ſich mit ihnen zu berathen, weil der König ihnen alle Vollmacht dazu gegeben, zu thun und zu rathen, was ihnen nach ihrer Weisheit am beſten dünkte, und am rühmlichſten zum Beſten des Reichs und ſeiner Unterthanen. Ich gehe, ſagte Ulfius dem Könige, als er ſich von ihm beurlaubte, um zu thun, was ihr mir gebietet; erinnert euch aber mein König, daß ein Fürſt ſeinen Leuten nicht gut genug begegnen, und ſich nicht genug vor ihnen demüthigen kann.

Ulfius und die übrigen Räthe begaben ſich ſofort zur Dame Yguerne, ſtellten ſich ihr als diejenigen vor, denen der König Vollmacht gegeben, in dieſer Sache

Recht zu ſprechen, und fragten ſie, ob ſie damit zufrieden ſey, und ſich ihrem Spruche unterwerfen wolle? Dame Yguerne antwortete ihnen: Der König könne ihr nichts größeres anerbieten, als daß er ſeine Barone wolle für ſich urtheilen laſſen; worauf ſich die des Königs wieder entfernten und ſich beſonders verſammelten, um die Sache zu beenden. Nachdem ſie ſich unter einander berathen, was am beſten zu thun ſey, rieſen ſie alleſammt den Ulſius, daß er zuerſt ſeine Meinung ſage. — Ihr wißt wohl, fing Ulſius an, daß der Herzog durch des Königs Schuld ums Leben kam, und daß er den Tod nicht verdiente; ſeiner Gemahlin blieben die Kinder zur Laſt, und der König verheerte ihr Land durch den Krieg. Auch haben die Verwandte und Freunde des Herzogs gar viel durch ſeinen Tod eingebüßt, es iſt alſo der Billigkeit und dem Rechte gemäß, daß ihnen nach Würden ſo viel möglich erſtattet werde, was ſie verloren, damit der König ihrer Anhänglichkeit und Liebe gewiß bleibe. Anderer Seits iſt der König unvermählt, und es iſt Zeit, daß er eine Gemahlin ſich erwähle: da nun Dame Yguerne, wie ihr wißt, eine der tugendſamſten Frauen der Welt iſt, ſo wäre meine Meinung, der König könne keine ſchicklichere Genugthuung geben, als wenn er ſie zur Gemahlin erwählte. Mich dünkt, ſolches würde eine große Wohlthat ſeyn für das ganze Land ſowohl, als für euch, und ein jeder wird dieſe Art Genugthuung zu geben lobenswerth finden. Auch rathe ich, daß er die älteſte Tochter des Herzogs dem Könige von Orcanien, welcher hier zugegen iſt, zur Gemahlin gebe, und allen übrigen ſo thue, daß ſie ihn für ihren gnädigen und großmüthigen König lieben und in Ehren halten.

Die Geſchichte erzählt, daß als Ulſius auf dieſe Weiſe ſeine Meinung geſagt, er die andern Räthe aufforderte, die ihrige gleichfalls zu ſagen. — Ulſius, antworteten ſie ihm insgeſammt, du haſt den beſten Rath ertheilt, und den aller hochſchwingendſten, den je ein Menſch zu denken ſich erdreiſtet; wenn ihr denſelben ſo wie ihr jetzt vor uns thatet, vor dem Könige wiederholt, und wir ſehen erſt, daß er einwilligt, ſo wollen auch wir gern einwilligen. — Das iſt nicht genug, ſagte Ulſius, ihr müßt noch vor dem Könige eure Einwilligung dazu geben; hier iſt gleich der König Loth von Orcanien zugegen, auf welchen der Frieden nun zum Theil ankommt, er mag zuerſt ſeine Meinung ſagen. Und der König von Orcanien antwortete: ich möchte um alles in der Welt nicht, daß der Frieden um meinetwillen unterbliebe. — Da die andern dieß hörten, fielen ſie gleichfalls alle der Meinung des Ulſius bey, und gingen darauf alleſammt zum Könige, wo auch Dame Yguerne mit den übrigen ſich einfand. Die ganze Verſammlung ſetzte ſich nieder, ausgenommen Ulſius; dieſer ſtand vor ihnen, trug den Rathſchluß der Barone und Fürſten vor, und fragte den König darauf, ob er dem Rathe dieſer Männer beypflichte? — Ich pflichte ihm bey, antwortete der König, wenn anders Dame Yguerne und ihre Parthey darin einwilligen, und wenn König Loth von Orcanien die älteſte Tochter des Herzogs ehelichen will. — Sire, ſprach König Loth, es gibt nichts, was ich nicht aus Liebe zu euch, und des Friedens wegen, zu thun entſchloſſen wäre. — Ulſius wandte ſich nun zur Parthey der Dame, und fragte ſie, wie ſie zufrieden ſeyen, und ob ſie unter dieſen Bedingungen Frieden ſchließen wollten? — Als er ſich ſo an ſie wandte, und erwartete, daß der, welcher den Auftrag hatte, im Namen der Herzoginn zu reden, nun antworten würde, fingen ſie vor großer Rührung alle an zu weinen, ſo daß Thränen ſo groß wie Erbſen ihnen aus den Augen fielen; ſo auch weinte der, welcher hatte ſprechen ſollen, vor Freuden und Rührung, ſo daß er nicht ein Wort vorbringen konnte. Endlich ſagte er, nein, niemals hörte ich ſolche Reden, noch ſah ich ſolche ehrenvolle Genugthuung, wie die iſt, welche der König jetzt einem ſeiner Lehnsleute wiederfahren läßt! Fragte darauf die Dame und die übrigen Verwandten, ob ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden wären? Dame Yguerne weinte, konnte aber nicht reden; die andern ſprachen für ſie, und waren einſtimmig der Meinung, eine ehrenvollere Genugthuung könnten ſie nicht verlangen, noch einen ſchönern Frieden ſchließen. — Zwey Tage nachher ward die Vermählung des Königs mit der Yguerne gefeyert, zugleich auch die des Königs Loth von Orcanien mit der älteſten Tochter des Herzogs. Dame Yguerne hatte noch eine andre Tochter, Morgante genannt, dieſe ward in ein Kloſter geſchickt, um daſelbſt unterrichtet zu werden. Dieſelbe brachte es ſo weit in allen Wiſſenſchaften, daß es ein Wunder war, ſie verſtand auch die Aſtronomie in einem ſo hohen Grade, daß niemand ſich neben ihr in dieſer Kunſt durfte ſehen laſſen; nachmals ward ſie Morgante, die Fee, genannt. Die andre Tochter, welche dem König von Orcanien vermählt wurde, gebahr drey Söhne, alle drey ſehr tapfre Ritter, welche nachmals an der Tafelrunde ſaßen. So wurden auch die übrigen Kinder der Herzoginn gut vom Könige verſorgt, und ihre Freunde und Verwandte liebte er und hielt ſie ſehr in Ehren.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Es waren an dem Tage, da der König mit der ſchönen Yguerne Hochzeit hielt, gerade zwanzig Tage, ſeit er unter der Geſtalt des Herzogs bey ihr geſchlafen, und daß ſie ſchwanger von ihm geworden. Die Hochzeit ward ſehr fröhlich, und in großer Pracht gefeyert; funfzehn Tage lang dauerte die Feſtlichkeit, wo ein jeder, der ſich dazu einfand, aufs herrlichſte bewirthet ward. Der König war froh und voll Freuden, das erlangt zu haben, wonach er ſich ſo geſehnt, und wollte lange Zeit von nichts hören, als von Feſten und Freudenbezeugungen. Als er nun einmal des Nachts bey ſeiner Gemahlinn lag, und ſie doch ſchwanger war, fragte er ſie, von wem ſie ſchwanger ſey? da er nicht glaubte, daß ſie es ſchon von ihm ſeyn könne, auch vom Herzog könne es nicht ſeyn, da er lange Zeit vor ſeinem Tode nicht bey ihr geweſen war. Die Königinn Yguerne fing an zu weinen, als ſie dieſe Worte des Königs vernahm, und ſagte unter vielen Thränen, mein König, ich kann euch auf keine Weiſe eine Unwahrheit ſagen; es iſt nur zu wahr, daß ich nicht von euch ſchwanger ſeyn kann, aber habt um Gottes Barmherzigkeit willen Erbarmen mit mir! Was ich euch erzähſen will, iſt ſehr wunderbar, aber es iſt darum nicht weniger die Wahrheit, ich bitte euch daher, verſprecht mir ehe ich ſpreche, daß ihr mich nicht verſtoßen wollt, daß ihr mir auch keinen Vorwurf machen wollt. — Ihr dürft frey mir alles ſagen, antwortete der König, denn ich verſpreche euch, was es auch ſeyn möge, werde ich in meinem Betragen gegen euch desfalls nichts ändern. — Hierauf ward Yguerne beruhigt, und erzählte dem Könige getreu alles, was ihr in jener Nacht wiederfahren, als ſie dachte, den Herzog ihren Gemahl, nebſt ſeinen beyden vertrauten Rittern bey ſich zu ſehen, wie ſie dann mit ihrem vermeinten Gemahl die Nacht zugebracht, des andern Tages aber, als er ſchon wieder von ihr geſchieden war, die Nachricht erhalten habe, daß er in der vorigen Nacht, anſtatt bey ihr zu ſeyn, auf dem Schlachtfelde umgekommen ſey; und ſo fugte ſie hinzu, weiß ich nicht, wem das Kind zugehört. — Süße Freundinn, antwortete der König hierauf, ich bitte euch, übergebt dieß Kind dem, der kommen wird, es zu hohlen, oder wem ich es geben mag, damit wir nie von ihm reden hören. — Sire, erwiederte Yguerne, mit mir ſowohl, als mit allem, was mir gehört, thut nach euerm Wohlgefallen.

Des andern Morgens erzählte der König dem Ulſius, was zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin die Nacht war geredet worden. Man könnt ihr wohl gewiß ſeyn, ſprach Ulſius, daß die Königin eine ſehr fromme, weiſe, und treugeſinnte Dame iſt, weil ſie euch in dieſer ſo ſehr wichtigen Sache keine Unwahrheit ſagte, ſondern es wagte, ganz die Wahrheit zu ſprechen.

Nach ſechs Monaten kam Merlin zu Ulſius, bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit mit allem, was geſchehen war; ſandte ihn darauf zum Könige, der ſogleich kam, und ſich ſehr freute, Merlin wieder zu ſehen. Darauf ſprach Merlin zum Könige: Nicht weit von hier wohnt ein edler Biedermann, mit Namen Anthor; deſſen Gemahlin iſt die verſtändigſte und gottesfürchtigſte Frau im ganzen Lande, ſie iſt von untadelhaften Sitten, und in allem Guten ſehr wohl unterrichtet, und von vortreflicher Gemüthsart. Dieſe Frau iſt ganz kürzlich mit einem Sohn niedergekommen; der biedre Anthor gehört aber nicht zu den reichſten. Ich rathe dir, daß du zu ihm ſendeſt, ihn zu dir rufen läßt, und ihm Geld und Gut hinreichend gebeſt, damit er anſtändig leben mag, bitteſt ihn aber nachher, daß er ein Kind, welches man ihm bringen würde, an ſeiner Ehefrauen Bruſt erziehen, und von ihrer Milch ernähren laſſe; dann laß ihn dir einen heiligen Eid ablegen, daß er dieß ſicher halten wolle, daß er ſeinen Sohn einem andern zur Erziehung gebe, und an deſſen Statt den Sohn, den man ihm bringen würde, als den ſeinigen zu erziehen und zu halten. — Ich will, ſagte der König, alles pünktlich ausführen, wie du vorgeſchrieben.

Merlin ging zurück zum Meiſter Blaſius, und der König ließ den braven Anthor vor ſich rufen. Anthor kam ſogleich, und war nicht wenig verwundert, als der König ihn mit beſondrer Freundlichkeit empfing, und ihm viel Ehre erzeigte, konnte auch nicht begreifen, warum dieß wohl geſchehen möchte? — Mein Freund, fing der König an, ich will dir ein Geheimniß entdecken, hüte dich aber bey deinem Leben, daß du es niemand ſageſt; du biſt mein Unterthan und mein Lehnsmann; du biſt es alſo Gott und mir ſchuldig, mein Geheimniß feſt zu bewahren, und mir, was ich dir ſagen werde, ausführen zu helfen. — Sire, antwortete Anthor, ihr könnt mir nichts gebieten, was ich nicht mit Freuden zu thun Willens wäre: ſollte ich es aber nicht thun können, ſo iſt euer Geheimniß doch auf jeden Fall ſicher bey mir verwahrt. — So höret mein Freund, was mir neulich, als ich ſchlief, für ein Geſicht erſchien. Ich ſah einen Mann vor mir, der mir ſagte, ihr, Anthor, wäret einer der biederſten und ehrenhafteſten Männer in der Welt; ihr, fuhr er fort, habt ein Kind erzeugt, welches eure Frau zu dieſer Stunde mit ihrer Milch ernährt. Dieſer Mann gebot mir euch zu ſagen, daß ihr mir zu Liebe dieſes euer Kind einer andern zu ernähren, und zu erziehen gebet, und dafür von eurer Frau ein Kind an ihrer Bruſt tränken laſſet, welches euch ein fremder Mann überbringen wird, und daß ihr dieſes fremde Kind als das eurige erzieht und haltet. — Sire, fing Anthor wieder an, es iſt ein Großes, was ihr von mir verlangt, daß ich mein eignes Kind einer fremden Frau zu ſäugen gebe, und nehme mich eines fremden dafür an; doch, was mich betrifft, ſo will ich euch gehorchen, im Fall es meine Frau zufrieden iſt; doch verſpreche ich euch, daß ich ſie erſuchen werde, darein einzuwilligen. Sagt mir nun, mein König, ob das Kind ſchon geboren iſt, und wann ich es erhalten ſoll. — Ich weiß dieß nicht, antwortete der König, gab ihm aber eine große Summe Goldes und vielen Reichthum und Güter, worüber der biedere Anthor ſehr erfreut war. Dann ging er zu ſeiner Frau nach Hauſe, und erzählte ihr, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgefallen; es kam ihr dieß aber ſehr befremdend vor. Wie ſollt ich wohl, ſagte ſie, mein eignes Kind weggeben können, um ein fremdes zu nähren? — Es gibt nichts, ſprach Anthor, was wir nicht ſchuldig wären, für unſern Landesherrn zu thun. Du ſiehſt, daß er mir ſchon viel gegeben, und noch mehr hat er zu thun verſprochen, ſo daß wir niemals keine Armuth werden zu befürchten haben, wir mußen alſo auch alles thun, was er von uns verlangt. Mein Wille iſt, ſo es dir gefällt, daß du das Kind, welches uns gebracht wird, säugeſt und erzieheſt, gleich wie das unſre. — Ich gehöre euch, ſagte die Frau, und auch mein Kind gehört euch zu, thut an uns nach eurem Wohlgefallen. Der wackre Anthor war über dieſe Antwort ſeiner Frau ſehr vergnügt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Den Tag vor der Niederkunft der Königinn kam Merlin zu Ulſius, und ſprach: ich bin zufrieden mit den Anſtalten, welche der König getroffen, und wie er ſich überhaupt ſehr verſtändig genommen. Geh, ſage ihm, er ſolle die Königinn vorbereiten, ſie würde morgen nach Mitternacht entbunden werden; und wie ſie gleich nach ihrer Entbindung das Kind dem Manne übergeben müſſe, den ſie beym Hinausgehen aus ihrem Zimmer erblicken würde. Ulſius fragte ihn, ob er nicht ſelber mit dem Könige ſprechen wolle, er ſagte aber; Nein, nicht zu dieſer Stunde. Ulſius beſtellte dem Könige alles, was Merlin ihm aufgetragen und der König ging ſo gleich zur Königinn. Morgen nach Mitternacht, ſagte er ihr, wirſt du entbunden ſeyn; ich bitte dich aber, und verlange es ausdrücklich, daß du das Kind gleich nach der Geburt deiner vertrauteſten Kammerfrau giebſt, mit dem ausdrücklichen Befehl, es dem Manne zu geben, der es ihr beym Herausgeben aus dem Zimmer abfordern wird. Auch mußt du allen denen, welche bey der Niederkunft zugegen ſeyn werden, bey ihrem Leben verbieten, daß ſie niemanden ſagen, daß du niedergekommen biſt, weil viele glauben mochten, das Kind ſey nicht von mir; auch kann es wohl in Wahrheit nicht von mir ſeyn. — Ich ſagte es euch ja, erwiederte die Königinn, wie ich nicht wiſſe, wer Vater dieſes Kindes iſt; ich will alles thun mit ihm, was ihr verlangt, das ich thun ſoll. Sie war aber ſo beſchämt, daß ſie den König nicht anſehen konnte, ſondern ihre Augen niederſchlug.

Um die beſtimmte Stunde kam ſie nieder, worüber ſie ſehr verwundert war, daß der König die Stunde ihrer Entbindung vorher geſagt. Es geſchah auch alles ſo, wie der König ihr befohlen hatte. — Traute Freundin, ſagte ſie zur Kammerfrau, nimm das Kind und gieb es dem Manne, der am Ausgang des Zimmers es dir abfordern wird; gieb aber genau Acht, wer dieſer Mann iſt? — Die Kammerfrau wickelte das Kind in reiche Windeln, und trug es hinaus; als ſie die Thure öffnete, kam ihr ein ſehr alter, ſchwacher Mann entgegen; worauf wartet ihr hier? fragte ſie. — Auf das, was ihr bringt, antwortete der Alte. — Wer ſeyd ihr? was ſoll ich meiner Gebieterin ſagen, wem ich es gegeben? — Bekümmere dich nicht darum, thu was dir befohlen ward, und was du thun mußt. — Darauf reichte ſie ihm das Kind, er nahm es, und in demſelben Moment verſchwand er damit, ſo daß die Kammerfrau nicht wußte, wo er hin gekommen. Als ſie nun wieder zur Königinn ins Zimmer kam, und ihr erzählte, wie ſie das Kind einem fremden ſehr alten Manne habe geben müſſen, der in dem Moment, als er es erhielt, damit verſchwand; fing die Königinn bitterlich an zu weinen, und zu klagen, über den Verluſt ihres Kindes.

Der Alte ging mit dem Kinde hinaus, um es dem frommen Anthor zu bringen, begegnete ihm aber auf der Gaſſe, als er eben zur Meſſe gehen wollte. — Anthor, redete er ihn an, ich bringe dir ein Kind, das du wie das deinige erziehen und ernähren ſollſt. Wiſſe, daß wenn du ſolches treulich thuſt, wird das Gute, das dir und den Deinen daraus entſtehen wird, unermeßlich, und dir ſelber nicht glaubwürdig ſeyn. Der König ſowohl, als jeder edle Mann und jede edle Frau bitten dich, es gut zu halten, auch ich bitte dich darum; meine Bitte muß dir ſo viel als die des reichſten Mannes gelten. — Anthor nahm das Kind, ſah es an und fand es wohlgebildet und von großer Schönheit. Iſt es getauft? fragte er den Alten. — Nein, ſagte dieſer, du magſt es ſogleich in der Kirche taufen laſſen, wo du Willens warſt zur Meſſe zu gehen. — Welchen Namen ſoll ich ihm geben? — Nenn' es Artus. Du wirſt bald genug gewahr werden, welch ein großes Gut du mit ihm erhältſt, denn ſowohl du als deine Frau, ihr werdet dieſen Knaben ſehr lieben, und ihn von eurem eignen nicht zu unterſcheiden wiſſen. Und hiemit Gott empfohlen. — Sie ſchieden von einander; Anthor ließ das Kind taufen, ihm den Namen Artus geben, und brachte es nachher ſeiner Frau, die es freundlich willkommen ließ, es küßte, an ihre Bruſt legte, und es mit ihrer Milch tränkte, während ſie ihren eignen Sohn einer fremden Frau, welche ſie vorher angenommen, zu nähren gab.

Dreyßigſtes Kapitel.

Nachdem Uterpendragon lange Zeit in Frieden ſein Reich regiert, verfiel er in eine ſchwere Krankheit; er hatte nämlich Gicht in den Händen, ſo daß er ſie nicht brauchen konnte. Die Heiden fielen wieder in ſein Reich und verheerten es wahrend ſeiner Krankheit; die Fürſten und Barone zogen zwar verſchiedentlich gegen ſie zu Felde, wurden aber immer geſchlagen, die Heiden dagegen immer mächtiger im Lande. Merlin kam zu Uterpendragon, und ſagte ihm, er würde mit ſeiner Hülfe die Feinde wieder vertreiben, nachmals aber nicht lange mehr leben; die Königin Yguerne war vorher ſchon geſtorben. Merlin rieth ihm daher, ſobald er würde geſiegt haben, alle ſeine Schätze und Reichthümer unter die Armen zu vertheilen; er ſolle noch bey ſeinem Leben ſo viel Gutes thun als moglich, weil er das Reich ohne Erben verlaſſen müſſe. Der König fragte ihn nach dem Kinde, welches er ihm gegeben; du haſt, antwortete dieſer, dich nicht um ihn zu kümmern; doch darf ich dir wohl ſagen, daß er ſchön und groß und wohlerzogen iſt. Als Merlin darauf Abſchied vom Konige nahm, und ihn noch einmal erinnerte, daß er nicht lange mehr zu leben habe, fragte der Konig ihn weinend: O weh, Merlin, ſoll ich dich denn niemals wieder ſehen? — Noch einmal ſollſt du mich ſehen, antwortete Merlin, aber nicht öfter.

Uterpendragon verſammelte ſein Heer, ließ ſich ihm in einer Sänfte vortragen, und ertheilte die Befehle zum Angriff mit ſolcher Klugheit und mit ſo großem Muth, daß er dadurch den Muth des Heeres und der übrigen Anführer hob, die Feinde ſchlug, und ſie völlig wieder aus dem Lande vertrieb. Darauf kam er wieder nach London zurück, und vertheilte alle ſeine Schätze, alles was er beſaß, zwiſchen den Armen und den Kirchen, ſo daß er ſich jetzt noch mehr als je die Liebe des ganzen Volks erwarb; verfiel aber hernach wieder in ſeine Krankheit, ſo daß die Ärzte ſein Leben aufgaben. Da er nun immer ſchlimmer wurde, und endlich die Sprache verlohr, ſo daß er in drey Tagen kein einziges Wort geſprochen hatte, kam Merlin wieder zu London an. Die Herren des Hofes, und das Volk, als ſie ihn kommen ſahen, gingen weinend ihm entgegen, und riefen: Unſer König iſt todt! — Er iſt noch nicht todt, antwortete Merlin, führt mich zu ihm, ſo ſollt ihr ihn noch einmahl reden hören. Als man ihn nun in das Zimmer führte, wo der König krank auf ſeinem Bette lag, ließ Merlin alle Fenſter öffnen, und trat hinzu. Die Hofleute nahten ſich dem Könige und ſagten ihm: hier iſt Merlin, welchen der König jederzeit geliebt. Da wandte der König ſich zu ihm, erkannte ihn alsbald, und man nahm an ſeinen Mienen wahr, wie er ſich freute, ihn zu ſehen. Merlin neigte ſich und ſagte ihm leiſe ins Ohr: wiße, dein Sohn Artus wird König nach dir, und wird die Tafelrunde, welche du geſtiftet, vollſtändig machen! — Darauf erhob der König ſeine Stimme und ſagte: Sage ihm, daß er für mich bete zu Jeſu Chriſto unſerm Herrn. — Nun wandte Merlin ſich zu den Herumſtehenden und ſagte: dieß waren die letzten Worte des Königs, niemand wird ihn weiter reden hören. — Darauf ging Merlin fort, und die andern blieben in Erſtaunen zurück, ſowohl darüber, daß der König noch mit ihm geredet, als über die Worte, welche er geſprochen, von denen ſie den Sinn nicht fanden, denn ſie hatten nicht gehört, was Merlin dem Könige ins Ohr geredet Dieſelbe Nacht ſtarb Uterpendragon, und das Reich blieb ohne Nachfolger. Die Fürſten und Barone verſammelten ſich zwar, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen, ſie konnten ſich aber nicht darüber vereinigen. Endlich beſchloſſen ſie, den Merlin, als den weiſeſten aller Menſchen, um Rath zu fragen.

Merlin wurde in die Rathsverſammlung geholt, und ihm im Namen aller Fürſten die Frage vorgelegt, wen ſie zum Könige an Uterpendragons Stelle erwählen ſollten? — Da ſtand Merlin auf, und ſprach: Ich habe ſtets dieß Reich geliebt, ſo wie auch die Bewohner deſſelben: wollt ihr alſo meiner Meinung folgen, ſo laßt es auf den Ausſpruch Gottes ankommen, wer König werden ſoll. — Alle riefen einſtimmig: Sag was wir thun ſollen, wir glauben dir, und wollen alles, was du für Recht hältſt, thun. — Vierzehn Tage ſind es, fing Merlin an, ſeitdem der König ſtarb, es war am St. Martinstage; wartet noch bis zur Weihnachtsnacht, welche nicht mehr weit iſt. Unſer Erlöſer, der König aller Könige, ward an dieſem Tage geboren Ich bin euch allen Bürge, daß wenn ihr dieſen Tag in frommem Gebete zu unſerm Herrn zubringt, er euch ein Zeichen geben wird, nach welchem ihr einen König erwählen dürft. Ihr alle, Fürſten und Volk, und ihr Biſchöfe und Geiſtliche, betet zu ihm, daß er euch erleuchte, und euch durch ein Zeichen ſeinen Willen kund thue und euch denjenigen zeige, der würdig gefunden wird, dieß Reich zu regieren. Ich ſage euch in Wahrheit, wenn ihr mit Inbrunſt und mit wahrer Andacht allgemein zu ihm betet, das Zeichen wird euch erſcheinen, woran ihr den König erkennen ſollt, und ſo ſeyd ihr dann gewiß, nach dem Willen Gottes unſers Herrn erwählt zu haben.

Die ganze Verſammlung war mit dieſem Rathe des Merlin wohl zufrieden, und es ward einſtimmig beſchloſſen, darnach zu thun. Merlin beurlaubte ſich jetzt von den Fürſten. Da ſie ihn baten, zum Weihnachtsfeſte wieder zu kommen, um nachzuſehen, ob alles ſo geſchehe, wie er ihnen gerathen, ſagte er, er würde eher nicht wiederkommen, bis alles vollkommen zugetroffen; ging darauf fort aus dem Rath zu ſeinem Meiſter Blaſius und erzählte ihm das Geſchehene, wodurch auch wir es jetzt erfahren.

Die Barone ihrer Zeit ließen alle Fürſten, Herren und Ritter des Landes zu Weihnachten nach London beſcheiden, um ſich im Gebete zu vereinigen, und zu ſehen, durch welches Wunder Gott einen unter ihnen zum Könige auserwählen würde. Es geſchah ſo, und es war nicht einer, der ſich nicht zu Weihnachten in London einfand. Auch der brave Ritter Anthor kam nebſt ſeinem Pflegeſohn Artus, der ein Knabe von wunderbarer Schönheit und in allen Dingen ſehr artig und wohlerzogen war;

auch ſeinen eignen Sohn brachte Anthor mit nach London, welcher ein Jahr älter war als Artus, und am Allerheiligen-Tage war Ritter geworden. Anthor liebte aber ſeinen eignen Sohn nicht mehr, als er den Pflegeſohn liebte.

Am Vorabend vor dem Weihnachtsfeſte verſammelten alle Fürſten und Ritter, und vieles Volk ſich in der Kirche, beteten, und hörten die Meſſe um Mitternacht mit großer Andacht; als aber die Mitternachtmeſſe vorüber war, und kein Zeichen ſich noch wollte ſehen laſſen, fingen viele an zu zweifeln, und meinten, ſie ſeyen wohl rechte Thoren, auf ein ſolches Zeichen zu warten. Darauf beſtieg ein ſehr gelehrter geiſtlicher Herr die Kanzel und hielt ihnen eine vortrefliche Predigt, worin er ihnen ihren Unglauben und Ungeduld verwies, und ſie ermahnte, ihren Eifer im Gebete nicht ſinken zu laſſen, und auf Gott feſt zu vertrauen; hielt ihnen auch ihre Pflicht vor, daß ſie um die jetzige Stunde doch nicht allein aus der Urſache in der Kirche verſammelt wären, um einen König aus ihrer Mitte zu erwählen, ſondern ſie wären auch um des Heils ihrer Seelen willen hier, und um den König aller Könige anzuflehen, welcher ihnen in dieſer Nacht geboren worden. Die Predigt war ſo kräftig und vortreflich, daß die Fürſten, davon bewegt, ihre Andacht erneuerten, und in inbrünſtigem Gebete die Frühmeſſe abwarteten. Als aber auch dieſe gehört worden, und der helle Tag begann in die Kirche hinein zu ſcheinen, da gingen viele von ihnen hinaus; und ſiehe da, auf dem Platze vor der Kirchenthüre erhoben ſich drey breite Stufen von einem fremden ſonderbaren Stein, einige ſagten, es ſey Marmor; ein eiſerner Ambos ſtand oben auf den Stufen, in dieſem Ambos war ein Schwerdt befeſtigt, ſo daß es aufrecht auf dem Ambos ſtand. Die, welche aus der Kirche gekommen waren, liefen erſtaunt und erſchreckt zurück und verkündigten das Wunder dem Erzbiſchof Brice, der eben Meſſe las. Als er fertig war, ging er hinaus, und alles Volk und die Fürſten ihm nach; der Erzbiſchof ſtieg die Stufen hinauf, beſah das Schwerdt und las die Schrift, welche auf beyden Seiten des Schwerdts mit goldnen Buchſtaben eingegraben war, dem Volke laut vor. Es ſtand darauf: „derjenige unter euch, welcher dieſes Schwerdt aus dem Ambos zieht, ſoll König dieſes Landes ſeyn auf Ermahnung Jeſu Chriſti."

Alles Volk war erſtaunt über dieſes wunderbare Zeichen; der erhöhete Ambos und das Schwerdt ward zehn tapfern verſtändigen Männern zur Wache übergeben, von welchen fünfe weltlich, fünfe aber geiſtlich waren. Darauf verfügten ſich alle wieder in die Kirche, und ſtimmten dem Herrn Dankgebete an für dieſes Zeichen, das er ihnen gnädig geſendet, und ſangen feyerlich ein Tedeum. Nachher fingen die Verſuche mit dem Schwerdte an: erſt kamen die Fürſten, die Barone, alle große Herrn und Ritter, jeder verſuchte das Schwerdt aus dem Ambos zu ziehen, keiner war es aber im Stande. Der Erzbiſchof gab den zehn Männern, welche das Schwerdt bewachten, den Befehl, jedweden heran zu laſſen, der den Verſuch machen wollte, er ſey von welchem Stande er wolle; ſollte einer es herausziehen, ſo müßten ſie aber wohl Acht geben, wer es ſey, um ihn wieder zu erkennen. Während acht Tagen bis zum Neujahrstage verſuchten es alle im ganzen Lande, denn ſie kamen von weit und breit, um den Verſuch zu machen; niemand aber konnte das Schwerdt aus dem Ambos ziehen, obgleich viele hundert der tapferſten Ritter es verſuchten.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Am Neujahrstage nach der Mahlzeit hielten die Fürſten und Baronen ſchöne Ritterſpiele und Rennen, zur Ergötzlichkeit, auf einem ſchönen Platze außerhalb der Stadt. Da dieß die Ritter und die andern Leute in der Stadt vernahmen, machte ſich ein jeder bereit, auch hinaus zu gehen, um bey den Spielen zu ſeyn, und die Bürger der Stadt gingen fröhlich hinaus, um dieſen Spielen zuzuſchauen. Als die Männer, welche das Schwerdt bewachten, ſahen, daß alles in der Stadt hinaus lief, gingen ſie mit, und ließen auf dieſe Weiſe das Schwerdt unbewacht. Der gute Ritter Anthor befand ſich gerade vor der Stadt, als dieſe Spiele begonnen, nebſt ſeinem Sohn, der am Allerheiligen Tage war Ritter geworden, und welcher Keux genannt wurde, und nebſt Artus, ſeinem Pflegeſohn, der ſo, wie jeder, glaubte, Keux's wirklicher Bruder zu ſeyn, und ihn auch als ſeinen ältern Bruder liebte und ehrte. Da nun die Spiele angingen, befahl Keux ſeinem Bruder Artus, eilends nach Hauſe zu laufen und ihm ſein Schwerdt zu holen, welches er daſelbſt hatte liegen laſſen. Dienſtbar und gefällig ritt Artus ſogleich eilends hin, um den Befehl ſeines Bruders zu vollziehen, als er aber in dem Gaſthof ankam, in welchem ſie wohnten, fand er alles verſchloſſen und niemand, der ihm öffnete, weil alle Hausleute gleichfalls hinaus gegangen waren, den Spielen zuzuſehen. Voll Verdruß, und vor Aerger weinend, ritt Artus ſchnell wieder zurück, und da er vor der Kirche über den Platz kam, und ſich allenthalben umſah, ob er nicht etwa jemand aus dem Hauſe gewahr würde, erblickte er den Ambos auf den Marmorſtufen, er hatte nie von dieſem Wunder etwas gehört, und ſah es jetzt zum erſten Mal. Voller Freude erblickte er das Schwerdt darauf, welches niemand bewachte, ritt darauf los, zog es mit ſo leichter Mühe, als wäre es gar nicht befeſtigt, aus dem Ambos, und ritt ſo ſchnell, als ſein Pferd nur laufen wollte, zu Lreux hinaus, gab ihm das Schwerdt, und erzählte ihm, warum er ihm nicht das ſeinige brächte, und wo er dieſes hergenommen. Lreux erkannte das Schwerdt ſogleich, ſuchte eilends ſeinen Vater den Ritter Anthor, zeigte es ihm, und ſagte, ich werde König, ich habe das Schwerdt herausgezogen. Ritter Anthor war höchſt verwundert, glaubte aber ſeinem Sohne nicht; du lügſt, rief er, ſogleich komm mit mir zum Ambos. Er ritt mit ihm hin, Artus und die Diener begleiteten ſie. Da ſie auf den Platz kamen, und der Ritter ſah, wie das Schwerdt wirklich nicht mehr im Ambos ſich befand, wandte er ſich zum Lreux: geliebter Sohn, ſagte er, ich bitte dich, ſprich die Wahrheit, wie kommſt du zu dieſem Schwerdte? Niemals konnte ich dich als meinen Sohn lieben, wenn du mir lügen mochteſt, und ich werde ſehr wohl wiſſen, ob das, was du ſprichſt, Wahrheit iſt, oder nicht. Lreux ward beſchämt, als er ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, und ſagte: mein Vater ich lüge nicht, mein Bruder Artus hat dieß Schwerdt mir ſtatt des meinigen gebracht, ich weiß aber nicht, wie er dazu gekommen. Gib es mir, ſprach Anthor, du haſt kein Recht darauf, ſondern der, von welchem du es erhalten. Lreux gab ihm das Schwerdt, und da Anthor ſich umſah, erblickte er den Artus von ferne bey den Dienern, und rief ihn her zu ſich. Lieber Sohn, ſagte er ihm, nimm dieß Schwerdt, ſtecke es wieder dahin, woher du es genommen; dieß that Artus auch ſogleich, und es war ſo feſt im Ambos, als zuvor, ſo daß niemand es heraus zu ziehen vermochte, außer Artus. Darauf ging der Alte mit den beyden Sohnen in die Kirche; hier ſagte er zu Lreux, ich wußte wohl, daß du das Schwerdt nicht konnteſt aus dem Ambos gezogen haben; Artus aber nahm er in ſeine Arme und ſprach zu ihm: Theurer geliebter Herr, wenn ich euch dazu verhülfe, daß ihr König würdet, welche Gunſt würdet ihr mir erzeigen. Wie könnte ich, erwiederte Artus, wohl dieſes Gut oder irgend ein anderes erwerben, worüber ihr nicht als mein Herr und Vater zu gebieten hättet? — Ich bin nur euer Pflegevater, euern Vater aber, der euch erzeugt hat, dieſen kenne ich nicht. Da Artus dieß vernahm, war er vor Gram und Betrübniß faſt außer ſich, denn er hatte Anthor als ſeinen Vater geliebt und geehrt, und es war ihm ſehr ſchmerzhaft und äußerſt traurig, keinen Vater zu haben. Ganz troſtlos rief er, o mein Gott, was ſoll mir dieſes Gut oder jedes andre, da ich keinen Vater habe! Ey, ſagte Anthor, ihr müßt allerdings einen Vater gehabt haben, jetzt aber, theurer Herr, ſagt mir, welche Gunſt ihr mir zuſichert, im

Fall dieß große Gut euch von dem Herrn beſtimmt iſt, und ich euch dazu verhelfe. — Ach alles, was ihr wollt, rief Artus weinend. — Nun erzählte Anthor ihm, was er alles für ihn gethan, wie ſeine Frau ihren eignen Sohn Fremden aufzuziehen gegeben, und wie ſie ihn ſtatt Sohn angenommen, und ihn mit ihrer Milch getränkt, und wie er auf dieſe Weiſe ſowohl ihm als ſeiner Ehefrau und ſeinem Sohne Lreur die größte Dankbarkeit ſchuldig ſey, denn nie wäre ein Kind mit mehr Liebe auferzogen, als er von ihnen allen erzogen worden ſey. Vater, erwiederte Artus, haltet mich als euern Sohn forthin, bin ich gleich nicht euer Kind, denn wie ſollte ich wohl einen Schritt gehen, oder der Gnade, welche Gott vielleicht mir erweiſen, und zu welcher ihr mir verhelfen wollt, wie ſollte ich mich ihrer wohl würdig erweiſen, ohne euern Rath und väterlichen Beyſtand; ſeyd alſo gewiß, daß ich alles zu thun bereit bin, was ihr mir befehlen werdet. — Nun ſo bitte ich euch, fing Anthor wieder an, wenn ihr König ſeyn werdet, macht meinen Sohn Lreur zu euerm Seneſchall, und dergeſtallt, daß er ſein Seneſchallsamt nie verlieren kann, ſo lange er lebt, ſollte er auch ſich eines Verbrechens gegen eure Perſon, oder gegen irgend einen andern in euerm Reiche ſchuldig machen. Sollte er ein Verräther ſeyn, oder übel reden, ſo bitte ich euch, erduldet ein kleines von ihm; denn um euch beſſer zu erziehen, gab die Mutter ihn in fremde Hände, ſo daß er dadurch ganz ausgeartet iſt, alſo müßt ihr euch auch von ihm mehr, als von irgend einem andern gefallen laſſen; ich bitte euch alſo, dieſe Bitte gewähret mir. Da Artus ihm nun die Gewährung zuſagte, nahm Anthor ihn bey der Hand und führte ihn zum Altar, vor das Bild der heiligen glorreichen Jungfrau Maria, und hier ließ er ihn auf die heiligen Reliquien ſchwören, daß er ſein Verſprechen gegen Keux halten wolle. Nachdem gingen ſie aus der Kirche, wo ſie den Fürſten, Baronen und Rittern begegneten, welche von den Spielen zurück kamen, und nun in die Veſper gehen wollten. Anther rief diejenigen unter ihnen, welche ſeine Freunde waren, ging mit ihnen und ſeinen Söhnen zum Erzbiſchof und ſagte: Herr Erzbiſchof, mein Sohn hier, welcher noch nicht Ritter iſt, verlangt den Verſuch mit dem Schwerdte zu machen, und bittet euch dazu um Erlaubniß. Der Erzbiſchof ging ſogleich mit allen Anweſenden hinaus und ſtellten ſich um die Stufen her; mein Sohn, ſagte Anther, ſteig hinauf, nimm das Schwerdt und bring es dem Herrn Erzbiſchof. Artus that unverzüglich, wie ſein Vater ihm befohlen, ſtieg muthig die Stufen hinauf, zog ohne alle Mühe das Schwerdt aus dem Ambos, und händigte es dem Erzbiſchof ein; dieſer umarmte den Knaben, und ſang mit lauter Stimme, Te Deum Laudamus. Die Fürſten und Herren gingen mit Artus nach der Kirche zurück. Voller Verdruß ſagte einer zum andern: wie kann es ſeyn, daß ein ſolcher Burſch unſer König werde, und über uns herrſche? Als der Erzbiſchof dieſe Reden hörte, gerieth er in Zorn; er und Anthor waren auf Artus Seite, aber die Barone ſowohl, als auch das Volk waren gegen Artus. Darauf ſprach der Erzbiſchof das kühne Wort: „Und wäre die ganze Welt gegen dieſe Wahl, und Gott der Herr hat ſie beſchloſſen, ſo wird er König!" Geh Artus, fuhr er fort, ſtecke das Schwerdt hin, wo du es hergekommen. Artus gehorchte, und das Schwerdt war ſo feſt als vorher. — Jezt geht, fing der Erzbiſchof wieder an, ihr Fürſten, Herzoge, ihr Reichen und Mächtigen, jezt geht hin und ſehet, ob einer unter euch iſt, der es herauszieht. — Sie verſuchten es alle noch einmal, einer nach dem andern, keiner vermochte es aber. — Ihr Thoren, rief der Erzbiſchof, wollt ihr gegen den Willen Gottes ſtreiten? — Das wollen wir nicht, ſagten die Fürſten, ſollte es uns aber nicht kränken und uns weh thun, daß ein ſolcher Burſche über uns herrſchen ſoll? — Der ihn erwählte, ſagte der Erzbiſchof, der kennt ihn beſſer als ihr ihn kennt. — Wir bitten euch, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, laßt das Schwerdt noch ſtecken bis zur Lichtmeß, damit noch andre den Verſuch machen. — Dieß ward ihnen bewilligt, und nun kamen Fürſten, Herzöge, Edle und Ritter aus allen Landen, und von weit und breit, jeden Tag kamen neue, gingen zum Ambos, zogen aus allen Kräften das Schwerdt, aber keiner von ihnen konnte es herausziehen. Am Tage der Lichtmeſſe verſammelten alle ſich wieder, da ſtieg Artus auf Befehl des Erzbiſchofs die Stufen hinauf, zog das Schwerdt mit Leichtigkeit aus dem Ambos, und überreichte es dem Erzbiſchof; dieſer ſowohl, als der ganze anweſende Clerus weinten vor Freude und Wehmuth, als ſie dieß Wunder ſahen. — Iſt noch einer unter euch, rief der Erzbiſchof, welcher an der göttlichen Wahl zweifelt? — Dennoch erlaubt, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, daß es noch bis Oſtern anſtehe, und kommt bis dahin niemand, der es vermag, ſo wollen wir dieſem unterthan ſeyn. Wollt ihr, fragte der Erzbiſchof, gern gehorſam ſeyn, wenn ich noch bis zu Oſtern warte? — Ja, Herr Erzbiſchof, das wollen wir. — Nun ſo geht Artus, ſteckt das Schwerdt wieder an ſeinen Ort, ſo es Gott gefällt, wird es doch das eure bleiben. Artus gehorchte, das Schwerdt ſtack wieder feſt wie zuvor, und zehn Männer bewachten es.

Am Oſterfeſte nach der Meſſe ward Artus die Stufen hinaufgeführt, wo er wieder das Schwerdt aus dem Ambos zog. Da erhoben die Fürſten ſich, und begrüßten ihn als ihren Herrn; baten ihn aber, daß er noch einmal das Schwerdt auf den Ambos ſtecken, und erſt etwas mit ihnen reden möchte. Sehr gerne, antwortete Artus höflich, ſo wie alles was euch beliebt, daß ich thue. Sie gingen darauf alle zuſammen in die Kirche, um mit Artus ſich zu unterreden, und ihn auf die Probe zu ſtellen; denn der Erzbiſchof hatte den Fürſten vorher viel Rühmens gemacht, von der Verſtändigkeit und dem guten Anſtand des Artus; jetzt alſo wollten ſie prüfen, ob ſich dieß alſo verhalte. — Sire, redeten ſie ihn an, wir ſehen nun wohl, daß es Gottes Wille iſt, daß ihr über uns herrſchen ſollt; was Gott will, das muß geſchehen; wir erkennen euch alſo als unſern König und Herrn, und wollen jetzt von euch unſre Lehen und Gaben empfangen; doch bitten wir euch gehorſamſt, daß ihr eure Krönung noch bis zum Pfingſtfeſte anſtehen laſſet, ihr ſollt deſſen ungeachtet unſer König und Herr verbleiben. Hierüber ſagt uns jetzt eure Meinung, ob ihr es ſo zufrieden ſeyd? — König Artus erwiederte auf der Stelle: daß ich euch Gaben und Lehen ertheilen ſollte, kann nicht eher geſchehen, als bis ich erſt das meinige erhalten, ich kann niemand ertheilen, was ich ſelber nicht beſitze; ſo kann ich auch nicht eher euer König genannt, und dafür gehalten werden, als bis ich zum Könige geſalbt und gekrönt worden bin, und das Reich mir überantwortet iſt. Doch der Aufſchub, den ihr von mir verlangt, den gebe ich euch ſehr gern; denn ich bin weit entfernt, die Krönung oder das Reich zu verlangen, noch ihm nachzutrachten, wenn es nicht Gottes und euer Wille iſt.

Die Fürſten waren mit ſeiner Antwort ſehr wohl zufrieden, und alle die zugegen waren, ſagten: dieſer Knabe würde, wenn er am Leben bliebe, ſehr verſtändig werden. Dann wandten die Fürſten ſich wieder gegen Artus, und ſagten: Sire, es dünkt uns gut, daß ihr erſt am Pfingſtfeſte mit der königlichen Krone gekrönt werdet, bis dahin aber wollen wir euch auf Befehl des Erzbiſchofs gehorchen.

Nachdem dieſes beſchloſſen war, und die Fürſten endlich den Entſchluß gefaßt, Artus als ihren König anzuſehen, brachte ihm ein jeder ſehr reiche Geſchenke; einige brachten koſtbare Rüſtungen, andre vortrefliche Roſſe, noch andere goldne Halsketten und koſtliche Edelſteine; und ſo brachte ihm ein jeder, wornach, wie ſie glaubten, Artus trachten würde. Artus nahm dieſe Geſchenke ſehr ehrenvoll auf, und war ihnen ſehr verbindlich dafür, theilte ſie aber unter die, welche ihm am nächſten waren, und die er in Ehren hielt, alle wieder aus. Einem jeden gab er, was ihm nach Stand, Verdienſt, nach ſeinem Amt und Gemüth am meiſten vergnügen mußte. Den Rittern ſchenkte er Pferde und Rüſtungen; goldene und ſeidene Stoffe den Eitlen, welche ſich gern koſtbar ſchmücken mochten;

den Verliebten gab er Gold und Silber, die Geliebte damit zu beſchenken, und den Verſtändigen, was ihnen wohl gefallen mochte; ſo wie er den Weiſen, die aus fremden Ländern kamen, dasjenige verehrte, was in ihrem Lande am höchſten geachtet war, auch war er viel in ihrer Geſellſchaft, und hörte auf ihre Ermahnungen und ihren Rath. So gab er alles wieder weg, was man ihm ſchenkte, und erwarb ſich die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen. Auch ſagten die Fürſten und Barone zu einander: er muß wahrlich von hoher Abkunft ſeyn, denn es iſt keine Habſucht oder Begehrlichkeit in ihm.

Da ſie nun keinen Tadel an ihm finden konnten, wie vielfach ſie ihn auch prüften, verſammelten ſich alle Fürſten, Große, Edle und Ritter aus ganz England in London, am Tage vor dem Pfingſtfeſte. Hier verſuchte noch einmal ein jeder das Schwerdt herauszuziehen, aber es war umſonſt. Der Erzbiſchof, welcher alles zur Krönung auf den folgenden Tag in Bereitſchaft geſetzt hatte, ſchlug auf Verlangen aller Fürſten den Artus zum Ritter, und er wachte die ganze Nacht in der Kirche bey ſeinen Waffen. Am andern Morgen hielt der Erzbiſchof den Fürſten eine ſchöne Rede, und fragte am Ende derſelben, wenn noch jemand gegen dieſe Wahl und die Krönung des Königs etwas einzuwenden habe, der ſage es nun. Alle aber riefen einſtimmig, er ſolle gekrönt werden; darauf knieten ſie alle vor Artus nieder und baten ihn um Verzeihung, daß ſie ſo gegen ihn geweſen im Anfange, und daß ſie ſeine Krönung ſo oft aufgeſchoben; auf ihren Knieen flehеten ſie ihn um Gnade. Artus kniete auch nieder gegen ſie und rief: ich vergebe euch, und ſo vergebe euch Gott! Da ſtanden ſie auf, nahmen Artus, und trugen ihn auf ihren Armen dahin, wo die königlichen Kleider lagen, und bekleideten ihn damit. Hierauf ſprach der Erzbiſchof zu Artus, daß er nun hingehen müſſe, das Schwerdt der Gerechtigkeit zu holen, womit er die Kirche und die Chriſtenheit beſchützen ſolle, ſo bald ſie ſeiner Hülfe bedürftig würde, denn unſer Erlöſer, da er die Gerechtigkeit auf Erden brachte, habe er ſie in ein Schwerdt gelegt. Darauf gingen ſie alle, der Erzbiſchof, die ganze Geiſtlichkeit, Artus, die Fürſten, Herzoge, Barone und die edlen Ritter in einer Prozeſſion zu dem Ambos mit dem Schwerdte. Ehe aber Artus hinauf ſtieg, ſagte der Erzbiſchof, er müſſe vorher den Eid ablegen. Alles, was ihr befehlt, erwiederte Artus. — So ſchwöre, fing der Erzbiſchof wieder an, bey Gott dem Allmächtigen Schöpfer, bey der Jungfrau Maria, bey dem heiligen Petrus, und bey allen Heiligen, daß du unſerer heiligen Mutterkirche getreu, ſie in allen aufrecht erhalten, und ihr in Nothen beyſtehen, ihr beſtändig die ihr gebührende Ehrfurcht erzeigen und ihren Frieden erhalten wirſt; daß du dein Volk beſchützen und ſchirmen, und gegen jeden vertheidigen willſt; daß du, ſo lange du lebſt, jedem einzelnen, wie allen zuſammen, Treue und Redlichkeit halten, niemand in ſeinem Rechte beeinträchtigen, und den Frieden und die Freyheit erhalten willſt; auch daß du nach deiner Macht die Gerechtigkeit pflegen willſt, ſo wie es einem jeden gebuhrt. — Als der junge König dieſe feyerliche Anrede vernahm, mußte er weinen, und alle Umſtehende weinten mit ihm; dann faßte er ſich aber wieder, und ſagte mit geſetzter Stimme: So wahr ich an Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, und unſer aller Vater glaube, ſo ſchwöre ich, daß ich nach meinen Kräften alles das thun werde, was ihr mir vorgelegt. — Nun ſo nimm das Schwerdt! ſagte der Erzbiſchof. Artus kniete nieder, ergriff das Schwerdt, zog es wie die vorigen Male mit großer Leichtigkeit heraus, und trug es, gefolgt von allen, die mit ihm waren, nach dem großen Altar in die Kirche; hier legte er es hin. Nun ward er geſalbt, und ihm die Königskrone aufgeſetzt, wobey man alle die üblichen Gebräuche beobachtete. Nun las der Erzbiſchof die Meſſe, und als ſie aus der Kirche gingen, fanden ſie weder die Stufen noch den Ambos mehr, worüber alle in das größte Erſtaunen geriethen. So ward Artus König in London, wo er ſehr lange Zeit in Frieden lebte, bis ſich nachmals die Fürſten gegen ihn empörten, wie man weiter hin leſen wird.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Geſchichte ſagt, daß nach langer Zeit König Artus einſt Hof halten wollte. Er ließ die Fürſten und Barone des Landes zuſammen berufen, die auch mit großer Begleitung ankamen. Zuerſt kam König Loth von Orcanien, welcher das Land Leonnois hatte, mit fünf hundert Rittern, alle in guter Rüſtung und wohl beritten; dann kam König Urien vom Lande Gorre, ein junger, in den Waffen wohlgeübter Ritter, begleitet von vier hundert Rittern von hohem Werth. Alsdann König Uter von Gallot, welcher eine Schweſter des Königs Artus zur

Gemahlinn hatte, mit ſieben hundert Rittern; dann König Crarados von Brebas, ein ſehr großer und ſtarker Herr, er beherrſchte Eſtrangegore, und war einer der Ritter von der Tafelrunde. Dann kam der ſchöne junge König Aguiſeaulx von Schottland, mit fünf hundert Rittern; zuletzt König Idiers mit vierhundert jungen, tapfern und in den Waffen wohlgeübten Rittern.

König Artus war höchſt erfreut, eine ſo vortrefliche und edle Ritterſchaft bey ſich in London verſammelt zu ſehen, und empfing ſie alleſammt mit vielen Ehrenbezeugungen und großer Feſtlichkeit. König Artus war unterdeſſen auch ein ſehr ſchöner Herr und vortreflicher Ritter geworden, ſo daß es eine Freude war, ihn anzuſchauen, und war mit ſeinen Gütern ſehr freygebig. Er beſchenkte alſo jeden der Fürſten und jeden Ritter mit koſtbaren Kleinodien und mit allerhand reichen Gaben, und mit ſo edlem freygebigen Anſtand, wie einer, dem es an ſolchen Schätzen nicht fehle, und der gewohnt iſt, ſie zu verſchenken. Einige von den Fürſten nahmen die Geſchenke mit Freude an, und dachten ſehr gut von ihrem König deßwegen, andre aber waren voller Neid, und von dieſer Zeit an trugen die größten und vornehmſten einen tödtlichen Haß gegen den König im Herzen. Iſt es nicht eine Thorheit, ſagten ſie unter einander, daß wir einem Burſchen von ſo geringer Abkunft eine ſolche Macht und das beſte Königreich gelaſſen haben, ſo daß er ſolche Schätze ſammeln und ſie mit Stolz verſchenken kann? Das wollen wir von nun an nicht länger zugeben. — Schlugen alſo die Geſchenke des Königs hoffartig ab und ſchickten ſie ihm zurück, ließen ihm auch dabey ſagen, er ſolle wiſſen, daß

daß ſie ihn nicht länger als ihren König anſähen, er möge daher nur aufs eiligſte ſein Reich, ſo wie das ganze Land verlaſſen, und ſich wohl hüten, ſich je wieder daſelbſt ſehen zu laſſen; ſonſt würden ſie ihn auf alle Weiſe ums Leben zu bringen ſuchen.

König Artus ward ſehr ergrimmt über dieſe Drohungen; da er ſich aber nichts Gutes von ihnen verſah, entfernte er ſich in der Stille, und verſchloß ſich in einen feſten Thurm, welcher in der Stadt London ſich befand, wo er ſich funfzehn Tage lang verbarg, weil er die Verrätherey der Fürſten ſchon kannte. Hierauf kam Merlin an, und zeigte ſich öffentlich dem ganzen Volke. Als dieſes den Merlin erkannte, war ſeine Freude ſo groß, und die Freudensbezeugungen und der Tumult ſo laut um ihn her, daß man wohl den Donner nicht gehört hätte, ſo ſehr lärmten ſie. Merlin iſt gekommen! Merlin iſt da! ſo ſchrieen ſie auf allen Gaſſen einander zu. Auch die Fürſten gingen ihm entgegen, erzeigten ihm viel Ehre, und führten ihn nach dem Palaſt, in einem Saal, deſſen Fenſter über die Stadt weg auf eine luſtige grüne Wieſe ſahen; durch dieſe Wieſe ſah man einen ſchönen hellen Fluß fließen, den man ſehr weit verfolgen konnte, bis er die Mauern der feſten Burg Clarion umgab. Hier ſetzten die Fürſten ſich mit Merlin nieder, und zogen ihn zur Rechenſchaft; fragten ihn, was ihn bedünke zu dem neuen Könige, welchen der Erzbiſchof Brice gekrönt habe, ohne ihre Erlaubniß, und gegen ihren Willen ſowohl, als gegen den Willen des Volks. — Er hat wohl gethan, antwortete Merlin, ihr möget wiſſen, daß er keinen andern hätte wählen können, der geſchickter dazu wäre. — Wie das, Merlin? Erkläret euch: denn uns dünkt, es ſind viele unter uns, welche ſowohl der Tapferkeit als der Geburt nach, dieſe Ehre mehr verdient hätten, als ein ſolcher Burſche, von dem man nicht weiß, wer er iſt? — Er iſt von höherer Abkunft, als einer von euch, ſagte Merlin, denn er iſt weder Anthor's Sohn noch Keux's Bruder! — Merlin, ihr macht uns immer mehr und mehr verwirrt; wer iſt er denn? was ſollen wir denken? — Sendet nach dem König Artus, daß er hier vor uns erſcheine, und verſprecht ihm Sicherheit, auch ſeinen Pflegevater Anthor laſſet zugleich herkommen, und Ulfius, den Rath des Königs Uterpendragon, nebſt den Erzbiſchöfen von Brice und von London, in deren Gegenwart ſollt ihr hören, wer Artus iſt, und eure Zweifel ſollen gelöſt werden. — Es ward ſogleich einer aus ihrer Mitte abgeſandt, welcher den König Artus im Namen Merlins und der verſammelten Fürſten rufen mußte, ſo auch die Erzbiſchöfe, und die andern beyden. Als ſie hörten, daß Merlin dabey war, wurden ſie fröhlichen Muthes, und begaben ſich ſogleich hin: Artus zog aber einen Panzer unter ſeinem Rocke an, denn er traute den verrätheriſchen Fürſten nimmer. Als ſie nun in den Saal vor die verſammelten Herren kamen, wo ſich auch eine große Menge vom Volke befand, um dieſe Sache zu hören, ſetzten ſich alle, Merlin aber ſtand auf, und erzählte den ganzen Verlauf von der Geburt des Königs Artus mit allen Umſtänden und mit großer Deutlichkeit, worauf denn Ulfius und Anthor den Eid vor den Biſchöfen ablegten, daß alles ſich ſo zugetragen, wie Merlin es erzählte. Ihr ſeht alſo, ſagte Merlin weiter, daß König Uterpendragon, ſein Vater, ihm nicht für ſeinen Sohn und Erben erklären wollte, aus großer Gewiſſenhaftigkeit, weil er nämlich dieſen ſeinen Sohn mir überliefert hatte, noch ehe er wußte, daß er ihn erzeugt, er wollte alſo ſeinen Schwur auf keine Weiſe brechen. Gott der Herr aber, der ſeine Frömmigkeit und die Tugend ſeiner Gemahlin Yguerne ſah, beſchloß, daß um der Aeltern willen der Sohn dennoch zu ſeinem rechtmäßigen Erbe gelange, und ſandte das Wunder mit dem Schwerdte, damit ihr alle erkennen möget, wie Gott ſelber ihn erwählte, und daß er euer König ſeyn ſoll.

Das ganze Volk weinte vor Freude, als es dieſe wunderbare Geſchichte hörte, und daß Artus ein Sohn des ſehr geliebten Königs Uterpendragon ſey, und verfluchte im Herzen diejenigen, welche dieſe Zerſtörung anfingen und nicht wollten, daß Artus König ſeyn ſolle.

Die Fürſten aber erklärten laut, ſie wollten keinen König, welcher nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt ſey; ſtießen darauf ſehr üble Reden aus, die ich gar nicht herſetzen will; unter andern ſagten ſie, er ſey ein Baſtard, und einem Baſtard hätten ſie nicht nöthig den Frieden zu halten, oder ihn in einem Reiche wie London herrſchen zu laſſen. Darauf gingen ſie alle in großem Zorne und Grimme davon, die Erzbiſchöfe aber, der Clerus und alles Volk war auf Artus Seite. Die Ritter bewaffneten ſich in ihren Gaſthöfen; und ließen dem Könige Artus den Frieden aufſagen. Dieſer begab ſich wieder nach ſeinem feſten Thurm, und ſetzte ſich nebſt ſo vielen Leuten, als er habhaft werden konnte, in Bereitſchaft, ſich zu vertheidigen. Nachdem ſeine ganze Parthey verſammelt war, fand es ſich, daß er wohl, den Clerus mitgezählt, an ſiebentauſend Mann hatte. Ritter hatte er aber nur eine ſehr geringe Anzahl, ungefähr dreyhundert und funfzig an der Zahl, der König gab ihnen Waffen und Pferde, und ſie verſprachen ihm treu bis in den Tod zu bleiben und ihm zu helfen.

Merlin ging zu den Fürſten, die ſich fertig machten, den König anzugreifen, und machte ihnen Vorſtellungen wegen ihres böſen Unternehmens. Die Fürſten aber ſpotteten über Merlin, nannten ihn Schwarzkünſtler, und hießen ihn ſchweigen. Merlin ſagte, es würde ſie dieſes Betragen zeitig genug gereuen, ging von ihnen, und begab ſich zum König Artus in ſein feſtes Schloß. — Sey nicht erſchrocken, Sire, ſagte er, du darfſt deine Feinde nicht fürchten, denn ich will dir helfen gegen ſie; keiner unter ihnen iſt ſo kühn, daß er nicht, noch ehe es Nacht wird, wenn auch ganz nackt, ſich zu Hauſe zu ſeyn wünſchen ſoll. — Artus bat ihn darauf in ſehr ſanften und demüthigen Worten, daß er ihn nicht verlaſſen möchte, und daß er ihn ſo lieben möge, wie er ſeinen Vater Uterpendragon geliebt; er wolle, ſo wie dieſer, ihm in allen Stücken gehorchen und ſeinen Willen pünktlich erfüllen. Sey gutes Muthes, König Artus, erwiederte Merlin, du darfſt nichts fürchten, höre aber genau zu, was ich dir hier ſagen will. Siegſt du dieſe Barone die mich vom Hofe geſchafft haben, welches gar nicht lange dauern ſoll, ſo thue, wozu ich dir hier rathen will. Wie du weißt, ſind die Ritter von der runden Tafel, nach dem Abſterben deines frommen Vaters, deſſen Seele vor bey Gott iſt, da ſie ſahen, welcher Streit und welche Falſchheit hier im Lande entſtand, von hier fortgezogen.

und haben die Tafel verlaſſen. Nun mußt du wiſſen, es regiert ein König, Namens Leodagan, in Thamelide, ſeine Gemahlin iſt todt, er iſt ſchon bey Jahren, und hat nur eine einzige Tochter, Genevra genannt, die einzige Erbin ſeines Reiches iſt. Dieſer König Leodagan iſt in einem ſchweren Kriege begriffen gegen Rion, König des Rieſenlandes, und des Hirtenlandes, welches niemand bewohnen kann, denn es gehen ſo wunderbare und ſeltſame Dinge daſelbſt vor, daß kein Menſch weder des Tags noch des Nachts daſelbſt Ruhe findet. König Rion iſt ſehr mächtig, an Land und an kühnen, tapfern Leuten, dabey iſt er ein ſehr grauſamer Mann. Er hat wohl ſchon an zwanzig gekrönte Könige bezwungen und ihnen grauſamer Weiſe die Bärte abgeſchnitten, aus welchen er ſich einen Mantel verfertigen ließ; dieſen Mantel muß einer ſeiner Ritter ihm ſtets vortragen bey ſeiner Hofhaltung. Da nun an dieſem Mantel noch etwas fehlt, ſo hat er geſchworen, nicht eher zu ruhen, bis er dreyßig Könige beſiegt und mit ihren Bärten ſeinen Mantel vollendet hätte. Jetzt macht er dem König Leodagan den Krieg, und hat ſeinem Lande ſchon unendlich viel Schaden zugefügt. Du mußt aber wiſſen, daß wenn er erſt ſein Land erobert hat, ſo verlierſt du alsdenn auch das deinige gegen ihn; und würde König Leodagan nicht von den Rittern der Tafelrunde unterſtützt, die ſich alle bey ihm verſammelt haben, ſo hätte er ſchon jetzt ſein Königreich verloren, denn er iſt ſchon alt. Zu dieſem König Leodagan ziehe alſo und diene ihm eine Zeitlang; er wird dir ſeine Tochter Genevra zur Gemahlin geben, und du wirſt alſo Erbe ſeines Reiches werden. Seine Tochter iſt eine junge ſehr ſchöne Dame, und dabey eine der verſtändigſten in der Welt. Trage keine Sorge um dein Land, es wird ihm nichts geſchehen, denn die Barone, welche jetzt mit dir Krieg führen wollen, werden ſo viel zu thun haben, daß ſie nicht werden daran denken können, dein Land zu bekriegen, außer daß ſie dich angreifen werden im Vorbeygehen, wenn du auf dem Wege nach dem feſten Lande ſeyn wirſt, doch ſollen ſie auch da keinen Vortheil finden. Ehe du aber zieheſt, verſorge deine Hauptſtädte und die feſten Burgen mit Nahrungsmitteln, mit Kriegsleuten und allem, was zur Gegenwehr nothwendig iſt. Und dem Erzbiſchof von Brice trage auf, daß er alle die excommunicire, welche dem Lande auf irgend eine Weiſe ſchaden oder als Feinde begegnen, und daß er gleich dieſen Abend anfange, die Fürſten und Barone mit dieſer Excommunication zu belegen, und ſo muß es die Geiſtlichkeit in jeder Stadt, und an jedem Orte, alle Tage wiederhohlen. Du ſollſt ſehen, daß auch die frechſten deiner Feinde davon erſchreckt und vom Kriege abgeſchreckt ſeyn werden. Auch will ich zu jeder Zeit und bey allen Gelegenheiten dir zur Hülfe ſeyn, und dich niemals verlaſſen, wo du dich auch aufhalten magſt.

König Artus dankte dem Merlin ſehr, nachdem er aufmerkſam alle Worte vernommen, die er ihm geſagt. Hierauf überreichte Merlin ihm eine Fahne von großer Bedeutung; es war ein eherner Drache darin, der helles Feuer auszuſpeyen ſchien; ſein Schwanz, gleichfalls von Erz, war ungeheuer lang und dick und wand ſich in vielen Krümmungen. Kein Menſch wußte, wo Merlin dieſe Fahne herbekommen. Artus nahm den Drachen an und übergab ihn dem Treus, ſeinem Seneſchall, daß er denſelben ihm vortrage, mit dem Bedeuten, daß er auf Lebenszeit Fahnenträger im Königreich London ſey. Treus war ein tapferer Ritter und von allen wohl geehrt, hielt ſich auch bey allen Fehden und in den Schlachten ſehr muthig und tapfer, nur daß er den Fehler hatte, ſehr verdrüßlich und langweilig zu ſprechen; und wegen dieſes Fehlers flohen alle Ritter ſeine Geſellſchaft und verſpotteten ihn. Wer ihn kannte, der ließ ſeine thörichte Reden ſich nicht verdrießen, weil er im Herzen eigentlich niemand übel wollte, oder zu ſchaden ſuchte, aber er ſprach bloß aus Gewohnheit thöricht; ſo daß, wenn er zu reden anfing, er immer nicht recht wußte, was er eigentlich ſagen wollte, ſondern er ſprach ſo allerley, bis irgend ein verkehrtes Wort ihm entfiel, man über ihn lachte, und ihn ſtehen ließ. Dieſen ſeltſamen Fehler ausgenommen, war er von den beſten Sitten; er hatte ihn ſicher nicht von ſeiner Mutter, der artigſten und verſtändigſten Frau von der Welt, ſondern von der Amme, welcher er überlaſſen war, um Artus deſto beſſer zu erziehen.

[illegible]

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

In einem Thal von Bergen rings umſchloſſen, bey dem Walde von Briogne, lag ein ſchönes, mit großer Pracht erbautes Haus; dieß Haus bewohnte eine Jungfrau von hoher Schönheit; ſie war die Tochter eines vornehmen Herrn, eines Afterlehnsmanns von ſehr hoher Abkunft, er hieß Dionas. Dieſen Namen erhielt er von der Syrene von Sicilien, Diana, die ſeine Frau Pathe war, und ſo ward er Dionas genannt wegen ihres Namens Diana. Ehe ſie ſich von ihrem Pathkinde trennte, begabte ſie ihn mit vielen Gütern und Reichthümern und mit vielen glücklichen Gaben, denn ſie war die Göttin des Meeres und war ſehr mächtig, hielt auch dem Dionas Zeit ſeines Lebens alles, was ſie ihm verſprochen. Auf ihr Verlangen ward von den Göttern über ihn beſchloſſen, daß ſein erſtes Kind, eine Tochter, mit aller Anmuth und Schönheit begabt ſeyn, und daß ſie zu ihrer Zeit von dem weiſeſten aller Menſchen geliebt werden ſolle, der zur Zeit des Vertigerns, Königs von Nieder-Bretagne, leben werde; und daß die Liebe dieſes Mannes zu ihr ewig ſey, und nie eine Endſchaft erreiche; ſondern wo er ſich auch befinden mag, ſoll das Andenken an dieſe Jungfrau ihn immerfort begleiten. Er ſoll ihr auch die Kunſt der Zauberey lernen, und viele andere geheime Wiſſenſchaften, denn nie ſoll er ihr irgend eine Bitte oder Begehren verſagen können, ſondern was ſie von ihm verlange, das werde er thun.

Als Dionas nun aufwuchs, und von wunderbarer Schönheit ward, auch ein tapferer und in den Waffen wohlgeübter Ritter, ging er in Dienſte der Frau Herzogin von Burgund. Dieſe war ſo wohl mit ſeinem Betragen zufrieden, und ehrte ihn ſo hoch um ſeiner Thaten, und ſeiner adlichen Sitten willen, daß ſie ihm eine ihrer Nichten zur Gemahlin gab; ein junges, ſehr ſchönes und ſehr wohlerzogenes Fräulein. Er bekam auch nebſt vielen ſchönen und reichen Gütern mit dieſem Fräulein, die Hälfte des Waldes von Briogne, vom Herzoge von Burgund, die andere Hälfte gehörte dem Könige Ban von Benoic, welcher nachmals nebſt dem Könige Boors, den König Artus auf ſeinem Zuge zum Könige Leodagan begleitete, und ihm in allen Schlachten und Kriegen beyſtand. Unter allen Ländern und Beſitzungen gefiel dem Dionas dieſer Wald von Briogne am allermeiſten, denn er liebte über die Maßen die Jagd und das Vergnügen im Walde, ſo wie auch das Fiſchen und die Ergötzlichkeit auf dem Waſſer. Nun war in dem Walde ein Überfluß von allerhand Wild, Rehen, Hirſchen und Haſen, auch an wilden Schweinen war kein Mangel; desgleichen lag ein großer See in dieſem Walde, worin ſich eine Menge der ſchönſten Fiſche befanden. An dieſem See nun, ſo recht mitten im Walde, ließ Dionas ſich nun ein ſehr ſchönes, reiches und bequemes Haus erbauen, und wohnte darin mit ſeiner ſchönen Gemahlin aufs höchſte vergnügt, und von allen ſeinen Lieblingsergötzlichkeiten umgeben. Doch begab er ſich auch oftmals an den Hof des Königs Ban, und war beſtändig bereit ihm zu dienen nebſt zehn gewaffneten Rittern, die ehrenvoll in ſeinem Gefolge waren. König Ban ſowohl, wie auch König Boors, hielten den Dionas ſehr hoch und ehrten ihn, um ſeiner Tapferkeit und ſeines ritterlichen Betragens willen, auch weil er ihnen ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet, und ihnen in ihrer Fehde gegen den König Klaudas, wie auch in andern Fehden ſehr tapfer beygeſtanden. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen, ſchenkte König Ban ihm die andre Hälfte des geliebten Waldes; auch König Beors gab ihm reiche Geſchenke an Ländereyen, guten Städten, feſten Schlöſſern und Dörfern; beſchenkten ihn überhaupt und liebten ihn dermaßen, daß er einer der mächtigſten im Reiche ward, und es ihm, ſo lange er lebte, an nichts mangelte, was ein Menſch zu ſeinem Vergnügen und zu ſeiner Ergötzlichkeit ſich nur wünſchen mag. Seine Gemahlin kam mit einer Tochter nieder, welche den Namen Mynianne in der Taufe erhielt. Dieß iſt ein Chaldäiſcher Name, der in unſrer Sprache ſo viel bedeutet als: das thu ich nicht. Die Bedeutung dieſes Namens ging auf Merlin, ſo wie man im Verfolge dieſer Geſchichte erfahren wird; denn ſie war ſo klug und verſtändig, daß ſie ſich wohl vor Betrug zu hüten wußte.

Mynianne war zwey und zwanzig Jahr alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf dieſem Wege die Geſtalt eines jungen ſchönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine ſehr ſchöne Quelle, die ſo klar über den feinen weiſſen Sand hinrieſelte, daß es ſchien, der Grund ſey vom feinſten Silber. Jeden Tag kam Mynianne an dieſe ſchöne klare Quelle, zu ihrem Ergötzen und angenehmen Zeitvertreibe. Merlin fand ſie am Rande der Quelle ſitzend, und ſie dünkte ihm von ſolcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen ſtehen blieb, und nicht weiter konnte, er ſah ſie unverwandt an, und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu ſagen. Er dachte zwar bey ſich ſelber, er dürfe nicht um der Schönheit einer Frau willen von Sinnen kommen, und kein Vergnügen dieſer Art begehren, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf ſich zu laden, er ſagte ſich dieß alles zwar ſelbſt, doch konnte er es nicht laſſen, ſie höflich zu begrüßen. Die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgeſittete feine Weiſe und ſagte: Ihr habt euch lang auf etwas bedacht, das ich zwar nicht kenne, Gott aber möge euch den Willen verleihen, alles zu euerm Beſten zu thun. Da nun Merlin ſie ſo freundlich ſprechen hörte, konnte er nicht anders, er mußte ſich zu ihr an den Rand der Quelle ſetzen, und ſie nach ihrem Namen fragen. Ich bin die Tochter eines Edelmanns hier in der Nähe, ſagte ſie, aber wer ſeyd ihr? — Ich bin ein fahrender Edelknecht, antwortete Merlin, ich ſuche meinen Meiſter, der mich eine ſehr ſchätzenswerthe Kunſt lehrte. Welch eine Kunſt iſt dieß? fragte die Jungfrau. — Ey, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, ſogleich ein Schloß ſich erheben laſſe, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Waſſer gehen, ohne mir die Sohlen zu benetzen, kann einen Fluß entſtehen laſſen, an einem Ort, wo niemals einer war. — Nun ſicher, ſagte die Jungfrau, ich wollte wohl viel von dem meinigen dafür geben, um einen Theil dieſer Spiele zu verſtehen. — Noch mehrere, weit ſchönere weiß ich, ſehr ergötzend für jeden edeln Menſchen. So würdet ihr euch niemand erdenken, deſſen Geſtalt ich nicht ſogleich annehmen könnte. — Ich bitte euch, Herr, wofern es euch nicht mißfällt, mich einige dieſer Spiele ſehen zu laſſen; dafür will ich, ſo lange ich lebe, eure Freundin und Vertraute ſeyn, in allen Züchten und Ehren, und ohne böſe Gedanken. Ihr ſeyd, erwiederte Merlin, ſo ſanft und von ſo gutem Herzen, daß ich, um eure Liebe zu gewinnen, gern euch einen Theil der ſchönen Spiele lehren will, doch mußt ihr eure Liebe mir ſchenken, denn andern Lohn verlange ich nicht — Doch in allen Ehren, ſagte die Jungfrau, und denkt nichts böſes dabey, und nichts was mir zu Schaden gereichte. Da ſtand Merlin auf, entfernte ſich ungefähr einen Bogenſchuß weit von ihr, brach eine Ruthe ab, und machte damit einen Kreis um ſich her. Dann ging er wieder hin, und ſetzte ſich neben der Jungfrau nieder. Nach einer kleinen Weile blickte ſie von ungefähr nach dem Ort hin, wo er den Kreis gezogen, und ſiehe da, es kamen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher ſpaziert, hielten ſich bey den Händen angefaßt, und ſangen mit ſo lieblicher Stimme, und ſo herrliche Weiſen, als man niemals vorher dergleichen gehört. Vor ihnen her gingen auch Spielleute mit verſchiedenen Inſtrumenten, dieſe machten eine ſo herrliche Muſik zuſammen mit dem Geſange, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören glaubte. In dem Kreis, welchen Merlin gezogen, ſtanden ſie ſtill, und nun fingen einige an mit lieblichen Gebehrden und mit gar anmuthigen Bewegungen zu tanzen, während die andern die herrliche Muſik fortſetzten. Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemals ſo wach, daß es nicht bey Anhörung dieſer wunderſüßen Muſik eingeſchlummert wäre. Auch darf man nicht fragen, ob ſie ſo ſchön anzuſchauen geweſen, als lieblich zu hören; ſie waren alle von ſelten ſchöner Geſtalt, und blühendem Angeſicht, und waren alle mit prächtigen Kleidern und köſtlichem Geſchmeide, von Perlen, Edelſteinen, Gold und Silber, ſo reich und auf eine ſo neue ſeltſame Weiſe geſchmückt, daß die Augen davon geblendet wurden, wenn man ſie anſah. Kein Mund kann nur den vierten Theil ihrer herrlichen Geſtalt, und der wunderſüßen Muſik und von dem Tanze erzählen; man konnte nicht müde werden, ihnen zuzuſchauen und zu hören. Der Ort, an welchem Merlin den Kreis gezogen, war ohne Schatten und ein bloßes Stück Land; als nun die Sonne hoher herauf kam, entſtand über den Sängern und um ihnen her, ein dick belaubtes Gebüſch, und unter ihren Füßen entſproßten ſo viel Blumen und wohlriechende Kräuter, daß die Luft weit umher davon durchwürzt ward. Nynianne ward nicht müde der Muſik zuzuhoren, und vergaß Eſſen und Trinken dabey, doch konnte ſie nicht verſtehen, was ſie ſangen, obgleich ſie ſehr aufmerkſam zuhorchte, nur den Refrain verſtand ſie, der hieß: Liebes Anfang ſüße Freuden, endet doch in bitteres Leiden.

Der Geſang war ſo laut, daß man ihn in Dionas Hauſe vernahm, worauf ſich denn alles Volk dahin verſammelte, und nicht wenig verwundert war, dieſe ſchöne Geſellſchaft, und das lieblich duftende Gebüſch, den Tanz und die Muſik dort zu ſehen, wo vorhin niemals dergleichen war geſehen worden. Als ſie nun müde waren, ſetzten ſie ſich alle zuſammen in das friſche grüne Gras, pflückten ſüß duftende Blumen, machten Kränze und

Sträuße, und ſcherzten mit lieblichen Gebehrden und Lächeln, ſo daß es eine Wonne war, ihnen zuzuſchauen. Merlin nahm Nynianne bey der Hand; was dünkt euch hiezu? fing er an. — Gewiß ihr habt ſo viel gethan, daß ich ganz die Eurige bin; ſagte ſie. — Nun ſchöne Dame, ſo müßt ihr auch den Vertrag halten. — Wahrlich, das will ich gern, nur müßt ihr mich eure Spiele machen lehren. — Ich bin es ganz zufrieden, ich will ſie euch lehren, damit ihr noch etwas anders wiſſet, als leſen und ſchreiben. — Wie? Ihr wißt, daß ich leſen und ſchreiben kann? — Ja, ſchöne Dame, denn mein Meiſter lehrte mich, alle geſchehene Dinge zu wiſſen. — Dieß iſt in Wahrheit denn noch das ſchönſte von allen euern Spielen, und das ich wohl verſtehen möchte. Aber wißt ihr denn auch die Dinge, die zukünftig geſchehen ſollen? — Ja wohl, meine Herrin und geliebte Freundin, größtentheils weiß ich dieſe, Gott ſey Dank. — Nun warum wollt ihr noch weiter etwas lernen, mit dieſen hohen Wiſſenſchaften dünkt mich, könnte euch wohl genügen, und braucht ihr nicht weiter zu forſchen. —

Während Merlin und die Jungfrau ſich ſo in ſanften zärtlichen Geſprächen vergnügt unterhielten, begaben die Sänger und Tänzer, ſammt den ſchönen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſich nach dem Walde, woher man ſie zuerſt hatte kommen ſehen, verſchwanden eins nach dem andern und zerfloſſen in Luft gegen den Wald hin, ſo daß man nicht wußte, wo ſie hinkamen. Der ſchöne Buſch aber und die lieblichen Blumen auf den friſchen Raſen blieben ſtehen, weil das Fräulein den Merlin gar ſehr darum bat, daß es möchte ſtehen bleiben, und ſie nannte den Ort: Wonne und Troſt.

Als ſie ſich nun noch recht lange unterhalten, ſagte Merlin: Schöne Jungfrau, ich muß nun fort, meine Gegenwart iſt anderswo nothwendig. — Wie! wollt ihr mich denn nicht vorher eure Spiele lehren? — Eilet damit nicht ſo ſehr Fräulein, nur zu bald werdet ihr ſie lernen. Aber ich muß fort, und ihr habt mir noch keinen Beweis eurer Liebe gegeben. — Welchen Beweis ſoll ich euch geben! ſagt, was ihr verlangt, und ich will es thun. — Nun ſo gelobet mir eure Liebe und eure Perſon, daß ihr mein eigen ſeyd. — Die Jungfrau bedachte ſich eine Weile, dann ſagte ſie: Nun wohl, ich vertraue euch, und bin ganz die Eurige, und meine Liebe iſt ganz für euch, doch mit der Bedingung, daß ihr mich ſogleich einige der Künſte lehrt. — Nachdem nun Merlin ihre Treue, ihre Liebe und ſie ſelber erhalten, und ſie ſich ihm gelobet und ganz hingegeben hatte, lehrte er ſie allerhand Künſte zu ihrer Ergötzlichkeit, die ſie nachmals auch ſehr ausübte: ſo wie die Kunſt, einen Fluß hervorkommen und ihn dann nach Belieben wieder verſchwinden zu laſſen; und andere ſchöne Künſte mehr, die ſie ſehr ſauber auf Pergament aufſchrieb und aufbewahrte. Dann nahm Merlin von Nynianne ſehr zärtlichen Abſchied; wenn werde ich euch wiederſehen? fragte ſie ihn. — Merlin verſprach ihr, am Vorabend des Johannistags bey ihr zu ſeyn. Darauf ging er fort, und wandte ſich nach Tharvaiſe in Thamelide, wo König Artus und die Könige Ban und Beors ihn erwarteten und freudig empfingen *).

---

*) Hier hört die Geſchichte auf von Merlin zu ſprechen. Beſchreibungen der Kriege und einzelnen Fehden zwiſchen Artus und ſeinen

Am Vorabend des Johannistages begab er ſich zu ſeiner Freundin, die voller Freude war, ihn wieder zu ſehen, denn noch wußte ſie nicht ſo viel von ſeinen Künſten, als ſie wohl gern gewußt hätte. Sie bezeigte ihm ihre Freude und Liebe auf alle Weiſe; aß und trank mit ihm, und ſchlief mit ihm in einem Bette; doch hatte ſie ſchon ſo viel von der Zauberey erlernt, daß wenn er ſich nicht länger zurück hielt, und ſie zu ſeinem Willen zu bewegen verſuchte, oder ſie umarmen wollte, ſo verwandelte ſie ſchnell ein Kiſſen in ihre Geſtalt, das er alsdenn in ſeine Arme nahm, und ſo einſchlief. Auch thut die Geſchichte nicht genau Meldung, daß er je einer Frau beygewohnt; und doch hatte er zu einer Frau ſolche Liebe getragen, und ſich ihr ſo überlaſſen, daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb. Er blieb lange Zeit bey ſeiner Freundin, ſie hielt ſeine Sinne beſtändig in Schranken, unterließ aber keinen Augenblick nach allen ſeinen Künſten und nach ſeiner Weisheit zu forſchen; er konnte ihr nichts verſagen, lehrte ſie alles, was er wußte, und ſie ſchrieb ſich jedes Wort, welches er ihr ſagte, ſorgfältig auf, ſo daß ſie bald alles in ihrer Gewalt hatte. Dann nahm Merlin wieder von ihr, ſo wie ſie von ihm zärtlich Abſchied, ging fort nach ſeinem Meiſter Blaſius, verſprach ihr aber vorher, über ein Jahr an demſelben Tage wieder bey ihr zu ſeyn.

Feinden, füllen den Reſt des erſten Buchs ſowohl, als auch das ganze zwente des Romans von Merlin: lauter Begebenheiten, worin er ſelbſt wieder nur erſcheint, um dem Artus durch ſeinen Rath, ſeine Tapferkeit, oder auch durch Zauberey zum Siege zu verhelfen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

König Artus war zu London, mit ſeiner Gemahlin der Königin Genevra, ſeinem Neffen Herrn Gawin, Merlin, und den Rittern der runden Tafel. Sie brachten hier ihre Zeit auf eine ſo angenehme Weiſe zu, daß ſie wohl inne wurden, wie ihnen nichts fehle. Weder Argwohn noch Feindſchaft war zwiſchen ihnen, nichts als Feſte, Spiele, Ergötzlichkeit und freundliche Geſpräche wechſelten unter ihnen ab, bald im ſchönen kühlen Walde, oder auf dem Fluß. Auch kamen von weit und breit Ritter und Herren an den Hof des Königs Artus, auch Damen und Jungfrauen die Menge, ſowohl zu ihrer Ergötzlichkeit und um die Pracht des Hofes zu ſehen, als die Damen, um ſich Hülfe zu verſchaffen gegen erlittenes Unrecht, denn König Artus erlaubte jedesmal einem Ritter ſeines Hofes, ſich der Fremden anzunehmen, wenn ihre Sache gerecht war, und ſie um Hülfe bat; wie auch die fremden Ritter oft in Turnieren und im einzelnen Lanzenbrechen, die Ritter des Königs Artus aufforderten, und ihre Waffen gegen ſie erprobten. So lebten ſie ihn hohen Freuden, die Tafelrunde und der Hof des Königs Artus war berühmt, und allenthalben in der ganzen Welt ſehr geehrt.

Unterdeſſen kam aber die Zeit heran, in welcher Merlin ſeinem Verſprechen gemäß, bey ſeiner Freundin Nynianne ſeyn mußte, vorher aber wollte er erſt zum Meiſter Blaſius nach Northumberland ziehen. Er ging alſo zum König Artus und zur Königin Genevra, und beurlaubte ſich von ihnen; dieſe baten ihn in gar ſanften und demüthigen Worten, daß er doch bald wieder kommen ſollte, denn beyde liebten ihn ſo ſehr, daß ſie nicht gern ohne ſeine Gegenwart waren. Der König ſagte mit gerührter Stimme: Ihr geht nun Merlin, ich kann euch nicht halten, auch will ich nichts, als was ihr ſelber wollt; aber ich werde nicht vergnügt ſeyn, bis ich euch wieder ſehe; darum eilt, ich bitte euch um Gottes willen, eilt, daß ihr wieder herkommt. Mein König, ſprach Merlin, ihr ſeht mich jetzt zum letzten Male. Bey dieſem Worte erſchrak Artus ſo ſehr, daß er kein Wort hervorbringen konnte. — Merlin ging weinend fort, und rief noch, lebt wohl, mein König, ſeyd Gott empfohlen. —

Weinend verließ er die Stadt London, und wanderte zu ſeinem Meiſter Blaſius nach Northumberland. Dieſen ließ er alles aufſchreiben, was an dem Hofe des Königs Artus geſchehen, und alle Kriege und Gefechte, welche dieſer gehabt, ſo wie alle ſeine Thaten. Durch das Buch des Meiſter Blaſius wiſſen wir noch bis auf den heutigen Tag die Wahrheit aller jener Geſchichten. Acht Tage blieb Merlin bey Blaſius, und lebte mit ihm wie ein Einſiedler, aß und trank auch nichts anders als dieſer. Als er wegging, ſagte Meiſter Blaſius, ich bitte dich, komm bald wieder, denn ich weiß nicht, welche Angſt mich befällt, da du gehen willſt, noch was mein Herz ſo zaghaft macht, wenn ich dich anſehe. — Auch iſt es zum letzten Male, ſprach Merlin, daß du mich ſiehſt, denn fortan werde ich bey meiner Freundin wohnen, und du ſiehſt mich nie wieder, weil ich weder die Macht, noch die Kraft haben werde, von ihr zu gehen, noch zu bleiben oder zu kommen nach andrer als ihrer Willkühr. Meiſter Blaſius erſchrak, und ihm ward weh bey dieſen Worten: O mein ſüßer

Freund, rief er traurig weinend, wenn es dann ſo iſt, daß du nicht wirſt fortkönnen, wie du es ſo gut vorher weiſt, warum gehſt du hin? — Gehen muß ich, erwiederte Merlin, denn ich habe es ihr verſprochen, und hätte ich das auch nicht, ich liebe ſie dermaßen, daß ich nicht von ihr bleiben kann oder mag; es war ſo vorher beſtimmt, darum kann ich es nicht ändern. Viel hat ſie von mir erlernt, noch mehr werde ich ſie lehren, zu meinem Unglück, aber ſo muß es ſeyn, drum lebe wohl, du ſiehſt mich nimmer wieder.

Er ging, und langte in kurzer Zeit bey ſeiner Freundin Minianne an. Ihre Freude war groß, da ſie ihn ſah, denn immer noch ruhte ihr Geiſt nicht, verlangend mehr von ihm zu wiſſen, und ihm ganz gleich zu werden. Er ſagte und lehrte ihr auch alles ohne Widerſtand, was ſie immer nur fragte; darüber ward er von jeher, ſo wie auch noch zu unſrer Zeit geſchieht, für einen Thoren gehalten, da er doch gezwungen war, ſo zu thun. — Minianne war jedesmal, wenn er ſie etwas gelehrt, wonach ſie gefragt, immer ſo vergnügt, und bezeigte ihm jedesmal eine ſolche herzliche Liebe, daß er ganz und gar und immer mehr von ihr entzückt und eingenommen wurde. Nachdem ſie ſo nach und nach mehr erfahren, und weiſer war, als je eine Frau vor ihr, oder nach ihr geweſen, fürchtete ſie immer noch, Merlin könnte ſie verlaſſen wollen, und was ſie auch ausdenken mochte, ihn zu halten, dünkte es ſie doch nicht ſicher genug. Über ſolche Gedanken verfiel ſie in große Traurigkeit, und da Merlin ſie nach der Urſache fragte, ſagte ſie: o mein ſüßer Freund, noch eine Wiſſenſchaft fehlt mir, die ich doch ſo gern erlernen möchte; erhöre meine Bitte, und lehre ſie mich. — Und welche Wiſſenſchaft iſt dieß? fragte Merlin, der aber ſchon ſehr wohl wußte, was ſie dachte. — Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauern, blos durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemals entweichen kann, wenn nicht ich ihn entlaſſe. — Da Merlin dieß hörte, ſeufzte er tief, und ließ ſein Haupt ſinken. — Warum erſchrickſt du, mein Freund? fragte Minianne. — Ich weiß, antwortete Merlin, daß du mich ſo zu halten Willens biſt, und doch kann ich nicht widerſtehen, es dich zu lehren, ſo ganz bin ich von deiner Liebe hingenommen! — Minianne warf ſich ihm in die Arme, küßte ihn zärtlich, und ſprach liebevoll an ihn gelehnt: willſt du dich denn nicht mir ganz hingeben, da ich ſo ganz doch dein bin? verließ ich nicht Vater und Mutter, um der Liebe willen, ſo daß ich nicht Ruhe fand, wo ich nicht bey dir war? ich lebe ja nur für dich, und meine Gedanken, all mein Verlangen, meine ganze Seele lebt nur in dir; keine Freude, kein Gut und keine Hoffnung blieb mir auf Erden, als in dir nur allein; du biſt mir alles! und da ich dich nun ſo liebe, und du mich eben ſo, iſt es nicht recht und billig, daß du meine Wünſche erfüllſt, wie ich nach deinem Willen lebe? — Ja wohl, ſüße Geliebte, ſagte Merlin, ich will alles für dich thun, was du wünſcheſt; nun ſage, was verlangſt du? Nun, ſprach ſie, ich wünſche, daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichteten, der nie zerſtört werden kann, worin wir beyde allein ungeſtört von der ganzen Welt zuſammen leben, und unſrer froh werden. — Dieß ſoll geſchehen, ſprach Merlin. — Nein, mein Freund, erwiederte Minianne, du ſollſt ihn nicht machen, ſondern ſollſt mich ihn machen lehren, damit er alsdenn ganz in meiner Gewalt ſey. — Es ſey dir gewährt, ſprach Merlin; fing darauf an ſie zu unterrichten, und lehrte ſie alles ohne Rückhalt, was zu einer ſolchen Verzauberung gehörte. Als ſie es nun begriffen hatte, auch ſich jedes Wort ſorgſam aufgeſchrieben, denn ſie verſtand die Schreibekunſt, konnte auch ſehr wohl leſen, und verſtand die ſieben hohen Wiſſenſchaften; als ſie nun alles erlernt hatte, war ſie voller Freude und Entzücken, und bezeigte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein andres Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſeyn.

Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, ins hohe kühle Gras nieder, und ſcherzten und ergötzten ſich mit ſüßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in den Schoos ſeiner Freundin, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Als ſie gewiß war, daß er ſchlafe, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleyer, umgab damit die Weißdornhecke, unter welcher Merlin ſchlief, und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt; neunmal ging ſie um den geſchloſſenen Kreis und neunmal wiederholte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging ſie wieder hinein, ſetzte leiſe ſich wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf ſich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherſchaute, dünkte ihm, er wäre in einen entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem herrlichen koſtbaren Bett; da rief er:

o mein Fräulein, ihr habt mich hintergangen, wenn ihr jetzt mich verlaßt, und nicht immer bey mir bleibt, denn niemand als ihr kann mich aus dieſem Thurm ziehen. — Mein ſüßer Freund, ſagte Minianne, beruhige dich; ich werde oft in deinen Armen ſeyn! —

Dieß Verſprechen hielt ſie ihm treulich, denn wenig Tage oder Nächte vergingen, wo ſie nicht bey ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Ort, an welchen er von Minianne gezaubert war, ſie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmals ihm gern die Freyheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen; aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht mehr in ihrer Macht, worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

König Artus war ganz ſprachlos vor Schrecken und Entſetzen geblieben, als Merlin ihm die Worte geſagt, daß er ihn niemals wieder ſehen würde; er konnte keine Worte finden, und ließ den Merlin gehen, ohne ihm Lebewohl ſagen zu können. Angſt- und trauervoll, konnte er lange an nichts andres denken, und acht Wochen lang dachte er immer noch, er würde etwas von Merlin hören, und er konnte vielleicht doch noch wiederkommen. Da er aber nichts von ihm vernahm, ſo ward er ganz niedergeſchlagen. Manchmal fiel ihm dann ein, er habe vielleicht den Merlin auf irgend eine Weiſe erzürnt, und Merlin wolle ihn darum nie wiederſehen. Einen wahrſcheinlicheren Grund konnte er nicht erdenken, und doch war dieſer ihm der kränkendſte von allen; ſo daß er nach und nach ganz tiefſinnig und betrubt ward. Endlich faßte ſein Neffe Gawin Muth, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. König Artus erzählte ihm, wie Merlin von ihm geſchieden, und welche Worte er beym Abſchied zu ihm geſagt; ſeit acht Wochen, fuhr er fort, erwarte ich ihn nun umſonſt, ſo lange blieb er ſonſt nie aus; ich hätte ihn freylich nicht erwarten ſollen, da er geſagt, ich würde ihn nie wiederſehen, denn er ſprach nie eine Unwahrheit; aber ich konnte mich in ſeinen Verluſt nicht finden, denn ſo wahr Gott mir helfe, lieber hätte ich meine Stadt London verloren, als ihn. Ich bitte euch, geliebter Neffe, ſo ihr mich liebt, ſo geht, erkundigt euch nach ihm, weit und breit, und bringt mir Nachricht von ihm, denn ich kann nicht länger leben, ohne etwas von ihm zu erfahren. — Mein König, antwortete Ritter Gawin, ich bin ganz bereit, eurem Befehle zu gehorchen; ich ſchwöre euch bey dem Eide, den ich euch ablegte, da ihr mich zum Ritter ſchlugt, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich euch Nachricht von ihm bringen kann, und verſpreche in einem Jahre wieder bey euch zu ſeyn, ſo Gott mir hilft, und euch die Nachricht zu bringen, die ich bis dahin von Merlin erlangt habe. Daſſelbe ſchwuren die Ritter Ywain, Sagremors von Conſtantinopel, und noch dreyßig andre Ritter, worunter die drey Bruder des Ritters Gawin, Gaheriet, Agravin und Garebeiz; ſie ſchwuren alle, ein Jahr auszuziehen, um ſich nach Merlin zu erkundigen. Sie ritten alle zuſammen auf einem Wege aus der Stadt London hinaus, als ſie aber im Walde an dem Kreutze anlangten, wo der Weg ſich in drey Straßen theilte, nahm Sagremors nebſt zehn andern Rittern einen Weg, Ywain wieder mit zehn den zweyten, ſo auch Gawin mit zehn den dritten Weg.

Ritter Sagremors, und Ywain, kamen mit ihren Haufen nach einem Jahre wieder zum König Artus, wo ſie ihm die ſonderbaren Abentheuer erzählten, welche ihnen auf ihren Wegen aufſtießen, und deren wir an einem andern Ort Erwähnung thun werden, denn König Artus ließ alle die Abentheuer, welche ſeine Ritter beſtanden oder erzählten, von vier gelehrten Schreibern ſorgfältig aufſchreiben, welche eigends dazu beſtellt waren. Von Merlin aber wußten ſie nichts zu ſagen, und keiner unter ihnen hatte etwas von ihm vernommen. Wir laſſen ſie, und kehren zum Ritter Gawin zurück.

Dieſer war kaum aus dem Walde heraus, als er zu ſeinen zehn Begleitern ſagte, er wünſchte, ſie ritten einen andern Weg, und ließen ihn allein; die zehn, worunter ſeine drey Brüder ſich befanden, verließen ihn ungern, denn ſie wünſchten ſehr in ſeiner Geſellſchaft zu reiten, ſie durften aber ſeinem Befehle ſich nicht widerſetzen, und mußten gehorchen. Ritter Gawin fand ſich bald allein, und ſuchte im ganzen Lande umſonſt nach Merlin. Da er nun eines Tages ganz ſchwermüthig und in tiefe Gedanken verſenkt in einen Wald ritt, begegnete ihm ein Fräulein auf einem der ſchönſten ſchwarzen Zelter reitend, den man ſehen konnte; der Sattel war von Elfenbein und die Steigbügel von Gold, die Scharlachrothe Decke, mit goldnen Franzen beſetzt, hing tief, beynahe bis an die Erde, ſo auch waren die Zügel und Buckeln von getriebenem feinem Golde und auf das herrlichſte verarbeitet. Die Dame ſelber war in weißen Atlas gekleidet, und ihr Gürtel von Seide und ſehr reich geſtickt; den Kopf hatte ſie in einen dicken Schleyer gehüllt, um ſich gegen den Sonnenbrand zu ſchützen. Ritter Gawin war aber ſo tief in Gedanken, daß er ſie nicht wahrnahm, als ſie vorbey ritt, und ſie auch nicht begrüßte. Als ſie nun vor ihm vorbey war, hielt ſie an, wandte ſich um und ſprach: Gawin, Gawin, es iſt doch nicht alles wahr, was geſprochen wird. Von dir geht das Gerücht im ganzen Königreiche London, du ſeyſt der tapferſte Ritter in der Welt, und das iſt wirklich wahr; das Gerücht ſagt aber auch von dir, du ſeyeſt der artigſte und höflichſte, aber darin lügt das Gerücht. Du biſt der unhöflichſte Ritter, den ich je geſehen, ſo lange ich mich in dieſem Walde aufhalte; denn deine Grobheit und Unart erlaubt dir nicht einmal, mich zu grüßen und höflich anzureden. Wiſſe aber, es ſoll dir übel bekommen, du ſollſt noch die Stadt London, ja das halbe Reich des Königs Artus darum gegeben wollen, dich beſſer betragen zu haben. — Schöne Dame, rief Gawin ganz beſchämt und erſchrocken, indem er gleich beym Anfang ihrer Rede ſein Pferd Gringalet angehalten und ſich gegen ſie gewandt hatte: ſo wahr Gott mir helfe, es iſt wahr, daß ich ſehr unhöflich geweſen bin, daß ich vorbeyritt, ohne euch zu grüßen, aber ich war in tiefen Gedanken und dachte an etwas, das ich ſuche; ich bitte euch deswegen ſehr um Verzeihung, vergebt mir, ſchöne Dame! — Mit Gottes Hülfe! doch haſt du Strafe verdient, und die mußt du tragen, bis du es ein andresmal nicht vergißt, die Jungfrauen zu begrüßen, ſonſt mußt du die Strafe ewig tragen. Im Königreiche London findeſt du nicht, was du ſucheſt, ſondern in Klein-Britannien möchteſt du wohl Nachricht davon haben. Reite deines Weges, und mögeſt du dem erſten, welchem du begegneſt, ähnlich werden, bis du mich wiederſiehſt. — Hierauf ritt die Dame fort, und Ritter Gawin empfahl ſich ihr voll Angſt und Schrecken.

Er war nicht lange geritten, als er einen entſetzlich häßlichen Zwerg auf einem Maulthiere begegnete, hinter ihm ſaß ein wunderſchönes Fräulein; ſie war die Geliebte des Zwerges, der vorher ein ſchöner Ritter geweſen. Als er dreyzehn Jahr alt geweſen, verliebte ſich eine Zauberin in ihn, da er ſie aber nicht wieder lieben wollte, verwandelte ſie ſeine ſchöne Geſtalt in die eines häßlichen übelgeſtalteten Zwerges, auf die Art, daß er neun Jahre lang verzaubert bliebe; während dieſer ganzen Zeit verließ ihn die ſchöne Prinzeſſin, ſeine Freundin, nicht, die auch mit ihm an König Artus Hof ging und ihren Zwerg vom König Artus ſelbſt zum Ritter ſchlagen ließ, und blieb ihm treu, trotz dem, daß man ſie von allen Seiten wegen ihrer Liebe zum Zwerge verhöhnte. Sie wußte aber, wer er war, und kannte ſeine Tapferkeit und ſeinen Edelmuth, obgleich ſeine äußerliche Geſtalt verächtlich ſchien, und wartete geduldig die Zeit ſeiner Schmach ab. Dieſen, wie geſagt, begegnete Ritter Gawin; ſobald er ſie gewahr wurde, grüßte er ſie höflich, der erſten Dame eingedenk; jene grüßten ihn ehrerbietig wieder, und als ſie eine Strecke an einander vorbey waren, fand es ſich, daß gerade die Zeit und die Stunde der Verzauberung des Zwerges um war, und er ward plötzlich ſo ſchön und wohlgebildet, als er vorher geweſen, und war gerade zwey und zwanzig Jahr alt; ſogleich mußte er die Waffen von ſich werfen, die ihm nicht mehr paßten, und nun umarmte er ſeine treue ſchöne Geliebte, die ſo voller Freuden war, daß ſie beynahe vor übermäßiger Freude geſtorben wäre. Und nun kehrten ſie freudig und Gott dankend zu ihrer Heimath, und glaubten dieſes Glück dem Herrn Gawin ſchuldig zu ſeyn, der ſie ſo freundlich gegrüßt und Gott empfohlen.

Herr Gawin aber fühlte, als er kaum vor den beyden vorbey war, wie ihm ſeine Kleider und ſeine Rüſtung auf einmal zu lang und zu weit wurden; die Ermel hingen ihm weit über die Hände, ſo auch wurden die Beine ihm kurzer, ſeine eiſernen Schuhe ſah er in den Steigbügeln ſtecken, aber ſeine Beine reichten kaum über den Sattel weg. Das Schild ging ihm an zwey Ellen hoch über den Kopf heraus, ſo daß er nicht drüber hin ſehen konnte; auch ſchleifte ſein Schwert ihm nach an der Erde, um ſo viel war das Gehänge ihm zu weit worden; kurz er merkte und ſah ein, daß er ein Zwerg geworden war, woraus er ſchloß, daß die Dame es ihm angewünſcht, welche er nicht gegrüßt. Er war außer ſich vor Zorn und Schrecken, und wenig hätte gefehlt, daß er ſich das Leben genommen. Ergrimmt ritt er ſchnell bis an den Ausgang des Waldes, wo er ein Kreuz fand auf einer Erhebung, hier kletterte er hinauf, machte ſeine Steigbügel kurzer, ſein Wehrgehäng und die Handhabe des Schildes enger, befeſtigte die Ärmel des Panzers aufwärts an den Schultern, und machte alles ſo gut für ſich zurecht, als es gehen wollte, aber unter beſtändigen Verwünſchungen und Grimm, denn der Tod wäre ihm jetzt erwünſchter gekommen, als das Leben. Dann ſetzte er ſich wieder auf, und ritt betrübt weiter, unterließ aber doch trotz ſeiner Verunglimpfung und ſeines tiefen Grams nicht, allenthalben, an jeder Burg, in jeder Stadt, in allen Dörfern, in Waldern und auf Feldern ſich nach Merlin zu erkundigen, bey jedem Menſchen, den er antraf. Viele von denen, die er traf und anredete, hielten ſich über ihn auf und verſpotteten ihn, denen erging es aber übel; denn wenn gleich er an Geſtalt ein Zwerg geworden, war es doch ſein Muth und ſeine Tapferkeit nicht; er war wie vorher kühn und unternehmend, und manchen Ritter beſiegte er unter ſeiner häßlichen Zwergsgeſtalt.

Da er nun das ganze Königreich London über Berg und Thal allenthalben vergeblich durchſucht, erinnerte er ſich wie die Jungfrau, die ihn ſo ſchimpflich verunſtaltet, ihm geſagt, er ſolle nach Klein-Britannien ziehen, dort würde er Nachricht finden von dem, was er ſuche. Er ritt alſo zum Meere hin, und ließ ſich nach dem Galliſchen Lande überſetzen, in Klein-Britannien, und ritt ſehr lange hier umher, ehe er etwas vernahm. Da nun die Zeit nahete, daß er wieder zum König Artus ſollte, ſagte er zu ſich ſelber: Ach, was ſoll ich thun? die Zeit, daß ich zurückkommen ſoll, iſt nahe, ich habe es meinem Oheim geſchworen, zurück zu ſeyn in dieſer Zeit; ich muß es alſo thun, ſonſt wäre ich meineidig und unredlich. Zwar meineidig wäre ich nicht zu nennen, denn der Eid lautete: wenn ich mein eigen ſeyn würde. Und bin ich denn nun wohl mein eigen? iſt dieſe ſchimpfliche Geſtalt die meinige? und darum kann ich mich wohl von der Pflicht am Hoſe zu erſcheinen losſagen.... Wahrhaftig, dießmal habe ich übel geredet, denn ſteht es nicht immerdar in meiner Macht zu gehen oder zu bleiben? Da ich nicht eingeſchloſſen bin, und gehen kann, wohin es mir beliebt, ſo wäre es allerdings Meineid, wenn ich nicht meinen Schwur hielte. Habe ich den Leib gleich zeitlich verloren, ſo will ich doch meine Seele nicht verlieren, und zu Gott bitten, daß er ihr gnädig ſey, denn mein Leib iſt ſchändlich zugerichtet. So ſich beklagend, ſchlug er einen Weg ein, der ihn nach London zurück führen ſollte, und hier kam er durch den Wald von Broceliande. Als er traurig vor ſich hin ritt, hörte er auf einmal zu ſeiner Rechten eine Stimme, er wandte ſich dahin, ſah aber nichts, als einen leichten Rauch, der ſich in der Luft verlor, durch welchen er aber doch nicht hindurch konnte. Und da hörte er die Stimme wieder, welche rief: Gawin, Gawin, gräme dich nicht, denn alles geſchieht, was geſchehen muß. — Wer ſpricht mit mir, rief er, und wer nennt hier mich beym Namen? — Wie? kennt ihr mich nicht mehr, Herr Gawin, ehedem kanntet ihr mich doch ſehr wohl: ſo iſt das Sprichwort doch wahr, welches ſagt: entfernſt du dich vom Hofe, ſo entfernt der Hof ſich auch. Als ich dem König Artus diente, und den Hof und die Barone beſuchte, da ward ich von allen gekannt und geliebt, jetzt aber werde ich verkannt, und ſollte es doch nicht werden, wenn Treu und Glaube auf Erden wäre. — Da erkannte Gawin den Merlin und rief: O Meiſter Merlin, jetzt erkenne ich deine Stimme, komm aber hervor, ich bitte dich, daß ich dich ſehe. Nie wirſt du mich ſehen, antwortete Merlin, auch werde ich nach dir mit keinem Menſchen ſprechen, und du biſt der letzte, der meine Stimme vernimmt; auch ſoll künftig niemand hier nahen, ſelbſt du wirſt nie wieder hieher kommen. Ich kann nimmer hier hinaus, wie weh es mir auch thut, muß ich doch ewig hier bleiben; nur die, welche mich hier hält, hat Macht und Gewalt ein- und auszugehen nach ihrem Wohlgefallen, und ſie iſt die einzige, die mich ſieht, und mit mir ſpricht. — Wie, rief Gawin, mein lieber ſüßer Freund, biſt du ſo feſt gehalten, daß du niemals wieder loskommſt? wie kann dir, dem Weiſeſten der Menſchen, ſolches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtſte, antwortete Merlin, denn ich liebe eine andere mehr, als mich ſelbſt; ich lehrte meine Liebſte, wie ſie mich feſſeln könne, und nun kann keiner mich befreyen. — O, rief Gawin, dieß macht mich ſehr betrübt, und es wird auch den König Artus ſehr betrüben, der dich in allen Ländern ſuchen läßt, weswegen auch ich hier bin. — Er muß ſich darin finden lernen, ſagte Merlin, denn er wird mich nie wieder ſehen, ſo wie ich nicht ihn. Jetzt reite zurück, grüße die Königin von mir, den König und alle Fürſten und Barone, erzähle ihnen, wie es mit mir ſteht; du wirſt den Hof zu Carduel finden. Gräme dich auch nicht wegen dem, was dir begegnet iſt; du wirſt der Jungfrau wieder begegnen, und ſie wird dich entzaubern, vergiß aber nicht, ſie zu grüßen. Nein, ſicher nicht, ſo es Gott gefällt, rief Gawin. — Gehabe dich wohl, ſagte Merlin, der Herr ſegne und behüte den König und ſein Reich, ſammt allen Fürſten, und auch dich Gawin, ihr ſeyd die beſten Menſchen, die jemals wieder auf Erden leben werden.

Herr Gawin ritt bald traurig bald fröhlich fort, denn obgleich es ihm lieb war zu hören, daß er entzaubert werden würde, war ihm doch ſehr betrübt zu Sinne, daß Merlin ſo verloren ſey. Er ſetzte wieder übers Meer, begegnete der Jungfrau, grüßte ſie mit lauter Simme im Namen Gottes, und fühlte ſich auf der Stelle entzaubert, indem ſie ihm den Gruß wieder gab; ritt darauf heitern Muthes in ſeiner vorigen ſchönen Geſtalt nach Carduel, wo König Artus Hof hielt, und alle Großen und Fürſten des Landes um ihn her verſammelt waren. Groß war die Trauer und das Leid, als Ritter Gawin erzählte, wie niemals jemand den Merlin wieder ſehen oder hören würde, und in welcher Gefangenſchaft er immerdar bleiben müſſe; und alle weinten, als ſie vernahmen, wie er die Königin, den König und die Barone gegrüßt, und ſie alle nebſt dem ganzen Reiche noch geſegnet.

Lother und Maller

eine

Rittergeſchichte

Aus

einer ungedruckten deutſchen Handſchrift.

Erſtes Kapitel.

Eine ſchöne Hiſtorie will ich euch verkünden; die Worte darin ſind lieblich, und ſagen von hübſchen Abentheuern, welche in Wahrheit geſchehen ſind. Dies Buch iſt aus dem Lateiniſchen ins Welſche, und vom Welſchen ins Deutſche übertragen, und ſagt von zwey getreuen Geſellen, getreuere wurden nie erdacht. Sie waren beyde Fürſten; der eine war König Karls Sohn von Frankreich, und hieß Lother; der andre war des tapfern König Galvens Sohn, und hieß Maller; ſeine Mutter, die ſchönſte Frau der damaligen Zeit, ward Roſamunde genannt.

Lother nahm in allen Tugenden zu, war fröhlich und heiter; darüber gefiel er allen Frauen ſo wohl, daß ſie ihn alle lieb hatten. Dies verdroß viele von der Ritterſchaft ſehr, ſie gingen hin vor Ludwig, König Karls Sohn, und klagten über Lother. Herr, ſprachen ſie, euer Bruder Lother gehet ſtets zu unſern Frauen, und wir können es auf keine Weiſe verhindern. Er läßt nicht ab, wenn ihr ihn nicht auf ſieben Jahre aus dem Lande verbannt; unterdeſſen wird ihm vielleicht der Schimpf vergeſſen, und dann würde er wohl verſtändig genug ſeyn, Gutes und Böſes zu verſtehen. Bliebe er aber hier, ſo mögtet ihr fürwahr wiſſen, er brächte eure hohe Verwandte in ſolchen Zorn und Unwillen, daß ihr und euer Vater nicht wiſſen werdet, euch zu ſichern. Darum, Herr, bitten wir euch, dies euerm Vater vorzulegen. — Ich will es gern thun, ſprach Ludwig, ging zu ſeinem Vater, dem König Karl, und legte ihm die Sache vor.

König Karl ſchickte ſogleich nach ſeinem Sohn Lother; er kam, und mit ihm ſein Geſell Maller. Mein lieber Sohn, fing König Karl an; meine Herrn, und Getreuen, und meine hohe Mannſchaft, die ſind um eurent Willen ſehr erzürnt, und haſſen euch alle gar ſehr, wegen der Sache, die ich euch ſchon oftmals verboten habe, aber das Verbot habt ihr nicht gehalten, welches mich nicht wenig betrübt. Nun muß ich über euch ein Urtheil ſprechen: Bey dem allmächtigen Gott und ſeiner lieben Mutter der reinen Jungfrau, bey allen Gottesheiligen im Himmel und dem guten St. Dyoniſius, bey meiner Krone, die ich auf dem Haupte trage, und bey meinem Bart, den ich in meiner Hand halte, und bey meines Vaters und meiner Mutter Seelen, finde ich euch in ſieben Jahresfriſt in den Gränzen meines Landes, und ſollt ich darum ewiglich verdammt werden, ſo will ich euch in einen tiefen Thurm werfen, darinnen ihr in ſieben Jahren weder Sonn noch Mond werdet ſcheinen ſehen. Als Lother ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, erſtarrte ihm das Blut in ſeinen Adern. Lieber Herr und Vater, fing er an, wer euch dazu rieth, der iſt ſicher nicht mein Freund, darum bitte ich euch ſehr, ſeyd mir nicht ſo ungnädig, ich hoffe, ich habe dies nicht verſchuldet, ich bitte euch um Gotteswillen, berathet euch eines Beſſern. — Es mag und kann nicht anders ſeyn, ſprach Karl; nehmet Goldes und Silbers ſo viel ihr bedurft, auch von meiner beſten Ritterſchaft, die euch anſtehet, ziehet in ein anderes Land und erwerbet Ehre. Streitet gegen die Heiden, und gerathet ihr in eine Noth, ſo laßt es mich wiſſen, daß ich euch zu Hülfe komme. Fürwahr, mein lieber Sohn, ihr müßt ſieben Jahre lang aus ſeyn, ſolches iſt mir getreulich gerathen worden; werdet ihr nicht thun, was ich euch heiße, ſo habt ihr niemals Friede mit mir. Gedenket alle Wege nach Ehre zu ſtreben, wie Geryn von Mangelen that, der daſſelbe Land mit ſeiner Hand gewann, dazu ich ihm verhalf. Leget ihr euch auch ſo wohl an, ſo will ich euch auch helfen. Seyd fromm und getreu, ſo will ich euch für einen Sohn halten; ſeyd ihr dieß aber nicht, ſo werde ich euch ſtets verläugnen. Vater, ſprach Lother, ich will thun, was ihr mich heißt. Mallern, meinen Geſellen, will ich mitnehmen, und mehrere andere Ritter, die ich gern habe. Gott empfohlen, mein lieber Vater; ich bin nicht Willens, wieder zu kommen, ich habe dann Ehre und ein Königreich gewonnen. Der König ſprach: damit erfreueſt du mich gar ſehr.

Wohlan, liebe Geſellen, rief Lother ſeinen Rittern zu, als er von ſeinem Vater fortgegangen war, wir wollen fort, mein Vater hat mich verbannt auf ſieben Jahre aus dieſem Lande; mein Herz ſagt mir, ich werde nimmer ein Erbe in dieſem Reiche. — Lieber Herr, ſprach Maller, verzaget nicht, diejenigen, welche dem Kaiſer euerm Vater dies riethen, die werden ſchon ihren Lohn davon tragen; euch zum Schaden war es erdacht, aber ich hoffe, es ſoll euch zur Ehre und zum Nutzen werden; ein junger Mann muß nicht zu Haus bleiben, ſondern im fremden Lande ſein Glück ſuchen und Ehre erwerben, denn daheim mag es ihm wohl nicht gelingen. Ich zieh mit euch, und will euch treulich dienen. Mit dieſen Worten umarmte er ihn, und tröſtete ihn. Lother ward getröſtet, und ſprach lachend: Ich hoffe, Gott wird mir helfen; wir wollen uns ihm befehlen und uns die Reiſe leicht werden laſſen. Damit hieß Lother ſeinen Gefährten, daß ſie ſich bereit machen, und ihre gute Rüſtungen anlegen ſollten. Maller, wie die übrigen Ritter, bereiteten ſich köſtlich, und ſtellten ſich vor dem Pallaſt wohl gerüſtet und im Zeuge. Lother ſaß auf ſein Roß, nahm Abſchied von den Herrn und der Ritterſchaft. Dieſe weinten alle, da ſie Lother fort ziehen ſahen; jene aber die dazu gerathen, die lachten und waren fröhlich.

Zweytes Kapitel.

Lother und ſeine Geſellen zogen aus Paris, nachdem ſie Goldes und Silbers in Menge vom Kaiſer Karl erhalten, und ritten nach der Lombardey in eine Statt, Pavie genannt, wo Lother ſeinen Oheim, ſeiner Mutter Bruder, fand. Er zog mit ſeinen Geſellen nach einer Herberge in der Stadt, und nachdem ſie ihre Rüſtungen abgelegt, gingen ſie alleſammt zu der Burg, wo ſie den König Danſier, den Oheim-Lothers, in dem Garten unter eines Öhlbaums Schatten fanden, wo er ſaß, und mit einem ſeiner Ritter Schach ſpielte.

Gott wolle meinen Herrn Oheim behüten, ſprach Lother, als er vor ihn kam. Da ſtand König Danſier auf und empfing ſie ſehr freundlich. Wie geht es euerm Vater, den ich ſehr lieb habe? fragte er den Lother. Ihm geht es ſehr wohl, antwortete Lother, aber ich bin bey ihm verläſtert worden, daß er mich auf ſieben Jahre aus ſeinem Lande verbannt hat. Dies erſchrecke euch nicht, ſagte König Danſier, ich bin reich genug, und laſſe euch ſicher nicht ſtecken; ein Biedermann verläßt ſeine Freunde nicht in der Noth. Herr Oheim, ſprach Lother, ſchweigt davon, daß ich bey euch ſollte verbleiben, dazu bin ich noch zu jung; ein junger Mann muß ausreiten, und ritterliche Abentheuer ſuchen, und weder des Winters noch des Sommers achten, was er ſich dann in der Jugend erſtritten, das mag er ſich im Alter wohl erfreuen. Darum, lieber Herr Oheim, bin ich Willens, gegen die Heiden zu ziehen, und Abentheuer zu ſuchen. Ihr redet ſehr wohl, ſprach König Danſier. Während ſie mit einander ſprachen, trat zu ihnen Otto, König Danſiers Sohn, ein Jüngling von ſchöner Geſtalt, hübſchem Angeſicht, und röthlichem Haar; als dieſer hörte, wie es dem Lother ergangen, und daß er ſo verbannt worden, da ſchwur er ihm, er wolle ihn niemals verlaſſen; aber er log ihm das, wie ihr hernach wohl hören werdet.

Nachdem Lother wohl vierzehn Tage bey ſeinem Oheim zugebracht, ſprach er zu Otto: Vetter, ich will nun über die Heiden, willſt du mit mir ziehen, ſo will ich gern alles mit dir theilen, was ich gewinne. Ja, Vetter, ſprach Otto, ich will mit euch ziehen, und will auch meine Ritterſchaft mit mir nehmen, wofern ihr mir ſchwören wollet, dies ganze Jahr lang meinen Namen zu tragen, und mich dafür den eurigen führen zu laſſen; ihr und eure ganze Ritterheilig müßt es mir auf dem Altar zuſchwören, daß ihr dies ganze Jahr hindurch von ihnen nicht anders wollet gehalten ſeyn, als wäre ich es, und ich muß dafür ſtatt eurer gelten. Das will ich ſehr gern thun, ſagte Lother, ſchwor es ihm auch mit allen ſeinen Geſellen vor dem Altar zu. Darauf nahmen Lother und Otto Urlaub von dem Könige, dieſer befahl ſeinem Sohn, daß er Lothern in Ehren halten, und alles thun ſollte, was ihm angenehm wäre. Darauf ritten ſie hinweg.

In dem Römerlande kamen ſie in einen Wald, vor eine Burg, in dieſer meynten ſie die Nacht zuzubringen. In dieſer Burg lagen aber Räuber verborgen, wohl zweyhundert an der Zahl. Man ſpricht, und es iſt auch wahr: Wie man ſich vor heimlichen Dieben nicht wohl verwahren kann, ſo mag einem auch niemand mehr betrügen, als dem man am meiſten vertraut. So geſchah es dem Lother, er traute ſeinem Vetter Otto gar viel, aber dieſer betrog ihn fälſchlich, denn wie ſie in der Burg zu Tiſche ſaßen, wo ſie zuerſt von dem Räuberhauptmann waren gütlich empfangen worden, ſprangen, als ſie ſich keines Überfalls verſahen, die Räuber alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fielen ſie an. Sobald als nun Otto dies gewahr wurde, ließ er ſeinen Vetter Lother und die übrigen in der Noth, ſuchte ſich mit der Flucht zu retten, und lief hinaus. Lother und die Seinigen kämpften friſch mit den Räubern, mit ſolcher Mannskraft, daß die Räuber überwältigt wurden, und entflohen. Lother und ſeine Geſellen ſetzten ihnen nach. Als Otto dies gewahr wurde, ſtieg er von dem Baum herab, auf welchem er ſich gerettet hatte, zog ſein Schwert heraus, und lief auch mit den andern den Räubern nach. Vetter, rief er Lothern zu, wir mögen wohl Gott danken, daß wir die Mörder überwunden haben. Freylich, rief Maller, ihr habt ſehr viel dazu beygetragen, es liegen ihrer viel, die ihr erſchlaget. — Nun blieben ſie die Nacht in der Burg und ruhten aus. Den Morgen begaben ſie ſich auf den Weg, gingen über Rom nach Conſtantinopel zu. Sie mußten über Meer. Als ſie eingeſchifft waren, ſprach Lother: Nun laßt uns fröhlich ſeyn: unſer erſtes Abentheuer mit den Mördern haben wir glücklich geendet; Gott wolle uns ferner helfen. Euch alle bitte ich aber, daß wir bey einander bleiben und uns nicht einander verlaſſen, wenn uns wieder etwas begegnet. Das ſchwuren ihm alle zu, mit frohem Muthe.

Sobald ſie ans Land getreten waren, wurden ſie ſogleich wieder von Räubern überfallen, die mit großem Geſchrey auf ſie zukamen. Otto wandte ſogleich ſein Pferd um, und ritt in einen Buſch, nah am Ufer. Hier verbarg er ſich, während Lother und die Ritter ſich mit den Räubern ſchlugen. Maller ſah es, wie er ſich verbarg, ritt hin und fand ihn hinter der Hecke ſitzend. Du falſcher Dieb, rief Maller, möge Gott dich verfluchen, daß du deinen Vetter Lother in ſolcher Noth magſt allein laſſen! Nahm einen Stecken und ſchlug ſo auf Otten, daß dieſer, ihm entfliehend, in das Waſſer fiel; worauf Maller ihn aber wieder bey einem Beine heraus zog, und ihn vor ſich her in den Streit jagte. Er ſagte es dem Lother, wie er den Otto hinter einer Hecke hätte ſitzend gefunden. Bey meiner Treue, ſprach Lother, ich war ein Thor, daß ich ihn mit mir ausführte, und noch dazu meinen Namen mit dem ſeinigen vertauſchte. Der Streit war ſehr groß, doch wären ſie dießesmal nicht ſo gut als das erſtemal weggekommen, wäre nicht der Richter des Landes, ein ſehr tapfrer Ritter, ihnen zu Hülfe geeilt. Die Räuber wurden geſchlagen, und Hände und Füße ihnen abgehauen. Darauf führte der Richter Lothern und die Ritter alle in ſein Haus, nachdem er gehört, daß ſie gekommen ſeyen, König Orſchier zu dienen und ihm zu helfen in ſeinem Krieg gegen die Heiden. Der Richter führte ſie dann zum Könige, dem er erzählte, wie er ſie mit den Räubern kämpfend angetroffen, und wie ſie gekommen ſeyen, ihm gegen die Heiden zu helfen. König Orſchier war dieſer Söldner ſehr froh, und beſonders da er vernahm, daß ſich des Königs Sohn von Frankreich dabey befände.

Drittes Kapitel.

König Orſchier nahm Otten bey der Hand: Lieber Herr, ſagte er, wie nennt man euch, und wo kommt ihr jetzt her? — Herr, ſprach Otto, ich heiße Lother, und bin des König Karls Sohn von Frankreich. Ich freue mich, entgegnete Orſchier, daß ihr hergekommen ſeyd, mir in meiner Noth beyzuſtehen. Ihr ſollt hier an meinem Hof leben, ich will euch gütlich thun, und will euch meine Tochter Zormerin zur Frau geben; ſie iſt ſo ſchön, meine Tochter, als ihr wohl nimmer ein ſchöneres Weib ſahet. — Herr, antwortete Otto, ich wäre wohl ein Thor, wenn ich dies nicht annähme, ich danke euch ſehr dafür. Hier kam Zormerin die Stufen herab zu ihnen; zwey Herzoginnen führten ſie. Komm her, meine liebe Tochter, ſprach der König, hier iſt Lother, des Königs Sohn von Frankreich, empfange ihn freundlich, und danke ihm, er iſt hergekommen mir zu helfen; ich habe dich ihm verlobt, du wirſt, will's Gott, gut mit ihm berathen ſeyn. — Er und ſeine Geſellen ſollen mir willkommen ſeyn, ſprach Zormerin; auch ſehe ich dort hinten einen ſchönen Ritter ſtehen, er iſt von edlerer Geſtalt, als einer unter ihnen, ich wünſche wohl zu wiſſen, wer er wäre?

Er heißt Otto, ſprach der König, er iſt mit Lother aus Frankreich gekommen.

Zormerin war ſehr ſchön und verſtändig, man möchte ihres Gleichen wohl ſelten finden. Otto dachte in ſeinem Herzen: Wann doch nur erſt die Zeit wäre, daß ich könnt' in ihren Armen liegen und mich mit ihr ergötzen, und ſollte Lother und ſeine Geſellen auch alle darum an dem Galgen hängen. Er weiß nichts als zu kämpfen; ich ziehe es vor, bey den Frauen zu bleiben; was hilft es einem Mann, wenn er im Streit erſchlagen wird? er wird gar bald vergeſſen; ich lobe mir ein gutes Leben, daß man zarte Speiſe und guten Wein zu ſich nehme, denn das iſt des Leibes Arzney. Maria, Mutter Gottes, wie ſchön iſt dieſe Zormerin; wie hat Lother ſich nun ſelber betrogen, denn nun werde ich ſie unter ſeinem Nahmen heirathen.

Sie ſaßen zu Tiſch, König Orſchier und ſeine Tochter, und Otto ihnen gegen über. Maller wäre vor Zorn darüber faſt unſinnig geworden, und ſprach zu Lother: Herr, wie ſeyd ihr doch ein Thor geweſen, daß ihr dies nicht eher bedacht! — Lother hieß ihn ſchweigen und tröſtete ihn mit guter Hoffnung, aber er ſelber war in ſeinem Herzen nicht fröhlicher darum, und verfluchte die Stunde, in welcher er ſeinen Namen mit Otto getauſcht. König Orſchier ſagte zu Otto, er ſolle ſeine Gefährten nach der Herberge in die Stadt ſchicken, ihn ſelber aber hieß er in der Burg bleiben, um gleich bey ihm zu ſeyn, wenn die Heiden ihn überfielen. Sobald der Krieg geendet, ſagte er hinzu, ſo will ich euch meine Tochter geben, und ſobald ich nicht mehr bin, ſo ſollt ihr König dieſes Landes ſeyn. — Otto bedankte ſich ſehr für dieſe großen Gaben.

Lother und Maller zogen in die Stadt mit ihren Geſellen, und wohl mit dreyßig Pferden zu einem Wirth, der hieß Salomo.

Otto und die Seinigen blieben am Hofe, und hätten gern geſehen, daß Lother und Maller an dem Galgen wären, denn ſie fürchteten ſie. Zormerin erzeigte dem Otto alle Ehre, die ſie glaubte dem Sohne des Königs von Frankreich ſchuldig zu ſeyn. Otto, als er die ſchöne Zormerin immer vor ſeinen Augen hatte, und in Freuden am Hofe lebte, vergaß des Lothers und ſeines Geſellen Mallers in der Herberge, und bekümmerte ſich ſo wenig um ſie, als wären ſie Heiden. Lother verzehrte alle ſein Gut daſelbſt; als er nichts mehr hatte, verkaufte er nach und nach alle Pferde, ausgenommen ſein eignes vortreffliches Roß; er hatte es von ſeinem Vater bekommen, und ſeine Geſellen wollten es nimmer zugeben, daß er es verkaufen ſollte. Der Wirth war ein Biedermann, er gab ihnen zu eſſen auf Glauben, und lieh ihnen dann noch an zwanzig Mark dazu, weil er wohl ſah, wie Lother ſich adlich hielt. Aber die zwanzig Mark hatſen nicht viel, Lother hatte ſie ſehr bald ausgegeben; er kaufte ſeinen Rittern Kleider dafür, nebſt übrigem Zugehör. Herr, ſprachen endlich die Ritter, es iſt in Wahrheit thöricht von euch, daß ihr nicht dem Könige Orſchier ſagt, wie der Schalk Otto übel mit euch verfährt, und wie ſich die ganze Sache mit euch verhält; wollt ihr aber euern Eid nicht damit beflecken, ſo wollen wir in Gemeinſchaft vor den König treten und es ihm vorſtellen. Euer Vater, König Karl, hatte einſt den Ogier von Dänemark gefangen, und geſchworen, er wolle ihn tödten; wer ſich unterſtand, für ihn zu bitten, den haßte er und ließ ihn ſogleich um das Leben bringen; damals entſchloß ſich auch die ganze Ritterſchaft, daß ſie gemeinſchaftlich vor den König traten und ihn für den Ogier baten; ſo wollen auch wir jetzt thun. — Ihr Herrn, antwortete Lother: Bey der Jungfrau, die Gott unter ihrem Herzen trug, wer von euch mir dieſes thun wollte, der müßte von meiner Hand ſterben. Der iſt kein Biedermann und keine Treue iſt in dem, der ſeinen Eid nicht feſt in ſich hält. Sollte ein Mann um Armuths willen ſeine Seele beladen? Ihr wißt es wohl, was wir dem Otto auf dem heiligen Altar geſchworen; will er nun Uebels thun, ſollen auch wir darum Uebels thun? Eher wollte ich Steine auf meinem Nacken tragen, ehe ich meinen Eid fälſchte, und ihn nicht grade und unbefleckt hielt! Laßt uns ſtets aufrichtig im Dienſte Gottes leben, ſo wird er uns auch ſicher lohnen. — Die Ritter, als ſie Lothern ſo wohl reden hörten, gingen hinaus und weinten.

Sie gingen darauf zu Tiſche; ihrer waren wohl an vier und zwanzig, aber ihr Vorrath an Speiſen langte kaum für zehne zu. Der Wirth theilte, als ein Biedermann, alles was er hatte mit ihnen, gab ihnen wohl zwanzig Krüge mit Wein, und auch der Speiſen genug. Dieſer Wirth zeigte ſich als ein rechtſchaffener frommer Mann. Denn als Otto erfuhr, wie es dem Lother in der Herberge ging, und wie große Armuth er leiden mußte, da freute er ſich deſſen von ganzem Herzen, ging auch zum König Orſchier, und berichtete ihn, daß er jemand ſollte nach der Herberge ſchicken, um dem Lother ſein gutes Pferd abzuhandeln, denn er meynte, in der Noth würde dieſer es gern um Geld verkaufen. König Orſchier ſandte einen Ritter deßhalb nach der Herberge, dieſer fand den Lother, als er mit ſeinem Wirth ſpielte, um ſich den böſen Verdruß zu vertreiben. Als nun der Ritter ſeine Botſchaft, wegen des Pferdes, angebracht, ſprach Lother zu ſeinen Gefährten: Ihr Herrn, ich muß nun wohl mein Roß verkaufen, um den Wirth davon zu bezahlen. Da der Wirth nun dieſes hörte, ſprang er hervor und rief: So mir Gott helfe, ihr ſollt meinetwegen euer Roß nimmer verkaufen, und ſollte ich zehen Jahre vergebens warten, und ſollt' ich alles, was ich habe, dabey verlieren! Geht nur wieder zu euerm Herrn, indem er ſich zu dem Boten wandte, ſagt ihm, ſeinem Verwandten ginge es ſchlecht, aber das Roß ſollt ihr dennoch nicht mit euch führen, eh' wollt ich ihm mit einem Stecken die Beine entzwey ſchlagen. — Ueber dieſe Rede des Wirths lachte der Ritter in ſeinem Sinn, denn ſie gefiel ihm gar wohl. Darauf nahm er Abſchied von dem Wirth, von Lother und ſeinen Geſellen, und ging wieder nach der

Burg, wo er dem Könige und Otten alles wieder erzählte; darüber ward Otto ſehr verdrußlich.

Haſt du wohl vernommen, lieber Maller, fragte Lother, was Otto gegen mich im Sinne hat? Gott wolle ihn ewig verdammen! — Amen! rief Maller; Maria, Mutter Gottes, wann wollen doch die Heiden kommen, daß man dann möge ſehen, welch ein Mann der falſche Verräther iſt! Käme es zur Schlacht, ſo verlör er zur Stund ſeinen Namen wieder, denn er wagt es nimmer zu kämpfen.

Viertes Kapitel.

Lother lag eines Tages in ſeinem Bette, und ſah ſein Hemd an, daß es ſehr unrein war. Hemd, ſprach er, es iſt ſehr lang her, daß du nicht gewaſchen biſt, das kränkt mich am meiſten. Maller, lieber Geſell, nimm mein Hemd, gieb es einer Frau, daß ſie es waſche, ich will im Bette liegen bleiben, bis es trocken iſt. — Sehr gern, lieber Herr, ſprach Maller, nahm es und ging damit hinaus, des Morgens ganz früh. Ich werde keine Frau ſuchen, ſondern ich ſelbſt will dich waſchen, du Hemd, ſprach er; denn einer ſchlechten Frau gönnte ich es nicht, daß ſie dich waſche, und eine edle wird es nicht thun. Er ging aus dem Haus hinaus, und durch die Stadt, bis an die Burg, wo ein ſehr ſchöner Garten lag, worinn viel ſchöne Bäume waren. Von ungefähr hatte der Pförtner den Garten nicht wohl verſchloſſen, ſo daß die Thür weit offen ſtand. Maller ging hinein, und kam zu einem Brunnen, mitten in dem Garten; das Waſſer lief hell und klar aus goldenen Löwenköpfen in ein großes Becken von weißem Marmor, einen ſchöneren Brunnen konnte man nicht erdenken; auch ging eine marmorne Treppe von hier nach einem Gang, auf marmornen Säulen, wo Zormerins Kammern waren, denn der Garten lag gerade hinter der Burg. Als Maller den Brunnen ſah, warf er das Hemd hinein, und wuſch und rieb es mit ſeinen Händen gar fleißig. In derſelben Zeit kam Zormerin mit ihrem Fräulein, Scheidechin genannt, die Stufen herab in den Garten, und als ſie den Ritter an dem Brunnen gewahrte, ſchlichen ſie ſich leiſe hinter einer Hecke nah dabey, um ihm zuzuſehen, wie er das Hemd ſo fleißig wuſch und rieb. Während dem ſprach Maller ganz laut mit ſich ſelber, als ob er zu dem Brunnen redete: Ach du ſüßer Brunnen, könnteſt du ſprechen, ſo mögteſt du dich wohl berühmen, daß du heute mit deinem Waſſer das Hemd des tapferſten Ritters haſt gewaſchen, der je auf Erden gelebt, oder der jemals Waffen hat getragen. Verflucht ſey doch die Stunde, da er ſeinen Namen hat verwechſelt mit dem falſchen verrätheriſchen Rothkopf, dem Otto; erbärmlich iſt es, daß ein Mann von ſo edler Abkunft nun ſolche Armuth leiden muß! — Als Zormerin dieſe Worte hatte vernommen, ſchlich ſie ſich leiſe wieder mit ihrer Jungfrau die Stufen hinauf nach ihrem Gemach, und befahl dieſer, daß ſie ſogleich wieder hinunter gehen und den Ritter zu ihr führen ſollte, den ſie unten die Worte habe ſagen hören.

Scheidechin, Zormerins Fräulein, ging ſogleich hinunter, wo ſie Mallern noch an dem Brunnen antraf, und richtete die Botſchaft ihrer Gebieterin aus. Maller folgte ihr auch ſogleich nach, in das Gemach der Prinzeſſin. Er fand es ſo ſchön, und mit ſolcher Pracht verziert, daß er darüber erſtaunte. Zormerin ſaß auf einem hohen Seſſel, der mit Gold und edlem Geſtein gar wohl geziert war. Maller ſah ſie an, und es überlief ihn kalt, da ihm zu gleicher Zeit die Worte einfielen, welche er am Brunnen mit ſich ſelber geredet. Er kniete vor ihr nieder, und ſprach: Der Gott, der um unſrer Erlöſung willen die Marter litt, der wolle die Prinzeſſin Zormerin, und alles was ihr lieb iſt, in ſeinen Schutz nehmen! Ich bitte euch, ihr wollet meinem Herrn zu eſſen ſchicken, er liegt faſtend von geſtern Morgen her in ſeinem Bette. — Wie heißt euer Herr, fragte Zormerin, deſſen Hemd ihr gewaſchen habt? — Maller erſchrack ſo ſehr, daß er nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. — Erſchreckt nicht, lieber Herr, fing Zormerin wieder an; wer in fremde Länder reiſt, um Abentheuer zu ſuchen, oder auch um Ehre zu erwerben, der kann nicht zu jeder Stunde alles haben, deſſen er bedarf, oder was er gerne hätte. — Jungfrau, fing Maller an, ich geſtehe es euch, wäre mein Herr Otto, in ſeiner Heimath in Lombardey, ſo wäre er reich und verſorgt. — Wie iſt es denn, daß ihr ihn Otto wollt nennen? Mich dunkt, ihr verwandelt ſeinen Namen, denn ich hörte euch ſagen: der Brunnen leiſtete den Dienſt dem beſten Ritter, der heißet Lother, und iſt des König Karls Sohn aus Frankreich! ſo hörte ich euch ſprechen; auch ſagtet ihr noch: verflucht ſey die Stunde, daß er ſeinen Namen verwechſelte; meine Jungfrau wird es bezeugen, daß ich euch dies ſagen hörte. — Ja wohl bezeuge ich es, ſprach Scheidechin, und da ich euch das Hemd ſo mit euern Händen reiben ſah, da hätte ich euch gern ein Waſchholz bringen wollen.

Frauen, ich kann es nicht leugnen, antwortete Maller, es iſt wahr, ich habe das Hemd des tapferſten, deß frommeſten Ritters gewaſchen, mit meinen Händen; könnt ich aber auch ein Königreich damit gewinnen, ſo möchte ich keinem lebenden Menſchen ſeinen wahren Namen ſagen, weil ich einen theuern Eid geſchworen habe, es nicht zu thun. — Als Zormerin dies horte, dünkte es ihr ſchlimmer, daß ſie dieſe Sache nicht gründlich und ganz zu Ende horen ſollte, als wenn ſie gar nichts davon erfahren hätte. Denn es iſt gemeinlich ſo der Frauen Art: ſo man ihnen etwas zu erzählen beginnt, wird all ihr Sinn bewegt, und ſie gewinnen keine Ruhe, bis ſie auch das Ende davon erfahren. Sie fragte alſo den Maller noch einmal, da er aber darauf beſtand, er dürfe es keinem Menſchen entdecken, ſprach ſie: — Hört eine Liſt; ich will mit Scheidechin in eine andre Kammer gehen, dann entdeckt ihr hier der Erde euers Herrn Namen, dies kann mit eurem Eide ſehr wohl beſtehen; ſollt ich es dann von ungefähr auch hören, ſo will ich es doch nimmer jemand ſagen, bis die Zeit um iſt. — Werthe Frau, ſprach Maller, ich will thun, was ihr befehlt; verſündige ich mich an meinem Eid, ſo will ich Gott ſtündlich bitten, daß er es mir wolle verzeihen um euerntwillen. — Da entfernte ſich Zormerin und Scheidechin, und gingen in eine andre Kammer.

Erde, fing Maller an: höre zu; dir will ich klagen von dem großen Schalk, dem Otto von Lombardey; der hat meinen Herrn mit glatten Worten dazu verführt, daß er ſeinen Namen mit dem des Otto vertauſchte, der nun den Namen meines Herrn trägt, der iſt: Lother, König Karls Sohn von Frankreich! Darum bietet jetzt König Orſchier dem Otto ſolche große Ehre, in meines Herrn Namen, während mein Herr ſich in Ottens Namen ſo ſchämen muß, und ſolche Armuth erleiden, nebſt ſeinen Geſellen; niemals hat ein ſo großer Herr ſolche Armuth leiden müſſen. — Eh er noch weiter reden konnte, ſprang Zormerin aus der Kammer hervor, und ſprach: Lieber Geſelle, dein Herr ſoll genug bekommen. O fürwahr, mir hat dieſe Verrätherey lange ſchon geahnt, oft ſah ich in der Kirche wie deinem Herrn die heißen Zähren über die Wangen liefen, daß es mich jammerte. Mein Herz hat es mir gleich geſagt, es hat mehr nach ihm geſtanden als nach dem Verräther Otto, wenn gleich mein Vater mich dieſem zum Weibe zugeſagt, aber nimmer, nimmer ſoll er mich haben; denn wer mich zum Weibe haben will, der muß mich erſt verdienen. Wie heißt ihr, Geſelle? — Ich heiße Maller. — Lieber Maller, zur glücklichen Stunde habt ihr euers Herrn Hemde am Brunnen gewaſchen, ich will euerm Herrn ſo viel ſchicken, daß er die Armuth, welche er und ſeine Geſellen erlitten haben, bald vergeſſen und daß er ſich mit ihnen wohl ergötzen mag.

Sie holte Hemden und Kleider von ihrem Vater, gab ſie Mallern, daß er ſie ſeinem Herrn in ihrem Namen bringe, darzu auch einen koſtbaren Gürtel. Maller dankte ihr, nahm Urlaub von ihr, und ging deſſelben Wegs, den er gekommen war, wieder zu ſeinem Herrn in die Herberge Wo kommſt du ſo eilends her? Da warf Maller, was er auf ſeiner Schulter trug, auf das Bett. — Haſt du dieſe köſtliche Kleider einem reichen Mann geſtohlen? fragte Lother, ſo trag ſie nur wieder dahin, woher du ſie genommen haſt, nimmermehr ſollen ſie an meinen Leib kommen. — Man ſollte mich billig rühmen, rief Maller, daß ich ſo geſchickt war, einen reichen Mann zu beſtehlen: hätte ich einen Armen beraubt, ſo wäre ich den Galgen werth! Lieber Herr, nehmet des reichen Mannes Gut hin, die Sünde will ich tragen, und will ſie dazu nimmer beichten. Iſt es nicht beſſer, einen Reichen beſtehlen, als einen Armen Hungers ſterben laſſen? — So ſprach Maller im Schmerz, ſeinen Herrn neckend; doch als er ſah, daß dieſer gar zornig um des geſtohlnen Gutes ward, da fing er ernſtlich an, ihm die Wahrheit zu erzählen, wie die Königs-Tochter ihn am Brunnen gewahrte, wie ſie ihn durch ihr Fräulein zu ſich berief, und alles, was ſich hier zugetragen. Da Lother den Verlauf gehört, freute er ſich herzlich. Sehr lieb iſt es mir, ſprach er, daß du deinen Eid nicht gebrochen haſt, denn wahrlich, lieber Maller, ſo du dieſes hätteſt gethan, ich wäre dir nimmer wieder hold. — Nun lieber Herr, habt guten Muth: wenn es euch gefällt, ſo will ich ein Bad für euch beſtellen, darin ſollt ihr euch baden, ehe ihr die weißen Kleider anthut — Das wäre mir ſehr lieb, antwortete Lother, nur fürchte ich, die Wirthin wird es nicht bereiten wollen, weil ich ihr ſchon ſo viel ſchuldig bin. — Maller ſchwieg, und ging hinaus zur Wirthin. Da er ſie fragte: ob ſie ſeinem Herrn ein Bad bereiten wolle, da war ſie ſehr freundlich, und ſagte: ſie wolle es gern thun. Indem ſie noch mit ihm redete, kam ein Knecht vor die Thüre, der führte ein Pferd mit Gold und Silber ſchwer beladen. Dieſen Schatz, ſprach der Knecht, ſendet die Prinzeſſin Zormerin des Königs Tochter dem Gaſte, der hier in der Herberge liegt; ſie hat vernommen, wie er große Armuth hier leiden muß, dies wird ſie nimmer geſchehen laſſen. — Maller nahm das Geld und trug es in die Kammer zu ſeinem Herrn. Sehet, lieber Herr, rief er, das kommt euch von der ſchönen Zormerin. Gott beſchütze ſie! rief Lother. Nun will ich wieder fröhlich eſſen und trinken, nun ich meinen Wirth bezahlen kann; auch will ich, nach dem Bade, mich auf mein Roß ſetzen und mich etwas erreiten; es iſt mehr als vier Wochen her, daß ich auf kein Pferd gekommen bin, denn ich hatte nicht den Muth dazu, ſo lange es bey dem Wirth verpfändet ſtand. Lother bezahlte den Wirth mit fröhlichem Muth, und dankte ihm, daß er ihm ſo gütlich geborgt, rief dann ſeine Geſellen alle zuſammen, und gab ihnen allen Geld zu Pferden, zu Rüſtungen und ſchönen Kleidern; badete ſich, legte ſchöne Kleider an, und war von Herzen fröhlich.

Fünftes Kapitel.

Zormerin ging zu ihrem Vater und ſprach zu ihm: Geliebter Herr Vater, ihr habt ſo viel fremde Söldner in der Stadt liegen, ſo ſtellt doch einmal ein Turnieren an, ich bitte euch darum, und verſprecht dem, der den Dank verdient, ein ſchönes Roß zu geben. Auf dieſe Weiſe mögt ihr ſie erproben, und wohl erfahren, was jeder unter ihnen werth iſt; denn wie ihr wißt, wird König Pynart bald gegen dieſe Stadt ziehen, dann iſt es wohl gut, daß ihr wiſſet, auf welchen unter euern Dienern ihr euch am beſten verlaſſen könnt. — Liebe Tochter, antwortete der König, ich wollte dies ſchon ſehr lange immer thun, aber Lother von Frankreich hat es jederzeit verhindert. — Wäre Lother fromm und tapfer, ſprach Zormerin dagegen, und wäre von dem edeln Blut, deſſen er ſich rühmt, ſo würde er es ſicher nicht verhindern, vielmehr würde alle ſein Trachten und Sinnen darnach ſtehen, oft zu turnieren und zu ſtechen. Ich ſchwöre bey dem Gott, der mich erſchaffen hat, wäre er auch ein König über zehn Könige, ich würde ihm dennoch nimmermehr zu Theil. Nimmer will ich mich einem Feigen vermählen! Der mein Gemahl wird, derſelbe muß nach euch dieſes Land regieren: ein feiger, verzagter Mann, der würde es gegen die nahen Heiden gar übel beſchirmen! — Dies hörte der König gern von ſeiner Tochter, ließ auch ſogleich in die Stadt ausrufen, wie er ein Stechen vor dem Pallaſt veranſtalten laſſen. Nämlich: ſechs Bretter ſollten an eben ſo viele Stangen aufgerichtet werden, und wer dieſe Bretter niederſtache, der ſolle ein Roß von ihm zum Dank erhalten, das ſo gut als hundert Mark an Werth hätte. Die Söldner waren über dieſen Aufruf alle ſehr erfreut: Otto aber erſchrack gar ſehr in ſeinem Herzen, und fluchte mehr als hundertmal Allen, die dazu gerathen.

Lother bereitete ſich köſtlich nebſt allen ſeinen Geſellen zum Stechen, ihn dünkte, der Donnerstag, auf welchen Tag es angeſetzt war, blieb gar lange aus, ſo ungeduldig war er zu ſtechen und zu turnieren. Die andern Herrn und Ritter rüſteten ſich auch wohl dazu: gar mancher unter ihnen dünkte ſich der weidlichſte zu ſeyn, und hoffte wohl den Dank zu verdienen. Zormerin gedachte gar oft in ihrem Herzen: Ach wollte Gott es fügen, daß Lother den Dank gewönne, ich gönnte es ihm wohl von ganzem Herzen. Oft redete ſie mit ihrer getreuen Scheidechin von ihm. Könnte er den Dank verdienen, wie ich es hoffe, ſprach ſie, ſo kömmt er dann in meines Vaters Huld gar hoch, dann würde die Falſchheit wohl ausbrechen. — Sicher, ihr redet wahr, ſagte Scheidechin; mich wollte es nie bedünken, als wenn Otto der Mann wäre, für den er ſich ausgiebt; alle ſein Weſen hat ihm nie wohl angeſtanden, darzu iſt er ein Rothkopf, die ſind gewohnlich falſch und ungetreu.

Sechstes Kapitel.

Als der Donnerstag kam, da ging der König an ein Fenſter ſeines Pallaſtes, bey ihm ſtanden andre Herren, Grafen und Ritter, wohl an zweyhundert; Zormerin ſtand auf der andern Seite, und bey ihr wohl dreyßig Jungfrauen. Sie war gar köſtlich gekleidet, auf ihrem Mantel glänzten die herrlichſten Edelgeſteine, und vorn war er mit einem Karfunkel und einem ſchönen Rubin befeſtigt. Über dieſem Karfunkel hatte ein Jude Namens Pharao wohl ſieben Jahre lang gearbeitet; er gab ihn der Sybille, dieſe gab ihn in den Tempel, welcher Chriſto zu Ehren erbaut ward; Pilatus ſchenkte ihn dem Kaiſer, daß er ihn ſollte leben laſſen, da Veſpaſian Jeruſalem zerſtorte; der Kaiſer gab ihn St. Clemens, dem Pabſt, dieſer gab ihn dem Antonius, Vater der heiligen Helena. Dieſe führte ihn nach Conſtantinopel und ſtellte ihn vor St. Sephien, da ward er zu dem Schatz gelegt. Dieſen Mantel hatte König Orſchier aus dem Schatz genommen, und ſeine Tochter damit geziert, einen ſchönern mochte man wohl in keinem Lande ſehen; auch keine ſchönere Jungfrau, als Zormerin war; ſie wär von ſo großer Schönheit, daß ſie nie ein Mann recht anſehen mochte, ohne in Liebe für ſie zu entbrennen, ſo daß er ſich von Stund an aus großer Liebe nicht zu rathen wußte.

Otto kam zu Zormerin, als ſie mit ihrem Fräulein Scheidechin in einem Fenſter lag, dem Stechen zuzuſehen. Liebe Jungfrau, ſprach er, ich will hier bey euch ſtehen, und dem Stechen zuſehn, damit ich urtheilen kann, wem man den Dank geben mag. — Was denkt ihr? fing Zormerin gegen ihn an; wähnet ihr ſchöne Frauen zu gewinnen mit Eſſen, Trinken und Schlafen, und mit müßigem Schwätzen? Wenn es ſich denn alſo fügte, daß ich eure Gemahlin würde, ſo möchte meine Ritterſchaft und die ganze Welt wohl denken, was ich für einen feigen unſeligen Mann geheirathet habe, der nicht mit dem Schwerdt drein zu ſchlagen verſteht. Um meinetwillen thut es, reitet hinaus, ihr möchtet ſonſt in ein arges Gerücht kommen.

Otto mußte mit Schande von Zormerin hinunter zu dem Stechen gehen, und mußte ſich Schamenshalber zu Pferde ſetzen.

Jedermann kam zu dem Stechen, in Begleitung von Pfeifern, Trompeten und Poſaunen. So kam auch Lother mit einer Menge ſeiner Geſellen und Ritterſchaft; er hatte auch Pfeifer, Trompeten und Poſaunen, und viele Herolde und Knappen, die in Haufen neben und hinter ihnen gingen, als wäre er ein großer König. Wer iſt, ſprach Orſchier, der ſtattliche Ritter, der mit ſo anſehnlichem Gefolge kömmt? — Es iſt Otto von Lombardey, ſprachen die Diener, der ſo ſehr arm war; er muß den Reichthum geſtohlen haben, wie käme er ſonſt dazu. — Otto wunderte ſich nicht wenig, wo ſeinem Vetter Lother doch das Gut zu ſolchem Aufwand mochte hergekommen ſeyn, und konnte deshalb ſeine Verwunderung nicht bergen. Maller ritt zu ihm hin, und ſagte ihm: Nach euern Gedanken müßten wir eigentlich in großer Noth und Armuth ſtecken, ſolche Gedanken mögt ihr aber nur fahren laſſen, es ſey euch nun lieb oder leid. Wer nach Bosheit ringet, dem wird ſolcher Lohn! — Otto that als hörte er nicht, was Maller ihm ſagte, und ritt immer vor ſich hin. Zormerin ſah nach niemand, als nach Lother, er allein gefiel ihr vor allen andern; ſo ſah auch Lother oft zu Zormerin hinauf, und wann er merkte, daß ſie auf ihn ſah, ſo ließ er luſtig ſein Pferd ſpringen, und ſetzte über die Bänke mit ſolchem Muth, und ſo edelm Anſtand, daß alle ſich darüber freuten.

Nun fing das Stechen an; wer die Bretter nicht eben traf mit dem Speer, dem ſchlug der Schwengel an dem Helm, daß er vom Pferde fallen mußte. Dieß widerfuhr manchem, der ſich ſehr ſtattlich dünkte. Otto nahm ſeinen Speer unter dem Arm; und rannte ſo gräulich zu, daß er weder ſah noch hörte, denn er ſaß auf einem guten Roß. Da er aber nah an das Brett kam, wider welches man ſtechen mußte, da erſchrack er ſo ſehr, daß er das Brett nicht traf; der Speer ward ihm in der Hand herumgedreht; dicht an dem Brett war eine Pfütze voll Miſt und Unrath; da er nun das Brett nicht getroffen, ſondern ſelber vom Schwengel getroffen wurde, ſo konnte ſein Pferd ſich nicht halten, ſondern fiel mit ihm in die Pfütze, darin ward Otto wie ein Schwein beſudelt und herumgewälzt. Maller fing an laut zu lachen. Schweig, Maller, ſagte Lother, thäte das ein andrer als du, ich wurde es ihm nicht verzeihen. Lother war ſo gar treu, daß es ihm immer leid that, wenn dem Otto etwas Uebels widerfuhr, obgleich dieſer gar ſchlecht an ihm handelte. Zormerin aber hätte nicht einen Wagen voll geſchlagenen Goldes dafür genommen, daß Otto gefallen war.

Nun rannte Lother mit ſeinem Speer gegen das Brett, mit ſolcher Macht, daß der Stecken eben entzwey brach, woran das Brett hing, und dieſes hinunter fiel; eben ſo ſtach er auch die andern fünf Bretter herab. Maria, Gottes Mutter, riefen die Ritter, wer ſah je einen ſo ſtarken Ritter? — Herr, ſprachen die Herolde zu König Orſchier, gebt dieſem Ritter ſo viel Güter, und ſo viel Pferde, als ihr immer wollt, ihr könnt ihm doch nimmer ſo viel geben, als er verdient. Zormerin, voller Freude, ſprach zu Scheidechin: Der Rothkopf hat mich verloren! Geh, eile zu Maller, ſag ihm in meinem Namen, ſein Herr möchte in ſeiner Herberge heute offenen Hof halten, ich werde ihm Geld genug dazu ſchicken; was ich auch ſchicken mag, iſt er dennoch mehr noch werth.

Scheidechin richtete den Auftrag an Maller aus, worauf dieſer ſich gar höflich bedankte, und ſogleich zu ſeinem Herrn auf den Platz ritt, um ihm den Befehl der Königstochter zu hinterbringen. Lother berief zehen Herolde zu ſich, und ließ durch dieſe alle Herren, ſowohl Ritter als Knechte, Edelleute, Bürger und Bürgerinnen, wes Alters oder Standes ſie ſeyn mochten, zu ſich auf den Abend in ſeine Herberge einladen, um ſich mit ihm und ſeinen Geſellen gütlich zu thun, mit Eſſen, Trinken und anderer Ergötzung. Da ſprach einer zu dem andern: Wer hat wohl dieſem Erbärmlichen ſo viel Geld und Gut gegeben? Es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen ſeyn; denn erſt kürzlich wollte er ſein Roß aus Armuth verkaufen, und nun will er offnen Hof halten. Das iſt ja eine große Hoffarth; morgen früh, beym Frühſtück, wird er ſich wohl aus dem Staube machen. So ſchwatzten die Leute; Lother aber war fröhlich, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß es ihm den Tag ſo glücklich ergangen war. Zormerins Gunſt war ihm mehr, denn alle das Gold was ſie ihm ſchickte, und ſeine Sorge ging nur dahin, wie er dieſes ſeinen Gäſten wieder zu Gute kommen laſſen wollte; darum ſprach er zu Maller: Lieber Geſelle, verlaſſe dich nicht auf den Wirth allein, ſorg ſelber, daß wir genug haben mögen. — Sorgt nicht, ſprach Maller, was in der Stadt zu haben iſt, das ſoll bey uns dieſen Abend nicht fehlen; ritt hin zur Herberge, rief den Wirth Salomo. Herr Wirth, rief er, ſchafft Rath, denn mein Herr hält dieſen Abend hier offnen Hof, und er hat durch zehn Herolde einladen laſſen: Ritter, Grafen, Herren, Bürger und Bürgerinnen, alt und jung, groß und klein, und jedermann, der mit uns eſſen will; es darf uns alſo an nichts fehlen. — Das ſoll geſchehen, lieber Herr, ſprach der Wirth, bringet wen ihr wollet, ich will eure Gäſte wohl bedienen. Ging darauf hinaus und bereitete das Gaſtmahl auf das köſtlichſte. — Da das Stechen vorbey war, da ritt jedermann nach Hauſe, um die Rüſtung abzulegen, und ſich alsdann zu Lother in die Herberge zu begeben.

Siebentes Kapitel.

König Orſchier überſandte dem Lother den Dank, und ließ ihn zur Tafel an ſeinen Hof einladen; Lother ließ ihm aber wieder entbieten, wie er es nicht wolle übel aufnehmen, daß er nicht kommen könne; es ſey ihm diesmal nicht gelegen, da er ſelber einen offenen Hof halten wolle. Darüber war der König nicht wenig verwundert.

Lother begab ſich in ſeine Herberge, wo der Gäſte ſo viel gekommen waren, daß ſie in dem Hauſe nicht alle Platz fanden; ſie mußten theils in den Garten ſich lagern, theils ſaßen ſie auf der Gaſſe vor der Herberge. Es war Wildprett und Geflügel, und an Schüſſeln mit Eßwaaren aller Art kein Mangel; dabey ſtanden große Fäſſer mit Wein, ſowohl weißen als rothen, woraus ein jeder ſo viel trinken mochte, als ihn gelüſtete. Es waren an demſelben Tag wohl an zweyhundert Menſchen des Weins ſo voll, daß ſie ihre eigene Sprache nicht reden konnten. Einer ſprach da zu dem andern: Fürwahr er muß morgen davon laufen; der Wirth iſt wohl ein Thor, ihm ſo viel zu borgen. Lother hörte dies, und rief: Laßt euch wohl ſeyn, ihr Freunde, und ſorgt nicht fürs Bezahlen, der gute Wirth borgt mir gern. — Ich habe eben ſo große Sorge für meine Bezahlung, ſprach der Wirth, als ob ich das Geld ſchon in meiner Hand hätte. — Da ſagten ſie: Ey, der Wirth iſt ſo voll als irgend einer der Gäſte; morgen wird er ein anderes Lied ſingen. Die Gäſte blieben in Freuden und in Ergötzlichkeit zuſammen bis Mitternacht, dann ſchied ein jeder von dannen. Zormerin hatte ihr Wort nicht vergeſſen, noch ehe es tagte, kam ein Pferd mit Gold und Silber beladen in der Herberge an. — Lieber Wirth, jetzt macht euch bezahlt, ſo viel als drauf gegangen, das übrige Geld nehmt in eure Verwahrung; ſo bald es verzehrt iſt, ſagt es mir, daß ich euch wieder welches verſchaffe.

Des Morgens früh zog Lother ſich ſauber an, nebſt ſeinen Gefährten, und gingen in die Kirche. Als Zormerin ihn erblickte, pochte ihr Herz heftig. Sie bat ihren Vater, daß er den Ritter, der geſtern den Dank verdiente, und ſo vortreflich ſtach, doch zur Tafel bitten möchte, und zeigte dem König den Lother, daß er derſelbe ſey. Da nun der König zu ihm ging und ihn zur Tafel bat, da wollte Lother es nicht annehmen, und ſprach: Herr König, ich will nicht eher an der Tafel mit euch ſitzen, bis ich es gegen die Heiden verdient habe. Da gab Zormerin ihm die Hand, die er nahm, und bot ihm einen guten Morgen, darüber ging er erfreut wieder in ſeine Herberge.

Achtes Kapitel.

Vierzehn Tage hernach da kam König Hiſpinart von Afre, wo[illegible] mit zweyhunderttauſend Mann, und mit ihm kamen vierzehn Könige. Da dieſe Heiden in das Land kamen, da flohen die Einwohner alle zu König Orſchier, und ſchrieen um Hülfe gegen die Heiden. Der König erſchrack, da er hörte, daß die Heiden ſo nahe wären, und ließ Otto zu ſich rufen. Lother, ſprach er zu ihm, heiſſet eure Söldner ſich rüſten, wir müſſen gegen die Heiden, euch übergebe ich und befehle ich mein Banner.

Otto erſchrack von ganzem Herzen, doch verbarg er es, und ſprach mit lachendem Munde: Herr, ich will das meinige aufs beſte thun. Ging hinaus, und ließ austrompeten, daß ein jeder ſich aufs beſte waffne. Lother und ſeine Geſellen die waffneten ſich ſogleich aufs eilendſte, und ſetzten Pferde und Zeug in beſten Stand. Da rief Otto einen ſeiner Waffenträger, zu dem ſagte er: Geh zu meinem Vetter, ſage ihm, es ſey mir von Herzen leit, daß ich ihn erzürnet. Ich habe böſem Rath gefolgt, bin aber nun bereit, ihn um Gnade zu bitten, er ſolle mir nur diesmal aus der Noth helfen. Denn König Orſchier hat mir ſein Banner zu führen gegeben, in dieſem großen Krieg, damit kann ich mich aber nimmer behelfen; mein Vetter vermag es beſſer zu thun als ich, denn er iſt ein tapfrer, ſtarker Ritter, ihm käme es mehr zu als mir. Will er ſich nun des Banners für mich annehmen, ſo will ich ihm die Jungfrau Zormerin gern überlaſſen, die mir von dem König verſprochen worden iſt. Ich will lieber eine Frau entbehren, als daß ich dieſen großen Streit führen ſollte. — Herr, antwortete der Knappe, dieſe Botſchaft will ich gern ausrichten; es wäre ſehr gut, wenn Lother ſich der Sache annähme; denn ſo viel ich euch kenne, kommt ihr zum Streit, ſo laßt ihr das Banner fallen, das möchte den Chriſten zu gar großem Schaden gereichen. — Das iſt freylich wahr, ſagte Otto! — Darauf ging der Knappe von ihm zu Lother, und richtete die

Botſchaft gar ernſtlich aus. Er nahm den Lother auf die Seite, und ſprach: Euer Vetter Otto ſendet mich zu euch; er bittet euch um Gnade, daß er euch erzürnet, er hat hierin böſem Rath gefolgt, und es iſt ihm leid. Er bittet ſehr, euch mit ihm zu verſöhnen; wenn ihr ihm verzeihen wollt, ſo will er ſeinen Fehler gegen euch verbeſſern, und damit anfangen, daß er, um euch zu ehren, euch das Banner überlaſſen will, das der König ihm übergab, dazu will er euch auch die ſchöne Zormerin laſſen, die der König ihm verſprochen, und alle Ehre die ihr ſonſt verlangt. Prüfet dieſen Vorſchlag wohl, lieber Herr, ich bitte euch freundlich darum. — Sage meinem Vetter, ſprach Lother, ich habe keinen böſen Willen, beſonders nicht gegen ihn; ich halte ihn für einen verſtändigen Mann, dazu iſt er auch von edler Geburt; hat ihm nun der König ſein Banner befohlen, ſo iſt es bey ihm in guten Händen, beſonders gegen die Heiden; hat ihm dann Gott eine Frau beſchert, ſo begehre ich nicht ſie ihm zu nehmen. Gott wolle ihm zu beyden viel Freude und Glück geben; ich wünſche es ihm von Herzen, und er thäte ſehr Unrecht, wenn er nicht das Beſte thun wollte, um des großen Glücks willen. Sagt meinem Vetter dann auch noch in meinem Namen: da der König ihm das Banner empfohlen, ſo mag er wohl zuſehen, daß er es nicht fallen laſſe, denn wo er es fallen läßt, ſo haue ich ihm den Kopf herunter, oder wenn ich zur Stund nicht zu ihm kommen kann, ſo werde ich meinen Geſellen Maller ſchicken, daß er ihm ſeinen Kopf herunter haut. Dieſe Antwort bring meinem Vetter von mir.

Der Knappe war ſehr betrübt, daß er nicht beſſeren

Beſcheid erhalten konnte, Otto aber erſchrack gar erbärmlich, als er dieſe Botſchaft vernahm. Ach ich Armer, Unſeliger! rief er aus; ich ſehe wohl, meine Zeit iſt nun gekommen, ich muß ſtreiten wider meinen Willen, und muß noch dazu der Vorderſte ſeyn, und die Andern anführen, wiewohl ich lieber der Hinterſte wäre! —

Der König ſetzte ſich auf ſein Pferd, nahm das Banner in ſeine Hand und übergab es Otten; dieſer nahm es, und ritt hinaus, wohl mit dreyßigtauſend Chriſten. Lother ritt ihm zunächſt; er trug auf ſeinem Helm einen ſeidenen Ermel mit Gold geſtickt, und mit goldnen Spangen, den hatte ihm Zormerin gegeben. Sie ging auf einen Thurm, wo ſie den Streit zuſehen konnte; Lothern kannte ſie wohl an dem Ermel, und bat Gott von ganzem Herzen, daß Otto doch nicht wieder käme.

Da die Heiden ſahen, wie das Heer der Chriſten gegen ſie zog, da ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, und ein ſchreckliches Schlagen begann, ſie hieben entſetzlich auf die Chriſten ein, und ſchlugen was ihnen vorkam. Als Otto ſah, daß die Heiden ſo gar gräulich ſtritten, da ließ er vor Schrecken das Banner fallen, und ſprach zu ſeinen Leuten: Liebe Geſellen, ich bleibe nicht länger hier, ich will heim reiten in die Lombardey, denn ich trage große Sorge, die Heiden möchten mich noch hier erſchlagen. Ich möcht nicht hier bleiben, und wollt mir König Orſchier auch noch ein Königreich zu dem ſeinigen geben. — Gott verdamme euch, riefen ſeine Geſellen ihm nach, ihr ſchändet alle Lombarden; darum möget ihr nur allein reiten: wer einen böſen Herrn verläßt, den mag Gott ſegnen. König Pynart kam wohl mit zehntauſend Heiden von der

Seite her, wo Otto entfloh; da er ſie ſo gegen ſich kommen ſah, rief er mit lauter Stimme, und mit aufgehobenen Händen: Tödtet mich nicht, ihr Herren, ich will gern Gott verleugnen, und will an Mahom glauben.

Da ward er gefangen, und in ein Zelt geführt, und König Pynart begonn wieder friſchlich zu ſtreiten. Die Chriſten waren beſtürzt, daß ihr Panier gefallen war. O weh mir! rief König Orſchier; verflucht ſey die Stunde, wo ich dieſem Lother an meinem Hof empfing, und ihm ſo traute; er hat heute als ein falſcher Böſewicht an mir gehandelt. Die Heiden waren gar fröhlich; denn wann ein Panier gefallen iſt, ſo iſt die Gegenparthey deſto fröhlicher. König Orſchier ſtritt auch tapfer, als er aber zu tief in den Streit gerieth, da kam der heidniſche König Helding und ſtach ihn vom Pferde; alſobald umringten ihn die Heiden, und führten ihn gefangen hinweg. Als die Chriſten ihren König gefangen ſahen, da hielten ſie ſich gar übel, was auch nicht Wunder zu nehmen iſt; ein Heer mag wohl erſchrecken, das ſein Banner, und dann auch ſeinen König, verloren hat.

Lother focht kühnlich, und ſchlug ſich tief in das Heer der Heiden, Maller und die übrigen Geſellen fehlten auch nicht; da erblickte Lother das Panier, das auf der Erde lag. Maller, lieber Geſelle, rief er, nun ſchlage friſch zu, daß ich abſteigen und das Panier aufheben möge. Da ſchlugen die Zween ſo gräulich um ſich, bis ſie einen Kreis um das Panier frey machten, da ſtieg Lother ab, ergriff das Panier und ließ es hoch in der Luft wehen, es war aber ganz beſchmutzt und zerriſſen worden unter den Pferden. Er gab es dem Maller, und ſagte: Hier, hebe es hoch in die Höhe; das that Maller, des freute ſich das Chriſtenheer, und fing wieder mit friſchem Muth zu kämpfen an. — Maria, Gottes Mutter, rief Zormerin, beſchütze meinen Geliebten; er iſt der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen.

Lother ſtritt ſo lange bis er kam zu König Pynarts Banner, da ſah er eben, wie vier Heiden den König Orſchier gefangen fortführten, der heiß weinte. Lother eilte ſogleich hinzu, erſchlug die vier Heiden, ergriff eins ihrer Pferde und reichte es dem König Orſchier. Lieber Herr, rief er ihm zu, ſitzt geſchwind auf und ſehet, daß ihr tapfer ſtreitet. Freund, erwiederte Orſchier, du haſt mich heute von dem Tod errettet, dir will ich meine Tochter geben, dazu auch mein Königreich; Lother von Frankreich hat mich verrathen, gar böslich, er ſoll meine Tochter nimmer haben. Hiermit ritt er eilends wieder in den Streit, da brachte ihm Maller das Panier. Maria, Gottes Mutter, rief er, wer mag der Mann ſeyn, der das Panier wieder aufgerichtet hat? — Herr, ſprachen die Diener, das hat derſelbe gethan, der euch auch aus der Gefangenſchaft erlöſt, er hat heiß darum gearbeitet. Auf meine Treue, ſprach der König, das will ich ihm wohl lohnen, ich will ihm meine Tochter geben, und nach meinem Tode mein Reich; iſt es nicht ein Jammer, ihr Freunde, daß mich der ſo betrogen, dem ich ſo viel getrauet! Wäre dieſer fromme Ritter nicht geweſen, ſo wären wir jetzt alle von den Heiden erſchlagen.

Zormerin folgte dem Lother mit den Augen, denn ſie erkannte ihn vor allen an dem Ermel auf ſeinem Helm. Da ſah ſie, wie wohl zehentauſend Heiden ihn umringeten, und ſein Pferd erſtachen; ſie ſah ihn fallen, und ſah ihn nicht wieder aufſitzen, auch niemand der ihm zu Hülfe käme, ſo daß er mit Gewalt gefangen ward. Als Zormerin dies ſah, ergriff ſie ein Meſſer und wollte ſich daſſelbe ins Herz ſtoßen; aber Scheidechin hielt ſie, und ſprach: Liebe Jungfrau, beſinnt euch, und bittet Gott eure Sinne zu behüten. — Scheidechin, rief Zormerin, ich habe geſehen, daß die Heiden den Prinzen von Frankreich niedergeſtoßen haben, und niemand kömmt ihm zu Hülfe; haben die Heiden ihn erſchlagen, ſo will ich auch nicht länger leben. Hiermit wollte ſie von den Zinnen hinunter ſpringen, aber ein Ritter erhaſchte ſie, und hielt ſie. Liebe Jungfrau, ſprach er, ſie zu tröſten, haltet euch wohl, euer Vater iſt nicht erſchlagen.

Neuntes Kapitel.

Maller ſuchte ſeinen Herrn auf dem ganzen Schlachtfelde; da er ihn nirgend fand, ritt er zu König Orſchier: Herr König, wo iſt mein Herr und Meiſter? — Auf meine Treu, ſagte Orſchier, ich weiß nichts von ihm — Du falſcher König, ſo verdankſt du dem, der dich erlöſte aus der Heiden Hand? Du haſt verloren den Beſten, der irgend im Lande zu finden iſt, denn wiſſe, er iſt Lother von Frankreich, denn nun kann ich es dir nicht länger verſchweigen; auch denke ich, das Jahr iſt nun wohl um. Otto von Lombarden hat dich betrogen: mit glatten Worten hatte er meinen Herrn beredet, deſſen Namen mit dem ſeinigen zu verwechſeln. — Nun wohl, ihr Herren, rief

Orſchier, laßt uns alsbald Lothern ſuchen: alles was ich habe, möchte ich hingeben, nur ihn nicht verlieren. Da ritten ſie alleſammt hinaus, Lothern zu ſuchen, konnten ihn aber nicht finden: darüber der König und die ganze Ritterſchaft ſich ſehr betrübten, denn alle ſeine Geſellen liebten ihn, beſonders aber Maller, dieſer wäre beynah unſinnig geworden vor großem Schmerz.

Als die Nacht einbrach, zog König Orſchier wieder ein in Conſtantinopel, da kam Zormerin ihm entgegen. O Vater, redete ſie ihn an, ihr möget euch betrüben, daß ihr den habt zurückgelaſſen, der euch von den Heiden erlöſte; ihr wißt nicht, wer er iſt. — Ich weiß es, meine Tochter, ſprach Orſchier: Otto, der Rothkopf, der hat mich und dich ſchändlich betrogen, und hätte dazu ſeinen Vetter gern in Schande gebracht. Gott wolle mir Lother behüten, und wolle verhindern, daß Otto nimmermehr wieder herkäme. Zormerin weinte heftig, als ſie ihren Vater ſo ſprechen hörte. Sie gingen darauf alle zu Tiſch, Zormerin aber und Maller die konnten Beyde vor großem Leid nicht eſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, und jedermann ſich in ſein Zimmer begab, ging auch Zormerin in ihre Kammer und ließ Maller zu ſich rufen. Da ſaßen ſie Beyde die ganze Nacht zuſammen, klagten und weinten um ihren Herren. Weh mir, rief Zormerin, ohne meinen Geliebten mag ich länger nicht leben! — Jungfrau, ſprach Maller, hört mich, ich will Morgen früh mein Leben wagen, um meinen Herrn zu ſuchen; ich weiß der Heiden Weiſe ſehr wohl nachzuahmen, ich werde unter ſie gehen, daß ſie mich für einen der Ihrigen halten, dort will ich hören, ob mein Herr lebt oder todt iſt. — Des Morgens, da es anfing zu tagen, beurlaubte er ſich von Zormerin, und ging in ſeine Herberge und rief die Geſellen zuſammen. — Ihr Freunde, legt eure Rüſtung an, ich reite hinaus zu den Heiden, und nimmer will ich wiederkommen, ich habe dann Nachricht von meinem Herrn. Ihr kennt mein Hörnchen wohl, ſprach er ferner zu ihnen, ich will euch in einen Buſch führen, dort ſollt ihr meiner warten; wann ihr mich nun blaſen höret, dann kommt mir ſchnell zu Hülfe. — Das thun wir mit Freuden, riefen die Geſellen, bereiteten ſich dann eilends, und rüſteten ſich.

Maller rieb ſein Angeſicht mit Kräutern, die er wohl kannte, davon wurde ſeine Farbe ganz verändert, darauf ritt er mit den Geſellen aus der Stadt hinaus. Als ſie an den Buſch kamen, da bat Maller ſie, daß ſie hier auf ihn warten ſollten. Ich reite hin in das Heidenlager, ſprach er, dort zu erfahren, ob mein Herr lebt oder todt iſt; und lebt er noch, ſo wißt, ich will ihn befreyen, und ſollt' ich darüber mein Leben einbüßen. — Lieber Maller, riefen ſie alle einſtimmig, wir wollen euren Wink hier erwarten; und zweifelt nicht, kommt es dazu, ſo wollen wir getreulich arbeiten, daß ihr uns ſollt Dank wiſſen; jeder von uns ſoll Zwey werth ſeyn. — Geſellen, ſprach Maller, dies danke ich euch freundlich. Damit ritt er dem Lager zu, und befahl ſich Gott und der Jungfrau Maria, ſeiner Mutter. Er dachte hin und her, wie er es anſtellen wollte, um Nachrichten von Lother zu erfahren, als ein Haufen Heiden zu ihm ſtieß, die von der Fütterung kamen. Er hatte ſein Geſicht und Hände ſo gefärbt, kannte auch die Sprache und die Gebehrden der

Heiden ſo wohl, und ahmte ſie ſo natürlich nach, daß ſie ihn alle für einen der Ihrigen hielten. So ritt er mitten unter ihnen ins Lager hinein. Er fragte nach König Pynarts Zelt; als man es ihm gezeigt, da ſprang er ab von ſeinem Pferde, und ging geradezu hinein in das Zelt zum Könige. Mahomet, ſprach er, der alle Dinge erſchaffen hat, der wolle meinen Vetter, den König Pynart behüten, und wolle König Orſchier nebſt allen Chriſten verdammen. Vetter, ich bin König Glorians, deines Bruders Sohn; mein Vater hat mich zu dir hergeſchickt mit zwanzigtauſend Gewaffneten, dir zu helfen. Aber König Orſchier und ſein Heer ſind im Walde über mich gekommen und haben meine Geſellen alle erſchlagen. Mit großer Noth bin ich ihnen entkommen; willſt du mich nun nicht an ihnen rächen, ſo will ich mich ſelber tödten. Damit ſchlug er ſich ſelber ins Geſicht, zerraufte ſein Haar und trieb ſo großen Jammer, daß die Heiden ſich ſeiner erbarmten. Lieber Neffe, ſprach König Pynart, faſſet euch; ſaget mir, wie geht es meinem Bruder? Ihr ſeyd ſicher mein rechter Neffe, ich weiß wohl, daß mein Bruder einen ſchönen Sohn von eurem Alter haben muß. — Vetter, es geht meinem Vater, eurem Bruder, ſehr wohl, er läßt euch durch mich aufs ſchönſte grüßen; auch bitt ich euch freundlich, daß ihr mich wollet zum Ritter ſchlagen, wonach mich von ganzem Herzen verlangt. Mein Vater hat mich auch mit darum zu euch geſchickt, daß ihr mich mögt zum Ritter ſchlagen. Ach lieber Vetter, rächet mich doch auch an dem böſen Schalk Maller, der mir viel Schaden zugefügt hat, und der nur darauf lauert, wie er euch möge Schaden zufügen. — Lieber Neffe, ich geh nicht eher weg von Konſtantinopel, ich habe dann die Stadt gewonnen; dann wollen wir die Chriſten alle verbrennen, Maller aber in den Wind hangen. — Ach Vetter, ich kann meinen erlittenen Schaden nicht vergeſſen. — Du ſollſt ihn gar bald vergeſſen; ich habe wohl achtzig Chriſten in meiner Gefangenſchaft, an dieſen ſollſt du dich wohl rächen. —

Maller fiel auf ſeine Kniee und rief: Edler König, ſo gib mir nur ſogleich dieſe Chriſten, daß ich mich an ihnen räche! — Recht gern, mein lieber Neffe, du ſollſt ſie haben, und kannſt mit ihnen machen, was dir gefällt; meinethalben ſchinde ſie und brate ſie; vorher aber will ich dich zum Ritter ſchlagen. Da ſchlug König Ponart den Maller zum Ritter nach heidniſcher Art. Dann ſtand Maller auf, ergriff ſeine Lanze, und nachdem er ſie wohl vier bis fünfmal ſich um den Kopf geſchwungen, warf er ſie ſo weit, daß man ſie mit den Augen nicht erreichen konnte. Fürwahr, ſprachen die Heiden, das iſt ein wackrer Geſelle, wenn unſer König Ponart ſtirbt, ſo wollen wir dieſen zu unſerm König erwählen. — Mein Neffe, ſagte der König, helfe mir Mahomet, wenn ich Konſtantinopel gewinne, ſo will ich dich zum König machen über dies ganze Land, und ich will Zormerin zum Weibe nehmen. Ich habe bey dem König Orſchier ſchon um ſie angehalten, aber der Lecker verſagte ſie mir, darum will ich ſie mir ſelber nehmen; König Orſchier will ich als einen Dieb in den Wind hangen, und die Gefangenen ſollſt du haben. — Da ſchickte König Ponart hin, daß man die Gefangenen vor ihn führen ſolle; ſie wurden auch alsbald hergeführt. Lother war darunter; da Maller ihn erblickte, ward ihm fröhlicher zu Muth, als hätte er ein Königreich gewonnen; er zog ſein Schwerdt heraus und ſchlug einem gefangenen Lombarden den Kopf herunter, ſo machte er es dem zweyten Lombarden und ſo dem dritten. Otto war auch dabey; als dieſer ſah, wie Maller den Lombarden mitſpielte, rief er überlaut: Edler König Pynart, ich will gern Gott verläugnen und will an Mahomet glauben! Da ergriff ihn Maller und wollte ihn eben wie die andern tödten; König Helding rief ihm aber zu, er ſolle dieſen leben laſſen. Er will an Mahomet glauben, ſprach er, darum darfſt du ihn nicht tödten; auch iſt er mein Gefangener, er hat ſich mir ergeben. — Bey Mahomet, rief Maller, deſto eher muß er ſterben; ein ſchlechter Chriſt wird nimmer ein guter Heide. — Nein, ſprach König Helding, erſt muß man ihn prüfen, er muß auf das Kreuz treten, Chriſtum zu verhöhnen, dann wollen wir ihn beſchneiden. — Neffe, ſprach Pynart, erzürnt den König Helding nicht, er iſt gekommen mir zur Hülfe mit wohl hunderttauſend Mann. — Lieber Oheim, ſagte Maller, ich bin gar ſehr bekümmert, daß ich den Schalk ſoll davon kommen laſſen; verflucht ſey die Mutter, die ihn getragen hat! — Die Heiden aber waren einſtimmig der Meynung, Otto müſſe leben bleiben, weil er an Mahomet glauben wollte.

Da ging Maller auf Lother zu und ruckte ihn bey einem Arm, ſo daß er zur Erde fiel, dann gab er ihm noch einige harte Streiche über den Nacken. Lother ſprang wieder auf und ſchlug in ſeinem Muth ſo hart auf Maller ein, daß er ihm zween Zähne ausſchlug und ihm das Blut aus Mund und Naſe floß. Da fiel Maller vor Kö nig Pynart auf die Kniee und rief: O edler König, laßt mich dieſen Schalk aufhangen, der mich ſo übel hat zugerichtet! — Thu mit ihm was dir gefällt, ſagte Pynart. — Einen Galgen will ich aufrichten laſſen, ſprach Maller, gegen Konſtantinopel zu, da ſollen die Chriſten zuſehen, wie ich ihn daran hängen will. Ergreift ihn ſogleich und führt ihn hinaus! — Da ward Lother gar erbärmlich ergriffen und gebunden, und ein Strick um ſeinen Hals geworfen Da rief Lother zu Gott von ganzem Herzen, daß er ſeiner Seele gnädig ſeyn möge.

Der Galgen ward auf dem Berge gegen Konſtantinopel zu aufgerichtet, obgleich König Helding meynte, es wäre nicht gut gethan. Wenn die Chriſten, ſagte er, es ſehen, denn ſie haben alle Bäume von dieſer Seite abgehauen, um alles zu ſehen, was wir thun, ſo können ſie uns leicht überfallen und einen Schrecken verurſachen. Maller aber blieb dabey, die Chriſten ſollten eben zuſehen müſſen, wie Lother gehängt werde. Als die Geſellen in dem Buſch den Galgen aufrichten ſahen, da baten ſie flehentlich zu Gott, es möge Lother und Maller kein Unglück bedeuten, und es möge Maller ſein Unternehmen glücken; ſetzten ſich auch ſogleich auf ihre Roſſe, denn ſie dachten wohl, es müſſe nun bald etwas ſetzen, um ſogleich in Bereitſchaft zu ſeyn, wenn ſie Maller auf ſeinem Horn würden blaſen hören; und nun ſtanden ſie alle fertig und willig zum Streit.

Maller führte Lothern gebunden zum Galgen, und viel Heiden mit ihm. Lother ſeufzte tief und ſagte: Ach Zormerin, ach Maller, du treuer Geſelle, ich ſehe euch nie wieder, Gott dem Allmächtigen empfehle ich euch! —

Da rief Maller in ſeinem Herzen zu Gott, daß er ihm zu Hülfe kommen möge, denn er ſah ſich allein, von den Heiden umringt, und wußte nicht, wie er es anfangen würde, ſeinen Herrn zu retten. Als ſie unter den Galgen gekommen waren, da rief Lother Gott von ganzem Herzen an, daß er ſeiner Seele möge barmherzig ſeyn. Dann rief er: Vater, wüßtet ihr, wie hart es mir geht, es würde euch doch wohl erbarmen. Lebt wohl, Zormerin, geliebte Jungfrau, treuer Geſelle mein, nie ſeh ich euch Beyde mehr, die ich ſehr liebte. Ach Maller, wüßteſt du, wie man mich hier hängen will, ich weiß gewiß, du kämeſt mir zu Hülfe. Aber ich habe dich verloren, und auch dich, ſchöne Zormerin; der Galgen wird ſchon aufgerichtet, und nimmer ſeh ich euch wieder!

Höre, du Schalk, ſprach Maller, willſt du deinen Glauben verläugnen, und an Mahom glauben, ſo ſollſt du leben. — Nimmermehr, ſprach Lother; führt mich zum Galgen, und laßt mich nur noch ſo lange leben, daß ich mein Gebet verrichte. — Du Unſeliger, fing Maller wieder an, willſt du deinen Glauben nicht verläugnen? — Nimmermehr! — Lother weinte heiß, da er geführt ward. Maller that es tief in der Seele wehe, da er ihn weinen ſah. Laßt ihn los, ſagt er zu denen, die ihn hielten, laßt ihn frey ſtehen, während er betet. Da fiel Lother auf ſeine Kniee, und als Maller ihm noch einmal zurief, ſeinen Glauben zu verläugnen, da hob er an mit lauter Stimme: Ewiger Gott Vater, wer dich verläugnet, wer an dich nicht glaubt, der iſt kein Biedermann. Du haſt Himmel und Erde geſchaffen, dann gebahr dich die Mutter, die reine Magd, zu Gott und

Menſch, und du haſt die Milch ihrer Bruſt geſogen. O Maria, Gottes Mutter, du ſaheſt deinen Sohn auf den Berg Calvari führen, wo er die Marter litt um unſrer Verſöhnung willen, und als er am Kreuze ſtarb, da ward die Sonne verfinſtert, und die Erde ſpaltete ſich. Du erſtandeſt am dritten Tage, und fuhreſt zum Himmel, und ſchickteſt deinen Jüngern deinen heiligen Geiſt. Hernach holteſt du deine liebe Mutter, und krönteſt ſie im ewigen Leben. Ewiger Gott, ſo wahr ich dieſes glaube, ſo wolleſt du mir heute barmherzig ſeyn, und meine Seele in deinen göttlichen Schutz nehmen. Hiermit ſtand Lother auf, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ſich. Während er gebetet, hatte Maller auf ſeinem Horn geblaſen, und ſah nun die Geſellen aus dem Buſch wohlgerüſtet herzureiten. Da eilte er auf Lother zu, als dieſer eben von ſeinen Knieen aufſtand, band ihm die Augen auf, und ſprach eilig: Erkennt mich, Herr, ich bin Maller, euer Geſelle; hier nehmt dieſen Ring, Zormerin ſendet ihn euch, ſie trauert ſehr um euch. Damit ſchlug er einem Heiden den Kopf herunter, nahm deſſen Schwerdt, und gab es Lothern. Hier Herr, nehmt das Schwerdt, wehrt euch! Da ſchlugen ſie Beyde kühn um ſich her, alles nieder was vor ihnen war. Die Heiden, da ſie ſich von Mallern betrogen ſahen, liefen ſie hinzu, ſich zu wehren: unterdeſſen kamen auch die andern Geſellen aus dem Buſch herzu, und führten zwey gute Pferde, Lother und Maller ſaßen ſchnell auf, und indem ſie bald flohen, bald ſich umwendeten und auf die Heiden ſchlugen, eilten ſie gegen Konſtantinopel zu; die Heiden verfolgten ſie hart. König

Orſchier ſtand auf der Mauer, und ſah das gräuliche Jagen auf dem Felde, da ſprach er: ich hoffe es iſt Maller, der den Lother zurückbringt; wohlauf Geſellen, daß wir ihnen zu Hülfe kommen! Da blies er auf ſeinem Horn, alles rüſtete ſich, und ritt mit ihm aus der Stadt, und nun fing ein gewaltiges Streiten an. Da Orſchier Lothern erkannte, freute er ſich, ritt zu ihm hin, und fragte ihn: wie er aus der Gefangenſchaft erlöſt ſey? Das ſage ich euch ein andermal, ſprach Lother, jetzt iſt es Zeit zu ſtreiten. Damit eilte er in den Grund, zog einem Todten den Harniſch ab, rüſtete ſich damit, auch mit einem Helm und übrigem Zeug, und ſchlug tapfer auf die Heiden, die ſich ſtark wehrten. Einer ritt hin zu dem Graben, und rief der Prinzeſſin zu, die auf dem Thurm dem Streit zuſah: Lother wäre am Leben, und frey. Da dankte ſie Gott mit heißen Zähren, und bat die Jungfrau um fernern Schutz für den Geliebten. Der Streit war heiß; König Helting rannte wider Maller, ward aber von ihm vom Pferde herabgeſtochen; Mallers Pferd fiel auch, ſie ſtanden aber Beyde wieder auf, und Helting begab ſich zurück. Heute will ich die Chriſten vertilgen! rief König Pynart. Hättet ihr Lother und Maller, ſprachen ſeine Diener, ſo möchtet ihr die Chriſten wohl überwinden. — Dieſe Beyden aber ſchlugen ſo kühnlich, daß Keiner gegen ſie zu ſtechen vermochte. König Pynart kam auf Maller los, den er an ſeinem Schild wohl erkannte. Böſewicht, rief er, falſcher Verräther, daß du gehangen wärſt! Wie durfteſt du Schelm es wagen, mich Vetter zu nennen? — Lieber Herr Vetter, ſprach Maller wieder, die Vetterſchaft verläugne ich nimmer. —

Da rannte Pynart mit ſeinem Speer gegen ihn, und wollte ihn vom Pferde ſtechen, Maller aber traf ihn mit ſeinem Speer ſo hart, daß er ihn durch den Leib ſtach, davon er vor großem Schmerz auf die Erde fiel. König Helting kam dem Pynart zu Hülfe, ſonſt hätte Maller ihn vollends getödtet. Vetter, rief Maller, ich will Gott ewig für den bitten, der euch vom Pferde ſtach. — Ach weh mir, ſagte König Pynart, was habe ich für eine böſe Verwandtſchaft gefunden! — Darauf ward er in ſein Zelt zurückgetragen, wo er den Otto nicht mehr fand. Dieſer war entflohen, und nach der Lombardey zurück gelaufen.

Als er heim kam, da fand er den König, ſeinen Vater, todt. Das Volk empfing ihn als ſeinen rechtmäßigen Herrn, und er ward zum König gekrönt. Er that nachmals ſeinem Vetter Lother noch vieles Leid, wie man hernach erfahren wird. Er bedachte wenig die große Ehre, die ihm in Lothers Namen wiederfahren war, auch daß dieſer ihm nie übles gethan, obgleich er ihm gar vieles Uebel zugefügt. Dennoch haßte er den Lother, und gönnte ihm nie etwas Gutes; ſchwur auch einen Eid bey Gott, daß, könnte er Lother und Maller einen Schaden thun, er es nie unterlaſſen wolle. Er hielt auch ſeinen Schwur, wie man hernach hören wird.

Da es nun ſpät wurde, da zog König Orſchier mit ſeinem Volk wieder in die Stadt Konſtantinopel ein. Als Zormerin das Heer kommen ſah, ging ſie ihrem Vater entgegen vor dem Pallaſt; da ſie Lothern erblickte, da erſchrack ſie vor Liebe ſo ſehr, daß ſie nicht ein Wort ſprechen konnte. Lother, ſprach der König, ich gebe euch meine Tochter, die hier ſteht. — Herr, das danke ich euch gar herzlich, antwortete Lother, und weil ihr ſie mir nun gegeben habt, ſo erlaubt, daß ich ſie umarme. Ging darauf zu ihr, umarmte ſie und küßte ſie mit großer Wonne. Nahm ſie dann in ſeine Arme, und ſprach: Geliebte Frau, danket meinem Geſellen Maller, der hat mich erlöſt von den Heiden. Er hat um meinetwillen gethan, was nie ein Mann um des andern willen je that. Geliebter Herr, ſprach Zormerin, wärt ihr geſtorben, kein größer Leid könnte mir nie geſchehen.

Darauf gingen ſie alleſammt in den Saal, ein jeder legte ſeine Waffen ab und ſaßen nieder an den Tiſch. Orſchier ließ Lother neben Zormerin ſitzen, und ſeinen Geſellen Maller bey ihm. Da ſie gegeſſen hatten, da fing Maller an zu erzählen, wie er den König Pynart überredet hätte, er ſey ſein Vetter, und alles was ihm auf dem Zuge begegnet, Wort für Wort. Darüber fing König Orſchier an zu lachen und alles Volk lachte ſehr.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Konſtantinopel dauerte wohl ſchon an zwey Jahre, während denen es manchen Streit und manchen Sturm gab, worin viel gute Männer, ſowohl Ritter als Knechte, ihr Leben ließen. Lother und Maller verhielten ſich ſo kühn und tapfer und fromm, daß ſie viel Ehre erwarben und jedermann ſie lieb gewann. Oft rannten ſie beyde heimlich, allein von ihren Geſellen und Rittern begleitet, hinaus in das feindliche Lager, und thaten da den Heiden großen Schaden. Die Heiden hatten mehr Schaden durch Lother und Maller, als von allem andern Söldnern zuſammengenommen. Darum bedauerten ſie es immer mehr, daß ihnen die Beyden aus den Händen gegangen waren, da ſie ſie ſchon in ihrer Gefangenſchaft hatten; ſchwuren auch bey Mahomet, weder Lother noch Maller über Nacht leben zu laſſen, wenn ſie einen von ihnen erhaſchen konnten.

Zormerin war aber ſehr ängſtlich, daß Lother ſo oft hinaus ritt. Sie bat ihn gar freundlich, er möchte ſich doch nicht ſo ſehr gegen die Heiden wagen; ſie tödten euch gewiß, ſprach ſie, denn ſie haſſen Euch und Maller mehr als die Andern Alle. — Gott wird mich beſchützen, geliebte Zormerin, ſprach Lother; ich bin hier, um Abentheuer zu ſuchen, ſo muß ich ſie denn auch nicht vermeiden; ſoll ich mich nicht an den falſchen Heiden rächen? — Ich wünſchte, ſagte Zormerin, daß ihr es um meinetwillen ließet, mir zu Liebe. — Geliebte Frau, um eurentwillen will ich alle Unthat laſſen, aber jede ehrliche That vollbringen.

Eilftes Kapitel.

Nach drey Monathen, als König Pynart von ſeinen Wunden wieder geneſen war, da kam ſeine Tochter Synoglar und brachte wohl noch funfzehntauſend Gewaffnete in ihrem Gefolge. Synoglar war die ſchönſte Heidin ihrer Zeit; Pynart war voller Freude, als er ſie ſah, er lief auf ſie zu, herzte und küßte ſie, und dankte ihr vielfältig, daß ſie ihm zur Hülfe käme. Liebe Tochter, ſprach er, längſt ſchon hätte ich Konſtantinopel gewonnen, wäre nicht ein junger Ritter darin, er heißt Lother, des Königs Sohn von Frankreich. Einen ſchönern Jüngling giebt es nirgend; wollte er ſeinen Gott verläugnen und an Mahomet glauben, ſo gäbe ich ihn dir zum Gemahl. Er iſt der ſchönſte und dabey der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen, er hat mich zweymal niedergeworfen; hätte ich ihn in meiner Gewalt, ich ließe ihn nicht eher, und drängte ihn ſo lange, er müßte an Mahomet glauben, dann würdeſt du ſein Weib. — Von dieſer Rede ward Zynealar in Liebe entbrannt gegen Lother. Sie dachte in ihrem Herzen: nimmer werde ich wieder froh, ich habe dann Lother von Frankreich geſehen.

König Helding ſtand dabey und hörte die Reden des Königs Pynart. Er liebte die Prinzeſſin ſchon ſeit langer Zeit, und Pynart hatte ſie ihm jederzeit verſprochen; darum trat er jetzt vor und ſagte: Edler König, ich habe euch hunderttauſend Mann gebracht, ſie ſind auf meine Koſten in euerm Dienſt, und will euch auch nicht verlaſſen, bis wir die Stadt eingenommen. Das geſchieht um eurer Tochter willen, die ihr mir zugeſagt habt; wenn ich aber weiß, daß ihr ſie mir nicht geben wollt, ſo wollte ich morgen des Tages mit meiner Mannſchaft aufbrechen, wieder heim in mein Land zu reiten. — Bey Mahomet, antwortete Pynart, lieber Helding, das hatte ich ganz vergeſſen; wohlan, könnt ihr mir Lother und Maller in meine Hände geben, ſo ſollt ihr meine Tochter haben. König Helding ſagte ihm dieſes zu; ihm wäre aber beſſer geweſen, er hätte dieß nicht gethan.

Ich habe etwas erdacht, ſprach Synoglar, wodurch ihr ſicher einen von den beyden in eure Hand bekommt, ehe noch die Sonne untergehet. — O ſagt mir das, ſprach Helding, denn ich will nie Ruhe haben, bis ich es ausgefudet. — So waffnet euch, ſprach Synoglar, ſetzt euch zu Pferd, nehmt eure Lanze, und laßt mich geſchmückt und reich geziert, wie es einer Königstochter zukommt, auf einem andern Pferd euch zur Seite reiten. So wollen wir hin zu den Graben an der Mauer. Iſt Lother nun ſo ein Held, als mein Vater von ihm rühmet, und er ſieht euch mit mir freundlich zuſammen ſprechen, ſo kommt er ſicherlich heraus, denn ſchöne Jungfrauen pflegt man gern zu ſehen, und weſſen Mannes Herz zu ſchönen Frauen nicht Liebe hat, der iſt wohl nimmer ein Held im Streite. Bey Mahomet, ich weiß gewiß, wenn Lother mich ſo ſchön und trefflich geſchmückt erblickt, ſo kommt er ſicher heraus, und ſollte es ſein Leben koſten. Wenn ihr dann gegen ihn ſtreitet, ſo will ich euch mit meinem Dolch wohl zu Hülfe kommen und ihn damit in den Rücken ſtechen, bis wir ihn überwunden haben. — Wenn ihr mir helfen wollt, ſprach König Helding, ſo gehe ich mit euch bis in den Tod. Ich gehe jetzt mich zu waffnen, geht auch ihr und bereitet euch.

Als er gerüſtet war, und Synoglar königlich geſchmückt, da ritten ſie hinaus aus dem Lager auf einen Hügel, einen Bogenſchuß weit von der Stadt, und als ſie ſich auf dieſem Hügel umſahen und niemand im Thale erblickten, da ritten ſie ganz nahe zur Stadtmauer hin. Nun ſehet zu, ſagte Helding zu Synoglar, daß ihr den Dolch nicht vergeſſet, wenn ich ins Gedränge mit Lother komme. Er wird herreiten zu uns, ſobald er euch gewahr wird, deß bin ich gewiß, denn einen kühnern Ritter gab es nie, und nie einen ſchönern Jüngling. Euer Vater hatte ihn gefangen, da erlöſte ihn Maller, ſein Geſelle, mit großer Liſt. Wäre er nicht ſo hinweggekommen, ſo hätte euer Vater ihn dennoch nicht getödtet, ſondern ihn an ſeinem Hof behalten, um ſeiner Schönheit und Tapferkeit willen. Als Synoglar den Ritter ſo von ſeinem Feind rühmen hörte, da gewann ſie ihn im Herzen immer lieber. Ach, dachte ſie in ihrem Sinn, möchte doch der Jüngling erſt herauskommen, und gewiß kommt er, da er ſo ein gar kühner Held iſt; wenn er dann Helding überwunden hat, ſo will ich mit ihm gehen, will Mahomet verläugnen und will der Chriſten Glauben annehmen. Wie könnte mir wohl ein beſſerer Mann, ein ſchöneres Glück werden, als mit dieſem Helden. Helding meynt, ich ſollte ihm helfen; aber verflucht will ich ſeyn, wenn ich meine Hand gegen den ſchönen Jüngling aufhebe! — Woran denkt ihr, ſchönes Fräulein? fragte Helding. — Laßt uns nun, ſagte Synoglar, nahe zur Mauer hinreiten, dort ruft mit lauter Stimme, ihr habet eure Liebſte hier, wäre Lother von Frankreich der tapfre Ritter, ſo käme er heraus, ſie euch abzugewinnen. Vergeßt euer Meſſer nicht, ſagte Helding. Sorgt nicht darum, antwortete Synoglar.

Da rief Helding mit lauter Stimme: Wo biſt du, König Karls Sohn? Komme heraus, gewinne mir meine ſchöne Liebſte ab! — Die auf der Mauer waren, die gingen es dem Lother zu ſagen. Er ſtieg auf die Mauer und ſah den Heidenkönig mit der ſchönen Jungfrau. Lother von Frankreich, rief Helding, komme heraus, eine Lanze mit mir zu brechen, wenn du Muth haſt, um dieſer ſchönen Jungfrau willen! — Wer iſt die Schöne, fragte Lother, die ſo köſtlich geſchmückt iſt? — Sie iſt König Pynaris Tochter; ihr Vater hat ſie mir gelobt, aber ich darf ſie nicht eher zu meiner Hausfrau nehmen, das habe ich ihrem Vater verſprochen, bis ich dich, oder deinen Geſellen Maller erſchlagen habe. Darum bin ich hergekommen, daß ich mit dir kämpfe, Leib gegen Leib, wenn du anders ſo kühn biſt, es gegen mich zu wagen. — Erwarte mich hier, antwortete Lother, ich will mich waffnen. So ſpute dich, rief Helding.

Lother ging eilends nach dem Pallaſt, hier fand er König Orſchier und Maller. Er legte ihnen die Sache vor, wie der Heide gekommen ſey, mit ihm eine Lanze zu brechen, und wie er es angenommen habe. Das iſt mir leid, rief Orſchier erſchrocken. — Herr, ſagte Maller, ich will hinaus und mit ihm fechten; es iſt nicht gut, daß ihr hinaus geht. Das leide ich nimmermehr, ſprach Lother, bringe meinen Harniſch her, und helfe ihn mir anlegen. Zormerin, die es erfuhr, kam herzu eilends, und weinte ſehr. Sie bat Lothern mit freundlichen Worten, daß er doch nicht hinaus reiten möchte; Lother aber ließ ſich auch von ihr nicht abhalten, ſondern nahm von ihnen Urlaub, und ritt hinaus vor die Stadt.

Als Helding ihn kommen ſah, ſprach er zu Synoglar: Nun ſehet den, der euch wohl verhaßt ſeyn darf. Dies iſt der Lother von Frankreich, der euern Vater zwölfmal im Streite hat überwunden, und ihm viel der Mannſchaft erſchlagen hat; ich bitte euch, Fräulein, ihr mögt des Dolches nicht vergeſſen, wenn ich ins Gedränge mit ihm komme. — König Orſchier, Maller und viele andre Ritterſchaft ſtanden auf der Mauer, dem Streite zuzuſehen, auch Zormerin ging hinauf und weinte ſehr.

Hier bin ich, rief Lother, als er zu Helding kam, und bin bereit mit dir zu rennen; gewinnſt du, ſo führſt du mich mit dir, überwinde ich aber dich, ſo führe ich die ſchöne Jungfrau mit mir. Ich werde um deſto muthiger fechten, da es eine ſchöne Jungfrau gilt. — Ich achte deiner hohen Worte nicht, ſagte Helding, ſolche Worte, wären ſie auch noch ſo groß, führen keinen Streich aus. Lother nahm ſeinen Speer, ſo that auch König Helding, und nun rannten ſie friſch gegen einander. Heldings Speer zerbrach, und er ward von Lother ſo getroffen, daß er vom Pferde fallen mußte. Synoglar lief hinzu und rief: Wie ließeſt du dich, du falſcher Mann, ſo bald herabſtechen! Verflucht ſeyſt du bey Mahomet! Meinen Leib ſollſt du ſicher nie gewinnen. Bey dieſen Worten zog ſie ihren Dolch und wollte ihn damit erſtechen, aber Lother verhinderte ſie daran, und ſprach zu Helding: Sitzt wieder auf, Herr, denn zu Fuß mag ich nicht mit euch ſtreiten. Helding ſetzte ſich wieder auf ſein Roß, ritt auf Lothern zu und ſchlug nach ihm, Lother deckte ſich mit ſeinem Schild, ſo daß Helding eine Hand breit von dem Schild herunter ſchlug. Lother ſchlug wieder nach ihm, und traf eine Achſel, ſo daß ſein Blut herabfloß. Deß war Synoglar im Herzen froh: Lieber Herr, rief ſie Lothern zu, habt kein Mitleiden mit dem Lecker; wenn ihr ihn erſchlagt, ſo will ich aus Liebe zu eurer Heldenkühnheit mit euch reiten, Mahomet verläugnen, und der

Chriſten Gott verehren, ſammt der Mutter, die ihn getragen. Das hörte Lother und freute ſich. Er und Helding ſchlugen friſch auf einander, und führten beyde gar harte Streiche gegen einander. Endlich ſchlug Helding ſo auf Lothers Pferd, daß es todt niederfiel; Lother ſprang wieder auf, verwundete Helding in der linken Seite, und ſprach: Steig von deinem Pferde ab, oder ich tödte es. Ich will abſteigen, ſprach Helding, wenn du mir ſo lange nichts thun willſt, bis ich abgeſtiegen bin. Lother ſtand, und ſagte: Steig ſicher ab, ich thu dir eher nichts. So bin ich ſicher vor dir, ſprach Helding, denn ich bin nicht Willens, eher abzuſteigen, bis ich in meinem Zelt bin. Mahom empfohlen! Ich laſſe dir meine Liebſte, Fräulein Synoglar, die gar übel an mir gehandelt hat. Ich will mir meine Wunden verbinden laſſen, denn ich bin ſehr verwundet. Damit wandte er ſich und ritt ſchnell fort; Synoglar blieb allein bey Lother. Du haſt ein verzagtes Herz, du falſcher Heide, rief dieſer ihm nach, ich hatte es nicht von dir gedacht.

Lother nahm Fräulein Synoglar freundlich in ſeine Arme, und fragte ſie: Schöne Jungfrau, begehrt ihr der Taufe von ganzem Herzen? Ja wohl, antwortete ſie, von ganzem Herzen. Lother ſetzte ſich auf ihren weißen Zelter, und ſie ſetzte ſich hinter ihm, und während ſie nach der Stadt ritten, redeten ſie gar freundlich mit einander. Lieber Herr, ſagte ſie, ich hörte ſo viel von eurer Tapferkeit und Schönheit reden, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, ich mußte euch ſehen. Mein Vater hatte mich dem Helding zum ehelichen Weibe zugeſagt, wenn er euch und Maller überwinden, und in ſeine Hände lietern würde. Da machte ich die Erfindung, daß Helding herreiten und mich mit ſich nehmen mußte, damit ich euch nur zu ſehen bekäme. — Lother antwortete mit Lachen: Dafür müßt ihr Dank haben, ſchöne Synoglar, daß ihr ſo ſchöne Erfindungen könnt erſinnen. Helding hätte wohl kühner ſtreiten ſollen, er ſollte ſich billig ſchämen, daß er ſich eine ſo ſchöne Jungfrau ſo leicht abgewinnen ließ.

Zwölftes Kapitel.

König Orſchier, Maller, und die ganze Ritterſchaft gingen ihnen entgegen, und empfingen Lother ſehr ehrenvoll. Zormerin aber ging ihm nicht entgegen, ſie betrübte ſich, daß er eine andre Jungfrau führte, und meynte, er würde dieſe nun mehr lieben als ſie. Sie ging trauernd in ihre Kammer, und ließ Scheidechin zu ſich kommen. — O liebe Scheidechin, rief ſie weinend, warum mußte ich Lothern je ſehen, warum mußte ich ſolche Liebe zu ihm tragen, und ihm mein ganzes Herz geben! Ich habe ihm viel Liebes gethan, aber nun verläßt er mich, einer Heidin zu gefallen. Schön iſt ſie, und eine Königstochter, ſo gut als ich, und das Neue liebt man ja immer mehr als das Alte! Ach liebe Scheidechin, ſo habe ich nun an dem heutigen Tage den verloren, den ich ſo von Herzen liebe! — Liebes Fräulein, ſprach Scheidechin, dafür halte ich Lothern nicht, er iſt gewiß der treueſte Mann unter der Sonne; auch iſt er viel zu weiſe und verſtändig, er weiß ja wohl, daß er durch euch ſo viel Gutes und ſolche Ehre genießt, darum bin ich gewiß, daß er nie etwas thun wird, was euch Leid oder Betrübniß macht. Hat er eine ſchöne Jungfrau mit dem Schwerdt gewonnen, ſo iſt er darum viel Lobes und großer Ehre werth. Ich weiß gewiß, er tauft ſie, und gibt ſie dann der Geſellen einem. Sollte es ſich auch zutragen, daß er einen oder ein paar Monathe bey ihr wäre, ſo iſt ihm das erlaubt, weil er noch ledig iſt. Sie käme damit wohl in Schande, und ihr bleibet dennoch die Frau.

Nein, rief Zormerin aus, ich will es nicht verſchweigen, ich will Mallern meine Noth klagen. — Scheidechin ging hinaus, rief Maller zu ihrem Fräulein; er ging ſogleich mit ihr hinein. O Maller, ſprach Zormerin, die Frau, welche ihren Sinn auf einen Mann ſetzet, die handelt thöricht! Lother verläßt mich um einer Heidin willen, das könnt ihr jetzt wohl ſehen: nie iſt er noch von einem Streit gekommen, oder er kam ſogleich zu mir in meine Kammer, aber dießmal kommt er nicht. Er hat mich vergeſſen, obgleich ich ihm ſo viel Gutes gethan. Verflucht ſey die Stunde, da ich ihm aus ſeiner Armuth half, verflucht das Hemde, das du für ihn wuſcheſt, und verflucht der Brunnen, dazu meine Ohren, daß ſie je deine Worte hörten! — Liebes Fräulein, klagt nicht ſo ſtark meinen Herrn an, er iſt fürwahr der treueſte Mann in der ganzen Chriſtenheit. Er hat ein heidniſches Fräulein mit dem Schwerdt gewonnen, es iſt ihm alſo nicht zu verdenken, daß er ſo lange bey ihr bleibt, bis ſie die Taufe empfangen hat; ſeyd überzeugt, ſobald ſie getauft iſt, gibt er ſie ſeiner Geſellen einem. Wenn ihr erlaubt, ſo will ich mit Lother davon ſprechen, denn es wäre nicht gut, daß ihr etwas gegen ihn zurückhieltet. Ich weiß gewiß, ihr findet keine Untreue in meinem Herrn. Maller beurlaubte ſich hierauf von ihr, und ſie blieb in ihrer Kammer.

Zormerin war in Liebe entbrannt. Welches Menſchen Herz die Liebe entzündet, dem wird es an Sorge niemals fehlen. Sie ſchickte Scheidechin zu Lother, und ließ ihn rufen; er kam alſobald, nichts Arges denkend. Lother, redete ſie ihn an, mag euch an mir nicht genügen, daß ihr auch noch König Pynarts Tochter habt genommen, und ſie mehr liebt als mich? — Nie begehrte ich Konig Pynarts Tochter, antwortete Lother, und nie kann ich eine andere Frau ſo lieben, als ich euch liebe, und habe auch keine andre ſo geliebt. Er nahm ſie hierauf in ſeine Arme und küßte ſie gar zärtlich, und ſetzte ſich neben ſie auf ihr Bette. Da kam Konig Orſchier wohl mit ſechs Rittern, von ihrer Verwandtſchaft, in die Kammer; ſie hatte es ſo mit ihnen verabredet, noch ehe ſie Lothern rufen ließ. Als nun der Konig die beyden nebeneinander liegen ſah, da ſprach er: Fürwahr, Herr Lother, ihr eilt ſehr! Wollt ihr, nachdem ihr euern Willen an meiner Tochter verübet, nun nach Frankreich zurückreiten, und ſie in Schande und mich in Betrübniß ſetzen? Aber bey Gott, der mich erſchaffen hat, ſo ihr nun meine Tochter nicht ehelicht, ſo will ich euch wohin legen, wo ihr nimmer wieder an das Tageslicht kommt. Lother ſprang auf, und ſprach: Edler Konig, was ich mit eurer Tochter gethan habe, das ſey mir wohl erlaubt, denn ihr habt ſie mir verlobt, und mir zugeſagt, ich ſolle ſie nach dem Kriege vor den Altar führen. Doch gefällt es euch, daß dieſes jetzt geſchieht, ſo kann ich mir nichts glücklicheres wünſchen, und bin ich ſogleich von Herzen dazu bereit. — Das freut mich, ſprach der König, wir wollen die Sache nicht länger verſchieben, und morgen früh ſollt ihr in der Kirche zuſammengegeben werden. — Lother war voller Freude darüber; er hätte lieber geſehen, daß es gleich den Augenblick geſchähe, als daß es noch bis den andern Tag währte, denn ſo konnte Zormerin nicht nach ihm ſich ſehnen, als ihn nach ihr verlangte.

Des andern Morgens gab der Biſchof Lother und Zormerin zuſammen in der Kirche, und ſegnete ſie ein; deß freueten ſie ſich Beyde von ganzem Herzen, denn ſie liebten ſich gar ſehr. Zu gleicher Zeit ward auch Maller mit der Jungfrau Scheidechin vermählt. Als ſie aus der Kirche kamen, da gingen ſie zu Tiſche; jedermann war fröhlich, die Bürger in der Stadt bezeugten allgemein eine ſehr große Freude, daß ſie einen ſo tapfern Herrn haben ſollten. Nach der Tafel begann ein großes Stechen und Rennen; den Herren und der Ritterſchaft ward köſtliche Ehre erzeigt, in allen Stücken, ein jeder that das Beſte, und bemühete ſich einen Dank zu verdienen. Lother und Maller rannten und turnirten den ganzen Tag, und ſtachen manchen ſtolzen Ritter nieder; niemand durfte gegen ſie die Bahn halten, oder gegen ſie zu rennen. — Maria, Mutter Gottes, ſprach König Orſchier, was ſind dieſe Beyden ſtarke Helden! Sie allein machen den Andern die Bahn zu enge; meine Tochter iſt ſicherlich wohl verſorgt, und es iſt auch ein ſchönes Paar, ſchönere Eheleute möchte man ſchwerlich finden. Seine Diener, die Herren und die Ritterſchaft insgeſammt gaben dem König Orſchier dies gar gern zu. Alles war voll Luſt und Fröhlichkeit, ausgenommen Synoglar; dieſe war ſehr betrübt, da ſie ihre ganze Hoffnung darauf geſetzt hatte, Lother ſollte ſie zur Frau nehmen. Lother ging zu ihr, und tröſtete ſie aufs Beſte. Liebes Fräulein, ſprach er, trauert nicht, ihr ſollt gut verſorgt werden. Bleibt bey meiner Hausfrau, bis ich euch einen reichen und edeln Gemahl zuführe. Ich danke euch, Herr, antwortete Synoglar, meine Hoffnung iſt zerronnen, nun muß ich mich der Geduld befleißen.

Dreyzehntes Kapitel.

Als die Feyerlichkeiten alle zu Ende gebracht waren, in großer Fröhlichkeit, da rüſteten ſich die Chriſten mit friſchem Muth, fielen auf das heidniſche Heer hinaus, und kämpften ſo tapfer den Tag, daß die Heiden alle erſchlagen wurden, auch König Pynart, und Helding, mußten ihr Leben laſſen. Was ſich retten konnte, das entfloh, und räumte das Land. Die reichen Gezelte, und viel herrliches Geräthe, Geld und Gut, ward den Chriſten zur Beute. Den Tag wurden viel hunderttauſend Heiden erſchlagen, doch mußte auch viel Chriſtenblut vergoſſen werden, denn die Heiden hatten tapfer geſtritten.

Lother blieb noch in Konſtantinopel, bis die ſieben Jahre um waren, während denen ſein Vater, König Karl, ihn verbannt hatte; dann ſprach er zu Zormerin, wie er wünſche nach Frankreich zurückzukehren, um ſie ſeinem Vater vorzuſtellen. Zormerin war dies auch gleich zufrieden. Lother ging zu König Orſchier, und bat ihn um Urlaub, mit ſeiner Tochter nach Frankreich ziehen zu dürfen, da ſeine Verbannungsjahre um waren. Ich will euch das wohl erlauben, ſprach Orſchier, nur müßt ihr mir verſprechen, wieder nach Konſtantinopel zu kommen, wenn ihr euern Vater geſehen habt; darum bitte ich euch gar freundlich, denn nach meinem Tode ſollt ihr mein Reich regieren, und ſollt Kaiſer von Konſtantinopel ſeyn. — Lieber Herr, ſprach Lother, ich will noch ehe ein Jahr vergangen iſt, wieder bey euch ſeyn.

Sie machten ſich alle reiſefertig: Lother und die ſchöne Zormerin, ihr geliebtes Fräulein Scheidechin, mit Maller dem treuen Geſellen, nebſt all ihrer Ritterſchaft, nahmen Abſchied von dem König Orſchier, der ſeiner Tochter den Segen gab. Er ſah ſie nicht eher wieder, bis ſie große Leiden erfahren hatte, und alleſammt machten ſich auf den Weg, begleitet von wohl hundert Bewaffneten. Als ſie nach Rom kamen, erzeigte der Pabſt ihnen viel Ehre, und ſie blieben vier Tage lang daſelbſt. Da erfuhr Otto von einem Spion, daß Lother mit ſeiner Gemahlin, wie auch Maller und die übrigen auf der Reiſe nach Frankreich ſeyen, und wie ſie ihren Weg über Pavia nehmen würden. Da erſann Otto die größte Verrätherey, die jemahls iſt erhört worden; er verſammelte nämlich zwanzigtauſend Gewaffnete, und ließ damit alle Wege beſetzen, auf welchen Lother mit den Seinigen kommen konnte.

Herr, ſagte Maller, laßt uns lieber nicht über Pavia reiſen, oder uns wenigſtens gehörig rüſten, und wohl waffnen, weil Otto, dem Schalk, der nun Konig zu Pavia geworden, nicht gut zu trauen iſt. Lother gab ihm hierin Recht, und ſie waffneten ſich alleſammt. Sie wurden aber von einem Späher bemerkt, der von Otto war hingeſchickt worden, um ſichre Kundſchaft von Lother und ſeinem Gefolge zu haben. Der Spion ritt eilends zu Otto zurück, und brachte ihm die Bothſchaft, wie Lother und Maller mit ihren Weibern jetzt die Straße herauf gezogen kämen, und nur ſehr wenige Leute mit ihnen; aber ſie haben ſich alle gewaffnet, ſo viel habe ich hinter einer Hecke, wo ich mich verbarg, wohl geſehen, darnach richtet euch, Herr König. Bey meiner Treu, ſprach Otto, ihre Waffen ſollen ihnen wenig helfen, denn ich will ſo viele Leute über ſie ſchicken, daß wohl zehne auf einen von ihnen kommen ſollen. Nun will ich mich an ihnen rächen: Lother und Maller ſollen an dem Galgen hangen, und Zormerin will ich zum Weibe nehmen. Hiermit ritt er, von ſeiner Ritterſchaft begleitet, in den Wald, wo Lother durch mußte, der auch ſehr bald den Weg daher kam. Otto rannte wohl mit fünftauſend Gewaffneten, mit eingelegten Speeren, auf Lother ein, den Gott in ſeinen Schutz nehmen wolle, weil nun ihm ſowohl als ſeiner treuen Zormerin großes Leiden bevorſieht.

Mit großem Geſchrey rannten ſie auf ihn zu; Lother von Frankreich, riefen ſie, du kommſt nicht lebendig durch, hier mußt du ſterben! Und damit liefen ſie ſo grimmig auf ſie los, wie Wolfe auf eine Heerde Schafe. — Zormerin, als ſie dieſes ſah, ſprang ſogleich von ihrem

Wagen herunter, und lief in den Wald, ganz allein, und verbarg ſich daſelbſt.

Die Lombarden umgaben den Wagen, und ſuchten ſie, ſie fanden ſie aber nicht, da nahmen ſie Scheidechin gefangen, nebſt allen ihren Frauen. Lother ſchlug auf die Lombarden kühnlich, und wehrte ſich als ein Held, aber ſein Pferd wurde unter ihm erſchlagen, ſo daß es mit ihm auf die Erde fiel; da umringten ſie ihn, und nachdem er viele Wunden erhalten hatte, nahmen ſie ihn mit Gewalt gefangen.

Maller erſchlug der Lombarden wohl zwanzig an der Zahl, er ward aber ſchwer verwundet, wohl dreyßig Wunden hatte er, deren jede tödtlich war; auch ſein Pferd fiel todt unter ihm nieder, und ſo ſank er ohnmächtig um, und lag wie todt unter den Todten. Lother ward, gebunden wie ein Dieb, mit verbundenen Augen nach Pavia geführt. Sein Herz war ſehr betrübt, da er ſich in der Gewalt des argliſtigſten Verwandten befand, und er ſeufzte tief, als er an Zormerin und Maller dachte, und empfahl ſie in Gottes Schutz.

Otto begab ſich in ſeinen Pallaſt, verſammelte ſeine Räthe und vornehme Ritterſchaft, und fragte ſie um Rath, was er mit Lothern machen, und wie er ſich an ihm rächen ſolle? Er war zweifelhaft, ob er ihn aufhängen oder welche Todesart er ihn leiden laſſen ſolle. Da trat einer der Lombarden vor Otto, und ſprach: Gnädiger Herr, mich dünkt in meinem Sinn, es wäre gar übel gethan, wenn ihr euer eignes Fleiſch und Blut ſo jämmerlich verderbet. Dazu iſt er der edelſte und tapferſte Ritter, der jemals in euerm Geſchlechte geboren ward; habt ihr auch einigen Verdruß durch ihn gehabt, ſo hat er doch deshalb den Tod nicht verſchuldet. Tödtet ihr ihn, und König Karl erfährt es, ſo gewinnt weder ihr noch euer Geſchlecht jemals Frieden, und ihr müßtet ſtets in Furcht vor ihm leben. Darum, Herr, legt ihn in einen Thurm, darinne haltet ihn ſo hart, als es euch beliebt; wird euch jemals dieſer Rath gereuen, ſo folgt mir niemals wieder, iſt aber jemand an euerm Hof, dem der Rath mißfällt, der thue es kund, ſo will ich mit ihm kämpfen.

Der Lombarde, der dies ſprach, war von einem großen Geſchlecht. Er ſelbſt hatte ehedem bey Lothers Vater, dem Kaiſer Karl, gedient, und war mit ihm gegen Marſilien geweſen, wo er ihm half den Grafen Ganelon gefangen nehmen, darum mußte Otto ſeine Worte achten, und dem Rathe folgen. Lother wurde alſo in einen Thurm gelegt.

Otto ſchickte nach den gefangnen Frauen, da aber Zormerin nicht gefunden ward, ärgerte er ſich ſehr. Wo iſt eure Frau? fragte er Schelbechin. Herr, antwortete dieſe, vierzehn Lombarden führten ſie fort, ſo viel ich ſahe, ich weiß nicht woher ſie kamen, oder welche es waren, doch beſorge ich ſehr, ſie bringen meine Frau zu Schaden und Unehre. Otto betrübte ſich über dieſen Beſcheid, und ließ die Frauen in ein beſonderes Gemach führen, wo ihnen hinlänglich Speiſe und Trank gereicht war. Lothern ward auch ein Wundarzt geſchickt, der ihm ſeine Wunden heilen mußte.

Otto ſchickte darauf Boten herum, ſo weit als die Lombardey reichte, welche Zormerin ſuchen ſollten; ſie ward aber nicht gefunden. Da ward Otto ſehr grimmig, daß ihm ſein Plan ſo mißglückt war, denn ihm war es hauptſächlich darum zu thun geweſen, Zormerin in ſeine Gewalt zu bekommen.

Lother war jetzt mit Hülfe des Arztes wieder hergeſtellt, nachdem er viele Schmerzen hatte ausſtehen müſſen. Aber er betrübte ſich und klagte innig um Zormerin, denn er wußte nicht anders, als ſie ſey in Otto's Hände gefallen. Er klagte mehr um Zormerin als um ſich ſelber.

Vierzehntes Kapitel.

Wir laſſen hier Lothern eine Weile, und wenden uns zu Maller, ſeinem Geſellen. Er erholte ſich wieder aus ſeiner Ohnmacht, und als er den Kopf ein wenig in die Höhe hob und ſich umſah, da fand er nichts als Todte um und neben ſich. Er kroch mit vieler Mühe unter den Todten hervor, und in den Wald. Hier ſetzte er ſich nieder, und da ſeine Wunden ſehr bluteten, zog er ſein Wamms aus, und riß ſein Hemde in Binden, damit verband er ſich die Wunden ſo gut als es gehen wollte. Darauf ſah er hin und wieder, und erblickte ein Pferd, das aus der Schlacht gelaufen war. Mit vieler Mühe ging er hin zu dem Pferde, ſetzte ſich darauf, und ritt langſam durch den Wald.

Nicht lange war er geritten, als er eine ſchöne Frau erblickte, die ſchnell entlief, als ſie ihn kommen ſah; er ritt ihr nach, aber ſie lief nur um deſto ſchneller. Ach fliehet nicht, ſchöne Jungfrau, rief Maller, ſo laut er konnte; erwartet mich, ich will euch nichts thun! — Zormerin war die Fliehende, und als ſie Mallers Stimme erkannte, da ſtand ſie ſtill und erwartete ihn. — Ach Maller! bringſt du mir Nachricht von meinem Herrn Lother? — Ja, theure Frau, mein Herr iſt nach Pavia gefangen fortgeführt; ich hoffe aber, Otto iſt nicht ſo kühn, daß er ihm das Leben nimmt. Hilft mir Gott, daß meine Wunden geheilt werden, ſo ſoll der Verräther Otto es mit ſeinem Königreiche büßen, dahin will ich es bringen. Aber ich nehme jetzt kein Königreich dafür, daß ich euch, werthe Frau, gefunden habe; wir wollen nach Frankreich gehen, und wollen den König Karl um Hülfe anflehen für ſeinen Sohn, gegen den falſchen verrätheriſchen Otto. Aber ich leide jetzt ſo große Schmerzen, daß ich immer fürchte, ich ſterbe und komme nicht weiter. — Lieber Geſell, ſeyd getroſt, ich will Gott inbrünſtig für euch bitten, daß er euch helfe, und auch meinem theuern Gemahl, und daß er uns räche an dem falſchen Schalk Otto, der uns ſo viel Leides zufügt. Wer Uebels thut, der entgeht ſeiner Strafe nicht, habe ich immer ſagen hören, darum, lieber Maller, hofft auf Gottes Hülfe.

Zormerin war froh, daß ſie Mallern hatte, aber er war ſehr krank an ſeinen Wunden und litt viel Pein. Beſonders hatte er eine ſehr große Wunde von einem Speer in dem Leib, die verurſachte ihm gar bittre Schmerzen. Sie ritten Schritt vor Schritt, und kamen endlich zu St. Bernhard an. Hier gingen ſie in eine Herberge, wo ſie beynah vier Monathe lang bleiben mußten. Während vierzehn Tagen glaubte Zormerin jeden Tag, daß Maller ſterben müſſe. Endlich aber ward er beſſer, und nach vier Monaten ging er mit Zormerin wieder hinaus.

Alles, was ſie beſaßen, hatten ſie verzehrt, und nun gingen ſie arm und barfuß hinweg. Zormerin ſuchte ihn mit ſanften Worten zu tröſten, wie ſie nun nach Frankreich ziehen wollten, und wie ſie auf den Kaiſer Karl ihre Hoffnung ſetzte. Maller tröſtete ſie wiederum, wie ſie Lother aus dem Gefängniß erlöſen, und ſich an dem verruchten Schalk rächen wollten. So ermunterte und tröſtete eins das andere, aber ihnen ahndete nicht, daß ſie keine Hulfe bey ſeinen Anverwandten finden würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiſer Karl merkte, daß er ſterben müſſe; da ſchickte er in ſeinem ganzen Reich nach allen Herren und ſeiner ganzen Ritterſchaft, bezahlte ihnen alles, was er ihnen ſchuldig war, dann ging er in die St. Kilianskirche, hier legte er Beichte ab und ließ eine herrliche Meſſe ſingen. Wie die Geſchichte ſagt, ſo fand der Prieſter einen Brief auf dem Altar, darin ſtand eine Sünde aufgeſchrieben, welche der Kaiſer Karl begangen, aber zu beichten unterlaſſen hatte. Der Prieſter zeigte den Brief dem Kaiſer, der bekannte und beichtete auch alſobald dieſelbe Sünde, und dankte Gott von ganzem Herzen für dieſe Gnade.

Kaiſer Karl ſtarb bald, und ſein Sohn Ludwig ward zum Kaiſer erwählt und gekrönt, nachdem er Blancheflure, die Tochter des Grafen von Narbonne, zur Gemahlin genommen hatte. — Konig Ludwig war noch nicht lange zu Paris, als Zormerin und Maller auch daſelbſt ankamen. Maller ging ſogleich an den Hof vor Konig Ludwig, der von den Großen und Mächtigen des Reichs umgeben war, unter denen die Brüder ſeiner Gemahlin waren, denen er große Güter gegeben, wodurch ſie ſehr mächtig geworden waren. Maller hatte einen ganz zerlumpten Rock an, und ſein ganzer Aufzug war ſehr armſelig; darum wollte ihn niemand von ſeinen ehemaligen Bekannten wieder erkennen, und alle verſchmähten und verſtießen ihn. Verflucht ſey der böſe Reichthum, ſprach Maller in ſich, weil einem reichen Schalk große Ehre angethan wird, während der Fromme, wenn er arm iſt, verachtet wird. Ewiger Gott, wie iſt es doch ſo gar verkehrt auf Erden! —

Maller fiel dem König Ludwig zu Füßen, der eben nicht viel auf ihn achtete, da er ihn in ſo ärmlichem Aufzuge ſah. Herr, fing Maller an, mich bedünkt, ihr wollet mich nicht erkennen, obgleich ihr mich ehedem ſehr wohl kanntet, und ich auch noch ſehr viel Verwandte an euerm Hof habe, nun ich aber arm bin, ſo erkennt mich niemand. Ich heiße Maller, König Galyens Sohn, bin an euerm Hof erzogen; mit eurem Bruder Lother ritt ich hinweg, da ſein Vater ihn verbannte. — Lieber Maller, antwortete König Ludwig, ja wohl kenne ich dich nun; willſt du bey mir am Hofe bleiben, ſo will ich dir Gutes thun, und du ſollſt wie die andern Diener gehalten ſeyn. — Herr, erwiederte Maller, es wäre wunderlich, wenn ich euch dienen wollte, da ich ſelber eines Königs Sohn bin! — Und indem er in ſeinem Herzen dachte, welch ein Bruder iſt dies, daß er mich nicht einmal nach ſeinem Bruder fragt, von dem ich ihm geſprochen, nicht einmal fragt, ob er noch lebt, oder ob er todt iſt;

hätte ich einen ſolchen Bruder, fürwahr ich ſchickte ihn hin, wo er ſonſt in tauſend Jahren nicht hinkäme; ſo ſagte er, Edler König, wie habt ihr doch gegen euern Bruder einen ehernen Sinn! Mich dünkt wohl, ihr habt gar wenig Liebe zu euerm leiblichen Bruder, der in Unglück und Elend gerathen iſt, und bey euerm verrätheriſchen Vetter in Feſſeln ſchmachtet, während ihr hier in Ruhe und Frieden Kaiſer und König ſeyd. Darauf erzählte er dem König Ludwig, wie alles ſich mit Lother zugetragen ſeit ſeiner Verbannung, und bat ihn, nachdem er alles umſtändlich vorgetragen, um Hülfe, daß er den Lother aus der Gefangenſchaft rette, und ſich an dem ungetreuen Otto räche. —

König Ludwig hätte ſeinen Bruder gern gerettet und ihm Hülfe geſchickt, aber es lebten an ſeinem Hofe alle die falſchen Verräther, die ſtets Lothers Feinde geweſen waren, dieſe zogen den König Ludwig bey Seite. Herr, ſprachen ſie, laßt euern Bruder fahren, er thut doch nie Gutes. Eure hohe Ritterſchaft hat er alle, um der Frauen willen, gegen ſich aufgebracht, weßwegen euer Vater ihn auch, wie ihr euch noch erinnern möget, auf ſieben Jahre lang verbannte; empfanget ihr ihn nun wieder an euerm Hof, ſo habt ihr niemals Ruh und Frieden mit dieſen Herren. Bedenkt dann auch, daß ihr das väterliche Erbe mit ihm theilen müßt; kommt er wieder, ſo will er ſicher entweder König oder Kaiſer ſeyn. — Bey meiner Treu, ſprach der König, ihr ſprecht die Wahrheit; Otto wird ihn auch wohl wegen irgend einer Untugend gefangen genommen haben. Maller, fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, meine Freunde rathen mir, keinen Krieg ins

Land zu ziehen um meines Bruders willen. Lother wollte immer nach ſeinem eignen Sinn leben, er wollte auch meinem Vater nie folgen; darum, hat er nun meinen Vetter Otto beleidigt, ſo iſt es billig, daß dieſer ihn dafür beſtraft; obgleich er ihn gefangen hat, ſo gibt er ihm doch genug zu leben. Ich werde alſo nimmermehr einen Harniſch anlegen, um ihm aus dem Gefängniß zu helfen, wo er recht gut iſt: meinen Räthen will ich hierin folgen. — Das ſind lauter Verräther, rief Maller, die euch ſolchen Rath gaben. Jammer iſt es, daß ihr euerm leiblichen Bruder nicht wollt zu Hülfe kommen; Otto hat ihn verrätheriſch gefangen! — Damit kehrte Maller ſich um und ging hinaus. König Ludwig rief ihm nach, ob er nicht mit ihm frühſtücken wollte? Nimmermehr! rief Maller, eher will ich faſtend ſchlafen gehn, ehe ich mit Verräthern eſſen will! — Das ſprach Maller gar kühnlich; er hätte ſich um König Ludwigs willen nicht herumgedreht, denn er war eines eben ſo großen Königs Sohn, als Ludwig.

Er ging zurück in ſeine Herberge zu Zormerin. Frau, rief er voller Zorn, an Ludwig fand ich den ungetreueſten Mann, der da lebt. Er läßt ſeinen Bruder in der Noth, und folgt dem Rath falſcher Verräther; möge Gott ihn verdammen dafür! Ach Gott, ich fürchte ſehr, Lother kommt wohl nimmer wieder los. — Zormerin weinte. Ach ich Unglückliche! rief ſie, litt jemals eine Frau, was ich leiden muß? Verflucht ſey die Stunde, in der ich geboren ward! — Werthe Frau, fing Maller wieder an, laßt uns wieder nach Konſtantinopel zu euerm Vater gehen. Ich will ihn bitten, daß er der großen Treue gedenke, die Lother ihm geleiſtet; daß er dem zu Hülfe komme, der ihn in ſeiner Noth gegen die Heiden doch auch nie verließ. Ich will dann ſehen, ob noch Treue auf Erden zu finden iſt.

Sechszehntes Kapitel.

Sie verließen Paris und reiſten manchen Tag. Von ihrer Reiſe ſage ich nichts; ſie gingen ſo lange, bis ſie wieder in die Lombardey kamen, da gingen ſie mit einander zu Rathe, wie ſie ſich unkenntlich machen wollten, um unerkannt durch das Land zu kommen. Zormerin verkaufte ihren ſchönen Pelz, den ſie anhatte, und kaufte ſich eine Laute dafür, denn ſie konnte gar ſchön die Laute ſchlagen. Maller, der die Kräuter wohl zu finden wußte, färbte ſich und auch Zormerin das Antlitz und die Hände damit; es konnte kein Menſch ſie in dieſer Geſtalt erkennen. — Maller, lieber Geſelle, ſprach Zormerin, als ſie ſah, wie entſtellt ſie Beyde waren, laßt uns nach Pavia gehen, und dort erfahren, ob Lother todt iſt oder noch lebt, ich bitte euch gar ſehr darum, denn niemand erkennt uns in dieſer Verkleidung. — Weil ihr denn ein ſo ſchönes Handwerk verſteht, ſagte Maller, ſo bin ich dies gern zufrieden; ihr könnt mit euerm Lautenſpiel ſo viel verdienen, als wir nöthig haben, um nicht Hungers zu ſterben. Auch kleiden ſoll mich König Otto noch dazu; ich will ſagen, ich ſey euer Gemahl, ihr ſollt Maria heißen und ich will mich Dietrich nennen. — Das iſt recht, ſprach Zormerin, und nun nur ſchnell, ſo eilend als möglich, nach Pavia, daß wir von Lother hören.

Unterdeſſen, daß dieſe ſo wanderten, lag Lother in einem tiefen Thurm; zu eſſen und zu trinken ward ihm auf Otto's Geheiß genug gereicht. Nun begab es ſich am heiligen Pfingſtfeſte, da man König Otto ein neues Gewand brachte, und er es anlegen wollte, fand es ſich, daß es um eine Handbreit zu lang war. Da er nun den Schneider, der es gemacht hatte, ſehr ſchalt, da ſprach einer der Kammerdiener: Herr, Ihr habt ſeit langer Zeit ſchon Lothern von Frankreich in Euerer Gefangenſchaft, und er iſt ſeitdem noch nicht neu gekleidet worden. Er iſt von hoher Geburt und Euer nächſter Verwandter, darum wäre es wohl ſchicklich, Ihr ſchicktet ihm das Gewand, zumal es Euch zu lang iſt; ihm wird es aber ganz recht paſſen, da er viel länger iſt als Ihr ſeyd. — Es mag ſeyn, ſprach Otto, geh bringe es ihm.

Der Kammerdiener ging mit dem Gewand zu Lothern, den er ſehr betrübt in dem Thurm liegend fand. Der Diener grüßte ihn und redete ihn freundlich an: Mein Herr, der König Otto ſendet euch dies Gewand, ihr möchtet es anlegen. — Lother ſtand auf, zog es an, und es paßte ihm trefflich. Da entfuhr dem Kammerdiener ein unvorſichtiges Wort, das er nachmals wünſchte, nicht geſagt zu haben. Er ſagte nämlich: Herr, das Kleid iſt euch ſo ganz anpaſſend, als ob es für euch gemacht wäre, meinem Herrn, dem Könige, war es etwas zu lang. — Was heißt das? rief Lother, werde ich ſo in der Welt verachtet, darf Otto mir ſchicken, was ihm nicht paßt? O muß ich dies erleben! Weh mir! bin ich denn ſo verſtoßen, ſo will ich nicht Eſſen oder Trinken mehr je verlangen! — Zog damit das Kleid wieder aus, ſchnitt und riß es in kleine Stücken entzwey, und trat mit Füßen auf die Stücke. Geh nun, ſagte er dem Kammerdiener, ſag dem Thurmhüter, ich will weder eſſen mehr noch trinken, ich will nicht länger leben, daß mir niemand etwas bringe! — Dem Kammerdiener that es ſehr leid, ſo geſprochen zu haben; er ging traurig zum König Otto und erzählte ihm den Verlauf, auch alles, was Lother geredet hatte. Da fing es dem Otto an ein wenig zu erbarmen, und es that ihm ſehr leid, daß der Kämmerer das geſagt hatte.

An demſelben Tage kamen Zormerin und Maller zu Pavia an. Sie gingen auch ſogleich an den Pallaſt, und fragten den Thürſteher: ob es erlaubt ſey, vor dem König zu ſpielen und zu ſingen, dann ſollte er ſie hinauf in den Speiſeſaal führen. Der Pfortner wollte Scherz mit Zormerin treiben, und ihr um den Hals fallen, aber ſie wehrte ſich und gab ihm einen ſo kräftigen Stoß, daß ihm zwey Zahne ausfielen. Nun ward der Pfortner falſch, und wollte ſie nicht hinauf laſſen. Dies ſah ein Ritter, der nahm ſich ihrer an, und führte ſie Beyde grade hinauf in den Speiſeſaal, wo der König mit dem ganzen Hof, vielen Rittern und auch viel ſchönen Frauen an der Tafel ſaß. Otto dachte es wohl nicht, daß Zormerin und Maller ihm ſo nahe wären; hätte er ſie unter dieſer Geſtalt errathen können, er würde Maller ohne Gnade haben tödten laſſen, denn dieſen haßte er ganz beſonders. Zormerin und Maller gingen an die Seite, wo ſie die andern Spielleute ſahen, und ſetzten ſich bey ihnen nieder. Maller langte ſogleich nach der Schaale mit Wein, und trank ſie auf einen Zug aus. Gott helf dir, ſprachen die Pfeifer, wir ſehen wohl, du biſt unſer einer. Als die Mahlzeit halb vorbey war, ſtanden die Spielleute auf, einer pfiff, der andre orgelte, ſo daß jedermann ſein Spiel trieb. Dann nahm Zormerin ihre Laute, und ſpielte darauf ſo ſüß und wohl, daß ſie Otto ſtets anſah, ohne daß er ſie doch erkannte. Ihr Lautenſpiel gefiel ihm ſo wohl, daß er die andern Spielleute alle ſchweigen hieß, und nur ihr allein zuhorchte; ſagte auch zu einem der Diener: Laß die Lautenſpielerin reich begaben, weil ſie mich ſo wohl ergötzt hat, daß ſie auch von mir nicht ſagen könne, ich ſey karg oder unbemittelt. Dieſe Leute wandern mehr überall umher, als andre, wenn ſie dann anderswohin kommt, ſo mag ſie auch meinen Hof rühmen.

Edler Herr, ſprach einer der Ritter, ihr mögt wohl dieſe Spielleute begaben, damit ſie euer Lob an andern Orten preiſen; gedenkt doch aber auch in ſolcher Stunde euers Vetters Lothers, der in euerm Thurm gefangen liegt. Er iſt euer nächſter Anverwandter, und wenn es nach dem Recht geht, ſo muß er Kaiſer zu Rom werden. Ich habe gehört, euer Kammerknecht habe ihn ſehr betrübt, um eines Rockes willen, ihr ſolltet billig das nicht zugeben, gnädiger Herr, daß er nun ſo erbärmlich verderbe. Mein Rath iſt, ihr ſchickt ihm gute Speiſe und Trank, laßt ihm ſagen, er ſolle gutes Muthes ſeyn, ſeine Sache würde noch wohl beſſer werden, ihr würdet euch mit ihm ausſöhnen. Es wäre auch wohl gut, ihr ſchicktet die Lautenſpielerin zu ihm in den Thurm, vielleicht, daß ſie ihn ergötzt, und er wieder Muth faßt; ich weiß gewiß, er wird es euch danken. — Es mag ſeyn, ſagte der König, und rief einen ſeiner Diener. Nimm Speiſe und Wein, ſagte er, trage es meinem Vetter in den Thurm. Dann befahl er auch Zormerin, ſie ſollte ihre Laute nehmen, und mit dem Diener gehen, zu einem Gefangenen in den Thurm, dem ſollte ſie auf ihrer Laute vorſpielen, und ihn ergötzen. Ich will euch eine gute Gabe dafür geben, ſprach er. — Herr, was ihr mir gebietet, das thue ich ſehr gern, ſagte Zormerin, und daran ſagte ſie gewiß die Wahrheit, denn keine noch ſo große Gabe hätte ſie froher machen können, als daß ſie den geliebten Gemahl ſehen ſollte. Ihr Herz klopfte ſehr vor großer Freude und Erwartung; ſo auch dem treuen Maller, der ſich nur fürchtete, man möchte ihnen die große Freude anmerken.

Sie gingen mit dem Kammerdiener, der die Speiſen trug; als ſie in den Thurm kamen, fanden ſie Lother ſehr krank auf dem Bette liegend. — Nehmt die Speiſen wieder mit hinaus, ſprach er, ich mag weder eſſen noch trinken. Hat König Otto mir dieſe Spielleute aus Spott geſchickt? Er weiß es ſehr gut, daß mich dies nicht ergötzen wird. Gehet wieder hinaus mit euerm Spiel, gute Frau, mich wird es nicht ergötzen. Zormerin ſagte darauf zu dem Kammerdiener und dem Thurmhüter: Lieben Freunde, geht ihr nur hinaus, und ſchließt mich hier ein bey dem Herrn; ich will ſo ſüß ſpielen, daß es ihn doch ergötzen ſoll, dazu will ich ihm ſo ſüße Worte ſagen, daß er mit Freuden jeden Heller mit mir theilen ſoll. Über dieſe Rede lachten der Kammerdiener und der Thurmhüter, ſie meynten, Zormerin ſey eine Corinne. — Lother war erſtaunt, als er ſie reden hörte, doch konnte er weder ſie noch Maller erkennen. Zormerin fing an zu ſpielen, der Diener ging hinaus ſammt dem Thurmhüter, und ließ die Beyden allein bey dem Gefangnen. Als Zormerin überzeugt war, daß die Beyden weit genug entfernt, und alle Riegel und Schlöſſer zu waren, da fiel ſie Lothern um den Hals, und weinte, und küßte ihn wohl tauſendmal. O Lother, kennſt du deine treue Zormerin nicht? Hier iſt auch Maller, dein Geſelle; um dich zu ſehen, haben wir uns ſo verkleidet. Lother fing gar heiß zu weinen an, als er ſie erkannte, und drückte beyde an ſein Herz, umarmt' und küßte ſie unzähligemal. Küſſet mich, lieber Herr, ſagte Maller, denn ich habe euch lieber, als alle eure Freunde euch haben. Euer Vater iſt todt, und euer Bruder, Ludwig, iſt zum Könige gekrönt; dieſer folgt aber euern verrätheriſchen Feinden, ſo daß ihr bey ihm keinen Troſt ſuchen dürft. Es kümmert ihn gar nicht, daß ihr hier gefangen liegt. Eure Hausfrau und ich, wir waren zu Paris, und da ich ſo üblen Troſt von euerm Bruder erhielt, ſo habe ich ſie hierhergeführt, damit wir erführen, wie es mit euch ſteht, ob ihr todt oder lebendig ſeyd. Dann will ich ſie nach Konſtantinopel zum König Orſchier führen, wir wollen mit ihm reden, daß er Pavia belagere, und Otto verderbe; König Orſchier muß euch helfen, wenn er bedenkt, wie ihr ihn gegen die Heiden unterſtützet. Und nun, lieber Herr, wißt ihr nichts von Scheidechin, meiner Hausfrau? Iſt ſie todt oder lebt ſie? — Lieber Geſelle, ſie iſt nicht todt, ſie ward mit andern gefangen, und in eine andre Stadt geführt, dort iſt ſie wohl noch.

Zormerin, du geliebtes Weib, wir haben in unſrer Ehe wenig Freude gehabt, möchte Gott uns aus dieſer Betrübniß helfen! — Und nun weinten ſie Beyde heftig, und jammerten ſehr. Maller verſuchte ſie zu tröſten: Ihr habt Unrecht, ſagte er, daß ihr euch ſo übel gehabt, iſt es Gottes Willen, ſo mag er euer Leid bald in Freude verkehren. Ich wollte nur, daß ich Scheidechin, mein liebes Weib, bey mir hätte, ich wollte mich recht wohl mit ihr ergötzen. Ihr ſolltet euer Leid billig vergeſſen, weil ihr beyſammen ſeyd. Ich will ein wenig in das Kämmerlein gehen, und euch allein laſſen, denn ich gehöre nicht zu euch in euern heimlichen Rath. — Geſelle, ſagte Lother, gebenedeyt ſey die, welche dich trug; dies Wort hieß Gott dich reden!

Sie waren ſo lang beyſammen, bis ſie den Thurmhüter kommen hörten, der die Thüren aufriegelte, da mußten Lother und Zormerin mit betrübtem Herzen ſcheiden. Lother küßte Maller auf den Mund; gehab dich wohl, getreuer Geſelle, arbeite nach beſten Kräften, daß ich aus dem Gefängniſſe komme. — Ja Herr, mein Herz wird nimmer froh, ihr ſeyd dann aus der Gefangenſchaft, und arbeiten will ich ſo viel als möglich, das ſchwöre ich euch bey allen Heiligen. — Nun kam der Thurmhüter, und hieß ſie hinausgehen. Zormerin konnte faſt ſich nicht entſchließen, auch ihre Thränen kaum zurückhalten, ſehr weh that ihr das Herz, als ſie nun hinaus ging und Lothern zurücklaſſen mußte. — König Otto ließ Mallern ganz neu kleiden, und Zormerin einen goldnen, reich mit Perlen geſtickten Gürtel geben; behielt ſie dann noch drey Tage an ſeinem Hof, und ließ es ihnen wohl gehen, dann nahmen ſie Urlaub vom König Otto und gingen aus der Stadt Pavia wieder hinaus. Als ſie auf das Feld hinaus gekommen waren, da dankten ſie Gott, daß ſie nicht erkannt worden und ihren geliebten Herrn geſehen hatten, und empfahlen ſich und ihn ferner in den Schutz des allmächtigen Gottes.

Siebenzehntes Kapitel.

Sie kamen nun nach Konſtantinopel und gingen ſogleich in den Pallaſt vor König Oſchier. Als Zormerin ihren Vater ſah, konnte ſie vor Thränen kein einziges Wort ſprechen. Oſchier ſah ſie an, konnte ſie lange nicht erkennen, endlich erkannte er ſie. — Geliebte Tochter, wo kommſt du her? kaum daß ich dich wieder erkannte! wer ſah je eine Königin in dieſem Zuſtand? Verflucht ſey die Stunde, da ich euch Lothern gegeben! — Da ſprach Maller: Davon ſchweigt, Herr, ihr habt ſie dem frömmſten Ritter gegeben, der auf Erden lebt; und dazu iſt er ſo wohlgeboren, als nie einer aus euerm Geſchlechte geboren ward! Ich bitte euch, ihr wollet gedenken der großen Treue, die er euch bewieſen hat; ihr wißt wohl, daß, hätte er nach Gott nicht gethan, ſo hätten die Heiden euch ganz und gar verderbt. Könntet ihr ſeine Treue vergeſſen, ihr thätet fürwahr groß Unrecht. — Und nun fing er an, und erzählte dem König Oſchier alles, wie es ihnen ergangen, und wie Lother nun durch die Verrätherey des Otto gefangen in einem Thurm zu Pavia liege; auch wie

König Ludwig in Frankreich böſem Rath folge, und ſeinem Bruder nicht helfen wolle. — Gedenket, edler König, ſprach er, wie die Heiden euch gefangen hatten, und wie mein Herr, Lother, euch wieder befreyte, erbarmt euch alſo über meinen Herrn, und kommt ihm zu Troſt und zu Hülfe. — Darauf antwortete König Orſchier: Ich höre ja von euch, daß ſein leiblicher Bruder von ihm abſtehet, warum ſollt ich ihm dann beyſtehen? warum ſollte ich meinem Lande einen ſo ſchweren Krieg zuziehen? Ich würde ein Geſpött der Welt, wenn ich nicht gewinne, welches doch wohl ſeyn kann. Da ſey Gott vor, daß ich ſolches thue. Meine Tochter will ich beſſer verſorgen, Lothern ſoll ſie nimmermehr wiederſehen, ich will wohl einen reichern Fürſten für ſie finden, als Lother iſt. — König, rief Maller, nimmer werde ich wieder dein Freund! Wo ich dir je ſchaden kann, da will ich es ſicher nicht unterlaſſen, ſondern dir ſchaden, wo ich kann. Ich ſchwöre dir ewige Feindſchaft, und kündige dir Fehde an! — Hiermit ſtand er auf und ging ſtracks hinaus.

Da ging er zu Zormerin, die ſaß traurend in ihrer Kammer und vergoß viel tauſend Thränen; auch ſie hatte ihren Vater für Lothern gebeten, aber alles war umſonſt. — Was ſollen wir nun thun, lieber Maller? rief ſie weinend. — Ich gehe jetzt zu meinem Vater, ſprach Maller, um ihn um Hülfe für Lother zu bitten, dies iſt das letzte, was ich zu thun weiß. — Thut ſo, lieber Maller, ich will euch ein gutes Roß geben und einen Mantelſack voll Gold. — Gott wird es euch vergelten, edle Frau! Nun bitte ich euch, bleibt feſt und getreu. — An mir ſoll es nicht fehlen; doch ich werde wohl nicht lange mehr leben, denn ich beſorge ſehr, Lother kömmt nimmer wieder los. — Maller weinte, als er ſie ſo traurig reden hörte, und nahm Urlaub von ihr; ſie ließ ihm das beſte Pferd aus dem Stalle geben, und er ritt ſogleich zur Stadt hinaus.

Maller war herzlich betrübt. Nimmer, ſprach er, als er auf das Feld hinaus kam, nein, nimmer will ich raſten, bis ich Euch, theurer Herr, erlöst habe. Er wollte jetzt zu ſeinen Eltern reiſen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hatte. Er ward als ein Kind von Ogier von Dännemark auf dem Waſſer gefunden, als dieſer hinaus gegangen war, mit dem Falken Enten zu beitzen; davon erhielt er den Namen Maller, der in welſcher Sprache ſo viel bedeutet, als Enterich im Deutſchen. Ogier von Dännemark gab das Kind an König Karl von Frankreich; dieſer hatte erfahren, wie der König Galyen ſein Kind verloren hätte; er dachte alſo, wie dieſes daſſelbe verlorne Kind ſeyn müſſe, und ſchickte es dem König Galyen wieder zu. Dieſer erzog den Sohn bis zu dem Alter, da er dienen konnte, und ſchickte ihn dann dem König Karl wieder zu; dort blieb er, bis er wohl zwey und zwanzig Jahr alt war, dann ging er mit Lother nach Konſtantinopel, und während dieſer ganzen Zeit hatte er ſeine Eltern nicht wieder geſehen.

Maller kam auf ſeiner Reiſe durch eine Reichsſtadt. Er war zwar wohl gewaffnet, hatte aber kein Wappen auf ſeinem Schild; da er alſo in der Reichsſtadt ankam, da ritt er gleich vor eines Mahlers Haus und ließ ſich ein Wappen mahlen, nämlich drey goldne Jungfrauenköpfe im blauen Felde, über den Köpfen ein Leopard, und mitten in dem Schilde einen halben Löwen. Als es fertig gemahlt war, bezahlte Maller es reichlich und ritt weiter bis nach der Champagne. Hier kam er an eine große Stadt, mit einer ſchönen Burg, er wußte aber nicht, wem ſie angehörte. Indem er ſich beſann, begegnete ihm ein Bote mit Briefen, dieſen redete er höflich an, und fragte ihn um den Namen der Stadt und ihres Herrn. Herr, erwiederte der Bote, dieſe Stadt heißt die Neuſtadt und gehört dem König Galyen, dem Wiederherſteller, zu. Dieſer Antwort ward Maller ſehr froh, und fragte den Boten noch mehr: Wo willſt du hingehen, lieber Freund? — Nicht weit von hier, edler Herr, dort in das Schloß ſoll ich zehn Werkmeiſter holen, daß ſie morgen in der Neuenſtadt Fenſter machen, und alles rüſten zu dem großen Turnier, welches in der Neuenſtadt ſoll gehalten werden. — Was für ein Turnier ſoll denn gehalten werden? — Herr, König Anſys Tochter von Hispanien, die ſoll dem Sohn des Königs Galyen, Otger, vermählt werden. Wer den Dank bey dem Spiele verdienet, der ſoll ein ſchönes Roß haben, deſſen Sattel von Gold und die Satteldecke mit Perlen geſtickt iſt, ein köſtlicherer Dank ward nie geſehen. Da wird man nun prüfen die Blume der Ritterſchaft; Herolden und Spielleuten ſoll auch große Gabe verehrt werden. Ein Mann mag wohl fröhlich turnieren um ſchöner Frauen willen, denn die Jungfrau, König Anſys Tochter von Hispanien, iſt ſo ſchön, als man nicht leicht in der Welt eine Schönheit findet.

Maller verließ den Boten und ritt weiter gegen die Stadt; er nahm ſich vor, ſich nicht eher ſeinen Eltern zu erkennen zu geben, bis er zehn der ſtärkſten Ritter turniert hatte. Dann befahl er ſich Gott, ſeiner heiligen Mutter und St. Julian; dieſer iſt ein Heiliger, den man anzurufen pflegt, daß einem Gott gute Herberge beſchere.

Als er in die Stadt einritt, da ſah er viel edle Herren, Ritter und Knappen, auch viel ſchöne Frauen. Daben ertönten ihm allenthalben Pfeifen, Poſaunen und mancherley Saitenſpiel entgegen. Ewiger Gott, ſprach da Maller, wie iſt eines armen Mannes Leben doch unglücklich, itzt habe ich dies erfahren; wie muß ſich einer quälen, der keinen Reichthum hat, während der Reiche ſich das Leben ſo trefflich ſchmücken kann. O Gott, wie iſt dies alles ſo nichtig! Wäre nicht Lother, mein Herr, und mein geliebtes Weib Scheidechin, die ich ſo gern aus dem Gefängniß befreyete, ſo verließ ich die weltliche Ehre und alle ihre Luſt und Freude, ginge einſam in einen Wald, da möchte ich Gott dienen, denn nur dann wäre ich unvergänglicher Freude gewiß. —

Er ritt weiter in die Stadt hinein und bat an vielen Orten um Herberge, aber jedermann ſpottete ſeiner und hieß ihn weiter gehen. Da lachte er in ſeinem Herzen, denn er wußte wohl, hätte er ſich zu erkennen gegeben, er würde allenthalben Herberge gefunden haben. Endlich ward er in eines reichen Kaufmanns Hauſe aufgenommen. Hier ſah er, wie jeder, der in dem Hauſe herbergte, ſeinen Helm vor das Fenſter geſtellt hatte, er bat alſo ſeinen Wirth, er möchte dafür ſorgen, daß auch ſein Helm an ein Fenſter aufgehängt würde, damit man ſehen möge, daß er mit turnieren wollte, und verſprach dem Wirth zehn Gulden dafür. Der Wirth war des Geldes begierig, und befahl ſeinem Knechte, er ſolle den Helm an ein Fenſter aufhängen. Maller gab dem Knecht einen Gulden, dafür ihm dieſer dankte, und wie im Spott hinzufügte: Ich will es euch beſorgen, wenn ihr mir verſprechen wollt, mich zum Ritter zu ſchlagen, wenn ihr morgen den Dank verdient, denn ich habe ſchon lange begehrt, Ritter zu werden. Maller antwortete lachend: mehr als du verlangſt, ſollſt du von mir haben. Der Knecht nahm den Helm und hing ihn ſpottweiſe höher als alle andere Helme auf, damit er recht in die Augen fiele. Und ſo verſpottete der Knecht ihn auf alle Weiſe, und bey allem, was Maller von ihm verlangte, denn er hielt ihn für einen gar armſeligen Ritter, der auf Abentheuer herumzieht, um etwas zu gewinnen. Maller lachte aber des Knechts, und wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ſowohl als der Wirth ihm alles zu Liebe thaten, was er verlangte.

Maller ging hierauf in der Stadt umher ſpazieren und kam auch vor den Pallaſt; hier begegnete er Otger, ſeinem Bruder, mit ihm ging ſein Vater, König Anſys, und der Baſtart von Cuneber, König Anſys Sohn. Als Maller die Fürſten alle kommen ſah, fragte er einen Diener, wer ſie wären, und da er ſeinen Vater nennen hörte, da traten ihm Thränen in die Augen. Die Fürſten machten Otger auf Maller aufmerkſam, weil er ihm vollkommen ähnlich ſah. König Galven, ſein Vater, kam auf ihn zu, da verneigte Maller ſich ehrerbietig. Sage mir, lieber Geſelle, ſprach der König, wo kömmſt du her? — Herr, antwortete Maller, das ſollt ihr morgen wohl gewahr werden, wenn man turnieren wird. Ich bin ein armer Geſelle, ſuche Abentheuer, und bin hergekommen, den Dank zu verdienen; verdiene ich ihn aber, ſo ſoll Gott den verdammen, der ihn mir ſtreitig machen wird. — König Galyen lachte und wandte ſich wieder zu den Fürſten. Welch ein närriſcher junger Menſch iſt dies, ſprach er, wornach ich ihn fragte, darauf antwortete er nicht, und ſagte mir dafür allerley thörichte Dinge.

Darauf begegnete Maller ſeiner Mutter, da wallte ſein Blut ihm heftiger in den Adern, er wußte nicht, ſollte er ſie anreden und ſich ihr zu erkennen geben oder nicht; doch beſann er ſich auf ſeinen Schwur, er wolle ſich nicht eher zu erkennen geben, er habe dann gegen die tapferſten und berühmteſten Ritter geſtochen.

Die Herren und Damen fingen nun einen ſchönen Tanz an; da nahm Maller die ſchönſte Frau aus der Reihe, und tanzte mit ihr ſo ſchön, und ſprang ſo leicht mit ihr, wie ein Vögelchen, ſo daß alle Frauen ihn liebgewannen, und auch die Ritter ſprachen: welch ein ſchöner Jungling iſt dies, alles, was er thut, ſteht ihm wohl an.

Achtzehntes Kapitel.

Den andern Morgen früh legte Maller eine ſchöne Rüſtung an, die er von Zormerin bekommen hatte, und ritt auf den Platz vor dem Pallaſt, wo das Stechen ſollte gehalten werden; der Knecht aus der Herberge, Gernier genannt, begleitete ihn als ſein Knappe. Zuerſt ſah Maller, wie ſein Bruder mit König Anſys Tochter zuſammengegeben wurde; ſobald dies geſchehen war, begab ſich ein jeder hin zu turnieren. Zehn Fürſten hielten auf dem Rennplatz, um gegen jedermann zu ſtechen, der es verlangen würde. Die Frauen gingen auf ein ſchönes Gerüſt, welches eigentlich dazu verfertigt war. Ihrer waren wohl dreyhundert an der Zahl; Roſemunde, Mallers Mutter, ſaß in der Mitte bey König Anſys Tochter, und die Frauen von beyden Seiten um ſie her. Vortreffliche Schönheit, Anmuth und Zierde war genug da zu ſehen; aber auch genug Hoffart und Uebermuth. Mancher ſchöne Ritter hatte ſeine Liebſte dort, und manche Frau, die von Herzen wünſchte, ihr Mann möchte nicht lebendig aus dem Turniere kommen.

Maller ritt hin zu den Leuten, welche die Speere austheilten, und verlangte auch einen Speer. Als ſie ihn aber nur von einem einzigen Knechte begleitet ſahen, da ſprachen ſie: Wer ſeyd ihr? wo kommt ihr her? wes Landes? waren eure Wappen zur Schau geſtellt? — Sie ſind zur Schau geſtellt worden, mein Knecht wird es bezeugen. — Man wollte es ihm dennoch nicht glauben, als zwey Herolde, welche zufällig dabey ſtanden, darauf ſchwuren, das Wappen den Tag vorher zur Schau geſtellt geſehen zu haben. Nun erſt bekam Maller einen Speer. Er führte ganz ſeines Vaters Wappen, bis auf den halben Löwen, dieſen hatte er dazuſetzen laſſen. Als er nun in die Schranken einritt, wunderte ſich ein jeder über dieſes Wappen: ſelbſt der alte König Galren war erſtaunt, woher der Fremde dies Wappen habe. Da Maller nun in die Schranken ritt, und vor dem König vorbey kam, neigte er ſich höflich und ehrerbietig vor ihm. Der König dankte ihm freundlich und redete ihn an: Ich wundere mich des Wappens, das du führſt, Geſelle, denn es iſt ganz mein Wappen, ausgenommen den halben Löwen. Drum ſage mir, wo haſt du es her? — Herr, ich habe mir das Wappen nach meinem Willen mahlen laſſen; nicht Euch damit zu kränken, ſondern Euch zu ehren und zu preiſen; darum bitte ich Euch, daß ihr mir vergönnt, damit zu ſtechen. — Was, rief einer von den Rittern, du übermüthiger Lecker, wie darfſt du dich unterſtehen, des Königs Wappen zu führen? — Macht nicht ſo viel Worte, entgegnete Maller, und erzürnt Euch nicht ſo ſehr, ich bitte Euch gar ſehr darum! Bringt mir einen Euer tapferſten Geſellen, ich will dies Wappen an ihm bewähren! — König Galyen mußte lachen über des Mallers kecke Rede. Geſelle, ſprach er, dies Wappen ſoll dir zu führen erlaubt ſeyn, unter der Bedingung, daß du gegen einen Ritter ſtichſt, den ich dir zuſchicken will, und machſt du dem Wappen alsdann keine Ehre, ſo will ich dir ſo mitſpielen, daß alles dem Wappen verkehrt werde, das oberſte ſoll zu unterſt kommen. — Das geſchehe, Herr, erwiederte Maller, doch habe ich zuvor noch ein Begehren, das Ihr mir gnädigſt zuſagen möchtet. — Es ſey dir gewährt, was iſt dein Begehren? — Man hat ausgerufen, daß man vier Lanzen brechen müſſe, ehe man den Dank verdient, ich bitte mir aus, acht Lanzen brechen zu dürfen. — Der König, nachdem er eingewilligt, ritt fort und ließ ſich waffnen. Er legte eine unbekannte Rüſtung an, als ein fremder Ritter, zog in die Schranken, und begehrte gegen Maller zu ſtechen, der auch gleich dazu bereit war. Sie rannten beyde gegeneinander, Maller aber traf ſeinen Vater grade an das Viſier an ſeinem Helm, ſo daß ihm der Helm vom Kopfe fiel und ſeine Lanze dabey zerbrach. Der König mußte fallen, er mochte wollen oder nicht. Da liefen mehr dann hundert hinzu, den König wieder aufzuheben; Maller konnte vor den Leuten nicht erkennen, daß es ſein Vater ſelber geweſen, den er heruntergeſtochen, er wäre ſonſt gewiß niedergekniet und hätte ihn um Gnade und Verzeihung geflehet. Man trug den König hinweg in ſeinen Pallaſt, hier ließ er ſich entwaffnen und einen Becher mit Wein reichen, den trank er aus, dann ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ſagte zum Baſtart von Cuneber: Ich bitte euch, brecht gegen den Abentheurer ein paar Speere. Wo ihr ihn niederſtecht, will ich euch alsdann reich beſchenken. — Der König erwählte den Baſtart dazu, weil er ſehr groß und ſtark und tapfer war. — Er rannte auch ſogleich gegen Maller, und ward von ihm, ſo wie der König, niedergeſtoßen, indem er ihn in das Viſier traf, dabey fiel das Pferd dem Baſtart ſo hart auf, daß ihm ein Bein zerbrach. Er ſchrie ſo entſetzlich vor Schmerz bey dem Fall, daß alle, die es hörten, glaubten, er würde ſterben. König Anſys ließ ſeinen Sohn von der Stechbahn tragen, und alle Fürſten betrübten ſich um ihn. Da rief König Galyen einen frommen Grafen, der ſchon in vierzehn Schlachten das Panier vor dem Könige getragen hatte. Graf Richard, lieber Neffe, ſprach Galyen, ich bitte euch, brecht eine Lanze mit dem Abentheurer. Herr, antwortete der Graf, mich dünkt, es iſt heute kein guter Stern, gegen den Abentheurer zu ſtechen, ich will bis morgen warten. — Geon, Konig Anſys älteſter Sohn, winkte nun Mallern mit der Hand, und Maller war auch gleich bereit: er wäre lieber gleich geſtorben, als an dieſem Tage den Dank nicht zu gewinnen, weil er dann hoffte, ſich von ſeinen Eltern und Freunden deſto lieber als den Ihrigen erkannt zu ſehen, und deſto eher auf Hülfe für Lother zählen zu dürfen. Denn ſeinen Freund hatte er beſtändig im Sinn und vergaß ihn nicht einen Augenblick bey allem, was er that. Maller ſtach auch den Geon hinunter, daß er mit einem Fuß im Steigbügel hängen blieb, und ſo ward er vom Pferde in der Bahn herumgeſchleift. Es entſtand ein Getümmel und Geſchrey unter dem Volk bey dieſem Anblick, als ob die Erde bebte. Da ritt ſein Bruder Otger zu ihm, und bat ihn, eine Lanze mit ihm zu brechen. Das geſchieht nimmermehr, entgegnete Maller, ich wollte um alles in der Welt nicht gegen euch rennen; mich ſelber halte ich für ſehr geringe, und achte mich keinesweges, aber euretwegen thäte es mir ſehr leid, euer Vater und Mutter und eure Braut die möchten mich wohl verfluchen, wenn ich euch herunter ſtäche, darum renne ich nicht gegen euch. Bey meiner Treue, ſprach Otger, ihr ſeyd ein ſehr tugendhafter Ritter; wollt ihr bey meinem Vater und bey mir hier bleiben, ſo wollen wir euch gut halten. — Ich danke euch ſehr, erwiederte Maller, es möchte ſich vielleicht thun laſſen, wenn ich einen guten Herrn fände, ſo diente ich ihm wohl. Darauf ritt Otger wieder fort.

Maller brach die acht Speere gar ritterlich und mit ſchönen Turnieren: obgleich er bey dem vierten ſchon den Dank verdient hatte, und die Herolde ſchon anfingen ſein Lob und ſeinen Sieg mit vielen ſchönen Worten auszurufen, ſo ließ er es doch nicht dabey bewenden, bis er ſeine acht Speere alleſammt gebrochen und acht Ritter damit heruntergeſtochen hatte. König Galyen befahl ſeinen Pfeifern und Spielleuten, den Maller nach ſeiner Herberge zu geleiten, und auch die Herolde zogen mit ſchönen Geſängen vorauf, da ließ Maller eine ſchöne Mahlzeit zubereiten von Geflügel, Fiſch und Wildpret, auch Wein genug, und bewirthete alle, die da kommen wollten.

Unterdeſſen er in ſeiner Herberge für ſeine Gäſte alles bereitete, kam König Galyen und brachte den Dank zu ihm in die Herberge. Es war ein vortreffliches Roß, darauf lag ein goldner Sattel, die Steigbügel waren von ſeidnem Gewebe, mit Edelſteinen und Perlen wohl verziert. Zwo Königinnen führten es, die eine war die ſchöne Roſemunde, Mallers Mutter, und die andere König Anſys Tochter. König Anſys ſelber, König Galyen und ſein Sohn, Otger, und viele andere Fürſten kamen mit und folgten dem Roß, ſo wie auch viel ſchöne Frauen und die beſte Ritterſchaft folgte. Auf dem Roſſe ſaß ein kleiner Edelknabe, der war mit ſeidnem Gewand wohl gekleidet und mit köſtlichen Kleinodien geziert, auf dem Kopf trug er einen goldnen Kranz, der war mit Edelſteinen reich beſetzt; auch die beyden Königinnen, welche das Roß führten, waren mit goldnen Kronen aufs herrlichſte geſchmückt und mit reichen Gewändern gekleidet. In ſo ſchöner Ordnung, und mit ſo herrlichem Gefolge, gingen ſie durch die Stadt, bis nach Mallers Herberge. Als Maller ſie kommen ſah, ward ſein Herz froh und er dankte Gott im Stillen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09681/005

König Galyen ſprach: Herr, empfanget dieſen Dank, ihr habt ihn mit eurer ritterlichen Tugend wohl verdient. — Habe ich den Dank verdient, entgegnete Maller, ſo verdanke ich es Gott, der mir die Kraft dazu verliehen, und dann den ſchönen Frauen, die mir im Sinne lagen. Darauf nahm er den Becher, gab ſeinem Vater zu trinken, dann ſeiner Mutter, und dann ſeinem Großvater, gleichfalls Galyen genannt, dann ſeinem Bruder Otger. Das nahm König Anſys übel, daß er den Vieren vor ihm zu trinken gab, er glaubte verſchmähet zu ſeyn, kehrte ſich um und wollte hinausgehen. Edler König, rief Maller, laßt es euch nicht verdrießen, daß ich den Vieren habe zuerſt zu trinken gereicht: denn der Erſte, dem ich gab, das war der, der mich erzeugte; die Zweyte die, welche mich getragen; dann gab ich meinem Ahnherrn, von dem mein Vater und ich abſtamme, und dann meinem Bruder. Mit dieſen Worten fiel er ſeinem Vater um den Hals, drückte und küßte ihn, dann umarmte er ſeine Mutter auch und rief: Sehet euern Sohn, Maller, den König Karl von Frankreich erzogen! Da war die Freude gar groß, Maller wurde von Allen willkommen geheißen, und ſehr geliebkoſt von allen Verwandten und Freunden. Der Knecht Gernier drang durch das Volk, fiel Mallern zu Füßen und bat ihn um Verzeihung, daß er ſeinen Scherz mit ihm getrieben und ihn verſpottet hatte. Du haſt mir wohl gedient, ſprach Maller, ich will dich dafür lohnen. Er ſchlug ihn zum Ritter, und gab ihm ein Land nebſt großem Gut. Dem Wirth gab er das Roß nebſt den Schätzen, welche er zum Dank erhalten, bat ihn, daß er zu Gott flehe, daß er ihm in ſeinem Vorhaben beyſtande: dies verſprach auch der Wirth, und darauf lud Maller ihn und ſeine Frau zur Tafel ein, und ſie begaben ſich alleſammt nach dem Pallaſt, wo die Tiſche mit vortrefflichen Speiſen ſchon bereit ſtanden. Ehe ſie ſich aber zu Tiſche ſetzten, trug Maller noch ſein Begehren vor, und bat um Hulfe für Lothern und fur ſeine Hausfrau Scheidechin, erzählte auch alles, was ihnen begegnet, und die Verrätherey des falſchen Otto. Ich gehe nicht eher zu Tiſche, will mich nicht eher ergötzen, nicht ruhen oder raſten, bis ich Hulfe gefunden für meinen Herrn, Lother, und fur meine Hausfrau. — Lieber Sohn, rief Mallers Ahnherr, ich werde dich nicht verlaſſen! Auch ich nicht, ſprach Galyen, ich helfe dir mit funfzehntauſend Gewaffneten. Auch ich, lieber Bruder, rief Otger, helfe dir nach beſtem Vermögen. Und ich nicht minder, ſagte Konig Anſys, ich will Lother, meinen Anverwandten, nicht in Noth ſtecken laſſen. Da war Mallers Herz hoch erfreut, er dankte allen und umarmte ſie; dann fiel er vor ſeinem Vater auf die Knie nieder und bat ihn um Verzeihung, daß er wider ihn hatte geſtochen. Das verzieh ihm ſein Vater willig und ſegnete ſeine ritterliche Kraft. Roſemunde konnte nicht aufhören ihn zu liebkoſen, zu herzen und zu küſſen, ſie war voller Freude, einen ſo tapfern Sohn zu haben; und Alle ſetzten ſich fröhlich und voll Freude an die Tafel nieder, wo ſie vergnügt aßen und tranken und mit einander koſten, bis Otger mit ſeiner Braut ſich ſchlafen legte.

Des andern Tages ſchrieben die Fürſten ſogleich die Briefe und ſchickten ſie nach allen ihren Ländern, daß jeder, der waffenfähig wäre, ſich rüſte, und daß jeder ſich zu ihnen verſammle. Maller blieb dabey und trieb ſie an, daß alles deſto eher in Ordnung kam und alles auf das baldeſte zum Zuge bereit war.

Neunzehntes Kapitel.

Unterdeſſen hatte Otto erfahren, daß Zormerin wieder in Konſtantinopel bey ihrem Vater lebte, er ſchickte alſo eine ſehr große Geſandtſchaft zum König Orſchier und ließ ihm entbieten, Lother von Frankreich ſey todt, und wenn er ſeine Tochter Zormerin nun dem König Otto zur Frau geben wollte, ſo würde dieſer einen Bund mit ihm ſchließen, und ihm mit aller Macht gegen die Heiden zu Hülfe kommen, und wenn Zormerin einen Sohn von ihm bekäme, ſo ſollte dieſer das ganze Königreich Lombardey erben.

König Orſchier war mit dieſem Vorſchlag wohl zufrieden, nahm die Geſandten ſehr wohl auf, und ſandte ſogleich nach König Otto. Dieſer kam auch ſogleich mit herrlichem Gefolge und mit ſolchem Reichthum, daß jedermann darüber ſich verwunderte.

Zormerin war ganz in Verzweiflung, als ihr die Sache gemeldet ward, ſie raufte ihr Haar aus, und zerſchlug mit ihrer Hand das ſchöne Geſicht und den weißen Buſen. O weh mir armen, elenden Frau, ſchrie ſie; will mir denn Gott nicht aus dieſer Noth helfen? O Maria, Mutter Gottes, du reine Jungfrau, rette mich, daß ich nicht muß meinen Leib dem falſchen Verräther hingeben, und meine Seele in Verdammniß komme!

So ſchrie ſie, betete und weinte gar jämmerlich. Synoglar, welche ſich unter ihren Frauen bey ihr hielt, und ſie ſehr liebte, ſuchte ſie zu tröſten mit Liebe und ſanften Worten, aber ſie vermochte es nicht. Zormerin blieb untröſtlich, und als König Orſchier zu ihr ſchickte und ihr ſagen ließ, daß ſie vor König Otto kommen ſollte, da ließ ſie ihm zurückſagen, ſie wäre ſehr krank und könnte nicht erſcheinen; legte ſich auch wirklich ins Bette, denn ſie fühlte ſich ſehr elend; nahm ſich aber da im Herzen vor, wenn ſie ſollte zur Ehe mit Otto gezwungen werden, ſo wolle ſie ihn tödten, und ſollte ſie darum auch ihr Leben verlieren. Darauf rief ſie Synoglar zu ſich und ſagte! Synoglar, ich möchte dir wohl einen Einfall vertrauen, den ich habe, und zu deſſen Ausführung du mir helfen mußt, wenn du mir verſprichſt, mir treu zu ſeyn und verſchwiegen. — Redet, geliebtes Fräulein, erwiederte Synoglar, ſo helfe Gott mir und ſeine Mutter, als ich euch treulich will helfen; wollte Gott, ihr hättet etwas gefunden, wodurch wir euern Gemahl aus dem Gefängniß erlöſten, denn nimmermehr glaube ich dem Schalk Otto, daß Lother todt ſey. — Das iſt es eben, fiel Zormerin ein, worin du mir helfen ſollſt. Geh hin, und rufe mir Otto her, ſag ihm, ich ſey zwar krank, aber nicht ſo ſehr, daß ich ihn nicht gern ſprechen ſollte, denn ich liebte ihn heimlich, und die Liebe zu ihm verzehre mich ganz. Suche ihn von meiner Liebe ganz zu bereden, daß er ſie feſt glaubt und mit Zuverſicht zu mir kömmt; ich will ihm dann mit Liſt ſeinen Siegelring zu entwenden ſuchen, mit dieſem einen Brief unterſiegeln, den ich in ſeinem Namen an ſeinen Burgvogt zu Pavia ſchreiben will; darein will ich ſetzen, er ſolle ſogleich Lother und die andern Gefangenen frey hinausgehen laſſen. Ihr, Synoglar, müßt der Bote ſeyn und den Brief dem Burgvogt nach Pavia bringen; habt ihr dann Lother erſt heraus ins freye Feld, dann ſagt ihm die Wahrheit von allem, und gebt euch ihm zu erkennen. — O geliebtes Fräulein, rief Synoglar, welch eine treffliche Erfindung habt ihr erſonnen! Ich will auch ſogleich hingehen und es ins Werk richten. — Sie eilte zu Otto und richtete ihren Auftrag aufs Beſte aus. Eure unglückliche Flucht und Gefangenſchaft, redete ſie ſchmeichelnd zu ihm, und Lothers Sieg war Schuld, daß Zormerin ihrem Vater gehorchen und Lothern heirathen mußte, aber ſie liebte ihn nie und liebte immer nur Euch, Herr Otto. — Otto ließ ſich von dieſen Reden bethören und glaubte ihnen, denn er bildete ſich ein, den Frauen wohl zu gefallen, und folgte der liſtigen Synoglar in Zormerins Zimmer. Hier begegnete ihm das böſe Vorzeichen, daß er über die Schwelle ſtolperte und der Länge nach auf ſeinen Bauch ſo hart in das Zimmer hineinfiel, daß die Erde davon erdröhnte. Er ſtand beſchämt wieder auf; Synoglar konnte ſich des lauten Lachens kaum enthalten, Zormerin aber wünſchte im Stillen, daß er den Hals gebrochen hätte.

Darauf that ſie ſich Gewalt an und rief ihn mit freundlicher Stimme zu ſich, bat ihn auch ſchmeichelnd, daß er ſich zu ihr aufs Bette ſetzen möchte. Er war ganz blind vor verliebtem Eifer, ſetzte ſich zu ihr, und indem ſie ihm von ihrer Liebe zu ihm klagte, und gar freundlich und lieblich mit ihm koſte, er auch nicht wußte, vor großer Freude, wie ihm geſchah, da griff ſie nach einem ſeidnen Beutel, der an ſeinem Gürtel hing. Herr, fing ſie an, was habt ihr in dieſem Beutel? Sind es ſchöne Ringlein, ſo wollte ich wohl eins davon haben, ich trüge es dann euch zu Lieb an meiner Hand. — Nehmet daraus, ſchöne Zormerin, was euch gefällt, ſprach der entzückte Otto. — Da ſuchte ſie lang in dem Beutel und zog ein kleines Ringlein heraus, das ſie ſich an den Finger ſteckte, zugleich aber ſtahl ſie ihm den Siegelring, ohne daß er es merkte, indem er ſie unverwandt mit ſeinen verliebten Blicken anſchaute, und nicht Acht gab, was ſie that. Zormerin war ſo froh, als ſie den Siegelring hatte, daß ſie gutes Muthes und fröhlich mit ihm ſcherzte, und ihn völlig um ſeine Sinne brachte. Und da er ſie ſehr bat, daß ſie ihn zum Gemahl annehmen möchte, da klagte ſie ihm, wie ſie ſich jetzt zu krank fühle, ſobald ſie aber wieder geſund ſey, wolle ſie ſeine Gemahlin werden. Darauf ging Otto wieder von Zormerin zu König Orſchier, der ihn zur Tafel hatte rufen laſſen.

Zormerin blieb allein mit Synoglar, und nun machte ſie ſich gleich an den Brief. Sie ſchrieb ihn ganz ſo, als wenn der König an ſeinen Burggrafen einen Befehl ergehen läßt, unterſchrieb Otto's Namenszug, und druckte ſein Pettſchaft darunter. Darauf übergab ſie ihn Synoglar, die ſich, während jene geſchrieben, als ein Botſchafter angethan und ihr Pferd bereitet hatte, worauf ſie ſich ſogleich mit dem Brief auf den Weg nach Pavia machte.

Zormerin warf den Siegelring vor die Thür ihres Gemachs auf die Erde. Nach der Tafel ging Otto ſogleich wieder zu ihr, da fand er ihn vor der Thüre liegen: er hob ihn auf und meinte, er müſſe ihn erſt haben fallen laſſen, da Zormerin den Beutel durchſuchend ihn nicht recht wieder zugemacht habe, und beunruhigte ſich nicht weiter darüber, ſondern ging wieder zur ſchönen Zormerin und ſprach mit ihr von ſeiner Liebe. Sie redete freundlich mit ihm, aber ihr Herz war bey Lother.

Synoglar kam ohne Verhinderung zu Pavia an und ließ ſich ſogleich vor den Burggrafen führen, vor dieſem knieete ſie nieder, grüßte ihn im Namen ſeines Herrn, Otto, und übergab ihm den Brief. Als der Burggraf ihn durchgeleſen, und ſeines Herrn Inſiegel erkannt hatte, da ward er der Bothſchaft ſehr froh, denn er liebte den Lother ſehr, er wußte auch wohl, daß er mit Unrecht gefangen lag. Er ging alſo mit fröhlicher Geberde zu Lother in den Thurm. Herr, gebt mir ein gutes Trinkgeld, ſagte er, ich bringe euch gute Bothſchaft. Ihr ſeyd frey! König Otto hat mir geſchrieben, daß ich euch und die übrigen Gefangenen losgeben und euch zu ihm nach Konſtantinopel führen ſoll, dort will er ſich mit euch ausſöhnen. Wie froh bin ich, daß mein Herr, der König Otto, ſein Unrecht einſieht. Mir war es immer um euch leid, Herr Lother, und ich danke Gott, das es nun ſo weit mit euch gekommen iſt. Lother wollte erſt den Worten gar nicht glauben, und hielt dafür, der Burggraf wolle ſeiner ſpotten, doch als er hörte, wie dieſer ſo gar ernſtlich ſprach, und ſo gütlich zu ihm redete, da dankte er ihm gar freundlich für ſeine gute Freundſchaft, und ging mit ihm aus dem Thurm, in welchem er ſo manches Jahr trauernd verlebte. Alle Leute zu Pavia wunderten ſich, da ſie Lothern frey umhergehen ſahen; da ließ der Burggraf den Brief, den er vom König Otto empfangen, laut vorleſen, und jedem, der ihn leſen wollte, zeigen, da freute ſich jedermann, und man ging zu Lothern hin und wünſchte ihm Glück. Synoglar ging in dem Pallaſt, wo Lother war, aus und ein, ſprach auch mit ihm, aber er konnte ſie nicht erkennen, ſie war in fremder Tracht und hatte ſich Geſicht und Hände mit Kräutern gefärbt.

Der Burggraf ſchickte nun auch zu Scheidechin und zu den andern gefangnen Frauen, die in einer andern Stadt lagen, und ließ ſie alleſammt nach Pavia führen. Scheidechin war ehemals unter die ſchönſten Jungfrauen, die auf Erden lebten, gezählt worden, aber nun war ihre Schönheit dahin und ganz verblichen, denn ſie hatte in ihrem Gefängniß Froſt und Hunger, und an allem Mangel gelitten, was die Schönheit einer Frau erhält. Lother umarmte ſie, und küßte ſie mit vielen Thränen, da er ſie ſo gar verblichen ſah. Ach Herr, ſprach ſie, ich habe meinen Gatten, euern treuen Geſellen, verloren, ich ſah ihn fallen, als ich noch auf dem Wagen ſaß. Gott und ſeine liebe Mutter wiſſen es, nun kann ich niemals wieder froh werden, denn er war der getreueſte Mann, den man wohl je finden mag. — Seyd gutes Muthes, junge Frau! euer Mann lebt noch; mein Geſelle, Maller, und meine Hausfrau, Zormerin, die waren bey mir als Spielleute. — Nun ward Scheidechin erſt ihrer Freyheit froh. — Der Burggraf ließ hierauf Waſſer bringen, ſie wuſchen ſich, und ſetzten ſich alleſammt zu Tiſch. Denſelben ganzen Tag blieben ſie zu Pavia. Des andern Morgens aber, ganz früh, machten ſie ſich alle auf den Weg nach Konſtantinopel. Die Frauen wurden auf einen

Wagen geſetzt, der Burggraf und Lother ritten, von zwanzig gewaffneten Lombarden begleitet, und Synoglar, auf einem guten Pferde ſitzend, eröffnete den Zug.

Vier Tage reiſten ſie ſchon, ohne daß ſie hätte Gelegenheit gefunden, ſich dem Lother zu erkennen zu geben, oder ihm ein Wort zu ſagen. Nun machte es ſich aber eines Tages, als ſie vor einem ſchönen kuhlen Brunnen vorbey kamen, daß Lother abſtieg und zu dem Brunnen hinging, um zu trinken. Die Lombarden ritten alle weiter, ohne ſich aufzuhalten, dies nahm Synoglar wahr; Herr Lother, ich will auch trinken! rief ſie, wandte ihr Pferd und ritt hin zu dem Brunnen, wo Lother abgeſtiegen war. Sie ſtieg gleichfalls vom Pferde, anſtatt aber zu trinken, nahte ſie ſich ihm und ſprach eilend: Seht mich an, Herr Lother, ich bin Synoglar; Frau Zormerin hat dem Verräther Otto ſein Inſiegel entwendet, hat den Brief an den Burggrafen geſchrieben, den ich, als Bothe gekleidet, überbrachte, und ſo ſeyd ihr aus dem Thurm gekommen. Konig Orſchier will ſeine Tochter dem Verräther Otto geben, der euch für geſtorben ausgab. Jetzt aber ſeht zu, wie ihr euch und die übrigen losmachet; ich muß mich abſtehlen und auf einen andern Weg nach Konſtantinopel zu meinem gnädigen Fräulein Zormerin reiten. — Lother hatte ſie, während ſie redete, erkannt, und ſprach: Grüßet meine Hausfrau freundlich von mir, ich will ſie binnen kurzem ſehen, es koſte auch was es wolle. Darauf ſtieg Synoglar wieder auf ihr Pferd, wandte ſich, und ritt einen andern Weg. Darauf gab der Burggraf nicht Acht und meinte, ſie ware hinten bey dem Zuge, oder hätte ſich irgend verweilt.

Lother ritt hin zu Scheidechin an den Wagen und erzählte ihr heimlich die ganze Sache. Dann ſetzte er hinzu: Liebe Scheidechin, ihr müßt nun ſehen, wie ihr euch losmacht, denn ich kann euch weiter nicht helfen.

Die Nacht blieben ſie in einem Dorfe liegen, um auszuruhen. Da ſie aber nichts zu eſſen oder zu trinken vorfanden, mußten ſie ſehr bald zu Bette gehen. Scheidechin, als ſie merkte, daß die Lombarden feſt eingeſchlafen waren, ſtand auf, weckte die andern Frauen, erzählte ihnen kurz, was ſich alles zugetragen, und wie ſie ſich nun davon machen müßten, worauf ſich alle die Röcke kürzten, ſo daß ſie wie Knappen alle leicht einhergingen, ſchlichen leiſe aus dem Hauſe, worauf ſie denn, ſo eilends als möglich, ſich nach dem nahen Walde flüchteten. Lother zerſchnitt ſein Bettuch, knüpfte es an den Fenſterpfoſten und ließ ſich daran hinab. Er lief nach dem nächſten Dorf, hier ſtellte er ſich, als ſey er ſehr krank, legte ſich ins Bett, und ließ den Pfarrer holen. Unterdeſſen erwachte der Burggraf, und da er ſah, daß der Tag angebrochen war, ſtand er auf und ging hinaus, Lothern und die übrigen aufzuwecken. Da er Lother nicht fand, erſchrack er; er ſah die zerſchnittenen Bettücher im Fenſter, und nun merkte er, daß Lother entſlohen ſey, worüber er nicht wußte, was er denken ſollte, und ganz wie ein Unſinniger umherlief. Da nun auch an den Tag kam, daß die Frauen gleichfalls entſlohen waren, merkte er, daß irgend eine Verrätherey im Spiele ſeyn müſſe, und ſah zu ſeinem Schrecken voraus, daß er es mit dem Leben würde büßen müſſen. Er ließ ſeine Geſellen zehn verſchiedene Wege nehmen, allenthalben nachſuchen, ob ſie keinen wieder finden würden, und beſtellte ſich mit ihnen in eine Stadt, wo ſie wieder zuſammenkommen wollten. Ihr Nachſuchen war aber umſonſt; Lother hielt ſich ſtill wie ein Kranker im Bette, und ließ niemand vor ſich als den Geiſtlichen, bis er ungefähr wohl denken konnte, daß die Lombarden die Gegend verlaſſen hätten.

Der Burggraf ging nun betrübt mit ſeinen Geſellen nach Konſtantinopel, und knieete vor Otto nieder, der bey Zormerin ſaß. Gott grüße euch, Burggraf, ſprach Otto, welch ein Geſchäft führt dich hierher zu mir in dieſem fremden Lande? — Herr, ich bringe euch böſe Nachrichten. Ich wollte euch Lother herführen, ſo wie ihr mir es in eurem Briefe befahlt, er iſt aber entflohen. Über dieſe Bothſchaft erſtarrte Otto faſt für Entſetzen. Was? ſchrie er, was ſagſt du, Burggraf? Ich habe nie den Gedanken gehabt, dir zu ſchreiben, daß du Lothern ſollſt heraus laſſen. Du falſcher Böſewicht, haſt du ihn heraus gelaſſen, ſo mußt du ohne Verzug ſterben. Er rief ſeine Räthe zuſammen und klagte ihnen die Verrätherey. Wie ſoll ich es doch machen, rief er, um zu erfahren, wer mir dieſen Streich geſpielt. Die Räthe ſprachen: Herr, es kann nicht fehlen, es iſt ſicher durch Frauen geſchehen. Die weiſeſten und ſtärkſten Männer ſind durch Frauen betrogen worden; wenn dieſe auf eine Sache ihren Sinn geſetzt haben, ſo hilft nichts, wie man ſich auch vorſehen mag. — Ja, ja, rief der Burggraf in ſeiner Noth, Herr, eure Räthe reden die Wahrheit! — Aber dieſe Reden halfen dem armen Burggrafen nicht; Otto ließ in ſeiner Wuth ſowohl ihn als alle ſeine Geſellen an den Galgen hangen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Darauf ging Otto zu König Orſchier, und führte Klage gegen Zormerin, daß ſie ihm ſein Inſiegel geſtohlen und damit einen falſchen Brief an ſeinen Burggrafen in Pavia geſchrieben, daß dieſer mußte Lothern frey laſſen. Herr König, ſagte er, wegen dieſer Verrätherey verlange ich Urtheil und Recht gegen eure Tochter. — Hat ſie dieſe Bosheit gethan, ſagte König Orſchier, ſo will ich ſie verbrennen laſſen. Hiermit ſchickte er einen Ritter zu ihr, der mußte ſie rufen; ſie ſaß eben und ließ ſich von Synoglar alles erzählen, wie es mit Lothern ergangen war, und was ſich alles mit ihr zugetragen. Da ſie die Bothſchaft vom König, ihrem Vater, vernahm, ging ſie ſogleich zu ihm. Als König Orſchier ſie ſah, rief er ihr mit zorniger Stimme entgegen: Tochter, König Otto klaget dich an, du habeſt ihm ſein Inſiegel geſtohlen, damit habeſt du einen falſchen Brief gemacht, und dieſen an ſeinen Burggrafen nach Pavia geſchickt, daß er Lothern aus dem Gefängniſſe laſſen ſolle. — Vater, wäre ich ein Mann, ich wollte das verantworten, Leib gegen Leib, gegen jeden, der mich deſſen beſchuldigt. Aber ich bin eine Frau, und kann mich nun nicht vertheidigen. — Ihr könnt nicht läugnen, ſprach Otto, ich fand meinen Siegelring vor eurer Thüre liegen. Das Blut in den Adern erſtarrte mir vor Schrecken, als ich ihn liegen ſah, aber eure ſchönen Worte, und eure freundlichen Geberden machten, daß ich es gleich wieder vergaß. — Herr, erwiederte Zormerin, war ich euch freundlich mit Worten und Geberden, ſo geſchah es aus Liebe, wie ihr wohl werdet wiſſen, denn ich glaubte damals, mein Gemahl, Herr Lother, wäre todt, ſo wie ihr es bezeugtet. Nun dieſer aber noch lebt, hat alles ſich zwiſchen uns verändert, und Gott behüte mich, daß ich einen andern Mann nehmen ſollte; auch bin ich unſchuldig an dem, weſſen ihr mich anklagt. — Da trat einer von Otto's Geſellen, Herna genannt, hervor, es war derſelbe, der damals das Kleid zu Lother in den Thurm getragen, und ihn mit unvorſichtigen Reden beleidigt hatte. Gnädige Frau, ſprach Herna, ihr könnt es nicht läugnen, ihr habt meinen Herrn verrathen; ſucht euch nun einen Ritter, der für euch kämpfe, den will ich beſtehen für meinen Herrn, König Otto, ſo ſoll euch dann euer Vater nach euerm Verdienſte richten. — Es muß gekämpft ſeyn, ſprach Orſchier, darum, Tochter, gehe und ſuche dir einen, der für dich kämpfe.

Zormerin ging hinaus, und ſchickte wohl nach dreyßig ihrer Diener, zu deren jedem ſie das Zutrauen hatte, daß er für ſie in den Tod gehen würde: aber ſie fand nicht einen, der den Kampf für ſie beſtehen möchte, denn Herna war als ein ſtarker Kämpfer im Lande bekannt. Nun lag Zormerin auf ihren Knieen und flehete zu Gott, daß er ſie nicht verlaſſen möchte, da ſie alles nur gethan hatte, um ihrem Eheherrn getreu zu bleiben und ihm zu helfen. Gott erhörte Zormerins Gebeth, und Lother war ſchon ganz nah an Konſtantinopel. In der letzten Herberge, wo er die Nacht zubrachte, eh er in die Stadt hineinging, kaufte er einen falſchen Bart von einem Bettler, der ihn immer getragen, und den Leuten vorgeredet hatte, er ſey ein Pilger und käme vom heiligen Grabe, dafür gaben ihm die Menſchen Almoſen. Dieſen Bart kaufte Lother nebſt einem vollſtändigen Pilgeranzug, und ging ſo verkleidet nach Konſtantinopel. Hier kehrte er bey ſeinem alten Wirth, Salomon, ein, doch gab er ſich ihm nicht zu erkennen, er wollte von niemand gekannt ſeyn, und traute ſich keinem Menſchen an. Salomon und ſeine Hausfrau nahmen ihn auf, als einen frommen Pilger, und bewirtheten ihn ſehr wohl.

Wir laſſen Lother hier in der Herberge und kehren zu Zormerin, die keinen Kämpfer fand. Unterdeſſen ſprach Herna eines Tages zu Otto: Herr, es dauert lang, eh Zormerin einen Kämpfer findet, und ihr könnt euch nimmer an ihr rächen, ſo lange ihr Vater, König Orſchier, noch lebt, dieſer läßt ſich wohl von ihren Bitten noch erweichen. Wollt ihr aber mir meinen Willen laſſen, ſo will ich euch bald von König Orſchier befreyen, dann ſeyd ihr Herr von Konſtantinopel und von Zormerin. — Kannſt du dies, ſprach Otto, ſo ſoll es dir wohl gelohnt werden. Da bereitete Herna ein Gift, das war ſo ſtark, daß man des Todes war, ſobald man es hinuntergenommen hatte. König Orſchier aber trug einen goldnen Ring, darin war ein köſtlicher Edelſtein gefaßt; dieſer Stein hatte unter dem heiligen Kreuze gelegen, als unſer Herr Jeſus Chriſtus daran die Marter litte, und als Longinus ihn mit dem Speer in die Seite ſtach, da floß etwas von dem heiligen Blut über den Stein, davon behielt er die Eigenſchaft, daß er jedes ſchädliche Gift merkte, wenn man es nur auf dreyßig Schritte nahe brachte, und ſogleich aus dem Ring ſprang. Niemand wußte um die Eigenſchaft des Steines als König Orſchier.

Als er nun bey der Tafel ſaß, und ſeinen großen goldnen Becher forderte, da wußte Herna das Giſt hinein zu thun, daß niemand es merkte. Als aber der Becher vor dem Könige niedergeſetzt ward, da ſprang der Edelſtein aus dem Ring wohl dreyßig Schritte weit in den Saal. König Orſchier ſtand ſogleich von der Tafel auf, voller Schrecken. Wie, habe ich es wohl verſchuldet, rief er, daß man mich vergiften will? Ich wüßte doch niemand, dem ich etwas zu Leid gethan hätte. — Herr, ſagte Otto, das Giſt iſt ſicher nicht eurentwegen hergeſtellt worden, ich will alſo nur lieber heimreiten in mein Land, eh ich mich hier vergiften laſſen ſoll! — Sie gaben den Wein einem Hunde zu ſaufen, der ſogleich davon ſtarb, da war es alſo gewiß, daß es Giſt ſey. — Ach [illegible] weh mir! rief Orſchier klagend, wer mag es wohl [illegible], der meines Todes ſo ſehr begehrt? — Herr, ſprach Herna, keiner kann dies ſeyn als eure Tochter; ſie kann keinen Kämpfer finden, alſo meynt ſie, euch auf die Seite zu ſchaffen, um dann hier im Reiche allein zu regieren, dann meynt ſie des Kampfs entladen zu ſeyn. Eure Tochter Zormerin klage ich darum an, und wer mir widerſpricht, der muß mit mir kämpfen! — Wohlan, ſprach Orſchier, bringet meine Tochter her. Da liefen wohl zehen Ritter zu Zormerin, und ergriffen ſie hart. — Ihr lieben Herren, ſprach ſie, was wollt ihr mit mir? — Einer von ihnen ſagte: Fräulein, ihr müßt verbrannt werden wegen des Giftes, das ihr euerm Herrn Vater vorgeſetzt habt. Läugnen hilft euch nichts, denn es iſt mit dem Ringe bewährt. — Jeſus behüte mich, ſagte Zormerin, welche Reden fuhrt ihr da? Ewiger Gott, in deinen Schutz befehle ich mich, ſie gehen verrätheriſch mit mir um.

Sie wurde wie eine Verbrecherin hinweggeführt. Als ſie vor ihrem Vater erſchien, da fiel ſie auf ihre Kniee vor ihm nieder: Vater, rief ſie, erlaubt, daß ich mich verantworte, denn nie kam ſolche Frevelthat mir in den Sinn! Schnöde Verbrecherin, rief Orſchier, du kannſt die That nicht läugnen, du haſt mich vergiften wollen! Nein, nimmermehr, bey dem Tod, den ich leiden ſoll und muß. — Frau, ſprach Otto, ihr ſollt verbrannt werden, das habt ihr an mir wohl verdient, denn für mich habt ihr das Gift bereitet, auch habt ihr meinem Todfeind heraus geholfen; und wer dies läugnet, der mag hervortreten, und es gegen meinen Kämpfer beſtreiten. Herna warf bey dieſen Worten ſeinen Handſchuh hin, es fand ſich aber niemand, der ihn aufnahm. Da rief König Orſchier ſeinen Marſchall, und ſprach: Marſchall, ich befehle ſie dir, richte du ſie, und ſchone ihrer nicht, denn ſie ſoll nicht mehr meine Tochter ſeyn, ich verläugne ſie, und will nicht eſſen oder trinken, bis ſie ihre gerechte Strafe empfangen. — Zormerin weinte bitterlich, und ward hinweggeführt; und vor dem Pallaſt ward ein Pfahl in einem Holzſtoß aufgerichtet, daran ſollte ſie verbrannt werden.

Als dieß die Bürger in der Stadt erfuhren, da ward der Jammer um Zormerin allgemein. Männer, Weiber und Kinder, und alles was in der Stadt war, das klagte und weinte um ſie. Salomo, der Wirth, nebſt ſeiner Frau, die weinten auch gar kläglich; da fragte ſie Lother um die Urſache des großen Trauerns. Weh uns, rief die Wirthin, ſollten wir nicht weinen? Des Königs einziges Kind, die ſchöne Zormerin, ſoll heute verbrannt werden. — Lother erſchrack ſo, daß ihm ſein Blut ganz kalt zum Herzen fuhr. Ohne Abſchied zu nehmen, und ohne ſich zu bedanken, ging er aus der Herberge hinaus nach dem Pallaſt zu. Vor dem Pallaſt war ein Gedränge, daß Lother kaum hindurchkommen konnte. Eben führte man Zormerin herbey; ſie hatte kein andres Gewand an, als einen ſchlechten Unterrock, ſo hatte der Marſchall es befohlen. Er ſtellte ſich hoch auf ein Gerüſt, daß jedermann ihn ſehen konnte, und nachdem er dem Volke Stille gebothen, fing er an: Ihr Herren, wir müſſen unſer Fräulein zum Tode verurtheilen, wenn ich zuvor dreymal werde gefragt haben, ob niemand für ſie gegen Herna kämpfen wollte. Findet ſich einer, der für ſie kämpft und den Streit für ſie gewinnt, ſo iſt ſie frey, und der im Kampf verliert, muß hangen; findet ſich aber niemand, der für ſie ſtreiten will gegen Herna, oder, der für ſie ſtreitet, verliert, ſo muß ſie nach Urtheil und Recht verbrannt werden. Da fragte der Marſchall einmal, aber da war niemand, der für ſie antworten wollte. Zormerin fiel auf ihre Kniee und weinte heiße Thränen; ſie ſah die Ritterſchaft an: Ihr lieben Herren, erlöſt mich von dieſer unverſchuldeten Todesſtrafe, man beſchuldigt mich falſch, mir geſchieht Unrecht! So rief ſie immerfort, aber die Ritterſchaft ſchwieg ſtille; da fragte der Marſchall zum zweytenmal, und jetzt erſt gelang es dem Lother ſich durchzudrängen; er trat hervor mit ſeinem langen Bart und ſeinem Pilgerſtab. Hört mich, ihr Herren, rief er laut, vergönnt mir für das Fräulein zu kämpfen, denn mich dünkt, man geht verrätheriſch mit ihr um; ich komme ſo eben vom heiligen Grabe, und habe nichts, als was ich am Leibe trage, wollt ihr mich aber waffnen, ſo will ich kämpfen gegen dieſen Schalk, der da ſtehet, und überwindet er mich, ſo ſollt ihr mich an den Galgen hängen; aber ich vertrau auf Gott, der den Unſchuldigen beyſteht, denn ich weiß, das Fräulein iſt unſchuldig der That, der man ihr Schuld gibt. Als er ausgeredet, da erhob ſich ein Murmeln unter dem Volke; einer ſprach zu dem andern: Ich hoffe, der Pilgrim iſt von Gott hergeſendet worden, unſer Fräulein zu erlöſen. Zormerin ſprach bey ſich: Ach, ſoll der Pilgrim für mich ſtreiten, und er iſt viel kleiner als Herna, o Gott, nimm mich in deinen Schutz! Sie rief den Pilgrim zu ſich: Lieber Bruder, kämpfe muthig für mich, ich ſchwöre dir, es geſchieht mir Unrecht, ich bin unſchuldig an der Verrätherey, deren man mich beſchuldigt. — Fräulein, ich kämpfe von Herzen gern für euch, nur ſorgt, daß ich Waffen und ein gutes Pferd erhalte. — Das ſoll euch nicht fehlen; zuvor laßt mich den Stab küſſen, der das heilige Grab berührte. Lother reichte ihr den Stab, und zwar ſo, daß ſie den Ring an ſeiner Hand erblicken mußte, den ſie wohl kannte, weil ſie ihm denſelben einſt an den Finger geſteckt. Als ſie den Ring ſah, da lebte ihr innerſtes Herz; ſie ſah den Pilgrim an, konnte ihn aber nicht erkennen vor dem langen Bart; da beſah ſie ſeine Hände, die waren weich und weiß; an dieſen Händen und an ſeinen braunen Augen erkannte ſie ihn endlich. Da ſagte ſie dem Marſchall: Ich bin zufrieden mit dieſem Kämpfer; ich hoffe, Gott der Herr hat ihn mir geſendet: wird er überwunden und aufgehenkt, ſo ſollt ihr mich zur Stunde verbrennen, und ich will euch nicht um mein Leben bitten. — Da mußte Herna ſein Pfand wieder hinwerfen, und der Pilgrim hob es auf. — Biſt du ein Edelmann? fragte ihn Herna. — Niemand rühme ſich ſelber, antwortete der Pilgrim, mein Schwerdt wird dir die Antwort geben.

Man erzählte dem Könige, was ſich mit dem Pilger zugetragen, aber es war ihm ein Spott. — Herna ging fort, ſich zu waffnen, denn der Pilger drang darauf, der Kampf ſolle ſogleich beginnen. Der Marſchall nahm Lother mit in ſein Haus, hier gab er ihm eine gute Rüſtung, die wußte der Pilger ſich ſo gut anzulegen, und verſtand alles ſo wohl, was zur Rüſtung gehört, daß der Marſchall ſich ſehr darüber wunderte. Darauf ſetzte er ſich zu Pferd, hing ſeinen Schild über, und ergriff die Lanze; darauf ſetzte er ſich feſt in den Sattel, ritt hin und her, beſah alles Zeug genau an dem Pferde, und verſuchte ſich mit ihm von allen Seiten. Mein Gott, dachte da der Marſchall, wer ſah je einen Pilgrim wie dieſen! — Lieber Herr Marſchall, ſagte Lother, indem er ſich bey ihm beurlaubte, nun bittet Gott für mich! — Hiermit ritt er auf den Platz, hier fand er Herna, der ſchon auf ihn wartete; und das war nicht mehr als billig, weil Herna den Handſchuh hatte hingeworfen, ſo mußte er auch der erſte auf dem Platz ſeyn. Lother ritt zu Zormerin, und reichte ihr die Hand, die ſie an ihren Mund drückte mit heißer Liebe. Gott wolle dich behüten, dachte ſie in ihrem Herzen; mit dem Gift geſchieht mir Unrecht, und darum hoffe ich, du ſollſt den Sieg davontragen; aber den Brief habe ich freylich geſchrieben, nur hoffe ich, das wird nicht eine ſo ſchwere Sünde ſeyn. — König Orſchier ſaß an einem Fenſter, und ſah, daß der Pilgrim ſehr wohl zu Pferde ſaß, deß freut er ſich. Geſchieht meiner Tochter Unrecht, ſo wolle dir Gott helfen, dachte er auch ſtill in ſeinem Herzen.

Die Reliquien wurden gebracht, Herna und Lother ſchworen darauf, dann ſetzten ſie ſich wieder auf, und entfernten ſich von einander; nun ritten ſie wieder zuſammen, und trafen ſich beyde ſo hart, daß ihre beyden Pferde todt nieder fielen unter ihnen. Sie ſprangen wieder auf, zogen ihre Schwerter und ſchlugen ſo entſetzlich auf einander ein, daß das Volk meinte, der Pilger müßte gleich vom erſten Streiche fallen, denn Herna war ein ſehr großer ſtarker Mann. Lother wehrte ſich als ein tapferer Mann, er gab ihm einen Streich, daß das Blut durch den Harniſch niederfloß. Schalk, rief er ihm zu, ſey dich vor, ſolche Streiche lernte ich am heiligen Grabe führen! — Herna ergrimmte über dieſe Rede, und drang hart auf Lother ein. Heiliger Gott, betete Zormerin inbrünſtig, behüte den Mann, den ich liebe: wird er überwunden, und muß er ſterben, ſo begehr auch ich keinen Tag länger zu leben. Herna führte einen ſolchen Streich gegen Lothern, daß er ihm den vierten Theil ſeines Schildes hinunterſchlug. Wäre der Streich nicht von dem Schilde aufgefangen worden, ſo hätte er den Lother von einander gehauen. Lother fehlte auch nicht, er ſchlug ſo auf Herna's Helm, daß ihm ſein Schwerdt gegen den Helm zerbrach; da fluchte er dem, der das Schwerdt gemacht hatte. Das Volk ſchrie laut auf: Ach, unſer Fräulein muß verbrannt werden! — König Orſchier war ſehr betrübt. Ach Tochter, ſeufzte er, muß ich die Stunde verfluchen, in welcher du mir geboren wurdeſt! — Zormerin fiel auf ihre Kniee nieder, und begann gar andächtig und inbrünſtig zu beten, und als ſie ihr Gebet in großer Angſt und im tiefen Jammer des Herzens ausgeſprochen hatte, da vergingen ihre Sinne, und ſie fiel ohnmächtig zur Erde nieder. —

Die Beyden kämpften noch muthig, Herna ſchlug auf Lother, und dieſer wich den Streichen aus, oder deckte ſich mit ſeinem Schild. Endlich führte Herna einen ſo gewaltigen Streich, daß ſein Schwerdt in Lothers Schild ſtecken blieb, ſo, daß er es nicht wieder herausziehen konnte. Als Lother dies ſah, da ergriff er das Schwerdt bey der Spitze mit beyden Händen; Herna zog auf ſeiner Seite bey dem Griff, und Lother auf der ſeinigen bey der Spitze. Endlich, als Herna mit aller Kraft zog, da gab Lother auf einmal nach, ſo, daß Herna rücklings auf die Erde fallen mußte. Nun ſprang Lother auf ihn, und ſtach ihm ein Meſſer in den Leib, daß es im Rucken wieder durchkam, doch war ſein Herz nicht durchgeſtochen, ſo, daß er nicht davon ſtarb. Er ließ aber ſein Schwerdt fallen, das ergriff Lother und warf es über die Schranken, lief dann wieder zu Herna und zog ihm den Helm ab; darüber ermunterte ſich Herna wieder und ſprang wieder auf ſeine Füße; nun rangen ſie miteinander, keiner konnte den andern niederwerfen; endlich ſtieß Lother den Herna um, als dieſer ſich nach ſeinem Schwerdt umſah; Lother nahm wieder ſein Meſſer und hieb ihm das Ohr, mit einem Theil des Backens, herunter. Du kannſt nun dem Galgen nicht entlaufen, rief er ihm zu, denn wer dich mit einem Ohre ſieht, der wird den Dieb wohl erkennen! Pilgrim, du haſt mich gar übel zugerichtet, ſprach Herna, willſt du dich aber jetzt freywillig von mir überwinden laſſen, ſo will ich dir Gold und Geld genug, auch ſonſt viel köſtliche Gaben geben. — Falſcher Böſewicht! rief Lother, welche Schandthat mutheſt du mir zu! Und wiſſe, du Schalk, keinen Pilger haſt du vor dir; ich bin Lother von Frankreich, dem du ein Gewand in den Thurm brachteſt. — Da erſchrack Herna ſo, daß ihm ſein Herz entfiel. Edler Herr, fing er an, ich ergebe mich euch, ehe ihr mich aber tödtet, ſo laßt mich zum Könige Orſchier gehen, daß ich ihm meine Verrätherey bekenne, denn ich war es, der ihm das Gift bereitete. — Lother ſetzte ſich nieder, denn er war gar ſehr ermüdet, und wollte die Rede Herna's anhören; da ſetzte Herna ſich ihm gegenüber, als wollte er gemächlich mit ihm ſprechen, nahm aber ſein Meſſer, ehe Lother ſichs verſah, und warf es nach ihm, das Meſſer durchfuhr aber nur den Panzer, verwundete aber Lothern nicht zum Glück, denn wäre es tiefer gegangen, es hätte ihm eine tödtliche Wunde gemacht. Da ſprang Lother wüthend auf, zog ſein Meſſer, und ſchlug damit ſo kräftig nach Herna, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerſpaltete; da fiel Herna todt nieder zur großen Freude der ſchönen Zormerin und ihres Vaters. Alles Volk rief voller Freude: Gott, der Barmherzige, ſchickte uns den Pilgrim. Geſegnet ſey die Stunde, da er iſt hergekommen! — Lother ging zu Zormerin, nahm ſeinen Helm ab, und küßte ſie auf den Mund mit ſeinem langen Bart, darüber lachte alles Volk ſehr.

Darauf führte ſie ihn bey der Hand zu ihrem Vater und ſprach: Ihr ſehet nun, mein Herr Vater, wie mir von den Lombarden iſt Gewalt und Unrecht geſchehen, nie habe ich Uebels gegen meinen Herrn Vater zu thun gedacht, und werde es nimmer denken. — König Orſchier ſprach: Ich ſehe es nun wohl ein, liebe Tochter; geh, nimm den Pilgrim mit dir, bewirthe ihn wohl, gib ihm auch reiche Gaben, und wenn er weggeht, ſo will ich ihm ehrenvolles Geleit geben, ſo weit als er will. Lother dankte dem König höflich, darauf führten ihn Zormerin und Synoglar in eine heimliche Kammer, hier wuſch er ſich, daß ihm ſeine Farbe wieder hervorkam, und zog ſich ſauber an, dann ging er zu Zormerin in ihre Kammer, die ihn freudig umarmte, und wohl hundert und tauſend Küſſe auf ſeinen Mund drückte. Von ihrer großen Freude, daß ſie beyſammen waren, will ich ſchweigen, doch kann ein jeder ſichs wohl denken. Zormerin verband ſeine Wunden, deren er viele hatte, und pflegte ihn wohl. Geliebte Frau, ſprach Lother, wißt ihr mir denn nicht zu ſagen, wo Maller, mein treuer Geſelle, geblieben iſt? — Nein, ich weiß nichts von ihm, antwortete Zormerin, ich habe nichts von ihm gehört, ſeitdem er hier auf dem Saal dem Könige, meinem Vater, den Frieden aufkündigte; damals hatte der treue Mann im Sinn, er wolle zu ſeinem Vater ziehen, und den um Hülfe für euch bitten, auch wolle er nicht eher ruhen oder raſten, er habe euch denn aus der Gefangenſchaft erlöſt. — Ach, rief Lother aus, könnte ich ihm doch ſeine Treue je vergelten! —

Vierzehn Tage waren ſie ſchon beyſammen geweſen, da kam Scheidechin, Mallers Hausfrau, endlich auch nach Konſtantinopel, und zu Zormerin, die ſich herzlich freute ſie wieder zu ſehen; auch nach ihren andern Frauen ſchickte ſie ſogleich, die ſich in einer Herberge in der Stadt aufhielten, und ließ ſie alle zu ſich kommen. Als Scheidechin vernahm, daß Maller, ihr Gemahl, wohl noch am Leben ſey, ſie auch von Zormerin wohl gepflegt und genähret ward, ſowohl mit Speiſen und Getränk als auch mit Bädern und herrlichen Kleidern, da bluhte ſie wieder auf, und ward ſo ſchön als ſie vorher geweſen war.

Hier wollen wir Zormerin und Lother ein wenig laſſen, und uns einmal nach Maller, dem treuen Geſellen, umſehen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Maller und ſeine Freunde hatten ein gewaltiges Heer verſammelt, damit brachen ſie in die Lombardey ein und zerſtörten das ganze Land, weder Kirchen noch Klöſter wurden verſchont. Als er gegen Pavia kam, da ſchickte er einen Herold in die Stadt zu den Bürgern, mit dem Auftrag, ſie ſollten ihm Lothern herausbringen, und auch Otto, ihren König, ſollten ſie in ſeine Hände liefern, auf ein Pferd gebunden mit Händen und Füßen. — Denn Maller beſtand darauf, er müſſe den Otto aufhängen, das hätte ihm kein Menſch aus dem Sinn geredet. — Die Bürger antworteten dem Herold: Lother von Frankreich iſt nach Konſtantinopel geführt worden, dort hat er ſich ausgeſöhnt mit unſerm König Otto. — Als Maller die Antwort von dem Herold vernahm, da wäre er bald unſinnig geworden vor Ungeduld. Er ſchwur zu Gott, König Orſchier ſammt König Otto müßten des bitterſten Todes ſterben, wenn ſie nicht ſeinen Herrn frey ließen; denn an die Ausſohnung konnte er nicht glauben. Darauf ließ er die Stadt Pavia mit Sturm erobern, und ſo wie die Hiſtorie ſagt, ließ er keine Seele in Pavia mit dem Leben davon kommen, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, alles wurde mit dem Schwerdte erſchlagen, weil er die Lombarden alle haßte als falſche verrätheriſche Leute. Nachdem er die Stadt mit zwanzigtauſend ſeiner Gewaffneten beſetzt hatte, zog er mit dem übrigen Heere weiter gegen Konſtantinopel; ſobald er in des Königs Orſchiers Land kam, ließ er alles verheeren und verbrennen, und erſchlug alles, was ihm begegnete. Da lief einer nach Konſtantinopel, fiel dem Könige zu Füßen und ſchrie: Herr, bewachet eure Stadt, denn Maller kömmt mit hunderttauſend Gewaffneten und will euch belagern, er iſt nicht mehr zwey Meilen weit von hier, und wo er durchkam, da hat er alles verbrannt und verheert, und alles todtgeſchlagen. König Orſchier erſchrack heftig, und ſprach zu Otto: Ich bitte euch, verſöhnt euch mit meiner Tochter, und ſtehet mir bey gegen Maller! Sicher iſt Lother auch bey ihm, und der wird nicht unterlaſſen, ſich in den Pallaſt zu meiner Tochter zu ſchleichen, dann wollen wir ihn fangen, und ihr könnt dann mit ihm machen was euch gefällt, und dann meine Tochter ehelichen. — Gebt ihr mir euer Wort, ſagte Otto, daß ihr dies thun wollt, ſo bleibe ich hier und ziehe gegen Maller. König Orſchier ließ Zormerin zu ſich rufen, und ſagte ihr, ſie ſolle ſich mit Otto verſöhnen und ſeine Gemahlin werden, damit er ihm gegen Maller zu Hülfe käme. Zormerin ſprach: Gnädiger Herr Vater, weil ihr es befehlt, ſo will ich mich mit ihm verſöhnen, obgleich er ſehr unrecht an mir gehandelt, und ich viel Schmach um ſeinetwillen erleiden mußte. Seine Ehefrau werde ich aber nimmermehr, auch werdet ihr ſolches nicht verlangen, da ihr wohl gehört habt, daß mein Herr, Lother, lebt. Nun verſöhnte ſie ſich gutmüthig mit Otto'n, dann entfernte ſie ſich eilend, und ging wieder in ihr Gemach zu Lothern, dieſem erzählte ſie, daß Maller mit einem gewaltigen Heere nicht weit von der Stadt ſey, und daß er ſie belagern wolle. Da ſprang Lother auf und rief: So will ich zu ihm hinausreiten zu dem Treuen, der mir zu Hülfe kömmt. Geliebter Herr, fing ſie wieder an, ich flehe euch an, ihr wollet meinen Vater nicht verderben; er folgte böſem Rath, aber ich weiß gewiß, er wird es einſt bereuen. — Geliebte Frau, beruhigt euch, euerm Vater ſoll nichts geſchehen, aber Otto, den Verräther, will ich tödten, obgleich er mein Vetter iſt, denn er hat große Bosheit an mir verübet. — Als die Nacht hereinbrach, da waffnete ſich Lother und legte eine herrliche Rüſtung an, dazu gab ihm Zormerin ein gutes Pferd. Dann ging ſie mit ihm und machte ihm die Pforte offen; die Pförtner durften das der Königstochter nicht verſagen. Da ritt Lother hinaus, und dankte Gott von ganzem Herzen, als er ſich im freyen Felde ſah; Zormerin ging weinend wieder in ihre Kammer.

Als der Tag anbrach, da begegneten dem Lother viele Leute, die flüchteten. — Wen flieht ihr, lieben Leute? fragte ſie Lother. — Wir müſſen wohl fliehen, antworteten ſie, und auch euch wäre es Noth zu fliehen, denn es ziehet ein großes Heer daher, das verderbet das ganze Land, verbrennet und zerſtört Kirchen und Klöſter, und ſchlägt alles todt, was ihm vorkömmt. — Lother war froh, da er hörte, ſein Geſelle Maller ſey ihm ſo nah, und ritt weiter. Da ſah er einen Ritter von gutem Anſehen, der war von ſeinem Pferde abgeſtiegen, und bey ihm war eine ſchöne Jungfrau, die klagte und weinte ſehr, und gebehrdete ſich gar jämmerlich, denn er rang mit ihr und wollte ſie zu ſeinem Willen zwingen. O tödte mich, rief ſie weinend, nimm dein Schwerdt, ſchlag mir den Kopf ab, denn ich will viel lieber ſterben, als deinen Willen thun. — Liebe Jungfrau, ſagte der Ritter, erſt will ich mich an euch erfreuen, dann will ich euch den Kopf abſchlagen. — Da rief die Jungfrau mit lauter Stimme. O Maria, Mutter Gottes, komm mir zu Hülfe, hilf mir meine Ehre erhalten und mein Leben! Lother, der ihnen hinter einem Buſch zugehört, der ſprang nun hervor und rief: Falſcher Ritter, ſitze auf dein Pferd, du mußt mit mir kämpfen, ich will dieſes Fräuleins Ritter ſeyn. — Der Ritter hörte nicht ſobald dieſe Worte, als er auf ſein Pferd ſprang und ſeine Lanze einlegte. — Es war Dietrich von Karthago, ein Baſtard des König Anſys; er hatte dieſe Jungfrau um ihrer Schönheit willen mit Gewalt entführt, und ihren Vater, den König von Hiſpanien getödtet, darum ward in der Folge ganz Hiſpanienland verwüſtet.

Die Beyden kämpften nun, und ſchlugen ſo gar gräulich auf einander, daß ſie Beyde ſehr verwundet waren; dies ſah ein Reutersknecht, der daher geritten kam, der wandte ſein Pferd und ritt zu Maller, der nicht weit mehr zurück war. Herr, rief der Reuter, kommt dem Baſtard von Karthago zu Hülfe, er iſt im Kampf mit einem fremden Ritter, der ihm gar ſehr zuſetzt. Da blies Maller auf ſeinem Horn, und ſpornte ſein Pferd, daß es ſehr ſchnell laufen mußte; ihm nach eilten wohl zehntauſend Mann. Da Maller auf den Platz kam, wo die Beyden kämpften, da drang er auf ſie ein, und wollte dem Dietrich zu Hülfe kommen; Lother aber, der ihn gleich an ſeinem Wappen erkannte, zog eilend ſeinen Helm ab, da erkannte ihn Maller auch, Beyde ſprangen von ihren Pferden, umarmten und küßten ſich voll Freude, Beyde mußten vor Freude weinen, daß ſie ſich nun wieder hatten. Unterdeſſen waren die andern Herren mit dem Heere auch herzugekommen; König Galyen, Otger, Mallers Bruder, und König Anſys, die hießen alle den Lother willkommen, und waren froh ihn zu ſehen; nun kam auch Dietrich von Karthago näher und verſohnte ſich mit Lother, und alles war voller Freude. Maller erzählte ſeinem Freunde, was ſich mit ihm begeben, während er ihn nicht geſehen, ſo that auch Lother, und Beyde beſchloſſen Konſtantinopel zu belagern, und nicht eher zu ruhen, bis ſie den Otto an den Galgen gehenkt.

Nun zogen ſie weiter, und belagerten die Stadt Konſtantinopel. König Orſchier beſchloß ſogleich, auf ſie zu fallen mit einem großen Heere, noch ehe ſie ſich von der Reiſe ausgeruhet hätten. Dies war ſeine Ritterſchaft auch wohl zufrieden, und ſie zogen wohl mit ſechszigtauſend Gewaffneten gegen den Feind. Maller beſtellte auch ſein Heer; ſowohl er als Lother und König Anſys, König Galyen, Otger und Dietrich von Karthago führten jeder einen Haufen an. König Orſchier und ſeine Griechen ſchlugen tapfer in den Feind, aber dieſe fehlten auch nicht. Otger, Mallers Bruder, erwiſchte Salomon den Wirth, zog ihm ſeinen Helm ab, und wollte ihm den Kopf herunterſchlagen, das erſah Maller und ſprach: Mein Bruder, verſchone dieſen, er iſt mein guter Freund. Ergib dich mir! rief er ihm zu. Da reichte ihm Salomon, der Wirth, ſein Schwerdt, und man führte ihn in Mallers Zelt. Es war eine große Schlacht, wobey mancher Mann ſein Leben einbüßte. Maller drang ſo weit vor, daß er König Orſchier erblickte. Du thörichter König, rief er ihm zu, jetzt iſt deine Stunde gekommen, du haſt ſchon zu lange gelebt; mit dieſen Worten ſtach er mit ſeinem Speer nach ihm, und warf ihn aus dem Sattel, ſo daß er vom Pferde herunter fiel. Maller ergriff ihn und zog ihm den Helm ab. Otto hatte nun dem Könige bey allen Heiligen geſchworen, er wolle ihn nicht verlaſſen, da er ihn aber unterliegen ſah, da hätte er nicht König Salomons Schätze genommen, den Maller zu verhindern. Dieſer holte mit dem Schwerdte aus und wollte Orſchier den Kopf abſchlagen, da eilte Lother hinzu und hielt ſeinen Arm. Lieber Maller, tödte mir den König nicht, übergib ihn mir. Maller that es ungern, doch folgte er Lothers Worten und ließ den König los. Edler König, ſprach Lother, ihr ſeht nun, was des Otto Reichthümer euch helfen, ihr habt euch ſelbſt betrogen. Da ſchickte er ihn in ſein Zelt, und ließ ihn genau bewachen.

Otto ſchaute hin und her, und wäre gern weit weg geweſen, aber er konnte vor dem Volke nicht herauskommen. Maller drang immer weiter ein, endlich ſah er Otten, und machte ſich Raum, um zu ihm zu gelangen; dies ward Otto gewahr, und bat einen lombardiſchen Ritter, die Waffen mit einander zu tauſchen. Ich will es dir wohl lohnen, lieber Ritter, ſagte er, denn ich mochte Mallern nicht erwarten, für kein Gut in der Welt. Der Ritter war der kühnſte und tapferſte unter den Lombarden, er tauſchte ſogleich die Waffen mit Otto, und dieſer zog ſich aus dem Streit gegen die Stadt zu. Maller kam nun auf den lombardiſchen Ritter zu, und gab ihm einen ſolchen Streich, daß er todt vom Pferde fiel. Nun meynte Maller, es ſey Otto, und ſchleifte ihn nach dem Zelte, um ihn dem Lother zu überliefern. Das Volk meynte auch, Otto ſey erſchlagen, und zogen ſich zurück. Maller zog, als er in ſein Zelt war, dem Erſchlagenen den Helm ab, da er nun ſah, daß es Otto nicht war, da ärgerte er ſich ſehr. Einen verzagteren Buben, rief Lother, gibt es nicht auf Erden, als dieſen Rothkopf.

Nun ließ Lother König Orſchier kommen und ſagte: Edler König, ich mag euch kein Leides thun, ich weiß wohl, daß mein Vetter Otto euch gerathen hat, ſo thöricht zu handeln. Ihr ſeyd ein verſtändiger Mann, bedenkt, daß ich eurer Tochter vor dem Altar von dem Prieſter bin zum ehelichen Gemahl gegeben worden; ihr wißt, daß keine Ehe zu ſcheiden iſt, der Tod ſcheide ſie dann. Ich ſchwur ihr Treue vor dem Altar, bey dem Gott, der für uns die Marter litt. Was alſo auch geſchehen mag, und was ihr mir auch thun mögt, ich werde euch nie Uebels erzeigen, und euch immer als meinem Schwäher ehrerbietig begegnen. — König Orſchier, als er Lothern ſo reden hörte, fiel vor ihm nieder, umfaßte ſeine

Knie, und wollte ihn um Verzeihung bitten; Lother gab dies aber nicht zu, dazu war er zu tugendhaft. — Gefällt es euch, ſprach Orſchier, ſo will ich nach Konſtantinopel reiten und will euch morgen die Pforten öffnen laſſen, und Otto in eure Hand liefern. — Reitet in Gottes Namen, Herr König. — Ey, das ſoll er wohl nicht! rief Maller ein; ich werde ihn nicht reiten laſſen, er habe mir dann in meine Hand vorher gelobt, was er euch verſprach; denn wer ſo oft gelogen hat als er, dem kann man nicht ſo leicht trauen.

Nun gelobte Orſchier mit lauter Stimme, und vor allen Anweſenden bey ſeinem königlichen Ehrenwort, daß er dem Heere wolle die Thore von Konſtantinopel öffnen und ihnen den Otto ausliefern. Darauf ließ ihn Maller reiten; Lother begleitete ihn, und indem ſie Beyde zuſammen ritten, erzählte ihm Lother, wie er der Pilgrim ſey, der Herna erſchlagen und ſeine Tochter erlöſt. Da weinte König Orſchier, als er dieſe Erzählung anhörte, und ſegnete den Lother für ſeine Treue und ſeinen Heldenmuth.

Sobald als König Orſchier in Konſtantinopel auf ſeinem Pallaſt angekommen war, ſchickte er einen Haufen Gewaffneter nach Otto, um ihn zu ſuchen und zu fangen. Sie fanden den Rothkopf in einer Kammer verſteckt, da lag er und ſchlief. Er ward gebunden vor den König geführt. Was heißt denn das? fragte er. — Geſtern haſt du arger Schalk mich verlaſſen, ſprach der König, als du mich in großer Noth ſaheſt, und nun, bey dem Gott, der mich erſchaffen hat, ich überliefere dich deinem Vetter Lother und Maller, ſeinem Geſellen. Nun erſchrak Otto gar ſehr, ſchrie und weinte, aber es half ihm nichts, er ward mit Händen und Füßen feſt an einer Seule gebunden.

Darauf ließ der König die Pforten weit aufthun, und ließ Lother mit ſeinem Heere einziehen. Zormerin lief Lothern entgegen, und Scheidechin Mallern, ſie umarmten ſich mit Liebe und gar großer Freude. Maller, fing Scheidechin an, ich glaubte ſchon, ihr würdet euch eine andere Jungfrau erworben haben. Liebes Weib, antwortete ihr Maller, und hätte ich ihrer hundert erworben, du wärſt doch und bliebſt die Gebieterin. Aber ſey ruhig, ich habe mich wohl gehütet, und bin dir immer treu geblieben. — Sie zogen nun mit großer Freude, und unterm Getön von Pfeifen und Cymbeln und Spielen aller Art, nach dem Pallaſt, ſo daß es ein Wunder war zu hören. Lieber Gemahl, ſprach Zormerin, ich wünſchte nun, an dem böſen Schalk, Otto, gerächt zu ſeyn, aber ich weiß wohl, ihr werdet das niemals ſelbſt thun, darum bitte ich euch, traget es euerm Freund Maller auf, denn ich ſchwöre zu Gott, ich will nicht eher Speiſe oder Trank genießen, bis Otto nicht mehr lebt. Lother rief ſeinen Geſellen Maller, und ſprach: Ich bitte dich, du wolleſt Otto den Kopf abſchlagen, denn ich wollte um keinen Preis meine Hand an ihn legen. — Herr, antwortete Maller, habe ich nur erſt Urlaub von euch, für das übrige laßt mich ſorgen. Damit band ihn Maller von der Säule ab, und führte ihn an einem Arm die Stiege hinab; Otto ſah aus, als ob er ſchon geſtorben wäre. Er ward hinaus an den Galgen geſchleppt und aufgehängt.

Sie lebten nun in großer Freude zuſammen; Lother und Zormerin, Maller und Scheidechin waren die glücklichſten Eheleute, die man ſehen konnte: auch ward Jungfrau Zonoglar mit Dietrich, dem Baſtard von Karthago, vermählt. Bald darauf nahmen König Galyen und ſein Sohn Otger, König Anſys und die übrigen Herren, vom Hof zu Konſtantinopel Abſchied, und ein jeder begab ſich wieder in ſein Land.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Bürger von Konſtantinopel und das ganze Griechenland erwählten Lother von Frankreich zum Könige; denn König Orſchier war ein alter Mann, und mochte nicht länger regieren. Als nun Lother zum König und Kaiſer von Griechenland gekrönt war, und deshalb große Feſte und Gaſtirungen hielt, da kam ein Botſchafter vor ihn, der knieete nieder und ſprach: Gott, dem alle Dinge bekannt ſind, der wolle den Kaiſer und die ganze Ritterſchaft heut und alle künftige Tage in ſeinen Schutz nehmen. — Gott grüße dich, lieber Bote, ſprach der Kaiſer, ſage an, was bringeſt du uns! — Herr, ich bin zu euch geſandt von dem frommen Bonifacius unſerm geiſtlichen Vater. Er entbietet euch durch mich, daß ihr ihm doch wollet zu Hülfe kommen; vierzehn heidniſche Könige haben Rom belagert, unter ihnen iſt der Sultan von Babylonien, und der König von Mohrenland, der ſo ſchwarz iſt, wie auch ſein Volk, daß ſie den hölliſchen Teufeln gleichen. Sie haben dreyßigtauſend Gewaffnete, und beſonders ſind der ſchwarzen Teufel ſo viel, ſie beſetzen die ganze Gegend, und verwuſten das ganze Romerland. Darum bittet euch unſer geiſtlicher Vater, ihr möchtet ihn in der größten Noth nicht verlaſſen. Es betrifft die ganze Chriſtenheit. — Lieber Bote, hat der heilige Vater nicht zu meinem Bruder Ludwig, dem Konige in Frankreich geſchickt, und ihn um Hulfe angerufen? — Herr, ich glaube wohl, es iſt auch zu ihm geſchickt worden, aber ich weiß nicht, ob er kömmt oder nicht, denn man ſpricht allgemein, er ließe ſich von böſen Verräthern verleiten, und thue nach ihrem Rath.

Da ſchickte Lother den Boten mit der Antwort zuruck: er wolle in Kurzem mit ſeiner ganzen Macht dem heiligen Vater zu Hulfe kommen. Maller erbot ſich gleich mit ihm zu ziehen, denn ihn verlangte ſehr, einmal wieder gegen die Heiden zu ziehen. Ich ſcheide nie von euch, Herr, ſagte er, der Tod müßte uns denn ſcheiden. — Dafür ſey Gott gelobt und gedankt, ſagte Lother. Geſegnet iſt die Stunde, in welcher du mein Geſell wardſt. — Lother ſchrieb ſogleich Briefe an alle ſeine Fürſten und Grafen, ſo weit ſein Land reichte, und ließ ſie nebſt allen ihren Gewaffneten entbieten, und als ſie in kurzer Zeit ſich zuſammen in Konſtantinopel verſammelt hatten, da nahm Lother von ſeiner Gemahlin Abſchied, ſie weinte bitterlich, als er fortging, auch ſah ſie ihn dann nimmer wieder. Maller nahm auch Abſchied von ſeiner treuen Scheidechin. Der Abſchied war bitter und ſehr ſchmerzhaft für die vier Eheleute, die ſich ſehr von Herzen lieb hatten.

Lother und ſein Heer ſtiegen zu Schiffe, und kamen mit gutem Wind bis zum Romerland, dann ſtiegen ſie aus, und ritten nach Rom. Vorher ſagte Lother zu Mallern: Ich will dem Pabſt klagen über meinen Bruder Ludwig, daß er ſein Reich nicht mit mir theilt, und daß er mir nicht aus dem Gefängniß zu Pavia hat helfen wollen. Verhilft mir dann der Pabſt nicht zu dem Meinigen, ſo will ich mir mit gewaffneter Hand wohl Recht verſchaffen.

Als ſie vor Rom ankamen, da fanden ſie die Heiden eben im harten Streit mit den Chriſten begriffen. Hore ich recht, ſprach Lother, ich vernehme ein Geſchrey Montjoye, das iſt der Franzoſen Feldgeſchrey; geſchwind, lieber Maller, laſt uns hinzu, denn ich gönne es den Franzoſen nicht allein, den Tag zu gewinnen. Sie ſtürmten nun in hellen Haufen hinzu, und fielen den Heiden in den Rucken, die dadurch in gar großes Gedränge geriethen; die Hiſtorie ſagt, ohne Lother und Maller wären die Franzoſen den Tag geſchlagen worden. Lother ſah einen Haufen Heiden, die da ſehr hart ſtritten, und hörte die Franzoſen Montjoye rufen, da drang er ein, wo der Haufen am dickſten war, da ſah er ſeinen Bruder Ludwig von Heiden umringt, zu Fuß fechtend; ſein Pferd war erſchlagen, und er ſelber ſehr verwundet. Lother erkannte ihn ſogleich an ſeinem Wappen; da er ihn in ſolcher Noth erblickte, da vergaß er ſeinen Unwillen gegen ihn, ſchlug um ſich her auf die Heiden, mit ſolcher Kraft und Wuth, daß es bald weiter um Ludwig ward; die Heiden flohen vor Lother wie der Teufel vor dem Weihwaſſer, er war aber auch ein gar tapfrer Ritter, er ſchlug dem, der das heidniſche Panier führte, den Arm mit der Schulter herunter, ſo daß der Arm ſammt dem Panier auf die Erde fiel. Deſſelben Heiden ſein Pferd faßte er, und führte es König Ludwig zu. Ludwig ſaß auf, und betrachtete Lother, da ſah er, daß dieſer das griechiſche und das franzoſiſche Wappen im Schilde fuhrte. Das griechiſche Wappen war ein Greif, halb von Gold und halb von Silber, nebſt einem Seſſel, dieſer Seſſel bedeutete das Gericht. Lieber Freund, fing Ludwig an, wie iſt euer Name? Darnach muß ich billig fragen, weil ihr mich habt vom Tode erlöſt; zudem ſehe ich Frankreichs Lilien auf euerm Schild, nebſt dem griechiſchen Greifen, welches mich ſehr Wunder nimmt. — Ich will euch meinen Namen nicht verhehlen, ſprach Lother. Einen Greif führe ich, denn ich bin ein Kaiſer in Griechenland, und ſo führe ich die Lilien, weil ich ein Sohn bin König Karls von Frankreich. — Da erſchrack Ludwig gar heftig. O lieber Bruder, rief er, ich bitte euch um Gnade, denn ich habe gegen euch gehandelt, ich bekenne es, und will es nach euerm Willen und Begehren beſſern. Ihr habt mir viel Liebe bewieſen, die ich euch verdanke, aber ich habe es nicht um dich verdient. — Von dieſer Bitte ward Lother ſein Herz bewegt. Bruder, ſagte er, ich verzeihe euch, was ihr gegen mich gethan, wiewohl ihr unſer väterliches Erbe gar ungleich getheilt habt; Ihr habt Frankreich, und dazu das Kaiſerthum von Rom. Seyd ihr es nun zufrieden, ſo wollen wir dem Pabſt zu Rom unſre Sache vorlegen, und er mag über uns entſcheiden, und theilen. Es geſchehe alſo, ſprach König Ludwig.

Nun ritten ſie wieder in den Streit, und ſchlugen muthig alle Heiden, die ihnen zu nahe kamen; auch Maller that denſelben Tag viel herrliche Thaten, und erſchlug viele heidniſche Rieſen. Der Pabſt ſtand auf der Mauer, und bat beſtändig zu Gott um Sieg und Schonung der Chriſten. Als es nun Nacht ward, da ritten die Herren zuſammen und hielten Rath, was ſie nun thun wollten. Da gab ihnen Maller den Rath, daß ſie einen Waffenſtillſtand mit den Heiden ſchließen ſollten, um die Todten zu begraben, die ſonſt ſo übel riechen würden, daß eine Peſt im Lande entſtehen müſſe. Dieſen Rath genehmigten Alle; ſie ſandten einen Herold zu der Heiden Lager, und ließen einen Waffenſtillſtand von vierzehn Tagen vorſchlagen, welches die Heiden auch zufrieden waren. — Darauf zog das chriſtliche Heer in Rom ein, wo ſie vom Pabſt mit großer Ehre empfangen wurden; er ging ihnen entgegen und gab ihnen den heiligen Segen. Er ſprach zu König Ludwig: Seyd mit Gott willkommen, mein Sohn, in dieſem fremden Lande, ich bedurfte eurer gar ſehr. Damit ging er weiter, und ſprach zu Lother: Seyd mit Gott willkommen, mein lieber Sohn, ich habe vieles ſchon von euch vernommen, ihr ſeyd ein Schirm und Schwerdt der ganzen Chriſtenheit, und der Gerechtigkeit. Ihr ſehet euerm Vater ſehr ähnlich. Er hat euch ſieben Jahre lang verbannt, aber das iſt nun vorbey, und ſoll euch weiter nicht ſchaden, denn ihr und euer Bruder, ihr ſollt euch in das väterliche Erbe theilen. Heiliger Vater, ſprach König Ludwig, wir haben uns beyde vorgenommen, die Sache eurer Entſcheidung zu überlaſſen. Habe ich gegen meinen Bruder gefehlt, ſo will ich es vergüten, und bitte ihn wegen jeder Beleidigung um Verzeihung.

Wohl geſprochen, lieber Sohn! antwortete der Pabſt. Nun gingen ſie zuſammen in den päbſtlichen Pallaſt, und ſetzten ſich zu Tiſch, wo ſie alle gar treflich bedient wurden.

Nach verfloßnem Waffenſtillſtande zogen die Chriſtenvölker wieder heraus gegen die Heiden. Von dieſem Tage, und der greulichen Schlacht, wo viel tauſend Chriſten und noch viel mehr Heiden ihr Leben verlieren mußten, wäre gar viel zu ſagen. Ehe die Chriſten aus Rom zur Schlacht gezogen waren, hatten ſie in großer Andacht Meſſe gehört, welche der Pabſt ihnen geleſen, dann hatten ſie auch reiche Opfer gebracht; der Pabſt gab ihnen den heiligen Segen, und beſtrich ſie in Andacht mit mit den heiligen Reliquien. Der Sieg war ihre, und die Heiden wurden alle erſchlagen, die ſich nicht mit der Flucht retteten. Nun zogen ſie alle wieder in Rom ein, wo der Pabſt ſie mit großer Ehre und in Fröhlichkeit empfing. Die Leichname der Chriſten wurden alle in geweihter Stätte begraben, die der Heiden aber den reißenden Thieren und den Vögeln Preiß gegeben.

Der Chriſten Seelen wolle Gott tröſten,
Und der Teufel die Heiden roſten.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Vierzehn Tage waren Lother und die übrigen zuſammen zu Rom geweſen, als ein Bote ankam, der dem Kaiſer Lother einen Brief brachte. Lother gab den Brief ſeinem Schreiber, daß er ihn ihm vorleſen möchte, und als dieſer ihn geoffnet, und anfing zu leſen, da weinte er gar bitterlich. Was iſt euch, Schreiber? Weswegen weinet ihr? — Herr, ſprach der Schreiber, König Orſchier und euer Schwäher meldet euch, eure Gemahlin, Frau Zormerin, ſey todt; ſie iſt von einem Kinde entbunden worden, das ſo groß war, daß man es von ihr ſchneiden mußte, davon iſt ſie geſtorben, und man beſorget ſehr, das Kind möchte auch nicht leben bleiben. — Da fiel Lother vor Schrecken ohnmächtig zur Erde nieder, und verblieb darin ſo lang, daß man meynte, er ſey geſtorben. Da er endlich wieder zu ſich kam, da zerraufte er ſein Haar, und war in großes Leid verſenkt um ſeine ſchöne Gemahlin; König Ludwig lief hinzu, und verſuchte es, ihn zu tröſten. Aber Lother hörte nicht auf die Worte, die man zu ihm redete. — Ach du ſchöne, du getreue Zormerin! ſo klagte er immerfort; ach mein geliebtes Ehegemahl, nie kann ich dich vergeſſen, und deine große Liebe, die du zu mir trugſt! Ach Tod! warum haſt du uns getrennt, warum haſt du der Welt genommen die Schönſte und die Huldreichſte, die Frömmſte und Tugendſamſte, die je auf ſie gekommen? Ach Tod, mich, mich hätteſt du nehmen ſollen viel eher als ſie! — Ihr ſolltet euch in Gott ergeben, ſprach König Ludwig, denn was Gott will, das muß geſchehen. — Ach Bruder, ich bin zum Unglück geboren, nun habe ich die verloren, die ich ſo einzig habe geliebt. O Erde, thu dich auf, verſchlinge mich in deinen Abgrund. — Und nun raufte er wieder ſein Haar, und rang die Hände; nie iſt wohl eines Mannes Herz ſo hart geboren, hätte er den Jammer geſehen, und Lothers Klage gehört, es hätte ihn erbarmen müſſen. Zwey Tage und zwey Nächte klagte er ſo, daß niemand ihn zu tröſten wagte. Am dritten Tage ward er etwas ſtiller. Nie iſt ein Leid ſo groß, man muß ſeiner doch vergeſſen; das können wir auf Erden wohl täglich ſchauen, an Männern ſo wie auch an frommen Frauen.

Der Pabſt ſchickte nach den beyden Brüdern, Lother und Ludwig, und nach den andern Fürſten, die mußten ſich alle bey ihm verſammeln. Lieben Söhne, fing der Pabſt an in der Verſammlung zu reden: ihr ſeyd beyde Kaiſer Karls von Frankreich Söhne. Die Franzoſen haben Ludwig zu ihrem Herrn und König erkohren, Lother aber hat von ſeinem ganzen väterlichen Erbe nicht eines Sporns werth. Doch iſt er Kaiſer Karls leiblicher Sohn, und kein Baſtard, wir halten ihn nicht dafür. Nun, ihr lieben Herren und Freunde, was bedünket euch dazu? ſagt mir eure Meynung; mich bedünkt es billig: Ludwig bleibe König in Frankreich, und ließe Lother Kaiſer in Rom ſeyn. — Heiliger Vater, fing König Ludwig an, euer Rath dünkt mich gut, und ich will ihn befolgen. — So dachte der Pabſt die beyden Brüder zu vereinigen, aber um dieſer Vereinigung willen wurden in der Folge mehr als zweymalhunderttauſend Menſchen erſchlagen. — Es waren viele ſchlechte und boshafte Menſchen unter den Räthen König Ludwigs, die noch zu Lothers alten Feinden gehörten, dieſe erſchracken ſehr, daß Ludwig dem Pabſt ſo folgſam war, und daß er dem Lother das Kaiſerthum ſo willig abgetreten hatte, und hieraus entſtand groſſes Unglück und der blutigſte Krieg, der jemals iſt geführt worden.

handelt, daß ihr das Kaiſerthum habt von der franzöſiſchen Krone getrennt. Ihr habt ihr die größte Herrlichkeit geraubt, und werdet nun doch niemals Freundſchaft und Vertrauen mit euerm Bruder haben können, und eure Erben werden es in Jahrhunderten entgelten müſſen. Das Kaiſerthum wird ſich nun über die franzöſiſche Krone weit erheben, und dieſe wird ſich gar nicht mehr frey bewegen können. Nein, nie hat ein König ſchmählicher gehandelt; Kinder, die jetzt noch ungeboren ſind, die werden eure Seele noch deswegen verfluchen. — Solche Reden führten die Verräther ſo oft gegen den König, und er mußte ſo viel davon reden hören, daß er endlich anfing, ſeinen Bruder Lother im Herzen zu haſſen. — Da ſie ihm nun riethen, Lothern zu verrathen, und mit Krieg zu überziehen, ſprach Ludwig: Ihr ſeyd meine geheimen Rathe und vertraute Freunde, aber davon ihr redet, das will ich gar nicht wiſſen, ſprecht mir alſo nicht mehr davon, ich gebe es nicht zu.

Die Verräther waren mit dieſem Beſcheide übel zufrieden; ſie hätten dem Lother gerne ein Leids gethan, ſie konnten es nicht vergeſſen, daß er ehedem bey ihren Weibern und Töchtern gefunden ward. Dem Könige ſagten ſie dieſesmal nichts mehr, aber ſie beſchloſſen unter ſich, daß ſie des Königs Gemahlin, Weisblume, auf ihre Seite ziehen wollten, damit dieſe den König, ihren Gemahl, dazu bringe, daß er ſeine Einwilligung gäbe. Wenn eine Frau einen Mann hat, der ſie von Herzen liebt, die bringt ihn, wozu ſie will; je weiſer der Mann iſt, zu deſto größrer Thorheit ſie ihn verleiten kann.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nachdem Ludwig von Rom gereiſt war, bekam Lother eine Bothſchaft, ſein Sohn wäre am Leben, und ſey friſch und geſund; er habe zwey rothe Kreuze mit auf die Welt gebracht, auch ſey ſein rechter Arm, mit dem er das Schwerdt führen ſollte, ganz roth wie Blut, der andre Arm aber ſey weiß. Dieſer Bothſchaft war Lother froh, und ſagte zu Maller: Lieber Geſelle, ich muß nach Konſtantinopel reiten, und muß meinen Sohn ſehen. Laß dich unterdeſſen von den Ärzten wohl pflegen, daß du geneſen mögeſt. Lieber Herr, ſprach Maller, ich bitte euch, bringt mir Scheidechin, meine Hausfrau, mit her zu mir. Das ſoll geſchehen, ſprach Lother; hiermit ritt er fort, ſetzte ſich zu Schiffe, und fuhr ohne Aufenthalt nach Konſtantinopel.

Als König Orſchier und Lother ſich wiederſahen, da fingen Beyde an gar ſehr zu weinen, und ihr Beyder Leid ward wieder erneut um die ſchöne Zormerin. Die Amme brachte Lothern ſeinen kleinen Sohn herbey; Lother nahm ihn auf ſeine Arme, und ſah ihn an, da floſſen ſeine Thränen reichlich über das Kind: Marphone, du lieber Sohn, ſprach er, die ſchönſte frommſte und treueſte Frau auf dem Erdboden die mußte um deinetwillen ſterben. — Bey meiner Treue, ſagte König Orſchier, der Name ſoll ihm bleiben. Marphone bedeutet auf deutſch: Weh, daß du geboren. — Zwanzig Monate blieb Lother zu Konſtantinopel, dann beurlaubte er ſich bey ſeinem

Schwäher, um wieder nach Rom zu reiſen. Beym Abſchiede ſagte ihm König Orſchier: er wolle Marphone in Konſtantinopel bey ſich behalten, und ihm das griechiſche Kaiſerthum geben; er ſolle wieder eine Frau nehmen, um einen Erben für das römiſche Reich zu haben. — Ich will euch gehorchen, antwortete Lother, aber nie werde ich eine Frau lieben, wie ich die treue Zormerin liebte. — Da blieb Marphone zu Konſtantinopel, und ward ſchön und groß, Lother aber reiſte mit Scheidechin, Mallers Ehefrau, nach Rom. Hier fanden ſie Mallern wieder völlig hergeſtellt, und die Freude die er hatte, Scheidechin wieder zu ſehen, war ſehr groß.

Lother verlebte nun noch vier Jahre zu Rom, und zog mitunter gegen die Heiden, denen er vielen Schaden zufügte. Eine Ehefrau zu nehmen, konnte er ſich aber nicht entſchließen, Zormerin lebte immer noch in ſeinem Herzen. Unterdeſſen hatten die böſen Verräther nicht geruhet; ſie brachten Weisblume, die Königin von Frankreich, dahin, daß ſie ihren Gemahl beredete, und er gab endlich nach vielem Zögern ſeine Einwilligung zum Kriege. Auch Lother verſammelte ein großes Heer; viele Herren und Fürſten kamen ihm zu Hülfe. Auch Marphone, Lothers Sohn, der unterdeſſen ein ſtarker mächtiger Ritter, und nach König Orſchiers Tode Kaiſer von Griechenland geworden war, kam ſeinem Vater mit einem mächtigen Heere zu Hülfe; auch Maller und die Seinigen fehlten nicht. So ward der blutigſte Krieg geführt, wo Chriſten gegen Chriſten fochten, von dem je iſt erhört worden. Viele Jahre dauerte der Krieg, wo ganze

Länder zerſtört, Kirchen und Klöſter verbrannt, und mehr denn ſechsmalhunderttauſend Chriſten ihr Leben verloren, deren Blut die Ströme und Flüſſe im Lande roth färbten. Endlich verſöhnte ſich Lother ſanftmüthig mit Ludwig, nachdem die verrätheriſchen Räthe alle gefangen und getödtet waren.

Dann nahm Marphone wieder Abſchied von ſeinem Vater Lother und zog wieder mit ſeinem Heer nach Konſtantinopel. — Maller bekam Bothſchaft, wie ſeine liebe Ehefrau, Scheidechin, geſtorben ſey, da trauerte er viel um ſie, und beweinte ſie aufrichtig, konnte auch nimmer froh werden von da an, und da er ſeinen Herrn und Freund Lother auf Lebenszeit unglücklich wußte. Es kam ihm in den Sinn, er möchte wohl Vater und Mutter noch einmal ſehen, er beurlaubte ſich alſo von dem Kaiſer Lother, und ritt nach Montſyſſon. Vorher mußte er aber Lothern verſprechen, wieder nach Rom zu kommen, und nicht zu lange zu verweilen. Zu Montſyſſon fand er ſeinen Vater und ſeine Mutter, auch ſeinen Bruder, König Anſys und ſeine Söhne, auch den wilden Baſtard, Dietrich von Karthago. Sie alle freuten ſich ſehr, Mallern wieder zu ſehen, er aber konnte keine Freude mehr haben; da er kaum vier Wochen bey ihnen ſich aufgehalten hatte, da ſagte er, er wolle wieder nach Rom zu Kaiſer Lother, nahm Abſchied von allen Freunden, küßte ſeine Mutter mit weinenden Augen, und ritt fort. Als er vor die Stadt kam, da ward ſein Herz ſo gar mit Traurigkeit umfangen, und ihn gereute ſo ſehr alle das Chriſtenblut, das er vergoſſen, daß er vom Pferde abſteigen, und ſich niederſetzen mußte. Hier dünkte ihm, als rief eine Stimme vom Himmel ihm zu, er ſolle ein Einſiedler werden, ein hartes Leben führen, und ſeine Sünden im Gebethe und in der Einſamkeit büßen. Da ließ er ſein Pferd laufen, ging tief in den Wald hinein, wo keines Menſchen Fuß je hinkam, und hier lebte er als ein Einſiedler, ſchlief auf der harten Erde, trug den eiſernen Harniſch auf ſeinem bloßen Leib, ohne ihn abzulegen, weder bey Tag noch bey der Nacht; aß wilde Wurzeln, die er ſich ſelber ausgrub, trank Waſſer, und kaſteyte ſeinen Leib ſehr.

Kaiſer Lother war zu Rom, und wunderte ſich ſehr, daß Maller ſein Geſelle nicht wieder kam. Und als es ſich gar zu lange verzog, da ſaß Lother ſelber auf mit einigen Geſellen, und ritten nach Montſyſſon, um nach Maller zu fragen. Keiner aber wußte etwas von ihm, ſondern ſie meynten alle, er müſſe in Rom ſeyn, und der Schrecken war gar groß, als ſie von Lother vernahmen, er ſey nicht daſelbſt angelangt. Lother und die andern ſuchten ihn überall im ganzen Lande, aber er ward nirgend gefunden; da legte ſich Roſemunde, Mallers Mutter, nieder, und ſtarb vor großem Leide um ihren Sohn. Lother ritt wieder nach Rom. Drey Jahre gingen noch wohl darüber hin, und man konnte nichts von ihm erfahren. Da ward auch Lother krank, und wäre beynah vor Gram geſtorben; er klagte und weinte ohne Unterlaß um ihn; und ſo oft jemand von Maller redete oder ſeinen Namen nannte, da mußte er immer wieder aufs neue weinen. Endlich ward er ſo krank, daß er zu Bette liegen mußte, und er ward ganz ſchwach von Sinnen. Da ſagten die Ärzte: er müſſe die große Klage zu führen aufhören. Lother ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche den Befehl ergehen, niemand ſolle von Maller ſprechen oder ſeinen Namen nennen; wer den Namen nennte, der müßte ſterben. Da ward alſo Mallers vergeſſen, und ſein Name nicht mehr gedacht. Nach drey Jahren, da war es gerade die Zeit, daß man die heilige Veronica in Rom vorzeigte, dieſe ward nur alle hundert Jahre einmal gezeigt. Nun gedachte Maller auch nach Rom zu gehen, um die heilige Veronica zu ſehen. Er kam zu Rom an, und hatte einen langen Bart, ſein Antlitz war bleich, und ohne Farbe oder Licht, denn er hatte in dreyen Jahren keine menſchliche Speiſe zu ſich genommen, und hatte kaum ſein Leben erhalten. Er ging wie ein Pilger gekleidet, keiner ſeiner Freunde hätte ihn ſo erkannt. Er ging ſogleich nach der St. Peterskirche, und ſah Lother, ſeinen Geſellen, alle Tage vor ſich hinein- und herausgehen. Da ging Maller einen Sonntag auf den Pallaſt, wo Lother ſaß. Als dieſer den Pilgrim ſah, da bebte er zuſammen, denn er erinnerte ſich wie Maller ihm einmal geſagt hatte, er wollte noch einmal ein Pilgrim werden. Ach Maller, ſeufzte er bey ſich ſelber, wüßte ich dich zu finden, ich wollte dich ſuchen von einem Ende der Welt bis zum andern. Maller hatte nichts von dem Verbothe gehört, daß man vor dem Kaiſer nicht ſeinen Namen nennen durfte, er ging alſo zu ihm, und bat ihn um Almoſen um Gotteswillen, und auch um eueres Geſellen Mallers willen, wenn ihr ihn je lieb gehabt. Bey dieſem Namen da vergingen dem Kaiſer die Sinne, ſein Herz ward kalt, und ſo nahm er ſein Meſſer, warf es nach dem Pilgrim, das Meſſer fuhr ihm tief in den Leib. O Lother, ich bin Maller, dein Geſelle, den du erſtochen haſt, komm her zu mir, küſſe mich, daß ich dir die That verzeihe.

Da ſprang Lother hinzu, nahm den Pilger in ſeine Arme, und beſah ihn von Kopf zu Fuß; da er ihn endlich erkannte, da fiel er in Ohnmacht neben ihm nieder; da er wieder zu ſich kam, und den Jammer bedachte, den er angerichtet, da ſchrie er vor großem Schmerz, verfluchte ſich und die Stunde in welcher er geboren, und wollte ſich ſelber tödten; Maller aber ſammelte ſeine Kräfte, und hielt ihn ab. Herr, ſagte er, mehret nicht eure Sünden, denkt an Gott; ſchreit auch nicht ſo ſehr, daß man nicht gewahr wird, ich ſey Maller, den ihr getödtet, denn wo mein Vater es erfährt, und mein Bruder, ſo werden ſie meinen Tod an euch rächen wollen, welches Gott verhüten wolle. Gott und ſeine liebe Mutter wollen euch verzeihen, ich verzeihe euch von ganzem Herzen. Als er dies geſagt hatte, da ſah er Lother an mit freundlichem Lächeln, und verſchied in ſeinem Arm; ſeine Seele war ſo treuer Liebe voll, und ward in einem ſo bußfertigen Leben abgerufen, daß ſicher ihm die ewige Seligkeit zu Theil worden iſt. Sein Körper ward von den Rittern in geweihte Erde beſtattet; Lother aber verfiel in eine ſo große Krankheit, daß man glaubte, er würde nicht länger leben können. Endlich ward er doch ſo weit hergeſtellt, daß er wieder heraus konnte; er redete aber mit niemand mehr ein Wort, und war in tiefe Traurigkeit verſenkt, woraus ihn nichts zu ziehen vermochte. Und als er einesmals allein hinausgeritten war, und keine Begleitung mitnehmen wollte, da erwartete man vergebens ſeine Zurückkunft, er kam nicht wieder nach Rom. Als ſein Sohn, Marphone, durch den kalabriſchen Wald kam, da fand er ihn als Einſiedler in einer Klauſe im Walde, wo er auch bald darauf ſtarb, in ſeines Sohnes Armen.

Hier endigt das Buch von Lother und Maller, den beyden treuen Geſellen.

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Achter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedichte

von

Friedrich Schlegel.

Zweyte vermehrte Ausgabe.

Erſter Theil.

I.

Roland.

Ein Heldengedicht in Romanzen

nach

Turpins Chronik.

Was Turpin uns treu berichtet,
Alte Chronik alter Zeiten,
Von der Chriſtenhelden Streiten,
Wie der Heiden Macht vernichtet;
Was ſo mancher ſeit gedichtet,
Kühne Sänger aller Orten,
Wie Roland nach hohen Thaten,
Doch in Roncisvall verrathen,
Aufging zu des Himmels Pforten;
Leſ't es hier in ſchlichten Worten.

Erſte Romanze.

Karol Magnus, Deutſcher Kaiſer,
Hatte ſiegreich all' die Lande
Von dem Meer zum Meer bezwungen,
England, Gallien und Italien,
Bey Burgunden, Bayern, Deutſchen
Weh'ten hoch des Kreuzes Fahnen;
Aus des Orients weiter Ferne
Wunderſam die Völker kamen,
Frohe Huldigung zu bringen
Vor den goldnen Stuhl in Achen,
Wo des Nordens Heldenkinder
Auch die alten Schätze brachten.
Alſo pflag der hohe Kaiſer,
Sicher nun in Frieden raſtend,
Nach der Arbeit wilden Zeiten,
In des Glückes frohen Tagen,
Auf den Burgen jetzt der Ruhe.
Da er einſtmals nun entſchlafen,
Däucht' am Himmel ihm zu ſehen,

Bey der Frieſen Meer anfangend,
Einen lichten Weg von Sternen,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend
Auf dem blauen Himmelsgrunde,
Welcher Weg dann an Navarra
Grade hinzog nach Gallizien,
Durch die Felder von Hiſpanien;
Nach Gallizien, wo der Leichnam
Jenes Pilgrimm Gottgeſandten,
Des Apoſtel Sankt Jakobus,
Unter Heiden lag vergraben.
Wie das Wunder nun ihm däuchte,
Lag ihm immer in Gedanken,
Was doch wohl bedeuten ſolle
Jene ſternenlichte Bahne,
Die allnächtlich ihm erſchienen.
Wie er ernſtlich das bedachte,
In dem Sinnen war entſchlummert,
Da erſcheinet plötzlich nahe
Hochgeſtaltet ihm ein Held,
Würdevoll im Alter ſtrahlend,
Hohen Hauptes, freundlich ſchauend,
Angethan mit braunem Mantel,
Nach der frommen Pilger Weiſe
Sanft gelehnt an mächt'gem Stabe.
Dieſer auf den Kaiſer blickend,

Wie, wenn er mit Augen fragte,
Sprach zu ihm die ſanften Worte:
„Nun, mein Sohn, wohlan! was ſagſt du?“
Jener alsbald ihm erwiedernd!
„O wer biſt du, würd'ger Vater?“ —
„Chriſti treuer Schüler bin ich
Und Johannis Bruder, ſprach er,
Der Jakobus, den der Herr einſt
Über wilde Meere ſandte,
Seine Liebe zu verkünden
In den weit entleg'nen Landen,
Deſſen Leichnam in Gallizien
Jetzo ruh't, noch unbekannt iſt;
Denn noch herrſchen Sarazenen
Schmachvoll dort in jenem Lande.
Wohl, mein Sohn, muß ich drob ſtaunen,
Da beſiegt von deinem Arme
So viel Völker die ſich beugen,
Burgen dir erſtürmt ſo manche,
Sieg' erfochten auch unzählig,
Daß du nur allein die Bande
Meines theuren Landes dorten
Nimmer noch zu löſen dachteſt.
Da der Herr dich nun zum Erſten
Aller Erdenfürſten machte,
Sieh'! ſo hat er dich erkohren

Jener Heiden Grimm zu ſchlagen,
Und mein gutes Land befreyend,
Dich zu ſchmücken einſt im Glanze
Mit der ew'gen Siegerkrone.
Jene lichte Sternenbahne,
Die am Himmelsgrund du ſaheſt,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend,
Spricht von dir und deinen Schaaren,
Wie ihr wandelt durch Gefahren,
Durch die Drachen Bahn euch ſchlagend,
In der Chriſten-Helden Glanze,
Durch die fernen Lande wandelnd
Bis zu meinem ſtillen Sarge,
Zu dem dann die Völker alle,
Fromm andächt'ge Pilger, wallen,
Dort das bange Herz entladen,
Dank und Preiß dem Herren ſagend. —
Auf denn, eile nun alsbald
Ich geleite dich fürwahr,
Bin dein Bunds'mann überall,
Und für deine Mühe hart,
Schaff' ich einſt den Himmelskranz." —
Solchem Worte kühn vertrauend,
Ruft der Kaiſer ſeine Schaaren,
Zieht dahin mit mächt'gem Heere
In das ſchöne Land Hiſpanien.

Und die erſte aller Burgen,
Die ſie zu beſtürmen kamen,
War von ehern feſten Mauern,
Pampelona ſie mit Namen,
Daß drey Monde ſchon vergebens
Dort die Helden mühvoll harrten,
Nimmer ſie erſtürmen mochten.
Da der gute Karl nun ſahe
Solche Arbeit ſeiner Mannen,
Zu Jakobus er ſich wandte,
Recht von Herzen im Gebete,
An ſein Wort ihn fromm gemahnend.
Und alsbald erbebten jene
Felſenmauern, ſtürzten krachend,
Wie zerſplittert, durch einander.
Da die Heiden das vernahmen,
Übergaben ſie die Burgen,
Beugten all' ſich ſeinem Arme
Und gelobten ihm Gehorſam,
Warfen von ſich gern die Waffen,
Und verehrten hoch die ſchönen,
Ritterlich geſchmückten Franken,
Die in Sieg und Freude zogen
Hin zu des Jakobus Grabe,
Und von dorten hin zum Meere,
Wo der Kaiſer ſeine Lanze

Weit hin in die Wogen ſchluge,
Gott und Sankt Jakobus dankend,
Dem er von dem rothen Golde,
Was die Fürſten all' ihm gaben,
Eine ſchöne Kirche baute,
Ewig Denkmahl ſeines Grabes;
Und vom Meere bis zum Meere
War nun ſein das Land Hiſpanien.

Zweyte Romanze.

Doch der grimme Agolante
Auf des Mohrenlandes Throne,
Wie er ſolche Kunde hörte,
Glühend roth im heißen Zorne,
Alle ſeine Mohren rief er,
Alle Gläub'gen an Mahoma.
Aus den Afrikan'ſchen Wüſten
Kam der Schwarm herbeygezogen,
Schwarze Schaaren aus dem Süden',
Wo die wilden Gluthen toben.
All' die Fürſten um den Sultan,
Nieder in den Staub geworfen
Zitterten vor ſeinem Blicke,
Still erwartend die Gebote.
Und es traten in die Kreiſe
Klagend nun die Trauerboten,
Wie der Franken Heer Hiſpanien
Von dem Meer zum Meer erobert;
Und mit Klaggeſchrey verkündend,
Wie die Mohren all' ermordet

So die Taufe nicht empfangen,
Und nicht Mahom abgeſchworen:
Wie in ihrem Blute liegend,
Rache ſie noch ſchrie'n im Tode.
Ja auch unſers Gottes Bilder
Liegen alle umgeworfen
Von des grimmen Karles Arme,
Der von Meer zum Meer durchzogen
Blutig hat die fran'ſchen Lande,
Und nur eines ſteh't noch oben
Von den goldnen Mahomsbildern,
Allen Mohren uns zum Troſte;
Salomkadir das mit Namen,
Das der hohe Gott Mahoma
Selbſt durch mag'ſche Kraft gebildet.
Dort am Rand der Meereswogen,
Wo ſo hoch die Raben fliegen,
Auf dem ſteilen Felſen oben,
Unbeweglich ſchaut der Rieſe
Nach des Südens wilder Zone,
In der Hand die Keule haltend,
Alles ganz von rothem Golde.
Nah't ſich irgend da ein Chriſte,
Fallen auf ihn Legionen
Von den grimmen wilden Geiſtern,
Die Mahoma hat beſchworen,

Bannend an das Rieſenbildniß
Ihre Kraft durch mag'ſche Worte.
Nahte da in Lüften kreiſend
Irgend jemals ſich ein Vogel,
Fiel er todt alsbald herunter.
Doch iſt dieſes Bild gewogen
Allen tapfern Sarazenen,
Die für Mahom Blut vergoſſen;
Wer zu Mahom betend nahet,
Iſt für Unheil da geborgen.
Dieſes goldne Rieſenwunder
Iſt alleine noch verſchonet,
Es zerbrachen an der Keule
Noch der Chriſten Lanz' und Dolche.
Von der gold'nen Keule haben
Chriſten-Magier geſprochen,
Daß ſie einſt in fernen Zeiten
Jener Fauſt entſinken ſolle,
Wo ſie furchtbar jetzo ruhet,
Wenn ganz Spanien chriſtlich worden.
Doch es wollen dieß verhüten
Und uns retten von dem Hohne,
Unſers Rieſen Mahoms Glaube
Und der Geiſter Legionen,
Jene aber ganz zerſchmettern.
Als die Mohren das vernommen,

Ward ein Schreien, ward ein Toben,
Racherufen, Luſt zum Morden,
Wie von Löwen und Hyänen,
Oder grimmer Tieger Horden.
Säbel blinken, Roſſe wiehern,
Von viel tauſend Schaaren Mohren
Viele tauſend Fahnen wehen,
Die Hispanien durchzogen,
Daß vom Meere bis zum Meere,
Alles ſchwamm in Blutes Strome.
Gegen dieſe grimmen Schaaren
Hat nun Karl ſein Schwert erhoben,
Mit dem Milo von Angleren,
Daß den Chriſten ſey geholfen;
Herzog Milo, Rolands Vater,
Zog mit Karl und den Genoſſen
Durch die ſpaniſchen Gefilde
Suchend jene blut'gen Horden.
Auf den ſchönen grünen Wieſen
Fanden endlich ſie den Mohren,
Lagerten ihm gegenüber,
An der Cera Silberſtrome,
Dort wo Sankt Facundi Münſter
Nachmals himmelan erhoben,
Und aus blutbeſprengtem Grunde
Eine fromme Stadt entſproſſen.

Zornentbrannt in ſeinem Herzen
Und von ſtolzer Ruhmgier kochend,
Sandte in der Chriſten Lager
Agolante edle Boten,
Um zu gutem Ritterkampfe
Alle Chriſten aufzufodern,
Daß von zweyen gegen zweye,
Gleicher Anzahl ſey gefochten,
Oder tauſend, gegen tauſend,
Wie es ſelbſt die Chriſten wollten.
Hundert Ritter ſandte Karol,
Hundert gegen hundert Mohren.
Lanzen, Schwerdter, Helme blinken,
Schnaubend wiehern hell die Roſſe,
Doch der Chriſten Schwerdter ſiegen;
Von der Heiden Blut begoſſen,
Färbt ſich roth die grüne Wieſe
An der Gera Silberwoge.
Dieſe bittre Schmach zu löſchen
Sendet an dem andern Morgen
Früh der zorn'ge Agolante
Jene erſte Zahl verdoppelt;
Doch auch dieſe fallen blutend
In der Kampfbahn hin zum Tode.
Da entfärbt ſich Agolante,
Fluchend laut in heißem Zorne;

Und ſo ſollen denn zweytauſend
Mit dem erſten Strahl der Sonne,
Auf die blut'ge Wieſe hinzieh'n,
Wär' es auch zu Fluch und Tode.
Und es ſtanden ſchon die Chriſten
Schimmernd in dem Glanz Aurorens,
Gleicher Anzahl ihrer wartend,
An der Cera Silberwoge.
Wohl ward da ein gutes Streiten,
Von den Chriſten, von den Mohren;
Lanzen ſplittern, Helme ſpringen,
Jählings ſtürzen hin die Roſſe,
Manche Wunde wird geſchlagen,
Bis zum letzten Schein der Sonne,
Als von den zweytauſend Heiden
Lagen tauſend da im Tode,
Und die andern tauſend flohen,
Karol hat den Sieg gewonnen.
Da zerrauft ſein Haar der alte
Heidenkönig ſich am Boden,
Wild in ſeinem Grimm ſich wälzend
Wilder fluchend ſeinem Gotte.
Und in nächtlich ſchwarzer Stunde
Läßt er ſeine Zaub'rer kommen;
Und die Helle laut beſchwörend,
Werfen ſie die ſchwarzen Looſe,

Um durch böſe Kunſt zu finden,
Was der Frommen Blick verborgen.
Und da ſieht er in den Looſen,
Auf des andern Tages Morgen
Schlimmes Zeichen für die Chriſten,
An dem einz'gen Tag beſchloſſen,
Daß ſie da den grimmen Unſtern
Meiden, oder fallen ſollen.
Froh des Unheils ſandt' er eilend
Hin zu Karol ſeine Boten,
Kampf und Schlacht ihm anzutragen
Auf des andern Tages Morgen,
Welches Karol, froh des Sieges,
Gern dem Helden angelobte.
In der Frühzeit dieſes Tages,
Da geſchah es, wie hier folget,
Daß die Krieger ſo am Abend
Ihre Lanzen in den Boden
An des Fluſſes grünem Ufer
Schlugen bis zum andern Morgen,
Durch die Nacht ſich wacker rüſtend
Und zum Kampf die Waffen probend;
Als ſie nun gerüſtet kamen,
Ihre Lanzen greifen wollten,
Staunend ſolche grünend fanden,
Feſtgewurzelt tief im Boden.

Solches ſchien ein ſeltſam Wunder,
Gottlich Zeichen wohl von oben.
Dieſes Grün war zu bedeuten
Schön'res Grün der Palmen Gottes.
Weſſen Lanze grün umlaubt war,
Starb den Tag im Märt'rertode.
Davon grünt ein Wald noch heute.
Von den Stäben, die im Boden
Auf der Wieſe dort geblieben
An der Cera Silberwoge.
Denn es waren viel der Lanzen
Viele Märtyrer zum Tode,
Vierzigtauſend Chriſtenſeelen,
Die den ird'ſchen Leib verloren,
Zu der Seelen Freud' und Troſte.
Und auch Milo ward erkohren
Mit den andern, deren Lanze
Schön geblüht in grüner Krone.
Auch das Reß des guten Karol
Starb an dieſem Tag' des Todes.
Unerſchüttert ſtand alleine
Kaiſer Karol noch der hohe,
(Mit ihm waren nur zweytauſend
Seiner Mannen und Genoſſen)
In der Sarazenen Haufen
Schwang ſein Schwerdt, genannt Gaudioſe.

Mitten von einander hauend
Manchen wilden grimmen Mohren,
Bis am Abend beyde Heere
Wieder in die Lager zogen.
Doch am andern Morgen kamen
Vier Markgrafen hergezogen
Von Italiens ferner Grenze,
Mit der Kriegerſchaar, der frohen;
Solche fürchtend ſind die Heiden
Nach Hispanien heimgeflohen.
Und nun merke wohl der Leſer,
Wie hier iſt bedeutet worden
Durch die Schlacht das Ziel der Männer,
Die für Chriſtus ſtreiten wollen.
Denn wie Karles gute Krieger
Sich gewaffnet auf den Morgen,
Vor dem Kampf ſich wacker rüſtend;
So auch wir die Waffen ſollen
Hoher Tugend uns umkleiden,
Um ſo kämpfend zu verfolgen
Wilder Laſter grimme Drachen.
Wer da guten Sieg erfochten,
Wie wird deſſen Lanze grünen
An dem Richtertage Gottes!

Dritte Romanze.

Zahllos wie der Sand am Meere,
Wie im Meer die Tropfen ſind,
Rief die fernſten Heidenvölker
Agolante zu ſich hin.
Mohren, Perſer, Sarazenen,
Von Arabien Terephin,
Afrikaner, Parther kamen
Und Algarbiens Fürſt Oſpin.
Urabell von Alexandren,
Ferne Aethiopen wild,
Altumajor von Corduba,
Von Sevilien Ibrahim.
Alpinorgos von Majorka,
Flammend in des Zornes Grimm,
Manuone, Mecca's König,
Auch der Berberfürſt Facin.
Wie zum Meere all' das Waſſer
Aus ſo fernen Landen fließt,
Kamen die zum Agolante,

Dachten froh auf Raub und Sieg.
So erſtürmt er nun Agennen
Das im Baſkenlande liegt,
Sandte Boten hin zu Karol,
Sinnend arge Tück' und Liſt.
Goldbeladen reich an Schätzen,
Sechzig Roſſ' er ihm verhieß,
Wenn nur Karl mit wenig Mannen
Friedlich zu ihm kommen will;
Bietet Sicherheit und Frieden,
Als hätt' er ihn noch ſo lieb,
Bietet Gold und Edelſteine,
Wollt' er kommen nur zu ihm.
Aber Kaiſer Karol merkte
Wohl des Helden arge Liſt,
Der ihn nur erſpähen wollte,
Daß er dann ihn tödten ließ.
Mit viertauſend tapfern Mannen
Zog er auf Agennen hin,
Die am vierten Meilenſteine
Er da heimlich von ſich ließ.
Bis zum nah'gelegnen Berge
Er mit ſechzigen noch ging,
Da verwechſelt' er die Kleider,
Sandte fort ſodann auch die.
Ohne Lanze, wie ein Bote,

Auf dem Rücken hing der Schild,
Nur von einem Knecht geleitet
Zu dem Stadtthor ſie einziehn. —
„Wir ſind Kaiſer Karles Boten
Die er Agolanten ſchickt.“ —
Und ſo führt man ſie alsbalde
Auf die Burg des Sultans hin. —
„Kaiſer Karol kommt, o Sultan,
Wie befohlen ward von dir,
Kommt mit ſechzig guten Rittern,
Friedlich er dir huld'gen will.“
Froh ward deſſen Agolante
Froh er zu den Boten ſpricht:
„Saget Karlen, daß ich komme,
Nur mit ſechzigen auch ich.“ —
Alſo ſprach zu Kaiſer Karlen
Agolante, kannt' ihn nicht.
Während der ſich eilig waffnet,
Forſchet Karl mit klugem Blick,
Stadt und Burg durchſpäh't er fleißig,
Merkt ſich's wohl in ſeinem Sinn,
Ob er irgend ein Gebrechen
Wo an Thor und Mauern ſieht.
Auch die Heidenfürſten alle,
Von Geſtalt und Sitten wild,

Wandelnd durch der Feinde Straßen
Späht er alles wohl darin;
Und dann eilend kehrt er wieder,
Wo die ſechzig hielten ſtill,
Mit den ſechzig zieht er weiter,
Wo er die viertauſend ließ.
Agolante Kaiſer Karlen
Schaden und Verrath erſinnt.
Siebentauſend ſtarke Reiter
Aus dem Thore mit ihm zieh'n.
Kaiſer Karol mit den Seinen
Sicher ſchon im Weiten iſt,
Kehrt mit großem Heere wieder,
Und mit Sturm die Burg umringt.
So bedrängt er ſie ſechs Monden,
Hat nun bald die Burg beſiegt.
Manches Felſenſtück und Feuer
Er von Thürmen in ſie wirft,
Und berennt die Mauern mächtig,
Bis er brechend ſie bezwingt.
Durch geheimer Schleuſe Gang
Agolante ſchimpflich flieh't,
Agolante mit den Fürſten
Fliehen ſchnöde, ſind beſiegt.
Mancher Haufen von den Andern

In dem Fluß Garonne ſchwimmt;
Zehnmal tauſend Heiden fallen
Unter Karles Schwerdte hin.
So berichtet was er ſah,
Uns der Erzbiſchof Turpin.

Vierte Romanze.

Wieder kamen ſie zu ſchlagen
Bey der hohen Tala Burgthor,
Dort wo an Sanktona's Mauern
Die Caranta ſchlängelt kunſtlos.
Wo den ſeinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott ſchuf,
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche ſoll'n im Himmels Luſtort
Morgen heil'ge Sterne ſchauen,
Rein gebadet in dem Blutſtrom.
Froh des heil'gen Märterthumes
Stürzten in den Tod ſie muthvoll,
Doch unzählige der Heiden
Färbten noch zuvor den Grund roth.
Igoiante nächtlich fliehet,
Da von Karl ihn trennt der Fluß noch;
Doch kaum glüht des Morgens Purpur,
Als ſchon Karol ſeiner Spur folgt.

Bugiens König und Algarbens
Zittern vor dem Helden muthlos,
Und nach mancher herben Wunde
Färbt ſein Schwerdt ihr grimmes Blut roth.
Da der Chriſten Heer nun raſtet,
Nach dem wilden Streit die Ruh' folgt,
Da geſchah' ein ſeltſam Zeichen
Warnend, wie der Sünde Trug lohnt.
Romarich, ein kranker Krieger,
Da der Tod ihm nahet wuthvoll,
Ließ dem theuerſten Geſellen,
Ob vor Gott er würde ſchuldlos,
Noch ſein Roß, deß Werth den Armen
Er ſoll geben lieb und huldvoll.
Jener aber treulos denkend,
Mit der wilden Sünd' im Bund ſchon,
Die er löſ'te, hundert Gulden,
Schnell verſchwendet er ſie nutzlos,
Lebt im frechen Sinn ſo fürder,
Denkt nicht ſeiner Worte trugvoll.
Da nun dreyßig Tage waren,
Daß am Freund' er ward ſo ſchuldvoll,
Da erſchien der Geiſt des Freundes,
Furchtbar ſchauend, bleich und blutlos,
Sprechend: Wiſſe, daß all' meine

Sünden ſind getilgt und ſpurlos.
In der Hölle Thal wirſt künftig
Du ſtatt meiner jammern wuthvoll;
Alſo lautet jenes Richters
Ewig ſtreng gerechtes Spruchwort. —
So verſchwand der Todte wieder,
Jener ſtarret ſinn- und muthlos.
Früh am andern Tage Morgens
Thut er's den Geſellen kund noch.
Als er eben frech nun redet,
Da erhebt ſich in der Luft hoch
Brüllen, wie von Löwen, Kälbern,
Wie die Wölfe heulen wuthvoll.
Luftig fahren durch einander
Ungeheu'r in wilder Unform,
Blut'ge Flammen zucken ſtrahlend
Aus der dunkeln Wolke Gluthſchooß.
Noch lebendig ward von Teufeln
Weggeführt er durch die Luft ſo,
Aus der Mitte der Genoſſen,
Mit Geheul und wildem Fluchwort.
Da das Heer nun weiter wandelt
Wohl zwölf Tage raſt- und ruhlos,
Durch die Wüſten, durch die Berge,
Findet man die Leiche wundvoll

An der jähen Felſenſpitze,
Findet da die Spur von Blut noch,
Wo ihn ſchlug der alte Unhold.
Lebe keiner ſchlecht und ruchlos!

Fünfte Romanze.

Von Pamplona ſendet Boten
Agolant' an Kaiſer Karl,
Daß er ſeiner da will warten,
Fordert kecklich ihn zur Schlacht.
Da berief der fromme Kaiſer
Aus dem weiten Frankenland
Alle ſeine treuen Mannen,
Ritter, Knechte, reich und arm.
Wer verſchuldet, wer verpfändet,
Deſſen Schuld und Pfand er zahlt,
Alle Fehden er befriedet,
Manchem er die Feſſeln brach.
Allen, die der Waffen kundig,
Schönes Ritterzeug er gab,
Die zum Dienſte gern gekommen,
Sprach Turpin der Sünden baar.
Hundert vier und dreyßig tauſend
Waren Ritter in der Schaar,
Die mit Karl gen Spanien zogen,

Und das Fußvolk ohne Zahl.
Und nun hört die hohen Nahmen
Jener Helden, deren Glanz
Hell vor allen andern leuchtet
Auf der Ritter-Ehre Plan.
Roland, Karles Schweſter Sohn
Wird mit Recht zuerſt genannt;
Der die Heere weislich führte,
In Guyenn' ein hoher Graf.
Araſtagnus von Bretagne,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Oliver und Balduinus,
Der des Rolands Bruder war.
Engeler von Aquitanien,
Herr der alten Kaiſerſtadt,
Die ſeit immer wüſt gelegen,
Nach der Schlacht bey Roncisvall.
Samſon, Herzog der Burgunden,
Conſtantin aus Griechenland,
Dann Reinold von Alba Spina,
Der manch Abentheu'r vollbracht.
Ivo, Dietrich und Gaiferus,
Der zu Bordeaux König war,
Dann der Mainzer Ganelone,
Der fiel nachher in Verrath.
Dieſes ſind die hohen Helden,

Kämpfer, mächtiger im Kampf,
Als die mächtigſten der Erde,
Chriſti tapfre Ritterſchaar.
Denn, wie mit den zwölf Apoſteln
Chriſtus ſich die Welt gewann,
So erobert Karl mit dieſen
Gott zum Ruhm das ſpan'ſche Land.
Weit und breit, auf Berg' und Thäler,
Lagern ſie ſich ohne Zahl
Bey der Heidenburg, die wieder
Aufgebaut noch feſter ſtand.
Als geraſtet bey Pamplona
Froh ſie ſchon den achten Tag;
Da entbeut dem Sultan Botſchaft
Streng gebietend Kaiſer Karl:
Daß er ſich ergeben ſolle
All' die Seinen und die Stadt,
Oder auszurücken komme,
Zu entſcheiden in der Schlacht.
Agolante wählt zu ſchlagen,
Daß nicht herber Tod und Schmach
In der Stadt zuletzt ihn träfe,
Die er ohne Rettung ſah.
Bis die Heere ſind geordnet,
Fordert er Geleit von Karl,
Den zu ſprechen er begehrte

Vor der Burg im grünen Thal.
Bald mit ſechzig hohen Rittern
In das Thal der Sultan kam,
Wo in aller Fürſten Mitte
Zürnend Karol zu ihm ſprach:
„Du biſt alſo der Aglante,
Der mein Land mir böslich nahm,
Spanien, Baskla, die erobert
Ich durch Gottes ſtarken Arm?
Chriſti Glauben folgten alle,
Waren Chriſt ſchon unterthan,
Die mit Wüthen du ermordet,
Als ich fern in Gallien war.
Haſt die Burgen mir zerſtöret,
Wild verwüſtet manche Stadt,
So mit Schwerdt als grauſem Feuer.
Das ſey Gott anjetzt geklagt.“ —
Staunend ſeine Sprach' erkannte,
Da er Karles Wort vernahm,
Agolante, weil der Kaiſer
In arab'ſcher Zunge ſprach,
Die er einſtens wohl gelernet,
Als er bey Galafrus war.
Lange ſtand geſenkten Hauptes
Agolante, bis er fragt:
„Wie dir jenes Land gebühre,

Das ſey endlich mir geſagt,
Wo dein Vater nicht, noch keiner
Deiner Ahnen König war?" —
„Weil der Herr und unſer Heiland,
So erwiedert Karl alsbald,
Der ſo Erd' als Himmel ſchuf,
Chriſtus uns das anbefahl,
Unſer Volk vor allen wählte,
Weit zu herrſchen überall;
Darum macht' ich deine Heiden
Unſerm Glauben unterthan." —
„Diente unſer Volk dem Deinen,
Sprach der Sultan, wär' es Schmach;
Denn viel beſſer als der Eure
Iſt ja unſer Glaube klar.
In Mahoma leben, glauben,
Durch den herrſchen wir fürwahr,
Denen er durch ſeine Geiſter
Selbſt die Zukunft offenbart." —
„O wie irrſt du, ſprach der Kaiſer,
Wir nur thun, was Gott befahl;
Ihr folgt eitler Menſchenſatzung
Und verehrt der Hölle Schaar.
An den Vater, Sohn und Geiſt
Glauben wir, und wir empfah'n
Dort des Paradieſes Freuden,

Während ihr zur Hölle fahrt.
Drum, daß unſer Glaube beſſer,
Iſt wohl jedem Auge klar;
Schlimmen Todes mußt du ſterben,
Oder gleich die Tauf' empfah'n." —
„Das ſey ferne, ſprach der Heide,
Daß ich durch ſo falſche That
Meinen Gott Mahoma ließe,
Der allmächtig überall.
Drum ſo laſſ' uns mannlich ſtreiten,
Und das ſey des Streits Vertrag,
Weſſen Glaube beſſer wäre,
Der ſiegt ob in dieſer Schlacht.
So nun ihr den Sieg gewinnet,
Ew'gen Ruhm ihr deſſen habt;
Und daneben, ſo ich lebe,
Nehm' ich gleich die Taufe an."
Alſo ſprach der wilde Heide;
Gern folgt Karol ſeinem Rath.
Zwanzig Chriſten, zwanzig Heiden
Kämpfen nun nach dem Vertrag.
Doch die Sarazenen fallen,
Sind getödtet alleſammt,
Und zum anderamale vierzig,
Eine auserleſ'ne Schaar.
Hundert werden gegen hundert

Nun zum dritten ausgeſandt.
Furcht ergreift der Chriſten Herzen,
Drum hat ſie der Tod gefaßt.
Denn wie Chriſti fromme Kämpfer,
Wenn im Streit ſie werden laß,
All des Heils verluſtig, ſinken
In des ew'gen Todes Qual;
(Wer nicht redlich kämpfet, heißt es,
Solchen lohnet nie der Kranz;)
So hat die das Schwerdt getroffen,
Weil ſie in dem Streit verzagt.
Zweymal hundert Sarazenen
Und von Chriſten gleiche Zahl,
Wieder tauſend gegen tauſend,
Ziehen kühnlich in den Kampf.
Da die Heiden unterliegend
Nun getödtet beydemal,
Streitens müde, Agolante
In der Chriſten Lager kam,
Schwöret, daß ihr Glaube beſſer
Augenſcheinlich ſey, und wahr,
Will mit ſeinem Volk die Taufe
Andern Tages ſchon empfah'n.
Um die hohe Mittagsſtunde
Agolant' am andern Tag
Kam gezogen zu dem Kaiſer,

Den er eben ſpeiſend traf.
Hohe Gäſt' an reichen Tiſchen
Sieht er manchen ſitzen da,
Ritterlich geſchmückt die einen,
Andre weiß und andre ſchwarz.
Wer die hohen Gäſte ſeyen,
Staunend er den Kaiſer fragt. —
„Jene dort im weißen Kleide
Sprechen uns der Sünden baar,
Das ſind unſers Glaubens Prieſter,
Machen Gottes Wort uns klar.
Doch noch heil'ger ſind die andern,
Beten für uns Tag und Nacht." —
Auf der niedern Erde ſitzen
Drauf der Heidenkönig ſah,
Dreyzehn Männer ärmlich ſpeiſend
Im zerriſſenen Gewand.
„Wer ſind jene dort im Winkel
Im zerriſſenen Gewand,
Die am Boden ärmlich ſpeiſen?"
Raſch der Heidekönig fragt. —
„Das ſind Arme, Gottes Leute,
Gleich wie der Apoſtel Zahl,
Die wir ſpeiſen, die wir tränken
Gott zu Liebe, Tag für Tag." —
„Herrlich ſpeiſeſt du die Deinen,

Spricht der Heide drauf zu Karl;
Doch ſind dieſe Gottes Leute,
Thuſt du Gott wohl große Schmach.
Wohl nun ſeh' ich, wie dein Glaube,
Den du rühmteſt, ſchlecht und falſch;
Drum ſo geh' ich zu den Meinen,
Will die Taufe nicht empfah'n." —
Eilend ging er mit den Worten.
Und der Kaiſer voll von Scham,
Daß, weil jene nicht geachtet,
So viel Volk der Tauf' entſagt,
Läßt die Armen all' berufen,
Ladet herrlich ſie zu Gaſt.
Groß iſt wahrlich deſſen Sünde,
So der Armen nicht nimmt wahr!
Beyde Heere Morgens rücken
Wohl gerüſtet in den Kampf,
Ihren Glauben zu verfechten
Nach gemeinſamen Vertrag.
Da der Heiden Haufen einer
Nun von fünf gefallen war,
Drängen ſich die andern viere
Dicht um König Agolant.
Von den wilden Sarazenen
Mancher ſchon getödtet war,
Aber mitten noch in ſeinem

Heere Agolante ſtand.
Jenen Haufen zu umzingeln,
Eilen, da ſie das gewahrt,
Jetzt herbey die Chriſten alle,
Hierher, dorther auf dem Plan.
Mordend zu der Rechten, Linken,
Stürzt Arnold ſich durch die Schaar,
Bis mit grimmen Schwerdtes Schlage
Mächtig er den Heiden traf.
Da entſteht ein wildes Schreyen,
Alles Agolanten klagt.
Mordend nun von allen Seiten,
Stürzt herbey der Chriſten Schaar,
Araſtagnus mit den Seinen,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Galdebod' und Conſtantin,
Und Arnoldus von Bellant.
Da ward ſo viel Blut vergoſſen,
Daß im Blut gegangen ward,
Daß von allen Sarazenen
Keiner an dem Tag entkam.
Nur der König von Sevilien
Flohe glücklich aus der Schlacht;
Altumajor von Corduba
Auch mit Müh' dem Tod' entkam.
Sehet, weil für Chriſti Glauben

Kämpft in rühmlichem Vertrag
Kaiſer Karl, hat obgeſieget
Er den Heiden an dem Tag.
Wer für Chriſtus wacker ſtreitet,
Bis an's End' in guter That,
Der wird einſt erhöhet werden,
Höher als der Engel Schaar.
Einen Haufen wilder Chriſten,
Der mit Gier manch gold'nen Schatz
Raubte in der Heiden Lager,
Hat der Tod alsbald geſtraft.
Altumajor von Corduba,
Aus verborg'nem Hinterhalt,
Schlug ſie wehrlos alle nieder.
Tauſend Männer an der Zahl,
Alſo ſollen ew'gen Todes
Sterben, die geſiegt im Kampf
Mit den Laſtern, doch von neuem
Sind verlockt in ſchnöden Fall.

Sechste Romanze.

Boten kamen her mit Eile,
Kaiſer Karol anzuzeigen,
Wo Garzime's Berg, der ſteile,
Der Navarr'ſchen Berge einer,
Stolzer in die Wolken ſteiget,
Käm' ein Fürſt ihn anzufeinden,
König Furr, ein wilder Heide.
An Garzime's Felſenſteine
Kam zu Abend hin der Kaiſer;
Morgen ſoll die Schlacht entſcheiden,
Und er bat Gott um ein Zeichen,
In der dunkeln Nacht geheime,
Daß er die mag unterſcheiden,
Die des andern Tags erbleichen
Todes ſollen von den Feinden,
Schönen Märt'rerkranz erreichen. —
In des andern Frühroths Scheine,
Da gerüſtet all' ſich zeigen,
Haufen hier und dort ſich theilen.

Sieht ein rothes Kreuze ſcheinen
An der Schulter auf den Kleidern
Er der auserwählten Seinen,
Die als Märtyrer erbleichen
Sollen und den Tod erleiden.
Solches ſieht allein der Kaiſer,
Außer ihm gewahrt es keiner.
Wehmuth an ſein Herz da greifet;
Und es regt der Wunſch ſich heimlich,
Wie ſie lebend möchten bleiben
Die mit rothem Kreuz gezeichnet.
Alle er alsbald vereinet,
Schließt ſie in der Kirchen eine,
Sie zu retten ſo vermeinend;
Seine Abſicht wußte keiner.
Muthvoll geh'n ſie auf die Feinde,
Schlagen bald die wilden Heiden,
Auch ihr König muß erbleichen,
Mit dreytauſend von den Seinen.
Freudig zieht mit Siegeszeichen
Heim das Heer im Abendſcheine.
Da nun heimgekehrt der Kaiſer,
Und die Kirche öffnet ſchweigend,
Sieht er hundertfunfzig Leichen,
Sanft entſeelt und bleich ſich ſeinem
Auge ſtrafend allda zeigen.

Bitterlich er die beweinet,
Reuevoll und voll Mitleiden.
O ihr Chriſtuskämpfer heilig,
Traf euch nicht der Arm des Feindes,
Weil von irdiſchem Mitleiden
Sich der Kaiſer ließ ergreifen,
Gottes Fügung wollte meiden,
Bleibt der Kranz euch dennoch eigen!

Siebente Romanze.

Boten kamen, bey Nagera
Sey ein Rieſe, Ferracut,
Fern von Babylon gekommen,
Aus des Goliath Stamm und Blut.
Gen Nagera eilt der Kaiſer,
Zu umlagern ſolche Burg.
Prahlend tritt der Rieſ' hervor,
Läßt erſchallen ſeinen Ruf,
Fordert Zweykampf von den Chriſten,
Schmähend laut in wilder Wuth.
Kraft hat er, wie vierzig Männer,
Hat vor keinen Waffen Furcht.
Däne Ogier war der erſte,
Der das Abentheu'r verſucht.
Da der Rieſe ihn erblicket,
Kommt er ſachte angerudt,
Streckt nach ihm die lange Rechte
Und ergreifet ihn bey'm Rumpf,
Hat ihn unter'm Arm verwahret;

Jenem ward nicht wohl zu Muth.
Ihn mit allen ſeinen Freunden,
Wie ein zartes Lamm er trug,
Geht damit vor aller Augen
Stracks hinauf zu ſeiner Burg.
Seine Länge maß zwölf Ellen
Und die Naſe einen Fuß,
Arm und Schenkel maßen eben
An drey Ellen gern und gut.
Dann Rainold von Alba Spina
Trägt er wieder in den Thurm.
Conſtantin von Griechenlande,
Einen Grafen noch dazu,
Trug er beyde, unter jedem
Arme einen, durch die Flur,
Sperret ein ſie zu den andern
Und noch manchen Ritter gut.
Alle ſtaunten, Kaiſer Karlen
Muß entſinken wohl der Muth.
Ritter Roland konnt' es länger
Nun nicht tragen mit Geduld.
Nur nach langem Bitten, Harren,
Spricht das Ja des Kaiſers Mund.
Wie Roland dem Rieſen nahet,
Greift ihn der auf einen Zug,
Mit der Rechten nur ihn ſetzend

Vor ſich auf den Mähnenbuſch
Seines Roſſes, trabt er eilend
Wieder nach dem Thor der Burg.
Doch der Ritter, Gott vertrauend,
Sammelt ſeine Kraft zur Stund',
Griff ihn wacker bey dem Barte,
Warf ihn hinten auf den Grund.
Beyde lagen ſie am Boden,
Beyde ſprangen gleichen Muths
Wieder auf die Roſſe, jeder
Tapfer auf den andern ſchlug.
Roland will den Rieſen ſpalten
Mit des Schwerdtes grimmen Schwung;
Doch das Schwerdt, ſtatt ſeiner, mitten
Durch den Leib des Roſſes fuhr.
Da ſein Roß ihm nun getödtet,
Streitt der Rieſe dann zu Fuß,
Drohet viel mit ſeinem Schwerdte,
Bis er's ſinken laſſen muß.
Doch wie mächtig er getroffen,
Wird des Rieſen Arm nicht wund.
Grimmig er die Fauſt jetzt ballte,
Rolands Roß den Kopf einſchlug.
So mit Fäuſten, ſo mit Steinen
Kämpften beyde nun zu Fuß.
Da es Abendroth geworden,

Both den Frieden Ferracut.
Bey den Seinen ſoll ein jeder
Pflegen dieſe Nacht der Ruh'.
„Ohne Schwerdt und Lanze kämpfen
Morgen wie wie heute nur.“—
Alſo ſchieden nun am Abend
Dieſe zwey mit manchem Gruß.
Kehren auf den Kampfplatz frühe
Bey der Morgenſonne Gluth,
Zwar ein Schwerdt der Rieſe brachte
Gegen Recht und ſeinen Bund;
Doch es mag ihm wenig frommen,
Daß gebrochen er den Schwur.
Roland einen Stecken führte,
Einen Stecken lang und krumm,
Hat ihn viel damit geſchlagen,
Doch der Rieſe ward nicht wund.
Auch mit großen Kieſelſteinen,
Die er von der Erd' aufhob,
Bis zur heißen Mittagsſtunde
Er ihn unermüdlich ſchlug.
Da nun Roland Frieden biethet,
In der Mittagszeit zu ruh'n;
Schwer von Schlaf alsbald der Rieſe
Streckt ſich auf die grüne Flur.
Einen Felsſtein nahm der Ritter,

Wie er ſtark noch war und jung,
Legte den ihm zu den Häupten,
Daß er deſto ſanfter ruh't.
Roland nicht, noch ſonſt ein Ritter
Nähme jetzt des Rieſen Blut;
Denn ſo war der Zeiten Sitte,
Da noch blüht' das Ritterthum;
Wer dem Feind das Wort gegeben,
Und nicht hält der Treue Schwur,
Sey es Chriſte oder Heide,
Mit dem Tod es büßen muß.
Da der Rieſe nun erwachte,
Geht der Ritter auf ihn zu,
Setzt in's Gras ſich zu ihm nieder:
„Sag mir, ſpricht er, doch mit Gunſt,
Wie du alſo hart gewachſen,
Daß kein Eiſen dich macht wund?
Stein noch Holz kann dich verletzen,
Nirgends ſeh' ich deſſen Spur." —
Staunend ſchaut ihn an der Rieſe,
Willig er das kund ihm thut,
Wie am Nabel er verwundbar,
Feſt ſonſt ſey von Kopf zu Fuß.
„Der ſo tapfer mich beſtreitet,
Sage Knabe, wer biſt du?" —
„Roland bin ich, ſprach der Ritter,

Von der Franken Stamm und Blut" —
„Welches Glaubens ſind die Franken?" —
Sprach der wilde Ferracut.
„An den Chriſt durch Gottes Gnade
Glauben wir und ſeinen Schutz." —
„Wer doch dieſer Chriſt geweſen,
Sage mir nun zum Beſchluß." —
„Er war Gottes Sohn, ſprach Roland,
Jungfräulichen Leib's Geburt,
Der am Kreuz geſtorben, ſiegreich
In des Abgrunds Tiefe fuhr;
Auf dann ſtieg zum Himmelreiche,
Dorten ſitzt auf ew'gem Stuhl." —
„Einer iſt der Welten Sultan,
Der hat Vater nicht noch Sohn;" —
Sagt der Rieſ' und Roland weiter
Spricht im chriſtlichen Disput
Von dem Vater, Sohn und Geiſte,
Der die Welten all' erſchuf.
Doch der Rieſe gegenredet:
„Drey und Eins ſind nimmer gut." —
„Tont die Leyer, ſpricht der Ritter,
Wirkt die Saite, Hand und Kunſt,
Dreyerley zu einem Schalle,
Deutlich iſt doch die Figur.
An der Sonne unterſcheideſt

Du das Licht, der Wärme Gluth,
Dann zum dritten ihre Kreiſung,
Drey in Einem klar genug.
Iſt dies aber dennoch dunkel,
Sieh' des Mandelbaumes Nuß,
Kern, und grüne Haut, und Schaale,
Dreyerley an einer Frucht.
Ja auch an dem Wagenrade
Siehſt du dreyerhande Stuck;
Nabe, Felge, Speiche eben,
Oder wahrlich du biſt ſtumpf." —
Wie das alſo nun geſchlichtet,
Fraget weiter Ferracut,
Nach der Jungfrau, die im Schooße
Ohne Mann das Kind doch trug. —
„Wie im Mayen alles grünet,
Manche roth' und weiße Bluth,
Wo kein Säemann nimmer ſä'te,
Alſo auch Maria thut." —
Solches ſprach der edle Ritter,
Unermüdlich an Geduld,
Für den lieben Gott zu ſtreiten
So mit Schwerdte als dem Mund.
„Sieh' doch an in Sommertagen,
Wie in manchem tiefen Sumpf

Plötzlich alles lebt und webet,
Ohne Saamen mancher Wurm." —
„Wohl geſprochen, ſagt der Rieſe,
Doch auch das erkläre nun,
Wie der, ſo zuvor geſtorben,
Von den Todten doch erſtund."
„Wie der Löw' am dritten Tage,
Wie der Löwe ſeine Beut,
Hauchend, die erſt todt, belebet,
Gott an ſeinem Sohn auch thut.
Wie die Sonne, ſprach der Ritter,
Abends ſinkt der Tiefe zu
Und in Oſten auf dann ſteiget,
Leuchtend ſtrahlt am Himmelsrund;
Leicht wohl konnte ſo ſich heben
Aus des grimmen Todes Schlund,
Dem des Todes bleiche Schaaren
Alle folgen, wann er ruft,
Die am jüngſten Tage kommen
Alle vor des Richters Stuhl;
Leicht kann durch die Himmel wandeln,
Der die Himmel ſelber ſchuf." —
„Laß' uns kämpfen, ſprach der Rieſe,
Und daß ſey des Kampfes Bund;
Iſt dein Glaube wahr, ſo fall' ich,

Werde ſiegen, wenn es Trug." —
„Alſo ſey es, ſprach der Ritter;
Ewig ſey dem Sieger Ruhm,
Schande des Beſiegten Volke." —
Sprang dann auf den Heiden zu.
Mächtig ſchwingend ihn der Rieſe
Mit dem Schwerdt zu ſchlagen ſucht,
Doch es meidet gar behende
Roland ihn im Seitenſprung.
Rolands Keule war zerbrochen,
Drum der Rieſ' in grimmer Wuth
Springt auf Roland, ihn ergreifend,
Beugt ihn nieder auf den Grund.
Da ſieht Roland keine Rettung,
„Hilf Maria mir," er ruft;
Doch er biegt ſich, zieht behende
Jenes Dolch aus ſeinem Gurt,
Stieß den in des Rieſen Nabel,
Daß in Strömen quillt das Blut.
Sterbend nun der grimme Rieſe,
Schrey't, und ſeinem Gotte flucht.
Eilend auf den Schrey die Heiden
Stürzen aus der hohen Burg.
Roland war ſchon bey den Seinen
Heimgekehrt in ſich'rer Hut.

Und die Schaar der Sarazenen
Klagend nun den Leichnam trug
Auf die Burg des grimmen Rieſen,
Der genannt war Ferracut.

Achte Romanze.

Altumajor ſammelt wieder
Seine Heiden bey Corduba.
Hierher, dorther kommen Schaaren,
Ibrahim, Seviliens Sultan,
Andr' aus andern Landen Spaniens,
Von Granad' und von Abula.
Wie der Heiden Volk verſammelt,
Ward es bald dem Kaiſer ruchtbar.
Der zog mit ſechstauſend Mannen
Froh hin, wie zu einem Luſtkampf.
Da die Schlacht nun ſoll beginnen
Außen an der hohen Burg Wall,
Wählt er all' die beſten Ritter,
Reih't des ganzen Heeres Grundkraft,
Ordnet die zum erſten Haufen,
Stellt zum zweyten dann die Fußmacht,
In den dritten wieder Reiter,
So zu meiden jeden Unfall.
So auch ſtellen ſich die Heiden,

Hätten wohl von jenen Kundſchaft,
Ritter doch gemiſcht mit Fußvolk,
Deſſen ſah' man bald die Urſach.
Larven ſtanden bey den Roſſen,
Grimmer Larven eine Unzahl,
Bärtig und gehörnt wie Teufel.
Wie bey höll'ſcher Geiſter Luftfahrt
Durch die wilden Wirbelwinde
Sich die inn're Bosheit Luft ſchafft
In Gekreiſch und wildem Schalle;
So erklingen, heulen furchtbar,
Töne ſeltſam von den Larven,
Zwiſchen dem Geklirr und Hufſchlag,
Daß der Chriſten Roſſe plötzlich,
Wie wenn ſie des Böſen Wuth faſſe,
Unaufhaltſam, hiehin, dorthin,
Flieh'n auf unwegſamen Fußpfad.
Schon gebrochen ſind der Chriſten
Schaaren alle durch den Unfall.
Karl erſinnt alsbalde Rettung,
Daß verſchwinden gleich von Stund' an
Muß des eitlen Zaubers Trugbild.
Mit dem Kreuz, der Hölle furchtbar,
Stellt Turpin ſich in die Reihen,
Dann von Leinen manchen Umhang
Um der Roſſe Haupt ſie binden.

Daß der Zauber ſchwand von Stund' an.
In der Sarazenen Schaaren
Ward alsbald ein grauſes Blutbad,
Und es flog wohl hiehin, dorthin,
Mit dem Kopfe mancher Turban.
Nur die rothe Fahne ſteht noch,
Die den Heiden wieder Muth gab;
Keiner flieht, ſo lang ſie weh't noch,
Die auf goldnen Wagens Grund ſtand,
Den acht weiße Stiere zogen,
Goldgeſchmückt, als wie zur Prunkfahrt.
Gott vertrauend und der Rüſtung,
Feſt war die und unverwundbar,
Dringet Karol durch die Schaaren
Zu der Fahne und wirft unſanft
Manchen Heiden todt danieder,
Dann die Fahne in das Blutbad.
Jetzt muß alles, alles weichen,
Niederfällt Seviliens Sultan.
Früh am Morgen nach dem Siege
Wird erſtürmt die Burg Corduba's;
Alfumajor unterwirft ſich
Karlen, der ihm ſeine Huld gab.
Nun vertheilt er auch die Lande,
Weil ſein Theil allein der Ruhm war.
Portugall ſchenkt er den Danen,

Wer mit in des Heeres Bund war;
Arragonien den Picarden
Und den Deutſchen Andaluſia;
Auch Nager' und Saragoſſa
Denen Griechen von Apulia,
Und für Baſkla und Navarra
Wird Britanniens Heer ſein Schuldmann;
Gibt den Franken dann Caſtilien.
In Gallizien, das nicht fruchtbar,
Wollten nicht die Franken wohnen.
Karl war groß und allen furchtbar.

Neunte Romanze.

Nach Jakobus heil'gem Münſter
Wallet Karl als frommer Pilger,
Tödtet alle Renegaten
Und belohnt die treuen Chriſten.
Er verſammelt heil'ge Männer
Biſchöf', Erzbiſchöf' und Prieſter
Nach dem ſeel'gen Compoſtella
In dem chriſtlichen Gallizien,
Dort mit froher Pracht und Andacht,
Einzuweih'n die ſchöne Kirche,
In des Mayen grüner Blüthe
Zu begeh'n die frohen Pfingſten.
Manches Recht und milde Gabe
Schenkt er des Jakobus Sitze,
Daß, wie Epheſus in Aſien,
Wo Johannes lehrte milde,
Wie die Pracht der hohen Roma,
Wo den Tod Sankt Peter litte,
Alſo auch das hohe Spanien

Compoſtella's Andacht zierte,
Aller apoſtol'ſchen Kirchen
Zweyt' an Rang, an Zahl die dritte.
So auch zahlet ſtets vier Pfennig
Dorthin jeder Hausbeſitzer
In ganz Spanien und Gallizien;
Ledig ſind ſie alles Dienſtes.
Es erfreu'n ſich mit dem Kaiſer
Nun des May'n die frommen Ritter,
Sitzen unter grünen Lauben
An den reichgedeckten Tiſchen,
Wo auf ihre Winke warten
Manche ſchön geſchmückte Diener.
Da war oft ein gutes Tönen
Von Poſaunen und von Cymbeln,
Und von alter Ritter Thaten
Hörte man gar manche Lieder.
Karol war von Anblick herrlich,
Mächtig ſeine Bruſt und Glieder;
Wie des Löwen Augen, funkeln
Feurig ſeine hohen Blicke.
Wen er anſah, mußte oftmals
Vor dem Blicke bloß erzittern.
Seine Länge maß acht Fuße,
Königlich war ſeine Stirne;
Ausgelernt war er im Kampfe,

Und an Kraft faſt wie ein Rieſe.
Tugendſam war dieſer Kaiſer
Auch im Eſſen und im Trinken.
Wenig Brodtes nur genoß er,
Nebſt dem Viertel eines Widders,
Ein'ge Hühner, ſonſt Geflügel,
Haaſen, Pfauen, ſo man briete;
In den Wein miſcht' er ſich Waſſer,
Saß nur einmal Tags zu Tiſche.
Seine Stärke war ſo mächtig,
Daß er oftmals einen Ritter
Ganz geharniſcht und gerüſtet
Auf der flachen Hand gen Himmel
Hoch erhoben in die Lüfte.
Saß er auf dem Stuhl als Richter,
Ward ein Schwerdt ihm vorgetragen.
Nach der alten Kaiſer Sitte.
Viermal trug er Jahrs die Krone
Und das Scepter, alles ſchlichtend,
An dem Weihnachtstag und Oſtern,
Auf Jakobi und zu Pfingſten.
Hundert zwanzig fromme Edle
Wachten um ſein Bette immer,
Wechſelten zu dreyen Wachen,
Standen alſo immer vierzig.
In der Rechten bloße Schwerdter,

In der andern helle Lichter;
Zehn zum Haupte, zehn zu Füßen,
Zehn zur Rechten wie zur Linken.
Ja wer dieſes guten Kaiſers
Thaten alle wollte wiſſen,
Würd' an Worten eh' es fehlen,
Wär' auch Meiſter wer im Dichten,
Um das alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geſchichten;
Wie er edel war und ſtrenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen ſpendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbittlich.
Wie Galafrus einſt der Heide
Den verbannten ſchlug zum Ritter;
Wie er den Braymant getödtet
Dann, den wildeſten der Rieſen,
Der ſie grimmig will bekriegen
Dem Galafrus bloß zu Liebe;
Wie zum heil'gen Grab' er wallte,
Manche Kirchen, Klöſter ſtiftet,
Manches Land und viele Burgen
Dem Dreyeinigen gewinnend;
Wie er heimgebracht das heil'ge
Holz vom wahren Kreuze Chriſti,

Ferner köſtliche Reliquien,
Wohl verwahrt in Gold und Silber,
Nebſt manch ſelt'nem Abentheuer,
Wird von andern wohl berichtet.

Zehnte Romanze.

Alſo war nun ſein geworden
Spanien zu Gottes Ruhme,
Und Sankt Jakob, des Apoſtels;
Kaiſer Karl in Frieden ruhte.
Nur Marſir von Babylonien,
Rieſe Belligank, ſein Bruder,
Die der große Sultan dorten
Sandt' einſt nach den ſpan'ſchen Fluren,
Noch bey Saragoſſa thronten,
Heimlich Tück' und Rache ſuchend;
Treu' und Liebe war erlogen,
Tief im Herzen Haß gewurzelt.
Kaiſer Karol ſandte fodernd,
Daß getauft im Chriſtenbunde,
Gott ſie gleich bekennen, oder
Sich verpflichten zum Tribute.
Ganelon von Mainz war Bothe,
Der Verrathes ſchuldig wurde,
Durch den ſchnöden Lohn beſtochen,

Daß mit falſcher Frevelzunge,
Er den Heiden angelobte,
Sie zu ſättigen im Blute
Kaiſer Karls und ſeiner Stolzen,
Die nichts Arges ſich vermuthend,
In die Schling' er locken wollte,
Wie an Hand und Fuß gebunden.
Dreyßig Roſſe ſchwer von Golde,
Edelſtein und ſpan'ſchem Gute,
Sandten ſie zu Karls Gebote,
Als ein Zeichen, daß ſie huld'gen;
Auch beladen vierzig Roſſe
Sußen Weines zum Genuſſe;
Blühend dann, wie volle Roſen,
Tauſend Mädchen holder Jugend.
Zwanzig Roſſe ſchwer von Golde,
Teppiche geſtickt mit Blumen,
Gaben ſie zu ſeinem Lohne,
Ganelon dem falſchen Buben.
Heimgekehrt zu Karles Hofe,
Spricht er von der Heiden Schwure,
Ihm zu huld'gen, wenn er komme,
Treu zu ſeyn dem Chriſtenthume.
Karol ſandte, ſo betrogen
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Mit den beſten der Genoſſen

Roland, aller Ritter Blume.
Die, bis durch die Berge oben
Mit dem Heer' er Bahn gefunden,
Sollen unten ſeiner dorten
Harren, wachend ſich gedulden.
Bald vergaßen ſie der Sorge,
Von dem ſüßen Weine trunken,
Von der Wolluſt ſüßern Wonne
Ganz beraubt des alten Muthes.
Ganelon ward deſſen frohe,
Gab den Heiden gleich die Kunde.
Funfzig tauſend Heiden kommen
Frühe aus des Waldes Dunkel,
Wo im Hinterhalt verborgen,
Sie geharrt der günſt'gen Stunde,
Tobend jetzt hervorgebrochen,
Daß von Schwerdtern alles funkelt.
Hinten ſind die grimmen Mohren
In das Lager eingedrungen,
Wo die Kämpfer nicht geordnet,
Oder lagen noch im Schlummer.
Doch die Helden nimmer flohen,
Tapfer in die Mohren ſchlugen,
Bis zur dritten Stund' vor Morgen,
Daß die Heiden ſinken mußten,
Ihrer keiner iſt entkommen.

Heimgewendet nun zur Ruhe
Seh'n ein andres Heer ſie vorne,
Größer noch als das ſie ſchlugen,
Wilder auch und grimm'ger tobend.
Da entſinkt das Herz dem Muthe,
Und ſie fühlen ſich verlohren,
Matt wie jeder iſt und blutend,
Können fürder nichts mehr hoffen;
Jetzt zu ſiegen wär' ein Wunder,
Doch iſt keiner noch geflohen.
Eingedenk des alten Ruhmes,
Kämpfen ſie in Blutes Strome,
Bis ermattet von den Wunden,
Endlich in den Arm des Todes
Alle nieder ſind geſunken.
O was war da für ein Morden
Von den grimmen Heidenbuben,
Die auch keines nicht verſchonten,
Der noch gab des Lebens Spuren.
Den mit Lanzen ſie durchbohrten,
And're ſchlugen ſie mit Ruthen,
Auch zerſetzend mit den Dolchen,
Die am Baum ſie feſt gebunden.
Andre mit dem Beil zerſtoßend
Werfen ſie in Flamm' hinunter.
Marternd noch mit wildem Spotte

Sie bis in des Todes Schlunde.
Alſo bitter ward gelohnet
Denen, die es wohl verſchuldet,
Weil obwohl im Dienſte Gottes,
Sie vergaßen Sitt' und Tugend.
Alle liegen ſie ermordet,
Rettung ward da nicht geſunden.
Roland einzig blieb verſchonet,
Dieterich, und Rolands Bruder
Balduin, die im Wald verborgen,
Irrend rannten durch das Dunkel.
Da fand Roland einen Mohren
Bey des Dämmerlichtes Spuren,
Der in dunkeln Wald geflohen,
Band ihn feſt an eine Buche.
In der Nacht bey'm Schein des Mondes
Stieg nun, alles zu erkunden,
Roland auf die Berge oben,
Schauend auf die Feinde drunten.
Bey dem erſten Strahl der Sonne,
Trüben Herzens, doch nicht murrend,
Griff er nach dem großen Horne,
Laut erſchallt die Kraft des Mundes.
Zu dem wohlbekannten Tone
Eilet Balduin der Bruder,
Dieterich und mehr Genoſſen,

Andre Chriſten wohl an hundert.
Deß ward Roland wieder frohe,
Gehet den Gefangnen ſuchend,
Der, mit manchem Tod bedrohet,
Sie zu führen ward gezwungen.
Nach Marſir fragt er den Mohren,
In Marſirus Herzensblute
Hat der Held ſich angelobet,
Rein zu waſchen ſeine Schulden.
„Jener hohe König dorten
Auf dem braunen Roß mit rundem
Schilde, hat der Mohr geſprochen,
Vor dem knieen all' die Unſern.“—
Roland drauf und die Genoſſen,
Nach des Ruhmes Labſal durſtend,
Gott geweiht zum frommen Tode,
Stürzen muthig nun hinunter.
Einen Rieſen ſammt dem Roſſe
Mitten durch in einem Schwunge
Spaltet Roland von der Schulter
In zwey Hälften bis zur Sohle.
Einzig den Marſir verfolgend,
Der entfliehend bleich ſchon wurde,
Hat er nieder all' geworfen,
Rechts und links, die Mohrenhunde,
Bis er dennoch ihn getroffen.

Und der Mohr wälzt ſich im Blute,
Schrecklich des Verraths belohnet,
Fährt er hin zum Höllenſchlunde.
Angſtvoll iſt alsbald geflohen
Belligant weit in die Fluren,
Mit ihm alle ſeine Mohren,
Weil ihr Sultan war geſunken.
Doch auch jene hundert Frommen
Sind nach mancher herben Wunde
All' als Märtyrer geſtorben.
Einſam Roland und voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er nach Balduin ſuchend,
Der wie Dietrich ſich verlohren;
Bis er endlich, ſchmerzgedrungen,
Abſtieg von dem guten Roſſe,
Bleich und kraftlos hingeſunken,
Bey Ciſera's Felſenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde.
Hat ſein Schwerdt alsbald gezogen,
Das ſo herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und im Schlagen recht ein Wunder.
Noch in ſpäter Zeit erſcholle

Zu Durenda's hohem Ruhme,
Rolands gutes Schwerdt zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf ſein Schwerdt, das gute,
Das ſo manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verluſtes,
Hat er Thränen noch vergoſſen,
Klagend alſo ausgerufen,
Liebevoll zu ihm geſprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwerdt ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Namen,
Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden!
Soll ich dich, mein Schwerdt, verlaſſen,
Das ich trug nun ſchon ſo lange?
O wer wird dich künftig tragen?
Wohl iſt ſeelig der vor allen,
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du das ſchärfſte von den ſcharfen,
Einzig bleibſt du wie du wareſt,
Denn der Künſtler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmals nahm ich Rache

Für den Herrn, den ſie verrathen,
An der Heiden böſem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen."

Drauf, nach dieſen Klageworten,
Hat er hoch das Schwerdt geſchwungen,
Schlagend nach dem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieſes Schwerdt ſo hoher Tugend.
Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwerdtes grauſem Schwunge;
Unverſehrt liegt das am Boden,
Unverſehrt, wie er auch ſchluge.
Drauf nach ſeinem großen Horne
Griff er, ſchallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenoſſen,
Die im Thale irrend ſuchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf' ihm in der Todesſtunde.
Und es war des Klanges Donner
Alſo ſtark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten iſt geborſten.

Ihm die Adern ſind zerſprungen.
Ja zu Kaiſer Karles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.
Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe ſenden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Luſt iſt jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“—
O der falſchen Judaszunge
Zu Verrath geſchickt und Morde;
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, ſeinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Waſſer fordert,
Liegend auf dem Wieſengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troſte,
Schmerzvoll, wie er war und durſtend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,
Balduin ſo angſtvoll ſuchend.
Roland war ſchon nah' geſtorben,

Balduin auf ſein Roß geſchwungen,
Eilte, ſeinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde;
Der iſt klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen ſeinem Gotte,
Daß, geſchirmt vor dem Verſucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus dieſem Sündenpfuhle.
Roland ſchlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebet zu opfern,
Reue, Hoffnung, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ja übertroffen,
Sprach er, wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſeel'gen Orte,
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde." —
Dreymal nach dem Herzen fuhr er,

Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Betet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troſte,
Vielmals ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Karel ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Hauſe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen.
Wen ſie führen, fragt er; jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen:
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsveſte.“ —

Da die Meſſe nun geendet,
Vor den Kaiſer Karol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,
Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele
Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſirus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen.“ —
So noch ſprach er; und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland ließ bey'm Felſen
Schon im Todeskampfe ſterbend.
Ein Geſchrey ward da im Heere,
Wie ſie hiehin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Karl den Helden
Liegen fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebete.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,

Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,
Händeringend und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Karol dieſe Klagerede:

„O du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwerdt des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwung'ne Heldenlanze!
Du, dem Judas Makkabäus
Ähnlich durch der Tugend Thaten,
Saul und Jonathan im Tode,
Simſon gleich an Kraft des Armes;
Weh, daß du erſchlagen!

O du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Koniglich von Sinn und Adel!
Du des Klerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen,
Allen hülfreich, Schild der Wittwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte;
Weh, daß du erſchlagen!

Warum mußt' ich her dich führen,
Wo dich todt mein Auge ſahe?
Konnt' ich denn mit dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſeelig
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Schaaren.
Aber wir, ſo wie die Seinen
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um dich klagen;
Weh, daß du erſchlagen!"

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen alle ſie gewaffnet,
Um die Kriegsgenoſſen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten ſie in Haufen,
Einige noch lebend ächzen
Durch einander ſah'n mit Grauſen.
Oliverus, deſſen Seele
Fern ſchon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgeſtreckt mit ſtarken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerriſſen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwerdtern, Meſſern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O, was war da für ein Klagen,

Schreyen und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;
Wiederklangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Karol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare raufend,
Schwur bey dem allmächt'gen Gotte:
Nichts ſoll hemmen ihn im Laufe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwerdt im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten. —
Da den Heiden ſie nun folgen
Ward erhöret ſein Vertrauen;
Unbeweglich ſtand die Sonne
Wohl an dreyer Tage Dauer,
Bis bey Saragoſſa's Burgen,
An der Ebra Uferauen,
Karol ſie hat überfallen,
Ganz in Freud' und Feſt berauſchet.
Da die Rache nun vollzogen,
Ließ er hin zu jenem Baume
Alle Kranken, Schwerverwund'ten,
Dort wo Roland ſchloß die Augen,
Führen, um ſie ſtreng zu fragen,

Weil im Heere war der Glaube,
Durch Verrath ſey es geſchehen,
Weil er Ganelon vertraute.
Um das klarer zu erkunden,
Soll im Zweykampf nach dem Brauche
Dietrich für den Kaiſer ſtreiten,
Daß man Gottes Urtheil ſchaue,
Pinabell für den Verräther,
Einer ſeiner Freund' und Trauten.
Doch als Pinabell erſchlagen,
Läßt der Kaiſer ohne Zaudern,
Da die Schuld nun liegt am Tage,
Keines Zeugen es mehr brauchte,
An vier wilde Roſſe binden
Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen grauſend,
Ihn zerſtückten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichts Poſaune.

Dreyzehnte Romanze.

Fackeln irrten, Feuer brannten
In dem Walde um den Todten,
Weiße Zelte in dem Grünen
All' der Leid- und Kriegsgenoſſen.
Balſam, Aloe und Myrrhen
Muß die heil'gen Dienſte zollen,
Um den Leichnam zu erhalten,
Bis er zu der Heimath komme.
Klaggeſänge und Gebete
Steigen, feyerlichen Tones,
Durch die Nacht in dunkler Stunde,
Bis zu Gottes hohem Throne.
Und nun ward ein Suchen, Tragen,
Als der Gottesdienſt vollzogen,
Bey des Frühroths Morgenſcheine,
Jeder für die Seinen ſorgend;
Ein'ge führen ſie auf Bahren,
Aus des Waldes Grün geflochten,
Tragend andre auf den Schultern,

Sorgſam andre auf den Roſſen,
Hier den Leichnam balſamirend,
Dort in neue Klag' ergoſſen,
Andre lebend noch Verwund'te,
Tragen ſie mit Sorge ſchonend.
Doch des ſeel'gen Rolands Leiche,
Trägt auf Teppichen von Golde,
Eingehüllt im Fürſtenmantel,
Dort ein Maulthierpaar erhoben,
Schmuckvoll in des Zuges Mitte.
Bis nach Blava's hohem Schloſſe
Hieß ihn Kaiſer Karol tragen,
Dort zu Sankt Romanus Dome,
Den er ſelber hat geſtiftet
Und den ſtolzen Bau erhoben.
Da ward ehrenvoll die Leiche,
Mit dem elfenbeinern Horne
Zu den Füßen, und dem Schwerdte
Ruhend an dem Haupt des Todten,
In die tiefe Gruft geſenket,
Bey dem Klang der Trauerglocken.
Selig wohl ſind Blava's Mauern,
Welche Stadt in ihrem Schooße
Hat ſo hohen Gaſt empfangen,
Troſt dadurch und Schutz gewonnen.
Da um Roland nun die Klage.

Nach vollbrachtem Seelenopfer,
Nach vollbrachtem Todtendienſte,
Wieder ſich erheben wollte,
Sprach der gottgeweihte Biſchof
Laut die troſtesreichen Worte:
„O wie ſollte, Klag' anſtimmend,
Uns um den zu weinen ziemen,
Welcher ſeelig im Bezirke
Wohnet ſchon des Paradieſes?
Glänzend wohl und ruhmgezieret
War er, als er wallt' hienieden,
Doch noch heller jetzo ſchimmert
Hoch er über den Geſtirnen.
Denn in ſeines Herzens Tiefe
War ja Gottes Wort geſchrieben;
Heiter war er, fromm und bieder,
Allen er ein Vater ſchiene,
War der Ehre Licht und Gipfel
Und des Ritterthumes Zierde.
Drum ſo wendet nicht die Blicke
Zu dem Sarge, wo mit nichten
Ihr noch könnt den Edlen finden,
Der jetzt ſchon hinaufgeſtiegen
Iſt zu jener Burg des Himmels." —
Alſo lauten jenes frommen
Biſchofs Worte voll des Troſtes.

Manche Helden ſie begruben,
Da Roland beſtattet worden,
Heimwärts ziehend jetzt die Chriſten
An viel Gottgeweihten Orten.
Bey Belinum ward begraben
Oliver und Galdebode,
Dän' Ogier und Araſtagnus
Mit Guarin und andern Todten.
Seelig iſt auch dieſes Städtchen,
Wo ſo große Helden wohnen!
Bey Bordeaux ſind dann begraben,
Ruhend in Severines Dome,
Sankt Reinold und Engelerus,
Mit Gayfer' und den Genoſſen.
Durch Toulouſe war indeſſen
Der Burgunden Schaar gezogen,
Auf dem Ayliſfeld bey Arles,
Lagern ſie ſich mit den Todten,
Wo auch jene ſind begraben,
Die durch Gottes Hand geſtorben,
Da die Schlacht war bey Garzime,
In der Kirche eingeſchloſſen;
Da begruben die Burgunden
Klagevoll um ihre Todten.
Herzog Raymes auch von Bayern
Ruhet mit auf dem Kirchhofe.

Viele Lande ſchenkte Karol
Dort zu Blava nun dem Dome,
Seinem Roland all' zu Liebe,
Viel des Silbers und des Goldes,
Manche Gaben, Rechte ſtiftend,
Mit dem einzigen Gebote,
Daß ſie künftig keinem andern,
Ihre Dienſte leiſten ſollen,
Einzig für den Roland betend
Und für ſeine Kriegsgenoſſen.
Auch am Tage ſeines Leidens
Sollen jährlich, wird geboten,
Dreyßig Arme ſchön bekleidet
Und bewirthet ſeyn im Kloſter;
Daß des Rolands ſie gedenken,
Der den Armen hat geholfen.
Dreyßig Meſſen und Vigilien,
Sammt den andern Ceremonien
Heil'ger Trauer ſind geſtiftet
Zum Gedächtniſſe der Todten,
Rolands und der Kriegsgenoſſen,
Die den Märterkranz erfochten
Auf den ſpaniſchen Gefilden,
Streitend für die Ehre Gottes.

Vierzehnte Romanze.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die vollendend ihr Gelübde,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich in frommen Streit bemühen,
Mit der Palme ſich zu ſchmücken,
Die im Himmel immer grünet,
Gern in eig'nem Blut ſich kühlen;
Wie im Mayen die Gebüſche
In den ſtillen Thalen grünen,
Blüthumkränzt die vollen Hügel,
Linde liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel
Sich erhebt ein Liebesgrüßen,
Auf Geſanges kühnem Flügel;
Alſo blühet, alſo grünet,
Von jedwedem Mund gerühmet,
Manches Heldenherz entzündend,
Und in manchem Lied verkündet,
Rolands Tod und Heldenkühne.

Auch ſein adelich Gemüthe,
Wie er fern von Trug und Lügen
Doch vor allem, wie er frühe
Alle ſeine Schuld abbüßte,
Mit der Märt'rer Kranz ſich ſchmückend,
Deren Palme immer grünet.
Noch in fernen Zeiten glühen
Helden in dem Schlachtgewühle,
Bey dem Rolandsliede kühner,
Wenn der Held alſo begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird geſungen,
Kampf dann begunnen,
Wohlauf ihr Geſellen
Froh in Reih'n zu ſtellen.

Sonne hoch da leuchtet,
Wieſ' im Thaue feuchtet,
Einer läßt vor allen,
Seine Stimm' wohl ſchallen.

Wie die weiß' und rothe
Blüth im Sturm zu Boden,
Alſo blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden
Alles Leid's geſunder,
Höret wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

War er da verrathen,
Manchen Schlag doch that er;
Muß in Blute ſinken,
Ehrenkranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er deß hohe Ehr.
Alle ſeine Starken
Sah' da fallen Karle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen,
Noch ſein Horn erklungen,
Daß es mitten ſprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen,
Horet wie Roland all
Fiel dort im Roncisvall.

Erſt in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet;

Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf goldnem Stuhle.

Iſt er da bey Gotte,
Für ihn ſtarb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wir Sankt Roland bitten,
Führ' in Todes Mitten;
Hell noch ſcheint die Lanze
Bald in rothem Glanze.

Lied iſt nun geſungen,
Kampf wird begunnen.
Gedenkt wie Roland all
Fiel dort in Roncisvall.

So auf kühnen Liedes Flügel
Wird des Roland Leid verkündet,
Deſſen Thaten ewig blühen,
Deſſen Palme immer grünet.

Funfzehnte Romanze.

Als die Todten nun beſtattet,
Sind nach dem Gebrauch der Chriſten,
In die Gruft hinabgeſenket,
Mit Gebet und ſchönen Liedern,
Zu der frommen Kämpfer Ruhe
Manches Grab kunſtreich gezieret;
Kaiſer Karol mit dem Heere
Heimwärts nach Paris hinziehet.
Heil'ge Männer und Biſchöfe
Hat er dorten hinbeſchieden,
Nach des Dionyſii Münſter,
Kund zu machen ſeinen Willen,
Gotte dankend, der ihn ſchirmte,
Gnädig oft ihm half zu ſiegen,
Dann auch betend für die Seelen,
Die in Roncisvall geblieben,
Und der andren Märtrer alle
In den ſpaniſchen Gefilden,
Giebt und ſchenkt für ew'ge Zeiten

Reiche Gaben er der Kirche,
Die dem Sankt Denis geſtiftet,
Hohes Gut und Gold und Silber,
Land und Leute, viele Rechte,
Daß der Heil'ge künftig ſchirmen
Wolle bis auf ew'ge Zeiten,
Alle, die dereinſtens ſitzen
Werden auf dem goldnen Stuhle
Dieſes Reiches, daß im Kriege
Frankreich ſtets beſchirm' und ſchütze
So der Heil'ge, wie im Frieden;
Tritt dann zu Deniſens Leiche,
Sein Gebet gen Himmel richtend,
An dem offnen Sarge knieend,
Daß der Heil'ge wolle bitten
Für die theuern Kriegsgenoſſen,
Die den Märtertod erlitten,
Daß, der Schulden losgeſprochen,
Ihre Seele ruh' in Frieden.
In der Nacht nach dieſem Tage,
Iſt Sankt Dionys erſchienen,
Kaiſer Karlen angelobend,
Daß auf ſein Vorwort und Bitte,
Aller Schulden ſind entledigt
Jene frommen Glaubensritter,
Die für Gottes Ehre ſtreitend,

In dem Heidenkriege fielen.
Auch für jene, welche willig
Fromme Gaben werden ſtiften,
Daß der Bau des ſchönen Münſters
Sey vollendet, will er bitten. —
Drauf nach Achen über Lüttich
Karol ſeinen Weg hinrichtet,
Sich in linder Quelle Fluthen,
Nach der Arbeit zu erquicken,
Sankt Marien ſchönes Münſter,
Das er hatte da geſtiftet,
Hat er reich mit Gold und Silber
Und mit heil'ger Kunſt gezieret,
Ließ mit Fleiß da ſorglich mahlen
Alle heiligen Geſchichten.
Auch auf gleiche ſchöne Weiſe
Ward die Kaiſerburg gezieret,
Die er dicht am hohen Münſter
Sich zur Freude aufgerichtet;
Denn da ſah' man jene Schlachten,
Alle wunderſam geſchildert,
Die in Spanien ſind gefochten,
Wo die Heiden ſie beſiegten;
Auch die ſieben freyen Künſte,
Die der Weisheit Kreis umſchließen,
Sah' man da nach ihren Zeichen,

Durch der Meiſter Kunſt gebildet.
Als das Jahr achthundert vierzehn
Man nun zählte bey den Chriſten,
Sah' man wunderſame Zeichen,
Die auf Karles Tod hinzielten.
Sonn' und Mond hat bey ſechs Tagen
Schwärzlich leuchtend nur geſchienen,
Auch die Worte „Kaiſer Karol",
Die zur Inſchrift dort geſchrieben
Standen an der Wand der Kirche,
Sah' man plötzlich einſt verſchwinden.
Einſtmals ward es auf der Reiſe
Dunkel um ihn her und finſter,
Ganz des Tages Licht verſchwunden;
Von der Rechten fährt zur Linken
Eine große Feuerkugel,
Daß erſchrocken von dem Lichte,
Ab dem Roſſe er geſunken,
Und der Bogen, den er hielte,
In dem Schrecken, in dem Taumel,
Nach der andern Seite fiele.
Seine Kriegsgenoſſen eilten
Ihn vom Boden aufzurichten;
Ruhig iſt er bald entſchlafen,
Noch manch' milde Gabe ſtiftend,
Für die Armen, für die Klöſter,

Giebt er vieles Gold und Silber,
Daß für ſeine Kriegsgenoſſen
Und ſein eigen Heil ſie bitten.
Ruhig in dem Herrn entſchlief er,
Zu empfah'n den Lohn des Himmels;
Seine Seele ruh' in Frieden.

II.

Erſte Frühlingsgedichte.

(1800. 1801.)

Weiſe des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauſchen,
Ihr Lied dazwiſchen Nachtigallen ſchlagen,
Der muntre Vogel ſingt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauſchen;

So ſeht ihr hier jedwede Weiſe tauſchen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Luſt, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauſchen.

Anklänge aus der Sehnſucht alten Reichen
Sind es, die bald ſich ſpielend offenbaren,
Uns ihr Geheimniß bald mit Ernſt verkünden;

Sinnbilder, leiſe, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings ſtille Hoffnungszeichen,
Die ſchon in helle Flammen ſich entzünden.

An Heliodora.

Aus tieſem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth,
Da klang der dunkeln Tugend Lichtgebot:
« Befrey' dich Freyer ſelbſt, durch heil'gen Tod.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſeyn wird, faßt' im Streben
Kunſtlieb' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen,
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken,
So gränzenlos begehrt' ohn' es zu ſagen,
Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken;
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf du Wunderblume, Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworrene Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verſtande

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken,
Schau in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel;
Da kämpf' ich, Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth;
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen
Ein Schwerdt vereine hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaſſnem Ruhme
Der Liebe Kranz im irrd'ſchen Heiligthume.

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele der Freude erſchloſſen,
Im Frühlingestagen, die muthigen Lieder zu wagen,
Entriſſen dem Zügel in Freyheit zu jagen
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren will Freude rur ſagen;
Im Dunkel der Bäume da bilden ſich roſige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen.
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchoſſen Geſtalten auf feurigen Roſſen,
Im Silber der Flüſſe dann Friede gefloſſen
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entfloſſen
In fliegenden Worten, ſo öffnen ſich feurige Pforten,
Und klar iſt der Frühling der Gottheit Genoſſen.
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen,
Kann Kummer ſie nagen? Sie ſehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergoſſen.

Lied.

Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Roſenlicht am Himmel ſchweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich ſagen:
Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt ſich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauſchet,
Abend kühl im Walde rauſchet,
Dunkel ſchlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Rückkehr zum Licht.

Unſre Erde liebt den Aether,
Möchte gern der Sonne nahn.
Starres Eiſen ward lebendig,
Als das Licht hernieder kam,
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Felſen trieb die Tiefe,
Hohe Lüfte ſchwebten nah,
Von dem Aether abgeſendet
Um die große Braut zu ſahn.
Scham macht roth den blauen Schleyer,
In den Adern rinnt Metall,
Edelſteine blitzen unten,
Und in Wolken blüht der Strahl.
Süßes Blut durchdringt die Glieder,
Flammen rieſeln unſichtbar,
Sehnſucht ſchwellt die üpp'gen Hügel,
Grüne Fülle quillt im Thal,
Und es ſpielen bunte Thiere,
Wo den Schooß der Aether traf.

Pflanzen, Thiere und Metall
Athmen nur des Lichtes Kraft;
Andre Weſen leuchten anders,
Mancher Schein von Einem Strahl.
Leichtes Eiſen, feſter Aether,
Steht der Menſch vollendet da;
In dem Antlitz glänzt die Erde,
Und zur Sonne will die That.
Wo die Farben wieder Eins,
Wird das Licht ſich ſelber klar,
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wann der Heimath es gewahrt.
Frohe Zeichen ſchaut das Auge,
Wo das kühne Leben wallt,
Wo die wilde Erdenfülle
Schön vereint iſt zum Geſang;
Da erinnert an die Sonne
Uns ihr Abglanz, die Geſtalt.
Freyer regt ſich dann die Liebe
Die ſo tief verſchloſſen lag;
Wo die Schönheit angeſprochen,
Hatte Liebe ſchon gefragt.
Wenn das Herz in ſchöner Liebe
Kühnlich ſchwebet gleich dem Aar,
Stromet hoch die Fantaſie,
Wie die Flamme vom Altar.

Was der Geiſt ſo hell gedichtet
Lebet ewig feſt und wahr;
Und zur Sonne kehrt das Licht,
Wo das heil'ge rein und klar.

An eine Freundin der Poeſie.

Aus deinen braunen Augen,
Da leuchtet heiter,
Wie grüner Mayen,
Die Freude voll Vertrauen.
Mich dünkt, es gleichet,
Vom Liede ſchön entzündet,
Dein froh bewegt Gemüthe
Den frommen Zeiten,
Da in der Jugend Roſe
Noch Pilgerinnen
Des Glaubens Lilie
In volle Herzen ſchloſſen,
So leicht durchs Leben gingen,
An treuem Stabe
In grünem Frühling wandelnd,
Der immer bliebe.

Monolog.

Ja, ich fühle mich gezwungen
Endlich dir mein Leid zu klagen.
Lüfte! könnt ihr mir nicht ſagen,
Wo ſo lange bleibt die Meine?
Daß ich irren muß alleine,
Seufzen nach der Unbekannten;
Nein, der nur zu wohl bekannten,
Die in jedem Traum ich ſah,
Deren Bild mir immer nah,
Doch vor allem hier im Thal;
Hier erfreu' ich mich der Qual,
Hier ergeb' ich mich den Träumen,
Irrend auf den grünen Räumen,
Wo der Waldbach rauſchend fließt.
Wenn ſich im Geſang ergießt
Klage hoher Nachtigallen,
Sie in's tiefe Herz mir ſchallen,
Oeffnet ſich der ſtumme Mund,
Thut mir ſelbſt mein Leiden kund,
Rufend dich, du lang' Erſehnte!

Alles, was ich Freude wähnte,
Kann mir keine Luſt mehr ſchaffen.
Fremd ſind mir die theuren Waffen,
Nichts der Roſſe kühnes Spiel;
Ach und was mir ſo gefiel,
Lieber Freunde muthig Scherzen,
Das verwirrt mir nur die Schmerzen,
Seit ich hin, nicht mehr mein eigen.
Komm, Geliebte, dich zu zeigen,
Daß ich dich mit Glanz umkröne!
Komm, und gieb mir deine Schöne
Mein zu ſeyn, mein Heiligthum!
Bin ich darum reich an Ruhm,
Aller Jugend Kron' und Zier,
Daß ich krank und einſam hier
Soll umſonſt nach Freude ſchmachten?

Jede Kunde, die mir brachten
Ferne Männer, ſtille Boten,
Was du mir geheim entboten,
Was ſo manche Sommernacht,
Die ich glühend durchgewacht,
Durch die Wälder mich getrieben,
Das iſt in der Bruſt geblieben,
Alles andre gar verſchwunden.

Keine hatt' ich noch gefunden,
Die wie ich der Gluth ergeben.
Ach, ſie fühlten nicht das Leben,
Das der vollen Seel' entquillt!
Keine hat das Herz geſtillt,
Das die Kraft ſo gern verſchwendet.
Du allein haſt Troſt geſendet,
Süße Herrin, du alleine,
Du an Schönheit einzig Eine,
Stolze Heldinn, herrlich Weſen,
Die ein Gott wohl auserleſen,
Daß mir kühne Hoffnung bliebe,
Wahr zu finden meine Liebe.

Fantaſie.

Alte Töne tönen wieder,
Raſch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnſucht hingegeben,
Wenn der Knabe einſam weint;
Dann zu hoher Luſt vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,
In des Uebermuthes Fülle;
Zwiſchendrein die alte Stille,
Friſch lebendig was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen ſchon das Neue;
Schmerzen, die ich nimmer ſcheue,
Weil ſie tief're Luſt erzeugen,
Kalte Feſſeln, die mich beugen,
An der Jugendblüthe nagen;
Laßt, o laßt mich alles ſagen.

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden;
Daß ſie alle gleich verſchwunden,
Muß ich trauern.
Frühen Leiden hingegeben,
Mußte Schönheit ſo verderben,
Süße Anmuth welkend ſterben;
Blühend noch muß Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang' erſehnte nun ihm nahte,
Weiß er kaum ſein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude giebt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen,
Das die Freude oft zu Leide machte.
O dieß Verlangen
Zu kühlen, an den Lippen feſtzuhangen,
Bis daß in ſüßer Luſt der Sinn vergangen!
Und faßt dich einmal dieſes tiefe Sehnen,
So darfſt du nimmer wähnen, es zu füllen
Und wollte dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren ſchönen Freuden.

Laß' uns fröhlich tändeln,
Laß' uns Scherz erſinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie ſüß iſt die Freude,
Mit der Liebe zu ſpielen,
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur dich Hohe ſchmückt die Krone.
Lichtglanz muß dich golden zieren,
Roſenſtrahlend triumphiren,
Herrin, auf des Herzens Throne!
Alles gab ich dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,
Bis wir freudeflammend beyde,
Beyde ſagten: Nun verſchone!

Wenn ich unverſtanden bliebe
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben,
Um ſo inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wähnte,
Was ich liebeſehnend meyne
Iſt ſo heiter, lind' und reine,

Daß kein Sinn ſich weiter ſehnte,
Der geſehn dieß einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben
Und in heitern Freuden ſchweben.

Kühne Wogen, wildes Leben,
Laß' den Strom nur immer brauſen,
Friſchen Sturm im Herzen ſauſen;
Wie der Adler durch die Lüfte,
Ueber Meere, über Klüfte,
Laß mich ſchweben, laß mich fliegen!
Alles kann der Muth beſiegen,
Muth entſprungen hohem Glauben;
Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechſeln die Gefühle
In dem irdiſchen Gewühle

An die Freundin.

Mich traf, ich weiß nicht wie, ein ſüß Verlangen,
Sogleich mit dir zu ſterben. —
Es dünkte mich, wir gingen
Im Grün, die Stirn' vom Morgenſtrahl getroffen,
Weit, weit von Menſchenſpuren.
Im Steigeck hören wir die Lerche ſingen, —
Das Auge lächelt auf die ſtillen Fluren,
Des Berges Höh' ſchon nah, wo froh wir wagen,
Die Freyheit zu erwerben.
Nun wirſt den Freund, du Freudenreiche, fragen:
„Warum willſt du verderben?“ —
Ich ſah mich ſelbſt, mein Weſen klar und offen;
Erreicht das Ziel, das alle Wünſche hoffen,
Wenn ſie ſich nicht beſchränken.
Wie wenig alles, muß ich ſeitdem denken.

Der welke Kranz.

Es war noch May, da haſt du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen, ſelber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe ſchon ſich regte,
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich ach! der Freund ſo gerne hegte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte an das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen, daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen, nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen.
Wie der, hat ſie, zu enden früh erkohren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe köſtlich liebe Gabe,
Das einz'ge, was ich habe von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern, wenn in Thränen,

Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht der Erde eitlem Wähnen.
Doch erſt laß mich in Thränen ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Uns, die in Luſt des Todes Leben fanden,
Kühn die Natur verſtanden in den Flammen,
Wo Lieb' und Schmerz zuſammen uns verbunden;
Uns ſey die Stirn umwunden,
Vom Zeichen, deſſen Sinn wie längſt gefunden.
Denn ſproßten aus den Wunden oft nicht Roſen,
Uns ſchmerzlich liebzukoſen?

Laß denn des Mädchens Schatten uns umſchweben,
Der Wehmuth hingegeben,
Bis wir im Tode Eins noch inn'ger leben,
Und dann dieß tiefe Streben ganz vereinet,
Das lächelnd ſich beweinet.

Bitte.

Ach laß' die theure Frau in bittern Leiden,
Du milde Königinn, mir nicht verſinken!
Ihr Herz erfriſche bald ein himmliſch Winken
Aus jenen Augen, die mit Licht uns weiden.

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' ins Dunkel ſinken,
Und darf aus deinem Bilde Gottheit trinken;
Sie lebt in Lieb', und liebend wird ſie ſcheiden.

O Mutter! todt und arm ſind jetzt die Herzen,
Doch wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verſpottet bliebe;

Wir fühlen noch die Gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
Es glüht und blüht in uns die erſte Liebe.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk ſtrömt die ſchöne Welt
In lichter Lebensfülle,
Des ſchönſten Weſens Hauch in alle Sinne:
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft ins Herz, und hält
Das trunkne, daß in Freud' es nicht zerrinne.
Du heil'ge, lockſt den Geiſt zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund ſchön, wie in den Funken
Des Lichts, im Tod' und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus deren üpp'gem Schooße Sonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die holde Pflanze,
Der vollen Erde Bruſt zum bunten Kranze.

Doch müſſen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menſchenbilde,
Aus deſſen Aug' das All ſich ſelbſt beſchaut,
Deß kühnes Haupt am himmliſchen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut.

Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut,
Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte ſtrahlen,
Vergangne, künft'ge, jetz'ge Geiſter bindend,
Die heil'ge Kunſt erfindend,
Und bildet ew'ger Liebe ſüße Qualen.
Der Menſch nur lächelt, ſelbſt ſein holder Spötter;
Aus ſeinem Haupt entſprangen alle Götter.

Das Urbild ſolcher Bildung blüht im Weibe;
Es iſt der Menſchheit Blume,
Die ſeelig duftet ſtille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem ſüßen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel ſtammen.
Schmilz aller Männer Macht und Geiſt zuſammen;
Was groß und würdig, mögen ſie erringen,
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden.
Den Gott im Werk verkünden,
Lehrt Lieb' und auch durch That zu ihm ſich ſchwingen:
Und Liebe kann der Milden Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat ſo treu der Freund den Freund gefunden,
Als ſanfte Frau'n oft waren,
Wenn's muthig galt, an's Herz des Liebſten hin
Zu dringen durch den Tod und durch Gefahren;

Univ. B.Bl.

Dem Einz'gen feſt verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht ſchön in Frau'n der Tugend milde Frucht.
Verſtand und Frieden glänzt vom Angeſichte,
Das Aug' in heiterem Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Der Frauen Geiſt beſeelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz ſich bald geſund.

Das Kind ſaugt Liebe aus der Mutter Bruſt
Es ruht der Knab' im Schooß,
Der Jüngling ehrt ihr Aug' als ſein Geſtirn;
Des Mannes freudig Herz erſchwillt ihm groß
Bey'm Anblick ſolcher Luſt,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhers denkt des Sehers weiſes Hirn
Als dich, Natur! Kein Weſen aber gleichet
So nah' dir als der Mutter Kraft und Tugend,
Die jung in fremder Jugend,
Des Mitgefühles tiefſte Tief' erreichet,
Und ſchwelgend in der Erde ſchönſten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blüht der leichte Himmel;
Die Tiefe voll Verlangen

Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält feſt die Erd' umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel,
Bekränzt ſie bräutlich ſich zum Hochzeitsbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch ſag ich's, ſchöne Frauen, kühn und laut;
Ihr ſeyd die ſchönſten Blüthen dieſer Erde!
So wahr ich froh noch werde
Bey'm Kuß der hingegeb'nen Braut;
Wer ſolche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der iſt der höchſt' in ſterblichen Geſchlechten.

Das Gedicht der Liebe.

Wie nächtlich ungeſtüm die Wellen wogen,
Bald ſchwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald ſinkend zu der Tiefe hingezogen,
Sehnſüchtig fluthend in dem Wechſeltanze,
Bis Morgenroth empor ſcheint aus den Wogen,
Noch feucht in blumenlichtem Thränenglanze;
So ſteigen hier der Dichtkunſt hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnſucht Meer und Wonnequalen.

Stanzen.

Zur Einleitung eines Mährchens.

Wie Blätter dunkles Grün um Blumen ranken,
Als ob es gern die Gluth der Farben kühlte,
Weil ſonſt das Auge würd' im Glanz erkranken,
Wenn es berauſcht im Blumenfeuer wühlte,
Wo rothe, weiße, bunte Strahlen wanken,
Nicht auch im Grün das Licht gemildert fühlte;
So möcht' ich, dich umarmend, Mährchen weben,
Die Flammen durch Geſchwätz zu lindern ſtreben.

Die Flammen, wo den ſüßen Tod wir ſtarben,
Den du, ein ſcheues Kind ſonſt, nimmer ſcheuteſt,
Seit meine Bitten deine Huld erwarben,
Wo ſterbend du zum Leben mich erneuteſt,
Und, glaubt' ich ſchon im Ueberfluß zu darben,
Durch Reiz im Reiz dich freuend mich erfreuteſt:
Sie werden unſern holden Leib verzehren,
Wenn wir nicht ihrem ſüßen Gifte wehren

Doch weil, wo Frag' und Antwort wechſelnd ſpielen,
Die Lippen bald ſich inniger vermählen,
Und im Geflüſter ſüße Pfeile zielen;
So möcht' ich andre Stundentäuſchung wählen,
Und wüßt' ich nur, wie ſie dir wohlgefielen,
Die reizende Geſchichtchen neu erzählen,
Die du anhörteſt, weichlich hingegoſſen,
Als kämen ſüß vom Himmel ſie gefloſſen.

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen!
Flamme kühn, und laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

Tändeleyen.

Als der Wiz ein Liebchen ſuchte,
Neckt' er Mädchen fern und nah.
Endlich wählt' er doch die Freude
Die ihm leiſ' entgegen kam.
Schwanger ward ihr zartes Seelchen,
Wußte nicht, wie ihr geſchah,
Bis nach einem leichten Stöhnen,
Von dem Söhnlein ſie genaß
Muthwill hieß das Kind der beyden,
Der noch kaum ein Knabe war.
Als er ſchon mit Mädchen ſpielet,
Gleich erhaſcht' die flücht'ge Scham.
Hold errӧthend floh die Kleine,
Bis an ſeiner Bruſt ſie lag.
Wo er ſorgſam ihrer pflegte,
Daß ſie ruhig bey ihm ſaß.
Als die Kleine Mutter wurde,
O wie liebte ſie ihn da!
Brachte viele, viele Kinder,
Alle Scherze leicht und zart.

An Selinde.

1.

Als das Köpſchen an mir ruhte,
Konnt' ich nicht ein Wörtchen ſagen;
Konnte glühend von Verlangen,
Keine Liebkoſung doch wagen.
Sieh ſo glühend muß ich lieben,
Und du fühlſt nicht meine Klagen!

2.

Sirene, du Sirene,
O wie ſüß kannſt du loben!
Da ward ich ganz entzündet,
Fern die Klugheit geflohen.
Es war, als ob du liebteſt,
Das hat mich ſo betrogen:
„Die Süße will dich lieben,"
Dacht' ich in Luſt erhoben.
Sirene, o Sirene,
Welch Netz haſt du gewoben!

3.

Laß' frey die Flammen, die mich quälend drücken,
Sey einmal noch wie ſonſt ein liebend Weib!
Komm an das Herz, das frey von allen Tücken,
Gieb hin der Luſt den jugendlichen Leib,
Und laß' die zarten Glieder mich umſchlingen;
Wie ſollt' ich ſonſt das volle Herz bezwingen?

4.

Zwar du litteſt meine Küſſe,
Doch erwiederteſt kaum einen,
Flammen ſchwebten auf den Lippen,
Und berührten ſchon die deinen;
Doch getäuſcht floh'n ſie zurücke
Und verzehrten ſich alleine.
Böſes Kind, um dieſe Kälte
Könnt' ich wie ein Kind faſt weinen.

5.

Den treuen Freund auf ewig dir zu weih'n,
Haſt du ihm deine Freuden hingegeben.
Laß auch die Schmerzen offenbar ihm ſeyn,
Daß nie der Täuſchung Wolken uns umſchweben!
Schön biſt du doch; wozu der eitle Schein?
Drum ſag' mir, ſag' mir alles, ſüßes Leben,
Ich ſoll und muß an deine Wahrheit glauben,
Nur du kannſt ſelber dich mir wieder rauben.

6.

Die ſüße Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Als mich der liebe Leib ſo ſuß umſchlungen,
Auch du von meinem Leben warſt durchdrungen
Uns beyd' umſchwebt' ein ſeeliges Vergeſſen!
Was darf mit freyer Liebesluſt ſich meſſen,
Wenn endlich jeder Zweifel nun bezwungen,
Die Welt in einen Augenblick verſchlungen,
Und Freude macht das leichte Herz vermeſſen?

7.

Noch einmal laß' das ſüße Gift mich ſaugen,
Feſter uns verbünden,
Heißer dich entzünden!
Noch einmal laß' in deinen Arm mich ſinken,
Daß ſo umſchlungen,
Ganz durchdrungen,
Ein Blitz der Luſt belebend beyde tödte.

Lied.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt ſie wieder.

Wie die Blume glänzt dem Kinde,
Lächeln Leichtſinn uns die Mädchen,
Leichte rollt des Lebens Rädchen
In der Liebe Luſtgewinde.
Darum ſingt man froh und linde,
Kleine Frauen, kleine Lieder,
Liebt ſie, und ſie lieben wieder.

Und es gleiten von der Kehle
Dieſe Spiele, dieſe Wörtchen,
Wie ein ſüßes Lieblingsörtchen
Lieblich ſchwebet vor der Seele.
Ach, man fragt nicht, ob was fehle:
Denn man ſingt die kleinen Lieder,
Wie man liebt, und ſingt ſie wieder.

Der Schiffer.

Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Lenke hin und her das Ruder,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Träume ſüß im ſtillen Muthe;
Gleiten laſſ' ich auch den Kahn,
Schaue in die blanken Fluthen,
Wo die Sterne lieblich ſchimmern,
Spiele wieder mit dem Ruder.

Säße doch das blonde Mägdlein
Vor mir auf dem Bänkchen ruhend,
Sänge ſchmachtend zarte Lieder!
Himmliſch wär' mir dann zu Muthe;
Ließ mich necken von dem Kinde,
Wieder tändelnd mit der Guten.
Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Träume ſüß im ſtillen Muthe,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Führe hin und her das Ruder.

Die Verhältniſſe.

Rückſichten ſind's, die unſern Blick berücken;
In Abſicht jede Ausſicht gleich erkalten,
Bis wir, eh' wir uns umgeſehn, veralten,
Und beugen dann, von Einſicht ſchwer, den Rücken.

Roh ſcheint's, der Erde Blumen grade pflücken.
Wir möchten fein der Schonung Linie halten,
Der Liebe Leben künſtlich klug verwalten,
Verſtändig und mit Anſtand uns erdrücken.

Wir ſollen unbekannte Größen wählen,
Es ſind zu wenig Gleichungen gegeben,
Drum hatt' und hat's ein ſonderbar Bewendniß;

Denn, weil wir endlos rechnen, zweifeln, zählen,
Wird uns das klare, leichte, freye Leben
Ein einzig vielverſchlungen Mißverſtändniß.

Tapfer verhalte dich ſtets; ſo iſt dein das beſte Verhältniß,
Kannſt du gelaſſen es ſehn, wie ſich verwickelt das Volk.

Bündniß.

Wo mehre bildend ſich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künſtler ſeines Daſeyns Mitte,
Weiß nun, wohin er richten ſoll die Schritte,
Und ſieht die Theile ſich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' und Stufe höher ſchritte,
Und wenn man noch ſo ſtarke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

Es darf der Menſch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth ſich ſchließen an die muth'gen Brüder,
Den feſten Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Geſtaltung zollen,
Die höchſten Würden ſteigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunſtwerk groß vollenden.

Ein Traum.

Tief im dunkelgrünen Walde
War ein Leu von hohem Muthe;
Dieſer liebte ſeinen Herren,
War ihm treu von Herzensgrunde.
Auf dem Thiere ritt der Jäger,
Sprengte durch die grünen Fluren;
Wollt' er auf den Rücken ſpringen,
Stand der Löwe ganz geduldig.
Doch nach vielen Tagen einmal,
Da er wieder es verſuchte,
Ward die alte Wildheit rege,
Dreht' er ſich in zorn'gem Muthe,
Als ob er ihn tödten wollte,
Seinen Herrn, den lieben, guten.
Doch alsbalde ward' er's inne,
Und da war er ſtill und ruhig.
Traurig ſenkt' er nun die Blicke,
Und es nagt' ihn bittrer Kummer.

Daß er ſeinem Herren zürnte,
Ihn gar balde hätt' verwundet;
Das zernagt ſein großes Herz ihm,
Und es wird ihm immer dunkler.
Nieder legt er ſich zu Boden,
Hingeſtreckt auf hartem Grunde,
Liegt er da zehntauſend Jahre,
Wie von Schmerz und Reu verwundet,
Achtet nicht der Freundes Reden,
Ganz verſteint in herbem Kummer.

Betrachtung.

Das kleine Haus, es ſteht noch an der Stelle,
Wo ich es ſonſt geſehn vor vielen Jahren,
Seit ich ſo manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieſelben Tritt' und Weg' an ſelber Stelle,
Die kleinſten Dinge, wie ſie eh'mals waren;
Bemüht die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles ſtelle.

So bleibt Beſchränkung gern in tiefem Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die ſtille Welt da zu verweilen.

Den kühnern Geiſt hat immer Ruh vermieden;
Will ſinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

Bild des Lebens.

Krank, matt, gebückt, ſah ich den Alten ſchleichen,
Den Blinden muß die Hand des Mitleids führen.
Weh! die der Augen ſüßes Licht verliehren;
Das könnte wohl den härt'ſten Sinn erweichen!

Ob bald die Nebel vor der Sonne weichen,
Fragt er, die Strahlen ſchon die Berge zieren.
Es hörend, hebt er an zu triumphiren;
Froh, durch Geſang den Himmel zu erreichen.

Das war es, was mich mehr als Thränen rührte;
Ein rechtes Bild des armen Menſchenlebens,
Wie Blind' auch uns in Nacht das Mitleid führte.

Die Sonne ſucht der dumpfe Blick vergebens;
Seelig, wenn nur das Herz den Strahl noch ſpürte,
In Nacht das Licht begrüßend unſres Strebens!

An die Dichterin.

Gern flieht der Geiſt vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernſthaft thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in ſich die heiligſten Gefühle.

Umweht ihn einmal Aether leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen,
Und ſchnell wird jenen Scherz der Ernſt belohnen,
Daß er ſich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünſche, die dich hin zur Dichtkunſt ziehen,
Der frohe Ernſt, in den du da verſankeſt,
Das ſey dein eigen ſtill verborgnes Leben;

Was du gedichtet, um ihr zu entfliehen,
Das mußt du, weil du ihr allein es dankeſt,
Der Welt zum Scheine ſcherzend wiedergeben

Farbenſinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer dich die Schweſter binden.

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben drunter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Ein Lied des Heinrich von Veldeck. *)

Mein ſehnendes Denken, dazu meine Sinn' allgemeine,
Auf Eines ſich lenken, beſorgen einzig das Eine,
Wie ich Ihr beſcheine,
Daß ich ſchon lange mit Sange ſie meyne,
In ſtetem Muthe, ſie gute, ſie reine.

Seelig in Freuden ich wäre, der reichſte an Gute,
Wollte mein Leiden bedenken die wohlgemuthe,
Vor Falſchem behute;
Und möcht' es gelingen mit Singen dem Muthe,
Daß ſie mein hüte, mit Güte, ſie liebe, ſie gute.

Wohl mir der Sinne, die mir immer gaben die Lehre,
Daß ich ſie minne, je länger und je mehre;

---

*) In dieſem Gedichte ſind nur wenige Worte verändert worden, welche nach der jetzigen Sprache nicht verſtändlich geweſen ſeyn würden; damit man an dieſem Beyſpiel ſehe, wie wenig an der Sprache dieſer alten Lieder zu ändern nöthig wäre, um ſie wieder neu und allgemein zu machen, ſobald nur das Versmaß recht verſtanden und richtig abgetheilt wird. —

Daß ich ihr' Ehre
Recht als ein Wunder beſunder ſo ſehre
Minne und meyne, ſie reine, ſie ſeelig, ſie hehre.

Mein' Hände ich falte, mit Treuen gar flehn'd auf ihr Füſſe,
Daß ſie, wie Iſalde Triſtranden, mich tröſten müſſe,
Und alſo grüße,
Daß ſie die Schmerzen von Herzen mir büße
Und ſie mich ſcheide von Leide, ſie liebe, ſie ſüße.

An eine Freundin in der Ferne.

Oft ſeh' ich vor mir deine blauen Augen
Und täuſche mich, vergeſſend daß du ferne.
Ich möchte Huld aus deinen Blicken ſaugen,
Verſinke träumend in die dunkeln Sterne,
Und acht' es nicht, daß andre wenig taugen,
Froh, wenn ich dein Gemüth vernehmen lerne;
Seh' ich dann um den Mund dein Lächeln ſchweben
So wünſch' ich heiter neben dir zu leben.

Alte Gedichte

aus dem Spaniſchen.

An die heilige Katharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat dir Gott ein Herz gegeben,
Das ſo fromm beſtehen ſollte;
Thät der Bruſt das dein' entheben,
Wie dein Fleh'n begehren wollte.

Ja, er mahlt' auf deinen Wänden,
Karmoſinen ſeine Wunden,
Will ſein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebild't gefunden
Jede Qual an Füß' und Händen.
Chriſti Leiden mußt', o Holde,
In der Hütte dich umgeben;
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager dürre Reben.

Auf der Pilgrimſchaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſſen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troſte uns bereiten
Wollte, für des Lebens Frohne.
Du des heil'gen Gartens Krone,
Hohe Perle, ſo uns bliebe,
Quell der Gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber ſchriebe,
Konigin dich hieß zum Lohne.

Theure Zuflucht für Entfloh'ne,
Milder Oelbaum reich an Früchten,
In deß Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede ſelig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo ſchon zeigen,
Engel feyern's in den Reigen;
Du, der ſich die Himmel neigen,
Stumm die Schönſten alle ſchweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach, wie ſpricht in ſanftem Tone
Die holdſel'ge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daß ſie freundlich unſer ſchone.
In den Feldern von Sione,
Lilienblume hold verſchloſſen,
Frommer Demuth Palm' entſproſſen,
Die des Segens Füll' ergoſſen,
Uns gewaffnet mit Geſchoſſen,
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lieb' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne;
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erſchuf im ird'ſchen Thone!
Herrin! ach was ſind wir ohne
Deine ſüße Huld zu achten?
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Wird die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen machten,
Lichter Hoffnung Chalcedone.

Schau' herab von deinem Throne,
Königin, zu der wir trachten,
Unſern Feind durch dich verachten,
Jeden Schmerz in Frieden brachten,
Ende du mein tiefes Schmachten,
Daß ich ſelig bey dir wohne.

Vom Leiden Chriſti.

Erd' und Himmel ſich beklagten,
Trübe war das Licht verborgen,
Wüthender das Meer zu brüllen
Wälzte dunkel ſeine Wogen,
Als der hohe Welterlöſer,
An dem Kreuze bald geſtorben,
Worte, würdig heißer Thränen,
Alſo ſagte, wie ſie folgen:
„Nun, o Herr, in deine Hände
Sey anjetzt mein Geiſt befohlen.“
O unſäglich tiefe Trauer,
Unvergleichbar bitt're Looſe,
Daß der unerſchaff'ne Schöpfer
Selber zum Geſchöpf geworden,
Um dieſelben zu erretten,
Die ihm gaben Tod zum Lohne!
Nur du ſeine hohe Mutter,
Reiner Jungfrau'n heil'ge Krone,
Du allein vom Troſt entkleidet,
Magſt es ſagen, Freudenloſe!

Lied.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sey der Tod das Ziel des Strebens,
Und mein Lohn.

Mutter ward ich wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erſt beweine,
Seit ſie doppelt mir im Herzen,
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Iſt entfloh'n.

Weil viel Tod iſt überwunden
Durch des Einen bitt'res Sterben;
Drum muß billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eins ſterben.

Und es ſchickt den Troſt vergebens
Von dem Thron,
Zu mir her das Licht des Lebens,
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Thiere, wandelnd auf den Weiden:
Sagt, warum wollt ihr nicht ſchreyen,
Mich zu tröſten in den Leiden?
Der allein kein Troſt gegeben,
Weil entfloh'n
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

III.

Abendröthe.

Erſter Theil.

Tiefer ſinket ſchon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit iſt vollendet,
Und die Kinder ſcherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh' die Sonne ganz verſunken;
Milden Balſam hauchen leiſe
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret,
Wenn die Sinne ſeelig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menſchen,
Berge himmelan geſchwungen,
Und der große Silberſtrom,
Der im Thale ſchlank gewunden;
Alles ſcheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor,
Manches Lied aus Einem Munde.

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu beſiegen,
Zu den Himmliſchen oben,
Will es dringen und fliegen.
Der Menſch emporgeſchwungen,
Glaubt ſchon, er ſey durch die Wolken gedrungen.

Bald muß er ſtaunend merken,
Wie ewig feſt wir auf uns ſelbſt begründet.
Es ſtrebt in ſichern Werken,
Sein ganzes Thun verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Er baut wie Felſen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen ſpottend hangen;
Vergeſſend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu ſcherzen,
Denn hoher Muth ſchwillt ihm in hohem Herzen.

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu ſchweben, zu ſingen;
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menſchen ſind thöricht,
Sie können nicht fliegen;
Sie jammern in Nöthen
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will todten,
Dem Fruchte wir pickten;
Wir müſſen ihn höhnen,
Und Beute gewinnen.

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Wenn ich ſo ein Vogel bin,
Darf ich alles, alles haſchen,
Und die höchſten Kirſchen naſchen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Iſt ſie böſ' in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an ſie ſchmiegen,
Ihren Ernſt gar bald beſiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,
Dürft' ich in der Sonne ſchwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen,
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär ich über jene Hügel
Ach dann wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Der Fluß.

Wie rein Geſang ſich windet
Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen,
Er ſelbſt ſich wieder findet,
Wie auch die Weiſen tauſchen,
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauſchen;

So fließet mir gediegen
Die Silbermaſſe, ſchlangengleich gewunden,
Durch Büſche, die ſich wiegen,
Von Zauber ſüß gebunden,
Weil ſie im Spiegel neu ſich ſelbſt gefunden;

Wo Hügel ſich ſo gerne
Und helle Wolken leiſe ſchwankend zeigen,
Wenn fern ſchon matte Sterne
Aus blauer Tiefe ſteigen,
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

So ſchimmern alle Weſen
Den Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erleſen,
Durch milder Götter Güte,
In dem Kryſtall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der Hirt.

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in ſüße Bilder wiegen;
Da kam Anmuth in's Gemüthe,
Alle Wehmuth zu beſiegen.
Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die ſtillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Die Roſe.

Es lockte ſchöne Wärme,
Mich an das Licht zu wagen;
Da brannten wilde Gluthen,
Das muß ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
In milden heitern Tagen;
Nun muß ich frühe welken,
Dem Leben ſchon entſagen.
Es kam die Morgenröthe,
Da ließ ich alles Zagen,
Und öffnete die Knoſpe,
Wo alle Reize lagen.
Ich konnte freundlich duſten
Und meine Krone tragen;
Da ward zu heiß die Sonne,
Die muß ich drum verklagen.
„Was ſoll der milde Abend?“
Muß ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe iſt verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.
Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch ſterbend ſagen.

Der Schmetterling.

Wie ſoll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe;
Und reizende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer ſchöner glänzen
Meine bunten Flügel,
Immer ſüßer hauchen
Alle kleinen Blüthen.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Wie groß iſt die Freude,
Sey's ſpät oder frühe,
Leichtſinnig zu ſchweben
Ueber Thal und Hügel.
Wenn der Abend ſäuſelt
Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden,
Scheint die Wieſe grüner.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Die Sonne.

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt ſich der Mutter Auge, und muß trauern.
Noch einmal ſie umfangend,
Vergehn die Kleinen, an den Blicken hangend;
Sie ſoll und muß ſich trennen,
Nur eine Mutter kann ſolch Leid erkennen.
So ſtröm' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'ſchen Bande
Will alles hin zu mir in ſanftem Brande.
Ach dürft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch ſtrömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen;
Die Erde ſcheint zu rauſchen,
Als ſtrebte ſie den Wohnſitz zu vertauſchen. —
Nun muß ich dennoch ſcheiden,
Und euer Tändeln bis auf Morgen meiden!
So ſauge, Menſch, denn trunken
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmal will ich ſtrahlen,
Und dann verſinken in der Trennung Qualen.

Die Lüfte.

Wir ſäuſeln ach ſo linde!
Wie in den Blüthen,
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen ſüß erröthen,
Beſchämt ſich neigen,
Berühren wir die ſchönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze ſäuſeln
Dem, der ſich grämet,
So wird die leiſe Freude
Ihn bald beſchämen.

Der Dichter.

Was wünſchen und was ſtreben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verſchweben.
Was iſt das höchſte Ziel von allem Streben?
Es will der Menſch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt' ihr, ſel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienſte ſich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt ſein Leben,
So laßt ihn ſchnell in leichten Duft zerrinnen.

Es ſchwebt die Seele gern auf ſüßen Tönen,
Und lauſchet ſinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit ſchon den Wunſch gewähre.

Sie wünſcht ſich im Geſang ſo zu verſchönen,
Daß ihren Leib das Flammenſpiel entzünde,
Sie ſelbſt in leiſen Hauch ſich bald verkläre.

Zweyter Theil.

Als die Sonne nun verſunken,
Gluhet noch der Abend roth.
Lange ſchienen weit die Flammen,
Gegenüber ſtand der Mond;
Wie zwey Welten gegenüber,
Dieſe bleich und jene roth.
Mitten inne kleine Sterne,
An des Himmels Gürtel hoch;
Unten dann die große Erde,
Wo im tiefen Dunkel ſchon
Blumen duften, Bäume rauſchen
Bey der Nachtigallen Ton.
Blaß wird jede ſchöne Gluth
Und die Freude ſinkt vom Thron;
Fern iſt ganz des Tages Mutter,
Lichter ſcheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Menſch ſich
Und iſt auch im Dunkel froh.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir ſpricht,
Mich beſeelend zu der Reiſe:
„Folge treu dem alten Gleiſe,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen ſonſt die ſchweren Tage;
Fort zu andern
Sollſt du wechſeln, ſollſt du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage."

Sanfte Ebb' und hohe Fluth,
Tief im Muth,
Wandr' ich ſo im Dunkel weiter,
Steige muthig, ſinge heiter,
Und die Welt erſcheint mir gut.
Alles reine
Seh' ich mild im Wiederſcheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es ſtreben alle Kräfte,
So matt ſie ſind, zur Erde doch zu wirken.
In den ew'gen Bezirken
Der ſchönen Welt iſt das nur mein Geſchäfte;
Das muß ohnmächtig immer ich verſuchen,
Und traurig dem beſchränkten Looſe fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen,
Und warme Sommernächte ſchön erhellen,
Wo leiſe Freudewellen
Der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen;
Sind's Sonnengeiſter nur, die ſanfter ſpielen.
Mein eignes Weſen könnt ihr ſo nicht fühlen.

Doch wenn ich ſeltſam ſcheine,
Aus dunkeln Wolken ängſtlich vorgeſchlichen;
Dann iſt die Hüll' entwichen,
So merkt der Menſch mit Schaudern was ich meyne.
So zeigen Geiſter ſich, um euch zu wecken,
Und laſſen ahnden die verborgnen Schrecken.

Zwey Nachtigallen.

Die Erſte.

Sieh, es ſteigt zum dunkeln Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel;
Und ſo ſtröme volle Wogen
Liebesluſt in heißer Klage.

Die Zweyte.

Was die Worte nimmer ſagten,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Geſange,
Das verſchöne ſich im Chore!

Die Erſte.

Lange war die Bruſt verſchloſſen,
Und mir fremd die ſüßen Gaben.
Was ich wußte, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir ſchallte.

Die Zweyte.

Wenn der Liebe Ruf uns faſſet,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlaſſen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die Erſte.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten ſolcher Wonne
Neu die alten Schmerzen kamen.

Die Zweyte.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreyt vom dunkeln Looſe,
Daß wo Freuden ſich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die Erſte.

In der Trauer blühen Roſen.
Seit die Bruſt im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Luſt gefloſſen,
Kann ich in Geſängen klagen.

Die Zweyte.

Süße Weihung treuen Gatten,
Wenn ſie gleichen Schmerz geſogen!
Was kein Irdiſcher errathen,
Finden ſie im gleichen Tode.

Beyde.

Es verſchönet ſich im Chore
Liebesgluth in heißer Klage;
Was die Sonne nimmer ſagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

Das Mädchen.

Wie ſo innig, möcht' ich ſagen,
Sich der meine mir ergiebt.
Um zu lindern meine Klagen.
Daß er nicht ſo innig liebt.

Will ich's ſagen, ſo entſchwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Floſſ' es hin in Harmonieen.
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann ſagen,
Wie er innig ſich mir giebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Der Waſſerfall.

Wenn langſam Welle ſich an Welle ſchließet,
Im breiten Bette fließet ſtill das Leben,
Wird jeder Wunſch verſchweben in den einen:
Nichts ſoll des Daſeyns reinen Fluß dir ſtören.
Läßt du dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe, losgelaſſen,
Der Kraft in vollen Maſſen ſich entladen,
Daß unten tief ſich baden die Gefühle,
Im bunteſten Gewühle wilder rauſchen,
Bis ferne Männer lauſchen, und voll Bangen
Das nah zu ſehn verlangen, was mit Grauſen
Die Seel' erfüllt im Sauſen ſolcher Wogen,
Die manchen ſchon betrogen, und nicht ruhten,
Bis tiefer in die Fluthen ew'ger Leiden
Verſchlungen ſie die Beyden, die vereinet
Im Silberſchaum den ſüßen Tod beweinet.

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,
Man darf den ſüßen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' es auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten, die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muß der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das Eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,
Daß wir in Düften unſer Seyn verkünden;
Muß jungen Blüthen noch die Luſt erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen und ſchön geflochtnen Lauben
So innig ſich verbünden,
Die Luft mit ſüßerm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich ſtrebt der Menſch mit ſchlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daß jeder Blume Geiſt ſein Geiſt gewinne!
Wo holde Lüfte ſpielen, daß jeder Hauch zerrinne,
Umfloſſen von Gefühlen
Vergißt er bald, von welcher Luſt er trinket,
Wenn er berauſcht in Balſamfluthen ſinket.

Der Sänger.

Nimmer wird das Leid geendet
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo es gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit ſich bethören,
Muß ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.
So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder ſchallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo er gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du ſtauneſt, o Menſch, was heilig wir ſtrahlen
O folgteſt du nur den himmliſchen Winken,
Vernähmeſt du beſſer, was freundlich wir blinken,
Wie wären verſchwunden die irdiſchen Qualen!
Dann floſſe die Liebe aus ewigen Schaalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umſchwebte die Fluren,
Es funkelten Stern' auf den heimiſchen Thalen.

Aus göttlicher Quelle ſind alle genommen,
Iſt jegliches Weſen nicht Eines im Chore?
Nun ſind ja geöffnet die himmliſchen Thore.
Was ſoll denn das bange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr ſchon zur Tiefe geklommen,
So ſähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und ſpielend um's Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Die Gebüſche.

Es wehet kühl und leiſe
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tauſend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brauſen,
Und in den leiſen Worten,
Die durch die Blätter rauſchen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geiſter heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geiſter Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume,
Ein leiſer Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauſchet.

Der Dichter.

Der ſchwarze Mantel will ſich dichter falten,
Die freundlichen Geſpräche ſind verſchollen;
Wo allen Weſen tief Geſang entquollen,
Da muß die ſtumme Einſamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
Und Fantaſie nicht mehr der Täuſchung zollen;
Was farbig prangt, muß bald in's Dunkel rollen,
Nur unſichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!
Es ſtrahlt in dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt ihn in's große All aus engen Mauern;

Er iſt in's Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'ſchen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil ſchon die Binde ihm vom Haupt genommen.

IV.

Stimmen der Liebe.

Die Fröhliche.

Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüſſige.
Ach kläng' die meine ſchöner nur und ſingender,
Dann ſollte froh erwiedern jeder müßige,
Die Lieder tanzen wilder ſtets und ſpringender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Fantaſie ſich ſelbſt nicht kann regieren,
Und freye Verſe muß improviſiren.

Schon hör' ich Dichter ſingen voll Gelahrheiten,
Uns warnend, daß der Jugend Roſe flüchtig;
Wie luſt'ge Götter oben in den Klarheiten
Die Element' auch lieben alſo tüchtig.
Sie ſagen, Liebe lehr' uns ew'ge Wahrheiten;
Das glauben ſie im Ernſt und reden wichtig,
Wie Pflanzen, Thiere, ja die Stein' nicht minder,
Sich lieben all' und alle kriegen Kinder.

Die klügſten Frauen ſcherzen mit der Liebe;
Selbſt Mädchen fürchten, ſonſt noch unerfahren,
Die Langeweile dieſer ew'gen Triebe.
Wo wir bey kühnem Spott oft fröhlich waren,
Den ſchönen Kreis, der ſonſt nicht ſchön mehr bliebe,
Laßt heilig uns vor jedem Ernſt bewahren.
Was wär's auch, wenn die Luſt, die uns verſammelte,
Gleich jeden wieder in ſich ſelbſt verrammelte?

Man frage nicht, ob's Frauen oder Männer;
Man frage redlich nur, wer iſt wohl witziger?
Ein Scherz hat hier vereint des Scherzes Kenner,
Geſell'ger Streit macht jede Schärfe ſpitziger;
Drum laßt vom Zügel frey der Laune Renner.
Die ſchöne Luſt ſey toller ſtets und hitziger;
Das Mädchen ſoll nicht denken an das Weibliche,
Der Mann dafür vergeſſen alles Leibliche.

Entflammen mög' euch Poeſie, die gütige,
Sie ſey euch Wein, und Freyheit unſre Liebe.
So trotzen dem Geſchick wir übermüthige,
Und ſpotten ſeiner ungeſchickten Hiebe.
Die Scherz nicht kennen, ängſten ſich wie wüthige,
Und bleiben dumm, wie ſehr man ſie auch riebe;
Wir aber wollen hoch in Lüften ſchweben,
Zur Luſt von neuem uns durch Luſt erheben.

Wechſelgeſang.

Sie.

Leicht fühl' ich mich, als ſchwebt' ich ſchon von hinnen
Und brächte Dank den Gütigen dort oben,
Wo Freudenſtröme lau im Äther rinnen,
Daß mein Geſchick ſie mir ſo leicht gewoben;
Drum wollen neue Thorheit wir erſinnen.
Und laß zur Sicherheit noch dir geloben,
Daß ich die Kühnheit nicht zu furchtſam meide,
So frey du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude.

Er.

So frey du ſchwärmſt in ſinnreich feiner Freude,
Seh' ich doch auch das Gold im Glaſe blinken;
Und willſt du, daß ich keinen Gott beneide,
Vergiß die ſtrenge Sitt' und laß uns trinken,
Bis wir vom heitern Scherz berauſcht ſind beyde.
Die Kunſt iſt leicht, nur folge meinen Winken!
Auch darfſt du nicht von andern Dingen träumen,
Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen.

Sie.

Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen,
Drum darf ich längre Rede nicht erlauben.
Ich ſchwör' es dort bey den azurnen Räumen,
Und was ich ſchwöre, magſt du ſicher glauben:
Ich will verſäumtes länger nicht verſäumen,
Und niemand wird mir dieſen Vorſatz rauben;
Du ſollſt in dieſer Kunſt mich unterrichten.
Bey'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten.

Er.

Bey'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten,
Die mir vor allen immer heilig waren;
Und darf ich nur der Hoffnung Anker lichten,
So werd' ich froh begrüßen die Gefahren,
Im ſüßen Rauſch die ganze Welt vernichten,
Von ird'ſchem Unmuth rein den Muth bewahren,
Und ſeelig nur das Eine wünſchen müſſen,
Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen.

Sie.

Ich dürfte, Liebling, dich mit Anmuth küſſen,
Und thät' es, wenn ich wüßte, was es ſollte.
So treibt an Woge Wog' in wilden Flüſſen,
Als ob die vor'ge jede haſchen wollte,
Wie zwecklos Kuß an Kuß in Lieb' Ergüßen
Sich reiht, ſeit Langeweil' der Nacht entrollte.
Weißt du, mein Freund, nur dieſe alte Weiſe,
So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe.

Er.

So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe,
Bis wir aus ihm in unſer eignes lenken;
Und dies geſchieht zu Zeiten auch ganz leiſe.
Ein Bild nur iſt, um Sinn darein zu ſenken,
Der Kuß; drum will nach deinem Wunſch ich weiſe
Zur alten Sitte neuen Geiſt erdenken.
Wird es mich ſchon zu Treu und Leid bethören
Laß froh beym Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören.

Sie.

Laß froh beym Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören,
Wo Reize locken, kindlich ſie verſuchen,
Des Seelchens Wünſche ſorgſam zu erhören,
Im ſchönen Wechſel leichte Freuden ſuchen;
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange matte Einerley verfluchen.
So werden wir denn frey und freyer leben,
Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben.

Er.

Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben,
Und ſeelig zu den ſeel'gen Göttern kommen,
Wird oft noch Freude dir den Buſen heben.
Sind nur der Treue Feſſeln uns entnommen,
Iſt Liebe, ewig grün, des Lebens Leben;
Und haſt du, was ich ſcherzend bat, vernommen,
So weiß ich ferner keinen Stoff zur Klage,
Als daß zu ſchnell entfliehn des Frühlings Tage.

Lied.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu ferne,
Nur in Tönen mag ſie gerne,
Alles was ſie will verſchönen.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach! ſo gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht ſagen,
Wie die Seele ſich bewegt.
Wird ſie jemals ſich beſchränken?
Sich in Luſt und Leid zu ſenken,
Kann ſie nimmer ſich entwöhnen!
Doch was ſoll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen ſagen,
Und das Auge nur erkennt,
Leiſe kaum mich ſelbſt befragen.

Wenn ich wandl' auf ſtiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und ſie fühlend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken ſtehn zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns verſagte,
Denkt in leiſen Fantaſieen,
Was er nie in Worten ſagte.
Worten iſt es nicht gegeben,
Unſre Seele zu beleben;
Nah' ſich ahnden ſchon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag ſie gerne.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Darf es der Geſang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegoſſen
Leiſe zu der Laute ſagen,
Daß im Wohllaut wir zerfloſſen.
Wenn man den Geſang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht misgönnte,
Würden ſie ſich leicht verſöhnen,
Und [illegible] ſchöne Liebe könnte,
Alles, was ſie will, verſchönen.

Parodie.

Sagt' ich Wer und Wo und Wie?
Wenn ich ſie zum Beſten habe,
Gleich vertheilend ſolche Gabe,
Wär' es nicht mehr Ironie.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Pflegen ſie es leicht zu wagen,
Was ſie fühlend doch nicht ſagen,
Wie das Herz ſich auch bewegt.
Wenn es noch ſo leiſe ſchlägt,
Hört es doch die eine Sie,
Die ihm gern das ihre lieh';
Und ſo oder ſo geht's allen.
Wollt' ich durch den Scherz misfallen,
Sagt' ich Wer und Wo und Wie.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen
Und im dichtbelaubten Hain
Mit der Liebſten du allein,
Magſt du's fühlen, doch nicht ſagen.
In ſo wunderſamen Lagen

Iſt ein zu beſcheid'ner Knabe
Selten wie ein weißer Rabe;
Und ſo oft ſie das beſtritten,
Hat es jede noch gelitten,
Wenn ich ſie zum Beſten habe.

Wer es je im Herzen wagte,
Sich den Himmel zu erringen,
Fand oft ſolch' ein ſchön Gelingen,
Daß er endlich ſich beklagte.
Wenn ich allzu kühn es ſagte,
Tadelt nicht des Scherzes Gabe,
Nehmt zufrieden, was ich habe.
Liebe ſollte Luſt erwecken,
Jeder gern die Mädchen necken,
Gleich vertheilend ſolche Gabe.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Dürfen doch die Augen fragen,
Was im Grunde nichts will ſagen,
Bleibt es bey ſo leichten Poſſen.
Was man einmal recht genoſſen,
Liebt man immer oder nie,
Bis die ſüße Frucht gedieh.
Wenn es nur bey Scherzen bliebe,
Ohne vollen Ernſt der Liebe,
Gäb' es keine Ironie.

Bildniſſe.

Erſtes.

Der Blume gleich, die ſich zur Sonne wendet,
Erhebt das ſchöne Haupt, ſo ſanft gebogen,
Von ſeidner Locken Heil'genglanz umflogen,
Das Auge, das zum Himmel Strahlen ſendet.

Die edle Naſe, die ſo ſinnreich endet,
Der hohe Mund, der glatten Stirne Bogen,
Der Wange Braun, von Röthe angeflogen,
Sie ſcheinen ganz zur Harmonie vollendet.

Wer ſieht den Wurm an dieſer Blume nagen?
Wer ahndet nahen Tod ſo ſchöner Hülle,
Die Schmerzen, die des Knaben Herz umwinden?

Zerriſſen in der Harmonieen Fülle,
Scheint mitleidsvoll der ſtille Geiſt zu ſagen:
Das ſchönſte muß, erſcheinend euch, verſchwinden.

Zweytes.

Die hellen Blitze hätten uns geblendet
Des Auges, das kein Nebel noch betrogen,
Wenn Anmuth ſelbſt den Umriß nicht gezogen,
Und jedes Lächeln um den Mund verſchwendet.

Dem Himmel ſcheint der Mienen Spiel entwendet,
Das, wie Muſik enteilt, auf ſchnellen Wogen,
Dem ird'ſchen Blicke oft zu raſch entflogen,
Eh' er dem Scherz die Freude nachgeſendet.

Wer ſieht den Mund nicht leiſe ſpottend fragen?
Wer wähnt, daß er dem Auge ſich verhülle?
Wer möchte dieſer Stirn nicht Kränze winden?

Ob ſich nur Freude kindlich hier enthülle,
Ob zarte Geiſter neckend ſelbſt ſich plagen,
Darauf wird keiner wohl die Antwort finden.

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die ach! ſo gern dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll dir weih'n die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ältre Knoſpen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blüht ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

Drum uberraſcht dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein andres bald in Wonne tauchen.

Zweyter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
Im Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glüh'n auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glänzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die hohen Augen
Vom Schmerz, der dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſaugen,
So glühe, liebe, traur' in dunkler Schöne.

Dritter.

Laß' weiße Roſen dir die Stirn' umkränzen,
Zum ſchönen Zeichen, das die Freund' erfreue;
Wie in dem milden Herzen reine Treue
Nie Farbe wechſelt vor der Täuſchung Glänzen.

So ſchwebe heiter mit in unſern Tänzen,
Daß ſich an deiner, unſre Freud' erneue,
Erhalte du ſie rein und fern von Reue,
Bis Engel dich mit hellern Roſen kränzen.

Denn wie der weiße Schmuck der Seele Zeichen,
Die gern das Wort verhüllt in ſtillen Bildern,
Von treuer Lieb' und Unſchuld nie zu weichen;

So ſoll, daß wir ungläubig nicht verwildern,
Uns deine Treue, was wir nie erreichen,
Das Urbild aller Treu' im Abglanz ſchildern.

Vierter.

Wen hat dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und freyer hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heitrer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt andre gern mit leichten Blitzen reizen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Der Verlaſſene.

„Roſen, ſüße Marianna,
Marianna, ſüße Roſen
Reicht dir hold dein holdes Kindlein,
Treu zu ſchmücken deinen Frohen.
Grün verhüllt noch Knoſpe dieſe,
Andre prangen freudig offen.
Eine, eine nur gewelket,
Unter dieſen vielen Roſen!“ —
„Dieſe eine, ſprach Maria,
Dieſe eine magſt du loben;
Wenn die rothe Hülle bleichet,
Athmet frey die Liebe oben.“ —
Als nun heil'ge Luſt gehauchet,
Ward die Seele fortgezogen;
Ihre und der ſeinen Seele,
Und das Kindlein glänzt noch holder,
Friſch im Arm der bleichen Mutter,
Die es ſchlummernd angeſogen.
Weh, daß ſie entflohen'

Und den Jüngling traf es heimlich,
Daß der Frühling ihn betrogen.
Leiſe ſprach der hohe Jüngling:
„Schöne Augen ſind verloſchen,
Doch der Himmel glänzt nur heller.
Roſenſchein hat ſich ergoſſen;
Könnte den dein Händchen greifen,
Dürft' ich nicht mehr irre folgen.
Keine Stunde darf ich zaudern;
Lächle Mädchen mir gewogen!
Marianna, unſre Mutter,
Marianna, meine Roſe,
Leuchtet roth am blauen Himmel,
Wo die tiefen Augen locken,
Bis ich in Azur zerfloſſen.
Weh, daß ſie entflohen!" —
Doch das Kindlein lachte fröhlich,
Schlug die blauen Augen offen;
Daß die Mutter wieder käme,
Mocht' es wohl im Stillen hoffen.
Drum ſo mocht' es fröhlich lachen,
Seinen lieben Vater koſen,
Haſchte nach den bunten Lüften,
Denn die Welt erſchien ihm golden.
„Deine Züge ſind wie ihre,
Die ich nie mehr ſehen ſollte;

Deine Augen ſind gleich ihren,
Als ob trinken ſie mich wollten,
Und du lächelſt wie Maria,
Die im Lächeln mir entflohen.
Weil Maria mich verlaſſen,
Weiß ich nichts mehr von der Tochter.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Irrend eilt' und irrt' er weiter,
Wollte gern den Geiſt ermorden,
Träumte kindiſch tief und tiefer,
Und vergaß, daß ſie geſtorben.
Leiſe weint' er in die Laute,
Bis zum Hauche er geworden;
Glänzend ſchimmert noch die Thräne,
Wie im Blau der Himmelsbogen.
Glänzend blühet auch das Kind,
Wie im Licht die rothe Roſe.
Nach dem heiter blauen Lande
Wo die ſüße Mutter wohnet,
Wandte ſie die jungen Blicke,
Wie die Blume nach der Sonne,
Und man hieß ſie Cöleſtine,
Weil ſo himmliſch blüht die Knoſpe,
Wie die junge Mutter blühte,
In der Liebesluſt Aurora.
Weh, daß ſie entflohen!

Die Freudige.

Die Träume verſchwinden, Aurora erſcheint.
Es lebte und ſtrebte verſchloſſen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte dich, ewigen Freund.
Zu dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens dich immer gemeynt.

Nun darf ich der Freude Muſik nicht entfliehen;
Es ſind ja die Schmerzen in Wohllaut verſchwunden.
Kühn heb' ich die Stirne von Kränzen umwunden,
Zu ſingen mit dir der Luſt Harmonieen,
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht;
Wo du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich ſchaue vom Felſen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich ſie nie zuvor noch geſehen,
Die Waſſer, die Bäume, ſo Kühlung uns wehen,
Das freudige Spiel der jungen Naturen;
An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren,
Ich kann es nicht ſagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

Wie dürſtet mich ach! nach den himmliſchen Quellen.
Das Dunkel iſt klar, und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich ſehe der Liebe das Leben entquellen.
Ich kann nicht entſteigen den lieblichen Wellen,
So dringen zur Seele die ſüßeſten Gluthen;
Die Erde begrüßt mich, in Frühlinges Fluthen,
Ich fühle die Sehnſucht den Buſen mir ſchwellen.

Erſcheinung.

Einſam blieb die Mutter auf der Erde,
Einſam ſteht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen,
Lebt ſie ſchweigend und will ſchweigend enden;
Denn nur einmal weinte ſie von Herzen.

Als ſie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer ſie geblendet,
Ihren Knaben ſah ſie lächelnd ſchweben,
Andre Kinder ſchwebten um ihn ferne.
Tändelnd ſaß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir ſpielen!
O wie bunt ſind die Kinder,
Die mit mir fliegen!

Sie ſcheinen mich zu hüten,
Und geben Süßes.
Ich ſehe, daß ich glänze,
Und habe Flügel.

Mit den Worten war der Schein verſchwunden.
In dem Glanz vergaß ſich ſelbſt die Mutter;
Doch der Schrecken faßte ſie im Dunkel,
Daß ſie wohl auf ewig hingeſunken,
Wenn nicht neues Licht der Nacht entſprungen.
Ernſthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittet aus der Ferne nimmer ruhend,
Klagend fließt Geſang vom ſüßen Munde.

Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Roſen;
Ich frage nach der Mutter,
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war ſo gern auf Erden
Und liebte recht die Sonne;
Nun bin ich leiſer Schatten,
Sie winken mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen;
Ich bin noch kindiſch blöde:
Was ſoll ich ſchon am Throne?

Du haſt mich auch verlaſſen,
Sonſt wärſt du ſchon gekommen.
O komm' zu deinem Kinde,
Das ungern dir entflohen!

Als das ſüße Mädchen ſang die Klagen,
War's als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöſ't in Thränen mich zu baden,
Die nun ewig einſam und verlaſſen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

Anſichten.

Die Fröhliche.

Wie friſch vom Regen mit erneuter Blüthe,
Die grünen Kinder blühen im Gefilde,
So ſpielt im heitern Licht die inn're Güte,
Wenn ſüßer Rede Thau uns netzet milde,
Im bunten Glanze froh ein leicht Gemüthe
Zum Scherze dichtet flüchtige Gebilde,
Wo Leichtſinn oft den leichten Sinn verſchönet,
Der Witz ſich zierlich ſelbſt zum Schein verhöhnet.

Die Trauernde.

Im Dunkel wohnt die hohe Gluth verſchloſſen,
Und tiefer gräbt das Herz ſich ſelbſt die Wunde,
Das gern in Thränen wohl ſein Blut vergoſſen,
So lang' es einſam weint, den Freund nicht funde.
Leid wird zur Freude unter Leidgenoſſen,
Wo man im Schmerz vernimmt der Gottheit Kunde,
Und trifft das Wort die Tiefe unſ'rer Trauer,
Die Wahrheit uns ergreift mit leiſem Schauer.

Die Glückliche.

Der Sommer glüht im Purpur der Granaten,
Und auch die kleinſten Blümchen ſchimmern golden,
Und wenn der Abend weht in grünen Saaten,
Wird alles ſanft der gleiche Schein vergolden;
So kann auch Einen Sinn nur fühlend rathen,
Die Seele in des Freundes Wort, dem holden.
Ein Sinn, der, wie die Worte ſchweben, bliebe:
Was ihr klagt oder ſcherzt, es iſt nur Liebe.

Klage der Mutter.

Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen.
Seit mir die Welt verſchwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;
Von wo aus freudig ſtrömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zuſammen.

Zurückgetreten ſind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundin lindern,
Erregt ihr ſanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmal ſtrömen frey in's Freye,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

Das Kind an die Mutter.

Ich komme dich zu bitten,
Du liebe Liebe,
O laß' dich grün umkränzen
Von deinem Kinde.

Weg mit dem dunklen Schleyer,
Dann biſt du ſchöner;
Und ſchau' die ſüßen Blüthen,
Wie glänzt es fröhlich!

Die Sonne ſcheint ja Mutter!
Du kannſt mir glauben,
Und willſt du dich nicht kränzen,
So werd' ich traurig.

Sind deine Augen heiter,
So lacht das Grüne;
Sind deine Augen dunkel,
So ſtirbt die Blüthe.

Die Unzufriedene.

Es merket kaum die Leiden
Das leicht erfreute Auge;
Und ob auch Fremde horchen,
Mußt du dich ſtets im Dunkel einſam glauben.

Sie eilen ſchnell und weiter
Bewußtlos hin im Raube,
Mit leichtem Muth ſich täuſchend,
Zum Todesſchlummer kaum geweckt vom Traume.

Und kehr' ich zu den Beſten,
So muß ich tiefer trauern,
Wenn Edles ſo verdorben,
Als ob der Menſch nur zum Gemeinſten tauge.

Die Sorge zu zerſtreuen,
Muß man wohl Schmerzen kaufen;
Dem Leichtſinn es ergebend,
Das volle Herz durch leeren Schein berauſchend.

O, Leben, leeres Leben!
So lange du auch dauerſt,
Muß der im Zweifel kreiſen,
Den du umſchloſſen hältſt in engen Mauern.

Die Heitre.

Rede heiter, denke milde,
Schwebe ſtill im ſanften Gleiſe,
Blühend nach der Blumen Weiſe;
Wie ſie duften im Gefilde,
Lebe linde, liebe leiſe.

Die Eitle.

Reizte Schönheit keinem eigen,
Wär' das Leben
Reizend ſchön, ein lieblich Streben.

Gebend raubt den ſchönen Schein
Dem, der eh' ſie gab, ſich ſehnte,
Die ihm hingegeben wähnte,
Sein zu werden ſey ihr Seyn.
Keiner darf der Eine ſeyn;
So kann ſchweben
Reizend ſchön der Liebe Streben.

Das Mädchen.

Wenn mich einſam Lüfte fächeln,
Muß ich lächeln,
Wie ich kindiſch tändelnd koſe
Mit der Roſe.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht ich ſcherzen;
Könnt' ich, was ich ahnde, ſagen,
Würd' ich klagen,
Und euch bange hoffend fragen:
Was verkünden meine Looſe?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Roſe,
Muß ich lächelnd dennoch klagen.

Bekenntniſſe.

Der Heitre.

Mädchen, Mädchen, laß dir ſagen,
Wenn der Mund im Lächeln ſchwebt,
Wangen röther ſie verklagen,
Buſen ſich neugierig hebt,
Will das Mädchen Liebe wagen.
Einen Wunſch nur kann ich geben:
Fühl' die Freuden immer neu;
Einen Rath, ihm nachzuſtreben:
Flieh' den Ernſt und glaube treu,
Scherz der Lieb' iſt ſchönſtes Leben.

Götter ſcherzen mit der Welt,
Männer müſſen handeln, ſiegen,
Fallen, wie das Schickſal fällt.
Keiner mag es überfliegen,
Wär' er auch der kühnſte Held.

Schönheit darf zum Himmel ſchweben,
Frauen haben Götterrecht,
Leichtes Freudeſpiel zu weben,
Ernſte Müh' geziemt dem Knecht;
Scherzend liebt, die frey will leben.

Andre Scherze welken bald,
Ohne Lieb'erwiederung,
Laſſen einſam uns und kalt.
Liebe, ewig leicht und jung,
Fühlt ſich trübe nie, noch alt.
Holde Luſt geheimen Gebens,
Deine Roſen, ſüße Scham!
Bindet ſie zum Kranz des Strebens;
Selbſt ihr Gram iſt linder Gram,
Scherz der Lieb' iſt Ziel des Lebens.

Der Glühende.

Lockend ſchwillt der Mund der Roſen,
Öffnet dir des Duftes Fülle;
Willſt du ſüß begeiſtert koſen,
Sticht ein Dorn aus Blumenhülle,
Spottet noch, wenn Schmerzen toſen.
Dürft' ich ſagen, wie ich liebe,
Ungeſtört im leiſen Bunde,
Aus dich athmen, Gluth der Triebe,
Klagt' ich nicht mehr: Roſamunde,
Wilde Scherze ſcherzt die Liebe.

Heißer fühl' ich ſtets die Wunden,
Flöhe gern den Blitz der Augen,
Kann zerriſſen nie geſunden,
Bis ich Mund an Mund darf ſaugen,
Süßen Tod von Roſamunden.
Wenn ſie ferne mich vertriebe,
Seufzt' ich ferne nach der Frucht,
Die mir ewig Blume bliebe.
Fliehend hindert mich die Flucht,
Wild und wilder ſcherzt die Liebe.

Anmuth will den Muth mir rauben,
Will in Unmuth mich verſenken,
Meiner Wehmuth nichts erlauben!
Neuen Traum will Treu' erdenken,
Aber Reue ſcheut zu glauben.
Wenn mein Herz, von Leid nun trübe,
Ihr entſagt' und nichts mehr ſagte,
Und im Mißverſtändniß bliebe,
Würdet ihr gerührt euch fragen;
Scherzt ſo wilden Scherz die Liebe?

Der Beſonnene.

Vor des Lebens Doppelwege,
Tritt der Ernſt zum Jüngling hin,
Zeigt dem Muth'gen enge Stege,
Oder Scherz berauſcht den Sinn,
Daß nur Luſt zur Luſt ihn rege.
Glücklich aber, wer die beyden
Kühn beſiegend ſchlau verbunden!
Kein Verhältniß darf er meiden,
Hat des Räthſels Sinn gefunden:
Ernſte Freud' und Schmerz mit Leiden.

Milde lächeln, milde ſchonen,
Sah ich die Geliebte ſo;
Will ſie ſcherzend Treue lohnen,
Wird das Herz mir ſchmerzlich froh,
Wähnt' in ihrem noch zu wohnen.
Keinen Scharfſinn darf ich neiden,
Seit mein Sinn ſich ihr verband,
Und ſo innig als beſcheiden,
Sie des Leichtſinns Tiefen fand;
Ernſt in Freud' und Scherz mit Leiden.

Der Unbefriedigte.

Glaubend einſt, ſie lieb' im Ernſt,
Ward ich ſtolzer ſchon und ſagte:
„Glück, wenn du dich je entfernſt" —
Als ſie unterbrechend fragte:
„Ob du Scherz verſtehen lernſt?"
Was bezaubert nur mein Herz?
Wie ſie lieblich lieblos handelt.
Was erregt mir regen Schmerz?
Daß ſie wankend ſtets verwandelt,
Scherz in Ernſt, und Ernſt in Scherz.

Der Unglückliche.

Herz, was frommte deine Treue?
Stille Reue.
Geiſt, mein Geiſt! wohin verloren?
In tiefen Zoren.
Magſt du keinen mehr beneiden?
Leer ſind Freuden.
Freude alſo will ich meiden,
Wie ſie ſchön und ſchöner glänze.
Leicht zerreißen zarte Kränze,
Schwere Ketten ſind dann Leiden.

Was muß innig dich betrüben?
Wie ſie lieben.
Tröſten dich nicht güt'ge Freunde?
Beſſer Feinde.
Hoffſt du nichts vom künft'gen Tage?
Neue Plage.
Ewig alſo ich entſage,
Lieb' und ſüße Freundſchaft dir!
Freuden werden Leiden mir;
Täuſchung flieh', willkommen Klage!

Der Zürnende.

Wenn leiſer Reiz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als deine ſchöne Flamme, heil'ger Zorn!
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehegt.
Die höchſten Roſen blüh'n an ſcharfem Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluthen.

Es drängt der Muth Gefühl oft an Gefühl,
Die inn're Liebe ſtockt im Übermaaß;
Der Himmel ſcheint dir ſchwer, der Aether ſchwül.
Wenn endlich dann entbrannt der Muth genas,
So haucht die Welt dir wieder grün und kühl,
Du regſt dich leicht im neuen Ebenmaaß,
Wie ſich nach rothem Blitz und ſchwarzem Regen
Die bunten Erdenweſen friſch bewegen.

In Lieb' und Zorn blüht alles Lebens Kraft.
Drum trenne frevelnd nie den hohen Bund,
Der ewig neu die Welt verjüngend ſchafft,
Und macht des Menſchen heilig Weſen kund.
Wer neu dem ſüßen Tode ſich entrafft,
Dem ſprüht die Flamme leicht vom ſeel'gen Mund,
Und leicht kann Schönheit, ſchnell verletzt, entbrennen;
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel erkennen.

Wahnſinn.

Bittre Schmerzen reißen wild,
Herz ſey mild!
Denn du magſt es doch nicht ſagen;
Nimmer half ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen dir dein Bild.
Tod wär' Freude,
Nähme nur die Erd' uns beyde!
Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.

Laute, dieſen Mislaut ſprich,
Und dann brich,
Eh' ich ganz in Haß verſunken,
Wahnſinn rede Todestrunken,
Weil die Einz'ge von mir wich.
Gebt mir Blut,
Daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's that,
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth.

An die Jungfrau.

Die hohen Augen werden mich verzehren.
Maria, große Mutter, ach verſchone!
Verbirg das lichte Haupt, die Strahlenkrone;
Wie ſoll ich ſonſt dem irren Wahnſinn wehren?

Du ſelber, Heil'ge mußt mich Sanftmuth lehren,
Daß ſchöner Tod, geweiht vom ew'gen Sohne,
Am Kreuz der Liebe meine Sehnſucht lohne.
Was ich beginne, muß die Gluth vermehren.

So blicke wieder und dann laß mich ſterben! —
Wie eilt' ich ſchnell durch dieſer Erde Schwächen!
Früh oder ſpät muß alles ſo verderben.

Aus Liebe einzig floß, was ich verſchuldet;
In Liebe will das Herz, Madonna, brechen,
Deß irre Liebe gnädig du geduldet.

Abſchied des ſterbenden Sängers.

In Liebe lebend ſtreb' und bilde Werke,
Verklär' im Farbenglanz geliebte Leiden,
Und mahl' in Liedern, die kein Licht beneiden,
Des Feuers Schönheit, das dich ewig ſtärke.

Nun wiſſe, daß ich mich verſchwinden merke.
Die Liebe will, ich ſoll vom Leben ſcheiden,
Der Freude Heimath mußt' ich lange meiden,
Berauſchend raubt Muſik die letzte Stärke.

Mein einzig Leben war, den Tod verſchönen.
Der Andern tiefgefühlte Noth beweinen,
War ſterbend Luſt dem troſtberaubten Herzen.

Und weint dein Geiſt bey den zerriſſ'nen Tönen,
So werd' ich ſelber dir alsbald erſcheinen
Mit leiſer Stimme in den wilden Schmerzen.

Klaggeſang am Grabe eines Jünglings.

Erſte Stimme.

Jaſmin und Lilien, Veilchen, junge Roſen,
Der liebſten Blumen Fülle will ich bringen,
Durch ſie dem ſchönen Schatten liebzukoſen;
Und kann noch Freude, Jüngling, zu dir dringen,
Daß neu am kühlen Ort dein Herz erwarme,
So muß es, Freudenreiche, mir gelingen.
Dein blaſſer Geiſt ſchon frey vom alten Harme,
Er wird zur Erde wiederkehren wollen,
Wenn ich ihm freundlich öffne dieſe Arme.

Zweyte Stimme.

Ich weiß nicht, was des Frühlings Kinder ſollen;
Seit mir verwelkte aller Blüthen Blume,
Kann ich nur Schmerzen dieſer Urne zollen.
Fließt, Thränen! Seufzer, athmet ihm zum Ruhme!
Was Worte nimmer ſagten, fühl' verſunken,
Du ſtille Klag' im innern Heiligthume.

Es glimmen in der Aſche ew'ge Funken;
Neu werd' in deinem neuen Glanz ich leuchten.
Wink' nur, und alle Bande ſind entſunken!

Erſte Stimme.

Ach, wenn dich ſüße Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundin Wange feuchten.

Zweyte Stimme.

Ach wollteſt du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Das Mädchen ſchweben froh in leichten Tänzen.

Erſte Stimme.

Geheimnißvoll und lockend, wie von drüben,
Erklang des Jünglings Stimm' in deine Seele,
Zur ewigen Muſik ſie vorzuüben.

Zweyte Stimme.

Verſchwunden iſt das Lied der ſüßen Kehle.
Die Laute muß es einſam tief beklagen,
Wie ſchnell ihn raubten des Geſchicks Befehle.

Erſte Stimme.

Auch mir erſchien geliebt in heitern Tagen
Des wunderbaren Sängers zarte Blüthe;
Nun daß ſie welkte, muß ich ewig klagen.

Zweyte Stimme.

Nein, angerührt von deiner frohen Güte,
Heilt jeder Schmerz, es keimet ſchönes Leben;
Drum lebt der Schatten noch dir im Gemüthe.

Erſte Stimme.

Bald welkt zum Schatten jedes freud'ge Streben.
So fielen, Arme! uns die dunkeln Looſe;
Das Schön' iſt jedem Hauche hingegeben.
Die Freude ſtirbt, indem ich mit ihr koſe;
Der Schmerzen Stachel wollt' ich gern nicht achten,
Sänk' nur nicht allzu ſchnell der Schönheit Roſe.
Umſonſt, daß wir nach ew'gem Frühling trachten!
Wir ſelbſt entblättern, es verweht der Glauben,
Giebt denen dennoch Recht, die ihn verlachten!
Scheu iſt die Liebe, will ſich nicht erlauben,
Was reizend ihr erſcheint, nur um zu fliehen,
Dem Augenblicke kühn und ſchnell zu rauben.

Zweyte Stimme.

Die Welt giebt nur zurück, was ihr geliehen.
Aus eigner Tiefe muß ſich Nahrung ſaugen
Die Seele, kann ſich ſelber nicht entfliehen;
Und wandte einmal ſie auf ſich die Augen,
So will ſie ewig ſich in ſich verzehren,
Und nie zu keiner flücht'gen Freude taugen.

Geſänge klagend wird den Schmerz ſie mehren,
Bis alle Kräft' in ew'gen Schlummer ſinken,
Dann muß ſie auch die Freud' am Schmerz entbehren.
Verſtummend darf ſie keinem Freund mehr winken,
Und muß, von irdiſcher Muſik geſchieden,
Im Dunkel unſichtbare Thränen trinken.

Erſte Stimme.

Fahr' wohl, und lächle dieſen Blumen Frieden!
Noch blühen ſie, bald werden ſie dir gleichen.
Warum haſt du der Freude Ruf vermieden?

Zweyte Stimme.

Vergebens hofft' ich ein erwiedernd Zeichen.
Bald wird Geräuſch der Freude um mich ſummen,
Mir aber tief in's Herz die Klage ſchleichen,
Und weil die deine ſtumm, auch ſie verſtummen.

V.

Alarcos.

Ein Trauerſpiel in zwey Aufzügen.

Perſonen.

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvaro.
Octavio. Herren vom Hofe.
Ricardo.
Dagobert, im Dienſte des Grafen.

Die Infantin Soliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlin des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfin.
Eine Wärterin.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa, **Don Alvaro**, in Jagdkleidern, **Laura**; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung. Jagdmuſik.

Soliſa.

So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der inn're Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie nun der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!

Alvaro.

Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —
Entfernt euch, Freunde! Die erhabne Fürſtin
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh' bedürfen.

(Die Begleitung entfernt ſich)

Soliſa.

Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahndend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen, wie ich traure;
Drum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegeriſch erklangen dieſe Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreu'n, ſo wagt' ich dir zu ſingen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Soliſa.

So gieb die Laute mir, dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm ſie hin, o Herrin! — Es verſchöne
Mit leichtem Zauberſchlag der Roſenfinger
Die Alabaſterhand des Liedes Töne.

(Sie ſingt.)

Traurig ſtunde da der Ritter,
Traurig und von Freuden ferne,
Und gedacht' in ſeinem Sinne
Das, was innig er begehrte.
Thränen floſſen aus den Augen,
Und die Lippe kam zu reden:
O wo biſt du, all mein Leben?
O wo biſt du, meine Herrin? —
Ja ich liebte eine Dame,
Liebte ſie um hohe Ehre;
Doch mein bitter Unglück wollte,
Daß ich ſie nun muß entbehren.
Auf die Berge will ich ſteigen,
Daß mich niemand wieder ſehe;
Auf dem höchſten der Gebirge
Will ich führen nun mein Leben.

Soliſa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß einer ſolches Leid um Liebe trüge.
Der heiße Ernſt iſt aus der Welt verſchwunden,
Die ſchöne Dichtung ward zur eitlen Lüge,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege dann zu meinen Füßen,
Du täuſchende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünſche anvertraute!

(Sie zerbricht die Laute.)

Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten,
Zerreißen ganz die ſchon zerriſſ'ne Seele;
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Soliſa.

Nein, keinen Troſt iſt's möglich zu erdenken,
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,
Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einz'gen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine;
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.

Ich kann mich oft der Thränen nicht erwehren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtin, ſah ich ſo dich heute
Im kühnſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein dir, dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Mußt du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.
Den Bildern der Erinnerung mag's gelingen,
Daß ſie dir neue Hoffnung noch gewonnen.

Soliſa.

So laß' die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.

(Laura bringt ihr ein Käſtchen.)

Nun komm' Alarcos, ſieh die ſtolze Fürſtin,
An dieſem Schauſpiel mag dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaſſ'ne,

Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Des Mannes, deſſen Herz für ſie einſt flammte.

(Sie nimmt das Bildniß heraus und betrachtet es.)

Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Alarcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne? —

O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume;
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſeh'n von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,
Er ſey der erſte Mann im Ritterthume?
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Namen nennen.

Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt' ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken; —
O wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,
Den lockt es ewig nur, auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;
Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.

Nur die iſt Königinn, die ſeine Liebe
Anbethend ſich zur Herrin auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe,
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg gebötе,
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

(Sie giebt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt.)

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?
Und wär's nicht recht, die Ehe zu vernichten,
Den Groſen zu befreyen von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſtzuhalten?

Alvaro.

Wie magſt du jene Thorheit Ehe nennen,
Die niemals ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort dir nicht gegeben,
Dein Wille löſte wohl noch feſt're Bande!

Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,
Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freymüthig wagen,
Nicht länger mehr verſchweigend, was ich denke,
Dich ſelber bey dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtin, dieſes Zaudern, dieſes Zögern; —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Plane.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König deinem Vater.
O ſag' was hält dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles, was geſchehen, frey zu ſagen?

Soliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe.
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dießmal nun zu ſeinen ſtimmten,
So daß er ungeduldig dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſteh'n gegeben,
Du ſollſt dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie dir Alarcos einſt die Eh' gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Soliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfin leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freylich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dieß nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemals dieß Geſchlechte.

Soliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſey der Gräfin Bruder, Don Garcia
Mit eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,
Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl misfallen mußte.

Soliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblend'te Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhöhen,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweifle, daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweifle an des Himmels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.

Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,
Und mich den treuſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Soliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden;
Ich will mich deiner Führung überlaſſen.

(Alvaro geht ab.)

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſt ihn zu durchdringen:
O laß es mir gelingen,
Die ſeel'gen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es hoch betheuern bey der Treue,
Die ich mit bitterer Reue oft beweinet;
Ich will mit dir vereinet alles dulden,
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
In grauſem Blute will ich kühn mich baden
Wirſt du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweyte Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricardo. Octavio.

Ricardo.

Habt ihr den König heute ſchon geſprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner iſt vor ihn gekommen.
Er will allein ſeyn, ſcheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beſchworen,
Daß die Infantin jetzt ihn ſprechen wolle,
Ein feyerlich Gehör bey ihm gefordert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen.

Ricardo.

Da kommt er. — Seht, wie blickt er ernſt und zornig!
So laßt uns geh'n, eh' er uns wahrgenommen.

(Sie entfernen ſich, indem der König hereintritt)

Der König.

Wie große Burgen laſten auf dem Boden,
Der ſich dem ſchweren Drucke nie entzogen;
So auf des Herrſchers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebote,
Die jener dieſen auflegt zu befolgen.
Es müſſen alle ſeufzend doch gehorchen.

Sich ſchweigend beugen dem gewalt'gen Joche,
Vom König alles leiden Niedr' und Hohe.
O daß mein Haus nur ſo den Wünſchen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einz'ge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Dieſe Sorge
Iſt mir ein ſcharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvaro, (der hereintritt.)

Erlaubſt du, Herr, daß die Infantin jetzt dir naht?

Der König.

Sie komme, wie ich dir erlaubt' und anbefahl.

(Alvaro führt die Infantin herein. Sie läßt ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.)

Coliſa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath,
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach,
Des feſten Sinnes, daß ich aufſteh'n will erſt dann,
Wenn, was ich bitte, du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag' ich, daß du wieder aufſteh'n kühnlich darfſt,
Wenn was du bitteſt, irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand

Soliſa.

Nun Herz! ſey ſtandhaft, waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heft'gen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Schaam.
Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz; —
O hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt:
Ich will's bekennen, es gefällt mir nicht mein Stand,
Wo ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um deine Hand,
Von denen Mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang;
Doch keinem gabſt du jemals das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich die Sorg' um dich vergaß,
Gedacht ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt du jemals noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Soliſa.

O nein, kein Fremder werde jemals mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwan eine Krone ward?
Es ſey der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für dich nicht ſolchen Mann,
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſey von dir verbannt,
Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt!
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Würdigſten verſammeln; und der hohe Dank
Sey dein Beſitz, du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Soliſa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſcheh'n, und der mich liebte, meine Seele traf,
Mir bald die Freyheit raubte, Graf Alarcos war's.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfin nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſt's möglich, hab' ich deine Worte recht gefaßt?

Soliſa.

Ich habe alles, was du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt du betheuernd ſchwören, daß dieß alles wahr?

Soliſa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt du Großes mir geſagt.
Zum zweytenmal nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach' und That.

Das erſtgegeb'ne Wort ſoll halten dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.
Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergehen, ſich erkühnen ſolcher That?

(Der König und die Infantin gehn von verſchiedenen Seiten ab.)

Alvaro.

Der größte Schritt iſt endlich nun geſchehen.
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Marcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantin mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborgnen herrſchen,
Und beſſres bringen noch die künft'gen Stunden.
O wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!

So nahe nun dem lang' erſehnten Ziele
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.
Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nutzen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Pläne ſtören könnte;
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben

Dritte Scene.

Ein andres Zimmer im Schloſſe.

Ricardo. Octavio. Alarcos.

Ricardo.

So wollt ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.

Ich denke, leichter Wechſel bringt nur Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einz'ge ewig ſich erkohren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.

Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeyd der Dinge Meiſter, kennt die Liebe.
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſt's möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.

O wollt ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt eurem jeder Zweifel bald entſchwunden;
Und wer bezweifelt's, der ſein Glück gefunden?
Wer einmal liebte, der kann nie vergeſſen.

Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,
Am erſten heißen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen.
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bey dem Theuerſten beſchwören.

Der König

(der während der letzten Worte hereingetreten iſt.)

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen,
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte.
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen,
Ich will auf deine Tugend Felſen bauen;
Du ſollſt der erſte ſeyn in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich wicht'ges dir vertrauen.

(Ricardo und Octavio entfernen ſich.)

Du ſiehſt, wie ich als Vater deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich dir zürnen ſollte,
Die Schrecken meiner Macht dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling dich zu ehren.

Alarcos.

Wie mocht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt du Kühner, noch verwegen fragen?
Haſt du vergeſſen, was du der Infantin
Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh' du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantin ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt du dich ſelbſt vergeſſend,
Nur eben jetzo deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Uebermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit;
Denn fern war die Infantin meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bey dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt du, was du heftig liebteſt?

Alarcos.

Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie dürften deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt Dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.

Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.
Dein tapfer Schwerdt, dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde;
Was fehlt dir, als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſeyn, ſo du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.

Wie ſollt' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eig'ne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.

Wie kann den künft'gen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel deinen Weg dir hemmen,
Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es giebt gar manche Zuflucht für Verſtoßne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit Einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.

So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weil's nöthig war, den Tod erduldet;
So mag daſſelb' auch wohl die Gräfin leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen;
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das einz'ge hab' ich feſt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
Drum überlaſſ' ich jetzo dich dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweytenmale
Gegebnem Worte, laß mich nun als Vater
An meine königliche Bruſt dich drücken.

(Er umarmt ihn und geht ab.)

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das dein groß Vertrau'n?
Du hältſt mich deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handelnd um den ſchnöden Lohn,
Iſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſeyn,
Bis deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt.
O Greuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch deine Meuchelmörderhand.

„Warum nicht?" — ſagſt du, möchteſt trinken heißes Blut,
Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo dir Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Schaam;
Und immer noch — „warum nicht?" — frug' dein eiſern Herz.
Mir ſey die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber geb' ich all mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödtlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz.
Weh mir, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch.
Es wird geſcheh'n, es muß; doch nicht ſo, wie ſie denkt.
Weh mir, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen kettet mich das Eine Wort,
In ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

Vierte Scene.

Ein Garten bey der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmahl.

Donna Clara, Dagobert, nachher Donna Cornelia.

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bey uns bliebe,
Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.

Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Leben frommen.

So will ich ihm denn volle Kränze winden,
Die ſchönſten Knoſpen, ſorgſam wählend, brechen,
Ihm meine inn're Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden,
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,
In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja, glücklich wär' ich, Dagobert, und heiter,
Blieb' unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones.
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Für die er hochgeſinnt das Liebſte opfert,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden.
Gott weiß, ob meine Seele richtig ahndet,
Ob arges Mißtrau'n in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig,
An meines Bruders Don Garcia's Tode.

Selbſt an Alvaro's Treue muß ich zweifeln,
Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen.
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf dich doch übertrüge, dir nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte,
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;
Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit dir, was nie geſcheh'n mag, zürnte;
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen.
Ja wenn, was Gott verhüt', ihn Schuld befleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Überredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, müßt' ich oftmals denken,

Trüg' unſer theurer Herr die goldne Krone,
Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,
Als ſey er gleich zum König ſchon gebohren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Tugend ſtrahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrau'n würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes,
So wie Cornelia, Fluch in Thränen miſchen,
Gedenkend daß er heimlich ſey ermordet.
O ſchau', wie dort ſie an dem Grabmal ſtehet
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verloren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.
Wenn ich die Hohe ſo im Gram betrachte,
Dann fuhl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten;
So laß uns weg4geh'n, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Für jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Ruckkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schonheit loben.

Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterin.

Dein Kindlein, Herrin, will nach dir verlangen.
O komm und gieb ihm deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen zieren,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.
O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.

(Clara, Dagobert und die Wärterin gehen ab.)

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf dein Grabmal ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd riefe,
Es kann die Eitelkeit dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.
Was andre preiſen, wird von mir beweinet;
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen,
Der alten Bosheit immer neues Streben:

Wie alle ſorglos in's Verderben gehen,
Kaum einmal träge nach dem Himmel ſchauen,
Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen,
Wenn alles täuſcht? — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen.
Drum ſeyd ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne
Ihr eigen herzlich Leiden dar zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

Fünfte Scene.

Ein Wald, im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro. Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon deine Burgen.
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verſuchte,
Mit weiſer Ueberredung goldner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen.
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,

Weil ich ſo ſtark entſchloſſen dich gefunden.
Wie wird die Fürſtin freu'n ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertrauen dürfe deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvaro.

So lerne du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh' nicht, was ſo leicht, im Uebermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:
Es fehlt ihm nur an dieſer Einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden!
Ja, handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe;
Behutſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es giebt der Dinge, die das Schwerdt nicht dulden,
Und manches was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtänd'ge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet.
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch einmal ſey umſchlungen
Von deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.

(Alvaro geht ab)

Alarcos.

Ja geh nur hin! — So milde wie du klüglich denkſt,
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſcheh'n.
Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
Drum iſt die hohe Ehre dir ein kalt Geſetz;
Und große That dir, ſo wie groß Verbrechen, fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;
So lichter Fackel folgend, hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner geh'n,
In Sturm mich ſelber reißend, achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zorn'ge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht greulich kund.
Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmal, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht!
Vielleicht daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt,
Auf jeden Fußtritt merkend, ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,
Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,

Der eig'nen Bruſt ein ewig ſchneidendſcharfer Dolch.
Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß,
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon;
Doch Gruß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und ſieht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer, ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los;
„Wie traurig, unglückſel'ge Gräfin, iſt dein Loos!
Wie bitter iſt dein Schickſal, fern von allem Troſt"! —
„Nein! glücklich, ſpricht ſie, freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil du zur glücklichen Genoſſin mich erkohr'ſt." —
„Das eben, Gräfin, raubt dir wahrlich allen Troſt."
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entfloh'n,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und ſieh', es ſproßt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Träum' und Mitleid mich verlor;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.
(Er weint.)

Wohlan, Alarcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie dein Wort du raſch entſchloſſen zweymal gabſt,
So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.

Ich nahe dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
Die Mauern ſeh'n mich an wie Grabesſteine,
Die hohen Fenſter mit trübſeel'gem Scheine:
Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
Die Schrecken alle drohend im Vereine,
Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es zieh'n herbey die ſchwarzen Geiſterhorden,
Hohnlachend, daß ſie bald in Blut ſich laben,
Seh' ich ſie all' auf mich die Blicke richten;
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
Den Leib im Schutt der eig'nen Burg begraben,
Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.

(Er geht auf die Burg zu.)

Sechſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa (allein.)

Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſey mir freundlich, kühle dieſe Flammen,
Die innerlich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne

Nach dem, der treulos meiner Gluth vergeſſen,
Mein Diadem verſchmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürſtenbraut zu wählen,
Und ſtolz in meinem Sonnenglanz zu ſtrahlen,
Von Luſt und Glorie trunken,
An dieſe Bruſt zu ſinken,
Die ihn nur fühlt, und ſtrebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umſchlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Gluth gebadet, immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen.

Du himmliſch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lindrung
Nur einen Tropfen, einen einz'gen Tropfen,
In dieſes Meer von Gluth und Scham und Liebe,
Das mir die volle Bruſt bedrängend ſchwellt!
O wehe kühl und freundlich
An dieſe Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die ſo von Scham und Unmuth ſchmerzlich brennen,
Daß keine Worte ſolche Schmerzen nennen!.
Wenn lang' umſonſt ſich ausgeſtreckt die Arme,
Das Herz umſonſt ſo glühend hat geſchlagen;
So kann die Kraft es länger nicht ertragen,

Dann ſtockt der Buſen plötzlich,
Und Todeskälte ſchleicht durch alle Glieder,
Das wilde Feuer drängt ſich in die Wangen,
Um ſchamroth meine Schmach mir zu verkünden.
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerſtört den ſtolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch du biſt bleich und kalt;
Wie konnt' ich Glüh'nde meine Gluth dir klagen?
Es gleicht dein kranker Schein
Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der muth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht daß oft dein Blick uns Unheil ſendet,
Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich deinem Neide fallen ſoll.
O wenn es doch die Gräfin wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht, ſo bleich wie du,
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

Zweyter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos. Donna Clara. Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh', mein treu'ſter Mann und Freund, und mache nun,
Was ich dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwerdt ſey du!
Wer, was du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut;
Denn wilde Dinge hegt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.
Du biſt des Dagobertes Herz und er dein Arm;
Ja auch dein Auge will ich ſeyn. Wie du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von ird'ſchem Laut allein ſey dieſer Saal;
Und wenn du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah',
So fordert es vielleicht, was du beſchloſſen haſt.
Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,

Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft in reinſten Glanz.
Was es auch ſey, ſteht Dagobert gewaffnet da,
Am Tage dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer du biſt, und wer du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlich, was du that'ſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu dein Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Ärgen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freylich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der bittern Sorgen hart, und wär' nicht mein Gemahl
Und du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft!

Clara.

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verläumdung in des Fürſten Ohr.
So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treu'ſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
Drum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O träf' es mich allein, und bliebeſt du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht

Clara.

So thu' nun, Dagobert, wie dir dein Herr gebot,
Und zögre länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln ingeheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach theure Gräfin, heißeſt du mich ſelber geh'n?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen, iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke deine Pflicht, ſonſt ſchlage dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat dich der wilde Schmerz.
Ach Herr, wie ſchwähteſt du wohl ſonſt den treu'ſten Knecht?
Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich geh'n.
Wie unbeweglich du im heißen Zorne ſteh'ſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſteh'n, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie du jetzt furchtbar roth das Flammenauge dreh'ſt,
So blickt der Tieger ſeitwärts uns Entſetzen her.
Ich geh' und grauſes Unheil wird hier bald geſcheh'n.
O Weh dir, Weh der Gräfin, Weh uns allen, Weh!

(Dagobert geht ab.)

Clara.

Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag', was meint dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entfloh'n.

Alarcos.

Der König war's, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!

Clara.

Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl,
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß dein herber Groll
Sey durch Verrath erregt, der oft umgiebt den Thron.
Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt weit mehr wie ſonſt;
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,
Es hat der liebſte Freund mit Undank dir gelohnt.
Alvaro zielt vielleicht nach dir mit gift'gem Dolch.

Alarcos.

Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frey, wie er, von arger Schuld!

Clara.

So bin ich ſelbſt die Schuld'ge wohl mir unverhofft?
O ſage, ſprich, wie kam's, daß ich dein Herz verlohr,
Und wenn ich es verlohr, warum wird mein's verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos.

Es ſterben ſchnell oft, die noch bluhend und geſund;
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz, betratſt du heut dein Schloß.
In froher Liebe naht' ich dir, dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt dich nicht mein Blick, das Kind dich nicht im Schooß;
Ja ſeltſam heftig willſt du und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus deinen Augen, fort.
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bittrer Wurm;
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte giebt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebietet's, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' in Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!
Weh der Ehre, die der hohen Liebe Tod gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Greuel ſchlimmer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh' mich dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr ſeyd frey!
Aus der innern Tiefe laß die bittern Leiden ſchrey'n!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm' herbey!
Fluchen will ich und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß der mich gebohren, der gebohren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne, die uns leuchtet, Fluch dem warmen May;
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.
Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend reizt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.
Fluch Alarcos, dir und verlohren ſey dein Heil,
Daß du ſollſt des Weibes Mörder, dann dein eigner ſeyn!

Clara.

Kann ich ſterbend dich erretten, ſieh' mich hier bereit.
Bitterer ſchneidet nicht das Eiſen, als dein Klaggeſchrey.

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh' entflieh'n!
Oder wäreſt du Soliſa, und der König hier,
Ließ' ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den beyden ſchrecklich in's Gericht.

Clara.

So dacht' ich ſchnell es ahndend gleich im ſtillen Sinn;
Es kann nur die Infantin ſeyn, denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden, was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt, dich von mir wegzuzieh'n.
Es zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm.
Wie iſt's, daß du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaub'rin wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was du nicht ahnden konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was freygeſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, was Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang,
Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maaß,
Und ohne Rettung fort mich zieh'n zu ew'ger Qual.

Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz.
Zu jener Zeit, du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum;
Du weißt, wie dieſe Fürſtin ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertrau'n.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,
Verführet von fremder Schönheit, eig'nem Uebermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüßverwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz;
Ein raſcher Augenblick, und ewig war's geſcheh'n.
Ich gab der Ehre Wort, ſie giebt es nie zurück.
Ich hab' es dir verhehlt, drum muß ich untergeh'n.
Ja, ich vergaß dich, Mitleid machte, daß ich ſchwur,
Ich hab' als-künftige Gemahlin ſie umarmt!
Nun mahnt mich die Infantin an das raſche Wort;
Der blutgeſinnte König fordert deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten goldnen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen Euch den Dolch,
Der deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth.
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lug' und Schonung fremd; ich will nun untergeh'n.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil du frey von Schuld,
Was ich ſtill geahndet, mir beſtätigt hat dein Mund.
Da du nur in Worten fehlteſt, blieb ja rein die Bruſt.

Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut;
So mich nur Alarcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe find' ich keine, bis ich ſchnell dich frey gemacht;
Haſt du dann dein Wort vollzogen, folgeſt du mir bald.

Alarcos.

Im Tod' auch Eins mit dir, das ſey mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß' es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen noch Furcht von uns wenden!
Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

Alarcos.

Laß' ab, zu ſtreben nach dem Dolch mit raſcher Hand.

Clara.

O gieb' mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend, ich himmliſche Freyheit mir ſchaffe!
Nun rette mich, blutende Wunde,
Daß fern von den Banden, im Tod' ich zum Leben geſunde.

(Sie verwundet ſich.)

Alarcos.

Es iſt geſcheh'n. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entflieh'n das holde Leben;
Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,

Die roſenhell der Kindheit Traum uns weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod ſey deiner Tugend Ehrenkranz.

Clara.

Du thatſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch eins;
Ach laß mein Kind im Arm mich nochmals hegen,
Noch einmal Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hinbewegen,
Es ſäugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf recht tief in's inn're Herz hinein,
So bittre Wunde fühlt' ich nie, ſo wildes Leid.
Ach Freund, laß' ab zu tödten dein getreues Weib!

Alarcos.

Du redeſt irr', es täuſcht dich Theure, wilder Wahn.

Clara.

Weh dir, Alarcos, Wehe!
Mich dünkt, daß ich mit Dir am Throne ſtehe
Und wie ich bebend flehe,
In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh' nur ſehe.

Alarcos.

Ein ewig Weh', ich fühle daß mich's wüthend faßt.

Clara.

Mein Retter, Richter, Rather! fleh' ich wende
Zu dir hinauf in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſeelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.

Alarcos.

O Gott, jetzt gib mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!

Clara.

Die Seele will im rothen Blut verſtrömen;
Drum laß mich, eh' die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophet'ſche Reden ſtrömen.
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.
In dreyen Tagen ſoll'n zu Recht ſie ſtehen,
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.
In dreyen Tagen meldet euch zum Lohne,
Daß ſchuldig ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeh't, wie euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt ihr Thränen dann vergoſſen,
In manchem heißen Reueſtrom um Gnade,
So denkt, daß ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl euch lade,
Trauend den Mächten, ſo die Unſchuld ſchufen,
Daß ich die Wunden bald in Balſam bade.

Und dieß mein letztes ſchmerzenlautes Rufen,
    Ihr werdet bald trotz eurem Schlaf es merken,
    Und dort erſcheinen an den ew'gen Stufen,
Um zu empfah'n den Lohn von euren Werken.

Alarcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Hölle! komm', ich bin ja ſchon dein eigen.
Es ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das inn're Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Willſt du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Mild' und dir verſchließen?
Nun laß' von neuem Blut zum Blute fließen,
Und ſtirb du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
In dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſey, ich ſprenge dieſe Ketten;
O Herz! ſey ſtark, du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen,
Als länger hören dieß ihr ſchmerzlich Flehen!

(Er tödtet ſie.)

Nun biſt du frey, Alarcos; ſchon der erſte Schritt
Geſcheh'n. Was übrig noch, iſt leichter zu vollzieh'n.
Was möcht' es ſeyn, das dem noch Furcht und Schrecken giebt,

Dem ſchon das beſte Blut aus eig'nem Herzen quillt?
Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſey gewiß,
Daß ich, ſobald du ſelbſt es willſt, dein Eidam bin.
Ob es dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.
Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe niemand als der düſtern Lampe Schein.

Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär' es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,
In wilde Flammen meinen Zorn anfachte;
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen,
Der Blick iſt an den Leichnam feſtgeſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als läg' ich ſelbſt vor mir erſchlagen;
Es winkt mir, mich von neuem zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die inn're Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen;
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,
Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.

(Er verhüllt die Leiche, Dagobert tritt herein.)

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich gewartet, gehorcht am Thor auf deinen Ruf.

Ich weiß nicht wie, da ich nichts böſes mir bewußt,
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich dich ſehe, ſchlägt mir wieder frey die Bruſt.
Jetzt iſt's vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt du Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?
Die Gräfin iſt ermordet, ja da haſt du Recht.
Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Und hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt du ein dreyfach Weh' geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Tugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That,
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann,
In argen Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sklav';
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz und allein im grauen Haus.

Alarcos.

Das biſt du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freylich war es meine Hand; doch weit, weit mehr
Sind andre ſchuldig. Wiſſe, daß ich einſt die Eh'
Der Fürſtin allzuraſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einz'ger Quell!

Der König hat ſchon lang' nach dieſem Blut geſtrebt;
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles was geſcheh'n;
Was noch zu thun, iſt ſicher deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahin geſtreckt
Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm' wieder denn an meine Bruſt, du wack'rer Held!
Daß ſie an deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theu'rer Herr, verzeih'n.
Gott mag es richten, Gott dein rechter Richter ſeyn!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;
Drum will ich ferner wie bisher vertrau'n auf dich.
Und wollt' ich gleich dich laſſen, ach ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos morden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das fleh'nde Weib durchbohren grauſam mit dem Schwerdt,
Todt drücken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich und möchte gern
In Thränen knieend Gott verſöhnen, alles Weh'
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth.
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung fleh'n.
Noch eines will ich dir vertrau'n, mein Dagobert!

Die Gräfin lud, eh' ſie verſchied, im Todesſchmerz,
All' die vor Gottes Stuhl, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt du, ich müſſe auch hingehn?
Glaubſt du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

Dagobert.

Ach Herr! ich habe, was du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wen blut'ge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergeh'n.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt.
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch dich gemeint,
So leidet's keinen Zweifel, daß du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
Drum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig geh'n.
Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her;
Ich will zum letztenmale alle um mich ſeh'n.

Dagobert.

Auf's erſte Zeichen iſt die ganze Schaar bereit.

(Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saals.)

Du ſieh'ſt, gewaffnet dringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbietigkeit,
Was dein Befehl gebieten wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollzieh'n, was es auch ſey.

Alarcos.

Ihr Männer all', Grundfeſten dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapfre! die umkränzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wie oft neugefärbt mit hoher Luſt
In unſres kühnen Herzens eignem heißem Blut;
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punkt —
So folgten Einem Stern wir all' vereint im Bund.
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreißt fremd' und eigner Schuld
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drey Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu euch zurück,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Wälder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luſt,
Die mir im Frühling oft geſchwellt den Uebermuth.
Drum laß ich euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich euch als euren Herrn und Führer kund.
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht.

Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhms.
Was dieſer Mann gebietet, ſollt ihr freudig thun.
Er ſey mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeyd ihr aller Pflichten gegen uns.

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen dir den Schmerz,
Den deine Diener fühlen, weil du von uns geh'ſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Gebehrden klar zu ſeh'n,
Daß gern ihr Herz in Dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O könnt' ich die Erſchrock'nen alle tröſten in dem Weh'!
Doch horch', was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt?
Sieh' her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königin im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,
Das tiefgebeugt und trauernd, deutlich uns beklagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

(Cornelia tritt ein.)

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort.

Wo ſie zu verbergen dein Gewiſſen wohl gehofft.
Eh' ich kam, um ſie zu fordern; denn geflügelt ſchon
Eilt der Ruf von deinen Thaten. Dir zu hohem Lob,
Kam bey mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt.
Wildes Chaos fand' ich alles hier im düſtern Schloß;
Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwin für das Junge ſtehe mich im Zorn!
Gieb mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blut'ger, die verſchont,
Wenn verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß du ſelbſt gemordet, ewig bluteſt von dem Mord
All' dein Heil verlohren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiße Tuch verhüllt, o Mutter, die du ſuchſt;
Und weiß, ſchau' her, iſt auch der Leib, den du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an dein großes Herz gedrückt.
Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchrey't, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt was du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchont!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!

Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare deine Worte! Was du fluchen magſt,
In dreyen Tagen wird's erfüllt, wenn ew'ge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

Es ſpricht zu laut die That, die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen.
Doch will ich, Alarcos, dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophet'ſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, den Ort der Angſt, der Sünd' und Qual.
Nie dringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die liebeleuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreißen.
Du liebſt das tückiſche Morden, ich kann dir verheißen,
Zur Genüge wirſt du finden, was begehrt dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut.
Wie alle ſterblich, athmen Jammer, und die Fluth
Bittrer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſiehſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,
Zeigt in blut'gen Eingeweiden uns die Tiefe kund.

Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß dreymal ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt.
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt,
Daß zurück zum Paradieſe Freyheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Greueln, nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtrebend nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt,
Wer den Abgrund einmal ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
In neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſtgehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,
Daß aus Krankheit, Laſter, inn'rer Bosheit, Hitz' und Gift,
Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt, in ſich verſchlung'ner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod.
Doch ſchau't, welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz, mit ernſtem Gang

Die Reih'n durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal.
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet ſolche feſtlich ſtille Trauer an?

(Alvaro tritt ein.)

Alvaro.

Nun waffne, Don Alarcos, deine Seele!
Denn ſchwarz gekleidet bring' ich ſchwarze Kunde.
So wie die Sonne heute ſeltſam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtſam zögern,
Bis ſie den traurigen Bericht erſtattet.
Und o wie ſchmerzt mich, daß ich auserkohren
Um dir zuerſt zu ſchlagen dieſe Wunde!

Dagobert.

Auch uns ſind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier ſteht mit ſtummen abgewandtem Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar ſchmerzliche Geſtalt!
Du räthſt nun leicht, weß Herz des Todes Senſe traf.

Alvaro.

So haſt du Leidenſchaft, auch hier gewüthet,
Und mit verworrnem Sinne wild verſchwendet
Der langen Jahre Frucht, und raſch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet?

Dagobert.

So rede! Lautet deine Bothſchaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh', ſo dringt ſie leicht in unſer Ohr.

Alvaro.

Du weißt wie die Infantin immer tiefer
Sich ſelbſt verſtrickt in ſelbſtgeſchaff'nes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verlohren,
Am eig'nen Schmerze nur ſich ſchien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude;
Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern, Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſieen;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen.
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Uebel wehren,
Desgleichen keiner niemals noch geſehen;
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.
O Freund, was ſoll ich langſam dich nur quälen?
Sie iſt nicht mehr! Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier dein Bild, es war das lezte,
Wonach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,
Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebestand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrey zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheid'ne Kraft!

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſey jene Stunde, jene Nacht, da ich
Vom Stolz geblendet, dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bey ihm in Stücken liegen wird!

Und du fahr' hin, ruchloſer Mann, am Thron zu knie'n,
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Hell' ihr Augenmerk geſtellt, dem giebt
Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,
Sich ſelbſt nur fröhnend gern das köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt du meines Zornes Ziel!

(Alvaro geht ab.)

O zürne nicht Gemahlin! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir in's Auge ſchau't, o zürne nicht,
Daß noch in deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig brauſt. Ich nah' in Demuth betend dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend bitt' ich dich,
Es ſey auch dieſer letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.
Mein Wort iſt frey, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thöricht Leben ausgeſpielt.
Fahr' wohl denn, Theure! ſag' ich, eh' das Herz mir bricht,
Fahr' wohl du Reine! deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr' wohl du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!

Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
Der find't im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg und Liebe ſich umarmen,
O Jugend, wann wir königlich uns tragen,
Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
Im Schoos der Freude glühend dann erwarmen!
Nun liegt der Schild, die Wappen da, zerbrochen,
Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter!

Schon droh'n im Abgrund brüllend die Gewitter,
Kein Panzer rettet mich von Todeswurme,
Ich habe über mich den Stab gebrochen.

(Ricardo und Octavio kommen.)

Ricardo.

O Weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh dir, Alarcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricardo.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricardo.

Wir kommen, dir ein großes Leid zu ſagen;
Des Königs Tod mußt du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden Leiden waren,
Die Zunge ſtockt verzagt, es auszuſprechen.

Ricardo.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen,
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah', noch lebend, ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen;
Es hielte Raſerey ſein Herz umwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricardo.

Er ſchriee heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,
Die Diener ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: Jetzt iſt's Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.
Entſetzt zu ſterben, iſt er ſo geſtorben,
Hat wüthend ſich in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreyen;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben.
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.

Die Wachen ſah'n erſchreckt durch ihre Reihen
Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört' des Königs Namen dreymal ſchallen,
Und mit dem dritten Schrey ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt ihr dieß Zeichen ſelbſt geſeh'n, ſo ſchau't dorthin,
O es derſelbe Geiſt wohl ſey, den ihr erblickt!
Die Gräfin iſt's. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt,
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt,
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigt's ſich's ſchnell und deutlich, wer die Schuld'gen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht;
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Alarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Namen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewalt'gen Thron,
Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weh't,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,
Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch

Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern,
Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfällt und es verliſcht der Hoffnung Stern
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht.
Die kühne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,
Und laut und immer lauter ſchrey't es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtößt den grimm'gen Arm in's eig'ne Herz,
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.

(Er todtet ſich.)

Ricardo.

So ſtürzt der Held nun hin zu eig'nen Handen,
Der eben noch geprangt in Uebermuthe.

Octavio.

Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricardo.

Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavio.

Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen;
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricardo.

Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken;
Bald ſteh'n verödet da die blut'gen Steine.

Octavio.

Der Diener Schaar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmahl anzuſchauen.

Ricardo.

Wie darf der Mann dem Uebermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen?

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freywillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Erwartend nicht, bis ſeiner Freyheit Schmach geſcheh'n.
Du haſt vom Leben dich errettet mit dem Schwerdt!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt.
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geh't,
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſteh'n;
Es ſchütze euren tapfern Lauf ein beßrer Stern!
Den Zweig, der noch zurückgeblieben vom Geſchlecht
Alarcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh';

Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfrau'n Gott verehrt.
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerdts,
Zu frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.
Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht
Ob dieſem Ort, berichtet ihn der Landmann gern;
„In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch treu den alten Heerd,
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebet."

VI.

Verſuch
einer
metriſchen Ueberſetzung des Racine.

Erſter Act des Bajazet.

Perſonen.

Bajazet, Bruder des Sultan Amurat.
Roxane, Sultanin.
Atalide, eine türkiſche Prinzeſſin.
Acomat, Großvezier.
Osmin, Vertrauter des Großveziers.
Zatime, Sklavin der Sultanin.
Zaire, Sklavin der Prinzeſſin Atalide.
Wachen.

Die Scene iſt in Konſtantinopel, auch Byzanz genannt, im Serail des Großherren.

Erſte Scene.

Garten des Serails.

Acomat, Osmin.

Acomat.

Hier will ich nun mit dir mich unterreden,
Bald werden wir die Sultanin hier ſehen.

Osmin.

Seit wann wird uns der Zugang hier geſtattet?
Ehdem, wer's wagt', an dieſen Ort zu gehen,
Der mußte mit dem Tod den Frevel büßen.

Acomat.

Nicht länger ſtaunſt du, wann du erſt erfahren
Wie alles ſich indeſſen zugetragen.
Zuerſt nur eile mir zu offenbaren,
Was du, von mir geſandt, haſt ausgeſpähet.
Es freut mich, daß du in Byzanz zurucke,
Schon hab' ich dich mit Ungeduld erwartet.
Was du berichteſt, davon hängt das Glücke
Des Ottoman'ſchen Reichs, und wohl bedenke,
Wie alles, was du ſprichſt, hier von Gewichte.
Was ſahſt du bey dem Heer? was bey dem Sultan?

Osmin.

Herr, du erhältſt die treulichſten Berichte.
Getreu bleibt Babylon noch ſeinem Fürſten,
Sieht furchtlos ſich von unſerm Heer umringet,
Indeß es Perſiens ſichrer Hülfe wartet,
Das ſchon vereint zum Lager Am'rats dringet.
Er, mude der nicht fördernden Belagrung
Und wie er immer ohne Vortheil ſtürmte,
Beſchloß nunmehr, die Perſer zu erwarten
Und ſie zu ſchlagen. Mir indeſſen thürmte
Verſäumend manche Hindrung ſich entgegen
Auf meinem Wege; lang iſt auch die Reiſe,
So daß ich den Erfolg nicht mehr erfahren.

Acomat.

Und haſt du nicht auf irgend eine Weiſe
Verſucht, des Heers Geſinnung zu erforſchen?
Gehorchen noch die tapfern Janitſcharen
Dem Sultan willig? herrſcht er unumſchränket?

Osmin.

Gewiſſen Sieg verſichernd ſeinen Schaaren,
Schien äußerlich er heitern Sinns und ruhig,
Doch innen mag ihn tiefer Unmuth quälen.
Denn frey vergönnt ward jedem Janitſcharen
Sich ihm zu nahn; dies Mittel wollt' er wählen
Den eignen Argwohn ſelber zu bekämpfen.
Doch niemals darf er ihnen ganz vertrauen;
Einſt hat er ihre Anzahl halb verringert,
Um ſeine neue Macht feſt zu erbauen

Und ſich von ihrer Vormundſchaft zu löſen.
Der Schimpf hört niemals auf ſie zu erbittern,
Was er verſuchen mag ſie zu verſöhnen;
Er fürchtet ſie, die ſelbſt vor ihm erzittern.
Oft hört' ich ſie die beſſre Zeit beklagen,
Da du ihr Führer warſt zu ſteten Siegen,
Unwillig bleiben ſie von dir entfernt.

Acomat.

Willſt du nicht trügend mich mit Hoffnung wiegen?
Wie, Osmin, denken wahrlich dann die Tapfern
Noch meines Ruhms? und nennen meinen Namen?
Sie würden gern noch ihrem Feldherrn folgen?

Osmin.

Ob ſiegreich ſie zurück mit Am'rat kamen
Oder beſiegt, dies wird den Ausgang lenken!
Sie folgen ihm nur ungern, wie gezwungen,
Doch werden ſie der eignen Ehre ſchonen,
Den Ruhm bewahren, den ſie einſt errungen.
Das Glück der Schlachten wird allein entſcheiden!
Siegt Amurat, ſo ſind ſie ihm ergeben
Gehorſam folgend jedem ſeiner Winke;
Wird er beſiegt hingegen, mag er beben!
Trotz fügt ſich wild zu jenem alten Haſſe
Im Wahne, es verwerf' ein himmliſch Strafgerichte
Des Sultans neue Macht, und ſeine Waffen.
Noch hört ich, trau' ich anders dem Berichte,
Es habe Amurat ſeit dreyen Monden
Der Sklaven einen eilig hergeſendet

Als Ueberbringer heimlicher Befehle.
Auf Bajazet war jeder Blick gewendet.
Im Lager trug man Sorge, daß die Bothſchaft
Des Sultans nicht des Bruders Haupt verlanget!

Acomat.

Dies war die Abſicht freylich dieſer Sendung,
Doch hat er ſie für diesmal nicht erlanget.

Osmin.

Wie, Herr! haſt du zum Sultan ſeinen Sklaven
Ohne dieß Pfand zurück zu gehn gezwungen?

Acomat.

Der Sultan wird ihn niemals wiederſehen,
Ihn hat der Abgrund des Euxins verſchlungen.

Osmin.

Und wird er nun den Sklaven nicht vermiſſen?
Wie, wann er nach der Säumniß Grund nun dringet,
Was kannſt du ſagen?

Acomat.

Größre Sorgen werden
Bereitet ihm, wenn anders mir's gelinget.
Mich zu verderben, hat er längſt beſchloſſen;
Drum führt er ſelbſt zum Siege an die Heere,
Damit ſie mein vergeſſen, ihr Vertrauen
Vom alten Feldherrn ganz zu ihm ſich kehre.
Entfernt vom Lager muß ich in den Städten
Unnütze Macht nun üben; dieſe Muße
Hab ich indeß nicht ungenützt gelaſſen.
Furchtbar iſt ihm bereitet ſeine Buße

Osmin.

Was thateſt du?

Acomat.

Noch heute wird Roxane
Und Bajazet, ſo hoff' ich, ſich erklären.

Osmin.

Sie, des Sultans Auserkohrne aller Schönen,
Die Aſien, die Europa ihm gewähren!
Roxane! die er über alles liebte,
Die Glückliche, die er Sultanin nannte
Noch früher als ſie ihm den Sohn gebohren!

Acomat.

Mehr noch that er für ſie, denn er ernannte
Sie unumſchränket zu des Reichs Regentin,
An ſeiner Statt. Doch höre was geſchahe.
Des Sultans Brüder müſſen grauſam büßen
Die Ehre voll Gefahren, ihm zu nahe
Verwandt zu ſeyn. Zwar Ibrahim iſt ſicher;
Beſinnungsloſe ew'ge Kindheit ſchützet
Ihn gegen die Gefahren ſeines Standes;
Man gönnt ein Leben ihm, das er nicht nützet.
Doch Bajazet ſieht ſich vom neid'ſchen Argwohn
Des Sultans hart verfolgt, und rings umgeben
Sein theures Haupt von hinterliſt'gen Schlingen.
Nie gab ſich Bajazet dem weichen Leben,
Wie ſonſt die Söhne der Sultane pflegen.
Noch faſt ein Knabe ſucht er ſchon Gefahren
Des rauhen Kriegs, und unter meiner Leitung

Hat er, voll edlen Muths, ſchon viel erfahren.
Du ſelber haſt ihn eilen ſehn zum Kampfe,
Mit ihm das Herz, die Liebe der Soldaten,
Sahſt ihn, wie jugendlich des Siegs ſich freuend
Er, Blut bedeckt, verlangt nach Ruhm und Thaten.
Trotz ſeines Argwohns, durfte nie der Sultan,
Bevor ein Erbe ihm in ſeinem Sohn geboren,
Es wagen, ſeinen Bruder aufzuopfern,
Weil ſonſt des Reiches Erbe ging verlohren,
Mit ihm des neuen Stammes ganze Hoffnung.
Des Sultans Rache ward demnach verſchoben
Und Bajazet verwahrt im innern Harem;
Roxane muß dem Sultan angeloben:
Daß wenn der leiſeſte Verdacht ſich zeige,
Sie gleich des ſchrecklichen Befehls gedenkend,
Das Leben des Gefangnen nicht mehr ſchone.
Ich blieb allein zurück, und tief gekränket,
Von Amurat, voll von gerechtem Zorne.
So mußt' ich meine Treue von ihm wenden,
Sie ſeinem Bruder Bajazet ergeben.
Roxanen ſtellt ich vor, ſie zu verblenden,
Doch blieb ihr meine Abſicht ein Geheimniß,
Wie ungewiß des Sultans Rückkehr werde,
Dazu des Heeres Murren, auch der Waffen
Unſtetes Glück, bey dauernder Gefahrde;
Sprach dann von Bajazet, pries ſeine Schönheit,

Wie ſeine Jugend ſchmerzlich zu bedauern,
Daß er von ſchwarzer Eiferſucht verfolget
Im Kerker, ihr ſo nahe, müſſe trauern,
Verborgen doch auf immer ihrem Blicke!
So reizt' ich ſie, bis ſie ihn mußte ſehen.

Osmin.

Wie konnte bey ſo ſchwerem Unternehmen
Dem ſcharfen Blick der Wächter ſie entgehen?

Acomat.

Es ward, du wirſt es wohl dir noch entſinnen,
Vom Tod des Sultans ein Gerücht verbreitet;
Roxane that erſchreckt, die Sklaven, Weiber,
Von ihrem Jammern, ihrem Schrey'n verleitet,
Zerſtreuten ſich, für ſich nur jeder ſorgend.
Verlaſſen ward der Prinz von ſeinen Wachen,
Denn alles floh erſchreckt, und die noch blieben,
Leicht wars mit Gold uns die zu eigen machen.
Roxane ſah den Prinzen, und verborgen
Hat ſie ihm nicht die Macht, die ſie in Händen,
Den Mordbefehl, der ihr ward anvertrauet,
Und wie nur ſie ſein Schickſal möge wenden.
Die Liebe nur allein mocht' ihn erretten,
Mit ihrer Hülfe mußt' es wohl gelingen
Ihm, der ſo liebenswürdig iſt. Verſchworen
Schien jeder Umſtand, ihn zum Ziel zu bringen.

Daß er nur ihr ſo ganz war hingegeben,
Die Schwierigkeit, ſich öfterer zu ſehen,
Das nämliche Geheimniß zu bewahren,
Die Kühnheit, die Gefahr, wie das Vergehen
So vieles theilten ſie, es mußten ihre Herzen
Vereint wie ihr Geſchick den Bund beſchließen.
Auch mußten nun die pflichtvergeßnen Hüter,
Der eignen Schuld bewußt, die Augen ſchließen.

Osmin.

Wie? Ihre Leidenſchaft dem ganzen Harem
Zu offenbaren, ſolches wagt Roxane?

Acomat.

Dieß hatte ſie für nöthig nicht gefunden;
Sie ſtehn bis jetzt noch alle in dem Wahne
Daß Bajazet für Ataliden glühe;
Sie ſelber iſt mit jenen einverſtanden,
Leiht willig ihren Namen hin zum Scheine,
Verbunden jenem ſchon durch frühe Banden.
Vom Vater Amurat's iſt ſie die Nichte;
Mit ſeinen Kindern theilend, ſo die Liebe
Des Vaters, als den Unterricht der Kindheit.
Mit ihr nun ſpricht der Prinz von ſeiner Liebe,
Sie bringt dann ſeine Wünſche der Sultanin:
Da beyde ſuchen, feſter mich zu binden,
Um ſicher auf mich rechnen dann zu dürfen,

Werd' ich mit Atalide mich verbinden.

Osmin.

Du liebſt ſie, Herr?

Acomat.

Wie möcht's dem Alter ziemen,
Dem Haupte, das gebleicht von herben Sorgen,
An Liebe noch zu denken und zu ſeufzen?
Dafür iſt wohl die harte Bruſt geborgen.
Es iſt der Fürſten Stamm, dem ſie gehöret,
Das Blut, von dem ſie ſproßt, wonach ich trachte.
Verwandt mit Bajazet, bin ich geſchützet,
Daß er ſich ſelber im Verwandten achte,
Und mir Gewalt und Argwohn nicht mehr ſchade.
Nie kann ein Sultan dem Veziere trauen,
Kaum nur erwählt, wird er ihm gleich verdächtig;
Auf ſolche Gunſt darf ein Vezier nicht bauen.
Die Schätze, die er wußte zu erwerben,
Die ſinds, nach denen die Sultane ſtreben;
Sie ſtören ſchnell das Werk der eignen Hände,
Und ihre Habſucht koſtet uns das Leben.
Liebkoſend ehret Bajazet mich heute,
Das dank' ich ſeinen eigenen Gefahren;
Sie zwingen ihn die Freunde zu erhalten.
Doch bald vergißt er, was er jetzt erfahren;
Vergißt den Freund, der jetzt ihn unterſtützet,

Hat er ſich bis zum Thron erſt aufgeſchwungen!
Wenn dann nicht Dankbarkeit zurück ihn hielte,
Die Treu vergeſſend, die für ihn gerungen;
Wenn er dann wagte meinen Kopf zu fordern,
Derſelbe Bajazet .... jetzt will ich ſchweigen;
Doch hoff' ich, würd' er lang ihn fordern müſſen,
Zum mindeſten. Dann werd ich offen zeigen,
Wie ich, obgleich dem Sultan treu ergeben,
Jn ſeinem Dienſt ſo Blut als Leben wage,
Doch nie mich ſeinem Herrſcherjoche beuge,
Und jenen Unſinn des gemeinen Knechts verſage,
Nach welchem ich den Tod verehren müßte,
Den mir ein Wink des Sultans zugeſendet.
Du weißt nun, was mir hier den Zugang öffnet,
Wie ſich die Sultanin zu mir gewendet;
Zwar Anfangs hörte ſie nur meine Stimme,
Es durften meine Augen ſie nicht ſehen,
Aus Ehrfurcht für des Harem's ſtrenge Sitte;
Doch wagt ſie nun dem Zwange zu entgehen,
Entſagend aller Furcht. Sie ſelbſt beſtellte
Hier in den Garten mich, fern von der Menge,
Die des Geſpräches freye Wendung hemmet;
Von einer Sklavin, durch entlegne Gänge,
Werd ich hier hergeleitet, und ... man nahet.
Sie kömmt, mit ihr iſt Atalide, die Vertraute,
Du bleibſt, um wenn es ſeyn muß, dem Berichte,

Den ich ertheile, und auf deinen baute,
Nachdrückliche Beſtätigung zu geben.

Zweyter Auftritt.

Roxane, Atalide, Acomat, Zatime, Zaire, Osmin.

Acomat.

Es wird mit Wahrheit das Gerücht bewähret,
Gebieterin! Vom Sultan und dem Heere
Iſt Osmin eben jetzt zurück gekehret.
Voll böſen Argwohns iſt der ſtolze Herrſcher;
Die Herzen all' zu Bajazet gewendet,
Und jeder wünſcht ihn auf dem Thron zu ſehen.
Es eilt zur Hülfe Babylons der Perſer,
Vor ſeinen Mauern warten beyde Heere,
Wer von dem Glück der Schlacht begünſtigt werde.
Ja, wenn genau ich jene Zeit berechne,
In der Osmin den Weg zurückgeleget,
So hat das Schickſal alles ſchon geendet,
Und ſiegend, oder fliehend vor dem Perſer,
Iſt Amurat doch ſicher nicht mehr ferne.
Laß uns Gebietrin, jetzt das Schweigen brechen,
Die Thore von Byzanz ihm gleich verſperren.
Ob ſiegend, oder fliehend er gekehret,
Verſuchen, glaub' es mir, wir zu verbergen.

Iſt er beſiegt, was fürchteſt du dann länger?
Doch wenn er triumphirend kömmt hingegen,
So iſt der ſchnellſte Rath gewiß der beſte,
Sonſt möchteſt du bemühen dich vergebens
Das Volk zurück zu halten, das ſich ſehnet,
Den Sieger zu empfangen, ihm ergeben.
Gewonnen hab' ich durch verborgne Wege
Schon die geweihten Prieſter des Geſetzes,
Leicht wird das abergläub'ſche Volk gelenket,
Blind folgend denen, die ſie heilig wähnen.
Befrey nun Bajazet von ſeinen Feſſeln,
Daß frey im Innern des Pallaſt's er gehe.
Und jenes Zeichen, wenn Gefahr uns ſchrecket,
Die Fahne laß in ſeinem Namen wehen,
Den Namen, den die Völker längſt verehret.
Ihm trauen ſie, von jeher ſchon belehret,
Wie einzig ſeine Schuld darin beſtehet,
Daß hoher Tugend voll er ſtets gelebet.
Noch geht verwirrt und dunkel eine Rede
Die ich vernahm, und die ich gleich beſtätigt:
Der Sultan wolle nach Byzanz nicht kehren,
Er liebe nicht das Volk, und wolle ferne
Von ihnen ſeine Reſidenz verlegen.
Laß die Gefahr des Bruders uns erklären,
So wie den Mordbefehl der dir gegeben;

Vor allem, daß er ſelbſt zu ihnen rede,
Daß ſie das Haupt, der Krone würdig, ſehen.

Roxane.

Genug! ich halte ſicher mein Verſprechen!
Geh braver Acomat, verſammle jene
Die dir befreundet, ſag mir, wie ſie denken,
Dann ſoll dir ſchnell von mir Entſcheidung werden.
Zuvor will ich mit Bajazet noch ſprechen,
Ob ſich ſein Herz verſteht mit meinem Herzen.
Geh jetzt, und ſuche ſchnell zurück zu kehren.

Dritter Auftritt.

Roxane, Atalide, Zatime, Zaire.

Roxane.

Nun, endlich ſoll der Prinz das Loos entſcheiden,
Zum letztenmal will ich ihn noch befragen:
Ob er mich liebt?

Atalide.

Wie, magſt du wohl es leiden,
O Herrin, daß noch jetzt dich Zweifel nagen?
Noch heute eil' das große Werk zu enden,
Vielleicht daß du ihm morgen mußt entſagen.
Werth iſt die Bajazet, und deinen Händen
Sein Leben, ſeine Freyheit hingegeben;
Jetzt noch kannſt du ſein Schickſal glücklich wenden.

Vielleicht naht Amurat, verlangt ſein Leben,
Durch dich allein mag er der Wuth entgehen,
Und ach! noch müſſen Zweifel dich umgeben!

Roxane.

Kannſt du, die für ihn ſpricht, mir für ihn ſtehen?

Atalide.

Dir bürgt für ſeines Herzens ſüße Schuld
Was ſchon geſchah, was du noch läßt geſchehen,
Seine Verehrung, ſeine Ungeduld;
Bürgt deine Schönheit nicht dir für ſein Herz?
Kann jemals er vergeſſen ſolcher Huld?

Roxane.

Warum beruhigt er nicht ſelbſt mein Herz?
Warum nur muß ich deinen Worten glauben,
Indeß er ohne Troſt verſchließt ſein Herz?
Ach! oft verſucht' ich ſchon in dieſen Lauben
Gern glaubend, was ſo hold du mir geſaget,
Ob ich ihm ſein Geſtändniß möchte rauben!
Ich habe heimlich ihn zu ſehn gewaget,
Von ſüßer Ahndung hoffnungsvoll gezogen,
Ihn ſelber zu erforſchen, nicht verzaget.
Doch ſey's, daß mich mein liebend Herz verzogen,
Da mehr verlangt, wo es ſo reich belohnet,
Stets fand ich, daß du ſchmeichelnd mich betrogen!
Mein, Reich und Leben, das ich treu verſchonet,
Iſt ſein nicht eher, als er ſich bewähret.

Atalide.

Und was verlangt dein Herz das ſo argwohnet?

Roxane.

Daß er als mein Gemahl ſich heut' erkläret!

Atalide.

Als dein Gemahl, o Himmel, welch Beginnen!

Roxane.

Wohl weiß ich, daß die Sitte nie gewähret
Das ſtolze Recht; ich will's zuerſt gewinnen,
Die Erſte, der ein Sultan Treu' geſchworen,
Zuerſt dem Loos der Sklaverey entrinnen!
Ward auch vom Herren eine auserkohren,
Hieß ſie nicht Sultanin, blieb Sklavin immer,
Bis glücklich ſie ihm einen Sohn geboren.
Mehr liebevoll war Amurat, der nimmer
Dem Eigenſinn des Glückes ließ verdanken
Den hohen Rang. Nicht bloß den eiteln Schimmer
Des Namens nur, die Macht auch ohne Schranken,
Vom Reiche wie von ſeines Bruders Leben,
Hab' ſeiner glüh'nden Liebe ich zu danken.
Was hilft's, da er mir Hoffnung nie gegeben,
Daß er als Gattin mich erklären würde,
Das einzig hohe Ziel von meinem Streben?
Was mir auch ward, erſetzt nicht dieſe Würde.
Ach Bajazet macht alles mich vergeſſen!
Drückt ihn auch gleich des Schickſals harte Bürde,

Sein Glück wird höher als des Bruders meſſen;
Ich liebs ihn! er wünſcht es nicht vielleicht!
Für ihn macht ich die Wächter pflichtvergeſſen,
Die Fraun und den Vezier; ihm alles weicht!
Du ſiehſt, wohin die Liebe mich verführete,
Sein Leben war verlohren, und er reicht
Noch an des Sultans Thron! Sieh, wie mich rührte
Die Macht des Sultans, die er mir vertraut.
Noch einen Schritt, der ihm zu thun gebührete,
Und hier erwart' ich ihn: ich ſag' es laut
Er muß noch heute mich zum Altar führen,
Daß ich als Gattin ihm werd' angetraut.
Könnt er dann ein verhaßt Geſetz anführen;
Verſagt er mir, mir, die ihm nichts verſaget —
Wohl lieb' ich ihn, doch dann wird nichts mich ruhren,
Dann hab' ich auch der Liebe ganz entſaget;
Vergeſſend ihn, wie mich, ſtoß ich ihn dann,
Ihn der ſo undankbar zu ſeyn gewaget,
Zurück ins Elend, dem er durch mich entrann.
Dieß möge Bajazet nunmehr entſcheiden,
Es hängt ſein Unglück, hängt ſein Heil darauf.
Du Atalide, darfſt nicht mehr uns beyde:
Als Mittlerin die Worte überbringen,
Ich will ihn ſelbſt zu ſprechen nicht mehr meiden,
Durch Aug und Mund zum tiefſten Herzen dringen.
Er werde insgeheim hierher geführet!

Leb wohl! wird mir ein ſchönes Wohlgelingen
So hörſt du es, ſo bald es ausgeführet.

Vierter Auftritt.

Atalide. Zaire.

Atalide.

O Gott! ich bin verlohren!

Zaire.

Du?

Atalide.

Ja, mir ward der Untergang geſchworen,
Kein Hoffen mir geblieben,
Als der Tod.

Zaire.

Wie, was konnte dich betrüben?

Atalide.

O hätteſt du gehöret,
Was mir Roxane auszuführen ſchwöret,
Was ſie will, das geſchehe;
Es ſterbe Bajazet, wenn nicht die Ehe
Ihn heut' mit ihr verbindet!
Was wird aus mir, wenn ſie ihn willig findet?
Und kann er widerſtehen,
Was wird aus ihm?

Zaire.

Haſt du vorausgeſehen
Nicht längſt dieß Mißgeſchicke?

Atalide.

Verleiht die Liebe wohl der Vorſicht Blicke?
Mit uns im Einverſtande
Schien alles ja; in offnem Freundſchafts-Bande
Roxane mir gegeben,
Vertrauend mir ihr Theuerſtes im Leben,
Die Liebe des Geliebten!
Sie ſprach durch meinen Mund mit dem Geliebten,
Sah ihn durch meine Augen,
Ich durfte milden Thau der Hoffnung ſaugen;
So nah dem Wunder-Glücke,
Daß ich die Krone auf das Haupt ihm drücke,
Die ihm Roxane bringet;
Nun will der Himmel nicht, daß es gelinget,
Was ich mit Liſt erdachte,
Was ich durch ſolche Täuſchung nur vollbrachte.
Blieb ſonſt ein Weg mir offen?
Durft ich für des Geliebten Rettung hoffen,
Wenn ich es wollte wagen,
Enttäuſchend, herbe Wahrheit ihr zu ſagen?
Der Liebe ſchöne Blüthe
War mir gewiß, längſt eh ſie für ihn glühte;
Als Kinder ſchon entzündet,

Durch Liebe mehr als durch das Blut verbündet;
Schon war ich ihm gewogen
Mehr als dem Bruder, als mit ihm erzogen,
Auf ſeiner Mutter Schooße
Sie freudig knüpfte unſrer Herzen Looſe.
Getrennt, ſeit ſie geſtorben,
Hat Lieb' um Liebe ſchweigend nur geworben;
Dieß alles blieb verborgen
Der Sultanin, und ihres Herzens Sorgen
Mochte ſie mir vertrauen.
Sie konnte nicht den Liebenswürd'gen ſchauen,
Des Helden Jugend blühen,
Und nicht in Liebe ganz für ihn erglühen,
Die Hand zur Hülf' ihm reichen;
Was blieb ihm übrig wohl, ihr auszuweichen
Als ehrfurchtsvolles Schweigen?
Wie leicht iſt Täuſchung doch der Liebe eigen!
Zufrieden mit dem Scheine
Der äußern Ehrfurcht, glaubt ſie im Vereine
Des Herzens ſich mit jenem.
Sie ſelber lud, durch nur zu leichtes Wähnen,
Uns ein, ſie zu betrügen;
Oft muß von Eiferſucht mein Herz erliegen!
Sie reicht ihm Rettung, Leben,
Ich habe nichts als Liebe ihm zu geben;
Ein Reich bringt ſie entgegen,

Ich trau'ge Seufzer, meiner Liebe Segen.
Gott, du ſahſt meine Schmerzen!
Bald durfte der Geliebte meinem Herzen
Die Ruhe wieder ſchenken;
Ich ſprach mit ihm, ich konnte alles lenken.
Doch was muß nun geſchehen!
Er wird die Hand der Sultanin verſchmähen,
Verſtellung unwerth finden,
Der Sultanin die Täuſchung dann entſchwinden
Weh mir, er iſt verlohren!
O hätte ſie mich diesmal doch erkohren
Für ſie mit ihm zu reden!
Dürft ich ihn, ach! nur einmal noch bereden;
Daß ich ihn nur bewege —
Zaire, wie, wenn nun auf ſeinem Wege
Ich noch zu ihm kann dringen?
Ein Wink, ein Wort, kann ihm noch Rettung bringen!
Ach, daß er ſich vermähle
Mit ihr, eh daß den ſichern Tod er wähle.
Weh mir, er iſt verlohren!
Gerechter Gott! und iſt es dann beſchweren,
Daß Strafe wir erdulden
Um jene Liſt, der inn'gen Liebe Schulden;
Laß mich allein ſie leiden,
Ich bin gewiß die Schuldigſte von beyden!

VII.

Lehrgedichte.

Herkules Muſagetes.

1801.

Opf're dich ſelber zuvor und alles was ſterblich der Muſe,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder ſo denken:
Denn wie reu'te den Mann, was er ſo männlich beſchloß?
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg ſich wendend vom Lärm alles zuſammen verdammt,
Seh' ich gelaſſen es an; denn ich weiß ja die alten Geſchichten,
Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir ſelbſt gegenüber den Mann, der gerüſtet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehr't.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt und wie alles ihm nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl ſelber, wie gern, raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schaar, Schrecken dem Feinde geblitzt.

Andres beſchloſſen die Götter und willig nehm' ich mein Schickſal,
Trotz dem adlichen Neid, froh und zufrieden im Muth.
Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
Ach in jenem Bezirk[*], der mir auf ewig verſagt.
Nur wenn die Welt den Ernſt uns eitel ſchwatzend erwiedert
Regt in der Bruſt ſich der Grimm, ob der zu duldenden Schmach.
Beſſer wir bleiben für uns, in einſamer Strenge geſondert,
Als im eckeln Gemiſch Wahres und Falſches zu ſeh'n.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Spräch' ich: wachſe denn fort, wie die Natur dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt!
Kühn drum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub, folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Göthe, die haben die Kunſt der Deutſchen erneuert,
Mächtiger Quell warſt du, würdiger Winkelmann, einſt!
Was den beyden entriſſen die Parce, das gab ſie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich begeiſtert, vernichtend, ſo kamet ihr Denker von oben
Flammtet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruh'te der Geiſt des raſtlos forſchenden Deutſchen,
Bis er im Abgrund erfaßt ſchauend die Wurzel der Welt.

Anmuth gab dir der Gott, und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung
  Tieck, erfindſamer Freund. Werke verkünden dich laut,
Und wohl ſchiene beſtochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
  Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
  Treue Begründer der Kunſt, ſeyd mir, Poeten, gegrüßt!
Beyde entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
  Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!
Euch, ja nur euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
  Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
  Als mir tief in der Bruſt glüh't das erhabene Herz;
Und die ſo leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
  Alle wieg' ich ſie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn ihr ſie nicht endlich gegeben,
  Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
  O wie geſteh' ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
  Die ich dankbar genannt; göttlich begeiſtert mit Euch!
Eins zu werden geſinnt, die ich früh ſchon liebend umfaßte,
  Deren mir Einen der Tod, and're das Leben geraubt.
Feſt wohl umarmt' ich den Freund, und ſo laßt mir die Flammen gewähren;
  Denn nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.

So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge,
Wählt' ich die Stärkeren gern, tödtend mit löblichem Haß.
Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret die Menge, für die ſie auch gut ſind;
Nur daß der Beß're ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Flachen geneckt, die wir nimmer verſchonten,
Daß der geſchäftige Schwarm emſig am Markte nun lärmt.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt?
Ja willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen;
Aber ſo redlich ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
Nur, bey den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach.
Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht;
Willſt du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt du geben, zurück nur behalten die Liebe?
Wenn du nicht beyde verkennſt, iſt es noch dunkel in dir.

Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß,
Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer, denn löblich ſind ſie von Ferne;
Doch wenn du glühend dich nah'ſt, friert auf der Lippe das Wort.
Sieh'ſt du wo Liebe verborgen, ſo hauch' ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund dir, um weichlich zu ruhen;
Sondern, wer gleich dir an Geiſt, kräftig dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge, bey nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt dir, gebildeter, was du berühreſt:
Wem das Kleinſte zu klein, dem iſt auch großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe dir köſtlich;
Aber ſo ſehr du es lieb'ſt, gieb ihm du ſelber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüh't ja des Ganzen Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff du, den Einen, deß Fülle unendlich;
Faſſe nun auch in's Gemüth dieſes Geheimniß der Form.
Kennſt die bewegliche Drey du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt du nimmer die Eins.

Schau'ſt du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren in's
Weltall?
Wer, was unendlich ſie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und Eins.
Lebend ſey das Gebilde der Kunſt, und lebend die Einheit
Wie in dem liebenden Paar Eine Seele nur ſchlägt.
Langſam entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und
Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume er-
ſcheinet,
Was der Gedanke nicht ſagt, ſinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,
Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde dir Blume die Welt, du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlſt du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahndeſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Sieh'ſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Jugend,
Sieh'ſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier
dich,
Göttlich zeugend das Werk, ähnlich zu bilden dem All,
Daß es, unſterblich gleich ihm, in ſich ſelber habe das Leben,
Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt.

Seelig der Mann, der ſo großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,
Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneu'n, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn Freunde mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
Wandelt herkuliſche Kraft noch die germaniſche Flur.

Die Weltalter.

Bruchſtück.

Anfangs lebte der Menſch mit ſich ſelber in heiliger Eintracht;
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmliſchen Geiſtes.
Liebend beſangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater;
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebete die Menſchen,
Jegliches brachte ſelber ſich dar in Vertrauen und Demuth.
Seegen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerſt ſie bewillkommt.
Willig gewährte und folgſam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menſchen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beſeeligt,
Schwebte ſinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umſcheinen.
Denn oft ſtiegen hernieder zum erdegebohrenen Menſchen,
Lieblich in lieber Geſtalt noch, die ſeeligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menſchen noch, leicht entſchlummert zur Heimath,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heiterſten Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unſchuld,

Wo die grünende Erde ſo ſchön dem Geliebten ſich ſchmückte.
Aufwärts ſtieg die Flamme des Lebens aus ſehnenden Herzen,
Welche der Treue Geheimniß, noch göttliches deutend, vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verſchlungen verwebten ſich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahrs und des Tages.
Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Roſe geſellt mit der Blume des Friedens;
Ja, auch des Tages ſtrahlende Kraft und der dunkelen Fülle
Nächtliches Segens Geheimniß, ſie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umſchlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemals der ſeeligen Menſchen Geſchlechter.

Prolog zu Leſſings Nathan.

Die Dichtkunſt.

Unzählig ſind die frohen Kinder meiner Luſt,
Die ich aus dunkelm Schooß erzeugend aufgebracht,
Daß ſie nun Himmel athmend lichte Sterne ſchau'n. —
Was auf des Frühlings grünem Teppich munter ſpielt,
Mit muthigen Geſellen jugendlich vereint,
Und frey ſich ſeines Lebens freu't in raſchem Kampf,
Im Spiel der heißen Triebe; oder was auch ſtill
Verborgen, leiſe Schönheit duftet in dem Grün,
Aus offnem Kelche dann dem Licht ſein eigen Bild,
Ein kleiner Farbenhimmel, kindlich wiedergiebt,
In einen Blick und Freudenblitz den Geiſt verhaucht;
Ja, was nur athmet, grünet, lebet und ſich ſehn't;
In allem athmet, ſchlägt und regt, ſehn't ſich und treibt
Die eine alldurchdringend nie durchdrung'ne Kraft,
Der treuen Mutter ewig liebeſchaffend Herz.
Doch wenn die Sommerluſt entfloh'n, die Pracht verblüh't,
Von Schmuck entblößt, ganz traurend nur ich ſchein' und kalt,
Dann denkt das Herz in ſtiller Tiefe andres aus;

Ein ſinnreich künſtlich Bilden ſchafft der kühne Fleiß,
Vielfach verſchlungen webend, was er ſchlau erdacht.
Oft wenn die Laune eigenwillig es befiehlt,
Ein ſcherzend Spiel nur, denn die wildeſte Geſtalt,
Die ſonderbarſte iſt's, die ſich der Witz erwählt.
Der Worte räthſelvoll verworr'n ſinnbildend Spiel
Wird hier erdacht; und was den Menſchen wohl bewegt
Zu ſtaunen über ſeines Gleichen, daß der Menſch —
Dieß wundervoll Gewächſe, gottverwandte Thier,
Des Lebens Blume, helles Aug' und Freudenlicht,
Der Mutter höchſte Luſt und lieblichſtes Geſchöpf —
So wundervoll gebildet und gebaut ſeyn kann;
So ſeltſamlich gemiſcht in ſeinem Hirn der Ernſt
Und Laun' und Spott, ſinnreicher Witz und Lieb' und Zorn,
Allmächtiger Gedanken ſchaffendes Geheiß,
Und wieder tiefes Sehnen, leiſer Wünſche Hauch
In ſtiller Bruſt und ſanfte Demuth, zarte Scheu;
So eigen jeder, eine kleine Welt für ſich.
Denn mir mißfällt von Herzensgrunde was nur gleich
Sich ſelbſt einförmig wiederholend immer bleibt.
Was ich mit Lieb' und Luſt erſchaff', iſt mannichfalt,
Und frey und kühn, und muthig bahn't ſich's neuen Weg.
So ſchuf ich einſt in ſtiller heit'rer Winternacht
Da jeder Stern am Himmel freundlich niederſchien,
Ein reichbegabtes lichtanſtrebendes Gemüth.
Ein Künſtler ſann ich, ſoll es werden mir zur Luſt,

Mit ſchlauen Sinnen reich verſeh'n und heiterm Geiſt,
Voll tiefer Abſicht, allbeginnend, fein gewebt;
Und wie ich nun ſo ſinnend bilde die Geſtalt,
In ſie vertieft, trifft mich, ich weiß nicht wie, ein Zorn,
Indem ich an das Schlechte denke in der Welt,
Das Ungeziefer, das den ſchönen Garten mir
Geſchändet, wüſter Zeiten Unkraut und Gewächs,
Das ſchlechte Machwerk, das zum Spott nur Leben äfft.
Und wie ich nun den Sohn betracht' und ſeine Noth,
Die er in buntverwirrter Welt wohl bald erlebt,
Schulmeiſter, Anverwandte, Publikum, Geſchwätz,
Die Menge Bücher, Handel und Betriebſamkeit,
Den Rath der Narren, Obrigkeit und tolles Zeug;
Wie heiß ich war von Zorne, lacht' ich dennoch laut.
So ging durch eig'ne Unvorſichtigkeit mir gleich
Die ſchönſte Bildung faſt zerſtückt! Da ward mir's leid;
Ich nahm den jungen Geiſt und taucht' ihn ein in Stahl,
Auf daß er eiſenkräftig würde, Pöbels Thun
Und Schrey'n nicht allzu zart empfänd'; ich haucht' ihn an,
Und Feuer regt ſich glühend in der Adern Schlag.
Da blickt er zu mir auf voll Dank; ich lächl' ihn an,
Und von dem Lächeln leuchtet noch ſein Falkenblick,
Und heit'res Licht wohnt auf des Sehers heller Stirn.
So warf ich an des Lebens kalten Strand ihn aus;
Er immer rege, forſchend, wandelnd, ſtets bemüht,
Umfragend, ward des rechten Weges bald gewahr;

Den andern deutend bahnt er ſelber kräft'ge Spur;
Und trat ihm Dummheit, platter Pöbel in den Weg,
Da ſprüht er hellen Witzes Funken weit umher,
Und manchen traf der tödtlich ſchneidend ſcharfe Schlag.
So blieb der Theure ſtets mein lieber theurer Sohn,
Sein Angedenken mir im Herzen feſt und werth;
Und tret' heraufgeſtiegen, Göttin, kühnlich auf
Zu dieſer ſeiner Nahmensfeyer, das Gedicht,
Wo ſich ſein Geiſt am reinſten ſelber ausgedrückt,
Zu loben, deuten, anzukünden. Ein Gedicht,
Wo all den Trotz ihr ſind't, Muthwill' und ſpröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr ſonſt an ihm verehrt,
Und wahrlich auch das grade Herz, den lichten Ernſt.
Drum laßt es euch nicht irren, wenn nicht alles gleich
Vortreflich ausgebildet und gefeilt hier iſt,
Und nur wie man im Zimmer, auf dem Markte ſpricht,
Die Proſa hier geſprochen wird, die Menſchen auch
Nicht alle gleichbedeutend immer geiſtvoll ſind.
Das lautre Gold iſt dennoch gut, wer es auch bringt;
Der Wahrheit Gold in ſchlichte Fabel eingewürkt.
Und wenn der König hie und da nicht edel ſpricht,
So iſt der Bettler dafür königlich geſinnt.

Epilog.

Der Verſtand.

Der Fabel leichtes Bild iſt nun vollendet;
Beſorgniß hat, erſt zweifelvoll verſchlungen,
In Freud' und Wiederfinden ſich gewendet.
Geſchwiſter ſtaunen Bruſt an Bruſt umſchlungen,
Des Lebens kühnes Spiel iſt nicht verlohren,
Den alten Ring hat Glaube neu errungen;
Daß jeder Rechte ſey von Gott erkohren,
Der rechte Glaube hat uns all' vereinet,
Die Gottheit ſinnend wir im Staub gebohren.
So ſchwinde Trübſinn, den wir erſt beweinet;
Und laßt, von allem Dunkel frey, uns fragen,
Was jenes lichte Räthſelbild nun meinet?
Den Frieden kömmt der Held uns anzutragen,
Erkenntniß ſoll der Zwietracht Kinder tödten,
Des Lichtes Gunſt will uns die Dichtkunſt ſagen;
Des reinen Lichtes, deſſen Morgenröthen,
In ewig gleicher Sonneneinheit ſtrahlen,
Befreyt von ird'ſcher Dämmerung und Röthen.

Dies Eine war das Ziel von ſeinen Wahlen,
Dies Eine, das die alte Zeit erkannte,
Dies Eine wollt' er neu lebendig mahlen;

Denn mancher Hohe, den die Welt verkannte
Hatt' es wohl feſt, doch alſo hoch gegründet
Daß ſich geblendet weg die Schwachheit wandte.

Der Dichter hätt' es allen gern verkündet,
Des Pöbels Wahnſinn ewig ausgerottet,
In Gottes Klarheit alle ganz verbündet;

Drum wird mit bitterm Spotte hier verſpottet,
Was gegen jenes Licht die Sonn' umſchwirrend,
In dumpfen Sinn ſich dumpf zuſammenrottet.

Es webt und gräbt der Geiſt nur tiefer irrend,
So lang' er noch im Irdiſchen beſchränket,
Im Denken auch bedrängt, ſich ſelbſt verwirrend;

Doch wenn er hoffnungslos im Schmerz verſenket,
Hat ſchnell er oft des Friedens Born gefunden,
Wenn tief Gefühl in ſich zur Quell' ihn lenket!

Erwacht von Traum iſt er mit Gott verbunden,
Vernimmt nicht mehr, wie trüber Zweifel höhnet,
Von Kraft und Muth und Licht die Stirn' umwunden;

Mit andern iſt er nun, mit ſich verſöhnet,
Des Herzens Trieb' und Stärke neu erſtanden,
In immer hoherem Licht der Geiſt verſchönet.

Seelig der Mann, der ſchauend das verſtanden,
Die Welten all' erkannt in jenem Einen,
Sich ſelbſt befreyt von allen ird'ſchen Banden!
Nun ſtrebt mit Gott den Geiſt er zu vereinen,
Und wenn ihr Menſchen alle ihn verlachtet,
Ihn preiſ' ich einzig ſelig, anders keinen.
Der Denker, Dichter, den wir jetzt betrachtet,
Hat auch mit ſolchem Bild uns vorgeleuchtet,
Das Ziel erreicht, wonach die Forſchung trachtet.
Sein Geiſt hat hell in dunkle Zeit geleuchtet,
Noch manchen künftig wird ſein Wort erregen,
Das in des Witzes Schein ſo ſinnvoll leuchtet;
Laßt denn das köſtliche uns ſorgſam pflegen,
Wo unbewußt noch höh'res angedeutet,
Von größern Zeiten, ferner Weisheit Wegen,
Da Stern und Blum' und Erde Himmel deutet,
Der Geiſt nicht mehr im Kampf mit ſeinen Zeichen,
Der ew'gen Freuden inn're Füll' erbeutet;
Daß ſeiner Macht die ird'ſchen Mächte weichen,
Im Worte zaubernd wirkt und blüh't das Denken,
Der Gottheit Leben ſelbſt die Sinn' erreichen,
Und in den Abgrund ſeines Worts ſich ſenken.

Inhalt.

Seite.

I. Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik. 5

II. Erſte Frühlingsgedichte. (1800. 1801.) . 99

Weihe des Dichters. 101

An Heliodora. 102

Im Frühlinge. 103

Lied. 106

Rückkehr zum Licht. 107

An eine Freundin der Poeſie. 109

Monolog. 110

Fantaſie. 113

An die Freundin. 117

Der welke Kranz. 118

Bitte. 120

Lob der Frauen. 121

Das Gedicht der Liebe. 124

Stanzen zur Einleitung eines Mährchens. . 125

Spruch. 126

Tändeley. 127

An Selinde. 128

Lied. 131

Der Schiffer. 132

Die Verhältniſſe. 133

Bündniß. 134

Ein Traum. 135

Betrachtung. 137

Bild des Lebens. 138

Seite
An die Dichterin. 139
Farbenſinnbild. 140
Ein Lied des Heinrich von Veldeck. . . 141
An eine Freundin in der Ferne. . . . 142

Alte Gedichte aus dem Spaniſchen.

An die heilige Katharina. 143
Auf der Pilgrimſchaft. 144
Vom Leiden Chriſti. 145
Lied. 147
III. Abendröthe. 149
IV. Stimmen der Liebe. 175
V. Alarcos. Ein Trauerſpiel in zwey Aufzügen . 218
VI. Verſuch einer metriſchen Überſetzung des Racine. Erſter Act des Bajazet. . . . 283
VII. Lehrgedichte. 305
Herkules Muſagetes. 1801. 307
Die Weltalter. Bruchſtück. . . . 314
Prolog zu Leſſings Nathan. Die Dichtkunſt. . 316
Epilog. Der Verſtand. 320

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Friedrich Schlegel's
ſämmtliche Werke.

Neunter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedichte

von

Friedrich Schlegel.

Zweyte vermehrte Ausgabe.

Zweyter Theil.

Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle;
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle,
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;

Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frey dem Vaterland erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen,
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge, erſt nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig mir verbündet, Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;

Liebe iſt es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben?

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen, was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;

Was ſich ſpielend erſt durchs Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Farth zum Ziel uns führen ſollen.

Farth, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreyt nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſeel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh die Sieger linde mag umſchweben.

I.

Kunſtgedichte.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo einzigs ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſey, was er ſinge.
Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;
Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſey des Dichters hohes Ziel und Trachten!

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich ſey, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geiſt umnachtet,
Beſorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unſterblich hier ſchon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen ſtrömten, Felſen klungen,
Die alte Rieſenzeit der jungen Erde,
Iſt noch ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern ſein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat ſeine Zukunft froh ſchon jetzt beſungen.

An die Deutſchen.

Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwerdt als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte,
Von Fürſten Recht, bey Bürgern edle Sitte,
War Wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus hoher Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte,
Dem Denker iſt Natur der Lebensbronne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blühte,
German'ſcher Männer Lied wirds neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweymal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feur wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſey mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heilge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis Kraft des jüngſten Tags zuletzt ſie wachen,
Ob ſie zergehn ſamt ihren nichtgen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr laſſen,
Schwimm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreyein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.

Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal ſchaut,
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht.
Dieß, Pöbel, iſt das Feur, vor dem dir graut!
Die lang verſchloßne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Gebehrde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, die alte Nacht verſöhnend.
Ich ſprach es aus und ſah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geiſter Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weihn am Altar ſich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bey des Himmels Roſen,
(Der Eid ſey höchſtes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.

Wohl ſeyd ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunſt Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchaar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Leſſings Worte.

1800.

Wenn kalte Zweifler ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloßnen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Reden über die Religion.

1800.

Es ſieht der Muſen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels ſich auf Säulen heben,
Und wo Pilaſter ruhn und Kuppeln ſtreben,
Naht er getroſt dem kunſtgeweihten Orte.

Drin tönt Muſik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im ſchönen Kreiſe ewig ſchweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich ſcheints, als wollten Geiſter gerne
Den ſchon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuſcht die Fremden laſſen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Muſik muß ſchweigen,
Der Tempel auch verſchwand und in der Ferne
Zeigt ſich die alte Sphinx in Rieſengröße.

Die Weltſeele.

1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat ſich der Menſch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn ſonſt vernichtet,
Die Wunder des Bewußtſeyns ſchaffend denken.

Zum erſten Lohn, den ihm die Götter ſchenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geſchlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether ſie gedichtet,
Und will mit Liebe ſich ins Lichtmeer ſenken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Maſſe;
Das lebt und brennt in ſolchem kühnen Streben!

Es ſinnt der Geiſt, wie er das Ew'ge faſſe,
In todter Bildung ſieht er Täuſchung ſchwanken,
Das innre Weſen blitzt im freyen Leben.

Das Räthſel der Liebe.

1802.

Ob jugendlich der Dichter ſeine Trauer,
Von Herzen hingegoſſen, dar uns ſtellte,
Der alte Meiſter ſie mit ſtiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer iſt's, hier glühend warm, dort lauer
So ſchrecklich licht des Daſeyns Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung ſchelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnſucht Schauer.

Kein Schickſal kann den Fluch vom Zaubrer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeiſtert muß des Helden Liebſte enden;

So zeigen neu ſich ſtets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

Die Werke des Dichters.

Fauſt und Taſſo und Meiſter ſind ſilbergediegene Stücke,
  Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
  Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunſt.
Liebliche Kinder des heiterſten Genius blüht ihr Claudine!
  Du der Scherze Triumph, Ariſtophaniſcher Witz.
Tief bewegt uns das kunſtloſe Lied aus ſehnendem Herzen,
  Männlich klar iſt der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
  Lächelt milde der Geiſt, freut ſich der ſüdlichen Luſt.
Keime nur ſind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
  Giebt die Parze denn Heil, wachſen ſie herrlich empor!

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen;
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Die ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das beſte nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovev' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sey Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten dich des Glaubens ſüße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von ſeinen Sohlen.
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von Euch entflohen,
Gern entſagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O, ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme goldner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;

Doch mit nichten darf ich ſcheuen,
Kühn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur ſchöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort im Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das iſt Lug nur und Verläumdung,
Daß ich neues ſtiften wollte,
Mich nur meynend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,

Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſt im Strome;
Fluthen wachſen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefeſſelt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, ſchaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einſam wandelnd durch die Wüſte,
Als der letzte meines Volkes.

Hymnen.

1801.

I.

Apollo, wirſt du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treuſte Treue ſoll dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allſtarker! wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was du mir enthüllt, geſungen,
Laß' mich verzehren ſchnell von deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo ſind deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umklirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der großen Göttin tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erſchlaffen,
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

III.

Ich ſoll den Schleyer, Iſis, dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleyer da, ſo ſchön ſie gleißen?

Sie wollen feige ſich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenrothe;
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreiſt!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Blitzen;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So ſchwillet der Jugend Herz
Seelig von Kraft und liebender Freude.
Ergreiſe kühnlich den Zauberbecher!
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sey du trunken nur ſtets,
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleyer,
Wo der Freudige naht.

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüſtern öffnet die Roſe den Kelch;
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge,
Rein der Hülle entſtiegen.
Nackte Reize umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeeliger Liebe.
Gerne ſinkt er hinab,
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,
In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das ſchöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahndeſt du, was dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,

Erd' umfaſſend dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken,
Grimmgefeſſelter Thiere
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.
Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergehn.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerriſſen von milder Betrübniß.

Schrecken bleibe dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß dich königlich kränzen,

Du biſt König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt!
Ich ſelber kann es nicht mehr.
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz;
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe;
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauſchende Woge!
Laß den Zauber erklingen,
Daß gebährend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,

Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron,
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sey mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entſlammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen geſpendet,
Drücke dich herzlich ans Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauſchend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Roſen und Jasmin;
Süß wie beym Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Waſſerfall;
So mahlt die Lieb' und ſtrahlt Schirin.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von dieſen Seeligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſeelig ſelbſt der Meiſter;

Drum ſollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! du Sonnenſtrahl der Geiſter.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden;
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sah'ſt du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſt ein Strom verborgner Klagen.

Sey, Camoëns, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, du von mir ſcheiden?
Du ſtrahl'ſt in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden.

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahndend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutſchen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freyer Bruſt die Heldenlieder.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rühret erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freyſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüh't und ſchwindet,
Nur Eines ſteht unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,

Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frey von Begier und frey von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeynt;
Laß wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwey Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zu Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpäh'n das ſtille Thor;
Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß ſich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blühn die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel verborgen,

Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie ſollte der Unmuth ſich Dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts ſchreiten;
Dir ſchlummern in den goldnen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frey den vollen Geſang erſchallen,
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſey der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſey jedes Angeſicht;
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
Im ewig heitern klaren Licht.

II.

Scherzgedichte.

Das Ideal.

„Der iſt zu ſchwer, der andre fällt ins Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte."

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen,
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
In Allen wird der Kenner etwas miſſen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſey dein Ideal, frey von der Formel Geſpenſt.

Das Athenaeum.

1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freyen Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchreyt und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

Zerbino.

1800.

Gemahlen und gemalt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Verſteh' nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt dich lichter

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle;
Maſkirt erſcheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ja ſagt das Eſlein ſelber Jy;
Ergötzlich ſpielen drein mit Narrenſchwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl denn Tieck! mahl ferner unverdroſſen
Der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

Kunſt-Orakel.

Wenn Dichter die Mogens nicht motiviren,
Statt den fünf Acten weiſe zu vertrauen,
Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
Raçine aus den Augen ganz verliehren;

Denk' ich an Rouſſeau, der auf allen Vieren
Zu gehn verſucht, als hätten Menſchen Klauen.
Drum muß Verſtand gar ängſtlich ſie beſchauen,
Weil ſonſt die Künſtler leicht ſich proſtituiren.

Dem Macbeth hat der Wallenſtein am meiſten,
Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen ſich zu ſchließen,
Weil da das Schickſal auch ſo zart behandelt.

Nur daß es gothiſch, muß mich ſehr verdrießen;
Es bleiben die Bizarren mit denen Leiden,
Bis das Genie in Tollheit ſich verwandelt.

Die neue Schule.

1800.

Eines ſchickt ſich nicht für alle.
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen
Was des Meiſters Kraft ermeſſen,
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,

Suche jeder wen er reibe,
Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder wie er's treibe.

Ein'ge haben wie entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die gebohren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen;
Manche müſſen leer ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Zeigte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle lenkig ſpielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Das tragiſche Schickſal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragiſchen Latwerge,
Müſſen idealiſch glänzen.
Daß die Scenen ſich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schickſale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß ſich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen,
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schickſale,
Zahlt die Quentchen in der Schale.

Zwiſchen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Menſch verlegen ſtehn,
Oder ſtolz durch beyde gehn
In der Tugend Zwickmühle,
Wahrlich hart auf trag'ſchem Pfühle,
Ruht, wer im Theaterſaale
Dichten muß von dem Schickſale.

Proben der neueſten Poeſie.

1808.

1. Griechiſch.

Steil zumeiſt mir ſteinern verſteigender Gott
Apollon iſt. Der diezern holprichte Wort-
klump bricht hervor mit Weh des Zahns, des Leſenden Lohn.

Knirſchend Anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kieſel-
ſteine des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freyer gehts ſchon.
Brauſt im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen ſchönere Sylbenwuth.

2. Altdeutſches Volkslied.

Es gehen zwey Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkom.

Der eine klimpert um den Berg herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre ſchaut ſich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen ſich beyde recht artig herum;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um!
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht?
Es kamen entlang drey Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. ſ. w.

3. Spaniſch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunſt hingegoſſen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten große Waſſerblumen;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Waſſer bald erloſchen,
Als Romanzen Thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

4. Das klare Geheimniß.

Vielſeitigkeit wird auf des Lebens Gipfeln nur
Gefunden, wo des reinen Daſeyns heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf ſchwankem Seil der Bildung hin und wieder ſpielt.
So red' und bilde dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunſt, im Handeln, Reden du beginnſt,
Es ſey dir niemals ungebildet voller Ernſt.

Sinngedichte. 1815.

Philoſophiſche Verſicherung.

Klar iſt alles und licht mir; doch das verſtehen Sie ſchwerlich.
Seelig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

Verſchiedene Geſinnung.

1. Der chriſtliche Philoſoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du biſt wohl Ich in mir?
Drum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
Drum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

Anfrage.

Jenen alten ſehr lieblichen Spaß von dem Subjekt und Objekt,
Der auf den Gaſſen nun klingt, werdet ihr nimmer ihn ſatt?

Irrlichter.

1810.

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geiſter Ruhm;
Viel Geſindel, allgeſtaltig
Naſcht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln ſie herum
Drehn und kehren es geſchwinder
Schnell im Kreiſe um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Verſäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böſe Gott erſchaffe,
Groß wie ſie geſinnt,
Sich das All zuſammenraffe,
Lehren Sie geſchwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Iſt ihr eitler Muth,
Nur im Richtigen beſtändig
Dieſe neue Brut.

Sie verſchmähn die ſtarke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburth des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längſt dem Strome zieht,
Summen andre, haſchen ſeelig
Nach Geſang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind ſie ſchon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

Eulenſpiegels guter Rath.

1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeyd auf rechter Spur und Farth,
Und falls ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich ſeh't,
Wie ſchön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an'nander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beyneben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Geſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur deſto beſſer;
Und wucherſt du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;

Da kann er nach Luſt die Künſte beſchätzen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerley Volk zuſammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſey es oder ſey nicht verſtändig,
Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabey weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeder Fremden anlachen,
Das ſollt einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſeh'n,
Nüchtern alle nach Hauſe geh'n.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſeyn.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die verguld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.

Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben;
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort,
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmals ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Äcker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſey je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,

Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teuſel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und eckelt' ihn manchen Dreyhellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade, ſprach der Ritter, du Vaterland mein;"
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſeyn,
„Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und von Schmerz?
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimiſchen Ort.

„Thu auf deinen Schooß, o Waldesthal,
„Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!
„Ich ſtrebte und lebte der Liebe zumal."
Dann ſchüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruh'n;
„Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So ſprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rührten am Platz,
Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen draus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben und trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein:
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das, ſprachen ſie, ſoll unſer Abgott ſeyn."
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
„Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
„Wir, die wir ſpringen um Stein und um Stock,
„Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht.
„Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
„Was fragen wir nach dem Edelſtein?"

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt;
Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwärmen und lärmen und ſchreyen nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wolfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bey Sonn' und bey Mond, wie die Wolke zieh't.

Der alte Pilger

oder

Homo's neueſte Wanderungen. 1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
„Sonſt iſt's um meine Füße geſcheh'n;
„Hier will ich unterkauern.
„Dieß ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſeyn,
„O ſeyd nur ſo gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmals an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrodt,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Geſicht?
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwey Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doctoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein anderer, der ſtärker noch
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtrickt, und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern, ſieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreh't,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteh't,
Bey'm Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,“
So hat der Pilger bey ſich gedacht;
„Die kräftigen Gebehrden!
„Die Herrlichen, wie ſie da ſteh'n und geh'n,
„Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſeh'n!
„Was wird's nur endlich werden?“

Des Schreyens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber, ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſ't in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
„Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geiſterſtunde.
„Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
„Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
„Sie ſind nicht mit im Bunde.

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
„Dann magſt du gebieten jedem Zweck
„Du wirſt es dankbar ſpüren."
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bey der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es dreymal ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meynt, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſanken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweis,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir, ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geſchrieben;
„Wo Milch und Honig ſich ergießt,
„Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
„Sich alle herzlich lieben."

Nun war es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe;
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frey er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen drein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein;
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frey,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabey,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn"
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
„Und will als Knecht mich plagen!"

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Bley ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr,
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geh'ts zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrey'n,
Da wird er gedrückt von andern zwey'n,
Die auf der Schulter ihm ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſtgekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
„Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
„Und ſeiner ſelbſt genießen."
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weh't ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukeley des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und ſuchte ſich der Reiſe.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;"
So ſprach er: „der Pflüger ſingt ſein Lied
Nach ländlich froher Weiſe."

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
„Ich kann es alles am Orte ja ſeh'n,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit geſucht,
„Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
„Nun iſt es Zeit zum Pflanzen.

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Das ſind nur ſchöne Worte.
„Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
„Wie manches nicht im Traum erlebt
„Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth geſcheh'n;
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Die feindlichen Brüder,

oder der Zeitgeiſt. 1820.

Es wohnen zwey Brüder im Lande,
Die hauſen weit und breit,
Sie haben viele Verwandte,
Zahlloſe in dieſer Zeit.

Sie ſind ſich mehrentheils Feinde
Ein jeder will haben die Welt:
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen ſie auf und nieder,
Daß Hören und Sehn ihr vergeht;
Sie ſchleppen ſie hin und wieder.
Weil Keiner den Andern verſteht.

Der Ältſte ſchlendert im Rechten,
So wie er das Rechte verſteht;
Der Jüngſte ſchludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören ſich ſelber ſo gern;
Sie ſprechen ſich ſelber gefällig,
Doch iſt in den Worten kein Kern.

Das ſind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialiſch bellt wieder
Der kleine Schludrian.

Der Alte bricht ſich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und ſtücken das Seine,
So Schornſtein als Speiſehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechſelnder Hand;
Er mauert ſich ſein Gebäude
In luſtigen, fliegenden Sand.

Das ſind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen iſt niemand geſtellt.

Es pfeift ſein Lied ſo weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angſt ſteht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm ſich nicht winden,
Noch ändern ſeinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergeſſen,
Und hält ſich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermeſſen,
Und laſſen ihm keine Ruh.

Das ſind die Brüder im Lande,
Die ſchreyen ſo weit und breit;
Es lärmen all ihre Verwandte,
Und machen den Geiſt der Zeit.

III.

Sprüche.

Geiſteslicht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lehr' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geſeh'n,
Als wenn die beyſammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurückſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerdte ſey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er flieh'n,
Ohne Noth von ſeinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht;
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Deutſchland.

„Nimmer wird die deutſche Nation vergeh'n
Neu vereint durch Gott einſt auferſteh'n." —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlägt ewig frey;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von weib'ſcher Sitt' und Luſt,
So wie edle Krieger ſind,
Sey der König uns geſinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sey vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freyheit Ruf erſchallt.

Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle drey,
Lieb' und Frieden noch dabey.

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl:
Fremder Rechte loſes Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freyheit unſerm Stern.

Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieh't;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Luſt' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüh't,
Wenn das Irdiſche verſprüh't,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,

Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneu't;
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Liebes Leben.

Leiſ' und hold wie Kindes Scherz,
Nahet die Lieb' an unſer Herz,
Jugendluſt in Flammen glüh't
Wie die Roſe Farben ſprüh't.
Bitt'rer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres ew'ge Wellen.
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder.
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

Sprüche aus dem Indiſchen. *)

1807.

1.

Keiner ſchreite der Menge vor; denn gleich iſt des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führers Tod.

2.

Als erkrankt' oder ſtürb' er nie, ſey auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn ſchon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

---

*) Dieſe Ueberſetzungen ſind auch im Sylbenmaße dem Sanſkrit ſo treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Krähen, ein ſchlechter Menſch ſodann;
Die ſind fern von allem Zutraun, hier wird Vertrauen nicht gelobt.

5.

Fleiſch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Menſchenleib;
O was hältſt du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' alſo du, mein Freund!
Wenn man durch Ird'ſches das Ewige, durch das unreine das, was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was iſt dann unerreichbar noch?

6.

Das Metall eint der Maſſe Kraft, Thier' und Vögel der gleiche Trieb;
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und Sich ſehen der Guten Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelaſſen im Glück zu ſeyn,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm ſtrahlen, und dennoch durchforſchen die Schrift,
Iſt großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer ſich der Macht falſcher Gehülfen hingab,
Betrogen durch ſchmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung ſetzet,
Was wird nach Wunſch denen begegnen können?

9.

Wer am Hülfevertrauenden Freund, der gut geſinnt,
Trug verüben kann und Argliſt,
Den betrüglichen Mann, wie kannſt, göttliche du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, ſich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht alſo, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Luſt innen uns ſchafft im Geiſt.
Es zieht Freundes Umgebung und weiſes Geſpräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

Romanzen und Lieder.

Bey der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drükend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwinkenden Züge,

Nichtiger Wolken
Rieſengebilde und Räthſel,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anſchau't

Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.
Und beyde vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend;
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Laſter zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bey fröhlichem Feuer

Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge kunſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt;
Ganz brünſtig zu ſchauen,
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild:
Wird zur ſchönſten Liebesfülle
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frey gegeben alle Zügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felſen, ſo die Ritter ſich erkohren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten;
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapfre Lanzen damals ſchwungen,
Noch die deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verjagen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme

Durch alle Land' erbauten;
Da der Mann dem Mann noch traut'e
Deutſche Luſt im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bittre Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen,
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet feſte Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit euch nicht leben,
So ergreift euch doch mein Streben

Wo ich wandre, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten
Einen allvereinten Strom zu leiten,
Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

Geſang der Erinnerung.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang all' die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Oeffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,
Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreyten Bruſt.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſeel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frey der Mensch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'schen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brausend er geschwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden- und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen,
Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezeit.

Frankenberg bey Achen.

In des Mayen linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bey warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah' ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wieſengrund hinfliehen,
Schwäne auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen.

Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.
Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen,
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Seelig der ſeel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bitt'res Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin ſterben ſehen.

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Den ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſtgebunden,
Schwinden ihm die ſchnellen Stunden.
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Spricht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.
Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Oeffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber traſen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frey nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.
Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.

Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden.
Das ſtille Waſſer ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
Drum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

Sankt Reynold.

Sankt Reynold als Einſiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bey Kölln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reynold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Luſten.

Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeyd,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen;
So ſeyd ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.

Faulheit vor allem in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reynold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;
Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück;
Furchtſam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n ſie wie vom Donnerſchlag.
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knien ſie bey ihm hin,
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute.

Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das verſunkne Schloß.

Bey Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund.
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So ſchritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngſte von den zween,
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen ſtunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth."

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In off'nen Grabes Mund."

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beyden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch o Sohn!
So ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn."

„Wahr iſt's es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edle Geſchlecht."

„Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,
Drum ſucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt.
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt;
Nur dieſe Weiſen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt."

„Wohl jene Waſſer drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt."

„So dünkt mich, daß die Geiſter
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schlund hinab.
Wir ſeh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen ſo die Töne,
Und der Geſang erſtirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit.
Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin."

So treten nun die Dreye
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks ſie zeihe,
Erſtaunt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Geſänge,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich."

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn ſie, die ihm nachſchaun,
Rauſchen empor die Wogen,
Sehn es mit Luſt und Grauen.

Eintritt in die deutſche Schweiz.

1801.

Freyer athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg enthürmt,
Hehres Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Gruß zu uns hernieder ſtrahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkohr.

Daß er brächt' ans Licht hervor
Alten Heldengeiſtes Spur,
Süßer Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüſten Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.
Möcht' ich einſt ſo glücklich ſeyn,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſehn!

Univ. Bibl.
München

Im Speſſart.

1806.

Gegrüßt ſey du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtand'ſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Aeſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark;
Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
  Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
  In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
  Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
  Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
  Du dunkle Waldesnacht!
Der Freyheit Sohn ſich dein gefreut,
  Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg
  In dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch
  Frey war noch da die Welt.

Wechſelgeſang.

Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüſſige Gold,
Trinke die Wellen, den müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth.
Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut.
Laß' die verkünden ein trunknes Wort,
Vom Lichte des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern.
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie ziehn ſich und fliehn ſich, verſchwunden dem Blick,
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schießt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüſſigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket und lüſtern aus leuchtendem Schrank.
Nun ſprich wie und ſage von deiner Braut,
Deine Luſt ſey kühn dem Alten vertraut.

Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund,
Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt,
Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes,
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Bruſt das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luſt, fern von Wein und Geſang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens,
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das goldne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar,

Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig wie lüſterne Knaben ſind;
Bezaubernd wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend, wem ſie geneigt;
Die blühende Mutter auch, Sonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Roſe glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb, ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.

Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm einſt,
Wenn zum Thatenbund du dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Red' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

Anruf.

Von Helden und Kaiſern Kunde vernehmt;
Wer knechtiſch denkt, entfliehe beſchämt.
Den Deutſchen ſing' ich des altdeutſchen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.

Ich hört' und durchdachte manch Lied, manich Buch;
Der Kunde nachforſchend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erſchließt Euer Herz;
Ich ſage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

Des Vaters Abſchied.

Bruchſtück.

Die Fauſt iſt ſchwach, das Haar iſt grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will ſich zur Grube ſenken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwerdt,
Zieh hin und ſey des Vaters werth!

Grauſam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden ſind geſtorben;
Schon dreyßig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geſchlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

An Siderie.

O könnte Troſt vom Himmel ſcheinen,
Und Hoffnung in dein ſanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Bruſt,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnſucht, Schmerz und dunkler Luſt.

Was mich bedrängt, das ruht verſchloſſen,
So wie in dunkler Grabeskluft;
Dein Anblick hat den Fels erſchloſſen,
Daß mild in Thränen hingefloſſen
Der Gram aus ſeiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat aufs Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn ſie noch ſolche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts ſchauen,
Nicht wild in ſtürmiſcher Begier,
Mit ſanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geſchmückten Sternen-Auen,
So ſchau' ich, ſüße Magd, zu dir.

Ich ſehe dich mit leiſem Beben,
Obſchon mich keine Furcht bewegt;
Rein biſt du, frey, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren dich umſchweben,
Liebend die Arme um dich ſchlägt.

Der Deutſchen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in deinem Bild erneut,
Die einſt zu ſchönrer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

Fülle der Liebe.

Ein ſehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.

In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.

Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.

Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.

Was wir anſtrebten,
War treu gemeynt;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.

Da trat ein Scheiden
Mir in die Bruſt;
Das tiefe Leiden
Der Liebes Luſt.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie geſtillt.

Viel tauſend Thränen
Floſſen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu Ihr ins Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geiſt,
Bis fortgezogen
Die Bruſt zerreißt.

Ein Stern erſchien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick ſich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der geſtaltet
Dieß all nach ſich.

Als ob uns vermähle
Geiſtesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinuberwallt.

Ob auch zerſpalten
Mir iſt das Herz;
Seelig doch halten
Will ich den Schmerz.

Andenken.

Es iſt ein Kind in Weibesblüthe,
Das ſteht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo Sie iſt, flieh'n dahin die Tage,
Und iſt ſie fern, ſo füllt die Klage
Mir wonnevoll den ſtillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit ſchweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich ſie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebteſt,
Die Du in Lieb' und Leiden übteſt,
O Herr! dein Bild und dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Bruſt entfließen Klagetöne,
Sie iſt des Himmels Zauberkind;
Ach könnte ſie vom Schmerz geneſen,
Und könnt' ich ihre Banden löſen,
Ich eilte zu ihr, ſchnell und lind.

Wie würden wir uns ſeelig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen
Ein himmliſch Leben wohl hervor;
Mit Geiſtes Arm wollt' ich ſie faſſen,
Die zarte Seele nie mehr laſſen,
Und riſſe ſie zu Gott empor.

Dort ſänken wir am Throne nieder,
Und ſängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bey Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns du, o ſüßer Tod!

Und ſoll ich denn bey ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und ſende deinen Diener fort;
So weit den Geiſt die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen ſchlagen,
Ein treuer Bote deinem Wort.

Ihr Geiſter aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel-Seele
Daß Ihr die Schweſter wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umſchwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

Lyriſche Gedichte.

Gebet.

Wie könnt' ich Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu ſchauen;
Dein Wink iſt was mich trifft, dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen,
Der erſtgebohrne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüſter Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie du leiteſt,
Die ſelber ſich dir anvertraut,
Wie allen du den Weg bereiteſt,
Die du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer einmal, Herr! dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen,
Wo deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an dich zu ew'gem Bunde.
Frey von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn deine Hand
Durch dieſes Daſeyns wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorſam folg ich deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, dein mein Blut.

Und woll'n mich Schmerzen wild ergreiſen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweiſen,
So ſühre du mir Freunde zu,
Die dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen ſanfte Ruh,
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,
Standhaft daſtehn in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen,
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

An den Retter.

1803.

Eile herbey zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß dich den Tod gelüſten,
Zum zweytenmale dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tiegers grimme Klauen
Zerreißen deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu dir den frohen Glauben,
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.
Als König wirſt du kommen,
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man dir wird die Lagerſtatt bereiten.

Als Löwe wirſt du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;
Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt du vom ſchlimmen Joch dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch deines Volks Geſchlechte;
Vereine du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen,
Laß deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich dir den ſchönen Tod doch ſterben.

Auf dem Feldberge.

1806.

Wie ſtill iſt es hier oben,
Wo kein Gebüſch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo ſelbſt der Schall verklungen,
Kein Vogel je geſungen,
Sein froh geſellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüſtem Heidefeld
Die Felſen weich umkleidet;
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebeſä'ten Feldern,
Ein' unermeßne Welt.

Den Wanderern zuſammen
Lodern einſame Flammen
Am Felſenbette auf;
Oede den Pfad herauf,

Ein ſchaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All ſorgſam das beachte,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln,
German'ſcher Männer Schaar,
Seh' ich ſie da und wandeln;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hünengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frey im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freyheit der Welt zurück.
Es ſtrömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück?

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenſchuld'gen,
Aber wann erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt;
Laßt den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmal wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmal muß der Greuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſ're Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belebt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freyheit hin;
Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schaar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerſtört die deutſche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
Drum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;
Fürſten ſind die Frey' und Kühn'en
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' getrennten einte,
Sey als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in dieſen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie möcht' es wohl beſteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich Eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſey bewußt;

So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einſt verſprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seyd wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So ſchweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widerſprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles faſſen,
Als wild ein wüthend Haſſen
Mit Blindheit euch umſpann
Der Tod entſtieg dem Grab
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid ſahn die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meynen
Der Menſch, er ſey nun frey;
Und doch im tiefem Herzen
Die rettungsloſen Schmerzen,
Der ſchöne Bund entzwey.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun ſchwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was ſchnöde ihr zerſtöret,
Da ihr euch ſelbſt bethöret,
Kann Hochmuth nicht erbaun.
Was möchtet ihr erſinnen?
Ihr ſeht es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertraun.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erſt in Liebe glühen,
Erſchließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,

Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In ſtiller Bruſt genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

An den Ufern des Mayns.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſtille Bahn gezogen
Auf ſchlangengleich gewundnen Wogen
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So goldnen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freyen Muths bewußt;

Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigend der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

Hier rühreten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſonſt im Lied' ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſeel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich drum des Maynes,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

An ſeinen Freund.

Im Herbſt 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahnde all' den Mord;
Je fern und fremd' entrückter,
So ſchmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freyheit nicht von Ketten,
Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'ſche Luſt;
Wer aber Gott ſey eigen,
Wird jetzt ſich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Martyrthums;
So laß' den Muth nicht ſinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'ſchen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl:
Im Blute noch gebadet
Lächeln ſie liebbegnadet.

Soll denn in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefer Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die drey ſo einſt verbündet,
Der Freyheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die Dreye,
Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwey es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sey inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteht;
Soll je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es feiert unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger einer Zunft;
Wo zwey in Gott beyſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sey jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren
Lichtmauern uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Das Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten
Und himmliſch ſich geſtalten
Die erſte Chriſtenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einſt dies Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,
Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Gebot;
Wie jene freud'gen Schaaren,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüht nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brächte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geſchieht;
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieht.
Des Muthes woll'n wir flehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahrs 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja ſchon ſterbend,
Doch den Hader nicht vergeſſen,
Dünkels noch vermeſſen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geſchlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'ſt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verſchwinde,
Alle deines Heiles Licht erkennen,
Und in dir verbündet,
Gern ſich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern
Wohl dein Volk, wenn einig wieder,
So wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerſtörung uns umſchnauben,
Steht nur feſt der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schickſal rauben.

Innen keimt, das Herz bethörend,
Selbſtzerſtörend,
Hier ein Gift, uns zu umſchlingen,
Feſſelnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habſucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unſer Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'ſchem Ruhme trunken,
Lag in Luſt verſunken,
Sterbend hießeſt Liebe auferſtehen!
Müſſen deine Krone

Mir ſo arg verſpottet ſehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne
Wüthend ſo durch deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge ſchwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens ſinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen ſchon verſtummt erblaſſen.
Nirgends ſchimmert Rettung,
Sturmwind naht ſie zu umfaſſen,
Und in ſchrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer faſſen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft iſt ſeinem Munde
Wort und Lied umſonſt verliehen,
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend

Noch den Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkohren;
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verlohren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts gebohren.

Soll dies Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verdorben,
Innen ganz erſtorben,
Gott, dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;
Er, der all' vereinet,
Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, ſo weit der Himmel ſcheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen ſchon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finſterniß und Gutes ernſt ſich ſcheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angſtvoll klagt der irdiſch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Dieſe Felſen, die jetzt brechen,
Alle ſprechen
Von der göttlichen Erſcheinung.
Seelige Vereinung
Erndten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir drum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'ſt du, ach! beklemmen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſahſt des Elends Spuren
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blühn;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freyheit glühn;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüſten,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fuhlt die Seel' erkranken,
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Gluck,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zuruck.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Bruſt!
Laß dir ein Wort verkünden,

Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Luſt.
Ja, ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſeel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten,
In Demuth ſich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben
Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Loſ't hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einſt bethört.

Ja, auch des Nordens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Frühlingsglanz;
Die neubelebten Fluren
Geſchmückt mit Himmelsſpuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod verlohrnen
Und die noch ungebohrnen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freyen Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſeelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,
Der ſich der Lieb' ergiebt;
Es bluht ein neues Leben,
Die Himmel niederſchweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;

Es knüpft an alle Seelen,
Die frey das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freyheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jeze ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt dir als Ruheſtatt.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahrs 1807.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbey!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frey.
Dem Gefangnen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hätt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſ't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſ't,
Die dem Krieg ſein Schwerdt zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein deutſches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

O ſeyd nur jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer

Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja ſchlimm'res wohl verſchuldet,
Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen
Und jeder Zwiſt verſühnen
Nach langem Bürgerkrieg.

Sind unſ'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie ſoll ſich frey entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!

Wo warſt du deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand' und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;

Was helfen ſie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub.

Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freyen Mannesmuth.

Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,

Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſoll anſtreben,
Dieß innre Geiſtesleben,
Und iſt ein Heiligthum.

Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt ihr noch geſtritten,
In der Zerſtörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Ichheit kalte Luſt
Berauſcht' euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt.

Ihr Fürſten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuſcht durch fremden Trug.
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt ihr fremd inmitten
Des Landes, das euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O hättet ihr die Ahnen

Des Ruhms euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.

Die ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Recht' euch widerſtemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freyen Thron,
Werft euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seyd ernſt wie ſie und bieder,
Seyd rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach.

Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur tadelteſt vermeſſen,
Was Hohes dir erſchien;
In [illegible] Verblendung lebteſt,
Unwürdig dich beſtrebteſt,
Was groß, herabzuziehn:
Bis dann die dir geſandten
Zu ſpät dein Loben preiſ't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geiſt.

Wann ehrteſt du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur deinem rechten Sterne
War nie dein Sinn vereint!
Gern wüſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!

Frey iſt von Schuld nicht einer,
Ja von uns allen keiner
Iſt, der nicht ſchwer, geirrt.
Nur laßt uns frey bekennen,
Und endlich das erkennen
Was, uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.

Wie der in wilder Wüſte
Wohl einſam rufen müßte,

Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch ſind, verbündend,
Beſiegend Schmach und Tod.

So lang' der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſehn,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder ſenkend,
Wird Deutſcher Geiſt beſtehn.

Und wären auch des Bundes
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder.

Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſey ſie treu bewahrt.

Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutſch das Herz noch ſchlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sey jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,
Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.

Alſo ſprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage ſcholl,
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frey!
Väter, Söhne, Deutſche ſtrömt herbey,
Ewig feſt in Eins verſchlungen.

Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tieger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

Drob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bey ſtillen Flammen,
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tiegers Bau zuſammen,
Drum lodert auf ihr Flammen, laßt es tagen!

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es ſey mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeyſt befreyt;
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Übermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frey das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freyheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Übermacht
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Freyheit.

1807.

Freyheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Webt des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Tief geheime Leben,
Iſt es Freyheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frey ſich regt und froher
Ahndung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich den Freund erkohr.
Für die Freyheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freye Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte,
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freyheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker in Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die hochſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie alles auf.
Irdiſch hier in Thränen
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreye,
Eine Freyheit ganz;
Einer Sehnſucht Weihe,

Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freyheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Geſange
Rauſch' in Adlers Klange
Athme deutſchen Muth.

Bey der Abreiſe Ihro Majeſtät der Kaiſerin
Maria Louiſe
Erzherzogin von Öſterreich. 1810.

Miſcht ſich Trauer denn in jede Luſt?
Was der fromme Kaiſer leidet,
Weil die hohe Tochter ſcheidet,
Fühlt jedwede treugeſinnte Bruſt.
Hoffnung, die mit Troſt uns weidet,
Du allein nur linderſt den Verluſt!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schickſals ernſte Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht:
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unſchuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiſerin, der Braut!
Wünſche hört man hoch erſchallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr ſchaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil'' von allen
Lippen tönt's, ein Einzger Seegenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel ſollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt Sie leiten
Vor der Welt und Gottes Angeſicht."

„Es umſchweben ſtrahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiſerinnen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz geſtillt."

„Bey Ihr ſey Thereſia's Geiſt und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Seegen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

Der heilige Dulder.

1811.

Es iſt ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergoſſen;
Fromm iſt er und ein Hirt genannt,
Nur Seegen kommt von ſeiner Hand
Und himmliſch Heil gefloſſen.

Dem Geyer, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerſtanden;
Er kennt des Tiegers blutge Liſt,
Den Drachen, der im Abgrund iſt,
Frey wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend ſeine Werke;
Schnell hat er ſich von dem gekehrt,
Seitdem iſt ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder ſtärke.

Die Herrſcher ſchimmern ſonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt ſie grimme Todesqual,
Sie müſſen fort zum grauſen Mahl,
Zerbrochen ſind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten brauſ't die Hölle;
Im Himmel iſt des Hirten Zelt,
Den keine irdſche Feſſel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt ſchon hier
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er Erlöſer, Dir!
Er ſieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Geſichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn
Im Glauben ſich zu gürten.
Er iſts, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrſcher! euch von eurem Thron
Zu beten vor dem Hirten.

Geſang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt;
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bey dem edleren Geſchlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

Drum ſey jener hochgeprieſen,
Kaiſer Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf ſeinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen,
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, ſtrahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgebilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen ſie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre feſtem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm [illegible],
Alle bald den Retter [illegible].

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frey die Erd' einſt worden!

Unſre Zeit.

1820.

Siegeslieder hört' ich ſingen
In den Gauen weit und breit;
Unſers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreyer,
Selbſt der eignen bangen Bruſt?
Werdet frey erſt, wahrhaft freyer,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Luſt!

Und Ihr andern wollt beſchwören
Durch ein künſtlich Nichts den Sturm?
Wer kann ſolch Geweb’ abwehren,
Selbſt zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Alſo ruft die Stimm’ aus allen,
Nieder ſtürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unſer Beten,
Schließeſt Du der Gnade Born?
Willſt die blut’ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil’ge auf den Roſſen,
Siegreich in des Worts Geſchoſſen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir aufs Herz dem Vater
All die Schreckenſorge nur;
Daß Sein Licht uns dien’ als Rather
Und Sein Wort zur Lebensſpur!
Es vergehn noch Sterbentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh’ verklärt wird dieſe Flur.

Wenn dämoniſche Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie läßt Gott ſie alſo ſchalten?“
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll ſich neu die Welt geſtalten,
Läßt er frey das Böſe walten,
Bis das Licht entſteigt dem Schmerz

Fluthen ſeh' ich furchtbar rauſchen
Über Fluthen auf und her;
Lüg' und Mord den Scepter tauſchen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag ſich widerſtemmen,
Keiner die Zerſtörung hemmen;
Gott allein iſt hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod' entreißt;
Und ob der Verweſung ſchwebet
Gottes ew'ger Lebensgeiſt.
Alſo wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menſchen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einſt der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn ſchon ſelbſt im Geiſt erſchüttert,
Ob des Jammers Tief' er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und ſchafft allmächtig
Sein befreyend Lebenswort.
Auf zum Himmel ſtrahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer ſind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder feſt den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob ſchwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird ſichs ſchlagen,
Hin zum Felſen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieſes Schiff iſt es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieſer Felſen iſt der Eine
Feſte Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier iſt himmliſch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felſenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'ſchen Traum.

Wenn die Wurzeln dieſer Pflanze
Bis zum Abgrund niederziehn,
Iſt die Geiſterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blühn.
Hier auch ſoll ſie ſich ausbreiten,
Und der Wechſel aller Zeiten
Iſt nur ihres Laubes Grün.

Alſo laßt den Kampf uns tragen,
Unſer Felſen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laßt uns ſtreu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" iſt Sein Nahmen,
Und gerecht iſt das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einſt der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag,
Wird zum Paradies die Wüſte,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unſrer Liebe Flügelſchlag.

VI.

Geiſtliche Gedichte.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09682/006

saur

Klagelied der Mutter Gottes.

Es weint das Kind ſchon Liebesthränen,
Und fühlt ein ängſtlich Mutterſehnen,
Wenn es das Licht erſt kaum erblickt;
Zu ihr hin ſchlägt es auf die Augen,
Will an dem Herzen feſt ſich ſaugen,
Das kleine Weſen, ſüß beglückt.

Der Jüngling flieht in Waldesdunkel,
Nachtwandelt ſtill im Mondgefunkel;
Um Liebe klagt ſein irrer Sinn.
Bald ſteht er da am frühen Grabe,
Und der Erinn'rung Todeshabe
Bleibt für den Erdenſohn Gewinn.

Es drängt den Mann zu Kampfesthaten,
Für Licht und Recht zu dulden, rathen,
Ob ſeiner Väter Land und Haus;
Drob blutend in der Todeswunde,
Haucht treu noch da dem Bruderbunde,
Er gern den freyen Athem aus.

Es klagt im Schleyer um den Gatten,
Der Sohne Trubſal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Wittwenherz;
Ihr ſteh' ich hulfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Hohe
Aufſteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armſelig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erſeufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am ſtillen Abend noch.

Auch den Beherrſcher auf dem Throne
Drückt nieder ſeine Eiſenkrone,
Er ſehnt ſich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit iſt ſchnell entflogen,
Und ſchlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückſchauend auf des Lebens Wegen,
Mit ſanftem heitern Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menſchen Freuden,
Singt ſtill der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er ſchreyt zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Bruſt;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balſam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelsluſt.

Wer ſtill und fern vom Weltgewühle
Den Himmel ſucht mit dem Gefühle,
Einſam verſenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geiſt nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm ſtillen,
Im wilden Thal der ird'ſchen Flur.

Doch ſprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erſchuf.
Es wollen noch zuſammenſtimmen,
Zerriſſen einſam, alle Stimmen,
In ſeiner Allmacht Herzensruf.

Klagend ſchreyt auf das Thier der Wüſte,
Als ob es um ſein Leiden wüßte,
Von Gluth verſengt und Durſt entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felſenrand.

Lechzend am Quell mit durſt'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, kühlt die Wunde
Der Hirſch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entbeben,
Entquillt der Bruſt das warme Leben,
Und nieder ſinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Luſt;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen ſchlagen,
Sehnſüchtig girrt es aus der Bruſt.

Die Blumen ſehnen ſich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angeſichte
Breiten ſie bunt die Blätter aus;
Es ſind der Erde Sonnenblicke,
Daß ſich als Bild des Himmels ſchmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die ſich im Windes Rauſchen neigen,
Säuſelt ein tiefer Klageton;
Und in dem freyen Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunſtgebilde,
Und eilen räthſelhaft davon.

Das Silberſpiel der Felſenquelle,
Der ſanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauſchen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnſucht hingezogen,
Brauſen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer ſonder Ruh.

In Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgeſtirne
Muß ſchnell des Tages Gram verwehn;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberſcheine
Muß es in Wehmuth niedergehn.

Ob auch des Himmels Glanz entſiegelt,
Der Abendſtern im See ſich ſpiegelt,
Es ſchließt ſich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend brauſ't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die ſtillen Sterne ſcheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und ſeufzt nach der Verklärung,
Entgegenſchmachtend der Gewährung,
In Liebesangſt die Creatur.

In Hoffnung ſelig ſind die Seelen,
Die noch in Schuld ſich reuend quälen,
An dem geheimen Geiſterort;
Heiß ſtrömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht ſich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreyers Wort.

O könnte wer den Schleyer heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menſchen Herz würd' es zerſpalten,
Die ird'ſche Bruſt könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erſchreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die ſich einſt geliebt;
Die Geiſterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menſchen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß ſteht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes ſüße Engelſchaar;
Ernſt walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe ſel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlöſung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesſchmerz.

Als ich allein vor Gott geweſen,
Da ſehnte zitternd ſich mein Weſen,
Nach ſeiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahndend ſüße Wehmuth,
Beſiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit ſo klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geſchöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden ſchüfe,
Ihn prieſe aller Himmel Mund.

Als nun geſtillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserleſen,
Der Liebe Amt, ob allen Weſen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerfloſſen,
Fürbittend, flehend hingegoſſen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz ſchlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort iſt voll zugegen,
Das Licht des Geiſtes aufgethan.

So brecht herein, ihr ſel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade ſüß vereint.
Kommt her, ihr Schweſtern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen hoch und nieder,
Ein jedes Weſen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geiſter,
Des Zeitgebildes hohe Meiſter,
Die Sieben, die am Throne ſtehn;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen ſie des Mitleids Regung,
Wenn ſie des Weltalls Zerfal ſehn.

Die Cherubim im Flammenſchwerdte,
Die mit dem Bliz Gott ſelbſt bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht;
Sie ſchaun aus tauſend Liebesblicken,
Zitternd von ſeligem Entzücken,
Gerührt in dieſe Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entſiegeln,
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verſchönen,
Naht er der Demuth, ſie zu krönen,
Und freut ſich ob des Dulders Lohn.

Zu Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Menſch auf ſeiner Wallfahrt ſoll;
Wenn ſie die anvertraute Seele
Hinſtürzen ſeh'n in wilde Fehle,
Dann iſt ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Chriſtus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod beſtritt?
Als von der Dornenkron' umſchlungen,
Das Herz vom Lanzenſtich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkohren,
Ihm untreu ſind, und von Ihm gehn;
Viel grauſer wird Sein Leib zerriſſen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Biſſen
Verwundet muß die Seinen ſehn.

Das, was Er litt, kann niemand ſagen,
Nicht Menſchen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten ſagen,
Mitſterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armſelig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz ſelig um das Neugebohrne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkohrne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir.“

Bey der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwerdt mein Herz durchſchneiden,
Das fuhr mir ahndend in's Gebein.
Dasſelbe Schwerdt zu ſieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In ſtets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einſam durch die Wüſte,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüſte,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verlohren wähnte,
Mich angſtvoll ſuchend nach Ihm ſehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fuhlt' im bangen Mutterherzen,
Verlaſſen, öd' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bey mir ſtand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'ſchen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bey dem großen Opferwerke
Gab Er mir Selbſt in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerſchlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bittre Holz Ihn ſchlug.

Ich ſah, auf jenem Berg geſtanden,
Des Menſchen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgeſtreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerſpalten,
Dem Grab entſtiegen Nachtgeſtalten,
Die Erde zittert tief erſchreckt.

Der Geiſter Schaar verſtummend bebte,
Weil finſtre Nacht hernieder ſchwebte,
Als ſoll der Welten Ball vergehn.
Es lag auf meinem Schooß geſtorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Geſalbten ſehn.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balſam wir zu Grab getragen,
Verſchloſſen in den Stein gelegt;
Da ſprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt iſt auferſtanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Iſt wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er Sich hin zum zweyten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verſpottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem ſieht Er ſich gebunden,
Und mich trifft ſiebenfach das Schwerdt.

Wie ſich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen ſtürmen,
Zerſtörung blitzend weit und breit;
Erhebt ſich oft den Erdgeſchlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren Unheilſchwangre Zeit.

Da ſtreckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand ſich zu den Armen,
Daß ſie erſtarkt der Gnade Geiſt;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft ſich beweiſ't.

O Volk! zu großem Werk gebohren,
Das Gott zum Kampf hat auserkohren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung ſollſt du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwey, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich ſich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' iſt da, das Werk zu gründen,
Laßt Euch von Gottes Geiſt entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Bothen,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen ſchnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geiſtes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit Euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn Euch zu bereiten,
Eh' ſich das Thor auf ewig ſchließt;
Von dem Altare ſtrahlt das Hoffen,
Noch ſtehn des Tempels Hallen offen,
Wo ſich der Gnadenquell erſchließt.

Soll ich denn immer um Euch weinen,
Ruft Er vergebens ſtets den Seinen,
Und ſtrömt' umſonſt Sein heilig Blut?
O, möchtet Ihr das Licht erfaſſen,
Und von der nicht'gen Täuſchung laſſen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, Licht-umkrönt
Aus dunkeln Wolken ſtrömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu Einer Heerde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren ſind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O möcht' erſt im Triumph ertönen,
Der Siegsgeſang in neuen Tönen,
Geſungen von der Sel'gen Schaar.

Da herrſcht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu ſich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck ſich offenbaren,
Wie eine Braut, die heil'ge Stadt.

Jeruſalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im kryſtallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwerdt mag dieſe Burg verſehren,
Weil lichte Mauern ſie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da ſtrömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieſes Quelle,
Wo jeder ewig Labſal trinkt;
Geſtillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel ſchon verkündet,
Den Salomo einſt hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt;
Zum Himmel hat er ſich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, ſo die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend ſtehn.
Das iſt mein Schmuck und meine Würde,
Daß da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesflehn.

Wie eine Roſe blüht in Freude,
Leuchtet umſtirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' iſt aufgethan;
Verſöhnt ſind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge ſagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher Sich ſtets enthüllt;
Zu Ihm ſehnt ſich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um ſie ſchlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Wittwenſchleyer
Der künftigen Vollendung Feyer,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einſt der Schleyer wird gehoben,
Muß ewig Klaggeſang erhoben
Von allem, was da athmet, ſeyn.

Heilige Sehnſucht.

(Nach dem Lateiniſchen).

Es flog in Eil vorbey der Räuber Adler,
Und ſchoß hinunter in das Todesmeer.
Die ſtrengen Wächter ſind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange ziſcht von unten Gift uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im erſten Morgenwehn.
O möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel ſtehn!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen ſchießen,
O Morgenſtern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Rieſ' im Lauf, ſich zu ergießen:
Erlöſ' uns von dem kalten, öden Nichts.

VIII.

Gedichte

aus dem

Indiſchen.

Vorwort.

Dieſe Bruchſtücke indiſcher Dichtkunſt ſind zuerſt im Jahre 1808 als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier erſchienen, um eine lebendige Beyſpielſammlung jener alten Poeſie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke deſſelben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indiſche Philoſophie zu dienen. Dieſem Zwecke können ſie jetzt, nachdem ein ſolcher Reichthum indiſcher Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forſcher zugänglich geworden und ſchon vielfältig bearbeitet iſt, nicht mehr in dem gleichen Maaße entſprechen. Dagegen mögen ſie wohl ihren dichteriſchen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten; und was die Uebertragung und manche weſentliche Unvollkommenheit derſelben betrifft, ſo werden ſie als erſte Verſuche ſolcher Nachbildung, bey den Meiſtern der indiſchen Forſchung und der metriſchen Kunſt oder poetiſchen Ueberſetzung, leicht Nachſicht finden, und wird man ihnen ſelbſt geſchichtlich ihre beſcheidne Stelle, als erſten Anfang eines ſo ſchweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortſchritten, die ſeitdem zu dem gleichen Ziele geſchehen ſind. Daher ſie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunſt der neuen Poeſie, mit den übrigen poetiſchen Bruchſtücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieſer Sammlung derſelben einverleibt werden mögen. Der Abgang, welchen das Werk über die indiſche Sprache und Geiſtesbildung dadurch leidet, ſoll ſchon auf anderm Wege erſetzt werden.

* * *

Aus der früheren Einleitung laſſen wir nun einige Bemerkungen über die Handſchriften folgen, nach denen die Ueberſetzung gemacht worden; dann über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verſchiednen Stücke.

Die Handſchrift des Rāmāyan gehört zu den ſchönſten, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt. Sie iſt in großen Devanagari-Charakteren auf Quartblättern von Papier geſchrieben. Die Handſchrift des Mānavādhārmaſhāſtran in bengaliſchen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört indeſſen weder in Rückſicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhagavatgita giebt es vier verſchiedne Handſchriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; ſie ſind ſämmtlich in Devanagari-Charakteren, einige mit Scholien, der Text iſt ſehr correct. Von dem Mahābhārat iſt ein gut geſchriebenes Exemplar in bengaliſchen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden. Von dem Rāmāyan ſind nun ſeitdem mehrere Bände des indiſchen Textes nebſt engliſcher Ueberſetzung in der Originalausgabe zu Calcutta erſchienen; auch das metriſche Geſetzbuch iſt gedruckt vorhanden, und von dem Bhagavatgita erſcheint ſo eben die claſſiſche Ausgabe von A. W. v. Schlegel, als erſte indiſche Urſchrift auf Deutſchem Boden gedruckt. Nur die Epiſode aus dem

Mahâbhârat iſt bis jetzt, ſo viel ich weiß, blos handſchriftlich vorhanden, und ſeither noch nicht im Druck erſchienen.

Was die Orthographie betrifft, ſo hatte ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geſchrieben wird, in dem grammatiſchen Syſtem als ein kurzes a gilt, in der neuern Ausſprache aber o lautet, in der früheren Ausgabe o geſchrieben; theils wegen der Rückſicht, welche der noch lebende Ton, ſo ſehr auch die Sprache ſelbſt entartet ſeyn mag, immer verdient, wobey mir auch wohl vor Augen ſchwebte, wie man ſelbſt im Griechiſchen vielleicht beſſer gethan hätte, die Ausſprache der Neu-Griechen nicht ſo ganz zu verlaſſen; theils aber ließ ich mich hierzu bewegen, um den Uebellaut zu vermeiden, welcher aus den zu ſehr gehäuften a entſteht. Da aber die Grammatik des Altindiſchen für uns doch zuletzt entſcheiden und das meiſte Gewicht haben muß; ſo habe ich jetzt, den bewährteſten Meiſtern indiſcher Forſchung und Sprachkunſt mich anſchließend, für den kurzen Vokal das A überall wieder hergeſtellt. Das d der erſten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perſer aber unter dem Nahmen des indiſchen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geſchrieben. Die zuſammengeſetzten Conſonanten Jna, Kſcha welche Ghya und Khya geſprochen werden, habe ich aber, ungeachtet der kleinen Härte, nicht nach der Ausſprache, ſondern nach der grammatiſchen Strenge geſchrieben, da die genauere Schreibart in manchen Fällen ſelbſt für die Etymologie wichtig iſt. Die verſchiednen Arten des naſalen N durch Zeichen zu unterſcheiden, ſchien mir überfluſſig, da dieſer Unterſchied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indiſch ſchreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Conſonanten weiß, welches der verſchiednen N er zu nehmen hat. Die Conſonanten V, J, Ch, werden geſprochen wie im Engliſchen. Das erſte S, welches Jones durch einen Strich zur Unterſcheidung bezeichnet, wird von den Portugieſen, deren Orthographie das Pariſer Manuſcript Nro. 283 befolgt, wie von andern ſo bezeichnet, daß es laute wie ſh; und ſo wird auch von den Engländern dieſer indiſche Buchſtabe charakteriſirt, als ſanftes Sh. Wenigſtens müßte man, wenn man Shaſtra ſchreibt und ſpricht und nicht Saſtra, auch Shiva und Shakuntala, nicht Siva und Sakuntala ſchreiben und ſprechen, weil es derſelbe Buchſtabe iſt. Vielleicht konnten wir im Deutſchen hier Sh ſetzen, für das dritte indiſche S aber Sch nehmen.

Die indiſche Sprache hat, obwohl das ganze Syſtem der Sylbenmaaße noch ſehr verſchieden ſeyn mag, doch einige der weſentlichſten rhythmiſchen Grundgeſetze mit der griechiſchen Sprache gemein. Die Vokale ſind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechiſchen. Lang ſind o, e, oi, au; kurz ſpreche man in den indiſchen Nahmen der folgenden Gedichte das a, u, i, auſſer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet iſt. Die Sylbe, deren Vokal kurz iſt, kann durch Poſition lang werden, genau wie in den antiken Sprachen. Jene Eigenheit der griechiſchen Metrik, da mit Beyſeiteſetzung der Sylbenzahl an gewiſſen Stellen für eine lange Sylbe zwey kurze geſetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo ſtatt des Daktyls —◡◡ auch vier kurze Sylben ◡◡◡◡ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke, wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe Freyheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlöken oder indiſchen Diſtichen, aus zwey ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indiſchen Benennung, beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe oder zwey Hälften des indiſchen Diſtichons haben alle einen jambiſchen Ausgang ◡—◡—, ſeltner ◡—◡◡; wegen der überall durchgehenden Freyheit der letzten Schlußſylbe. Der erſte und dritte achtſylbige Fuß des Schlöka endet in der Regel mit einem Antiſpaſt, ſ. A. W. v. Schlegels indiſche Bibliothek, I$^{\text{ter}}$ Band, S. 36 — 40; nur daß auch hier die letzte Sylbe frey iſt. Als ſeltnere Ausnahme werden an dieſer Stelle, ſtatt des Antiſpaſt, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Diſpondeus gefunden, wovon Koſegarten in der Vorrede zum Nala S. XIV. einige Beyſpiele anführt. Dieſer vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antiſpaſt an den angegebnen Stellen, iſt in den nachſtehenden erſten Verſuchen indiſcher Ueberſetzung bey weitem nicht ſtreng genug beachtet worden. Für die vier erſten Sylben aller vier achtſylbigen Füße des indiſchen Diſtichons können alle metriſche Stellungen ohne Unterſchied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indiſchen Schloka iſt alſo in metriſcher Hinſicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏓ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏓ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |

und um wenigſtens ein metriſch vollkommenes Beyſpiel des indiſchen Verſes, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzuſtellen, wähle ich den auch hiſtoriſch ſo merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indiſchen Königs gegen die Buddhiſten, aus A. W. Schlegels indiſcher Bibliothek S. 419.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's, ſo Greis als Kind,
„Nicht erwürgt, ſoll erwürgt werden!" — rief der Fürſt ſeinen Dienern zu.

Ich kann bey dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Meiſter der indiſchen Forſchung und Dichtkunſt in unſerer Sprache, ſich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechiſchen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indiſchen Versmaaßes abwendig machen laſſen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherſchreitende indiſche Diſtichon, gleicht dem Rieſengange des mächtigen Elephanten, und iſt mit der geſammten indiſchen Gedanken-Structur weſentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechiſchen Hexameter dagegen iſt wohl dem Weltlauf edler Roſſe auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für dieſen einfach großen Schritt und Geiſt der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemeſſen.

In dieſem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinſicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schloka, oder indiſchen Diſtichons, ſind alle nachfolgenden Bruchſtücke gedichtet. Nur als ſeltne Ausnahme kommen zwiſchen jenen ſechzehnſylbigen Verſen einige längere vor, meiſtens um einen höhern lyriſchen Schwung zu bezeichnen; auch dieſe ſind in Diſtichen. In denen, die aus vier zwölfſylbigen Gliedern oder Füßen beſtehn, iſt das hier beobachtete meiſtens dieſes ⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑—. In denen, welche aus vier eilfſylbigen Gliedern beſtehen, dagegen wie nachſtehend: ⏑̄—⏑——⏑⏑—⏑—⏑̄. Ich habe dabey wohl noch manche Abweichungen und Verſchiedenheiten bemerkt; ich hatte der Verſe dieſer Art indeſſen bey weiten nicht genug vor mir, um alle Verſchiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leſer angenehm ſeyn, einen Verſuch zu ſehen, in wiefern die Bildſamkeit unſrer Sprache, die mit der griechiſchen ſo glücklich wetteifern konnte, ſich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indiſchen Sprache anzuſchmiegen vermöchte. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß ein erſter Verſuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anſpruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich ſeyn wird, wenn wir das metriſche Syſtem der Indier aus einem proſodiſchen Werk ſeinem ganzen Umfang nach kennen werden; wo ſich denn auch die Frage wird entſcheiden laſſen, in wiefern es bey der Ueberſetzung möglich ſey, auch auf die dreyfache Geltung der Sylben im Indiſchen, ſ. Manu's Geſetzbuch II, 125. Rückſicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend iſt, wie in Manu's Geſetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Diſtichon zugleich einen periodiſchen Abſchnitt bildet; in den epiſchen Stücken aber aus dem Ramayan und aus der Geſchichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Diſtichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rāmāyan erſchien in der frühern Ausgabe hier zum erſtenmal überſetzt; daher habe ich ſelbſt von der einleitenden Anrufung nichts weglaſſen wollen. Wo die Leſart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Geſetzbuche Manu's und dem Bhagavatgitā, die durch Jones und Wilkins ſchon bekannt ſind, habe ich aus erſterm alles zuſammengeſtellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigſten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geiſt des ganzen Werkes, darſtellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geſchichte der Shakuntala können als ein Beyſpiel der ältern indiſchen Poeſie dienen, wenn man die verſchiedne Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieſer gegenwärtigen Ausgabe iſt im Einzelnen für den dichteriſchen Ausdruck oder nach dem metriſchen Geſetz hier und da einiges verbeſſert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieſer erſten indiſchen Verſuche konnte indeß nicht in meiner Abſicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für dieſen Zweck nicht benutzen konnte, ſondern nur den handſchriftlichen Text daben vor mir hatte, der in einigen ſchwierigen Stellen manches zu wünſchen übrig läßt.

I.

Anfang des Rāmāyan.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Werke, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von der Entſtehung des Werkes ſelbſt und von dem Verfaſſer deſſelben. Der Seher Valmiki, dem der Rāmāyan zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Manu und Vyaſa, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nārada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rama bekannt macht. Erfullt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm Brahma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Rāma zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

Es geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Rama Preiß!

Ein Sieger iſt des Stamms von Raghu Zier,[1] Kauſalya's herzensgeliebteſtes Kind, Rama,
Der dem Daſhavadana den Tod gab, Daſharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in ſeelgem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die ſtets Rama Rama ſingt, Süßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunſt wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewaltger Strom;

---

[1] Rama, Sohn der Kauſalya von dem Daſharath, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete iſt der von Rama beſiegte Rieſenkönig Ravan; Daſhavadana, der Zehnmäulichte, iſt einer von den Beynahmen deſſelben; ſo wie Daſhaſya, der Zehnköpfichte, oder Daſchanana, der zehn Geſichter hat.

Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſey gegrüßt mir, als frommer Weiſer, rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen, 2) ihn, der Janaki's 3) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürſt, 4) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu 5) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmiki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne iſt da nicht? 6)

---

2) Anſpielung auf die Verbannung des Rama.

3) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

4) Hanuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bakchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung deſſelben findet ſich in den mythologiſchen Werken.

5) Bhrigu, einer der zehn groſſen Riſhis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

6) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichen dieſer Aus-

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich junger als in dem ubrigen Werke. In dem nun folgenden Stuck aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Ruckſicht von der Sprache im Mahābhārat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beylegt als dem Vyaſa.

Nārada's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmiki fragt den Nārada, wo ein vollkommner Held zu finden ſey. Nārada nennt den Rama als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada 1) zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürſt.

Valmiki ſpricht.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben feſt?
Er ſelbſt in Tugend hoch wandelnd, allen Weſen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſehn?

---

rufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift, ſo gut als es moglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmaſig ſcheint.

1) Nārada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weiſen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indiſchen Leyer.

Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
8. Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drey Welten 1) gar zur Rettung gut;
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allſchön, wem naht Lakſhmi 2) unter den Menſchen ſie allein,
12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentra 3) gleicht? —
Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada, von dir!
Gott und Weiſer, wohl kannſt Du ja ſelbſt belehren den kundgen Mann.
Als dieß, der kennt die drey Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,
16. „Merk' auf!" alſo ihn anrufend, ſpricht er dann zu dem Heiligen:

Narada.

O wohl ſchwer mag man die finden, die dein Lob preiſt, die Tugend all;

---

1) Drey Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

2) Lakſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeeligſte der Göttinnen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

3) Upentra, nach dem Amaracaſcha ein Beynahme des Viſhnu. Es waren nach der Handſchrift in der Mitte dieſes Verſes zwey Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upentra bildet.

Einmal auf dieſer Erdwelt hier wird Vollkommenheit ſchwer erlangt.
Seh' ich doch ſelbſt bey den Göttern keinen, der ſolches Ziel erreicht;
20. Hör' denn, wer ſolcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menſchen ſtrahlt!
Ikſhvaku's [4]) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.
In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll, ſtrahlenreich und ſtark,
24. Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, ſiegreich, der jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht mächtig ſiegend in Todesſchlacht.
In mächtiger Kraft und ſtarkmuthig, heldenſinnig [5]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt; er, der ſtark, wahrer Tugend reich,
28. Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb' und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtiger Bruſt, Günſtling des Glücks und ſchön zu ſehn,

---

[4]) Ikſhvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivaſvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes iſt.

[5]) Weil der handſchriftliche Text hier in einigen Sylben ſchwierig zu leſen und ungewiß war, iſt die Ueberſetzung unbeſtimmt gehalten worden.

Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
32. Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift 6) wiſſend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze ſtrahlt;
Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
36. Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſehn iſt,
Rama ſtehend am Tugendziel, Kauſalya's Lieb' und hohe Luſt;
Freygebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himavan, 7)
40. Viſhnu'n an Heldenkraft ähnlich, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; 8)
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht deſſen was Wahr und recht.

---

6) Alle Theile oder Glieder des Veda.

7) Die indiſchen Alpen im Norden.

8) Beynahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geſchichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brahma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravana, Königs zu Lanka und ſeiner Genoſſen, welche ſogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Daſharatha, Königs von Ayodhya.

Daſparatha hat von drey Gemahlinnen vier Söhne; von der Kauſalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahme verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lakſhmana, den Freund und Begleiter des Rama, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Daſharath will den erſtgebohrnen Rama feyerlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebnes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptſaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtande.

Rama geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lakſhmana und ſeine geliebte Sita folgen. Der alte Daſharatha ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Rama und bietet dieſem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama ſeinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derſelben; Ravana, der Rieſenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Rama's Geliebte; wobey er den wunderbaren Geyer, den Wächter in Rama's Behauſung, tödtet. Als Rama den Leichnam deſſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beyden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet durch Sugriva's Rath unterſtützt, einen der furchtbarſten unter den Feinden, den mächtigen Vali. Hanuman ſchwimmt durchs Meer nach der Inſel Lanka, befreyt Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Bothſchaft. Rama geht an den Strand des Meeres;

Samudra d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lanka übers Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravana und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Rama's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung, wie lange dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Rama, oder Gegner und Feinde deſſelben ſind, welches allemal aus dem Zuſammenhange klar iſt 9).

Narada fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
44. Trefflichen Erſtgebohrenen, Dasharatha's geliebten Sohn.
Seines Volks hochbegünſtigten durch angebohrner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöhn der herrlich ſtrahlende.

---

9) Ich habe überhaupt dieſe Blätter nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Diejenigen, welchen die indiſche Literatur und Mythologie noch fremd iſt, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, hat die dem Koiki-ſtamm entſproß,
48. Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom Könige:
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben ſey.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden feſt umſtrickt,
Verbannt den Seinen ſelbſt Rama, Daiharath den geliebten Sohn.

52. Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwandrer Lakſhmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
56. Bruder war er des Bruders Luſt, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Rama's, ſtets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geſchlecht ſtammt, Maya 10) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Fraun Erſte an frommem Sinn,

---

10) Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man könnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich."

72. Als die drey auf dem Chitrakud ſeelig vereinet, glänzt der ſo
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Voiſrivan und Shankar 15) einſt.
Da nun Rama am Berg weilte, Schmerzgequält um den Sohn, der Fürſt,
Ging er auf, König Dasharath, zum Himmel, klagend noch den Sohn.
76. Nach deſſen Hingang Bharata, durch der Prieſter Vaſiſhta's 16) Wahl
Berufen gleich zum Königthum, will nicht König ſeyn, groß geſinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend wie er beſcheidnen Sinns.
80. Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt ſchnell enteilt nun war,
Zum Bruder Rama ſo bittend, offenbart er ſein hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!" — war das Wort, ſo er Rama ſagt.
Als ers bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, großgeſinnt,

---

15) Beynahme des Siva; Voiſrivan iſt Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

16) Einer der groſſen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Ayodhya.

84. Auf deß Schuhe Verzicht leiſtend 17) wieder und wieder auf das Reich,
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunſch erreicht, das Rama Schuh 17) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunft noch wünſchend ſtets.
88. Als gegangen nun war Bharat und der ſeelig, der Sinne Herr,
Rama, nochmals geſehn wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dandaka ſich hingewandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
91. Erſchlug den Rieſen Viradha, kam den Sharabha dort zu ſehn,
Den Sutikſchna und Agaſtya, 18) Agaſtya's Bruder auch ſodann.

---

17) Es iſt nicht bloß gemeynt, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen ſey, wie v. 78. ſondern es iſt zugleich in dieſen Verſen eine Anſpielung auf den ſonderbaren Umſtand der Geſchichte enthalten, der bey Roger vorkommt, S. 261. der deutſchen Ausg.; daß nämlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata ſeine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba iſt ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indiſchen Alpen.

Nun des Agaſtya Wort folgt' er, ergriff des Indra 19) Pfeilgeſchoß.
Das Schwerdt auch, der hoch beglückte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.
96. In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod ſinnend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janaſthana auch
100. Misgeſtaltet Shūrpanakā, 20) Rieſin in Liebeswuth entbrannt.
Als auf Shūrpanakā's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khara und Dūſhana den dreyköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Rieſenvolk;
104. Nächſt jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntauſend wohl an der Zahl.

Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drey Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, ſchöngeſtaltet und mächtiger Kraft,

---

19) Indra, als König der guten Geiſter, iſt in dieſer ſo wie in allen Menſchwerdungen des Viſhnu deſſen treuer Bundsgenoſſe und Freund. Auch die Riſhis ſtehen auf ſeiner Seite.

20) Shurpanaka, die Schweſter des Rieſen Ravan: die gleich darauf benannten Rieſen, Khara und Duſchana ſind Brüder des Ravan.

Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,
108. Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Maricha dann.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, o Ravana, hege du.“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod beſtimmt,
112. Ging er ſo mit Maricha nun, nach des Rama Behauſung hin.
Als ſeine Trugliſt 20) nun weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleich:,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geyer Jayayuſh.
116. Als den Geyer nun todt ſahe, das wohl treffliche Weib geraubt,
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutſtha den Geyer Jayayuſh darauf,

---

20) Die Liſt war folgende. Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern danach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravan in der Geſtalt eines büßenden Sannyaſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

Kabandha'n 21) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.
123. Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kabandha den ſchrecklichen
Erſchlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderweſen draus,
Und ſprach alſo den Rama an: „Zur Shavari, 22) die tugendſam;
„Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, du von Raghu's Stamm!"—

124. Deß Worten iſt gefolgt Rama; ſchuldlos mit Lakſhmana zugleich
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shavari, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Daſharaths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,
125. Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zuſammen auch.
Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe ſodann erzählt,

---

21) Kabandha, dem der Kopf abgehauen iſt, ein Beynahme des Rahu, jenes Rieſen-Drachen, deſſen Haupt Viſchnu vom Rumpfe trennte, wo aber das Haupt und der Drachenſchweif, weil jenes Ungeheuer unſterblich war, abgeſondert fortlebte, und an den Sternenhimmel verſetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinſterniße verurſacht.

22) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar.

Wie von Anfang geſchehn ſolches, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geſchick und Art,
132. Da macht er Freundſchaft mit Rama, hat beym Feuer gelobt den Bund. 23)
Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Bali's Tod.
136. Der Affe drauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen;
Für Rama, ob der Kraft Bali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.
Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war. 24)
140. Fußſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit,
Spaltend ſodann der See'n ſieben mit dieſes ſcharfen Pfeiles Kraft;

---

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

24) Das folgende geſchieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſey, den Bali zu beſiegen: Bali iſt des Indra Sohn, und ſteht auf Ravans Seite. Von Dundhubi werden in Wilſons Wörterbuche, mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Keſſeltrommel; 2) iſt es ein Beynahme des Waſſergottes Varuna; 3) iſt es der Nahme eines Daitya, oder Rieſendämon.

Der Berg Raſâtalan [25] wurde der Freundſchaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen der Affenfürſt,
144. Sugriva, der hohe Waldmenſch, reicht an der größten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum andern dieſen zween.
Als den Bundseid ſodann vollbracht, der Mannes- und der Affenfürſt,
148. Ging mit dem Rama er zugleich nach Kiſhkindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hari, [25] den großen, Sugriva's Donnerſtimme an,
Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, [26] kam er zu dem Sugriva hin;
152. Und es tödtete Rama jetzt Bali'n mit einem einzgen Pfeil.

---

[25] Raſatalan iſt der Nahme der ſieben unterirdiſchen Gegenden oder des unterirdiſchen Reichs der andern Daitwas, und auch des Bali. Im V. 141. iſt mir der Sinn nicht ganz klar.

[25] Beynahme des Viſhnu, der um Beyſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeygerufen wird.

[26] In dieſem Vers war die Lesart meines handſchriftlichen Textes ſehr unklar, ich habe nur unbeſtimmt nach dem Zuſammenhange überſetzt.

Als auf Sugriva's Geheiß nun Bali erſchlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,
156. Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind 27) zu ſehn gewillt.

Des Geyers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
160. Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in Aſhōka's Hain,
Machte kund ihr die Bothſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbothſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf erſchlug er, der Heerführer, Triſuta'n dann zum ſiebenten, 28)
164. Den jungen Akſhan zerſtückend, dann auf Grahana ſtürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt ſich ſelbſt frey macht, als er des Ahnen Mörder ſah.

---

27) Sita.

28) Vielleicht wird Akſha als der ſechste gezählt, da Grahana nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

Der Held, dem Rieſenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach ſeinem Wunſch.
Nun anzündend die Stadt Lanka, ſah er Moithila, 29) wieder auch
168. Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der Affen Fürſt.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerſt begrüßt,
Verkündete ſodann gleich ihm: „Geſunden hab' ich Sita nun!" —
Sugriva'n nahm er mit ſich drauf und ging hin zu des Meeres Strand,
172. Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher Pfeile Kraft,
Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer Rama'n dienend ſey;
Samudra's 30) Rath ſodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erſchlug den Rieſenkönig dort.
176. Rama, als Sita gefunden, ward der höchſten Beſchämung voll.
Der nun ſagte darauf Rama vor den Menſchen da Schmähungen;
Drob unwillig beſtieg Sita ſodann die Flamme treugeſinnt. 31)

---

29) Ein Beynahme der Sita, welche in Mithila gebohren war.

30) Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

Als durch des Feuers Zeugniß nunkund ward, daß Sita ſchuldlos war,
180. War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und ſteht,
Zuſamt allen den Altvätern, Rama des hochgeſinnten That.
Der nun ſetzte dann zu Lanka den Rieſen Vibhiſhana ein 32)
Als dieß vollbracht, ſodann Rama, frey von Schmerzen erfreut er ſich,
184. Durch die Götter gewährt Wunſches, fort nun ſandt' er die Affen all.
Der That ſich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, ſodann Rama naht der Wonn' und der Freude ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen 33) ſich, nach Nandigrāma kam er dann.
Nandigrāma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
192. Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum,

---

32) Ein Bruder des Ravana, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott ſey, die entführte Gemahlinn wiederzugeben, und der, als Ravana ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

33) Puſhapkan, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erſchlug den Lôkakandaka,
Freuend der ſchönen Sita ſich, 34) ſeelig mit der Freundin vereint.
Nun führt er Vatergleich ſorgend jener glücklichen Völker Schaar
196. Ayôdhya's ſeeliger Herrſcher, König Daſharaths eigner Sohn.

Freudig iſt nun die Welt, ſeelig, zufrieden, ſtark, dem Rechte treu.
In Luſt und frey von Schmerz ruhend, ſo von Haß als von Sehnſucht fern.
Des Sohnes Sterben ſieht keiner dieſer glücklichen Menſchen je,
200. Die Frauen, ſo im Wittwenſtand, ſind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feuererzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit ſo hier.
Wittwen in ſeinem Reich giebts nicht, nichts herrenloſes, Thoren nicht,
204. Unglücklich, elend iſt keiner, noch durch Krankheit ein Menſch gequält.

---

34) Sitaya ramaya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtſchaft der gebrauchten Worte mit dem Namen des Helden Rama, der von derſelben Wurzel ſtammt, einen neuen Reiz giebt

Roſſe in Hundertzahl opfernd, des Goldes Fülle noch dabey.
Und Kühe hundert Tauſende, unzählge wird er geben noch.
Viel Jahre wird ſein Königreich Rama ferner verwalten noch,
208. Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht feſt gründen jeglichen.
Wenn nach zehntauſend Jahren einſt, dazu zehnhundert Jahre noch,
Rama ſein Reich verlaſſen hat, wird er aufgehn zu Viſhnu's Welt.

Der iſt der tugendvollkommne, Geſetzgeber, beglückt im Sieg,
211. Nach dem Du fragteſt, Valmiki! Rama iſt der vollkommne Mann.

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, alſo ſprach er da:
Die Tugend Heilger! klar machſt du, die der Sterbliche ſchwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinſchreit' ich gleich. 35)
216. Ob der unſterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt.

---

35) In der erſten Hälfte des Verſes 215 iſt die Leſart undeutlich; der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen iſt jedoch klar. Der 216te Vers gehört unſtreitig noch zu dem, was Valmiki ſagt. Der fernere Schluß iſt wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes ſelbſt.

Wer dieſe Thaten Rama's lieſ't, der wird all ſeiner Sünden frey;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frey von Unglück ſeyn.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
220. Wer da lieſ't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll dieß Buch;
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen 30) Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrſchaft lohnend;
Dem Kaufmann ſoll reinſten Gewinn es bringen, und hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brahma's Beſuch.

Der Inhalt dieſes Stücks iſt folgender. Valmiki bereitet ſich durch fromme Reinigungen in der Einſamkeit des Waldes zu ſeinem großen Werke vor. Er ſieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menſchen erſchlagen. Die Trauer der Zurückgelaſſenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber verſinkt, iſt der Ausbruch ſeiner Klage ein metriſcher Spruch. Mit Erſtaunen wird er es gewahr und theilt ſeinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erſcheint ihm, freut ſich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der ſo eben ent-

---

30) Dwija, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geiſtig — Gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verſchiedenheit der vier Stände iſt auch der Lohn verſchieden, der dem Leſer des Ramayan verheißen wird.

deckten Verskunſt ablegt, und fordert ihn abermals auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preiſen die Lehrlinge noch die Erfindung des indiſchen Versmaaßes oder des Shlöka.

Dieſe mythiſch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeygehen berührt. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Mythus vom Urſprunge der Dichtkunſt alle Wunder der rieſenhaften Vorwelt als ſchon vorhanden und geſchichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poeſie aber aus der ſanften Stimmung eines ſolchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeſchöpfen hergeleitet werden.

Als die Rede gehort hatte von Narada, der herrlich ſprach,
Valmiki mit ſamt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff ſie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;
4. Sodann zuſamt dem Schüler auch gleicher Weiſe der Seher Fürſt
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehet worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.
5. Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt,
Nach Tamaſa's Geſtad' ging er, Valmiki aller Seher Haupt.

Als das Geſtad' erreicht hatte, der große Seher, Tamaſa's,
Sprach zum Schüler er neben ſich, den Ort ſehend von Flecken rein.

12. Frey von Flecken iſt dieß Aſyl, deß Stifter Bharadvaja war,
Ganz rein iſts, wohl gelegen auch, wie der Rechtſchaffnen Urtheil iſt,
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad' ich in Tamaſa's Fluthen nun.
16. Bring das Gewand von Baumrinde 1) ſchnell hierher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſey, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamaſa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend, wollſt du hingehn in ſchneller Eil!
20. Nach des Meiſters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der,
Das Baumgewand hervortragend, ſeinem Meiſter da zeigte ers.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,

---

1) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

24. Nach dem Gebrauch verſöhnt hatte ſprengend der heiligen Ahnen Geiſt,
Da durchwandelt umherſchauend er nun Tamaſa's ganzen Wald.
Als am Geſtade Tamaſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu ſehn.
28. Von dieſem Paare den Einen, weil das andre es kommend ſah,
Erſchlug unerbittlich mordend der Jagdmann 2) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck ſie und gebehrdet ſich jammervoll.
32. Als nun erſchlagen den ſahe vom Jäger in Andajan's Hain,
Samt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann ſein Mitleiden darſtellend, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Waldmenſchen, der ſo arm an Geiſt,

---

2) Niſhada bedeutet einen verwilderten Menſchen, der ſich von Fleiſch nährt und von der Jagd lebt. Zunächſt iſt Niſhada ein Menſch von gemiſchtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entſproſſen; da aus ſolcher Misheirath und Vermiſchung der Kaſten nach indiſcher Anſicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Urſprung genommen hat.

36. Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſchehn mußte!"
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, ſang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebſt du, noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunknen, du erſchlugſt."

40. Als er geſagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach er gleich.
„In dem Schmerz dieſes Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?" —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bey ihm ſtand, Bharadvaja'n er dieſes Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähliger Sylbenzahl,
Ich jetzt ausſprach, im Leid klagend; drum wird Lied 3) dieß von nun an ſeyn.

Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bey, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.

---

3) Das Wortſpiel zwiſchen Shoka und Shlōka habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrucken geſucht.

48. Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem nachfolgte demüthgen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.
52. Da nun drauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weiſe Mann,
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſeelig, zu ſchaun den hohen Heiligen.
56. Als ihn erblickte Valmiki, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch' ihn anbetend, begrüßt er dann mit ewgem Heil.
60. Als aufgeſtiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenſtuhl,
Hieß er alsbald den Valmiki, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Dieſer beſtieg ſofort ſolchen, der Welt Ahnherren im Angeſicht.

Als dieß geſcheh'n, im Geiſt wurde Valmiki's Denken hingewandt,
64. Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er ſang dieſen Liedes Spruch
Mitleiderfüllt im Geiſt wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der ſchlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß dieſen Vogel, den zart ſchönen, er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

68. Ihm nun ſagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß was du, hochheilger! da ſprachſt klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klagworte du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin durch Saraſvati das entſprang.
71. Rama's Leben und Thaten all bilde du, hoher Heiliger!
Der rechtgeſinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geiſt,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie ſie dir ſagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schickſal dieſes hohen Geiſts,
76. Rama's ſelbſt, ſeiner Kampfbrüder, die Thaten all des Rieſenvolks,

Dann der Gemahlinn 4) Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß ſoll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden deinem Geiſt;
Der Frau Kunde, des Reichs Schickſal, ſamt König Daſharath zumal,
80. Was gethan, was geſagt worden, was Zweck war, was erfolgte drauf.
Noch ſoll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu finden ſeyn.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!
So lang der Berge Haupt ſtehn wird und auf Erden der Flüſſe Lauf,
84. So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten durch;
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang ſollen dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all."
Als dieß Brahma geſagt hatte, da entzog er ſich ihm und ſchwand;
88. Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erſtaunens voll.
Deſſen Lehrlinge allſamt, dann den Spruch ſangen, der alſo heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude rieſen ſie, oft erſtaunend aus:

---

4) Vaidehya ſtand nach dem Text in der frühern Ausgabe, welches ein Beynahme der Sita iſt.

„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt, den kühn der Geiſt
92. Sagte bebend dem Mordſchrecknіß, ward aus Leid Lied, entſprang der Vers.“ —

Deſſen Kunſt nun entſtand damals durch Walmiki, den Denkenden:
„Ganz will ich ſo das Lied Ramas bilden in der Geſanges-Art.“ —
Recht, Lieb' und Schön' im Lied einend, das ſo reich wechſelt, viel umfaßt,
96. Dem Perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend der Schriftenwelt. 5)
In Füßen kunſtreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht bildete drauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes Held ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher Geiſtes voll. 5)

---

5) Alle Bluthe der heiligen Schriften in ſich vereinigend.

5) Dieſes ſind die beyden erſten Sargas des Adikanda oder erſten Buchs, deren der Ramayan ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Ayodhyakanda, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Arannakanda, von Aranya der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſhkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie.

Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Manu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und mehr ſtrengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der moſaiſchen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache iſt die Alterthümlichkeit und der Unterſchied von der des Mahabharat ſehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Ueberſetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt iſt, Scholien ſind, die es wohl beſſer geweſen wäre, nicht in den Text ſelbſt aufzunehmen. Aber auch außerdem iſt Jones Ueberſetzung zuweilen erklärend und ſchärfer beſtimmt als die Urſchrift. Denn ſo metaphyſiſch die Sprache derſelben ſchon durchgehends iſt, ſo iſt doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abſtracteſten Begriffe gemiſcht, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar iſt, ſo herrſcht in andern wieder eine faſt räthſelhafte Kürze und Abgeriſſenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade ſo unbeſtimmt, ja ſo geheimnißvoll zu laſſen, als es in der Urſchrift war, um dem Leſer den Eindruck derſelben ſo rein als möglich wiederzugeben.

Es ſind nur diejenigen Stellen aus dem erſten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken iſt folgender. Im Anfang war alles Finſterniß; der Unbegreifliche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ey, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreyheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe, Matra, des urſprünglichen Selbſt, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

Manu ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf verſenkt
Drauf dann der ſeelig Selbſtänd'ge, der unenthüllt enthüllende,

Der Weſen Anfang, ſtets wachſend, wars, der wirkſam die Nacht zerſtreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen, das undenkbar, und Er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend, aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; 1)
Ein Ey war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler 2) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ey ſaß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ey entzwey getheilt.
Aus dieſen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.
Drauf hervor aus dem Selbſt zog er den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch; 3)

---

1) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ey's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu jenem glänzenden Ey zuſammenſchoß und ſich geſtaltete. Das Ey muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

2) Ein Beynahme der Sonne.

3) **manahsad'asad'atmakan.** Jones überſetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im **Bhagavatgita** jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, **daß das** Höchſte, wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht, ein

Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft, 4) ſo ein Warner
und König iſt.
Die große Seele zuförderſt, dreyfacher Art 5) die Weſen all,
Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne 6) all-
mählig auch.
So nun dieſer Gebild zarte, der ſechs Weſen gewaltiger
Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß 7) durchdringend, bildet er alle
Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, ſich im
Wirken all,

über Seyn und Nicht-Seyn gleich erhabenes Weſen ſey: ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ahankar, die Ichheit, hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beygelegten Eigenſchaften, „der ein Warner und König iſt," erſieht. — Es iſt wohl überhaupt der Grund des perſönlichen Daſeyns darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, ſich ſelbſt nachher als zweyten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

5) Alle Weſen, die nach den drey Gun's oder Eigenſchaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

6) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände und Naturkräfte, welche die Eindrucke der Sinne hervorbringen und veranlaſſen, als dieſe Eindrucke ſelbſt.

7) Atmamatraſu. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeyen, iſt eine wichtige Frage, aber wenigſtens in Manu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

Wird aus zartem Gebild Geiſtes allen Seyns Grund, der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend, das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd jegliches.
Wie in des Veda Wort Anfangs ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebendgen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreyheit, die ewige
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam 8) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,

---

8) Die Nahmen der drey älteſten Veda's Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

Zum Daſeyn dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweyheiten 9) wie Freud' und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer von ſelbſt er nachtrachtet, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.
Gleich ſo wie ſtets des Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln ihr Ziel immer, ſo auch die Thaten irdiſche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeyns und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

Manu redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, 10)

---

9) Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier wiederfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Endes bewußt 11) ſind all dieſe, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz' herab,
In des Seyns ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All hat' und Mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend Er.
Während nun iſt der Gott wachend, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſeelig nun Er ſchlummert, wankt der wirkenden Jrd'ſchen Schaar,
Von der beſtimmten That irrend, der Geiſt ſelber ermattet dann.
Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabnen ſind,
Weil der, ſo alles Seyns Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt;

---

11) Antah ſanjna bhavanty etc. Jones überſetzt: have internal conscience. Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etad'antaſtu gatana, — „zu dem Ende hin, wandeln ſie" — mit Wiederholung deſſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß antah ſanjna gegeben werden müſſe: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indiſchen, ganz wie das lateiniſche finis, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, ſamt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der irdſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'ſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Manu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

Bhrigu ſpricht.

Nach des Tags und der Nacht 12) [illegible] beſinnt wieder Er ſich vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er drauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch. 13)
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.

---

12) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

Aus der Luft 14) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtgen Windes-Hauch, der Quell aller Berührung iſt. 15)
Aus des Windes Geſtaltswandlung, geht hervor, ſo die Nacht zerſtreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten heißt.
Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend wirket er dieß gleichſam, der höchſte Schöpfer für und für.

---

14) Akaſhan. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavatgita dem Khan, die ſinnliche Eigenſchaft des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es, wie Jones überſetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Eigenſchaft des Gefühls zugeeignet wird.

III.

Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenſtand des zweyten großen Heldengedichts der Indier, des Mahabharat, iſt der Bürgerkrieg zwiſchen den Fürſten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlaſſung des Krieges und die Geſchichte deſſelben auf das Verſtändniß der philoſophiſchen Epiſode, von der wir hier einige der wichtigſten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, ſo übergehen wir dieſes. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erſte Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukſhetron, ſein Nachkomme, der zweyte. Von ihm ſtammen beyde Partheyen her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupati entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhma, Dhritaräſhtra und all die übrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derſelben von der Kunti, iſt Arjun, den Kriſhna, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beyde rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander;

da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhna tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches der Inhalt der berühmten Epiſode des Mahābhārat iſt; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beynahmen Kriſhna hier meiſtens genannt wird.

Es iſt dieſes didaktiſche Gedicht ein beynah vollſtändiger kurzer Inbegriff der höheren indiſchen Glaubensanſicht nach der herrſchenden Vedanta Lehre, und ſteht als ſolcher in hohem Anſehn. Wir haben nur einige der für die Philoſophie merkwürdigſten Stücke ausgehoben.

Arjuns Klage.

(Aus dem erſten Adhyāya.)

Als nun gerüſtet da ſahe all der Dhritaraſhtriden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des
Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieſes Wort: „O der Erde
Herr!
Inmitten ſtell' der zwey Heere den Wagen mir, ſo ſagt er,
hier,
Daß ich die ſchaue, die dorten kampfbegierig gerüſtet ſtehn,
Auch mit welchen ich ſoll kämpfen, wenn dieſe Schlacht beginnen wird;
Daß ich ſchauen mag die kampfgierigen, die allhier nun vereinigt ſind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht ſuchend, zu Dhritaraſhtra's
Sohnes Gunſt."

Als dieſes Wort nun geſagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwey Heere ſtellt er der Wagen herrlichſten. —
„Bhiſhma'n, Drona'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue ſie hier, o Fürſt! ſprach er, der Kuru's wohl vereinigt Heer." —
Und da ſah er der Fürſt, ſtanden Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel ſtanden dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zweyn.
Als die nun ſah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüſtet ſtehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend dieſe Wort' er ſprach:
„Seh ich die Freunde, Kriſhna! all dort kampfsgierig gerüſtet ſtehn,
Fühl' ich die Glieder mir ſchmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchfährt mir den Leib Schauder, während das Haar ſich ſträubend hebt.
Gandiv 1) auch ſinkt aus der Hand mir, die Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſtehn fürder, und es ſchwankt mir ſchwindend der Geiſt.

---

1) Gandiv, der Bogen des Arjun.

Anzeichen ſeh' ich, unſeelge, hier um mich her, o Keſhava! 2)
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Kriſhna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſeyn, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſtehn, Reichthum nicht achtend und Leben nicht
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter, dazwiſchen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod ſolcher, tödten ſie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drey Welten, wie ſollt' ichs um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich ſeyn, Madhava! 3)
Wenn auch jene es nicht ſehen, weil Habſucht ihren Geiſt ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein ſchwer Verbrechen, Freund!

---

2) Keſhava, der Lockige, ein Beynahme des Kriſhna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

3) Madhava, Beynahme des Kriſhna

Wohl erkannt iſt, wie ſollten wir nicht ab von dieſer Sünde ſtehn?
O weh! ein großes Verbrechen ſind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrſcherluſt morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, ſelber bewaffnet mich im Kampf
Erſchlüge Dhritaraſhtra's Schaar, wär' es leichter zu dulden mir."

Alſo ſprach Arjun am Kampfplatz, niederſetzend im Wagen ſich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geiſt von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, deſſen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Beſieger 4) dieſes Wort.

Bhagavan.

(Aus dem Sankhyayōga, dem zweyten Adhyāya.)

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich iſt, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie ſoll Bhiſhma'n im Kampf ich und Dhrona'n, Madhu's Sieger 4) Du!

---

4) Madhu's Sieger, Beynahme des Kriſhna.

In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wärs beſſer zu eſſen mir wohl, als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wiſſen wir, welches uns beſſer ſeyn mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen;
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.
Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu ſehn!
Was beſſer ſey, ſag es in Wahrheit du mir, dein Schüler ja bin ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erſpähn kann ich, das mich befreyte vom Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt im Reich himmliſcher Helden herrſchend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt du, redend doch nach der Weiſen Spruch.
Nicht die gehn, noch die dableiben, beweint jemals, wer weiſe denkt
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſeyn irgend jemals wir alleſamt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter ſind,
Iſt auch des Lebens Kleid wechſelnd; wer dieß feſthält, den irret nichts.

Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft trag' ſie, Bharats Sohn! 5)
Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeiht der Unſterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird je ſeyend, noch was nicht iſt, gefunden wahr;
Wohl iſt der beyden Gränz' erkannt denen, welche das Weſen ſchaun.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.
Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſey;
Wohl nicht weiſe ſind beyde ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Gebohren wird's niemals und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſeyn, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.

---

5) Arjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom Bharat dem Sohn des Duſhranta und der Shakuntala abſtammt. Daher jener Beynahme des Arjun.

Wer dieſes Ewge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wirds etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer aufgelöſt wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Allurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.*
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum ſo du ſolches erkannt haſt, ziemt dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebohrnen Tod, wie die Geburth des Geſtorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß iſt, ziemt dir es zu beweinen nicht.
Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was iſt da nun zu klagen noch?

Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
Drum kein lebendes Weſen nicht darfſt du beklagen, Bharats Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, ſollteſt du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thür;
Seelig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf du nicht des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſenen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſtehn.
Du ſeyſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; 6)
Denen ſo hoch du geehrt warſt, wirſt du leicht nun geachtet ſeyn.

---

6) Beynahme der Helden.

Es wird manch unwürdiges Wort geſagt werden von Feinden dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend; was kann ſchmerzlicher ſeyn als dieß?
Den Himmel erlangſt du fallend, ſiegreich freuſt du der Erde dich;
Drum erhebe dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Freud' und Leid Beydes gleich achtend, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod;
Rüſte denn alſo zur Schlacht dich jetzt, ſo ladſt auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Adhyāya, dem Jnānayōga.

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivaſvan. 7)
Vivaſvan machte ſie Manu'n, Manu dem Iſhvaku 7) kund.
So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Dieſe iſt's, die ich dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt du ja, Freund auch; das höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Arjun.

Es iſt deine Geburt ſpäter, früher ja Vivaſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt du es offenbart?

Bhagavan.

Viele ſind meine vergangnen Geburten, Arjun, deine auch,

---

7) Vivaſvan, der Sohn des Sonnengottes; Iſhvaku iſt der Sohn des Vivaſvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein. 8)
So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporſteigen, erſchaff' alsbald mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die Übles thun,
Feſt dann wieder das Recht ſtellend, komm' ich ins Seyn von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entſtehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib laſſend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreyt, zu mir ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geiſt Frommen in mein Weſen vereint 9) zurück.

---

8) Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

9) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Yukta was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz daſſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

Aus dem fünften Adhyāya, dem Sannyaſayōga.

Den erkenn' als enthaltſam ſtets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwieſpalt 10), wird der ſeelig, o Mächt'ger! und der Bande frey.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen ſtets feſthält, findet der beyden Frucht zugleich.

Hier ſchon gewinnen den Himmel, deren Geiſt in der Gleichheit ſteht;
Ganz vollkommen und gleich iſt Gott, darum ruhen in Gott ſie ſtets.
Nicht erfreue ſich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer feſtgeſinnt, von Thorheit frey, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in ſich was ſeelig iſt!
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerſtörbar Gut.

Wer nun ſchon hier ertragen kann, noch eh' er frey des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſeelig vollendet wohl.

---

10) Dieſes iſt ganz metaphyſiſch zu verſtehen: fern von aller Zweyheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander geſetzt wird.

Wer innren Glücks ſich freut innen, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frey im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

Aus dem ſechſten Adhyāya, dem Atmaſanyamayōga.

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit-beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt 11) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der ſich beſiegt, nach Vollendung des Innern ſtrebt.

---

11) Siehe die Anmerkung 9.

Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber beglückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht erſchüttert wird.

Immer mehr dieſer Geſinnung freu' er ſich, die ſtandhaft iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbeſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ordnung feſt.
Jener, der ſo geſinnt, ruhig, des Frommen höchſtes Gut und Glück,
Erreicht er, alles Scheins befreyt; Gottes Weſen von Flecken rein.
Immer vollendend ſein Innres, wird der Fromme von Sünde frey,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Weſen das Selbſt 12) ſehend, wieder die Weſen all' im Selbſt,
Iſt er wiedervereinten Sinn's, ſchauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,

---

12) Atma heißt zugleich Selbſt und Geiſt, und iſt oft ſchwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht überſetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ahankar.

Nimmer werd' ich von dem fern ſeyn, noch wird von mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und feſt an der Einheit hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme ſtets in mir.

Aus dem ſiebenten Adhyāya, dem Jvanavijyanayōga.

Bhagavan.

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie du mich frey von Zweifeln gleich wirſt erkennen, vernimm o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſey ohne Rückhalt dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend ſtrebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft 13) und Geiſt, der Verſtand ſodann,
Ichheit; dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne du,

---

13) Khan wird auch Aether überſetzt. Vayu iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; Khan iſt der verborgnere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'ſchen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſamt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft 14) im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit;
Bin in den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz befreyt;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht beſchränkt, o Fürſt!
Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder finſter ſind, 15)

---

14) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den eigenthümlichen Geſchmack und ihre beſondre Eigenſchaft giebt.

15) D. h. die drey Welten der alten indiſchen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß entſpringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieſer ganzen Anſicht und Eintheilung die weſentliche Wahrheit noch nicht gefun-

Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen, ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drey Eigenſchaften iſt ganz
bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft, 10) meine Täuſchung, wird
ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen ſich
gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen, o
Bhàrats Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum wünſcht,
der Weiſe dann.
Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er der
meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bey mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.

---

den, und jene Dreyfachheit der Welt ſelbſt nur als eine Folge der urſprünglichen Täuſchung und Maya, und als bloß zur Erſcheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichtes geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drey Welten oder drey Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's gehn auf drey Weſen, nicht von drey Weſen
ſey o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern ſtets wahrhaft, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſey!

10) Siehe die Anmerkung 6.

Am Ende vieler Geburthen ſchreitet der Weiſe hinzu mir;
„Daß Vaſudeva 17) alles iſt,“ wer ſo groß denkt, iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den feſten Glauben deſſelben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen ſie, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt, 18)
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt ſeyenden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweyheit Verblendung, Fürſt! die aus Neigung und Haß entſpringt,

---

17) Ein Nahme des Kriſhna oder Viſchnu.

18) Yôga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhagavatgita ſelbſt Yôga's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterey und des Dämonen-Dienſtes gemeynt.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, Bharats Sohn!
Doch iſt die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels ſind,
Gelöſt der Zweyheit Verblendung, ehren ſie mich, im Glauben feſt.

Aus dem achten Adhyāya.

Bhagavan.

Nicht zum ſterblichen Seyn kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art, 19) Arjun! ſind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, iſt der fernern Geburth befreyt.

---

19) Hier wird dem Kriſhna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erſcheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene ſtets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Kriſhna iſt dagegen, nach der hier aufgeſtellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Weſens.

IV.

Aus der Geſchichte der Shakuntala,

nach dem Mahabharat.

Es ſind in der Epiſode des Mahabharat, welche die Geſchichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwey Momente derſelben ausführlich behandelt; wovon der eine, die Geburth der Shakuntala, in dem Schauſpiele des Kalidas nur im Vorbeygehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bey dem König Duſhvanta, ſehr verſchieden behandelt iſt.

Da wir dieſe beyden Stücke nur als Beyſpiele der ältern indiſchen Poeſie geben, ſo ſind, wo es ohne Schaden des Zuſammenhanges geſchehen konnte, einige Diſtichen ausgelaſſen, deren Inhalt bloß dogmatiſch oder voll hiſtoriſcher Anſpielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichteriſchen Eindruck ſtören zu müſſen.

Geburth der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Duſhvanta ſich bey einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einſamkeit lebte, aufſuchen will. Er trift die ſchöne Einſiedlerin, und iſt ſehr begierig, zu erfahren, wer ſie ſey. Denn wäre ſie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen geweſen, ſo würde er ſich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging nun der Fürſt weiter, ihm folgten ſeine Räthe nicht,
Fand in der einſamen Wohnung nicht den andächt'gen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einſiedlers Hütte ſah,
Ließ er von ſeiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber ſein Rufen vernahm jetzt, ſchön wie Sri von Geſtalt die Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einſiedlerinnen Tracht.
Als Duſhvanta, den König, nun die ſchwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte ſie ſchnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Seſſel ihn, mit Waſchen der Füße auch,
Fragte nach ſeinem Wohlſeyn dann, wünſchte dem Kön'ge Glück und Heil.

Als ſie nun ihn bedient hatte, ſein Wohlbefinden auch geſehn,
Sagte ſie dann zu ihm lächelnd: „Was iſt weiter zu deinem Dienſt?“ —
Zu ihr ſagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da ſo ſchön die Geſtalt er ſah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o du Schöne! ſage mir.“ —

Shakuntala.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt du rückgekehrt ihn ſehn.

Als er den Heilgen nicht erblickt, auch ſodann dies geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde, liebliche,
Die in der Reihe Glanz ſtrahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo, der Erde Fürſt:

„Wer biſt du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt in den Wald du hier?

Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt du Schöne her?
Durch deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; ſag es, liebliche, alles mir." —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und ſprach mit holdem Laut:
Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das Recht erkennt.

Duſhvanta.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dharma 1) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch' ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter gebohren du alſo ſeyn, Liebliche?
Dieſen mächtigen Zweifel nun volleſt du jetzo löſen mir.

Shakuntala.

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wiſſen du begehrſt,

---

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Vernimm es Fürſt! der Wahrheit nach, wie ich des Heilgen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach:
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

Kanva ſprach:

„Viſvamitra, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß ſelbſt der Geiſterſchaar König, Indra, gewaltig drob erſchrak,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz.
Dieſe Gefahr nun befürchtend ſprach er alſo zur Menaka:

Indra.

Der Nymphen himmliſche Reitze preiſ't man, o Menaka, an dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvamitra, der Heil'ge dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert drob.
Menaka! dein Geſchaft iſt dieß: Viſvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchaun, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Buß' er ſtets,

Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin, wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Luſt Reihen, wende von ſeinem Werk ihn ab.

Menaka.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſey, iſt dem Gebiether auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem du ſelber dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vaſiſhta 2) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülfe gingſt, der Geiſter Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebieter, mich!

---

2) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvamitra, iſt des Uebergangs wegen nur dieſe eine beybehalten.

Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume 3) kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren, der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's 4) eine von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willſt, laß das Gewand den Marut, des Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Manmatha 5) auch dieß Geſchäft, durch deine Gunſt mir als Gehülf' er beyſtehn.
Laß aus dem Wald Dufte mir wehn den Vayu, zu jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die liebreitzende nun ſah, ſchuldgereinigt durch fromme Gluth

---

3) Die Räume der Welt.
4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.
5) Der Gott der Liebe.

Viſvamitra, den Büßenden, in der einſamen Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor dem Heiligen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun ſank, hin zur Erde, da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich reitzende, oft den beſchämten Marut an;
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die Flamme ſtrahlende.
Als Viſvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reitze ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die himmliſche;
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat erzeugt.

Dort in des Himavan Wildniß, am Geſtade der Malini,
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menaka.
Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indra auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauſ't.
Da nun ſchlummernd die Shakunta's 6) ſahen das Kind, umringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reiſſender Thiere Schaar.
So ward der Menaka Tochter da beſchützt von der Geyer Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geyer Schaar;
Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Shakunta's ſand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben ſodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heilger, 7) meine Tochter ward;

---

6) Eine Art Geyer; vultures überſetzt Wilkins.

7) Man erinnere ſich, daß Kanva zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels frey."

Alſo that meine Geburth er, ſie dem Heilgen erzählend, kund.
Wie ich die Tochter des Kanva, ſey, weißt du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt du, wie es ſich begab.

Rede der Shakuntala an den Duſhvanta.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mahabharat wird Shakuntala von dem Duſhvanta zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberey mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bey den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Shakuntala geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt du ſo zu mir;
„Ich kenne dich nicht“, ganz furchtlos, wie ein niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt du dadurch ja ſelber dich:
„Ich bin's allein“, alſo gedenkſt in dir du, kennſt nicht den im Herzen, den alten Seher 1);
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angeſicht deſſen die Sünde begehn.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß ja, daß ich es war;“
Doch es wiſſen's die Götter all, ſelbſt auch innen der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel, die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſamt den Zeiten beyden, auch des Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler, hritſayam munin puranan; das Gewiſſen.

Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöſcht was übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den ſchuld'gen, in übler That.
Mich die ſelbſt du gewählt hatteſt, o verſchmäh' die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten ſollſt, mich dein eigen beſtimmtes Weib.
O warum blickſt du verächtlich auf mich, wie eine niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Duſhvanta! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder gebohren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht. 2)
Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;

---

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert,

Iſt die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des Retters auch. 2)
Freundinnen ſind ſie dem Einſamen zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröſtend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, harrend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach, o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn der Sohn;
Drum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Iſt dem Vater zu ſchaun freudig, wie dem Seel'gen der Himmel iſt.
Wenn auch verſengt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die Menſchen ſind,

---

vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreyen. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die ſchmachtenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's höheres noch als dieß?
Ihn, den du ſelber gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll
Auf dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn verſchmähſt du ihn?
Sorgen um ihre Eyer doch, ſie nicht brechend, die Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß du verläßſt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den Sohn, ein zweytes Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So iſt von dir erzeugt dieſer, du ſelbſt der Eine, ungetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach ein Mädchen im Vaters Hain.
Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebahr mich dann die himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im ver'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von dir!
Wie dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt du nicht, der dein eigen iſt.

VIII.

Noahs Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüfte! in den Blumengängen,
Denn entflohen iſt des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendſpiele nachzuhängen,
Giebt der ernſte Tag uns keinen Raum.

Ihr Geſänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Schaaren ruhn.

Andre Zeiten heiſchen andre Lieder,
Neue Dinge ſpricht der Welten-Greis;
Zum verborgnen Urſprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungskreis.

Mag noch trübe Finſterniß uns decken,
In den Wogen dieſer öden Welt;
Laß den Geiſt die Seelenflügel ſtrecken,
Rauſchend zu der Morgenröthe Zelt!

Einſam auf der ſtillen Felſenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greiſe Ahnherr einſt in Fluthen
Sich das heilge Schiff der Rettung baut;
Wo verſchloſſen die Geſchöpfe ruhten,
Die dem ſtarken Fährmann Gott vertraut.

Wohlgeordnet in den ſichern Kammern
Stehn die Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schaar.

Nieder ſtürzen all die Rieſengeiſter
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forſchend blickt des Schiffes Meiſter
Zu dem Morgenſtern in dunkler Fluth.

In den Wogen ſtirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Feſtgeſetzt, gezählt ſind ſchon die Tage,
Jede Stunde der Zerſtörungszeit.

In der Oede, ob den wüſten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig ſteigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Prieſter dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom erſten Morgenſtrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um ſein Angeſicht.

Wie ein Kreis im ſiebenfachen Glanze,
Durch die Himmel ſtrömt das Schöpfungsſpiel;
Dieſes Purpurbild im Wolkenkranze
Iſt der ird'ſchen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgeriſſen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmliſch ſtrahlend in der Sternenkrone,
Wandelt ſie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz kryſtallen
Von dem Thron, wie einſt im Paradies;
Unter Palmen ſieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet ſich der alte Drache,
Flammen ſchnaubend aus dem grauſen Schlund;
Ihn ergreift des ſtarken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ewgen Grund.

Und da öffnen ſich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ewgen Stadt;
Alle Felſen ſoll die überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brauſend auf des Cherubs Donnerſchwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geiſter ſingen,
Dankend tönts zurück vom Erdenrund.

Freudig ſteht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch ſpricht:
Wie am zweyten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'ſchen Fluth ſich ſchied das Licht.

Oben ſteht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Miſchung ſonſt verletzt;
Unten dann die ird'ſchen Meereswogen,
Auch der Feſte wird ihr Ziel geſetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächſt empor mit Luſt das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Gebehrde,
Wird im Sonnenſchein das Leben blühn.

Mit dem Tieger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Baſilisken gehn;
Nichts ſoll dann die Eine Heerde ſcheiden,
Eine Flamme nur der Liebe wehn.

Möchte friſch ein Lebenswind berühren
Erſt von Gott der Auferſtehung Feld,
Aus der Miſchung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt ſey die Welt.

Rauſchend auf der Liebe Seraphsſchwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geiſter ſingen,
Jubelnd tönts zurück vom Erdenrund.

Inhalt.

Seite.

Zueignung. 5

I. Kunſtgedichte. 9

- An die Dichter. 11
- An Viele. 12
- An die Deutſchen. Zu Anfang des Jahres 1800. 13
- Leſſings Werke. 1801. 17
- Reden über die Religion. 1800. 18
- Die Weltſeele. 1800. 19
- Das Räthſel der Liebe. 1802. 20
- Die Werke des Dichters. 21
- An Ludwig Tieck. 22
- Mahomets Flucht. 23
- Hymnen. 1801. 26
- Weihe des Alten. An einen jungen Dichter. 29
- Schirin. 34
- Calderon. 35
- An Camoëns. 36
- An Novalis. 37
- Rheinfahrt. 1804. 38
- An A. W. Schlegel. 39

II. Scherzgedichte. 43

- Das Ideal. 45
- Das Athenaeum. 1801. 46
- Zerbino. 1800. 47
- Kunſt-Orakel. 48
- Die neue Schule. 1800. 49
- Das tragiſche Schickſal. 51
- Proben der neueſten Poeſie. 1808. 52
- Sinngedichte. 1815. 55
- Irrlichter. 1810. 56
- Eulenſpiegels guter Rath. 1806. 58
- Die Zwerge. 63

Seite.

Der alte Pilger oder Homo's neueſte Wanderungen. 1807. 66
Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeiſt. 1820. . 70
III. Sprüche. 79
Geiſtes Licht. 81
Andacht. 82
Adels Sitte. . . . . . . —
Deutſchland. 83
Geſinnung des Königs. . . . . . —
Frauentugend. 84
Treue. . . . . —
Deutſcher Sinn. 85
Das Alte und das Neue. 86
Würde der Dichtkunſt. 87
Liebes Leben. 88
Das Ewige. 89
Sprüche aus dem Indiſchen. 1807. . . . 90
IV. Romanzen und Lieder. . . . 93
Bey der Wartburg. 1802. 95
Im Walde. 99
Am Rheine. 1802. 101
Geſang der Erinnerung. 104
Frankenberg bey Achen. 107
Sankt Reynold. 111
Das verſunkne Schloß. 115
Eintritt in die deutſche Schweiz. 1804. . . . 121
Im Speſſart 1806. 123
Wechſelgeſang. 125
Anruf. 128
Des Vaters Abſchied. Bruchſtück . . . 129
An Sidonie. 130
Fülle der Liebe. 132
Andenken. 135
V. Lyriſche Gedichte. 137
Gebet. 139
An den Retter 1805. 142
Auf dem Feldberge. 1806. 144
Huldigung. Im Sommer 1806. 147
Frieden. Im Sommer 1806. 150

	Seite.
An den Ufern des Mayns. 1806.	154
An ſeinen Freund. Im Herbſt 1806.	156
Anruf. Zu Anfang des Jahrs 1807.	161
An Corinna. 1807.	166
Rückkehr des Gefangenen Zu Ende des Jahrs 1807.	171
Gute Zeichen. 1808.	179
Gelübde. Zu Anfang des Jahres 1809.	180
Freyheit. 1807.	182
Bey der Abreiſe Ihro Majeſtät der Kaiſerin Maria Louiſe, Erzherzogin von Öſterreich. 1810.	186
Der heilige Dulder. 1811.	188
Geſang der Ehre. Zu Ende 1812.	190
Unſre Zeit. 1820.	193
VI. Geiſtliche Gedichte.	199
Klagelied der Mutter Gottes.	201
Heilige Sehnſucht. Nach dem Lateiniſchen.	218
VII. Gedichte aus dem Indiſchen.	219
Vorwort.	221
1. Anfang des Rāmāyan.	229
2. Indiſche Kosmogonie. Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu.	262
3. Aus dem Bhagavatgita.	271
4. Aus der Geſchichte der Shakuntala, nach dem Mahabharat.	290
VIII. Noahs Morgenopfer.	305

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Verbeſſerungen.

Theil.	Seite.	Zeile.	ſtatt.	lies.
V.	310	1	ganz der Witz ..	auf andre Weiſe.
—	—	5	ſelber iſt auszulaſſen.	
VI.	41	10 v. o.	Schale	Schule.

Friedrich Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite.

I. Beyträge zur Kenntniß der romantiſchen Dichtkunſt.

1. Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio. 1801. 3
2. Nachricht von einigen ſeltneren italiäniſchen und ſpaniſchen Dichterwerken; nebſt einer Charakteriſtik des Camoens und der portugieſiſchen Dichtkunſt und Ueberſicht von den provenzaliſchen Handſchriften zu Paris. 1803. 37
3. Ueber nordiſche Dichtkunſt. 1812. . . 65
4. Nachtrag über Shakſpeares ältere dramatiſche Werke. 109

II. Neue Kunſt und Litteratur.

1. Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe. 1796. 123
2. Anzeige von Goethe's Werken. 1806. Nach der Cottaſchen Ausgabe von 1806. Erſter bis vierter Band. Erſter Band. Lieder. Vermiſchte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegieen. Epiſteln. Epigramme. Zweyter und dritter Band. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment. 133

Inhalt.

Seite.
3. Ueber die Deutſche Kunſtausſtellung zu Rom; im Jahre 1819. . . . 236
4. Ueber La Martine's religiöſe Gedichte. 1820. . 244

III. Alte Weltgeſchichte.

Recenſion der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und letzte Revolution der Erde. Breslau 1819. . 367

I.

Beyträge zur Kenntniß der romantiſchen Dichtkunſt.

1.

Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio. 1801.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerkſamkeit lieſet, ſo ſieht man darin nicht bloß entſchiednes Talent, eine geübte und ſichre Hand im Einzelnen, ſondern man wird auch Abſicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verſtand erſonnen und verſtändig ausgeführt. Wo ſich ſolcher Verſtand vereinigt zeigt mit der inſtinctmäßigen Gewalt über das Mechaniſche, die wohl ſchon allein, aber mit Unrecht Genie genannt wird; da und nur da kann die Erſcheinung hervorgehen, die wir Kunſt nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunſt bildet, aber ſie wird auch gebildet; nicht nur das Gebildete, ſondern der Bildende ſelbſt iſt ein organiſches Ganzes, ſo gewiß er nur ein Künſtler iſt, und jeder Künſtler hat ſeine Geſchichte, welche zu verſtehen, zu erklären und darzulegen, das vorzüglichſte Geſchäft der Wiſſenſchaft iſt, die unter dem Namen der Kritik bis jetzt mehr geſucht wurde, als ſchon vorhanden war. Mit Recht intereſſirt uns die Entſtehung des Gebildeten, ja es iſt dies das einzige Intereſſante, was es giebt für den, welcher ſich zu der Anſicht des Ganzen erhoben hat, zu der Schönheit, die Eins iſt mit der Wahrheit.

So kleinlich alſo auch das Geſchäft manchem dünken mag, der das Große nur in weitſchichtigen Maſſen ſehen zu müſſen glaubt; wir wiſſen, daß wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig iſt, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geiſtes mit aller Sorgfalt charakteriſiren, ſein Leben gleichſam in der Fantaſie wiederholen, und an allen Erweiterungen und Beſchränkungen ſeines intellektuellen Weſens Antheil nehmen. Wir werden uns auch ſeine fehlgeſchlagnen Verſuche nicht verbergen wollen; ſie ſind uns werth, als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder ſie ſind bedeutend, indem ſie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden iſt, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch ſeine falſchen Tendenzen eben ſo ſehr und mehr noch beglaubigt und dargeſtellt werden, als durch ſeine gelungenſten Werke.

Ich bemerkte einen höheren poetiſchen Sinn und künſtleriſche Abſicht in der Umgebung, Zuſammenſtellung, Behandlung, ich glaubte den Künſtler an dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinſten, ja faſt ausſchließend unter allen übrigen allgemein geleſen wird; und dieß lenkte meine Aufmerkſamkeit auch auf dieſe.

Es iſt mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teſeide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; wiewohl mehrere derſelben unter die litterariſchen Seltenheiten *) gezählt werden.

---

*) Die Bekanntſchaft mit zweyen der ſeltenſten, dem Urbano und der Amoroſa Viſione, verdankte ich der gefälligen Mittheilung aus der Dresdner Bibliothek.

Ob es vielleicht, in italiäniſchen Bibliotheken etwa, noch andre geben mag; fehlte es mir an Hülfsmitteln, zu entſcheiden, wie auch an der Gelegenheit, mehrere Ausgaben zu vergleichen, und alle dahinſchlagenden litterarhiſtoriſchen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einſchränken, was mir ohnehin das nächſte und wichtigſte war; auf den Charakter der Werke ſelbſt.

Da ihrer nicht wenige ſind, und manche unter ihnen, wie ſchon geſagt, ſelten genug, ſo glaubte ich, würde es den Freunden der Poeſie nicht unwillkommen ſeyn, wenn ich ihnen, da ich einmal aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und ſorgfältig geleſen hatte, und die bedeutendſten mehreremale, Rechenſchaft gäbe von dem, was ich gefunden, und ſo den Ertrag der aufgewandten Zeit, ſo viel es ſich thun ließe, gemeinnützig machte.

Meine Anſicht von dem Geiſt und der Kunſt des Boccaz mögen ſie als eine Zugabe betrachten. Indeſſen wird es einigen ein günſtiges Vorurtheil für die unbekannteren Werke unſers Dichters geben können, daß auch unter den vernachläſſigten Dramen des Cervantes eine Numantia ſich findet, und unter den nicht bloß vernachläßigten, ſondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakſpeare ſo manches, was freylich denen zu hoch ſeyn mußte, die über dieſen Dichter überhaupt nicht hätten mitſprechen ſollen; weil ſie ihn ganz unrichtig und oberflächlich aufgefaßt und den künſtleriſchen Tiefſinn deſſelben nie verſtanden, ja nicht einmal eine Ahndung davon empfunden hatten. Wollte man aber auch dieſe Analogie nichts gelten laſſen, ſo würde ſich leicht zeigen laſſen, daß die zufälligen Umſtände, welche dem Einen Werke eines fruchtbaren Schriftſtellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch dieſe, wenn nur einige Jahrhunderte verſtreichen, unfehlbar in völlige Vergeſſenheit gerathen; daß dieſe Umſtände, ſage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrſcheinlichkeit geben können, wie viel weniger alſo die Autorität der falſchen Kritiker, die ohne hiſtoriſchen Geiſt, oft auch ohne alles Gefühl rüſtig drauf zu entſcheiden und verdammen.

Bey dieſem Geſchlecht wird eine ſchiefe Anſicht wohl Jahrtauſende unverändert oft mit denſelben Worten nachgeſprochen. So zum Beyſpiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu ſeyn. Da Boccaz einmüthig von den Italiänern für einen großen, ja den größten Proſaiſten gehalten wird, ſo läßt ſich leicht denken, daß jener tiefſinnige Grundſatz auch auf ihn angewandt ſey.

Daß dieß unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer naive Lieder ſo leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfaſſung ſeines reichen Werks geſchmückt hat, dem iſt nicht alles Talent zur Poeſie abzuſprechen. Was wahr an jener Behauptung ſey, was nicht, werden wir unten ſehen.

Ehe ich die Gedichte ſelbſt der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen, der Umſtände ſeines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Boccaz lebte zu der Zeit, als die alte Litteratur in Italien wieder aufzuleben anfing, die italiäniſche Poeſie in der höchſten und herrlichſten Blüthe ſtand, und die Dichtungen und Erzählungen der Franzoſen- und Provenzalen im Original oder in Ueberſetzungen und Nachbildungen die Lieblingslectüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward gebohren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neune nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demſelben Jahre 1374 ſtarb. Er lebte für ſeine Kunſt, und ſchon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glück entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältniſſe waren abwechſelnd, oft ungünſtig: doch brauchten ihn die Florentiner mehrmals zu wichtigen Geſandtſchaften. So geehrt bey allen Vornehmen und Fürſten ſeiner Zeit wie Petrarca war er nicht. Auch in der Liebe iſt ſeine Eigenthümlichkeit der ſentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengeſetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte ſagen, wie von jenem, daß er ganz für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und ſchön, welches er mehreremal mit Wohlgefallen erwähnt, nicht grade aus unmännlicher Eitelkeit, ſondern in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugend. Eine ſtarke Sinnlichkeit war bey ihm verbunden mit einem feſten Urtheil über die Abſicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn ſeine vielſeitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigſtens durch die feurige Kühnheit, die der Name andeutet, der ſeinigen entſprach, durch die er zuerſt ſich ihre Gunſt erwarb. Ihr eigentlicher Name war Maria, ſie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daſelbſt, Schweſter und Freundin der Konigin Johanna, deren unglückliches Schickſal ſie theilte.

In Neapel lernte Boccaz ſie kennen, und ſichtbar iſt der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigſten Liebe, auf ſeinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poeſie zu entfalten. Alle ſeine Gedichte der frühern Zeit ſind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlaſſung geſchrieben; ihr, der er noch als Mann, ſchon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl ſeiner Liebe und ſeiner dichteriſchen Talente widmete.

Unter den fruhern Werken mache ich den Anfang mit der Teſeide und dem Filoſtrato, und erinnere hier ein für allemal, daß fur die Zeitfolge der Werke unſres Dichters ſich hiſtoriſche Zeugniſſe und beſtimmte Angaben in ihnen ſelbſt, oder doch ſolche gegenſeitige Beziehungen, die das Fruher oder Später völlig entſcheiden, genugſam finden; und wenn ja bey einem oder dem andern Werke, um die Stelle deſſelben zu beſtimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muß, ſo iſt dieſer in den Jugendverſuchen und den ſpätern Werken ſo auffallend und deutlich verſchieden, daß wenigſtens kein Zweifel entſtehen kann, zu welcher von beyden Perioden es zu rechnen ſey.

In dem Filoſtrato, einem romantiſch-epiſchen Gedicht in Stanzen, wird die ſittſame Liebesgeſchichte des guten Troilus und der tugendhaften Creſſida erzählt, nebſt der hülfreichen Freundſchaft des edeln Pandarus, nach welchem Helden beym Shakſpeare der, welcher ſeine gefälligen Dienſte hergiebt, um die Geliebten zuſammen zu bringen, ein Pandarus genannt wird, ſo daß der Name des guten Trojaners faſt zum Begriff geworden iſt. Shakſpeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts dieſes, wie ſich denken läßt, vielfach ausgebildet; dennoch iſt der Charakter der Fabel beym Boccaz ſchon ganz derſelbe, wenigſtens für den erſten Theil. Es iſt dieſer Charakter eine gewiſſe zierliche Albernheit und eine leiſe, aber ſehr durchgeführte Ironie. Es geſchieht eben nichts, und es iſt doch eine Geſchichte; es werden Anſtalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmuth und in zierlicher Sprache, aber es iſt eben nichts darin geſagt. Und dennoch unterhält uns das närriſche Weſen, ja eben dieſe ironiſche Unbedeutendheit macht den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bey dem ſittſamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italiäniſchen Sprache und dieſer Form begünſtigt, tritt ſogar dieſes zierlich Grotteske mehr heraus beym Boccaz; aber das ſeltſam Fantaſtiſche der raſchen tragiſchen Kataſtrophe wird freylich erſt im Shakſpeare deutlich verſtanden, und erſcheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache iſt leicht wie der Versbau, nicht ſehr künſtlich, aber klar im Periodenbau, äußerſt fließend und ſehr behaglich zu leſen. Man darf wohl nicht eben ein Italiäner ſeyn, um ganz beſtimmt zu fühlen, wie ungleich künſtlicher nicht nur die Stanze des Taſſo ſey, ſondern auch die des Arioſto, ſelbſt da, wo er am nachläſſigſten ſcheint. Aber ſollte die unübertreffliche Anmuth und Leichtigkeit des einen, und das claſſiſche Streben des andern den ganzen Charakter dieſer Versart erſchöpft haben?

Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchſte Bildung derſelben ganz in der Gewalt hätte, dennoch abſichtlich zu der naiven Nachläſſigkeit der erſten Verſuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieſer Aeußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergötzliche Werkchen zur guten Stunde geleſen hat, wird es gewiß auch von dieſer Seite nicht anders wünſchen können. Und man kann hier dem Verſe ſogar noch unabhängig von ſeiner Beſtimmung für das Werk, ein Verdienſt für die Ausbildung der Art zuſchreiben; denn es darf wohl angenommen und mit Gewißheit vorausgeſetzt werden, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beym Pulci nicht fand, und wodurch er ſich ſchon dem Arioſt nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; ſo daß dieſer alſo wenigſtens der erſte Meiſter der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einſchränkungen gelten kann. Es iſt dieſes nämlich von Italien zu verſtehen, da es ja ältere provenzaliſche Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entſchiedne Wirkung ſeines Verſuchs vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch dieſe ganz ausgeſchloſſen oder auf Jahr und Tag beſtimmt würde, wer chronologiſch genau der Erſte ſey.

Es darf alſo unſerm Dichter die Kunſt der Verſe nicht ganz abgeſprochen werden; wollte man es mit dieſer einmahl ſo ſtreng nehmen, daß die ſeinigen für nichts gelten könnten, ſo würde man leicht auf das Reſultat kommen, daß es in gereimten Sylbenmaaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünſtler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes ſind mit eben ſo kunſtreicher Abſichtlichkeit conſtruirt und gebildet, aber nur einzelne. Die hoch geprieſne Verskunſt des Taſſo oder wenigſtens doch des Arioſto, dürfte nach dieſem Maaßſtabe noch gar den Nahmen der Kunſt nicht verdienen, und ſich auf eine bloße Meiſterſchaft im Mechaniſchen beſchränken. Dann müßten wir annehmen, die Stanze ſey noch gar nicht vollendet, und dann fehlte es auch an einem Maaßſtab zur genauen Würdigung für das Verdienſt des Boccaz um ſie; unterdeſſen aber bleibt das der erſten Ausbildung gewiß ein ſehr großes.

Wenn es bey einer zierlichen Behandlung ein artiges und ſinnreiches Spiel der Fantaſie ſeyn kann, moderne Anſichten und Sitten in einer gereimten Form der neuern Kunſt und mit geſellſchaftlichem Scherz verwebt, in das heroiſche Alterthum zu verſetzen, und an die ehrwürdigen Nahmen der Helden anzudichten, ſo dürften doch die Fabeln, wo das Weſentliche der Geſchichte ſelbſt erfunden, und zwar modern erfunden iſt, d. h. in einem modernen Geiſt und Sinn, obwohl im alten Sittencoſtum, hiezu bey weitem am meiſten, ja faſt ausſchließend günſtig ſeyn. Hier liegt die Parodie ſchon im Ganzen, ſo daß ſie im Einzelnen ſehr ausgeſpart werden kann, wodurch der Dichter von ſelbſt auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht in das eigentliche Traveſtiren zu fallen.

Alles dieſes läßt ſehr viel Gutes von der Teſeide vermuthen, gleichfalls einem epiſchromantiſchen Gedicht in Stanzen, worin die Geſchichte zweyer Thebaner, des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theſeus, und ihre Liebeshändel mit deſſen Schweſter Emilia erzählt ſind. Ich habe davon nur einen, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten, ſchlechten Auszug in Proſa von Granucci geſehn. In dergleichen Auszügen iſt der Charakter einer Fabel faſt nie mit einiger Zuverläſſigkeit zu erkennen. Etwas beſſer ſchon zeigt er ſich in der Behandlung des Chaucer. Dieſer ſcheint es beſonders auf eine redliche, ſtillſchweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die naive Art, mit welcher die Heldin am Schluß, da der eine Ritter ſtirbt, nachdem ſie denſelben gebührend beweint hat, ſogleich den andern nimmt. Überhaupt iſt treuherzige Einfalt wie mich dünkt, und zwar eine faſt unglaubliche Einfalt der Charakter dieſer Fabel; es ſind manche ſimple Geſchichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber ſo gar ſchlicht, wie dieſe, wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens ſind Gang und Umſtände beym Chaucer wie beym Granucci: nur werden bey dem letztern in der Kürze noch viele Perſonen erwähnt, theils altmythiſche, theils neu erfundene, die beym Chaucer gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teſeide des Boccaz. Auch erwähnt Granucci unter dem, was er in ſeiner Thorheit wegſchneiden zu müſſen geglaubt, viele dichteriſche Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebaniſche Geſchichten. Ein Umſtand, der eine merkliche Verſchiedenheit der Teſeide von dem Filoſtrato andeutet, mit dem man ſie nach allem übrigen ſehr gleichartig vermuthen könnte. Es muß dieſes Werk noch lange nach dem Autor ſehr hoch geſchätzt worden ſeyn, da es wie der Paſtor fido des Guarini und die Geſchichte von Florio und Biancafiore, ins Griechiſche überſetzt werden iſt. Boccaz ſelbſt bezieht ſich auf dieſes Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwiſchenſtellen geſagt wird, daß ſie die Geſchichte des Palemon und Arcitas beſingen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Proſa, Bearbeitung einer der beliebteſten Geſchichten des Mittelalters, die ins Spaniſche und auch ins Deutſche übertragen worden iſt, kann jetzt am ſchicklichſten folgen. Schon wenn man den Ameto lieſet, von dem gleich mehr die Rede ſeyn wird, ſollte man glauben, das ſey das erſte Werk des Dichters in Proſa, ſo ſehr hat dieſe in demſelben das Gewaltſame, Schwerfällige, Unſichere und Uebertriebene eines erſten Verſuchs an ſich. Aber durch Vergleichung der allegoriſchen Epiſoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieſer ſpäter ſey. Einen ähnlichen Charakter hat die Proſa auch im Filopono, und nicht bloß dieſe, ſondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags iſt mit großer Kraft und Anſtrengung den römiſchen Claſſikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contraſtirt das freylich oft ſeltſam genug mit der kindlichen Einfalt des romantiſchen Mährchens. Aber auch in einer andern Rückſicht zeigt ſich hier eine Neigung, widerſtrebende Dinge zu vereinigen. So verſucht der Dichter im Anfange des Werks eben ſo wie im Ameto die katholiſchen Begriffe und Anſichten in der Sprache und den Sinnbildern der alten Mythologie auszudrücken. Juno iſt ihm Maria, Pluto der Satan u. ſ. w. Da er nun aber in dem mehrere Jahre ſpäter geſchriebenen Schluß des Romans auf den Punkt kommt, wo Filowie nach der Geſchichte ein Chriſt wird, läßt er ihn die heidniſchen und namentlich die griechiſchen Götter feyerlich abſchwören. Ueberhaupt iſt das Ganze nur als ein Verſuch und bloßes Streben zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakteriſiren: es ſey ein Verſuch, den Roman und die Proſa zu der Hoheit des heroiſchen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege, zu welchem der Dichter, ſo viel ich weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freylich größer gedachten und glücklicher vollendeten Perſiles von Cervantes. So betrachte ich dieſes Buch. Gewiß iſt, daß die urſprüngliche Fabel darin ſehr entſtellt, ja ich darf wohl ſagen, entſchieden verdorben ſey.

Dieſe urſprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure iſt noch vorhanden, in der deutſchen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte „Herr Flecke der gute Konrad" genannt wird, nach dem Franzöſiſchen des Robert von Orleans *). Die Geſchichte iſt etwa folgende: Zwey ſchöne Kinder, an einem Tage gebohren, zuſammen in aller Artigkeit und Poeſie unterrichtet, lieben ſich ſchon als Kinder, ohne doch zu wiſſen, wie ihnen geſchieht, und hangen mit jugendlicher Innigkeit und ſchuldloſer Herzlichkeit an einander. Der alte König, der das nicht dulden kann, ſchickt den Sohn nach Mantua, und da auch das nicht helfen will, verkauft er die Geliebte an Fremde,

---

*) Sie ſtand zuerſt im zweyten Bande der Mülleriſchen Sammlung und manche belehrende Notizen darüber finden ſich in Eſchenburgs Denkmählern altdeutſcher Dichtkunſt. Seitdem iſt auch eine neue poetiſche Bearbeitung dieſer romantiſchen Dichtung erſchienen.

welche ſie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo ſie natürlicherweiſe als eine der ſeltenſten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grauſamen Wärter ſehr wohl verwahrt wird. Florio kehrt freylich nun zu ſpät zurück, wo ihm geſagt wird, ſie ſey geſtorben; worüber er ſich an dem zur Beſtätigung dieſes Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmahle ſehr klagend gebehrdet, endlich aber doch von ſeiner Mutter die Wahrheit erfährt, ſchnell der Geliebten nachreiſt *), glücklicherweiſe ſeine Blancheflure ſehr bald findet, zu ihr gelang und verborgen bey ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden, welche die Sittſamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einſt in ſeinen Armen einſchläft, werden ſie gefunden, grauſam gefeſſelt und zum Richtplatz geführt. Der Sultan aber läßt ſich endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettſtreit der Großmuth erweichen und ſchenkt ihnen das Leben, ja er wird ſogar ihr Freund und richtet ihnen eine prächtige Hochzeit aus, wo dann unvermuthet Be-

---

*) Beym Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühſeligkeiten, denen er ſich ſo willig unterzieht, und die als übereinſtimmend mit ſeinem innern Gefühl ihm ſogar willkommen ſind, den Namen Filópono an, nach dem das Buch genannt iſt. Da die Stelle, in welcher dieß geſagt wird, ſich ſchwerlich für uns acht erklären läßt, ſo iſt dadurch der Streit über den Namen des Buchs entſchieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Mißverſtand aus Filocalo von καλός gebildet hält, ſtreitet noch der Umſtand, daß ſchon ein allegoriſcher von dem Griechiſchen καλός abgeleiteter Name im Filopono vorkömmt, nämlich Caleone. So heißt nämlich in den frühern Gedichten des Autors, Fiammettas Geliebter, in den ſpätern Pamphilo.

ten erſcheinen, welche den Florio eilends in ſeine Heimath zurückrufen, um den Thron des verſtorbenen Königs zu beſteigen. Den Beſchluß macht, wie er dann ein Chriſt geworden, immer glücklich mit ſeiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreyßigſten Jahre unter andern eine Tochter Namens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Großen geworden, des beſten Königs aller Zeiten; und wie endlich beyde in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt ſeyen. Dazu kommen ſo manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Roſen verſteckt in das Serail getragen, wie der grauſame Thurmwärter durch ſeine Neigung zum Schachſpiel ſchlauer Weiſe zahm gemacht und gewonnen wird und dergleichen mehr. Das alles zuſammen bildet eine recht herzliche und ſchuldloſe Rittergeſchichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit ſtiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne ſie putzen und ſchmücken zu wollen. Wie grell ſticht nun dagegen jener claſſiſche Styl des Boccaz ab, dieſe Menge von hinzugedichteten Perſonen und Begebenheiten, die daher entſtehende Weitläuftigkeit, und endlich die Menge von allegoriſchen Epiſoden!

Die weitläuftigſte unter dieſen iſt jedoch an ſich ſehr vorzüglich und noch dadurch intereſſant, daß man den Decamerene hier gleichſam im Keime ſieht. Es iſt eine Geſellſchaft, die ſich nach altromantiſcher Sitte mit ſpitzfindigen Unterſuchungen über die Liebe, Questions d'amour beſchäftigt, wo Frage und Antwort meiſtens an eine ſinnreiche Novelle geknüpft iſt. Man trifft auch hier, wie ſich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beſchreibungen weiblicher Geſtalt und Kleidung ſind beym Boccaz faſt immer überaus ſchön. Dießmal verherrlicht er beſonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den dieſe auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen ſey oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen iſt, nicht immer ein ſichres Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade, wenn es entſchieden mißlungen iſt, dieſes gar nicht gewahr wird. Aber ſeines innern Kunſtſtrebens, der Größe ſeines Ziels, wird er ſich dennoch ganz beſtimmt und klar bewußt ſeyn können, und darnach dann den Werth deſſen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Vorausſetzung, würdigen. So läßt ſich die Tradition verſtehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz ſelbſt auf den Filopono einen ſehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit iſt unſtreitig mehr in jenem als in dieſem.

Was ſich im Filopono nur noch als Epiſode ankündigt, das iſt im Ameto Inhalt des Ganzen. Es iſt ein durchaus allegoriſcher Roman, worin im allgemeinen und gewöhnlichen Coſtum ſolcher paſtoralen Darſtellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet ſey. Das Wie dieſer Bildung iſt aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen ſieben Frauen ein, deren Kleidung und Geſtalt ausführlich beſchrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schickſale und beſonders die Geſchichte ihrer erſten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beſchließt. Ameto iſt dabey nur Zuſchauer und Zuhörer; das

Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zuſammenhang oder Geſchichte iſt eben weiter nicht darin zu ſuchen. In der Geſchichte der Frauen aber fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erſt errathen zu werden, daß Freundinnen des Dichters gemeynt ſind; dennoch löſen ſich alle ſieben ſchließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drey geiſtlichen Tugenden. Die Geſchichten ſind ſämmtlich im Coſtum der Mythologie erzählt, ja auch katholiſche Dinge und Begriffe werden in dieſe altmythiſche Sprache überſetzt, wie im Anfange des Filocopo. Es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft jener Frauen und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt iſt die Erzählungsart und Sprache wie nach dem Styl der Alten in der würdigſten Hiſtorie. Die eingemiſchten Verſe ſind nicht eben der glänzendſte Theil des Ganzen, von deſſen Seltſamkeit man ſich nach dieſen Zügen ſchon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in dieſen Verſen iſt verworren, ſie haben nicht die naive Anmuth ſeiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet ſie nur Gegenſtände des claſſiſchen Alterthums in den Sitten und dem Bilderkreiſe deſſelben behandeln, ſo ſind ſie doch auch weit entfernt von claſſiſcher Kraft und Würde; ja ſie haben überhaupt keinen recht beſtimmt aufgefaßten und deutlichen Charakter. Dagegen iſt in der Proſa vieles zu loben und einiges unvergleichlich ſchön. Die Geſchichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem Vortrefflichſten im Decamerone nicht ſcheuen. Unter den in dieſen Geſchichten charakteriſirten Liebhabern iſt die Figur des

Dioneo, der jedem Leſer des Decamerone unvergeßlich iſt, ſchon mit beſonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin ſich Boccaz ſelbſt übertroffen hat, das iſt die Beſchreibung von der Geſtalt und der dem allegoriſchen Sinn gemäßen Kleidung der ſieben Frauen. So kunſtreiche, und mahleriſch vortreflich gedachte Kleiderbeſchreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bey noch einem romantiſchen Dichter finden.

Es läßt ſich denken, daß Fiammetta in dieſer Auswahl edler und ſchöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erſcheint mit Pfeil und Schleyer im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weißer Roſen. Sie erzählt die Kühnheit, durch welche ihr Geliebter ihre Gunſt gewonnen hatte; wie er ſie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft geſehen und geſprochen habe, aber nie allein und ſo, daß er ihr ſeine Liebe entdecken können; bis er einſtmals in der Abweſenheit des Gemahls Mittel gefunden, ſich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß von ſeiner Kühnheit und ſeinem Dolch begleitet; wie er ſich ihr entdeckt, ſeine Liebe geſchildert, die Entſtehung derſelben erzählt, und wie er feſt entſchloſſen ſey, ſich zu tödten, wenn ſie ihn nicht erhöre. Was beyde ſagen, Fiammetta's Ueberraſchung und heimliche Neigung, ſein Ernſt, ſeine hinreißenden Bitten, das alles iſt mit der lebendigſten, glühendſten Wahrheit und Beredſamkeit dargeſtellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der ſeinigen alle ihre Gegengründe beſiegt hatte. Boccaz hat dieſe Begebenheit noch einmal ausführlich darzuſtellen Gelegenheit genommen, und er thut es mit etwas veränderten Umſtänden. Mehreremale noch bezieht er ſich darauf und immer mit ſichtbarer Liebe.

Der Ameto iſt nach einer Jahrszahl in der Geſchichte der Emilia ſpäter als 1340 geſchrieben, dürfte alſo unter die ſpäteſten Jugendverſuche des Dichters zu ſetzen ſeyn. Durch ihre Stellung im Ganzen iſt Lya unter den ſieben die Hauptperſon; ſie iſt ſchon aus dem Dante als Sinnbild der Beſchaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante ſo mächtig auf ſeinen Geiſt, daß es auch ihn, wie den Petrarca, aus ſeiner eigentlichen Sphäre einmal heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieſer Einwirkung von der Uebermacht fremder Geiſtesgröße, haben wir die Liebesviſion, Amorosa Visione zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. ſ. w., worin faſt alle die berühmteſten erotiſchen Dichtungen des Alterthums verwebt ſind; aber ſie ſind nicht neu geworden in dieſer veränderten Behandlung, welche die ungünſtigſten Urtheile von der Poeſie des Autors zu rechtfertigen ſcheinen könnte. Wenn uns ſchon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung ſcheinen, was ſollen wir erſt von dieſer Viſion ſagen, die ſo tief unter jenen ſteht? Es iſt das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekoſtet hat, zu Ende zu leſen. Uebrigens kommen alle die allegoriſchen Perſonen des Ameto auch hier vor und zwar als ſchon bekannte. Noch einer ſonderbaren Spielerey muß ich erwähnen: die erſten Buchſtaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine

Art von Vorrede für daſſelbe, die aus zwey Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leſer beſteht.

Unter die Producte der männlichen Reife iſt, dem innern Charakter und auch der Zeit nach, vor allen der Decamerone zu ſtellen, den ich als bekannt vorausſetze; denn die erſte Maſſe deſſelben erſchien 1353, alſo da Boccaz vierzig Jahre alt war. Auf dieſen aber iſt der ganzen Art und Behandlungsweiſe nach auch der Urbano zu beziehen; ein Roman, wo ſich mancherley Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflöſen. Die Behandlung iſt durchaus dieſelbe, wie in den größern, ernſthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beym Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Maſſe behandelte, es mit einer einzelnen verſucht, oder nachher, in der Abſicht ſie mehr zu entfalten? Dann würde aber dieſe Abſicht mehr bemerklich und die Verſchiedenheit größer ſeyn; ich vermuthe daher das erſte. Für einen Verſuch hingegen, eine einzelne Novelle, als ein für ſich beſtehendes Werk und ganz anders, wie es dort geſchehen war, in dichteriſcher Form und in dem geliebten altmythiſchen Bilder-Kreiſe und Coſtum zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fieſolano halten; um ſo mehr, da der darin erzählten Geſchichte von Africo und Menſola nach Manni eine wahre zum Grunde liegen ſoll. Ein ſehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als verſificirte Novelle, als epiſch-romantiſches Gedicht von ſo kleinem Umfang das einzige in ſeiner Art. Alſo auch Boccaz beſtätigt durch ſein Beyſpiel, was Cervantes und Shakſpeare zur Genüge bewieſen haben, daß die Novelle auch einzeln und für ſich beſtehend muß intereſſiren können, daß es nicht gerade nothwendig iſt, eine ganze Flora derſelben in ein romantiſches Gaſtmahl und Sympoſium einzufaſſen, wie es im Decamerone ſo vortrefflich geſchehen iſt, daß es zu ausſchließend allgemeine Regel ſcheinen könnte, und bleibendes Vorbild für alle Nachfolger. Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte Stellenweiſe eine Aehnlichkeit finden mit der dichteriſchen Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Arioſt für ſeine Verskunſt ſo vieles gelernt hat; deren Styl aber doch in ſeinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italiäniſchen Poeſie geblieben iſt.

Aus derſelben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, iſt einer Zeitbeſtimmung in dem Werke ſelbſt zu Folge, das Labyrinth der Liebe oder die Geißel; in ältern Zeiten ſehr geleſen, und in viele Sprachen überſetzt. Der Styl iſt vortrefflich und die Erfindung witzig; ſeine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umſtande, daß es ſich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt ſo beſtimmt rubriciren ließ. Unter dieſer Rubrik finde ich es als ein äußerſt berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im ſpaniſchen Cancionero angeführt. Boccaz erzählt in eigner Perſon, wie er vor Liebe, da er mit Spott verſchmäht ward, ſehr unglücklich geweſen ſey, ſo daß er ſich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, ſeine Selbſtgeſpräche werden ausführlich dargeſtellt, und wie er ſich endlich ſo weit beruhigt, daß er ſich entſchließt, wieder unter Menſchen zu gehen und einige geſellſchaftliche Freuden ſich gefallen zu laſſen. Dieß beſänftigt ihn ſchon, und da er nun ruhiger einſchlummert, hat er eine Viſion, wie man ſie ſich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieſer iſt aber keine mythiſche Geſtalt, ſondern der verſtorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Perſon. Der Alte hat eben keine idealiſche Anſicht der Frauen, ſondern macht ihm eine ſolche, mit der pünktlichſten Genauigkeit ausgeführte, und ausführliche Beſchreibung von allen den geiſtigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen dieſe Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geſchlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs; doch ſcheint es, hatte perſönliche Rache, deren Boccaz in ſolchen Verhältniſſen ſehr fähig war, den größten Antheil an der Entſtehung deſſelben.

Das Leben des Dante vom Boccaz empfiehlt ſich außer den intereſſanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredſamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteriſtik iſt dieſes Werk zu beurtheilen, ſondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß es als ſolche ſeine Wirkung gethan, wird am beſten dadurch bewieſen, daß Boccaz nachher von der Republik angeſtellt wurde, um Vorleſungen über das göttliche Werk des großen Dichters zu halten.

Merkwürdig iſt auch die allgemeine Anſicht der Poeſie in dieſer Schrift. Er hält ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt ſie gradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſey, als die eigentlich ſogenannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bey ihm, den man vermuthen ſollte, da er die Alten ſo weit doch ſchon kannte, und da er den Dante vor ſich hatte; ſondern er belegt auch wohl mit dieſem Namen den ſinnbildlichen Vortrag bloß moraliſcher Lehren. Dennoch bildet und begründet dieſer alte Begriff von der Poeſie, wie Boccaz ihn aufgefaßt hatte, eine tief eingreifende, fruchtbare Anſicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiſte ſchaal gewordnen Ausländern gekommen und von der ſogenannten kritiſchen Philoſophie zu einer Wiſſenſchaft, genannt Aeſthetik, geſtempelt worden ſind; ich meyne die ganz leeren Begriffe von Darſtellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden iſt, und von Schönheit, wo die Idee des Göttlichen durchaus nicht mehr damit in Verbindung geſetzt wird.

Dieſelbe Anſicht der Poeſie finden wir auch in dem lateiniſchen Werke über die alte Mythologie wieder; welches übrigens außer unſerm Kreiſe liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geſchichte der Philologie und der Wiederherſtellung der alten Litteratur zu erzählen wäre. Nur will ich erwähnen, daß für die Abfaſſung ſeiner lateiniſchen Schriften, die des Petrarca, für den er eine ſo gränzenloſe Verehrung äußert, und deſſen Beyſpiel nicht ohne Einfluß geweſen zu ſeyn ſcheinen. Auch iſt es bemerkenswerth und auffallend, wie in allen ſeinen gelehrten Werken ſein Hauptſtreben darauf gerichtet war, die alte

Mythologie wieder herzuſtellen und in neuem Lichte und Leben zu verkündigen. Denn eben dieſe Idee liegt auch ſeiner Poeſie zum Grunde; wie ſich dieſes Theils in mancher nicht vollkommen gelungenen Anwendung der alten Götterſymbole und Fabeln zeigt, noch mehr aber in dem Streben, welches er mit mehreren Dichtern jener ältern Schule theilte, kund giebt, auf dem Wege der Allegorie aus dem romantiſchen Stoff ſeiner Zeit, eine neue und eigne Art von Mythologie hervor zu geſtalten. Ein Streben, an welchem viele der größten Dichtertalente in der neuern Poeſie geſcheitert ſind.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem wunderſchönen Denkmahl, welches Boccaz, wie ich oben ſagte, auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Kraft und ſeines dichteriſchen Styls der Geliebten zur bleibenden Verherrlichung ſchrieb. Es iſt eine in mehrere Bücher abgetheilte, ſoll ich ſagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta ſelber ſpricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben ſchildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerſtört worden. Dieß iſt jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über dieſe Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es ſie lockt, dargeſtellt iſt; wie ſie von Eiferſucht zerriſſen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie dieſe immer höher ſteigt, und endlich nah dem Ziele ſie dennoch täuſcht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da ſie nie wieder von dem Geliebten hört, bis ſie ſich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es iſt ſo gut wie keine äußre Geſchichte, auch keine Charakteriſtik und überhaupt wenig oder nichts Perſönliches darin; alles iſt groß genommen und in einem allgemeinen Sinn, es iſt nur Liebe, nichts als Liebe. Das Ganze iſt durchdrungen von Sehnſucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verſchmäht iſt auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entſtehen kann, als unter der Hoheit dieſer Elegie, die würdig wäre, zwiſchen den beſten des Alterthums und den Geſängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht vorausſetzen darf, daß jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das hohe Schöne in der einfachen Compoſition eines ſeinem Inhalte nach ſo äußerſt ſubjektiven Werks mit mir übereinſtimmen könne; ſo will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verſtande lieſet, es ſogleich als das höchſte und erſte ſeines Urhebers anerkennen muß, von dem Styl nämlich. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz iſt verſchmäht, der aus dem Wechſel des Tons und der Farbe in der Sprache entſteht; und wenn Cervantes durch die Bildſamkeit ſeiner Proſa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechſel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote iſt, zu machen verſteht, bey der Größe des Styls, zu der er ſich, ſo oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert, als Boccaz gewöhnlich, etwa im Decamerone, es vermag: ſo darf ich doch ohne Uebertreibung ſagen, daß ſich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen Künſtler der Proſa unter den romantiſchen Schriftſtellern, keine Maſſe derſelben von dieſer gleichartigen hohen Schönheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, daß das Vortrefflichſte und Größte, was der Decamerone aufzuweiſen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erſcheinen kann gegen dieſe Würde und Schönheit. Wenn das Vortrefflichſte und Höchſte in der neuern Poeſie nicht ſo oft verkannt und vergeſſen wäre; ſo würde es von dieſem Gebilde der einfachſten aber der höchſten Dichtkunſt nicht eines litterariſchen Berichtes bedürfen.

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte Boccaz dieſe Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens ſtreitet nichts dagegen, daß das Werk ſogar noch vor dem Decamerone gedichtet ſeyn kann, und keine äußere Notiz kommt uns bey dieſer Beſtimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone ſetzen; gewiß iſt es, daß nach dieſem Werke nur, worin alles eigen und ganz ſein iſt, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beſchreibung zu geben, würde überflüßig ſeyn. Die Einfaſſung des Werks muß denen, die bisher nur dieſes allein vom Boccaz kannten, nach dem, was ich von ſeinen übrigen berichtet habe, ſchon ungleich verſtändlicher ſeyn, da wir die allmählige Entſtehung dieſer eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, faſt geometriſch geordnete Darſtellung ſeines geſelligen Kreiſes mit einem Kranz von lieblichen Geſchichten zu durchflechten, in mehreren Stufen nachweiſen konnten. Die Charakteriſtik der Novellen müßte ins Einzelne gehn, da ja jede Novelle ihren ſpecifiſch verſchiedenen Charakter, und ihr eignes Gepräge hat; da auch viele von bedeutenden Meiſtern umgebildet ſind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des Boccaz verglichen werden, und dieſe mit ihren Quellen, die wir ſehr oft nicht finden oder nicht haben können. Jede poetiſche Erneuerung oder künſtleriſche Veränderung einer Novelle, als bleibendes Thema der Dichtung für die mannichfachſten Variationen, enthält auch ſchon eine Charakteriſtik derſelben in ſich, wo denn aus der Behandlung ſelbſt leicht hervorgeht, ob ſie richtig oder unrichtig aufgefaßt worden. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geſchichte einer einzigen Novelle von beſondrer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beyſpiels wegen, durch alle dieſe durchzuführen; welches aber hier, wo unſre Abſicht auf einen einzelnen Meiſter beſchränkt iſt, nicht Statt finden kann. Weniger überflüßig dürfte es ſeyn, einige Worte zur Charakteriſtik der ganzen Gattung zu ſagen, wodurch es uns vielleicht gelingen wird, einen richtigeren Begriff derſelben zu begründen.

Ich wähle dazu einen Weg, der ſonderbar ſcheinen kann. Ich werde zuerſt ſuchen das künſtleriſche Streben des Dichters, der mit Recht als der Erfinder dieſer Kunſtgattung und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zuſammenzufaſſen, ob dieſe etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunſtgeſchichte gefunden hat, welchem er angehört, das größere Ganze, von dem er ſelbſt nur ein Glied iſt. Man muß es mit ſolchen Conſtructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunſtgeſchichte ſind, eben ſo lange verſuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben, ſich durch mancherley Beſtätigungen verſichern kann. Hat man nur den Geiſt der Kunſt überhaupt, von der eine Geſchichte geſucht wird und fehlt es dabey nur nicht an Ernſt und zureichendem Studium, ſo wird man ſich über ſchlechten Erfolg in dem Verſuch, die Entſtehung des wirklich Gebildeten und die innere Organiſation dieſer Entſtehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dies nur, um die Art von Einſtimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Seher und begeiſterter Prieſter der Natur und als erleuchteter Dichter der katholiſchen Wahrheit und Wiſſenſchaft weit aus der Sphäre der übrigen italiäniſchen Poeſie herausgegangen ſey, ganz außer allem Vergleich mit den andern großen Dichtern dieſer Nation ſtehe und bleibe; ſo dürfen wir, wenn wir die Poeſie derſelben als ein Ganzes betrachten wollen; was ich hier nur als bekannt und angenommen vorausſetze, weil der Beweis, daß man ſie ſo betrachten müſſe, zu tief ausholen und zu weitläuftig ausfallen dürfte; wir dürfen, ſage ich, in den Entwicklungsbegriff und die Bildungsgeſchichte der übrigen italiäniſchen Poeſie jenen großen Dichter nicht eigentlich mit aufnehmen.

Aber auch Guarini iſt freyer von Nationalität wie irgend ein anderer italiäniſcher Dichter. Sein Kunſtſtreben geht weit ab von dem übrigen; er geht zuerſt und zuletzt auf idealiſche Schönheit, auf eine antike Begeiſterung für dieſe, und auf die Fülle der Harmonie; nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darſtellung und kunſtreiche Vollendung in dieſer. Daher die claſſiſche Würde und Anmuth, die harmoniſche Bildung ſeiner Sprache und Form. Was man auch für das Gegentheil ſagen mag, er iſt ohne Vorgänger geweſen und ohne Nachfolger geblieben, ſteht einzig und allein da in der italiäniſchen Poeſie. Die claſſiſche Schönheit der Dichterſprache im Taſſo hat einen andern Charakter und iſt ganz aufgelöst in das Element der romantiſchen Anmuth und Liebe. Selbſt die Nachbildung des Idylliſchen aus dem Alterthum nimmt bey ihm dieſen Ton an; das antike Streben iſt überhaupt nicht ſo vorwaltend in ihm, als im Guarini, und ſein ſchöner Styl iſt rein von aller Manier der Nationaleigenthümlichkeit.

Nicht ſo iſt es mit dem Arioſto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das ſtärkſte Gepräge jenes entſchiedenen Nationalcharakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren ſind einheimiſch geworden und geblieben in der italiäniſchen Poeſie. Den größten Theil der Litteratur derſelben füllt die zahlloſe Schaar der Nachfolger, die ſie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend ſind, wenn auch nicht ſo bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Arioſt, ja auch Petrarca gehabt hat. In dieſen Vorgängern und den beſſern Nachfolgern iſt die künſtleriſche Tendenz mehr oder weniger dieſelbe wie bey dem Meiſter der Manier; nur die Stufe der Kunſt iſt verſchieden.

Meine Anſicht iſt alſo dieſe. Dante, ſo ſehr er Italiäner iſt und ſich als ſolcher in manchen Manieren des Ausdrucks und des Charakters verräth, liegt durch den großen Umfang und den Tiefſinn der Erfindung ſeines Gedichts ganz außer den Gränzen ihrer Nationalpoeſie. Auch Guarini iſt eine Epiſode in ihr, deren Umkreis und Inhalt und eigenthümliche Nationalſchranken vorzüglich Petrarca, Boccaz und Arioſto bezeichnen. Im Styl der Sprache erſcheint Taſſo faſt vollendet, und nicht mehr nationaleigenthümlich beſchränkt in ſeiner allgemein romantiſchen Schönheit; im Umfang und Gewicht des Inhalts aber, und in der Tiefe der Erfindung ſteht er nicht auf der gleichen Höhe.

Was in der Darſtellung des Petrarca künſtleriſch betrachtet, am ſtärkſten auffällt, iſt dieſer überraſchende, bewundernswürdige Grad von objectiver Kunſt und Vollendung bey einem ſo ganz ſubjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Stoff, ſo ſcheint die Darſtellung, in welcher die größte Künſtlichkeit zu beſitzen und zu zeigen, ein gemeinſchaftliches Streben jener italiäniſchen Meiſter war, auf dem Verhältniß des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca iſt dieſes bis zur vollkommnen Verſchmelzung vereinigt. Arioſto neigt ſich entſchieden auf die Seite der objectiven Klarheit. Die ſubjective Beſchaffenheit oder Beziehung faſt aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dieſes an ſich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, alſo richtige Tendenz ſeiner Kunſt war, das Subjective mit tiefſter Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu ſtellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, ſo wird es begreiflich, daß ſie gerade in der Fiammetta in ihrem höchſten Glanze erſcheint. Und wenn es uns gelingt, den Charakter der

Novelle mit dieſem Begriff von der Tendenz des Künſtlers in Beziehung zu ſetzen; ſo würden wir einen Mittelpunkt und gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt für alle ſeine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsverſuche und zwiſchen beyden ſchwankende und ſchwebende Mittelglieder betrachten würde.

Die Novelle nämlich iſt ſehr geeignet, eine ſubjective Stimmung und Anſicht, und zwar die tiefſten und eigenthümlichſten derſelben indirect und gleichſam ſinnbildlich darzuſtellen. Ich könnte mich auf Beyſpiele berufen und könnte fragen: Warum ſind unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle ſchön ſind, einige dennoch ſo entſchieden ſchöner? Durch welchen Zauber erregen ſie unſer Gemüth und ergreifen es mit wunderbarer Schönheit, als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerſte Tiefe ſeiner eigenſten Eigenthümlichkeit ſichtbar unſichtbar durchſchimmert, oder weil er wie in dem Neugierigen, Anſichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen, entweder gar nicht oder nur ſo ausgeſprochen werden konnten? Warum ſteht der Romeo von Shakſpeare auf einer höhern Stufe, als andre dramatiſirte Novellen deſſelben Dichters, als weil er in jugendliche Begeiſterung ergoſſen, in ihr mehr als in jeder andern ein ſchönes Gefäß für dieſe fand, ſo daß dieſe Dichtung ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinanderſetzung, um zu zeigen, daß dieſe indirecte Darſtellung des ſubjectiven liebevollen Gefühls für manche Fälle angemeſſener und ſchicklicher ſeyn kann, als die unmittelbare lyriſche, ja daß gerade das Indirecte und Verhüllte in dieſer Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weiſe iſt die Novelle ſelbſt zu dieſer indirecten und verborgenen Andeutung der ſubjektiven Gefühle und Eigenthümlichkeit der Liebe vielleicht eben darum beſonders geſchickt, weil ſie übrigens in der Darſtellungsart ſich ſehr zum Objektiven neigt, und wiewohl ſie das Lokale und das Coſtum gerne mit Genauigkeit beſtimmt, es dennoch ganz im Allgemeinen hält, den Geſetzen und Geſinnungen der feinen Geſellſchaft gemäß, wo ſie ihren Urſprung und ihre Heimath hat; weßhalb ſie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo das Ritterthum, die gleiche Religion und feine Sitte den edlern Theil von Europa noch auf das innigſte verbanden.

Aber es läßt ſich dieſe Eigenſchaft der Novelle auch aus ihrem urſprünglichen Charakter unmittelbar ableiten. Es iſt die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geſchichte; ſo erzählt, wie man ſie in Geſellſchaft erzählen würde, eine Geſchichte, die an und für ſich ſchon einzeln intereſſiren konnte, ohne irgend auf den Zuſammenhang der Nationen und der Zeiten, oder auch auf die Fortſchritte der Menſchheit und das Verhältniß zur Bildung derſelben zu ſehen. Eine Geſchichte alſo, die ſtreng genommen, nicht zur Geſchichte gehört, und die Anlage zur Ironie ſchon in der Geburtsſtunde mit auf die Welt bringt. Da ſie intereſſiren ſoll, ſo muß ſie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder anziehend ſeyn zu können verſpricht. Die Kunſt des Erzählens darf nur etwas höher ſteigen, ſo wird der Erzähler ſie entweder dadurch zu zeigen ſuchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die genau genommen, auch nicht einmal eine Anekdote wäre, täuſchend zu unterhalten und das was im Ganzen ein Nichts iſt, dennoch durch die Fülle ſeiner Kunſt ſo reichlich zu ſchmücken weiß, daß wir uns willig täuſchen, ja wohl gar ernſtlich dafür intereſſiren laſſen. Manche Novellen im Decamerone, die bloß Scherze und Einfälle ſind, beſonders in dem letzten provinziell florentiniſchen Theile deſſelben, gehören zu dieſer Gattung, deren ſchönſte und geiſtreichſte der Licenciado Vidriera von Cervantes ſeyn dürfte. Aber da man es ſelbſt in der beſten guten Geſellſchaft mit dem, was erzählt wird, wenn nur die Art anſtändig, fein und bedeutend iſt, nicht eben ſo genau zu nehmen pflegt, ſo liegt der Keim zu dieſem Auswuchs ſchon in dem Urſprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, ſo reizend es auch als einzelne Laune des Künſtlers ſeyn mag, denn dieſe würde, wenn ſie förmlich conſtituirt und häufig wiederholt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müſſen. Der andre Weg, der ſich dem künſtlichern Erzähler, dem vielleicht ſchon die erſten Blüthen vorweggenommen ſind, zeigt, iſt der, daß er auch bekannte Geſchichten, durch die Art, wie er ſie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln ſcheine. Es werden ſich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objektiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Intereſſantes haben. Was andres ſoll die Auswahl aus der Menge beſtimmen, als die ſubjektive Anneigung, die ſich allemal auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Anſicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geſchichten ohne innern, weder hiſtoriſchen noch mythiſchen Zuſammenhang, würden wir wohl lange mit Intereſſe zuhören, wenn wir uns nicht für ihn ſelbſt zu intereſſiren anfingen? Man iſolire dieſe natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchſte Kraft und Ausbildung, und ſo entſteht jene oben erwähnte Art derſelben, die ich die ſymboliſche nennen möchte, in welcher ſich das ſubjektive Gefühl in ſeiner ganzen Tiefe ausſpricht, und die wenigſtens, mag man ſie ſo oder anders bezeichnen wollen, ſich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entſteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz ſeine Eigenthümlichkeit am vollſtändigſten ausgeſprochen habe, ſo würde ich die Geſchichte des Africo und der Menſola, das Ninfale Fieſolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung ſchnell unterbrochen wird, wodurch zerriſſen die Liebenden den Schmerzen über ſolche Trennung ſich bis zum Tode heftig überlaſſen; das ſind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und ſeiner Anſicht derſelben.

Aber noch viele andre Novellen im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verſtändlicher ſeyn, der ſich dabey etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poeſie bey den Neuern Anfangs nur wild wachſen konnte, weil die urſprüngliche und natürlichſte Quelle derſelben, die Natur und die Begeiſterung für die unmittelbare Idee derſelben, in der Anſchauung göttlicher Wirkſamkeit, entweder gewaltſam verſchloſſen war, oder doch nur ſparſam ſich ergoß, ſo mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeſchichten für Alle, und der oftmals auch dichteriſch behandelten Legende, die Heiligengeſchichten für die Andacht ſang oder erzählte, auch die Novelle in der neuern Poeſie nothwendiger Weiſe entſtehen, mit und für die feine Geſellſchaft der edlern Stände.

Da die Novelle urſprünglich Geſchichte iſt, wenn auch keine politiſche oder Culturgeſchichte, und wenn ſie es nicht iſt, dieſes nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angeſehen werden muß; ſo iſt auch die hiſtoriſche Behandlung derſelben in Proſa mit dem Styl eines Boccaz die urſprünglichſte und nächſte oder natürlichſte. Dieſes ſoll gar nicht gegen das mögliche Dramatiſiren aller Novellen, die einen Stoff dazu enthalten, ſtreiten; aber es kann doch demjenigen, welcher der Gegenſtand dieſes Verſuchs war, den Ruhm ſichern, als Erfinder und Meiſter der Gattung zu gelten.

2.

Nachricht von einigen ſeltneren italiäniſchen und ſpaniſchen Dichterwerken; nebſt einer Charakteriſtik des Camoëns und der portugieſiſchen Dichtkunſt und Ueberſicht von den provenzaliſchen Handſchriften zu Paris. 1803.

Es iſt ein angebohrner Trieb des Deutſchen, daß er auch die Fremde liebt; beſonders das Schöne der ſüdlichen Länder zieht ihn mit unwiderſtehlichem Reize an. Im Gefühl ſeiner ernſten Geſinnung und nordiſchen Kraft, ſehnt er dennoch ſich unabläßig nach dem Glanze jener Gegenden, wie nach ſeiner alten Heimath.

Dieſe Neigung iſt ſo alt als die Geſchichte. Sie war es, welche die Schaaren der deutſchen Helden über die ſüdlichen Provinzen des römiſchen Reichs verbreitete; ſie war es, die im Mittelalter Deutſchland an Italien feſſelte, und endlich noch in den Kreuzzügen den Verſuch erzeugte, auch den Orient wieder zu beſitzen.

Gegenwärtig, da das politiſche Leben der deutſchen Nation zum Theil ganz anders geſtaltet, zum Theil in ein ruhendes Gleichgewicht verſetzt worden iſt, kann ſich jene vielumfaſſende Neigung nur noch im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt zeigen; einem Gebiete, wo keine Feſſeln die natürliche Erweiterungs- und Eroberungsſucht des menſchlichen Geiſtes hemmen.

So zeigt ſich nun jetzt der forſchende Geiſt der Deutſchen in einer edlen Raſtloſigkeit und Thätigkeit, die gleich unermüdet iſt, neue Quellen der Wahrheit und der Schönheit zu entdecken und zu ergänzen, und auch die, welche ſchon in alten Zeiten bey andern Nationen ſich ergoſſen haben, von neuem zu beleben und auf die vaterländiſchen Fluren zu leiten. Die deutſche Litteratur wird, nach dem gegenwärtigen Anfange zu urtheilen, in nicht gar langer Zeit, alle andren ältern Litteraturen in ſich aufgenommen und ſich einverleibt haben.

In dieſem Sinne und Geiſte iſt es auch gar wohl zu loben, wenn einige vortrefliche Dichter es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Schönheiten der italiäniſchen und der ſpaniſchen Poeſie auf einheimiſchen Boden zu verpflanzen, da der friſche Blüthenreiz und die kunſtreiche Zierde derſelben recht eigentlich dazu gemacht ſcheinen, den nordiſchen Ernſt altdeutſcher Dichtkunſt zu ſchmücken und zu erheitern.

Eine gründliche Kenntniß jener ſchönen ſüdlichen Poeſie, die wir vorzugsweiſe die romantiſche zu nennen gewohnt ſind, iſt aber nothwendig, wenn dieſes Geſchäft glücklich von Statten gehen ſoll. Nun iſt die italiäniſche und ſpaniſche Poeſie unſern vorzüglichſten Dichtern und Gelehrten auch gar wohl bekannt; indeſſen bleibt doch noch manche Lücke auszufüllen. Was der Reichthum hieſiger Bibliotheken Merkwürdiges und Seltnes zu dieſem Behuf darbietet, davon wollen wir hier einiges mittheilen; es wird ſich dann ſchon Gelegenheit finden, den Charakter und Gehalt der gelieferten Materialien noch näher zu beſtimmen, und ihnen erſt dadurch ihren eigentlichen Werth zu geben.

Ich werde dabey, weil die Geſchichte der portugieſiſchen Dichtkunſt noch nicht ſo bekannt iſt, auf dieſe beſonders Rückſicht nehmen, und das Wenige, was ich dafür aufgefunden habe, ſorgfältig benutzen. Auch die neulateiniſchen Quellen und Anfänge der romantiſchen Poeſie, dürften in der Folge von einer ſolchen Unterſuchung nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Um eine nähere Bekanntſchaft mit der provenzaliſchen Poeſie und Sprache wenigſtens vorzubereiten, wollen wir auch über dieſe, wenigſtens über die dazu vorhandnen Hülfsmittel einige Nachricht anfügen.

Ich mache den Anfang mit der ſo äußerſt ſeltnen Teſeide des Boccaz; um die Lücke auszufüllen, die ich aus Mangel des Originals, in der dem Publikum ſchon früher vorgelegten Nachricht von den Werken des Boccaz, damals laſſen mußte. Nach dem Auszuge des Granucci, durch Chaucers Behandlung derſelben Geſchichte, beſonders aber durch den Charakter des Filoſtrato von Boccaz ſelbſt verleitet, habe ich dort aus der Conjectur eine Idee von dem Werke zu geben verſucht, die einiger Berichtigung bedarf. Es iſt natürlich genug, die Teſeide mit dem Filoſtrato zuſammen zu ſtellen; beydes ſind erzählende Gedichte in Ottave Rime, beides romantiſche Liebesgeſchichten in die griechiſche Heldenzeit verlegt, und beydes Werke aus der früheſten Epoche des Dichters. Allein der Charakter iſt ſehr verſchieden; die Teſeide hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen Ton ſcherzhafter Ironie womit dort der Liebeshandel des Troilus und der Creſſida erzählt iſt. Die Teſeide iſt durchaus ernſthaft, etwas trocken, und zu den ſchönſten Stellen würden eher einige von den klagenden gehören. Ueberhaupt aber ſteht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniß mit ſeinem poetiſchen Werth. Es gehört nicht zu den glücklichſten Hervorbringungen des Boccaz, und es iſt in der That nicht ſehr belohnend, ſich hindurch gearbeitet zu haben.

Die wichtigſten Arbeiten des Dichters bleiben ſonach ſeine Romane; nicht bloß der nie genug zu bewundernde Decamerone, ſondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto, als bedeutende Kunſtverſuche zu einem allegoriſch dichteriſchen Roman, und dann zu einem von großer Compoſition und im höchſten hiſtoriſchen Styl. Die Fiammetta aber, wiewohl ein kleines Werk, iſt der Anlage nach, das eigenthümlichſte, im Styl das vollendetſte.

Alle dieſe verſchiedenen Formen werden ſich als nützlich und ächt, ja als weſentlich bewähren, wenn ſich erſt der Roman ſelbſt in ſeiner ganzen Fülle bey uns weiter wird entfaltet haben, und die Mannichfaltigkeit der alten romantiſchen Geſchichten, in eben ſo mannichfaltigen Formen, neu dargeſtellt und eigen gebildet, uns den ehmaligen Frühling des romantiſchen Lebens und Dichtens, in ſeiner ganzen Schönheit wieder bringen wird.

Wenn die Kunſtgeſchichte ein zuſammenhängendes Ganzes iſt, in welchem nichts iſolirt betrachtet werden darf, ſo reicht es oft zur Charakteriſtik eines Künſtlers von weit verbreiteter Wirkſamkeit nicht hin, ſeine eigne Geſchichte darzuſtellen, oder die Art, wie ſeine Bildung aus den früheren Beſtrebungen hervorgehen, und an ſeine Vorgänger ſich anſchließen mußte. Auch der Einfluß, den er wiederum bey den ſpätern hatte, ſein Verhältniß zu der nachfolgenden Zeit, kann eben ſowohl mit zur Vollſtändigkeit der Charakteriſtik gehören, da das Weſentliche des Charakters mit der Stelle, die er im Ganzen einnimmt, doch immer in der nächſten Beziehung ſteht.

In Rückſicht auf die ſpätere italiäniſche Poeſie iſt das Verhältniß des Boccaz gleichfalls, wie in ſo manchen andern Punkten, in entſchiedenem Gegenſatze mit dem Petrarca.

Man könnte die ſpätere italiäniſche Poeſie wohl mit dem gleichen, und vielleicht mit noch mehr Recht, wie die Mahlerey, in die Florentiniſche und in die Lombardiſche Schule eintheilen. Zur letzten zähle ich den Arioſt, Taſſo, Guarini, alle Dichter und Dichterfreunde, die der Hof zu Ferrara verſammelte, deſſen würdige Kunſtliebhaberey in Goethe's Torquato Taſſo ſo unſterblich dargeſtellt worden. Zur florentiniſchen Schule rechne ich den Poliziano, die Pulci, den Lorenzo de Medici, und was ſich an dieſe anſchließt. Der Tendenz nach war ihre Poeſie vielleicht größer, als die jener vorhin genannten Männer, aber ſie iſt meiſt auch nur ein Streben geblieben, und eben darum nicht zu gleichem Ruhme gelangt. Der beſtimmteſte Unterſchied liegt aber im Styl. So wie jene mehr die idealiſche Schönheit der Sprache des Petrarca ſich zum Ziele geſetzt haben, ſo iſt die herbere, kühnere Behandlung der Florentiner, dem Style des Boccaz gar ſehr zu vergleichen, der in dieſer Rückſicht den ſtrengen und eher harten Charakter ſeiner Nation nicht verläugnet, da Petrarca hingegen die italiäniſche Sprache faſt ganz nach fremden Muſtern bildete.

Die Sammlung der Gedichte des Michel Angelo erregte mein Intereſſe durch die Größe des Mannes ſelbſt. Doch entſprechen nur einige der Erwartung hoher kühner Eigenthümlichkeit, die man natürlicherweiſe mitbringt, wenn man dieſen Nahmen hört. Die meiſten könnten auch wohl von einem minder außerordentlichen Mann gedichtet zu ſeyn ſcheinen; manche entfernen ſich faſt nicht vom Gewöhnlichen.

Der Herausgeber iſt ein Neffe des großen Künſtlers von gleichem Nahmen. Die Gedichte ſind Sonette und Madrigale, doch mit etwas abweichender Form von der des Guarini: nur wenige Canzonen. Die Verſification iſt durchaus nachläßiger, als in den Cinquecentiſten, welche Sonette gedichtet haben; die Sprache nicht ſo durchgebildet, oft aber kühner und eigner.

Die Anfänge der ſpaniſchen, oder für jene ältere Zeit beſonders genauer zu reden, der caſtilianiſchen Poeſie, ſind ſehr einfach. Lieder in der eigenthümlichen ſpaniſchen, ganz muſikaliſchen, äußerſt zarten und wortſpielenden Form, worin es wohl nicht leicht eine andere Sprache dieſer gleich thun wird, bilden die früheſte und eigenthümlichſte Blüthe dieſes Bodens. Man könnte noch die Ritterbücher dazu rechnen, beſonders den Amadis, wegen des ſchönen Styls; auch weil ſich, wenn gleich die erſte Anlage dieſes durchaus rein erfundnen Romans den Nordfranzoſen gehören ſollte, wie ſo mancher andre romantiſche Stoff, der aber erſt durch die Deutſchen, Italiäner und Spanier Form erhielt, viele andre Ritterdichtungen doch erſt in Spanien daran angeſchloſſen haben. Der idylliſche Charakter dieſer Rittergeſchichte entſpricht dem Tone der ältern ſpaniſchen Poeſie, und ihrem muſikaliſchen zarten Liedergeiſte ſehr wohl. Auch iſt die Spur jener früheren Dichtungen doch noch in der Ausbildung der ſpätern zu erkennen, wäre es auch nur in manchen Romanzen und im Don Quixote, da Cervantes ſeinen außerdem noch entworfenen ernſten Ritterroman nie ausgeführt hat.

So einfach alſo war die älteſte ſpaniſche Poeſie; Lieder und Rittergeſchichten, und zwar auch unter dieſen vorzüglich die einfachern. Wie ſticht das ab, gegen den kunſtreichen, an das Ungeheure grenzenden Charakter, mit welchem die italiäniſche Dichtkunſt in einem weltumfaſſenden Werke anfing, in dem alle Gelehrſamkeit damahliger Zeit vereinigt, und Poeſie von Wiſſenſchaft, Geſchichte und Weisheit nicht mehr getrennt erſcheinen.

Aber ſpäterhin beſchränkten ſich die Italiäner mehr auf ihren eignen Nationalumfang, begnügten ſich nur mit dem, was ihre erſten Dichter von den Provenzalen genommen hatten, oder wagten Verſuche, den Dichtern des römiſchen Alterthums nachzueifern.

Nicht ſo in der ſpaniſchen Poeſie; ſie eignete ſich von allen Seiten her ausländiſche Formen und Reize an, die verſchiedenſten romantiſchen Elemente trafen hier zuſammen, um endlich die vollkommenſte und farbigſte Blüthe der Fantaſie hervorzubringen und zum höchſten Glanz zu vollenden.

Zwar wenn die caſtilianiſche Poeſie auch unſtreitig ſchon frühe einige Formen aus der provenzaliſch valencianiſchen entlehnt hat, ſo iſt dieß nicht von großer Wirkung geweſen, da dieſe Formen zum Theil nachher wieder mehr aus dem Gebrauch kamen. Was die caſtilianiſchen Dichter außer der Gattung der proſaiſchen Drama's oder dramatiſirten Romans, worin die ſo beruhmte und auch vom Cervantes geachtete Celeſtina, als das vorzüglichſte Werk betrachtet wird, den Portugieſen verdanken, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden, und wenn gleich die durch Boscan und Garcilaſſo eingeführten italiäniſchen Sylbenmaße und Sprachbildung von bleibenden Folgen war, die auch in den vollkommenſten Werken des Cervantes und Calderon, als ein nothwendiger Beſtandtheil des Ganzen ſich zeigen; ſo iſt doch dieſes nur eine untergeordnete Rolle gegen die Wirkung, welche die Einführung der Romanze auf die ſpaniſche Poeſie hatte, die gleichſam ihr vorherrſchender Charakter geworden iſt. Die natürliche Ableitung der Aſſonanz bey einer ſo muſikaliſch und zartdichtenden Nation aus den arabiſchen Reimarten, giebt dem Umſtande noch mehr Gewicht, daß die vortrefflichſten und zum Theil auch älteſten Romanzen, welche die letzten Zeiten des granadiſchen Mohrenreichs betreffen, eine ſo ſichtbare Partheylichkeit für die Bencerrajen offenbaren, daß wir ihre Entſtehung durchaus mit dem Ubertritt dieſer großen arabiſchen Familie zur ſpaniſchen Parthey in Verbindung ſetzen müſſen. Unſtreitig aber iſt es die Romanze und die Aſſonanz, was der ſpäteren vollendeteren ſpaniſchen Poeſie jene orientaliſche Farbe gegeben hat, welche die altcaſtiliſche urſprünglich eben ſo wenig hat, als die Dichtkunſt irgend einer andern neuern Nation.

Von hiſtoriſchen Zufälligkeiten abgeſehen, kann man die Romanzen und Lieder, muſikaliſche Gedichte und mahleriſche oder farbige Poeſie, als die urſprünglich vorherſchenden Elemente der ſpaniſchen Poeſie betrachten, aus denen ſie im Weſentlichen ganz und gar abzuleiten iſt. Romanzen und Lieder ſind dieſe Beſtandtheile; an ſich die einfachſten, kunſtloſeſten, natürlichſten Dichtarten, die es geben kann, hier aber in einer Vollendung und Zartheit, wie ſie nur die ſinnreichſte Kunſt in der geiſtigſten Sprache hervorbringen kann. Die Romanze hat vielleicht das Uebergewicht, und wenigſtens für uns hat ſie es dadurch, daß die deutſche Sprache wohl noch eher fähig iſt, die orientaliſche Farbengluth derſelben ſich anzueignen, als jene unendlich zarten muſikaliſchen Tändeleyen nachzubilden.

Doch dieſe Anſicht iſt jetzt ſchon bey den Freunden der ſpaniſchen Poeſie in Deutſchland nicht mehr ſo fremd. Es ſoll dieſes auch hier nur zur Einleitung, oder vielmehr als eine Rechtfertigung dienen, für einige bloß litterariſche Bemerkungen über den Romançero general; da nach jenen Betrachtungen jedem Freund der ſpaniſchen Dichtkunſt die hiſtoriſche Unterſuchung der Romanze beſonders wichtig werden muß, und damit denn auch die litterariſchen Hülfsmittel dazu. Leider ſind ſie bis jetzt ſehr unzureichend. Keine von den vielen Romanzenſammlungen iſt zweckmäßig. Vor der genannten in 4to muß ich beſonders warnen, da ſie in Litteraturbüchern meiſtens als die vollſtändigſte gerühmt wird. Man hat ihr dieſes Lob wohl nur wegen des Volumens ertheilt, welches in der That ſehr ſtark iſt; Sie iſt aber faſt ganz angefüllt mit einer ungeheuren Menge ganz ſchlechter Romanzen der ſpätern Zeit. Für die altern beſſern iſt nebſt den Guerras civiles de Grenada, der kleine Romancero in 12mo von 1555 weit mehr zu empfehlen.*) Er ſtimmt ſo ganz mit dem Kreiſe der Anſpielungen auf alte Romanzen bey Cervantes zuſammen, daß ich glauben möchte, es ſey dieſe Sammlung diejenige, deren er ſich bediente.

Doch in einer Rückſicht iſt mir jener Romancero merkwürdig geworden. Es ſind hier und da einige idylliſche Romanzen darin zerſtreut, die nicht nur durch den Namen der Galatea und andre, die in den berühmten Roman dieſes Namens von Cervantes vorkommen, an denſelben erinnern, ſondern auch in dem Tone der Empfindſamkeit ſelbſt und in den Antbiteſen des Ausdrucks, mit den dortigen Gedichten eine mehr als zufällige Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Haben wir hier etwa einige von den „Romanzen ohne Ende", jenen romances infinitos, deren Cervantes unter ſeinen Jugendverſuchen, in der Reiſe auf den Parnaß erwähnt, und iſt die Galatea vielleicht erſt die zweyte umbildende Behandlung eines ſchon früher von ihm beſungnen Stoffs?

Was die portugieſiſche Dichtkunſt betrifft, ſo iſt die Seltenheit der Bücher ein großes Hinderniß des Studiums, welches doch ſchon um der Sprache willen intereſſant wäre, die an ſich ſchon iſt, und zur Vollſtändigkeit des ganzen Syſtems, der aus dem verdorbnen Lateiniſchen nach mannichfacher Umgeſtaltung entſtandenen provenzaliſchen oder romaniſchen Sprachen weſentlich mit gehort. Auch in ſolchen Bibliotheken, die an ſpaniſchen Dichtern ſehr reich, und faſt vollſtändig ſind, findet man außer dem einzigen Camoëns, kaum ein oder das andre portugieſiſche Buch. Daher kenne ich bis jetzt außer einigen ſchon mit dem Uebel des franzöſiſchen Geſchmacks behafteten, und mehrentheils unbedeutenden Dichtern des letztern Jahrhunderts, und einigen von den hiſtoriſchen Werken, an denen dieſe Nation ſehr reich iſt, und außer jenem großen, uberall berühmten, nur noch einen Dichter der älteren Zeit, den wegen der correcten Sprache geſchätzten Fereyra, einen Zeitgenoſſen des Camoens. Nach den vielen Briefen an vornehme Männer und dem Inhalte derſelben, ſollte man glauben, es ſey auch hier das Mittelmäßige dem Genie vorgezogen, ſo wie in dem benachbarten Spanien, der prahlhafte Lope den tiefſinnigen Cervantes überglänzte und der ſteife Verſtand des Ben Jonſon von vielen mehr verehrt wurde, als die Fülle der Natur im Shakſpeare. Fereyra leidet ſchon ſehr am Horaz, und ſein Trauerſpiel, Ines de Caſtro, iſt kalt und tief unter dem großen Gegenſtande. Doch fehlt es hier und da nicht an einzelnen poetiſchen Gedanken, wie man ſie etwa auch in den beſten von denen italiäniſchen und ſpaniſchen Cinquecentiſten findet, die ihr Heil in der Nachahmung der alten, beſonders der lateiniſchen Poeſie, und in einer Art von gelehrter Bildung ſuchten, und doch immer noch mehr Spuren von Poeſie enthalten, als jene andern, welche in noch unglücklicheren ſpäteren Zeiten denſelben falſchen Weg betraten. Nur an eine ſchöne und romantiſche Dichtung und Geſtaltung des Ganzen, iſt bey ſolchen nicht mehr zu denken.

---

*) Eben dieſer liegt auch bey der neuen Ausgabe und kunſtſinnigen Sammlung zum Grunde, welche unter dem Titel Silva de romances viejos von J. Grimm zu Wien bey Mayer und Comp. im Jahre 1815. erſchienen iſt.

Die portugieſiſche Sprache iſt zwar, was den Stoff, wenn ich ſo ſagen darf, oder die Maſſe der Wörter und Wortformen betrifft, der ſpaniſchen ſo ſehr ähnlich, daß es oft nur an einigen Endſylben und Partikeln ſichtbar iſt, welcher von beyden Sprachen ein Satz angehört, da die Hauptwörter dieſelbe Bedeutung haben könnten, in der einen wie in der andern. Ja, die Zahl der portugieſiſchen Wörter, die nicht auch ſpaniſch ſind, oder die eine weſentlich verſchiedene Bedeutung haben, dürfte überhaupt nicht ſehr groß ſeyn. Arabiſche Wörter ſind wohl eben ſo viele darin, meiſt dieſelben.

Der Charakter der beyden Sprachen iſt aber dennoch ſo grundverſchieden, daß ſie in dieſer Hinſicht eher einen vollkommenen Gegenſatz bilden. Durch die naſalen Töne könnte man im Portugieſiſchen eher eine Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſchen, wenigſtens dem ſüdlichen finden. Doch bekommt das freylich in jener Sprache, die von allen romaniſchen unſtreitig die weicheſte und die ſüßeſte iſt, einen ganz anderen Charakter. Außerdem iſt faſt überall das ſanfte Sch, hörbar, in manchen Modificationen; ſehr viele O und E der Schrift werden U und I geſprochen. Es iſt das ſo herrſchend, daß man ſagen könnte Sch, U und I ſind wie der Grundaccord dieſer Sprache; wie im Spaniſchen neben dem hart aſpirirten Ch beſonders A und O am lauteſten hervortönt.

Man könnte das Portugieſiſche in ſeiner Weichheit vielleicht dem joniſchen Dialekte der helleniſchen Sprache vergleichen, ſo wie die ſtolze Sprache der Spanier dem doriſchen, und die kunſtgebildete der Italiäner dem attiſchen. Die bedeutenden Einſchränkungen, die bey dieſem an ſich richtigen Vergleich, wegen der verſchiedenartigen Nebenumſtände der alten und neuen Sprachentwicklung, zu machen ſind, kann man ſich leicht hinzudenken. Doch müſſen gleiche Veranlaſſungen überall ähnliche Wirkungen hervorbringen. Wo die in der menſchlichen Organiſation gegründeten Dialekte ſich ungehindert frey entfalten können, werden ſie ſehr ſichtbar die Spuren des klimatiſchen Einfluſſes an ſich tragen. Der Dialekt der Berge äußert überall einen entſchiedenen Hang zu den rauh aſpirirten Ch, an den Seeküſten findet man das ſchmelzende Sch, und auch die naſalen Töne; auf dem platten Lande hingegen bey ackerbauenden Völkern, eine Neigung zu den breiten Tönen, und ſehr ſcharfen Accenten.

Was aber den poetiſchen Gebrauch und den Geiſt betrifft, ſo charakteriſiren die ſpaniſchen Dichter die portugieſiſche Sprache als die Sprache der Liebe und des weichen Genuſſes. Auch wird für die ſchmelzenden Gefühle, in allen Abſtufungen von der ſüßeſten Luſt bis zur tiefeſten Sehnſucht, Wehmuth und Trauer, nicht leicht eine Sprache gefunden werden, die ſich jedem Gefühl ſo anſchlöſſe. Sie hat für dieſe Sphäre einen Reichthum von ganz eigenthümlichen Wörtern, die durch das Feinere der Bedeutung und Beziehung und ſchon durch ihren Klang ſich wie von ſelbſt in die Seele einſchmeicheln. Es iſt eine Sprache, gegen welche in dieſer Rückſicht nicht nur das Italiäniſche hart und rauh, ſondern auch das Spaniſche als herbe und nördlich erſcheint; die ſüdlichſte ſüßeſte Blüthe aller provenzaliſchen, romantiſchen Sprachen; übrigens viel einfacher, als jene beyden ſo kunſtreich ausgebildeten. Sie weiß nichts von der Abſonderung der mahleriſchen und der muſikaliſchen Beſtandtheile der Poeſie, die im Spaniſchen ſo herrſchend iſt, nichts von den Spitzfindigkeiten der muſikaliſchen Wortſpiele. Die Portugieſen haben zwar auch die ſpaniſchen Liederformen, wenigſtens die einfacheren, aber Sprache und Ton geht nur auf das Kindliche, Süße, durchaus nicht auf jene künſtlich verſchlungene Antitheſen, Anſpielungen und Alliterationen; darum lieben ſie die kürzeren Liederformen von ſechs Sylben, von welcher Art ſich im Camoens mehrere von einer unbeſchreiblichen Natur und Anmuth finden.

Auch die italiäniſche Neigung zu dem Gelehrten und Alterthümlichen findet ſich hier nicht; die Proſa iſt ſehr einfach, äuſerſt kurz und reich, aber ohne den mindeſten Zwang. Leichtigkeit und Anmuth ſcheint bey dieſer Nation einheimiſch in allen Gattungen.

Der Urſprung der portugieſiſchen Dichtkunſt, iſt wegen des erwähnten Mangels an Hülfsmitteln, nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch iſt ſo viel gewiß, er iſt grundverſchieden von dem Anfange der ſpaniſchen; die Romanze hat faſt gar keinen Einfluß da gewonnen, und die Lieder ſind ganz anders geformt. Die idylliſchen Dichter aus dem Zeitalter des Camoens ſcheinen den früheren italiäniſchen und ſpaniſchen nachgefolgt zu ſeyn. Die Gattung des dramatiſirten Romans, wie die Selvagia, Eufroſina, und Celeſtina, iſt zu untergeordnet, um für die Geſchichte der Ausbildung der Poeſie viel Gewicht darauf zu legen. Dagegen werden die Chroniken einheimiſcher Geſchichte, deren die Portugieſen auch aus alter Zeit beſonders viele beſitzen, ſo charakteriſirt, daß man glauben muß, ſie gehören der Poeſie wenigſtens eben ſo gut an, als der Geſchichte; und ſo wäre ſchon in dem erſten Anfange die Ruhmbegierde, und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poetiſchen Anlage verbunden geweſen, welche innige Verbindung ihren großen heroiſchen Dichter vor allen auszeichnet. Auch werden die myſtiſchen Schauſpiele oder Autos, zu allen Zeiten ſo ſehr als Lieblingsgattung dieſer Nation bezeichnet, daß man eher vermuthen möchte, die Spanier hätten ihre eigenthümliche, von der der altengländiſchen und deutſchen Myſterien, ſo ganz verſchiedene äußerſt ſinnreiche Form dieſer Gattung, vielmehr von den Portugieſen entlehnt, als umgekehrt. Zumal da die Geſchichte uns lehrt, daß die katholiſchen Gebräuche bey jener Nation in der alten beſſern Zeit eine beſonders heitere Geſtalt in feſtlicher Freude und dichteriſch ſinnreichen Spielen gewonnen haben mögen.

Doch dem ſey wie ihm wolle. Die Vollendung der portugieſiſchen Dichtkunſt iſt deſto deutlicher in den vollendeten Werken des großen Camoens. In ſeinen kleinen lyriſchen Gedichten finden ſich alle die Vorzüge, die ich bisher an der portugieſiſchen Sprache und Dichtkunſt überhaupt geprieſen habe; Anmuth und tiefes Gefühl, das Kindliche, Zarte, alle Süßigkeit des Genuſſes und die hinreißendſte Schwermuth; alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks, deſſen Schönheit nicht vollendeter, deſſen Blüthe nicht blühender ſeyn könnte; in Sonetten und Canzonen wie in Idyllen und leichten, kleinen Liedern.

Sein großes Werk iſt ein Heldengedicht, im rechten Sinne des Worts, wenn man anders den Heldenmuth, und den Heldenſinn mit dazu rechnen will. So konnte nur ein Mann die Entdeckung Indiens, die größte Begebenheit der neuern Zeit feyern, der ſelbſt einen Theil ſeines Lebens, an ſechzehn Jahre in jenen Gegenden gelebt hatte. Alles in dieſem Gedicht iſt aus der Fülle der eignen Anſchauung, und reifſten Erfahrung geſchöpft; ein ſolcher Teppich von unendlichem Leben, ſo reich, ſo eigenthümlich neu, und ſo raſch dargeſtellt, und dabey mit dieſer leichten Klarheit, das findet ſich nur noch in den homeriſchen Geſängen.

So kann aber auch nur ein Krieger dichten, der den Ruhm und das Leben ſeiner Nation wie ſein eignes fühlt. Ein Jugendbuch für Helden iſt es, und wenn es dem unglücklichſten und liebenswürdigſten aller Könige zugeeignet iſt, nicht mit leeren Lobeserhebungen, ſondern mit väterlichen Heldenlehren voll Begeiſtrung und Würde; ſo kann man wohl ſagen, auch das Gemüth des Dichters iſt edel und königlich.

Durch die Geſchichte iſt das Werk gewiſſermaßen ſelbſt zum Trauerſpiele geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation ſich ſo unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anſchloß, da ſie noch trunken von der Eroberung Indiens und der eignen Kühnheit, das Höchſte erreicht oder erreichbar wähnte. Als den höchſten Moment dieſer kurzen aber herrlichen Epoche kann man jenes große Nationalgedicht ſelbſt betrachten, den Schwanengeſang eines untergegangenen Heldenvolks. Nur wenige Jahre nach der Vollendung des Gedichts verlohr die Nation ſelbſt alle Macht und ſelbſt das unabhängige Daſeyn auf einen langen Zeitraum, welchen Gram auch der bejahrte Dichter nicht lang überlebte. Sie hat nie wieder die gleiche Macht und glänzende Höhe des Ruhms erreicht, und lebt ſeitdem vorzüglich in dieſem Werke noch fort, worin ein reich begabtes Gemüth ihren Ruhm ſo herrlich geſchmückt und verewigt hat.

Es darf dieſer Dichter nach der Größe ſeiner Abſicht unſtreitig neben die höchſten geſtellt werden, deren die Italiäner, Spanier, oder auch die nordiſchen Völker ſich zu rühmen haben; was aber die vollendete Schönheit, und bey der innern Größe auch die äußere Blüthe und Anmuth betrifft, ſo dürfte unter den Neuern nichts Gleiches noch gefunden werden.

In ſeinem Werke iſt erreicht, wonach viele Nationen und bedeutende Dichter vergeblich geſtrebt haben: es iſt das einzige heroiſche Nationalgedicht, was die Neueren aufzuweiſen haben, wenn man auch die ſpätern Alten dazu rechnet. Das Streben des Virgilius, die trojaniſche Fabel für ſeine Römer zu einer ihnen nationaleigenthümlichen Dichtung zu bilden, iſt zwar löblich, aber das Intereſſe, was dieſes ſchöne Streben einflößen muß, iſt doch zum Theil nur die Theilnahme eben darüber, daß es mißlungen iſt, daß es ſo großen Schwierigkeiten hat unterliegen müſſen; ihm ſelbſt mag ſeine hohe Abſicht wohl eine Stelle unter den Dichtern verdienen, wenn gleich ſein Werk nicht gelten darf. Taſſo aber, für ſein eignes Gefühl ein ſehr liebenswürdiger Dichter, war dem großen Gegenſtande, den er gewählt hat, nicht gewachſen; er war viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß er fähig geweſen wäre, jene große Begebenheit der Kreuzzüge nach ihrem ganzen welthiſtoriſchen Umfang mit Tiefe aufzufaſſen, und ſich ganz darin zu verlieren. In ſeinem Gedichte ſind nur die Epiſoden vortreflich und von bleibendem Werth, die uns ſein eigenes ſchönes Liebesgefühl darſtellen; das andre iſt mehr oder weniger ungenügend, oft ſogar matt, und nicht aus der Quelle geſchöpft. Wollen wir aber das heroiſche und das mythiſche Gedicht nicht, wie es vielleicht am beſten wäre, als zwey ganz von einander unabhängige Gattungen, ſondern als Zweige eines Stamms, als Bildungen verwandter Art betrachten; ſo darf man ſagen, das Werk des Camoens iſt überhaupt das einzige, welches noch neben Homer ein epiſches Gedicht genannt zu werden verdient. Es verſteht ſich von ſelbſt für den, der die unermeßliche Kluft und Verſchiedenheit der Zeiten zwiſchen beyden vor Augen hat und es zu erkennen weiß, daß dieſe Zuſammenſtellung überhaupt nur auf dem allgemeinſten Geſichtspunkt ſtatt finden kann. Aber auf dieſem entſpricht doch das Werk des Camoens ganz vollkommen einem Begriff, für den man oft vergeblich nach einem Beyſpiele geſucht, und eben ſo oft ſehr falſche aufgegriffen hat.

Auch die Erfindung des Ganzen iſt von gleicher einfacher Schönheit, wie Sprache und Darſtellung im Einzelnen. Man hat die Einmiſchung alter Fabel in die chriſtliche Denkart tadeln wollen. Aber warum wäre ein gänzliches Vergeſſen gleichſam der alten Fabel, ein abſolutes Stillſchweigen darüber, in einem chriſtlichen Gedichte durchaus nothwendig? In welcher Zeit des Chriſtenthums hat jenes geforderte abſolute Vergeſſen der alten Fabel je Statt gefunden, oder auch nur Statt finden können? Camoens gebraucht ſie als eine ſchöne Bilderſprache zur ſinnreiche Allegorie, wie auch andre Dichter und Mahler der romantiſchen Zeit oft mit mancher willkührlichen Neuerung, ſie betrachteten und gebrauchten. Sehr ſparſam iſt er übrigens damit. Und wenn er die Venus nun ſeine geliebte Portugieſen beſchützen läßt, weil ſie, wie er ſagt, den Römern am ähnlichſten ſeyen; den Bacchus aber ſie anfeinden, weil derſelbe beſorgt, ihre Heldenthaten möchten ſeinen Zug nach Indien verdunkeln; wenn die Giganten ſich in dem wildeſten Meere der gewünſchten Farth nach dem ſegensreichen Lande widerſetzen, und die unſterbliche Thetis zuletzt auf der ſeeligen Inſel das hochzeitliche Bette mit dem hohen Gama beſteigt, um die glorreichſte Beſiegung und Beherrſchung des Meeres zu feyern; ſo muß man geſtehen, daß vielleicht kein romantiſcher Dichter die alte Fabel ſo neu, ſo eigenthümlich, und doch ſo klar und paſſend gebraucht hat.

Wenn gleich er ſich nun im Anfang ganz beſcheiden an den Virgilius anzuſchließen ſcheint, ſo verläßt er doch dieſen Führer gar bald, wie der kühne Weltumſeegler die Küſte der Heimath ſchnell aus dem Auge verliert. Auch in der Allegorie geht er zuletzt ganz ab, in Erfindungen, die durchaus eigenthümlich ſind; ſehr ſinnreich, wunderſeltſam, und doch ganz klar, beſonders gegen das Ende der Luſiade. Noch mehr iſt dieſes der Fall in dem unvollendeten Gedicht von der Erſchaffung des Menſchen; welches mit in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen iſt, von andern aber ihm abgeſprochen wird.

Zur Kenntniß der Provenzaliſchen Litteratur fehlt es noch ſehr an Hülfsmitteln. Ein eigentliches Lexicon giebt es nicht, außer ein italiäniſch-provenzaliſches, la Crusca provenzale. Eine provenzaliſche Grammatik iſt in dem Katalogus der Nationalbibliothek angegeben, wird aber ſeit mehreren Jahren nicht mehr gefunden. Die Sprache aber iſt denn doch dem Franzöſiſchen, dem Italiäniſchen, und auch vorzüglich dem Spaniſchen ſo nah verwandt, daß man meiſtentheils ſchon durch dieſe Kenntniß, bey Anwendung einiger Mühe, im Stande ſeyn wird, den Sinn herauszubringen. Wo dies aber nicht aushilft, bleibt das wichtigſte Hülfsmittel die Kenntniß des gegenwärtigen provenzaliſchen und languedocſchen Dialects; von welchen beyden man Wörterbücher hat.

Gedruckt iſt nur das wenige im Crescimbeni, die Stellen in der erwähnten Crusca, in Taſſoni's Schrift gegen Petrarca, und in einigen franzöſiſchen Werken zur Specialgeſchichte jener Provinzen. Alles dieſes aber ſind nur unzulängliche Bruchſtücke und kurze Stellen.

An provenzaliſchen Manuſcripten iſt ein hinreichender Reichthum vorhanden, und vielleicht ausſchließend nur hier. Ob in Italien dergleichen noch viele gefunden werden möchten, nachdem die Franzoſen einige der berühmteſten von dort mitgenommen haben, beſonders die Sammlung, welche Petrarca beſeſſen haben ſoll, iſt zu bezweifeln. Im ſüdlichen Frankreich, verſichert mich einer meiner Bekannten, der ein Provenzale von Geburt iſt, *) ſich aus

---

*) Es war derſelbe Herr Raynouard, welcher ſich ſeitdem durch das Trauerſpiel, die Tempelherren, und durch ſeine litterariſchen Arbeiten, über die romaniſche Sprache und provenzaliſchen Dichter einen ſo allgemeinen und großen Ruf erworben hat.

Liebhaberey ſehr um dieſe Dinge bekümmert, und mir manche nützliche Nachweiſung gegeben hat, ſey durchaus nichts mehr zu finden.

Ich glaube, bey dieſer Lage der Dinge iſt es am beſten, mit einem vollſtändigen Verzeichniß der Handſchriften den Anfang zu machen, damit man ſo erſt im Ganzen einen Ueberblick der noch vorhandnen Ueberbleibſel jener Litteratur erhalte, der das Studium der Sprache und Dichtkunſt der Provenzalen alsdann leiten kann.

Außer der Nationalbibliothek, iſt auch die Bibliothek des Arſenals ſehr reich in dieſem Fache, da ſie den Nachlaß des Curne de St. Palaye enthält, der ſich jedoch, ſo viel ich weiß, vorzüglich und am meiſten auf die nordfranzöſiſchen Alterthümer erſtreckt.

Doch für diesmal beſchränke ich mich auf die große Nationalbibliothek. Ich erinnere zuvor, daß da der Katalogus der modernen Litteratur nur geſchrieben iſt, natürlich in mehreren Zeiten, von unterſchiedlichen Händen und oft undeutlich; ſo könnte doch vielleicht trotz meiner Aufmerkſamkeit mir etwas entgangen ſeyn. Auch kann man leicht denken, daß bey dieſer Entſtehungsart des Katalogs, er von allem Verſehen in den Nummern kaum ganz frey ſeyn kann. So erging es mir, da ich ſorgfältig obwohl vergeblich nachſuchend, ob etwa noch außer der Maneſſiſchen Sammlung noch andre altdeutſche Gedichte vorhanden ſeyn, noch eine Nummer fand, mit der Angabe: Rhythmi Germanici antiqui. Ich erhielt die verlangte Nummer, aber es war eine croatiſche Poſtille.

Das Reſultat meiner Unterſuchung auf der Nationalbibliothek iſt folgendes:

Es wird kein einziges romantiſch epiſches Gedicht in provenzaliſcher Sprache hier gefunden, obwohl eine unermeßliche Menge in nordfranzöſiſcher.

Außer den Sammlungen lyriſcher Gedichte, den Cancioneros, findet man nur noch einige geiſtliche Gedichte und geiſtliche oder moraliſche Bücher in Proſa. Ein Pſalmbuch provenzaliſch, eine Viſion von den Tugenden und Laſtern; ein erzählendes, gereimtes Gedicht vom Leiden Chriſti; ein Breviarium d'Amor, gleichfalls alle provenzaliſch. Ein ſehr ſtarkes und ſehr deutlich geſchriebenes Manuſcript, welches die Chronik aller Heiligen enthält, bis auf Pipin und Bertha, cataloniſch; die Geſchichte des heil. Honoratus in Proſa.

Einige von dieſen Manuſcripten ſind ſo ſchlecht geſchrieben, daß einem die Sprache ſchon ſehr geläufig ſeyn mußte, um ſie leſen zu können.

Sehr ſorgfältig geſchrieben, und zum Theil auch ſchön und zierlich ſind beſonders die Liederſammlungen. Auch würde es die Benutzung nicht wenig erleichtern, daß es ihrer drey giebt, nämlich provenzaliſche; eine iſt wohl vollſtändiger als die andre, doch ſind viele Gedichte in allen drey Handſchriften zu finden, wo dann die Vergleichung der Sicherheit der Lesart ſehr zu Hülfe kommen kann. Sie ſind alle drey nach den Dichtarten eingetheilt; die Chanſos, Tenzons und Sirventes ſtehen für ſich. Die Dichter aber in jeder dieſer Gattungen, deren jede ihr eigenthümliches Sylbenmaß hat, ſind chronologiſch geordnet. Die größte Sammlung enthält eine Auswahl von 120 Dichtern; eine andre nur von 68.

Außerdem iſt auch noch ein cataloniſcher Cancionero vorhanden. Er iſt im Katalog angegeben, Charles de Vianne, ſo daß man denkt, es ſey ein epiſches Gedicht. Ein Gelegenheitsgedicht was gerade vorn ſteht, hat zu dieſem Mißverſtändniße Anlaß gegeben. Es iſt eine ſehr reichhaltige cataloniſche Liederſammlung, die außer den Gedichten des von Boscan und andern Spaniern oft erwähnten und geprieſenen Auſias March, den einzigen, die ſich auch gedruckt finden, noch mehrere andere enthält, faſt ohne Ausnahme in der Art von Stanzen, welche in Verſen von zwölf Sylben, bey einem weiblichen Abſchnitt in der Mitte, und von eilf bey einem männlichen, in jeder Hälfte des Verſes nach der Vorſchlagsſylbe einen Dactylus zu haben pflegen, die Reime aber in Strophen von acht oder zehn Zeilen auf mehr als eine Art verſchlungen; und welche von den Spaniern coplas d'arte mayor genannt werden. Sie waren in der älteren Zeit bey dieſen weit gebräuchlicher, ſo wie ich auch alte portugieſiſche Verſe der Art citirt fand, angeblich noch 150 Jahr vor Juan de Mena. Da indeſſen jene cataloniſchen Dichter dieſes Sylbenmaßes ſich, wie es ſcheint, ausſchließend bedient haben, ſo dürfte man vermuthen, daß Caſtilianer und Portugieſen es vielmehr von dieſen entlehnt haben, als umgekehrt.

Die Sprache weicht merklich von der in den provenzaliſchen Handſchriften ab, aber ſie ſchien mir faſt gar nicht verſchieden von der, welche im ſpaniſchen Cancionero, die valencianiſche genannt wird, und von der einige Proben ebenfalls in der erwähnten Versart daſelbſt aufgeführt ſind.

Sonach ſcheint es beſonders zwey Hauptdialekte dieſer älteſten romantiſchen Sprache gegeben zu haben, wenigſtens für den poetiſchen Gebrauch; den provenzaliſchen und den cataloniſchen. Die cataloniſche Poeſie aber ſcheint beträchtlich jünger als die provenzaliſche.

Die vorſtehende Notiz über die provenzaliſchen Handſchriften iſt hier unverändert ſtehen gelaſſen; theils weil ſie bey aller Unzulänglichkeit doch einiges enthält, was einem oder dem andern, in Ermangelung der größern Quellenwerke, bemerkenswerth ſeyn kann; beſonders aber, um den damahligen Stand dieſer provenzaliſchen Forſchungen zu bezeichnen, welche ſeitdem in dem Werke von A. W. Schlegel ein höheres Intereſſe und neues Licht, in dem größeren Umkreiſe der geſammten Sprachenkunde und allgemeiner Ideen, erhalten haben; nachdem Raynouard, der ſchon damahls mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt war, und meiner erſten Anfrage darüber mit freundſchaftlicher Nachweiſung entgegen kam, nun den ganzen Quellenſchatz der romaniſchen Sprache, alten Denkmahle und Dichtkunſt in ſeinem großen und reichhaltigen Werke über die Poeſie der Troubadours zuerſt wahrhaft eröffnet und allgemein zugänglich gemacht hat. Eine genauere Nachweiſung über die provenzaliſchen Handſchriften findet ſich in dem gedachten Werke: Choix des Poesies originales des Troubadours. Vol. I. p. 440. seq. und Vol. II. p. CLIV — CLXII. cfr. p. 282. seq.

Unter den hier ans Licht gezogenen poetiſchen Denkmahlen der romaniſchen Sprache, ſind nächſt den lyriſchen Gedichten, auf welche die allgemeine Aufmerkſamkeit aller Freunde der Poeſie ohnehin von jeher am meiſten gerichtet war, auch die älteſten Stücke im epiſchen Versmaaß ſehr bemerkenswerth. Denn obſchon der lehrende oder hier und da allegoriſche Inhalt dieſer Gedichte und Bruchſtücke, poetiſch genommen, nicht vorzüglich anziehend erſcheint; ſo iſt die Form deſto wichtiger, für die älteſte Epoche unſrer germaniſchen Dichtkunſt, als ein Nachhall und Abdruck ihrer metriſchen Urform im Helden-Epos. Es iſt der alte, lange, heroiſche, oft aber auch bloß in gedrängter Kürze lehrende Vers; in dem älteſten Bruchſtücke, von zehn oder eilf Sylben mit männlichem Endreime, in den etwas ſpäteren aber von zwölf bis vierzehn und hier und da noch mehr Sylben, mit einem deutlichen Abſchnitt in der Mitte. Aus ſolchen Verſen ſind dann Strophen von drey, vier oder ſechs Zeilen, mit einem und demſelben mehren Theils männlichen Endreime, gebildet. In dem älteſten dichteriſchen Bruchſtücke, von der Gefangenſchaft des Boethius, iſt derſelbe Reim noch länger, bis auf zwölf Zeilen und mehr, beybehalten und fortgeführt; dazwiſchen kommen einzeln und als Ausnahme auch unvollkommene Reime vor, nach Art der ſpaniſchen Aſſonanz, von welcher wir alſo hier in der romaniſchen Sprache ſchon den Anfang erblicken. Ueberhaupt haben dieſe Verſe eine große Ähnlichkeit mit den älteſten ſpaniſchen, in dem alten epiſchen Gedicht vom Cid, und den andern von Sanchez in den Poesias Castellanas geſammelten älteſten Denkmahlen der ſpaniſchen Poeſie und Dichterſprache. Auch mit der oben angeführten valencianiſchen und dann in altportugieſiſchen und altcaſtiliſchen Gedichten angewandten Strophe, den Coplas d'arte mayor, zeigt ſich noch die auf den gleichen Urſprung deutende Verwandtſchaft. An ein eigentlich jambiſches Sylbenmaaß, wie in dem künſtlich geregelten Alexandriner der ſpätern Zeit, und wie der Hang dazu auch in dem Nibelungen Verſe ſich ſchon merklich überwiegend zeigt, iſt in allen dieſen romaniſchen Verſen wohl noch nicht zu denken, wenigſtens bey weitem nicht überall; da vielmehr, wenn dieſe ganze Eintheilung überhaupt hier ſchon vollkommen anwendbar wäre, in den altcaſtiliſchen Gedichten wenigſtens, ſo wie in der ſpäterhin daraus hervorgegangenen ſpaniſchen Romanze, der trochäiſche Gang vorherrſchend erſcheint.

Daß nun dieſer ältere, noch weniger geregelte, heroiſch freye und großartige Alexandriner, der auch in unſerm deutſchen Nibelungen Liede bey der noch vorhandenen Bearbeitung deſſelben angewandt worden, nicht bloß aus dem Zerfallen des Hexameter entſtanden ſeyn kann, wie es einige Philologen wohl in allzu leichter Art ganz oberflächlich haben erklären wollen, zeigt ſich auf das unwiderleglichſte an eben jenen Denkmahlen der romaniſchen Poeſie. Schon das gedrängtere Maaß der Sylbenzahl gerade in den älteſten Verſen dieſer Art, ſteht damit in Widerſpruch. Beſonders aber gibt der Strophengang und der ſo oft wiederhohlte, gleiche, mehrentheils männliche Endreim, dieſem Versmaaße einen ganz andern und durchaus eigenthümlichen Charakter; und noch im Nibelungen Liede bemerken wir, ungeachtet der Reim in der Strophe nach der Regel wechſelt, dieſen ſelben Hang, immer wieder zu dem gleichen Reime zurückzukehren und durch einen ganzen Geſang im ähnlichen Tone durchzuführen. Es läßt ſich dieſe romaniſche Reimweiſe auch auf keine Weiſe von den Arabern herleiten, obwohl auch dieſe Gedichte haben, in welchen derſelbe Reim durch das Ganze ziemlich lang durchgeführt wird; da überhaupt in den Bildern und der Farbe der Sprache, nichts Arabiſches oder ſonſt der Art Orientaliſches in dieſen romaniſchen Bruchſtücken wahrgenommen wird und der ganze Ton durchaus von anderm Charakter iſt. Da nun aber die romaniſche Sprache ſelbſt ihren Urſprung daher genommen hat, daß die lateiniſchen Worte nach der eigenthümlichen germaniſchen Ausſprache und Sprachform aufgefaßt und umgewandelt wurden; beſonders nach der gothiſchen Mundart, von deren Einfluß auf jene neue Sprachbildung bey A. W. Schlegel und auch bey Reynouard im Einzelnen manche merkwürdige Beyſpiele vorkommen; und nachdem wir auch jenen epiſchen Vers der romaniſchen Sprachen, unter mannichfachen Abweichungen, im Weſentlichen aber mit geringer Verſchiedenheit überall in den Ländern vorfinden, wo die Gothen geherrſcht und den neuen Staaten und Völkern ihren Urſprung gegeben haben; nachdem auch die altdeutſchen Gedichte und epiſchen Lieder, in welchen dieſelbe Versart noch bewahrt iſt, vorzüglich der gothiſchen Heldenſage angehören; ſo dürfte die Vermuthung wohl ſehr naturlich und ganz zureichend begründet ſeyn, daß wir in jenen romaniſchen Versarten eine Nachbildung der gothiſchen Verſe und Heldenſtrophe beſitzen. Wenn wir uns die ganze Structur der gothiſchen Sprache vor Augen ſtellen, ausgebildet wie ſie beym Ulfilas erſcheint, und nun wiſſen oder erforſchen möchten, welche Geſtalt und Weiſe dieſe herrliche Sprache wohl in der Poeſie und im Sylbenmaaß gehabt und genommen haben möge; ſo iſt gleich einleuchtend, daß der kurze ſächſiſche Vers, wie er auch in den nordiſchen Liedern der Edda herrſcht und in ſeine räthſelhaft gedrängte Alliteration eingefugt, noch auf dem wunderbaren Runengeheimniß beruht, in dieſer vielſylbig entfalteten, und volltönend überall reich gegliederten und weit ausgreifenden gothiſchen Mundart nicht Statt finden konnte. Wie aber die germaniſche Sprache ſelbſt, aus Einem Stamm in zwey große Äſte oder Zweige auseinander ging, den gothiſchen und den ſächſiſchen; ſo hat es allem Anſchein nach, urſprünglich zwey heroiſche oder auch lehrend magiſche Liederarten unter den Völkern von deutſchem Stamm gegeben: das große gothiſche Versmaaß, von welchem wir die Spuren in jenen älteſten romaniſchen Bruchſtücken und in dem Nibelungen-Liede vorfinden, und das kurze ſächſiſche; von welchem wir unter den eigentlich deutſchen Denkmahlen im Ottfried wenigſtens die herrliche allemanniſche oder fränkiſche Umgeſtaltung beſitzen, die uns noch gegenwärtig das Ohr mit magiſchem Wohllaut erfüllt, ohne doch die epiſche Würde und heroiſche Größe jener andern gothiſchen Weiſe ganz zu erreichen.

3.

Ueber nordiſche Dichtkunſt.

1812.

Die leichtern Hervorbringungen der Poeſie ſind den Blumen zu vergleichen, deren jeder Frühling wieder neue mit ſich bringt, oder auch wohl den Schmetterlingen und andern geflügelten Ephemeren, welche im Umkreiſe der Blumen ſchweben, und an Sommerabenden im Glanze der Sonne ſchwimmen und ſpielen.

Eine ſcharf ſondernde, ſtreng abwägende Kritik iſt hier nicht recht anpaſſend, und ihr Maß kaum anwendbar auf dieſe leichten Erzeugniſſe eines glücklichen Augenblicks, Kinder des Frühlings und der Liebe. Was hilft es, ſich bitter darüber zu beklagen, daß die Witterung im Frühling und Sommer mancherley Ungleichheiten ausgeſetzt iſt, oder ungeduldig zu werden, wenn uns oft im Genuß eines ſchönen Tages beſchwerliche Inſecten ſtören? Ertönt doch auch in unſerm Frühling die Klage der Nachtigall und das fröhliche Lied der Lerche! Zufrieden, daß nur noch nicht aller Geſang in unſern letzten Zeiten verſtummt iſt, nehme man alſo die Gaben des deutſchen Frühlings, wie er ſie eben bietet, ohne ſich ewig nach einem glücklichern und ſüdlichern Himmel vergebens zu ſehnen. Wild wachſen liebliche Mayenblumen in unſern Wäldern, thöricht wäre es jedoch, ſich in dem Anblick und Genuß eines ſchönen kunſtreichen Gartens durch die ſtäte Erinnerung ſelbſt zu ſtören, wie doch eigentlich nicht Deutſchland, ſondern Perſien das Vaterland der Roſen iſt, wie dieſe oder jene Frucht und Blume unter dem joniſchen Himmel oder in Italiens Gefilden einheimiſch und nicht gleich urſprünglich es auch bey uns geweſen.

Die Jugend iſt der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer theuer bleiben. Aber mannigfaltig iſt der Sinn der Menſchen, nicht minder groß iſt die Zahl derjenigen, welchen das Geräuſch der Städte, und der reiche wechſelnde Glanz des geſellſchaftlichen Lebens höher gilt. Allerdings ſind hier auch mannigfaltigere, gebildetere, merkwürdigere geiſtige Kräfte rege, als in jenen kunſtloſen Spielen des unmittelbaren Gefühls. Alles iſt in dem lebhafteſten Kampf, jeder will gewinnen und genießen, den andern zuvorkommen, und vor den andern glänzen. Mit dem Gedränge und Getreibe eines Jahrmarkts könnte man dieſe zweyte Gattung der Poeſie, welche nach dem Beyfall der Geſellſchaft haſcht, und dem Geiſte der Mode dienſtbar iſt, am ſchicklichſten vergleichen; ſey es nun, daß ſie die Menge perſönlich vor ihrer Bühne verſammelt, oder bloß für die Lectüre beſtimmt, die müßigen Stunden der einzelnen Genießenden ausfüllt. Alles iſt bey einem ſolchen allgemeinen Austauſch in Leben und Bewegung, jeder will kaufen oder verkaufen. Kinder greifen nach dem erſten beſten ſüßen Naſchwerk, das ihre Blicke reizt, die Jugend meiſtens nach ſchimmerndem Putz und dem Flitterſtaat einer oberflächlichen Geiſtesbildung; neugierig drängt ſich der Haufe bald um dieſe bald um jene Bude und Bühne. Andere, beſonders die Verkaufenden, denken nicht ſo auf den Genuß, als zunächſt auf den Gewinn, Geld und Beyfall, und wie ſie die Menge täuſchen und die ſchwache Seite auch der Beſſern ergreifen und zum eignen Vortheil benutzen können. Oft ſind beyde, die Kaufenden wie die Verkaufenden gleich ſehr getäuſcht, indem die Zahlung und der Beyfall der Erſten nicht mehr wahren Werth hat, als das Naſchwerk des Herzens und der Flitterſtaat des Verſtandes, welchen die andern dafür geben.

Anziehend, merkwürdig und künſtlich genug iſt bey alle dem dieſer allgemeine geiſtige Verkehr. Die Wirkung, welche ein Schauſpiel, ein Roman auf ein beſtimmtes Publikum, oder gerade zu dieſer Zeit, und in dieſen Anſichten und Verhältniſſen machen ſoll, und machen kann, läßt ſich in einem gewiſſen Grade berechnen. Künſtliche Theorien und Syſteme, verſchieden und entgegengeſetzt, nach den verſchieden gewählten Standpunkten oder eingewurzelten Vorurtheilen, ſind darauf gebaut, und ſelbſt wieder Gegenſtand eines ähnlichen geiſtigen Treibens und Reibens, des lebhafteſten Kampfes und der allgemeinen Theilnahme geworden. Es liegt auch dieſe Art der Thätigkeit in der menſchlichen Natur; vergeblich alſo und auch thöricht würde es ſeyn, ſie unbedingt verdammen zu wollen. Zu wünſchen wäre wohl, daß auf dem poetiſchen Jahrmarkt, um in dem einmahl ergriffnen Bilde weiter zu reden, beſonders auf unſerm deutſchen, etwas mehr Ordnung und Einheit herrſchte. Ob aber dieß durch bloße Kritik erreichbar ſey, ob hier nicht eine ganz andere, moraliſche Gewalt zunächſt entſcheidend ins Mittel treten, und Ordnung hervorrufen müßte, das kann nach dem bisherigen Erfolg kaum zweifelhaft ſcheinen. Wie ſelten ſind nicht die Fälle, wo es einer durchgreifenden Kritik wirklich gelang, dem Strome der Mode Einhalt zu thun, die Täuſchungen in ihr Nichts aufzulöſen, denen jeder, wenn er auch weiß, daß er getäuſcht wird, ſich ſo gern von neuem hingiebt, um dem beſchwerlichen Ernſt der Wahrheit zu entfliehen, oder auch nur einzelne eingewurzelte Vorurtheile auszurotten.

Von dieſem Felde alſo, wo ſo leicht und ſo bald kein vollſtändig glücklicher und ſiegreicher Erfolg zu hoffen iſt, wenden wir uns lieber zu einem ungleich weniger betretenen Gebiete. Außer jener Poeſie des Frühlings und des Augenblicks; dann jener zweyten, welche der Mode dient und in der Sphäre des höhern geſellſchaftlichen Lebens ihr Weſen treibt, giebt es noch eine andere, älter als jene beyden. Es iſt die Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſelbſt, oder die Sage und Heldendichtung, welche nicht bloß in dem Gebiete der Kunſt eingeſchloſſen iſt, ſondern eben ſo ſehr der Geſchichte, und zwar der Urgeſchichte des Menſchen und der Natur angehört. Im Gegenſatz der abgeleiteten Kanäle jener künſtlich conventionellen, auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Erſcheinungen gerichteten Poeſie, könnte man ſie einer reinen und ſtarken Felſenquelle vergleichen;

in Rückſicht aber auf den äußern Reiz und die ſinnliche Fülle, den Blätterſchmuck und Blüthenglanz derjenigen Poeſie, welche unmittelbar aus dem Gefühl des jugendlichen Lebens und der Liebe hervorgeht, mit jenen rauhen ehrwürdigen Urgebirgen, welche den einſamen Wanderer mit Erſtaunen und Nachdenken erfüllen, und unter die Rieſengeſtalten der Vorzeit verſetzen.

Hier iſt die Kritik, die aber wie ſich verſteht, faſt durchaus Geſchichte ſeyn muß, ganz an ihrer Stelle und wahrhaft fruchtbar. Nicht um die großen Werke der Natur nach einem willkührlichen Maaß, oder oft allzuleichtem und vergänglichem Gewicht zu würdigen, ſondern ſie zu deuten, zu erklären, ihnen ihre wahre Stelle anzuweiſen, und ſie allgemeiner verſtändlich zu machen. Mit dem Geſchäft des Bergmannes iſt die Erforſchung und Erklärung dieſer alten Denkmahle der Sage zu vergleichen; des Bergmannes, der die Natur in ihren Tiefen beobachtet und für die andern deutet. Hier unten wurzeln und ſchlummern verborgen jene Kräfte und Metalle, das Gold und das Eiſen, welche an die Oberfläche hervorgebracht, alles in Umlauf und Bewegung ſetzen, die Fluren mit dem Seegen der Fruchtbarkeit ſchmücken, oder Felder und Ströme mit Blut färben; hier ruhen verſchloſſen die erquickendſten Heilkräfte und die tödtlichſten Gifte, unſcheinbare Stoffe ferner, aus denen durch geringe Kunſt die üppigſte Mannigfaltigkeit der glänzendſten Farbenſpiele ſich entwickeln läßt; manches andere Geheimnißvolle, alles zerſtreut und begraben unter den Ruinen einer verſunkenen Rieſenwelt.

In einer ſolchen Stimmung muß man ſich den alten Denkmahlen der Heldenſage nahen, um ſie zu faſſen und zu deuten. Betrachtungen dieſer Art, wenigſtens ſo weit als das Gebiet der vaterländiſchen Dichtkunſt ſich erſtreckt, möchten wir wohl verſuchen, hier mitzutheilen. Es iſt uns dabey vorzüglich nur darum zu thun, das gediegene Metall der alten Poeſie zu Tage zu fördern. Solche die ſich ein Geſchäft daraus machen, es vielfach umzuſchmelzen, mit irgend einem mehr oder minder allgemein geltenden oder bloß willkührlichen Stempel zu verſehen und in kleinen Portionen in Umlauf zu bringen, finden ſich ohnehin ſchon genug. Seit Leibnitz und Eccard hat die Kenntniß der deutſchen Sprache, ſeit Klopſtock und Bodmer auch die der altdeutſchen Dichtkunſt immerfort manchen Zuwachs erhalten. Beſonders aber iſt ſeit den letztern zehn oder zwölf Jahren, wie das Gefühl des Vaterlandes überhaupt von neuem erweckt und aufgeregt, ſo auch die Liebe zu unſern alten vaterländiſchen Dichtern ſichtbar allgemeiner und lebhafter geworden. Indeſſen fehlt noch ſehr viel, daß die altdeutſche Litteratur ſchon vollſtändig bekannt wäre, was auch nach ihrem großen Umfange ſelbſt bey beſſern Hülfsmitteln und zahlreichern Vorarbeiten nicht leicht ſeyn würde. Es umfaßt dieſelbe, ſelbſt wenn man die altſächſiſchen Denkmahle ausſchließt, und nur die Werke in hochdeutſcher Sprache ſeit Ottfried dahin rechnet, und dann die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, oder den weſtphäliſchen Frieden als die Gränze und Scheidewand zwiſchen dem alten und dem neuen Deutſchland auch in der Litteratur annimmt, einen Zeitraum von beynahe acht Jahrhunderten von 870 bis 1650. Viele Veränderungen, mehr als eine Ebbe und Fluth, manche gänzliche Umgeſtaltung durchlebte der deutſche Geiſt in dieſem langen Zeitraume, und mehrere Regionen in dem weiten Gebieth ſeiner ehemahligen Wirkſamkeit ſind noch ganz unbekannt und gleichſam unentdeckte Länder. Selbſt für die Poeſie, auf welche ſich die Neigung der Forſcher und der Nation bis jetzt vorzüglich gerichtet hat, iſt vieles übrig, wo man noch weiter zurückgehen, noch tiefer aus der Quelle ſchöpfen muß, wenn deutſche Kunſt und Art, wie ſie von Alters her war, ganz richtig verſtanden, und wie ſie noch jetzt ſeyn kann, von neuem belebt und erweckt werden ſoll.

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germaniſchen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht bloß der Hang zur Freyheit, ſondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerſt entſprungen ſind, iſt ſchon in der nordiſchen Götterlehre und Edda einheimiſch. So viel auch der Einfluß des Chriſtenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es iſt viel von jener alten Denkart und Gefühlsweiſe, wenn gleich in neuer verwandelter Geſtalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieſer Grundton gleichſam wie die nordiſche Ader hindurch, und noch ſchlagen dieſe Gefühle in den Herzen aller Völker deutſcher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutſchen und Sachſen mit den ſkandinaviſchen Völkern gemein; beyde Nationen finden ſich nach ſo langer Abſonderung doch noch verwandt, und waren urſprünglich Ein Volk. Um ſo weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen ſcheinen, wenn wir die deutſche Poeſie bis zurück zu ihrer nordiſchen Quelle, der Edda, verfolgen möchten. Anders iſt es freylich mit den Celten und ihren Sagen oder Denkmahlen, die uns allerdings fremder erſcheinen und bleiben. Wenn aber auch der Geſchichtsforſcher überall Urſache findet, celtiſche und gaeliſche Stämme, Sitten und Einrichtungen von den germaniſchen ſorgfältig zu unterſcheiden, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſe beyden allerdings in ihrem Urſprung ganz verſchiedenen Nationen, vieles von einander angenommen, daß die freyen nordiſchen Völker des neuern Europa überhaupt manche Eigenſchaften und Anſichten mit einander gemein hatten, daß ſie in mancher beſondern den Alten fremden Gefühlsweiſe, auch noch vor der nähern Verbindung, welche das Chriſtenthum herbey führte, urſprünglich zuſammen ſtimmten. Die allgemeine Aufnahme, welche Oſſian in den meiſten Ländern Europa's gefunden hat, die ganz beſondere Liebe, mit welcher man ihn in Deutſchland ſich angeeignet hat, kann dieß beſtätigen. Wie oft hat man nicht die ſentimentale Schwermuth des ſchottiſchen Barden, als die eigenthümliche noch aus der freyen Vorzeit herſtammende Gefühls- und Darſtellungsweiſe der neuern Europäer, der klaren und heitern Darſtellung des Homer und anderer Alten entgegen geſtellt!

So viel Unrichtiges auch in dieſe Gegeneinanderſtellungen eingemiſcht worden ſeyn mag, ſo wenig wir auch in die Lobpreiſungen der ausſchließenden Bewunderer

Oſſians ganz einſtimmen können, ſo iſt doch die Erſcheinung ſchon durch die Wirkungen, welche ſie gehabt hat, merkwürdig genug. Nachdem Macpherſons unächter und falſcher Oſſian die Welt ſo lange beſchäftigt hat, und über deſſen poetiſchen Werth oder Unwerth ſo viel iſt geſtritten worden, mag es nicht überflüßig ſcheinen, über den wahren und ächten Oſſian, den man uns jetzt verheißt und darbietet, einige Bemerkungen mitzutheilen, wobey wir vor allem nur ſuchen werden, erſt hiſtoriſch einen feſten Grund und Boden für die ganze Erſcheinung zu gewinnen. Die Sage gehört ja überhaupt nur zur Hälfte der Dichtkunſt, dann aber auch der Geſchichte an. Beyde Elemente laſſen ſich nicht eigentlich ſcheiden, und ſelbſt für den poetiſchen Werth und Genuß alter Heldengedichte iſt es vor allem wichtig, ſich nur erſt hiſtoriſch klar zu machen, an welcher Stelle ſie in den Zeiten ſtehen, in welchem oft beſchränkten Völkerraume ihre Begebenheiten ſpielen, kurz ſich ganz in die Welt zu verſetzen, der ſie angehören und aus welcher ſie entſtanden ſind.

Nachdem der letzte verzweifelte Verſuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den brittiſchen Thron, welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, wieder zu erobern, im Jahre 1746 mißlungen war, fand die Regierung nothwendig, um ſolchen Verſuchen für die Zukunft vorzubeugen, manches in den alten Einrichtungen der Schotten zu ändern, und das bis dahin in ſeinen Sitten und Gebräuchen durchaus eigenthümliche und ſelbſtſtändige Land immer mehr an England zu binden, um die gewiſſermaſen erſt wieder eroberte Provinz mit dem

Hauptlande des ganzen Reichs möglichſt zu verſchmelzen. Doch iſt bis auf die neueſte Zeit eine fühlbare und auch in den Werken des Geiſtes und der Fantaſie bemerkliche Verſchiedenheit zwiſchen der Sinnesart beyder Völker geblieben. Der gewaltſam zurückgedrängte Patriotismus der Schotten mochte, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſeit jener Kataſtrophe mit deſto heißerer Liebe ſich zurückwenden zu den alten National-Erinnerungen und Sagen ſeines ehemaligen Lebens und alten Ruhms. Dieſe Stimmung hat mit beygetragen zu der aufmerkſamern Sammlung und Bekanntmachung der gaeliſchen Bardenlieder, und noch mehr vielleicht zu der Liebe und Begeiſterung, mit welcher ſie zunächſt in ihrem Mutterlande aufgenommen wurden. Bald theilte auch faſt das ganze übrige Europa dieſelbe Begeiſterung, ſo wunderbar entſprach die neue nordiſche Erſcheinung dem allgemeinen Gefühl und poetiſchem Bedürfniß des Zeitalters.

Nachdem man aus dem erſten Rauſche der Bewunderung etwas zur kältern Beſonnenheit zurückgekehrt war, fingen ſich an vielerley Zweifel gegen die Ächtheit des Oſſian beſonders in England ſelbſt zu erheben. Sobald man nur die Gedichte des ſchottiſchen Barden in der gaeliſchen Urſprache näher unterſuchte, ward allgemein anerkannt und von allen Seiten beſtätigt, daß Macpherſon mit den alten Liedern äußerſt willkührlich, nachläſſig, und überdem noch unredlich verfahren ſey. Endlich erſchienen die Oſſianiſchen Gedichte vollſtändig in der Urſprache zu London 1807 in drey Bänden, und nachdem bey uns ausgezeichnete Gelehrte und mehr als ein vortrefflicher Dichter, Denis, Herder, Goethe, Stollberg, den von Macpherſon bearbeiteten und vielfach verfälſchten Oſſian in deutſcher Sprache übertragen oder frey nachgebildet hatten, beſitzen wir nun auch durch Ahlwardt eine mit gewiſſenhafter Treue nach dem gaeliſchen Original ſelbſt gebildete Ueberſetzung. (Die Gedichte Oſſians aus dem Gaeliſchen im Sylbenmaße des Originals von Ch. W. Ahlwardt, Leipzig bey Göſchen 1811; drey Bände in 8.) nach welcher ſich jetzt zum erſtenmale ein feſter Standpunkt und ein haltbares Urtheil über die ganze Sache gewinnen läßt.

Zwar werden in England auch gegen die Aechtheit dieſes gaeliſchen Oſſian noch ſehr viele und ſtarke Zweifel erhoben. Doch iſt die unbedingte Geringſchätzung und Herabſetzung, mit welcher die brittiſchen Gelehrten ſeit der Erregung jenes Streites auf den Oſſian herabſehen, wohl nicht ganz frey von dem Einfluß des ihnen natürlichen eigenthümlichen Vorurtheiles gegen den Lieblingsgegenſtand des ſchottiſchen National-Gefühls. Wenigſtens muß ich darin dem deutſchen Ueberſetzer beyſtimmen, daß wenn es auch nicht hiſtoriſch erwieſen wäre, daß viele der Oſſianiſchen Lieder ſeit geraumer Zeit von den Barden im Hochlande abgeſungen wurden, ſchon eine innere Unwahrſcheinlichkeit, die faſt an Unmöglichkeit gränzt, dagegen entſcheiden würde, daß Macpherſon und ſeine etwanigen ſchottiſchen Gehülfen den ganzen Oſſian als eignes Machwerk durchaus untergeſchoben, ſelbſt erfunden, und allein fabrizirt haben können; wie es der Skepticismus, oder der Partheygeiſt einiger engländiſchen Gelehrten zu behaupten weit genug gegangen iſt.

Doch ſo viel muß zugegeben werden, über das Zeitalter, welchem die oſſianiſchen Gedichte, vorausgeſetzt daß wenigſtens Einiges darin ächt und alt ſey, angehören, iſt erſt jetzt, da wir den gaeliſchen Oſſian vor uns haben, möglich, etwas zu beſtimmen. Alle Vermuthungen und Unterſuchungen über Oſſians Zeitalter, bey welchen die Macpherſon'ſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt war, ſind als nicht vorhanden zu betrachten; denn aus mißverſtandenem Patriotismus hat ſich Macpherſon, um die Gedichte recht alt zu machen, und in die Römer-Zeit hinaufzuſchieben, ſogar erlaubt, den Text zu verfälſchen. Ein merkwürdiges Beyſpiel davon führt der deutſche Ueberſetzer (Th. III S. 9. und 47.) an. In dem Gedichte Carthonn wird ein Gegner des Fionnghal, vermuthlich irgend ein Heerführer oder kleiner Fürſt auf den Hebriden, oder am Carunn, „der Schildburg Fürſt“ genannt. Jeder einigermaßen mächtige Häuptling, fügt der Ueberſetzer hinzu, heißt bey Oſſian ein „König der Schilde.“ Daraus hat nun Macpherſon einen „König der Welt“ gemacht, und es auf den weltbeherrſchenden Cäſar Roms gedeutet. Hat der Leſer einmal auf Glauben angenommen, daß ſich dieſer in den oſſianiſchen Gedichten finde, ſo iſt es dann leicht den Caracul, einen Fürſten am Carunn, in den römiſchen Caracalla zu verwandeln, und noch manche andere ähnliche Umdeutungen und Mißdeutungen herauszukünſteln. Alle dieſe, ſo wie jede den Oſſian in die Römerzeit hinaufrückende Hypotheſe, findet der Ueberſetzer durchaus unſtatthaft, und kann ſich nicht ſtark genug dagegen erklären. Ob es nun abſichtliche Verfälſchung bey Macpherſon war, oder ob er bloß aus Verblendung für die einmal angenommene Lieblings-Hypotheſe, bey einer wie man jetzt allgemein behauptet, nicht vollkommen gründlichen Kenntniß der gaeliſchen Sprache, falſch verſtand und unrichtig überſetzte, das iſt wenigſtens für das hiſtoriſche Reſultat gleichgültig.

Genug, es ward durch dieſen Einen Grundirrthum, daß man die Oſſianiſchen Gedichte in die Römerzeit hinauf ſetzte, der ganze Standpunkt durchaus verrückt, und alles erſchien von nun an in einem ganz irrigen Lichte. Sobald aber dieſe Täuſchung wieder weggeräumt iſt, ſo dünkt mich, man könnte aus den Gedichten ſelbſt, ohne ſolche vorgefaßte Meinung betrachtet, im allgemeinen auf die Sphäre und die Zeit ſchließen, welcher ſie angehören.

Die wichtigſte Handlung, welche in den oſſianiſchen Gedichten dargeſtellt wird, und die am meiſten ein hiſtoriſches Gepräge hat, iſt die, welche den Inhalt des Fingal ausmacht. Als die größte, oder doch als eine der größten Thaten des ſchottiſchen Helden, wird hier ausführlich dargeſtellt; wie er Eirinn oder Irland gegen den Angriff des mächtigen König Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet habe. Dieſe That liegt an ſich ganz in den Gränzen der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geſchildert, was auch ſchon daraus erhellt, daß es für eine ſo große und ruhmwürdige Heldenthat galt und beſungen ward, gegen die Macht von Lochlin ſich mit Glück nur vertheidigt und ihren Angriff zurückgeſchlagen zu haben. Dieſes nun, das Land und Reich Lochlin, und deſſen Verhältniß zu den Küſten Schottlands und Irlands hiſtoriſch zu beſtimmen, iſt der Punkt auf welchen alles ankommt. Lochlin ſey entweder Jutland oder Norwegen, ſagen die Commentatoren; der Ueberſetzer entſcheidet nicht zwiſchen dieſen beyden Auslegungen. Es werden allerdings auch manche Fahrten und Abentheuer an den ſchottiſchen und irländiſchen Küſten-Ländern und den dazwiſchen liegenden Inſeln von jütiſchen und däniſchen Helden und Seekönigen erzählt. Indeſſen ſcheinen alle Lokal-Bezeichnungen in dem Gedichte ſelbſt mehr auf Norwegen als auf Jütland zu zielen. Lochlin wird als ein waldiges ſchneebedecktes Felſenland geſchildert, welches ſelbſt gegen das nordweſtliche Schottland rauher und nördlicher erſcheint. Noch entſcheidender iſt der Umſtand, daß die ſchettländiſchen und die orkadiſchen Inſeln, in den oſſianiſchen Gedichten, den König von Lochlin für ihr Oberhaupt anerkennen. Dieß führt uns auf die beſtimmte Epoche des Königs Harald Haarfagre. Dieſer Gewalthaber vereinigte zuerſt Norwegen zu einem Reiche, und verbreitete nach deſſen völliger Bezwingung im Jahre 875. ſeine Eroberungen ſo weit umher, daß dieſe von ihm im äußerſten, dem übrigen Europa faſt unbekannten Norden geſtiftete Herrſchaft, beynahe ſo groß und ſo übermächtig erſcheint, wie in dem mittlern und bekanntern Europa, Karls und ſeiner Vorfahren und Nachkommen Frankenreich. Die vor der Alleinherrſchaft fliehenden Normänner, welche auch Island, dieſes vielbeſungene Thule und ferne Eyland, den Hauptſitz der nordiſchen Dichtkunſt, zuerſt oder doch von neuem bevölkerten, und von dort in der Folge wahrſcheinlich das feſte Land des nördlichen Amerika entdeckten, beſetzten die genannten Schottland umgebenden von Norwegen weſtlich gelegenen Inſeln, und thaten von da aus manche Streifzüge nach Norwegen ſelbſt. Dieß veranlaßte den mächtigen König, ihnen bis in ihre Schlupfwinkel zu folgen, und jene Eylande zu erobern. Was ſich nun auch noch vor Schwierigkeiten ergeben mögen, um die Hauptbegebenheit des Fingal bis auf das Jahr hiſtoriſch genau zu beſtimmen, und die im Allgemeinen leicht begreiflichen Widerſprüche zwiſchen Liedern, die Jahrhunderte lang vielleicht bloß durch den mündlichen Geſang der Barden überliefert und erhalten wurden, und der beglaubigten, obwohl in manchem Stücke auch noch dunkeln Geſchichte zu löſen, ſo viel bleibt in jedem Falle gewiß: Lochlin iſt Norwegen und die Oſſianiſchen Gedichte gehören in das Zeitalter der Normannen. Dieß bleibt feſt, geſetzt daß ſich auch bey genauerer Sichtung eines ziemlich verwickelten Gegenſtandes, einige Scheingründe auffinden ließen, Fingals Thaten zwar wohl in die normänniſche Zeit, aber doch etwas vor Harald Haarfagre anzuſetzen, und Lochlin auf jütiſche und däniſche Seefahrer zu deuten, was mir nicht wahrſcheinlich iſt; denn auf keinen Fall könnte es einen großen Unterſchied betreffen.

Die ältere ſchottiſche Geſchichte zerfällt nach dem neueſten und anerkannt gelehrteſten Erforſcher der daſigen Alterthümer (Chalmers Caledonia. IV. Vol. 4to. 1807) in folgende Hauptperioden. Die erſte iſt die römiſche vom Jahr 80 — 446. Dieſe gehört nicht hierher, denn ſo alt ſind Oſſians Gedichte auf keinen Fall. Dann folgt das Zeitalter der Picten, von 446 — 843. Die Picten waren, wie Chalmers gegen Macpherſon und andere behauptet und beweiſt, nicht von teutoniſchem, ſondern von cambrobrittiſchem Stamme, alſo verwandt mit den celtiſchen Bewohnern von Wales und der franzöſiſchen Bretagne. Die dritte Periode endlich iſt die der Schotten. Irland war das urſprüngliche Vaterland dieſes Stammes, von welchem eine Kolonie ſich in Argyle, Fingal's und Oſſian's Wohnſitze, niederließ. Die Oſſianiſchen Gedichte, beſonders die Haupthandlung des Fingal fallen, wie der Ueberſetzer ſagt, in eine Periode, wo Schottland und Irland, Gaeliſch Alba und Eirinn, von „Einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt war;" alſo nicht etwa in die letzte Zeit der Pictiſchen, ſondern durchaus in die ſchottiſche Periode, welche ſich nach Chalmers von 843 bis 1097 erſtreckt. Von da beginnt die vierte Periode, welche der Verfaſſer die ſchottiſch-ſächſiſche nennt, wo der Einfluß der Sachſen und ihrer Kolonien in Schottland ſeinen Anfang nahm, und ſächſiſche Sitte, Verfaſſung und Sprache allmählig die Oberhand behielt.

Fingals und Oſſians Thaten und Geſänge gehören in das Zeitalter der Normannen; damit wird mit einemmahle vieles klar und leicht begreiflich, was bisher dunkel erſchien, und ein Gefühl unauflöslicher Schwierigkei erregte. Zuerſt das gänzliche Stillſchweigen und Nicht Erwähnen des ganzen ſüdlichen Theils der großen britt ſchen Inſel. Die damals in England herrſchenden Sach ſen hatten genug zu ſchaffen, ſich ſelbſt gegen die Ein fälle der Dänen zu ſchützen, ſo daß ſie wohl gar nicht d ran denken konnten, Schottland erobern zu wollen, o deſſen Bewohner auch nur zu beunruhigen. Beyde N tionen waren ohnedem durch die Religion völlig getrenn die Sachſen in England waren Chriſten, in Schottla iſt das Chriſtenthum ſchon von jenem Zeitraum an wohl auch verbreitet worden, aber nur allmählig und ohne ſogleich zur allgemeinen Herrſchaft zu gelangen. In den entferntern Gegenden und Gebirgen gab es noch manche Einwohner und Herrſcher vom alten Stamme, die vom Chriſtenthum entweder wirklich keine Kunde hatten, oder auch nicht haben und annehmen wollten. Die Inſtitute der Druiden dagegen waren unſtreitig zu dieſer Zeit ſchon erloſchen. So erklärt es ſich, daß in dieſen Gedichten keine einzige deutliche Erwähnung derſelben ſich findet; wie überhaupt die dem Oſſian eigenthümliche Götterlehre, oder vielmehr der gänzliche Mangel einer ſolchen. Ein Mangel, der wohl nicht wenig beygetragen hat, dieſe Gedichte dem in ähnlicher unbeſtimmten Mitte ſchwebenden, von rohem Aberglauben ziemlich befreyten, zum geiſtigen Glauben nicht vollſtändig durchgedrungenen Zeitalter zu empfehlen und angenehm zu machen. Oſſian iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch nur der letzte ſchwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre. Außer denen im Nebel und auf Wolken erſcheinenden Geiſtern der verſtorbenen Helden, kennt Oſſian keine Gottheit, und nennt keine mit Nahmen als den Loduinn, welcher aber nicht in Schottland und Irland, nicht in Alba und Eirinn, ſondern in der Fremde, in Lochlin verehrt ward, und welchen alle Erklärer einmüthig auf den in Skandinavien noch bis in ſo ſpäte Zeiten verehrten und vergötterten Odin deuten. Es iſt, als ob das unglückliche erſterbende Volk, deſſen letzte Klageläute wir im Oſſian vernehmen, gar keine eigne Götter mehr gehabt hätte, nur mit Sehnſucht hinſchauend nach den herrlichen Helden und Göttergeſtalten des glücklicheren ſkandinaviſchen Nordens. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch die Normannen der Dienſt des Odin auf den orkadiſchen und ſchettländiſchen Inſeln bekannt geworden, und aus der häufigen Erwähnung in den Oſſianiſchen Gedichten möchte man faſt auf eine gewiſſe Vorliebe und beſondere Verehrung des ſkandinaviſchen Gottes, wenigſtens bey dieſem einzelnen Heldenſtamme ſchließen. Fingals Geſchlecht war durch die ſteten Abentheuer und Seefahrten, in vielfache Berührung und Verbindung mit dem der ſkandinaviſchen Könige gekommen; nicht bloß in feindlichem Kampfe, auch beym Mahle der Gaſtfreundſchaft, und durch die Bande der Liebe hatten ſie einander kennen lernen, und waren ſelbſt durch Heyrath noch von Trenmor, dem Ahnherrn des Stammes her, verknüpft und verwandt.

„Lochlins Fürſt! ſprach Fingal des Siegs,
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unſern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiſete froh ſie das Horn.“

Durch dieſen bald kriegeriſchen, bald gaſtfreundlichen Verkehr mit den ſkandinaviſchen Helden, Lochlins Beherrſchern, war denn auch die Kunde vom Odin an Oſſian gekommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß bey ſo vielen Beziehungen auf Skandinavien, der nicht bloß in Sagen und Geſängen, ſondern auch in kühnen Thaten und Abentheuern ſich bewährende poetiſche Geiſt der Normannen, wenigſtens mittelbar einigen Antheil an der Erweckung der gaeliſchen Geſänge, und einigen Einfluß auf die Fantaſie der ſchottiſchen Barden gehabt habe, ſo verſchieden auch hier gaeliſche und ſkandinaviſche, wie überall celtiſche und deutſche Geſanges- und Sinnesart blieb.

Der neue Aufſchwung, welchen der Geiſt der Normannen ſeit Harald Haarfagre, wie im Frankenreich und im eigentlichen Deutſchland ſeit Karl dem Großen die Fantaſie der ſüdlicheren Abendländer nahm, hat überhaupt vielfältig auf die Entwicklung der Sage und Dichtkunſt gewirkt. Im Norden ſelbſt wurden, vorzüglich in Island, von den dahin geflohenen Normannen die Sagen vom Odin und die Geſänge der Edda jetzt von neuem erweckt und erneuert, ja auch nachdem das Chriſtenthum bis zu dem äußerſten Thule gelangte, vielleicht nur deſto eifriger erweitert und geſammelt. Diejenigen Normannen, welche ſich an Frankreichs fruchtbarer Küſte niederließen, verlernten mit der Annahme des chriſtlichen Glaubens, bald auch die Sprache ihrer Väter. Aber der aus dem Norden mitgebrachte kühne romantiſche Geiſt, blieb ihnen noch mehrere Jahrhunderte hindurch eigen. Sie haben wahrſcheinlich, wenn nicht zuerſt, doch vorzüglich, die Thaten Karls des Großen und ſeines biedern Roland in ein Gedicht verwandelt; ſie waren es, die nach England unter Wilhelm dem Eroberer das Rolands-Lied brachten, und auch an der Poeſie der Kreuzzüge haben ſie durch That und Geſang einen großen und weſentlichen Antheil gehabt.

Gehören nun die Thaten Fingals und die Geſänge Oſſians, wenn wir ihnen das höchſte Alter zugeſtehen, was ſie nur immer haben können, und ſie unmittelbar auf die Thaten folgen laſſen, in dieſes Zeitalter, an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung; ſo iſt es bemerkenswerth, daß ihre Entſtehung oder erſte Veranlaſſung ungefähr gleichzeitig geweſen iſt mit noch mehreren andern großen poetiſchen Erſcheinungen. Es fällt die ſchon erwähnte Ausbildung der Edda, ſo wie wir ſie jetzt noch haben, in Island gleichfalls in dieſe Zeit, in der auch Karls und Rolands Thaten ſchon den Stoff zu Liedern gegeben. Ungefähr zur ſelbigen Zeit ſammelte im Morgenlande Ferduſi die Sagen von den großen Königen und Rittern des alten Perſiens in ſeinem unſterblichen Heldenbuche; nicht viel ſpäter vollführte der ſpaniſche Cid ſeine Thaten, die gleich nachdem ſie geſchehen, in Heldengedichten erzählt, ſpäter in vielen anmuthigen Liedern beſungen wurden; und in unſerm Deutſchland war das Lied der Nibelungen, die Sage vom Attila, und von ſeiner letzten Hochzeit, dem burgundiſchen Unglück, von den fränkiſchen und gothiſchen Helden, wo auch noch nicht in hochdeutſcher, ſo doch gewiß ſchon in ſächſiſcher Sprache vorhanden.

Alles dieß fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die „Finſterniß des Mittelalters" zu nennen pflegt. Wohl mag in Rückſicht auf das iſolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten ſo allgemeinen und ſo lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rückſicht auf die nicht mehr ſo allgemein verbreitete Gemeinſchaft der Geiſtesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geſchäfte des Tages noch bey weitem nicht mit der Geſchicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menſchheit, mit der Nacht verglichen werden; aber eine ſternenhelle Nacht war es! Jetzt ſcheint es, befinden wir uns noch in einem verworrnen und trüben Mittelzuſtande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, ſind erblaßt, und größtentheils ſchon verſchwunden, aber noch iſt der Tag nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmal die bevorſtehende Erſcheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückſeligkeit verkündigt. Der Erfolg indeſſen hat die übereilte Verheißung keinesweges beſtätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden iſt, um zu hoffen, daß ſie bald in Erfüllung gehen ſoll, ſo iſt es wohl nur die empfindliche Kälte, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.

Bey dieſer Betrachtung der Oſſianiſchen Gedichte bin ich durchgehends von dem Grundſatz ausgegangen, ihnen das höchſt mögliche Alter, die größte relative Ächtheit zuzugeſtehen, welche ihnen nur irgend beygelegt werden, und mit der hiſtoriſchen Wahrheit beſtehen kann. Bis das Gegentheil etwa durch andere äußere Gründe erwieſen wird, ſtreitet auch in der That keine innere Wahrſcheinlichkeit dagegen, daß ein ſolcher Heldenſtamm Fingals an der nordweſtlichen Küſte Schottlands im neunten und zehnten Jahrhundert geſchichtlich exiſtirt, daß es einen Oſſian wirklich gegeben habe, der als Barde und Held ſeine eignen und die Thaten ſeines Geſchlechts ſelbſt beſungen. Wenn dieſe ſtets wiederkehrende wehmüthige Erinnerung an die abgeſchiedenen Vorfahren, die in einer beſſern Vorzeit lebten, wenn die Klage um den zu früh verſtorbenen Oscar durch die häufigen Wiederhohlungen auch einförmig und ermüdend werden, ſo bildet unläugbar die Verflechtung der Perſon des Sängers in die Geſchichte ſelbſt einen ſehr glücklichen poetiſchen Mittelpunkt für das Ganze, und trägt viel zu dem Intereſſe bey, welches daſſelbe vielen Hörern und Leſern ſo anziehend gemacht hat. Aber eben weil dieſer Umſtand ſo vortheilhaft und günſtig iſt, ſo mag wohl mancher nachfolgende Barde die einmal gegebene Form benutzt und in Oſſians Perſon weiter gedichtet und geſungen haben. Daß es urſprünglich lauter einzelne Lieder und Romanzen waren, daß die oft ſehr gezwungen herbeygeführte Einſchachtelung ſo vieler Epiſoden und die oft ziemlich verworrne Verknüpfung derſelben einer ſpätern überarbeitenden Hand angehören, wird denen als wahrſcheinlich einleuchten, welche der Entſtehungs- und Fortpflanzungsweiſe alter Gedichte bey andern Völkern nachgeforſcht haben. Auch ohne dieſe künſtliche und oft dennoch verworrne Verknüpfung, bilden die Oſſianiſchen Lieder noch ein Ganzes, durch den gemeinſchaftlichen hiſtoriſchen Inhalt, da ſie doch alle auf die Geſchichten, Abentheuer und Thaten der Familie Fingal ſich beziehen. In Rückſicht auf dieſen hiſtoriſchen Inhalt, ſo wie auf ihre Würde und Gültigkeit konnte man die ſämmtlichen Lieder in drey Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe bilden diejenigen Lieder, welche die hiſtoriſche Haupthandlung, Irlands Befreyung von dem Angriff der Normannen durch Fingal darſtellen und betreffen. Dieſe ſind wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.

In die zweyte Claſſe gehören die älteren, jener Haupthandlung vorangehenden Abentheuer und Fahrten nach

Norwegen, und dann die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes Temora ausmacht. So wenig auch hier eine innere hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit gegen das Ganze ſtreitet, ſo kann es doch auch leicht geſchehen ſeyn, daß von dieſen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, bloß hinzugedichtet worden; nicht bloß das ſpätere, ſondern auch älteres. In der Poeſie ſind die Väter oft jünger als ihre Söhne; iſt eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmahl gegeben und im Geſange beliebt geworden, ſo werden ihm von ſpätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugeſellt, und es wird an dem erſten Gedichte immer weiter fortgedichtet. Derſelbe ſich an das Gegebene anſchließende und nachahmende Bildungstrieb, der ſich in Zeiten der künſtlichen Poeſie durch die Nachbildung aller Formen und Manieren äußert, wirft ſich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter auswickelnd und fortſpinnend, oft noch lange nachdem der urſprüngliche Geiſt verflogen, die erſte Kraft ſchon erloſchen iſt. In die letzte Klaſſe der Oſſianiſchen Gedichte gehören wohl alle die übrigen einzelnen Abentheuer, beſonders die als Epiſoden ſo häufig eingeflochtenen tragiſchen Liebes- und Mordgeſchichten. Dieſe letzten haben ſchon eine ziemlich ſtarke Ähnlichkeit mit den ſpätern ſeit Percy ſo häufig geſammelten ſchottiſchen Balladen, die meiſtens auch eine blutige Kataſtrophe lieben. Nur herrſcht in dieſen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen ſich einzeln, obwohl der düſtere Nationalgeſchmack noch derſelbe iſt, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der chriſtlichen Ritterſitten. Wir wenden uns jetzt noch mit einigen Worten zur Edda, auf welche uns ſelbſt die Betrachtung des Oſſian einigemal hinführte, und die gegenwärtig in Dänemark lebhafter als jemals, die Forſcher und Dichter beſchäftigt und für die uns jetzt auch in Deutſchland, von Gräter, von der Hagen, Grimm, mancher ergänzende Nachtrag, und manche erhellende Bearbeitung angekündigt und zum Theil ſchon geliefert worden.

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unſerer nordiſchen Vorwelt neben den höchſten Urkunden alter Poeſie der ſüdlichen Völker eine Stelle verdient, ſo iſt es nebſt dem deutſchen Nibelungen Liede wohl die isländiſche Edda. Jene geiſtigere Naturverehrung, welche den ſinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, ſtrömt hier in unſerer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weiſſagenden Geſängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geſchlechter von Dichtern mit dem heilſamen Trank und Labſal wahrhafter Begeiſterung zu verſorgen. Man könnte dieſe geiſtige Naturverehrung, die ſich obwohl mit üppigern ſüdlicheren Farben auch in dem perſiſchen Zendaveſta mit mancher auffallenden Übereinſtimmung wiederfindet, im Gegenſatz der leichtern, und bey aller Schönheit der äußern Form im innerſten Grunde doch eigentlich materiellen griechiſchen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, ernſte und ſtrenge Heidenthum nennen; daſſelbe, welches auch unſere germaniſchen Vorfahren beſeelte.

Eben ſo weit als das Homeriſche Weltgemählde an Klarheit der Darſtellung, und an Reichthum und heitterer Fülle des Lebens, die Nebelwelt und Schattengeſtalten des Oſſian übertrifft, eben ſo hoch iſt auch die nordiſche Edda über den Heſiodus erhaben. Oder mit andern Worten, in Rückſicht auf die kunſtvolle und geiſtreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern ſinnlichen Geſtaltung und Form kann keine andere Mythologie, Poeſie und Kunſt mit der griechiſchen verglichen werden. Was aber die innere Natur-Anſicht, den eigentlichen Grundgedanken der griechiſchen Götterlehre betrifft, ſo muß dieſelbe hierin dem perſiſchen Zendaveſta und der Edda unſerer Vorfahren weit nachſtehen. Die Theogonie der Griechen beruht bloß auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, welche unter vielfältigen oft ſehr ſinnlichen und materiellen Symbolen dargeſtellt ward, und auf dem Begriff von dem ewigen Wechſel des Haſſes und der Liebe, der Anziehung und Abſtoßung des Eros und des Eris beruht, als dem Grundgeſetze der aus dem alten Ungrunde in ihr Nichts ewig kreiſenden und zurückkehrenden Naturkraft. Die ſpätere Atomenlehre, von welcher der Materialiſmus der Neuern ſeine Molecülchen entlehnt hat, lag ſchon deutlich in dem alten Chaos der Kosmogonie. Einzelne Weltweiſe nur erhoben ſich unter ihnen, mit Verwerfung und Verabſcheuung der alten vaterländiſchen Götterlehre, zu einem höhern Begriff von dem unter der äußern groben Hülle und todten Maſſe verborgenen einfachen Grundweſen der Natur; welches ſie bald als Waſſer, als Flamme, oder alles belebende Luft bezeichneten und verehrten, ohne doch das Licht, als das reinſte von allem was bloß Natur iſt, als ſolches zu erkennen; ohne auch dem Waſſer oder dem Feuer alle die geiſtigen Eigenſchaften, Bedeutungen und Kräfte beyzulegen, welche die perſiſche und nordiſche Kosmogonie in ihnen findet. Die Verehrung der Elemente, bey den Perſern und Germanen der weſentlichſte Theil ihrer Götterlehre, iſt überhaupt der reinere und geiſtigere Theil des alten Naturglaubens, und nicht zu verwechſeln mit dem rohen, bey den Griechen ſo allgemein herrſchenden Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entſtehen läßt, und die Natur in ihrer unerſchöpflichen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit bloß als ein unendliches Thier begreift. Jene geiſtigere Anſicht der Natur nun war dem größern Theile der Griechen bey aller ihrer ſinnreichen Künſtlichkeit fremd und verborgen; gemein aber war ſie den, ungeachtet der klimatiſchen Verſchiedenheit auch ſonſt noch durch Sprache und manche Lebenseinrichtung und Sitte verwandten Perſern und Germanen.

Tragiſch allerdings iſt auch die Edda, wie denn jede Naturverehrung und Naturbetrachtung allein und ohne vollſtändige Gotteserkenntniß in geſunden und ſtarken Seelen, nothwendig auf eine durchaus tragiſche Weltanſicht leitet. So ſind auch die größten unter den Dichtern des Alterthums, ungeachtet aller äußern Klarheit und Heiterkeit der Darſtellung, im innerſten Gefühl, wie oft bemerkt worden, tragiſch. Das Licht der Hoffnung und der wahren Freude kann auch in der Poeſie und in den Spielen der Einbildungskraft allein ausſtrahlen von jener Sonne der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe, welche den Alten nur ſehr unvollkommen bekannt, und größtentheils verhüllt war.

Tragiſch alſo iſt die nordiſche Götterlehre, aber von ganz anderer Art freylich iſt dieſes Tragiſche als die düſtre Melancholie des nebelvollen und meiſtens gedankenleeren Oſſian. Gefallen iſt Balder der liebenswürdigſte unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin ſelber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finſterniß; ſo weiſſagen alte Seher, während er ſelbſt noch die edelſten unter den ſterblichen Helden durch einen frühen Tod in ſein Walhalla verſammelt, um deſto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entſcheidung, den auch er vorausſieht, ohne ihm entfliehen zu können. Dieſes Tragiſche der nordiſchen Götterlehre aber wirkt um ſo inniger, um ſo ſanfter und rührender, weil auch wieder ſo viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt iſt.

Indeſſen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordiſchen Alterthums geleiſtet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenſtand des unmittelbaren poetiſchen Genuſſes. Es bedarf hier, als Mittelsperſonen ſolcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande ſind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verſtändlichen, und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl anſprechenden Dichtungen allen anſchaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiſte wahrhaft beſeelte Dichter und Skalden rühmt ſich Dänemark auch jetzt noch zu beſitzen, wie denn unſtreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poeſie bey den andern Völkern Europas ſchon zu erlöſchen und zu erſterben ſchien, keine andere Nation nächſt der deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorgebracht, die Poeſie ſo lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die däniſche.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimiſchen Dichter der Quelle in mancher Hinſicht näher ſtehen, und wenn man ſie auch nur als Wegweiſer zur Edda betrachten will, ſo würden ſie ſchon als ſolche ſehr ſchätzbar ſeyn und allen Dank verdienen.

Ein geiſtvoller däniſcher Schriftſteller, Grundtwig, deſſen Werk: Nordens Mytologi eller Udſigt over Eddalaeren 1808; als eine belehrende Einleitung in dieſes ganze Studium betrachtet werden kann, giebt uns folgende kurze und reichhaltige Schilderung der neuern däniſchen Dichtkunſt, in ſo fern dieſelbe auf die nordiſche Götterlehre ſich bezieht.

„Ewald dichtete ſeinen Balder, und eine dunkle Ahndung von der Herrlichkeit des Nordens ſprach ſich in dieſem Gedichte aus; aber der Dichter ſelbſt ſtand außerhalb der Welt, die er darſtellen wollte, und deßfalls konnte er von denen um ſo leichter begriffen werden, die gleichfalls außer ihr ſtanden.“

„Der männliche Pram fand, daß Thor doch wohl anders ausſehen möge in der Natur als in jener Umgebung, in welcher er ſelbſt leben und ſeine Weiſen ſingen mußte.

Er ſah die Kraft des Nordens im Stärkodder ſich entfalten, und oft hat es mich geſchmerzt, daß er ſich abwandte von

„Der Muſe die einſt die Skalden des Nordens
„Begeiſtert zum kunſtloſen freyen Geſang,
„Von Kämpfen, und wie ein Held oft bezwang
„Die felshohen Rieſen;

denn er, rund um ſich her ein weichliches und entartetes Zeitalter erblickend, mußte in die leider wahre Betrachtung ausbrechen:

„Kein Herz wird dein rauſchender Klang gewinnen!
„Wer achtet's, wenn deine Donner beginnen?
„Sie fürchten und flieh'n dich, und ehren dich nicht.“

„In dichteriſcher Verzweiflung wandte er ſich nun auf die Seite des klaren Verſtandes, und obwohl er zu viel Dichtergeiſt in ſich hatte, um dieſem kalten und rauhen Schulmeiſter immer zu gehorchen, ſo verſchloß ſich doch nun ſein Auge vor den herrlichen Geſichten, welche ſonſt auf dem Punkte, wo er ſtand, ohne Zweifel ſich ihm hätten enthüllen müſſen.“

„Was ſoll man ſagen von den übrigen, welche zu der Periode gehören, die man bisweilen nicht erröthete, das goldene Zeitalter der däniſchen Poeſie zu nennen; vielleicht weil ſelbſt das reinſte Gold in ihr Glanz und Gewicht verlohr. Eine Periode, wo alle welche einen gereimten, oder reimfreyen Vers ſchreiben konnten, oder zur Noth ein ſangbares Lied, ſich ſelbſt untereinander recht ſtattlich als Dichter und Skalden begrüßten. Was konnte der Norden von ſolchen erwarten! Er hatte Urſache ſie zu fürchten, denn einige von ihnen wollten in Ewalds und Prams Spuren treten, und verſahen ſich zu dieſem Endzweck mit geringeren oder größeren Ladungen von Götternahmen und Fabelworten. Wenn ſie ſich dann recht in ihrer Kraft zeigen wollten, ſo ſtreuten ſie dieſe blindlings und aufs Gerathewohl umher; überzeugt, daß wo ſie auch hinfallen möchten, es immer an der rechten Stelle ſeyn würde. Die Leſer, welche Sinn hatten für das wahrhaft Große und Schöne, mußten ſich mit Eckel wegwenden von dieſer mythologiſchen Spielerey. Während die preiswürdigen Säemänner erſchrocken und beynahe verſteinert da ſtanden, daß die leeren Hülſen in dem Schutt nicht aufwachſen und hundertfältig Früchte tragen wollten, entſtand das unglückliche Vorurtheil, daß die nordiſche Götterlehre wohl nur ein leerer Wörterkram ohne Bedeutung ſeyn müſſe; weil man ſie ſo lange, und das zwar ohne Widerſpruch zu finden, als einen ſolchen auftreten ließ."

„Baggeſen war zu ſehr Dichter, um jenen ähnlich zu ſeyn, welche ſich aus den Redensarten der Edda Stelzen zuſammenſtückten, damit man ſie für groß halten ſollte. Und doch, mit Schmerz erkenne ich es, muß die Beleidigung, welche er den Göttern des Nordens anthat, faſt für größer gehalten werden, als die jener andern; denn er konnte beleidigen, und that es, indem er die alten Götter willkührlich, als wären ſie ſein Eigenthum, behandelte, ihnen die Narrenkappe aufſetzte und ſie dem großen Haufen zum Gelächter Preis gab."

„So ſtanden die Götter unſrer Väter mit abgefallnen Kronen und zerbrochnem Scepter da, bis der Skalde Oehlenſchläger es von neuem wagte, ſie da aufzuſuchen, wo ſie ſtehen und in einem Glanze ſtrahlen, den kein Schatten verdunkeln, und kein Schleyer dem Auge des

Dichters verbergen kann. Wohl glaubte er ſie bisweilen auch da zu finden, wo nur ihre Schattenbilder waren; wohl hat er ihnen bisweilen einen fremden, mit dem Golde des Südens durchwirkten Purpurſchmuck geliehen, den ſeine eigne künſtliche Hand webte, weil er allzu eilfertig den ihnen eignen überſah. Aber was er bis jetzt nicht ſah, das wird er gewiß in der Folge ſehen, denn er kann es; und geſchähe es auch nicht, ſo würde ihm doch ewig der Ruhm bleiben, daß er der erſte war, welcher den Norden wieder für ſeine Götter begeiſterte, und ihnen eine Tracht verlieh, welche ihre Hoheit verkündete."

Wir können dieſem Nahmen auch noch den des Beurtheilers Grundtwig ſelbſt hinzufügen, der ſich in ſeinem Gedichte von Freys und Gerda's Liebe, als Dichter im vollſten Sinne des Worts bewährt hat.

Dieſen däniſchen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutſchen Skalden zugeſellen. Es iſt der Held des Nordens, vom Freyh. Friedrich von Fouqué, von dem ich rede. In dieſem vom Geiſte Odins beſeelten und durchdrungenem Werke, ſtellt ſich die nordiſche Dichtkunſt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Geſinnung in welcher das Werk gedichtet ward, ſpricht ſich am beſten in folgenden Verſen der Anrede aus:

„Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längſt ſtatt trübem Morgenroth
Des Tages warmer Sonnenſchein umleuchten,
Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet ihr,
Und ſchuft euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'ſcher Sitte."

Das Gedicht enthält in drey dramatiſchen Darſtellungen die vollſtändige Sage vom Sigurd nach den ſkandinaviſchen Quellen. Außer der Wolſunga Saga und andern gedruckten isländiſchen Sagas ſind auch einige noch ungedruckte zur ältern Saemundar Edda gehörige Stücke, wie eine Sigurdur und Brynhildar Quida benutzt worden. Es iſt uns das Ganze dieſer Sage um ſo merkwürdiger, da ihr geſchichtlicher Inhalt derſelbe iſt, wie im deutſchen Nibelungen-Liede, nur hier und da im Einzelnen abweichend und anders gewendet. Im erſten Stück, Sigurds Heldenthaten und Abentheuer, ſeine zwiefache Liebe, Unglück und Tod. Im zweyten, die Rache um ſeine Ermordung, und der Untergang der Helden in Attilas Burg. Das dritte Stück Aslauga, behandelt die Schickſale ſeiner nachgelaſſenen Tochter, die lange unbekannt und als Hirtin lebend, dann König Regner Lodbroks Gemahlin ward, und von der die noch vorhandenen altdäniſchen Lieder ſingen. Die dramatiſche Form, welche der deutſche Dichter gewählt hat, war dieſem Stoff vielleicht nicht weſentlich nothwendig. Eine erzählende, epiſche Form hätte auch gewählt werden können, doch hat die dramatiſche Form bey der poetiſchen Bearbeitung der alten Sagen wenigſtens den Vorzug, daß alles was darin liegt, und was ſonſt vielleicht nicht zur Klarheit gelangen und unentwickelt bleiben würde, deſto vielſeitiger und anſchaulicher dem Leſer vor Augen geſtellt werden kann. Wir glauben den deutſchen Dichter am beſten zu ehren, wenn wir ihn ſelbſt gar nicht trennen von ſeinem Werke. So ſagt er ſelbſt:

Die Sage will ihr Recht, ich ſchreit' ihr nach;
Wer ſie verkleidet will, der folg' uns nicht!"

Die Künſtler Eitelkeit muß man überhaupt dem Theater überlaſſen, und derjenigen Poeſie, welche der Mode dient. Es iſt das große Vorrecht der Heldenſage, daß ſie nicht bloß ein künſtliches Werk iſt, von einem Einzelnen erſonnen und gemacht, ſondern durch viele Geſchlechter von Dichtern und die wandelnden Zeiten hindurch lebendig fortwirkend, wie der Geiſt der Natur, und keinem ſterblichen Meiſter allein eigen, noch ſeiner Willkühr gehorchend. In dieſem heiligen Haine alter Dichtkunſt brach der deutſche Sänger ſich ſeinen ewig grünenden Kranz von vaterländiſchem Eichenlaube. Ohne daher ſein eignes großes Dichterverdienſt im Einzelnen weiter ausführlich zu entwickeln, wenden wir unſer Auge auf das Werk ſelbſt.

Vergleichen wir nun die Deutſchen Nibelungen mit dieſen nordiſchen, ſo beſteht der Vorzug des deutſchen Gedichts in dem ſanfteren Geiſte der chriſtlichen Ritterſitte, welcher das Ganze wohlthätig umſchwebt und das Einzelne mildert. In den nordiſchen Nibelungen dagegen fühlt ſich eine tiefere Bedeutung und Ahndung der Natur. Unmittelbar aus der Quelle rauſcht hier ein Strom von Wehmuth, Sehnſucht und Liebe an uns vorüber und weckt die alten Erinnerungen. In Flammen thront die Heldenjungfrau, Sigurds erſte Geliebte. Nachdem Unheil und Rache alles vertilgt und verſchlungen hat, ſtrahlt noch über der wüſten Stätte des vollendeten Trauerſpiels, wie ein milde verſöhnendes Licht neuer Hoffnung, Aslauga empor, das Kind der herrlichſten Liebe, durch wunderbare Fügung nachmals die junge Königin des däniſchen Helden. Brynhildis vor allen, die nordiſche Geſtalt, tritt herrlicher hier hervor, als in dem deutſchen Gedicht; in dieſem dagegen erſcheint Attila nicht ſo abſchreckend furchtbar und grauſam, ſondern in einem vielleicht für die Geſchichte allzu günſtigem Lichte. Der edle milde Rüdiger ſtellt uns einen Ritter und chriſtlichen Helden dar, wie das nordiſche, in der innerſten Anſicht und Geſinnung wirklich noch ganz heidniſche Gedicht ihn gar nicht kennt und nicht darbieten kann. So haben beyde Darſtellungen der Einen Sage eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Localfarben.

Wie kam aber überhaupt der nordiſche Sigurd in jene urſprünglich doch am Rhein unter fränkiſchen und burgundiſchen Helden, und in Attila's Reiche an der Donau ſpielende Geſchichte? Hierauf läßt ſich etwa folgende Antwort geben. Urſprünglich mochte die Sage von den Nibelungen und vom Attila, zuerſt wohl in gothiſchen Liedern beſungen, dann auch lateiniſch niedergeſchrieben, oder in ſächſiſcher Sprache nachgedichtet, auf jenen Kreis beſchränkt ſeyn. Im Laufe der Zeiten aber konnte begreiflicher Weiſe manches anfänglich nicht dazu Gehörende hinein verwebt werden. Der däniſche Held, welcher im ſüdlichen Jütland herrſchte, war doch eigentlich den nördlichen Deutſchen, beſonders den Sachſen, ſo fremd und entlegen nicht. Selbſt jener Siegfried, welcher den Wittichind, den Heerführer der Sachſen, in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, bey ſich aufnahm und ſchützte, konnte die Erinnerung an den ältern Siegfried erwecken, und überhaupt den Ruhm dieſes Nahmens und der jütiſchen Helden auch unter den Sachſen und Deutſchen zu verbreiten beytragen.

Es möchte dann vielleicht durch einen frühern und nicht ganz ſo ſtarken aber ähnlichen Anachronismus, wie in die letzte in Öſterreich vollendete Geſtaltung des Nibelungen Liedes in hochdeutſcher Sprache, der dort einheimiſche Lieblingsheld Rüdiger, ſo in eine ältere vielleicht ſächſiſche oder ſonſt norddeutſche Abfaſſung des Gedichtes, der jütiſche Sigurd aufgenommen worden ſeyn. Ein Anachronismus bleibt es immer; denn was die nordiſche Sage auch von dieſem Sigurd fabelhaftes erzählt, er erhält ſeine ziemlich beſtimmte hiſtoriſche Stelle durch die Vermählung ſeiner Tochter Aslauga mit dem däniſchen König Regner Lodbrok vom Jahre 730—794. Wenn dem Sigurd Ring, dem König der Dänen, welcher unmittelbar vor Regner Lodbrok herrſchte, ſelbſt in der Geſchichte einiges beygelegt wird, was offenbar dem andern jütiſchen Sigurd, dem fabelhaften Drachentödter, Faffnersbane, gehört, und aus der deutſchen Sage entlehnt iſt; ſo kann man die Ähnlichkeit und Vergleichung noch weiter fortführen, und ſich daran erinnern, wie es allerdings auch nicht leicht ſeyn dürfte, durch Sage und Geſchichte hindurch, zwiſchen den beyden öſterreichiſchen Rüdigern immer zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, was jedem von ihnen gebührt. Anachronismen dieſer Art finden ſich auch in den Heldengedichten der Alten, und zwar aus ähnlichen Gründen einer nationalen Vorliebe, oder einer wenn gleich poetiſchen doch zugleich auch patriotiſchen Abſicht. Bekannt iſt das Beyſpiel vom Aeneas und der Dido, welche der Dichter in Liebe vereint, während der trojaniſche Held in der Geſchichte doch um einige Jahrhunderte älter iſt als ſeine Geliebte. Es würden ſelbſt in den

Homeriſchen Gedichten vielleicht ſich ähnliche Anachronismen finden, wenn wir eben ſo gut im Stande wären, dieſe Lieder geſchichtlich zu commentiren, als es uns oft leicht fällt, ſie kritiſch zu meiſtern.

Die nordiſche Sage, wie glücklich auch die von ihr erfüllten und ihr folgenden Sänger ſie verjüngen, und wie anſchaulich ſie dieſelbe auch darſtellen mögen, bleibt doch immer nur Sage, Erinnerung alter Zeiten, Nachhall der Vorwelt. Was das Weſentliche darin iſt, der daraus athmende freye Naturgeiſt, die in unſer aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordiſche Gefühlsweiſe, das tritt uns viel näher noch im Shakſpeare entgegen, greift unmittelbar ein in unſere Welt, und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht iſt er deßhalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, ſondern überhaupt aller Völker von germaniſcher Abkunft; ausgenommen, wo man hier und da durch einen angelernten ausländiſchen und undeutſchen Modeſinn dem angeſtammten Charakter der Nation und dem eignen beſſern Gefühle ſchon untreu geworden iſt.

Was ſoll man viel zum Lobe dieſes großen Künſtlers anführen? Er iſt ein Mann unter den Dichtern, während ſo viele derſelben das ihnen gern geſtattete Vorrecht ewiger Jugend oder Kindheit nur allzu buchſtäblich annehmen, benutzen oder mißbrauchen. Von ihm kann es heißen, wie Hamlet von dem alten Könige ſagt:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn."

Selbſt dem Kinde klar und verſtändlich, für die Jugend anziehend und wundervoll, bleibt er vorzugsweiſe, der Freund und Lebensgefährte des Mannes, der Vertraute ſeiner Gedanken und ſeiner ernſteren Gefühle. Treu begleitet der Dichter ihn noch über die Mitte des Lebens hinaus, wenn ſchon manche andere Geſellſchafter, die uns in der Jugend anzogen, leer erſcheinen, und wir nicht mehr recht begreifen können, warum ſie uns ſo wohl gefielen. Dieſer ſein voller Werth bleibt dem Dichter, was man auch über einzelne Flecken oder ſogenannte Geſchmackloſigkeiten, die doch meiſtens nur auf Mißverſtand beruhen, ſagen mag.

Es giebt ein ähnliches Beyſpiel auf einem andern von jenem poetiſchen weit entfernten Gebiete der Geiſteswerke. Wie ſehr auch diejenigen, welche das goldene Zeitalter der römiſchen Sprache nur in den Redensarten des Cicero erblicken, die ſilberne Schreibart des Tacitus tadeln, und die Spuren eines ſchon ſinkenden und entarteten Geſchmackes darin entdecken mögen; Tacitus wird vorzugsweiſe vor allen andern Geſchichtswerken das ewige Handbuch und Lehrbuch denkender Staatsmänner und ernſter Beobachter der Weltgeſchichte bleiben. Der Vergleich könnte zu weit entlegen ſcheinen, indeſſen findet ſich doch ein Berührungspunkt, wo beyde denkende Darſteller zuſammen treffen. Denn nie iſt wohl ſeit Tacitus der Charakter eines Tyrannen mit ſolcher Tiefe geſchildert worden, als der Heinrich des Achten von Shakſpeare. Und zwar mit ſo weniger Übertreibung, mit ſolcher äußern Abgemeſſenheit in den Ausdrücken und Farben, daß die königliche Tochter, Eliſabeth, dieſes Gemählde vor ihren Augen aufgeſtellt zu ſehen ertragen konnte. Heinrich war ungeachtet der innern Heftigkeit und

und Grauſamkeit ſeiner Gemüthsart an Formen gebunden, er ſpielte zunächſt den Tyrannen in der eignen Familie und in der Umgebung ſeines Hofes; er herrſchte aus dem Dunkel ſeines Cabinets, und mußte oftmahls Umwege gehen; ſo ward er ſchon durch ſeine Lage verſchloſſen, wenn er es auch von Natur nicht geweſen wäre. Einen Charakter von gleicher Herrſchſucht und Willkühr, aber ganz anderer Natur, einen kriegeriſchen, über alle Formen wegſchreitenden, heroiſchen Tyrannen ſtellt uns Shakſpeare in Richard dem Dritten dar. (A. W. Schlegels Ueberſetzung 10. Th. 1810.) Man hat die ſtarke Darſtellung Stellenweiſe ſogar übertrieben und unwahrſcheinlich finden wollen. Aber ſo urtheilen nur diejenigen, welche die Tiefen des Menſchen nicht kennen, oder die es nicht bequem finden, dieſe Tiefen dargeſtellt zu ſehen. Wer das Leben in ſeinen großen Verhältniſſen beobachtet hat, und über die Geſchichte nachdenken will, wird die Schilderung nur allzu wahr und wahrſcheinlich finden. In dem großen Lebensgemählde, welches Shakſpeare uns vor Augen bringt, ſehen wir eine ganze Welt ſich vor uns bewegen; die Geiſter der Vorwelt erſcheinen wie im Hintergrunde vorüberwandelnd, und eine ferne Zukunft wird ſich von dieſen bedeutenden Geſtalten und Bildern noch getroffen fühlen und ſich ſelbſt darin erkennen.

Dieſe Eigenſchaft, an die wir nur vorübergehend in einigen auffallenden Beyſpielen erinnern wollten, daß Shakſpeare nähmlich unter allen Dichtern, die jemahls waren, der tiefſte und größte Kenner des Menſchen, und aller Tiefen des menſchlichen Gemüthes ſey, iſt ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern und Verächtern noch niemahls ſtreitig gemacht worden.

Und damit iſt ihm dann freylich ein hoher und bleibender Werth zugeſtanden, welcher von den Regeln des Theatergeſchmacks ganz unabhängig iſt, und in einer ganz andern Region liegt, als die, in welcher die gewöhnliche Schaubühne ihr Weſen treibt.

Wäre Shakſpeare nichts weiter als der erſte und vortrefflichſte Dichter der brittiſchen Bühne, ſo dürfte es ſchwer halten, die Streitfrage über ſeinen künſtleriſchen Werth mit allgemeiner und ſiegender Uebereinſtimmung ſo bald zur Entſcheidung zu bringen. Denn das ſcheint nun einmahl unvermeidlich, daß eine jede Nation, welche Charakter hat, und ſich eines ihre geiſtigen Kräfte vereinenden großen Mittelpunktes erfreut, ſobald dramatiſche Vergnügungen oder Kunſtverſuche bey derſelben in Gang kommen, für ihr beſonderes, dem Nationalſinn angemeſſen geſtaltetes Theater, eine ganz ausſchließende, gegen die Vorzüge der Andern oft blinde und ungerechte Vorliebe hegen wird. Man nehme nur einen Franzoſen und einen Deutſchen, welche über die gegenſeitigen Vorzüge von Goethe und Schiller, oder von Corneille und Racine mit einander ſtreiten, und es wird ſich leicht ermeſſen laſſen, wie lange der Streit fortgeführt werden kann, ehe er zum Ende kommt; nähmlich ſo zu Ende, daß einer den andern wirklich überzeugt, oder auch nur daß beyde einander verſtehen. Selbſt die Menge der theoretiſchen Arbeiten und Anſichten über die dramatiſche Kunſt gibt dem Streit bey ſo ſchwer auszurottenden Vorurtheilen noch mehr Nahrung. Faſt möchte es noch leichter möglich ſcheinen, über verſchiedene Glaubensmeinungen ſich zu verſtehen, als in den Theaterſtreitigkeiten eine Entſcheidung zu geben, die beyde Partheyen befriedigen könnte, da gewöhnlich keine von ihren Grundſätzen oder Vorurtheilen auch nur um ein Haarbreit nachgeben will. Der Franzoſe geht in der Vorliebe für ſeine tragiſchen Dichter ſo weit, daß er ſie ſogar den griechiſchen, dem Sophokles und Euripides an die Seite zu ſtellen wagt. Eine Parallelle, die freylich in Frankreich, wo nur einzelne Gelehrte das griechiſche Alterthum kennen, leichter durchzuführen iſt, als in andern Ländern, in denen, wie in England und Deutſchland, die Kenntniß der alten Dichter als ein weſentliches Stuck der Geiſtesbildung und Erforderniß einer guten Erziehung betrachtet wird, und unter den höhern Ständen wenigſtens allgemein verbreitet iſt. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daß Spanier und Engländer, weil ſie mit ſolchen Parallellen nicht ſo zudringlich und anmaßend ſind, an ihrem Calderon oder Shakſpeare weniger feſt hingen. Wie ſollten ſie auch nicht, da dieſe großen Dichter ihrer Bühne vollkommen kundig und mächtig, dem beſondern Bedürfniß ihrer Nation ſo ganz entſprechen!

Erklarten wir uns nun mit entſchiedener Vorliebe für den Shakſpeare, ſo geſchah es eben deßwegen, weil er noch etwas andres und etwas ungleich größeres iſt, als ein dramatiſcher Dichter. Daß er Regel auch für unſre deutſche Buhne ſeyn könnte, glaube ich nicht, weil ich dafür halte, daß jede Buhne ihre eigne, der Nation und Zeit gemäße Regel und Form ſich ſelbſt finden und geſtalten muß. Ob die Regel unſrer Bühne ſchon vollſtändig entdeckt und aufgefunden ſey oder nicht, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Daß Shakſpear's Form nicht ohne große Einſchränkungen und Abweichungen für uns anwendbar ſey, ſcheint auch unſer Schiller in ſeiner letzten Zeit hier und da mit Deutlichkeit bis in das Einzelne gefühlt zu haben, obwohl er zunächſt von jener Form, ſo wie er dieſelbe begriffen hatte, ausging.

Ein höherer Werth als irgend eine Form verleihen kann, liegt in dem großen Geiſt und dem tiefen Gehalt des brittiſchen Dichters. Will man indeſſen in dieſe ihm eigenthümliche Form eingehen und beobachten, wie ſein Geiſt ſich dieſelbe angebildet und nach ſeinem Bedürfniß geſtaltet habe, ſo wird man ſie merkwürdig genug finden, und auch überall auf Beweiſe ſtoßen, daß derſelbe umfaſſende und durchdringende Verſtand, welcher ihn vor allen andern Dichtern in der Auffaſſung des Menſchen und des Lebens auszeichnet, ihn auch bey der Abfaſſung und Einrichtung ſeiner Werke keinesweges verlaſſen hat. Beweiſe dieſer Art finden ſich reichlich in dem Altengliſchen Theater, Berlin 1811, womit Ludwig Tieck den Freunden des Dichters ein willkommenes Geſchenk gemacht. Perikles, wovon es hiſtoriſch erwieſen, und auch bey den zweifelſüchtigſten Kritikern keinem Zweifel unterworfen iſt, daß er von Shakſpeare herrührt, obwohl aus einer frühern Zeit als die reifern Werke, iſt ganz einem poetiſchen Holzſchnitte zu vergleichen; mehr Forderungen und andere, darf man nicht daran machen, aber die Vorzüge die ein ſolcher etwa aus Dürers Zeit, in der Kunſt behaupten kann, beſitzt er als Gedicht in vollem Maße. Von ſolchen geringen Anfängen begann Shakſpeare, und wie viele Stufen mußte er nicht durchwandelt haben, ehe er zu jener Reife des Geiſtes, und Sicherheit in der Ausführung gelangte, welche wir in den ſpätern Werken bewundern. Der Flurſchütz von Wakefield, nicht von Shakſpeare, aber aus jener Zeit, die ihn hervorbrachte, und ſehr bezeichnend für dieſelbe, iſt durchaus eine Volkskomödie, ausgezeichnet durch die fröhliche Kraft und die treuherzige Laune, welche darin herrſcht. Die dramatiſchen Vorgänger und Nebenbuhler Shakſpeares waren meiſtens nicht etwa rohe Naturgenies, ſondern überkünſtliche Pedanten, welche in einer affectirten Schreibart, wie auf Stelzen dem Seneca oder einigen Franzoſen nachſtolperten. Shakſpeare ſchloß ſich ganz an die neben jenen verfehlten Beſtrebungen doch noch übrig gebliebene alte Volkskomödie; eine Gattung die obwohl wenig beachtet, doch auf die Ausbildung der dramatiſchen Kunſt bey den gebildeten Nationen auch des Alterthums vielen Einfluß gehabt hat, und von der ſelbſt geringe Ueberbleibſel als Denkmahl nationaler Sitte ſchätzbar ſind, Aufmerkſamkeit und Begünſtigung verdienen. Aus dieſem Standpunkte und in Beziehung auf Shakſpeare, erhält das genannte Stück Werth und Bedeutung.

Das merkwürdigſte in jener Sammlung aber iſt der alte König Johann. Wer irgend, wenn er den Dichter kennt, noch Zweifel hegen ſollte, ob dieſe ältere Bearbeitung auch von Shakſpeare herrühre, darf nur die Scenen von dem jungen Arthur leſen, wie er geblendet werden ſoll, und dann wie er aus dem Gefängniſſe entſpringen will und ſtirbt. Eben dieſe Scenen, mit der ſpätern Bearbeitung verglichen, können vorzüglich zum Beweiſe dienen, wie glucklich und mit welcher Ueberlegung und Sorgfalt der große Meiſter die eignen Werke zu vollenden und vollkommner auszubilden verſtand. Die Darſtellung iſt auch dort wahr, einfach, rührend, tragiſch; aber die Motive ſind oft mehr allgemein und redneriſch, wenn man ſie vergleicht mit jenen Zügen, die der kindlichen Natur abgelauſcht, eben weil ſie ſo naiv ſind, bey dieſem ſchmerzlichen Anblick der leidenden Unſchuld, ins Innerſte der Seele treffen. Dieß gilt beſonders von der Scene, wo er geblendet werden ſoll, und Hubern endlich bewegt, den grauſamen Befehl unerfüllt zu laſſen. Bey der Scene, wo Arthur ſtirbt, möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden.

Eben dieſer Dichter, welcher die Tiefen des Herzens wie kein anderer ans Licht zu ziehen und in unſerer eigenen Bruſt zu erſchüttern weiß, umfaßte mit ſeinem hellen Verſtande die ganze Mannichfaltigkeit des wundervollen Menſchenlebens. Seit den Homeriſchen Gedichten hat die Poeſie kein Weltgemählde hervorgebracht wie das, welches Shakſpeare uns vor Augen ſtellt; ſo reich und lebendig, ſo umfaſſend groß, und ſo treu in den einzelnen Zügen. Er iſt der dramatiſche Homer des Nordens, aber eines ſpätern, gebildeten, unſers Nordens; einer nicht mehr bloß durch die freye Naturkraft allein, ſondern zugleich auch durch den Verſtand beherſchten, geſtalteten und vielfältig verwickelten Welt.

So haben wir verſucht, die vaterländiſche Dichtkunſt bis zu der Wurzel und ihrem nordiſchem Stamm hinauf zu verfolgen. Welche Früchte derſelbe alte Stamm unter einen ſudlichern Himmel verſetzt, ſchon in frühern Zeiten getragen; welche er wohl noch, ohne daß ſeiner Natur zu viel Gewalt geſchehe, tragen könne, verdient eine eigene Betrachtung, die wir uns für die Folge vorbehalten.

4.

Nachtrag über Shakſpeares ältere dramatiſche Werke.

In der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt machten wir unſere Leſer ſchon aufmerkſam auf einige von Tieck in deſſen Alt-Engliſchem Theater überſetzte Jugendſtücke von Shakſpeare, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der unächten verworfen, und von den meiſten Ausgaben des Dichters ausgeſchloſſen hat; und über den eigenthümlichen Charakter und älteren Styl dieſer früheren dramatiſchen Werke des großen Dichters wollen wir hier noch einiges zu jenen Bemerkungen hinzufügen.

Von mehreren dieſer Stücke iſt es hiſtoriſch gewiß und erwieſen, auch von den gründlicheren Kritikern eigentlich nie bezweifelt worden, daß ſie von ihm herrühren, obwohl aus früherer Zeit, als die allgemein anerkannten. Von einigen andern aber iſt daſſelbe in einem ſo hohen Grade wahrſcheinlich, daß dieſe innere Wahrſcheinlichkeit für Gewißheit gelten kann. Dieß gilt vor allen andern von dem ältern König Johann. Dieſes Stück, welches niemand, der den Dichter kennt, ihm wird abſprechen wollen, kann im Vergleich mit der ſpätern Bearbeitung zum Beweiſe dienen, mit welcher Sorgfalt der große Meiſter die eignen Werke zu überarbeiten und zu vollenden verſtand. „Nur in der Scene, wo Arthur ſtirbt", hieß es in jenem Aufſatz über nordiſche Dichtkunſt, „möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden."

Arthurs Monolog, ehe er von der Mauer herabſpringt, und dann, nachdem er den unglücklichen Sprung gewagt und die Glieder gebrochen hat, lautet folgendergeſtalt:

Arthur, (auf der Mauer).

„Nun Glück! hilf meinen Vorſatz mit begünſt'gen,
Quäl' nicht mit noch mehr Elend meine Jugend!
Das Leben wag' ich, Freyheit zu gewinnen,
Und ſterb' ich, hat die Noth der Welt ein Ende.
Furcht will den kühnen Entſchluß mir verleiden;
Ich fehle wohl, und dann fall' ich hinab,
Und wenn ich falle, iſt der Tod gewiß.
Nein, laß es lieber, lebe im Gefängniß.
Gefängniß, ſagt ich? Lieber Tod als das!
Muth und Vertrauen kommen mir zurück.
Nur muthig! dieſer Sprung gilt Leben oder Tod."
(Er ſpringt und zerſchmettert ſich; bleibt dann eine Weile betäubt.)
„Ach! weh! iſt niemand da? O, nehmt mich auf!
Wo iſt meine Mutter? Laßt mich mit ihr reden. —
Wer thut ſo weh mir? — Redet! — Seyd ihr fort? —
Ach, armes Kind, ich bin hier ganz allein. —
Die Mutter rief ich! Hab' ich denn vergeſſen:
Im Fall, im Fall ſtarb meiner Mutter Sohn?
Wie wird ſie weinen, hört ſie meinen Tod!
Ja Tod. Gott, die Gebeine ſind gebrochen.
Die Seele, ſüßer Jeſu, nimm, vergieb den Fürwitz;
Die Mutter tröſte, vor Verzweifeln hilf ihr,

Wenn ſie mein jämmerliches Ende hört."
„Die Zunge will dem Herzen nicht mehr dienen
Die Lebenskraft flieht den zerbrochnen Leib;
Ich ſterb', ich ſterb', Gott nimm die flieh'nde Seele
Und treffe alles Glück dich, liebe Mutter!"
(Er ſtirbt).

Dieſe Stelle mag zugleich denen, welche noch Zweifel heben, ob das alte Stück auch wirklich von Shakſpeare herrühre, dieſelben benehmen. Denn welcher andere als Er könnte ſie wohl gedichtet haben? In der neuern Bearbeitung ſtehen, anſtatt des ganzen Monologs nach dem Sprunge, bloß folgende Verſe:

„Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein;
Nimm, Gott, die Seel' und England mein Gebein!"—

Hier iſt allerdings für den Leſer, und bloß als Gedicht beurtheilt, das Uebergewicht ganz auf Seiten der ältern Bearbeitung. Ich glaube, der Dichter hat den Monolog abgekürzt, und deſſen Schönheit aufgeopfert, in Rückſicht, daß er zu lang war, um in dieſer peinlichen Lage auf der Bühne geſprochen zu werden. Wie reich muß der ſeyn, welcher ſolche Schönheiten aufzuopfern, und ſie durch andere zu erſetzen im Stande iſt! Merkwürdig iſt auch, wie in der Scene im Gefängniß zwiſchen Hubert und Arthur, der eben geblendet werden ſoll, im alten Stück der edle Knabe ſeine Beweggründe, um ſeinen Peiniger zu beſänftigen, meiſtens von Gott hernimmt, und von den furchtbaren Strafen, welche die ewige Gerechtigkeit den Unthaten ſolcher Grauſamkeit vorbehält. In dem neuen Stücke ſind dieſe obwohl großen und wahrhaft poetiſchen aber allgemeinen Motive meiſtens bey Seite gelaſſen, dagegen iſt das Rührende der kindlichen Bitten mit einer Wahrheit heraus gehoben, die jedes Herz erſchüttert und alle Saiten des Gefühls aufregt.

Wenn der Ueberſetzer der älteren Bearbeitung des König Johann jedoch überhaupt den Vorzug vor der neuern geben will, ſo kann ich ihm darin nicht beyſtimmen. Ich finde vielmehr in der erſtern, ungeachtet der angeführten Stellen und ſo vieler andern, welche die Aechtheit des Werkes über alle Zweifel erheben, im Einzelnen viele Rohheit, beſonders in den Scenen, wo Mönche und Nonnen mit ſo gröblicher Satire von dem launenhaften Baſtard mißhandelt werden. Vorzüglich aber in dem Ganzen des Stücks iſt ein weniger tiefer und allgemeiner Geiſt. In dem ältern iſt die Hauptſache ein gewiſſer beſchränkter Patriotismus und altengliſcher Haß gegen das Pabſtthum. Es geht der Sinn des Ganzen zuſammen in die Schlußverſe:

„Wenn Englands Pairs und Bürger einig werden,
Kann Frankreich, Spanien und Pabſt ſie nicht gefährden.“ —

Der Herausgeber ſetzt die Abfaſſung des Stücks, unmittelbar nach der Zerſtörung der ſpaniſchen Armada. Eine jenem Zeitraume ganz entſprechende patriotiſche Abſicht und Geſinnung iſt unverkennbar darin. In dem ſpätern Stücke fällt jene beſchränkte Beziehung weg, und es iſt das Herrſchende neben dem furchtbar Tragiſchen in dem Wechſel des großen und königlichen Lebens, die innere Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der meiſtentheils alle Politik beſtimmenden Anſichten und Beweggründe. Es iſt eine aus der tiefſten Menſchen- und Völker-Kenntniß geſchöpfte bittre Satire über das verworrne Treiben der gewöhnlichen Welt und Staatsleute, wobey der Haß gegen die päbſtliche Macht ſo ganz untergeordnet iſt, daß die Stellvertreter derſelben unter den übrigen politiſchen Menſchen bloß als die klügſten und verſtändigſten erſcheinen. In jeder Rückſicht iſt die ſpätere Bearbeitung des König Johann ein Beweis von den Fortſchritten des Dichters, nicht bloß in der Kunſt die er übte, ſondern auch in der Erkenntniß der Welt und des Menſchen.

Unter den übrigen dramatiſchen Stücken, welche uns das altengliſche Theater überſetzt liefert, iſt der Flurſchütz von Wakefield als nicht von Shakſpeare in der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt aufgeführt worden. Und dieſes zwar weil ſich gar keine hiſtoriſchen Beweiſe oder Spuren über den Urſprung und Verfaſſer dieſes Stücks vorfinden. Sonſt wäre es Shakſpeares nicht unwürdig; nicht bloß durch die heitere Laune und Kraft der Darſtellung, ſondern auch wegen des klaren Verſtandes, der darin herrſcht. Durch dieſe letzte Eigenſchaft erſchien es mir vor einer Reihe von Jahren, da ich es zuerſt kennen lernte, als ein unſtreitiges Werk von Shakſpeare. Ich hielt dieſes deswegen für ein hinreichendes Kennzeichen, da es in der That ſchwer halten möchte, ein anderes engliſches Drama aus jener Zeit aufzuzeigen, welches mit Verſtand gedichtet und doch erwieſen von einem andern nahmentlich bekannten Verfaſſer wäre. Weil aber nähere Nachweiſungen mangeln, habe ich dieſes dahin geſtellt ſeyn laſſen wollen. Solche Anzeigen ſprechen unter den Stücken, welche der eben erſchienene zweyte Theil des altengliſchen Theaters enthält, einigermaſſen für den luſtigen Teufel von Edmonton, den wir nach innrer Wahrſcheinlichkeit Shakſpearen nicht zueignen würden. Warum aber ſollte er unter den erſten jugendlichen Verſuchen nicht auch einen haben hervorbringen können, der mehr an das Gewöhnliche und beynah Gemeine gränzt; da wir an dem alten König Lear ein Beyſpiel ſehen, daß er zu dieſer Zeit ſogar in das Mittelmäßige verfallen konnte, vielleicht um ſich dem Vorbilde eines beliebten Bühnendichters zu nähern, und ſich ſeiner eignen, über das Maß der Bretter hinaus ſchreitenden Größe zu entäußern? — Denn darin ſtimme ich dem Überſetzer ganz bey, wenn er dieſes letzte Stück ohne Anſtand dem Shakſpeare zuſchreibt, weil ſich alle ſeine Angewöhnungen, die er nie ganz abgelegt hat, ſo viele ihm ganz eigne Wendungen, Redefiguren und Manieren darin wieder finden.

Unter allen dieſen für zweifelhaft gehaltenen und wahrſcheinlich aus ſeiner erſten Jugend herrührenden Stücken iſt das wichtigſte der Lokrine, welches nach hiſtoriſcher und nach innrer Wahrſcheinlichkeit für gewiß und unſtreitig ächt gelten kann. Ueber dieſes herrliche Trauerſpiel und ſeinen poetiſchen Werth bin ich mit dem Ueberſetzer am meiſten einverſtanden. Es iſt nach ſeiner Muthmaßung das frühſte von Shakſpeare's dramatiſchen Gedichten, geſchrieben noch ehe er London und deſſen Theater geſehen hatte, mit patriotiſcher Beziehung auf die innern Unruhen, welche in der letzen Lebenszeit der Maria Stuart, England in Partheyen theilten und fremde Landungen befürchten ließen. Die Ungeſchicklichkeit des Werkes für die Bühne fällt jedem auf; dabey aber ſind große Schönheiten unverkennbar. Des Dichters Vorliebe für das rieſenhaft Große und wunderbar Seltſame offenbart ſich hier aufs deutlichſte; die meiſten Reden erinnern an die vom rauhen Pyrrhus im Hamlet, die unſtreitig aus einem frühern Schauſpiele des Dichters entlehnt iſt; und es enthält das Gedicht überhaupt wie im Embyro die meiſten der ſpätern Werke Shakſpeare's. — So ungefähr urtheilt Tieck, in der Vorrede über den Lokrine, und ich finde nur, daß er ſich noch lange nicht entſchieden und ſtark genug ausdrückt über den poetiſchen Werth dieſes hohen tragiſchen Gedichts. Sollte ich den Gang des Shakſpeare in wenigen Worten bezeichnen, ſo würde ich den Lokrine, den Romeo, die Reihe der hiſtoriſchen Heldenſchauſpiele, und dann den Lear nennen, als die Hauptſtufen ſeiner großen Laufbahn. Lokrine darf in dieſer Reihe nicht fehlen, und weicht als erſter Anfang an innerer Größe keinem der nachfolgenden obwohl in der Ausführung viel reiferen Werke. Sichtbar herrſchend iſt ſchon im Lokrine jener dem Shakſpeare eingebohrne, und ihn nie verlaſſende Hang, die ſchneidendſten Gegenſätze und den harten Wechſel des Weltlaufs in ihrer ganzen Härte, kurz das Rathſel des Lebens in ſeinen großen Verhältniſſen, recht als tragiſches Räthſel aufzufaſſen und darzuſtellen. Hier im erſten Aufſchwunge ſcheint die ſtrenge und ſtarre Größe des jugendlich kühnen Dichtergeiſtes vielmehr geeignet, die gebrechliche Bühne mit ihrem gewaltigen Schritt zu zertreten, als eine flüchtig angenehme, vorübergehend glänzende Erſcheinung darauf hervorzurufen. Eben darum iſt dieſes Werk unter allen andern Jugendſtücken Shakſpeare's, für deſſen Verſtändniß überhaupt am wichtigſten. Es zeigt uns, in welcher unermeßlichen

Weite von der Bühne, für die er ſchrieb, und von der Welt, die er darſtellte, der Dichter ſelbſt entfernt und ganz geſchieden ſtand; zeigt uns, in welchem Zuſtand der Herablaſſung und der Selbſtverläugnung dieſer Rieſengeiſt ſich begeben mußte, da er ſich ausſchließend der Bühne anſchmiegen wollte, ſo weit auch dieſe, wie ſie damals in England war, noch erhaben ſeyn mochte über das, was wir jetzt Theater nennen. Dieſer Abſtand iſt recht ſichtbar, wenn man nicht etwa den älteren Lear, der einigen zweifelhaft ſcheinen möchte, ſondern die unſtreitig von dem Dichter herrührenden Stücke, den Perikles und den ältern König Johann mit der tragiſchen Größe des Lokrine vergleicht. Und doch iſt ſelbſt in dieſem der Zwang in ſo weit fühlbar, daß es kein Erguß der eignen Leidenſchaft iſt, was den Dichter in ſeinem Darſtellen begeiſtert, ſondern ein Streben, die äußre ihm ſo fremde Welt, recht wahr, wie ſein ſcharfer Verſtand ihre wunderbare Verwirrung aufgefaßt hatte, mit treuen, ja mit harten und grellen Zügen hinzuſtellen.

Noch deutlicher aber zeigt ſich der wahre Sinn, in welchem der Dichter dieſes eigentlich herbe, und ganz mit dem Verſtand erfaßte, und ohne Schonung und Milderung ausgeführte Gemählde der Welt entwarf, und der weite Abſtand deſſen, was er darſtellte, von ſeinem inneren Zartgefühl, in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten, von denen wir wohl demnächſt auch eine recht treue und ſorgfältige Uebertragung wunſchen möchten. Denn ſie enthalten vor allem den unentbehrlichen Schlüſſel für das innere Verſtändniß des Dichters, deſſen eigenes inneres Gefuhl wir in ihnen ganz rein und unvermi von äußerer Darſtellung erkennen lernen. Merkwürdig iſt es für ſein ganzes Streben, daß er dieſe von der Bühne und unmittelbaren Wirkung ganz entfernte, frey ſpielende Poeſie, worin er vorzüglich dem Spenſer folgt, durchgehends für die höhere, ja faſt für die einzige zu halten ſcheint, die des Nahmens würdig ſey, während er das dramatiſche Gebieth, worin er ſelbſt der höchſte Meiſter war, faſt mit Geringſchätzung und ungerecht bey Seite ſetzt. Im Drama ſelbſt hat er, wenn gleich er ſich zunächſt an die Volkskomödie, ſo wie überall auch an die alten Volkslieder anſchloß, wenn gleich er beſonders in der Jugend eine große Vorliebe hatte für italiäniſche Novellen und für alles ſüdlich Romantiſche, dennoch keine andere äußere Anregung und keinen Gegenſtand mit ſo tiefem Ernſt und mit ſolcher Begeiſterung ergriffen, als die Heldenchronik ſeiner Nation. Die Reihe der heroiſchen Schauſpiele, die er daraus bildete, iſt faſt ein epiſches Gedicht zu nennen, und überſchreitet auf jeden Fall, wie der Dichter ſelbſt es hier und da fühlt und zugiebt, die engen Gränzen der Bühne.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewogen uns, den Dichter, der unter ſeiner Nation entſchieden der erſte dramatiſche, und als ſolcher von den Dichtern keiner andern Nation übertroffen worden iſt, noch unter einen ganz andern und größern Geſichtspunkt zu ſtellen, und neben der vollendeten dramatiſchen Kunſt, auch eine viel höhere Poeſie in ihm zu erkennen, die in ihrem Grundgefühl eine allgemein nordiſche und wahrhaft deutſche iſt.

Auch für unſere Zeit inſonderheit, wo die Liebe zur Poeſie ſich in mancherley einſeitige Neigungen zerſtreut und zerſplittert hat, könnte dieſer Dichter am beſten dienen, die verſchiedenen Partheyen zu vereinigen. Alle diejenigen, welche von den Alten mehr nur die äußere Form und Kunſt ergriffen haben, als die innere heroiſche Größe und Fülle der Fantaſie, kurz die, welche in das ſteife Antikiſche mehr oder minder verirrt ſind, werden ſo lange das bloße Wohlgefallen an einem rhythmiſchen Sylbengeräuſch die Liebe zur Poeſie ſelbſt noch nicht ganz bey ihnen verdrängt und verlöſcht hat, bey dieſer noch am erſten durch den Shakſpeare feſtgehalten, deſſen innerer Geiſt den Antikgeſinnten unter den neueren Dichtern in jeder Hinſicht am meiſten zuſagt. Die andere neben der antikiſchen in unſerer Poeſie herrſchende Hauptſecte bilden jene, welche Unwiſſenheit und Mangel an Studium für den ſicherſten und untrüglichſten Beweis von Genie halten, gerade das, was ſich gar nicht nachahmen läßt, immer zuerſt nachahmen und nachäffen wollen, das Kindliche unaufhörlich mit dem Kindiſchen, und das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften verwechſeln, und ſtatt der goldnen Leyer Apollo's, oder des nordiſchen Heldengeſanges, jenen bekannten, urſprünglich nur dem blauen Montag angehörigen, neupoetiſchen Dudelſack überall einführen und allgemein herrſchend machen möchten. Shakſpeare, der große, tiefdenkende Meiſter in aller wahren Volkspoeſie, kann mit ſeinem Gewicht und unwiderſtehlichen Gewalt am beſten dazu dienen, dieſe Modegeburten der Laune, dieſe ephemeren Kleinigkeiten des Tages bey Seite zu ſchaffen.

Noch andere in unſerer Poeſie haben allerdings ein beſſeres und edleres Streben, indem ſie das Pöbelhafte eben ſo ſehr vermeiden, als das todte Antikiſche. Sie haben auch darin wohl nicht Unrecht, wenn ſie das Romantiſche als den eigentlichen Lebensgeiſt der Poeſie, und dieſe Sphäre als die angemeſſenſte für unſere jetzige deutſche Dichtkunſt betrachten. Nur wird die Poeſie, obwohl es an ſich wahr iſt, daß ſie ein Spiel der Fantaſie ſeyn ſoll, wenn man bloß und allein dieſe ſpielende Seite ergreift, allzuoft und allzuſehr durch ſchwächliche und kindiſche Erzeugniſſe herabgewürdigt; wenn nicht auch die tragiſche Heldengröße, jener tiefe Ernſt des Lebens und der Weltgeſchichte hinzukommt, welchen Shakſpeare uns in ſo mannichfaltigen Geſtalten, ſo verſtändlich, klar und nah vor Augen bringt. Durchgehends romantiſch iſt Shakſpears Poeſie allerdings. Er vermeidet das gezwungen Gelehrte und Antikiſche, was auch zu ſeiner Zeit ſchon vielfach um ſich griff, mit eben der ſichtbaren Abneigung, als das bloß Moderne, der Mode und Gegenwart dienende, was unvermeidlich entweder ins ſüßlich Fade, in das jämmerlich Weinerliche, oder auch in das Wilde und Rohe, immer aber in das Gemeine und Platte ausartet. Es war die Wahl und die Sinnesart des großen Dichters, welche ihn auf das Romantiſche lenkte; denn von allen jenen Abarten finden ſich unter den übrigen für die Bühne ſchreibenden Dichter ſeiner Zeit Beyſpiele im Ueberfluß. Bloß durch etwas mehr Kraft und eine kühnere Freyheit unterſcheiden ſie ſich von den gewöhnlichen Noth- und Hülfs-Dramen unſerer Bühne. Romantiſch, aber auf die rechte Art, nicht bloß ſpielend, auch mit Tiefe, mit Ernſt und Größe, und im vollſten reichſten Sinne des Worts iſt dagegen Shakſpeare's Poeſie. Möge ſie darin wenigſtens der unſrigen zum Vorbilde dienen.

Für die Bühne iſt es fruchtlos, fremde Formen nachahmen zu wollen. Jede Nation muß ſich hier ſelbſt die ihr angemeſſene Regel finden; und in der tragiſchen Kunſt dürfte dieſes rechte Maß, Ziel und Gewicht für uns weit eher auf dem lyriſchen Wege zu ſuchen und zu finden ſeyn, als auf dem hiſtoriſchen des Shakſpeare. Calderon, ſo ſonderbar dieß auch auf den erſten Blick ſcheinen mag, ſteht uns den reifſten Erfahrungen zufolge für die Bühne und höhere Form der dramatiſchen Kunſt viel näher als der brittiſche Dichter. Aber ganz abgeſehen von dieſer beſondern Rückſicht und allen daraus hervorgegangenen falſchen Nachbildungsverſuchen, betrachte ich aus den angeführten Gründen den Shakſpeare als die allgemeine Grundlage alles beſſern deutſchen Kunſtgefühls. Von einem gründlichen Studium und Verſtändniß dieſes Dichters, der noch gar nicht allgemein verſtanden wird, kann die allmählige Ausbildung eines ſolchen höheren Sinnes für Poeſie am beſten beginnen, und dann werden auch alle die bezeichneten Partheyen und Abwege in unſerer Litteratur mehr und mehr ſich verliehren und verſchwinden. In die Kinderſtube des ehemaligen franzöſiſchen Geſchmacks, zu der ſogenannten Poetik eines Boileau, Batteux oder Gottſched, noch jetzt wieder zurückkehren zu wollen, das iſt nun einmahl nicht ausführbar; obgleich es bey der allgemeinen Anarchie auch im Gebiethe der Kunſt und des Schönen nicht zu verwundern iſt, wenn ſelbſt für dieſen Rückweg ſich noch einzelne Stimmen hier und da erheben. Aber nicht auf ſolche Weiſe rückwärts, ſondern obwohl durch Rückkehr und Vergangenheit bereichert, vorwärts geht der Weg.

II.

Neue Kunſt und Litteratur.

Univ. Bibl.
München

1.

Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe. 1793.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte.

Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſey. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfarth mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehn wie Menſchen, und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Ausſehn verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung; denn nur bey einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in ungleichem Maaße der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen ſich gleich bleibenden menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſeyn ſcheint. Das iſt eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſeyn, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeeligten, als alles andere Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugebohrne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig; ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frey von Beſorgniſſen ſeyn kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederſchein ſeines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dies ſeiner Schwärmerey untreu machen konnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Marianne ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, aufs äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch den Schleyer des Werks, ſichtbar hervorſchauenden Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da, der mit ſo vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, wel che Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſeyn mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft, und das Leben eine Kunſt ſeyn wird.

Der reife Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Uebergang nicht milde, und der Contraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Mariannens proſaiſcher, ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geſchiednen Maſſen bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehn, daß er erſt ſpät, oder nie als Mann handeln wird; ſo verſpricht doch ſeine gränzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſt einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Verſuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günſtige Schickſal, oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günſtig beyſteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt; ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweyte Buch beginnt damit, die Reſultate des erſten muſikaliſch zu wiederhohlen, ſie in wenige Punkte zuſammen zu drängen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt des theilnehmenden Leſers, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Mariannen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Dichtkunſt, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freye Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvollern Wünſchen hinüber ſchwankt. Eine andre Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Act. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Abtheilung aus dem ganzen, und wie ein Syſtem in einander gefügten und gegliederten Lebensgemählde, am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſey, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das wunderbare Kind, mit deſſen Erſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frey zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Mariannens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit dieſer Anempfinderin contraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit jener zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers, wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Dieſe Harmonie von ſittlichen Diſſonanzen iſt noch ſchöner als jene Muſik der Gefühle, mit welcher das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines dichteriſch darſtellenden Werkes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen wegdenken zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir bewundern, in Gedanken vernichten können; ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt für den Menſchen, der ganz Menſch iſt und ſo fühlt und denkt, anziehend, er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze beſchaffen, wie es gebaut und gebildet iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähen, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beym Genius, deſſen Inſtinkt zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſeyn, den erſten Theil, unbeſchadet ſeiner Beziehung auf das Ganze, als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen; ſo fällt in die Augen, daß ſich alles auf Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie beziehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beyſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der

Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer dichteriſch dargeſtellten und darſtellenden Naturlehre der Poeſie und dichtenden Kunſt finden, nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdurftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt; ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen: die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtinkts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſonderes Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gaukler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfarth. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers, und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bey dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt; und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſey das Ganze eben ſo ſehr eine geſchichtlich lebendige Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſey alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wär' es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem, der zugleich ein reichbegabter Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſelbſtſtändigen Daſeyns zu erfreuen; ſogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poeſie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in ſilbernen Schalen gereicht. Dieſe wunderbare Proſa iſt Proſa und doch Poeſie. Ihre Fülle iſt zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielſagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung iſt ohne eigenſinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieſes Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des geſellſchaftlichen Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem ökonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtrebt.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſey es ihm nicht der vollſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehen, und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind. Denn dieſes durchaus neue und in ſeiner Art einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Forderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des herrlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? Eine ſogenannte Recenſion des Meiſter würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Guckguck vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſeyn ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eines von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keines der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſeyn ſollte, außer daß ſie überflüßig ſeyn würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, und ohne Wiſſenſchaft das Rechte kennt.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft, als er ſie erfullt. Wer aber lebendigen Sinn für den organiſchen Zuſammenhang des Daſeyns und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelmen ſo anziehend macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geiſt des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtſchaften, und geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Geiſt und im Innern waltenden Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt charakteriſiren können; ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſey, und wie man das Ganze nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig ſcheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eines und das andre in der Mitte überflüßig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das anerkannte Götterrecht des Dichters und einer dichteriſchen und geiſtig gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beym erſten und beym letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bey der ſchönſten und innigſten Uebereinſtimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in vieles lange nicht finden können; denn bey fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn oft nur gegenſeitig.

Ueber die eigentliche Structur und den innern organiſchen Zuſammenhang des Werks muß der verſchiedene Charakter der einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen geſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht ins unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es ſchlechthin einfache Theile, bey jenen größern Maſſen ſtehen bleiben, deren Selbſtſtändigkeit ſich auch durch ihre freye Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprüngliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige, doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweyten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die weite Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine andere Scene und eine neue Welt; immer kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; und es enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen. Das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin erſten Kuß eine ſchöne Einfaſſung wie von den höchſten Blüthen der noch keimenden, und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon da geweſen iſt, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen ſollen. Sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, welcher den Meiſter ganz verſteht, ſchon bekannt, und dem, welcher ihn gar nicht verſteht, eben ſo gemein und leer, wie das, was ſie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtändlich wären, ihn über einiges aufklärten, über andres aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweyte Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten; er iſt der reichſte, und zugleich der reizendſte; er iſt voll Verſtand, aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelmen der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freylich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſeyn, daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſeyn. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, als es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne

Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder ein Etwas in noch unbeſtimmter Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt von dieſer Art; ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adelichen und die Komödianten zwey abgeſonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keineswegs vorzüglich fein und zart und edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Gegenſatz zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt, und der Pedant bekommt ſogar Schläge, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf, mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adlichen ſind, den Stand abgerechnet, den Schauſpielern nur darin vorzuziehen, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Mahlerey denlen möchte. Es iſt eine bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſes Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen könnte und was zu zart und fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiederholen dürfte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbaren Nachläſſigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit gibt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjects, der abſichtliche Anhauch von poetiſchem Prunke bey ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen: ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frey und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf dem augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno gibt Wilhelmen und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Wirklichkeit und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger

Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Charakter, ſie kann nichts, und mag nichts, als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beyde haben nur Verſtand, denn auch Aurelien gibt der Dichter ein großes Maaß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und am Gefühl des Schicklichen, wie dem Jarno an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete, aber faſt beſchränkte, durchaus nicht großartige oder edle Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweiſ't, wie wenig es bloß Lobrede auf den Verſtand ſey, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beyde ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt, wie die tiefe innige Marianne und die leichte allgemeine Philine; und beyde treten gleich dieſen ſtärker hervor, als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beyſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſeyn laſſen. Wenn nun gleich der Zögling trotz des redlichen Beyſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint, als die äußere Gewandheit, welche er ſich durch den mannigfaltigen Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt; ſo macht er doch, dem Anſcheine nach, in dem was wir Kunſt nennen, bedeutende Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind, außer daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt in gewiſſem Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt, wie ſie ſeyn kann, und ſeyn ſoll bey entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno gleich; Beyde haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelmen und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſeyn muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte; durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakſpeare wird von Wilhelmen zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht des Künſtlers, oder was zufälliger Mangel des Werks ſeyn möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt eben dieſer Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem das Ganze voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr geiſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dieſes fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde wie einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr hohles Innres, als den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt, und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in Einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſowohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als ſolcher, ein Werk der Dichtkunſt anſchauend darſtellt? Es liegt nicht darin, daß dieſe Anſicht über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſey, mehr weiß, als es ſagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſey, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehen ſolle; dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, welcher das Werk ſo lange als nöthig iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit mache. Wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, ſo mag es ihm wohl Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur Eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Charakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon Gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſen und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen deſſelben ſeyn könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kömmt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Ueberſpannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und vorherrſchender Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein glänzend lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen ſcheint das Werk von der Höhe des zweyten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt ſcheint es an einem Scheidepunkte zu ſtehen, und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſeyn. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanten Räthſel und ſchönen Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen; aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſem zu ſeyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Drama und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beyſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandſchaft mit der Tante ſeyn, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buch. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch auf eine ganz dramatiſche Art und Weiſe mit ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten, und Komödie mit ſich ſelber unter einander ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Zwiſchenreden und Bemerkungen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiedenen Hang offenbart, das Innere und das Äußere ſcharf zu trennen und entgegen zu ſetzen. Hier hat ſich das Innre nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der einſeitig ausgebildeten Innerlichkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberſtehet. Der Onkel nähmlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edeln einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Er iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Reihenfolge von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben, wäre wohl nicht ſeine Liebhaberey geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer claſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion, in dieſen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele hier als angebohrne Liebhaberey dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freyen Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen, und es wird nun dadurch, wie an dem auffallendſten Beyſpiele gezeigt, daß er durchaus alles ſo behandelt wiſſen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie ins Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Widerſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſeyn, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre, und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſeyn, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in dieſem Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Porträt, ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beyſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Charaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſeyn können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten; aber Geſpräche müßten es ſeyn, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen hin und her reden und ein moraliſches Gutachten fällen wollte; das wäre gewiß die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſey.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannigfachen Beyſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehn hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Fur Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt; aber man hat ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten. Selbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er leiſtet völlig Verzicht darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalia wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht ſie einen angenehmen Contraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſeyn in der Geſellſchaft; Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her wie der Oheim. Es ſind Beyſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener reich entfalteten Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beyde in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beyden Urbilder, oder die beyden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beym Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt, als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die klarſte Lebens-Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem bedeutendſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pachterstochter: gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, ſondern als das verlaßne zerrißne Weib überhaupt intereſſirt, ergötzt uns der Anblick des Ducatenzählenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten, wie der Wundarzt, ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelmen und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Freyheiten der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfang deſſelben, an vieles von allem, was das hervorſtechendſte und bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangere Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beyſpiel der komiſchen Nemeſis, und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbredt verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lacherlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweyten, und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt das reich Umfaſſende der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die Ueberraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß der Maaßſtab der Darſtellung iſt erweitert, auch die Menſchen ſind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspunkte eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der im Verborgnen alles lenkende Geiſt. Weil er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario wird uns als ein Menſch von großer Art und Kraft geſchildert; der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Mageres, aber Lothario iſt vollendet in der Form, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler ſolcher großartigen Naturen, die Fähigkeit, auch zerſtoren zu konnen. Er iſt die hochaufſtrebende Kuppel, jene ſind die feſten Grundſaulen, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im ganzen Gebäude. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann; aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und Auguſtino, eine im Leiden geheiligte Familie der tiefſten Gefühlspoeſie, welche dem Ganzen, romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen; aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Geiſterſtimme, und rauſcht auf den Wogen der Melodie daher, wie das Andachtsgefühl würdiger Chöre.

Es iſt als ſey alles vorhergehende nur ein geiſtreiches intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles ſchön, gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

2.

Anzeige von Goethe's Werken. 1808.

Nach der Cottaſchen Ausgabe von 1806.

Erſter bis vierter Band.

Erſter Band. Lieder. Vermiſchte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegieen. Epiſteln. Epigramme. Zweyter und dritter Band. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment.

Es iſt keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menſchenalter hindurch ſo bedeutend und mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt hat, ich will nicht ſagen zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verhältniß in der Bildungsgeſchichte der Kunſt und des Zeitalters zu beſtimmen, ſondern auch nur auf eine ſolche Weiſe über ſie zu reden, welche den Leſer wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verſtändlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Weſens der Poeſie näher führt. Es gehört ein Entſchluß, ja eine Art von Selbſtverläugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu ſeinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit beſitzt, ſo geht es beträchtlich leichter von Statten. Er wird ſich alsdann vor allen Dingen ein philoſophiſches Syſtem, es ſey nun über die Dichtkunſt und

Schönheit überhaupt, oder über eine beſondre Art derſelben, über die Tragödie, den Roman, u. ſ. w. erſinnen. Jener unverſiegliche Strom, welcher der akademiſchen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und abſolutes Wiſſen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemahls fehlen laſſen. Er genießt das unbeſchreibliche Vergnügen, ſeine kleine Theorie in embryoniſcher Geſtalt, gleich in der Freude des erſten Empfängniſſes vorzutragen. Der Dichter und ſein Werk müſſen ſich ſchon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, ſo wird ſie durch ungemeſſene Lobſprüche ausgefüllt, oder wenigſtens um ſo minder fühlbar ſeyn, je mehr der unbefangene Geiſt in ſich ſelbſt und in die glücklich entdeckte Übereinſtimmung verſunken, und in das Weſen eines Andern einzudringen, unfähig iſt. Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe litterariſche Unſchuld unwiderbringlich verlohren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich iſt, die Urtheile und Anſichten der anders, oder auch der gleichgeſinnten zu vergeſſen, wenn er ſelbſt in der Litteratur befangen iſt, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil ſeines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er ſich endlich durch ſorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die äſthetiſchen Beurtheilungen ſind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrſchend gewordene Wuth nach wiſſenſchaftlichen Formeln und leeren Paradoxieen, wodurch bey einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetiſche Gefühl täglich mehr abgeſtumpft und verſchwemmt wird! Was ſoll er dann thun? Soll er das Beſte, Bedeutendſte und Edelſte mit Stillſchweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünſtigen und beſchützen, das Erbärmliche aber lobpreiſen, um ſich das angenehme Gefühl zu verſchaffen, daß ſein Einfluß wohl hinreichend ſey, auch dem, was an ſich nichts iſt, einen Schein des Daſeyns zu verleihen? Eine ſolche nach Abſicht und Gelegenheit beſtimmte Kritik überlaſſen wir andern, und wenden unſer betrachtendes Kunſtſtudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigſten, was die Zeit eben darbietet, zu dieſer neuen Ausgabe von Goethe's ſämmtlichen Werken.

Es ſey uns vergönnt, zuerſt unſre Freude über dieſe Erſcheinung in Beziehung auf den geſammten Zuſtand der Deutſchen Poeſie überhaupt und die Fortſchritte derſelben, in den zunächſt verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, ſeit Schiller durch ſein letztes vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, noch die vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutſchen Litteratur für Poeſie nicht ſehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherley neuen Erſcheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spaniſchen überſetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichter-Talent abſprechen kann; nur daß ſie uns die romantiſche Schönheit des Spaniſchen Drama's in einer gar zu diminutiven Geſtalt wieder gaben. Neben den Spaniſchen fehlte es auch nicht an Griechiſchen, ja an wahrhaft Hypergriechiſchen eben ſo verfehlten, und eben ſo gehaltleeren tragiſchen Dramoletts, da die Verſuche und die Äuſſerungen mehrerer Dichter von verſchiedenen Seiten her zuſammentrafen, um den alten Wunſch nach der Wiederherſtellung der Griechiſchen Tragödie, ganz in der ſtrengſten Form, ſogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Verſuch, als das vollendete Werk des Meiſters zu ſeinem Vorbilde wählen wird. Was ſchon auf der Spitze ſteht, und gefährlich an den äußerſten Gränzen ſchwebt, wird er noch übertreiben wollen; bis der redliche Kunſtfreund nur gar zu deutlich inne wird, wo das Verfehlte auch ſchon in dem erſten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden, nur in den Mitteln irrendem Streben lag; der gleichgültige Leſer aber, ohne viel zu unterſcheiden, alles unter der Benennung der Abgeſchmacktheit der neuen Zeit zuſammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Verſuchen, die große Lücke, welche Schillers Verluſt auf der Deutſchen Bühne ließ, auszufüllen; Verſuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meiſten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidniſchen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Geſellſchaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatiſchen Allerley herbeygeſucht, worin man das wahre Geheimniß des romantiſchen Schauſpiels ergriffen zu haben wähnte. Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialiſchen Kunſtjünger, die innigſt überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsſtoff ihrer Originalität, denn ganz ohne ſolchen mag ſie doch auch nicht bleiben, nur in den berühmteſten

Schriftſtellern und Werken des letzten Decenniums ſuchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, ſo lange abzujagen verſtehen, bis er den Geiſt wohl aufgeben muß. Dieſe Gattung iſt unvergänglich, nur hat auch ſie ihre Zeiten, wo ſie ſichtbarer wird, andre wo ſie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieſer Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unſer Publikum iſt ſo ſehr gewohnt, Meiſterwerke auf Meiſterwerke in einer ſtetigen Reihe folgen zu ſehen, daß ein Schriftſteller, der nicht von Meſſe zu Meſſe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergeſſenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehr todt, und ſo gut als geſtorben, erklärt zu werden.

Wie dem auch ſey; manche, die am meiſten Beruf gehabt hätten zu reden, ſchwiegen wirklich. Von Goethe war in einer Reihe der letzten Jahre, Eugenie das einzige größere Werk, was erſchien aber unvollendet blieb.

Deſto erfreulicher iſt dieſe neue Ausgabe von Goethe's Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz Neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Geſtalt, oder auch in derſelben, aber durch die Geſellſchaft des Neuen mit erneuert, wiederbringen wird: und kann uns die Erſcheinung derſelben auf jeden Fall in der immer mehr verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der ſehr oft weniger nach dem allgemeinen Beyfall ſtrebte, als vielmehr die ſelbſt erkannten Grundſätze ohne Rückſicht zu befolgen bemüht war, einen ſchönen Beweis von den Fortſchritten des Kunſtſinns in Deutſchland gewähren.

Des Neuen, was die ältere Ausgabe nicht enthielt, und was auch noch ſonſt nicht gedruckt war, iſt in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunſche des Leſers zu entſprechen, wenn wir unſre Anzeige nicht bloß auf dieſes beſchränken. Das Urtheil der Nation über einen claſſiſchen Schriftſteller, beſonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und ſich bilden. So viel Treffendes und Geiſtvolles auch ſchon über die Werke des Verfaſſers und ſeinen Dichtergeiſt im Allgemeinen geſagt worden iſt, ſo glauben wir doch keineswegs, daß das Urtheil über ihn ſchon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und ſeinen Werken ſchon vorhanden wäre. Die Zeit erſt kann einen ſolchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entſcheidend feſtſetzen wollen; aber ihn an unſerm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in dieſen Blättern verſuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyriſchen Gedichten, und dem Meiſter; denn wenn uns kein andres Werk des Verfaſſers ſo genau und ſo vielſeitig mit den Anſichten deſſelben von der Welt und der Kunſt, ja mit den Grundſätzen und Abſichten, nach denen er ſeine Werke bildete, bekannt macht, als der genannte Roman; ſo finden wir dagegen in den Liedern Ihn Selbſt, ſein eigenſtes Weſen nach allen Verſchiedenheiten beſonderer Stimmungen und Zuſtände faſt noch klarer und in der verſchiedenartigſten Mannigfaltigkeit ausgeſprochen.

Es liegt dies ganz in der Natur der Sache. Das lyriſche Gedicht, das Lied, iſt die freyeſte Aeußerung der Poeſie; und wenn wir bey größeren poetiſchen Werken, beſonders wenn dieſelben nicht unſer ganzes Weſen leidenſchaftlich oder begeiſtert ergreifen und mit ſich fortreißen, ſondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung geſammelter Betrachtung und beſonnener Aufmerkſamkeit verſetzen; wenn wir bey ſolchen Werken nur gar zu leicht von dem poetiſchen Eindruck ſelbſt, auf den Gegenſtand des Gedichts, auf die Grundſätze, Vorbilder und Zwecke des Künſtlers, auf die Geſetze und die Idee der Gattung, welcher das Werk angehört, hinübergleiten, ſo iſt das Lied dagegen ganz rein von ſolchen feſſelnden Beziehungen. Frey von den Geſetzen der Kunſt, wie von den Beſchränkungen der gemeinen Wirklichkeit, tönt die Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menſchengeiſtes und der Poeſie hervor; abgeriſſen und einzeln, ja räthſelhaft für den Verſtand, dem Gefühl aber deutlich, und ſo beſtimmt, daß wo ein ſolcher Ton einmahl eindrang, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu ſchlummern ſcheint, durch die leiſeſte Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derſelbe, der alte von ehemahls, wieder erkannt wird.

Freylich, welches Schöne und Freye ſuchte nicht der bloß mechaniſche Bildungstrieb in ſeine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeynte Vervielfältigung zu entadeln und zu entſeelen! Man glaube nicht, daß wir hiermit bloß und allein auf die nie verſiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas ähnliches wiederfährt wohl auch dem wahren Künſtler, der in andern Rückſichten auf eine hohe, auf die erſte Stufe mit Recht geſtellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erſt ihren Nachahmern überlaſſen haben, ihre Melodieen zu Tode zu ſingen. Es geſchieht dieſe Entſeelung des Liedes um ſo leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig beſtimmte, künſtlichere oder gar ausländiſche Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meiſtens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein ſehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag; oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erſcheinen.

Von den Gedichten des Verfaſſers in elegiſchem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbeſondere reden; von den andern vermiſchten Gedichten oder, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Übertreibung ſagen zu dürfen, daß jedes derſelben ein Weſen eigner Art, jedes derſelben ganz eigenthümlich ſey; dieſen einfachen Lobſpruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwählteſten Dichtern aller Zeiten zugeſtehen.

Der Verfaſſer hat die lyriſchen Gedichte des erſten Bandes unſerer Sammlung unter die Rubriken, Lieder, vermiſchte Gedichte, Romanzen und Balladen eingetheilt. Man denke ſich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochanſtrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unſcheinbare Gewächſe und Geſträuche den Boden ſchmücken, deren Anmuth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung ſtehen bleibt. Was auf dieſe Art fragmentariſch von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihm entſteht, iſt darum noch nicht immer ein Lied; denn es iſt nicht genug, daß dieſes aus einer beſondern Stimmung des Dichters hervorgegangen ſey, es muß ſich auch von der Seele des Dichters ablöſen, und ein unabhängiges Leben in ſich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Geſanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz beſtimmt iſt alſo der Unterſchied zwiſchen vermiſchten Gedichten, fragmentariſchen, ſubjektiven Ergießungen des Dichters und Liedern, den objektiven Stimmen der innern Poeſie, wenn uns anders dieſer Ausdruck vergönnt iſt; denn auch das Gefühl hat ſeine Tiefen und ewig bleibenden Grundzüge, welche ſich wie ein Sagenſtrom durch alle Zeiten hindurchziehen. Der Unterſchied ſelbſt iſt beſtimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwiſchen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in ſich ſelbſt klaren und beſeelten Liede, das Aller Eigenthum iſt, und der bloß perſönlichen Ergießung ungewiß und unentſchieden in der Mitte ſchweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwiſchen dem Liede und der Romanze feſtzuſetzen: aber ohne uns hier in allgemeine Unterſuchungen zu verliehren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieſer Unterſchied, in dem vorliegenden Fall wenigſtens, nicht immer ganz beſtimmt, und überall anwendbar iſt. Ein Lied, das ſich an irgend eine Volksmelodie anſchließt, das nicht in der eignen Perſon gedichtet iſt, ſondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantiſchen Sage entlehnten, beſonders wenn in dieſem mythiſchen Hintergrund irgend eine Geſchichte andeutend vorausgeſetzt, oder wohl gar theilweiſe erzählt wird, nähert ſich durch dieſe Bedingungen ſtufenweiſe immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieſelbe über, wie des Schäfers Klagelied oder das Bergſchloß. Weit entfernt, dieſes für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommenſten ſind, von denen es ſchwer ſeyn würde, zu entſcheiden, ob ſie das eine oder das andre ſeyen; weil ſich beyde Elemente, die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Fantaſie, nach Art des Volks und der alten Sage, ſo innig durchdrungen haben, daß ſie nicht mehr geſchieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in ſeinem urſprünglichen Sinne den erzählenden Dichtergeſang eben ſo wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher für unſre Anſicht einer andern Eintheilung zu folgen; wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit zu den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermiſchten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfaſſer mit zu dieſen geſtellt hat, zu den bloß perſönlichen Gelegenheitsgedichten und unfertig gebliebenen Dichtungsfragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern, würden wir dem König von Thule, dem Sänger, dem Fiſcher, und nächſtdem dem Erlkönig den Preiß zuerkennen. Lieder wie dieſe ſind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunſt irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Geſanges als ein Eigenthum des geſammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiſte der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunſt von Religion und Philoſophie abhängig ſind. Ja wenn die Frage davon iſt, ob eine Nation mitten unter allen proſaiſchen Verhältniſſen und Beſchränkungen der jetzigen Zeit doch noch eine Erinnerung von Poeſie beſitze: ſo wird es vorzüglich darauf ankommen, ob ſie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus ſolcher Lieder beſitze. Da ſich jetzt ſo viele Freunde der Poeſie mit der Aufſuchung alter Volkslieder beſchäftigen, ſo wäre es erwünſcht, wenn einer oder der andre, dem die Hülfsmittel dazu bey Handen ſind, uns belehrte, welches alte Bruchſtück, welcher Zug der Sage etwa bey dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeſchwebt haben kann. Das Verdienſt deſſelben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, ſondern unſtreitig in noch erhöhtem Lichte erſcheinen. Auch Bürger hat trotz der Einſeitigkeit ſeines Sinnes, und der Uebertriebenheit ſeiner Behandlungsart, große unläugbare Verdienſte um das Volkslied, deſſen Tiefe zu erforſchen er redlich beſtrebt war. Stollbergs Romanzen ſind leichter, geflügelter, und darſtellender; beſonders zeichnen ſie ſich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannichfaltigkeit und der Tiefe. Einen magiſchen Reiz giebt ſeinen Liedern das Abgeriſſne, Geheimnißvolle, Räthſelhafte des Gedankens oder der Geſchichte, bey der vollkommenſten äußern Klarheit. Freylich kann dieß, ſobald es mit Bewußtſeyn geſchieht, gar bald in abſichtliche Seltſamkeit ausarten, die denn auch bey den Nachahmern und Nachäffern Goethe's im Volksliede, in ſo reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird. Bey Goethe ſelbſt aber ſind die ſchönſten Lieder durchgängig bis zur vollkommenſten Klarheit durchgebildet, und nur einige der minder vollkommnen ſind auf dem Wege dahin ſtehen geblieben. Wie viele andre könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! Heidenröslein, das Veilchen, der untreue Knabe, ſind jedem bekannt: das Blümlein Wunderſchön iſt ſo zart ſpielend, als liebevoll herzlich. Der Junggeſell und der Mühlbach ſpricht uns wunderbar muſikaliſch an; ja wenn wir zu ſo vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieſer Ausgabe neu hinzugekommnen, wenn wir die Verſchiedenheit aller, und die Vortrefflichkeit der einzelnen betrachten, ſo möchten wir uns beynah zu dem Ausſpruch berechtigt halten: daß Goethe wohl in keiner Art der Poeſie einen höheren, oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein ſo beſtimmter und bedingter Lobſpruch ſchon geeignet iſt, von Unverſtändigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an, des Schäfers ſehnſüchtiges Klagelied; noch mehr aber, das alte, verfallne Bergſchloß. Dieſen beyden Liedern giebt das magiſche Dunkel einen eignen Reiz. In dem Hochzeitslied ſcheint uns die Dunkelheit mehr ganz lokal und perſönlich, als romantiſch zu ſeyn; doch iſt die Fülle der Fantaſie darin, welche auch der Vers angemeſſen ausdrückt. Zur vollendetſten Klarheit durchgedrungen iſt das Lied: Vanitas! vanitatum vanitas! dem wir nur eine einfachere Ueberſchrift wünſchten; ein ergötzliches Beyſpiel ächt deutſchen Volkswitzes! Voll froher Laune und Luſtigkeit iſt auch Ritter Curts Brautfahrt, das würdige Stiftungslied, und der unvergleichliche Rattenfänger. Vor allen würde die Kriegserklärung den Preiß der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nachfolgenden Strophen mit den beyden erſten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemal bemerkt, daß die Lieder des Verfaſſers aus einem ſehr gefühlvollen und romantiſchen Auffluge im Anfange, gegen das Ende mehr in das Proſaiſche und Ironiſche herabſinken; wie dies auch unſers Bedünkens in den ältern ſchönen Liedern, Willkommen und Abſchied, Neue Liebe, neues Leben der Fall iſt.

Dieſes wären nun die vortrefflichſten unter den eigentlichen Liedern. Noch ſind einige Romanzen zurück; der Wandrer und die Pächterin, deſſen Beziehung ganz perſönlich ſeyn mag; die Walpurgisnacht, wo nur die allzu proſaiſche Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch ſo dichteriſche Behandlung der Poeſie angeeignet werden konnte; die Braut von Korinth, die ſich durch die hohe Vollkommenheit der Darſtellung, bey einem widerſtrebenden Stoff, und der Gott und die Bajadere, die ſich, wo nicht durch die innere Tiefe, indem der eigentliche ſchöne Sinn der indiſchen Sage ganz darin verfehlt iſt, doch wenigſtens, von dem Stoff und deſſen dichteriſchem Verſtändniß abgeſehen, durch die äußere muſikaliſche Fülle empfiehlt. Wir haben dieſer letzten beyden nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnen wollen, weil ſie aus einer fremden Mythologie entlehnt ſind, oder auf eine weniger bekannte Beſonderheit des alten Griechiſchen Volksglaubens ſich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poeſie vergönnt ſeyn mag, um ſich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen; von dem Liede fordern wir, daß es Deutſch ſey.

Wir gehen nun zu der zweyten ungleich zahlreichern Klaſſe der perſönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermiſchten dichteriſchen Fragmente über. Viele derſelben ſind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeynt, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil ſie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv geworden, ſondern nur ſubjektiv verſtändlich, oder nach Gelegenheit auch ganz unverſtändlich geblieben ſind. Für die größere Zahl aber beſonders derer, die der Verfaſſer unter den Nahmen der vermiſchten Gedichte zuſammengeſtellt hat, dürfte der richtigſte Geſichtspunkt wohl der ſeyn, wenn wir ſie als den erſten Anſatz der Gedichte im elegiſchen Sylbenmaaß betrachten. Hieher zählen wir beſonders die ganze Reihe der reimfreyen Monodieen in mythiſchen Sinnbildern, unter denen Prometheus an Reichthum des Gedankens, die erſte Stelle einnimmt. Je abweichender, je ausgeſetzter dem Tadel die in dieſen Fragmenten herrſchende Anſicht der Dinge iſt, je mehr wünſchten wir, daß ſie vollkommen ausgeſprochen und entfaltet, und alle die Bruchſtücke in ein Ganzes verbunden ſeyn möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermiſchten ſubjektiven Liedern, empfehlen ſich: Zum neuen Jahr, Tiſchlied, Generalbeichte, Dauer im Wechſel und die glücklichen Gatten durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell ſcheint der Nachtgeſang. In dem Dithyrambus iſt der Gegenſatz des mit Klarheit beſonnenen und der bakchiſch begeiſterten Dichter mit ſtarken Farben dargeſtellt; und auch blos ſo genommen das Fragment nicht ohne Werth, doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeiſterte Gedicht Weltſeele, erregt um ſo mehr den Wunſch nach einer vollſtändigen poetiſchen Darſtellung der Naturanſicht des Dichters, je weniger es dieſe ganz klar ausſpricht.

Das Sonett iſt ein Wort recht zu ſeiner Zeit; eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und ſinnloſen Sonette, womit uns die letzten Jahre, ſeit A. W. Schlegel dieſe Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überſchwemmt hat. Sonderbar iſt es, wie der Inſtinkt dieſer Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günſtig ſind. An den ungleich ſchwerern Terzinen haben ſich eben ſo viele nicht verſehen; dagegen welche Ueberſchwemmung von Sonetten! Eben ſo ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfaſſenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologiſchen Arbeiten und die ganz mißlungenen Verſuche mitzählen, einen ſo großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von ſinnreichen und ſinnloſen, witzigen und aberwitzigen Diſtichen!

Wir ſchließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle dieſe vermiſchten Gedichte und Lieder auf einem gemeinſchaftlichen Grunde ruhen welches zugleich das eigentliche Weſen des Volksliedes bildet; dieſes iſt aber die tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgeriſſenen Andeutungen der höchſten Fantaſie. Es giebt noch ein ganz andres Element oder wenn man will, eine andre Gattung der lyriſchen Dichtkunſt; wenn dieſelbe nähmlich nicht aus einem beſondern, ſondern in ſeiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinſchaftlichem Gefühle hervorgeht, und ſich durch Würde und Ernſt und Begeiſterung auch äußerlich gleich unterſcheidend ankündigt. Dieſen Ton haben mehrere Deutſche Dichter angegeben, am meiſten Klopſtock, obwohl in ungünſtigen Formen und Verhältniſſen; ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemalige Poeſie noch fortdauern, auch bey einem, den äußern Verhältniſſen nach, ganz zerſtörten Zuſtande; zu begeiſterten Nationalgeſängen bedarf es aber außer dem Dichter noch andrer Verhältniſſe, und zum wenigſten einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegieen war anfangs viel Einrede von Seiten der ſtrengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu ſagen erlaubt wäre, als was ſich in Gegenwart junger Frauenzimmer ſagen läßt; ſo möchte wohl überhaupt keine Poeſie möglich ſeyn, am wenigſten aber eine, wie die der Alten. Nach dieſem Grundſatze müßte man denn auch, die Ueberſetzungen der claſſiſchen Dichter, mit geringer Ausnahme, für etwas ganz Unerlaubtes erklären. Im Allgemeinen iſt der Sinnenreiz in der Poeſie, da wo er abſichtlich geſucht wird, und vielleicht gar der Mangel an eigenthümlicher Erfindung, an ſonſtiger Kunſt und Fantaſie, durch ein ſo ſchlechtes Surrogat unedel erſetzt werden ſoll, wie dieſes bey manchen modernen Sinnlichkeitsdichtern wohl der Fall iſt, im höchſten Grade verwerflich und verdammungswürdig. Die jugendliche Anmuth der Gefühle und alles ſinnlich Reizende aber, an der rechten Stelle, die es im Leben einnimmt und in dem beſcheidnen Maaße eines gebildeten Gefühls, darf man der

Poeſie, als einer darſtellenden Kunſt, nicht ganz entziehen wollen, ohne ihr eigentliches Weſen, als volles Lebensgemählde der Fantaſie mit zu vernichten. Es iſt eine zarte Gränze hier, worauf das ſittliche Ebenmaaß beruht, und nicht in der Pedanterey des Schicklichen, die ſich an ein einzelnes Wort oder Bild hängt, um irgend ein Aergerniß zu finden. In der poetiſchen Abſicht ſelbſt, ſind die großen Dichter des Alterthums vielleicht ſtrenger, wenigſtens reiner und unbefangener als die neuern Poeten; aber im Styl und Ausdruck war ihnen eine freyere Gränze gezogen. Am ſonderbarſten dünkte es uns daher, dieſen moraliſchen Einwurf auch von ſolchen zu hören, die da glaubten, daß unſrer Poeſie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen ſey, und ihr doch einen, wenn gleich ſehr mäßigen Gebrauch der antiken Freyheit nicht vergönnten. Noch giebt es eine andere mehr aus der Geſchichte der Deutſchen Litteratur hergenommene Antwort auf dieſen Tadel. Nachdem die Lohenſteiniſche Schule in eine ſpielende Ueppigkeit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unſittliche, ja Schmutzige überging, ſo ſuchten nun Klopſtock und die gleichgeſinnten mit allem Ernſt die Würde der Deutſchen Poeſie wieder herzuſtellen, nur daß ſie dabey leider in das entgegengeſetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feyerlichkeit geriethen. Sollte die Deutſche Poeſie nicht ganz in dieſer Monotonie untergehen, ſo mußte ſie ſich wieder auf eine freyere Weiſe bewegen, und aus den unermeſſenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftſtellern, welche dem Sinnenreiz, den Klopſtock verſchmäht hatte, ausſchließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine durchaus proſaiſche Art. Auf eine poetiſche Weiſe geſchah es vorzüglich durch Goethe, den wir in dieſer Rückſicht nicht bloß in der Elegie, ſondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegenſatz Klopſtocks für das Ganze der deutſchen Litteratur betrachten. Denn daß eine ganze Litteratur oder auch nur alle Poeſie einer Nation, ſich immerfort in jener einförmigen Würde und dem feyerlichen Ernſt fortbewegen und darauf beſchränkt bleiben ſolle, wie Klopſtock den Ton ſo hoch und ſtreng angegeben hatte, das wird Niemand verlangen wollen, oder auch nur ſelbſt irgend wünſchenswerth finden können.

Die ſämmtlichen Goethiſchen Gedichte in elegiſchem Sylbenmaaß kann man aus einem zwiefachen Geſichtspunkte beurtheilen. Entweder als einzelne lyriſche Gedichte, oder aber, indem man ſie alle zuſammen nimmt, und ſie als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem erſten Geſichtspunkte, als lyriſche Gedichte, würden wir ſie ſehr weit unter die gelungenſten Lieder des Dichters ſetzen. Sie ſind weniger eigen und unmittelbar, es iſt nicht dieſes friſche Gefühl, dieſe Lebendigkeit darin. Am nächſten kommen darin den Liedern wohl Alexis und der neue Pauſias, uberhaupt die in dieſer Abtheilung zuſammengeſtellten. In den Romiſchen Elegieen finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmoniſches. Das Geheimnißvolle der Fantaſie aber fehlt in allen, muß ſchon der Form und der Gattung nach fehlen; denn das Räthſelhafte in den Weiſſagungen des Bakis, gehört wohl mehr der ſubjectiven Unverſtändlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bey den perſönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieſer geheimnißvolle Reiz der Fantaſie bewirkt es wohl, wenn wir mehr Poeſie in der Art finden, wie die Sehnſucht nach Italien in dem ſchönen Liede: Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn? u. ſ. w. ausgedrückt iſt, als in dem wirklichen Beſitz und ruhigen Genuß des Kunſt- und Naturbeglückten Landes, wie ihn alle dieſe Römiſchen Elegieen und Venetianiſchen Epigramme ſchildern. Ja man kann wohl vorausſehen, daß manche der ſchönſten Goethiſchen Lieder vielleicht nach vielen Jahren noch im Munde des Geſanges leben werden, während dieſe antiken Nachbildungen nur als eine vielleicht nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung in der Deutſchen Kunſtgeſchichte ihre Stelle finden werden.

In dieſem Sinne würden wir ungefähr urtheilen, wenn wir dieſe Elegieen als einzelne lyriſche Gedichte in Vergleich mit den andern lyriſchen Gedichten und Liedern unſers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet, verdienen ſie gewiß alle die Lobſprüche, welche man ihnen in dieſer Ruckſicht ertheilt hat. Der größte Unterſchied dürfte ſeyn, daß in den Römiſchen Elegieen, wo man am beſtimmteſten an die Triumvirn der alten Elegie erinnert wird, hier und da ein Anhauch von Parodie, ein leiſer komiſcher Anſtrich beygemiſcht iſt, der ſich bey den Alten nicht findet, der ſich aber ganz natürlich einſtellt, wenn man nicht in der eignen Weiſe und Sitte, ſondern in einer halb in Ernſt, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyriſche Gedichte antike Nachbildungen ſeyn? Oder müſſen ſie nicht vielmehr ihrer Entſtehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erſcheinung aber nicht fremd und gelehrt, ſondern durchaus national ſeyn, wenn ſie auch wieder in das Innere eingreifen ſollen!

Dieſes iſt der Punkt, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müſſe alle dieſe Elegieen und Epigramme nicht als einzelne Gedichte, ein jedes für ſich, ſondern ſie alle als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu ſeyn, welches dann weit mehr von der didaktiſchen, als von der lyriſchen Art ſeyn würde. Mehrere der ohnehin ſchon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Maſſen von Elegieen erhalten ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derſelbe Geiſt; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur ſchwach angedeutet iſt, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeinen Anſichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphoſe der Pflanzen aber, wie in einen Kern zuſammengedrängt ſind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet ſeyn, ſo würden wir ein Lehrgedicht vor uns ſehen, welches uns die Anſicht des Dichters von der Natur und der Kunſt, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmal vollſtändig darſtellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verſchieden ſeyn, an Würde und Gehalt der Poeſie aber gewiß keinem andern größern dramatiſchen oder epiſchen Werke unſers Dichters nachſtehen würde. Ein ſolches Ganzes ſcheint uns in dieſen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieſes offenbar das Ziel zu ſeyn, nachdem ſie mehr oder weniger alle ſtreben.

Es ſcheint ſonderbar, etwas andres von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet. Wenn man aber geiſtigen Hervorbringungen nicht einen falſchen Werth leihen, ſondern ihnen ihren wahren Werth erhalten will, ſo iſt es nothwendig zu zeigen, wohin ſie eigentlich ſtreben, geſetzt auch, daß dieſes Streben nicht ganz bis zur vollkommenſten Geſtaltung äußerlich durchgeführt wäre. Aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unſre obigen Aeußerungen ſo mißverſtanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie, entweder überhaupt, oder in dem vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutſche Sprache aus der Gemeinheit, in der ſie noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachläſſigung und die Verwirrung des Zeitgeiſtes verſunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächſt wohl kein wirkſameres Mittel, als jene Nachbildungen der ſtrengſten Kunſtformen, wozu ihre Bildſamkeit ſelbſt reichen Anlaß gab, und wodurch ſo manche Meiſter ſich ein unvergängliches Verdienſt um ſie erworben haben. Als nothwendige Bildungsſtufe der Deutſchen Sprache und Kunſt müſſen dieſe gelehrten Nachbildungen zum mindeſten gewiß in ihrem Werth bleiben. Aus dem gleichen Grunde iſt auch die ſpäterhin erfolgte Nachbildung der kunſtreichen romantiſchen Sylbenmaaße der Italiäner und Spanier, als eine kaum entbehrliche, wenn gleich auch nur vorübergehende Bildungsſtufe der Deutſchen Poeſie unſrer Zeit zu betrachten; um nur erſt das Gefühl für den Zauber des Reims und des romantiſchen Geſanges, für alle dieſe magiſchen Anklänge der Fantaſie, und ihre ſinnreiche Verſchlingung in den mannichfaltigſten Kunſtformen wieder anzuregen; wohin ſchon das Bedürfniß ſelbſt leiten mußte, grade als Gegenſatz der früherhin vorherrſchenden antiken Trockenheit. Wollte man nun aber ſagen, es ſeyen der Studien und der vorläufigen Bildung endlich jetzt genug, die Poeſie müſſe nun anfangen, und es ſey nichts mehr zu wünſchen und nichts mehr an der Zeit, als daß diejenigen, die dazu vorzüglich berufen ſind, uns endlich einmal ſtatt aller Nachbildungen der fremden, eine Deutſche Poeſie geben; ſo läßt ſich dagegen für den vorliegenden Fall folgendes mit Recht erwiedern: möge ſich die Deutſche Poeſie Deutſcher Weiſen und Formen bedienen, in allen Arten und Werken, die zunächſt auf die ganze Nation wirken ſollen; aber der Umfang der Dichtkunſt iſt nicht ſo eng zu beſchränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Weſen des Gedichtes ſelbſt nothwendig gefordert werden. Der Reim iſt in der Deutſchen Sprache einheimiſch, iſt ihr eingebohren und weſentlich. Der Reim aber, obwohl die ſchönſte Zierde der Poeſie, iſt nicht mit allen Karakteriſierungen derſelben verträglich; es giebt eine Poeſie der Wahrheit, wenn uns dieſer Ausdruck vergönnt iſt; ſie iſt es, ohne dramatiſche Handlung, Leidenſchaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Fantaſie, bloß durch die heitere und gediegene Anſchauung, durch die wahrhaft poetiſche Anſicht der Dinge. Das eben verſtehen wir unter dem Lehrgedicht, und dieſen hohen Begriff deſſelben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung aufſtellten, die elegiſchen Studien unſers Dichters neigen ſich nach dieſer Seite hin. Für ein ſolches Lehrgedicht aber, welches in der Fülle der gediegenſten Wahrheit ſelbſt des Sinnbildlichen nicht bedurfte, oder doch nur mit einer leiſen Andeutung deſſelben ſich begnügte, würde die ſpielende Umhüllung des Reims vielleicht nicht immer und überall ſo angemeſſen ſeyn, als die gediegene Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie. Auf dieſe Weiſe läßt ſich vielleicht die noch fernere Beybehaltung des antiken Sylbenmaaßes in unſrer Poeſie, wenigſtens für einzelne Fälle noch am beſten begründen und herleiten.

Ueberhaupt ſollte man niemals an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künſtlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß ſelbſt, und das Verhältniß deſſelben zur Natur und ferneren Bildung unſrer Sprache denken, wie man will; denn der wahre Künſtler wird ſeiner Form, auch der weniger günſtigen, doch Meiſter, ſo wie des Stoffes, und es verſchmilzt alles zu einem Ganzen, wo ſich nun nicht mehr trennen und ſcheiden läßt, und das man ganz bey Seite ſetzen, oder ſo nehmen muß, wie es nun einmal iſt. Für das Individuelle in den elegiſchen Werken unſers Dichters iſt dieſes Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch ſo anpaſſend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, ſo daß ſich ſchwerlich eine andre eben ſo angemeſſne Form auch nur in Gedanken erſinnen ließe. Es hat das elegiſche Sylbenmaaß, wenn es ſo wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas ſo angenehm gefälliges und nachläſſiges, daß es bey der harmoniſchen Weichheit, die ihm doch von ſeinem Urſprung her bleibt, recht dazu gemacht ſcheint, jene ſelbſtgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grundton der mannichfaltig wechſelnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meiſten dieſer Gedichte iſt.

Die rigoriſtiſche Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Geſetzen der alten Rhythmik überlaſſen wir andern Beurtheilern, ſo wie auch die Vergleichung der verſchiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung ſo ſehr auf, daß wir ſie im Vorbeygehen bemerken:

„Dichten iſt ein luſtig Metier.“

wo es ſonſt hieß:

„Dichten iſt ein luſtiges Handwerk.“

und wir dem Dichter nicht beyſtimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegiſche Sylbenmaaß, ſo wie es ſich in Deutſcher Sprache offenbart, ſey uns noch zum Schluſſe vergönnt. Wenn es nicht ſtrenge, ſondern freyer und loſe behandelt wird, wie es hier der Fall iſt, ſo zerfällt es meiſtens in einzelne Diſtichen, und auch dieſe haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und ſinkt aus der anfänglichen Würde oft ins Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunſtreichen Verſchlingung der

Verſe und Perioden, und der größten rhythmiſchen Mannichfaltigkeit und Strenge nachgeſtrebt, ſo ſehen wir kaum, wie der Abweg eines durchaus gelehrten und ſchweren Styls wird zu vermeiden ſeyn. Man könnte vielleicht eine oder die andere Elegie von A. W. Schlegel anführen, zum Beweiſe, daß auch bey größerer metriſchen Strenge die Klarheit des Styls in dieſem Sylbenmaaß erhalten werden könne; aber es kann dieſes Gelingen wohl nur als eine beſondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angeſehen werden.

Dürften wir unſrer Stimme alſo einiges Gewicht im Rathe der ſterblichen Götter und Heroen unſrer Kunſt beymeſſen, ſo würden wir den Wunſch äußern, die Meiſter der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmal unentbehrlich ſind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einſchmeichelnden elegiſchem Sylbenmaaß, das ſich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerſtrebendes für die Deutſche Sprache offenbart. Daß ein ſolches Lehrgedicht, deſſen Idee wir anzudeuten verſucht, in hexametriſchem Rhythmus eben ſo würdig und mannichfaltig als im elegiſchen ſich darſtellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwiſchen dieſen beyden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur von dieſen die Rede ſeyn; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyriſchen und dramatiſchen Sylbenmaaße der Griechen ſich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Künſtler, mag ſich, wie hier und da einzeln geſchehen iſt, durch einen vorübergehenden Verſuch damit bekannt machen;

die weitere Ausführung dieſes Fehlgriffs, und der vollſtändige Mißbrauch deſſelben aber ſollte den Neulingen überlaſſen bleiben, die um das andere unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerſt haſchen; oder jenen rhythmiſchen Philologen, bey deren halsbrechenden metriſchen Verſuchen, wenn ſie kühn durchgeführt ſind, es immer lehrreich bleibt zu ſehen, wie ſich unſre edle Sprache zu der methodiſchen Mißhandlung gebehrdet.

Doch ſchon zu viel haben wir uns der Epiſoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zuſtand der Deutſchen Poeſie erlaubt; wir haben noch über Wilhelm Meiſters Lehrjahre zu reden, über die noch manches zu ſagen iſt, ſo ſehr wir auch vieles als bekannt vorausſetzen, und um ſo eher vorausſetzen können, da dieſes Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, ſondern überhaupt als eines der reichhaltigſten und geiſtvollſten Werke, welche die Deutſche Litteratur beſitzt, allgemein anerkannt und verehrt wird, und auch ſchon mehrere ausführliche Beurtheilungen und Charakteriſtiken deſſelben vorhanden ſind; wie ich ſelbſt eine ſolche, im friſchen Gefühl des erſten Eindrucks, bald nach der Erſcheinung des Werkes ſelbſt, aus mannichfacher Anſchauung und Durchdenkung deſſelben in allen ſeinen Einzelnheiten und dem Gliederbau des Ganzen, vor einer Reihe von Jahren verſucht habe.

Wenn wir fragen, warum die Größe der Wirkung, welche die Werke unſers Dichters hervorgebracht haben, nicht allemal der Größe der darin erſcheinenden poetiſchen Kraft ganz entſprach; ſo ſcheint uns der Grund davon keinesweges, wie einige frühere Beurtheiler glauben möchten, einzig und allein in der poetiſchen Unempfanglichkeit des Publikums zu liegen, noch weniger in der Unfähigkeit der Deutſchen Sprache, wie der Dichter ſelbſt in einem bekannten Epigramme zu verſtehen giebt; gehört er ja ſelbſt nebſt Klopſtock zu denjenigen, welche die alte Anmuth und die angebohrne Naturfülle der edeln Sprache, aus der Verworrenheit und Mißgeſtalt, in die ſie gerathen war, zum Theil wenigſtens wieder entdeckten, und von neuem ans Licht ſtellten. Wir finden den Grund jenes, eine lange Zeit hindurch ſogar nicht, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz angemeſſenen Erfolges unſers Dichters darin, daß er die Größe ſeiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umriſſe, Fragmente, kleinere, bloß zum Verſuch oder zum Spiel gebildete Werke vereinzelt, und ſelbſt zerſplittert hat; er zeigt ſich auch in dieſer Eigenſchaft als der Gegenſatz Klopſtocks, der alle Kraft ſeines Geiſtes und ſeines Lebens auf ein einziges großes Centralwerk wandte, in deſſen Begriff leider nur gleich von Anfang, Beſtimmungen und Bedingungen aufgenommen waren, die ein vollkommnes Gelingen unmöglich machten.

So oft Goethe aber ſeine Kraft nicht ſelbſt theilte, ſo oft er ſeinen Reichthum mehr zuſammendrängte, war auch die Wirkung entſprechend. Taſſo und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunſt geſteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verſchafft. Der Meiſter aber hat auf das Ganze der Deutſchen Litteratur, ſichtbar wie wenige andere Erſcheinungen gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieſelbe mit der Bildung und dem Geiſt der guten und ſchlechten Geſellſchaft in Berührung ſetzte, und die Sprache nach einer ganz neuen

Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmal geſchehen iſt. Das Verdienſt des Styls in dieſem Werke iſt von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der ſich aus der immer fortſchreitenden Erforſchung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geſchäft gemacht hat, die ganze Größe deſſelben zu würdigen im Stande iſt. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und beſonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meiſter vielleicht jedem andern Werke unſers Dichters vor, keines iſt in dem Grade ein Werk.

Anfangs war auch gegen dieſes Buch viel Einrede; zuerſt von Seiten der Sittlichkeit, und der darin dargeſtellten zum Theil ſchlechten Geſellſchaft. Was den erſten Punkt anbetrift, ſo erinnern wir nochmals an die zu einförmige Feyerlichkeit der Klopſtockiſchen Art und Anſicht der Dinge, und das Bedürfniß einer nicht ſo gar eng beſchränkten Freyheit für die Entwicklung der Poeſie. Beſonders hat der Meiſter darin ein großes Verdienſt, daß er das deutſche Auge mehr geübt hat, die Poeſie nicht bloß da zu erblicken, wo ſie in aller Pracht und Würde erhaben einherſchreitet, ſondern auch in der nächſten und gewöhnlichſten Umgebung ihre verborgenen Spuren und flüchtigen Umriſſe gewahr zu werden. Der Meiſter gehört dem Anſchein und der äußern Form nach, zu der gewöhnlichen Gattung der Romane, und doch iſt die Anſicht, und noch mehr die Darſtellungsart, ſelbſt da, wo das Werk gegen die Poeſie, eigentlich aber nur gegen eine Art derſelben, gegen die Poeſie des Gefühls und der Liebe, zu ſtreiten ſcheint, eine durchaus poetiſche;

und wenn der gewiß poetiſch gemeynte Werther in ſeinen nächſten Folgen und Nachbildungen gleich wieder in das ganz Proſaiſche herabgezogen ward, ſo war in dem Werke ſelbſt ſchon dafür geſorgt, daß dieſes dem Meiſter nicht widerfahren konnte.

Was die gute oder ſchlechte Geſellſchaft betrift, ſo hätte man ſich erinnern mögen, daß von Fielding, Scarron, und Leſage, ja von dem ſpaniſchen Alfarache und Lazarillo an, des Don Quixote nicht einmal zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der beſten und edelſten Geſellſchaft ihrer Zeit ſehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemiſchte, oder gar die ſchlechte, als günſtiger für komiſche Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Fantaſie, mit Abſicht in ſolchen Dichtungen gewählt haben.

Am meiſten Einrede aber war gegen die Form des Werks, deſſen Geſtalt ſich ſo ganz an die des gewöhnlichen Romans anſchloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, ſondern vielmehr abſichtlich zu täuſchen ſchien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meiſten aber den Schluß deſſelben. Uns ſchien vielmehr die Gelindigkeit dieſes Anfangs eine Schönheit zu ſeyn, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weiſe, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht ſehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Maſſe keinesweges ſparſam und geizig abgefertigt, ſondern vielmehr mit allem Reichthum, ſo gut der Stoff ihn nur darbot und der Gegenſtand es zuließ, ausgeſtattet, und alle Kunſt daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier alſo dennoch etwas Disharmoniſches für das Gefühl vieler Leſer, wie dieß denn wirklich auch bey ſolchen der Fall iſt, denen man den poetiſchen Sinn durchaus nicht abſprechen kann; ſo muß der Grund davon viel tiefer liegen, als blos in der äußern Form. Sollten wir in Ruckſicht auf dieſe etwas tadeln oder als minder vollendet auszeichnen, ſo würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bey Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß geſucht wird, hier und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltſam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dieſes nur von einigen Uebergängen gelten; die Darſtellung Aureliens und Serlo's, iſt in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komiſchen Schauſpielertreibens im Schloſſe des Grafen, die wohl ſelbſt dem eigenſinnigſten Sinne nichts zu wünſchen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwieſpaltes der ſo vielen, die ſich ſtark von dem Werk angezogen fühlten und ſich ganz mit demſelben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb, und ſie wieder davon zurückſtieß! Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunſt zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt werden, in der anſcheinenden Partheylichkeit des Dichters für den kalten Verſtand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetiſchen Richtung beſchuldigt. Dieſe Anſicht aber trift den eigentlichen Punkt, unſers Erachtens, nicht, und iſt auch nicht ohne Einſchränkung wahr. Erſtlich hat es ſeine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine ſolche Liebe, ein ſolches Gefühl wie das der untergehenden Perſonen, in einer ſolchen Welt und Umgebung wie dieſe hier, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verſtand hier auch keinesweges als das Höchſte und Letzte dargeſtellt, ſondern vielmehr als etwas allein ganz unzulängliches, einſeitiges und dürftiges. Dasjenige aber, was als das Höchſte und Erſte aufgeſtellt wird, die Bildung, iſt, wie ſehr auch der Verſtand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns zu denken, offenbar alſo als ein Mittleres zwiſchen Gefühl und Verſtand gemeynt, was ſie beyde umfaßt. Dieſe Bildung nun, ſo wenig ſie ganz vollſtändig in dem Werke entwickelt iſt, muß unſtreitig als eine durchaus künſtleriſche, ja poetiſche, aufgefaßt werden, und es ſtreitet wohl nicht mit der Abſicht des Verfaſſers, wenn wir uns den bloß angedeuteten Umriß dieſes Begriffs durch jenen Geiſt künſtleriſcher Bildung ergänzen, der auch andre, beſonders aber die antiken Gedichte des Verfaſſers beſeelt. So kann man denn gewiß nicht behaupten, die Abſicht des Verfaſſers ſey gegen die Poeſie gerichtet, ob man gleich allenfalls ſagen könnte; es ſey ein Roman gegen das Romantiſche, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindſamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigſtens zu dem Begriff davon zurückführen ſoll. Aber es kommt weniger darauf an, die ſonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu faſſen, als vielmehr den eigentlichen Punkt des Streits zu treffen, woran es liegt, daß ſo viele vorzügliche Menſchen, welche die andern Werke unſers Dichters wohl zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ſich von dieſem mit einer bleibenden Abneigung getrennt fühlen. Die Antwort auf dieſe

Frage, ſo weit ſie ſich beantworten läßt, ſcheint uns folgende zu ſeyn: Bildung iſt der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einen Mittelpunkt zuſammengeht; dieſer Begriff aber iſt gerade ſo, wie er ſich hier vor uns entfaltet, ein ſehr vielſinniger, vieldeutiger und mißverſtändlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weiſen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging ſtreng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unſichtbares. Dieſe Bildung gedeiht nur in abgeſchiedener Einſamkeit, wo ſie diejenigen ſtets geſucht haben, die ſich zu ihr berufen fühlten; und hier iſt es nicht ſowohl der Menſch ſelbſt, der künſtliche Verſuche mit ſich anſtellt und ſich ſelbſt bilden will, ſondern die Idee, die Gottheit, der er ſich ergab, iſt es, die ihn bildet oder von der er ſich bilden und beſtimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und geſellige Bildung, die nicht eine ſo hohe Richtung und Würde hat, oft ſogar in etwas ganz Leeres ſich auflöſ't. Was ſehen wir überhaupt in dem Menſchenleben vor uns? Die meiſten werden durch allerley Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß ſich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feſtſtehende Grundſätze und Geſetze halten die verworrne Maſſe glücklicherweiſe noch in einer leidlichen Ordnung. Andre ſehen wir ſodann durch leidenſchaftliche Liebe, wenigſtens vorübergehend in ein ganz anderes, höheres und kraftvolleres Daſeyn emporgeriſſen, noch andre aber durch Ruhmbegierde und Herrſchſucht zu ungeheuren Anſtrengungen dauerhaft angetrieben, oder durch den nie verſiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beſeelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt iſt mit der Neigung zur Abgeſchiedenheit und zum Unſichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir oben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künſtlers. In allen dieſen Geſtalten ſehen wir Leben und eben darum ſprechen ſie unſer Mitgefühl leicht an, wo wir ſie nur irgend kraftvoll dargeſtellt finden, ſey es in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widerſinniges, und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenſchaftliches Streben des eignen Zwecks vergeſſend, ſich wie der Geiz nur auf die Mittel wirft, ſo iſt das Streben der jungen Gemüther nach ſogenannter Bildung, da ſie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte ſeyn möchte, meiſtentheils mehr eine vorläufige Anſtalt zum Leben, als ſelbſt Leben, ſo wie das Stimmen der Inſtrumente vor der Muſik. Ein Mann hingegen, der mit ſtärkerer Kraft gefährlichere Verſuche mit ſeinem Innern anſtellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der ſtatt ſich eine zweckmäßige Bewegung zu verſchaffen, an ſeiner eigenen Geſundheit experimentirt, allerley Arzneyen durcheinander nimmt und ſich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entſchiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückſchauende Gefühl aber ſolcher Alten, die ſich ſelbſt als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil ſie die mannichfaltigſten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfahren, iſt mit dem Gefühl des Reiſenden zu vergleichen, der nach überſtandener Durchſchüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel ſeiner Reiſe, doch in einem ſichern Wirthshauſe anlangt. In dem weniger würdigen Sinn iſt der Begriff der Bildung offenbar an einigen komiſchen Stellen des Meiſter genommen, beſonders da wo das Mislingen geſchildert iſt, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauſpielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Geſtalten nicht immer bloß mit einer ſanften Ironie zu umſchweben, ſondern ſchonungslos oft ſeine eignen Hervorbringungen zu zerſtören ſcheint, ſo iſt dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit ſich und mit andern der Wahrheit gemäß dargeſtellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchſten Begriff der Bildung dem Werke abſprechen wollte, durch das Ganze ſowohl, als durch viele einzelne Stellen deſſelben zu widerlegen ſeyn! Daß wahre und falſche Bildung in dem Buche oft ſo nah an einander gränzen, ſo ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel ſeyn, denn es iſt dieß die eigentliche Beſchaffenheit der Art von feinern Geſellſchaft, die hier dargeſtellt werden ſoll. Die falſche Vielſeitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerley iſt vielleicht, wenigſtens für Deutſchland, das einzige Allgemeine dieſer geſellſchaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meynung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel geſehen, der ſich durch eine gegenſeitige, ſtillſchweigende Verabredung, und gleichſam harmoniſche Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er ſey einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andre vielleicht noch ſogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Geſellſchaft erſt zur guten macht!

Doch wir fürchten den Leſer durch dieſe Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden ſie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverſtändniß die Rede wäre, was ganz geeignet iſt, bey der jüngern Welt den Geiſt einer falſchen Vielſeitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innerſten Zuſammenhange und der eigentlichen Einheit eines ſo geiſtreichen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigſtens das Reſultat unſerer Zweifel mit vollkommner Deutlichkeit in eine Bemerkung zuſammen faſſen zu können, wenn es uns vergönnt iſt, einen Wink, der in dem Werke ſelbſt vorkommt, dazu zu benutzen. Hätte es dem Verfaſſer gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeygehen als eines vorhandnen Manuſcripts erwähnt wird, dem Meiſter einzuverleiben, oder als Fortſetzung darauf folgen zu laſſen, ſo würde aller Mißverſtand und damit wahrſcheinlich auch aller Tadel, weggefallen ſeyn; denn das iſt der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieſes Werk machen können, daß es ſeinen eignen Hauptbegriff nicht ganz vollſtändig ausſpricht und entfaltet. An einem Charakter, wie Lothario, würde es ſich, wie an einem kraftvollen und reichen Beyſpiele erſt zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künſtlers, auch noch Lehrjahre des Menſchen, eine Kunſt zu leben, und eine Bildung zu dieſer Kunſt geben könne, nach den hier aufgeſtellten Anſichten und Grundſätzen vom Leben nämlich, und ganz in dem Sinn, den dieſe Begriffe bey dem Verfaſſer haben, welcher Sinn an der Bildungsgeſchichte der übrigen Perſonen ſich nicht vollſtändig entwickeln konnte; denn der Charakter der ſchönen Seele iſt theils zu einſeitig, theils zu abweichend von dem übrigen Geiſte des Buchs; Wilhelm ſelbſt aber bey aller Liebenswürdigkeit zu ſchwach und unſelbſtändig.

Noch vor einem andern Mißverſtand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müſſen, das in ſeiner Verbindung von Darſtellung und Kunſt-Anſicht den Leſern Commentar zu den übrigen Werken unſers Dichters giebt, und den Geiſt deſſelben vollſtändiger vielleicht als jedes andre abſpiegelt. Es beſteht dieſes Mißverſtändniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poeſie macht, und ſich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unſtatthaft ſind, und den wahren Geſichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein ganz eigenthümliches, und ſo zu ſagen perſönliches Werk, ja eigentlich ein abgeſondertes Individuum für ſich iſt, und grade darin das Weſen deſſelben beſteht. So denkt man ſich z. B. den Künſtlerroman noch als eine Unterart der ganzen Gattung: dahin gehören denn Ardinghello, der Sternbald, ja auch wohl der Meiſter. Wir geben es zu, daß es Kunſtanſichten giebt, die in einem wiſſenſchaftlichen oder geſchichtlichen Werke nicht in der Art entwickelt werden können, und nicht ſo an ihrer Stelle ſind, als in einem Werke der Darſtellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß ſie ſich dem metriſchen Ausdruck fügen konnten. Es muß alſo das Werk alsdann ein darſtellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Proſa darſtellendes ſeyn, und die Nothwendigkeit der Form des Romans iſt damit für dieſen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch ſeine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulaſſen, wie incommenſurabel ſie ſind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten ſie doch nicht ſeyn, wenn der Künſtlerroman wirklich eine Gattung oder die Unterart einer ſolchen wäre. Wir wollen ein Beyſpiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieſer falſche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet. Halten wir den Künſtlerroman für eine beſtimmte Gattung und beurtheilen wir nach dieſem Begriff den Sternbald, ſo werden wir unfehlbar mehr hiſtoriſche Ausführlichkeit und Begründung von demſelben fordern, wozu das gewählte Zeitalter ſo reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derſelben für einen Fehler halten. Es iſt ſehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derſelbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringen und ausbilden konnte, der ungleich geſchichtlicher wäre. Am Sternbald würde dieſe Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber grade das Eigenthümliche und Perſönliche zerſtören, alſo das Beſte und das eigentliche Weſen deſſelben, dieſe ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die ſich ſo leicht bewegt, wie man im Frühling die erfriſchende Blumenluft ohne alle weitere Kritik einathmet.

Der Meiſter darf um ſo weniger als ein Künſtlerroman betrachtet werden, da die Kunſtanſicht des Verfaſſers an der gewählten Deutſchen Schauſpielerwelt, ungefähr nach den Sitten und dem Zuſtande in den ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger ſand, der ſie ganz zu faſſen und ganz auszuſprechen vermochte; und wie bald wird der Künſtler im Meiſter über dem Menſchen vergeſſen! Und wenn dieſer Roman in der mittlern Region einigemal ſich denjenigen anzunähern ſcheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch luſtige und ſeltſame Abentheuer ausgehen, wohin ſo viele, beſonders der ältern Romane ſeit dem Don Quixote zu zielen pflegen; ſo trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zuſammen mit denen, die dem Ernſt und Tiefſinn des Deutſchen Charakters gemäß, ſogar die Metaphyſik und Religionsgefühle zum Gegenſtande des Romans gemacht haben, wie Jung Stilling oder Jakobi; nur daß hier freylich auch die geiſtigſten Beziehungen in der klarſten Anſchaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag ſeyn, daß der Dichter ſelbſt in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzuſtellen ſcheint; die eigenthümliche Natur des Werks bleibt darum doch was ſie iſt. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empiriſch künſtleriſch auf die Bildungsgeſchichte der Poeſie ausſchließlich gegründeten Methode unſers Dichters ſelbſt ein Grund, daß er Formen der Dichtkunſt, die wir für bloß hiſtoriſche und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es wohl auch mit der Elegie der Fall ſeyn mag, die wir eigentlich nicht ganz als eine ſolche anerkennen möchten. Ja es wäre möglich, daß dem Künſtler bey Hervorbringung und Ausführung des Meiſters ſelbſt, Werke in Rückſicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeſchwebt hätten, die dieſer Ehre auf keine Weiſe würdig ſcheinen durften; dieſes iſt um ſo weniger von Bedeutung, je mehr unſer Dichter faſt überall zwar an fremde Formen ſich anſchließt und ſie in einem gewiſſen Sinne nachbildet, aber mit ſo ſelbſtthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt ſich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am beſten aus dieſer Art, wie die äußere Form deſſelben entſtanden ſeyn mag, indem alles dieſes nur auf die einmal als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes ſelbſt hervorgegangen, ſondern derſelben nur äußerlich angefügt war, ſo wie im Werther hingegen trotz der anſcheinenden Formloſigkeit, das Werk darin doch einfacher und leichter zu faſſen iſt, daß alles in demſelben aus der innern Einheit deſſelben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abſtand zwiſchen beyden Geiſteserzeugniſſen! Werther erhebt ſich nur in einigen einzelnen Stellen ſehr beſtimmt und weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit deſſen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zuſammenfällt, und ſelbſt größtentheils mit darin befangen iſt. Dagegen wir im Meiſter die ganze Verworrenheit deſſelben mit allem, was ihm von alter Vernachläſſigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es ſchon an kaum noch ſichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, ſo objectiv ergriffen ſehen, daß man ſchwerlich eine reichere und wahrhaftere Darſtellung dieſer Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bey der Betrachtung des Meiſters durchaus nicht vergeſſen, daß obwohl keine beſtimmte Orte genannt ſind, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz beſtimmte Zeit gemeynt und geſchildert ſey. Dieſes ſind, den Andeutungen des Werks zufolge, wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeſchichte der ältern Perſonen mit hinzunehmen, etwa die ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahre, bis nach dem Amerikaniſchen Kriege. Was dieſe Zeit für ſeinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichſte genutzt und geſpendet. Wenn wir nun z. B. in Herrmann und Dorothea eine ſanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im Meiſter, ſo mag dieſes zum Theil von der harmoniſchen Mitwirkung der äußern Poeſie des Verſes herrühren; die größere und freyere Anſicht des Lebens aber, die uns aus demſelben anſpricht, kommt zum Theil wenigſtens auf Rechnung der regeren, und lebensreichern Zeit, auf die jenes ſchöne Gedicht ſich bezieht.

Schon dieſer Zeit wegen, auf welche der Meiſter ſich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung deſſelben mit dem Don Quixote anſtellen, wenn wir auch nicht ſchon überhaupt alle ſolche Vergleichungen für durchaus unſtatthaft und verkehrt hielten. Der Don Quixote findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunſtreiche Vollendung ſehen, nur weniges in der Litteratur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite geſtellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unſern Dichter an einem ſo großen Maaßſtabe mit dem vollkommenſten Erfolg durchzuführen, ſo würde dies doch nur auf Unkoſten der Zeit geſchehen können; denn der Roman iſt oftmals, wie das epiſche Gedicht, nicht bloß das Werk des Künſtlers und ſeiner Abſicht, ſondern das gemeinſchaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem er ſich und ſein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen ſehr niederſchlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemiſchten höheren Geſellſchaft, wie dieſelbe in dem bezeichneten Zeitraume in Deutſchland beſchaffen war, mit dem Sitten- und Geiſtes-Adel der Spaniſchen Nation, ſo wie ſich derſelbe unter Philipp dem Zweyten und Philipp dem Dritten, obgleich ſchon damals den Keim des Verfalls in ſich tragend, doch noch herrlich darſtellte, nach der Fülle der hiſtoriſchen Wahrheit ins Licht ſetzen wollten.

Ueberhaupt dürfte uns dieſe Vergleichung zwiſchen dem Meiſter, und Don Quixote leicht ganz irre führen. Zwar findet ſich der Contraſt zwiſchen dem eingebildeten Ziele, welchem der Spaniſche Ritter nachſtrebt, und dem was ihm wirklich begegnet, in vielen der ſpätern Romane wieder, und wenn Cervantes hier und da im Don Quixote an ſeine eigene jugendliche Täuſchung, und an die ritterliche Schwärmerey, mit der er ſelbſt den Kriegesſtand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat; ſo ließe ſich vielleicht auch etwas ähnliches unter andern Verhältniſſen im Meiſter bemerken. Aber dieſes iſt nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beyde Werke ſind dennoch im Grunde weſentlich unähnlich, ja ſie gehören einer ganz verſchiedenen Poeſie an. Der Don Quixote iſt durchaus romantiſch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Arioſt nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein

Dichter noch jetzt ſein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Arioſt um den Kranz der romantiſchen Dichtkunſt zu wetteifern, ſo würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Arioſt ſelbſt, als liebliches Vorbild und unerſchöpflich belehrenden Kunſtgeſchichten ſeiner Fantaſie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freylich hier und da noch komiſcher, noch witziger iſt als der ſinnreiche Italiäner, ſo übertrifft er den Arioſt auch in dem ernſtern Elemente der romantiſchen Dichtkunſt bey weitem an Tiefe und Adel, an Kunſt und Fülle der Erfindung.

Der Meiſter aber, in ſeiner Verbindung und Vermiſchung von darſtellender Kunſt und Künſtler-Anſicht und Bildung gehört auch in dieſer Hinſicht durchaus ſchon der modernen Kunſt an, die von der romantiſchen weſentlich geſchieden, und wie durch eine große Kluft getrennt iſt. Ein unterſcheidendes Merkmal der modernen Dichtkunſt iſt ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der beſtimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantiſchen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und ſchon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beyſpiele verfehlter Nachbildungen und irriger Combinationsverſuche anführen. Aber in denjenigen Werken, wodurch die beyden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geſchichte der Poeſie behaupten, nehmen ſie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem ſie umgebenden Leben, auf das auch ſie wieder lebendig einwirkten. Höchſtens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls, und der gebildeten Form eines durchaus organiſchen und vollendeten Werks entlehnten ſie von den Alten, oder beſtätigten ſich darin durch das Studium derſelben. Auch noch im Arioſt, Camoens, Taſſo, Cervantes, Calderon, war der Geiſt und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Ariſtoteles und die Schule der Alten, als Vorbild und Regel, irgend hätte ſchaden, oder ſie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geſchlecht von Menſchen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantiſchen zählen können, und als die modernen, bis ein treffenderes Beywort gefunden iſt, von ihnen unterſcheiden. In Corneille und Racine iſt die Herrſchaft, und der ſchädliche Einfluß des alten Studiums, ſo wie es damals war, und der falſchen Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keinesweges dem erſten die tragiſche Kraft des Genies, dem andern das harmoniſche Gefühl des Schönen in der Poeſie abſprechen, ungeachtet ſie größtentheils Grundſätze, und ein Syſtem befolgten, deſſen Irrigkeit zu erweiſen nicht ſchwer ſeyn dürfte. Viel tiefer in das innerſte Weſen der höheren Poeſie ſind unſtreitig Milton, noch mehr aber Klopſtock eingedrungen; doch wird man auch hier entſchiedene Mißgriffe der Form, durch falſche Nachbildung und falſches Studium nicht läugnen können. Die Laſt der Gelehrſamkeit, noch mehr aber der Glanz ſo vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwiſchen roher Formloſigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnten ſie es nicht. In Goethe, dem ſich Schiller, obwohl auf einem andern Wege in dieſer Hinſicht anſchloß, fing die Poeſie zuerſt wieder an, ihren Flug freyer und ſiegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Feſſel zu tragen, ſondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geſchichtliche Kenntniß der eignen Kunſt und die reiche Erbſchaft ſo vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künſtler viele Vortheile gewähren; ſo iſt die Gefahr einzelner, falſcher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortſchritte noch nicht ganz beſeitigt, und es muß das vornehmſte Augenmerk der Kritik ſeyn, die Abwege zu bezeichnen, auf denen das Genie oft ſeine ſchönſte Kraft an eine falſch berechnete Abſicht nutzlos verſchwendet. Zwey allgemeine Abwege begleiten dieſe moderne Poeſie, die unter dem Einfluß der Kritik ſteht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erſte iſt der einer bloß grammatiſchen Poeſie, oder Verskunſt, die von ſolchen herrührt, welche ſich wegen ihrer Sprachkünſtlichkeit und Künſteley für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengeſetzte herbeyzuführen pflegt, ſo ſtellen wir daneben den zweyten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabſcheuenden, ihr Heil in der rohen Formloſigkeit ſuchenden, ſeynwollenden Volks- und Naturdichter. Dieſe Verirrungen werden, wie geſagt, noch lange fortdauern, es ſind aber doch nur Nebenerſcheinungen die zur Seite liegen; die Poeſie ſelbſt und ihre Geſchichte, wird durch alle Zeiten von den Künſtlern gebildet, bey denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Dieſe kurze Erörterung, glaubten wir, würde unſere eigentliche Anſicht von Meiſters Lehrjahren erſt recht deutlich machen. Mit der Entſtehung und Geſchichte des Romans aber, der ſich durch beyde Epochen der romantiſchen und der modernen Poeſie hindurch fortgehend entwickelte, hat es folgendes Bewandniß. Der Roman entſtand urſprünglich bloß aus der Auflöſung der Poeſie, da die Abfaſſer ſowohl, als die Leſer der Ritterbücher, der metriſchen Feſſeln müde, die Proſa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er ſich immer mehr dem Proſaiſchen; da das Leſen zur Unterhaltung beſonders nur in den höheren und müſſigen Ständen ſtatt fand, ſo ward der geſellſchaftliche Sinn und jedesmal vorherrſchende Geſchmack der Zeit für den Roman beſtimmend. Er diente beſonders im achtzehnten Jahrhundert der geſellſchaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältniſſe des Buchhandels zur litterariſchen Manufactur, in welcher letzten Rückſicht er beſonders in England wohl den höchſten Grad der mechaniſchen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahlloſe, ſelbſt die geprüfteſte Geduld des Litterators überſteigende Menge, aller dieſer ſeit fünf oder ſechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poeſie zu thun. Aber ſo unbegränzt und allumfaſſend iſt das Weſen der Poeſie, daß der Dichter gleichſam zum Beweiſe, daß dieſelbe an keinen Gegenſtand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden ſey, oft ſeine höchſten Hervorbringungen dieſer, dem Anſchein nach, formloſen Form einverleibte, und in ihr niederlegte. Und wenn es einzelne Fälle giebt, wo man denken möchte, der Dichter hätte ſeinem Werke eben ſo gut oder noch beſſer auch den äußern Schmuck der Poeſie leihen mögen; ſo giebt es andre, wo die Wahl der Proſa durch das eigenthümliche Weſen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt iſt. Und eben weil beyde, der Roman, ſo wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Granzen der Poeſie liegen, ſo ſind es keine Gattungen, ſondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetiſch iſt, bildet ein eignes Individuum für ſich; ſo wie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte epiſche Dichtung, weil ſie die Wurzel und den Urſprung aller Poeſie enthält, auch ihre eigne Art von Formloſigkeit hat, wenigſtens durchaus keine ſo beſtimmte Theorie, und ſo feſte Grundſätze haben kann, als die dramatiſche Dichtkunſt wohl leidet und für die ſichere Ausbildung des Theaters ſogar erheiſcht. Die alten Tragödien ſind, ſo zu ſagen, nur verſchiedene Exemplare einer und derſelben Idee, variirende Ausdrücke für ein und daſſelbe Thema, und daſſelbe gilt ſogar mit einigen Einſchränkungen auch von dem romantiſchen Drama, während Dante's Werk und Don Quixote einzeln in der Geſchichte der Poeſie daſtehen, und uns die ganz individuelle Beſchaffenheit des Lehrgedichts und des Romans im helleſten Lichte anſchaulich vor Augen ſtellen.

So laſſe man denn auch den Meiſter als ein in ſeiner Art einziges Individuum für ſich beſtehen, und enthalte ſich aller für die meiſten Leſer verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu ſeinem Lobe ohnehin nicht bedarf. Der romantiſche Dichter hat ein durchaus poetiſches Leben, in dem er ſelbſt wurzelt, und ganz davon durchdrungen iſt, von allen Seiten der zur Umgebung, worin ſich ſeine Fantaſie wie in einem befreunderen Element leicht und gefällig bewegen kann. Dieſes war ſelbſt bey dem Cervantes noch der Fall, ungeachtet ſeine Dichtung ſchon auf jenen Zwieſpalt einer unpoetiſch gewordnen Wirklichkeit mit der altritterlichen Fantaſie eingeht. In dem neuern Roman aber iſt es nicht bloß dieſer innere Zwieſpalt und proſaiſche Gegenſatz, der mit in die Poeſie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darſtellung ſelbſt in Poeſie verwandelt werden ſoll; ſondern es iſt die ganze, verwickelte moderne Verſtandeswelt, mit allen ihren kleinlichen Einzelnheiten, wie ſie aus den vielfach die Fantaſie erdrückenden oder doch ſtörenden Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter ſeinen poetiſchen Sinn bewähren, und an ſo widerſtrebendem Stoff ſiegreich durchführen oder ihn in andren, an ſich ganz proſaiſch geſtimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln ſoll.

Bey Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unſers Theils wohl gewünſcht, der Verfaſſer hätte eine Anzahl der vielen ausländiſchen, beſonders franzöſiſchen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer ſtörende Flecken an dem reinen Glanz dieſer ſonſt ſo vollkommnen Sprache erſcheinen. Wir beſcheiden uns gern, daß dieſes einer von den Punkten ſey, die ſich nicht ſo leicht durch ein allgemeines Geſetz entſcheiden laſſen; wir ſehen die größten Meiſter der Sprache in dieſem Stücke ganz verſchiedene Grundſätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im Meiſter gebrauchten ausländiſchen und franzöſiſchen Worte herſetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inſpiration, Senſation, Disproportion, Compoſition, perſonificiren, qualificiren, corrigiren, Illuſion, Operationen, concentriren, exiſtiren, variiren und unzählige andre, ſind in der Bücherſprache aufgenommen; wenn ſie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unſchädlich ſind, ſollte ein darſtellendes Werk ſie nicht lieber eher vermeiden, als beynahe aufſuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Geſellſchaftsſprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligé, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren, Route, Douceur, reſpectiren, Calculs, ſecundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, aſſecuriren, paradiren, repräſentiren, Sukkurs, Gage, Details, Societät, — ſind doch nur ſehr wenige, die ſich nicht leicht und ganz ungezwungen durch deutſche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condeſcendenz, brouillirt, Sagacität, ſouteniren und Myſtificationen, welches letzte wohl nicht einmal in der Geſellſchaftsſprache aufgenommen iſt, deren Geiſt und Art im Ganzen der darſtellende Dichter wohl ausdrucken mag, ohne ihre ſprachwidrigen Unarten mit aufzunehmen. Haben doch Meiſters Lehrjahre von dieſer Seite grade ein ſo großes Verdienſt, indem ſie die Schriftſprache unermeßlich bereicherten, durch eine Menge der glücklichſten Ausdrücke und Wendungen für geſellſchaftliche Beziehungen und Anſichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der Meiſter ſelbſt iſt in unzähligen Stellen der beſte Beweis, wie wenig die franzöſiſchen Worte zur Wahrheit der Darſtellung geſellſchaftlicher Begebenheiten und Geſpräche, weſentlich nothwendig und unentbehrlich ſind. Je mehr nun aber die Sprache im Meiſter ſich über die gewöhnliche Geſellſchaftsſprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr ſcheint uns die erwähnte Einmiſchung, obwohl an ſich vielleicht geringfügig, eine kleine Störung, in der ſonſt ſo vollendeten Gleichmäßigkeit zu verurſachen. Worte wie ſchwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, meine Renommée zu menagiren, würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmal bemerklich werden; aber im Meiſter, in Goethe's Sprache fallen ſie dem Gefühl auf. Man wird ſagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein beſondrer Ausdruck liege; aber es wird ſich ſchwerlich irgend eine Stelle auffinden laſſen, wo dieſes nicht auch, wie an ſo unzählig vielen andern Stellen, in dem reinſten Deutſch ſich hätte erreichen und ſagen laſſen, ohne zu der barbariſchen Avantage ausländiſcher Redensphraſen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen.

Der vierte Theil dieſer neuen Ausgabe enthält einige kleinere dramatiſche Werke, und die Ueberſetzungen nach Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leſer, was derſelbe enthält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künſtler ihn in ſeine Werkſtätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augenblicke im Vorſaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Verſuch des Künſtlers ſelbſt, aber aus ſeiner früheſten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur ſcherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealiſche Umriſſe, die oder Fragment geblieben, aufgeſtellt wären.

Das Schäferſpiel, die Laune des Verliebten, erhält ſein Intereſſe wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bey ſehr verſchiedener Form und Behandlungsart dem Inhalt nach, mit dem anmuthigen Singſpiel Erwin und Elmire hat. Das Fragment eines Trauerſpiels, Elpenor, worin beſonders der Knabe ſchön dargeſtellt iſt, hat einige Geiſtesverwandtſchaft mit der Iphigenie; auch der Styl ſcheint uns größtentheils derſelbe, nur nicht ſo vollkommen.

In dem Mahomet und Tancred wird der beurtheilende Franzoſe ohne Zweifel noch hier und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß ſeinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geſchehen ſey. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einſtimmung faſt aller Deutſchen Leſer rechnen, wenn es uns ſcheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beyder Stücke, beſonders des Mahomet, das Original, durch Weglaſſung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrucke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder ihm durch kleine Zuſätze ſehr glücklich nachgeholfen. Es konnte die Beurtheilung nun auf Voltaire ſelbſt gerichtet, und unterſucht werden, ob die ſtrengere franzöſiſche Parthey, die ihn als tragiſchen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe; oder ob die immer noch ſehr ſtarke Zahl derer richtiger urtheilt, die ſeine Tragödie vorzüglich wegen des Romantiſchen, was ſie darin finden, lieben, vertheidigen, und ſehr hoch ſtellen. Für beyde Anſichten wäre hier

Anlaß genug und ein ſchlagendes Beyſpiel, um die eine wie die andere geltend zu machen; denn eine unwürdigere und widerſinnigere Entſtellung eines in ſeiner Kraft großen und in jedem Sinne welthiſtoriſchen Charakters, hat der Partheygeiſt nicht leicht zum Behuf ſeiner Abſichten hervorgebracht, als dieſen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Fantaſie, ſo würde er für eine recht gute romantiſche Tragodie gelten konnen, wo die Motive der Ehre und der Liebe ſehr wirkſam angewandt ſind.

Doch da unſer Dichter mit beyden Trauerſpielen keine verwandelnde Umgeſtaltung vorgenommen, ſondern nur eine freye, und hier und da verbeſſernde Ueberſetzung davon gegeben hat, ſo würde die weitere Analyſe dieſes Gegenſtandes uns über den Umkreis der gegenwärtigen kritiſchen Betrachtung hinausführen.

3.

Ueber die Deutſche Kunſtausſtellung zu Rom; im Jahre 1819.

Zu den bemerkenswerthen Erſcheinungen, welche die Anweſenheit des Kaiſerlichen Hofes in der Hauptſtadt der alten Welt, welche bis auf die neueſte Zeit der Mittelpunkt der Künſte und aller Kunſtfreunde geblieben iſt, ausgezeichnet haben, gehört auch die Ausſtellung der Deutſchen Künſtler im Pallaſte Caffarelli, in welchem die königlich Preußiſche Geſandtſchaft das Lokale dazu hatte einrichten laſſen.

Es iſt damaliger Zeit auch von dem Beſuche, mit welchem des Kaiſers Majeſtät dieſe Ausſtellung beehrt haben, in den öffentlichen Blättern Nachricht gegeben worden. Eine ausführliche Kunſtbeurtheilung davon indeſſen iſt noch nirgends erſchienen; wenigſtens keine ſolche, welche dieſen Namen irgend verdienen könnte, und der Sache einigermaßen Genüge leiſtete. Gleichwohl verdient die Deutſche Ausſtellung, ſchon als eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit, in Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und Zuſtand der Kunſt überhaupt, eine ſolche gründlichere Betrachtung in hohem Grade; wie ſie denn auch an innerm Werth eine der reichhaltigſten und bedeutendſten geweſen iſt, die man wohl ſeit geraumer Zeit von einer angehenden Kunſtſchule geſehen hat. Das gemeinſame Aufſtreben ſo mannichfach emporblühender Talente iſt ein eben ſo erfreulicher als belohnender Anblick. Es verſteht ſich dabey für die Unterrichteten ohnehin, da das Vortreffliche in der Kunſt eben nicht in ſolcher Menge wie das Gras auf dem Felde von ſelbſt zu wachſen pflegt: daß wenn eine ſolche Kunſtausſtellung neben manchem Mittelmäßigen und Tadelnswerthen, welches überall mitzuſtrömen pflegt, auch vieles Gute und einiges Vortreffliche darbietet, dadurch ſchon das geleiſtet und erreicht wird, was man von einer gemeinſamen Beſtrebung ſo verſchiedener Naturanlagen billigerweiſe irgend erwarten kann.

In Hinſicht auf das von Einzelnen Geleiſtete und die hier zum erſtenmale in größeren Werken oder doch in einem weitern Kreiſe auftretenden Talente, wurde die Deutſche Ausſtellung auch von Seite des Publikums durchaus günſtig aufgenommen, was ſich in dem, mehrern Künſtlern, wie den beyden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. reichlich ertheilten Lobe unverkennbar zeigte; wie denn das Publikum, ſo lange es unbefangen gelaſſen wird, im Ganzen immer liebevoll und mehrentheils billig zu urtheilen pflegt. Von einer andern Seite aber waren die Meynungen ſehr getheilt und erhoben ſich auch viele tadelnde Stimmen gegen die Ausſtellung. Es ward nähmlich der neuen Kunſtſchule im Allgemeinen zur Laſt gelegt und der Vorwurf gemacht, daß ſie in eine altdeutſche Manier verfallen und daher, ſo viel Lob auch die einzelnen Talente verdienen möchten, denn dieſes wurde von dem bey weitem größern und beſſern Theile des Publikums keineswegs verkannt, im Ganzen genommen dennoch durchaus auf einem unrichtigen und falſchen Wege ſey.

Dieſen allgemeinen Tadel iſt es meine Abſicht, hier genauer und ausführlich zu prüfen. In wiefern er auf die neue Kunſtſchule und Deutſche Ausſtellung überhaupt, oder doch auf einzelne Werke und Künſtler anwendbar ſey oder nicht, und wie mancherley Einſchränkungen in jedem Falle dabey zu machen ſeyn dürften, darüber werde ich weiterhin das Nöthige erinnern. Ehe aber von der richtigen oder unrichtigen Anwendung die Rede ſeyn kann, müſſen wir vor allen Dingen dieſen ſehr zuſammengeſetzten Begriff ſchärfer zu faſſen und genau zu beſtimmen ſuchen; um dann prüfen zu können, was eigentlich mit ſolchem Tadel und Urtheil gemeynt und darunter zu verſtehen, und was endlich von der Sache ſelbſt zu halten und darüber anzunehmen ſey.

Wenn davon die Rede iſt, daß in einem Gemählde oder auch in allen Werken eines Künſtlers überhaupt, die Zeichnung unrichtig, der Ausdruck gemein oder übertrieben, das Colorit kalt oder unwahr ſey, oder von irgend andern poſitiven Fehlern; ſo wird man ſich leicht darüber verſtehen können, ob der Vorwurf gegründet ſey oder nicht; wenigſtens diejenigen werden es, die den Sinn und ein Auge für Gemählde haben, und das Vortreffliche kennen. Anders iſt es ſchon, wenn der Begriff der Manier oder des Manieriſten, auch nur im Allgemeinen, mit in das Urtheil aufgenommen wird; denn dieſer bekanntlich nicht ſo ganz leicht zu beſtimmende Begriff iſt, wo dieſe genauere Beſtimmung fehlt, ſchon an ſich der vieldeutigſten Anwendung und

Auslegung fähig. Iſt aber vollends von einer beſtimmten, geſchichtlich einmal vorhanden geweſenen Manier, in Anwendung auf ein Kunſtwerk, als Urtheil oder Tadel die Rede, ſo iſt der Mißverſtändniſſe faſt kein Ende, die ſich an eine ſo bequem nachzuſprechende Formel auf das leichteſte anſchließen können, und das Urtheil verwirren. Um aber dieſe mancherley Mißverſtändniſſe zu löſen, und die Klarheit des Urtheils in die Verworrenheit der Meynungen zu bringen, iſt es durchaus nothwendig, tiefer in die Grundſätze einzugehen, auf welche es dabey ankommt; und das wollen wir denn hier in der Kürze verſuchen.

So wie jede andere, auf das Höhere gerichtete Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſo kann auch die bildende Kunſt ſich nicht von dem Faden der Ueberlieferung losreißen, und alles Vergangene vernichtend, mit einemmale ganz neu und von vorne anfangen. Vielmehr ſchließt ſich jeder Meiſter an einen früheren an, und ſelbſt da, wo die Kunſt ſich neue Bahnen und Wege zu eröffnen ſucht, um eine bisher noch nicht gekannte Vortrefflichkeit zu erreichen, oder in einer geſunkenen Zeit, und aus einem verwilderten Geſchmack heraus, das Rechte wiederzufinden und das wahrhaft Große neu herzuſtellen, thut ſie dieſes nie ohne Beziehung auf irgend ein Vergangenes und lebendige Benutzung eines früher Geleiſteten. Mannichmal geſchieht dabey ein großer Sprung, indem man ſich, wenn es auf Einem Wege gar nicht mehr fort will, oder die bisherige Bildungsweiſe ganz erſchöpft und erloſchen zu ſeyn ſcheint, auf einmal in ein weit entlegenes Fremdes oder auch ſehr Altes wirft, welches eben dadurch wieder als ein Neues erſcheint. So neigte man ſich, zur Zeit des Kaiſers Hadrian, als dieſer die Kunſt wieder herſtellen wollte, zurück zu dem alten ägyptiſchen Styl, wobey jedoch Religionszwecke eben ſo ſehr oder noch mehr als das Kunſtbedürfniß mitwirken mochten. Da uns dieſes hier nur als Beyſpiel dienen ſoll, ſo laſſen wir die nähere Unterſuchung darüber an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; ſo wie auch für jetzt wenigſtens die Frage auf ſich beruhen mag, ob die Kunſt durch jenen ſonderbaren Sprung oder kühnen Verſuch der Rückkehr in ihren eignen Urſprung damals weſentlich gefördert ſey oder nicht. Genug, daß auch jenes Zeitalter, wie in der letzten Kraftäußerung des noch einmal auflodernden alten Geiſtes vor dem bald nachher erfolgenden gänzlichen Erlöſchen der heidniſchen Kunſt, noch manches der Betrachtung und des Bemerkens Würdige und wenigſtens relativ Vortreffliche hervorgebracht hat.

Was nun die Mahlerkunſt in unſrer neuern chriſtlichen Zeit betrifft, ſo iſt unter denen, welche ſie kennen, längſt entſchieden und allgemein anerkannt, daß dieſelbe zu Ende des funfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, mit den großen Meiſtern dieſer Zeit, Raphael, Leonardo, Michel Angelo, Tizian und Correggio, den Gipfel der Vollkommenheit erſtiegen, und obwohl ſie auch im nachfolgenden Zeitalter in der Schule der Carracci's, unter Guido, Dominichino und einigen der beſſern Florentiner noch mit Ruhm fortgedauert, doch nie wieder die gleiche Höhe der Vortrefflichkeit jener erſten Großen erreicht habe. Darüber iſt nun wenigſtens jetzt kein Streit mehr; als daher auch jene letzte Schule erloſchen, und ihre Zeit vorüber war, und man im achtzehnten Jahrhundert das Bedürfniß einer großen Wiederherſtellung der ſo ſehr geſunkenen Kunſt zu fühlen anfing, ſo ging man allerdings von jener richtigen Annahme aus, machte aber nicht gleich die richtige Anwendung davon. Mengs, der unter uns das Werk der Wiederherſtellung unternahm, glaubte, daß wenn ein Mahler die lebendige Carnation des Tizian und die magiſche Beleuchtung des Correggio mit der ſchönen Form und reichen Compoſition des Raphael zu vereinigen wiſſe, er dann das Ziel erreicht habe, und daß der wahre Weg, um die Kunſt neu zu beleben, nach dieſem Ziele gerichtet ſeyn müſſe. Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunſt läßt ſich nicht ſo aus verſchiedenartigen Ingredienzen zuſammenſetzen und bereiten, wie ein Heiltrank in der Medicin. Daher denn auch die Werke von Mengs, bey manchem für ſeine Zeit unverkennbarem Verdienſt und dem angeſtrengteſten, an ſich ſehr lobenswerthen, künſtleriſchen Fleiß, froſtig erſcheinen; ſo wie er auch ſelbſt keine eigentliche Schule hat ſtiften können. Wenn nachgehends das Recept zur Wiederherſtellung der Kunſt dahin anders modificirt, oder noch naher beſtimmt ward, daß man verlangte, der Künſtler ſolle die Antike mit dem Raphael und der Natur d. h. mehrentheils dem Modell, vereinigen; ſo iſt auch auf dieſe Wendung des neueren Kunſtſtrebens das gleiche Urtheil anwendbar. Was die Antike betrifft, ſo verkannte man dabey noch obendrein die unermeßlich große und ewige Verſchiedenheit der beyden verwandten Schweſterkünſte, der Sculptur und Mahlerey; oder es konnte wenigſtens die vorgetragne Kunſt lehre ſehr leicht zu einer ſolchen Verkennung führen, was jedoch bey Mengs noch nicht eigentlich der Fall war, da er mehrentheils noch in den Gränzen der Mahlerey geblieben iſt. Winkelmanns herrliche Begeiſterung für das Antike, die auf dieſem Gebiete eine neue Epoche hervorrief, gab ebenfalls zu mancher irrigen Anwendung Anlaß, und leitete die Mahler mehr und mehr von dem Ziele ihrer Kunſt ab.

Am meiſten aber entfernte ſich davon die franzöſiſche Schule, welche eine ganz eigne und noch durchaus von der bisher beſchriebenen verſchiedene Wendung nahm. Die Vorbilder der Antike ſtanden hier, wenn auch dem einzelnen in Rom gebildeten Künſtler bekannt, wenigſtens dem Sinne der Nation nicht in gleicher Fülle und Herrlichkeit vor Augen; deſto mehr aber richtete ſich dieſer in ſteigender Bewunderung auf das republikaniſche Alterthum, ſo wie wir es geſchichtlich kennen und verehren. Die tragiſchen Helden der Griechen und Römer, in theatraliſcher Uebertreibung auf der Bühne herrſchend, waren das Idol des Tages; und ſo warf ſich denn nun auch die Kunſt auf das republikaniſch Antike, mit beſonderer Vorliebe für das Tragiſche und in der ganzen Fülle theatraliſcher Uebertreibung. In der That ein gewaltiger und tödtlich gewagter Sprung, ſeltſamer noch als jenes ägyptiſche Weſen in der Sculptur unter Hadrian; wenigſtens weiter ab von allem, was für uns und nach unſern Sitten und unſern Verhältniſſen, der Kunſt als Kunſt und auch dem Menſchen als Menſchen angemeſſen ſeyn kann: es müßte denn das ganze neuere Europa zuvor erſt wieder heidniſch werden, wie man es in der Revolution allerdings wohl hoffte und auch zu verſuchen anfing. Das iſt nun die franzöſiſche Schule; eine gewiß kraftvolle und merkwürdige aber durchaus falſche Tendenz, deren ganzes Weſen nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten man am beſten an David, dem großen Meiſter dieſer Schule, erkennt Sie iſt keineswegs auf Frankreich beſchränkt, ſondern im Grunde bis jetzt noch die herrſchende in Europa; wie auch nicht zu verwundern iſt, weil ſie in ſehr vieler Hinſicht dem Sinne des Zeitalters am beſten entſpricht, da es noch nicht zu der Ruhe gelangt iſt, aus welcher der Sinn für das Schöne hervorgeht. Selbſt in Italien iſt dieſe franzöſiſche Manier ſtark eingedrungen, und des vortrefflichen Camuccini Gemälde, wenigſtens die aus der Geſchichte und Mythologie entlehnten, gehören nach der darin herrſchenden Auffaſſung und Behandlungsweiſe, obwohl der edlere Kunſtſinn oftmals durchblickt, allerdings der franzöſiſchen Schule an; einige neuere Arbeiten dieſes berühmten Künſtlers, beſonders Kirchenbilder, ſind jedoch von mehr Einfalt, und dem ſchlichten Styl der Wahrheit näher.

Wie aber der Geiſt der franzöſiſchen Schule, in ausſchließender Lehre, auf die jüngere Generation wirkt, das hatten wir Gelegenheit zu Rom an der franzöſiſchen Ausſtellung dieſes Jahres zu ſehen; beſonders an dem ausgezeichnetſten Bilde derſelben, „einen umgeſtülpten jungen Griechen" darſtellend, un jeune Grec renversé, wie es in der Aufſchrift hieß; wobey man nur das arme Modell bedauern mußte, welches ſichtbar ſein Alles zu der nackten Heldenfigur in der tödtlichen Stellung Kopfunterwärts hergegeben hatte. Der Scharfſinn des Künſtlers hatte ſich vorzüglich nur an dem Schwerdt gezeigt, welches in ſeiner Breite queer über dem Körper liegend, zugleich als Feigenblatt des Anſtandes benutzt war. Von dieſer Höhe des Manierirten hat man doch außerhalb der franzöſiſchen Schule kaum einen Begriff.

Indeſſen fehlt es nicht leicht, wo ein falſcher Geſchmack herrſchend iſt, an einzelnen glücklichen Ausnahmen und beſſeren Beſtrebungen, die aber freylich mehrentheils einzeln bleiben, bis jene Herrſchaft gebrochen, und der ihr zum Grunde liegende irrige Begriff weggeräumt iſt. Selbſt in Frankreich, wie jedes unnatürliche Extrem gern ſeinen Gegenſatz hervorruft, hat ſich neben jener, halb der Antike halb der Revolution entſprungenen tragiſch-theatraliſchen Mahlermanier, eine andere beſcheidnere Darſtellungsweiſe geſchichtlich oder gemüthlich anziehender, aber kleinerer hiſtoriſcher Gegenſtände in treueſter Natürlichkeit entwickelt, in jenen Gemählden, welche man du genre nennt, und worin auch gegenwärtig zu Rom Granet mit Recht ſo geachtet iſt.

Auch in der Porträtmahlerey, als eine eigne Profeſſion betrachtet, die in ihrem beſchränkteren Kreiſe von dem großen Streben der Kunſt und ſeinen Verirrungen entfernter liegt, zeigen ſich oftmals glückliche Talente, die es zu einer bewundrungswürdigen Fertigkeit bringen, und wenn es auch bloß Inſtinkt iſt, ohne allen Anſpruch auf höhere Kunſt, durch die lebendigſte Aehnlichkeit und den glanzvollſten Effekt das Zeitalter in Erſtaunen ſetzen, wie in unſern Tagen der berühmte königl. großbrittanniſche Porträtmahler, Lawrence. Aber ſolche glänzende Meteore verſchwinden oft auch bald wieder, oder haben we nigſtens auf den Gang der Kunſt überhaupt und im Ganzen keinen bedeutenden Einfluß.

Allgemein herrſchend aber finde ich in unſerm Zeitalter, neben der beſchriebnen franzöſiſchen Schule, nur Eines in der Kunſt; und das ſind die engliſchen Kupferſtiche. Es darf uns auch der ſo weit greifende Geſchmack daran nicht Wunder nehmen, da dieſe Art ſo tief im Zeitalter begründet iſt, und aus der innerſten Herzensſtimmung und ſentimentalen Gefühlsweiſe deſſelben hervorgeht. Es wird nicht nöthig ſeyn, dieſen Geiſt der engliſchen Kupferſtiche hier weiter ausführlich zu beſchreiben; ſo wie es ſich auch von ſelbſt verſteht, daß derſelbe in dieſem allgemeinen Sinne, als das Eine herrſchende Element des Zeitgeſchmackes, nicht auf England und nicht bloß auf den Kupferſtich beſchränkt iſt, da wir daſſelbe Weſen auch in Gemählden oft genug erblicken, und es uns auch wohl in Marmor begegnet, in Kirchen, an Grabmälern, oder wenn ſonſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe ſentimental genommen werden können.

So iſt alſo im Ganzen der herrſchende Kunſtgeſchmack des Zeitalters, ſoll ich ſagen, geweſen; oder iſt er nicht wenigſtens größtentheils noch jetzt ſo? Unter dieſen Umſtänden nun, zwiſchen der Herrſchaft der franzöſiſchen Schule und der engliſchen Kupferſtiche hervor, unter manchen aus dem Mengs oder mißverſtandenen Winkelmann hervorgegangnen fruchtloſen Tendenzen, nach manchen beſſeren und treu gemeynten, aber noch nicht ganz durchgebrochnen oder doch einzeln gebliebenen Bemühungen hat ſich in den letzten Decennien ein andres, ernſtes Streben unter den deutſchen Künſtlern mehr und mehr entwickelt; welches, wenn es liebevoll gepflegt und mit empfänglichem Sinn für das Höhere und uns Angemeßne in der Kunſt aufgenommen; wenn das groß gedachte auch im Großen befördert, was noch unvollkommen iſt, durch ſtete Fortbildung nach bewährten Grundſätzen ergänzt, die ſich etwa kund gebenden Abweichungen und Uebertreibungen durch ein umfaſſend wirkſames Kunſturtheil auf das wahre Maaß und Ziel zurückgelenkt würden, wohl den einſamen Pfad des höhern Schönen in der Mahlerey wieder zur allgemeinen Bahn erweitern und ſich allmählich zu einer wahrhaften deutſchen Kunſtſchule und neuen Epoche derſelben erweitern könnte. Schon vor geraumer Zeit zeigte ſich bey den deutſchen Künſtlern eine entſchiedene Abneigung gegen den herrſchenden Geſchmack der franzöſiſchen Schule, und ein ernſtes Zurückgehen auf die großen Mahler der alten Zeit; wobey einige, während die meiſten den unnachahmlichen Raphael nachzuahmen ſtrebten, ſich mehr den Leonardo, als den ſicherſten Führer wählten, oder auch von der Größe des Michel Angelo hingeriſſen wurden. Wer gedenkt hierbey nicht an den, wie Goethe ſagt, „durch tiefes Studium gebildeten" Buri, an den als Lehrer und Meiſter ſo trefflich wirkenden Profeſſor Hartmann zu Dresden? Auch der ſo oft verkannte Unterſchied zwiſchen der Sculptur oder Antike und der Mahlerkunſt fing mehr und mehr an, wieder klar und erkannt zu werden. Der Erſte aber, welcher mit Recht an der Spitze dieſes neuen Kunſtſtrebens genannt werden muß, lebt nicht mehr. Es war Schick von Stuttgardt, der Zeitlebens mit Drangſalen kämpfend, früh verſtorben iſt, während ſein hohes Talent nun zu ſpät erkannt und bewundert wird. Zuerſt in Davids Schule gebildet, blieb ihm, was er da von dem in ſeiner Art großen Meiſter an kräftiger Zeichnung und ſonſt gelernt hatte, auch ſpäterhin unverlohren, nachdem er ſich ganz ſelbſtſtändig auf ſeine neue Bahn erhoben und wohl eingeſehen hatte, daß es nach überſtandenen Lehrjahren für das Weſentliche der Kunſt anderer und höherer Vorbilder bedurfe, als ſeine erſte Schule und ſeine Zeit ihm geben konnten, und daß ein ſolches vorleuchtendes Vorbild nur bey den großen Meiſtern der alten Zeit zu ſuchen ſey, deren Werke, keinem Wechſel der Zeit unterworfen, nie aufhören können noch werden, die Bewunderung der Anſchauenden zu erregen. Seine Bildniſſe der von Humboldtiſchen Kinder, die zu ihrer Zeit in Rom ſo großes Aufſehen erregten, konnten unbeſchadet des Eindrucks neben denen des Leonardo oder Tizian geſtellt werden, und wären ſelbſt eines Schülers von Leonardo oder Raphael nicht unwürdig. Noch glänzender aber zeigte ſich ſein Talent in dem größern Bilde, den Apollo unter den Hirten darſtellend; welches in dem königlichen Schloſſe zu Stuttgardt aufbewahrt wird, und noch im verwichenen Jahre die Zimmer der verſtorbenen Königinn zierte. Der gedrängte Reichthum dieſer Compoſition, das friſche Leben, die leichte Klarheit und liebliche Anmuth der Farbe, dieſe ſchön geordnete Fülle ſchöner Geſtalten ſind der beſten Zeit und des erſten Meiſters würdig.

Unter den jetzt in Rom lebenden deutſchen Künſtlern der neuern Zeit ſind Overbeck und Cornelius zuerſt auch unter uns allgemeiner bekannt geworden. Beyde mit einer reichen Fantaſie begabt; der erſte ausgezeichnet durch eine liebevolle Anmuth und inniges Schönheitsgefühl in Geſtalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung; der andere durch die höchſte Kraft des Ausdrucks und eine ſchöpferiſche Fülle der Erfindung. Von Overbeck ſind mehrere bedeutende Werke in Deutſchland, woraus man ihn würdigen kann; beſonders der große Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joſeph darſtellend. Sein Künſtlerruf iſt ſchon hinreichend begründet, und der herrliche Carton von der befreyten Jeruſalem auf der dießmaligen Ausſtellung wäre allein genug, ihn von neuem zu beſtätigen. Was Cornelius zu dem Bisherigen ferner noch Größeres 'zu leiſten im Stande iſt, wird er an den ihm übertragenen Alfrescogemählden des neuen Kunſttempels, welchen der Kronprinz von Baiern zu München erbauen läßt, reichliche Gelegenheit haben zu zeigen; wenn wir anders nach dem erſten meiſterhaft vollendeten Carton dazu urtheilen dürfen, welcher den ganzen mythiſchen Cyklus der Nacht, mit ihrem mannichfaltigen allegoriſchem Gefolge, nach ſinnreich und eigenthümlich aufgefaßter Vorſtellungsweiſe der Alten, eben ſo tief bedeutend als reich darſtellt. Wenn in einigen früheren Hervorbringungen dieſes Künſtlers die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Uebertreibung ausartet und Manier zu werden droht; ſo bemerkt man in dieſer letzten vortrefflichen Arbeit mit Vergnügen, daß er der Natur und edeln Einfalt wieder getreuer geblieben. Dieſen beyden ſchon ſeit länger bekannten Künſtlern, ſind in der letzten Zeit noch manche jüngere Talente mit Glück nachgefolgt, von zum Theil ſehr verſchiedenartiger Kunſtanlage und Sinnesweiſe; nur der gleiche Ernſt in dem Streben, die Kunſt wieder zu ihrer alten Hoheit zurückzuführen, beſeelt ſie Alle. Dieſes gemeinſame Streben der deutſchen Künſtler in Rom fing mehr und mehr an, Aufmerkſamkeit zu erregen, und ward ſelbſt von den ausgezeichnetſten Männern und Künſtlern andrer Nationen entſchieden anerkannt. Mit wahrem Vergnügen kann ich hier Statt aller übrigen Einen, den Stolz Italiens, den Bildhauer unſers Zeitalters, den in ganz Europa hochberühmten und gefeyerten Canova als einen ſolchen nennen, der die deutſche Kunſt ehrte und ſchätzte; Er, der auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland auch die in ihrer Art einzige Boiſſeréſche Sammlung ganz zu würdigen verſtand, obwohl ſelbſt in einem ganz andern Kunſtkreiſe wirkend, ſchenkte nicht nur dem ganzen Kunſtſtreben der Deutſchen überhaupt, ſondern ſelbſt den einzelnen jüngeren Talenten die aufmerkſamſte Theilnahme und ausgezeichnete Achtung; wie denn mehrern deutſchen Künſtlern, wie Philipp Veit, Eggers u. a. auf ſeine Empfehlung die Frescoarbeiten im Vatican übertragen wurden. Daß die Frescomahlerey unter den deutſchen Künſtlern in Rom wieder ſo lebhaft in Gang gekommen, wozu dem preußiſchen General-Conſul Bartholdy bekanntlich der Ruhm gebührt, die erſte Veranlaſſung gegeben zu haben, iſt überhaupt für einen großen Fortſchritt zu achten: denn ſie nöthigt den Künſtler, bey der Compoſition ins Große zu gehen, in der Ausführung aber ſicher zu ſeyn; welches, beſonders für junge Talente, eine herrliche Schule iſt.

Nach allem Bisherigen wird es nicht ſchwer ſeyn, den rechten Geſichtspunkt zu finden und aufzuſtellen, um den gegenwärtigen Stand der deutſchen Kunſt in Rom, wie er ſich in der letzten Ausſtellung kund gegeben, richtig zu würdigen.

Nur noch Einiges über die Grundſätze im Allgemeinen. Nachahmen, im eigentlichen Sinne des Worts nachahmen ſoll der Künſtler überhaupt nicht, und am wenigſten in dem Materiellen der Kunſt. Die erſten Elemente und weſentlichen Fertigkeiten ſeiner Kunſt, Zeichnen z. B., richtig, mannichfaltig, kräftig und ſicher zeichnen, das muß er lernen, wiſſenſchaftlich lernen, und glücklich iſt er, wenn er nur den rechten Meiſter dazu findet, der ihn die innre und äußre Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, nach der Anatomie und dem Modell, ſo wie die kraftvollſte und mannigfaltigſte Entwicklung deſſelben aus der Antike vollkommen lehrt. So auch die Perſpektive und was ſonſt wiſſenſchaftlich zur Grundlage der Kunſt gehört. Das Colorit, die Wahrheit und den Zauber der Farbe, wird der Maler wohl von keinem Meiſter jemals lernen, falls ihm nicht das Auge und der Sinn dafür angebohren iſt; dagegen aber allerdings viele dazu erforderliche und dahin mitwirkende techniſche Kenntniſſe und Fertigkeiten erlernt werden können und müſſen. Wenn nun ſolchergeſtalt das Talent mit allen Elementarfertigkeiten zur Ausübung ſeiner Kunſt ausgerüſtet iſt; ſo ſieht der Künſtler ſich für das Höhere nach einem Vorbilde um, welches nicht eben der Meiſter zu ſeyn braucht. Vielmehr ſind beydes, der Lehrer in dem, was erlernt werden muß, das Vorbild in dem, was nicht erlernt werden kann, aber doch erſtrebt werden ſoll, zwey ganz verſchiedene Dinge, die ſorgfältig auseinander gehalten werden müſſen. Daß der einzelne Künſtler ſich nicht von dem erganiſchen Ganzen der Kunſt und von der Vergangenheit und lebendigen Ueberlieferung losreißen, und alles aus ſich ſelbſt, oder wie man auch wohl ſagen hört, aus der Natur ſchöpfen kann, wird aus dem Vorigen klar ſeyn. Und wo es geſchieht, da weiß man auch, wie es zu gehen pflegt, und daß grade dieſe ſeynwollenden Selbſtſchöpfer und Naturkünſtler mehrertheils in die allermanierirtſte Behandlungsweiſe zu gerathen pflegen. Und wo ſoll der junge Künſtler nun ſein Vorbild für dieſes Höhere in Geſtalt und Ausdruck, in Stellung und Anordnung oder vielmehr überhaupt in der Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe hernehmen, um den eignen Geiſt an einen verwandten, aber größeren oder doch größer ausgebildeten anzuſchließen und eben dadurch zu beſtärken und zu entwickeln? Wo anders, als aus der Zeit und aus den Werken, in welchen anerkannt die Mahlerkunſt den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat!

Sollen wir ihn etwa in die franzöſiſche Schule zurück verweiſen, oder an die engliſchen Kupferſtiche und was dem ähnlich iſt? Wenn er recht denkt, ſo wird er ſich durch dergleichen Modezumuthungen nicht irre machen laſſen, ſondern den Raphael und ſeine Zeitgenoſſen, und überhaupt die großen Meiſter aus der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und aus der erſten des ſechzehnten, die wird er unverrückt vor Augen halten und als ewige Vorbilder ſeines Strebens im Herzen tragen. Gewiß iſt es dabey, daß nächſt den großen Meiſtern, die als die höchſten anerkannt ſind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß dieſe jenen unendlich näher ſtehen, als ihre Schüler oder ſpäteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verſtehen, und den gering ſchätzen, an dem und von dem er zuerſt ſo viel und ſo weſentlich gelernt hat? Es gibt einzelne Geſtalten, ja auch Gruppen und ganze Compoſitionen, nicht bloß im Perugino, ſondern auch im Fieſole und ſelbſt im Giotto, die man, wenn man auch eben vom Raphael kommt, mit dem größten Vergnügen und nicht ohne Bewunderung betrachten kann; und die im Geiſt und in der Auffaſſungsweiſe wirklich Raphaeliſch ſind, wenn wir alles, was auch geiſtig ſchön und liebevoll harmoniſch iſt, ſo nennen dürfen. Wie ſelten aber trifft man auf eine ſolche Ausnahme unter den Effektgemählden der ſpätern Kunſtſchulen Italiens! Denn gerade im Geiſt, in der Auffaſſungsweiſe zeigte ſich, nachdem einmal der Gipfel der Vollkommenheit erreicht war, zuerſt der Abfall der ſinkenden Kunſt. Wer übrigens aus jenen erſten Geſtirnen des anbrechenden Lichtes in der abendländiſchen Kunſt, die Zeichnung, die Perſpektive, die Kenntniß des menſchlichen Körpers, oder was ſonſt wiſſenſchaftlich zur Begründung der Kunſt gehört, lernen, ja ſelbſt die vollkommneren Vorbilder eigentlich nachahmen, d. h. nachäffen wollte; den muß man ſeiner eignen Thorheit überlaſſen. Wer kein Talent beſitzt, und nichts gelernt hat, dem werden überhaupt keine Vorbilder etwas helfen, und es wird ziemlich einerley ſeyn, ob er ſich die ſeinigen aus dem funfzehnten Jahrhundert zuſammenſucht, oder ganz aus der Nähe des neunzehnten entnimmt. Es ſollte aber in ernſter Kunſtbeurtheilung billigerweiſe nur von denen die Rede ſeyn, welche angebornes Talent beſitzen, und auch etwas Ordentliches gelernt haben, wie ſich denn deren mehrere in der letzten Ausſtellung bewährt haben; jene andern aber wäre es am beſten mit Stillſchweigen zu übergehen.

Wenn wir nun auf dieſe Beſſeren und ihr Streben, auf das Weſentliche und den Gang der Kunſt im Ganzen ſehen, ſo ſind wir jetzt durch das bis dahin vorbereitete ſchon an das Ziel gelangt, wo wir den Schluß ziehen dürfen: jene Vorbilder möchten wohl ganz richtig gewählt ſeyn, und der rechte Weg zum Ziele allerdings nicht eben rückwärts zu ihnen führen, wohl aber ganz erfüllt und durchdrungen von ihnen, vorwärts zu einer neuen, aus den Tiefen des Alterthums wiederhergeſtellten, aber dennoch friſch lebendig aufblühenden, und wahrhaft neuen Kunſt für die neue Zeit; und daß alſo das Streben der neuern deutſchen Künſtler, im Ganzen genommen, mit nichten auf einen Abweg gerathen und im Irrthum befangen ſey, ſondern ganz auf der rechten Bahn fortſchreite; wie ſehr auch manches noch mangelhaft und unvollkommen erſcheinen mag, wie natürlich bey erſt aufblühenden Talenten, oder wie ſehr auch Einzelne, die mit zur Schule und zum Ganzen gerechnet werden, hier und da wirklich von der rechten Linie abgewichen ſeyn mögen. Denn das iſt eben das Unglück bey jedem ernſten und treu gemeynten, neuem Streben, daß ſich immer manche Unberufene einmiſchen, welche den Mangel an Talent und Leben durch Uebertreibung erſetzen wollen, denen alles unter der Hand ſogleich zur Manier wird, und die eben dadurch den Gegnern des Guten reichen Stoff zu einer Oppoſition und einem Tadel geben, der dann nicht ohne alle Unterſcheidung auf das Ganze ausgedehnt und auf das Ausgezeichnetſte und Vortreffliche in dem gleichen Maaße, wie auf das ganz Mittelmäßige oder völlig Mißlungene, angewandt wird.

Es wird ſich nun ſchon von ſelbſt ergeben, worauf ſich der den deutſchen Künſtlern gemachte Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit reducire; denn ſo ſollte der beabſichtigte Tadel eigentlich, um genau zu reden, ausgedrückt werden. Wenn der Künſtler nicht den Geiſt und die Auffaſſungsweiſe ſeines Vorbildes ſich anzueignen weiß, ſondern unweſentliche Zufälligkeiten oder wohl gar poſitive Fehler und Unvollkommenheiten nachahmt, oder vielmehr nachmacht; ſo iſt dieß allerdings in hohem Grade tadelnswerth, und führt auf dem gerade entgegengeſetzten Wege, wie die rohe Nachahmung der Natur, in denſelben Abgrund des Manierirten. Es iſt mit der Manier in der Kunſt überhaupt, wenn ich dieß Gleichniß brauchen darf wie mit der Sünde in dem ſittlichen Leben. Es führen unzählige Abwege, wie zur Sünde, ſo auch zur Manier; und wie es dagegen nur Eine Tugend giebt, ſo giebt es auch nur Einen Weg, welcher der rechte iſt, in der Kunſt. Die Vollkommenheit in der Kunſt findet ſich da, wo die Idee und das Leben völlig Eins ſind in einem Werke; jede Abweichung, jeder Mangel von der einen oder von der andern Seite iſt ein Fehler und wird, fortgeſetzt oder gar als Grundſatz aufgeſtellt, Manier genannt. Die Idee, wenn ſie allein vorherrſchend iſt, gebiert Werke, die kalt und todt ſind, oder in geringerem Maaße wenigſtens den Vorwurf der Härte auf ſich laden. Wer auf der andern Seite nur nach dem Leben haſcht in der Kunſt, der kann wohl Effekt machen, was manchen Naturaliſten gelingt; aber mit der Idee fehlt dem Werke auch die tiefere Bedeutung, ja alle innere Form, welches doch die erſte und weſentlichſte Bedingung der Kunſt iſt.

Was unſre Deutſche Ausſtellung betrifft, ſo traf eigentlich jener Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit nur die oberwähnte Klaſſe der unberufenen, und eben desfalls übertreibenden Nachahmer ganz und in einigen Produkten derſelben mit vollem Rechte. Dieſe Gattung ſtellt ſich überall mit ein; aber an den Vorbildern liegt es wohl nicht. Die Werke ſolcher Menſchen werden immer, ſie mögen nun den Leonardo und Dürer, oder auch den Guido und Guercino, oder wenn man will, Mengs und Füger vor Augen haben und nachahmen, froſtig und ſteif, oder übertrieben und verzerrt ausfallen, oder auch beydes zugleich, und werden in jedem Falle manierirt ſeyn. In jeder Ausſtellung pflegt, wie geſagt, manches Mittelmäßige und auch wohl eines oder das andre ganz Mißlungene dem Lobenswerthen und Vortreflichen beygemiſcht zu ſeyn; nur nach dem Guten muß man ſie beurtheilen, und wenn ſie deſſen nicht wenig enthält, ſo kann man dieſes ſchon als ein gutes Zeichen für den Gang und die Fortſchritte im Ganzen anſehen. Die Deutſche Ausſtellung vereinigte die Werke und Verſuche von drey und ſechzig Künſtlern, von denen bey weitem die größere Anzahl noch im Anbeginn ihrer Laufbahn ſtehen. Hinſichtlich der aufblühenden Talente aber, welche ſich aus dieſer Anzahl vorzüglich ausgezeichnet haben; ſo iſt ſchon oben erwähnt worden, daß das Publikum, ungeachtet jenes Zwieſpalts der Meynung und des im Allgemeinen wiederhohlten Tadels der Alterthümlichkeit, den Einzelnen, die es verdienten, volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ja ihnen den entſchiedenſten Beyfall ertheilte. Die beyden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. erhielten dieſen nicht bloß von dem Publikum im Allgemeinen, ſondern wurden auch von den erleuchtetſten und erlauchteſten Beſchauern dieſer Ausſtellung mit ſo entſchiednem Lobe ausgezeichnet, als ſie ſelbſt oder ihre Freunde nur irgend wünſchen konnten; ſo daß mir von dieſer Seite nichts übrig bleibt, als nur das geſunde Urtheil des Publikums dankbar anzuerkennen, und wenig oder nichts zur Berichtigung hinzuzufügen. Es iſt auch nicht zu beſorgen, daß dieſe und andre ihnen ähnliche wackere Künſtler über der Anerkennung des Guten, was ſie bis jetzt geleiſtet, das ungleich Mehrere und Höhere, was man mit Recht von ihnen erwarten darf, verſäumen oder vergeſſen werden. Wurde ja etwa ein einzelnes Talent weniger bemerkt oder ausgezeichnet, als es wohl verdient hätte, ſo lag dieß an zufälligen Nebenumſtänden. Wer ſollte z. B. nicht die Fülle erfinderiſcher Compoſition in Eberhards trefflichen Entwürfen loben? Aber ſolche Handzeichnungen wollen mit Ruhe und Muße im Kabinette durchblättert und betrachtet ſeyn, und ſind weniger geeignet, neben groß ausgeführten Oelgemählden an den Wänden einer Ausſtellung in die Augen zu fallen, wo überdem für die kleineren Stücke nicht allemal ein bequemer Platz gefunden wird. Von einigen andern Künſtlern waren die größten und vorzüglichſten Werke nicht auf der Ausſtellung; ſo z. B. die Anbetung der Hirten von Johannes

Veit, welcher die tiefe Innigkeit des Sinnes, die lebendige Wahrheit und Wärme der Ausführung wohl Freunde verſchafft haben würde. Auch der ſchon oben erwähnte ſo ganz vortreffliche Carton von Cornelius war nicht da zu ſehen. Zwey einzelne Köpfe, auch noch ſo ſchön ausgeführt, wie die beyden der Mutter Gottes und des Engel Michael, von Eggers, an edler Form und Anmuth der Behandlung und Farbe der beſten italieniſchen Kunſtzeit würdig, werden neben ſo mancherley größern Darſtellung auch leicht weniger bemerkt.

Wenn man die Frage aufſtellen wollte, ob der Vorwurf der Alterthümlichkeit, inſofern ſie nämlich manierirt und alſo ein Fehler iſt, nicht auch gegen die Werke der Beſſeren unter den deutſchen Künſtlern in Rom gemacht werden könne; ſo muß ich darauf erwiedern, daß dieſes wohl eben nicht oft der Fall ſeyn dürfte und daß auch dann, genauer betrachtet, gar nicht immer die vermeinte Alterthümlichkeit Schuld iſt, ſondern der Fehler an etwas anderm liegt. Ich will ein Beyſpiel anführen; in einer heiligen Familie, von Wilhelm Schadow, iſt der Kopf der Mutter Gottes ganz ſeelenvoll, von der größten Schönheit, und von der glücklichſten und gelungenſten Ausführung; der heil. Joſeph aber auf eben dieſem Bilde iſt zu klein und eigentlich mißlungen. Etwas beſondres Altdeutſches habe ich jedoch an dieſer Figur nicht finden können; eben ſo wenig als dem herrlichen Kopfe der Maria etwa einer von Raphael oder ſonſt irgend ein beſtimmtes Urbild zum Grunde liegt.

Wie jedes Urtheil, wenn es einmal in eine bequeme Modeformel gebracht iſt, von vielen, ohne einen klaren

Begriff damit zu verbinden, nachgeſprochen, und oftmals ſehr verkehrt und auf Gegenſtände angewandt wird, auf die es gar nicht paßt; ſo geht es auch mit dem Vorwurf der altdeutſchen Manier in der Kunſt, daß er nicht ſelten über Dinge ausgeſprochen wurde, die hundert Meilen davon abwärts liegen. Ich könnte, wenn es hier die Abſicht wäre, in das Einzelne einzugehen, merkwürdige Beyſpiele der ſonderbarſten Verwechslung in dieſer Beziehung anführen. Es iſt damit derſelbe Fall, wie in der Litteratur vor einer Reihe von Jahren die tadelnde Parthey ein neues poetiſches Werk vollgültig verurtheilt und völlig abgefertigt zu haben glaubte, wenn ſie den furchtbaren Ausſpruch that, es ſey romantiſch, oder von einem Romantiker gemacht; es mochte nun übrigens von Schiller, Tieck, Fouqué, oder ſonſt noch ſo verſchiedener Art ſeyn. So nennen auch jetzt noch Manche in den Wiſſenſchaften alles, was ihr Verſtändniß überſteigt, oder ihnen ſonſt Mißbehagen erregt, myſtiſch; welches Wort ſie dann mehrentheils eben ſo wenig verſtehen, oder im Stande ſeyn möchten, Rechenſchaft davon zu geben, als das, was ſie gern dadurch als verwerflich darſtellen wollen. Dergleichen Worte ſind von übler Wirkung; es ſind nichts als blendende Formeln der Täuſchung, welche das Urtheil ganz verwirren.

Eine gewiſſe wohlverſtandne Alterthümlichkeit müſſen wir der bildenden Kunſt, wenigſtens für einige Fälle und Gegenſtände, durchaus vindiciren, und können ſie ſchlechthin nicht ſo unbedingt und ohne Einſchränkung verwerflich finden; und nur wenn ſie fehlerhaft und manierirt iſt, kann ſie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der

Vorwurf der altdeutſchen Manier aufgekommen iſt, was nähmlich das ausſchließend Deutſche daran betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklären. Bey vielen, ja bey den meiſten ausgezeichneten Gemählden der neuen Schule iſt es für jemanden, der viele Gemählde geſehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künſtler dieſen oder jenen großen italiäniſchen Meiſter der älteren Zeit mit beſondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich ſeltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutſche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer insbeſondre erinnern könnte. Wahrſcheinlich hat das damalige Coſtum einiger deutſchen Jünglinge dazu beygetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit dieſe Wendung zu geben und ihn ſo allgemein auszudehnen; und iſt der Begriff von den altdeutſchen Röcken auf die Gemählde übertragen worden.

Wenn man übrigens Altdeutſch in der Kunſt ſo geradezu für gleichbedeutend mit Steif oder Hart nimmt, ſo kann ich dieſe mir etwas neu und willkürlich ſcheinende Wortbedeutung doch nicht ſo ganz unbedingt zugeben. Vielleicht iſt dieſer Begriff auch mehr aus Büchern oder einem frühgefaßten Vorurtheil geſchöpft, als aus der eignen Anſchauung. Ich habe manche altdeutſche Gemählde geſehen, in Boiſſeré's Sammlung und auch ſonſt, die wohl ſchön und lebendig ſind, und denen auch die Anmuth mit nichten abgeht. Leicht wäre es dagegen, eine Menge von Gemählden zu nennen, aus der Zeit der ſpätern Manieriſten oder auch aus der ältern franzöſiſchen Schule, welche durchaus kalt und froſtig, ſteif und leblos erſcheinen. Oder wollen wir die Beyſpiele lieber ganz aus der Nähe nehmen, ſo erinnern wir uns nur an ſo manche noch zu unſrer Zeit aus der falſchen antikiſchen Nachahmung hervorgegangene Gemählde, die in der Regel mehrentheils alle todtgeboren zur Welt kommen.

Warum ſollten wir aber auch unſre einheimiſche alte Kunſt ſo ſehr geringſchätzen, was ſie eben ſo wenig verdient, als es uns wohl anſtehen würde? Raphael hat den Dürer wohl zu ſchätzen gewußt; es hat vor Dürer auch andre ehrenwerthe deutſche Künſtler gegeben, welche in manchem Stück, beſonders aber in der Anmuth über ihm ſtehen. Die Italiäner achten die altdeutſche Kunſt, ſelbſt die Franzoſen ſind aufmerkſam darauf geworden; und wir Deutſchen allein ſollten es verkennen, daß unſre alten Meiſter nach und neben den größten und glücklichſten Meiſtern von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichſten in der Mahlerkunſt gehören? Und wenn die deutſche Kunſt nicht den ganzen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat, als die italiäniſche, ſo iſt die Urſache leicht gefunden; da wir wohl wiſſen, wie ſie mitten in ihrem Fortſchritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des ſechszehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italiäniſchen Meiſtern nennen können, der einen ſolchen Rieſenſchritt gethan und die Kunſt in allen ihren Theilen mit einemmale ſo weit gefördert hätte, wie Eyck.

Dieſer Rückblick iſt unſerm Gegenſtande nicht ganz fremd; doch kehren wir nun zurück zu der jetzigen Deutſchen Kunſt, und der neuen Wendung und Entwicklung, die ſie gegenwärtig in Rom gewonnen hat. Es iſt noch ein Punkt übrig, der erörtert werden muß, um die Begriffe klar auseinander zu ſetzen und das Urtheil zu berichtigen, ſo wie wir es uns zum Ziel geſetzt, und zwar iſt es ein Hauptpunkt. Er betrifft nämlich die Wahl der Gegenſtände, da viele der jungen Künſtler, deren Augenmerk vorzüglich auf jenen Kreis der vortrefflichſten Mahler neuerer Zeit gerichtet war, ſich nach dem Vorgange dieſer Meiſter und der älteren Schule beſonders chriſtliche Gegenſtände zur Behandlung gewählt haben. Und damit iſt nun ein zahlreicher Theil des Publikums nicht einverſtanden, ſondern iſt vielmehr den chriſtlichen Gegenſtänden entſchieden abgeneigt, und dieſe Abneigung hat viel mitgewirkt zu der Oppoſition und dem Zwieſpalt, welche ſich bey dieſer Gelegenheit über die Kunſt und ihre Beſtimmung ſo deutlich kund gegeben haben.

Daß nun ausſchließend und allein nur chriſtliche Gegenſtände gewählt werden ſollten, iſt ſo viel ich weiß, noch nirgends aufgeſtellt oder behauptet worden. Freylich haben die alten Mahler der großen Zeit vorzüglich dieſe Gegenſtände in ihren größten und wichtigſten Werken verherrlicht. Wie natürlich, weil damals die Kunſt noch auf das innigſte mit der Religion verbunden und gleichſam ganz Eins mit ihr war, und ihre vornehmſte Beſtimmung darin fand, die Kirchen zu zieren und die Andacht zu verſchönern. Indeſſen haben doch auch die alten Mahler nicht ſelten mythologiſche Gegenſtände gewählt, beſonders für Alfreſcogemählde in weltlichen Palläſten; ſo Raphael vor allen, und Giulio Romano, dieſer letzte mit beſonders eigenthümlichen Geiſt, wie ſpäter nach ihnen die Caracci und deren Nachfolger. Große dichteriſche Compoſitionen, wie ſie die alte Mythologie oder Heldenpoeſie darbietet, ſind in der That auch für die Alfrescomahlerey vorzüglich geeignet; dagegen ſie, wo es auf tiefe Characteriſtik ankommt, oder um ſymboliſche Geheimniſſe durch die vollendete Ausführung zu beleben, gegen die Oelmahlerey nachſtehen muß. Es war daher ein glücklicher Gedanke, für die Alfrescogemählde in der Villa Juſtiniani, welche den deutſchen Künſtlern, Overbeck, Philipp Veit und Julius Schnorr übertragen worden, die fantaſiereichſten Dichter Italiens, den Dante, Arioſt und Taſſo, als Stoff und Quelle für eine Reihe von cykliſchen Darſtellungen zu wählen. So kann ich mir auch wohl die trojaniſchen und homeriſchen oder auch andre Heldengeſchichten glücklicher in dieſer großartigen Alfrescoweiſe ausgeführt denken, als es bisher in Oelgemählden hat gelingen wollen. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß auch ſolche heidniſche Gegenſtände, welche von der chriſtlichen Kunſt am weiteſten entfernt liegen, einen großen Reiz haben können; und wer betrachtet wohl nicht mit Vergnügen eine Danae oder Antiope von Tizian, eine Jo von Correggio? Jedoch möchte ich faſt wünſchen, daß die Behandlung ſolcher Gegenſtände auch nur ſolchen Meiſtern ausſchließend vorbehalten bliebe; von minder vortrefflichen oder gar von mittelmäßigen Mahlern behandelt, ſind ſie unerträglich und fallen gleich in das Gemeine. Jungen Künſtlern aber würde ich dieſelben am wenigſten empfehlen, da ſie einen ſtrengeren Weg zu gehen haben, um erſt das Vortreffliche zu erreichen, wo dann auch die

Schönheit und Anmuth einem liebevollen Sinn nie entſtehen wird, ohne daß er abſichtlich auf den nackten Sinnenreiz ausgeht, ſo leicht es iſt, dadurch Vielen zu gefallen, da das Publikum oft nur allzu nachſichtig und empfänglich iſt für ſolche lüſterne Doſenmahlerey, wenn ſie halbweg zierlich behandelt wird.

Es kommt vor allem auf den Geiſt und die Behandlung an; in den Gegenſtänden möge keine Ausſchließung Statt finden, wenn gleich ein Vorzug natürlich iſt. Und ſo würde es wenigſtens ſehr einſeitig ſeyn, wenn man die chriſtlichen Gegenſtände ganz von der Kunſt ausſchließen wollte; da die Fortdauer derſelben nicht blos durch jene großen Vorbilder der Vergangenheit, ſondern auch durch das Bedürfniß der Gegenwart immerwährend begründet und erfordert wird. Es ſind in den letzten dreyßig Jahren allerdings wohl mehr Kirchen zerſtört und verwüſtet worden, als neue erbaut oder mit Bildern geziert. Indeſſen zeigt ſich ſchon jetzt auch darin die Rückkehr zum Frieden und die beſſere Richtung des Zeitalters, daß es hier und da, häufig genug und in mehr als einem Lande, nicht an bedeutenden Kunſtbeſtellungen für Kirchen fehlt; denen man wohl bald eine reichere Nachfolge nicht bloß wünſchen, ſondern auch vorherſagen kann. Es dürfte überhaupt mit der Sache des Chriſtenthums noch bey weitem nicht ſo ſchlecht ſtehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden ſich ſelbſt einbilden, oder doch uns überreden möchten. Dazu kommt für unſer Deutſchland noch der Umſtand, über den wir uns billig erfreuen müſſen, daß jetzt auch die Proteſtanten ſich wohl geneigt zeigen, ihre Kirchen durch Bilder der Andacht zu verſchöwern; was der deutſchen Kunſt, die ſich dieſen Gegenſtänden vorzüglich gewidmet hat, wieder einen neuen Ausweg öffnet. Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu beſtimmten Zimmer ihres Hauſes, eine Verkündigung, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, oder ſonſt ein wohlgewähltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünſchen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menſchen ſehr mannichfaltig iſt, ſo wird andern vielleicht die Darſtellung einer ſäugenden Kuh lieber ſeyn. Und gewiß, wenn die Behandlung ſo vortrefflich iſt, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben und wie ſie uns Goethe nach ſeiner Art, in dem 2ten Hefte über Kunſt, ſo meiſterhaft ſchildert; ſo darf auch dieſer Gegenſtand keineswegs von dem Gebiete der Kunſt ausgeſchloſſen bleiben. Nur wenn es die Abſicht ſeyn ſollte, durch dieſen oder andre ſelbſt in ihrer Art auch vortreffliche thieriſche Gegenſtände, die erſtgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; ſo würden wir uns dagegen erklären müſſen. Wollte aber jemand etwa mit der Behauptung auftreten, die Malerey habe bey den Griechen eine viel höhere Vollkommenheit erreicht, als durch Raphael und die andern Neuern; wollte er den jungen Künſtler, als Heil und Rettungsmittel, vielleicht ausſchließend an griechiſche Gegenſtände verweiſen, wie etwa manche der weniger bekannten des Philoſtrat; ſo würde eine ſolche Hypotheſe wohl im Allgemeinen nicht viel Beyfall finden, da wir nach dem Verbliebenen in dieſem Behuf ſchon hinreichend unterrichtet ſind, um zu wiſſen, auf welche gegen die Sculptur der Alten und die großen Mahler der chriſtlichen Zeit, nicht ſehr hohe Stufe der Vollkommenheit die griechiſche Mahlerey gelangt iſt; und würde ein ſolcher wahrhaft rückgängiger Vorſchlag, wenn er anders im Ernſte gemacht worden, kaum geeignet ſcheinen, im Ernſte beantwortet zu werden. Was aus der antikiſchen Nachahmerey für ſteinerne Gemählde und todte Produkte hervorgehen, das haben wir zur Genüge geſehen, und können alſo ſolchen lockenden Vorſchlägen nicht leicht Gehör geben; wir müßten denn erſt neue und andre Zeichen und Wunder ſehen, als die bisher zu Tage gekommenen.

Die Frage von der Wahl der Gegenſtände, vorzüglich der chriſtlichen, hängt übrigens ſehr weſentlich zuſammen mit jener andern von der Alterthümlichkeit der Behandlung, in wiefern ſie an und für ſich ſchlechthin verwerflich, oder aber in den richtigen Gränzen gehalten, beſonders für eine Gattung von Gegenſtänden, allerdings anwendbar und angemeſſen ſey. Denn nachdem alle chriſtlichen Gegenſtände der Mahlerey entweder ſchon an und für ſich ſymboliſch ſind, oder doch um ihrem Weſen zu entſprechen, ſymboliſch behandelt werden ſollen, ſo iſt eben dazu auch dieſer ſtrengere und ernſte Styl der Behandlung erforderlich, welcher eben den Eindruck des Alterthümlichen macht. Werden die chriſtlichen Gegenſtände durchaus nicht ſymboliſch, ſondern rein weltlich, bloß menſchlich und natürlich behandelt, und auf die dramatiſche Wirkung, wenn dieſer Ausdruck hier geſtattet iſt, angelegt, wie von den ſpätern Italiänern ſo oft geſchehen; dann ſind dieſe heiligen Gegenſtände allerdings ungünſtig für die Kunſt, ja zum Theil kaum erträglich; und können wir in dieſer Beziehung die Abneigung der Gegner leicht entſchuldigen. Doch dieſes wäre Stoff zu einer eignen Unterſuchung und ſey hier nur im Vorbeygehen berührt.

Wenn wir indeſſen der Hypotheſe, die griechiſche Mahlerey, welche zu kennen uns die Sammlung zu Portici doch allerdings einige Data giebt, ſey vollkommner geweſen und auf einer höhern Stufe als Raphael und die Vortrefflichſten jener Zeit, durchaus nicht beytreten können: ſo iſt es dagegen wohl anerkannt und entſchieden gewiß, daß die griechiſchen Künſtler in der Sculptur eine Höhe und Vollkommenheit erreicht haben, die wir kaum jemals zu erreichen, geſchweige denn zu übertreffen hoffen dürfen. Daher muß ſich denn auch der Bildhauer zunächſt ganz an die Antike anſchließen, und dieſelbe gleichſam nur fortſetzen; und einer der erſten Prüfſteine und Beweiſe der Meiſterſchaft in dieſer Kunſt bleibt es, die Antike ergänzen zu können, welches, wenn es ſo vollkommen geſchieht, wie Michel Angelo den berühmten Faun, oder zu unſrer Zeit Thorwaldſen die aeginetiſchen Figuren ergänzt hat, ſchon allein Erſtaunen erregt und der höchſten Bewunderung werth iſt. Nächſtdem aber bleibt das Ziel des Bildhauers, eine Geſtalt aufzuſtellen, die ſo claſſiſch ſey, daß ſie geradezu für eine Antike gelten könnte, wie etwa Thorwaldſens Merkur; welcher nur deßfalls mit dem Schwerdte umgürtet zu ſeyn ſcheint, um vielen hunderten moderner Marmorbilder durch ſeine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen. Erſt dann, wenn unſre Sculptur dieſe erſte und nicht zu umgehende Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, dürfen wir fragen, ob ſie nun auch wohl im Stande ſeyn werde, ganz andre und uns eigenthümliche Gegenſtände mit der gleichen Meiſterſchaft zu behandeln, und den im Mittelalter unvollendet gebliebenen Anfang und erſten Entwurf einer chriſtlichen Sculptur auszuführen und durch die That zu vollenden; in welcher Hinſicht z. B. der von dem trefflichen Dannecker entworf[illegible] Chriſtus, als erſter großer Verſuch dieſer Art in jetziger Zeit, unſre ganze Theilnahme und geſpannteſte Erwartung in Anſpruch nimmt.

Von Seite der Sculptur war die deutſche Ausſtellung hinreichend mit trefflichen Werken ausgeſtattet; und es wäre wohl manches zu ſagen über Rudolf Schadows großes Talent, Schallers verdienſtliche Arbeiten, und auch Eberhards Basrelief verdiente die aufmerkſamſte Beobachtung. Da der Umſtand, daß Thorwaldſens Grazien, weil ſie noch nicht vollendet waren, auf der Ausſtellung fehlten, zu manchen Witzeleyen Anlaß gegeben hat; ſo will ich nur bemerken, daß wenn ſie wirklich da geweſen wären, man ſie ohne allen Zweifel ſteif und hart, wo nicht gar altdeutſch gefunden haben würde; denn allerdings hat der große Künſtler die Idee derſelben ſehr ſtreng nach ernſtem griechiſchen Styl genommen, und von der modern beliebten buttrigen Weichheit iſt da nichts zu ſpüren.

Es iſt hier nicht meine Abſicht, mich über die Sculptur weiter auszudehnen; ſondern ich habe mich zunächſt auf die Mahlerey, und zwar vorzüglich auch nur auf die hiſtoriſche, beſchränken wollen; denn da zeigte ſich vornehmlich jener Zwieſpalt der Anſicht und Partheyung im Urtheil, welche wir durch die hier aufgeſtellten Grundſätze, ſo weit es ſeyn kann, friedlich zu ſchlichten, oder doch klar auseinander zu ſetzen wünſchten, und auch wohl hoffen dürfen.

Eben ſo wenig werde ich für dießmal auf die Beurtheilung der Landſchaftsmahlerey im Einzelnen eingehen; denn dazu müßte ich erſt die noch zu wenig ergründete, ich möchte ſagen, noch ſo wenig bekannte Theorie derſelben ausführlich voranſchicken, um zwiſchen meiner Anſicht und dem herrſchenden Geſchmack, der jedoch auch in ſehr verſchiedene Richtungen auseinander geht, den vergleichenden Maaßſtab zu finden, und auszumitteln, in wiefern eine möglichſt treue und kraftvolle Vollendung einzelner Naturgegenſtände, und ein tiefer Sinn, der in das Ganze gelegt wird, oder aber das Streben, den einzelnen Moment einer glänzenden Naturerſcheinung täuſchend und lebendig zu ergreifen, hier den Vorzug verdiene; oder ob etwa, und wie alsdann, beydes, d. h. in gewiſſer Art, die verſchiedenen Gattungen des Ruysdal und Claude Lorrain, verbunden werden müſſen. Es mag hier alſo genug ſeyn, zu bemerken, daß die Deutſche Ausſtellung in beyden bezeichneten Gattungen der Landſchaft, und nicht bloß in ihren Extremen, ſondern auch in manchen Stufen des Uebergangs, viele verdienſtliche Arbeiten von Koch, Catel, dann Rebell, Rhode u. a. aufzuweiſen hatte. Unter dieſen ſind die gelungenſten Werke von Koch aus ſeiner beſten Zeit für dieſe ganze Epoche der jetzigen Deutſchen Kunſt am bezeichnendſten; durch die Kühnheit der Wahl oder Erfindung, und entſchiedne Kraft in der gründlichſten Treue der Darſtellung, ſo wie durch die reiche Fülle der dargeſtellten Natur und tief aufgefaßte Bedeutung.

Auch über die bemerkenswerthen Arbeiten einiger älteren deutſchen Künſtler, deren Streben zum Theil einer früheren Epoche angehört, finden wir hier keine Veranlaſſung, uns weiter auszubreiten; denn unſre Abſicht ging, wie geſagt, eben auf diejenigen Werke, welche den Zwieſpalt erregt und die Aufmerkſamkeit des Publikums in Lob und Tadel am meiſten auf ſich gezogen haben.

Zum Schluß nur noch folgendes. Was unſre Meinung betrifft, daß die chriſtlichen Mahler der beſten Zeit, Raphael und ſeine Zeitgenoſſen und Vorgänger bis jetzt das Höchſte in der Mahlerey erreicht haben; ſo wollen wir gern, wenn ſich anders woher eine ganz neue und noch höhere Vortrefflichkeit in der Kunſt, als wirklich vorhanden, kund geben und bewähren ſollte, dieſelbe gleich und bereitwillig willkommen heißen. Vielleicht dürfen wir uns aber mit dieſer Hoffnung ſo ſehr nicht übereilen und bis dieſes geſchieht, dürfte zunächſt wohl das Sicherſte ſeyn, jenen großen Vorbildern zu folgen, und auf ihrem Wege, der eben jetzt zu einem neuen, wie er für uns und unſre Zeit angemeſſen ſeyn kann, gebahnt werden ſoll, die weiteren Fortſchritte zum Ziel zu ſuchen. Nur auf dieſem Wege dürfen wir hoffen, wieder eine wahrhaft ſo zu nennende Kunſt und neue, blühende Epoche derſelben zu erreichen; wir müßten denn anders ganz Verzicht darauf leiſten wollen und denen Recht geben, welche dafür halten, daß unſer Zeitalter der Kunſt ſchon für immer entwachſen, und für ſie nicht mehr geeignet ſey, daß alſo die Kunſt keine neue Entwicklung und Blüthe mehr zu erwarten habe, indem ſie gleich der alternden Natur ſchon abgeſtorben, und es mit ihr zwar nicht für die Erkenntniß des Vergangenen, wohl aber für neue Hervorbringungen, zu Ende ſey. Dieſer Meynung aber können wir uns bis jetzt noch nicht beyzutreten entſchließen; da ſelbſt dieſer jetzige neu genommene Aufſchwung in der That nur einer empfänglichen und günſtigen Aufnahme bedürfte, um ganz andern und viel günſtigeren Hoffnungen Raum zu geben.

* * *

Die Sache der chriſtlichen Kunſt und die richtige Anſicht von ihrer hohen Würde und Schönheit hat ſeitdem wieder noch die ſiegreichſten Fortſchritte gemacht und ein neues unerſchütterlich ſtarkes Fundament erhalten an den zwey großen künſtleriſchen Werken von Sulpiz Boiſſeré, dem ausführlichen Prachtwerke über das herrlichſte Denkmahl der kirchlichen Baukunſt des Mittelalters, und dann den Lieferungen altdeutſcher Gemählde, welche ſelbſt in lithographiſcher Hinſicht in einigen Blättern, wie in dem heil. Chriſtoph von Hemmelink, eine kaum zu hoffende Vortreflichkeit erreicht haben. Mit der gründlichen Kenntniß der altdeutſchen Kunſt muß auch das richtige Verſtändniß der chriſtlichen Schönheit von ſelbſt ſich immer mehr entwickeln. Dieſer Begriff, der früherhin, da man die Sache ſelbſt hatte, übte und die ganze Zeit darin lebte und athmete, mehrentheils im bloßen Gefühl noch unbewußt und unentwickelt ſchlummern mochte, ſpäterhin aber vergeſſen und verlohren ging, oder in feindlicher Verkennung und auf den irrenden Abwegen einer fremdartigen Richtung ganz entſtellt und verkehrt wurde, tritt nun wiederum in neuer Klarheit hervor; und damit werden denn auch die Grundſätze des neuen, wahren Weges in der Kunſt immer mehr anerkannt und ſiegreich feſtgeſtellt. Der wieder erweckte und neu hergeſtellte beſſre, tiefe und fromme, chriſtliche Sinn gewinnt mehr und mehr auch in der Kunſt die Oberhand; die dürre antikiſche Nachahmerey dagegen, ſinkt nebſt der falſchen Theorie, auf der ſie beruht, in ihr eitles Nichts zurück; da ſie ohnehin ihres eignen Gegenſtandes, ſeit den Aufſchlüßen einer tieferen Erkenntniß der eigenthümlichen Größe und wahren Weſenheit der alten heidniſchen Kunſt, ſchon durchaus nicht mehr mächtig geblieben iſt. Zwar liegt es wohl in der Natur der neuern Kunſt überhaupt, daß ſie eine immerfort ſtrebende und nach der höchſten Idee erſt ſuchende und ſtets im Suchen begriffene iſt, ſo wie die geiſtige Wiſſenſchaft und Philoſophie es bey den Alten war. Eben daher lauft in ihr auch der Abweg der Mode und Manier immer neben der zarten Linie des höchſten geiſtigen Schönen her und wirkt oftmahls ſtörend wenigſtens auf den herrſchenden Zeitſinn ein. Indeſſen fängt jetzt doch ſelbſt beym Publikum alle große und kleine Doſenmahlerey oder Modekunſt, entſchieden an zu ſinken; wenn ſie auch noch ſo ſehr durch eine falſche Magie des Augenblicks aufgeſtutzt worden, und wenigſtens für die höheren Talente und würdigſten Gelegenheiten und Gegenſtände bleibt jene ernſtere Bahn der tieferfaßten und frommgefühlten chriſtlichen Schönheit, die welche auf eine erfreuliche Weiſe die Oberhand gewinnt; mehr wenigſtens und weit ſiegreicher, als dieß bis jetzt in der Dichtkunſt oder in der Philoſophie der Fall iſt, wo wir die antichriſtlichen Beſtrebungen überall noch ſehr rege und weit allgemeiner verbreitet ſehen, als in der bildenden Kunſt.

Wir ſehen mithin die richtige Erkenntniß der chriſtlichen Kunſt und Mahlerey und ihrer ausübenden Grundſätze im Ganzen ſchon hinreichend geſichert; das glückliche Talent, was nur angebohren ſeyn kann, und vereint mit dieſem, eine vielfach erworbne künſtleriſche Empirie und ſichre Meiſterſchaft in allen techniſchen Fertigkeiten, ſetzen wir als gegeben voraus. Was bleibt, möchte man fragen, nun weiter noch erforderlich für den Künſtler, um das hohe Ziel zu erreichen? Vor allem muß freylich dieſe Idee der chriſtlichen Schönheit ſelbſt nicht ein todter und etwa bloß angenommener und wie erlernter oder nachgeſprochener Begriff; es muß damit Ernſt und volle lebendige Wahrheit ſeyn, denn grade dieſer Begriff kann durchaus nur mit dem eignem tiefem Gefühl aufgefaßt werden. Aber auch dieſes, auch das fromme Gefühl allein iſt noch nicht genügend; denn wie ſehr es auch dem Menſchen als ein vollkommner Erſatz für alles Fehlende zu Gute gerechnet werden mag; ſo iſt es doch an und für ſich nicht zureichend, um einen Künſtler hervorzubringen. Das andere Element nun, welches der Mahler nebſt der richtigen Idee von ſeiner Kunſt und ihrem Zweck, und aller bloß empiriſchen Meiſterſchaft beſitzen ſoll, weiß ich in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, wie es grade für dieſe Kunſt iſt, nicht anders zu bezeichnen und zu benennen, als das innere Licht der Beſeelung. Es iſt dieſes noch ganz etwas andres, als das bloße Talent der fruchtbaren Erfindung oder die Magie der Farbe, ſo höchſt ſchätzbar und eigentlich ſelten auch dieſe letzte in der Mahlerey ſeyn mag. Nicht minder verſchieden iſt es von der Wiſſenſchaft und höchſter Technik der Zeichnung, ſo wie auch von dem Princip des Schönen, wie ſolches in andern Künſten einheimiſch iſt und ſich eigenthümlich geſtaltet. Auch der Dichter und beſonders der Muſiker ſollen beſeelt ſeyn, aber es iſt ihre Beſeelung mehr nur im Gefühl ſelbſt ruhend; beym Mahler aber muß das beſeelte Gefühl zugleich klar an das Licht hervortreten, die Seele muß ſo zu ſagen, ſelbſt leuchtend und als ein Licht ſichtbar werden. In dieſem göttlichen Lichte der innerlichen Beſeelung nun, muß der wahre Mahler alles, was er ſieht, auffaſſen, und ſelbſt ſeine inneren Vorſtellungen und Gedankenwelt muß dieſe Art und Geſtalt annehmen. Aus allen ſeinen Werken aber ſoll dieſes geheime Seelenlicht in ſchöner Klarheit vollendet und deutlich, wie ein ausgeſprochenes Wort, hervorſtrahlen; und eben darin liegt das eigenthümliche Weſen der chriſtlichen Schönheit und das Unterſcheidende derſelben von der antiken Kunſt. Die letztere beruht mehr auf einer hohen Idee der lebendigen Körpergeſtaltung, welche in einer etwas andern Weiſe wohl mit jenem Princip der höheren Seelenſchönheit vereinbar ſeyn, aber neben ihr nicht mehr als das Erſte, ſondern nur als das untergeordnete Zweyte gelten kann. Jener nach der antiken Anſicht in der Natur königlich herrſchende und wie der ordnende Gott über ihr waltende Formengeiſt erſcheint doch eigentlich bloß äußerlich als ein ſolcher und iſt an ſich wieder nur die materielle Hülle, aus welcher jene verborgne göttliche Seele alles Lebens, als höherer Geiſt der Liebe, erſt hervorleuchten ſoll. Selbſt bey der Wahl der Gegenſtände für die Mahlerey iſt es dieſes Licht der innern Beſeelung und göttlichen Liebe, worin ſie alles ſieht, was ſie leitet und ihre Wahl beſtimmt. Eine überirdiſche Erſcheinung, welche die Seele überwältigt, ein Zuſtand himmliſcher Erleuchtung und Erhebung, eine lichte Auferſtehung aus der dunkeln Grabesnacht, wie die Morgenröthe aus trüben Wolken hervorbricht, ein Entzücken der Liebe inmitten der leidenden Natur, ein Blitz der innern Schönheit, welcher aus dem tiefſten Seelenſchmerz herausſtrahlt; das ſind die eigentlichen und nicht bloß zufälligen Gegenſtände der alten und der neuen chriſtlichen Mahlerey, und das iſt der Sinn, in welchem ſie weſentlich aufgefaßt werden müſſen. Wohl giebt es auch althiſtoriſche und ſelbſt mythologiſche Gegenſtände, in welchen ein ſolcher tiefer Sinn für die Seele ſich nicht bloß angemeſſen hineinlegen läßt, ſondern die ihn ſelbſt ſchon darbieten. Und dieſe brauchen auch mit nichten von dem Umkreis der chriſtlichen Kunſt ausgeſchloſſen zu ſeyn, da es überall nur auf das Weſen ankommt und auf den alles beſeelenden Geiſt der göttlichen Liebe, nicht aber an einer willkührlichen Beſchränkung auf gewiſſe bloß äußerliche Formen und gegebne Gegenſtände hängt, oder ausſchließend in denſelben geſucht werden darf. Denn das alles bildet doch nur die äußre Form und allein genommen den todten Buchſtaben der Sache. Weil aber der Geiſt niemahls in vollkommnem Stillſtande und an der todten Form gefeſſelt bleibt und weil das beſeelende Princip in der intellektuellen Entwicklung der Zeiten, wie ein Pulsſchlag des natürlichen Lebens, immer und unaufhaltſam, ſeinem ewigen Ziele entgegen athmet; ſo dürfen wir auch nicht beſorgen, daß die neue chriſtliche Kunſt in eine bloße Wiederhohlung und leere Nachahmung der alten ausſchlagen möchte; ſondern es wird unſre Zeit und die fortſchreitende

Sinnes-Entwicklung der chriſtlichen Weltanſicht, nach der jetzt herrſchenden geiſtigen Stimmung, auch eine ihr eigenthümliche Kunſt und neue Epoche derſelben mit ſich führen und hervorbringen, wozu aber wie immer in ähnlichen Fällen, die richtige Erkenntniß der alten chriſtlichen Kunſt, und der ihr eigenthümlichen Schönheit allerdings ein ſehr weſentliches und eigentlich unentbehrliches Element bildet und die erſte Bedingung ihres Entſtehens iſt. Wir müſſen auch die Hervorbringungen und Werke dieſer alten chriſtlichen Kunſt, um ſie ganz zu verſtehen und richtig aufzufaſſen, in eben jenem Lichte der Seele betrachten, welches ſie hervorgerufen hat und worin überhaupt die innerſten Grundzüge der chriſtlichen Denkart und Anſicht über alle Gegenſtände enthalten ſind. Erſt auf dieſem innern Wege des hellſehenden Gefühls gelangen wir zu einer klaren Anſchauung von göttlichen Dingen, Geſtalten und Erſcheinungen. Denn die Seele allein iſt es, welche das Schöne ſieht; das ſinnliche Auge erblickt bloß die materielle Hülle der äußern Form oder Anmuth, und der Gedanke faßt nur das Erhabne. Jenes Licht der Seele aber, ſo wie der magiſche Spiegel der ſchöpferiſchen Fantaſie, in welchem das innere Seelenauge das Schöne ſieht, iſt nur der wahren Liebe zugänglich und daher auch mit dem Chriſtenthum, als der Offenbarung und Wiſſenſchaft von den Geheimniſſen der göttlichen Liebe weſentlich verbunden und unzertrennlich Eins.

4.

Ueber La Martine's religiöſe Gedichte. 1820.

Mehr als durch alle politiſchen Abgränzungen und Gegenſätze, werden die Nationen von einander getrennt und ſich gegenſeitig entfremdet durch eine große und weſentliche Verſchiedenheit in der Richtung ihrer Geiſtescultur. Es giebt aber ein anderes, höheres Princip, welches die Nationen, die ſo lange feindlich oder fremd, eine jede ſchroff für ſich beſtanden, einander wieder näher führt, und ſie durch ein Geiſtesband innerlich vereinigt; und ſo wie es zuerſt die Religion geweſen, welche aus den Völkern des neuern Europa eine Familie gebildet hat, ſo nähern wir uns auch, nachdem jenes alte Familienband ſchon großentheils erloſchen war, jetzt vielleicht der Zeit, wo das Chriſtenthum mit neuer Macht in den bedrängten Herzen erſtehend, zuſammenführen und wieder Eins machen wird, was bisher durch eine weite Kluft geſchieden war. Die Gewalt des lebendigen Worts dringt durch die materiellen Schranken, und ſelbſt die Scheidewand der Sprache verſchwindet, ſobald der Geiſt Eins geworden iſt, und die Seele von dem gleichen Gefühl durchdrungen.

Der neue Dichter, welcher in Frankreich aufgeſtanden, und der ſo ganz eigentlich aus der Religion hervor gegangen iſt, La Martine, und ſeine dichteriſchen Meditationen, ſind ein auffallendes Beyſpiel für dieſe Behauptung.

Es giebt wohl nicht leicht einen ſchneidendern Gegenſatz in dem ganzen Gebiete der Geiſtescultur, als den zwiſchen der Poeſie und dem dichteriſchen Gefühl der deutſchen Nation, und jener angenommenen Darſtellungsform, welche bey den Franzoſen dieſe Stelle einnimmt. Dort iſt es ein tiefes Ahnden der Fantaſie, was den Grundton des Lebens bildet, und die eigenthümliche Weltanſicht beſtimmt; ein Gefühl und ein Streben, was im Unendlichen verſchwebt, oder mehrentheils nur in Fragmenten und halbvollendeten Gebilden ſich räthſelhaft kund giebt. Bey den Franzoſen iſt es ein nach allen Rückſichten der geſellſchaftlichen Convenienz abgemeſſner Ausdruck in der Darſtellung der Leidenſchaft, was als die vollkommenſte Poeſie bewundert wird, während es uns meiſtens nur den Eindruck von guter Proſa macht. Die deutſche Poeſie ſenkt ſich mehr und mehr in die Vergangenheit zurück und wurzelt in der Sage, wo die Wellen der Fantaſie noch friſch aus der Quelle ſtrömen; die Gegenwart der wirklichen Welt kann ſie höchſtens nur im humoriſtiſchen Witz ergreifen, und dadurch in das Gebiet der Fantaſie erheben. Die dichteriſche Darſtellung der Franzoſen iſt in der Gegenwart daheim, und ſelbſt die Vergangenheit ſtellt ſie gern ohne ſehr eigenthümliche Lokalfarben, in idealiſcher Allgemeinheit hin, mit täuſchender Lebendigkeit, durch hinreißenden Effekt der Leidenſchaft und des theatraliſchen Eindrucks. Es giebt aber etwas mittleres und tieferes, als das bloß leidenſchaftliche Gefühl, welches der proſaiſchen Wirklichkeit immer noch ſehr nahe ſteht, ja auch als der Zauberſchein der Fantaſie in ihrem räthſelvollen Sagenſpiel, das freylich den Hauptſtoff und den eigentlich geiſtigen Körper der Poeſie bildet. Dieſes mittlere, tiefere Element nun, worin jene andern beyden als in ihrem gemeinſamen Urquell zuſammenkommen, iſt das höhere Gefühl, was mehr iſt als Leidenſchaft, und was wir Begeiſterung nennen, und vielleicht richtiger Beſeelung nennen ſollten. Denn eben dieſe tiefe, innige Beſeelung iſt es, aus der alles Leben, und auch das der Fantaſie hervorgeht, ſo wie jeder Geiſtesflug in die Höhe ſeinen Aufſchwung nimmt. Denn die wahre Begeiſterung iſt allein diejenige, welche aus dem tiefen Grunde jener alldurchdringenden Beſeelung der innerlichen Liebe hervorgeht, und wo dieſer Grund fehlt, iſt die Begeiſterung hohl, nicht ächt, und nur leidenſchaftlich; obwohl auch dieſe Beſeelung hinwieder einen Strahl von oben, und den Anhauch eines höheren Geiſtes bedarf, um ſich aufwärts zur lichten Klarheit zu erheben.

Dieſe hohe Begeiſterung und Tiefe des Gefühls, oder innige Beſeelung iſt nun die Region, in welcher wir mit dieſem neuen Dichter zuſammentreffen, ſo daß die große Scheidewand ſeiner und unſerer Sprache verſchwindet. Man hört verwandte Töne im Wiederklang der innerſten Seelengefühle, und glaubt die eigne Sprache zu vernehmen, weil es die Eine, Ewige iſt, die allen zerſplitterten Nationalſprachen zum Grunde liegt, und das innere Leben giebt.

Wir wollen nun die Anfangspunkte näher und im Einzelnen bezeichnen, von denen das poetiſche Gefühl unſers Dichters ausgeht, ſo wie es ſich in dieſen rhapſodiſchen Ergießungen kund giebt. Der erſte Punkt und Grundton, mit welchem der Dichter ſich zunächſt ganz an das Zeitalter anſchließt, iſt jenes Gefühl, von welchem edle Gemüther und ſtarke Seelen aus begreiflichen Gründen gerade in unſerm Zeitalter ſo mächtig ergriffen werden; jene erhabne Troſtloſigkeit, aus welcher die unbezwingliche Sehnſucht, durch den herrſchenden Unglauben, alle Banden des Wahns zerſprengend, zur Wahrheit und Liebe endlich hindurchdringt; oder auch, wo ſie dieſen Durchgang nicht findet, an dem poetiſchen Gemählde des Abgrundes ſelbſt ein dunkles Vergnügen findet. Dieſes iſt das magiſch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der eben darum der Lieblingsdichter ſo vieler ähnlichgeſtimmter Gemüther in den höhern europäiſchen Kreiſen geworden iſt. Wie ſehr er auch auf unſern Dichter früher eingewirkt hat, ehe er den Ausgang aus dieſem dunkeln Labyrinth troſtloſer Gemählde einer atheiſtiſch düſtern Begeiſterung gefunden hatte, das zeigt ſich noch deutlich in ſeinen vielfältigen Anreden an ihn.

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal genie;
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!

Er ſoll nur einmahl „aufſchreyen zum Himmel," dieſer Dichter der Hölle, ſo ruft er ihn an, und es wird ein Strahl von dem Feuer des Lebens herabfahren in die Nacht ſeiner Seele, und ſein Herz wird durch die Gewalt ſeiner eignen Accorde ſich ſelber beſänftigen; denn nur für die Wahrheit habe Gott das Genie erſchaffen.

Fais silence, o ma lyre! Et toi qui dans tes mains,
Tiens le coeur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie;
C'est pour la verité que Dieu fit le genie.
Jette un cri vers le Ciel, o chantre des Enfers!
Le Ciel même aux damnés enviera tes concerts!
Peut-être qu'a ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton ame;
Peut-être que ton coeur, emu des saints transports
S'appaisera soi-même a tes propres accords,
Et qu'un eclair d'en haut perçant ta nuit profonde
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde.

Hinreißendere und gefühlvollere Verſe, und auch im Ausdruck ſo vollkommne, ſind wohl ſeit lange nicht in franzöſiſcher Sprache gedichtet worden, ſo wie ſie in jeder Sprache höchſt ſelten an's Licht kommen.

Zum Schluß faßt er den Hauptgedanken noch kurz und kraftvoll zuſammen:

Roi des Chants immortels, reconnois-toi toi-même!
Laisse aux fils de la nuit, le doute et le blasphême.

Ueber die vielleicht zu weit getriebene Bewunderung von Lord Byrons Poeſie, können wir mit unſerm Dichter unmöglich kritiſch rechten, nachdem er eine ſolche Anwendung davon macht.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung, beſonders unter den längern didaktiſchen, bezeichnen und ſchildern den Kampf des Uebergangs von dem troſtloſen Byronſchen Standpunkte und aus den Tiefen des Unglaubens, durch alle Stufen der Sehnſucht, zur neuen liebevollen Hoffnung; und manches darin gehört noch der früheren, düſtern Gefühls Epoche an. Ungleich iſt überhaupt die Poeſie unſers Dichters, und das hängt weſentlich mit ihrem Charakter zuſammen; doch iſt keines auch unter dieſen Gedichten, wo ſeine Muſe erſt noch im Werden iſt, ohne mannichfaltige große und ſchöne Züge. Statt aber jetzt ſchon bey dieſer Unvollkommenheit zu verweilen, auf die wir am Schluß zurückkommen werden, oder dieſen Kampf des Uebergangs aus dem Abgrunde des Zweifels zum liebevollen Glauben und der begeiſterten Hoffnung eines höhern Lebens im Einzelnen zu ſchildern, und Stufe für Stufe zu begleiten, fahren wir fort, die Anfangspunkte zu bezeichnen, von welchen die poetiſche Gefühlsweiſe des Verfaſſers ausgeht.

Der zweyte dieſer Anfangspunkte, oder das weſentliche Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung und Weltanſicht, iſt die Liebe: aber nicht bloß leidenſchaftlich genommen, wie mehrentheils bey den franzöſiſchen Dichtern, ſondern zart und innig tief, bleibend und alldurchdringend, erhöht und verwebt mit der Erinnerung und Sehnſucht des Todes, jenem Gefühl, welches der wahren Liebe am nächſten ſteht und am meiſten verwandt iſt. Die geliebte Elvire, Tochter eines verbannten portugieſiſchen Dichters, war ihm, nach kurzem Glück, früh durch den Tod entriſſen; und war ſie ihm ſchon hier, noch lebend, als eine „Schweſter der Engel" erſchienen, ſo fühlt er ſich auch jetzt nicht von ihr getrennt, und ſieht im Geiſte, während er ſich dem Schmerz über ſeinen Verluſt ganz überläßt, auch ſie, an einem andern Geſtade der höhern Weltregionen, einſam ihre Klagen aushauchen. Und ſo wie die körperliche Hülle dieſer Sinnenwelt ihn nicht von der geliebten Seele trennt, ſo ſinkt auch die Scheidewand zwiſchen einer ſolchen durch Treue geadelten, durch das Unglück geheiligten Liebe, und dem Gefühle der Andacht. Beym einſamen Abendſtern flüchtet ſich ſein Schmerz in eine ländliche Kirche, und ſein liebebeladenes Herz an den heiligen Stufen ausſchüttend, wagt er es auch hier noch, der edlen Abgeſchiedenen mit Nahmen zu gedenken; und in dem Gefühle der Ehrfurcht, womit ihn die Gegenwart Gottes am Altare anfüllt, den Nahmen Elvire aus der tiefſten Seele hervor zu flüſtern. Hinreißend iſt die Erinnerung an die mit der Geliebten genoſſene Fahrt auf dem Meerbuſen von Baja, an jenen paradieſiſchen Geſtaden voll Ruinen, und rührend großer Andenken. Ueberhaupt zeigt ſich ihm die Natur verklärt in dem Wiederſchein ſeiner Liebe, und dieſes tiefe Naturgefühl iſt denn das dritte Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung. Jene bald prachtvoll erhabene, bald zierlich genaue Naturſchilderung, welche in der neuern engliſchen Dichtkunſt einen ſo großen Raum einnimmt, iſt ſchon früher von Andern auch auf den Boden der franzöſiſchen Poeſie verpflanzt, und nur derſelben Regel einer ſorgfältigen Abmeſſung des künſtlichen Ausdrucks unterworfen worden, der dort nun einmahl als allgemeines Geſetz gilt. Bey unſerm Dichter aber iſt es durchaus nicht jene eben erwähnte Manier von kunſtreicher Naturbeſchreibung, was er ſucht und uns aus der Fülle ſeines Herzens giebt, ſondern ein mächtigeres, ganz innerliches, ahndungsvolles, tiefes Naturgefühl. Meiſterhaft weiß er zwar das Herrlichſte der Naturerſcheinungen in der Abendſonne, auf dem wogenden Meere, oder unter dem Nachtgeſtirne in wenigen großen Zügen mahleriſch hinzuwerfen; aber ganz überwiegend dabey und das, worauf es ihm eigentlich ankommt, iſt immer das innere ſüß träumende Seelengefühl. Darum genügt ihm auch das Wenige in der Natur, was ſo oft das Gefühl am tiefſten anregt; der Anblick des geſtirnten Himmels, oder die Quelle im einſamen Thal, wo ſeine Seele beym Rauſchen der Waſſer in gelindem Schlummer dahinſinkt, in dem ſein Ohr nichts mehr hört als den Wellenſchlag des Meeres und nichts ſieht, als den klaren Himmel. Die eigenthümliche Art, wie der Dichter die Natur erblickt, oder wie ſie ſich ihm verklärt darſtellt, hat er ſelbſt in einem Verſe ſehr treffend ausgedrückt. Die Seele, ſo redet er zu dem Schöpfer, ſey ein Strahl des Lichts und der Liebe, und werde verzehrt von dem Verlangen, wieder empor zu ſteigen zu ihrer flammenden Quelle.

Je respire, je sens, je pense, j'aime en toi.
Ce monde, qui te cache, est transparent pour moi.

Das was der Dichter hier in ſo ſchöner Kürze ſagt, iſt eben das Weſentliche. Dem wahren poetiſchen Gefühl wird die Natur durchſichtig, und kann oder darf der Seher auch den Schleyer nicht ganz heben, ſo hemmt ihn doch nicht mehr die dunkle Schranke der ſinnlichen Erſcheinung; mitfühlend ahndet er das innere Leben, was mehr für ihn iſt, als aller Glanz des äußern Eindrucks. Dieſem tiefern Naturgefühle gemäß, ſchließt ſich auch bey unſerm Dichter eine Fülle von geiſtigen Ahndungen an den mahleriſchen Anblick der ſchönen Außenwelt; und eine zauberiſche Weichheit der Empfindung und des Ausdrucks umgiebt die großen Züge der einfachen Darſtellung. Verſunken in den ſtillen Schein des liebevollen Abendſternes, berührt plötzlich ſeine Stirn ein weicher Strahl des Mondes. — „Welche verborgne Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, fragt er, verbirgt wohl der zauberiſche Wiederſchein? Iſt es der erſte Morgenſtrahl des nie erlöſchenden Tages? Oder iſt es die geliebte Seele, ſind es die Schatten der Abgeſchiedenen, die in dieſer nächtlichen Klarheit weben, und uns an das Herz greifen?" Er empfindet ein unverſtandenes Beben und Entzücken, er denkt an ſeine Verſtorbenen und bricht in die Frage aus, ob es vielleicht ihr klagender Geiſt ſey, der ihn in dem ſüßen Licht berühre. Es iſt dieſes nicht eine angenommene Manier flüchtiger Einfälle, wie wohl bey andern Dichtern, ſondern es iſt tiefgefühlte Wahrheit, welche die innerſten Saiten verborgner Ahndungen ſo treffend berührt, wie es wohl nur dem wahren Dichter gegeben iſt, ahndend das zu ergreifen, wohin noch keine Wiſſenſchaft reicht.

In großen, mahleriſchen Zügen ſchildert er oft auch die Abendſonne; aber nicht dieſe Sonne hier kann ſein Herz befriedigen, das einer höhern Ahndung und einer andern Sonne kühn entgegenſtrebt. Was unſre wandelbare Sonne beleuchtet, von dem erſcheint ihm nichts wünſchenswerth; aber jenſeits dieſer Sternenſphäre, dorthin, wo vielleicht die wahre Sonne einen andern Himmel erhellt, ſehnt ſich das trunkne Herz, um dort die Hoffnung und die Liebe wieder zu finden, und alles das, was keinen Nahmen hat hier in dem irdiſchen Gefängniß, und möchte dahin ſchweben auf den Flügeln der Morgenröthe.

Sehen wir nun auf das vierte Element in dem Stufengange des Dichters, und auf den höchſten Punkt, nach welchem auch alle andern Elemente ſeiner poetiſchen Ergreifung hinſtreben; das Gefühl der Andacht nähmlich, wie er es ausdrückt, und die dieſem eigne religiöſe Begeiſterung; ſo wird es auch hier am beſten ſeyn, ſtatt aller andern Einzelnheiten und Stufen des Uebergangs, gleich das Höchſte anzuführen und vor Augen zu ſtellen, was er in voller Klarheit ergriffen hat. Es liegt in folgender Stelle von den zwey Sprachen, der gemeinen zum äußern Gebrauch, und der innern Sprache des Herzens und des wahren Lebens. Die eine iſt nur ein leicht bewegliches Menſchenwerk für die Bedürfniße des Lebens hier in der irdiſchen Verbannung. Die andre iſt ewig, und die allen angebohrne Geiſterſprache.

Ce n'est point un son mort dans les airs repandu,
C'est un verbe vivant dans le coeur entendu;
C'est la langue du ciel, que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

In dieſen Worten liegt eigentlich der vollſtändige Aufſchluß über das ganze eigenthümliche Weſen ſeiner Poeſie. Das iſt es, was ihm geſchehen iſt: im Gefühl der Sehnſucht, der wahren Liebe und der verklärten Natur hat er mit dem Glauben und der Hoffnung zugleich das innere, ewige Wort des Lebens von neuem gefunden und wieder entdeckt, wie jedem gebornen Dichter und wahren Seher das gleiche begegnet, da die Poeſie ſelbſt nichts andres iſt, als der reine Ausdruck dieſes innern ewigen Wortes, ſo wie es dem eigenthümlichen Gefühl angemeſſen iſt, im Bilde, Spiel und Liede; wo es denn im Herzen des Volkes Wurzel faßt, und Jahrhunderte hindurch als lebendiger Baum, zur reichen Sage erwächſt. Dieſe Stel ſe von dem „lebendigen Worte, das innen im Herzen verſtanden wird", führt uns wieder zurück auf die gleich Anfangs gemachte Bemerkung, wie unſer Dichter die Schranken der franzöſiſchen Sprache und Gefühlsweiſe durch die Gewalt ſeiner Poeſie völlig durchbrochen hat, und weit über ſie hinausgeſchritten iſt.

Rhapſodiſch und ungleich ſind dieſe dichteriſchen Ergießungen religiöſer Begeiſterung; und wo er in dem längeren Schlußgedichte ſeine Poeſie an die Hauptmomente der heiligen Schrift anſchließt, ſind es mehr nur eine Reihe von einzeln abgeriſſenen ſchönen Anklängen. Ob der Verfaſſer in der Folge auch das Talent einer Compoſition im Großen, was ihm bis jetzt fehlt, und einer weitern künſtleriſchen Anordnung und Umfaſſung erreichen mag, das wird ſich zeigen, wenn er fernerhin auf dieſer neuen Bahn der heiligen Dichtkunſt, nicht bloß aus dem eignen innern Gefühl, ſondern nach den gegebenen Vorbildern und Quellen der Schrift und der chriſtlichen Ueberlieferung fortſchreiten, und noch andere als rhapſodiſche Werke unternehmen wird.

Möge ſeine Muſe wenigſtens immer die gleiche Kraft bewahren. Denn wie ſeine Liebe, ſo iſt auch ſeine Muſe nicht ein vorübergehendes Feuer oberflächlicher Begeiſterung, ſondern eine verzehrende Flamme, die das Mark durchdringt, wie die Gewalt jenes Wortes, „welches Geiſt und Seele ſcheidet," und vor der ſeine Sinne wie ein ergriffenes Opfer erbeben. Wie in der heidniſchen Fabel der Adler des Gottes den Ganymedes noch zitternd zu den Füßen der Unſterblichen niederwirft; ſo wird er von einem heiligen Schauder ergriffen, wenn die Begeiſterung mit flammendem Fittich ſeine Seele ergreift. Eben ſo feurig empfindet er auch da, wo ſein Herz noch ganz der jugendlichen Erinnerung der irdiſchen Geliebten hingegeben iſt. Viel erhabener noch iſt der Aufſchwung dieſer hohen Flamme in den höheren Regionen der religiöſen Begeiſterung. Hingeriſſen von der Betrachtung über den Verfall der Welt, und über den allgemeinen Unglauben, den nicht die wundervolle Herrlichkeit der Natur, noch auch die erhabenen Kataſtrophen der Menſchengeſchichte, aus ſeinem Schlummer und Stumpfſinn zu wecken vermögen, bricht ſeine Sehnſucht in die Worte aus:

Réveille nous grand Dieu! parle et change le monde;
Fais entendre au néant ta parole féconde.
Il est temps! leve-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus!
Lance un nouveau soleil a nos yeux eperdus!
Detruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et force nous de croire!

Erhabene Höhe der Poeſie, wo ſie mit der heiligen Wahrheit Eins wird! Alſo ſpricht ſich auch wohl in den heiligen Geſängen und in den großen Propheten des alten Bundes die heiße Sehnſucht nach der verherrlichenden Ankunft des Weltgerichtes aus, den heilgebährenden Schreckniſſen der göttlichen Zerſtörung in heiliger Ungeduld entgegenſeufzend. Eine ſolche Poeſie, von der hier die erſten Töne anklingen, iſt nun nicht mehr, wie die alte Poeſie, der ſchönen Erinnerung und Vergangenheit, ſondern ganz und gar der ahndungsvollen Zukunft in der Fülle der höchſten Begeiſterung zugewandt. Aber freylich würde auch die prophetiſche Bruſt und Stimme dazu gehören, um dieſen erſten Aufſchwung der Begeiſterung in vollſtändiger Kraft und Klarheit durchzuführen, damit es nicht bloß bey unvollendeten Anklängen und Anfängen davon bliebe. Doch nicht immer auf dieſer furchtbaren Höhe verweilend, weiß der Dichter, auch zu milderm Tone ſich niederſenkend, in dem gleichen Gefühle und über den gleichen Gegenſtand, an die Saiten der menſchlichen Seele zu rühren; wie in jener Strophe, welche die ganze Rhapſodie ſo ſchön und ſanft beſchließt, und mit der auch wir dieſe Anzeige beſchließen wollen:

Silence, ô lyre! et vous silence,
Prophètes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, lèvres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour où sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix à la terre, gloire aux cieux!

Solche Accorde der mildeſten Liebe ſind es, welche der Ankunft und Wiedergeburt des innern, ewigen Wortes auch in der Poeſie vorangehen müſſen.

⁂

Anmerkung. 1824. La Martine iſt ſich nicht gleich geblieben und in der zweyten Lieferung ſeiner dichteriſchen Meditationen, ſo wie auch in dem Gedichte über den Tod des Sokrates ſehr von der Höhe ſeiner erſten Begeiſterung herabgeſunken. Nur wenige einzelne Stellen in dieſem letzteren Werke und unter den lyriſchen Stücken etwa das Crucifix, als ein tief empfundner ſchmerzlicher Nachklang der früheren Gefühle, können uns noch den gleichen tiefen und ſchönen Eindruck gewähren. Die Beruhigung eines neuen Glücks kann im wirklichen Leben ein tröſtender Erſatz ſeyn für den Verluſt des früheren; aber es iſt hier mehr eine moraliſche Beſchwichtigung darin wahrzunehmen, als daß eine volle und auch dichteriſche Befriedigung daraus hervorleuchtete, und uns erfreuend oder doch erhebend anſpräche. In der Poeſie wird der hohe Aufſchwung und tiefe Schmerz der erſten Liebe immer die Palme davon tragen, und bey weitem den Vorzug behaupten vor dem Troſt einer zweyten Neigung. Das Gemüth des Dichters ſelbſt ſcheint auch dabey keine volle Beruhigung gefunden zu haben, die er, wie auch ſein äußres Leben ſich möchte geſtaltet haben, worin ihm niemand wird eingreifen wollen, für das Innere einer ſo begonnenen Poeſie nur auf jener geiſtigen Höhe hätte finden können, zu der eben ſie ihn zuerſt geführt hatte. Mit der Begeiſterung der Liebe, welche den Dichter in ſeinen früheren Ergießungen in die lichten Regionen der Andacht emporgehoben, und mit den ſchönſten Ahndungen frommer Gefühle ſo ganz angefüllt hatte, iſt jetzt ſelbſt der Glaube geſchwunden, hat wenigſtens an Kraft und Schwung ſehr nachgelaſſen, iſt hier und da faſt ſchwankend geworden, und iſt ihm jetzt durchgehend ein trüber Faden von unruhigem Zweifel, oder auch von melancholiſchem Gleichmuth in der Ungewißheit beygemiſcht worden. Selbſt der Zuſammenhang der Gedanken erſcheint an vielen Stellen ganz zerriſſen;

wie natürlich, nachdem die alles beſeelenden Grundgefühle in ihrer innerſten Tiefe geſtört und ihnen ihr eigentlicher Mittelpunkt entzogen worden. Aber eben dieſer ſchmerzlich fühlbare Unzuſammenhang in den Gedanken, die vorherrſchende trübe Stimmung in der Seele des Dichters iſt, glaube ich, ein Grund, daß wir noch die Hoffnung feſthalten dürfen, er werde ſich von neuem auf den Flügeln einer höhern Liebe in die reinen Regionen chriſtlicher Schönheit und Begeiſterung erheben. Es würde wenigſtens gewiß voreilig ſeyn, wegen dieſer vielleicht nur vorübergehenden Abſpannung, der Beſorgniß Raum zu geben, als ſollte ein ſo großes Talent für die höhere Poeſie ſo früh ſchon verloren ſeyn, nachdem ſein erſtes Auftreten wohl die Erwartung erregt hatte, er werde ſich nach dieſem ſchönen Anfang, durch die Weihe, welche eine hohe und im Schmerz ganz gereinigte Liebe dem Gefühle giebt, vielmehr immer reiner und umfaſſender als ein wahrhaft religiöſer und frommbegeiſterter Seelendichter in der geiſtigen Region dieſer neuen Poeſie entfalten und in bleibendem Glanze bewähren.

Dieſes wirkliche Herannahen einer neuen Poeſie aber, dürfen wir hier im Allgemeinen um ſo mehr vorausſetzen, wo eben von Erſcheinungen die Rede iſt, welche als die Vorboten, und erſten noch in Kampf und Zwieſpalt befangenen Verſuche derſelben zu betrachten ſind. Die alte Poeſie iſt nun einmahl vorüber; ich meyne darunter jenen ſtillen Zauber der Fantaſie, aus der Vergangenheit und der Erinnerung, der uns und jeden, den er berührt, ſo unwiderſtehlich anzieht, und mit friedlich liebevollem Gefühl in die ſchönen Tage der Vorzeit verſenkt, und ihren ritterlichen Edelmuth, ihre fromme Unſchuld, ſo wie die kindlichen Gefühle und lieblichen Spiele, in dem magiſchen Spiegel wehmüthiger Jugenderinnerung von neuem zurückruft. Dieſe kindlichen Spiele der Fantaſie, und die romantiſche Kunſt, welche darauf gerichtet iſt, mögen wohl auch ferner ihren Gang ungehindert, in dieſer ihnen beſtimmten Sphäre, für ſich fortgehen, wo wir ſie gern walten laſſen, um den Teppich des ſonſt ſo einförmigen und trüben Lebens, hier und da wenigſtens mit einigen Blumen, aus dem Frühling von ehemahls zu ſchmücken und zu durchwirken. Der herrſchende Ton der Zeit iſt aber eigentlich nicht mehr dieſer des romantiſchen Gefühls für die ſchöne Vergangenheit; der Geiſt iſt auf etwas andres gerichtet, wie man es leicht an dem vor allen andern bewunderten Dichtergenie der Zeit ſehen mag, welcher jetzt faſt bey allen Nationen dem Scepter der Dichtkunſt, wie es noch ſelten in der Art geſchehen iſt, an ſich geriſſen hat. Die neue Zeit bedarf natürlich auch einer neuen Poeſie; und ſie wird dieſelbe auch finden und erreichen, entweder auf dem guten und göttlichen Wege, oder auf einem verderblichen und ganz verwerflichen, böſen Abwege; in reiner chriſtlicher Schönheit der Gefühle und wahrhaft frommer Dichter- und Sehergabe, oder durch den falſchen Zauber einer dämoniſchen Begeiſterung, wie Lord Byrons Muſe ſich ſtets mehr zu ſolchem Abgrunde hinneigt.

Und hier iſt nun um ſo mehr zu bedauern, daß La Martine von ſeinem erſten Aufſchwunge ſo ſehr nachgelaſſen hat, daß er nun wohl nichts mehr mit zureichender Kraft ausgerüſtet ſeyn möchte, um als Gegner oder eigentlicher zu reden, als Gegendichter von Lord Byron, in der Poeſie ſelbſt nähmlich und ganz mit den gleichen Waffen aufzutreten; wozu er früherhin nach ſeinem eigenen Gefühl und ſo mancher herrlichen Anrufung und begeiſterten Herausforderung deſſelben ausdrücklich berufen ſchien; während Lord Byron ſelbſt, auf ſeinem Wege immer kühner, und des Sieges gewiß und ſicher in ſeiner herrſchenden Kraft einherſchreitet. Oftmahls zeigt ſich dieſe Erſcheinung in dem Kampf zwiſchen der guten Sache und dem böſen Princip, daß die Beſtrebungen zum Guten, ſelbſt im wirklichen Leben und in den hiſtoriſchen Geburtswehen der kämpfenden Zeit, wie im Gebiethe des höhern Schönen, nur wie unvollkommne Verſuche von noch ſchwankender Art und unzureichender Kraft hervortreten, oder doch ein Gepräge von Schwäche an ſich tragen, während den in einem böſen Geiſte gebildeten Werken und Hervorbringungen die ganze Fülle des Genies und der Vorzug vollendeter Kunſt beywohnt und mitgegeben ſcheint. Man darf ſich dieſe oft wiederkehrende Bemerkung weder abſichtlich wegläugnen wollen, noch ſich dadurch niederſchlagen laſſen; da das ſtörende Faktum wohl in einer tiefern Betrachtung ſeine volle Auflöſung findet. Nicht das leichte Gelingen des erſten Angriffs gebührt, nach höherer Fügung, der guten Sache, vielmehr wird dieſes faſt überall und immer dem Feinde anheimgegeben; wohl aber wird dem beharrlich Guten de letzte und mithin entſcheidende Sieg nach ſchwerem Kamp endlich zu Theil. So iſt es mehrentheils und im Allgemeinen, wobey jedoch im Einzelnen manche Verſchiedenheiten und Abſtufungen Statt finden. In den ander

Künſten ſteht, ſo ſichtbar auch hier derſelbe Gegenſatz hervortritt, das Uebergewicht dennoch nicht auf derſelben Seite oder in demſelben Verhältniß. Das neu erwachte Streben nach der chriſtlichen Schönheit hat in der bildenden Kunſt ſchon einen feſten Boden zum ſichern Fortſchritt gewonnen; die glücklichſten Talente ſtehen auf dieſer Seite, auf der andern aber zeigt ſich keine entſchiedne Kraft im Schlechten, und es ſteht nichts entgegen, als eine gewiſſe vornehme Fantasmagorie, deren Monotonie und innere Leere nur zu bald wahrgenommen wird, wo dann der falſche Reiz einer bloß äußerlichen Magie, welche die Seele unberührt läßt, auch gleich verſchwindet. Etwas mehreres ſcheint auch in der neueſten Muſik des Zeitgeiſtes auf dem Wege jener falſchen und bloß ſinnlichen Magie, jetzt nicht gefunden oder erreicht und geſucht zu werden. Ganz anders aber iſt es in der Poeſie; denn wer möchte wohl dem Lord Byron das höchſte Dichtertalent und den nicht zu beneidenden Ruhm des größten unter allen antichriſtlichen Dichtern abſprechen? — Hier ſteht nun wirklich eine poſitive Kraft des Böſen, ein dämoniſch begeiſterter Dichter und in ſeiner finſtern Tiefe hoch aufragender und königlicher Kunſtgeiſt, dem guten, aber in La Martine z. B. noch ſehr unvollkommnen Streben einer fromm gefühlten und chriſtlich ſchönen Dichtkunſt in herrſchender Gewalt entgegen. Auch unſern deutſchen Fauſt hat dieſer brittiſche Kain der Poeſie weit überflügelt; eben ſo hoch als Byrons Lucifer, den er uns als König des Abgrundes in ſeiner ganzen dunkeln Herrlichkeit und mit allem Zauber einer falſchen geiſtigen Größe ſo bewunderungswürdig darſtellt, über den falſchen Univerſitätsfreund

und deutſchen Studentenverführer, Mephiſtopheles, in Goethes Dichtung hervorragt. Indeſſen gilt dieß eben nur von dieſer Sphäre dämoniſcher Darſtellung und der falſchen Magie jener finſtern Große; da eben dieſe dunkle Sphäre, wie ich gleich hier bemerken und ausdrücklich vorbehalten muß, nicht die unſerm deutſchen Dichter eigenthümliche iſt, obgleich er ſie ſchon früher wohl berührt und im Kampfe der Jugend ſich auch hier einen Durchgang zu bahnen verſucht hatte, bis dann auch er in ſeiner letzten Dichter-Epoche durch den überwiegenden Hang der Zeit mehr und mehr in das dämoniſche Gebiet hinübergezogen wurde. In dieſem aber bewegt ſich Lord Byron freyer und größer, weil er da als Dichter einheimiſch iſt, und in ſichrer Kraft auf dem eignen Gebieth und Boden ſteht; wenn wir anders bey dieſem Urtheil den Kain, als die höchſte ſolcher dichteriſchen Produktionen und den darin in dichteriſcher Herrlichkeit, als königlich herrſchenden Geiſt in den Regionen der Nacht, ſo wie noch nie vorher, aufgeſtellten Lucifer zum Grunde legen. Was dabey noch beſonders Erſtaunen und Verwunderung erregen muß, und dem böſen Princip in Byrons Kunſt eigentlich den rechten Stempel und die Krone der Vollendung aufſetzt, iſt, daß er, ungeachtet die ganze Dichtung nur auf die Verherrlichung des Lucifers angelegt und abgeſehen iſt, doch auch den frommen Charakter des Abels ſo ſchön zu ſchildern gewußt, ſo wie Kains Liebe zur Ada, und die unbefangne Seele dieſer ſelbſt, ihre Scheu vor dem Lucifer und ihr Entſetzen vor dem erſten Eintritt des Todes in dieſe Welt der Trauer und der Verirrung.

So iſt nun die jetzt herrſchende Tendenz in der neuſten Poeſie, wie zum Theil ſelbſt in der Kunſtkritik der gleiche Gegenſatz ſichtbar wird: entweder in antichriſtlicher Weiſe zu einem magiſch geöffnetem Abgrunde ſich hinneigend, wie in Lord Byron; oder nach dem höchſten Göttlichen ſtrebend, wie in La Martine's früheren und beſſeren Gedichten. Nachdem aber der menſchliche Geiſt ſich ſelten in immer gleicher Höhe auf dem Gipfel der äußerſten Spannung, im Guten oder im Böſen, erhalten kann, ſo darf es uns auch nicht befremden, wenn der brittiſche Dichter neben ſeinem Kain auch wieder mittelmäßige Leidenſchaftstragödien von der gewöhnlichen Art hervorgiebt, oder wenn ſich in La Martine neben den klarſten Worten ganz lichter Begeiſterung auch wieder ſehr ſchwache Verſe, Stellen und Wendungen finden. Ein vollendetes Gelingen, auch in der Form der Darſtellung, oder auch nur ein ganz durchgebildetes Gleichmaß im Ausdruck, ein wahrer Styl der Kunſt iſt auf dieſem neuen Wege der Poeſie noch nicht ſichtbar, und es iſt das wohl auch gleich im erſten Anfange eigentlich nicht zu erwarten.

Man darf es aber übrigens nicht bloß für eine willkührliche Wahl der Dichter halten, wenn ſie von allen Seiten zu den religiöſen Gegenſtänden und Gefühlen zurückgekehrt ſind; ſondern es iſt offenbar eine höhere Nothwendigkeit, welche darin waltet, und es ſo fügt und leitet; ſo wie ſich ja auch auf anderm Gebieth derſelbe Gegenſatz und Kampf zwiſchen der Klarheit und Reinheit der chriſtlichen Geſinnungen, Grundſätze und Gefühle, und einer feindlich entgegenwirkenden, antichriſtlichen Begeiſterung und Denkart immer entſchiedner und offenbarer kund giebt. In der Philoſophie, wie im Leben ſelbſt, iſt dieſer Gegenſatz ſchon lange ausgeſprochen und anerkannt; wie ſollte er alſo nicht auch in der Kunſt und Poeſie hervortreten und ſichtbar werden, nachdem dieſe nicht länger mehr als ein müßiges Spiel der leeren Zeit dienen können, ſondern es einmahl erkannt iſt, daß grade die innerſte Geſinnung des Lebens, und die geheimſten Tiefen der Denkart und Erkenntniß, ſo wie alle Gipfel der höchſten wahren oder falſchen Weltanſicht, in der Poeſie jeder Geiſtesepoche niedergelegt ſind? Es iſt alſo dieſes an ſich, für einen Fortſchritt, wo nicht in der Kunſt, ſo doch in der Zeit zu halten, wenn wir jetzt auch in der Poeſie zu dem Punkte gelangt ſind, wo es bey der bisherigen gutmuthigen Unentſchiedenheit nicht ferner bleiben kann, wo es vielmehr zu einer durchgreifenden Kriſis kommen, und eine große Scheidung zwiſchen der guten und aller böſen Poeſie vor ſich gehen muß.

III.

Alte Weltgeſchichte.

Recenſion

der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und letzte Revolution der Erde. Breslau 1819.

Zu jeder Zeit und unter allen Völkern und Ständen iſt der Anfang der Geſchichte und des Menſchen vor den meiſten andern ein Gegenſtand der lebhafteſten Wißbegier von jeher geweſen, ſo wie er es auch noch iſt. Die Wiſſenſchaft des Alterthums, welche auf die Befriedigung dieſer ſo natürlichen und unvertilgbaren Wißbegier zum Theil und wenigſtens in ihrem letzten Ziele mit gerichtet iſt, nimmt in unſerer gegenwärtigen deutſchen Literatur eine ſehr wichtige Stelle ein, und wird von den verſchiedenſten Seiten her rege befördert und fruchtbar bearbeitet. Während an indiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen Urkunden und Denkmalen uns immer neue Schätze und Quellen eröffnet oder wichtige Erklärungen derſelben gegeben werden; während ſelbſt das Griechiſche und dieſem zunächſt verwandte Alterthum durch den tief forſchenden Creuzer aus dem beſchränkten Geſichtskreiſe der gewöhnlichen Philologie herausgehoben, und bis zu den Quellen aller heidniſchen Theologie zurückgeführt wird; führt uns eine wahrhaft Erde und Menſchen umfaſſende Geographie in Ritters geiſtvoller Behandlungsweiſe, es führen uns andere erdnaturhiſtoriſche und geognoſtiſche Entdeckungen, oder eine neue Zuſammenſtellung und Benutzung des ſchon früher Bekannten auf den Punkt hin, wo die Geſchichte allerdings eine Wiſſenſchaft werden kann, die nicht mehr bloß eine Mitte, ſondern auch Anfang und Ende hätte; wenn anders Wiſſenſchaft genannt werden darf, was eigentlich nur das gemeinſame Gedächtniß der geſammten Menſchheit iſt, ſobald alles Unächte ausgeſchieden worden, und die klare Deutung hinzukommt zu der Erinnerung der Vorzeit und eignen Entwickelung vom Anfange her. Von allen Seiten ſtrömt uns dieſer Reichthum neuer Quellen und neuer Ideen herbey, zum richtigeren und vollſtändigen Verſtändniß des Alterthums, ſo daß es nur noch an einem ſichern — Schlüſſel zu fehlen ſcheint, um alle dieſe Reichthümer zu nutzen, und das Räthſel der Vergangenheit in der ganzen Fülle ſeiner mannigfaltigen Geſtaltungen mit Sicherheit deuten zu können. Wo ſchon ſo manche Züge und einzelne Worte des Ganzen, wenn man es ſo nennen darf, plötzlich licht werden, ſich wie von ſelbſt enträthſeln und auch neben ſich manches, was bisher dunkel war, erhellen; da darf man wohl hoffen, daß alles klar und verſtändlich werden könnte, ſobald nur erſt ein ordnendes Licht vom Mittelpunkte aufgeht. „Auf „der Stufe, welche jetzt unſre Kenntniß des geſammten „Alterthums erreicht hat," ſagt auch unſer Verfaſſer in der Vorrede (S. 2) „ſieht jeder Forſcher ſich nach einem „feſten Standpunkte um, von wo aus er das unüberſehbare Feld ſeiner Forſchung ſchauen, und die ihm ſichtbar werdenden Gegenſtände nach Zweck und Regel ordnen kann." — Und ganz einverſtanden bin ich mit ihm, wenn er hinzuſetzt: „Nach meiner Anſicht kann und darf „jener Standpunkt nur auf einer hiſtoriſchen Grundlage „ruhen, welche vor allen Dingen, wenn es irgend möglich, feſtgeſtellt werden muß."

Auf zweyfache Weiſe reiht ſich der Verfaſſer nun jenen um die höhere Alterthumskunde verdienten Schriftſtellern an; indem er eines Theils uns über die letzte Erdrevolution und große Waſſerflut, von welcher auch nach des Verfaſſers Meinung zwar nicht der erſte, aber doch der uns zunächſt gelegne und bekannte (zweyte) Anfang der Menſchengeſchichte ausgeht, eine äußerſt bemerkenswerthe, ſehr einfache und doch ſo vieles erklärende Hypotheſe aus der Erdkunde darbietet; andererſeits aber in dem Zendaveſta die deutlichſten Spuren einer ſehr merkwürdigen Uebereinſtimmung mit dieſer ſeiner Hypotheſe nachweiſt, und überhaupt in der Lehre des Zoroaſter und den heiligen Ueberlieferungen und Schriften der alten Parſis die reichhaltigſte und ächteſte Quelle der alten Geſchichte und Religion oder Offenbarungslehre gefunden zu haben überzeugt iſt.

Was die Behandlungsweiſe des Verfaſſers betrifft, ſo kann ich dieſelbe kaum genug rühmen. Klar und lichtvoll, wie die Sprechart, iſt durchaus auch der Gedankengang, einfach und grade auf das Weſentliche gerichtet. Dreiſt und entſchieden in der Annahme einer großen Thatſache oder neuen Vorausſetzung, ſobald er ſich einmahl dazu berechtigt und ſie hinreichend begründet glaubt, verliert er ſich doch auf keine Weiſe in eine zu ſyſtematiſche, grübleriſch genaue, oder dichteriſch verwegne Ausbildung aller Einzelnheiten. Wo es auf die Löſung einer ſehr verwickelten, einzelnen mythologiſchen Frage ankömmt, da ſind ihm wohl manche der obgenannten antiquariſchen Forſcher an kritiſchem Scharfſinn und Gelehrſamkeit überlegen. Sein wahrhaft hiſtoriſcher Sinn bewährt ſich eben darin, daß er in dem Ganze ſeiner Unterſuchung manches Unweſentliche, Einzelne liegen läßt, vieles für die fernere und nähere Beſtimmung offen und frey erhält, und nur auf die Hauptſache gerichtet, die großen, hiſtoriſchen Hauptfacta der Urgeſchichte, und die einfachen, aber folgenreichen Reſultate feſtzuſtellen bemüht iſt, welche ſich aus jenen ergeben.

Ganz einverſtanden bin ich mit dem Verfaſſer auch über den Grundſatz in der Methode ſeiner Forſchung, daß ich es mit ihm für ſehr möglich halte, das Geſchichtliche aus dem Sagenhaften der alten Ueberlieferungen auszuſcheiden, und aus dem umhüllenden Gewebe der Mythologie die weſentlichſten Facta der allgemeinen Urhiſtorie hervorzuziehen; ſobald nur einmal Licht in dieſes Chaos gebracht, d. h. der feſte Anfangs- oder Mittelpunkt ſolcher Unterſuchung und des Anfanges der Menſchengeſchichte ſelbſt gefunden iſt.

Was ich aber, dieſen Grundſatz einmal angenommen, weniger zugeben oder erklären kann, iſt, warum der Verfaſſer in ſeinem erſten Reſultate (S. 6) ſagt: „Daß die Geſchichte der Menſchen mit der letzten großen „Erdrevolution beginnt.“ Denn wenn ihnen, wie er hinzufügt, gleichwohl die Erinnerung einer früheren Zeit blieb, ſo iſt dadurch ein Element in den Satz aufgenommen, wodurch er ſich ſelbſt wieder aufhebt. Warum ſollte alſo, wenn die Erinnerung der früheren Epoche blieb, und wie es nicht anders denkbar iſt, in heiliger Ueberlieferung, in geſchichtlicher oder dichteriſcher Sage aufbewahrt ward, ſich nicht auch aus dieſer Ueberlieferung und Sage von der antediluvianiſchen Zeit, das Geſchichtliche eben ſo gut ausſondern laſſen, als der Verfaſſer es mit der ſpätern, ſeit der letzten Erdrevolution verſucht? Die Ueberlieferungen von der erſten Zeit nach dieſer Revolution ſind im Einzelnen auch dunkel, verworren und trübe genug. Wie natürlich, ehe ſich die brauſenden Elemente des geretteten Menſchenſtammes und der neu entſtandenen Völker wieder geſetzt und erſt geordnet haben konnten. Es wäre nicht undenkbar, daß die Sage von der Urzeit, im Verhältniß zu jenem erſten Zeitraume nach der Revolution im erſten Entſtehen der getrennten Völker, ſogar reiner und geſchichtlich klarer erhalten worden wäre; und wenn der Verfaſſer im Zendaveſta die näheren Umſtände und Urſachen der letzten großen Fluth mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit (nach ſeiner allerdings ſehr wahrſcheinlichen Hypotheſe davon) angegeben findet; ſo könnten ja vielleicht andre, alte Ueberlieferungen, die indiſchen z. B., gerade von der antediluvianiſchen Zeit ſehr merkwürdige Ruinen und Reſte, Spuren oder Andeutungen darbieten. Der moſaiſchen heiligen Urkunde und Urgeſchichte erwähne ich hier abſichtlich noch nicht; denn dieſe ſucht der Verfaſſer, weil er von deren Anwendung nur einen ſtörenden Einfluß auf die Freyheit der Forſchung und eine umfaſſende Kritik befürchtet, von ſeinem Gedankengange entfernt zu halten und in der Kürze bey Seite zu ſchieben; worüber wir ihn denn, wenn der hiſtoriſche Gehalt der Geneſis in der gewöhnlichen, beſchränkten Weiſe verſtanden oder vielmehr nicht verſtanden und dann polemiſch auf alle andere alten Ueberlieferungen angewandt wird, wohl entſchuldigen können. In gründlich vollendeter und wahrhaft allumfaſſender urhiſtoriſcher Forſchung, dürfte die Sache aber wohl ein ganz anderes Anſehen gewinnen; und ſo wie in einer ſpätern und gegen jene ſchon niedern Region der Alterthumskunde der alte Herodot, den man ſonſt ſo oft den Fabeldichter geſcholten, jetzt von den gelehrteſten Geographen und Hiſtorikern überall anerkannt, gerechtfertigt, und wegen ſeiner ſchlichten Weisheit geprieſen wird; ſo dürfte wohl, je weiter unſre ägyptiſchen, indiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Studien der Vorzeit gedeihen, je klarer unſre geognoſtiſchen und urhiſtoriſchen Anſichten werden, auch Moſes und die Geneſis, nebſt manchem neuen Lichte, auch ihre alte Würde in vollem Maße wieder erhalten. — Der Verfaſſer will dieſe Seite nun einmal nicht gern berührt wiſſen, ungeachtet er ſich eigentlich nicht im Widerſtreit mit der heiligen Urkunde befindet. Sonderbar und auffallend bleibt es immer, daß er ſelbſt gar nicht bemerkt hat, wie ſeine Aeußerung (S. 32): „Daß der muthmaßliche Anfang „der Menſchengeſchichte in den Zeitraum zwiſchen den beyden letzten Umbildungen der Erde fällt;" — wohlverſtanden, ſo ganz genau mit dem Moſes übereinſtimmt. Eine Muthmaßung, die uns freylich nicht als ſolche, nicht als bloße Wahrſcheinlichkeit, ſondern als hiſtoriſche Gewißheit gilt, ſo wie nur irgend etwas in der Urgeſchichte des Menſchen gewiß genannt werden darf.

Die letzte große Erdrevolution bleibt das Hauptthema des Verfaſſers. — Daß darunter auch im Zendaveſta die Fluth des Noah oder die Sündfluth gemeint, und die daſelbſt der Einwirkung des Naturfeindes in Geſtalt eines Drachenſterns oder Kometen zugeſchriebne Erdrevolution dieſelbe ſey, welche uns Moſes ebenfalls beſchreibt, iſt auch aus dem Umſtande klar und unzweifelhaft, daß die Zendſage die Auswanderung des Dſchemſchid ziemlich nah an jene furchtbare Naturbegebenheit anknüpft; welcher Urkönig Dſchemſchid mit dem Sem der Geneſis anerkannt dieſelbe Perſon iſt.

Der Hauptgedanke des Verfaſſers über die letzte Erdrevolution oder Sündfluth iſt nun dieſer. Es ſey damals mit der Erde eine große innre Veränderung vorgegangen, indem dieſelbe die Achſe und den Aequator ihres täglichen Umſchwunges ſehr bedeutend verrückt habe, wodurch denn auch die geographiſche und klimatiſche Beſchaffenheit des feſten Landes ganz umgewandelt worden ſey. Dieſe große Naturkataſtrophe ſey durch einen der Erde ſehr nah gekommenen, und am ſüdlichen Himmel aufgeſtiegenen Kometen bewirkt worden, wie die Beſchreibung davon im Zendaveſta ganz deutlich zu leſen ſey. Was die behauptete Veränderung der Pole betrifft, ſo ſtützt der Verfaſſer ſich dabey auch auf aſtronomiſche Bemerkungen und Vermuthungen über die aus den bisherigen Erdmeſſungen der Breiten-Grade ſich ergebenden Anomalien.

Nachdem nun, wie überall, ſo auch in dieſer Wiſſenſchaft der Alterthumskunde und Urgeſchichte, die Wahrheit auf — „zweyer Zeugen" Ausſage beruht, hier alſo der Schrift und der Natur; ſo iſt es billig, daß neben der Schrift, als dem Inbegriff aller heiligen alten Ueberlieferungen, auch der andre Zeuge, die Natur, d. h.

der Geiſt der Erd- und Sternkunde, ſo weit ſie bis jetzt gediehen ſind, vernommen werde, um uns Licht zu geben in der großen Unterſuchung über das Dunkel der Urwelt. Und nicht leicht iſt uns eine Hypotheſe der Erdkunde vorgekommen, welche mit dieſer ſiegreichen Klarheit vorgetragen, für den hiſtoriſchen Forſcher ſo viel einleuchtend Annehmliches und faſt befriedigend Wahrſcheinliches vereinigte und darböte. Ich meine darunter vorzüglich nur das Hauptfactum von der Veränderung der Erdachſe und des Aequators, und der damit ganz natürlich, um nicht zu ſagen nothwendig, verknüpften gänzlichen klimatiſchen Umwandlung der bewohnbaren Erde. Ob ein Komet die Urſache geweſen, wie man ſchon öfter gemeint, ſo wahrſcheinlich es lautet, das iſt für uns die Nebenſache. Ich laſſe das an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; die eigentliche Thatſache, welche Licht in die Urhiſtorie bringt, iſt jene Veränderung des Aequators und des Klimas der meiſten Länder. Geſetzt aber auch, es ſey ausgemacht gewiß, daß ein Komet die Urſache geweſen, ſo würden wir doch auf den Umſtand, daß es im Zendaveſta ſteht, obwohl die Erwähnung, vorausgeſetzt daß es wirklich ſo geweſen, allerdings merkwürdig bleibt, keinen ſo ausſchließend hohen Werth legen. Dieß iſt grade als ob wir unter den griechiſchen Philoſophen den Pythagoras, weil er das wahre Weltſyſtem gekannt und den Kreislauf der Erde um die Sonne gewußt, deßhalb allein gelten laſſen, den Tiefſinn des Heraklit, die Erhabenheit des Plato, den allumfaſſenden Scharfſinn des Ariſtoteles aber für nichts mehr wollten gelten laſſen. Eine ſolche einſeitige und allzu abſolute Werthſchätzung Einer urhiſtoriſchen

Quelle gegen alle andern, ſollte bey dem Verfaſſer um ſo weniger Statt finden, da er ſie an denen, welche die hohe Autorität der Geneſis in ähnlicher Weiſe zur Beſchränkung der Forſchung und des Urtheils ganz verkehrt anwenden, mit Recht tadelt. Dazu kommt noch, daß die richtige aſtronomiſche Deutung der altaſiatiſchen Urkunden unſtreitig manchen Schwierigkeiten und Ungewißheiten unterliegt. Der Taſchter z. B., welcher dem Verfaſſer ſo zuverläßig für den Planeten Jupiter gilt, iſt nach der mir mitgetheilten Bemerkung, eines in den perſiſchen Wörterbüchern und Urkunden ſehr bewanderten Freundes, im Bundeheſch vielmehr ein Fixſtern; während andre (bey Creuzer, Symbol. I. S. 751. Anmerk. 101 neue Ausg.) den Planeten Mars darin finden wollen. Daß jedoch unter dem Naturfeinde und Drachenſterne, der die Fluth veranlaßt, im Zendaveſta allerdings ein Komet gemeint ſey, iſt wohl kaum zu bezweifeln. Ob nun der Zendaveſta darin Recht hat, und ob ein Komet wirklich die Urſache geweſen, überlaſſen wir dem Verfaſſer mit den Aſtronomen auszumitteln; ſo wie auch die mathematiſch genaue Beſtimmung, ob der alte Südpol gerade im vierzigſten oder fünfzigſten Grad ſüdlicher Breite, unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hinzuſetzen ſey. Der Lauf des ehemaligen Aequators und mithin auch des tropiſchen Klima's quer durch Aſien, in ſüdweſtlicher Richtung und mitten durch Europa, hat indeſſen ſchon hiſtoriſch, zur Erklärung factiſcher Denkmale und Ueberbleibſel der Urwelt, ungemein vieles für ſich. So erklären ſich nämlich leicht und mit einem Male ganz befriedigend alle die Lagen von Elephantenknochen in Sibirien, die

Palmen und Cactus in den Erdſchichten nördlicher Länder u. ſ. w. Bey einer ſo gewaltſamen und großen Veränderung, wie dieſe der bisherigen Erdachſe, wird und muß unſtreitig auch vielfältig, wo ſonſt feſtes Land geweſen, nun Meer geworden ſeyn, und auch umgekehrt; und ſo iſt es denn ganz begreiflich, warum foſſile Menſchengebeine nur in ſo äußerſt ſeltnen Ausnahmen, wie auf der Inſel Guadeloupe (S. 32) oder in der Sierra Nevada in Süd-Spanien (S. 35) gefunden werden, wenn gleich die Erde auch ſchon vor der Fluth von einem zahlreichen Menſchengeſchlecht bewohnt geweſen; da ſich wohl annehmen läßt, daß dieſelben ſehr vielfältig vom Meeresgrunde bedeckt liegen mögen. Es iſt deßfalls eben nicht nöthig nach de Lucs gewaltſamer und willkürlicher Vorausſetzung (die einigen unſrer Leſer wohl auch aus dem Stolbergiſchen Werke erinnerlich ſeyn wird) anzunehmen, daß alles ehemalige Land in der Sündfluth zu Meer geworden, der alte Meeresgrund aber heraufgeſtiegen ſey, und nun das jetzige, bewohnbare Land bilde; eine Hypotheſe, welche den Fehler hat, daß ſie des Guten etwas gar zu viel thut. Mit Sicherheit läßt ſich jedoch wohl annehmen, daß eine ſehr bedeutende Veränderung mit dem feſten Lande in der großen Kataſtrophe vorgegangen ſey; ſo daß es eine ganz vergebliche Mühe ſeyn würde, die Lage des wahren Urlandes, nämlich deſſen, wie es vor der Sündfluth war, auf der jetzigen Erde geographiſch beſtimmen zu wollen. Daher auch die vier Ströme des Paradieſes bey Moſes, oder wo ſie ſonſt in aſiatiſchen Ueberlieferungen vorkommen, wie Stolberg am angeführten Orte (Thl. I. S. 380) richtig bemerkt, immer nur als ein

Bild nach der Analogie betrachtet werden müſſen; da auch ohnehin nirgends auf der Erde eine Stelle gefunden wird, wo vier ſolche Ströme, wie es doch dort ausdrücklich heißt, aus Einer gemeinſamen Quelle entſpringen, man mag nun den einen zweifelhaften Phiſon mit dem heiligen Hieronymus (Epiſt. II., 15.) auf den Ganges oder auf einen kaukaſiſchen Strom deuten *). Wozu noch kömmt, daß an jener Stelle der Geneſis die tiefere ſymboliſche Bedeutung der vier Ströme **) ohnehin zunächſt die wichtigere iſt, während die geographiſchen Namen derſelben augenſcheinlich nur in bildlicher Analogie hinzugefügt ſind; woron ſich auch in andern Stellen der heiligen Schrift ſo viele und ganz ähnliche Beyſpiele finden *).

---

*) Ich ſehe auf der moſaiſchen Weltkarte in Malte-Bruns Atlas, daß dieſer berühmte Geograph nicht bloß den Phiſon, ſondern ſelbſt den Gihon auf den Kur und Araxes zu deuten geneigt iſt, und nach Armenien verſetzen will. Nach dieſer Erklärung würden die vier Ströme allerdings ziemlich aus einer Gegend ihren Urſprung nehmen. Aber wie weit iſt das noch entfernt, von Einer Quelle, die ſich in vier Ströme theilt? Die Schwierigkeit iſt alſo auch von dieſer Seite nur ſcheinbar gelöſt. Derſelbe Geograph ſetzt das Land Hevilath in das ſüdliche Arabien. Da es aber bey Moſes ausdrücklich heißt, daß der Phiſon um das Land Hevilath fließe, ſo wird die Schwierigkeit nun erſt recht groß und völlig unauflöslich. Daher ich Stolbergen vollkommen beyſtimme, daß hier gar keine geographiſche Löſung und Deutung möglich iſt.

**) Man vergleiche etwa damit, was der Apoſtel ſagt (Ephes. III. 18.): — ut possitis comprehendere cum omnibus sanctis, quae sit latitudo et longitudo, et sublimitas et profundum. Jene vier Dimenſionen des wahren Lebens, „welche die Heiligen erkennen," ſind dem Menſchen in ſeinem urſprünglich reinen Zuſtande wohl auch nicht fremd geweſen; und können am beſten dazu dienen, uns auf den wahren Sinn der vier Weltgegenden und Lebensſtröme des Paradieſes hinzudeuten.

Nach der Weiſe, wie der Verfaſſer die große Fluth und dabey Statt gehabte Veränderung der Erdachſe betrachtet, erklärt ſich nun auch einigermaßen, obgleich noch nicht ganz zureichend die ſo ganz zerrißne und höchſt unregelmäßige Geſtalt unſrer jetzigen vier oder fünf Welttheile, wenn es nicht anders nach tieferen Gründen der Erdkunde richtiger iſt, deren nur drey anzunehmen. Nach der Meinung derjenigen nämlich, welche den Charakter eines iſolirten Welttheiles in Amerika am meiſten ausgedruckt finden, ſowohl in dem eigenthümlichen Gepräge aller ſeiner Pflanzen- und Thier-Produktionen, als auch in der ſich einer Regel wenigſtens mehr annähernden Conformation ſeiner Geſtalt, wo die große Nord- und Südhälfte, beyde von einigermaßen triangulärem Umkreiſe, durch einen engen Iſthmus zuſammen verbunden ſind; wo dann angenommen wird, daß Europa und Afrika urſprünglich zuſammengehörend, durch einen jetzt zerrißnen Iſthmus in der Meerenge von Gibraltar verknüpft waren, ſo wie Auſtralien durch die noch beſtehende Inſelkette mit Aſien verbunden geweſen; indem aber die Nordhälften dieſer beyden Welttheile, Europa und Afrika als des einen, Aſien und Auſtralien als des andern, ſich

---

*) So werden im Jeſus Sirach (XXIV. 32—37.) die göttlichen Gaben, welche dem moſaiſchen Geſetz und Buche des Bundes entfließen, vollen Strömen der Weisheit verglichen, und unter dieſen Strömen auch drey von denen des Paradieſes genannt, als: der Phiſon, Tigris und Euphrat.

zuſammenneigten, ſo ward dadurch die Unregelmäßigkeit in der Geſtalt dieſer zuſammengewachſenen oder in einander verſchlungenen Welttheile noch verdoppelt. Es iſt manches in dieſer großen Unregelmäßigkeit ſehr auffallend, was vielleicht wohl mit der vom Verfaſſer angenommenen Veränderung der Erdachſe in Zuſammenhang ſtehen könnte, aber doch bey weitem nicht unmittelbar daraus zu folgen ſcheint. Man bemerke z. B. nur an dem Erdglobus, wie ſich das feſte Land ſowohl von Nordaſien als in Amerika, mit ſeiner ganzen Breite nach Norden und dem Nordpole hindrängt, während die großen Spitzen aller Welttheile ſcharf und gerade nach Süden gerichtet ſind, auf welcher Erdhälfte das Meer außerdem ſo überwiegend iſt, daß man den Südpol auch wohl den Waſſerpol der Erde nennen könnte; ſo daß auch ohne den Einfluß eines von daher aufſteigenden Kometen, leicht glaublich iſt, daß die große Fluth zunächſt von Süden hereingebrochen, wie im Zendaveſta berichtet wird. Iſt nicht überhaupt denkbar, daß noch außer der Achſenveränderung der Erde im Ganzen, auch das feſte Land und einzelne Welttheile, als Stücke oder Glieder der obern Erdrinde, für ſich bewegt und von ihrer Stelle gerückt worden? Die unregelmäßige Geſtalt des jetzigen feſten Landes könnte wohl auf ſolche Annahmen führen. Außer der ſchon bemerkten Richtung der Breiten des feſten Landes nach Norden, wie der Spitzen nach Süden, ſcheinen auch oftmals die Umriſſe der durch das Meer getrennten Erdtheile in ihren Einbuchten und Vorſprüngen ſich wechſelſeitig zu entſprechen, als ob ſie von einander geriſſen wären, wie die Felſenufer eines Fluſſes ſich oft gegenüber ſtehen. Beſonders auffallend iſt dieſes bey Südamerika, nämlich der öſtlichen Küſte deſſelben und der Weſtküſte von Afrika, wie beyde ſich korreſpondiren. So ließe ſich manches in der jetzigen unregelmäßigen Geſtalt des feſten Landes in jener Vorausſetzung wohl auf eine Fortrückung und dadurch erfolgte Losreißung von Oſten nach Weſten deuten, welche alſo nebſt jener Richtung nach Norden eine zwiefache Bewegung bildete. Ueberhaupt wenn auch ein äußrer Anſtoß, wie die Einwirkung eines nahen Kometen, die veranlaſſende Urſache der Fluth geweſen; ſo darf man doch wohl auch eine innre Veränderung, Metamorphoſe, Entwicklung und Evolution oder vielleicht auch — Erkrankung in dem organiſchen Leben der Erde nicht von dem ausſchließen, was die Kataſtrophe wo nicht hervorgebracht, doch mitwirkend beſtimmt haben kann. Nicht um die Menge der möglichen Conjecturen in dieſem Gebiethe der höhern Erdkunde zu vermehren, habe ich mir dieſe Andeutungen erlaubt; ſondern nur um alle Seiten des Gegenſtandes zu brachten und als Anfragen an die Wiſſenſchaft ſollen ſie dienen. Die weſentlichſte Frage dieſer Art möchte wohl die ſeyn, ob die ſo ganz unregelmäßige Geſtalt des feſten Landes nicht überhaupt erſt durch die letzte Erdrevolution entſtanden, der urſprünglich alte Continent aber, das wahre Urland vor der Fluth, eine mehr regelmäßige und mathematiſch einfachere Form gehabt habe, und welche? Wenn anders die höhere Aſtronomie aus dem, was ſie von der Planetenbildung wiſſen oder mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann, ſchon einige Analogien zur Beantwortung dieſer Frage darbietet. Der Verfaſſer betrachtet als ein vorzüglich wichtiges Kennzeichen von den Folgen der letzten Erdrevolution, daß erſt ſeitdem, nach dem Zendaveſta, Winter und Sommer entſtanden, vor der Fluth aber nur Eine Jahrszeit und immer Sommer geweſen ſey. Sonach ſcheint er anzunehmen, daß auch die Schiefe der Ekliptik erſt ſeitdem entſtanden wäre; denn mit dieſer wäre doch ſonſt im Weſentlichen auch ein Wechſel der Jahrszeiten gegeben.

So gern ich übrigens dem Verfaſſer in ſeiner Hauptvorausſetzung über die letzte Erdrevolution folge und beyſtimme; ſo bleibt dabey doch noch eines zu vermiſſen. Es wäre nämlich zu wünſchen, der Verfaſſer hätte die klimatiſche Veränderung der Erde nicht bloß aſtronomiſch aufgefaßt, und wäre nicht bloß bey den naturhiſtoriſchen Erſcheinungen, auf der Oberfläche des Erdenlebens ſtehen geblieben, ſondern hätte die Unterſuchung auch auf die etwa bey der Fluth und durch dieſelbe bewirkte innere Veränderung und wahrſcheinliche Verſchlechterung der Atmoſphäre nach ihrer elementariſchen Beſchaffenheit, ſo wie auf die Folgen dieſer Veränderung auf den Menſchen, ſeine Diät und die Krankheiten, denen er unterworfen iſt, vielleicht auch auf die Entſtehung einiger untergeordneten Thier-Productionen ausgedehnt, wie ja auch im zerfallenden Organismus des erkrankten Individuums ſich allerley falſches Leben und organiſirte Brut erzeugt. In dieſen und ſolchen Hinſichten wünſchten wir, daß der Verfaſſer auch die Atmoſphäre und ihre bey der letzten Erdrevolution erlittene Veränderung und Verſchlimmerung mit in den Umkreis ſeiner Betrachtungen gezogen haben möchte; da doch ohnehin die Luft überhaupt das Reelle in der

Natur iſt, ſo wie die Atmoſphäre das eigentliche Organ alles Erdenlebens bildet.

So weit von dem, was der Erdkunde angehört, in der Idee des Verfaſſers, worüber die definitive Entſcheidung doch größtentheils vor ein anders Forum gehört. Ich wende mich nun zu dem eigentlich hiſtoriſchen Theil der vorliegenden Schrift, der uns zunächſt angeht; worin ich dem Verfaſſer Schritt für Schritt folgen, zugleich aber einige Worte über die Geneſis damit verbinden und voranſchicken werde. Nicht etwa, um mit dem Verfaſſer zu ſtreiten, weil er den Moſes bisher ſo gar nicht aufmerkſam beachtet, noch ſich verſtändlich gemacht zu haben ſcheint; da in der That ſein nur negativ ſich äußerndes Urtheil darüber kaum ſchon für eines gelten kann; ſondern einzig, um die Sache ſelbſt dadurch zu erhellen, da dieſe, — der Anfang der Menſchengeſchichte nämlich — mit dem tieferen und rechten Verſtändniß jener heiligen Urkunde nun einmal unzertrennlich verknüpft iſt; da auch unter den Reſultaten des Verfaſſers diejenigen, welche die Beſchaffenheit und das Weſen der erſten und urſprünglichen Religion betreffen, als die wichtigſten erſcheinen, die wir beſonders aufmerkſam zu betrachten haben; woran ſich denn, was über die urſprüngliche Sprache, den Urſprung der Buchſtabenſchrift und die Auswanderung der erſten Menſchenſtämme aus einem gemeinſchaftlichen Urlande zu erinnern bleibt, leicht als Corollarium anſchließen wird.

In einer Schrift verwandten Inhalts (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden. Vorrede S. VI.) führt der Verfaſſer eine Stelle aus William

Jones über die Anwendung der Geneſis auf gelehrte und hiſtoriſche Unterſuchungen an, welche ſo lautet: „Entweder ſind die eilf erſten Kapitel der Geneſis wahr, oder unſere National-Religion (die chriſtliche) iſt falſch. Nun aber iſt das Chriſtenthum nicht falſch, und folglich ſind jene Kapitel wahr." — Dieſes iſt nun eben der Grundſatz, welchen der Verfaſſer tadelt und als die Freyheit der Unterſuchung zerſtörend, und an allen denen, welche auch in dieſem Gebiethe der Wiſſenſchaft als chriſtliche Gelehrte ſich bewähren und darnach verfahren wollen, höchſt tadelnswerth und ganz verwerflich findet. Auch in der vorliegenden Schrift (S. 22) zählt er unter die „Vorurtheile", welche erſt weggeräumt werden müſſen, ehe die Prufung unbefangen vorſchreiten könne, die Behauptung: „Daß es nun einmal keine älteren Nachrichten gebe und geben konne, als im Moſes, und daß alle Ueberlieferungen, welche nicht mit Moſes übereinſtimmen, eben dadurch ſich als falſch erweiſen." — Was zuerſt das Alter der andern Ueberlieferungen und Urkunden betrifft, ſo hat nur die Kritik daruber zu entſcheiden und nicht die Religion; und iſt gar nicht abzuſehen, wie es die Religion nur irgend berühren konnte, wenn auch ältere Ueberlieferungen, als die moſaiſchen, wirklich gefunden werden ſollten; was jedoch mit Gewißheit anzunehmen, bis jetzt der Fall noch nicht eingetreten iſt. Die Verwerfung aber aller mit dem Moſes nicht übereinſtimmenden Ueberlieferungen, liegt noch gar nicht ſo unbedingt in jenem Grundſatz, ſo wie ihn William Jones ausgeſprochen hat; wie kategoriſch und ſchneidend für die gelehrte Kritik und bedenklich fur die hiſtoriſche Forſchung er auch auf den erſten Blick lauten mag, ſo läßt er ſich doch leicht richtiger erklären. Es kommt überhaupt nicht ſowohl auf den Grundſatz ſelbſt an, als was weiter daraus gefolgert iſt. Wird der Schluß aus jenem Satze gezogen, daß mithin alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen, die in einigem vielleicht nur ſcheinbaren Widerſpruch mit dem Moſes ſtehn, ſofort für nichts zu achten und ganz zu verwerfen ſeyen; ſo wird damit freylich alle fernere Unterſuchung und Erweiterung unſerer Einſicht abgebrochen und vernichtet. Keineswegs aber iſt dieſes der Fall, wenn man ſich beſcheiden wollte, aus jenem an ſich richtigen Vorderſatz nur das zu folgern, was wirklich darin liegt: daß wir nämlich alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen ſorgfältig zu prüfen und kritiſch zu ſichten, beſonders aber unter einander und mit dem Moſes zu vergleichen haben, der, wenn wir auch ſeine Urkunde nicht als eine heilige verehrten, ſchon ſeiner hohen Einfalt wegen als der ſichern Führer Erſter erſcheinen müßte. Vielmehr iſt, eine ſolche Ausgleichung wenigſtens zu verſuchen, dabey aber das Urtheil über alles das, was als ganz ungewiß oder noch allzu ſchwierig ſich darſtellt, zu ſuſpendiren und offen zu erhalten, nichts andres als was uns eine geſunde Kritik ohnehin zum Geſetz macht. Eine ſolche Ausgleichung der Geneſis mit den andern alten Ueberlieferungen und allen neuen ethnographiſchen Entdeckungen hat William Jones ſelbſt in der Materie von der Abſtammung aller bekannten Völker nach ihren drey Hauptſtämmen, jenes Grundſatzes unbeſchadet, in einer ſehr großen Weiſe, und mit eben ſo umfaſſender Beurtheilung als tiefer Gelehrſamkeit aufzuſtellen geſucht. —

Nicht ſchaden würde es dabey, wenn wir jener kritiſchen Mäßigung gemäß, etwa auch als möglich annehmen wollten, daß wir vielleicht das Phyſiſche und Hiſtoriſche in der Geneſis noch nicht ganz verſtehen oder wenigſtens bisher vielfältig nicht verſtanden haben; eine Vorausſetzung, an welcher uns das Chriſtenthum durchaus nicht verhindert, da die moraliſche Belehrung, welche wir aus jenem Anfang der Bibel zu nehmen haben, in der Religion nicht zweifelhaft und im Grunde von jenen gelehrten Forſchungen ganz unabhängig iſt. Wenn aber etwas zur Beſtätigung der Behauptung dienen kann, daß die Geneſis von unſrer bisherigen Kritik und jetzigen Exegeſe ganz und gar nicht mehr richtig verſtanden wird, ſo iſt es wohl der allgemeine Beyfall, welchen die bekannte Hypotheſe bey ſo vielen Bibelgelehrten gefunden hat, daß der Anfang Moſes aus zwey Urkunden — einer Elohim-Urkunde und einer Jehovah-Urkunde — zuſammengeſchmolzen, gewachſen oder an einander gewebt ſey. Eine Hypotheſe, welche gleich von ſelbſt dahin fällt, ſobald man den Sinn der heiligen Urkunde zu verſtehen angefangen; die ich mir aber vorbehalte, da ſie noch ſo allgemein verbreitet iſt, als ein merkwürdiges Denkmal kritiſcher Verirrung unſeres Jahrhunderts, bey einer andern Gelegenheit bis auf den Grund zu beleuchten.

Vergleichen wir nun zunächſt die Anſicht des Verfaſſers von Ueberlieferungen überhaupt und ſehen wir, wie ſeine eignen Ideen etwa auf die Geneſis anwendbar ſind, oder ſich dazu verhalten. Sehr richtig und ſcharfſinnig bemerkt der Verfaſſer, daß man in der Sage und Ueberlieferung eines jeden alten Volkes zwey verſchiedene Linien

(S. 1 und 2) und Faden unterſcheiden könne; den mythiſchen, der auf den Anfang aller Geſchichte gerichtet und jederzeit mit irgend einer Theologie oder Kosmogonie verwebt iſt; und den andern factiſchen der eignen Geſchichte einer jeden Nation. In der Geſchichte ſelbſt aber iſt wieder der vorchronologiſche Theil von dem ſchon chronologiſchen ſorgfältig zu unterſcheiden. Allerdings iſt es nun jener erſte auf den Anfang der Menſchengeſchichte mit Beziehung auf Gott oder die Natur gerichtete Faden und Beſtandtheil, welcher der mythiſchen Ausbildung vorzüglich fähig iſt und auch zu mythiſchen Auswüchſen den meiſten Anlaß giebt; da dieſes jedoch nicht ſchlechthin nothwendig und namentlich in der Geneſis nicht der Fall iſt, ſo dürfte es richtiger ſeyn, dieſen Theil der Ueberlieferung nach dem weſentlichen Inhalt der darin aufbewahrten Erkenntniß ganz einfach den urhiſtoriſchen zu nennen. In der Geneſis bilden die zehn erſten Kapitel dieſen urhiſtoriſchen Theil; und dieſen vorzüglich, der uns hier allein angeht, werden wir in der Folge unter dem Namen Geneſis verſtehen. Es iſt wohl zu bemerken, daß der andere Beſtandtheil, den wir am liebſten den volkshiſtoriſchen nennen möchten, nicht eben rein factiſch zu ſeyn braucht, ſondern auch des Symboliſchen und Typiſchen ſehr viel enthalten kann, wie dieſes namentlich mit dem volkshiſtoriſchen Theile der Geneſis, den vierzig letzten Kapiteln im Erſten Buche Moſes der Fall iſt; welche uns hier nicht näher angehen. Es iſt wirklich auffallend, daß der Verfaſſer nicht bemerkte, wie gut dieſe ſeine ganz richtige Eintheilung und Idee auf die Urkunde Moſes anwendbar ſey, da kaum eine altaſiatiſche Ueberlieferung außer dieſer gefunden werden dürfte, in welcher der urhiſtoriſche Beſtandtheil von dem volkshiſtoriſchen ſo deutlich und rein abgeſondert gehalten iſt, zugleich aber doch beyde ſelbſt nach dem hiſtoriſchen Faden der Erzählung ſo natürlich an einander geknüpft ſind. Dieſe geſchichtliche Anknüpfung findet ſich am hervortretendſten im Nimrod, am Schluß und im letzten Kapitel des urhiſtoriſchen Theils und in der Zerſtörung von Babel im eilften Kapitel, welche der Geburt und Berufung Abrahams, als dem Anfang des volkshiſtoriſchen Theils, zur Einleitung vorangeſtellt iſt. Eben ſo deutlich iſt auch wiederum in der urhiſtoriſchen Ueberlieferung der vorchronologiſche Theil von dem chronologiſchen geſchieden. Der chronologiſche beginnt mit Seth im fünften Kapitel, die vier erſten Kapitel aber ſind vorchronologiſch; denn obwohl, was von der Erfindung menſchlicher Künſte und bürgerlicher Einrichtungen in dem Stamme Kains erzählt wird, allerdings und Zweifelsohne in die chronologiſche Geſchichte hinabreicht, ſo wird es doch, was wohl zu merken iſt, noch ohne Chronologie vorgetragen, und bildet auf ſolche Weiſe den Uebergang und Anknüpfungspunkt zu dem chronologiſchen Theil und Zeitraum.

Was nun die Geneſis im eigentlichſten und engeren Sinne, jene erſten zehn Kapitel urhiſtoriſchen Inhalts, am meiſten auszeichnet, das iſt die hieroglyphiſche Kürze, welche in dieſem Abſchnitt herrſcht, die ſo ſehr gegen die Umſtändlichkeit und Ausführlichkeit in dem nachherigen volkshiſtoriſchen Theile abſticht. Und wenn auch in dieſem der tieferen Bedeutung viel enthalten iſt, ſo iſt es doch nicht ſo in einzelnen Andeutungen eingeſchloſſen, wie ſo vieles in dem erſten Theile dem Anſchein nach wie verloren hingeſtellt gefunden wird. Denn in der That, es dürfte wohl kaum in dem ganzen Umkreiſe menſchlicher Sprache, Schrift und Ueberlieferung ein anderes Stück gefunden werden, wo alles ſo voll des ſchweren Inhalts und des tiefſten Sinnes, wo jedes Wort und jede Sylbe ſo bedeutſam iſt, als in dieſem geheimnißreichen Anfang der Geneſis. Nicht zu verkennen iſt es, daß dieſe hieroglyphiſche Kürze abſichtlich geweſen; und zum Theil läßt ſich auch ganz leicht finden, worauf dieſe Abſicht zunächſt gerichtet war oder wodurch ſie beſtimmt worden. Moſes wollte eben darum ſich nur auf das durchaus Unentbehrliche und Nothwendigſte aus der Urhiſtorie beſchränken, um alle mythiſchen Auswüchſe, zu denen dieſer Stoff ſo leicht Anlaß gibt, ganz abzuſchneiden, da dieſe jene Tiefe der Offenbarung nur dem Mißbrauch offen ſtellen konnten, beſonders aber auch mit dem Berufe und beſondern Wege, welchen er ſein Volk führen wollte und ſollte, ganz unvereinbar waren. Aber es giebt noch eine andre Analogie, um die Abſicht jener hieroglyphiſchen Kürze der Geneſis zu erklären, in der Bibel ſelbſt; denn der Schlußſtein und das Ende derſelben iſt nicht weniger dunkel und geheimnißvoll als der Anfang. So wie nun das helle Licht, welches der Prophet des neuen Bundes in das Dunkel der Zukunft und der letzten Erdenzeiten hineinſtrahlt, zwar wohl dem Einzelnen, dem es nützlich oder nöthig iſt, offenbar und verſtändlich werden kann, für das Ganze aber, weil die allzuhelle Erkenntniß der Zukunft ſonſt gewaltſam ſtörend, ja bey dem geringſten Mißbrauche auf das furchtbarſte zerſtörend in die Gegenwart eingreifen würde, in jenem Buche der Apokalypſe verſiegelt bleiben muß und bleiben wird, bis die Zeit gekommen iſt, da es entſiegelt werden ſoll; eben ſo würde auch eine vollſtändige Erkenntniß der geſammten Urhiſtorie im erſten Weltalter für das Volk Iſrael, welches, in der Verheißung unter dem Geſez verharrend, unverrückt auf dem vorgezeichneten Wege zu dem beſtimmten Ziele wandeln ſollte, durchaus nur ſtörend und zerſtörend eingewirkt haben, und ward ihm daher nur ſo zurückhaltend und Lichtverhüllt und eben in dem Maße, wie es ihm dienlich war, mitgetheilt. Denken wir uns die Bibel vor allen Dingen als ein Ganzes, ſo bildet das Evangelium wie die Mitte deſſelben, von welchem, das Licht in vierfachem Strome ausſtrahlend, alles übrige erhellt und mit höherem Leben beſeelt; die Geneſis aber und die Apokalypſe, Anfang und Ende, ſind die geheimnißvollen Handhaben an dem heiligen Gefäß, die wir erſt ſelbſt recht gefaßt haben müſſen, um die Arche des göttlichen Wortes durch ſie zu faſſen, zu halten und zu tragen. Ich benutze dieſe Gelegenheit, um gegen den Verfaſſer und andre, meine Anſicht und Ueberzeugung von der Geneſis und rechten Erklärung derſelben ganz unverhohlen darzulegen. Es wird nach allem Bisherigen nicht mehr undeutlich ſeyn, und durch das Nachfolgende noch einleuchtender werden, in welchem Sinne ich nun in der Geneſis, den eben erwähnten — Schlüſſel finde, der wohl angewandt allein im Stande iſt, uns das große Räthſel der Urwelt zu entziffern und in das Chaos der alten Ueberlieferungen Licht zu bringen. Auf der andern Seite aber kann man gern zugeben und darf ja nicht aus der Acht laſſen, daß die hieroglyphiſche Kürze jenes moſaiſchen Anfangs wohl oft genug einer weitern Ausführung und eines Commentars bedürftig wäre. Zu einem ſolchen allerdings ſehr nöthigen und lehrreichen Commentar werden die andern altaſiatiſchen, indiſchen, ägyptiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Ueberlieferungen und Urkunden uns den reichhaltigſten Stoff darbieten, wenn uns ihr Verſtändniß erſt durch den innern Schlüſſel zugänglich geworden und damit auch die rechte Ordnung des Ganzen gefunden iſt; denn alle andern altaſiatiſchen Ueberlieferungen nur als Luft- und Truggebilde zu betrachten, die gar keine Wahrheit enthalten, würde allerdings der ärgſte nur erſinnliche und nie verzeihliche Mißverſtand ſeyn. Wenn ich aber in der Geneſis einen tieferen Sinn finde, als den, welchen man aus dem erſten beſten hebräiſchen Vokabelbuche zuſammen buchſtabiren kann; ſo meine ich damit nicht allein jene unter dem Namen der moſaiſchen Philoſophie bekannte eſoteriſche Deutung; denn in dieſer, wenigſtens in dem, was man in den letzten drey oder vier Jahrhunderten ſo genannt hat, iſt nebſt vielem, ſehr Tiefſinnigen und unſtreitig Wahrem, auch viel Eingebildetes, Willkührliches, Ungegründetes enthalten. Vorzüglich und zunächſt habe ich dabey auch alles dasjenige im Auge, was in der Tradition und in den Kirchenvätern zur tieferen Erklärung der Geneſis enthalten und deſſen ſehr viel iſt; vor allem andern aber das Licht, welches die Geneſis, wie die Bibel überhaupt, aus dem Zuſammenhange dieſes Ganzen, von dem ſie ein Theil und Glied iſt, erhält. Wie jeder große Autor am beſten aus ſich ſelbſt erklärt wird, ſo gilt dieſe Regel vorzüglich auch von dieſem Autor, der wohl mit

Recht vor allen andern Groß zu nennen iſt; ich meine von der Bibel; denn das göttliche Wort, auch das geſchriebene, iſt ein Licht, welches ſich ſelbſt am beſten erleuchtet und klar macht. Nicht etwa von einem willkürlichen Akkomodations-Syſtem iſt alſo hier und kann hier die Rede ſeyn, ſondern von dem Sinne, der ſich auch philologiſch ſtreng als der einzig wahre bewähren wird, und von einem Verfahren und einer Regel, welche ohnehin aller höhern, d. h. den Geiſt faſſenden und im Geiſt verſtehenden, Kritik zum Grunde liegt.

Wir machen hievon nun die Anwendung, zunächſt mit Rückſicht auf die hiſtoriſchen Behauptungen des Verfaſſers. Er zählt S. 7 den Moſes unter diejenigen, welche die letzte große Umbildung und Revolution der Erde als die Schöpfung derſelben vorgeſtellt, und mit dem erſten Anfang der Menſchengeſchichte in Verbindung geſetzt. Die Unrichtigkeit dieſer Behauptung iſt einleuchtend, wenn, wie wir oben ſchon nachgewieſen haben, die im Zendaveſta von dem Naturfeinde und Drachenſterne hergeleitete Fluth dieſelbe iſt, wie die des Noah, welche Moſes um ein volles, großes Weltalter nach dem Urſprunge des Menſchengeſchlechts anſetzt. Iſt aber in einem Theile der ſogenannten Schöpfungsgeſchichte bey Moſes etwa auch eine Revolution oder Umbildung der Erde gemeint, ſo kann dieſe doch durchaus nicht als die letzte (oder die Sundfluth) betrachtet werden, ſondern es müßte eine andere, frühere und vielmehr die vorletzte geweſen ſeyn, ganz ſo wie der Verfaſſer in ſeiner Weiſe (S. 51) ſagt: „Der „muthmaßliche Anfang des Menſchengeſchlechts falle in den „Zeitraum zwiſchen den beyden letzten Umbildungen.“ Und an einer andern Stelle: „Daß das Menſchengeſchlecht bey „jener großen Revolution der Erde ſeinem Urſprunge noch „nahe war, wenigſtens in Vergleichung mit der Zeit, die „ſeitdem verfloſſen iſt, kann nicht wohl bezweifelt werden;" was unter der hinzugefügten Einſchränkung ebenfalls mit Moſes ſehr gut übereinſtimmt. — Wo findet denn nun aber der Verfaſſer die Schöpfung beym Moſes, im erſten Verſe des erſten Kapitels, oder auch in den nachfolgenden ſechs Tagewerken? Im erſten Verſe iſt ganz unläugbar von der Erſchaffung aller unſichtbaren und ſichtbaren Dinge die Rede; da aber im zweyten Verſe die Erde nebſt dem Waſſer als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und in ihrem chaotiſchen, finſtern, fluthenden Zuſtande beſchrieben wird; ſo iſt einleuchtend, daß in den nachfolgenden ſechs Tagewerken keineswegs von der erſten und eigentlichen Schöpfung aller Dinge und der ganzen Welt aus Nichts, nach dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriff, die Rede ſeyn kann, ſondern nur von einer kosmiſchen Anordnung, oder Wiederherſtellung und Einrichtung der Erde zum Wohnplatze der Menſchen; von einer organiſchen Belebung und Anfüllung derſelben mit lebendigen Naturen; welchem Werke dann durch die Erſchaffung des Menſchen die Krone aufgeſetzt wird. Der Verfaſſer hat ſich hier offenbar mit dem Gewöhnlichen der neuern Exegeſe begnügt, wo es denn leicht begreiflich iſt, wenn der Widerwille bey ihm von den ſchlechten Commentaren auch auf den Text ſelbſt mit übergegangen iſt. Bey ſolchen Unterſuchungen, wie die ſeinigen ſind, wäre aber doch wünſchenswerth geweſen, er hätte ſich lieber nach dem alten Wege der Erklärung *) umgeſehen, vorzüglich aber aufmerkſam beachtet, was im Moſes wirklich ſteht und was er eigentlich ſelbſt ſagt. Betrachten wir alſo in dieſer Hinſicht den ganzen Text der moſaiſchen ſechs Tagewerke, beſonders aber was ihnen im erſten und zweyten Verſe vorangeht. „Im „Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde", d. h. die Geiſterwelt und die Sinnenwelt, oder wie es im Symbolum mit offenbarer Beziehung auf dieſen Anfang Moſes heißt, „alle unſichtbaren und ſichtbaren Dinge." Er ſchuf ſie, und zwar in dem chriſtlichen Sinne, welcher auch der moſaiſche iſt, was eigentlich ſchaffen heißt, aus Nichts; denn die entgegenſtehende Meinung von einer neben dem Weltgeiſt beſtehenden, gleich ewigen, und von ihm alſo unabhängigen Materie, welche durch Gott erſt zur Welt gebildet und geordnet worden; dieſe Meinung, welche bey ſo vielen alten Völkern die herrſchende war, wird durch

---

*) Bemerkenswerth iſt es, wie ſorgfältig die Ausdrücke der alten Erklärer und Kirchenväter über dieſen Gegenſtand mehrentheils gewählt ſind, ſo daß der Unterſchied auf das deutlichſte bezeichnet und an keine Verwechslung zu denken iſt. So ſagt der heilige Juſtinus in ſeiner Apologie II. da er von der zwiefachen Urſache redet, weßhalb die Chriſten den Sonntag feyern, und am Sonntage zuſammen kommen, weil Chriſtus an dieſem Tage auferſtanden, und zuvorderſt auch, weil dieſes der erſte Tag ſey, an welchem Gott die Finſterniß und die Materie umwandelnd, die Weltordnung gebildet habe: ἐπειδὴ πρώτη ἐστὶν ἡμέρα, ἐν ᾗ ὁ Θεὸς τὸ σκότος καὶ τὴν ὕλην τρέψας, κόσμον ἐποίησε. Wie hätte er dieſe Ausdrücke, die offenbar nur auf eine Wiederherſtellung und Umwandlung der finſter gewordenen Materie gehen, von der moſaiſchen Weltbildungsgeſchichte wählen können, wenn er dieſe als eine eigentliche erſte Schöpfung (nach chriſtlichen und alſo ſeinen Begriffen) aus Nichts verſtanden und angenommen hätte?

Moſes Worte ausdrücklich abgeſchnitten und ausgeſchloſſen, wie dieß auch von andern Gelehrten ſchon oftmahls anerkannt iſt. Das „Im Anfang" aber kann hier nicht ſo viel als von Ewigkeit her bedeuten, ſondern es geht dieſe Stelle dem ganzen Zuſammenhange nach auf den Anfang der zeitlichen Schöpfung *). Im zweyten Verſe folgt nun mit einem Male die Beſchreibung eines durchaus chaotiſchen Zuſtandes der noch ganz mit Finſterniß bedeckten Erde. „Und die Erde war wüſte und leer:" ſie war noch ohne organiſches Leben. „Und Finſterniß lag auf dem Abgrunde;" die Erde entbehrte noch der wohlthätigen Einwirkung des Lichts und alles was dieſe hervorbringt. Gleichwohl war ſchon das vorhanden, woraus der künftige, beſſere Zuſtand hervorgehen ſollte; denn „der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer." — Erde und Waſſer alſo ſind hier ſchon vorhanden, obwohl noch ganz chao-

---

*) Das Daſeyn einer andern Schöpfung von Ewigkeit her, wird dadurch nicht ausgeſchloſſen; nur kann ſie hier nicht gemeint ſeyn. Das Chriſtenthum — die Bibel ſowohl als die Kirche — entſcheidet bekanntlich in der poſitiven Glaubenslehre nicht zwiſchen der zeitlich anfangenden Schöpfung und der von Ewigkeit her; die eigentliche Aufgabe der chriſtlichen Philoſophie aber dürfte es wohl ſeyn, beyden, einer jeden an ihrer Stelle, ihr Recht widerfahren zu laſſen, und eben dadurch das Geheimniß der Schöpfung erſt wahrhaft offenbar und klar zu machen. Was das „Im Anfang" betrifft, ſo will ich nur bemerken, daß in einer andern Stelle der Schrift, wo von der erſten Kreatur die Rede iſt, die zwar erſchaffen, aber von Ewigkeit her erſchaffen iſt, welche Stelle eben darum durchaus nicht auf den Sohn bezogen und gedeutet werden darf, zu dem ab initio noch ausdrücklich hinzugeſetzt wird et ante omnia saecula; in den Worten: Ego creata sum ab initio et ante omnia saecula u. ſ. w.

tiſch in der Finſterniß fluthend. Um ſo weniger können alſo die beyden erſten Verſe etwa bloß als Ueberſchrift und kurzer Inhalt angeſehen und erklärt werden, wovon das Nachfolgende nur die weitere Ausführung und ſtufenweiſe Beſchreibung enthielte. Und wenn man auch den unendlichen Gehalt des erſten Verſes auf dieſe Weiſe, mit Beziehung auf die Recapitulation im II. Kapitel, Vers 1 und 4, obwohl dieſe das gar nicht beweiſen kann, zu einer bloßen Ueberſchrift reduciren wollte; ſo würde dieſes doch auf den zweyten Vers, der etwas ganz anders enthält und ſchildert, durchaus nicht paſſen und eine ſolche gewaltſame Erklärung hier gar nicht denkbar noch irgend durchzuführen möglich ſeyn. Die erſten Tagewerke der nachfolgenden Weltbildungsgeſchichte erzählen eben das, wie die Erde aus jenem im zweyten Verſe beſchriebenen chaotiſchen Zuſtande durch die Einwirkung des Lichts herausgeriſſen, organiſch geordnet und zum Wohnorte des Menſchen eingerichtet wurde. Auch iſt im zweyten und dritten Tagewerke nichts enthalten, was auf die erſte Hervorbringung und Erſchaffung des Waſſers oder der Erde bezogen oder gedeutet werden könnte. Sie werden ausdrücklich als ſchon vorhanden vorausgeſetzt und bloß von einer nach der Einwirkung des Lichts erfolgenden Scheidung der obern Waſſer — Wolkengebilde, Dunſtfluthen und Nebelnacht — von den untern, ſo wie des Meeres vom feſten Lande iſt daſelbſt die Rede; und von der klaren Himmelsfeſte, welche den alten Nebelqualm endlich ſchied, und von dem Damm, welcher auf der Erde dem fluthenden Urgewäſſer geſetzt ward. Alſo nicht von der erſten Erſchaffung der Erde iſt hier die Rede; ſondern eine Wiederherſtellung war es, eine neue Umbildung und Einrichtung der Erde, welche der Erſchaffung des Menſchen voranging, und eben zu dieſem Endzweck, um ihm zum Wohnorte zu dienen, angeordnet und verfügt ward. Wenn aber von dieſer Seite aller Zweifel abgeſchnitten iſt, ſo bleibt von einer andern Seite eine ſchwer zu löſende Frage übrig. Wie kommt Moſes nach der kurzen Erwähnung der uranfänglichen Schöpfung aller Dinge, auf einmal auf jenen chaotiſchen Zuſtand, den er in wenigen Zügen ſo wunderbar kraftvoll beſchreibt? Iſt Gott, der lebendige Gott des Moſes, ein Gott, der ein Chaos, das bekannte Thohu und Bohu, eine „Erde, die wüſt und leer iſt,“ erſchaffen kann? Dieſes iſt nicht denkbar; eben ſo wenig und noch weniger aber läßt ſich das Daſeyn eines unerſchaffenen Chaos neben dem wahren Gott annehmen, was auch dem erſten Verſe geradezu widerſtreiten würde. Es bleibt demnach allerdings eine große Kluft zwiſchen dem erſten und dem zweyten Verſe; nicht als ob es eine zufällige Lücke wäre; denn es iſt gewiß keine andere da, als nach der tiefſten Abſicht. Wir dürfen auch, um ſie auszufüllen, uns nur das gegenwärtig machen, was ohnehin aus der Bibel und dem Moſes ſelbſt gewiß iſt. Gott hat alle Weſen gut erſchaffen und kann kein Chaos erſchaffen haben. Wenn aber Geiſter, welche frey waren, von Gott abfielen; ſo iſt die chaotiſche Unordnung als Folge des Abfalls, leicht erklärbar. Dieſe weſentliche Hauptlehre der chriſtlichen Offenbarung, wird ja aber in der Bibel und im Moſes ſelbſt überall zum Grunde gelegt und in unzähligen Stellen darauf hingedeutet. Jenen Verwüſter und Stifter aller Unordnung und Finſterniß alſo, jenen Lügner von Anfang, welchen Moſes gleich nachher unter dem Bilde der Schlange einführt, ohne daß er weder von ſeiner Erſchaffung noch von ſeinem Abfall früher geredet hat, die er — wie ſo manches andere — ſtillſchweigend vorausſetzt; dieſen müſſen wir hier erklärend hinzudenken. Nicht etwa als willkührliches Einſchiebſel in den Text der heiligen Urkunde, ſondern nur als Ergänzung in Gedanken, zur Erklärung für unſer Verſtändniß. Und ſo konnte denn der Anfang der Geneſis aus dieſer ſelbſt etwa ſo commentirt werden: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde,“ d. h. die Geiſterwelt und die Sinnenwelt. (Nachdem aber der Erſte der erſchaffenen Geiſter von Gott abgefallen war, und einen großen Theil der Schöpfung mit ſich in das Verderben hinabgeriſſen hatte, ſo —) „war die Erde wüſte und leer, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde“ u. ſ. w. Wenn die beyden erſten Verſe Moſis einmal richtig verſtanden ſind, und der Eine Haupt- und Grundirrthum bey Seite geräumt worden, welcher den Inhalt der erſten beyden Verſe, und die nachfolgenden ſechs Tagewerke, die erſte Schöpfung aller Dinge aus Nichts, mit der neuen Weltbildung vor Erſchaffung des Menſchen, verwechſelt; ſo verſchwindet auch das Dunkel mehr und mehr aus dem Nachfolgenden und es wird nun wenigſtens der Gang des Ganzen leicht klar und verſtändlich.

Der Hervorruf und erſte Aufſtrahl des Lichtes iſt der fruchtbare Keim, aus welchem als erſtem Anfangspunkt, die nachfolgenden Akte dieſer neuen Weltordnung und höheren Erdumbildung herfließen und ſich nach Gottes Geheiß ergeben. Die vier erſten Tagwerke und Zeiten dienen dazu, der Erde diejenige Einrichtung zu geben, welche ſie als Wohnplatz des Menſchen haben ſollte. Nachdem Licht und Finſterniß geſchieden ſind, öffnet und ſcheidet ſich nun auch die dunkle Wolkenfluth, und die Feſte des Himmels wölbt ſich in ihrer Klarheit über der Erde; Meer und Land trennen ſich und gewinnen eine feſte Gränze, und aus der bewäſſerten Erde ſteigen Gewächſe und Pflanzen dem Licht entgegen. Ehe es noch Tag war auf Erden, vor dem Aufgang des Lichts, in der alten Nacht, da die Erde noch finſter war, konnten Sonne und Mond nicht auf ſie wirken, waren nicht vorhanden für ſie; jetzt aber ſchien und wirkte, wärmte und belebte das Geſtirn des Tages und das geringere der Nacht die rege gewordene Erde und die lichten Himmelskörper begannen ihren ſideriſchen Kreislauf. In dem fünften und ſechsten Tagewerke wird die Erde darauf mit lebendigen Geſchöpfen angefüllt, die alle dem Menſchen unterworfen und dienſtbar ſind, und das Werk ſchließt mit dem, was die Krone und das Ziel des Ganzen iſt, mit der Erſchaffung des Menſchen; worauf denn nach vollendetem Werk der ſiebente Ruhetag, oder Sabbath Gottes, als ein Vorbild des menſchlichen nach moſaiſcher Einrichtung folgt. Wie der erſte Schöpfungsmoment in dieſem Werke der neuen Weltbildung, in dem Fiat des Lichtes aus dem ewigen Worte, ſo iſt auch dieſer letzte der Erſchaffung des Menſchen hinreichend und in nicht zu verkennender Bedeutſamkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, als ein ſolcher ausgezeichnet und hervorgehoben; dagegen bey andern geringeren Erzeugniſſen ausdrücklich auf eine nicht unmittelbare Hervorbringung hingedeutet wird, wie im den Worten: „Und die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut — „und die Erde ließ aufgehen u. ſ. w.“

Wenn nun die Frage entſtehen ſollte, welches wohl eigentlich das Hauptfactum ſey, was im aſtronomiſchen Sinne den erſten Tagewerken dieſer erſten moſaiſchen Erdumbildung zum Grunde liege; ſo iſt dieſe Frage vielleicht nicht unauflöslich. Es müßte allerdings ein ganz einfaches Factum ſeyn, woraus ſich alles dasjenige in der moſaiſchen Erzählung, was der Erdkunde angehört, leicht herleiten ließe; denn die Erſchaffung des Menſchen nach göttlichem Ebenbilde bleibt ein Gegenſtand für ſich und gehört einem andern, höheren Gebiethe an. Folgender Gedanke mag hier wenigſtens hingeworfen als eine Anfrage ſtehn für unſere wiſſenſchaftliche Kenntniß und Beurtheilung vom Weltgebäude. — Wenn wir einen Augenblick vorausſetzen, die Erde habe früherhin anders wie jetzt, ohne täglichen Umſchwung um die eigene Achſe, ſondern etwa ſo wie der Mond um die Erde, alſo ſtets der Sonne dieſelbe Scheibe zuwendend, oder doch nur ein Mal im Jahre ſich um die Achſe drehend, ihren Kreislauf um die Sonne vollbracht; und dann dem Phyſiker oder Naturphiloſophen die Frage vorlegen wollten, wie unter dieſer Vorausſetzung die Erde damals wohl beſchaffen ſeyn konnte, ſo würde die Antwort ohne Zweifel im Allgemeinen dahin ausfallen: daß die Erde alsdann kein organiſches Leben hervorbringen noch enthalten konnte, wenigſtens kein ſolches, was in unſerm Sinne nach der jetzigen Beſchaffenheit irgend ſo genannt zu werden verdiente, ganz wie Moſes ſagt, „die Erde war wüſte und leer;“ und daß überhaupt, ohne die belebende Einwirkung des Lichts, ohne den Wechſel von Tag und Nacht, die Erde ſich wohl in jenem chaotiſchen, finſter fluthenden Zuſtande befunden haben möchte, welchen Moſes an jener Stelle ſo kraftvoll ſchildert. — Nun laſſe man aber den Strahl des Lichts in die innere Kraft, in das Herz der Erde, Leben erweckend eindringen, und mit dem täglichen Umſchwung um die eigene Achſe den eigentlichen Pulsſchlag des höhern Planetenlebens beginnen; ſo wird alles Nachgehende wie von ſelbſt erfolgen. Das Licht zertheilt die Wolken, es öffnet ſich der alte Nebelqualm und klar breitet ſich die Himmelsfeſte über den Erdkörper aus, auf welchem ſich jetzt auch Meer und Land aus dem fluthenden Chaos ſcheiden. Gewächſe keimen aus der befeuchteten Erde zum Lichte hinauf; und es iſt die Erde nun überhaupt geeignet, ſich mit organiſchem Leben aller Art zu füllen. Wollte man entgegnen, daß die Vorausſetzung unmöglich ſey, weil unſer Erdplanet von Ewigkeit her, nach einem nothwendigen Naturgeſetz, den täglichen Umſchwung um die eigene Achſe an ſich gehabt haben müſſe, ſo würden wir den ſtrengſten Beweis dafür erwarten, da man mit vermeintlich „ewigen Naturgeſetzen" ohnehin mehrentheils viel zu verſchwenderiſch umgeht, und die überall ſtufenweiſe Entwicklung der Natur, erſt jetzt von den Meiſtern in der Wiſſenſchaft, obwohl vielleicht immer noch nicht hinreichend, im Einzelnen wie im ganzen Weltgebäude wieder anerkannt wird. Wird aber die Vorausſetzung als möglich zugegeben, ſo wird alles Nachfolgende klar und entwickelt ſich ganz natürlich aus dem erſten allwirkſamen Anfangspunkte, dem erſten durch Gott hervorgerufenen Aufſtrahl und Einſchlag des Lichts, der mit dem täglichen

Umſchwung um die Achſe auf Erden beginnt; von welcher Epochemachenden Begebenheit es denn wohl mit Recht ſo bezeichnend heißt: „Da ſchied Gott das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der erſte Tag.“ Welche letzten Worte dann nicht mehr in einem allgemeinen, halbbildlichen Sinne erklärt zu werden brauchen, ſondern zugleich auch ganz buchſtäblich wahr ſind. Das Wundervolle dieſes erſten Lichtanfanges, ſo wie die unermeßlich folgenreiche Entwicklung, welche ſich aus jenem einen Lebensfactum des täglichen Achſenumſchwunges ergibt, wird auch unſere Naturphiloſophie anzuerkennen, nicht abgeneigt ſeyn. Zwiſchen aller Fülle der organiſchen Lebensentwicklung und dem Letzten bey Moſes — „der Erſchaffung des Menſchen nach göttlichem Ebenbilde“ — aber bleibt immer eine unermeßliche Kluft, welche keine Naturphiloſophie für ſich ausfüllen kann, indem ſie hier einen fremden Boden berührt, wo die Unterſuchung mit dem Gegenſtande ſelbſt aus dem Gebiethe der Naturentwicklung in das Gebieth der unmittelbaren Offenbarung des innern göttlichen Weſens übertritt. Ganz unbedenklich zwar können auch wir gelten laſſen, was der Verfaſſer S. 41 ſagt und mit ihm ſagen: „Wie die Erde reif war, die jetzige Krone ihrer Organiſation, den Menſchen zu tragen, trat er auf ſeinen Schauplatz.“ — Nur allein das „Jetzige“ möchte uns zu weit führen. Nun ſetzt er aber weiter noch merkwürdig genug hinzu: „Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der Entwicklung die Periode der Erde vorüber iſt, in deren geſammten Verhältniſſen der Organismus des Menſchen lag; er kann einſt

„bey einer noch höhern Ausbildung der Erde, als zu ſchwer, „zu ſehr an der Maſſe klebend, ohne Halt zuſammenſinken oder noch in geiſtigere Formen übergehen." — Und da ſieht man wohl, daß wenn man den feſten Boden der göttlichen Offenbarung einmal verlaſſen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menſchen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menſchengeſchichte erſt verſtehen lehrt, alsdann dem wiſſenſchaftlichen Fantaſiren ein gränzenloſer Spielraum geöffnet wird. Wenn der geiſtige Funken, denn ein göttlicher kann es in dieſer Anſicht nicht wohl genannt werden; wenn alſo der geiſtige Funken im Menſchen, der ihn eigentlich zum Menſchen macht, nenne man es nun Vernunft und Sprachfähigkeit, Freyheit oder Fantaſie, ſo wie ein ſchwebender Luftgeiſt, bald an dieſe oder jene Thierform gebunden und in ſie verſenkt oder auch ihr wieder entzogen werden konnte: ſo iſt nicht abzuſehen, warum dieß nicht auch auf die Vergangenheit angewandt werden ſollte, und der Verfaſſer hätte dann eben ſo gut auch die Menſchen der Urwelt unter den zahlreichen Elephantengeſchlechtern oder den — Mammuths der Vorzeit aufſuchen können, als er für die Zukunft und die Ausſicht auf einen Uebergang des Menſchenweſens in „noch geiſtigere Formen" eröffnet; da er unter dieſen doch gewiß nicht, wie wir andern, die verklärten Leiber der Auferſtandenen verſteht, ſondern allem Anſehen nach nur eine leichtere und leichter bewegliche Thierform und Gattung, wie etwa die geflügelten Bewohner der Luft ſchon jetzt ein Beyſpiel davon geben können, wenn wir die kühne Fantaſie in richtiger Conjectur errathen haben.

So ſind wir der naturhiſtoriſchen Anſicht und Hypotheſe des Verfaſſers bis an die äußerſte Gränze gefolgt; und das bisher Geſagte mag wenigſtens als eine erſte Andeutung hinreichen, um zu zeigen, daß ſich die Geneſis auch wohl noch anders anſehen läßt, als der Verfaſſer ſie bis jetzt genommen zu haben ſcheint. Nachdem wir nun alſo das, was die Erdkunde in der urhiſtoriſchen Zeit und von ihr handelnden alten Ueberlieferungen und heiligen Urkunden angeht, beſeitigt haben, nehmen wir davon den Uebergang gleich zu dem vierten Reſultat des Verfaſſers von der Urreligion, was ſich zunächſt an das Bisherige anſchließt. Was das zweyte und dritte Reſultat über das Urland nach der letzten Erdrevolution, über das Urvolk und ſeine erſten Auswanderungen und über die Urſprache enthält, nebſt unſern Bemerkungen dazu, wird am beſten für den Schluß bleiben. Das vierte Reſultat des Verfaſſers lautet nun wie folgt:

Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergefloſſen ſind.

Die urſprüngliche Religion im erſten Weltalter war allerdings nur Eine; eine Religion der Natur war es, d. h. eine Verehrung und Anbethung Gottes in der Natur und der Natur in Gott. Alles Heidenthum iſt aus dieſer Natur-Religion der Urwelt durch weitere Entwicklung, Ausbildung oder Entartung entſtanden. Auf dieſer Stufe des Heidenthums ſind die Aegypter, Griechen und Römer ſtehen geblieben, die Indier ſtehen noch darauf; ſo wie die Mahometaner nebſt den Juden auf der zweyten Stufe einer prophetiſchen Geſetzes-Religion ſtehen geblieben oder darauf zurückgeſunken ſind. Es folgt jener erſten Natur-

Religion nämlich eine zweyte Epoche in der Geſchichte der Religion, welche der Verfaſſer ſelbſt als eine ſolche anerkennt und ganz angemeſſen die Offenbarungslehre oder nach ſeiner Weiſe „Offenbarungsſage" nennt (S. 65 u. ſonſt); das iſt diejenige Religion, welche nicht mehr auf die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur beſchränkt iſt, ſondern auf einer ſpeciellen (wahrhaften oder dafür angenommenen) Offenbarung beruht, in der Perſon eines hierzu geſendeten Religionsſtifters, der mehrentheils zugleich der Nationalgeſetzgeber iſt, und die neu verkündigte Religion auf ein geſchriebenes Geſetz gründet. Dahin wird gewiß der Verfaſſer ſelbſt, außer dem Moſes auch die Lehre des Zoroaſter rechnen. Von dieſen Religionen der zweyten Epoche nun, die auf eine ſpecielle Offenbarung und ein geſchriebenes Geſetz ſich gründen, kann man wohl durchaus nicht ſagen, „daß ſie aus der Urreligion hergefloſſen ſind." Vielmehr iſt die Entartung und Verwilderung der Urreligion gewöhnlich die veranlaſſende Entſtehungsurſache der Religion des geoffenbarten Geſetzes, und befanden ſich die Stifter und Verkünder derſelben mehrentheils in ſchneidendem Gegenſatz oder gar in fortwährendem Kampf mit dem alten Heidenthum. Wenn ſie aber auch als Wiederherſteller der reineren, älteren oder älteſten Religion auftraten, ſo unterſchieden ſie ſich doch von dieſer weſentlich ſchon durch die eigenthümliche und neue Grundlage einer ſpeciellen Offenbarung, und die Form eines geſchriebenen Geſetzes. Daher gehört denn auch Zoroaſter ſeinem ganzen Charakter als eigentlicher Religionsſtifter nach, durchaus dieſer zweyten Epoche an, und es iſt nicht abzuſehen, warum der Verfaſſer ihn in eine viel frühere

Zeit (S. 4) hinaufſchieben will; da die Zendbücher ſelbſt keine Veranlaſſung dazu geben, und die hiſtoriſchen Zeugniſſe dagegen ſind. Wenn Plinius und andere Alte von einem oder mehreren, ungleich älteren, Zoroaſtern reden, ſo iſt dieß einestheils ein ſehr gewöhnlicher Nothbehelf, um alles was einem großen Nationalſtifter in der Vorzeit etwa Verſchiedenartiges oder nicht Vereinbares zugeſchrieben wird, vereinigen zu können. Anderntheils aber ließe es ſich auch ſehr natürlich auf die früheren erleuchteten Lehrer in der Zend- und Parſi-Ueberlieferung deuten, beſonders auf den Hom oder Heomo zur Zeit des Dſchemſchid und den noch älteren Hoſcheng, von welchem letzteren ſelbſt der Feuerdienſt hergeleitet wird. Allein dieſe gehören beyde dem erſten Weltalter an, ſie ſind Piſchdadier, Heilige der Urwelt und Zeugen der Wahrheit vor dem geſchriebenen Geſetz des großen perſiſch-mediſchen Religionsſtifters (Creuzer I. S. 670).

Das Heidenthum iſt zwar in ſeiner Lokalentwicklung der allergrößten Mannigfaltigkeit fähig, eben weil es eine Religion der Natur iſt, je nachdem die Fantaſie aus der unendlichen Fülle der Natur, was ihr am meiſten zuſagt, auffaßt, ſo wie es ſich ihr in ihrer Umgebung zeigt, und das Aufgefaßte weiter geſtaltet; aber eben weil es eine Religion der Natur iſt und ſo lange es nur dieſe bleibt, iſt es weſentlich Eine und dieſelbe. Der wichtigſte und folgenreichſte Unterſchied iſt wohl der, welcher zwiſchen dem Elementen- und Feuercultus der Hirten- und Nomadenvölker und zwiſchen dem ſideriſchen Naturdienſt der ackerbauenden Völker Statt findet; allein auch hier iſt durchaus keine abſolute Abſonderung, und es werden Uebergänge und Vermiſchungen zwiſchen beyden Arten des alten Naturdienſtes in Menge gefunden. Der einzige Unterſchied, der ſich zwiſchen dem, was doch im erſten Grunde, wenn gleich einer unendlich mannigfaltigen Evolution fähig, weſentlich Eins iſt, noch am erſten machen ließe, wäre der zwiſchen dem Heidenthume mit Gott und einem Heidenthume ohne Gott. Allein ganz ohne Gott wird wenigſtens bey den Völkern, die eine Ueberlieferung haben und uns geſchichtlich bekannt ſind, nicht leicht eine heidniſche Religion gefunden werden; und ſo beruht auch hier wieder alles auf einem Mehr oder Minder, auf dem Grade der Kraft und der Klarheit, mit welcher, oder auf der verſchiedenen Form, in welcher die Idee des wahren Gottes aus dem Chaos der Natur-Mythologie hervortritt. — Hier iſt nun der Punkt, wo ich mich von dem Verfaſſer trennen muß, indem er dem urſprünglichen, reinen Heidenthum der Urwelt durchaus das größte Unrecht thut, wenn er behauptet, daß demſelben „Gott und Natur noch Eins waren" (S. 22 u. 59), daß ſie mithin von dem wahren Gott gar nichts gewußt, nicht Gott in der Natur erkannt, die Natur aber in Gott angeſchaut, ſondern im Grunde nur einzig und allein die Natur angebethet hätten. Dieſes würde ſchon an und für ſich, klar betrachtet, nicht wohl denkbar ſeyn, da man doch überhaupt nicht wohl annehmen kann, daß der Irrthum der Wahrheit vorangegangen ſey; auch widerſprechen dem alle hiſtoriſchen Zeugniſſe, alle alten Ueberlieferungen und Urkunden. Unſern jetzigen Phyſikern und Naturphiloſophen begegnet es wohl eher, daß ſie Gott in der Natur verlieren und ihnen beyde Eins werden. Selbſt unſer Verfaſſer redet einmahl ganz beyläufig von „ewigen Naturgeſetzen," eine Redensart, welche man den eigentlichen Phyſikern und gewöhnlichen Naturphiloſophen wohl verzeihen kann, um das zu bezeichnen, was die Natur einmahl angenommen und vorausgeſetzt, als gleich nothwendig mit ihr erſcheint und erkannt wird; die aber von der Genauigkeit des Ausdrucks in urhiſtoriſchen Forſchungen ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Was in der Natur ewig genannt werden kann, das iſt nicht in den Geſetzen zu ſuchen, ſondern gerade in dem, was über die Geſetze erhaben iſt, und eben dadurch als ein freyes Göttliches ſich ankündigt. Sollte der Verfaſſer aber wirklich die Natur ſelbſt für ewig halten, ſo wünſchte ich wohl zu vernehmen, wie er zu dieſer merkwürdigen Kenntniß gelangt ſey. In der alten Zeit findet jene Verwechslung und Verſchmelzung von Gott und der Natur durchaus nicht in der Art Statt, wie der Verfaſſer annimmt, ſelbſt da nicht, wo der Naturalismus vorherrſchend iſt. Sehr beſtimmt kann man in den alten heidniſchen Religionen den Begriff des wahren, oder um es im Gegenſatz gegen den Naturalismus recht ſcharf zu bezeichnen, eines überſinnlichen, über die Natur erhabenen, oder metaphyſiſchen Gottes von den polytheiſtiſchen Zuthaten und der mythologiſchen Umgebung unterſcheiden und aufheben. Der Unterſchied iſt hier nur einzig der, daß in einigen Syſtemen des Heidenthums, wie in dem indiſchen, perſiſchen und chineſiſchen, zum Theil auch noch in dem ägyptiſchen, welches in dieſer Hinſicht den Uebergang zu der griechiſchen Mythologie macht, der metaphyſiſche Begriff von Gott, wie ſehr dieſer Begriff auch nachgehends polytheiſtiſch verunſtaltet ſeyn mag, dennoch gleichſam den Kern und die Seele, den Mittelpunkt, Anfang und Gipfel des Ganzen bildet; dagegen in dem Heidenthume der Griechen und der ihnen verwandten Völker, derſelbe im Ganzen durch die Mythologie völlig verdeckt und verdunkelt wird, und nur an einzelnen Stellen, wie beſonders in den Myſterien, hie und da aber auch außer denſelben, alsdann aber auch ganz unverkennbar hervorbricht. In Hinſicht der Griechen wird dieſes nach Creuzers großen Forſchungen wohl keines weitern Beweiſes bedürfen. Die durchaus metaphyſiſche Bezeichnung des höchſten Gottes in den indiſchen und perſiſchen heiligen Büchern liegt offenkundig vor jedermanns Augen da. Ueber die Religion der andern alten Völker wird es nach dieſen Grundzügen leicht ſeyn, zu entſcheiden, ob ſie mehr zu der einen oder der andern Klaſſe gehören. Der Jehovah des Moſes, ſagen neuere Kritiker, ſey ein bloßer Nationalgott der Juden; allein das Wort ſelbſt iſt ſchon ganz metaphyſiſch gebildet (das indiſche Swayambhu dürfte ihm aus den alten Sprachen noch am erſten entſprechen); dieſes wird durch andere moſaiſche Bezeichnungen deſſelben Gottes, wie Der „Ich bin" ſendet den Moſes, „Ich bin, der Ich bin" noch mehr beſtätigt, und ſo kann dieſer Name Jehovah ſchon nach ſeiner ganzen Wortbildung nichts anders bedeuten, als den, der da iſt und offenbar iſt, der da war und da ſeyn wird; nicht ſeyend überhaupt in unbeſtimmten, allgemeinem Seyn, ſondern daſeyend d. h. ſich offenbarend. Es bezeichnet daher dieſer vierförmige (τετραγράμματον) und geheimnißvolle Name vorzugsweiſe den Gott der Offenbarung, weßhalb die ältere lateiniſche Kirchenſprache in der Vulgata dieſes Wort auch jederzeit durch Dominus überſetzt. Daß Jehovah auch hiſtoriſch angeſehen nach Moſes nicht bloß ein Nationalgott iſt und nicht bloß den Juden eignet, iſt klar aus dem Segen des Noah, wo es ausdrücklich heißt, Jehovah ſey der Gott (der Elohi) des Sem und ſeines Stammes *); d. h. mit andern Worten, die von Sem abſtammenden Völker ſeyen nicht ohne Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes. Man darf hiebey vorzüglich auch wohl mit an die vom Stamm Sems hergeleiteten Perſer denken, deren Religion in der heiligen Schrift immer ſo ſorgfältig und deutlich von dem eigentlichen Götzendienſt unterſchieden wird und genau genommen gar nicht zum Heidenthum gerechnet werden darf, da die Perſer vielmehr ſelbſt von dem gleichen Abſcheu gegen den ſideriſchen Götzendienſt der Aegypter durchdrungen waren, der auch in der Bibel herrſcht; ſo daß es faſt noch zu wenig geſagt iſt, wenn ein geiſtreicher engländiſcher Gelehrter die Perſer ſehr bezeichnend die Puritaner des Heidenthums nennt. In dem Segen des Noah wird jene Wohlthat der wahren Gotteserkenntniß ſogar noch viel weiter ausgedehnt, da es offenbar in der gleichen Beziehung vom Japhet heißt, „er ſolle in den Hütten des Sem wohnen;“ was denn auch gegenwärtig in der neuen

---

*) In der gewöhnlichen, proteſtantiſchen, deutſchen Bibelüberſetzung iſt dieſes nicht richtig gegeben, indem die beyden Benennungen Gottes, welche die Vulgata jederzeit ſehr ſorgfältig unterſcheidet, willkürlich herumgeſtellt ſind, ſo daß es nun lautet: „Geſegnet ſey Gott, der Herr des Sem;“ ſtatt daß es im Texte heißt: Geſegnet ſey Jehovah der Elohi des Sem; durch welche Verſetzung der tiefere Sinn ganz verloren geht.

Zeit bey den mehrentheils von Japhet abſtammenden abendländiſchen Völkern in ſo reichem Maße in Erfüllung gegangen iſt. Man muß überhaupt den erſten, allgemeinen, urhiſtoriſchen Theil der Geneſis gar nicht beachtet oder nicht verſtanden haben, wenn man in dieſer Hinſicht dem Moſes den Vorwurf einer intoleranten Nationalbeſchränktheit machen will. Vielmehr wird es bey näherer Betrachtung klar werden, daß uns gerade Moſes die richtige und reine Idee von der einfachen Natur-Religion der Urwelt gibt, welche vor dem Judenthum und der Religion des geſchriebenen Geſetzes geweſen und aus welcher alles Heidenthum entſprungen iſt.

Was den Verfaſſer eigentlich bey dieſer ganzen Frage vom Urſprunge und von der urſprünglichen Beſchaffenheit der Religion beengt und hindert, iſt die allerdings nicht leicht zu löſende Schwierigkeit, die er gar wohl fühlt, wie die Idee des wahren Gottes zuerſt an den Menſchen gekommen ſey und überhaupt in ihn kommen könne. Da der Verfaſſer unter den mancherley Verſuchen, dieſe Frage zu beantworten, auch die von mir in einer früheren Schrift (Ueber die Sprache und Weisheit der Indier) aufgeſtellte Behauptung, daß dieſes nur durch eine unmittelbare Offenbarung geſchehen könne, unter den übrigen Verſuchen erwähnt, die ihm alle als unbefriedigend erſcheinen (S. 58 u. 59); ſo will ich darüber eine recht beſtimmte Erklärung in der Kürze verſuchen. — Denn es iſt dieſes doch nun einmal einer von den Punkten, wo die urhiſtoriſche Forſchung mit der Philoſophie in unvermeidliche Berührung kommt; eine Berührung, welche der Verfaſſer zwar umgehen möchte, ſich ihr aber ſelbſt, in dieſem letzteren Theile ſeiner Schrift, auf keine Weiſe zu entziehen vermag. Und wenn es eine freye, lebendige Philoſophie iſt, nicht eine ſolche, die aus Abſtraktionen ein Syſtem erbaut; ſo iſt auch nicht abzuſehen, wie eine ſolche Philoſophie irgend ſtörend auf die urhiſtoriſche Forſchung einwirken könnte, was der Verfaſſer mit Recht wohl nur von jener andern in einem Syſteme befangenen und in Abſtraktionen verſtrickten Philoſophie beſorgen konnte. Ueber die Entſtehung der Idee von Gott im Menſchen finden etwa folgende Erklärungsweiſen Statt. Iſt dieſe Idee von der Vernunft durch ſich ſelbſt aus dem eigenen Ich erzeugt und hervorgebracht, ſo iſt der Urſprung der Idee von Gott auch gleich aus ſich ſelbſt erklärt; nur das Daſeyn Gottes außer der Idee iſt dann unerklärbar; welche idealiſtiſche Schwierigkeit, da dieß ohnehin auf keine Weiſe die Meinung des Verfaſſers iſt, wir hier an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, da dieſe Anſicht in ihrer ganzen Strenge überdem nur wenigen ſpekulativen Denkern eigen iſt, und niemals allgemeine Denkart werden kann. Deſto allgemeiner verbreitet iſt die Meinung, welche den Naturmenſchen aus lauter ſinnlichen Wahrnehmungen, Bildern und Gefühlen den Begriff von Gott durch allmählige Steigerung, Läuterung und Verfeinerung erreichen läßt; wo er denn in ſich ſelbſt als ein zuſammengeſetzter Begriff und hinſichtlich der Entſtehung als zufällig veranlaßt erſcheint, mithin alle Realität verliert; zu welcher letzten Anſicht der Verfaſſer in einer Beziehung, wovon weiter unten, ſich zu neigen ſcheint, obwohl er im Ganzen das Ungenügende auch dieſer Erklärungsweiſe eingeſteht. Und in der That iſt es auch ein bloßer Scheingedanke, der ſich nah beleuchtet, nicht klar und verſtändlich faſſen, ja überhaupt nicht denken läßt. Im beſten Sinne aber und aufs günſtigſte ausgelegt, würde es doch nur als ein Wiederfinden und allmähliches Hervortreten der Idee von Gott erklärbar ſeyn, die dann ſchon früher in den Menſchen gelegen haben müßte. Und das iſt es eben, was der dritten Annahme, zu welcher wir uns bekennen, zu Grunde liegt. Was wir Vernunft nennen und andere ähnliche Eigenſchaften und Kräfte, die wir im Menſchen ein- und abtheilen, das ſind eben nur Eintheilungen und Eigenſchaften auf der Oberfläche der äußern Erſcheinung des Menſchen; ſeinem wahren, innern Weſen nach, beſteht der Menſch nur aus zweyerley, aus Geiſt und Seele, und eben das iſt das Weſen des Menſchen, daß er nicht Geiſt allein iſt, ſondern ein Geiſt der mit Seele verknüpft und mit ihr Eins iſt. Wenn nun der Geiſt ſowohl als die Seele urſprünglich gar keinen andern Gegenſtand haben noch haben können, als Gott, wenn Er der erſte Gedanke jedes erſchaffenen Geiſtes und der urſprüngliche Gegenſtand der fühlenden Seele iſt; ſo iſt alsdann die Idee von Gott als dem Menſchen angeboren oder eingeboren zu betrachten, und es iſt nicht mehr unerklärbar, wie ſich dieſe Idee in ihm entwickeln und ſelbſt äußerlich veranlaßt und wieder hervorgerufen werden kann, da ſie urſprünglich ſchon in ihm liegt. Dieſe Wiedererweckung bleibt immer möglich, wie ſehr auch Geiſt und Seele durch andere und äußere Gegenſtände abgelenkt, zerſtreut und verwirrt ſeyn mögen; eben weil der Gedanke, der wieder hervorgerufen werden ſoll, für beyde der erſte und urſprüngliche war.

Wohl dürfte man eine ſolche Wiedererweckung der dem Menſchen eingebornen Idee Gottes auch Erinnerung nennen, im Platoniſchen oder doch dem ähnlichen Sinne. Unvollſtändig aber bleibt dieſe Erinnerung, ſo lange ſie nur das iſt, und nur wie im Bilde eine Ahnung deſſen, was ſie erfaſſen möchte; und es bleibt immer noch eine große Kluft von dieſer Ahnung bis zur unmittelbaren Wahrnehmung, die nur durch den Gegenſtand ſelbſt, durch wirkliche Berührung Gottes geſchehen und erklärt werden kann. Und warum ſollte dieſe, wenn ſie es von Anfang war, nicht auch in jeder ſpätern Zeit möglich ſeyn, obgleich den irdiſchen Sinn überſteigend? Weil aber dieſer innere Ausſtrahl des Ewigen aus aller Zeit heraustritt und die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen mit einem Male ganz da iſt, ſchnell und plötzlich wie ſich der Blitz vor unſerm Sinnenauge entzündet, ſo wird ſie gleich dem ſchöpferiſchen Lichtanfange in der Natur, Erleuchtung genannt; und das iſt eben der in dieſer Anſicht aufgeſtellte Grundſatz, daß alle Erkenntniß Gottes auf unmittelbarer Erleuchtung beruhe. Iſt mit dieſer Erleuchtung nun eine äußere Richtung und Wirkung, eine Sendung und göttlicher Befehl verbunden, ſo iſt es das, was im ſpeciellen Sinne eine perſönliche Offenbarung genannt und den Verkündigern und Stiftern der wahren Religion und lebendigen Gotteserkenntniß beygelegt wird. Der Glaube aber iſt das Anſchließen an eine fremde Erleuchtung, ein Erfaſſen und Ergreifen derſelben, was ohne alle eigene und innere Erleuchtung nicht denkbar iſt, wenn der Glaube nicht bloß ein ganz äußerlicher ſeyn ſoll, der nur den Buchſtaben gedankenlos nachſpricht und alſo eigentlich auch ohne innere Ueberzeugung wäre. So kommt alles auf den Grundſatz der Erleuchtung, als erſte Quelle der Erkenntniß Gottes zurück; und in der Hoffnung, daß dieſe Erklärung nun deutlich und beſtimmt genug ſeyn wird, will ich, um jedes Mißverſtändniß vollends abzuſchneiden, noch hinzufügen, daß mithin dieſem Grundſatze gemäß die Metaphyſik eine durchaus empiriſche und poſitive Wiſſenſchaft iſt, „welche ſich denen, die der Erfahrungs-Idee davon ermangeln, nicht kommuniciren läßt." — Dieſes jedoch bleibt einer andern Ausführung überlaſſen; wenden wir das hier zu Grunde gelegte nun an auf die Beſchaffenheit der urſprünglichen Religion. — Ich nehme Eine urſprünglich gute und wahre Religion an, in einem viel volleren Sinne als der Verfaſſer; und es wird nun leicht erklärbar ſeyn, wie ich behaupten konnte, das urſprüngliche und reine Heidenthum, von welchem wir faſt überall nur die Entartung finden, ſey die wahre Religion der Natur geweſen, welche Gott in der Natur erkennt, die Natur aber in Gott ſchaut, ohne deßfalls „beyde für Eins" zu halten. Und eben das war die Erleuchtung, welche die Heiligen der Urwelt beſaßen und welche auch Moſes einigen derſelben namentlich beygelegt. Wird nun dieſe göttliche Erleuchtung nur feſtgehalten, ſo kann man auch recht wohl eine andere natürliche daneben und jener untergeordnet gelten laſſen, jenen „geiſtigen Inſtinkt" (S. 59) nämlich, vermöge deſſen die Menſchen der Urwelt, weil ſie ſelbſt noch in einer näheren und innigeren pſychiſchen Berührung und Verknüpfung mit der Natur ſtanden, und durch dieſe, ungeachtet ſie unſere Maſchinen, Experimente und Berechnungen entbehrten, manches von der Natur wußten, völlig klar erkannten und ganz leicht handhabten und gebrauchten, was wir mit allen unſeren Rechnungen und Maſchinen noch nicht ſo recht zu erfaſſen im Stande ſind. Da alle Analogien der Naturkunde und ſo viele hiſtoriſche Thatſachen, die ſonſt ganz unerklärbar bleiben möchten, für dieſe Annahme und hier anzuwendende höhere pſychiſche Anſicht ſprechen, ſo erſcheint es nur als eine ſkeptiſche Willkür des Verfaſſers, wenn er dieſe ſo kurzweg beſeitigen will (S. 59).

Die Erleuchtung aber, welche die Quelle der Religion bey den Heiligen der Urwelt geweſen, iſt noch wohl zu unterſcheiden von der ſpeciellen Offenbarung und perſönlichen Sendung der eigentlichen Religionsſtifter und prophetiſchen Nationalgeſetzgeber, welche dem zweyten Weltalter angehören. Merkwürdig iſt, was in der Geneſis über einige fromme und erleuchtete Männer des erſten Weltalters in kurzen Andeutungen vorkommt. Die erſte rein hiſtoriſche Erwähnung dieſer Art iſt die von Enos, der zuerſt den Namen Jehovah angerufen; jenen wundervollen und geheimnißreichen Namen „vor dem ſich alle Knie beugen, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde ſind." — Im Text heißt es bekanntlich, „zu deſſen Zeit" zuerſt der Name Jehovahs angerufen ward; wenn gleich aber der Anordner der Vulgata ſeine guten Gründe gehabt haben mag, warum er jene Leſart vorzog, welche dieſes neue und große Ereigniß, der Erfindung des Gebets oder was etwa ſonſt noch darin liegen mag, dem Enos perſönlich zuſchreibt; ſo geht doch daraus um ſo mehr hervor, daß Enos darum keineswegs als ein eigentlicher Religionsſtifter im ſpäteren Sinne zu betrachten ſey. So hoch alſo ſetzt Moſes das Alter der reinen Jehovahverehrung hinauf; vom Henoch aber (dem Idris der neuern Morgenländer und dem Kapila der Indier, welchem die älteſte indiſche Philoſophie beygelegt wird, noch vor der ganzen Entwicklung der entarteten Mythologie und lange vor dem ſehr ſpäten Vedantaſyſtem); von dieſem auch den andern aſiatiſchen Ueberlieferungen wohl bekannten Henoch ſagt Moſes; er „lebte in Gott,“ *) mit dreymaliger Erwähnung und Wiederholung des Namens Elohim, womit in ſolcher Beziehung jederzeit eine beſondere göttliche Geiſteskraft und Erleuchtung angedeutet wird, wie etwa auch in der ſpäteren Zeit der wundervolle Elias ein Mann Elohim genannt wird; ſo daß jenes „er lebte in Gott,“ wenn man ſich einige Umſchreibung erlauben dürfte, wohl am beſten heißen könnte: „er wandelte in der Kraft Elohim.“ — Vom Noah heißt es nun wieder, er fand Gnade vor Jehovah, und ferner, er lebte in Gott, oder wie wir es auszudrücken verſucht, er wandelte in der Kraft Elohim. Bey dieſem Heiligen der moſaiſchen Urwelt treffen wir wieder mit der Theorie des Verfaſſers zuſammen. Er unterſcheidet den eigentlichen Offenbarungsbegriff von dem bloßen frommen Naturgefühl der Urzeit ſehr wohl und iſt die Entſtehung des erſten, die ihm auf die bisherige Weiſe als nicht gelungen erſcheint, auf ſeine ei-

---

*) In Gott; um alle Bedeutungen der Partikel Eth אֵת, aus, mit und zu — Gott, zugleich auszudrucken.

gene Weiſe zu erklären bemüht. Das ſchreckliche Ereigniß der letzten Erdrevolution, wo ſich die Natur gegen den Menſchen ſo ganz feindlich bewies, habe im Dankgefühle der Errettung auf den Begriff eines Weſens geführt, das über die Natur erhaben und ganz von ihr verſchieden ſey; und daraus ſey dann die Offenbarungslehre entſtanden. So leiten auch die franzöſiſchen Alterthumsphiloſophen den Urſprung aller Religion von jener furchtbaren Erdkataſtrophe her, und laſſen dieſelbe aus der Furcht und einer durch Schrecken aufgeregten Fantaſie entſtehen. Der Verfaſſer hat dieſe Anſicht doch viel edler und tiefer aufgefaßt, indem er dabey nicht ſowohl dem Schrecken vor dem furchtbaren Naturereigniß, als dem Dankgefühle gegen den großen Erretter das meiſte einräumt. Ganz in dieſem Sinne mag man wohl auch das große Dank- und allgemeine Naturopfer des Noah bey Moſes nehmen und verſtehen; und unſtreitig mußte jene furchtbare Naturbegebenheit die Religion und das Gefühl von Gott auf manche Weiſe erwecken und neu beleben oder ihm eine neue Richtung geben; nur konnte die Idee von Gott dadurch nicht zuerſt in den Menſchen kommen, wenn ſie nicht ſchon urſprünglich in ihm gelegen hätte. Auf keine Weiſe aber iſt es richtig, was nur Ein Moment in der Geſchichte der älteſten Religion und in der Frage von dem Urſprunge und der erſten Entwicklung derſelben bildet, als das Ganze betrachten und aufſtellen zu wollen. Der letzte, welchen Moſes in ähnlicher Beziehung und Bezeichnung erwähnt, iſt Melchiſedek, der obwohl er ſchon zur Zeit des Abraham lebte, doch noch vor der Berufung deſſelben ſtehend, den früher genannten Heiligen der Urwelt beygezählt werden muß, und eben dadurch einen neuen Verbindungspunkt bildet, durch welchen der volkshiſtoriſche Theil der Geneſis an den urhiſtoriſchen angeknüpft wird (S. oben). Obwohl er aber ein Prieſter des höchſten Gottes, in dreymaliger Wiederholung dieſes beſondern göttlichen Namens (El Eliun) genannt wird und als ſolcher dem Abraham ein Vorbild des höchſten unblutigen Opfers (nach frommer Sitte der Urwelt) darbringt; ſo kann er, ganz allein und einzeln ſtehend, doch auf keine Weiſe und eben ſo wenig als die früher genannten als ein eigentlicher Religionsſtifter und prophetiſcher Geſetzgeber verſtanden werden. Zu dieſer Klaſſe, welche das zweyte Weltalter beherrſcht, gehört außer dem Moſes, vor allen Dingen Zoroaſter; dann der indiſche Gautama, wie jener Geiſt, welcher alles in Indien verändert hat (der die Nyaya-Philoſophie geſtiftet und zu dem Vedantaſyſtem als Gegenſatz gegen jene, und ausgleichende Umbildung der alten Lehre gegen die Neuerung, die Veranlaſſung gegeben hat), mit ſeinem hiſtoriſchen Namen heißt, welchen die zahlreichen Anhänger ſeiner Religion Buddha (sapiens, intelligentia, verbum) nennen; ferner Confucius und andere prophetiſche Nationalgeſetzgeber bis auf den Mahomed herab. Gemeine, gewöhnliche Menſchen waren dieſe alle nicht, ſondern mit außerordentlichen Eigenſchaften und Gaben ausgerüſtete Männer; ob es aber bloß eine ſideriſche Naturkraft geweſen, oder auch eine böſe und dämoniſche Geiſtesgewalt — oder aber, ob es der Geiſt Gottes war, die Kraft Elohim und das Licht Jehovah, welches ſie getrieben und in welchem ſie gelehrt und gewirket; das muß freylich erſt unterſucht und aufmerkſam erwogen werden; und unſtreitig muß uns ſelbſt ſchon die Idee Gottes völlig klar und gewiß geworden ſeyn, ehe wir zwiſchen der wahren und falſchen Offenbarung unterſcheiden können; welcher Gegenſtand hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Nachdem wir nun geſehen haben, auf welche Weiſe Moſes die Erkenntniß des wahren Gottes auch in der urhiſtoriſchen Zeit des erſten Weltalters und vor dem Volke Abrahams berührt, und in den vier Epochemachenden Punkten von Enos, Henoch, Noah und Melchiſedeck andeutend darauf hinweiſt; ſo wäre jetzt noch ein Wort zu ſagen über die in ihm enthaltene Anſicht von der Natur, wie ſie ſich beſonders in dem urhiſtoriſchen Theil ſeiner heiligen Ueberlieferung kund gibt, in der Geſchichte jener erſten Zeit, da noch kein geſchriebenes Geſetz gegeben war und man Gott nur in der Offenbarung der Natur erkannte, die Natur aber in Gott ſchaute. Jede Art von Naturdienſt oder gar von Anbetung der Natur iſt bey Moſes, wie ſich verſteht, ſtreng ausgeſchloſſen; dieſes hindert aber nicht, daß ſich bey ihm eine reine Verehrung des Göttlichen in der Natur und eine ſehr tiefe Anſchauung alles Weſens und Wirkens der Natur vorfindet und ausſpricht, welche der aufmerkſamſten Beachtung würdig iſt. Werfen wir nun in dieſer Hinſicht noch einen Blick auf die moſaiſche Bildungsgeſchichte der Erde; ſo tritt manches gleich ſehr hell und entſchieden hervor, andres aber wird, wie überhaupt nicht ſelten in der Geneſis, ſo auch in der Darſtellung der Natur und Erdbildung ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder in kurzer

Andeutung wie verloren in den Hintergrund geſtellt. So wird der erſte Lebenshauch, das eigentliche Reelle in der Natur, das Element der Luft nirgends ausdrücklich und hervorhebend erwähnt; ausgenommen, wo Jehovah Elohim dem aus Lehm gebildeten Erdenſohne den „Odem des Lebens" einbläſt (Kap. II. 7.). So kann auch wohl in dem oben commentirten zweyten Verſe der Schöpfungsgeſchichte, bey dem Geiſt Gottes, welcher vor dem Anfange der neuen Erdbildung, auf dem Waſſer ſchwebt, da von einer ganz lokalen und beſtimmten, durchaus phyſiſchen göttlichen Einwirkung die Rede iſt, und das Wort Ruach רוּחַ ohnehin auch Lebenshauch bedeutet, an ein natürliches Medium der göttlichen Kraft und Allmacht, in dem allgemeinen Lebenselemente der Luft, als die ſchöpferiſchen Acte der Wiedergeburt der Natur vorbereitend, gedacht werden. In der moſaiſchen Weltbildung ſelbſt aber, und in ſeiner Naturdarſtellung überhaupt, nimmt das Licht die erſte Stelle ein, wie ſchon oben hinreichend Gelegenheit geweſen, darauf hin zu weiſen. Wie überhaupt in der bibliſchen Lehre und Sprache die Gnade im Menſchen ſo oft unter dem Bilde des Lichts dargeſtellt wird, ſo wird umgekehrt das Licht bey Moſes und auch ſonſt, als das unmittelbar Göttliche, als ein Gottgeſendeter Strahl der Gnade in der Natur geſchildert und nicht zwar an und für ſich, aber als ein Bothe und Verkündiger der Herrlichkeit Gottes verehrt und obenan geſtellt. In der moſaiſchen Weltbildung iſt das Licht der erſte Erwecker und Erreger des höheren Erdenlebens, der große Wiederherſteller in der Natur, der die alte Verwirrung durchfahrend ſcheidet und Ordnung ſchafft in dem, was nun klar und feſt getrennt iſt. In der erſten Reihe der moſaiſchen Tagwerke folgen nun auf das Element des Lichts nach einander Waſſer, Erde, und die aus der vom Waſſer befruchteten Erde dem Licht entgegen grünenden Gewächſe; alles nah verwandte Elemente oder Productionen der Natur. Des Feuers wird nirgends ausdrücklich, ſo wie etwa des Lichtes erwähnt, obwohl es ſonſt bey Moſes nicht bloß als Bild, ſondern ſelbſt als Medium der Erſcheinung Gottes in der Feuerſäule, dem feurigen Buſch u. ſ. w. vorkommt. Das Feuer an und für ſich gedacht, iſt mehr ein Element der Zerſtörung, zur Vernichtung oder zur Reinigung, als ein Princip des Lebens und der Weltbildung; nur gemildert, verhüllt und gebunden wirkt es als ein ſolches in der Sonnenwärme, oder als Lebensfeuer in den Adern blutbeſeelter Geſchöpfe, und in dieſer Form und Beziehung liegt es denn auch in der zweyten Reihe der moſaiſchen Tagwerke zum Grunde, wo die Anordnung der belebenden Geſtirne und die Hervorbringung der lebendigen Erdebewohner in allen Reichen der Natur in Kürze berichtet wird. Die erwärmende Sonne und der Mond (der auf Gährung, Wachsthum und Erzeugung, nach der Anſicht aller alten Völker und vieler neuern Naturforſcher, mächtig einwirkend, immer noch als ein Princip einer wenn gleich ſehr deprimirten Lebenswärme zu betrachten iſt) führen uns als die herrſchenden Geſtirne des Tages und der Nacht wieder zurück zu dem Lichte, welches bey Moſes den Anfang macht und immer das Erſte bleibt. Die Fülle und Fruchtbarkeit der lebendigen Erdgeſchöpfe in ihrer Ernährung und Fortpflanzung zahlreicher Geſchlechter wird ſchon hier, wie ſo oft ſpäterhin bey Moſes, mit Wohlgefallen als ein lebendiger Segen Gottes betrachtet und geprieſen. Die Rückkehr zum Lichte iſt aber auch hier in den blutbeſeelten Lebendigen, beſonders in der Krone aller Erdgeſchöpfe, in dem Menſchen, durch die Sache ſelbſt gegeben. Aus dem Waſſer, oder der vom Waſſer befruchteten Erde wächſt die Pflanze dem Licht entgegen und lebt von ihm; gleichwohl iſt die Blume, als Gipfel der Pflanze, obgleich ſich ihm ganz hingebend und entgegen neigend, nur eine Sehnſucht nach Licht, welche unbefriedigt bleibt und nicht bis zum wirklichen Auge durchbricht. Das Auge iſt es, und nicht zunächſt die willkürliche Bewegung, welche manche Thiergattungen in ſo geringem Maße oder faſt gar nicht haben, und welcher ſich die Pflanzen dagegen Periodenweiſe wieder nähern; das Sonnenempfindende *) Auge iſt es, welches das Thier zum Thier und die Lebendigen zu Lebendigen macht; das Auge, welches in der Krone aller Erd-Lebendigen, im Menſchen, wie die Blume aufrecht zum Lichte gewendet, in dem wundervollen Kreiſe ſeines Angeſichts ſelbſt als eine zwiefache Sonne hervorſtrahlt. Was aber iſt dieſes äußere Licht und die ſichtbare Sonne gegen das innere Auge, durch welches der Menſch in ſeinem Geiſte das Licht ſieht, welches ewig ſcheint, und eben dadurch ein Ebenbild Gottes wird, ein Abglanz und Wiederſchein ſeiner Herrlichkeit? So wird am ſechsten Tagewerke mit dem Menſchen beſchloſſen, was

---

*) „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
„Wie faßt' es denn des Lichtes Kraft?"
heißt es in einem ſchönen alten Verſe; ein Spruch, der auch in der Philoſophie ſeine reiche Anwendung findet.

im erſten durch das Licht begonnen war; und es folgt in der ſiebenten Zeit nun die Ruhe Gottes, nach ganz vollendetem Werke. — Wenn das Licht, als das Geiſtigſte in der Sinnenwelt, den Einen Wendepunkt der moſaiſchen Naturanſchauung bildet, den wir auch bey den andern altaſiatiſchen Völkern in ähnlicher Würde wieder finden; ſo findet ſich der andere ſichtbar in der eigenthümlichen bibliſchen Anſicht vom Blute, wie es das beſeelende und verborgene Lebensfeuer iſt in allen Lebendigen, die geheime Werkſtätte und das Gott geheiligte Sanctuarium des Lebens, welches ſo vieler Verletzungen fähig, und eben darum mit der vorſichtigſten Ehrfurcht zu behandeln iſt. So wird, der blutigen Opfer nicht zu erwähnen, vom Abel geſagt, daß ſein Blut zu Gott von der Erde emporſchreye, welche den Mund geöffnet, um es aus der Hand des Mörders zu empfangen. Und als der Menſch nach der Sündfluth, ſtatt der ehemaligen milden Pflanzennahrung (Kap. I. 29) einer glücklicheren Urwelt, nun auch auf die lebendigen Mitgeſchöpfe zur Nahrung angewieſen ward *), ſo wird doch zugleich vor dem Blute gewarnt,

---

*) Der Menſch hat die Zähne von beyden Thiergattungen, der fleiſchfreſſenden und derjenigen, die ſich von Pflanzen nährt. Daraus folgt aber wohl bloß, daß er eine große Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln, und auch zubereitete, zu genießen beſtimmt und organiſch eingerichtet war. Denn anzunehmen, daß der Menſch urſprünglich als ein fleiſchfreſſendes und reißendes Thier erſchaffen ſey, iſt gegen alle innere Wahrſcheinlichkeit, mit den deutlichſten Hinweiſungen in den älteſten und heiligſten Ueberlieferungen, daß die erſte Nahrung des Menſchen Pflanzennahrung geweſen, durchaus ſtreitend, und allerdings auch mit dem Chriſtenthum, und der Anſicht.

es nicht zu genießen; und nun, merkwürdig genug, gleich nach der ſchrecklichen Naturkataſtrophe auch das Geſetz der rechtlichen Blutrache und wiedervergeltenden Todesſtrafe verkündigt. Die bibliſche Anſicht vom Blute, als der andere Wendepunct der moſaiſchen Naturanſchauung, greift ſchon ganz in das Specielle des moſaiſchen Geſetzes ein; daher wir dieſen Faden hier nicht weiter verfolgen können. In welchem Sinne aber auch nach Moſes der Gottesdienſt der Urwelt eine Religion der Natur geweſen, das iſt beſonders aus dem einleuchtend, was bey der Erſchaffung und Sendung Adams von ſeinem urſprünglichen Verhältniß zur Natur geſagt wird, über die er zum Herrn und Beherrſcher eingeſetzt worden, als ein wahrhafter König und mithin auch Hoherprieſter derſelben, da ſie ja doch nur zur Verherrlichung Gottes dienen und gebraucht werden ſoll. In dieſem Sinne und in der Funktion eines Königs und Hohenprieſters der Natur dürfte wohl die Stelle zu erklären und zu deuten ſeyn, wo es von Adam heißt, daß er allen Lebendigen der Erde ihren Namen gab; denn von dem ſogenannten Urſprung und erſten Stammeln einer noch halbthieriſchen Naturſprache, nach modern beliebter Ausdeutung (d. h. Heraus- und Wegdeutung des göttlichen Geiſtes) kann dieſe Stelle ſchon deßwegen nicht verſtanden werden, wenigſtens nicht in unſerer Anſicht und Bedeutung von Sprache, weil es ausdrücklich heißt, „Jehovah" habe dem Adam alle Geſchöpfe vorgeführt, be-

---

welche uns dieſes und die chriſtliche Philoſophie vom Erſten Menſchen und ſeinem urſprunglichen Zuſtande gibt, nicht wohl vereinbar.

nen er dann ihre Namen gab; dergleichen bey Moſes nicht umſonſt zu ſtehen pflegt. — Auch unſere gewöhnlichen Vorſtellungen von einem ſeligen Müßiggange des Menſchen im Paradieſe, ſind nicht ganz richtig und moſaiſch begründet. Denn ausdrücklich wird Adam von Gott eingeſetzt in das Paradies, „um es zu bauen und zu bewahren." — „Zu bewahren" d. h. zu vertheidigen, kämpfend gegen den Feind, der ſich doch nachher einzuſchleichen wußte. „Es zu bauen", gewiß nicht zur gemeinen Leibesnothdurft, wie ſpäterhin nachdem „der Acker verflucht war um ſeinetwillen;" alſo zu welchem andern Zwecke ſollte es wohl bearbeitet werden, als zur immer größern Verherrlichung Gottes? —

Nachdem wir nun alles, was die Erdkunde und letzten Erdrevolutionen betrifft, in der urhiſtoriſchen Forſchung des Verfaſſers, ferner auch den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Religion erörtert, und dabey dem Zendaveſta und allem, was er Merkwürdiges nach der Deutung des Verfaſſers darbiethet, den wohlverſtandenen Sinn der Geneſis, ſo ausführlich als hier geſchehen konnte, zur Seite oder gegenüber geſtellt haben; ſo wenden wir uns jetzt zu des Verfaſſers Meinung über die Urſprache, als dem zunächſt mit dem vorigen verwandten Gegenſtande. Denn es iſt mit der Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der erſten Sprache, wie mit der Frage über den Anfang der Religion. Es handelt ſich auch hier wie dort darum, ob man eben geradezu mit dem anfangen ſoll, was wirklich überall das Erſte iſt, mit dem Geiſt in ſeinem Wirken, oder aber verſuchen will, den Geiſt erſt allmählich aus der ſinnlichen Verworrenheit hervorzuklügeln und als zufälligen Auswuchs hintendrein anzufügen. Bemerkenswerth war es uns, wie der Verfaſſer zwiſchen beyden Meinungen nicht ſowohl die Mitte hält, als zwiſchen ihnen getheilt iſt. Der einen Meinung, welche die Sprache aus einem thieriſchen Geſchrey oder ſchallnachahmenden Lallen allmählich zur Vernunftform und geiſtigen Bedeutſamkeit ſich emporkünſteln läßt, huldigt der Verfaſſer durch den Grundſatz (S. 43 und folg.), daß die Urſprache einſylbig geweſen ſeyn müſſe; der andern Meinung, welche dafür hält, daß die Sprache wohl mit der reinſten, geiſtigen Bedeutſamkeit angefangen haben könne, und die roheren Sprachen als herabgeſunkene betrachtet, gibt er ſich dadurch gefangen, daß er den innigen und unzertrennlichen Zuſammenhang (S. 76) zwiſchen der mehrſylbigen, organiſch gegliederten und gebildeten Sprache und der wundervollen Erfindung (S. 73) der Buchſtabenſchrift anerkennt und einſieht. Nöthig iſt es jedoch, daß wir uns bey dieſer Unterſuchung gleich ganz und gar auf das hiſtoriſche Gebieth verſetzen; denn die eigentlich ſo zu nennende — allerdings durchaus vorhiſtoriſche — Urſprache dürfte wohl durch eine ſo große Kluft von uns und unſerm gegenwärtigen Zuſtande abgetrennt ſeyn, daß weder des Hrn. Verfaſſers noch auch meine Forſchungen, die erforderliche Brücke dahin zu ſchlagen, und den allgemeinen Zugang zu jenem „verlornen Worte“ der Urſprache wieder zu öffnen im Stande ſeyn möchten. Das wäre nämlich im rechten Sinne die wahre Urſprache zu nennen, was Moſes in der oben erwähnten Stelle andeutet und unſerm Dafürhalten nach in derſelben wirklich gemeint iſt, von der Zeit als Adam noch das göttliche Fiat in der Natur beſeſſen, und wie er dieſe Sprachherrſchaft zwar nicht aus eigener Gewalt und Vollmacht, ſondern nach Gottes Willen und Einſetzung und unter Jehovahs Mitwirkung und Anleitung ausgeübt hat, bis er in jenen verderblichen Schlaf verſunken iſt, durch welchen er der Sinnengewalt anheim fiel. Und auch ſpäter noch als der nun in ſeiner Sünde erkrankte Menſch (Enos heißt der Menſch, und ſeiner Wurzelbedeutung nach der „Kranke") den geheimnißvollen, wunderwirkenden Namen des wahren Gottes wieder gefunden und zur Hülfe aus ſeinem Elende angerufen hatte, konnte dieſes nicht geſchehen, ohne daß er auch den innern, weſentlichen, wahren Namen ſehr vieler Naturkräfte und Dinge, zugleich mit jenem höchſten Worte finden, erkennen und entdecken mußte. — Doch dieſes alles, als mehr in die chriſtliche Philoſophie einſchlagend, welcher es auch allerdings zum Theil angehört, wird der Verfaſſer lieber von der urhiſtoriſchen Forſchung ausgeſchloſſen wiſſen wollen. Wir verfolgen dieſes daher nicht weiter und treten gleich mit dem Verfaſſer auf das rein hiſtoriſche Gebieth, wo uns dann unter den faktiſch bekannten, alten und älteſten Sprachen, ſogleich der Unterſchied zwiſchen den mehrſylbigen und einſylbigen, als der eigentliche Hauptpunkt der ganzen Unterſuchung entgegentritt. Da finden wir nun allerdings eine Sprache vor, von durchaus einſylbiger Natur, von undenklich hohem Alter und zugleich von der allerkünſtlichſten Ausbildung, die chineſiſche nämlich; und von dieſer Seite dürfte es ſchwer ſeyn, über den Vorrang der einen oder der andern Gattung, beſonders auch der Zeit nach bloß hiſtoriſch genommen, zu entſcheiden. Eigentlich fragt es ſich doch nur, welches der Hauptſtamm geweſen und welches der Nebenzweig ſey. Ueber den innern Werth iſt die Frage dagegen leicht entſchieden. Die mehrſylbigen Sprachen ſind durch und durch und bis in die innerſten Fäden des lebendigen Gewebes organiſch gebildet, in den Wurzeln wie in der grammatiſchen Form und jener tief eingreifenden etymologiſchen Verwandtſchaft, welche ſich faſt über den ganzen Erdboden hin verzweigt durch alle Aeſte der indiſchen, griechiſch-lateiniſchen, perſiſchen und germaniſchen, und in entfernterer Verknüpfung auch ſelbſt der phöniciſch-arabiſchen und zweifelsohne auch der geſammten ſlaviſchen Sprachen. Die einſylbige Sprache dagegen hat kein wahrhaft inneres, organiſches Leben, ſondern bildet ein bloßes Aggregat von iſolirten Klängen, welches ohne innere Entfaltung bey höherer Ausbildung zuletzt in ein unendlich künſtliches Syſtem der willkürlichſten und ganz conventionellen Zeichenſprache ausgeht, wie bey den Chineſen, wo zuletzt das Chaos der angenommenen Schriftchiffern, der unbeſchreiblichen Armuth und Zweydeutigkeit der mündlichen Sprache zu Hilfe kommen muß, um ſich nur nothdürftig verſtändigen zu können. Auf den innigen Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Schrift und auf die verſchiedenen Arten der ſchriftlichen Bezeichnung kommt dabey alles an. Die Bilderſchrift, von der mexikaniſchen Malerey an, durch die ſymboliſch-prieſterliche Geheimſprache der ägyptiſchen Hieroglyphen hindurch, bis zu dem endlos künſtlichen Chiffern-Chaos der Chineſen, bleibt immer das Untergeordnete; auch nach der Anſicht des Verfaſſers, der die „Erſtaunen erregende

Erfindung" (S. 73) der Buchſtaben, als unzertrennlich verknüpft mit der Ausbildung der mehrſylbigen oder organiſchen Sprachen anerkennt, und dieſer Schrifterfindung das höchſte Alterthum zugeſteht (S. 73 und 76), ja ſie für urſprünglich, d. h. für völlig gleichzeitig mit dem erſten Erwachen des menſchlichen Geiſtes zu halten geneigt ſcheint. Worin aber dieſer Zuſammenhang zwiſchen den mehrſylbigen Sprachen und der Buchſtabenſchrift beſteht, das hat der Verfaſſer nicht näher angegeben; obwohl es ſich allerdings nachweiſen läßt. Die Buchſtabenſchrift beruht auf einer, wenn man will, ſehr kunſtreichen, vielleicht aber auch bloß ſehr naturgründlichen Zerlegung eines jeglichen Menſchenlauts in ſeine einzelnen und einfachen Elemente. Auf einer eben ſolchen Zerlegung des bezeichneten Gegenſtandes beruht die aus mehrſylbigen Wurzeln organiſch emporwachſende Sprachbildung. Es iſt nicht ein äffender Nachklang des äußern Gegenſtandes, ein unwillkürlicher Ausſchrey des inneren Zuſtandes, wie in den einſylbigen Sprachen, ſondern ein wahrhaft geiſtiges Auffaſſen aller verſchiedenen inneren oder äußeren Lebenswirkungen und Kraftäußerungen; mehrſylbig in den erſten Wurzeln, die ſchon gegliedert und ſelbſt Worte ſind; alſo nicht bloß nach dem rohen Totaleindruck ausgeſtoßen, ſondern geiſtig geſondert nach den dynamiſchen Beſtandtheilen und inneren Elementen, denen, wie ſie in der Natur ſind, wohl auch die Elemente des in Vokale, Conſonanten und den geiſtigen Hauch und Accent zerlegten und zergliederten Menſchenlauts in mannigfacher und tiefer Analogie entſprechen mögen. Und das wäre denn das eigentliche Wunder der menſchlichen Sprache, wenn wir anders die hiſtoriſchen Beweiſe gegen eine grundloſe Theorie alten Vorurtheils von allgemeiner und urſprünglicher Sinnlichkeit und Geiſtloſigkeit endlich genug wollen gelten laſſen, um eine wirklich menſchlich zu nennende, urſprünglich wahre und weſentliche Redemittheilung nicht länger zu läugnen, die mehr geweſen und noch iſt, als ein Spiel der Täuſchung und Willkür, aus thieriſchem Geſchrey, einigen Bildern und willkürlichen Zeichen zufällig zuſammengeſetzt. Daher erklärt ſich alſo erſt vollkommen die vom Verfaſſer im Allgemeinen angedeutete innige Verbindung der Buchſtabenſchrift mit der mehrſylbigen Sprache, da ſie beyde auf derſelben dynamiſchen Zerlegung und Auffaſſung der innern Elemente des Menſchenlauts, wie der Lebenserſcheinungen, als Gegenſtand der Sprache beruhen, und auf der Geſtaltung zu einem organiſchen Gebilde, welche dem in ſeinen Elementen Erfaßten und dynamiſch Vereinten in jeder Entwicklung bleibt, weil der Keim dazu ſchon im erſten Urſprunge lag. Dieſe dynamiſche oder lebendig geiſtige Auffaſſungsweiſe iſt es, welche den ſo großen und grundweſentlichen Unterſchied zwiſchen den zwey verſchiedenen Klaſſen von Urſprachen, den mehrſylbig-organiſchen und den einſylbigen Aggregatſprachen bildet. Den Vorrang in Hinſicht des innern Werths und geiſtigen Gehalts räumt der Verfaſſer eben durch den von ihm anerkannten Zuſammenhang mit der Buchſtabenſchrift den organiſchen Sprachen ſogleich ein, zu welchen die indiſche und lateiniſch-griechiſche Sprache, in einer etwas entfernteren Reihe die germaniſchen und perſiſchen, ſo wie in noch größerer Entfernung und zum Theil anderer Weiſe auch die arabiſch-ſyriſchen und ſlaviſchen Sprachen gehören. Aber auch den Vorrang der Zeit und des Alters kann der Verfaſſer ihnen nicht abſprechen, wenn anders die Erfindung der Buchſtabenſchrift ein ſo hohes Alter hat, wie er behauptet (S. 73 und 76), oder vielleicht gar eine urſprüngliche geweſen, wie er anzunehmen ſcheint. Das Vorhandenſeyn uralter Originalſprachen von der einſylbigen Klaſſe, die immer nur als ein Nebenzweig und eine Abart von jenem erſten Hauptſprachenſtamme betrachtet werden muß, läßt ſich leicht erklären, ſo bald man „ein Zurückſinken der Sprache" als denkbar und möglich zugibt, wie der Verfaſſer, der uns hier auf halbem Wege entgegen kommt (S. 76), und jenes Zurückſinken der Sprache eben aus dem „Vergeſſen der Schrift," nämlich der von jener unzertrennlichen Buchſtabenſchrift, nicht minder ſinnreich als befriedigend erklärt. Wobey nur erinnert werden muß, daß jedes Zurückſinken des Geiſtes, was viele und verſchiedene Urſachen haben mag, auch ein Zurückſinken der Sprache nach ſich ziehen wird, und daß dieſes daher auf mehr als eine Weiſe erfolgen kann. Was die Schriftzeichen betrifft, ſo hätte der Verfaſſer außer der Bilderſchrift und den Elementarzeichen oder Buchſtaben, auch noch eine andere Art von mathematiſchen oder Realzeichen erwähnen mögen, welche den Gedanken oder Gegenſtand ganz durch Ein Zeichen wieder geben, welches ohne Bildlichkeit und ohne Willkür dem Weſen der Sache ſelbſt entſpricht. Dahin gehören die indiſchen, auch uns durch die Araber zugekommenen Decimalzahlen; eine Erfindung, die wohl nicht weniger erſtaunenswürdig genannt zu werden verdient, als die der Buchſtabenſchrift. Wenigſtens iſt in dem geraden Striche als Bezeichnung der Einheit, der dreygezackten Figur des Drey, dieſes ganz Entſprechende eines wahren Realzeichens noch unverkennbar und beſonders merkwürdig auch die Bezeichnung der Null durch den Kreis; wenn gleich nicht alle Zahlen mehr die urſprüngliche Figur erhalten haben, oder dieſe noch in ihnen zu erkennen ſeyn dürfte. Dadurch unterſcheidet ſich nun die indiſche Decimalzählung, von den Zahlzeichen, welche aus neben einander geſtellten Strichen oder Initialbuchſtaben zuſammengeſetzt ſind, wie die römiſchen, daß dieſe immer nur ein Aggregat mechaniſch neben einander geſtellter Zahlen bilden, dagegen in dem indiſchen Decimalſyſtem die wahren, innern Elemente aller Zahl lebendig und dynamiſch ergriffen und organiſch erfaßt ſind; daher denn auch die ganze Zahlenwelt mittelſt dieſer Elementarzahlen ſo lebendig und wundervoll wirkſam gegen den Nothbehelf einer mechaniſchen Zahlenbezeichnung, gehandhabt werden kann. In dieſer Hinſicht verhält ſich die Decimalzählung zu der mechaniſchen Zahlenbezeichnung, genau wie die Elementarbezeichnung der Buchſtabenſchrift zu der bildlichen oder conventionellen Wortſchrift und findet eine große Analogie zwiſchen beyden Statt. In eben die Klaſſe gehören auch noch die merkwürdigen, metaphyſiſch-mathematiſchen Realzeichen der Chineſen, die auf demſelben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zuſammengeſetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweyheit oder der Anderheit (das Platoniſche ἕτερον) beſtehen und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zuſammenſetzungen nach den mannigfaltigen, mathematiſch-möglichen Fällen derſelben, in ſehr ſinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber dieſe metaphyſiſche Linienſchrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserſcheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, ſo kam es denn in Ermangelung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chiffernchaos, welches die chineſiſche Sprache vor allen andern auszeichnet. Dieſe dynamiſchen Realzeichen ſind gewiß nicht zu überſehen bey einer künftigen Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Buchſtabenſchrift, da dieſe ihr im Weſentlichen wahrſcheinlich viel näher ſtehen, als jede hieroglyphiſche oder Bilderſchrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilſchrift ganz einer von dieſen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweiſe zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entſchieden betrachtet werden.

Iſt nun in bloß hiſtoriſchem Sinne die Frage von einer menſchlichen Urſprache, ſo müſſen wir ganz bey Seite ſetzen, was über das Weſen des ſchöpferiſch wirkenden Wortes in philoſophiſchem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendaveſta nicht fremd iſt, ſondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphyſiſche Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Weſentlichen mit dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriff des göttlichen Fiat übereinſtimmt. Hiſtoriſch genommen kann die Urſprache nach dem bisherigen nur in der Klaſſe der organiſch gebildeten Sprachen zu ſuchen ſeyn, da wir dieſe nach allem, was der Verfaſſer ſelbſt zugibt, als den Hauptſtamm menſchlicher Sprachen anerkennen müſſen. Nicht als ſollte gerade Eine unter dieſen aufgeſtellt werden, von welcher alle andern abſtammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten früheren Schrift über Indien vom Samſkrit geſagt, gegen meine Abſicht iſt mißverſtanden worden, oder wie vielleicht unſer Verfaſſer hie und da geneigt ſcheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchſte Alter, ſo auch der Zendſprache wenigſtens die erſte Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bey der vergleichenden Sprachzergliederung ſowohl der auf die etymologiſche Uebereinſtimmung gerichteten, als bey der, die auf die Structur der grammatiſchen Geſtaltung geht, angewandt auf die ganze Klaſſe aller organiſchen Sprachen, die alle innigſt mit einander verwandt ſind und durch die abweichenden Zungen der verſchiedenſten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage ſeyn, welche unter ihnen am meiſten organiſch gebildet, welche am wenigſten von dieſer Structur abgewichen ſind und jenen Charakter am einfachſten in ſchlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach dieſem Maßſtabe kann man die ſämmtlichen, organiſch gebildeten Sprachen leicht in verſchiedene Klaſſen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinſame Mutter und Wurzelſprache ſelbſt, wie ſie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Naturkataſtrophe geſprochen worden, mit poſitiver Beſtimmtheit in vergeblichem Bemühen oder nach einſeitiger Vorliebe ausmitteln zu wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unſerer factiſchen Sprachkennt niſſe, ſowohl in vergleichender Grammatik als geſchichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erſte Klaſſe der Annäherung zur organiſchen Ur- oder Mutterſprache, vorzüglich das Samſkrit oder Alt-Indiſche, nächſtdem das Lateiniſche, und auch noch das Griechiſche; wie denn auch von unſern Philologen des klaſſiſchen Alterthums, welche in jene Unterſuchungen eingegangen ſind, die lateiniſche Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechiſchen betrachtet wird. Eine zweyte Klaſſe bilden wohl die perſiſchen und die ſämmtlichen germaniſchen und gothiſchen Sprachen. Die ſlaviſchen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derſelben ſie in die erſte oder zweyte Klaſſe ſtellen wollen, gehören in jedem Falle zu der organiſchen Gattung; welcher die arabiſch-ſyriſchen Sprachen nur noch in einem entfernteren Grade und unter manchen Einſchränkungen angehören. Wo nun die Zendſprache in dieſer Reihe hinzuſtellen ſey, und in welche Klaſſe ſie gehöre, iſt nach den vorhandenen Materialien nicht leicht, ganz beſtimmt zu entſcheiden, beſonders ſo lange wir ſo wenig von dem Wichtigſten wiſſen, von ihrer Grammatik und Structur, um über ihre organiſche Beſchaffenheit und Bildung urtheilen zu können.

Der Verfaſſer erwähnt mehrmahls ihre nahe Verwandtſchaft mit der indiſchen Sprache ſcheint ſie wohl gar für einen bloß verſchiedenen Dialekt derſelben zu halten. Es fragt ſich aber erſt, ob dieſe Verwandtſchaft eine ganz nahe und urſprüngliche iſt, oder bloß eine ſolche weiter entfernte, wie ſie auch von zehn oder zwanzig andern Sprachen behauptet werden kann. Entſcheiden will ich hier nichts, ſondern nur Zweifel und von beyden Seiten die Gründe aus dem Gegebnen vortragen, wie ſie für die eine oder die andre Meinung zu ſprechen ſcheinen. Von dem Wenigen, was über die Structur und Grammatik der Zendſprache bekannt iſt, hat Anquetil ſelbſt einige äußerſt merkwürdige Analogien in der Declination mit der georgianiſchen Sprache (im kaukaſiſchen Lande) nachgewieſen; einiges iſt mit indiſchen Formen übereinſtimmend. Selbſt im Alphabet der Zendſprache iſt manches Eigenthümliche, z. B. in der großen Anzahl der Buchſtaben, den beſondern Charakteren für die langen Vokale, die Aufzählung des naſalen an unter dieſen, die Verſchlingung des Buchſtaben h mit andern Conſonanten, was an die Beſchaffenheit des indiſchen Schriftſyſtems und nur in dieſem ſich ſo wiederfindet. In dem durch Anquetil bekannt gewordenen Zendwörterbuche iſt eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche unläugbar indiſch ſind, und bey einer vollſtändigeren Kenntniß und Hilfsmitteln zur Kenntniß der letzteren Sprache, als mir deren noch zu Gebothe ſtehen, würden ſich deren vielleicht noch weit mehrere finden, auch ohne irgend ungewiſſen Conjecturen Raum zu geben. Eine ziemliche Anzahl von dieſen Wörtern ſind ſolche, die dem erſten Bedürfniß angehören; auch in der Form und Umbiegung den indiſchen völlig gleich, obwohl außerdem mehrentheils die Endung und Bildung der Wörter in der Zendſprache ſehr eigenthümlich und verſchieden erſcheint. Einige andere ſind Kunſtwörter aus dem Samſkrit, faſt ganz unverändert geblieben; ſie tragen weniger den Charakter urſprünglich gemeinſamer Wurzeln als eingemiſchter fremder Kunſtwörter, unter denen vorzüglich einige metaphyſiſche merkwürdig ſind *), weil ſie auch über den Zuſammenhang oder gegenſeitigen Einfluß der Lehre und des Syſtems auf Vermuthungen leiten könnten. Daß die Zendſprache zu den gemiſchten gehöre, ſcheint ſich nach dem Wörterbuche auch aus dem Umſtande zu beſtätigen, daß dieſelbe nebſt den Wörtern von indiſcher Verwandtſchaft, eine ſo große Anzahl auch noch außer den Religionsausdrücken mit der Pehlviſprache gemein hat. Wollte man behaupten, daß alle dieſe Wörter erſt aus dem Zend in das Pehlvi aufgenommen ſeyen, ſo hieße dieſes doch die Frage vor der Unterſuchung entſcheiden. Unter den Religionswörtern der Zoroaſtriſchen Bücher werden ſich nur ſehr wenige den indiſchen verwandte mit Sicherheit nachweiſen laſſen; wenn alſo das Zend wirklich nur ein indiſcher Dialekt wäre, ſo müßten wir vielmehr annehmen, daß dieſe Wörter urſprünglich dem Pehlvi angehören. Auffallend bleibt es immer, daß während die Pehlviſprache und ihr Gebrauch im altperſiſchen Reiche durch Inſchriften und Münzen hinreichend beſtätigt iſt, die Zendſprache dieſer factiſchen Beſtätigung durchaus entbehrt. In dem Wörterbuche findet ſich auch etwas Bemerkenswerthes, was hieher gehört; die total verſchiedenen Benennungen nämlich für mehrere Grundzahlen, welches wohl eine charakteriſtiſche Eigenheit gemiſchter Sprachen zu ſeyn pflegt; wie im Koptiſchen z. B. die doppelte theils altägyptiſche, theils griechiſche

---

*) Das vielbeſprochene Zeruane akerene, die gränzenloſe Zeit, in den Zendbüchern, dürfte vielleicht nichts anders ſeyn als das indiſche Sarvam akshayam — omne indiviſum, oder indiviſibile, das All und Eins der Vedantalehre.

Benennung für die erſten Zahlworte*). Sollte die Zendſprache nun, ſo wie ſie uns bekannt geworden, ein gemiſchter Dialekt jüngeren Urſprungs ſeyn, ſo müßten wir ihren Siz wohl am natürlichſten in den nordweſtlichen Gränzländern Indiens ſuchen, wo denn allerdings jenes zwiſchen Indien und Perſien von Klein-Thibet aus ſich weit erſtreckende Sindland nach uralter Benennung der ganzen Flußregion des Indus (qui incolis Sindus appellatus) ſelbſt in dem Namen eine Uebereinſtimmung darbiethet; wenn gleich keine völlige, da der anfangende Conſonant, obwohl im Laute ſehr ähnlich, doch in der Bezeichnung der orientaliſchen Sprachen ſorgfältig unterſchieden wird. Doch dadurch wird die Analogie eben ſo wenig ganz aufgehoben, als die höhere Bedeutung des Wortes Zend d. h. Lebend, in dem Sinne, daß das Zendvolk ein ſolches ſey, welches — durch Erkenntniß des wahren Lichtes — allein wahrhaft lebe, die Zendbücher diejenigen, in welchen dieſe Lehre vom wahren Leben vorgetragen und offenbart wird u. ſ. w. Denn es ſind der Beyſpiele [illegible]ſiatiſchen Alterthume viele, daß dem wirklichen Namen eines geographiſch beſtimmten Landes durch religiöſe Beziehung eine ſolche höhere Bedeutung und Weihe gegeben, oder auch der geweihte Name auf das wirkliche Land übertragen und daran feſt geknüpft worden. Was aber gegen dieſe Vermuthung entſcheidet, iſt der Umſtand, daß von einer eigentlichen Zendſprache und einem Zendvolke in beſtimmten, hiſtoriſchem Sinn in den Quellen gar nichts gefunden wird, weder in dieſen zoroaſtriſchen, noch in den neuperſiſchen auf alte Sage und Urkunden gegründeten; ſondern das Zend immer nur in dem ſymboliſch-religiöſen Sinne genommen wird, um das wahre „Leben“ der die rechte Erkenntniß Beſitzenden, Zoroaſters oder der noch älteren Meiſter Lehre und Offenbarung von dieſem Leben, und die Anhänger derſelben oder Theilhaber an der Offenbarung des wahren Lebens zu bezeichnen. — Völlig entſcheiden läßt ſich dieſe ganze Frage von der Verwandtſchaft der ſogenannten Zendſprache nicht, noch auch ein Urtheil über ihre Beſchaffenheit fällen, bis wir eine Grammatik derſelben haben; wo ſich denn alle dieſe Zweifel, die ich nur als ſolche geben will, vielleicht auflöſen und die ſogenannte Zendſprache nach der Anſicht des Verfaſſers in ihre volle Würde als eine uralte der indiſchen naheverwandte Stammſprache bewähren und beſtätigen wird. Daß Zoroaſters Lehre und Bücher unter mehreren Nationen, die zu dem großen perſiſchen Kaiſerthum gehörten, verbreitet und mithin auch wahrſcheinlich in mehrere Sprachen übertragen worden, ergibt ſich ohnehin aus dem ganzen Zuſammenhange. Für die Echtheit der

---

*) So findet ſich neben thri, treo und therium, dritter, ganz wie in der indiſch-lateiniſch-germaniſchen Sprachfamilie, auch noch für dieſelbe Zahl [illegible]. Es wie im [illegible], und dann das ganz fremdartige [illegible]. Ferner [illegible], fünf, wie im Indiſchen und Perſiſchen, [illegible] für zehn, wie in eben jener Sprachfamilie; daneben aber auch die fremdartigen [illegible], fünf und [illegible], zehn. Neben dem indiſch-lateiniſchen [illegible], zwey, iſt auch noch [illegible], ebenfalls zwey, dieſelbe Wurzel wie im [illegible] bemerkenswerth: in der Form, [illegible], auch unſerm deutſchen [illegible] verwandt. Das Zendwort [illegible], vier, knüpft ſich an mehrere Sprachen; [illegible] quatuor lat., [illegible]. Viele von dieſen Zahlwörtern in dem Zendwörterbuche knüpfen ſich der indiſch-lateiniſch-perſiſch-germaniſchen Sprachfamilie an; doch ſcheint auch noch [illegible], ganz fremdartig.

Ueberlieferung ſelbſt erfolgt daraus noch eigentlich nichts nachtheiliges, in welcher Sprache ſich gerade die Bruchſtücke erhalten haben; nicht durch reine Ueberſetzung wird der Sinn heilig geachteter Urkunden ſo leicht weſentlich entſtellt, wohl aber wird er durch jede abſichtliche Umbildung gefährdet. Nebſt der Grammatik wäre nichts ſo ſehr zu wünſchen, als der Originalabdruck des ganzen, oder doch eines beträchtlichen Theiles des Textes in der Urſprache; da ſchon die wenigen Verſe, die uns mitgetheilt werden (bey Kleuker, Zendav. II. S. 48), mehr Aufſchluß geben, als viele einzelne Wörter; unter welchen Verſen allerdings einige ganze Redensarten dem Indiſchen ſehr nahe verwandt, ja ganz ähnlich lautend ſich vorfinden.

Die ganze, obwohl ſo allgemein üblich gewordene Benennung einer Zendſprache ſcheint übrigens nach allem, was eben erinnert worden, nicht viel paſſender zu ſeyn, als wenn man die Sprache der moſaiſchen Bücher, die Thoraſprache, oder die helleniſtiſche Mundart des neuen Teſtaments die Evangeliumſprache nennen wollte. Wir müſſen nach dem Volke fragen, welches dieſe Sprache geredet hat, und ſo wenden wir uns nun von dieſen Bemerkungen über die Urſprache und Sprache der Zoroaſtriſchen Bücher, wie der Zuſammenhang des Gegenſtandes uns ſelbſt dahin leitet, zu dem, was der Verfaſſer vom Urvolke und Zendvolke, und dem urſprünglichen Wohnſitze deſſelben, ſo wie von den Auswanderungen aus dieſem Urlande in andere Gegenden nach Anleitung der Zoroaſtriſchen Bücher vorträgt. — „Das Zendvolk", führt er aus einem derſelben an (S. 21) „wohnte" (in der glücklichen Urzeit vor dem Entſtehen des Winters und den Auswanderungen in niedrigere und wärmere Gegenden) „im Lande Eeri, Ari." — Den Namen „Zendvolk" habe ich in der angeführten Stelle nicht; es iſt aber von dem Erſten Volke und Menſchenſtamm nach Lehre dieſer Bücher und Sage die Rede. Wie hat denn nun wohl dieſes Volk geheißen, oder welches Volk iſt es geweſen, was im Lande Ari wohnte? Die Alten nennen es nach dem Lande ſelbſt das Volk der Arier; und Zweifelsohne iſt auch unter dem Lande Eeriene zunächſt die Provinz Aria oder Ariana der Griechen, das heutige Choraſſan zu verſtehen. Ich beziehe mich für das letzte auf das Urtheil eines gelehrten Freundes, deſſen Autorität im Gebiethe der perſiſchen Alterthumskunde von dem größten und anerkanntem Gewicht iſt, des Herrn Hofrath von Hammer, der mir ſeine Meinung darüber gefälligſt mitgetheilt, zugleich aber bemerklich gemacht hat, daß auch Ver, welches im Schahname Iran heißt, keineswegs mit Perſis verwechſelt werden dürfe; die Stadt Verene aber, nicht Perſepolis ſeyn könne, wie Anquetil ganz recht behaupte, ſondern das Hekatompylos der Griechen, die Hauptſtadt des alten Parthiens und der Alberdi das Gebirge Choraſſans, in einem weitern Sinne aber die ganze Kette der Gebirge vom Kaukaſus bis zum Himalaya ſey. Die Provinz Aria iſt allerdings auch ein gebirgiges Hochland, wie Eeriene beſchrieben wird, und vom Paropamiſus gehen zum Theil die Ströme nieder, welche Baktrien und Sogdiana wäſſern; was ganz auf die Stelle paßt, welche der Verfaſſer (S. 25) anführt. Uebrigens kann allerdings Aria wohl auch im hiſtoriſchen Sinne eine weitere Bedeutung und Ausdehnung gehabt haben, als die Umgränzung und Stelle, welche dieſer Provinz in dem geographiſchen Syſteme der Griechen gegeben wird. Redet doch ſelbſt ein griechiſcher Schriftſteller (bey **Creuzer**, **Symbol.** I. S. 648. Anm. 40) und S. 736 Anm. 90), von „dem ganzen ariſchen Stamm“ (πᾶν τὸ Ἄρειον γένος), wie von einer großen, weitverbreiteten Völkerfamilie; und in dem indiſchen Geſetzbuche des Menu wird dem Lande der Arier, Ariaverta, eine faſt unermeßne Ausdehnung durch die indiſchen Nordgebirge bis zum Oſtmeere und Weſtmeere hin gegeben.

Erinnern wir uns nun, daß die Meder vor Alters Arier geheißen haben, d. h. daß die Meder ein Volk von „dem großen ariſchen Stamm“ waren, welches erſt ſpäter den mediſchen Namen angenommen, ſo wird mit einem Male vieles klar, was bisher dunkel und unauflöslich ſchien. Wir brauchen nun die ſo beſtimmten hiſtoriſchen Zeugniſſe, daß Zoroaſter ein Meder geweſen, während die Zendbücher immer nur auf Eeriene hinweiſen, nicht mehr zu verwerfen, weil beydes durchaus nicht im Widerſpruche ſteht. Was wir bisher Zendſprache genannt, würde vielleicht dem zufolge, was jene Zoroaſtriſchen Quellen ſelbſt über das wahre Stammland und Stammvolk dieſer Lehre andeuten, richtiger gradezu als ariſche Sprache anerkannt und betrachtet werden, oder wenn man will als oſtmediſche, im Gegenſatz der weſtmediſchen, Pehlviſprache; vorausgeſetzt, daß die bisher ſogenannte Zendſprache, die wir als die ariſche bezeichnen, ſich bey näherer Bekanntſchaft als eine alte Stammſprache, nicht als ein gemiſchter Dialekt von neuerm Urſprung bewähren ſollte. Aber auch der Name dieſes großen Volks der Arier iſt ſehr bemerkenswerth. Die indiſche Wurzel Ari, von welcher ſich derſelbe am beſten ableiten läßt, bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium iſt; in dem Sinne, wie ein kriegeriſches Heldenvolk ſich dergleichen Benennungen zu geben pflegt. So bedeutet ja auch der andere, altmediſche Name, Pehlavan, Helden; und wenn die Perſer ihre Heldenahnen Artäer nannten, ſo hat dieſer Name ſogar noch eine Aehnlichkeit mit dem der Arier; welcher Aehnlichkeit wir jedoch noch keineswegs irgend eine etymologiſche Geltung beylegen wollen. Von einer ganz andern Wurzel abgeleitet, aber in ähnlicher Beziehung und Bedeutung des Namens, reiht ſich hier noch das nah gelegene Volk der Aſpier an, am öſtlichen Abhange des Paropamiſus, gegen den Indus. Die Bedeutung dieſes Namens iſt nicht ſchwer zu erklären; denn da aspa, als im Indiſchen wie im Perſiſchen, und auch in der Zend- oder Ariſprache ein Roß heißt, ſo iſt der Uebergang (wie im Homeriſchen ἱππῆες) hier leicht gefunden, und dieſer Volksname wieder einer von denen, durch welche ſo oft kriegeriſche, roßtummelnde Völker bezeichnet werden oder ſich ſelbſt bezeichnen. Ich habe aber das Volk der Aſpier deßwegen hier mit angeführt, weil jenes vielverbreitete Aſp, in den alten Geſchlechtsnamen der Zoroaſtriſchen Bücher und der mediſch-perſiſchen Heldenſage ſo ſehr häufig vorkommt, welches wohl bemerkt zu werden verdient. Für den Namen der Arier aber gibt es noch eine andere Verwandtſchaft, die uns ſelbſt viel näher angeht. Denn es iſt jene indiſche Wurzel Ari allerdings und unſtreitig auch eine germaniſche, und zwar eine gegenwärtig in der Sprache, ja ſelbſt im Leben noch geltende; wenn man dieſes anders von der „Ehre" ſagen kann. Nach unſerer Sprach-analogie und der jetzigen Form dieſer Wurzel würde jener Volksname alſo ungefähr eben ſo viel bedeuten, als die Ehren, d. h. die Ehrenhaften, die Edlen; in ähnlicher Weiſe, wie bey den weſtgermaniſchen Völkern die Benennung der „Erben" oder der „Wehren" als Inbegriff der freyen Landeigenthümer und wehrhaften Männer, als Name des geſammten Volks geltend ward. In der frühern und gothiſchen Form lautet jene Wurzel im Deutſchen ebenfalls ari oder ario; und denjenigen, welche es aufmerkſam beachtet haben, wie weit dieſe Wurzel Ari oder Ario in der alten germaniſchen Geſchichte und Sage, unter ſo vielen Helden- und Geſchlechts-Namen und auch ſonſt, verbreitet und vorherrſchend iſt, wird es nicht befremdend ſeyn, wenn ich hinzufüge, daß es für mich ſchon ſeit längerer Zeit zur hiſtoriſchen Vermuthung geworden iſt, für die ich vielfältige Beſtätigung gefunden habe, unſere germaniſchen Vorfahren, während ſie noch in Aſien waren, dort vorzüglich unter dem Namen der Arier, oder um es mit dem obenerwähnten Griechen angemeſſner auszudrücken, unter „der ganzen großen ariſchen Völkerfamilie" zu ſuchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der Verwandtſchaft der Deutſchen, oder germaniſchen und gothiſchen Völker mit den Perſern auf einmal ein ganz neues Licht erhalten und einen beſtimmten hiſtoriſchen Anknüpfungspunkt gewinnen würde. Auf den Umſtand, daß in dem Wörterbuche der Zend- oder wie ich nun lieber ſagen möchte, der Ariſprache, einige wegen der völligen Gleichheit auffallende deutſche Wurzeln und Wörter vorkommen, will ich kein Gewicht weiter legen, da ſich dergleichen Einzelnheiten auch wohl bey ſehr entfernten oder ganz fremdartigen Völkern zuſammen finden. Auch daß

Chowareſm nach Mirchond (S. v. Hammers Geſchichte der perſiſchen Redekünſte. S. 137) ſonſt Dſchermania geheißen, ſo auffallend es im Vergleich mit dem bleibt, was Herodot von einem altperſiſchen Stamme der Germanen, als einen der drey ackerbauenden, erwähnt (S. v. Hammers Bemerkung eben daſelbſt), mag noch nicht als entſcheidend gelten, da die Uebereinſtimmung des Namens zufällig ſeyn kann, wie die ſcheinbare Ähnlichkeit des Namens der indiſchen Samanäer, der etwas ganz andres bedeutet und die Anhänger des Budda im Gegenſatz der Anhänger des Brahma bezeichnet; da ohnehin der nachher ſo weit verbreitete Name der Germanen bey uns, unläugbaren hiſtoriſchen Zeugniſſen zufolge, erſt viel ſpäter an der weſtlichen Römergränze von Altſachſen entſtanden iſt. Ungleich merkwürdiger aber erſcheint, daß Bokhara nach Mirchond (bey von Hammer eben daſelbſt) „in der Sprache der alten Maghen" den Sammelplatz der Wiſſenſchaften bedeutet, in der gothiſchen Sprache aber bey Ulfilas, bekanntlich Bokareis, ein Gelehrter heißt; und ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ich als den erſten hiſtoriſch bekannten oder erweislich wahrſcheinlichen Wohnſitz unſerer teutoniſchen Vorfahren in Aſien allerdings das Land Chowareſm und Bokhara glaube betrachten zu dürfen. Bey dieſer ganzen Zuſammenſtellung über das ariſche Volk und ſeinen Namen war es nicht auf den Faden der etymologiſchen Sprachverwandtſchaft, und die Freude dieſen nur weiter zu weben, abgeſehen; ſondern es ergibt ſich etwas daraus, was auch in anderer Hinſicht hiſtoriſch ſehr wichtig iſt. Denn nichts iſt ſo weſentlich und gibt ſo viel Aufſchluß bey der Unterſuchung über ein altes Volk (ich rede von denen aſiatiſchen und europäiſchen, die eine Ueberlieferung und Spuren alter Cultur haben), als nur erſt zu entſcheiden, ob es ein Prieſtervolk geweſen, wie die Indier, die Ägypter, Hetrurier, oder ein Kriegervolk, d. h. eines, das von der Kriegerkaſte geſtiftet worden, oder in welchem dieſe vorherrſchend geblieben. Nicht als ob die Kriegervölker keine Prieſter gehabt hätten, wie ja auch die genannten Prieſtervölker nicht ohne Kriegerkaſte geweſen; nur auf das vorherrſchende Element kömmt es an. Die Handelsvölker, ſo wie überhaupt alle diejenigen, bey welchen irgend ein andres und drittes Element außer den genannten beyden, den vorherrſchenden Charakter in allen Lebenseinrichtungen beſtimmt hat, ſetzen wir hier bey Seite; die beyden Hauptklaſſen in der geſammten, uns bekannten alten Welt bilden einmal die Prieſtervölker und die kriegeriſchen Helden- oder Adelsvölker. Die letzten ſind mehrentheils oder doch ſehr häufig ſchon durch ihre Namen als ſolche bezeichnet. So führen noch gegenwärtig dergleichen auf den Krieg geſtellte Raubvölker in Indien, wie die Mahratten (Groß-rajahs) und Rasputten (Söhne der Rajahs), Benennungen, die von der Kriegerkaſte entlehnt ſind. Eine ähnliche Bedeutung haben auch die beyden umfaſſendſten Namen der altgermaniſchen Völker: Teutonen, d. h. Thiudans, im Gothiſchen Könige, Fürſten, Herrn, Edle; und Gothen, d. h. Adelige (wie Gothakunds, von edlem Stamm). So heißen nun auch die alten Meder Pehlvan, d. h. Helden, wie denn gewiß die Meder des Zoroaſter ein ſolches edles Heldenvolk geweſen ſind; und das gleiche bedeutet denn auch der Name der Arier, von denen die Meder abſtammten, wie wir oben aus der indiſchen Wurzel die Bedeutung dieſes Namens erklärt und ſelbſt in der altgermaniſchen Sprache dieſelbe nachgewieſen haben.

Die alte Kaſteneinrichtung, auf welche uns der Gang der Unterſuchung hier geführt hat, berührt der Verfaſſer ſo ganz vorübergehend (S. 49) und unbefriedigend, aus einer urſprünglich und ſchon bey der erſten Einwanderung Statt gefundenen Zertheilung und zerſtückelten Einrichtung der indiſchen Stämme, daß er uns eigentlich von dieſer Seite keinen Stoff darbietet, uns mit ihm darüber weiter einzulaſſen. Um dieſes zu können, müßten wir vor allen Dingen zuvörderſt wiſſen, ob er die Kaſteneinrichtung für alt und wenigſtens den erſten Grundzügen nach für antediluvianiſch hält, oder doch unmittelbar nach der großen Kataſtrophe vollendet, oder aber für modern, und erſt ſeit der Entſtehung der Völker und Staaten gegründet? — Was die Beſchreibung von dem verwirrten und zerſtückelten Zuſtande der Indier betrifft, ſo wiſſen wir nicht, wo der Verfaſſer die Gründe dazu hergenommen hat; gewiß aber iſt es, daß ſeine Anſicht von den Indiern ſelbſt aller Klarheit ermangelt; was bey der Menge der Quellen, der nicht hiſtoriſchen Chronologie, aus der wir uns immer noch in den indiſchen Unterſuchungen nicht ganz losgewunden haben, bey den ſtreitenden Meinungen der europäiſchen Gelehrten darüber u. ſ. w. leicht zu begreifen iſt, ſo lange es an einem kritiſchen Anhalt und hiſtoriſchen Stützpunct gebricht, um das Ganze zu ordnen. Der Eine große Widerſtreit aber, welcher in der indiſchen Ueberlieferung und geſammten Litteratur ſelbſt herrſcht, der nämlich zwiſchen der Religion des Brahma und der Lehre des Buddha, welchen ſchon Alexanders Griechen dort vorfanden, in den zwey Sekten oder Religionsparteyen der Brahmanen und der Samanäer, läßt ſich allerdings hiſtoriſch ausgleichen und erklären; und dieſe Thatſache, die alles in Indien und den von Indien in ihrer Geiſteskultur abhängigen Völkern verändert und zerſpalten hat, bildet eben jenen hiſtoriſchen Stützpunct, durch den erſt Licht und Ordnung in das Ganze kommt, wie ich an einem andern Orte zu zeigen verſuchen werde *).

Auch die Frage vom Urſtaat, und wie er beſchaffen geweſen, worüber uns Hüllmann neulich ſo intereſſante Forſchungen gegeben, hat der Verfaſſer ganz zur Seite

---

*) Was die Einwendungen betrifft, welche der Verfaſſer gegen die Echtheit und das Alter des ſchon obenerwähnten indiſchen Geſezbuchs von Menu, in Beziehung auf William Jones und meine Aeußerung in der Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier, in der früheren Schrift (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden) vorgetragen hat; ſo will ich hier gelegentlich nur bemerken, daß dieſelben in ſo weit vollkommen gegründet ſind, daß gar nicht die Rede davon ſeyn kann, ob dieſes Werk vom Menu ſelbſt herrühre, da ja das Gegentheil aus dem Werke ſelbſt klar iſt. Das Urtheil von Jones gründet ſich aber vorzüglich auf die Alterthümlichkeit der Sprache; und wenn ich damals dem Urtheile und der großen Autorität des William Jones über dieſen Punkt folgte, ſo finde ich auch jezt noch bis auf weiteres keinen Grund davon abzugeben. Allerdings aber iſt es durchaus nur ein relativ hohes Alter, was ſich aus der Alterthümlichkeit der Sprache folgern läßt; daß aber das indiſche Geſetzbuch des Menu, dieſer großen Einſchränkung des angeblichen hohen Alters ungeachtet, eine nicht gering zu achtende Quelle alter Ueberlieferung und Völkerkunde ſeyn könne, ſcheint der Verfaſſer ſelbſt anzuerkennen, da er daſſelbe mehrmals als eine ſolche berückſichtigt und gebraucht.

liegen laſſen, ungeachtet er doch ſonſt den geſammten Urzuſtand in Religion und Sprache, wie auch hinſichtlich des vom erſten Menſchenſtamm urſprünglich bewohnten Landes ſo ſorgfältig auszumitteln bemüht iſt; welches Uebergehen des Staats in ſeiner Unterſuchung vielleicht auch um ſo weniger vermißt werden darf, da er doch einmahl den eigentlichen Standpunkt dafür noch nicht ins Auge gefaßt zu haben ſcheint. Hier wäre vor allen Dingen die in ſo mancher Beziehung nicht unwichtige Frage auszumitteln und zu entſcheiden geweſen, ob die Stände, d. h. in der alten Welt, die Kaſten älter ſeyen oder der Staat? Nähmlich der Staat in ſeiner eigentlichen Bedeutung als ein durch Kriegsgewalt geſichertes Friedensinſtitut, welches, wenn gleich auf den innern Frieden gegründet, doch auf dem äußern Frieden oder Krieg zunächſt gerichtet iſt, und wenn auch von veränderlichem Umfang, dennoch als moraliſches Individuum ſeine nach außen ſtreng geſchloßnen Gränzen hat. Dieſes laſſen wir hier bey Seite liegen; nur über den Gebrauch, welchen der Verfaſſer von dem Begriffe eines Urvolks oder der Urvölker macht, iſt hier der Ort, noch einiges zu erinnern. Eigentlich iſt ſchon die allgemein beliebte Benennung „Urvolk“ nicht richtig, wenn man nämlich, wie der Verfaſſer doch in der Hauptſache durchaus thut, von der Einheit der Abſtammung ausgeht; denn alsdann kann nicht von einem Urvolke die Rede ſeyn, ſondern nur von einem Urſtamme, aus welchem die Völker alle abgeleitet werden, und worunter alſo gerade der Zuſtand der Menſchheit verſtanden wird, welcher vor der Zertheilung in Völker Statt fand, und der Entſtehung der einzelnen Völker voranging. Diejenigen freylich, welche nicht von einer gemeinſamen Abſtammung ausgehen, ſondern annehmen, der Menſch ſey überall aus der Erde hervorgewachſen, verſchieden geartet, je nach der verſchiednen Landesbeſchaffenheit, haben dagegen ganz Recht in ihrem Sinne, wenn ſie von Urvölkern aber nun in der Mehrzahl reden, da ſie die urhiſtoriſche Einheit einmal aufgehoben haben und nicht gelten laſſen wollen. Bey dem Verfaſſer, der offenbar dem Syſtem der Einheit den Vorzug gibt, und ſich zu zeigen bemüht, wie die Völker alle aus dem Einen Urlande (dem mittleren Hochlande Aſiens) ausgewandert und hergekommen, iſt es daher nur eine Inconſequenz, wenn auch er einigemal (S. 48 und 52) von Urvölkern redet, die ſich hie und da in den Thalſchluchten der großen Hochgebirge, gleich wie eine ſelten gewordne Thiergattung in einſamen Gegenden, verhalten haben ſollen, und noch vorgefunden werden; welche Meinung er, wenn wir nicht irren, von Ritter entlehnt hat, einem ſonſt ſehr vortrefflichen geographiſchen Schriftſteller, der aber noch etwas mit jener Hypotheſe von Autochthonen behaftet iſt, ungeachtet eben der von ihm ſo geiſtreich aufgefaßte Reichthum ethnographiſcher Thatſachen und Bemerkungen, in ſeinen großgeordneten Grundzügen recht augenſcheinlich wieder zurück führt auf eine urſprüngliche Einheit aller aus den drey Hauptſtämmen hergeleiteten Völker.

Kehren wir nun zurück nach dem Urlande Eeriene, wie es im Zendaveſta bezeichnet iſt; ſo iſt einleuchtend aus der Art, wie die andern Länder an daſſelbe angeſchloſſen und um daſſelbe hergereiht werden, daß es in einem ganz hiſtoriſch beſtimmten und geographiſch genau begränzten Sinne genommen, gleichwohl aber als das Stammland des ariſchen Volkes, als das Hauptland des Urſprungs in die Mitte der andern Länder geſetzt wird. Nach der eignen Regel des Verfaſſers muß man in jeder alten welthiſtoriſchen Ueberlieferung vor allem das Allgemeine von dem Beſondern, national

Eigenthümlichen und geographiſch Lokalen ſorgfältig unterſcheiden. So iſt z. B. in der Zendſage Dſchemſchid ein ſolcher Anknüpfungspunkt an das Allgemeine, da Sem nicht bloß in dieſer, ſondern auch in der moſaiſchen und ſo mancher andern aſiatiſchen Ueberlieferung eine ſo große Stelle in der Herleitung und Geſchichte der Abſtammung der Völker einnimmt. Hernach finden ſich auch noch manche einzelne, fruchtbare Spuren, wie z. B. jene Sage von den neun Menſchenpaaren, welche über Meer gewandert ſind, mithin wie der Verfaſſer es auslegt (S. 54 und 55), vielleicht Afrika zuerſt bevölkert haben könnten, eine recht ſchöne Indication enthält. In der geographiſchen Welt- und Länderüberſicht des Zendaveſta aber ſcheint alles lokal zu ſeyn. Zuerſt Eeriene, oder das Ariland iſt ein ganz beſtimmtes, das Stammland der Arier, zunächſt das Aria der Alten. Unter den funfzehn Gegendsregionen und Orten, welche um dieſen Mittelpunkt hergereiht werden, ſind die erſten ganz deutlich und keinem Zweifel unterworfen, Sogdiana und Baktrien. Unter den nachfolgenden ſind viele zweifelhaft und verſchiedener Auslegung fähig; wenn auch nicht im geographiſchen Sinne ſüdlich von jenem gelegen, können ſie doch mehrentheils in klimatiſchem Sinne als Thalländer und Niederungen gegen die alte Gebirgsheimat als die wärmeren geſchildert werden. Vorzüglich deutlich treten die öſtlichen Provinzen hervor, namentlich die Sindländer Kabul und Lahore oder Penjab; demnächſt auch Candahar, das Arachoſia der Alten, und das Land am Fluſſe Hindmend. Die Abſicht des Abfaſſers der alten Urkunde iſt vielleicht weniger darauf gerichtet geweſen, „die ganze große ariſche Völkerfamilie" in ihrer gemeinſamen Abſtammung darzuſtellen, was wenigſtens gewiß nicht ſein einziger Zweck war; als vielmehr zugleich auch das große mediſche Weltreich, wie es dem aſſyriſchen folgend, dem perſiſchen voranging, nach ſeinem weiten Umfange aller dazu gehörenden oder zunächſt daran gränzenden Völker und Länder in ſeiner geographiſchen Erdüberſicht zu umfaſſen und zu bezeichnen. Merkwürdig iſt dabey, daß nach der oben angeführten richtigeren Erklärung von Ver und Verene, Perſis in dieſer Ländertafel eben ſo wenig vorkommt, als Babylonien oder Suſiana; und von Aſſyrien nur der nordlichſte an Armenien gelegene Theil und auch dieſer noch zweifelhaft, nicht aber in dem größern Sinne des aſſyriſchen Reichs. Die äußerſte Gränze dieſes großen, in jener Ländertafel bezeichneten Umkreiſes gegen Weſten bildet eben Armenien, wenn anders die ſechzehnte Gegendregion Rengheiao *), im Pehlvi Arveſtanove als das nordliche, gegen Armenien gränzende Aſſyrien richtig erklärt iſt (Kleuker II. S. 303). Aus dem Angeführten ſcheint nun offenbar hervorzugehen, daß dieſe Ländertafel im Zendaveſta weder eine aſſyriſch babyloniſche, noch auch eine perſiſche (nach dem von Cyrus geſtifteten Reiche), ſondern ganz beſtimmt eine mediſche Ländertafel ſey. Wenn dieſer Punkt als gewiß angenommen werden darf, ſo kann dieſes viel Licht über das Ganze verbreiten, wenn auch im Einzelnen noch manches ſchwierig und dunkel bleibt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß uns ein Gelehrter, der mit allen Hülfsmitteln der alten Geographie von Aſien und orientaliſchen Sprachkunde dazu ausgerüſtet wäre, dieſes ganze mediſche Länderverzeichniß, wie es im Vendidad (Fargard 1 bey Kleuker, Th. II. S. 299—304) gefunden

---

*) Nach Görres Meinung in deſſen ſo eben erſchienener Ueberſetzung der Schahname, Einleit. S. XLIX. iſt Rengheia die Provinz Zarangia, Sarreng.

wird, aus welchem Herr Rhode nur einiges herausgewählt, was ſeiner Hypotheſe am beſten entſprach, einmal aus dem Grunde erklären wollte. Da wurde ſich denn auch ein definitives Urtheil darüber feſtſetzen laſſen, ob etwa Grund vorhanden ſey, ein zwiefaches und doppeltes Ariland und Eeriene anzunehmen; eines nach dem Verfaſſer als das erſte und urſprungliche Stammland der Arier im Norden oder Nordweſten von Sogdiana, welches aber bis jetzt nur Hypotheſe bleibt; das andere, das Haupt- und Centralland des mediſchen, vom Stammvolke der Arier geſtifteten Reichs, nämlich das Aria der Alten, welches hiſtoriſch und geographiſch gewiß iſt. — Gegen Nordweſten erſtreckt ſich dieſe mediſch-ariſche Ländertafel im Zendaveſta, wie ſchon bemerkt, in keinem Fall weiter als bis gegen Armenien, oder bis zum nördlichen Aſſyrien. Der andere Endpunkt gegen Sudoſten iſt deſto deutlicher beſtimmt; ihn bildet die funfzehnte Segensregion, Hapte Heando, oder die ſieben Indien, wovon die Urkunde merkwürdig genug hinzufügt, daß dieſe Segensregion „alle andern Weltreiche an Größe und Umfang ubertreffe." — Schon dieſer Umſtand nöthigt uns, die Abfaſſung dieſer Bucher in der Nähe von Indien zu ſuchen; denn nur in der Nahe von Indien konnte man wohl einen ſolchen anſchaulichen und vollen Begriff von der Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit dieſer Weltgegend haben. Das Volk der Arier aber wird auch in einer indiſchen Quelle, wie mir ſcheint ganz deutlich, als ein dem indiſchen ſtamm- und ſprach-verwandtes bezeichnet. In jener vielbeſprochenen Stelle des Geſetzbuches von Menu (vom Verfaſſer berückſichtigt in ſeiner andern Schrift „Ueber das Alter und den Werth einiger morgenländiſchen Urkunden" S. 64), wo von den durch Entfernung von den Brahminen und Vernachläßigung der brahminiſchen Sitten und Gebräuche, verwilderten Kriegerkaſten und den aus ihnen entſtandenen Völkern die Rede iſt, heißt es am Schluß: „Alle dieſe ſind Daſyus (oder auf den Krieg geſtellte Raubvölker) ſie mögen nun die Sprache der Mlecchas oder auch die der Aryas reden." — Die Mlecchas ſind barbariſche, den Indiern in Stamm und Sprache fremdartige Völker; und da nun hier offenbar ein Gegenſatz zwiſchen dieſen und den Ariern gemacht wird; ſo iſt es eben ſo viel, als ob es hieße: ſie alle ſind verwilderte und verworfene Raubvölker, mögen ſie nun Barbaren ſeyn, oder auch wirklich den Indiern Stamm- und Sprach-verwandte Arier.

Wenn der Verfaſſer nun ſein Eeriene welthiſtoriſch in einem viel weiteren Sinne nimmt als der Zendaveſta, und das geſammte Urland nach der Fluth, alſo das mittlere Hochland von Aſien darunter verſteht, ſo iſt dagegen in dieſer Beziehung nichts einzuwenden. Nur ſollte er alsdann auch dieſer weitumfaſſenden Anſicht treu bleiben und ſie nicht ſelbſt wieder einſeitig beſchränken, da es ſich ja von ſelbſt verſteht, daß in der urhiſtoriſchen Ueberlieferung eines jeden Volkes, nach dem beſondern Lokale, der ihm zunächſt liegende Punkt am meiſten hervorgehoben wird. Der Verfaſſer gibt ſelbſt die Möglichkeit zu, daß der Kaukaſus wohl „ein zweytes Aſyl" (S. 29) habe bilden und daß es überhaupt „mehr als ein Urland" (S. 28) habe geben können; wir würden vorziehen, dem Einen Urlande lieber gleich von Anfang einen weitern Umkreis zu geben und es nicht in ſo enge Schranken zu faſſen. Auch darf nicht überſehen werden, in wie weite Erdgegenden hinaus oft ein und derſelbe Name großer Gebirge und Länder in der alten Welt ausgedehnt und übertragen wird; z. B. der Name des Kaukaſus, des

Imaus, und wie endlich der Name von Aſien ſelbſt? — Wenn alſo der Himalaya und der Hindukuſch dem Indier am nächſten liegt (S. 24) und in der indiſchen Ueberlieferung vor allen genannt wird; wenn der Altai (S. 52) den Stützpunkt für die erſte Einwanderung der nordaſiatiſchen Völker bildet, und der Ural den großen, alten Völkerweg (S. 53) nach dem Abendlande, dem nördlichen und mittlern Europa bezeichnet; ſo ſollte auch Moſes nicht im Vorübergehen ſo geringſchätzig angeſehen werden, weil er den Stammvater Noah zunächſt auf dem Gebirge Ararath mit ſeiner Arche feſten Fuß faſſen läßt; da uns eben alles doch im Ganzen auf daſſelbe Eine mittlere Hochland und Urgebirge von Aſien nach allen ſeinen weiten Verzweigungen hinweiſt. Wenn Anquetils Meinung die richtige wäre, welcher Eeriene am Fuß des Albordi in das Land ſetzt, welches von dem Kur und Araxes gewäſſert wird, ſo würde die Angabe des Zendaveſta nach dieſer Auslegung ſehr genau mit dem Moſes übereinſtimmen. Nach dem oben Angeführten iſt dieſe Erklärung von Eeriene wohl nicht annehmbar; es iſt aber auch eine ſolche genaue Uebereinſtimmung hier nicht zu erwarten noch zu ſuchen. Indeſſen ſollte, wo die Auslegung der alten Geographie ſo manchen Zweifeln unterliegt, und die beſte Meinung mehrentheils doch nur die wahrſcheinlichere iſt, dieſes uns behutſam machen, wegen einer vorgefaßten Meinung, nicht ſo leicht irgend eine altaſiatiſche Ueberlieferung, geſchweige denn die moſaiſche Urkunde verwerfend zurück zu ſchieben.

Hiemit beſchließen wir denn dieſe ohnehin vielleicht allzu ausführlich gewordene Mittheilung über das Werk des Verfaſſers. Sollte es mir gelungen ſeyn, die Ueberzeugung in ihm zu bewirken, daß Moſes und die Geneſis doch wohl auch noch anders angeſehen werden können, als er ſie bisher verſtanden hat; ſo ſollte es mich freuen, wenn meine Erwartung hierin nicht getäuſcht oder noch übertroffen würde. — In jedem Falle aber war meine Abſicht, mit gründlichem Ernſt alle Einſeitigkeit von der urhiſtoriſchen Forſchung entfernt zu halten, und zu zeigen, daß was man nur zu oft als ganz getrennt oder gar als widerſtreitend darſtellt, wohlverſtanden recht gut übereinſtimmt. Endlich iſt es wohl einmal Zeit, daß die beyden Zeugen der lebendigen Wahrheit und klaren Erkenntniß des Alterthums — die „Schrift und die Natur" — nicht länger gegen einander gebraucht und gemißbraucht werden, und todt für die höhere Erkenntniß und unbeachtet auf der Gaſſe liegen, dem Hohn des Unverſtandes Preis gegeben; ſondern der Zeitpunkt iſt augenſcheinlich gekommen, da ſie ſich wieder ſiegreich erheben ſollen, als laute Zeugen der lange verkannten göttlichen Wahrheit, zu immer größerer Verherrlichung derſelben in der Wiſſenſchaft wie im Leben. Man leiſtet der Religion oder vielmehr beyden einen ſchlechten Dienſt, wenn man die Religion in Widerſpruch ſetzt mit der Wiſſenſchaft, zu welcher auch dieſes Eſoteriſche der Weltgeſchichte ſo weſentlich mitgehört. Wenn nun in dieſem erſten Verſuche einer tieferen Verſtändigung über dieſen Gegenſtand auch noch manches gefunden werden ſollte, was vielleicht „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit" ſeyn wird, wie mehrentheils was mit Wiſſenſchaft chriſtlich gedacht iſt; ſo weiß ich doch, daß dieſer Weg, den ich hier anzudeuten verſucht, mehr und mehr anerkannt und zum allgemeinen gebahnt und ausgebildet werden wird, weil er der rechte iſt.

Friedrich von Schlegel.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Erster Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Vorrede.

Wir beginnen dieſe Sammlung mit dem Werke über die alte und neue Literatur, welches die Reſultate meiner früheren, kritiſchen Arbeiten am vollſtändigſten enthält, und in allgemein verſtändlicher Klarheit vorträgt.

Wenn ich den Gegenſtand dieſes Werkes, nach dem ganzen Inhalte deſſelben, noch einmahl durcharbeiten ſollte, ſo würde ich in einer mehr wiſſenſchaftlichen Ordnung mit der orientaliſchen Literatur, mit den heiligen Schriften der Hebräer und den indiſchen Geiſteswerken den Anfang machen, nebſt dem, was wir von den Aegyptern und Perſern wiſſen; und würde dann auch alles Uebrige und das Ganze überhaupt in Kapitel und Bücher, nach der claſſiſchen Weiſe der alten Schriftſteller eintheilen und ſtrenger ordnen. Dieſes war Anfangs meine Abſicht bei dieſer neuen Ausgabe. Nachdem ich mir aber überlegte, daß das Werk, durch dieſe veränderte Form und Ordnung, ein ganz anderes und neues werden würde; ſo konnte ich mich nicht dazu entſchließen, indem dieſe Vorleſungen in mehrere andere Sprachen überſetzt, ſchon in ihrer bisherigen, erſten Geſtalt, gewiſſermaßen ein Eigenthum des Publikums geworden ſind; und das Werk auch, nach einer ſolchen, gänzlichen Umarbeitung ſich vielleicht nicht mehr des gleichen Vortheils erfreuen würde, wie es ihn dem erſten, günſtigen Eindrucke verdankte.

Die zahlreichen, kleineren und größeren Zuſätze, wird man zur Vergleichung mit der früheren Ausgabe, am Schluß der Inhaltsanzeige angegeben finden.

Die nächſtfolgenden Bände dieſer Sammlung werden die früheren, ausführlichen, antiquariſchen und kritiſchen Ausarbeitungen über einzelne Gegenſtände der alten, mittleren und neueren Literatur enthalten, die als ſolche, in einem gewiſſen Sinne als eine Art von Commentar, oder doch als eine Reihe einzelner Excurſe zu dem gegenwärtigen Werke dienen und betrachtet werden können.

Die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften, alte und neue, werden eine andre und eigne Reihe bilden.

Die im Jahre 1809 erſchienene Ausgabe meiner Gedichte, wird ebenfalls, doch erſt ſpäter und mit neuen vermehrt, in dieſer Sammlung ihre Stelle finden.

Wien, den 1. Mai 1821.

F. S.

Vorwort des Verlegers.

Die erſte Original-Geſammtausgabe der Werke Fr. v. Schlegel's in zehn Bänden, (Wien 1822—1825) iſt, in fünf Auflagen, vergriffen. Wiederholte Anfragen ſeit längerer Zeit, beſtimmen die Verlagshandlung, eine neue zu veranſtalten. Dieſe Thatſache allein würde hinreichen, auch wenn der berühmte Name des Verfaſſers nicht die ſicherſte Bürgſchaft dafür wäre, zu beweiſen, wie bleibend die Theilnahme von ganz Deutſchland für dieſe Werke eines ſeiner geiſtreichſten Schriftſteller, wie zeitgemäß die Wiederauflage derſelben ſei.

Sie beginnt mit dem wichtigſten von Schlegel's Werken, welches ſeinen Ruhm vorzugsweiſe begründete: mit der Geſchichte der alten und neuern Literatur*), enthält ferner: Studien des klaſſiſchen Alterthums, Kritik und Theorie der alten und neuen Poeſie, Anſichten und Ideen von der chriſtlichen Kunſt, Romantiſche Sagen und Dichtungen des Mittelalters, Vermiſchte kleine Schriften und Gedichte, zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe (zweiter Abdruck) und bringt im Vergleiche mit der früheren Ausgabe mehrere und wichtige Bereicherungen.

---

*) Wir können hier nicht umhin, aufmerkſam zu machen, daß [illegible] ein Abdruck der zweiten verbeſſerten und vermehrten Ausgabe iſt, die der Herausgeber des in Berlin bei M. Simion (Athenäum) in den Jahren 1841 u. 1842 erſchienenen Nachdrucks nicht gekannt zu haben ſcheint. Dieſer Nachdruck, der die erſte Abtheilung zu Th. v. Mundt's Literaturgeſchichte bilden ſoll, die übrigens in einem v. Schlegel's Werk ganz verſchiedenem Sinne und Umfange gearbeitet iſt, [illegible] [illegible] bisher mehr als [illegible] und [illegible] nicht als [illegible] angeſehen [illegible], iſt nach der erſten, unvollſtändigen Ausgabe gemacht.

Es erſcheint hier nämlich die (der ältern nicht einverleibte,) höchſt intereſſante Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, welche den lebhafteſten Impuls zu orientaliſchen Studien in unſerem Vaterlande gegeben hat. Ferner: die Vorleſungen über die neuere Geſchichte, (im Winter 1810); Philoſophie der Geſchichte, in 18 Vorleſungen, gehalten zu Wien im J. 1828; Philoſophie des Lebens, in 15 Vorleſungen, gehalten zu Wien im J. 1827; und: Philoſophiſche Vorleſungen, insbeſondere über Philoſophie der Sprache und des Wortes, geſchrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828 und in den erſten Tagen des Jänners 1829.

Noch ſind dieſe Vorleſungen, deren Gegenſtände den Hauptinhalt von Schlegel's Streben und Wirken und den Glanzpunkt ſeiner Laufbahn bezeichnen, in friſchem Angedenken des Vaterlandes; noch iſt der Eindruck gewiß Vielen gegenwärtig, den die Nachricht allgemein hervorbrachte: Die letztgenannten dieſer Vorleſungen ſeien durch den plötzlichen Tod des berühmten Schriftſtellers unterbrochen worden. Sie waren ſein Schwanengeſang. —

Zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen, iſt nur zu erwähnen, daß, wie ſich von ſelbſt verſteht, die, auch in der früheren Ausgabe weggelaſſenen zwei Werke: „Lucinde“ und „Philoſophiſche Vorleſungen aus den Jahren 1804 — 1806; herausgegeben von Windiſchmann, Bonn 1836 und

1837," auch dieſer Ausgabe nicht einverleibt wurden, da der Verfaſſer ſelbſt dieſe beiden Werke (in die von ihm in den Jahren 1822—1825 veranſtaltete erſte Ausgabe) nicht aufzunehmen für gut fand.

Um endlich nichts zu unterlaſſen, was dieſelbe irgend bereichern und verſchönern konnte, waren wir bedacht, auch das wohlgetroffene Bildniß des Verfaſſers, ſein Facſimile, und ſeine Biographie, aus der Feder eines Mannes, der mit ihm in perſönlicher Berührung ſtand, hinzuzufügen.

Möge unſere Bemühung im deutſchen Vaterlande Anklang finden!

Wien, am 1. September 1845.

Geſchichte

der

alten und neuen Literatur.

Vorleſungen,

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Erſter Theil.

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens Wenzeslaus Lothar

Fürſten

von

Metternich-Winneburg,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Sr. k. k. apoſtoliſchen Majeſtät Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, wirklichem Staats- und Conferenz-Miniſter, auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorleſungen über die Literatur, auch in dieſer neuen Bearbeitung unterthänigſt zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgeſtellte Gemählde von der Geiſtesbildung der merkwürdigſten Völker Europa's für **Ew. Durchlaucht** von einigem Intereſſe ſein könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigſtens einen Theil meiner Abſicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichſter Wunſch war es, der großen Kluft, welche immer noch die literariſche Welt und das intellektuelle Leben des Menſchen von der praktiſchen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geiſtesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schickſale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Literaturfreunde, ſondern auch ſolche Männer, welche dieſe großen Schickſale und Begebenheiten zu leiten berufen ſind, meiner Darſtellung einiges Intereſſe und ihren Beifall ſchenkten; ſo würde es mir der beſte Beweis ſein, daß mein Verſuch nicht ganz mißlungen iſt. Mußte es ſchon in dieſer Hinſicht ſehr ſchmeichelhaft für mich ſein, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denſelben dieſes Werk zu widmen; ſo hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünſchte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu ſein

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorſamſter

Friedrich Schlegel.

Vorrede

zur erſten Ausgabe von 1822.

Es ſind jetzt zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem ich mit den erſten Verſuchen über griechiſche Literatur und Geiſtesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeiſterung, welche in dieſen Verſuchen herrſchte, ihr Ziel in allen Stücken vollſtändig erreichen konnte, ſo fand dieſes Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünſtige Aufnahme: ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, ſelbſt bei den vortrefflichſten und erſten Männern dieſes Faches, eine nachſichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zuſtimmung.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe mehrere Jahre in einſamer Abgeſchiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem erſten Verſuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieſer, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und ſelbſt in die Literatur deſſelben einzugreifen angetrieben, was theils in Geſellſchaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geſchah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weiſe. So verſchieden aber war meine Denkart von der herrſchenden, daß dieſes Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rückſicht auf die ſehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerſpruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indeſſen hat bei mir den Fortgang der innern Unterſuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eigenen Wißbegierde mir immer das Erſte blieb, und mehr galt als der äußere Schriftſteller-Ruhm.

Dieſe Wißbegierde führte mich dann ganz natürlich noch in einem ſpätern Alter, als man ſonſt wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientaliſchen Sprachen, und beſonders zu dem noch weniger bekannten Gebiethe der indiſchen. Die erſte Ausbeute dieſer Bemühung habe ich in der Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, vor ſechs Jahren meinen Zeitgenoſſen dargelegt.

Während aller dieſer literariſchen Beſchäftigungen zogen auch die Kunſtwerke des Mittelalters, beſonders die altdeutſche Poeſie, Sprache und Geſchichte meine Aufmerkſamkeit und Liebe an. Dieß geſchah zum Theil ſchon früher, vorzüglich aber in den letzten, ſeit 1802 verfloſſenen zwölf Jahren. Was mir in dieſem Gebiethe ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, iſt auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere iſt noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So iſt es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiethe der Literatur, der poetiſchen Kunſtgeſchichte und Kritik, eben wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit ſehr fragmentariſch geblieben ſind. Schon lange war daher der Wunſch in mir entſtanden, auch einmal eine ſyſtematiſche Ueberſicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Verſammlung im Frühjahre 1812 gehaltenen

Vorleſungen, geben mir eine erwünſchte Gelegenheit dazu, da ich ſie ganz ſo aufgeſchrieben hatte, wie ſie auch wohl für das größere Publikum und für den Druck geeignet ſein können. Ich darf mir wenigſtens ſchmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen früheren literariſchen Arbeiten über einzelne Gegenſtände Antheil genommen haben, nun auch dieſe Darſtellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Und zugleich wird dieſes vielleicht auch für ſolche ein Intereſſe von allgemeiner Art haben, denen die kritiſchen Unterſuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Literargeſchichte, mit einer Fülle von wiederhohlten Citaten, oder biographiſchen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Abſicht war, und konnte keine andere ſein, als den Geiſt der Literatur in jedem Zeitalter, das Ganze derſelben, und den Gang ihrer Entwicklung bei den wichtigſten Nationen vor Augen zu ſtellen. Für ausführliche kritiſche Nachforſchungen über einzelne Gegenſtände, wie ich ſie in andern Schriften häufig verſucht habe, war hier zunächſt der Ort nicht, wo es nur auf die Darſtellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Reſultate ſolcher Forſchungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo dieſe Reſultate mir nicht bloß neu, ſondern auch für das Ganze wichtig ſchienen. In der Charakteriſtik der bedeutendſten Schriftſteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beſchäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zuſammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Maſſe zählen, ſo iſt dieß in der Art, wie ſie angeführt ſind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn dieſe Darſtellung der Literatur mehr von der Geſchichte der Philoſophie enthält, als man ſonſt wohl unter jener Ueberſchrift zu erwarten gewohnt iſt, ſo darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten; denn es hängt dieß auf das genaueſte zuſammen mit dem mir eigenthümlichen und in dieſem Werke durchgehends herrſchenden Begriff von Literatur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man dieſen Ueberfluß, wenn man es auch als ſolchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

◆

Geſchichte

der

alten und neuen Literatur.

Erſter Theil.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen von der älteſten Zeit bis auf den Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen iſt es meine Abſicht, ein Bild im Ganzen von der Entwicklung und dem Geiſte der Literatur bei den vornehmſten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Literatur in ihrem Einfluſſe auf das wirkliche Leben, auf das Schickſal der Nationen und den Gang der Zeiten darzuſtellen.

Es hat ſich in dem letztern Jahrhundert beſonders in Deutſchland eine große Veränderung mit der Geiſtesbildung zugetragen, die wenigſtens in Beziehung auf jenen Standpunkt glücklich zu nennen iſt. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Verſuche in der Kunſt oder Wiſſenſchaft ohne Unterſchied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinſicht auf die Verhältniſſe der Literatur, die Behandlungsweiſe und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den ſie haben ſoll, iſt die Veränderung durchaus zum Beſſeren und vortheilhaft geweſen, wie ſie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgeſondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der geſellſchaftlichen Bildung der höheren Stände, ſo wie dieſe ſelbſt von der geſammten übrigen Nation getrennt waren. Unſere Keppler und Leibnitz ſchrieben größtentheils lateiniſch; Friedrich der Zweite las, ſchrieb und dachte nur franzöſiſch. Die Mutterſprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich ſehr vernachläſſigt. Die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke uberlaſſen, bei dem ſich noch wohl hier und da einige, wenn gleich ſchwache und halbverſtümmelte Ueberbleibſel aus der guten alten Zeit erhalten hatten; oder ſie blieben der jugendlichen Begeiſterung und den gewagten Verſuchen einiger Dichter und Schriftſteller anheim geſtellt, welche es zuerſt unternahmen, einen andern Zuſtand der Dinge herbeiführen zu wollen. So lange dieſe aber nur einzeln ſtanden und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeiſterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausfuhrung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt ſein.

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der geſellſchaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zuſtand in Deutſchland in der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie in der erſten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten dieſe Verhältniſſe und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch ſchon im Ganzen ein anderer Zuſtand und ein beſſeres Verhältniß ſich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Verſuchen und lobenswerthen Beſtrebungen, welche beſonders ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutſcher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerkſamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutſchland wohl ſchon ehedem beſeſſen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache ſelbſt, die Kraft, den Reichthum und die Biegſamkeit derſelben; Eigenſchaften, welche ſie nie verläugnet, ſobald ſie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weiſe behandelt wird. Je mehr die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefuhle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Mutterſprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachläſſigung der Mutterſprache verbunden. Eine Vernachläſſigung, die ſich immer an dem rächt, der ſie ausübt, und niemals ein gunſtiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit ſeiner Bildung oder Gelehrſamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Mutterſprache ſelbſt zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wiſſenſchaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß ſchärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte dieſen geſchärften Sinn, der ſich zuerſt an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beim Hervorbringen wie beim Beurtheilen. Es entſtand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angeſtammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetſten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt ſich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutſchen, ſondern von der geſammten europäiſchen Literatur werde ich verſuchen, ein Gemälde zu entwerfen. So darf ich denn hier ſchon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern ſo wie in Deutſchland eine ähnliche Veränderung der Literatur und eine Rückkehr derſelben zum Nationalgeiſt ſich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beiſpiel an. Auch in England war, in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'ſchen Bürgerkriege geſchwächt und faſt abhängig darnieder lag, der Geſchmack verwildert, ſittenlos und dabei nachahmungsſüchtig, ausländiſch und unnational geworden. Die Sprache ſelbſt war vernachläſſigt, die großen alten Dichter und Schriftſteller faſt vergeſſen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politiſche Selbſtſtändigkeit von England wieder hergeſtellt war, erhob ſich auch die Literatur wieder. Der ausländiſche Geſchmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward auf's ſtrengſte und ſorgfältigſte gebildet, große Schriftſteller ſtanden auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmal, jedes noch ſo kleine Ueberbleibſel der brittiſchen Geſchichte und Vorzeit iſt ſeitdem ſo fortdauernd gewachſen, daß man hierin dem Nationalgeiſt der Engländer faſt nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausſchließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der geſellſchaftlichen Bildung unter ſich und von dem Volke iſt das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müſſen doch ſelbſt die verſchiedenen natürlichen Anlagen und Zuſtände des Menſchen in einem gewiſſen Grade zuſammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geiſtes zu erreichen, oder ſie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeiſterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinſchaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß ſeines Urtheils auf Geiſteswerke nicht ausgeſchloſſen werden, wenn dieſe in den Grenzen des Schönen bleiben, wenn der Geiſt einer Nation wahrhaft gebildet ſein, ihr Sinn edel erhalten werden ſoll. Die Werke des Geiſtes können keinen andern lebendigen Boden haben, in welchem ſie Wurzel ſchlagen, als zuerſt die Geſinnungen und Gefühle, welche allen edel gearteten und Gott ſuchenden Menſchen gemein ſind, und dann die Liebe des beſondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in deſſen Sprache ſie auftreten, und auf welches ſie zunächſt wirken ſollen.

Daß die Bildung des menſchlichen Geiſtes einen Verein der verſchiedenen Anlagen des Menſchen, aller der Kräfte und Uebungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigſtens angefangen zu fühlen. Die Gelehrſamkeit des Forſchers, und der ſchnelle Ueberblick, die ſichere Entſcheidung des thätigen Mannes, die ernſte Begeiſterung des einſamen Künſtlers, und der leichte und raſche Wechſel geiſtiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem geſellſchaftlichen Leben findet, und finden lernt, ſind in Berührung getreten, ſtehen wenigſtens nicht mehr ſo getrennt wie ehedem, von einander.

Wie ſehr aber auch in der neuern Zeit die Literatur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß ſie nationaler, auf's Leben einwirkender und ſelbſt lebendiger geworden iſt, das Uebel iſt demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutſchland ſehen wir die Literatur, oder die Schule, und das Leben oft noch ganz getrennt, wie zwei abgeſonderte Welten ohne Einfluß neben- und gegen einander da ſtehen, oder nur ſtörend, von der einen Seite beunruhigend und verwirrend, von der andern hemmend und lahmend, auf einander einwirken. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geiſtigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Namen Literatur zuſammenfaſſen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigſtens bei weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menſchen und auf die Nation, den ſie haben könnte und haben ſollte. Betrachten wir nur den Zuſtand der Literatur, beſonders aber die Anſichten, welche über die Literatur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meiſtens noch herrſchend ſind! Dem Dichter und Künſtler wird es ſogleich wie ein Vorrecht zugeſtanden, daß ſie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß ſie in die wirkliche Welt nicht paſſen; von den Gelehrten iſt man es ſchon gewohnt vorauszuſetzen, daß ſie praktiſch nicht brauchbar ſeien. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach ſeinen Abſichten zu biegen, und zu täuſchen und irre zu leiten. Daß die Philoſophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichſte Verwirrung ſtürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geſchichte auch unſers Zeitalters. Durch die gegenſeitigen Klagen und Beſchwerden der Philoſophen ſelbſt, iſt es auch unter den Laien allgemein bekannt geworden, wie häufig ſie ſich unter einander nicht verſtehen. Daher hat ſich denn die Meinung verbreitet, daß ſie überhaupt auch in ſich ſelbſt nicht zum Ziel gelangen können, und nur ſelten recht entſchieden wiſſen, was ſie eigentlich wollen. Es iſt aber Unrecht, das edelſte Streben, was im Menſchen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforſchung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißkredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Verſuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern iſt es indeſſen bei dieſem Zuſtande nicht, wenn Männer, die ſtets mit den wichtigſten Verhältniſſen und Gegenſtänden des Staats und des Lebens beſchäftigt ſind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftſteller für ein bloßes Schauſpiel halten, was weder ſehr bedeutend noch anziehend iſt. Selbſt die zahlloſe Menge der Bücher hat bei den meiſten Leſern einen ſolchen Ueberdruß erzeugen müſſen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüſſiger erſcheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der ſchon vorhandenen Bücher abermals um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieſer Schilderung ſchon ſtillſchweigend eingeſtanden, daß die Schriftſteller, die Gelehrten, die Dichter und Künſtler ſelbſt größtentheils die Schuld tragen, von der Geringſchätzung gegen die Literatur, welche in der Welt gewiß ſehr allgemein verbreitet iſt, wenn ſie auch ſelten ganz deutlich ausgeſprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftſtellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geiſteswerke, die in ihrem Verhaltniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbeſondere, alle Forderungen erfüllen und in beiden Beziehungen ganz ſo ſtehen, wie ſie ſtehen ſollen; ſo wurde man doch nicht umhin können, jene Geringſchätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil ſie über den Mißbrauch der Sache, die Sache ſelbſt, die ſo groß und ſo wichtig iſt, verkennt. Auch ſchädlich iſt ſie, weil ſie die Trennung zwiſchen dem innern intellektuellen Leben und der praktiſchen Welt, zwiſchen der Schule und dem Staat, nur noch immer größer macht, und dauernd erhält, die nicht ſelten in bittere Feindſchaft und endlich in gegenſeitige Zerſtörung und Unterdrückung ausartet.

Wie groß aber die Sache ſelbſt nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung, wie wichtig die Literatur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation ſei, das iſt wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entſcheiden; wir mögen nun auf die innere Natur derſelben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß ſehen.

Betrachten wir zuerſt die Literatur ſelbſt nach ihrem wahren Weſen, ihrem ganzen Umfang und ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Würde. Wir umfaſſen unter dieſem Namen alle jene Künſte und Wiſſenſchaften, jene Darſtellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtande haben, aber ohne auf eine äußere That und materielle Wirkung auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiſte darſtellen. Dahin gehört vor Allem die Dichtkunſt, und nebſt ihr die erzählende und darſtellende Geſchichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in ſo fern ſie das Leben und den Menſchen zum Gegenſtande und auf beide Einfluß hat; Beredſamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Geſpräch flüchtig vorübereilen, ſondern in Schrift und Darſtellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beinahe das ganze geiſtige Leben des Menſchen. Was gibt es überhaupt nächſt dem Geiſte ſelbſt, der ſich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menſchen als ſolchen mehr Eigenes und ihn Unterſcheidendes, als die Sprache? Die Natur konnte den Menſchen keine ſchönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Geſange fähig, durch ihre Biegſamkeit zu den künſtlichſten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigſten Laute, den Stoff verleiht zu dem künſtlichen Gebilde der Sprache. Von Allem aber, was der menſchliche Geiſt erfunden hat, iſt die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarſte und das Wichtigſte. Die Gottheit ſelbſt konnte dem Menſchen kein köſtlicheres Geſchenk machen, als das Wort, welches ſie verkündigt, die Menſchen eint und verbindet. So unzertrennlich iſt Geiſt und Sprache, ſo weſentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, ſo gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menſchen betrachten, auch das Wort nach ſeiner innern Bedeutung und Würde als das urſprüngliche Weſen des Menſchen nennen könnten. Denn der Menſch wird eben darum Gott ähnlich geachtet und in den heiligen Schriften ein Ebenbild des dreieinigen Schöpfers genannt, weil er mit einer Seele begabt iſt, aus deren Tiefe und in deren Spiegel der Geiſt ſich zum befruchtenden Worte des Lebens geſtaltet.

Wenn wir jedoch in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort noch allerdings unterſcheiden und unterſcheiden müſſen; ſo findet dieß doch ſelbſt in ſolchen abgeleiteten Verhältniſſen beider nur da ſtatt, wo entweder beide oder wenigſtens das Eine dieſer beiden Elemente nicht mehr ihre Beſtimmung erfüllen. Gedanke und Wort, ſo wie ſie urſprünglich Eins ſind, dürfen ſelbſt in ihrer mannigfaltigſten Anwendung nie ganz getrennt werden, müſſen immer und überall möglichſt vereint und übereinſtimmend bleiben.

Wie ſehr nun auch dieſe beiden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine ſind, dieſer höchſte Vorzug des Menſchen, der ihn erſt zum Menſchen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der urſprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt ſich ſelbſt durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unſern gewöhnlichſten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunſt der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen auf unſer Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unſere Gedanken ausübt, iſt überflüſſig auseinander zu ſetzen. Eben ſo wie über die Einzelnen laſſen wir uns auch in unſerm Urtheil über die Nationen durch eben dieſe Rückſicht beſtimmen, und ſind gleich geneigt, diejenige Nation für die geiſtvollſte und gebildetſte anzuerkennen, welche ſich am meiſten klar und dem Zweck angemeſſen, beſtimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier ſogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rückſicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintanſetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächſt umgeben, und mit denen wir ſelbſt leben, urtheilen wir ſo, auch auf andere weit von unſerm Kreis entlegene, wird derſelbe Maßſtab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir ſie wenig kennen, unter dem allgemeinen Namen der Wilden zuſammen zu faſſen gewohnt ſind. Sobald der reiſende Beobachter ihre Sprache verſteht, pflegt ſich auch das ungünſtige vorgefaßte Urtheil über ſie ſehr weſentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meiſtens, „Wilde ſind es freilich, unbekannt mit unſern Künſten und unſern Verfeinerungen, ſo wie mit den übeln ſittlichen Folgen derſelben; aber einen geſunden, ſtarken Verſtand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfſinn kann man ihnen nicht abſprechen. Aeußerſt treffend, und nicht ſelten witzig ſind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielſagend und von der anſchaulichſten Klarheit und Beſtimmtheit ihre Reden.“ So iſt man faſt überall und in allen Verhältniſſen des Lebens oder der erweiterten Weltkunde, gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geiſt, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu ſchließen. Doch dieß ſind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenſtände. Am beſten zeigt ſich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darſtellenden Wiſſenſchaften und Künſte, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schickſal der Nationen in der Weltgeſchichte betrachten. Hier zeigt ſich die Literatur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erſt in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwicklung, ja für das ganze geiſtige Daſein einer Nation erſcheint es auf dieſem hiſtoriſchen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpunkte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche ſich meiſtens noch in die dunklen Zeiten ſeines erſten Urſprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichſte Geſchäft der Dichtkunſt iſt. Solche National-Erinnerungen, das herrlichſte Erbtheil, das ein Volk haben kann, ſind ein Vorzug, der durch nichts anders erſetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es ſolche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Worte, eine Poeſie hat, ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gefühle erhoben und gleichſam geadelt findet, ſo wird es eben dadurch auch in unſerem Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe geſtellt. Nicht die weit um ſich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereigniſſe allein ſind es, die den Werth und die Würde einer Nation beſtimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, ſind namenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelaſſen. Andere Glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerkſamkeit, wenn nicht der Geiſt der Nation ſolchen Unternehmungen und Ereigniſſen, die in der Weltgeſchichte ſich nur allzuhäufig wiederholen, einen höhern Stempel verleiht. Merkwürdige Thaten, große Ereigniſſe und Schickſale ſind allein nicht zureichend, unſere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu beſtimmen; es muß ein Volk, wenn dieſes einen

Werth haben ſoll, auch zum klaren Bewußtſein ſeiner eigenen Thaten und Schickſale gelangen. Dieſes in betrachtenden und darſtellenden Werken ſich ausſprechende Selbſtbewußtſein einer Nation iſt die Geſchichte. Ein Volk, deſſen Siege und Thaten durch den Styl eines Livius verherrlicht, deſſen Unglück und Verſunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingeſtellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unſerem Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. Dichter und Künſtler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darſtellung begabt, den kühnſten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forſcher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchſpähen im Stande ſind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und dieſe Wenigen können zunächſt nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf Wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt ſich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller und allgemeiner hervor, dagegen ſelbſt der Werth des Geſetzgebers bei veränderten Zeitverhältniſſen in einem verdunkelten Lichte erſcheint, der Ruhm des Eroberers, nachdem Jahrhunderte verfloſſen ſind, von der allumfaſſenden und verſchlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert, und ſich oft in ſehr verkleinertem Maßſtabe darſtellt. Man darf ſagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, ſondern ſelbſt in der ſpätern Zeit des Alterthums eben ſo viel, wo nicht mehr beigetragen, den Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechiſchen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, ſo gerne zollt, hat wenigſtens der Dichter und der Philoſoph unſtreitig einen größern Antheil als der Geſetzgeber und der Eroberer. Selbſt der Einfluß, welchen die Werke und der Geiſt der erſten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Geſetze und die Thaten und Siege der andern hatte, Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unſterbliche und ruhmvolle Namen, ſo verdanken ſie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geiſt und ihrem Einfluß auf Geiſtesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt ſo fremd geworden ſind, oder den von dem Eroberer geſtifteten Königreichen, die längſt nicht mehr vorhanden ſind.

Dichter und Philoſophen von der erſten Größe können immer nur ſelten ſein, ſie werden aber auch als ſeltene Erſcheinungen mit Recht, da wo ſie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßſtab der geiſtigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher ſie angehören.

Fügen wir zu dieſen beiden Vorzügen einer eigenthümlichen Poeſie und Nationalſage, einer gedankenreichen Geſchichte, einer gebildeten Kunſt und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredſamkeit, des Witzes und einer zum geſellſchaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgeſetzt, daß dieſe letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; ſo iſt das Gemälde einer wahrhaft gebildeten und geiſtvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollſtändige Begriff einer Literatur entworfen.

Beſeelt von dem Wunſche, die Literatur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzuſtellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieſes Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem klar zu überſehenden Gemälde zuſammengefaßt werden ſoll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müſſen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darſtellung ſo hiſtoriſch als möglich abfaſſen und begründen möchte, in dem Fall ſein, auch ſolche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher ſich nicht ausſchließend mit der Literatur beſchäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erſcheinen können. Was mir jedoch den Muth gibt, dieſen Verſuch zu wagen, und die Hoffnung, die Aufgabe glücklich zu löſen, iſt meine lange Beſchäftigung mit vielen, vorzüglich wichtigen, einzelnen Theilen der Literatur. Das Gebiet derſelben iſt zwar ſo unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erſchöpft zu haben. Indeſſen führt die ſo lange fortgeſetzte und vielfältig erweiterte Bekanntſchaft mit einem Gegenſtande, der beinahe das Geſchäft meines Lebens war, wohl endlich zu einer vollkommeneren und wohlgeordneten Ueberſicht des Ganzen; führt beſonders auch dahin, daß man unterſcheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung iſt, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für ſich beſitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend ſein kann.

Unſere Geiſtesbildung beruht ſo ganz auf der der Alten, daß es überhaupt wohl ſchwer iſt, die Literatur zu behandeln, ohne von dieſem Punkte auszugehen, und wenigſtens als Einleitung der Griechen und Römer zu gedenken und den Anfang von ihnen zu nehmen. Mir wenigſtens würde es nicht möglich ſein, meine Anſicht und Erkenntniß von der Literatur überhaupt, und von der neueſten insbeſondere deutlich darzulegen, ohne eine gedrängte Darſtellung der alten Literatur nach derſelben Anſicht und denſelben Grundſätzen voranzuſchicken. An dem Beiſpiel der griechiſchen Nation läßt ſich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Literatur in höchſtem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und ſchädlichen Folgen einer ſophiſtiſchen Redekunſt in das hellſte Licht. Ich werde jedoch dieſe vorläufige Anſicht des Alterthums in größter Kürze zuſammendrängen. Zuerſt werde ich die geſammte Literatur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beiden Völker, denen wir einen ſo großen Theil unſerer Geiſtesbildung verdanken, und als eine reiche Erbſchaft von ihnen erhalten haben. In einem eben ſo gedrängten Vortrage werde ich alles zuſammenfaſſen, was Europa ſchon zur Zeit der Griechen und Römer und durch dieſe auch die neue Zeit den orientaliſchen Völkern in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Literatur verdankten. Zwar ſollten die älteſten Denkmale des aſiatiſchen Geiſtes der Zeitordnung nach wohl den griechiſchen vorangehen. Da aber meine Abſicht vorzüglich darauf ausgeht, ein welthiſtoriſches Gemälde der europäiſchen Geiſtesbildung aufzuſtellen, und da die Literatur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden ſoll, ſo wird es für dieſen

Zweck am angemeſſenſten ſein, was von der orientaliſchen Denkart und Geiſtesbildung erwähnt werden muß, um die europäiſche zu verſtehen und zu erklären, da einzuſchalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat und wirkſam geworden iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird ſodann auch unſerer Vorzeit, der nordiſchen Götterlehre und der daher abgeleiteten Poeſie der Ritterzeit und Kunſt des Mittelalters gewidmet ſein; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge ſind der Epoche ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gewidmet, und einer ausführlichen Darſtellung der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten Literatur bekannte und ſchon oft behandelte Gegenſtände hier und da in einem neuen Zuſammenhange und Lichte zu zeigen, ſo hoffe ich um ſo mehr im Voraus Nachſicht zu erhalten, wenn ich die neueren und neueſten Erſcheinungen der Literatur zum Theile nach Geſinnungen und Grundſätzen betrachten werde, die im Gegenſatz mit den jetzt herrſchenden alt ſcheinen können und zu heißen verdienen.

Es iſt ſchon darum ſehr vortheilhaft, eine Darſtellung der Literatur mit den Griechen anzufangen, weil die Geiſtesbildung der Griechen am meiſten ſich ganz aus ſich ſelbſt entwickelt hat, und faſt ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entſtanden iſt. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäiſchen Nationen keineswegs behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eigenen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunſt und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philoſophen und viele Künſte des Lebens von den Aegyptern oder von andern aſiatiſchen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen ſtimmen immer noch in einigen Punkten mit den älteſten aſiatiſchen Ueberlieferungen zuſammen. Aber es ſind das nur zerſtreute Spuren und halberloſchene Erinnerungen, wie ſie faſt überall auf den gemeinſamen Urſprung der Völker und Anfangspunkt der menſchlichen Geiſtesentwicklung hindeuten; alles aber, was die Griechen irgend erlernten und entlehnten, haben ſie mehrentheils ſo gleich und von der erſten Auffaſſung an, durchaus ſelbſtſtändig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortſchritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geiſtesbildung haben ſie ſich ſelbſt geſchaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäiſchen Nationen empfingen gerade das Ganze einer ſchon fertigen und vollendeten Geiſtesbildung und Literatur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beiden und von dem Morgenlande, bis ſie dann erſt ſpäter dieſes Ganze mit mehr oder minder ſelbſtſtändiger Kraft zu verarbeiten und ſich anzueignen lernten.

Bei den Griechen waren es, wie geſagt, nur einzelne Adern aſiatiſcher Ueberlieferung, obwohl deren viele ſind, und mehr als man beim erſten Anblick entdeckt, welche ſich durch das Gewächs ihrer Geiſtesbildung in Kunſt und Wiſſenſchaft hinſchlingen und in die Wurzel derſelben verwebt ſind. Ihnen ſelbſt waren überdem dieſe Spuren aus dem früheren Alterthum des Morgenlandes größtentheils verborgen und unbewußt; oder wenn ſie auch hintennach einen einzelnen Faden dieſer Art, nicht ohne Verwunderung entdeckten und mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit ergriffen, ſo ließen ſie ſich davon oft zu weit und hie und da ganz in die Irre führen: indem ſie über das plötzlich wiedergefundene Licht des orientaliſchen Urſprungs, was ihnen doch nie vollſtändig klar werden konnte, nun die glückliche Harmonie des eigenen Ganzen und einfachen helleniſchen Lebens und Denkens verloren. Sie kannten den Orient viel zu wenig, als daß ſie bis zu dem wirklichen Anfangspunkt der geſchichtlichen Menſchenkunde hätten durchdringen und dort an der Quelle den Urſprung und die Einheit aller Geiſtesentwicklung auffinden, und ſo den ganzen Stammbaum der Menſchheit nach allen ſeinen Verzweigungen überſchauen können. Erſt für uns ſind bei erweiterter Völker- und Sprachenkunde alle jene Faden des aſiatiſchen Urſprungs in der griechiſchen Sage und Bildung vollſtändiger ſichtbar, ſo daß wir ſie allmälig in einen Zuſammenhang bringen, und uns dem vollſtändigen Verſtändniß des großen allgemeinen Ganzen mehr und mehr nähern können, ohne die ſchöne Einheit in dem eigenthümlichen Ganzen der griechiſchen Geiſtesbildung darüber zu verlieren.

Ueber die älteſte Vorzeit der Griechen iſt im Allgemeinen noch folgende Bemerkung zu machen. Nachdem der Urſtamm des Menſchengeſchlechts durch den eigenen Uebermuth und innern Zwieſpalt zerſtreut und in einzelne Aeſte zerſplittert war, die dann bald als abgeſonderte Nationen in der alten Sage und geſchichtlichen Kunde hervortreten, ſehen wir dieſe aus der Zerſplitterung neu entſtandenen Völker, ſich deutlich nach dem vorherrſchenden Gepräge der verſchiedenen Stände und Kaſten unterſcheiden, welche noch vor der Völkerzerſtreuung die weſentlichen Beſtandtheile in dem großen Gebäude des älteſten Menſchenvereines in der Urzeit gebildet hatten. So waren die Aegypter ein durchaus prieſterliches Volk, obwohl auch die andern Stände als ſolche, und abgeſondert in Kaſten hier gefunden werden; weil alles vom Prieſterſtande ausging und der prieſterliche Einfluß und Geiſt in allem überwiegend war. Eben dieſes gilt auch von den Indiern; die Hebräer bieten uns unter andern Verhältniſſen der übrigen Stände, das Bild einer vollkommnen Theokratie dar und auch in unſerm Abendlande iſt bei den Hetruskern dieſer prieſterliche Charakter in allen Einrichtungen des Lebens ſichtbar vorherrſchend. Selbſt in der älteren Römergeſchichte bleibt dieſe hetruriſche Grundlage einer ganz prieſterlichen Lebenseinrichtung noch unverkennbar, nur daß hier alles eine andere Wendung genommen hat, nachdem die Patricier mit den prieſterlichen Vorrechten auch die oberſte Waffen- und Richtergewalt zu vereinigen wußten. Andere Nationen, die aus demſelben zerſplitterten Urſtamm hervorgegangen und zu einer welthiſtoriſchen Bedeutung erwachſen ſind, müſſen nach dem bei ihnen herrſchenden Uebergewicht der Kriegerkaſte und des Adelſtandes, als Heldenvölker charakteriſirt werden; dahin gehören vor allen die Perſer und Meder, und die germaniſchen Völker, obwohl ſpäter in der Geſchichte auftretend, in treu erhaltenem Urcharakter. Dieſen reihen ſich die Griechen zunächſt an, oder neigen ſich doch am meiſten zu dieſer Klaſſe, wenn gleich ſie auch der andern von Anfang wenigſtens zum Theil angehören, und in dieſer Hinſicht in der Mitte zwiſchen beiden Gattungen ſtehen, indem ſie den Charakter von beiden in ſich vereinigen, und zwar nicht gleichzeitig und vermiſcht, aber in der Folge der verſchiedenen Zeiten nacheinander darbieten, wie auch ihr Stamm vielleicht ſchon urſprünglich aus zwei verſchiedenen Elementen gemiſcht und entſprungen war. Es ging der Heldenepoche der Griechen eine ältere, mehr prieſterliche Vorzeit voran, ſo wie alle alten Mythographen und Hiſtoriker, obwohl in großer Verſchiedenheit der Deutung und der Meinung über das Einzelne, im Allgemeinen doch darin übereinſtimmen, daß ſie dem fröhlichen helleniſchen Leben der ſpätern Zeit überall ernſte Pelasger als die ältere geſchichtliche Unterlage voranſchicken und zum Hintergrunde geben. Unter den Pelasgern haben wir vielleicht ſelbſt dem Namen *) nach nur die Alten desſelben oder eines ſehr nahe verwandten Stammes zu verſtehen; ihre und die ganze damalige helleniſche Lebenseinrichtung war aber ungleich mehr der ägyptiſchen und aſiatiſchen, oder auch der hetruriſchen prieſterlichen Weiſe ähnlich, als in der ſpätern homeriſchen Heldenzeit.

Die ſinnbildlichen Prieſterlehren dieſer älteren, pelasgiſchen Vorzeit erhielten ſich auch ſpäter, obwohl nur verborgen und eingeſchloſſen in den enger beſchränkten Kreiſen der Myſterien, doch nicht ohne Ruhm und Verehrung, und auch von eigenthümlichen Dichternahmen verherrlicht. In dieſer Beziehung hat es eine geſchichtlich wahre Bedeutung, wenn die Sage, welche uns die alten Dichter nennt, den Kreis derſelben, lange vor den Heldengeſängen von Troja und vor der homeriſchen Zeit, mit dem Orpheus eröffnet, der kein Hellene war, und jener prieſterlichen Epoche und noch ganz ſinnbildlichen Götterkunde der Urzeit angehören. Daß aber die ſtrengen Bande der älteren beſchränkten Prieſterverfaſſung in der pelasgiſchen Vorzeit hier ſo bald durch den neueren Heldenſtamm kampfluſtiger und lebensvoller Hellenen, weggenommen und gelöſt, wie auch ſpäter wieder die Herrſchaft der großen Heldenfamilien bei ſteigendem Handel und dem blühenden Städteanbau

---

*) Πελασγοι könnte wohl nur eine ältere oder abweichende Wortform ſein für Πελαργοι. Aber auch in der natürlichen Ableitung von παλαι, verglichen mit [illegible] und [illegible] und deren Bedeutung, ſcheint jene Benennung die alten Inſaſſen des Landes zu bezeichnen.

in dem mannigfachen küſten- und ſchiffahrtreichen Inſellande, vielfältig gebrochen wurde, und mehr nur im glorreichen Andenken poetiſcher Sage, als in wirklicher politiſcher Uebermacht fortlebte; das iſt für die ganze Entwicklung der griechiſchen Geiſtesbildung von der entſchiedendſten Wichtigkeit geweſen. Denn eben dieſe von den Banden der prieſterlichen Verfaſſung, welche im Orient alles beſtimmte, und ſelbſt von dem politiſchen Zweck, der bei den Römern vorherrſchend war, ganz unabhängige, freie, geiſtige Entwicklung bloß nach dem innern Sinn und Bedürfniß, hat in Kunſt und Wiſſenſchaft den Griechen und ihrer Poeſie und Philoſophie, ja ihrer ganzen Literatur, dieſen eigenthümlichen Charakter gegeben, der ſie vor allen andern auszeichnet. Gleich unabhängig vom Staat und Prieſterthum ſehen wir hier zum erſtenmale die Schule in ihren mannichfachen Verzweigungen und Abſtufungen als einen abgeſonderten Verein und ſelbſtſtändige Kraft hervortreten und ſich geſtalten, wie es ſeitdem kaum wieder in dem Maße geſchehen iſt.

Wenden wir aber den Blick von dieſer weniger bekannten Vorzeit zurück auf die welthiſtoriſche Periode des griechiſchen Nationalruhms; ſo ſind es vorzüglich drei Hauptbegebenheiten, welche die eigentlich große Zeit der griechiſchen Geſchichte ausfüllen und auch für die Geiſtesbildung Epoche gemacht haben. Der perſiſche Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Uebermacht von ganz Aſien für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich ſiegten; der peloponneſiſche zweitens, jener allgemeine, ſiebenundzwanzigjährige Bürgerkrieg, zwiſchen Athen auf der einen und den doriſchen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft ſich ſelbſt zerſtörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechiſcher Geiſt und Regſamkeit über einen großen Theil von Aſien wie eine reiche Ausſaat der Zukunft ausgeſtreut wurde. Eine Ausſaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige, heilſame und auch verderbliche Früchte, und eine eigene neue griechiſch-aſiatiſche Geſtalt und Geiſtesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwiſchen Aſien und Europa, deſſen Einfluß ſich auf die ganze Nachwelt bis auf unſere Zeiten erſtreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem erſten Freiheitskampf gegen die Perſer nicht glücklich und ſiegreich geweſen, wäre Griechenland eine Provinz des großen perſiſchen Reichs geworden; ſo würden ſie eine ganz andere Stelle in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe ſtehen geblieben ſein, wo die Perſer ſie fanden, oder auch allmählig tiefer geſunken, und wieder verwildert ſein. Sie wären immer ein geiſtreiches und auch bis auf einen gewiſſen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden, wie andere gebildetere Völker, welche dem perſiſchen Reiche unterworfen und einverleibt wurden, die Aegypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftſteller, zum Theil ſelbſt ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die perſiſche Herrſchaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelſte und die beſte unter allen Weltherrſchaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufſchwung, welchen Kunſt und Geiſteskraft nach dem glorreich beſtandenen Kampf bei den Griechen nahm, dieſen hätten ſie ohne die Freiheit nie erreichen können.

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geiſtigen Entwicklung iſt in dem engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten vom Solon bis zu Alexander eingeſchloſſen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Literatur der Griechen. Nicht nur fällt in dieſe Zeit die kunſtreichere Entwicklung der lyriſchen Poeſie, und der erſte Anfang der dramatiſchen. Eine Menge jetzt aufſtehender Lehrdichter beweiſen das erwachende Nachdenken. Die gnomiſchen Sammlungen des Theognis und des Solon ſelbſt bieten eine Fülle von ſinnreichen und ſittenſchildernden Sprüchen dar; wie alle Völker ſie auf dieſer Stufe lieben; welche metriſch abgefaßt, in dieſer Form dem Charakter des Spruchs, als dem allgemeinen Element und gemeinſamen Rain des Dichtens und Denkens, wohl angemeſſen ſind. Zu derſelben Zeit begann mit Thales die Philoſophie der Griechen, und die Proſa, die ſich bei ihnen ſo ſpät von der Poeſie loswickelte, fing an zu entſtehen. Sie entwickelte ſich zuerſt bei den älteſten joniſchen Philoſophen ſeiner Schule, in einfachen, aber ſcharfſinnig beſtimmten Gedankenſprüchen, mit oft noch bildlichem Ausdruck; Aphorismen, oder klar hingeſtellten, aber tief aus der Quelle geſchöpften Naturanſchauungen, wie wir ſie noch von dem Vater der Heilkunde beſitzen. Durch die Geiſtesfreiheit, welche Solon begünſtigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Geſetzgebung verbundene und von ihm geſtiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptſitz und Mittelpunkt der griechiſchen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieſer glückliche Zeitraum. Demoſthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den ſein Vaterland um die Freiheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftſteller der Griechen, der auf ſeine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geiſtreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wiſſenſchaftliches, gelehrtes, wurden ſie unter den Ptolemäern in Aegypten faſt noch mehr, als ſie es in der ſchönen alten Heimat geweſen waren. Nur eine Nation waren ſie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Erfindungskraft und der eigene Aufſchwung des Geiſtes verloren.

In einem ſo engen Zeitraum liegt alſo eigentlich dieſe ganze Fülle von ſo mannigfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geiſtes beſchloſſen, die noch jetzt dieſes Volk zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauſpiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Böſen, und daher zweifach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeſchichte ein ähnliches Schauſpiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geiſtes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon alſo beginnt uns die eigentliche Epoche der griechiſchen Literatur. Vor Solon beſaßen die Griechen nur das, was meiſtens alle glücklich organiſirten Völker in der früheren Zeit der geſellſchaftlichen Entwicklung auch beſeſſen haben: Sagen, welche die Stelle der Geſchichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, ſtatt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländiſchen Gefühle, oder Feſtgeſänge zum gottesdienſtlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, beſaßen die Griechen ſchon von den älteſten Zeiten und in der größten Menge und Mannigfaltigkeit. Wichtiger ſind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrſcht, ausdrucken, ſondern die Ueberlieferung eines Volkes enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Urſprunge der Welt. Doch auch dieſes wird bei andern Völkern im Ueberfluß gefunden wie bei den Griechen. Ein Werk aber ragt vor allen andern aus der griechiſchen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit ſeiner Darſtellung weit hervor: die homeriſchen Gedichte; die ſeit Jahrtauſenden wie noch jetzt und niemals genug bewunderten Werke der Ilias und Odyſſee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geiſt dieſer Gedichte, daß ſie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müſſen entſtanden und entworfen ſein; geſammelt aber wurden ſie erſt in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon ſelbſt der Vergeſſenheit und der ſchwankenden mündlichen Fortpflanzung entriſſen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung geſtellt, und nachgehends durch die ſchriftliche Abfaſſung geſichert und allgemein verbreitet.

Solon und ſeine Nachfolger in der Herrſchaft zu Athen, Piſiſtratus und die Piſiſtratiden hatten dabei, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke ſelbſt, wahrſcheinlich auch noch einen andern patriotiſchen Zweck. Um dieſe Zeit, ſechshundert Jahr vor Chriſti Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Aſien ſchon bedroht, zwar noch nicht von den Perſern, aber durch die lydiſchen Könige, deren Herrſchaft bald darauf mit in das große perſiſche Reich verſchlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Aſien ſich ausbereitete, da konnte kein hellſehender Patriot es ſich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man ſcheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit ſicher geweſen zu ſein und den herannahenden Sturm, der erſt unter den Kaiſern Darius und Xerxes gegen den griechiſchen Continent ſelbſt losbrach, gar nicht im Voraus geahnet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am erſten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtſchaft, ſondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den aſiatiſchen Griechen auf das genaueſte verbunden war. Die Erweckung der alten Geſänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechiſchen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Aſien kämpfte und Troja beſiegte, fiel wenigſtens jetzt in eine ſehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroiſchen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeiſtern. Ob irgend eine ſolche Begebenheit, wie der trojaniſche Krieg, ſich wirklich zugetragen habe, dafür gibt es keine vollkommene geſchichtliche Gewißheit oder beſtimmte Entſcheidung. Die Herrſchaft des Agamemnon und der Atriden ſcheint am meiſten hiſtoriſch. Daß zwiſchen der Halbinſel und Klein-Aſien mancher Verkehr ſtatt fand, iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinſel ſelbſt den Namen trug, von daher gekommen. Daß die Entführung einer Fürſtin Urſache eines allgemeinen und langen Krieges geweſen, iſt wenigſtens dem Geiſte und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in ſo manchen Stücken an die chriſtliche Heldenzeit und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und urſprünglich bloß Allegoriſches eingemiſcht worden ſein mag: daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweiſen auch die daſelbſt befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln beſtehenden Heldengräber. Dieſe alten griechiſchen Hünen- oder Heldengräber, welche die Volksſage dem Achilles und ſeinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er ſeinen Ruhm zu beſingen, einen Homer gefunden hatte, ſind ſchon zur Zeit des Dichters ſelbſt vorhanden geweſen, wie man aus einigen Stellen der Ilias ſieht. Erſt der Wißbegier, oder dem Frevel unſrer Zeit war es vorbehalten, dieſe Gräber aufzuwühlen, und die Aſche und übrigen Angedenken der Helden, die ſich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruheſtätte zu entreißen. Wäre aber der trojaniſche Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkürliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Piſiſtratus, und für den patriotiſchen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen ſollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geſchichtlich gehalten.

So hatten die Homeriſchen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrſcheinlich noch eine nähere vaterländiſche Beziehung und Bedeutung, während ſie uns am meiſten auffallen durch die Allgemeinheit der ſchönen Darſtellung und des großen Bildes, welches ſie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt ſich keine enge Denkart und Anſicht, die nur an einem beſchränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines beſondern Stammes ſich drehte, wie dieß wohl in den alten arabiſchen Geſängen, oder in Oſſians Liedern der Fall iſt. Ein freier Geiſt athmet aus dieſen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erſcheinungen der Natur, wie für alle Geſtalten der Menſchheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und ſchön geſtaltet breitet ſich hier eine ganze Welt vor unſern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemälde. Die beiden Heldengeſtalten Achilles und Ulyſſes, welche aus dieſem heitern Weltgemälde als die Hauptfiguren hervorragen, ſind ſo allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir ſie faſt in allen Heldenſagen wieder finden, nur nicht immer ſo glücklich entwickelt und ſo herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle ſiegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erſchöpfen ſoll, aber ſchon im Voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragiſchen Schickſal beſtimmt war, iſt der erſte und erhabenſte dieſer Charaktere; und ein Charakter, ein Anklang dieſer Art findet ſich in unzähligen Heldenſagen wieder, am ſchönſten nebſt den griechiſchen vielleicht in unſern nordiſchen. Auch bei den heiterſten Völkern umſchwebt die Sage und Erinnerung der

Heldenzeit, ein halbſchmerzliches und liebevoll klagendes, elegiſches, ja oft ſogar tragiſches Gefühl, was uns aus dem Innerſten dieſer Dichtungen anſpricht; ſei es nun, daß der Uebergang einer freiern und großen Heldenzeit den gebundenen Nachkommen wirklich dieſen Eindruck hinterlaſſen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnſucht, was allen Menſchen aus alter Erinnerung eines verlornen urſprünglich ſeligen Zuſtandes eingepflanzt und angeboren iſt, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poeſie aber ſehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens ſtellt ſich im Ulyſſes dar. Es iſt der umherſtreifende, wandernde Held, der aber ſo erfahren und verſtändig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abenteuer zu beſtehen geeignet iſt; und eben dadurch der Einbildungskraft den freieſten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltene, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beſchränkter Erdkunde und einer kindlichen Anſicht wirklich enthalten, durch die mannigfaltigſten Dichtungen zu verſchönern. An heroiſcher Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordiſchen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientaliſchen, ſo weit wir beide kennen, den Homeriſchen Gedichten gleich kommen, oder ſie noch daran übertreffen. Was dieſe auszeichnet, iſt die Anſchaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verſtandesklarheit, die mit ſo kindlicher Einfalt und dieſer Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich iſt. Eine Darſtellung findet ſich hier, die ſo ausführlich iſt, daß ſie oft faſt geſchwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine faſt dramatiſche Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenſchaften, der Reden und Geſpräche; eine ſelbſt in der Anführung aller einzelnen Umſtände faſt hiſtoriſche Genauigkeit. Dieſer letzten Eigenſchaft, die den Homer auch unter den andern griechiſchen Sängern ſehr auszeichnet, verdankt er ſelbſt vielleicht ſeinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen ſeiner Wahrhaftigkeit, einer ſolchen nämlich, wie ſie ein Sänger und Dichter der Heldenzeit haben kann, verdient er wohl dieſen Namen. Auch uns iſt er, Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldenſage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beſchaffenheit. Die andere Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeſchichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und iſt ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden ſich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers ſelbſt, wohl Spuren finden laſſen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geiſtes ſah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die oſſianiſchen Gedichte ſind in eine immer gleich ſchwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und ſo mag man leicht daſſelbe auch von dem Barden ſelbſt denken. Wer aber die Iliade und die Odyſſee, dieſe klarſten und hellſehendſten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuſchreiben kann, der muß wenigſtens für dieſes Urtheil ſeine eignen Augen einigermaßen verſchließen, vor ſo vielen deutlich ſprechenden Beweiſen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homeriſchen Gedichte auch entſtanden und gebildet ſeyn mögen, ſie verſetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter ſchon zu erlöſchen anfing, oder eben erſt erloſchen war. Es ſind zwei Welten, die in der Homeriſchen Darſtellung zuſammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch ſehr nahe, und lebhaft vor Augen zu ſtehen ſcheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Dieſe Verſchmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verſchönert, dieſe anſchaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homeriſchen Gedichten den ihnen ſo ganz eignen Reiz.

Anfangs herrſchten überall Könige und Heldengeſchlechter in Griechenland. So iſt es noch in der Homeriſchen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde faſt überall abgeſchafft, faſt jede mächtige Stadt und ſelbſtſtändige Völkerſchaft geſtaltete ſich zu einer kleinen Republik. Mit dieſer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt allmälig proſaiſcher. Die alten Heldenſagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unſtreitig trug dieſe Veränderung in der Verfaſſung viel dazu bei, den Homer in eine

Art von Vergeſſenheit zu bringen, der ihn Solon und Piſiſtratus erſt wieder entriſſen.

Vergleichen wir nun das hohe Werk der homeriſchen Geſänge mit andern, indiſchen und perſiſchen, oder nordiſchen und altdeutſchen Helden- und Göttergedichten; ſo ſind es vorzüglich zwei Eigenſchaften, welche dasſelbe vor jenen auszeichnen. Zuerſt iſt es das harmoniſche Ebenmaß in der heitern Lebensanſicht und in der ganzen Darſtellungsweiſe ſelbſt, und die in beiden vorwaltende künſtleriſche Klarheit des Verſtandes, welche nebſt jenem Ebenmaß der Harmonie wie den Homer, ſo auch den Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung überhaupt vorzüglich bezeichnet, und im Ganzen derſelben vorwaltet. Sodann iſt es die in dem Maße wenigſtens nicht eben weſentlich in der Natur des epiſchen Gedichts begründete, wohl aber in der beſondern Anlage des griechiſchen Geiſtes liegende, reiche dramatiſche Entfaltung im Einzelnen der homeriſchen Geſänge und die damit zuſammenhangende epiſodiſche Verflechtung des Ganzen. Eben daher entſpringt auch oder iſt doch nah verwandt damit, jenes entſchiedene Hervortreten des rhetoriſchen Beſtandtheils, wenn ſich die dem Griechen angeborne Hinneigung und Meiſterkraft, zwar noch ganz natürlich und wie ſie dem klaren Lebensſpiegel freier Poeſie durchaus angemeſſen iſt, die ſich daher auch von der falſchen Rhetorik der ſpätern Dichtkunſt ſo ganz unterſcheidet, hier ſchon in bewundernswerther Fülle und Kunſt der Rede und des Geiſtes entfaltet; wie denn auch in manchen Anſichten und Geſinnungen, durch die Darſtellung des heroiſchen Lebens ſelbſt, der aufkeimende republikaniſche Sinn ſchon ſehr ſichtbar hindurchſchimmert. Durch eben dieſe Eigenſchaften, nur in geringerem Maße der Verſchiedenheit, bleibt Homer auch vor den andern Rhapſoden der joniſchen Zeit und vor den übrigen epiſchen Dichtern der Griechen ausgezeichnet, ſtatt deren Aller uns Heſiodus zum Beiſpiel dienen kann, und ſteht allein und einzig unter den andern da, obwohl alle dieſe geringern heroiſchen oder mythiſchen Dichter in unzähligen einzelnen Manieren der epiſchen Weiſe unter einander gleich und dem Homer ganz ähnlich ſind. Eine chaotiſche Sagenfülle, von oft gigantiſchem Inhalt, beſingt Heſiodus in jener Weiſe oder in jenem Styl, welchen die Alten als den mittelmäßigen bezeichnen, weil zwar kein Uebermaß der verwilderten Kraft, aber auch keine beſondere Größe und Erhabenheit des Geiſtes darin ſichtbar iſt. So fehlt der homeriſche Reichthum jener herrlichen dramatiſchen Entfaltung; obwohl ſich, den Heſiodus als Sittengemälde betrachtet, Züge genug darin vorfinden, von dem ſehr merklich emporwachſenden republikaniſchen Geiſte, der bald das heroiſche Leben mehr und mehr verdrängen und endlich ganz überwältigen ſollte.

Die homeriſchen Gedichte ſind ſo wichtig für die griechiſche und für die ganze nachfolgende europäiſche Literatur, ſo ſehr Hauptquelle der geſammten Geiſtesbildung der alten Völker geworden, daß die geſchichtliche Betrachtung vor allen andern Gegenſtänden bei ihnen zu verweilen hat. Ich wünſchte überhaupt die Aufmerkſamkeit nur bei den Gründern feſtzuhalten oder bei der erſten Blüthezeit, wo die Kunſtgebilde zur Vollendung reifen; über die Jahrhunderte der Nachahmung und bloßen weiteren Entfaltung werde ich ſchnell hin gehen.

Ich überſchreite die ganze Zwiſchenzeit bis auf den perſiſchen Krieg. Dieſe Zwiſchenzeit enthält nur ſchwächere Nachfolger des Homer, oder ſolche Anfänge neuer Geiſteswege und neuer Kunſtformen, die erſt ſpäter zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt ſind. Die meiſten Dichter und Schriftſteller ſind ohnehin bis auf einzelne Bruchſtücke verloren.

Vorzüglich entwickelte ſich jetzt die lyriſche Kunſt in den mannigfachſten Formen. Aus dem weltumſtrömenden Ocean der Helden- und Götterſage war die Poeſie der Griechen, wie aus ihrer Wurzel und Quelle hervorgegangen. Jetzt breitete ſich dieſes Meer der alten Sage, wie in unzähligen, größern und kleinern Strömen, in einzelnen Liedern und Geſängen durch alle Gebiete und nach allen Seiten des Lebens hin aus und verſchönte es durch Muſik und feſtliche Spiele. So erſtieg die Poeſie der Griechen, aus dem Strom der Sage hervorgehend, durch das Spiel feſtlicher Lieder und ſpruchreicher Geſänge ſich entfaltend, endlich in der dramatiſchen Darſtellung und beſonders in der tragiſchen Dichtung, als dem ernſten Bilde des höchſten Lebens, den

Gipfel und das Ziel der Kunſt, die uns nicht bloß ein bedeutſam anſprechendes, ſondern auch lebendig ergreifendes und fruchtbar einwirkendes Ebenbild des Göttlichen zu geben berufen iſt; wie denn in aller Poeſie dieſe Elemente oder Stufen, der Sage, des Geſanges, und das geiſtige Bild, wie man das bewegliche, fortſchreitende Ebenbild des Lebens nennen könnte, obwohl nicht immer in derſelben Ordnung ſich wiederfinden, auf deren Verſchiedenheit ſich auch das Weſen jener drei poetiſchen Gattungen, der epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Kunſt gründet.

Der perſiſche Krieg ſelbſt, dieſe denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftſteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabenſten ihrer Sänger unbegrenzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländiſch geſinnt, und den Perſern geneigt war. Aeſchylus, der älteſte große Tragiker, hatte, ſelbſt Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes ſeinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher ſeiner Geſchichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den verſammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt ſich wohl erklären, aus der auch in ſeinem Gedicht ſichtbaren Abneigung gegen die Volksherrſchaft, die ſchon damals in Griechenland manchen gewaltſamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnen ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bei den doriſchen Völkern überwiegende Herrſchaft des Adels. Dieſe Form der Verfaſſung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erſchien im Alterthum wenigſtens nirgends in einem ſo glänzenden und ſo milden Lichte, als in dem perſiſchen Kaiſerthum, das, wie ſehr auch einzelne Herrſcher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als doriſcher Dichter iſt uns Pindar um ſo wichtiger, weil er und viele andere, ganz verlorne erſetzen muß. Was wir griechiſche Literatur nennen, und als ſolche in den noch vorhandenen größern Schriftſtellern beſitzen, iſt eigentlich nur joniſche und atheniſche, ſo wie ſpäter alexandriniſche Literatur. Zur ſelbigen Zeit aber, als in den joniſchen Staaten und zu Athen die Dichtkunſt, Geſchichte und Philoſophie aufblühten, hatten die doriſchen Völker, jener zweite von den joniſchen in Sitte, Verfaſſung, Sprache und Denkart ſo ſehr abweichende griechiſche Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Literatur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, ſeit Pythagoras auch Philoſophen und andere Schriftſteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieſes untergegangen iſt, wenigſtens ein allgemeines Bild der doriſchen Sitten, und des dieſen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter es auffaßte und ſich verſchönert dachte.

Die erkünſtelte wilde Begeiſterung und abſichtliche Dunkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des großen Dichters als Pindariſch genannt wird, iſt ihm ſelbſt ganz fremd. Vielmehr iſt eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in ſeiner Darſtellung. Iſt wo eine Dunkelheit, ſo liegt ſie meiſtens in den vielen Anſpielungen auf das, was uns fremd iſt, ſeine Zuhörer aber in bekannter Gegenwart umgab, oder ihnen aus lebendiger Erinnerung vor der Seele ſtand. Indem er die Sieger in den Kampfſpielen beſingt, geht er über auf das Lob der Heldengeſchlechter, von denen der Sieger abſtammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen gewaltſame Uebergänge verurſacht. Es ſind dieſe Feſtgeſänge überhaupt kaum lyriſche Gedichte zu nennen, wenigſtens ſind ſie nicht das, was wir darunter verſtehen. Heroiſche oder epiſche Gelegenheitsgedichte ſind es, welche von Muſik und Tanz begleitet, nicht bloß abgeſungen, ſondern auf gewiſſe Weiſe dramatiſch aufgeführt wurden. Was dieſen Dichter am meiſten auszeichnet, iſt die hohe Schönheit, und die muſikaliſche Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verſchönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrſcher in gefahrloſen Zeiten, und glückliche Staaten unter ſchönen Kampf-

und Ritterſpielen ſorgenfrei dahin leben unter gleichgeſinnten Freunden, von begeiſterten Sängern umgeben, und in ſchönen Erinnerungen der Heldenahnen ſchwelgend. das hat Pindar unvergleichlich dargeſtellt, und in eben dieſer Lebensweiſe ſeiner geliebten Sieger und der doriſchen Edlen, ſtellt er uns auch die Geſtalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter ſehr verſchiedener Art und von einem ganz andern Gefühle beſeelt, iſt Aeſchylus. Das kriegeriſche, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeiſterten Siegers, das ſich in ſeinen Werken ausſpricht, verſetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem ſtolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfes die herrſchende ſein mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erſt im Werden iſt; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeſchylus zuerſt entwarf und erſchuf, ohne ſie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter beſonders in der Darſtellung des Furchtbaren und der tragiſchen Leidenſchaften. Zu der Tiefe des Dichters geſellte ſich bei ihm der Ernſt des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollſtem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in ſeinen Gedichten die Myſterien, oder die verborgenen Lehren der eleuſiniſchen geheimen Geſellſchaft verrathen habe, kann uns beweiſen, daß er überall nach Wahrheit ernſtlich geforſcht hatte. In ſeinem Geiſte hat die griechiſche Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Geſtalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragiſche Begebenheiten dargeſtellt, ſondern es geht durch alle ſeine Werke eine und dieſelbe allgemeine tragiſche Weltanſicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabener Urſtamm durch ein jüngeres, ſchlaueres Geſchlecht von geringerm Werthe bedrängt und verdrängt worden ſei, das iſt der beſtändige Gegenſtand, wohin alle ſeine Darſtellungen und Klagen zielen; alſo die urſprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menſchen, und wie beide allmälig in Schwäche und Gemeinheit verſunken. Doch erhebt ſich bei ihm, aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Rieſenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frei, im Innern unbeſiegt empor. Man kann dieſer Anſicht eine mehr als dichteriſche und auch ſittliche Gehaltenheit nicht abſprechen.

In den beyden zuletzt geſchilderten Dichtern, dem Pindar und Aeſchylus, iſt etwas eigenthümlich Orientaliſches bemerkbar, was ſich ſchon in der ungleich kühneren Bildlichkeit und dem mehr abgeriſſenen Gedankengange kund gibt, worin man es auch ſchon oft bemerkt hat, obwohl es noch ungleich tiefer liegt und ſich viel weiter erſtreckt, als bloß auf die äußere Form des Ausdrucks. Ueber die Pindariſchen Feſtgeſänge iſt nebſt einer beſondern aſiatiſchen Weichheit und Milde, jene prieſterliche Würde und Andacht heiliger Weihe verbreitet, der für dieſe harmoniſchen Gefühle erſt die tiefe Grundlage einer naturfrommen und in Einfalt göttlichen Geſinnung bildet. Im Aeſchylus aber ragen noch überall die gigantiſchen Geſtalten der Urwelt hervor. Wie Pindar ganz in der Harmonie lebt, ſo ſteht Aeſchylus durchaus im gewaltigen Kampf zwiſchen dem alten Chaos und der Idee des Geiſtes und der harmoniſchen Ordnung; und eben darum iſt dieſer Erſte der tragiſchen Dichter für das Ganze der griechiſchen Dichtkunſt von ſo hoher Bedeutung. Denn wenn wir das Streben derſelben im Ganzen und die in ihr herrſchende Idee in ihrem innerſten Grunde erfaſſen, ſo ſteht die alte Poeſie in der Mitte zwiſchen der wilden Naturkraft und Tiefe des urſprünglichen Heidenthums und der ſpäteren Vernunftbildung der geſitteten Völker, zwiſchen dem erſten und dem zweiten Weltalter, und bezeichnet eben den Uebergang von dem einen zu dem andern; getheilt zwiſchen der titaniſchen Willenskraft, als dem Elemente der Urwelt, von deren Erinnerungen die Fantaſie noch voll war, und zwiſchen der Idee des Geiſtes und dem Streben nach einer harmoniſchen Lebensordnung und Bildung. Dieſer Zwieſpalt der alten Welt tritt im Aeſchylus am deutlichſten hervor; im Allgemeinen aber waltet in der Poeſie der Alten nebſt der harmoniſchen Bildung, nach welcher ſie ſtrebte, durch die von der Urwelt herſtrömende Sage, aus welcher ſie hervorging, am meiſten die titaniſche Erinnerung vor; während der neuere, chriſtliche Dichter, von der Wurzel einer eigentlichen Sage abgetrennt, den geiſtigen Blick vielmehr nach der Zukunft hin richtet, ſo weit dieſelbe durch Ahnung des Göttlichen im Einzelnen erreicht werden mag.

Herodot, der uns den perſiſchen Krieg darſtellt, wird der Vater der Hiſtorie genannt. Es iſt ſein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächſt umgaben, und ihm die wichtigſten waren, wobei dann, was er ſonſt noch irgend von der Welt und ihrer Geſchichte weiß, bei Gelegenheit eingeſchaltet wird; oder auch eine Reiſebeſchreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen geſehen und ſehr genau geprüft und beobachtet hatte, ſo gern epiſodiſch darſtellt. Eben dieſer vielen Epiſoden und der ganz freien, hiſtoriſchen Anordnung wegen, hat man ſein Werk auch mit der epiſchen Darſtellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber iſt, daß dieſe Treue, dieſe Einfalt und Klarheit, dieſe Leichtigkeit und ungeſuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenſchaften ſind, die eine darſtellende Geſchichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unerläßlich nennen müßte, wenn ſie nicht ſo ſelten wären. Er iſt der Homer der Geſchichte, der Homer in Proſa, der reichhaltigſte und erſte unter allen Weltbeſchreibern, der uns das ganze Gebiet der alten Völkerkunde, ſo weit es von den Griechen zu ſeiner Zeit erkannt war, in heller Klarheit durch neun Rhapſodien, mit einer Fülle der anmuthigſten Epiſoden reichlich durchwebt, vor Augen hinſtellt. Ueberhaupt aber war die Erzählungsweiſe der Mythographen, obwohl in Proſa, der epiſchen Darſtellungsart noch ſehr ähnlich geblieben und es bewährt ſich in ihrem alten großen Meiſter Herodot durch Klarheit, Anmuth und Fülle, der homeriſche Urſprung dieſer eigenthümlichen, epiſchen Geſchichtsform. Schwer und langſam trennte ſich die Proſa bei den Griechen von ihrer poetiſchen Wurzel los, um ſich zu eigenthümlicher Form zu geſtalten. Selbſt in der Philoſophie kehrten ſeit Xenophanes mehrere von der erſten Reform der joniſchen Proſa in einfachen Gedankenſprüchen und Aphorismen wieder zu einer metriſchen und epiſchen Abfaſſung ihrer Gedanken zurück; in jenen Lehrgedichten von der Natur der Dinge, deren Inhalt der Poeſie im Weſentlichen fremd iſt und nur als äußeren Schmuck ihr Gewand entlehnt.

An dieſe drei geſchilderten großen Naturen ſchließen ſich ſpäter noch einige andere von eben ſo hoher Würde an. Der erſte iſt Sophokles. In jeder Art der Geiſtesentwicklung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüte und einen höchſten Punkt der Vollendung, der ſich dann auch durch eine ſchöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Dieſen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragiſchen Kunſt allein, ſondern in der griechiſchen Poeſie und Geiſtesbildung überhaupt. Es liegt in dieſer Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas Anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftſtellern bemerken, und weßhalb wir ſie für die höchſten ihrer Art, und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit ſeiner Werke ſpiegelt ſich die innere Harmonie und die Schönheit ſeiner Seele ab. Es iſt an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten ſie aber dieſen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, ſo kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größern und den beſſern unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahnung des Göttlichen nicht abſprechen. Dieſe ſcheint mir in keinem der älteſten Dichter ſo hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es iſt überall das Schickſal und der Gang der Poeſie, daß ſie mit dem Wunderbaren und Geheimen, mit den großen Geſtalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie ſenkt ſich in der Folge immer mehr herab von dieſen hohen Dingen, nähert ſich mehr und mehr der Erde, bis ſie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und ſich da am Ende verliert. Die mittlere Region iſt die glücklichſte für die Poeſie; da wo das heroiſch Große noch natürlich und ungeſucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden iſt, aber nicht mehr im abſchreckenden Wunderglanze vor uns aufſteigt, ſondern milde und menſchlich ruhend, und menſchlich ſchön zu uns tritt. Dieß iſt der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunſtform der griechiſchen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch näher in Betrachtung ziehen; auch kann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder verfehlten Verſuche anderer Völker kommen würde, um dieſe große Form der griechiſchen Dichtkunſt nachzuahmen oder ſich anzueignen.

Der Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung, als der glänzendſten Periode des ganzen Alterthums, beruht im Ganzen, nicht der künſtleriſchen und überall ſelbſt im Leben, wie in der Wiſſenſchaft auf eigne Weiſe, aber doch wahrhaft künſtleriſch waltenden Klarheit des Verſtandes, in dem Streben nach Harmonie, und der vorherrſchenden Idee einer harmoniſchen Lebensordnung und Geiſtesbildung. Jene künſtleriſche Klarheit des helliſchen Verſtandes, finden wir in der Einfalt eines entſprechenden Naturſinnes, ſchon im Homer; dieſes harmoniſche Streben aber, obwohl auch im Pindar der edlen Geſinnung nach herrſchend, hat ſich nur im Sophokles zur Vollendung gebildet. Während die Fantaſie der Griechen, wie aller Völker jener Weltperiode, im Allgemeinen immer tiefer herabſank, aus der ehrwürdigen Grundlage ihres alten Naturglaubens in das materielle Leben; erſcheint die helleniſche Mythologie ſelbſt, in dieſem Dichter der Harmonie, obwohl noch ſinnlich geſtaltet, doch wie in der geiſtigen Verklärung eines den höheren Sinn aller göttlichen Geheimniſſe ahnenden Gefühles.

Dem Sophokles folgte in der Kunſt, aber nicht in der Geſinnung Euripides, welcher aber ſchon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben ſo ſehr Redner als Dichter, und iſt, je nachdem man ihn günſtig oder ungünſtig beurtheilt, ein Philoſoph oder ein Sophiſt zu nennen; denn in dieſer Schule hatte er ſich gebildet, und daher manchen der Poeſie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn den Ernſt und [illegible] [illegible] [illegible] oft genug fehlen. Um aber dieſen und einige andere Schriftſteller aus den Zeiten des griechiſchen Verfalles mit richtigen Augen ſchildern, iſt es nöthig, erſt überhaupt in der Kürze darzuſtellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der inneren Staaten Zerrüttung, dem Geſchlechte der Sophiſten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geiſtig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen ſie auftrat, den ſophiſtiſch gewordenen Geiſt der Griechen, ſo weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweite Vorleſung.

Spätere griechiſche Literatur. Sophiſtik und Philoſophie.
Alexandriniſchen Zeitalter.

Es war das glänzende Gemählde des aufblühenden griechiſchen Geiſtes in ſeiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem erſten Vortrage entwarf, durch einen kurzen Abriß in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Geſtaltung und Entwicklung ſo unmittelbar und unglaublich ſchnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunſt und den Geiſt der Griechen durch eine falſche Sophiſtik zu Grunde richtete.

Der erſte große Schriftſteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten und in den allgemeinen Sitten darſtellt und mit bitterlichem Tiefſinn ergründet, iſt Thucydides. Durch den hohen Styl und den gedankenvollen Inhalt, wie durch den Ernſt der großen Geſinnung, reiht er ſich noch ganz an die Zahl der erſten Autoren Griechenlands. Seine Geſchichte iſt ein Kunſtwerk der Darſtellung; ſo wurde ſie von den Alten ſelbſt beurtheilt, und beſonders einer einzelnen nicht erdichteten, ſondern geſchichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darſteller ſelbſt jener große Bürgerkrieg, die Geſchichte von dem Untergange ſeines einſt ſo blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterlands als ein wirkliches Trauerſpiel erſcheinen. War ja doch dieſe Begebenheit in ihren weitern Folgen, ſo wie wir denſelben ahnden, was damals noch nicht ſo hell einleuchtete, auch die Geſchichte von dem allgemeinen Untergang der geſammten griechiſchen Nation? Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunſtform der Hiſtorie gebildet und iſt auch in der ganzen Anlage ſeines Werkes von den Spätern unerreicht geblieben. Die Eigenſchaften dieſer beſondern hiſtoriſchen Kunſtform beſtehen in der Einſchaltung ausführlicher, kunſtreicher politiſcher Reden, welche alle Beweggründe und Staatsanſichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verſchiedenen Standpunkt der entgegengeſetzten Partheien enthalten und mit Klarheit entwickeln; ſodann in einer faſt dichteriſch ausgeführten, lebhaft malenden Darſtellung von Schlachten und andern, in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederholenden, ähnlichen Begebenheiten; endlich in der höchſten Würde eines reich geſchmückten Styls in der kunſtreichſten Proſa. Bei ähnlichen Staatsverhältniſſen und einem ähnlichen Uebergewicht und Einfluß der Redekunſt, konnten die Römer unter allen Kunſtformen der griechiſchen Bildung dieſe ſich am leichteſten und am glücklichſten aneignen. Für uns neuere Europäer gilt dieß nicht; die Verſuche der Nachahmung ſind meiſtens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältniſſe ſind anders, die Redekunſt hat nicht mehr dieſen entſcheidenden, oft verderblichen Einfluß; bei dem reichen Vorrath von Thatſachen, den wir in der geſammten Weltgeſchichte überſchauen, verlangen wir ſtatt der dichteriſch ausführlichen Beſchreibungen von Schlachten und andern ähnlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geſchah, und warum es ſo gekommen iſt. Eine ſolche deutliche Kürze, die gemüthliche Einfalt und ſchöne Klarheit des Herodot, entſprechen mehr unſerm Bedürfniß und Wunſch in der hiſtoriſchen Darſtellung, und möchte eher das Ziel ſeyn, wohin dieſe jetzt zu ſtreben hat, als die hohe Kunſtform, welche Thucydides geſtiftet hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen und vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erſte geblieben iſt. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zuſammenfügung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten ſein Werk nannten, eines erhabenen dichteriſchen Trauerſpiels würdig iſt; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hier und da dunkeln Styl. Sey es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werkes, ſondern an dem Ganzen, wie ein ſcharfſinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt: ſei es dem Zeitalter zuzuſchreiben, in welchem die Proſa erſt eben entſtanden war, und ſich zu bilden angefangen hatte, daher ſie, nach einem ſo hohen Styl ſtrebend, als der, welchen dieſer Hiſtoriker im Sinne hatte, die kunſtreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorangegangenen Kampfes, der Anſtrengung und des Zwanges an ſich zu tragen; oder ſei es, daß der Verfaſſer dieſes, bei aller Erhabenheit und Kunſt dennoch Rauhe und bisweilen Abſchreckende der Schreibart angemeſſen fand für den dunkeln Inhalt ſeiner tragiſchen Geſchichte, jener furchtbaren Kataſtrophe von dem Verfall und dem Untergang ſeines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beſchreiben und aufzeichnen wollte, ſondern wie er ſelbſt im Eingange ſeines Werkes kraftvoll ſagt, hinſtellte als „ein Denkmal auf ewig.“

Die Hiſtorie überhaupt aber, welche ihrer Natur nach in der Mitte ſteht zwiſchen rhetoriſcher Darſtellung und kritiſcher Forſchung, neigt ſich in beiden Gattungen, welche ſich bei den Griechen in ihrer erſten großen Zeit entwickelt haben, mehr zur Poeſie und Kunſt, als zum philoſophiſchen Verſtändniß der verſchiedenen Zeiten und Weltentwicklungen in wiſſenſchaftlicher Vollſtändigkeit, als wohin das Streben der Neuern gerichtet iſt. In den Mythographen und dem Herodot ſchließt ſie ſich noch ganz an die epiſche Weiſe der alten Rhapſoden an; in den ſpätern, kunſtreicheren politiſchen Geſchichtswerken aber wetteifert ſie mit der dramatiſchen Darſtellung und iſt im Thucydides ſelbſt der Tragödie wahrhaft vergleichbar.

Wenn uns Thucydides nun die innere Zerrüttung aller griechiſchen Staaten und Verfaſſungen überhaupt, ſammt ihren Urſachen vor Augen ſtellt und erklärt; ſo ſchildert uns dagegen Ariſtophanes den tiefen Verfall der atheniſchen und überhaupt der griechiſchen Sitten, auf eine Weiſe und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben überſteigt, und die uns kein geſchichtliches Werk und kein anderes Denkmal irgend ſo deutlich ſchildern könnte. Von dieſer Seite, als Urkunde der Sittengeſchichte des Alterthums, iſt ſein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen. Wollen wir ihn als Schriftſteller und Dichter beurtheilen, ſo müſſen wir uns freilich ganz und durchaus in ſein Zeitalter verſetzen. In dem neuen Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Literatur, die Dichter und überhaupt die Geiſteswerke derſelben zu ausſchließend nach dem feineren, geſellſchaftlichen Ton ſich richten, und insbeſondere nach dem Beifall der Frauen ſtreben. Es hat unter den Nationen und in den Epochen ſelbſt, die dieſes Fehlers am meiſten beſchuldiget werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Literatur durch eine ſolche überall, und auch da, wo ſie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beſchränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag ſein, daß dieſe Klage einigen Grund habe; der Literatur der Alten, und beſonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß ſie eine allzu ausſchließend und einſeitig männliche Literatur war, die eben deßfalls in einigen Stücken rauher erſcheint und roher blieb, als von der ſonſtigen Geiſtesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. In den älteſten Zeiten, ſo wie uns deren Zuſtand und Sitten auch noch die Homer'ſchen Gedichte ſchildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freier, und für dieſe frühere Stufe der geſellſchaftlichen Ausbildung günſtig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieſer Hinſicht immer mehr von den aſiatiſchen Völkern die Sitte der völligen Abſonderung, Einſchließung und Unterdrückung des weiblichen Geſchlechtes an. Selbſt die republikaniſche Verfaſſung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geſchäften, mit wahrhaft oder blos eingebildeten vaterländiſchen Gefühlen und Gegenſtänden, und mit der beſonderen politiſchen Meinung und Partei anfüllte, der ein Jeder angehörte, war dem Einfluſſe und den Verhältniſſen des weiblichen Geſchlechtes nachtheilig. Wohl waren dieſe Verhältniſſe nicht überall dieſelben; es gab vielerlei Verſchiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfaſſung der einzelnen griechiſchen Völker in dieſem Stücke, wie in vielen andern, ſo weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bei dem doriſchen Stamm, ſo wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich beſſer anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der aſiatiſchen Einſchließung und Abſonderung der Frauen, auch in Griechenland ſehr ausgebreitet, von welcher in den Geiſteswerken der Griechen viele ungünſtige Folgen zu ſehen ſind. Daher fehlt dieſen Werken bei allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüte der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und geſucht ſein muß, die man aber doch da, wo ſie an ihrer Stelle wäre, ſehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und beſonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht blos minder geſittet, als man es von einem ſonſt ſo geſitteten, gebildeten und geiſtreichen Volke erwarten ſollte; auch die entſchiedenſte Unſittlichkeit und unnatürliches Verderbniß hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechtes zur Folge, und rächte ſich dadurch für die ungerechte Unterdrückung. Selbſt in den ſchönſten und edelſten Werken der Alten, ſtört uns noch hie und da die Erinnerung an dieſen Punkt, in welchem ihre Lebenseinrichtung ſo fehlerhaft, ihre Sitten ſo verkehrt waren. Hier, wo von dem Verfall der griechiſchen Sitten, und von dem Schriftſteller, der denſelben am kraftvollſten und anſchaulichſten malt, vom Ariſtophanes die Rede iſt, konnten wir es nicht vermeiden, dieſen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man dieſe Unvollkommenheit aber einmal als ſolche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweiſe nicht den einzelnen Schriftſteller, ſondern die geſammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Literatur trifft; ſo muß man ſich alsdann auch dadurch nicht abhalten laſſen, die übrigen großen Eigenſchaften ſolcher Schriftſteller, die uns für vollſtändige Kunſt- und Geiſtesbildung oft ſo unentbehrlich ſind, ganz anzuerkennen, und in dem Ariſtophanes z. B. den großen Dichter zu ſehen, der er wirklich iſt. Zwar ſeine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, iſt für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem erſten Urſprung auf dem Naturdienſt der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Feſten, ſchien ihnen jede Freiheit und auch die ausſchweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, ſondern geheiligt. Allerdings iſt die Fantaſie, die an und für ſich unbeſchränkt ſein möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und ſo hat ſich derſelbe Trieb, ſich ihrem Fluge und ihren Launen einmal ganz zu überlaſſen, und alle andere Schranken, Geſetze und Gewohnheiten wenigſtens für dieſen Augenblick nicht zu achten, auch wohl ſonſt bei Dichtern in anderer Zeit, und unter anderen Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieſes alte Vorrecht einer ſaturnaliſchen Freiheit für die Spiele ſeiner Fantaſie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabei die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verſchwendung von Erfindung und Geiſt, ſondern auch durch die höchſte Bildung in Sprache und Verskunſt, ſeine poetiſche Ebenbürtigkeit und Anſprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweiſen, daß es nicht ein proſaiſcher Muthwille oder gar eine perſönliche Triebfeder ſei, was ihn begeiſtere, ſondern eine poetiſche Kühnheit. Dieſes findet auf den Ariſtophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunſt iſt er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit, ſondern den erſten Dichtern gleich zu ſetzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernſthaften und poetiſchen Stellen, welche dieſe atheniſche Volkskomödie in ihrer äußerſt mannichfaltigen und regelloſen Zuſammenſetzung nicht ganz ausſchließt, zeigt er ſich als wahrer Dichter, dem jeder Verſuch, auch in der ernſten und höhern Gattung unſtreitig gelungen ſein würde. So ſehr nun übrigens auch der Inhalt ſeiner Stücke von gemiſchter Art ſein mag, ſo wenig ein großer Theil ſeines Witzes uns gefallen und anſprechen kann, ſo bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Unförmliche wegſchneidet, immer noch ein faſt verſchwenderiſcher Geiſtesreichthum von Witz, Fantaſie, Erfindung und poetiſcher Kühnheit übrig. Eine Freiheit wie die, deren ſich Ariſtophanes gebraucht, kann freilich nur in einer ſo zügelloſen Demokratie, als Athen damals war, Statt finden. Daß aber ein Schauſpiel, welches ſeinem Urſprung nach ein bloß zur Beluſtigung beſtimmtes Volksſchauſpiel war, eine ſo reiche poetiſche Ausſtattung litt, ja derſelben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich ſo zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geiſt und regen Sinn des Volkes jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunkt griechiſcher Redekunſt und Verfeinerung, ſo wie auch griechiſcher Zügelloſigkeit und Verdorbenheit war. Ariſtophanes iſt der materiellſte unter allen alten Dichtern; aber dennoch ein wahrhaft großer, und in ſeiner Art klaſſiſcher Dichter durch die kühne Fantaſie und die Fülle der poetiſchen Erfindung. Man darf ihn daher allerdings als Dichter den großen Tragikern anreihen und wenn uns Aeſchylus die Erhabenheit des Geiſtes, Sophokles die Schönheit und Harmonie der Seele in den Gebilden ihrer Poeſie im höchſten Maße offenbaren; ſo zeigt uns jener große Komiker, daß die wahre Poeſie ſich ſelbſt in dieſer Tiefe eines ganz körperlichen Stoffs noch an den Gegenſätzen der Wirklichkeit mit muthwilliger Kraft üben und auslaſſen und ihre Fülle daran verſchwenden kann. Und dieſe Fülle genialiſcher Erfindung und poetiſchen Witzes ſteht dem großen Style der ernſten Dichter näher, iſt in ihrer dithyrambiſchen Kraft ihrem Geiſte verwandter als die rhetoriſche Weichlichkeit und ſentimentale Dürftigkeit des Euripides, wie dieß auch ſchon oft von den tiefern Kennern der alten Poeſie anerkannt worden. Der materielle Inhalt in der großen Komödie iſt nur der Träger des poetiſchen Witzes, an welchem die Fantaſie ihre innere Fülle desſelben ausläßt; und dieſer Witz, wenn es der rechte poetiſche, der ariſtophaniſche iſt, enthält eben jene eigenthümliche Art der Poeſie, welche ſich in der Reaction gegen den widerſtrebenden Stoff der körperlichen Wirklichkeit äußert. Dieß wird genug ſein, um den Dichter Ariſtophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzuſtellen, was er in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit auf keine Weiſe ſein darf, aber doch ihn in ſein wahres Licht zu ſtellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Menſch, und beſonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes als Dichtervorrecht geſtatteten Freiheit machte, ſo läßt ſich auch hier vieles zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, und manches anführen, was ihm unſere Achtung erwerben muß. Am vortheilhafteſten erſcheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und ſchädliche Demagogen mit einem in demokratiſchen Staaten und anarchiſchen Zeiten gewiß ſehr gefährlichen und verdienſtlichen Muthe, der ſelten gefunden wird, ſchonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindſchaft, und ſchon gewöhnten Parodie, welche die Komödien Dichter gegen die Tragiker ausübten, beſonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; ſo iſt dabei auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Aeſchylus, ſondern auch von Sophokles, der noch ſein Zeitgenoſſe geweſen war, in einem ganz andern Tone und mit ſichtbarer Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht ſpricht. Eine ſchwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhafteſten und den weiſeſten ſeiner Mitbürger, den Sokrates, ſo gehäſſig geſchildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetiſche Willkühr, und daß er den erſten beſten berühmten Namen aufgriff, um unter demſelben die Sophiſten, die es allerdings verdienten, zu verſpotten, und dem Volke ſo lächerlich und verabſcheuungswerth darzuſtellen als möglich. Der Dichter verwechſelte und vermengte vielleicht ſelbſt, ohne es zu wollen, den Weiſen, den ſein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in dieſe Schule führte, mit dieſen Sophiſten ſelbſt, welche Sokrates ſtudirt hatte, um ſie zu widerlegen, und deren Schule er nur beſuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen ſie, und den Verſuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, ſondern auch die redenden Künſte, und alle durch die Rede wirkende und ſich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart ſind durch den ſophiſtiſchen Geiſt vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in ſo weit es noch möglich war. Dieſer eifrige Freund und Erforſcher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachſten und beſchränkteſten Verhältniſſen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserleſener Schüler und gleichgeſinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die

Geiſtesbildung und Literatur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Geſetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber dieſen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburt der Philoſophie, und den von da an beginnenden neuen Aufſchwung des griechiſchen Geiſtes deutlich vor Augen zu ſtellen, iſt nothwendig, daß wir zuvor noch den Blick rückwärts wenden, auf die ältere Philoſophie und den herrſchenden Volksglauben der Griechen, ſo wie auf den Urſprung der zwiſchen beiden hervorkeimenden Sophiſtik.

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunſt und Geiſtesbildung betrifft, in allem, was vom Menſchen zur äußern Erſcheinung und an die ſinnliche Oberfläche gelangt; ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die, allen dieſen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erſcheinungen zum Grunde liegenden herrſchenden Anſichten der Griechen von der Natur und dem Weſen der Dinge, vom Urſprunge der Welt und der Beſtimmung des Menſchen, ſo wie von den höhern Weſen und von der Gottheit, im Ganzen genommen, viel zu materiell, ſehr ungenügend und mehrentheils durchaus verwerflich waren. Die ältern Philoſophen der griechiſchen Nation ſind ſelbſt dieſer Meinung geweſen, indem ſie den Homer und Heſiodus, als die allgemein bekannteſten und verbreiteten Dichter und Hauptſtifter der Götterlehre, eben wegen dieſer dichteriſchen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unſittlichen Vorſtellungen von der Gottheit heftig tadelten, und ihre anſtößigen Dichtungen in den ſtärkſten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Erheiterung; ſobald wir uns aber daran erinnern, daß dieſe Anſichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, ſobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; ſo können wir bei aller Vorliebe für den Zauber der Darſtellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philoſophen einigermaßen beizuſtimmen. Wir fühlen und verſtehen wenigſtens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen ſie ſich ihrer daher rührenden Feindſchaft gegen die Dichtkunſt zu ſehr überlaſſen, und ſich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwicklung des griechiſchen Geiſtes ſo mannichfaltig war, daß es ſchwer iſt, irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, beſonders in den frühern Zeiten, zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die ältern Geſänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpfe der Rieſen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Theba durch die ſieben Helden, beſonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten beſangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Anſicht gegründet waren, als die ſpätern Heldengeſänge aus der trojaniſchen Zeit. Einiges darin mochte ſelbſt mit den aſiatiſchen Ueberlieferungen weit mehr übereinſtimmen als die ſpätere griechiſche Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die unter dem Namen des Heſiodus erhaltene ſchöne Dichtung von den Weltaltern, dem erſten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unſchuld, im ungeſtörten ſeligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und ſelbſt göttlich lebenden Menſchen; dem dann folgenden geringeren ſilbernen Zeitalter, dem noch ſchlechteren ehernen, der Gewalt und rohen Heldenſtärke, und wie die Entartung immer tiefer ſinkt. In Rückſicht auf dieſe wahrſcheinlich tiefere, ſinnbildliche Bedeutung der älteſten griechiſchen Dichtkunſt bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geſchichte nicht ſinn und inhaltsleerer Name, als der eines Sängers, welcher die Geheimniſſe alter Ueberlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengeſängen, wie ſie ſeiner Zeit angemeſſen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch ſei und in der älteſten Zeit geweſen ſein möge: in den homeriſchen Gedichten iſt dieſe tiefere Bedeutung ſchon faſt ganz erloſchen, und kaum mehr in einzelnen ſchwachen Spuren ſichtbar. In der dem Heſiodus beigelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben ſcheint, und als ein Maßſtab für die übrigen gelten kann, iſt die Bedeutung dagegen klar genug; aber ſie iſt ſehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt iſt dieſer Anſicht zu Folge aus dem Chaos entſtanden. Aller unſchicklichen und widerſinnigen Vorſtellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherlei Sinnbildern aufgefaßt, die ſich eigentlich doch alle auflöſen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieſer Anſicht der dichteriſchen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechſel von Liebe und Haß, Anziehung und Abſtoßung, ohne Ahnung des höheren Geiſtes, der, wie er ſich im Innern des Menſchen vernehmen läßt, ſo auch aus der Natur wenigſtens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es iſt dieſe Götterlehre eigentlich ein entſchiedener Materialismus, zwar noch nicht als Syſtem, als angebliche Wiſſenſchaft und Philoſophie, aber in dichteriſcher Einkleidung, und dem Volksglauben ſich anſchließend. Vom Homer läßt ſich dieß nicht ſagen, wenigſtens tritt eine ſolche durchaus materielle Anſicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es iſt vielmehr in ſeinem durchaus bloß menſchlichen Gemälde, wo die Götter nur als Geſtalten der dichteriſchen Einbildungskraft erſcheinen, faſt gar keine Beziehung ſichtbar, auf das, was wir in einem philoſophiſchen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder ſolche irrige Anſichten, die deren Stelle vertreten ſollen. Es iſt nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, ſondern vielmehr gänzliche Unwiſſenheit und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bei Kindern, hier und da mit einem ſchönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahnung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. Wir alſo würden nach unſerer Anſicht, die Götterlehre des Heſiodus, dem ſtrengen und gerechten Tadel der alten Philoſophen gern Preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günſtiger urtheilen. Doch läßt ſich wohl erklären, was auch in ſeiner Götterlehre den ſpätern Sittenlehrern ſeines Volkes anſtößig war, und nicht zu läugnen iſt, daß gerade die Darſtellung der Götter ſelbſt in poetiſcher, noch mehr aber in moraliſcher Rückſicht die ſchwache Seite dieſer Gedichte bildet. Wenn die homeriſchen Helden wenigſtens an Kraft und

Größe oft übermenſchlich und göttlich erſcheinen, ſo finden wir dagegen die homeriſchen Götter ungleich roher, den menſchlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinſicht ungöttlicher als die Helden. Dies iſt leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweiſe der Götter mehr der alten Ueberlieferung und Bedeutung angehörte, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergeſtalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten urſprünglich eine Bedeutung, meiſtens eine Naturbedeutung. Ein ſolcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von menſchengleichen Weſen eingekleidet, fiel ſehr oft in das Widerſinnige und anſcheinend Unſittliche. Man erinnere ſich nur an den ſeine Kinder ſelbſt verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menſchlich und moraliſch nimmt, gräßliche Vorſtellung, womit doch nicht viel Anders gemeint iſt, als die ihre eigenen Geburten immer wieder ſelbſt verſchlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Heſiodus iſt voll von ſolchen Dichtungen und Vorſtellungen, die, wenn ſie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widerſinnig, unſchicklich und unſittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weiſe iſt die ſymboliſche Bedeutung, die urſprünglich faſt allen Vorſtellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunſt der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorſtellung eines hundertarmigen Rieſen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltſamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es ſich dann auch bei dem Homer und Heſiodus findet, laſſen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht ſo deutlich ausgeführt wird; nun laſſe man es aber durch die Skulptur zum dauernden Anblick ausführen, und es entſtehen jene noch wohl jetzt bei einigen aſiatiſchen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheuere ihrer Mißgeſtalt abſchrecken. Oder man nehme andere ähnliche Vorſtellungen, die ſchon geiſtiger und edler ſind, aber doch auch mit der Schönheit der Geſtaltung nicht vereinbar. Man erinnere ſich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Weſen verbundenen, ſchaffenden, erhaltenden oder zerſtörenden Gottheit in einer dreiköpfigen Geſtalt darſtellen. In einer ähnlichen, ebenfalls ſymboliſchen Beziehung und Bedeutung wurden dem indiſchen Brahma vier Geſichter, ſo wie dem altitaliſchen Janus zwei gegeben. Alle dieſe Sinnbilder ſind der Schönheit der Geſtaltung ungünſtig. Eben dadurch erhob ſich die bildende Kunſt bei den Griechen höher als bei den Egyptern, weil ſie dieſe alte Symbolik, in ſo weit ſie zur Mißgeſtalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poeſie verſuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verſchönernde Dichter, wie beſonders Pindar, was in den alten Götterſagen Rohes und das ſittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verſchleiern und zu mildern. Aber es konnte hier bei weitem nicht mit demſelben Erfolge wie in der bildenden Kunſt geſchehen, indem die Dichtkunſt der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, dieſe zu verändern und umzugeſtalten aber nicht in der Willkühr eines einzelnen Dichters lag. Daher ſelbſt beim Homer, der doch die Götter am meiſten bloß als Menſchen darſtellt, Spuren dieſer Art ſich finden. Ein Beiſpiel wird hinreichend ſein, dieſes deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern ſagt, ſie ſollten eine Kette am Himmel befeſtigen, und ſich alle daran hängen, ſie würden ihn dennoch nicht von ſeinem Sitze bringen, ja er würde ſie, wenn es ihm gefiele, wohl eher alleſammt von der Erde zu ſich hinauf ziehen, ſo erſcheint dieſes auf den erſten Blick als eine rohe und nicht angemeſſene Prahlerei. Es iſt hier aber wohl ohne allem Zweifel, ſo wie es auch ſchon die Alten deuteten, etwas Allegoriſches von der Verkettung aller Weſen gemeint. Noch deutlicher iſt dieſes in einer andern Stelle, welche für das Gefühl beim erſten Anſchein ſehr beleidigend und widerſinnig iſt. Zeus droht der Juno in einem ſolchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, ſie ſolle ſich erinnern, welche Strafe ſie einſt erlitten, weil ſie ſeinen geliebten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieſer Strafe ward die Königin des Himmels, welche die Alten meiſtens auf die Luft deuteten, vorgeſtellt, als mit gefeſſelten Händen von der Seite des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belaſtet. Hierbei hat dem Dichter unſtreitig nicht bloß ein allegoriſcher Gedanke vorgeſchwebt, ſondern wahrſcheinlich hat ihm irgend ein beſtimmtes hieroglyphiſches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen geſtanden. Stellen ſolcher Art ſind jedoch verhältnißmäßig ſelten im Homer, ſo daß manche Erklärer dieſe und ähnliche Stücke von ſinnbildlichen Inhalt als unecht und eine ſeinem Geiſte fremdartige Einmiſchung verwarfen, über deren eigentlichen Sinn die ſpätern Ausleger vielfältig ſtritten und die verſchiedenartigſten Meinungen aufſtellten. Für die künſtleriſche Betrachtung bilden dieſe ſinnbildlichen Stücke in dem unſterblichen Gebilde der herrlichſten Heldenſage nur den alterthümlichen Hintergrund einer mehr prieſterlichen Vorzeit. Nachdem aber der Zuſammenhang in den einzelnen Zügen lange verloren, und der einfache Sinn uralter Naturanſchauung entwichen war, blieb für die mannichfaltigſte Deutung ein freier Spielraum geöffnet.

Gleichwohl waren es ſolche und ähnliche Vorſtellungen, welche die Sittenlehrer anſtößig fanden, und auf ihrem Standpunkte auch wohl finden mußten, und weßhalb ſie den Homer und die Dichtkunſt überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit ſtammenden Ueberbleibſeln einer kaum mehr verſtandenen Symbolik, deren Deutung zum Theile ſchon verloren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anſtößig werden. Bei der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmteſten Geſchlechter von dem Stamme der Helden, dieſe aber von den Göttern abzuleiten, wurde beſonders dem Vater der Götter eine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft von Heldenſöhnen, und eine ſo große Anzahl von ſterblichen Geliebten beigelegt, daß Ovid ganze Geſänge und Bücher mit dieſen Geſchichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie ſchon erinnert worden, blos als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum ſind wir, da wir es ſo nehmen, gewohnt, es einer ernſthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, ſo leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die üblen ſittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorſtellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In ſo weit läßt ſich alſo der Tadel der alten Philoſophie verſtehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunkt verſetzen. Wir müſſen für uns zweierlei in dieſem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer iſt troz aller jener Mängel, die Quelle von ſo vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa geweſen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Piſiſtratiden Dank dafür zu wiſſen, daß ſie uns den Dichter erhalten haben, welchen die Philoſophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrſchende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergeſſenheit gebracht haben würden. Von der griechiſchen Mythologie überhaupt aber und abgeſehen von jenem erſten aller alten Dichter, kann man zugeſtehen, daß ſie in den Zeiten, die uns hiſtoriſch bekannt ſind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne ſittliche Begriffe anſtoßend, ſondern dem Innerſten ihrer Anſicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freilich haben dieſe Philoſophen, welche die Dichter und ihre Mythologie ſo hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates ſich ſelbſt nicht zur Gottheit, und die meiſten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philoſophen Sophiſten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für ſich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unſchuld und Einfalt je geweſen waren.

So wie die Dichtkunſt, ſo iſt auch die Philoſophie der Alten von den aſiatiſchen Griechen ausgegangen. Derſelbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die erſten und größten Philoſophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die ſogenannte joniſche Schule ſtifteten, ſondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem ſüdlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunſt und Poeſie ſind wir ſchon gewohnt, die Griechen zu bewundern; vielleicht hat ſich aber ihr Geiſt in keinem andern Gebiethe ſo thätig, erfinderiſch und reich gezeigt, wie in dem der Philoſophie. Selbſt ihre Irrthümer ſind lehrreich, weil ſie überall Frucht des Selbſtdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben: ſie mußten ſich ſelbſt überall den Weg bahnen und ſuchen, und können uns ſo am beſten zeigen, wie weit der Menſch mit ſeinen natürlichen Kräften in der Erforſchung der Wahrheit kommen kann. Wir widmen demnach dieſer Philoſophie noch eine kurze Betrachtung.

Die joniſchen Philoſophen verehrten als die erſte Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element; Thales das Waſſer, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der allnährenden, Gewächſe und lebendige Gebilde aller Art erzeugenden Kraft des Waſſers, in der Geſtalt des Flüſſigen auch das Princip einer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich ſichtbare Feuer, was Heraklit als das Erſte in der Natur aufſtellte, ſondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer, welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieſer Lehre, hat vor allen andern wohl beſonders tiefe geiſtige Anſichten gehabt. Wie wenig aber der Geiſt dieſer Denker ſich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am beſten das Beiſpiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erſte genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verſtand anerkannte, ſo nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder ſeine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen, nach der Meinung des Materialismus, Alles zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Lehre von den Atomen, aus deren mechaniſchem Zuſammenfluß alles entſtanden ſein ſoll, ward ſchon frühe bei den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches Syſtem gebracht, und ſpäterhin durch Epikur bei Griechen und Römern eben ſo allgemein herrſchend, als ſie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert geweſen iſt. Dieß iſt der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Spekulationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendſten zeigt ſich das Mangelhafte des griechiſchen Volksglaubens, und ihrer ältern Philoſophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele richtet. Die unbeſtimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter, war eben nur ein dichteriſcher Traum, welcher, ſobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entſchiedenen Unglauben überging. In den Myſterien, oder geheimen religiöſen Geſellſchaften, welche, wie in Aegypten, ſo auch in Griechenland, ſehr weit ausgebreitet waren, ſcheint etwas mehr und etwas Feſteres von einem künftigen Leben in ſinnbildlicher Ueberlieferung gelehrt worden zu ſein; es blieb aber in dieſem engen Kreis eingeſchloſſen. Die früheren und ſpäteren Philoſophen, welche die Unſterblichkeit zu beweiſen verſuchten, hatten doch meiſtens nur die Unzerſtörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne perſönliche Fortdauer. Dieſe und eine eigentliche Unſterblichkeit ſcheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und dieſe Lehre zuerſt allgemein verbreitet zu haben. War auch dieſer Wahrheit einiger Irrthum beigemiſcht, indem er ſich die Unſterblichkeit, wie mehrere orientaliſche Völker, als Seelenwanderung dachte, ſo ragt er doch durch dieſen einzigen Umſtand über alle andern alten Philoſophen der Griechen hervor, und erſcheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit und Wohlthäter ſeiner Nation. Aber ſein Bund, der allerdings wohl nach politiſcher Herrſchaft ſtrebte, und deſſen Abſicht nicht ohne den gänzlichen Umſturz des alten Volksglaubens erreichbar geweſen wäre, iſt geſtürzt worden, ehe das Ziel erreicht und der große Plan ausgeführt war, und ſeitdem gerieth die Philoſophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerſpruch und die Seltſamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfſinn erſonnen und vertheidiget, mit dem höchſten Aufwand der Redekunſt verbreitet wurden; der dadurch ſich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflöſung aller Grundſätze, haben ſich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einfluſſe auf das Leben ſo gezeigt, wie damals. Die eine Klaſſe der ältern Philoſophen ſtimmte bei mancher ſonſtigen Verſchiedenheit nur darin überein, daß ſie die Natur ganz allein von Seiten ihrer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles ſei in einem ſteten Fluſſe, ſagten ſie. Dieſe Behauptung aber trieben ſie ſo weit, daß ſie überhaupt gar nichts für bleibend und beſtehend erkennen wollten; ſie läugneten, daß es irgend ein ſolches Beſtehendes im Daſein, etwas durchaus Feſtes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, ſie läugneten nebſt der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Partei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit feſt hielt, verfiel in die ganz entgegenſtehende Behauptung, indem ſie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Daſein der Sinnenwelt durchaus läugnete, und dieſe Paradoxien mit der höchſten dialektiſchen Kunſt durchzuführen ſuchte, wobei ſie wenigſtens in ſo fern ihren Zweck erreichte, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der erſten und größten dieſer Sophiſten eröffnete ſeine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt an und für ſich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben ſollte, dieſelbe doch dem Menſchen durchaus nicht erkennbar, und wenn ſie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar ſei. Das bloße reine Zweifeln möchte dem Denker leicht geſtattet ſcheinen, wenn er nach redlichem Forſchen zu dieſer wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und ſein künſtliches Nichtswiſſen, fern von allem ſchädlichen und zerſtörenden Einfluß auf das wirkliche, handelnde Leben, ganz nur für ſich bewahrte. Allein jene Sophiſten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelſucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wiſſen, behaupteten andere Sophiſten, ſie wüßten Alles und ſeien Meiſter jeder Kunſt und jeder Kenntniß. Wenigſtens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß ſie vermittelſt einiger ſophiſtiſchen Wendungen und Kunſtſtücke, andere Ungeübtere in Verwirrung ſetzen und verblenden konnten, und daß ſie ſelbſt im Stande zu ſein glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wiſſen leicht und voreilig, viel beſſer als die Alten, die man verlachte, zu entſcheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfſinn und in der Redekunſt erlernt, entgegenſtehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, ſondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entſchieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und ſeine Mitbürger zu täuſchen. Es wurde gelehrt, daß es keine andere Tugend gebe, als die Geſchicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der ſittlichen Grundſätze, durch welche ſich die Schwächern leiten und täuſchen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrſchers. Es wurde in dieſen Schulen nicht nur des Volksglaubens geſpottet, der bei aller ſeiner Mangelhaftigkeit doch bei vielen noch mit beſſern und ſittlichen Gefühlen zuſammenhing, der alſo geſchont werden mußte, ſo lange man nichts beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheien hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andere ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe; indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweite Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſei, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinne gegründet. Wäre die ſokratiſche Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreiſe einiger auserleſenen Schüler, ſondern in ganz Griechenland die herrſchende geworden, ſo würde allerdings die geſammte alte Lebenseinrichtung und mit dieſer gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von ſelbſt weggefallen ſein, oder hätte doch eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren müſſen. Dieß wohl fühlend, mochten beſchränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn ſogar mit den andern Neuerern und Sophiſten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bei Vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Haſſes in der politiſchen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte ſich in allen Verhältniſſen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrſchaft, wenigſtens waren es die meiſten ſeiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft faſt mit Partheilichkeit und Uebertreibung, die Verfaſſung von Sparta, überhaupt aber jede ſich der Ariſtokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erſcheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrſchaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle ſo tadelfreie und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates geweſen; Kritias, einer von den dreißig Tyrannen, welche durch ſpartaniſchen Einfluß in Athen herrſchten, nachdem dieſes beſiegt und faſt ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieſes gibt ein alter Schriftſteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen ſei, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſein. Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen höheren Genius oder Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden und ahnenden Geiſtes, oder noch etwas anders gemeint habe, iſt nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig, wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Beſſere daraus, es höher deutend, in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt geweſen zu ſein. Frei war er nicht von ſolchen Meinungen und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben ſo gut, wie jene allwiſſenden und nichts glaubenden Weiſen, gegen die Sokrates ſtritt. Ein Beiſpiel mag vergönnt ſein, wie ſehr er auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aeskulap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es Spott geweſen, ſo ſei auch dieſer für einen ſolchen Augenblick wenig angemeſſen. Gleichwohl iſt hier die Deutung leicht zu finden. Ein ſolches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen waren. Es lag alſo dabei der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere ſeiner Nachfolger ſchon entwickelt haben: daß dieſes Leben keine andere Beſtimmung habe, als ſich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, ſterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zuſtande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der beſſern Seele, ja als eine eigentliche Krankheit, von welcher der ſonſt ſo heitere Weiſe gern zufrieden war, durch den Tod, da es ſich nun ſo fügte, befreit und geheilt zu werden. Das Leben freiwillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philoſophen, wo nicht zuerſt, doch am entſchiedenſten für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen ſich ſelbſt und gegen Gott. Dem Gefängniſſe und dem Tode entfliehen, wollte er auf keine Weiſe. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne ſich ſelbſt und der Würde ſeiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er ſeinen Nachfolgern dieſes große Beiſpiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch ſeinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um ſo mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechiſchen Philoſophie habe ich hier nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben wollen; und habe vorzüglich das gewählt, was für hiſtoriſch gewiß gelten kann, was wegen ſeiner Beziehung auf das Leben am meiſten allgemein merkwürdig ſchien und was ſich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichnetſten Schriftſteller. Xenophon ſchließt ſich durch ſeinen ſchönen Styl noch an die beſten Autoren der alten Zeit an. Als Geſchichtſchreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit und eine ungeſuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, durften die tiefer Urtheilenden doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philoſophiſcher Darſteller in den ſokratiſchen Geſprächen, ſteht er nicht bloß an Tiefe, ſondern auch an Reichthum und Kunſt weit unter dem Plato. Sein politiſcher Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieſer Art im Alterthum; doch iſt dieſe Zwittergattung von Geſchichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andere ſokratiſche Schriftſteller im Styl wieder das Beiſpiel einer edlen Einfalt und wahren Schönheit aufſtellten, blieb im Ganzen doch die ſophiſtiſche Redekunſt bei den Griechen allgemein herrſchend. Iſokrates kann uns ein Beiſpiel geben, wie weit dieſe Künſtelei in Sprache und Ausdruck bei jenem geiſtreichen Volke getrieben ward, wobei ſehr oft ganz erſonnene oder willkührliche Gegenſtände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden: denn Alles war nur abgeſehen auf eine bloße Redeübung und geiſtreiche Spielerei. Es liegt immer etwas Künſtleriſches in dieſer Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältniſſe abgewogen, eine Periode mit wiederholtem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieſer Schmuck der Rede, dieſe Feile in der Ausführung ſogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meiſtens in dem entgegengeſetzten Falle, und in dem Fehler einer ſorgloſen Vernachläſſigung der Sprache befinden. Nur muß man dieſe Kunſt nicht fühlen, was uns ſelbſt bei Werken der bildenden Kunſt ſtörend iſt. Und doch iſt hier der Fall viel anders; man läßt es ſich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künſtliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber iſt kein Schnitzwerk. Die Rede ſoll eben nicht bloß Kunſt ſein, ſondern etwas Freies, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Ariſtoteles, die ich hier bloß als Schriftſteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechiſchen Geiſtesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechiſche Geiſt je erreicht hat. Der Erſte hat die Philoſophie ganz als Kunſt behandelt und darſtellend vorgetragen; der Andere als Wiſſenſchaft im weiteſten Sinn des Worts, indem er außer der Philoſophie noch Naturkunde und Naturgeſchichte, und auch Geſchichte, Politik und Gelehrſamkeit umfaßte, und alles griechiſche Wiſſen in ein Syſtem brachte.

In den darſtellenden und in den dichteriſchen Theilen ſeiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunſt iſt Plato von den Alten durchaus für den Erſten von Allen, die in Proſa geſchrieben haben, geachtet worden. Was ihn beſonders auszeichnet, iſt die große Mannichfaltigkeit, mit der ſeine Schreibart ſich jedem Gegenſtande anſchließt, von den künſtlichſten Abſtractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophiſten verfolgt, bis zu den poetiſchen, oft dithyrambiſch kühnen Stellen, in denen er ſeine philoſophiſchen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darſtellung gehören Phädon und die Republik zu dem Vortrefflichſten, was der griechiſche Geiſt hervorgebracht hat.

Ariſtoteles ſchließt den Kreis der klaſſiſchen Entwicklung auch für die Form und Methode der Philoſophie, welche er für die damalige Welt zur Vollendung geführt hat. Die erſte Epoche derſelben bilden die joniſchen Naturdenker mit ihren Aphorismen und gnomiſcher Schreibart in Proſa, welche wir als die älteſte Urform des philoſophiſchen Anſchauens und Denkens betrachtet haben. Andere, wie Parmenides und Empedokles kehrten wieder zur Poeſie zurück. Durch die Sophiſten und dann, obwohl in einem andern und beſſern Sinn und Geiſte, auch durch die Sokratiker ward der Vortrag der Philoſophie in der zweiten Epoche durchaus rhetoriſch, dialektiſch und endlich völlig dialogiſch. In dieſer Gattung des philoſophiſchen Vortrages bietet Plato die größte Mannichfaltigkeit und Abwechſlung, und Beiſpiele und Urbilder aller Art in höchſter Kunſt und Vortrefflichkeit dar, in den vielfachſten Abſtufungen von dem abſtracteſten Kunſtgewebe des rein dialektiſchen Denkens bis zur reichhaltigſten dramatiſchen Lebendigkeit und geiſtreichſten Charakterſchilderung in einer Fülle philoſophiſcher Dichtungen und dichteriſcher Allegorien. Ariſtoteles ſuchte die ſchon von Plato angefangene kritiſche Vergleichung der älteren Syſteme noch vollſtändiger zu umfaſſen, und ward nach ſeiner durchgehends kritiſchen Methode zugleich der Stifter des ſyſtematiſchen Vortrages in ſeinen nach der größtmöglichſten wiſſenſchaftlichen Vollſtändigkeit ſtrebenden abhandelnden Werken; welches man als die dritte Epoche der ſich entwickelnden Form der Philoſophie betrachten kann. Die nachfolgenden Schulen behielten neben dem ſyſtematiſchen Gange des Ariſtoteles auch die dialogiſche Form im Vortrage der Philoſophie abwechſelnd bei; und erſt in einer viel ſpätern Periode ward eine ganz rhetoriſche Mittheilung der Philoſophie unter den Synkretiſten und Eklektikern in der neuplatoniſchen Zeit wieder allgemein herrſchend.

Dieſe beiden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, haben zwei Jahrtauſende hindurch auf den Gang des menſchlichen Geiſtes in Aſien und Europa einen faſt unüberſehbar großen Einfluß gehabt, von welchem ſich Gelegenheit finden wird, noch an einer andern Stelle zu reden. Als Schriftſteller hat Ariſtoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in ſeinem Zeitalter zu herrſchen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunſt, und überhaupt als ein Inbegriff und höchſter Gipfel griechiſcher und beſonders attiſcher Geiſtesbildung galt, hatte Ariſtoteles auch auf Gelehrſamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des hiſtoriſchen Wiſſens den entſcheidendſten und vortheilhafteſten Einfluß. Ariſtoteles nächſter Nachfolger, der Charakterſchilderer Theophraſt, ſo wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geiſtesbildung, und ihre Schriften in einem edlen und ſchönen Styl abgefaßt. Die ſpäter entſtandenen philoſophiſchen Secten zeichneten ſich auch hierin ſehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachläſſige, ſchleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulſt und den barbariſchen Wortkram einer neu ſein ſollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geiſtes fing an, ſich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherſtellung der Philoſophie durch Sokrates erſtreckte ſich nicht auf das Ganze der griechiſchen Geiſtesbildung; ſie wirkte zunächſt nur auf Einzelne, die ſich ſelbſt immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinſchaft mit der tiefgeſunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poeſie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat ſie faſt gar keinen Einfluß haben können, da dieſe ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerſtört und erloſchen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderiſcher Dichter ſein konnte.

In der ſpätern Poeſie der Griechen ſehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch iſt auch dieſer Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechiſcher Bildung und griechiſchen Dichtergeiſtes.

Die erſten Spuren von dem Verfall der tragiſchen Kunſt bemerkten wir ſchon im Euripides, ſo vortrefflich er auch in pathetiſchen Darſtellungen, ſo reich er an einzelnen, beſonders lyriſchen Schönheiten iſt. Es zeigt ſich dieſe mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten Tragikern, beſonders in dem Mangel an Einheit und Zuſammenhange in ſeinen Werken. Ich habe ſchon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entſtanden und hervorgegangen iſt aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor- und Feſtgeſängen von mythologiſchem Inhalt. Der Chor iſt unzertrennlich von dem Weſen der alten Tragödie, die von ganz lyriſcher Art und Beſchaffenheit iſt. Das haben auch unter den Neuern beſonders die Dichter gefühlt, wenn ſie dieſe Form nachbilden und ſich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemeſſene Verhältniß zwiſchen dem Chorgeſang und der dramatiſchen Handlung iſt daher das weſentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer ſolchen Tragödie. Beim Sophokles iſt beides ganz in Harmonie; beim Euripides ſchweift der Chor, als ob ihm ſeine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelaſſen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiethe der Mythologie. So ſind auch lyriſche Schönheiten, die an ſich vortrefflich und hinreißend ſein mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophiſten gelernt hatte, ſo wie manche lange Reden nach der rhetoriſchen Kunſt ſehr oft zur Unzeit angebracht, wo ſie nicht hingehören. Jetzt, nachdem die Harmonie aufgelöſt war und die lyriſchen Beſtandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erſchien die Handlung, wie ſie ehemals ein Trauerſpiel ausfüllte, nun meiſtens arm und ungenügend. Um ſie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter ſeine Zuflucht zu allerlei Verwicklungen, Ueberraſchungen, verdoppelten Kataſtrophen, Intriguen, die mehr dem Luſtſpiel angehören, mit dem Weſen und der Würde des Trauerſpiels aber nicht wohl vereinbar ſind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darſtellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern Luſtſpiels, den wir aus den Nachbildungen oder Ueberſetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatiſche Dichtkunſt, welche im Aeſchylus mit dem heroiſch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem ſie ſich aus dem Dunkel und den großen Geſtalten einer dichteriſchen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geiſtreichen Darſtellung des gewöhnlichen, bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenſtände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieſes darbietet, auch erſchöpft waren, ihre Laufbahn beſchloß und ganz aufhörte. Ob eine Darſtellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Luſtſpiel zur Poeſie gehöre, ward bei den Alten von Vielen bezweifelt. Mehrere entſchieden dagegen, weil ihnen zur Poeſie außer der Verskunſt auch die Mythologie weſentlich ſchien. Nach unſerm Begriff von der Dichtkunſt kann die lebendige Darſtellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poeſie nicht ausgeſchloſſen werden. Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie, wenn wir ſie auf den Menſchen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was ſie eigentlich für eine Nation ſein ſoll, iſt es freilich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verſchönern, und eine große Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; ſo wie es in den Heldengedichten geſchieht, wo das Wunderbare freien Raum hat, und der Dichter ſich an die Mythologie anſchließt. Die zweite Beſtimmung der Poeſie iſt es, ein klares und ſprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen. Es iſt dieß auch in andern Formen möglich; die dramatiſche Dichtkunſt aber kann es am lebendigſten. Nicht bloß die äußere Erſcheinung des Lebens allein ſoll die Poeſie darſtellen; ſie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere und ſchönere Gefühl, was in vielerlei Geſtalten ſich kund gibt, die aber, ſobald dieſe Richtung die überwiegende iſt, immer zur lyriſchen gehören.

Und alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung und Begeiſterung. In der Dichtung ſind die beiden andern Elemente, Darſtellung und Begeiſterung, vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geiſtes und der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſein, und genannt zu werden verdienen. Eben dieſe Elemente der Dichtkunſt, nannten wir oben Sage, Lied und Bild, welches nur in einer andern Auffaſſung, oder von einer andern Seite angeſehen, daſſelbe iſt, wie die hier genannten Beſtandtheile. Die Dichtung, wenn ſie nicht durchaus willkührlich und rein erfunden iſt, wenn ſie ſich an ein Gegebenes anſchließt, und auf der Ueberlieferung beruht, geht aus der Sage, wie aus ihrer Wurzel hervor, und es bildet dieſe, die Sage nämlich, die materielle Grundlage und den ſichtbaren Körper der Poeſie. Die Begeiſterung aber iſt die Seele des Geſanges, ſo wie das kunſtreiche Abbild des göttlichen Lebens, wie die Alten es in ihrer Tragödie zu erreichen ſtrebten, die Krone der poetiſchen Darſtellung iſt, wo der innere Geiſt der Poeſie den Gipfel ſeines Strebens erreicht. So beruht auch das Leben der Poeſie, wie jedes höhere, innere Leben, auf den drei Principien von Geiſt, Seele und Körper oder dem ſinnlichen Element; und dem harmoniſchen Zuſammenwirken dieſer vereinten Elemente in ihrer ſteigenden Abſtufung; und Sage, Lied und Bild ſind die einzelnen Buchſtaben oder Sylben, welche den poetiſchen Dreiklang und das ewige Wort der Poeſie bilden und vollenden; das Wort der Natur nämlich, ſo wie die Fantaſie dieſe in Liebe auffaßt, und das Wort des ſehnſüchtigen Gefühls, wie es ſich in der allgemeinen oder nationalen Erinnerung oder auch in deren Ahnung des Göttlichen ausſpricht; welches Wort der Poeſie ſelbſt nur ein Theil iſt, von dem ganzen, vollſtändigen Wort, welches nach dem göttlichen Ebenbilde der Menſchenſeele in allen ihren Fähigkeiten urſprünglich eingepflanzt und welches in der irdiſchen Hülle auszuſprechen, der Menſch in der Sinnenwelt berufen iſt.

Wenden wir den Blick zurück auf den Entwicklungsgang der griechiſchen Poeſie, um ſie bis auf ihre letzte Stufe zu verfolgen. Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darſtellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Größe der attiſchen Geiſtesbildung beſchließen, ſo nimmt dieſelbe, von Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drei Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, und beſonders an dem Hof der Ptolomäer ſich verſammelten, ſind höchſtens als eine Nachleſe der ältern Poeſie der Griechen zu ſchätzen. Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrſamkeit und Kritik, hatten dieſe Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien ſehr große Verdienſte. Sonſt haben ſie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künſtelei im Ausdruck, nur ſelten vermieden; manche ſind abſichtlich dunkel. Diejenigen, welche ſich der epiſchen Dichtkunſt, oder überhaupt den mythologiſchen Gegenſtänden widmeten, trugen wenigſtens bei, die alte Poeſie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bei dem Verluſt ſo vieler andern ältern Dichtern angenehm ſein, die ſchöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigſtens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus dieſem Zeitalter, des Apollonius, zu beſitzen. Bei dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen dieſe Alexandriner vor ſich hatten, kann es leicht geſchehen ſein, daß ſie in den Zuſammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie hie und da tiefer eindrangen, als die darſtellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieſer Seite mag beſonders Kallimachus ſehr ausgezeichnet erſcheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mythologe, und als ſolcher nicht ohne eignen Dichtergeiſt; daß es ihm an dieſem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der beſonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. Oft behandelte man jetzt die mythologiſchen Gegenſtände rubrikenweiſe, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zuſammennahm; da iſt denn gar keine poetiſche Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder ſie wird wie in Ovids Metamorphoſen durch künſtliche Uebergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeigeführt.

Es iſt überhaupt der Gang der Poeſie in ihrem Verfall, daß ſie ſich immer mehr abſondert und vereinzelt, und auf Gegenſtände verfällt, die der Poeſie eigentlich fremd ſind. Daß die wiſſenſchaftliche Aſtronomie unter dieſe Gegenſtände gehört, daß ein Abſchnitt aus der Botanik oder eine Reihe von mediciniſchen Vorſchriften, darum weil ſie in Verſen abgefaßt ſind, noch nicht zur Poeſie gehören; daß dieſe ganze Form des ſogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falſcher Kunſt und Künſtelei iſt, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweiſes. Die Neuern hätten dieſe Form um ſo weniger annehmen und nachahmen ſollen, weil ſie hierin doch den Griechen weit nachſtehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünſtigt wurden, ganz entbehren müſſen. Zuerſt waren in älterer Zeit bei den Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wiſſenſchaftlicher Gegenſtände abgefaßt worden, nicht um ſeine Dichterkunſt an einem ſchwierigen und ungünſtigen Stoff zu zeigen, ſondern zum wirklichen Lehren, weil die Proſa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenſtand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfaſſer nicht ſo geläufig war, als der Hexameter. Alſo war das Lehrgedicht bei den Griechen urſprünglich doch natürlich entſtanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geiſtesart und Geiſtesbildung hervorgegangen. Dieſes mußte ſelbſt dem ſpätern künſtlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze ſichtbare Welt mit ihren Geſtalten und reizenden Fabeln; ſo daß gar kein Gegenſtand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung ſteht, und alſo noch in das eigentliche Gebieth der alten Poeſie eingreift. Selbſt bei einem mediciniſchen oder botaniſchen Stoff boten ſich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetiſche Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Epiſoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reiz dieſer Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erſt ſehr mühſam zuſammenſuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetiſche Gattung dieſer ſpätern Zeit iſt uns anziehender, weil ſie nicht bloß Kunſt und Nachahmung iſt, ſondern das Leben von einer eigenthümlichen Seite auffaßt und darſtellt. Ich meine die bukoliſchen Lieder und Hirtengedichte: die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat ſchon an ſich viel Poetiſches: es iſt aber auch hier nicht abzuſehen, warum dieſe eine Seite gerade abgeſondert und allein herausgehoben werden muß, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poeſie uns aufſtellen ſoll. Man erinnere ſich nur an ſolche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die ſchuldloſe Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegenſatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um deſto rührender auffällt. Da erſcheint Alles in ſeinem wahren und natürlichen Zuſammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Abſonderung der ländlichen Darſtellung in der Poeſie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederholungen, oder um nicht zu ermüden und wenn er ſeine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Uebertreibungen. Sonderbar iſt es, daß dieſe Gattung beſonders in den ſpätern Zeiten der geſellſchaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu ſein pflegt. Es iſt auch in der Poeſie nicht ſelten der Ueberdruß an der ſtädtiſchen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meiſten Idyllen verrathen dieſen Urſprung, und es iſt oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt ſind, die ſich auf das Land begeben, ſich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukoliſchen Sammlung der Alten ſind allerdings einige wahre Land-, Volks- und ungeſchminkte Naturlieder der Hirten. Doch findet ſich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunſt, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeichelei der Höfe erinnert. Ueberhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort ſagt: ein Bildchen, ein kleines poetiſches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meiſtens immer aber erotiſchen Inhalts. So zerſtreute, verſplitterte und vereinzelte ſich jetzt die Poeſie; ſie nahm immer mehr eine diminutive Geſtalt an, und beſtand zuletzt ganz und gar aus ſolchen kleinen poetiſchen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendſten und geiſtvollſten poetiſchen Tändeleien aller Art.

Dritte Vorleſung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Literatur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten eine Nation zu ſein, zog ſich ihre Literatur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerſt und am meiſten geſchah dieß mit der Philoſophie, deren wiſſenſchaftliche Anſicht mit dem beſtehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zuſtand der ſo tief geſunkenen Nation nun gar nicht mehr anwendbar waren. Das hiſtoriſche Wiſſen wurde freilich vielfach erweitert, Sprache und Literatur erſt jetzt recht wiſſenſchaftlich begründet und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freie Geiſt fehlte. Die Redekunſt ſtand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenſtand der Erziehung. Wenn aber ſchon in den ältern, beſſern Zeiten oft ein ſpielender und ſophiſtiſcher Gebrauch von dieſer Kunſt gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall ſein, da die wahre und freie Staatsberedſamkeit gar nicht mehr anwendbar, der große, alte Sinn ſelbſt in der Sprache erloſchen und in das Kleinliche und Spitzfindige entartet war. Auch die Poeſie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerſt ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunſt geworden: ſie konnte dem allgemeinen Looſe des Dahinſinkens nicht entgehen. Das Schickſal der bildenden Kunſt war wohl günſtiger, vielleicht deßwegen, weil ſie vom Leben nicht ſo abhängig iſt. Der Künſtler arbeitet in ſeiner Werkſtätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie ſehr auch die Staaten zerrüttet, der Zuſtand der Dinge verändert ſein möge. Und wenn auch hier das Verderbniß der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geſchmacks zur Folge hatte, ſo war doch das Verderben nicht ſo allgemein. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunſt von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunſt und die Redekunſt ſchon durchaus und ganz im Verfall waren. Auch in ſolchen Wiſſenſchaften, welche von dem öffentlichen Leben ſehr abgeſondert, von dem bürgerlichen und ſittlichen Zuſtande einer Nation unabhängig ſind, zeigte ſich jetzt noch der erfinderiſche Geiſt der Griechen glänzend und in ſeiner Kraft. In der Mathematik haben ſie, bei dem Mangel ſo vieler uns jetzt unentbehrlich ſcheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wiſſenſchaftlichen Erdmeſſung und Sternkunde, wobei ſelbſt die ſchon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht unbekannte Vorſtellung von dem wahren Weltſyſtem, vielleicht von einigen noch unvollkommen eingeſehen, wenn gleich nicht allgemein angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geſchicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erſtaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchſtaben, ohne Kenntniß der Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftſteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieſer Wiſſenſchaft für klaſſiſch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bei den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeſchäftigungen, und gab ihrem Scharfſinn, ihrem Erfindungsgeiſt und ihrer Syſtemſucht einen weiten Spielraum. Auch durch dieſe Kenntniſſe, nicht durch ihre Literatur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künſtler, Mathematiker und Aerzte, empfahlen ſich die Griechen den Römern, als dieſe nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens, in die griechiſche Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, ſo ſehr dieſe ſich anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegenſetzten. Zweimal wurden die griechiſchen Philoſophen und Rhetoren durch einen Beſchluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unverſöhnliche Feind aller griechiſchen Künſte, wollte ſelbſt ihre Aerzte, die ſich häufig bei den Römern einfanden, nicht dulden, ſchilderte ſie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brachten, und empfahl, als Verfechter der altrömiſchen Sitten und Geſinnungen, auch in dieſem Stücke bei den aus der guten alten Zeit ſich herſchreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber beſonders die Rhetoren und Lehrmeiſter in der griechiſchen Sprache und Kunſt den Römern waren, ſieht man ſchon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweiſe dient, daß der erſte nicht lange war gehalten worden. Auch iſt es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechiſche Sprache war damals die allgemein herrſchende der ganzen gebildeten Welt. In dem entfernteſten Aſien wurden Homers Gedichte geleſen, ſelbſt die Indier ſind wahrſcheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechiſchen Literatur geblieben, und im äußerſten Weſten ſchrieben die Karthager ihre Entdeckungsreiſen, ſo wie der puniſche Hannibal die Geſchichte ſeiner Kriege in griechiſcher Sprache nieder. Nach der Eroberung des ſüdlichen Italiens und Siciliens, deren Landesſprache damals größtentheils noch die griechiſche war, und nach der allmäligen Beſitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieſer allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, beſonders durch ſo viele hiſtoriſche Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreiſe in Verhältniß kamen. So wählten daher ſelbſt die erſten Römer, welche in dieſem Zeitraume die Geſchichte ihres Volks zu ſchreiben anfingen, die griechiſche Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden, war es, der zuerſt die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigſtens im politiſchen Gehalt klaſſiſch für alle folgende Zeiten geblieben iſt, der Welt darſtellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateiniſchen Sprache kundig war, gab den Römern zuerſt die Dichter, noch in rauhen Landes-Verſen, zu hören und zu leſen, und machte ſie durch Ueberſetzungen mit den Vergnügungen des Theaters und mit dem dramatiſchen Reichthum der Griechen bekannt. Am meiſten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache ſelbſt verbundene Unterricht in der griechiſchen Redekunſt, was bei den vornehmen Römern, und durch dieſe mehr und mehr bei der ganzen Nation, die griechiſche Bildung überhaupt beliebt machte.

Auch in Rom war die Beredſamkeit in Staatsangelegenheiten von großem, oft Alles entſcheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten ſeit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeiz zum Werkzeuge einer Kunſt, die eben deswegen den altrömiſch Geſinnten als eine ſtaatsgefährliche und ſelbſt für die Denkart nachtheilig wirkende Sophiſtik erſchien.

Die ſpätere römiſche Geiſtesbildung hat dieſen Urſprung nie verläugnen können, und man iſt ſchon gewohnt zu wiederholen, daß die Römer in der Literatur bloße Nachahmer der Griechen ſeien.

Daß die Nationen, welche ſpäter in die Weltgeſchichte und in die allgemeine Entwicklung der Menſchheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geiſteskultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das iſt unvermeidlich; an ſich alſo kein Vorwurf. Es wäre widerſinnig, nach der Idee eines geſchloſſenen Handelsſtaates, auch in die Literatur den Grundſatz einer abgeſchloſſenen und iſolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung ſelbſtſtändig iſt, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geiſt und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verloren geht und vergeſſen wird, ſo iſt dieſe ſelbſt und ihre Erlernung nicht tadelnswerth. Kenntniſſe ſind an ſich ein Eigenthum aller Nationen; der Geiſt eines Dichters oder lehrenden Schriftſtellers, der auf ſein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunſt und Nachdenken, Geiſt und Sprache auch bei andern Völkern ſich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung iſt todt, welche ſtatt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geiſtes, blos einzelnen Kunſtformen einer fremden Nation, die ſelten ganz für eine andre paſſen, ängſtlich nachſtrebt und durch Kunſt erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an ſeiner natürlichen Stelle iſt.

Beide Fehler treffen einigermaßen die römiſche Literatur; ſowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländiſche Nationalſage vernachläſſigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünſtelung fremder Formen, welche ihrem urſprünglichen Boden enttiſen, meiſtens unwirkſam, todt und kalt erſcheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhauſe, ſich erzielen.

Dennoch iſt ein Charakter in der römiſchen Literatur, wodurch ſie ſogar gegen die ihr ſonſt ſo überlegne griechiſche Geiſtesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieſer ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunkt der alten und der neuen Weltgeſchichte.

So wie der bildende Künſtler von einer ihm inwohnenden großen Idee begeiſtert ſein muß und ganz davon erfüllt iſt; über welche er alles Andre vergißt, in der allein er lebt, und von der alle ſeine Werke nur durch die Ausführung verſchieden geſtaltete Verſuche und Wege ſind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, ſichtbar zu machen und Allen darzuſtellen; eben ſo iſt auch der wahre Dichter und jeder große erfindende Schriftſteller von einer ſolchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die ihm der Mittelpunkt wird, worauf ſich Alles bei ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die beſondre Kunſtform, worin er ſie darzuſtellen verſucht, nur der äußre Abdruck iſt. Das iſt es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeſchylus, Pindar, Sophokles; oder den patriotiſchen Volksdichter Ariſtophanes, den Redner Demoſthenes, die beiden, welche die erſten ſind in der Geſchichtſchreibung, Herodot und Thucydides; oder die höchſten Denker, Plato und Ariſtoteles. Jeder von dieſen hat ſeine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt und in allen ſeinen Hervorbringungen ſich abſpiegelt. Auch von dem großen Doppelwerke der homeriſchen Geſänge gilt ſchon daſſelbe, obwohl auf eine unbewußtere Weiſe, nicht ſo ſehr mit abſichtlicher Kunſt, als aus bloßer Fülle und Vollendung der glücklichſten geiſtigen Naturkraft. Daher finden wir bei einem jeden dieſer großen Schriftſteller einen andern und eignen Geiſtesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darſtellung und eigne Form der Kunſt, ja ſelbſt in Styl und Sprache iſt es bei jedem dieſer erſten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. Alle Elemente und Elementarkräfte des höher gebildeten Menſchengeiſtes ſehen wir hier in der glücklichſten Entwicklung und in der reichhaltigſten Gediegenheit und höchſten Kraft, in der Blüthe des Gedeihens und der Vollendung reifen und gegen einander ſtehen, vom erſten Anfang bis zum letzten Schluß dieſes klaſſiſchen Kreiſes großer Autoren. Während wir im Homer die ganze Fülle der dichteriſchen Einbildungskraft in glücklicher Heldenzeit wie im klaren Lichte des heiterſten Tages ausgebreitet ſehen, zeigt uns Ariſtoteles den Gipfel und den Umkreis Alles deſſen, was die natürliche Vernunft des Alterthums theils durch eignes Denken, theils durch Ordnen der wiſſenſchaftlichen Erfahrung erreichen mochte. In den großen dramatiſchen Dichtern ſpricht ſich am meiſten das innere moraliſche Leben, der Charakter der Alten aus, das Herz ihrer Geſinnung, im harten Kampf wie in der errungenen oder geſuchten Harmonie der wollenden Kraft; und eben daher ſind dieſe und ihre Werke mit Ausnahme des einzigen Sophokles, als des Erſten unter ihnen, der in Geiſt und Form durchaus harmoniſch und vollendet iſt, ungleich individueller und ſehr lokal in Styl und Art, und von nicht ſo allgemein anſprechender und verſtändlicher Beſchaffenheit als jene Beiden. Im Plato erblicken wir dagegen den gereinigten Verſtand auf der geiſtigſten Höhe der alten Bildung, wie er dem höheren Lichte einer wundervollen Offenbarung in erhabener Begeiſterung unter allen Geheimniſſen und Sinnbildern des Göttlichen nachſtrebt, und aus dem beſchränkten griechiſchen Geſichtskreiſe, in das Gebieth der übernatürlichen Weisheit und der älteſten Ueberlieferungen hinüberſchreitet und ſich dadurch bald dem Morgenlande anſchließt, bald zum Chriſtenthum ahnend hinneigt; und ſo iſt der ganze Umkreis der menſchlichen Kräfte durch Fantaſie und Vernunft, Charakter und Verſtand in dieſen großen Elementargeiſtern und Autoren der Menſchheit gleichſam erſchöpft und umfangen.

So reich und mannichfaltig war die griechiſche Bildung, und dieſen großen Originalgeiſt ſuchen wir vergeblich in den römiſchen Schriftſtellern. Aber es iſt etwas in ihnen, was einen Erſatz dafür gibt, auch eine hohe große Idee; keine, die dem Einzelnen eigenthümlich, ſondern die ihnen allen gemein iſt: die Idee von Rom. Dieſes Rom, ſo bewunderungswürdig in ſeiner alten Sitten-

und Geſetzesſtrenge, furchtbar und groß auch in ſeinen Verirrungen und ewig denkwürdig in ſeiner Weltherrſchaft. Das iſt der Geiſt, der aus allen römiſchen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunſt und Künſtelei, die ſie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe und das alles beherrſchende Leben des Staats, und die Geiſteskraft und Kühnheit der Einzelnen, ſtehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunſch wäre, beide Vorzüge in gleichem Maße vereint zu ſehen. Wie aber die Dinge meiſtens ſind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, ſeiner Größe und ſeines Ruhms Alles beſtimmt und nichts geduldet wird, was nicht davon durchdrungen wäre, eine griechiſche Mannichfaltigkeit der Geiſtesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte ſo frei ſein, als es war, zu frei oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunſt und Geiſt da ſo aufblühen ſollte, wie es aufgeblüht iſt. Sparta, der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrſchende, ſondern dauerhafte, geſunde und ſtarke Staat in Griechenland, erkaufte dieſen Vorzug durch eine auf dieſen Zweck berechnete Beſchränkung der Denkart und der Sitten, des forſchenden und ſelbſt des dichtenden Geiſtes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben Cäſar, oder auch Cicero, als Schriftſteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern, den Philoſophen und Sophiſten, bei denen ſie, was Sprache und Redekunſt und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen ſie an Scharfſinn und wiſſenſchaftlicher Kenntniß in dieſen geiſtigen Uebungen unſtreitig ſehr weit nachſtehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römiſchen Werken, noch ein andrer Geiſt weht als der der entarteten griechiſchen Sophiſten-Künſte der ſpätern Zeit; aber es iſt nicht das Genie, es iſt nicht der individuelle Geiſt dieſer Schriftſteller, ſondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom iſt es, was ſie, obwohl in ſehr verſchiedener Anſicht, Alle beſeelte, und wie der unſichtbare Lebensgeiſt dieſer Schriften überall durchſchimmert.

Daß die Römer alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas urſprünglich und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, iſt ſo wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geiſtesbildung die geſammte alte, dem römiſchen Volke eigne Heldenſage und Dichtkunſt, die jener Erkennung und Nachahmung des Griechiſchen lange voran ging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poeſie in eine halb fabelhafte Geſchichte übertragnen Ueberbleibſel, eben durch jene ausländiſche Bildung zu Grunde gegangen iſt. In mehreren mit den altrömiſchen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meiſten bekannten Schriftſtellern, werden mehrmals alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Feſten und bei den Gaſtmahlen der Edlen abgeſungen wurden. Hiſtoriſche Heldengedichte waren es alſo, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeiſt der Römer ſich ausſprach, ehe ſie bei den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die ſophiſtiſche Redekunſt, und eine gelehrtere, nun auch in Proſodie und Sprache ungleich kunſtreichere und geregelte Poeſie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenſtände dieſer altrömiſchen Heldengeſänge ſein konnten, ſo gibt die Geſchichte ſelbſt darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelvolle Geburt und Schickſale des Romulus, der Raub der ſabiniſchen Frauen, ſondern auch der ſagenhafte Kampf der drei Horatier und Curiatier, dann wieder der Uebermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreiung durch Brutus, Porſennas wunderbarer Krieg, nebſt der Standhaftigkeit des Scävola, ſpäterhin noch die Verbannung des Coriolan, ſein Kampf gegen die Vaterſtadt, und wie endlich in dem innern Zwieſpalt ſeiner Heldenſeele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom geſiegt; alle dieſe angeführten Geſchichten erſcheinen dem prüfenden Auge, ſobald man den rechten Standpunkt gefaßt hat, ſofort als altrömiſche Heldenſagen und Dichtungen, die als ſolche von hohem Werthe ſind, ſo wenig der Geſchichtsforſcher, wenn er ſie bloß hiſtoriſch nimmt, die vielen innern Widerſprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem alſo ſei, daß vieles, was dieſen alten Geſängen angehört, in den früheſten Epochen Roms, unter falſcher hiſtoriſcher Einkleidung noch vorhanden, daß beſonders aus dem Livius der Geiſt und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichſten noch hervorhalle, das hatten ſchon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forſcher unſerer Zeit *) bleibt das Verdienſt, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch dieſe Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatſache angenommene ſogenannte Geſchichte, die doch immer als ſchwierig, zweifelhaft und widerſprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen ſchwachen Nachhall wenigſtens von der einheimiſchen Römerſage. Es wurden dieſe hiſtoriſchen Helden-Abenteuer, ehe griechiſche Verskunſt und Verskünſtelei die Ohren von dem Klange der vaterländiſchen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Verſen abgeſungen, welche man in Italien nach der alten Zeit ſaturniſch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den ſie entbehrten, den noch ungeregelten ſogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren faſt alle Nationen Europa's im Mittelalter ſich bedienten.

Auch im Inhalt waren dieſe altrömiſchen Heldenlieder bei manchen rohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geſchichte übertragen noch vorhanden iſt, von einem patriotiſchen, ganz auf die Vaterſtadt beſchränkten, und bei einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmiſchungen doch an das Hiſtoriſche ſich annähernden Geiſte und Charakter. So iſt es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannichfaltigkeit der Odyſſee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenſpiele des griechiſchen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und ſie von ihrem vaterländiſchen Geſange abwendig gemacht hat.

---

*) S. Niebuhrs römiſche Geſchichte; vergl. A. W. Schlegel's Recenſion dieſes Werks in den Heidelberger Jahrbüchern: Der letzte legt die hiſtoriſchen Fabeln, mit denen die Geſchichte des römiſchen Volkes beginnt, ſelbſt in ihrem poetiſchen Werthe, noch viel tiefer herab. Indeſſen hatten die Römer einmal keine andre, ihnen ganz eigenthümliche National-Heldenſage, als dieſe fabelhaft hiſtoriſche. Irrthümer der Geſchichtſchreiber ſind auf ähnliche Weiſe auch im Mittelalter in die Sage und durch dieſe in die Poeſie übergegangen, wie die Herleitung des Francus und Brutus von Troja u. ſ. w.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09683/007

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldenſage abwendig machen, und ſie ſo weit in Vergeſſenheit bringen mußte, daß ſie endlich nur in der ganz verſtümmelten Form einer halb fabelhaften, unzuſammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geſchichte und den ſpätern Weltverhältniſſen. Die lezte Heldengeſtalt der alten römiſchen Geſchichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunſt, und unſtreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, iſt Camillus, welcher das von den Galliern eroberte Rom befreite. Mit dieſer Befreiung beginnt die hiſtoriſche Zeit Roms. In der galliſchen Verwüſtung mochten die Denkmahle größtentheils zu Grunde gegangen ſein; alles ältere iſt ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatſache bleibt, mit Fabeln vermiſcht. Von da begann Roms Größe, die ſich zuerſt in dem ſamnitiſchen Kriege entwickelte. Dieſes iſt auch geſchichtlich die eigentliche Heldenzeit des römiſchen Volks, während welcher höchſt wahrſcheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und ſo wie ſie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt ſein mögen. Dieſer hiſtoriſchen Heldenzeit römiſcher Kraft und Tugend, lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreiern und andern Schickſalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hiſpanien und Achaja beſiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwiſchen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einſt die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jezigen zur Weltherrſchaft, ſchon wie vorher beſtimmten und mit unaufhaltſamer Gewalt vordringenden Rom! Die Griechen waren ſelbſt in den älteſten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerſchaften verbreitete Nation geweſen. Rom, urſprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erſt eine Macht, bald ein welteroberndes Reich geworden.

So lag es alſo in der Natur der Sache und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländiſche

Heldenſage immer mehr in das Dunkel zurück trat, wenigſtens nicht weiter in mannichfaltiger Darſtellung verſchönert und entfaltet, daß griechiſche Geiſtesbildung und Dichtkunſt ſtatt deſſen bei den Römern allgemein herrſchend wurde. Die Schuld davon iſt nicht allein dem Ennius zuzuſchreiben, von dem der ſchon genannte ſcharfſinnige Geſchichtforſcher ſagt, er habe ſich für den erſten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoeſie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt ſich denken, daß er, der ſo treuherzig meinte, daß drei Seelen oder drei Geiſter in ihm wären, weil er drei Sprachen wußte: lateiniſch, griechiſch und oſciſch oder altitaliſch, nicht wenig ſtolz darauf ſein mochte, daß er mit neu eingeführter Weiſe den Griechen ihren Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerſt nachgekünſtelt. Auch der wahre Dichter iſt nicht immer frei von einer ſolchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht ſogar falſch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil ſie ihm Nachdenken und Anſtrengung gekoſtet hat; während er um den Geiſt, den wir in ihm ehren, ſelbſt kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm alſo nicht einfällt, ſich in dieſer Hinſicht mit Andern zu vergleichen. Indeſſen hat doch Ennius ſeine neue und noch unbeholfene Kunſt zum Theil auch jenen alten vaterländiſchen Gegenſtänden zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verſe athmen einen hohen Dichterſchwung; zu einem günſtigen Urtheil über ihn ſtimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß dieſe Bewunderung auf eine Geiſtesverwandtſchaft und Aehnlichkeit im Schwunge der Gedanken und in der Gewalt der Sprache ſich gründete.

Unaufhaltſam drang nunmehr griechiſche Kunſt und Art in Rom ein, obwohl mit ſehr verſchiedenem Erfolg. Unter allen Kunſtformen der Griechen, lag die hiſtoriſche und die der Beredſamkeit den Römern am nächſten, und dieſe gelang ihnen auch am beſten. Die Philoſophie war ihrem Geiſte am meiſten fremd, und in der Poeſie war der Erfolg verſchieden nach den Gattungen.

In der dramatiſchen verſuchten ſich die Römer zuerſt ſeit Ennius; aber faſt haben ſie in dieſem Fache nur Ueberſetzungen geliefert, minder treu oder nachläſſig, die aber doch meiſtens nur Ueberſetzungen und kaum Nachbildungen zu nennen ſind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimiſche Poſſenſpiel, die ſogenannten Atellanen in oſciſcher Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberei und Geſellſchaftsſpiel der vornehmen Römer, die ſich auf ſolche Art, mitten unter aller ausländiſchen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitaliſche Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten, wie auch wohl in unſeren Zeiten neben der künſtlichſten Verſtandeskultur eine Vorliebe und eigenes Vergnügen an Volksliedern und an der Volkskomödie ſich erhält. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauſpiels ſich geſtalten; oder wenn es auch an ſich nicht unmöglich geweſen wäre, ſo haben wir doch keine Veranlaſſung anzunehmen oder zu vermuthen, daß es wirklich geſchehen ſei. Was die Ueberſetzungen der griechiſchen Trauerſpiele betrifft, ſo war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen urſprünglich nah verwandt und wenigſtens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verſchieden und lokal; Iphigenia und Oedipus, Prometheus und die Atriden, oder das Unglück der Thebaniſchen Brüder, erſchienen hier mehr oder minder als fremde, auch den Sitten nach widerſtrebende Geſtalten, das Ganze blieb eine künſtliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen Daſein nicht anders, als allmählig abſterben mußte. Die einzelnen Tragödien römiſcher Dichter, die aus dem Zeitalter des Auguſtus als beſſer und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweiſen, wie ſparſam die Gattung angebaut wurde: wie bald aber die tragiſche Kunſt bei den Römern ihre Endſchaft erreichte, das ſehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatiſcher Form, welche dem Seneca zugeſchrieben werden. Die fremdartigen atheniſchen Sitten im Luſtſpiel mußten für den römiſchen Zuſchauer auch kalt und unwirkſam bleiben. Ganz begreiflich daher iſt es, daß der Zauber pantomimiſcher Darſtellungen und Tänze endlich jedes andere Schauſpiel verdrängte.

Mußten nicht auch bei einem Volke, wo in großen Kampfſpielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tauſenden zu einer blutigen Beluſtigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geiſtigern Schmerzgefühle des hohen Trauerſpiels abgeſtumpft werden? Immer möchte es ſonderbar ſcheinen, warum bei ſo vielen Verſuchen in der tragiſchen Dichtkunſt, die Römer den Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Ueber dieſe Frage gibt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung, einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſprechende patriotiſche Gefühl, ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung immer noch viel zu nahe. Die Geſchichte Coriolans mag zum Beiſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Uebermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen können, zu der Zeit, als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Uebermuthe zu befreien ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit, wo der edelſte und freigeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines ſiegreichen Heeres gegen die Vaterſtadt anrückend, auf der Schaubühne zu ſehen ertragen, zu den Zeiten, wo ein Sulla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war? Oder auch ſelbſt in den etwas ſpätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieſer Geſchichte, ſondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwieſpalt zwiſchen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus dieſen Geſchichten und Sagen, zu tief in das Weſen derſelben verwebt. Für das Zeitalter des

Auguſtus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemeſſenen Gegenſtände. Ein Beiſpiel von der neuen, und von unſerer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakespear ſtellt in ſeinen hiſtoriſchen Schauſpielen die blutige Fehde zwiſchen York und Lancaſter dar, aber als er dichtete, war dieſer Zwieſpalt längſt ausgeglichen und verſöhnt. Für unſere deutſche Bühne bieten ſich dem Dichter ſehr reichhaltige Gegenſtände aus den Bürgerkriegen, beſonders aus dem dreißigjährigen dar; aber auch hier iſt der Fall nicht völlig derſelbe wie bei den Römern. Demungeachtet hat der deutſche Dichter, wenn er dem Gegenſtande ganz Genüge leiſten will, eine ſchwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheigefühle verletzen, oder wo ſie ſchon verſöhnt ſind, ſie von neuem wieder erregen, und dadurch den poetiſchen Eindruck zerſtören will.

Aus dieſen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerſpiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen ſteht der älteſte, Lucrez, ſeiner Art und ſeinem Geiſte nach, ganz allein in der römiſchen Literatur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römiſchen Dichter; von den ſpätern Römern ward er wenig empfunden und ſein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bei den Griechen aus beſondern Umſtänden hervorgegangenen und bei ihnen noch natürlichen Form des wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts. Die Philoſophie, welcher Lucrez ſich ergeben, war die ſchlechteſte, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philoſophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Fantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen Syſteme griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Ueber dieſe Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darſtellungen der Poeſie einnehmen ſoll, darüber ſei hier eine allgemeine Betrachtung verſtattet.

Allerdings ſoll die Poeſie nicht bloß den Menſchen, ſondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenſtande ihrer Darſtellungen, oder ihrer Begeiſterung wählen. Es findet hier eben jener dreifache Unterſchied Statt, wie auch in der Darſtellung des Menſchen. Die dichteriſche Darſtellung und Behandlung des Menſchen kann zuerſt ſein, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweitens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters oder aber da, wo die Poeſie mehr begeiſtern als darſtellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menſchengefühle. Alles dieſes kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poeſie ſoll uns ein Bild geben von der geſammten äußern Erſcheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelſte, was die Thierwelt an Geſtalt und Leben, das Schönſte und Lieblichſte, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menſchen erhebend, oder doch bedeutend erſcheint. Das Schwierige iſt hier nur, das Uebermaaß zu vermeiden; üppige Beſchreibungen, auch wenn ſie wahr ſind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunſt, ſind der herrlichſte Schmuck deſſelben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo ſie ungeregelter und gigantiſcher war, gleich wie das Menſchengeſchlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt ſich unſrer bei dem Anblick der wildern Naturgegenden und wie Ruinen der Urwelt übereinandergeſtürzten Felſen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums beſtätigen uns dieſe große Kataſtrophe einer ältern telluriſchen Vorzeit; ungewöhnliche Erſcheinungen, Sturm, Ungewitter, Waſſerfluthen und Erdbeben, verſetzen uns theilweiſe und im Kleinen zurück in jenen wildern Zuſtand der Natur. Alles dieſes ſind angemeſſene und große Gegenſtände für den großen Dichter; dieſelben, an denen Lucrez ſich ſo oft als ein herrlicher Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Vorausſetzung eines freiern wildern Zuſtandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wiſſenſchaftliche Anſicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkaniſch gebildet, oder bloß durch Waſſerfluthen entſtanden ſind, das iſt eben ſo wenig ein Gegenſtand für die Dichtkunſt, als die Lehre von den Atomen, die ſelbſt die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetiſch zu geſtalten vermochte. Die dritte Weiſe endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, iſt durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Geſange der Nachtigall, oder was ſonſt einen Jeden anſpricht, auch in dem Rauſchen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geiſter und Empfindungen, den unſrigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und ſich uns verſtändlich machen. Um dieſen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnen die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einſamkeit. Die Zweifel des Unterſuchers, ob auch wohl die Natur auf ſolche Weiſe beſeelt, oder ob dieß eine Täuſchung ſei, gelten ihm gleich: genug daß dieß Gefühl, dieſe Ahnung vorhanden iſt in der Fantaſie und in der Bruſt des Menſchen und des Dichters; und wenn der Blick auch ganz durchdringen könnte durch die Hülle der Schöpfung, und es ſehen, wie die Geiſter der Natur in der verborgenen Werkſtätte wirken, ſo würde der Dichter als ſolcher, dennoch den wohlthätigen Schleier nicht völlig heben wollen, noch dürfen. Von dieſer letztern ahnungsreichern und geheimnißvollen Anſicht der Natur werden indeſſen bei den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, deſto mehr bei den alten nordiſchen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle dieſe Naturſchilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poeſie nicht abgeſondert werden von der Darſtellung des Menſchen, deren ſchönſte Zierde ſie bilden. Werden ſie abgeſondert, ſo wird das große vollſtändige Weltgemählde, was die Poeſie uns vor Augen ſtellen ſoll, zerſtückt, die Harmonie unvermeidlich aufgelöſt, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erſcheint, ſo groß iſt, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher iſt das wiſſenſchaftliche Naturlehrgedicht nach der Weiſe des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philoſophie, welche er erwählte, verwerflich iſt; während er ſelbſt als Menſch uns Theilnahme, als Dichter die höchſte Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftſteller der Römer können am beſten nach der Epoche betrachtet und zuſammengeſtellt werden, der ſie angehören. Die letzten Zeiten der Republik ſind weniger vollendet in der Sprache, ſonſt aber vielleicht reicher geweſen als das Zeitalter des Auguſtus. Cicero hat als Redner Mannichfaltigkeit und Uebung in der Kunſt genug; die Größe der Gegenſtände, ſo wie die Stelle, welche er in der Weltgeſchichte einnimmt, leihen ſeinen Reden eine höhere Würde. Indeſſen iſt es doch nicht wohl einzuſehen, wie man dieſe ſo oft überſchwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat anſehen können. Auch ſeine Zeitgenoſſen warfen ihm aſiatiſchen Schwulſt in ſeiner Rednerweiſe vor. Am wichtigſten iſt er der Literatur und Bildung ſeines Volks geworden durch die Einführung der höhern ſittlichen Philoſophie der Griechen. Für die tiefere Spekulation, in derem Labyrinthe der Geiſt der Griechen ſo gern umherirrte und eine unendliche Kunſt darin übte, hatte Cicero ſo wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philoſophie aber, der bei ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften, oder der ruhigen Muße Troſt und Beſchäftigung ſuchte, hat er eine ſehr gute und verſtändige Auswahl getroffen. Er ſchloß ſich zunächſt der Philoſophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und ſchönen Geiſtesbildung am günſtigſten iſt, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geiſt und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die ſpätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer dieſe Philoſophie zunächſt empfingen, weil ihr Meiſter die Philoſophie nur als Kunſt geübt, aber kein vollſtändiges Syſtem hinterlaſſen hatte, wieder ganz ſkeptiſch geworden waren, ſo nahm er für das Leben, wo dieſe Anſicht nicht angemeſſen iſt, ſeine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieſer Schule eigene Starrſinn nicht zuſagte, zum Ariſtoteles, der, wie er in allem den Mittelweg ſucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwiſchen der Strenge der Stoiker und der Nachgelaſſenheit des Epikur. Nur gegen dieſen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar nicht mit Unrecht. — Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bei den Alten, wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchſten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundſatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchſte Gut des Menſchen aufgeſtellten Vergnügen, nicht der poſitive Sinnengenuß, wie beim Ariſtipp gemeint war, ſondern nur der ſchmerzenloſe Zuſtand innerer Zufriedenheit, den die beſſern Epikuräer, wie andere griechiſche Philoſophen vorzüglich in geiſtiger Beſchäftigung und im Umgang mit gleichgeſinnten Freunden ſuchten, ſo ſtimmten ſie doch alle darin überein, daß ſie ſich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geſchäften ganz zurückzogen, und dieſe Zurückgezogenheit und Abſonderung als den erſten Grundſatz eines weiſe geordneten Lebens aufſtellten. Ihre Lehre war in ihrer Wirkung auf das praktiſche Leben wenigſtens egoiſtiſch und unnational, und hat, da ſie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beigetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und ſeiner Lehren, iſt dagegen ein durchaus patriotiſcher Denker. Daher ſeine Philoſophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, welche, ohne zur eigentlichen wiſſenſchaftlichen Spekulation Anlage und Neigung, oder Muße übrig zu haben, doch in freien Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage iſt Cicero ſehr ungleich, wie das bei vielen römiſchen Schriftſtellern der Fall iſt, da es ihnen ſelten gelingt, was ſie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was ſie ſelbſt denken und ſagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet ſich zuerſt im Caeſar. Auch in der Schreibart zeigt er ſich, wie er im Handeln war; ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles dieſem Zwecke angemeſſen. Jene Eigenſchaften, die in einer geſchichtlichen Darſtellung nebſt der Lebendigkeit die erſten ſind, Klarheit und ungekünſtelte Einfalt, beſitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders iſt Caeſars Deutlichkeit und Kürze, die nur zum Ziele eilt, und alles Ueberflüſſige abſchneidet und die ſich gern ausbreitende, oft homeriſch geſchwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr ſeine Kriegsvölker ſo ſtellt, wie ſie am beſten und am ſicherſten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben ſo zweckmäßig ordnet Caeſar auch ſeine Worte und ſeinen Vortrag, aber auch eben ſo unerbittlich verfolgt er die Ueberlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beſchrieben haben, iſt Xenophon bei allem Schmuck der attiſchen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caeſar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eignen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, iſt nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftſteller iſt der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältniſſen ein Gleiches verſucht haben, Caeſar, und unbeſiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als hiſtoriſcher Mahler iſt Salluſt groß; aber ganz ſo gleichmäßig, ſo klar und überall angemeſſen wie Caeſar iſt er nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die geſuchte Kunſt in der angenommenen Alterthümlichkeit. Selbſt in der Geſchichte, deren Form doch am leichteſten aus den griechiſchen Republiken, wo ſie zuerſt entſtanden iſt, nach Rom zu verpflanzen war, iſt die Nachahmung eines beſtimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In dieſem erſten Zeitalter der aufblühenden römiſchen Geiſtesbildung und Redekunſt, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Literatur iſt, wenn die Erſten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunkt haben dieſe das Ganze deſſelben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältniſſen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römiſchen

Literatur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Auguſtus auch in der Literatur ein ganz anderer Geiſt und Ton herrſchend. Die freie Beredſamkeit mußte verſtummen; dagegen wandte man ſich wieder zur Poeſie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigſtens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber ſchien vielmehr, um den wieder hergeſtellten Frieden und des Auguſtus glückliche Herrſchaft würdig zu feiern und durch ihren Glanz zu verſchönern, nichts ſo angemeſſen, als wenn ſich große Nationaldichter erwecken, und zu claſſiſchen Werken der ernſten Gattung und von vaterländiſchem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünſtigt, ſondern auch Properz und Horaz von dem Erſten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch ſeinen kunſtreichen Styl wohl zum epiſchen Dichter geeignet geweſen, aber er wollte frei bleiben, lebte nur ſich, und den Gefühlen einer edlen Freundſchaft und glühenden Liebe, die ſeine Seele ganz erfüllten, und auch ſeine Geſänge beſeelen und vor allen andern römiſchen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meiſten Sinn für das heroiſch Große. Er war ein Patriot, der ſeinen Schmerz über den Untergang der Republik in ſeine Bruſt verſchloß, und um dieſen Schmerz zu zerſtreuen, ſich in allerlei Vergnügungen warf, und der Poeſie ergab. Bei jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtſinn die Begeiſterung für das Vaterland und die Freiheit gewaltſam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Geſinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden ſollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entſprechen.

Der friedliche, kunſtreiche, gefühlvolle Virgil war durch ſeine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz beſonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömiſche, wie überhaupt die altitaliſche Lebensweiſe, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, ſeefahrendes und handelndes Volk waren. Selbſt die Vornehmſten und Erſten Roms in der guten Zeit, lebten dieſer alten ländlichen Weiſe gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbniſſes der Hauptſtadt dieſe einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne geſunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreiſe des übrigen Italiens bei weitem nicht erloſchen. Dieſe Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und ſich in ſeiner Wirkung nicht bloß auf den engen Kreis der Hauptſtadt beſchränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, iſt ſchon in dem erſten Jugendverſuche der Eklogen ſichtbar, und als Meiſter hat er ſie in ſeinem vollendetſten Gedichte vom Landbau ausgeſprochen. Hätte er nur dieſe herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom ſo wohlthätige, in Italien dem Geiſte und dem Inhalte nach wahrhaft einheimiſche Poeſie, nicht in der fremden und ausländiſchen Kunſtform des alexandriniſchen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er ſeine Anſichten und ſeine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in ſein großes Werk, was der vaterländiſchen Vorzeit gewidmet ſein ſollte, und uns ſo ein umfaſſendes und vollſtändiges Gemählde des altitaliſchen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländiſche Heldenſage, die er wieder erwecken wollte, einen feſten Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er ſein Heldengedicht alsdann auch in viel freieren Umriſſen, und einem noch loſern Zuſammenhange abfaſſen müſſen. In der beſchränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, ſteht nun freilich der letzte italiſche Theil des Gedichts ſehr zurück gegen die erſte Hälfte, in der er Roms Urſprung an die herrlichen trojaniſchen Sagen ſo glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum derſelben benutzen konnte. Dennoch iſt die Aeneide die der Dichter unvollendet ließ, ja ſelbſt verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeiſterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, ſo möchten vielleicht Lucrez' und Ovid mehr Dichter ſcheinen als

Virgil; was ihm den Vorzug gibt, iſt das in ihm am vollendetſten ſich ausſprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meiſten römiſchen Dichtern im Kampf zwiſchen der erlernten Kunſt und der eignen Kraft fehlt, vermiſſen wir auch im Virgil, in der Darſtellung, und ſelbſt in der Sprache, am meiſten aber in der Anordnung des ganzen Werkes.

Noch merklicher iſt dieſe Ungleichheit in Horazens Styl, ſo wie bei den übrigen lyriſchen Dichtern. Die epiſche Dichtkunſt der verſchiedenen Nationen ſteht am meiſten in Berührung mit einander, obwohl auch hier die Nachahmung der homeriſchen Form den Virgil und ſo viele Andere nach ihm zwanghaft beſchränkt oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgeſehen, wird aus der Heldenſage eines Volks am leichteſten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da ſich ohnehin ſo viel Verwandtes und auffallend Aehnliches in den verſchiedenen Sagen auch der entlegenſten Völker findet. Dieß iſt entweder daher zu erklären, weil der Zuſtand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwicklung in vielen Stücken überall derſelbe iſt; oder ſei es auch, daß jene, oft ſeltſame Uebereinſtimmung hindeutet auf einen gemeinſamen Urſprung, beſonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in dieſen Dichtungen. Die wahrhaft epiſchen Sagen aller Völker ſtehen in vielfältiger Berührung unter einander, und biethen überall Anklänge gegenſeitiger Verwandtſchaft dar; wenn gleich es ſchwer ſein dürfte, den verlornen Zuſammenhang noch jetzt wieder herzuſtellen, und nicht bloß in kritiſcher Forſchung zu zeigen, wie die großen Sagen der Urwelt alle aus einer gemeinſamen Wurzel hervorgingen, ſondern das Ganze auch wirklich in Poeſie zu umfaſſen und von neuem lebendig zu geſtalten. In der ernſten dramatiſchen Poeſie, kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunſt bei andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßſtabe dienen, wie hoch man ſtreben ſoll und wie viel ſich leiſten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn ſie allgemein wirken ſoll, muß bei jeder Nation eine auf ihrer

Geſchichte und Nationalerinnerung, als ihrer Grundlage ruhende Richtung und eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweiſe angemeſſene und durchaus eigenthümliche Geſtaltung annehmen.

Am meiſten aber iſt die Nachbildung in der lyriſchen Gattung ſchädlich und zu verwerfen. Denn, was kann ein lyriſches Gedicht wohl für einen Werth und Reitz haben, als den vor allem, daß es ein ganz freier Erguß des eigenen Gefühls iſt? Und was kann dieſen Reitz erſetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur ſein ſollte, als ein bloßes Kunſtſtück erſcheint? Bei den römiſchen Dichtern kann man oft ſogar die Stellen unterſcheiden, die ſie aus griechiſchen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo ſie aus eigenem Gefühl reden. Ungeachtet dieſer Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römiſchen Dichtern der, welcher uns als Menſch am nächſten berührt und anſpricht. Am größten erſcheint er in ſolchen Stellen, wo er ganz als Römer ſpricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach ſeinem Ausdrucke für das Vaterland, „die große Seele verſchwendeten.“

In der einzigen, den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche ſie im Gebiethe der Poeſie hervorgebracht haben, in der Satyre, iſt Horaz der geiſtreichſte. Dieſe, von der allgemeinen Art lyriſcher Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine beſtimmte Form verſchiedene römiſche Satyre, zu welcher das epiſche Versmaß, nur nachläſſiger und frei behandelt, angewandt ward, iſt auch in Geiſt und Gehalt ganz römiſch. Alles in ihr bezieht ſich auf die Hauptſtadt und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die in dieſem Kreiſe geltenden Spöttereien und Anſpielungen, und freilich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zuſammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens bloß als ſolches gehört der Dichtung an nur durch die Darſtellung, wenn ſie nämlich wahrhaft künſtleriſch iſt; aber einzelne, noch ſo geiſtreiche Züge, ſind noch keine Darſtellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römiſche Satyre in der geiſtreichen Art, wie Horaz ſie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Luſtſpiel, was die Römer eigentlich nicht beſaßen; nämlich kein eigenthümlich römiſches, das zu einer vollſtändigen und ſchönen Entwicklung gelangt wäre. Wird das Intereſſe bei den Satyren aber in die Begeiſterung des Unwillens und des Haſſes gegen Laſter und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, ſo mag eine ſolche Begeiſterung moraliſch achtungswerth ſein, aber poetiſch iſt ſie nicht.

Die Proſa hat bei den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poeſie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunſt der Geſchichtſchreibung, nach der redneriſchen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erſcheint.

In der erſten Hälfte der langen Regierung des Auguſtus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente, die ſich damahls entwickelten, die aber größtentheils ſelbſt noch aus den letzten Zeiten der Republik herſtammten, die noch das Große geſehen und deren Geiſt in der Jugend noch Freiheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geſchlecht, das ſchon in den Zeiten der Alleinherrſchaft geboren oder aufgewachſen war. Noch in den letzten Zeiten des Auguſtus, zeigten ſich die Spuren des ſinkenden Geſchmacks, am erſten in Ovid, in der überfließenden Fülle ſeiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bei ihm ſchon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie ſchnell ſelbſt die Hiſtorie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Caeſaren auch als Kunſt entartet ſei, zeigt der geſchraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerſt gekünſtelten Geſchmacks, der ſich in Sentenzen gefiel, war der Philoſoph Seneca. Je deſpotiſcher der Druck wurde, je mehr warfen ſich die im Geiſt noch Widerſtrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freiheitsſtolze ſtarker Seelen gefallen mußte, je mehr ſie überall um ſich her das Gegentheil dieſer Geſinnungen und Grundſätze herrſchen ſahen. Schwulſt, Uebertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, iſt nicht ſelten im Gefolge eines gewaltſam unterdrückten Zuſtandes des Staats und der Geſellſchaft wahrzunehmen. Wir finden ſie in Lucan ſonderbar mit anmaßendem republikaniſchen Hochgefühl gepaart; es erregt Erſtaunen und Abſcheu, wie derſelbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die faſt Verbrechen ſind, ſchmeichelt, und dann den Cato mit Abgötterei ſelbſt über die Götter erhebt. Die römiſche Dichtkunſt kehrte, als ob ſie ihren älteſten, faſt vergeſſenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem hiſtoriſchen Heldengedicht zurück. An ſich könnte eine große hiſtoriſche Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologiſch ſteht, darauf kommt nichts an, ſondern nur auf die innere Beſchaffenheit. Sie muß, wenn ſie zum Gegenſtande eines Heldengedichts geeignet ſein ſoll, von der Art ſein, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeiſterung darin mehr vorherrſchen, als ein berechneter Plan des Verſtandes, und daß die Fantaſie freien Spielraum behält. So iſt es mit Alexander, deſſen Leben und Thaten, wie der Untergang des Darius, oder ſein Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenſtand für einen Dichter hätte ſein können, wenn es einen ſolchen, der dieß hätte beſingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwiſchen Caeſar und Pompejus, dieſer Kampf der Partheien und entgegenſtehender Staatsſyſteme, hat wohl dramatiſchen Darſtellungen der neuern Zeit zum Gegenſtande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunſt würde er je in einen epiſchen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde von dem Geſchmack dieſer Zeit, vollendet der dunkle Perſius und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, ſo ſchätzenswerth auch der reiche Inhalt des letzten Schriftſtellers iſt, der uns an einem Beiſpiel gezeigt hat, was die Römer, als denkende Sammler, mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bei ihrer Macht zu Gebothe ſtanden, für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können, wenn ſie dieſelben öfter für dieſen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder beſſere Zeiten, und noch einmahl ſollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Auguſtus die gebildete Welt beherrſchen. Wie Trajan in dem Reiche der Caeſaren der letzte iſt, der römiſch dachte und in Denkart und Thatkraft römiſch groß war, ſo beſchließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Geſinnung und Darſtellung das gleiche Lob beilegen darf. Unter den erſten wieder beſſern Caeſaren nach Nero, unter Veſpaſian und Titus, war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und ſchweigen lernen, unter Nerva lebt' er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden ſollte.

Die gedankenreiche Tiefe ſeines Geiſtes und die ihm ganz eigene, jener Tiefe angemeſſene und entſprechende Kunſt des Ausdruckes, erſcheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieſer Nachahmung ſich verſucht und vergeblich angeſtrengt haben. Auch im Ausdruck iſt er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls ſchon nicht mehr dieſelbe, nicht mehr die große des Caeſar, oder die kunſtreich vollendete des Livius war, noch ſein konnte. In dieſen drei Autoren erſcheint die römiſche Sprache, nach meinem Gefühl, in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit;[*] bei Caeſar in ſchmuckloſer Einfalt und Größe; bei Livius in allem Glanz und Schmuck einer redneriſchen Ausbildung, aber ohne Uebertreibung, ſchön und edel geſtaltet; bei Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunſt, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen iſt.

Vierte Vorleſung.

Kurze Dauer der römiſchen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde, Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer. Idee der Bibel und Charakteriſtik des alten Teſtaments.

Wie ſehr Literatur und Philoſophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt ſich aus der, gegen den griechiſchen Reichthum gehalten, nicht ſehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftſtellern, welche die lateiniſche Sprache beſeſſen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römiſche Kunſt und Geiſtesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, einzelne Dichter und Originalſchriftſteller gab es zu Rom, ſeitdem die Scipionen griechiſche Literatur und Redekunſt begünſtigten, der ältere Cato aber, um die altrömiſche Denkart gegen den eindringenden griechiſchen Geiſt aufrecht zu erhalten, die Geſchichte, die Lebensweiſe und die Sprache der Vorfahren zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen und mancher Schriften machte; und ſeitdem Ennius griechiſche Kunſt und metriſche Weiſe zum Theil noch auf römiſche Gegenſtände anwandte und die ältere Schule der römiſchen Dichtkunſt gründete. Fordert man aber für den Begriff einer blühenden Literatur, mehr als ſolche einzelne einander zum Theil entgegenſtrebende Verſuche und Werke; gehört dazu ein gewiſſer Zuſammenhang und Einheit, eine feſtere und regelmäßigere Beſtimmung der Sprache, beſonders auch der Proſa, eine fortgehende Ueberlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künſte und höhere Geiſtesbildung gerichteten Kenntniſſe: ſo beginnt die römiſche Literatur erſt mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen ſehr großen, ja den größten Antheil hat.

Bis auf ſeine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunſt und Geiſtesbildung durchaus griechiſch eingerichtet, wurde nach griechiſchen Lehrbüchern und in griechiſcher Sprache mitgetheilt. Erſt mit Cicero begann ein öffentlicher, wiſſenſchaftlicher Unterricht auch in der lateiniſchen Sprache, die er zuerſt für philoſophiſche Gegenſtände und die Theorie der Beredſamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, ſondern auch feſter beſtimmt, wozu nebſt ihm, beſonders auch Caeſar und Varro durch ihre grammatiſchen Schriften mitgewirkt haben. Beide haben nebſt Cicero den meiſten Antheil an dieſer Ausbildung der eigentlich ſo zu nennenden römiſchen Literatur; Caeſar, durch Begünſtigung der Gelehrſamkeit, als Redner, und dann durch ſeine Bemühung, von der Sprache, deren er ſo vollkommen Meiſter war, auch eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feſte Geſtalt und Beſtimmtheit zu geben, damit ihre Kraft deſto ſicherer und feſter wirken könnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforſcher am meiſten nebſt den beiden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römiſchen Literatur geworden iſt. Die merkwürdigſten Schriftſteller bis auf Trajan ſind in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze geſchildert worden. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römiſchen Geiſtes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenſtand der noch einmahl ſich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darniederſinkenden römiſchen Beredſamkeit; deren Schwäche ſich in ſo manchen dem Plinius nachgeahmten panegyriſchen Schriften der ſpätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat alſo die claſſiſche Zeit der römiſchen Literatur, von dem Conſulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als etwa hundert und achtzig Jahre gedauert. In eben dieſen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erſte wiſſenſchaftliche Entwicklung derjenigen praktiſchen Kenntniß, in welcher die Römer ſtets einen ganz eigenthümlichen Reichthum beſaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrſamkeit nämlich. Cicero und Caeſar, beide faßten zuerſt den Gedanken, die unüberſehliche Maſſe römiſcher Rechte und Geſetze in ein Ganzes zu ſammeln und zu ordnen; unter Auguſtus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten ſich die beiden Partheien der nach der Billigkeit oder nach dem ſtrengen Recht entſcheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfaſſung eines vollſtändigen Geſetzbuches, des ſogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Caeſar gewollt hatten, geleiſtet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche nicht nur in den Staatsgrundſätzen, ſondern auch in der Geiſtesbildung. Die griechiſche Sprache und Literatur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Ueberlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geiſtige Herrſchaft, in der geſammten, unter Roms Caeſaren politiſch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römiſchen Schriftſteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer ſeltener werden, und dieſe wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erſcheinen, bis auch dieſe ſich endlich verlieren; regt ſich in der griechiſchen Literatur und Philoſophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geiſtige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechiſchen Geiſtesbildung, die auch in Darſtellung und Sprache oftmahls der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erſcheint, auf jeden Fall wieder höher ſteht als in der zunächſt vorhergehenden Periode. Zwar in der Poeſie ſcheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bei den damahligen Griechen empor gekommen zu ſein; deſto eifriger wurden Philoſophie und Redekunſt bearbeitet, die in der alten attiſchen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegen geſetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zuſammengeſchmolzen wurden. Der alte ſokratiſche Vortrag der Philoſophie, wie in Plato's Geſprächen, war jetzt im Geiſt und in der Sprache nicht mehr angemeſſen: die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er vorausſetzte, zu fremd, als daß dieſe Form noch mit Glück angewandt und mit Beifall hätte empfunden werden können. Die wiſſenſchaftliche Strenge des Ariſtoteles war nur für wenige. Deſto mehr kam jetzt eine neue redneriſche Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiſer Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieſer ſpätern

Zeit noch ausgezeichnete Schriftſteller hervorgebracht hat. Es beſtätigt ſich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poeſie wohl in verſchiedenen Zeiträumen erfinderiſch und groß, dagegen andere Perioden auch wieder ſehr ungünſtig und unfruchtbar für die Poeſie waren, während die Rhetorik ſich eigentlich als diejenige Kunſt zeigt, welche ihnen wie angeboren, und durch alle Perioden hindurch, von den älteſten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch ſo veränderten Umſtänden wieder unter einer neuen Geſtalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftſtellern aus dieſer letzten Periode der alten griechiſchen Literatur, die nur als geſchichtliche Quellen, oder zu einigem Erſatz anderer beſſerer Werke, aus denen ſie ſchöpften, für den Unterſucher im Ganzen wichtig ſind, finden ſich doch einige, die auch durch ſich ſelbſt einen allgemeinern Werth haben. Der erſte iſt Plutarch, deſſen Biographien bei allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moraliſchem Wiſſen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth iſt. Sein Styl iſt überladen und nicht ſelten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geſchichte ſeiner Helden anfügt, muß man auswählen: es finden ſich häufig auch ſolche darunter, die nicht treffend und angemeſſen erſcheinen. Ueberall aber zeigt ſich darin ein Mann von dem redlichſten Willen, und der wenigſtens von der moraliſchen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und claſſiſchen Zeit des Alterthums ſich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut und davon durchdrungen iſt. Daß auch die Kunſt der Schreibart damahls noch nicht ganz verloren, daß attiſcher Geiſt und Witz noch nicht erloſchen waren, zeigt uns Lucian. Er iſt als Schriftſteller von Geiſt in dieſer aus Philoſophie und Satire gemiſchten Gattung, ausgezeichnet wie Wenige, vorzüglich aber als Sittengemälde ſeiner Zeit unſchätzbar. Selbſt in der Geſchichte verdiente Arrian, der beſte Geſchichtſchreiber Alexanders genannt, und durch eine ſchöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Mark Aurel nimmt in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die ſtoiſchen Selbſtbetrachtungen, die dieſer letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caeſaren Roms, nun ſchon in griechiſcher Sprache ſchrieb, auch in der Literatur merkwürdig erſcheinen, und die Blicke auf ſich ziehen müßten. Aber auch die Geſchichte von Mark Aurel's unwürdigen Nachfolgern iſt durch Herodian in einem Styl dargeſtellt, den man von dieſer Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechiſchen Philoſophen verſchiedener Secten im römiſchen Reich in großer Anzahl als Lehrer angeſtellt, und dieſe wichtige Claſſe von Menſchen, ſo zu ſagen, in die Dienſte des Staats genommen. Die Philoſophie, beſonders die ſtoiſche, ſollte jetzt zur Stütze oder zum Erſatz des unaufhaltſam zuſammenſtürzenden Volksglaubens dienen. Wie ſehr dieſer Glaube an die alten Götter geſunken und verſchwunden, wie allgemein Zweifelſucht, Freigeiſterei und Unglaube jetzt in der römiſchen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweiſe von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forſchenden Geiſtes, fällt auch der ausführlichſte Schriftſteller der ſkeptiſchen Philoſophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieſes Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in ſeinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrſchend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerei war, indem an die Stelle des alten, meiſtens bloß poetiſchen Volksglaubens, der unaufhaltſam dahin ſchwand, jetzt immer mehr eine Art von wiſſenſchaftlichem Aberglauben trat; aſtrologiſche Meinungen und die Neigung zu magiſchen Künſten, weit verbreitet durch den alles beherrſchenden Einfluß geheimer Geſellſchaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philoſophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientaliſchen Denkart, Weltanſicht und Geiſterlehre, welche nebſt den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer glühenderen und tieferen Schwärmerei mit ſich führten, als das jüngere, kältere Abendland zu erſinnen und zu erfinden vermochte. Selbſt in dem ägyptiſchen Geſchmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunſt, zeigt ſich dieſe herrſchend werdende Neigung zum orientaliſchen Geiſte. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die

bibliothek

Platoniſche Philoſophie ſchon in jener ſpätern Geſtalt, wo ſie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Aegypten ſtammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräiſch ausgegeben ward, in ſich aufzunehmen, und ſich der ältern orientaliſchen Ueberlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geſchöpft haben ſollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward dieſe neue Platoniſche Philoſophie allein herrſchend; die andern Secten, wie die ſkeptiſche, die des Epikur, auch ſelbſt die ſtoiſche, verſchwanden als abgeſonderte Secten. Doch floſſen manche ſtoiſche Meinungen mit ein in dieſe Eine, jetzt alles verſchlingende Philoſophie der Griechen, die man nach dem herrſchenden Beſtandtheile die Neuplatoniſche nennt. Dieſe Philoſophie war es, welche das Chriſtenthum lange Zeit hindurch mit der äußerſten Anſtrengung aller Geiſteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiſer Julian hoffte, es zu beſiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch die geiſtige Deutung, welche ſie ihm unterſchob, wieder neu zu beleben.

Dieſer Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum, und der heidniſchen Philoſophie, zwiſchen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichteriſchen Mythologie und einer ſittlichen Religion, der denkwürdigſte Geiſteskampf, welchen die Menſchheit je dargebothen und in ſich durchgekämpft hat, iſt nicht nur in der Weltgeſchichte die Scheidewand zwiſchen zweien ſich berührenden Welten, dem dahin ſcheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, ſondern auch für die Culturgeſchichte und Entwicklung der Geiſtesbildung iſt er der allgemeine Mittelpunkt und Wendepunkt, um den ſich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Dieſen großen Kampf und Wendepunkt ſo ins Licht zu ſetzen, wie eine Geſchichte der Literatur ihn ins Licht ſetzen muß, worin dieſelbe nicht bloß als Sprachſtudium und Kunſtliebhaberei, ſondern nach ihrem Einfluß auf das Schickſal der Nationen und auf die geſammte Menſchheit dargeſtellt werden ſoll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geiſt der griechiſchen Philoſophie, über die Stelle, welche die moſaiſchen und die chriſtlichen Lehren und Schriften in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen, und eine kurze Ueberſicht der übrigen orientaliſchen

Ueberlieferungen, welche theils der moſaiſchen und chriſtlichen verwandt, theils für die Griechen die älteſte ihnen bekannte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menſchliche Erfindungsgeiſt in einem faſt unüberſehlichen Reichthum ſchöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortſchritte der Kunſt für den Geiſt Anziehendes haben, davon wird ſich noch mehr als einmahl Gelegenheit darbiethen, ein glanzvolles Gemählde aufzuſtellen. Für die jetzige Betrachtung müſſen wir die Aufmerkſamkeit ganz allein an demjenigen Punkt feſthalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunkt aller Bildung und Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bezeichnet.

Plato und Ariſtoteles waren die größten Meiſter, ja man kann ſagen, ſie bezeichnen den vollſtändigen Umfang der geſammten griechiſchen Erkenntniß. Plato behandelte die Philoſophie ganz als Kunſt, Ariſtoteles als Wiſſenſchaft; in dem erſten ſehen wir die denkende Vernunſt in dem ruhenden Zuſtande der Anſchauung und anſchauenden Bewunderung der höchſten Vollkommenheit. Ariſtoteles hingegen erfaßte die Vernunſt als ein Vermögen der Selbſtthätigkeit und Vermittlung, in ihrem lebendigen Wirken, nicht bloß als die bewegende Kraft alles menſchlichen Denkens und Daſeins, ſondern auch als das geiſtige Grundgeſetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erſcheinungen. Plato iſt der Gipfel der griechiſchen Kunſt, Ariſtoteles der Inbegriff des griechiſchen Wiſſens.

Wo Plato gegen die Sophiſten ſtreitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da iſt er ſpitzfindig und grübleriſch, ja oft wird er bei aller attiſchen Kunſt und Schönheit ſeines Geiſtes, bei aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, ſelbſt unverſtändlich und ſophiſtiſch, wie die Lehre, gegen die er ſtreitet. Aber dennoch laßt ſich der Hauptgedanke ſeiner Philoſophie leicht ganz klar und anſchaulich machen. Aus einem urſprünglichen, ungleich herrlichern und geiſtigern Daſein, wohnt dem Menſchen, nach Plato's Anſicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bei. Dieſe ihm eingepflanzte, angeſtammte Erinnerung des Göttlichen iſt bloß das, iſt nicht ganz vollkommene Anſchauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, ſelbſt unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorſtellungen erfüllt, und dadurch jenes urſprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo ſich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Aehnliches, ein Abbild der höchſten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeiſtert den Anſchauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne ſelbſt, wenigſtens nicht auf die ſinnliche Erſcheinung desſelben, ſondern auf das unſichtbare Urbild gerichtet iſt. Von dieſer Bewunderung, dieſer wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeiſterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die alſo nicht die Frucht des kalten und ganz beſonnenen, nach eigner Willkühr und Kunſt geleiteten Nachdenkens iſt, ſondern über alle Willkühr, kalte Beſonnenheit und bloße Kunſt erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt alſo für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge, eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß iſt das eigentlich Unterſcheidende ſeiner Lehre. Der dialektiſche Theil ſeiner Werke iſt nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunſt widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemandem erreichter Kunſt uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber dieſe ſelbſt enthüllen will, in dem poſitiven Theil ſeiner Lehre, da redet er nach orientaliſcher Weiſe nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichteriſcher Ahnung; ganz treu und gemäß jenem erſten Grundſatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeiſterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen iſt dabei, daß ſeine Philoſophie durchaus unvollendet geblieben, und er ſelbſt in ſeiner Anſicht nicht zu vollkommner Klarheit und Beſtimmtheit gelangt iſt. Beſonders zeigt ſich dieß durch den in ſeiner Philoſophie nicht ganz aufgelöſten Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und der Liebe oder der Begeiſterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeiſterung, welche den Menſchen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß dieſe Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den

Geiſt weit über die Gränze des beſonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunſt hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als durch dieſe zu erreichen ſteht, da ſcheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und deſſen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszuſetzen; während er da, wo er bloß dialektiſche Kunſt übt, nicht ſelten in die gewöhnlichen Vorſtellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchſten Begriff der Vollkommenheit herabſinkt. In dieſem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Anſehen der ältern Philoſophen einigermaßen beſchränkt; überhaupt blieb ſeine Lehre ſo unvollendet, wie er ſie ließ, und wie ſie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und in ſinnbildlichen Andeutungen ausſprach, ſelbſt auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern aſiatiſchen Philoſophie, und eine unvollkommne Andeutung und unbewußte Vorbereitung des Chriſtenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunſt attiſcher Geiſtesbildung und ſokratiſcher Lebensweisheit.

Durch die letztere war er ſelbſt wohl vor Schwärmerei einigermaßen bewahrt, ſo wie ſeine nächſten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung ſeiner Philoſophie vielmehr wieder zur Zweifelſucht und zur Skepſis führte. Eigentlich aber lag doch dieſe Anlage zur Schwärmerei, die ſich bei ſeinen Nachfolgern ſo mächtig entwickelte, auch ſchon in ſeiner Denkart und ſeinen Grundſätzen ſelbſt. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbeſtimmt, wie er ſie auffaßte und ſchilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine den Menſchen über die Gränzen der Beſonnenheit hinausführende Begeiſterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf dieſen Abweg; ſo lange nicht etwas Anderes und Feſteres hinzukommt, um dieſe ſchwankende und unſichere Ahnung des Wahren, zu einer beſtimmten und deutlichen Ueberzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu geſtalten; ſo lange uns nicht das göttliche Wort gegeben iſt, wodurch ſich das Räthſel des Ewigen löſt, und die falſche Eingebung von der echten Offenbarung unterſcheiden läßt.

Wenn die ſpätern Nachfolger Plato's daher ſeine unvollendet gebliebene Lehre durch orientaliſche Begriffe und Ueberlieferungen zu ergänzen ſuchten, ſo war dieß zwar in der Art, wie ſie es thaten, der attiſchen Bildung, und dem ſokratiſchen Geiſte Plato's oft unangemeſſen, ſeiner Philoſophie ſelbſt, und dem anerkannten Grundſatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerſtreitend; denn auf eben demſelben Grundſatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientaliſchen Lehrbegriffe und Ueberlieferungen.

Der Hauptgedanke des Ariſtoteles läßt ſich durchaus nicht eben ſo klar machen, wegen der Unverſtändlichkeit, über die ſelbſt ſeine getreueſten Anhänger, von den älteſten Zeiten an, Klage führten. Doch das Reſultat über den Geiſt ſeiner Philoſophie läßt ſich anſchaulich mittheilen, und hängt genau zuſammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverſtändlichkeit. Wie geſchieht es denn aber, daß dieſer große Geiſt, der Sprache wie des Denkens vollkommen Meiſter, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellſte Beobachter und ſcharfſinnigſte Beurtheiler, dabei der eigentliche Erfinder des deutlichen und beſtimmten Denkens, der wenigſtens das wiſſenſchaftliche Nachdenken und die Vernunftkunſt zuerſt auf Grundſätze und in ein Syſtem gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchſten Fragen von der Beſtimmung und vom Urſprung des Menſchen, von Gott und von der Welt ſo durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverſtändlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwiſſenſchaftlich ſchien. Beide, Vernunft und Erfahrung, ſucht er, durch allerlei dazwiſchen eingeſchobene Mittelglieder, in Verbindung zu ſetzen. So ſehr liebte er überall dieſe Weiſe, daß er ſelbſt die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme ſuchte, und als den Mittelweg zwiſchen zwei entgegenſtehenden Fehlern erklärte. Um in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu ſchlichten, zwiſchen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erſcheinung ſich kund gebenden ſtäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflöſung ſeine Zuflucht. Die erſte, göttliche

Urſache aller Bewegung, ſagt er, ſei ſelbſt unbeweglich, in dieſer unſerer ſublunariſchen Welt aber alles einer ſtäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwiſchen dieſen beiden entgegenſtehenden Extremen, ſtellte er den ſideriſchen Himmel, oder die aſtraliſche Welt, die zwar nicht durch ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt werde, aber doch der erſten, göttlichen Urſache näher ſtehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig iſt. Auf gleiche Weiſe ſchob er, um die große Kluft zwiſchen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines paſſiven leidenden Verſtandes, eines objectiven Gemeinſinns zwiſchen beide ein. Alles dieſes kann als erfinderiſch und ſcharfſinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann ſogar dieſe Methode zu dem glücklichſten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen beſondern Gegenſtand, wie er gegeben iſt, vollſtändig aufzufaſſen, und von allen Seiten zu durchdenken. Ueber jene höchſten Fragen aber, welche der Menſch nie unterlaſſen kann, ſich aufzuwerfen, von ſeiner eignen Beſtimmung, von Gott und wie das Rathſel der Welt, alles Daſein, und deſſen erſte Urſache zu verſtehen und zu erklaren iſt, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufſchluß. Die ſinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt ſich in ſich ſelbſt, und kann auf jene, eigentlich doch ſo einfachen und unvermeidlichen Fragen, nur unverſtändliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft beſonders den Ariſtoteles, deſſen Philoſophie in der Mitte ſchwebt zwiſchen bodenloſem Idealismus und dem Syſtem der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge ſeiner Werke und Unterſuchungen, beſonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, ſo ſcheint das letztere zu überwiegen, und Ariſtoteles ſtellt ſich uns dar als der Meiſter aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang ſeines Wiſſens, ſondern auch zufolge der Verfahrungsart beim Unterſuchen, und der dieſe leitenden Grundſätze. Der Grundbegriff ſeiner ganzen höhern Philoſophie iſt aber wohl unſtreitig der idealiſtiſche Begriff der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun ſtatt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erſte erfaſſen möchte, leere Formeln und bloße Abſtractionen über das Weſen der Dinge; ſo iſt das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Ariſtoteles auf ähnlichem Wege gefolgt ſind, und die alles aus dem eignen Selbſt, aus der Vernunft oder der Erfahrung ſchöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Ueberlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philoſophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Ariſtoteles, ſind unzählige. Er ſelbſt zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrſtühlen des Morgen- und des Abendlandes ſich zu ſeinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geiſt des Meiſters zu erfaſſen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verſchuldeten, und den man eben erſt vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verſchmähte, gab es bis auf unſere Zeiten Viele, die, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Anhänger des Ariſtoteles waren; theils ſolche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl ſolche, die als ſeine leidenſchaftlichſten Tadler und Gegner auftraten. Das Erſte gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbſtdenkens in den Abweg der gleichen idealiſtiſchen Unverſtändlichkeit gerathen ſind; das andere aber trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philoſophie gelten laſſen wollen, wobei ſie doch, ſobald ſie wiſſenſchaftlich verfahren wollen, dem abſtracten Denken nie ganz entſagen, alſo auch, ein dem ariſtoteliſchen ähnliches Formelweſen nicht vermeiden können.

So haben dieſe beiden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, das ganze Gebieth des menſchlichen Denkens und Wiſſens gewiſſermaßen erſchöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenoſſen nur ſehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen deſto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geiſt ſie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten faſt ausſchließend leiteten, ſondern auch oft in den Grundſätzen beſtimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menſchliche Geiſt zwei Jahrtauſende älter, und durch ſo viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden iſt; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato geleſen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Verſuchen des forſchenden Scharfſinns erſetzen können; nachdem die Anſichten des Ariſtoteles vom Weltſyſtem uns wie Begriffe der Kindheit erſcheinen; nachdem wir endlich dem Chriſtenthum eine lebendigere Anſicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menſchen verdanken; bewahren ſich jene beiden Denker gleichwohl ſo ganz in ihrer Größe, daß man ſagen darf, ſie bezeichnen noch immer den Umfang des menſchlichen Geiſtes, und noch jetzt iſt jede Philoſophie unvermeidlich entweder platoniſch oder ariſtoteliſch, oder ein Verſuch, beide Geiſteswege glücklich oder unglücklich zu verſchmelzen. Wer irgend eine höhere Ueberlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugibt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebieth ſeiner Philoſophie, die ja ohnehin kein beſchränktes Syſtem, ſondern eine ſokratiſche Kunſt und ein freier, aller Erweiterung fähiger Geiſtesweg iſt. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es ſchwer und faſt unmöglich ſein, den Ariſtoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf dieſem Wege, und in ſeiner Art iſt er unübertrefflich groß. Geiſter, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters ſo umfaßt, und wiſſenſchaftlich beherrſcht hätten, biethet die Weltgeſchichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meiſter, wie kein Anderer.

Aus dieſen beiden Elementen war die ſpätere Philoſophie der Griechen zuſammen geſetzt; für die Kunſt vortrefflich, für das Wiſſen umfaſſend, für die Wahrheit ſehr ungenügend. Plato's Geiſt blieb herrſchend, und ward es immer mehr, nur ſuchte man ihn für die äußere wiſſenſchaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Ariſtoteles, für die innere Vollſtändigkeit der Anſicht aber, durch die verſchiedenen orientaliſchen Anſichten und Ueberlieferungen zu ergänzen. So war der Stand der Dinge in dem Zeitalter, wo die Neuplatoniker noch gegen die chriſtliche Lehre den vergeblichen Kampf führten.

Bei einer durchaus verſchiedenen, mehr auf die äußere Erſcheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Geſtalten der Kunſt gerichteten Geiſtesbildung, wie es die der Griechen war; bei einem, dieſem geiſtreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtſein dieſer Vorzüge und einer gewiſſen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forſchenden unter ihnen, in den frühern wie in den ſpätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernſt und der Erhabenheit der orientaliſchen Denkart. Es waren ihre Blicke am meiſten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher ſie ſelbſt auch ihre eigne Götterlehre und Ueberlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geiſtigen Welt erſchien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben ſo abgeſondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienſt der Perſer. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Aſien, fühlten ſich die Griechen durch das Band eines gemeinſchaftlichen Götterdienſtes verknüpft, welcher bei allen Verſchiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, ſondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinſtimmte. Von den Hebräern aber, und zum Theil auch von den Perſern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums ſich durch eine wahrhaft und weſentlich verſchiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die moſaiſche Urkunde unter dem großen Philadelphus in die griechiſche Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher ſchon die Erhabenheit derſelben gefühlt und bewundert, mancher, wie ſpäter ſo oft geſchah, darauf gefallen ſein, den Moſes platoniſch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moſes abzuleiten, wie ſo viele zu verſchiedenen Zeiten verſucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie ſpäter die Lehre der Chriſten, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erſcheinung, in welche ſie ſich nicht recht zu finden wußten, und über die ſie auch noch ſpäterhin bei genauerer Bekanntſchaft die ſonderbarſten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders ſein, da ſelbſt die erſte und einfachſte Anſicht vom Menſchen und vom Anfang ſeines Daſeins, ſo wie vom Urſprunge aller Erkenntniß und Geiſtesbildung, die hier, und die dort herrſchte, ſo ganz verſchieden war. Nach der bei den Griechen und Römern herrſchenden Anſicht, waren die älteſten Menſchen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachſen, ſo wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerlei Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit iſt, jede Gelegenheit ergreift, mancherlei ſich ſelbſt Bewegendes und Beſeeltes, wenn auch nicht in der vollkommenſten Entwicklung und Geſtalt, auszubrüten. In dieſer Anſicht war das eine Element des Menſchen, die Erde zu ſehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menſchlichen Geiſt, ſchien ihnen durch einen Raub dem Himmel entriſſen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun ſein eigen geblieben. Moſes dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall ſei der Menſch aufgewachſen, ſondern an einen beſtimmten Ort ſei er auf Erden durch eine Hand von oben hingeſtellt worden; der höhere Gottes-Geiſt aber ſei nicht durch einen Raub und die eigne Kühnheit ſein geworden, ſondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteſte Geſchichte des Menſchen, auch für die ſeines Geiſtes, tritt Folgendes als Vereinigungspunkt aller übrigen alten Ueberlieferungen aus dieſer Lehre hervor. Der älteſte Wohnſitz des Menſchen und ſeiner Entwicklung, ſei das mittlere Aſien, jener glückliche und vor allen Ländern geſegnete Garten der Erde, den nach allen vier Weltgegenden hin, die herrlichen alten Ströme bewäſſern; durch eine große allgemeine Kataſtrophe von Naturverwüſtung ſei die jetzige Menſchheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Kataſtrophe ſich wieder gebildet haben, beſtehen aus drei großen, an Geiſt und Charakter ſehr verſchiedenen Familien und Geſchlechtern der Urwelt, von den Stammvätern, Sem, Japhet und Cham. Der eine, am meiſten in eben jenem mittlern Aſien ausgebreitete Stamm, von der früheſten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweiter, beſonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder ſittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker ſpäterhin den meiſten Vortheil gezogen;

Bald haben ſie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her ſchon oft geſchehen; andere haben die chineſiſche Staats- und Lebenseinrichtung als die vollkommenſte, und die Sittenlehre des Confucius als die reinſte geprieſen, oder ein atlantiſches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder ſie haben ſich von der Bewunderung des Tiefſinns und der Schönheit der indiſchen Geiſteswerke ſo weit hinreißen laſſen, daß ſie auch ſogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten laſſen, und dadurch alle Kritik verlaugnen, überhaupt aber lieber alle mögliche Unwahrſcheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientaliſchen Geiſtesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Perſien und Indien durch Denkmahle bewieſen iſt, waren die Perſer in ihrem Glauben und ihrer Ueberlieferung den Hebräern am meiſten verwandt; von der griechiſchen Denkart ſtanden ſie eben deßhalb ſehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten perſiſchen Herrſcher ſammelte ſich das zerſtreute Volk der Hebräer wieder, und der zerſtörte Tempel erhob ſich von neuem. Den ägyptiſchen Gottesdienſt haßten dagegen die Perſer eben ſo ſehr, wie nur immer die Hebräer ihn haſſen konnten; der Druck der Perſer in Aegypten war eben dadurch hart, daß ſie deſſen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichſte Aberglaube und Götzendienſt erſchien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bundniß mit den Karthagern, nach der ſeinem Volke eignen Humanitat feſtſetzte, daß ſie der Menſchenopfer in Zukunft ſich enthalten ſollten, hatte der perſiſche Kaiſer Darius ihnen dieſe Gräuel unterſagt, ohne Zweifel aus Beweggründen ſeiner reineren und geiſtigeren Religion. Die Perſer verehrten und erkannten denſelben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologiſches, und mancher weſentliche Irrthum dieſer Erkenntniß der Wahrheit beigemiſcht war. Die heilige Schrift ſelbſt nennt den Cyrus einen Geſalbten des Herrn, was bei aller Dankbarkeit nie von einem ägyptiſchen Pharao geſagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perſer, ja ſelbſt die Staatsverfaſſung des perſiſchen Kaiſerthums war auf dieſen hohen Glauben gegründet; der Monarch ſollte als Sonne der Gerechtigkeit ein ſichtbares Abbild des höchſten Gottes und des ewigen Lichtes ſein; die ſieben erſten Fürſten des Reichs entſprachen den Amſhaſpands, oder den ſieben unſichtbaren Gewalten, welche als die Erſten in der Geiſterwelt, die verſchiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrſchen. Eine ſolche Anſicht war den Griechen ganz fremd. Derſelbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens ſo hart verfolgte und zum griechiſchen Götterdienſt zwingen wollte, verfolgte auch die perſiſche Religion. Selbſt Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß, um die Herrſchaft allein zu haben, ſondern weil ſie ſeiner Hauptabſicht entgegen ſtanden. Er wollte die Perſer und die Griechen zu einer Nation verſchmelzen, und da fand nun freilich kein Mittelweg Statt, wie dieſer Zweck erreicht werden ſollte: entweder die Griechen mußten den Feuerdienſt annehmen und ihre Tempel verlaſſen, deren die Perſer unter Xerxes ſo viele, als dem Aberglauben und der Abgötterei dienend, zerſtört hatten, oder die Lehre des Zendaveſta mußte ausgerottet, und griechiſcher oder ägyptiſcher Gottesdienſt in Perſien eingeführt werden.

Der weſentliche Irrthum der perſiſchen Lehre beſtand darin, daß ſie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenſtrebt, wohl erkannten; dagegen aber nicht einſahen, daß, wie weit verbreitet auch der Einfluß derſelben im Menſchen und in der Natur erſcheinen möge, dieſelbe doch, gegen Gott gehalten, für Nichts zu achten ſei; daß ſie mit einem Worte ein zweifaches Grundweſen, eine gute und eine böſe Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neueſten Zeit haben bei dieſer einmahl nicht zu läugnenden Aehnlichkeit der perſiſchen Gottesverehrung, und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren, und ſo erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltſamen Verpflanzung in das große Reich, vieles oder wohl gar alles von den Perſern erſt entlehnt und erlernt. Dieſe willkührliche Annahme muß auch dem bloß hiſtoriſchen Forſcher ſchon dadurch auffallen, daß ſie den Zuſammenhang der Perſer und Hebräer für ſo gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beider Nationen, und nach der innern Beſchaffenheit der Sache uralt ſein muß, und ſich bei tieferer Forſchung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypotheſen vermeinen. Es kann im Einzelnen große Schwierigkeiten haben, die perſiſchen Sagen von Kaiymers, Hoſchenk und Dſchemſchid mit den heiligen Urvätern der Geneſis, welchen eine beſondre Erleuchtung zugeſchrieben wird, mit Adam und Seth, oder Henoch, dann Noah und Sem in hiſtoriſche Uebereinſtimmung oder überhaupt die perſiſche Ahnenreihe der Patriarchen mit der moſaiſchen in eine kritiſche Ausgleichung zu bringen. Im Allgemeinen aber ſtützt ſich in beiden Fällen die heilige Ueberlieferung auf eine und dieſelbe gemeinſame Grundlage, und wird hier wie dort, aus einer Offenbarung der heiligen Urväter, als Quell göttlicher Erleuchtung abgeleitet. Es wird aber durch jene einſeitige Beurtheilung und Erklärung, auch ein ganz falſcher Geſichtspunkt aufgeſtellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern aſiatiſchen Völkern beſteht einzig und allein darin, daß ſie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieſelbe bei allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloſchen oder durch die wildeſten Dichtungen und zum Theil gräßliche Irrthümer entſtellt war, rein und unverfälſcht, mit der ſtrengſten Treue, in blindem Gehorſam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen ſelbſt oft verſchloſſen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Dieſen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter, tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, beſonders aber die moſaiſchen an ſich. Was für ſeine Nation als Geſetz praktiſch werden ſollte, das iſt mit der ſtrengſten Beſtimmtheit ausgeſprochen. Allgemein verſtändlich iſt dasjenige im Anfange ſeiner Erzählung, was den innern Menſchen berührt; ſo verſtändlich, daß es ſich auch dem ganz Unwiſſenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, ſo bald es nur aufmerken kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich iſt auch das Allgemeine von der Geſchichte, und von der gemeinſchaftlichen Abſtammung, und den alteſten Schickſalen des

Menſchengeſchlechts, ſo weit es für den Glauben nothwendig iſt. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, iſt allerdings bei Moſes in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn erſten Ahnherrn und Stammvätern der Urwelt, mit hieroglyphiſcher Kürze andeutet, das hat den Perſern, den Indiern, den Chineſen, Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologien, und halb dichteriſchen, halb metaphyſiſchen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Fantaſie, und erfinderiſchen Metaphyſik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Perſern vor den Hebräern zugeſtehen. Zu dem Endzweck, zu welchem dieſe auserwählt waren, durften die Hebräer in allem dieſem, andern Völkern nachſtehen, wie in der Aſtronomie, der bildenden Kunſt, oder worin dieſe ſonſt noch groß waren. Nur über ſolche Fragen, welche bei noch weniger deutlichen Ausſichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott ſchwankend machen könnten, enthält die Darſtellung der Leiden Hiobs einen Aufſchluß. Eine Darſtellung, die auch nur als ſolche und nach einem bloß irdiſchen Kunſtſinne betrachtet, zu dem Eigenthümlichſten und Erhabenſten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben iſt. Nicht mehr ganz in das moſaiſche Geheimniß eingehüllt, deutlicher ſpricht ſich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesanſicht in den Geſängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weiſſagungen Jeſaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poeſie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede ſchmähende Anfeindung darniederſchlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeiſterung, aus welcher die größten Dichter auch der neuern, bis auf unſere Zeit ſich zu ihrem kühnſten Aufſchwung ermuthigt haben. Gleichwohl iſt auch dieſe Klarheit immer nur noch eine prophetiſche, halb verhüllte, die volle Entwicklung erſt in der Zukunft erwartend. Man muß dieſes wohl faſſen und ſorgſam unterſcheiden; es iſt hier nicht die ſinnige Klarheit des künſtleriſchen Verſtandes, wie in den Geiſteswerken der Griechen, nicht jene Weltumfaſſende praktiſche Beurtheilung und im Leben entſcheidend wirkende Verſtandesſtärke der Römer, ſondern der prophetiſche Tiefſinn, als eine von jenen beiden ganz verſchiedene Art des Verſtandes, die auch mit eigenthümlichen Sinn erfaßt ſein will, was in den heiligen Schriften der Hebräer obwaltet. Ihr ganzes Gefühl und Daſein war nicht ſowohl in der Gegenwart, als in der Vergangenheit und beſonders in der Zukunft daheim; die Vergangenheit aber war den Hebräern nicht bloß wie bei andern Nationen, eine poetiſche Sage und Erinnerung, ſondern das ernſte Heiligthum ihrer göttlichen Stiftung und des ewigen Bundes. Und auch der Gedanke des Ewigen war bei ihnen nicht von dem zeitlichen Leben und Verhältniſſen losgetrennt, wie in der abgeſonderten Philoſophie einſam nachdenkender Griechen, ſondern ganz in das Leben, in die wundervolle Vergangenheit des auserwählten Volkes, und in die noch herrlicheren Verheißungen ſeiner geheimnißreichen Zukunft mit einverwebt. Auch hiſtoriſch genommen iſt die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer geweſen; faſt nie kam die moſaiſche Geſetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollſtändig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Abſicht des göttlichen Geſetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schickſalen des geprüften Volkes in der Wüſte umherwandernd, ſtieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerſtört, und als er unter dem Schutz der perſiſchen Herrſcher wieder auferbaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder geſammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräiſchen Geiſtes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die ſpätern Juden der immer mehr bei ihnen eindringenden griechiſchen Denkart, Bildung und Sprache ſich nicht mehr erwehren. Immer aber war und blieb die ganze Exiſtenz dieſes in ſeiner Art einzigen Volkes in jener prophetiſchen Weiſe, vorzüglich, ja faſt ausſchließend auf die Zukunft geſtellt.

Wollen wir nach dieſen erſten Andeutungen nun verſuchen, den Inbegriff der Geiſteswerke der Hebräer, oder die heiligen Schriften des alten Bundes, tiefer und umfaſſender, als ein Ganzes zu begreifen und zu charakteriſiren, ſo weit es in dieſem

Geſichtskreiſe der Entwicklungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft geſchehen kann, in deren Gang und geſammte Sphäre jene heilige Urkunde ebenfalls ſo mächtig eingewirkt hat; ſo müſſen wir zu dieſem Endzwecke vor allen Dingen alle unrichtigen und irreführenden Vorſtellungen von dem Gegenſtande entfernen. Wir betrachten das alte Teſtament hier nicht bloß als den Inbegriff der Geiſteswerke der Hebräer, ſondern als das geſchriebne Wort Gottes und als den erſten Theil deſſelben, und ziehen dieſes heilige Buch gleichwohl mit in die Geſchichte der Literatur; denn was wäre das für eine Literatur, für eine Erklärung und Geſchichte des Worts und ſeiner Entfaltung in menſchlicher Erkenntniß und Darſtellung, von welcher nur das göttliche ausgeſchloſſen ſein ſollte? Die beſondre Gottesverehrung und Gotteserkenntniß der Hebräer aber, ſo wie der eigenthümliche Charakter und Geiſt der bibliſchen Schriften erklärt ſich aus dem Gegenſatze zunächſt am hellſten. Es ſollte kein heidniſch ſideriſcher Naturcultus ſein, ſondern ein ſtreng moraliſcher Gottesdienſt, im heroiſchen Glauben an die Vorſehung. Auch keine Myſterien ſollten es ſein, keine hochmüthig verheimlichte eſoteriſche Lehre nur für einige wenige Gebildete oder Mächtige; ſondern eine wahre Nationalkirche und das ganze Leben beſeelende und ordnende Theokratie. Es ſollte auch nicht bloß das ſpitzfindige Gedankengewebe einer künſtlichen Philoſophie enthalten, welche wohl ſehr erhabne Dinge von Gott und den göttlichen Dingen lehrt, aber nur ſelten und für ſich allein niemals mit organiſcher Kraft erzeugend und geſtaltend auf die Dauer in die Welt eingreift; ſondern ein unerſchütterlich feſter Bund und lebendiger Umgang und Verkehr mit Gott in kindlicher Furcht und unwandelbarer Liebe.

Dieſe heiligen Schriften der Hebräer nun, bilden mehr als die Geiſteswerke irgend einer andern Nation ein feſt geſchloſſenes Ganzes, ja wie es wohl mit Recht genannt wird, Ein göttliches Buch; in ſtäter Anknüpfung und durch ein Jahrtauſend fortgeführter Erweiterung deſſelben Gegenſtandes und gegenſeitiger Ergänzung des gemeinſamen Inhalts. Es iſt Ein Buch, weil es nur Einen Gegenſtand hat, den Menſchen und das Volk Gottes; es iſt ein Buch für Alle, weil der Inhalt deſſelben durch und durch für alle folgenden Weltalter vorbildlich, mithin typiſch für die ganze Menſchheit iſt. Dieſer Inhalt und Gegenſtand, welcher im Grunde nur Einer iſt, kann jedoch in zwiefacher Beziehung erfaßt und aufgeſtellt werden; und ſo hat das heilige Buch auch einen zwiefachen Mittelpunkt, indem einige Haupttheile und Schriften unmittelbar auf das Wort des Lebens und die durch daſſelbe zu bewirkende göttliche Befreiung und Erlöſung ſelbſt, andre aber auf die Kirche, oder den Verein und Bund der Auserwählten gerichtet ſind, denen dieſes Wort des Lebens und der göttlichen Liebe anvertraut und als ein heiliges Gut der Offenbarung zur Anwendung, Aufbewahrung und Verbreitung übergeben ward. Beide Gegenſtände können durchaus nicht ganz von einander getrennt und etwa abgeſondert erfaßt oder verkündigt werden; wohl aber kann in einigen Theilen mehr die eine Idee, in andern mehr die andre überwiegen, wie dieß ganz einleuchtend ſein wird, ſobald wir in das Einzelne eingehen. Vier große Hauptbeſtandtheile des alten Teſtaments beziehen ſich vorzüglich wie auf ihren Mittelpunkt, auf die Kirche des alten Bundes, oder das auserwählte Volk Gottes. Dieſe ſind die Geneſis, die Thora oder das moſaiſche Geſetz, die hiſtoriſchen Bücher und die Propheten; in welchen uns erſtlich der Urſprung und die erſte Errichtung der alten Kirche, wie dieſelbe aus den Ruinen der Urwelt und älteſten Patriarchenzeit hervorging; dann die eigentliche Stiftung und ausführliche Geſetzgebung und organiſche Einrichtung derſelben; ferner in den hiſtoriſchen Büchern die Schickſale, Vergehen, Prüfungen und wundervollen Führungen des auserwählten Volkes; endlich aber in den Propheten, aus dem Untergange deſſelben, die Wiedergeburt und geiſtige Verherrlichung und die zukünftige Vollendung der alten Kirche, als Weiſſagung zum Beſchluß des Ganzen hingeſtellt werden. Das wundervolle Buch der Geneſis, wenn gleich in der ſpätern Weltperiode durch Moſes geordnet und niedergeſchrieben, trägt in ſeinem innerſten Geiſte noch ganz die Signatur der Urwelt und zeigt in jeder Sylbe dieſe Spur. Es iſt in Wahrheit das Evangelium des alten Bundes, indem es uns das große Geheimniß des Menſchen enthüllt, und wie es den Schlüſſel zu aller Offenbarung enthält, ſo dient es auch vorzüglich, die ſonſt unverſtandenen Hieroglyphen der Urwelt zu deuten und aufzuſchließen. Hier finden wir den reinen Aufſchluß über den Urſprung des Böſen auf Erden, in deſſen Gewebe die andern alten Lehren, dichteriſchen Kosmogonieen und heidniſchen Veda's ſelbſt mit befangen ſind. Statt der täuſchenden indiſchen Maya, ſehen wir hier die wahre Eva, als Mutter aller Lebendigen; wie die alte Schlange den Menſchen zur Frucht der falſchen Erkenntniß führte, und wie der ganze Baum der irdiſchen Schöpfung, zugleich mit dem Abfall des erſten Menſchen und Königs derſelben mit verderbt und vergiftet ward. Den Urſprung aller dämoniſchen Verirrungen ſehen wir im Kain und ſeinem fluchbezeichneten Stamm, wie ſolche nach Süden und Oſten im Lande des Cham ſich ausgebreitet und im uralten, magiſchen Dämonendienſt über einen großen Theil der Menſchheit herrſchend geworden und geblieben ſind. Und Babel zeigt uns ſodann die erſte Grundlage aller politiſchen Zerſtörung und jener ewigen Zerſtreuung der Völker und der Staaten, wie ſie ſich auf Jahrtauſende hinaus nach dem Weſten und Norden der Erde verbreitet und von einem Weltreiche zum andern fortgeerbt hat. Aber auch den nie abreißenden und durch alle fortwuchernde Entwicklung des entarteten Naturdienſtes hindurch im Verborgnen fortlaufenden Faden der göttlichen Wahrheit und der heiligen Ueberlieferung zeigt uns dieſe Geneſis des Menſchen, vom erſten Anfang im Adam ſelbſt, dem Vater des Erdkreiſes durch den Seth und Enos, den Gott erleuchteten Henoch, den auch andere Nationen als den älteſten Weiſen nennen, den gerechten Noah, das allgemeine Opfer für die Errettung der ganzen Natur darbringend, den auserwählten Sem, den die edelſten Völker als König und Stammvater ehren, bis zum Abraham, mit welchem die Epoche eines ſpeciellen Glaubens an die Vorſehung, mit vollkommner Ergebung des menſchlichen Willens in den göttlichen beginnt. Sie zeigt uns, wie die wahre Religion der Urwelt nicht ein ſideriſcher Naturdienſt, ſondern eine reine Jehovah-Erkenntniß war, ein wahres, obwohl noch unvollendetes Chriſtenthum; nicht als Religion des Geſetzes, welche in dieſer Form ſpäter iſt, ſondern als eine Religion der Natur. Es war aber nicht die Natur ſelbſt und ihre unendliche Produktionskraft, ſondern Gott oder Chriſtus in der Natur, den ſie erkannten und verehrten. Daher müſſen wir auch die reine Religion jener heiligen Urväter von dem ſideriſchen Naturdienſt des ſchon entarteten, ſpätern Heidenthums ſorgfältig unterſcheiden. Immer war es Jehovah, Chriſtus, oder das wunderwirkende Wort der Natur, welches jene Urväter durch Gebet, wie Enos, durch göttliche Erleuchtung und fromme Ergebung, wie Henoch und Noah in ihrer Gewalt hatten. Melchiſedek wird als der letzte genannt, der im Beſitz deſſelben war, und ſich noch an die Reihe jener Urväter ſchließt, indem er eben den Uebergangspunkt bezeichnet, aus dem Worte der Natur in das Wort des Geſetzes, welches mit Abraham beginnt; und der dieſem, als erſtem Diener des Glaubens, jenes Wort der Natur, deſſen hoher Prieſter er war, überliefert hat. Nach dieſer Anknüpfung an die Urwelt der Patriarchen, beginnt nun mit Abraham, noch weit mehr aber mit der moſaiſchen Geſetzgebung, der zweite, eigentlich national-jüdiſche Beſtandtheil des heiligen Buches, wie die hiſtoriſchen Schriften den dritten Beſtandtheil unter denjenigen Büchern bilden, welche ſich auf die göttliche Stiftung, die weitere Entwicklung und wundervolle Führung der alten Kirche und des auserwählten Volkes beziehen. Unter den Propheten, welche im vielfachen Strom der Weiſſagung den Schluß dieſes Ganzen bilden, ſtrahlen die vier großen, wie die Cherubim an der noch verſchloſſenen Arche der zukünftigen Herrlichkeit hervor, nach der in der Schrift für die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit ſtets geweihten, und durch die vier geheimnißvollen Thierſymbole charakteriſirten heiligen Vierzahl. Die zwölf kleinen Propheten bilden aber eben ſo viele Sterne von minderer Größe, indem ſie jene vier Hauptgeſtirne göttlicher Weiſſagung wie ein Strahlenkranz bereichernd umgeben. Ueberhaupt iſt das alte Teſtament nicht ſo ſtreng oder ängſtlich abgeſchloſſen, wie etwa ein Syſtem von irdiſcher Kunſt, oder weltlicher Wiſſenſchaft, ſondern es iſt wie ein lebendiger viel umwachſener, von manchem ausfüllenden

Nebengewächs umrankter Baum. Wenn zum Beiſpiel die vornehmſten hiſtoriſchen Bücher uns die Jrrſale, Prüfungen und die rettende Fuhrung des auserwählten Volkes im Ganzen darſtellen, ſo zeigen uns jene einzelnen Geſchichten und hebräiſchen Legenden, die nach der gewöhnlichen buchſtäblich hiſtoriſchen Anſicht nur einen ſehr zufälligen und rein epiſodiſchen Theil des Ganzen bilden würden, wie das Buch Ruth, Judith, Eſther, Tobias, dieſelben wunderbaren Führungen der Vorſehung an einzelnen Perſonen und auserwählten Individuen. Es ſind dieſe mehr biographiſchen Bücher wie die geſchichtlichen Parabeln des alten Teſtaments zu betrachten; daher ſie jener größern Hiſtorie, als Anwendung im Einzelnen, wie zum Commentar dienen, und bei ſcheinbarer hiſtoriſcher Unwichtigkeit einen deſto reichern ſymboliſchen Sinn enthalten; daher auch eine höhere und geiſtigere Anſicht der Schrift ſie aus dem Ganzen nie würde vermiſſen wollen. Von jenem lebendigen Baum der heiligen Schriften aber ſind die hiſtoriſchen Bücher als der feſte Stamm zu betrachten; die moſaiſche Offenbarung, und beſonders die Geneſis, bildet den Gipfel, und die als Lichtpunkt in der Höhe zum Himmel ſich erhebende Krone; die Propheten aber den vierfachen Fuß, der hier im auserwählten Boden die Wurzeln ſchlägt, aus denen das Chriſtenthum in ſeiner höhern Vollendung emporgrunen ſoll. Außer allen dieſen bisher genannten Büchern des alten Teſtaments, welche ſich ſämmtlich auf die Kirche des alten Bundes, oder des auserwählten Volks Gottes, als auf ihren Hauptgegenſtand und Mittelpunkt zunächſt beziehen, giebt es noch eine andre Reihe von Schriften in der heiligen Sammlung, welche ich Bücher der Sehnſucht nennen möchte, weil ſie nur auf das Wort des Lebens und der Befreiung ſelbſt, im Glauben und Liebe, in Sehnſucht und Verheißung gerichtet ſind, ohne unmittelbare Beziehung auf die Kirche und Geſchichte des auserwählten Volks, wenigſtens ganz unabhängig von allem Poſitiven in dem Geſetz und von allen Einzelnheiten in der organiſchen Einrichtung deſſelben. Zu dieſen Büchern der Sehnſucht gehört vor allem das Buch Hiob, welches uns obwohl außer aller Berührung mit der moſaiſchen Verfaſſung, doch der Denkart nach, eine ſehr weſentliche und faſt nothwendige Ergänzung der moſaiſchen Offenbarung darbietet, indem es den Geiſt des Glaubens und des Vertrauens auf Gott, für einen Zeitraum der Religion, wo die Verheißungen der Zukunft noch nicht in ſo deutlichem Lichte ſtrahlten, aus dem tiefſten Gemüthe entfaltend hervorruft. So geordnet, und in dieſem Zuſammenhange erſcheint das Buch Hiob erſt an ſeiner rechten Stelle, und in ſeiner wahren, für das Ganze wichtigen Bedeutung. Die Pſalmen bilden das zweite Glied, die Salomoniſchen das dritte in dieſer Reihe, welche nach der dreifachen Stufe des innern chriſtlichen Lebens, wie es im Dreiklang von Glauben, Hoffnung und Liebe beſteht, ſich von ſelbſt unterſcheiden und ſehr deutlich charakteriſiren. Denn ſo wie Hiob nur darauf gerichtet iſt, den Glauben in Geduld zu erhalten, wie die Salomoniſchen Schriften uns das Geheimniß der göttlichen Liebe, und die Sprüche jener Weisheit verkündigen, welche aus der ewigen Liebe hervorgeht, und ſie ſelber iſt; ſo ſind die Pſalmen Geſange der göttlichen Begierde und Verheißung mitten im Kampfe der ſehnſuchtsvollſten Hoffnung. Wie aber Hiob an die ältere moſaiſche Zeit ſich näher anſchließt, ſo ſind die letzten beiden, beſonders die Pſalmen, in ihrem eigenthümlichen Bilderkreiſe und Gedankengange, oftmahls Vorbild und Quelle der Propheten; und es bilden alſo auch dieſe drei Glieder mit jenen vier Hauptmaſſen ein vielfach verknüpftes Ganzes, indem ſie den weſentlichen Stamm der Stiftung, Geſchichte und der Weiſſagung des auserwählten Volkes, mit jener dreifachen Kraft des göttlichen Geiſtes lebendig umranken. Die chriſtliche Vollkommenheit und Seligkeit iſt in dieſen drei heiligen Büchern noch auf erhabene Weiſe wie in einer Wolke verhüllt; Hiob zeigt uns den Glauben in der heroiſchen Geduld des Leidens, Salomo verkundigt die Liebe im ſinnbildlichen Geheimniß, verhüllt in „das mannichfach geſchmückte Gewand“ und die Pſalmen athmen und ſchildern die Hoffnung im Kampfe der irdiſchen Sehnſucht. In dieſen letztern ſpricht ſich Chriſtus, das ewige Wort des Lebens und der Verſohnung, ganz beſonders überall auf das deutlichſte aus, und darum ſind die Pſalmen auch von jeher, noch jetzt und für immer, in der Chriſtenheit, als der Grund-Choral aller kirchlichen Geſange gebraucht und betrachtet worden; und ſelbſt ein göttliches Gebetbuch, bilden ſie den Grundton und die reiche Quelle aller chriſtlichen Gebete. Es iſt das Wiederfinden des Sohns und des Vaters, die ſehnſüchtige Begierde des vom Vater getrennten und Gott im irdiſchen Kampfe ſuchenden Sohnes, und das barmherzige Herabneigen des ewigen Vaters, wie ſie ſich beide in den Fluthen der Schöpfung einander ſuchen, und im Mittelpunkt ihrer Liebe zuſammentreffen. Hier iſt der Punkt, von welchem aus die eigentliche Idee der göttlichen Eingebung überhaupt ein beſonderes Licht erhalten kann; das innere Weſen der Inſpiration nämlich, während der geſchloſſene Cyklus der heiligen Schriften, oder der Kanon, der alles umfaſſen ſoll, was für die kirchliche Lehre und Verfaſſung nothwendig und weſentlich iſt, nach dieſer Regel, durch beglaubigte Ueberlieferung und rechtmäßige Autorität poſitiv beſtimmt, und dogmatiſch feſtgeſtellt wird. Wenn nun der Geiſt Gottes ein ſolcher iſt, der zugleich vom Vater und vom Sohne ausgeht, ſo waltet er vor allem da, wo beide, das verborgene Herz des Vaters in ſeiner ſchöpferiſchen Sehnſucht und allmächtigen Liebestiefe, und das geheimnißvolle Wort des ewigen Sohnes, lebendig zuſammentreffen und zu einer Flamme der Erleuchtung in einander ſchlagen. Dieſe vereinte und volle Kraft des göttlichen Lebens und Wirkens, iſt das Gepräge, welches die heiligen Schriften in ihrem ganzen Geiſt und Gebilde ſichtbar und unverkennbar an ſich tragen, wenn gleich in einigen Theilen das allmächtige Herz des Vaters überwiegend vorwaltet, in andern das Licht des Sohnes am deutlichſten hervorbricht. Und wenn wir uns nun fragen, was der Bibel auch ſelbſt in ihren dichteriſchen Theilen die mehr als Pindariſche Begeiſterung, die mehr als Platoniſche Erhabenheit in der reinen Anſchauung des Göttlichen verleiht: ſo iſt es eben dieſes, es iſt jener Geiſt, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Wollten wir aber den Charakter und Geiſt des alten Teſtaments nach jenen vier heiligen Thierſymbolen näher beſtimmen, welche die vier Seiten oder verſchiedenen Sphären in aller Offenbarung des göttlichen Daſeins bezeichnen und bedeuten; ſo läßt ſich wohl ſagen, daß die Bücher des alten Bundes am meiſten in der Signatur des Löwen ſtehen, als dem

Element der im göttlichen Feuer glühenden Willenskraft und des muthigen Kampfes. So wie aber dieſer gute und fromme Löwenmuth nur nach Außen gerichtet iſt, im innerſten Herzen aber den ſanften, ſtillen Liebes- und Lammesſinn bergen ſoll, und beide Sinnbilder von Alters her in ſolcher Weiſe verbunden und zu Einem verknüpft werden; ſo ſteigt auch in dem innerſten verborgnen Kern und Herzen des heiligen Buchs, aus der Hülle dieſer Löwenkraft ſchon die chriſtliche Geſtalt des Lammes empor; als Sinnbild und Evangelium des ewigen Opfers und der göttlichen Liebe.

Nachdem wir nun die Anordnung und organiſche Zuſammenſetzung des alten Teſtaments in ſeiner Einheit, die Conſtruction des Ganzen nach jener ſiebenfachen Eintheilung, und den ſieben Hauptgliedern, nebſt ihren umkleidenden Nebenzweigen, zu ſchildern verſucht haben; bleibt uns noch übrig, auch das Eigenthümliche im Ausdruck und in der äußern Form der bibliſchen Darſtellung im Weſentlichen zu charakteriſiren. Dieſe der heiligen Schrift eigenthümlichen oder doch auf eigene Weiſe in ihr vorwaltenden Formen, ſind vorzüglich viere: der Spruch, der Parallelismus beſonders in den poetiſchen Theilen, die Viſion in den prophetiſchen Büchern und Stellen und endlich die Parabel und Allegorie, welche letztere nicht bloß in einzelnen Theilen waltet, ſondern das Ganze ſelbſt, in der durchgehends bildlichen Gedankenweiſe beſeelt. Die Spruchform, als der einfachſte Ausdruck eines lebendigen, und eben daher meiſtens auch bildlichen Gedankens, iſt der älteſten Zeit überhaupt und ihrem einfachen Wiſſen und Denken bei allen Nationen vorzüglich angemeſſen, daher auch allen in dieſer erſten Epoche gemeinſam. Auch bei den Griechen bemerkten wir an ihrer Stelle die Aphorismen, in denen ihre Wiſſenſchaft zuerſt ſich ausſprach, ſo wie die Diſtichen der gnomiſchen Dichter. Noch ungleich vorherrſchender iſt in der Geſammtheit der indiſchen Geiſteswerke der metriſche Spruch, die indiſche Schloka, das dem Sanſkrit eigenthümliche Diſtichon, indem die größten Gedichte aller Art und auch viele wiſſenſchaftliche Werke der ältern Zeit ganz darin abgefaßt und auch die übrigen metriſchen Weiſen größtentheils aus dieſer Grundform hervorgegangen ſind. Der indiſche Spruch hat eine große und unverkennbare Aehnlichkeit mit dem hebräiſchen; doch ſchreitet er mit ſeinen vier gleichmäßig achtſylbigen Füßen in einer viel ſtrengern Symmetrie einher, als der freiere, hebräiſche, der auch in der Gedankenconſtruction oft unregelmäßig und bildlich geflügelter iſt; ſo daß an den inhaltreichſten Stellen faſt jeder Spruch eine Hieroglyphe in Worten bildet. Dieſe Form entſpricht vor allem dem Geiſte einer höheren Offenbarung; es iſt der natürliche Ausdruck, in welchem der Ausſpruch des Ewigen unter die Menſchen und in die Welt hinein tritt; und ſo iſt es auch das göttliche Fiat, wo die That dem Worte ſchöpferiſch folgt, was dem bibliſchen Spruch das eigenthümliche Gepräge und ſeinen Charakter gibt, oder worin ſich dieſer Charakter, wie beſonders in der Geneſis am höchſten ausſpricht; welche Form dann von dem befehlenden Satz des göttlichen Geſetzes, und von dem Spruch der Weiſſagung auch auf die hiſtoriſche Erzählung und jede andere Rede übertragen, und überall beibehalten wird. In der heiligen Poeſie der Hebräer waltet nun neben jener allgemeinen bibliſchen Gedankenform in Sprüchen, noch ein beſonderes und eigenthümliches Geſetz der lebendig pulſirenden Gedankenfolge und rhythmiſchen Bewegung nicht etwa der Worte und Sylben, ſondern der Bilder und Gefühle, die in freier Symmetrie, wie Meereswellen auf und nieder fluthen, und gegen einander wogen. Dieſes Wogen der ſehnſüchtigen Begierde, dieſe Gedankenfluthen einer Gott ſuchenden Seele drückt der Parallelismus der hebräiſchen Geſänge vortrefflich aus, der in den Pſalmen nicht bloß unter den einzelnen Verſen und Versgliedern Statt findet, ſondern auch in der Conſtruction des Ganzen obwaltet, ſo wie daſſelbe dadurch in ſeine größern Strophen und Antiſtrophen, oder Schlußſätze zerfällt. Ein ſtrenges Metrum, nach der Sylbenzahl, dem rhythmiſchen Gewicht, oder der gleichlautenden Endung im Reime, könnte der Würde und dem erhabenen Fluge der heiligen Schriften nicht ſo angemeſſen ſein, als jene einfache und frei geflügelte Urform der poetiſchen Bewegung, die nur in einem Wiederhall und Anklang der Bilder und einem Rhythmus der Gedanken beſteht. Ueberhaupt aber dürfen wir nicht eben alle irdiſchen Kunſtformen von der heiligen Schrift, als der Urkunde des geſchriebenen Wortes erwarten, ſondern nur ſolche, die auch in einer höhern Welt, und in einer rein geiſtigen Ordnung der Dinge Statt finden könnten. Dramatiſche Darſtellungen laſſen ſich da nicht wohl denken, noch auch eigentliche epiſche Gebilde, ſo wenig als rhetoriſche Kunſtübungen, oder ſyſtematiſch wiſſenſchaftliche Abhandlungen: wohl aber wird auch in jener unſichtbaren Welt der göttlichen Gedanken und der geiſtigen Naturen, wie in Wort und Schrift, ſo auch im Spruch die innere Schöpferkraft und der Willen ſich hinſtellen; und es werden auch die körperloſen Geiſter die Stimme des innern Gefühls in nicht mehr irdiſchen Geſang aushauchen. Dadurch werden die eigenthümlichen Kunſt- und Sprach-Formen beſtimmt, welche die Bibel, als Denkmahl und Inbegriff des göttlichen Wortes, zu ihrem Gebrauch aufnehmen konnte, beſonders auch in dem Gebieth, welches demjenigen entſpricht, was wir irdiſcher Weiſe Philoſophie oder Poeſie benennen. Für die Poeſie überhaupt iſt hieraus einleuchtend, warum unter allen Gattungen, während die epiſche, hiſtoriſch genommen, die erſte und älteſte, und Urquell aller andern iſt, die dramatiſche aus dem Standpunkte der Kunſt als die letzte Stufe, Krone und Vollendung des Ganzen gilt, für die Religion doch die lyriſche Gattung die höchſte, die angemeſſenſte und würdigſte bleibt, wie in dieſer Hinſicht ſelbſt in der Poeſie der heidniſchen Völker die Hymnen die erſte Stelle einnehmen. Ueberhaupt iſt in der Bibel und in den Schriften des alten Bundes nirgends die ſchöne Form, als ſolche allein vorherrſchend; das Weſen redet, es ſind Worte des Lebens, von der höchſten Einfalt und Klarheit neben der unergründlichen Tiefe; die Fülle der Geheimniſſe in der Einfalt der ſchmuckloſen Geſchichte, in dem bloßen Ausbruch des Herzens, ohne allen Luxus der Kunſt vorgetragen.

In dem Parallelismus der hebräiſchen Sprüche und Geſänge, als der zweiten eigenthümlichen Form des bibliſchen Vortrags, bemerken wir ſchon mitempfindend, eine von der Begeiſterung ganz überwältigte, und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgeriſſene Seele; in der Viſion aber, als der dritten eigenthümlichen bibliſchen Form, ſehen wir den Geiſt durch Gott völlig in eine höhere Gegend reiner Anſchauungen entrückt, wo er nicht mehr ſich ſelbſt lenkend, nur Dinge ſieht und ſpricht, die nicht von dieſer Welt ſind. Der Pſalm iſt eine freie Erhebung der Seele zu Gott: in der Viſion dagegen iſt der Zuſtand des Geiſtes mehr ein fiberiſch leidender, und dem göttlichen Einfluß ganz dahin gegeben. Die Natur der heiligen Schriften, als Urkunde der göttlichen Offenbarung, bringt es ſchon von ſelbſt mit ſich, daß mehrere Haupttheile ganz aus Viſionen beſtehen, und daß ſelbſt in die andern, und faſt in alle Bücher der heiligen Schrift, wenn ſie auch nicht zu denen von eigentlich prophetiſchen Inhalt gehören, doch manches von dieſer Art mit einfließt. Wie aber das innere verborgene Weſen des Göttlichen überhaupt nur durch Offenbarung ſich kund geben, und äußerlich werden kann, ſo ſind auch jene geiſtigen Anſchauungen aus der unſichtbaren Welt, durchaus in eine eigne Bilderſprache eingehüllt, und können nicht anders als ſymboliſch mitgetheilt werden. Dieſes leitet uns auf die vierte eigenthümliche Form des bibliſchen Vortrags, nämlich den durchgehends in der Schrift vorwaltenden Geiſt der Allegorie. Es ſind aber nicht nur alle Ausdrücke, und die ganze Sprache bildlich und ſymboliſch, es werden hier nicht bloß die Geheimniſſe der Urwelt in unwandelbar hellen Hieroglyphen hingeſtellt und aufbewahrt; ſondern ſelbſt das ganze Nahe und lebendig Geſchichtliche hat außer dem einfachen, hiſtoriſchen, noch einen andern, tiefern, ſinnbildlichen Sinn. Wie ſich die Religion des alten Bundes überall als eine ſolche kund giebt, die nur Vorbereitung und Typus, Vorbild und Weiſſagung des Chriſtenthums ſein ſollte, und nur in dieſer Beziehung und in dieſem Geiſte verſtanden werden kann; ſo iſt auch dieſe typiſche Bedeutung und dieſer vorbildliche Sinn im Allgemeinen wie im Einzelnen der Begebenheiten des auserwahlten Volks, wo die Geſchichte ſelbſt prophetiſch wird und eine allegoriſche Beziehung erhalt, vorzuglich dem alten Teſtamente eigen; dagegen die kindliche Lehrform der Parabel vorzüglich im neuen Teſtamente ſich noch mehr entwickelt zeigt. Alle dieſe Bilder, welche nicht bloß Bilder, ſondern zugleich Wahrheit, mithin erklärend und bedeutend und nicht bloß ſpielend ſind, bilden die Elemente, aus welchen die der Schrift eigenthümliche Hieroglyphenſprache entſteht, und jene lebendige Klarheit der Fantaſie, welche die Offenbarung in ihrem ſymboliſchen Gewande charakteriſirt.

Wir können unter den verſchiedenen Arten und Formen des ſymboliſchen Ausdrucks, wie er überhaupt in den Denkmahlen des Alterthums, beſonders aber in der Bibel obwaltet, vorzüglich vier nach den Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeins und Daſeins unterſcheiden. Die eigentliche Allegorie belebt und perſonificirt die abſtracten Vernunftbegriffe nach eigner Abſicht und Willkühr. Dagegen iſt es in den vorbildlichen Ereigniſſen der typiſchen Geſchichte ein reeller Wiederſchein und Vorzeichen, in welchem ſich die Natur in ihren Produkten, nach dem Willen des Schöpfers, von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt und in ihrer eignen Fantaſie ſpiegelt. In der Hieroglyphe iſt es das Ewige ſelbſt und ſein Geheimniß, deſſen Verſtändniß in ſinnlicher Figur bildlich gemacht wird; während die Parabel, von dieſer Höhe herabſteigend, moraliſch auf das Herz wirkt, und mit ſchlichter Kraft in das Leben eingreift.

Durch dieſe ſymboliſche Eigenſchaft und ganze Beſchaffenheit der Schrift wird denn auch jene allegoriſche Deutung und Erklärungsart, als eine weſentlich nothwendige und angemeſſen richtige begründet, welche in der ältern Zeit allgemein üblich war und von den Kirchenvätern ſelbſt feſtgeſtellt iſt. Fügen wir alſo zu dem richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Geiſte, im Zuſammenhange des Vaters mit dem Sohne, oder von der göttlichen Eingebung der Schrift, und zu den ſo eben charakteriſirten vier eigenthümlichen bibliſchen Formen, noch die Idee der tiefern und vollſtändigen Auslegung nach dem dreifachen Sinn, ſo wird uns Geiſt und Einkleidung der Schrift nach ihrer weſentlichen Beſchaffenheit ſo deutlich vor Augen ſtehen, als es hier für unſern Zweck erfordert wird. Die erſte Auslegung iſt die nach dem buchſtäblichen Sinn, die nur auf den ſchlichthiſtoriſchen, oder moraliſchen und einfach dogmatiſchen Inhalt und deſſen grammatiſch richtiges Verſtändniß ausgeht. Die zweite Erklärungsart iſt eben die allegoriſche, welche als ein Verſtehen nach dem Geiſte neben dem buchſtäblichen und hiſtoriſchen, auch den tiefern ſymboliſchen Sinn, und die typiſche Bedeutung ans Licht bringt. Die dritte und höchſte Auslegung aber iſt die nach dem verborgenen myſtiſchen Sinn, welcher, es ſei nun mit oder ohne Bild, auf dem Geheimniß der Seele, und ihrer Vereinigung mit Gott beruht, ſo wie die Deutung auf das innige pſychiſche Verſtändniß dieſes Geheimniſſes gerichtet iſt. In dieſer ſchon zur vollen Klarheit gelangten Erkenntniß „nach der Seele,“ darf man wohl ſagen, iſt es das ewige Wort der Liebe ſelbſt, welches ſich in ſeinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Mit dieſer Idee der höchſten Klarheit im geheimnißvollen Verſtändniß der mit Gott vereinigten Seele, können wir am angemeſſenſten dieſe ganze Betrachtung über das heilige Buch beenden.

Wenden wir jetzt nur noch einen Blick auf die hebräiſche Sprache, welche zum Gefäß und Werkzeug erwählt ward, um dieſes göttliche Geſchenk der Offenbarung darin nieder zu legen. Um aber den eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache und die Stelle, welche ſie unter den übrigen des Alterthums einnimmt, näher zu bezeichnen, müſſen wir die innern Elemente der Rede ſelbſt nach einer tiefern Philoſophie ins Auge faſſen, da ſich nach dem Uebergewicht des einen oder des andern dieſer einfachſten Elemente auch der beſondere Geiſt und herrſchende Ton der geſammten Sprache beſtimmt. Wir theilen die Buchſtaben gewöhnlich in Vokale und Conſonanten, bei welcher Eintheilung ein drittes, eben ſo weſentliches, wenn gleich weniger ſichtbar hervortretendes, und eben darum weniger beachtetes Element ganz überſehen wird. Die Aſpiration mit den eignen Buchſtaben, die ſie hervorbringt, oder weſentlich verändert, iſt dasjenige Höhere, was in jener unvollſtändigen Eintheilung noch keine Stelle findet, und es bilden die ſämmtlichen der Veränderung durch den begeiſternden Anhauch empfänglichen, oder die aſpirabeln Buchſtaben eine eigne, von den Vokalen, wie von den andern unveränderlichen Conſonanten, noch ganz verſchiedene Gattung und Reihe. Dahin gehören alle gleich der Aſpiration H und Ch ſelbſt in harte und weiche, in Dur und Moll zwiefach ſich theilenden Conſonanten, wie D und T; B und P; F und W, die eben dadurch ſich mehr dem muſikaliſchen Element, was ſonſt den Vokalen eignet, annähern, ſo wie auch diejenigen Vokale, welche in Conſonanten übergehen können, wie I und U in J (j) und V, zugleich der Aſpiration empfänglich ſind, und ſchon zu der aſpirabeln Gattung gehören. Die reinen und eigentlichen Conſonanten bilden das Charakteriſtiſche der Sprachen, und ſind der Körper desſelben; die Vokale enthalten den muſikaliſchen Beſtandtheil und entſprechen dem Princip der Seele; der Anhauch aber, der auch in den andern Buchſtaben die deſſen empfänglich ſind, mitwirkend verſteckt, und an ſie wie an ſeinen körperlichen Träger gebunden iſt, entſpricht nebſt dieſem ſeinem Gefolge der aſpirabeln Buchſtaben, dem göttlichen Element des Geiſtes. Leicht ſichtbar iſt nunmehr, wie in einigen Sprachen das Element des Conſonanten, und die Fülle der Charakteriſtik überwiegend und vorherrſchend ſein kann, wie im Griechiſchen, Perſiſchen und in den germaniſchen Sprachen. In andern faſt ganz vokalen Sprachen überwiegt dagegen der muſikaliſche Beſtandtheil des Seelenausdrucks, wie unter den neuern Sprachen im Italieniſchen, wozu die Anlage jedoch ſchon in der volltönenden Kraft des Römiſchen liegt. Die Aſpiration aber iſt am überwiegendſten im Hebräiſchen und den ihr verwandten Mundarten, und dieſer vorherrſchende Anhauch des höhern Geiſtes drückt ſich auch in dem durchgehends begeiſterten Ton der prophetiſchen Sprache aus; wie ſelbſt in den grammatiſchen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die perſönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verſchmelzen, noch mit dieſem aſpirabeln Princip und Charakter zuſammen hängt. Es entſpricht daher die prophetiſche Sprache der Hebräer in Charakter, Ton und Geiſt ganz ihrer Beſtimmung, der heiligen Offenbarung und göttlichen Weiſſagung den Ausdruck zu leihen; ohne daß wir desfalls grade genöthigt wären, dieſe Sprache auf Unkoſten aller andern, als die erſte und vortrefflichſte, oder als die älteſte und urſprüngliche aufzuſtellen, wie ſich dieß eben ſo wenig ohne Einſchränkung von der indiſchen behaupten läßt. Wenn jedoch in jeder der drei claſſiſchen Sprachen des Alterthums, der hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen vorzüglich ein Element der Rede am meiſten hervortritt, ſo läßt ſich wahrnehmen, und wollen wir dieß der Vollſtändigkeit wegen hier noch hinzufügen, daß in der uralt indiſchen Sprache alle jene ſpäterhin getrennten Elemente wie in einem gemeinſamen Keime noch umſchloſſen beiſammen liegen. Es vereinigt daher auch das Sanſkrit dieſe verſchiedenen Eigenſchaften in ſich, welche jene andern Sprachen einzeln beſitzen; die Fülle ſinnreicher Charakteriſtik findet ſich hier wie im Griechiſchen, zugleich mit der volltönenden Kraft des Römiſchen, und mit dem Anhauch göttlichen Geiſtes, welcher die hebräiſche Sprache auszeichnet. Sehen wir nun von jenen ganz einfachen, einzelnen, innern Elementen der Sprache hinweg, auf die bei der weitern Entwicklung in ihrem Wachsthum und Wirken ſich deutlich unterſcheidenden Hauptorgane, ſo werden wir deren vorzüglich viere gewahr, welche den vier Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeins entſprechen. Die Wurzeln ſind das göttlich Poſitive in der Sprache, der Grundquell der im Worte urſprünglich niedergelegten und ausgedrückten Naturoffenbarung, wie der Verſtand des erſten Menſchen ſie in anfänglich noch unverdorbnem Lichte erblickte. Die grammatiſchen Formen der Sprache und ihre ganze kunſtreiche Structur ſind das Werk der Vernunft; die Bilder und Tropen dagegen das Element der Fantaſie, und in den Wellen des Rhythmus und der metriſchen Bewegung drückt ſich die Ebbe und Fluth der Begierde und des Willens aus. Nach dieſer Idee von dem ganzen Organismus der Sprache und allen ihren Hauptbeſtandtheilen betrachtet, iſt das Sanſkrit in Hinſicht auf den grammatiſchen Bau und die innere Structur, unter allen Sprachen die vollkommenſte, und übertrifft noch an Reichthum und Mannichfaltigkeit der grammatiſchen Entwicklung bei der einfachſten Regelmäßigkeit bei weitem die griechiſche und römiſche Sprache. An Bildern und Tropen aller Art iſt keine Sprache ſo fruchtbar als die hebraiſche; dieſes Element iſt in ihr das vorherrſchende, und da alles Anſchauen der göttlichen Dinge ein bildliches iſt, und das Denken ſelbſt in dieſem erhöhten Zuſtande der Erleuchtung und himmliſcher Geſichte ebenfalls nur bildlich vor ſich geht; ſo iſt die hebraiſche Sprache auch von dieſer Seite betrachtet, recht eigentlich die Sprache der Offenbarung, und zu dieſem Gebrauch angemeßner als jede andre. Was die Wurzeln betrifft, ſo verdient hier keine Sprache einen ausſchließenden Vorzug; wir müſſen alle alten Stammſprachen, unter denen auch unſre germaniſche eine hohe Stelle einnimmt, nebſt dem indiſchen und lateiniſchen, griechiſchen und perſiſchen Stammſylbenreichthum, wobei doch auch das Hebraiſche nicht hintanzuſetzen iſt, zuſammennehmen, um uns dem erſten Grundquell des gemeinſamen Urſprungs der Sprachen, ſo viel als es noch möglich iſt, zu nähern. In dem rhythmiſchen Geſetz und der metriſchen Bewegung folgt jede Sprache ihrer eignen Weiſe, nach ihrem beſondern Charakter, und bei ſehr erhöhter geiſtiger Entwicklung der Sprachen, wird dieſes Element ſeinem urſprünglichen materiellen Boden faſt ganz entrückt, und es bleibt nur ein zarter Anklang, als Erinnerung und Echo der beſänftigten Seele, wie in unſern chriſtlichen Sprachen, davon übrig.

Wir wenden uns nun von den heiligen Urkunden der Hebräer zurück zu der Literatur der andern orientaliſchen Völker; ehe wir aber die Denkmahle und Geiſteswerke der Indier näher betrachten, iſt noch eine Bemerkung über die Religionsbücher der Perſer nachzutragen, deren ältere Lehren, als denen der Hebräer am nächſten verwandt, wir mit dieſen in Verbindung vorgetragen haben.

In den noch vorhandenen heiligen Schriften der Parſis, ſo weit dieſelben auch von der echten Geſtalt des urſprünglichen Zendaveſta abſtehen mögen, ſehen wir unter dem größtentheils liturgiſchen Inhalt doch überall jene den moſaiſchen ſo nah verwandten und ähnlichen Lehren von der Allmacht des Schöpfers, von Licht und Finſterniß, von dem Worte des Lebens, von den ſieben erſten Geiſtern, von den Schutzengeln, und dem böſen Geiſte ſehr deutlich hervortreten; obwohl verwebt und untermiſcht mit dem Naturglauben an die Macht der Geſtirne und an die göttliche Kraft der reinen Elemente, wie des Feuers und des Waſſers. Es bildet der Zendaveſta in dieſer Hinſicht und Miſchung gleichſam einen Uebergang und ein Mittelglied zwiſchen der moſaiſch chriſtlichen Lehre und dem reinen einfachen Heidenthum. Vollſtändig aber, und viel klarer in ſeinem ganzen Zuſammenhange, iſt das Syſtem dieſes uralten ſideriſchen Glaubens der Vorwelt, noch verwebt mit dem ſtrengſten Begriff von der Einheit des göttlichen Weſens, in dem Deſſatir dargeſtellt, dem heiligen Buche der Abadier, einer den Gnoſtikern nicht unähnlichen Sekte, welche Urkunde zu den merkwürdigſten Denkmahlen des orientaliſchen Alterthums gehört.

Sieht man auf den bloß dichteriſchen Theil der perſiſchen Religion, ſo hat dieſelbe von dieſer Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordiſchen, als mit der griechiſchen Götterlehre. Dieſelbe geiſtige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendaveſta geſetzlich und liturgiſch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetiſcher Geſtalt, aus der Edda. Eine ähnliche Anſicht von den Geiſtern, welche die Natur beherrſchen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Rieſen, Zwergen und allen Zaubererſcheinungen ſchon in der ältern nordiſchen, wie in der perſiſchen Sage und Poeſie hervor.

Auf dieſen dichteriſchen Theil der perſiſchen Literatur wird uns eine ſpätere Epoche noch wieder zurück führen; hier ſollte nur die ältere Religionslehre der Perſer in ihrem Zuſammenhange mit der heiligen Ueberlieferung der Hebräer berührt werden.

Fünfte Vorleſung.

Indiſche Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweiſe der alten Völker. Literatur, Denkart und Geiſtesbildung der Indier.

Das hohe Alterthum der indiſchen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indiſchen Baukunſt bewieſen. Dieſe Denkmahle ſind in ihrer Rieſengröße und ihrer ganzen Beſchaffenheit den ägyptiſchen am meiſten ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrſcheinlichkeit auch ein eben ſo hohes Alterthum beizulegen. Alle dieſe Denkmahle, jene ägyptiſchen, mit Hieroglyphen bedeckten Rieſenwerke, die Trümmer der großen Burg von Perſepolis, mit ihren vielen Geſtalten und ihren noch unverſtandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien ſich vorfindende, in Felſen ausgehauene Mythologie verſetzt uns in eine ſehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beinahe untergegangen iſt. Man könnte ſagen, ſo wie die Völkergeſchichte ihr Heldenalter habe, ſo wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren ſo vieler Revolutionen auf unſrer Erde und die zahlreichen Reſte untergegangener Thiergeſchlechter von rieſenhafter Größe Zeugniß geben; ſo hat auch die Geiſtesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantiſche Vorzeit gehabt, wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahnungen, die ſich nachher zur Poeſie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philoſophie und Literatur wurden: alle Kenntniſſe oder Irrthümer, die man beſaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menſchen- und Völkergeſchichte, Götterlehre und Geſetzgebung, in großen Werken der Skulptur niedergelegt wurden. Von den beiden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden ſind, beſingt das eine den Rama, welcher den ſüdlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinſel, nebſt der Inſel Ceylon erobert haben ſoll. Es iſt der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meiſtens aber unglücklich, verbannt, und in ſtetem Kampf mit Gefahren und Leiden dargeſtellt wird. Ein Charakter und eine Anſicht des Heldenlebens, welche ſich nur mit andern Lokalfarben, faſt unter allen Himmelsſtrichen, in jeder ſchönen und glücklich entwickelten Sage wieder findet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude ergreift den Menſchen oft am erſten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieſes Daſeins, welches er ſein Leben nennt. Dieſes Heldengedicht vom Rama ſcheint mir, ſo wie es noch vorhanden iſt, nach einigen mir bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu ſein, etwa das Mittel haltend zwiſchen der homeriſchen Einfalt und Klarheit der Darſtellung, und der Fülle der Fantaſie, welche die perſiſche Dichtkunſt auszeichnet, dabei überall durchwebt und geziert mit einer reichen Menge von Sprüchen alter Weisheit. Neben den Thaten und Kriegen der Helden, wird auch das innere Leben der heiligen Einſiedler, es werden ihre ſtillen Betrachtungen, ihre weiſen Lehren und frommen Geſpräche nicht minder ausführlich dargeſtellt. Es iſt alſo in den epiſchen Gedichten der Indier, wenn wir es vergleichungsweiſe mit den Werken der Griechen ſo bezeichnen dürfen, in die heroiſche Sage zugleich die ganze Fülle der kosmogoniſchen Dichtungen oder Ueberlieferungen mit aufgenommen, und daneben noch alles mit einem überfließenden Reichthum gnomiſcher Dichterſprüche durchwebt; es iſt als ob Homer und Parmenides, Heſiodus und Solon in Einem Werke vereinigt wären; während manches wieder mehr in der eigentlich morgenländiſchen Art an die Moſaiſche Erhabenheit oder an die Salomoniſchen Sinnſprüche erinnert. Das andere indiſche, die ganze Mythologie umfaſſende, große Heldengedicht, der Mahabharat, beſingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Rieſen gegeneinander bewaffnete.

In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt faſt bei jedem Volke, welches eine alte Sage beſitzt, ihre Ahnungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampfe ringenden Natur, und von dem tragiſchen Untergange einer frühern Heldenwelt ſinnbildlich niedergelegt. In wie ſpäten Zeiten auch beide indiſche Heldengedichte, der Ramayan und Mahabharat mögen überarbeitet und in ihre jetzige Geſtalt gebracht worden ſein, das Weſentliche der Dichtung iſt alt, denn es iſt größtentheils abgebildet und in Felſen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden. Der Mahabharat iſt voll von den Anſichten der Vedantalehre, und ganz in dieſe Denkart eingeſenkt, und wird daher auch dem Vyaſa zugeſchrieben. Es iſt mir nicht bekannt, ob nicht auch im Ramayan ſchon dieſelbe Philoſophie zum Grunde liegt, was denn für die Stelle, welche dieſem Hauptwerke der epiſchen Poeſie in dem Stufengange der indiſchen Geiſtesgeſchichte anzuweiſen iſt, ein entſcheidender Umſtand ſein würde, wenn gleich nach der hiſtoriſchen Angabe der Dichter Valmiki als Urheber jenes Gedichts viel früher angeſetzt wird.

Fragen wir nun, was von der indiſchen Lehre etwa in Europa auch ſchon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen ſein möchte, ſo bietet ſich als eine ſolche aus Indien herſtammende Ueberlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für dieſe war es offenbar eine ganz neue und fremde Erſcheinung. In Indien iſt dieſer Begriff herrſchend geweſen, von den älteſten Zeiten an, wo man nur anfing, einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann ſagen, die ganze Denkart nicht nur, ſondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier iſt auf dieſen Begriff gegründet. Hier iſt alſo dieſer Begriff gleichſam einheimiſch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächſt von dort her erhalten hatte, wenigſtens allgemein herrſchend kann er in Aegypten nicht geweſen ſein. Dieß läßt ſich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten ſchließen. Es iſt dem Menſchen eine gewiſſe faſt ängſtliche Schonung und heilige Scheu gegen den entſeelten Körper der Verſtorbenen ſo tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieſes Gefühls. Die bei verſchiedenen Völkern herrſchende Behandlungsart der Todten, iſt nicht nur für ihre ſittliche Denkart und Bildung ſehr wichtig, ſondern auch um ſo merkwürdiger, da ſie meiſtens mit ihren innerſten religiöſen Vorſtellungen und Gefühlen zuſammenhängt; und ſo mag es denn vergönnt ſein, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die bei den Griechen beliebte Verbrennung der Verſtorbenen, iſt ſchon im hohen Alterthume üblich geweſen. Sie entſpricht wohl dem Gefühl, wenigſtens hat ſie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme ſteigt der Lebensgeiſt frei und gereinigt zum Himmel empor, der irdiſche Antheil bleibt als Aſche, auch ſo noch ein geliebtes Andenken, zurück. Der ſonderbarſte und für das Gefühl am meiſten empörende Gebrauch, herrſchte bei den Anhängern des Zoroaſter, und hat ſich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverſtandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente, durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu beſtimmten, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlaſſen. Die in unſerer Religion herrſchende Begräbnißart, dürfte gewiß, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemeſſenſten ſein. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdiſche Leichnam, als eine Ausſaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper ſelbſt da ruht, macht das Andenken ſeiner Ruheſtätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn ſich das Andenken an eine leere Stelle heften ſoll, oder der Körper ſchon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöſt worden. Das ſonderbare Einbalſamiren der ägyptiſchen Mumien, welches nur auf eine rohere Weiſe, auch bei den Aethiopiern, und wahrſcheinlich im ganzen innern Afrika Statt fand, iſt mit der Ueberzeugung und indiſchen Anſicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedunken nicht völlig vereinbar. Es ſcheint vielmehr dieſer Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszuſetzen, daß auch dieſe ſcheinbar todte Materie für den Menſchen noch ſehr wichtig ſei, nach einem vielleicht nur mißverſtandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das geheimnißvolle magnetiſche Band zwiſchen der befreiten Seele und dieſer Mumie des irdiſchen Leichnams nicht ganz aufgehoben ſei, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden ſolle, daß auch dieſer materielle Leib an der Unſterblichkeit ſeinen Theil haben, und einſt von neuem belebt und wieder erweckt werden ſolle. Es iſt als ob eine Ahnung darin lage, von der Auferſtehung des Leibes, wie ſie das Chriſtenthum lehrt; obwohl in falſcher und allzu materieller Anwendung, und daß darum die Aegypter den Leichnam wie eine Reliquie ſo koſtbar bewahrten und heilig hielten; vielleicht nicht immer ohne Beziehung auch auf nekromantiſche Gebräuche und Abſichten; wie denn im ganzen innern Afrika ein magiſcher Geiſter- und Todtendienſt von den urälteſten Zeiten an herrſchend geweſen. Andere haben denſelben ägyptiſchen Gebrauch unwahrſcheinlicher Weiſe auf eine ganz materielle Denkart gedeutet: als ſuchen diejenigen den Leichnam um ſo ängſtlicher vor der Verweſung zu verwahren, welche keine Unſterblichkeit der Seele glauben.

Mir ſcheint jene Erklärungsweiſe natürlicher. In den vielen geheimen Geſellſchaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrſchten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubiſcher war als in Aegypten, ganz abweichende Vorſtellungen und Anſichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichteſten Finſterniß; gewiß aber vielerlei und mannichfach verſchiedene Anſichten. So konnte alſo auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrſchende und allgemeine, ſondern urſprünglich indiſch war.

Die indiſche Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorſtellung, daß alle Weſen von Gott entſprungen und ausgefloſſen ſeien, hier in dieſer Welt ſich aber in einem durch die Sünde und den Abfall herabgeſunkenen und unglücklichen Zuſtande der Unvollkommenheit und tiefer Verſchuldung befänden, aus welchem Zuſtande die Weſen überhaupt und die Menſchen insbeſondere durch mancherlei Kreiſe von Verwandlungen der Geſtalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabſänken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Weſens ſich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Urſprung wieder zurückkehren könnten.

Dieſes ſtimmt allerdings in der Hauptſache einigermaßen mit der Platoniſchen Philoſophie überein, deren Verwandtſchaft mit der orientaliſchen Denkart, ſo wie der Einfluß der letztern auf die Geiſtesbildung von Europa, der Punkt war, von welchem wir bei der gegenwärtigen Betrachtung ausgegangen ſind. Ehe wir aber die Reſultate dieſer Unterſuchung auf den Gang der Geiſtescultur in Europa zurückführen, betrachten wir Indien noch näher; in der doppelten Beziehung: ſo wie es die Griechen unter Alexander fanden, und ſo wie wir ſelbſt es in der neueſten Zeit, unter der Herrſchaft der Engländer, näher haben kennen lernen.

Das äußerſte Land gegen Oſten, wovon die Griechen eine etwas beſtimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, iſt Indien. Als Eroberer haben ſie es mehr als einmahl betreten, dort ſogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrſchaft gegründet. Die Küſten des Landes und was ihnen ſonſt zugänglich war, haben ſie durch eigne Entdeckungsreiſen unterſucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechiſch gewordenen Aegypten, und auch an einem geiſtigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenſeitig war, iſt nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Oſten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur ſehr unbeſtimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daſelbſt ganz einheimiſche Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen ſei, denen ſie urſprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich ſo eben erwähnt, was ich für das wahrſcheinlichſte halte. Der indiſche Handel iſt ſo alt, als nur überhaupt die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten von ſchon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, beſonders Philadelphus, haben dieſem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten ſeinen Flor und Reichthum unter dieſen Beherrſchern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indiſche Handel dieſen Weg, der wohl eigentlich der nächſte und natürlichſte iſt, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umſeglung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer dieſen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben dieſem Wege ſchon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derſelben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem ſolchen ältern Zuſammenhange beider Länder iſt wohl um ſo weniger zu zweifeln, da ſelbſt die Kaſtenverfaſſung der Aegypter mit der indiſchen Lebenseinrichtung am meiſten übereinſtimmt, und die indiſche Mythologie ſich an keine andere ſo nahe anſchließt, als an die ägyptiſche. Dieſe Verwandtſchaft zwiſchen beiden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unſern Tagen, eine ſo zu ſagen ganz ſinnliche Beſtätigung erhalten. Als in den Ereigniſſen des letzten Krieges ein indiſches Kriegsheer, unter engliſcher Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Rieſengröße der Europäer ſchon ſo oft mit dem Erſtaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder ſtarken Eindruck, der aber eine ganz andere Urſache hatte. Sie fielen anbethend auf ihr Antlitz nieder, weil ſie die Götter ihrer Heimath vor ſich zu ſehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit ſeinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen ſie ſo hartnäckig hängen, und in ſeiner ganzen, allen andern Völkern ſo fremden Lebenseinrichtung, kann ſelbſt als ein lebendiges Denkmahl, eine aus der Urwelt noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zuſtande der Menſchheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man ſie ſo im Zuſtande ihrer gegenwärtigen Verſunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demſelben Wege, wie ſchon andere Eroberer vor ihm, und ſo viele nach ihm, von Perſien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines ſolchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geiſt der Griechen, und ſetzte ſie nicht minder in Erſtaunen, als die neuern Europäer, als ſie das langgeſuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freilich trafen ſie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber ſie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenſtehende Religion abgeſtoßen, wie bei Hebräern und Perſern. Sie fanden ſich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichteriſchen Polytheismus, der wenigſtens in den allerallgemeinſten Grundzügen noch derſelbe war, wie der ihrige. Selbſt die einzelnen hier verehrten Götter erkannten ſie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Geſtalt wieder, oder glaubten ſie wieder zu erkennen; welche Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit ſie unter den Benennungen eines indiſchen Herkules, und eines indiſchen Bacchus ſo treffend bezeichneten. Ueberhaupt ergriffen ſie dieſe neue Erſcheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfſinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie ſehr auch damahls ſchon bei den Griechen die Neigung herrſchend werden mochte, alles, was ſie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für ſie mit einemmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, ſahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Uebertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in dieſen Geſchichtſchreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden iſt, weil es fremd war, und zu wunderbar ſchien, hat ſich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr beſtätigt; ſo wie ſich auch vieles, von des Kteſias früheren Nachrichten, durch neuere Reiſende beſtätigt hat, was die Griechen ſeiner Zeit ſelbſt, die damahls noch mit dem entferntern Oſten ganz unbekannt waren, ohne Unterſchied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und ſcheinbare Widerſprüche im Einzelnen abgerechnet, ſtimmt die Darſtellung, welche die Griechen in der Hauptſache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zuſtande von Indien und mit den beſten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden ſind, ganz überein; ſo ganz, daß beides ſich gegenſeitig zur Beſtätigung dienen kann. Jene indiſchen Einſiedler, deren Seltſamkeit uns Miſſionare und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentiſch treuer

Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweiſe alle indiſchen Bücher und Gedichte angefüllt ſind, fanden auch die Griechen ſchon dort, nicht wenig erſtaunend über dieſe Gymnoſophiſten, wie ſie dieſelben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwei philoſophiſche oder religiöſe Partheien fanden die Griechen in Indien herrſchend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterſcheiden ſich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indiſchen Alterthums zwei Syſteme indiſcher Denkart; nur mit dem Unterſchiede, daß die eine dieſer Denkarten, die jüngere und neuere, in Indien ſelbſt, ungeachtet ſie ſich dort an die alte Lehre, ſo gut als es ging, anſchloß, weil ſie eigentlich ganz gegen die alte Kaſteneintheilung, und gegen die ausſchließende Herrſchaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Ueberreſte mehr und mehr verdrängt worden iſt. Dagegen hat ſie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Aſien ſich deſto weiter ausgebreitet. Selbſt das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beiden Secten, welche ſie in Indien vorfanden, bezeichnen, iſt rein indiſch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweiſe der indiſchen Einſiedler als die erſte Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatariſchen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Aſien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Prieſter und Zauberer bezeichnet werden, iſt wohl ohne Zweifel aus derſelben Quelle abzuleiten und urſprünglich eins mit dem erwähnten indiſchen Worte.

Die ältere Lehre in Indien iſt die, welche den Brahma verehrt, und ſeinen Verkünder und Geiſt, ſchaffenden Gedanken und Geſetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen greift auch in ihre Literatur ein, deren älteſte Werke ſie durchaus mythiſchen Perſonen zuſchreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäiſchen Gelehrten in der erſten Bewunderung dieſes fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, ſo iſt nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengeſetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indiſchen Werke ein unbedingtes Mißtrauen ſetzen. Dieſes gewiß in ſolcher Allgemeinheit, wie von Einigen geſchieht, mit Unrecht. Zwar die Veda's ſelbſt, auf welche zuerſt die Wißbegier, als auf die uralteſte heilige Urkunde, am meiſten gerichtet war, durften der Erwartung, nach ihrem größtentheils liturgiſchen Inhalt, vielleicht am wenigſten entſprechen; die Upaniſhats dagegen, oder die den Veda's angehängten Commentare und weiteren Entfaltungen, ſind zwar von reicherem dogmatiſchen Gehalt, aber ſchon ganz nach den Anſichten der Vedantalehre abgefaßt, und werden eben dadurch der verhältnißmäßig ſpätern Epoche des Vyaſa zugewieſen. Das von William Jones überſetzte Geſetzbuch Menu's iſt vor allen bisher durch treue Ueberſetzung genau bekannt gewordenen indiſchen Werken, eines der älteſten und ſicherſten in Hinſicht auf die Aechtheit und hier weniger merkbare Ueberarbeitung und Verfälſchung. Ein Geſetzbuch iſt es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfaſſend, alſo zugleich ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemählde, eine dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, von der Entſtehung der Welt und des Menſchen. Wie bei den Griechen in der älteſten Zeit, ehe noch die Proſa entſtanden war, bloß geſchichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Geſetze, und was ſonſt aufbewahrt werden ſollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichteriſchen Schmuck, in Verſen abgefaßt wurden, ſo iſt auch dieſes indiſche Geſetzbuch in dem älteſten, dort üblichen, ſehr einfachen Versmaß und Diſtichen abgefaßt. Manche Sprüche ſind ſinnreich, andere Stellen dichteriſch ſchön und erhaben. Hier wird nun jene ſonderbare uralte und eigenthümlich indiſche Lebenseinrichtung angeordnet und dargeſtellt, von der man wohl ſagen kann, daß ſie ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bei keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, die ganze Denkart ſo beherrſcht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen beſtimmt, wie bei den Indiern. Während in dem dichteriſchen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heiterſten Lebensgenuß ganz ſinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bei den Indiern faſt zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdiſche Leben wie verdrängt wird; in dem wenigſtens alles auf ein anderes Daſein bezogen, und erſt dadurch wichtig und bedeutend erſcheint. Was irgend Gutes im Leben geſchehen kann, iſt nach indiſcher Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge deſſen, was in einem frühern Leben vielleicht verſchuldet ward. Auch die nächſten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und Sohn ſind nach derſelben Anſicht in ihrem innerſten Weſen ſo zuſammenhängend, daß ſelbſt der Tod dieſen Zuſammenhang und die Verknüpfung der Schickſale zwiſchen beiden nicht unterbricht, indem nur der Sohn die noch jenſeits büßende Seele des Vaters zu erlöſen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um ſo heiliger gehalten, weil ſie für länger als für Ein Leben gilt. Dieſer Geiſt athmet in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und iſt das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darſtellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen dieſe Denkart auf das Leben und auf alle Verhältniſſe und Gefühle desſelben hat, welche Art von Poeſie, von Schönheits- und Liebesgefühl, dieſe uns ſo fremden Begriffe bei den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar ſein kann. Was uns in dieſer Poeſie leicht anſpricht, iſt das zarte Gefühl für die Einſamkeit, und die allbeſeelte Welt der Pflanzen, welche im dramatiſchen Gedicht von der Sakuntala ſich ſo anziehend kund gibt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epiſchen Darſtellung derſelben indiſchen Sage*) faſt noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erſcheint uns auch jene Tiefe des ſittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewiſſen „den alten Einſiedler oder Seher im Herzen“ nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde ſo wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Menſch ſie wiſſen, ſondern ſelbſt die Natur, die wir leblos nennen, „die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe,“ ſolche Unthat, wie eine allgemeine Zerſtörung der Natur und Erſchütterung des Weltalls mitempfinden, und darob erſchaudern. Fremder für unſer Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, ſind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indiſcher Büßer, oder von der in den indiſchen Darſtellungen häufig erwähnten Todesweiſe den verwitweten Frauen. Es ſei vergönnt, hier noch einige Worte über dieſe beſondere indiſche Sitte anzufügen, welche, wenn ſie ganz freiwillig, doch ein Selbſtmord, wenn ſie durch den halben Zwang der Ueberredung herbeigeführt, als ein Menſchenopfer zu betrachten, und dann doppelt grauſam iſt, wenn ſie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo ſie herrſchten, dieſen Todesopfern ein Ziel geſetzt; wenigſtens iſt das früherhin geſchehen. In den neueſten Zeiten ſind ſie ſelbſt in der Nähe von Calcutta häufiger als ſonſt wiederhohlt worden. Die Herrſchaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß ſie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimiſchen Geſetzen beherrſchen. Dadurch ſind ſie, was auch Einzelne für Bedrückungen ſich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem ſie dieſelben von den Verfolgungen der unduldſamen Mahomedaner befreiten. Je ausgebreiteter die Herrſchaft der Engländer in Indien, je mehr ſcheint dieſe Schonung der indiſchen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu ſein, beſonders ſeitdem eine geringe Verletzung der indiſchen Sitten bei dem Kriegsheere, in den letztern Jahren einen furchtbaren Aufſtand unter demſelben erregt hat. So läßt es ſich denn begreifen, wie die Schonung der alten Landesgewohnheiten bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieſelben jetzt vielleicht um ſo häufiger, je mehr die Eingebornen, die ſo hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauiſch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was ſie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, ſich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch ſolche Schauſpiele zu nähren. Man hat in dieſem Gebrauch die Wirkung der Eiferſucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts geſehen; doch dieß ſtimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen ſchuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indiſchen Geſetzbücher und Gedichte ſo voll ſind. Auch herrſcht der Geiſt einer ſolchen Unterdrückung und Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts durchaus nicht in der indiſchen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beiſpiel der Mahomedaner ihre Sitten in dieſem Punkte verſchlimmert haben. Schicklicher haben andere ſich bei jener Verbrennung, an die auch bei wilden, beſonders bei kriegeriſchen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrſcher, Waffen und Roß, und auch ſonſt noch allerlei Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, ſo auch Sklaven, um ihn zu bedienen, mitgab; wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm nach in die Flammen, oder in den Grabesſchlund ſtürzte, als ſollte mit dem großen Verſtorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in ſeinen Untergang hinein geriſſen werden. Auch in Indien fand dieſe ſcheinbar freiwillige, oft aber durch Ueberredung und Betäubung erkünſtelte Opferung der Frauen urſprünglich nur in der Kriegerkaſte Statt. Allgemein konnte ſie nie ſein, ſie war in den ältern Zeiten vermuthlich ſehr ſelten, obwohl ſie als Heroismus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, perſönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die beſonders von Müttern ſchwer zu begreifen iſt. Um ſo mehr, da die indiſchen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenſchilderungen dieſes Volkes, in der zärtlichſten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bei einem jeden Volke ſo natürlich iſt, wo möglich ſich noch beſonders auszeichnen ſollen.

---

*) Ueberſetzt in meiner Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. S. 308 — 324.

Seitdem die Herrſchaft der Engländer uns den Zugang zum neuen und alten Indien wieder eröffnet hat, war es zunächſt auch die altindiſche Sprache ſelbſt, welche die Aufmerkſamkeit und

Bewunderung von Europa am meiſten erregte. Wohl mit Recht wird ſie Sanſkrit, d. h. die vollkommene oder die vollendete genannt. In ihrer Structur und Grammatik der griechiſchen durchaus ähnlich gebildet, nur ungleich regelmäßiger, und eben dadurch auch einfacher, obwohl nicht minder reich; verbindet und vereinigt ſie die kunſtreiche Fülle der Entwicklung und ſinnvollen Bildung, welche die griechiſche Sprache auszeichnet, mit der einfachen Kürze und ſtrengen Beſtimmtheit der römiſchen, während ſie der perſiſchen und germaniſchen Sprache in den Wurzeln nah verwandt, auch denſelben Schwung der Begeiſterung und vollſtrömenden Naturkraft in ihrem Ausdruck darſtellt, den wir noch im Perſiſchen finden, und welchen auch die germaniſche Sprache ehedem beſeſſen hat. Es iſt die altindiſche Sprache im vollſten und vollendetſten Sinne des Wortes eine Prieſterſprache zu nennen, wie auch die hebräiſche, der ſie ſonſt weniger ähnlich und nur auf entfernte Weiſe verwandt iſt, eine ſolche, wo nicht urſprünglich geweſen, doch ſeit Moſes geworden iſt. Denn wie die vorzüglichſten Nationen des Alterthums den Charakter eines der urſprünglichen Stände und alten Kaſten der erſten geſellſchaftlichen Einrichtung, als Prieſter-, Helden-, oder Handelsvölker vorherrſchend an ſich tragen; ſo iſt es auch mit den Sprachen der Fall. Unter den Sprachen des gleichen Stammes und derſelben Familienverwandtſchaft, ſteht das Altlateiniſche in dieſem prieſterlichen Charakter dem Sanſkrit am nächſten. Den Uebergang aus dieſer erſten Claſſe zu den poetiſchen Heldenſprachen bildet das Griechiſche; faſt ausſchließlich herrſchend iſt dasſelbe Element in den perſiſchen und germaniſchen Sprachen, während die ſlaviſchen, inſofern ſie derſelben großen Familie wirklich angehören, vielleicht mehr von der Maſſe der dienenden Kaſte ausgegangen ſein mögen, und bei gleichem Urſprunge und demſelben kunſtreichen grammatiſchen Bau, dieſen nur dem vertraulich geſprächigen Bedürfniß dienenden Charakter an ſich zu tragen ſcheinen.

Von der indiſchen Poeſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, iſt beſonders die Sakuntala, von William Jones mit buchſtäblicher Treue überſetzt, dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff gibt, und ein ſprechendes Beiſpiel iſt, von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanordnung der Griechen, nicht der ernſte, ſtrenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle und reichen Blumenſchmuck herbeiführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld. Die Darſtellung iſt klar und ungekünſtelt, und die Sprache voll edler Einfalt. Die Freunde der Poeſie mögen aus dieſem Werke am leichteſten, ſelbſt in der deutſchen Proſaüberſetzung und alles metriſchen Schmucks entkleidet, vom Geiſte der indiſchen Dichtkunſt ſich einen Begriff bilden. Ob Kalidas ein Zeitgenoſſe des Virgil geweſen, wie Jones annahm, oder vielmehr des Firduſi, wie es der Fall ſein würde, wenn der Vikramaditya, der ihn beſchützt hat, der ſpätere geweſen, kann für die Kritik ſehr wichtig ſein, zu unterſuchen und ins Reine zu bringen; für den Werth dieſer Poeſie ſelbſt iſt es minder entſcheidend. Der reiche Schmuck in der Dichterſprache des Kalidas unterſcheidet ſich wohl ſehr merklich von der Hoheit und Einfalt der alten Heldengedichte; auch die Sprache ſelbſt iſt ſehr verſchieden. Im innern Geiſte der Dichtung iſt aber immer noch viel Gleichförmiges, und der Unterſchied wenigſtens nicht ſo groß, als wir ihn in den verſchiedenen Zeitaltern und Bildungsſtufen oder Gattungen der griechiſchen Dichtkunſt wahrnehmen.

Ganz dem Geiſte einer ſolchen Poeſie angemeſſen iſt, was die indiſche Mythologie von der Erfindung der Dichtkunſt und des indiſchen Versmaßes erzählt. Der weiſe Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayan, zugeſchrieben wird, ſah, wie die Dichtung lautet, von zwei zarten Thierchen und ſich liebenden Vögeln, die in einer ſchönen Wildniß glücklich beiſammen niſteten, das Männchen plötzlich durch einen frevelhaften Ueberfall von rauher Hand gefühllos ermorden. Bei dem Schmerz über dieſen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlaſſenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmiſch waren, und ſo ward die Elegie und das indiſche Diſtichon, oder die Schloka, als das eigenthümliche Geſetz ihres Versmaßes erfunden. Von dem Spruch, als der gemeinſamen Urform aller durch Metrum oder Schrift zur Dauer gelangten Rede, in welcher ſich die älteſte Philoſophie und die erſte Poeſie noch begegnen, und wie in derſelben Wiege geheiligter Offenbarung beiſammen liegen, iſt ſchon oben gehandelt worden. Die indiſche Spruchform iſt metriſch, wie das griechiſche Diſtichon, unterſcheidet ſich aber von der rhythmiſchen Lebendigkeit des letztern durch ein ſtreng harmoniſches Gleichmaß und faſt ſymmetriſche Gedankenfügung; und ſchon durch dieſe ihre innere Structur hat die Schloka neben dem Charakter der Einfalt und Würde zugleich einen eigenthümlichen Ausdruck von hoher Ruhe, welcher dieſen Sagen und Gedanken, Dichtungen und Sinnbildern einer untergegangenen gigantiſchen Urwelt beſonders angemeſſen iſt. Für das richtige Verſtändniß jener Fabel von der Erfindung der Poeſie oder der Verſe aber, müſſen wir noch erinnern, daß für die indiſche Weltanſicht auch in jenen zarten Thierkörpern nur leidende Menſchenſeelen gefangen liegen, und daß das gleiche liebevolle Mitgefühl, nicht bloß auf die eigene Gattung ſich beſchränkt, ſondern die ganze belebte Schöpfung in ihren mannichfachen Geſtalten, wie eine gemeinſame Weltſeele, durchdringt. Ein ſanftes Zartgefühl, etwas Elegiſches und innig Liebevolles, athmen die indiſchen Gedichte insgeſammt. Zum Grunde liegen der Dichtung und Sage überall die titaniſchen Geſtalten, welche uns auch die Rieſenwerke der indiſchen Felſenſkulptur darſtellen; es iſt aber alles eingeſenkt in Ein Gefühl von harmoniſcher Milde und übergoſſen mit dem ſanften Anhauch elegiſcher Weichheit. In dieſer Weiſe hat auch wohl Valmiki beſungen, wie der Lieblingsheld Indiens, Rama, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm ſeine geliebte Sita entriſſen ward, wie er ſie lange vergeblich ſuchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroiſchen und erhabenen Zügen und Darſtellungen iſt die indiſche Dichtkunſt reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfaſſenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus einem gewaltigen Strome verglichen wird.

Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer,
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigſte Begeiſterung der Liebe athmend, iſt beſonders auch das Hirtengedicht Gita Govinda. Es beſingt den Kriſchna, wie er gleich dem Apollo der Griechen, als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es iſt aber nicht ſowohl eine idylliſche Darſtellung, als eine Reihe dithyrambiſcher Liebesgeſänge, deren höchſt lyriſche Form Jones nicht in ſeine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Ueberſetzung; er hat nur einen Auszug, ein ſchwaches Nachbild geben wollen. Selbſt dieſes kann dem Freunde der Poeſie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu überſetzt dagegen iſt das bekannte indiſche Fabelbuch, Hitopadeſa, welches für ſo viele andere Fabelbücher die erſte Quelle geweſen iſt. Es zeichnet ſich aus durch eine ſchmuckloſe Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge ſchöner Stellen aus den ältern Gedichten, ſinnreiche Verſe und Sprüche ſind darin eingeſtreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, dieſen Blumenkranz von auserleſenen dichteriſchen Sinn- und Sittenſprüchen aneinander zu reihen; beſtimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet ſich freilich auch hier vieles, was unſern Begriffen ganz widerſtreitet.

Ganz treu ſind überhaupt nur die Ueberſetzungen von Wilkins, Jones und denen, die ihrem Wege folgten, wie Colebrooke*). Einige in franzöſiſcher Sprache erſchienene Werke ſind nur unzuverläſſige Auszüge, oder wenn ſie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindiſchen Werken liefern, ſo ſind ſie doch nicht aus der Urſprache unmittelbar übertragen, ſondern erſt aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobei es dann an manchen Auslaſſungen, Verſtummelungen und Zuſätzen nicht fehlen kann. Dieß iſt der Fall mit dem ſogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der überſetzt worden. Andere Werke, von ſolchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerlei Auszüge aus älteren oder ſpäteren Schriften durch einander gemiſcht. Dahin gehören unter den Aeltern Roger, manche andere Werke von Reiſenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erſchienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indiſche Gegenſtände, ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen; zwar, wo ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Landes hiſtoriſch darſtellen, ſind ſie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den ſich Kaiſer Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo ſie aber in die ältere indiſche Denkart oder Philoſophie eingehen, dieſelbe analyſiren, oder durch Ueberſetzung mittheilen wollen, da iſt ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltſamen, fehlerhaften, oft ganz unverſtändlichen Art zu überſetzen; und dann auch beſonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen ſo fremde und tiefe Denkart, wie die indiſche, zu fühlen und zu faſſen. Eine der trübſten Quellen für die Kenntniß des indiſchen Alterthums iſt daher der Oupnekhat; faſt ganz unbrauchbar, und um ſo entbehrlicher, da man viel beſſere echte Denkmahle ähnlicher Art beſitzt. Man darf nur die echten Ueberſetzungen Colebrooke's aus den Upaniſchats mit denſelben Stellen in jener perſiſchen Verunſtaltung vergleichen, um ſich zu überzeugen, wie ganz verſtandlos jenes Machwerk abgefaßt worden, und wie völlig unbrauchbar es für uns iſt.

---

*) Nach einem noch ſtrengeren Maaßſtabe tiefer und umfaſſender deutſchen Kritik, und mit der Sprachkunde gleichen Schritt haltenden Sprachkunſt, ſind die Arbeiten von A. W. Schlegel angelegt, durch welche das Samenkorn, was ich früher in unſern Boden zu pflanzen verſucht, bald zum herrlichen Baume emporwachſen, und das Gebieth des indiſchen Wiſſens auch unter uns allgemein begründet und mehr und mehr einheimiſch werden muß.

Bei dem großen Reichthum der indiſchen Literatur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr Syſtem eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beilegen, iſt eine ſorgfältige Unterſcheidung und Sichtung um ſo nothwendiger. In mehreren indiſchen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrſchte, vielfältig erwähnt. Dadurch beſtimmt ſich ihr Alter von ſelbſt. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die ſich ſchon auf die erſte mahomedaniſche Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein ſpäterer Zuſatz ſein kann, auf das ganze Werk und deſſen Echtheit oder Unechtheit ſchließen.

Durch die ſchwankende Beſchaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich ſich fortpflanzenden Ueberlieferung, welche uns in Rückſicht der wahren Geſtalt der älteſten griechiſchen Geiſteswerke ſo unſicher macht, haben die indiſchen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die älteſten gleich geſchrieben worden ſind. Sonderbar iſt es, daß bei den vielen, faſt mit einer ganzen in Felſen ausgehauenen Mythologie von alter Skulptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phöniciſche Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet ſind, überhaupt die des weſtlichen Aſiens und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinſchaftlichen Stamme entſproſſen ſein mögen, in der Geſtalt, und ſelbſt in der Benennung der Buchſtaben, ihren Urſprung und ihre Beziehung auf die ihnen früher vorangegangene Bilderſchrift und Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indiſche Alphabet hat keine ſolche Spuren, ja es dürfte ſich aus der innern Beſchaffenheit deſſelben wahrſcheinlich machen laſſen, daß es keinen ſolchen Urſprung gehabt haben kann. Dieß iſt in vieler Hinſicht merkwürdig, ſo wie auch, daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächſt der Buchſtabenſchrift, unſtreitig der größten Erfindung des menſchlichen Geiſtes, durch einmüthige hiſtoriſche Zeugniſſe den Indiern zugeſchrieben wird: ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht iſt entriſſen worden. Sind aber auch die indiſchen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Ueberlieferung weniger verändert und ſchwankend gemacht worden, als die griechiſchen, ſo dürften ſie dagegen deſto mehr durch abſichtliche Verfälſchung und wiederholte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieſes bei einigen dieſer Werke Statt findet, deſto mehr gewinnen diejenigen an Zuverläſſigkeit, wo etwas ſolches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologiſchen Legenden, ſind den meiſten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, ſo weit ſie bekannt ſind, die beiden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken iſt das Geſetzbuch Menu's dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an ſich trägt. Wer irgend mit Unterſuchungen und Zweifeln dieſer Art ſich beſchäftigt, der wird auch ſelbſt in der Ueberſetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein Denkmahl des Alterthums vor ſich hat. Jones, der größte Orientaliſt, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, ſetzt es nach einer ſehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, aber doch älter als die Geſetze der zwölf Tafeln der Römer ſein würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieſes Werk und noch einige andere, ſelbſt in der Geſtalt, wie wir ſie jetzt haben, ohne weſentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzuſetzen ſind.

Die nächſte Stelle nach dieſem nimmt für die Kenntniß des indiſchen Geiſtes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhagavatgita, überſetzt hat. Dieſes enthält das neuere Syſtem der indiſchen Denkart, verwandt in ſeinem Urſprung mit der Lehre jener andern Religionsparthei und Sekte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterſchied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es iſt eine Epiſode des einen Heldengedichtes, des Mahabharat, aber durchaus philoſophiſch, und ſeinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indiſchen Myſtik nennen. Es ſteht im größten Anſehen und iſt der eigentliche Abriß der jetzt herrſchenden Denkart. Auffallend iſt, daß die hier über alles erhabenen und geprieſenen Gottheiten dem alten Geſetzbuche Menus zum Theil unbekannt ſind, oder doch noch keine ſo hohe Stelle als in den ſpäteren Büchern einnehmen; dagegen hier bei allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beinahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus geſtritten wird. Es iſt die Lehre von der abſoluten Einheit, in der alle

Unterſchiede verſchwinden, und in deren Abgrund Alles verſinkt. Doch in ſo fern das Syſtem ſich noch anſchließt an die Mythologie, iſt es ein dichteriſcher Pantheismus, nicht ganz unähnlich der Neu-Platoniſchen Philoſophie, welche in einem ähnlichen Geiſte auch ſich noch anſchloß an den ſchon erlöſchenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung, ihn neu beſeelen und wieder beleben zu können. Dieſe in Indien jetzt faſt allgemein herrſchende Anbetung des Viſchnu und Kriſchna, ſo wie ſie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, iſt von der Religion des Buddha und Fo, welche in dem erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, wie man hiſtoriſch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Shamanen im mittlern und nördlichen Aſien weit verbreitet wurde, am meiſten nur dadurch verſchieden, daß ſie die Kaſtenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Ueberhaupt iſt die Erſcheinung dieſes letzten hiſtoriſchen Buddha, – deſſen Religion in Indien ſelbſt jetzt bis auf geringe Ueberbleibſel vertilgt, im Süden, Norden und Oſten von Indien aber über ſo viele Länder verbreitet iſt, daß ſie vielleicht mehr Anhänger zählt, als das Chriſtenthum oder die Lehre Mahomeds, der große, geſchichtliche Wendepunkt in der indiſchen Geiſtesbildung und Religionsentwicklung, von welchem aus alles aufwärts in das frühere Alterthum hinauf und wieder nach dem gegenwärtigen Zuſtand hinab beſtimmt, erklärt und geordnet werden muß. Wenn man dieſen hellen Mittelpunkt als die ſichere Grundlage feſthält, und demnächſt auch die verſchiedenen, andern Syſteme der indiſchen Philoſophie, von denen wir bis jetzt eigentlich nur die eine gegenwärtig geltende und in der letzten Epoche herrſchend gewordene Vedantalehre näher und einigermaßen vollſtändig kennen, alleſammt aus den Quellen ans Licht gezogen werden, ſo wird es alsdann möglich ſein, die verſchiedenen Epochen der indiſchen Denkart und den Stufengang ihrer progreſſiven Geiſtes-Entwicklung vollſtändiger als bisher zu erkennen und zu beſtimmen; und dadurch wird erſt Ordnung und Licht kommen in den unüberſehlichen Reichthum der indiſchen Geiſteswerke, der bis jetzt noch wie in chaotiſcher Verwirrung vor uns liegt. Den fruchtloſen und ganz falſch aufgefaßten Streit, ob die Religion des Brahma oder des Buddha älter ſey, ſollte man dabei ganz aufgeben, da er ſich ohnehin, ſobald wir uns an das Hiſtoriſche halten, gleich von ſelbſt entſcheidet. Die früheren, fabelhaften Incarnationen des Buddha ſetzen wir hier, wie billig, eben ſowohl bei Seite, als die zukünftige Erſcheinung eines neuen Buddha, der nach dem Verlauf der beſtimmten Jahrtauſende von einer Brahminenfrau geboren werden ſoll. Jener Reformator des alten Brahmadienſtes aber, welcher einſtimmig Gautama Buddha genannt wird, und welcher die Nyayaphiloſophie geſtiftet hat, iſt als eine unſtreitig hiſtoriſche Perſon zu betrachten, und iſt derſelbe, welchen auch die jetzigen Buddhiſten in allen Ländern insgeſammt als den göttlichen Stifter ihrer Religion erkennen und verehren. Die Meinungen einiger Alterthumsforſcher über einen früheren Buddha oder auch Wodan, und einen im nördlichen Aſien und nach Europa hin weit verbreiteten, älteren Buddhadienſt, übergehen wir hier; nur mit der Bemerkung, daß ſolche willkührliche und eigentlich ganz unſtatthafte Benennung in der Unterſuchung über den älteſten Naturdienſt, leicht ſehr verwirrende Folgen auch für das ſonſt richtig Wahrgenommene herbeiführen durfte. Für Indien iſt es jener Gautama, welcher die große, alles entſcheidende Epoche gemacht hat, mehr als irgend Sokrates oder Epikur bei den Griechen bewirkt oder verändert haben; da ſelbſt Zoroaſters Einfluß auf das perſiſche Reich ſich beſchränkend, wie Confucius auf China, nicht ſo weit umfaſſend auf andere Länder und Nationen wirkten, als jener indiſche Gautama Buddha. Was die Zeit betrifft, in welcher dieſes geſchehen, ſo ſtimmen ſeine Anhänger auf Ceylon, in Siam und im birmaniſchen Reich darin überein, daß ſie ihn etwa 600 Jahre vor Chriſto anſetzen, indem er 540 Jahre vor unſerer Zeitrechnung die Erde verlaſſen haben ſoll. Als Alexander nach Indien gelangte, fanden die Griechen dort die beiden verſchiedenen Religionspartheien des Landes, als ſchon völlig ausgebildete und feſt beſtehende Secten, unter dem Namen der Brahmanen und Samanäer vor, unter welchen letzteren, wie ſchon oben bemerkt wurde, die Anhänger des Gautama zu verſtehen ſind. Es mußte allerdings ſchon ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum verfloſſen ſein, bis das alles ſich ſo weit entwickelt haben konnte. Auch ſetzen die Buddhiſten in Thibet und China ihren Religionsſtifter in ein noch höheres Alterthum, ein Jahrtauſend oder neun Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung hinauf. Indeſſen iſt jene andere, nähere Angabe ſchon vollkommen hinreichend, um den Zuſtand zu erklären, wie er zu Alexanders Zeit war, und es darf daher dieſelbe wohl als die wahrſcheinlichere betrachtet werden. Die Hauptſache aber bleibt für die richtige Kenntniß jener Epoche in der Geſchichte des indiſchen Geiſtes, ſo wie überhaupt zu einer kritiſch deutlichen und vollſtändigen klaren Ueberſicht der ganzen indiſchen Literatur, die Charakteriſtik der eigenthümlichen Philoſophie des Gautama und der andern alten indiſchen Syſteme. Gerade die merkwürdigſten derſelben kennen wir bis jetzt nur ſehr unvollkommen, weil das herrſchende Syſtem alle ältern Philoſophieen in den Hintergrund zurück gedrängt hat; doch vermochte es nicht, weder ihr Andenken noch auch die echten Denkmahle derſelben ganz zu vertilgen, indem noch Werke genug vorhanden ſind, in welchen der Gegenſatz und Streit der verſchiedenen Syſteme ſich auf das entſchiedenſte ausſpricht. Auf dieſen Punkt ſollte die ganze Aufmerkſamkeit der indiſchen Alterthumsforſcher in Zukunft vorzüglich gerichtet ſein; denn nur von hieraus kann Licht über das Ganze kommen. Ueberdem nehmen die Indier unter den ſehr wenigen Völkern, bei welchen eigentliche Philoſophie und Metaphyſik einheimiſch, und der Sinn und die Liebe dafür wie jetzt am meiſten bei uns Deutſchen und ehedem bei den Griechen, von Natur allgemein verbreitet geweſen, dem Alter nach die erſte Stelle ein; und ſchon deßhalb muß ihre Philoſophie vor allen andern Werken und Erzeugniſſen ihres Geiſtes am meiſten unſre Aufmerkſamkeit erregen. Ueber den wahrſcheinlichen Stufengang der verſchiedenen Syſteme der indiſchen Philoſophie müſſen wir uns jedoch für jetzt mit den erſten Grundzügen und mit einer allgemeinen Idee begnügen, welche nicht ſowohl dazu dienen ſoll, dasjenige in Ordnung zu bringen, was man als ſchon gefunden betrachten dürfte, als nur die Punkte anzudeuten, nach denen man in Zukunft vorzüglich ſuchen und forſchen möchte. Das älteſte unter den indiſchen Syſtemen, der allgemeinen Angabe nach, iſt die Sankhyalehre, welche dem Kapila zugeſchrieben wird, den ein ſcharfſinniger Forſcher dem Henoch unſerer Geneſis gleichſtellt: und in welchem wir allerdings wohl die erſte Philoſophie der Urwelt zu ſuchen haben. Die zwei Principien, welche in ihr aufgeſtellt werden, nicht entgegengeſetzt, wie in der perſiſchen Lehre Licht und Finſterniß, ſondern zur Welterklärung verknüpft und einander untergeordnet, Puruſchottama und Prakriti, welche letztere der Maya der andern Syſteme entſpricht, müſſen nicht bloß als Gott und Natur, ſondern in metaphyſiſcher Allgemeinheit als Geiſt und Seele verſtanden werden, in deren Vereinigung alles beſteht, und aus deren Verbindung alles hervorgeht. Dieſe Lehre vom Geiſt und der Seele, als den zwei Principien alles Daſeins, iſt, nachdem der Geiſt nur in der Seele und durch dieſelbe erkannt werden kann, der reine Spiritualismus, wie ſolcher, obſchon in großer Einfalt, bei noch regerem Naturſinn und innerm Leben, ſchon aus der natürlichen pſychiſchen Erkenntniß bei den Weiſen der Urwelt urſprünglich von ſelbſt hervorgehen mußte. Leicht begreiflich iſt aber, wie jener reine Spiritualismus, welcher unſtreitig die erſte Philoſophie der Urwelt geweſen iſt, dieſe uralte Lehre von der Seele und dem Geiſt, von ihrer urſprünglichen Einfalt abweichend, in einen dichteriſchen Polytheismus entarten konnte, der auf einer äußerſt unvollkommenen, falſch gedeuteten oder gar nicht mehr verſtandenen ſideriſchen Grundlage beruhend, der Urſprung aller heidniſchen Götterlehre geworden iſt, ſo wie ſich dieſelbe überall verſchieden und lokal, aber doch nach immer noch ähnlichen Grundzügen bei den verſchiedenen Nationen entwickelte; in Indien aber mehr als irgendwo ſonſt die Spuren ihres erhabenen Urſprungs und bewundernswerthe Reſte von der unmittelbaren Erkenntniß und Naturtiefe, ſo wie von der heiligen Ueberlieferung der Urwelt in ſo vielem Einzelnen an ſich trägt. Wurde dieſer dichteriſche Polytheismus nun ſpäter wieder wiſſenſchaftlich aufgefaßt und in einen abſtracten Begriff gebracht, ſo war der entſchiedenſte Materialismus der natürliche, ja faſt nothwendige Erfolg davon: und daß dieſes auch bei den Indiern, vielleicht in mehr als einer Epoche, der Fall geweſen, kann uns ſchon das reichhaltige Verzeichniß der verſchiedenen materialiſtiſchen Syſteme vermuthen laſſen.

Mehrere, große und berühmte Nationen des Alterthums ſind auf dieſem Standpunkte eines durchaus materialiſtiſchen Heidenthums ſtehen geblieben und haben ſich nie daruber erheben können. Hie und da aber hat die Größe des Uebels ſelbſt das Heilmittel hervorgerufen, und die gränzenloſe Verwirrung und Verwilderung der heidniſchen Lehre das Bedürfniß einer kraftvollen Reform und endlich dieſe ſelbſt erweckt. Dieſes iſt nun in Indien, zur ſelben Zeit, wo auch bei manchen andern Nationen ein ähnlicher, neuer Geiſt ſich regte, etwa im ſechſten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, durch den Epoche machenden Gautama, oder letzten hiſtoriſchen Buddha, und zwar nicht in der Religion allein, ſondern zugleich auch in der Philoſophie und durch dieſelbe geſchehen. Die Nyayalehre aber, welche dem Gautama zugeſchrieben wird, iſt nach allen Spuren und Andeutungen, die wir haben, zu ſchließen, ein Syſtem des Idealismus geweſen, und zwar in einer Reinheit und Conſequenz, zu welcher dieſes Syſtem überhaupt nur ſehr ſelten, bei den Griechen aber niemals gediehen iſt; in welcher Geſtalt es ſich einem wiſſenſchaftlichen Atheismus nähert, der jedoch von ganz abſtracter Art und völlig verſchieden von dem iſt, was man wohl in praktiſcher Hinſicht ſo nennt, da er vielmehr mit der ſtrengſten, äußern Sittenlehre ſehr wohl vereinbart werden kann. Damit ſtimmen auch manche der Angaben über dieſe Lehre in den chineſiſchen Büchern vollkommen uberein. Vielerlei Secten und Irrlehren der Naſtiks oder Nihiliſten, mögen ſich auch in Indien durch dieſe idealiſtiſche Lehre vom abſoluten Nichts an die urſprüngliche, reinere und beſſere Nyaya angeſchloſſen haben. Unter den claſſiſchen Syſtemen der indiſchen Philoſophie ſcheint die Mimanſa in jedem Fall, ſchon durch den Vorzug, welchen ſie dem Princip der Bewegung und Thätigkeit vor der abſoluten Ruhe giebt, ſich näher an die idealiſtiſche Nyayaphiloſophie anzuſchließen. Ganz im Gegenſatz mit derſelben aber ſteht das jetzt in Indien allgemein herrſchende, und wenn man ſo ſagen darf, orthodox gewordene Syſtem der Vedantalehre, obwohl es indirekt, ſeinem Urſprunge nach, auch aus jener uberall Epoche machenden Reform des Gautama hervorgegangen iſt. Es enthält dasſelbe namlich, in ſeiner Anſchließung an das Poſitive der indiſchen

Religion und Ueberlieferung, nur einen Verſuch, durch eine geiſtige Umdeutung der Veda's, wie dieſes auch der Nahme andeutet, das alte Syſtem des Brahmadienſtes und der damit verknüpften Götterlehre, gegen die Buddhiſtiſche Neuerung zu retten, wobei jedoch dieſe auf den philoſophiſchen Theil des Ganzen den entſchiedenſten Einfluß ausgeübt hat. Die philoſophiſche Bedeutung der Vedantalehre iſt übrigens ſehr leicht zu faſſen; es iſt der reine Pantheismus, wie er ſich überhaupt jeder heidniſchen Mythologie am bequemſten unterſchieben läßt, und wie beſonders auch der Idealismus, der nur ſchwer in ſeiner ganzen Strenge feſtgehalten werden kann, ſo leicht dahin überſchlägt, wie die Kenner der philoſophiſchen Geſchichte ſolches auch aus andern Beiſpielen wohl wiſſen. Dieſes ſeit dem Vyaſa in der ganzen indiſchen Literatur herrſchend gewordene Syſtem des indiſchen Pantheismus nach der Vedantalehre, iſt zur Genüge ſchon im Bhagavatgita, wie in einem kurzen Compendium zuſammengefaßt, enthalten und iſt uns überhaupt faſt bis zum Ueberfluß bekannt, da alle claſſiſchen Werke der Indier in allen Zweigen der Literatur mehr oder minder im Geiſt dieſer Lehre gleich urſprünglich gedacht und verfaßt, oder doch nachher dem gemäß überarbeitet worden ſind. Auch der vierte unter den Veda's, Atharvan Ved, iſt wie die myſtiſchen Anhänge und Entfaltungen oder Upaniſhats ganz in den Grundſätzen und Anſichten der Vedantalehre abgefaßt. Desgleichen alle Purana's; wie überhaupt alles, was dem Vyaſa zugeſchrieben wird, welcher Nahme eben die Epoche bezeichnet, in welcher die Vedantalehre allgemein herrſchend geworden iſt. Daß wir auch den Mahabharat nur in einer Vedantaüberarbeitung beſitzen, wurde ſchon oben erinnert; vielleicht iſt ſelbſt mit dem Ramayan der Fall nicht ſehr davon verſchieden. Ueber die älteren drei Veda's müſſen wir unſer Urtheil noch zurückhalten; Menu's Geſetzbuch indeſſen ſcheint frei von dem Einfluß der Vedantalehre und dieß ſpricht ſehr für deſſen verhältnißmäßig höheres Alterthum und Echtheit. Es ſind auch, allen vorhandenen Angaben nach, die Werke über die andern Syſteme der Sankhya und Nyayalehre, gegen welche die Vedanta ſtreitet, keinesweges alle vernichtet; ſondern es ſind deren noch zur Genüge vorhanden, obwohl bis jezt noch nicht hinreichend beachtet und uns mitgetheilt worden. Der Streit der verſchiedenen Philoſophieen ſelbſt unter einander wird uns ſehr anſchaulich in dem Prabodh Chandrodaya, dem Mondesaufgang der Erkenntniß, einer philoſophiſchen Komödie dargeſtellt, wobei manche intereſſante Züge von den älteren Syſtemen eingewebt ſind, obwohl das Werk ſelbſt von einem Vedantaſchriftſteller herrührt. Dieſe älteren Syſteme verdienen vor allem eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, die wir den indiſchen Alterthumsforſchern nicht dringend genug empfehlen können, um durch die nähere Kenntniß derſelben zu einer vollſtändigeren Ueberſicht von dem Stufengange der indiſchen Geiſtesentwicklung und den wichtigſten Epochen ihrer Denkart und Philoſophie zu gelangen, wodurch alsdann, was ich hier in der erſten Idee anzudeuten verſucht habe, ſich näher und zum Theil vielleicht anders beſtimmen und aus den Quellen vollſtändiger geſtalten wird.

Betrachten wir jezt noch die auffallendſten Eigenthümlichkeiten der indiſchen Religionslehre und Philoſophie nach ihrem Einfluß auf das Leben und im Vergleich mit andern, ihnen wirklich oder ſcheinbar verwandten Ideen unſrer Welt und unſres Glaubens.

Die indiſchen Einſiedler oder Gymnoſophiſten, welche den Griechen ſo merkwürdig erſchienen, gehören wohl beiden indiſchen Denkarten und Syſtemen an, ſowohl dem der Brahmanen als der Samanäer oder Buddhiſten, und gehen aus Begriffen hervor, welche beiden gemeinſchaftlich ſind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beſchauung gewidmete Lebensweiſe, ſelbſt ihre ſtrengen Bußübungen erinnern auffallend an die älteſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten. Nur findet hiebei noch ein großer Unterſchied Statt. Daß man ſich der Welt und ihren Geſchäften in einem gewiſſen Sinne entziehen muß, um auch nur ſich ſelbſt leben zu können, iſt ein ſo natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweiſe der griechiſchen Philoſophen ganz auf dieſen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forſcher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgeſonderte Lebensart, beſonders einiger Secten der griechiſchen Philoſophen mit der der chriſtlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, ſondern ſelbſt Ariſtoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern geiſtigen Thätigkeit, dem Nachdenken und der Beſchaulichkeit gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem praktiſch wirkſamen und äußerlich thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verſchafft wurde, ſeine eigne Geiſtesbildung künſtleriſch zu vollenden, ſo verlor das Ganze ſehr dabei, indem ſo der öffentlichen Wirkſamkeit der beſte Lebensgeiſt ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man ſich ſelbſt und ſeiner Ichheit entſagen müſſe, um zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für ſich keineswegs getadelt oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indiſchen Einſiedler und Büßer in ſelbſt auferlegten Martern ſie ausübten, ſtumpft auch den Geiſt ab, kann an die Gränze des Wahnſinns führen, oder dient oft ſelbſt nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiſte des Chriſtenthums hingegen, ſoll die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geſchäften ſtets verbunden ſein mit der höchſten innern Thätigkeit, nicht nur des Geiſtes, ſondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückſtrömen in die Geſellſchaft. Die geſammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben, iſt meiſtens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewiſſe Sphäre beſchränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frei für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen ſtrebt. Dahin gehört in Zeiträumen der erſten und noch ganz kriegeriſchen Entwicklung der Nationen, ſelbſt die Pflege der Wiſſenſchaften und aller Friedenskünſte. Wenn der Staat aber ſo weit entwickelt iſt, daß er dieſe mit in ſeinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, ſo finden ſich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterſtützen und zu ſtärken, oder wenn auch allen dieſen geholfen wäre, ſo bleibt die Sorge übrig, Menſchen noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflöſung den Geiſt der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den chriſtlichen Geiſtlichen, die der Welt entſagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwiſchen der unthätigen Verſunkenheit der indiſchen Einſiedler und Büßer.

Es findet ſich außer dem gemeinſchaftlichen Hange zu einem einſiedleriſchen und von der Welt zurückgezogenen, beſchaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Aehnlichkeit der indiſchen Denkart mit chriſtlichen Begriffen. Am wenigſten würde ich jedoch den indiſchen Begriff einer dreifachen Gottheit, den man wohl in dieſer Hinſicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem Aehnliches, irgend eine Dreifachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Syſtemen der meiſten Denker Statt. Es iſt die allgemeine Form des Daſeins, welche die erſte Urſache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man ſo ſagen darf, der den Gedanken des Geiſtes, wie den Geſtalten der Natur aufgedrückt iſt. Auch iſt die indiſche Lehre von der dreifachen Grundkraft ganz verſchieden von der im Chriſtenthum offenbarten, und wenigſtens ſo wie die Indier ſie jetzt verſtehen und erklären, ganz widerſinnig, indem ſie die zerſtörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchſten Weſen aufnehmen. Die zerſtörende Gottheit alſo nebſt der erſchaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen ſie die feindliche böſe Grundkraft, welche die Perſer gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr faſt gleich darſtellten, in ihren Begriff von Gott ſelbſt mit auf. Sie faſſen die Lehre, daß Gott Alles in Allem iſt, ſo auf, als ob er, wie ſie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Böſen nicht minder ſei, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menſchwerdung enthält keine wahrhafte Uebereinſtimmung, weil ſie bei den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt iſt. Eine tiefere Uebereinſtimmung zeigt ſich von der Seite jenes Gefühls, welches im Leben das herrſchende, und auch in den dichteriſchen Darſtellungen ſichtbar iſt, die ich zu charakteriſiren verſucht habe. In den Gedichten und Werken unſerer Alten, der Griechen, hat man oft eine faſt zu große und wenn man ſo ſagen darf, künſtleriſch gefühlloſe Ruhe wahrgenommen, und es iſt auch ſolchen, welche die Schönheit dieſer Werke wohl zu ſchätzen wiſſen, aufgefallen, daß die Alten ſelbſt da, wo man eine Aeußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder ſelbſt des Gewiſſens erwarten ſollte, ihren Gegenſtand vor wie nach, bloß als eine Erſcheinung des Lebens auffaſſen, mit einem vollkommnen, ungeſtörten, künſtleriſchen Gleichmuth; daß ihnen gewiſſe Gefühle eigentlich nicht ſehr gewöhnlich, ja beinahe fremd ſind. Man darf wohl ſagen, Reue und Hoffnung ſind chriſtliche Gefühle, die höhere Hoffnung nähmlich, die auf das Ewige gerichtet iſt. Verwandt damit ſind überhaupt alle ſolche Empfindungen, die ſich auf den Abſtand des jetzigen Zuſtandes und einer urſprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bei den Indiern iſt das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrſchende. Man erinnere ſich, wie nach jener Beſchreibung ein Verbrechen, das geſchieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einſame Stimme im Herzen, wie das Gewiſſen dort in jener Rede heißt, iſt allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns ſonſt verborgen wäre. Aber wenn dieſe innere Stimme ſehr oft im Geräuſch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bei Andern auch wohl zu heftig gereizt, und ſo erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltſamen Eindrücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieſer Art, bezieht die indiſche Anſicht nicht nur alle Handlungen und Erſcheinungen des Lebens, ſondern auch die ganze Natur nimmt dieſe Geſtalt an. In allen Geſtalten, die ihn umgeben, ſieht der Indier ihm ganz gleichartige, ganz wie er fühlende Weſen, welche, ſo wie er ſelbſt durch eigne frühere Verſchuldung leidend, zwiſchen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl in dieſen ängſtlichen Banden eingeſchloſſen, mit ihrer Stimme und Klage zu ihm hindurchdringen möchten. Nur der Balſam der Liebe und dieſes allbeſeelenden Mitgefühls iſt es, was jene harten Vorſtellungen lindert und mildert, die ſonſt die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten iſt die Aehnlichkeit in den ſittlichen Anſichten der Indier mit den chriſtlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweites Leben in der Seele beginnt, ſobald der

Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und ſie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Aſche verjungt, emporſteigt. Dieſer Begriff der Wiedergeburt iſt bei den Indiern ſo herrſchend, daß die Brahminen ſich nicht anders als die zweimal Gebornen nennen und nennen laſſen, ganz in demſelben geiſtigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterſchied Statt. Das Chriſtenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdiſchen Gütern, wo Natur und Vernunft ſie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm ſolche Folgerungen politiſcher Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Chriſtenthum immerfort den Grundſatz aufgeſtellt und durchgeführt, daß die Menſchen vor Gott alle gleich ſind; ein Grundſatz, der eine edle Freiheit der Geſinnung beſſer als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels ſein kann, die oft dem Geringſten und ſcheinbar Niedrigſten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaſte zugeeignet, ſo iſt einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieſes auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müſſe.

Dieſe ungeachtet aller begleitenden Entſtellungen und Irrthumer doch auffallende Aehnlichkeit mancher indiſchen Anſichten und Begriffe mit den chriſtlichen, darf man nicht fur durchaus neu und entlehnt halten, ſie iſt zum Theil wenigſtens hiſtoriſch erwieſen und wirklich alt. Eine ſolche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben ſo wenig als man glauben darf, wenn man bei andern aſiatiſchen Nationen etwas ganz den moſaiſchen Ueberlieferungen und Geheimniſſen, oder den ſalomoniſchen Sinnbildern Aehnliches findet; dieſelben haben gerade ſo wie wir ein geſchriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeſchrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, ſind noch Spuren und Ueberbleibſel in Menge aus der urſprunglich erſten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menſchen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahnungen und Regungen geben oft lange Zeit dem voran, was erſt ſpäter vollſtändig zur Wirklichkeit gelangen ſoll. Fanden ja doch die erſten Vertheidiger des Chriſtenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen ſo Entſprechendes und Zuſagendes, daß ſie ſelbſt nicht umhin konnten, es als geradezu chriſtlich auszuzeichnen. So wie die Erſcheinungen der Natur durch den Zuſammenhang eines gemeinſamen Lebens überall in einander eingreifen, ſo wie die Gedanken der Vernunft ſich in ſtäter Folge an einander knüpfen, ſo ſtehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die ſich auf das Göttliche beziehen, in unſichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben iſt, der kann weiter fühlen, er ahnet wenigſtens das Ganze. Nur der erſte Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben ſein; ſelbſt kann ihn der Menſch nicht hervorbringen und ſich machen, ſo wenig als er, der jetzige Menſch, ſich ſeinen ſterblichen Leib ſelbſt erſchaffen hat, oder erſchaffen konnte. Zwar giebt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in ſich ſelbſt nehmen, und die der Menſch allein aus ſich hervorbringt; aber dieſe Gedanken einer leeren Ichheit ſind eben nur jene ſpitzfindigen, grübleriſchen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und ſich ewig in ſich ſelbſt verwirren. Wahrheit und Licht iſt nicht in ihnen, ſo wenig als in dem ſittlichen Gebiete, das Feuer eines ſtolzen Hochgefühls und eitler Selbſtentzündung, eine reine Flamme zu nennen iſt. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforſchen und Ahnen des Ganzen aus Einem, doch ſehr ſchwankend und unſicher ſei, ſo bewährt ſich ein ſolches Schwanken allerdings auch in den Entſtellungen, die den faſt überall ſich findenden Spuren der Wahrheit beigemiſcht ſind. Das große Gemählde von der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, die Geſchichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollſtändiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem Geiſt man kennen lernt; bei den entfernteſten Nationen Aſiens finden wir oft das vereint beiſammen, was in unſerer weſtlichen Welt weit entfernt von einander ſtand. Während die Perſer in Rückſicht des eigentlichen Glaubens und der Religion ſelbſt offenbar den Hebräern näher ſtehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichteriſche Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der nordiſchen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bei den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art iſt, theils mit der ägyptiſchen, theils mit der griechiſchen, bis auf Aehnlichkeiten im Einzelnen, philoſophiſche und moraliſche Begriffe, die mit den chriſtlichen eine Verwandtſchaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwiſchen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der älteſten Ueberlieferung und erſten Erkenntniß den nächſten Antheil hatten, oder die ſonſt die gebildetſten waren, iſt wohl eine gegenſeitige geweſen. Die Perſer haben unſtreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrſcht, oder wenigſtens von Zeit zu Zeit erobernd beſucht. Es können ſich perſiſche Begriffe und Lehren um ſo eher in Indien verbreitet haben, da beide Völker, obwohl in der Verfaſſung und Denkart nicht ſehr übereinſtimmend, doch in Sprache und Abſtammung urſprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange beſtehende Herrſchaft im Lande, iſt wahrſcheinlich nicht ohne Folge auch für den Geiſt geblieben. So wie in der griechiſchen Bildung des urſprünglich Fremden mehr iſt, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil ſie alles, auch das Fremde, griechiſch machten, und ſelbſtſtändig ſich aneigneten, ſo mag daſſelbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrſchende Idee, dieſelbe Verwandlung und Umgeſtaltung alles aufgenommenen Fremden herbeiführen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regſamkeit und Mannichfaltigkeit eines freien Geiſtes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurückempfangen, für alles, was es ihm gab, ſo iſt ſpäterhin von Aegypten aus das Chriſtenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige ſpätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erſte Verbreitung des Chriſtenthums auf der Küſte von Malabar wird den apoſtoliſchen Zeiten zugeſchrieben und fällt wenigſtens in die erſte Zeit der Neſtorianer. Auch giebt es hiſtoriſche Zeugniſſe am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer chriſtlichen Miſſion, die von Aegypten aus nach Indien ging. Auch mit Aethiopien ſtand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungeſtört chriſtlich, und dem byzantiniſchen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundſchaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Conſtantinopel mit dem entferntern Orient noch leichter geweſen, einigermaßen fortdauernd unterhalten worden ſein. Der letzte aller Schriftſteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im ſechſten Jahrhundert, fand die indiſchen Meere und Häfen mit perſiſchen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die Perſer kurz vor Mahomed übermächtig, und drängten die Oſt-Römer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantiniſchen Reich entriſſen ward, da ward jener Zuſammenhang mit dem fernern Oſten zuerſt ganz unterbrochen, bis er in ſpäterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Sechſte Vorleſung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Literatur, und Charakteriſtik des neuen Teſtaments. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda.

Die Epoche, wo die verſchiedenen orientaliſchen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian. Die Herrſchaft und der überwiegende Einfluß des orientaliſchen Geiſtes zeigt ſich auch in den frühern Zeiten des Chriſtenthums. Die ſchwärmeriſchen Secten der erſten Jahrhunderte waren größtentheils ſolche, welche verſchiedene orientaliſche, beſonders auch perſiſche Vorſtellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Chriſtenthum auf keine Art vereinbar war, damit verſchmelzen wollten. Unter den Chriſten ſelbſt, war der größte der erſten chriſtlichen Philoſophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientaliſchen Vorſtellungsarten zugethan, die dem Chriſtenthum nicht gemäß ſind. In der Neu-Platoniſchen Philoſophie, die ſich an die alte Religion anſchloß, und gegen das Chriſtenthum kämpfte, wurde der ägyptiſche Geſchmack immer herrſchender. Es war dieſe Philoſophie eine chaotiſch gährende Miſchung von Aſtrologie, Metaphyſik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magiſchen Künſten, die wohl oft nicht bloß Verirrungen waren, ſondern auch unmenſchliche Dinge und Verbrechen veranlaßten. Dieß war die Philoſophie und die Denkart, welche Kaiſer Julian an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen, und herrſchend machen wollte. Je mehr das Chriſtenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfaſſender mußte der Kampf deſſelben mit der alten Religion werden. Die früheren Verfolgungen der Chriſten laſſen ſich aus der natürlichen Antipathie beider Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff iſt dagegen bei Diocletian nicht zu verkennen, und die beſtimmte Abſicht, das Chriſtenthum, es koſte, was es wolle, auszurotten. Die Sache des Chriſtenthums war aber ſchon zu ſtark, wie es ſich gleich unter **Conſtantin** zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben während ſeiner Herrſchaft davon trug, iſt eben dieſer innern Stärke, die ſich ſelbſt unter Diocletian bewährt hatte, zuzuſchreiben, und nicht als ſein Werk, wie überhaupt nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indeſſen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienſt daraus gemacht, und ſelbſt ſeine Fehler verſchleiert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiſer Julian, dem ſich allerdings große Geiſtestalente nicht abſprechen laſſen. Er ſuchte ſeinen Plan mit vieler Kunſt durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Chriſtenthum an, beſonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geiſtesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu ſetzen, überhaupt aber verächtlich zu machen ſuchte. In Rückſicht dieſes ſchlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in ſeine Gedanken eingehen. Sollten ſie aber jenen wiſſenſchaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters in ſeiner wahren Geſtalt erblicken, ſo würden ſie den Gegenſtand ihrer Lobeserhebungen ſchwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Chriſtenthum auch dieſen letzten Angriff gegen ſeine Fortdauer überſtanden hatte, blieb gleichwohl noch eine ſtarke Oppoſition gegen das Chriſtenthum unter den Philoſophen übrig, bis Kaiſer Juſtinian die dem Chriſtenthum ſich entgegen ſtellenden Philoſophen vertrieb, wo ſie zuerſt ihre Zuflucht nach Perſien nahmen, und ſich dann zerſtreuten. So erreichte der Kampf des Chriſtenthums gegen die heidniſche Philoſophie für damahls unter dem genannten Kaiſer ſein vollkommnes Ende.

Drei Perioden der Literatur habe ich bis jetzt zu ſchildern verſucht. Die beiden erſten von dieſen, die bluhende Zeit der griechiſchen Bildung nämlich, von Solon bis unter die Ptolomäer: dann die beſte und eigentlich claſſiſche Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen ſich am leichteſten darſtellen, indem es faſt hinreichend war, nur die einzelnen Schriftſteller, wie ſie auf einander folgen, zu charakteriſiren, um den Geiſt und Gang des Ganzen, ſein allmähliges Emporſteigen, volles Aufbluhen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöſchen deutlich vor Augen zu ſtellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Juſtinian. Nicht die Form und die Darſtellung, nicht die einzelnen Schriftſteller waren hier das Wichtigſte, ſondern die Entwicklung der Denkart überhaupt. Das Schauſpiel des großen Kampfes zwiſchen der Welt des Alterthums, und der neu beginnenden chriſtlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Aſien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bei den Griechen und Römern eindringende orientaliſche Schwärmerei, veranlaßte; alles dieſes deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Dieſe Aufgabe war ungleich ſchwerer. Wir mußten, um dieſen Kampf orientaliſcher Denkarten, und das ganze Gemählde aſiatiſcher Ueberlieferungen darzuſtellen, von Nationen reden, deren Literatur ganz für uns untergegangen iſt, wie die Aegypter; von anderen, die wir nur durch Umarbeitungen aus ſpäter Zeit kennen, wie die alten Perſer; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Literatur und Dichtkunſt ausmachen, die wir aber als Urkunde unſerer Religion, noch aus einem ganz andern Standpunkte zu betrachten gewohnt ſind, für welche auch die bloß literariſche und poetiſche Anſicht durchaus nicht immer angemeſſen iſt; von den Indiern endlich, deren Literatur zwar ſehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollſtändig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt iſt.

Auch bei der großen Anzahl von wichtigen Schriftſtellern, ſowohl heidniſchen als chriſtlichen, welche Rom und Griechenland in dieſem Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian, hervorgebracht hat, iſt der Geiſt und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptſache. Wollte man, um dieſe Periode zu ſchildern, ſie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakteriſiren, und nach Styl und Form der Darſtellung einzeln würdigen, ſo würde man ſich nur verwirren und den Hauptgeſichtspunkt aus den Augen verlieren. Zwar waren literariſche Kenntniſſe und Hülfsmittel aller Art in dieſem Zeitalter noch immer ſehr weit verbreitet; der Geiſt der Unterſuchung, und der Trieb nach Erforſchung höherer Einſicht war vielleicht nie ſo allgemein, nie ſo leidenſchaftlich rege, als eben in dieſer Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerei aller Art eine der fruchtbarſten geweſen iſt. In Rückſicht auf die allgemeine Geiſtesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Ueberlieferung und Gelehrſamkeit aller Art, muß dieſes Zeitalter als ein literariſch höchſt gebildetes und ausgezeichnetes erſcheinen. Aber nicht ſo in Rückſicht auf den Charakter und Originalgeiſt einzelner großer Autoren, und auf die Kunſt und Form im Styl der Sprache und in der Darſtellung. In der Poeſie, die unter den verſchiedenen Zweigen der Literatur die erſte Stelle einnimmt, that ſich in dieſem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieſes Talent iſt bei den Griechen nie erloſchen. Allein, was iſt darin in Rückſicht auf die Form und Kunſt Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den beſten Rednern als ſolchen beigelegt werden kann, iſt, daß ſie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend ſich bewahrte, an die ſchönern Zeiten des Alterthums von ferne erinnerten und denſelben allenfalls verglichen werden konnten. Den großen chriſtlichen Rednern, einen Baſilius und Chryſoſtomus, gebührte dabei noch das Lob, daß ſie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf ſophiſtiſche Gegenſtände, wie vor Alters oft geſchehen war, anwandten, ſondern auf die Entwicklung der heilſamſten Wahrheiten und der reinſten Sittenlehre. Bei den wichtigſten Schriftſtellern dieſes Zeitalters aber, den forſchenden und philoſophiſchen, iſt der Inhalt die Denkart und der Geiſt durchaus die Hauptſache. Dieß gilt von den chriſtlichen Schriftſtellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftſteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidniſchen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, ſelbſt einen Longin, als Schriftſteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl iſt die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen ſie auf den Geiſt des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Ueberhaupt ward der Einzelne mit fortgeriſſen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Literatur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichſten Entwicklung gelangt auch in Styl und Kunſt, und weit hervorragt über ſein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geiſt des Ganzen verſchwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Auch in der politiſchen Geſchichte findet ſich, wie man ſchon oft bemerkt hat, ein ähnlicher Wechſel zwiſchen Perioden, wo Staaten und Nationen ſich zuerſt geſtalten und aus einem chaotiſchen Zuſtande neu hervorgehen; und andern des ungeſtörten organiſchen Wachsthums und der progreſſiven Entwicklung in einem einmal gegebnen Staatenſyſtem und Nationenkreiſe. Eine Geſchichte der Literatur muß, wie die Welthiſtorie im Allgemeinen, ſo auch auf ihrem beſondern Gebiete, beiden Zuſtänden des menſchlichen Geiſtes, dem ruhigen der kunſtreichen Entwicklung, und dem ſchöpferiſchen der chaotiſchen Gährung, ihr Recht widerfahren laſſen.

Sieht man nun auf die in dieſem großen Kampf ſich entgegenwirkenden geiſtigen Kräfte, um ſie gegen einander abzuwägen, ſo erſcheinen beide Partheien von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherlei Abwechslungen, ſo daß die Entſcheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienſt oder dem Fehler der Einzelnen zugeſchrieben werden muß. Bei den Griechen hatte anfangs die heidniſche Parthei entſchieden das Uebergewicht; die griechiſche Literatur hatte ihre lezte ſchöne Zeit, als die Chriſten unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsſchriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verlaumdeten Lebensweiſe hervorzutreten. Bald bewahrten die Griechen, inſonderheit auch im Chriſtenthum, die Ueberlegenheit ihrer Geiſtesbildung; ſie gaben demſelben die erſten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geſchichtſchreiber. Das Uebergewicht in Talenten und Gelehrſamkeit neigte ſich allmahlig auf die Seite der Chriſten. Indeſſen hatte unter den Griechen wenigſtens, auch nachdem das Chriſtenthum im Ganzen und im Staat ſchon geſiegt hatte, die heidniſche Parthei immer noch große Talente aufzuweiſen, und ſelbſt jene letzten Philoſophen, welche dem Chriſtenthum widerſtehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefſinn, Gelehrſamkeit, und ſelbſt in allgemeiner Geiſtesbildung, Sprache und Darſtellung für ihre Zeit zu den ſehr Ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römiſch redenden Abendlande; denn hier ſtanden nur äußerſt wenige heidniſch geſinnte, und auch die nicht ſehr bedeutend, einer ganzen chriſtlich lateiniſchen Literatur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntniſſe kann dieſelbe der chriſtlich griechiſchen Literatur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philoſophie und zur Metaphyſik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; ſelbſt die Sprache ſträubte ſich dagegen, das fühlt man im Auguſtin, wie im Cicero, und erſt nachdem die lateiniſche Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerſte Gewalt dahin bringen können, daß ſie das künſtliche Begriffsgewebe und unendliche Gedankenſpalten der Griechen, dieſer gebornen Dialektiker und Metaphyſiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrucken vermochte. Selbſt das größte und eigenthümlichſte Werk, welches die ſpätere lateiniſche Literatur hervorgebracht, und worin der heil. Auguſtin dem höchſten Werke der Philoſophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgeſtellten Ideale der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft, eine chriſtliche Anſicht von eben dieſen Gegenſtänden, von der Menſchheit, der Lenkung ihrer Schickſale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenſtellt, iſt nicht ſowohl ein metaphyſiſches als ein moraliſches Werk, obwohl im umfaſſendſten Sinne des Worts: eine Kritik der alten Syſteme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, die Theorie der Menſchheit und Philoſophie der Geſchichte enthaltend. Auch in der chriſtlichen Zeit und Literatur bewährte ſich im Gegenſatz der griechiſchen Spitzfindigkeit und Künſtlichkeit, der den Römern eigne praktiſche Geiſt und geſunde Verſtand, der ſich bald auch durch jene wohlgeordnete Geſetzgebung und weiſe Einrichtung bewährt hat, welche der gelehrte und geiſtliche Stand in dem römiſchen Abendlande erhielt, und welche nebſt dem ſtarken Naturgefühl und Freiheitsgeiſte der germaniſchen Völker, die das römiſche Reich eroberten und erneuten, am meiſten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwicklung und einen höhern Aufſchwung des Geiſtes zu bereiten.

Das Chriſtenthum, ſo wie die Deutſchen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freie Geiſt des Nordens von der andern Seite, das waren die beiden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Literatur des Mittelalters: eine chriſtlich lateiniſche, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine beſondere mehr poetiſche für jede Nation, in der Landesſprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der erſten großen Beförderer der Geiſtesentwicklung des neuern Europa, des gothiſchen Theodorich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbſchaft, aller der in der lateiniſchen Sprache überkommenen Kenntniſſe, unverſehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigene Volksſprache, und durch ſie auch den Geiſt der Nation zu bilden, die dichteriſchen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu beſtimmen, und durch Uebung auch in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden vielſeitiger anwendbar zu machen. Der poetiſche, ſchöpferiſche, nationale Theil der Literatur des Mittelalters iſt für uns der anziehendſte und fruchtbarſte, indeſſen darf doch auch der lateiniſche Theil nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden; denn er iſt das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zuſammenhängt.

Suchen wir den innern Zuſammenhang und die geiſtigen Anknüpfungspunkte aller in dieſem Werke umfaßten großen Hauptſphären der menſchlichen Geiſtesbildung und Literatur noch auf eine andere Weiſe anſchaulich zu machen. Die Griechen ſind und bleiben unſer Vorbild in aller Kunſt und Wiſſenſchaft; die Römer dagegen bilden nur den Uebergang zwiſchen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten ſie dem Mittelalter zugleich auch als nächſte Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erſt ſpäter wieder gefunden ward. Das nordiſche Naturgefühl, ſo wie es ſich einestheils in der alten Sage, die ſelbſt im Chriſtenthum blieb, und nur in neuer Form wieder auferſtand und anderntheils in der germaniſchen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel, aus welcher das Gebilde des neuen Geiſtes der abendländiſchen Völker emporwuchs. Das Chriſtenthum aber, nicht bloß an ſich, ſondern auch in ſeiner ſchriftlichen Abfaſſung, oder das Evangelium, iſt das Licht von oben geweſen, durch welches jene andern Elemente, neu verklärt und auch fur die Kunſt und Wiſſenſchaft in Eins geſtaltet worden ſind. Wir müſſen hier des neuen Teſtaments um ſo mehr gedenken, da der literariſche Einfluß desſelben fur das Mittelalter und ſelbſt für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philoſophie, ſondern auch in der Kunſt und Poeſie, unberechenbar groß geweſen iſt. Durch dieſes göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in ſeiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künſtleriſche Verſtand und philoſophiſche Scharfſinn der Griechen, der praktiſche Weltverſtand der Römer, und der prophetiſche Tiefſinn der Hebräer erſt zu einem vollſtändigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einſicht fur das Leben wie für die Wiſſenſchaft vollendet und beſchloſſen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Structur und dem organiſchen Zuſammenhang der einzelnen Glieder und Theile derſelben, als Ein Gebilde und göttliches Ganzes ſchon oben, ſo weit der hebräiſche Antheil desſelben reicht, zu betrachten ſuchten, wird als ſolches, und als Ein Buch wahrhaft und völlig erſt durch das neue Teſtament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl, wunderbarer Weiſe, aus zwei und ſiebenzig einzelnen Buchern, fünfmahl neun des Alten, dreimahl neun des Neuen Bundes, als eben ſo vielen Lebensgliedern und Geiſtes-Organen, oder auch Glaubens-Sternen und Lichtpunkten des ganzen Gottes-Gebildes beſtehend. Es iſt auch das neue Teſtament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächſt auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet, und ſich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur beſtimmten Zeit in der Mitte der welthiſtoriſchen Entwicklung perſönlich geworden, und auf Erden erſchienen iſt, ſchildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck; nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensſtröme aus einer Quelle im Paradieſe ſich ergoſſen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit dieſe Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimenſionen ihrer ſichtbaren Ausbreitung die weſentliche Form bildet; ſo daß man wahrlich über diejenigen erſtaunen, und ſich wohl wundern muß, welche ſich in dieſe ſo höchſt natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anſtoß daran nehmen, den ſie wie ein ſeltſames Problem, in ihrer gewöhnlichen Weiſe, durch irgend eine ſcharfſinnige Hypotheſe löſen, und natürlich erklären möchten. Was im Moſes und in den Pſalmen noch getrennt iſt, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geſchichte und bildliche Lehre vom Worte, und die Begeiſterung und das lebendige Gefühl desſelben; das iſt im Evangelio vereint beiſammen, welches uns das menſchgewordene Wort in ſeinem Leben ſchildert. Die übrigen Bücher des neuen Teſtaments aber geben zunächſt auf die chriſtliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem ſie uns die erſte Gründung und Ordnung derſelben in der Apoſtoliſchen Geſchichte berichten, dann ihr gegenſeitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannichfachſten Epiſteln ſchildern, und endlich auch noch die künftigen Schickſale derſelben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung in der Apokalypſe hinſtellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungeſondert beiſammen iſt, die heilbringende Lehre aus dem Geiſte, und die warnenden Geſichte des

Geiſtes, die klare Lebensvorſchrift, und die verhüllte Weiſſagung, das iſt hier in den Epiſteln und in der Apokalypſe abgeſondert entfaltet, wie ſich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes uberall entſprechen, und gegenſeitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollſtändigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieſes geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebſt der Geneſis oder der Offenbarung des Anfangs, die andere Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüſſel des tieferen Sinns enthalten; ſo daß, wem dieſe beiden Handhaben des erſten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, ſein Urtheil lieber zurückhalten, und in redlicher Unwiſſenheit ſtillſchweigen ſollte, wo von einem wiſſenſchaftlichen Verſtändniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede iſt, In Form und Schreibart iſt das neue Teſtament allerdings ungleich einfacher als das alte, und ſchon durch dieſe eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefſinn ſich hier in reinſter Kindesklarheit ausſpricht, iſt das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewiſſem Sinne nennen darf, von dem entſchiedenſten Einfluß geweſen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geiſtesentwicklung, und aller neuern chriſtlichen Belehrungs- und Darſtellungsformen. Der Geiſt der Allegorie iſt übrigens im neuen Teſtament nicht minder vorwaltend als im alten; beſonders iſt die eine beſondere Art derſelben, welche Parabel genannt wird, obwohl ſie auch ſchon im alten Teſtamente vorkommt, hier am mannichfachſten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form iſt fur jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeſchriebene Fiat, ſo iſt die Parabel dagegen die menſchliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrſpruchs. Es iſt aber keine willkuhrliche, oder künſtlich geſuchte Dichter-Allegorie, oder eine tiefſinnig verborgene Naturſymbolik, ſondern eine aus dem Leben und deſſen gewöhnlichen Erſcheinungen hergenommene Volks-Allegorie, in welcher ſich hier der göttliche Geiſt, und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einſchließt. Es hat auch die einfache Parabel, ſo wie ſie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der ſich nicht nachbilden, noch erkünſteln läßt. Vorzüglich in dieſen kindlichen Gleichniſſen und ſinnbildlichen Volksgeſchichten und Parabeln iſt das Evangelium Urbild für alle ſpätern Legenden geworden, ſo wie dieſe wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller chriſtlichen Kunſt geweſen ſind, zunächſt der bildenden, dann aber auch der Poeſie. Indeſſen dürfen wir über dieſer kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Teſtaments doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verſtandes, der darin niedergelegt iſt, verkennen oder überſehen. Wie aus der zornigen Löwengeberde, mit der uns die Flammenſchriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefſten Kern des innern Sinns und Herzens, doch die fromme Lammesgeſtalt der duldenden Liebe emporſteigt; ſo erhebt ſich in den Schriften des neuen Bundes, aus dem demuthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre, auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anſchauung Gottes. Und hier auf dieſem Standpunkte tritt nun eigentlich jene ſchon oben erwähnte dritte und höchſte Auslegung und Erkenntniß der heil. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verſtandniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort ſelbſt iſt, welches ſich in ſeinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte, kann ja nach der dreifachen Geburt des Wortes, der geſchichtlichen, ewigen und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreifachen Beziehung erfaßt, verſtanden und ausgelegt werden. In jener höchſten Erkenntnißweiſe aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menſchlichen Verſtande getheilt und zerſtückt erfaßt, ſondern, wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den Wiſſenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verſchwindet ſodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den erſten Stufen der annähernden Erkenntniß geſondert erhalten werden muß, und geht, nachdem das Ziel gefunden iſt, für das Weſentliche wieder über in den einfachen

Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift ſelbſt als das ungeſchriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verſchloſſen blieb, wenn die Zeit gekommen iſt, entſiegelt werden ſoll.

Wir nehmen jetzt den hiſtoriſchen Faden wieder auf, der uns auf den Gang und Zuſtand der Geiſtescultur in der ſpätern Römerzeit geleitet hat.

Die letzten Schickſale der noch lebenden lateiniſchen Sprache, die auf die Entwicklung und den beſondern Charakter der aus ihr entſprungenen romaniſchen Sprachen, ja überhaupt auf den poetiſchen Geiſt des Mittelalters ſo vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Ueberſetzung der Bibel in die römiſche Sprache begann eine ganz neue Epoche derſelben, eine ſpäte und in mancher Beziehung reiche Nachbluthe der lateiniſchen Literatur. Seitdem die alte claſſiſche mit Trajan erloſchen war, finden wir bis auf die chriſtlichen Schriftſteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beinahe allgemeinen Stillſtand; kaum ein oder das andere Werk in Römerſprache, und auch dieſe nicht bedeutend. Daß beſſere und wichtigere verloren gegangen wären, davon iſt kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der chriſtlichen, zugleich auch wieder einige der heidniſchen Parthei angehörige beſſere neue Schriftſteller in Geſchichte und Dichtkunſt hervortraten; ſo iſt dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufſchwung zuzuſchreiben, welchen das Chriſtenthum und deſſen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Literatur gegeben hatte. So war es alſo wieder ein Anſtoß von außen und fremde Nachbildung, was den römiſchen Geiſt zu einer ihm eigentlich fremden Geiſteskunſt und Sprachbildung erweckte. An und für ſich hätte dieſe Nachbildung des orientaliſchen Ausdrucks, deren Spuren die lateiniſche Sprache nun für alle folgenden Zeiten behielt, derſelben auch wohl günſtig ſein können, von einigen Seiten ſelbſt vortheilhafter, als die Nachbildung der griechiſchen Dicht- und Redekunſt in der claſſiſchen Zeit, welche immer große Mängel und Unbequemlichkeiten mit ſich führte. Die äußerſt kunſtreiche periodiſche Verflechtung der Proſa, welche der griechiſchen Sprache gewiſſermaßen natürlich geworden war, blieb der römiſchen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichſten römiſchen Schriftſteller haben dieſe Schwierigkeit überwunden und ſind zu einer einfachen edlen Wortſtellung gelangt; andere aber, auch ſehr gute Schriftſteller ſehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und ſich in dem kunſtreichen labyrinthiſchen Periodenbau, der dem griechiſchen ähnlich ſein ſoll, verwickeln und verwirren. So erſcheinen auch die römiſchen Dichter, wenn ſie ſich den reichen Schmuck der griechiſchen Muſe aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbſt die den Griechen abgelernte Verskunſt war, den einzigen Hexameter und allenfalls die Elegie ausgenommen, ſchwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimiſch und lebend geworden. Beſonders die künſtlicheren Sylbenmaße ſcheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund geweſen ſein, warum Horaz, der uns ſo anſpricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht ſo allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil faſt unbekannt und vergeſſen blieb. Der römiſchen Sprache, die urſprünglich nur durch wenige bloß patriotiſche Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrſamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktiſchen Gebrauch zu den Geſchäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachſen und groß geworden war, fehlte es bei dieſer ganz proſaiſchen Entſtehung und Beſchränkung vorzüglich nur an poetiſcher Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortſtellung konnte ſie ohne die nachtheiligſte Wirkung nie verlaſſen. In beiden Rückſichten hätte ihr, wenn nicht andere Urſachen ſchädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientaliſchen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft ſein können, beſonders wo dieſe Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart iſt. Um die Wirkung anſchaulich zu machen, welche dieſe Nachbildung der hebräiſchen Sprache und Dichtkunſt, und die Ueberſetzung der heiligen Schriften, nicht ſowohl ganz vollſtändig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateiniſche Ueberſetzung der Pſalmen, welche noch aus der erſten ſogenannten italiſchen Uebertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römerſprache zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ob ſie dieſelbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte faſt bezweifeln, ob in der römiſchen Sprache irgend eine Nachbildung griechiſcher Dichtkunſt in dem Grade je gelungen ſein möge und ſolche Begeiſterung athme, als dieſe Ueberſetzung der heiligen hebräiſchen Geſänge, wo die Sprache und Wortſtellung dabei durchaus einfach und edel iſt. Selbſt von Seiten des muſikaliſchen Wohllauts zeigt ſich hier die lateiniſche Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meiſter der Tonkunſt bis auf unſere Zeiten vorzüglich beſtimmt hat, dieſer alten Sprache, ſelbſt vor ihrer Tochter, der italieniſchen, für die höhere Muſik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateiniſche Sprache auch noch vor dem Einbruch der germaniſchen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, ſo lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch ſtatt der ſonſtigen Weltherrſchaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunkt der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geſchmack und in der Sprache zu ſein, war es wenigſtens nicht mehr in dem Maaße, wie in der früheren Zeit; beſonders ſeitdem Conſtantin den Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt hatte. Schon unter den erſten Caeſaren haben viele geglaubt, an denjenigen römiſchen Schriftſtellern, welche geborne Spanier waren, etwas Beſonderes zu bemerken; als ob es ſich fühle, daß die lateiniſche nicht eigentlich ihre Mutterſprache war. Man hat die Antitheſen des Seneca, und den Schwulſt des Lucan mit dem ähnlichen Geſchmack einiger neueren ſpaniſchen Schriftſteller zuſammengeſtellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall ſein, da unter den erſten chriſtlichen Schriftſtellern in lateiniſcher Sprache die meiſten Afrikaner waren, ſpäterhin viele Gallier. Es müſſen ſich in den verſchiedenen Provinzen des weiten römiſchen Reichs wohl ſchon früh mancherlei romaniſche Mundarten gebildet und abgeſondert haben. Selbſt in Italien war die Sprache des Landsvolks wahrſcheinlich ſehr beträchtlich verſchieden von der, welche geſchrieben, und wie ſie in der Hauptſtadt geredet wurde. Von dieſer romaniſchen Volksſprache in Italien, der ſogenannten lingua rustica, leiten die italieniſchen Sprachforſcher den Urſprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als ſelbſt aus der Veränderung, welche durch die germaniſche Einmiſchung verurſacht ward. Rom ſelbſt indeſſen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptſächliche, ſondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag dieſen Vorzug, wenn auch in weit geringerem Grade als ehedem, noch am längſten behauptet haben. Unter den chriſtlichen Schriftſtellern in römiſcher Sprache war der, welcher ſich durch eine kraftvolle Beredſamkeit am meiſten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom geboren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero iſt und ſein kann, ſo zeigt ſich doch in ſeinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römerſprache, auch durch claſſiſchen Geiſt gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und ſelbſt in der Hauptſtadt ſich anſiedelten, lateiniſch von ſo vielen geſprochen und geſchrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Miſchung der Sprachen entſtand, ſo ward dieſelbe doch ſo weit alterirt, daß ſelbſt der geborne Römer ſich nur durch Zwang und eine beſondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die ſonſt Natur war, erhalten konnte. Dieſen Charakter nimmt man an den Schriftſtellern unter dem gothiſchen König Theodorich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche ſchon den Uebergang zum Mittelalter machen.

Ueberhaupt mußte die Einführung des Chriſtenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erſte, wie jede große Neuerung, eine gewiſſe Unterbrechung in der Kunſt und Literatur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunſt, beſonders in der Baukunſt; was noch von den ſchönen Formen derſelben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienſtes angewandt, freilich ganz anders geordnet und zuſammengeſetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des chriſtlichen

Gottesdienſtes eine ganz andere und neue war. Wie einſt die ältern Griechen aus ſolchen Elementen, die ſchon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von Schönheit eine neue und wahrhaft griechiſche Baukunſt gebildet hatten, ſo ward jetzt aus den noch vorhandenen ſchönen Formen dieſer griechiſchen Baukunſt ein neuer und eigenthümlich chriſtlicher Styl derſelben zuſammengeſetzt. Wie bald dieſes geſchehen ſei, beweiſt die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Conſtantinopel unter Juſtinian, deren Meiſter Anthemius, auch wiſſenſchaftlicher Bearbeiter und theoretiſcher Schriftſteller über ſeine Kunſt war. Wie unrichtig es ſei, die altdeutſche Baukunſt des Mittelalters überhaupt und ohne Unterſcheidung der Epochen gothiſch zu nennen, iſt ſchon oft bemerkt worden; indeſſen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrſchaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlaſſen. Eben ſo unmittelbar und leicht war auch wohl die Uebertragung der alten Muſik, beſonders der edelſten und einfachſten Gattung derſelben, auf den neuen Gebrauch chriſtlicher Geſänge, die ſich nachher von den Tönen der Orgel getragen, ſo reich entfalteten, und wie in ſtolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abſchnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunſt geweſen ſein. Die Götterbilder, ſo lange ſie noch als ſolche, und nicht bloß als Kunſtwerke betrachtet wurden, waren unſtreitig ein Gegenſtand der Abneigung für die ältern Chriſten. Die Abbildung aber der beſondern, von den Chriſten verehrten Gegenſtände, mag wohl geraume Zeit nur als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden ſein, ohne allen Anſpruch auf eigentliche Kunſtforderungen oder höhere Schönheit, die ſich erſt viel ſpäter entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poeſie ſein. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenſtände der alten Götterlehre dichteriſch zu behandeln. Nachdem aber dieſe Gegenſtände durch vielfältige Behandlung ſchon erſchöpft, die alte Götterwelt erloſchen war, konnte auf dieſem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchſtens eine leidliche Nachahmung, ein ſchwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Verſuche zu einer eigenthümlich chriſtlichen Dichtkunſt waren wohl glücklich in der lyriſchen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil dieſe das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls ſind, und weil ſie für den Ausdruck an den hebräiſchen Geſängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Verſuche aber, das Chriſtenthum poetiſch darzuſtellen, fielen, wie auch oft noch ſpäter geſchehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für dieſe Gegenſtände nicht paßte, und es alſo nur eine todte Zuſammenſetzung blieb und eine bloß metriſche Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geiſt der Poeſie.

Dieſen erhielt das neuere Europa aus der andern nordiſchen Quelle ſeiner Bildung. So früh als nur die Römer der germaniſchen Völker erwähnen, unterlaſſen ſie auch faſt nie, der beſonderen Liebe derſelben zur Poeſie zu gedenken. Verloren ſind freilich die Lieder, welche Hermanns Thaten beſangen, verſchollen ſind die weiſſagenden Geſänge, durch welche die Seherin Velleda die deutſchen Bataver zu dem Freiheitskampf begeiſterte, den ſie jetzt, nachdem ſie erſt ſelbſt unter römiſchen Fahnen gegen die andern noch freien Deutſchen mitgefochten hatten, endlich für ſich allein unternahmen; zu ſpät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutſche Götterlehre bei den chriſtlich gewordenen Völkern als ſolche auch nicht beſtehen. Das Weſentliche derſelben aber für die Dichtkunſt, die innere dichteriſche Kraft, erhielt ſich in den hiſtoriſchen Heldengedichten, und als dieſe in ſpäteren Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geiſt der Liebe und Andacht verſchönt und veredelt, bald auch kunſtreicher dargeſtellt wurden, ſo entſtand jene Ritterpoeſie, welche in dieſer Geſtalt dem neuern chriſtlichen Europa ganz eigenthümlich iſt, und auf den Nationalgeiſt der edelſten Völker ſo große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche hiſtoriſche Heldengedichte ſind unter den chriſtlich gewordenen deutſchen Völkern zuerſt bei den Gothen entſtanden. In Attila's Zeit wurden gothiſche Heldenlieder geſungen, und an Theodorichs Hofe waren ſie vorhanden, ſelbſt die lateiniſchen Schriftſteller aus dieſer Zeit berufen ſich auf ſie, und haben vieles aus ihnen, was nur Poeſie und Heldenſage iſt, beſonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeſchichte, in Proſa aufgelöst, als Geſchichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amalungen und aller Helden dieſes Stammes, ſcheint in dieſen Liedern beſonders gefeiert worden zu ſein, und in der Folge ſind Attila und Theodorich ſelbſt Gegenſtand ähnlicher Lieder geworden, wie ſpäter Karl der Große.

In dem noch vorhandenen Denkmahl der gothiſchen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieſelbe ſchon eine nach Verhältniß ſehr regelmäßige Ausbildung. Dieſe Bibelüberſetzung war urſprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau beſtimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieſelbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geiſtesbildung und Unterricht in beiden Sprachen, der lateiniſchen wie der eignen gothiſchen befördert habe. Dieſes ſetzt voraus, daß weſentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie ſpäter von Alfred in ſächſiſcher Sprache, auch damals in gothiſcher überſetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateiniſche Geſchichtſchreiber Jornandes jene gothiſchen Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausſchreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, ſondern, daß ſie auch ſchriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es läßt ſich dieſes um ſo eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amalungen und aller Helden dieſes Stammes in dieſen Liedern, wie es ſcheint, beſonders gefeiert wurde. Mit der gothiſchen Nation iſt auch die Sprache derſelben erloſchen, ſammt allen Denkmahlen derſelben, die ſich einer Nachricht zufolge in Spanien noch bis in ſpäte Zeit erhalten haben ſollen, wo ſich die Gothen am längſten behauptet hatten, und wo man auch ſtolz darauf war, das Geſchlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil ſie den longobardiſchen oder gothiſchen Urſprung ſolcher Familien bewieſen, welche ſich ſtatt jenes wahren Adels, lieber eine römiſche Abkunft erdichten wollten.

Die deutſchen Bardenlieder, welche Karl der Große hat ſammeln und aufſchreiben laſſen, können nach dem ganzen Verhältniß der damaligen Zeit und Denkart keine andern geweſen ſein, als ähnliche hiſtoriſche Heldengedichte aus der ſchon chriſtlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel ſpäterer Geſtalt, noch Heldengedichte in deutſcher Sprache vorhanden ſind, in denen Attila, Odoaker, Theodorich, das Geſchlecht der Amalungen gefeiert werden, zuſammen mit andern fränkiſchen und burgundiſchen Helden, welche entweder die Sage oder ſelbſt die Geſchichte in dieſelbe Zeit mit jenen verſezt: ſo darf man wohl nicht bezweifeln, daß ſich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothiſchen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl, wie einſt Solon den Homer, ſammeln und ordnen ließ, noch erhalten hat in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem ſogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Vorausſezung, daß dieſe von Karl geſammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin geweſen ſeien, daß ſie überhaupt der heidniſchen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutſchen angehört haben möchten, konnten nur bei denen Glauben finden, welche mit dem Geiſte jenes Zeitalters nicht hinreichend bekannt waren. Es läßt ſich aber noch ein Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig beſtimmt und entſchieden wird. Die noch vorhandene Eidesleiſtung, durch welche der Sachſe, wenn er ſich zum Chriſtenthum bekannte, dem Heidenthume entſagen mußte, lautete wörtlich ſo: „Ich entſage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachſen Odin, und allen Unholden, die ihre Genoſſen ſind.“ *) Es wird dieſe Formel dem achten Jahrhundert zugeſchrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damahlige Denkart macht das keinen Unterſchied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachſen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebethet. Wie kann man nun glauben, daß er bei ſolchem Verhältniß heidniſche

---

*) Andre Gelehrte, wie A. W. von Schlegel, erklären jedoch die Stelle anders, und bezweifeln ſelbſt die Richtigkeit der Lesart. Mir ſcheint ſehr bedeutend, daß eben drei heidniſche Götter hier genannt werden, worin ich auch einen neuen Grund der Beſtätigung für obige Abtheilung der Lesart finde, welche vor allen Dingen eine neue und ſorgfältigere Prüfung verdiente.

Lieder von Hermann oder Odin habe ſammeln laſſen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige hiſtoriſche Wahrheit, daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verſchieden, und daß Sachſen als ſein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbſt die ſkandinaviſchen Sagen und Geſchichten, ungeachtet ſie ihn ſich ganz zueignen möchten, ſind doch auch eingeſtändig, daß Odin erſt König in Sachſen geweſen, und von da nach Schweden gekommen ſei, dort Sigtuna erbaut, und ſein Reich gegründet habe. Damit ſtimmt das Zeugniß der Angelſachſen überein, deren Könige ihr Geſchlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie von ihm abſtammte. Dieſe angelſachſiſche Genealogie ſcheint ſo hiſtoriſch bewährt zu ſein, die Uebereinſtimmung der beiden von einander unabhängigen Zeugniſſe iſt ſo merkwürdig und viel beweiſend, daß ich der Meinung derjenigen beiſtimme, welche dieſen Odin für eine hiſtoriſche Perſon halten, wo er alsdann etwa in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu ſchwach zum Angreifen, von dieſer Seite aber auch noch nicht von den Deutſchen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutſchlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachſen und im Norden ſo groß war und Alles überglänzte, den Römern unbekannt blieb. Wir müſſen uns den Odin demnach denken, als einen Fürſten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als ſolcher durch weiſſagende Geſänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demſelben Zweck mitwirkenden Prieſtern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derſelben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunſt beigelegt ward, nachgehends ſelbſt vergöttert worden iſt. Daß jener Odin erſt aus Aſien nach Sachſen gekommen ſei, iſt eine ſkandinaviſche Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des hiſtoriſchen Odin durchaus nicht paßt. Auch durch die Kriege des Pompejus gegen die Kaukaſiſchen Völker, oder durch die Erſchütterung, welche der Sturz des Mithridates bei ſeinen weithin im Norden verbreiteten Bundesgenoſſen hervorgebracht haben mag, läßt ſich hier keine haltbare Anknüpfung begründen; da ſich in den erſten Nachrichten und Beſchreibungen der claſſiſchen Schriftſteller von Germanien noch gar keine Spur findet von allem, was ſich auf den jüngern, geſchichtlichen Odin und ſeinen neuen Götterdienſt irgend beziehen könnte. Die ſkandinaviſchen Sammler ſahen ſich, um ihre Sagen mit den geſchichtlichen Zeugniſſen einigermaßen in Uebereinſtimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zuſammenſchmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem ſolchen ältern Odin finde ich in unſerm Germanien nur eine einzige Spur bei den alten Schriftſtellern, die aber allerdings merkwürdig iſt. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulyſſes auch nach Deutſchland gekommen ſei, und dort die Stadt Asciburgum erbaut haben ſolle. Die Alten pflegten bei ſolchen Zuſammenſtellungen einen viel beſtimmteren Begriff zu haben, als wir vorausſetzen. Sie ſahen dabei nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten ſie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wiſſenſchaft und Kunſt, Merkur, beſonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieſelbe war, wobei ſie die große Lokalverſchiedenheit gar nicht laugneten, aber als das weniger wichtige überſahen. Ulyſſes war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm ſelbſt oder ſeinen Söhnen wurden noch im fernen Weſten Abentheuer oder Kolonien zugeſchrieben. Wo ſie nun immer bei den weſtlichen oder nordiſchen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der öſtlichen oder ſüdlichen Welt trafen, da hatten ſie gleich ihren Herkules oder Ulyſſes zur Hand, woran ſie jene fremde Nationalſage anknüpften. Die Erinnerung ihres Urſprungs und ihrer erſten Einwanderung aus Aſien war bei den nordiſchen Völkern nicht ganz erloſchen. Eine Sage dieſer Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutſchland, mußte alſo zu Tacitus Zeit noch bekannt ſein, und es ließe ſich glauben, daß ſelbſt der Nahme dieſes ältern Odin, wenn die deutſche Sage ihn ſo nannte, den Römer an den griechiſchen Odyſſeus erinnert, und um ſo mehr auf die gewaltſame Zuſammenſtellung geleitet habe. Den mannichfaltigen Angaben und zum Theil verworrenen Sagen und ſich widerſtreitenden Meinungen von dem jüngern unzweifelhaft hiſtoriſchen Odin ließe ſich wohl noch mit der meiſten Wahrſcheinlichkeit die Vermuthung unterlegen, daß derſelbe von den Gothen, deren Wohnſitze ſich bis in die Gränzen von Aſien erſtreckten, ausgegangen ſei; vielleicht zu der Zeit, als auch das Chriſtenthum ſchon Anhänger bei ihnen zu finden begann, womit doch wohl nicht alle zufrieden ſein mochten, ſo wenig als mit dem ſtäten Hindrängen in das römiſche Land und Leben, wodurch die väterliche Sitte nothwendig verdrängt werden mußte; daß mithin Odin, als Held und Fürſt, als Sänger, Seher und Prieſter, Anhänger und Erneuerer der alten Götterſage und nordiſchen Myſterien zurück nach dem innern Norden und Germanien gezogen ſei, dort in Altſachſen ein Reich geſtiftet, endlich aber in Schweden ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen habe.

Die geſchichtlichen Lieder und Heldengedichte ſind übrigens gewiß auch bei den gothiſchen und germaniſchen Völkern, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeſchrieben worden, weil es gegen den Geiſt ſolcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger iſt; auch in ſolchen Zeiten nicht, wo die Deutſchen ſchon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinſchaftlich mit ihnen lebend, Buchſtaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall ſein mit den weiſſagenden Geſängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu dieſen glaube ich wohl, daß auch Buchſtaben angewandt worden. Ich habe bei einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germaniſchen Völker, auch ehe ſie von den Griechen und Römern vielfältig ſchreiben lernten, mit der Buchſtabenſchrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde alſo die Gründe, warum ich dieſes für wahrſcheinlich halte, zugleich aber den allerdings ſehr beſchränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchſtaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, ſo wie wir es haben, iſt allerdings ſchon aus ſpäterer Zeit; mehrere Buchſtaben ſind ganz die römiſchen. Allein andere ſind grundverſchieden und laſſen ſich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchſtaben, ſelbſt die Mangelhaftigkeit des ganzen, urſprünglich nur ſechzehn Buchſtaben enthaltenden Alphabets ſcheinen eben ſo viele Beweiſe, daß es ein eignes und nicht erſt von den Römern entlehntes war. Selbſt in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelſachſen nachher von Griechen und Römern annahmen, ſind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieſes allen, oder doch mehreren germaniſchen Völkern gemeinſchaftlich war, beweiſen Runen-Inſchriften, gefunden in den entlegenſten Gegenden, wohin nur immer gothiſche oder andere deutſche Völker gekommen ſind. Woher ſollte denn aber der Norden und die Deutſchen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet ſich, wenn man eine ſolche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine ſolche dar, die nicht unwahrſcheinlich zu nennen iſt. Die Phönicier, welche ſo vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was ſich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs ſehr verſchieden geſtaltete, waren lange Zeit ganz im Beſitz des Handels im baltiſchen Meere. Hiſtoriſch gewiß iſt, daß mehrere am baltiſchen Meere anwohnende germaniſche Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegeriſchen Gränzvölker am Rhein. Hier am baltiſchen Meer war auch der urſprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienſtes der Hertha, welchen uns Tacitus allerdings als eine Art von Myſterien ſchildert. Ich finde wahrſcheinlich, daß die Runen vorzüglich nur ſolchen Prieſterverbindungen bekannt geweſen ſeien und gedient haben. Daß ſie von Alters her zum magiſchen Gebrauch angewandt worden, dafür gibt es ſo viele Beweiſe, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgeſucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weiſſagenden oder beſchwörenden Geſang begleitete, in welchen die Hauptbuchſtaben nach einer gewiſſen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wurden *). Dieſer eigne Gebrauch hat aller-

---

*) Auf ein weißes Gewand wurden die zuvor bezeichneten Stäbe ausgeſchüt

dings auch die auf den Inſchriften noch kennbare Form der Runen beſtimmt. So denke man ſich den Seher, oder den Prieſter, zugleich mit dem räthſelhaften Geſange, die geheimnißvollen Stäbe und Runen vor dem Hörer oder Lehrling legend, der es lernen ſollte, eines durch das andere zu deuten und den Zaubergeſang ſelbſt aus den magiſchen Stäben, die wir noch jetzt von jenem Urſprunge aus, Buchſtaben nennen, zu errathen. Wer ganz in der hiſtoriſch erhellten und gebildeten Zeit daheim iſt, der weiß ſich ſelten in die dunklere Vorzeit zu verſetzen: daher ihr vieles geliehen und philoſophiſch angedichtet wird, was nicht ſo war, und wieder anderes abgeſprochen, was ſie wirklich beſaß.

In Sachſen ſelbſt ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indeſſen blieben noch bis auf ſpäte Zeiten manche Erinnerungen und Ueberreſte davon zurück. Das Landvolk ließ ſich ſeine Frühlingsfeier nicht nehmen; dieß ſchuldloſe und in allen Religionen ſchöne Feſt der Natur ward nun auf den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unſerm nordiſchen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es ſchloſſen ſich manche Gebräuche der Art an das chriſtliche Pfingſtfeſt. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördlichen Deutſchlands, um die Zeit, wenn der Tag am längſten iſt, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, deſſen Sinn lange verloren iſt, ſtammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordiſchen Heidenthum her. Beſonders die Berge und Wälder, die alten Wohnſitze des ehemahligen Götterdienſtes, umſchwebten noch

---

tet, nach der ſehr anſchaulichen Beſchreibung des Tacitus Germ. cap. x. init. Runa heißt beim Ulfilas, Geheimniß; wovon unſer Raunen und Alraune. Von dem magiſchen Gebrauch dieſer Runen bei den heidniſchen Normannen ſpricht auch Rhabanus Maurus, de invent. linguarum, ap. Goldasti Script. rer. Allemann. ed. Senckenberg. tom. II. p. 69. Litteras quippe, quibus utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, a quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt: cum quibus carmina sua, incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

lange dieſe Erinnerungen. Noch manche chriſtliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder ſonſt merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; nicht minder die Eſche, dieſer magnetiſche Baum, welchen die Edda als den Urſtamm der Natur in ihrer Schöpfungs-Sage aufſtellt; in den Gedichten wird beſonders noch in ſpätern Zeiten die duftende Linde als ein zauberiſcher Baum gefeiert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherlei Aberglauben. Ueberhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem ſie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgeſtalt. Von den begeiſterten Seherinnen und mächtigen Alraunen der nordiſchen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerlei Beſchwörungen und Hexenkünſte übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daſelbſt verſammelten Helden und Göttergeſtalten trat in der Fantaſie des Volks das Geiſtergepolter der Walpurgisnacht.

Indeſſen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande ſelbſt vertilgt ward, fand ſie noch lange eine ſichere Freiſtätte in dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſie erſt ſpät und allmählig nach langem Kampfe dem Chriſtenthum wich, und noch in manchen herrlichen Geſängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen iſt. So können wir die Poeſie des Mittelalters und überhaupt die germaniſche Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländiſchen Edda ſtrömt. Ihrer jetzigen Abfaſſung nach fällt ſie in die Zeit zwiſchen Harald Harfagr, wo die Normänner ſich auf Island anſiedelten, und den Tod des Snorro Sturleſon, und den Untergang der isländiſchen Freiheit; alſo in das neunte bis dreizehnte Jahrhundert. In den ſpätern Stücken findet ſich manche Beziehung auf griechiſche Mythologie, und ſogar auf das Chriſtenthum, ſei es nun, um die nordiſche Sage dieſem ähnlicher zu machen, oder auch um ſie an die Geſchichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichſten Stücken, beſonders allen den poetiſchen der ältern Edda, athmet unſtreitig der echte und reine Geiſt der nordiſchen Götterlehre. Von der poetiſchen Seite unterſcheidet ſich dieſe von der der

Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Die griechiſche Götterlehre iſt vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zuſammengeſtellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man ſie im Vergleich mit der nordiſchen, doch als Ein Ganzes betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliert ſich allmählig in die Menſchenwelt; die Poeſie in die Proſa und Wirklichkeit. Die nordiſche Götterlehre erhält durch die letzte Kataſtrophe, auf die alles prophetiſch hindeutet, einen vollkommnen Schluß und iſt in ihren weſentlichen Grundzügen in dem Einen Werke der Edda umfaßt. Es iſt das Ganze wie ein einziges Gedicht, ein fortgehendes Trauerſpiel. Von dem erſten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erſtarrten Rieſen entſteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, und über dem alten Abgrunde die heilige Eſche, Ygdraſill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der ſeine Wurzeln durch alle Tiefen, und ſeine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgeſinnte lichte Geiſter die Macht der Rieſen, und die alten Kräfte der Finſterniß, in manchen Kämpfen beſiegen; bis zu dem bevorſtehenden Untergang der Götter und Aſen, Odins und ſeiner Kampfgenoſſen, iſt alles ein zuſammenhangendes großes Natur- und Heldengedicht. Das Weſentliche, worauf alles hinzielt, iſt abermahls wie in den meiſten alten Dichterſagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelſten, den tapferſten, den ſchönſten jugendlichen Helden meiſt zuerſt das Loos in der Schlacht; weil Odin ſie ſammelt in ſein Walhalla, um deſto mehr Genoſſen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorſtehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in dieſem letzten Kampf nicht mehr obzuſiegen, ſondern zu unterliegen vorher beſtimmt iſt. Die erſte Begebenheit, wodurch dieſer allgemeine Untergang ſich ankündigt, iſt Balders Tod. Wie in der trojaniſchen Sage in dem Tod der beiden Edelſten, des biedern Hektor und des ſchönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt ſich ausdrückt, eben ſo auch hier in dem Tode Balders, des Lieblings aller Götter, des ſchönſten der Helden. Vorher beſtimmt iſt ſein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthſel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthſel, deren eine tragiſche Auflöſung wartet, und läßt ihren beſtimmten Raub nicht fahren.

Am nächſten ſchließen ſich an die Wahrheit, jene Geſichte der nordiſchen Edda von der einbrechenden Dämmerung und Nacht der Götter, von dem bevorſtehenden Untergange der guten Aſen und Lichthelden, dem zur letzten Zeit beſtimmten Losbrechen der Finſterniß und ihrer Gewalten, und dem furchtbar bevorſtehenden obwohl vorübergehenden Sieg des böſen Loke, wie der auf jene kurze Finſterniß dann folgenden neuen Götterwelt, und himmliſchen Verklärung; ſo daß man hier faſt mehr als unbewußte Anklänge tiefſinniger Ahnung, und vielmehr ſchon eine wenn auch unvollkommne Kenntniß von den Wahrheiten des Chriſtenthums vermuthen und vorausſetzen möchte.

Ungefähr in derſelben Zeit der norwegiſchen Macht und Heldengröße, ſcheinen auch die Oſſianiſchen Gedichte, welche derſelben und ihrer Verbreitung über die hebridiſchen und iriſchen Inſelländer vielfältig erwähnen, ſo viel als davon alt und echt iſt, entſtanden zu ſein. Da ſie aber in dem ganz abgeſonderten Kreiſe des gaeliſchen Völkerſtammes in Schottland eingeſchloſſen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, ſo werdeich ihrer an einem andern Orte gedenken.

* * *

Siebente Vorleſung.

Aelteſte deutſche Poeſie. Vom Mittelalter überhaupt. Entſtehung der neuern Europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß deſſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen.

Bei den deutſchen Völkern im übrigen Europa zeigte ſich die Liebe zur Poeſie jetzt auch in einigen Verſuchen, das Chriſtenthum im Geſang darzuſtellen, und die Geſchichten der heiligen Schrift dichteriſch einzukleiden. So geſchah es bei den Sachſen in England und im ſüdlichen Deutſchland durch Ottfried. Als poetiſcher Kunſtverſuch konnte dieß nicht wohl ſehr glücklich ausfallen, da es auch ſpäter viel gelehrtern und kunſtreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichterſprache und Verskunſt bleiben es ſchätzbare Denkmahle, beſonders da dieſe chriſtlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, ſondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um ſo beſtimmter ſagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demſelben Zeitalter und ganz in derſelben Form vorhanden iſt. Es iſt ein Siegeslied auf den oſtfränkiſchen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus ſo alter Zeit, jetzt ſchon über neun Jahrhunderte alt, und von dieſer hohen Vortrefflichkeit, iſt ein unſchätzbares Denkmahl. Eine Stelle darin iſt auch hiſtoriſch wichtig; der Dichter ſchildert die feierliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

> Blut ſchien in Wangen
> Kampfluſt'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

> Lied ward geſungen,
> Schlacht ward begunnen.

Dieſes beweiſt, daß die altgermaniſche Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer durch ein geſungenes Helden- und Kriegslied zu begeiſtern, noch immer beſtand. Wie ſehr überhaupt die Heldenpoeſie auch in dem chriſtlichen Deutſchland immer fortgeübt und geliebt ward, beweiſt der Anfang eines andern alten Gedichts, welches keinem kriegeriſchen Gegenſtande, ſondern vielmehr dem Lobe eines Biſchofs, des heiligen Anno von Cölln gewidmet iſt:

„Wir hörten“ heißt es hier, „von Helden oftmahls ſingen,
„Und wie ſie feſte Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all zergingen
„Und wie ſich liebe Kampfgenoſſen ſchieden; —

— d. h. in Zwieſpalt geriethen.

Der ſtäte Inhalt aller heroiſchen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwieſpalt der Helden iſt in dieſen Verſen ſehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Nibelungen-Lied erſt im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in ſeine jetzige Geſtalt gebracht worden ſein mag, ſo dürfen wir doch wohl auch hier ſchon mit der Betrachtung bei demſelben verweilen, nachdem wir früher wahrſcheinlich gemacht haben, daß es ſeinem weſentlichen Inhalte nach aus den geſchichtlichen Heldenliedern der gothiſchen Völker entſprungen und nebſt dieſen und andern verwandten desſelben Kreiſes in der karolingiſchen Sammlung, wenn gleich in andrer Geſtalt und Mundart, mit umfaßt war.

Jene kunſtreiche Entfaltung der Begebenheiten, und faſt dramatiſche Ausführlichkeit in der Darſtellung, wie in den homeriſchen Gedichten, iſt den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, ſo daß die Nachahmung dieſer Weiſe andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bei einer einfachern und kunſtloſern Geſangs- und Dichtungsweiſe geblieben ſind, nimmt dieſes vaterländiſche Werk eine ſehr hohe, unter den heroiſchen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erſte Stelle ein. Beſonders zeichnet es ſich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden iſt es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglaſſung alles Ueberflüſſigen. Auch die deutſche Sprache zeigt ſich hier in einer Vollkommenheit, die ſie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bei der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, welche ſpäterhin bald Künſtelei, dann Härte und Verwilderung geworden iſt. Die Heldenſage aller Völker hat im Innern und weſentlich, wie ich ſchon oft bemerkte, viel Uebereinſtimmendes, nur daß ſie ſich überall der beſondern Nationalgeſchichte auf eigenthümliche Weiſe einwebt, und nach der verſchiedenen Gefühls- und Geſangsweiſe eines jeden Volkes eigen und anders geſtaltet. Auch hier wird die allgemeine tragiſche Anſicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedruckt in dem Tode eines einzelnen Lieblingshelden, des edelſten, ſchönſten, ſiegreichſten, der aber vorher beſtimmt iſt, dieſe herrlichen Vorzüge, die auf ihm zuſammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darſtellung einer großen Kataſtrophe, angeknüpft an eine halb hiſtoriſche Begebenheit aus der eignen Nationalſage. Von dieſer Seite nun findet alſo allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutſchen Gedicht die letzte Kataſtrophe tragiſcher, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich iſt, als irgend eine der homeriſchen Schlachten, ſo iſt dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit ſanftern Zügen geſchildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieſes Werk überhaupt die beiden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzuſtellen, ſowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfang des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören ſagen.

Ehe wir aber die Charakteriſtik dieſer deutſchen Heldenpoeſie weiter verfolgen, wenden wir unſre Betrachtung zuvor noch einmahl auf das Ganze des Mittelalters überhaupt.

Man ſchildert und denkt ſich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wie einen leeren Raum zwiſchen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunſt und Wiſſenſchaft auf der einen Seite völlig untergehen, um ſie dann nach einer langen tauſendjährigen Nacht deſto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporſteigen zu laſſen. Dieſes iſt aber in einer zwiefachen Rückſicht falſch, einſeitig, und nicht richtig. Das Weſentliche von der Bildung und den Kenntniſſen des Alterthums iſt nie ganz untergegangen, und vieles von dem Beſten und Edelſten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, iſt im Mittelalter und aus dem Geiſte desſelben entſprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche literariſch die reichſten, darum auch immer moraliſch die beſten und größten, politiſch die glücklichſten ſind. Wenn wir ſchon an den Gedanken gewöhnt ſind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer ſpätern literariſchen Ausbildung voranging, ſo ſollte man ähnliche Betrachtungen auch bei der Geſchichte des neuern Europa nicht ganz vergeſſen. Wenn man auf dieſe allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rückſicht nimmt, und bloß auf Geiſtesbildung und Literatur ſelbſt den Blick beſchränkt, ſo muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabſetzung des Mittelalters herrſchende.

Betrachten wir die Literatur als den Inbegriff der ausgezeichnetſten und eigenthümlichſten Hervorbringungen, worin der Geiſt eines Zeitalters, der Charakter einer Nation ſich ausſpricht; ſo iſt eine kunſtreich ausgebildete Literatur gewiß einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterſchied, eine und dieſelbe Art von literariſcher Ausbildung verlangt, und wo man dieſe nicht findet, gleich alles verwirft, ſo iſt dieß nicht nur einſeitig, ſondern auch falſch und gegen der Gang der Natur. Ueberall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunſt, die Sage der Geſchichte, die Poeſie der Kritik vorangehen. Hat die Literatur einer Nation keine ſolche poetiſche Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunſtreichen Entwicklung, ſo wird ſie niemahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeiſt athmen. Eine ſolche poetiſch reiche, aber nichts weniger als eigentlich literariſch oder wiſſenſchaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geiſtesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojaniſchen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und dieſem Umſtande verdankt ſie hauptſächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine ſolche poetiſche Vorzeit für das neuere Europa iſt das Mittelalter, dem man eine ſchöpferiſche Fülle der Fantaſie gewiß nicht abſprechen darf. Das ſtille, langſame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erſcheint, ſo giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Hervorbringungen. Einem ſolchen allgemeinen Frühlinge der Poeſie bei allen Nationen des Abendlandes iſt das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterſitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Literatur hat aber noch eine andere Seite als dieſe poetiſche, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft ſieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntniſſe der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, ſondern durch die natürlichen Fortſchritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetiſche Theil der Literatur iſt derjenige, welcher ſich in den beſondern Landesſprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere, auf die Erhaltung der überlieferten Kenntniſſe gerichtete, bildet die lateiniſche, allen Nationen des Abendlandes gemeinſame Literatur des Mittelalters. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geſchichte und in den Geiſt des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer geweſen, als er gewöhnlich dargeſtellt wird.

Wenn man freilich bloß auf die Poeſie und auf die Entwicklung des Nationalgeiſtes in den Landesſprachen ſieht, ſo möchte man wohl wünſchen, daß eine ſolche lateiniſche Literatur gar nicht vorhanden geweſen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geſchichte und Philoſophie, beſonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für ſich Barbariſches, und unſäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, Geſetzgebung und Staatsgeſchäfte in einer ausländiſchen, und vollends in einer abgeſtorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunſt gehabt; viele poetiſche Denkmahle der Deutſchen und aller andern Völker des Abendlandes ſind untergegangen, weil gutmeinende Ueberſetzer und ſein wollende Erklärer ſie ins Lateiniſche übertrugen, und in Proſa aufgelöſt als fabelhafte Geſchichte gaben, was urſprünglich wahre Poeſie und Heldenſage war. Viele poetiſche Talente und Werke ſind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verloren gegangen, daß die Verfaſſer ihre Dichterkraft an dem vergeblichen Verſuche verſchwendeten, in einer für ſie doch ſchon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen ſtand, andern lebendig vor Augen ſtellen zu wollen. Davon ließen ſich viele Beiſpiele anführen, von jener guten Kloſterfrau, der Roſwitha, die das Lob und die Thaten ihres großen ſächſiſchen Kaiſers in einem lateiniſchen Gedichte beſang, welches, wenn es ein deutſches geweſen wäre, ein ſchätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geſchichte, und gewiß auch der Dichtkunſt ſein würde, bis zum Petrarca, welcher ſeinen Dichterruhm nicht ſo wohl auf die italieniſchen Liebesgedichte, die ihn unſterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleien der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls anſah, als vielmehr auf ein jetzt vergeſſenes lateiniſches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhmes noch ſpäter die lateiniſche Sprache erwählten, und deren beſonders Italien und Deutſchland im 15ten und 16ten Jahrhundert ſo viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bei dieſen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateiniſchen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergeſſen, daß, ehe die beſondern Landesſprachen ſich entwickelt hatten, eine gemeinſame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlichen Unterricht, ſondern ſelbſt für die Staatsgeſchäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unſchätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zuſammenhing. Außerdem ward in allen romaniſch redenden Ländern, die lateiniſche gar nicht als eine fremde, oder ausgeſtorbene Sprache betrachtet, ſondern nur als die alte, regelmäßiger bei den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegenſatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der ſogenannten Vulgarſprache. Erſt im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateiniſche Sprache in dieſen Ländern auf, eine lebende zu ſein, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande ſich eigen geſtaltende Romanzo, ſich ſo weit von dem Lateiniſchen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volksdialekte, ſondern ganz andere Sprachen waren. Der Uebergang iſt jedoch ſo allmählig geſchehen, daß der entſcheidende Zeitpunkt ſich eigentlich nicht ganz genau und ſcharf beſtimmen läßt. Um ſo natürlicher war die Täuſchung, vermöge deren man die lateiniſche Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem ſie wirklich ſchon ausgeſtorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateiniſchen Sprache und Ausſprache beim Kirchengebrauch, bei den Gelehrten und Geiſtlichen und in den Klöſtern eigentlich ſtets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden iſt.

Die ganze Ueberlieferung und Erbſchaft aller Kenntniſſe und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein Allgemeingut der geſammten Menſchheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut iſt, was ihnen heilig ſein ſoll, und für deſſen Erhaltung wir ſie gewiſſermaßen verantwortlich machen und Rechenſchaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltſame Störung, wodurch dieſes Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerriſſen, oder auch nur zerriſſen zu werden bedroht wird, tadelt, ſich dagegen empört, und jede ſolche Unterbrechung als Barbarei verabſcheut, iſt ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indeſſen ſollte doch, ſtreng genommen, nur die abſichtliche Zerſtörung, oder die ganz ſtumpfſinnige Vernachläſſigung der Denkmahle der Vorwelt barbariſch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung ſollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarei gemacht werden. Eine ſolche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; abſichtliche Zerſtörung, wenn auch in der bildenden Kunſt häufiger, findet ſich doch in der Literatur äußerſt ſelten. Das einzige mir bekannte Beiſpiel einer abſichtlichen Vernichtung iſt jenes, wie in ſchon ziemlich ſpäten Zeiten zu Konſtantinopel einige damahls noch vorhandene erotiſche Dichter der Griechen, wegen zu freier Sinnlichkeit und Unſittlichkeit vertilgt worden ſein ſollen. Dieſe moraliſche Aengſtlichkeit, wobei nicht nur die Freiheit, welche der Dichtkunſt allenfalls vergönnt iſt, ſondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergeſſen ward, mag tadelnswerth erſcheinen. Daß indeſſen die Sammler und Abſchreiber des Mittelalters, ſowohl die byzantiniſchen, als die im Abendlande, im Ganzen ſelbſt in dieſer Hinſicht nicht ſo übertrieben ſtreng waren, beweiſt die Menge der noch vorhandenen griechiſchen und lateiniſchen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beſchaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfniſſe des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und der Literatur manchen empfindlichen Verluſt gebracht; ſelbſt in den neuern Zeiten und noch ſeit Erfindung der Buchdruckerei. Wie viel mehr vor derſelben, und da Handſchriften, koſtbar und in geringer Zahl, ſtatt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetſten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe die Gothen Rom, oder Araber Alexandrien beſetzten, ſind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tauſende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil ſie nicht weiter als in der einen Handſchrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verluſt mancher wichtigen Schriftſteller, und ſind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber iſt der Untergang eines einzelnen Schriftſtellers oder Geiſteswerkes, ſelbſt durch Vernachläſſigung verurſacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarei zu beſchuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Ariſtoteles, für uns einem der wichtigſten Denkmahle des griechiſchen Geiſtes, bei den Alten ſelbſt nur eine einzige Abſchrift übrig geblieben war, die vergeſſen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieſes geſchah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die literariſch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt ſind. Und geſetzt auch, daß die geſchichtliche Kritik gegen die buchſtäbliche Genauigkeit dieſer Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hatte, das Reſultat iſt dasſelbe; denn, wie da vom Ariſtoteles erzählt wird, ſo iſt es, wie wir genau und geſchichtlich wiſſen, obwohl nicht immer mit ſo glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftſtellern ergangen, und das zwar in den blühendſten und gebildetſten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abſchriften iſt im Abendlande ſeit Karl dem Großen, wenigſtens mit größtem Eifer und planmäßig geſorgt, eben ſo ſehr und vielleicht beſſer als nur immer in Alexandrien und Rom, oder ſonſt in den gebildetſten Zeiten des ſpätern Alterthums. Daß die chriſtlichen Schriften und Schriftſteller hiebei den Vorzug hatten, iſt billigerweiſe nicht zu tadeln. Wie viele aber ſind nicht im Abendlande auch von den heidniſchen und altrömiſchen erhalten? Konſtantinopel iſt nie durch die Gothen erobert, noch von ſogenannten Barbaren überſchwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl iſt deſſen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechiſchen Literatur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was ſich von der urſprünglich gar nicht ſehr reichen und ungleich ärmern lateiniſchen Literatur erhalten hat.

Es war überhaupt der wiſſenſchaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntniſſe in den erſten Zeiten des Mittelalters ſehr zweckmäßig eingerichtet. Nebſt allem, was für das Chriſtenthum nothwendig war, ging die nächſte Sorge auf das Studium der lateiniſchen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntniſſe war, ſodann auf die weſentlichſten Theile der Mathematik, und endlich machte man es ſich überhaupt in den Klöſtern zu einer Pflicht und Gewiſſensſache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abſchriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältniſſe das Weſentlichſte ſein mußte, ſo lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunſt der römiſchen Sprache nach Cicero und Quinctilian; beſſere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemeſſener und klarer, überhaupt in ſofern man noch in einer todten Sprache gut ſchreiben kann, beſſer als ſelbſt in der letzten Römerzeit, und im ſechsten Jahrhundert ſchrieb, iſt von allen Kennern dieſer Zeit und ihrer Literatur anerkannt. Nebſt der Sprache und ihren Denkmahlen war unſtreitig nichts ſo wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und ſo vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntniſſe und techniſcher Fertigkeiten iſt. Das ſchnelle Emporblühen des Wohlſtandes und der Städte, beſonders in Deutſchland unter den ſächſiſchen Kaiſern, der Flor der Baukunſt in dieſem Zeitalter, und ſo vieler andern Künſte, die Kenntniß und Wiſſenſchaft vorausſetzen, beweist die Fruchtbarkeit dieſes Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematiſchen und mechaniſchen Kenntniſſe, und die techniſchen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu laſſen.

Am meiſten möchte man wohl die Trennung des Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechiſchen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter ſelbſt noch griechiſch lernte, und Lehrer dieſer Sprache in zweien Städten des ſüdlichen Deutſchlands anſtellte, bis zu der Zeit, da die beiden letzten Ottonen aus dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, der griechiſchen Sprache kundig genug waren, um ſie zu ſprechen, war die Kenntniß derſelben in Deutſchland beſonders nie ausgegangen. War ſie früherhin, wie natürlich, zunächſt auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, ſo ließ jetzt der Erzbiſchof Bruno von Kölln, der aus demſelben großen Kaiſerhauſe entſproſſen war, Gelehrte aus Griechenland in der Abſicht kommen, um auch die Profanſchriftſteller, Geſchichtſchreiber und Philoſophen ſelbſt verſtehen zu können, und andern erklären zu laſſen. Unter der Dynaſtie der ſächſiſchen Kaiſer, welche mit dem byzantiniſchen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob ſich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutſchlande, eine Menge ſchöner Kirchen und Denkmahle der Baukunſt, nach dem Muſter der griechiſchen Sophien-Kirche, dem erſten Vorbilde aller chriſtlichen Architektur. Ueberhaupt aber war Deutſchland in dieſem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigſte, ſondern auch das cultivirteſte Land in ganz Europa.

So iſt alſo der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germaniſchen Völkern macht, daß ſie Verwilderung und Barbarei über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Beſonders ungerecht iſt dieſer Vorwurf gleich in den erſten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn dieſe, lange ſchon Chriſten vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt alſo mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältniſſen des gelehrten und geiſtlichen Standes, wie ſie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerſtörend gewirkt, ſondern vielmehr wiſſenſchaftliche Anſtalten erhalten und befördert, ſoviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umſtände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothiſchen Völker von einem fremden, wilden, heidniſchen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheihaß, weil ſie Arianer waren, ſie gegen die Katholiſchen ungerecht und erbittert machte. Selbſt die letzte blühende Zeit der noch alt zu nennenden römiſchen Literatur fällt unter Theodorich, und niemahls hat der ſeinſollende Patriotismus der Italiener einen verkehrteren Gegenſtand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer ſpätern Dichter: das von den Gothen befreite Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrſchaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzubald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarei begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantiniſchen

Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgeſogen ward. Ueberhaupt gibt es keine beſſere Rechtfertigung für die Einwirkung der germaniſchen Völker auf das neuere Europa, als wenn man dieſe aufſtrebende Thätigkeit, dieſe Fülle von Leben in dem europäiſchen Abendlande, dieſe ſich ſo mannichfaltig und ſo herrlich entwickelnde Nationalkraft, dieſe Poeſie des Mittelalters vergleicht und zuſammenſtellt mit dem Elend des tauſend Jahre lang dahinſchmachtenden byzantiniſchen Reichs, und ſie mit dieſer einförmigen Geiſteserſchlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch beſaßen die Byzantiner allerdings viel größere literariſche Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntniſſe, welche das Abendland erſt von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch in der Geiſtesbildung und Literatur nicht ſo ſehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünſtiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutſchen Völker, noch nicht Chriſten, in ihren Sitten rauher, und mit den römiſchen Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachſen in Britannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwiſchenzeit der Zerſtörung und Finſterniß annehmen, ſo hat dieſe höchſtens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theoderich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantiniſchen Druck in Barbarei darnieder lag, hatte ſich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in dem fernen Norden, in die Klöſter von Irland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachſen in England mit dem Chriſtenthum dieſe wiſſenſchaftliche Cultur, wie ſie damahls war, überkommen, als ſie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieſes Licht nach Frankreich und Deutſchland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöſchen. Seit Karl dem Großen hat eine ſtäte, nicht nur planmäßige Erhaltung, ſondern auch unermüdete und raſtlos fortſchreitende Erweiterung der Kenntniſſe Statt gefunden, ſo daß man eigentlich die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, welche genauere Geſchichtforſcher ſchon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen müßte. Selbſt in der finſterſten kurzen Zwiſchenzeit vom ſechsten bis zum achten Jahrhundert fing jenes wiſſenſchaftliche Inſtitut ſich an zu bilden, was durch Karl begünſtigt und allgemein begründet, die ausgedehnteſte Wirkſamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöſter, und einer für das Allgemeine wohlthätigen Geiſtlichkeit. Dieſen ſo zweckmäßig eingerichteten geiſtlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befeſtigten, und die Wiſſenſchaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa ſeine nachmahlige Ueberlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntniſſen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln ſo weit überlegen waren. Vergleicht man die poetiſche Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beſchränkten Hülfsmittel beider auch in ihren wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verſchwendung, die ein Harun al Raſchid, oder andere Chalifen und Sultane, als unumſchränkte Beherrſcher der reichſten Länder des Orients, über ihre wiſſenſchaftlichen Einrichtungen verbreiten und ausſchütten konnten, ſo erſcheint das Abendland dagegen dürftig und muß weit zurückſtehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum ſichern Beweiſe, daß die Wiſſenſchaften beſſer gedeihen durch Inſtitute, die vom Staate und den äußern Verhältniſſen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachſen, und ungehindert ſich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunſt und Willkühr eines Herrſchers, der darin zunächſt nur ſeinen eignen Ruhm und einen äußern Glanz ſucht. Am meiſten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wiſſenſchaftlichen Inſtituten und geiſtlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit ſicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichſt beförderte. So groß indeſſen auch Karls Verdienſte um Geiſtesbildung und Literatur, ſowohl die lateiniſche, als die der Landesſprache waren, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß Alfred, der ſelbſt Forſcher, ja für ſein Zeitalter ein Gelehrter war, beſonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleiſtet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im ſüdlichen Deutſchland für Geiſtesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungarn manches zerſtörten, ſo blühte bald darauf unter den ſächſiſchen Kaiſern eine Cultur auf, die in jeder Rückſicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Beſonders an guten Geſchichtſchreibern war damahls Deutſchland reich, ja reicher, als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimſchreiber an, bis auf Otto von Freiſingen, einem Fürſten aus dem Hauſe der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbaroſſa, aus dem Kaiſerhauſe der Hohenſtaufen; wozu auch das beitragen konnte, daß Deutſchland damahls der Mittelpunkt aller politiſchen Verhältniſſe war. Mönchs-Chroniken pflegte man ſonſt mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateiniſchen Geſchichtswerke des Mittelalters, weil ſie von Geiſtlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß dieſe Schriftſteller zum Theil von fürſtlicher Geburt, mit allen Staatsverhältniſſen und Geſchäften vertraut, überhaupt die unterrichtetſten und gebildetſten Männer ihrer Zeit, am beſten fähig waren, die wichtigſten Begebenheiten deſſelben mit geſunder Beurtheilung zu überſchauen, oder auch durch eigne Reiſen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenoſſen mit Klarheit darzuſtellen. So pflegte man oft in der Herabſetzung des Mittelalters ganz ſtreitende, und ſich widerſprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geiſtlichkeit die Rede, ſo hieß es: ſie beherrſchten weitläufige Länder, ſie lebten wie Fürſten, und ſie lenkten alle Staatsgeſchäfte. Kam man auf ihre Werke, ſo hieß es: unwiſſende Mönche ſeien ſie geweſen, welche keine Geſchichte ſchreiben konnten, weil ſie die Welt nicht kannten. Die beſte Lage für einen Geſchichtſchreiber iſt aber gerade eine ſolche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geſchäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr iſt, und die Freiheit behält, ſich zurückzuziehen aus dem Gedränge des Lebens, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuſchauer zu beobachten. Gerade in dieſer Lage befanden ſich mehrere von jenen Geſchichtſchreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geſchichte ſelbſt fortgeſchritten iſt, auch wieder faſt allgemein anerkannt wird, beſonders derer aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer.

In der Philoſophie hatte beſonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch ſie eingeführten Alleinherrſchaft des Ariſtoteles, ſehr ausgezeichnete Schriftſteller. Ein tiefer Forſcher iſt im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande ſeiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefſinnig war aber Anſelmus, obwohl ſeine Philoſophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geiſtreicher Denker und Redner iſt Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie ſein Schüler Johann von Salisbury.

Für alle die romaniſch redenden Länder mußte freilich eine Art von chaotiſcher Zwiſchenzeit entſtehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateiniſchen Urſprung ſich ganz lostrennen, und ſich wieder zu einer eigenthümlichen und einigermaßen beſtimmten Sprachform geſtalten konnte. Wenn nicht andere ungünſtige Umſtände es verhindert hätten, ſo wäre in dieſer Hinſicht das Verhältniß der deutſchen Völker für die Geiſtesbildung weit günſtiger geweſen. Denn es iſt noch ungleich leichter, zwei ganz abgeſonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwei Sprachen ſich vermiſcht haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derſelben zuerſt zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwicklung der deutſchen Sprache und alſo auch für die nationale Geiſtesbildung war es unglücklich, daß die zuerſt gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und ſo die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verloren ging. Die gothiſche Sprache, die ſchon ſehr regelmäßig gebildet war, erloſch mit der Nation ſelbſt. Eine noch ungleich mannichfaltigere Ausbildung erlangte die angelſächſiſche, von der man wohl ſagen kann, daß unter Alfred ſchon eine ganze Literatur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Ueberſetzungen, ſondern auch Geſchichten in Proſa und wiſſenſchaftliche Bücher mannichfacher Art enthaltend. Aber auch dieſe Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmahle beſtehen, ging unter, als die franzöſiſch redenden Normänner England eroberten, und aus der Miſchung eine ganz neue, die jetzige engliſche Sprache entſtand. So mußte nun die deutſche Sprache zum dritten Mahle das ſchwere Geſchäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geſchah im neunten Jahrhundert, denn damahls erſt begann unſere jetzige hochdeutſche Sprache, in der ſogenannten allemanniſchen Mundart, die aus der Verſchmelzung der gothiſchen und der ſächſiſchen Sprache, mit lateiniſchen Einmiſchungen verwebt, hervorging, ſich zu entwickeln; ſind auch früherhin ſchon Anfänge und Verſuche dazu gemacht worden, ſo ſind ſie doch noch nicht von ganz entſcheidendem Erfolg geweſen. In jenen allemanniſchen Denkmahlen ſehen wir die deutſche Sprache noch ganz ſo unbeholfen und ſchwankend erſcheinen, und im chaotiſchen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache ſich aus einer das Innere angreifenden Miſchung oder Revolution zuerſt wieder regelmäßig geſtaltet. In eben dieſem Zuſtande, wie die deutſche im neunten Jahrhundert, ſehen wir auch die ſämmtlichen romaniſchen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren erſten Verſuchen auftreten. Man iſt gewohnt, die deutſche Sprache als eine reine und uralte Stammſprache vor allen andern zu preiſen. Dieß kann von der altſächſiſchen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber ſo ganz von unſerer jetzigen hochdeutſchen. Dieſe iſt eine neuere, erſt im karolingiſchen Zeitalter aus der Verſchmelzung mehrerer deutſchen Mundarten, und einer ſehr beträchtlich romaniſchen Einmiſchung entſtanden, ſo daß man ſie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen ſtellen kann, welche aus der Verbindung der germaniſchen und der lateiniſchen entſtanden ſind, und deren Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit wohl eine aufmerkſame Betrachtung verdient, da ſie dem Geiſte der gebildetſten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germaniſche und urſprünglich deutſche, allen Völkern dieſes Stammes gemeinſame Sprache iſt die altſächſiſche, die unter Alfred in England die vollkommenſte Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachſen im nördlichen Deutſchland dieſelbe Sprache redeten, wie die in England, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken gebrauchten ſich urſprünglich derſelben, die auch dem ganzen germaniſchen Norden gemein war. Der Römer konnte ſich in England eines Franken zum Dollmetſcher bedienen, der Sachſe aus Britannien bedurfte ſelbſt in Schweden gar keines ſolchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das däniſche Lager ging, ſo hat er in keiner fremden, ſondern in ſeiner eignen Sprache die Lieder geſungen, höchſtens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Ausſprache. In welcher von den verſchiedenen deutſchen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl ſammeln ließ? Nicht in der gothiſchen, denn dieſe war erloſchen, oder höchſtens waren noch in den aſturiſchen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche ſie verſtanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutſchen allemanniſchen, die wir noch ein halbes Jahrhundert nach ihm erſt im Werden begriffen ſehen, und die nur deßhalb fränkiſch genannt wird, weil in der ganzen karolingiſchen Zeit, dieß nach dem herrſchenden Volke faſt eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutſche iſt. Dazu kommt, daß dieſe Lieder auch ſchon zu ſeiner Zeit alt, wenn auch nur zwei, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube alſo faſt mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß dieſe Lieder in ſächſiſcher Sprache abgefaßt und aus der gothiſchen in dieſe übertragen waren, in derſelben, welche Alfred ſchrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romaniſch redete, geſprochen hat; er, der am liebſten in den rheiniſchen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache urſprünglich auch die ſächſiſche war.

Dieſe Bemerkung iſt nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunſt, ſondern auch ſelbſt für die Geſchichte in ſo vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, ſie nicht zu übergehen.

Den Urſprung der hochdeutſchen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutſchen Völker, welche urſprünglich vorzüglich das baltiſche Meer umwohnten, haben, da ſie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltiſchen bis an das ſchwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen ſie ſogar einzelne Wörter annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verſchiedene Sprache erhalten. Im ſüdlichen Deutſchland, beſonders in den Alpenländern, hat ſich der gewöhnliche klimatiſche Einfluß gebirgigter Länder auf eine rauhe Ausſprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothiſche und fränkiſche Herrſchaft und Kolonieen haben im ſüdlichen Deutſchland eine Verwirrung oder Verſchmelzung verſchiedener deutſcher Mundarten erzeugt, und die romaniſche Einmiſchung iſt den römiſchen Kolonieen an der Donau, beſonders aber der frühern Verbreitung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden zuzuſchreiben; wie dieſe Einmiſchung aus der gleichen Urſache auch längſt der nordweſtlichen Rheingränze Statt gefunden hat, wo jedoch der norddeutſche Sachſenſtamm im Ganzen reiner erhalten und die Völker weniger vermiſcht worden. Durch dieſe Einflüße ward die ſo regelmäßige und ſchöne gothiſche Sprache in den rauhen allemanniſchen Volksdialekt umgewandelt; der aus ſeiner Verwilderung durch Jahrhundertlangen Anbau hervorgezogen, nachdem das nördliche und ſüdliche Deutſchland unter Einem Kaiſer vereint ward, auch von der ſächſiſchen Sprache und Mundart immer mehr und mehr annahm, und ſich eben dadurch zu der hochdeutſchen Rede geſtaltete, welche in dem ſogenannten ſchwäbiſchen Zeitalter der Hohenſtaufen zu einer völlig regelmäßigen Ausbildung gelangte, die aber bald von neuem wieder zugleich mit dem Reiche und dem ganzen ſittlichen Zuſtande verwilderte.

Unter allen romaniſchen Sprachen hat ſich die provenzaliſche zuerſt entwickelt, vermuthlich, weil ſie am wenigſten fremde Einmiſchung erfahren hat. Die alte Landesſprache iſt hier in dieſer zuerſt zur römiſchen Provinz gewordenen Gegend, wahrſcheinlich auch am früheſten erloſchen; die deutſche Anſiedlung iſt aber verhältnißmäßig wohl ſehr gering, und nicht bedeutend geweſen. Um alſo dieſe ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Ueberſicht zu beſchließen; ſo haben ſich von allen denen Sprachen, die aus der Vermiſchung der romaniſchen und der germaniſchen entſtanden ſind, die oberdeutſche oder allemanniſche, und die provenzaliſche zuerſt entwickelt, welche beide am meiſten rein geblieben waren und die geringſte Einmiſchung erlitten hatten. Von jenen drei romaniſchen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmiſchung erfahren haben, der italieniſchen, ſpaniſchen und nordfranzöſiſchen, hat die, welche ſich am meiſten von der lateiniſchen entfernt, die franzöſiſche, zuletzt den höchſten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngſte aller dieſer Sprachen iſt die engliſche, in welcher die Miſchung am ſtärkſten war, und beide Beſtandtheile des Germaniſchen und des Romaniſchen ſich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotiſche Zuſtand, den eine ſolche Miſchung nothwendig zur Folge hat, am längſten gedauert. Daß aber auch aus einem ſolchen in der Folge etwas ſehr Edles hervorgehen kann, das zeigt ſich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der engliſchen Sprache, ſo wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeiſt ihrer Literatur, die ohne eine ſolche Sprache ſich nicht ſo würde haben geſtalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte ſich beſonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poeſie, welche man bei den Provenzalen die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, und welche bei den geiſtvollſten Nationen des damahligen Europa einen ſo verſchwenderiſchen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geiſt des Minnegeſangs aus allen dieſen Ritterdichtungen athmet, und dieſer Geiſt vorzüglich ſie von andern bloß heroiſchen Heldengedichten unterſcheidet, ſo mache ich mit dem erſten den Anfang. Der Minnegeſang blühte zuerſt auf bei den Provenzalen, und pflanzte ſich von ihnen auf die Italiener fort, die anfangs ſelbſt wohl in provenzaliſcher Sprache dichteten. Jetzt iſt dieſe Sprache wie ausgeſtorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derſelben unbenutzt in den Handſchriften-Sammlungen da liegen.*) Nebſt Frankreich blühte die fröhliche Wiſſenſchaft am früheſten in Deutſchland, am meiſten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Erſt im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegeſang der Italiener durch Petrarca ſeine kunſtreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der ſpaniſchen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieſer alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das ſechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Caſtillejo, der Ferdinand dem Erſten aus ſeinem Vaterland nach Oeſterreich folgte.

---

*) Das Werk von A. W. v. Schlegel sur la langue provençale, hat uns über dieſe ſo wenig bekannte älteſte und erſtgebildete unter den romaniſchen Schweſterſprachen, von denen ſie nun verdrängt iſt, reichhaltigen Aufſchluß gegeben.

Der Minnegeſang hat ſich bei jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verſchiedenen Nationalgeiſte gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiener keine Nation von der andern ſo gar viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbſt die Liederform hat ſich bei jeder Nation ganz verſchieden geſtaltet. In allen herrſcht der Reim, und zwar ein ſehr, muſikaliſcher Gebrauch desſelben, der ohne die Beziehung auf die Muſik faſt verſchwenderiſch und ſpielend ſcheinen könnte. Wahrſcheinlich hat dieſe gemeinſchaftliche Eigenſchaft ihren Grund in der Beſchaffenheit der damahligen Muſik, da ſie urſprünglich alle zum Geſange beſtimmt waren.

Daß die deutſchen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgeſetzt hat, iſt um ſo weniger wahrſcheinlich, da die Deutſchen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben: denn ſchon unter Kaiſer Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Kloſterfrauen das häufige Singen der deutſchen Liebesgeſänge oder Wynelieder, zu unterſagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutſche Fürſten, die in Italien mehr einheimiſch waren, auch in provenzaliſcher Sprache gedichtet; aber dieß beweiſt für den deutſchen Minnegeſang ſelbſt nichts. Wäre dieſer entlehnt, ſo würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarca ſeine geliebten Provenzalen ſo oft mit Ruhm anführt, um ſo mehr, da die deutſchen Verfaſſer der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzaliſchen oder franzöſiſchen Quellen faſt jeder Zeit anführen.

Wie dem auch ſei, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweiſe, ſind die deutſchen Minnelieder von den provenzaliſchen und franzöſiſchen ganz verſchieden, und von allen noch vorhandenen und ſchon bekannten Sammlungen der Art iſt die deutſche die reichſte.

Was darin zuerſt auffällt, iſt der ſanfte Geiſt, den ſie athmen: beſonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieſer Fürſten und Ritter, von denen ſie herrühren, in der Geſchichte als die kühnſten Helden auftreten ſieht. Aber dieſer Gegenſatz findet ſich oft in der Natur, und muß wohl dem menſchlichen Herzen, wenn es edel iſt, gemäß ſein: daß nähmlich mitten in einem ganz kriegeriſchen Leben ſanfte Neigungen erwachen, und aus der höchſten heroiſchen Kraft das feinſte Zartgefühl, wie eine ſchöne Blume emporſteigt. So iſt auch jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeſchrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, ſanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten ſollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und muſikaliſche Weichheit in der Sprache hat man den deutſchen Minneliedern noch nie abgeſprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändelei. Der Vorwurf der Einförmigkeit iſt eigentlich ſonderbar; es iſt als ob man ſich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel ſeien. Freilich ſollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens ſchmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeſchüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura ſelbſt hätte es zu viel werden mögen, wenn ſie alle Gedichte, welche Petrarca noch bei ihrer Lebenszeit an ſie geſungen hat, mit einem Mahle hätte leſen ſollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von ſolchen Liedern, weil ſie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander leſen oder durchlaufen; wozu ſie urſprünglich gar nicht beſtimmt waren. Denn ſind ſie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet geweſen, ſondern manche bloß erſonnen worden; ſo war es doch immer für den Geſang, und um geſungen, wo immer man Luſt daran fand, das geſellige Leben zu erheitern und zu verſchönern. Außerdem iſt es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgeſänge, ſondern überhaupt alle lyriſchen Gedichte, wenn ſie ganz Natur ſind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, ſich in einem beſtimmten Kreiſe von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe ſich ſelbſt in der ernſthaften lyriſchen Gattung durch Beiſpiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewiſſe Hauptrichtung haben, wenn es ſich eigenthümlich und poetiſch ausſprechen ſoll; und wo das Gefühl vorherrſchen ſoll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannichfaltigkeit der lyriſchen Gedichte findet ſich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle möglichen Gegenſtände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht ſelten den Ton und den Geſchmack der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beiſammen, und um ſo mehr Abwechslung zum hintereinander Durchleſen findet, je mehr das Lied und der Geſang zum Gelegenheitsgedicht herabgeſunken iſt, oder ſich in ſinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zerſplittert und aufgelöſt hat.

Der zweite Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß ſie tändelnd ſeien, iſt nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel iſt. Selbſt die Alten, obwohl ſie in ihren erotiſchen Gedichten mehr die Gluth der Leidenſchaft in ihrer ganzen Stärke darzuſtellen ſtreben, haben doch erkannt, daß auch dieſes Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem ſie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darſtellen, und an dieſen Begriff ſo manche ſinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigſte Leidenſchaft auch in der Ritterzeit oft tragiſche Ereigniſſe und Handlungen hervorgebracht hat, läßt ſich ſchon aus dem lebendigen Charakter dieſes Zeitalters vermuthen. Die Geſchichte biethet eine Menge Beiſpiele der Art dar. Aber dieſe ernſthafte und leidenſchaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern ſelten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platoniſchen Sinngedichte und Geſänge des Petrarca, ſind die deutſchen Minnelieder nicht. Doch in den meiſten wird auch dieſe Seite nur zart berührt. Vorzüglich und faſt ausſchließend ergriffen dieſe Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantaſie einen freien Raum eröffnet. Es war alſo der Geiſt des Minnegeſangs überhaupt, und des deutſchen insbeſondere etwa folgender. Aus der den Deutſchen urſprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte ſich bei mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Chriſtenthum ſtrengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, ſo lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poeſie iſt. Die provenzaliſchen Liebeshöfe und Gerichte, die daſelbſt mit einer faſt metaphyſiſchen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, ſind dem deutſchen Minnegeſang eigentlich durchaus fremd. Er iſt kunſtlos im Vergleich mit dem ſinnreichen Gedankenſpiel des Petrarca oder der ſpaniſchen Lieder; dagegen aber iſt er gefühlvoller, und beſingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epiſche Helden-Poeſie gehört ganz der Vorzeit an; der Dichter eines ſchon kunſtgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft epiſch zu dichten, iſt immer als eine höchſt ſeltene Ausnahme, und als eine in ſeinem Jahrhundert oder bei ſeiner Nation einzige Erſcheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatiſchen Gattung behauptet dagegen die Kunſt deſto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunſtgebildeten Zeitalter kann ſie gedeihen. Für die lyriſche Dichtung iſt, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichſten, ſo auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, ſie hervorzubringen, das glücklichſte. Eine ſolche, freilich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls ſchwelgende, ſondern auch kriegeriſch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebſt den Kreuzzügen ſelbſt, haben vorzüglich die Normannen viel beigetragen, der Fantaſie der europäiſchen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums ſchon überall vorhanden, ſo wie ſie ſelbſt aus der urſprünglich germaniſchen Verfaſſung hervorgehen; der poetiſche Glaube an das Wunderbare, an rieſenſtarke Helden, Berggeiſter, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordiſchen Götterlehre in der Fantaſie zurückgeblieben. Aber es war ein friſcher Lebensgeiſt, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem ſie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poeſie jetzt von neuem befruchteten. Dieſer Geiſt verließ ſie nicht, als ſie chriſtlich dachten und franzöſiſch ſprachen; vielmehr verbreitete er ſich nun erſt recht über ganz Frankreich und über das ganze chriſtliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jeruſalem, an denen ſie einen ſo ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweiſe war durchaus poetiſch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, ſtets auch in den kriegeriſchen Unternehmungen das Kühnſte wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und ſo haben ſie auf die Poeſie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Beſonders ſcheinen ſie die Geſchichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht geſtaltet zu haben. Das hiſtoriſch Wahre in dieſer Geſchichte, die Schlacht bei Roncesvall, wo das fränkiſche Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod ſtarb, war eher eine unglückliche als ſehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks ſo werth blieb, und auch für die Poeſie ſchon früh ein beliebter Gegenſtand wurde, davon iſt der Grund vielleicht darin zu ſuchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortſchritten der Araber Schranken zu ſetzen, und ſelbſt jenſeits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinſames Bollwerk für das geſammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich chriſtlichen Anſicht dieſer Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Chriſtenheit gefallen;

waren ſie alſo gleich irdiſch beſiegt, ſo blieb ihnen doch die himmliſche Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod geſtorben, und wurden alſo als Märtyrer betrachtet. In einer ſolchen Anſicht war unſtreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, deſſen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bei den Normannen diente; denn ohne dieſe himmliſche Tröſtung wäre ein unglückliches Todeslied ſchwerlich geeignet geweſen, den Muth zur Schlacht zu beſeelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geſchichte von Karls Thaten, von der Schlacht bei Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargeſtellt, anfangs in der Abſicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beiſpiel und hohes Vorbild unter dem ſchon verherrlichten und vielbeſungenen Nahmen des großen Kaiſers und ſeiner Helden aufzuſtellen; ja es ward Karln ſelbſt ein fabelhafter Kreuzzug beigelegt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zaubereien des ganzen Orients in die Geſchichte Karls, behandelte dieſe ganz fabelhaft, und früh genug ſcheinen ſich auch einige komiſche Charaktere und Dichtungen an das Uebrige angeſchloſſen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reiſebeſchreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Aſien durchſtreift hatte, und der wegen ſeiner Uebertreibungen und ſeiner großen Zahlen nur Meſſer Millione genannt wurde: da gab es zwiſchen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet ſein, was nicht in dieſen Poeſien zuſammengefloſſen wäre. So verlor dieſe geſchichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer urſprünglichen Geſtalt wohl Gegenſtand für ein ernſtes Heldengedicht hätte ſein können, allen feſten Grund und Boden, und wurde bloß eine Form oder Einfaſſung, worin ſich alle möglichen beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantaſie mit dem Wunderbaren. Dieſe Geſtalt hat ſie beim Arioſt, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der

Dichter des hinreiſſenden Zaubers ſeiner Sprache und ſeiner Darſtellung gewiß, gar nicht mehr täuſchen will durch ſeine luſtigen Geſtalten, und vorüberfliegenden Gemählde, ſondern oft durch abſichtliche Uebertreibung, durch willkuhrliche Unordnung und ſcheinbare Verwirrung, in der bald hier, bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingeſtreute Scherze, die Täuſchung ſelbſt wieder zerſtört.

Achte Vorleſung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eſchenbach, wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritterzeit und Gedichte vom Cid.

Es ſind vorzüglich drei Kreiſe von Fabeln und Geſchichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenſtande dienten. Den erſten bilden die Sagen von den gothiſchen, den fränkiſchen und burgundiſchen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; ſie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verſchiedenen unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Dieſe heroiſchen Sagen haben am meiſten einen geſchichtlichen Grund; ſie athmen noch ganz den nordiſchen Geiſt, ſie ſind vielfältig auch in den ſkandinaviſchen Sprachen beſungen und behandelt worden, und ſchließen ſich zunächſt an die heidniſche Vorzeit, und an die altdeutſche Götterlehre an. Der zweite Hauptgegenſtand der Rittergedichte war Karl der Große, beſonders aber ſein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bei Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten ſich ſehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrſcher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beigetragen haben, daß die Normannen, welche dieſe Dichtung vorzüglich ausgebildet, ſich Karln bei allem Ruhm, der ſeinen Namen umgab, in ähnlichen Verhältniſſen dachten, wie ſie die unthätigen Monarchen des alten Frankenreichs auf ſeinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch ſei, eine gewiſſe, faſt komiſche Uebertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieſer Geſchichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantaſie, wie wir es im Arioſt ſehen. Nicht ganz ſo erging es dem dritten Fabelkreiſe der Ritterdichtung, den Geſchichten von dem britiſchen König Artus und ſeiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das urſprünglich Geſchichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darbothen, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geſchichtliche Artus, ein chriſtlicher König von celtiſchem Stamm in Britannien, und deſſen Schickſale und Kriege gegen die anfangs noch heidniſchen Heerführer der Sachſen, wäre nur ein ſehr beſchränkter Gegenſtand geweſen. Deſto mehr legte man hinein, indem man in dieſer Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten ſuchte, und man behielt hier weit mehr ein beſtimmtes Ziel im Auge, als bei den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächſt ſchloſſen ſich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den ſchönſten Verhältniſſen des ritterlichen Lebens darzuſtellen beſtimmt ſind. Die vorzüglichſte dieſer Dichtungen iſt durchaus elegiſch, wie es ſelbſt der Nahme Triſtans bezeichnet. Dieſer ſanfte elegiſche Anſtrich iſt der Natur einer ſolchen Darſtellung durchaus angemeſſen, ſchon wegen des Widerſpruchs zwiſchen den äußern Verhältniſſen, und dem innern Gefühl der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und ſelbſt der Freude derſelben immer ſchon eine gewiſſe wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugeſellt, und beſonders auch, weil die höhere Sehnſucht doch nie ſich ganz befriedigt fühlt. Die poetiſche Umgebung, das Wunderbare und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schickſale der Liebe verwebt erſcheinen, wirken durchaus verſchönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darſtellung in die Gegenwart und proſaiſche Wirklichkeit verlegte, durch pſychologiſche Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menſchenkenntniß den Mangel an Poeſie erſetzen wollen. Die Welt und die Menſchen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poeſie die Ahnung ſolcher Gefühle, die ſelbſt ſchon eine natürliche Poeſie ſind, bei denen, die ſie noch nicht kennen, wie die Erinnerung derſelben bei jenen, die ſie ſchon erfuhren, zu erwecken, und indem ſie alles in dem ſchönſten Lichte zeigt, und mit einem magiſchen Zauber umgiebt, dieſe Gefühle nicht ſowohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epiſchen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Triſtan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, ſo ward jener mehr elegiſchen Dichtung die heitere und fröhliche vom Lancelott zugeſellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und ſeiner Tafelrunde. Man ſuchte in dieſem Kreiß, welcher den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in ſich faſſen ſollte, beſonders auch den Begriff eines geiſtlichen Ritters auszudrücken, wie derſelbe einem hohen Gelübde getreu, durch ſtrenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern erſteige, und zu immer höhern Graden der Weihe ſich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von ſolchen ganz allegoriſchen Ritterdichtungen erſonnen, deren Ziel ſtets dahin geht, darzuſtellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, ſich der Geheimniſſe und Heiligthümer würdig machen ſoll, deren Aufbewahrung hier als das höchſte Ziel ſeines Berufs erſcheint. Man darf aber annehmen, und es ſind beſtimmte Anzeichen und Beweiſe vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geiſtlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmſten geiſtlichen Ritterorden entſtanden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgeſprochen wird, ſondern auch manche von den ſinnbildlichen Begriffen und Ueberlieferungen, welche einige dieſer Orden, beſonders die Tempelherren, unter ſich hatten, in dieſen Dichtungen niedergelegt ſind. Dieß iſt auch in geſchichtlicher Rückſicht merkwürdig. Leſſing, welcher, ſo viel ich weiß, dieſe Bemerkung zuerſt gemacht, und der eine ſehr ſorgfältige Unterſuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande, darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenſtänden der Art bekannt ſind, werden ihm unſtreitig beiſtimmen, wenn ſie die alten Dichtungen mit dieſem Gedanken aufmerkſam betrachten wollen. Selbſt in den franzöſiſchen Romanen vom Graal iſt dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerſt kunſtreichen deutſchen Behandlung.

So hat denn dieſer dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegoriſchen Charakter. Dieſe drei Fabelkreiſe, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, ſind die vorzüglichſten Gegenſtände der Poeſie im Mittelalter geweſen; unzählige andere Dichtungen ſchloſſen ſich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es iſt jetzt noch zu betrachten, welche Geſtalt der Geiſt der Ritterdichtung, wie des Ritterthums ſelbſt, bei jeder der vornehmſten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poeſie bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe erloſchen iſt und verloren ging, und faſt nirgends zu der vollendeten Entwicklung und kunſtreichen Schönheit der Darſtellung gelangte, deren ſie wohl fähig geweſen wäre. Zuvor aber iſt es nöthig, noch des Einfluſſes der Kreuzzüge auf die Poeſie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und beſonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poeſie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptſache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiſte, worin ſie unternommen ward, ſchon an und für ſich haben mußte, die Fantaſie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon wurden noch in derſelben Zeit beſungen, da ſie eben erſt geſchehen waren; ſie durften nicht erſt in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetiſch zu erſcheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geſchichten Karls des Großen, nebſt denen von der Tafelrunde mehrentheils vor, weil hier die Fantaſie noch freiern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poeſie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, iſt bei weitem nicht ſo groß geweſen, als man ihn früher oftmahls angab, und was davon wahr iſt, gebührt wenigſtens größtentheils, wenn auch nicht ausſchließend, den Perſern, und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientaliſchen Dichtkunſt ſind es vorzüglich zwei, welche dieſen Einfluß und den Geiſt darſtellen, der durch denſelben nach Europa herüber kam, oder auch ſchon urſprünglich dem Dichtergeiſt des Nordens verwandt war: die unter dem Namen Tauſend und Eine Nacht bekannte arabiſche Mährchenſammlung, und das perſiſche Heldenbuch des Ferduſi, den man bald den Homer, bald den Arioſt des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poeſie der Araber vor Mahomed beſtand, ſo weit ſie bekannt iſt, aus lyriſchen Heldengeſängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegeriſchen Thaten und die Gefühle der Liebe beſangen, beſonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und ſeines Geſchlechts. Alles iſt auf den Stamm, der geprieſen werden ſoll, gerichtet, und um ſeine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch gehaßten und angefeindeten Stämmen in das hellſte Licht zu ſetzen. Daneben Sittenſprüche, ſinnreiche Gedankenſpiele, wie das ganze Morgenland ſie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine ſolche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geiſter und andere wunderbare Naturen in ihrem Kampf dargeſtellt, wie die Griechen, die Perſer ſie hatten, und wie ſie auch in der nordiſchen Götterlehre enthalten iſt, findet ſich nicht in jener altarabiſchen Poeſie. Sie iſt ſo ganz lokal, daß ſie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man ſich ganz in die Lebensart jener arabiſchen Stämme verſetzen, um ihre Poeſie einigermaßen verſtehen zu lernen. In der Abweſenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausſchließenden Richtung und Beſchränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältniſſe und Erinnerungen einiger kriegeriſchen Stämme vom arabiſchen Adel, haben dieſe Geſänge eine allgemeine Aehnlichkeit mit den oſſianiſchen. Nur daß in dieſen meiſtens der klagende Ton der herrſchende iſt, angemeſſen dem Gefühl einer ſchon erlöſchenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauſchten Lande, unter trübem und rauhem Himmel. In den arabiſchen Stammgeſängen herrſcht dagegen ein ſtolzer, freudiger, muthiger Geiſt, wie einer ſiegreichen Nation, und dem ſüdlichen Klima angemeſſen. Statt der Klage ſpricht hier auch oft der kriegeriſche Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgeſänge ſind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem ſie entſprungen ſind.

Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologiſchen Heldenſage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bei allen Nationen, die eine ſolche beſitzen, manche Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung verrathen.

Eine dichteriſche Mythologie war ſo entfernt von dem Geiſte der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt iſt, wie ein Araber zu Mahomeds Zeit die perſiſchen Heldengeſchichten von Isfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomed aber dieſem Einhalt that, weil er beſorgte, daß man Gefallen daran finden, und ſeine Poeſie, und ſeine Zwecke leicht darunter leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als ſie Aſien beherrſchten, an den Zaubergeſtalten der perſiſchen Dichtkunſt. Dieß beweiſen die ſchon erwähnten arabiſchen Mährchen. Daß beſonders diejenigen darunter, welche am meiſten Wunderbares und Feerei enthalten, urſprünglich nicht alt und echt arabiſch ſeien, ſondern die Poeſie darin den Perſern, zum Theil vielleicht ſelbſt den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientaliſchen Literatur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den Perſern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen ſelbſt ausgegangene und gebildete Ritterpoeſie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyriſchen Stammgeſänge, das iſt wenigſtens bis jetzt noch nicht erwieſen. Und wenn auch neuerdings eine oder die andere den Arabern wirklich originaleigenthümliche größere Ritterdichtung aufgefunden worden iſt, ſo wird doch dadurch das Verhältniß im Allgemeinen nicht weſentlich verändert.

Elfen und Alraunen, Berggeiſter und Meerweiber, Rieſen, Zwerge und Drachen waren in der nordiſchen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß iſt nicht entlehnt, ſondern eine urſprüngliche Verwandtſchaft zwiſchen der nordiſchen und perſiſchen Götter- und Geiſterlehre. Nur die ſüdlichen Zaubergeſtalten jener Feerei, und den orientaliſchen Farbenglanz der Fantaſie hat die Bekanntſchaft mit dem Morgenlande in die Poeſie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Uebereinſtimmung Statt. Das perſiſche Heldenbuch, worin der Dichter um das Jahr Tauſend unſerer Zeitrechnung, die Sagen und Geſchichten der perſiſchen Helden und Könige zuſammentrug, und in der reinſten und blühendſten Perſerſprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantaſie beſang, welche ihm den Beinahmen des Paradieſiſchen verſchaffte, der nun ſein geſchichtlicher Nahme geworden iſt, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologiſchen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dſchemſchids, auf deſſen Nahmen alles zuſammen gehäuft wird, wodurch ein Herrſcher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erſcheinen kann, ſteht am Anfange dieſer Dichtung als das goldene Zeitalter des ehemahligen Perſerreichs, und der geſammten aſiatiſchen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit ſich verdunkelt, und der herrlichſte Herrſcher in Stolz und Uebermuth verſinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan, zwiſchen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finſterniß, iſt nun der Mittelpunkt, um den ſich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den böſen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afraſiab vergeblich kämpft; wie dieſer zur allgemeinen Herrſchaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber ſchon ein Retter der Perſer geboren iſt in Ruſtan, welcher den wilden Beherrſcher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern von König Choſru endlich ganz beſiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geſchichtlichen Stifter des perſiſchen Reichs, die hiſtoriſche Zeit beginnt; das ſind lauter Dichtungen, in welchen überall der altperſiſche Begriff vom Kampf des Lichts und der Finſterniß in Heldenſage eingekleidet iſt. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derſelbe Geiſt, und iſt dieſelbe Beziehung ſichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieſer Art wenigſtens fremden Gegenſatz und Begriff vom Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meiſten chriſtlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann ſagen, daß er durchgehends darin herrſcht, ſo früh nur eigentlich chriſtliche Dichtung und Sinnbilder der darſtellenden Kunſt ſich zu entwickeln angefangen haben. Das Chriſtenthum verwirft jene perſiſche Vorſtellungsart von dem ewigen Gegenſatz und Kampf des Guten und Böſen, nur inſofern derſelbe auch auf die Gottheit ausgedehnt wird, und ſodann zwei von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es iſt eine Verſchiedenheit, die, wenn man ſo ſagen darf, nur die Metaphyſik betrifft. Im übrigen erkennt das Chriſtenthum in der Sinnenwelt wie in der Geiſterwelt, in der Natur wie im Menſchen jenen Gegenſatz des Guten und Böſen, den Kampf des Lichts und der Finſterniß an, wie er ſich denn auch in allen eigenthümlich chriſtlichen Vorſtellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es iſt alſo auch dieſe Uebereinſtimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; ſondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltanſicht, die bei aller Verſchiedenheit doch in mehreren weſentlichen Grundzügen übereinſtimmt.

Die ſpätern romantiſchen Gedichte der Perſer, wie Meſchnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern als epiſche Liebes- und Rittergedichte dieſer Gattung nach, welche den Alten fremd war, immer noch an die Poeſie des Mittelalters. Doch iſt dieſe Schwelgerei der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße ſelbſt da fremd, wo man Gedichte am meiſten als Blumenſpiele betrachtet; noch weiter aber entfernt ſich die darin herrſchende Behandlung der Liebe ſelbſt, und alles, was das ſittliche Gefühl berührt, von der Weiſe der Europäer.

Vergleicht man die altfranzöſiſchen Fabliaux und Erzählungen mit den arabiſchen Mährchen, ſo ergiebt ſich, daß mehrere ſolche Geſchichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen ſein mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß laſſen die Abweichungen vermuthen, und die eigne Geſtaltung, welche die Geſchichten angenommen haben. Indeſſen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenſeitig geweſen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen ſein, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollſtändige Heldendichtungen ſcheinen die Europäer nicht aus morgenländiſchen Quellen entlehnt zu haben; ſelbſt die fabelhafte Geſchichte Alexanders, obwohl ſie auch den Perſern den Stoff lieh zu einem romantiſchen Heldengedicht, haben ſie nicht von dieſen, ſondern aus einem griechiſchen Volksbuche entlehnt, um ſie dann zu einem Rittergedicht umzugeſtalten. Eben dieß geſchah den Sagen der Alten von den trojaniſchen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, ſondern aus ſpätern Volksbüchern ſchöpfte. Unſer Zeitalter, an hiſtoriſchem Wiſſen ſo reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünſtelei das erſte, kann freilich ſtolz herabſehen auf dergleichen ungeſchickte Kinderverſuche, wie die trojaniſchen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indeſſen hatte jenes Zeitalter, ſo weit es in allen den erwähnten Rückſichten nachſtehen muß, doch einen Vortheil für ſich, und es iſt wenigſtens leicht zu begreifen, wie jene griechiſchen Heldenſagen die damahligen Menſchen ſo anſprechen, ihnen ſo verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter recht eigentlich die chriſtliche Heldenzeit, und in der Heldenſage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Ritterſitten erinnert. Tankred und Richard, ſammt ihren Sängern und Troubadours ſtanden dem Achill und Hektor, und den trojaniſchen Rhapſoden in mancher Hinſicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines ſpätern kunſtgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil ſie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geſchichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichſten ſind, und das Wunderbare, was ſie haben, mehr als bei allen andern Eroberern ein poetiſches iſt.

Ueberhaupt kamen jetzt bei dieſem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländiſchen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermiſcht. Dieſe chaotiſche Miſchung ward in der Folge allerdings die Urſache, daß die vorzüglichſten, ſinnvollſten, in Europa einheimiſchen Heldenſagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantaſie ſich auflöſten, allen geſchichtlichen Grund und feſten Boden verloren.

Für die große Menge romantiſcher Dichtungen, welche jetzt entſtanden, entweder ſich anſchließend an jene drei Hauptkreiſe der Poeſie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil ſelbſt auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt ſich nur ein allgemeiner Maaßſtab angeben. Sie haben um einen deſto höhern Werth, je mehr ſie auf geſchichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poeſie, der eigentlich freie Spielraum der Fantaſie, auf eine ungezwungene und natürliche Art ſeine Stelle findet; und jemehr ſich in dem Ganzen der Geiſt der Liebe ausſpricht. Ich verſtehe darunter nicht bloß eine milde, ſchonende, und gleichſam liebevolle Behandlung alles deſſen, was dargeſtellt wird, vielmehr überhaupt den Geiſt, der die eigentlich chriſtlichen Dichtungen alle weſentlich unterſcheidet; der auch da, wo ein tragiſcher Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabſichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerſtörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schickſals endigt; ſondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues höheres Leben in verherrlichter Geſtalt aufſteigen läßt, und auch den irdiſch Beſiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine ſolche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geſchmückt darſtellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwicklung der Ritterpoeſie, oder ihrer frühen Entartung bei den vornehmſten Nationen Europa's bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutſchen den Anfang mache, deren Literatur in dieſem Zeitraume und in dieſer Gattung, wenn auch nicht an ſich die reichſte, doch wenigſtens verhältnißmäßig vollſtändiger bekannt iſt, und betrachte zuletzt die italieniſche, weil bei dieſer der Rittergeiſt am wenigſten Herrſchaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken ſich neigende Art und Weiſe auch in der Poeſie derſelben ſchon früh herrſchend geworden iſt.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutſchen Sprache und alten Poeſie, beginnt mit Kaiſer Friedrich dem Erſten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts iſt die erſte Blüthe ſchon vorüber; von da an geht eine in vieler

Hinſicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiſer Maximilian. Die Proſa wird ausgebildeter, die Kunſt der Verſe geht aber mehr und mehr verloren, die Sprache in der Poeſie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erſchütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung in der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwiſchen uns und jener ältern deutſchen Art und Kunſt auch in der Sprache und Dichtung bildet. Vor Barbaroſſa's Zeit, ſcheint die Kultur, durch welche ſich Deutſchland unter den ſächſiſchen und den erſten fränkiſchen Kaiſern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateiniſche als eine deutſche geweſen zu ſein. Es konnte auch nicht wohl anders ſein an dem Kaiſerhofe ſelbſt und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutſchland, ſondern auch halb Italien, das zum Theil romaniſche Lothringen, das faſt ganz romaniſche Burgund beherrſcht und gelenkt, die Staaten-Verhältniſſe und Geſchäfte ſo vieler andern Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateiniſche, das nächſte und das dringendſte Bedürfniß. Aus eben dieſem Verhältniſſe erklärt ſich's auch, daß einige Kaiſer, welche oft ſo lang von Deutſchland abweſend waren, in romaniſcher Sprache dichteten, wie einige von den Hohenſtaufen, obwohl es von anderen mehrentheils in deutſcher geſchah. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geſchäftsſprache fand auch für Deutſchland ſelbſt Statt, wo nebſt der einheimiſchen auch die ſlaviſchen Sprachen ſo weit ausgedehnt, die beiden Hauptmundarten jener aber, die norddeutſche und ſüddeutſche, die ſächſiſche und allemanniſche damahls nicht wie ſpäter mehr und mehr verſchmolzen und bloß als Dialekte, ſondern noch faſt wie zwei abgeſonderte Sprachen von einander verſchieden waren. Das Aufbluhen der deutſchen Sprache unter Friedrich dem Erſten ſcheint mir nicht ſowohl dem, was er ſelbſt unmittelbar für Geiſt und Bildung that, allein, als auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß jetzt mehrere einzelne Fürſten, und auch ſolche, die nicht ſo weitläuftige Länder beherrſchten, daß die Sorge der Herrſchaft ſie ganz hätte hinnehmen können, dennoch unabhängig, machtig und reich genug wurden, um auf Verſchönerung ihres Lebens durch Geſang und Kunſt mehr als zuvor zu denken. So verſammelten nebſt den Landgrafen von Thuringen, beſonders auch die öſterreichiſchen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem ſolchen in Oeſterreich lebenden Dichter rührt wahrſcheinlich die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, ſondern auch manche Rückſicht und abſichtliche Verherrlichung Oeſterreichs verräth dieſes Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rudiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbſt auf die ſehr vortheilhafte Schilderung des Attila kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Oeſterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimiſcher Held, und alſo nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf Rudiger der Chriemhild, da ſie Bedenken tragt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, verſichert, daß viele chriſtliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, ſo iſt dieſes der Geſchichte gemaß. Auffallender ſchon iſt eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beim Attila ohne Unterſchied, theils nach chriſtlicher Ordnung, theils in heidniſchen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie ſein Leben und ſeine Thaten waren, genug gegeben und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkuhr den Eroberer Attila in einen milden großmuthigen Herrſcher, gleich einem chriſtlichen Kaiſer umgebildet, während ſie den thätigſten aller Selbſtherrſcher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts ſelbſt vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieſer letzten Abfaſſung des Nibelungen-Liedes konnte man mit Wahrſcheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers ſetzen; und wollte man, da der Dichter eines ſolchen Werks kein Unbekannter geweſen ſein kann, die Vermuthung auf einen beſtimmten und bekannten Nahmen richten, ſo möchte es Heinrich von Oſterdingen geweſen ſein, der in Thuringen geboren, in Oeſterreich aber angeſiedelt war. Welcher Wahrſcheinlichkeit oder Vermuthung man aber auch uber dieſen

Gegenſtand Raum geben oder den Vorzug ertheilen wolle, nachdem das herrliche Gedicht in Paraphraſen und Commentaren, von Chorizonten und Allegoriſten, gleichwie es mit den homeriſchen Geſängen geſchah, ſo vielfältig iſt bearbeitet und hin und her unterſucht und beurtheilt worden; gewiß bleibt, daß es in dieſer ſeiner jetzigen Geſtalt und letzten Abfaſſung und Vollendung, nicht durch den zufälligen Zuſammenfluß von allerlei Sagen-Fragmenten entſtanden ſein kann, ſondern von Einem Meiſter herrührt, dem größten jener Zeit, wie das Werk ſelbſt unter allen übrigen von ähnlicher Art und verwandtem Inhalt desſelben Jahrhunderts, in Sprache und Darſtellung, in Geiſt und Anordnung, hoch abgeſondert durch ſeine Vortrefflichkeit und ganz einzig daſteht.

Es iſt dasſelbe nicht bloß in der Sprache das vorzüglichſte jener Zeit, ſondern auch in der innern Einrichtung ſehr regelmäßig. Es hat einen faſt dramatiſch vollkommnen Schluß, es iſt in ſechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere einzelne Stücke und auch metriſch zuſammen gehörende Abſchnitte oder Rhapſodien zerfallen, ſo wie ſie zum Geſang beſtimmt waren. Der Dichter muß ſich ſehr treu an ſeine alten Quellen gehalten haben, weil, einzelne Worte ausgenommen, eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen ſich in dem Gedichte findet, wenigſtens durchaus nicht im Geiſte des ganzen Gedichts, noch in der Weiſe der Dichtung, wie dieſes doch ſonſt leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorſticht.

Ungleich mehr ſichtbar iſt dieſer Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern ſo beliebten, und faſt unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von ſehr verſchiedenem Werth ſind.

Von den übrigen Ritterdichtungen ſcheinen die von Karl dem Großen in deutſcher Sprache zuerſt, nachher aber keine mit ſo viel Liebe behandelt worden zu ſein, als die von Artus und ſeiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von dieſen altdeutſchen Rittergedichten romantiſchen Inhalts fällen, oder beſonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermiſſe, ſo würde ich ſagen, ſie ſind allzuſehr im Geiſt und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommenes Rittergedicht dasjenige zu nennen ſein, was dadurch, daß es noch einen geſchichtlichen feſten Grund und Boden in der Nationalſage hätte, das Nationalgefühl ſo in Anſpruch nähme, und in dem wunderbaren und heroiſchen Theile ſo groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen ſoll, ſo ſchön und zart, und ganz den Geiſt der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Und wenn zugleich darin verwebt wäre, was die chriſtliche Allegorie für den innern Sinn des Lebens und die geiſtige Naturbedeutung auch der Dichtkunſt Schönes darbietet, ſo würde es um deſto reicher an Klarheit und Tiefe zu nennen ſein. Ob die kunſtreichen Dichter des romantiſchen Geſanges einer ſpätern Zeit, unter Italienern, Engländern und Deutſchen, dieſes Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entſcheiden. Nah ſcheint ihm Torquato Taſſo zu ſtehen. — Noch ſind aus jener alten Zeit einige deutſche Behandlungen, beſonders vom Triſtan vorhanden, welche in der muſikaliſchen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geiſt der Minnelieder athmen. Unter allen deutſchen Dichtern dieſer Zeit war der kunſtreichſte Wolfram von Eſchenbach, welcher von den Geſchichten der Tafelrunde, beſonders jene allegoriſchen gewählt hat, von denen ich ſchon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geiſtlichen Ritterſchaft, nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerei mit Begriffen ſein möge, ſondern in deutlicher Beziehung auf die ſinnbildlichen Ueberlieferungen der Tempelherren zu ſtehen ſcheine. In ſeinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutſchland, wie Dante in Italien, dem er in ſeinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen iſt, daß er bisweilen gern mit der Gelehrſamkeit prunkt, die damahls ſo ſelten war, und worin er die andern Sänger ſeiner Zeit und ſeines Landes weit übertrifft. In Rückſicht ſeiner Neigung zu einer faſt orientaliſchen Fülle der Fantaſie in dem mahleriſchen Theile, könnte man ihn dem Arioſt vergleichbar finden. Es iſt mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bildenden Kunſt; wenn ſie zuerſt, wie ſo häufig, verſtümmelt und mit dem Roſt der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahnet man oft ihren wahren Gehalt und hohe Vortrefflichkeit nicht, die, wenn ſie erſt gereinigt, wieder hergeſtellt und dem Sinne zugänglich gemacht worden ſind, ſich Jedem klar vor Augen ſtellt. Die Vergleichungen zwiſchen den Dichtern verſchiedener Zeiten und Völker ſind ſelten ganz angemeſſen, denn jeder bildet ein eignes Weſen für ſich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Es gleichen dieſe alten Gedichte in der hohen, einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen, und von Verwunderung über das Seltſame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, ſo iſt auch die gothiſche Baukunſt, wie die Ritterpoeſie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollſtändigen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen und ſchon wieder verfallenen Werke, geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichſten Werke der Art geſehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen iſt, welche allen gemeinſchaftlich zum Grunde liegt. Es ſpricht ſich der Geiſt des Mittelalters überhaupt, beſonders aber der deutſche, in keinen andern Denkmahlen ſo ganz aus, als in denen dieſer ſogenannten gothiſchen Baukunſt, deren Urſprung man gleichwohl immer noch nicht recht geſchichtlich genau nach allen Veranlaſſungen und Abſtufungen ihrer Entwicklung kennt.*) Zwar, daß ſie nicht von den Gothen herrühre, iſt nun anerkannt, da ſie viel ſpäter entſtanden iſt, und faſt ohne Uebergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortrat. Ich rede von demjenigen Styl der chriſtlichen Baukunſt, welcher durch die hoch empor ſtrahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zuſammengeſetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterſchmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterſchieden iſt von der ältern Gattung, der nach dem Muſter der Sophienkirche in Konſtantinopel im neugriechiſchen Geſchmack erbauten Denkmahle. Mauriſch iſt hierin nichts, oder nur wenig Bedeutendes; einige wahrhaft mauriſche Gebäude in Sicilien und Spanien dagegen, haben einen weſentlich verſchiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande ſolche gothiſche Gebäude gefunden; aber von Chriſten erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieſer ganz eigenthümlichen Baukunſt fällt ins zwölfte, dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutſchland hat ſie allerdings am meiſten geblüht, und deutſche Meiſter haben nach ſolchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunderung der damahligen Italiener, den Dom in Mailand erbaut. Aber nicht in Deutſchland allein, beſonders in den deutſchen Niederlanden, hat ſie geblüht, ſondern eben ſo ſehr in England und im nordweſtlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen erſten Erfinder ſind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünſtler kann nicht der Urheber dieſer neuen Kunſtart geweſen ſein; ſein Nahme würde ſich erhalten haben. Die Meiſter, welche dieſe wunderbaren Werke gebildet haben, ſcheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter ſich eng geſchloſſene Geſellſchaft gebildet zu haben. Wer ſie aber auch geweſen ſeien, ſie haben nicht bloß Steine übereinander haufen wollen, ſondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch ſo herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weiſe zur ſchönen Kunſt; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darſtellung iſt dieſer älteſten und erhabenſten aller Künſte nicht verſtattet. Nur durch die Bedeutung kann ſie in einem gewiſſen Sinne Gedanken ausdrücken, und iſt dadurch auch ſicher, hohe Gefühle von ganz beſtimmter Art zu erregen. Symboliſch muß daher alle Baukunſt ſein, und mehr als jede andere iſt es dieſe chriſtliche des deutſchen Mittelalters. Was zuerſt und am nächſten liegt, das iſt der Ausdruck des zu Gott empor ſteigenden Gedankens, der vom Boden losgeriſſen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieſes iſt eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beim Anblick dieſer, wie Strahlen emporſchießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er ſich dieſes Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöſt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form iſt bedeutend und ſinnbildlich, wovon ſich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweiſe finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drei Haupteingänge nehmen die hereinſtrömende Menge von den verſchiedenen Weltgegenden her auf. Drei Thürme entſprachen der Dreizahl des chriſtlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob ſich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Geſtalt des Kreuzes war ſchon von früh in der chriſtlichen Kirche geſucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der ſogenannten ſchönen Form zu betrachten ſei; denn alle dieſe gewählten Formen ſtimmen innigſt zuſammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die chriſtliche Baukunſt ſchon früh vermieden, da aber die aus drei oder vier runden Säulen zuſammengeſetzten keine gute Form geben, ſo wählte man nun jene ſchlanken, wie aus einem Bündel verſchlungenen Röhren in der mannichfaltigſten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieſer Baukunſt iſt die Roſe; daraus iſt ſelbſt die eigenthümliche Form der Fenſter, Thüren, Thürme in allem ihren Blätterſchmuck und reichen Blumenzierrathen abgeleitet. Das Kreuz und die Roſe ſind demnach die Grundformen und Hauptſinnbilder dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdiſchen nähmlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

---

*) Mit Recht darf man hoffen, daß Boiſſerées Werk über den Kölner Dom hierin Epoche machen, und über vieles bis jetzt Unbekannte reichhaltigen Aufſchluß geben wird.

Ich habe nur an einem Beiſpiel im Vorübergehen zeigen wollen, daß manche Erſcheinungen des Geiſtes und der Kunſt des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet viele der allgemeinen Beurtheiler gewohnt ſind, alles ohne Unterſchied zu verwerfen, wovon ſie oftmahls weder die wahre Herkunft wiſſen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt ſind.

In dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ward in der deutſchen Poeſie der Hang zu moraliſchen Lehrgedichten, theils allegoriſchen, theils ſatiriſchen Inhalts herrſchend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beiſpiel erwähnt zu werden verdient, wie auch dazumahl der Weltlauf beſchaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meiſtens der Betrogene blieb, der ſchlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrſchaft in dem geſammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten ſich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geſchichte entferntes Spiel der Fantaſie aufgelöſt, ſo ging man nun zu dem entgegengeſetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden alſo die beiden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beiden letzten bedeutenden Erſcheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poeſie, kann man die beiden bekannten Ritterbücher anſehen, welche Kaiſer Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch ſelbſt verfaßt hat; das eine in Proſa, das andere in Verſen, den Theuerdank und Weißkunig. Ritterbücher, nach dem Geiſt, der darin weht, und inſofern ſchätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geſchichte, halb der Allegorie angehört, iſt keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geiſt, den letzten, welchen man einen altdeutſchen nennen kann.

In Frankreich hat ſich wie in England der Rittergeiſt ſelbſt ſehr lange erhalten, die Ritterpoeſie iſt aber ſchon früh, und noch ehe ſie irgend eine Stufe kunſtreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich geſchah dieſes, indem ſie ſich ganz in Proſa auflöſte, und in unermeßlich lange, weitſchweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Geſang der ältern Gedichte auf keine Weiſe erſetzen konnten. In England nahm die Sache eine weniger ungünſtige Wendung, inſofern wenigſtens einzelne poetiſche Anklänge aus der frühern Zeit in Menge, Romanzen und Volkslieder, worin die Poeſie ſich hier zerſplitterte, in lebendigem Geſang und Andenken aus dem alten Reichthum zurückblieben. Es giebt alte franzöſiſche Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer und beſonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben ſo wenig wie der nordfranzöſiſche Minnegeſang mit dem provenzaliſchen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten franzöſiſchen Zeit, ſcheint wohl Thibault, der Graf von Champagne und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erſte Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, ſind nächſt der lateiniſchen, zuerſt in franzöſiſcher Sprache ausführlich niedergeſchrieben, oder in mündlichen Liedern und Ueberlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich ſelbſt, ſondern auch in England; beide Länder laſſen ſich auch in der Geſchichte der Literatur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bei der man die damahlige politiſche Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegeſang dort blühte, ein Lehen des deutſchen Reichs, zu Burgund gehörig; und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbaroſſa den Grafen Berengar mit dieſem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegeſangs und der Geiſtesbildung in den provenzaliſchen Ländern, welche alſo nicht bloß durch eine ganz verſchiedene Sprache, ſondern auch politiſch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und öſtlichen Provinzen dagegen, ſtanden meiſt unter engliſcher Herrſchaft, und nicht ſowohl ausſchließend den Franzoſen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der ſchon oft erwähnte große und weſentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoeſie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortſchritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Roſe, wegen ſeines hohen Ruhms keine ſehr vortheilhafte Meinung. Die franzöſiſche Literatur iſt im vierzehnten Jahrhundert nicht ſehr reich, außer daß die Ritterbücher fortdauernd fleißig vermehrt wurden; was aber davon bekannt iſt, beweiſt nur, daß die Sprache damahls nicht auf derſelben Stufe ſtand, und bei weitem noch nicht ſo entwickelt und ausgebildet war, als es Proſa und Poeſie zu dieſer Zeit ſchon bei den Spaniern und Italienern waren. Die vollkommne Geſtaltung der franzöſiſchen Sprache war einer viel ſpätern Zeit vorbehalten. Eben ſo blieb auch England jetzt noch zuruck; wie wir um ſo mehr annehmen müſſen, da ihr Chaucer in ſeinem Zeitalter doch ſo ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er wohl als ein allgemeiner Maaßſtab betrachtet werden kann, nachdem er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht ſind es die furchtbaren Kriege geweſen, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, ſo wie die blutige Fehde der York und Lancaſter, welche die ſchnellere und glücklichere Entwicklung der Sprache und der Dichtkunſt in beiden Ländern hemmten; vielleicht iſt aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, beſteht der eigenthümliche Reichthum der Franzoſen wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen: dieſe waren die Quellen, aus welchen Boccaz ſo oft geſchöpft hat, denen er aber durch ſeinen ſchönen Styl erſt ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich ſcheint mir daher in der altfranzöſiſchen Literatur der Vorrang, den ſie vor andern Nationen, auch damahls ſchon in derſelben Gattung behaupten, worin ſie in neuern Zeiten ſo reich geweſen iſt. Ich meine die geſchichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften, geſellſchaftlich entwickelten Beobachtungsgeiſt erfordern, und als Sittengemählde und in der Darſtellung der einzelnen Züge, eine Art von Aehnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von Joinville, beginnt dieſer der franzöſiſchen Literatur ganz eigenthümliche Reichthum in einer Gattung, welche erſt ſpäter ihre volle Entwicklung erreichte.

Spanien beſitzt in dem hiſtoriſchen Heldengedichte von ſeinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieſes iſt die Gattung der Poeſie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächſten und am mächtigſten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, iſt mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geiſteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, ſchon aus dem eilften Jahrhundert ſein, ſo gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiſte nach durchaus dieſer ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientaliſchen, zum Wunderbaren und Fabelhaften ſich hinneigenden Geſchmack iſt hier gar keine Spur. Es iſt der reine, treuherzige, edle, altcaſtiliſche Geiſt, und iſt die Geſchichte des Cid, wahrſcheinlich ſehr bald nachdem ſie ſich zugetragen, als hiſtoriſches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie die Heldenſage beſonders in der Mythologie der verſchiedenen Völker meiſtens von einem gewiſſen elegiſchen, und ſelbſt tragiſchen Gefühl begleitet iſt. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernſthafte Seite des Heldenlebens, welche ſelbſt die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Herkules und deſſen ungefüge Leibes-Stärke von ihnen oft nicht ohne komiſche Uebertreibung geſchildert, auch Ulyſſes führt mancherlei Abentheuer und Liſten aus, die eher Schwänke zu nennen ſind. Am meiſten tritt aber dieſe Seite in der hiſtoriſchen Betrachtung großer Helden und heroiſcher Menſchen hervor. Wie ſehr auch die Geſchichte ſelbſt, des Helden Uebergewicht an Seelenſtärke, Tapferkeit und an Körperkraft ſchildern mag; er erſcheint doch nicht in der poetiſchen Ferne einer wunderbaren Welt, ſondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegenſatz iſt, den ſeine heroiſche Kraft und Ueberlegenheit mit dieſer, mit ihren Verhältniſſen, Bedürfniſſen und ihm in den Weg gelegten Hinderniſſen macht, je mehr giebt eben dieſer Gegenſatz, Anlaß zu mancherlei komiſchen Zügen, welche dem Eindruck der heroiſchen Größe nichts ſchaden, welche dadurch vielmehr treuherziger erſcheint, und dem Gefühl um ſo näher rückt. Komiſche Züge der Art ſind mehrere im ſpaniſchen Cid; z. B. wie er auf eine freilich nicht ganz zu billigende Weiſe, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdiſchen Wucherer einen Kaſten mit Steinen, als einen koſtbaren Schatz verſetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach ſeinem Tode einer aus dieſem Geſchlecht, dem aufgeſtellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erſchütterung das furchtbare Schwert eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen.

Dieſes ſind die Volksſpäße, wie ſie einem ſolchen alten Gedichte allenfalls wohl anſtehen; eine feinere Ironie herrſcht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abweſenheit ihres Gemahls den König ſo oft heimſucht, und in den Antworten, welche dieſer ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder überſetzt hat, ſind ungleich ſpäter, aber der Charakter der alten Dichtung iſt treu darin bewahrt, und ſie haben in der Urſprache eine ganz eigenthümliche ungekünſtelte Anmuth, die nur in der etwas nachläſſigen Ueberſetzung nicht mehr ſo fühlbar iſt.

An Romanzen haben die Spanier einen eben ſo großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der ſpaniſchen beſteht aber darin, daß ſie nicht bloß Volkslieder ſind in dem beſchränkten Sinne des Worts, ſondern die beſten derſelben ſind in einer größern und allgemeinern epiſchen Weiſe gedacht und abgefaßt, und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetſten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder ſind als einzelne poetiſche Anklänge einer der Poeſie günſtigen Vorzeit von großem Werth; doch iſt es an ſich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poeſie, welche den Geiſt und das Gefühl der geſammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln ſoll, dem Volke allein überlaſſen bleibt. Auch werden ſolche einzelne verlorne poetiſche Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverſtändlich; ſie finden ſich am häufigſten bei ſolchen Nationen, deren Sinn zwar poetiſch iſt, deren Poeſie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erſchütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerſtückelt worden iſt.

MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen von der älteſten Zeit bis auf den Sophokles. . . . 3

Zweite Vorleſung.

Spätere griechiſche Literatur. Sophiſtik und Philoſophie. Alexandriniſches Zeitalter. 36

Dritte Vorleſung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römiſchen Literatur. 67

Vierte Vorleſung.

Kurze Dauer der römiſchen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientaliſchen Denkart auf die abendländiſche Philoſophie. Moſaiſche Urkunde, Poeſie der Hebräer. Religion der Perſer. Idee der Bibel und Charakteriſtik des alten Teſtaments. 93

Fünfte Vorleſung.

Indiſche Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweiſe der alten Völker. Literatur, Denkart und Geiſtesbildung der Indier. 131

Sechſte Vorleſung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Chriſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Literatur, und Charakteriſtik des neuen Te-

Seite
taments. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda . . 163

Siebente Vorleſung.

Aelteſte deutſche Poeſie. Vom Mittelalter überhaupt. Entſtehung der neuern europäiſchen Sprachen. Poeſie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß derſelben auf den Geiſt der Rittergedichte, beſonders der von Karl dem Großen. 192

Achte Vorleſung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poeſie des Abendlandes. Arabiſche Lieder, und Perſiſches Heldenbuch von Ferduſi. Letzte Abfaſſung des Nibelungen-Liedes. Wolfram von Eſchenbach; wahre Bedeutung der gothiſchen Baukunſt. Spätere Poeſie der Ritter-Zeit und Gedichte vom Cid. 218

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Zweiter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Zbc/48/356

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte

der

alten und neuen Literatur.

Zweiter Theil.

Geſchichte

der

alten und neuen Literatur.

Vorleſungen,

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Zweiter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neunte Vorleſung.

Italieniſche Literatur. Allegoriſcher Geiſt des Mittelalters. Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italieniſchen Dichtkunſt überhaupt. Lateiniſche Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derſelben. Altrömiſche Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich verſucht, ein Gemählde der verſchiedenen europäiſchen Nationen, der Deutſchen, Franzoſen, Engländer, Spanier, und beſonders ihrer Dichtkunſt und Geiſtesbildung im Mittelalter und bis zum ſechzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Literatur der Italiener iſt noch zurück, der ich dieſe Stelle anweiſe, weil ſie den Uebergang macht von der Poeſie des Mittelalters zu der neuern Literatur der letztern Jahrhunderte, ſeitdem die Wiſſenſchaften und durch ſie auch die Künſte im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewiſſem Sinne wieder hergeſtellt worden.

Die ältere italieniſche Dichtkunſt ſchließt ſich auf der einen Seite ganz an die Philoſophie des Mittelalters, in dem allegoriſchen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber haben die antiken Vorbilder am meiſten auf ſie eingewirkt und ihre künſtleriſche Ausbildung ſtand in genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen. Die beiden Dichter, Petrarca und Boccaz, waren ſelbſt Gelehrte, welche an dem Verdienſt der wieder erweckten und neubelebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeiſt und die Ritterpoeſie haben überhaupt in Italien am wenigſten geherrſcht und Einfluß gehabt. Selbſt Dante wollte ſein Werk zuerſt lateiniſch dichten; Petrarca ſpricht von den Ritterdichtungen ſogar mit Abneigung und Geringſchätzung; und wenn auch Er dem Geiſt des Zeitalters durch ſeinen kunſtreichen Minnegeſang huldigte, ſo war es mehr die herrſchende Gefühlsweiſe, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Ueberzeugung von dem eigentlichen Weſen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieſer neuern Dichtkunſt. Denn nicht auf jenen Minnegeſang, der ihn unſterblich gemacht hat, ſondern an ein lateiniſches, jetzt nur durch ſeinen Verfaſſer noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er ſeinen Ruhm zu gründen. Dieſes in dem ehemahligen Vaterlande des römiſchen Geiſtes ſo natürliche Schwanken zwiſchen der altlateiniſchen und neuitalieniſchen Sinnesart, Kunſt und Sprache, zeigt ſich auch noch in dem dritten großen Schriftſteller der erſten italieniſchen Zeit, im Boccaz. Die ſpitzfindigen Geiſtesſpiele der provenzaliſchen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzöſiſchen Erzähler ſuchte er in dem für dieſen Zweck faſt zu ernſten, zu kunſtreichen und geſchmückten Styl der Alten, in der Weiſe eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere ſeiner Werke enthalten einen mißlungenen Verſuch, die Mythologie der Alten in chriſtliche Geſchichten einzuflechten, oder auch chriſtliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieſes ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürſten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Verſen nahm er den Stoff nach der Weiſe des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freilich beſſer kannte als andere deutſche oder franzöſiſche Dichter, welche vor ihm Aehnliches verſuchten. Auch in dieſer nicht glücklichen Wahl zeigt ſich ſeine Vorliebe für das Antike, und ſein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poeſie zu vereinen.

Der reichhaltigſte, wichtigſte und erfindungsreichſte unter dieſen drei alten italieniſchen Dichtern war unſtreitig Dante, deſſen Werk alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe damahliger Zeit, das geſammte Leben des ſpätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach ſeiner Vorſtellungsweiſe umfaſſend, ſchlechthin einzig in ſeiner Art iſt, und unter den Begriff keiner Gattung ſich fügt. Es hat zwar mehrere ſolche allegoriſche Gedichte im Mittelalter, beſonders auch in provenzaliſcher Sprache gegeben; aber dieſe ſind verloren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieſer Art ſo weit übertroffen, daß er ſie verdrängte und nun allein vor uns ſteht. Wollte man die Poeſie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunſtformen der Alten, die nicht darauf paſſen, bloß hiſtoriſch, und ganz nach ihrem eignen Geiſte betrachten und beurtheilen; ſo würde man drei Hauptgattungen als die weſentlichſten finden: das Rittergedicht, den Minnegeſang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenſtand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form ſchon allegoriſch iſt, wie in dem Werke des Dante. Denn ſonſt iſt dieſer allegoriſche Geiſt freilich in der geſammten Poeſie des Mittelalters verbreitet und herrſchend. Wie ſehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegoriſcher Geiſt und Sinn ſich regt und darin verhüllt iſt, habe ich ſchon bei der deutſchen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterſchied liegt darin, daß in dieſen allegoriſchen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt iſt in eine Darſtellung des Lebens, da hingegen beim Dante die Darſtellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeſchaltet ſind, in das künſtlich abgetheilte Gehäuſe und Gebäude ſeiner weltumfaſſenden Allegorie. Dieſen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter ſo herrſchend war, daß man ihn faſt überall vorausſetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, um alles richtig zu verſtehen, hat das Chriſtenthum allerdings viel beigetragen, zu pflegen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen ſie auf die geſammte Literatur und Poeſie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche ſie als ein Buch, und in Rückſicht der äußern Form auf Sprache, Kunſt und Geiſt der Darſtellung haben müßte, und an ſich haben könnte, ſo ſind vorzüglich zwei Eigenſchaften daran auffallend. Die erſte iſt die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künſtelei. Indem alle dieſe Schriften vorzüglich oder faſt ausſchließend von Gott und von dem innern Menſchen handeln, iſt der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet ſich nirgends, was man eigentlich Metaphyſik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegenſätze, todten Begriffe und leeren Abſtractionen, von denen die Philoſophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, ſich niemahls frei erhalten konnte, ſo oft ſie es unternahm, jene höchſten Gegenſtände alles Nachdenkens, Gott und den Menſchen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darſtellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines ſtets mit ſich ſelbſt ſtreitenden Denkens und der Verſtandeskünſtelei auch dann nicht entgehen, wenn ſie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenſtänden entſagend, ſich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwiſſenheit einhüllte. Dieſelbe Einfalt und Entfernung von Künſtelei zeichnet auch den poetiſchen Theil der heiligen Schrift aus, ſo reich die dichteriſchen Bücher deſſelben auch an ſchönen und beſonders an erhabenen Zügen ſind. In Rückſicht auf die kunſtreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieſer heiligen Poeſie der Hebräer auf keine Weiſe mit dem Reichthum der griechiſchen Darſtellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in dieſen, an die vollkommenſte Blüthe der Schönheit faſt immer unmittelbar ſchon die Entartung, und der höchſten Vollendung der Kunſt folgt nicht ſelten, ja meiſtentheils ein üppiger und ausſchweifender Geſchmack, der ſich in überflüſſigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künſteleien gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menſchen, in ſeiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange ſeiner Neigungen und Gefühle, um dieſe allgemeine Erſcheinung in der Kunſtgeſchichte herbeizuführen und zu erklären; viele Einflüſſe, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn ſie kaum entfaltet iſt, verderblich einwirken und ſie im Innerſten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch ſchon wirklich erreicht war, ſofort wieder verfälſchen und in Künſtelei verkehren. Daher ſind auch die chriſtlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poeſie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Taſſo, Milton und Klopſtock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß ſie ihm in Rückſicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künſtelei durchaus gleich kämen. Eine zweite unterſcheidende Eigenſchaft der Schrift in Rückſicht auf die äußere Form und Darſtellungsweiſe, welche den größten Einfluß auf unſere neuere Sprache und Poeſie gehabt hat, iſt die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichteriſchen, ſondern auch in den lehrenden und geſchichtlichen Büchern und Abſchriften herrſcht. Bei den Hebräern kann man ſie zum Theil als eine nationale Eigenſchaft betrachten, welche mehreren orientaliſchen Völkern, wie den nächſten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein iſt. Das Verbot einer ſinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bei den Hebräern dazu beigetragen haben, dieſen Hang zu verſtärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beſchränkt, deſto mehr auf der andern einen freien Ausweg ſucht. Eben dieſelbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darſtellung bei den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientaliſche Bildlichkeit und eigentliche Poeſie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den chriſtlichen Büchern der Schrift, da iſt gleichwohl ein ſinnbildlicher, ſymboliſcher Geiſt herrſchend. Dieſer hat ſeinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geiſtesbildung aller chriſtlichen Völker verbreitet. Durch dieſen ſymboliſchen Geiſt, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, iſt die Bibel für die Poeſie und bildende Kunſt des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weiſe dasſelbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. Freilich, wo der tiefere Sinn jener ſinnbildlichen Geheimniſſe nicht vollkommen verſtanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr ſo ernſt und heilig blieb, entartete dieſer Hang ſehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen ſpielende und inhaltsleere Allegorie; weil ſinnreicher Schmuck leichter iſt als edle Einfalt, und auch die glänzendſte Kunſt ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rückſicht der beiden zuletzt genannten Eigenſchaften, wenn ſie nur allgemein gefühlt wurden, hätte allerdings die Schrift für alle chriſtlichen Völker ein hohes Vorbild ſein können, noch allgemeiner als die Kunſt und ſchöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und Darſtellung, in der Wiſſenſchaft wie in der Kunſt, jene edle Schönheit, welche Eins iſt mit der Wahrheit, herrſchend werden müſſen, und auch dauerhaft bleibend. An und für ſich aber iſt das Chriſtenthum ſelbſt nicht eigentlich Gegenſtand der Poeſie; lyriſche Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls, ausgenommen. Das Chriſtenthum ſelbſt kann wohl weder Philoſophie noch Poeſie ſein, es iſt vielmehr das, was aller Philoſophie zum Grunde liegt, ohne welche Vorausſetzung dieſe ſich ſelbſt niemahls verſteht, ſich in leere Zweifelſucht oder einen eben ſo leeren und nichtigen Unglauben, und in endloſe Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber iſt das Chriſtenthum dasjenige, was über alle Poeſie hinausgeht, deſſen Geiſt allerdings wie überall ſo auch hier herrſchen, aber nur unſichtbar herrſchen ſoll, und nicht geradezu ergriffen und dargeſtellt werden kann.

Das Verhältniß des Chriſtenthums zur Poeſie und darſtellenden Kunſt iſt von der größten Wichtigkeit, ſobald die Frage iſt, wie ſich die Geiſtesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern ſie hierin mit dieſem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poeſie und Kunſt, welche immer nur wieder jene Geſtalten und Formen des Alterthums, deren Geiſt nicht mehr vorhanden iſt, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darſtellen wollte, aber immer nur die Oberfläche deſſelben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Anſichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und ſo vieler großen Talente, das Chriſtenthum nicht bloß durch die bildenden Künſte, ſondern auch in der Poeſie darzuſtellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf dieſe wichtige Frage ſcheint mir in der ſchon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darſtellung des Chriſtenthums, der indirecte Einfluß ſeines Geiſtes auf die Poeſie, wo nicht an ſich der einzig richtige und wahre, ſo doch unſtreitig bis jetzt der ſicherſte und am meiſten gelungene ſei. In dieſem Sinne iſt die Ritterpoeſie des Mittelalters, die freilich eben ſo, wie die gothiſche Baukunſt, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft chriſtliche Heldenpoeſie zu nennen; denn eben das, was ſie von der Heldenpoeſie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterſcheidet, iſt ſeinem Urſprunge und ſeinem Weſen nach unläugbar chriſtlich. Es iſt der Geiſt der nordiſchen Vorwelt, der in dieſen Dichtungen weht, es ſind die Geſtalten der alten Heldenſage, aber verändert und verklärt durch das herrſchende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verſchönert, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Verſucht es der Dichter aber, die Geheimniſſe des Chriſtenthums unmittelbar zu ergreifen, ſo ſcheinen ſie ſich als ein faſt unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenſtand, der Darſtellung eher zu entziehen. Wenigſtens iſt noch kein Verſuch dieſer Art, ſo große Talente ſich demſelben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieſes gilt auch von dem erſten und älteſten der großen chriſtlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bei den ſpätern Nachfolgern, dem Taſſo, Milton, Klopſtock, oft bemerkt worden iſt. Mehr als jedem andern iſt es dem Dante gelungen, himmliſche Erſcheinungen und paradieſiſche Entzückungen uns wirklich anſchaulich zu machen, und doch zugleich wahrhaft dichteriſch darzuſtellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poeſie und das Chriſtenthum auch bei ihm nicht in vollkommner Harmonie ſind, und daß ſein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweiſe nur ein theologiſches Lehrgedicht ſei. So ganz poetiſch und zu den kühnſten Viſionen ſeine Einbildungskraft geneigt war, ſo hatte doch auch wieder die damahlige Scholaſtik einen großen Einfluß auf dieſen ſonderbaren Geiſt. Sonſt iſt dieſes in ſeiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreiſe der drei dargeſtellten Welten, der Finſterniß, der Reinigung und des vollkommnen Lichtes, ſtellt er uns eine Reihe der mannichfaltigſten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verſchiedenſten Zuſtänden dar;

von dem tiefſten Abgrund innerer Zerſtörung und rettungsloſer Qual, durch jede Stufe der Hoffnung und des Leidens hindurch, bis zu der höchſten Verklärung hinauf. Weiß man ſich ganz in ſeinen Geiſt und ſeine beſondern Anſichten und Abſichten zu verſetzen, dringt man ein in die Zuſammenſetzung ſeines Werkes, ſo findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zuſammenhang; wie dann dieſes Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung und die eigene Zuſammenſetzung, ſondern auch dadurch als ganz einzig erſcheint, daß der Dichter einen ſolchen Entwurf mit dieſer Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das iſt eben das Uebel, daß dieſer Zuſammenhang und dieſe Einheit nicht klar und leicht verſtändlich dem Auge erſcheinen, ſondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüſtung der verſchiedenſten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erfordert, ehe man dieſes Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verſtehen kann. Seinen Zeitgenoſſen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war ſeine Geographie und Aſtronomie nicht ſo fremd wie uns, die vielen Anſpielungen aus der florentiniſchen Geſchichte lagen ihnen viel näher, und ſelbſt die Philoſophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für ſie eines Commentars, und ſo iſt es denn gekommen, daß der größte und nationalſte aller italieniſchen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter ſeiner Nation geworden iſt. Zwar wurde er einige Menſchenalter hindurch, wie ein zweiter Homer, durch einen öffentlich beſtellten Lehrer in ſeiner Vaterſtadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk ſelbſt und der Geiſt des Ganzen, ſondern nur einzelne Stellen aus ihm ſind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter ſeiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen in Schilderung des Charakters und der Leidenſchaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italieniſchen Geiſt und Charakter ſo tief ergriffen und ſo ſprechend darzuſtellen gewußt. Das Einzige, was man in dieſer Hinſicht an ihm vermiſſen oder tadelhaft finden könnte, iſt die überall verbreitete ghibelliniſche Härte. Es zeichnete dieſe im ſpätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrſchaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner ſtolzer, hochfahrender Geiſt und eine faſt grauſame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geſchichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um ſich einen Begriff davon zu machen. Auch die ſpätern Zeiten bis auf die unſrige haben ihre Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menſchheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrſchaft erwarten, und die Macht des Unſichtbaren läugnen möchten, die ſich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber dieſe Ghibellinen einer ſpätern überverfeinerten Zeit zeichnen ſich mehr durch die Biegſamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher ſie wie eine weiche Maſſe den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um ſo größer und herrlicher erſcheint, je mehr ſie ſich auch durch zerſtörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrſchbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroiſche Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegen einander ſtanden, und der großen Charaktere, die ſich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein ſolcher hätte ſein können. Es entſtand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächſt noch nicht die gleichförmige Erſchlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, ſondern auch veranlaſſende Gelegenheit und mitwirkende Urſache des Deſpotismus iſt. Immer aber bleibt die ghibelliniſche Härte, welche ſich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Geſtalt darſtellt, am Dichter ein Tadel, da ſie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, ſondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweiſe ihren rauhen Einfluß erſtreckt.

Dieß ſind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeſchadet, an dieſem größten aller chriſtlichen und aller florentiniſchen Dichter glaubte bemerken zu müſſen.

Dem Petrarca habe ich ſchon ſeine eigentliche Stelle angewieſen, da ich die ihm eigne kunſtreiche Vollendung bei der allgemeinen Schilderung des Minnegeſanges der verſchiedenen Nationen erwähnte. Dieß iſt die Gattung, zu der ſeine Gedichte gehören, und mit dem deutſchen oder ſpaniſchen Minnegeſang muß man dieſen italieniſchen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und ſeinen eigenthümlichen Charakter aufzufaſſen. Dieſer beſteht eben darin, daß Petrarca kunſtreicher, geiſtiger, platoniſcher iſt als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige ſeiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verſtanden, ſondern unter dieſem Namen nur ſein geiſtiges Urbild und eine bloß ſinnbildliche Idee beſungen habe. Dagegen iſt man denn mit authentiſchen Beweiſen von ihrer wirklichen Exiſtenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältniſſen und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die ſie hinterlaſſen; und auf eine andre, ſchönere Weiſe überführt uns das liebliche Bildniß von Memmi in der Sammlung der Petrarkiſchen Gedichte zu Florenz von der wahrhaften Exiſtenz und Wirklichkeit dieſer holden Frauenſeele, in ihrer hohen, klaren Anmuth. So viel iſt indeſſen gewiß, daß auch ein allegoriſcher Sinn und Geiſt in Petrarca's Gedichten ſich ausſpricht, der oft ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie ſchon oben bemerkt wurde, man bei den Werken des Mittelalters faſt überall vorausſetzen und aufſuchen darf. In der Verskunſt und als Bildner ſeiner Sprache iſt Petrarca einer der erſten Künſtler, welche in irgend einer der romaniſchen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben ſo kunſtreich wie Petrarca zur Poeſie, ſuchte Boccaz die italieniſche Proſa auszubilden; doch leidet ſie auch bei ihm an der langen periodiſchen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frei iſt.

Jene drei florentiniſchen Dichter, Dante, Petrarca, Boccaz, bilden eine ältere, ſtrengere Schule der abendländiſchen Poeſie, in welcher das allegoriſche Streben überwiegend war. Sie hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darſtellende Kunſt von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die große allegoriſche in weltumfaſſenden Viſionen und der ganzen Fülle der chriſtlichen Sinnbilder; Petrarca nebſt jener, in der er aber weit hinter ſeinem Vorbilde zurück blieb, die ihm eigenthümliche Art der lyriſchen Dichtkunſt, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darſtellung in Proſa, allein oder mit eingemiſchten Gedichten. Auch bei dieſem letzten iſt auf eine andre Weiſe, beſonders in den größeren Dichtungen, die allegoriſche Richtung ſehr auffallend ſichtbar; und aus einem ähnlichen Bedürfniß und dunkel geſuchten Ziele, ging auch ſein Streben hervor, die alte heidniſche Mythologie neu zu beleben und chriſtlich umzudeuten, was auch Dante ſchon hie und da auf ſeine Art ſehr eigenthümlich verſucht hatte. Alle drei fanden eine Menge von Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in ſeiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkiſchen Lieder, wie die Novellen in Proſa, durch die häufige Wiederhohlung und den Ueberfluß bald ermüden mußten. Erſt ſpät im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem auf dieſen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu ernten waren, entſchloſſen ſich die Italiener, das eigentliche Rittergedicht zu verſuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechiſchen Mythologie und der trojaniſchen Fabel hatte verſetzen wollen. Der erſte bekannte unter den Vorgängern des Arioſt, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten ſchon ſehr vertraut, in der Geſellſchaft der Medicäer ſeine Rhapſodieen abſang, ſollte man ein günſtiges Vorurtheil hegen; aber das Werk ſelbſt entſpricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz den Mangel an Poeſie, oder doch den Zuſammenhang der unwahrſcheinlichen und ſinnleeren Erdichtungen, ſelbſt darüber ſpottend, erſetzen ſollen. In der Erzählung weiß man ſelten recht, was Parodie oder Ernſt iſt; der Witz iſt ſo ganz local und florentiniſch, daß er uns kaum verſtändlich bleibt; und das Ganze iſt nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italieniſchen Geiſt zuerſt das eigentlich Romantiſche war. Weit glücklicher iſt Bojardo, der nächſte Vorgänger des Arioſt, deſſen unvollendetes Werk dieſer zuerſt nur fortſetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergeſſenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantaſie, die man ihm ſonſt wohl zutraut, verliert Arioſt viel, ſobald man ſeine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet ſich ſchon bei ſeinem Vorgänger, und auch die mahleriſche Kraft der Beſchreibung iſt dieſelbe; nur die größere Sorgfalt, die Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Verskunſt hat Arioſt voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyſſee, dem Ovid, oder ſonſt einzelne Blumen aus den alten Dichtern mit noch glücklicherem Kunſtſinn zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Ritterpoeſie der Italiener nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt iſt, ſondern in der Lombardei, wo auch die deutſche Baukunſt des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerei mit dem der Deutſchen verwandter, oder ihm doch nicht ſo ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptſtaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeiſt hier weit weniger herrſchend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunſt ſein konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geiſt ſchon früh ganz demokratiſch: in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Kunſt manches mehr dem orientaliſchen, oder neu griechiſchen Geſchmacke nachgebildet, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeiſt ſeit den Normannen wohl nicht ganz erloſchen, aber von fremden Königen beherrſcht, und im Wechſel der Herrſchaft oft beunruhigt, oder auch ſonſt durch was immer für ungünſtige Umſtände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geiſtesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas andres gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künſte bedacht, welche die Kirche zu verherrlichen beſtimmt waren, als auf die ritterliche Poeſie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, ſo nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlor ſich in leere Gedanken von der Wiederherſtellung einer Republik und des alten Rom in ſeiner ehemahligen republikaniſchen Größe; wie es ſich bei den Verirrungen des Rienzi zeigte, die ſelbſt Petrarca theilte und bewunderte.

Dieß ſind die Urſachen, warum die Poeſie der Italiener, welche durch ihre kunſtreiche Vollendung am meiſten auch bei andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und faſt ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden iſt, im Ganzen mehr zum

Antiken und zur Philoſophie ſich neigte, weniger aber, und erſt in ihrer ſpätern Epoche, vom Rittergeiſte beſeelt war.

Ungleich glänzender als in der Poeſie war das fünfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunſt, deren eigentlicher Flor in demſelben begann, und etwa bis gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebſt der wieder erweckten alten Literatur, hat die Kunſt am meiſten beigetragen, dieſes Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen ſchon früh die Ueberbleibſel von der bildenden Kunſt der Alten für eine ſtrengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeiſtert worden ſein. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, ſelbſt bei denen Mahlern nicht, welche am meiſten wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vom Alterthum beſaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Erſten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im ſechzehnten Jahrhundert begann auch ſchon das Sinken der Kunſt. Früher, als ſie in ihrer Blüthe ſtand, war der Geiſt dieſer Mahlerei ein durchaus neuer und eigener, bald ein allgemein chriſtlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italieniſch, in den glücklichſten und vollkommenſten Hervorbringungen beides gleich ſehr. Daher hat die Mahlerkunſt in dieſem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poeſie; denn welchen Dichter desſelben könnte man wohl dem Raphael gleichſtellen? Wir ſuchen hier vergeblich einen Taſſo, der zugleich Dante wäre.

Und auch abgeſehen davon, daß hier erhabener Tiefſinn des dichteriſchen Geiſtes mit ſeelenvoller Anmuth nicht ſo glücklich in einem Punkte der Vollendung zuſammentrafen, blieb die Poeſie gleich nach ihrem erſten Auffluge, und ſo wie ſie ein reiferes Wachsthum erreichte, nicht ſo ſelbſtſtändig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Literatur, und der allgemeinen Verbreitung ſo vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten ſich bei allen Nationen des neuern Europa, und zuerſt bei den Italienern, verunglückte Verſuche der Nachahmung der antiken Dichtkunſt, welche ihr Weſen in der äußerlichen Form oder durch die Zufälligkeit des Inhalts nachkünſteln wollten. Selbſt das wahre Genie blieb nicht immer ganz frei von dieſem ſchädlichen Einfluß: Camoens und Taſſo, die größten epiſchen Dichter der Neuern, würden ſich ungleich mächtiger, freier und ſchöner entwickelt haben, wenn nicht die virgiliſche Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen geſtanden, ihren Dichtergeiſt beſchränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weiſe ward die alte Literatur der Poeſie und ſelbſt der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an, ſo allgemein lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten, daß man die Landesſprache darüber vernachläſſigte. Nebſt Italien hat beſonders Deutſchland, wo die alte Literatur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter ſind auf dieſem Abwege für die Sprache und Nation verloren gegangen: indem man es erſt zu ſpät erkannt hat, daß keine Poeſie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiſer Maximilian wurden wohl lateiniſche Dichter gekrönt, aber ſo viel mir bekannt iſt, keiner in deutſcher Sprache, ungeachtet der Kaiſer dieſe vor allen liebte, und ſelbſt übte; ſogar Schauſpiele wurden lateiniſch vor ihm aufgeführt. Die ſichtbare Entartung und Verwilderung der deutſchen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, ſchiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben dieſe das Uebel vermehrt; allein da ſich jene Entartung der Sprache, wenigſtens der Poeſie, auch ſchon vor der Reformation zeigt, und bei ſolchen Schriftſtellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, ſo ſcheint mir die erſte Urſache darin zu liegen, daß jetzt die meiſten und vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter wieder anfingen, die Landesſprache zu verſchmähen, lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten. In Deutſchland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieſes noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den erſten großen florentiniſchen Dichtern und Schriftſtellern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchon eine feſter beſtimmte und kunſtgebildete Norm für die Landesſprache beſaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrangen vermochten.

Nicht an der alten Literatur lag die Schuld, ſondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Dieſe große Erweiterung des hiſtoriſchen und dadurch auch alles übrigen Wiſſens im fünfzehnten Jahrhundert, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunſt und Geiſtesbildung, war an ſich ein großes und unſchätzbares Gut. Aber irren würde man ſich freilich, wenn man glaubte, die volle Ausſaat habe uberall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen: die ſo plötzlich erworbenen geiſtigen Reichthümer ſeien gleich gut angewandt und ſo verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einſehen und verlangen, daß ſie verarbeitet und ſelbſtthatig angeeignet werden ſollen. Ich finde in dieſer Hinſicht den Geiſt der neuern Europaer in den verſchiedenen Jahrhunderten ſich viel ahnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich ſehe uberall die gleiche leidenſchaftliche Wißbegier, welche mit raſtloſer Thatigkeit umherforſchend, jede dargebothene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeitlang für das Andere, was eben ſo weſentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erſchutterung und Gahrung die zerſtörenden Wirkungen um ſich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geiſtes und der Geiſtesbildung mit ſich fuhren, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was ſich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthumern, fur die Kunſt und Erkenntniß, fur die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzuge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wiſſenſchaft der Araber bekannt, und die Philoſophie des Ariſtoteles herrſchend wurde, die verſchiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geiſtige Thatigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen in Umlauf gekommen. Daß aber auch dieſe beſonders im dreizehnten Jahrhundert mit einem Mahle ſich kundgebende Erweiterung und Revolution des menſchlichen Geiſtes gar nicht ſo angewandt worden, wie es zu wünſchen geweſen wäre, das iſt jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächſt und im Allgemeinen daraus ein Sectengeiſt, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarei erſchien, bald aber ſeine zerſtörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geiſtig befruchteten Zeitaltern Europa's iſt das fünfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendſte, als durch den ſyſtematiſchen Gebrauch des Compaſſes, durch immer fortſchreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum erſten Mahle vor den Augen des erſtaunten und gleichſam mündig gewordenen Menſchen, ſein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beſchaffenheit, klar und offen da ſtand; während zu derſelben Zeit und ſchon früher die wieder erweckte alte Literatur dem Verſtande eine neue geiſtige Welt geöffnet hatte, und nun auch die Buchdruckerkunſt, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntniſſe, und zur Erregung des Geiſtes darbot, was bei der erſten Bekanntwerdung einem Wunder gleich ſcheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich ſchon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wiſſenſchaftlichen Gebiethe, und im Geiſte des neuern Europa, liegt unſern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortſchritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im ſiebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgeſetzt wurden, ſind zugleich alle mechaniſchen Kenntniſſe und techniſchen Fertigkeiten ſo unglaublich erweitert worden, daß faſt die ganze Lebenseinrichtung des menſchlichen Geſchlechts dadurch völlig verändert iſt. Wer möchte wohl läugnen, daß dieſe Kenntniſſe an ſich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender iſt als dieſe Herrſchaft des Menſchen über die Körper- und Sinnenwelt, die ſeiner urſprünglichen Hoheit und Beſtimmung entſpricht? War aber dieſe Herrſchaft über die Körperwelt auch mit der Herrſchaft über ſich ſelbſt verbunden? War die durchaus phyſiſche und mathematiſche Denkart, welche aus jener Richtung des Geiſtes, auch über ſittliche Gegenſtände ſich verbreitete, die richtige und angemeſſene? Die Folgen, welche dieſe Denkart, und die daraus erzeugte Philoſophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben hervorbrachten, haben ſich ſo ſchnell und ſo klar entwickelt, daß ſie jetzt ſchon allgemein genug, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verſchiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum fünfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächſt des Nachtheils erwähnte, welchen die ausſchließende Vorliebe für die alte Literatur und Sprache ſchon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr ſich darſtellenden Poeſie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um ſo weniger befremden, wenn wir hier mancherlei Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geſchichte der Geiſtesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen ſteten Kampf zwiſchen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich iſt, und dem Neuen, Eignen und Vaterländiſchen, was der eigentliche Lebensgeiſt jeder lebendigen, wirkſamen und nationalen Literatur und Poeſie ſein und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernſtliche Abſicht gehabt haben, die Vulgarſprache ganz zu verdrängen, und die alte römiſche wieder allein herrſchend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpaſſendſten Anwendung auf neuere und chriſtliche Gegenſtände; und wohl iſt es bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Perſon zu reden, ſondern ſtatt deſſen nach Art der Alten „die Götter“ ſagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, ſoll man ſagen, nachgeahmt oder nachgeafft. Nicht bloß die Staatsverfaſſung, ſondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen, mag bei einigen wohl der ernſtliche Wunſch, oder wenigſtens der vorübergehende Gedanke entſtanden ſein. Doch ſolche Verirrungen, die ohnehin nie zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernſthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erſcheint die mit der alten Literatur auch wieder erwachte altrömiſche Denkart in einem großen Schriftſteller dieſes Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunſt der Geſchichtſchreibung iſt er einzig, nicht bloß unter den Italienern, ſondern überhaupt unter den Neuern, und den Erſten unter den Alten gleich. Kraftvoll, ſchmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caeſar, iſt er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieſer. Nicht irgend Einer iſt ſein Vorbild geweſen, ſondern von dem Geiſt des Alterthums überhaupt durchdrungen, iſt ihm ohne alle Abſicht und Nachkünſtelung zur andern Natur geworden, ſtark, lebendig, und angemeſſen zu ſchreiben, wie die Alten. Die Kunſt der Darſtellung findet ſich bei ihm nur wie von ſelbſt, ſein ſtetes Ziel iſt der Gedanke. Aber, wie läßt ſich nun ſeine Denkart und die ihm eigne Staatskunſt, welche nur allzu herrſchend geworden iſt, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie iſt ſie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchloſen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrſcher und Fürſten aufgeſtellt, ſucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beſchönigen, daß man ſagt, es ſei nicht ſo gemeint geweſen, er habe ſeinem Zeitalter und ſeiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politiſchen Verderbens aufſtellen wollen. Ungeachtet nun gewiß iſt, daß Machiavelli durchaus republikaniſch dachte und ein glühender Patriot war, ſo will doch jene Erklärung durchaus nicht recht paſſen. Richtiger mag es daher ſein, die Erklärung eben in ſeinem Patriotismus zu ſuchen, mit ſeinen übrigen Staatsanſichten und Grundſätzen zuſammen genommen. Es iſt, als ob er den Erſten ſeiner Nation ſtillſchweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreien, müſſe man eben die, wenn auch noch ſo verzweifelten, oder unſittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; ſo müſſe man den Feind mit ſeinen eignen Waffen beſtreiten; das Vaterland zu retten, ſei alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann ſeine äußerſt merkwürdige kurze Vergleichung der Franzoſen und der Deutſchen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfſinn zeigt er, daß die Deutſchen gar nicht ſo mächtig ſeien, als man ſie glaube, und daß dagegen die Macht der franzöſiſchen Könige äußerſt furchtbar und in ſtetem Anwachs ſei. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteriſtik beider Nationen erſcheinen mag, iſt ſie nichts weniger als ſchmeichelhaft: der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er faſt als eine angeborne Eigenſchaft zu betrachten ſcheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freiheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitſucht, welche ihr Reich ſchon aufgelöſt habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bei den damahligen Schickſalen Italiens, ſeiner Vaterſtadt, und ſeiner ſelbſt wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundſatz aber, die gefährlichſten Feinde Italiens, nähmlich die innern mit ihren eignen unſittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt ſich auf keine Weiſe billigen: denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieſer kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück geſtürzt hatten, ſondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundſätze und Geſinnungen, welche ſolche Thaten möglich machten und herbeiführten.

Das Auffallendſte an Machiavelli aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft beſtrittenen Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ſondern darin, daß er mitten in dem neuern chriſtlichen Europa eine Politik aufſtellte von ſolchem Inhalt und ſolchem Geiſt, als ob je etwas, wie das Chriſtenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Chriſtenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch dieſen geiſtigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie ſie ſelbſt Gott dienten, glaubte man, ſeien die Könige würdig und berechtigt, über die Menſchen und Völker zu herrſchen; in dieſem

Sinn ſeien ſie und ihre Gewalt von Gott eingeſetzt. Auf dem unſichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Geſetze und Rechte. Von allem dieſen, von der ganzen chriſtlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er ſchreibt nicht bloß wie ein Alter der heidniſchen Vorzeit, ſondern er denkt auch ſo, und zwar im allerentſchiedenſten und ſtrengſten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und Liſt gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüſſige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebenſache erſcheint, ſo ſind auch Kraft und Verſtand die einzigen Hebel in Machiavelli's Politik. Von Gerechtigkeit iſt dabei gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern iſt, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verſtandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben ſo wenig giebt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menſchen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchleriſche Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener ſich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und Liſt. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unſichtbares weg. Das Unſichtbare aber iſt es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, ſo hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menſchen, die Nationen, und die Staaten zuſammen. Iſt dieſe Seele, dieſer innere Lebensgeiſt dem Ganzen einmahl entzogen, ſo zerfällt es und löſt ſich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organiſchen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, ſo iſt es doch nun bloß ein eignes, abgeſondertes, aus ſeinem wahren Zuſammenhange weggeriſſenes, ſeinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern ſich ſelbſt, und nach Außen ſich gegenſeitig unter einander zerſtörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, ſo ſteigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finſterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlaſſenen Gerechtigkeit ein.

Die politiſche Auflöſung ſelbſt, von der ſich ungeachtet der ſtandhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft chriſtlichen Könige und Herrſcher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erſcheinungen zeigten, kann freilich keinem Einzelnen beigemeſſen werden; ſie hatte viel tiefere Gründe. Indeſſen wer irgend eine ſchon vorhandene Kraft des Schlechten auf beſtimmte Grundſätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen ſyſtematiſch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und inſofern läßt es ſich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerſt ſchädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beiden großen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunſt und die Magnetnadel, welche, wenn auch ſchon früher angewandt, doch erſt damahls zu ihrem großen Reſultate unter Columbus gelangte, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von wichtigem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers und des Papiers. Als Erfindungen ſind beide ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erſt in jenem Zeitalter Wirkſamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle dieſe Erfindungen zuſammen genommen, haben der menſchlichen Geſellſchaft eine ganz veränderte Geſtalt gegeben. So wie die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eiſens, und mit dieſem meiſtens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind von den Wilden, welche unbekannt waren mit dieſen Werkzeugen der Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Erde, den verſchiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, durch welche erſt alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinſchaftliche Entwicklung des Menſchen beginnt; eben ſo iſt auch nun die neue Zeit diesſeits der Buchdruckerkunſt und Magnetnadel, wenn man ſo ſagen darf, durch eine eben ſo große Kluft von der alten Welt jenſeits dieſer Entdeckungen getrennt.

Aber eben an dieſen Erfindungen zeigt ſich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Menſch von ihnen macht, als auf die Erfindungen ſelbſt. Der Compaß war ſchon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umſegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunſt und das Papier, dienen ſeit lange in China, um Zeitungen, Anſchlagzetteln und Viſitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geiſt der Chineſen darum einen beſondern Aufſchwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde ſelbſt in den Zeiten, da ſie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus ſchädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Arioſt, beklagten es als eine unſelige Erfindung, welche der perſönlichen Tapferkeit entgegen ſtehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; ſondern auch Staatsmänner und Krieger dachten ſo, und ſtimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieſer Seite waren die Klagen und Beſorgniſſe wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß ſich überall Raum zu ſchaffen. Bei andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neueſten Zeiten Beiſpiele von Heroismus aufgeſtellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerſtörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich ſyſtematiſcher geworden ſind, wohl nicht unter die glücklichen gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des erſten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erſte Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer durchaus nicht ſo zerſtörend und verwüſtend ſein können. In dieſer Hinſicht möchte es ſcheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenem herrlichen Werkzeuge der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerſtörung zum Nachtheil der Menſchlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunſt auf Verbreitung der Kenntniſſe und Geiſtesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermiſcht worden. Durch dieſes allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunſt, an ſich eine der größten und herrlichen Erfindungen, in der unglaublich ſchnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugſchriften, bisweilen etwas von den zerſtörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde bei einem etwas ſeltnern und koſtbarern Material, der Druck vielleicht mehr ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, alle wahrhaft bedeutenden Denkmahle der Geſchichte, der Kunſt und Wiſſenſchaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben ſein. Statt deſſen iſt nun mit häufiger Vernachläſſigung der wichtigſten Urkunden der Geiſtesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberſchwemmung und zweite Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch ſelbſt die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geiſt des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verlieren.

* * *

Zehnte Vorleſung.

Einige Worte über die Literatur der nördlichſten und öſtlichen Völker in Europa. Ueber die Scholaſtik und deutſche Myſtik des Mittelalters.

In der bisherigen Darſtellung der Geiſtesbildung der neuern Europäer haben wir vorzüglich nur die ſüdlichen und weſtlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutſchen, und die ganz oder halb romaniſch redenden Völker, Italiener, Franzoſen, Spanier und Engländer. Die Literatur dieſer Völker iſt auch unſtreitig ſowohl an ſich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigſte und die wichtigſte. Gleichwohl würde es meinem Wunſche und meiner Idee von einer wahrhaft welthiſtoriſchen und in einem nationalen Geiſte abgefaßten Geſchichte der Literatur ſehr entſprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichſten und öſtlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und ſelbſtſtändige Nation hat, wenn man ſo ſagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Literatur zu beſitzen, und die ärgſte Barbarei iſt diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder ſie von aller höhern Geiſtesbildung ausſchließen will. Auch iſt es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachläſſigte oder unbekanntere Sprachen ſehr häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen giebt es wohl, welche der Poeſie in einem gewiſſen Maaße widerſtehen, und ihr weniger günſtig ſind: eine regelmäßige, und für die weſentlichſten Zwecke des Lebens und des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs zureichende und angemeſſene Ausbildung in Proſa, leidet faſt jede Sprache. Hat die Literatur einer minder bedeutenden Nation auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die andern Völker, ſo iſt die Geſchichte ihrer Geiſtesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schickſalen und der übrigen Geſchichte eines Volkes doch ſchon an und für ſich ein ſehr anziehendes und belehrendes Schauſpiel. Doch kann ich in dieſer Hinſicht mehr nur andeuten, was ich wünſchte weiter ausführen zu können, als daß ich ſelbſt meinen Forderungen an eine vollſtändige Geſchichte der europäiſchen Literatur Genüge zu leiſten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es beſtätigt gefunden, daß man in der Geſchichte der Literatur ſich weniger als irgendwo ſonſt auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlaſſen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande iſt, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde alſo nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beſchränken müſſen, indem ich hier bei der Epoche des Anbeginns einer neuen Literatur und der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das geſammte Europa richte. Für dieſe allgemeine Ueberſicht iſt hier beim ſechzehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die ſchicklichſte Stelle. Was die Sprache ſelbſt und ihren auch auf andere Völker ſich verbreitenden Einfluß betrifft, ſo hatten die romaniſchen hier einen entſchiedenen Vortheil und Uebergewicht. Sie ſind ſo nah verwandt unter ſich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateiniſchen, damahls der allgemeinen Sprache des chriſtlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern urſprünglichen Stammſprache. Daher waren ſie auch ſchon früh und ſelbſt im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politiſche Urſachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutſche und die übrigen nördlichen und öſtlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken iſt jedoch, daß Spanien, wie ſchon durch ſeine geographiſche Lage und eigenthümliche politiſche Entwicklung, Verfaſſung und Sitten, ſo auch in ſeiner Geiſtesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgeſondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl dieſe von dem übrigen Europa abgeſonderte Geiſtesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur iſt noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man dieſe Vorzüge zu ſehr bloß auf die Dichtkunſt beſchränkt, da gerade einer der eigenthümlichſten Vorzüge der ſpaniſchen Sprache, man darf wohl ſagen, der ſpaniſchen Nationalbildung, darin beſteht, daß auch die Proſa in dieſer Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romaniſchen ausgebildet ward. Die portugieſiſche Mundart wurde zwar ſchon frühe, auch für die Proſa, weich und angenehm gebildet; ſpäterhin aber blieb ſie zurück gegen die höhere Kunſt und die reiche Mannichfaltigkeit der ſpaniſchen Schweſterſprache. Die italieniſche Sprache iſt, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktiſchen und politiſchen Gebrauch nie ſehr glücklich und angemeſſen ausgebildet geweſen. Die frühern Verſuche der andern romaniſchen Sprachen in der Proſa, ſind meiſtens unförmlich. Die franzöſiſche und engliſche haben erſt im ſiebzehnten Jahrhundert, alſo ungleich ſpäter ſich zur praktiſchen Angemeſſenheit und politiſchen Beredſamkeit ausgebildet, und es iſt dieſer Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptſtadt und auf die höhern Stände beſchränkt geblieben. Früh ſchon ward in Spanien die Landesſprache zur Geſetzgebung und zu den wichtigſten Lebensgeſchäften, und zwar ſehr glücklich angewandt, und vielleicht hat ſelbſt die Abſonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beigetragen, die an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken ſehr reich iſt, und in der eine männliche Beredſamkeit ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat; eine Beredſamkeit voll von dem feurigſten Geiſte, deutlich und ſcharf, und wo es angemeſſen iſt, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philoſophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen, als Italien, Deutſchland und die andern gebildeten Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftſteller aufzuweiſen.

Die deutſche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel ſchwerer als die romaniſchen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet ſein, wie dieſe: welche Unbekanntſchaft der andern Nationen mit der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutſchen Geiſtesbildung und Literatur zur Folge gehabt hat. Deſſen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutſchen Nation in dieſer Geſchichte der Literatur angewieſen habe, hiſtoriſch vollkommen rechtfertigen zu können. Iſt gleich die deutſche Sprache weniger verbreitet, ſo iſt dennoch der gründlichere Geſchichts- und Sprachforſcher auch bei den ſüdlichen und weſtlichen Nationen durchaus genöthigt, zu der Quelle ihres deutſchen Urſprungs zurück zu gehen, da mit der germaniſchen Verfaſſung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germaniſchen Geiſt, was ſonſt nicht verſtändlich ſein kann, auf die andern Nationen übergegangen iſt. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und ſeiner Geſchichte, iſt ohne Kenntniß der deutſchen Geiſtesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politiſch, ſondern auch literariſch das Uebergewicht hatten und herrſchten, ſo waren Italien und Deutſchland in aller Bildung die erſten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Literatur folgenreichſte Entdeckung im fünfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunſt, war eine deutſche Erfindung, und von Deutſchland ſind im ſechzehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erſchütterungen ausgegangen, welche den großen Zwieſpalt im Glauben zur Folge hatten, und welche dem chriſtlichen Europa auch in Rückſicht der Geiſtesbildung eine neue Geſtalt und Richtung gegeben haben. Iſt die deutſche Sprache, für die geſellſchaftlichen Kreiſe, für das praktiſche Leben, die höhern Geſchäfte und politiſche Beredſamkeit bis jetzt noch nicht ſo mannichfaltig brauchbar und überall angemeſſen ausgebildet, als die engliſche und franzöſiſche, ſo iſt ſie dagegen, wie die italieniſche, welche derſelbe Tadel eben ſo ſehr trifft, der Dichtkunſt günſtig, und für den höhern wiſſenſchaftlichen Gebrauch, ſeit der griechiſchen, vielleicht die reichſte. In der bildenden Kunſt, woran die meiſten andern auch ſehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutſchen wenigſtens die zweite Stelle neben und nach den Italienern. In der neuern Literatur, die ſich ſeit den Erſchütterungen des ſechzehnten und der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in den verſchiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutſche Sprache und Geiſtesbildung faſt zuletzt ihren neuen Aufſchwung genommen; doch iſt dieß wohl an ſich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigſtens in wiſſenſchaftlicher Rückſicht, in Geſchichte und Philoſophie ſollte die ſpätere Literatur allerdings auch die reichſte und reifſte ſein. Und dieſe Reichhaltigkeit wenigſtens wird man der deutſchen Literatur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht abſprechen können, in einem Zeitraume, wo bei manchen andern Nationen ein Stillſtand und Rückfall, oder auch ein faſt gänzliches Ermatten und Erlöſchen in der Literatur und der Geiſtesbildung ſich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen ſich überall noch finden mögen, ſieht man auf das Ganze, ſo iſt der Zeitpunkt wohl nicht ſehr entfernt, wo die Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur, für wiſſenſchaftliche Bildung auch bei andern Nationen unentbehrlich ſcheinen und ſich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichſten und öſtlichſten Nationen nahmen die ſkandinaviſchen im Mittelalter an der Poeſie und an der Geiſtesbildung des übrigen Abendlandes den nächſten und unmittelbarſten Antheil. Der Einfluß, welchen ſie ſelbſt als wandernde Normannen auf Europa und deſſen Poeſie gehabt, iſt ſchon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und alſo auch an allem, was dieſe für Geiſt und Einbildungskraft Neues herbeiführten oder hervorbrachten. Als wiſſenſchaftliche Seefahrer durchreiſten forſchende Isländer ganz Europa, ſammelten überall Kenntniſſe, oder auch Dichtungen ein. Die älteſte noch unverfälſchte Quelle der Poeſie der germaniſchen Völker und des geſammten Mittelalters hatten ſie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten ſie aus dem ſüdlichen Europa die chriſtlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derſelben, beſonders in den deutſchen Heldenbüchern, war die Aehnlichkeit mit ihrer nordiſchen Sage auffallend, ſelbſt einzelne dem Norden angehörige Geſtalten fanden ſich in denſelben wieder. Dieſe behandelten ſie nun mit beſonderer Liebe in mannichfachen Werken und Formen; und wir dürfen dieſe ganze Richtung, zuſammengenommen mit den gothiſchen und deutſchen Heldengedichten aus demſelben Kreiſe, als eine eigenthümlich nordiſche Schule in der abendländiſchen Poeſie betrachten, die in mancher Rückſicht von dem romantiſchen Geiſt der ſüdlichen Fantaſie bei den lateiniſchen Völkern noch ſehr abweichend und verſchieden iſt. Was in jenen ſkandinaviſchen Dichtungen noch heidniſchen und nordiſchen Urſprungs war, die einzelnen Geſtalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herſtammte, faßten ſie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tieferen Gefühle auf. Dieſes Wunderbare, was in der Poeſie der ſüdlichen Völker faſt bloß ein flüchtiges und bedeutungsloſes Spiel der Fantaſie, ein müßiger Schmuck geworden iſt, hat in der nordiſchen Dichtkunſt einen ernſten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieſer Seite hat die nordiſche Behandlung der Nibelungen ſelbſt vor dem deutſchen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter ſeine eigenthümlich geſtaltete Ritterpoeſie, welche auch auf ähnliche Weiſe, wie bei andern Nationen, ſich aus der Poeſie erſt in proſaiſche Ritterbücher auflöſte und dann in einzelne Volkslieder zerſplitterte. Dieß letzte geſchah in Dänemark, wie in England und Deutſchland, beſonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensſtreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfaſſung, auch in der Ueberlieferung der alten Nationalandenken und Heldenſage eine große Unterbrechung verurſachte, ſo daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachläſſigt und nur unter dem Volke ſich erhaltend, vielfach verſtümmelt und halb unverſtändlich geworden. Indeß auch ſo, und wären ſie nur ein ſchwacher, undeutlicher Nachhall von der Poeſie der vorigen Zeiten, ſind Volkslieder, wie England und Deutſchland, Schottland und Dänemark deren ſo viele und in mancher Hinſicht auch geſchichtlich merkwürdige beſitzt, der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit und Aufbewahrung, einer ſchonenden, ſorgfältigen und verſtändigen Behandlung werth. Die alte Literatur des Nordens war allen ſkandinaviſchen Völkern gemein. Mit der Reformation ſcheint eine ſtarke Unterbrechung Statt gefunden zu haben: die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der däniſchen, wie der ſchwediſchen Literatur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutſche Sprache mit der erſten Einführung des Proteſtantismus bei ihnen bekam, als ſchädlich für die Entwicklung der Landesſprache. Die ſpätere ſchwediſche Literatur wird ſelbſt von einheimiſchen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und beſſere Bahn zu gründen ſuchen, in vieler Hinſicht als ein Beiſpiel aufgeſtellt, wie wenig auch die gefühl- und charaktervollſte Nation, zu einer ſelbſtſtändigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Literatur gelangen kann, wenn ſie immer nur einer fremden Sprache und ausländiſchen Vorbildern ausſchließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat ſich dagegen in neuern Zeiten die däniſche Literatur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutſche, und obwohl ſelbſtſtändig, auch in Geiſt und Charakter dieſer und der engländiſchen verwandter, als der franzöſiſchen. Wie unſre Sprache eine noch verwandte mit der jener andern nordiſchen Völker, ſo iſt auch die deutſche Poeſie innig zuſammenhängend und faſt eine gemeinſame, beſonders mit der däniſchen und engländiſchen zu nennen. Für die deutſche Philoſophie aber findet dieſe Gemeinſamkeit in der neuern Zeit nicht mehr Statt, und doch wird es vorzüglich die Theilnahme an dieſer und das gemeinſame Fortſchreiten in ihr ſein, was für die künftige Weltepoche und die Beſtimmung der Völker von deutſchem Stamme, jene neue Zeit wiſſenſchaftlich zu begründen, über den Antheil einer jeden einzelnen Nation an dieſem Ruhm entſcheiden wird.

In einer Rückſicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beide Länder bei einer ſehr hohen Stufe innerer politiſcher und geiſtiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgeſondertes und ganz für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildeten. Freilich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier, Theil an dem allgemeinen Rittergeiſte des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; ſie bereicherten ſich auf Reiſen mit der Kenntniß des ſüdlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für ſie, noch für Spanien, ein ſo inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwiſchen England und Frankreich vom eilften bis zum fünfzehnten, oder zwiſchen Italien und Deutſchland vom neunten bis zum ſechzehnten Jahrhundert. Auch die Geiſtesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poeſie, Geſchichte und andere Kenntniſſe gerichtet, weniger auf die höhere Philoſophie; wenigſtens haben ſie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen ſehr bedeutenden Nahmen in derſelben aufzuweiſen. Es iſt auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutſchland, Frankreich und England, ſo wie ſie in der politiſchen Geſchichte des neuern Europa am dauerndſten eine Hauptſtelle einnehmen, auch in der Geſchichte der Literatur ſich dadurch auszeichnen, daß ſie von dem erſten Erwachen des Europäiſchen Geiſtes, unter Karl dem Großen bis auf die neueſte Zeit, an der Entwicklung der Philoſophie, an ihren Fortſchritten oder Rückſchritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigſten Antheil genommen haben, und mit wenig Ausnahme alle großen und ausgezeichneten Nahmen in der Geſchichte der neuern Philoſophie dieſen vier Nationen angehören. Die ſehr beſtimmte und in den verſchiedenſten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverſchiedenheit und Richtung in der Philoſophie dieſer Völker, werde ich in der Folge zu beſtimmen verſuchen.

Unter den ſlaviſchen Nationen beſaß Rußland ſchon in dem frühern Mittelalter ſeine Nationalgeſchichtſchreiber in der Landesſprache; ein unſchätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geiſtesbildung. Daß dieſe überhaupt vor der mongoliſchen Verwüſtung in Rußland allgemeiner und verbreiteter geweſen ſei, iſt aus dem blühenden Handel, dem alten Zuſammenhang mit Conſtantinopel und andern hiſtoriſchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich. Aber eben, weil es der griechiſchen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politiſch und geiſtig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den ſlaviſchen Nationen, welche ganz dieſem angehörten, hatte Böhmen unter ſeinem Karl dem Vierten eine vollſtändige, und ſehr reiche Literatur, welche näher bekannt zu machen, auch hiſtoriſch wichtig ſein würde; doch ſcheint ſie nach dem, was darüber bekannt geworden, im wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Fache reicher geweſen zu ſein, als in Gedichten. Ob die pohlniſche Sprache, deren Fähigkeit für Poeſie in neuern Zeiten ſehr gerühmt wird, nicht auch ſchon in frühern Epochen und im Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen beſeſſen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, iſt mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall ſein, ſollten die ſlaviſchen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine ſo reiche und eigenthümliche Poeſie gehabt haben, als die germaniſchen oder die romaniſch redenden Völker, ſo läßt ſich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeiſt ihnen, wo nicht urſprünglich fremd und unbekannt, ſo doch ungleich weniger allgemein und alles beherrſchend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Chriſtenthums beſaßen, weniger reich, als die germaniſche, oder ward ſie bei der Einführung desſelben plötzlicher, ſtrenger und allgemeiner vertilgt. Die ſlaviſchen Sprachen, obwohl den edelſten alten und neuen in der Abſtammung verwandt und kunſtreich in ihrem grammatiſchen Bau, ſcheinen auch von Natur weniger zur Poeſie geneigt oder geeignet zu ſein.

Gewiß iſt es, daß die Ungarn in ihrer Stammſprache eine eigenthümliche Heldenpoeſie auch ſchon in ſehr alten Zeiten beſeſſen haben. Der nächſte Gegenſtand derſelben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes ſelbſt unter den ſieben Heerführern. Daß dieſe Sagen aus der heidniſchen Zeit auch nach Einführung des Chriſtenthums nicht ganz verloren gegangen, ſieht man aus den Chronikſchreibern, die mehrere Lieder von ſolchem Inhalt vor ſich zu haben bezeugen. Ja es hat ſogar ein ungariſcher Gelehrter, Revaj, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn, zum Gegenſtande hat, noch aufgefunden und der Vergeſſenheit entzogen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach beſteht die Chronik von dem ſogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungariſchen Geſchichte und ſelbſt in dem ungariſchen Staatsrechte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, dem größten Theile nach aus ſolchen geſchichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Proſa aufgelöſt, und wo er denn wohl allerlei eigne Meinungen und ſeinſollende Erklärungen aus ſeinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritiſchen Geſchichtforſcher zu bekämpfen pflegen. Man ſollte in dieſem Buche lieber ein, wenn gleich verſtümmeltes Denkmahl der alten Heldenſage und Poeſie der Magyaren erkennen, und es als ſolches ſchätzen, und nicht ſtaatsrechtliche Folgerungen daraus ziehen, oder Streitigkeiten daran knüpfen, die einer ſolchen Sagenſammlung ganz fremd ſind. Ein anderer Gegenſtand der ungariſchen Dichter war Attila, den ſie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden ſich in den Chroniken Beweiſe, daß Attila und die gothiſchen Helden, welche die deutſchen Dichtungen in dem Nibelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugeſellen, auch in ungariſcher Sprache beſungen worden, und daß Lieder dieſer Art noch bis in ziemlich ſpäten Zeiten vorhanden geweſen. Wahrſcheinlich iſt dieſe ganze alte Poeſie vorzüglich erſt unter Matthias Corvin untergegangen, der ſeine Ungarn mit einem Mahle ganz lateiniſch und italieniſch umwandeln wollte, worüber denn die Landesſprache, wie natürlich, vernachläſſigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergeſſenheit geriethen. So ging es den Ungarn im fünfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutſchen im achtzehnten ergangen ſein würde, wenn ein großer König dieſer Zeit, der wie Matthias auch nur ausländiſche Geiſtesbildung ehrte und kannte, eben ſo unumſchränkt über das geſammte Deutſchland geherrſcht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieſer ausländiſchen Bildungs-Barbarei noch von der alten Sage, von Sprachdenkmahlen und Dichtkunſt entging, das mag dann in der türkiſchen Verwüſtung vollends zu Grunde gegangen ſein. Indeſſen hat ſich doch die Neigung zum hiſtoriſchen Heldengedichte bei den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im ſechzehnten, wie im ſiebzehnten Jahrhundert berühmte Meiſter und Werke in der epiſchen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Geſang, den er zuerſt der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalſage zugewandt.

Ich beſchließe dieſe Betrachtungen über die Literatur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verſchiedenen europäiſchen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich ſchon vorhin berührte. Eine jede ſelbſtſtändige und bedeutende Nation, hat, wenn man ſo ſagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Literatur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu beſitzen, ohne welche auch die Geiſtesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale ſein kann, ſondern in einer ausländiſchen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbariſches behalten muß. Thöricht würde es freilich ſein, die Liebe zu der vaterländiſchen Sprache bloß dadurch zu beweiſen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbſt für allgemeine Geiſtesbildung ſind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern, nach dem beſondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird ſie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältniſſe nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Geſetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeſchäfte iſt allemahl höchſt bedrückend, ja man kann ſagen, ſchlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Staatsgeſchäfte und was damit zuſammenhängt, auch für das höhere geſellſchaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimiſche Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieſer Art einmahl eingeführt worden, da iſt es, wenigſtens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier iſt es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Claſſe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwiſchen beiden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was ſie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergeſſen. Denn, als eine recht eigentliche und unerläßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, beſonders von Seiten der höhern Claſſe. Jeder Gebildete ſollte dahin ſtreben, ſeine Sprache rein und richtig, ja ſo viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden: er ſollte ſich, wie von der Geſchichte ſeines Volkes, ſo auch von ihrer Sprache und Literatur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verſchaffen. Eine Pflicht, die im Grunde um ſo leichter zu erfüllen iſt, je mehr der Verſtand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen ſchon geübt worden ſind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, ſollte man allerdings auf das Nothwendige beſchränken. Die Pflicht für die Sprache ſollte beſonders der höhern Claſſe heilig ſein; denn je größer der Antheil iſt, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für ſich beſitzt und genießt, je mehr iſt er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung ſeiner Nation, nach ſeinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zuſtande erhalten wird, muß ſelbſt barbariſch und roh werden. Eine Nation, die ſich ihre Sprache rauben läßt, verliert den letzten Halt ihrer geiſtigen, innern Selbſtſtändigkeit, und hört eigentlich auf zu exiſtiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländiſcher Idiome erſcheinen mag, wenn auf der einen Seite ein abſichtlicher Plan ſyſtematiſcher Sprachausrottung vorhanden iſt, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze deſſen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheiſcht: die Gefahr iſt niemahls groß, ſobald ſie nur als ſolche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wageſpiel des Augenblicks, ſondern in der Entwicklung der Zeiten entſchieden wird, iſt die gemeinſchaftliche, ſtillſchweigende Oppoſition der Gutgeſinnten jederzeit unüberwindlich. Der Tyrann wirkt, ohne es zu wollen, mehrentheils ſelbſt ſeinem Zwecke entgegen, indem durch die beabſichtigte Unterdrückung nur das widerſtrebende Nationalgefühl um ſo lebhafter erweckt, oder doch allgemeiner verbreitet wird. So beſtätigte es ſich auch in der neueſten Zeit, da es der größten deſpotiſchen Uebermacht nicht gelingen wollte, der deutſchen Nation ihr intellektuelles Leben zu entreißen.

Nach dieſer Ueberſicht der verſchiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geſchichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wiſſenſchaft und der Litteratur einen neuen Aufſchwung gegeben, gehören der äußern hiſtoriſchen Erſcheinung und dem letzten Reſultate nach dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre ganze Richtung und neue Geſtalt aber erhielt dieſe Geiſtesbildung, die ſich im achtzehnten Jahrhundert ſo mächtig entwickelte, im ſechzehnten durch die Reformation. Dieſe beſtimmte bei dem einen, wie bei dem andern Theile der nun in Zwieſpalt gerathenen Chriſtenheit, die Wege, welche dieſe neue Geiſtesbildung jetzt einſchlug, das Ziel, dem ſie nachſtrebte, die Schranken, innerhalb deren ſie ſich bewegte. An und für ſich lag der Streit beider Theile eigentlich ganz außerhalb der Sphäre der Geiſtesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, inſofern er die kirchliche Verfaſſung, das Weſen, die Grenze, und die Ausübungsweiſe der geiſtlichen Macht betraf, oder er hatte ſolche Geheimniſſe der Religion zum Gegenſtande, welche größtentheils ſelbſt der Philoſophie unzugänglich ſind.

Indeſſen hat die Reformation, die alles erſchütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wiſſenſchaften, auf Litteratur und Geiſtesbildung, einen vielfachen indirecten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu dem erſten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechiſchen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion ſelbſt unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in proteſtantiſchen Ländern, in Holland, England, dem proteſtantiſchen Deutſchlande, wo nicht mit größerm Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt ſind. Indeſſen war die Liebe zu den alten Sprachen ſchon vor der Reformation in Italien und Deutſchland beſonders ſo herrſchend, daß man dieſe hier nicht als das erſte belebende, ſondern nur als mitwirkende Urſache betrachten darf. Der gegenſeitige Streit und Wetteifer beider Theile konnte zwar über die Hauptgegenſtände der Uneinigkeit zu keinem Fortſchritte und keiner Entſcheidung führen, weil dieſe Gegenſtände gar nicht geeignet ſind, auf ſolche Weiſe durchgeſtritten und entſchieden zu werden: die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektiſchen Streits iſt. Für die gründliche hiſtoriſche Unterſuchung iſt aber allerdings der Streit vortheilhaft geweſen. Freilich iſt dieß mehr ein indirecter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meiſtens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erſt ſpäter, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergeſtellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künſte; nicht nur durch einige Zerſtörungen, die hie und da Statt gefunden, ſondern vorzüglich dadurch, daß die Kunſt ihrer urſprünglichen und natürlichen Beſtimmung entrückt wurde. Auch die nachfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie ſie es immer ſind, den Künſten noch ſchädlicher, als der Literatur. Beſonders Deutſchland iſt dadurch augenſcheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerei gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein ſo herrlich zu blühen angefangen. Dieſe Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden jetzt keine Nachfolger. In den proteſtantiſchen Niederlanden richtete ſich die Mahlerei jetzt auf andere, geringere Gegenſtände, wo ſie auch bei der vollkommenſten Behandlung, der ältern religiöſen Mahlerei an Würde nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verurſachte es eine große, ſchädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfaſſung zugleich das ganze Mittelalter und alles, was es hervorgebracht, deſſen Geſchichte und Denkart, ſelbſt Kunſt und Poeſie in einem revolutionären Umſchwung zuſammen verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergeſſen ward. Für Deutſchland war dieſer Verluſt beſonders empfindlich. Eine ſolche Unterbrechung und Wegwerfung der geiſtigen Erbſchaft der Vorfahren iſt von einer jeden ſehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigſtens aber ſollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und ſeiner Kunſt und Bildung nicht länger fortſetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geiſtesfreiheit hervorgebracht habe, kann nicht ohne große Einſchränkung beiſtimmen. Die allgemeine Freiheit, ja völlige Ungebundenheit des Geiſtes, am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigſtens erſt zu den ſpäter erfolgten Wirkungen der Reformation: es haben außer ihr noch andere Urſachen dazu mitgewirkt, auch iſt es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Ungebundenheit in dem Maaße eher verderblich, als lobenswerth und heilſam war. Die Reformation iſt weder die erſte und einzige Urſache, noch iſt die ihr beigemeßne Geiſtesfreiheit die rechte geweſen. Die nächſte und erſte Wirkung der Reformation auf Philoſophie und Denkfreiheit aber, war vielmehr beſchränkend. Von einer ſolchen liberalen Geiſtesentwicklung, wie ſie in Italien und Deutſchland unter den Mediceern, unter Leo dem Zehnten und Kaiſer Maximilian Statt gefunden, ging ſogar der Begriff im ſechzehnten und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Ein politiſcher und geiſtiger Despotismus, wie ihn Heinrich der Achte beim erſten Ausbruche des Sturms, dann nach der vollendeten Zerreißung Europa's, Philipp der Zweite in den katholiſchen Ländern und Cromwell von der andern proteſtantiſchen Seite im Zuſtande revolutionärer Demokratie ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich geweſen. Wer an der Spitze einer neuen Parthei und großen Revolution ſteht, die zugleich eine politiſche und religiöſe iſt, beſitzt eine ſo unumſchränkte Macht, auch über die Denkart und den Geiſt, daß es wenigſtens nur von ſeiner Willkühr abhängt, ſie nicht zu mißbrauchen. Allerdings ſchien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp dem Zweiten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beiſpiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweiſen, ſo wird man finden, daß bei ſolchen traurigen Ereigniſſen ſtets auch politiſche Gründe mitgewirkt haben, und man wird leider ähnliche Beiſpiele auch nach der Reformation, aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bei beiden Theilen:

der erſte große Selbſtdenker und allgemein wirkende Schriftſteller, welchen die Proteſtanten nach der Zeit der erſten Gährung beſaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freieſten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geiſtesfreiheit machten, zur Beſchränkung und Unterdrückung. Dadurch iſt beſonders Italien, um die Entwicklung ſeiner im fünfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philoſophie gekommen; ſo, daß es faſt verkannt wird, was mir unläugbar ſcheint, daß dieſe ſcharfſinnige Nation auch zur höchſten geiſtigen Forſchung eine urſprüngliche Neigung und eine angeſtammte Fähigkeit beſitzt. Die ausgezeichneten philoſophiſchen Talente, welche Italien im ſechzehnten und im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine ſo unglückliche Richtung, daß ſie für ihr Vaterland meiſtens verloren gingen, da ihre Lehren nicht bloß dem Geiſte der Kirche entgegen, ſondern auch ſelbſt mit dem allgemeinen ſittlichen Glauben der Menſchheit unvereinbar, und für ihn zerſtörend waren. In dem geiſtigen, wie im politiſchen Gebiete führt Anarchie den despotiſchen Druck herbei, dieſer aber, wenn er ſeinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen und Reactionen, ohne Maaß und Ende. So bleibt nichts als ein ſtetes Hin- und Herſchwanken von einem Extrem zum andern, zwiſchen Despotismus und Anarchie, die beide gleich ſchlimm und verwerflich ſind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wo ſie, wenn auch noch vorhanden, doch nicht mehr anerkannt wird; weil das Band des Ganzen einmahl aufgelöſt iſt.

Wenn einige Lobredner der Reformation dieſe ſo anſehen und darſtellen, als ſei ſie ſchon an und für ſich ein Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie geweſen, als Befreiung von Vorurtheil und Irrthum, ſo ſetzen ſie eben das, als ſchon ausgemacht voraus, was der Gegenſtand des Streites iſt. Man ſollte ſich dieſes Arguments um ſo weniger jetzt noch bedienen, da es durch das Beiſpiel ſo großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholiſche Frankreich im ſiebzehnten Jahrhundert, und die Geiſtesbildung des ſüdlichen Deutſchlandes in neuern Zeiten wohl hinreichend auch für die anders Denkenden erwieſen ſein ſollte, daß eine hohe, und ſelbſt die höchſte Stufe der Geiſtesbildung vollkommen vereinbar iſt mit jenen Ueberzeugungen, welche die Stifter des Proteſtantismus als Vorurtheile verwarfen. Es ſollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die ſie gehabt hat; da einige derſelben auch nachtheilig waren, viele nur ſehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für ſich verwerflich und mit ihrer religiöſen Ueberzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieſelbe beſonders ſpäterhin auch viele äußerſt wohlthätige und heilſame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeſchichte mit dem Gefühl und in dem höheren Lichte des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schickſal der Menſchheit die lenkende Hand der Vorſehung gewahr, ſo bietet ſich überall faſt das gleiche Schauſpiel dar. Ueberall werden dem Menſchen die glücklichſten Gelegenheiten und Veranlaſſungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen: denn er ſelbſt muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich ſein ſollte. Selten zieht der Menſch allen Vortheil von den ihm dargebotenen Mitteln, ſehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon und ſtürzt ſich nur immer tiefer in ſeine alte Verwirrung zurück. Die Vorſehung aber iſt, wenn man ſo ſagen darf, unermüdlich in dieſem Kampf mit der Ungeſchicklichkeit und Verkehrtheit des Menſchen: kaum iſt durch ſeine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entſtanden, ſo gehen unmittelbar aus dem Schooß des ſelbſtverſchuldeten Unglücks, neue, unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die ſich lebendig in Thatſachen und Begebenheiten ausſprechen, immer wiederholte Anforderungen zur Rückkehr, um den Menſchen dahin zu bringen, daß er endlich zur Beſinnung gelange, daß er ſich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit der Kunſt und Poeſie ſtand der Proteſtantismus eigentlich nicht in unmittelbarer Berührung, wirkte zuerſt vielmehr ſtörend für dieſe; Geſchichte und Sprachkunde wurden auf ſeine Veranlaſſung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philoſophie aber ſtand er in dem nächſten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort ſein, ihre Geſchichte und ihren Zuſtand ſowohl vor der Reformation, als in dem erſten Jahrhundert nach derſelben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in ſofern die Philoſophie einen weſentlichen Einfluß auf die allgemeine Geiſtesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbſtdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, ſind ſchon erwähnt worden. Am meiſten brachte Teutſchland deren hervor, in einer faſt fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derſelben. Ueberhaupt iſt Geiſtesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigſten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, ſo iſt es der, daß ſie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, ſo oft ſich ihrer raſtloſen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntniſſe darbot. So bekamen ſie von den Arabern, nebſt den mathematiſchen, chemiſchen und mediciniſchen Kenntniſſen, worin ihnen dieſe überlegen waren, auch das ganze aſtrologiſche und alchemiſche Weſen und Unweſen zugleich mit überliefert; und mit dem Ariſtoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wiſſens erſchien, einen ganzen Wuſt von dialektiſchen Streitigkeiten und ſophiſtiſchen Künſten, wie ſie auch ſchon bei den Alten, vornehmlich bei den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beſte in der Philoſophie des Ariſtoteles iſt der Geiſt der Kritik; dieſen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine ſo umfaſſende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie ſie damahls zu erwerben faſt unmöglich war, und wie ſie auch jetzt noch ſelten iſt. Der Geiſt der Kritik verläßt den Ariſtoteles nur in dem Gebiethe der Metaphyſik, weil hier die einzigen beiden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung, durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an dieſe, ſchon in dem Meiſter ſelbſt unverſtändliche Metaphyſik, entſtand die ſogenannte Scholaſtik. Einigen Erſatz für dieſes Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Phyſik des Ariſtoteles, beſonders ſeit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter geweſen ſei, kann man wohl nicht behaupten; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechiſche Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung. Man hatte ja längſt an der chriſtlichen Sittenlehre eine viel reinere und beſſere, und bereicherte dieſe aus dem Ariſtoteles zunächſt nur mit einer Menge überflüſſiger Eintheilungen, und bloß dynamiſcher Gegenſätze, mit manchen falſchen Vorausſetzungen aus dem heidniſchen Leben verwebt. Ein ſehr auffallendes Beiſpiel von dem ſchädlichen Einfluß der ariſtoteliſchen Sittenlehre in der praktiſchen Anwendung, bietet ſich uns in einem ſchon ſehr gebildeten und gelehrten Zeitalter dar. In Spanien wurde im ſechzehnten Jahrhundert die große Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Ariſtoteles war, und der ſo, wie dieſer nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverei annahm, ganz gegen die gute Sache, und ſehr gegen den Geiſt des Chriſtenthums entſchieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der ariſtoteliſchen Philoſophie im Mittelalter zuerſt dieſen Sectengeiſt verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demſelben entgegengewirkt, ſo viel es ging, weil gleich anfangs mit der ariſtoteliſchen Philoſophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die ariſtoteliſche Philoſophie, wo ſie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch ſehr oft bei den Arabern, wie im Mittelalter und im ſechzehnten Jahrhundert dahin führte, ſtatt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltſeele zu verehren, und beſonders die perſönliche Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderſtehlich war, und die ariſtoteliſche Philoſophie nicht mehr abgehalten werden konnte, ſo ſuchten einige chriſtliche

Philoſophen, eben ſo eifrig, die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, ſich des Ariſtoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigſtens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieſer an Geiſt zum Theil ſehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin beſtimmen: was ihre Philoſophie Uebles und Scholaſtiſches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch fortgeerbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterſcheidung aufgenommenen Sophiſtik, aus den urſprünglichen Mängeln des Ariſtoteles in der Metaphyſik, ſo wie auch ſeiner arabiſchen Commentare, und von dem leidenſchaftlichen Sectengeiſt ihres Zeitalters her; welcher letztere überhaupt und überall von anſteckender Art iſt, ſo daß ſelbſt der, welcher ihn beſtreitet, nicht immer ſich ganz rein davon erhalten kann. Dieſen Sectengeiſt zu nähren und zu entflammen, trugen beſonders die Univerſitäten viel bei, wo viele Tauſende von Jünglingen von der leidenſchaftlichſten Wißbegier entflammt, für Gegenſtände und Streitigkeiten dieſer Art, Parthei ergriffen. Das Gute, was aber die beſten Philoſophen des Mittelalters enthalten, das verdanken ſie dem Chriſtenthum, welches ſie meiſtens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil ſehr großen Genie und Verſtande. Man würde übrigens ſich irren, wenn man die eigentlich ſo zu nennende Scholaſtik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geiſtes in leeren Begriffen und unverſtändlichen Formeln ausſchließend, für einen Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieſes Uebel in der griechiſchen Philoſophie ſehr häufig ſich geäußert, ja den höchſten Grad erreicht, ſelbſt in der Zeit der blühendſten Cultur. Daſſelbe kann man auch von den neuern Zeiten ſagen, und nicht bloß von Deutſchland gilt es: auch in Frankreich und England ließen ſich Beiſpiele der Art anführen, oft ſelbſt von denen, welche am meiſten gegen die Scholaſtik und den Ariſtoteles ſtreiten; wenn man nämlich auf das Weſentliche des Uebels ſieht, und nicht etwa die Sophiſtik, wo ſie in ihrer Form biegſamer und eleganter iſt, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und todten Abſtractionen, welches immer eintritt, ſobald die Wahrheit verloren gegangen, iſt die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geſchwätzige Kunſt und Beredſamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beſchränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenſtehender Sectengeiſt iſt in beiden Fällen damit verbunden.

Die Philoſophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß ſie noch nicht ganz und durchaus chriſtlich war, daß der Geiſt des Chriſtenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntniſſe und Begriffe der Menſchen vollkommen durchdrungen hatte. Es lag in der von den Alten ererbten Philoſophie der neuern Europäer, nach den beiden ſchon früher von mir geſchilderten Hauptarten und Formen derſelben, der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen, der Keim zu zwei verſchiedenen Abwegen des Irrthums. Der eine iſt der ſchon geſchilderte der Vernünftelei, wozu die Dialektik der Alten und Ariſtoteles führten. Der andere an ſich beſſere und höhere Weg war der Platoniſche, der ſich jedoch auch in Schwärmerei verirren konnte, ſobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine Thätigkeit des Menſchen entbehren kann, entledigt ward. Beiſpiele davon liefert uns die zweite Gattung der Philoſophie des Mittelalters, die der ſogenannten Myſtiker. Sobald ſie ſich bloß an das religiöſe Gefühl hielten, und ihrem innern Berufe folgten, in ſtiller Frömmigkeit nach der evangeliſchen Vollkommenheit zu ſtreben, ſo ſtanden ſie auf dem feſten Boden der chriſtlichen Wahrheit und wirkten unendlich viel Gutes, nicht bloß für ihre Zeitgenoſſen, ſondern für die ganze katholiſche Welt aller Zeiten, wie unſer Thomas a Kempis; und dieſer Weg war im Gegenſatz des ſcholaſtiſchen unſtreitig ganz der rechte. Doch findet ſich auch bei den bloß religiöſen Myſtikern des Mittelalters, neben einem frommen Herzen und der tiefſten Innigkeit des Gefühls oft ein Anſtrich von pantheiſtiſcher Verneinung und Selbſtvernichtung, welcher dem Geiſte des Chriſtenthums eigentlich fremd und für die höhere Entwicklung deſſelben ſogar ſtörend iſt. Wollten ſie aber zugleich das Gebieth der Wiſſenſchaft umfaſſen, ſo war das religiöſe Gefühl allein ohnehin nicht zureichend, und es wurden dann noch andre Quellen der Erkenntniß hinzu genommen, beſonders für die Erkenntniß der Natur, welche nicht immer hinreichend lauter und geſichtet waren. Der Platonismus, mit vielen andern orientaliſchen, öffentlichen und geheimen Ueberlieferungen verbunden, gab der Fantaſie einen zu freien Spielraum, und beſonders in der Naturwiſſenſchaft war dieſe Denkart faſt immer mit dem Glauben an Aſtrologie und der Neigung zu magiſchen Geheimniſſen verbunden. Beſonders in Deutſchland war dieß der Fall; man darf deſſen wohl um ſo eher erwähnen, da dieſe Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrſchaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeſchreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit ſonſt einem frommen Wunſche oder Gedanken anfingen, ſo wird es jetzt wieder Sitte, ſie mit der Nativität, und mit dem aſtrologiſchen Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob ſie an und für ſich ganz regellos, unzuſammenhängend und unbegreiflich wären, ſondern weil ſie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt, läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforſcher ſie zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machen. Nur müſſen dergleichen ſideriſche Einflüſſe, inſofern ſie wirklich Statt finden, um alle falſche Anwendung und Gefahr, die damit verbunden ſein kann, zu vermeiden, nothwendig einem chriſtlich erleuchteten Sinne untergeordnet bleiben, welcher allein im Stande iſt, dieſe geheimen Kräfte richtig zu deuten und ſicher zu leiten. Wenn man dieſen aſtraliſchen Erſcheinungen und Mächten aber ſo viel Gewalt einräumt, daß die menſchliche Freiheit dem Einfluß der Geſtirne ganz unterworfen wird, dann iſt der Glauben an Aſtrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unſer Schiller in dem Charakter eines von dieſem Glauben beherrſchten Helden ſo vortrefflich dargeſtellt hat. Eben weil der Mißbrauch ſo leicht, die Mittheilung ſo gefährlich iſt, ſind die Dinge dieſer Art wohl oft als Geheimniſſe behandelt worden. Ich finde es ſelbſt hiſtoriſch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cuſa, der biedere Biſchof Trithemius, dann Reuchlin, der Erſte ſeiner Zeit in aller orientaliſchen Gelehrſamkeit, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt vielleicht nicht überall bekannt ſein mag. Man würde auch ſehr unbillig ſein, wenn man den großen Geiſt, die Kenntniſſe, die biedern Geſinnungen und Grundſätze der genannten Männer, wegen der beigemiſchten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beinahe auch wieder die der unſrigen zu werden ſcheinen, verkennen wollte. Aber andere ſind wohl nicht ſo rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntniſſe dieſer Art in eine faſt betrügeriſche Geheimnißkrämerei mit Charlatanerie übergeben, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieſes Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen: auch Paracelſus iſt nicht frei von ſolchen Flecken. Indeſſen hatte Deutſchland in den frühern Zeiten vorzüglich eine große Anzahl von jenen reinern und bloß vom religiöſen Gefühl beſeelten, myſtiſchen Philoſophen, welche noch kein Vorwurf dieſer Art treffen kann. Keine neuere Sprache iſt ſo früh für die höhere Philoſophie und die geiſtigſten Gegenſtände angewandt und ausgebildet worden, als die deutſche. Dieſer Schriftſteller gab es vom dreizehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutſcher und oberdeutſcher Sprache ſehr viele. Sie ſtanden in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten ſich Diener der heimlichen Weisheit, oder der himmliſchen Sophia, worunter ſie die göttliche und höhere Wahrheit verſtanden, welcher ſie nachſtrebten, und deren Betrachtung ſie ihr Leben widmeten. Ich will aus der Menge nur Einen anführen, der für die Geſchichte der Sprache ſehr wichtig iſt. Dieſer iſt der Prediger oder Philoſoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Proteſtanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergeſſenheit auch ihn traf. Die elſaſſiſchen Gelehrten, welche, nachdem ſie politiſch ſchon Frankreich angehörten, ſich oft durch gründliche deutſche Geſchichts- und Sprachforſchung rühmwürdig als wahre Deutſche bewährten, haben das Verdienſt, daß ſie in neuern Zeiten die Aufmerkſamkeit auf dieſen vergeſſenen Denker und Weiſen zuerſt wieder hinlenkten, und deſſen hohe Wichtigkeit wenigſtens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die ſeinige mit der in Luthers Zeit oder hundert

Jahre nach ihm, bei ähnlichen Gegenſtänden üblichen, ſo iſt der Unterſchied ungefähr eben ſo groß, wenn man Proſa mit Poeſie vergleichen darf, wie der zwiſchen dem ſanften Wohllaut der ſchönſten Rittergedichte des dreizehnten Jahrhunderts, wie etwa des Nibelungenliedes und den rauhen Knittelverſen des ſechzehnten Jahrhunderts. So iſt alſo auch in dieſem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere geweſen, ſondern wie im Geiſt und in der Geſinnung beſſer, ſo auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man alſo jetzt bisweilen der deutſchen Nation ihre Neigung zur Myſtik zum Vorwurf macht, ſo iſt dieſer Fehler viel älter als die Tadler ſelbſt vielleicht wiſſen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karls des Großen an, mit hiſtoriſchen Beweiſen und Belegen in faſt ununterbrochner Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieſes in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel ſein ſollte, können wir vielmehr nur das höchſte Lob der geiſtigen Richtung einer Nation darin ſehen, wenn wir in dem welthiſtoriſchen Fortgange der intellectuellen Entwicklung, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, nebſt den Indiern und Griechen, die Deutſchen als das dritte unter dieſen metaphyſiſchen Völkern bemerken und jenen in dieſem Stücke beizählen müſſen; indem bei dieſen drei genannten Völkern die Anlage zur Metaphyſik, oder der Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen, ſo wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieſes Streben mit ſich führt, nicht erſt von außen eingepflanzt und angeregt, ſondern ganz bei ihnen einheimiſch und gleichſam angeboren war.

In der Philoſophie des Mittelalters iſt übrigens, wie in der neuern Zeit ein ſehr ſtarker und entſcheidender Einfluß des Nationalcharakters ſichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbſtdenker, ſo wie auch kühne Zweifler und Sophiſten hervorgebracht; und mehrere unter den ſogenannten Scholaſtikern, welche Franzoſen oder Engländer waren, tragen für jene ältere Zeit ganz dieſes Gepräge. Die Italiener unterſcheiden ſich in der ältern

Zeit durch eine beſonders feſte Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächſtdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutſchland zu einer höhern, geiſtigen, oft auch ſchwärmeriſchen Philoſophie. Die Neigung zum Platonismus iſt ſelbſt in ihren Dichtern ſichtbar. Es hat alſo mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philoſophie, in welcher unter den Alten Ariſtoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meiſten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beide Nationen, ungeachtet alles politiſchen Zwieſpaltes, in dem Innerſten ihrer Anſichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beim erſten Blicke denkt, zuſammenſtimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platoniſchen Art von Philoſophie theilt der kunſtliebende Italiener, mit dem tief empfindenden Deutſchen, daher bei aller Verſchiedenheit der Abſtammung, Sprache und Sitten, eine gewiſſe Sympathie und Anneigung zwiſchen beiden Nationen unverkennbar iſt.

Eilfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiener. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zuſtand der allgemeinen Geiſtesbildung, und der Gang der Philoſophie kurz vor der Reformation und in dem erſten Jahrhundert nach derſelben, war zuletzt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Ich faſſe die weſentlichen Reſultate dieſer Unterſuchung in folgende allgemeine Bemerkung zuſammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherſtellung der alten Literatur und der Reformation der leere logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bei dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranſtalten herrſchend. In Deutſchland und nächſtdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphiloſophie, eine andere, höhere Philoſophie verbreitet, welche ſich theils an die platoniſche, theils an die orientaliſche anſchloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber ſie war wenigſtens im Ganzen auf dem beſſern Wege, ſie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbſt in der Art, wie ſie, und in der Perſon derjenigen, von denen ſie gelehrt ward, zeigt ſich ihr Vorzug. Sie herrſchte nicht auf den Univerſitäten und in den Schulen, ſie war überhaupt keine Secte, ſondern wahrhaft Philoſophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer ſelbſt willen geſucht und verbreitet, von ſolchen die zur höchſten Erkenntniß den unwiderſtehlichen Beruf in ſich fühlten. Die größten Naturforſcher und Mathematiker, die umfaſſendſten Kenner des griechiſchen Alterthums, und die erſten Orientaliſten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutſchland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur hatte auf die Philoſophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß ſie der myſtiſchen und mehr platoniſchen Art zu philoſophiren, mit ſo vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge, ſich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlaſſung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platoniſchen oder andern orientaliſchen Schwärmereien. Durch die Wiederherſtellung der alten Literatur gewann alſo die eine damahls herrſchende Hauptart der Philoſophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung; aber auch an Einfluß zur Verbreitung ſchwärmeriſcher Meinungen, überhaupt alſo an Wirkſamkeit zum Guten, wie zum Irrthum.

Auf die andere Art der Philoſophie, auf die ariſtoteliſche, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieſelbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; ſie war ſchon bei den Scholaſtikern mit vielen platoniſchen Begriffen vermiſcht geweſen, da man ſie zugleich immer dem Chriſtenthum unterordnete. Als man ſie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen ſelbſt, und in dem ganzen Zuſammenhange der griechiſchen Geiſtesbildung kennen lernte und auffaßte, ſo war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigſtens das äußere ſcholaſtiſche Weſen, und kleidete ſie in ein Gewand, welches dem claſſiſchen Vortrage des Alterthums und dem kritiſchen Scharfſinn des Urhebers nicht mehr ſo ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je beſſer und tiefer man aber in den Geiſt der griechiſchen Philoſophie eindrang, je häufiger ereignete es ſich, daß einzelne Anhänger derſelben auf ſolche Folgerungen ihres Syſtems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar ſind; wie z. B. als erſte Urſache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltſeele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bei mehreren Anhängern des Ariſtoteles, beſonders in Italien im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert der Fall. Geringeren Einfluß, wenigſtens keinen gleich Anfangs ſo deutlich ſichtbaren, hatte es auf den Gang der Philoſophie, wenn einige Kenner und Verehrer der alten Literatur jetzt mehr und mehr auch andere Syſteme des Alterthums, wie z. B. das ſtoiſche zu erneuern ſuchten. Plato und Ariſtoteles haben die beiden Hauptwege des menſchlichen Denkens und Erkennens ſo entſchieden bezeichnet und gebahnt, daß ſie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben ſind, und bleiben mußten. Die andern Syſteme des Alterthums erhalten meiſtens nur durch ihre Beziehung auf jene beiden ihren Werth, es ſind nur Abweichungen oder Nebenwege, die ſich doch bald wieder in jene beiden Hauptwege verlieren. Daher machten jene Verſuche den Stoicismus, oder andere Philoſophien des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten dieſe Verſuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das ſchlechteſte unter allen Syſtemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entſtehen läßt, fand ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vielen Beifall; und darin lag freilich ſchon ein hinreichender Beweis von dem großen Verfall der echten Wiſſenſchaft und tieferen Philoſophie. Späterhin fand dieſe rohe Atomiſtik, die im Grunde nichts iſt, als die wieder hervorgerufne und durch die neuen Entdeckungen der Naturkunde bereicherte und erweiterte Lehre Epikurs, immer mehr Anhänger, und ward endlich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur eigentlich herrſchenden Secte, beſonders in Frankreich, durch die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache aber auch im übrigen Europa.

Man nennt die Epoche des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherſtellung, oder gar eine Wiedergeburt der Wiſſenſchaften. Eine Wiederherſtellung war es allerdings, wenigſtens in Rückſicht auf die erneuerten Kenntniſſe der griechiſchen Literatur und des Alterthums, wodurch das hiſtoriſche Wiſſen zwar noch nicht bis zur Vollſtändigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburt des menſchlichen Geiſtes und der Wiſſenſchaften kann es durchaus nicht gelten, denn ſo würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, ſondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zuſtande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine ſolche innere, den Geiſt ſelbſt neu belebende totale Veränderung in der Philoſophie hat die Reformation zunächſt nicht hervorgebracht: die beiden Hauptwege der Philoſophie, die Ariſtoteliſche und Platoniſche, blieben im Weſentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beider die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platoniſch-orientaliſchen, die vor ihm und zu ſeiner Zeit in Deutſchland ſo viele Freunde hatte, ſcheint Luther ſelbſt wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen deſto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholaſtik und auch gegen ihren vermeintlichen Stifter, den Ariſtoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden“ zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war ſelbſt Luthers nächſter Freund und Nachfolger, Melanchthon ſchon wieder ein Anhänger derſelben; ja derjenige, welcher dem Ariſtoteles und der geläuterten ſcholaſtiſchen Philoſophie von neuem das Uebergewicht gab. Die Urſache war folgende: die höhere und geiſtige Philoſophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl ſchwankend geworden, der Schwärmerei und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte dieſe Wirkung, in den erſten anarchiſchen Zeiten der Reformation, beſonders in Deutſchland in vollem Maaße gehabt. Daher entſtand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieſelbe. Es ward die ariſtoteliſche Philoſophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrſchend bei beiden Theilen, in Spanien, wie in Deutſchland; weil man dieſes alte Formelweſen, je geiſtloſer es getrieben wurde, um ſo eher dem einen, wie dem andern Glauben anſchmiegen konnte. War damit auch einige beſſere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, ſo war es doch im Ganzen das alte Uebel, derſelbe logiſche Wortkram, den die beſſere Philoſophie ſchon im fünfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wiſſenſchaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philoſophie, die jezt wirklich den Charakter der gefährlichſten und wildeſten Oppoſition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente, wie Jordanus Brunus, wurden ein Opfer dieſes Kampfes. In Deutſchland und England ward die höhere Philoſophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mitunter verfolgt, wenigſtens aus dem allgemeinen Kreiſe der gelehrten Bildung ausgeſchloſſen. Um ſo mehr ward ſie dagegen in geheimen Ueberlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beiden Wegen mußte ſie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgeſezt ſein, und konnte um ſo weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirkſamkeit gelangen. Zwar ſind die Gaben der Natur nicht nach menſchlicher Rangordnung eingezirkelt und geſchloſſen, ſondern mit freigebiger Hand ſind ſie überall verbreitet und oft verſchwenderiſch ausgeſtreut, und das Licht der göttlichen Offenbarung ſteht jedem chriſtlichen und empfänglichen Sinne offen, der damit begnadigt wird: der Geiſt des tiefern Nachdenkens und der höchſten Erkenntniß iſt nicht auf die ſogenannten gebildeten Stände beſchränkt, und auch von der Gelehrſamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigſten unter den griechiſchen Philoſophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiſeſte unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner ſein. Die erſten Verkündiger des Chriſtenthums waren Männer aus dem Volke, wir ſehen ſie gleichwohl mit den höchſten Gegenſtänden und Geheimniſſen des Nachdenkens durchaus vertraut. Aehnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgeſtanden. Es liegt überhaupt in dem ſtarken und weniger zerſtreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare ſittliche und auch geiſtige Kraft. Staaten und Secten ſind oft durch geringe Männer aus dem Volke geſtiftet worden: und auch die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, iſt nicht ſelten von ſolchen Männern ausgegangen, wann ſie dazu berufen waren und von reiner Begeiſterung ergriffen wurden, wovon auch die Geſchichte der katholiſchen Kirche ſo viele erhebende

Beiſpiele enthält. Das geſchah freilich meiſtens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderiſchen Geiſt und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philoſophie mit der Dichtkunſt, ſo iſt auch in dieſer Hinſicht das Genie kein ausſchließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakeſpeare, der ſich doch ganz an die Volkspoeſie anſchloß, eine Höhe und Tiefe der Darſtellung erreichen, in welcher den kunſtreichſten und gelehrteſten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen; ſo läßt ſich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutſchland alle Höhen und Tiefen des geiſtigſten Nachdenkens, und jener hohern und geheimen Philoſophie erſchöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreiſe der Wort- und Schriftgelehrten verſtoßen war. Dieß findet ſeine volle Anwendung auf jenen Mann, deſſen Nahme ſchon den Aufgeklärten ein Aergerniß und den Gebildeten eine Thorheit iſt: den ſogenannten teutoniſchen Philoſophen, Jakob Böhme, der zu ſeiner Zeit nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch ſein Unglück ſo berühmte König Karl von England gehörte.

Ich habe ſchon mehrmahls meine Ueberzeugung geäußert, daß ich auch das Daſein einer Volkspoeſie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflöſung der wahren Dichtkunſt anſehen kann: denn dieſe ſoll nicht ausſchließlich dem Volke ſo wenig, wie den Gelehrten überlaſſen ſein, ſondern dem Volke, den Gebildeten, und der geſammten Nation gemein ſein. Kann aber ſelbſt die Volkspoeſie nicht allen nachtheiligen Spuren dieſes getrennten Zuſtandes, und der daher rührenden Vernachläſſigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall ſein, mit einer ſolchen Volksphiloſophie, deren Begriff ſogar ſchon beinahe etwas Widerſtreitendes in ſich ſchließt? Wie ſehr auch das Genie des Einzelnen ſich in dem ungünſtigen Verhältniß bewähren mag; es iſt dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philoſophie eigentlich im Ganzen einnehmen ſoll. Das merkwürdige Syſtem dieſes teutoniſchen Philoſophen ausführlicher zu ſchildern und zu erklären, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Vor allen ähnlichen und ſonſt theologiſchen Schriftſtellern unter den Proteſtanten der damahligen Zeit, zeichnet er ſich durch einen beſonders frommen, ſtillen und chriſtlichen Sinn aus. Die mannichfaltigen Entwicklungen der Seele in ihrem innerlichen Leben, bilden die Grundlage ſeines Nachdenkens; eine höhere Sehnſucht aber führte ihn ſchon früh weit über die Gränzen des gewöhnlichen proteſtantiſchen Unterrichts und Glaubens hinaus, und richtete ſeinen Geiſt zunächſt und faſt ausſchließend auf die Morgenröthe einer beſſern Zukunft, einer neuen Zeit und allgemeinen Verherrlichung. Die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in den Wundern ſeiner Schöpfung aber ſuchte er vorzüglich aus den verborgenen ſieben Quellen der Natur und ihrer innerlichen Kräfte zu enthüllen; und für dieſe geheimen Tiefen und Quellen der Natur hat er wohl allerdings einen ſehr offnen und hellen Sinn, ein eignes nicht allen zu Theil gewordenes inneres Gehör, und ihm ganz eigenthümliche glückliche Anſchauungsgabe beſeſſen. Zu bemerken iſt indeß, daß ſo ſehr Böhme's Syſtem auch das Gepräge eines durchaus aus ſich ſelbſt und der eignen Quelle ſchöpfenden Geiſtes an ſich trägt, es doch nicht ohne Zuſammenhang iſt mit andern Formen der geheimen Philoſophie, die man um dieſe Zeit immer mehr Einfluß gewinnen ſieht. Begreiflich iſt es wohl, wenn der unverſiegliche Durſt nach Wahrheit ſich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortweſen der Gelehrten weit entfernte Wege ſuchte, auf denen manche Ueberzeugungen und Entdeckungen, Erkenntniſſe oder auch Schwärmereien und Irrthümer ſich ſchnell verbreitet zu haben ſcheinen. Nachdem das zugleich ſichtbare und unſichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerriſſen war, trat nun eine unſichtbare Verbindung anderer Art hie und da an die Stelle, oder ſollte ſie wenigſtens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können ſchwerlich in dem Zuſtande der noch kämpfenden Menſchheit allgemein ſein. Ich will zugeben, daß es nach Leſſings Meinung, unter den Erkenntniſſen auch an ſich geheime gibt, nähmlich ſolche, die es ihrer Natur nach ſind, weil bei demjenigen, der ſie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entſchluß Statt finden kann, ſie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daſein ſolcher Ueberlieferungen iſt hiſtoriſch faſt zu allen Zeiten deutlich; auch wird man ſchwerlich jemahls verhindern können, daß ſich Anſichten und Ueberzeugungen dieſer Art in einer oder der andern Form unſichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine ſolche Ueberlieferung auch ganz reine und lautere Wahrheit, ohne alle beigemiſchte falſche Schatzgräberei nach leeren Geheimniſſen enthielte, ſo würde doch die Oppoſition dieſer geheimen und der öffentlichen Wahrheit ſchon an ſich als ein großes Uebel zu betrachten und immer ſchlechthin verwerflich ſein. Die äußere Zerſpaltung der ſichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgeſinnten mit Recht als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der chriſtlichen Völker getrennt, der Körper der Menſchheit zerriſſen werde. Wenn es eine unſichtbare Kirche geben könnte, die im Widerſpruch wäre mit der ſichtbaren, ſo würde dieſe Trennung noch ſchrecklicher, und wie eine Scheidung von Körper und Seele ſein, und uns mit einer gänzlichen Auflöſung bedrohen. Doch dem iſt nicht alſo; Leib und Seele der Menſchheit ſind noch nicht getrennt, und die Wahrheit iſt nur Eine. Wer den Felſen verlaſſen hat, auf dem ſie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen. Die Wunder der Natur und die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und der Geiſterwelt ſind nur einzelne Strahlen an dem ewigen Leuchter der göttlichen Offenbarung, wie er von Anbeginn bis an das Ende der Zeiten in Gottes Kirche beſteht und beſtanden hat; und ſo wie jene Strahlen einzeln von dieſem Baume des Lebens, dem wahren Glauben, abgeriſſen werden, muß ihr Licht, ſo herrlich es ſonſt auch glänzen möchte, unwiederbringlich erlöſchen und ſich verfinſtern. Die Schule und die Wiſſenſchaft, ſo wie ihre exoteriſche oder eſoteriſche Fortpflanzung und Anknüpfung, kann und muß in den meiſten Zeitaltern in der äußern Verfaſſung, Geſtaltung und lebendigen Anwendung von der Kirche und Religion verſchieden und getrennt werden; aber im innerſten Geiſte müſſen ſie ewig Eins ſein, denn das Wort des Lebens, welches ſie beide auf verſchiedenem Wege, zu verkünden, zu deuten und wirkſam zu verbreiten haben, iſt überall daſſelbe und ebenfalls nur Eines.

Dieß waren alſo die Wirkungen der Reformation auf die Philoſophie. Jene geiſtigere platoniſch orientaliſche Art zu philoſophiren, welche im fünfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutſchlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Naturdenkern überlaſſen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunſtaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bei den Gelehrten des Tags herrſchte der alte logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, faſt noch zwei Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Syſteme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da ſie bis auf unſre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Die Wirkungen der Reformation für Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, müſſen alſo in einem richtigen und umfaſſenden hiſtoriſchen Sinn ganz anders aufgeſtellt werden, als ſie nach dem beſchränkten Partheibegriffe in unbedingter Lobrede gewöhnlich erſcheinen. Ueberhaupt aber muß man eine große Weltperiode dieſer Art nicht nach den Wirkungen und Folgen, ſondern nach dem innern Weſen beurtheilen. Wenn nun das Weſen jener Epoche mehrentheils als ein Erwachen der Vernunft geſchildert, das Mittelalter aber als der Zeitraum der vorherrſchenden Fantaſie bezeichnet wird, ſo iſt dieſes im Allgemeinen allerdings richtig; es bedarf aber noch ſehr vieler nähern Beſtimmungen, damit nicht ganz falſche Folgerungen daraus hergeleitet werden. Wohl iſt in jedem Weltalter eine von den Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeins vorwaltend, welche eben in dieſem Zeitraum beſonders verarbeitet, und dem letzten allgemeinen Ziele gemäß geſtaltet werden ſoll, mithin den eigenthümlichen Charakter deſſelben bildet. So iſt in dem dritten Weltalter, welches von Conſtantin bis zur Reformation zwölf Jahrhunderte umfaßt, und welches wir als die Uebergangs-Periode von der alten in die neue Welt, die mittlere Zeit zu benennen pflegen, das vorherrſchende Element die Fantaſie geweſen, aber nicht die alte heidniſche, ſondern eine neue, chriſtlich völlig umgewandelte und erleuchtete Fantaſie, und eben daraus, aus dieſem neuen Frühling, und der chriſtlichen Wiedergeburt dieſer Einen Elementarkraft des Menſchen ergeben ſich die eigenthümlichſten Erſcheinungen jener Welt-Periode: womit gar nicht geſagt iſt, daß nicht auch die andern Kräfte des Verſtandes oder des Willens in manchen großen Ereigniſſen und Erzeugniſſen jener Zeit ſich herrlich kund gegeben, da unter jener Angabe, nur ein Uebergewicht des vorherrſchenden Elementes zu verſtehen iſt, wovon ſich das Verhältniß zu den andern Elementen in dem Einzelnen ihrer Entwicklung nach dem ganzen Stufengang derſelben durch alle Perioden jenes Zeitraumes wohl nachweiſen läßt. Auch die dialektiſche Spitzfindigkeit der Scholaſtiker kann gegen jene Herrſchaft der Fantaſie im Mittelalter keinen gegründeten Einwurf bilden, da vielmehr, wo eine Elementarkraft im Ganzen eines Zeitalters herrſchend iſt, ſich die entgegengeſetzte um ſo mehr als Ausnahme in einigen wenigen Individuen zu concentriren, und im grellen Gegenſatz und höchſter Einſeitigkeit zu geſtalten und zu entwickeln pflegt. So tritt auch in unſerer Vernunft-Epoche die Poeſie und künſtleriſche Fantaſie aus dem Zeitalter in iſolirter Abſonderung heraus, wie damahls auf der entgegengeſetzten Seite die Scholaſtik; wie überhaupt die intellektuelle Entwicklung in jedem Weltalter ihre eigenthümlichen Mängel und Schlacken mit ſich führt. Wenn aber das vierte Weltalter, welches mit dem Anbeginn des ſechzehnten Jahrhunderts in dem entſcheidenden Wendepunkt der damahligen Zeit eintrat, als die Periode der vorherrſchenden Vernunft ganz richtig bezeichnet wird, mußte es gerade ein ſolches Erwachen derſelben ſein? Ein Rückfall in die heidniſche Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorſam, ſtatt einer höheren Erleuchtung des chriſtlichen Denkens und Wiſſens in angemeßner Entwicklung und immer ſteigendem Fortſchritt? Dazu war es eben ſo unnöthig als frevelhaft, erſt den Glauben zu zerreißen, dann das Wiſſen mit dem Glauben auf drei Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwieſpalt zu verſetzen, wodurch das Erſte in ſich ſelbſt verderbt, verſchlechtert und ganz und gar verwildert, das andere aber von dieſem feindlich abgeſondert, und durch die feindliche Abſonderung auch innerlich gehemmt, und in ſeinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben ſo wenig war es nöthig, jedes Heiligthum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Fantaſie es wohlthätig umkleidet hatte, mit einem Mahle wegzuwerfen, um der Vernunftbeſtimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. Auch jenes Mittelalter der aufdämmernden Fantaſie hat ſeine eigenthümlichen Verirrungen hervorgebracht; aber ſo ganz hat dieſe, obwohl nur einem Geſtirne der Nacht vergleichbar, doch nicht des rechten Weges verfehlt, wie das helle Tageslicht der Vernunft, während der ganzen erſten Hälfte ihres Weltenumlaufs, nachdem ſie ſich einmahl von Gott abgewandt hatte. Nicht aber in dem Vernunft-Charakter der modernen Zeit liegt das Uebel, da dieſe wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da iſt, an die Reihe der Herrſchaft kommen mußte, wie ſie gleich damahls entſcheidend in die Weltgeſchichte eintrat, ſondern in dem ſchlechten Gebrauch, welchen der Menſch als ein freies Weſen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er ſie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Chriſtenthums, als des koſtbaren Unterpfandes der göttlichen Ueberlieferung und Offenbarung gebraucht, ſondern durchgehends faſt nur in einem Geiſte des Zwieſpalts und der Trennung angewendet hat, bis in unſern Tagen aus dem Uebermaß des langen Uebels ſelbſt, die Rettung hervorgegangen iſt.

So wie die Nationen Europa's ſeit der Epoche des Zwieſpalts feindlich auseinander traten, ſo fand auch zwiſchen den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Studien eine vielfach ſchädliche Trennung Statt. Beſonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verurſachte, daß es keine rechten Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die erſten Stifter dieſes erneuerten Studiums waren Philoſophen und Männer, die das Mittelalter und ihre Zeiten eben ſo lebendig kannten, als das Alterthum und die orientaliſche Gelehrſamkeit mit der griechiſchen verbanden. Ihnen erſchien daher alles im Ganzen mehr an ſeiner rechten Stelle, im großen Zuſammenhange der Weltgeſchichte und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philoſophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergeſſen war, beſchränkte ſich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimiſch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches ſie bewunderten, ohne doch das Schöne deſſelben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künſtlern ward dieſes etwa lebendig aufgefaßt; bei den Gelehrten entſtand jetzt, da die claſſiſche Gelehrſamkeit mit Philoſophie faſt nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erſt im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbſt für Kunſt und Poeſie kann man als nachtheilig anſehen, daß ſie faſt ganz außer Berührung mit der Philoſophie kamen, daß die Bildung der Fantaſie von der Bildung des Verſtandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der erſten nicht ſelten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poeſie und Kunſt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philoſophie und Geſchichte mit Antheil nehmen mußten, beinah noch das einzige freie Aſyl, wo Gefühl und Geiſt ſich ungeſtört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poeſie der katholiſchen Länder, die ſpaniſche, italieniſche, portugieſiſche, bildet in dieſem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, ſo daß ich ſie in der Betrachtung zuſammen nehmen werde. Die Spanier hatten ſchon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegeſang blühete im funfzehnten Jahrhundert ſpäter als bei irgend einer andern Nation. Ueberhaupt erhielt ſich der Rittergeiſt und die damit verbundne Poeſie hier länger als irgendwo ſonſt in Europa. Ihre Ritterbücher von meiſt ſelbſt erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten ſich aus, wenigſtens das älteſte und bekannteſte derſelben, der Amadis, durch eine gebildetere und ſchöne Schreibart, und durch den vorherrſchenden Hang zu ſanften und idylliſchen Darſtellungen. So beſtätigt ſich auch hier die ſchon bei Gelegenheit der Ritterpoeſie und beſonders der altdeutſchen gemachte Bemerkung, daß gerade heroiſchen Naturen, und ſehr kriegeriſchen Nationen dieſer Hang zum Sanften und Zarten in der

Poeſie oft eigen iſt. An die Ritterbücher ſchloß ſich ſchon früh bei Spaniern und Portugieſen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poeſie überhaupt, und beſonders der Minnegeſang ward im fünfzehnten Jahrhundert, durch zwei Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Erſten des Reichs waren; Villena und Santillana. Ueberhaupt iſt die Poeſie in Spanien ſeit ihrem erſten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künſtlern geübt worden, und keine andere Nation zählt unter ihren Dichtern ſo viele, die auch das Schwert für ihr Vaterland geführt hatten. Die Poeſie, welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die ſpaniſche nennen, ſollte in ihrer älteſten Zeit richtiger die caſtiliſche genannt werden; denn anfänglich war ſie nur dieſer Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der ſpaniſchen Halbinſel hatten ihre eigne, von der caſtilianiſchen verſchiedene Kunſt. In Catalonien blühete eine eigne Poeſie, die man der Mundart nach zu der provenzaliſchen rechnet. Der letzte bekannte Geſang derſelben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schickſale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als ſeinen eignen Fürſten geliebt zu haben ſcheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erſter Ehe jenes Ferdinand, der nachmahls unter dem Nahmen des Katholiſchen, auch in Caſtilien herrſchte, und deßhalb in einigen arragoniſchen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgeſonderten Selbſtſtändigkeit des Landes hörte auch die, demſelben eigenthümliche Poeſie auf, und ſo wie Caſtilien das herrſchende Land ward, ſo vereinigte ſich auch in der caſtiliſchen Dichtkunſt alle Schönheit der Poeſie, die ſonſt in den verſchiedenen Provinzen des dichteriſchen Landes zerſtreut vorhanden war. Nur die Portugieſen behielten, ſo wie ſie ein eignes Volk und Reich bildeten, allein auf der ſchönen Halbinſel ihre eigne Sprache und Poeſie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Caſtilien, viele Portugieſen ſchrieben caſtiliſch, und manches, was für altcaſtiliſch gehalten wird, ſtammt von den Portugieſen her. Ja ſo verwandt iſt die Poeſie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht iſt abzuſondern, was der Erfindung nach, der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bei, die ſpaniſche Poeſie zu bereichern und zu verſchönern. Zwar die altcaſtiliſchen Gedichte ſind ganz rein von einem ſolchen arabiſchen Einfluß oder orientaliſchen Anhauch. Sprache und Geiſt iſt vielmehr ſtreng und ſchlicht, treuherzig und einfach. Man kann um ſo beſtimmter ſagen, daß in dieſer altſpaniſchen Dichtkunſt gar nichts arabiſches iſt, je deutlicher und ſichtbarer in der ſpätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derſelbe ſich kund giebt. Die Trennung, welche die Verſchiedenheit des Glaubens verurſachte, und die gegenſeitige Abneigung iſt auch vollkommen hinreichend zu erklären, warum ein ſolcher Einfluß früherhin nicht ſichtbar ſein konnte, der eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte. Als Iſabella und Ferdinand der Katholiſche, ich nenne Iſabella zuerſt, weil dieſe von einem ganz beſondern Eifer beſeelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreit zu ſehen; — als dieſe mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in dieſem glorreichen Augenblick, nach ſieben Jahrhunderten, Spanien wieder frei und ganz ſein war, da war in dieſem letzten Kriege das arabiſche Königreich in Granada in zwei Partheien getheilt geweſen, an deren Spitze zwei edle Stämme ſtanden. Der eine derſelben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Chriſtenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch ſind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen und ihre Feindſchaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabiſchen Granadiner beſingen. Stolze Lieder der glühendſten Liebe und Ruhmbegierde; abgeriſſne Heldengeſänge von hohem Zartgefühl, einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientaliſche Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyriſche Stammgeſänge noch ganz arabiſch, und der urſprünglichen alten Poeſie dieſer Nation, ſo weit wir ſie kennen, ähnlich. Hier in dieſen Romanzen, den ſchönſten meines Bedünkens, die es in ſpaniſcher oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache giebt, iſt der arabiſche Geiſt, und die orientaliſche Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben ſie auf die ganze nachfolgende Poeſie der Spanier einen entſcheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der ſpaniſchen Poeſie auf altcaſtiliſchem Boden durch portugieſiſche Gründungen und provenzaliſche Blumen, und nun auch durch arabiſche Farbengluth verſchönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Arioſt als den erſten Dichter Italiens krönte, ward die kunſtreichere Poeſie der Italiener durch Garcilaſo und Boſcan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rückſicht auf die eigne Sprache und Poeſie, und ohne die ältere Weiſe derſelben ganz aufzugeben. Dieſer hing die Nation ſo feſt an, daß die Einführung der italieniſchen Kunſtweiſen Anfangs viel Widerſpruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poeſie iſt aus ſo mannichfaltigen Elementen entſtanden, als die ſpaniſche; aber dieſe Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantaſie und des Gefühls, die zuſammen erſt einen vollen Accord bildeten, und der ſpaniſchen Dichtkunſt eigentlich den höchſten Zauber des Romantiſchen verleihen. Nicht bloß reich iſt dieſe Poeſie, ſondern auch durchaus Eins in Geiſt und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften, iſt überhaupt keine Literatur ſo ganz national geweſen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Literatur nach den Grundſätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunſt, ſo iſt des Streits über die Vorzüge oder Mängel, ſo wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer geſammten Literatur kein Ende, ſo daß meiſtens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erſte reine Eindruck ganz vergeſſen wird. Es giebt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Literatur und aus dem ſich die Frage ungleich leichter und ſicherer entſcheiden läßt. Dieß iſt der moraliſche Geſichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Literatur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiſte angemeſſen iſt. In dieſer Hinſicht wird faſt jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poeſie und Literatur der Italiener, die bloß als Kunſtwerk betrachtet, an Bildung und im Styl unſtreitig den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie ſehr muß ſie in dieſer Beziehung zurück ſtehen gegen die ſpaniſche! Einige der erſten Dichter ſind ganz ohne Beziehung auf die Nation und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Arioſt, Guarini; oder es laſſen ſich nur einzelne Anklänge der Art, wie beim Petrarca vernehmen, und auch in dieſen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherſtellung des alten Rom. Dante und Machiavelli ſind am meiſten Nationalſchriftſteller, aber der erſte mit ſeinem herben ghibelliniſchen Partheihaß, wo er die wirkliche Welt berührt und auf die Zeithiſtorie anſpielt, iſt doch kein allgemeiner, da der Lichtſtrom ſeiner dichteriſch religiöſen Viſionen ſich ohnehin dem Auge der Menge ganz entzieht, und nur ſehr wenige ihm folgen können, und der florentiniſche Staatsdenker in den politiſchen Grundſätzen höchſt verderblich und heidniſch, ſteht aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen und muß durchaus nachtheilig auf ſie einwirken.

Wie groß erſcheint von dieſer Seite die ſpaniſche Literatur und Poeſie. Alles in ihr iſt vom edelſten Nationalgefühl durchdrungen: ſtreng, ſittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede iſt. Nichts, was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Ueberall ein und derſelbe Geiſt der Ehre, der ſtrengen Sitte und des feſten Glaubens. Den Reichthum an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken, die früh entwickelte und ſich immer gleich bleibende männliche Beredſamkeit, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch ihre Dichter ſind ächte Spanier. Faſt könnte man ſagen, nur die Kunſt macht den großen Unterſchied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; ſonſt aber herrſcht in allen ihren Schriftſtellern ſo zu ſagen, nur Eine Denkart, die ſpaniſche. Dieſer hohe Nationalwerth der ſpaniſchen Literatur muß ſehr in Anſchlag gebracht werden, wenn man ſie nur gar zu oft bloß nach dem Kunſtſtyl der Alten oder der Italiener beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks. In Rückſicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die ſpaniſche Literatur wohl die erſte Stelle ein; die engliſche vielleicht die zweite.

Nicht als ob dieſe weniger reich wäre, ſondern weil ſie ſchon mehr Elemente des Kampfs, und mancherlei antinationale Beſtrebungen und Abwechſelungen enthält. Die Nationaleinheit der engliſchen Literatur, wird ungeachtet ſolcher Gegenwirkungen, oft mehr nur abſichtlich aufrecht erhalten, wie nach einer ſtillſchweigends anerkannten Uebereinkunft, als daß ſie ſchon von ſelbſt aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Geſichtspunkt für den einzigen zu halten, aus dem der welthiſtoriſche Werth einer Literatur zu beurtheilen iſt. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf iſt, der einem großen Theil der franzöſiſchen und der geſammten deutſchen Literatur ihre hohe und wichtige Bedeutung giebt; wenn es nämlich nicht bloß geringfügige weltliche Intereſſen und politiſche Partheizwecke gilt, ſondern ein Kampf der Wiedergeburt iſt, aus dem eine neue Epoche des geiſtigen Lebens, in allgemeiner Anerkenntniß des Göttlichen, und der gereinigten Wiſſenſchaft wie des höhern intellectuellen Friedens, hervorgehen ſoll.

Man betrachtet den Garcilaſo unter Karl dem Fünften nebſt einigen andern Dichtern derſelben Zeit, als ein Muſter ſchöner Sprache und eines edeln Geſchmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beiſpiel darin gegeben, an das es ſpäterhin um ſo nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantaſie einiger Dichter verwilderte oder in Künſtelei verfiel. Daß Garcilaſo oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetiſchen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bei den Römern, Racine bei den Franzoſen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte ſelbſt ſind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große claſſiſche Werke. Ein lyriſcher und idylliſcher Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poeſie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung derſelben umfaſſen; weil lyriſche Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beſchränktem Inhalt ſind. Nur ein epiſcher oder ein dramatiſcher Dichter vermag auf ſolche Weiſe allgemeine und bleibende Norm für die Kunſt und Sprache ſeiner Nation zu werden. Das Leben der Spanier ſelbſt war damahls noch ſo ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa ſo glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantaſie ſo auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantiſche der alten Ritterbücher gegen dieſe Wirklichkeit weit zurückſtehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantaſtiſche Spiel der alten Rittergedichte im Epiſchen zu verwerfen; aber die Spanier ſind dabei in das entgegengeſetzte Extrem eines allzu hiſtoriſchen Inhalts verfallen. Wenigſtens iſt dieß der Fall mit dem berühmteſten epiſchen Verſuch in dieſer Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem ſehr tapfern und Freiheitsliebenden amerikaniſchen Volke, ſoll man ſagen, beſungen oder erzählt werden. Die Beſchaffenheit des fremden Landes und ſeiner wilden Bewohner, Wildniſſe und Naturerſcheinungen, Kämpfe und Schlachten, ſind mit einer Wahrheit geſchildert, bei der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge ſah und mit erlebte. Es hat dieſes erſte epiſche Gedicht der Spanier einzelne poetiſche Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen iſt es zu ſehr nur eine verſifizirte Reiſebeſchreibung und Kriegsgeſchichte. Das Heldengedicht muß beides vereinen, hiſtoriſche Wahrheit und Größe, und das freie Spiel der Fantaſie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythiſch ſein, oder ſelbſt auf dem geſchichtlichen Gebiethe ſich darbieten. So bleibt alſo wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier beſitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugieſiſche Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikaniſche Wildniß, ſo war ſeiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenſtand. Auch bei ihm fühlt man, daß er ſelbſt Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumſegler war. Er ſtützt ſich ganz auf die hiſtoriſche Wahrheit und hiſtoriſche Herrlichkeit ſeines Gegenſtandes und fängt ſeinen Heldengeſang an mit einem Gegenſatz gegen den Arioſt, deſſen Dichtungen er durch ſeine heroiſche Geſchichte zu beſiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles übertrafen, was jener von dem erdichteten Ruggiero geſungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat beſonders im Anfange einigermaßen den virgiliſchen Zuſchnitt, der damahls nicht ohne beſchränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernſten epiſchen Dichtkunſt galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küſte verläßt, ſich ins freie Meer hinauswagend, ſo verliert auch Camoens bald ſein Vorbild aus den Augen in dieſem Gedichte, wo er mit ſeinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umſegelt, bis das Ziel erreicht iſt, und die frohen Sieger das erſehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden: ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſes unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernſt in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantaſie bei weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens beſingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrſchaft und Heldenthaten der Portugieſen, ſondern Alles, was irgend aus der ältern Geſchichte ſeines Volks, ritterlich, ſchön, groß, edel und liebevoll rührend war, iſt in dieſes Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poeſie ſeines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, iſt keines in dem Grade national, und niemahls iſt auch ſeit dem Homer, ein Dichter von ſeiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, ſo daß ſich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bei dieſer gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgeſunkenen Nation, faſt an dieſen Einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht ſtatt vieler andern Dichter und einer ganzen Literatur gelten kann. Am würdigſten erſcheint Camoens, als Dichter ſeiner Nation, in dem Anfang und Schluß ſeines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in ſein Schickſal mit hinabreiſſenden jungen König Sebaſtian mit Liebe und Begeiſterung anredet, aber auch ermahnend und ernſt warnend, wie der begeiſterte Greis, der ſelbſt ſo lange das Schwert geführt hatte, zu ſeinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, iſt Taſſo, der uns ſchon durch ſeine Sprache und zum Theil auch ſeinen großen, chriſtlichen Inhalt näher ſteht, welcher auf das glücklichſte gewählt iſt, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſt der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Für ſeine Zeit noch mehr, als für die unſere; denn noch dauerte der alte Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und den Mächten Mahomeds fort. Noch unter Karl dem Fünften, ſchmeichelten ſich ſpaniſche Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlorne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an ſich nicht unmöglich, und ſobald die ſpaniſche Seemacht im Mittelmeer einmahl entſchieden herrſchte, ſogar weniger ſchwer ſcheinen konnte, als der furchtbaren türkiſchen Landmacht in Europa ſelbſt Gränzen zu ſetzen. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit, beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Doch hat den Camoens dieſelbe Idee von der einem epiſchen Gedichte nothwendigen Form nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetiſches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bei richtigern Begriffen von der epiſchen Kunſt dem Taſſo gelungen ſein. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen, und ihr eigenes Selbſt in dieſer zu verlieren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte, ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden, in jedem andern Werk ſchön ſein würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminias Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an den Taſſo feſſeln. Geſtalten, von denen der deutſche Dichter den Taſſo ſelber ſo ſchön ſagen läßt:

„Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte:
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.“

In Taſſo's lyriſchen Gedichten iſt eine Gluth der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunſtreichen Petrarca ſonderbar abſticht. Taſſo iſt ganz ein Gefühlsdichter, und wie Arioſt durchaus mahleriſch, ſo iſt über Taſſo's Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er ſelbſt beim Volke mehr als Arioſt iſt. Die einzelnen Stellen und Epiſoden des Gedichts ſind oft geſungen worden, und da die Italiener ſonſt eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, ſo haben ſie ihr epiſches Gedicht für den lebendigen Geſang ſich auf ſolche Weiſe in einzelne Romanzen aufgelöſt: die wohllautendſten, edelſten, dichteriſch ſchönſten und ſchmuckvollſten, die wohl irgend ein anderes Volk beſitzt. Dieſe Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweiſe vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beſte; denn an dem innern Zuſammenhang des ganzen Werks als eines ſolchen, möchte nicht ſehr viel verloren ſein. Wie wenig Taſſo ſich ſelbſt mit ſeinem Begriffe von epiſcher Kunſt befriedigen konnte, zeigen ſeine mannichfachen Abänderungen, und mißlungenen Verſuche. Zuerſt verſuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jeruſalem, dem er ſeinen ſchönſten Ruhm verdankt, wollte er, da ſeine glücklichſte Zeit ſchon vorüber war, ganz umarbeiten; die ſchönſten, reizendſten und liebevollſten Stellen brachte er ſeiner jetzigen ſittlichen Strenge oder Aengſtlichkeit zum Opfer; dafür ſollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Erſatz gewähren. Noch verſuchte er ein chriſtlich epiſches Gedicht von der Schöpfung. Wie ſchwer es auch dem glücklichſten Dichter werden muß, einige wenige zum Theil geheimnißvolle Sprüche Moſis, zu eben ſo viel ausführlichen Geſängen zu entfalten, darf nicht erſt auseinander geſetzt werden. Ich habe ſchon beim Dante über die poetiſche Behandlung ſolcher Gegenſtände geſprochen, und erwähne des Gedichts von Taſſo hier nur, weil es beſonders dieſes war, was

Milton vor Augen hatte. In dieſem Gedichte von der Schöpfung entſagte Taſſo ſogar dem Gebrauch des Reims, deſſen Zauber doch ſeine Geſänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den ſelten ein Dichter ſo ganz in der Gewalt hatte, als er. So ſtreng war er eigentlich gegen ſich ſelbſt; man ſollte alſo bei ſo vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenſpiele, oder ſogenannten Concetti's, nicht ſo ſtreng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poeſie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abſpricht, daß ſie ein Spiel der Fantaſie iſt, und ſein darf! Wenn man jeden Gedanken ſo ſtreng prüfen und zerlegen will, ſo kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Proſa. Und ſelbſt in dieſer finden ſich, wenn man ſtreng analyſiren will, auch bei den nüchternſten Schriftſtellern, hie und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig ſind, und etwas falſches enthalten. Viele von dieſen ſpielenden Gedanken beim Taſſo ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern auch bildlich ſchön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe ſind ſolche Gedankenſpiele am erſten erlaubt; ſie finden ſich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man ſonſt immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von claſſiſcher Strenge, der ſpielenden Fantaſie der romantiſchen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Taſſo ganz als einen muſikaliſchen Gefühlsdichter, ſo iſt es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewiſſen Sinne einförmig, und daß er ſo durchgehends ſentimental iſt. Von derjenigen Poeſie, die in ihrem innern Weſen lyriſch iſt, ſcheint dieſe Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu ſein; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß ſelbſt über die Darſtellung ſinnlicher Reize beim Taſſo dieſer ſanfte elegiſche Hauch verbreitet iſt. Aber ein epiſcher Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig ſein, er muß eine Welt von Gegenſtänden, den Geiſt der Gegenwart und der Vergangenheit, ſeine Nation und die Natur umfaſſen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, ſondern jede Saite des Gefühls zu berühren und anzuregen verſtehen. In dieſem epiſchen Reichthum ſteht Camoens weit über den Taſſo; auch in ſeinem Heldengedichte ſind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den ſchönſten im

Taſſo vergleichbar: auch bei ihm bricht ungeachtet des ſüdlichen Glanzes und des ſinnlichen Reizes, der über alles verbreitet iſt, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er iſt auch darin ein romantiſcher Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen iſt von der Gluth und Begeiſterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahleriſche Fülle des Arioſt mit dem muſikaliſchen Zauber des Taſſo, und verbindet damit noch das Große und den Ernſt des wahren Heldendichters, was Taſſo doch mehr ſein wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf alſo nicht mehr hinzuſetzen, daß unter jenen drei großen epiſchen Dichtern der Neuern, dem Arioſt, Camoens und Taſſo, dem zweiten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch geſtehe ich gern, daß bei ſolchen Urtheilen das perſönliche Gefühl mehr oder minder mitwirkt; denn nur einiges von dem, was den Werth eines Dichters beſtimmt, läßt ſich auf Begriffe und Grundſätze zurückführen, und aus ihnen beſtimmen und erweiſen; über anderes kann nur das Gefühl entſcheiden. Ich erinnere hiebei an die bekannte Anekdote vom Taſſo, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italieniſchen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Arioſt ſei der zweite. Die Ruhmbegier der Dichter war immer leicht verletzbar, und ſo ſind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eiferſüchtig auf deſſen Vorzüge.

Schon im Taſſo hatte die italieniſche Dichterſprache ſo viel von dem Adel und der Würde der alten römiſchen angenommen, als ſie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte ſich die italieniſche Poeſie immer mehr zum Antiken, nicht allein im Styl und der Form, ſondern auch in der Wahl der Gegenſtände. Der letzte große Dichter der noch blühenden Zeit, Guarini, ein Liebesdichter wie Taſſo, iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Taſſo und auch im Styl meiſtens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreißender iſt der Strom des Gefühls in den Liebesgeſängen des Taſſo. Guarini's arkadiſches Schauſpiel, der Paſtor Fido, iſt obwohl ohne ängſtliche Nachkünſtelung und ſo ganz es auch nur ſein Gefühl und ſeine Liebe war, die er darin ausſprach, vom Geiſt des Alterthums durchdrungen und ſelbſt in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Iſt alſo im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italieniſchen Literatur, ſind ihre frühern Verſuche, das Trauerſpiel der Alten wieder herzuſtellen, meiſtens mißlungen und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, ſo kann es zum Erſatz dafür gelten, daß ſie wenigſtens in einem Drama von ganz eigner Art, eine ſo hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Dieſe ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter iſt ſo viel überſetzt, geleſen und allgemein bewundert worden als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als ſolches auch an ſich mangelhaft erſcheinen. Dagegen die lyriſche Poeſie der Italiener wohl nirgends einen kühnern Aufſchwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieſes Gedichts. Ueber das Tändelnde in den Gedanken der romantiſchen Liebesdichter, über die ſogenannten Concetti's habe ich ſchon beim Taſſo geredet. Aus eben den Gründen laſſen ſie ſich im Allgemeinen beim Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich ſpielend, ſondern ſchon gekünſtelt und weniger glücklich ſind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernſten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären: aber er ſteht ſchon an der Gränze des edlen Styls und eines üppigen Geſchmacks, deſſen ganze Fülle ſich in Marino findet, der Alles, was Ovid oder die Liebesdichter der Alten, Weichliches und Ueppiges darbieten, mit dem Spielenden was Petrarca, Taſſo, Guarini hie und da darbieten, zuſammen geſchmolzen und wie in ein weitläuftiges Meer von poetiſchen Süßigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem geſunden Sinne um ſo mehr widerſtehen müſſen, da ſeine Tändeleien nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, ſondern meiſtentheils nachgekünſtelt ſind.

Dieſes Ende nahm die ältere Poeſie der Italiener, indem ſie in den erotiſchen Dichtungen der Alten einen falſchen Vereinigungspunkt zwiſchen der Mythologie, der Kunſt und dem Styl der Alten, und dem in der romantiſchen Poeſie herrſchenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte ſich die ſpaniſche Poeſie und Literatur in ihrem abgeſonderten Daſein. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand und einen allgemeinen ſchädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poeſie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bei keiner andern Nation; die Bühne einen faſt unüberſehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Geſtalt und Form.

In der Poeſie hat die ſpaniſche Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweiſen, welche als die vollkommenſte und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in ſpätern Zeiten oft Urſache fand, an den Garcilaſo und einige andere ältere Dichter, als claſſiſch in der Sprache zu erinnern, ſo war dieß doch nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne richtig und gegründet. Die Dichterſprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frei; zu viel Kunſt und Poeſie iſt oft darin verſchwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrſchenden Sylbenmaaße ausgenommen, war ſie nie unterworfen. Dieß iſt um ſo auffallender, da im Gegentheil die Proſa der Spanier ſchon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigſte gebildet und auf das ſtrengſte beſtimmt war; die ſchärfſte Präciſion iſt ihr ſo zur andern Natur geworden, daß während die Proſa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachläſſigkeit verworren wird, die ſpaniſche Proſa nur vor dem einzigen Fehler ſich zu hüten hat, daß ſie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenſchaft, welche die Spanier mit dem eignen Nahmen der Agudeza bezeichnen. Doch dieſer Fehler findet ſich bei den beſten Schriftſtellern und Darſtellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erſte und vollkommenſte iſt, in welchem die Proſa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben iſt, wie die Dichterſprache in Spanien keine ſolche hatte: eine Freiheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfaltung ihrer reichen und erfinderiſchen Fantaſie vielleicht ſehr günſtig war.

Der Roman des Cervantes verdient ſeinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun ſchon ſeit zwei Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edlen Styl und die Vollkommenheit der Darſtellung; nicht bloß dadurch, daß dieſes unter allen Werken des Witzes, das reichſte an Erfindung und Geiſt iſt, ſondern auch als ein lebendiges und ganz epiſches Gemählde des ſpaniſchen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während ſo viele Nachahmungen deſſelben in Spanien ſelbſt, in Frankreich und in England ſchon ganz veraltet und vergeſſen ſind, oder auf dem beſten Wege, es bald zu werden. Was ich ſchon bei einer andern Gelegenheit von poetiſchen Werken des Witzes ſagte, daß der Dichter in dieſer Gattung um ſo mehr durch eine reiche Mitgabe von Poeſie in den Nebenwerken, in der Darſtellung, in der Form und Sprache, ſeinen Beruf und ſein Recht an alle Freiheiten, die er ſich übrigens nimmt, bewähren müſſe, das findet hier ſeine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unſtreitig ſehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satyre herausſondern, die Poeſie aber bei Seite laſſen wollen. Freilich iſt dieſe letztere nicht immer ſo ganz nach dem Geſchmack andrer Nationen, weil ſie eben durchaus im ſpaniſchen Geiſte iſt. Wer aber in dieſen ſich zu verſetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernſt, Witz und Poeſie, in dieſem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichſte vereinigt ſind, und eines durch das andre erſt recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Proſa von Cervantes, in ſchon bekannten Gattungen, ein Schäfer-Roman, die Novellen, ein Pilger-Roman, den er zuletzt ſchrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der kunſtreich geordneten Darſtellung, mit dem Don Quixote, welchem jedoch die Krone in der Fülle der Erfindung bleibt, und jene andern Dichtungen erhalten ihren Werth vorzüglich nur durch ihre Beziehung auf dieſes Werk, das einzig in ſeiner Art, um ſo unnachahmlicher erſcheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es iſt dieſes Werk eine der ſpaniſchen Literatur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman ſtolz ſein, der ſo ganz ein allgemeines Nationalwerk iſt, wie keine andre Literatur einen ähnlichen beſitzt*, der als das reichſte Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geiſtes der Nation, wohl einem epiſchen Gedichte verglichen werden darf und nicht mit Unrecht von mehrern als ein ſolches von ganz eigenthümlicher und neuer Art betrachtet worden iſt.

◆

Zwölfte Vorleſung.

Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Shakeſpeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und franzöſiſches Trauerſpiel.

Der Roman des Cervantes iſt ſeiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beiſpiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieſes Werk von einer in ſeiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt und eine Anzahl von mißlungenen Verſuchen, eine proſaiſche Darſtellung der wirklichen Gegenwart zur Poeſie zu erheben, bei Franzoſen, Engländern und Deutſchen hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frei ſtand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; ſo waren auch die Verhältniſſe, unter denen er in Proſa darſtellte und dichtete, ungleich günſtiger als die ſeiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantiſch, als in ſonſt irgend einem Lande in Europa. Selbſt der Mangel an einer allzuſtreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freiere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poeſie günſtiger ſein.

In allen dieſen Verſuchen, die ſpaniſche Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geiſt und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunſt zu erheben, ſehen wir die Verfaſſer immer auf irgend eine Weiſe eine poetiſche Ferne ſuchen; ſei es nun in dem Künſtlerleben des ſüdlichen Italiens, wie oft in den deutſchen Romanen, oder in den amerikaniſchen Wäldern und Wildniſſen, was vielfältig bei den Ausländern verſucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der

Sphäre des einheimiſchen bürgerlichen Lebens ſpielt, immer ſtrebt die Darſtellung, ſo lange ſie noch Darſtellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenſpiel der Laune, des Witzes und des Gefühls ſich auflöſt, auf irgend eine Weiſe aus der beengenden Wirklichkeit ſich herauszuarbeiten und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebieth, wo die Fantaſie ſich freier bewegen kann; wären es auch nur Reiſeabentheuer, Zweikämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereigniſſe und Verhältniſſe einer fahrenden Schauſpielergeſellſchaft.

Der Begriff des Romantiſchen in dieſen Romanen, ſelbſt in vielen der beſſern und berühmteſten, fällt meiſtens ganz zuſammen mit dem Begriff des Polizeiwidrigen. Ich erinnere mich hiebei der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bei einer durchaus vollkommenen Polizei, (wenn der Handelsſtaat völlig geſchloſſen, und ſelbſt der Paß der Reiſenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde verſehen ſein wird) ein Roman ſchlechtweg unmöglich ſein würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlaſſung, oder einen wahrſcheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Anſicht, welche, ſo ſonderbar ſie lautet, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund iſt.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poeſie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu beſtimmen, iſt eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Weſen der Kunſt betrifft. Ueberhaupt wird in unſeren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und faſt durchgehends falſchen Anſichten und Definitionen über die Kunſt und das Schöne an ſich, meiſtens nur von den Formen der Poeſie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bei weitem nicht zureichend iſt. Eine Theorie von dem der Dichtkunſt angemeſſenen Inhalt giebt es noch kaum, ungeachtet eine ſolche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, dieſe Lücke auszufüllen, und eine ſolche Theorie zu geben, überall, wo ſich dazu die Gelegenheit darbot.

Was die Darſtellung des Wirklichen und der nächſten Gegenwart in der Poeſie betrifft, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünſtig, ſchwierig, oder verwerflich für die poetiſche Darſtellung erſcheint, weil es an ſich immer gemein und ſchlechter wäre, als das Vergangene. Es iſt wahr, das Gemeine und Unpoetiſche tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings ſtärker und herrſchender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Geſtalten hell erſcheinen, verliert es ſich mehr in den Hintergrund. Aber dieſe Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl beſiegen, deſſen Kunſt oft eben darin ſich zeigt, das, was als das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn herausfühlt oder ahnend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichteriſchen Lichte verklärt erſcheinen zu laſſen. Beengend aber, bindend und beſchränkend iſt die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantaſie; und wenn man dieſer im Stoff unnützerweiſe ſo enge Feſſeln anlegt, ſo iſt zu beſorgen, daß ſie ſich nur von einer andern Seite in Rückſicht der Sprache und Darſtellung deſto mehr dafür entſchädigen werde.

Um meine Anſicht über dieſen Punkt auf dem kürzeſten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiöſen und chriſtlichen Gegenſtände ſchon mehrmahls bemerkte. Die überſinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geiſter können im Ganzen nicht geradezu dargeſtellt werden; die Natur und die Menſchheit ſind die eigentlichen und nächſten Gegenſtände der Poeſie. Aber jene höhere und geiſtige Welt kann überall in dieſen irdiſchen Stoff eingehüllt ſein, und aus ihm hervorſchimmern. Eben ſo iſt auch die indirecte Vorſtellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beſte und angemeſſenſte. Die ſchönſte Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchſte Schwung der Leidenſchaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanſchauung, laſſen ſich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freiern Spielraum, und erſcheinen in reinerem Lichte. Der älteſte Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, iſt zugleich ein Darſteller der lebendigſten und friſcheſten Gegenwart. Jeder wahre Dichter ſtellt in der Vorzeit zugleich ſein eigenes Zeitalter, ja im gewiſſen

Sinne ſich ſelbſt mit dar. Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte, und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſein. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben, trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel ahnen läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, als Morgenröthe ihrer Herrlichkeit, und Ahnung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt ſich auf dieſe Weiſe, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben nicht unſelig zerriſſen, ſondern innig vereint ſind, wo die vergangene Liebe in bleibender Erinnerung immer wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſtets anwachſender Herrlichkeit ſchon jetzt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darſtellung der Wirklichkeit und der umgebenden Gegenwart, für die der Poeſie angemeſſene halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke ausſprechen, welche den entgegengeſetzten Weg wählten. Man muß den Künſtler von ſeinen Werken zu unterſcheiden wiſſen. Der wahre Dichter bewährt ſich auch auf dem falſchen Wege und auch in ſolchen Werken, die ihrer urſprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopſtock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß ſie ſich ſelbſt eine Aufgabe geſetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardſon, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poeſie zu erheben verſuchte, ein großes Talent der Darſtellung nicht abgeſprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieſes Streben auf einem ſolchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben ſo vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt ſich die ſpaniſche Dichtkunſt auf der Bühne. Die lyriſche Gefühls-Poeſie iſt die Frucht einer einſamen Liebe und Begeiſterung; ja wenn ſie auch nicht auf ſich allein und die nächſten Gegenſtände ihrer Umgebung beſchränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, ſo ward ſie doch in der Einſamkeit empfangen. Die heroiſche Poeſie aber ſetzt eine Nation voraus, eine ſolche, die es wahrhaft iſt, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine urſprünglich poetiſche Denkart und Anſicht, eine Mythologie. Beide, die lyriſche ſowohl als die epiſche Poeſie, gehören noch mehr der Natur als der Kunſt an. Die dramatiſche Dichtkunſt aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt deſſelben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es iſt wenigſtens dieſes das natürlichere, und auch das günſtigere Verhältniß; wie ſehr auch in der Folge Kunſtſchulen in kleineren Wirkungskreiſen mit den großen Hauptſtädten, dem erſten Sitz der dramatiſchen Kunſt, wetteifern oder dieſelben ſogar übertreffen mögen. Schon daraus iſt es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und faſt bis zum Ueberfluß reich waren, ehe in Italien und Deutſchland ein eigentliches Theater entſtehen und ſich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptſtadt der Kirche, Wien ſeit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutſchen Kaiſerthums geweſen, ſo waren doch beide nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drei Hauptſtädte im weſtlichen Europa.

So wie die ſpaniſche Monarchie bis um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendſte in Europa, der ſpaniſche Nationalgeiſt der entwickeltſte war, ſo ſtand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am früheſten in reichem Flor. Dieſen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geiſt dieſes ſpaniſchen Schauſpiels. Hätte dasſelbe auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantiſch und in dieſer Weiſe vollendet iſt, ſo würde es ſchon dadurch ſehr merkwürdig, es würde lehrreich ſein, an dieſem Beiſpiele zu ſehen, welche Art von dramatiſcher Dichtkunſt denn aus der Ritter-Poeſie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür ſo gut zum Beiſpiel dienen, als das ſpaniſche, welches ganz frei blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiener und Franzoſen bei der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen ſind, das Trauerſpiel und das Luſtſpiel der Griechen in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen, und dieſes Vorbild, wenn auch nur mittelſt des Seneca oder älterer franzöſiſcher Stücke, ſelbſt auf das engliſche Drama einen ſehr entſcheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die ſpaniſche Bühne in ihrem erſten berühmten Meiſter und Beherrſcher, dem Lope de Vega, ſo würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erſcheinen, und wir im Ganzen keine ſehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des ſpaniſchen Drama's faſſen können: ſo flüchtig und oberflächlich ſind ſeine zahlloſen Schauſpiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyriſchen Gedichten eines Sängers, ſo herrſcht auch wohl unter den dramatiſchen Werken eines Künſtlers eine gewiſſe Gleichförmigkeit und darf darin herrſchen, welche dann die Hervorbringungen ſehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatiſchen Werken nicht nur eines Dichters, ſondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer geſammten Nation, oft überhaupt eine gemeinſame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieſelbe iſt, nur daß ſie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern

Seite dargeſtellt wird; wie eben ſo viele Variationen eines Thema's, oder verſchiedene Auflöſungen einer und derſelben Aufgabe. Hat nun der Dichter dieſe Idee ganz klar gefaßt, ſich die Form beſtimmt, wie er ſie für ſeine Idee und für ſeine Bühne bedarf, iſt er der Sprache und der äußeren Erſcheinung Meiſter, ſo kann es alsdann leicht geſchehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, ſogar in ſehr kunſtreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachläſſigt zu ſein brauchten. So haben die großen Trauerſpieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überſchreitet die Zahl der Lope'ſchen Schauſpiele, wie man dieſelbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatiſchen Fruchtbarkeit. Er hat dieſe große Menge von Werken wohl größtentheils nicht ſowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improviſiren müſſen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatiſchen Geſchwindſchreibern und Vielſchreibern aller Nationen bis auf die neueſten Zeiten, der Erſte und noch am meiſten ein Dichter ſei, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darſtellung, und durch die dichteriſche Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poeſie ſeiner Nation ſo allgemein verbreitet, daß ſie kaum noch als beſondere anzuſehen und zu loben ſind. An und für ſich iſt dieſe dramatiſche Geſchwindſchreibung auch mit Lope's Talent und Fantaſie keineswegs zu billigen, weder von Seiten der Kunſt, noch in moraliſcher Hinſicht. Eine Kraft der Ordnung und ein ſtrenges Geſetz iſt für die Bühne um ſo nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachläſſigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgeſetzt iſt, in keiner andern Gattung es ſo leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publikum ſich gegenſeitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatiſche Dichter, wenn er ein ſo glückliches, reiches, leicht bewegliches Genie hat, wie Lope, ſein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreißen kann, wie leicht er ſelbſt ohne ſo glänzende Eigenſchaften, durch die bloße Routine und einigen leidenſchaftlichen Effect das Publikum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon ſind die Beiſpiele auch auf unſrer deutſchen Bühne zu nah liegend und zu häufig, als daß ſie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber iſt der theatraliſche Beifall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das ſtärkſte und berauſchendſte. Das Publikum ſelbſt iſt es meiſtens, welches einen dramatiſchen Lieblingsdichter erſt in ſeinen Unarten recht beſtärkt, und ihn dahin bringt, daß er ſich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Dieſen Hang zur demagogiſchen Verwilderung und zur Anarchie haben ſchon die Alten an der dramatiſchen Gattung, die doch bei ihnen ſo vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie ſehr man auch von der andern Seite das Improviſiren für die Volkspoeſie oder ſonſt in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag: auf das Drama iſt dieſes nicht anwendbar. Nur als Kunſt kann dasſelbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung ſchnell geſchehen und dennoch gelingen, ſo muß der Plan wenigſtens ſehr durchdacht ſein und mit Beſonnenheit entworfen; ſonſt wird die Bühne auf das beſte uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erſcheinung des Lebens und ſeiner Verwicklungen und Leidenſchaften, die glänzende Oberfläche desſelben, ohne den tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieſer niedrigſten Stufe der dramatiſchen Kunſt ſteht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren ſpaniſchen Schauſpieldichter; auch ſo noch in dichteriſchem Glanz ſtrahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bei andern Nationen vergleichen, an ſich aber den höheren Forderungen kein Genüge leiſtend. Wie ſelten dieſe bei Einzelnen und bei ganzen Nationen deutlich und allgemein herrſchend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beiſpiel, als daß ſo Vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erſcheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterſchiedes beide trennt. Will man überhaupt den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels erfaſſen, ſo muß man es nur in ſeiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller ſpaniſchen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künſtelei auf der andern Seite, oft beides zuſammen in der ſpaniſchen Poeſie allgemein herrſchend. Lope's übles Beiſpiel blieb nicht bloß auf das

Drama eingeſchränkt. Durch den theatraliſchen Beifall berauſcht, hatte er, wie andere poetiſche Vielſchreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen ſich verſuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent beſaß. Nicht zufrieden, auf der Bühne für den Erſten zu gelten, wollte er daneben kunſtreiche Romane, wie Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch denn ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters ſich verbreitete: während Gongora und Quevedo die Künſtelei in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin geboren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſtelei wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Literatur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſo aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſtelei, die Fantaſie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wieder geboren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig, mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt, ſo wie ich daſſelbe aufgefaßt habe, zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben, kann ich diejenigen Darſtellungen gelten laſſen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So iſt es, wäre auch der höchſte Schwung der Leidenſchaft im Trauerſpiel, die Blüthe aller geſellſchaftlichen Bildung und Verfeinerung im Luſtſpiel durch die

Darſtellung erreicht werden, ſo lange das Ganze nur bei der äußern Erſcheinung ſtehen bleibt, und dieſe bloß perſpectiviſch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenſchaftliche Mitgefühl hingeſtellt wird. Die zweite Stufe der Kunſt iſt die, wo in den dramatiſchen Darſtellungen nebſt der Leidenſchaft und der mahleriſchen Erſcheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrſcht und ſich ausſpricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteriſtik nicht bloß des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widerſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein Daſein, dieſes vielverſchlungene Räthſel, als ſolches, als Räthſel, dargeſtellt wird. Wäre dieſes Bedeutende und tief Charakteriſtiſche, der einzige Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, ſo würde Shakespeare nicht nur der Erſte von Allen in dieſer Kunſt zu nennen, ſondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen ſein. Es hat aber meines Erachtens die dramatiſche Dichtkunſt allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeins nicht bloß darlegen, ſondern auch löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgne klar und jede Verwicklung gelöſt wird, und indem ſie den ſterblichen Schleier lüftet, läßt ſie uns das Geheimniß der unſichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief ſehenden Fantaſie erblicken, und ſtellt der Seele klar vor Augen, wie ſich das innre Leben in dem äußern Kampfe geſtaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung, und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdiſchen Untergange hervorgeht. Es iſt dieß freilich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drei Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrunde des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreifachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreierlei Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führt. Dreierlei Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabſtürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemiſchten Befriedigung und Verſöhnung noch halb ſchmerzlich ſchließt, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des innern Menſchen herbei geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt iſt, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerſpielen der Neuern, nur an Wallenſtein, Macbeth und den Fauſt der Volksſage erinnern. Die alte Kunſt neigt ſich mit entſchiedener Vorliebe zu dieſem ganz tragiſchen Ausgange, ihrer Anſicht von einem furchtbar vorherbeſtimmenden Schickſale gemäß. Doch iſt ein ſolches Trauerſpiel um ſo vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben ſo beſtimmtes Schickſal herbeigeführt wird, ſondern es ein innerer Abgrund iſt, in welchen der Held ſtufenweiſe hinunter ſtürzt, indem er nicht ohne Freiheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß iſt die, bei den Alten im Ganzen herrſchende Gattung; doch finden ſich auch herrliche Beiſpiele von jener Auflöſung des Trauerſpiels, welche ich die mittlere oder die Verſöhnung nennen würde, gerade bei den zwei größten unter den tragiſchen Dichtern. So beſchließt Aeſchylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Oreſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem verſöhnenden Gefühl der endlichen Losſprechung des Unglücklichen durch einen mildernden Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerin und Tochter dargeſtellt, weiß uns den Tod desſelben wie einen Hingang zu den verſöhnenden Göttern in ſo verſchönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bei den Alten und bei den Neuern häufig: nur ſelten ſo groß und ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äußerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervorgehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeſſene und in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte. In den ernſthaften Stücken geſchichtlichen oder tragiſchen Inhalts, wie die Andacht zum Kreuze und der ſtandhafte Prinz, tritt dieß am deutlichſten hervor, und wird hier am leichteſten erkannt und anerkannt; indem für den Begriff der Sache ſelbſt ſchon dieſe wenigen Beiſpiele unter der reichen Menge ſeiner übrigen Hervorbringungen genügen. Es liegt dieſes Chriſtliche jedoch nicht in dem Gegenſtande allein, ſondern vorzüglich und noch weit mehr in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweiſe, welche bei Calderon durchaus die allgemein herrſchende iſt. Auch da, wo der Stoff keine Veranlaſſung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollſtändig ſich entwickeln zu laſſen, iſt doch alles im Geiſte dieſer chriſtlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte geſehen, in ihren himmliſch glänzenden Farben gemahlt. Calderon iſt unter allen Verhältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vorzugsweiſe der chriſtliche und eben darum auch der am meiſten romantiſche.

Was die Entwicklung und die ganze Geſtaltung der chriſtlichen Dichtkunſt überhaupt ſo eigenthümlich beſtimmt hat, iſt: daß ihr überall eine heidniſche Poeſie vorangegangen war, deren Andenken bei den Nationen, nachdem ſie chriſtlich geworden, doch nie völlig erloſchen iſt, und daß ſie ſelbſt dagegen der natürlichen

Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zweifachen Wege ſuchte man nun die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Chriſtenthum und der Poeſie zu erreichen; entweder man ging von dem Chriſtenthum ſelbſt aus und ſuchte eine vollſtändige, nicht bloß das Leben, ſondern auch die Welt und die Natur umfaſſende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geiſtigſten Schönheit vereinigte und eben dadurch an die Stelle der alten heidniſchen Mythologie für die chriſtliche Kunſt treten, und dieſer zum Erſatz derſelben dienen könnte. Dieſen Weg, welcher von der Symbolik, einer ſo viel als möglich ganz chriſtlichen nämlich, ausgeht, und dieſe auf die Welt und in das Leben hinüberträgt, iſt vorzüglich die ältere allegoriſche Schule unter den italieniſchen Dichtern gegangen, und eben dadurch ſind ſie auch noch von den eigentlich romantiſchen Dichtern unterſchieden, von denen ſie ſich auch ſelbſt ſorgfältig abtrennen. Indeſſen iſt jenes Streben und Suchen nach einer vollſtändigen chriſtlichen Lebens-Welt- und Natur-Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Mahlerei, aber niemahls zur allgemeinen Befriedigung für die Poeſie gelungen; auch im Dante nicht, vielweniger aber in den ſpätern ähnlichen Verſuchen von Taſſo und Milton. Der andere Weg für die neue Poeſie iſt nun, wenn ſie nicht von dem Ganzen eines allumfaſſenden chriſtlichen Welt-Gedichts, ſondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr grade gegeben iſt, von dem Leben ſelbſt, von der ſagenhaften Geſchichte, der einzelnen Legende, ſelbſt von Fragmenten der alten heidniſchen Mythologie, falls ſie eine höhere Deutung und geiſtige Umwandlung zulaſſen; und daß ſie dieſe poetiſchen Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebieth der geiſtigſten Schönheit nach chriſtlichen Begriffen zu ſteigern und zu verklären ſtrebt. Darin iſt nun Calderon vor allen andern der Erſte und Herrlichſte, wie Dante unter den chriſtlichen Dichtern auf dem andern Wege als der Größte voranſteht. Und dieſer zweite Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erſcheinung hinein trägt, ſondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur ſymboliſchen Schönheit, iſt das eigentlich unterſcheidende Merkmahl des Romantiſchen, inſofern wir dieſes noch von dem Chriſtlich-Allegoriſchen nach unterſcheiden.

Da die ſpaniſche Dichtkunſt überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantiſch geblieben iſt, da die chriſtliche Ritter-Poeſie des Mittelalters dieſer Nation am längſten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunſtreichſte Form erlangt hat, ſo iſt hier wohl der rechte Ort, daß eigenthümliche Weſen des Romantiſchen überhaupt zu beſtimmen. Es beruht daſſelbe nebſt der ſchon bezeichneten innigen Anſchließung an das Leben, wodurch es ſich als eine lebendige Sagen-Poeſie von der bloß allegoriſchen Gedanken-Poeſie unterſcheidet, nächſtdem und vornämlich auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchenden Liebesgefühle, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem weiteren Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſein. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern orientaliſchen oder altnordiſchen und vorchriſtlichen europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Jene nordiſche Schule und ihre Dichtungen unterſcheiden ſich von dem eigentlich Romantiſchen nur dadurch, daß ſie mehr Reſte aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bei einem geringeren Grade von chriſtlicher Schönheit und Verklärung der Fantaſie. Wo aber immer das höchſte Leben mit Gefühl und ahnungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erſt im Chriſtenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth im Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegengeſetzt; ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

In dem Gebiete des Romantiſchen aber und aus dem ganzen Kreiſe der dahin gehörenden Dichter ſteht Calderon der ältern allegoriſchen Schule des Dante und der erſten Italiener im Geiſt am nächſten, wie Shakeſpeare der nordiſchen. Unter der Allegorie, im wahren Sinne des Worts, iſt hier der ganze Inbegriff der geſammten chriſtlichen Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit zu verſtehen, als Ausdruck, Hülle und Spiegel der unſichtbaren Welt, nach chriſtlicher Erkenntniß derſelben. Dieſes iſt der Geiſt oder die Seele der chriſtlichen Poeſie, der Körper und äußere Stoff iſt dann die romantiſche Sage oder auch das nationale Leben. Dieſen Geiſt der chriſtlichen Symbolik hat nun Calderon auf ſeinem Wege von dem Einzelnen in der Mannichfaltigkeit des Lebens ausgehend, und von da aus in die Höhe ſteigend, eben ſo voll und tief ergriffen als Dante, indem er gleich das Ganze derſelben hinſtellte und in Eine Geſtalt zuſammenfaſſen wollte. Im Calderon, als dem letzten Nachklange, wie im ſtrahlenden Abendroth des katholiſchen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburt und chriſtliche Verklärung der Fantaſie, welche den Geiſt und die Poeſie deſſelben überhaupt charakteriſirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht. Die allegoriſch-chriſtliche Dichtkunſt überhaupt aber iſt keine bloße

Natur- oder fragmentariſch zerſtreute und größtentheils unbewußte Volkspoeſie, noch auch eine bloß mit der äußern Bilderhülle ſpielende, ſondern eine zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wohl bewußte und wiſſende Poeſie des Unſichtbaren; deren Weſen darin beſteht, daß in ihr, was bei den Alten geſchieden war, die ſtrenge Symbolik der Myſterien nämlich, und die eigentliche Mythologie oder die neue, ſinnliche Heldenpoeſie, wieder vereinigt, und, daß Alles in ihr durch und durch ſymboliſch iſt. Und zwar iſt es eine Symbolik der Wahrheit, die eben daher auch von der einen Seite in der pſychiſchen Tiefe, oder dem Naturgeheimniß der Seele begründet iſt und begründet ſein ſoll, wie es Shakeſpeare am meiſten erreicht hat, und von der andern Seite zur chriſtlichen Verklärung durchgeführt, wie im Calderon.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß zwiſchen jenen drei Arten von dramatiſchen Auflöſungen und Darſtellungen, denen des Untergangs, der Verſöhnung und der Verklärung, mancherlei Abſtufungen und Miſchungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatiſchen Kunſt deutlich zu machen, welcher nicht bloß bei der äußern Erſcheinung und Oberfläche des Daſeins ſtehen bleibt, ſondern in das Innere eingreift, und bis zum entſcheidenden Ziel des Lebens vordringt; mußten die drei Hauptwege der Auflöſung, welche oft auch wirklich ganz abgeſondert erſcheinen, als ſolche dargeſtellt werden. Selbſt der Gegenſatz der Alten und Neuern iſt, wie ſchon erinnert worden, kein vollkommener, ſondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten ſich einzelne Annäherungen ſelbſt zu einer tragiſchen Darſtellung, die in Verklärung endet, bei den Alten finden laſſen, ſo wie hingegen Trauerſpiele des vollkommenen Untergangs bei den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo dieſe Gattung die herrſchende war, vollkommen gleich geſetzt zu werden verdienen.

Da indeſſen die dramatiſche Darſtellung ſo in die innerſten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingreift, ſo iſt wohl einleuchtend, daß die Alten in dieſer Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die ſie in ihrer Weiſe erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen

Regel und Beiſpiel zur Nachahmung ſein können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerſpiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbſt die Gefühlsweiſe der durch die gemeinſame Religion verbundenen und ſich ähnlichen, chriſtlichen Völker iſt hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden ſoll, noch zu verſchieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinſtimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Geſetze geben wollte. Für das Trauerſpiel und höhere Drama wenigſtens muß, weil es ſo ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zuſammenhängt, jede Nation ſich ſelbſt die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das ſpaniſche Drama oder den Calderon, als Muſter der Nachahmung für unſere Bühne ohne Einſchränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das chriſtliche Trauerſpiel und Schauſpiel durch dieſen großen und göttlichen Dichter und Meiſter erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Verſuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein faſt unerreichbares Vorbild aus ſtrahlender Ferne vorleuchten muß. Nicht in dem gleichen Maße iſt die äußere ſpaniſche Form für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterſcheiden muß; denn dieſe, in welcher eine mehr lyriſche Entfaltung und Entwicklung vorherrſcht, ſteht uns allerdings näher, als die mehr epiſch hiſtoriſche Gedrängtheit des Shakeſpeare. Jene blumenreiche Bilderfülle einer ſüdlichen Fantaſie, welche die äußere Form und Dichterſprache der ſpaniſchen Trauerſpiele ſo eigenthümlich auszeichnet, kann wohl da ſchön gefunden werden, wo ein ſolcher Ueberfluß Natur iſt, aber nachkünſteln läßt er ſich nicht. Auf die Schauſpiele Calderons von allegoriſch-chriſtlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar ſein, was ich über die dichteriſche Darſtellung myſtiſcher Gegenſtände überhaupt bei mehreren Veranlaſſungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantiſchen Dichter in allen Arten des Drama's etwas ausſetzen, ſo wäre es, daß er uns zu ſchnell zur Auflöſung führt, daß dieſe oft um ſo viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel feſt hielte, und wenn er das Räthſel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakeſpeare charakteriſirte, wenn er uns nicht faſt immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung verſetzte und dauernd darin erhielte. Shakeſpeare hat den entgegengeſetzten Fehler, daß er uns das Räthſel des Daſeins wie ein ſkeptiſcher Dichter allzuoft nur als Räthſel in ſeiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen ſtehen läßt, ohne die Auflöſung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darſtellung bis zu dieſer hindurch führt, da iſt es meiſtens mehr die alttragiſche des Untergangs, oder eine gemiſchte mittlere von halber Befriedigung, äußerſt ſelten aber jene im Calderon herrſchende, liebevolle Verklärung. Im Innerſten ſeiner Gefühls- und Behandlungsweiſe iſt Shakeſpeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechiſcher, ſondern vielmehr ein altnordiſcher Dichter, als ein chriſtlicher. Es iſt eine tiefe Naturbedeutung im Shakeſpeare, die zwar nur in zerſtreuten Anklängen einzeln aus ſeinen Gebilden hervorbricht, ihnen aber überall unſichtbar zum Grunde liegt und wie die verborgne Seele derſelben bildet; und eben in dieſem durchſchimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieſer nach außen ſo klar ſcheinenden Lebensgemählde. Dieſes tiefere Element in Shakeſpeare's Poeſie ſteht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunſt da und erwartet erſt in der Zukunft ſeine volle Entwicklung, wo eine höhere Poeſie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr bloß die flüchtige Erſcheinung des Lebens, ſondern das geheime Leben der Seele ſelbſt, im Menſchen wie in der Natur, darſtellen wird. Von dieſer Seite hebt den Shakeſpeare ſein Tiefſinn in der Ahnung der Natur ganz weg aus den Gränzen der dramatiſchen Dichtung; während wir ihn in der Klarheit der ſichtbaren Darſtellung, nebſt dem ſpaniſchen Meiſter als Grundlage und Vorbild derſelben betrachten und verehren.

In Einem Stücke vorzüglich ſollte man das ſpaniſche Drama und deſſen Form ſich zur Regel dienen laſſen; ich meine darin, daß auch das Luſt- oder überhaupt das bürgerliche Schauſpiel dort durchgängig romantiſch, und eben dadurch wahrhaft poetiſch iſt. Ganz vergeblich ſind und bleiben ſelbſt auf der Bühne alle Verſuche, die Darſtellung der proſaiſchen Wirklichkeit durch pſychologiſchen Scharfſinn oder bloßen Modewitz zur Poeſie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterſtücke nennen, mit dem romantiſchen Zauber der Calderoniſchen oder auch andrer ſpaniſchen Schauſpiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abſtand dieſes poetiſchen Reichthums mit der Armuth unſerer Bühne und beſonders mit jenem Weſen, was uns auf derſelben für Witz gelten ſoll, auszudrücken.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker, ſtand im ſechzehnten und auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert in genauem Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhangende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Ueberlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterſcheidung verworfen, verkannt und endlich vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meiſten von der alten Kirche beibehielt, ſo blühete auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker; Spenſer, Shakeſpeare, Milton beſtätigen dieß. Wie ſehr Shakeſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit, und auch die ſüdlicheren Farben der Fantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte, darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italieniſchen Vorbildern. Je näher die Literatur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drei größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer Poeſie, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königin der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damahls in England unter der Königin Eliſabeth herrſchend war; der jungfräulichen Königin, welche ſich nur allzugern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt mahleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er auffallend beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangenen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton hingegen in der Miſchung des Engliſchen, vorzüglich dem lateiniſchen Beſtandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spenſers Gedicht iſt unglücklich: die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, iſt keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geiſtlichen Helden und den Geheimniſſen ſeiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und ſinnbildlichen Geſchichten, verborgen liegt: es iſt dieſe todte Allegorie, die bloße Claſſification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine ſolche, die man nicht unter der geſchichtlichen Hülle errathen und ahnen würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakeſpeare's, der ſich in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten ganz an dieſes Vorbild anſchloß, kann

Spenſern in unſern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieſer Gattung, welche Shakeſpeare'n für die eigentliche Poeſie galt, während er die Bühne, deren er Meiſter war, nur als eine mehr proſaiſche Kunſt der treuen Lebensnachbildung oder höchſtens für eine herablaſſende Anwendung der höheren Poeſie, wie für den großen Haufen zu betrachten ſcheint, lernt man den großen Dichter erſt ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweiſe kennen. So wenig iſt er, der alle Tiefen der Leidenſchaften erſchütternd hervorzurufen verſteht, und gemeine menſchliche Natur, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteriſtik darſtellt, ſelbſt ein leidenſchaftlich wilder Menſch geweſen, oder roh in ſeiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerſte Zartgefühl herrſchend iſt. Eben weil dieſes Gefühl ſo ganz innig und tief iſt, und faſt bis zum Eigenſinn zart, ſpricht es nur Wenige an. Für das richtigere Verſtändniß ſeiner dramatiſchen Werke, ſind dieſe lyriſchen aber höchſt wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Ganz treu, ohne Schmeichelei und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, iſt das Weltgemählde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind, das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſte unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer ſchwerlich ein anderer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen idealiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung, mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatyriſcher Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeins und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſein, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatyriſche Dichter nennt. Dabei aber ſchimmert im Shakeſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bei jeder Veranlaſſung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den ſchönſten Strahlen vaterländiſcher Begeiſterung, hoher Männerfreundſchaft oder glühender Liebe hervor.

Aber ſelbſt die jugendliche Liebesgluth erſcheint in ſeinem Romeo nur als eine Begeiſterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, ſchmerzlich ſkeptiſche und herbe Lebensanſicht giebt dem Hamlet eben das Räthſelhafte, wie bei einer unaufgelöſten Diſſonanz, und im Lear iſt Schmerz und Leiden bis zum Wahnſinn geſteigert. So iſt dieſer Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und beſonnen, klar und heiter erſcheint, bei dem der Verſtand herrſchend iſt, der überall mit Abſicht, ja man möchte ſagen, mit Kälte verfährt und darſtellt, ſeinem innerſten Gefühl nach, der am meiſten tief ſchmerzliche und herb tragiſche unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauſpiel betrachtete er als eine Sache für das Volk und behandelte es auch beſonders anfangs durchgehends ſo. Er ſchloß ſich ganz an die Volkskomödie, wie er ſie vorfand, ſchuf die Bühne und bildete ſie weiter nach dieſem Gedanken und ſeinem Bedürfniß. Doch führte er ſelbſt in ſeinen erſten, noch roheren Jugendverſuchen, in das treuherzige Volksſpiel, das gigantiſche Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entſetzliche ein; verſchwenderiſch auf der andern Seite mit ſolchen Darſtellungen und Anſichten der menſchlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuſchauern für Witz galten und noch gelten, während ſie in ſeinem tief ſchauenden und denkenden Geiſte doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder ſchmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksſpiele und Volkslieder beſtimmten viel an der äußern Form ſeiner Werke; ſo ganz ohne Kenntniß, wie man dieſes, ſeit Milton ihn als den freien Sohn der Natur geprieſen, immer vorausſetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunſt; aber freilich waren es für ſein inneres Gefühl, vor-

Bayerische
Staatsbibliothek

züglich nur die tieſen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieſes abgeſonderte, verſchloſſene, einſame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meiſten mit den übrigen Menſchen zuſammenhing, war das Gefühl für ſeine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatiſcher Gemählde übertrug, welche durch das darin herrſchende Ruhm- und National-Gefühl, ſich dem epiſchen Gedichte nähern.

Es iſt eine ganze Welt in Shakeſpeare's Werken entfaltet. Wer dieſe einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in das Weſen ſeiner Dichtung eingedrungen iſt, der wird ſich ſchwerlich durch die bloß ſcheinbare Unförmlichkeit, oder vielmehr die beſondere und ihm ganz eigenthümliche Form ſtören laſſen, oder durch das, was man über dieſe, wo man den Geiſt nicht verſtand, geſagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in ſo fern ſie jenem Geiſt und Weſen durchaus entſpricht, und wie eine angemeſſene Hülle ſich ihm glücklich anſchließt. Shakeſpeare's Poeſie iſt dem deutſchen Geiſte ſehr verwandt, und er wird von den Deutſchen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimiſcher Dichter empfunden. In England ſelbſt erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andere geringere Dichter deſſelben Landes in der äußern Form mit Shakeſpeare haben, manche Mißverſtändniſſe. Die Form aber kann, ſo ſehr uns auch die Poeſie anſpricht, um ſo weniger für unſre Bühne ausſchließendes Vorbild oder Regel ſein, da ſelbſt jene dem Shakeſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt. Unſer deutſches Drama geht allerdings von der gleichen, oder doch einer ganz ähnlich epiſch-hiſtoriſchen Grundlage aus, wie Shakeſpeare; oder vielmehr, da es ſelbſt im Ganzen wie im Einzelnen, nur noch ein Streben iſt, es ſtrebt davon auszugehen. Von da ausgehend aber ſtrebt es wieder, wie die bedeutendſten bisherigen tragiſchen Gebilde und Verſuche insgeſammt kund geben, mehr und mehr in die Höhe einer rein lyriſchen Entfaltung, nach der Art des antiken Trauerſpiels, oder wie Calderon in andrer Weiſe für den chriſtlichen Begriff vom Leben und ſeinen Erſcheinungen, es am vollendetſten erreicht hat. Daher ſteht uns für die Anwendung Calderon, als das höchſte Ziel der romantiſch-lyriſchen Schönheit und einer chriſtlich verklärten Fantaſie faſt näher als Shakespeare, obwohl wir den Grund und Boden, den wir mit dem letzten theilen, und aus dem auch unſre deutſche Poeſie emporgewachſen iſt, nie undankbar verkennen oder ganz verlaſſen dürfen. Calderon ſchließt ſich unter den romantiſchen Dichtern zunächſt an die ältere allegoriſch-chriſtliche Schule und hat den Geiſt dieſer chriſtkatholiſchen Symbolik in das Drama übertragen; Shakespeare ſteht dem Weſen der nordiſchen Schule näher, und unſere neue deutſche Poeſie, trägt immer noch, ſo wie es auch ehedem war, die Anlage und die Neigung zu beiden in ſich. Die Naturtiefe Shakespeare's aber iſt ein Element, welches an ſich das Höchſte der Poeſie berührend, doch mehr der epiſchen Dichtung angehört, da es in der dramatiſchen Nähe und Entwicklung nur zerſetzt, auseinandergeriſſen und entweiht wird; welchen Abweg wir ſchon oft zu bemerken, Gelegenheit hatten, und den wir, weil er verführeriſch iſt, mehr zu fürchten und davor zu warnen haben, als wenn andere, auf dem Wege der Nachfolge Shakespeare's in eine zu proſaiſche Tüchtigkeit und hiſtoriſche Umſtändlichkeit der Darſtellung gerathen; da dieſer Abweg ſich niemahls auf die Länge des allgemeinen Beifalls erfreuen wird. Auch von Calderons lichtglänzender Symbolik würde alles Einzelne nur eine unglückliche Nachfolge veranlaſſen und beſonders auf unſerer Bühne, bis jetzt dem chaotiſchen Sammelplatz der gemiſchteſten Empfindungen, Anſichten und Meinungen, faſt nur den Eindruck einer halben Entweihung hervorbringen; aber ſeine lyriſche Schönheit und Entfaltung bleibt das Vorbild, welchem die dramatiſchen Dichter unſrer Zeit, bewußt oder unbewußt nachſtreben.

Die heitere Ritterdichtung des Spenſer, die freie Lebenspoeſie des Shakespeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Eliſabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden geweſen war, nun unter Karl dem Erſten mit einem Mahle gewaltſam und öffentlich ausbrach, und Alles überwältigte und beherrſchte. Vorzüglich war

Shakeſpeare ein Gegenſtand des Haſſes für die Puritaner, die er freilich auch eben nicht geliebt zu haben ſcheint, ſo wie er es noch heut zu Tage für die Methodiſten und ähnliche in England ſo ſehr verbreitete Sekten iſt. Indeſſen hat doch auch jene puritaniſche Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die erſten und merkwürdigſten ſeiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poeſie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunſt mußte jetzt ganz auf das Geiſtliche gerichtet ſein, wenn ſie dem Geiſte der Zeit entſprechen ſollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernſt. Sein epiſches Werk leidet zuerſt an den Schwierigkeiten, die allen chriſtlichen Gedichten, welche die Geheimniſſe der Religion ſelbſt zum Gegenſtande wählen, gemein ſind. Auffallend iſt, wie er nicht einſah, daß das verlorne Paradies für ſich kein Ganzes bilde und nur der erſte Akt ſei von der chriſtlichen Geſchichte des Menſchen, wenn er dieſe einmahl mit einem poetiſchen Auge anſehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlöſung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er dieſen Mangel durch das ſpäter hinzugekommene wiedergewonnene Paradies erſetzen wollen; aber dieſes iſt gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußſtein deſſelben gelten könnte. Gegen die katholiſchen Dichter, Dante und Taſſo, die ſeine Vorbilder waren, ſtand er als Proteſtant auch dadurch im Nachtheil, daß er von ſo manchen ſinnbildlichen Vorſtellungsarten, Geſchichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poeſie zum reichen Schmuck zu Gebothe ſtanden, keinen Gebrauch machen konnte. Er ſuchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien ſeine Poeſie zu bereichern, was einem ernſten chriſtlichen Gedicht dieſer Art gewiß nicht angemeſſen ſein kann. Der Werth dieſes epiſchen Werks liegt daher nicht ſowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächſt in der Vollkommenheit der höhern dichteriſchen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das ſind die einzelnen Züge und Darſtellungen paradieſiſcher Unſchuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteriſtik ihrer Bewohner, die er in einer großen und faſt antiken Art wie Giganten des Abgrundes ſchildert. Ob es für die engliſche Dichterſprache überhaupt heilſam geweſen, daß ſie ſich immer mehr auf die lateiniſche als auf die deutſche Seite hinwandte, daß ſie in der ſpätern Zeit mehr dem Milton als dem Spenſer folgte, das könnte an ſich ſehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geſchehen, ſo iſt Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rückſicht ſelbſt als Norm für die hohe, ernſte engländiſche Dichterſprache zu betrachten. Doch eine durchaus feſte Norm leidet eine ſo ganz aus Miſchung entſtandene Sprache wie die engliſche nicht leicht, da ihre Natur ſelbſt es mit ſich bringt, daß ſie zwiſchen zwei entgegengeſetzten Extremen wo nicht immer ſchwanken, doch mit nicht zu beſchränkender Freiheit ſich hin und her bewegen, und ſich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der ſo kraftvollen engliſchen Sprache in dieſer ihrer Miſchung und allen Abſtufungen derſelben lernt man doch nur aus Shakespeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrſchaft griff eine andere Art von Barbarei in der engliſchen Literatur und Sprache um ſich: die allgemeine Herrſchaft des franzöſiſchen, und zwar eines ſehr verdorbenen franzöſiſchen Geſchmacks. Erſt gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erhob ſich mit der wahren Wiederherſtellung der Freiheit, auch der Geiſt von neuem; ſo ſehr hatte aber das Ausländiſche um ſich gegriffen, daß die geſchilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewiſſermaßen erſt wieder entdeckt, und aus der Vergeſſenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die franzöſiſche Literatur beſaß in den letzten burgundiſchen Zeiten, unter Franz dem Erſten, und im ſechzehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, woran ſie zu allen Zeiten ſehr ergiebig war: geſchichtliche Bekenntniſſe, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darſtellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anſchauung ergriffen ſind, ganz in die Sitten, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und überhaupt in den Geiſt der dargeſtellten Zeit verſetzen. Auch entwickelte ſich jetzt ſchon das eigenthümliche Talent des geſelligen und geſellſchaftlichen Vortrags einer leichten Philoſophie über die Gegenſtände des Lebens. Ich erinnere für beide Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzöſiſche Sprache iſt meiſtens geſchwätzig, nachläſſig, ja nicht ſelten verworren im Perioden Bau, aber es iſt mit jener Geſchwätzigkeit und Nachläſſigkeit, wie beim Montagne und andern beſſern Schriften der alten Zeit nicht ſelten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um ſo anziehender iſt, je ſtrenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die franzöſiſche Sprache im ſechzehnten Jahrhundert auch in der Poeſie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunſtreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe ſtand, wie weit ſie noch entfernt war von jenem edlen Geſchmack, den ſie ſelbſt nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweiſe dienen, obwohl beide nicht ohne Talent ſind. Sieht man überhaupt auf den vernachläſſigten, verwilderten, ja in mancher Hinſicht noch barbariſchen Zuſtand der ältern franzöſiſchen Literatur und Sprache, ſo kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu geſtiftete Akademie, in beiden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indeſſen war es allerdings, wie in dem politiſchen Zuſtande unter Richelieu, eben ſo auch hier ein eiſernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Literatur ein Ziel geſetzt wurde. Für ihren nächſten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommenſten Gelingen und dem glänzendſten Erfolge gekrönt. In der Proſa zeigt ſich dieß ganz allgemein; nicht bloß die erſten und berühmten Schriftſteller in der letzten Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts, man könnte faſt ſagen, Alle zeichnen ſich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an ſo viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geſchäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck beſtimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftſtellern herrühren; ſie zeichnen ſich Alle aus durch dieſes eigene Gepräge von edlem Geſchmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert faſt ganz verloren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunſt eine harmoniſche Vollendung, wie ſie nach meinem Gefühl weder Milton im Engliſchen, noch auch Virgil im Römiſchen haben, und die nachher in der franzöſiſchen Sprache nie wieder erreicht worden iſt. Für das Ganze der Poeſie hätte man wohl wünſchen mögen, daß für die Dichterſprache beſonders, neben dieſer kunſtreichen Vollendung, auch etwas mehr Freiheit übrig gelaſſen wäre: daß man die altfranzöſiſche Poeſie der Ritterzeit, die doch ſo vieles Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht ſo ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergeſſen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italienern und andern Nationen geſchehen war, einen kunſtreichern und ernſtern Styl mit dem dichteriſchen Geiſt der Ritterzeit verbinden können. Die franzöſiſche Poeſie und die Sprache würden dann wieder mehr von jenem romantiſchen Schwunge und jener alten Dichterfreiheit erhalten haben, die ihr Voltaire ſo oft zurück wünſcht, und die er ihr auch obwohl zu ſpät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben ſuchte. Doch ein ſolches Vergeſſen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, iſt von einer jeden großen und Alles umfaſſenden Veränderung auch in der Literatur faſt unzertrennlich. Es war eine Revolution: eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widerſprüche zurück, und eine ſtille Oppoſition gegen die harte Herrſchaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Fünfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländiſchen Freiheit auch in der Literatur und Sprache zu gelüſten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieſes Gelüſten befriedigt und das Ausländiſche eingeführt und herrſchend gemacht wurde, entſtand jene Entartung des Geſchmacks unter den genannten Herrſchern, die immer höher ſtieg, bis ſie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeſte Anarchie ausbrach, die man erſt eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorſams gebracht hat.

Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechzehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem **XIV.**: Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches und vollkommen gelungenes, epiſches Nationalgedicht bei ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einemmahle aus der Barbarei herausarbeiten will, daß man in den entgegengeſetzten Fehler des allzu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten verfällt. Unter allen Dichtern, welche bei den Italienern oder ſonſt, ihre Sprache ganz antikiſch haben bilden wollen, iſt Ronſard wohl am meiſten mit dieſem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenſtandes in ſeiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erſcheinen. Hätte ein franzöſiſcher Dichter einen hiſtoriſchen Gegenſtand der ältern Nationalgeſchichte für ein epiſches Gedicht erwählt, ſo hatte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojaniſchen Helden, als Epiſode in einem ſolchen hiſtoriſchen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Dieſe veraltete Sage aber, an und für ſich zu einer Epopée ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schickſale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinſicht als der günſtigſte Gegenſtand für ein epiſches Gedicht des ältern Frankreichs erſcheinen, da ſie mit allem Romantiſchen in Beziehung ſtanden, und hier mit dem Ernſt der Wahrheit und der Würde eines für das religiöſe und National-Gefühl gleich ſehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantaſie ein freier Spielraum eröffnet ward. Nur bliebe es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bei der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenſtande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldin, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten nachher aus Neid und Ueberdruß, nachdem ſie dieſelbe erſt vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem ſchmählichen Tode hingegeben war. Eben ſo, wie es oft in der Geſchichte franzöſiſcher Helden, erging es auch in der Literatur dem Ronſard. Denn grenzenlos wurde er zu ſeiner Zeit als Dichter verehrt und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben ſo unbedingt verachtet. Indeſſen darf doch Ronſard in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht ganz übergangen werden; denn es iſt unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, ſich in der Sprache beſonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronſard anſchließt, wenigſtens hie und da daran erinnert.

Das Trauerſpiel der Franzoſen iſt eigentlich der glänzendſte Theil ihrer poetiſchen Literatur, und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerkſamkeit der andern Nationen am meiſten auf ſich gezogen hat. Ihre Tragödie entſpricht ſo ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe, daß der hohe Werth, welchen ſie darauf legen, ſehr begreiflich iſt, ungeachtet die ältere franzöſiſche Tragödie faſt nie Gegenſtände aus der einheimiſchen Nationalgeſchichte darſtellte. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche ſie uns darſtellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenſchaft der Franzoſen angenommen haben. An ſich iſt auch dieſe Verwandlung und Aneignung des Ausländiſchen in der Poeſie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die franzöſiſche Tragödie immer nur fremde, und faſt nie franzöſiſche Helden darſtellt. Es iſt dieſes zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epiſchen Gedichts. Auch wären die meiſten tragiſchen Gegenſtände der altfranzöſiſchen Geſchichte auf einer Bühne, die zunächſt den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht geweſen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die

Bühne brachte. Das erſte hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher iſt ihm vor andern Franzoſen der Verſuch eines romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſollte, die ſich meiner Ueberzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den meiſten als eine Nachbildung des griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bei andern franzöſiſchen Schriftſtellern nicht leicht ſo finden möchte und leiſtet uns ſein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen ſeit ihm noch weit mehr Hauptgegenſtand aller Unterſuchungen geworden ſind, auch nicht immer Genüge, ſo redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunſt und von den Dichtern, wie einer, der es ſelbſt iſt. Corneille ſchlägt ſich in den Vorreden meiſtens mit dem Ariſtoteles und ſeinen Commentatoren herum, die ihm nicht ſelten ſehr im Wege ſtehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit dieſen fatalen Gegnern der Dichterfreiheit abzuſchließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieſes mächtige Genie ſich in ſo engen, meiſtens unnützen, ihm gar nicht angemeſſenen Feſſeln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf daſſelbe hinaus; daß nähmlich die franzöſiſche Nation, und beſonders die franzöſiſche Bühne, die erſte in dem geſammten ehemahligen und gegenwärtigen Univerſum ſeien, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünſchen übrig laſſen. Wer nun derjenige iſt, welcher dieſes noch fehlende zur höchſten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beiden Dichter noch weit übertreffen ſoll, das wird dem Leſer meiſtens auch nicht ſehr ſchwer gemacht zu errathen.

Daß die Form des griechiſchen Trauerſpiels, daß die bekannte Schrift des Ariſtoteles, ſo wie ſie dieſelbe verſtanden, die franzöſiſchen Dichter in manchen Stücken zu ſehr beſchränkt hat, daß vieles in dem Geſetz von den drei Einheiten, beſonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverſtändniß beruht, und ſo wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar auch nie geleiſtet worden iſt, und mit dem Weſen der Poeſie im Widerſtreit ſteht, der man niemahls die phyſiſche Möglichkeit mit arithmetiſcher Strenge nachrechnen, ſondern ihre Wahrſcheinlichkeit, die keine geſchichtliche, ſondern eine poetiſche ſein ſoll, nach dem Eindruck auf die Fantaſie beurtheilen muß: das alles iſt ſeit Leſſing ſchon ſo oft abgehandelt worden, daß es unnütz ſein würde, einen ſo alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine hiſtoriſche Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzufügen: der eigentlich beſchränkende Geiſt unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie ſchädlich er auf die franzöſiſche Dichtkunſt eingewirkt, läßt ſich wohl aus der einzigen Thatſache ſchließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben ſo zu mißhandeln wie den Chapelain. Was den Mann am beſten ſchildert, ſcheint mir die von ihm gegebene Vorſchrift, daß man von zwei reimenden Verſen den letzten, wo möglich, immer zuerſt machen ſolle und der hohe Werth, welchen er auf dieſen groben, mechaniſchen Handgriff legt. Statt des wahren Urtheils und Kunſtgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinſte iſt, und ſtatt der Poeſie ein recht voll zuſchlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beizuſtimmen, wenn er von Boileau, der übrigens ſein Freund war, an ſeinen Sohn ſchreibt: „Boileau ſei ein recht biederer Mann, von der Poeſie verſtehe er herzlich wenig.“

Ein anderes Hauptgeſetz dieſes Kunſtrichters war jenes bekannte von Horaz entlehnte, daß ein Geiſteswerk, wenn es in gehöriger Weiſe an das Licht der Welt treten ſoll, gerade ſo vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieſer Regel des anmaßlichen Geſetzgebers dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beiden herrlichſten Dichterwerke der franzöſiſchen Poeſie, nicht ſo langſam herausgekünſtelt, ſondern ſchnell in Einer Begeiſterung und wie in Einem Guß hervorgebracht wurden. Dieſe beiden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die franzöſiſche Bühne beſitzt, können am beſten bezeichnen, welche Höhe dieſelbe erreicht hat, und wo ſie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt.

Wie wenig auch die neueren Erklärer des Ariſtoteles dieſes wahrgenommen haben mögen, denn in ihm ſelbſt iſt es allerdings deutlich anerkannt, der lyriſche Beſtandtheil und der Chor iſt das Weſentlichſte im Trauerſpiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird; ſo, daß wer dieſe Form ſich zum Ziele ſetzt, nothwendig vorzüglich darauf ſein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyriſche über, und dieſer Schwung der Begeiſterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in ſeiner Athalia, obwohl mit Aenderung und ſelbſtſtändiger Aneignung, aber wie mir es ſcheint, für dieſen Zweck ſehr glücklich, und mit hoher Poeſie wieder eingeführt. Wäre das franzöſiſche Trauerſpiel auf dieſem Wege, welchen die beiden erſten Dichter in den Werken ihrer höchſten Begeiſterung bezeichnet, weiter fortgegangen, ſo würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden ſeyn; viele der engen Feſſeln, welche aus bloß proſaiſchem Mißverſtand hervorgegangen waren, würden von ſelbſt weggefallen ſeyn, und freier würde es ſich in einer freilich dann ganz anders geſtalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrſchender dramatiſcher Gebrauch wurde, den lyriſchen Beſtandtheil aus der Anlage des alten Trauerſpiels wegzulaſſen; ſo entſtand daraus ein großes Mißverhältniß, beſonders bei ſolchen mythologiſchen Gegenſtänden, die auch bei den Alten behandelt worden waren, und wie ſie ungefähr ein Trauerſpiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyriſche Beſtandtheil weg, ſo war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch ſchon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragiſchen Dichtkunſt zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Weſen des Trauerſpiels ganz zuwider ſind, oder man ſetzte alles in die Rhetorik der Leidenſchaften, wozu in jedem tragiſchen Stoff leicht die mannichfaltigſte Veranlaſſung ſich findet. Dieß iſt nun eigentlich die glänzende Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, darin hat es eine hohe und faſt unvergleichliche Stärke, und dadurch entſpricht es ſo ganz dem Charakter und dem Geiſt der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhältniſſen einen herrſchenden Einfluß behauptet hat und auch noch behauptet, und welche ſelbſt im Privatleben zu einer ſolchen Rhetorik der Leidenſchaften ſich hinneigt. Es iſt dieſe allerdings auch in einem gewiſſen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatiſchen Darſtellung. So ausſchließend herrſchend aber, wie im franzöſiſchen Trauerſpiele, darf dieſes einzelne Element nicht ſein; zweckwidrig wenigſtens wäre es, was ſich bloß auf die franzöſiſche National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufſtellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poeſie, als angebornes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für dieſen rhetoriſchen Theil des Trauerſpiels iſt bei den Franzoſen ſo groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet iſt, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieſes, und ſehen wir auf diejenigen Stücke, welche eine wahrhafte und poetiſche Auflöſung haben, ſo werden wir finden, daß in dieſer Hinſicht das franzöſiſche Trauerſpiel ſich mehr an das Alterthum anſchließt, und meiſtens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung, oder mit einer noch halbſchmerzlichen Verſöhnung; ſeltner aber, wie doch der chriſtliche Dichter vorzüglich dahin ſtreben ſollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach ſeinem Meiſterwerk, worin er als wahrer Dichter und ſeiner beiden Vorgänger ganz würdig erſcheint.

Dreizehnte Vorleſung.

Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Boſſuet, Paſcal. Veränderung der Denkart. Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des franzöſiſchen Atheismus und Revolutionsgeiſtes.

Das ſiebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftſtellern, nicht bloß in dem Gebiethe der ſchönen Literatur, Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſondern auch in den Wiſſenſchaften und in der Philoſophie. Jene Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während deſſelben ſich über alle Theile der Literatur verbreitete, ja ſelbſt auf die Schickſale der Menſchheit und der Nationen einen ſo entſcheidenden Einfluß gewonnen hat, iſt von einigen großen Denkern im ſiebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil ſehr weit von dem Geiſte und der urſprünglichen Abſicht und Meinung der erſten geprieſenen Erfinder und Stifter dieſer neuen Denkart abgewichen iſt. Es iſt nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des ſiebzehnten Jahrhunderts wenigſtens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteriſtik, um alle die geiſtigen und ſittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rouſſeau nicht bloß auf Frankreich, ſondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, richtig ſchildern und verſtehen zu können.

Das ſechzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erſt gegen das Ende deſſelben fing der menſchliche Geiſt an, ſich von der gewaltſamen Erſchütterung zu erholen und zu ſammeln. Erſt mit dem ſiebzehnten begannen jene neuen Wege des Nachdenkens und des Forſchens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geſchehenen Wiederherſtellung der alten Literatur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Proteſtantismus verurſachten allgemeinen Erſchütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerſt genannt werden muß, iſt Baco. Dadurch, daß er die Wißbegierde und den Unterſuchungsgeiſt aus den leeren Wortſtreitigkeiten der erſtorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, iſt er der Vater der neuen Phyſik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er ſelbſt gemacht und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahnet und zur Hälfte errathen. Durch dieſen reichen und thätigen Geiſt befruchtet, ſind alle Erfahrungswiſſenſchaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat ſelbſt die allgemeine Geiſtesbildung, ja man darf ſagen, die geſammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andere Geſtalt gewonnen, die zum großen Theil von dieſem Manne als erſtem Urheber, ausgegangen iſt. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußerſten Wirkungen und Folgen war es freilich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was ſie nie enthalten können: das Geſetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn ſie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine ſinnliche Erfahrung nicht ſogleich zu beſtätigen ſcheint, als Schwärmerei, mit ſchnöder Verachtung von ſich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geiſt, gegen die Abſicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausſpruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet iſt: „daß die Philoſophie nur an der Oberfläche berührt und gekoſtet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geſchöpft aber, die Verehrung der Gottheit und den feſten Glauben an ſie, über alles bekräftige und ſtark mache." Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, glaubte dieſer große Denker an vieles, was ſeinen Anhängern und Bewunderern der ſpätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und ſeines Zeitalters geweſen ſei. Denn gerade ſeine Aeußerungen über ſolche Gegenſtände der überſinnlichen Welt tragen am meiſten das originelle Gepräge ſeines hellſchauenden und durchaus eigenthümlichen Geiſtes. Er war eben ſo empfänglich als erfinderiſch, und weil ſich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, ſo war ihm doch keineswegs jene höhere und göttliche Region der geiſtigen Welt, die weit über die gemeine, ſinnliche Erfahrung hinaus gelegen iſt, deßhalb verſchwunden oder unſichtbar geworden. Wie wenig er ſelbſt Antheil hatte, ich will nicht ſagen an dem rohen Materialismus ſeiner Nachfolger, ſondern ſelbſt an der geiſtigen Naturvergötterung, welche aus der ſo reich und vielfach erweiterten Naturwiſſenſchaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutſchland hier und da hervorging, das mag folgender Ausſpruch von ihm über das eigentliche Weſen einer richtigen philoſophiſchen Naturanſicht beſtätigen. An der Naturphiloſophie der Alten, meint er, ſei das zu tadeln, daß ſie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die chriſtliche Lehre übereinſtimme, nur der Menſch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden könne, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild desſelben, ſondern das Werk ſeiner Hände ſei. Baco meint hier unter der Naturphiloſophie der Alten, wie man ſelbſt aus dem ihr zugeſchriebenen, allgemeinen Reſultate ſieht, nicht irgend ein einzelnes Syſtem, ſondern überhaupt alles das Beſte und Vortrefflichſte, was die Alten von der Naturphiloſophie wußten und dachten, wobei er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwiſſenſchaft, ſondern ſelbſt ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der chriſtlichen Lehre dem Menſchen allein das Vorrecht beilegt, ein Bild der Gottheit zu ſein, ſo iſt dieß nicht zu verſtehen, als ob dem Menſchen dieſe hohe Würde und Eigenſchaft deßhalb zukäme, weil er der höchſte Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigſte geiſtige Inbegriff der Natur iſt; ſondern unmittelbar iſt ihm nach jener Anſicht, dieſe Aehnlichkeit und Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur ſei nicht ein Spiegel und Gleichniß Gottes, ſondern das Werk ſeiner Hände, liegt, wenn er nach ſeiner ganzen Tieſe verſtanden wird, der vollkommne Aufſchluß über das wahre Verhältniß der ſinnlichen und der überſinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht ſelbſtſtändig, ſondern von Gott zu einem beſtimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es iſt überhaupt jener einfache Ausſpruch Baco's über die Naturphiloſophie der Alten, und über ſeine eigne und die chriſtliche, eine leicht verſtändliche und klar ausgedrückte Richtſchnur, um das rechte Mittel zu treffen zwiſchen einer gottvergeſſenen Naturanbethung und dem finſtern Naturhaß, worin eine einſeitige Vernunft nicht ſelten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, ſich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur ſehr unvollkommen verſteht. Die richtige Unterſcheidung und das wahre Verhältniß zwiſchen der Natur und der Gottheit, iſt der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, ſondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieſer Gegenſtand und der Ausſpruch Baco's, der das eigentliche Reſultat ſeiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um ſo eher hier berührt werden, da noch zu unſrer Zeit die Philoſophie meiſtens nur zwiſchen jenen zwei Extremen getheilt iſt; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von ſeinen Werken, Gott nicht von der Welt unterſcheidet, oder auf der andern Seite dem Haß und der Abläugnung ſolcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen iſt. Der rechte Mittelweg zwiſchen dieſen beiden Irrthümern von entgegengeſetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert ſich zunächſt wohl in dem Gefühl unſrer innigen Verwandtſchaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abſtandes, der uns von ihr trennt und uns über ſie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforſchung und Bewunderung alles deſſen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als ſie ſelbſt allein und an ſich iſt; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein ſtummes Geſetzbuch oder weiſſagende Verkündigung die Hand verrathen, welche ſie bildete, oder die Abſicht, der ſie dienen ſollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf die Philoſophie und allgemeine Denkart, hatte im ſiebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktiſche und politiſche Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen. Und zwar einen ſehr glücklichen und heilſamen Einfluß; denn da das religiöſe Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatenſyſtem vereinte, jetzt getrennt war, ſeit Machiavelli's, die Gerechtigkeit und alles was heilig iſt, nicht achtende Staatskunſt, immer mehr und immer allgemeiner die Richtſchnur wurde, wornach man handelte, ſo war es die größte Wohlthat, dem im Bürgerkrieg ſich ſelbſt zerſtörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im Glauben getrennten, in Leidenſchaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunſt irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine ſolche Richtſchnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die ſeines Geiſtes und ſeines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines ſolchen neuen Völkerrechts zu ſein vermochte; und wie er dadurch die Verehrung ſeines Zeitalters gewann, ſo verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als Syſtem betrachtet, mag das von Hugo Grotius und ſeinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht ſehr mangelhaft erſcheinen, und dürfte ſchwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers beſtehen. Das religiöſe Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unerſetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menſchen angeborne, ihm weſentlich und nothwendig zukommende, geſellſchaftliche Anlage und Beſtimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bei den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus dieſen abgeleiteten Quellen geſchöpft, je mehr dabei die Beziehung auf die erſte Quelle aller Gerechtigkeit bei Seite geſetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß ſich die Theorie und ſelbſt das praktiſche Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte, auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was iſt nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftſtaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indeſſen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, ſeit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strome der Zerſtörung wenigſtens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengeſetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 ſind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geſchehen, aber es wurde doch jederzeit allgemein dagegen reclamirt; konnte man auch die Fakta nicht ändern, ſo wurden doch die Grundſätze nicht aufgegeben, ſondern fortwährend behauptet; es war ſchon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habſucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigſtens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten ſuchen mußte. Selbſt von 1740 — 1772 fanden dieſe wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße ſelbſt noch ſeit jener Epoche, wo die europäiſche Gerechtigkeit die zweite große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältniſſe der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden ſind. Dieſes hat Europa in der neueſten Zeit, während der fünfzehnjährigen Epoche einer beiſpielloſen Unterdrückung wohl erfahren, da alle jene alten Grundſätze mit Füßen getreten wurden, und wie morſche Scherben vor dem gewaltigen Eiſen des Eroberers zerbrachen. Nachdem aber jene ungeheure Tyrannei bald von ihrem Gericht ereilt zuſammenſtürzte, und ſchnell wie ein Meteor vorübergegangen iſt, und nun durch göttliche Fügung alles wieder zum Guten eingelenkt wurde, iſt es denen, welche der Leitung der Weltbegebenheiten am nächſten ſtehen, wohl klar und fühlbar geworden, daß die gegenſeitigen Verhältniſſe der chriſtlichen Staaten und Völker nicht mehr auf jenen flachen Grundſätzen eines allgemeinen Naturrechts oder eines bloßen Vernunftrechts, wie nach dem alten Syſtem, fernerhin beruhen können, ſondern daß ſie nach den höhern Forderungen und dem größeren Maaßſtabe einer chriſtlichen Gerechtigkeit und

Liebe geordnet und dem gemeinſamen Ziele entgegen geführt werden ſollen.

Unter den Schriftſtellern, welche auf die praktiſche Welt und auf die politiſchen Verhältniſſe von Europa den größten und allgemeinſten Einfluß gehabt haben, iſt der des Grotius entſchieden der heilſamſte geweſen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavelli vor ihm, oder Rouſſeau's nach ihm vergleichen.

Außer ſeinen Bemühungen für die Wiederherſtellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte ſich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Verſuch, die Wahrheit der Religion in der Geſtalt eines förmlichen, und ſo zu ſagen rechtlichen Beweiſes aufzuſtellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Proteſtantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenſtand eines Streits, und daher immer mehr als Verſtandesſache behandelt ward, was allerdings auch ſchon urſprünglich in dem Geiſte des Stifters der zweiten Hauptparthei unter den Proteſtanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Verſuch, der immer mehr Bedürfniß ſchien, viele Nachfolger gefunden, und ſeine Abſicht dabei war unſtreitig die lobenswertheſte. An und für ſich könnte es eher als ein Beweis angeſehen werden, daß der religiöſe Sinn ſchon ſehr abgenommen haben muß, wo man das, was ſeiner Natur nach bloß Sache des innigſten Gefühls und lebendigen Glaubens ſein kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verſtandes, und als Gegenſtand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßſache entſcheiden, oder wie es ſpäter Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometriſchen Aufgabe zur glücklichen Auflöſung bringen will.

Nicht ſo groß und verdienſtlich als die philoſophiſche Denkart und Beſtrebungen jener beiden Männer kann ich die des Descartes finden, deſſen Einfluß auf ſein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher ſchädlich und irre leitend war, als heilſam und wahrhaft erweiternd. Ueberhaupt ſcheint mir Descartes ein Beweis zu ſein, daß man wenigſtens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieſer Wiſſenſchaft, ein großer Mathematiker ſein kann, was Descartes für ſein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philoſoph zu ſein. Zwar ſind die Hypotheſen und Wirbel, aus denen Descartes in der Phyſik nicht bloß alles Einzelne, ſondern auch die Entſtehung der Welt herleiten wollte, längſt vergeſſen. Sein Syſtem überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrſchaft genoſſen, und hat ſich außerhalb Frankreich nicht ſehr allgemein verbreitet: indeſſen ſind doch auch ſeine philoſophiſchen Hypotheſen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geiſt des ſiebzehnten und dadurch ſelbſt des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Beſonders ſeine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weiſe, wie er die Philoſophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte ſchlechthin und ganz durchaus ein Selbſtdenker im ſtrengſten und vollkommenſten Sinne des Worts ſein. Zu dieſem Endzweck nahm er ſich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt und gedacht hatte, völlig zu vergeſſen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabei die vor ihm geweſenen Philoſophen und Forſcher von dem angehenden Selbſtdenker nicht geſchont, daß ihr Anſehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn es möglich wäre, den Faden des überlieferten Denkens, woran wir ſchon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet ſind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureiſſen, ſo würden die Folgen davon doch nicht anders als zerſtörend ſein können. Es iſt grade wie wenn man in der politiſchen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um ſtatt der Verfaſſung wie die Nation ſelbſt im Lauf und Kampf der Zeiten ſie ſich angebildet hat, ſchnell eine andere, ein beſſeres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Conſtitution aus dem reinen Vernunftſtaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben ſo wenig als eine rechte Verfaſſung durch ein ſolches plötzliches Vergeſſen und Verwerfen alles Vergangenen erreicht werden kann, iſt durch die Geſchichte der Philoſophie ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden wohl hinreichend bewährt, wo ſich Beiſpiele im Ueberfluß finden von einer ſolchen ſeinſollenden Selbſtdenkerei und ihren Früchten. Die natürlichſten Folgen derſelben ſind, daß man die erſten und gewöhnlichſten Fehltritte, in welche die menſchliche Vernunft bei dem Verſuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforſchen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer alſo unnutz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die ſchon unzahligemahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch widerlegt und verbeſſert wurden. Was das gänzliche Vergeſſen alles deſſen betrifft, was die Vorgänger gethan oder verſucht hatten; ſo iſt es ſo wenig möglich, dieſes Gelübde der Selbſtſtandigkeit und einer vollkommenen Denkfreiheit und Denkeigenheit ſtreng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter dieſen alles Andre und Alte verachtenden Selbſtdenkern iſt, deſſen originellſte Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgangern entlehnt ſind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freilich oft nur aus unbeſtimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbſttäuſchung, und wenigſtens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtſein der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienſt an, Geiſt und Materie auf das ſtrengſte geſondert zu haben. Es muß ſchon auffallend und ſonderbar ſcheinen, daß man den Unterſchied zwiſchen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und feſtzuſtellen, als etwas ſo neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematiſch, wie Descartes dieſen Unterſchied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man ſich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, uber den Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele, und wie eine gegenſeitige Einwirkung zwiſchen beiden möglich ſei. Ueberhaupt blieb es von Descartes an, der Philoſophie eigen, nur immer hin und her zu ſchwanken zwiſchen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grubeln, bald warf man ſich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukunſteln und zu experimentiren, auch jene ſittliche und göttliche, welche ſie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zuſammenhang zwiſchen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verloren hatte, auf deren Boden beide ruhen, und aus deren Lichte beide erſt erhellt und erklart werden können. Es fehlte das Mittelglied der Seele, um den Geiſt zur Erkenntniß und um in die äußre Welt, als Werk des Schöpfers ein Verſtändniß zu bringen. Die damahlige Philoſophie war überhaupt durchaus befangen in dem abſtracten Bewußtſein des dialektiſchen Denkens, in deſſen Gebieth die Wahrheit nie gefunden werden, und wenn ſie auch ſchon anders woher gefunden und gegeben wäre, doch nicht rein bewahrt werden kann. Das höhere Licht der geiſtigen Erkenntniß, obwohl in der Religion einheimiſch, war in der Wiſſenſchaft nie vollſtändig zu Tage gekommen, ſondern nur einzeln, unterbrochen, und wie verſtohlen aus der Unterdrückung hervorgetreten, in welche alles lebendige Wiſſen unter der ſeit Jahrhunderten feſtgeſetzten Herrſchaft des Rationalismus gerathen war. Man rechnet es dem Descartes noch zum Verdienſte an, das Daſein Gottes aus der Vernunft, ſtreng wie einen geometriſchen Satz erwieſen zu haben. Dieſes Verdienſt, wenn es anders für ein ſolches gelten kann, iſt wenigſtens nicht das ſeinige; denn es iſt dieſes durchaus entlehnt von den ältern Philoſophen des Mittelalters, die von Descartes und von ſeinem Zeitalter ſonſt ſo ſehr herabgeſetzt wurden. Aber freilich war dieſes von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiſte geſchehen, als beim Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchſte aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewiſſeſte und unerſchütterlichſte überzeugt, und welche der innerſte Lebensgeiſt und Mittelpunkt aller andern Ueberzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch dieſen wie zum Ueberfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu beſtätigen, das war die Meinung jener Aeltern. Wie jedes Geſchöpf oder Naturweſen auf eine oder andre Art die unerforſchliche Größe des Werkmeiſters unwillkührlich verkündet, ſo ſollte auch die menſchliche Vernunft, ſonſt ſo eitel auf ſich und ihre eigne Kraft und Geſchicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einſtimmen. Oder auch ſo wie man in menſchlichen Angelegenheiten es als den höchſten Triumph einer guten und gerechten Sache anſieht, wenn ſelbſt der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derſelben nothgedrungen und ungern einzugeſtehen, ſo ſollte auch die Vernunft des Menſchen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daſein Gottes, welches wir zunächſt durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beim Descartes vorzüglich, ausſchließend und allein aus der Vernunft erwieſen, ſo wird Gott dadurch in einem gewiſſen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgeſtellt und identificirt; und das Weſen der ewigen Liebe auf dieſe Weiſe in das niedre Gebieth der abſtracten Begriffe und in den Schein des Abſoluten herabgezogen. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewiſſen und andere Organe derſelben erloſchen ſind, das Daſein Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonſtriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrſchend ward. Doch erhielten ſich einzelne Geiſter unabhängig und blieben feſt in ihrer religiöſen Geſinnung, wenn ſie auch jenes Syſtem zum Theil annahmen, ſo weit es ihnen damit vereinbar ſchien. Dieß gilt von Malebranche, der ſich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Anſicht lagen, beſonders über das Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und deſſen äußern Gegenſtand, über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Materie nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritiſcher zweifelnder Philoſoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt und ganz unabhängig von jenem eigentlich philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streit und Gebieth, ſchrieb Fenelon in der ſchönſten Sprache jenes Zeitalters, was ihm ſein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle dieſe, wirkte, um die religiöſe Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich abſichtlich bis hieher aufgeſchoben habe. Es iſt Boſſuet, als Schriftſteller, in Beredſamkeit und Sprache anerkannt, einer der Erſten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer ſolchen Beredſamkeit den Wahrheiten der Religion angemeſſen und ob nicht für die Einfalt des Chriſtenthums ein ganz kunſtloſer und bloß herzlicher Vortrag der beſte ſei. Wenn dem aber auch an und für ſich ſo wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieſer, ausgerüſtet mit ſolcher Kraft eines geſunden umfaſſenden Verſtandes und der herrlichſten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Boſſuets Beredſamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologiſchen Inhalt beſchränkt war; indem alles, was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geſchichte, und überhaupt in der Welt zu ernſten Betrachtungen auffordern und einladen kann, bei dieſem würdigen Manne in Beziehung ſtand auf ſeine religiöſe Anſicht, und mit in den Umkreis der Gegenſtände gehört, denen er ſich widmet.

Iſt es erlaubt, in Darſtellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, ſo möchte ich im Boſſuet etwas finden, was ihn ſogar noch um eine Stufe höher ſtellt, als die größten unter den franzöſiſchen Dichtern, welche ſeine Zeitgenoſſen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunſt und im Styl iſt eingeſchloſſen in einer beſtimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwiſchen dem Erhabenen und Großen, und zwiſchen dem, was in der Form ganz ausgebildet, zugleich für die Seele anziehend iſt, und eben dadurch Anmuth mit der Feinheit im Ausdruck verbindet. Von beiden Seiten ſind die Abweichungen leicht und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftſteller, die groß ſind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmoniſch zu ſein. Andere neigen ſich bei einer ſolchen vollendeten Gleichförmigkeit ſchon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; ſie ſind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler ſeiner beiden Vorgänger in der Tragödie ſeiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen ſein höchſter Ehrgeiz war. Leicht wird es ihm im Corneille, einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Uebertreibung und falſchen Schwulſt auch wirklich tadelhaft darſtellen kann. Mir ſcheint es faſt, er habe den Corneille, eben weil er ſeiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und ſich wohl getraut im Schwung der Leidenſchaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene und die höchſte feurige Kraft vermißte. Allerdings mag dieſe ſeine Anſicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden: ſieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenſchaft, ſo kommt unter ſo vielen andern franzöſiſchen Tragödien, die nach eben dieſem Ziele ſtreben, ſchwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeiſterung äthmet in der Athalia. Iſt in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmoniſche Ruhe der Darſtellung und Feinheit der Charakteriſtik hervortretend, ſo brachte es die Natur des Gegenſtandes ſo mit ſich. Doch ſo viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener ſein würde, wenn er bei der harmoniſchen Vollendung in der Sprache und Verskunſt die er beſitzt, bei dieſem edlen, feinen Gepräge, was ſeine Darſtellung und Geſinnung ſo eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch beſäße von jenem erhabenen Aufſchwunge, der bei Corneille oft faſt verſchwendet, und durch den Ueberfluß weniger wirkſam wird. Dieſe Vereinigung aber findet ſich, was Sprache und Darſtellung betrifft, im Boſſuet, ſo weit ein Redner dieſe Vergleichung zuläßt. Bei der ſtrengſten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, iſt er durchgehends, wo es der Gegenſtand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je in's Schwülſtige zu fallen. Gern ſtimme ich daher den ſtrengen franzöſiſchen Kritikern bei, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Mannes und ſeiner Schriften, um ſo mehr, da ſie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, ſondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilſamſten, erhabenſten Wahrheiten ſind.

Noch von einer andern Seite ließe ſich der Vorzug ins Licht ſtellen, welchen Boſſuet als Schriftſteller und Redner, ſelbſt vor den großen Dichtern ſeiner Nation und ſeiner Zeit behauptet. Die franzöſiſche Literatur iſt in vielen weſentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf dieſe Nachahmung gegründete Literatur, eben ſo wie es auch die römiſche im Verhältniß zu der griechiſchen war. Dieſes iſt an ſich kein Tadel, es iſt in einem gewiſſen Maaße unvermeidlich, für alle ſpäter emporgekommenen und ausgebildeten Völker, beſonders ſolche, deren Geiſt, wie der der Römer und Franzoſen, mehr auf das äußere praktiſche Leben, als auf die innere geiſtige Thätigkeit gerichtet iſt. Es würde ganz verfehlt ſein, die römiſche Literatur von Seiten des erfinderiſchen Geiſtes der griechiſchen gleich ſtellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie ſie, ungeachtet ſie in der Poeſie und eigentlichen Philoſophie ſo weit nachſtehen muß, doch gerade durch ihre römiſche Geſinnung, und die in allen Werken und Schriftſtellern herrſchende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde beſitzt. Eine ſolche hohe, alles beherrſchende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht; giebt dem Geiſte Feſtigkeit, Charakter und Würde. Eben dieſes bewirkte im Boſſuet die ihn beſeelende, religiöſe Ueberzeugung, die Idee der katholiſchen Kirche und aller von ihr auch über das Gebieth der Geſchichte, der Staatskunſt, und der weltlichen Wiſſenſchaft ausſtrahlenden Erleuchtung; welches bei ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, ſondern der Geiſt ſeines Lebens, ihm gleichſam zur andern Natur und eine alles, was in ſeinem Kreiſe lag, in klarer Anſchauung umfaſſende Weltanſicht geworden war. Eben dadurch iſt er ſo ſelbſtſtändig in ſeiner Art, und bewegt ſich auch den Alten gegenüber ſo frei und unabhängig, die doch in Styl und Redekunſt auch ſeine Vorbilder, in der Geſchichte ſeine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftſtellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was dieſe Idee ihnen gab, das hätte in dem katholiſchen Frankreich, wenn Boſſuets Geiſt der allgemein herrſchende geweſen wäre, die Religion, das Chriſtenthum, jene Idee einer chriſtlichen Lebens- und Staateneinrichtung und einer katholiſchen Wiſſenſchaft, in viel höherm Maaße ſein, und ein ſtarkes Gegengewicht der geiſtigen Freiheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber ſo wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichſte Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöſeſte war, durch den Zwieſpalt ſeiner innern Ueberzeugung und der dramatiſchen Kunſt, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es iſt bekannt, wie Racine, der den janſeniſtiſchen Meinungen zugethan war, durch eine gewiſſe falſche Strenge und Frömmelei an ſeiner Kunſt irre ward, und lange für das Theater, das ihm ſchlechthin verwerflich ſchien, nicht arbeiten wollte. Man kann dieſe übertriebene ſittliche Aengſtlichkeit des Dichters an dem Menſchen liebenswürdig finden, wie dann auch in ſeinem Privatleben, und in ſeinen Briefen viele Spuren eines ſolchen ihn beſeelenden tiefen Gefühls ſich zeigen. War auch jene Anſicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, ſo war doch allerdings in der tragiſchen Kunſt und Darſtellung damahliger Zeit manches, was mit der chriſtlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinſtimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und beſſer wäre es doch geweſen, Racine hätte ſeinen Glauben und ſeine Kunſt in Uebereinſtimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigſtens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit ſteht aber auch in dieſer Hinſicht die Dichtkunſt der Spanier über der franzöſiſchen! Bei jenem ſo durchaus katholiſchen Volke ſtand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poeſie nie in ſtörendem Widerſtreit, ſondern in der ſchönſten Harmonie.

Die Parthei der Janſeniſten hat Frankreich mehrere ſehr ausgezeichnete Schriftſteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben dieſe Streitigkeiten einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die franzöſiſche Literatur gehabt. An den Gegenſtand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend ſein, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der ſo alt iſt, als die menſchliche Vernunft und auf ihrem Gebiethe auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freiheit des Menſchen und wie dieſelbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes vereinbar ſei. Aber eben weil dieſer Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden ſollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derſelben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beiden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und ſechsten Jahrhundert die Lehre von der Freiheit und dem eignen Verdienſt des Menſchen an ſeiner Tugend, ſo vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und ſeiner Hülfe und der höhern Einwirkung der Gnade nicht bedürftig ſei, ſo ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit beſtritten, widerlegt und verworfen; eben ſo wie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert der entgegengeſetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menſchen, um ſich zu retten und ſeine Beſtimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freien Willen abſprach, und ihn einer unbedingten Vorherbeſtimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln Schickſal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher beſtimmendes Fatum. Beſonders ſchädlich ward dieſer Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial Briefe ſind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache claſſiſch in der franzöſiſchen Literatur geworden; ſoll man ſie aber ihrem Inhalt und Geiſt nach bezeichnen, ſo ſind ſie nicht anders als ein Meiſterwerk der Sophiſtik zu nennen. Alle Künſte derſelben biethet er auf, ſeine Gegner, die Jeſuiten ſo verächtlich und gehäſſig als möglich zu ſchildern. Daß dabei der Wahrheit auf vielfältige Weiſe große Gewalt geſchehen, wird wohl keiner, der mit der Geſchichte dieſer Zeit und ihrer Meinungen bekannt iſt, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von dieſem berühmten Schriftſteller, der an Geiſt, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geſchehen, als es doch wirklich der Fall iſt, welche nachtheilige Folgen mußte nicht dieſe ſtreitſüchtige Rechthaberei und bittere Spottſucht, auf dem Gebiethe der Religion ſchon an und für ſich hervorbringen! Jetzt ward dieſelbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm perſönlich verhaßten Jeſuiten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernſt war mit der Religion, die er ſogar geometriſch erweiſen wollte. Wie bald konnten aber dieſe Waffen gegen die Religion ſelbſt gewandt werden! Und dieſes geſchah auch; die von Pascal mit ſo viel Witz und Kunſt in der gewandteſten Sprache ausgebildete und geſchärfte Sophiſtik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein ſchneidendes Meſſer in Voltaire's Hand, ſo wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der ſchon vor ihm den ganzen Reichthum ſeiner literariſchen Kenntniſſe benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerſchütterte Burg des Glaubens zu richten.

Ueberhaupt neigte ſich die philoſophiſche Denkart in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Baco's neuem Geiſtesweg, der Uebergang lag zum entſchiedenſten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beiſpiel von Hobbes. Indeſſen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er ſich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer ſolchen eigentlich atheiſtiſchen Anſicht von der politiſchen wie von der phyſiſchen Welt hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte ſpäter kommen müſſen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil ſeine Denkart mit den anerkannten ſittlichen Grundſätzen und Gefühlen ſeiner Zeit nicht ſo im Widerſtreit, und ſein Vortrag obwohl etwas weitſchweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigſtens ſchien. Im Weſentlichſten war es doch daſſelbe, ja es war um ſo ſchädlicher, da der Irrthum unter dieſer gemäßigten Form deſto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unſrer Sinne und der ſinnlichen Erfahrung beſchloſſen liegt, das iſt wohl einleuchtend. Bei Locke ſelbſt vertrug ſich der Glauben an eine Gottheit noch mit ſeiner übrigen Denkart, weil es ſehr häufig geſchieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geiſtesweg zuerſt bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht ſieht, oder doch ſich nicht eingeſteht. Man muß bei dieſer Anſicht ſtreng genommen allem weitern Denken entſagen, ſich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung und den Sinnengenuß halten; und ſo haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt, wobei ſie ſich noch für vorurtheilsfreie Selbſtdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenſtand dieſer ſinnlichen Erfahrung iſt, und dann über die Kraft, welche dieſelbe in ſich aufnimmt, oder aus ihrer Miſchung entſteht und hervorgeht, ſo entſtehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil ſonderbare Vorſtellungsarten, wie dieß beſonders in England der Fall war. Die Frage nach dem, was im Hintergrunde dieſes lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich iſt und vorgeht, läßt ſich nun einmahl nicht abweiſen, wenn man noch ſo oft vorgibt, daß man ihr entſagen wolle; und ſo iſt die anfangs ſo beſcheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geſchöpfte, gewöhnlich nur ein entſchiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, ſondern verſchleierter Materialismus, wie es in Frankreich dieſe Wendung nahm, wo derſelbe aber bald den Schleier abwarf.

Indirect, obwohl ganz gegen ſeine Abſicht, hat auch Newton zu der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts beitragen müſſen; indem die Anhänger der neuen Denkart ſich auf ſeine große Autorität beriefen, und nach ſolchen Entdeckungen in der Phyſik alles auch ohne Religion, durch jene zu leiſten und aus ihr allein zu erklären möglich ſchien. Aber ſowohl Newton als Baco würden ſich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche ſie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem erſten iſt auch bei aller übrigen Bewunderung von ſeinen philoſophiſchen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Chriſtenthum und an die Bibel als eine beſondere Geiſtesſchwäche, an einem ſonſt ſo großen Manne, oft genug vorgeworfen worden. In vielen von ſeinen Ausſprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, oder auch über den ſternbeſäeten Himmelsraum, als Träger, Werkſtätte und Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, ſpricht nicht bloß ein begeiſtertes Gefühl, ſondern es iſt auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweiſt, daß er ſelbſt über den höchſten Gegenſtand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philoſoph war, und von der Metaphyſik nichts wiſſen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrſchende Volk auch in der literariſchen Welt. Die ganze neuere franzöſiſche Philoſophie iſt ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer; doch entlehnten ſie nur das Syſtem ſelbſt in ſeinen erſten Grundzügen von dieſen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Geſtalt an, als in England ſelbſt. In Deutſchland dagegen hat der neue Aufſchwung der Literatur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächſt durch die Poeſie und Kritik der Engländer den erſten Anſtoß und ſeine herrſchende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philoſophie des Locke und Newton zuerſt in Frankreich einführte. Sonderbar iſt es, wie er die wundervolle Größe der Natur, ſo wie dieſelbe ſich jetzt von der Wiſſenſchaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ſo ſelten zur Verherrlichung des Werkmeiſters, und faſt immer nur zur Erniedrigung des Menſchen anwendet, und um dieſen, als einen unbedeutenden Erdwurm herabzuſetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieſer Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geiſt, als ob ein Gedanke, der eben dieſe ganze Sonnen und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als ſie; als ob Gott wäre wie ein irdiſcher Monarch, der unter den Millionen die er beherrſcht, vielleicht die ihm nie zu Geſicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Gränze ſeines weitläuftigen Reichs zu vergeſſen in Gefahr ſein könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem ſiebzehnten empfing, faſt durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerſtörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches Syſtem des Unglaubens, überhaupt feſte Grundſätze, eine beſtimmte philoſophiſche Meinung, oder auch nur eine beſtimmte Form des philoſophiſchen Zweifels finden ſich bei Voltaire nicht. Wie die Sophiſten des Alterthums, die Gewandtheit und die Kunſt ihres Geiſtes darin bewährten, daß ſie zuerſt die eine, dann die andre der erſten grade entgegengeſetzte Meinung mit aller Beredſamkeit aufſtellen und vortrugen, ſo ſchreibt auch Voltaire ein Buch gegen die Vorſehung, und ein andres dafür. Doch iſt er hier in ſo weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beiden Werken er am meiſten mit Liebe gearbeitet. Ueberhaupt überließ er ſich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen ſeinem Witz und ſeiner Abneigung gegen das Chriſtenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieſer Hinſicht wirkte ſein Geiſt wie ein ätzendes und zerſtörendes Mittel zur Auflöſung aller ernſten, moraliſchen und religiöſen Denkart. Doch ſcheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch ſeine Religionsſpöttereien durch den Geiſt und die Anſicht geſchadet habe, welche er über die Geſchichte verbreitet hat. Wie in der Poeſie ſo fühlte er auch hier wohl, woran es der Literatur ſeiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte ſich der Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geſchrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, ſo ſehr vermehrt, daß ſie faſt eine eigene Literatur für ſich bilden, und es iſt dieß unſtreitig eine der glänzendſten Seiten der geſammten franzöſiſchen Literatur überhaupt. Freilich fällt die Geſchichte dadurch zu ſehr in den Converſationston, ſie zerſplittert ſich ins Einzelne, und löst ſich endlich auch zum großen Nachtheil der hiſtoriſchen Wahrheit ganz auf in eine zahlloſe Menge von Anekdoten. Wenn aber auch dieſe Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch ſo geiſtreich iſt, ſo iſt es am Ende doch nur eine Gattung, es ſind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geſchichte, nicht dieſe ſelbſt in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigſtens iſt von den geiſtvollſten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abſtand bis zu der Kunſt der Geſchichtſchreibung ſo wie die Alten ſie geübt, oder unter den Neuern Machiavelli. Einige lebhafte Erzähler, einige gut geſammelte und zuſammengeſtellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geſchichte hatte die franzöſiſche Literatur aufzuweiſen; eine wahrhaft claſſiſche Nationalgeſchichte, ein großes hiſtoriſches Originalwerk beſaß ſie nicht. Auch dieſen Mangel der Literatur ſeiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfaſſenden Ehrgeiz ſelbſt erſetzen. Daß ihm dieß ſelbſt von Seiten der Kunſt durchaus nicht gelungen, daß er als Geſchichtſchreiber und ſelbſt in der Darſtellung und Schreibart, wie ſie der Geſchichte angemeſſen iſt, ich will nicht ſagen, mit den Alten, ſondern auch mit den beſten Engländern, mit Hume und Robertſon, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt ſelbſt in Frankreich allgemein anerkannt. Deſto allgemeiner hat ſein Geiſt auf die Anſicht von der Geſchichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, beſonders auf Gibbon, und iſt faſt herrſchende hiſtoriſche Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Weſentliche dieſer von Voltairen ausgegangenen hiſtoriſchen Denkart beſteht, in dem überall und bei jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geiſtlichen und Prieſter, gegen das Chriſtenthum und alle Religion. In der politiſchen Anſicht herrſcht eine wenigſtens einſeitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikaniſche, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikaniſchen Weſens und Geiſtes. Bei den Nachfolgern ging es bis zum entſchiedenen Haß gegen alles Königthum und den Adel, überhaupt alſo gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Namen Feudal-Verfaſſung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth hiſtoriſch anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geiſt charakteriſirt hatte. Wie ſehr dadurch vieles in ein falſches Licht geſtellt, wie ſehr die geſchichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man ſeit den letzten Jahrzehnten durch die Fortſchritte einer gründlicheren Geſchichteforſchung an einzuſehen. Denn nachdem die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſich in ſich ſelbſt vollkommen vernichtet hatte, und die Religion, welche ſie zerſtören wollte, ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, iſt auch in der Geſchichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in ſein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälſchungen, hiſtoriſche Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebieth iſt es der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geiſt zu dem ganz allgemein herrſchenden zu machen, und ſich tief bis in das Innerſte feſt zu wurzeln, als gerade in dem der Geſchichte, wo die Abſicht und das Falſche, dem der nicht ſelbſt forſcht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geiſt unverhohlen als philoſophiſche Lehre und Meinung auftritt.

Bei Voltaire kommt nun noch etwas Perſönliches hinzu, was ſeine hiſtoriſche Anſicht auch auf andere Weiſe beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finſterniß, und alle andern Nationen außer der ſeinigen, als einen Haufen von Barbaren darzuſtellen. Jener vielgeprieſene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairiſchen Welt- und Geiſtesgeſchichte des Menſchen die große Rolle, daß er zuerſt über jenes Chaos von Barbarei das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet iſt, ſein ſchöpferiſches: Es werde Licht, ausſprechen muß. Doch werden die großen Schriftſteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die erſten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe geprieſen. Die vollkommene Mittagsſonne, dieſe ganze Lichtüberſchwemmung der Aufklärung und Denkfreiheit war unſtreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas ſpätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So ſehr er indeſſen geneigt war, der Eitelkeit ſeiner Nation zu huldigen, ſo hatte er doch manchmal Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er ſich unverhohlner mit Bitterkeit über ſie äußerte, wie in dem bekannten Ausſpruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zuſammengeſetzt ſei; was man leicht verſucht werden könnte, auf ihn ſelbſt anzuwenden. So ganz unmöglich war es dieſem corroſiven Geiſte, irgend einen Gegenſtand, oder irgend ein Verhältniß mit ehrender Achtung, und ausdauerndem Ernſt zu behandeln! Seiner Nation hat er dadurch, daß er ihre Eitelkeit ſo übermäßig nährte, auf lange Zeit hinaus eine falſche Richtung gegeben; wovon die üblen Folgen ſich erſt jetzt allmählig wieder zu verlieren anfangen, nachdem die franzöſiſche Nation gegen die andern Nationen wieder in eine natürliche und gerechte Stellung gekommen iſt, und auch im intellectuellen Gebieth mehr und mehr mit ihnen in eine gegenſeitige Berührung tritt.

Zu der Entwicklung der Philoſophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Monteſquieu vorzüglich wohl in ſo fern beigetragen, als er zu allen dieſen im Einzelnen oft ſo vortrefflichen ſinn- und lehrreichen politiſchen Bemerkungen und Gedanken ſeinen Leſern keinen feſten Maaßſtab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freilich in den meiſten Gebiethen des menſchlichen Thuns und Denkens damahls ſchon verloren war. So ward denn allerdings auch durch dieſen an Kenntniß, Geiſt und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftſteller die allgemeine Erſchütterung aller Grundſätze nur vermehrt, indem ohne einen ſolchen leitenden Hauptpunkt, der Geiſt des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieſer politiſchen Kenntniſſe und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlaſſung zu erhebenden Gedanken und Geſinnungen, ſelbſt zu religiöſen Gefühlen und Anſichten, ſind in der Natur ſo vielfältig und man möchte ſagen, mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforſchern Frankreichs, an der herrſchenden irreligiöſen Denkart keinen Antheil nehmen, oder ſie doch weniger darin verſtrickt, und wenigſtens hie und da zu einer höhern und geiſtigern Anſicht ſich aufſchwingen ſehen. So ſcheint mir Buffon, obwohl manche ſeiner Meinungen mit der poſitiven Religion nicht übereinſtimmen, andre die Prüfung der Philoſophie nicht beſtehen mögen, ſo wenig er ſelbſt ganz frei war von den materiellen Banden der damahls über alles ſich erſtreckenden durchaus phyſikaliſchen Anſicht der Welt und aller Dinge; dennoch in Beziehung auf die intellectuelle Geſinnung und das natürliche religiöſe Gefühl, wenigſtens vergleichungsweiſe zu den Beſſerdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den Spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die geſellſchaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte ſich in dem neuern Europa und beſonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken ſo weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein raſtlos forſchender, unruhiger Geiſt jetzt gerade zu dem entgegengeſetzten Extrem überging. Wie wenig indeſſen die ausſchließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menſchen angewandt, für das Leben ein ſicherer

Leitfaden und Führer ſein könne, das kann Rouſſeau's Beiſpiel am beſten zeigen. In Rückſicht des Gefühls und des Eifers der ihn beſeelte, ſteht Rouſſeau als Denker nicht nur weit über Voltaire, ſondern auch wohl allen andern franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieſer Hinſicht ganz einzeln und abgeſondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf ſeine Nation und ſein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erſt dann, wenn eine ſtarke Seele leidenſchaftlich nach der Wahrheit ſtrebt, ſie auf falſchem Wege ſuchend nicht finden kann, den Irrthum ſtatt der Wahrheit ergreift; erſt dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Feſtigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Dieſe Feſtigkeit in der Geſinnung, und die alten Grundſätze des Glaubens und des ſittlich geordneten Lebens zu erſchüttern und aufzulöſen, dazu hat Voltaire's Witz am meiſten gewirkt, und dadurch hat er Rouſſeau den Weg gebahnt, auch ſolche Gemüther durch ſeine begeiſternde Beredſamkeit mit in den Strudel des Zeitgeiſtes hinein zu reißen, welche durch die bloße Sophiſtik des Witzes ſich nie hätten irre machen laſſen. Zwar erregte Rouſſeau's Gemählde vom wilden Naturzuſtande, und ſeine Theorie von einem rein demokratiſchen Vernunftſtaate anfangs wohl mehr Erſtaunen als Ueberzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und dieſe nun nach ihm häufig auf eine ähnliche iſolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne poſitiven Glauben und ohne Rückſicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zuſammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, ſo darf es uns nicht befremden, daß ein Menſchenalter ſpäter auch die ſeltſamſten ſeiner politiſchen Natur-Ideen ausführbar ſchienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der ſittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entſchiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, ſo ward auch von der ſo herrlich erweiterten Menſchen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rouſſeau bewunderte und vergötterte am meiſten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie ſehr man aber auch die Schilderung der Reiſebeſchreiber von den amerikaniſchen oder andren Wilden verſchönern und ausſchmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünſtelten und ganz reinen Naturſtandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bei den Kannibalen, ſondern auch bei den andern Wilden beſonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menſchenfreſſens eine gewiſſe Störung für die Begeiſterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frei von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe ſtieg, wo auch dieſer an den geprieſenen Wilden noch haftende Fehler, neben den neuen Kannibalen, welche die Revolution ausgeboren hatte, nicht mehr ſo bedeutend ſcheinen mochte.

Bei Voltaire und auch ſonſt bei vielen andern franzöſiſchen Schriftſtellern nach ihm, iſt eine faſt eben ſo weitgehende Vorliebe für das andere Extrem ſichtbar, was der wilden Freiheit in dem geſammten möglichen Menſchen-Zuſtande der ganzen Völkerwelt, ſo weit ſie uns bekannt iſt, am meiſten entgegenſteht; für die Chineſen nähmlich, deren höchſt policirte und mit der regelmäßigſten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man ſpäterhin mit einem eigenen Kunſtworte, den Despotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizei an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und ſittlichen Begeiſterung ſetzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchſte Beſtimmung der menſchlichen Geſellſchaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die ſogenannte reine Sittenlehre anſah, die ohne alle Schwärmerei, einzig zur Beobachtung aller Polizei Geſetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem ſolchen Zeitalter mußte eine Nation unausſprechlich gefallen, welche eine ſolche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach ſeit Jahrtauſenden beſitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen beſaß; eine Nation, welche in Porcellan die ſauberſten Arbeiten und Darſtellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet, als ſelbſt in Europa geſchieht. Zu beklagen indeſſen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erſt durch ein Experiment ſich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar ſei, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, ſich ſollte überzeugen können, daß jener Deſpotiſmus der Vernunft, daß die chineſiſche Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menſchen angemeſſen, und an ſich die rechte ſei.

Voltaire und Rouſſeau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meiſten und zuerſt beſtimmt; andere haben ſehr mächtig mitgewirkt, den Zeitgeiſt in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philoſophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entſchiedener in den Grundſätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrſchenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius ſehen. Denn als dieſer Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles beſtimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menſchen darſtellte, ſo fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geiſt war dieſe Lehre, denn einen ſolchen außer der Materie gebe es nicht, unterſcheide den Menſchen vom Thier, ſondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menſchen zu theilen ſchien. Auch fing einigen Philoſophen der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erſcheinen, und man ſtritt darüber, ob nicht gewiſſe Stufenübergänge zwiſchen beiden möglich ſeien, oder ſonſt Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünſchen, daß Rouſſeau, was er anfangs im Sinne hatte, und nur aus perſönlicher Rückſicht unterließ, gegen die Philoſophie des Helvetius, um ſie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach ſeiner ganzen Art und Weiſe würde der Streit ihn veranlaßt und angefeuert haben, ſeine eigene Denkart und Philoſophie viel beſtimmter zu entwickeln, was gewiß ſehr zum Vortheil von beiden geweſen ſein würde. Denn es lag neben allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erſter Grund zum Guten darin: und es fehlt nicht an einzelnen, richtigern Tiefblicken in ſeinen Schriften, welche von ſeinen jetzigen Gegnern und Tadlern häufiger benutzt als anerkannt werden. Jener damahls herrſchenden Philoſophie der Sinnlichkeit war er durchaus abgeneigt; er haßte die falſche Wiſſenſchaft überhaupt von ganzer Seele, und obwohl er ſelbſt die rechte nie hat finden können, ſagt er doch in jener Beziehung manches, was damahls parador erſchien, während es uns jetzt, gerade aus dem religiöſen Standpunkte wie eine Stimme und ein Zeugniß des richtigen Gefühls der Wahrheit in damahliger Zeit auffällt, mitten aus der Verwirrung des allgemeinen Irrthums heraus. Sein höheres intellectuelles Streben iſt aber nie zu einer wahren Entwicklung und auf den rechten Weg gelangt, weil er zu ſehr allein ſtand und weil ihn eine falſche Idee von blinder, abſoluter Naturbewunderung, ſo wie er im Begriff war, die Spur der höhern Wahrheit zu betreten, immer wieder mit fortriß: wobei er doch, im Geiſte ewig umhergetrieben, nie zur innern Ruhe gelangen konnte, ſo daß er der einzige iſt unter allen jenen Irrenden, der uns ein tiefes Bedauern einflößt.

Die letzte Stufe in dem Gang der franzöſiſchen Philoſophie vor der Revolution, bezeichnet der genialiſche Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt vorausſetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeiſt, nicht bloß der Encyklopädie, ſondern auch des Syſtems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiſte geſchriebenen, eigentlich atheiſtiſchen Werke geweſen ſei. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er ſtand darin über Voltaire und Rouſſeau, daß er freier von ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beſeelte, war ein wirklich fanatiſcher Haß, nicht bloß gegen das Chriſtenthum, ſondern gegen jede Art von Religion. Daß dieſe ohne Unterſchied Aberglauben und bloß zufällig entſtanden ſei; aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch ſo deutlich zeigt, dem Ueberreſte eines halb zerſtörten Menſchengeſchlechts eingeprägt habe, iſt die Lieblingsmeinung dieſer Secte. In mehreren ihrer Schriften iſt auch der Nahme des Atheismus nicht vermieden, und es iſt ganz unverſchleiert ausgeſprochen, daß der Atheismus, um das Menſchengeſchlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrſchende Denkart werden müſſe. Dieß hat ſich nun in der Erfahrung, wo es theilweiſe verſucht worden, durchaus nicht beſtätigen wollen. Die wildeſte Ausgeburt dieſes atheiſtiſchen Syſtems, iſt wohl jene bekannte mythologiſche Erklärung des Chriſtenthums, nach welcher Chriſtus bloß ein aſtronomiſches Sinnbild und hiſtoriſch nie vorhanden war, die zwölf Apoſtel aber den Zeichen des Thierkreiſes entſprechen. Nachdem man aus der Naturwiſſenſchaft ein vollſtändiges neues Heidenthum abgeleitet, die Menſchen- und Völkergeſchichte aber in allen einzelnen Epochen auf's gründlichſte verfälſcht hatte, blieb nichts weiter übrig, als das alte Heidenthum und die Mythologie ſelbſt herbeizurufen, und ihr dieſe antichriſtliche Wendung und Anwendung zu geben, um auch der Weltgeſchichte vollends ihren innerſten Grundſtein zu rauben, und ihren feſten Mittelpunkt in eitle Fabel und ein bloßes ſymboliſches Spiel zu verwandeln. Die Denkart, welche aus dieſem Syſtem für das Leben hervorging, löſt ſich auf in den bekannten, noch vor der Revolution ſchon deutlich genug ausgeſprochenen Wunſch: daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Prieſters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorleſung.

Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Literatur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeaus und Buffons Proſa. La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italieniſches Theater. Kritik und hiſtoriſche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Glauben. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maiſtre. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geiſteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die franzöſiſche Sprache ſeit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die ältern Zeiten die glücklichern. Kein andrer Luſtſpieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunſtvoll nachläſſig poetiſchen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philoſoph durch ſeine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, ſchließt ſich in der Poeſie und Literatur noch mehr an die ältere Epoche an, und bildet auf ſolche Weiſe den Uebergang und Vereinigungspunkt zwiſchen beiden. Im Luſtſpiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerſpiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermiſchten, witzigen und flüchtigen Poeſien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Dieſe Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der geſellſchaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrſchend, ſo wie hingegen in der lyriſchen Poeſie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beſchreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poeſie ſich ganz auf die Gegenwart, und auf das geſellſchaftliche Leben hinlenkt, je lokaler iſt ſie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Luſtſpiele, Romane oder ſonſt geſellſchaftliche Gedichte aus dem Ende des ſiebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an ſich geiſtvoll ſind, und zu ihrer Zeit in Frankreich ſehr berühmt waren, ſind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geiſt, der Zeit, die ſie darſtellten, und der ſie dienten. Würde die Dichtkunſt einer Nation ſich ganz auf dieſe Gattungen und durchaus moderne Gegenſtände beſchränken: auf dramatiſche Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem geſellſchaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, ſo würde es kaum möglich oder nöthig ſein, eine Geſchichte oder Kritik von ihr zu geben, eben ſo wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenſtande anatomiſcher Unterſuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwiſchenſtunden des geſellſchaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um dieſen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden, dabei bisweilen Gefühl und Leidenſchaft angeregt, oder einige neue und geiſtvolle Gedanken ausgeſtreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu ſein, derſelbe, der auch ohne Poeſie eben ſo gut und viel beſſer erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemiſchten und geringern Gattungen der Poeſie, Hervorbringungen, welche eben ſo ſehr den Stempel des Genies an ſich tragen, als die ernſten Werke der höhern Dichtkunſt. Nur iſt ihre Schönheit ſelten ſo allgemein; ſie beruht oft faſt ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten deſſelben, die ſich beſſer empfinden als beſchreiben laſſen. Ein Heldengedicht, ein Trauerſpiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit ſehr geringem Verluſt, je vortrefflicher es an ſich iſt. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die franzöſiſche Sprache durch die vertrauteſte Bekanntſchaft ganz zur andern Natur geworden ſein ſollte, in die grenzenloſe Bewunderung mit ſeinem Gefühle ganz wird einſtimmen können, mit welcher viele Franzoſen den Lafontaine erheben: das Naive, eine gewiſſe eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzoſe fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieſes liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbſt Moliere's berühmteſte Charakterſtücke ſind für die Bühne und lebendige Darſtellung jetzt ſchon völlig veraltet, und werden nur noch im Leſen bewundert. So hoch man ſie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der franzöſiſchen Dichtkunſt ſtellen mag, als Gattung und als Beiſpiel für die Nachfolger haben ſie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von La Bruyere oder Theophraſt in dramatiſcher Einkleidung ſind darum noch keine Poeſie. Iſt ſelbſt die Rhetorik der Leidenſchaften, wenn ſie allein herrſchend iſt im Trauerſpiel, der hohen Beſtimmung deſſelben bei weitem nicht genügend; ſo iſt die pſychologiſche Zergliederung der Charaktere und Leidenſchaften im Luſtſpiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poeſie und Witz. Dieſer Hang zur pſychologiſchen Zergliederung wird dem höheren franzöſiſchen Luſtſpiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Uebergang zu den moraliſchen Abhandlungen in Form eines Luſtſpiels, welche Diderot zu unſerm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der urſprüngliche franzöſiſche Charakter iſt wohl ganz ſo leicht und fröhlich, wie man ihn gewöhnlich ſchildert; in den literariſchen Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich dieſen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an ſeiner Stelle geweſen wäre. Dieß iſt dem immer mehr ſich verbreitenden philoſophiſchen und politiſchen Sectengeiſte zuzuſchreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten ſelbſt, es ſich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenſchaftliche Rhetorik durchaus das Uebergewicht bekam, über jene altfranzöſiſche fröhliche Poeſie; wie ſich denn unſtreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert weſentlich verändert hat. Zwar entſprach die herrſchende Philoſophie der Sinnlichkeit wohl der leichten, ſcherzhaften Poeſie einiger Dichter, aber ſie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poeſie hinaus. An und für ſich iſt der Materialismus der Dichtkunſt ungünſtig, und für die Fantaſie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt iſt, für den muß aller Zauber der Poeſie verloren gehen.

Auf der andern Seite ſtanden die Freiheitsliebe und die Naturvergötterung, wie ſie beſonders bei Rouſſeau's Nachfolgern aus der neuen Philoſophie hervorgingen, ſehr im Widerſpruch mit der Regelmäßigkeit der ältern franzöſiſchen Dichtkunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts. Daher entſtand auch ein geheimer innerer Widerſtreit und ein fortdauerndes Streben, ſich der ſtrengen Herrſchaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweiſe in eine förmliche Rebellion des Geſchmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende literariſche Anarchie noch vor der politiſchen herbeiführte. Daher die Vorliebe für die engliſche Poeſie. Schon Voltaire benutzte ſie vielfältig im Einzelnen oft insgeheim, während er ſie im Allgemeinen und öffentlich, nicht ſelten verunglimpfte. Bei allen Beſtrebungen der höheren Poeſie beſonders, iſt dieſer Einfluß der Engländer bis auf unſere Zeiten ſichtbar. Die Verſuche dem Trauerſpiel mehr Freiheit der Bewegung, und mehr geſchichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabei das alte Syſtem ganz umzuſtoßen, ſind bis jetzt nur Verſuche geblieben, und es iſt noch nicht zu einem beſtimmten Reſultat gekommen. Die neueſten Werke der höhern Dichtkunſt, die in der Sprache für claſſiſch gelten, ſind naturbeſchreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung beſonders für ſolche werden, deren Naturbegeiſterung in den alten Formen ſich gar nicht ausſprechen konnte: denn dieſe Form, wenn man ſie ſo nennen kann, war frei von allen den Feſſeln, denen man ſonſt in der eigentlichen Poeſie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire ſeinen Witz und ſeine Philoſophie darin einkleiden, Rouſſeau ſeine Begeiſterung und Beredſamkeit darin niederlegen, Diderot ſeinen Muthwillen darin auslaſſen wollte, ſo wurde aus dieſer Form alles, was dieſen Schriftſtellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den erſten beiden folgten andere, indem ſie einen ähnlichen Geiſt nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darſtellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden ſuchten. Ich darf nicht erſt an ſolche Romane erinnern, in denen Voltaire's Geiſt athmet, ſo wie er etwa im Candide ſich darſtellt. Andre folgten mehr dem Rouſſeau; wenigſtens von ähnlicher Naturbegeiſterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darſtellung in die amerikaniſchen Wildniſſe, wo ſie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des franzöſiſchen Mutterlandes, dem Ariſtoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rouſſeau und Diderot bedienten ſich alſo oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewiſſe eigenthümliche Ideen, die ſich in keine andere Form ſo gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigene Gattung der Poeſie, und als regelmäßig erzählende Darſtellung in Proſa, von Begebenheiten aus dem jetzigen geſellſchaftlichen Leben; ſo haben auch in dieſer Gattung die franzöſiſchen Schriftſteller nicht ſelten die Engländer zum Vorbilde nehmen müſſen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darſteller nimmt hier vielleicht Richardſon die erſte Stelle ein. Iſt nun gleichwohl auch er veraltet, iſt ſein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunſt überhaupt nicht ſonderlich gelungen, wird ſeine allzugroße Ausführlichkeit peinlich und beſchwerlich, ſo iſt es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in dem Verſuch, die Poeſie ſo unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Proſa darſtellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern des Cervantes ſind Fielding und Smollet immer noch die geübteſten und ſelbſt in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturſtücken dieſer Gattung, die ihr eigentlich auch am beſten gelingen, dürfte der Prieſter von Wakefield ſeinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darſtellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieſer Laune, der Empfindung und des Witzes ſich auflöſt, hat Sterne erſt erſchaffen.

Soll man Geiſteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, ſo wie andere Modewaaren beurtheilen, ſo ſcheinen mir auch in dieſer Hinſicht, was die ſaubere Arbeit betrifft, die gewöhnlichen engliſchen Romane vor den franzöſiſchen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den franzöſiſchen Romanen in ihrer eigenen Literatur nachtheilig iſt, und unſtreitig auch der Entwicklung der Gattung ſehr im Wege ſteht, iſt der außerordentliche Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, Bekenntniſſen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder ſich der Natur des Romans etwas annähern. Mir iſt nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein ſo allgemeines Intereſſe erregt hätte, als ſeine Denkwürdigkeiten; und welcher andere franzöſiſche Roman könnte wohl eine ſolche Wirkung hervorbringen wie Rouſſeau's Bekenntniſſe!

Ueberhaupt wurde die Poeſie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Proſa verdrängt, die ſich während deſſelben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch ſehr reich und in den erſten Schriftſtellern mit der höchſten Kraft der Beredſamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Proſa iſt geiſtreich und witzig wie er ſelbſt; er iſt ihm und ſeiner Art durchaus angemeſſen. Sonſt wird er, ſo viel ich weiß, von den ſtrengen franzöſiſchen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geſchichtlichen Schreibart iſt er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutſche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem äſthetiſchen Kunſtgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunſt hat, was bei den andern franzöſiſchen Schriftſtellern ganz vermißt oder doch ſo äußerſt ſelten gefunden wird; ſeine Sprache aber iſt launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie dieſe in den Werken des Witzes von den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern erwartet wird. Am meiſten werden im Styl mit Recht Buffon und Rouſſeau als Darſteller und Redner bewundert. Kunſtreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau iſt vielleicht der erſte; nur wird es durch die Beſchaffenheit ſeines Werkes herbeigeführt, daß er überall Epiſoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik, die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo ſie an ſich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben ſeine Theorie von der Liebe angeführt hat, mag natürlich ſcheinen. Weniger erwartet iſt es aber, in dem Abſchnitt von den Haſen eine ausführliche und auch an ſich ſehr rhetoriſche Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freibeiden würde ſich Ariſtoteles als Naturbeſchreiber nicht erlaubt haben; in der ſtrengen Angemeſſenheit bei der vollkommenen Klarheit der wiſſenſchaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Buffons Ehrgeiz war. Ich würde daher denjenigen beiſtimmen, welche Rouſſeau den Vorzug geben, eben weil die Kunſt im Einzelnen bei ihm weniger fühlbar iſt als bei Buffon, und weil in ſeinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine ſtrenge Ordnung, doch ein eigner und ſehr redneriſcher Gang ſich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beiſtimme, welche Rouſſeau'n unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Erſten an Kunſt und Kraft der Rede halten, ſo kann ich doch auch denen meine Beiſtimmung nicht verſagen, welche ſelbſt von dieſer hinreißenden Beredſamkeit bis zu Boſſuets Größe noch einen ſehr weiten Abſtand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß ſich jemahls ändern, ſollte dieſes jetzt ſo herrſchende Uebergewicht der Proſa in der franzöſiſchen Sprache und Literatur ſich vermindern, oder wenigſtens doch daneben die Poeſie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, ſo würde ich glauben; daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher verſucht hat, der ſinkenden franzöſiſchen Poeſie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung ſonſt einer andern Nation geſchehen wird oder geſchehen kann; ſondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geiſt, und die Poeſie mehr zurückführt in die ältere franzöſiſche Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was dieſe in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunſt hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene urſprüngliche und älteſte Poeſie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geſchöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinſam iſt. Die Poeſie der Nationen, ſo wie dieſe ſelbſt, berühren ſich in ihrem Urſprung. Der reine Born der religiöſen Begeiſterung aber bildet für alle Gemüther eine nie verſiegende Quelle, aus deren Tiefe die Poeſie immer wieder neu hervorgeht, und die jeder Zeit gleich nahe ſteht. Aus dieſer Quelle ſchöpfte La Martine ſeine Dichtungen, in denen der glückliche Anfang einer neuen Poeſie für Frankreich aufgeht.

In England neigte ſich die Poeſie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum franzöſiſchen Geſchmack, der Einfluß deſſelben iſt in Pope's correcter Sorgfalt ſichtbar, wie in Addiſons Verſuch einer ſogenannten regelmäßigen Tragödie. Indeſſen zogen beide den Shakeſpeare und Milton wieder aus der Vergeſſenheit hervor. Pope's Ueberſetzung des Homer, ſo wenig ſie der Einfalt des alten Sängers entſprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und iſt ſelbſt ein Beweis von dieſer Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt ſich ſchon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine ſo große Anzahl von Verſuchen in derſelben erzeugte. Daß dieſe Gattung an ſich etwas kaltes und unpoetiſches hat, iſt ſchon früher erinnert worden; daß ſie ſich bald erſchöpfen muß, lehrt das Beiſpiel der Engländer von neuem. Indeſſen waren die Gedanken und Betrachtungen bei ihnen oft auch mit Leidenſchaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und ſchöner ſprach Thomſon ſein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeſchreibenden Gedichts, die auch bei andern Nationen ſo viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Oſſian ſo viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Oſſianiſche Schwermuth und Young'ſche Nachtgedanken, ſo iſt doch allerdings wohl ein Geiſt der ernſten Betrachtung in den lyriſchen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrſchender, als in den franzöſiſchen. Früh ſchon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakeſpeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derſelben iſt, den man aufgefunden hat, beſonders der ſchottiſchen, je mehr ſcheint das Gefallen daran, jede andere Gattung von Poeſie verdrängt zu haben, den alltäglichen Handbedarf von Romanen und Schauſpielen ausgenommen. So fing alſo am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts und im achtzehnten, die höhere Poeſie in Frankreich an, mit einer ſtrengen, zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löſte ſich immer mehr auf in geſellſchaftlichen Witz. In England begann ſie mit ernſten Betrachtungen oder dichteriſchen Naturbeſchreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberei an den ältern Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlornen Poeſie einer noch ältern Zeit. In den letzteren Jahren, ſeit die Gemeinſchaft mit England wieder hergeſtellt iſt, hat ſich der Ruhm von zwei neuen Dichtern aus der brittiſchen Inſel auch über unſern Continent verbreitet, welche auf ſehr verſchiedene Weiſe den jetzigen Moment und Zeitcharakter des poetiſchen Gefühls bezeichnen. Scotts Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und iſt ſelbſt nur ein Nachhall jener nicht mehr vorhandenen, ehemaligen Poeſie; oder wenn man will, eine Moſaik aus einzelnen Bruchſtücken der romantiſchen Sage und alten Ritterzeit, nach ſchottiſchen Sitten, mit genauer Kenntniß und ſorgſamer Treue, fleißig zuſammengeſetzt und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäuſern und angelegten Einſiedeleien, die Fragmente alter Glasgemählde aus gothiſchen Kirchen, für den mahleriſchen Eindruck ſauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, ſondern aus der Tiefe der tragiſchen Begeiſterung und eignen troſtlos atheiſtiſchen Weltanſicht bricht Byrons Poeſie hervor, wie ſich dieſe in einem hochſtrebenden an ſich reichbegabten Gemüthe im Kampf des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Fantaſie, unter mannichfachen, ſeltſam wilden Geſtalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düſtern Zauberſcheine aller Leidenſchaften umkleidet. Dieſe atheiſtiſche Begeiſterung war auch der deutſchen Poeſie in einer früheren Epoche nicht ganz fremd; doch hat ſie ſich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falſchen tragiſchen Größe nur noch von den äußerſten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unſerer Kunſt ſchon deutlich empfunden, daß die neue Poeſie in ihrer Klarheit nicht hervorquellen kann aus dieſem dunkeln Strudel des leidenſchaftlichen Unmuths, ſondern ſich nur aus dem reinen Lichte der ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Fantaſie, wie der Regenbogen nach dem Ungewitter entfalten ſoll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zuſammengenommen, als Poeſie der Erinnerung und Poeſie der Verzweiflung, bilden mehr den letzten Schluß einer ehemahligen verlornen, oder völlig untergegangenen Poeſie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigſtens bis jetzt darin nicht ſichtbar iſt.

Die Poeſie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bei den meiſten Nationen ſehr in Abnahme wenigſtens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, ſelbſt in Ländern, wo die Poeſie ganz in das Leben verflochten iſt, wie in Spanien oder wo der Kunſtſinn mit zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poeſie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, ſo entwickelte ſich dagegen das Theater jetzt deſto mannichfaltiger. Im Metaſtaſio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen ſich ganz vereinzelt alle dieſe Elemente eines poetiſchen Schauſpiels, die auch bei uns, meiſtens aber in wunderlicher Vermiſchung die Bühne erfüllen. Im Metaſtaſio finden wir die höchſte muſikaliſche Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Maſken, und zwar nach italieniſcher Sitte noch als wirkliche Maſken, nicht wie bei uns in allerlei Menſchen verkleidet. In Gozzis fantaſtiſchen Volksmährchen, ſeinen Zauber- und Spektakelſtücken, ſehen wir eine wahrhaft poetiſche Erfindungskraft; aber ohne die muſikaliſche Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantaſie, wodurch die Poeſie, die in ihnen liegt, erſt ganz zur Erſcheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man ſchon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt iſt.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern engliſchen Schauſpielen im Vergleich mit den neuern franzöſiſchen daſſelbe rühmen kann, wie von den Romanen; daß ſie als poetiſche Manufakturwaare betrachtet, in Rückſicht der ſaubern, ſorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italieniſche Theater näher, wegen der Aehnlichkeit mit dem unſrigen, wenigſtens in der äußern Lage und in der ſpäten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poeſie oder auch über bildende Kunſt waren freier, eigenthümlicher, und meiſtens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die franzöſiſchen Schriftſteller dieſer Gattung, entſprachen daher dem deutſchen Geiſte mehr. Doch hat die deutſche Kritik nur die erſte Veranlaſſung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und ſich bald durchaus ſelbſtſtändig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unſrer Literatur.

Wichtiger als alles, was zu der dem Schönen gewidmeten Literatur gehört, ſind die großen Muſter der Geſchichtſchreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht und aufgeſtellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigſtens dadurch, daß ſie die erſten waren, weßhalb ſie auch den Geſchichtſchreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jetzt, wenn ich nicht irre, die erſte Stelle unter den drei merkwürdigſten eingeräumt. So heilſam die ſkeptiſche Denkart dem hiſtoriſchen Schriftſteller für die Unterſuchung der Thatſachen iſt, wo ſie faſt nicht zu weit getrieben werden kann; ſo wenig iſt doch dieſe Denkart, wenn ihre Zweifel alle ſittlichen und religiöſen Grundſätze angegriffen, erſchüttert und aufgelöſt hat, demjenigen angemeſſen, der als der Geſchichtſchreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einſeitige Grundſätze, eine Anſicht, die nicht ganz die rechte iſt, ſind in dieſem Falle noch beſſer und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Geſinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Oppoſition gegen die herrſchende Meinung und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem hiſtoriſchen Werk bei dieſer Sinnesart noch ein Intereſſe geben kann. Dieſe Neigung zur Oppoſition iſt unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilſam es nun auch ſein mag, daß er, da übrigens in der Literatur Englands der republikaniſche Geiſt der Whig-Parthei damahls ſo allgemein herrſchend war, wie er es auch jetzt noch vielleicht für das fernere Wohl der Nation viel zu ſehr iſt, ſich von der gewohnten anglikaniſchen Härte und Einſeitigkeit entfernt hielt, und vielmehr die Gegenſeite ergriffen, und einen wichtigen Theil der engliſchen Geſchichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schickſale der Stuarts und für die Grundſätze der Tory's dargeſtellt hat; er bleibt deßfalls doch mehr nur ein höchſt merkwürdiger Partheigeſchichtſchreiber, in ſeiner Art und Anſicht allerdings der erſte, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geiſt und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten iſt er ganz ungenügend, weil er für dieſe keine Liebe hatte, und ſich nicht in dieſelben zu verſetzen weiß. In der Schreibart iſt Robertſon der anziehendſte; ſein Ausdruck iſt gewählt, und obwohl geſchmückt, dennoch klar und ohne Künſtelei. Deſto ſchwächer iſt er von einer andern Seite, welche freilich die wichtigſte ſein ſollte, als Geſchichtforſcher in Rückſicht auf den Inhalt. Wie unzuverläſſig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatſachen ſei, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, ſo ſehr man auch bei dem ſinkenden und entarteten Geſchmack in der Schreibart, die ſeinige als ein Vorbild aufzuſtellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl iſt er auch darin noch zu Wort- und Antitheſenreich. Die Schönſchreiberei und das Streben nach einer durchaus künſtleriſchen und redneriſchen Behandlung in der Geſchichte, ſcheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu ſein. Wollen wir die Geſchichtſchreibung als eine Kunſt behandeln, ſo wird es ſchwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können ſie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmlich die Geſchichte mehr als Wiſſenſchaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten ſo unendlich reicher ausgeſtattet ſind, als ſie es waren. Hat man dieſes Ziel im Auge, ſo iſt eine ganz einfache Schreibart die beſte, wenn ſie nur ſorgfältig, überall angemeſſen, leicht und klar iſt, ohne überflüſſige Worte, geſuchte Kunſt oder Nachahmung von redneriſchen Wendungen und Prachtſtücken. Sehr reichhaltig in Gedanken iſt Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen faſt durchgehends vortrefflich ausgearbeitet finden, aber ſie iſt zu gekünſtelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl iſt voll von lateiniſchen und franzöſiſchen Wendungen und Worten; die engliſche Sprache, als eine von gemiſchter Natur, hat in Rückſicht der Worte und Wendungen, welche ſie aus dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen, zu ſo vielen andern ſchon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten, noch hinzu nehmen will, an und für ſich keine ganz feſte Gränzlinie. Jene halblateiniſche und geſuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon ſich auszeichnet, ward beſonders durch den Kritiker Johnſon verbreitet; jetzt ſcheint man wenigſtens in den Grundſätzen davon zurückgekommen zu ſein, und betrachtet dieſe Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geiſt der Sprache. Im Innern iſt Gibbons Werk, ſo lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Geſinnung, und durch den Voltairiſchen Geiſt und Hang zur Religionsſpötterei, der eines Geſchichtſchreibers ſo ganz unwürdig iſt, und bei Gibbon's geſuchter und wie gedrechſelter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, ſondern bloß als das Streben darnach erſcheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an dieſen drei großen engliſchen Geſchichtſchreibern bemerkte, deren Verdienſte außerdem hinreichend anerkannt ſind, ſo erſcheinen ſie dennoch um ſo vorzüglicher, und als die Erſten ihrer Gattung, wenn man ſie mit ihren Nachfolgern zuſammenſtellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italieniſcher Bildung ausgeſtatteten, aber dennoch trockenen und ſchwerfälligen Roſcoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und claſſiſch ſchreibenden Coxe, der in der Geſchichtforſchung meiſtens eben ſo ungenügend iſt, mit Robertſon, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen: immer wird man finden, daß die hiſtoriſche Kunſt in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu ſein ſcheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer feſten und befriedigenden Philoſophie, der ſelbſt bei jenen Erſten ſehr fühlbar iſt. Ohne über das Woher und Wohin des Menſchen überhaupt etwas zu wiſſen, iſt es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schickſale der Nationen, nicht möglich, ein Urtheil, oder auch nur eine beſtimmte Meinung und Anſicht zu haben. Ueberhaupt ſollten beide, Geſchichte und Philoſophie immer ſo ſehr als möglich verbunden ſein. Ganz getrennt von der Geſchichte, und ohne den Geiſt der Kritik, welcher eben nur aus dieſer Verbindung hervorgeht, kann die Philoſophie kaum etwas anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelweſen; indem ſie in dem erſten Falle die Zeiten verkennt, nicht verſteht und nicht unterſcheidet, und eben deßhalb verwirrend auf ſie einwirkt, oder indem ſie im zweiten Falle, den Menſchen und das Leben in ihrem todten Treiben gar nicht berührt. Ohne den beſeelenden Lebensgeiſt der Philoſophie aber, iſt die Geſchichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Reſultat. Der Mangel an befriedigenden Ueberzeugungen und Grundſätzen zeigt ſich nirgends auffallender als in der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit, die beſonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutſchland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reiſebeſchreibungen nahm man die Züge, um ein Gemählde aufzuſtellen von dem Fiſcher, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder ſtädtebewohnenden und handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geſchichte der Menſchheit, und es enthielten dieſe Verſuche allerdings auch manche im Einzelnen und an ſich recht gute und brauchbare Bemerkungen; ſelbſt wo man den Menſchen nur nach ſeiner körperlichen und natürlichen Beſchaffenheit betrachtete, ſo wie dieſe in der weißen oder ſchwarzen, rothen und gelben Menſchengattung ſich unterſchieden darſtellt und beobachtet worden iſt. Solche einzelne Beobachtungen erhalten aber erſt ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung und Erklarung durch ihre Beziehung auf den höheren Zuſammenhang des Ganzen. Was war aber, ſo lange dieſe Einheit fehlte, damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geſchichte der Menſchheit verdienen würde: die Frage, was der Menſch denn eigentlich ſei, wie er urſprünglich beſchaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zuſtand gerathen, worin wir ihn jetzt ſehen? Die Antwort auf dieſe, doch allerdings geſchichtliche Frage, womit alle Geſchichte anfangt und endigt, enthält nur die Religion und die Philoſophie; jene chriſtliche Philoſophie nämlich, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verſtehen. Sobald die Geſchichte aus dem beſchränkten Umkreiſe der gegebnen Ueberlieferungen und Begebenheiten einiger Völker und Zeiten hinausgeht und den Blick auf das Ganze der Menſchheit werfen will, kann nur eine gründliche Philoſophie der Offenbarung, die wahre Deutung finden und den rechten Weg bewahren; ſonſt wird immer die Gefahr entſtehen, daß die Menſchheit in ihrer Entfaltung und Entwicklung nur als ein bloßes Naturerzeugniß aufgefaßt werde. Und auch die höhere göttliche Weltordnung in der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Zeitalter und geſchichtlichen Aeonen der Welthiſtorie kann nur aus den Tiefen der geiſtigen Erkenntniß richtig verſtanden und aufgefunden werden. Die nothwendige Anknüpfung der Menſchengeſchichte an das Göttliche in ihrem Anfang, Mittelpunkt und Ende, geht mit einem Worte nur aus dem Spiritualismus dieſer chriſtlichen Anſicht leicht und befriedigend hervor. In jener falſchen Geſchichte der Menſchheit, einer würdigen Ausgeburt der verkehrten ſinnlichen und materiellen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Menſch aus dem Schlamm empor gewachſen ſei, wie ein Erdſchwamm, nur daß er beweglich iſt und Bewußtſein hat. Doch hat er nach derſelben Anſicht dieſes freilich nur ſehr allmählig erhalten und das Kunſtſtuck in ſolchen Geſchichten der Menſchheit beſteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verſtand und Geiſt, ſammt aller Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehen zu laſſen. Je näher man dabei den Menſchen von dem Orang Outang, dem Lieblinge ſo vieler Philoſophen des Jahrhunderts, entſtehen laſſen konnte, für ſo philoſophiſcher galt es. Wir, mit dieſem Reichthum von Hülfsmitteln und Quellen, von Urkanden des Alterthums, und Schätzen der Erd- und Völkerkunde umgeben, ſo viele Zeitalter ſchon vor uns überſchauend, ſtehen gerade auf dem Standpunkte, wo die Welthiſtorie eine Wiſſenſchaft in wahrem Sinne des Worts werden könnte, in deren großem Zuſammenhange dann auch die politiſche Geſchichte in einem ganz neuen Lichte erſcheinen würde. Um dieſen Bau zu vollenden, müßten aber die großen Materialien, welche unſerm Zeitalter zu Theil geworden, auf die alte theologiſche Grundlage aufgeführt und wohl zuſammengefügt werden, was bis jetzt noch nicht geſchehen iſt. Jene Geſchichten der Menſchheit, die man uns ſtatt deſſen gegeben, ſind auf dem Sand einer eiteln Vernunfthypotheſe oder einer ſeichten Naturbeobachtung gebaut geweſen, und mit dieſem Sand der damahls herrſchenden Sinnlichkeitsphiloſophie zuſammengeſtürzt. Die hiſtoriſche Kunſt aber, wie die Engländer ſie in der modernen Zeit zuerſt geübt und am weiteſten gebracht haben, hat uns nur rhetoriſche Meiſterwerke gegeben, ohne wahre Wiſſenſchaft.

Die von Baco ohne ſeine Schuld veranlaßte, von Locke zuerſt in den weſentlichen Grundſätzen aufgeſtellte Philoſophie der Sinnlichkeit, welche ſich in Frankreich nach allen ihren unſittlichen und zerſtörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in dieſem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was dieſe erheiſcht, dem entgegenſtand; welche durch eine ſolche Entwicklung desſelben Syſtems wie in Frankreich, allerdings und unausbleiblich würde zerſtört worden ſein. Auch von Natur war der Geiſt der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und ſkeptiſche Seite jener Philoſophie zu ergreifen, als die materielle und atheiſtiſche. Schon Berkeley gerieth durch Locke's Syſtem auf die ſeltſamſte Vorſtellungsart, da er ſeinen religiöſen Glauben dabei behaupten und damit vereinen wollte, und dieſer zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenſtände in unſern Geiſt hinein kommen, ſo daß er Vorſtellungen von ihnen haben kann, dieß ſchien der damahligen Philoſophie unbegreiflich, und mußte ihr ſo erſcheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, iſt doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen ſolchen Eindruck vom Gegenſtande, nicht den Gegenſtand ſelbſt und an ſich, der uns ewig zu fliehen ſcheint. Betrachten wir die Natur als ſelbſt belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das ſichtbare Wort des Lebens, ſo löst ſich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwiſchen zwei lebenden und auf einander wirkenden, geiſtigen Naturen, ein drittes, ſcheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand ſein kann, das iſt uns nicht unverſtändlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir ſelbſt nicht anders leben und wirken, ja auch in uns ſelbſt eigentlich niemahls allein ſind, und mit uns ſelbſt nicht ohne Werkzeug und Wort umgeben und im innern Zuſammenhange bleiben können. Die einfache Anſicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geiſtes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denſelben ſei, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geiſtes, und mit der lebendigen Ueberzeugung von deren Daſein verloren. Und ſo gerieth die ſinnliche Philoſophie über ihre erſten Grundſätze, ihre eigenen weſentlichſten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andere. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenſtände gebe, ſondern Gott unmittelbar alle Vorſtellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Anſicht, auf die ſkeptiſche, welche bei den unauflöslichen Zweifeln ſelbſt ſtehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß ſelbſt läugnet. Er hat eigentlich durch ſeine alles durchdringende, und alles erſchütternde ſkeptiſche Denkart den Gang der engliſchen Philoſophie entſchieden. Denn ſeit Hume iſt nichts weiter geſchehen, als daß man durch allerlei Bollwerke den ſchädlichen praktiſchen Einfluß jener ſkeptiſchen Denkart abzuwehren und durch verſchiedene Stützwerke und Nothhülfen das Gebäude aller ſittlichen nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten ſuchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt iſt alſo nicht bloß bei Adam Smith, ſondern in der geſammten engliſchen Philoſophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unſichtbare Herrſcher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indeſſen die ſtete und allgemeine Beziehung auf dieſen Mittelpunkt iſt, zum entſcheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wiſſenſchaft iſt dieſer Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich ſind jene Stützwerke, und ſelbſt für das praktiſche Leben werden ſie auf die Dauer nicht halten, weil deſſen Gang immer früher oder ſpäter durch die innere Ueberzeugung und Entwicklung des Geiſtes beſtimmt und beherrſcht wird. Es ſind die beiden Surrogate, in Ermanglung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für dieſe ſelbſt, der gemeine und geſunde Menſchenverſtand, für die Sittenlehre aber das ſittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verſtand, wenn er ſich auch nicht bloß für allgemein und geſund hielte, ſondern es im vollkommenſten Sinne wirklich wäre, würde doch in ſeinen Entſcheidungen, wenn dieſe als das Letzte gelten, und nicht weiter unterſucht werden ſollen, vielmehr die Frage der Philoſophie abſchneiden, als löſen und beantworten. Aber die angeborne Wißbegierde läßt ſich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt, noch ſo oft abgewieſen, immer wieder. Das ſittliche Gefühl und Mitgefühl, iſt für die Sittenlehre allein ein zu ſchwankendes Weſen; wenn nicht ein ewiges Geſetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl ſich herleiten läßt, ſondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feſte Ueberzeugung, ein beſtimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die engliſchen Philoſophen auf die Ausſprüche des geſunden Verſtandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden ſittlichen Grundſätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, iſt wie dieſe Grundlage ſelbſt, worauf er gebaut iſt, von ſehr ſchwankender Art. Es iſt nicht, was wir Glauben nennen würden: eine Ueberzeugung und Erkenntniß feſt und unerſchütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als dieſe, nur aus einer ganz andern Quelle geſchöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Ueberlieferung. Es iſt vielmehr dieſer ſogenannte Glaube des geſunden Menſchenverſtandes bei den engliſchen Philoſophen ein gemachter, und an ſich ſelbſt nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr ſo wenig beſtehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenloſen. So iſt alſo dieſe Nation kraftvoll und frei in ihrem ganzen Sein und Leben, die ſelbſt in der Poeſie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erſcheinung, in der Philoſophie durch ſich ſelbſt auf eine eigne Weiſe gebunden; ſo daß in dieſem Gebiethe ſich ihr Geiſt in der neueren Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erſcheint, als ſelbſt bei einigen unter den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern. Sind einige Philoſophen in England eigne Geiſteswege, abgeſondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, ſo hat dieß meiſtens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch ſind die mir bekannten Verſuche der Art an ſich nicht ſehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So iſt alſo die philoſophiſche Denkart in England einem Menſchen zu vergleichen, der ein vollkommen geſundes Ausſehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erſte Anfall derſelben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Wie in dem politiſchen Gebieth die innere revolutionäre Unruhe, von welcher der Keim in England noch nie erloſchen war, durch das kunſtreiche Gleichgewicht jener bewunderten Verfaſſung fortdauernd angehalten und zertheilt wird, ſo geſchieht es auch in dem intellectuellen Gebieth, wo der vollſtändige, entſchiedene Materialismus oder der zerſtörende Geiſt einer unbedingt ſkeptiſchen Anſicht, durch die erwähnten moraliſchen Linderungsmittel ſcheinbar in Schranken gehalten, und wenigſtens an einem gemeinſchädlichen Ausbruch bis jetzt verhindert wurde. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt ſich die Krankheit des philoſophiſchen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht; und es könnte ſich leicht auch in dieſer Anwendung bewähren, daß das zähe, chroniſche Uebel auf die Länge oft nicht minder gefährlich iſt, als die akute Krankheit. Ich halte daher für ſehr wahrſcheinlich, ja faſt für gewiß, daß der philoſophiſchen, und was damit nothwendig zuſammenhängt, der moraliſchen und der religiöſen Denkart Englands, noch eine große Kriſis bevorſteht.

Sieht man nicht auf die nächſten praktiſchen Folgen, ſondern bloß auf den innern Gang des Geiſtes ſelbſt, ſo möchte man faſt geneigt ſein, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger ſchädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbſttäuſchung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußerſten Irrthums kömmt der Geiſt oft um ſo ſchneller zu ſich ſelbſt, und erhebt ſich aus dem Abgrunde, in den er verſunken war, mit deſto größerer Kraft und Anſtrengung.

Eine ſolche, ſehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philoſophie hat beſonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Perſon einer Schauſpielerin oder ſonſt auf ähnliche Weiſe, treffender als man vielleicht dachte, dargeſtellt und gefeiert worden, wieder gereinigt und der Religion zurückgegeben waren, nachdem ſich auch jene neue Kirche, ohne allen beſtimmten Glauben, die Gott- und Menſchenliebhaberei, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöſt hatte, erhoben ſich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausſchließend jenen berühmten Schriftſteller, der ſeine glänzende und überſtrömende Beredſamkeit ganz der Religion widmete. Denn ſo ſehr es an ſich lobenswerth, ſo ſehr es ganz an der rechten Zeit, ſo nothwendig es für die nächſte Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Chriſtenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in ſeinen wohlthätigen Folgen ſchilderte, ſo iſt dieſer Redner doch mehr nur bei der äußern Erſcheinung der Religion und bei dem Glanze derſelben ſtehen geblieben, als daß er in den innern Geiſt, das eigentliche Weſen und in die Tiefen derſelben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer iſt ſeitdem La Mennais eingedrungen; am glücklichſten da, wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieſes Glaubens ſpricht, wie er die Fülle desſelben in ſich fühlt; weniger da, wo er in einem Streit befangen, zu dem ſeine Kräfte eigentlich nicht zureichend ſind, das Geſetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wiſſenſchaft gründen will, wie es auch bei uns in früherer Zeit in einer andern mehr blos moraliſchen Weiſe von Kant und Jakobi und ihren Anhängern geſchehen, ſo daß er in dieſer Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholiſcher Abſicht redet. Es kann aber gewiß ſelbſt für Frankreich nicht mehr an der Zeit ſein, mit der Rouſſeau'ſchen Beredſamkeit des Haſſes und tödtlichen Feindſchaft gegen alle Wiſſenſchaft anzugehen; da vielmehr ſchon der Augenblick näher gekommen iſt, wo die wahre Wiſſenſchaft, während die falſche größtentheils von ſelbſt in ihrer eignen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiſte der Religion durchdrungen und überwunden, ſich dauernd mit ihr ausſöhnend und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen ſoll. Dieſem Ziele ſteht der Graf Maiſtre, als wohlwiſſender Kenner der tieferen Philoſophie viel näher als alle andern Ultraſchriftſteller, während er doch die katholiſche Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutſchen Geiſt nicht verſtanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.

Auch noch von andern Seiten der literariſchen Forſchung ſuchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philoſophie zu begründen. Selbſt dem Verſuche, den Geiſt deutſcher Forſcher dort bekannter und einheimiſcher zu machen, haben ſich kenntnißreiche Schriftſteller und berühmte Talente gewidmet; unter welchen jene Frau wohl die erſte Stelle einnimmt, die mit ihrem Denken ſo vieles durchgekämpft, und im Leben ſo vieles erduldet, und die Zeit und den Mann der Revolution mit unnachahmlichem Geiſte, für Frankreich beſſer als jeder andere Autor, geſchildert hat. Jenem Verſuche aber, dem auch ſie die ganze Kraft ihres außerordentlichen Geiſtes gewidmet, um deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft für Frankreich zugänglich zu machen, ſcheinen immer noch ſehr große Hinderniſſe im Wege zu ſtehen. Vielleicht iſt man dabei gleich zu ſehr ins Allgemeine der ganzen Literatur gegangen, ſtatt ſich auf die zuerſt nothwendige und weſentliche philoſophiſche Belehrung der Nation zu beſchränlen. Hier tritt nun aber das Hinderniß ein, ſobald Frankreich im Ganzen genommen wird, da doch die intellectuelle Entwicklung ſich nicht von dem religiöſen Gange trennen läßt, daß die geſammte deutſche Literatur und auch die deutſche Philoſophie, beſonders in der früheren Epoche, eine überwiegend proteſtantiſche Farbe hat, was für den jetzigen Standpunkt von Frankreich um ſo mehr eine Störung und unveränderliche Entfremdung verurſachen muß. Die erſten dort aufgetretnen Verkündiger des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Wiſſenſchaft haben nach ihrer perſönlichen Stellung dieſe proteſtantiſche Seite, welche auf jeden Fall doch nur die Eine Seite iſt, unglücklicher Weiſe viel zu ſchneidend hervorgehoben. Nur die Zeit kann dieſe für jetzt noch obwaltende Entfremdung ausgleichen; mit der Zeit aber werden ohne Zweifel die beſſern franzöſiſchen Schriftſteller, ich meine die philoſophiſch-religiöſen, wohl inne werden, welchen Schatz von geiſtigen Materialien, welche Hülfsmittel und neue Organe ſie hier in dem intellectuellen Deutſchland, auch für die katholiſche Wiſſenſchaft finden könnten. Die philoſophiſche religiöſe Uebereinſtimmung und gegenſeitige Gemeinſchaft darin, kann fur die verſchiedenen Nationen naturlich erſt dann Statt finden, wenn die einzelnen Nationen dieſe Uebereinſtimmung erſt in und mit ſich ſelbſt gefunden haben. Unſtreitig würde auch eine noch ſo reiche bloß literariſche Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, ſo lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Ueberzeugung feſt ſteht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politiſchen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Ueberzeugung iſt das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neueſten franzöſiſchen Literatur als das wichtigſte und weſentlichſte erſcheint, das iſt die ſchon früher berührte Rückkehr zur höhern ſittlichen, gereinigten platoniſchen und chriſtlichen Philoſophie, wie ſie ſelbſt in Frankreich hie und da aus dem tiefſten Abgrunde des herrſchenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieſelbe ſchon vor der Revolution ſelbſt in der Zeit des größten Verderbens begonnen;

nur daß erſt nach der allgemeinen Rückkehr auf die feſte Grundlage der Religion, die ſich allein als unerſchütterlich bewährt hatte, dieſes Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgeſonderte und beſſer denkende Philoſophen hat es immer gegeben, wie ſehr auch der herrſchende Zeitgeiſt im Allgemeinen verderbt ſein mochte. Ich nenne hier zuerſt den Hemſterhuys, der obwohl von Geburt kein Franzoſe, doch in dieſer Sprache ſchrieb; und zwar ſo ſchön und harmoniſch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieſer Seite ſeine ſokratiſchen Geſpräche dem edlen platoniſchen und philoſophiſch chriſtlichen Geiſte entſprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meiſten wird aber jene Rückkehr durch zwei höchſt merkwürdige und ihrer Abſicht nach ganz ausſchließlich chriſtliche Philoſophen bezeichnet. Der erſte von dieſen Zweien, St. Martin hatte ſchon vor der Revolution und während derſelben unter dem Nahmen des unbekannten Philoſophen in einer Reihe von Werken, welche dem großen Haufen unbemerkt blieben, aber deſto tiefer auf die Wenigen wirkten, jenes uralte Syſtem des Spiritualismus aufgeſtellt, welches in unſrer Zeit, weil ihr das Ewige fremd geworden war, wieder als ein neues erſcheint. Der andre aber, Bonald war ſeit der Revolution und im Kampf gegen dieſelbe, der beſte und tiefſinnigſte Vertheidiger der monarchiſchen Verfaſſung nach altfranzöſiſchem Vorbilde geworden, und ſuchte die weſentlichen Grundſätze und Eigenſchaften derſelben auf eine eigenthümliche chriſtliche Staatstheorie zu gründen, wie er ſich ſpäterhin in den letzten Schriften in ſeinem Verſuche einer chriſtlichen Philoſophie zu der Idee des ewigen, vermittelnden Wortes als Grundlage derſelben, mit ziemlicher Klarheit erhoben hat. Beide enthalten indeſſen neben dem vielen Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manches, was einer weſentlichen Ergänzung oder Berichtigung bedarf. Zum Theil liegt dieſes ſchon in einigen franzöſiſchen Vorurtheilen und auch darin, daß ſie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu ſehr in demſelben und beſonders in ihrer Nation befangen ſind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen.

Das Nationalvorurtheil iſt bei Bonald überwiegend, und beſchränkt ihn vielfältig; dagegen St. Martins Blick zwar durchaus nicht in dem Syſteme ſelbſt, welches außer aller Berührung ſtand mit der armſeligen Wirklichkeit unſers Zeitalters, wohl aber in der Anwendung durch eben dieſe niederſchlagende Umgebung hie und da getrübt ward. Indeſſen iſt der Vorwurf eines ſtillen Oppoſitionsgeiſtes gegen die beſtehende kirchliche Verfaſſung, den man ihm als Katholiken macht, doch was ihn ſelbſt betrifft, mehr nur ſcheinbar, als in der That begründet; und wenn er einige ſeiner Anhänger in Frankreich oder Rußland mit mehrerem Rechte treffen ſollte, ſo iſt dieſes eben nicht auffallend, da die Nachfolger und Schüler eines großen Mannes in jeder Art und in jedem Fache eher alles andere von ihrem Meiſter anzunehmen und beizubehalten pflegen, als die Gränzen einer weiſen Mäßigung. Wenn St. Martin aber den damahligen Zuſtand der kirchlichen Dinge nicht in allen Stücken billigt, beſonders aber den Verfall der katholiſchen Wiſſenſchaft laut beklagt, ſo hat er während der wilden Revolutionszeit in der trüben Epoche, die ihr voranging, wohl Veranlaſſung dazu gehabt, und mag ihm der ganze Zuſtand, ſo wie er damahls war, zur genügenden Entſchuldigung dienen. Doch bleibt das Mißverſtändniß an ſich immer verwerflich und dem großen Zwecke der Religion hinderlich, auf welchen er doch ſelbſt mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes hinarbeitet, indem dadurch der irrige Schein entſtehen könnte, als ſollte die Erkenntniß des Göttlichen ausſchließend und allein auf die innere Wahrnehmung und Erleuchtung gegründet und von der poſitiven Ueberlieferung und äußern Kirche, als ihren natürlichen Träger und ihrer weſentlichen Form zu ſehr abgetrennt oder wenigſtens von ihnen entfernt werden. Nirgends aber hat St. Martin die wahre Wiſſenſchaft der Religion feindlich entgegengeſtellt oder zu ſehr gegen dieſe erhoben; er ſpricht überall nur den Wunſch aus, daß die höhere Erkenntniß ganz nur ein Eigenthum und Werkzeug derſelben und mit dem Prieſterthum wieder vereinigt ſein möchte, worin vielmehr eine hohe Würdigung ſeiner Beſtimmung als eine Geringſchätzung derſelben nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe des herrſchenden Zeitgeiſtes und einer gemeinen, ſinnlichen Philoſophie ſich kund giebt, welche er ſein ganzes Leben hindurch unermüdet bekämpft hat. Alles dieſes betrifft ohnehin nur die äußern Verhältniſſe; mit dem Syſtem des katholiſchen Glaubens ſelbſt, iſt St. Martins Lehre nirgends im Widerſpruch und um ſo mehr in vollkommner Uebereinſtimmung, als ſeine Philoſophie nicht bloß eine moſaiſche, ſondern auch eine wahrhaft chriſtliche iſt. Der Gattung und zum Theil auch wohl dem Urſprunge nach gehört ſie zu jener orientaliſch-platoniſchen Philoſophie, welche wie ich ſchon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet ſie von den Schulen und Lehrſtühlen verdrängt ward, ſich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Ueberlieferung erhielt; und ſeine Schriften enthalten noch die klarſte, vollſtändigſte und beſte Darſtellung derſelben, wenigſtens in dem Bereich der franzöſiſchen Sprache und bisherigen Literatur des Jahrhunderts. Wenn alſo auch der genannte Schriftſteller nicht eigentlich das Verdienſt der Erfindung an dieſer von ihm angenommenen Philoſophie haben kann, wenn derſelben, ſo wie er ſie aufgefaßt, auch noch manches Mangelhafte beigemiſcht ſein mag; immer bleibt es höchſt merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philoſoph auftrat, der ſich ausſchließend der Widerlegung eben dieſer atheiſtiſchen Philoſophie widmete und als Gegenſatz gegen dieſelbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Ueberlieferung gegründete, moſaiſche und chriſtliche Philoſophie verkündigte; und man muß ſich freuen zu ſehen, wie unter ſo vielen Wortführern der katholiſchen Sache, endlich doch der Erſte unter ihnen, der Graf Maiſtre, die Einſicht gehabt hat, zu bemerken, welch' ein Schatz von Geiſt und Erkenntniß, wenn er recht gebraucht würde, hier für den Zweck der Religion bis jetzt unbenutzt verborgen gelegen habe.

Nicht minder merkwürdig aber iſt es, obgleich es anfangs auch nur von ſehr wenigen bemerkt wurde, wenn im Anfange unſers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherſtellung der Religion nur die politiſche Nothwendigkeit und Aufrechthaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphiloſoph auftrat, wie Bonald, und im Ernſte und aus der vollſten Ueberzeugung den Verſuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Chriſtenthums zu gründen. In philoſophiſcher Hinſicht könnte man ihm dabei den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu ſehr vermengt und faſt identificirt, mithin die letztere nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indeſſen in Frankreich hatte man beide bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengeſetzt, ſondern völlig außer Berührung kommen laſſen. Viele Vertheidiger der religiöſen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Abſicht gewirkt, weil ſie alle Philoſophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektiſche Vernunft und falſche Philoſophie dem menſchlichen Geiſte einmahl angeboren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen iſt, als durch die wahre. Bonald befindet ſich in dem entgegengeſetzten Extrem, daß er das Chriſtenthum gar zu vernünftig machen und faſt ganz in Vernunft auflöſen will. Die Wahrheit ſelbſt, wenn ſie den Irrthum zerſtören will, neigt ſich oft etwas zu ſtark und einſeitig zu der entgegenſtehenden Anſicht hinüber. Nach ſolchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, iſt es nicht zu verwundern, wenn der Geiſt anfangs noch einigermaßen unſicher auf dem beſſern Wege einherſchreitet, wie es in einigen Punkten auch den beiden größten franzöſiſchen Denkern unſerer Zeit, St. Martin und Bonald, ergangen iſt, denen ſich der Graf Maiſtre ergänzend und berichtigt, in einer ſchon höher vollendeten Anſicht würdig anſchließt; indem er auf der einen Seite den Grundſtein des katholiſchen Glaubens, in dem Werke über den Pabſt in der gründlichſten Klarheit hingeſtellt, zugleich aber in den philoſophiſchen Geſprächen die höchſten Ausſichten des katholiſchen Wiſſens für unſern Horizont eröffnet hat.

Eine ſolche Rückkehr von innen heraus konnte in England bis jetzt nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenſtände, der Welthandel und die britiſche Verfaſſung, Indien und der Continent verſchlangen dort in dem thätigſten Lande den Geiſt, der vorzüglich nur in eben dieſer Thätigkeit ausgezeichnet iſt. Es bleibt ihnen dort im eigentlichſten Verſtande keine Zeit übrig für das tiefere

Denken und die Philoſophie, in der ſie aus dieſer Urſache ſogar den Franzoſen beinahe nachſtehen müſſen. Auch war zu einer Rückkehr im ähnlichen Sinne, wie in Frankreich, nicht die gleiche Veranlaſſung vorhanden, weil keine Revolution unmittelbar vorangegangen war, weder eine bürgerliche noch eine geiſtige. Die Kraft der guten Geſinnung zeigt ſich dort mehr in dem ſtandhaften Feſthalten der alten Größe, und beſonders in einem tiefern Ergründen derſelben in ihren Grundlagen, was ſich in einzelnen großen Geiſtern jetzt um ſo gedrängter entwickelt, je mehr der Sinn dafür im Allgemeinen zu erlöſchen beginnt. Es hat in der neueſten Epoche auch in England nicht gefehlt an großen Schriftſtellern, Forſchern und Rednern, welche als Zeichen der Zeit allein ſtehen, und auf eigenthümlich verſchiedne Weiſe, den wichtigen Moment bezeichnen, wo eine neue Welt ſich öffnet, die noch kaum erfaßt und verſtanden wird, während die alte Größe dahinſinkt. So hat William Jones, in britiſcher Gelehrſamkeit einer der tüchtigſten, für ſeine Nachfolger eine feſte Bahn gegründet in der großen Art, wie er alle orientaliſchen, beſonders aber die indiſchen Alterthümer und in ihnen die der Menſchheit und der heil. Schrift mit wahrhaft religiöſem Sinne aufzufaſſen wußte: ſo daß die Bibel ganz eigentlich die Grundlage aller ſeiner welthiſtoriſchen Gelehrſamkeit bildet; woraus denn eine ſcientifiſche Benutzung des heil. Buchs hervorgeht, welche das andre Extrem bildet zu dem verſtandloſen Umherſtreuen derſelben durch die Bibelgeſellſchaften. Schon dieſer Weg der aſiatiſchen Unterſuchungen, wenn er nur mit Geiſt und Kraft weiter verfolgt würde, wie es wohl von Einigen geſchehen iſt, müßte frei und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beſchränkungen der britiſchen Denkart: da auch der Zugang zu der höhern Philoſophie für den Sinn der Engländer leichter auf jenem Wege der Gelehrſamkeit und großer, welthiſtoriſcher Forſchung gefunden werden durfte, als durch das innere ſpekulative Bedürfniß allein. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutſchland inſonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke, ein neues, obwohl aus der alten ſtarken Quelle geſchöpftes Licht aller politiſchen Weisheit und moraliſchen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgeriſſen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philoſophie tiefer eingreifend in das innere Weſen der Staaten, in die religiöſen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaſeins, als es kaum je noch eine Philoſophie vermochte. Während alſo in Frankreich aus dem Abgrunde des geiſtigen Verderbens und Unglaubens, ein neues Streben nach dem Lichte der ewigen Wahrheit ſich im Strudel der trüben Zeit emporarbeitete, hat uns England, als eine auch im Geiſtigen ganz dem Alten zugekehrte Macht, einige große und genialiſche Beiſpiele im Feſthalten und tieferen Begründen des ſchon vorhandnen Poſitiven in der Wiſſenſchaft wie im Leben aufgeſtellt.

Fünfzehnte Vorleſung.

Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoza und Leibnitz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweite. Klopſtock; Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottſched und ſogenanntes goldnes Zeitalter. Erſte Generation der neuern deutſchen Literatur oder Periode der Stifter.

Es könnte ſcheinen, als ſei es überflüſſig, jetzt noch gegen die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines ſchon Abgeſchiedenen zu kämpfen. Dem iſt aber in der That nicht ſo, wie ſehr man auch nach dem äußern Scheine ſo urtheilen möchte. Ein Uebel iſt darum noch keinesweges ganz vernichtet, weil es weniger ſichtbar wird. In England iſt es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie verſiegenden Kraft der Wahrheit. Aber iſt die Denkart überhaupt, beſonders die der Gelehrten und der Naturforſcher deßhalb ſchon allgemein verändert? Keinesweges; wir ſehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte Syſtem herrſchen, welches die Welt überhaupt und alle Erſcheinungen derſelben ganz körperlich aus der Zuſammenſetzung der eingebildeten Atome oder Moleculchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will; denn es bleibt eine ſolche Erklärung überall unbefriedigend und auszuführen unmöglich. Unter allen Hypotheſen iſt auch für die Wiſſenſchaft, der Materialismus die willkührlichſte und grundloſeſte, ſo wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeiſterung und Religion, in ihren Folgen ſchlechthin zerſtörend. Kommen auch dieſe Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und geradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt iſt, dieſe Folgen zu umgehen ſucht, oder ganz bei Seite läßt, ſo iſt es doch ſchon an ſich ſchmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforſcher Verdienſte haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen, in allem was den Menſchen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß ſo tief unter dem Nullpunkte ſtehen ſehen. Dieſes iſt ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eigenen Kraft, mit der einige Wenige dieſen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutſchland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falſche Philoſophie und epidemiſche Vernunftswuth, zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemäßigtere, oder doch eben weil ſie künſtlicher waren, praktiſch nicht ſo ſchädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man ſich aber, wenn man glaubte, das Uebel ſei nur hier bei uns nicht vorhanden geweſen, oder wenn man darum, weil es in andrer Geſtalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Weſentlichen wo nicht ganz daſſelbe, doch ein nah verwandtes, aus derſelben Quelle herſtammendes war. Der grobe Materialismus und die ſeichte Atomiſtik hat zwar in dem gründlicher ſtrebenden Deutſchland nie tiefe Wurzeln faſſen können, dagegen war ein geiſttödtender Rationalismus das herrſchende Grundübel, das ſelbſt der Theologie ſich bemeiſterte und da die falſche Aufklärung, wie in der Schule die raſtloſe Syſtemſucht und das leere Formelweſen erzeugte. Dieſe Form hat die Krankheit bei dem großen Haufen der gewöhnlichen Denker und in den niedern Regionen des intellectuellen Lebens. Wenn aber einige Männer von großem Genie das Abſtractionen-Gewebe der Vernunft-Philoſophie von innen heraus mit den eignen Waffen zerreißend, den Durchbruch und ſo zu ſagen die Oeffnungen und Anfangspunkte gefunden hatten, von denen es nicht ſchwer geweſen ſein würde, die Rückkehr und den rechten Weg zur Offenbarung und zur Erkenntniß des göttlichen Poſitiven zu finden; ſo ſind demungeachtet nach ihnen nicht wenige der beſten Talente ſtatt der eben verlaſſenen Irrungen des rationalen Denkens nur in einen ſchlaffen Pantheismus gerathen, als das neue und zweite Uebel feinerer und geiſtigerer Art, welches mehr in den höhern Regionen der intellectuellen Bildung waltend, uns jetzt noch am meiſten auf dem Wege zur Wahrheit und chriſtlichen Philoſophie hemmt, während die unberufene Menge nur allzufroh iſt, bei dem erſten Anlaß, zu dem alten Formelweſen der leeren Abſtraction unter den mannichfachſten Formen und allerlei Modificationen zurückzukehren. Beide Uebel, ſowohl dieſes gemeine als jenes höhere, ſind groß genug, wenn auch nicht ſo ſchreiend, wie die völlige Verſtockung oder die gänzliche Verwilderung des intellectuellen Lebens in der engländiſchen und franzöſiſchen Philoſophie, daß wir nicht glauben dürfen, Deutſchland ſei von allen Verirrungen dieſer Art ganz rein und frei, vor denen der höhere geiſtige Aufſchwung, den niemand hier verkennen kann, allein noch nicht ſichert.

Wenn die deutſche Philoſophie übrigens gleich anfangs nicht in ſolche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die franzöſiſche, ſo ward ſie davor nicht etwa durch das allgemein verbreitete und herrſchende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und deſſen was dieſe erforderte, bewahrt wie in England; denn ein ſolches konnte hier bei der künſtlich verwickelten Reichsverfaſſung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchſtens hatte dieſe, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günſtige, ja ſie bis zur Spitzfindigkeit in's Einzelne verfolgende und verfeinernde, ſonderbar künſtliche Staatsverfaſſung die Wirkung, mit den herkömmlichen Formen zugleich den Geiſt der Rechtlichkeit ſelbſt einigermaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entſchiedenen Unrechts wie die von Machiavelli oder Hobbes, wenigſtens nicht leicht öffentlich aufkommen zu laſſen, bis die Praxis auch in Deutſchland mit dem fortſchreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtſamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutſche Philoſophie von den größern Verirrungen anfangs abhielt, war vorzüglich, daß in ihr mehr Reminiſcenzen aus der ältern Philoſophie und mehr Verbindung mit dieſer zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich faſt völlig abgeriſſen und verloren hatte. Beſonders Leibnitz wirkte in dieſer Hinſicht wohlthätig auf Deutſchland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, ſondern nur deſſen gewaltſamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; ſeine Philoſophie enthielt dennoch, da er eben ſo ſehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieſer Art in Menge, und je mehr ſeine Hypotheſen ſelbſt nur das, nur äußerſt ſinnreiche und künſtliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu löſen, je mehr enthielten ſie Stoff und Veranlaſſung, wenigſtens auf die Zukunft für den, der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimniſſe der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geiſt und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Uebergange an, von der Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entſcheidenden Wendepunkten des menſchlichen Geiſtes. Da er und ſeine Philoſophie aber faſt nur auf Deutſchland, hie und da auf Frankreich obwohl nur wenig, auf England ſo gut wie gar nicht gewirkt haben, ſo habe ich ihn auf dieſe Stelle verſpart und dort mit Stillſchweigen übergangen, ſo wie ſeinen Gegner Spinoza, weil auch dieſer in ſeinem Vaterlande wenig, in England und Frankreich faſt gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutſchland gewirkt hat. Spinoza's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterſcheiden, allen einzelnen Weſen aber die innere Selbſtſtändigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſönlichkeit, und dem Menſchen die Freiheit abſpricht, überhaupt aber das Unſittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo nahe, daß er vielleicht der älteſte ſein kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoza den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoza zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, oder auch gleich bis zur Vollendung durchführt, und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bei weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoza's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht fühlen, und mit ſolchen, die ohne es ſelbſt recht deutlich zu wiſſen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, iſt nicht bloß die wiſſenſchaftliche Klarheit und Entſchiedenheit ſeiner Denkart, ſondern auch daß alles in dieſer ſo aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von ſeinem Gefühle beſeelt war. Man kann es nicht Naturbegeiſterung nennen, wie der Dichter, der Künſtler oder der Naturforſcher ſie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände dieſe einen Gegenſtand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt iſt es, was ihn immer bei all ſeinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entſchiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, iſt wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte ſcheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch dieſen Irrthum des Spinoza mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ergiebt ſich noch ein großer Unterſchied. Jene materielle Philoſophie, wenn ſie noch ſo heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erſte hält, iſt ein Irrthum, der faſt unter die Region des Menſchlichen herabſinkt. Selten wird daher auch bei den Einzelnen, die einmahl bis in dieſe Tiefe herabgeſunken ſind, eine Rückkehr zu hoffen ſein, ſo leicht es geſchehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn ſie die ſittlichen Folgen jener Philoſophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, ſich mit Abſcheu davon zurückwenden. Die hohe Geiſtigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoza führt, könnte dagegen ſcheinen, für die tiefer ſuchenden Individuen mehrere Mittel und Wege übrig zu laſſen, um ſich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite freilich, iſt ein Irrthum um deſto verderblicher, je mehr er geeignet iſt, auch die edelſten und geiſtigſten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen ſind wohl praktiſch nicht ſo ſchädlich, aber das Verderbliche wurzelt deſto tiefer im Innern, und wirkt früher oder ſpäter, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerſtörend; wie im menſchlichen Körper eine Krankheit, welche die edelſten Lebenstheile ergriffen hat. Eine ſolche, tief in den Mittelpunkt des Lebens eindringende geiſtige Krankheit iſt der feinere Pantheiſmus, der unter den mannichfachſten Formen in Deutſchland herrſchend geworden iſt, und bald in der zauberiſchen Naturfülle einer beſeelten Fantaſie, bald kritiſch abwägend und dem Scheine nach abſondernd und wenigſtens das Einzelne hiſtoriſch erkennend, obwohl nie das Ganze verſtehend, hie und da auch noch in dem alten ſchon abgenutzten Truggewande dialektiſcher Spitzfindigkeit und ideeller Leerheit auftritt. Dadurch wird auf die Dauer und in der allgemeinen Wirkung der Sinn der Wahrheit ſelbſt untergraben und aller Fähigkeit ein göttlich Poſitives zu erkennen und zu ergreifen, mithin alles innerliche Feſte aus dem Leben wie aus der Erkenntniß zum allgemeinen Verderben hinweggenommen. — Dieſem Uebel kann nur eine wahrhaft chriſtliche Philoſophie entgegentreten und vorbeugen, zu welcher für dieſe Welt-Epoche die Idee und Anlage in Leibnitz am deutlichſten ſich entwickelt hat, den wir eben darum als die Krone und den Gipfel jener älteren, noch keiner Nation ausſchließend angehörenden, allgemein europäiſchen Schule der neuern Philoſophie betrachten, deren Umkreis die vier großen Autoren, Baco, Descartes, Spinoza nebſt dem ſchon genannten Erſten deutſchen Philoſophen, bezeichnen. Dieſen Weg hatte man ſtandhaft verfolgen und weiter ausbilden ſollen. Denn ganz unvollendet hat allerdings Leibnitz die Idee ſeiner Philoſophie gelaſſen, und eben darum auch das Uebel, welches ſchon damahls, zwar noch in andrer und ſtreng abgeſchloſſner iſolirter Geſtalt ſich zeigte, obwohl er es wie im Keime ahnend erkannte und raſtlos bekämpfte, nicht vollſtändig beſeitigen und beſiegen können.

Leibnitzens Philoſophie bezieht ſich in ſehr vieler Hinſicht auf die des Spinoza. Sie iſt überhaupt faſt durchaus eine ſtreitende Philoſophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern widerlegenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philoſophie ſeines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel löſende, die Mängel verbeſſernde, ſich an den Zeitgeiſt und das Zeitbedürfniß anſchließende, überhaupt vermittelnde, keineswegs eine unabhängige, aus ſich ſelbſt hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherſchreitende. Der literariſche Zweifler Bayle, Locke, der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr perſönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmſte aber von allen iſt Spinoza, mit dem er ſo oft, ja faſt immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unſichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philoſophen, mit welchen er übereinſtimmt, manche, die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geſchöpft hatte, verſchwiegen. Das Daſein einer unendlichen Geiſterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle iſt, entſchieden anzuerkennen, das war nicht in ſeinem Charakter. Die Lehre von den angebornen Ideen, ſo wie er ſie aufgefaßt hatte, führt vielmehr auf ein Syſtem von abſtracten Begriffen, welche man ſich gleich einem todten Grundriß dem Verſtande eingeboren oder aufgeprägt denkt, als daß das innere Wirken des Geiſtes lebendig darin erblickt werden könnte. Näher hätte die Lehre von den unbewußten Vorſtellungen zu dieſem Ziele führen mögen, indem die Erkenntniß, daß unſer Bewußtſein nur ein halbes iſt, oder daß wir nur um die Hälfte unſers Bewußtſeins wiſſen, während eine andre unſichtbare Seite deſſelben unſerm Auge verdeckt iſt, wenigſtens den erſten Schritt der Annäherung bildet, um in das Geheimniß oder in die geheime Werkſtätte der Seele einzudringen; wie uns ja auch in der ſinnlichen Welt erſt die Geſtirne der Nacht über das Licht des Tages und ſeinen wahren Umlauf richtig belehren. Leibnitzens Hypotheſe dagegen, daß die ſinnlichen Gegenſtände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos ſeien von einfachen geiſtigen Grundweſen oder Monaden, die nur in einem ſchlummernden Zuſtande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtſein entwickelt wären, ſchließt ſich viel zu ſehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheiſten an, und iſt doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwiſchen dieſer und der vollen Anerkennung der geiſtigen Welt. Sein Verſuch, die Hauptſchwierigkeit der damahligen Philoſophie von dem Zuſammenhange zwiſchen Geiſt und Körper, durch die Annahme zu löſen, daß der Werkmeiſter beide, etwa wie ein Künſtler zwei Uhren, urſprünglich in Uebereinſtimmung gebracht, iſt nur ein ſinnreiches Kunſtſtückchen, wobei eben das vorausgeſetzt wird, daß die Welt nichts anders ſei, als ein künſtliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodice oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Böſen, beantwortet dieſe der natürlichen Vernunft ſich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandtheit eines geübten Diplomatikers, der es ſich zur Pflicht macht, die Seite, welche ſeinem Monarchen die vortheilhafteſte iſt, überall herauszukehren, und zu benutzen, wo ſich hingegen etwa eine ſcheinbare oder wirkliche Schwäche finden ſollte, die der Gegner benutzen könnte, dieſelbe ſorgfältig zu verſchweigen, oder dem Auge zu entziehen ſucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philoſophie unmöglich, die Frage von dem Urſprung des Böſen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böſe wider allen geſunden Verſtand ganz zu laugnen, oder deſſen Vorhandenſein Gott ſelbſt zuſchreiben zu müſſen, wogegen ſich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire ſeinen ganzen Spott gerichtet hat, daß dieſe Welt unter allen möglichen die beſte ſei, hat in unſern Tagen ihr Gegenſtück gefunden, in der Anſicht eines berühmten Denkers, der, weil er alles aus dem Ich herleitete, dem zu Folge dafür hielt, die Welt ſei nur dazu hervorgebracht, daß das Ich ſich daran ſtoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln ſoll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie ſie übrigens auch beſchaffen ſein möge, tauglich, und alſo immer gut genug ſei. Aber weder dieſe äußerſt ſpartaniſche, noch jene künſtlich diplomatiſche Antwort können dem Gefühl oder der Philoſophie genügen. Mit Bewunderung ſehen wir in einem erſt kürzlich bekannt gewordenen dogmatiſchen Werk von Leibnitz, wie gründlich und klar ſeine Einſicht in der Theologie und in dem Zuſammenhang der katholiſchen Wahrheit geweſen. Doch fehlte es ihm auch hier an dem graden Muth und der Charakterſtärke, um den letzten Schritt zu thun, und die Sache ſelbſt zur Entſcheidung und auch für die Welt zum offenen Durchbruch zu bringen, wozu der Vorgang eines ſo hervorragenden Geiſtes gewiß von ſehr großem Einfluß hätte ſein können. Er blieb auch im Glauben auf halbem Wege ſtehen, und dazu lag der Grund in der innern Halbheit ſeines nach Außen ſo unermeßlich ausgebreiteten Wiſſens. Die höchſte und tiefſte Idee, die ſich in ſeiner fragmentariſchen Erkenntniß vorfindet, und die auch Leſſing mit richtigem Tiefgefühl beſonders hervorgehoben, iſt der Gedanke von der im metaphyſiſchen Sinne immer wachſenden Vollkommenheit der Welt, oder ſtets geſteigerten Verherrlichung Gottes im ewigen Fortſchritt ſeiner Schöpfung, von Klarheit zu immer höherer Klarheit. Denn dieſe Idee iſt für die metaphyſiſche Erkenntniß der eigentliche lebendige Mittelpunkt der neuen, chriſtlichen Offenbarung, wie die Lehre vom Abfall das Grundgeheimniß, der alten, moſaiſchen Offenbarung bildet. Die meiſten Philoſophen unter den wenigen, welche ſich überhaupt zur Erkenntniß und Anerkenntniß der Offenbarung erhoben haben, ſind doch nur bei der alten, moſaiſchen ſtehen geblieben, deren Lehre vom Abfall die menſchliche Vernunft nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheſte Alterthum ſchon ſie aus der Ueberlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte. Dieſe Lehre, obwohl ſie die Grundlage und den Anfang aller wahren Erkenntniß bildet, erhält ihre wahre Bedeutung und Erklärung doch erſt durch jene andre Idee, von der ſich die Vernunft wohl etwas ungefähr Aehnliches im Allgemeinen erdenken kann, nach dem unbeſtimmten Begriff einer fortſchreitenden

Vollkommenheit, der auf das irdiſche gemeine praktiſche Leben oft ſo verkehrt angewandt wird. Die volle Klarheit aber erlangt dieſe Idee für die Metaphyſik erſt im Lichte der Offenbarung durch das Chriſtenthum, welches allein uns die Einſicht und Ueberzeugung gewährt, daß grade aus dem alten Abfall der Welt, die neue Vollendung und Verklärung der Schöpfung um ſo herrlicher hervorgeht. Leibnitz mochte jedoch dieſe Idee mehr nur mathematiſch aufgefaßt, als in ihrer ganzen religiöſen Tiefe verfolgt und erſchöpft haben. Je beſtimmter und deutlicher wir die Anlage zu einer eigentlich chriſtlichen Philoſophie in ihm bemerken, um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß dieſe Anlage unvollendet geblieben, und daß ſich ſein lichter Geiſt nicht ganz aus den abſtracten Begriffen ſeiner Zeit und Umgebung zur lebendigen Erkenntniß hat emporarbeiten können.

Beſonders in Leibnitzens Vorſtellung von Raum und Zeit zeigt es ſich, wie vergeſſen die Anſichten der höhern Philoſophie ſchon damahls waren, oder doch wie weit abſtehend von der herrſchenden Denkart. Die ältere Philoſophie erkannte im Raum den unendlichen und beſeelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsſchlag in dem Geiſter-Meere der ewigen Liebe, in beiden aber nach ihrer urſprünglichen, noch nicht zerſtörten Beſchaffenheit, die Lebensorgane der göttlichen Schöpfung, die alle Weſen umfaſſenden Flügel der Offenbarungen Gottes. Selbſt der natürliche, ja der ganz ſinnliche Menſch gerath in ein Erſtaunen, welches ſich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt, wie er dieſen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermeſſen, aber doch umfaſſen und alſo in ſich begreifen kann. Da eröffnet ſich ihm eine unendliche Tiefe in ſeinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von dieſem Punkt der Gegenwart zurückſinkt in die Vergangenheit, und dann hinausſchaut in die Zukunft. Leibnitz ſah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander beſtehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtsſagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menſchen über die Sinnenwelt zu erheben, am meiſten geeignet iſt. Leibnitzens Philoſophie ward in Deutſchland durch Wolf, eine in den Schulen herrſchende Secte; damit iſt ſie hinreichend charakteriſirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, iſt unterſchieden nach der Richtung die ſie nimmt, nach den Wirkungen die ſie hat. In die Schule eingeſchloſſen, äußert ſich der Sectengeiſt immer nur auf die gleiche Weiſe, als ein todtes Formelweſen, mögen nun Ariſtoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meiſter heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu ſtempeln, welche ehemahls in dem Geiſte ihrer Erfinder wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indeſſen ward doch dadurch wenigſtens der noch ſchädlichere Sectengeiſt jener das Leben ſelbſt ergreifenden und zerſtörenden atheiſtiſchen Philoſophie der Sinnlichkeit von Deutſchland abgehalten; auch blieb das todte Formelweſen, die Pedanterei nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meiſtens lateiniſch oder franzöſiſch ſchreibend, hatte dennoch das wiſſenſchaftliche Studium der deutſchen Geſchichte und deutſchen Sprache ganz von neuem belebt; und ſelbſt Wolf hatte in ſeinen deutſchen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienſtvolles Beiſpiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philoſophie gebildet, doch als Selbſtdenker von allgemeiner Geiſtesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Dieſe nebſt einigen beſſern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerſt aus der Barbarei hervor, in welche ſie verſunken war, bis alsdann Klopſtock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meiſter und Vater der jetzigen deutſchen Literatur.

Ehe ich aber dieſe zu ſchildern verſuche, iſt es nothwendig, noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwiſchen der altdeutſchen und neudeutſchen Literatur. Zwar hat das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert nur wenige ausgezeichnete Schriftſteller in deutſcher Sprache hervorgebracht, aber dieſe wenigen ſind deſto merkwürdiger und außerordentlicher. Wie die alte Ritterpoeſie und die Kunſt des Mittelalters in den Streitigkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts in Vergeſſenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieſes und des ſiebzehnten Jahrhunderts ſelbſt die Sprache verwildert ſei, das iſt ſchon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen dieſe einreißende Verwilderung gewährte, und einen Erſatz für den Verluſt alles Alten wenigſtens in der Sprache, das war die deutſche Bibelüberſetzung. Es iſt bekannt, daß alle gründlichen Sprachforſcher dieſe als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutſcher Sprache claſſiſchen Ausdrucks anſehen, und nicht bloß **Klopſtock**, ſondern noch viele andere Schriftſteller von der erſten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieſer Norm gebildet, und aus dieſer Quelle geſchöpft. Es iſt bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache ſo viele bibliſche Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden, und ganz in's Leben übergegangen ſind, wie in die deutſche. Ich ſtimme denjenigen Sprachforſchern vollkommen bei, welche dieß für ſehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd ſich erhaltenden geiſtigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müſſen, welche das Deutſche in unſern beſten Schriften vor allen andern neuern Sprachen ſo ſichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere proteſtantiſche Gelehrte an Luthers Bibelüberſetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach ſeinem beſondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verſtanden, gedeutet und überſetzt hat, oder auch für das Einzelne geſchichtliche, naturhiſtoriſche, geographiſche und andre Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreißig Jahren die Verſuche wiederholte, auch die Bibel durch vernünftig auflöſende Ueberſetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beiſpiel, welches ſelbſt unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; je mehr hat man, nachdem man von dieſer [illegible] zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieſer altdeutſchen Bibelüberſetzung anzuerkennen ſich bewogen gefühlt. Zwar gehört ſie nicht eigentlich Luthern allein an, ſie iſt bekanntlich nur durch Auswahl des Beſten aus ſo vielen ſchon vor ihm vorhandnen Ueberſetzungen entſtanden; wobei ihm, was die Erklärung ſelbſt betrifft, noch mancher ſeiner gelehrten Freunde, beſonders Melanchthon beigeſtanden. Nichts deſto weniger bleibt ihm ſelbſt, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geiſt, dieſe große und ſtarke Art des deutſchen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienſt. Denn auch in ſeinen eignen Schriften findet ſich eine Beredſamkeit, wie ſie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur ſelten in dieſer Kraft hervortritt. Freilich hat dieſelbe auch alle die Eigenſchaften an ſich, die man einer durchaus revolutionären Beredſamkeit immer wird nachrühmen müſſen. Aber nicht bloß in ſolchen halb politiſchen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innerſten Fugen erſchütternden Schriften, wie die an den Adel deutſcher Nation, findet ſich dieſe Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredſamkeit, ſondern auch in allen ſeinen übrigen Werken. Denn faſt in allen ſehen wir ſeinen innern großen Kampf lebendig und vor Augen geſtellt. Es liegen ſo zu ſagen zwei Welten mit einander im Streit in dieſer durch Gott und durch die Natur ſo ſtarken, ſo reich ausgeſtatteten Mannesſeele, und wollen ſie beide an ſich reißen. Es iſt überall in ſeinen Schriften, wie ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen einem unerſchütterlich feſten Glauben, und einer eben ſo unbezwinglich wilden Leidenſchaft, zwiſchen Gott und ihm ſelber. Welche Wahl er nun an dieſem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von ſeiner großen Geiſteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt ſo wie damahls das Urtheil nicht anders als verſchieden und ganz entgegengeſetzt ausfallen. Was mich ſelbſt und mein Urtheil über ihn anbetrifft, ſo darf ich es wohl kaum erſt erwähnen, daß mir ſeine Schriften wie ſein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir ſehen, wie eine große, erhabne Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und ſich zum Verderben neigt. Was Luthers Geiſteskraft und Größe, abgeſehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung ſeiner Denkart betrifft, ſo ſcheint es mir in der That, daß noch keiner ſeiner mehreren Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und geprieſen habe. Die andern, welche zu ähnlichem Zwecke mit ihm wirkten, waren meiſtens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf deſſen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden ſollte; er war der alles entſcheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksſchriftſteller. So merkwürdige, umfaſſende, vielwirkende, durch Geiſteskraft außerordentliche Volksſchriftſteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutſchland. Es war auch, wie ſehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutſchland denen andrer Länder in manchen Zeiten nachſtehen, ihnen kaum gleich kommen, oder ſie doch erſt ſpäter übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit ſolcher geiſtigen Kraft ausgerüſtet, als Volk das erſte, ja das einzige in Europa, an welchem ſich diese in den Tiefen der Menſchheit ruhende Naturkraft ſo offenbart und bewahrt hätte, als das deutſche. Es iſt ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingeſetzt ſei; aber auch das iſt eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes ſich vernehmen laſſe. Beides iſt wohlverſtanden, vollkommen wahr. Wehe denen, welche dieſe Gottesſtimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, ſie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Abſichten lenken; da das Volk, klüger als ſie denken, und als ſie ſelber ſind, jene Abſichten recht wohl bemerkt, und ſich ſo leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen ſich wohl diejenigen ſchuldig, welche jene in ihrem Urſprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerſtörung in Bewegung zu ſetzen ſich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar ſein wird, ſobald ſie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorſam und Glauben Gottes abgewichen iſt. Beſchränkt iſt auch das Urtheil derer, welche glauben, dieſe Kraft, weil ſie dieſelbe nicht zu achten wiſſen, ſei gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo ſie doch von Alters her und urſprünglich, wie in Deutſchland vorhanden iſt, weil ſie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in ſeltnern Fällen ſich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und Andrer

Werken im proteſtantiſchen Deutſchlande Gegenſtand und Angelegenheit der Volksſchriftſteller, ſondern auch die Dichtkunſt fiel vorzüglich ihnen anheim, ja ſogar die Philoſophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigſten, den bekannten Meiſterſänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unter dem Nahmen des teutoniſchen Philoſophen in den proteſtantiſchen Ländern und dem übrigen nördlichen Europa berühmten chriſtlichen Naturdenker und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen beſitzt Deutſchland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt iſt von zweifacher Art; theils ſind es Lieder, einzelne, verlorne Anklänge von der untergegangenen Poeſie einer ältern Helden- und Ritterzeit, wenn deren Ueberlieferung durch ſpätere Revolutionen unterbrochen, oder bei einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergeſſen worden iſt. Theils aber wird die Dichtkunſt in ſolchen Zeiten auch vom Volke, für ſein Bedürfniß und nach ſeiner Art ſelbſt geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geiſt, doch im Aeußern handwerksmäßig, und das iſt eben das Eigenthümliche des frühern deutſchen Meiſtergeſanges. Ein Handwerker in der Poeſie wie im Leben iſt dieſer Meiſter von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarſte, ſondern auch wohl der kraftvollſte in ſeiner Art, beſonders reich an Witz, und von geſundem Verſtand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was dieſe bei ſich in der Literatur ihrer ältern Zeit gar nicht hintanſetzen und wohl zu achten wiſſen, wenigſtens erfinderiſcher als Chaucer, reicher als Marot, poetiſcher als Beide. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jakob Böhme, jenem deutſchen Natur-Philoſophen, der von den gewöhnlichen Literatoren meiſtens übel behandelt wird. Worin ſein Gutes, und auch ſein Irriges beſtand, davon bekennen ſie wohl ſelbſt, nichts zu verſtehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu ſeinem Zeitalter ſtand, und durch welchen Zuſammenhang damahls, dieſe und ähnliche Meinungen ſich verbreiteten, davon wiſſen und ahnen ſie gar nichts. Wie wenig es an ſich das rechte Verhältniß sei, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Literatur nur todte Formeln auf der Oberfläche ſich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philoſophie aber entweder einer geheimen Ueberlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß ſchwärmeriſch Begeiſterten aus dem Volke anheimfällt, das habe ich ſchon früher erwähnt. Aber ſo war es nun einmahl zu jener Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet ſeyn ſollte, daß die Fantaſie einen bei weitem größern Antheil an den Hervorbringungen ſeines Geiſtes hatte, als ein wiſſenſchaftlich geübter Verſtand; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß es eine ſehr reich begabte und hoch erleuchtete Fantaſie war, die wir in dieſem ſonderbaren Geiſte gewahr werden. Wollte man ihn deßfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern chriſtlichen Dichtern, welche überſinnliche Gegenſtände darzuſtellen verſucht haben, mit Klopſtock, Milton oder ſelbſt mit Dante vergleichen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er ſie an Fülle der Fantaſie und Tiefe des Gefühls beinahe übertrifft, und ſelbſt an einzelnen poetiſchen Schönheiten und in Rückſicht auf den oft ſehr dichteriſchen Ausdruck ihnen nicht nachſteht. Die Quellen der Natur ſind jedem ſtillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensſtrom der menſchlichen Seele mit eingewebt ſind; und dem kindlichen Auge iſt vielleicht manches ſchon ganz klar und durchſichtig, was für das künſtliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanſtalten des gelehrten Unterſuchens oft noch mit einer ſiebenfachen Decke und Wolke verhüllt iſt. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens; und wie unſre Zeit in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, nach langen Mühſalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt iſt, ſo wird auch die Naturwiſſenſchaft gerade in unſern Tagen wieder den Rückweg nehmen müſſen zu jenen erſten Quellen der innern Anſchauung und eines noch nicht verbildeten und getrübten, ſondern noch von Grund aus belebenden Naturſinns, als dem innern Kern der Offenbarung für jene Wiſſenſchaft, welche zwar nicht dem Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit ſeiner Schöpfung, die Menſchen erkennen lehren ſoll. Obgleich nun dem chriſtlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholiſchen Kirche ſteht, mit ſo vielen erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geiſtes immer fehlen wird; ſo muß es doch wohl unterſchieden werden, ob jene Abſonderung aus der eignen Geſinnung des Zwieſpalts herſtammt, oder nur durch den unverſchuldeten Zufall der Geburt, ohne ſelbſt weitern Antheil an dem Geiſt des Haders zu nehmen, veranlaßt wurde. Was man indeſſen auch in Rückſicht auf Philoſophie Mangelhaftes und Irriges oder vielleicht nur Unverſtändliches in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geſchichte der deutſchen Sprache darf ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen, denn in wenigen Schriftſtellern hat ſich noch zu jener Zeit der ganze geiſtige Reichthum derſelben ſo offenbart, wie in dieſem; eine bildſame Kraft, und aus der Quelle ſtrömende Fülle, welche ſich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künſtlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunſt- und Sprachgeſtalten nicht mehr beſitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreißigjährigen Krieges, der in ſeiner Nachwirkung ſo ertödtend, während er noch wüthete aber für die Geiſteskraft noch gewiſſermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutſchen Geiſtesbildung, der Dichtkunſt und Sprache, der Schleſier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er ſchloß ſich zunächſt an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius beſaßen, unter allen Proteſtanten nicht nur die gelehrteſten und aufgeklärteſten, ſondern auch in der Dichtkunſt gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerſpiele in der Landesſprache beſaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig **XIV**. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt ſein Werth nicht; auch ſeine dramatiſchen Verſuche in freien Ueberſetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen weſentlichen Erfolg gehabt. Selbſt bei ſeinen eigenthümlichen lyriſchen, vermiſchten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das ſehen, was er hätte werden können nach ſeiner Natur, und nach dem, was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden iſt. Man iſt gewohnt, ihn den Vater der deutſchen Dichtkunſt zu nennen; es ſcheint mir aber, als ob wenigſtens ſeit Klopſtock, von den undankbaren Söhnen nur ſehr wenige mit dieſem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroiſchen Dichter beſtimmt. Das hatte er auch im Sinne für die deutſche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältniſſen umhergeworfen, ſtarb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ ſeine Abſicht, und ſeine Poeſie unausgeführt. Wohl aber ſpürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derſelben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache iſt eine kunſtloſe naive Einfalt bei der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl ſpäterhin nur ſelten, oder eigentlich nie ganz ſo wieder erreicht worden iſt, und in Rückſicht auf welche ich Opitz bei weitem den Vorzug vor Klopſtock geben würde, der doch in ſeiner Zeit ſo hoch über allen andern ſteht.

Neben Opitz iſt unter den ſchleſiſchen Dichtern dieſer Zeit, beſonders noch Flemming ausgezeichnet, der, was ihm Freundſchaft, Leidenſchaft und Liebe im eignen Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reiſe über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Perſien und bei ſeinem dortigen Aufenthalte ſah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientaliſch farbenreichen Fantaſie in ſeinen Liedern und Gedichten darſtellt; nur in der Sprache iſt er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber ſchon, daß dieſe Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutſche, ſondern nur ſchleſiſche Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als ſolche wenigſtens angeſehen wurden. Je mehr ſeit dem unglücklichen Bürgerkriege, deſſen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Argliſt fremder Staatskunſt genährt, dreißig Jahre lang Deutſchland verheerte und verwüſtete; je mehr ſeit dem für die gemeinſame lebendige Entwicklung noch unglücklichern Frieden von 1648, die Kraft der deutſchen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutſchen Poeſie der Stoff aus, und endlich ſank ſie faſt ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig ſpielenden Künſtelei, wie meiſt immer geſchieht, wo die Poeſie keinen rechten Gegenſtand mehr hat, und das wahre Leben ſchon entflohen iſt. Dieſen unechten Geſchmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenſtein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrſchend. Es war dieſer Zeitraum von 1648 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarei, und eine Art von Zwiſchenreich und chaotiſchem Mittelzuſtand in der deutſchen Literatur, wo die Sprache ſelbſt zwiſchen einem feinſollenden Halbfranzöſiſch, und einem verwilderten Deutſch ſchwankend, zugleich verkünſtelt war und doch gemein. Auch in Rückſicht des politiſchen Zuſtandes, war die Zeit unmittelbar nach dem weſtphäliſchen Frieden für Deutſchland die ſchmachvollſte und unglücklichſte. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob ſich Deutſchlands Kraft von neuem; Oeſterreich erſtieg wieder den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der erſten Thronen in Europa wurden von deutſchen Fürſtenhäuſern beſtiegen, während eines derſelben in Deutſchland ſelbſt zur königlichen Würde emporſtieg. Dieß alles mußte wenigſtens allmählig günſtig und erweckend auch auf den Geiſt, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürſten waren ſelbſt durch das Intereſſe des Staates aufgefordert, die Wiſſenſchaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur ſehr langſam und anfangs ſchwach, denn die Hinderniſſe waren groß, Kunſt und Sprache ſelbſt verirrt und auf ganz falſchem Wege. Die erſten in Gedanken und Sprache beſſern lyriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größtentheils noch eben ſo wie ihre Vorgänger im ſiebzehnten, auf dieſelbe Gattung galanter Hof-, Staats-, Feſt- und Gelegenheitsgedichte beſchränkt. Die, welche in der Sprache die ſorgfältigſten waren, Hagedorn und nach ihm Uz, ahmten allzuoft nur franzöſiſche oder engliſche Dichter obſchon nicht unglücklich nach, ſeltener nur ſprachen ſie ſich ſelbſt aus in Gedichten eigner Erfindung, und in Liedern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung, wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, wie Gleim, am meiſten Dichter genannt zu werden verdienen, ſind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entſchieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienſt, wenn man, was ſie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarei zuſammen hält, aus dem ſie dieſelbe wieder herausarbeiten mußten, und ſie darnach beurtheilt. Noch größer erſcheint dieß Verdienſt, wenn man auch die ungünſtigen Umſtände und Verhältniſſe mit erwägt. Einige von jenen erſten Bearbeitern der deutſchen Sprache und Dichtkunſt ſtarben früh, wie Kleiſt, dem auch ſo vielleicht die Palme unter allen gebührt, desgleichen Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen in's bürgerliche und praktiſche Leben über, ließen ſich im Auslande nieder, oder wurden doch ſonſt zerſtreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friedrich dem Zweiten erwartete. Man pflegt in den neueſten Zeiten dieſen König von Preußen wohl damit zu entſchuldigen, daß man ſagt, die deutſche Sprache und Gelehrſamkeit ſeien, wie er auf den Thron kam, in einem ſolchen Zuſtande geweſen, daß man ſich nicht verwundern dürfe, wenn ein ſo geiſtvoller Monarch ſich mit Ekel und Geringſchätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber iſt dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutſche Sprache und Geiſtesbildung zu thun, zu deſſen Zeit Klopſtock, Winkelmann, Kant, Leſſing, und neben dieſen Geiſtern von erſter Größe, ſo manche andere verdienſtvolle Männer, zum Theil in ſeinen eignen Staaten geboren, der Wiſſenſchaft und der Kunſt lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von ſolcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserleſenſten der franzöſiſchen Literatur. Man darf es daher Klopſtocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbſtgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläſſigung deutſcher Kunſt und Sprache ſich ſelbſt ſo zu ſagen, perſönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freilich ſehr zu des Königs Nachtheil, denſelben in dieſer Beziehung mit Caeſar zuſammenſtellt. Zu deſſen Zeit ward auch in Rom mehr griechiſch, ſchlecht oder gut, geredet und geſchrieben, als nur irgend franzöſiſch im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland. Claſſiſche Geiſteswerke hatte die römiſche Sprache, einige wenige bekannte Alterthümer ausgenommen, damahls auch eben ſo wenig, oder doch nicht beſſere aufzuweiſen, als die neuere deutſche Literatur vor 1750. Gleichwohl hielt Caeſar es der Mühe werth, ſeiner Sprache die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit zu widmen, ja ſelbſt Forſcher und Sprachlehrer in ihr zu ſein. Dadurch ward er der erſte Redner ſeiner Zeit und einer der erſten Schriftſteller in ſeiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu ſein, noch niemandem gelungen iſt. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls ſo allgemein erſehnte deutſche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde ſich glücklicher und ſchneller entwickelt, dagegen aber die deutſche Literatur überhaupt vermuthlich einen beſchränktern Geiſt und Umfang, und ſtatt des allgemein deutſchen zu ſehr einen beſondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hatte eine etwas ſchnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr bis jetzt noch am meiſten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freiheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entſchuldigung Friedrichs des Zweiten ausgeht, iſt nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünſtigung der Wiſſenſchaften überall warten wollen, bis es Schriftſteller in Menge giebt, bis dieſe durch ſich ſelbſt hinlänglich berühmt, und vielleicht ſchon in ihrer Kraft erſchöpft und abgelebt ſind; ſo bleibt ihnen freilich nichts übrig, als die erprobteſten unter den Schriftſtellern, die unſchädlichſten und invalideſten in einer Art von Verpflegungsanſtalt, unter dem Nahmen einer Akademie der Wiſſenſchaften zuſammen zu thun. Wollte man aber den Geiſt einer Nation wahrhaft bilden und leiten, ſo müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente ſich bemeiſtern, ihnen freien Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopſtocken iſt für ſeine Perſon jenes Gefuhl um ſo eher zu verzeihen, da er unſtreitig fähig geweſen wäre, nicht bloß in der Dichtkunſt, ſondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiethe der Literatur einen neuen Geiſt und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böſes Voltaire in Frankreich, eben ſo vieles und mannichfaltiges Gute hätte Klopſtock nach ſeinem umfaſſenden Geiſte in Deutſchland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopſtock ſtand ganz einſam, und faſt allein damahls in der deutſchen Welt mit ſeinem hohen Nationalgefuhl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemandem verſtanden ward. Es blieb ihm alſo nur übrig, es in ſeiner Poeſie nieder zu legen. Mit der Meſſiade beginnt eigentlich der höhere Aufſchwung der neuern deutſchen Literatur; ſo außerordentlich und folgenreich iſt das Verdienſt derſelben, beſonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meiſtens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigſtens im Ganzen nie wahrhaft wirkſam, in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet mehr als jeder andre, an denſelben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieſer Art, und über ſolche Gegenſtande ganz befriedigend hat löſen können. Am glucklichſten iſt Klopſtock überhaupt als Dichter wohl in den elegiſchen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Miſchung der elegiſchen Gefühle, weiß er als Meiſter darzuſtellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange ſeiner Empfindung ſich überlaſſen mag. Selbſt für einen der gefallnen Geiſter, den Abbadona, weiß er das innigſte Mitgefuhl zu erregen. Es iſt aber noch ein anderes Element in ſeiner Poeſie, außer jenem elegiſchen Gefuhle, was oft ſtörend wirkt. Dieſes iſt die rhetoriſche Kunſt, die ihn bisweilen zu Uebertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Proſa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverſtandlichkeit abſchärft und zuſpitzt, in dem epiſchen Gedicht aber, in den entgegengeſetzten Fehler kunſtreicher, aber allzulanger Reden ſich ergießt. Sind ſchon im Virgil und

Milton die Reden nicht geſpart, und oft von einer beträchtlichen Länge, ſo trifft der gleiche Vorwurf die Meſſiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle dieſe himmliſchen Perſonen ſich der menſchlichen, ja der deutſchen Sprache bedienen dürfen, ſo wird doch niemand ſich leicht überreden können, daß dieſe geiſtigen Naturen ſich ſo gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen ſollten.

Daß nicht bloß die Nation, ſondern auch der Dichter ſelbſt unbefriedigt war, und mit ſich ſelbſt nicht Eins über das Ganze der Meſſiade, das kann auch der große Abſtand beſtätigen, welcher die zweite Hälfte des Gedichts von der erſten unterſcheidet.

Es lag in Klopſtock's Geiſt ein erhabener Begriff von einer neuen und beſonders deutſchen Poeſie. Mit mächtiger Hand ſtellte er gleichſam die äußerſten Endpunkte hin zu dieſem großen Entwurf, den er freilich nicht ganz ausführen konnte: auf der einen Seite das Chriſtenthum in der Meſſiade, auf der andern die nordiſche Mythologie und altgermaniſche Vorzeit erfaſſend, als die beiden Hauptelemente aller neuern europäiſchen Geiſtesbildung und Dichtkunſt. Die nordiſche Mythologie und Edda fingen däniſche Forſcher und Dichter damahls ſchon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienſt, woran denn auch Klopſtock Theil nahm: nur daß einzelne lyriſche Gedichte und abgeriſſene Anſpielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordiſchen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poeſie einzuführen; was nur durch ausgeführte darſtellende Werke geſchehen kann, wie es die däniſchen Dichter thaten.

Von Klopſtocks Hermann, nebſt dem Meſſias, dem größten ſeiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegiſchen Gefühls in ſeiner Poeſie ſchon geſagt worden iſt, ſo wie über den Mißbrauch des rhetoriſchen Scharfſinns. Als dramatiſches Gedicht war es freilich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch ſpäter, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Uebungen und Verſuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetiſchen. Es waren nur die beiden außerſten Endpunkte der neuen deutſchen Poeſie, welche Klopſtock ergriff und aufſtellte; alles was in der Mitte lag zwiſchen dem Chriſtlichen und Nordiſchen, und eben aus dieſer Vereinigung hervorgegangen iſt, war ausgelaſſen: das ganze Mittelalter, die tauſend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den weſtphäliſchen Frieden, wenn man dieſen, wie billig auch in dieſer Hinſicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie anſehen will, wo die Poeſie in der Geſchichte aufhört. Es fehlte alſo gerade die Region, welche ſich jederzeit als die fruchtbarſte für die neuere Dichtkunſt bewährt hat, und in welcher ſie auch, wenn ſie einen hiſtoriſchen Gehalt haben, und national ſein ſoll, nicht eben ganz ausſchließend, aber doch vorzüglich verweilen und ſich anſiedeln muß. Dieſe große Lücke, welche Klopſtock noch gelaſſen hatte, auszufüllen, dahin wirkten in jener erſten Zeit ganz beſonders zwei Schriftſteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantiſchen Rittergeſang und zog die altdeutſchen Reichthümer in dieſer Gattung zuerſt wieder an das Licht; doch auf eine Art, die für das erſte noch nicht ſo allgemein wirken konnte. Wielands Poeſie ging ganz auf das Romantiſche, was Klopſtock unbearbeitet gelaſſen hatte. Allerdings hätte ein hiſtoriſch romantiſches Gedicht nach Art des Taſſo, wenn auch nicht gerade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch ſonſt irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu dieſem Zweck wirken müſſen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher faſt ohne hiſtoriſchen Boden, mehr zu einem bloßen Spiele der Fantaſie nach Arioſt's Weiſe ſich eignete. Aber auch ſo, und ungeachtet aller Unvollkommenheiten und ſo vieler allzu modernen Einmiſchungen, war dieſe Erregung des romantiſchen Gefühls für die damahlige Zeit immer noch alles Lobes werth. Schade nur, daß der Dichter dieſe Bahn der fröhlichen Wiſſenſchaft der alten Ritterſänger, und überhaupt die Poeſie ſo bald verließ. Dieſes iſt der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutſche Arioſt, oder doch der Nebenbuhler des italiäniſchen hätte werden können, ſtatt deſſen es vorzog, der Nachahmer eines Crebillon in Proſa zu ſein; ungeachtet es doch ſo einleuchtend iſt, daß er in dieſer, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie ſo glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon ſeinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle ſeine griechiſchen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der erſten Generation iſt Geßner der eigenthümlichſte. Seine Dichtung aber, ſich entfernt haltend von aller beſtimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entſchiedene Dichtung und Mythologie, ſchwebt zu ſehr im Unbeſtimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache iſt er ſehr lobenswerth, nur daß auch hier, in der ſonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bei einer ſolchen Poeſie, ſich dieſelbe Hinneigung zum Formloſen und Unbeſtimmten offenbart.

In einer Rückſicht wirkte Klopſtocks Lehre und Beiſpiel beinahe ungünſtig auf die deutſche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden verſuchte, war wohl an ſich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zuſtande gänzlicher Verwilderung herauszureißen, ſind ſtrenge, kunſtreiche, auch fremde Formen ſehr heilſam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläſſigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anſtrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch iſt der alte Hexameter dem deutſchen Ohre ſchon vertraulich und wenigſtens für den äußern Anſchein, einheimiſch geworden, obwohl dem tieferen Gefühl ſtets das weſentlich Fremde darin entgegentritt, und bemerklich bleibt. So ſehr man indeſſen die Verſuche in fremden Formen als Kunſtübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unſtreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich epiſches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen ſein: denn hier iſt die erſte Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Geiſt, ſondern auch dem Ohre leicht faßlich ſei, und in der Sprache einheimiſch, wie von ſelbſt in Geſang übergehe. Bei dem Hexameter tritt noch die beſondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freier und weniger ſtreng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Feſt bereitet werden ſoll: ſtrebt aber der Dichter dabei nach der höchſten rhythmiſchen Kunſt, ſo kann dieß beſonders in einem längern Gedichte ſchwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangeſetzt würde und ſelbſt die Sprache hier und da Gewalt erleidet. Klopſtocks Meſſiade war freilich ſchon ihrem Inhalte nach, nicht für die ganz allgemeine Verſtändlichkeit und Wirkung beſtimmt, ſondern auf eine kleine Sphäre beſchränkt; um ſo eher ließe ſich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entſchuldigen.

Gegen die Natur und den Geiſt der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabei ſo weit ging, daß er den Reim haßte, ja ſogar verbannen wollte, worin ihm ſeine Abſicht jedoch nicht gelungen iſt. Eine Gewohnheit überdem, die neun hundert, oder tauſend Jahr alt iſt, denn ſo lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutſcher Sprache geübt ward, und die durch ſo lange Uebung tief eingewurzelt worden in die ganze Structur der Sprache, iſt ſo leicht nicht auszurotten. Auch iſt es nicht bloß Gewohnheit, ſondern der Reim geht aus dem urſprünglichen Weſen der deutſchen Sprache ſelbſt hervor. Klopſtock hat geglaubt, die allerälteſten deutſchen Gedichte und Lieder ſeien bloß rhythmiſch, und ohne Reim geweſen. Das letzte aber iſt nicht gegründet; es iſt zwar nicht grade unſre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verſe, was darin herrſcht. Aber jene unvollkommneren, aber doch ſehr regelmaßig beſtimmten Anklänge und Reime zwiſchen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verſe; in der Weiſe, welche in den isländiſchen und altſkandinaviſchen Gedichten herrſcht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt iſt, war in der geſammten germaniſchen Sprache herrſchend, und alle noch vorhandenen altſächſiſchen Lieder, ſowohl die in England als die in Deutſchland gedichteten, ſind in dieſer beſondern Art und ältern Form der Reimverſe abgefaßt. Der Uebergang von dieſer Weiſe zum vollkommenen Reim war ſehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutſche Mundarten ſchon in den früheſten Zeiten ihrer Entwicklung, ſich desſelben bedienen ſehen. Es hängt dieſes ſelbſt mit dem, noch jetzt geltenden Grundgeſetz der deutſchen Ausſprache und Sprache zuſammen. Es beſteht dieſes von allen Sprachforſchern dafür anerkannte Grundgeſetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, beſonders die Stammſylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit ſelbſt ſteigt; wir meſſen die Sylben nicht, ſondern wir wägen ſie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verſtändlichkeit für den Zuhörenden, ſondern in das Wort ſelbſt verſenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bei dieſen als bei der Hauptſache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebenſylben einen Werth zu legen. Auf dieſem, nach dem innern Gehalt ſich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bei den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutſchen Ausſprache, ſelbſt der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutſcher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bei uns nicht Längen oder Kürzen wie bei den Alten, die unter ſich für gleich angeſehen werden könnten, ſondern unter den bedeutenden Sylben eine gar nicht zu beſtimmende Menge von Abſtufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieſes iſt das unüberſteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bei der Anwendung der rhythmiſchen Kunſt nach den Grundſätzen der Alten in unſrer Sprache immer nur bei einer unvollkommnen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um dieſe zu erreichen, müßte man die Sprache und ſelbſt die Ausſprache in ihren innerſten Elementen zerſtören und zerrütten. Eben dieſes Grundgeſetz unſrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus wie die franzöſiſche, iſt der Reim unentbehrlich, ſchon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Abſonderung und Verbindung des Verſes; hierbei kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von ſelbſt ſo zu kommen ſcheint, ſehr in Anſchlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen wird der Reim, wie in der italieniſchen und ſpaniſchen, leicht die Geſtalt eines bloß muſikaliſchen Sylben- und Wortſpieles annehmen. In der deutſchen Sprache, obwohl ſie dem Stamm und der Quelle näher und friſcher entſproſſen, ſich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgeſetz der Ausſprache, jenes Verweilen bei den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwiſchen dieſen zu bemerken, zu empfinden, zu ſuchen, und endlich zum Reim zu geſtalten. Auf dieſem eigenthümlichen Wege gelangte die deutſche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die franzöſiſche, noch die italieniſche oder ſpaniſche Art zu reimen, auf unſre Sprache ganz anwendbar iſt, ſo iſt der Reim ſelbſt doch ihrer Natur gemäß, und wird, ſo lange ſie nur beſteht, nie aus ihr verdrängt werden können. Das eigenthümliche Weſen und der rechte Weg der deutſchen Verskunſt beſteht aber darin, daß wir alle fremden Sylbenmaaße, ſowohl die alten rhythmiſchen, als die künſtlichen romantiſchen Reimweiſen, als bloße Vorübungen einer biegſameren Bildung, die als ſolche für ihre Zeit von Nutzen waren, wieder verlaſſen und zu den einfachen deutſchen Versformen zurückkehren. Dieſe unſre Naturformen liegen aber freilich eben ſo wenig allein in den fragmentariſchen und mehrentheils ſchon ganz zerſtückten Volksweiſen, oder in dem bloßen Nachmachen der altdeutſchen Versart in den Nibelungen, als in dem gewohnten Reimgange der beliebten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts; ſondern ſie müſſen aus der innerſten Natur der deutſchen Sprache, ſo wie ſie jetzt entwickelt iſt und empfunden wird, ſelbſt hervorgebildet und herausgefühlt werden, je nachdem es das Weſen der lyriſchen und epiſchen Poeſie, nach dem höchſten Maaßſtabe, in verſchiedener und mannichfacher, aber doch höchſt einfacher Weiſe erfordert; wie dieß nicht minder von der dramatiſchen Gattung gilt, welche bei uns ebenfalls zum Reime neigt, ja ihrer durchaus lyriſchen Richtung wegen, ihn faſt erfordert.

Kehren wir zurück zu dem hiſtoriſchen Faden unſrer Betrachtung, und zu jener frühern Epoche von Klopſtock und Wieland, ſo war es für jene Zeit ſehr recht und löblich, wenn Wieland das Spiel des Reims, wie es in der fröhlichen Wiſſenſchaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegeſang herrſchend war, auch der deutſchen Poeſie zu erhalten ſuchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einſeitigen Eifer jener feierlichen Eloabſänger und ungereimten Bardenſchaar, denen Klopſtock, zum Theil freilich ohne es zu wollen, das Daſein gab.

Ihn führte grade ſein tieferes Forſchen in der Sprache, weil er überall ſich ſelbſt Bahn machen wollte, hier und da zur Einſeitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung geſichert. Es hätte ſich nach ſo vortrefflichen Vorarbeiten, wie ſchon für die Sprachforſchung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten laſſen von einem Werke, welches den ganzen Reichthum der deutſchen Rede und Geiſtesbildung umfaſſen und über das richtige und rechte Maaß in jedem Ausdruck entſcheiden ſollte. Indeſſen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bei allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewieſen hat, für den gemeinen Gebrauch und den erſten Anfang nicht ohne allen Werth und für ſeine Zeit nicht ohne Verdienſt. Sein Hauptvorurtheil beſtand darin, daß er die Reinheit der hochdeutſchen Sprache, ſo wie er ſie im Raume ſehr eng auf die ehemalige Markgrafſchaft Meißen beſchränkt, alſo auch in der Zeit den echten Geſchmack ſehr eng umzäunen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl ſchnell entſchwundne, aber deſto vollkommnere goldne Zeitalter der deutſchen Literatur anpries. Was ihm dabei eigentlich den Stab bricht, das iſt ſeine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftſteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erſte iſt, gegen Klopſtock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meiſter, ſondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forſcher weit tiefer in den Geiſt derſelben eingedrungen war, als Adelung ſelbſt.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigſtens in Rückſicht auf unſre Literatur, wie geneigt man ſei, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beiſpiel eines Schriftſtellers, aus eben jener ſo beneidenswerth und glücklich erſcheinenden Zeit beſtätigen, der wirklich ſo urtheilte. Gottſched verlegt in einem ſeiner Gedichte dieſe glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des erſten Königs von Preußen. Die Schriftſteller, welche er als die claſſiſchen in dieſer Zeit preiſt, die alſo für die deutſche Literatur ungefähr das ſein ſollten, was Virgil für die römiſche, Corneille und Racine für die franzöſiſche waren, ſind vorzüglich Beſſer, Neukirch und Pietſch. Dieſe jetzt nicht einmahl dem Nahmen nach bekannten Dichter ſind vielleicht auch damahls nicht ſo allgemein bewundert worden, als Gottſcheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch ſo feſt überzeugt, daß mit ihnen der menſchliche Geiſt ſeinen höchſten Gipfel, beſonders aber die deutſche Dichtkunſt ihre Vollendung erreicht habe, daß er meint, das Zeitalter ſei ſchon etwas im Sinken, und man ſpüre ſchon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geſchmack. Dieß ſchrieb er im Jahre **1751**, in demſelben Jahre alſo, wo die erſten Geſänge der Meſſiade erſchienen ſind; mit welcher Erſcheinung mir vielmehr, zwar kein ſolches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufſchwung der deutſchen Literatur zu beginnen ſcheint. Die ſchon oben genannten, erſten, beſſern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopſtock bekannt geworden waren, hatten meiſtens nur Lieder, oder ſonſt vermiſchte lyriſche Gedichte hervorgebracht. Durch dieſe kann eine Literatur, ſo ſehr ihr ſolche, wenn ſie ſchon übrigens im Weſentlichen reich iſt, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerſt und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernſten Inhalts erfordert, ſei es nun geſchichtlich, oder ein epiſches Gedicht, womit eine Literatur wohl am glücklichſten beginnt. Es iſt wahr, daß die deutſchen Schriftſteller von der erſten Generation meiſtens alle eine vorzügliche und ſehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zuſtand das Bedürfniß einer ſolchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die erſten Anſtrengungen auch hierin ſo wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erſt daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopſtock's Ausdruck in der Proſa, dem in ſeinen Gedichten zu vergleichen iſt, oder wie weit Leſſing's erſte Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von ſeiner ſpätern reifern Schreibart abſtehen. Selbſt für die Sprachentwicklung läßt ſich daher ſchwerlich eine ſolche Abſonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutſchen Literatur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von **1750** — **1800** hindurch, faſt von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müſſen; ganz fehlerfrei, auch in dieſer Hinſicht, möchten wohl gar keine zu finden ſein. Eben ſo wird man überall keinen Mangel haben an Beiſpielen einer nachläſſigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von ſehr bekannten Schriftſtellern.

Es bietet ſich eine andre Eintheilung dar, für die deutſche Literatur, die ſich als fruchtbarer bewähren dürfte. Sobald man dieſelbe in dem genannten, unſtreitig ſehr fruchtbaren Zeitraume von **1750 — 1800** geſchichtlich betrachtet, ſo kann man allerdings die verſchiedenen Generationen der Schriftſteller ſehr deutlich unterſcheiden. Dieſen Unterſchied aufzufaſſen iſt um ſo wichtiger, da eine jede von dieſen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der Grund meiſtens in dem äußern Verhältniſſe und in der Zeit ſelbſt lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenſchaften von einem Schriftſteller verlangt, die er in ſeinen Verhältniſſen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht ſowohl ihn, als ſeine ganze Zeit treffen.

Zu der erſten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erſte Wirkungszeit in die fünfziger Jahre fällt bis gegen die ſiebziger. Die wichtigſten Dichter dieſer Generation habe ich ſchon geſchildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienſt ſind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieſer Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich noch mit Rückſicht auf unſer Oeſterreich, daß der gelehrte Jeſuit, **Denis**, nebſt vielen andern Verdienſten ſich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, beſonders nach Klopſtocks ernſtem Geſchmack, in dem Vaterlande ſeiner Wahl, dem damahls unter Maria Thereſia nach überſtandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Kaiſerſtaate einzuführen und anzupflanzen; daher denn auch Klopſtocks Geiſt und Kunſt, im übrigen Deutſchlande größtentheils zu bald vergeſſen, hier noch längere Zeit zum Vorbilde in den deutſchen und dichteriſchen Studien diente.

Von den Proſaiſten gehören zu dieſer erſten Generation einige Philoſophen, die ich ſpäter nennen werde; ſelbſt Kant in Rückſicht auf die Zeit ſeiner Geburt, die Epoche ſeiner Bildung und ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche; vorzüglich aber Leſſing und Winkelmann. Auch Hamann gehört chronologiſch dieſer erſten Epoche an: aber mit ſeinem divinatoriſchen Tiefſinn, ſtand er als Einſiedler in der Literatur und in ſeiner Zeit da, der ſeine eigenthümliche religiöſe Richtung, ſchon an ſich befremdlich, um ſo mehr verſchloſſen und unzugänglich blieb, da ein dunkles Gewand bildlicher Anſpielungen ſeine ſibylliniſchen Blätter und hieroglyphiſchen Andeutungen noch mehr umhüllt, deren originellen Geiſt und Werth erſt eine ſpätere Zeit, wo der deutſche Sinn ſchon mannichfacher geübt war, mehr verſtanden und anerkannt hat.

Die Schriftſteller dieſer erſten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an ſich von der ungünſtigen Lage, in welcher die vernachläſſigte deutſche Sprache und Kunſt ſich damahls befand, aus welcher ſich beide erſt herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hinderniſſen und Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten. Wie ſehr dieß ſelbſt bei Winkelmann der Fall war, obgleich ſeine erſten, öffentlichen Verſuche ſchon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung ſeines Andenkens, durch Bekanntmachung ſeiner Briefe aufgedeckt. Kant iſt die Spuren und Nachwirkungen dieſes langen, harten, mühſeligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Leſſings Jugendverſuche, beſonders die dichteriſchen, ſind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er geboren wird, auf eine oder die andre Weiſe zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit verſetzen uns überhaupt, Klopſtock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Beſtellung gemachten Carmina. Klopſtock entwickelte ſich als Dichter am freieſten und ſchnellſten, doch läßt ſich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl ſeiner Werkzeuge und Gegenſtände, in der Anlage ſeines Planes manche Mißgriffe, die ſelbſt die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er ſich ſeinen Weg nicht ganz hätte ſelbſt bahnen müſſen, wenn er ſchon große Vorarbeiten und Verſuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor ſich gehabt hätte in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftſteller der erſten Generation, eben dadurch, daß ſie die Erſten waren, nach der damahligen, anfangs ſehr ungünſtigen äußern Lage der deutſchen Literatur trafen. Aber auf einen ſtarken Geiſt wirkt das Ungünſtige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu deſto größerer Anſpannung und Erhebung der Kraft. Beſonders dahin, daß er dieſe mit ganzem Ernſt deſto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel ſeiner Begeiſterung, und ſie ganz auf ein allumfaſſendes Werk ſeines Lebens richtet. Dieſes Concentriren aller Kraft auf ein großes Ziel, findet ſich außer Klopſtock vorzüglich auch bei Winkelmann, und auf andre Weiſe ſelbſt bei Kant. Späterhin hat ſich unſre Literatur, beſonders aber die Poeſie vielfältig zu ſehr vereinzelt und leichtſinnig zerſplittert. Durch dieſen Ernſt, durch dieſes hohe Streben ſind denn auch die vorzüglichſten jener erſten Generation die eigentlichen Stifter unſrer neuen deutſchen Literatur geworden; nebſt Klopſtock und Leſſing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunſtſchönen eine ſo entſchiedene und charakteriſtiſche, vielleicht oft zu ausſchließend vorherrſchende Eigenſchaft derſelben wurde. Es iſt eine bloß künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht, vorzüglich ſeit jener Zeit, ohne daß er ſelbſt die Schuld davon trüge, in der deutſchen Literatur und Denkweiſe faſt die allein herrſchende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, ſittlich nationale Beziehung oder religiöſe Geſinnung den Vorrang behaupten und das Erſte ſein ſollte.

Jene große welthiſtoriſche Erſchütterung, welche wir gewöhnlich mit dem Namen der Revolution bezeichnen, weil ſie ſich in dieſer dem Zeitalter zuerſt kund gab, hat den deutſchen Geiſt ſeitdem wohl aus ſeiner äſthetiſchen Traumwelt geweckt und auf den Ernſt des wirklichen Daſeins im Kampfe der Zeit, ſo wie auf den höheren Ernſt des ewigen Glaubens ſtrenge hingewieſen. Aber nur mühſam und anfangs trübe konnte ſich das reine Licht der wieder erwachten Erkenntniß aus dem Strudel der bewegten Zeit im revolutionären Kampf emporarbeiten und nur allmählig kann es ſich von allen Schlacken befreien, die ihm noch aus der ſchlechten Epoche anhängen. Dieſer Kampf unſrer Zeit, ſo wie er ſich in dem intellectuellen Gebieth, in der Literatur und Wiſſenſchaft, inſonderheit der Deutſchen, geſtaltet hat, iſt die letzte große Erſcheinung, mit welcher wir die ganze Reihe dieſer Betrachtungen ſofort beſchließen wollen.

Sechzehnte Vorleſung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialiſchen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik. Leſſing und Herder; vorherrſchende äſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph, Denkfreiheit und Aufklärung; Kaiſer Joſeph der Zweite. Charakter der dritten Generation, Kantiſche Philoſophie; Goethe und Schiller. Ausſicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthiſtoriſche Bedeutung der deutſchen Literatur und Begriff der jetzigen Epoche.

Die neudeutſche Literatur iſt einer noch unaufgelöſten Diſſonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht ſchwer ſein, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derſelben zu ſuchen ſei und worin ſie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufſtellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuſchenden Abwege, die neben demſelben vorbei und in die Irre führen, und die Hinderniſſe, die noch auf dem Wege, welcher der rechte iſt, ihm entgegen ſtehen! Ehe ſich an die Auflöſung des Problems denken läßt, müſſen wir das Problem ſelbſt in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit auffaſſen und kennen lernen, und müſſen allen den Fäden des noch ziemlich verſchlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, dieſen gordiſchen Knoten unſerer Literatur zu löſen.

Dazu ſind dieſe hiſtoriſchen Betrachtungen beſtimmt, welche, je naher wir der jetzigen Zeit rücken, um ſo weniger bei der Charakteriſtik des Einzelnen verweilen, um ſo mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrſchenden Geiſt der Literatur ſich beſchränken müſſen. Zu einer ganz vollſtändigen Geſchichte der neuern deutſchen Literatur würde es vielleicht noch zu früh ſein. Manches wird erſt dann ganz im rechten Lichte erſcheinen, wenn alle ſeine Folgen ſich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenſtücken, die wichtig ſein würden für die Geſchichte deutſcher Geiſtesbildung.

Die vornehmſten Dichter der erſten Generation habe ich ſchon zu ſchildern verſucht. Von den Philoſophen und andern Proſaiſten zu reden, verſchiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit ſo treu als möglich zu folgen, da die philoſophiſchen Beſtrebungen und Anſichten der beiden wichtigſten unter ihnen, Leſſings und Kants erſt etwas ſpäter in die allgemeine Denkart wirkſam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwiſchen Oeſterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beſchloſſen worden war, genoß Deutſchland auf lange Zeit einer auch für die Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar ſchien es einmahl, als würde dieſe von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutſchland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und ſeiner Kraft, wenn gleich es der wahren Urſache ſeines damahligen glücklichen Zuſtandes ſich nicht überall deutlich bewußt war.

Die erſten Stifter der deutſchen Literatur, gereinigten Sprache und Dichtkunſt, welche theils noch etwas vor Klopſtock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünſtigeren äußern Lage, die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweite Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und ernteten, was die Erſten, die Stifter geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten dieſen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder ſpäter, ungefähr in derſelben glücklichen Zeit empor blühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältniſſe nicht zu ſo allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten ſich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialiſchen Kraft prahlten, die ſie eigentlich nicht beſaſſen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genies ſelbſt, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beinahe in üblen Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um ſich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialiſcher Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieſer Epoche angehören: Männer, deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch in dem übrigen Europa ſich verbreitet hat. Die Schriftſteller dieſer zweiten Generation ſind wie im Geiſt und der ganzen Art, ſo auch in Sprache und Styl durchaus verſchieden von den vorigen. Ihre Schreibart iſt voll Seele, Feuer und Leben; ſinnreich begeiſtert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft ſehr kunſtvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die ſtrenge Ordnung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja ſogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet ſich nicht überall. Dieß gilt ſelbſt von Herder und Johannes Müller, an umfaſſender Kenntniß dem reichſten, durch mannichfaltige Uebung dem gewandteſten jener Epoche. Faſt möchte es alſo ſcheinen, als hätten die Anhänger der erſten Epoche Recht darin, wenn ſie behaupten, die Reinheit der Sprache werde, wo nicht ausſchließend, doch in einem höhern Maaße bei jenen erſten deutſchen Schriftſtellern gefunden. Doch iſt auch dieß nicht allgemein gegründet; bei einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bei Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit, wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläſſigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie es im Deutſchen nur ſein kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieſer Schriftſteller und Dichter, die ſich auf der Bahn, welche die erſten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freier bewegten, ſondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloſer Reinheit und ſchöner Vollkommenheit dargeſtellt. Die Poeſie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte ſich dieſelbe in zwei Partheien getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopſtock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Muſen und Grazien, von Liebe und Roſen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die Andern ſuchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwiſchen Felſen und Klippen zu ergreifen, oder ſie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf ſonnenbeſäeten Himmelsbahnen; und ließen ſie ſich je zur Erde herab, ſo war es in Donner, Sturm und Ungewitter, gleich der Poſaune des Weltgerichts. Zwiſchen dieſen beiden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzuſüßen, halb griechiſchen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, ſtrebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie ſuchten ihre Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als ſeien ſolch' einzelne, abgeriſſene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige, wodurch auch die Dichtkunſt am meiſten wirken, und was ſie vorzüglich leiſten ſolle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, ſuchten ſie alle ſich beſonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutſche Sprache zu übertragen. Oder ſie erweckten auch mancherlei Erinnerungen altdeutſcher Geſchichte, Kunſt und Geſangesweiſe; freilich war nicht immer noch eine genaue umfaſſende Kenntniß der altdeutſchen Geſchichte und Denkart, Sprache und Kunſtweiſe mit dieſem Streben verbunden. Es waren meiſtens nur Anklänge, deren mehrere doch an ſich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen ſehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unüberſehlichen Geſchlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterſchaaren, welche noch in unſern Tagen die altdeutſche Freiheit und ein edles Fauſtrecht wenigſtens auf der Bühne erhalten. So ſehr indeſſen dieſes Werk nicht bloß aus jugendlichem Uebermuth, ſondern wie mit Abſicht, völlig regellos, ja ſogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen ſelbſt die Geſchichte des dargeſtellten Zeitalters darin aufgefaßt ſein mag, es bleibt ein reichhaltiges dichteriſches Gemählde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken deſſelben Dichters, wo er ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunſt durch dieſe neue Richtung vielleicht zu ſehr von der hohen Idee, welche Klopſtock von ihr aufgeſtellt hatte, in das Einzelne zerſtreut und zerſplittert, zu ſehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch dieſen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausſchließend auf die Bühne hingelenkt. Denn allerdings ſcheint es, als müſſe die Bühne bei einer Nation um ſo glücklicher aufblühen und ſich entwickeln, je ſpäter dieß geſchieht. Vielleicht verdankt ſelbſt die griechiſche Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil dieſem Umſtande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Literatur und Poeſie beſonders die ernſteren Gattungen derſelben, ſchon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geiſtes- und Kunſtbildung feſt begründet ſind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutſchland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine ſolche Denkart noch nicht. Leſſings Kritik trug zufälliger Weiſe auch dazu bei, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunſtrichter, ungeachtet aller Kenntniſſe und des großen Scharfſinnes, welchen er beſaß, für die deutſche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden. Aus den ungelenken Ueberſetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderot'ſche Gattung der moraliſchen Familiengemählde, und hielt lange Zeit ſelbſt die

Proſa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darſtellung; damit um ſo eher auch die Sprache von allen Banden befreit, dem formloſen Inhalt entſprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakeſpeare's, zu welcher beſonders auch Leſſing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darſtellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrſchende.

Leſſing war als Kunſtrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu ſetzen, beſonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunſt, einem einzelnen Künſtler oder einer geſammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geiſtesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunſtentwicklung anzuweiſen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit ſo zu betrachten und zu bewundern, wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch weſentlich zu einer vollſtändigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunſt oder einer Art derſelben nach dem Ganzen ihrer Geſchichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Weſen einer Kunſt, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit ſolcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Leſſings Kritik geht mehr auf die Grundſätze als auf die Charakteriſtik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falſchen Grundſätze, als auf die Begründung der wahren. Er iſt auch in der Kritik mehr Philoſoph als Kunſtbetrachter. Die Biegſamkeit der Fantaſie fehlt ihm, mit welcher Herder ſich in die Poeſie aller Zeiten und Völker zu verſetzen weiß. In der Philoſophie der Geſchichte iſt es eben dieſer Sinn für das Poetiſche in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe ſich in ihre individuelle Denk- und Lebensweiſe zu verſetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; ſelbſt als Theologe war es die Poeſie der Hebräer, die ihn am meiſten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unſrer Literatur nennen, wegen dieſes allgemeinen Sinnes für Poeſie, dieſer Gabe, die alte Sage zu empfinden, ſich in alle Geſtalten und Hervorbringungen der Fantaſie mitempfindend zu verſetzen, die ſelbſt einen hohen Grad von Fantaſie vorausſetzt. Nur kritiſche Genauigkeit oder philoſophiſche und religiöſe Tiefe darf man von dieſem an Geiſt, Gefühl und Fantaſie reichen, aber ſeiner Naturanlage nach durchaus nur äſthetiſchen Denker nicht erwarten. Als Kenner und Deuter aller Fantaſie, hat er den Sinn für dieſe, für alte Sage und Mythologie mannichfaltig erregt: den eigentlichen Sinn der Mythologie und alten Symbolik aber wirklich zu erſchließen, und die Grundlage des Wahren, der ſich wie ein unſichtbarer Faden durch alle dieſe Bilder und Dichtungen hindurchzieht, wieder hervorzuziehen und gereinigt aus der fabelhaften Umkleidung auszuſcheiden, das iſt nur durch ein tieferes Verſtändniß der Philoſophie und der Religion möglich, ſo wie auch nur aus dem einfachen Weſen des Lichtes, das mannichfache Spiel des Farbenbildes in ſeinen Brechungen erklärt und gedeutet werden kann. Ohne dieſes leitende Licht aber führt das Studium der Sage und der Mythologie nur zu einem wiſſenſchaftlichen Fantaſieren nach unbeſtimmten Gefühlen, wozu Herder in dem hiſtoriſchen und philologiſchen Gebieth, weil er jenen höhern Standpunkt nie erreicht hat, mit ſeinem in dieſer Art einzigen Talent und kunſtfühlenden Ahnungsſinn, recht eigentlich den Grund gelegt, und den angebornen Hang des deutſchen Geiſtes dazu ungemein verſtärkt und vorzüglich zur Entwicklung gebracht hat. Wenn er in ſeiner früheren Zeit auf dem beſten Wege war, in der älteſten Offenbarung den Schlüſſel aller Philoſophie, aller Sage, Ueberlieferung und Mythologie zu finden, ſo muß man es um ſo mehr beklagen und mißbilligen, daß er ſpäterhin dieſes Licht wieder verlaſſen hat, und endlich völlig in den herrſchenden Modegeiſt einer wäſſrigen Aufklärung herabſank.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine faſt über alle Gegenſtände ſich verbreitende künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht immer mehr, ja man kann ſagen ausſchließend herrſchend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutſchen Geiſtes zur Kunſt und Poeſie veranlaßte dieß, ſondern auch die gänzliche Entfernung der meiſten hier ſich entwickelten Talente von einem öffentlichen Wirkungskreiſe, mußte dazu beitragen. Es blieb dem deutſchen Geiſte meiſtens nur die Wahl zwiſchen den zwei Wegen der innern, von dem bürgerlichen Leben mehr abgeſonderten, oder doch erſt ſpäter wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künſtleriſchen und der philoſophiſchen. Die erſte war anfangs überwiegend herrſchend, ſelbſt zum Nachtheil der letztern: indem manche Schriftſteller, weil ſie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil deſſelben, der Betrachtung der Kunſt, oder der Beſchäftigung mit ihr, und ihren Grundſätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philoſophie, die ſie beſaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieſer Seite wirkſam zu werden. Selbſt in Winkelmann iſt eine ſolche, und zwar ſehr edle Anlage ganz unverkennbar: allen ſeinen hohen Kunſtideen liegt eine platoniſche Begeiſterung zum Grunde, die er an der Quelle geſchöpft hatte und die herrſchende Denkart bei ihm war. Unter allen Arten der Philoſophie ſtimmt dieſe wohl am meiſten mit der Kunſtbetrachtung überein: doch iſt dieſer Platonismus ſo ſtark in ihm, daß er ihn nicht ſelten über alle Kunſtbetrachtung hinausführt. Beſonders in den ſpätern Schriften nimmt dieſer philoſophiſche Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutſche Philoſophie geweſen wäre, wenn ſie mit einem ſolchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte ſein können.

Leſſing legte, da ſein Geiſt die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquariſchen Unterſuchungen, Theater und Kunſtkritik, denen er ſein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bei Seite. Die philoſophiſche Erforſchung der Wahrheit ward das Ziel aller ſeiner ſpätern Beſtrebungen, denen er ſich mit einem Ernſt, einer Begeiſterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geſchäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, ſcheint er oft mehr nur wie zum Spiel ſich ſeiner genialiſchen Kraft zu überlaſſen, beſonders gegen ſchwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache ſelbſt, und aus eigner Wahl ſo ernſt geweſen wäre. Wie ſehr es ſeiner Natur auch ein Bedürfniß geweſen ſein mochte, ſich in den mannichfaltigſten Kunſt- und Geiſteswegen zu üben, ſein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philoſophie. Nur daß er darin zu weit über ſeinem Zeitalter ſtand, um allgemein verſtanden zu werden; was um ſo ſchwerer war, da ſeine Philoſophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es alſo bei ſeiner ganz unſyſtematiſchen Art ſich mitzutheilen bloß bei gelegentlichen und indirecten Aeußerungen und hingeworfenen Zügen und Umriſſen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philoſophen der ältern Schule hatte Sulzer nach damahls herrſchender Art ſein Denken und Forſchen vorzüglich der Kunſt gewidmet; Mendelsſohn geſucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philoſophiſch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitziſchen Schule, aber doch in Rückſicht ſeiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete ſich beſonders der Moralphiloſophie der Engländer und der Alten; der Erfolg bewies nur, daß eine ſolche bloß auf das Wahrſcheinliche und Annehmliche gegründete und gebildete Moral und Philoſophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß deſſen, was denn eigentlich an ſich wahr und gewiß iſt, dem deutſchen Geiſte nicht genug thun könne. Wielands philoſophiſche Romane trugen dazu bei, unter einem ſokratiſchen Gewande, beſonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikuriſch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigſtens war dieſe etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine paſſende Vorbereitung für die ſchweren und erſchütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorſtanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgeſondert von den übrigen ging Lavater ſeinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit ſeiner Phyſiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erſte weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verſpottet. Sein philoſophiſcher Tiefſinn iſt faſt gar nicht anerkannt und verſtanden worden; er konnte ihn freilich auch nur in einzelnen Aeußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil ſein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphiloſophie ſo ganz entfernt war. Er iſt aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich diejenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlornen Wahrheit unermüdet nachgingen, nach Hamann und nebſt Leſſing der vortrefflichſten und der merkwürdigſten einer.

Dieſe drei einſamen Denker bilden einen von dem Streit der herrſchenden Secten und den Modeformeln der Schule ganz abgeſonderten Kreis und eignen Cyklus des angehenden höheren Nachdenkens für ſich, in deſſen Gange man wohl die erſten, noch wenig entwickelten Keime einer chriſtlichen Philoſophie gewahr wird. Hamann ſtellte das Wort der älteſten Offenbarung, wie ein noch unverſtandenes Räthſel hin; eine Stimme, die wenig beachtet ward in der Wüſte der allgemeinen Aufklärung. Lavater faßte in ſeinem tiefen Gemüthe die Geheimniſſe des Chriſtenthums zugleich als Lichtpunkte der ideellen Erkenntniß auf. Der dritte, welchen wir dieſen unbewußten deutſchen Spiritualiſten und chriſtlichen Originaldenkern beizählen können, war Leſſing, deſſen klarer Geiſt bis zu den eigentlichen entſcheidenden Wendepunkten der Offenbarung und Erkenntniß, ſo wie auch beſonders der Ueberlieferung und der Denkfreiheit durchdrang.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich ſchrieb, iſt von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber iſt jener ausführliche Angriff desſelben auf die geoffenbarte Religion in ſeinen Folgen geworden; welchen Leſſing, eben weil er mit Ernſt in die Unterſuchung, und auch in das Hiſtoriſche, wenigſtens mit dem Willen gründlich zu ſein, einging, glaubte bekannt machen zu müſſen: in der Ueberzeugung, es ſei die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verſchweigen, ſondern hervorzuziehen, damit ſie deſto beſſer beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Leſſings Philoſophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philoſophie noch von Descartes und Locke her befangen war, und ſich unnütz abarbeitete, hatten kein Intereſſe für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menſchengeſchlechts und in den Freimaurergeſprächen, wie in allen ſeinen philoſophiſchen Streitſchriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenſtände der höhern Philoſophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern faſt ganz aus ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philoſophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachſen. Leibnitz war unter den Naheſtehenden faſt der Einzige, der ihn noch berührte, und er ſah ihn in einem weiten Abſtande von ſeinen damahligen Nachfolgern. Um ſo mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoza damit verband. Wenn jede Metaphyſik ſeicht zu nennen iſt, welche dieſen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, ſondern ihn umgehen und ignoriren möchte, ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß Leſſing auf ſeine Art tiefer, wenn gleich nicht ſo ſyſtematiſch als Kant in das Innere der Philoſophie eingedrungen iſt. Wäre ſein Leben nicht ſo frühzeitig geendet, wäre er überhaupt ſparſamer mit ſeiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derſelben geweſen, ſo würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt ſein. Die deutſche Philoſophie würde ſich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Leſſings freier und kühner Geiſt dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geſchah. Leſſing äußerte ſeine eigentlichen philoſophiſchen Gedanken faſt gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf, als eine allen Ausdruck überſteigende Paradoxie. Ein Spinoziſt aber, wie man nach Leſſings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in ſo fern ein Denker ſich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande iſt, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Uebergang zur Wahrheit werden ſoll. Der entſcheidende Beweis dafür iſt, daß Leſſing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen beſondern Lieblingsmeinungen ſcheint dieſe beſonders tief bei ihm gewurzelt zu haben. Dieſe Meinung aber iſt mit Spinoza's Syſtem ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine perſönliche Fortdauer derſelben nach dieſem Syſtem Statt findet. Vielmehr ſcheint aus dieſem Umſtande deutlich hervorzugehen, daß Leſſing überhaupt zu der ältern orientaliſchen Philoſophie ſich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß alſo denen faſt Recht geben, welche glauben, daß man ſich vor der Schwärmerei gar nicht ſorgfältig und ängſtlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all ſein Wiſſen, noch Leſſingen ſein heller Verſtand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen

Leuten für Schwärmerei gilt, ſo muß es auf einer gewiſſen Höhe ſchwer ſein, es zu vermeiden.

Doch von dieſer heimlichen Schwärmerei des geiſtvollen Forſchers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Deſto mächtiger und allgemeiner wirkten ſeine Zweifel und das Beiſpiel ſeiner Kühnheit; und ſo arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er ſo entſchieden abgeneigt war, und die er ſo oft bekämpft hatte. Leſſing hat in einem gewiſſen Sinne das beſchloſſen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutſchen Proteſtantismus als kritiſcher Forſcher bis zu Ende durchgeführt, und dadurch zu jener noch gegenwärtig obwaltenden Kriſis gebracht; wie Fichte in der neuern Epoche von einer andern Seite, als wiſſenſchaftlicher Selbſtdenker nach dem proteſtantiſchen Princip der Freiheit, oder als unbedingter Idealiſt und vollendeter Proteſtant jenen Gipfel erreicht hat, der auf dieſem Wege nun nicht weiter überſchritten werden konnte, von welchem aus daher auch ein neuer Umſchwung des Geiſtes in entgegengeſetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem ſelbſtgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens, zur Erkenntniß der Offenbarung oder des göttlichen Poſitiven ganz natürlich eintrat, obgleich unter ſtetem Widerſtreit, und vielerlei täuſchenden Ueberbleibſeln des alten Irrthums, und mit häufigem Rückfall in denſelben. Als beſtimmtes Syſtem und geſchloſſene Parthei konnte der Proteſtantismus in Deutſchland, bei dieſer unbedingten Denkfreiheit, und nach der von Leſſing herbeigeführten Kriſis, wie es ſich bald kund gab, nicht länger beſtehen, weder in der Religion noch in der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft hat ſich, ſeit Fichte den Proteſtantismus in derſelben oder die freie Selbſtdenkerei bis auf den höchſten Gipfel des Idealismus geſteigert hatte, und dieſes Wageſtück den Geiſt unbefriedigt ließ, wieder mehr und mehr dem Gegebnen und Poſitiven der Natur, Geſchichte und Offenbarung zugewandt, obwohl mehrentheils noch in trüber Miſchung und Beimiſchung mannichfaltigen Irrthums. Im Glauben aber iſt ſeit jener von Leſſing herbeigeführten Kriſis das unbeſtimmte, innere Chriſtenthum und eine durchaus bloß individuelle Gefühls-Religion bei den fromm geſinnten Proteſtanten an die Stelle des alten nicht mehr recht haltbaren Syſtems getreten. Leſſingen ſelbſt hatte die hohe Kühnheit ſeines Forſchergeiſtes zurückgeführt zum Glauben an die älteſte Philoſophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer geſetzlichen Kraft in der Kirche.

Zunächſt hatte alſo Leſſing in dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland unſtreitig eine auflöſende Wirkung. Ob dieſe gänzliche Auflöſung der bis dahin geltenden Denkart und des proteſtantiſchen Glaubens vielleicht ſpäterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerſtört werden ſollten, um ein deſto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derſelben, eine Rückkehr zu ihr, auf Ueberzeugung und eigenes Gefühl gegründet, herbei zu führen, das iſt eine andere Frage, über welche erſt die Zukunft entſcheiden kann und hoffentlich bejahend entſcheiden wird. Die nächſten Wirkungen waren von ſehr gemiſchter Natur. Die aufgeſtellte und anerkannte Denkfreiheit ward weniger zum Aufbauen, zu wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und Unterſuchungen als zum Zerſtören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einſchmeichelnden Namen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Loſung. Dieß geſchah auch unſtreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entſcheidung geſtatten. Für die höhern Angelegenheiten und Ueberzeugungen fehlte es ganz an einem feſten Maaßſtabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterſcheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Loſungsworte getrieben, wie verſchiedene Dinge darunter bezweckt und verſtanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man ſich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreiheit und Aufklärung bei dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philoſophen Leſſing, und welch einen ganz andern, etwa bei Baſedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders denkenden ſelbſt oft ſehr unduldſam waren, iſt ſchon erinnert worden. Doch das iſt wohl mehr für eine ſich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des ſo leicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathenden menſchlichen Geiſtes zu halten, als gerade jenen ausſchließend zum Vorwurf zu machen. Traten ſelbſt Zweifelſucht, Unglauben und entſchiedene

Abneigung gegen die Religion in Deutſchland ungleich beſcheidener und weniger kühn auf als in Frankreich, oder bei einzelnen Individuen in England, ſo trug eben dieſe gemäßigte, der Vernunft ſchmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht ſo geradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bei, die Denkart ſelbſt deſto ſchneller und allgemeiner zu verbreiten. Unter den Schriftſtellern, welche nicht mit dem Strome der öffentlichen Meinung gingen, ſondern als chriſtliche Denker im Stillen gewirkt haben, ſind aus jener älteren Epoche vorzüglich Jung, Stilling und Stark bemerkenswerth; von denen der erſte auf dem Wege des innern Chriſtenthums unter den Proteſtanten vielfältig einen tieferen religiöſen Sinn und auch im Einzelnen freiere Anſichten erweckt, der andere aber in ſeinen Schriften ſeine Ueberzeugung für den katholiſchen Glauben in voller Klarheit ausgeſprochen hat. Gern reihen wir dieſen beiden geiſtbegabten Männern noch den liebenswürdigen Claudius an, der in dem heitern Gewande kindlicher Volksſchriften, was er von den Geheimniſſen des Chriſtenthums mit tiefem Sinn erkannt hatte, ſo klar in die Gemüther zu bringen wußte.

Wir wenden jetzt noch einen Blick auf die äußern Verhältniſſe der intellectuellen Entwicklung in jener Epoche. Auch die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlſtand von Deutſchland war ſo wie der Entwicklung der allgemeinen Geiſtesbildung, ſo auch der Verbreitung einer neuen Denkart ſehr günſtig. Ungeachtet die Wiſſenſchaften und Künſte ſich nicht überall einer poſitiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, ſo mußte doch das Selbſtgefühl überhaupt ſchon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutſchland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derſelben mehr wahrhaft große Regenten beſaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Thereſia, waren auf verſchiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiſer Joſeph dem mütterlichen Throne zur Seite entgegen. Er entſprach dieſen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rückſicht der deutſchen Kunſt- und Geiſtesbildung ſchlug die Hoffnung des patriotiſchen Klopſtock abermahls fehl. Als Beherrſcher ſo vieler und großer nichtdeutſcher

Länder wäre Kaiſer Joſeph vielleicht mehr berufen geweſen, ein großes wiſſenſchaftliches Inſtitut für ganz Europa, als für Deutſchland insbeſondere zu ſtiften. Dieſes zu thun, wäre gewiß ſelbſt dem Intereſſe ſeines Staats angemeſſen, und würde beſonders auch für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von ſehr entſcheidendem Einfluß geweſen ſein. Es unterblieb, oder geſchah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geſchehen können, weil der Kaiſer vorzüglich nur die praktiſche Seite der Wiſſenſchaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung gegen dieſelbe, daß er vielmehr einige praktiſche Theorien damahliger Zeit im Fache der Geſetzgebung, Juſtiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meiſtens nur als Hypotheſen noch erkannt werden und ein Intereſſe haben, weit über ihren wahren Werth ſchätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktiſche Anſicht der Wiſſenſchaft auch ſein mag, ſo darf doch das Beiſpiel dieſes ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtſchnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt iſt, daß der Geiſt und die Geiſtesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig iſt, als die phyſiſche Macht und der äußere Ruhm und Glanz, ſo muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben ſcheint, ſchon an und für ſich als äußerſt wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neuen deutſchen Literatur, deren Charakter von den vorhergehenden ſehr auffallend verſchieden iſt. Den allgemeinen Charakter dieſer verſchiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutſchen Literatur ſich deutlich vor Augen zu ſtellen, das iſt das ſicherſte Mittel, manche ſonſt ſtörende Widerſprüche zu löſen, und manche ſtreitende Meinungen in Uebereinſtimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverſtändniſſen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer weſentlichen Grundverſchiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrſchende Geiſt derjenigen Epoche, in welche die erſte Entwicklungs-

und Bildungszeit eines Schriftſtellers fällt, beſtimmt oftmahls den Charakter deſſelben, und behält in jedem Fall einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrſchende Zeitgeiſt haben hier allerdings auch auf die deutſche Literatur einen ſehr merklichen und entſcheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftſteller, ſondern auch auf das Publikum. Früherhin beſtand das Publikum der deutſchen Dichter und Schriftſteller faſt nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunſtfreunden und zerſtreuten Dilettanten. So war es, wie Klopſtock und ſeine Zeitgenoſſen anfingen, und nur langſam war dieß kleine Häuflein deutſcher Kunſtfreunde angewachſen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Leſen außerordentlich zu, von dem politiſchen Gebiete verbreitete es ſich bald auch über das philoſophiſche, und jedes andre literariſche. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden iſt, welchen ſchädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und ſelbſt wenn man lebhafter als ſonſt Parthei nahm, war es ein Gewinn für den Geiſt, der ſich oft im Kampf am beſten entwickelt. Sollte ich dieſe Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverſtanden zu werden, ſo würde ich ſie die revolutionaire nennen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſolches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutſchen Schriftſtellern zum Ruhme nachgeſagt werden, daß wenigſtens die erſten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratiſchen Schwindel der erſten Revolutionsjahre ganz frei und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur den einzigen Forſter zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch ſich ſelbſt getäuſcht, in dieſem Strudel für die Welt und für die Literatur verloren ging. Wenn einige der Beſſern nicht ganz frei blieben von den trügeriſchen Hoffnungen jener Zeit, ſo ward ihre Redlichkeit bald inne, daß ſie getäuſcht waren, und ſie erſetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung alſo vielmehr in dem Sinne, wie man treffend geſagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geſchrieben. Dieß iſt ſo zu verſtehen, daß er darum die Erſchütterungen des Zeitalters mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorſtehenden Kampfs, und ergriffen davon, ſelbſt in einen Zuſtand des Kampfs und der innern Erſchütterung gerieth. Dieſer Zuſtand des äußern nicht bloß, ſondern noch vielmehr des innern Kampfs iſt, was ich als das Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der Dichter und Schriftſteller dieſer dritten Generation betrachte. Ich darf, um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftſteller und Dichter dieſer Generation nennen, deſſen reiche Laufbahn ſchon vollendet vor uns liegt. Wir ſehen Schillern in ſeinen erſten leidenſchaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltſamſten Zuſtand eines ſolchen innern Kampfs; wir ſehen ihn ſogar erfüllt von jenen ſchwärmeriſchen Hoffnungen, von jener kühnen Oppoſition gegen alles Beſtehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen ſeiner Jugendgedichte ſprechen ſich die leidenſchaftlichſten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bei ſolchem hohen Ernſt und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiſte nicht ſowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein ſo tief erſchütterndes Bedürfniß und ein ſo mächtiger Drang nach Wahrheit in einer ſtarken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltſame Uebergänge ſehen wir ſpäter in Schillers weiter Laufbahn; welchen ſteten Kampf mit ſich und der Welt, mit der Philoſophie des Zeitalters und mit ſeiner eignen Kunſt! Raſtlos in ſich und unruhig umhergeſchleudert, ſehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erſchütterung des Zeitalters ganz ergriffen und ſie mitempfindend. Dieſes iſt es, was ich unter jenem Beiwort verſtanden wünſchte, und was ich im größern oder geringern Maaße bei allen ausgezeichneten Schriftſtellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialiſchen Schriftſteller der zweiten Generation lebten in einer uns faſt ſonderbar erſcheinenden Sorgloſigkeit, da wir jetzt gewohnt ſind, ſelbſt die erſten Symptome der herannahenden Gefahren und Erſchütterungen ſchon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten nicht nur, ſondern ſogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur ſich und ihrer Kunſt lebend, und ſich ihrer genialiſchen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, deſſen Geiſt ganz auf dieſe Gegenſtände gerichtet, von der einſamen Höhe ſeiner Alpen freilich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte Wohnenden. Statt jener künſtleriſchen, glücklichen Sorgloſigkeit ſehen wir die Schriftſteller der ſpätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; ſich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigſten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weiſe ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders iſt der bekannteſte, unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters, dieſem ſo zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die ſchwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen, und ſich derſelben ganz zu bemeiſtern wußte? Ein Schriftſteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenſtehende Extrem von dieſer Benutzung der ſchwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter Philoſoph dar, der in ſeinem eignen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu ſetzen und das Zeitalter völlig umzuſchaffen. Will man noch ein anderes Beiſpiel von einem Verhältniß des Schriftſtellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwiſchen jener Schmeichelei gegen die Schwächen deſſelben und dieſem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu geſtalten und auf den Kopf ſtellen zu wollen, ſo erinnere man ſich an jenen humoriſtiſchen Lieblingsſchriftſteller der Nation, der es eben dadurch iſt, daß er den ganzen Reichthum eines ſo verwickelten Zeitalters, alle Diſſonanzen und Anklänge deſſelben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer ſo diſſonanzvollen, gemiſchten, buntſcheckigen Schreibart zum Vorſchein bringt, wie das Zeitalter ſelbſt bei ſeinem Reichthum in ſeiner chaotiſchen Beſchaffenheit ſich darſtellt.

Die Fehler, welche den in die geiſtige Revolution mit eingreifenden Schriftſtellern, ſchon als ſolchen eigen ſind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die ſo energiſch in Kunſt und Wiſſenſchaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andere, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit beſtanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, dieſe ihre Geiſteskraft und ein weſentliches Verdienſt nicht abgeſprochen und verkannt werden.

Andre wandten ſich weg von dem unmittelbaren Anblick dieſes chaotiſchen Zuſtandes der jetzigen Menſchheit, ſich in das Gebieth der Fantaſie flüchtend, und in ihren Spielen ſich ergötzend, oder ſich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zuſtande des Menſchen ganz getrennten Betrachtung und Wiſſenſchaft derſelben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeiſterung das Große der vergangenen Zeiten, ſich ganz in ſie verſenkend und da die Auflöſung hoffend für das Räthſel der unſrigen. Viele der Edelſten wandten ſich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wiſſenſchaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter faſt fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Chriſtenthum. Es hat auch auf dieſem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverſtändniſſen; am meiſten aber gebricht es noch an dem nöthigen Muth und an der Entſchiedenheit des Charakters um die im Innern ſchon erkannte Wahrheit nun auch durch die That zu ergreifen und im Leben offen zu bekennen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns ſelbſt fehlte, nur auf dieſem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand von den beſſer Geſinnten noch in Abrede ſein. Die Eintracht aber zwiſchen denen, welche den Glauben wiedergefunden haben, und das Chriſtenthum erkennen und lieben unter den Proteſtanten, oder die es ſuchen und ſich ihm annähern unter den Philoſophen, mit denen, welche dabei vor allem an dem katholiſchen Mittelpunkt feſt halten, der jene Beſtrebungen erſt ſicher begründet, und zur vollen Klarheit hindurchführt, wird ſich auf höherem Wege immer ſichtbarer entwickeln; indem jedes Große, was Epoche macht, in dem Laufe der Zeiten, nur durch ein gleichmäßiges Hervorbrechen vieler individuellen Kräfte ſich entfaltet.

Weiter läßt ſich das Gemählde nicht wohl fortführen, da es ſchwer iſt, eine Zeit zu ſchildern, der man ſelbſt angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiethe der menſchlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geiſtigen, ſo wird, je mehr der Kampf ſich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder ſollte auch ein Theil an und für ſich entſchieden Unrecht haben, ſo wird doch wahrſcheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgeſehen davon und für ſich ſelbſt, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts ſchuldig ſein. Dieß bringt der allgemeine chaotiſche Zuſtand ſo mit ſich. Sieht man aber auf die Kunſt und die Entfaltung des Geiſtes in ſeinen Werken, ſo gehen wohl aus dem höchſten innern Kampf plötzlich die vortrefflichſten Werke hervor, oft aber auch ſind es nur Geburten eben dieſes innern Kampfes. Man erinnere ſich an den weiten Abſtand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenſtein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen iſt harmoniſche Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geiſtigen Kampfes, ſo lange er noch dauert; wohl aber iſt er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln geeignet. Dieſer Ideenreichthum iſt der eigentlich unterſcheidende Vorzug der geſchilderten dritten Epoche der deutſchen Literatur, der auch von den andern Nationen ſchon am meiſten anerkannt wird. Doch würden ſich allerdings auch aus dieſer Zeit einzelne Werke anführen laſſen, die als ſolche nicht bloß künſtlich vollendet, ſondern von harmoniſchem Gefühl beſeelt, und auch in der Sprache ſchön ſind. Im Ganzen aber iſt der fragmentariſche Ideenreichthum vorwaltend in unſerer Epoche; die harmoniſche Vollendung bildet die ſelteneren Ausnahmen.

Wie ſehr man nun auch der Meinung ſein mag, daß über dieſen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unſerer Literatur eine Art von Amneſtie ausgeſprochen werden müſſe, deren alle Partheien bedürfen; wie ſehr man in Rückſicht der Kunſt, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichſten Dichtern der erſten und der zweiten Generation den Vorzug geben mag: in Rückſicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieſer Zeitraum ſehr merkwürdig, und weſſen Bildung und Entwicklung in dieſe Zeit von 1788 — 1802 fiel, der wird ſie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältniſſe nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauſchen wollen.

Am entſchiedenſten wirkte in dieſer Zeit die Kantiſche Philoſophie. Daß dieſelbe für die Denkart, und für den Glauben ſchädlich geweſen ſei, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieſer war ohnehin ſchon von andern Seiten her in ſeinem innerſten Grunde erſchüttert. Wurden ja bei einigen die Zweifel vermehrt, oder erſt rege gemacht, ſo führten dieſe Zweifel von der ernſten und tiefen Art ihre Heilung ſchon ſelbſt mit ſich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des ſogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlaſſungen in der Kantiſchen Philoſophie zerſtreut, von wo aus ein ernſtlich Suchender auf eine oder die andere Art die höhere Ueberzeugung, wenn er ſie verloren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch ſich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch ſelbſt in Deutſchland die Philoſophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten; ſo wird man finden, daß die Kantiſche Philoſophie in dieſer Hinſicht eher wohlthätig gewirkt, wenigſtens einigen als Uebergang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erſter Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freilich war es, daß die Kantiſche Philoſophie ſo bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, ſo wie auch die Barbarei in der Sprache. Kants eigener Styl hat ſtellenweiſe ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philoſophiſchen Scharfſinn auch Geiſt und Witz. Aber im Ganzen, und beſonders im Periodenbau, trägt ſeine Schreibart überall die Spuren ſeines mühſelig nach der Wahrheit ringenden, zwiſchen Zweifeln umherſchwankenden Geiſtes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat ſich jene Barbarei und philoſophiſche Chiffernſprache größtentheils wieder ganz verloren; nur bei wenigen unter den ausgezeichneten Schriftſtellern werden aus Vernachläſſigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philoſophiſche Schriften der ſpätern Zeit ließen ſich anführen, die in der Sprache tadelfrei ſind.

In Kant's Philoſophie finden ſich noch viele von den Mängeln ſeiner Vorgänger im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben ſo todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitziſchen, beginnt er, ſchlägt ſich dann immer zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie faſt alle Philoſophen ſeit Descartes, und giebt ſich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil dieſe aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufſchluß geben kann, ſo baut er, auf eine Art, die der Weiſe der engländiſchen Philoſophen nicht unähnlich iſt, nun aus den Bruchſtücken der zerſtörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zuſammen, der aber noch allzuviel von der Art eben dieſer erſt von ihm ſelbſt ſo gewaltig angegriffenen Vernunft mit ſich führt, um an ſich ſelbſt recht glauben zu können; daher er dann auch bei andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kant's Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktiſche Vernunft in dieſem Gebiethe haben ſoll, vorzüglich entwickelt; beweiſ't aber in einem noch höhern Maaße, als das Beiſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird: nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieſer ſtarren, Kantiſchen Sittenlehre iſt man bald zurückgekommen.

Das Größte, was Kant geleiſtet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in ſich ſelbſt ſtreitend und an und für ſich leer und ohne Inhalt, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiethe derſelben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch ſie zu erreichen, alſo nicht möglich ſei. Statt aber nun anzuerkennen, daß dieſe nur durch innere Wahrnehmung und göttliche Offenbarung erlangt werde, daß die höhere Philoſophie eine Erfahrungswiſſenſchaft ſei, ſtatt der Vernunft auch hier im Gebiethe der überſinnlichen Erfahrung dieſelbe zweite, ordnende und dienende Stelle anzuweiſen, ſtellte er ſtatt deſſen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anſtehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er ſich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung und des erleuchteten Glaubens durch den Geiſt der Kritik, mittelſt einer, wie im Gebiethe der Erfahrung den gegebnen Thatſachen derſelben, ſo auch hier dem Lichte der Offenbarung dienenden Vernunft zur wiſſenſchaftlichen Bahn geebnet, ſo hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Phyſik, daſſelbe für die Philoſophie werden können, um ſie ſtatt der eitlen Wortſtreitigkeiten zu einer ſichern, lebendigen Erfahrungswiſſenſchaft zu erheben, oder, vielmehr wieder herzuſtellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Ueberſinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In dieſem todten und verkehrten Denken war er ganz befangen und verwickelt, und ſo blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünſtelten Glaubens; weil er zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig ſchwankend, zu keiner Wahl und Entſcheidung kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder Alles aus dem eigenen Ich herleitend, oder eben ſo entſchieden die äußere Welt und unendliche Natur-Kraft ergreifend. Die angebliche reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerſtören wollen, erſtand alſo unter einer doppelten Geſtalt wieder auf, als Kunſtwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwiſſenſchaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelaſſen, ſondern auch in der Aufdeckung des innern Widerſtreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrſchaft bekämpften Vernunft, nicht auf den letzten Grund und bis zu dem erſten Urſprung des Uebels gekommen war. Wenn ſich Jakobi nun gegen den leeren Vernunftglauben eben ſo entſchieden erklärte, als gegen die abſolute Naturvergötterung, welche jedoch den beſſern Naturphiloſophen mit Recht nicht beigemeſſen werden darf, ſo muß man ihm darin vollkommen beiſtimmen. Indeſſen aber bleibt ſeine innere Offenbarung des Gewiſſens oder des ſittlichen Gefühls ohne feſten und klaren Glauben, da er nie zu dem göttlichen Poſitiven des Chriſtenthums hat durchdringen können oder wollen, eben ſo ungenügend; und es bildet dieſer ſkeptiſche Zuſtand des individuellen Gefühls, des ſchwankenden Willens und an ſich ſelbſt ungewiſſen Gewiſſens nur den Gegenſatz und die andere Hälfte zu Kants ſkeptiſcher Verſtandesanſicht, ohne eine beſſere Auflöſung zu gewähren. Dieſe beiden Theorien des Zweifels und Nichtwiſſens bilden zuſammen mit dem Syſtem der ideellen Vernunft von Fichte und des dynamiſchen Spiels mit dem abſoluten Sein, oder dem wiſſenſchaftlichen Fantaſieren der gewöhnlichen, nicht durch chriſtliche Offenbarung erleuchteten Naturphiloſophie, einen vollſtändigen Cyklus jenes vierfachen Scheins, welcher je nach den vier Elementarkräften desſelben, aus dem todten, abſtracten Bewußtſein hervorgeht, und ſich nach Zeit und Umſtänden in den mannichfachſten Formen immer neu und anders geſtaltet, obwohl im Weſentlichen und Innern der Anſicht, der Irrthum immer der nähmliche und der alte bleibt.

Alle dieſe Hauptformen des Irrthums, welche aus der Kantiſchen Philoſophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutſchen Philoſophie ausführlich darzuſtellen, liegt außer den Gränzen dieſes Entwurfes. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen ſtellt, können eher mit aufgenommen werden in das geſchichtliche Gemählde der neueſten Zeit. Nicht ſo die Philoſophen, deren Denkart ſich ſtets anders entwickelt, deren Syſtem noch im Werden begriffen iſt. Ich will hier alſo nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bei einem ſo tiefen Forſchen, als ſeit Kant in Deutſchland rege geworden, bei einer ſolchen Kenntniß der ältern Philoſophie, wozu wir wenigſtens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollſtändiger und beſſer als andere Nationen beſitzen, von jedem Irrthum der Uebergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben ſind; dieß findet bei ſpekulativen Irrthümern um ſo leichter Statt, je mehr dieſelben entſchieden und vollendet auftreten. Nachdem nun das ganze Syſtem der weſentlichen Irrthümer, nach allen vier Seiten des falſchen und zerſplitterten Bewußtſeins durch die genannten großen Talente vollſtändig und erſchöpfend ausgeführt da ſtand, und in gegenſeitiger Zerſtörung über ſich ſelbſt das Gericht ergehen ließ: ſo war wenigſtens freier Raum gewonnen und wohl in der langen, alten Irrung ſelbſt ein hinreichender Anlaß zum Anfang eines andern und lebendigen Denkens, um Gott und die göttlichen Dinge im Geiſt und in der Wahrheit zu erkennen. Eine ſolche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen ſchon ganz entſchieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beiſpiel anführen, was ſtatt vieler gelten kann, ſo würde ich meinen verewigten Freund Hardenberg oder Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerſt betreten, und zur feſten Bahn auch für andere geebnet hätte, ſondern weil ſeine hinterlaſſenen Gedanken, Bruchſtücke und Dichtungen des guten Samens ſo vielen enthalten, und verſchwenderiſch nach den verſchiedenſten Richtungen umherſtreuen, die doch alle hinführen zu dem Einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde und mit der ſchönſten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit ſeines Glaubens entfaltet, die nicht bloß ſeinem Herzen Beruhigung, ſondern auch ſeinem Geiſte und ſeinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Es ſind noch manche ehrenwerthe Männer von ausgezeichneten Talenten in gleicher Weiſe, als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geiſtesfülle auf dem Wege der Philoſophie beſitzt wie Hardenberg, oder eine ſolche Feſtigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion, mit dieſer Gabe der würdevollen Darſtellung, wie Stollberg. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit faſt überall gefunden, und es läßt ſich mit Grund hoffen, die Rückkehr werde ganz allgemein Statt finden, und die deutſche Philoſophie eine Geſtalt gewinnen, wo man ſie nicht mehr als eine Zerſtörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, ſondern ſie als eine Vertheidigerin und Dollmetſcherin derſelben wird betrachten dürfen. Es iſt ein vergebliches Bemühen, die Secte der Kantianer, in neuer Geſtalt wieder hervor rufen zu wollen; die Zeit des leeren Formelweſens iſt vorüber. Fichte und Jakobi haben immer nur einzelne Anhänger gezählt und konnten der Natur ihres Syſtems nach, nie eine eigentliche Secte bilden; das eine oder das andere in erneuter Form noch feſthalten zu wollen, würde eben ſo vergeblich ſein. Als vorübergehende Irrthümer ſind ſie verſchwunden oder haben den einzelnen Höherſtrebenden nur als Stufe und Uebergang in der Aufſuchung der Wahrheit gedient. Auch unter den Naturphiloſophen geht jeder ſchon mehrentheils ſeine eignen Wege, ſo daß ſie kaum noch als Secte zählen können; das leere Formelſpiel mit dem Abſoluten verliert ſich allmählig vor der Fülle des Poſitiven, ſo wie dieſes aus den Geheimniſſen der Natur und aus den Tiefen der Offenbarung immer lichter hervortritt. Die Anerkenntniß der letzteren und das Verſtändniß des Chriſtenthums wird immer allgemeiner vorherrſchendes Bedürfniß, ſo daß es bei mehreren nur noch weniger Schritte bedarf, um alle trüben Beimiſchungen aus dem früheren Syſtem vollends abzuwerfen. Man unterſcheide nur jederzeit die Perſon von der Sache und die immer verworrene Menge von den einzelnen Höheren, und das Außenwerk des Syſtems von den einzelnen Lichtblicken im Geiſte der Letzteren. Vor allen aber hüte man ſich, wenn auch die deutſche Philoſophie zum Theil noch in weſentlichen Irrthümern befangen ſein ſollte, deßhalb auf die Philoſophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falſche Philoſophie kann nur durch die wahre aufgehoben und erſetzt werden. Dieſe muß alſo nothwendig mitwirken zu der Wiederherſtellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters. Sie alle, welche ſich dem Zeugniß der Wahrheit, ſei es im katholiſchen Glauben, oder in der chriſtlichen Philoſophie oder in beiden, gewidmet haben, ſind nur einzelne Atome einer höhern Zukunft. Aber wer könnte es noch länger verkennen wollen, daß die große Wiedervereinigung zuerſt im Glauben ſelbſt, und dann auch die andere nicht minder wichtige, des Wiſſens und des Glaubens, eben da Statt finden und vollzogen werden ſoll, und wird, wo der Zwieſpalt angefangen hat?

Ich wende mich zurück zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beſchränkend. Erſt in dem jetzigen ſpätern

Zeitraume wurden Goethe's reiſere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andere fallen auch ihrer Entſtehung nach in dieſe Zeit. Die vorzüglichſten derſelben werden jetzt an poetiſcher Kunſt und ſchöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichſte anerkannt, was wir in unſerer Sprache beſitzen. Die genialiſche Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, beſitzt dieſer Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte ſein Beiſpiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen verſucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an ſolche ganz moderne Gegenſtände ſo viel Kunſt verſchwendet hat. Deſto eher kann man aber darüber urtheilen, welche Wahl die glücklichere geweſen, wenn man dieſe künſtlichen Werke moderner Darſtellung mit der Poeſie ſeiner ältern Gedichte zuſammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachſtehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetiſche Darſtellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen ſich verbreiten! Oder iſt es erlaubt, Werke von verſchiedener äußerer Art, bei ähnlichem Inhalt zuſammenzuſtellen, ſo vergleiche man mit der Darſtellung von der Verwicklung der Leidenſchaften in den höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die Wahlverwandtſchaften mit dem Taſſo. Oder ſieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zu der äußern Welt, wie im Fauſt der in ſeinen Ideen lebende Geiſt in ſeinem innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Sieht man aber auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß die genannten Werke, Fauſt, Iphigenia, Egmont, Taſſo, bei der Nachwelt den Ruhm dieſes großen Dichters als ſolchen am meiſten erheben werden, nebſt den ſchönſten ſeiner Lieder: denn in dieſen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. Willig folgen wir, ſo oft ſein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magiſchen Kreis, unwiderſtehlich fortgezogen in ſeine Zauberſphäre; während wir in ſeinem Proſa-

Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken.

Manche zweifeln, ob er an und für ſich zum dramatiſchen Dichter eigentlich beſtimmt und geboren ſei; oder ob nicht die Ruhe ſeiner mahleriſchen Darſtellung, ſelbſt in ſolchen Stücken, die wie Egmont am meiſten für die Bühne geeignet ſind, mehr zum Epiſchen ſich neige. Die Verſuche in dieſer Gattung ſelbſt, oder in ſolchen, die ſich ihr nähern, ſprechen nicht ganz dafür. Denn faſt ſcheint es, daß er weder einen wahrhaft epiſchen Stoff, der ihm als ſolcher ganz Genüge leiſtete, noch eine Form wie ſie die rechte geweſen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen, als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit den Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakespeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannichfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, konnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Uebermuth und die Ironie bei dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund giebt, redlicher und ernſtlicher gemeint iſt, als bei dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichter oft unter all der mannichfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle des mit Gedanken ſpielenden Geiſtes an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwiſchen der Poeſie und der Bühne in Deutſchland zeigte ſich fortdauernd darin, daß nach Klopſtock nun auch Goethe manche dramatiſche Werke hervorbrachte, ohne alle Rückſicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür beſtimmt waren, wenn ſie auch ſpäter auf derſelben erſchienen ſind.

Daſſelbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und ſeitdem er den verführeriſchen Vortheil des allgemeinen Beifalls, den ſeine erſten rohen Jugendwerke gefunden, ſeinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ward es ihm ſchwer, für ſeine höhere Kunſt die unmittelbare Wirkung ſo allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſrer Bühne noch einige Disharmonie, ſo iſt er doch als der wahre Begründer unſrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben, und die ihr angemeſſene Form und Weiſe bis jetzt noch am glücklichſten getroffen, ſich ihr wenigſtens am meiſten genähert hat. Auf die dichteriſche Form unſrer höheren dramatiſchen Hervorbringungen hat beſonders auch die poetiſche Ueberſetzung des Shakeſpeare und des Calderon, die A. W. Schlegel in anerkannt vollendeter Meiſterſchaft der Dichterſprache und der mannichfaltigſten Verskunſt aufgeſtellt, zu zwei verſchiedenen Epochen den entſchiedenſten Einfluß gehabt, wie auch für die höhere Poeſie überhaupt dieſes Urbild des Styls ein neuer Maaßſtab der künſtleriſchen Beurtheilung geworden iſt. Schiller ſeinerſeits war ganz und gar dramatiſcher Dichter: ſelbſt die leidenſchaftliche Rhetorik, die er neben der Poeſie beſitzt, iſt dieſem weſentlich. Seine hiſtoriſchen und auch ſeine philoſophiſchen Werke und Verſuche, ſind nur als Studien und Vorübungen ſeiner dramatiſchen Kunſt zu betrachten. Doch ſind die philoſophiſchen auch von der Seite merkwürdig, daß ſie uns am meiſten darſtellen, wie er in ſeinem Innern dachte, und wie wenig er in ſich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, ſkeptiſche und unbefriedigte Anſicht leuchtet aus allen jenen Verſuchen, ſeinem forſchenden

Geiſt ein Genüge zu leiſten, hervor. Er iſt durchaus im Zweifel ſtehen geblieben, daher weht uns ſelbſt aus ſeinen edelſten und lebendigſten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige ſind der Meinung geweſen, das Studium der Philoſophie ſei ihm ſchädlich geweſen, auch für ſeine Kunſt. Allein in Zweifeln befangen war er ſchon früher; und die innere Befriedigung eines ſolchen Geiſtes muß doch immer als das Erſte gelten, und iſt wichtiger als alle äußere Kunſtübung. Und ſelbſt für die Kunſt dürften dieſe großen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Zurüſtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln ſein. Nicht durch eine noch ſo große Menge und ſchnelle Arbeiten vielſchreibender Theater-Dichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und hiſtoriſchen Gehalt iſt dramatiſche Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, ſo inſonderheit für uns erreichbar. Iſt Schiller in einigen Werken ſeiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Spekulation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien, ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch zu ſehr an der Oberfläche ſtehen geblieben waren, um zu einem fruchtbringenden Ziele zu gelangen. Noch mehr, als Schiller es ſchon gethan, brachte Werner alle Myſterien des Gefühls und des Glaubens und alle Paradoxien eines furchtbaren Schickſals und eben ſo furchtbaren Seelenkampfs in ſeine dramatiſchen Weltgemälde, die wo eine glückliche Wahl des Gegenſtandes das Werk begünſtigte, wie im Attila oder in der Mutter der Maccabäer, die lebendigſte Wirkung mit umfaſſender Größe und wunderbarer Tiefe vereinigen; Darſtellungen, welche ſich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entziehen, für welche ſie ſonſt vortrefflich geeignet waren. Ueberall aber ſieht man auch ſchon in den frühern Werken dieſes Dichters den Kampf ſeines eigenen Herzens mit dargeſtellt, wie es ſich aus dem Gedränge des Lebens zu einer höhern geiſtigen Laufbahn durchzuarbeiten ſtrebte.

Auf dem gleichen ernſten Wege wie Schiller und in edlem künſtleriſchen Wetteifer mit jenem Erſten deutſchen Tragiker ſtrebte für Oeſterreich unſer Heinrich Collin ſich in der tragiſchen Kunſt immer höher zu bilden, zu der ihn ſeine edle patriotiſche Begeiſterung zuerſt hingeführt hatte, die alle ſeine dramatiſchen Werke ſo ganz beſeelt, daß ſie, wo auch die Gegenſtände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig ſind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländiſch bleiben. Die neueſten tragiſchen Dichter, welche auf der Bühne mit glücklichem und wenigſtens für den Augenblick glänzendem Erfolg gewirkt haben, ſind faſt alle wieder in den heidniſchen Fatalismus gerathen und in eine ſich ſelbſt immer höher überbietende Steigerung des Gräßlichen, womit denn jene Carricatur von falſcher Charaktergröße natürlich verbunden iſt, zu der ſchon Schiller in ſeinen frühern Stücken, und hie und da neben ſo mancher vollendeten Darſtellung der wahren Charaktergröße ſelbſt in den reiferen Werken, wie nicht minder manche der Beſten nach ihm, einigen Anlaß gegeben hatten. Auf ſolchem falſchen Wege läßt ſich daher, ſo glücklich auch die Talente ſein mögen, wenig bleibende Frucht hoffen. In Theodor Körners Gedichten, in den lyriſchen faſt noch mehr als in den unreifen dramatiſchen, athmet ein jugendlich friſcher Lebensgeiſt, der uns durch die Weihe ſeines frühen Todes um ſo rührender anſpricht.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darſtellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenſtände, welche ſich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, iſt zu mannichfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verſchlungen und vielfach beweglich, als daß ich es ſchon ganz als Vergangenheit betrachten und hiſtoriſch in wenigen Zügen zuſammen faſſen könnte. Was ich ſelbſt ſeit beinah dreißig Jahren in der Philoſophie zu erforſchen geſtrebt, oder in brüderlichem Verein mit A. W. Schlegel in der Poeſie, Kunſt und höheren Kritik, in der Literatur und dem Studium der Sprachen gewirkt oder zu bilden verſucht, das mögen andre in die Charakteriſtik des Zeitalters eintragen. Es war mir in dieſen letzten Vorträgen überhaupt nicht mehr möglich, bei allen den Schriftſtellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich ſonſt jene Ueberſicht des Ganzen, welche doch mein vornehmſtes Ziel war, zu ſehr aus den Augen verloren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfaſſende deutſche Literatur nach der Natur ihrer verſchiedenen Gegenſtände zerfällt, wenigſtens die vornehmſten derſelben für ſich durchgehen und unterſuchen, was für die Philoſophie und Erkenntniß der Religion, für hiſtoriſche Forſchung und Kunſt, dann für die höhere Poeſie oder auch für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; ſo würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieſer Provinzen eine abgeſonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was ſich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anſchließt, läßt ſich wohl noch hiſtoriſch auffaſſen und ſchildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentſchiedenen äußerm oder innerem Kampf begriffen iſt; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geſchieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erſcheinungen, die wirklich noch unbeſtimmt und unfertig ſind, ſchon im Voraus einen ganz beſtimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrucken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht ſelten irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geiſtigen Kräfte ſelbſt oft ſtörend berührt und weſentlich gehemmt wird.

Deutlich ſehe ich eine neue Generation entſtehen und ſich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unſrer Literatur ſich ganz anders geſtalten als das achtzehnte war. Aber noch iſt der Geiſt und die Richtung dieſer jüngern Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu beſtimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es iſt ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutſchen Literatur die Rede iſt, ſo zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß ſie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche ſie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollſtändig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen ſehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunſt und Poeſie hat das falſche antikiſche Weſen, das handwerksmäßige Nachdrechſeln der alten Kunſt und Sprachformen ſich zu verlieren angefangen. Dagegen zeigt ſich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einſicht und Anerkennung des Rechten und ohne ſonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinweſen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, welche die vorangehenden Meiſter und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernſter Geſinnung aus Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiſte in ſeiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen. Auch in der Philoſophie haben die meiſten von Schelling nur das ſchnelle Weltconſtruiren und ein dynamiſches Spielen mit allerlei immer veränderten Naturſyſtemen ſich angeeignet; an der neuen noch unentſchiednen Entwicklung und der ſchon früher veränderten Richtung des Geiſtes in ſeinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und ſo lange nur das alte Gehäuſe des ehemahligen Syſtems noch ſtehen bleibt, bemerken ſie gar nicht, daß jetzt vielleicht ein ganz andrer Geiſt darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwieſpalt in der deutſchen Philoſophie und Literatur und glaubten dadurch, daß ſie ſich als verſöhnende Friedensſtifter in die Mitte ſtellten zwiſchen den entgegenſtehenden Syſtemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für ſich ſelbſt eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der ſtreitenden Extreme, durch dieſe Stellung in die Mitte wird noch nichts Poſitives und wahrhaft Neues erzeugt; ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht iſt aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftſteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation ſelbſt, der Zeitpunkt wo nicht ſowohl die Schriftſteller ſich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, ſondern vielmehr die Nation nach ihrem geiſtigen Bedürfniß und innerm Streben, ſich ſelbſt ihre Schriftſteller zuziehen und anbilden ſoll. Es iſt auch in dieſer Hinſicht ein unverkennbarer Fortſchritt ſichtbar. So wie ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutſche Literatur, wenn auch nicht an Zahl der kunſtvollendeten Werke, die überall ſelten ſind, ſo doch an umfaſſender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innerer Energie in ſteter und ſtarker Progreſſion zugenommen hat; ſo iſt ein gleicher Fortſchritt auch in den Wirkungen, welche dieſe Literatur hervorbrachte und in der Theilnahme an dieſen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beſchützer und Freunde der vaterländiſchen Kunſt und Sprache, mit denen unſere Literatur um jene Zeit begann, ſammelte und bildete ſich allmählich ein Publikum. Anfangs meiſtens nur Zuſchauer der jetzt entſtandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieſer Zuſchauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, ſo daß es jetzt ſchon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Literatur von einer deutſchen Nation, ihrem Geiſt und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeiſt ſelbſt, ſo tief er auch eingewurzelt iſt in Deutſchland, hat offenbar abgenommen, während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche ſeit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meiſten Einfluß gehabt haben in Deutſchland, und dadurch wenigſtens hiſtoriſch bedeutend bleiben, ſind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anſchein nach in den Hintergrund zurückgetreten, ſo wie die tiefere Philoſophie herrſchend wurde; die Kantianer ſind bald ſelbſt ihres todten Formelweſens eben ſo müde geworden, wie es die Welt ſchon früher war; auch unter den Naturphiloſophen entwickelte ſich bald jene große und glückliche Verſchiedenheit, durch welche ſie ſo dem beengenden Sectengeiſt beinahe ſchon entwachſen ſind. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falſchen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menſchlichen Dünkelwiſſens das Zeitalter bearbeitenden Illuminaten ſchon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden ſei. Auch das Formelweſen der nun verſchollnen Kantianer, iſt unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorſchein gekommen in den ſpätern philoſophiſchen Secten, konnte aber doch nicht mehr bleibend Wurzel faſſen. Dieſer Vorwurf trifft zum Theil ſelbſt die gemeinere Claſſe der gewöhnlichen Naturphiloſophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte iſt, und wie ſelten noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geiſtes die kreiſenden Wandelſterne der menſchlichen Syſteme und Wiſſenſchaften ſich fügen wollen in den nothwendigen Liebes-Gehorſam und den vorgezeichneten Lauf um die unſichtbare Sonne der Wahrheit.

Indeſſen iſt doch der Sectengeiſt milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigſtens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, geſtaltet er ſich nun größer zu einem Nationalkampf deutſcher Geiſtesentwicklung. Man würde ungerecht ſein, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neueſte Zeit bleibt der auszeichnende Charakter der deutſchen Literatur wie der Nation ſelbſt, der Zuſtand des Kampfes, ſo oft auch die Perſonen und Partheien, die Gegenſtände, und ſelbſt der Grund und Boden, auf welchem geſtritten ward, ſich veränderten.

Es wird kaum nöthig ſein, daran zu erinnern, wie unſre neue Literatur ſchon ſeit ihrer erſten Epoche ſtreitend hervorgetreten, und ſo zu ſagen im Streit entſtanden iſt. Da war es zuerſt der Streit zwiſchen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poeſie und Kritik ausſchließend bewunderten, und der Sachſen, welche ſich ganz nach dem franzöſiſchen Geſchmack gebildet hatten; dann der Gegenſatz zwiſchen den feierlich ernſten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopſtock oder Wieland; und auf einem andern, der Philoſophie nahe verwandten Gebieth, der Streit zwiſchen den ſogenannten Orthodoxen und den Neuerungsſüchtigen und Aufklärern, der das deutſche Publikum beſchäftigte und ſeine Theilnahme für oder wider eine jede dieſer Partheien anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantiſchen Philoſophie, als Kampf zwiſchen den Idealiſten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieſer Zwieſpalt ſich faſt über alle Gebiethe unſers geſammten geiſtigen Wirkens erſtreckte. Beide Partheien haben in einem gewiſſen Sinne geſiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geſchichte und Kunſt, ſondern ſelbſt in der Naturkunde und Wiſſenſchaft behauptet. Verſteht man jedoch unter der Denkart des Idealiſten in jenem allgemeinen Sinne eine ſolche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die ſinnliche Erfahrung ſich zu erheben behauptet, ſo iſt eine ſolche idealiſche Anſicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunſt, ſondern auch der Wiſſenſchaft ſo allgemein herrſchend geworden, daß faſt keiner mehr den Anſpruch daran ganz zu verläugnen wagt: ſo ſehr übrigens auch dieſe verſchiedenen Anſichten nach der Idee, unter einander oder auch mit ſich ſelbſt im Streit ſein mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat ſich dieſer merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealiſten oder diejenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter ſich ſelbſt uneins wurden, und die Beſſern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, ſondern gegen eine allerdings intellectuelle Kraft und einen im Uebeln raſtlos wirkſamen Geiſt, ein eigentliches Genie des Böſen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch nicht bloß in der politiſchen ſondern auch in der intellectuellen Welt hatte herbeigeführt werden ſollen, iſt gleichwohl noch nicht entwickelt hervorgetreten. In dem engern Gebiethe der eſoteriſchen Wiſſenſchaft hat der Streit zwiſchen der Idee und der Empirie eine ganz neue Wendung bekommen, ſeitdem die immer klarer hervortretende Endeckung der pſychiſchen Welt die vollſtändigſte Anerkenntniß des Spiritualiſmus durch ſo erſtaunungswürdige Facta herbeigeführt hat, wogegen alle bloße Ideenahnung weit zurückbleiben muß. Dadurch iſt denn der Streit zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit, auch von dieſer Seite, wenigſtens für die Wiſſenden völlig aufgelöst, und wird in der Folge einen andern Gegenſtand ſuchen oder doch eine ganz andre Geſtalt annehmen müſſen. — In dem exoteriſchen Gebieth der allgemeinen Literatur hat jener alte Streit zwiſchen dem Vorhandnen und dem Geforderten, zwiſchen dem Gegebnen und Gedachten ſpäterhin wieder einen kleinlicheren Charakter angenommen und iſt zum Theil in eine leere Spiegelfechterei ausgeartet. Von dieſer Art iſt der eingebildete Gegenſatz zwiſchen dem goldnen Zeitalter und einer ſogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich ſchon früher bemerkte, in der deutſchen Literatur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben ſo wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich verſteht man darunter meiſtens wohl nur die Uebertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen anderer Ueberwältigter, deren Verirrungen man denen, welche ſolche Ideen zuerſt aufgeſtellt haben, um ſie deſto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weiſe aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem ſonſt üblichen Sinn bei dem griechiſchen Philoſophen oder italieniſchen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem beſtimmten Wege der Kunſt oder der höhern Wiſſenſchaft, ſehe ich in unſerm geiſtigen Wirken noch wenig Spur, ja ſelbſt der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß ſie einſt Meiſter ſein werden. Ohnehin ſucht faſt jeder der Ausgezeichneten ſich ſeine eigenen Wege zu bahnen und es vereinzelt ſich alles mehr und mehr.

Ein eben ſo gehaltleerer Gegenſatz war auch der vor einiger Zeit zwiſchen der norddeutſchen und ſüddeutſchen Literatur und Geiſtesart aufgeſtellte, wobei noch die gehäſſigſten Leidenſchaften aller alten Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt ſich aber um etwas viel größeres in dieſem mannichfaltigen Zwieſpalt des deutſchen Geiſtes, als um eine vorübergehende literariſche Modeſtreitigkeit der wechſelnden Partheien.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem geſammten geiſtigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutſchland ſich entwickeln geſehen, ſondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa ſich geſtaltet hat, und fragen wir nun nach der welthiſtoriſchen Bedeutung dieſes großen Phänomens, ſo dürfte Folgendes vielleicht die erklärende Deutung desſelben ſein. Nicht bloß im Aeußern und Einzelnen, wo er ſich zunächſt kund gegeben, hat dieſer Streit ſeinen Sitz; ſondern es liegt ihm als allgemeine Urſache eine große Bewegung im Innern des Menſchengeiſtes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelaſſenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwiſſens und eben ſo bedeutungsleerer Lebensformen erſtorbenen Fantaſie ſind zugleich der innere Grund und das große Reſultat dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrſchende und alles auflöſende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entſagende Vernunft ihre zerſtörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das geſammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauſpiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat: ſo nahm in Deutſchland dem Charakter der Nation gemäß, bei der äußern Gebundenheit der edelſten Kräfte, die abſolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, ſtatt der bürgerlichen Revolutionen, im metaphyſiſchen Kampfe Syſteme erzeugend und wieder zerſtörend. Von dem zweiten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erſtorbenen Fantaſie, die faſt erloſchen und vergeſſen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derſelben gleichſam zum zweitenmale und von neuem entdeckt ward, finden ſich wohl auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß ſich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantiſchen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutſchland die wieder erwachte Fantaſie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen ſich kund giebt, ſondern auch unter allen noch ſo verſchiedenen Geſtalten der Vorzeit verſtanden und anerkannt wird, dürfte dieſes Phänomen wohl bei keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrſchende und wirkende, ganz denkfreie Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Mannerſeele ſich in ſich ſelbſt zerarbeitet, täuſcht, zerſtört und immer ſich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutſchen Philoſophen keinen ſo ſehr als Beiſpiel anführen, als Fichte: nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meiſterſchaft in allen Künſten des Denkens, die ihm in ſo hohem Grade eigen ſind, ſondern auch weil er den Stoff zu ſeinem Denken ganz aus ſich ſelbſt nehmen wollen, die Natur verſchmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beſeelt ſind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantaſie in Deutſchland ein ſo großes und allgemeines Verdienſt hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen ſo vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erſcheinungen und Geheimniſſe ſo ganz Meiſter iſt.

Bis an dieſes äußerſte Ziel, was Vernunft und Fantaſie betrifft, iſt das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergeſſen wir aber wenigſtens nicht, daß wir noch weiter fortſchreiten müſſen, wenn wir nicht ganz wieder zurückſinken wollen, und daß zu dieſen Tiefen der Vernunft, die wir durchforſcht haben, und zu dieſer Fülle und Herrlichkeit der Fantaſie, die uns wieder geworden iſt, nun auch noch der feſte Wille hinzukommen muß, der den Anfang und erſten Samen alles Guten enthält und allein im Stande iſt, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verſtand und die rechte Einſicht, zu deren vollſtändigen Begründung und harmoniſchen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Fantaſie nur die einzelnen Elemente bilden, die für ſich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verſtand aber beruht in allen Dingen auf der Ueberſicht und Anſchauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterſcheidung deſſen, was das Rechte iſt.

Auf dieſen Zuſammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzuſtellen, und eine wahre Idee von der Literatur und unſerm geſammten geiſtigen Wirken zu geben, war ich in dieſen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Verſuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Beſtreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Böſen auch in der Literatur, ſo viel an mir iſt, ohne redneriſche Kunſt kräftig mitzuwirken.

⁂

Eine neue Epoche hat einen neuen Kampf herbeigeführt. durch den großen Umſchwung der moraliſchen Welt, welcher die letzten Jahre bezeichnet, iſt auch die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters in ein neues Licht getreten, und hat eine andere ſchon viel beſtimmtere Geſtalt angenommen. Zwar möchte, daß nun auch die Partheien des Auslandes in ihrem politiſchen Zwieſpalt, in die deutſche Literatur eingetreten, zunächſt nicht als ein ſonderlicher Gewinn erſcheinen. So wurden wir einige Jahre überſchwemmt mit einer Fluth von liberalen Flug- und Zeitſchriften, kleinen Büchern und Zetteln, fliegenden Blättern aller Art und in jeglicher Form, die allen grünen und allen dürren Boden bedeckten, wie ein verderbliches Heuſchrecken-Heer, ſo daß kaum mehr ein Raum übrig zu bleiben ſchien, für ein gediegeneres Werk der ernſten Literatur. Wenn nun aus der ganzen Maſſe dieſer politiſchen Zeitſchriftſtellerei, die viel geringere Anzahl der Oppoſitionsſtimmen gegen das vorherrſchende Syſtem aller großen und kleinen liberalen Wünſche mit eingerechnet, nur ein Görres als Nationalſchriftſteller und bewährter deutſcher Charakter in bleibendem Werthe für die Zukunft hervorgetreten iſt, ſo kann dieſer Eine Mann für viele gelten, als ein hinreichender Gewinn und Erſatz für alle übrigen, die der Vergeſſenheit anheim fallen müſſen, und dürfen wir es wenig bedauern, wenn der ganze Inſectenſchwarm, der ſich einige Jahre hindurch ſo emſig bewegte, und alles mit ſeinem Summen erfüllte, ſo wie eine kältere Temperatur in der obern Welt-Region eingetreten, ziemlich bald wieder in den leeren Raum, aus welchem er hergekommen war, entflogen und zergangen iſt. Das ganze Uebel iſt vielleicht nicht von ſo ernſthafter Art, wenigſtens nicht von Dauer geweſen; viel tiefer ſchädlich aber würde es ſein, wenn die Vertheidiger der guten Sache, der legitimen Gerechtigkeit und der chriſtlichen Wahrheit, durch den Streit und während deſſelben, ſelbſt in das Abſolute und in die Blendungen einer leidenſchaftlichen Uebertreibung und in jenen Ton geriethen, der die Ultraſchriftſteller des Auslandes bezeichnet: denn ſolche Ultraſchriftſteller ſind dem deutſchen Geiſte einmahl nicht angemeſſen, wo alle unfriedliche Herbigkeit in der Meinung ſelbſt, oder in der Aeußerungsform dem guten Eindruck nur ſchaden kann. Jede Verſchiedenheit der Meinung in Deutſchland, ſie ſei philoſophiſch oder politiſch, berührt früher oder ſpäter unſre alte Wunde, den bei uns entſtandenen, und ſeit drei Jahrhunderten einheimiſch gewordenen Glaubens-Zwiespalt. Wer fühlt aber nicht, daß dieſer, daß das innere religiöſe Gefühl eines jeden Individuums, als eine Gewiſſensſache und etwas heiliges, nur mit der tiefſten Schonung berührt werden darf und behandelt ſein will? Daß dieſe Mäßigung, die nicht aus der Halbheit, ſondern aus der Gewiſſenhaftigkeit der Geſinnung hervorgeht, mit der größten Entſchiedenheit derſelben vereinbar iſt, wird leicht einem jeden einleuchten, ja ſie wird um ſo mehr vorwalten, je mehr der Glaube an die Wahrheit ſich ſelbſt klar geworden, und zur höchſten Gewißheit gediehen iſt. Ueberlaſſen wir daher alles Ultraweſen in Religion und Politik dem Auslande, da ſelbſt der Haß gegen das Chriſtenthum, die eigentlich antichriſtliche Geſinnung, durch welche ſich die niedrigſte Stufe der liberalen Parthei hie und da auch in Deutſchland ſo höchſt verwerflich charakteriſirt, durch die Erwiederung des Haſſes nicht vertilgt oder beſiegt werden, vielmehr die reine Sache der chriſtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dabei ſelbſt nur einen Flecken durch die unedle Beimiſchung erhalten würde. Was aber die politiſche Zeitſchriftſtellerei betrifft, die wir nicht umhin konnten zu erwähnen, ſo darf doch dabei nicht verkannt werden, daß dieſe neue dem deutſchen Geiſte in ſolch' überwiegendem Maaße auf die Länge gewiß nicht angemeſſene, und ihm von Natur gar nicht zuſagende politiſche Richtung aller intellectuellen und literariſchen Thätigkeit für die vaterländiſche Hiſtorie auch in der neueſten Zeit viele gute Frucht getragen hat, zunächſt in der Hervorbringung ſo mancher gediegenen Werke hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung, beſonders aber auch durch die Gründung eines würdigen deutſchen Vereins zu dieſem vaterländiſchen Zwecke. Nun iſt die Ueberzeugung unter den Gutgeſinnten aller Partheien wohl ſchon ziemlich allgemein, und den Meiſten klar und gewiß geworden, daß der feſte Anhaltspunkt in dem Streit der Meinungen und der Intereſſen nur in dem Poſitiven gefunden werden, und nur dieſes den chaotiſchen Zuſtand enden, und ein organiſch geordnetes Daſein von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wiſſenſchaft hoffen, dieſen ſichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdiſch Poſitiven zu finden, es ſei welcher Art es wolle, ſo lange nicht das göttlich Poſitive hinzukommt, als Träger und zuſammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo ſollen wir aber dieſes göttlich Poſitive anders ſuchen als da, wo es uns ſchon lange gegeben iſt, ſobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung, und in der chriſtlichen Philoſophie, als einem treuen Abdruck derſelben in wiſſenſchaftlicher Form zu allgemeiner praktiſchen Anwendung? — Alles was zu dieſem Ziele bewußt oder unbewußt hinwirkt, was irgend in dieſem Sinn und Geiſt geſchieht von der einen oder von der andern Seite, das iſt gut und löblich und heilſam. Wenn daher auch in dieſer neueſten Zeit höchſt ehrenwerthe Proteſtanten wie Planck, Neander, Kanne, Daub, die Göttlichkeit der Bibel, und die Gottheit Chriſti auf durchaus eigenem, und in dieſem Sinne auch neuem Wege laut bekennen und darlegen, ſo iſt dieß nur ein Zeugniß mehr für die Sache der Wahrheit, und eine neue Gewährleiſtung des Sieges, der ihr verbürgt iſt. Freilich aber führt uns jene ganze Frage von dem göttlichen Poſitiven und die Ueberzeugung, daß nur in ihm, in dem Chriſtenthume nähmlich, der intellectuelle und damit auch der moraliſche Frieden für die Welt gefunden werden kann, auch wieder zurück auf den alten Zwieſpalt des deutſchen Glaubens. Hier iſt der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß, denn von da hat das Uebel ſeinen Urſprung genommen. Jene ſo lange gewünſchte und ſo oft vergeblich geſuchte Wiedervereinigung des Glaubens, kann aber freilich auf dem gemeinen Wege menſchlicher Ausmittlung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenſeitiges, wenn auch noch ſo gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatiſche Verhandlung; überhaupt iſt es kein Menſchenwerk, ſondern es muß von Gott kommen, der ſeine Werkzeuge ſchon dazu finden, und diejenigen, welche von ihm auserſehen ſind, mit der Kraft des heiligen Geiſtes erfüllen wird. Menſchlicher Weiſe läßt ſich nur das dazu beitragen, und nur dadurch der hohen Abſicht entgegen kommen, daß wir jene unentſchloſſne Halbheit der Geſinnung von uns abthun, welche uns ſo oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getroſt daran zu ſetzen. Wohl iſt es in manchen Anzeichen ſichtbar, und kann der Bemerkung nicht entgehen, wie die Epoche jener Wiedervereinigung in der großen Weltbahn der Vorſehung in unſrer Zeit ſchon um vieles näher heranrückt, und darum kann es auch nicht länger verſchwiegen noch umgangen werden, dieſes zur Sprache zu bringen. Auch iſt hier der Ort davon zu reden, wo wir das intellectuelle Leben in ſeiner Entwicklung durch alle Zeiten hindurch betrachtet und begleitet haben; denn was wäre wohl dem deutſchen Geiſte Noth, als nur alle die rege gewordenen aber noch gährenden Kräfte aus der chaotiſchen Zerſtreuung zu concentriren, und dadurch eine wahrhafte deutſche Schule, als Inbegriff aller intellectuellen Bildung zu begründen, und wie könnte für dieſe die ihr immer und überall noch fehlende Einheit und Harmonie wohl gefunden und erreicht werden, als in jenem höhern religiöſen Frieden?

Ich habe in dieſem Werke überhaupt die Literatur mit Inbegriff der Philoſophie, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritiſchen, bloß philologiſchen oder auch künſtleriſchen Geſichtspuncte betrachten wollen; ſondern es war meine Abſicht, das geſammte intellectuelle Leben in ſeiner Entwicklung und ſeinem Fortgange bei den vornehmſten Nationen des Alterthums und des neuern Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen und dadurch einen lebendig vollen und geſchichtlich vollſtändigen Begriff hervorzubringen von jener großen intellectuellen Macht, welche die ganze höhere Geiſtesbildung des Menſchen, oder alle Wiſſenſchaft und Darſtellung, Erkenntniß, Forſchung und Kunſt, in ſich faßt, die in der Rede oder durch das Wort wirken; welche geiſtige Macht in ihrem Gegenſatz gegen Staat und Kirche, und in ihrem mannichfachen Verhältniß zu beiden, wie es auch in dieſem Werke oft berührt ward, wir unter dem Nahmen der Schule zuſammen faſſen.

Dieſen Standpunkt wollen wir jetzt zum Schluß noch einmahl beſonders herausheben, indem wir einen Rückblick auf die ganze Entwicklungsreihe dieſer Betrachtungen werfen, damit das Reſultat des Ganzen für die jetzige Epoche deſto klarer hervortrete. Vier Gewalten ſind es vorzüglich, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten und bewegen, und welche eben dadurch nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der innerhalb einer jeden Sphäre lenkenden und entſcheidenden Kraft und des ihr beſonders vorgeſteckten, und das Ganze vereinenden Zieles, auch eine vierfach verſchiedene Art und Form jeglichen menſchlichen Vereines begründen. Dieſe ſind, um mit der niederſten Stufe anzufangen, zuerſt die Macht des Geldes und des Handels, welche durch alle Staaten hindurch über die ganze civiliſirte Welt ſich erſtreckt, und die entfernteſten Theile derſelben in eine mannichfache, auch für die intellectuelle Bildung oft ſehr wichtige und folgenreiche Berührung ſetzt. Dieſe Verbindung nennen wir in einem weitern weltgeſchichtlichen Sinne die Gilde. Sie geht uns hier weniger an; die nächſte und mächtigſte von allen iſt dann die Gewalt des Schwertes, oder der Staat; dieſes Schwert der Gerechtigkeit aber ſoll nicht den Krieg ſelbſt zum Zweck haben, ſondern auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußern und des bürgerlichen Friedens gerichtet ſein, welches Ziel nie erreichbar iſt, wenn nicht auch der innere, moraliſche und intellectuelle Frieden durch Religion, gute Lehre und rechte Geiſtesbildung geſichert und befeſtiget iſt. Die dritte unter dieſen vier großen Gewalten iſt die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Prieſterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeiführt und auch dem äußern die höhere Sanction gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat ſeinen rechtlichen Beſtand ſichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunſtfleiß und Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf dem Handel beruht, ſo reichlich ausſchmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellectuellen Lebens wäre? Dieſes höhere intellectuelle Leben aber wird zunächſt in der Religion, und als ein gemeinſames der ganzen Menſchheit zuſtändiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfaſſendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die ſpätern Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andere fortgepflanzt: welcher intellectuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menſchlichen Geſellſchaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigſten und innigſten Verhältniß ſteht; indem die Schule mit der letzten in manchen Zeitaltern, wo alle weltliche Kunſt und Wiſſenſchaft mit der göttlichen Eins iſt, näher verknüpft, oder völlig vereinigt, in andern Zeitaltern aber wieder weiter von ihr abgeſondert, und ſchärfer getrennt erſcheint, wie in den letzten drei Jahrhunderten, wo dann der Staat ſich ihrer Lenkung bemächtigt, oder falls dieſes auf die rechte Weiſe zu thun vernachläſſigt wird, auch ſie wie jedes andere freie Gewerbe, in die Abhängigkeit vom Publikum und der herrſchenden Modeneigung und eben dadurch von mancherlei Privatwillkühr und ſchließlich von irgend einem Geldintereſſe geräth, an das die Sicherung der äußern Exiſtenz geknüpft wird. Die verſchiedenen Wirkungen dieſes dreifachen Abhängigkeitsverhältniſſes für die Schule, und beſonders auch die nachtheiligen Folgen des letzteren, ſind im Laufe dieſes Werkes oft genug berührt worden, und bedürfen wenigſtens für dieſen Zweck, hier keiner weitern Auseinanderſetzung. Die eigentliche bewegende Kraft in dieſem unſichtbaren Reiche der Gedanken und intellectuellen Verein, der durch alle Zeitalter fortſtrömt, und auch von einer Nation zur andern, obwohl in langſamer Verpflanzung ſich hinüber ſtreckt, iſt die Macht des Wortes, wie ſolches dem Geiſte des Menſchen, als ſeine weſentliche Idee von Grund aus eingeboren, ſich in aller Poeſie und Erkenntniß mannichfaltig ausbreitet und ans Licht tritt. Daß aber das Wort der Kunſt, der Geſchichte und der Wiſſenſchaft, nur eine weitere Entfaltung, Erklärung, bildliche Umhüllung, oder Anwendung iſt, von dem unvergänglichen Worte der göttlichen Offenbarung, als ihrer urſprünglichen Quelle und der erſten Wurzel, aus welcher alle jene verſchiedenen Zweige hervorgehen, darauf hat uns dieſe Geſchichte der Geiſtesbildung aller Nationen, oft genug und eigentlich überall hingewieſen. Betrachten wir nun den geſammten Baum der Kunſt und Erkenntniß und wiſſenſchaftlichen Ueberlieferung, wie er ſich in ſeiner erſten Abſtammung und nach ſeiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, ſo haben wir die mannichfachen Aeſte und Zweige desſelben vorzüglich bei zehn Nationen verfolgen und nachweiſen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerſt auf die grünenden Fluren und reichbewachſenen Gefilde der griechiſchen Sage und Kunſt, als den klaren Anfang aller geiſtigen Bildung. Die Erforſchung des tiefern Urſprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerſt die erſtaunenswerthen indiſchen Erzeugniſſe erblicken, die noch wie Rieſentrümmer und Felſenſtücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluthen hervorragen. Im Mittelpunkte dieſer untergegangenen, älteſten Vorzeit aber legte Moſes auf dem feſteſten jener Urfelſen den Grund zu dem Tempel der hebräiſchen Weiſſagung, deſſen Lichtgebäude die älteſte perſiſche, dichteriſche und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schimmer und Abglanz umſtrahlt, ſo weit ſich dieſe noch aus dem falſchen arabiſchen Glauben rein ausſcheiden läßt. Beide Elemente der Geiſtesbildung, ſowohl das griechiſche als das orientaliſche, nehmen ihren Durchgang durch die ernſte Römerwelt hinüber in die chriſtlichen Zeiten, wo auf die altnordiſche Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geiſtesbildung lebendig eingepflanzt wird, der ſich bei den vier gebildetſten Nationen des Abendlandes, bei den Italienern und Franzoſen, den Spaniern und Engländern, in der Poeſie und Kritik, und in mancherlei Kunſt und ächter oder unächter Geiſtescultur und Philoſophie auf das mannichfaltigſte und glücklichſte entfaltet hat. Den gemeinſamen und alles verknüpfenden Träger für die intellectuelle Bildung dieſer vier Nationen romaniſcher Abſtammung aber bildet der deutſche Geiſt, dem es, ſo wie er die eine germaniſche Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen chriſtlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellectuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch ſichtbar vorbehalten iſt, den letzten Schlußſtein des Ganzen zuerſt zu Tage zu fördern; damit wie einſt der Zwieſpalt ſo auch jetzt das neue Licht von hier aus ſich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geiſtescultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmahls erwähnten, und charakteriſirten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtſeins; je nachdem Kunſtſinn und Fantaſie wie bei den Italienern, Vernunft und Rhetorik, wie bei den Franzoſen, der kritiſche Verſtand und hiſtoriſche Darſtellung wie bei den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poeſie, wie bei den Spaniern, den vorherrſchenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutſche Geiſt aber ſtrebt tiefer in die verborgenen Principien des innern Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erſcheinen, ſondern aus der gemeinſamen Wurzel die vollſtändige Kraft des lebendigen Bewußtſeins im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar ſtanden auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, bei denen wir die Betrachtung früherhin verließen, iſolirt und getrennt gegen einander; aber ſchon iſt in der pſychiſchen Erkenntniß der große Wendepunkt erkennbar, in welchem beide Elemente zur lebendigen Durchdringung gelangen, und von wo aus ſich ein factiſch begründeter und geſchichtlich klarer Spiritualiſmus über alle Regionen des intellectuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird dieſe neue Bahn in der Erkenntniß des Unſichtbaren wichtiger in ihren geiſtigen Folgen ſein, als es vor drei Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdtheils, oder des wahren Weltſyſtems, oder irgend eine andre jemahls geweſen. Die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Beſtimmung des deutſchen Geiſtes herausgearbeitet werden ſoll, läßt ſich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es ſei die vollſtändige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffaſſung, und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt, des in der zeitlichen Wiſſenſchaft und Kunſt ſich abſpiegelnden und ausſtrahlenden ewigen Worts; welche Idee ganz nahe zuſammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens ſelbſt, ſo wie auch des Glaubens und des Wiſſens. Dieſes wieder Eins gewordene Wiſſen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Nahmen der chriſtlichen Philoſophie, läßt ſich nicht machen wie ein Syſtem, oder ſtiften wie eine Secte, ſondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachſen aus der Wurzel der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthiſtorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt bilden nur die einzelnen Strahlen für dieſes Eine Licht der höchſten Erkenntniß. Und ſo wie dieſes voller heranbricht, ſo wird auch der in der welthiſtoriſchen Forſchung, oder in der Naturphiloſophie hie und da noch herumdämmernde Pantheiſmus vollends verſchwinden, und in Schatten zurückweichen, vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Poſitiven, wie ſich daſſelbe in wachſender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem was die Welt den Zeitgeiſt nennt, ſo ganz verſchieden iſt, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr ſo viele ausgezeichnete Geiſter, wie aus dem Traume fortreden, wo ſie vor zwanzig Jahren ſtehen geblieben waren, als ob ſie eine oder zwei Generationen der Welt verſäumt und überſehen hätten. Auch über das Gebieth der Kunſt mag ſich dann wieder ein neuer Lebens-Odem verbreiten und ſtatt der falſchen Fantasmagorie unſrer verzerrten tragiſchen Gebilde, mag dann eine höhere geiſtige Poeſie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerſtammes, in beſchränktem Fantaſieſpiele nachbildet, ſondern in der irdiſchen Hülle, zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im ſinnbildlichen Gewande der Geiſterwelt abſpiegelt. Ueberhaupt aber iſt jenes Eine Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geiſtes oder nur auf eine Form und beſondere Region der geſammten Geiſtesbildung eng beſchränkt; ſondern die mannichfaltigſten Gaben und Talente müſſen zur Förderung jener Wiedergeburt, und zum Wachsthum, und zur vollſtändigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilſamen Erkenntniß des Lebens beitragen. Denn ſo wie in dem großen Schöpfungsreiche in verſchiedener Weſenſtufe bloß dienende und mitwirkende, oder auch kindlich ſpielende Naturen, dann ſuchende und liebende, oder endlich auch höhere und leuchtende Naturen, in der mannichfachſten Weiſe zur Verherrlichung des Schöpfers zuſammenſtimmen; ſo iſt es auch in der kleinen Menſchenwelt, als dem Nachbilde des Ganzen beſchaffen, und ſo wird auch in ihrem geiſtigen Mittelpunkt, dem Gebiethe des intellectuellen Lebens und Wirkens, jene vierfache Art von geringeren und höheren Naturen deutlich wahrgenommen und leicht unterſchieden. Darin liegt auch die Erklärung, warum wir in dieſer hiſtoriſchen Darſtellung neben dem Größeren auch das Kleinere nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern überall geſchichtlich treu zu bezeichnen geſucht haben, inſofern ſolches zum Wachsthum und zur mannichfachen Entfaltung des Ganzen mit beiträgt; und es kann dieſer Begriff von den verſchiedenen Stufen der geiſtigen Naturen zugleich den Maaßſtab abgeben, der jedem Einzelnen, was in dieſem Werke mit erwähnt und charakteriſirt iſt, dem Niedern wie dem Hohen, dem Guten wie dem Uebeln, ſeine rechte Stellung und Geltung und damit auch ſeine wahre Bedeutung anweiſt.

Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalt.

Seite

Neunte Vorlesung.

Italiänische Literatur. Allgemeiner Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß desselben. Altdeutsche Dichter und [illegible] [illegible] 1

Zehnte Vorlesung.

Einige Blicke über die Literatur der nördlichen und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters. 28

Eilfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiäner. Camoens, Ercilla, Guarini, Lope, Calderon, Marino und Metastasio. . . . 59

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französischer Kunstgeist. 86

Dreizehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Bacon, Hugo Grotius, Cartesius, Hobbes, Locke. Betrachtung der Sprache. Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes. . . . 111

Seite

Vierzehnte Vorleſung.

Leichtere Geiſtesprodukte der Franzoſen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Literatur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rouſſeau's und Buffon's Proſa; La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italieniſches Theater. Kritik und bildliche Kunſt der Engländer. Skeptiſche Philoſophie und moraliſcher Glauben. Rückkehr zu einer beſſern und höhern Philoſophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, la Mennais und Graf Maiſtre. William Jones und Burke. . . 139

Fünfzehnte Vorleſung.

Rückblick. Deutſche Philoſophie. Spinoza und Leibniz. Deutſche Sprache und Poeſie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme, Opitz, ſchleſiſche Schule. Entartung des Geſchmacks nach dem weſtphäliſchen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutſche Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweite. Klopſtock. Meſſiade und nordiſche Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaße in die deutſche Sprache und Vertheidigung des Reims. Ramler. Gottſched und Sprachmeiſter gelehrter Kritik. Erſte Generation der neuern deutſchen Literatur oder Epoche der Dichter 167

Sechzehnte Vorleſung.

Blick auf das Ganze. Epoche der gemeinnützigen Schriftſteller. Richtung der Poeſie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutſche Kritik, Leſſing und Herder; vorherrſchende äſthetiſche Anſicht. Leſſing als Philoſoph, Freidenkerei und Aufklärung; Kaiſer Joſeph der Zweite. Charakter der dritten Generation, Kantiſche Philoſophie; Goethe und Schiller. Ausſicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Wiſſenſchaftliche Bedeutung der deutſchen Literatur und Zeitgeiſt der jetzigen Epoche. 204

Gedruckt bei J. B. v. Hirſchfeld.

Anzeige

der

Zuſätze zu der Geſchichte der Literatur

im erſten und zweiten Bande.

In dem Abſchnitte von der griechiſchen Literatur findet ſich ein längerer Zuſatz über die pelasgiſche Vorzeit, S. 16 — 19. Dann mehrere kürzere S. 20 und 21, über den Spruch; S. 26 — 28, über den Homer; S. 28, über Sage, Lied und Bild, als Stufen und Elemente der Poeſie; S. 32, über das Orientaliſche im Pindar und Aeſchylus; S. 33, über den Herodot als Homer der Geſchichte; S. 35, über die harmoniſche Geiſtesbildung der Griechen, beim Sophokles; S. 38, über zwei Gattungen der Hiſtorie; S. 42, über den Ariſtophanes; S. 59 und 60, über die Form der griechiſchen Philoſophie; S. 62 und 63, von den Elementen der Poeſie; S. 71 und 72, über die großen griechiſchen Naturen und Elementargeiſter.

In der Darſtellung der orientaliſchen Literatur findet ſich ein kürzerer Zuſatz, S. 110 und 111, über die perſiſche Sage; S. 108, über den Ferduſi; S. 112 und 113, über den prophetiſchen Ausdruck der Hebräer. Ein ganz neuer Abſchnitt, vom alten Teſtamente und der hebräiſchen Sprache iſt S. 113 — 129 eingeſchaltet.

In dem Abſchnitt von der indiſchen Literatur ſind kürzere Zuſätze: S. 132, von den epiſchen Gedichten der Indier; S. 140, von den Veda's; S. 144, vom Sanskrit, dann von der Sakontala; S. 145 und 146, vom indiſchen Spruch und der Schrift. Ein längerer Zuſatz vom Gautama und der indiſchen Philoſophie iſt S. 151 — 157 eingeſchaltet.

Vom neuen Teſtament iſt eine neu hinzugefügte Stelle S. 171 — 176 befindlich. In dem Abſchnitt von der nordiſchen Literatur ſind kürzere Zuſätze S. 184 — 186, hie und da einiges über Oſſian; S. 187 und 188, in der Anmerkung, über die Runenſtäbe; S. 191, von der Edda; S. 200, von der allemanniſchen Mundart.

In dem zweiten Bande ſind die Poeſie und Literatur betreffenden Zuſätze: S. 10, über die ältere allegoriſche Schule der altitalieniſchen Poeſie; S. 30, über die Verwandtſchaft der deutſchen Poeſie mit der nordiſchen und däniſchen; S. 87 und 88, von der chriſtlichen Dichtkunſt im Allgemeinen; S. 89 — 91, mehrere Stellen über die neuitaliſche Schule und die ältere allegoriſche der neuern Poeſie;

S. 97, von der Naturbedeutung im Shakeſpeare; S. 98 und 99, Anwendung auf das deutſche Drama; S. 146, über La Martine; S. 147 und 148, über Scott und Byron; S. 159 und 160, über die Frau von Stael und die deutſche Literatur in Frankreich; S. 194, über deutſche Versmaaße; S. 197 und 198, über Hamann; S. 207, über Herder; S. 230, über Werners Trauerſpiele, und S. 231, über die neueſten deutſchen Tragiker.

Aufſätze, welche die Philoſophie und den welthiſtoriſchen Geiſt der Zeiten betreffen, ſind: S. 44 und 45, über die deutſchen Myſtiker des Mittelalters, desgleichen S. 47, S. 54 und 55, S. 56, und ſpäter S. 182; S. 57 — 59, ein Aufſatz von der Reformation; S. 116 und 117, von dem Völkerrecht nach Hugo Grotius; S. 129, über die fehlende Idee in der Philoſophie des Descartes; S. 136 und 137, über die Irrthümer und gute Anlage von Rouſſeau; S. 153, über die Begründung der Geſchichte durch chriſtliche Philoſophie; S. 157, über die ſkeptiſche Denkart in England; S. 158 und 159, über La Mennais und Graf Maiſtre; S. 161 und 162, mehrere Aufſätze über Bonald, St. Martin und Maiſtre; S. 165, über bibliſche Gelehrſamkeit und Bibelgeſellſchaften in England; S. 229, über Burke's politiſche Schule; S. 168 und 169, über die Mängel der deutſchen Philoſophie und den feinern Pantheismus, desgl. S. 172; über Leibnitz, S. 174, und S. 175 und 176, über ſein dogmatiſches Werk und wahre Idee der Offenbarung; S. 199 und 200, über den revolutionären Kampf der Zeit; S. 207, über die chriſtlichen Denker in der früheren deutſchen Literatur; S. 212, über den durch Fichte vollendeten Proteſtantismus; S. 214, über einige religiöſe Schriftſteller; S. 219, über die Eintracht im Glauben; S. 223 und 224, über Jacobi und den dreifachen Irrthum in der Philoſophie; S. 226, von dem neuern Gottes-Streben, ſowie von der Wiedervereinigung des Glaubens und des Wiſſens; S. 236, von der göttlichen Begründung des Spiritualismus. Nun iſt der hinzugefügte Schluß von S. 239 — 246, über die gegenwärtige Epoche und deren intellectuelle Beſtimmung.

Viele andere kleinere Aufſätze und Verbeſſerungen in beiden Theilen wird der Leſer leicht bemerken.

Verbeſſerungen im erſten Bande.

Seite 121, Zeile 12. v. u. ſtatt Zuſammenhange lies Zuſammenklange.

Seite 192. in der Ueberſchrift Zeile 5. ſtatt deſſelben lies derſelben.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Dritter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Studien
des
# claſſiſchen Alterthums.

Erſter Theil.

Vorwort.

Als ich mit dieſer Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt auftrat, wovon ich die vollendete Bearbeitung nur bis in das lyriſche Zeitalter habe fortführen können, war eben damahls und zu gleicher Zeit mit jenem Unternehmen die ſkeptiſche Anſicht über die dichteriſche Sage und älteſte Poeſie mit der ſiegreichen Klarheit des gelehrteſten kritiſchen Scharfſinns aufgeſtellt worden. Wie wäre es möglich geweſen, ſo überwiegenden Gründen kein Gehör zu geben? Gleichwohl war in jener Kritik der homeriſchen Geſänge von den neuen Chorizonten nur Eine Seite des Gegenſtandes berührt und durchgeführt; und wie unbefriedigend dieſe einſeitige Erforſchung noch für das Ganze bleibe, mußte mir beſonders auf dem künſtleriſchen Standpunkte ſehr deutlich einleuchten, den ich nach dem Vorbilde Winkelmanns, in ſeiner Geſchichte der bildenden Kunſt, obwohl auf anderm und eignem Wege, für meine Betrachtung in dieſem Werke mit zum Ziele geſetzt hatte. Für das Ganze der Alterthumskunde kann eben nur durch die Wiſſenſchaft der Mythologie ein vollſtändiges Licht, und eine befriedigende Grundlage gefunden werden, ſo wie Creuzer dieſelbe ſeitdem, ſoll ich ſagen, neu begründet, oder richtiger ausgedrückt, mit umfaſſendem Geiſte in ihre alte Würde wieder hergeſtellt hat. Daran fehlte es damahls, als ich mit dieſem Werke auftrat, noch ganz. Auf der einen Seite wurden alle mythologiſche Ueberlieferungen und Meinungen, mit gelehrtem Sammler-Fleiß, aber ohne hinreichende Kritik, und auch ohne alles Verſtändniß der tiefern ſymboliſchen Bedeutung in unzulänglichen Handbüchern und den üblichen Commentaren ausgeſchüttet. Dieſem unkritiſchen Gewohnheitsvortrage der Mythologie, wie er aus der bloßen Tradition der ältern Zeit und Schule herſtammte, mit einigen Grundſätzen der neuen Exegeſe verwebt, ſtellte ſich nun von der andern Seite eine ganz verneinende und bloß verwerfende Anſicht entgegen, die eben darum nicht einmal ſkeptiſch genannt zu werden verdient, und um ſo weniger kritiſch genügend ſein konnte, da ſie ohne alle Kenntniß und Einſicht in das Weſen der ſymboliſchen Dichtung und Sprache, ja ohne allen Sinn dafür, mithin ganz ohne Sachkenntniß unternommen war.

So ſtanden die Sachen in der Alterthumswiſſenſchaft, als der Anfang dieſes unvollendet gebliebenen Werks erſchien. So ſehr ich nun damahls geneigt war, auch alle Gegenſtände der Mythologie mit der gleichen kritiſchen Strenge und mit einem ſkeptiſchen Mißtrauen zu betrachten: ſo wird der Leſer doch leicht bemerken, wie ſehr ich es empfunden, und an manchen Orten hervorgehoben, wo ſich eine Hindeutung auf das tiefere ſymboliſche Verſtändniß irgend auf meinem Wege von ſelbſt darbot.

Und wenn dieſe Arbeit, ihrer vielen Mängel ungeachtet, die bei ſolchem Gegenſtande, und in dieſem Alter kaum vermeidlich waren, dennoch von den Erſten und bedeutendſten

Gelehrten in dieſer Wiſſenſchaft der Alterthumskunde günſtig aufgenommen worden iſt: ſo verdankt ſie dieß wohl dem Umſtande, daß ſie ganz nach dem Einen rein künſtleriſchen Standpunkte entworfen, und daß dieſer ſo ſtreng darin durchgeführt worden. Dieſer künſtleriſche Standpunkt aber, der in der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft gewiß am rechten Orte iſt, und als ſolcher ſich immer behaupten wird, tritt hier als ein für ſich beſtehender hervor, ganz unabhängig von jener kritiſchen Forſchung, welche damahls alles ſkeptiſch erſchütterte, und auch geſchieden von dieſer ſymboliſchen Wiſſenſchaft, welche Deutſcher Geiſt und Tiefſinn ſeitdem neu wieder aufgeſtellt hat; obwohl er jene vielfältig berührt, und zum richtigeren Verſtändniß derſelben führt, zu dieſer aber überall leicht den Uebergang gewährt.

Und ſo mag das Werk auch noch jetzt, zwiſchen beiden Anſichten, zwiſchen der ältern und der neuen Zeit und Schule, in der Mitte ſtehend, da es nur auf der künſtleriſchen Erkenntniß des Alterthums beruht, wohl bei denen einige Liebe und eine günſtige Aufnahme finden, welche ſich der gleichen Grundlage des innern Sinns, im lebendigen Gefühl für die ewigen Urbilder des Schönen, erfreuen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Geſchichte
der
epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Dunkel umhüllt nicht bloß die früheſten Anfänge der helleniſchen Poeſie, deren Erfolg in allen Künſten erſt in den reiferen Erzeugniſſen ſichtbar wird, die durch ihre feſte Geſtalt ſchon dauern können. Selbſt die älteſten Geſänge der Hellenen, welche ſich Kraft ihrer Vortrefflichkeit wirklich erhalten haben, treten nur wie einzelne helle Geſtalten aus der Nacht des Alterthums hervor.

Unſer Wiſſen iſt nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.

Ihre Herkunft iſt uns verborgen; und die ſonſt ſo vieles erzählende Sage pflegt nur über die Geſchichte ihrer eignen Entſtehung und Verbreitung zu ſchweigen. Aber auch die Schriften geben keine Antwort, wie ſchon Platon klagt. Man fragt ſie oft vergeblich grade nach dem Wiſſenswürdigſten von den Verhältniſſen der Kunſt in den vergleichungsweiſe bekannteſten Zeitaltern. Die höchſten Urbilder ſtehen nicht ſelten da, wie Bruchſtücke einer untergegangenen Welt.

Länger als wir zu glauben pflegen, vertrat mündliche Ueberlieferung bei den Hellenen die Stelle ſchriftlicher Urkunden; und mehr als wir uns denken können, fehlte es den Alten, ſelbſt während der Reife ihrer Alterthumskunde, an Hülfsmitteln, Antrieben und Einſichten, ihre eignen Sagen ſo zu ſichten und zu prüfen, wie es geſchehen ſollte. „Denn die Menſchen,“ ſagt Thukydides[1], der unter allen helleniſchen Geſchichtskünſtlern am ſchärfſten zweifelt und urtheilt, „nehmen die Sagen der Vorfahren, auch einheimiſche, ohne Prüfung an. Die Meiſten ſcheuen die Mühe des Unterſuchens ſo ſehr, daß ſie lieber zu dem Nächſten greifen. Was die Dichter beſangen, haben ſie verſchönert; und die Darſtellung der Redekünſtler war mehr auf den Beifall, als nach der Wahrheit eingerichtet. Vieles gilt, was mit der Zeit unglaublich ins Wunderbare angewachſen iſt.“

Nur eine unerſchütterliche Wahrheitsliebe kann den Alterthumsforſcher durch dieſes Labyrinth ſo verſchiedner Sagen, Anſichten und Meinungen zum Ziel führen. Er muß es, wie Sokrates, ſchon für einen Gewinn achten, zu wiſſen, daß er nichts wiſſe. Strenge gegen ſich ſelbſt, ſoll er immer bereit ſein, der Wahrheit auch die liebſte und eigenſte Meinung aufzuopfern. Er ſoll, wie Pindaros fordert, „auf gradem Wege wandeln mit Kraft und Geſchick.“ Dieſer Weg iſt eine ſchmale Mittelſtraße

> Willſt du Charybdis meiden, ſo fängt dich Scylla.

In der Alterthumskunde ſind abſchneidende Verdammungsurtheile, wie eines Richters, ſo gefährlich wie unbedingter Glauben an die Ueberlieferung. Die Wahrheiten der Kunſtgeſchichte laſſen ſich nicht entſcheiden, wie ein Rechtshandel; noch die Gründe ſo baar aufzählen, wie in der Größenlehre. Alles beruht auf unzähligen Kleinigkeiten. Nichts iſt unwichtig, denn nichts iſt einzeln. Hier gilt es recht eigentlich, was der treuherzige Heſiodos lehrt:

> Denn, wenn noch ſo Geringes zu noch ſo Geringem du legeſt,
> Und dieß häufiger thuſt, bald wird ein Großes auch hieraus.

Ja oft iſt eben das Wichtigſte ein Etwas, was ſich dem leiſeſten Gefühl beinah entzieht.

Darum muß der Alterthumsfreund auch das Bruchſtück eines Bruchſtücks heilig halten, und auch bei der faſt verloſchnen Spur mit Andacht verweilen. „Liebe lehrt“ nicht bloß, wie Sappho ſingt, „die Kunſt“ ſelbſt; ſondern muß auch den Geſchichtsforſcher derſelben beſeelen. Nicht Vorliebe für dieſes und jenes, ſondern Liebe zur Kunſt, zum Urbildlichen ſelbſt, zum geſammten Alterthum: das iſt das Erſte, und den Geiſt des Ganzen zu faſſen, iſt das Höchſte. Nur durch die ſtete Rückſicht auf den vollſtändigen Zuſammenhang unterſcheidet ſich die Vermuthung von der willkührlichen Erdichtung. Zur allgemeinen Ueberſicht iſt aber umfaſſende und genaue Gelehrſamkeit noch nicht hinreichend. „Durch Vielwiſſerei lernt man, wie Herakleitos ſagt, noch keine Vernunft.“ Und die Vernunft fordert hier nichts leichtes: die Wahrnehmungen des künſtleriſchen Gefühls nämlich ſtreng zu beſtimmen und begriffsmäßig zu ordnen, und auch in dem Gange des menſchlichen Geiſtes und in der Entwicklung der menſchlichen Künſte die nothwendigen Naturgeſetze aufzufinden. Vornähmlich aber muß jeder, der die alte Poeſie ganz kennen und verſtehen will, mit allen urbildlichen Schriften des Alterthums jeder Art und jeder Zeit ſo innigſt vertraut ſein, wie die großen Alexandriniſchen Kunſtrichter es waren: ſie immer von neuem durchforſchen, und gleichſam mit ihnen leben. Das iſt die Grundlage dieſer Wiſſenſchaft.

---

[1] Thuc. I. 20. 21

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meinungen der Alten darüber.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen der Hellenen wurden mit feſtlicher Freude verrichtet, einige mit, andre ohne Muſik, theils myſtiſch, theils nicht [1]. Tanz und Geſang war die Seele der helleniſchen Feſte: wo Gebräuche ſind, ſind auch Sagen, und Sagen wurden bei dieſem Volke zu Gedichten. Daher gab es unter den Hellenen eine eigne, der Sage und angenommenen Meinung nach uralte, myſtiſche Poeſie, als deren Haupt eine allgemeine Sage den Orpheus nennt, den Vater der Poeſie [2], den Stifter der Myſterien [3]. Platon unterſcheidet [4] die Geheimlehren und Weiſſagungen des Orpheus und Muſäus ſehr beſtimmt von der ſpätern Dichtart des Homeros und Heſiodos. Eben ſo Horatius in einer Schilderung der älteſten Dichterweisheit:

> Heilig und gottgeſandt, trieb Orpheus hinweg von der ſchnöden
> Lebensweiſe, vom Mord die wälderdurchirrenden Menſchen.
> Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger;
> Hieß vom Amphion auch, der die Burg von Thebä gegründet,
> Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Zither, und ſchmeichelnd
> Hin ſie geführt, wo er wollte; das war die älteſte Weisheit. —
> So ward Ruhm und Nahme den göttlichen Sehern und ihren
> Liedern zu Theil [5].

Orgiasmus, feſtliche Raſerei in geſetzlichen Gebräuchen, die einen geheimen heiligen Sinn umhüllt, war ein weſentlicher Beſtandtheil des myſtiſchen Götterdienſtes. So ward Zeus und Dionyſos zu Kreta verehrt [7]. So beſchreibt Strabo die enthuſiaſtiſchen und bacchiſchen Prieſter uralter Vorzeit, die unter kriegeriſchem Tanz, durch Geräuſch und Getöſe, mit Trommeln, Cymbeln, Waffen, Trompeten und mit wildem Geſchrei während der heiligen Handlung alles mit Schrecken erfüllten [8]. Wir müſſen uns dieſe Muſik, welche die myſtiſchen Tänze, Geſänge und Gebräuche begleitete, beinahe nur als ein rhythmiſches Getöſe denken, welches durch trunkne Begeiſterung Wohllaut und gleichmäßige Schönheit zu erſetzen ſuchte. Ariſtoteles ſagt, es ſei allgemein anerkannt, daß die Melodien des Olympos die Gemüther mit Enthuſiasmus anfüllen [9], der Charakter der phrygiſchen Harmonie ſei orgiaſtiſch und leidenſchaftlich [10]. Die Melodien des Phrygiers Olympos hätten ſich, heißt es beim Platon [11], durch ihre begeiſternde Göttlichkeit bis auf die damalige Zeit erhalten.

---

[1] Strab. lib. X. 716. ed. Cas. 1707. [2] Pind. Pyth. IV. 314. [3] Aristoph. Ran. 1032. [4] Protag. III. p. 99. ed. Bip. [5] Ep. ad Pis. 391. seq. Ueberſetzt von Aug. Wilhelm Schl[illegible].

Das Gemählde des Lucretius [12] von dem Dienſt der Cybele iſt ſo kräftig, daß dieß Eine Beiſpiel die Eigenheit der ganzen Gattung hinreichend darſtellen und zugleich lehren kann, wie man myſtiſche Gebräuche zu deuten pflegte.

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſres Leibes Gebärerin auch, und Mutter des Wildes.
Weiland ſangen von ihr die alten Dichter der Hellas,
Daß ſie vom hohen Sitze fahre, mit Löwen beſpannt, den Wagen, —
Thiere des Raubes gehorchten ſie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie auch ſei, durch Sorgen beſänftigt.
Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil ſie Städte trägt, an erhabenen Orten befeſtigt.
Die mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauderlich jetzt getragen das Bild der göttlichen Mutter.
Pauken tönen vom Schlagen der Hand, es ertönen die hohlen
Cymbeln herum, und es droht der Hörner rauhtönender Geſang,
Und die phrygiſche Flöte [illegible] die Wuth.

---

[7] Strab. X. 716—726. loc. class. [8] ib. 718. Cfr. Heyne de sacris cum furore peractis. [9] Polit. VIII. 5. [10] Polit. VIII. 7. [11] Min. tom. VI. 134. [12] Lucr. II. 598—642. Überſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerenden Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hineinfähret,
Schweigend mit ſtillem Gruß die Menſchenſöhne beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereichernder Gabe ſie ehrend, beſchneien mit der Roſe
Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt ſie Kureten,
Aus dem Phrygierland, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeſſnen Sprüngen, und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Hauptes die furchtbaren Büſch' auf den Helmen.
Jenen Diktäer-Kureten von gleichen ſie, welche das Wimmern
Jupiters einſt, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem hurtigen Tanze die Knaben,
Schön bewehret, nach dem Maaß die Erze ſchlugen an Erz,
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden ſchlüg' in dem Buſen der Mutter. —

Eben ſo ausſchweifend in wilder Begeiſterung wie dieſer Götterdienſt ſelbſt, war auch die myſtiſche Poeſie, in der Kühnheit ihrer ſinnlichen Bilderſprache. Orpheus, ſagt Iſocrates [13]), der vorzüglich den Göttern Unſittlichkeiten angedichtet habe, ſei zur Strafe dafür zerriſſen worden. Diogenes [14]) zweifelt, ob man den Orpheus, welcher das ſchändlichſte, was nur ſelten den Mund der Menſchen befleckt, den Göttern ohne Maaß andichte, einen Philoſophen nennen könne. Noch ſinnlicher als ſelbſt Homeros und Heſiodos mahlte Muſaeos das Glück der Seligen in der Unterwelt, indem er eine ewige Trunkenheit als den ſchönſten Lohn der Tugend darſtellte [15]). Platon [16]) erwähnt unter den geheimen Geſängen zwei auf den Eros, deren einer ſehr unzüchtig ſei.

Der Sohn der Natur denkt ſich alles belebt, und der Hellene übertrug ja noch auf der größten Höhe der Wiſſenſchaft, welche er erreicht hat, die Geſetze und die Eigenſchaften der lebenden Natur auf die lebloſe und ſogar auf die denkende; eine allgemeine und in dem Weſen ſeiner lebendigen Bildung ſelbſt gegründete Verwechslung, die viele Paradoxien der alten Denkart und Bildung erklärt. Die Wirkſamkeit der Kräfte erſchien ſeiner Einbildung als eine thieriſche Zeugung: ihre Wechſelwirkung als ein Kampf. Da es nun, wie Herodotos *) bemerkt, den Hellenen eigen war, die Götter menſchlich geſtaltet zu glauben: ſo mußte ihr Geiſt auf die unſittlichſten und ausſchweifendſten Dichtungen verfallen, indem er ſich die Veränderungen der Natur als Handlungen der Götter darſtellte. Auch iſt es natürlich, daß die erſte Ahnung des Unendlichen den plötzlich erwachten Geiſt nicht ſo ſehr mit froher Verwunderung als mit grauenvollem Erſtaunen und Entſetzen erfüllt. Erſchrocken ſchaudert er von der feindlichen Kraft zurück, deren Anſtoß ihn zum Bewußtſein weckt und deren Wiederhall er in der eignen Bruſt nachtönend mitempfindet, ſo lange ihm das Gotteslicht verſagt oder unbekannt iſt, welches allein den Abgrund der Natur mit ſeinem milderen Scheine ſanfter zu erhellen vermag. Das lebendige Bild unbegreiflicher Allmacht mußte den noch rohen Menſchen wie betäubt niederwerfen, oder nur zu einer Raſerei, die durch ihre Beziehung heilig ſchien, erheben. Es iſt nicht befremdend, daß, zumahl unter einem heißen Himmel, die Begeiſterung eines geheimnißvollen Gottesdienſtes ſo oft in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausartete. Die höchſte Leidenſchaft verletzt gern ſich ſelbſt, um nur zu wirken, und ſich der überflüſſigen Kraft zu entledigen. Durch ein eben ſo natürliches Mißverſtändniß hielt die kindliche Vernunft, ihre Ahnungen des Unbegreiflichen für Geheimniſſe, die nur dem Gereinigten und Geweihten offenbart werden dürften, dem gemeinen Haufen aber verborgen bleiben müßten, von welchem es den Eingeweihten, ſich in prieſterlichen Stolz ſtreng abzuſondern, ſchon frühzeitig gefiel. Es blieb fortan ein Charakterzug der helleniſchen Bildung, neben der dichteriſchen Sage und ſinnlichen Dichtung, die fürs Volk galt, die wahre Lehre als ein Geheimniß für die auserleſene Zahl der Eingeweihten zurück zu halten. Selbſt bei den Helleni-

---

[13]) Busir. p. 171. ed. Batt. [14]) Prooem. 5. [15]) Plat. Resp. VI, 81. [16]) Phaedr. X. 333.

---

*) Lib. I. cap. 131.

ſchen Weiſen bemerkt man dieſen vorwaltenden Hang zum Geheimniß auch in der Wiſſenſchaft, nach Art der Myſterien, und es war nicht immer nothwendige Verſtellung allein, was die Trennung der eſoteriſchen und exoteriſchen Philoſophie veranlaßt.

Schon in dieſer Orphiſchen Vorzeit der helleniſchen Poeſie findet ſich alſo vielleicht der erſte Keim jener allgemeinen, von ſpätern Dichtern, Prieſtern und Denkern ſo vielfach ausgebildeten und geſchmückten Meinung der Hellenen: die Poeſie komme von den Göttern, die Begeiſterung des heiligen Poeten ſei eine eigentliche Beſeſſenheit und höhere Eingebung. Daher ſo manche ſchöne Anſpielungen und Gleichniſſe der Dichter ſelbſt, von ſich und ihrer Kunſt, auch der durch Geſellſchaft und Weisheit gebildetſten. „Der Chor des Ariſtophanes [18]) gebietet denen" zu ſchweigen, und ihm auszuweichen, die unkundig ſolcher Reden, oder nicht reines Herzens ſeien, oder „wer der echten Muſen Orgien nie geſehen noch gefeiert habe." Horatius [19]) haßt, als Prieſter der Muſen, den ungeweihten Haufen, und entfernt ihn von ſeinem heiligen Liede. Als erſter römiſcher Prieſter der Elegie betritt Propertius [20]) „den heiligen Hain des Kallimachos und Philetas, um in helleniſchen Chören italiſche Orgien zu feiern."

Es war nach Platon eine alte Sage [21]), „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuße der Muſen ſitze, nicht bei Sinnen ſei, ſondern wie eine Quelle alles Zuſtrömende willig von ſeinen Lippen fließen laſſe." Die größten Weiſen ſchloßen ſich an dieſe Sage an, welche ihnen die bedeutendſten Bilder für ihre tiefen Ahnungen, und treffenden Bemerkungen über das Weſen der künſtleriſchen Hervorbringung darboten. Demokritos wird von den Spätern genannt [22]), als ſei er der Erfinder dieſer Lehre von der Begeiſterung geweſen. Horatius [23]) ſagt in einer Stelle gegen die Verächter der Feile, welche jene Lehre als ein Zeugniß für ſich mißbrauchten.

---

[18]) Ran. 354. [19]) Od. III. 1. init. [20]) Eleg. III. 1. init. [21]) Plat. leg. tom. VIII. p. 191. [22]) Dio. Or. de Hom. in. Cic. de Div. I. 37. de Orat. II. 26. [23]) Ep. ad Pis. 295. seq.

Angeborner Geiſt ſei glücklicher, meint Demokritus,
Als armſelige Kunſt, und verbannt die beſonnenen Dichter
Von dem Parnaß.

„Die dritte Art der Beſeſſenheit und Raſerei, ſagt der Platoniſche Sokrates im Phaedros [**], iſt die von den Muſen. Sie ergreift zarte und reine Seelen, treibt ſie, ihre heilige Trunkenheit in Geſange aller Art zu ergießen, und bildet die Nachwelt, indem ſie die zahlloſen Großthaten der Vorwelt ſchmückt. Wer ſich aber ohne die Raſerei der Muſen den Pforten der Poeſie nähert, in der Meinung, die Kunſt allein könne ihn ſchon zum Dichter machen, der bleibt unvollendet, und gelangt nicht in's Heiligthum; er und die Poeſie des Nüchternen ſind nichts gegen die Poeſie der Raſenden.“ Auch im Jon [**] lehrt er, daß die Poeten nicht durch Kunſt und mit Beſonnenheit, ſondern aus göttlicher Eingebung ihre ſchönen Gedichte hervorbringen. Es iſt zwar jener oft erwähnten alten Feindſchaft der Poeſie und Philoſophie und der Platoniſchen Eiferſucht ſehr angemeſſen, daß Sokrates auch in dieſem Geſpräch mit einem gutmüthig ſchwärmenden Rhapſoden die Selbſtbeſtimmung des Weiſen nach gedachten Gründen über die unwillkührlichen Ergießungen des Dichters, deſſen Werth nicht eignes Verdienſt, ſondern Gunſt der Natur iſt, leiſe zu erheben ſucht; welches auch eine andere Stelle beſtätigt und beweiſt [**]. Nur muß man die zarte Stimmung dieſes ſchönen Geſprächs nicht ſo grob nehmen, wie gewöhnlich; und wer es weiß, wie die Sokratiſche Ironie das Heiligſte mit dem Fröhlichen und mit dem heiterſten geiſtigen Scherz zu verweben pflegt, wer mit der Platoniſchen Denkart vertraut iſt, wird nicht verkennen, wie ſehr es ihm mit dieſer Lehre Ernſt war. Vergleicht er doch ſelbſt die ſittliche Begeiſterung des Sokrates mit dem Enthuſiasmus der Korybanten [**]. Und iſt nicht der ganze Phaedros voll myſtiſcher Anſpielungen, wo er über die heilige Trunkenheit der echten Liebenden mit Attiſchem Geiſt ſo lieblich philoſophirt, und mit jener Sokratiſchen Miſchung von Scherz und Ernſt, welche nur

---

[**] Vol. X. 317. [**] Vol. IV. 186. [**] Apol. I. 51. cfr. Men. IV. 300. [**] Crit. I. 120.

Viele geheimer und dunkler iſt, als alle Myſterien? Die helleniſchen Denker, welche gern um der öffentlichen Duldung willen Künſtler ſcheinen wollten, folgten auch hierin den Dichtern; und die ſchon durch ihre Erhabenheit anlockende Vorſtellung ward auch durch die Macht der Gewohnheit beſtätigt. Selbſt der Prieſterhaſſende Lucretius **) nennt die Erfindungen großer Naturforſcher „Götterſprüche wie aus des Geiſtes Allerheiligſtem, heiliger und weit wahrhafter, als was die Pythia vom Dreifuß und aus dem Lorbeer weiſſagt.“ — Nach Theophraſtos **) iſt der Enthuſiasmus eine der drei Quellen der Muſik. Zur Zeit des Cicero **) war es eine gewöhnliche Meinung, daß niemand ein guter Dichter ſein könne, ohne eine Entflammung der Lebensgeiſter und einen gewiſſen Anhauch von Raſerei.

Viele jener Stifter helleniſcher Geheimlehren nennt die Sage Thrakier. Am kalten Haemus war's,

Wo der Bergwald kam zu dem lauten Orpheus;
Der mit geerbter
Kunſt, die Flucht aufhielt der geſtürzten Ströme,
So die Eil des Windes, und lockend mit der
Zauberſait' aufhorchende Eichen führte.

und nach der Meinung des Strabo **) deuten noch einige andre Spuren auf den Thrakiſchen Urſprung der uralten myſtiſchen Poeſie. Die den Muſen geweihten Berge und Gegenden wurden in grauer Vorzeit vom Thrakiſchen Stamme bewohnt, und die Phrygier, bei denen der Orgiasmus vorzüglich herrſchend war, ſollen Abkömmlinge der Thrakier geweſen ſein.

Nach dem Grundſatz, viel zu ſuchen, um etwas zu finden, läßt ſich die Vorausſetzung, daß jede allgemeine Sage Spuren wahrer Begebenheiten enthalten müſſe, vollkommen rechtfertigen. Nur für die Zeitbeſtimmung können Sagen und Schriftſteller, welche ſie auf Glauben annehmen, nicht das mindeſte Gewicht haben; da bei den Hellenen ohnehin ſo oft auf das ältere Zeitalter übertragen ward, was dem ſpätern angehörte.

**) I. 738. **) Plut. Symp. I. Reisk. tom. VIII p. 464. **) Cic. de Or. II. 46. **) X. 721.

Alle geheimen Geſellſchaften ſind geneigt, ſich für ſo alt als möglich auszugeben, und ſind leicht auch ſelbſt von dieſem Glauben eingenommen. Die Eiferſucht der leichtgläubigen helleniſchen Völker, die Eitelkeit und ſelbſt der Brodneid der erfinderiſchen Prieſter, mußten dabei mitwirken. Die wahrhaften Kreter [illegible]) gaben vor, ſie hätten die Eleuſiniſchen und Thrakiſchen Myſterien geſtiftet [illegible]); und bald mochte ſich jede myſtiſche Brüderſchaft in Hellas für die älteſte, und für den reinſten Urquell geweihter Dichtung und räthſelhaft ſinnbildlicher Gebräuche halten. Die heidniſchen Prieſter waren es, welche die angeblich uralten myſtiſchen Gedichte aufbewahrten und verbreiteten; und nicht immer können wir ſie von dem Verdacht oder Vorwurf einer frommen Verfälſchung freiſprechen. Wie viele Verfälſchungen heiliger Geſänge mögen wohl unbemerkt geblieben ſein, ehe einmahl die des Onomakritos [illegible]) vielleicht nur durch die Künſtlereiferſucht des Laſos entdeckt, und vielleicht nur wegen einer politiſchen Nebenabſicht vom Hipparchos beſtraft ward. Ueberdem durfte es niemand wagen, was in den Myſterien gelehrt und von den Vorſtehern derſelben vorgegeben wurde, öffentlich zu prüfen. Aeſchylos und Alkibiades erfuhren es, wie gefährlich der bloße Verdacht ſei, die Myſterien entweiht, und jene herrſchende Prieſterzunft beleidigt zu haben. Wer dem Aberglauben offenbaren Krieg ankündigte, und den Haß der Prieſter auf ſich zog, wie Diagoras [illegible]); den fand ihre Rachſucht leicht Gelegenheit der blinden Volks-Wuth Preis zu geben. Selbſt in dem rechten Athen konnte der milde Perikles anrathen, die angeblichen Verbrecher der beleidigten Gottheit nicht bloß nach geſchriebenen Geſetzen, ſondern auch nach den ungeſchriebenen, über welche die Eumolpiden rechtliche Gutachten ausſtellten, d. h. nach der Willkühr mächtiger Prieſter, zu richten [illegible]); und ein blutdürſtiger Hierophant, mit dem einfachen Tode eines Unglücklichen nicht zufrieden, forderte eine feſtliche und öffentliche Hinrichtung, um allgemeineres Schrecken zu verbreiten [illegible]).

[illegible]) Die Kreter ſind Lügner immerdar. Call. in Jov. 8. [illegible]) Diod. Wessel. V. 393. [illegible]) Herod. Polyh. 6. [illegible]) Anachars. V. 149, 150. [illegible]) Lys. contr. Andoc. pag. 204. ed. Reisk. [illegible]) Ibid. 250.

Wenn daher zur Zeit des Platon unter dem Namen des Orpheus und Muſaeos haufenweiſe Bücher vorgezeigt wurden, welche Vorſchriften zu Opfern und Reinigungen enthielten [illegible]; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſes Vorgeben ohne weitere Beglaubigung gar wenig gelten kann. Ariſtoteles nennt jene Werke die „ſogenannten orphiſchen Lieder,“ die „ſogenannten Gedichte des Muſaeos [illegible].“ Schon Herodotos nennt orphiſche und pythagoriſche Myſterien zuſammen [illegible]; und eine allgemeine Meinung, ſagt Cicero [illegible], hielt den Pythagoraer Kekrops für den Verfaſſer des orphiſchen Gedichts. Der prüfende Ariſtoteles behauptet ſogar, daß es nie einen Dichter Orpheus gegeben habe [illegible]; eine Stelle, deren Stärke durch die gewöhnliche mildernde Auslegung nicht entkräftet wird. Sextos nennt den Onomakritos, der wie Epimenides auf ſeine Seherkunſt reiſte [illegible], und zu Kreta außer der Gymnaſtik wahrſcheinlich auch kretiſiren [illegible] lernte, geradezu als Verfaſſer der orphiſchen Lieder [illegible].

Die homeriſche Poeſie iſt die älteſte Urkunde der helleniſchen Geſchichte, und was man auch von der Aechtheit, der Anordnung und einzelnen Stellen der Iliade und Odyſſee denken mag: ſo hat ſie doch im Ganzen genommen und beſonders im Vergleich mit den Prieſtermährchen über Orpheus, die gültigſten Anſprüche auf Glaubwürdigkeit, und muß Grundlage und Leitfaden aller Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum ſein. Schon Herodotos, der ſonſt jede Sage nachſagt, hält die Dichter, welche für älter ausgegeben wurden, wie Homeros und Heſiodos, für jünger [illegible]; und nach Pindarion bei Sextos [illegible] war es ausgemacht, daß kein älteres Werk auf die damahlige Zeit gekommen ſei, als die homeriſche Poeſie. So urtheilten mehrere, und grade die nüchternſten helleniſchen Alterthumsforſcher.

Homeros kennt mehrentheils und einzelne Ausnahmen und verlorne Anſpielungen abgerechnet, weder myſtiſche Sagen noch

---

[illegible] Rep. I. VI. pag. 221. [illegible] Hist. an. VI. 6. [illegible] Eut. 81. [illegible] De nat. deor. I. 38. [illegible] ibid. [illegible] Aristot. Polit. II. 12. [illegible] Kretiſiren heißt lügen. Suid. [illegible] Orph. Gessn. pag. 385. [illegible] Euterp. 53. [illegible] Adv. Math. I. 203.

myſtiſche Gebräuche; wenn man nähmlich nicht alles Bedeutende ſo benennt, ſondern darunter nur ſinnbildliche Geheimlehren über das unbegreifliche Weſen der Natur verſteht, und Gebräuche, die ſich auf ſolche Lehren beziehen. Die homeriſche Poeſie kennt weder Orgien noch Enthuſiasmus in dem Sinne der ſpätern Prieſter, Dichter und Denker. Zwar lehrt und lenkt auch den homeriſchen Sänger, wie den Helden, eine ſchützende Gottheit. Bei allem Geſchlecht der Sterblichen, ſagt Odyſſeus *), werden die Sänger,

> Werth der Nahrung geſchätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muſe
> Selbſt den Geſang ſie gelehrt, und huldreich waltet der Sänger;

und Telemachos **) ſpricht zu ſeiner Mutter:

> — was tadelſt du doch, daß der liebliche Sänger
> Uns erfreut, wie das Herz ihm entbrannt wird? Nicht ja die Sänger
> Sind's, nur allein iſt Zeus zu beſchuldigen, welcher es eingiebt
> Allen erfindſamen Menſchen, nach Willkühr jedem begeiſternd.

Auch hier liegt überall der Gedanke der Eingebung der Muſe, oder des Gottes zum Grunde. Der homeriſche Sänger aber iſt nicht leidenſchaftlich beſeſſen und voll von ſeinem Gott, wie bei jenen Spätern. Sein Charakter iſt vielmehr eine ſtille Beſonnenheit, und nicht jene heilige Trunkenheit der orphiſchen und andern bacchiſchen Lieder.

„Aber," könnte man einwenden, „hat nicht vielleicht Homeros die myſtiſche Theogonie des Orpheus nur epiſirt?" Die homeriſche Poeſie und der orphiſche Geiſt waren ſo durchaus verſchiedener Art, daß es uns nicht befremden darf, in jener gar keine Erinnerung an ältere Myſtik zu finden. Hätten wir noch die ſämmtlichen ſapphiſchen Gedichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnert. Die Bemerkung des Pindaros ***): „daß jeder große Laut unſterblich wandle, wie ſich der unverlöſchliche Strahl ſchöner Thaten über die allbefruchtende Erde und über das Meer ewig verbreite;" iſt für die ganze Geſchichte der helleniſchen Poeſie ſo wahr, daß ſich oft auch in der ſpäteſten Nachbildung Spuren des Urſprünglichen finden. Durfte man alſo nicht vermuthen, daß ein entfernter Nachhall des echten verlornen Lautes ſogar in den

---

*) Odyss. VIII. 479. **) Od. I. 46. ***) Isthm. IV. 60.

noch vorhandnen ſogenannten orphiſchen Hymnen übrig ſei? Sind nicht einige der darin vorgetragenen Lehren vorhomeriſch? Iſt nicht die Weiſe einer alten nachgebildet? Es iſt doch wenigſtens wahrſcheinlich, daß die erſten heiligen Geſänge nichts enthielten, als ſolche unzuſammenhängende, abgeriſſene Anrufungen, und an einander gehäufte geheimnißvolle Beinahmen."

Eine ſolche Umbildung der orphiſchen Götterlehre in die homeriſche, bis auf die Vertilgung jeder Spur von älteren Geheimlehren über die Natur und ihre Kräfte, wäre in der ganzen Geſchichte des Alterthums das einzige Beiſpiel ſeiner Art. In jeder Umbildung müſſen ſich wenigſtens die urſprünglichen Beſtandtheile wieder erkennen laſſen. Ueberdem iſt die homeriſche Poeſie zwar keine ſyſtematiſche Encyklopädie, aber doch eine ſehr umfaſſende und reichhaltige Anſicht der helleniſchen Welt jener Zeit. Das bloße Stillſchweigen kann alſo gegen das vorhomeriſche Alter der myſtiſchen Sage und Lehre ſchon einigen Verdacht erregen.

Wichtiger aber und entſcheidend iſt es, daß Homeros ſich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt, auf welches ſich alle myſtiſchen Handlungen und Lehren ſo ſichtbar durchgängig beziehen. Selbſt in denjenigen homeriſchen Stellen, wo die Deutung auf einen Gedanken in bildlicher Hülle am nächſten zu liegen ſcheint, findet ſich nirgends auch nur die entfernteſte Hindeutung auf eine alles erzeugende und alles erhaltende Urkraft. Viele derſelben, die als dichteriſche Bilder angeſehen, ſehr ausſchweifend erſcheinen, waren den großen Kennern des kritiſchen Zeitalters allerdings auch verdächtig [21]; und haben in der That ganz heſiodiſche Farbe, wie die Stelle vom Briareus [22]) und die Strafe der Here [23]. Sogar die Vorſtellung einer unbedingten Naturnothwendigkeit, das Schickſal, wie es die Tragödie darſtellt, iſt dem Homeros unbekannt. Das Vermögen des Unendlichen ſchlummert noch in ihm, wie in der Seele des Knaben, ehe die Knoſpe ſich bis zur Blüthe jugendlicher Begeiſterung entfaltet hat. Wohl faßt er die unendliche Fülle des Lebens mit offnem Sinn auf und gibt ſie wie ein heller Spiegel klar zurück: aber ein Gedanke, ein Begriff von dem Unendlichen dieſer Fülle iſt nicht dabei ſichtbar, und nie ſtellt er das Unbedingte dar, weder das der Naturnothwendigkeit, noch das der Freiheit oder der Geſinnung. Er, den an Größe und Macht kein alter Dichter übertrifft, iſt daher auch, ſtreng genommen, nicht eigentlich erhaben: wenn man, wie billig, nur die lebendige Erſcheinung des Unendlichen ſo nennt [*]. Oder will man es ja ſagen, ſo iſt es doch nur die Natur, welche erhaben in ihm iſt, nicht der Dichter ſelbſt, welchem dieſer Vorzug nur unbewußt beiwohnt, und der von einer ſittlichen Erhabenheit, im Kampf der eignen oder der dargeſtellten Geſinnung, nichts weiß. Die Heldenkraft des Achilles iſt bloß naturgewaltig; die Selbſtſtändigkeit des Prometheus, die Aufopferung der Antigone erhebt ſich über alle Schranken der Natur, und iſt ſittlich erhaben.

---

[21] Schol. Ven. Wolfii Prol. [22] Il. I. 394—406. [23] Il. XV. 18—33.

Mag die Ahnung des Unbedingten noch ſo dunkel, mag der Ausdruck des Geahneten noch ſo ſinnlich ſein: es iſt der erſte Schritt in eine ganz andere Welt, der Anfang einer neuen Bildungsſtufe. Die Tänzer, welche um das Bildniß der Artemis zu Ephesos enthuſiaſtiſche Waffentänze feierten, deren Stiftung man den Amazonen andichtete [**]; der Prieſter, welcher die Artemis zur Natur umdeutete; der Künſtler, welcher ſie auf die bekannte Weiſe allegoriſch bildete; der Dichter, welcher ſie als ſolche beſang; Herakleitos, der ſeine Schrift von der Natur im Heiligthume der großen Göttin niederlegte: ſie alle ſo verſchieden auch die Art ihrer Mittheilung, und die Deutlichkeit ihrer Begriffe ſein mochte, waren von einem und demſelben Gegenſtande begeiſtert. Sie waren voll von der lebendigen Vorſtellung einer unbegreiflichen Unendlichkeit. Iſt nun dieſe Vorſtellung Anfang und Ende aller Philoſophie; und äußert ſich die erſte Ahnung derſelben in bacchiſchen Tänzen und Geſängen, in enthuſiaſtiſchen Gebräuchen und Feſten, in allegoriſchen Bildern und Dichtungen: ſo waren Orgien und Myſterien die erſten Anfänge der helleniſchen Philoſophie, und es war kein glücklicher Gedanke, die Geſchichte derſelben mit dem Thales anzufangen, und ſie plötzlich wie aus Nichts entſtehen zu laſſen. Wir ſollten die helleniſchen Orgien und Myſterien überhaupt nicht als einen fremdartigen Auswuchs und eine zufällige Verirrung, ſondern als einen weſentlichen Beſtandtheil der alten Bildung, als eine nothwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des helleniſchen Geiſtes mit Ehrfurcht betrachten.

---

[*] Erhaben iſt auch der weiche und ruhige Pindaros durch das Gewaltige ſeiner allgemeinen Stimmung; der leichte und klare Herodotos durch eine ſtete Beziehung auf das allgewaltige Schickſal; ſelbſt der üppige Ariſtophanes durch lebendige Erſcheinung unendlicher Fülle; und der vollendete Sophokles durch lebendige Erſcheinung unendlicher Harmonie. Im erhabenen Style ſind aber unter den alten Dichtern und darſtellenden Autoren nur Aeſchylos und Thukydides. Das heißt, das Erhabene iſt herrſchend in ihnen; ſie ſind auch da nur erhaben, wo ſie ſchön und reizend ſein ſollten.

[**] Call. III. 237. seqq.

Der große Ruhm des Epimenides und Onomakritos deutet an, daß ſie ihre Vorgänger weit übertrafen, daß die Ausbildung und Verbreitung der myſtiſchen Poeſie durch ſie und in ihrem Zeitalter einen gewiſſen Gipfel erreichte. Die werdende Philoſophie mußte eine wirkſame Triebfeder für die Anhänger und Vorſteher der Myſterien ſein, mit ihrer vernunftmäßig umgedeuteten Götterlehre in vielen Gedichten unter eignem und falſchem Nahmen ans Licht zu treten, um die höher geſtiegenen Anſprüche aller Gebildeten zu befriedigen, und mit der öffentlichen Meinung Schritt zu halten; wozu ſie vielleicht die Erfindungen der Denker ſelbſt benutzten. Indeſſen mußte doch ſchon ein großer Vorrath myſtiſcher Sagen vorhanden ſein, als der fruchtbare Epimenides eine ſo große Fülle von Gedichten dieſer Art verfertigen konnte. Die Weiſſagungen des Bakis, deren Herodotos ſo oft erwähnt, und die angeblichen des Muſaeos, welche Onomakritos verfälſchte, müſſen um ein beträchtliches älter geweſen ſein. Deßgleichen die Hymnen des Olen, welche Pauſanias, der doch für einen helleniſchen Sagenſchreiber ſchon ein Zweifler iſt, die älteſten nennt, und noch vor Pamphos und Orpheus ſetzt **): ungeachtet die

---

**) IX. 27. 2.

Hyperboräer darin erwähnt waren [37], von denen Olen ſelbſt, der Sage nach, gekommen war [38]. Der allgemeine Glaube, welchen die Prieſterdichtungen von der göttlichen Stiftung myſtiſcher Geſellſchaften und Gebräuche fanden, beweiſt wenigſtens, daß man nicht mehr wußte, wie alt ſie waren. Sonſt würden die joniſchen Mythographen und Philoſophen, welche alle Sagen helleniſcher Vorzeit mit großer Wißbegierde ſammelten, und hie und da zu prüfen wenigſtens verſuchten, die Spuren ihres irdiſchen Urſprungs wohl entdeckt haben.

Wie die Pelasger, nach einer Sage der dodoniſchen Priſterinnen, lange opferten, ehe ſie Götter zu nennen, und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten [39]; indem der natürliche Drang, Götter zu dichten und mit ſich in Verhältniß zu ſetzen, in ſtumme Handlungen ausbrach, ehe er ſich zu Bildern und Geſängen ordnete: ſo waren wahrſcheinlich enthuſiaſtiſche Gebräuche und Tänze viel früher da, als die myſtiſchen Lehren vollkommen ausgebildet und in Gedichten vorgetragen wurden.

Wenn wir weder nach bloßem wörtlichen Glauben an das Einzelne, Zufällige und Ungewiſſe der Sage, noch nach dem oberflächlichen, ohne Ahnung vom Geiſt des Alterthums vernünftelten Meinungen von dem, was natürlich und wahrſcheinlich ſei, urtheilen wollen; ſondern nach der Gleichmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit im Gange der helleniſchen Bildung, welche ſo wunderbar auffällt, und jenes Erſtaunen erregt, welches nach Plato der Anfang der Wiſſenſchaft iſt: ſo müſſen wir annehmen, daß der Urſprung der helleniſchen Myſtik mit dem Urſprunge der republikaniſchen Verfaſſung und der lyriſchen Kunſt der Hellenen ungefähr gleichzeitig und alſo entſchieden nachhomeriſch war; denn in dieſen großen Veränderungen offenbarte ſich bei den Hellenen zuerſt das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freier Selbſtbeſtimmung.

Daß die Prieſter ſchon viele Jahrhunderte vor Homeros auch bei den Hellenen klüger waren, wie der große Haufen; daß ſie ſich unter einander verſtanden und verbunden waren; daß ſie manches, was ſie wußten oder zu wiſſen glaubten, nicht jedermann mittheilten: das alles leidet keinen Zweifel, weil es ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. Will man das Myſterien nennen, ſo iſt ihr Urſprung vorhomeriſch.

---

[37] Herod. IV. 32. 35. Paus. I. 18. [38] Paus. X. 5. [39] Herod. Euterp. 50. 53.

Selbſt das vorhomeriſche Alter der helleniſchen Theogonien und Kosmogonien iſt mehr als zweifelhaft; denn die angeblichen Nahmen von bekanntlich untergeſchobenen oder ganz ungewiſſen Gedichten können nicht das mindeſte Gewicht haben. Ihre eigentliche Zeit ſcheint die heſiodiſche Periode geweſen zu ſein; wo Rhapſoden die ältern Gedichte der beſſern Zeit ſammelten, willkührlich miſchten, zuſammenflickten und ins Ausſchweifende umbildeten; wo die epiſche Kunſt ſchon erſchöpft, zerrüttet und verwildert war. Der Gedanke einer Sammlung von Götterſagen zu einer gar nicht dichteriſchen Einheit iſt ganz gegen den Geiſt der homeriſchen Periode. Nun iſt zwar in den heſiodiſchen Gedichten ungleich mehr Lehre, in den Sagen mehr Bedeutung, als in den homeriſchen; doch iſt auch die Götterſage des Heſiodos noch keineswegs eine bildliche Geheimlehre über das Weſen der unendlichen und unbegreiflichen Natur.

* * *

Zweites Kapitel.

Hiſtoriſche Andeutungen von dem früheſten Bildungszuſtande und der älteſten Dichtart der Hellenen.

Die älteſten Bewohner von Hellas werden uns als halbthieriſche Wilde dargeſtellt, welche ohne den Gebrauch des Feuers in den Wäldern umherſchweiften oder ſich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter, Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Daſein friſteten. In der homeriſchen Welt finden wir dagegen ſchon große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte, ſehr mächtige Fürſten und eine ſtärkere Bevölkerung, als eine wandernde Lebensart ohne Heimath zu geſtatten ſcheint. Alles dieß deutet an, und ſetzt voraus, daß der Ackerbau, der Quell der Verfeinerung und der Knechtſchaft, ſchon lange eingeführt ſein mußte. Dem Sänger der Odyſſee war die Lebensart wilder Hirten ſchon ſo fremd, daß er ſie, mit übertriebenen Farben ſchildernd und mit Mährchen verwebt, in ein fernes Wunderland ſetzt:

> Und an das Land der Kyklopen, der Frevler, wild und geſetzlos,
> Kamen wir, welche nur den unſterblichen Göttern vertrauend,
> Nirgend bau'n mit Händen, in Pflanzungen oder zu Feldfrucht.
> Ohne des Pflanzers Sorg' und des Ackrers ſteigt das Gewächs auf;
> Alles Weizen, und Gerſt', und edele Reben, belaſtet
> Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
> Dort iſt weder Geſetz, noch Rathsverſammlung des Volkes;
> Sondern all' umwohnen die Felſenhöh'n der Gebirge,
> Rings in gewölbten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkühr
> Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern **).

**) Od. IX. 106 — 115. In der Stelle der Odyſſ. VII. 205 u. 206 werden die Kyklopen, zugleich mit dem Stamme der Giganten und dem Wundervolke der Phäaken, als ein den Göttern näher ver-

Von einer ſolchen Lebensart verſteht Platon **) auch die Worte:

---

wandtes Geſchlecht genannt; was der urſprünglichen Vorſtellung von ihnen unſtreitig angemeſſener und richtiger iſt. Jene alten Zauberſchmiede und Metallkünſtler, welche die Sage Kreis- oder Himmelsſchauer nannte, denn dieſes bedeutet der Nahme der Kyklopen, gehören dem ältern magiſchen Götterdienſte an, welcher der neuen, dichteriſchen Helden-Mythologie voranging. Die Geſtirne und das Meer waren die beiden End- und Wendepunkte in dieſem älteren phyſiſchen Heidenthum, deſſen innerſtes Weſen in jenem Verſe aus den arimaſpiſchen Gedichten ausgedrückt iſt:

Ὄμματα ἐν ἄστροισι, ψυχὴν δ' ἐν πόντῳ ἔχοντας.

Auch das meiſte, was von den pelasgiſchen Stämmen eigenthümliches berichtet wird, iſt auf jenen älteren magiſchen Naturglauben zu beziehen; ſo wie auch der Nahme der Pelasger ſelbſt darauf deutet. Die nächſte Ableitung dieſes Nahmens von πέλας läßt ſich wohl mit der gewöhnlichen von πέλαγος verbinden, da auch πέλαγος ſelbſt von πέλας, als das Fluth auf Fluth nah zuſammendrängende Gedränge der Wogen bezeichnend, abſtammen mag. Dieß kann zur Erweiterung und Ergänzung der im I. Bande, Seite 18. Anmerkung, vorgetragenen Ableitung dienen, da es übrigens bekannt iſt, daß für ſolche Nahmen oft mehrere Etymologien zugleich gültig, nähmlich in der Sage ſelbſt geltend geweſen ſind. Wenn übrigens Πελασγοὶ zunächſt und hauptſächlich, nach einer älteren Form, von πέλαγος abzuleiten iſt, und alſo allerdings Männer der See oder des Meeres bedeutet; ſo muß doch dieſe Bedeutung ſelbſt nicht bloß nach der gewöhnlichen, geſchichtlichen Beziehung und Erklärung von wandernden Seefahrern, der ohnehin ſo vieles entgegenſteht, verſtanden, ſondern zugleich in einem viel höhern geiſtigen Sinne genommen werden, von eben jenem alten magiſchen oder phyſiſchen Naturverbande mit dem Meere, als dem Element der Tiefe, wie der Nahme der Kyklopen, oder Himmelsſchauer ein eben ſolches mit den Geſtirnen andeutet; welches beides zugleich in jenem arimaſpiſchen Verſe ſo herrlich zuſammengefaßt iſt. In der andern Stelle der Odyſſee, welche oben im Texte angeführt iſt, werden nun jene wunderbaren Himmelsſchauer und alten Kyklopen, als ein ungefüges Rieſenvolk, auf fernem Eilande, wo helleniſche Seefahrer leicht auch in der Wirklichkeit wilde Stämme gefunden haben mochten, mit mährchenhafter Uebertreibung geſchildert, wie mehrentheils überall die Geſtalten der alten Götterſage in der neueren Heldenpoeſie der Hellenen in ungünſtigem Lichte erſcheinen.

**) Leg. VIII. 116.

— Ilios heilige Veſte
Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menſchen;
Sondern am Abhang wohnten ſie noch des quelligen Ida **).

Wenn man dieſe Stelle aber auch nur auf die Lage der ältern Stadt Dardania bezieht: ſo bleibt es doch merkwürdig, daß Homeros die Stiftung derſelben fünf Menſchenalter vor Priamos hinaufrückt **). Sein bekanntes Land iſt ſchon voll volkreicher Städte, und die erſte Frage der homeriſchen Reiſenden in unbekanntem Lande iſt:

Zu welcher Sterblichen Land bin ich jetzt gekommen?
Sind's unbändige Horden der Frevler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor den Göttern?

Auch ſetzt Heſiodos zwiſchen dem goldnen Geſchlecht und dem der Helden noch zwei ungleich wildere **); und Ovidius bezeichnet ſchon das ſilberne Zeitalter durch den Urſprung des Ackerbau's **). Denn was iſt das goldene Zeitalter anders, als ein verſchönertes Bild von der ſorgenloſen Freiheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? Sie iſt es, nach welcher der ackerbauende und ſtädtebewohnende Menſch, der ſo oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne ſich an ihren Früchten zu laben, immer ſehnſuchtsvoll zurückſeufzt, und ihr alle Glückſeligkeit leiht, die er vergebens wünſchte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Sänger der Ilias nennt die Pferdemelker die gerechteſten Erdebewohner **); wobei man ſich nicht ohne Mitgefühl an manche beneidende Anſicht der Späteren von ſcythiſchen und germaniſchen Stämmen erinnert. Geſchichtlich wahrer iſt das Gemählde des Lucretius **) von dem Zuſtande des Wilden vor allem Anfang menſchlicher Erfindungen und Künſte:

Auch noch wußten ſie nicht die Ding' im Feuer zu bilden,
Und zu gebrauchen die Fell' und zu hüllen den Leib in die Thierhaut;
Sondern ſie wohnten in Forſten, in Klüften der Berg' und in Wäldern.

**) Il. XX. 216–218. **) Ibid. 215–237. **) Op. 93–160. ed. Brunck. **) Metam. I. 123. 124. **) Iliad. XIII. 5. 6. **) Lucr. V. 951–962.

Noch nicht achteten ſie das gemeinſame Beſte, und noch nicht
Wußten ſie unter einander von Sitten, nicht von Geſetzen.

„Sehend, ſagt Prometheus beim Aeſchylus **a), ſahen ſie umſonſt; hörend, vernahmen ſie nicht: ſondern Traumgeſtalten ähnlich, verwirrten ſie lange Zeit alles nach Zufall, und kannten weder ziegelgewebte, hellgelegene Häuſer, noch Holzarbeit; vergraben wohnten ſie, wie die geſchäftigen Ameiſen, in Höhlen der lichtloſen Tiefen. Sie hatten kein ſichres Zeichen weder des Winters noch des blumigen Frühlings und des fruchtbaren Sommers, ſondern ohne Verſtand thaten ſie alles.“

Welch' ein Zeitraum mußte verfließen, bis ſich der mit den wilden Thieren und dem Hunger kämpfende **b) Menſch zu einer feſtlichen Weinleſe erheben konnte, wie Homeros **) ſie beſchreibt:

Jünglinge nun, aufjauchzend vor Luſt und roſige Jungfrau'n
Trugen die ſüße Frucht in ſchöngeflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leier
Lockt' er gefällige Tön', und [illegible] den Linos
Auch mit Geſang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.

Von jenem hülfloſen Zuſtande iſt ſogar der erſte Drang in der Bruſt des Wilden, ſich eine Empfindung feſtzuhalten und zu wiederholen, ein großer Fortſchritt, mit dem eine ganz neue Stufe der Entwicklung beginnt. Sobald nur dieſes Bedürfniß da iſt, wird ſich auch bald das poetiſche Vermögen des Menſchen durch unwillkührliche Ausbrüche der Leidenſchaften in gemeſſenen Worten, Tönen und Sprüngen zu äußern anfangen: denn nur durch ſinnliche Begränzung und ſinnliche Eintheilung des Mittheilungsſtoffs, durch Rhythmus, der alſo beim Wilden nicht zum Ueberfluß, ſondern zur Nothdurft ***) gehört, kann die Empfindung, welche ſonſt an ihrer Geburtsſtätte gleichſam ſich fliehen würde, feſtgehalten, und zu einer dauernden und allgemeineren Wirkſamkeit erweitert werden. Und wie groß iſt nicht wiederum der Abſtand von der rohe-

---

**a) Prom. 447—457. **b) Lucr. V. 964—1008. **) Iliad. 567—572.
***) Sieh die Briefe über Poeſie, Silbenmaaß und Sprache von A. W. Schlegel in den Horen. Beſonders den dritten.

den rhythmiſchen Klage über einen geliebten Todten, bis zu Threnen, wie die der beſtellten Sänger vom Gewerbe bei Hektors feierlichem Begräbniſſe?

— Sie ordneten Sänger,
Anzuführen die Klag', und greulich mit jammernden Tönen
Sangen ſie Trauergeſang mit ringsum ſeufzten die Weiber [16].

Jahrhunderte waren vielleicht nöthig, um die Werkzeuge für die Aeußerung innerer Regungen, und für die Nachahmung empfangner Eindrücke, um Sprache und Rhythmus, nur einigermaßen zu entwickeln. Solches erwägend ſingt daher Lucretius [17]:

Lange vorher ſchon wurden die hellen Stimmen der Vögel
Nachgeahmt mit dem Mund', eh' man gefällige Lieder
Durch den Geſang zu verbinden vermocht, und das Ohr zu ergötzen.
Und das Geſäuſel des Zephyrs durch ausgehöhlte Rohre
Lehrte die Menſchen blaſen auf ſolchem gehöhlten Schierling.
Hierauf lernten ſie nach und nach die zärtlichen Klagen,
Welche die Flöte tönt, von des Bläſers Fingern geſchlagen,
Die man erfand in dem pfadloſen Hain, in Wäldern und Thälern,
Und in einſamen Sitzen der Hirten und ruhiger Muße.

In der gleichen Anſicht hielt auch Demokritos, ein Mann, der nicht nur der größte Naturkundige, ſondern auch einer der eifrigſten Alterthumsforſcher war, „die Muſik für jünger [18], als ſie nach der gewöhnlichen Meinung ſein ſolle.“

Und doch darf man bei jenen ſchon erwähnten, aus Homer angeführten Geſängen eben ſo wenig, wie bei dem Beſchwörungsliede [19], um das Blut einer Wunde zu ſtillen, oder bei den Geſängen [20], um einen zürnenden Gott zu verſöhnen, oder bei allen andern natürlichen Aeußerungen des lyriſchen Vermögens unter den Hellenen vor Kallinos und Archilochos an eigentliche ſchöne Kunſt denken, wozu ſich rhythmiſcher Ausdruck der Leidenſchaften nur durch gleichförmige Beſtimmtheit der über die einzelnen Empfindungen herrſchenden Richtung und Stimmung erheben kann.

---

[16] Iliad. XXIV. 720. sqq. [17] Lucret. V. 1378. sqq. Ueberſetzt von K. L. v. Knebel. [18] Philod. de mus. p. 108. [19] Od. XIX. 457. [20] Iliad. I. 472.

Unter allen Geſängen und Gedichten, welche die homeriſche Urkunde kennt, ſind dieſe erwähnten die einzigen, welche, obgleich ſie durch Stellung, Nebenzüge und Farbe in die letzte Zeit der homeriſchen Periode zu gehören ſcheinen, doch wenigſtens der Art nach in vorhomeriſcher Zeit möglich waren, ſelbſt da wo es zur epiſchen Poeſie noch keine Veranlaſſung und keinen Stoff gab. „Da blühte, ſagt Lucretius [16], das ſegelbeflügelte Meer von ſchwimmenden Schiffen; ſchon hatten ſie Hülfe und Bundesgenoſſen nach Vertrag, als die Dichter anfingen, die ausgeführten Thaten in Geſängen zu überliefern.“ Ueberdem erfordert es ſchon eine ungleich feinere und ausgebreitetere Thätigkeit, einer äußern Begebenheit durch Rhythmus eine feſte Geſtalt zu geben, und durch Erzählung, welche doch immer geordnet ſein muß, ſpätern Zeiten mitzutheilen, als eine Leidenſchaft in gemeſſenen Tönen und Bewegungen unwillkührlich auszudrücken. Mit dieſer niedrigſten Stimmung, welche nur die rohe Anlage, den erſten Keim zur künftigen lyriſchen Kunſt enthält, fängt die Poeſie überall an [17]; und bleibt auch auf der unterſten bloß vorbereitenden Stufe ihrer Entwicklung dabei ſtehen. Streng genommen ſind es nur gehaltloſe Regungen der poetiſchen Anlage, Verſuchungen der Poeſie; die eigentliche Poeſie ſelbſt iſt noch gar nicht vorhanden; denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfniſſes dient, gehört nicht in das Gebiet der ſchönen Kunſt.

Ueberall, wo der Menſch nur etwas über die Thierheit aufgehoben, giebt es Dichter und Sänger. Die Natur der Dinge und die Sage lehren uns darauf: daß der Stand des Sehers und des Dichters in der vorhomeriſchen Zeit bei den Hellenen nicht getrennt war; daß einzelne Männer, bei dem Uebergange der Hellenen von der Wildheit zum Ackerbau und einem geſitteteren Leben, an Geiſt weit über die Menge hervorragten, und ſie dadurch beherrſchten, weil dieſer Uebergang nicht durch Gewalt von außen, ſondern bloß durch innere Entwicklung bewirkt ward; daß dieſe älteſten Menſchenbildner alles, was ſie aufbewahren und verehren wolllen, ebendeßwegen anbrachten, weil nur das Wunderbare in der Einbildung der rohen Menschen solche Dämme bilden kann; und daß sie also auch durch lebende Gesänge dazu beitrugen, den rohen Menschen zur Geselligkeit und wenn gleich nicht zur Tugend, doch zu einiger Zucht, Sitte und Ordnung des Lebens zu gewöhnen.

---

[16] V. 1441–1446. [17] S. die ſchon angeführte Stelle über Poeſie, Rhythmus und Sprache.

Den Anfang der Gesetzgebung und königlichen Gewalt setzt Plato **) erst nach der Stiftung größerer gemeinschaftlicher Wohnorte, und nach dem Anfange des Ackerbaus. Erst bei wachsender Bevölkerung und Ungleichheit konnte die Macht der Helden durch die kriegerische Gewalt und Klugheit einiger Geschlechter so hoch steigen, wie wir sie noch in der homerischen Welt sehen; wo Achilles,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] ***),

neben Agamemnon schon als ein sehr unbeschränkter Mann erscheint; wo der wandernde Ulysses von der Gastfreiheit aller Fürsten lebt ****); und wo der Götterausspruch der Priester nur gebraucht wird, um den Willen der Herrscher durch ihre Macht zu heiligen, dem Haufen des Volkes, als Götterstimme zum Gesetze zu dienen †), oder eine Theilung der Güter zur Gewaltthat zu bestätigen und zu bekräftigen. So sagt Agamemnon unter den Andern über die [illegible] Versammlung der [illegible] ††):

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Nach der einzelnen wandernden Welt, bei einem veränderten Fall, zum Leben, um

---

) de Leg. l. VIII. p. [illegible] *) Iliad. I. [illegible] ****) [illegible]

dann und der Gottheit
Hochgewipfelter Eiche den Rathschluß Zeus zu erkunden **).

Doch ist alles dieß, wie Zusammenhang und Farbe verräth, nur als Ueberbleibsel einer ältern, ungleich größern Gewalt der Priester zu betrachten, welche vielleicht nur durch die steigende Macht der Helden und Fürsten verdrängt ward. An vielen Orten in Hellas wurden die wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen von den höchsten Staatsgewalten verrichtet; und man behielt dazu auch in Freistaaten, wie zu Athen, den Namen der königlichen Würde bei **). Selbst in der homerischen Darstellung unterscheiden sich die frühern Priester und Seher, welche ein höherer Glanz von grauem Alterthum und göttlichem Ansehen zu umschweben scheint, von den spätern. Melampus, der Urgroßvater des Amphiaraos, der untadelige Seher,

welcher ehdem wohnt' in der lämmererzeugenden Pylos,
Reich in der Pylier Volk, hochragende Häuser bewohnend;

wanderte damals nach Argos:

dort beschied ihm das Schicksal
Wohnungen, und walten als Herrscher zu sein den Argeiern **),

Tiresias,

der blinde Prophet, dem unzerrüttet der Verstand ist,

naht sich dem Odysseus mit einem goldnen Herrscherstabe und wird ein Fürst genannt **). Sehr bedeutend ist es auch, daß dem Minos, welchen Odysseus im Hades, wo jeder das Geschäft fortsetzt, was er im Leben am meisten liebte, erblickte **), wie er

mit goldenem Zepter geschmückt, die Gestorbenen richtet,
Die bald, sitzend umher, sich das Recht von dem Herrscher
Fragend sind, bald stehend, in Aides weitthorigem Hause;

an einer andern Stelle **) ein Beiname zur Bezeichnung seiner häufigen und vertraulichen Gespräche mit dem großen Zeus beigelegt wird. Nach diesen Winken ist die Sage beim Pausanias **) nicht ohne Bedeutung, daß Odysseus aus priesterlichem Stolz, und

---

**) Od. XIV. 327. 328. **) Plut. Pol. t. VI. pag. 76. 77. **) Od. XV. 223—256. **) Od. X. 493. XI. 91 150. **) Od. XI 567—570. **) Od. XIX. 179. **) Libr. X. cap. 7.

Beiſpiel und Nachahmung ſeines Meiſters, an den pythiſchen Kampfſpielen keinen Antheil habe nehmen wollen; wenn man natürlich dieſe Namen als Geſammtnamen für die ältere Gattung von Prieſterſängern verſteht, da ſich die geſchichtliche Wirklichkeit dieſer Sagengeſtalten und Dichternamen als wirklich vorhanden geweſener Perſonen, doch weder bejahen noch verneinen läßt. Denn die Sage geht auf das Allgemeine, und kann nur dieſes bezeugen, aber ſelbſt die Namen ſind, als ob ſie erfunden wären. Auch das eigene Urtheil des Pauſanias über die ganze Sage vom Orpheus verdient hier angeführt zu werden: „Die Hellenen glauben auch viele andre Dinge, welche nicht ſind, und auch daß Orpheus ein Sohn der Kalliope geweſen, daß die Thiere ſeinem Geſange bezaubert gefolgt ſeien, und daß er lebend in den Hades hinabgeſtiegen, um von den Unterirdiſchen ſeine Frau wieder zu fordern. Wie es ihm aber ſcheine, habe Orpheus an Ausbildung des Geſangs ſeine Vorgänger übertroffen, und ſei durch prieſterliche Gaben, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu großer Macht gelangt **).“

Daß die älteſten Prieſter, dieſe Stifter der menſchlichen Bildung in Hellas, die Muſik übten, wie Strabo bemerkt ***), leidet keinen Zweifel, da Rhythmus in dieſer Kindheit des menſchlichen Geſchlechts das einzige Mittel iſt, Gedanken zu befeſtigen und zu verbreiten. Daher glaubte man dem pythiſchen Orakel den Herameter zu verdanken ****), deſſen Erfindung ein Dichter *****) dem Orpheus zueignet. Wenn man erwägt, wie viele Jahrhunderte Sprache, Maaß und Geſang zu machen haben, ehe die eigentliche Kunſt nur anfangen kann, und wie beſonders in jener frühſten Zeit die geſammte Entwicklung unzertrennlich und von Einem iſt; ſo läßt ſich gegen die allgemeine Sage und Meinung, Orpheus, der ja überall Epoche machte, eben doch bezeichnet, habe auch in der helleniſchen Poeſie ſchon Epoche gemacht, nichts einwenden. Nur iſt der Herameter wohl mehr entſtanden, als eigentlich erfunden, wie die ſpätern Rhythmen der helleniſchen Poeſie; und die weitere Ausbildung deſſelben kann erſt in das folgende Zeitalter geſetzt

---

) Lib. IX. cap. 30. *) Strab. lib. X. p. 468. A. ****) Plin. VII. 56. *****) Anthol. ed. Jacobs, II. 99.

werden, wo dieß heroiſche Maaß, welches bei den Hellenen vom Epos immer unzertrennlich war, mit dieſem zugleich anwuchs und emporblühte. Von den Wunderwirkungen der älteſten Muſik aber ſchweigt Homeros, ungeachtet er die Befeſtigung der Burg von Thebae, die er alſo auch ſchon ins hohe Alterthum hinaufſchiebt, durch den Amphion und Zethus vorübergehend erwähnt **). „Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung die ihm zugeſchriebene Sittenmilderung gewirkt, darüber kann es keine hiſtoriſchen Nachrichten geben. Welches Alterthum auch viele Sagen der Völker von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens, als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger, als das, was ihr Odem gegeben hatte" **). Da indeſſen Maaß und Ordnung im Ausdruck der Empfindungen durch eine natürliche Rückwirkung auch die Empfindung ſelbſt vermenſchlichen müſſen; ſo läßt ſich die Sage, daß Orpheus die rohen Gemüther durch die Macht des Geſanges bezähmt habe, nicht verwerfen. Indeſſen ſind in derſelben nicht bloß die allmähligen Wirkungen eines ganzen Zeitalters in einen Punkt zuſammengedrängt; ſie ſcheint von vielen Seiten her vielfache Umbildungen erlitten zu haben. In der geheimen ſinnbildlichen Ueberlieferung der Myſterien, übertrieb man die Vorſtellungen von der orphiſchen Bildung unſtreitig eben ſo ſehr, als die von der vorhergegangenen Wildheit **). Die Pythagoräer, welche ihre neue Weisheit gern in alte Prieſternahmen hüllten, um ſie geltend zu machen, nannten ihre Lebensweiſe orphiſch **). Ein Vorgeben, welches Platon ſcherzend vertheidigt, indem er es im Ernſt wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die

---

**) Od. XI. 260—265. **) [illegible] über Poeſie u. ſ. w. Berlin, 1798. [illegible] 63. **) Sext. adv. Math. lib. IX. Sect. 15. **) de leg. l. VIII. p. 219.

älteſten Hirten, noch unbekannt mit verderblichen Künſten und Bedürfniſſen, im Ueberfluß von Weide und Nahrungsmitteln, unter der mildeſten Herrſchaft der Väter und Aelteſten, friedlich unter einander lebten [98]; daß ſie die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckten, ſondern Kuchen, mit Honig benetzte Früchte und andere ſolche reine Opfer darbrachten [99]. Ueberhaupt ſtrebte alles Gebildete bei den Hellenen, ſobald es in ſeiner Art reif war, ſich alles, womit es in Berührung kam, oft auch das fremdartigſte, zu verähnlichen, und ſeinen Urſprung aus dem früheſten Alterthum herzuleiten. Wenn die Meinung des Timagenes [100a], daß die Muſik die älteſte aller höheren Künſte ſei, an ſich auch nicht unrichtig iſt, ſo waren es doch gewiß die Vorſtellungen vieler alterthumsſüchtigen Muſiker; die Verſchönerungen der Dichter und die Umdeutungen aller Mythen durch allegoriſirende Philoſophen und pragmatiſirende Politiker nicht einmahl zu erwähnen. Es war ein ſolcher Gemeinplatz, daß Quinctilianus fragen kann: „Wer weiß nicht, daß die Muſik ſchon zu jenen alten Zeiten ſo ſehr nicht bloß geliebt, ſondern auch geehrt ward, daß die Muſiker auch für Seher und Weiſe geachtet wurden, wie Orpheus und Linus; um andere zu übergeben [100b].“

Unter den lehrenden Geſängen der älteſten helleniſchen Prieſter gab es unſtreitig auch Gebete in der allereinfachſten Weiſe, aber gewiß nicht in der Weiſe der noch vorhandenen angeblich orphiſchen Hymnen; denn vielnahmig waren die Götter noch nicht in jenem älteſten pelasgiſchen Naturdienſt. Auch der abſichtliche, abgeriſſene Unzuſammenhang dieſer Hymnen, in denen nicht bloß die Gedanken, ſondern auch Ausdruck und Farbe einen ſehr ſpätern Urſprung verrathen, iſt vielmehr enthuſiaſtiſch, als einfältig tief. Auch die enthuſiaſtiſche Muſik, deren Platon und Ariſtoteles erwähnen, kann wohl nicht älter ſein, als die älteſten Orgien, deren Alter oben aus allgemeinen Bildungsgründen beſtimmt iſt, und mit dem neuen bacchiſchen Götterdienſt zuſammenfallen muß.

---

[98] ib. p. 108—114. [99] ibid. p. 312. [100a] Quinct. libr. I. cap. X. [100b] Quinct. ibid. I. X.

Vielleicht war ſie aber auch nicht jünger; denn daß ſich gottesdienſtliche Melodien ſehr lange erhalten können, beſtätigt ſich überall.

Auch durch die Hindeutung in Sagen und Meinungen der Alten auf thrakiſchen Urſprung muß man ſich die Unterſuchung über die vorzüglichſten Sitze der älteſten helleniſchen Poeſie, welche wahrſcheinlich überall verbreitet war, und an mehrern Orten zugleich aufkeimte und wuchs, nicht beſchränken laſſen. Eine wichtige Unterſuchung, in der ganzen Archäologie der helleniſchen Bildung vielleicht eine der ſchwerſten, aber auch eine der anziehendſten, wenn man die gegründete Behauptung des Thukydides, daß die Hellenen, je höher man ins Alterthum hinaufgeht, um ſo mehr den Barbaren an Sitten, Gebräuchen und Lebensart gleichen [1], mit der ſo auffallend helleniſchen Bildung des Homeros vergleicht. Wenn eine Sage bei Pauſanias [2] behauptet, der thrakiſche Stamm ſei überhaupt gebildeter geweſen, als der makedoniſche, und auch frömmer; ſo iſt dagegen Thrakien beim Homeros der Lieblingsaufenthalt des Ares [3], und an einer Stelle ſetzt er die gaultummelnden Thrakier in die Ferne zu den herrlichen Pferdemelkern [4]. Der Thrakier Thamyris [5] iſt dagegen keine Einwendung, da er ſeine Kunſt unten im Peloponneſos [6] übte.

Sollten ſchon in der älteſten Poeſie der Hellenen die Vorſtellungen von den Göttern ſich nicht bloß in Götterſprüchen, Gebeten und Satzungen geäußert haben, ſondern auch zu rhythmiſchen Erzählungen gebildet, und durch dieſe fortgepflanzt ſein; ſo iſt hier doch noch nicht an die ſchöne Ausbildung zu denken, durch welche die rohe Erzählung erſt zum Epos wird. Auch konnten die Thaten der Götter wohl erſt dann ein Hauptgegenſtand der Sänger werden, nachdem die Thaten der Helden die Geſchicklichkeit angenehm zu erzählen geweckt und geübt hatten. In dieſem Sinne ſagt Herodotos [7] mit Recht: „Woher jeder Gott entſtanden, oder ob ſie alle von ewig waren, und wie von Geſtalt: das wußten die Hellenen nicht, bis, ſo zu ſagen, erſt ſeit heute und geſtern. Homeros und Heſiodos ſind es, die den Hellenen die Göttergeſchichte erfanden, und den Göttern Beinahmen gaben, die Ehren und Künſte unter ſie vertheilten, und ihre Geſtalt bezeichneten." Wir würden ſagen: erſt im epiſchen Zeitalter bildeten ſich die Vorſtellungen der Hellenen von den Göttern zu einer eigentlichen Sage und epiſchen Dichtung. Welch ein unermeßlicher Zwiſchenraum iſt nicht zwiſchen dem nahmenloſen Gebet der Pelasger auf Bergen, bis zu dem anmuthigen Mährchen des lieblichen Sängers Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite *)!

---

[1] Thuc. I. 6. [2] lib. IX. cap. 29. [3] Il. XIII. 298—302. Od. VIII. 361. [4] Il. XIII. 4. 5. [5] Il. II. 595. [6] Ueber die Sage von Dorion und Oechalia, ſiehe A. W. Schlegel de geographia Homerica p. 44; und Bayle's Wörterbuch Art. Thamyris. [7] Euterp. 53.

* * *

Ueber die Natur des alten Hymnus.

Zwiefach war die Anſicht des Alterthums ſelbſt in Hinſicht auf uralte Wildheit oder höhere Weisheit und rechtlich fromme Sitte der frühern Menſchenſtämme grauer Vorzeit, ſo wie über die Frage vom barbariſchen oder helleniſchen Urſprung der Bildung und des Götterdienſtes. Vielfältig hat ſich uns auch in den angeführten Hauptſtellen und entſcheidenden Thatſachen jene Zwiefachheit der Anſicht kund gegeben: dieſe große Unterſuchung aber ganz zu Ende durchzuführen würden noch viele andre Hülfsmittel, nicht bloß der Gelehrſamkeit, ſondern vorzüglich auch umfaſſende Vorarbeiten tieferer Forſchung erheiſchen, die nicht dieſes Orts ſind, und weit über den Zweck einer Kunſtgeſchichte hinaus gehen.

Für dieſe aber, für die Kunſt bleibt uns aus jener ganzen orphiſchen Vorzeit, als ſichrer Gewinn nur die eine Idee des Hymnus, als derjenigen Form und Geſtalt, oder als desjenigen Anfangs-Punktes alter Poeſie, in welchem als dem gemeinſamen, unentwickelten Keime, die erſten Fäden und Elemente beider Hauptarten der alten Poeſie, der epiſchen Sage, wie des lyriſchen Geſanges, noch ungetrennt und Eins in der Hülle des ſinnbildlichen

---

*) Her. Eut. 53. Odyss. XVI. 471.

Ausdrucks beiſammen lagen. Wie der Spruch die urſprüngliche Form des Gedankens und der Schrift in Proſa, ſo iſt jener ſinnbildliche, hie und da auch in Sprüchen beflügelte Sagengeſang die älteſte Form der Poeſie, und dieſes iſt eben die Idee, welche wir mit dem Worte Hymnus zu verbinden haben *). Nachdem uns nun aber aus jener ganzen orphiſchen Vorzeit nichts geblieben iſt, als dieſer heilige Nahme des Hymnus und die rechte alte Idee davon; ſo dürfen wir wohl kaum unternehmen über die Entwicklung, allmählige Geſtaltung, und die verſchiedenen Bildungsſtufen des Hymnus, als der älteſten Form der Poeſie, nachdem alles geſchichtlich Beglaubigte davon bis auf die letzte Spur verloren gegangen, irgend eine Vermuthung oder einen beſtimmteren Gedanken zu entwerfen und zu erfaſſen. Wollten wir es je verſuchen, und dennoch wagen, ſo wäre noch am ſicherſten, dabei die ſichtbaren Entwicklungsperioden der helleniſchen Götterlehre ſelbſt zum Grunde zu legen, denen ſich der gottesdienſtliche Spruch- und Sagengeſang oder Hymnus in ähnlich entſprechenden Bildungsſtufen oder Epochen angeſchloſſen haben wird. — Es ſondert ſich aber die Mythologie der Hellenen, in drei verſchiedene Reihen oder Abtheilungen und Epochen, welche auch in den Dichtern, obwohl in verſchiedener Weiſe, wohl deutlich erkennbar, und leicht zu unterſcheiden ſind. Die erſte Grundgeſchichte in dieſer mythiſchen Welt, gleichſam das Urgebirge, auf welchem die ganze ſpätere Erdformation beruht, bildet das Geſchlecht der alten Götter; darauf folgt die Periode der neuen Götter, und den Beſchluß in dieſer ſo einfachen und klaren Eintheilung und Ueberſicht des Ganzen macht der Dienſt der fremden Götter. Die alten Götter ſind aber nicht bloß in dem Sinne zu nehmen, wie beim Heſiodus, in den Myſterien, oder beim Aeſchylus, ſondern es gehören auch alle jene dazu, welche in den homeriſchen Geſängen ſchon mehr in den Hintergrund treten, und

---

*) Das Wort ſelbſt bedeutet urſprünglich nach der Ableitung, welche die beſte ſcheint, ſo viel als Erguß, Strom, welches für einen ſolchen heiligen Geſang, welcher alle abſichtliche Kunſt ausſchließt, ſehr anpaſſend iſt. In der Stelle Odyss. VIII. 429 tritt jene urſprüngliche Bedeutung noch ſichtbarer hervor; ἀοιδῆς ὕμνος wie es dort heißt, bezeichnet den Strom des Geſanges.

zum Theil ungünſtig geſtellt, daher auch hie und da mit einem komiſchen Anſtrich geſchildert ſind, wie Ares, Hephaiſtos, Aphrodite; ja es nimmt dieſe ſogar eine Hauptſtelle unter ihnen ein, nebſt dem Apollon, ſo wie er in der älteſten Zeit aufgefaßt worden, und eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Nicht in ihrer ſchönen dichteriſchen Geſtaltung, welche ſpäter iſt, wohl aber in den erſten Grundzügen beruht dieſer Theil der helleniſchen Götterſage auf jenem früheren pſychiſchen Heidenthum, deſſen höchſt einfacher ſideriſcher Naturglaube, in der älteſten Zeit über den bewohnten Erdkreis, überall und weit, auch bis zu den unbekannteren Völkern des fernen Nordens verbreitet war. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den dieſem Götterkreiſe angehörenden Hymnendichter und Apollo-Sänger, Olen, als Hyperboräer, oder von den Hyperboräern kommend, nennen hören. Die neuen Götter aber ſind diejenigen, welche in den homeriſchen Geſängen, überhaupt in der jüngern heroiſchen Sage und Helden-Poeſie am hellſten hervorglänzen; unter ihnen nimmt Zeus die erſte Königsſtelle ein, und nebſt ihm Pallas, und alle Gottheiten, welche uns zunächſt nicht mehr auf jene ſideriſchen Naturkräfte und pſychiſche Tiefe hinweiſen, ſondern zunächſt an Verſtand und Weisheit, an alle Heldentugend und Königswürde der Götter, ſinnbildlich und in perſönlicher Erſcheinung erinnern. Die fremden Götter aber ſind jene, welche als ſolche, als weniger bekannte und verborgne im geheimen Dienſt verehrt wurden, wenn gleich manche derſelben auch der älteſten Sage ſchon bekannt ſind, aber nicht in dieſer tiefern Bedeutung und eben dadurch neu und fremd gewordenen Geſtalt, wie Dionyſos und Demeter, nebſt ihrer ganzen Umgebung, wo der dritte alte Hymnendichter Pamphus, dem Sagenkreiſe der Demeter angehörend, als der claſſiſche Nahme für dieſe Gattung und Stufe hervortritt.

Von dem Orpheus iſt geſchichtlich wahrſcheinlich, und geht aus ſehr vielen einzelnen Zügen und Angaben hervor, daß Zeus, der König und Vater der neuen Heldengötter in ſeinem Sagenkreiſe und Hymnen der vorherrſchende Mittelpunkt geweſen, wie er es in der heroiſchen Welt der epiſchen Sage überhaupt war; welcher daher unter den heiligen Prieſterſängern Orpheus am nächſten ſteht, und zu der vielleicht der thrakiſche Thamyris noch eine beſtimmtere Stufe des Ueberganges bildet, als Mittelglied zwiſchen dem Orpheus und den Homeriden.

Wie die neuen Götter den alten, ſo treten auch die fremden, geheimen Götter und beſonders die bacchiſche Begeiſterung der alten Einfalt und Naturtiefe, ſo wie dem fröhlichen Heldenweſen oft feindlich entgegen, worauf die Sagen vom Orpheus und Thamyris vielfältig hindeuten. Und in jener einfachen Abſonderung eines dreifachen Sagenkreiſes der alten, neuen und fremden Götter, bei den Hellenen, liegt der Aufſchluß, der Licht bringt und klare Ordnung in das vielverſchlungene Labyrinth jener mythiſchen Welt; nach deren kurzen Andeutung wir zurückkehren zu dem geſchichtlichen Faden, in genauer Zuſammenſtellung aller für den kunſtleriſchen Standpunkt und die genaue Entwicklung der verſchiedenen Kunſtſtufen irgend bedeutenden Einzelheiten.

Drittes Kapitel.

Von dem epiſchen Geſange in der vorhomeriſchen und in der homeriſchen Zeit.

Der erzählende Sänger iſt der natürliche Begleiter des Heroen, und mit dem Heldenthum entſtand, wuchs und blühte in Hellas auch das Epos. Stärke, Geiſt und Schönheit, welche ſelbſt unter den freien Wilden eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bei der Beſitznehmung des Bodens einen entſcheidenden Einfluß.

> Städte zuerſt zu erbau'n und die Burg zu gründen begannen
> Sich zum Schutze die Könige ſelbſt, und zum Orte der Zuflucht.
> Und das Vieh und die Aecker vertheilten ſie drauf, und ſie gaben
> Jeglichem nach der Geſtalt, nach den Kräften und nach dem Geiſte;
> Denn die Schönheit vermochte noch viel, und es blühten die Kräfte [*]).

Sobald der Hang zur Geſelligkeit die Liebe zur Freiheit überwunden hat, kann man die Menge als einen rohen politiſchen Stoff betrachten, der ſich zu geſtalten ſtrebt. Noch unfähig ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu bilden, wird er eine äußere Einheit ſuchen, an die er ſich anſchließen könne. Alle Schwächern werden ſich um den nächſten Mächtigen vereinigen. Zwar bleiben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Uebermacht erworben war, auch unentbehrlich, um ſie zu erhalten; doch muß die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes und durch die Erblichkeit ſehr ſchnell und ſehr ſtark anwachſen, und leicht mag ſie bei den Begünſtigten Ueberfluß und Spielluſt erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eiferſucht der edlen Geſchlechter allein wird die Vaterſage ſchon beinah zum Gedicht anſchwellen. Wenn ſich nun aber, bei ſteigender Ungleichheit und Entwicklung, der Geiſt allmählig über das bloße Bedürfniß erhebt, und der Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht: dann macht die freie Kraft, die wunderbare Größe, die reizende Mannichfaltigkeit des heroiſchen Lebens auf die noch friſchen Gemüther einen unglaublich ſtarken Eindruck. Wie mit durſtigen Sinnen hangen die Horchenden an den Lippen des Hochbegabten

---

[*]) Lucr. V. 1110 – 1115. Ueberſetzt von A. A. Eichen.

— der vom Gott zu Geſange begeiſtert,
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu ſingen ihn antreibt [11].

Jetzt trennt ſich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geſchäft nicht mehr in derſelben Bruſt Raum hat. Es bildet ſich ein neues, zwar nicht ſo äußerlich mächtiges und heilig gehaltenes, wie das jener alten Prieſter, aber doch auch in ſeiner Art hochgeehrtes und ſorgenfreies Geſchlecht erzählender Sänger, die in fröhlicher Armuth umherwandern, ſicher, an jedem Herde, wo die Freude ſpielt, eine freundliche Heimath zu finden.

So leben die Sänger in der homeriſchen Welt. Vorzüglich in den Häuſern der Fürſten trifft man ſie oft, wo dieſe Lieblinge der Natur in Freude und Ueberfluß gern verweilen. So ſpielt ein göttlicher Sänger vor den Hochzeitgäſten in der Wohnung des Menelaos [12]. Zwar iſt der hochberühmte [13], im Volke geehrte [14] Demodokos kein Hausgenoſſe [15] des Alkinoos, des Königs der ſeligen Phäaken. Doch muß er kein ſeltner Gaſt ſein: denn er hat ſchon ſeinen beſtimmten Platz [16], und zwar einen ſehr ehrenvollen,

den ſilbergebuckelten Seſſel
Mitten im Kreis der Gäſte, gelehnt an die ragende Säule.

Bezaubert durch ſeine Geſänge gibt Odyſſeus dem Herold ein fettes Stück gebratnen Schweinsrücken von ſeinem Antheil, mit den Worten:

Herold, reiche dieß Fleiſch dem Demodokos dort, daß er eſſe.
Gerne möcht' ich, ein Trauernder zwar, ihm Liebes erweiſen;

---

[11] Od. VIII. 44. 45. [12] Od. IV. 17. 18. [13] Od. VIII. 367. 521. [14] ib. 472. [15] ib. 43. 47. 471. [16] ib. 65. seq. 478.

Denn bei allem Geſchlecht der Sterblichen werden die Sänger
Werth der Achtung geſchätzt und Ehrfurcht [17].

Die übermüthigen, frevelnden Freier der Penelope nöthigten den hochberühmten [18] Phemios, der —

— genug der Geiſteserquickungen wußte,
Thaten der Götter und Männer, ſo viel im Geſange berühmt ſind [19],

mit Gewalt [20], in das Haus des Odyſſeus: ſo ſehr verlangten ſie nach ſeinen Geſängen. Betheuernd ſagt er dem Odyſſeus:

Auch dein geliebter Sohn Telemachos kann es bezeugen,
Daß ich nie freiwillig hieher kam, noch aus Gewinnſucht,
Vorzuſingen den Freiern am feſtlichen Mahl in der Wohnung;
Sondern Mehrere führten und Stärkere mich mit Gewalt her [21].

In einem ſehr ehrenvollen Lichte erſcheint der Sänger und ſein Verhältniß zum Fürſten in der homeriſchen Sage, daß Klytemneſtra durch ihn anfangs den Schmeicheleien des Aegiſthos widerſtanden habe,

denn gut war ihr Herz und verſtändig;
Auch war dort ein Mann des Geſangs, dem ernſtlich es auftrug
Atreus Sohn, da gen Troja er fuhr, zu hüten der Gattin [22].

Daß Homeros ſich in dieſen Dichtungen aus Vorliebe für ſeinen Stand von der Wahrheit weit entfernt habe, darf man nicht vorausſetzen. Um der Unterſuchung über die Miſchung und das Verhältniß des Geſchichtlichen und des Erdichteten in der homeriſchen Poeſie nicht vorzugreifen; ſo bemerke ich hier nur, daß nichts unhomeriſcher ſei, als ein ſolcher enger Zunftgeiſt irgend einer Art. Es lebt in dieſen alten helleniſchen Geſängen, welche ja ſogar über ihre Urheber das tiefſte Stillſchweigen beobachten, ſo häufig auch die Beziehungen auf den Dichter ſelbſt ſchon in den epiſchen Werken der heſiodiſchen Periode ſind, ein wunderbar freier und allgemeiner Geiſt; nicht einſeitige Vorliebe für einen Stamm, ein Geſchlecht, einen Stand. Merkwürdig iſt es auch, daß unter den Helden der Ilias nur grade dem Achilles, einem der geehrteſten und gebildetſten, dem reizbarſten und ſchönſten von allen die Gabe des

---

[17] Od. VIII. 479—481. [18] ib. I. 325. [19] ib. 337. 338. [20] ib. 154. [21] Od. XXII. 350—353. [22] Od. III. 265—271.

Geſanges beigelegt wird; und zwar iſt es ein Geſang von [illegible]ſchem Inhalt, ein Lied zum Ruhm und von den Thaten der Helden, deſſen daſelbſt Erwähnung geſchieht [23].

Wir genießen eine ſchöne Frucht mehrentheils in dem Augenblick, wo ſie reif iſt, ohne über die Bedingungen ihres Daſeins und die Geſchichte ihrer Entſtehung viel zu grübeln. Indeſſen darf ſich niemand, der ſo weit es möglich iſt, wiſſen will, nicht bloß was die helleniſche Poeſie war und iſt, ſondern auch wie ſie es wurde, bei der ziemlich allgemeinen und beinah verjährten Vorſtellung ſtehen bleiben, die homeriſche Poeſie ſei, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich aus der Erde gewachſen. Zwar gewachſen iſt ſie allerdings; ſie iſt ein Naturgewächs, und eins der köſtlichſten; aber eben dieſe pflegen langſam zu reifen. Betrachtungen über den allmähligen Fortgang bis zum Gipfel, können bei Früchten dieſer Art den Genuß eher erhöhen, als vermindern. Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit für eine richtige Anſicht des Dichters, die vielen Andeutungen über das Daſein und die Beſchaffenheit des vorhomeriſchen Epos, deren auch in den deshalb mit angeführten Stellen ſchon einige enthalten ſind, nicht zu überſehen; und es mußten zu dieſem Endzweck wenigſtens die wichtigſten anſchaulich gemacht und zuſammengeſtellt, und wenigſtens einiges von allem dem angedeutet werden, was ſich unmittelbar und mittelbar aus ihnen folgern läßt.

Das Daſein der Poeſie bei den Griechen vor dem trojaniſchen Kriege, war ausgemacht gewiß, nach erprüfter Meinung des vielwiſſenden Plinius [24], und man darf ſo wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homeros Dichter gegeben [25], daß ſich die ſo natürliche Vermuthung einer vorhomeriſchen Periode der epiſchen Kunſt aus der Ilias und Odyſſee ſelbſt erweiſen läßt. Die Beziehungen auf andre Sänger [26], auf ältere Lieder, wie etwa von der allbeſungenen Argo [27], die ſehr häufigen, durch ihre Kürze nicht ſelten unverſtändlichen Anſpielungen [28] auf ſchon bekannte

---

[23] Iliad. IX. 184–191. [24] lib. VII. cap. 56. [25] Cic. Brut. 18. [26] Od. I. 10. [27] Od. XII. 70. [28] z. B. Od. II. 119. 120. IV. 242. seq. XI. 130. seq. 519. 520. VII. 323. 324. Od. XI. 633. 634. XII. 63.

Sagen nicht zu erwähnen, die der Dichter ſo oft zu einer ſchönen Epiſode zuſammenfaßt, deren jede ſelbſt ein kleines Epos iſt, und den Keim eines großen enthaltend, ſich nach der natürlichen Länge und Umſtändlichkeit der homeriſchen Dichtart zu einer Rhapſodie ausbreiten ließe; ſo iſt ja in der homeriſchen Welt die Kunſt der erzählenden Sänger ſchon ein beſtimmtes Gewerbe, welches ſeinen Mann, ſo gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Koſten der öffentlichen Gaſtfreiheit ernährt. So ſagt Eumaos zum Antinoos:

> —— Wer geht doch hinaus, die Fremdlinge ſelber berufend,
> Andre, als die allein, die gemeinſame Künſte verſtehen,
> Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meiſter des Baues,
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
> Dieſe beruft ein jeder, ſo weit die Erde bewohnt iſt [illegible]).

Wer ſich in dieſer Kunſt auszeichnet, wird weit und breit berühmt. Es iſt dieß nicht nur ein gewöhnliches Beiwort des Phemios und Demodokos; Odyſſeus verheißt auch dem Demodokos ausdrücklich:

> Wenn du anjetzt mir dieſes genau nach der Ordnung erzähleſt;
> Gleich dann werd' ich umher es verkünden unter den Menſchen,
> Wie ſo günſtig der Gott den ſchönen Geſang dir verlieh'n hat [illegible]).

Die Rede des Phemios an den Odyſſeus:

> Ich, ich lernte von ſelbſt, und ein Gott hat mancherlei Lieder
> Mir in die Seele gepflanzt. Wie einem Gott dir zu ſingen,
> Steht mir an! Drum trachte mich nicht mit dem Schwert zu enthaupten [illegible]);

zeigt wohl, daß die Kunſt ſchon ordentlich gelernt ward, daß der Vortreffliche aber das Erfundene und Eigne darin von dem Erlernten zu unterſcheiden wußte und darauf ſtolz war. Welch einen Ueberfluß von Liedern und Rückſicht des Dichters auf den höhern Genuß der Zuhörer, und welche Forderungen, und Auswahl des Angenehmſten bei dieſen, ſetzt nicht ſchon das als ein allgemein bekannter und anerkannter Spruch geſagte Wort des Telemachos voraus:

> Denn es ehrt den Geſang das lauteſte Lob der Menſchen,
> Welcher der horchenden Menge der neueſte ringsum ertönet [illegible]).

[illegible]) Od. XVII. 383. seq. [illegible]) Od. VIII. 496. seq. [illegible]) Od. XXII. 347–349. [illegible]) Od. I. 351. 352.

In einer homeriſchen Sage, welche die ehrwürdige Farbe des hohen Alterthums an ſich trägt, wird ein Sänger erwähnt, der auf ſeine künſtleriſche Gabe bis zum Frevel ſtolz und übermüthig war:

— Dorion, dort, wo die Muſen,
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten,
Der aus Oechalia kam, vom Eurytos. Denn ſich vermeſſend,
Prahlt er laut zu ſiegen im Lied, und ſängen auch ſelber
Gegen ihn die Muſen, des Aegiserſchütterers Töchter.
Doch die Zürnenden ſtraften mit Blindheit jenen, und nahmen
Ihm den holden Geſang und die Kunſt der tönenden Leier [illegible]).

Dieſer künſtleriſche Uebermuth ſchickt ſich weniger zu dem Bilde eines Prieſters und lehrenden Dichters, als zu dem eines heroiſchen Sängers. Für einen ſolchen hielten auch die Alten ſelbſt den Thamyris, wie alle Mährchen beweiſen können, die ſie auf dieſen einen Nahmen gehäuft haben [illegible]) und Pauſanias [illegible]) ſchließt ihn ganz beſtimmt aus von der Dichtergattung des Orpheus und Muſaeos. Daraus erklärt ſich auch ſein Kommen von einem Fürſten, bei dem er ſich alſo nach Sängerart einige Zeit aufgehalten hatte, um dann weiter zu wandern. Sehr merkwürdig iſt es, daß auch in dieſem Bilde eines alten Sängers, der in den Sagen der Hellenen von ihren älteſten Dichtern ſo häufig, als wäre es eine allgemeine Eigenthümlichkeit der Gattung, wiederkehrende Zug der Blindheit, die ja auch dem Homeros ſelbſt beigelegt wird, nicht fehlt. Auch vom Demodokos heißt es:

Herzlich liebt ihn die Muſ' und gab ihm Gutes und Böſes;
Denn ſie nahm ihm die Augen, und gab ihm ſüße Geſänge [illegible]).

Dieſe Sagen ſind wohl nicht immer bloß aus einem dunkeln Glauben von ſolcher Beſtrafung des künſtleriſchen Uebermuths entſtanden, wie es bei der vom Thamyris der Fall iſt. Sie deuten vielmehr zugleich auf jene Abgezogenheit des in ſich thätigen und ſinnenden Geiſtes, als eine natürliche Eigenſchaft des dichteriſchen Gemüthes, welche ſich auch in der auffallenden Schweigſamkeit

---

[illegible]) Iliad. II. 594—600. [illegible]) Zur Ueberſicht, ſ. Bayle's Wörterb. Art Thamyris. [illegible]) Libr. X. cap. VII. [illegible]) Od. VIII. 63. 64.

der homeriſchen Sänger offenbart. Still und in ſich verſunken öffnen ſich ihre Lippen nur zu Geſängen, und nehmen keinen Theil am Geſpräch. So häufig deren auch in der homeriſchen Urkunde erwähnt werden, ſo wird doch nur ein einzigesmahl ein Sänger redend eingeführt, um für ſein Leben zu flehen. Daß die alten Epiker der Hellenen das Wirkliche mit hellen Augen auffaßten [12], lehren ihre Werke ſelbſt, wo die lebendige Natur ſo friſch, keck und warm dargeſtellt iſt, in den großen Zügen frei, in den kleinſten noch mit Liebe genau. Damit ihr Geiſt aber das Aufgefaßte ſo ausbilden konnte, mußte er zu Zeiten auch in ſich verſinken, wie es jedem künſtleriſchen Gemüthe von Sinn und Dichtungsgabe dann und wann begegnen muß. Auch lebte ja die ganze Vorzeit in ihrem Gedächtniſſe, welches eine Welt von alten Sagen und Liedern umfaßte.

Wenn es nach ſolchen Beweiſen noch anderer bedürfte; ſo würde ſchon die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, die zwar nicht gelehrte und künſtliche, aber doch feine und reife Ausbildung des homeriſchen Epos Vorgänger vermuthen laſſen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, ſondern ſchon dichteriſch ſchmückten und Künſtler zu heißen verdienten. Dieſe Kunſtart kann unmöglich allein, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Geſetz aller lebendigen Bildung, nicht durch allmähliges Wachsthum ſondern durch einen Sprung plötzlich zur Vollendung gelangt ſein. Die Geſänge zu bilden, ſagt Lucretius, lehrte die raſtlos aber langſam fortſchreitende Erfahrung.

„So wird ein jegliches Ding durch die Zeit allmählig erzeuget,
Von der Vernunft aus dem Dunkel gehoben an die Helle des Tages,
Denn wir ſeh'n es in der Kunſt, daß anderes aus anderem Geiſte
Nähmlich entſtehe, bis wir dem oberſten Gipfel genaht ſind [13].“

Nur darf man in dem allmähligen Wachsthum der alten helleniſchen Epos keine entſchiednen Abſchnitte und eigentlichen Bildungsſtufen vermuthen. Man darf nicht annehmen, daß das vorhomeriſche Epos eine eigne, etwa härtere und gröbere, aber durchgängig beſtimmte und von der des homeriſchen ganz verſchiedne Geſtaltung gehabt habe; und daß nachdem die epiſche Kunſt das Höchſte erreicht, was ſich in jener unvollkommnern Geſtaltung erreichen ließ, ein ganz neuer Geiſt, und mit ihm eine vollkommnere Geſtaltung aufgekommen und herrſchend geworden ſei. Dieß würde eine Abſonderung der verſchiedenen Beſtandtheile in den Wahrnehmungen des Kunſtſinns und den Forderungen des Kunſtgefühls, und eine Selbſtſtändigkeit dieſer Kräfte vorausſetzen, die hier durchaus noch nicht Statt finden konnten, und deren ungleich ſpäterer Urſprung in dem Fortgange dieſer Geſchichte bemerkt werden wird. Hätte es, wenn dieſer Ausdruck zur kurzen Bezeichnung vergönnt iſt, einen epiſchen Aeſchylos gegeben; ſo würde er ſich ohne Zweifel erhalten haben, wie ſich alles Claſſiſche unter den Hellenen auch lange vor dem allgemeinen Gebrauch der Schreibekunſt erhalten hat. Wir müſſen uns alſo das Wachsthum dieſer geiſtigen Pflanze als eine ganz allmählige, und vom erſten Keim bis zur völligen Reife ſtetige Entfaltung denken. Die früheren Fortbildungen der epiſchen Kunſt mußten ſich, weil ihnen mit der beſtimmten Geſtaltung auch alles ſelbſtſtändige Daſein fehlte, in die vollendeten Werke des goldnen Zeitalters der epiſchen Kunſt gänzlich verlieren, welche mit der Reife zugleich auch eine beſtimmte Geſtaltung erreicht haben.

---

[12] Leſſing hatte die Abſicht, aus ſeiner Behandlung der ſichtbaren Gegenſtände zu beweiſen, daß Homer nicht blind geweſen ſeyn könne. Sämmtl. Schr. Th. X. S. 11.

[13] Luc. V. 1450. seq. Ueberſetzt von J. H. Voß.

Wenn es nun gleich keinen alten Styl der epiſchen Kunſt, wie der tragiſchen, keine vorhomeriſche Bildungsſtufe derſelben giebt; ſo iſt damit nicht geläugnet, daß eine einzelne Begebenheit von großem und allgemeinem Einfluß, auch das Wachsthum des Epos auszeichnend begünſtigen und beſchleunigen konnte. Eine ſolche Begebenheit war der trojaniſche Krieg, als die erſte gemeinſchaftliche *) Unternehmung der Hellenen. Schon das lange Beiſammenſein einer, wenn auch nur durch Dichter beglaubigten und durch die Sage vielleicht übertriebenen **), doch verhältnißmäßig großen

---

*) Thuc. I. 3. **) Thuc. I. 10. 11.

Anzahl von Kriegern, deren ſelbſt nach dem Thukydides kein früherer helleniſcher Krieg ſo viele vereinigte **), mußte den gemeinſamen Sinn und die mittheilende Anlage der Hellenen vielfältig entwickeln, und konnte ſelbſt zur Gründung mehrerer geſelligen Vergnügen und Spiele den Anlaß geben. In dieſer Rückſicht iſt die Sage vom Palamedes nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung; und da die Begebenheiten vor Ilion und die wundervolle Rückkehr der achäiſchen Helden und Fürſten, nach der homeriſchen Poeſie zu urtheilen, gleich von der Zeit, da ſie geſchahen, bis auf den Homeros, ein Lieblingsgegenſtand der Epiker geweſen ſein müſſen: ſo darf man wohl annehmen, ſchon der trojaniſche Krieg habe in der epiſchen Poeſie Epoche gemacht. Wie viel mußte nicht ſchon von Ilion geſungen worden ſein, ehe ein Sänger den Neſtor zum Telemachos konnte ſagen laſſen:

> Viel auch andrer Leiden beſtanden wir! Wer doch vermocht' es
> Alles zu erzählen der ſterblichen Erdebewohner!
> Nein, wenn fünf auch der Jahr' und ſechs noch einander du bliebeſt
> Forſchteſt, was viel dort trugen des Wehs die edlen Achaier,
> Eher mit Ueberdruß in die Heimath kehrteſt du wieder **)!

Geſprächigkeit iſt eine auffallende und ächt helleniſche Eigenthümlichkeit der homeriſchen Menſchen, welche im lebhafteſten Verkehr unter einander ſtehen. Nicht nur die Fürſten und Adelichen reiſen viel zu Waſſer und zu Lande; zum Beiſpiel, um eine ſeltenere Waare ſelbſt einzutauſchen **), oder mit Eiſen und Erz Handel zu treiben **), eine Schuld einzufordern **), oder auf Seeräuberei zu gehen **), um Beute oder Menſchen **) zu fangen. Oder ſie reiſen auch bloß zur Luſt **), und beſuchen ſich häufig unter einander **). Auch die Herberge für den Gemeineren iſt ein Ort zum Schwatzen **). Außer dem Kaufmanne und Schiffer vom Gewerbe, wandern auch die Aerzte, Baumeiſter, Seher und Sänger **). Außerdem werden noch Herolde in Volks-

---

**) Thuc. I. 10. **) Od. III. 113—117. **) Od. I. 180. seq. **) ibid. 184. **) Od. III. 364. seq. **) ib. III. 73. 74. **) Od. I. 399. **) Od. XV. 409—484. XIX. 272—286. **) ibid. I. 176. 177. 209. IV. 170. **) Od. XVIII. 328. cfr. Hes. Op. 493. ed. Brunck. **) Od. XVII. 383. seq.

geſchaften als eine gewöhnliche Sache erwähnt [illegible]). Da die Aufmerkſamkeit dabei ſo ſehr auf die Vornehmen gerichtet iſt, daß die unſchickliche Aufführung einer Fürſtentochter der Gegenſtand des allgemeinen Spottes [illegible]) ſein würde; und der Sinn für Lob und Tadel ſo rege, daß die Furcht vor übler Nachrede [illegible]) ein ſtarker Grund iſt, den übermüthigen Mächtigen in Schranken zu halten, ſo darf es uns nicht wundern, daß in der homeriſchen Welt der Ruhm eines gerechten Fürſten auch ohne Geſänge durch die Erzählungen der Reiſenden [illegible]) ſo verbreitet zu ſein pflegte, daß der Dichter ihn als ein Urbild eines allgemeinen und großen Ruhmes aufſtellt [illegible]). Indeſſen würde doch Odyſſeus ſchwerlich von ſich ſelbſt ſagen:

Ich bin Odyſſeus, Laertes Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menſchen bekannt, und mein Ruhm erreichet den Himmel [illegible]);

noch Athene [illegible]), daß Ithaka ſehr vielen bekannt ſei,

Allen die dorthin wohnen, zum Tagesglanz und der Sonne,
Oder die hinterwärts, zum nächtlichen Dunkel gewendet,

auch würde wohl der Ruhm der Penelope, die alle Frauen der damahligen Zeit im achaiſchen Lande [illegible]), und an Klugheit und Liſt ſelbſt die berühmten Frauen der Vorzeit [illegible]) übertrifft, nicht den Himmel erreichen [illegible]); wenn der Ruhm dieſer Nahmen nicht ſchon durch mehrere Generationen von Geſängen angewachſen wäre. Ueberhaupt waren die Geſchichten vom Kriege vor Ilion und von der Heimkehr der Helden, ſchon in der homeriſchen Periode und nicht erſt ſeit Kurzem, ein eigentlicher Lieblingsgegenſtand des Epos. Dieß erhellt, einiger kleinen Spuren [illegible]) und der völligen und reifen Ausbildung mancher Epiſode ſolchen Inhalts nicht zu erwähnen, ſchon daraus, daß Phemios und Demodokos wiederholt davon ſingen. So ſehr die Erdichtung dieſer Umſtände nun auch durch den Vortheil und Reiz, welche ſie der Erzählung

---

[illegible]) Od. XIX. 135. [illegible]) Od. VI. 273 seq. cfr. XVI. v. 75. [illegible]) ibid. II. 65. [illegible]) ib. XIX. 333. [illegible]) ib. XIX. 109. seq. [illegible]) Od. IX. 19. 20. [illegible]) Od. XIII. 239—241. [illegible]) ibid. XXI. 107—110. [illegible]) Od. II. 118. seq. [illegible]) ibid. XIX. 108. [illegible]) S. Odyss. I. 11. 12. 354. 355. III. 86. 97. 203. 204.

gewähren, herbeigeführt ſein mag; ſo würde ſich Homeros dieſelbe doch ſchwerlich erlaubt haben, wenn nicht alle dieſe Geſchichten, wie der Zank des Odyſſeus und Achilleus, nach dem was er ausdrücklich in eigner Perſon ſagt, von der Gattung derjenigen geweſen wären, deren Ruhm damahls den Himmel erreichte **). Noch merkwürdiger iſt es, daß die Sirenen, über deren Geſang die Bezauberten Heimat und Frau und Kinder vergaßen **), den Odyſſeus mit den Worten anlocken:

Denn wir wiſſen dir alles, wie viel in der räumigen Troja
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter erduldet **).

Auf eine ähnliche Weiſe ſchränkten ſich auch die attiſchen Tragiker der beſten Zeit meiſtens auf einige ihrer Kunſtart vorzüglich angemeſſne Gegenſtände ein; wenn gleich mit mehr Abſicht und Beſonnenheit, wie jene alten Epiker, welche bloß durch den natürlichen Reiz des günſtigſten Stoffs angezogen wurden, ihn vor allen auszubilden.

Daß aber das Epos, wenn gleich nicht ſo plötzlich und wunderbar, ſondern allmählig, dennoch wie von ſelbſt unter den Hellenen aufwuchs und zur Vollendung reifte, darf uns nicht befremden. So iſt auf dieſem glücklichen Boden alles entſtanden. Warum nicht auch die Poeſie, da alle Beſtandtheile derſelben Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, nach dem Ariſtoteles **), in der menſchlichen Natur gegründet ſind? Wenn der Menſch ſich nur frei bewegen kann, ſo muß ſich alles entwickeln, was in ihm liegt.

Der Mittelzuſtand zwiſchen freier Wildheit und bürgerlicher Ordnung iſt überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls ſehr günſtig. Er vereinigt die friſche Kraft der noch ungezähmten und ungeſchwächten Natur, und die Geſelligkeit, Reizbarkeit, den Ueberfluß, die Spielluſt der Bildung. Um ſo mehr bei den einzig begünſtigten Hellenen, deren Uebergang vom wandernden Leben zu einer feſten Verfaſſung mit einer wohlthätigen Langſamkeit fortrückte; denn erſt nach der Rückkehr der Herakliden und der joniſchen Völkerwanderung ſetzte ſich der

---

**) Od. VIII. 73. **) ibid. XII. 42. seq. **) ibid. 189. 190. **) Poet. cap. IV.

gährende Stoff einigermaßen zur Ruhe *). Das helleniſche Heldenthum war denn auch in ſeiner Blüthe die glücklichſte Vereinigung des Großen und Reizenden, aus welcher die erſten Früchte der ſchönen Kunſt hervorgingen.

Nur denke man nicht, daß dieſe allgeprieſene Begünſtigung bloß in dem üppigen Boden, der ſüdlichen Luft und einem heiteren Himmel, oder vielleicht auch in einer vorzüglichen Stammesart und angebornen Eigenſchaft von unerklärlichem Urſprung beſtand. Wo ſich, bei allen dieſen Vorzügen, auch in höherm Maaß als in Hellas, unermeßliche Erdflächen ausbreiten, wie in Aſien, da muß die Entwicklung ſehr bald durch künſtliche Bande durchaus gehemmt werden. Eben weil der politiſche Bildungstrieb hier gleich anfangs keine heilſamen Schranken und Hinderniſſe findet, bleibt er auf der erſten Stufe ſtehen, welche wie bei allen lebendigen Kräften, nur auf die anwachſende Einheit der gleichförmigen Maſſe ausgeht, nach Art der Kriſtalliſation. Die kleineren politiſchen Abtheilungen vereinigen ſich immer wieder zu größern, und mit unglaublicher Schnelligkeit wird alles in Eine große Deſpotie zuſammenfließen. Hellas hingegen war zum Glück für die Menſchheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherrſchen, nur zu kennen, erfordert eine ungleich größere Ausbildung der Kriegskunſt, der Schifffahrt und des Handels, als im heroiſchen Zeitalter Statt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Deſpoten, die Prieſter nicht zu einer orientaliſchen Kaſte zuſammenwachſen. Die Hemmung der politiſchen Entwicklung im ſteten Anwachs der gleichförmigen Maſſe, erhielt durch eine freiere Reibung die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, und ward die erſte Veranlaſſung einer höhern politiſchen Gliederung, deren Keime wir ſchon in der homeriſchen Welt finden. Zwar herrſcht in derſelben eine ſchneidende politiſche Ungleichheit, welche überhaupt vor der Ausbildung der bürgerlichen Freiheit, Geſetzgebung und Staatskunſt um ſo größer ſein muß, je günſtiger die Bildungslage iſt; weil die natürliche Ungleichheit der Anlagen und des

---

*) Thuc. I. 5. 18.

Glücks, welche die politiſche Ungleichheit in dieſem Zeitalter zuerſt veranlaßt, und auch unzertrennlich von ihr bleibt, dann um ſo freier wirken kann, wodurch jeder Vorzug wieder ein Mittel wird, andre neue Vorzüge zu erwerben. Die homeriſchen Herrſcher ſind eine von der untergebenen und dienenden Claſſe durchaus verſchiedene Menſchengattung: nicht bloß an mittelbarer Gewalt, Ehre und Reichthum, ſondern auch an Geiſt, Bildung, Leibeskräften und Schönheit [8]). Die Macht der Könige über die Adelichen aber iſt ſehr gering und unbeſtimmt, auch in Rückſicht auf die Erbfolge [9]). Sie iſt mehr wie ein Vorrang [10]), als wie eine Oberherrſchaft zu betrachten. Dieſer loſe Zuſammenhang unter den Herrſchern mußte die Entwicklung der bürgerlichen Freiheit ſehr begünſtigen, als nach der Heimkehr der Helden von Ilion in den meiſten Staaten innerliche Zwiſtigkeiten entſtanden. Wie viel bei dieſen auf die Gunſt des Volks ankam, wie frei dieſes ſchon über ſeine Beherrſcher urtheilte, lehrt die ganze Odyſſee. Auch erkannte man ſchon:

> Daß die Hälfte der Tugend entrückt jene waltende Vorſicht
> Einem Mann, ſobald nur der Knechtſchaft Tag ihn ereilet [11]).

Dieſe unſchätzbare Freiheit der Entwicklung verſchiedenartiger Kräfte erhielt dadurch noch einen größern Werth, daß die Natur des Landes die Hellenen gleich anfangs zu einer vielſeitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Auch die alten Römer waren ein freies, wackeres und fröhliches Volk, und wie Virgilius [12]) ſingt:

> Auch des auſoniſchen Lands von Troja ſtammende Hirten
> Feiern mit rohem Geſang ihr Feſt, und wildem Gelächter.

Weil ihre Lage ſie aber auf den Landbau und den Krieg einſeitig beſchränkte, ſo blieben ihre Naturgeſänge bloße Ausbrüche einer bäueriſchen Luſtigkeit, bis ihre Herrſchſucht, alle Schranken überſteigend, ſelbſt die helleniſchen Künſte eroberte, und erhaben in ihrer unmäßigen Kraft, auch den eigenen Werken einen eigenthümlichen großartigen Geiſt einflößte. Die Lebensart der Hellenen im heroiſchen Zeitalter hingegen war die glücklichſte Miſchung von Landbau und Schiffahrt, von Krieg und friedlichem Gewerbe und Handelsverkehr. Heſiodos [12] nennt das göttliche Geſchlecht der Heroen ein gerechteres und beſſeres: dieß deutet auf eine höher gediehene Stufe der ſittlichen Bildung und der bürgerlichen Entwicklung. Nach dem Thukydides [13] gelangten die helleniſchen Küſtenbewohner ſchon vor dem trojaniſchen Kriege zu mehr Reichthum und Sicherheit, und vereinigten ſich zu feſtern und größern politiſchen Körpern. In der homeriſchen Welt finden wir viele Gewerbe, die nicht von den Herrſchern geübt wurden, hoch geachtet; und nicht bloß das Werk, ſondern auch den Künſtler bewundert [14]. Die kleinen Umſtände hatten die wichtige Folge, daß ſich in dieſer Mannichfaltigkeit verſchiedenartiger Entwicklung bei den epiſchen Sängern, welche ſonſt nur einſeitige und beſchränkte Lobredner der Fürſten und Helden geweſen ſein würden, jener allgemeine Sinn entwickeln konnte, welcher auch das alltäglichſte Leben mit Theilnahme auffaßt und unmittelbar verſchönert. Daher jene homeriſchen Gemählde und Gleichniſſe, welche eben ſo weit von der rohen Sprache des Wilden entfernt ſind, wie von dem Stillleben ſolcher überkünſtlichen Dichter, welche keinen Sinn für das Große haben, und nur ihre Geſchicklichkeit zeigen wollen. Die homeriſche Poeſie dünkt ſich nicht zu vornehm, alles Natürliche darzuſtellen, was ſich nur kräftig und reizend darſtellen läßt. Dieſe Allgemeinheit und Menſchlichkeit rückt ſie denn auch allen gebildeten Menſchen ſo ungleich näher, wie jede andre Heldenſage. Das iſt es, was dem Heroiſchen und Wunderbaren, welches ſich ohne dieſe Beimiſchungen unvermeidlich in den Lüften verliert, einſeitig unnatürlich und endlich abgeſchmackt wird, erſt die feſte Haltung giebt, und es gleichſam mit der Erde befreundet. Gewiß iſt es, wäre die homeriſche Poeſie nicht voll ſolcher zartmenſchlichen und einfach natürlichen Züge, wie jene alte ſteinerne Bank vor Neſtors Hauſe, auf der ſchon Neleus geſeſſen hat: der Rauch, den ſich Odyſſeus ſo herzlich ſehnt, von ſeiner

---

[8]) Odyss. IV. 27. 62—64. XIII. 223. [9]) ibid. I. 386—396. XV. 521. [10]) ib. VIII. 390. 391. [11]) Odyss. XVII. 322. 323. [12]) Georg. II. 385. 386.

---

[12] Op. 148. ed. Brunck. [13] Thuc. I. 8. [14] Od. XI. 611. 612.

Heimath aufſteigen zu ſehen; ſo würde die homeriſche Poeſie nicht alle gebildete Völker erfreuen und beſchäftigen, ja ſie würde ſich kaum bei ihrem eignen Volke erhalten haben.

Das alte helleniſche Epos iſt in dieſer Rückſicht und überhaupt eine ganz eigenthümliche Liedesart und Geſtaltung, die gerade nur bei dieſer Bildungslage, an dieſem Orte, in dieſer Zeit entſtehen und reifen konnte. Man kann ſich überall in der Geſchichte der Naturpoeſie nicht genug davor hüten, daß man nicht das bloß Beſondre für allgemein halte, oder ſich das Beſondre unter bloß allgemeinen und unbeſtimmten Zügen denke. Nehmen wir zum Beiſpiel, folgendes allgemeine Gemählde des Lucretius von der Entſtehung der Naturgeſänge, und der Freude, welche ſie den Menſchen gewährten:

Oft nun unter einander auf weichem Graſe gelagert,
An dem Gewäſſer des Bachs, in des hohen Baumes Umſchattung,
Pflegten ſie ihrer Leiber, bei wenigen Gütern ſich freuend.
Aber am meiſten, wann der Himmel lacht', und des Jahres
Zeit die Gefild' ausſchmückte mit grünenden Kräutern und Blumen;
Dann war Scherz und Geſchwätz, dann auch das ſüße Gelächter
Häufig, es blühete dann vorzüglich die ländliche Muſe.
Dann auch Schultern und Haupt mit geflochtenen Kränzen zu ſchmücken,
Und mit Blumen und Laub, ermahnte die üppige Freude,
Und zu bewegen die Glieder in ungemeſſenen Schritten,
Hart, und mit hartem Fuße die Mutter Erde zu ſtampfen.
Hierdurch ward das Scherzen erzeugt und das ſüße Gelächter **).

Sollte man nicht glauben, daß dieſes Gemählde auf jedes fröhliche Naturvolk unter glücklichem Himmelsſtrich paſſe? Und dennoch hat es eine durchaus italiſche Geſtaltung und Farbe, welche der genauer Betrachtende auch leicht darin erkennen wird. Es findet ſich im Homeros, der doch mehr als eine Art lyriſcher Naturpoeſie erwähnt, auch nicht Eine beſtimmte Spur, daß die Hellenen damahls jene ſcherzhaften oder doch fröhlichen Naturgeſänge, nicht epiſchen, ſondern ländlichen Inhalts dieſer Art, an ländlichen Feſten gekannt hätten. In Italien waren ſie dagegen von den älteſten Zeiten an einheimiſch: in Hellas aber konnten ſie ſich erſt

---

**) Lucr. V. 1389—1403. Ueberſetzt von Friedrich August Eichen.

ſpäter bei den freien Landleuten im Peloponneſos, in Attika und in Sikelien, wenn gleich ſehr verſchieden unter ſich und noch mehr von dem italiſchen, entwickeln, und die dramatiſche und bukoliſche Poeſie veranlaſſen; denn im heroiſchen Zeitalter war der Landmann grade am meiſten gedrückt, der Ackerbau der allgemeinen Fehden wegen vernachläſſigt *), oder auf den Gütern der Herrſcher, die den Boden, wie es ſcheint, faſt allein beſaßen, durch Lohnknechte **), oder durch Leibeigne beſorgt, deren ein reicher Mann oft unzählig viele ***) beſaß.

Alle Naturpoeſie iſt eben darum, weil ſie nicht nach allgemeinen Begriffen oder fremden Beiſpielen ſich bildet, ſondern wild wächſt, ganz eigenthümlich, und verräth bis in die feinſten Adern durch Geſtalt und Farbe den Boden, wo ſie entſprungen iſt. Nach bloß allgemeinen Begriffen könnte man erwarten, auch die helleniſchen Sänger würden, gleich den germaniſchen Barden, die kämpfenden Helden durch Schlachtgeſänge anfeuern. Aber in der ganzen Ilias iſt es grade nur der einſame Achilles, der ſein Herz durch Geſänge erfreut. Die Leyer wird bei Homeros immer als eine ſolche bezeichnet:

> — die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter *);

und:

> — die ſchön zum blühenden Schmaus ſich geſellet **);

und zuſammen mit dem Tanz, womit ſie ſo oft vereinigt genannt wird:

> Reigentanz und Geſang; denn das ſind die Zierden des Mahles **).

Nie wird eine Hochzeit ohne Sänger erwähnt **). In der Darſtellung der ſeligen Phäaken ſagt Alkinoos unter andern:

> Stets auch lieben wir Schmaus und Saitenſpiel und den Reihntanz,
> Den gewechſelten Schmuck, das warme Bad und das Lager **).

Ein fröhlicher Geiſt herrſcht in allen Handlungen und Werken der ſpielenden Hellenen. Eine Ermunterung zur Freude war hier der

---

*) Thuc. I. 2. **) Odyss. XVIII. 356. ***) Od. XVII. 422. δμῶες μάλα μυρίοι. *) Od. XVII. 271. **) ib. VIII. 99. **) Od. I. 152. **) Od. IV. 17. XXIII. 143. seq. Iliad. XVIII. 492. seq. **) Od. VIII. 248. 249.

allgemeine Gruß, in ihrem Chaire, wie bei den Römern, Salve, der Wunſch ungeſchwächter Kraft; und ſelbſt die Weiſen der Hellenen glaubten, daß auch die Götter den Spielen hold wären *). Freude war ſchon auf ihrer erſten Bildungsſtufe die Seele der helleniſchen Poeſie. Es iſt merkwürdig, daß die gottesdienſtlichen Handlungen, als ein ernſtes Geſchäft, in der homeriſchen Welt nicht mit Poeſie und Muſik begleitet werden; während doch geſagt wird, daß Demodokos, wie es auch in ſpätern Zeiten Sitte der Homeriden und Rhapſoden war, ſeinen epiſchen Geſang mit einem vorläufigen, nach den Beiſpielen, welche bei Homeros vorkommen, und ſelbſt nach jenen ſpätern, aber wohl mehr epiſch als lyriſch gebildeten Geſange an den Gott anfing **).

Freies Spiel der Empfindungen und der Vorſtellungen iſt die erſte Bedingung und eines der unterſcheidenden Merkmahle der Schönheit. Wenn der Dichter unter dem Stoff, der ſeinem Sinn gegeben, oder ſeinem Gedächtniß überliefert wird, ſchon wählen, und das Gewählte für den ſinnlich ſchönen Genuß, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths, frei miſchen, ordnen und ſchmücken kann; ſo wird die Darſtellung durch dieſe Selbſtthätigkeit, die ſich freilich nur noch an das Gegebne anſchließen muß, zum eigentlichen Gedicht. Es beginnt die erſte Bildungsſtufe der ſchönen Kunſt.

Daß die helleniſche Poeſie ſchon in dieſem Zeitalter wirklich Kunſt iſt, wiewohl es ſich von ſelbſt verſteht, daß dieſe Kunſt nur ein freies Naturgewächs war; zeigt ſich unter andern auch darin, daß ſich aus der Menge verſchiedener und bloß eigenthümlicher Weiſen von Naturgeſängen eine beſondere, wenn gleich ſehr einfache Dichtart, deren allgemeine Eigenſchaften und Merkmahle ſich im Größten wie im Kleinſten gleich bleiben, und unter ſich zuſammenhangen und übereinſtimmen, bis zu einem entſchiednen Vorrang, ja bis zu der Alleinherrſchaft entwickelt hat. „Die Thaten der Helden" werden bei Homeros überall als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie genannt. Dieſe ſingt auch der unmuthige Achilleus ſeinem Patroklos ***), denn von einem ganz einſamen Ge-

---

*) Plat. Crat. t. III. p. 276. ed. Bip. φιλοπαίσμονες γὰρ καὶ οἱ θεοί. **) Od. VIII. 499. ***) Il. IX. 189.

ſange findet ſich im Homeros kein Beiſpiel. Selbſt den Tanz und Githerſpiel beim Schmauſe, begleiten Phemios [*]) und Demodokos [**]) mit epiſchen Geſangen: jener die Abentheuer der Rückfahrt der Helden von Troja, dieſer das Göttermährchen von Ares und Aphrodite ſingend. Solche meint vielleicht der Dichter immer, ſo oft er Tanz und Geſang zuſammen nennt; etwa den Geſang zweier Kunſttänzer bei der Hochzeit im Hauſe des Menelaos [**]), ausgenommen, ſo wie jenen in der Mitte eines Chores tanzender Jünglinge und Mädchen auf dem Schilde des Achilleus [**]). Alles Rühmliche, was im Homeros von der Poeſie geſagt und angedeutet wird, ſcheint ſich eigentlich nur auf das Epos, auf heroiſche Geſänge zu beziehen, gegen welche alle übrigen in ein auffallendes Dunkel zurücktreten.

Da nun die epiſche Dichtart nicht nur das eigenthümliche Erzeugniß desjenigen Zeitalters iſt, welches wir in der politiſchen Geſchichte der Hellenen das heroiſche nennen, und mit dem Urſprung des helleniſchen Republikanismus endigen würden; ſondern in demſelben auch ihre höchſte Blüthe und Reife erreichte, und diejenige Geſtalt, welche die Grundlage auch der ſpäteſten Umbildungen blieb: ſo nennen wir die erſte Bildungsſtufe der helleniſchen Poeſie epiſches Zeitalter.

Die Ilias und die Odyſſee ſind die erſten glaubwürdigen Urkunden des helleniſchen Alterthums, und die älteſten Denkmahle der claſſiſchen Kunſt. Mit ihnen wird es einigermaßen Tag in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie.

Ein richtiger beſtimmter und klarer Begriff von der homeriſchen Poeſie iſt für jeden, welcher die alte Poeſie überhaupt zu kennen ernſtlich ſtrebt, ein weſentliches Bedürfniß. Denn Homeros iſt gleichſam der Urdichter der Alten, die ihn auch vorzugsweiſe den Dichter ſchlechthin nannten; er iſt der allgemeine und unvergängliche Quell, aus dem alle Sänger ſchöpften [**]), gleich dem Okeanos, nach dem Bilde des Quinctilianus und Dionyſios,

---

[*]) Od. I. 152. seq. cfr. 325. seq. [**]) Od. VIII. 60—266 et seq. [**]) Od. IV. 18, 19. [**]) Iliad. XVIII. 590—605. [**]) Ovid. Amor. III. 9.

dem tief hinſtrömenden Herrſcher,
Welchem all' Ströme und alle Fluthen des Meeres,
Alle Quellen der Erd' und ſprudelnde Brunnen entfließen **).

Das homeriſche Epos war nicht nur das Vorbild des ältern nachhomeriſchen, des alexandriniſchen und des römiſchen Epos, auch in allen andern Arten der Poeſie und Beredſamkeit ward es von den größten Künſtlern am meiſten nachgeahmt.

Nun ſcheint aber hier jeder Schritt der Unterſuchung eine neue endloſe Ausſicht der wichtigſten und anziehendſten Nachforſchungen zu eröffnen; und wer das Ganze umfaſſen will, muß ſich doch für die einzelnen Theile beſtimmte Gränzen ſetzen. Selbſt bei einer geübten Biegſamkeit, ſich in die Eigenthümlichkeit fremder Völker und Zeitalter zu verſetzen, kann es nicht leicht ſein, den Geiſt und die eigenſte Beſchaffenheit eines Naturgewächſes, welches auch unter den Alterthümern der menſchlichen Bildung einzig in ſeiner Art iſt, unbefangen und genau aufzufaſſen. Das homeriſche Epos läßt ſich aber gar nicht ſo einzeln betrachten und beurtheilen. Man kann nicht umhin, es von dem alexandriniſchen und römiſchen, und vorzüglich von dem heſiodiſchen und nachheſiodiſchen aber voralexandriniſchen Epos der Hellenen, und von der heroiſchen Naturpoeſie andrer Völker eben darum ſtreng zu unterſcheiden, weil es ihnen in vielen Zügen mehr oder weniger ähnlich iſt, und deshalb gewöhnlich mit dem einen, oder der andern durchaus verwechſelt wird. Man kann auch nicht wohl umhin, ſich auf die Meinungen der Alten über die homeriſche Poeſie einzulaſſen. Da wir dieſelbe nicht unmittelbar aus dem Munde oder wohl gar aus der Handſchrift des Urhebers empfangen können; ſo treibt uns ſchon eine natürliche Wißbegierde, alle diejenigen, welche in einem ſo langen Zwiſchenraume zwiſchen ihm und uns in der Mitte ſtehen, auch zu vernehmen. Welch unermeßliches Feld eröffnet ſich hier! Kein Dichter hat mehr Bewunderer, Beurtheiler und Erklärer gefunden, als Homeros. Wie aber die Gefahr des Kranken mit der Zahl der Aerzte, ſo pflegt auch die Unverſtändlichkeit eines Gegenſtandes mit der Menge der Erklärer zu wachſen. Und doch

---

**) Iliad. XXI. 195—197.

darf man die Unterſuchung über das Kunſturtheil der Alten von der homeriſchen Poeſie durchaus nicht umgehen. Künſtleriſche Hervorbringung und Beurtheilung ſind ja nur verſchiedene Aeußerungsarten eines und deſſelben Vermögens; und es iſt widerſprechend, die Werke der Alten für urbildlich anzuerkennen, und doch ihre Kunſturtheile vor der Unterſuchung zu verachten. Es verlohnt ſich wenigſtens der Mühe ernſtlich zu unterſuchen, ob die Alten einige Seiten der homeriſchen Poeſie, die doch einheimiſch bei ihnen war, und in der überall der Geiſt des claſſiſchen Alterthums athmet, leichter richtig faſſen und beurtheilen konnten, wie wir, denen die Entfernung ſelbſt für die Beantwortung einiger andern homeriſchen Fragen Vortheile gewährt, der wahren Vorzüge unſrer Zeit nicht zu erwähnen, auf welche ſich jedoch viele nur berufen, um den Mangel eigner Vorzüge zu decken; oder ob wirklich alle

So viel Sterbliche jetzt die Frucht der Erde genießen,

das homeriſche Epos beſſer verſtehen, wie die Hellenen ſelbſt? — Alles dieſes ſind aber nur noch vorläufige und verhältnißmäßig leichte Schritte zur künftigen Kenntniß des Homeros. Die alte Poeſie iſt ein einiges und untheilbares Ganzes, welches man theilweiſe durchaus nicht richtig erkennen kann. Grade das Unbegreiflichſte und Streitigſte in allen homeriſchen Aufgaben und Unterſuchungen kann nur durch eine Kenntniß der allgemeinen Geſetze der helleniſchen Bildung erklärt und entſchieden werden; und nie wird jemand die homeriſche Poeſie verſtehen und begreifen lernen, der ſich von der allgemeinen Vorausſetzung der Menſchen, was in ihrem nächſten Kreiſe gewöhnlich iſt, müſſe gewiß auch natürlich und überall wahrſcheinlich ſein, noch nicht ganz frei gemacht hat. Wie Odyſſeus den Alkinoos, könnte man hier in der That fragen

Was denn ſoll ich zuerſt, und was zulezt dir erzählen?

Der einfachſte und einer Geſchichte angemeſſenſte Gang dürfte es wohl ſein: zuerſt die Andeutungen, die ſich im Homeros ſelbſt über die Eigenſchaften und Verhältniſſe der heroiſchen Poeſie, und über alles, was darauf Bezug hat, finden, zuſammen zu ſtellen; dann das Kunſturtheil der Alten über die homeriſche Poeſie, ſo viel als möglich im Werden darzuſtellen, zu erklären und zu berichtigen, und endlich, zu erwägen, was auch nach dieſer Berichtigung, für den Alterthumsforſcher und Kunſtfreund zu thun übrig bleibt.

Ehe man aber in homeriſche Unterſuchungen, von was immer für einer Art, eingeht, iſt es durchaus nothwendig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln zurückzulaſſen, und bis nach ausgemachter Sache gänzlich zu vergeſſen. Dieſe Forderung kann nicht unbillig ſcheinen, da in dieſem Theile der Kunſtlehre offenbar nicht weniger Widerſprüche und Mißverſtändniſſe herrſchen, wie unter den Philoſophen zu Athen, welche der römiſche Proconſul Gellius auf einen Platz zuſammenberief, und ihnen gewaltig anrieth, ſie möchten doch ihren Streitigkeiten endlich einmahl irgend ein Ziel ſetzen; falls ſie dazu geneigt wären, verſprach er ihnen ſeine guten Dienſte **). In der Beantwortung der einfachen Frage, ob das Epos und die Tragödie verſchieden ſind oder nicht, und aus welchem Grunde und durch welche Merkmahle ſie es im Falle der Verſchiedenheit ſind, iſt man ſeit dem Ariſtoteles noch nicht weiter gekommen. Und wäre man demſelben nicht bloß gefolgt, ohne ihn zu verſtehen, ſo würde man wenigſtens die auffallenden und harten Widerſprüche ſeiner Kunſtlehre wahrgenommen und zu erklären verſucht haben.

Viele Züge, welche die homeriſche Denkart über Poeſie überhaupt und die heroiſche insbeſondere, die Freude am Spiel, die Dichtungsgabe, den Kunſtſinn und das Schönheitsgefühl des Homeros und der homeriſchen Menſchen bezeichnen, ſind ſchon in den bisher angeführten Stellen enthalten; einige andre werden unten ſchicklicher vorkommen. Hier kann nur auf die weſentlichſten Merkmahle aufmerkſam gemacht werden, die alle einzelnen zerſtreuten Züge zu einem ganzen Bilde vereinigen. Eine ſolche Eigenſchaft iſt die kindliche Sinnlichkeit der homeriſchen Poeſie, welche ſich in der Rede des Odyſſeus ſo anſchaulich äußert:

Wahrlich, es iſt doch ſchön, mit anzuhören den Sänger,
Solchen, wie jener iſt, den Unſterblichen ähnlich an Stimme!

**) [illegible]

Denn nicht kenn' ich ſelber ein angenehmeres Trachten,
Als wenn ein Freudenfeſt im ganzen Volk ſich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmauſenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihn, und voll vor jedem die Tiſche
Stehn mit Brod und Fleiſch, und lieblichen Wein aus dem Kruge
Schöpfend der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
Solches däucht mir im Geiſt die ſeligſte Wonne des Lebens *)!

Das iſt gleichſam die Grundlage der homeriſchen Kunſtlehre. Rothen Wein zu trinken, und den Sänger zu hören im Hauſe des Fürſten; das iſt das Vorrecht und die Glückſeligkeit der Adelichen **). Noch merkwürdiger ſind einige Aeußerungen in der homeriſchen Poeſie von einem ſchon auffallend regen Sinn für Anmuth, und beſonders für Harmonie der Rede und Erzählung. Vieles zu wiſſen, beſonders aus der Vorzeit, und wirkſam und gefüge ſagen zu können, iſt nicht nur ein ſo großer Vorzug, daß der beſte Redner unter den Helden eben ſo beſtimmt und rühmlich unterſchieden wird, wie der tapferſte Kämpfer. Auch der Reiz einer ſchönen Geſchichte oder Rede wird durch die lieblichſten Bilder anſchaulich gemacht, und die Bezauberung der Zuhörer mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Anmuth der Beredſamkeit preiſt Odyſſeus als eine der höchſten Göttergaben:

Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
Sterblichen, weder Geſtalt, noch Beredſamkeit, oder auch Weisheit.
Denn ein anderer Mann iſt unanſehnlicher Bildung;
Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
Innig erfreut anſchaun. Denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Verſammlung;
Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
Wieder ein anderer ſcheint den Unſterblichen ähnlich an Bildung;
Aber nicht hat jenem mit Reiz die Worte gekrönet ***).

Schickliche und reizende Ordnung bei der lebendigſten Anſchaulichkeit iſt es, was Odyſſeus am Demodokos preiſt, und von ihm fordert:

Hoch von den Sterblichen allen, Demodokos, preiſ' ich dich wahrlich!
Dich hat die Muſe gelehrt, Zeus Tochter ſie, oder Apollon!

---

*) Odyss. IX. 3. seq. **) Odyss. XIII. 8. 9. ***) Odyss. VIII. 167–173.

So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal,
Was sie gethan und erduldet, und all' die Mühen der Achäer;
Gleich als ob du selbst dabei warst, oder es hörtest **).

„Eine weise und schön geordnete Erzählung" war eine wesentliche und allgemeine Eigenschaft des epischen Sängers, den Alkinoos den lügenhaften Schwätzern entgegensetzt:

Keineswegs, Odysseus, vermuthen wir deiner Gestalt nach
Einen Betrüger in dir und Landstreicher, so wie genug sie
Nähret die schwarze Erde, der weit verbreiteten Menschen,
Welche die Lüg' erdichten, woher sie keiner ersähe.
Aber in deiner Red' ist Gestalt und edle Gesinnung;
Und du erzähltest, wie ein Sänger, mit kundigem Munde die Geschichte,
Aller argeiischen Volks und dein eigen Jammerverhängniß ***).

Ja so gründlich und klar ist dem Homeros die Harmonie; so allgemein die Forderung derselben, und so hoch der Werth, den er darauf legt, daß er den verächtlichsten aller Hellenen durch eine Fülle verworrener Reden und Gedanken ohne Maaß und Uebereinstimmung bezeichnet:

Nur Thersites erhub das grenzlose Geschwätz noch,
Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war;
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre ****).

Ueberhaupt ist jene Scheu vor allem Uebermaaß, welche immer einer der hervorstechendsten Züge der hellenischen Eigenthümlichkeit war, in den Sitten und der Denkart der homerischen Welt schon auffallend herrschend und entschieden.

Nur muß man, wie überhaupt so auch hier, nicht den spätern Sinn der Worte unterschieben, und so die Sprache des alten Naturgesanges vergrößern und mißdeuten. Es ist hier nur jene ganz sinnliche und äußerst einfache, von Berechnung und tief angelegtem

---

) Odyssee VIII. 487—491. λίην γὰρ κατὰ κόσμον. v. 496. κατὰ μοῖραν. *) Odyssee XI. 362—368. μορφὴ ἐπέων, Gestaltung oder Ordnung der Rede, Form und Ausdruck der Worte und nach ge[illegible] Anstand. ****) Iliad. II. 213—219.
ὅς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ᾔδη.

Entwurf ſehr weit entfernte, durch ihre Schönheit aber doch von ächter Bildung zeugende Geſtaltung und Ordnung zu verrathen, welche ſich in dem kleinſten Theile der homeriſchen Werke, welcher nur noch ein für ſich beſtehendes Ganzes iſt, ſo vollendet findet, wie in dem größten. Im Bilde oder Gleichniſſe wie in der ganzen Rede, im Geſpräch wie in der längern Begebenheit, in der Rhapſodie, wie in der Rhapſodiengruppe, rundet ſich die freie Fülle der Einbildungskraft in klaren Umriſſen und einfachen Maſſen zu einer leichten Einheit. Dieſe epiſche Harmonie iſt ſo wenig auf das Ganze der Ilias und Odyſſee beſchränkt, und mit demjenigen, was man ihre Oekonomie zu nennen pflegt, ſo wenig einerlei, daß ſie hier vielmehr nicht ganz ſo vollkommen iſt, als in dem einzelnen für ſich beſtehenden Ganzen, weil außer den harten Verbindungsſtellen, auch die Ungleichartigkeit der Maſſen nicht immer ſanft genug in einander verſchmolzen iſt.

Viertes Kapitel.

Anſichten und Urtheile der Alten von den homeriſchen Gedichten.

Das älteſte Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie iſt in der Sage enthalten, daß Heſiodus bei einem Wettſtreit über den Homeros geſiegt habe. Und obgleich das Urtheil des Panides ſeiner Ungerechtigkeit wegen zum Sprichwort ward: ſo war dieß Urtheil doch der Ausſpruch eines ganzen Zeitalters, wie dieſes ſchon die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen Geſänge der heſiodiſchen Periode von denen der homeriſchen, zuſammengenommen mit dem großen Ruhm des Heſiodus, beweiſen kann. Und doch ſind ſelbſt in den Werken und Tagen, einem Gedichte von ſo ganz eigenthümlichem Stoff und Geiſt, Beziehungen auf die homeriſchen Geſänge, und in der Theogonie, außer den Stellen, welche man für eingeſchoben halten, oder für bloße Gemeinplätze der epiſchen Kunſt erklären könnte, nicht wenige offenbare Anſpielungen und Nachbildungen, wenn gleich Geiſt und Farbe durchaus verändert und entſtellt iſt *). Wie die epiſche Kunſt von homeriſcher Vollendung in ſo entſchiedne Ausſchweifung und Schwäche verſinken, wie nach dem Homeros ein Heſiodus entſtehen und beſiegen konnte; das iſt eine von jenen allgemeinen Paradoxien der geſammten alten Geſchichte, welche nicht zufällig ſind, ſondern ſich auf nothwendige Naturgeſetze der lebendigen Bildung gründen. Wenn irgend eine Kunſtart durch vollendete Geſtaltung des Stoffs den höchſten Gipfel der natürlichen Entwicklung erreicht hat, ſo zeigt ſich zuerſt ein merklicher Rückſchritt der Bildung, welchen wir in der Geſchichte Epoche und Periode nennen: der Schein eines eigentlichen Stillſtandes, wel-

---

*) Z. B. v. 151 u. 191, 265 u. 266, 605 u. 606, 725 u. 740; desgleichen die ganze Titanomachie.

Ehe bei lebendigen Kräften nicht Statt findet, ist aber doch nur eine Täuschung. Sobald diese nicht mehr wachsen, nehmen sie wieder ab, und nähern sich ihrer Auflösung. Um neu neu zu sein, muß die Kunst nun von der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit abweichen.

So treibt durch das Schicksal
Alles zum Schlimmeren fort, und rückwärts entweicht die Richtung;
Wie wenn gegen den Strom ein Mann überarbeitend den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und senkt ihm einst die Arme,
Ungestüm das Gewässer im reißenden Zuge ihn jähe raubt *).

„Zwar sind die Gedichte des Homeros schön, sagt Maximos *), unter allen epischen die schönsten, glanzvollsten, und würdig von den Musen gesungen zu werden; aber nicht für alle sind sie schön noch immer; denn nicht alle Gesänge haben eine Weise und eine Zeit." Nachdem in Hellas an die Stelle der königlichen eine republikanische Verfassung getreten war, wurde auch die homerische Poesie der epischen Sänger von der lyrischen Poesie, Musik, Gymnastik und Orchestik, wie in den Hintergrund zurückgedrängt. Sie gerieth so sehr in eine Art von Vergessenheit, daß als das Bedürfniß der aufkeimenden jonischen Geschichte und Philosophie und attischen Tragödie zu ihr zurückführte, mächtige Beförderer der Wissenschaften und Künste die homerische Poesie aus ihrer Dunkelheit erst wieder ans Licht ziehen mußten.

Denn so ändert der Sinn der sterblichen Erdebewohner,
So wie immer den Tag herführet der waltende Vater.

Gerade in die Republiken Dorischen Stammes, wo jene neuen Künste am meisten blühten, fand die homerische Poesie am spätesten Eingang. „Viele trefflich beherrschte und gesetzlich verfaßte Staaten, sagt Maximos *), haben den Homeros nicht gekannt. Denn spät rhapsodirte Sparta, und Kreta, und spät auch der Dorische Stamm in Libyen." Die Kreter bekümmerten sich nicht sehr um diese fremden Gesänge *); und die spätere Neigung der Spartaner zum Homeros gründete sich wohl mehr auf ihre Vorliebe für das Helden-

---

*) Virg. Georg. I. 199. seq. *) Diss. XXIII. p. 438. t. I. ed. Reiske. *) Ibid. p. 439. *) Plat. leg. l. VIII. p. 113.

mäßige *), und für die Sagen des Alterthums **), als auf seine eigenthümliche Vortrefflichkeit, nämlich die epische. Ja, das epische Kunstgefühl selbst ging im lyrischen Zeitalter so sehr verloren, daß man epische Gedichte, welche von der homerischen Poesie an künstlerischem Werth, an Geist, Gestaltung und Farbe unermeßlich verschieden gewesen sein müssen, allgemein für homerisch halten konnte. Nicht so die lyrischen Künstler selbst, welche durch ihre Verehrung und Nachbildung, durch die That bewiesen, daß sie die homerische Poesie kannten, und für nachahmungswürdig hielten. Die Art dieser selbständigen Nachbildung aber zeugt von einem sehr entschiedenen Gefühl von der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Dichtart, und jener. Dieß Gefühl verließ die alten Dichter der guten Zeit nie; und ob sie gleich, selbst Urkünstler, doch kein Bedenken trugen, einzelne Gedanken, Ausdrücke und Wendungen aus der großen gemeinsamen Quelle zu entlehnen; so geschah dieß doch nie ohne eine völlige Umbildung bis in die feinsten Adern des entlehnten Theils nach den Gesetzen ihrer Dichtart. Der Anspielungen in den Elegien des Kallinos und Tyrtäos nicht zu erwähnen; so war die Nachbildung der homerischen Poesie in der archilochischen so sichtbar, daß es widersinnig schien, zu behaupten: Archilochos sei kein Schüler des Homeros, weil er nicht überall dasselbe Maß gebrauchte, sondern meistens andre; noch sei es Stesichoros gewesen, weil jener epische Werke dichtete, Stesichoros aber ein melischer Dichter war. Alle Kritiker erkannten es, daß Stesichoros ein Nachahmer des Homeros sei, und ihm in der Poesie ungemein gleiche ***). Terpandros setzte selbst die Melodie zu den homerischen Gesängen †), welches wohl mehr von einer genauen Bestimmung oder Umbildung zu verstehen ist, als von der ersten Anlage.

Pindaros bewahrt seine Lehren mit dem Zeugniß des Homeros ††), und erkennt es, daß seine göttlichen Gesänge durch ihre Vortrefflichkeit unsterblich wurden †††): „Ich glaube, sagt,

---

*) Plut. Lac. Ap. 223 A. **) Plat. Hipp. maj. t. XI. p. 14. ***) Dio Chrys. Orat. IV. †) Heracl. Pont. ap. Plut. de mus. p. 2024. ed. Steph. ††) Pyth. IV. 493. sq. †††) Isthm. IV. 60. sqq.

er, daß mehr vom Odyſſeus geſagt werde, als er wirklich litt, durch den ſüßerzählenden Homeros. Denn ſeine Lügen haben durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde, und die Weisheit betrügt lockend durch Dichtungen **)." Selbſt die, welche die Wahrhaftigkeit des Homeros vertheidigten, konnten nicht behaupten ***), gänzlich keine Erdichtung ohne allen Grund der Wahrheit liege gar nicht in der Natur eines Dichters, von dem man doch ſo oft, mit Gründen ſchon aus der Art und Beſchaffenheit ſeiner Erzählung, ſagen kann, was er ſelbſt vom Odyſſeus:

Wie der Lügenkünſte viel erſinnet er, ähnlich der Wahrheit.

Obenden erwähnten Nahmen, zum Beiſpiel bei den Phäaken, nicht zu erwähnen: wie oft ſchildert nicht Homeros Begebenheiten und Geſpräche mit der größten Umſtändlichkeit, von denen, nach ſeinen eigenen Vorſtellungen von den Göttern, kein ſterblicher Augenzeuge geweſen ſein konnte! Die merkwürdige Erklärung des Polybius ****) ſcheint unter allen verſchiedenen Meinungen über dieſen vielbeſtrittenen Gegenſtand die richtigſte zu ſein: „die homeriſche Poeſie ſei aus Hiſtorie, Diatheſe und Mythos, aus geſchichtlichem Stoff oder Anlaß, dann der künſtleriſchen Anordnung und aus Erdichtung, oder dem rein Erfundenen, zuſammengeſetzt; der Zweck der Geſchichte ſei Wahrheit, der der Anordnung, Anſchaulichkeit, und der der Erdichtung Luſt und Erſtaunen." Alle Arten und Beſtandtheile der menſchlichen Bildung ſind im homeriſchen Epos nicht etwa, nachdem ſie ſchon einmahl abgeſondert waren, wieder vereinigt und vermiſcht, ſondern vielmehr noch gar nicht getrennt; und ſelbſt die einfache Abſonderung des Heſiodus, welcher die göttlichen Geſchichten und die Geſchlechter der Heroen, von den Frauen anfangend, beſonders beſingt, und wiederum beſonders die ſeine ſehr nützlichen Vorſchriften, oder die Werke, welche, und die Tage, in welchen man ſie thun ſoll, iſt durchaus unhomeriſch *****).

Ohne dieſe Miſchung, Mannichfaltigkeit und Allgemeinheit, welche ſich ſelbſt in der Dichtart, ja in Sprache und Rhythmus

---

) Nem. VIII. 29. seq. *) Dio Chrys. Orat. XI. 155. C. ap. Morell. ****) Strab. p. 44. Ba. *****) Max. Tyr. Or. XXXII. p. 109. t. II.

der homeriſchen Poeſie offenbart, hätte ſie nicht ein ſo ganz allgemeines, und in ſeiner Art einziges Glück machen können. Homeros ſahe ſein Werk, nach dem Ausdruck des Propertius [illegible]), mit der Nachwelt wachſen. Da er einmahl wieder ans Licht gezogen war, verbreitete ſich ſein Einfluß mit unglaublicher Schnelligkeit und Macht über ganz Hellas, und die Bewunderung ſeiner heiligen Geſänge ſtieg gleichſam zuſehends bis zur Vergötterung. Da lernte das Kind den Dichter, deſſen Geſänge an Volksfeſten öffentlich geſungen wurden. Von der homeriſchen Poeſie vorzüglich gilt, was Strabon [illegible]) von der Poeſie überhaupt ſagt: „Sie führe den Jüngling in das Leben ein, und mache ihn auf die ſanfteſte und freundlichſte Weiſe mit den Sitten und Leidenſchaften der Menſchen, und mit den Begebenheiten der Welt bekannt.“ Bald ward ſie die Grundlage jeder freien Erziehung, und man konnte ſagen Homeros habe ganz Hellas gebildet [illegible]).

Aber eben dieſe Allgemeinheit der homeriſchen Poeſie macht es ſchwer, ſie vollſtändig zu verſtehen und beurtheilen zu können. Dazu iſt weder künſtleriſches Gefühl, noch wiſſenſchaftlicher Geiſt, noch Kenntniß der Vorzeit allein hinreichend. Es wird jene, bei einer größern Höhe der Bildung, beſonders unter den Hellenen ſo ſeltene Allgemeinheit derſelben erfordert: denn die Hellenen waren nichts, was ſie waren, halb, ſondern bis zur ſchneidendſten Einſeitigkeit entſchieden und kräftig. Was war natürlicher und helleniſcher, als daß Mythographen und Geographen, Sophiſten und Philoſophen, Tragiker und Kunſtrichter der dramatiſchen Poeſie, Rhetoren und Rhetoriker ſich den Vater der Dichter wie um die Wette ganz zueigneten, und auf das unmäßigſte ausdeuteten? Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz aller lebendigen Kräfte, wenn ihre innere Entwickelung reif iſt, nach Verähnlichung äußerer Gegenſtände zu ſtreben. Es gilt auch von der menſchlichen Bildung, wenn dieſe lebendig iſt: und nicht bloß von Einzelnen, ſondern auch von ganzen Maſſen, Ständen und Zeitaltern.

In der That war auch die homeriſche Poeſie ein nicht zu umgehender Gegenſtand der überall ſich darbietenden Rückſicht für die

---

[illegible]) Eleg. III. 1. [illegible]) Libr. I. p. 19. [illegible]) Plat. Rep. X. t. VII. p. 307.

helleniſche Philoſophie, Urquell der Geſchichte und Vorbild der Tragödie. Jede hatte von derſelben auf ihre Art zu lernen, oder mußte aus ihr ſchöpfen, und ſich an ſie anſchließen.

Die Sophiſten, welche den herrſchenden Irrthümern ſchmeichelten, benutzten die Heiligkeit des älteſten und allgemeinſten Dichters, als ein Anſehen für ihre Lehren, und halfen ſie dadurch beſtätigen. Homeros und Heſiodos, lehrte Protagoras [*], waren Sophiſten, und brauchten die Poeſie nur als Hülle und Werkzeug.

Die Philoſophen hingegen mußten im heiligen Kampf für reine Wahrheit und Wiſſenſchaft den Irrthum in ſeiner Quelle angreifen. Nun war und blieb aber unſtreitig die homeriſche und heſiodiſche Götterſage, ſo wichtig auch die Umdeutungen der ſpätern Prieſter, Dichter, Bildner und Denker waren, im Ganzen genommen, immer die Grundlage des helleniſchen Glaubens, von der man ſtets ausging, und zu der man immer wieder zurückkehrte. Daher die alte Feindſchaft der Poeſie und der Philoſophie bei den Hellenen [**]. Um ſie zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Hellenen die homeriſche Poeſie nicht bloß als ſchöne Dichtung und würdiges Spiel bewunderten und liebten, ſondern an ſie, wie an heilige Wahrheit ernſtlich glaubten, ja, nach Platons merkwürdigem Ausdruck von den Bewunderern des Homeros, ganz nach ihr lebten [***]. Nur darin irrten dieſe ehrwürdigen Häupter der ächten Weisheit, daß ſie einzelnen Dichtern Schuld gaben, was nur allgemeine Schuld der ganzen Menſchheit, und ein kaum vermeidlicher Fehler der geſammten helleniſchen Bildung war. Die Sokratiſchen, ältern akademiſchen und peripatetiſchen Philoſophen dachten wahrſcheinlich, mehr oder weniger, wie Pythagoras, Xenophanes, und Herakleitos [****]. Doch mußten ſie wenigſtens in ihren exoteriſchen Schriften die Heiligkeit der Dichter zu ehren ſcheinen; und gebrauchten gern ſpielend ihre Ausſprüche als Beleg und Zeugniß für ihre Meinungen, oder als Text zu mannichfachen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen.

---

[*] Plat. Protag. III. 98. ed. Bip. [**] ibid. Republ. VII. 309. [***] Plat. Republ. tom. VII. 307. [****] Diog. Laert. VIII. 1, 19. II. 5, 23. IX. 2, 3. IX. 1, 2.

Andre Philoſophen, welche wie Anaxagoras und Metrodoros **) den Verſuch wagten, in die ſinnlichen Dichtungen der Einbildung einen höhern geiſtigen und ſittlichen Sinn zu legen, um den Volksglauben zu veredeln, mußten damit anfangen, den Homeros zu allegoriſiren. Freilich mußte dieſer Verſuch mißlingen. Die homeriſchen Mythen und Götter ſind nicht durch den reinen Verſtand hervorgebracht und beſtimmt, welcher der Einbildung etwa nur das Geſchäft überlaſſen hätte, den nackten Grundriß mit Stoff anzufüllen, und mit Leben zu bekleiden. Die Einbildung ſelbſt hat ihre Umriſſe verzeichnet. Es ſind gegebene Ganze der Anſchauung, Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinns: durch eine bloß unwillkührliche Aeußerung des natürlichen Dichtungsvermögens mit Geſtalt, Leben, Seele und Geiſt begabt, und menſchlich gedacht; durch die Spiele der Einbildung aber mannichfach entwickelt und geſchmückt. Daher kann man ſie nicht allegoriſch, durch Aufſuchung der urſprünglich zum Grunde liegenden in Bilder verhüllten allgemeinen Begriffe erklären: denn überhaupt hat Homeros nur Gemeinbilder, nicht allgemeine Begriffe im eigentlichen und ſtrengen Sinn. Sondern nur genetiſch ſind ſie aufzufaſſen: indem man, ſo weit es möglich iſt, ihrer allmähligen Entſtehung nachzuforſchen, und die ſpätern Zuſätze von den urſprünglichen Dichtungen abzuſondern, und die Einheit derſelben, wo ſie nicht aus der ſichtbaren Umgränzung und Gleichartigkeit des Gegenſtandes und Stoffs von ſelbſt einleuchtet, zu erklären ſtrebt: mit ſteter Rückſicht auf die homeriſche Eigenthümlichkeit beſonders bei den aus Wahrnehmungen des innern Gefühls entſtandenen Dichtungen, in denen ſie ſich ſchon früh ſehr bedeutend geäußert zu haben ſcheint. Die Stoiker beſonders erweiterten, beſtätigten und vollendeten die allegoriſche Umdeutung der homeriſchen Poeſie, worin ihnen die Neuplatoniker mit Eifer gefolgt ſind; theils um die verhaßte Philoſophie bei dem Volke beliebter zu machen, theils um die Poeſie und Mythologie gegen die Angriffe andrer Philoſophen und ganz beſonders auch der chriſtlichen zu ſchützen.

**) ibid. II. 3, 7. Wolfii Proleg. p. CLXII.

Die Stoiker waren von der Meinung, die Poeſie ſei eine ältere Philoſophie [94], ſo eingenommen, daß ſie es für ausgemacht hielten, „die homeriſchen Gedichte ſeien Philoſopheme [95].“ Es liegt in dieſer Meinung wenigſtens das Wahre, daß die homeriſche Poeſie nicht bloß ein künſtleriſches Erzeugniß iſt, ſondern auch eine lehrreiche Urkunde zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Nur durfte es nicht ſowohl eine homeriſche Theogonie und Mythologie ſein, welche man doch erſt nach einer ſchon vollendeten Kenntniß der heſiodiſchen erforſchen kann, als eine homeriſche Sprachlehre, worin ſich die damahlige und vorhergegangene Geiſtesbildung der Hellenen darſtellen und entwickeln ließe, und die als Archäologie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, eine Geſchichte der claſſiſchen Philoſophie eröffnen mußte. Daher würde es einſeitig und beſchränkt ſein, die homeriſche Poeſie, welche nur ein Philoſoph vollſtändig verſtehen und würdigen kann, auf's Kunſtgefühl allein zu beziehen. Ohne mit dem Epikuros zu behaupten, nur der Weiſe könne Gedichte beurtheilen, werde aber ſelbſt keine machen wollen, kann man doch wohl dem Platoniſchen Sokrates zugeben, auch der beſte Rhapſode habe kein Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie; denn ein ſolches kann ſich doch nur durch Vergleichung unter einer großen Mannichfaltigkeit von Eindrücken ausbilden. Es war gewiß keine unbedeutende Geſchicklichkeit, eine ſo große Menge epiſcher Geſänge mit der größten Genauigkeit [96] zu wiſſen, und vor einer Verſammlung von mehr als zwanzigtauſend [97] Menſchen, mit angemeſſenem Ausdruck, des Dichters und der Zuhörer würdig abzuſingen, und ſo gleichſam der Vermittler zwiſchen dem Künſtler und den Kunſtfreunden zu ſein, und die Begeiſterung der Muſen zu verbreiten; und über die homeriſche Poeſie immer, troß den berühmteſten wiſſenſchaftlichen Umdeutern, viele und ſchöne Gedanken in Bereitſchaft zu haben, die allgemeinen Beifall erwerben konnten [98]. Aber eben der Eifer, mit welchem die Rhapſoden ſich einem Geſchäft allein widmeten, mußte ſie beſchränken. Die epiſchen Geſänge wußten ſie mit Genauigkeit, in allen übrigen Dingen aber waren ſie ſehr einfältig [29]; und von den andern Dichtern, außer Homeros, wußte ein homeriſcher Rhapſode nichts zu ſagen [30]. Bei der auf Beobachtung der damahligen Menſchheit gegründeten Betrachtung, in wie kleine Theile die menſchliche Natur abgeſondert und zerſplittert ſei, ſo daß auch verwandt ſcheinende Darſtellungskünſte nicht von denſelben Menſchen gut geübt werden könnten, wird es als allgemein bekannt vorausgeſetzt: daß man nicht zugleich ein Rhapſode und ein Schauſpieler ſein könne [31].

---

[94] Strab. l. I. p. 13. [95] ibid. p. 45. [96] Xen. Memor. IV. 2, 10. [97] Plat. Ion. t. IV. p. 190. [98] Plat. Ion. t. IV. p. 179. 183. 185.

Doch urtheilten die Rhapſoden, welche ſich an den Buchſtaben hielten, und die allegoriſche Umdeutung verwarfen [32], leicht geſunder über die homeriſche Poeſie, als die Philoſophen. Denn bei dieſen erzeugte jene Zertheilung der menſchlichen Natur, welche ſich hier nicht minder ſtark, wie in der Kunſt äußerte, zuſammengenommen mit dem helleniſchen Hange, vermöge deſſen alle ſich alles zu verähnlichen, und ein jeder ſeine Kunſt durch einen Urſprung aus dem entfernteſten Alterthum zu heiligen ſuchte, die ſeltſamſten Ungeheuer der Auslegung. „Den Homeros, ſagt Seneca [33], machen einige zu einem Stoiſchen Philoſophen, welcher die Tugend allein achte, die Wolluſt fliehe, und von der Pflicht auch um der Unſterblichkeit willen nicht abweichen würde; bald zu einem Epikuräer, der den Frieden und ein ruhiges Leben bei Schmaus und Geſang preiſe; bald zu einem Peripatetiker, der drei Arten von Gütern einführe; bald zu einem Akademiker, der behaupte, daß alles ungewiß ſei.“ — Man hielt ihn für den Stifter der ſkeptiſchen Schule, weil er von denſelben Gegenſtänden zu verſchiedenen Zeiten bald dieß bald das meine [34]; und ſchon bei Platon wird Homeros, weil er den Okeanos den Vater der Götter nennt, als Gewährsmann für den ſkeptiſchen Satz des Herakleitos angeführt, daß alles Daſein in einem ſteten Fluße ſei, daß es gar nichts eigentlich

---

[29] Xen. Mem. IV. 2. 10. Symp. III. 6. [30] Plat. Ion. Symp. c. 3. 185. [31] Plat. Rep. l. VI. p. 278. 279. [32] Xen. Symp. III. 6. [33] Epist. 88. [34] Diog. Laert. libr. IX. Wenn das den Skeptiker machte, ſo dürfte es wenig Dogmatiker geben!

Feſtes und Beharrliches, und alſo auch keine allgemeine und dauernde Erkenntniß gebe.

Auf eine ähnliche Weiſe hält Iſokrates den Homeros für einen panegyriſchen Redner, und glaubt, ſeine Poeſie habe darum ſo großen Ruhm erlangt, weil er die helleniſchen Siege über die Barbaren ſo ſchön geprieſen habe [33]). Diejenigen, welche von der Redekunſt ſchrieben, wählten, wie ſchon Ariſtoteles häufig thut, die meiſten Belege zu ihren Vorſchriften über die Gleichniſſe, Vergrößerungen, Beiſpiele, Abſchweifungen, Bezeichnungen der Gegenſtände, und verſchiedene Arten zu beweiſen und zu widerlegen, von dieſem Dichter [34]), und rhetoriſirten auf dieſe Weiſe ſeine Naturgeſänge. Dieſe rhetoriſche Anſicht nahm bei den Spätern ſo ſehr überhand, daß ſie das eigentlich poetiſche Kunſturtheil faſt ganz verdrängte; und ſelbſt für den Dionyſios iſt der epiſche Polykleitos eigentlich nur das vortrefflichſte Urbild der gemiſchten Schreibart, welche die Würde der großen mit der Anmuth der zierlichen Schreibart vereinigt [35]).

Mit dem vollſten Recht betrachteten die Hellenen das homeriſche Epos als den Urquell und die Grundlage der Alterthumskunde und Geſchichte. Geſchichtliche Ueberlieferung und Sage war und iſt offenbar der Keim und Grundſtoff desſelben, und ſehr auffallend iſt die Genauigkeit, Umſtändlichkeit und Richtigkeit der hiſtoriſchen und geographiſchen Angaben des Homeros, vorzüglich im Vergleich mit den größten Meiſtern in andern Dichtarten. Homeros, ſagt Platon [36]), iſt glaubwürdiger als alle Tragiker. Bei allen Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum iſt die homeriſche Poeſie für den prüfenden Thukydides ſteter Leitfaden, und die glaubwürdigſte Urkunde. Strabon hält in der älteſten Geſchichte das Zeugniß des Homeros und Heſiodos für gültiger, als das des Hellanikos und Herodotos.

Es war natürlich, daß man, ſobald der Sinn für den hiſtoriſchen Werth der homeriſchen Poeſie erwachte, auch außer der epiſchen eine hiſtoriſche Ordnung in ihr ſuchte, und wo man ſie zu finden glaubte, doch achtete. Die Sorge des Solon, der die noch ganz rohe Tragödie gering ſchätzte, und der tragiſchen Umdeutung alſo nicht verdächtig ſein kann, für die Folge der homeriſchen Rhapſodien, läßt auf eine ſolche hiſtoriſche Anſicht bei allen Sammlern derſelben ſchließen. Daß dieſe Vermuthung dem Geiſte des Alterthums nicht widerſpreche, kann eine Stelle bei Proklos beweiſen, wo geſagt wird, daß der epiſche Kreis eine Sammlung epiſcher Geſänge von verſchiedenen Verfaſſern, welche die Geſchichte der Götter und Helden von der Vermählung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos umfaßten, nicht ſowohl ſeiner Vortrefflichkeit wegen erhalten und allgemein geachtet ſei, als wegen der Folge der darin erzählten Begebenheiten [38]).

---

[33]) Panegyr. p. 206. ed. Beattie. [34]) Quinct. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip. [35]). Dionys. de adm. dic. vi in Dem. XLI. p. 1082. 1083. t. VI. ed. Reisk. [36]) Minos. t. VI. p. 155.

Die epiſchen Geſänge waren endlich die Vorrathskammer der attiſchen Tragiker. Das homeriſche Epos mußte nicht nur, als ein vollendetes Werk einer Hauptgattung der Poeſie, ihrem Kunſtſinn vielfache Nahrung und Bildung geben; es war ihnen auch ein Vorbild, welches ſie zwar noch weit mehr umgeſtalten mußten, als alles was ſie von der lyriſchen Kunſt entlehnten, aus dem ſie aber doch durch ſelbſtthätige Nachahmung ſehr viel lernen konnten; für das Ganze mehr als von den Urbildern der lyriſchen Poeſie, weil das epiſche Gedicht doch auch Begebenheiten und Handlungen, eine große Menge äußerer Gegenſtände darſtellt, und in jener urſprünglichen Geſtalt vorzüglich, dialogiſcher und mimiſcher iſt, als das lyriſche, wie auch Platon bemerkt [39]). Schon der herrliche Aeſchylos nannte ſeine Tragödien Brocken von dem großen Gaſtmahl des Homeros [40]); und ein gewiſſer Ionikos behauptete, Sophokles allein ſei ein Schüler des Homeros [41]). Insbeſondere die leidenſchaftliche Stärke und heroiſche Größe der Ilias ähnelt der ſchrecklichen und rührenden Kraft, und der Würde der attiſchen Tragödie, und iſt gleichſam eine jugendliche

---

[38]) Pag. 341. Eclect. Phot. et. Procli Chrest. gram. ad calc. Apollon. de Syntaxi Sylb. 1590. ed. 4. f. [39]) Rep. libr. III. tom. VI. p. 273—285. [40]) Athen. VIII. p. 347. f. [41]) Vit. Sophocl.

Verkündigung derſelben. Wie daher diejenigen, welche in der Kunſt nur die Natur ſuchen, die Odyſſee mehr lieben, weil ſie, nach dem Ausdruck des Alkidamas **), ein ſchöner Spiegel des menſchlichen Lebens iſt; ſo achteten die Alten im Ganzen genommen, die Ilias höher, weil ſie tragiſcher und heroiſcher iſt. Schon Apemantos, der Vater des Sophiſten Hippias, behauptete, die Ilias ſei ſo viel ſchöner wie die Odyſſee, als Achilles beſſer, wie Odyſſeus; denn jedes der beiden Gedichte ſei auf einen dieſer Helden gemacht **). Der Sophiſt Longinos **) erklärte „die Odyſſee für eine ſpätere Nachſchrift der Ilias. Aus dieſem Grunde ſei die ganze Maſſe der auf dem Gipfel der Geiſteskraft geſchriebenen Ilias handelnd und rüſtig; die der Odyſſee meiſtens erzählend, welches eine Eigenthümlichkeit des Alters ſei. Daher könne man den Homeros in der Odyſſee mit dem Untergange der Sonne vergleichen, wo nur die Größe noch bleibe, ohne die Kraft.“ Denn hier bewahre er nicht mehr die gleiche Spannung mit jenen Iliſchen Geſängen, noch die ebenmäßige nie ſinkende Hoheit, noch den gleichmäßigen Erguß in einander eingreifender Leidenſchaften, noch das Raſche und alle Treffende, mit lebendigen Bildern dicht angefüllt. Es iſt Alter, aber doch das Alter des Homeros. Die aus dem alltäglichen Leben entlehnte Darſtellung der Begebenheiten im Hauſe des Odyſſeus iſt gleichſam eine Komödie, reich an Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeit, worin ſich die Entkräftung der Leidenſchaft bei großen Schriftſtellern und Dichtern aufzulöſen pflegt.

Bei der helleniſchen Denkart mußte die Nachbildung des homeriſchen Epos in der attiſchen Tragödie eine Umdeutung deſſelben veranlaſſen, welche den wichtigſten Einfluß auf den Begriff der Alten von der epiſchen Dichtart, und auf ihr Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie gehabt hat. Schon Platon nennt den Homeros einen Tragödiendichter **), den Führer der Tragödie **), den Erſten aller Tragiker **), und das Haupt der tragiſchen

---

**) Arist. Rhet. III. 3. t. IV. p. 323. ed. Bip. **) Plat. Hipp. min. III. 198. **) p. 55—60. ed. Mor. **) Rep. X. t. VII. p. 404. **) ibid. p. 290. **) ibid. p. 307.

Poeſie [49]. Das Weſen der tragiſchen Kunſt aber beſtand nach ihm nicht in Reden und Geſprächen, in ſchrecklichen und rührenden Stellen, ſondern in der den Gliedern unter einander und dem Ganzen angemeßnen Zuſammenſetzung dieſer Beſtandtheile [50], und in der Darſtellung der ſchönſten und vortrefflichſten Menſchheit [51]. Selbſt Ariſtoteles, der Vater der helleniſchen Kritik [52], und unter allen alten Schriftſtellern derjenige, welcher, ohngeachtet es ihm an Sinn für die älteſten Naturgeſänge fehlt, doch im Ganzen genommen die Geſchichte der helleniſchen Poeſie noch am meiſten unſern Forderungen gemäß behandelt haben würde, ließ ſich durch den allgemeinen Hang ſeines Zeitalters, die homeriſche Poeſie zur Tragödie umzudeuten, gänzlich irre leiten. Die Behauptung, das epiſche Gedicht unterſcheide ſich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum [53], hat ihn in die tiefſten und offenbarſten Widerſprüche verwickelt: denn Thatſachen konnte der redliche Forſcher, der treu und ſcharf beobachtete, und die Wahrheit mehr liebte als ſeine Meinung, ſich nicht weglaugnen. Aber wie jeder dem vergötterten Homeros die Vortrefflichkeit, welche ihm die wertheſte und liebſte war, anzudichten pflegte, ſo verſuchte auch der Kunſtrichter, ſeine einfachere Dichtart zu derjenigen umzudeuten, deren höhere Vollkommenheit er wohl einſah [54]. Mit Unrecht verlangt er vom epiſchen Gedicht die Darſtellung einer einzigen vollſtändigen Handlung [55], und glaubt oder wünſcht [56]) vielmehr dieſe im Homeros zu finden; denn er ſagt nur, „daß die Ilias und Odyſſee am meiſten Darſtellung einer einzigen Handlung ſeien." Und doch ſieht er ein, daß im epiſchen Gedicht die tragiſche Einheit unmöglich [57], und die epiſche Zuſammenfügung in der Tragödie äußerſt fehlerhaft ſei [58]. Er iſt dadurch auf Jahrtauſende der Quell aller grundverkehrenden Mißverſtändniſſe geworden, welche aus der Verwechslung der epiſchen und tragiſchen Dichtart entſtehen. Dieſe Verwechslung war im Alterthum ſelbſt nicht etwa bloß abweichende

---

[49] Theat. II. p 70. [50] Phaedr. X. 367. [51] Leg. VIII. 380. [52] Dio Chrys. Or. LIII. [53] Poet. cap. 24. [54] ibid. cap. 26. [55] cap. 23. [56] cap. 26. [57] ibid. [58] cap. 18.

Meinung der Philoſophen, wie einige andre Paradoxien der ariſtoteliſchen Kunſtlehre; ſondern auch unter den Kritikern und Philologen verbreitet; in den Scholien **) wird das homeriſche Epos geradezu Tragödie genannt.

Aber bei allen dieſen, in der gehörigen Entfernung ſo leicht auffallenden Unrichtigkeiten in der Anſicht der Alten von der homeriſchen Poeſie, fehlte es doch bei den Hellenen, wo alle wahren und irrigen Anſichten jedes Gegenſtandes, die nur in der menſchlichen Natur liegen, mit gleicher Kraft und Fülle aus dem üppigen Boden hervorzukeimen pflegten, nicht an Kunſturtheilen über dieſelbe, an denen wir ewig zu lernen haben werden.

Sokrates, welcher ſelbſt an gleichmäßiger Vollendung auf der höchſten Stufe der Bildung dem Sophokles, an Menge, Verſchiedenheit und Freiheit der vortrefflichſten Schüler aber dem Homeros gleicht, ſagt beim Xenophon, welcher unfähig war, ein ſolches Urtheil unterzuſchieben: „In der epiſchen Poeſie bewundre ich den Homeros am meiſten, im Dithyrambos den Melanippides, in der Tragödie den Sophokles, in der Bildhauerkunſt den Polykleitos, in der Mahlerei den Zeuxis **).“

Auch das Urtheil des Demokritos **): Homeros habe, begünſtigt mit einer gottbegeiſterten Natur, mannichfache erzählende Geſänge kunſtmäßig zu einer reizenden Ordnung gebildet; gehört zu den vorzüglichſten. Denn ſein Ausdruck läßt ſich nur auf eine poetiſche, nicht auf eine hiſtoriſche Einheit beziehen; und die attiſche Tragödie war dem Demokritos wohl zu fremd, als daß er die Verknüpfung derſelben mit der epiſchen Harmonie verwechſeln, und in der homeriſchen Poeſie zu finden glauben konnte. Doch iſt er durch ſeine Lehre von der Begeiſterung wenigſtens die Veranlaſſung geworden, daß man die Leidenſchaftlichkeit der lyriſchen Hervorbringung, und die aus den innerſten und geheimſten Tiefen des Geiſtes quellende Schöpfung des bis zur völligen Selbſtſtändigkeit gebildeten, nach dem Unendlichen ſtrebenden und das Unendliche des Schickſals und der Geſinnung darſtellenden tragiſchen

---

**) Ilias ed. Villois. cum Schol. p. 28. ad. α 338. **) Xen. Mem. I. 4. 3. **) Dio Chrys. Orat. LIII.

Künſtlers, auf die epiſche Dichtung jener noch kindlichen Stufe der Poeſie übertrug, welche doch jener, auch nach Platons Geſtändniß **), ganz beſonnenen Wirkſamkeit des Bildners noch ungleich näher und ähnlicher iſt, als die dramatiſche, welche zwiſchen der plaſtiſchen Ruhe und dem Enthuſiasmus des Muſikers die Mitte hält. Nur von der dramatiſchen Poeſie, wo man die höchſte Anſchaulichkeit der Nachbildung mit begleitendem Ausdruck der Geſtalt und Geberde fordert, gilt eigentlich die Bemerkung des Ariſtoteles **) ohne Einſchränkung: „Daß die poetiſche Kunſt einen Menſchen von glücklichen Naturanlagen, oder einen, nicht durch göttliche Eingebung, ſondern durch die natürliche Miſchung **) der Elemente ſeines Weſens, zur Raſerei geneigten erheiſche: denn jene ſeien bildſam, dieſe könnten leicht aus ſich ſelbſt verſezt werden. „Selbſt in der lyriſchen Poeſie war ein Tynnichos, der nie ein anderes Gedicht gemacht hatte, das der Erwähnung würdig geweſen wäre, als jenen Päan, den alle ſingen, beinah das ſchönſte aller Lieder; kunſtlos, wie er ſelbſt ſagt, ein Fund der Muſen;" doch nur eine ſeltne Ausnahme wie Marakos **) der Syrakuſier, der am beſten dichtete, wenn er von Sinnen war: und dieſer Beweis des Platoniſchen Sokrates **) für die Behauptung, die Poeſie ſei keine Kunſt, ſondern eine Gabe der Götter, iſt nicht der ſtärkſte. So allgemein auch bei den Alten der Begriff von der göttlichen Eingebung der Poeten war, an welche in der That die Dichter, in ſo fern ſie das ſind, auch noch heutiges Tages zu glauben ſcheinen; ſo verſchieden waren doch die Nebenzüge dieſes Begriffs bei verſchiedenen Menſchengattungen und in verſchiedenen Zeitaltern, wie ſein Gegenſtand ſelbſt, die dichteriſche Begeiſterung, in jeder Gattung und Bildungsſtufe der Kunſt, andre Nebenbeſtimmungen erhält. Es iſt nothwendig, daß man jedem das ſeinige laſſe, oder wo Verwechslungen zu berichtigen ſind, wiedergebe. In dem Geiſte Platons zum Beiſpiel, deſſen Vorliebe für die dithyrambiſche Dichtart noch mehr aus dem Geiſt und der Farbe aller

---

**) Ion. VI. 184. 185. **) Poet. cap. 17. **) Problem. Sect. XXX. **) ibid. **) Ion. IV. 188.

ſeiner Werke hervorleuchtet, und aus dem Zuſammenhange ſeiner politiſchen Grundſätze folgt, als ſie ſich in einzelnen Aeußerungen [87]) verräth, der ſelbſt mit der myſtiſchen Poeſie ſehr bekannt war, erhielt die geſammte Poeſie überhaupt in vollem Ernſt einen gewiſſen dithyrambiſchen und ſelbſt myſtiſchen Anſtrich: wiewohl er den bei den größten und gelehrteſten [88]) Denkern herrſchenden Begriff von eigentlicher Beſeſſenheit der Poeten, den die Myſtagogen zuerſt ausgebildet und verbreitet haben mögen, auch benutzte, um die Poeſie unter die beſonnene Kunſt herabzuſetzen, vorzüglich im Jon und in der Apologie des Sokrates; wie Cicero in der Rede für den Archias, um ſie über dieſelbe zu erheben [89]). Dieſe Vorſtellung von einer dichteriſchen Schöpfung durch göttlichen Anhauch, im Gegenſatz einer mit Kenntniß und Ueberlegung nach Vorſchriften und Urbildern geübten Kunſt, darf man ſchon darum nicht im Homeros ſuchen, weil ſie vorausſetzt, daß auch der Begriff der ihr entgegengeſetzten Kunſt ſchon entwickelt ſei. Es iſt gar nicht einmahl etwas Auszeichnendes, wenn Homeros, der jede Kraft und Geſchicklichkeit für eine Gabe der Götter hält, ſagt: die Muſe, oder Apollo habe einen Sänger gelehrt, oder ihm den Geſang gegeben. Selbſt Autolykos, der vor allen Menſchen mit Dieberei und Meineid geſchmückt war, verdankt dieſe Künſte dem Hermes [90]). Da die homeriſchen Menſchen den Göttern auch ihre Frevel Schuld geben [91]), ſo liegt ſelbſt in dem Worte des Telemachos: man dürfe den Sänger nicht hindern, ſeine Zuhörer ſo zu ergötzen, wie ihm der Geiſt ſtrebe, „nicht die Sänger ſeien ſchuldig, ſondern Zeus, der es den erfindſamen Menſchen giebt, jedem wie er will;“ nichts Beſondres, als etwa ein gewiſſer Sinn für die Freiheit des Dichters, welcher ſich auch in den freundlichen Reden offenbart, mit denen Odyſſeus den Demodokos bittet, ſein Lied auf einen andern Gegenſtand übergehen zu laſſen.

---

[87]) Rep. VI. 277. [88]) ibid. [89]) cap. 8. [90]) Odyss. 395. 396. [91]) ibid. I. 33. seq. XVIII. 189. seq.

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Ariſtoteliſchen Grundſätze über die epiſche Dichtart.

Die weſentlichſte Eigenſchaft einer Dichtart iſt ihre eigenthümliche Einheit, und das eigentliche Merkmahl der Vollendung iſt innere Uebereinſtimmung. Ariſtoteles erkennt gegen ſeine eigne Lehre von der Aehnlichkeit und Einerleiheit des Epos und der Tragödie, die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen und tragiſchen Einheit [18], und die epiſodiſche Gränzenloſigkeit und Unbeſtimmtheit des epiſchen Gedichts [19]; welche ſich in den helleniſchen Beiſpielen von der älteſten urſprünglichen Geſtalt auch auf den kleinſten nur noch gegliederten Theil desſelben erſtreckt, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der epiſchen Bilder und Gleichniſſe begründet. Sehr richtig unterſcheidet er die echt epiſche Harmonie der homeriſchen Poeſie von jenen ſein ſollenden epiſchen Gedichten, deren hiſtoriſche, mythiſche, biographiſche oder chronologiſche Einheit eben ſo wenig poetiſch geweſen ſein wird, als die genealogiſche Einheit der heſiodiſchen Theogonie. Homeros, ſagt er, deſſen Ilias und Odyſſee ſo vortrefflich als möglich zuſammengeſetzt waren, und am meiſten Einheit hatten [20], ſcheine auch darin göttlich gegen den großen Haufen der andern epiſchen Dichter, welche, wie die Verfaſſer der Herakleide, Theſeide und ähnlicher Gedichte [21], alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfaſſen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zuſammendrängen, und dadurch verworren werden, wie das kypriſche Gedicht und die kleine Ilias 16); daß er nicht den ganzen trojaniſchen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odyſſeus erzähle, ſondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Maſſe heraushebe, abſondre, und durch Epiſoden erweitre. Der große Unterſchied liegt darin, daß der gewöhnliche cykliſche Dichter nur eine hiſtoriſche Ordnung befolgt; der lebendige Sagendichter aber nimmt ſeinen Anfang aus der Mitte des Ganzen heraus, und bleibt auch immer in dieſer Mitte und Fülle der unendlichen Sage, ſo daß dieſe in dem einzelnen Gedicht zugleich mit hindurchſtrömt, weil alles Einzelne nur im Ganzen und aus dem Ganzen jenes Oceans der ewigen Sage hervortritt, und davon wie getragen wird, in unſichtbarer aber deutlich fühlbarer Umgebung. Zwiſchen allen Begebenheiten des Odyſſeus ſagt Ariſtoteles, ſei kein nothwendiger und natürlicher Zuſammenhang; und der ganze trojaniſche Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der Dichtart 17) folgen wolle, für die Faſſungskraft der Hörenden zu groß und unüberſehlich, oder durch gewaltſame Zuſammendrängung verworren werden. Denn die Faſſungskraft der Zuhörer allein iſt es, nach dem Ariſtoteles, welche den ſonſt unbegränzten Umfang des epiſchen Gedichts nicht genau, aber doch ungefähr 18) beſtimmt; und er bemerkt es 19) an demſelben als eine ſehr ſonderbare Eigenſchaft, daß ſein Umfang, über jeden gegebnen, immer mehr ins Unbeſtimmte und Unendliche erweitert werden könne. Auch Horatius preiſet die Harmonie des Homeros, der den Stoff ſo zu wählen und zuſammenzuſetzen wiſſe, daß alles ſich zu einem ſchön geordneten Ganzen abrunde, vereine und geſelle, im Gegenſatz andrer Epiker mit Nachdruck, als eine der wichtigſten Kunſtlehren für den jungen Dichter:

---

[18] Poet. cap. 9. 18. 26. [19] cap. 24. [20] Poet. cap. 26. [21] cap. 8.

> Auch nicht alſo beginne, wie einſt ein cykliſcher Dichter:
> Priamus trübes Geſchick und den rühmlichen Krieg will ich ſingen.
> Was kann dieſer uns geben, das ſolch' einem Prahlen entſpreche?
> Sieh', es gebäret der Berg, und es kommt ein winziges Mäuschen.
> Wie viel trefflicher jener, der nichts Unſchickliches übet:

---

16) cap. 23. 17) cap. 26. 18) cap. 24. 19) ibid.

Singe mir Muſe den Mann, der nach der Zeit der Eroberung
Troja's, die Sitten und Städte von vielen Menſchen erkannte.
Nicht vom Tod Meleagers zur Heimkehr des Diomedes
Spinnet er fort, noch vom Zwillingseie zum troiſchen Kriege.
Stets an den Ausgang eilt er, und in die Mitte der Dinge,
Als wenn ein jeder ſie kennt', entrafft er den Hörenden, und was
Ihm durch Behandlung ſcheint nicht glänzen zu können, verläßt er,
Und ſo täuſchet er uns, ſo miſcht er Wahres zum Falſchen,
Daß ſich zum Erſten die Mitt', und zur Mitte das Aeußerſte füge *).

Ariſtoteles macht noch überdem die ſehr feine und treffende Bemerkung **), daß die Ilias und die Odyſſee viele kleine Theile enthalten, welche für ſich hinlänglichen Umfang haben, und für ſich beſtehende Ganze ſind. Dieß auffallende Beiſpiel kann uns lehren, wie richtig helleniſche Kunſtlehrer und Kunſtrichter empfanden, wie ſcharf ſie beobachteten, wie glücklich ſie mit dem urtheilenden Gefühl das Rechte ſelbſt da noch zu ahnen wußten, wenn auch die Unrichtigkeit der von ihnen angenommenen Grundbegriffe ihren Verſtand auf Abwege führte. Daher ſind denn auch oft ihre Beweiſe für die gegründetſten Urtheile ganz grundlos und vernünftelnd, und ſelbſt der Ausdruck der richtigen Wahrnehmung bekommt durch die Unrichtigkeit der Begriffe etwas Schiefes. Der helleniſche Sprachgebrauch nennt das kleinſte Stück, wie das größte Ganze in dieſer Dichtart, ein Epos; und in der That hat auch jedes größere oder kleinere Glied deſſelben, welches ſich nur ohne Verſtümmelung und Auflöſung in ſchlechthin einfache, nicht mehr poetiſche und epiſche Beſtandtheile von dem zuſammengewachſenen Ganzen abtrennen läßt, eignes Leben und innere Einheit, ſo gut wie das Ganze ſelbſt. Wir können alſo jenes ariſtoteliſche Lob der homeriſchen Harmonie nicht bloß auf den Schein einer dramatiſchen Vollſtändigkeit in dem Ganzen der Ilias und Odyſſee, ſondern müſſen es auf die ächt epiſche Einheit der einzelnen Theile, Rhapſodien und Rhapſodiengruppen beziehen. Noch viel weniger dürfen wir es bloß auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang deuten, an dem es nach Inhaltsanzeigen, Benennungen und manchen Andeutungen

---

*) De Arte poet. 136. seq. Ueberſetzt von F. A. Eſchen. **) Poet. cap. 26.

kaum einem der vom Ariſtoteles der Disharmonie wegen getadelten epiſchen Gedichte gefehlt haben kann. Hätte Ariſtoteles nur dieß gemeint, ſo würde er den Homeros nicht ſo ausſchließlich geprieſen, und auch den epiſchen Kreis erwähnt haben, deſſen hiſtoriſche Ordnung nach Proklos ſo allgemein geſchätzt wurde. So verſchieden war aber, nach dem Sinne der Alten, die epiſche und die hiſtoriſche Ordnung, daß den kykliſchen Dichtern eben darum Mangel der epiſchen Kunſt Schuld gegeben ward, weil ſie die Gegenſtände in ihrer einfachen Geſtalt und Ordnung vortrugen, und nicht durch Veränderung zu bereichern wußten [**]. In der homeriſchen Poeſie hingegen iſt die natürliche, hiſtoriſche und logiſche Ordnung, der künſtleriſchen eben überall ſo ſehr untergeordnet, wie in lyriſchen Gedichten, obgleich die Abweichungen hier abſichtlicher und beſtimmter ſind, gleichſam ausgeſprochen werden, und ſichtbarer ins Auge fallen, weil ſie ſich in einzelnen kühnen Sprüngen äußern, nicht in einer ſich über das Ganze gleichmäßig verbreiteten Umgeſtaltung. Die Bemerkung bei Lukianos [***], daß Homeros oft mitten in der größten Hitze Geſpräche einſchiebe und durch Erzählungen den Schwung zertheile, läßt ſich ſehr weit ausdehnen, wiewohl ſie als Tadel ſophiſtiſch iſt, wenn anders die Kunſt von der Natur abweichen darf, und jede Kunſtart ihren eignen Bau und innre Geſetze hat. Vorzüglich die Odyſſee, ſagt man, ſei ſchön geordnet; und wer würde nicht jedem epiſchen Gedicht wünſchen, daß es ſo leicht dahingleiten, daß alle Geſtalten bei einer ſolchen Fülle ſich doch eben ſo gefällig und klar runden und aneinander reihen möchten? Was würde man aber von dem dramatiſchen, hiſtoriſchen oder rhetoriſchen Werke urtheilen, wo der Zuſammenhang ſo locker, und der Gang ſo epiſodiſch wäre, wie hier? Wie vieles enthält aber nicht die Odyſſee, was in ihr zu den Schönſten gehört, das in einer Lebensgeſchichte des Helden, oder in einer Lobrede auf ihn durchaus keine Stelle finden dürfte, und als fremdartiger Auswuchs beleidigen würde? Den rhetoriſchen Ausdruck abgerechnet, iſt die Be merkung des Euſtathios nach Ariſtoteles richtig *): „der Stoff in dieſem Buche ſei ſehr unfruchtbar und dürftig, und wenn der Dichter nicht Mittel der Erweiterung ausgefunden hätte, ſo würde es mit der Zubereitung des Kunſtwerkes übel ausgeſehen haben." Die alten Kunſtrichter **) hielten es für eine weſentliche Schönheit des Epos, wider die Natur **) in der Mitte anzufangen: und das Erſte im Fortgange ſtückweiſe und zerſtreut zu erzählen, und das Erſte zuletzt, dieß homeriſch vortragen **). Sie hätten vielleicht hinzuſetzen ſollen, daß das epiſche Gedicht auch in der Mitte endige. Gewiß iſt es wenigſtens, daß beide, die Ilias und Odyſſee, nur aufhören, nicht eigentlich ſchließen. In keinem ſind die Fäden der Erzählung gänzlich abgeſchnitten, ja es zeigt ſich nicht einmahl die Abſicht, ſie alle nach einem gemeinſchaftlichen Endpunkt hin zuſammenlaufen zu laſſen. Vom Ende der Ilias an könnte die Erzählung, ohne im mindeſten einen neuen Anlauf zu nehmen, gleich weiter fortlaufen, und ſich an das zuletzt Vorhergegangene eben ſo unmittelbar anſchließen, wie dieſes an das Vorige, und ſo immer weiter. Es würde hier nicht einmahl ein ſtärkerer Abſchnitt ſichtbar ſein, als irgendwo ſonſt am Ende einer Rhapſodie oder Rhapſodiengruppe. Wenn man die ohnehin ziemlich unbeſtimmte Ankündigung bei Seite ſetzt, und allein auf den innern Bau und Gang des Gedichts ſieht, ſo laſſen ſich gar viele Punkte angeben, wo man eben ſo gut anfangen und aufhören könnte. In der Odyſſee wird ſogar die Erwartung nach den ſpätern Thaten und Begebenheiten des Helden in der Weiſſagung des Teireſias, welche ſo ſehr hervortritt, und die Aufmerkſamkeit vorzüglich an ſich zieht, ganz beſtimmt rege gemacht. Und der Anfang der Odyſſee iſt gleichſam ein Nachſatz; er ſteht nähmlich in der ſichtbarſten und unmittelbarſten Beziehung **) auf eine Geſchichte von der Rückkehr aller übrigen Hellenen, wo die Ermordung des Agamemnon etwa die letzte Stelle einnahm. Immer ſchließt ſich die epiſche Rhapſodie nur

---

[**] Siehe die Stellen in Heynens Excurs. ad Virg. Aen. II p. 268. seq. sec. ed. [***] Encom. Demosth. tom. IX. p. 138.

---

*) Prooem. Odyss. Arist. Poet. cap. 17. **) Hor. A. poet. v. 148. Schol. min. ad Il. a. princ. Eustath. ibid. p. 7. Schol. Venet. p. 3. ad. v. 1. **) Eust. ibid. Dio. Chrys. XI. **) Cic. ad Att. I. 16. **) Beſonders merkwürdig iſt das Ἔνθ' v. 11 und

ſo forterzählend und weiter dichtend gleich an das Vorige an, ohne beſtimmt und ſchlechthin anzuheben, wie die Tragödie. Wie gänzlich verſchieden iſt nicht das Verhältniß des Agamemnon, der Choephoren und Eumeniden des Aeſchylos, oder des Königs Oedipos, des Oedipos in Kolonos und der Antigone des Sophokles, in denen der Stoff doch auch durch hiſtoriſche Folge verknüpft iſt, von dem Zuſammenhange der homeriſchen Geſänge! Merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Epiker, bei denen ſich allerdings die Abſicht zeigt, ihr Werk eigentlich zu ſchließen, ſich der Erreichung dieſer Abſicht nicht anders nähern konnten, als durch Abweichungen von dem, was nach den urſprünglichen Beiſpielen und dem einmüthigen Kunſturtheil des ganzen Alterthums, Geiſt und Geſetz dieſer Dichtart iſt, und was ſie ſelbſt, im Ganzen genommen, durch die That dafür anerkennen. So endigt der Hymnus auf Hermes mit einer allgemeinen Ueberſicht der fernern Lebensweiſe des Gottes **); und die Argonautika des Apollonios ſchließen gar mit einer ganz lyriſchen Wendung. Nichts anders, als eine lyriſche Wendung iſt auch die Anrufung der Gottheit und die eine allgemeine Ueberſicht enthaltende Ankündigung, mit der allein ein epiſches Gedicht eigentlich anheben kann. Je weniger ein epiſches Werk von der homeriſchen Geſtalt abweicht, je unlyriſcher, kürzer, allgemeiner und unbeſtimmter, je epiſcher pflegt dieſe Ankündigung und Anrufung zu ſein. Wenn die ſpätern Künſtler und Kunſtlehrer ſie für unentbehrlich hielten, ſo geſchah dies wohl mehr aus Bedürfniß, doch auf irgend eine Weiſe anzufangen, als daß ſie ein weſentliches Stück des Kunſtwerks ſelbſt wäre. Wie manches alte Epos mag nicht auch ohne ſie angefangen haben, wie ſo manche homeriſche Rhapſodie, die heſiodiſchen Eoen, und Werke und Tage, ganz abgeriſſen und meiſtens mit einem Nachſatz! Wichtiger iſt es, daß man die für ſo nothwendig gehaltene lyriſche Einleitung, zum Beiſpiel vor der Odyſſee, geradezu wirklich wegnehmen kann, ohne daß das Epos dadurch mehr, als einige ſchöne Verſe, einbüßen, und an

---

[illegible] v. 35. Odyss. I. Dem letzten entſprechen zwar die Verſe 29–31 nicht. Sie ſind aber wie 4–9 ebenfalls verdächtig. **) v. 571–575.

ſeiner Weſenheit und Ganzheit im mindeſten leiden ſollte. Wo dieß aber auch nicht geſchehen kann, iſt doch mehr der grammatiſche Zuſammenhang mit dem Anfang der Erzählung ſelbſt, als die poetiſche Einheit das Hinderniß. Wenn Homeros vom Demodokos ſagt, er fing mit der Gottheit an, und trug den Geſang vor; ſo ſcheint er die vorausgehende Anrufung als bloße Vorbereitung von dem Epos ſelbſt zu unterſcheiden.

Allerdings werden in jedem, auch dem homeriſchen Epos, Erwartungen erregt und befriedigt, Knoten geſchürzt und gelöſt, Zwecke ausgeführt und Begebenheiten vollendet; es enthält Verwicklungen und Entwicklungen, ein ſich entſprechendes Steigen und Sinken, Hervortreten und Zurücktreten, Vereinigungen und Gegenſätze, der wechſelnden Geſtalten im reichen fließenden Gemählde. In jedem kleinern und größern Epos pflegen ſich ſogar alle Theile zu einer Hauptbegebenheit zu vereinigen, und ein Hauptheld aus den übrigen hervorzutreten, an den ſich alle übrigen anſchließen. Warum iſt es alſo kein durchaus vollſtändiges, in ſich ſelbſt ſchlechthin vollendetes poetiſches Ganzes? Weil es nicht durchgängig in ſich ſelber beſchloſſen und vollkommen begränzt iſt; weil hier jene Herleitung aller Faden des Werks aus einem Anfangspunkte, die Hinleitung auf einen Endpunkt fehlt. Darum erſcheint jedes homeriſche Epos zugleich als Fortſetzung und als Anfang. Es tritt gleichſam mitten aus einer unüberſehlichen Menge andrer berührender epiſcher Sagen und Geſänge hervor; und der Dichter könnte immer ſagen, was Helena **) von ihrer Erzählung vom Odyſſeus:

Alles zwar nicht werd' ich verkündigen oder auch nennen,
Wie viel Kämpf' er geduldet, der unerſchrockne Odyſſeus;
Nur wie er jenes vollbracht' und beſtand u. ſ. w.

Wie vieles könnte nicht, unbeſchadet der Hauptbegebenheit und dem Haupthelden, weggenommen und hinzugethan werden? Auf die Frage, warum Homeros die Ilias nicht wie die Odyſſeia, ebenfalls Achilleis überſchrieben, da doch Achilles meiſtentheils

---

**) Odyss. IV. 240. seq.

die erſte Stelle einnehme: antworten alte Kritiker **): Er wolle nicht bloß dieſen Helden darſtellen, ſondern beinah alle, indem er ihm einige ſogar gleich ſtellt. Aber auch in der Odyſſee tritt Odyſſeus oft weit mehr in den Hintergrund, als der Held einer Biographie oder einer Tragödie dürfte. Der Zuſammenhang iſt überall ſo loſe, daß die Gegenſtände, außer der phyſiſchen und logiſchen Verknüpfung, welche ihnen ſchon als Theilen der Natur und Gegenſtänden des Erkenntnißvermögens zukommt, durch bloße Anreihung vereinigt ſcheinen. Alles, was nur mit dem Schein der Möglichkeit neben einander ſtehen, und auf einander folgen kann, darf es: verſteht ſich, wenn es ſo geſchieht, wie das Gemüth es ohne alle Rückſicht auf irgend einen äußern Zweck wünſchen möchte, ſo daß die Einbildung durch die bloße Geſtalt und Weiſe des Beiſammenſeins und der Aufeinanderfolge ergötzt, unmittelbar zugleich befriedigt und gereizt wird. Dann hat aber auch dieſe bloße Fortſtrömung vollgültiges Recht auf den Nahmen poetiſcher Harmonie, worauf ſelbſt die vollkommenſte logiſche und bloß techniſche oder hiſtoriſche Einheit und Ganzheit an und für ſich noch keine Anſprüche gibt, da die gänzliche Verſchiedenheit derſelben von der poetiſchen Einheit und Ganzheit ſchon daraus erhellt, daß ſie ihr ſo oft nachgeſetzt, ja aufgeopfert werden.

Schon der eine Umſtand, daß beide, die Tragödie und das Epos, eine große Menge äußerer Gegenſtände mit ihrer Darſtellung umfaſſen, muß ſo viele Aehnlichkeiten erzeugen, daß es eben der ſcheinbaren Gleichheit wegen doppelt nothwendig iſt, auf die weſentlichen Verſchiedenheiten aufmerkſam, und ſelbſt im Gebrauch der Ausdrücke behutſam zu ſein. So ſollte man zum Beiſpiel das Wort Handlung wenigſtens aus der Erklärung des Epos durchaus entfernen, und der allzuleichten und gefährlichen Mißdeutungen wegen überall zu vermeiden ſuchen. Zwar wird allerdings, wie man das Wort im unbeſtimmten Sprachgebrauch zu nehmen pflegt, im epiſchen Gedicht gehandelt; ja es iſt oft wie eine ſtetige Reihe von Handlungen. Im ſtrengen und eigentlichen Sinne kann doch aber im Leben und in der darſtellenden Kunſt nur das-

---

**) Schol. Venet. p. 6. ad. v. 81. Iliad. α.

jenige Handlung genannt werden, was Wirkung einer freien Willensäußerung wirklich iſt, oder als ſolche erſcheint. Nun lehrt aber ein einziger unbefangener Blick auf alle epiſchen Werke der Alten, welche von der homeriſchen Geſtalt nicht ganz abgewichen ſind; daß alles, was darin gethan und gelitten wird, weder als Handlung der Freiheit, noch als nothwendige Fügung des Schickſals erſcheint, ſondern als zufällige Begebenheit; denn auch das Wunderbare iſt zufällig. Es leuchtet auch jedem, der die Eigenſchaften der übrigen Dichtarten unterſucht, und über ihren Zuſammenhang nachgedacht hat, von ſelbſt ein, wie vieles von dem, was in der helleniſchen Kunſtgeſchichte ausſchließliches Merkmahl der lyriſchen und dramatiſchen Poeſie iſt und dafür anerkannt wird, zugleich mit den in ihnen waltenden und einheimiſchen Begriffen von unbedingter Nothwendigkeit und unbedingter Freiheit in das epiſche Gedicht aufgenommen werden müßte. Vorausgeſetzt, daß die allgemeinen Eigenſchaften des helleniſchen Epos innern Zuſammenhang haben; ſo würde durch ſolche Beimiſchungen die Eigenthümlichkeit und Weſenheit der Dichtart gänzlich zerſtört werden. Es zeugt daher von großer Einſicht, daß die alexandriniſchen Epiker auch hierin dem homeriſchen Beiſpiel folgten und ſich auch einer ſolchen Darſtellung der Sitten enthielten, worin das Unbedingte erſcheint, ſei es nun im tragiſchen Verhängniß des Schickſals oder in einer frei entſcheidenden Großthat; denn eine ſolche widerſtreitet der Natur dieſer Gattung eben ſo ſehr, wie jene Vorſtellungen. Sie thaten das nicht unwillkührlich, wie Homeros, der ſich zu dieſer Höhe noch nicht erhoben hatte, noch bloß aus Nachahmung, wie die durchgängig eigne Geſtaltung und Farbe ihrer Nachbildungen verbürgt, ſondern aus Wahl; denn warum hätten ſie nicht, gleich den römiſchen Heroikern, alles das und noch mehr ganz fertig und vollendet von den lyriſchen und tragiſchen Urbildern entlehnen können, da die Miſchung der urſprünglichen Dichtarten dem Geiſt des Zeitalters ohnehin ſo angemeſſen war?

Eine freie Handlung fängt an mit einem Machtſpruche der Willkühr, der wenn er auf äußre Zufälligkeiten gerichtet iſt, Abſicht genannt wird, und ſie ſchließt mit der vollendeten Ausführung dieſer Abſicht; wo denn alles, als in dem erſten Entſchluß, in der beſtehenden Geſinnung oder in einem unabänderlichen Geſetz, feſt begründet und urſachlich daraus hergeleitet, mithin als nothwendig erſcheint. Eine Begebenheit hingegen, welche als eine zufällige und bloße Naturerſcheinung aufgefaßt wird, iſt das Glied einer endloſen Reihe, die Folge früherer, und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit ſteht einzeln; und auch diejenige, welche unter mehrern die hauptſächliche iſt, wird wieder nur zum Theil einer andern noch größern: wenn nähmlich der epiſche Dichter der natürlichen Länge ſeiner Dichtart folgt, auf die auch Ariſtoteles ſo oft zurückkommt. Die kleinern epiſchen Maſſen können immerfort in größere zuſammenwachſen, ohne daß die Einheit des Helden dieſe Erweiterung beſchränken könnte. In der helleniſchen Tragödie iſt derjenige der Held des Gedichts (oft können es auch mehrere ſein), welcher die Handlung thut, oder die Schickung duldet. Alles übrige muß mit dieſem Mittelpunkt in nothwendiger Beziehung zu ſtehen ſcheinen. Das helleniſche Epos liebt zwar auch, einen Helden zu haben; es würde Dürftigkeit und Verworrenheit entſtehen, wenn nicht einer aus der Maſſe am meiſten hervorträte; doch iſt er allein ſo wenig der Zweck des Ganzen, daß es wiederum dürftig ſein würde, wenn er einzeln hervorragte, wenn ſich nicht viele ihm vielfach näherten, ihn begleiteten, umgäben, oder ihm entgegenſtünden, wenn die Geſtalten und Gruppen nicht wechſelten. Eine ſo ganz verſchiedene Sache iſt der Held eines helleniſchen Epos und einer helleniſchen Tragödie!

Homeros ſelbſt könnte ſcheinen, die Eigenthümlichkeit des Epos, daß es nicht eigentlich ſchließt und endigt, angedeutet zu haben. Er redet **) von dem Erſtaunen und Vergnügen, welches der Sänger erregt:

der, gelehrt von den Göttern,
Singet liebliche Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen:

und ſetzt hinzu:

Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Geſang tönt.

**) Odyss. XVII. 518. seq.

Wenigſtens wäre das für ein eben beendigtes Drama ein ſchlechter Lobſpruch. Bemerkenswerth iſt es, daß der gewöhnliche den Gott anrufende Schlußvers in den epiſchen Hymnen der Homeriden:

Deiner und auch andres Geſangs will ich ferner gedenken;

eine Hinweiſung auf eine künftige Erzählung und Fortſetzung enthält. Jene allumfaſſende Allgemeinheit des Epos aber, welche zwar aus der freien Lebensart der Sänger, aus der kindlichen Bildung des Zeitalters, wo die verſchiedenen Beſtandtheile der menſchlichen Natur noch nicht beſtimmt abgeſondert waren, und endlich aus dem Geiſte des Volks ganz natürlich hervorging, doch aber ohne die freie und in Rückſicht des Umfangs unbegränzte Geſtalt der Dichtart nicht hätte ausgeführt und ausgebildet werden können, hat der Dichter dadurch, daß er ſie höhern Weſen beilegt, als etwas, das er über alles ehrt und wünſcht, dargeſtellt. „Denn wir wiſſen dir,“ ſingen die Sirenen *) zum Odyſſeus,

Alles, was irgend geſchieht auf der vielernährenden Erde;

und zu den Muſen ſagt der Dichter, indem er ſie um Mittheilung ihrer Kunde anfleht:

Denn ihr ſeid Göttinnen, und wart bei allem, und wißt es **).

Iſt der Umfang der epiſchen Dichtart durchaus unbegränzt: ſo darf es einem Dichter oder einer Dichterſchule dieſer Gattung nur nicht an Raum und Zeit fehlen: und die ſtetige Erzählung wird nicht eher aufhören, als bis der Stoff erſchöpft, und eine ungefähr vollſtändige Anſicht der ganzen umgebenden Welt vollendet iſt; etwa wie ſie die homeriſche Poeſie gewährt. Bewunderer der ſpätern Zeit haben dieſe ſchöne Weltanſicht des Epikers als ſyſtematiſche Encyklopädie eines Polyhiſtors mißdeutet. Schon bei Xenophon ***) wird es als bekannt vorausgeſetzt, daß Homeros, der Weiſeſte, beinah von allen menſchlichen Dingen gedichtet habe, und daß man alles aus ihm lernen könne. Quinctilianus ****) findet ihn, in dem ſich vollkommne oder wenigſtens unzweideutige Spuren jeglicher Kunſt

---

*) Odyss. XII. 191. **) Iliad. II. 485. ***) Sympos. IV. 6. ****) Inst. XII. 11. p. 389. t. II. ed. Bip.

ſänden, nebſt Hippias, Gorgias und Ariſtoteles, unter den Beiſpielen von außerordentlichem Umfang der Kenntniſſe an. Es iſt merkwürdig, den Maximos **) mit ſeinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darſtellung des Homeros enthalten ſoll: „Alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, der Götter Beſchlüſſe, der Menſchen Natur und Eigenſchaft, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Thiere Entſtehungen, die Ueberſchwemmungen des Meeres, die Austretungen der Flüſſe, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegerleben, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterweſen, das Schifferleben, mannichfache Künſte, verſchiedne Sprachen, allerlei Geſtalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zürnende, Schmauſende, Schiffende." Ein andrer Lobredner **) des Dichters, nachdem er, der allgemeinen Gewohnheit **) der Kunſtlehrer der Beredſamkeit gemäß, für alle Geſtalten und Wendungen des redneriſchen Putzes und auch für die verſchiedenen Gattungen der kräftigen, magern oder mittlern und blühenden Schreibart Beiſpiele aus dem Homeros aufgeſtellt hat, bemüht ſich zu zeigen: Homeros enthalte alle Meinungen der berühmteſten Philoſophen; er kenne und verſtehe, außer der rhetoriſchen Kunſt, die Arithmetik, die Muſik, die Taktik, die Arzneikunde, die Politik und die Weiſſagungskunſt. Er habe die Epigrammen erfunden, und ſei der Lehrer der Mahlerei. Die Tragödie leitet er ſo ganz vom Homeros ab, daß er die attiſche nur die neuere nennt; und die luſtigen Epiſoden der homeriſchen Poeſie, welche in einer helleniſchen Tragödie allerdings unerträglich ſein würden, geben ihm Gelegenheit, auch die Komödie aus dem gemeinſamen Born aller Künſte und Wiſſenſchaften herzuleiten. Doch bemerkt ***) er die auszeichnend herrſchende Umſtändlichkeit und ausgebreitete Fülle der homeriſchen Erzählungen, und wie ſelten ſie mit geſpannter Kraft grade aufs Ziel zugehen.

) Diss. XXXII. p. 116. t. II. ed. Reiske. **) Vit. Hom. ad. calc. ed. Ern. **) Quinct. Inst. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip. *) p. 184.

Das Wunderbare iſt nach dem Ariſtoteles der Tragödie fremdartig [1]: und das Vernunftwidrige, woraus das Wunderbare meiſtens entſtehe, behauptet er, ſei im epiſchen Gedicht weit mehr an ſeiner Stelle [2]. Keine Eigenſchaft, kein Merkmal des Epos iſt ſo allgemein befolgt, beobachtet und anerkannt worden, wie dieſes. Selbſt diejenigen Epiker, welche in den weſentlichſten Stücken von der urſprünglichen Geſtalt am weiteſten abgewichen ſind, haben ſich mit Beifall ſolche Freiheiten in Erdichtungen erlaubt, welche jeder Alte in der Tragödie unerträglich gefunden haben würde: denn der Grundſatz des Ariſtoteles [3], man ſolle nicht jeden Genuß von der Tragödie fordern, ſondern nur den ihr eigenthümlichen, galt bei den Hellenen von allen Dichtarten. Im Epos ſind die Wunder jeglicher Art gleichſam einheimiſch. Aus der Tragödie ſind ſie verbannt; nicht bloß, wie Ariſtoteles meint [4], weil die Unwahrſcheinlichkeiten bei der Aufführung ſtärker auffallen, in der Erzählung hingegen ſich verſtecken laſſen: denn das Weſen dieſer beiden Dichtarten beſteht ja nicht bloß in der Beſchaffenheit des äußern Vortrages, ſondern in der Eigenthümlichkeit der innern Zuſammenſetzung. Auch wurden ja Tragödien zur Zeit des Ariſtoteles ſchon ſehr häufig geleſen, und homeriſche Geſänge von Demetrios Phalereus an mimiſch vorgetragen. Wie vieles ward nicht überdem im alten Schauſpiel bloß angedeutet und bezeichnet, wobei vollkommne Täuſchung durchaus nicht geſucht, oder wohl gar abſichtlich vernachläſſigt wurde? Auch iſt des Zufälligen, Unwahrſcheinlichen, Wunderbaren in der alten Tragödie genug; nur daß es ſeine eigentliche Natur ablegt, indem es der Freiheit und der Nothwendigkeit immer untergeordnet ſcheint. Man hat es ſchon oft bemerkt, daß die Herrſchaft des Zufalls die Weſenheit der alten Tragödie ſelbſt zerſtöre; darum ſind Wunder und Wunderbarkeiten im eigentlichen Sinne gegen die Natur derſelben, als ein gewaltſamer Eingriff des Zufalls in das Gebieth der Freiheit und der Nothwendigkeit. Im Epos, wo alles nur zufällig, weder nothwendig, noch gegenwärtig zu ſcheinen braucht, darf die

---

[1] Poet. cap. 16. [2] ibid. cap. 24. [3] cap. 14. [4] cap. 24.

Einbildung im Erfinden und Zuſammenſetzen des Gegebnen natürlich eben ſo loſe und frei verfahren, wie im Umfaſſen der Gegenſtände, und im Verknüpfen der Maſſen. Sie darf alles dichten, was nur immer ein reizendes Erſtaunen gewähren mag, und nur möglich ſcheinen kann. Eben darum, weil die epiſche Darſtellung auf den Schein der Wirklichkeit keinen Anſpruch macht, gilt ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft völlig gleich; die ſtetige Erzählung geht ohne Sprung von einem zum andern über, oder miſcht ſie alle. Da ſie einmahl alles zu umfaſſen ſtrebt; ſo ſind ſelbſt Blicke in die Zukunft und Darſtellungen der Unterwelt zwar keineswegs ein weſentlicher, aber doch ein ſehr natürlicher Theil epiſcher Gedichte. An ganz andre Geſetze iſt das lyriſche Gedicht der Hellenen gebunden, wo das Ganze wirklich ſcheinen muß, die Hoheit der einzelnen Empfindungen mag ſich auch noch ſo ſehr über das gewöhnliche Maaß des Wirklichen in das Gebieth des bloß Möglichen erheben; oder die alte Tragödie, wo alles Einzelne in lebendiger Gegenwart wirklich daſteht, in dem Kampf der Entwicklung aber alle Möglichkeiten der ſich hin- und herwendenden Ereigniſſe und Beſchlüſſe erſchöpft werden, woraus denn endlich der Gang und die Verknüpfung des Ganzen als eine durchaus nothwendige hervorgeht. Das aber hat eine allgemeine Erfahrung beſtätigt: wenn das Epos auch die einzelnen Beſtandtheile ſeiner willkührlichen Zuſammenſetzungen nicht aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnt, aus eigner Anſchauung oder geglaubter Sage, ſondern ihren Stoff ganz willkührlich erdichtet, oder nur fremden Vorbildern ohne eignes Gefühl und Leben nachdichtet; ſo geht in beiden Fällen ſelbſt der lebendige Schein der Möglichkeit verloren. Im letzten wird die Dichtung matt, todt und trocken, wie im alexandriniſchen Epos; oder ſie wird ausſchweifend. Wenn das Weſen ſchöner Wunderbarkeit in der unbeſchränkteſten und freieſten Geſtaltung und Zuſammenſetzung gegebener Beſtandtheile beſteht; ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß die größte Mannichfaltigkeit des Gegebnen, eine helleniſche Vielſeitigkeit der Entwicklung eine weſentliche Bedingung ihres Gedeihens iſt. Auch lehrt die Erfahrung, wie leicht das Wunderbare in den Sagen andrer, kräftiger, aber einſeitig gebildeter Völker, ſich vor der Zeit in Unnatur und in das Abentheuerliche und allzu Unwahrſcheinliche verliert, und ſo merkwürdig für die Geſchichte der Fantaſie und Völkerſage, ſo dichteriſch groß und anziehend es auch in andern Rückſichten ſeyn mag, doch den Forderungen der epiſchen Kunſt nach ſtreng helleniſchen Begriffen und im Vergleich mit der vollkommenen homeriſchen Naturwahrheit kein Genüge zu leiſten vermochte.

Dieſe Verſchiedenheit des Epos von der Tragödie iſt um ſo wichtiger und entſcheidender, da ſie den Mythos betrifft, deſſen Erfindung und Geſtaltung nach Ariſtoteles [*] eigentlich den Dichter macht, und mehr nach einer allgemein herrſchenden, als nach einer eigenthümlich abweichenden Meinung des Platoniſchen Sokrates [**], das Weſen der Poeſie iſt. Auch iſt in der That der Mythos, im Sinne der Kunſtlehre, oder die Zuſammenſetzung der Begebenheiten [***], abſichtliche, dem Ziel der ſchönen Kunſt angemeſſne Geſtaltung eines ſagenhaft geſchichtlichen Stoffs, ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Art der helleniſchen Poeſie, welche nicht bloß Aeußerung des eigenthümlichen Zuſtandes eines Einzelnen iſt. Sehr oft wird der geſchichtliche und der künſtleriſche Begriff des Mythos bei den Alten verwechſelt; weil ihr Gegenſtand hier in der That nur einer und derſelbe war; alle Sagen wurden poetiſirt, und alle poetiſche Erdichtungen gingen aus der Sage hervor. Die allgemeine Ausdehnung jener Forderung hat bei dieſer Verwechslung ſelbſt auf die Zweifel Einfluß haben können, ob die Komödie zur Poeſie gehöre, oder nicht.

Um aller dieſer Eigenſchaften willen iſt das epiſche Gedicht nach Platons [****] treffender Bemerkung dem geſchwätzigen Alter am angemeſſenſten; und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Bildner des Alterthums den Vater des Epos immer als Greis darſtellten. Das lyriſche und tragiſche Gedicht erfordert einen Aufſchwung, eine Anſpannung, deren das Alter nicht mehr fähig iſt, die alte Komödie, einen Ueberfluß friſcher Lebenskraft, der ſich mit der Jugendſtärke verliert. Die ſanfte Anregung des helleniſchen Epos hingegen, deſſen ſtetiger Strom in jedem Punkte ſeines Laufs zugleich Anſpannung und Befriedigung enthält, iſt nicht anſtrengend und ermüdend, weil ſie keine durchgängig beſtimmte Richtung hat. Es kann aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildung ſeine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es wohlthätig belebt, verſchönernd auffriſcht, und gefällig rundet; denn der unerfahrne Knabe kann die ſchöne Weltanſicht ſchwerlich ganz verſtehen.

---

[*] Poet. cap. 9. [**] Phaedr. p. 138. t. I. ed. Bip. [***] Poet. cap. 6. [****] t. VIII. p. 60. ed. Bip.

In einer Dichtart, wo alles Dargeſtellte nur möglich ſcheinen ſoll, wird ſich natürlich vieles finden, was durchaus ungeſchickt iſt, wirklich zu ſcheinen. Da nun jede Aeußerung eigener Empfindungen oder eigenthümlicher Beziehungen des Dichters in ſeiner Perſon ihrer Natur nach gegenwärtig und wirklich ſcheinen muß; ſo begreift ſichs, warum in einem Epos, welches etwa wie die Argonautika des Apollonius, im Ganzen genommen, dem Geiſte der Dichtart treu bleibt, eine einzelne lyriſche Betrachtung *) oder ein Hervortreten des Dichters **) eine ſo unangenehme Störung verurſacht; da doch die Darſtellung eigner Eigenthümlichkeit der weſentliche Reiz der helleniſchen Lyrik iſt, und ein entſchiednes und keckes Hervortreten des Künſtlers aus ſeinem Kunſtwerke in einer ganzen Gattung des alten Drama ſogar allgemeines Geſetz war. Es entſteht dadurch ein Widerſtreit in der epiſchen Darſtellung; die kleinſte lyriſche Beimiſchung verſetzt die Hörer in die Gegenwart, und macht, daß ſie auch von allen übrigen Theilen des Gedichts den Schein der lebendigen Wirklichkeit erwarten, und fordern, was ſie nicht leiſten können. Da ſich nun jede auch noch ſo epiſch behandelte und ausgeführte perſönliche Aeußerung des Dichters dem Lyriſchen nähert; ſo iſt es eine große Vortrefflichkeit des Epos, wenn das Werk auch nicht eine Spur von ſeinem Urheber enthält; wie es die Alten ſo häufig mit Erſtaunen und Lob von den homeriſchen Geſängen bemerken. „Homeros," ſagt Ariſtoteles ***), verdient wegen vieler anderer Eigenſchaften geprieſen zu werden, und auch, weil er allein unter den Dichtern richtig erkannt habe, was er darſtellen ſolle. Der Dichter ſelbſt muß ſo

---

*) I. 616. **) I. 1220. ***) Poet. cap. 24.

wenig wie möglich reden; denn in ſo fern er das thut, iſt er nicht Nachahmer. Die andern zeigen ſich ſelbſt durch das ganze Werk, ahmen weniges und ſelten nach; er aber führt nach einer kurzen Vorrede gleich einen Mann oder eine Frau ein, oder etwas anderes durch ſittliche Eigenthümlichkeit Reizendes." — Aeußerſt merkwürdig und wahrhaft wunderbar iſt dieſe gänzliche Reinheit der homeriſchen Geſänge von perſönlichen und lyriſchen Zuſätzen; da ſpätere Epiker, wie Ariſteas **) und die letzten Werke der heſiodiſchen Periode nicht zu erwähnen, ſelbſt das älteſte Epos der homeridiſchen Schule, der Hymnus auf den deliſchen Apollon, und das älteſte Epos der heſiodiſchen Periode, die Werke und Tage, voll von Perſönlichkeiten des Urhebers ſind. Auch in der Geſtaltung und Farbe der Darſtellung zeigt ſich die auffallendſte Verſchiedenheit. Welcher Epiker des lyriſchen Zeitalters hätte ſich zum Beiſpiel wohl die Gelegenheit entgehen laſſen, der leidenden Penelope häufige Klagelieder in den Mund zu legen? Und wie enthaltſam iſt dagegen Homeros! Auch ſolche lyriſche Zwiſchenſtellen, dergleichen wir am Apollonius bemerkten, finden ſich durchaus nicht im Homeros; ungeachtet es einem lebhaften Erzähler doch ſo natürlich iſt, ſeine eigne Empfindung im Erzählen zu äußern und laut werden zu laſſen.

Noch mehr Grund über den wunderbaren Einklang dieſer bloß durch den poetiſchen Naturſinn unter den Hellenen hervorgebrachten und ausgebildeten Dichtart zu erſtaunen, findet man in der Betrachtung und Zergliederung der epiſchen Sprache. Wie ſelbſt die Dichter **) der Hellenen auf der höchſten Bildungsſtufe der Kunſt es für einen großen Tadel hielten, wenn die Poeſie ſich in dem Geiſte und der Beſchaffenheit der dargeſtellten Menſchheit nicht über die alltägliche Wirklichkeit erhob; ſo verlangten die Alten, daß ſich die Poeſie überhaupt auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache von der gemeinen Rede gänzlich unterſcheiden ſolle; ja die Aehnlichkeit im Ausdruck der Komödie mit dem gewöhnlichen Geſpräch ſchien hinlänglich, um zu zweifeln, ob dieſe Gattung auch zur Dichtkunſt gehöre **). Man hielt viele Wendungen des Aus-

---

**) Paus. libr. V. cap. 7. **) Arist. Poet. cap. 25. **) Hor. Sat. I. 4. 42. seq. Cic. Orat. 20.

drucks in der Poeſie für ſchicklich, in der Proſa aber für unſchicklich [illegible]); und man tadelte eine poetiſche Sprache an Rednern [illegible]), als ihrer Kunſtart nicht angemeſſen [illegible]), wie einen dem poetiſchen Maß zu ähnlichen Rhythmus [illegible]). Ein ſo allgemeines Merkmahl der Poeſie mußte natürlich auch in jeder Hauptgattung unter beſondern Nebenbeſtimmungen Statt finden, welche dem Geiſte der Dichtart überall, und vorzüglich auch in der epiſchen Poeſie vortrefflich entſprechen. Wie gut ſtimmt der dem helleniſchen Epos von Homeros und Heſiodos an eigenthümliche, und von Ariſtoteles für ein weſentliches Merkmahl der heroiſchen Poeſie [illegible]) gehaltne Gebrauch veralteter Ausdrücke, nebſt der Miſchung aller Mundarten der helleniſchen Sprache, zu der gränzenloſen Allgemeinheit und loſen Unbeſtimmtheit dieſer Darſtellungsart, wo das ehrwürdige Alterthum, die jugendliche friſche Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die fernſten Wunder und das nächſte und alltäglichſte Leben ſich freundlich zu einander geſellen, und in Eins verſchmelzen. Den Gebrauch der Archaismen hielten auch die alexandriniſchen Künſtler für eine ſo weſentliche Eigenſchaft der epiſchen Sprache, daß ſie durch Uebertreibung fehlerhaft wurden. Aber auch in den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich einzelne Ausdrücke ſehr merklich von der Geſtaltung und Farbe der übrigen durch eine gewiſſe Alterthümlichkeit; ſeine Angabe verſchiedner Benennungen deſſelben Gegenſtandes in der Sprache der Götter und der Menſchen, wodurch der Dichter nach dem Sophiſten Dion [illegible]) gleichſam zu erkennen giebt, daß er nicht bloß alle helleniſchen, ſondern auch den göttlichen Dialekt verſtehe, laſſen ſich ſchwerlich anders erklären, als von Abweichungen der Dichterſprache und der Volksſprache, die ſich überall zeigen, wo der Geſang nicht allein unmittelbar aus dem alltäglichen Leben hervorgeht, und ſich wiederum

---

[illegible]) Aristot. Rhet. III. 3. [illegible]) Aristot. Rhet. III. 1. Demetr. 12. [illegible]) Arist. Rhet. III. 8. [illegible]) ibid. III. 9. [illegible]) Poet. cap. 22. 24. γλῶττα bedeutet beim Ariſtoteles nicht bloß Archaismen, ſondern auch Ausdrücke aus fremden Mundarten, cfr. cap. 21. 22. init. Deſſelben Worts bedient ſich Dio, da er von der Miſchung des Aeoliſchen, Doriſchen und Ioniſchen in der homeriſchen Sprache redet. Orat. IX. [illegible]) Orat. IX.

auf dieſes beſchränkt, ſondern wo er aus alter Sage entſteht, und ſich durch dichteriſche Fortbildung mehrerer Jahrhunderte weiter entwickelt. Nichts ſtreitet aber ſo ſehr mit dem Geiſt der homeriſchen Darſtellung und Sprache, als die vornehme Pracht und Feſtlichkeit im Ausdruck der helleniſchen Lyriker, der dramatiſchen Künſtler, unter dieſen ſelbſt der alten Komiker, und der römiſchen Heroiker. Sie iſt ganz wider den Charakter des reinen Epos, weil ſie der Darſtellung eine einſeitige Stimmung und Richtung giebt, welche den Umfang beſchränkt, und bei ungemeſſner Länge nothwendig zuletzt Ueberdruß erregen muß; auch iſt die epiſche Sprache, ſelbſt der alexandriniſchen Künſtler, zwar gewählt, gefeilt, ja geziert, aber durchaus nicht vornehm. Der homeriſche Ausdruck unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Volksſprache nach der Bemerkung des Dioniſios *) faſt nur durch die Stellung und Zuſammenſetzung der Worte, nicht durch die Auswahl. Wie ſich ſeine Darſtellung keinem auch noch ſo alltäglichen und geringen Gegenſtande ſtolz entzieht, der nur, mit Liebe ausgemahlt, ergötzen kann: ſo iſt auch ſein „Ausdruck **), wo es der Stoff heiſcht, allein aus den gewöhnlichſten und gemeinſten Worten zuſammengeſetzt, deren ſich etwa ein Landmann, ein Schiffer, ein Handwerker, oder jeder andere, der gar keine Sorgfalt, gut zu reden, anwendet, aus dem Stegreiſe bedienen würde.“ Aber eben weil die gewöhnliche Volksſprache in der homeriſchen Periode die Grundlage der epiſchen war: ſo mußte aus der wandernden Lebensart der heroiſchen Sänger, jene dem erſten Anſcheine nach ſo befremdliche Miſchung der Mundarten entſtehen. Zwar entwickelten ſich die vier gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden feſt beſtimmten Mundarten erſt nach der Entſtehung des Republikanismus und der lyriſchen Kunſt der Hellenen; und konnten ſich nicht eher ſondern, als der bis dahin vermiſchte Stoff aller ſchon entwickelten Fertigkeiten und angeregten Kräfte ſich in verſchiedene Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit der verſchiednen Hauptſtämme in allen ihren Aeußerungen, in Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen, in Spielen, Feſten und

---

*) Dionys. de comp. p. 12. seq. 20. seq. t. V. ed. Reisk.
**) Ibid p. 15.

Künſten, in der Sage und auch in der Sprache durchgängig beſtimmt ward. Doch läßt ſich nicht vorausſetzen, zur homeriſchen Zeit ſei überall in Hellas gleich geſprochen worden; noch weniger, die reiche homeriſche Sprache ſei die abweichende Mundart eines kleinen Landſtrichs: man müßte denn etwa auch annehmen wollen, zu Askra ſei ſo geredet worden, wie Heſiodos in den Werken und Tagen ſingt. Man verſtand die Sänger damals ſo gut wie nachher, wo man doch auch nirgends den Verſuch gemacht hat, die homeriſche Verſe in eine der beſondern, gebildeten oder rohen Mundarten zu überſetzen. Die Allgemeinheit der Miſchung erzeugte allgemeine Verſtändlichkeit. Die einzelnen Abweichungen mußten ſelbſt den Wenigen, die zum erſtenmahle gehörten, und an die Dichterſprache noch gar nicht gewöhnt waren, durch den Zuſammenhang des Ganzen meiſtens deutlich genug werden. Wenn Maximos **) alſo nur nicht, was bloße Naturwirkung war, zur Abſicht umdeutete, und Folge und Grund verwechſelte; ſo würde er mit Recht ſagen: „Homeros wollte nicht, daß ſeine Verſe eine joniſche, eine eigenthümlich doriſche oder attiſche ſein ſollte; ſondern eine gemeinſame für die ganze Hellas. Weil er ſich demnach allen zugleich mittheilen wollte, ſammelte er vermengend die helleniſche Sprache, miſchte ſie zur Geſtaltung des Geſanges, und bewirkte dadurch, daß ſeine Gedichte allen zugänglich und verſtändlich, und für jeden eigen wurden."

Die übrigen Eigenthümlichkeiten der epiſchen Sprache beſtehen mehr in der häufigern Anwendung und weitern Ausführung allgemein gebräuchlicher Wendungen beſonders ſinnlicher und kindlicher Menſchen, als in ausſchließlich eignen Beſtimmungen. Um dieſer Aehnlichkeit und um ihres naturgemäßen Charakters und Urſprungs willen erſcheint uns die Sprache des homeriſchen Epos ganz kunſtlos und wir verkennen darin das beſondre Gepräge einer eigenthümlichen dichteriſchen Vollkommenheit von beſtimmter Art. Doch haben ſchwerlich auch die gebildeten Menſchen der homeriſchen Zeit welche nicht Sänger waren, mit der Kraft, Fülle und Anmuth geredet, wie Homeros; noch werden ſie, wenn ſie Geſchäfte betrei-

---

**) Diss. XXXII. p. 198. t. II. ed. Reisk.

den, oder ihren Leidenſchaften freien Lauf ließen, die Gleichmäßigkeit bis auf die feinſten Nebenzüge vollendet haben. Die Weſentlichkeit jener Sprachseigenthümlichkeiten des helleniſchen Epos erhellt nicht bloß aus der Uebereinſtimmung ſo vieler helleniſchen Epiker aus den verſchiedenſten Zeitaltern; ſondern auch aus dem Zuſammenhange mit andern weſentlichen Eigenſchaften des Epos, aus der Unanwendbarkeit in andern Hauptgattungen der Poeſie, aus dem Beſtreben der epiſchen Künſtler andrer Völker, der römiſchen zum Beiſpiel, ſich den helleniſchen Urbildern auch hierin ſo weit zu nähern, als der ganz verſchiedne Geiſt ihrer Darſtellungsart und die Natur ihrer Sprache nur immer erlauben wollte. Denn allerdings hat die helleniſche Sprache durch den außerordentlich großen Reichthum an abweichenden Wortbildungen und verſchiedenen Redearten, durch eine Menge kleiner, zur Belebung und völligern Nebenausbildung ſehr angemeſſener, in andre Sprachen oft unüberſetzbarer Worte, durch eine eigne der Anhäufung der Beiwörter ſehr günſtige Wortſtellung für die epiſche Poeſie beinah einzige und nie wieder ganz erreichte Vorzüge. Die nebenausbildenden Beiwörter und Gleichniſſe ſcheinen in dem raſchen und beſtimmten Gange des lyriſchen und dramatiſchen Gedichts eine verzögernde und abſchweifende Störung, entſprechen aber der Fülle und Allgemeinheit des Epos ſehr gut. Das Epitheton iſt eine kleine Epiſode, und die Epiſode iſt ein großes Epitheton. Hoheit, ja die höchſte Feierlichkeit **) des Ausdrucks iſt ein weſentliches Bedürfniß der epiſchen Darſtellung, welche die wunderbarſten Geſtalten entfernter, hehr und gleichſam luftiger hinzaubert, wenn ſie Schein und Leben haben ſoll; da ſie die Leidenſchaften nicht ſo ergreift, wie die lyriſche, noch die Gegenſtände mit der unwiderſtehlichen Gewalt des Drama in lebendiger Gegenwart als wirklich und nothwendig darſtellen kann.

Der Hexameter allein ſchien den Alten der unbeſtimmten Dauer des Epos angemeſſen: „dieß habe, ſagt Ariſtoteles ***), die Natur ſelbſt gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroiſche Maaß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenſte Gleichmäßigkeit

---

) Arist. Poet. cap. 24. *) Ibid.

und den [illegible] Schwung **). Seine Bewegung ist weder steigend noch sinkend, weder überſpringend noch abrollend; weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch [illegible]. Eben ſo unbeſtimmt, wie ſeine Richtung, iſt auch ſein Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Geſetz fordert nur ähnliche Eintheilung und Ordnung der gleichartigen Maſſen, vollkommene Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einſchnitte. Er hat die Freiheit, von der raſcheſten Leichtigkeit bis zur langſamſten Schwere zwiſchen den verſchiedenen Miſchungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechſeln. Er allein weiß ſich daher, wie die epiſche Dichtart ſelbſt, allen Gegenſtänden anzuſchmiegen: und ſeine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abſchnitte noch vermehrt **). Vielleicht war es alſo nicht allein ſein ehrwürdiges Alterthum und die vermuthete Herleitung aller übrigen Maaße aus dieſem, ſondern der Schein des in ſich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenſte Maaß zu nennen, und ihm den erſten Rang einzuräumen **). Ariſtoteles nennt **) die epiſche Poeſie geradezu die erzählende und im Hexameter darſtellende, und ſagt es **), als eine ausgemachte Sache, daß es durchaus unſchicklich ſein würde, ein Epos in einem andern Rhythmus, oder in mehreren verſchiedenen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung beſtimmt iſt, muß den angeſpannten Trieb früher oder ſpäter ermüden; und es würde eine wahre Pein ſein, in dem ſonſt ſo ſchönen elegiſchen oder ſappbiſchen Maaße ein Ge-

---

**) cap. 22. Der [illegible] geht bloß auf die [illegible] ſelbſt, auf den [illegible] Tanz mit dem alle [illegible] und [illegible] Wendung und Kunſt [illegible]; mit [illegible] Pol. VIII. [illegible], wo [illegible] Wort von der [illegible] gebraucht wird, bezieht er ſich auf den Tanzſchritt, welcher nicht das [illegible] der [illegible], ſondern [illegible] der Sitten eine [illegible] iſt, was die Alten Ethos nennen.

**) Hermann. de metris p. 270. seq. **) J. D. Vit. Hom. pag. 156. Victorin. libr. II. p. 251 ed. Putsch. **) Poet. cap. 23. **) cap. 24.

dichts von der gewöhnlichen Länge epiſcher Rhapſodien ſeyn zu machen. Das elegiſche Maaß iſt zwar nächſt dem heroiſchen das wohlſtimmendſte, und ihm am ähnlichſten: es iſt auch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anſpannt, ſondern auflöſt. Der in der alexandriniſchen Schule nicht ungewöhnliche epiſche Gebrauch deſſelben ſetzt aber beim Künſtler, wie beim Liebhaber, Schlaffheit, nicht als vorübergehenden Zuſtand, ſondern als bleibende Eigenſchaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Muſik und Poeſie Statt finden. Beim Gebrauch verſchiedener Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden; aber wenn die Maaße nicht ganz willkürlich, bedeutungslos und ohne Rückſicht auf den Geiſt der Darſtellung gewählt und gebraucht würden, ſo würde das Gedicht gar kein Epos mehr ſeyn. Denn es iſt widerſprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen und Gliedern oder Maſſen durchgängig beſtimmt und in ſcharfer Gränzlichkeit geſondert und entgegengeſetzt, im Ganzen aber durchaus unbeſtimmt ſeyn und ſich in gleichförmigem Strom und Wellenſchlage fortbewegen ſoll, wie es die Natur des epiſchen Geſangs mit ſich bringt.

Wenn die Kunſtlehrer, welche dem Ariſtoteles gefolgt ſind, kaum einen bedeutenden Irrthum über die Natur des epiſchen Gedichtes haben erſinnen können, deſſen Keim nicht in ihm lage: ſo iſt er auch unter allen der einzige, welcher die Eigenſchaften und Merkmahle des Epos, deren Weſentlichkeit alle helleniſche Künſtler dieſer Gattung, und ſelbſt die römiſchen, obgleich dieſe durch Weglaſſung nothwendiger und Beimiſchung widerſtreitender Beſtandtheile die Reinheit der Darſtellungsart zerſtörten, durch die That anerkannten, einigermaßen angedeutet hat, mit einer achtungswürdigen Treue der Beobachtung, und nicht ohne Scharfſinn. Seine irrigen und richtigen, durch ſo herrliche Zeugniſſe beſtätigten Meinungen über das Epos ſind ſchon darum äußerſt merkwürdig, weil ſie ſo vernachläſſigt auch die Schrift von der Dichtkunſt ſelbſt ſeyn mochte, in den wichtigſten Stücken, wie bekannt, allgemeine Denkart des geſammten Alterthums oder doch ganzer Zeitalter und Gattungen waren. Ariſtoteles weiß die Kunſt nur nach dem Werkgungen der Darſtellung **), dem Verhältniß des Dargeſtellten zur wirklichen Wirklichkeit **), und nach der äußern Geſtalt und Form der Darſtellung, welche entweder in eigner Perſon erzählend und ſich äußernd, oder andere nachahmend, oder aus dieſen beiden Arten gemiſcht iſt, einzutheilen; eine Eintheilung, welche ſich ſchon bei Platon **) und noch bei ſpätern Grammatikern **) findet. Auf dieſem Wege mußte ihn ſelbſt die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, die ſich auch in einigen von der allgemeinen Denkart abweichenden Paradoxien **) ſeiner Kunſtlehre äußert, nur tiefer in den Irrthum führen. Auf der einen Seite war die Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit, und unvermögend, ſich zu richtigen Begriffen von den urſprünglichen Kunſtarten und zur Erklärung ihrer Verſchiedenheiten zu erheben. Ariſtoteles kann nur eine offenbar unbefriedigende und ſophiſtiſche Antwort auf die Frage geben: warum es ſich in der Poeſie ſchicke, zu ſagen, die weiße Milch, in Proſa aber nicht **). Es iſt ihm nicht klar geworden, wie viel die Unterſuchung über die Eintheilung der Kunſt wohl eigentlich geben möge; eben ſo wenig als die ihm nachfolgenden Kunſtlehrer, wie es zu gehen pflegt, wenn man einmahl in die Gewohnheit kommt, an ein Buch zu glauben, die ſchneidenden Widerſprüche in den Behauptungen ihres Meiſters, die ſo offen da liegen, im Geringſten bemerkt haben. Auf der andern Seite war die Kunſtlehre, wie die Kunſt ſelbſt, nebſt der Staatslehre und Sittenlehre in Rückſicht

---

**) Poet. cap. 1. **) cap. 2. **) Rep. III. t. VI. p. 273. seq.

**) S. F. Schol. Thom. Proaem. ed. Bip.

**) Dahin gehört wohl das καθ' ὅλον, wodurch der ſchlechthin dem Dichter entgegengeſetzte Begriff des Allgemeinen an die Stelle der Idee des Vollkommenen [illegible] geſetzt wird, worin doch der wahre Grundſtein aller künſtleriſchen Kraft und Begeiſterung liegt. Ferner die κάθαρσις, die Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik und poetiſche Darſtellung, welche ſich wieder an eine alte, ächt Pythagoreiſche Lehre anſchließt; und dann die einem modernen Ohr ſo auffällige Vermiſchung des Zwecks und der jenem Zeitalter allgemein angenommenen Meinung, das Metrum ſey das Weſen der Poeſie. **) Rhetor. III. 2. 3. p. 311 300. ed. Bip.

auf die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der Forderungen ſchon zur Zeit des Ariſtoteles noch ſeit Platon unermeßlich tief geſunken und im entſchiedenſten Verfall. Nur für das Richtige, Schickliche und Feine äußert Ariſtoteles eignes Kunſtgefühl; und ſo viel Sinn er auch für logiſchen Zuſammenhang, techniſche Zweckmäßigkeit, ethiſche Uebereinſtimmung und ſelbſt für organiſche Ganzheit blicken läßt: ſo zeigt ſichs doch überall, daß ihm ſelbſt der Begriff einer eigenthümlichen poetiſchen Einheit in der bloßen Auffaſſung der künſtleriſchen Fantaſie durchaus fehlte. Nur durch den Anſchein ſolcher in der Kunſt untergeordneten oder gar fremdartigen, ihm aber über alles werthen Eigenſchaften verführt, räumte er der Tragödie den verdienten Vorrang **) über das Epos ein; da er von dem eigenthümlichen Sinn und Geiſt jener Dichtart auch nicht die leiſeſte Ahnung hatte.

Merkwürdig iſt es, wie ſichtbar ſich bei der Andeutung der einzelnen Merkmahle des Epos ſein Gefühl von der Nothwendigkeit und dem Zuſammenhange derſelben auf verſchiedene Weiſe äußert. Es iſt auch in der That auffallend, wie ſehr ſich ſo viele ſelbſt durch alle Umbildungen der urſprünglichen Geſtalt bleibende Eigenthümlichkeiten der Darſtellung, des Dargeſtellten und der Darſtellungsmittel in dieſer Dichtart entſprechen; und wie ſie ſich ſämmtlich in einige wenige, ſo allgemeine und verwandte Begriffe, wie Fülle, Unbeſtimmtheit, Anhäufung, Zufälligkeit, auflöſen laſſen. Eben darum kann man den Grund der Kunſteintheilung auch wohl nur in der Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ſuchen. Wenn man in einem Gebiethe, wo man bisher den Grundſatz gewiſſenhaft befolgt hat, den Neoptolemus beim Ennius ausſpricht: „Philoſophiren muß ich, aber nur ein wenig, denn gründlich, das iſt mir zuwider;“ nun einmahl das umgekehrte Verfahren verſuchen wollte, ſo würde man die Erklärung des alten Räthſels vielleicht in dieſen Tiefen ſuchen, und bei der Entdeckung, daß die helleniſche Eigenthümlichkeit durch die Vorzüge ihrer Bildungslage auch hier das Urbild des rein Menſchlichen war, und mit den Ge-

---

**) Poet. cap. 26.

ſetzen der Natur und Vernunft und mit den eingebornen Begriffen und Ideen des reinen Verſtandes übereinſtimmende Anſchauungen lieferte, eben ſo mißtrauiſch erſtaunen, wie wenn man zum erſtenmahl erfährt, daß die Bewegungen der Welten den Vorausbeſtimmungen und Vorſchriften der Sternkundigen entſprechen und gleichſam gehorchen.

Sechſtes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken.

Je reifer der helleniſche Geiſt, je älter die helleniſche Kunſtgeſchichte, je vollſtändiger die Sammlung urbildlicher Werke ward; je mehr beſtimmte und vollendete ſich das Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie. Der akademiſche Polemon beſaß jenes Uebermaaß ſittlicher und ſinnlicher Reizbarkeit, ohne welches man nie zur Empfindung des höchſten Schönen gelangen kann. Vielleicht lag in dieſer ſeltnen Eigenſchaft ſelbſt der erſte Keim zu den üppigen Ausſchweifungen ſeiner Jugend, die ihn jedoch nicht über die Grenzen der Anmuth und des Schönen hinausführten, noch ihm die Kraft raubten, von der mitgetheilten Begeiſterung eines echten Künſtlers der Lebensweisheit plötzlich gerührt, verwandelt, und auf immer von der reinſten Gluth der ſokratiſchen Muſe ergriffen zu werden. Dieſer würdige Mann, von eben ſo viel Tiefe und Zartheit als Umfang des Gefühls, ſagte mit einer dem großen Gedanken angemeſſenen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks: Homeros ſei ein epiſcher Sophokles **); ein claſſiſches Kunſturtheil, ewig, wie der beurtheilte Dichter Homeros, denn das liegt in jenem Ausſpruch, iſt nicht bloß claſſiſch, ſondern auch vollendet. Claſſiſch iſt jedes Kunſtwerk, welches ein vollſtändiges Beiſpiel für einen reinen Begriff der Kunſtlehre enthält. Claſſiſch iſt ein Gedicht ſchon, wenn es nur für irgend eine entſchiedene Stufe der natürlichen Bildung, in irgend einer beſtimmten Geſtaltung das vollkommenſte ſeiner echten Art iſt; vollendet erſt dann, wann es für die höchſte mögliche

---

**) Diog. Laert. vit. Pol.

Stufe der natürlichen Bildung, und in der vollkommenſten Geſtaltung, deren ſeine Dichtart fähig iſt, eine urbildliche Anſchauung für den reinen Begriff und die Geſetze einer urſprünglichen Kunſtart enthält. Das vollendete Kunſtwerk erregt keine Erwartung, die es nicht befriedigt; Erfindung und Ausführung, ſchaffende Einbildung und ordnendes Urtheil ſind in demſelben gleichmäſſig vereint. Der Stoff hat ſich völlig geſtaltet, wie im Homeros, oder der Entwurf iſt völlig ausgeführt, wie im Sophokles. Die unnachahmliche Leichtigkeit des Homeros iſt nicht bloß kunſtloſe Natürlichkeit, ſondern auch die Frucht der höchſten Vollendung, welche zu bezeichnen, die Alten häufig den Nahmen des Homeros brauchten. So nannte Polemon ſelbſt, der zugleich Philomeros und Philoſophokles genannt werden konnte, den Sophokles einen tragiſchen Homeros; andre, die Sappho einen weiblichen; desgleichen den Demoſthenes und Platon in ihren Gattungen. So die Römer, welche es bei ihrer Sucht Aehnlichkeiten zwiſchen einheimiſchen und helleniſchen Dichtern und Schriftſtellern zu finden, nicht eben ſehr genau nahmen, den Virgilius. Aber eben wegen der anſcheinenden Gleichheit der im Weſen ganz verſchiednen Dichtarten, würde es äußerſt unſchicklich ſein, den Homeros einen helleniſchen Virgilius zu nennen; und nur ſolche, welche auch wohl den Apollonios und Virgilius, oder gar den Homeros und Heſiodos ungefähr mit derſelben Empfindung leſen, würden dieſen Ausdruck mit dem Urtheil des Polemon für gleichbedeutend halten können. Denn Virgilius war zwar für die römiſchen Dichter ein Urbild der verhältnißmäßig beſten Miſchung der römiſchen Natur und der helleniſchen Bildung in der Kunſt; an ſich aber iſt er weder vollendet, noch claſſiſch. Die Aeneide iſt kein reines, echtes Epos. Das Rhetoriſche und Tragiſche hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und die lyriſchen Stellen bieten ſich auch ſichtbar und zahlreich genug dar.

Wenn man erwägt, welche Bewunderung überall das Vollendete jeglicher Art auch in einer beſchränkten Gattung, ſelbſt ohne ein außerordentliches Maaß von Kraft, ſogar bei einer ſchiefen Richtung, zu erregen, und mit welcher Macht dasjenige, was bei einem gewiſſen Maaß von Kraft auch ohne Vollendung einen allgemeinen Geiſt athmet, auf die menſchlichen Gemüther zu wirken pflegt; ſo wird man auch über die allgemeinſte und äußerſte Vergötterung eines menſchlichen Werks, welches die beiden ſeltenſten Vortrefflichkeiten in ſich vereinigt, nicht erſtaunen. Ueberdem ehrten die Alten, bei denen fortſchreitende Annäherung zu unbedingter Vollkommenheit durchaus kein einheimiſcher, allgemeiner und lebendiger Begriff war, das Vollendete noch mit einer ganz beſonderen Vorliebe, und hielten, was wirklich das äußerſte Ziel ihrer, wie aller lebendigen Bildung war, für das höchſte Erreichbare aller menſchlichen Beſtrebungen. Der Grundſatz, die älteſten Schriften der Hellenen ſeien auch die beſten [38]), war im Ganzen genommen, ſo richtig, daß dadurch ein gewiſſes Vorurtheil für das Alte entſtehen, und die dem menſchlichen Geiſte ohnehin nicht unnatürliche Ehrfurcht vor dem Alterthum hie und da bis zum Aberglauben erhöht werden mußte. Unter allen Werken des menſchlichen Geiſtes behauptete daher die homeriſche Poeſie auch in Rückſicht auf den äußern glücklichen Erfolg die erſte Stelle [39]). Nicht bloß die Argiver erkannten dem Homeros den Vorzug in der geſammten poetiſchen Kunſt zu, und ſetzten ihm alle übrigen nach [40]); nicht bloß Quinctilianus behauptet, die Poeſie habe durch ihn ihren Gipfel erreicht, wie die Beredſamkeit durch Demoſthenes [41]); nicht bloß Lucretius ertheilt ihm den Scepter unter allen Erfindern der Künſte und Schönheiten [42]); es war dieß beinah allgemeine Denkart des Alterthums. So tief vielleicht auch der Künſtler, welcher bloß aus ſeinem Geſichtspunkte ſtreng würdigt, das homeriſche Epos unter die ſophokleiſchen Werke ſetzen wird; ſo muß er doch anerkennen, daß man in jenem, wie alte Erfahrung beſtätigt, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl, eine alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes anregende und ausbildende Unterhaltung finden kann; daß es eben darum, weil es ein kunſtloſes Naturgewächs iſt, eigenthümliche Vorzüge vor den höchſten Kunſtbildungen voraus beſitzt, und außer dem künſtleriſchen, auch hohen geſchichtlichen und allgemeingeiſtigen Werth hat. Bleibt man endlich bei der gewöhnlichen Anſicht ſtehen, ein Mann habe ohne alle Vorgänger, die er hätte nachahmen können, zwei ſolche Kunſtgebilde, wie die Ilias und Odyſſee, ſo vollendet, daß ihn kein Nachfolger je erreichen konnte, und habe die Gattung, in welcher er der vollkommenſte Meiſter war, zuerſt geſtiftet [44]; ſo wird man ſelbſt jenen Ausſpruch nicht übertrieben finden:

---

[38]) Horat. Epist. II. 1. 28. [39]) Plin. Nat. Hist. VII. 29. [40]) Aelian. IX. 15. [41]) Inst. XII. 11. p. 391. t. II. ed. Bip. [42]) III. fin.

Kaum ſchuf ihn die Natur und ruhete nach der Geburt aus,
Weil ſie die ganze Kraft wandt' auf den Einen Homer.

Man wird den Dichter, wenn man nicht den künſtleriſchen Werth genau wägen, ſondern nur die Größe der Geiſteskraft überhaupt ungefähr ſchätzen wollte, mit Plinius leicht für den glücklichſten aller Erfinder gelten laſſen [45]. Gewiß verdiente er die Vergötterung ungleich mehr, als ſo manches andre von den Hellenen angebetete Weſen. Nach der Denkart des Alterthums iſt demnach das Gedichtchen:

Iſt Homeros ein Gott, ſo werd' er verehrt mit den Göttern,
War er ein Menſch, ſo ſei dennoch als Gott er geehrt;

nicht bloß ein Gedicht der Bewunderung, ſondern wahre Anſicht der Sache.

Um ſo größeres Lob verdient die ſcharfe Genauigkeit, die kühne Freimüthigkeit, mit welcher die Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters den vergötterten Homeros tadelten. Sie hielten den anerkannt vollendeten keineswegs für fehlerfrei und correct. Wie viele Fehler fanden nicht jene großen Triumviren der helleniſchen Kritik, namentlich Zenodotos und Ariſtarchos, in ihrem bewunderten Dichter? Es beweiſt ſtrenge Forderungen, wenn Horatius [46] ſagt: „er wundre ſich lächelnd, wenn er den Choerilos zwei- oder dreimahl gut finde; er, der einer edeln Brennbarkeit gemäß, unwillig zürne, wenn der gute Homeros etwa einmahl ſchlummre.“ Longinos [47] bekennt es mißbilligend, daß Homeros nicht ſelten falle, obgleich er ſeiner großen Natur mit Recht den Vorzug vor der Correctheit des Apollonios ertheilt. Wie bei allen Kunſturtheilen der Alten auf die beſtimmte Gattung und Geſtaltung des beurtheilten Werks ſtete Rückſicht genommen wird; ſo auch bei dem der Kritiker über Homeros. Selbſt Quinctilianus [**] ſagt: „Homeros hat ohne Zweifel Alle in allen Arten der Redekunſt weit übertroffen, doch vorzüglich die Heroiker: denn bei ähnlichem Stoff iſt die Vergleichung am deutlichſten.“ Von der verſchiedenen Geſtaltung des homeriſchen und des heſiodiſchen Epos hatte Zenodotos einen ſo beſtimmten Begriff und ein ſo ſichres Gefühl, daß er nach dieſem Kennzeichen über die Aechtheit homeriſcher Stellen dreiſt zu entſcheiden wagte. Ueberhaupt war es durchaus nicht die Weiſe der Hellenen, alles von jedem zu fordern, und in Einem alles finden zu wollen. Ihre erſte Forderung an jedes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes war der innre Einklang; mochte ein Werk auch andern Bildungsarten ſchädlich und gefährlich, und in manchen fremdartigen Rückſichten durchaus verwerflich ſein; dieß hinderte ſie nicht, ſeinem Werth zu huldigen, wenn es nur ganz war, was es ſeiner beſtimmten Gattung und Geſtaltung nach ſein ſollte und konnte. So ſehr auch die Kritiker, deren Kunſturtheile nicht eigne willkührliche Einfälle und Machtſprüche einzelner Menſchen, ja auch nicht einmahl vorübergehende Lieblingsneigungen eines Zeitalters, ſondern im Ganzen genommen nichts anders waren, als eine verſtändige Auswahl, eine prüfende Sammlung, weitere Ausführung und nähere Beſtimmung der bewährteſten und allgemeinſten Kunſturtheile des geſammten helleniſchen Alterthums, in die allgemeine Bewunderung des Homeros einſtimmten; ſo gaben ſie doch auch ſolchen Epikern eine Stelle unter den Claſſikern dieſer Kunſtart, deren anerkannte Fehler nicht bloß Mangel an Correctheit, ſondern auch das Gegentheil von Vollendung beweiſen, weil ſie für eine entſchiedne Bildungsſtufe der epiſchen Kunſt in ihrer Art die vortrefflichſten waren. Man hat den helleniſchen Kunſtkennern oft mit Recht Mangel an Biegſamkeit, ſich in den Geiſt eines entfernten Zeitalters, wie des heroiſchen, und fremder Völker zu verſetzen, vorgeworfen. Unſtreitig wären auch die größten alexandriniſchen Kritiker unfähig geweſen, römiſche, oder altnordiſche und wiederum perſiſche oder indiſche Poeſie ganz zu begreifen und richtig zu würdigen. Eigenthümlichkeit iſt nur eine Nebenſache bei der Beurtheilung des Claſſiſchen.. Daß ſie aber dieſem großen Ziel ihrer kritiſchen Auswahl unverrückt treu blieben, bis zur ſcheinbar ungerechten Vernachläſſigung ſehr eigenthümlicher und ſehr kraftvoller helleniſcher Künſtler: wird jeder, welcher ſich auf künſtleriſchen Werth verſteht, oder ſich bis zum hiſtoriſchen Geſichtspunkt erheben kann, eher billigen als mißbilligen. Nur durch eine ſolche Beſchränkung auf einen Zweck kann das größte wie das kleinſte menſchliche Geſchäft zu einer künſtleriſchen Vollkommenheit ausgebildet werden. Ueberdem war es eine allgemeine mit der Richtung und dem innern Bau der helleniſchen Bildung ſelbſt weſentlich zuſammenhängende Denkart des geſammten Alterthums, überall, vorzüglich aber in der Kunſt, mehr Werth auf die ſchöne Geſtaltung und ſtrenge Form zu legen, als auf das Maaß der Kraft. Zwar äußert ſich bei den Hellenen, wo ſelten ein richtiger Begriff anders, als unter Begleitung der angränzenden Irrthümer aufzukeimen pflegt, der herrſchende Hang, alle Werke der Kunſt unter beſtimmte Arten zu ordnen, auch durch verkehrte Anwendung auf bloß eigenthümliche poetiſche Producte ohne geſetzmäßige Geſtalt: wie zum Beiſpiel in den Scholien **) die fünf Arten lyriſcher Naturpoeſie, welche Homeros erwähnt, ſo benannt werden, als ob es eben ſo viele allgemeine Gattungen der lyriſchen Kunſt wären. Indeſſen zeigt ſich doch in den Aeußerungen der Einſichtsvolleren ein ſehr beſtimmtes Gefühl von dem unermeßlich verſchiedenen Werth einer nothwendigen Kunſtart der Poeſie, und einer willkührlichen oder zufälligen dichteriſchen Natureigenthümlichkeit. Sie ſuchten und lobten nicht ſowohl vorübergehende Außerordentlichkeit, und was für den Augenblick am auffallendſten glänzen und wirken kann, als den für die Ewigkeit dauernden Werth. Wie ſollten aber Werke dauern können, deren Art und Geſtaltung oder weſentliche Form von den natürlichen und nothwendigen Forderungen und Beſtrebungsgeſetzen, als den eingebornen Ideen

---

[44] Vellej. Paterc. libr. I. cap. 5. [45] Plin. VII. 29. [46] Art. v. 359. [47] cap. XXXIII. 4.

[**] lib. X. cap. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

**) Hom. VIII. p. 36. ad. v. 473. s.

des menſchlichen Geiſtes, abweichen und nicht auch der Art nach urbildlich ſind.

Stete Prüfung claſſiſcher Schriften, deren damahls vollſtändiger Reichthum jetzt zum Theil unwiederbringlich verloren iſt, war für die alten Kritiker das Hauptgeſchäft ihres ganzen Lebens. Durch eine ſolche Abſonderung mußte das Kunſturtheil ſelbſt zu einer Kunſt reifen; und an Schärfe, Sorgfalt und geordnetem Reichthum der Beſtimmungen erſcheinen auch wirklich die frühern Aeußerungen ähnlicher Art gegen die Kunſturtheile des kritiſchen Zeitalters nur wie glückliche Verſuche und kunſtloſe Naturgewächſe. Freilich war das gewaltige Heldengeſchlecht der alten Urkünſtler ſchon untergegangen, und mit ihm der großartige Geiſt und der Sinn für das Höchſte. Kleinliche Künſtlichkeit, zweckloſe Vielwiſſerei und bloß nachahmender Fleiß waren herrſchender Geiſt des Zeitalters, das Gefühl war in Schlaffheit verſunken. Es lag im Gange der helleniſchen Bildung, daß die Kritik erſt reifen konnte, nachdem die Poeſie verblüht, das Urtheil nicht mehr durch die Herrſchaft einer beſondern urſprünglichen Dichtart oder eines beſtimmten Urbildes beſchränkt, das Syſtem der claſſiſchen Werke vollendet, und die künſtleriſche Schöpferkraft verloren war; da es keinen öffentlichen Geſchmack mehr gab. Erſt nachdem ſie nicht mehr claſſiſch dichten konnten, möchte man beinahe ſagen, lernten die Hellenen claſſiſch urtheilen. Doch darf man ſich die großen alexandriniſchen Kunſtrichter nicht als beſchränkte Bücherkenner denken; auch diejenigen, welche nicht ſelbſt Künſtler waren, beſaßen doch mehr oder weniger ſo viel künſtleriſches Gefühl, als in ihrem Zeitalter überhaupt noch vorhanden war; und allein die bekannten Züge, welche ſich jeder gleich aus römiſchen Schriftſtellern erinnern wird, ſind hinreichend, uns namentlich den Ariſtarchos als einen Mann von eigenthümlichem Geiſt zu ſchildern. Sie irrten oft nur aus Uebermaaß von unzeitigem Scharfſinn; und manche ihrer Tadler ſind ſicher, nie aus dieſem Grunde zu irren. Wenn ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtung ſehr oft durch falſche Begriffe ganz irre geleitet, oder doch durch fremdartige Zuſätze entſtellt ward; ſo war dieß nicht einmahl ein ausſchließlich eigenthümlicher Fehler ihres Zeitalters oder ihrer Gattung, ſondern eine allgemeine Beſchränkung der geſammten alten Bildung. Selbſt der Hauptirrthum, woraus faſt aller ungegründeter Tadel des großen Dichters entſprungen zu ſein ſcheint: daß ſie nicht bloß epiſche, ſondern jede Art von poetiſcher, ja auch logiſche, ethiſche und vorzüglich rhetoriſche und geſellſchaftliche Schicklichkeit von ihm forderten: enthält die richtige Bemerkung, daß der Geiſt der homeriſchen Poeſie allgemein und nicht bloß künſtleriſch ſei. Aber mit Unrecht eigneten ſie ihr auch in andern Rückſichten jene Vollendung zu, auf welche ſie von der künſtleriſchen Seite allein Anſprüche machen darf. Dieſer Hauptirrthum verleitet ſelbſt den Ariſtarchos [50]) zu manchen ſehr froſtigen Einfällen. Aus dieſer Quelle iſt auch, nach einigen Beiſpielen [51]), nach dem Beinahmen eines rhetoriſchen Hundes, und nach dem Geiſt der Zeit zu ſchließen, der berüchtigte Tadel des Zoilos gefloſſen. Er muß es ſehr weit getrieben haben, um ſo allgemein verabſcheut zu werden: da doch die Freimüthigkeit des Ariſtarchos, und ſelbſt die Kühnheit des Zenodotos, dieſe Männer nicht hinderte, zu dem höchſten Ruhm und Anſehen zu gelangen. Auch fällt es in die Augen, wie unermeßlich viel an dem Dichter zu tadeln ſein würde, wenn jemand, dem kein Schönheitsgefühl dabei im Wege ſtände, ihn nach jenem Grundſatz ſtreng beurtheilen wollte. Die unter ihnen allgemein herrſchende Vorausſetzung, daß in der homeriſchen Poeſie nichts Unſchickliches, Ueberflüßiges, Verworrnes, Dürftiges ſein könne, beweiſt, wie ausgemacht und gewiß ſie die Vollendung derſelben hielten.

Kurz zuſammengefaßt iſt das Kunſturtheil des kritiſchen Zeitalters über Homeros: er war ein höchſt vortrefflicher, nicht bloß claſſiſcher, ſondern auch vollendeter, aber incorrecter epiſcher Künſtler von allgemeinem, nicht bloß auf dichteriſche Bildung beſchränktem Geiſt und Werth. Dieſe Züge, welche man als eine weitere Ausführung und nähere Beſtimmung von dem Ausſpruch des Polemon betrachten kann, ſind unter allen Anſichten des Alterthums von der homeriſchen Poeſie die dauerndſten, bewahrteſten und allgemeinſten, welche nach Abſonderung alles deſſen, was nur einzelnen Zeitaltern oder Gattungen angehört, übrig bleiben.

---

[50]) Wolfii Proleg. p. CCL. not. [51]) Schol. min. ad Il. V. 4. 20. Longin. IX. 14. Plut. Symp. V. 4.

Die Geſchichte des helleniſchen Begriffs von dem homeriſchen Epos kann beinah für eine Charakteriſtik des helleniſchen Kunſturtheils überhaupt gelten, welche hier, wo die Zeitordnung dem Zuſammenhange der Gegenſtände nachgeſetzt werden darf und ſoll, dem Gebrauch dieſer wichtigſten Hülfsquelle der Kunſtgeſchichte als Rechtfertigung und als Leitfaden vorangehen mußte; denn bei dem allgemeinſten aller helleniſchen Dichter konnten ſich alle fehlerhaften und alle nachahmungswürdigen Eigenthümlichkeiten desſelben am freieſten entwickeln. Für die Vermuthung indeſſen, daß jenes allgemeine, in der alexandriniſchen Periode völlig beſtimmte und vollendete Urtheil über die homeriſche Poeſie, welches keineswegs, weil es die Alten geſagt haben, für richtig gelten darf, immer die Denkart der Kunſtverſtändigen bleiben werde, dürfen hier eben ſo wenig einzelne Beweiſe angeführt werden, wie für die Behauptung, daß der Geſichtspunkt des Claſſiſchen, welcher die Grundlage der kritiſchen Auswahl künſtleriſcher Schriften war, derjenige ſei, aus welchem man das künſtleriſche Alterthum vorzüglich betrachten ſoll. Die nothwendigſten Winke über das erſte liegen ſchon zerſtreut in dem bisher Geſagten, und das letzte iſt die leitende Idee dieſes ganzen Werks.

Man hat bisher faſt nur die Klagen über die allgemein bekannten und ſo leicht zu bemerkenden Fehler der helleniſchen Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters bis zum Ekel wiederholt; und was man in einzelnen Stücken wirklich überſah, oder auch nur zu überſehen glaubte, breit und unbedingt verworfen. Es iſt ſehr unhiſtoriſch, Fehler, welche in dem Gange und in den Verhältniſſen eines gebildeten Volkes und Zeitalters nothwendig gegründet ſind, nicht als eine Schranke der menſchlichen Natur zu betrachten, ſondern als eine Schuld der Einzelnen, welche auf der nicht von ihnen beſtimmten Bahn mit Kraft und Geſchicklichkeit wandeln oder irren. Man braucht nur etwas von dem Sokratiſchen Geiſte zu haben, welchen kein Philolog füglich entbehren kann, um die Geſchichte jedes Begriffs bei dem geiſtreichen Volke, deſſen Verſtand ſo leicht umherirrend, wie ſeine Natur ſich ſelber treu war, mit Wißbegier und Luſt zu verfolgen, und ſelbſt Irrthümer in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf dem Boden, wo ſie einheimiſch ſind, gern zu erforſchen; wenn man Irrthum nennen darf, was eine unvermeidliche Stufe auf dem nothwendigen Wege der menſchlichen Wiſſenſchaft iſt, und desfalls, mag es noch ſo ſehr abzuweichen ſcheinen, doch nur eine Annäherung zum Ziel ſein kann. Hätte man endlich nicht bloß die äußere Veranlaſſung, ſondern den eigentlichen Sinn und Geiſt der kritiſchen Auswahl der Claſſiker einigermaßen gefaßt; über welche freilich niemand mitſprechen ſollte, dem Vortrefflich und Claſſiſch, Vollendet und Correct ungefähr gleichviel gilt, oder dem, um etwas zu wiederholen, was nicht genug eingeſchärft werden kann, Apollonios und Virgilius, Homeros und Heſiodos ziemlich den nähmlichen Eindruck gewähren; ſo würde man auch erkannt haben, wie vieles wir noch aus den Kunſturtheilen der Alten zu lernen haben, und daß die helleniſche Anſicht vom homeriſchen Epos etwas mehr ſei, als ein warnendes Beiſpiel helleniſcher Umdeutung. Sie ſollten und könnten ein urkundliches Gewicht, und beinah das Anſehen von Geſetzen für uns haben; denn wer ſich durch ein ſolches Anſehen gewichtvoller Urtheile von der freieſten eignen Prüfung zurückhalten läßt, der iſt ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte ſich wohl auch hier bewähren: je wiſſenſchaftlicher, je geſchichtlicher; je mehr die Behandlung der Alterthumskunde den ſtrengſten Forderungen der Vernunft angemeſſen ſein wird, je mehr werden die willkührlichen Vorausſetzungen verſchwinden, und den Zeugniſſen des Alterthums ihr unrechtmäßig entriſſenes Anſehen wieder einräumen. Selbſt zu den eigenthümlichſten Unterſuchungen der neuern Philologen liegen die weſentlichſten Beſtandtheile in Keimen und Bruchſtücken offenbar in den Alten; und eine vollendete Geſchichte der helleniſchen Poeſie würde, nicht mehr beſchäftigt mit Hinwegräumung falſcher Vorſtellungsarten, das meiſte und das wichtigſte mit ihren eignen Worten ſagen können.

Allerdings aber dürfen wir, wenn es möglich iſt, weiter zu gehen, nicht dabei ſtehen bleiben, die Kunſturtheile der Alten zu ſammeln, zu ſichten, zu ordnen, dadurch zu erklären, durch ſich ſelbſt zu berichtigen und zu ergänzen. Sollte die geſammte

Menſchheit nicht auch, wie der Einzelne, ihre eigne Natur und alle Aeußerungen und Veränderungen derſelben immer beſſer verſtehen und begreifen lernen, je mehr ſie ſich ſelbſt entwickelt? In mancher Hinſicht iſt ſelbſt die Entfernung vortheilhaft. Die Alten ſtanden zum Beiſpiel zu nah und nicht hoch genug, um den Werth der epiſchen Dichtart richtig ſchätzen zu können; wiewohl ſich noch mehr aus dem Geiſt der damahligen Dichtkunſt als aus einigen Aeußerungen des Platon und Ariſtoteles über den Vorzug der Tragödie vermuthen ließe, daß mancher alte Athener hierin weiter geſehen haben muß, wie die Spätern. Aber ſelbſt in der beſten Zeit konnten die Hellenen kein Kunſtwerk nach dem höchſten Maaßſtab würdigen, weil für ſie das Vollendete in der würdigſten Gattung das höchſte Schöne war. Strengere Forderungen, wenn ſie nur in todten urbildlichen Begriffen beſtehen, und nicht aus eignem lebendigem Kunſtgefühl entſpringen, haben keinen Werth. Wir verweilen daher nicht bei der bloßen Möglichkeit, daß ein andrer Epiker mit der Vollendung des Homeros, Correctheit verbinden, und ihn nicht bloß in andern, nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern auch bei gleicher Harmonie, an dichteriſcher Fülle und Kraft übertreffen könnte. Weſentlicher iſt es, daran zu erinnern, daß das Höchſte der Kunſt, die Erſcheinung des Unbedingten und des Ewigen in Stoff und Geſtaltung, im Dargeſtellten und in der Darſtellung, im reinen Epos durchaus nicht ſtatt finde; daß alſo dieſe Dichtart an und für ſich noch unvollkommen und für das Ziel der Kunſt unzureichend iſt; wenn anders, was die Triebfeder des Künſtlers ſein ſoll, und ſeine Anſprüche allein rechtfertigen kann, nicht ein zufälliges Bedürfniß iſt, welches nach Willkühr und Ungefähr, wie es ſich fügt, entweder ganz oder halb, nur ein wenig oder auch gar nicht befriedigt werden mag, ſondern eine nothwendige Forderung, ein inneres Geſetz der Menſchheit, hervorgehend aus der organiſchen Anlage und Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens: unvergänglicher und heiliger, als alle Satzungen endlicher Mächte über ein äußres irdiſches Bedürfniß. Dieſe Bemerkung über die Schranken der epiſchen Dichtart geht indeſſen die epiſch genannten Miſchgedichte der Spätern, eben weil ſie das was ſie vorgeben, nicht ſind, natürlich nichts an. Doch wird jeder Verſtändige die weiſe Fülle der Natur bewundern, welche ſtatt einer einförmigen Vollkommenheit Urbilder aller Gattungen aufſtellte; er wird erkennen, daß die Kunſt auf der erſten, doch nicht zu überſpringenden Bildungsſtufe nicht höher ſteigen, und weder in ihren Gränzen und Umriſſen rein und ſcharf abgeſondert, noch ſelbſtſtändig in ihrer innern Entwicklung und organiſchen Gliederung ſein konnte: und er wird auch das Epos in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange ehren, und ihm gern ſeine beſtimmte Stelle auf dem Wege der menſchlichen Bildung gönnen. Die Gattung und Geſtaltung, die allgemeinen Verhältniſſe und Schranken eines Kunſtwerks zu beſtimmen, das gehört nur zu den Vorbereitungen des eigentlichen Kunſturtheils; wiewohl manche über alles entſcheiden, die nicht einmahl vom Fachwerk der Kunſt gründliche Kenntniß haben. Das Weſentliche iſt, einen Widerſchein des Werks ſelbſt zu geben, ſeinen eigenthümlichen Geiſt mitzutheilen, den reinen Eindruck ſo darzuſtellen, daß der Styl, die Form und das Gepräge des Ausdrucks ſchon das künſtleriſche Bürgerrecht ihres Urhebers beglaubigen; nicht bloß ein Gedicht über ein Gedicht, um eine Weile zu glänzen; nicht bloß den Eindruck, welchen das Werk geſtern oder heute auf dieſen oder jenen macht oder gemacht hat, ſondern den es immer auf alle Gebildete machen ſoll. Ein ſolches Kunſturtheil, welches allein den Nahmen verdient, über die homeriſche Poeſie zu verſuchen, wäre jetzt wohl zu früh; indem noch ſo viele vorläufige Fragen zu beantworten ſind; ſo daß jeder, der in den Geiſt des Dichters möglichſt eindringen, ihn ganz mit ganzer Seele faſſen will, doch nicht umhin kann, ſich in eine Menge von Bemerkungen und Unterſuchungen andrer Art zu verlieren, welche die heilige Muße ſtören, in der allein das Schöne hervorgebracht und auch wiederum aufgefaßt werden kann.

Siebentes Kapitel.

Anſichten der Neuern von der Naturpoeſie.

Es ſind demnach nicht etwa bloß Lücken in den alten Kunſturtheilen, welche meiſtens im Allgemeinen zu unbeſtimmt, im Einzelnen kleinlich werden, auszufüllen; weſentliche Begriffe, wie die von den Dichtarten, zu berichtigen; Vernachläſſigungen des Eigenthümlichen zu erſetzen, und in der kritiſchen Auswahl der Claſſiker, vorgefallne Auslaſſungen Epoche machender Kunſterfinder von der Wichtigkeit des Laſos, zu bemerken. Sogar der weſentlichſte Beſtandtheil eines Kunſturtheils bedarf faſt immer einer Beſchränkung oder Erweiterung, und einer weitern Ausführung. Bei alle dem empfanden die Alten die Schönheit der homeriſchen Poeſie unſtreitig weit richtiger, wie diejenigen, welche, wie es jetzt faſt herrſchende Sitte iſt, alles, in ihrer Ichheit befangen, nur auf ſich und ihren Zuſtand beziehend, im Homeros bloß das täuſchende Gemählde der für ſie verlornen Natürlichkeit empfindſam lieben. So entfernt iſt man, im Ganzen genommen, ſelbſt von dem Standpunkte, von welchem man das homeriſche Epos in künſtleriſcher Beziehung richtig würdigen kann. Das empfindſame Lächeln einer ſchmerzlichen und fruchtloſen Sehnſucht jener in ſich ſelbſt verſunkenen Naturträumer führt nicht dahin, den klaren Geiſt jener alten Gedichte in ihrem heitern Glanz der eigenthümlichſten Wahrheit und Lebensfülle zu erfaſſen, ſondern es enthält eine ganz fremdartige, trübe Beimiſchung.

Von ganz andrer Art iſt jenes Lächeln, jene leiſe, ironiſche und beinahe parodiſche Stimmung, mit der auch ein Horatius, ein Ariſtophanes, mancher andre ſokratiſche Athener, und ſelbſt der Homeride, welcher den Hymnus auf Hermes dichtete, das alte Epos geleſen haben müſſen. Es ſo zu leſen, iſt vielleicht der kürzeſte Weg zu einer richtigen Anſicht ſeiner weſentlichſten und bekannteſten Eigenſchaften. Nur verſuche man dabei, den Vater der Dichter zuweilen auch wieder in der Stimmung und in dem Sinne zu vernehmen und zu hören, wie ihn Sophokles hörte, und Aeſchylos, oder Pindaros, und Alkäos oder der alte Archilochos.

Noch mehr Verbeſſerung und Berichtigung, als ſelbſt das Kunſturtheil der Hellenen über die homeriſche Poeſie, bedarf ihre allgemeine Anſicht von derſelben, beſonders die geſchichtliche. Nicht bloß in einem Zeitalter und von einer einzelnen Gattung von Beurtheilern und Liebhabern, ſondern von allen ohne Ausnahme, iſt es verkannt worden, daß das homeriſche Epos ein Naturgewächs ſei; alle haben in den Keim alles hineingetragen, was ſich ſpäterhin aus ihm entwickelte. Doch iſt die in dieſem Stücke richtigere Anſicht der Neuern, welchen wir in der Meinung, daß ſich die Anſicht der Alten und die Anſicht der Neuern von der homeriſchen Poeſie gegenſeitig durcheinander berichtigen und ergänzen laſſen, durch den Verſuch im Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters, und im Eingang des gegenwärtigen, nicht bloß die eigne Natur, ſondern auch den allmähligen Wachsthum dieſes Gewächſes darzuſtellen, gefolgt ſind, durch ausſchweifende Uebertreibung nicht minder in Umdeutung des Dichters gerathen, wie die verirrteſten unter den Alten. Homeros, ſo ſcheint es, war nun einmahl beſtimmt, von ſeinen Bewunderern verwandelt zu werden. Bald ward er als Tragiker angebethet, bald als Improviſatore; ehedem als Philoſoph, jetzt als reiner Wilder; wie es beim Empedokles heißt:

> Jüngling war er jetzt, war jetzt Mädchen, dann Staude,
> Vogel darauf, und glänzender Fiſch.

Die Vieldeutigkeit der Worte, Kunſt, Natur, Kunſtpoeſie und Naturpoeſie, und die häufige Unbeſtimmtheit der damit verknüpften Begriffe gibt dem Hange der Umdeutung noch freieres Feld. Will man alle Poeſie Kunſt nennen, welche ſich durch Allgemeinheit des Geiſtes, der Gattung und Geſtaltung bis zur zweckmäßigen, wenn gleich abſichtsloſen, und nur durch Natur entſtandenen Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Schönheit, und bis zur Urbildlichkeit erhebt; ſo iſt Homeros ein Künſtler. Setzt man das Weſen der Kunſt in die abgeſonderte Ausbildung: ſo fängt die helleniſche Kunſtpoeſie mit Archilochos und Kallinos an, als ſich verſchiedene entgegengeſetzte Arten und beſtimmte Richtungen in derſelben entwickelten. Setzt man es in eine ſelbſtthätige Nachahmung anerkannter Urbilder und in die Leitung durch einzelne, aus lebendiger Uebung entſtandene, vom Meiſter auf den Jünger in Kunſtſchulen fortgepflanzte Vorſchriften; ſo beginnt ſie kaum vor Laſos, Pindaros und Simonides. Die alten Lyriker äußerten gegenwärtige Zuſtände, ſtellten wirkliche Empfindungen dar; im Epos waren die wirklichen Begebenheiten, welche den Grundſtoff desſelben ausmachten, zwar mit vielen Erdichtungen vermiſcht; doch hatten ſich dieſe ſo allmählig angebildet, waren ſo innig verwebt, und alles ward durch die Geſtalt der Darſtellung ſelbſt in eine ſo wunderbare Entfernung hinausgeſchoben, daß die dichteriſche Erfindung von der geſchichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geſchweige denn ihr entgegengeſetzt erſchien. Ganz anders in der dramatiſchen Kunſt, wo die Aenderungen der gegebenen Mythen nicht nur auffallender und plötzlicher waren, ſondern wo auch die Freiheit des Dichters ſchon durch die Geſtalt der Darſtellung, in der das entfernteſte als unmittelbar gegenwärtig erſcheinen ſollte, ſich als ſolche laut ankündigte. Dadurch war die Poeſie wie völlig losgeriſſen von der wirklichen Welt, in der ſelbſt die kunſtmäßigſten epiſchen und lyriſchen Gedichte der alten Hellenen noch einen Halt und Boden fanden, an den ſie ſich anſchließen, auf dem ſie ruhen konnten. Sie mußte nun ſtreben, für ſich beſtehen zu können, und ihre Bildungen in ſich ſelbſt zu vollenden. Durch innere Ganzheit ſelbſtſtändiger Hervorbringungen aus freiem Dichtungsvermögen verdient die dramatiſche Gattung vorzugsweiſe und im vollſten Sinne poetiſche Kunſt zu heißen, deren Weſen nach den Alten in der Vollendung bleibender Werke beſteht 13); im Gegenſatz der praktiſchen Kunſt, welche ſich handelnd äußert, und ſchon durch Hand-

13) Quinct. libr. II. cap. 18.

lungen ihren Zweck erreicht, wie der Tanz, die rhetoriſche Kunſt, und, nach dieſer Anſicht, wohl auch die lyriſche. Merkwürdig iſt es, daß Solon, welcher die homeriſchen Rhapſodien mit großer Sorge ans Licht zog, und ſelbſt Elegien dichtete, und ſeine Geſetzgebung zuerſt metriſch zu verfaſſen ſuchte **), die Vorſtellungen des Thespis als ſchädliche oder doch zweckloſe Täuſchungen und Unwahrheiten mißbilligte. Nachahmung iſt in der Platoniſchen Kunſtlehre das unterſcheidende Merkmahl der dramatiſchen Gattung, und zugleich eine der weſentlichen Eigenſchaften der Poeſie überhaupt. Aber auch die alten Dramatiker hatten meiſtens gleich den kunſtmäßigſten Lyrikern, vom Zweck ihrer Kunſt vielleicht eben darum, weil er ihnen als ein göttlicher galt und völlig allumfaſſend erſchien, keinen völlig beſtimmten Begriff. Beide hielten ſich vielmehr für Weiſe, für Richter öffentlicher Verdienſte und Tugenden, für Aufbewahrer großer Thaten, für vortreffliche Geſellſchafter, Freunde und Liebende, für würdige Rathgeber edler Fürſten, für verdiente Bürger, Lehrer, Führer und Vertheidiger des Volks, auch wohl für Seher und Vertraute der Götter, als daß ſie den eigentlichen Werth desjenigen erkannt hätten, was die Nachwelt allein in ihren Werken ſchätzt. Im kritiſchen Zeitalter der helleniſchen Poeſie griffen die Gedichte ſo wenig ins Leben ein, ſie hatten ſogar keinen bürgerlichen, ja ſelten einigen ſittlichen Werth, ſie athmeten ſo wenig ächte Weisheit; an die Stelle einer natürlichen Darſtellung mythiſcher Sagen und poetiſcher Gefühle durch epiſche und lyriſche Gedichte, als die nothwendigen und lange Zeit für dieſen Zweck und Stoff einzigen Darſtellungsarten und Kunſtgeſtalten, trat jetzt bei einer durchaus abſichtlichen Wahl der Mittel, nachdem es auch ſo viele andre gab, nachdem ſich die Proſa, bei den verſchiedenen Stämmen zu verſchiedener Zeit, überall aber nachdem die Poeſie dieſes Stammes ſchon verblüht war, völlig gebildet hatte, ſo häufig eine bloß willkührliche Verſetzung in den Glauben des alten Epikers, in die Stimmung des alten Lyrikers; daß ſich unter dieſen Umſtänden der Zweck der reinen Künſtlichkeit recht beſtimmt entwi-

---

**) Plut. Sol. p. 80.

ckeln konnte und mußte. Bei den Alten wirkte das künſtleriſche Urtheil nur im Hervorbringen, zum Anordnen und Geſtalten des gegliederten Werks; im kritiſchen Zeitalter richtete es ſich auch rückwirkend bis auf die feinſten Fäden des ganzen Kunſtgewebes, indem es auch die zarteſten Theile immer wieder durcharbeitete und ausbildete. Unſtreitig iſt Apollonios mehr Künſtler als Piſandros, Kallimachos und ſein römiſcher Nachfolger mehr als Mimnermos; und in dieſem Sinne zeigt ſich im Gange der alten Poeſie neben dem Kreislaufe auch eine gewiſſe Fortſchreitung; wie ſich denn auch erſt in den Werken einiger römiſchen Künſtler der Einfluß philoſophiſcher Begriffe vom Zweck und Werth der Kunſt zu äußern anfängt. Doch iſt der Kreislauf in der Geſchichte der geſammten alten Poeſie ſo herrſchend, daß ſie eben darum, wenn man ſie in Maſſe als ein Ganzes für ſich betrachtet, nicht als ein Werk der Kunſt erſcheint, deſſen Bewegungen nach der Richtung der Vernunft zweckmäßig beſtimmt wären, ſondern als ein Erzeugniß der Natur, welches ſich den Geſetzen aller lebendigen Kräfte gemäß, durch Trennung und Vereinigung des Ungleichartigen und Gleichartigen geſtaltete, gliederte, wuchs, blühte, reifte, ſich fortpflanzte, verhärtete und endlich auflöſte; und in ſo fern kann die alte Poeſie überhaupt Naturpoeſie genannt werden, wenn es eine Kunſtpoeſie giebt, welche ihr in dieſem Sinne entgegengeſetzt iſt.

Bildung kann man eigentlich nur demjenigen beilegen, was ſich zu einer geſetzmäßigen Geſtalt frei und aus ſich ſelbſt entwickelt hat. Sie hat eben darum einen allgemeinern und höhern Werth als Verfeinerung, ja auch als Cultur; denn abſichtlicher Anbau der Anlagen kann durch ſeine Willkührlichkeit ſelbſt leicht in eine falſche Richtung, in ausſchweifende Geſtalten und widernatürliche Mißbildung gerathen. Der erſte beſte barbariſche Naturſänger des Südens oder des Nordens iſt leicht feiner, geiſtiger, edler als der einfältige Homeros; aber Homeros iſt klaſſiſcher, und eben darum gebildeter. Auch der Kunſtloſe kann gebildet ſein; und gewiß war der Dichter, welcher ſich durch das zarteſte Ebenmaaß, ordnende Beſonnenheit und durch die feinſte Schicklichkeit ſo ſehr unterſcheidet, nicht roh.

Es würde leicht ſein, eine große Menge ſolcher Züge aufzuſtellen, deren wir hier einige als Belege dieſer Behauptung gegen das Vorurtheil von der homeriſchen Wildheit zur Erfriſchung für diejenigen, welche die Orgien der echten Muſen kennen, aus einem unerſchöpflichen Vorrath ausheben wollen. Die fein gemiſchte Eigenthümlichkeit des Menelaos in der Ilias, dem es weder an Heldenmuth, noch auch eigentlich an Klugheit, aber an eignem Willen **) fehlt, nach dem Worte des Agamemnon:

> Denn oft ſäumt mein Bruder, und geht ungern an die Arbeit,
> Nicht von Trägheit beſiegt, noch Unverſtande des Geiſtes,
> Sondern auf mich herſchauend und mein Beginnen erwartend;

iſt für ſeinen Antheil an den Begebenheiten, welche die Flucht ſeiner nicht unedlen aber äußerſt verführbaren Gattin nach ſich zog, wie geſchaffen, und ſo zart gehalten als ſchlau erſonnen. Die ſpäte Heimkunft des Odyſſeus, die werdende Entſchloſſenheit des verſtändigen Telemachos wird durch eine an mehrern Stellen im Vorüberfluge angedeutete und durchſchimmernde Vergleichung mit der frühen aber ſchrecklichen Rückkehr des Agamemnon und mit der kühnen Rache des Oreſtes bedeutſam hervorgehoben. Dieſe Geſtalten durften nur um ein Weniges zu laut aus dem Hintergrunde hervortreten, ſo war die ſchöne Einheit des Ganzen geſtört. Wie bewunderungswürdig iſt die Behandlung einer ſo großen Menge alter Sagen in der Nekyia! Nirgends findet ſich hier todte Maſſe, bloß mythiſche, nicht poetiſche Abſchweifungen: aber auch nirgends Ueberfluß, wie es doch bei dieſem Stoff ſo unvermeidlich war, wenn er von einer bloß erfinderiſchen, glücklichen Natur ohne geübtes Gefühl für Schicklichkeit, Maaß und Einheit ausgebildet worden wäre. Die Herrſchaft dieſes richtigen Kunſtgefühls über eine ſo reiche Dichtung und Fülle der Dichterkraft, dieſes nirgends zu viel noch zu wenig, was wir hier bemerken, verdient beſonders betrachtet zu werden. Ueberhaupt ſteht der ganze

---

**) Darum will er auch, von Leidenſchaft zugleich aufgetrieben, mehr als er vermag (Ilias VI. 96. f.); er, welcher in der Noth ohnmächtig verzagt, und nichts weiß, als den Vater der Götter verzweiflungsvoll zu ſchmähen (III. 364).

mittlere Theil der Odyſſee im Wunderbaren und in der Fülle auf dem Gipfel der Reiſe. Nur etwas weiter, und die Gränze der Schönheit wäre überſchritten, und die Dichtung näherte ſich heſiodiſcher Ausſchweifung. Den heitern Neſtor bei ſchon ganz naher und näher dringender Gefahr noch bei fröhlichem Schmaus und traulichem Geſpräch zu finden, kann in einem helleniſchen Dichter ſo wenig befremden, als die dadurch wohlthätig gehobene ſchöne Gleichmüthigkeit des wackern Alten im Sturm der darauf folgenden Schlacht. Doch konnte dieſe künſtleriſche Kühnheit ihre Gränze ſehr leicht verfehlen. Ueberdem erregt ein Zug [55], welcher, für ſich genommen, nichts als eine angenehme Umſtändlichkeit zu ſein ſcheint, hier das Bild eines kraftvollen und rüſtigen Greiſes ſo ſehr an der rechten Stelle, daß man ihn nicht für zufällig halten möchte. Die ſpät geäußerte Empfindlichkeit des Diomedes über den ungerechten Tadel des Agamemnon ſetzt einen Dichter voraus, dem das leiſeſte Gefühl für das Feinere in ſittlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen gleichſam angeboren war. Ueberdem iſt die gleichmäßige Ausbildung aller ſeiner Kräfte, das reine Ebenmaaß ſeines Gemüths, ſein ſo richtiges Verhältniß zum Ganzen, eine der ſchönſten Blüthen des vollendeten helleniſchen Epos und in der ganzen Geſchichte ähnlicher Geſänge einzig. Das war nur bei einem Volke möglich, dem Harmonie nothwendiges Bedürfniß, und unwillkührliche Aeußerung urſprünglicher Natur, bei dem die Anlage zur Vollendung einheimiſch war.

Wenn Ariſtoteles [56] die Poeſie überhaupt, und alſo auch das Epos, aus Improviſationen entſtehen läßt; ſo könnte es ſcheinen, er habe auch in dieſem Stücke, wie in ſo vielen andern, die Eigenthümlichkeiten der dramatiſchen Dichtart auf alle übrigen übertragen. Er deutet nirgends auf einen allgemeinen Gattungsbegriff von denſelben, ſondern ſcheint überall nur jene beſtimmte Art im Auge zu haben, aus denen, wie bekannt, das helleniſche Drama entſprungen iſt. Solche rohe dithyrambiſche und phalliſche Geſänge, aus welchen ſich die kunſtmäßige ſatyriſche, tragiſche und komiſche Poeſie der Athener entwickelte, waren noch zur Zeit des

---

[55] Ilias XII. 635. [56] Poet. cap. 2.

Ariſtoteles in vielen Städten gebräuchlich [illegible]). Die alte Muſe der Athener beſtand in Chören von Knaben und Männern aus den Landleuten, welche nach Völkerſchaften zuſammentraten, und noch beſtaubt von Erndte und Pflug, improviſirte Geſänge ſangen [illegible]). Zu dieſer Gattung gehörten auch wohl die ſpottenden Weiberchöre zu Ehren der ländlichen Gottheiten, Damia und Auxeſia auf Aegina, deren Spott keinen Mann, aber die einheimiſchen Weiber traf, und ähnliche Feſte bei den Epidauriern [illegible]). Verwandter Natur ſcheinen die improviſirten Spottgeſänge, welche Jünglinge nach einem Gleichniſſe im homeridiſchen Hymnus auf Hermes, an Gaſtmahlen zu wechſeln pflegten [illegible]). Aus ähnlichen geſellſchaftlichen Improviſationen entwickelte ſich das einheimiſche Drama, und ſelbſt die Satyre der Römer. Sieht man nur auf die Schnelligkeit des leidenſchaftlichen Hervorbringens, auf den gänzlichen Mangel eines künſtleriſchen Entwurfs und beſonnener Ausbildung; ſo kann man ſelbſt den Lucilius unter die Improviſatoren zählen. Ueberhaupt iſt das Improviſiren kunſtloſen mimiſchen, geſellſchaftlichen und lyriſchen Gedichten ſo angemeſſen, daß es hier ſeine Stelle auch im Zeitalter der gebildeten Poeſie zu behaupten pflegt. Will man die im homeridiſchen Hymnus auf den deliſchen Apollon als eine berühmte Seltenheit erwähnten Geſänge der deliſchen Frauen [illegible]) für feſtliche Improviſationen halten; ſo kann man ſie wegen ihres mimiſchen Anſtrichs für die älteſte Spur der jetzt beſchriebenen Gattung betrachten; denn dieſer und die unſtreitig ſehr örtliche und deliſche Behandlung ſtimmt nicht zu der Natur des helleniſchen Epos in der homeriſchen Periode. Ländliche Improviſationen, wie die altattiſchen, oder die in den bukoliſchen Gedichten der ſikeliſchen Schule des ſpätern Zeitalters häufig nachgebildeten Wechſelgeſänge doriſcher Hirten darf man in der homeriſchen Welt nicht erwarten, wo der bürgerliche Zuſtand der Landleute einer freiern Entwicklung des dichteriſchen Naturgefühls in der beherrſchten Claſſe ſo ungünſtig war.

[illegible]) Ibid. [illegible]) Max. Tyr. Diss. XXXVII. p. 303. seq. T. II. ed. Reiske. [illegible]) Herod. Terpsich. cap. 83. [illegible]) v. 56. 57. [illegible]) v. 156–164.

Noch weniger darf man in der erſten Periode der Kunſt an jene völlig verſchiedne Gattung von Improviſatoren auch nur denken, die man im Gegenſatz jener natürlichen künſtliche nennen könnte, zu welcher Diogenes von Tarſos gehört, der Gedichte, meiſtens tragiſcher Art, über jeden aufgegebenen Gegenſtand ausſchäumte **); und der ſidoniſche Antipater, welcher hexametriſche Verſe und andere in andern Sylbenmaaßen unvorbereitet auszuſtrömen pflegte, und es bei einem ſtarken Gedächtniß und einer glücklichen Natur durch Uebung ſo weit gebracht hatte, daß ihm, wenn er ſich entſchloſſen in den Vers geworfen hatte, die Worte von ſelbſt folgten **); und Archias, welcher oft, ohne einen Buchſtaben zu ſchreiben, eine große Anzahl Verſe, die nach der Verſicherung des Redners, höchſt vortrefflich waren, von den Begebenheiten des Tages herſagte, auch auf Verlangen denſelben Gegenſtand mit verändertem Ausdruck und Ausführung behandelte **); und viele andere von gleichem Schlage kurz vor und zu der Zeit des Quinctilianus **). Auf der einen Seite hat dieſe beſondre Gattung der Improviſation, die vielen, welche über die Natürlichkeit der homeriſchen Poeſie haben reden wollen, allein bekannt geweſen zu ſein ſcheint, etwas Seiltänzermäßiges und Knechtiſches, welches nur bei einer in Verweſung übergegangenen Entartung der Kunſt, wie in jenem Zeitalter der völligen Auflöſung der helleniſchen Poeſie Statt finden kann; auf der andern Seite liegt ihr ein ſehr hohes und übertriebenes Urbild von einer vollkommnen Uebermacht der Willkühr über das künſtleriſche Vermögen zum Grunde; wie nicht ſelten dann die Forderungen in der Kunſt am höchſten und bis ins Abgeſchmackte ſteigen, wenn man ſchon ganz unfähig geworden iſt, irgend etwas Tüchtiges zu leiſten.

Zwar improviſirt Hermes, in dem homeridiſchen Hymnus auf ihn, auch ein Epos **) von der Liebe der Maja und des Zeus und von ſeiner eignen Geburt. Aber der kleine Gott thut in dieſem Gedicht vieles aus dem Stegreife, wozu Menſchen Vorberei-

---

**) Strab. libr. XV. p. 992. fin. **) Cicer. de orat. III. 50. **) Cic. pro Archia, cap. 8. **) Quinct. Inst. libr. X. cap. 7. **) v. 57. seq.

tung und Uebung durchaus bedürfen. Auch werden die epiſchen Improviſationen, als die ſeltnern und unbekanntern, durch Vergleichung mit den geſellſchaftlichen, als den gewöhnlichern und bekanntern, erläutert. Wie hohe Begriffe der Dichter dieſes geiſtvollen Geſanges, welches aus dem reinſten poetiſchen Kunſtſinn hervorging, und durchhin das athmet, was das Tiefſte und Eigenſte iſt in der ausgebildeten künſtleriſchen Natur und Denkart, von Lehre, Kunſt und Weisheit in der Poeſie hat, mag eine der merkwürdigſten Stellen dieſes Gedichts, in welchem beinahe alles merkwürdig iſt, bezeugen, in welcher Hermes dem Apollon die Eigenſchaften der Leier beſchreibt. Hier heißt es unter andern:

Wenn ſie von einer,
Welcher gebildet ward von der Kunſt und der Weisheit, befragt;
Dieſem ertönt ſie und lehret ihm viel, was das Herz ihm erfreuet;
Willig ſpielet ſie dann in dem milden Kreiſe der Freunde,
Fliehend der Arbeit Laſt, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungeſtüm ſie zuerſt und noch unkundig befragt;
Ganz unnütz dann tönet ſie ihm, und mit eitlem Geräuſche *).

Wie verächtlich **) äußert ſich der vortreffliche Homeride hier über die luſtige und bodenloſe Darſtellung des natürlichen Improviſatore? Zwar werden beim Ariſtophanes ***) epiſche Stellen auf gegenwärtige Gegenſtände angewandt, und Verſe aus dem Stegreiſe erdichtet; ein Wink des Platon ****) und manche Ausdrücke der Spätern von den Rhapſoden deuten darauf, daß es auch eine epiſche Improviſation gab; welche ſich jedoch ihrem Charakter nach erſt auf die ſpätern Zeiten der epiſchen Kunſt beziehen läßt, ſo wie das Improviſiren auch in der rhetoriſchen Kunſt ſpät, erſt mit Aeſchines anfing. Bei Homeros wird es nicht nur nicht erwähnt, ſondern es widerſpricht auch den übrigen Eigenſchaften ſeiner Sänger; und, was noch entſcheidender iſt, es ſtreitet mit dem Weſen und Geiſt der Dichtart ſelbſt. Eine eigentlich improviſirte metriſche Erzählung wird unfehlbar mimiſch, welches das helleniſche

---

*) V. 479–485. Ueberſetzt von F. A. Eſchen. **) μὰψ αὔτως κεν ἔπειτα μετήορά τε θρυλλίζοι. ***) Eq. v. 1063. f. ****) Phaedr. T. X. p. 287. ed. Bip.

Epos nicht iſt. Wie konnte man Geſchichte oder auch Sage improviſiren? Wie ſtimmte dies zu der homeriſchen Genauigkeit, zu der in den homeriſchen Geſängen durchhin athmenden treuen Anhänglichkeit an das Alterthum? Aus Geſchichte und Sage aber iſt das alte Epos der Hellenen entſtanden. In den früheſten Zeiten mußte das Geſchichtliche die beigemiſchte Dichtung noch mehr überwiegen; und es war da für die Improviſation noch weniger Raum. Daß der epiſche Sänger im Vortrage der überlieferten und durch eigene Erfindung oder Ausbildung veränderten Erzählung Kleinigkeiten weglaſſen und hinzuſetzen konnte und mußte, darf nicht bezweifelt werden; wer ſich aber genau ausdrückt, wird das nicht Improviſiren nennen.

Achtes Kapitel.

Von der Aechtheit und Diaſkeuaſe der homeriſchen Gedichte.

Es iſt in dem Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters angedeutet worden, wie das alte Epos aus der beſondern Eigenthümlichkeit der Hellenen hervorgegangen ſei, und in dieſen Bildungsverhältniſſen bis zur Vollendung habe wachſen können; und im gegenwärtigen, daß dieſe eigenthümliche Dichtart, durch ihre Conſequenz, die Allgemeinheit und Uebereinſtimmung ihrer Merkmahle, in der Natur des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt ſelbſt gegründet, daß ihre Gränzen demnach nicht zufällig und ſie eine nothwendige Gattung der Poeſie überhaupt ſei. Wer den Winken der Natur gern nachforſcht, von der es hier vornehmlich gilt, was Herakleitos vom Apollon behauptete: „Er verbirgt nicht, und er ſagt nicht, ſondern er deutet an;“ wird ſich leicht denken können, wie das helleniſche Epos aus dieſen Gründen und Veranlaſſungen nach allgemeinen Bildungsgeſetzen aller lebendigen Kräfte zu jener Conſequenz und Weſentlichkeit gelangt ſei, und wie die einzelnen Eigenſchaften desſelben aus der äußern Geſtalt, welche aber nur hier ganz conſequent durchgeführt iſt, ſich allmählig entwickelt haben, oder vielmehr an dieſelbe allmählig angewachſen ſein mögen. Doch würde auch dadurch die Entſtehung der homeriſchen Poeſie nur im Allgemeinen und Ganzen erklärt werden. Die Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Theile und Rhapſodien aber wäre ſchon zur nähern Beſtimmung und weitern Ausführung jener allgemeinen Umriſſe von der äußerſten Wichtigkeit. Ueberdem ruht die allgemeine Anſicht von der homeriſchen Poeſie, wenn ſie, wie es oft der Fall war und noch iſt, auf die Veränderungen, welche die einzelnen Theile und die Ordnung des Ganzen betroffen haben mögen, keine Rückſicht nimmt, auf ſchwachem, oder vielmehr auf gar keinem Grunde. Mit dieſer Unterſuchung ſteht und fällt alles. Es iſt die Frage vom Sein oder Nichtſein. Wer ſie ernſtlich beantworten will, muß geſinnt ſein, wie der Held, welcher bittet:

Vater Zeus, befrei der Achaier Söhne von dieſer
Nacht! laß Heitre kommen, gewähr' dem Auge den Anblick,
Und am Tage den Tod!

Wenn hier von der homeriſchen Poeſie, als von einem untheilbaren Ganzen, geredet worden iſt: ſo iſt dies keinesweges im herkömmlichen Glauben an Einen Homeros, alleinigen und improviſirenden Schöpfer der Ilias und Odyſſee, geſchehen. Vielmehr hat die bisherige Unterſuchung über das homeriſche Epos ſtete Rückſicht auf dieſes ihr Ziel genommen, und es nie aus den Augen verloren. Doch mußte in der dieſer Geſchichte angemeßnen Ordnung der Gegenſtände, der Begriff des Ganzen vorzüglich in dieſem Fall der Unterſuchung über die einzelnen Theile vorangehen, weil die Meinungen der Alten vom Ganzen der homeriſchen Poeſie, ihre abſichtlichen Veränderungen, und ihre Urtheile über die Aechtheit einzelner Stellen oder Theile derſelben begründet und beſtimmt haben. Dieſe nothwendige Anordnung kann uns nicht hindern, was in dem bisher Behaupteten grundlos befunden werden ſollte, wieder zurückzunehmen [11].

---

[11] Als Grundlage und Veranlaſſung des Folgenden ſind Wolfs Prolegomena zu betrachten, welche auf mittelbare Weiſe ſchon über mehreres in der älteſten helleniſchen Poeſie Licht gegeben haben. In der That hat faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde von den Entdeckungen dieſes Kritikers über die homeriſche Poeſie die wichtigſten Vortheile gewonnen. Im Ganzen aber ſcheint es, iſt jenes Meiſterſtück des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit, welches durch den Geiſt der Wißbegierde und Wahrheitsliebe, den es athmet, durch die ſtrenge Beſtimmung und feine Verkettung einer ſo langen Reihe von Gedanken und Beobachtungen dieſer Art und dieſes Stoffs, am meiſten aber durch die eigne, eben ſo ſeltne als unſchätzbare Gewandtheit und Biegſamkeit des Gedankengangs, bei dieſer Fülle des Inhalts, für ein Urbild geſchichtlicher Forſchung über einen einzelnen Gegenſtand des Alterthums gelten kann, von den Anhängern faſt noch weniger verſtanden, geſchweige denn benutzt worden,

Jahrhunderte lang lebten die homeriſchen Rhapſodien einzeln nur durch die Ueberlieferung epiſcher Kunſtſchulen, im Geiſt und auf den Lippen wandernder Sänger, bis ſie durch die Diaſkeuaſten geſammelt, zur Ilias und Odyſſee geordnet, und ſchrift-

---

als von den Zweiflern. Der Grund davon liegt wohl zum Theile in der Anordnung der Schrift; indem was darin für das Ganze das wichtigſte iſt, die Grundlinien nähmlich zu einer wo nicht chronologiſch beſtimmten doch genetiſch befriedigenden Entſtehungsgeſchichte der homeriſchen Poeſie, hier nur als Epiſode in die, zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Ausgabe beſtimmte und ausführlichere Geſchichte der Ueberlieferung und Behandlung des homeriſchen Textes, eingeflochten und in zerſtreuten Winken angedeutet werden konnte. Daher denn auch manchem Gegenſtande einer bloßen Nebenunterſuchung, wie z. B. über die Schrift und die frühere oder ſpätere Anwendung derſelben, ein viel zu großes Gewicht für das Ganze gegeben worden. Die vornehmſte Urſache aber, warum jene ganze Unterſuchung der alten und neuen Chorizonten bloß in dem ſkeptiſchen Zuſtande ſtecken geblieben iſt, ohne zu einem ganz klaren Ziel und geſchichtlich begründeten und genügenden Schluß gedeihen zu können, liegt außer den vielen in der Alterthumskunde noch herrſchenden Vorurtheilen und falſchen Meinungen, über die alte Sage und älteſte Poeſie, und wie man ſich ihre Entſtehung denkt, überhaupt aber über die Sprache, Kunſt- und Geiſtesentwicklung der Vorzeit und Urwelt, beſonders auch in der hier wohl genugſam erörterten vielfachen und gänzlichen Unbekanntſchaft mit der eigenthümlichen Natur des helleniſchen Epos. Es fehlt an dem hinreichend entwickelten dichteriſchen Kunſtgefühl, dann auch an dem rechten Verſtändniß ſelbſt für den Geiſt der Sage und Mythologie, an Sinn für die poetiſche Entfaltung der alten Heldenſage durch den epiſchen Geſang und für die eigenthümliche poetiſche Geſtaltung und kunſtſinnige Form in dieſen homeriſchen Liedern und eben daher auch an einer richtigen Würdigung der wahrhaft künſtleriſchen Diaſkeuaſe derſelben. Erſt jetzt, nachdem wir eine tiefere, wiſſenſchaftlichere Anſicht der Mythologie und des alten Sagengeiſtes gewonnen haben, kann eine Forſchung, welche das ganze Gewebe und Wundergebilde des Alterthums und der Urwelt mit poetiſchem Kunſtgefühl auffaßt, durch den Scharfſinn der Chorizonten in der Scheidung der Einzelnen geleitet, über die ſkeptiſche Stufe hinaus zu einer vollſtändig genetiſchen Natur und Entſtehungs- oder Kunſt- und Entwicklungsgeſchichte der alten Sage und Poeſie überhaupt und der homeriſchen Lieder insbeſondere gelangen.

lich aufgezeichnet wurden. Die Annahme einer Ilias und Odyſſee vor den Diaſkenaſten iſt alſo nur blinder Glauben oder gewagte Vorausſetzung. Auch bei der treueſten mündlichen Ueberlieferung durch einen ſo langen Zeitraum ſcheinen allmählige Abweichungen von der urſprünglichen Geſtalt faſt unvermeidlich, und die Neigung des Epos ſelbſt, ſich in epiſodiſcher Fülle auszubreiten, konnte den Rhapſoden zu Erweiterungen und Zuſätzen locken. Die Schule des berühmten Kynaethos [12]) wird der Verfälſchung ausdrücklich beſchuldigt. Die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesart, welche, wie leicht zu erachten, in den verſchiedenen Handſchriften verſchieden lautete, ging ſo weit, daß der bittre Timon dem Aratos auf die Frage, wie er ſicher zur ächten homeriſchen Poeſie gelangen könne, antwortete: „Wenn er ſich an die alten Handſchriften hielte, nicht an die neulich berichtigten" [13]). Das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig und allgemein, daß auch wohl Bücher dagegen geſchrieben wurden [14]). Selbſt der beſcheidenere Ariſtarchos ſprach, wie ſich Cicero ausdrückt, die Verſe, welche er nicht billigte, dem Homeros ab [15]). Nicht bloß größere und kleinere Stellen, auch ganze Rhapſodien hielten die Kritiker für unächt. „Es ſei eine Krankheit der Hellenen," ſagt Seneca [16]), „zu unterſuchen, wie viel Ruderer Odyſſeus gehabt, ob die Ilias früher geſchrieben ſei, oder die Odyſſee; ferner, ob ſie von demſelben Verfaſſer wären." Die Grammatiker, welche die letzte Frage verneinten, bildeten eine eigne Secte der Chorizonten.

Und in der That findet ſich auch Veranlaſſung zum Scheiden und Sondern genug, wenn man die Rhapſodien der Ilias und Odyſſee nicht im Zuſammenhange der ganzen helleniſchen Poeſie und in Vergleichung mit den homeridiſchen Hymnen, mit den heſiodiſchen Geſängen, und mit dem, was wir von den Werken der epiſchen Claſſiker des lyriſchen und dramatiſchen Zeitalters wiſſen oder vermuthen, oder gar im Gegenſatz ganz andrer Gat-

[12]) Schol. ad Pind. Nem. II. [13]) Diog. Laert. IX. 12. 6. [14]) Schol. Ven. ad I. 424. [15]) Wolfii Proleg. p. CCXXXII. [16]) De brev. vit. cap. 13.

tungen der Kunſt betrachtet, wo ſie freilich als Eine Maſſe und ein Ganzes erſcheinen, ſondern ſie bloß an und für ſich beobachtet, und nur mit ſich ſelbſt, ohne alle Vorausſetzung, ob ſie von Einem oder mehreren herrühren, vergleichet. Da ſondert ſich nicht etwa bloß das jedermann verdächtige Ende der Odyſſee **) weit ab; auch manche der immer noch ſehr alterthümlichen, und kunſtreich gediegenen, an ſich betrachtet, größten und fließendſten Maſſen, verrathen durch eine feinere einem empfänglichen Gefühl und offnen Auge aber ſehr wohl merkliche Verſchiedenheit, in der Farbe des Ausdrucks und in den Umriſſen und Zügen der Erzählung und Dichtung, einen verſchiedenen Urſprung. Eine Verſchiedenheit, die gleichſam in die Sinne fällt, ohne noch die geſchichtlichen Widerſprüche im Einzelnen, die ſtreitenden oder abweichenden Anſichten derſelben Gegenſtände oder Geiſtesgegenden im Ganzen zu unterſuchen, oder auf Schwierigkeiten aus einer muthmaßlichen Chronologie der Gebräuche und Sitten zu ſehen. Von der Patrokleia an wechſeln und kämpfen in den letztern Rhapſodien der Ilias größere Geſtalten, das Leben iſt gedrängter, und raſcher der Schwung. Gegen die erſten Rhapſodien, wo man nach der dichteriſchen Erhabenheit des erſten Anfangs auch wieder manches rein Hiſtoriſche, oder was dem ähnlich iſt, findet, dürfte man ſie deshalb poetiſirter nennen. Da nun das Eigenthümliche der Ilias im Gegenſatz der Odyſſee eben darin beſteht, daß die epiſche Kraft ſich darin mehr zuſammendrängt, als auseinanderbreitet, mehr in die Höhe ſteigt, als in die Weite ſtrömt, ſo ſind ſie in dieſer Hinſicht gleichſam der Gipfel der Ilias. Dagegen iſt aber freilich die Bildung, Bewegung und Farbe des Wunderbaren hier ungleich üppiger, ja ausſchweifender, und nicht ſelten anſtößiger. Hierin gleicht ihnen die Diomedeia nicht wenig, welche auch darum, weil nichts im Zuſammenhange der Geſchichte Weſentliches darin vorgeht oder vollbracht wird, außer daß der Tod des bundbrüchigen Pandaros den Forderungen der gerechten und ſtrafenden Adraſteia Genüge leiſtet, ein ſpäterer Nachwuchs der vorhergehenden Rhapſo-

---

**) Von XXIII, 297. an.

dien ſcheinen könnte. Wie nachdem ſich die Größe und Fülle der Kraft der erſten Geſänge wieder in mancherlei Epiſoden und Einzelnheiten zerſplittert und verloren hat, dann in den letzten Geſängen der Ilias wieder im poetiſchen Sinn am meiſten Ilias iſt, ſo iſt in den mittleren, vom fünften bis zum fünfzehnten der Odyſſee am meiſten Odyſſee und am meiſten homeriſche Dichterfülle. An leichter Lebendigkeit, bezaubernder Süßigkeit, an völliger Ausbildung, Anmuth auch im Scherz und zarter Angemeſſenheit iſt dieſe Maſſe die volle Blüthe der homeriſchen Schönheit, und enthält verhältnißmäßig am meiſten Dichtung. Der achtzehnte Geſang der Odyſſee ſticht merklich ab, und in dem fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Geſange iſt ein befremdendes Umherſpringen, hier und da unnatürliche Kürze und anſtößige Stellen genug: viele andre Wahrnehmungen ähnlicher Art nicht zu erwähnen.

Aber auch die vollkommenſte Aehnlichkeit der Geſtaltung und Gleichheit der Farbe bei gänzlichem Mangel an Widerſprüchen, Lücken und Sprüngen, wäre noch kein hinreichender Grund, einen Kranz oder eine Maſſe dieſer alten Geſänge ganz beſtimmt Einem Urheber anzueignen, da ſie mehr entſtanden und gewachſen, als entworfen und ausgeführt, da ſie Früchte eines ſo einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchſt gleichartigen, durch die Natur ſelbſt geſtifteten Kunſtſchule ſind. Die alte Sage von Einem Homeros, und die mancherlei Mährchen, welche ſich an ſie angebildet haben, können bei allen dieſen Unterſuchungen um ſo weniger etwas gelten, da ſie außer demjenigen, was offenbar aus den Lebensverhältniſſen der ſpätern Rhapſoden zur Zeit, da der noch neue Republikanismus die heroiſche Verfaſſung, mit allem was ihr anhing, und alſo auch die heroiſchen Sänger verdrängte und erniedrigte, entlehnt und auf den ältern Urheber von Gedichten übertragen iſt, in denen das Leben der Sänger ganz anders dargeſtellt wird, gar nichts enthalten, als die gröbſten und ſchneidendſten Widerſprüche über das Vaterland, und was noch ſchlimmer iſt, auch über das Zeitalter des Homeros. Wenn man erwägt, wie viele Hülfsmittel die helleniſchen Gelehrten, welche das Zeitalter des Homeros zu beſtimmen verſuchten, noch hatten und haben konnten, die nun verloren ſind; daß ſie bei Beantwortung der großen Frage, aus homeriſchen Anſpielungen auf Gebräuche oder Begebenheiten, deren Alter entweder geſchichtlich bekannt war, oder nach wahrſcheinlichen Gründen beſtimmt und angenommen wurde, nach ihrer Art ziemlich ſorgfältig und ſehr ſcharfſinnig zu Werke gingen, und daß die verſchiedenen Angaben und Beſtimmungen ſo außerordentlich weit von einander abſtehen; ſo dringt ſich der Gedanke auf, daß, wenn auch nicht alle, doch ſehr viele dieſer abweichenden Meinungen gleich wahr, und das Alter der einzelnen Theile und Maſſen der homeriſchen Poeſie wohl auch ſehr verſchieden ſein möchte; daß es ohnehin nichts als ein ganz mißglückter Einfall iſt, aus den verſchiedenen Zeiten eine mittlere Durchſchnittszahl ziehen zu wollen, und der Vorzug, den man einem oder dem andern homeriſchen Chronologen nach dem Anſehen ſeiner Gelehrſamkeit, Urtheilskraft und Zuverläſſigkeit geben mag, bei dem ungefähr gleichen Gewicht der Gegner doch nur willkührlich iſt.

Bei allen dieſen unläugbaren Thatſachen, Wahrnehmungen und daraus folgenden Sätzen kann es alſo wohl gar nicht mehr die Frage ſein: was iſt homeriſch in dieſen alten Geſängen, und was nicht? Denn unter dem Gedränge dieſer Zweifel verſchwindet Homeros unſerer Nachforſchung, wie des Vaters Schatten der Umarmung des Aeneas. Man darf nur noch fragen, wie die Ilias und Odyſſee entſtanden ſei. Wir haben ſie nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern vielfach bearbeitet und überarbeitet, und vielleicht durch Rhapſoden, Diaſkeuaſten und Grammatiker ganz umgebildet. Und ſo ſcheint die homeriſche Poeſie ſelbſt, die einzige ſichere Grundlage der früheſten Alterthumskunde, und mit ihr das ganze Gebäude zu ſchwanken, und dem Kunſtfreunde wie unter den Händen wegzugleiten und gleichſam zu zerfließen. Die erſten Urheber haben alſo wohl vielleicht nur allerlei rohen Stoff von ſich gegeben, der durch die Kunſt der ſpätern hintendrein vervollkommnet, und in welchen die liebliche Schönheit, die völlige Ausbildung, beſonders aber die reizende Harmonie, das unterſcheidendſte Merkmahl des homeriſchen Epos erſt lange nachher und ſehr ſpät hineingemacht ward.

Gegen dieſe Vorſtellung indeſſen, die bei Gelehrten, welche das helleniſche Alterthum nicht kennen, nach dem erſten flüchtigen Ueberblick aller der erwähnten und andern ähnlichen bedenklichen Nachrichten und Winke, die ſich in den Alten ſelbſt über die Entſtehung, Erhaltung und Behandlung der homeriſchen Poeſie finden, ſehr leicht aufſteigen könnte, dürfte wohl ſehr vieles von dem ſprechen, was bei einer Unterſuchung der Art am meiſten Gewicht haben muß. Auch die allgemeine poetiſche Disharmonie ſelbſt der Claſſiker der epiſchen Kunſt nach der homeriſchen Periode könnte ſchon Zweifel erregen. Die Unordnung und Disharmonie der heſiodiſchen Poeſie fällt jedem Kunſtfreunde in die Sinne. Antimachos war noch ſchlechter geordnet als Heſiodos *), Panyaſis nur etwas beſſer: ſo auch wahrſcheinlich Piſandros, da Ariſtoteles die Herakleia unter den wegen Mangel an dichteriſcher Einheit getadelten epiſchen Werken nennt **). Konnten unbekannte Verfälſcher den homeriſchen Geſängen jene Anordnung anbilden und gleichſam einimpfen, welche das Maaß des menſchlichen Geiſtes zu überſchreiten ſchien ***), während die Epiker, welche jeder in ſeinem Zeitalter, die gebildetſten waren, gleichſam die Häupter der epiſchen Kunſt, auch den gewöhnlichen Forderungen der Rhetoriker in dieſem Stücke ſo wenig Genüge leiſten? Die ſcheinbare Möglichkeit, daß die Homeriden, während aller Veränderungen der epiſchen Kunſt, unbekümmert um das, was in dieſem oder jenem Zeitalter grade galt oder nicht galt, dem alten Style des Epos treu, die Bildung und Geſtaltung der homeriſchen Poeſie wenigſtens in einer ſtetigen Reihe fortſetzen und vielleicht erſt in den ſpäteſten Zeiten vollenden konnten, wird vernichtet durch die gänzliche Verſchiedenheit derjenigen Rhapſodien, welche die Ilias und die Odyſſee bilden, und der homeridiſchen Hymnen, deren verhältnißmäßige Spätheit wir faſt ohne Ausnahme wiſſen können. Eine Verſchiedenheit, die nicht bloß in dem Stoff liegt, oder auch ſich nur auf die Farbe und äußere Geſtaltung erſtreckt, ſondern ſich noch in dem innerſten Bau des Ganzen offenbart. Waren es aber die Diaſkenaſten, denen die homeriſche Poeſie ihre epiſche Har-

---

*) Quinctil. X. 1. **) Poet. 8. ***) Quinctil. X. 1.

monie verdankt, ſo iſt es unbegreiflich, warum ſie gegen andere alte Gedichte, die ſie doch auch diaſkeuaſirten, minder freigebig waren. Auch läßt ſich nicht wohl einſehen, wie alle Diaſkeuaſten aus ganz Hellas zuſammengenommen, das heſiodiſche Schild des Herakles zum Beiſpiel in eine ſchön geordnete Rhapſodie hätten verwandeln können: ſie müßten denn ein ganz neues Gedicht daraus gemacht haben. Dann wären aber ſie die Dichter, und das iſt ſicher, die, von denen die epiſche Harmonie der homeriſchen Rhapſodien herrührt, ſind die eigentlichen Autoren derſelben; mögen auch noch ſo viele Vorgänger ihnen Stoff zugebildet und Sagen verſificirt, oder Nachfolger ihre einzelnen Geſänge, die für ſich beſtehende Ganze waren, ihrer Abſicht gemäß oder entgegen, durch Kitt und Klammern zuſammengefügt, ja ſogar Stellen eingeſchoben oder weggelaſſen haben, ſo lange nur nicht alles umgebildet und neu geſtaltet wurde. So wie die ſichtbare Hinneigung der homeriſchen Poeſie zu jener ſittlichen Uebereinſtimmung, die aus der Strafe des Böſen und dem Falle des Uebermüthigen entſpringt, deren Gefühl, mit manchem andern ſeiner eigenthümlichen Gedanken verſchwiſtert, ſo oft aus dem alten Liede hervorſchimmert, und die ſich nicht bloß in der grauſamen Züchtigung des Melanthios, ſondern auch in der Darſtellung des Agamemnon, des Achilles und des Patroklus offenbart, in das ganze Gebilde innigſt verwebt iſt, und nicht von außen zugethan werden konnte; ſo auch die epiſche Harmonie, deren Weſen in der fließenden Stetigkeit der Darſtellung, in der klaren Anſchaulichkeit des Dargeſtellten, nicht bloß im Einzelnen, ſondern auch noch in den größern, immer wieder gefällig und deutlich gerundeten Maſſen beſteht.

Diaſkeuaſirt aber iſt die homeriſche Poeſie nun einmahl: das wiſſen wir, und daran müſſen wir uns halten. Genau zu beſtimmen, was die Diaſkeuaſten mit ihr und an ihr thun konnten oder nicht konnten, und was ſie wirklich gethan haben, das iſt die Hauptſache und das Eine, worauf es eigentlich ankommt.

Wenn wir auch annehmen wollen, die alten Geſänge hätten ſich, nicht bloß aus derſelben Sage, gleichſam Kinder einer Mutter, aufgewachſen, ſondern auch in einer Kunſtſchule ſchweſterlich gebildet und vollendet, aus urſprünglicher gegenſeitiger Befreundung aufs gutwilligſte in einander fügen laſſen; ſo kann dies doch nicht ganz ohne Vereinigungsmittel und Wirkungsſtellen zu Stande gebracht worden ſein. Dieſe darf, ja ſoll man in der Ilias und Odyſſee aufſuchen, und wenn es, wie billig, nach dem Grundſatze geſchieht, Stellen **), welche durch einen harten Uebergang oder bedenkliche Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epiſchen Gemeinplätzen und aus unverdächtigen andern homeriſchen Stellen mühſam zuſammengeflickt, der Oekonomie des Ganzen abſichtlich dienen, nichts enthalten, was ein Diaskeuaſt, der bloß Diaskeuaſt und gar nicht Poet wäre, nicht füglich hätte machen können, und ohne Schaden des Zuſammenhanges weggenommen werden mögen, fürs erſte als des diaskeuaſtiſchen Urſprungs verdächtig zu bezeichnen; ſo wird man vielleicht Stellen der Art genug finden, und ſich zuvörderſt von der ängſtlichen Beſcheidenheit der Diaskeuaſten überzeugen können, welche es beinahe überflüſſig iſt, in Worten zu loben, da die in der homeriſchen Poeſie übriggebliebenen Widerſprüche es durch die That thun, und ein bleibendes Denkmahl ihrer diaskeuaſtiſchen Vollkommenheit ſind, welche darin beſteht, daß ein Diaskeuaſt nur Diaskeuaſt iſt, und nichts anders ſein will. Auch dürfte die Vermuthung auf dieſem Wege, durch die höchſte Strenge in jedem einzelnen Fall und durch immer wiederholte Vergleichung der ähnlichen und Ueberſicht aller ſchadhaften Stellen wohl endlich mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit zu einer Zerlegung der Ilias und Odyſſee in die urſprünglichen Maſſen gelangen können, welche dann geſäubert von Kitt und entfeſſelt von Klammern, in reinerer Alterthümlichkeit und erhöhter Schönheit über-

---

**) Die Stelle Ilias I. 430—492. mag hier nur als ein Beiſpiel der Anwendung jenes Grundſatzes ſtehen, ohne dadurch auf allgemeine Ueberzeugung von ihrer Unächtheit Anſpruch zu machen. Denn hier muß doch jeder die Wahrheit ſelbſt finden, und ſo möglich es ſein könnte, wenn mehrere, dem Geſchäft gewachſene, jeder für ſich, alle von den Diaskeuaſten herrührenden Stellen in der homeriſchen Poeſie aufzufinden verſuchten; ſo dürfte es doch nicht rathſam ſein, Vermuthungen, die nur durch ihre Uebereinſtimmung und Verbindung in Maſſe unwiderſtehlich ſtark ſein können, durch vereinzelte Mittheilung zu zerſplittern und zu entkräften.

raſchend da ſtehen, das immer ein gutes Maaß von Verblendung heiſchende Andichten einer ſyſtematiſchen oder irgend einer andern ihnen fremdartigen Einheit faſt unmöglich machen, und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Harmonie **) dem durch die Vorausſetzungen des Verſtandes nicht mehr irre geleiteten Kunſtſinn einleuchtender entgegenkommen würden. Mit Rückſicht auf die merkliche Ordnung, welche ſo manche harte, verworrne und leere Uebergänge und Einſchiebſel, die nach aufgelöſter Diaſkeuaſe wegfallen dürften, einem leiſen Kunſtgefühl verurſachen können und ſollen, und vielleicht, als die erſte Veranlaſſung und der tiefere unter herkömmlichen Redensarten und Begriffen der Schule, wie unter einem mangelhaften Ausdrucke verſteckte Grund, eine Stelle verdächtig zu finden, den Kritikern des alexandriniſchen Zeitalters auch nicht ganz ſelten wirklich verurſacht haben, möchte man wohl ſagen, daß nicht die Ordnung, ſondern die Unordnung, die poetiſche nähmlich, welche etwa noch in der homeriſchen Poeſie gefunden wird, das Werk der Diaſkeuaſten ſei. Aus einem andern Geſichtspunkte aber kann man ſagen, daß die Diaſkeuaſten nur eine urſprüngliche Ordnung wieder hergeſtellt haben. Theils weil die ächten Maſſen nach der Trennung immer noch durch die ungeachtet der feinern Unterſchiede im Allgemeinen ſehr große Aehnlichkeit der Darſtellung, bei dem geſchichtlichen Zuſammenhange des Dargeſtellten, auf gewiſſe Art ein Ganzes bilden, und mehr oder minder deutliche Spuren einer urſprünglichen Fortſetzung und abſichtlichen Beziehung verrathen würden. Vornähmlich aber, weil die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie nicht in eine neue, willkürliche Geſtalt umgegoſſen, ſondern bei der Verkittung der ſich übrigens von ſelbſt dazu fugenden und ordnenden Rhapſodien, zu den beiden großen Maſſen der Ilias und Odyſſee, offenbar zwei Vor-

---

**) Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie fremd jene dem alten helleniſchen Epos eigenthümliche Harmonie manchem Zeitalter ſein mag, iſt es, daß Voltaire und Home, zwei ſo verſchiedene Naturen, deren jeder für eine ganze Gattung gelten kann, im Tadel der von den Alten allgemein geprieſenen und oft genug auch mit Einſicht gelobten und mit Geſchicklichkeit nachgebildeten homeriſchen Anordnung ſo ganz einig ſind.

men beabſichtigt haben, welche den alten Geſängen ſo wenig unbekannt ſind, daß ſie vielmehr als die ausdrücklichen und natürlichen Unterarten des homeriſchen Epos erſcheinen. Die Ilias ſoll eine Ariſteia ſein, und die Odyſſee iſt ein Noſtos; und dieſes ſind die zwei Ideen von der Form und Geſtaltung, innern poetiſchen Einheit, und nicht erſt erkünſtelten, ſondern allerdings urſprünglich künſtleriſch darin eingewebten, obwohl ſehr loſen dichteriſchen Ordnung und Verknüpfung, welche wir als den Hauptbegriff und zuſammenhaltenden Lebensfaden für beide Gedichte feſt zu faſſen haben. Wenn auch mehrere Rhapſodien und ganze Maſſen der Ilias gar nicht darauf angelegt ſcheinen, den Achilles am meiſten hervorzuheben, und nach Auflöſung der Diaſkenaſe vielleicht noch weniger ſcheinen würden, wie denn zum Beiſpiel manche kleine Stellen im zweiten, dritten und vierten Geſange, welche an den Achilles und an ſeine Wichtigkeit erinnern ſollen, nach dem erwähnten Grundſatze als Einſchiebſel verdächtig ſind; ſo iſt doch die Rückſicht und Beziehung auf ein Höchſtes und Vortrefflichſtes, verſteht ſich nach der Denkart der alten Heldenwelt, den Dichtern der Ilias ganz natürlich und ſichtbar bei ihnen hervortretend, und mehrere Rhapſodien und Maſſen zeigen einen abſichtlichen Hang, Einen Helden vor allen zu verherrlichen und über alle andern Geſtalten beſtimmt emporragen zu laſſen. In der Odyſſee werden ohnehin Geſänge von der endlichen Heimkehr der achaeiſchen Fürſten von Troja und ihren wundervollen Schickſalen und Wanderſchaften als eine damahls gewöhnliche und beliebte Liedesart in unverdächtigen Stellen erwähnt; und die einzelnen Rhapſodien erhalten hier auch durch ihre Stelle im Ganzen keine Beziehung, welche ſie nicht ſchon an ſich haben. Wohl iſt in den erſten vier Geſängen der Odyſſee eine zuſammenfügende Hand beſonders merklich und ſichtbar, in der wiederholten und hin und herſpringenden Anknüpfung und Hinweiſung, wo die verknüpfenden Stellen oft nur aus wiederholten Verſen eines andern Geſanges, mit geringer Veränderung und mit kleinen Ausfüllungen verwebt, bloß für dieſen Zweck abſichtlich an einander geſetzt zu ſein ſcheinen.

Uebrigens darf man auch dem homeriſchen Epos nicht mehr als nur einen entſchiednen Hang beilegen, ſich in jene beiden Arten und Geſtalten zu trennen und zu bilden, und muß ſie nicht als eigentliche, das ganze Gebieth erſchöpfende Fächer betrachten, weil ſich vielleicht unter den urſprünglichen Maſſen, welche finden könnten, auf welche dieſe Eintheilung nicht anwendbar wäre. Auch iſt in dieſer Hinſicht zwiſchen beiden Hauptgedichten ein merklicher Unterſchied. In der Iliade tritt vielleicht das dem Ganzen vorſchwebende Ziel einer Ariſteia in den mittleren Geſängen einigemahl mehr zurück; in den letzten neun oder zehn Geſängen aber entfaltet ſich erſt das Ganze recht zu einem großen, allumfaſſenden wundervollen Kampfgemählde. Und geſetzt auch, daß ihm einige etwas fremdartige Theile ergänzend ſpäter hinzugefügt ſein könnten; es iſt im Weſentlichen Ein Erguß, überall angelegt auf dieſen großen Eindruck des Einen Heldenbildes. In der Odyſſee aber iſt die beſeelende Idee der Wunderfahrt oder des Noſtos in der erſten glänzenden Hälfte des Ganzen vorherrſchend; in den ſpäteren Geſängen nach der Rückkehr des Odyſſeus entſchwindet ſie wieder und das Gedicht geht über in ein beſchränkteres häusliches Kampfgemählde und in die Scenen der Wiedererkennung. Ueberhaupt iſt es nothwendig, ſich dieſe alten Formen ganz im homeriſchen Sinn zu denken, und alle Einmiſchung fremdartiger Merkmahle ſorgfältigſt zu vermeiden. Doch kann man den Unterſchied nicht bloß auf eine Verſchiedenheit des Inhalts herabſetzen, da das Eigenthümliche der homeriſchen Darſtellungsart vorzüglich eben mit darin beſteht, daß der darſtellende Geiſt, oder der Dichter nie für ſich laut wird und hervortritt, ſondern ſich innigſt an das Dargeſtellte anſchmiegt, ganz in dasſelbe verliert und Eins mit ihm wird, ſo daß ſich der Stoff und die Geſtaltung desſelben hier noch gar nicht abſondern laſſen. Jene Trennung in zwei Hauptarten und verſchiedenen Formen des epiſchen Geſanges der homeriſchen Zeit oder Schule iſt auch ſo wenig zufällig als willkührlich, ſondern eine natürliche und nothwendige Folge jener unbegränzten Beweglichkeit und freien Lebendigkeit des, alles ſchöne Sinnliche ergreifenden und bis zur ſinnlichen Schönheit in ſich bildenden und rein außer ſich darſtellenden Kunſtgeiſtes, welche die weſentlichſten Eigenſchaften des homeriſchen Epos ſind. Die rege Fülle der unbeſchränkten Einbildungskraft wird ſich entweder mehr zuſammendrängen oder ausbreiten, mehr in die Höhe ſteigen oder in die Weite dehnen müſſen, und nur in einem höchſten Gipfel, in einer äußerſten Umgränzung, Ruhe und einen feſten Anhalt finden können. Die einfache Kunſt des erzählenden Geſanges, wo das Dichtungsvermögen noch ganz im Stoff gebunden, und in der Sage verloren iſt, wird entweder auf eine höchſte Steigerung gerichtet ſein, in der Ariſteia, dem Kampfgemählde Eines vor allen andern im hellſten Glanz des Ruhms hervorgehobenen Helden; oder es wird in der Wunderfahrt, dem Noſtos, die weiteſte Ausbreitung ſuchen, und ſich in die reichſte Fülle ergießen. Es äußert ſich aber nicht bloß im Ganzen, ſondern auch noch in den feinſten Nebenzweigen des göttlichen Gewächſes die gleiche Neigung, ein jegliches zu einer vollen Welt im Kleinen zu entfalten, oder an der Spitze der untergeordneten Geſtalten Eine vorſtrahlend zu erheben. Ueberhaupt ſcheint es die innerſte Eigenthümlichkeit und eigentliche Weſenheit des homeriſchen Epos, daß das kleinere Glied eben ſo gebaut und gebildet iſt, wie das größere, daß der Theil dem verkleinerten Ganzen und das Ganze dem vergrößerten Theile gleicht; und eben darin liegt eine neue Rechtfertigung für das Verfahren der Diaſkenaſten. Das iſt es, was die ſchöne Uebereinſtimmung erzeugt, die in der homeriſchen Poeſie wirklich da iſt: denn daß die Geſtalten ſo klar und bedeutend neben und gegen einander ſtehen, und ſich ſo leicht und groß bewegen, daß die Fülle der Bilder und Worte nie Verwirrung wird, daß der mächtige Strom des erzählenden Geſanges ſeine Wogen nie in Schaum bricht und nie über ſeine Bahn ſchweift, iſt mehr nur eine Abweſenheit von Unordnung. Wir müſſen dem Quinctilianus beiſtimmen, daß jene Harmonie, welche nur die Frucht einer vollkommenen Natur war, und vielleicht auch nur das Werk einer durchaus vollendeten Kunſt ſein könnte, das Vermögen auch des größeſten Kunſterfinders zu überſchreiten ſcheine. Nur liegt ſelbſt in den, bloß abſichtlich und willkührlich entworfenen und ausgeführten Gebäuden der Dichtung oder Geſchichte, angemeſſenen Kunſtworten, womit die alten Rhetoriker die homeriſche Harmonie bezeichnen, der Keim zu allen jenen Mißverſtändniſſen, die den Sagenkranz rhapſodiſcher Geſänge um das Haupt Eines Helden für ein poetiſches Kunſtgebäude ſyſtematiſcher Darſtellung nehmen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCALEGEL,F. FN. 09684/008

Es iſt eine gleich leichte und gleich große Verirrung, die homeriſche Harmonie zu wunderbar, als ſie zu begreiflich zu finden. Sie iſt nicht wunderbarer als alles andere, was im poetiſchen Sinne homeriſch genannt werden darf. Achilles und Odyſſeus, Agamemnon und Neſtor ſind nicht minder ewige Gebilde, wie die Geſtalt des alten Epos; das Dargeſtellte iſt ſo claſſiſch als die Darſtellung. Doch, iſt die Harmonie des homeriſchen Epos nicht begreiflicher wie die wunderbare Harmonie der ganzen helleniſchen ja der geſammten alten Poeſie überhaupt.

Wenn aber auch die homeriſche Poeſie keine eigentliche Umgeſtaltung erlitten hat, durch keine ſpätere Ueberarbeitung verwandelt worden iſt; ſo konnten ſich dennoch wohl, ſchon nachdem ſie bis zur Reife ausgewachſen ſtillſtand, einzelne fremdartige neuere Stücke anſetzen, mit der alten Maſſe zuſammenwachſen, und wie Unkraut an ſie feſtſchlingen. Weniges iſt in der ganzen Unterſuchung über die Aechtheit der homeriſchen Poeſie ſo klar, als daß dieſes geſchah, und in welcher Periode es vorzüglich geſchah, und welches die Stellen ſind. Wenn der forſchende Freund der helleniſchen Poeſie, deſſen Geiſt die gehörigen Sinne beſitzt, um jede, auch die feinſte Verſchiedenheit der homeriſchen, heſiodiſchen und homeridiſchen Poeſie ſicher wahrzunehmen, und dieſelben durch Wiederholung und Vergleichung der Eindrücke hinlänglich geſchärft hat, den Grund lieſet, warum Zenodotos, der herbe, ſtrenge Kritiker, und nach ihm auch der mildere Ariſtarchos, das überflüſſige und trockene Nahmenverzeichniß der Nereiden im ſiebzehnten Geſange der Ilias **) als unächt verwarfen, weil die Stelle nähmlich heſiodiſchen Charakter habe **); ſo öffnet ſich ihm wie eine Ausſicht in eine neue Welt, und eine plötzliche Klarheit leuchtet in die Nacht des homeriſchen Alterthums. Es treten alle die vielen Stellen beſonders in der Ilias vor das Auge ſeines Gedächtniſſes, die unter denen, welche die Kritiker, wie wir wiſſen, für unächt hielten, ohne daß uns geſagt würde, warum, einen ganz unverkennbar heſiodiſchen Charakter haben. Ohne Zweifel werden ſie von den helleniſchen

---

**) v. 39—49. **) Wolf. Proleg p. CCVIII.

Gelehrten aus eben dieſem Grunde mit dem größten Rechte verworfen ſein. Denn es war recht in ihrem Geiſte, bei der Frage von der Aechtheit oder Unächtheit eines Werks vor allem auf den poetiſchen Charakter zu ſehen, nach dieſem zu entſcheiden, und darüber ſogar andre Hülfsmittel der Unterſuchung und Beurtheilung zu verabſäumen. So ſagt Dionyſios *) zum Beiſpiel, nachdem er den Styl des Lyſias geſchildert hat: an dem Mangel der dieſem Redner ganz eignen Anmuth habe er viele von ihm ſein ſollende Werke für unächt erkannt; erzählt dann, wie ihm dieſes Merkmahl zuerſt Verdacht gegen eine Rede einflößte, deren Falſchheit ihm nachher auch ein erſt bei weiterm Forſchen entdeckter grober Anachronismus bewies, und behauptet **), wenn der Kenner in angeblichen Reden des Dinarchos Anmuth wahrnehme, ſo ſolle er dreiſt ſagen, ſie ſeien vom Lyſias. Desgleichen jener ſo gelehrte Servius beim Cicero ***), deſſen Sinn durch die ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf den Styl der Dichter und durch ein beſtändiges Studium ihrer Schriften ſo zart geworden war, daß er leicht und ſicher ſagen konnte: dieſer Vers iſt nicht vom Plautus, aber dieſer. Wer die Anlage und die Vorbereitung dazu hatte, dürfte wohl auch dahin gelangen können, eben ſo von jeder zweifelhaften Stelle der Ilias, ohne eine andre Magie als die des Scharfſinns ſagen zu können, dieſe iſt heſiodiſch, dieſe aber ächt und homeriſch. Ja die unverſchmolzene Verſchiedenartigkeit dieſer roh angeſetzten heſiodiſchen Stücke würde es, wenn es einer Beſtätigung bedürfte, beſtätigen können, die homeriſche Poeſie ſei, wo nicht das Werk Eines Künſtlers, doch unſtreitig das Erzeugniß Einer Periode der epiſchen Kunſt.

Man darf und muß fortfahren, dieſe ganze Periode der ſinnlichſten Schönheit und der ſchönſten Sinnlichkeit und ihren poetiſchen Charakter mit dem zu einem unentbehrlichen Kunſtworte der Poeſie gewordenen Nahmen homeriſch zu nennen, ohne dadurch die Hindeutung läugnen oder verdrängen zu wollen, welche die allgemeine und dauernde Sage auf das giebt, was ſich ohnehin erwar-

---

*) Orat. Gr. Reiske. VIII. p. 183. **) Ibid. 215. ***) Libr. IX. ad famil. ep. 16.

ten ließ, daß wohl auch einer unter den Sängern der Ilias und Odyſſee der vornehmſte, wie das Haupt und der Führer der andern, der Vater und Meiſter der Schule ſein mochte, vielleicht der vortrefflichſte von allen, wahrſcheinlicher der älteſte der beinah gleich vortrefflichen. Nur darf man ſich dieſen nicht wie einen großen Kunſterfinder ohne Vorgänger denken, der die Grundlage des Göttergewebes eigentlich gemacht habe, mit Einemmahle, ſondern auch nur als den uralten doch letzten Vollender der vom erſten Keim an ſtätigen Ausbildung einer langen Reihe die epiſche Kunſt immer mehr verfeinernder Sänger. Die Frage, zu welcher uns die alten Chorizonten veranlaſſen, ob wir für jedes der beiden homeriſchen Werke oder epiſchen Gebilde Einen erſten Dichter annehmen ſollen, alſo Zwei ſtatt des Einen Homeros nach der gewöhnlichen Meinung, die aber die Chorizonten nicht hinreichend begründet fanden; würde doch nur in chronologiſcher Hinſicht von Wichtigkeit ſein, und einen Werth haben; wenn ſich nähmlich geſchichtliche Gründe fanden, aus den in der Darſtellung ſelbſt enthaltenen Beziehungen und Anſpielungen, einen bedeutenden Zwiſchenraum verſchiedener Zeit unter ihnen anzunehmen. Bloß künſtleriſch genommen, würde es ſchwer ſein, über den Vorzug des Einen oder des andern zu entſcheiden.

Die biographiſchen Nachrichten vom Homeros, nach der gewöhnlichen Annahme, daß es nur Einen gegeben, würden dabei nur ſehr wenig Gewicht haben können. „Eine Sage, die viele Völker verkünden," meint zwar Heſiodos **), „gehe nie ganz unter, und ſei wohl auch ein göttlich Weſen." Gewiß kann eine allgemeine Sage noch weniger aus Nichts entſtehen, als in Nichts verſchwinden. Auch ſoll ſie dem Alterthumsforſcher ehrwürdig, ja heilig ſein. Doch können ihre Hindeutungen nie ſtrenge Gewißheit geben. Alle die Geſchichtchen, welche auf den Nahmen des Homeros gehäuft ſind, tragen indeſſen das Gepräge der Dichtung, und Uebertragung aus ſpätern Zeiten zu ſichtbar an ſich, um irgend etwas gelten zu dürfen, und an dem Vater oder den Vätern der helleniſchen Poeſie bewährt ſich recht die Wahrheit des Pindari-

---

**) Oper. v. 708. 709.

ſchen Ausſpruchs: „daß das Wort, welches die Zunge mit der Muſen Gunſt aus tiefer Seele ſchöpft, länger lebe als Thaten“[1]. Ja, ſo ausgemacht ſchien es den Hellenen nach ihrer eigenthümlichen Erfahrung, alles, was ewigen Werth und ewige Schönheit habe, müſſe ſich erhalten, daß ſie auch umgekehrt ſchloſſen, und es ein Sophisma gegen die Beredſamkeit des Perikles abgeben konnte[2], daß ſie nicht mehr vorhanden ſei, und alſo offenbar nichts über den augenblicklichen Eindruck Bleibendes in ſich gehabt habe, und nicht im Stande geweſen ſei, die Prüfung der Zeit auszuhalten.

Noch ſcheint in der Sage vom Homeros eine alte und beſtimmte Hindeutung auf das Vaterland des homeriſchen Epos zu liegen. Simonides, Pindaros und Thukydides nennen den Homeros geradezu den Mann von Chios, wo der angebliche Stamm der Homeriden einheimiſch ſein wollte. Von Jonien aus verbreiteten ſich die einzelnen Rhapſodien in das übrige Hellas. Die leichte Fülle und die reine Klarheit der homeriſchen Sprache hat am meiſten von der joniſchen Mundart. Nicht bloß der Standort iſt in vielen dieſer Geſänge joniſch, auch die Luft und der Himmel ſind es; und nach dem Platon[3] iſt es nicht ein lakoniſches, ſondern mehr ein joniſches Leben, welches der Dichter darſtellt. Doch darf dieß alles die Anſicht nicht beſchränken, und es kann die Wahrheit, daß Homeros nicht, wie mancher Lyriker, bloß der einſeitige Günſtling eines Stamms, ſondern der Dichter aller Hellenen war, nicht aufheben. Noch weniger darf man jenen während der Blüthe der alten helleniſchen Republiken reifer ausgebildeten und ſchärfer beſtimmten, und in ſeiner früheſten Geſtalt ſo unhomeriſch herben und heftigen joniſchen Charakter, der ſich nur im Gegenſatz des doriſchen denken läßt, hier ſuchen wollen, oder gar mit dem natürlichen Jonismus der homeriſchen Poeſie vermengen.

Im Ganzen führt uns nun dieſe Unterſuchung zu folgendem Schluß. Von der biographiſchen Sage über den Homeros, bleibt uns nur „der blinde Mann,“ aus dem älteſten homeridiſchen Hymnus auf den Apollon, „der auf der hohen Chios wohnt, und deſſen Geſange forthin alle andern überſtrahlen;“ **) als die einzige ſichre Spur, welche für eine geſchichtliche Hindeutung auf Einen Erſten Meiſter der ganzen Homeriden-Schule gelten und erklärt werden könnte. Nehmen wir aber nach Anleitung der Chorizonten und der homeriſchen Gedichte ſelbſt, für jedes der beiden epiſchen Werke Einen Hauptdichter an: ſo ſind dieſe Zwei, an dichteriſcher Größe wenig verſchieden, auch in der Zeit einander wohl ziemlich nah geſtanden. Jeder von ihnen aber mag dann einen Fortſetzer ſeiner epiſchen Anlage gefunden haben, da in der Ilias ſowohl als in der Odyſſee zwiſchen der größern Hälfte der Geſänge, welche den weſentlichſten Theil und die Grundlage des Ganzen bilden, und den übrigen Geſängen, welche jenen Anfang oder das erſte Grundgewebe weiter fortführen, und voller entwickeln, allerdings ein merklicher Unterſchied wahrgenommen wird: auch in Hinſicht auf die Poeſie und den ganzen Ton derſelben, obwohl auch dieſe ſich hier noch in großer Kraft und ganz homeriſcher Fülle zeigt, und die Dichtung im ganzen genommen harmoniſch genug mit dem Anfang und der erſten Hälfte fortgeführt iſt. Denn durch drei oder vier Sänger von verwandtem dichteriſchen Geiſte alſo hervorgebrachten und geſtalteten beiden epiſchen Gebilden konnte ſich ſpäterhin wohl noch hie und da irgend eine einzelne, ſchon mehr fremdartige Rhapſodie, zur geſchichtlichen Ergänzung und Abrundung anſchließen, oder eingeſchoben werden, was am ſichtbarſten von dem letzten Geſange der Odyſſee gilt. Außerdem aber haben weder die Rhapſoden noch die Diaſkeuaſten die homeriſchen Geſänge umwandeln, oder gar eine andere Ordnung und Harmonie hineintragen können, als die, welche urſprünglich darinnen war.

---

[1] Nem. III. 10. [2] Lucian. ed. Bip. IX. 149. [3] De legg. VIII. p. 113. ed. Bip.

Je deutlicher und gewiſſer man die Mehrheit der Verfaſſer der Ilias und Odyſſee und die Verſchiedenheit ihres Alters einſehen, je weiter man in der Geſchichte des alten Epos fortſchreiten wird, je mehr wird man vielleicht dahin kommen, der homeriſchen Poeſie nicht aus blindem Glauben, ſondern mit Kenntniß und nach Ab-

---

**) Hymn. in Apoll. v. 172. 173.

wägung aller Gründe, die äußerſte Aechtheit zuzutrauen, die ſich nur immer von uralten, durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen Geſängen erwarten läßt. Die ganze Beſchaffenheit dieſer Gedichte beurkundet es, daß ſie keine durchgehende Ueberarbeitung erlitten haben; man müßte denn dem, was Terpander als Muſiker den homeriſchen Geſängen angefügt, einen ſo weit ausgedehnten Einfluß auch auf den Text einräumen wollen. Dieß würde ſich aber doch wohl nur auf die Vermuthung einer metriſchen Berichtigung oder gleichförmigen rhythmiſchen Beſtimmung beſchränken, und alſo nur einen Beweis mehr für das hohe Alter und die Aechtheit dieſer alten Lieder, ſo wie für die ſorgſame Aufbewahrung und Behandlung derſelben abgeben. Gegen eine eigentliche Verfälſchung von Umfang kann außer der Einfalt und faſt abergläubiſchen Treue der Rhapſoden, deren Gedächtniß noch nicht durch ein Chaos von flüchtigen Eindrücken und todten Buchſtaben überſchwemmt und abgeſtumpft, ſeine ganze Friſche, durch kunſtmäßige Uebung überdem erhöhte Stärke beſaß, auch der Umſtand bürgen, daß die homeriſche Poeſie doch gar nicht bloß ausſchließliches Eigenthum einer Kunſtſchule war. Dieß beweiſt die Bekanntſchaft der älteſten Lyriker und ſpäteren Epiker, die nicht Homeriden waren, mit ihr; und für eine verhältnißmäßig frühe Verbreitung, ſelbſt im Peloponneſos, ſpricht ſchon die Sage vom Lykurgos, und die Geſchichte vom Kliſthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welcher den Wettgeſängen der Rhapſoden in homeriſchen Gedichten, aus Eiferſucht gegen das ſeiner Meinung nach darin vorzüglich verherrlichte Argos, ein Ende machte **).

Mit Recht verbanden die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie, welche als eine Maſſe der helleniſchen Bildung, und eben ſo reich an kenntlichen und verwandten Eigenheiten, als irgend eine andre lebendige Erſcheinung, der wir, ihren ſelbſtſtändigen Geiſt ahnend, innere Einheit zutrauen, für die Kunſtgeſchichte, die mehr auf das Allgemeine als auf das Beſondre ſehen ſoll, und wohl auch ganze Zeitalter für einfache Größen zählt, ein untheilbares Ganzes iſt, und ewig bleiben wird. Groß und gleich zum Ziel, wie

---

**) Herod. IV. 67.

die Philoſophie der Hellenen mit kühnen Behauptungen von der Natur aller Dinge und vom Bau des Weltganzen, wie die Poeſie mit einer vollendeten Darſtellung der ſchönen Heldenwelt, begann auch die alte Kritik damit, die älteſten Geſänge ihrem Geiſte gemäß ergänzend zu ordnen.

Eben ſo richtig war es aber auch, daß die Chorizonten, was die Diaſkeuaſten verbunden hatten, wieder zu trennen ſtrebten; denn die Kritik ſoll unterſcheiden und auflöſen, ſo weit ſie kann, und darf keine Disharmonie verſchweigen wollen. Man darf nur die beiden entgegengeſetzten Anſichten vereinigen, und die homeriſche Poeſie zugleich in dem Sinne der Diaſkeuaſten und in dem der Chorizonten betrachten.

Auch zu dieſer Unterſuchung liegen alſo die Veranlaſſungen, Mittel und Bruchſtücke, bis dahin ungenutzt, ja unbemerkt, deutlich und klar in den Alten ſelbſt; und es brauchte nur ein Auge, welches in einigen zerſtreuten Theilen das Ganze zu erblicken vermag.

Neuntes Kapitel.

Von der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters und von der Schule der Homeriden.

Sieht man auf die ganze Anſicht des Lebens der Menſchen und der Götter, auf den dürftigen und verworrnen Geiſt der immer ernſten, oft trocknen und oft wilden heſiodiſchen Darſtellungsart, welche nie bloß darſtellen, ſich ſelbſt genießen und genießen laſſen, ſondern bald auch ohne alle Erzählung nur lehren, und ohne Entwicklung und Ausführung ſammeln will: ſo erſcheint die heſiodiſche Periode der epiſchen Poeſie gegen die homeriſche wie eine neue Welt. Aber die Weiſe der Ueberlieferung und Sammlung war auch bei dieſen alten Geſängen eben dieſelbe, wie bei den homeriſchen. Die ſogenannten Werke und Tage ſind ganz ſo künſtlich verkittend zuſammengefügt und diaſkeuaſirt, wie irgend ein Theil der Ilias oder der Odyſſee. Die einzelnen Stücke, denen man es nicht abſprechen kann, daß ſie ſelbſtſtändige Ganze ſind, hatten als zerſtreute Rhapſodien, beſondre Nahmen und ein eignes Daſein für ſich, bis ſie mit manchen kürzern metriſchen Lehrſprüchen von ähnlichem Geiſt, von gleichem Alter und von verwandtem Urſprunge zu dieſer Sammlung zwar nicht gegen ihre Natur und Beſtimmung geordnet wurden, aber doch ohne daß ſich auch nur eine Spur von urſprünglicher Abſicht dieſer Einheit und Verbindung in einem der alten für ſich beſtehenden Stücke offenbarte. Daß auch die längſten derſelben nach dem Maaße homeriſcher Rhapſodien ſehr kurz ſind, darf nicht befremden, da die Gedrängtheit der ſonſt ziemlich homeriſchen Sprache, welche die nachdrückliche Wiederholung des Hauptbegriffs und Hauptworts in einem Lehrſpruch liebt, der Eigenthümlichkeit lehrender Geſänge ſo angemeſſen iſt; wie denn auch im Ganzen, das beinahe nur dadurch zum Ganzen wird, die bald befehlende, bald warnende Ermahnung des hier redenden Hausvaters, man ſolle arbeiten, überall vorſchallt und immer wiederkehrt. An die Theogonie hingegen haben ſich nicht wenig fremdartige Stücke angeſetzt, und die Einleitungen, mit denen ſie ſo reichlich geſchmückt iſt, haben bis auf ein merkwürdiges altes Bruchſtück **) mehr die fröhliche Farbe homeridiſcher Hymnen. Die Ungewißheit der Zeit des Heſiodos iſt ſo groß, daß ſie nicht mehr Ungewißheit iſt, ſondern Gewißheit der großen Verſchiedenheit des Alters der beiden Hauptarten des heſiodiſchen Epos, welche wir als die ökonomiſche und die genealogiſche bezeichnen und entgegenſetzen können. Dieſe Periode der epiſchen Kunſt, welche im Gegenſatz der homeriſchen Eine Stufe und Maſſe der Kunſtgeſchichte bildet, die nach dem Beiſpiel und Vorgange des Alterthums heſiodiſch zu benennen iſt, theilt ſich augenſcheinlich in zwei Abſchnitte, von denen der letzte wiederum zwei noch deutlich zu unterſcheidende Bildungsſtufen der epiſchen Kunſt umfaſſen dürfte.

Bei den am Helikon wohnenden Böotern fand Pauſanias **) die Sage, die Werke und Tage ſeien das einzige ächte Gedicht vom Heſiodos. Auch kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſein, daß dieſer ehrwürdigen Urkunde der früheſten Bildung, unter allen Erzeugniſſen der heſiodiſchen Periode, der Zeit nach bei weitem die erſte Stelle gebührt. Aber nicht bloß das Urtheil erkennt ihr hohes Alterthum, ſelbſt der Sinn fühlt es gewiſſermaßen. Es iſt, als ſähe man den noch kindlichen Geiſt der Menſchheit in der engen Beſchränkung ſeiner Arbeit und ſeines Eigenthums am kleinen Heerde mit häuslicher Geſchäftigkeit in der Stille wirken, ſich regen und ſich entwickeln. Rühmend beneidet Plinius **) den leichtern Fleiß der Alten in nützlicher Naturkunde, da tauſend Jahre vor ihm Heſiodos unter den Anfängen der geiſtigen Künſte den Landleuten Lehren zu ſingen begonnen, worin ihm nicht wenige nachfolgend, der Nachwelt dadurch eine größere Laſt des Wiſſens zugewälzt hätten. Bis in die ſpäteſten Zeiten blieb er das

---

**) v. 24—35. **) Lib. IX, cap. 31. **) XIV, 1.

verehrte Haupt und der geprieſene Vater aller natürlichen oder auch künſtlichen ländlichen Lehrgeſänge, und noch Virgilius **) ſagt in ſeinem gefeilten Kunſtgedichte vom Landbau, die ſaturniſche Erde anredend, daß er für ſie Sachen von alter Würde und Kunſt beginne, und die heiligen Quellen zu öffnen wagend, ſinge er durch römiſche Städte ein aſkräiſches Lied. Heſiodos, ſagt Vellejus ***), ein Mann von ſehr feinem Geiſt und durch die weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig, liebte die Muße und Ruhe über alles; und in ſeiner Ländlichkeit und Scheu vor Reiſen ſucht Pauſanias 1) die Urſache ſeiner Entfernung von Königen. Anmuth war nach dem Dionyſios 2) ſein Ziel; in der Wahl der Worte ſuchte er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortſtellung aber Flüſſigkeit. Selten ſchwingt ſich Heſiodos empor, ſagt Quinctilianus, und ein großer Theil ſeiner Poeſie iſt nur mit Nahmen, deren Abſtammung und Entſtehung er gern zu erzählen pflegt, beſchäftigt, doch enthalte er nützliche Vorſchriften, und ihm gebe man den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks.

Zwar iſt die Anſicht und Farbe überall trübe. So endigt die ſeltſame Dichtung 3), wie der zürnende Zeus, nachdem er den Prometheus ſchadenfroh ausgelacht, dem unvorſichtigen Epimetheus die aus Erde und Waſſer weiblich gebildete und von allen Göttern begabte Pandora ſendet, wie dieſe nun den Deckel des Faſſes öffnet, zahlloſe Uebel herausfliegen läßt, und nur die Hoffnung zurückhält, mit dem finſtern Schlußgedanken: „Die Erde ſei voll von Unheil, und voll auch das Meer; bei Tage und bei Nacht wandeln die Krankheiten unter den Menſchen umher, unglückbringend und ſchweigend, denn der kluge Zeus nahm ihnen die Stimme; ſo ganz geht es nicht an, dem Willen des Zeus zu entfliehen.“ Wir wiſſen mit ſolchen finſtern und ſchrecklichen Vorſtellungen den Gedanken der Anmuth nicht zu vereinigen, welche die Alten dem Heſiodos beilegen, die dabei freilich nur auf den Ausdruck und den Styl desſelben zu ſehen gewohnt waren. Wann darin eine Anmuth ſein ſoll, ſo kann es wohl nur die ſchreck-

---

) Georg. II, 176. seq. *) I, 7. 1) I, 2. 2) pag. 68—72. ed. Sylb. 3) v. 38—92.

liche ſein. Auch jene durch ihre tiefſinnige Einfalt und den ſchönen Ernſt anziehende Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter ſchließt mit der ausführlichſten Weiſſagung der unglücklichſten Zukunft *). Sie rührt gewaltiger und iſt wahrhaft erhabener, als die geprieſene Titanomachie, wo doch nur Blitz, Sturm und Erdbeben verworren durch einander krachen, ohne große Geſtaltung und ohne eigentliche lebendige Kraft. Aber dieſes Erhabene liegt in den alten Gedanken, gar nicht in der Darſtellung. Die eigenthümlichſten Vorzüge dieſer ſind doch nur gebildetere Feinheit und ein beſcheidner Reiz, und jene nach dem Sinne der Alten dem Heſiodos beigelegte Anmuth des Styls. Die heſiodiſche Darſtellung und Sprache iſt kälter und matter, aber feſter und dichter, als die der homeriſchen Poeſie, und der Gedanke überwiegt darin weit mehr die Dichtung, obgleich beide ſich, wenn auch nicht eigentlich verſchmolzen, doch zuſammengewachſen, freundlich umſchlingen. Grade dieſes Verhältniß der Begriffe und der Bilder ſtimmt recht eigentlich zu jener Gattung ſinnbildlicher Erzählungen von menſchenähnlich handelnden und redenden Thieren, welche nur zur Hälfte der Poeſie angehört, und mehr eine der alten Vorzeit und dem roheren Volke, beſonders dem Landmanne, angemeſſene Art von natürlicher Rhetorik iſt. Auch ſchien Heſiodos, deſſen Werke und Tage ein merkwürdiges Beiſpiel der Gattung enthalten *), dem Quinctilianus der erſte Urheber und Bildner dieſer Fabel, welche bei den Hellenen Ainos hieß *) zu ſein; obgleich ſie meiſtens nach dem Aeſopos genannt wurde, weil ſie durch dieſen, dem die Athener ein vergrößertes Bildniß ſetzten und „ihn, den Knecht,

---

*) v. 163—184. *) v. 185—195. edit. Brunckii in Gnomicis ejusd. Hier wird jene ſinnbildliche Dichtung auch mit ihrem eigentlichen Nahmen Ainos genannt, wobei wir uns an Ainigma, Räthſel, erinnern müſſen, welches Wort ſichtbar von der gleichen Wurzel herſtammend, und mit jenem verwandt, auch auf die urſprüngliche Bedeutung deſſelben ein Licht wirft, in welcher das Symboliſche, Räthſelartige ſchon mit umfaßt iſt. Was aber die Fabel von andern bloß mythiſchen, und epiſchen oder koſmogoniſchen ſinnbildlichen Dichtungen unterſcheidet, das iſt die vorwaltende gnomiſche Abſicht, welche ſich meiſtens auch in dem Endſpruch kund giebt. *) V. 2.

auf eine ewige Baſe ſtellten [7]),“ ihre völligere Ausbildung erreichte. So könnte man ihn auch den Vater der Sprichwörter nennen, die er liebt, abſichtlich braucht und wohl auch feiner gebildet und veredelt haben mag. Seine Gedanken ſtreben faſt überall nach einer ſolchen, den natürlichen Sittengeſetzen und altväterlichen Klugheitsvorſchriften des häuslichen Herkommens eigenthümlichen Geſtalt und Farbe; und Iſokrates [8]) nennt ihn vor Phokylides und Theognis unter den alten Meiſtern der gnomiſchen Poeſie.

Jene heſiodiſche Geſchichte der Menſchheit, wie ſie in der merkwürdigen Dichtung von den vier oder eigentlich fünf Weltaltern enthalten iſt, und als Eine der vorzüglichſten Varianten von einer überall verbreiteten Urdichtung der älteſten Ueberlieferung zu ſehr fruchtbaren Vergleichungen Anlaß geben würde, ſchließt ſich, ſo verſchieden auch das Ganze dem erſten Blicke erſcheinen mag, in ihrer beſondern Ausführung und helleniſchen Lokalfarbe noch ganz nah an die homeriſche Weltanſicht, nur als vollſtändiger hiſtoriſcher Begriff derſelben in genealogiſcher Schilderung durchgeführt; da auch in der homeriſchen Welt und zwar ſchon in der trojaniſchen Zeit das damahls lebende Heroengeſchlecht dem ältern der Vorzeit als das weit ſchwächere und geringere ſo oft entgegengeſtellt wird. Doch deuten die immer wiederkommenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre krummen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen gegen das weibliche Geſchlecht [9]), auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und der Sitten, wie er etwa nur in dem gährenden Uebergange und Mittelzuſtande zwiſchen der entarteten Herrſchaft heroiſcher Könige und den ausgebildeteren republikaniſchen Einrichtungen Statt finden konnte, von dem ſich in einem und dem andern der alten Stücke [10]) ſchon beſtimmtere Spuren zeigen.

* * *

---

[7]) Phaedr. II. 1. [8]) Or. ad Nicocl. pag. 74. L. 1. ed. Battie. [9]) J. B. 317—374. [10]) Z. B. 176—230.

Ueber die heſiodiſchen Weltalter und die homeriſche Heldenzeit.

Die vier Weltalter des Heſiodos, nebſt dem fünften eiſernen ſind wenigſtens von einer Seite ganz hiſtoriſch zu nehmen, und bilden in großen Zügen die weſentliche Grundlage der älteſten helleniſchen Geſchichte, ſo weit ſie ſich mit Sicherheit erforſchen läßt. Bei dem vierten Zeitalter der Heroen und Halbgötter iſt dieß ohnehin unverkennbar, da ſogar die Beziehung auf einzelne geſchichtliche Begebenheiten, wie der Krieg gegen Thebä und der trojaniſche mit in die bezeichnende Darſtellung aufgenommen ſind. Nur das erſte Weltalter iſt mehr bloß Idee, von einem im Anbeginn der Zeit durchaus ſchuldlos ſeligen, noch mit den Göttern vereinten und friedlichen Menſchengeſchlecht. Schon im zweiten und noch mehr im dritten Weltalter aber iſt die hiſtoriſche Farbe in einzelnen Zügen nicht zu verkennen. Das zweite, ſilberne Geſchlecht iſt das der dumpfſinnigen Giganten, welche frevelnd gegen die Götter, dieſelben im empörten Uebermuth nicht mehr verehren wollen. In ungeheurer Kraft, und in langer Rieſen-Kindheit dumpf hinbrütend, erreichen ſie, ſo wie dieſelbe vorüber iſt, nur noch ein ſchon ſehr abgekürztes Lebensziel. Doch ſind auch dieſe ungefügen Naturen ein den Göttern noch nah verwandtes Geſchlecht. Noch weit mehr aber tritt der geſchichtliche Charakter hervor in dem dritten ehernen Weltalter. Es iſt ein hartes, herbes, finſteres, ehernes Kriegergeſchlecht, noch vor der eigentlich berühmten und dichteriſch glänzenden Heldenzeit; und darum heißen ſie mit Recht und ſehr bedeutend die nahmenloſen oder auch die geſang- und ruhmloſen (νώνυμνοι v. 138). Vorzüglich bezeichnend aber iſt es, daß ſie kein Getreide eſſen und des ſchwarzen Eiſens ermangeln. Der Gebrauch des Kupfers ſtatt des Eiſens iſt eben ſo wie die cyklopiſchen Mauern ein ſicheres Hauptkennzeichen dieſer rauhen Urvölker der ehernen Zeit, unter denen wir, in geſchichtlicher Beziehung auf die helleniſche Vorzeit, vorzüglich die Pelasgiſchen Stämme zu verſtehen haben. Wo wir immer auf den ausſchließenden oder vorwaltenden Gebrauch des Kupfers [11] zu kriegeriſchen, häuslichen, gottesdienſtlichen oder magiſchen Endzwecken und Werkzeugen ſtoßen, da iſt dieſes als eine Hinweiſung zu betrachten auf die ältere Grundſchichte der erſten Völkerſtämme, bei denen mehrentheils noch ein dunkler, ſideriſcher Naturdienſt waltet, ohne eigentliche dichteriſche Mythologie, deſſen Ernſt und Strenge der in vollem poetiſchen Glanze ſtrahlenden Heroenzeit voranging. Dieſe entfaltet ſich für die helleniſche Vorzeit vorzüglich in dem weitverbreiteten Heldenſtamme der Aeoliden, und iſt das vierte Weltalter des Heſiodos. Das fünfte eiſerne bezeichnet den Uebergang von dem ganz entarteten heroiſchen Leben zu dem ſich erſt entwickelnden geſetzlichen Zuſtand der neuen republikaniſchen Sitten- und Lebenseinrichtung. Leicht konnte wohl einige Uebertreibung, im bittern Gefühl der nähern Gegenwart, wie ſie herabgeſunken war gegen die glänzende Heldenzeit, an welcher der epiſche Dichter mit ſeiner Liebe hing und in ihr daheim war, einfließen auf das Gemählde desſelben, wie dieſes in der heſiodiſchen Darſtellung bemerklich iſt; ſo wie die gleiche Vorliebe für den dichteriſchen Ruhmesglanz der Aeoliden und aller von dem Pelasgerfeinde Deukalion abſtammenden Helden, auch die eherne Vorzeit der ältern pelasgiſchen Völker, viel ſtrenger und dunkler in dieſen Liedern hat auffaſſen laſſen, als ſie in der Wahrheit geweſen ſein mochte.

Vergleichen wir nun mit dieſem heſiodiſchen Gemählde der Weltalter, die Anſicht in den homeriſchen Gedichten: ſo bemerken wir die meiſte Gleichheit mit derſelben und eine ganz ähnliche Herabſetzung der Gegenwart, da wo der Sänger ſeine eigne Zeit eines ſchon mehr bürgerlich geſtalteten Lebens der herrlichen Vergangenheit des Heldenalters entgegenſtellt, wenn dieß auch minder ſchneidend und bitter geſchieht als beim Heſiodos. Wo die homeriſchen Helden aber ſelbſt die frühere Heroenzeit als die größere und beſſere preiſen, da ſind doch nur die Väter und Ahnen desſelben ruhmſtrahlenden Aeolidenſtammes [12] gemeint, in deſſen Kreiſe, mithin im dritten Weltalter des Heſiodos, alles dieſes umſchloſſen und mit darin befaßt bleibt. Ueberhaupt aber iſt die gleiche Neigung in den homeriſchen Gedichten wie in der heſiodiſchen Darſtellung ſichtbar, ſich das Aeltere in der Zeit überhaupt als gottverwandter und rieſenkräftiger vorzuſtellen. Von den frühern heſiodiſchen Weltaltern aber enthalten die homeriſchen Gedichte nur einzelne verlorne Spuren; wie von dem erſten goldnen, in der Erwähnung höchſt gerechter, friedlich ſeliger Menſchengeſchlechter unter den Völkerſtämmen des fernſten Nordens oder im äußerſten Oſten. Auf das zweite Weltalter ſind zu beziehen die hie und da erwähnten hundertarmigen Rieſen, und titaniſchen Frevler gegen die Götter, obwohl ſelbſt den Göttern noch näher verwandt, als das ſpätere, ſchwächere Erdengeſchlecht. Einiges vielleicht von ſolchen, der Gottheit noch näher verwandten Rieſenſtämmen und Heldennaturen und ſehr vieles, was in dem ganzen homeriſchen Weltgemählde von Göttern oder Helden überhaupt mit Ungunſt in den Hintergrund geſtellt wird, iſt auf das dritte pelasgiſche Weltalter in der heſiodiſchen Reihe zu deuten.

---

[11] In Ritters Vorhalle und Erdkunde ſind vielfältige, vortreffliche Hinweiſungen darüber enthalten. [12] Zur Geſchichte der Aeoliden enthält Ottfried Müllers Werk über die Minyer eine reichhaltige Grundlage.

Geſchichtlich genommen aber folgen in der helleniſchen Heldenſage, auf ähnliche Weiſe wie nach der dreifachen Eintheilung ihrer Göttermythologie, auf die alten pelasgiſchen Helden und ehernen Kriegerſtämme, die noch ruhmlos die dunkle Urzeit erfüllen, und den alten Göttern entſprechen, die neuen Heroen der im jugendlichen Dichterglanze hellſtrahlenden Aeolidenzeit, welche mit den neuen Göttern innigſt verwebt ſind. Die ſpätere Entartung des Heroengeſchlechts, als Uebergangsſtufe zu der republikaniſchen Zeit, hat Heſiodos wohl erfaßt und oft berührt. Im Allgemeinen ſtellt uns die Sage dieſe Entartung beſonders in den Frevelthaten und grauenvollen Schickſalen einiger fremden Herrſcherſtämme dar, die mit dem Geſchlechte der Aeoliden nur entfernter verwandt waren, wie die Atriden und das Haus des Lajos. Andre wie Theſeus bilden den Uebergang zur hiſtoriſchen Zeit als Ahnherren der ſpäteren geſchichtlichen Königsſtämme. Vorzüglich aber bilden die Herakliden die letzte Epoche der Heldenzeit, wo alles ſchon einen andern mehr geſchichtlichen oder geiſtig bedeutſamen Charakter annimmt. Viele der ältern Aeoliden-Reiche und Heldenſtämme treten nun in den Hintergrund zurück und finden durch den Herakles ſelbſt als Wiederherſteller und Rächer der heroiſchen Gerechtigkeit ihren Untergang; deſſen Leben überdem im ſinnbildlichen Kreis ſeiner Heldenkämpfe aus der ganzen Heroenſage dem geheimen Dienſt der verborgenen Götter in den Myſterien am nächſten ſteht, und alſo die dritte und letzte Periode derſelben bildet, da es hier in der mythiſchen Welt nicht auf eine ſtreng-chronologiſche Reihenfolge und Abſonderung, ſondern vorzüglich auf die das Ganze beſeelende Idee ankömmt; wiewohl unſtreitig auch in geſchichtlicher Hinſicht die Herakliden den Uebergang aus dem Heldenalter in die hiſtoriſche Zeit bilden.

Die heſiodiſche Theogonie, welche die Anwendung jener hiſtoriſchen Poeſie über die Zeitalter auf die Götterſage, obwohl in andrer Richtung enthält, und die althelleniſche Belebung aller ſinnlichen und geiſtigen Dinge, mit einem unmäßigen Hange, alle gährenden Gedanken und vermiſchten Bilder geſetzlos dichtend zu übertreiben, vereinigt, ſtellt uns vor allem zum Anfang das Chaos auf, aus welchem ſie die durch ihre gemeinſame Abſtammung verwandten ewigen Naturen urſprünglich ableitet, und dieſes Chaos iſt auch der poetiſche Geiſt und Quell derſelben; und ungeheuer, wie der Dichter dieſer Zeugungsgeſchichte und Kriegsgeſchichte aller Götter, der alten und der neuen, jedes ſo gern nennt, ſind auch die unzuſammenhängenden Geſtalten ſeiner wilden Einbildung. Die übermüthigen Kinder der Erde, von deren Schultern hundert furchtbare Arme ſich aufheben, und fünfzig Häupter ſich emporſtrecken, angewachſen auf den kräftigen Gliedern; Typhoeus, der jüngſte Sohn der Erde aus der Umarmung des Tartaros, der aus hundert Schlangenköpfen mit ſchwarzen Zungen leckt, aus den blitzenden Augen Flammen funkelt, und in allen den ſchrecklichen Häuptern Stimmen von mannichfaltigem unbeſchreiblichem Klange tönt, bald den Göttern verſtändlich, bald wie eines brüllenden Stiers oder eines zornigen Löwen, bald wieder Hunden ähnlich, bald aber brauſend mit dem Wiederhalle der großen Gebirge: dieſe und ähnliche ſind hier gar keine ungewöhnliche oder auffallende Erſcheinungen. Daß ein Beherrſcher der Götter ſeine Kinder, ſo wie ſie aus der großen Mutter heiligen Schooß die Kniee erreichen, verſchlingt, aus Furcht, es möchte ein andrer die königliche Würde unter den Göttern erlangen; daß der Gewaltige über ſeinen Frevel hohnlacht, iſt hier gleichſam Sitte. Das einzelne Gemählde, worin ſich die Natur des Ganzen am auffallendſten offenbart, iſt jene, wie die Nacht den großen Ehegemahl der Erde, den Himmel herbeiführt, wie er, brünſtig von Liebe, die Erde umfängt, ſich überall dehnend, und wie nun der haſſende Sohn aus dem Hinterhalt, wo ihn die Mutter verbarg, beleidigt, daß der Alte die Kinder in ihre Tiefe verſtieß, und ihnen das Licht nicht gönnte, ſich ſeiner Uebelthat freuend, worüber ſie innerlich erſeufzte, die ungeheuere, mit der linken Hand vorgreiſt, mit der rechten aber die ungeheuere Sichel faſſend, die breite, zackichte, des Vaters Glied gewaltſam abmäht und rückwärts ſchleudert, wo denn aus den herabfallenden Blutstropfen ſich im Schooße der empfangenden Erde die tapfern Erinnyen erzeugen, und die großen Giganten, glänzend gewaffnet. Eben darin, daß die nichts ſchonende noch ſcheuende doch ernſte Wildheit der Dichtung, die auch das Gräßlichſte nicht vermeidet, ſo voll gedacht und wie dem Tiefſten entquollen, ſo ganz und roh ausgeführt iſt, liegt eine gewiſſe Größe; und in der heſiodiſchen Theogonie ſcheinen ſich die Rieſengeſtalten zuerſt zu regen, die ſich ſpäterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Styls der tragiſchen Kunſt ausbilden ſollten.

Roh und übertrieben iſt der Schild des Herakles auch, aber leer, flach und ohne Eigenthümliches, bis auf einige ekelhafte Bilder von den Kären und der Achlys [12]. Das ganze Gedicht, welches der Grammatiker Ariſtophanes nicht für heſiodiſch hielt, iſt nur ein Beiſpiel des dürftigen Ueberfluſſes in der epiſchen Darſtellungsart, welche der Sänger nicht geſchickter zu handhaben und zu lenken verſteht, wie Phaethon den Sonnenwagen. Durch dieſes Epos, wenn man es ſo nennen darf, wo die rohen Stücke eine Hochzeit, die nachahmende Beſchreibung eines Schildes und ein Kampf ſo ganz grob wie aneinander genäht ſind, ohne alle Spur von einem Beſtreben, ſie zu einem Ganzen zu ründen und zu verarbeiten, ſcheint die merkwürdige Sage, Heſiodos ſei der erſte Rhapſode oder Liederſticker geweſen [11], erſt ihren vollen Sinn zu erhalten.

---

[12] v. 249 — 270.

Doch iſt der Schild des Herakles in der weſentlichſten Eigenſchaft der heſiodiſchen Theogonie ähnlich gebaut und gebildet. Er beginnt mit der ausführlichen Erzählung von der ſeltſamen Zeugung des Herakles, und eilt dann über alles andre weg zur Beſchreibung eines wilden Kampfes göttlicher und gottähnlicher Streiter. So zerfällt auch das größere Gedicht in Theogonie und Titanomachie; und da das eigenthümlichſte Merkmahl der ſpätern zweiten Maſſe der heſiodiſchen Poeſie, das Streben nach dem Ungeheuern, vorzüglich in Zeugungsgeſchichten und Kampfſchilderungen von Göttern, freieren und größeren Spielraum finden kann, als in denen der Helden; ſo dürfte man wohl Theogonie und Titanomachie als die beiden Geſtalten und Arten betrachten, zu denen das heſiodiſche Epos ſich neigt, und in die es ſich trennt, wie das homeriſche in Ariſteia und Noſtos.

So ſchnell verſchwand die homeriſche Harmonie; ſo war ſchon in der heſiodiſchen Periode die epiſche Kunſt nicht ſowohl geſungen als zerrüttet, und in Rückſicht auf den Styl ſeiner Poeſie verdient Heſiodos nicht einmahl den Nahmen des epiſchen Euripides. Denn der Gang der alten Poeſie war nicht, wie der unbelehrte Geiſt ſich die Geſchichte zu wünſchen pflegt, alles nach dem, was ihm gewöhnlich iſt und natürlich ſcheint, beurtheilend und erwartend, daß die Natur ſeinen Dichtungen entſprechen ſolle. So ward auch in ſpätern Zeiten die vollendete Schönheit der lyriſchen Kunſt durch die abſichtliche Ausſchweifung des Timotheos, Philoxenos, Kineſias und andrer Dithyrambendichter zerſtört. So zerrüttete Euripides die vollkommne Harmonie der ſophokleiſchen Tragödie. So ſanken die Athener überhaupt, nicht bloß in dieſer oder jener Kunſtart, ſondern in ihrem ganzen Daſein, in allen Künſten, in Verfaſſung und Geſetzen, in häuslichen und öffentlichen Sitten und Handlungen und mit dem klarſten und ſchmerzlichſten Bewußtſein ihres Falls, von ſchöner Vollendung in Ueppigkeit, deren noch übrige Kraft auch bald gährend ermattete. Im Einzelnen ihrer Bildung wie im Ganzen führte die Gunſt der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollſtändigen Entwicklung, welche die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff ſie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schickſals, nachdem der Gipfel der Reiſe erreicht war, und zwang ſie, wieder abwärts zu gehen auf der vorgezeichneten Bahn, nach den ewigen Geſetzen eines großen Kreislaufs.

---

[11] Schol. ad Pind. Nem. II, 1.

Von den heſiodiſchen Geſängen, welche ernſt lehren oder ungeheuer dichten, unterſcheiden ſich die homeridiſchen Hymnen und Volkslieder durch eine fröhlichere Farbe, klare Geſtaltung und den raſcheren Gang. Vorzüglich aber auch durch das ſchöne Maaß der Vorſtellungsweiſe und der Darſtellungsart; dem ſie immer treu bleiben, auch wenn Inhalt und Sage heſiodiſch oder gar myſtiſch iſt. Sie ſind menſchlicher, natürlicher, gebildeter, poetiſcher, epiſcher und homeriſcher. Während ſo mancher Umwandlungen der epiſchen Kunſt erhielt ſich in dieſer Maſſe von Sängern, welche durch ihre Beharrlichkeit bei der alten Weiſe, durch ihren hohen Urſprung und durch ihre ſtätige Fortſetzung vor allen den Nahmen einer Schule verdient, der ächte Geiſt und Laut der homeriſchen Poeſie noch am reinſten. Aber auch von den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich die homeridiſchen eben ſo deutlich, wie von den heſiodiſchen; nicht bloß durch mindere Schönheit und Kraft, ſondern vorzüglich auch durch das Enge und Einſeitige der ganzen Darſtellungen.

Der homeridiſche Hymnos iſt freilich auch eine Ariſteia; nur mit dem Unterſchiede, daß der, deſſen Herrlichkeit hier erzählend beſungen wird, nicht ein Held, ſondern ein Gott iſt. Aber auch die Beſchränkung auf Einen iſt viel ausſchließlicher. Selbſt wo ſich die Darſtellung am meiſten ausbreitet, wird doch nur die Eigenthümlichkeit dieſes Einen entwickelt, meiſtens in bloß allgemeinen

Zügen entworfen, welche die erzählte Geſchichte nur als ausführlicheres Beiſpiel begleitet und erläutern ſoll. Die Nebengeſtalten ſtehen bedeutungslos da, oder können ſich doch in dem engen Raume nicht regen und zeigen, und dienen höchſtens, die Hauptgeſtalt durch einen Gegenſatz zu erhellen. Nicht zu erwähnen, daß ſich überall unpoetiſche Nebenabſichten und oft örtliche Beziehungen offenbaren.

Iſt es die eigentliche Beſtimmung und Natur des homeridiſchen Hymnos, den beſungenen Gott und ſein vorgezogenes Land, ſeine Verehrer und Diener aufs herrlichſte zu loben und zu preiſen; ſo verdient der Hymnos auf den deliſchen Apollon vor allen den Kranz, deſſen höheres Alterthum, ungeachtet er von der homeriſchen Poeſie an Geſtalt, Farbe und Art immer noch durch eine merkliche Kluft geſchieden iſt, durch ihn ſelbſt offenbar, die Beſtätigung, daß Thukydides ſich auf ihn beruft, und ihn für ächt hält, kaum bedarf. Alles wird darin verherrlicht; die göttlichen Mutterfreuden und Mutterleiden der hehren Leto; die Furchtbarkeit des überall ſchön beſungenen Apollon unter den Göttern und ſeine weitverbreitete Herrſchaft auf der Erde; der verdiente Vorzug der lebend gedichteten und redend eingeführten Delos; die Ionier, die ſich da mit ihren Kindern und ehrſamen Frauen verſammeln, Kampfſpiele im Tanzen und Singen zu halten; die deliſchen Frauen, die durch Geſang von alten Helden und Frauen der Vorzeit, nachdem ſie zuvor den Apollon, die Leto und die Artemis beſungen haben, alle Stämme der Menſchen bezaubern, und die Stimme eines jeden aufs täuſchendſte nachzuahmen wiſſen; und der alte blinde Sänger von Chios ſelbſt, den jene Frauen dem fragenden Fremden als den herrlichſten aller Dichter nennen ſollen, wofür er ihren Ruhm ſo weit zu verbreiten gelobt, als er auf der Erde nach volkreichen Städten wandern wird.

Der zweite Hymnos auf den pythiſchen Apollon [13]) will nur den Urſprung heiliger Stiftungen, Gebäude, Nahmen und

---

[13]) Er ſchließt ſich als der zweite Theil an den erſten von v. 179 – usq. ad fin.

Gewohnheiten, deren Merkwürdigkeit ihn ſogar zu Epiſoden veranlaſſen kann [10], erzählend erklären. Auffallend iſt es, wie die Behandlung, da doch nicht bloß dieſer Zweck, ſondern auch Inhalt und Sage, heſiodiſch iſt, dennoch ſo ganz homeriſch bleibt, und ſich nie, ſogar bei der Erlegung des Drachen und der Geburt des Thyphaon nicht, ins Ungeheure und Ausſchweifende verliert.

Der reizende Hymnos auf die Aphrodite ſucht den Stamm des Aeneas zu verherrlichen, warnt die Lieblinge der Göttinnen vor Uebermuth und Unvorſicht bei ihrem gefährlichen Glück, und lehrt gelegentlich, nicht eben an den ſchicklichſten Stellen, wie viele Arten der Nymphen es gebe, wie ihr Geſchick ſei und ihre Lebensart.

Dem Hymnos auf Demeter gibt die Miſchung von heiligem Schwung und prieſterlichem Ernſt mit der homeriſchen Bedeutſamkeit, ſchön gemäßigten Haltung und friſchen, leichten Sinnlichkeit, eine geheimnißvolle Anmuth, welche einer Dichtung vom Urſprunge der alten eleuſiniſchen Myſterien wohl anſteht. Der ganze Hymnos iſt beſeelt vom Geiſte der ſchönſten Mütterlichkeit. So behandelt iſt die Sage von der Perſephone, wie ſie dem Hades zugeſprochen wird, wie die weite Erde ſich öffnet, und die junge Göttin eben in der Blüthe ihres ſpielenden Lebens raubt, wie das Suchen und Sorgen der göttlichen Mutter nichts fruchtet: wie ſie ſchon nahe daran, den Armen der Nothwendigkeit zu entfliehen, durch einen Zufall von neuem gefeſſelt bleiben muß, und der Knoten zuletzt durch den Herrſcherſpruch entſchieden wird, ſie ſolle in ewigem Wechſel ihr Daſein zwiſchen der düſtern Unterwelt und dem freundlichen Tageslichte theilen; ſelbſt nichts anders als der göttlichſte Ausdruck und verſchönerte Wiederſchein der allgemeinſten und unbegreiflichſten aller Umwandlungen, durch welche der dürre Keim aus dem unſichtbaren Schooße der mütterlichen Erde lebendig entſproßt. Und ſo iſt auch der ſtumme, hohe Schmerz der göttlichen Mutter mit der Angſt und dem Geſchrei der ſterblichen Mutter neben der gutmüthigen Geſchäftigkeit und den erheiternden Scherzen der Jambe und ihrer Schweſtern ſehr ſchön entgegengeſetzt.

---

[10] v. 231—237.

Der geiſtvolle Muthwillen des neugebornen Gottes in dem eben ſo zarten als tiefen Hymnos auf Hermes, dem keckſten und eigenthümlichſten aller homeridiſchen Geſänge, das Lachen des Vater Zeus über die geſchickten Lügen des wunderbaren Kindes, und Apollons faſt begeiſtertes Bewundern ſeiner liſtigen Künſte, können an die geheiligten Ausſchweifungen der attiſchen Feſte des Dionyſos erinnern, wo eine anſcheinende Zügelloſigkeit gleichſam geſetzlich war. Auch hier ſchimmert das Gefühl durch, daß die erfinderiſche Kunſt, die ſich ſelbſt in dieſem Hymnos mit Freude und Lächeln in ihrem Innern zu beſpiegeln ſcheint, alles dürfe, und ihre hohe Würde und Heiligkeit dennoch nie verlieren könne; aber der Scherz iſt hier ohne jambiſchen Stachel, ohne myſtiſche Bedeutung und ohne dithyrambiſche Trunkenheit. Er iſt beſonnener, gleich der Begeiſterung des epiſchen Sängers, und die Schalkheit ſelbſt blickt wie mit kindlichen Augen offen und unſchuldig um ſich.

In beiden zuletzt erwähnten Hymnen offenbart ſich ein Hang, alles befriedigend aufzulöſen, voll zu ſchließen und das Gedicht dadurch zu einem Ganzen zu runden.

Eben dieſer die homeridiſche Poeſie von der homeriſchen ebenfalls unterſcheidende Hang verführte einen der ungeſchickteren und geiſtloſen Homeriden, der Odyſſee das entſtellende Ende anzufügen, und darin ſogar den letzten Rhapſodien der Ilias eine Art von Hintergrund geben zu wollen.

Und außer dem Bedürfniß, durch einen herkömmlichen Anfang und in ſeiner Kürze mannichfach wechſelnden Vorgeſang, Geiſt und Ohr der Hörer erſt anzuregen und zum Genuß des längern Hauptgeſanges zu ſtimmen, konnte auch dieſer Hang, der Unbeſtimmtheit des Epos abzuhelfen und die Rhapſodie ſchärfer zu begränzen, dazu beitragen, daß ſich aus der frommen Meinung, man müſſe alles von den Göttern anfangen, die homeridiſche Künſtlerſitte bildete, kleine Hymnen zu epiſchen Vorreden zu gebrauchen, welche bald nur eine allgemeine Anrufung oder ein ſchmeichelndes Lob, bald auch eine beſtimmtere Bitte enthalten, oft ſogar das Herkommen dieſer oder jener Gottheit kurz erzählen, den Segen, welchen ſie vorzüglich ihren Günſtlingen verleiht, verherrlichen, ihre Eigenthümlichkeit und Lebensart in wenigen bedeutenden Zügen mit Sinn und Geiſt darſtellen, wie in dem auf den Pan, oder auch durch ein einzelnes ausgeführtes Beiſpiel erläutern, wie in dem jüngern auf den Dionyſos.

Aber nicht bloß die Götterſage war Stoff für die Geſänge der Homeriden. Auch auf die Erſcheinungen, Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe des gemeinen bürgerlichen Lebens wandten ſie die Darſtellungsart des alten homeridiſchen Epos an: und eben dieſe abſichtliche und willkuhrliche Verſchiedenartigkeit des Inhalts und des Ausdrucks gibt mancher homeridiſchen Kleinigkeit, welche nichts enthält, als ein gelegentliches Wort, einen eignen Reiz und Laune, deſſen ſelbſt das luſtige kleine Bettlerbild, Eireſione, nicht ermangelt. Eben dahin geht auch die mehr kindiſche als kindliche Batrachomyomachie, und obgleich das Salz darin ſehr dünne geſtreut iſt, ſo enthält doch das Epüllion einige recht drollige Stellen, Züge und Einfälle: wie der ausgemahlte Uebermuth der Maus, welche den Krieg veranlaßt; die Klagen der Athene vor dem Vater der Götter, daß die Mäuſe ihr den Mantel gefreſſen, den ſie auf Borg gewebt, und nun komme der Schneider und fordre die Zinſen; und wie die Mäuſe, nachdem der flammende Donner des Kroniden, mit welchem er den großen Enkelados und der Giganten wilde Stämme getödtet, ſie nicht gehindert hat, plötzlich die Flucht ergreifen, da die vielnahmigen Krebſe anrücken und ſie in die Schwänze beißen.

Das ſchönſte, reichhaltigſte und älteſte homeridiſche Gedicht dieſer Gattung war wohl der Margites, worin der Held, welcher dem Werke den Rahmen gegeben, ſo bezeichnet ward:

> Nicht zum Gräber machten die Götter ihn, auch nicht zum Pflüger,
> Nicht zu etwas verſtändig, in jeglichem war er ein Stümper [17].

Ariſtophanes, Platon und Ariſtoteles offenbaren durch ihre bedeutenden Anführungen und Anſpielungen ihr Gefühl von dem hohen dichteriſchen Werth und Alter des Margites. Zeno erläuterte ihn wie die Ilias und Odyſſee, und Kallimachos, der Sinn hatte für epiſchen Scherz und Witz, und ſelbſt den des homeridiſchen Hymnos an Hermes in ſeinem an die Artemis für ſeine Kraft und ſein Zeitalter nicht unglücklich nachgebildet hat, bewunderte und liebte den Margites ganz vorzüglich.

---

[17] Arist. Nicom. VI, 7.

Ariſtoteles findet im Margites den früheſten Keim der komiſchen Kunſt [10]. Mit mehr Recht als in der Odyſſee; und in der homeridiſchen Poeſie kann man eine leiſe Annäherung zu der ſyſtematiſchen Ganzheit der dramatiſchen Kunſt und zu ihrer Trennung des Tragiſchen und Komiſchen, welche man in die homeriſche Poeſie ſo gewaltſam hineingetragen hat, wenn man ſie ſucht, wohl finden, oder vielmehr ahnen. Doch wird die Verwandtſchaft nicht viel weniger entfernt geweſen ſein, als die des Hymnos auf den Hermes mit den alten attiſchen Satyren, und die des Hymnos an Demeter mit der Tragödie.

Der Verluſt des Margites iſt der erſte in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie, deſſen Größe man mit einiger Beſtimmtheit ſchätzen kann. Dies zu verſuchen, und den Andeutungen und Winken von den untergegangenen Werken der alten Kunſt mit Andacht nachzugehen wie einer Gottheit Spur; das allein iſt der Geſchichte würdig, nicht aber, wie man es pflegt, über den unabänderlichen Verluſt des Einzelnen träge und ſelbſtgefällig zu klagen, während ſie es gar nicht gewahr zu werden ſcheinen, daß auch die Werke, welche gerettet wurden, eigentlich verloren ſind, indem der Sinn für ſie im Ganzen verſchwunden iſt, und daß das geſammte Alterthum in dieſem Verſtande auf ewig untergegangen iſt, und nur in dem Innern auserwählter Geiſter ſchwächer wieder aufleben kann.

---

[10] Poet. 4.

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos.

Wenn man die homeriſche, die heſiodiſche, die ältere und mehr auf die Art der Darſtellung als auf die Folge der Zeit ſehend, auch die ſpätere homeridiſche Poeſie im Gegenſatz des neuen Epos der Alexandriner das alte Epos nennen darf; ſo läßt ſich die Poeſie der nachheſiodiſchen, genealogiſchen und cykliſchen Dichter, die der ſpäteren Claſſiker der epiſchen Dichtart, des Piſandros, Panyaſis und Antimachos, die der myſtiſchen Epiker und die Schule der in hexametriſchen Gedichten von der beſchreibenden Art lehrenden Phyſiologen vielleicht am ſchicklichſten unter dem Nahmen des mittleren Epos zuſammenfaſſen. Selbſt das myſtiſche und phyſiſche Epos hat wenigſtens das mit dem cykliſchen gemein, daß es, ſo wie dieſes den Uebergang zur Hiſtorie der joniſchen Mythographen bildet, ſo auch zwiſchen Poeſie und Philoſophie, der letzten näher, in der Mitte ſteht.

Jene unter dem Nahmen des epiſchen Kreiſes ſo berühmte Sammlung aus mehreren alten Dichtern ward nicht wegen der poetiſchen Schönheit, ſondern wegen der hiſtoriſchen Folge der darin erzählten Begebenheiten von der Umarmung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos geſchätzt [19]; und diejenigen auch unter den cykliſchen mitgenannten Gedichte, welche ſich, wie das cypriſche Epos vom Staſinos oder Dikaeogenes [20], die Aethiopis von Arktinos und die kleine Ilias von Leiches, an die homeriſche Ilias, deren Rhapſodien ihnen alſo mehr oder weniger bekannt geweſen ſein müſſen, im Zuſammenhange der Geſchichte und nach der Zeitfolge der Sage anſchloßen, ſcheinen den ähnlichen Zweck gehabt zu haben, die Ilias hiſtoriſch zu ergänzen und gleichſam cykliſch zu erweitern.

---

[19] P. 341. Elect. Phot. e Procl. Chrest. gramm. ad Calc. Apollon. de Syntaxi ed. Sylburg. [20] Arist. Poet. cap. 16.

Schon Heſiodos iſt freilich auch in der Heldenſage nur genealogiſcher Sammler. Doch könnte vielleicht der ſelbſt im heſiodiſchen Schilde des Herakles ſichtbare, dem Geiſt der Theogonie folgende Hang zur Darſtellung des wildeſten Lebens in ungeheuern Kämpfen und kräftigen Zeugungen, ein Merkmahl ſein, das heſiodiſche und das cykliſche Epos zu ſondern, welche, obwohl ſie dem flüchtigeren Blick, bis alle Spuren und Bruchſtücke vollſtändig geſammelt und geordnet werden, von gleicher Art zu ſein und ohne Unterſcheidung an einander zu hängen ſcheinen mögen, wohl eben ſo deutlich und klar getrennt ſind, wie das homeriſche und homeridiſche Epos, und wie die erſte und die zweite Maſſe der heſiodiſchen Periode der epiſchen Kunſt. Nach dem Schilde, als dem längſten und wichtigſten Bruchſtücke, zu urtheilen, bildet die heroiſche Poeſie der heſiodiſchen Periode eine dritte und letzte Maſſe derſelben, welche zwiſchen der Theogonie und dem cykliſchen Epos in der Mitte ſteht, und den Uebergang macht. An Gelegenheit zu Zeugungsgeſchichten jener Art konnte es den Eöen des Heſiodos ſo wenig fehlen, als an der zu heroiſchen Kampfſchilderungen nach Art der Titanomachie.

Je mehr die Sänger dieſer hiſtoriſchen Periode des cykliſchen Epos auch in der Heldenſage nur Genealogen waren, wie Aſios 21), je örtlicher ihr Inhalt, je näher der hellern Geſchichte, oder je verwebter mit mährchenhafter Erdkunde ſpäterer Zeit, wie die dem Ariſteas beigelegten arimaſpiſchen Geſänge; je mehr näherten ſie ſich den joniſchen Mythographen, unter denen auch noch Herodotos ein Rhapſode in Proſa, ſeinen Gegenſtand mit einer epiſodiſchen Fülle von Mythen cykliſch erweitert.

Doch darf man nicht denken, daß der in dieſem Zeitalter überwiegende hiſtoriſche Geiſt und Zweck der epiſchen Poeſie, ihren

---

21) Pausan. IV. 2.

dichteriſchen Werth und ihre künſtleriſche Ausbildung völlig verdrängt habe. Ein Epos dieſer Art und dieſes Zeitalters konnte ein Kenner für homeriſch halten, und Pauſanias nach der Ilias und Odyſſee am meiſten ſchätzen [22]. Piſandros aber, welcher der erſte unter den alten Dichtkünſtlern den Sohn des Zeus, den rüſtigen Löwenbändiger, vollſtändig beſungen, und die Arbeiten, die er durchkämpfte, beſchrieben hatte [23], verdiente und erhielt durch die Aufnahme unter die Claſſiker den Vorzug vor ſeinen Zeitgenoſſen. Es läßt ſich begreifen, daß unter allen cykliſchen Geſängen gerade ein biographiſches Epos das wichtigſte und würdigſte Kunſtwerk, und daß unter allen Lebensgeſchichten von Helden, die des Herakles für die Poeſie am günſtigſten war. Aus der oft bedeutend vorkommenden Bemerkung, daß Piſandros zuerſt den Herakles mit der Löwenhaut bekleidet, und mit der Keule bewaffnet dargeſtellt habe, darf man folgern, daß er die Heldenzeit und die Heldenwelt wilder und ungeheurer gedichtet habe. Der Geiſt des Zeitalters und der geringere Umfang des Gedichts dürften vermuthen laſſen, Piſandros habe den Faden der Geſchichte, ohne homeriſche Fülle von Epiſoden, ſtreng verfolgt, der Held und deſſen Leben ſei der ganze Inhalt und Zweck ſeines Werks geweſen.

Panyaſis, der zweite nachheſiodiſche Claſſiker der epiſchen Kunſt, ward von einigen Kritikern gleich nach Homeros geſtellt, von andern erſt nach Heſiodos und Antimachos [24]. Bei ihm dürfen wir uns vielleicht nicht bloß mit Spuren und Vermuthungen begnügen. In der Sammlung der theokritiſchen und der dem Theokritos und andern Bukolikern beigelegten Gedichte, wo ſo manches ganz fremde ſteht, finden ſich drei überraſchend gleichartige Bruchſtücke eines epiſchen Gedichts vom Herakles. Der erſte unterſuchende Blick lehrt, daß ſie dem Theokritos, der ſikeliſchen Schule, ja überhaupt dem kritiſchen Zeitalter durchaus nicht angehören können, ſondern Theile einer ältern voralexandriniſchen oder nachheſiodiſchen Herakleia ſein müſſen. Es kann faſt nur die Frage ſein, ob Piſandros oder Panyaſis der Verfaſſer ſei; denn die hohe Vortrefflichkeit der Bruchſtücke deutet auf einen berühmten Urheber, und ſchon dadurch, daß ſie erhalten ſind, wird es wahrſcheinlicher, daß ſie von einem der Claſſiker herrühren mögen, welche ſo ungleich häufiger, ja in ſpätern Zeiten faſt ausſchließlich geleſen und abgeſchrieben wurden. Es iſt aber aus manchen Spuren [25]) ungleich wahrſcheinlicher, daß es Panyaſis ſei. Der elegiſche Ueberfluß in den überſtrömenden und ſich antwortenden Klagen der Mutter und Frau des Herakles zeigt, daß die epiſche Kunſt in dieſem Zeitalter von den Einflüſſen der herrſchenden lyriſchen Poeſie nicht frei blieb, und daß Panyaſis, Vorgänger wie Steſichoros, nicht ohne Nachbildung nutzte. Nach dieſen Bruchſtücken zu urtheilen, war der Gang der Erzählung verflochten genug; die Gleichniſſe ſind geſpart, die Darſtellung iſt reicher an jenen bedeutſamen Kleinigkeiten, welche zu dem Reiz der homeriſchen Poeſie ſo viel beitragen, als die heſiodiſche. Doch iſt die Darſtellung oder Andeutung von Eigenthümlichkeiten, ſelbſt des ausſchließlich einzigen Helden, ſo wie alles andere, nur Nebenſache: und das Herrſchende, woran ſich alles übrige anſchließt, ſind die genau und vollſtändig mit Liebe dargeſtellten Arbeiten des Helden. Das Schwere der Aufgabe iſt darin eben ſo ſehr hervorgehoben, als die Kraft des Ueberwinders. Selbſt in den Jugendgeſchichten des Herakles geht er über vieles flüchtig weg, nachdem er eine wunderbare That des Heldenkindes ganz umſtändlich erzählt hat, die in eben dem Geiſte und Sinne gedacht und ausgebildet iſt, wie ein Athlos der ſpätern, eigentlich ſogenannten herkuliſchen Kämpfe von beſtimmter Anzahl. Ein jeder ſolcher Athlos ſcheint eine Maſſe des Gedichts gebildet zu haben, wohin ſich alles ungleich gewaltſamer und entſchiedener zu einem Gipfel zuſammendrängte, wie in der homeriſchen Ariſteia

---

[22] Pausan. IX. 9. Dem Zuſammenhange nach zu urtheilen, bezieht ſich dieſe Stelle, in welche man die Thebais eben ſo überflüſſig als hart hineinvermuthet hat, auf das unter dem Nahmen Epigonoi ſo berühmte alte Epos, welches für homeriſch gehalten ward, und deſſen Aechtheit Herodotos, der älteſte Chorizont, nur bezweifelt. [23] Theocr. Epigr. XIX. Brunck. Anal. I. 381. [24] Suid. voc. Panyasis.

---

[25]) Z. B. Paus. IX. 11. werden Steſichoros und Panyaſis als die Autoren der in einem der Bruchſtücke erwähnten Sage, wie Herakles in der Raſerei ſeine Kinder von der Megara ermordet habe, genannt.

Hadrianus [28], welcher das Gelehrte, Dunkle und Schwere liebte, zog ihn ſogar dem Homeros vor. Kraft und Würde, und eine nichts weniger als gemeine Art des Ausdrucks waren, nach dem Quinctilianus [29], ſeine eigenthümlichen Vorzüge: Cicero [30]) nennt ſein großes Werk ein gelehrtes Gedicht, und Proklos [31]) führt ihn als ein Beiſpiel des künſtlichen und dem aus göttlicher Eingebung und Begeiſterung entſpringenden entgegengeſetzten Erhabenen an, welches viele Mittel und Vorkehrungen brauche, einen großen Anlauf nehme, und ſich meiſtens uneigentlicher Bilder bediene. Er war auch ein Gelehrter, Schüler des Steſimbrotos, und einer der erſten Kritiker der homeriſchen Poeſie, und ſtrebte, die Menge verachtend, nur nach dem Beifall der Kenner. Da einſt alle Zuhörer, außer dem Platon, ſeine Vorleſung verließen, ſagte er: „Ich will dennoch leſen, denn der einzige Platon gilt mir ſo viel, als alle dieſe Tauſende [32])." Auf Anrathen des Platon behauptet auch Herakleides [33]), ſeine Gedichte zu Kolophon geſammelt zu haben. Dionyſios [34]) nennt den Antimachos als Beiſpiel und Urbild der bis zur Härte erhabenen Wortſtellung; und nach dem Plutarchos [35]) fehlte ſeiner Poeſie, wie den Gemählden des Dionyſios und den kriegeriſchen Thaten des Epaminondas und Ageſilaos, jener Schein der Leichtigkeit, welcher die Gemählde des Nikomachos, die Verſe des Homeros, und den Feldzug des Timoleon auszeichnete. Auch gab es Kritiker, welche weniger günſtig von ihm urtheilten; wie der wegen ſeiner Bewunderung des Choerilos in einem ſehr zweideutigen Epigramm [36]) vom Krates verſpottete Euphorion; und Kallimachos [37]), welcher die lange, nach ſeiner geliebten Lyde benannte Elegie des Antimachos ein breites und nicht gebildetes Werk nannte. Der anerkannte Schwulſt [38]) des Antimachos könnte die Vermuthung erregen, er ſei in der Thebais, deren Inhalt ein Lieblingsgegenſtand der Tragiker war, ſeinen Vorbildern über die Gränzen der epiſchen Dichtart gefolgt. Es fehle ihm an dem Hinreißenden und Anziehenden, ſagt Quinctilianus, auch an Anordnung, ja überhaupt an Schicklichkeit, ſo daß ſich hier recht klar zeige, wie ganz etwas andres es heiße, der nächſte oder der zweite zu ſein. Durch die Art der Anordnung übertraf ihn Panyaſis, der ihm aber im Ausdruck nachſtand [39]; und die oft erwähnte Weitläuftigkeit und Ausbreitung des Antimachos ſcheint dem in den Bruchſtücken der Herakleia ſichtbaren Hange, ſich in wenige, mehr hohe als weite Maſſen dicht und feſt zuſammenzudrängen, gerade entgegengeſetzt zu ſein.

---

[28]) Fragm. Antim. cur. Schellenb. p. 49. [29]) Quinct. X. 1. [30]) Brut. c. 51. [31]) Fragm. Antim. p. 44. [32]) Cic. loc. cit. [33]) Frag. p. 36. [34]) De comp. verb. p. 22. l. 45. [35]) Vit. Timol. p. 253. C. [36]) Anthol. ed. Jacobs. II. 3. [37]) Fragm. Antim. p. 37. [38]) Catull. XCV.

Wenn gleich die drei ſpätern Claſſiker der epiſchen Kunſt ſich über die zum Sprichwort gewordene Gemeinheit [40] der cykliſchen Poeſie erhoben, nicht bei dem Ungeheuern des heſiodiſchen Styls ſtehen blieben, ſondern ſich der Schönheit der homeriſchen Poeſie wieder zu nähern ſuchten; ſo zeigen doch alle Bruchſtücke Nachrichten und Spuren zur Genüge, in wie geringem Maaße ihnen dieſes gelungen ſein mag. Auch die Kindheit hat ihre Blüthe, welche der Mann, wenn die Zeit einmahl vorüber iſt, nicht wieder erkünſteln kann. Wenn gleich die Vermuthung, daß ſelbſt die Beſten unter dieſen Spätern, durch Aufnahme und Beimiſchung lyriſcher oder tragiſcher Beſtandtheile, die Reinheit der epiſchen Dichtart entſtellt und verunſtaltet haben, noch zweifelhaft ſcheinen könnte, ſo iſt doch die Wahl eines Stoffs aus der Zeitgeſchichte, wie die, wodurch Choerilos Beifall fand, und welche der urſprünglichen Natur des helleniſchen Epos, wie es von Anfang den mit Dichtung vermählten Sagen der Vorzeit geweiht geweſen, ſo ganz widerſpricht, ein eben ſo unzweideutiges Zeichen vom gänzlichen Verfall der epiſchen Kunſt, als Chaeremons Kentauros, eine aus allen metriſchen Weiſen äußerſt unſchicklich [41] gemiſchte proſaiſche Rhapſodie [42], oder der Mangel an heroiſcher Hoheit der dargeſtellten Menſchennaturen, welche im Kleophon nur gemein und den gewöhnlichen gleich, in der Delias des Nikochares aber noch unter dem Maaß des wirklichen Lebens waren [43]). War die Behandlung eines niedrigen Stoffs in dem letzten Dichter auch abſichtlich und zweckmäßig, indem ſein Werk zu der parodiſchen Gattung der epiſchen Poeſie gehörte, deren Vater Hegemon war [44]); ſo war doch die Ausbildung dieſer Abart ſelbſt kein günſtiges Zeichen für den Zuſtand der Kunſt. Denn wenn es nicht etwa zugleich didaktiſch iſt, wie die philoſophiſchen Sillen des Skeptikers Timon, oder wie die Küchenlehre des Archeſtratos, welcher ſcherzweiſe ein Eßkünſtler, ein Heſiodos oder Theognis der Schwelger genannt wird [45]); ſo bleibt das rein parodiſche Epos eine dürftige Spielerei, auf welche die Kunſt nur, nachdem ſie ſich ſchon erſchöpft und überlebt hatte, verfallen konnte, und wodurch ſie nicht ſowohl ihr Gebieth erweiterte, als ihre Eigenthümlichkeit verſcherzte.

---

[39] Quinct. loc. cit. [40] Callim. Epigr. Brunck. Anal. I. 461.
[41] Aristot. Rhet. III. 12. [42] Poet. cap. I. 24.

An die Denkart und Dichtart der heſiodiſchen Theogonie konnte ſich leicht die myſtiſche Poeſie der Prieſter und Orphiker anſchließen, in welcher die Lehre von der Würde und Heiligkeit des Lebens, und von der Einheit der in unendlich vielen Geſtalten geheimnißvoll erſcheinenden Urkraft, die alles zeuge und alles nähre, eben ſo ſehr ausgebildet wurde, wie in der gnomiſchen Poeſie, die von der Nothwendigkeit der Beſchränkung und dem Werth einer weiſen Mäßigung, welche mit jener zuſammengenommen, die Grundlage der älteren, noch ganz kunſtloſen helleniſchen Philoſophie bildet. Auch die in der heſiodiſchen Periode entſtandene Lehre von den verſchiedenen Zeitaltern ſcheinen die Anhänger und Verkündiger der Myſterien, auch hier Mittler der Poeſie und der Philoſophie, umgebildet zu haben [46]); und vielleicht waren ſie es, welche die Sage oder Dichtung von einer gränzenloſen vollendeten Wildheit der älteſten Menſchen erfanden [47]). Der Enthuſiasmus in einigen der längern orphiſchen Bruchſtücke [48]) aus myſtiſchen Lehrgedichten, vereinigt dichteriſche Kraft und Kuhnheit mit prieſterlicher Salbung und Würde. Auch in den Hymnen äußert ſich ein begeiſtertes Ahnen der Unendlichkeit der angebeteten Götter und der lebendigen Einheit der Natur, aber dargeſtellt wird dieſes Gefühl eben ſo wenig, als die Beinahmen, welche durch ihre Menge alle Bedeutſamkeit verlieren, die beſungene Gottheit und die Eigenthümlichkeit derſelben lebendig vor die Einbildung ſtellen können. Die orphiſchen Argonautika ſcheinen die Abſicht gehabt zu haben, eine ganze Reihe von Verfälſchungen durch eine neue Verfälſchung zu beglaubigen [illegible]), und zeigen, wie ſich denken läßt, eine große Vorliebe für gottesdienſtliche Gegenſtände. Von dichteriſchem Geiſt und künſtleriſchem Werth aber ſind ſie ſo leer, daß alle Anſtrengung vergeblich ſein dürfte, irgend eine Eigenthümlichkeit, die poetiſch wäre, an ihnen erforſchen zu wollen. Welcher ſchönen Behandlung ein myſtiſcher Stoff fähig ſei, können außer dem homeridiſchen Hymnos auf Demeter auch der aus dem Helleniſchen eigentlich überſetzte, nicht bloß nachgebildete Atys des Catullus, und ſo manche Stellen und Züge des Kallimachos, Apollonios und andrer alexandriniſcher und römiſcher Dichter, beweiſen, welche das Myſtiſche, wegen ſeines Scheins von Alterthümlichkeit und als Gelegenheit, ihr Wiſſen zu zeigen, oder aus Hang zum Seltſamen und ganz Alterthümlichen, was die ſchon erſchlafften Gemüther von neuem reizen kann, oft auch wohl mit echter frommer Begeiſterung vorzüglich liebten, oder doch wenigſtens als einen Beſtandtheil in ihr, aus allen Arten und Geſtalten des alten, gemiſchten Epos aufnahmen. An dichteriſcher Schönheit, meint Pauſanias [illegible]), dürften die orphiſchen Hymnen wohl die zweite Stelle nach dem homeriſchen erhalten; und nach einer Stelle des Plutarchos [illegible]) waren die Weiſſagungen des Bakis und der Sybille nicht ohne poetiſches Verdienſt. In dieſen und ähnlichen Geſängen, wie in den metriſchen Antworten der Orakel, konnte ſich der prophetiſche Styl für den künftigen Gebrauch des lehrenden Epos vorläufig entwickeln.

---

[43]) Ibid. cap. IV. [44]) ibid. [45]) Athen. III. 22. VII. 5. VII. 17. [46]) Orph. ed. Gesn. pag. 297. [47]) Ibid. p. 378. [48]) Vorzüglich das VI. der Gesn. Ausgabe.

Die erſten ſyſtematiſchen Werke der didaktiſchen Poeſie der Hellenen waren die Gedichte der Phyſiologen, vorzüglich die großen von der Natur aller Dinge. Das auch für die Geſchichte der

---

[illegible]) Cfr. v. 9—46. [illegible]) Lib. IX. cap. 30. [illegible]) De fem. virt. pag. 433. ed. Steph.

Poeſie merkwürdige Epos dieſer Schule erreichte durch Empedokles, welcher nach Theophraſtos ein Nachahmer des Parmenides, nach Hermippos aber des Xenophanes war [52], die höchſte Blüthe ſeiner Ausbildung. Maaß und Ausdruck ihrer Geſänge war epiſch, und beſonders Empedokles war, wie Ariſtoteles urtheilte, homeriſch in ſeiner kraftvollen Bilderſprache [53]. Daher wurden ſie auch von allen ungelehrten Hellenen [54], ja ſelbſt von Kritikern [55], zu den epiſchen Dichtern gezählt. In Geſängen pflegten die Pythagoräer [56] ihre geheimeren Lehren zu überliefern; und Thales [57], welcher jedoch nach der Meinung einiger Alten keine Schrift hinterlaſſen hat, trug nach andern ſeine Wiſſenſchaft in Gedichten vor. Xenophanes, der älteſte Vielſchreiber [58], Freigeiſt [59] und gelehrte Streiter [60] unter den helleniſchen Philoſophen, verfaßte epiſche und elegiſche Werke didaktiſchen Inhalts, auch jambiſche gegen Homeros und Heſiodos. Auch Parmenides, ein Schüler, aber nicht Nachfolger des Xenophanes [61], philoſophirte in Gedichten, welche ſich durch Eurhythmie eben nicht auszeichneten [62], und verfaßte ein Epos von der Natur der Dinge. Sie waren ſchlechtere Dichter [63] als Empedokles, der höchſte Stolz und die ſchönſte Zierde, der an großen Erzeugniſſen ſo reichen Sikelia [64]. Dieſer vereinigte die Naturwiſſenſchaft des Anaxagoras mit der Würde des pythagoriſchen Lebens [65]. Den hinreißenden Schwung, die Hoheit ſeines ſtrömenden Geſanges findet Cicero der Größe ſeines Stoffs angemeſſen [66]. „Laut verkündigen ſeine Lieder die herrlichen Erfindungen ſeines göttlichen Geiſtes, ſo daß er kaum von ſterblichem Geblüt erzeugt zu ſein ſcheint;“ ſagt mit feurigem

---

[52] Diog. Laert. VIII. 2. 1. [53] Ibid. VIII. 2. 3. [54] Arist. Poet. I. IX. [55] Dionys. de comp. pag. 22. C. ed. Sylb. [56] Cic. Tusc. IV. 2. [57] Diog. I. 1. 2. Plut. περὶ τοῦ μὴ χρᾶν p. 716. Steph. Die Aechtheit der dem Thales zugeſchriebenen Aſtrologie war zweifelhaft. [58] Diog. Prooem. XI. [59] Cic. de div. I. 3. Er war der einzige unter den ältern Philoſophen, welcher ohne die Götter zu läugnen, die Divination ganz wegräumte. [60] Er ſtritt gegen Thales, Pythagoras und Epimenides. [61] Diog. IX. 3. 1. [62] Plut. p. 77. De aud. poet. ed. Steph. [63] Cic. Academ. IV. 23. [64] Lucr. I. 717—734. [65] Diog. VIII. 2. 1. [66] Academ. IV. 23.

Ausdruck ſein würdiger Schüler, der erhabene Lucretius. Die Vortrefflichkeit der Nachbildung kann uns lehren, wie viel wir am Urbilde verloren haben, und das Werk des Römers muß die Züge, welche ſich aus den Bruchſtücken, Nachrichten und Urtheilen der Alten ergeben, zu einem vollſtändigen Bilde vom Epos der alten helleniſchen Phyſiologen, beſonders des Empedokles, ergänzen. Es war des Lucretius Abſicht, die Philoſophie des Epikuros, deſſen höckrige und zerbrochene Schreibart, wie die der römiſchen Epikuräer, eines Rabirius und Amafanius *), viele abſchrecken mochte, mit dem Zauber und der Anmuth der Poeſie zu ſchmücken **); und ſollte er nicht geſtrebt haben, ſich die Schönheiten eines allgemein bewunderten Vorgängers, welchen er ſelbſt ſo hinreißend preiſet, mit Freiheit anzueignen? Zwar konnte auch Ennius als Lehrdichter ***) ſein Vorbild ſein. Lucretius hat eine eigne und einheimiſche Majeſtät; ſeine bewunderungswürdige Darſtellung von der Unmöglichkeit, die raſtloſe Begier zu ſättigen, iſt im Stoff und Geiſt ächt römiſch; und die kräftige Sprache und der fröhliche Witz in ſeinem Gemählde von den Verirrungen der Liebe, hat etwas von dem rauhen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der helleniſchen Kunſt umgebildeten und verfeinerten Satyre. Es konnte demungeachtet die Geſtalt und Eigenthümlichkeit ſeines Werks mit dem des Empedokles im Ganzen übereinſtimmend ſein; und der auffallende Umſtand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philoſophie des Epikuros ſich ſo weitläuftig verbreitete, nur in ſchönen Epiſoden beiläufig berührt, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er ſeinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte, und ſich die Gränzen ſeiner durch vortreffliche Künſtler des Alterthums nun einmahl feſtgeſtellten und geſetzlich beſtimmten Dichtart zu übertreten ſcheute. Die Einfachheit, leichte Beweglichkeit und bedeutſame Umſtändlichkeit des homeriſchen Ausdrucks mochte Empedokles haben, auch wie Lucretius, die homeriſche Sitte, lange Stellen wörtlich zu wiederholen, eher lieben als verſchmähen; nur von der gleichgültig ſcheinenden Ruhe und reinen

---

*) Cic. Academ. I. 1. Tusc. IV. 3. **) I. 920—950. ***) Lucret. I. 118.

Aeußerlichkeit der homeriſchen Darſtellung darf man auch keine Spur in ſeinen leidenſchaftlichen Gedichten erwarten. Seine Klagen über die engen Schranken des menſchlichen Verſtandes gränzten an Wuth [10]; ſeine Wortſtellung war von der bis zur Härte erhabenen Art [11]; und wie das Epos des Lucretius möchte wohl auch das ſeinige von der Begeiſterung eines würdigen Hohenprieſters der Natur durchgängig beſeelt ſein. Wie der Enthuſiasmus der myſtiſchen Poeſie durch die Phyſiologen noch erhöht und von einem größeren Geiſte belebt ward; ſo geſchah es wohl auch mit der Allegorie, welche nicht ſelten in ihren Dichtungen die zarteſten Geheimniſſe der denkenden und ahnenden Vernunft in ſinnreiche Bilder hüllte. Doch war Poeſie und Philoſophie in ihren Werken eher vermiſcht als verſchmolzen; im Lucretius ſteht das Dunkelſte und Trockenſte, was der Verſtand denken und die Wiſſenſchaft lehren kann, dicht neben den kühnſten Ergießungen leidenſchaftlicher Begeiſterung. Man kann ſie wohl nicht ganz aus dem Gebiethe der Kunſtgeſchichte verbannen, obgleich, wie Ariſtoteles [12] gegen ein allgemeines Vorurtheil der Hellenen richtig bemerkt, das Maaß allein den Empedokles nicht zum Dichter macht; denn wenn man das Werk des Herodotos auch in Verſe brächte, ſo würde es dennoch eine Hiſtorie und nicht Poeſie ſein [13]. Die Dichtung war dieſen Stiftern der didaktiſchen Poeſie nur Mittel, Stoff und Werkzeug der Mittheilung; ſie entlehnten nach Plutarchos [14] Maaß und Ausdruck von der Poeſie nur wie einen Wagen, um nicht zu Fuße einherſchleichen zu dürfen. Ihr Zweck war Wiſſenſchaft und Wahrheit; ganz unähnlich den alexandriniſchen Dichtkünſtlern, welche nur, um auch den trockenſten und ſprödeſten Stoff durch ihre feine und zierliche Behandlung zu beſiegen und zu bilden, wiſſenſchaftliche Gegenſtände dichteriſch darſtellten; oft ohne gründliche Einſicht, wie Nikander die Landwirthſchaft, und Aratos die Sternkunde [15].

Unter den mannichfachen Geſtalten, in welchen das alte Epos der Hellenen, verſchieden und doch daſſelbe, erſcheint, iſt die zuletzt dargeſtellte Gattung nicht die unwürdigſte. Die Angemeſſenheit der epiſchen Dichtart für die lehrende Poeſie und die Verwandtſchaft beider wird noch einleuchtender durch die Betrachtung, daß nur im Epos ein Syſtem dargeſtellter Wiſſenſchaft möglich ſei, und daß einige Theile und Arten des Epos erſt im philoſophiſchen Gedicht ihre ganze Beſtimmung zu erreichen, ihren vollen Sinn zu erhalten ſcheinen. So gelangt die Epiſode erſt hier zu einem ſelbſtſtändigen Daſein, da im homeriſchen Epos eigentlich alles oder nichts Epiſode iſt, und der kürzere einleitende Hymnos, welcher in der beſten heroiſchen Poeſie weniger bedeutend oder doch einzeln zu ſein pflegt, kann hier durch eine große Behandlung zu dem wichtigſten und glänzendſten Theile der Schönheit des Ganzen werden; der Eingang des Lucretius iſt eines ſolchen Tempels der Natur und der Muſen wohl würdig.

---

[10] Cic. Acad. IV. 5.
[11] Dion. de comp. p. 22. ed. Sylb.
[12] Poet. 1.
[13] Poet. cap. IX.
[14] De aud. poet. pag. 27. 28 ed. Steph.
[15] Cic. de Orat. I. 16.

Der Geiſt und die Eigenthümlichkeit dieſer älteſten Kunſtart der Poeſie, des ehrwürdigen Epos, iſt ſo unerſchöpflich reich und nimmt ſo mannichfache Geſtalten an auf den verſchiedenen Stufen ihrer dichteriſchen Bildung, und nach der verſchiedenen Richtung der künſtleriſchen Abſicht, daß jede Unterſuchung über dieſen Gegenſtand mit dem Gefühle endigen muß:

Wenn das Haupt nicht erreichen ſich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

◆

II.

Bruchſtücke

zur

Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt.

1.

Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt.

Harmonie iſt nicht bloß die äußere Blüthe der helleniſchen Bildung, ſondern ihre innerſte Natur. Die ſchönen Glieder des großen Gewächſes ſind entſchieden geſondert: aber als verwandte Theile Eines vollendeten Ganzen ſtehen ſie in der innigſten Berührung, ſie athmen und wachſen mit einander, und ſind beſeelt von einem gemeinſchaftlichen Lebenshauch. Jede Schwingung iſt überall fühlbar, und jede Regung, jede Veränderung, jede Umgeſtaltung iſt, mehr oder weniger, allgemein. Natürlich mußte daher jene große politiſche Veränderung, durch welche an die Stelle der nach väterlichem Herkommen herrſchenden Fürſten eine genauere Geſetzgebung trat, die Gewohnheit der Erbfolge den Wahlen der verſammelten Bürger wich, das Königthum aus den helleniſchen Staaten plötzlich verſchwand, und mit bemerkenswerther Uebereinſtimmung die republikaniſche Freiheit faſt überall zur gleichen Epoche aufblühte, eine ähnliche, eben ſo wichtige Umwälzung in der Kunſt zur Begleiterin haben. Schon die äußern Folgen dieſer Veränderung für die Poeſie waren unüberſehlich, und ihr Wirkungskreis wurde durchaus neu, da Freiheit und Liebe, Ruhm und Geſelligkeit ſie mehr in die ſchönere Gegenwart lockte und verwebte, wo die Leidenſchaft nun erhabner glühte, die Eigenthümlichkeit ſich ſelbſtſtändiger beſtimmte, und die Freude gebildeter ſpielte; da die Weiſen und Mächtigen unter den Blüthen der Kunſt in edler Muße lebten, da Poeſie die Geſetze überlieferte, die Feſte verherrlichte und die Seele der öffentlichen Erziehung war. Mit der äußern Lage verwandelte ſich ſelbſt das Innere der Poeſie, in welcher nun auch wie im Leben, Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft herrſchend wurden, wie der Geiſt der Geſetzlichkeit und der Geſelligkeit. Die Zeit der jugendlichen Begeiſterung war für die helleniſche Poeſie gekommen; es brauchte nur einen warmen Sonnenblick, um die ſchwellende Knoſpe zur vollen Blume zu entfalten, und es war nicht die Wirkung des Zufalls, ſondern eine natürliche und nothwendige Stufe ihrer innern Entwicklung, nachdem ſie, während ihrer Kindheit, die friſche Kraft ganz nach außen gerichtet, ſich im dargeſtellten Stoff gleichſam verloren hatte, nun auch in ſich ſelbſt zurückzukehren, ſich ſelbſt zu beſchränken und liebevoll zu betrachten, und die darſtellende Natur ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung zu machen. Wie die Entſtehung der helleniſchen Republiken, ſo war auch der Urſprung der lyriſchen Kunſt eine Revolution, aber eine lange im Stillen vorbereitete und ohne gewaltſamen Kampf vollendete; beide ſind mit allen ſie begleitenden Erſcheinungen ſo innig in einander verwebt, daß man im Einzelnen oft zweifeln kann, was Urſache und was Folge ſei. Dieß darf um ſo weniger befremden, da beide doch nur zwei verſchiedene Seiten und Aeußerungen einer und derſelben großen Umgeſtaltung waren, deren eigentliche Natur darin beſtand, daß die helleniſche Bildung, welche zuvor mehr einer allgemeinen und einfachen Maſſe glich, nun anfing, ſich aufs ſchärfſte zu trennen, alle Gränzen geſetzlich zu beſtimmen, und die Eigenthümlichkeit durch Selbſtbeſchränkung zu beſtätigen und zu verdoppeln. Dieſes Streben erſcheint überall als der Geiſt und das Geſetz eines Zeitalters, von deſſen Werken und von deſſen Geſchichte der Nachwelt nicht viel mehr geblieben iſt, als Bruchſtücke von Bruchſtücken, verlorne Winke zu fernen Spuren, und abgebrochene Worte aus dunkeln Räthſeln. Wie ſich die innern und äußern Verhältniſſe der Staaten ordneten, entwickelte ſich auch die Geſetzgebung des Rhythmus nach allen ſeinen entgegengeſetzten und beigeordneten Richtungen und Weiſen; und wie ſich die Völker vereinigten und ſonderten, ſo theilte ſich nun auch die Poeſie in ſcharf begränzte und geſetzlich beſtimmte Arten, die nicht mehr in einander verſchmelzen und überfließen. Aber es war nur, damit das Gleichartige ſich deſto feſter vereinigen könnte, daß das Ungleichartige ſich ſo ſehr als möglich zu trennen ſtrebte, und die Gattungen der Bildung, deren Arten und Theile ſich immer von neuem zu ſpalten ſuchten, ſtanden ſelbſt in der innigſten Gemeinſchaft. Die Kunſt und das Leben griffen überall in einander ein, Poeſie und Muſik waren unzertrennliche Gefährten, und Harmonie, die allgemeine Eigenſchaft der geſammten helleniſchen Bildung, offenbart ſich hier ſichtbarer, iſt vorzugsweiſe das Eigenthum dieſes Zeitalters, in welchem die Muſik und Gymnaſtik blühte, Freundſchaft und Liebe ſich in den größeſten Handlungen auf das wunderbarſte äußerten, wie das Auszeichnende des in dieſem Zeitalter herrſchenden doriſchen Stamms, welcher jene Harmonie und die helleniſche Eigenthümlichkeit überhaupt bis zur Seltſamkeit trieb.

In Vergleichung mit der heroiſchen und mythiſchen Beſchaffenheit des alten Epos könnte man die lyriſche Kunſt der Hellenen, welche mit Kallinos und Archilochos zur Zeit begann, da die epiſche Kunſt lange vollkommen ausgebildet, ja ſchon wieder in Mißbildung verſunken war, und im Pindaros, bei weitem dem Erſten aller Lyriker nach dem Urtheile der Alten, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, als die Tragödie noch auf der früheſten Stufe ihrer Entwicklung ſtand, eine republikaniſche und muſikaliſche Poeſie nennen, deren Stoff ſo neu und verſchieden von der vorhergehenden epiſchen war, als ihr Zweck und ihre Geſtalt. Selten nur miſchte ſchon Archilochos alte Sagen, welche des Epos erſter Quell waren, und ſein einziger Inhalt blieben, wie zur Würze in ſeine Gedichte.

Die alte joniſche Elegie athmet die tapfre Begeiſterung der kriegeriſchen Bürgertugend,

> Und mit Geſängen ſpornte Tyrtaeus männliche Seelen
> An zu des Mavors Kampf.

In ernſten Rhythmen wurden die Geſetze freier Staaten geſungen, überliefert und erhalten. Eine Sitte, die ſo allgemein war, daß Ariſtoteles die Urſache, warum eine Gattung der gottesdienſtlichen Feſtgeſänge der Hellenen Nomoi genannt wurde, darin zu finden glaubt [76]). So war es wohl mit den ſpartaniſchen Satzungen, da der kretiſche Thaletas, ein Geſetzgeber und meliſcher Dichter, welchem viele Gebräuche und vaterländiſche Gedichte in den männlichſten Rhythmen beigelegt wurden [77], als Lehrer und Gehülfe des Lykurgos genannt wird. So auch die ältern joniſchen Geſetze, da noch Solon die ſeinigen zuerſt rhythmiſch abfaſſen wollte. Die von Geſetzgebern geſtifteten oder ausgebildeten und durch öffentliche Richter geordneten Bürgerfeſte, welche das Volk inniger verbanden, waren Veranlaſſung, Inhalt und Kampfplatz choriſcher Lieder. Nicht bloß mit dem Schwerte, auch mit Geſängen führte Alkaeos den Bürgerkrieg, die Tyrannen, wie er ſie nannte, verfolgend, und in dieſem Theile ſeines Werks, wie Quinctilianus [78] meint, würdig, mit einem goldenen Plectrum beſchenkt zu werden; doch ſelbſt nicht rein von Neuerungen dieſer Art [79], das Haupt der Verbannten gegen den großen Pittakos, deſſen Geſetzgebung neben der des Solon genannt werden durfte [80]. Steſichoros ſuchte ſeine Mitbürger gegen den Tyrannen Phalaris zu reizen [81]. „Ich, der einzelne, fürs Gemeinſame berufen,“ ſagt Pindaros [82], und drängt in dieſe wenigen Worte den ganzen Geiſt ſeiner öffentlichen Geſänge, welche ſich überall auf den Ruhm und das Heil der Staaten beziehen, die Edeln und Großen auf eine edle und große Art verherrlichen, und ſie oft leiſe mit Würde zum Beſſern lenken. Man durfte die Poeſie des Pindaros in dieſer Rückſicht eine ariſtokratiſche nennen; auch liebte er die Ruhe ſo ſehr, daß er die Thebaner in ihrem Entſchluſſe, am mediſchen Kriege keinen Antheil zu nehmen, beſtätigte [83]. Faſt jede große Begebenheit ſeiner Zeit gab dem Simonides Stoff zu einem Gedicht. Die politiſche Denkart in den Bruchſtücken des Bakchylides ſcheint der pindariſchen zu ähneln, und ſeine Verbannung iſt ein Beweis ſeiner bürgerlichen Thätigkeit. Selbſt die gnomiſche Elegie iſt ungleich politiſcher und geſellſchaftlicher in ihren Beziehungen und Lehren als das gnomiſche Epos des Heſiodos. Der Dithyrambos vollends konnte als Urbild vollkommener Freiheit nur für ein demokratiſches Volk ſeinen vollen Sinn haben.

---

[76]) Probl. XIX. 28.

---

[77] Strab. libr. X. pag. 737. B. 738. C. [78] X. 1. [79] Strab. XIV. p. 917. C. cfr. p. 895. [80] Dion. Halic. Ant. Rom. lib. II. p. 292. ed. Reiske. [81] Arist. Rhet. II. 20. [82] Olymp. XIII. 69. [83] Polyb. IV. 31.

Auch genoſſen die Dichter öffentliche Ehre, und lyriſche Poeſie und Muſik war ein Gegenſtand ſtrenger Geſetze bei den Spartanern, Argeiern *), Mantineern und Pellenern *). Tyrtaeos, Terpander und Alkman waren zu Sparta Gaſtfreunde des gemeinen Weſens: und die Sagen, daß einige derſelben auf den Rath der Götter herbeigeholt, daß bürgerliche Uneinigkeit durch ſie vernichtet und beſänftigt ſei, beweiſen wenigſtens für das nahe Verhältniß des Staats und der Muſik und lyriſchen Poeſie, wie die Verbannung der Gedichte des Archilochos und die ſpätere Einſchränkung des Timotheos. Nicht bloß in Republiken, auch bei Fürſten und groß geſinnten Tyrannen waren die Sänger dieſer Zeit und dieſer Art hoch geehrte Gaſtfreunde. Arion fand Schutz beim Periander, Ibykos und Anakreon lebten beim Polykrates, von deſſen Erwähnung die Gedichte des letzten voll waren *), Simonides war der Günſtling vieler Großen und Herrſcher, und der ſikeliſche Hieron lebte in der Blüthe der Muſik *), unter den Spielen ſeiner geliebten Kunſtfreunde. Es waren Männer von Anſehen, nicht ſo genügſam und mit leichten Vorzügen befriedigt, wie die homeriſchen Sänger, oder der hausväterliche ländliche Heſiodos. Wenn ſie ſingen und loben ſollten, mußte mit gewaltigem Lohn das Gold in den Händen erſcheinen *); die Zeit, da die Muſe noch nicht gewinnſüchtig arbeitete, da die ſüßen Geſänge noch nicht verkauft wurden, iſt dem Pindaros *) ſchon eine längſt verſchwundene alte Zeit; Simonides *) wußte das Verhältniß der köſtlichſten Waare mit dem Preiſe zu meſſen, und ihm ähneln, bedeutet beim Ariſtophanes *) ſprüchwörtlich ſo viel, als in künſtleriſche Habſucht verfallen.

Es ſind bedeutende Sagen, daß dem Heſiodos der Zutritt zu dem pythiſchen Wettſpiele verſagt ſei, weil er den Geſang nicht mit der Kithara zu begleiten wußte *); und daß Terpander die

---

*) Plut. de mus. p. 2097. ed Steph. *) p. 2093. ibid. *) Strab. lib. XIV. p. 845. C. *) Pind. Olymp. I. 22. seq. *) ἀγάνορι μισθῷ χρυσὸς ἐν χερσὶν φανείς. *) Pind. Isthm. II. init. *) Arist. Rhet. III. 2. *) Ep. 697. *) Pausan. X. 7.

Melodie zu den homeriſchen Rhapſodien geſetzt habe. So ſchwer es auch ſein mag, die eigentliche Beſchaffenheit der mit dem Entſtehen der lyriſchen Kunſt gleichzeitigen und verknüpften großen Veränderung in dem Verhältniſſe der Muſik und der Poeſie genau zu beſtimmen; ſo iſt doch klar, daß erſt jetzt die Muſik eigentlich Kunſt ward, und durch ihren Mitausdruck den der begleiteten Poeſie verſtärkte, da das Spiel auf der Kithara für den epiſchen Sänger der ältern, beſonders der homeriſchen Zeit vielleicht nur zur Vorbereitung und zur Ausfüllung der Zwiſchenräume und Lücken der ſingenden Rede dienen mochte. Selbſt der Gottesdienſt und die Schlachten im Homeros ſind ohne Muſik. Nicht ſo im lyriſchen Zeitalter, von dem es zuerſt gilt, was Cicero ſagt: „Vor Alters waren dieſelben Muſiker und Poeten geweſen,“ und Simonides, Pindaros und andre der Art werden beim Philodemos *) unter die Muſiker im engſten, die beiden Schweſterkünſte ſcharf trennenden Sinne des Worts gezählt. Muſik begleitete die gymnaſtiſchen Feſte, und der Aulos war, nach Pindaros Ausdruck, der Verkündiger und der Geſelle der ſpielenden Kämpfe, die der geheiligte Stoff und ernſte Zweck der würdigſten lyriſchen Kunſtwerke waren. Die Mitwirkung der Muſik war bedeutend, ihr Antheil an dem gemeinſchaftlichen Ganzen ſehr groß. „Auch wohl ein Gedicht des Krexos, obgleich es ſehr künſtlich ſei, erſcheine würdiger mit muſikaliſcher Begleitung, und die zu Epheſos und von den Chören in Lakedaemon geſungenen Hymnen würden, wenn man ihnen dieſe nähme, durchaus keine ähnliche Wirkung mehr hervorbringen können“ **). Doch läßt ſich freilich von dieſen kunſtloſen Geſängen des Alterthums nicht auf die lyriſche Kunſt der Hellenen ſchließen, deren Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der untergeordneten Muſik alle noch vorhandenen Denkmahle, die ganzen Werke ſowohl als die Bruchſtücke und Trümmer, laut und klar beweiſen. Wenn Plato es, oft nicht ohne Spott als bekannt vorausſetzt, wie unvortheilhaft vom Rhythmus entkleidete und in Proſa aufgelöſte Gedichte erſchienen; ſo iſt dieß eben da, wo er die ungünſtigſte Seite ins Licht ſetzen will,

---

*) p. 117. cfr. p. 111. **) Philod. p. 43. 47.

und dann ging ja durch dieſe Behandlung mit der muſikaliſchen Begleitung auch die feinere Nebenausbildung im Ausdruck und in der Wortſtellung verloren. Die wenigen verſtändlichen Winke, welche ſich über die älteſte Ausbildung der Tonkunſt finden, machen es glaublich, daß ſie auch im Ganzen dem Gange und den Umgeſtaltungen der Poeſie folgte. Es waren alte Poeten, welche die Sage als Stifter der zweiten Verfaſſung oder Grundordnung der Muſik, und deſſen, was dazu gehört, in Sparta nennt **). Mit und durch die lyriſche Kunſt der Hellenen endlich entſtand und bildete ſich eine ſo vollſtändige Mannichfaltigkeit von Rhythmen, daß der dramatiſchen Kunſt nichts übrig blieb, als die verſchiedenen Arten zu einem gegliederten Ganzen zu verbinden, und in den Geſetzen und der Beſchaffenheit des Einzelnen weniges zu ändern. Schon darum verdient die jambiſche, elegiſche, meliſche, choriſche und dithyrambiſche Poeſie der Hellenen den Nahmen der muſikaliſchen, und ſchon dieſes äußere Merkmahl würde erlauben, ſie unter dem Nahmen der lyriſchen Kunſt zu ſammenzufaſſen und als eine Gattung zu betrachten, wenn auch nicht weſentlichere innere Aehnlichkeiten und gemeinſame Eigenſchaften und Verſchiedenheiten dazu berechtigten. Wenn das Eigenthümliche der Muſik darin beſteht, die tiefſten Gefühle auszuhauchen, einer ſchönen Seele eine ſchöne Stimme zu geben, und um alle Leidenſchaften zu ſpielen; ſo iſt die lyriſche Poeſie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhältniſſen muſikaliſch, ſondern in ihrer innern Natur ſelbſt; ſo iſt ſie nicht bloß befreundet mit der Muſik, ſondern ſelbſt nichts anders als eine poetiſche Muſik. Wem treten bei dieſer Betrachtung nicht die Wuth des Archilos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des lieberaſenden Ibykos vor das Auge des Geiſtes! Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Geſanges, ſondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genußes, der Gipfel der Sehnſucht und jedes lebendigſte Gefühl des Augenblicks: denn ſie bezeichneten nicht das Unſterbliche mit ſterblichen Worten, ſondern das

---

**) Plut. de mus. p. 2077. fin. ed. Steph.

Vergängliche verewigten ſie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erſcheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch ſolche choriſche Dichter, welche wie Steſichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroiſchen Stoff reicher und würdiger machten, beſangen die Liebe wie Alkman: und Pindaros ſelbſt, an Vollendung ein doriſcher Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poeſie, lächelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geſelligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darſtellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiſet.

Wie ganz verſchieden iſt dieſes Beziehungsvolle, dieſes Gegenwärtige und Wirkliche, dieſe Leidenſchaftlichkeit und Innerlichkeit der lyriſchen Poeſie der Hellenen von der beziehungsloſen und ruhigen Aeußerlichkeit des alten Epos, beſonders des homeriſchen! Man möchte beide Gattungen durch alle Merkmahle entgegengeſetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchſte hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde, ſo iſt es im helleniſchen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der geſellige Geiſt des Dichters ſich ſelbſt anſchaut, und er ſich im Spiegel ſeines Innern mit frohem Erſtaunen und edler Freude zu betrachten ſcheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein iſt, weicht die epiſche und die lyriſche Gattung der helleniſchen Poeſie ſo ſehr von einander ab, ſondern auch in der Weiſe, wie ſich beide in Unterarten theilen. Die epiſche Gattung neigt ſich bald zu dieſer, bald zu jener Geſtalt; aber ihre Arten, wenn man es ſo nennen darf, ſind nicht ſo ſcharf getrennt, wie die Arten der lyriſchen Kunſt, welche ſich ſchon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der beſtimmten Geſtaltung unterſcheiden, die Verſchiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlaſſung nicht zu erwähnen. Bei der Eintheilung der lyriſchen Gattung mag man aber nun, wie die Alten, auf die rhythmiſche Form ſehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wiſſenſchaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil, der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verſchiedenen Stufen der künſtleriſchen Ausbildung, oder auf den nationalen Charakter der Gedichte ſehen; ſo iſt der Erfolg ganz derſelbe, und alle dieſe Eintheilungen fallen in Eins zuſammen. Denn bei einem jeden der vier großen Volksſtämme, welche in der ſchönſten Zeit der helleniſchen Bildung zu einer gemeinſamen, bleibenden, ſelbſtſtändigen und gebildeten Eigenthümlichkeit gelangten, blühte und reifte eine der ſtufenweiſe auf einander folgenden Hauptgattungen der lyriſchen Kunſt; bei den Joniern die rhythmiſche, bei den Aeoliern die meliſche, bei den Doriern die choriſche, bei den Athenern die dithyrambiſche; und die Natur der Dichtart entſpricht der Eigenheit des Volks, bei dem ſie einheimiſch war, eben ſo ſehr wie dem Zuſtande der lyriſchen Kunſt überhaupt, und dem Maaße von Bildung, welches die Gattung hatte, da die Art ihre Vollendung erreichte. Wenn es die Denkmahle ſelbſt, und alles, was noch übrig iſt vom lyriſchen Alterthum, nicht verkündigten, wie ſehr auch die Poeſie dieſes Zeitalters in Geſtalt, Bewegung und Farbe dem Charakter der Nationen entſprach, welcher ſich eben ſo in der Baukunſt, Bildnerei und Mahlerei unterſchied; ſo würde es doch ſchon die Vermuthung über allen Zweifel heben können, daß es in einer Gattung der Kunſt, die ſo ganz geeignet iſt, die Zuſtände und die Eigenthümlichkeit des Einzelnen wie einer gemeinſamen Maſſe auszudrucken, einen joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl werde gegeben haben, wie es einen ſolchen in der Muſik, in der gebildeten Sprache der Dichter, in Sagen, Lebensart Gebräuchen, Sitten, Verfaſſung, Geſetzgebung, Erziehung gab, bis auf den Götterdienſt und die Kleidung, ja zum Theil in der Proſa und ſelbſt in der Philoſophie. Ganz beſtimmt nur vier verſchiedene Style der lyriſchen Kunſt ſetzen, wie vier verſchiedene nationale Arten der ſittlichen und geſellſchaftlichen Bildung der Hellenen, heißt den Zeugniſſen und Winken der Alten folgen; und es iſt um ſo weniger zu beſorgen, daß man ſich dadurch beſchränken und die Anſicht der unerſchöpflichen Fülle der bildenden Natur in merkwürdigen Eigenthümlichkeiten verengen werde, da dieſe eben in der lyriſchen Poeſie ohnehin ſo ſichtbar iſt, daß man ſie nie verlieren kann, und ſo leicht zu bemerken, daß man nicht lange dabei verweilen darf. Auch wird durch jene Annahme keineswegs etwa geläugnet, daß die lokriſchen Lieder zum Beiſpiel, welche Klearchos **) ganz ſo ſchön wie die ſapphiſchen und anakreontiſchen Gedichte fand, ſehr national ſein mochten; denn gewiß hatten auch dieſe köſtlichen Blüthen der natürlichen Poeſie die Farbe des mütterlichen Bodens. Aber, wie nicht jedes leidenſchaftliche oder geſellſchaftliche Gelegenheitsgedicht ohne beſtimmte, geſetzliche und allgemeine Eigenthümlichkeit und ohne die innigſte Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit aller gleichmäßig geſtalteten Theile mit der Natur des Ganzen bis auf die einzelnen Bilder, Beiſpiele und Gedanken, ein lyriſches Kunſtwerk genannt werden darf; ſo hat auch nicht jede Nation einen Styl oder künſtleriſchen Charakter im ſtrengeren, höheren Sinne des Worts. Dazu gelangt ein Volk nur durch eine gewiſſe glückliche Uebereinſtimmung der ſittlichen und geiſtigen Anlage und äußern Umgebung, und durch Gleichartigkeit der urſprünglichen Beſtandtheile beim Anfange der eigentlichen Bildung, wenn das gemeine Weſen zur Selbſtſtändigkeit fähig geworden iſt; durch unbeſchränkte Freiheit im Entwickeln und Beſtimmen ſeiner ſelbſt, und durch heftigen Kampf mit einem Volke von entgegengeſetzter Art; durch Geſellſchaftlichkeit und Gemeinſamkeit alles Einzelnen, durch Verbündung und Verbrüderung der freien Staaten, durch Grundſätze endlich, welche die zufällige Eigenthümlichkeit zum nothwendigen Geſetze frei erheben, ſie durch öffentliche Erziehung auf künftige Geſchlechter fortzupflanzen und zu verewigen, oder auch über verwandte oder nachbarliche Völkerſchaften zu verbreiten ſuchen; durch Streben nach Allgemeinheit und Vollſtändigkeit der Ausbildung mit weltbürgerlichem Sinn, und ohne eine umbildende Annahme des Fremden zu verſchmähen. Je urſprünglich entſchiedener, je ausgearbeiteter und gebildeter die Natur eines Volks iſt, deſto leichter und ſicherer laſſen ſich die äußerſten Umriſſe an dem klaren und beſtimmten Bilde ſeiner Eigenthümlichkeit feſtſetzen und angeben. Doch bleibt auch in dem all-

---

**) Athen. XIV. p. 639.

gemeinſten Charakter etwas Unauflösliches, was ſich durch keinen Begriff erſchöpfen läßt, und was jener bei rohen Völkern ſo häufigen erblichen Sonderbarkeit gleicht oder ähnelt, welche aus reinem Zufall entſtanden zu ſein, und nur aus Eigenſinn fortzudauern ſcheint. Bei urſprünglichen und ſelbſtſtändigen aber gebildeten Nationen iſt dieſes ſchlechthin Eigenthümliche mit dem Allgemeinen überall innigſt verwebt und verſchmolzen. Den Sinn dafür muß man mitbringen: und wenn Ennius ſchon drei Seelen zu haben glaubte, weil er helleniſch, römiſch und oſkiſch reden konnte, ſo wird der Alterthumsforſcher der Poeſie noch weit mehr eine gewiſſe Mehrheit geiſtiger Sinne und Seelen in ſich vereinigen, und für die verſchiedenſten Richtungen der menſchlichen Natur und Kunſt gleich empfänglich ſein müſſen. Mit Hülfe dieſes Gefühls, wenn es durch ſtete Uebung geſchärft wird, kann die Unterſuchung vielleicht das Gewebe von Sagen, Meinungen und Andeutungen entwirren, ſich bis zum Wahrſcheinlichen und endlich bis zur Einſicht erheben. Der Uneingeweihte ahnet wenig von allen dem, was einer, der zum Beiſpiel des joniſchen Styls nicht mehr ganz unkundig iſt, bei den Kunſturtheilen der alten Kritiker von der ſüßen, klaren und reinen Schreibart des Kteſias oder Hekataeos, des Demokritos oder anderer joniſcher Philoſophen, bei einigen Stellen und Nachrichten vom Herakleitos, bei den Sagen vom Archilochos, bei einigen Worten vom erſten Styl der joniſchen Muſik und Baukunſt, oder gar bei Betrachtung der älteſten Denkmahle der elegiſchen Kunſt und der früheren Geſchichte Athens wahrnimmt und ordnend denkt. Vielleicht kann die Kunſt, welche das Leben der Menſchheit aufzeichnet und nachbildet, in den feinern Theilen ihrer geiſtigen Gemählde auch das Eigenthümlichſte und Zarteſte eines nationalen Charakters, dem ſie bis in das Dunkel ſeiner Erzeugung und bis in alle Zweige ſeines Wachsthums nachgeforſcht hat, einigermaaßen ausdrücken und wiedergeben. Bei dem allgemeinen Umriſſe und vorläufigem Begriffe vom joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl und Charakter kommt es aber nur darauf an, ohne Anſprüche auf eine geſchichtliche Vollſtändigkeit und Darſtellung, den Standort und Geſichtspunkt der ganzen Frage richtig zu beſtimmen, den beſondern

Antheil jeder dieſer Nationen an der geſammten Bildung der Hellenen anzugeben, beſonders aber Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen. Unter dieſen verdient der Glaube oder die Einbildung, daß alle Dorier vom Doros und alle Ionier vom Ion abſtammten, billig die erſte Stelle. Nach der Analogie zu urtheilen, dürften dieſe und andre ähnliche etymologiſche Sagen wohl nichts mehr ſein, als Erfindungen genealogiſcher Dichter in der cykliſchen Periode der epiſchen Poeſie. Freilich ſprechen ſie auch ſo für das Daſein deſſen, was ſie erklären wollten, für die verhältnißmäßig frühe Abſonderung der Maſſen und Entſtehung der verſchiedenen Arten des helleniſchen Charakters. Allerdings legten die alten Hellenen einen ſehr großen Werth auf die Herkunft. Dieß äußert ſich auch in ihrem Hange, ſich für unbedingt urſprünglich zu halten. Der Glaube an die gemeinſchaftliche Abſtammung hat oft großen Einfluß bei ihnen gehabt: vorzüglich wenn Verwandtſchaft der Sitten und Gleichartigkeit der Verfaſſung, die Völker einander näherte, wenn kleinere benachbarte Staaten ſich in gemeinſamen Verſammlungen verbrüderten, oder wenn ein gemeinſchaftlicher Zweck und Sinn ſie auch aus der Ferne, im Gegenſatz mit andern Völkerbündniſſen, die für Stämme gehalten wurden, an einander kettete. Jene Sagen konnten leicht ſchon früh Eingang und Anſehen finden, wie der Umſtand anzudeuten ſcheint, daß die vier ältern Abtheilungen oder Stämme des attiſchen Volks vor Kliſthenes nach den vier Söhnen des Ion benannt waren **), wenn dieſe nicht etwa Nahmen und Daſein den Stämmen verdanken. Das Weſen der verſchiedenen Hauptarten des helleniſchen Charakters in die Verſchiedenheit der Abſtammung zu ſetzen, iſt um ſo unſtatthafter, da nicht bloß die Gelehrten unter den Alten bei der Eintheilung in Hellenen und Barbaren mehr auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sitten als auf den Urſprung des Geſchlechts ſahen, und das Eigenthümliche der Hellenen, wie Ariſtoteles **) in der Mitte, die er überall liebt, oder wie beim Strabo **) in dem Uebergewicht des Geſetzlichen und Ge-

---

**) Herod. Terps. 66. **) Polit. VII. 7. **) Libr. I. fin.

ſelligen, der Vernunft und der Bildung fanden, ſondern auch die Achäer am Pontos, welche, obgleich ganz vom reinſten helleniſchen Stamm, doch alle Barbaren an Wildheit übertrafen [100]), allgemein nicht mit zu den Hellenen gezählt wurden. In dem ganzen Kleinaſien, ſagt Plinius [1]) in dieſem Sinne, behaupte man, würden nur drei Völker mit Recht helleniſch genannt, das doriſche, joniſche, aeoliſche; die übrigen ſeien barbariſch. Auch der Begriff der Mittheilung und Verbreitung des nationalen Charakters iſt den Alten ſehr geläufig; unter den Bewohnern des Peloponneſos, meint Herodotos [2]), ſchienen die einzigen Kynurier Jonier zu ſein, wären aber von den Argeiern, welche ſie beherrſchten, und durch die Lange der Zeit, doriſirt worden; und Strabo [3]), nachdem er von der Miſchung des doriſchen und aeoliſchen Stammes und den mannichfachen Mundarten im Peloponneſos geredet, ſagt alle ſchienen zu doriſiren, wegen des Uebergewichts, das dieſes Volk erhalten habe. Obgleich die älteſten Athener Jonier waren, und ihre Mundart joniſch [4]) und Herodotos es gar zum Kennzeichen der ächten Jonier macht, von Athen abzuſtammen und die Apaturien zu feiern [5]); ſo kam doch eine Zeit, wo ſie ſelbſt dieſen Nahmen flohen, und nicht mehr Jonier heißen wollten [6]). Dem Charakter nach können ſie es auch nicht ſeit Themiſtokles; und früher ſchon äußert ſich manches, was mehr als joniſch iſt. Aber auch die reine Abſtammung der drei urſprünglichen Nationen iſt eine grundloſe Vermuthung. Daß die Bewohner der zwölf Städte, die ſich zum panioniſchen Feſte nach Samos verſammelten, mehr Jonier wären als die übrigen, oder von edlerer Abkunft, ſagt Herodotos [7]), ſei eine große Thorheit zu behaupten; „da kein geringer Theil von ihnen Abanter aus Euboea ſeien, die ſelbſt mit dem Nahmen Jonias nichts zu ſchaffen haben; da Minyer aus Orchomenos unter ſie gemiſcht geweſen, Kadmeier und Dryoper, Phokaer und Moloſſer, auch Pelasger aus Arkadia, Dorier aus Epidauros, und viele andre

---

[100]) Dionys. Ant. rom. I, p. 232. ed. Reiske. [1]) Lib. VI, 8. [2]) Uran. 73. [3]) Lib. VII. pag. 513 C.—514. D. [4]) Herod. ibid. [5]) Clio 147. [6]) ibid. 143. [7]) Clio. 146.

Völker; und da ſelbſt die unter ihnen, welche vom Prytaneion der Athener auszogen, und ſich für die ächteſten Jonier hielten, keine Frauen in die Kolonie mitnahmen, ſondern kariſche hatten, deren Eltern ſie umgebracht."

Wie unauslöſchlich aber der Charakter dauerte, wenn ſich einmahl ein ſolches Gemiſch von wandernden und einheimiſchen Stämmen, ähnlichen aber nicht gleichen Urſprungs, zu einer Nation oder gar zu einem Syſtem von Republiken gebildet hatte; wie wenig die weiteſte Entfernung eine einmahl anerkannte und beſtätigte Verwandtſchaft der Völker und der Staaten auflöſen konnte; davon gibt vorzüglich die Geſetzgebung merkwürdige Beiſpiele. Aus der Mitte des Peloponneſos ward der Arkadier Demonax berufen, um die Verfaſſung von Kyrene zu verändern und zu verbeſſern [8]). Das waren Dorier, könnte man denken, die ſich durch Anhänglichkeit an das Alte und Gemeinſame auszeichnen; aber von den Joniern finden ſich eben ſo auffallende Züge. Androdamas aus der chalkidiſchen Pflanzſtadt Rhegion war Geſetzgeber der Chalkider in Thrakien [9]); die Geſetze, welche Charondas den chalkidiſchen Staaten in Italien verfaßte, zu ſingen, war zu Athen eine gewöhnliche Unterhaltung bei Gaſtmahlen [10]); vielleicht waren auch die Geſetze des Solon wiederum bei den joniſchen Hellenen Italiens im Umlauf, und wurden bei dieſen von den Römern gefunden und benutzt; und noch Strabo [11]) nennt die Geſetze Maſſiliens, welches die fliehenden Phokäer ſtifteten, joniſche. Nach dieſen Thatſachen darf es vielleicht nicht übertrieben ſcheinen, wenn Ariſtoteles [12]) die Vermiſchung der Achäer vom aeoliſchen und der Troizener vom doriſchen Stamme in Sybaris als ein gefährliches Beiſpiel anführt, und darin die erſte Urſache von dem Untergange dieſes Freiſtaats ſucht.

Zu welcher Nation ein Gedicht zu ordnen ſei, in welchem Styl ein Künſtler gedichtet habe, das muß weniger nach der Heimath und Abkunft des Dichters als nach dem Charakter des Werks beurtheilt werden. Allerdings konnte der Glaube des Pindaros, daß er von Sparta abſtamme [13], ſeine Vorliebe für alles Doriſche verdoppeln. Aber Alkman ſelbſt, der Stifter der doriſchen Poeſie, war nur ein eingebürgerter Fremdling. Der Rheginer Ibykos und der ceiſche Simonides dichteten im doriſchen Dialekt; und obgleich die Poeſie des erſten fern von doriſcher Ruhe und Würde geweſen ſein mag, und der letzte ein Künſtler von ſehr allgemeiner Ausbildung war, den man nicht auf einen Styl beſchränken darf, wenn man nicht den lebendigen Charakter der verſchiedenen Bildungsarten in ein todtes Fachwerk verwandeln will, welches alles erſchöpfen und keine Ausnahme dulden ſoll; ſo mußte doch, bei helleniſcher Harmonie des Innern und Aeußern, die Wahl des Dialekts, der oft auf ähnliche Wahl des Rhythmus ſchließen läßt, und das ſinnlichſte und doch ziemlich ſichere äußere Kennzeichen bleibt, auf das Ganze einen ſehr großen Einfluß haben. Der joniſche, aeoliſche, doriſche und attiſche Dialekt war aber keineswegs eine bloß örtliche Verſchiedenheit der Sprache und Ausſprache, deren rohe Unbeſtimmtheit ſelbſt die Bezeichnung zu fliehen pflegt. Wie der Charakter der vier gebildeten helleniſchen Nationen allen übrigen Handlungen und Werken derſelben ſein Gepräge aufdrückte, ſo hatte eine jede derſelben auch ihren eigenthümlichen grammatiſchen Styl, welcher beſonders in der Bildung und Ausbildung der Worte, weniger in den Worten ſelbſt und in der Stellung der Worte abwich, und allerdings durch Veredlung der Mundart und Auswahl des Allgemeinſten, des Eigenthümlichſten und des Bedeutſamſten aus derſelben entſtanden, oder vielmehr von den Dichtern und Autoren gemacht worden iſt, ſelbſt aber um ſo weniger mit der Mundart verwechſelt werden darf, da die Jonier zum Beiſpiel zwar nur Einen Dialekt, aber in den zwölf Staaten allein vier verſchiedene Mundarten hatten [14].

---

[8]) Herod. Melpom. 161. [9]) Arist. Polit. II. 12. [10]) Athen. XIV. p. 619. [11]) Lib. III, p. 271. B. [12]) Polit. V. 3.

Wenn man alles das wegdenkt, was nur von einzelnen Perioden des joniſchen Charakters gilt, ſo ſcheinen die Züge, welche die Alten als ſeine unterſcheidenden angeben, bloß die erſten und einfachſten Beſtandtheile des helleniſchen Charakters überhaupt zu ſein; regſame Empfänglichkeit und kunſtſinnige Geſchicklichkeit **). Aber eben dieſes Uebergewicht der bloßen Elemente ohne weitere Steigerung oder höhere organiſche Geſtaltung derſelben könnte hinreichen, eine ſehr entſchiedene und beſtimmte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und es iſt in der That faſt in allen Werken und Handlungen der Jonier ſichtbar. Sich in Pflanzſtädte zu verbreiten und Keime der politiſchen Bildung auszuſtreuen, war der Gipfel ihrer Staatskunſt. Ihre Kraft ſtrebte nicht ſowohl ſich zuſammenzudrängen, als ſich zu erweitern, bis zur Leerheit und Oberflächlichkeit. Die Empfindungsweiſe und lyriſche Poeſie der Jonier treibt alles bis zu einem Aeußerſten, ohne es doch ſchön zu vollenden; ſie iſt raſcher als ausdauernd, und leidenſchaftlich ohne Tiefe. Außer der innern Gleichartigkeit der Bildungsbeſtandtheile ſcheinen ihre Werke, in denen alles einzeln und durchſichtig iſt, keine andre Einheit zu kennen, als die der Anhäufung. Selbſt die joniſche Philoſophie, welche den klugen Kunſtſinn und die fließende Veränderlichkeit dieſes Nationalcharakters auf die Natur zu übertragen liebte, ſammelte nur einzelnes, oder trennte das geſammelte in ſeine natürlichen Beſtandtheile.

---

[13] Pyth. V, 96. seq. [14] Herod. Clio. 142.

**) Dionys. de comp. pag. 39. 46. 66. ed. Sylb. 4.

2.

Vorarbeiten zur Geſchichte der verſchiedenen Schulen und Epochen der lyriſchen Dichtkunſt bei den Hellenen. 1795 *).

1. Zur Geſchichte und Charakteriſtik der joniſchen Schule.

Durch die Rückkehr der Herakliden wurden mehrere helleniſche Völkerſchaften aus aeoliſchem, joniſchem und doriſchem Stamm vom feſten Lande verdrängt, flüchteten übers Meer, ließen ſich auf den Inſeln und an der Küſte von Kleinaſien nieder, wo ſie drei Koloniengruppen oder Stammvereine und Staatenbünde nach jenen dreifachen helleniſchen Völkernahmen ſtifteten. Die Jonier, welche früher im Peloponnes an dem nördlichen Uferlande, Aegialus wohnten, zogen nach der Rückkehr der Herakliden, aus ihrem alten Wohnſitz durch die Achäer verdrängt, von dort nach Attika, und bald unter den Söhnen des Kodrus weiter nach Aſien, wo ſie ſich an der Küſte und auf den Inſeln anſiedelten, unter dem ſchönſten Himmel, in einem Lande, das an mannichfaltigen Erzeugniſſen reich, zum Handel wie zur Schiffahrt ungemein günſtig gelegen war. Das attiſche Volk, welches ſelbſt vor Alters pelasgiſch war, und erſt ſpäter zur helleniſchen Sitte und Sprache überging [10]), wurde

---

*) Indem hier zur Ergänzung des unvollendet gebliebenen Werks, aus den damahls für die Fortſetzung deſſelben entworfenen Vorarbeiten, das Vorzüglichſte und Weſentlichſte mitgetheilt wird, iſt hie und da auch manches Neue gegenwärtig angefügt worden, was der Leſer leicht bemerken und unterſcheiden wird.

[10]) Herod. Clio. cap. 57. Uran. cap. 44

als das eigentliche Stammland der Jonier betrachtet, welche ebenfalls früher jenen Nahmen trugen [19], wie auch die Inſelbewohner von Urſprung ein pelasgiſcher Stamm waren, und erſt ſpäter den joniſchen Nahmen erhielten [20].

Die joniſchen Städte an der aſiatiſchen Küſte und auf den Inſeln waren nicht ohne einigen Zuſammenhang, wie ihre gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte im Panjonium andeuten; es war ein Staatenbund, wie etwa der Verein der Amphiktyonen oder auch der Lateinerbund. In Denkart und Gebräuchen, in Sage, Sitten und Sprache hatten ſie viel Gemeinſchaftliches, welche Eigenthümlichkeit des Charakters ſich aus ihrer ganzen Lage erklärt. Als Beſiegte und Flüchtlinge waren ſie nicht ſtolz und übermüthig, ſondern ſuchten Schutz und Freundſchaft im Verkehr mit fremden und mächtigeren Völkern. Sie mußten thätig und gewandt ſein, um ſich ſelbſt zu helfen und erſt ein Daſein zu gründen. Die Kräfte, welche das Bedürfniß zuerſt in ihnen entwickelte, wucherten dann unter einem üppigen Himmel zum Ueberfluß; ſie waren nicht ohne Künſte und Bildung hingekommen an die Küſte von Aſien, wo die Bildung mancher Völker ſchon in Weichlichkeit ausgeartet war. In dieſer glücklichen Miſchung von begünſtigter Lage und zwingendem Bedürfniß, betriebſam von Natur und mit erfinderiſchem Geiſte begabt, blühte bald Gewerbe, Handel und Kunſtfleiß bei ihnen, eine rege Thätigkeit aller Art. Sie waren vorzüglich geneigt und fähig, die Ideen und Sitten fremder Völker anzunehmen; und während ſie dem pelasgiſchen Urſprung näher geblieben waren, unterſchieden ſie ſich durch dieſe Hinneigung zur aſiatiſchen Sitte vorzüglich von dem aeoliſchen und doriſchen Stamm in denen der helleniſche Geiſt ſich am reinſten und ſtrenger abgeſondert darſtellt und entwickelt hat. Eine vielſeitige rege Empfänglichkeit und künſtleriſcher Sinn; die raſtloſe Beweglichkeit und Thätigkeit im Leben, eine reizende Fülle im Dichten und helle Klarheit im Denken bilden die Grundzüge der Eigenthümlichkeit des joniſchen Geiſtes. Dieſem günſtigen Zuſammenfluß, geiſtiger

---

[19] Polyhymn. cap. 94. [20] ibid. cap. 95.

Vorzüge verdanken wir die letzte vollendete Blüthe der epiſchen Poeſie in der Homeriden-Schule von Chios, die Anfänge der lyriſchen Dichtkunſt, der alten Hiſtorie und der joniſchen Philoſophie. Die Bevölkerung des joniſchen Stamms verbreitete ſich in unzähligen Anpflanzungen auf Inſeln und Küſten, bis in die fernſten Gegenden des ſchwarzen und des mittelländiſchen Meeres, die von Milet, Chalkis und Phokäa ausgingen. Aber eben dadurch zerſtreute ſich ihre Kraft; Tapferkeit in der Landſchlacht war nie ihr Vorzug, ſie waren Schiffer und Handelsleute, Küſten- und Städtebewohner ohne tiefer begründete, hoher emporſtrebende kriegeriſche Bildung. Sie hatten noch nicht einen ſo ungleichen Kampf zu beſtehen vermocht, wie jenen, aus welchem ſpäterhin die attiſche Größe hervorging. Frühe ſchon unterlag ihre Verfaſſung und Freiheit der Uebermacht benachbarter Völker, und ihre bürgerliche Entwicklung und ſittliche Bildung ward in dem Augenblicke ihres üppigſten Wachsthums unterbrochen und in Stillſtand verſetzt, ſo daß fortan auf den höhern Stufen helleniſcher Geiſtesbildung der joniſche Nahme durch den Ruhm des doriſchen und attiſchen verdrängt ward. Sie geriethen zuerſt in die Dienſtbarkeit der Lydier, dann der Perſer, und endlich unter die Abhängigkeit des hochherrſchenden atheniſchen Volks. In den kurzen Zwiſchenzeiten der Freiheit erzeugte ſich ſchnell aus der eignen Mitte eine Schaar von kleinern und größern Tyrannen. Ihre jederzeit ſchlechte Verfaſſung war entweder Oligarchie oder ganz oblokratiſch; das einzige Maſſilien, die Pflanzſtadt der Phokäer an Galliens Südküſte macht hier eine ruhmvolle Ausnahme [10]).

Ihre Lage ſelbſt hinderte ſie an höherer politiſcher Bildung. Sie unterlagen ſchon frühe den lockenden Verführungen eines üppigen Himmels und zerfloßen in Weichlichkeit. Gegen dieſen Hang und den durch Handelsfleiß erzeugten Ueberfluß war kein Gegengewicht in ihrer einſeitigen Bildung enthalten, welche ſich nur auf die Einbildungskraft und den Verſtand erſtreckte, aber weder die Sitten bildete, noch auch die Willenskraft geſetzlich ordnete. Die ganze unendliche Fülle der Natur wußte ihr reger Geiſt mit zartem Künſtlerſinn und Scharfſinn lebendig zu erfaſſen und in einen leichten Strom von klaren Bildern und ſinnigen Sprüchen zu entfalten. Sie hatten aber mehr Einbildungskraft als tiefes Gefühl, ſie waren heftig ohne Innigkeit und Tiefe, raſch ohne ausdauernde ſtandhafte Kraft; und ihr Gemüth war durch kein inneres Geſetz zur hohen Eintracht harmoniſch geordnet. Daher ihre Unruhe und Leidenſchaftlichkeit, ihre Neigung zum heftigen Zorn und gränzenloſen Schmerz in der Klage, ſo wie auch wieder zu dem ſinnlichſten Genuß. Wie aber im Allgemeinen die Sittenbildung die Grundlage der helleniſchen Staaten war, ſo blieb auch die joniſche Verfaſſung ſchlecht und unvollkommen, als die ſich nie zu einer innigen Vereinigung und Lebensgemeinſchaft noch zu einer geſetzlich freien Ordnung erheben konnte. In den Einzelnen zeigte ſich der joniſche Stamm und Geiſt bewunderungswürdig; und von der Natur begünſtigt, bilden ſie die ſchönſte Zierde der helleniſchen Entwicklung. Als Staat und Gemeinweſen aber waren die joniſchen Völkerſchaften unter den gleichzeitigen und umgebenden Völkern ſo ſchwach und wenig geachtet, daß ſelbſt Athen, die Mutterſtadt und der einzig bedeutend mächtige Staat des Stammes, den Nahmen deſſelben floh und verläugnete und nicht joniſch genannt ſein wollte [10]).

---

[10]) Strab. IV. p. 271. B.

Die der joniſchen Schule eigenthümlichen Dichtarten der lyriſchen Kunſt ſind die Elegie und die Jamben. Wer der Erfinder der Elegie ſei, darüber ſtritten die Grammatiker, und auch der Urſprung der Jamben verliert ſich in dunkle Sagen. Unſtreitig aber iſt es, daß die Erſten, welche dieſen Rhythmen und Dichtarten zuerſt eine beſtimmte Geſtalt und Bildung gaben, ſo wie die Sänger, durch welche ſie die höchſte poetiſche Blüthe vereinigten, Jonier waren. Wenn Kallinus früher gelebt hat [11]), als Archilochus; ſo iſt vielleicht auch der elegiſche Rhythmus, deſſen Erfindung dem

---

[10]) Herod. Clio. 143. Wenn einige Stellen und Thatſachen, die ſchon früher angeführt worden, in dieſen Auszügen des Zuſammenhanges wegen wiederholt vorkommen, ſo wird man ſich nicht daran ſtören wollen.

[11]) Strab. libr. XV. p. 938. C.

Hexameter viel näher lag, älter als der jambiſche. Die Beſtandtheile dieſes Rhythmus enthalten den raſchen daktyliſchen Schwung mit der gewichtigen ſpondäiſchen Schwere vereint; in einem Gleichgewicht, welches doch nicht ſo beſtimmt iſt, daß die Freiheit, bald der Schnelligkeit, bald der Schwere ein merkliches Uebergewicht zu geben, dadurch ganz benommen oder zu ſehr beſchränkt wäre. In der Ungleichheit dieſer beſtändig wiederkehrenden Doppelverſe bildet die Elegie gleichſam einen zugleich gebrochnen und doch auch wieder verſchränkten Hexameter; ihre Bewegung, iſt eine geordnete Unordnung, und gebrochne Harmonie ſtatt der alten geflügelten Kraft des freien heroiſchen Verſes; die Fülle iſt überſtrömend, die Abſätze und Einſchnitte ſind gedehnt und gleichſam nachziehend, und die Richtung mehr ſinkend und niedergeſchlagen. Daher ſind die eigentlichen Gegenſtände der Elegie reizende Schwermuth und wehmüthige Freude, jene anziehende Miſchung von Schmerz und Luſt, welche dem reinen Drama faſt ganz verſagt iſt und den ſchönſten Vorzug der lyriſchen Gattung bildet. Die Elegie, ſo wie ſie in dieſer früheren joniſchen Schule durch Mimnermus ihre ſchönſte Blüthe erreichte, war der angemeſſenſte Abdruck und Spiegel des joniſchen Charakters dieſer Zeit, ſo wie in allen Zeitaltern die glücklichſte Form für dieſe Art des ſchönen Gefühls und der lyriſchen Schönheit. In der älteſten Zeit aber, ehe die männlichen Rhythmen und Liederformen erfunden und gebildet wurden, war dieſes die einzige rhythmiſche Weiſe, welche Kallinus und Tyrtäus zu ihren Schlachtgeſängen vorfanden; und ihre biegſame Natur wußte ſich auch dieſem Bedürfniß anzufügen und ſich noch ganz im heroiſchen Schwunge feſt und gewaltig zu erhalten, aus welchem ſie ihren erſten Urſprung genommen hatte.

Tyrtäus muß als Athener zu der joniſchen Schule der Poeſie gerechnet werden, weil die älteſten Athener Jonier waren [33]), ſo wie auch ihre Mundart joniſch, wie denn auch die vier älteſten Stämme oder Tribus des attiſchen Volks vor Kliſthenes von den Söhnen des Jon benannt geweſen [34]). Wenigſtens von den Elegien des Tyrtäus muß dieß gelten, die gar nichts Doriſches an ſich haben, und auch in der Sprache ſich zunächſt an die alte epiſche und homeriſche Art anſchließen; mag er auch ſonſt, zu Sparta einheimiſch geworden, einiges andre Lyriſche vielleicht in lakoniſcher Mundart und in doriſchen Rhythmen gedichtet haben.

---

[33]) Strab. lib. VII. p. 513. C—514. D. [34]) Herod. Terpsich. cap. 66.

„Mit dem raſchen Jambus bewaffnete die Wuth den zürnenden Archilochus“, welcher zugleich der Stifter ſeiner Dichtart war und der vollkommenſte Meiſter derſelben geblieben iſt. In der Zuſammenſetzung dieſes Rhythmus iſt mehr bewegliche Schnellkraft als gewichtige Schwere; die Richtung iſt aufſteigend und emporfliegend, in der Gliederung liebt er die kurzen Abſätze und Einſchnitte, und die Bewegung iſt auf eine der überſtrömenden Gebrochenheit des elegiſchen Rhythmus entgegengeſetzte Art ungeordnet und abgeriſſen. Die ohnehin nicht langen Glieder werden noch durch Lücken unterbrochen, welche die haſtige Eile der heftigſten Leidenſchaft, der Wuth, des Zorns, des Freudentaumels gleichſam überſprang. So in jenen Epoden, deren Erfinder Archilochus war, welche ſich theilweiſe noch an den heroiſchen Vers anſchließen, und ſeinen daktyliſchen Schwung als einzelnes Element in ihre ſtrophiſche Zuſammenſetzung aufnehmen. Wie ſpäterhin das alcäiſche und andere ſtrophiſche Odenmaaße, ſo ſuchte auch die jambiſche Versart, die an und für ſich ganz kunſtlos aus der Natur der lebendigen Rede und des Geſprächs hervorgeht, durch Anſchließung an den alten epiſchen Rhythmus mehr Schwung und Gewicht und eine kunſtgemäßere Würde zu gewinnen.

Eine Dichtart entſteht durch den Unterſchied, welcher die Gattung beſchränkt und näher beſtimmt. So lange der Rhythmus und die Leidenſchaft herrſcht in dem lyriſchen Gedicht, werden alſo die verſchiedenen lyriſchen Dichtarten durch die möglichen Unterſchiede des Rhythmus beſtimmt. In den Beſtandtheilen und der Zuſammenſetzung derſelben giebt es eine endloſe Mannichfaltigkeit; aber die rhythmiſche Bewegung kann nur zwei Richtungen haben, entweder eine ſteigende oder eine ſinkende. Die Zuſammenſetzung der einzelnen rhythmiſchen Beſtandtheile, wird ſelbſt durch jene Richtung allein oder vorzüglich mit beſtimmt, ſo lange dieſe noch das Erſte und Herrſchende iſt; wie mannichfaltig auch ſpäterhin nach dem ſtrophiſchen Bedürfniß und verſchiedenen Charakter der Poeſie die Anordnung derſelben entwickelt werden mag; daher denn auch durch die Elegie und die Jamben die reinen Arten der lyriſchen Gattung, ſo lange dieſe noch ganz einfach rhythmiſch iſt, erſchöpft werden. Beide Rhythmen entſprechen der eigenthümlichen Stimmung der joniſchen Leidenſchaftlichkeit ſehr gut. In die Elegien ergoß ſich ihre wollüſtige Schwermuth und die jambiſche Poeſie nach der Weiſe des Archilochus und ſeiner Nachfolger, konnte nur in Verfaſſungen blühen, wo Herrſcherwillkuhr mit Anarchie wechſelte, kaum in einer wohlgeordneten ſtreng geſetzlichen Demokratie, am wenigſten aber unter der ariſtokratiſchen Verfaſſung des doriſchen Völkerſtamms. Mit dem Charakter der jambiſchen Versart ſtimmten die Gegenſtände der Leidenſchaft, welche Archilochus in derſelben darſtellte, wohl überein; ſo wie auch der gewaltſame Ausdruck und ganze Gedankengang. Seine Gedichte waren voll Leben und Kraft [24], und nicht an ſeiner Dichterkraft und Größe lag es, ſondern an der Dichtart ſelbſt, wenn er den Erſten nicht gleich geſetzt ward. Selten und nur wie zur Würze, miſchte er etwas von mythiſchen Sagen in ſeine Gedichte. Es war jetzt mit einemmahle ein ganz neuer Stoff in die Kunſt eingetreten, das wirkliche Leben nähmlich und die ins Leben eingreifende Leidenſchaft; die Heldenſage, ſonſt der vornehmſte oder einzige Gegenſtand der alten Poeſie trat nun mehr in den Hintergrund zurück für dieſe neue Dichtungsweiſe, in welcher die lebendige Gegenwart ſo ganz vorherrſchend war. In dieſer Hinſicht beginnt mit der jambiſchen Dichtart, in welcher auch ſchon der Keim zur alten Komödie lag, eine ganz neue Epoche der helleniſchen Poeſie. Selbſt die ernſte dramatiſche Kunſt ging aus jener jambiſchen Grundlage hervor, und auch die geſammte lyriſche Poeſie nahm ihren Anfang von dieſem Punkte aus, der ihre ganze Entwicklung und Richtung weſentlich beſtimmte. Nur die Elegie, von Natur mehr zur dichteriſchen Erinnerung, als zum wirklichen Ausbruch gegenwärtiger Leidenſchaft ſich hinneigend, blieb wie in Sprache und Rhythmus dem epiſchen Gange verwandter, ſo auch in Geiſt und Inhalt dem alten mythiſchen Sagenkreiſe näher und treuer. Wollten wir unſere gewohnte dreifache Eintheilung der Dichtarten nach gewiſſen allerdings grundweſentlichen Kategorien des Gegenſtandes oder der Darſtellung ſelbſt, für einen Augenblick vergeſſen oder bei Seite ſetzen, und die ganze Maſſe und Mannichfaltigkeit helleniſcher Dichtungsarten und Formen rein geſchichtlich und nach ganz eigenthümlich helleniſchen Anſichten und Begriffen überſchauen, ſo würde ſich dieſelbe vielleicht richtiger noch in zwei Hauptgattungen ſcheiden und eintheilen laſſen. Auf die eine Seite bliebe dann alle und jede Art von mythiſcher und epiſcher Poeſie geſtellt, und ſelbſt die Elegie würde, vermöge der angeführten Verwandtſchaft in Sprache, Rhythmus und Inhalt dieſer Hauptgattung als ein Nebenzweig beigeordnet. Die andre Hauptgattung aber bildete die geſammte übrige lyriſche oder meliſche, und die dramatiſche Poeſie, die tragiſche ſowohl als die komiſche, indem das ganze Gebilde dieſer mannichfaltigen Dichtarten insgeſammt auf der jambiſchen Grundlage ruht, und zuerſt aus ihr hervorging. So bildete denn Archilochos einen zweiten an ſich geringeren Anfangspunkt der Poeſie nach oder neben Homeros, der aber in der ſpätern Entwicklung faſt größer erwachſen iſt, als der erſte Stamm aus der alten Wurzel; indem die jambiſch meliſche Gattung in der Tragödie, als ihrem Gipfel, allerdings auch den Sagenſtoff und mythiſchen Inhalt, der urſprünglich der andern, ältern Hauptgattung angehörte, in einer neuen und eignen Art wieder ergriff und in ſich aufnahm. Der weſentlichſte Unterſchied aber der beiden Hauptgattungen iſt in der Idee der einen wie der andern ſelbſt gegründet; in der erſten epiſchen und elegiſchen wird das dichteriſch Schöne oder das Ewige der Fantaſie, in dem Unbeſtimmten und Unendlichen der alten Sage und dichteriſchen Erinnerung dargeſtellt; in der zweiten meliſchen und dramatiſchen Gattung aber ſoll dasſelbe in der endlichen und beſtimmten Umgränzung der wirklichen Gegenwart und lebendigſten Wirklichkeit anſchaulich erſcheinen.

---

[24] Quinct. lib. X. cap. 1. plurimum sanguinis et nervorum.

So wie die Alten in der joniſchen Baukunſt und Muſik einen ältern Styl von dem ſpätern unterſcheiden, ſo können wir auch in der joniſchen Schule der lyriſchen Dichtkunſt, ſo wenig uns auch von ihren Werken übrig geblieben iſt, einen ältern, mittleren und neuern Styl derſelben deutlich wahrnehmen und abſondern. Den ältern Styl werden, den Bruchſtücken und Kunſturtheilen der Alten von ihnen zufolge Kallinus, Tyrtäus und Archilochus angehört haben. Die Härte dieſes ältern Styls hat vielleicht das Eigenthümliche, daß ſie nicht aus dem Mangel an Vollendung oder an genügender Fülle entſpringt, ſondern allein aus der haſtigen Unruhe der Leidenſchaft, und der herben Heftigkeit ihres Ausdrucks.

Zu dem mittleren Styl zählen wir vorzüglich die Elegien des Mimnermos und Solon; denn obwohl die ſoloniſche Geſetzgebung die erſte Veranlaſſung war, daß der attiſche Geiſt und Charakter ſich von ſeiner Wurzel losriß, und von der joniſchen Eigenthümlichkeit trennte, ſo war dieſes doch damahls noch nicht geſchehen, und die Bruchſtücke dieſes großen Geſetzgebers und weiſen Dichters tragen alle Kennzeichen der joniſchen Schule unverkennbar an ſich. In ſeinen Gedichten erſcheint Solon gleich frei von der Herbigkeit des ältern, wie von der Ueppigkeit des neuern Styls. Im Mimnermos aber ſcheint die reine Blüthe der joniſchen Eigenthümlichkeit und Gefühlsweiſe in der ſüßen Miſchung von weicher Schwermuth und ſanfter Freude am meiſten ſich zur vollen Reife entfaltet zu haben. „Höher gilt als Homeros des Mimnermos Lied in der Liebe;“ ſingt der tief empfindende römiſche Elegiendichter Propertius; „denn weiche Geſänge verlangt der ſanfte Amor [38].“

Von dem ſpätern Styl der joniſchen Schule könnte uns die anakreontiſche Sammlung wohl einen anſchaulichen Begriff geben, wenn wir vorausſetzen dürften, daß dieſe ſpätern Nachbildungen im Rhythmus und im Ton noch einen nicht ganz untreuen Nachhall von den Liedern des tejiſchen Geiſtes enthalten mögen. Die wenigen Stücke und Bruchſtücke, welche von früheren Autoren angeführt, allenfalls für ächt gelten können, ſind ſtrenger und herber in Form und Sprache, wenigſtens im Vergleich gegen die andern ſpätern. Was aber den Inhalt und Ton betrifft, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß die fliegende Eile leichter Freude, die ſchnelle Luſt des Augenblicks, umkränzt von den Bildern ſüßer Sinnlichkeit den Charakter jener Lieder bildete, der ſich auch in den anakreontiſchen Rhythmen ausdrückt.

---

[38] Propert. I. IX. 10.

Von dieſer Epoche an bis in die ſpäteſten Zeiten blieben die Jonier ſo ganz in Weichlichkeit zerfloſſen und in Ueppigkeit aufgelöst, daß ihr Nahme ſelbſt zur Bezeichnung dieſer Eigenſchaften diente. So nannte man die unzüchtigen Lieder des Sotades und ſeiner Nachfolger nur joniſche Geſänge [20], und wenn Horatius das Sittenverderben ſeiner Zeit recht ſtark ſchildern will, ſo ſagt er, „daß das reife Mädchen jetzt ſchon joniſche Tänze zu lernen liebe, und von der zarteſten Kindheit an auf unerlaubte Liebe denke“ [21].

Ein unterſcheidendes Kennzeichen der joniſchen Dichterſchule lag in der Sprache und joniſchen Mundart, deren ſie ſich bedienten. Es war aber nicht mehr jene ältere homeriſche, in der alle Dialekte, wenigſtens die urſprunglichen zwei noch gemiſcht ſind, und die man daher vielleicht eben ſo gut zur aeoliſchen als zur joniſchen Mundart rechnen könnte, ſondern der reine joniſche Dialekt der ſpätern Zeit, der in ſeiner Abſonderung einen Gegenſatz zu dem doriſchen bildet und von dem das größte Werk in Proſa, was ſich bis auf uns erhalten hat, die Geſchichte des Herodot iſt. Indeſſen iſt wohl auch die ſpätere joniſche Dichterſprache von der joniſchen Mundart, wie ſie in der Proſa war, noch unterſchieden geweſen, durch ſo manches, was ſie aus der ältern Poeſie annahm oder beibehielt, da beſonders die Elegie wie im Rhythmus, ſo auch in der Sprache naher an der epiſchen Weiſe feſthielt. Der Irrthum aber, welchen wir beſonders zu vermeiden haben, iſt, daß wir uns dieſen joniſchen Dialekt nicht als eine ſchwankende Provinzialmundart und bloß örtliche Sprachmanier zu denken haben, da es vielmehr eine durch eine Reihe von Dichtern und Autoren derſelben oder verwandter Gattung gleichförmig gebildete und feſt beſtimmte, für den ganzen joniſchen Stamm gültige Schriftſprache war, wie wir es in unſrer Weiſe nennen würden. Der Provinzialmundarten gab es in den Städten und Ländern joniſchen Stamms ſehr viele;

---

[20] Schol. ad Arist. Thesmoph. 171. [21] Od. libr. III. 6. 21.

in den zwölf Küſten und Inſelſtaaten von Kleinaſien allein vier, wie ſchon oben aus Herodot angeführt worden iſt; wie viele mehrere mochten es erſt ſein, wenn die entfernten Pflanzſtädte mit gerechnet würden. Der joniſche Schriftdialekt iſt aber nur Einer, verſchieden in Proſa und Poeſie und den verſchiedenen Gattungen der letzteren: beſtimmt und gleichförmig feſtgeſtellt, nicht ſowohl nach wiſſenſchaftlich gedachten Grundſätzen, als vielmehr nach einem innern Gefühl von dem Sprachähnlichen und einem beſondern Wohllaut. Die geſchleiſten Vokale und beſondern, kaum durch die Schrift zu erfaſſenden eigenthümlichen Diphthongen und Vokalübergänge ſind dem Seekuſtendialekt in vielen Sprachen eigen, wie ſie ſich auch hier in dem joniſchen zeigen, und ſehr wohl zu der weichen Gefühlsweiſe dieſer helleniſchen Aſiaten ſtimmen.

2. Charakter der aeoliſchen Schule.

Ehe wir die Bruchſtücke der aeoliſchen Dichter zuſammenſtellend betrachten, und daraus den eigenthümlichen Styl und den Charakter der lyriſchen Gattung auf dieſer beſondern Kunſtſtufe zu beſtimmen verſuchen; wird es nöthig ſein, über den aeoliſchen Völkerſtamm und ſein Verhältniß zu den übrigen helleniſchen Stämmen ſowohl, als zu den pelasgiſchen Urbewohnern von Hellas, überhaupt eine allgemeine geſchichtliche Bemerkung einzuſchalten, und dadurch alles in Einen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, was an mehreren Stellen in den einzelnen Zuſätzen über die Pelasger und Aeoliden eingeſtreut worden.

Der aeoliſche Stamm iſt, wie dieſes ſchon aus der geſammten Sage und Ahnenreihe der deukalioniſchen Heldengeſchlechter und der von ihnen geſtifteten Reiche und Staaten offenbar hervorgeht, der älteſte, erſte und vornehmſte unter den übrigen helleniſchen Stämmen, von welchem dieſe ganze neue Völkerbildung und Lebensgeſtaltung ausgegangen iſt, durch deren immer weiter eingreifende Einwirkung die alten pelasgiſchen Völker allmählig faſt überall, hier früher und dort ſpäter, in Hellenen umgewandelt wurden. Ganz in dieſem Sinn und mit ſehr bezeichnenden Ausdrücken redet Herodotos davon, wie auch die Athenäer, als noch die Pelasger das jetzige Hellas inne gehabt, Pelasger geweſen ſeien [illegible]); wie das attiſche Volk mit ſeiner Umwandlung zu Hellenen, zugleich auch die Mundart umgeändert habe [illegible]); oder wie die Athenäer, d. h. die Jonier aus dem Aegialus, welche ſelbſt früher Pelasger hießen, und erſt von dem Sohne des Xuthus, den Nahmen der Jonier annahmen [illegible]), in Attika mit den Pelasgern zuſammengewohnt haben, daher dann auch dieſe ſeitdem für Hellenen gehalten worden ſeien [illegible]). Desgleichen, wie das pelasgiſche Volk auf den Inſeln ſpäterhin Joniſch genannt worden, und wie die Aeolier zu Hellenen geſtaltet ſeien, die vor Alters auch Pelasger geheißen haben [illegible]). Der helleniſche Volksſtamm, der ſich von dem pelasgiſchen abgetrennt, ſei ſchwach geweſen und habe klein angefangen, nachher aber ſei er in viele Völkerſchaften angewachſen, da ſich beſonders auch fremde Stämme darunter gemiſcht haben [illegible]). Dieſes mochte vorzüglich in Kleinaſien der Fall ſein, wo die Jonier mit den Lydiern in vielfacher Verbindung waren, oder auf den Inſeln, wo ſich auch phöniciſche Niederlaſſungen vorfanden. Dieſes aber waren doch nur einzelne Ausnahmen und es betrifft vorzüglich nur den joniſchen Nebenzweig des großen helleniſchen Stammes, der nach vielfältigem Zeugniß der Alten auch in den Sitten einige mehr aſiatiſche Farbe angenommen hat. Als rein helleniſch in Sitten, Abſtammung und Mundart wird uns aber jederzeit wie der neue doriſche, ſo auch der alte aeoliſche Stamm geſchildert. Wollte man ja eine fremde Einmiſchung vermuthen, in dem ganzen Stamme des Deukalion, der vom Kaukaſus ausging, um die Pelasger in Hellas zu bekriegen und zu überwinden, ſo müßte es mehr eine nordiſche vielleicht mit der ariſchen Völkerfamilie verwandte ſein, dagegen das Pelasgiſche nicht bloß durch Anſiedelung, ſondern ſchon urſprünglich, dem einen Beſtandtheile der altitaliſchen Bevölke-

---

[illegible]) Herod. Uran. cap. 44. [illegible]) Herod. Clio. cap. 57. [illegible]) Polyhymn. cap. 94. [illegible]) Euterp. cap. 51. [illegible]) Polyhymn. cap. 95. [illegible]) Clio. cap. 58.

rung näher ſtehen mag. Bei der großen Mannichfaltigkeit der pelasgiſchen Völkerſtämme, kann auch leicht unter ihnen noch manche Verſchiedenheit in Stamm und Art und ſelbſt in der Sprache Statt gefunden haben. Sehr richtig aber, obwohl gegen die Hypotheſen mancher ſpätern alexandriniſchen Gelehrten und ihre Etymologien von wandernden Pelargern, betrachtet Herodotos gerade die Pelasger als das Urvolk, die alten Eingebornen von Hellas, die nie ihre Wohnſitze verändert haben; der helleniſche Stamm dagegen ſei ein vielwandernder geweſen [**]. Dieſe Meinung iſt auch die naturgemäßere, da die Aeoliden, von fremden kaukaſiſchen Ahnherren herſtammend, als Eroberer in die verſchiedenen Provinzen von Hellas eingezogen ſind und hier auf dem alten pelasgiſchen Grund und Boden, an die Stelle der frühern mehr prieſterlichen Lebenseinrichtung, neue Heldenſtaaten errichtet haben. Der Gegenſatz und Zwieſpalt, welcher ſich in der ſpätern Geſchichte und blühenden Zeit der helleniſchen Größe zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Völkerſtamme ſo ſchneidend offenbart hat, war alſo dem erſten Keime nach ſchon in jener Urzeit vorhanden[*], und ſtellte Pelasger und Aeoliden feindlich gegen einander, bis der glänzende Nahme der ſiegreichen Hellenen, die alten Pelasger und ſelbſt ihren Nahmen immer mehr verdrängte: ſo daß er, der vor

---

[**] Siehe die ganze Stelle **Clio. cap. 56 – 58.** im Zuſammenhange. Von den wandernden Pelargern dagegen ſ. **Strab. lib. V. p. 337 C. — 339. B.**

[*] Ein ganz ähnlicher Gegenſatz findet ſich unter den germaniſchen Völkerſtämmen, zwiſchen den feſt angeſiedelten Sachſen und den wandernden, erobernden Franken, oder wie dieſe Stämme in der früheren Zeit hießen, zwiſchen Cheruskern und Chatten, wie auch in dem ſüdlichen Germanien zwiſchen den rauheren, alten Sueven und dem neu aufſtrebenden Heldenvolke der Gothen. Denn auch dieſe Aehnlichkeit findet hier Statt, zwiſchen der Entwicklung der pelasgiſch-helleniſchen und der mannichfaltigen germaniſch-gothiſchen Stämme, daß es nicht neue oder gar fremde Völker ſind, die mit den neuen Nahmen im Verlauf der Jahrhunderte auftreten, ſondern nur eine neue Völkerbildung aus Einem und demſelben alten Stamm, wie irgend ein weltgeſchichtliches Ereigniß ſie wohl veranlaßt, und ſo lang der Stamm noch lebendig iſt, in neuen Zweigen hervortreibt.

Alters in ganz Hellas vorherrſchend war [13]) ſich nun mehr und mehr in den andern verlor, indem jetzt alle, in der mannichfachen Miſchung der wandernden und erobernden oder ſich wechſelnd anſiedelnden und wieder vertriebenen Völker und Geſchlechter, neu gebildeten Staaten und Stämmen ihren Urſprung vom helleniſchen Nahmen herzuleiten und an den Ruhm desſelben anzuknüpfen ſtrebten. So ſchwierig es bei oft mangelhaften Nachrichten wegen dieſer vielfach ſich durchkreuzenden Miſchungen und Veränderungen bleibt, ein ganz vollſtändiges Stammverzeichniß aller helleniſchen Völkerſchaften zu entwerfen; ſo iſt doch die Erſcheinung im Ganzen klar, wie durch das aeoliſche Heldenleben aus dem alten pelasgiſchen Stamm eine neue Völkerbildung ſich entwickelt hat; und dieſelbe Stammeserneuerung hat ſich in dem gleichen Sinne nachher noch einmahl wiederhohlt, durch die ſeit der Rückkehr der Herakliden, überall emporwachſende Macht der doriſchen Völker, welche wir daher nur als eine neue Entwicklung des aeoliſchen Urſtammes betrachten, in welcher neuen doriſchen Lebensbildung, das Helleniſche überhaupt ſich beſonders rein entfaltet hat. Wie demnächſt Athen, das pelasgiſche Mutterland, von welchem der joniſche Nebenzweig ausgegangen, nicht bloß als Staat vor allem groß geworden, ſondern vorzüglich auch in jeder Kunſt und in der Sprache ſelbſt, alle joniſchen und doriſchen Beſtandtheile helleniſcher Geiſtesbildung wieder in ſich aufgenommen und zu einem vollſtändigen und alles umfaſſenden Ganzen geſtaltet habe, das bildet die glänzendſte Periode in der Kunſtgeſchichte des Alterthums.

Wie aber auch in der mittleren Epoche zwiſchen dem heroiſchen Alterthum und dem atheniſchen Glanz, in der Zeit, da der Gegenſatz zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Geiſt und Leben am entſchiedenſten entwickelt und noch keineswegs wieder vermiſcht und verſchmolzen war, als eben die lyriſche Kunſt recht in ihrer Blüthe ſtand, der aeoliſche Völkerſtamm noch weit verbreitet geweſen; das wollen wir nun noch mit Kurzem in Erinnerung bringen, um auch in der Geſchichte der Poeſie der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle anweiſen zu können.

---

[13]) Strab. loc. cit.

* * *

Vier Menſchenalter [20]) vor der joniſchen Wanderung zog ein anderer althelleniſcher Stamm, unter den Söhnen des Oreſtes vom Peloponneſus, aus jenem Lande und Reiche der Atriden, deſſen Bewohner in den homeriſchen Gedichten Achäer genannt werden, zuerſt an die Küſte und dann nach mannichfachen Wanderungen und langem Aufſchub durch Hellas nach Klein-Aſien hin, wo er auf der ſchönen Küſte angeſiedelt, unter den Inſeln vor allen zu Lesbos blühte, und hier ein von dem joniſchen und doriſchen Staatenverein abgeſondertes Völkerbündniß unter dem Nahmen des aeoliſchen [21]) bildete. Die Wanderung ſelbſt hieß die aeoliſche oder auch die böotiſche [22]), weil viele Böotier ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten, und weil ohnehin die Böotier urſprünglich ſelbſt zum aeoliſchen Stamm gehörten. Ueberhaupt aber wurden noch in den ſpäteren Zeiten alle Völkerſchaften auf dem feſten Lande von Hellas außerhalb des Iſthmus, nur Attika und Megara und dann die Dorer am Parnaß ausgenommen, Aeolier genannt und dem aeoliſchen Stamme beigezählt. Auch die Bewohner des Peloponnes waren vor der Ankunft der Dorier, größtentheils Aeolier, und es ſind bei ihnen viele Spuren aeoliſcher

---

[20]) Strab. lib. XIII. p. 872. C. [21]) Das Wort, wovon dieſer Stamm den Nahmen trug, bedeutet in allen ſeinen Verzweigungen: mannichfaltig, bunt, vielfach, verſchiedenartig, ſchnell, beweglich, in geiſtiger und in ſinnlicher Beziehung, lebensfreudig und auch vollgedrängt; wenn wir anders ἀολλής, als verwandt mit αἰόλος hinzunehmen dürfen. Wohl war dieſer Nahme geeignet, einen Heldenſtamm zu bezeichnen, von welchem ein neues, fröhlich heroiſches Leben ausgegangen und in den alten pelasgiſchen Grund eingedrungen war. Der Stammesnahme der Ionier dürfte kaum helleniſch, ſondern eher aſiatiſch ſeyn; und auch der doriſche Nahme läßt ſich nicht ſo leicht und rein helleniſch deuten, als der der Aeolier. [22]) Strab. IX. 617. B.

Mundart und Sitte übrig geblieben, beſonders in Elis und Arkadien, ungeachtet der ganze Peloponnes ſeit der Rückkehr der Herakliden, durch den Einfluß des ſiegenden Stammes, Achaja allein ausgenommen, doriſirt worden war [39]. Die Achäer, welche von den Doriern an die früher von Pelasgern und Joniern bewohnte Küſte waren hinaufgedrängt worden, ſind als ein rein aeoliſches Volk zu betrachten. Sie haben ſich als ſolches auch bis in die ſpäteſte Zeit ihrer politiſchen Bedeutung und blühenden Macht erhalten; und werden jederzeit ſorgfältig von dieſen, daſſelbe Land vor ihnen bewohnenden Joniern, ſo wie von den im Peloponnes nachher vorherrſchenden Doriern unterſchieden. Die merkwürdigſten Anſiedelungen der Achäer waren Kroton im untern Italien, und Sybaris, deſſen ſeltſame Ueppigkeit zum Sprichwort geworden iſt, und welches wie Lesbos in der eignen Weichlichkeit zu Grunde ging und ſich ſelbſt zerſtörte. Bemerkenswerth iſt auch noch, daß jener aeoliſche Stamm der in der ſpätern Römerzeit ſo berühmten Achäer, den alten Nahmen beibehalten hat, welcher beim Homeros den herrſchenden Volksſtamm bezeichnet, oder auch die ältere, allgemeine Benennung aller Hellenen bildet. Die Theſſalier aber wurden vor allen als diejenigen betrachtet, bei denen ſich der Aeolismus am reinſten erhalten und die höchſte Blüthe erreicht habe [40], ſo wie Sparta der Mittelpunkt und Kern aller doriſchen Verfaſſung und Sitte, Athen dagegen der Gipfel der joniſchen Macht und Bildung geweſen. Lange vor dem achäiſchen Bunde, war das mächtige und uralte Völkerbündniß der Theſſalier berühmt [41]; Theſſalien aber ward als das Mutterland aller Hellenen betrachtet.

Manche Pflanzſtädte, wie das achäiſche Kroton, oder ehedem aeoliſche Staaten außerhalb des Iſthmus, wie Theba, ſind freilich mit der Zeit ganz doriſch geworden, ſo daß der Dorismus der reinſten Dorier nicht reiner ſein könnte. Der lesbiſche Charakter wiederum ſteht weit ab von der Sitteneinfalt der Achäer und ſcheint ſich mehr zur joniſchen Ueppigkeit hinüber zu neigen. Dieſe zwiefache Annäherung, wobei doch ein Uebergang in das Doriſche viel häufiger gefunden wird, darf uns um ſo weniger Wunder nehmen, da der aeoliſche Charakter eben kein andrer iſt, als der allgemeine helleniſche, ehe ſich dieſer in den joniſchen und doriſchen getrennt hatte. Beide liegen noch vereint und wie im Keime beiſammen, in der urſprünglichen Grundanlage des ältern aeoliſchen Lebens. Schwer iſt es daher auch, das Weſen des Aeolismus, wegen ſeiner noch weniger entwickelten Unbeſtimmtheit, in ſcharfen und ſichern Umriſſen zu erfaſſen und einen beſtimmten Begriff davon zu geben; dagegen die doriſche und joniſche Eigenthümlichkeit, ſich durch ihren ſchroffen Gegenſatz ſelbſt wechſelſeitig einander leicht erhellen. Wohl laſſen ſich manche Kennzeichen angeben, durch welche die Aeolier ſich auch noch in der ſpätern Zeit ſowohl von den Joniern als von den Doriern unterſcheiden. So waren ſie frei von der joniſchen Unruhe und raſtloſen Freiheitsliebe oder Veränderungsluſt. Als der mediſche Krieg Hellas überſchwemmte, ſo blieben die Achäer ganz ruhig, als ginge dieſer Feldzug, zu welchem ſich die ſonſt feindlich gegen einander ſtehenden joniſchen und doriſchen Stämme vereinigt hatten, die aeoliſchen Völker gar nichts an. Die Böotier aber und Phokenſer neigten ſich gar auf die mediſche Seite; und bei dieſer Gelegenheit tritt die aeoliſche Stammesverſchiedenheit auch in der politiſchen Geſinnung und in den geſchichtlichen Ereigniſſen beſonders deutlich hervor. Mit inniger Anhänglichkeit ſehen wir die Aeolier in den uralten Sitten ihrer Väter beharren, wie dieſe Anhänglichkeit an das Alte auch den ganzen doriſchen Stamm auszeichnet; aber ohne die ſchroffe und ſtolze Abſonderung der Dorier, ohne dieſe beſchränkte Verachtung gegen allen fremden Geiſt, und ohne daß der Haß gegen das Ausländiſche ausdrücklich zum Geſetz erhoben worden wäre. Auch für die Entwicklung des politiſchen Lebens und der bürgerlichen Verfaſſung, ſcheint die Bildung des aeoliſchen Stammes uralt und früher geweſen zu ſein, als die doriſche und joniſche. Unſtreitig waren die Achäer gebildeter als die Dorier, von denen ſie verdrängt wurden; die Jonier vor ihnen wohnten in Achaja in

---

[39] Strab. VII. 313. C—314. D. [40] Athen. lib. XV. 681. C. [41] Strab. IX. 657. A.

Dörfern zerſtreut, die Achäer ſtifteten Städte [42]) und bieten uns das älteſte Beiſpiel einer ſehr einfachen Demokratie dar, die bis auf die ſpätern Zeiten ganz rein blieb von dem unruhigen und gewaltſamen attiſchen Umwälzungsgeiſt, und in der ſich nur die allgemeine Anlage der Hellenen zur bürgerlichen Lebensordnung und einer geſetzlich freien Verfaſſung ſchon frühe in höchſter Reinheit und Einfalt entwickelt hat [43]). Eine ſolche Demokratie bedurfte keiner ſehr künſtlichen Geſetzgebung, da die Verhältniſſe ſo einfach und die Sitten noch rein waren. Gleichwohl fand ſich die gleiche ſchlichte Einfalt der Sitten und alterthümlichen Denkart, welche bei den Achäern bemerkt ward, unter ganz andern Verhältniſſen, als wäre es eine allgemeinere Stammeseigenſchaft, auch zu Kumä wieder [44]). Die Lokrer in Italien hatten die älteſten geſchriebenen Geſetze [45]) und unter ihnen erhielt ſich dauerhaft und länger als irgend ſonſt, eine wohlgeordnete Verfaſſung und Geſetzgebung, deren Vortrefflichkeit ſo berühmt war, daß die meiſten italiſchen Städte, nach der Umwälzung, welche auf den Untergang des Pythagoräerbundes erfolgte, dieſelbe annahmen und bei ſich einführten [46]). Die Geſetzgebung des Pittakus in Lesbos verdiente ſogar mit der des Solon verglichen zu werden [47]).

Obwohl der eigentliche höchſte Glanz des aeoliſchen Stammes und Nahmens in das heroiſche Zeitalter fällt, während er in der Periode der blühenden Republiken vor der joniſchen und doriſchen Uebermacht in den Hintergrund zurücktritt; und obwohl es mehrentheils nur ſo geringe Bruchſtücke ſind, was wir von den kleineren helleniſchen Staaten aus dieſem Zeitraume wiſſen; ſo werden doch die angeführten Züge hinreichend ſein, um es bemerklich zu machen, daß die aeoliſchen Staaten in Hinſicht auf die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſung und bürgerlichen Entwicklung keineswegs ſo unbedeutend waren, als ſie auf dem großen Schauplatz der allgemeinen Geſchichte für den erſten flüchtigen Blick erſcheinen mögen. Ihre Demokratie war eine wahrhafte, ſchlichte, auf alterthümliche Sitteneinfalt dauerhaft beruhend; nicht eine ſolche, die gewaltſam und übertreibend aus dem Umſturz vorhergegangenen oligarchiſchen Druckes hervorgeht, und durch Umwälzungen erzeugt, auch unaufhaltſam von neuem zu ſolchen wieder hinführt, wie zu Athen und in den joniſchen Staaten. Wo aber Ariſtokratie in den aeoliſchen Verfaſſungen war, da ſcheint es auch mehr eine natürliche Adelsherrſchaft geweſen zu ſein, wie ſie aus der ganzen Beſchaffenheit des Landes und des Lebens in angeſtammter väterlichen Sitte hervorging; dagegen die Ariſtokratie in der Verfaſſung der doriſchen Staaten mehrentheils eine auf Unterdrückung des Gegentheils gegründete Partheigewalt war, feſtgeſtellt durch ſtrenge Geſetze, welche das ganze öffentliche Leben und auch die gemeinſame Erziehung umfaßten, und mit republikaniſcher Härte durchgeführt.

---

[42]) Strab. VIII. 592 A. [43]) Strab. VII. p. 589. Polyb. II. 38. [44]) Strab. XIV. 924. [45]) Strab. V. 397. C. Als Kolonie der Lokrer am kriſſäiſchen Meerbuſen rechnen wir auch jene epizephyriſchen Lokrer zum aeoliſchen Stamm; wenn gleich die Anſiedlung nicht ohne doriſche Beimiſchung war und ſelbſt von Spartanern angeführt wurde, da auch jene gerühmte Verfaſſung und Geſetzgebung keineswegs eine rein doriſche, ſondern eine ſehr gemiſchte geweſen zu ſeyn ſcheint. [46]) Strab. VII. 589. Polyb. II. 39. [47]) Dionys. Halic. lib. II. Vol. I. p. 292. ed. Reiske.

Der aeoliſche Geiſt war einfacher und milder, und wir können ſein Eigenthümliches faſt nur mit den allgemeinen Zügen der allen Hellenen gemeinſamen Eigenſchaften bezeichnen, die vor der Abſonderung der joniſchen Sitte und Weiſe und vor der vollkommenen Ausbildung der doriſchen Eigenthümlichkeit, hier noch in ungetheilter Fülle und Einfalt beiſammen waren. Die heitere Freudigkeit des Lebens und des Geiſtes bezeichnet den aeoliſchen Charakter in der älteren heroiſchen Zeit, und dieſem Grundzuge der helleniſchen Sinnesart iſt er in milder Einfalt näher und immer mehr treu geblieben. In der ſpätern Zeit aber iſt es die ſeelenvolle Tiefe des Gefühls, wodurch ſich alles Aeoliſche beſonders auch in der Kunſt und Poeſie auszeichnet. Darin liegt auch eben der Unterſchied, wenn wir die ſybaritiſche oder lesbiſche Weichlichkeit mit der joniſchen Ueppigkeit vergleichen, zu der ſonſt jene, ganz fern von der doriſchen Strenge hinüber neigt; ſo weit ſich dieſer Charakter aus einzelnen Zügen abnehmen läßt, oder was die lesbiſchen

Sitten betrifft, in den Geſängen ſelbſt ausgeſprochen iſt. Es iſt eine tiefere Innigkeit und unendliche Reizbarkeit in dieſen Liebes- und Luſtgefühlen ſichtbar; und es vereinigt ſich hier und verſchmilzt zuſammen, die doriſche Milde und Weichheit, mit der joniſchen Heftigkeit und raſchen Beweglichkeit, in eigenthümlicher Tiefe der höchſten Seelengluth.

Dieſes iſt der Styl der aeoliſchen Geſänge, wie er ſich kund giebt in den Bruchſtücken der ſapphiſchen Lieder und in dem wenigen, was ſonſt noch übrig iſt von der aeoliſchen Dichtkunſt; und eben dahin gehen auch, und einen eben ſolchen und ganz ähnlichen Geiſt bezeichnen auch die Urtheile der Alten von der aeoliſchen Muſik. In andern Gattungen geiſtiger Bildung mögen ſie den Joniern oder Doriern gefolgt ſein; ſo hat Hellanikos von Lesbos, wie alle Mythographen, joniſch geſchrieben; wie man denn überall in der helleniſchen Kunſtgeſchichte nicht ſo ſehr auf das Geburtsland eines Dichters oder Autors ſehen muß, als auf die Form, die er wählte, und den Styl, welchem er ſich anſchließt. Von aeoliſchen Werken in Proſa aber iſt keine Kunde vorhanden, eben ſo wenig von einer aeoliſchen Philoſophie, ſo wie etwa von einer joniſchen und doriſchen die Rede iſt. In der Poeſie aber waren ſie einheimiſch, und in den meliſchen und ſtrophiſchen, zum Theil vielleicht ſelbſt in den choriſchen Geſängen ſind aeoliſche Männer die Erſten geweſen und geblieben; in welcher Gattung die größten unter den doriſchen Dichtern ihnen gefolgt ſind. Auch die aeoliſche Mundart hat ſich nur in dieſen Geſängen und in der Poeſie zu einem feſten Styl eigenthümlich beſtimmter und gebildeter Sprache entwickelt. Der doriſchen Mundart ſteht dieſe ſpätere aeoliſche, ſo wie ſie im Zeitalter der blühenden lyriſchen Kunſt war, wohl am nächſten, und bildet die Grundlage derſelben; doch mögen auch noch manche Verſchiedenheiten Statt gefunden haben, wie z. B. die Neigung zu den breiten Vokalen weniger eintönig und vorherrſchend im Aeoliſchen erſcheint, als ſie wenigſtens in andern Gattungen doriſcher Kunſt und Rede, auch in der Proſa, gefunden wird. Es darf dabei nicht überſehen werden, daß wie alle epiſchen Dichter ihre Sprache nach der homeriſchen bildeten und die eigenthümlichen Wendungen derſelben beibehielten, ſo auch in dem lyriſchen Geſange, die ſpätern Dichter ihren aeoliſchen Vorgängern in der Sprache vielfältig folgten und oft mehr gefolgt ſein werden, als ihrer beſondern doriſchen Landesmundart, da dieß ſogar bei einigen der Fall iſt, die Jonier von Geburt waren. Wie alſo in allen epiſchen Dichtern die homeriſche Sprache durchſchimmert, ſo neigt der höhere lyriſche Geſang überhaupt zum Aeolismus, der beſonders in der doriſchen Kunſt nun unzertrennlich beigemiſcht, oder vielmehr als ihr von Anfang eingepflanzt erſcheint. Selbſt Pindaros nennt ſeine doriſchen Geſänge oftmahls auch aeoliſch; und allerdings war und blieb der aeoliſche Geiſt und Styl vorwaltend in aller meliſchen Poeſie und ging aus dieſer ſelbſt in die choriſche des Pindaros über. Daß der doriſche Styl in der lyriſchen Kunſt, ungeachtet dieſer Hinneigung zum Aeoliſchen, dennoch ein ganz eigenthümlicher war, bleibt unbeſtritten gewiß, und wird aus der nachfolgenden Geſchichte desſelben noch klarer hervorgehen.

Mit Rückſicht auf eben dieſe Verſchiedenheit, und um jeden eigenthümlichen Styl richtig zu bezeichnen, nennen wir auch dieſe Schule der Poeſie mit dem allgemeinen Stammesnahmen eine aeoliſche, wiewohl ſie in einem beſchränkteren hiſtoriſchen Sinne vielmehr eine lesbiſche heißen könnte. So nannten auch die Alten jene Muſik, welche vor allen zu Lesbos blühte, dort erfunden und in dieſem beſtimmten Styl ausgebildet ward, ebenfalls die aeoliſche; und noch Horatius, wo er als römiſcher Alcäus ſeine Vorbilder rühmend erwähnt, nennt dieſe lesbiſchen Geſänge und die lesbiſche Dichtkunſt nicht ſelten aeoliſch **). Lesbos war wie ein lieblicher Garten der Kunſt, wo die ſchönſten Blüthen des Geſanges und der Muſik ſich auf das üppigſte entfaltet und über ganz Hellas ihren bezaubernden Duft verbreitet haben. Als lesbiſche Dichter und Muſiker glänzen ſchon aus der ältern Zeit, der Erfinder Terpander, und der ſagenhafte Arion uns entgegen, wie ſpäterhin Alcäus und Sappho das Höchſte in der Kunſt und begeiſterten Kraft, wie in der Liebesgluth des Geſanges erreicht ha-

---

**) Horat. Od. II. 15. 22. III. 30. 31. IV. 3. 12. IV. 9. 12. cfr. Propert. II. 2, 29.

ben. Terpander, welcher die erſte Grundverfaſſung der Muſik zu Sparta angeordnet [49]), und die Geſetze der Lakedämonier in Lieder gebracht, und auch den homeriſchen Gedichten die Melodie des begleitenden Geſanges angefügt [50]) oder ſie feſter beſtimmt hat, wird nebſt manchen andern Kunſtweiſen auch als Erfinder der ſkoliſchen Lieder und Geſangesarten genannt [51]); wie Arion als erſter Dithyrambendichter und Erfinder [52]) des cykliſchen Chors, oder des dithyrambiſchen Tanzes, und jener eigenthümlichen Poeſie des Geſanges ohne ein beſtimmtes Geſetz des Rhythmus.

Früherhin war die lyriſche Dichtkunſt, und die ſie begleitende Muſik, bloß rhythmiſch, wie in der jambiſchen und elegiſchen Poeſie; jetzt erhielt auch die Melodie Geſtaltung und vollendete Ausbildung, und von dieſer neuen Gattung melodiſcher Lieder ſind die ſtrophiſchen Versmaaße des Alcäus und der Sappho als die höchſte Blüthe zu betrachten. Wenn die Melodie, oder die Stimme des Geſanges herrſcht über den Rhythmus, und zwar eine einzelne, nicht eine gemeinſame Maſſe vereinter Stimmen, welches die Harmonie in den choriſchen Geſängen bildet, ſo theilt ſich die Stimme des Geſanges, wie die Natur ſelbſt ſie getheilt hat, in eine männliche und weibliche, und die alcäiſche und ſapphiſche Odengeſtaltung bietet uns die beiden Hauptgattungen dar, in welche das ſtrophiſche Gedicht ſich ſeinem innern Weſen nach ſpaltet. Im Chor iſt eigentlich kein Geſchlecht, da herrſcht das gemeinſame Gefühl der Maſſe; ja auch die Unruhe der Leidenſchaft ſchweigt mehrentheils und tritt zurück vor der würdevollen Ruhe des Ausdrucks der ſtark vereinten, dauernden Geſinnung. In der noch unvollkommenen, bloß rhythmiſchen Lyrik, iſt allerdings auch die jambiſche Weiſe überwiegend männlich und mehr herbe, die Elegie aber neigt zum Ausdruck des Weichen, Schwebenden, Dahinſinkenden, Weiblichen. Dieſe zwiefache Richtung des rhythmiſchen Ausdrucks, wird nun in den ſtrophiſchen Versarten der aeoliſchen Schule zur Schönheit des Geſanges geſteigert; indem ſich das alcäiſche Maaß, ſelbſt in ſeinen Beſtandtheilen, wie auch durch die raſch hinanſteigende Richtung und ſchnelle geflügelte Bewegung der überſtrömenden Kraft, dem jambiſchen anſchließt, das ſapphiſche aber, wenn auch nicht in der Zuſammenſetzung des Einzelnen, doch in der Weichheit des ganzen Ausdrucks und dem ſanften Gange ſich dem Elegiſchen nähert. Beide aber gewähren uns für die Idee des vollkommnen männlichen wie des weiblichen Geſanges die entſprechende Anſchauung, als vollendete Urbilder des Schönen, in dieſer beſondern Weiſe und beſtimmten Art. In Strophen aber iſt das melodiſche Gedicht ſeiner Natur nach geordnet; denn die Strophe iſt ſelbſt nichts anders als der einmahlige volle Erguß der Stimme des Geſanges, der ſich mehrmals zurückwendend, öfter in der gleichen Weiſe und Stimmung des Gefühls wiederhohlt. In einem Gedicht, welches bloß rhythmiſch iſt, giebt es in der ſtets gleichen Fortbewegung keinen ſolchen Abſatz, und keine melodiſche Gliederung; daher daſſelbe auch für die höhere lyriſche Schönheit ungenügend bleibt. Die Strophe ſelbſt aber wird, wo der höchſte Ausdruck begeiſterter Leidenſchaft und ſchöner Gefühle im männlichen oder weiblichen Geſange das Ziel iſt, wie bei den beiden aeoliſchen Dichtern, kunſtreicher, voller, großartiger gebaut und geordnet ſein, als in dem leichten Volksgeſange oder heitern Geſellſchaftsliede, dergleichen Hellas wohl auch unter dem Nahmen der Skolien beſaß. Auf der andern Seite iſt die Strophe des aeoliſchen Geſanges aber auch nicht ſo verſchlungen und in kurzen Sätzen lang hingezogen, als in den choriſchen Gedichten; ſondern leicht geordnet, aus wenigen aber vollen und großen Gliedern und rhythmiſchen Zeilen.

---

[49]) Plutarch. de mus. p. 1134. B. Sieh die Carmina conviv. Graec. ed. Ilgen. p. LXXIV—LXXVIII. [50]) Plut. ibid. p. 1132. C. [51]) ib. 1140. E. [52]) Herod. Clio. cap. 23. 24.

Den Alcäus rühmt uns der römiſche Rhetor, Quinctilianus [33], als einen Dichter der erſten Größe, und dem Homeros vergleichbar; auch in der Sprache ſei er gedrängt, großartig und kunſtreich gebildet; wohl laſſe er ſich auch herab zum Gefühle und Spiele der Liebe, doch ſeien ihm höhere Gegenſtände mehr angemeſſen.“ Den Horatius aber könnten wir nicht höher loben, als wenn wir annehmen dürfen, daß er die hohe Schönheit und hinreißende Kühnheit des Alcäus auf ſeine römiſche Weiſe nicht ganz unedel nachgebildet, und daß wir hie und da in ſeinen Oden noch einen Nachhall oder Anklang von jenem vernehmen.

---

[33] Quinct. lib. X. cap. 1.

Wen aber ergreift und bezaubert nicht die zarte Hoheit jener aeoliſchen Frau [54]), deren Stimme wahrhaft mit Feuer gemiſcht iſt? In dieſen wenigen Geſängen und verlornen Lauten der hochgefeierten Sappho athmet die tiefſte Gluth der begeiſterten Seele, welche ſie, wie in jenem Gedichte liebevoll zu der ſchönen Göttin hinaufgewendet, ganz aushauchen möchte in Laute der klagenden Sehnſucht.

„Durch den Wohllaut der Lieder linderte ſie, wie Philoxenos ſagt, den Eros [55]),“ der in ihrem Herzen wohnte; und wohl war es „Eros, der ſie die Kunſt der Muſe gelehrt hatte;“ oder wie es auch Plato ſagt: „Eros iſt ſelbſt ein wunderbarer Dichter und auch jeder, den er berührt, wird ein Dichter, wenn er auch vorher die Muſe nicht kannte“ [56]). Vor allen aber muß man bei ſolchen Naturen und den Liebesgeſängen einer ſchönen Seele, auch deſſen eingedenk bleiben, was Plato an einem andern Orte ſagt: „daß der Dichtergeiſt ein zartes Weſen ſei, leichtgeflügelt und heilig.“ Sappho war ein Höchſtes in ihrer Art, vollkommen wie Sophokles, und erſtaunenswürdig wie Homeros in der ſeinigen. So reden auch die größten unter den Alten von ihr, und alle mehr oder minder, nach dem regen Sinn für jedes Große, welcher das ganze Alterthum beſeelte. Noch in der ſpätern Zeit geräth ein gelehrter Geograph mitten in ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen ganz in Begeiſterung darüber, indem er ausruft, dieſe Frau ſei ein Wunder einzig in aller Geſchichte [57]). Aber nur wenige Blätter aus der reichen Fülle dieſer unſterblichen Roſen der göttlichen Muſe ſind uns erhalten worden. Ein Grammatiker hat uns die eine Ode erhalten, um den Wohllaut des Rhythmus daran zu erklären; und ein Rhetor den Anfang einer andern, als ein Beiſpiel des Erhabenen; dieſem Zufalle verdanken wir die ſchönſten Geſänge, welche vorhanden ſind.

Gleichzeitig mit der Sappho und befreundet mit ihr blühte auch die jüngere Dichterin Erinna ruhmvoll im aeoliſchen Geſange; und leicht würden ſich noch mehrere einzelne Züge, Bruchſtücke und geſchichtliche Erwähnungen aus den Alten zuſammenſtellen laſſen, zu einem vollſtändigeren Gemählde des reichen lesbiſchen Kunſtgartens.

---

[54]) Horat. od. IV. 9. [55]) Plutarch. Amat. Vol. IX. p. 56. [56]) Plat. Sympos. p. 216.

In den ſpäteren Zeiten ſcheint die aeoliſche Kunſt, gleich der joniſchen, ganz in die weichſte Ueppigkeit verſunken zu ſein. Phrynis von Mytilene, zur Zeit des Sokrates, verdrängte die alte, ernſte Muſik des Terpander durch ſeine weichlichen Neuerungen; und in noch ſpätern wird Simos, aus der aeoliſchen Stadt Magneſia am Mäander, als der gänzliche Verderber der Muſik bezeichnet, welcher die ſogenannte Simodie eingeführt, wie man dieſe wollüſtige Tonweiſe nach ihm benannte **).

3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt.

Um das Eigenthümliche des joniſchen Styls in der Poeſie richtig aufzufaſſen, mußten wir auch die joniſchen Sitten in einigen Zügen näher berühren; und um der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen, war es nöthig, auf eine geſchichtliche Ueberſicht des weniger bekannten aeoliſchen Stamms einzugehen, wenigſtens auf die weſentliche Verſchiedenheit und den erſten geſchichtlichen Grund dieſes Stamms und ſeines eigenthümlichen Charakters hinzudeuten.

Die doriſche Stammeseigenthümlichkeit dagegen, ſo wie die beſondere Sinnesart und Sittenbildung der Dorier, ihr gemeinſames Leben in ſtrenger Freiheitsverfaſſung und Geſetzordnung, tritt ganz hell und deutlich hervor in den ſpätern Zeiten der allgemeinen helleniſchen Geſchichte und erfüllt mit ſeinem Ruhme und großen Thaten die ganze Periode des helleniſchen Glanzes, indem die doriſchen Staaten unter Sparta's ſiegreichem Vorgang oder nach ſeinem glänzenden Beiſpiele, hier mehrentheils im Wechſel allgemein bekannter weltgeſchichtlicher Ereigniſſe, die Uebermacht

---

**) Strab. lib. XV. 957. A. u. 926. C.

und Hegemonie in Hellas behauptet haben, bis auf die macedoniſchen Zeiten hinab. Es würde daher überflüßig ſein, was hinreichend bekannt iſt, von dem Charakter und Weſen der doriſchen Geſetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten, wiederhohlen und ausführlich erörtern zu wollen, was, wo es von Grund aus geſchehen ſollte, faſt die geſammte helleniſche Bildungs- und Staatengeſchichte umfaſſen müßte; und wollen wir uns hier nur auf dasjenige beſchränken, was dazu dienen kann, den doriſchen Styl in der Kunſt und Poeſie richtig zu erfaſſen und genau zu bezeichnen.

An hinreichendem Stoff, an mannichfaltigen Zügen und einer Fülle von bekannten Thatſachen fehlt es nicht zu einer beſondern doriſchen Stamm- und Staatengeſchichte. Es tritt uns hier aber ein andres Hinderniß in der geſchichtlichen klaren Auffaſſung des doriſchen Charakters und Lebens entgegen; indem ſchon bei den Alten ſelbſt die Würdigung desſelben ein Gegenſtand des Partheiſtreits geworden war, ſeitdem Sparta und Athen, jenes im Verein der doriſchen Staaten, dieſes an der Spitze des joniſchen Stammes, um die Uebermacht und erſte Stimme oder um den Vorrang der Hegemonie in Hellas den Kampf begannen, und noch mehr ſeitdem Sokrates und ſeine Schule dem atheniſchen Sittenverderben die doriſche Geſetzesſtrenge, in der beſten Abſicht entgegenſtellten und ſie in ihrem Sinne, der aber keineswegs immer der einfache altdoriſche ſein mochte, rühmten und prieſen, und manche der übertreibenden Nachfolger der gegründete Vorwurf einer ſehr einſeitigen Lakonomanie traf, deſſen wir in den Denkmahlen jener Zeit ſo häufig erwähnt finden. Dieſer Partheiſtreit über den Vorzug und Werth der doriſchen Verfaſſung und Lebensweiſe hat ſich nun bis auf die ſpätern Zeiten fortgepflanzt und weiter vererbt, und hat mehr oder minder alle Schriftſteller helleniſcher Sprache ergriffen, ſo daß nur wenige derſelben, ganz rein und klar in ihrer Anſicht des Gegenſtandes, aus dieſem allgemeinen Nationalzwieſpalt und über ihn erhoben daſtehen. Dieſer Partheiſtreit, welcher ſich aus dem politiſchen Zwieſpalt und aus dem Gegenſatz der Philoſophie gegen die ausgeartete und verwilderte Zeitſitte über alle Zweige des Lebens und des Wiſſens oder Denkens verbreitete, hat natürlich auch auf die hiſtoriſche Beurtheilung und Anſicht der ältern doriſchen Zeit und Geſchichte ſtörend zurückgewirkt, und die richtige Auffaſſung derſelben vielfach erſchwert, getrübt und verkehrt, da die Meinungsverſchiedenheit und der falſche Anſtrich und ſchiefe Geſichtspunkt, in den ſich alles geſtellt hat, von den Autoren des Alterthums ſelbſt, wenigſtens zu Anfang, auch auf die neuern Forſcher wiederum übergehen mußte, und man ſich jetzt in jedem Falle erſt durch die ganze Verworrenheit einer ſo großen und höchſt verwickelten hiſtoriſchen Streitfrage durcharbeiten muß, ehe man zu einem klaren Umriß, geſchichtlichen Begriff und Bilde von dem doriſchen Charakter und Leben, beſonders wie es urſprünglich in der ältern Zeit war, gelangen kann.

Wohl haben ſchon einzelne Forſcher, von künſtleriſchem Sinn geleitet, angefangen, die milde Größe, die weiche Hoheit, die zarte Schöne bei ſo ſtarker Kraft und der naturvollen Anmuth in dem doriſchen Styl zu erkennen; indeſſen bleibt noch ein großes Feld offen, um alle dahin einſchlagenden Irrthümer und Mißverſtändniſſe zu beſeitigen und zu löſen, beſonders aber um das doriſche Leben in ſeiner vollen Entfaltung und ganzen Verzweigung in Kunſt und Sitten nach dem innern Grunde ſeines eigentlichen Weſens vollſtändig und richtig zu erfaſſen und ein geſchichtliches Bild davon zu entwerfen. Nur dieſe innere Idee des doriſchen Staats und öffentlichen Lebens können wir hier hervorheben, um den Styl der doriſchen Kunſt daraus zu erklären; die übrigen Punkte jener geſammten Streitfrage aber, mögen für jetzt unberührt bleiben. Weit entfernt, die Schranken der doriſchen Eigenthümlichkeit läugnen zu wollen, wird vielmehr gerade die beſtimmte Anerkennung derſelben um ſo eher zu einem klaren Begriff führen, von dem innern Grunde und Weſen dieſes beſondern Stammcharakters und ganz eigenthümlichen Volksbildung. Gern wollen wir daher zugeben, daß nicht bloß die lakoniſche, ſondern mehr oder minder alle doriſche Verfaſſung und Ariſtokratie oft ſehr drückend nach außen und nach innen war, ſelbſt in der guten alten Zeit, geſchweige denn in der ſpätern ſittlichen Entartung, wo ſpartaniſche Harmoſten in dem beſiegten Hellas mit roher Gewalt durch Schrecken übel herrſchten. Der joniſche Reichthum des erfinderiſchen Geiſtes im wiſſenſchaftlichen Gebieth war den Doriern eigentlich fremd; und gegen den Pythagoras und ſeine Verbündeten waren die doriſchen Völker in Italien nicht weniger undankbar, als die Athener gegen den Sokrates; und haben ſie ſich der großen Belehrung im gleichen Maaße wie jene unwürdig und unfähig gezeigt.

Selbſt die Hiſtorie, zuerſt unter den Joniern durch die Mythographen entwickelt, dann von den großen atheniſchen Staatsdenkern kunſtreich vollendet, blieb den Doriern fremd; und der lakoniſche Schriftſteller Hippaſos **), der über die Verfaſſung von Sparta geſchrieben, bildet eine Ausnahme, wie auch die Philoſophie der Pythagoräer, von welchen die einzigen bedeutenden doriſchen Werke in Proſa herrühren, nur einen nicht zur Vollendung gediehenen Verſuch, oder eine ohne durchgreifende Folgen vorübergehende Epiſode in der doriſchen Bildung geweſen iſt. Urſprünglich war dieſelbe beſchränkt auf die bürgerliche Verfaſſung, Geſetzgebung und Erziehung; und was das innre geiſtige Leben und die Bildung der Seele betrifft, auf Muſik und Poeſie, nebſt den gymnaſtiſchen Uebungen und dem Tanz, inſofern ſie mit jenen zuſammenhingen, und auf bildende Kunſt. Selbſt die Mythologie, welche in Sagen und Sprüchen, alles Belehrende der Vorzeit über göttliche und menſchliche Dinge umfaſſend, nebſt der Muſik und Gymnaſtik, den dritten Beſtandtheil der urſprünglichen helleniſchen Bildung ausmacht, war bei den Doriern durch Sitte und Geſetz enger in den Gränzen des väterlichen Glaubens beſchränkt, um alles ſittlich Störende in der ausſchweifenden Dichtung zu vermeiden, deſſen die alten Theogonien und epiſchen Geſänge nur allzu viel enthielten. Wollen wir aber, was in den Myſterien Höheres und tiefer in die verborgene Wahrheit Eindringendes, von der Unſterblichkeit der Seele, von dem früheren ſeligen Zuſtande, und dem künftigen göttlichen Leben, zu dem der Eingeweihte durch jene Reinigung gelangen ſolle, gelehrt wurde, als den vierten und geiſtigſten obwohl nicht allgemein verbreiteten Beſtandtheil der helleniſchen Geiſtesbildung betrachten; ſo ſcheint

---

**) Diog. Laert. lib. VIII, 6. 4.

es wohl unläugbar, daß auch hieran die doriſchen Stämme weniger Theil gehabt, indem die Hauptſitze der berühmteſten und weitwirkendſten unter jenen Stiftungen und Verbündungen an Orten des joniſchen Stammes, am meiſten aber in dem Mutterſtaat Athen gelegen waren. Wenn Pythagoras dieſem Mangel der höhern Myſterienerkenntniß bei dem doriſchen Stamme hat abhelfen wollen, ſo iſt dieſes Unternehmen erſtens nicht vollſtändig gelungen; und überdem war es ſchon ein fremdes Element einer neuen und andern Geiſtesbildung, welche den urſprünglichen althelleniſchen Umkreis derſelben eben ſo gut überſchreitet, als die dunkle Philoſophie des Herakleitos bei den Joniern oder die wohl klare aber doch wenig verſtandene Lehre des Sokrates, die auch zu Athen als etwas Fremdartiges erſchien und zwar in fruchtbarer Erweiterung fortgedauert hat, aber doch ganz abgeſchloſſen und bloß für ſich beſtehend, ohne allgemeinen Einfluß auf das öffentliche Leben. Hier ſtehen uns nun in der geſchichtlichen Erfaſſung des alſo beſchränkten doriſchen Geiſtes und Lebens, unſre jetzigen Begriffe von wiſſenſchaftlicher Bildung entgegen, die wir uns einerſeits nicht ohne das ganze Beiweſen gelehrter Hülfsmittel und Anſtalten denken können, indem wir anderſeits die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und ſinnlichen Künſte der Verfeinerung, wie ſie ſich bei blühendem Welthandel und üppig wucherndem Gewerbe in den großen Städten entwickeln, allzu ausſchließend zum Maaßſtabe der höheren Geiſtescultur annehmen. Wir dürfen aber hiebei nicht vergeſſen, daß es unter den Hellenen überhaupt eigentliche Gelehrte und denkende Forſcher anfangs nur Einzelne gegeben, am meiſten unter den Joniern, dann zu Athen; wo ſich zuerſt obwohl noch ſehr ſchwach, eine Art von Gemeinſamen der gelehrten Bildung entwickelt hat, was dann zu Alexandrien vollſtändiger erweitert und dauernd begründet ward. Auch kann es nicht geläugnet werden, daß die bildende Kunſt eine Höhe und Vortrefflichkeit, die wir nicht zu bezweifeln vermögen, vorzüglich grade in ſolchen doriſchen Staaten erreicht hat, welche mit Ausnahme von Korinth und wenigſtens im Vergleich mit der rhetoriſchen Vielſeitigkeit und ſophiſtiſchen Gelenkſamkeit des attiſchen Volks, oder mit der ins Ungeheure gehenden Schwelgerei von Rom, oder gar mit unſrer modernen Vervollkommnung des materiellen Lebens, noch in großer Sitteneinfalt und altväterlicher Beſchränktheit der Sinnesart beſtanden haben, welche ſie vielleicht um ſo geeigneter machte, das hohe Schöne in der Kunſt zu erreichen. Der doriſche Styl der Baukunſt wird vor allem bewundert; der alten doriſchen Säulenordnung ward die reichgezierte korinthiſche, als eine ſpätere dem Urſprung nach ebenfalls doriſche angefügt. Drei berühmte doriſche Schulen der blühenden bildenden Kunſt, werden uns genannt: zu Aegina, zu Sicyon und Korinth. An den beiden zuletzt genannten Orten erreichte die Mahlerei und Bildhauerkunſt nach dem Urtheile der Alten überhaupt die höchſte Blüthe [60]; und wollte man den doriſchen Antheil an der bildenden Kunſt in einem beſondern Werke geſchichtlich entwickeln, ſo würde dieß viele Belehrung gewähren, und nicht minder Erſtaunen erregen, über den großen Reichthum der doriſchen Kunſt. Zur Zeit des Darius Hyſtaspes hatten die Bewohner von Argos den Ruhm, die Erſten in der Muſik zu ſein [61]. Bei den Arkadiern wie in Kreta [62] war die Muſik ein weſentlicher Theil der Erziehung, die geſellige Bildnerin der Jugend bis ins dreißigſte Jahr. Die Poeſie des Geſanges und Muſik, beſonders die Flöte blühte zu Thebä wie zu Sparta [63], „wo nebſt dem Schwerte der Jugend, wie ein alter Dichter ſingt, die helltönende Muſe waltet und die gerechte Ordnung.“ Gaſtfrei nahm Sparta die edelſten Sänger aus der Fremde zu ſich, den Terpander und Tyrtaeus, Thaletas und Alkman. Neben der Weisheit der Alten und unter den Waffen der Männer bewegten ſich hier freudig die Chöre der Muſe, und auch die Kunſt des Tanzes, als eine Gymnaſtik ſchöner Bewegung, welche zugleich zur kriegeriſchen Gewandtheit nützlich ſein mochte, ward zu Sparta als ein weſentlicher Theil der öffentlichen Erziehung geachtet [64]. Unter den verſchiedenen Kunſtarten der helleniſchen Nationaltänze, wurden nebſt den wollüſtigen joniſchen, beſonders auch viele doriſche Tänze, wie der lakoniſche, kretiſche, troizeniſche und der von Mantinea gerühmt, und vom Ariſtoxenes, dieſen beſonders auch in der Bewegung der Hände der Vorzug gegeben [85]. Um den Gegenſatz der barbariſchen und helleniſchen Sitten recht fühlbar zu machen, ſtellt der doriſch geſinnte Xenophon die aſiatiſchen Tänze und die ſchönen arkadiſchen gegen einander, im Selbſtgefühl helleniſcher Bildung und edlen Gefühls [86].

---

[60] Strab. VIII. p. 366. A. [61] Herod. Thal. 131. [62] Strab. X. 739. C. [63] Arist. Polit. VIII. cap. 6. [64] Quinct. I. cap. 1.

An doriſchen Orten waren jene berühmten Wettſpiele der Schönheit und Feſte des Eros, den hiernach auch die bildende Kunſt als Vorſteher der Kampfſpiele in eigenthümlicher Art darſtellte; wie dergleichen Feſte der Schönheit Statt fanden, mehrentheils unter Jünglingen, zu Theſpiä, zu Megara am Feſte des Diokles zu Elis, am Feſte des liebenden oder des küſſenden Apollo, und zu Sparta auch unter Jungfrauen; und noch in ſpäter Zeit rühmt ein römiſcher Dichter die Schönheit der lakoniſchen Jünglinge [87]. Die Spartaner waren nach Hippaſos [88] Erfinder der Gymnaſien; indem ſie bei ihnen als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens die größte Bedeutung und höchſte Vollendung erhielten; und wie Sokrates durch ſein weiſes Geſpräch und die Philoſophie ſeiner Vaterſtadt Ruhm brachte, ſo bewirthete der Spartaner Lichas die Fremden, die nach Sparta kamen, nach Xenophons Ausdruck, mit gymnaſtiſchen Feſten [89], den Sitten ſeines Landes gemäß. Zu Sparta und zu Elis nahmen auch die Jungfrauen Antheil an den gymnaſtiſchen Spielen und Uebungen; überhaupt aber lebten die doriſchen Frauen nicht auf joniſche Weiſe in aſiatiſcher Abſonderung und Unterdrückung, ſondern es war die ganze doriſche Bildung des Leibes und der Seele zum Schönen, Guten und Großen auch den Frauen, wenigſtens denen von edlem Stamme, gemeinſam, bis zur ſpartaniſchen Aufopferung des weiblichen Zartgefühls. Etwas ganz Eigenthümliches bei dieſer nur nach der Idee des Schönen geſtalteten und eingerichteten Lebensweiſe war auch die Nacktheit jener gymnaſtiſchen Spiele, welche bei den öffentlichen Volksfeſten und olympiſchen Wettkämpfen nach doriſcher Sitte allgemein eingeführt war, und im Gegenſatz aſiatiſcher und joniſcher Verhüllung von den Alten ſelbſt, welche der Einführung jener Sitte noch nahe genug ſtanden, als das eigentliche Merkmahl helleniſcher Sinnesart betrachtet und bezeichnet ward 10). Dieſe Nacktheit, und die gymnaſtiſchen Uebungen der Jungfrauen gehören zu den Sonderbarkeiten der doriſchen Sitten; und ſelbſt nach heidniſcher Götterlehre und Anſicht von dem Göttlichen ward es als etwas Auffallendes bemerkt, wenn Philippos von Kroton, der ſchönſte aller Hellenen ſeiner Zeit und Sieger in den olympiſchen Spielen wegen der Schönheit ſeiner Geſtalt zu Egeſtä als Heros verehrt, und ihm als ſolchen ein Tempel erbaut und Opfer gebracht wurden 11). So ganz vorherrſchend war die Idee und begeiſterte Liebe des Schönen in dem doriſchen Leben. In Beziehung auf die beſondern Sitten des weiblichen Geſchlechts aber muß man dagegen auch den Antheil der doriſchen Frauen an aller edlen Bildung ruhmwürdig bemerken. Sie dachten männlich und waren groß geſinnt, wie uns dieſes in ſo vielen Erzählungen und Zügen von ſpartaniſcher Aufopferung und ruhmvoller Vaterlandsliebe von dem lakoniſchen und anderm doriſchen Frauengeſchlecht geſchildert wird. Vorzüglich aber war ihnen auch die geiſtige Kunſt des Schönen und der Geſang der Muſe befreundet; unter den Lehrern des erhabenen Pindaros werden außer dem großen Muſiker Laſos und dem kunſterfahrnen Simonides, auch die doriſchen Dichterinnen, Korinna und Myrtis ruhmvoll genannt. Ward aber von der einen Seite bei den doriſchen Völkern auch das zartere Frauengeſchlecht durch männliche Bildung geadelt und ſtark gemacht, ſo ſehen wir von der andern Seite ſelbſt die Gebräuche des Kriegs und die Sitten der Schlacht bei dieſem wunderbaren helleniſchen Stamm durch ein eignes Gefühl des Schönen beſeelt und gezügelt. Dem Eros opferten die Kreter, durch Jünglinge von auserwählter Schönheit, vor dem Kampf, die Könige der Spartaner aber brachten den Muſen das Opfer beim Anbeginne der Schlacht, wie zu einem feſtlichen Götterſpiele.

---

[85] Athen. lib. I. p. 22. [86] Anabas. lib. VI. cap. 1. [87] Martial. VII, 79. [88] Athen. I. p. 14. [89] Xen. Memor. Sacr. lib. I. cap. 2.

---

10) Die Hauptſtelle beim Thukydides iſt bekannt. Vergl. Plat. de legg. lib. V 11) Herod, Terpsich. 47.

Unter einem mächtigen, aber ſanften Geſange rückten ſie in den Kampf, feſtlich geſchmückt und mit Myrthen bekränzt. Die, welche in den olympiſchen oder andern geweihten Feſtſpielen als Sieger den Kranz errungen, ſtanden und fochten zunächſt um den König in der Ordnung des Heers [11]). Im peloponneſiſchen Kriege unterbrachen ſie einmahl den blutigen Kampf um die Oberherrſchaft und ſchloßen einen Waffenſtillſtand, um vierzig Tage lang das ſchöne Götterfeſt des holden Hiacynthos zu feiern, jenes geliebten Jünglings, den Apollo unvorſichtig im jugendlichen Spiel getödtet, und verwandelnd ſein Andenken in der Blume dieſes Nahmens verewigt hatte. So war alles bei ihnen in einem Sinne und Gefühl des Schönen geſtaltet und das ganze doriſche Leben ſelbſt war in des Friedens weicher Ruhe, nur wie ein gymnaſtiſches Feſtſpiel, glänzend in aller Blüthe der Muſenkunſt; der Krieg aber einem olympiſchen Wettkampf um den Siegerkranz des unſterblichen Ruhms zu vergleichen. Wohl mag man es in dieſem Sinne verſtehen, wenn noch der redliche Plutarchos, in Erforſchung der alten doriſchen Zeit und Sitte vertieft und einheimiſch geworden, ſagt: „die tapferſten Völker ſeien die geweſen, welche am meiſten von der Liebe beſeelt waren [12]), wie jene doriſchen Völker, die Thebaner, Lakedämonier und Kreter; weil nähmlich die Begeiſterung der männlichen Freundſchaft, die hohe Ruhmbegierde und innige Liebe des Vaterlandes, vor allem aber das gemeinſame Leben im würdevollen Gefühl des Schönen, das Eine war, wovon alles bei dieſen Völkern ausging, im Krieg wie im Frieden, im Staat wie in der Kunſt, in der alten Sage und im Kampfe der Gegenwart, in der Ordnung des Geſetzes und in der Bildung der Einzelnen.

Der Gang der Unterſuchung hat uns mitten in den Gegenſtand hineingeführt, und in der That läßt ſich das doriſche Leben in ſeiner Fülle und Eigenthümlichkeit nur in ſolchen einzelnen Zügen als ein Ganzes lebendig erfaſſen. Nur in dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange und nur aus dem doriſchen Leben ſelbſt läßt ſich ſodann auch das eigenthümliche Weſen des doriſchen Staats richtig begreifen. Wenn uns die Philoſophen dieſe doriſche Verfaſſung als eine Ariſtokratie der Tugend und durchaus wohlgeordnete Geſetzgebung preiſen, um ſie der anarchiſchen Volksherrſchaft, die zu ihrer Zeit ſo herrſchend geworden war, entgegenzuſtellen; ſo haben ſie ihren eignen Staatsbegriff von weiſer Gerechtigkeit hineingetragen, wie ſie hinwieder zur lebendigen Darſtellung ihrer Ideen ſehr vieles Einzelne aus den doriſchen Sitten entnahmen. So hat Plato in ſein Gemählde des vollkommnen Staats, wohl hie und da auch einiges Aegyptiſche aufgenommen, das Ganze aber in doriſchem Sinne ausgeführt; und beim Xenophon trägt ſelbſt jene zur Dichtung erweiterte Geſchichte des großen Perſerkönigs und der Ariſtokratie ſeiner Edlen die ſpartaniſche Farbe. Aber nicht auf den Begriff des Geſetzes und der Gerechtigkeit war der doriſche Staat gegründet, in welcher Hinſicht er wenigſtens unſern Forderungen und Anſichten vom Recht und einem auf das Recht gegründeten Staat übel entſprechen würde; ſondern es war der Zweck des doriſchen Staats die Einheit, oder die vollkommne Gemeinſchaft aller in ihm verbündeten Kräfte und durch ihn gebildeten Naturen, und die aus dieſem gemeinſamen Leben hervorgehende Liebe und Begeiſterung der edlen Geſchlechter und freien Bürger; die bald unter den beſondern Geſtalten der männlichen Freundſchaft, der Ruhmbegierde oder der Aufopferung für das Vaterland hervortrat, zu der aber der allgemeine Keim ſchon in dem ſtillen Genuß und Bewußtſein jenes ſchönen, gemeinſamen Lebens lag. Und weil nun Liebe und Begeiſterung die Seele des Staats, und dieſer ſelbſt nichts andres als die zuſammenhaltende Form und geſetzliche Ordnung jenes ganz auf den Genuß und Begriff des Schönen gerichteten doriſchen Lebens war; ſo können wir nicht umhin, es zu geſtehen und zu erkennen, ſo auffallend und fremd uns dieſes auch anfangs ſcheinen mag, daß ſelbſt der Staat bei den doriſchen Völkern auf der Idee des Schönen beruhte und gerichtet war, und nur von dieſer Idee alle beſeelende Lebenskraft empfing. Iſt aber dieſe Idee des Schönen überhaupt das Vorwaltende, was den Geiſt und die Bildung des helleniſchen

---

[11]) Plutarch. Sympos. lib. II. quest. 5. [12]) Plutarch. Amatur. Vol. IX. p. 57. ed. Reiske.

Alterthums auszeichnet; ſo darf man nun um ſo mehr auch im Ganzen ſagen, und als großen geſchichtlichen Umriß feſtſtellen, was ſchon aus ſo vielen Einzelnheiten hervorgeht; daß ſich der helleniſche Charakter in dem doriſchen Stamm am reinſten, eigenthümlichſten und vollſtändigſten, ſo wie auch eben deshalb am ſonderbarſten und abweichendſten entwickelt und entfaltet hat, und daß eben dieß den doriſchen Stamm am weſentlichſten auszeichnet, und geſchichtlich ſeine Stelle und Bedeutung beſtimmt.

Daß dieſe ſo ganz nur auf die Idee des Schönen gegründete doriſche Bildung und Lebensweiſe nach dem Maaßſtabe aller in dem Menſchen liegenden höhern Kräfte und tieferen Anlagen, ſo wie ihrer vollſtändigen Entwicklung ſehr einſeitig und ungenügend in geiſtiger Hinſicht beſchränkt, auch in ſittlicher Beziehung keineswegs fehlerfrei geweſen ſei, ſoll dabei nicht verkannt oder geläugnet werden.

Wenn der helleniſche Geiſt nicht ſo ganz hingenommen und erfüllt geweſen wäre von dieſen gymnaſtiſchen Feſten, den Spielen der Kunſt, überhaupt aber von der Schönheit des Lebens; ſo möchten die zerſtreuten Lichtſpuren der Myſterien und die neue Geiſtesbahn des Pythagoras oder Sokrates allgemeiner durchgegriffen und hingeführt haben zu einer tiefern Erkenntniß der Wahrheit; deren verborgnes Weſen die Hellenen meiſtens nur ganz unvollkommen im Bilde des Schönen erkannt haben. Einleuchtend iſt auch, daß dieſer Gedanke einer vollkommnen Einheit des öffentlichen Weſens und Alles umfaſſenden und zuſammenſchmelzenden gemeinſamen Lebens, niemahls hat ſtreng ausgeführt und ganz vollendet werden können; wie dieß mit jeder auf eine einſeitige Idee gegründeten Lebensordnung der Fall iſt, daß ſie nah am Ziele unfertig ſtehen bleibt; obwohl es darauf angelegt und zu Sparta, wie Ariſtoteles,[14] von dem man hier keine Uebertreibung oder allzu günſtige Vorliebe beſorgen darf, bemerkt, wirklich bis zum gemeinſchaftlichen Gebrauch mancher Güter des Eigenthums ausgedehnt war; und in dieſem Sinne kann man wohl ſagen, daß erſt Plato in ſeiner Republik das vollendete Bild dieſes doriſchen Lebens, wie es nie vollſtändig zur Wirklichkeit gelangt iſt, entworfen hat, wo in der Idee des Staats und gemeinſamen Lebens alle Perſönlichkeit untergeht, und ſelbſt das Heiligthum der Ehe ihr zu Liebe vernichtet wird. Daß aber dieſes in der Wirklichkeit doch nie geſchehen, und Platos Entwurf nur Idee geblieben iſt, hat die Natur bewirkt, welche zu mächtig entgegen geſtanden.

---

[14] Polit. II. 5.

Zu einer andern helleniſchen Entartung der Sitten und Unnatur lag der erſte Keim der Gefahr allerdings ſchon in der ganzen Anlage des doriſchen Lebens, indem jene männliche Freundſchaft, welche auf den Abweg führen konnte, aufs innigſte mit dem Weſen des auf Liebe und die Begeiſterung des Schönen gegründeten doriſchen Staats verwebt war, wie uns dieſes die Alten ſelbſt ſo oft andeuten, in ihren Bemerkungen über die vom Gorgidas geſtiftete heilige Schaar der Thebaner, andre ähnliche Verbrüderungen und auffallende Sitten der Kreter und andrer doriſcher Völker. Indeſſen muß man ſich wohl hüten, das gränzenloſe Sittenverderben der ſpätern Zeit und alle anſtößigen Thatſachen und Sittenzüge oder üppigen Gedichte derſelben, auf das ganze Alterthum zu übertragen, und ſich das Bild ſo mancher edlen Männerfreundſchaft und aus dieſer Begeiſterung hervorgegangenen hohen Thaten, gegen den beſſern Geiſt der alten Geſchichte, wegen der möglichen unſittlichen Entartung, die in einzelnen Fällen auch in der früheren Zeit Statt gefunden haben kann, zu entſtellen. Es lag in der doriſchen Lebenseinrichtung ſelbſt ein ſtarkes Gegengewicht wider dieſe Entartung, die aus den gymnaſtiſchen Schönheitsſpielen, ſo wie dieſe das ganze Leben erfüllten, leicht hervorgehen konnte; zuerſt in der großen Sitteneinfalt der alten Zeit dann in der Begeiſterung ſelbſt, welche nebſt dem Schönen zugleich alles Edle und Hohe mit umfaßte, und von unwürdiger Sinnlichkeit zurückhalten mußte; auch in der edleren Bildung der doriſchen Frauen, dagegen die joniſche und aſiatiſche Geringachtung des Geſchlechts, und der daraus entſtehende Ueberdruß an demſelben, auf einem andern Wege zu dieſer Unnatur geführt hat. Am meiſten aber lag dieſes Gegengewicht in der ſtrengen Geſetzgebung ſelbſt; denn wenn auch die doriſchen Geſetzgeber meiſtens, wie Solon nach ihnen, die Liebe erlaubten, ſo geſchah dieſes doch immer in dem Sinne einer edlen männlichen Freundſchaft, in hoher Begeiſterung des Schönen, und für den Ruhm des Vaterlandes bis zum freiwilligen Heldentode treu und ewig vereint. Dieſer Geiſt belebte die kretiſchen und thebaniſchen heiligen Schaaren; und in dieſem Sinne tadelte Pammenes, erfüllt von der Idee jener männlichen Heldenliebe, den Homeros, daß er unkundig der Liebe, die Schaaren in ſeiner Schlachtordnung nach dem Stamm und Geſchlecht, nicht aber die Liebenden und Freunde zuſammengeſtellt habe [15]).

Ueberhaupt aber war dieſe im doriſchen Leben herrſchende Idee des Schönen, wenn ſie auf der einen Seite in ihrer Begeiſterung bis zur Vergötterung ging, von der andern Seite einer ſtrengen Ordnung unterworfen, und wurde durch beſtimmte Geſetze in ihren Gränzen und in der großartigen Form unverändert erhalten. Die Alten ſind voll von dem Lobe jener weiſen Geſetzgeber, welche beſonders in den doriſchen Staaten ſtreng über die Aufrechterhaltung der Muſik gewacht haben, um jede Neuerung zu verhüten, durch welche die große alte Tonweiſe ins Weichliche entarten, oder ſonſt in eine Verwilderung des leidenſchaftlichen Ausdrucks hätte gerathen können. Unter der Muſik aber iſt in ſolchen Fällen, was weſentlich damit verbunden war, die Poeſie und die Tanzkunſt mehrentheils mit zu verſtehen; obwohl die Geſetze zunächſt vorzüglich auch auf die eigentliche Muſik ſelbſt gingen. Nicht bloß die Spartaner hatten ſolche beſchränkende Geſetze über Muſik und Poeſie; auch bei den Thebanern, in Kreta [16]) und Arkadien fand das Gleiche Statt; auch die Pellener und Mantinea [17]), deſſen vortreffliche Verfaſſung Polybius anrühmt [18]), hatten ſolche Geſetze, und zu Argos ward eine ſchädliche Neuerung in der Muſik beſtraft [19]). Uns bleibt eine ſolche Beſchränkung der Kunſt durchaus fremd und will uns nicht zuſagen, ſo wie wir uns auch auf der andern Seite in die unbegränzte Freiheit, welche dem poetiſchen Geiſte in der alten Komödie zu Athen geſtattet wurde, nicht finden können und Anſtoß daran nehmen. In dem doriſchen Leben waren aber einmahl die Kunſt und die Sitten unzertrennlich Eins; und wenn ſolche beſchränkende Geſetze bei den Thebanern auch für die bildende Kunſt [illegible]) ſtatt fanden, ſo haben wir bei der hohen Blüthe und Vollendung der doriſchen Bildner-Schule und Werke eben keinen Grund anzunehmen, daß dieß einen ſchädlichen Einfluß für die Kunſt gehabt habe. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß zu Sparta, einem der Hauptſitze der doriſchen Dichtkunſt, wo eine ſo große Liebe zu den homeriſchen Geſängen [illegible]) herrſchte, die jambiſchen Gedichte des Archilochos, als mit der Idee des Schönen und der wahren Poeſie ſtreitend, verboten und nicht geduldet wurden [illegible]); wie ſpäterhin daſſelbe dem Timotheos, wegen ſeiner regelloſen neuen Weiſe in der dithyrambiſchen Dichtung geſchah; daher denn auch die Spartaner, wie Ariſtoteles ſagt [illegible]), von ſich behaupten mochten, daß ſie ohne es beſonders erlernt zu haben, wohl beurtheilen könnten, welche Geſänge gut ſeien und welche nicht.

---

[15]) Plutarch. Sympos. tom VIII. p. 42a. [16]) Strab. lib. X. 739. B. [17]) Plutarch. de mus. p. 2093 ed. Steph. [18]) Polyb. Exc. VI. cap. 41. [19]) Plutarch. ibid. p. 2097.

Die drückendſte Schranke der doriſchen Bildung für das Leben war die Ariſtokratie ihrer Verfaſſung, welche in dem ganzen Weſen deſſelben begründet war, wenn die Anlage dazu auch nicht ſchon von Natur vorhanden geweſen wäre. Denn jene öffentliche Erziehung und das ganze gemeinſame ſchöne Leben unter ſteten gymnaſtiſchen Uebungen, muſikaliſchen Spielen und feſtlichen Wettkämpfen erforderte eine ganz freie Muße, und nur die edlen Geſchlechter mochten ſich wohlhabend und unabhängig dieſes Glanzes erfreuen. Und da nur auf denen, welche dieſe edle Erziehung genoſſen hatten, der Staat beruhte, da nur ihnen die Waffen anvertrau[illegible] und nur ſie für Bürger geachtet wurden, ſo ward eben damit unvermeidlich die ganze übrige Maſſe vom Staat aus-

---

[illegible]) Aelian. lib. IV. cap. 4. [illegible]) Wolf. Proleg. CXL. Plut. apopht. Lac. Plat. de legg. lib. III. [illegible]) Nicom lib. X. cap. 9. [illegible]) Nicom. lib. X. cap. 9.

geſchloſſen und in den Zuſtand der Heloten herabgewürdigt, daher Plinius wohl bedeutſam die Spartaner, als die Erfinder der Sclaverei benennt [**]). Ein ähnlicher Zuſtand findet ſich unter verſchiedenen Benennungen faſt in allen doriſchen Staaten; wie auch bei dem aeoliſchen Volk der Theſſalier, wo die dienſtbare Claſſe den Nahmen der Peneſter trug. Die Anlage dazu lag ſchon in dem Heldencharakter der Aeolidenſtaaten und in dem bei allen helleniſchen Völkern von daher vorherrſchendem Adelgeſchlechte; zum Theil auch wohl in der Unterdrückung der eroberten Urvölker von älterem pelasgiſchen Stamme. In den doriſchen Staaten aber ward dieſe natürliche Ariſtokratie noch durch Erziehung, Geſetze, Gewohnheit und Sitte viel höher geſteigert, feſter begründet und die Sonderung nach Grundſätzen um ſo ſchärfer durchgeführt, je mehr ſich jene urſprüngliche Ariſtokratie ſelbſt republikaniſch entwickelte. Doch wird die Behandlung der dienſtbaren Menge nicht überall ſo drückend geweſen ſein, wie bei den Spartanern, nach deren ſtrenger Erziehung, wie ihnen Iſokrates [**]) vorwirft, ſelbſt freie Jünglinge grauſamer gezüchtigt wurden, als anderswo die Sclaven. Es mögen auch manche von jenen edlen Geſchlechtern in den doriſchen Staaten in mildem Glanze geherrſcht haben. Die Milde der Beherrſcher von Sicyon rühmt ſelbſt Ariſtoteles [**]); die Verfaſſung von Sicyon aber war anfangs die reine doriſche Ariſtokratie, wie Plutarchos ſagt [**]), aus der ſie erſt nachher in Partheiungen, Volksanarchie und Tyrannenherrſchaft geriethen, bis ſie dann, obwohl ſie Dorier waren, die Verfaſſung und ſelbſt den Nahmen der Achäer annehmen mußten [**]). Ueberhaupt war die doriſche Verfaſſung, wo ſie einmahl entartete, verderbter und ſchlechter als jede andre, als die nicht ſowohl auf einer kunſtreichen Staatseinrichtung, ſondern ganz auf den Sitten und auf dem Leben ſelbſt beruhte. Dieß geben ſelbſt die Lobredner der doriſchen Einrichtungen unter den Alten zu, und führen häufige Beiſpiele im Einzelnen davon an, wie die bürgerlichen Unruhen von Argos während auf der andern Seite ſelbſt ſolche Schriftſteller unter den Alten, welche dem Doriſchen eher abgeneigt erſcheinen, doch gern zugeben, daß die ſpartaniſche Verfaſſung vortrefflich geweſen ſei **), um den Staat nach der väterlichen Sitte und das Vaterland in ſeinen eng umſchloßnen Gränzen, gegen äußre Angriffe und innre Unruhen dauerhaft zu erhalten und ihm eine unerſchütterliche Feſtigkeit zu geben. So rühmt auch Ariſtoteles ***), obwohl nicht doriſch geſinnt, und in ſeiner ganzen Geiſtesart mehr zur joniſchen Natur hinneigend, die Vortrefflichkeit der gemeinſamen ſpartaniſchen Erziehung, auf die ſie ſo großen Ernſt verwenden. Als nun aber Sparta mit der anwachſenden Macht aus den Schranken jener alten Sitteneinfalt und des väterlichen Bodens heraustrat, da

---

[**]) Plin. lib. VII. cap. 56.

[**]) Isocr. Panegyr. cap. 34. [**]) Arist. Polit. V. 12. [**]) Plut. Arat. tom. V. p. 508. 509. [**]) Plutarch. ibid. tom, V. p. 521. Es iſt in den Ausdrücken ſelbſt der doriſche Stolz ſichtbar, als ob es für dieſen Stamm, der ſich wie von einem höheren Adel zu ſein dünkte, ſchon eine Schmach wäre, mit zu einem aeoliſchen Volke gezählt zu werden; und an dieſer Stelle wird einmahl die bleibende aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit recht ſcharf bezeichnet, die ſich auch durch den gegenſeitigen Haß der Achäer und Dorier beurkundet, während die Gränzen dieſer Stammesverſchiedenheit mehr in einander fließen, bei ſo man-

---

chen andern aeoliſchen Völkern im Peloponnes und außerhalb des Iſthmus, zum Theil auch in den italiſchen Pflanzſtädten aeoliſchen oder gemiſchten Urſprunges, welche alle nach dem vorherrſchenden doriſchen Einfluß, auch in Verfaſſung und Sitte ganz doriſch geworden waren. Eben ſo ſcharf wie hier Plutarchos in der Geſchichte des Verfalls von Sicyon, ſondert indeſſen auch Ariſtoteles noch die aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit in der ſchon oben S. 198 angeführten Stelle, wo er die Miſchung dieſer zwei Volksſtämme in der Anlage von Sybaris, als Urſache des Verderbens, tadelt. Für den Peloponnes iſt die Stelle bei Strabo lib. VII. 313 C — 314 D. claſſiſch. Rein aeoliſch waren im Peloponnes nur die Achäer geblieben. Von den übrigen heißt es in jener Stelle; „daß diejenigen, welche von den Doriern am entfernteſten waren, die Bewohner von Arkadien und Elis, in aeoliſcher Mundart ſprechen; die übrigen bedienten ſich einer aus beiden Dialekten gemiſchten Mundart, indem ſie bald mehr bald minder aeoliſiren, und redeten faſt in jeder Stadt eine andre Mundart; alle ſchienen aber zu doriſiren, oder von doriſcher Art zu ſein, wegen des vorherrſchenden Einfluſſes." **) Wie Polybius Exc. lib. VI. cap. 46.

***) Polit. lib. VIII. cap. 1. fin.

änderte ſich die Geſtalt der Dinge, weil die ganze Verfaſſung und dieſe obwohl ſchöne doch ſo eng umgränzte Lebensordnung auf den weitern Schauplatz der neuen Herrſchaft gar nicht abgemeſſen war. Schnell vorübergehend war der Ruhm und die Zeit des Glanzes von Sparta, ſo lang es Hellas im Kampf gegen die Perſer ſchützte oder von den Tyrannen reinigte [61]). Bald aber, ſo wie die Oberherrſchaft der Spartaner entſchieden war, erhoben ſich von allen Seiten die Klagen gegen ſie, und hier finden alle die Vorwürfe ihre Anwendung, welche die Schriftſteller von der entgegenſtehenden Seite, wie Iſokrates [62]), wegen ihrer Ungerechtigkeit ihnen machen, oder was die Geſchichte ſelbſt von ihren Bedrückungen und ſtrengen Härte erzählt; wie es ſelbſt Plutarchos, ſo ſehr er ſonſt der doriſchen Parthei geneigt iſt, eingeſteht und mehrere Beiſpiele von der Grauſamkeit der Spartaner gegen die Beſiegten anführt [63]). Man kann leicht die verſchiedenartigen Urtheile der Alten über Sparta und ſeine Einwirkung, ſo wie über andere doriſche Staaten und ihre Geſetze, vereinbaren und jedem ſeine rechte Stelle anweiſen, wo alles in ſeiner Beziehung und richtigen Anwendung völlig wahr und auch geſchichtlich begründet erſcheint, ſobald man nur einmahl das Weſen der doriſchen Verfaſſung und Eigenthümlichkeit überhaupt erkannt, und in dieſem Geiſte die Geſchichte und Entwicklung des doriſchen Stamms klar aufgefaßt hat. Ueberall aber finden wir die Ariſtokratie irgend eines oder einiger edlen alten Geſchlechter in den doriſchen Staaten vorherrſchend, welche von der Oligarchie des Reichthums, wie ſie in einigen joniſchen Seeſtädten oder Handelsſtaaten obwaltete, oder oftmals auch aus demagogiſchen Partheiungen und anarchiſchen Volksunruhen hervorging, noch wohl unterſchieden werden muß; indem ſie durch die ſtrenge Schöne jenes gemeinſamen doriſchen Lebens ſchon einen ganz andern Charakter erhält und außerdem auch von Urſprung aus, mehr ganz auf dem angeſtammten Adel der alten

---

[61]) Thucyd. lib. I. cap. 18. [62]) Panegyr. cap. 32. [63]) S. Plut. Lysand. Vol. III. p. 28. 39. 40. ed. Reiske, über die zahlreichen Hinrichtungen von der Volksparthei unter Lyſander.

Ahnen und deren oft noch ſagenhaften Heldenruhm beruht. Dieſes geht recht anſchaulich aus den doriſchen Siegesgeſängen des Pindaros hervor, wo das Lob des ruhmbekränzten Beſungenen mehrentheils hinüberſchreitet in die wunderbare Sage von den Ahnen ſeines Heldenſtammes, unter denen beſonders viele doriſche Geſchlechter und Siegernahmen hervorglänzen. Zu Korinth herrſchten die Bakchiaden, ehe das Geſchlecht des Kypſelus emporkam, wie die Akeſtoriden zu Argos [94]; Argos aber zählt Herodotos [95] wie Korinth [96] unter die rein doriſchen Staaten. Auch zu Rhodus, welches den Ruhm der doriſchen Geſetzgebung durch die Vortrefflichkeit der ſeinigen noch bis in die ſpätern Römerzeiten erhielt, war eine ſolche Ariſtokratie der edlen Geſchlechter, der Diagoriden und Aſklepiaden; und obwohl Rhodus, als See- und Handelſtaat für das Volk und ſein Wohl und Bedürfniß bedachtſam Sorge trug, ſo war bei ihnen doch keine demokratiſche Verfaſſung [97]. Beſonders glänzte das Geſchlecht der Battiaden in dem doriſchen Kyrene an der Küſte von Libyen, auch durch den Ruhm zahlreicher Siegerkränze in den olympiſchen und andern geheiligten Wettſpielen. Rhodus zählte unter andern ausgezeichneten Männern beſonders viele berühmte Athleten [98]; auch zu Kroton blühte die Kunſt der Athletik, und dieſe in Ton und Art zu den doriſchen gehörige italiſche Pflanzſtadt, hatte die größte Anzahl von olympiſchen Siegern aufzuweiſen [99]. Die olympiſchen Spiele ſelbſt nennt Strabo eine Erfindung der Eleer [100]; von den vier großen Kampfſpielen der Hellenen, wurden außer den olympiſchen, noch zwei andere, die iſthmiſchen an der korinthiſchen Landenge und die nemeiſchen im Gebiete von Argos, auf doriſchem Boden gefeiert; und was ſo eben in Beziehung auf einige einzelne doriſche Staaten angeführt worden, gilt auch im Allgemeinen, daß eine vorzüglich große Anzahl der Sieger in den Kampfſpielen von doriſchem Stamme war, indem dieſe ganze Einrichtung großer gymnaſtiſcher Volksfeſte am meiſten in das doriſche Leben eingriff, und gleichſam den glänzenden Mittelpunkt deſſelben bildete. Alles aber ſtand in dieſem doriſchen Leben auch von Seiten der Kunſt im innigſten Zuſammenhange und war zu einem unzertrennlichen Ganzen verwebt und verbunden. Wie zu Sparta, wo die doriſche Schule der lyriſchen Kunſt mit Alkman begonnen, die gymnaſtiſchen Künſte und Spiele zuerſt geblüht haben, ſo wurden ſie auch bei den Thebanern beſonders hoch geehrt und mit Ernſt ausgebildet [1], wo die doriſche Poeſie durch Pindaros den Gipfel der Schönheit erreichte. Abſichtlich haben wir Sparta aus dem ganzen Umkreis dieſer Unterſuchung über die Idee des doriſchen Lebens nicht weglaſſen oder ausſchließen wollen, um nicht etwa dem verjährten Irrthum wieder Raum zu geben, als ſei dieſes bloß ein rauhes Kriegervolk nach alter Römer- oder Sabinerart geweſen; denn obwohl Eroberungsſucht und das Streben nach der Hegemonie dem Charakter etwas Fremdartiges beigemiſcht haben, ſo iſt doch Sparta früherhin in ſeiner blühenden Zeit der glänzendſte Mittelpunkt der doriſchen Bildung auch in der Kunſt des Schönen und der Poeſie geweſen. Auch in der bildenden Kunſt hat Sparta einige berühmte Bildhauer hervorgebracht; und es werden Dorykleidas und Dontas, als Schüler des Dipoenos und Scyllis genannt. Wie aber die Poeſie der doriſchen Geſänge vorzüglich diente, die öffentlichen Feſte und die Sieger in den Kampfſpielen zu verherrlichen, ſo ging der Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt, und ihre große Entfaltung in ſo hoher Form und doch ſo lebendiger Natur, vorzüglich aus dieſen gymnaſtiſchen Uebungen und Spielen hervor; und die noch bewunderte Idee dieſer ſchönen Gebilde hat ſich in der Mitte dieſer eigenthümlichen doriſchen Feſte erzeugt und zur Reife entwickelt. Was wir noch von der Herrlichkeit dieſer Werke ſehen, kann auch am beſten dazu dienen, uns manche Sonderbarkeit der doriſchen Sitte zu erklären, wie die Nacktheit der gymnaſtiſchen Spiele; denn jene Götter- und Heldengebilde, was davon aus der blühenden Zeit, oder in ihrem Geiſte entworfen, noch übrig iſt, obwohl unbekleidet, blicken uns doch nicht lüſtern und buhleriſch an, ſondern in ſtrenger Schöne und ernſt in der Fülle und Blüthe der Hoheit ſtehen ſie vor uns; und ſollten uns wohl den Sinn öffnen, mit welchem in dieſem feſtlichen Leben der Hellenen die menſchliche Geſtalt angeſchaut wurde. Mit den übrigen doriſchen Künſten der Gymnaſtik und Sculptur, Poeſie und Muſik, war auch die Tanzkunſt auf das innigſte verbunden, die als ein gymnaſtiſches Spiel ſchöner Bewegung, und als eine fließende Bildnerei ein Mittelglied zwiſchen jenem und der Bildhauerkunſt war, für die ſie oft auch die ſchönſten Gegenſtände der Darſtellung hergab; indem ſie auf der andern Seite ſich der Muſik und Poeſie, als eine rhythmiſch ſich bewegende Mimik auf das genaueſte anſchloß. Hoch wurde daher die doriſche Orcheſtik [2] geprieſen und die Herrlichkeit und Schöne der ſpartaniſchen Tänze und glanzvollen Jungfrauen-Chöre feiert Ariſtophanes in einem begeiſterten Chorgeſange [3]. Die eigne Kunſt Gattung des Tanzes welche Hyporchema benannt war, wurde dem Pindaros als Erfindung beigelegt [4] und ſolche des großen Dichters nicht unwürdig geachtet; dieſer hyporchematiſche Tanz aber, der unter Pindaros und Xenodamos blühte [5], iſt der Beſchreibung nach beſonders mimiſch geweſen und war mit der Poeſie, deren Inhalt er auszudrücken ſuchte, auf das genaueſte verbunden. Selbſt den Apollo nannte Pindaros, „den Tänzer, König der Freude, bogengeziert“; und auch in Lakonien [6] ward der Gott unter ſolchen Beinahmen verehrt. Es war dieſes Alles, Gymnaſtik und Tanz nebſt der Bildnerei, Poeſie und Muſik, ein untheilbares Ganzes, und obwohl wegen der hohen Schönheit und Bildung wohl Kunſt zu nennen, doch nicht angelernt und ausgeklügelt oder nachgemacht, ſondern ganz Natur und Eins mit dem Leben geworden. Dieſes Selbſtgefühl edler Naturen, mit Geringachtung alles Angelernten ſpricht ſich in den doriſchen Dichtern ſo entſchieden aus, wie in der wirklichen Geſchichte. „Weiſe iſt nur,“ ſingt Pindaros, „wer von Natur tief denkt; Lehrlinge überfließend von Allgeſchwätz, krächzen wie Raben leeren Schall gegen Zeus göttlichen Vogel“ [7]. „Viele ſtreben nach Ruhm durch erlernte Vorzüge; aber die Natur iſt überall das Erſte“ [8]. In dem gleichen Sinn ſagt der doriſche Redner beim Thukydides: „Was uns von Natur Edles eigen iſt, können die Athener nicht durch Erlernung erreichen; was ſie aber in der Wiſſenſchaft voraus haben, können wir durch Bildung uns aneignen“ [9]. Dieſelbe Uebereinſtimmung findet ſich in den Aeußerungen des Hiſtorikers und des Dichters über die doriſche Anhänglichkeit an alte Sitte und Beharrlichkeit im väterlichen Geſetz. „Bei uns iſt es Sitte,“ ſagt der doriſche Redner ferner, „die Tugenden im Kampf zu erwerben, und die väterlichen Gebrauche nicht zu ändern.“ „Immerdar“ ſingt der thebaniſche Dichter, „wollen die Söhne der Herakliden in den doriſchen Satzungen verharren“ [10]. Und auch im Geſpräch der Philoſophen beim Plato heißt es noch: „Es iſt bei den Lakedämoniern nicht gebräuchlich, in den Geſetzen Neuerungen zu machen, und ihre Söhne anders als nach der väterlichen Gewohnheit zu erziehen“ [11]. Noch bis in die ſpäteſten Zeiten hinab, unter ſchon ganz veränderten welthiſtoriſchen Verhältniſſen, finden ſich Spuren von dieſer feſten Anhänglichkeit an das Alte, als der übrig gebliebene Grundzug des doriſchen Stammcharakters. Die Kreter, deren Hartnäckigkeit der römiſche Geſchichtſchreiber Vellejus bemerkt [12], wurden zuletzt unter den helleniſchen Ländern von den Römern beſiegt; und ſelbſt nach der Einführung des Chriſtenthums blieben die doriſchen Völker im Peloponnes am längſten dem Heidenthum zugethan [13], weil ſich bei ihnen jenes ſinnlich ſchöne Leben am gediegenſten entwickelt hatte.

---

[94] cfr. Schol. in Callim. Pallad. lavacr. v. 34. [95] Herod. Uran. 73. [96] ibid. cap. 43 [97] Strab. lib. XV. 965. B. [98] Strab. XV. 969. A. [99] ibid. p. 433. A. [100] ibid. lib. VIII. p. 544. A. lib. VI.

---

[1] Ephoros bei **Steph. Byzant. voc. Βοιωτία.**

---

[2] Arist. Poet. 26. Plut. de mus. [3] Lysistr. v. 1267 — 1312.
[4] Clem. Strom. I. 308. 265. [5] Athen I. 15. D. [6] ibid. I. 22.

Wir wenden uns nun zu der Poeſie, welche aus dieſem doriſchen Leben hervorging, und in den pindariſchen Geſängen den innern Geiſt deſſelben auch wieder im treueſten Bilde abſpiegelt. Unter den neun für claſſiſch geachteten Dichtern der lyriſchen Kunſt gehören ſechs der doriſchen Schule an: welche nebſt den zwei aeoliſchen Dichtern, Alkaos und Sappho und dem einzigen joniſchen Anakreon, jenen Kreis der lyriſchen Kunſt erfüllen. Wohl mag es ſein, daß die alexandriniſchen Gelehrten und Kritiker der Dichtkunſt, welche dieſe Auswahl geordnet haben, die vier vornehmſten Dichter des choriſchen Geſanges in der doriſchen Schule den Alkman, Steſichorus, Pindaros und Bakchylides in die Reihe aufgenommen haben, um zugleich, wie ſie es überall liebten, den Stufengang der Kunſtentwicklung nach der Zeitfolge durch den Epoche machenden Dichter jeder Zeit und Stufe zu bezeichnen und das Eigenthümliche einer jeden durch ein vollgültiges Beiſpiel und Urbild derſelben anſchaulich zu machen. Wie aber die doriſche Bildung überhaupt ein untheilbares Ganzes war, welches einmahl aufgegangen, ſchnell zur vollen Blüthe erwuchs, und ſogleich auch, wie es entartete, völlig zerſtört war; ſo ſcheint auch in der doriſchen Kunſt wohl eine fortſchreitende Entfaltung in anwachſender Schöne Statt gefunden zu haben. Aber nur allmählig, von Anfang an in derſelben Idee und dem gleichen milden Tone treu verharrend; ohne jene gänzliche Kataſtrophen und Umwälzungen der Kunſt, wie wir dieſe in dem Gange der atheniſchen Poeſie bemerken, wo mit jeder neuen, großen Epoche derſelben, auch eine ganz andre Grundidee in dem veränderten Styl hervortritt und alles beherrſchend umwandelt und neu geſtaltet.

---

[7] Olymp. II. 154.—159. [8] Olymp. IX. 152. seq. [9] Thuc. I, 121. [10] Pyth. I. 121—125. [11] Plat. Hipp. maj. tom XI. p. 11. [12] Vellej. II, 34. 38. [13] Unter andern hat auch Gibbon dieſes bemerkt und nachgewieſen.

Alkman, welcher zu Sparta einheimiſch geworden, oder obwohl von fremder Abkunft, ſchon dort geboren war, hat den choriſchen Geſang zuerſt begründet [14]) und iſt in jeder Hinſicht als der erſte große Urkünſtler und das Haupt der doriſchen Schule zu betrachten. Er dichtete für die Chöre der ſpartaniſchen Jungfrauen die Geſänge; in ſeinen Bruchſtücken [15]) aber findet ſich ſchon jene doriſche Weichheit und zarte Anmuth oder Charis, welche wie Pindaros ſagt, „alles Milde unter den Sterblichen hervorbringt“; ſo daß wir hier den Gedanken an eine aeſchyliſche Härte und noch ſchroffe Erhabenheit der erſten Kunſtſtufe ganz zu entfernen haben. Einige Beſonderheiten der lakoniſchen Mundart thaten ſeiner Süßigkeit keinen Eintrag; denn ſonſt dichteten die Künſtler dieſer Schule in der allgemeinen doriſchen Sprache und es wird als eine Ausnahme bemerkt, daß Korinna in der gemeinen böotiſchen Landesſprache dichtete. Alkman beſang die ſpartaniſchen Dioſkuren, und den Apollo, wie er dort in dem eigenthümlichen karneiſchen Landesfeſt beſonders verehrt ward, welches nebſt den gymnaſtiſchen Spielen, auch Wettkämpfe der Muſik, oder der Muſenkunſt des Geſanges, der eigentlichen Muſik und Poeſie umfaßte. Ferner beſang er die Grazien, unter dieſem altdoriſchen Nahmen, deren er aber nur zwei, die Phaenna und Kleta, die Glänzende und die Ruhmbeſungene kannte. Nach doriſcher Denkart preiſet er vor allem die Eunomie oder doriſche Sittenordnung, deren Schweſter die Glückſeligkeit ſei, ſo wie auch der Peitho, der Ueberredung und Friedlichkeit, und eine Tochter der Vorſicht. Ihm wird außer dem alkmaniſchen, oder auch nach dem Vaterlande, dem er durch Wahl und Kunſt angehörte, ſogenannten lakoniſchen Versmaaße, und einer neuen Grundordnung der Muſik [10], auch jener berühmte kriegeriſche Chorgeſang der Greiſe, Männer und Jünglinge zu Sparta zugeſchrieben, und auch der lesbiſche Arion als ſein Schüler genannt; wie denn überhaupt die Gränzen der aeoliſchen und doriſchen Schule, ungeachtet der bleibenden weſentlichen Verſchiedenheit im Ganzen, doch nicht ſo eng gezogen waren, daß nicht im Einzelnen manche Uebergänge, der Einfluß der Nachbildung, und ſelbſt hier und da eine Verbindung der Lehre und unmittelbaren Nachfolge Statt gefunden hatte. So gewiß jener Umſtand nicht ohne Bedeutung iſt, für die Geſetze und weitere Ausbildung des Rhythmus und der ganzen Geſtaltung des melodiſchen Gedichtes, ja auch für die Bilderſprache, Gegenſtand und Behandlung dieſer neuen

---

[14]) Clem. Strom. I. 308. [15]) Welcker hat dieſe Fragmente ſo vortrefflich zuſammengeſtellt, daß man bei der reichen Ausbeute nur begierig wird, eine vollſtändige Sammlung aller Fragmente der aeoliſchen und doriſchen Schule, die wenigen ächten Bruchſtücke des Anakreon mit eingeſchloſſen, mit dem gleichen Kunſtſinne geordnet zu erhalten.

---

[10] **Plutarch de mus. p. 2050. ed. Steph.**

Kunſtart; ſo muß doch Steſichoros, der auch der Zeit nach zwiſchen Alkman und Pindaros in der Mitte ſteht, obwohl dem Alkman näher, nach den Angaben der Alten vor allen als der zweite Begründer oder Vollender des choriſchen Geſanges betrachtet werden; ja er erhielt ſogar von dieſem Umſtande den Nahmen Steſichoros, der eben dieſes bezeichnen ſoll, da er vordem Tiſias geheißen hatte. Auch von ihm wird manches dichteriſch und ſagenhaft berichtet, wie vom Arion und wie es mit der Lebensgeſchichte mehrerer dieſer alten Sänger geſchehen; die vom Iſokrates [17]) und Plato [18]) erhaltene Erzählung, wie er, weil er die Helena in einem Gedichte geſchmäht hatte, geblendet worden, und nachdem er durch Palinodie in einem neuen andern Geſange dieſes zurücknahm und wieder gut machte, das Geſicht wieder bekommen habe, gründete ſich doch auf das eigne Zeugniß und Gedicht des Sängers, und hatte alſo wohl eine geſchichtliche Veranlaßung, wenn ſie gleich nachgehends dichteriſch aufgefaßt und erweitert worden ſein mag.

Wir finden darin jene eigne doriſche Behutſamkeit und fromme Sorge für das Sittliche und die höhere ſittliche Wahrheit in der Sage, jene auch in den Pindariſchen Geſängen ſo oft ſichtbare Euphemie; um, wo es die Götter und Helden betrifft, alles zum Guten zu deuten und zu reden, und nichts von heiligen Gegenſtänden auszuſprechen, was unſittlich und ruhmwidrig lauten, und jene verehrten Weſen verletzen oder einen ungünſtigen Schein auf ſie werfen könnte.

Alle Urtheile der Alten treffen darin zuſammen, der Muſe des Steſichoros einen beſondern Charakter von Ernſt und Erhabenheit beizulegen, wie noch Horatius mit ſolchem Beiwort ſeiner erwähnt [19]). Wie jeden erhabenen Dichter erſter Größe ſtellten die Alten ihn darum mit dem Homeros zuſammen, als der ihm nachgefolgt ſei, oder nahe komme; dieß rühmt noch in ſpäter

---

[17]) Isocr. Encom. Helen. tom. II. 144. [18]) Phaedr. vol. X. p. 313. [19]) Carm. IV. 9. v. 5—12. Stesichorique graves Camenae.

Zeit ein redneriſcher Kunſtkenner, darin gewiß nur dem Urtheile der ältern Zeit folgend, vom Steſichoros wie vom Archilochos [30]). Der römiſche Kunſtrichter aber, der uns ſo viele Urtheile der Alten erhalten, treu geſammelt und wohl geordnet hat, Quinctilianus [31]) ſagt von ihm, indem er die Kraft ſeines Dichtergeiſtes rühmt: „daß er die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Leier getragen habe, indem er die größten Kriege und die herrlichſten Heerführer beſungen, und ſeinen Helden in That und Rede die gebührende Würde und Hoheit leihe. Wenn er Maaß gehalten hätte, ſo würde er mit dem Homeros als der nächſte an ihm, wetteifern können; ſo aber ſei er überſtrömend und zu voll ergoſſen, was, obwohl zu tadeln, doch ein Fehler ſei, der aus Kraft entſpringe. Dieſe letztere Bemerkung iſt vielleicht eher auf den gedrängten Strom tiefer Begeiſterung zu beziehen, welcher in dem choriſchen Geſange herrſchen ſoll, und dem in ſolcher Kunſtart Unerfahrnen als ein Uebermaaß erſcheinen konnte, als daß eine wirkliche Unangemeſſenheit Statt gefunden hätte, die ſich hier nicht wohl vorausſetzen läßt. Denſelben dem Steſichoros ſo allgemein beigelegten Charakter der Erhabenheit athmet auch die ihm beigelegte Dichtung, oder um es angemeſſner auszudrücken, jener große Sagengedanke, daß Athene, die furchtbare Göttin der Weisheit, vollgewaffnet aus dem Haupte des Vaters ſprang, wie ſolcher wunderbaren Geburt ſchon der homeridiſche Hymnus auf den Apollon [32]) erwähnt. Durch Hephäſtos Kunſt unter dem Schlag des ehernen Beiles, emporſprang ſie, die kriegeriſche Göttin, aus des Vaters Haupte, aufjauchzend mit hochgewaltigem Schrei; und wohl war ſolcher Gedanke der ernſten Muſe des Steſichoros würdig. Doch dürfen wir uns dieſe Erhabenheit, wie die Pindariſche, wohl nicht anders als mit der doriſchen Milde und Weichheit vereint denken: auch in ſeiner Oreſteia, oder dem Gedichte vom Oreſtes, hatte der Sänger die Gewalt, mit welcher die ſchönlockichten Chariten die Gemüther überwinden, bei ſüß herannahendem Frühlinge in phrygiſchem Geſange zu feiern ermuntert. Wenn es gegründet iſt, daß Steſichoros dem choriſchen Geſange, der vorher bloß aus Strophe und Antiſtrophe beſtanden, das dritte Glied des Epodos hinzugefügt, ſo kann er für die äußre rhythmiſche Geſtaltung desſelben als der eigentliche Vollender gelten, obwohl Pindaros weit vor allen der erſte in dieſer Gattung bleibt [23]. Zwiſchen beiden folgen der Zeit nach noch zwei andere Dichter aus der doriſchen Schule, welche mit jenen zwar in den claſſiſchen Umkreis der lyriſchen Kunſt aufgenommen, dennoch mehr außer der Reihe zu ſtehen ſcheinen, wenigſtens nicht auf gleiche Weiſe mit in den Stufengang der Kunſtentwicklung des choriſchen Geſanges, als dem eigenthümlichen Gebilde der doriſchen Dichtkunſt, eingreifen, noch auch ganz dem doriſchen Styl entſprechen, ſo weit ſich ſolcher aus den Nachrichten, den wenigen Bruchſtücken, Urtheilen und ſonſtigen Charakterzügen abnehmen läßt. Ibykos, aus Rhegion, einer italiſchen Pflanzſtadt gemiſchten Urſprungs gebürtig, und auf der joniſchen Samos bei dem Beherrſcher Polykrates lebend, mithin ſchon ſeiner Umgebung nach, nicht ganz in den doriſchen Kreis gehörend, obwohl er in doriſcher Mundart gedichtet hat, wird der lieberaſendſte genannt, als der vor allen am meiſten in Liebe entbrannt geweſen [24]. Ein ſo ganz leidenſchaftlicher Geiſt entſpricht nicht wohl dem doriſchen Charakter und Styl der Milde und Ruhe; vielleicht haben ihn die alexandriniſchen Kunſtrichter nur darum unter die Claſſiker aufgenommen, um neben den erotiſchen Geſängen der aeoliſchen Schule und des joniſchen Anakreon, doch auch einen doriſchen Liebesdichter ähnlicher Art mit in der Reihe zu haben; die Bruchſtücke aber ſind nicht hinreichend, um zu einem vollen Urtheil zu gelangen. Simonides wird dagegen als der größte und hinreißendſte Klagedichter von den Alten bezeichnet und geprieſen, während Pindaros in der Elegie kalt geweſen; und hier hat ſich wenigſtens ein Bruchſtück, von hinreichend hoher Vortrefflichkeit erhalten, um dieſen elegiſchen Charakter des Simonides vollſtändig zu bewähren. Es enthält dieſes Bruchſtück auch in Styl und Ausdruck der Sprache, die überall klar und beſtimmt, ſo leicht und voll hinfließend, doch nirgends überſchäumt, höchſt vollendet, den hinreißenden Klagegeſang der Danae, den ſie, ausgeſtoßen von dem zürnenden Akriſios, weil ſie dem Vater der Götter Liebe gewährte, im Nachen auf wildem Meere, über den ſchlummernden Knaben, den ihr Arm umſchlingt, aus der Seele hinſtrömt. Dieſe wunderſchöne und zarte Klage, wie nur je eine menſchlichen Lippen im Geſange entfloß, macht es wohl begreiflich, wie die Gewalt dieſes Dichters, die Gemüther in weichem Schmerz zu bezaubern, ſo vielfach von den Alten geprieſen ward und faſt in ein Sprichwort übergegangen iſt. Vielleicht iſt Simonides eben ſo ſehr wegen dieſer elegiſchen Vortrefflichkeit, worin er der Erſte unter allen lyriſchen Dichtern ſein mochte, mit in die claſſiſche Auswahl aufgenommen worden, als wegen der großen Mannichfaltigkeit ſeines reichen Dichtergeiſtes, durch die er noch mehr aus dem gewöhnlichen Umkreis der eigentlich doriſchen Bildung heraustritt. Denn ſo wie er an vielen Orten geblüht hat, beim Hieron, der in Sicilien herrſchte, beim Pauſanias von Sparta [35]), und bei den Piſiſtratiden Hipparch oder Hippias zu Athen [36]), ſo hat er ſich auch in ſehr verſchiedenen Kunſtarten geübt und dichteriſchen Ruhm erworben; und der Gedankenreichthum ſeiner Sittenſprüche verräth ſchon einigermaßen die Schule der damahls eben emporkommenden Sophiſten, weit mehr wenigſtens als dieß bei den andern doriſchen Dichtern jener Zeit der Fall iſt; doch bewährt uns auch hier manche gefühlvolle Betrachtung über die rührende Beſchränktheit des menſchlichen Daſeins, die elegiſche Richtung, welche ihn als Dichter vor allen ausgezeichnet hat.

---

[30]) Dionis. Chrysost. Orat. LV. tom. II. p. 284. [31]) Quinct. lib. X. cap. 1. [32]) Hymn. in Apoll. v. 308. 309.

---

[23] Quinct. lib. X. cap. 1. [24] Cic. Tusc. IV. qu. 33.

Wie reich die doriſche Schule der Poeſie überhaupt geblüht habe, beweiſen ſo viele berühmte Dichternahmen, noch außer den claſſiſchen, und einigen ſchon früher vorübergehend erwähnten, wie die der Dichterinnen Praxilla von Sicyon, der Teleſilla von Argos, des Ariphron von Sicyon und Timokreon von Rhodus, ſo vieler andren nicht zu gedenken. Unter allen aber, welche nicht in dem claſſiſchen Umkreis mit aufgezählt werden, ſcheint keiner ſo geeignet, die Stelle zwiſchen dem Steſichoros und Pindaros in dem Stufengange der Kunſtentwicklung des choriſchen Geſanges auszufüllen, als der ſchon mehrmahls erwähnte Muſiker und Dichter, Laſos, dem einige auch die Erfindung des cykliſchen Chors und der dithyrambiſchen Kunſtgattung zuſchreiben, die Herodotos jedoch ausſchließend dem Arion beilegt, „der von allen Sterblichen, ſo viel wir deren kennen, zuerſt den Dithyrambus gedichtet, alſo benannt und zu Korinth aufgeführt habe“ [illegible]). Ohne Zweifel aber deutet jene Angabe wohl auf eine neue Epoche machende Erweiterung der dithyrambiſchen Kunſt durch den Laſos, welchen Ariſtophanes neben dem hochberühmten Simonides als deſſen Nebenbuhler und Mitkünſtler nennt [illegible]), ihn alſo mit dieſem auf die gleiche Stufe ſtellt.

---

[35]) Epist. Platon. 2. tom. XI. p. 65. [36]) Plat. in Hipparch. tom. V. p. 261.

Den Charakter der Pindariſchen Geſänge in Sprache und Bildern, in der Anordnung und dem Gedankengange, in der ganzen Geſtaltung und eigenthümlichen Einflechtung von Epiſoden, ſo wie auch nach ſeiner doriſchen Geſinnung und beſondern Anſicht der Götterſage, vollſtändig zu bezeichnen und zu ſchildern; das würde eine eigne und abgeſonderte Ausführung erfordern. Hier, wo es nur darauf ankommt, den Begriff der doriſchen Schule im Allgemeinen in richtigem Umriß zu erfaſſen, begnügen wir uns, nur den einen Charakterzug ſeiner doriſchen Milde und Weichheit hervorzuheben, damit nicht das falſche Bild einer wilden Begeiſterung, wie bei den ſpätern Dithyrambendichtern, oder von dem erkünſtelten Schwulſt eines alexandriniſchen Schulpoeten an die Stelle dieſer großen doriſchen Poeſie trete. Dieſe Denkart und Idee aber von milder Hoheit, dieſe Stimmung eines ruhigen, großen Gemüths, eines weichen, tiefen Gefühls, iſt ſo vorherrſchend in den Pindariſchen Geſängen und ſpricht ſich überall ſo deutlich aus, über das Leben im Ganzen, wie über die eigne Kunſt, daß ſie kaum verkannt werden können, wo nicht falſche Begriffe vorgefaßter Meinung im Wege ſtehen. Von der freundlichen Ruhe, der Gerechtigkeit machtvoller Tochter, ſingt er: „Du weißt milde zu wirken und zu dulden zugleich, nach rechter Zeit“ [illegible]). Weich nennt er die Worte

---

[illegible]) Herod. Clio. cap. 23. [illegible]) Vesp. 1410. [illegible]) Pyth. VIII. init.

ſeines Geſanges [30]; „wohin ſoll ich ſenden", ſagt er an einer andern Stelle, „die Pfeile des Ruhms aus dem weichen Sinn [31])?" Unſterblich iſt das Wort, welches die Zunge hervorzieht, mit der Anmuth Gunſt, aus dem tiefen Gemüth [32]; denn die Anmuth iſt es, welche unter den Sterblichen alles Milde wirkt [33]. Die Heiterkeit iſt der bekämpften Mühen beſte Heilung, wie ſie weiſe Geſänge lindernd berühren; nicht erfriſcht die laue Welle ſo milde die Glieder, als die ſchöne Rede mit der Leier vereint [34]. Eines Schattens Traum iſt der Menſch; kommt aber ein Strahl ihm, vom Gotte gegeben, iſt lichter Glanz dem Manne gewährt und ein mildes Leben [35]. Dieſe und andre ähnliche Ausdrücke und eigenthümliche Worte bezeichnen recht eigentlich jene Idee von doriſcher Milde in der Kunſt und im Leben, die ſich auch in dem Styl dieſer Geſänge abſpiegelt, in der ſanften Hoheit der Sprache und Gefühle und der weichen Großheit aller Umriſſe und Geſtalten. Mit dem Bakchylides aber, deſſen Blüthe in die letzte Zeit des Pindaros fällt, ſcheint die doriſche Dichtkunſt dieſer alten großen Schule ſich zum Ende zu neigen. Zwar iſt, nach den Bruchſtücken zu urtheilen, Styl und Sprache und Denkart noch ganz doriſch; und wie Pindaros die Ruhe, ſo preiſet Bakchylides die Friedlichkeit in der gleichen doriſchen Geſinnung. Auch iſt keine Verwilderung bei ihm ſichtbar, die erſt bei den ſpätern Dithyrambendichtern über den choriſchen Geſang, wie eine Fluth des Verderbens hereinbrach, und dieſe große alte Form von hoher Poeſie zerſtörte. Wohl aber bemerkt man im Bakchylides die mindere und ſchon ſinkende Kraft; es fehlt die pindariſche Größe, und wenn es wahr iſt, was die Scholiaſten berichten, daß die Geſänge des Bakchylides beim Hören den Pindariſchen vorgezogen wurden: ſo kann es ſchon von da an gelten, was Eupolis geſagt hat: „die Pindariſchen Geſänge ſeien in Schweigen begraben, weil die Menge des Schönen unkundig ſei" [36]). Denn ſo wie das doriſche Leben ſelbſt zerſtört oder entartet war, ſo ging auch der Sinn für die doriſche Kunſt verloren, weil die Idee des Schönen in beiden nur eine und dieſelbe geweſen iſt.

---

[30] Ibid. v. 42. Nem. IX, 116. [31] Olymp. II. 126. [32] Nem. IV. 6. [33] Olymp. I. 48. [34] Nem. IV, init. [35] Pyth. VIII. 138. Μείλιχος iſt das eigentliche, übliche Wort für die doriſche Weichheit und Milde. Unter dieſem Beinahmen des Milden wurde Zeus von Alters zu Korinth verehrt. Μειλιχόμειδα die „mildlächelnde" wird die hohe Sappho in jenem ſchönen Verſe von Alkäos genannt, wo er ſie anruft, die „dunkelgelockte, die reine" (S. Welcker's Sappho S. 282); und wer denkt hiebei nicht an den mild lachenden Blick der Aeginetiſchen Geſtalten, welche uns den alten doriſchen Styl in der Bildhauerkunſt ſo deutlich vor Augen ſtellen?

---

[36]) Athen. I. 3. A.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

I. Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt der Griechen 9

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meinungen der Alten darüber 12

Zweites Kapitel.

Hiſtoriſche Andeutungen von dem früheſten Bildungszuſtande und der älteſten Dichtart der Hellenen 27

Ueber die Natur des alten Hymnus . . . 39

Drittes Kapitel.

Von dem epiſchen Geſange in der vorhomeriſchen und in der homeriſchen Zeit 43

Viertes Kapitel.

Anſichten und Urtheile der Alten von den homeriſchen Gedichten . 67

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der ariſtoteliſchen Grundſätze über die epiſche Dichtart 83

Sechſtes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken . . 109

Siebentes Kapitel.

Anſichten der Neuern von der Naturpoeſie 121

Achtes Kapitel.

Von der Aechtheit und Diaſkeuaſe der homeriſchen Gedichte . . . 132

Neuntes Kapitel.

Von der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters und von der Schule der Homeriden . . . 153
Ueber die heſiodiſchen Weltalter und die homeriſche Heldenzeit . . . 158

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos . . . 170

II. Bruchſtücke zur Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt . . . 183

1. Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt . . . 185
(Bis hieher geht die alte Ausgabe von 1798.)

2. Vorarbeiten zur Geſchichte der verſchiedenen Schulen und Epochen der lyriſchen Dichtkunſt bei den Hellenen. 1795.
    1. Zur Geſchichte und Charakteriſtik der joniſchen Schule. . 201
    2. Charakter der aeoliſchen Schule . . . 211
    3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt . . . 225

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Lbg/48/256

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Studien
des
# claſſiſchen Alterthums.

Zweiter Theil.

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geſchichte der Griechiſchen Poeſie vollendet war, iſt in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, ſo wie der erſte Entwurf des Ganzen, ſind in dieſem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derſelben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bei weitem größere Theil gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poeſie und Kunſt der Griechen allein, ſondern vornehmlich die innre Sittengeſchichte, die politiſchen Gebräuche, und die welthiſtoriſche Entwicklung der beiden claſſiſchen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Poſitive, das herrſchende Princip und die ewige Grundlage in der Kunſt und den Sitten, wie überhaupt in der geſammten Bildung der Griechen war, erweitert ſich nun die

Ausſicht und der Geſichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung beſonders merkwürdigen Beiſpielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es ſo ganz eigenthümlich geſtaltete. Es bilden dieſe Verſuche inſofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritiſchen Forſchung über den Text der claſſiſchen Werke oder der hiſtoriſchen Thatſachen, zu einer allgemeinen und mehr philoſophiſchen Ueberſicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunſtbildung und Weltgeſchichte wiſſenſchaftlich umfaßt würde, und wodurch die geſammte Alterthums-Kunde nach Einer großen Idee, feſt begründet und klar geordnet, in zureichender Vollſtändigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieſes war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen dieſen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geſchichte, weil auf dieſe die Kunſt und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, iſt hier die Idee des Großen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer ſelbſt in der Kunſt, wo ſie dieſelbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Großen als nach dem Schönen ſtreben. Dieſes Große, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich ſittlichen Geſinnung, wenigſtens nach unſern Begriffen von einer ſolchen; ſondern vielmehr auf einer freien und vollſtändigen Entfaltung der großen Naturkraft, wie dieſer Unterſchied an einem glänzenden Beiſpiele in der Charakterſchilderung des Caeſar beſonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden iſt. Aus ſolcher freien Entfaltung glücklicher Naturanlage war bei den Griechen die ſchöne Kunſt, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit hervorgegangen, wie bei den Römern ihre Thatengröße; weshalb beides noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunſt der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und ſich daher auch nach demſelben Charakter freier Naturbildung des Menſchengeiſtes hiſtoriſch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung ſittlicher Gegenſtände und Charaktere aber, nach jenen beiden Kunſt- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unſere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anſtößig erſcheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach ſeiner eignen Idee ganz ſo aufzufaſſen, wie es wirklich geweſen iſt, nirgends der Wahrheit unſerer reineren ſittlichen Ideen zu nahe getreten zu ſein oder etwas vergeben zu haben; indem dieſe, wenn nur die gebührende Unterſcheidung der Geſichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren ſehr wohl zuſammenbeſtehen kann. Die ſämmtlichen in dieſem Bande enthaltenen Aufſätze ſind in den erſten Jahren meiner literariſchen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798 abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen ſehr erneuert und beinahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, ſie im Ganzen und Weſentlichen, was nähmlich die darin herrſchende und zum Grunde liegende Idee und kritiſche oder geſchichtliche Auffaſſung betrifft, durchaus unverändert zu laſſen. Von dieſer eigenthümlichen Behandlungsweiſe und Art der

Umgeſtaltung werden ſich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Geſtalt dieſer Verſuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabei der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswiſſenſchaft einigen Werth haben ſoll, dieſen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunſt in der ganzen Behandlungsweiſe, bewähren muß.

Bayeriſche
Staatsbibliothek

1.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794 *).

Der erſte Blick des Forſchers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchſtücke der griechiſchen Poeſie verliert ſich in ihre unüberſehliche Menge und Verſchiedenheit, und erregt faſt Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einſicht in dieſes aber wird ſeine Kenntniß immer dürftig und unſicher bleiben müſſen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch willkührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künſtlichen Zuſammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieſer willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur ſelbſt, welche die griechiſche Poeſie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieſes Ganze in wenige große Maſſen, und verknüpfte ſie mit leichter Ordnung in Eins. Dieſe Unterſchiede

---

*) In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Ueberſicht des Ganzen der Kunſtgeſchichte der griechiſchen Poeſie, in dieſem erſten Umriß noch viel zu beſchränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßſtabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, ſpäteren Ausarbeitungen über denſelben Gegenſtand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerſt aufgeſtellt worden, ſo habe ich dieſen Aufſatz, mit welchem meine literariſche Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgeſtalten, wenigſtens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzufügen wollen, wodurch jene Grund-Idee weſentlich berührt würde. Er mag deßhalb hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, ſeine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunſtgeſchichtlicher Forſchungen in dieſer Beziehung einigen Werth haben.

und Verknüpfungen aufzuſuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechiſchen Poeſie, den Zuſammenhang derſelben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu beſtimmen; das iſt der Gegenſtand dieſes Verſuchs.

Es ſei zu dieſem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunſt zu entlehnen. Dieſer Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künſtlern ſich von den übrigen abſondert, und ein künſtleriſches Ganzes bildet. Dieſe Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer ſo, wie bei der bildenden Kunſt, durch Unterricht fortgepflanzt zu ſein; obwohl bei den griechiſchen Dichtern ſelbſt eine Art von Unterricht in der Kunſt Statt gefunden haben muß, indem wir bei vielen der berühmteſten, neben ihren Lehrern in andern Künſten, oft auch ihre Lehrer in der Poeſie genannt finden. Nur zufällig darf ſie nicht ſein, ſondern ſie muß aus einem natürlichen innern Grunde entſpringen, und alſo naturgemäß und unter gewiſſen Vorausſetzungen nothwendig ſein. Der Zuſammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Uebereinſtimmung; und dieſe giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Beſtimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien deſſen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche ſie umfaßt, ihre Charakteriſtik, die Entwicklung der Idee, welche ſie beherrſchte und lenkte, der weſentlichen Eigenſchaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entſprang; dieſes iſt das erſte und nothwendigſte Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechiſchen Poeſie. Durch das Zuſammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verſtändlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bei dem anhaltendſten Studium des Einzelnen über deſſen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die weſentliche Beſchaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunſtform und Art entdecken, und giebt uns einen feſten Standpunkt, aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu ſchließen. Wir dürfen ſelbſt verlornen Theilen des Ganzen ihre künſtleriſche Bedeutung und Geltung nach dem geſchichtlichen Zuſammenhang in dieſem beſtimmen; und gelangen endlich, welches nur auf dieſem Wege möglich iſt, zur Erkenntniß des großen Ganzen der geſammten alten Kunſtentwicklung. Bis zur vollſtändigen Ausführung einer vollendeten Geſchichte der griechiſchen Poeſie, möge der nachfolgende erſte Umriß dieſe Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteriſtik einer Schule der griechiſchen Poeſie beurtheilt und charakteriſirt erſtlich die Darſtellung; entweder an und für ſich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit, und ſtrenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Dieſe ſind Formen, die Dichtarten; oder ſie ſind materiell, und deren ſind drei: Sage und Mythus, Dichterſprache und Metrum. Ferner beſtimmt ſie, ob und inwiefern der darſtellende Kunſtgeiſt das Dargeſtellte empfangen oder erzeugt hat; ſie beſtimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darſtellung. Es giebt zwei Elemente der Kunſt; Darſtellung und Schönheit. Nächſt der Kunſt, wird alſo die Schönheit charakteriſirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erſcheinung desſelben, und die Verhältniſſe beider. Zu der vollſtändigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieſer entſprang, fortdauerte und unterging, und die des hiſtoriſchen Zuſammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechiſchen Poeſie vier Hauptſchulen: die Joniſche, die Doriſche, die Atheniſche und die Alexandriniſche. Es giebt noch außer dieſen Künſtler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Claſſe bilden, die aber künſtleriſch nicht wichtig genug iſt, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künſtler, welche ſich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen laſſen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, alſo auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche ſich mit Sicherheit faſt gar nichts feſtſetzen läßt. Dieß gilt vorzüglich von der vorhomeriſchen Zeit, die deshalb hier mit Stillſchweigen übergangen wird.

Die homeriſchen Werke, Heſiodus, und einige Fragmente, nebſt den römiſchen oder alexandriniſchen Nachbildungen verlorner epiſcher Dichter dieſer Zeit und Gattung, ſind; was wir noch von der joniſchen Schule beſitzen. Die Darſtellung in den Werken derſelben iſt noch nicht reine, ſchöne Kunſt; Poeſie, Geſchichte und Philoſophie waren noch nicht getrennt. Es gab, ſtatt dieſer, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem ſich ſpäter alle drei allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poeſie, ſondern ſelbſt Zweck; ſein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Proſa, war das Metrum, urſprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtniſſes und Träger der gemeinſamen Erinnerung aller Sage bei den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichteſten und dem Gedächtniſſe am faßlichſten iſt. Es gab nur zwei Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war epiſch; den ältern orphiſchen Hymnus würde ich nicht zu dieſer Schule rechnen. Dieſe Form war die einfachſte und leichteſte, die Erzählung; die epiſche Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darſtellung, was doch Formen der Poeſie ſein ſollten. Die Organe der Poeſie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere ſelbſt; aber in den Hervorbringungen der joniſchen Schule, war doch Poeſie ſchon bei weitem das Ueberwiegende, wenn man ſie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunſt betrachten kann und ſie bloß als mythiſche Erzeugniſſe und Bruchſtücke der Sage anſehen und auffaſſen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage iſt in dieſen alten Gedichten im hohen Maaße poetiſirt, das Metrum erhebt ſich oft zur muſikaliſchen Schönheit oder zum pathetiſchen Ausdrucke, die Sprache iſt höchſt anſchaulich und leicht. Die Darſtellung iſt durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenſeitige Beziehung der Theile, der innre Zuſammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künſtleriſche Selbſtſtändigkeit des Drama. Vergebens bemüht man ſich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklären, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapſodie iſt ſchon dieſelbe ſchöne Einheit, harmoniſche Fortgleitung und Zuſammenſtimmung, oder wohlbemeſſne und künſtleriſch empfundene klare Ordnung der Darſtellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff iſt überhaupt viel ſpäter, als das in der Form; und doch findet ſich auch das erſte im Homer, in der Naturvollkommenheit ſeiner heroiſchen Charaktere. Jeder Held iſt bei ihm der höchſte in ſeiner Art, und dieß iſt nicht Natur, ſondern Ideal; allein im Ganzen war freilich das Ueberwiegende in der Darſtellung, Natur vor dem Ideal; eben ſo überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiſte, wie in dem vernehmenden Kunſtſinn, die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit; und in dem Schönen, die Erſcheinung den Inhalt. Daher iſt in den Erzeugniſſen dieſer Schule ſo viel Reichthum und Wechſel und Fülle der reizenden ſinnlichen Erſcheinung; ſo viel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz ſo viel ſchönes Leben; das höhere Geiſtige aber durchſchimmert nur noch ſanft jene Hülle, wie das ſittliche Gefühl eines ſeelenvollen Knaben. Die äußern Verhältniſſe des Künſtlers, die günſtigen Anlagen der Natur, welche in dieſer Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, ſind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der joniſchen Schule leicht beſtimmen kann, ſind Zeit und Charakter, die epiſche Form, und das Joniſche im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts ſind dieſe Gränzen nicht ſo leicht zu beſtimmen; denn zwiſchen der joniſchen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwiſchenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges, aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der joniſchen und der doriſchen Schule müſſen die beiden feſten Punkte ſein, von denen man bei der Unterſuchung ausgeht; aber kaum läßt ſich hoffen, alle Schwierigkeiten zu löſen, und alle Kunſtwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In dieſe Zwiſchenzeit fallen zwei Claſſen von Dichtern, von denen ſich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen ſcheinen. Die erſten ſind die Gnomiker Theognis, Phocylides, u. ſ. w. meiſtens Jonier; die andern, die ſogenannten Phyſiologen Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten joniſch, und Empedokles vorzüglich homeriſch. Vielleicht beſitzen wir im Lucretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verſchieden von dem joniſchen Geiſte war der doriſche. Dieſe Verſchiedenheit äußerte ſich in Gebräuchen, Sitten, Geſetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Muſikart, und auch in der Poeſie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieſer letztern ſind ſo bedeutend, ihre Unterſchiede von der übrigen griechiſchen Poeſie ſo ausgezeichnet und zuſammenhängend, ſie entſpringen ſo ganz aus dem doriſchen Stammcharakter und der beſondern doriſchen Sittenbildung, daß wir genöthigt ſind, eine eigne doriſche Schule in der griechiſchen Poeſie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich helleniſche Stamm; und die beiden eigenthümlichen Produkte des griechiſchen Geiſtes, Gymnaſtik und Muſik, ſind größtentheils ein Werk der Dorier. Es iſt nicht von der erſten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben dieſen beiden weſentlichen Formen und Beſtandtheilen der helleniſchen Erziehung, Geſtalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten ſich am vollſtändigſten und blühten am ſchönſten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf ſie einſchränkten, nicht ſo zerſtreuten, wie die Jonier. Gymnaſtik und Muſik machten die ganze urſprüngliche griechiſche Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geiſtesbildung war; und der doriſche Geiſt ging nie weit über dieſe Gränzen hinaus. Unter Muſik im alten Sinne des Wortes, war auch lyriſche Poeſie begriffen; dieſer poetiſche Theil der Muſik erhielt ganz doriſche Bildung und doriſchen Ton, und dieſe geſammte doriſche Lyrik macht eben die doriſche Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieſer Lyrik, ſondern nur das geſungene Lied, oder Melos. Daß dieſes ein doriſches Produkt ſei, beweiſen die vorhandenen Werke und Fragmente ſelbſt; die beſtimmteſten Nachrichten, daß die meiſten lyriſchen Dichter doriſch geſchrieben haben, unter andern aber auch die Thatſache, daß ſelbſt der Chor der atheniſchen Dramen ſich in Form und Mundart noch zum Doriſchen hinneigt.

Die Kriterien, um die Gränzen dieſer Schule zu beſtimmen, ſind erſtlich die Dichtart, nähmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das doriſche im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyriſche Werke aus der Zeit in welcher doriſche Kunſt blühte, wenn jene auch Aeoliſch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder ſelbſt Joniſch, wie die des Anakreon, geſchrieben ſind, vielleicht am beſten zu dieſer Schule rechnen können; denn ſie gehören zur eigentlichen Lyrik, und dieſe iſt im Ganzen ein doriſches Gebilde. Die Zeit iſt wohl ein Kennzeichen, um von dieſer Schule auszuſchließen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beide aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyriſchen Gattung gehören; aber ſie iſt kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poeſien und Poeten, welche man weder zur joniſchen, noch zur doriſchen, noch zur atheniſchen Schule rechnen kann, ſondern die mehr allein ſtehen, wie die joniſchen Jambendichter und Meiſter der älteren Elegie eine beſondere Abtheilung der joniſchen Dichtkunſt bilden, und noch mehr Epicharmus und die doriſchen Anfänger des Drama, welche ſich nicht in jene Ordnung der vier Hauptſchulen und Kunſtſtufen einreihen laſſen. Da die übrigen und größten doriſchen Dichter ſich aber faſt ausſchließlich der lyriſchen Kunſt gewidmet und dieſer ihre eigenthümliche Geſtalt und kunſtreiche Form gegeben und ſie vollendet haben, ſo gebühret nur ihr der Nahme einer doriſchen Kunſt; im Epos und Drama müſſen ſie den Joniern oder den Athenern den Preis überlaſſen. Die älteſten Elegiker ſind Jonier, vermuthlich alſo die Elegie ſelbſt eine joniſche Erfindung, beſonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter iſt. Bei der Betrachtung der lyriſchen Kunſt der Hellenen iſt aber vorzüglich nur von dem Melos, dem geſungenen ſtrophiſchen Liede, und dem Chor, als dem gemeinſamen größeren Melos die Rede; und dieſe ſind ein Erzeugniß der doriſchen Schule. Der Anfang derſelben iſt ſehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der doriſchen Lyrik und Muſik aber fällt, allem Vermuthen nach, zuſammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beider feindlich gegen einander ſtehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe ſcheint die doriſche Kunſt ſich ſelbſt gleich geweſen zu ſein, es iſt keine beträchtliche Verſchiedenheit getrennter Kunſtepochen und weſentlicher Hauptveränderungen im Styl, ſondern nur ein ſteter regelmäßiger und ſtufenweiſer Fortgang der harmoniſchen Ausbildung in ihr ſichtbar. Außer dem Pindar beſitzen wir von den Werken dieſer Schule noch eine ſehr beträchtliche Anzahl Bruchſtücke und römiſche Nachbildungen. Berühmte Dichter derſelben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. ſ. w.

Der beſte Commentar zum Studium dieſer Schule iſt der Charakter der Dorier ſelbſt während ihrer ſchönſten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten ſie in einer edlen Freude. Eben dieſer Geiſt der Größe, Einfalt und Ruhe, beſeelte auch ihre Verfaſſungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine ſchöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend ſelbſt war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verſchwendung und Ausſchweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die doriſchen Verfaſſungen und Sitten verderbte, ſo verſchwand auch ihre Tugend, und mit dieſer ihre Kunſt, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menſchliche Geſchlecht durch ihre Philoſophie umgeſtaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben dieſen Charakter der Größe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der doriſchen Dichtkunſt ganz wieder. Die doriſche Schönheit iſt nicht die höchſte innere Selbſtſtändigkeit des erfindenden und dichtenden Geiſtes, ſondern ein freies Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieſes freie Entſtehen aus bloßer Entfaltung der Natur, ohne Abſicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem doriſchen Geiſte iſt Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit im Gleichgewicht. Das Weſen der Darſtellung ſteht hier in der Mitte zwiſchen Natur und Ideal, es iſt Auswahl edler Natur; daher ſind die Gränzen der dichteriſchen Welt und Sphäre enger beſchränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darſtellung des Sinnlichen iſt weniger anſchaulich als in der joniſchen Schule, und die Darſtellung des Geiſtigen weniger klar als in der atheniſchen: der Grund liegt in der ſittlichen Richtung und in der anſchauenden Ruhe des ſinnigen Kunſtgeiſtes. Zur Reinheit hat die Poeſie große Fortſchritte gemacht, und nur ſelten darf ein poetiſches Werk bloß als mythiſches Erzeugniß angeſehen werden. Die einzig vorherrſchende Form iſt Lyrik, ſo wie das Epos eine ausſchließlich joniſche Form, und als Drama die Atheniſche iſt; und man darf nie vergeſſen, daß dieſe Lyrik ſelbſt nichts anders iſt, als der poetiſche Theil der Muſik. Die doriſche Lyrik iſt eine veranlaßte Poeſie, oder eine Kunſt des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie iſt der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunſt iſt, iſt Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, ſondern muß an und für ſich ſchön ſein; das Metrum iſt muſikaliſche Schönheit, ſein Ton, wie der Ton der Sprache, iſt ſanfte Pracht. Der doriſche Mythus und Sagenſtyl iſt edler, der joniſche reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrſchten und lenkten die Kunſt; nur innerhalb dem Raume, welchen dieſe der Kunſt anwieſen, ward das Schöne erkannt und begünſtigt. Um dieſe Gränzen zu überſchreiten, hätte die Kunſt eher Widerſtand als Begünſtigung erwarten dürfen.

Im Epiſchen und Lyriſchen blieb den ſpätern Künſtlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenſte Form der Poeſie, das Drama, war noch ſo gut als gar nicht vorhanden. Es iſt das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der atheniſchen Schule. Sollten auch die Athener die erſten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, ſo waren ſie es doch, die ihm Geſtalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatiſche Werke können zur atheniſchen Schule gerechnet werden; denn es iſt ſehr unwahrſcheinlich daß ſie im Epiſchen oder ſelbſt im Lyriſchen, die einzige dithyrambiſche Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug geweſen ſein ſollten, um eine eigne Schule darin zu bilden; ſie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt ſein. Die Gränzen dieſer Schule beſtimmen ſich daher von ſelbſt, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke, die wir noch beſitzen, ſind die tragiſchen Gebilde des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, dann Ariſtophanes, die Fragmente andrer komiſcher und tragiſcher Dichter, und die römiſchen Ueberſetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poeſie zu einer reinen Kunſt des Schönen; die Darſtellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Aeußerliche der Kunſt nichts als Organ, und als ſolches zur höchſten Vollkommenheit in der Form und nach dem Ideal aufſtrebend. Die metriſche Kunſt der dramatiſchen Sylbenmaaße, ſowohl in dem mehrentheils jambiſchen, dialogiſchen, als in dem ſtrophiſch geſungenen und choriſchen Beſtandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchſten leidenſchaftlichen, ſo wie des höchſten ſittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben ſo die Diction, welche bei der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung des Menſchen die feinſten und verborgenſten Aeußerungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Wenn ſie im Anfang weniger ſchön war, ſo vereinigte ſie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Doriſchen, noch jene ſcharfe Beſtimmtheit und den umfaſſenden Reichthum, welche dieſer fehlten. Außer dem Mythus im tragiſchen Sagenkreiſe, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das ſpätere Drama zur Sphäre der Poeſie. Und dadurch erhielt jede erhabene, ſchöne und hinreißende Leidenſchaft, oder auch erhabener und ſchöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie, bei den Athenern ſeinen weiteſten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die ſein Kunſtgeſetz iſt. Die Athener ſind die Erfinder des Tragiſchen und Komiſchen in der Dichtkunſt; ſie gaben den tragiſchen und komiſchen Darſtellungen die Form, welche allein den vollſtändigſten Umfang mit der höchſten künſtleriſchen Selbſtſtändigkeit vereinigt; ſie ſind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beſeelende Kraft der Kunſt war hier der Charakter der Athener ſelbſt, die freieſte Regſamkeit und höchſte Entfaltung der ganzen menſchlichen Natur, die äußerſte ſittliche und geiſtige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlaſſen. Das lenkende oder vielmehr herrſchende Princip vom Anfange der atheniſchen Schule bis zu Ende derſelben war der öffentliche Geſchmack und Kunſtſinn, und dieſer war nichts als eine reine Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunſtſinn war. Aber er beſtimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Geſetze. Unter den Athenern allein, wie ſonſt bei keinem Volke in der alten und neuen Geſchichte, genoß die Poeſie während einer kurzen Zeit, ihr urſprüngliches und vollgültiges Recht an unbegränzte äußere Freiheit und unbeſchränkte Autonomie. Beſonders die poetiſche Darſtellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, iſt davon ein merkwürdiges Beiſpiel. Das herrſchende Princip der Kunſt war ein für die beſondere Form einer jeden Gattung näher beſtimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geſchmack, welcher dieſes beſtimmte, war eine reine und getreue Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns ſelbſt in der Geſchichte zum Maaßſtab für die Steigerung oder den Verfall der letzteren dienen kann. Der Gang der Poeſie und der Sitten war ſich alſo vollkommen gleich und regelmäßig, weil beide ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlaſſen waren. So erhält auch die Geſchichte der atheniſchen Dichtkunſt von der andern Seite durch die Geſchichte der atheniſchen Sitten reichhaltige Beſtätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunſt indeß erſcheint einfacher und iſt viel leichter zu faſſen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es iſt äußerſt ſchwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geſchichte, nach Abſonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beſte Leitfaden dazu iſt der Gang der Kunſt und des in ihren Darſtellungen herrſchenden verſchiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichſten Perioden desſelben in der politiſchen und ſittlichen Geſchichte wieder, und beide erläutern ſich gegenſeitig. Es giebt vier Stufen des atheniſchen Geſchmacks. Der Charakter der erſten Stufe iſt harte Größe, ein gewaltſames Streben nach dem Höchſten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeſchylus fehlt es an ſchöner Anmuth, ſeiner Darſtellung an Leichtigkeit, ſeinem Drama an innerer Vollſtändigkeit; das Tragiſche hat das Uebergewicht über das Schöne. Das höchſte Streben des Kunſtgeiſtes ſeiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweiten Periode ſein äußerſtes Ziel, das höchſte Schöne. In den Werken des Sophokles verſchwindet die vollendete Kunſt, und ſeine Schönheit iſt der Gipfel der griechiſchen Poeſie. Nur die Abſicht kann die Werke des Triebes verewigen, für ſich erzeugt der naturliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechiſche Geiſt wie der Kunſtſinn verlor die Harmonie und verſank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber geſetzloſe Schwelgerei. Nicht bloß der Menſch, auch die Kunſt vergaß ihre Geſetze, und erlaubte der Rhetorik und Philoſophie einen ſchädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie perſönlichen Abſichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freiheit, und da raubte man der Kunſt ihr angebornes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die geſetzloſe Schönheit des Euripides und Ariſtophanes iſt hinreißend, verſuhreriſch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerei in der vierten Periode Ermattung, welche ſich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche iſt ſie mäßiger und ſcheint ſie ſittlicher als die vorige Periode. Die poetiſche Anmuth und geiſtreiche Feinheit der neuern Komiker iſt die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte, das Ziel der Kunſt zu ſein, bildete ſich ein ganz neuer Styl der Poeſie, die alexandriniſche Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrſamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieſer neuen Poeſie. Da indeß in allen poetiſchen Werken dieſes Zeitalters im Ganzen derſelbe Styl herrſcht, ſo begreife ich alle dieſe unter jenem Rahmen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, ſcheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrſamkeit in noch höherem Maaße, als ſie auch bei allen andern Dichtern derſelben Zeit allgemein herrſchend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt ſich am beſten aus ſeinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit ſcheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandriniſche Bildung vorauszuſetzen. Die entſcheidenden Merkmahle oder Gränzen dieſer Schule ſind erſtlich das Zeitalter; dieſes Kennzeichen iſt indeß nicht ganz ſicher, weil der Anfang und das Ende desſelben ſich nicht völlig beſtimmt angeben laſſen. Deſto ſicherer aber iſt das andere Kennzeichen, der Styl; weil er ſich ſo beſtimmt und entſchieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den ſchon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, beſitzen wir auch eine beträchtliche Menge römiſcher Nachbildungen alexandriniſcher Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden ſind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz, ſtellenweiſe und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandriniſchen Anſtrich.

Die in gewiſſer Rückſicht ſo unnatürliche Trennung der Kunſt und des Schönen, auf welche ſich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, iſt auch das ganz natürliche Ende der Kunſt, wie alle Formen ihren Geiſt überleben. Dieß war auch das Schickſal der griechiſchen Kunſt. Der überladne Geſchmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unſicher herumſchweifenden Geiſtes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuoſen oder Poeſiegaukler beherrſchte die Kunſt. Kunſt ward der Zweck der Kunſt; an die Stelle der Schönheit trat die Künſtlichkeit, man ſuchte ſeine Geſchicklichkeit in der Ueberwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl ſolcher todten Stoffe, wie in Nikanders mediciniſchem Gedicht. Eben daher abſichtliche Dunkelheit, geſuchte Gelehrſamkeit, und künſtliche Spielereien. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunſt das Auffallende oder, was irgend dem ſtumpfen Sinn noch Aufmerkſamkeit abnöthigen kann. Dergleichen iſt das Seltne, Alte und Ueberlabene in den ernſthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyriſchen Gedichte, oder auch ſogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es iſt der Verderbtheit ganz natürlich in dieſes zurückzufallen, und Theokrit iſt eine ſehr begreifliche Erſcheinung dieſer Schule. Seine Einfalt iſt nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn ſie iſt ohne Gefühl für das Sittliche; ſondern ſie iſt der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es iſt zwar in den alexandriniſchen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieſer iſt doch eigentlich nichts Erfundnes, ſondern nur Nachahmung und eine neue Miſchung des ſchon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der älteſten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner ſind zwar trocken, ſchwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; ſo wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verſchwand, ſo gab es auch in der Poeſie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Dieſe wurden nun auch eben ſo trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künſtler am liebſten zu wählen ſchienen; doch findet in dieſer Rückſicht vielleicht eine geringe Abſtufung nach Maßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede ſein kann, ſo haben ſie doch einen ſehr bedeutenden künſtleriſchen Werth; die Darſtellung iſt mit feſtem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in ſo fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewiſſermaßen vollendetes Beiſpiel ſolcher Art oder Abart, wie die griechiſche Kunſt überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandriniſchen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derſelben iſt gleichartig und regelmäßig; er läßt ſich auf allgemeine Eigenſchaften, feſte Kunſtmaximen und einen beſtimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter iſt Charakterloſigkeit, ihr Nahme Barbarei. Daß alexandriniſche Gelehrſamkeit und Künſtelei ſich ein andres Feld wählte, konnte ſehr zufällige Urſachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunſt waren es nicht. Im alexandriniſchen Styl hätte die Kunſt ewig fort beſtehen mögen, wenn die Geduld des Publikums eben ſo unermüdlich geweſen wäre, oder wenn nicht der Kunſtſinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und beſſere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandriniſche Poeſie aufhörte, ſcheint mit dem Anfange der alexandriniſchen Philoſophie und mit dem Ende des griechiſchen Reichs in Aegypten zuſammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgeſetzt. Unter den griechiſchen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr; alſo auch keine Schule; jeder iſt einzeln, und ſo iſt es begreiflich, daß ſich in dieſer Zeit ein Oppian findet, der ſo viel mehr poetiſchen Werth hat, als die alexandriniſchen Lehrdichter. In der lyriſchen Poeſie erhielt ſich noch am längſten einige Manier und angenehme Form; aber ſie verſank in den ſpätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß ſinnlich wollüſtigen Darſtellung.

Der Gang der griechiſchen Poeſie war alſo im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die joniſche Schule, und gelangte durch Bildung in der doriſchen Schule zur Schönheit. Dieſe ſtieg in der attiſchen Kunſt von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und ſank wieder zur ſchwelgeriſchen Fülle und Ausſchweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunſt bei den Alexandrinern zur Künſtelei, und verlor ſich endlich in Barbarei.

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794 *).

Nichts iſt ſeltner als eine ſchöne Komödie. Der komiſche Dichtergeiſt iſt nicht mehr frei, er ſchämt ſich ſeiner Fröhlichkeit

---

*) Daß Ariſtophanes, deſſen dithyrambiſchen Reichthum dichteriſcher Erfindung Plato ſo wohl kannt und in verwandter Geiſtesart mitempfindend oftmahls anerkannt; deſſen poetiſche Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eigenen claſſiſchen Sinn, hoch und werth hielt: als ein Urkünſtler der erſten Größe, in andrer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabenſten Meiſtern der alten tragiſchen Kunſt ſeine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieſer kleine Aufſatz, die Frucht einer langen, einſamen Durchdenkung der Werke jenes Dichters, zuerſt erſchien, noch durchaus nicht ſo allgemein anerkannt, als dieſes jetzt überall zu vernehmen iſt; nachdem uns auch der innige Zuſammenhang dieſer überſchäumenden poetiſchen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfeſten des alten, heidniſchen Naturglaubens ſeither vielfältig, mythiſch und geſchichtlich, anſchaulich und belehrend iſt entwickelt worden.

Nur Eines, was ſich mehr auf die Philoſophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freiheit, welche in dieſer künſtleriſchen Betrachtung der alten Komödie und Dionyſos-Spiele hier überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieſes auf dem Gedanken, daß nicht bloß die vollkommne Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, ſondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten ſei. Und darin weicht dieſe ſonſt in der künſtleriſchen Begeiſterung für die Idee und das Ideal zu der Platoniſchen hinneigende Betrachtungsart noch weſentlich von derſelben ab; da nach und fürchtet durch ſeine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollſtändiges und reines Werk aus ſich ſelbſt, ſondern begnügt ſich, ernſthafte dramatiſche Handlungen aus dem häuslichen Leben mit ſeinen Reizen zu ſchmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf: die komiſche Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragiſche Wirkung erſetzt: und es entſteht eine neue Gattung, eine Miſchung des komiſchen und des tragiſchen Drama, welche ſich gewöhnlich mit beſcheidnem Stolz den erſten Platz über beide anmaßt. Was ihre Anſprüche gelten, iſt

---

der Platoniſchen Denkweiſe, welche hierin viel zu ſehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgeſtellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Uebel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachſender Schöne, wie dieſe Idee hier vorausgeſetzt, und als das Zweite neben und nach dem Erſten, anerkannt und angenommen wird, beruht an ſich auf einem eignen, andern und tiefern Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird ſie beſonders in der früheren, noch unverdorbenen, joniſchen Philoſophie gefunden; wie ſie auch dem Geiſte der alten Mythologie überhaupt entſpricht, ſo wie dieſer in dem Ganzen derſelben ſich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieſer nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit ſelbſt als ein Uebel und unglücklicher Zwieſpalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; ſo iſt doch die geſammte Mythologie ſchon ihrem Weſen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Daſeins gerichtet, und kann der Sinn des Ganzen nicht anders beſtehen als im lebendigen Gefühl von der anerkannten Schönheit der ewigen Fülle.

Sehen wir aber auf die drei verſchiedenen Stufen und Sphären oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunſt der Poeſie; ſo iſt einleuchtend, daß die Idee der furchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragiſchen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Heldenwelt, in den heroiſchen Thaten und Schickſalen zahlreicher Götterſöhne, wird in den epiſchen Geſängen, ſchon von den homeriſchen anzufangen, in reichem, dichteriſchem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht ſich am meiſten auf die geheime Feier der fremden und verborgnen Götter, beſonders des Dionyſos, als des Gottes der unſterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreiung.

eine andre Frage; aber die Natur des Komiſchen kann man nur in der unvermiſchten reinen Gattung kennen lernen; und nichts entſpricht ſo ganz dem Ideal des reinen Komiſchen, als die alte atheniſche Volks-Komödie. Sie iſt eines der wichtigſten Denkmahle für die Theorie der Kunſt; denn in der ganzen Geſchichte der Kunſt ſind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es iſt ſchwer, nicht ungerecht gegen ſie zu ſein. Sie nur zu verſtehen, erfordert eine vollendete Kenntniß der Griechen; und mit unbeſtechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzuſondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunſtſinn, der über alle fremde Einflüſſe erhaben, auf das Schöne allein gerichtet iſt.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie iſt ein Rauſch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeiſterung; urſprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidniſchen Götterdienſt gewidmete und geheiligte Darſtellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feſte des Dionyſos, welcher Gott ein Bild der innern verborgenen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiſer eines höheren und reinen, unſterblichen Daſeins, und der allgemeine Befreier von allen trüben, irdiſchen Banden war. Dieſe Vermählung des Leichteſten mit dem Höchſten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude iſt an und für ſich gut, ſelbſt die ſinnliche enthält urſprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des geſunden Lebens und organiſchen Wohlſeins. Die geiſtige Freude aber iſt nichts anders als das begeiſterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überſtrömenden Schöpferkraft der Natur. Von dieſer überſtrömenden Fülle des freieſten Lebens nun, giebt uns die Dionyſoskunſt der alten Komödie das treueſte und eigenthümlichſte Bild und Sinnbild. Dieſe Freude iſt der eigenthümliche, natürliche und urſprüngliche Zuſtand der höhern Natur des Menſchen im geſunden geiſtigen Zuſtande; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil ſeines Weſens. Rein-ſittlicher Schmerz iſt nichts als entbehrte Freude, und rein-ſinnliche Freude nichts als geſtillter Schmerz: denn der Grund des thieriſchen Daſeins iſt Schmerz. Aber Beides ſind nur Begriffe der Abſonderung; in der Wirklichkeit bilden beide ungleichartige Naturen in durchgängiger Gemeinſchaft ein Ganzes, den Menſchen, verſchmelzen in einen Trieb, den menſchlichen: der Schmerz wird ſittlich, und die Freude wird ſinnlich.

Weil reine menſchliche Kraft ſich in Freude äußert, ſo iſt ſie ein Symbol oder die ſinnbildliche äußere Erſcheinung des Guten, des geſunden Lebens oder des ungeſtörten vollkommnen Daſeins: ſie iſt das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, ſondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf ſeine Wurzel und auf die Frucht ſeiner Vollendung; und der höchſte Moment der Lebenskraft iſt ſeine Verdopplung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geiſt aber ſind im Menſchen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geiſter. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren ſich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, ſcheint die letzte Hülle der Thierheit zu verſchwinden; der Menſch ahnet den Zuſtand des völlig befriedigten Daſeins, nach welchem er nur ſtreben kann, ohne ihn zu beſitzen. Es giebt für jedes empfindende Weſen eine Freude, welche keinen Zuſatz zu leiden ſcheint, weil ſie keine Gränzen hat, als die beſchränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchſten, was er faſſen kann, erſcheint dem Menſchen das Unbedingt-Höchſte; ſeine höchſte Geiſtes- und Seelen Freude iſt ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Daſein des unendlichen Weſens. Der Schmerz kann ein höchſt wirkſames Mittel und Element des Schönen ſein; aber die Freude iſt ſchon an ſich ſchön. Schöne Freude alſo iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönen Kunſt.

Die Poeſie kann dieſe Freude auf zweierlei Art behandeln. Sie iſt entweder Aeußerung eines ſchönen Zuſtandes im Subjekte, in der lyriſchen Darſtellung; oder ſie iſt eine vollendete ſelbſtſtändige Nachahmung in der dramatiſchen Darſtellung. Schöne lyriſche Freude muß edel und natürlich ſein; die Aeußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünſtelten würde unwirkſam ſein. Was wäre eine Freude, die nicht von ſelbſt ſchön wäre, ſondern wie einem Geſetze, der Schönheit aus Pflicht gehorcht? Sie darf ſich nicht einmahl ſelbſt zwingen: fremder Zwang aber vernichtet ſie unvermeidlich. Schöne Freude muß frei ſein, unbedingt frei. Auch die kleinſte Beſchränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geiſtigen Freude iſt in der Darſtellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Aeußerung des Gefühls, die lyriſche Darſtellung der Freude, kommt nicht ſo leicht in Gefahr, ihre äußere Freiheit zu verlieren, deſto mehr die dramatiſche. Sie nimmt den Stoff zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Beſtimmung iſt eine öffentliche laute Darſtellung des Lächerlichen, und ihre Freiheit iſt dem Laſter, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird ſie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freiheit überraſcht; ſo wird ſie zugleich das ſchönſte Symbol der bürgerlichen Freiheit, wie ſie nach weiſen Geſetzen geordnet, in der wahren, auf Recht und Sitten gegründeten Republik waltet; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunſt, hie und da ſelbſt in monarchiſchen Staaten, ſolche feſtliche Freudenſpiele in ſinnbildlicher Freiheit, nach altem, gleichſam zum Recht gewordenen Gebrauch, gern beſtehen laſſen, oder auch ſelbſt zur Erheiterung und Anfriſchung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Ueberhaupt wird Freiheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargeſtellt. Eine Perſon alſo, die ſich bloß durch ihren eigenen Willen beſtimmt, und die es offenbar macht, daß ſie weder innern noch äußern Schranken unterworfen iſt, ſtellt die vollkommne innre und äußre perſönliche Freiheit dar. Dadurch daß ſie im frohen Genuſſe ihrer ſelbſt nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, abſichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freiheit ſichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem ſie äußre Schranken verletzt, während das Geſetz großmüthig ſeinem Rechte entſagt. So ſtellten ſich die Römer in den Saturnalien die Freiheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöſt waren, und die ſonſt Herren waren, ihnen zum

Schein dienten, in dem bedeutſamen ſinnbildlichen Lebensſpiel dieſer feſtlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bei dem römiſchen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Reſt jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten iſt. Dieſe feſtlichen Tage ſind gleichſam ein komiſches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geiſt der alten atheniſchen Volksfeſte, aus denen jene eigenthümliche Dionyſos-Kunſt und Poeſie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabei nur ſcheinbar ſei, nichts wirklich Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freiheit unbedingt erſcheine; das iſt die eigentliche Aufgabe einer jeden ſolchen Darſtellung, und war es alſo auch für die alte griechiſche Komödie.

Eine ſolche gränzenloſe Freiheit genoß ſie zu Athen. Schon ihr religiöſer Urſprung erzog und bildete die komiſche Muſe zur Freiheit, der Dichter und ſein Chor waren heilige Perſonen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter dieſem Schutze waren ſie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiöſen Inſtitut auch ein politiſches, aus dem Feſte eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Prieſters eine ſymboliſche Darſtellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor beſonders deutete auf das atheniſche Volk, welches in der Schönheit eines Spiels ſeine eigne, nach alter Verfaſſung der freieſten Republik geheiligte, Idee und oberſte Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunſt des Schönen das, worauf ſie eigentlich an und für ſich ſchon ein unverlierbares Recht hat, und was ihr nur der ängſtliche, ſtets an der Oberfläche klebende Scharfſinn der Menſchen ſo oft zu rauben geneigt iſt: die Freiheit, ſich ihrer Natur gemäß nach ihrem eigenen Geſetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, iſt die Schönheit ein ächtes erſtgebornes Kind der menſchlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die Poeſie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künſte; am meiſten die komiſche Muſe, welche nur bei einem Volke, und bei dieſem einen Volke nur auf eine kurze Zeit, frei war. Wenn irgend etwas in dichteriſchen Werken, in Hinſicht auf Urſprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, ſo iſt es die ſchöne Fröhlichkeit und die erhabene Freiheit in den Werken des Ariſtophanes; nicht minder als das höchſte Schöne der tragiſchen Kunſt. Aber was die Schönheit der alten atheniſchen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verluſt ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach ſich zogen.

Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit ſchön ſei, ſetzt eine Bildung des Menſchen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle ſeine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlaſſen ſind. Dann wird der Menſch, ſeine Bildung und ſeine Geſchichte, ein gemeinſchaftliches Reſultat ſeiner beiden ungleichartigen Beſtandtheile und Naturen; beide ſind in unzertrennlicher Gemeinſchaft, die Jugend iſt mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit ſchön. Aber freie menſchliche Bildung findet in ſich ſelbſt ihr Ende, weil früher oder ſpäter die Sinnlichkeit das Uebergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugniſſe des freien menſchlichen Triebes, kann auch die freie Komödie höchſtens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausſchweifung, aus Freiheit zügelloſer Frevel. Allein auch dieſen Moment hat die griechiſche Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwei Zeitpunkte zuſammen treffen müſſen, der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der, wo der komiſche Sinn und die komiſche Kunſt ſchon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren ſchon ſehr verderbt, und der komiſche Sinn noch roh. Der Künſtler Ariſtophanes ſchließt ſich an die Geſchichte vom Anfange der Kunſt, der Menſch Ariſtophanes findet ſeinen Platz in der Geſchichte vom Verfalle. Dieß iſt aus zwei Gründen ſehr begreiflich; die komiſche Kunſt bildet ſich ſpäter als die tragiſche, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil ſie mehr die Empfänglichkeit beſchäftigt, als die Selbſtthätigkeit in Anſpruch nimmt, und weil ſie in Athen nicht die gebildetere Erziehung vorausſetzte wie die Tragödie, ſo war ihr Publikum ſchlechter als das tragiſche, wie die öffentliche Meinung der Alten und die Lehren der Philoſophen es ausdrücklich beſtätigen. Die Tragödie ſpannt und erhebt ihr Publikum, und hält ſchon dadurch das Verderben des Geſchmacks ſo lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beſchleunigt die Ausartung des Kunſtſinns. Denn die

Freude iſt überhaupt etwas Verführeriſches; ſie macht leicht die Kraft nachläſſig, die Sinnlichkeit berauſcht und überwiegend. Die komiſche Kunſt der Griechen ward ſpäter gebildet als die tragiſche; dieſe fand ihren Stoff in den epiſchen und lyriſchen Dichtern ſchon höchſt gebildet und poetiſirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erſt zur Poeſie erheben, das wirkliche geſellige Leben, welches ſich ſelbſt ſehr ſpät ausbildete, nach ihrem Ideal dichteriſch geſtalten. Ueberhaupt ſcheint der tragiſche Dichtergeiſt früher rege zu werden, als der komiſche; der erſte erfordert nur die großen Hauptmaſſen und Grundzüge der menſchlichen Bildung und des menſchlichen Schickſals, zu dem letztern muß der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchon bis in die kleinſten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt ſein.

Aus der Natur des freien Komiſchen überhaupt, und aus dem Urſprunge und Charakter der alten griechiſchen Komödie, erklären ſich ſehr leicht ihre vorzüglichen Fehler: Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künſtleriſch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit ſchon entartet war. Beides findet ſich im Ariſtophanes: aber es iſt weit weniger zu befürchten, daß wir uns an ſeinen Fehlern, welche unſre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Geſetze der Kunſt, den Geſchmack verderben, als daß wir ſeine unübertrefflichen, dichteriſchen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunſtwerke als Vergehungen gegen die Schönheit und gegen die Darſtellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewiſſer Stände, Nationen und Zeitalter widerſpricht, iſt darum nicht ſchlechthin verwerflich. Wir insbeſondre müſſen unſere künſtleriſchen Vorurtheile in dieſem Punkte vergeſſen; wir müſſen uns erinnern, daß die ſchöne Kunſt mehr iſt als die Geſchicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu ſchmeicheln; wir müſſen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für ſtrafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunſt. Gewiß iſt dieſe übertriebene und eigenſinnige Empfindlichkeit der Kunſt weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieſer erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunſt ein Ende und würdigt ſie wie mehrentheils bei den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigenſinn der Mode herab. Es iſt uns anſtößig, daß die griechiſche Komödie zu dem Volke in ſeiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunſt vornehm ſei. Aber die Freude und die Schönheit iſt kein Privilegium der Gelehrten, der Adelichen und der Reichen; ſie iſt ein heiliges Eigenthum der Menſchheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es iſt nicht die kleinſte Vortrefflichkeit der griechiſchen Muſe, daß ſie auch dem ungebildeten Verſtande, dem gemeinen Manne die höchſte Schönheit verſtändlich zu machen wußte. Freilich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geiſte und geſelliger Bildung, ſondern noch weit mehr an Freiheit und Schnellkraft des ſittlichen Charakters und Gefühls, alle ſeines Gleichen. Das beweiſt uns unter andern eben der Ariſtophanes, welcher uns oft ſo deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komiſche richtet ſich, weit mehr als das Tragiſche, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Faſſungskraft ſeines Publikums, und dieſe hängen wieder von dem Maaße der geſelligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterſchied unter dem niedern und edlen Komiſchen. Um eine nicht ſo reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden ſtärkere Reize, heftigere Erſchütterungen erfordert; die Widerſprüche und Gegenſätze, überhaupt die Verhältniſſe, welche der ungebildete Verſtand faſſen ſoll, müſſen gröber und faßlicher ſein. Wie wandelbar überhaupt dieſe Verhältniſſe ſind, erläutert das Beiſpiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Menſch iſt gegen das Widrige, welches das Komiſche oft enthält, nicht ſo empfindlich; ihn kann auch wohl das Komiſche eines leidenden oder ſchlechten Gegenſtandes ergötzen. Es iſt die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Unvollkommne, welches ihr als Beimiſchung unentbehrlich iſt, um der Freude dramatiſche Kraft und Wirkſamkeit zu verleihen, ſo viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komiſchen durch tragiſche Eindrücke zu erſetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt iſt. An Kraft fehlt es der komiſchen Kunſt im Anfange nicht, aber ſie iſt beleidigend; von dem einen weſentlichen Element des Komiſchen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält ſie weit mehr, als nöthig wäre zur Beimiſchung und als Träger der heitern Luſt und geiſtigen Freude. Für ihr roheres Publikum muß freilich das Schöne in ihren Werken über das Häßliche das Uebergewicht haben, ſonſt könnten ſie ihm nicht gefallen. Aber wenn der allgemeine Kunſtſinn ſich bildet, wenn der Verſtand und die Reizbarkeit des Publikums ſich verfeinern, ſo wird es die Werke, die es ehedem ſchön fand, nur beleidigend finden. Dieſe Rohigkeit aber, welche oft auch in praktiſcher Beziehung wahrhaft und reell unſittlich iſt, muß man ſich hüten, mit der künſtleriſchen Unſittlichkeit zu verwechſeln; dieſe iſt nichts als Mangel an Harmonie und geſetzlicher Ordnung im Ganzen, Zügelloſigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen ſollen, aus Uebergewicht der Sinnlichkeit. [*]

Man darf nicht glauben, daß die attiſche Volks-Komödie dadurch, daß ſie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die beſondre Sprache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit verloren habe, und zu einer bloßen Darſtellungsmanier und beſondern Charakteriſtik herabgeſunken ſei. Ueberhaupt widerſprechen ſich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchſte Individualität der Kunſt nicht; ſie muß vielmehr beide vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat ſie kein andres Publikum als die Menſchheit; mag ihr ſichtbares Publikum noch ſo beſtimmt und beſchränkt ſein, ſie hat es in ihm nur mit dem Menſchlichen, mit dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunſt, kann nicht zu individuell ſein, weil ſie dadurch immer an Verſtändlichkeit und wirkſamer Kraft gewinnt; die komiſche Muſe insbeſondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemählde, der Schauplatz, auf dem ihre Perſonen handeln ſollen, muß die lebendigſte Wirklichkeit und höchſte Individualität ſein.

---

[*] So iſt zum Beiſpiel Euripides nach jenem künſtleriſchen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unſittlicher Dichter; weil er gegen die ſtrenge Harmonie fehlt, als dem höchſten Geſetz erhabener Schönheit, und ſich ganz von der Leidenſchaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausſchweifende Muſik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in ſo vielen Stellen ſeiner Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktiſchen Lehren ſieht, iſt Euripides keineswegs ein unſittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, ſo gut die Alten ſie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

Noch ein andrer Fehler des Ariſtophanes, nicht gegen die Schönheit, ſondern gegen die Reinheit der Kunſt, erklärt ſich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältniſſen der attiſchen Komödie. Entweder mußten die Rechte der Kunſt durch die allgemein verbreitete Einſicht in die Würde ihrer Beſtimmung anerkannt werden, oder es kann der Komödie die Freiheit nur durch ein Inſtitut geſichert werden. So war es bei den Griechen; aber noch ehe ſie ſich aus ihrem fremdartigen Urſprunge zu reiner Poeſie entwickelte und völlig bildete, entartete ſie ſchon in perſönliche und politiſche Nebenabſichten. Die Satyre des Ariſtophanes iſt ſehr oft nicht poetiſch, ſondern perſönlich, und eben ſo demagogiſch als die Art, mit der er den Wünſchen und den Meinungen des Volks ſchmeichelt. Zügelloſigkeit hat zur natürlichen Folge Erſchlaffung, Mißbrauch der Freiheit, den Verluſt derſelben. Nach dieſem, welcher ſehr bald erfolgte, war der griechiſchen Komödie noch weit weniger möglich, was ſie ſelbſt während ihrer ſchönſten Blüthe und freieſten Regſamkeit nicht erreicht hat, das höchſte komiſche Schöne. Hätte die griechiſche Kunſt es auch erreicht, ſo hätte ſie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müſſen, wie das höchſte Schöne im Tragiſchen, welches ſie wirklich erreicht hat. Denn ſie war ein Erzeugniß des freien Kunſtvermögens; und im freien Laufe der ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Natur, iſt die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freie Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bei den Alten, ſondern Abſicht, ein gedachter Zweck und beſtimmter Verſtandesbegriff, das eigenthümliche Weſen und der beſtimmende Grund der menſchlichen Bildung iſt, wie unter uns; ſo wird ganz natürlich der Anfang zuerſt damit gemacht, den Menſchen zu zerſpalten, ſeine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit iſt alsdann im Stande, der Unverdrückung oder der Empörung; das Natürliche iſt ohne Bildung nicht ſchön, die Freude darf nicht frei ſein.

In andern Kunſtwerken iſt der Geiſt von ſeiner äußern Lage unabhängig; ſeine innere Freiheit kann ihm niemand rauben. Aber die komiſche Kunſt verlangt auch äußre Freiheit, kann ohne dieſe ſich nur bis zur Anmuth und geiſtreichen Feinheit, nie bis zum höchſten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verſtandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freien Leben der Natur auch im Gebiethe der Kunſt zurückkehrt und wieder endigt, wo ſie einſt angefangen hatte; wenn aus Geſetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunſt auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte ſicher, wenn jede geiſtige Kraft des Menſchen frei und doch der Mißbrauch der Freiheit unmöglich ſein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zuſatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komiſchen nothwendig iſt, an ſich genug dramatiſche Wirkſamkeit haben; die Komödie würde das vollkommenſte aller poetiſchen Kunſtwerke ſein, oder vielmehr an die Stelle des Komiſchen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmahl vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poeſie kann dieß gemeinſchaftliche Ziel nicht für ſich allein erreichen, aber ſie kann auch ohne fremde Hülfe ſich ihrem Ideal nähern. Das Schauſpiel muß ſo viel als möglich mit der dramatiſchen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkehren und ſich der Freiheit nähern. Wenn auf einem ſolchen Wege nur einige Schritte gethan ſind, ſo läßt ſich alles hoffen; und auf dieſem Wege giebt es keinen beſſern Wegweiſer, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechiſche Komödie. Sie iſt ein unübertreffliches Muſter ſchöner Fröhlichkeit, erhabener Freiheit, und komiſcher Kraft, bei allen Fehlern, die ſie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich ſchon entwickelt habe, wirft

---

*) Hier liegt die Ahnung jener Idee, welche ich in der Darſtellung der Literatur, bei Gelegenheit des Calderon, als chriſtliche Verklärung der erleuchteten Fantaſie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Weſen des romantiſchen Luſtſpiels beſteht.

man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeien ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen bis zur äußerſten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politiſchen Zwiſchenſpiel der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der Dichter und das Publikum zum Vorſchein. Der Anlaß liegt in den politiſchen Verhältniſſen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung ſcheint mir auch in der Natur der komiſchen Begeiſterung zu liegen. Dieſe Verletzung iſt nicht Ungeſchicklichkeit, ſondern beſonnener Muthwille, überſchäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht ſie vielmehr, denn vernichten kann ſie die Täuſchung doch nicht. Die höchſte Regſamkeit des Lebens muß wirken, muß zerſtören; findet ſie nichts außer ſich, ſo wendet ſie ſich zurück auf einen geliebten Gegenſtand, auf ſich ſelbſt, ihr eigen Werk; ſie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerſtören. In der Begeiſterung des poetiſchen Witzes ſchadet und ſtört es nicht, wenn die Täuſchung ſcheinbar vernichtet wird; weil das Weſentliche des Eindrucks einer ſolchen Darſtellung, nicht in dem geordneten Zuſammenhange dieſer und in der Täuſchung beſteht, ſondern in eben jener Begeiſterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieſer charakteriſtiſche Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchſte Freiheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geiſt dieſer dichteriſchen Dionyſosſpiele.

Dramatiſche Vollſtändigkeit iſt in der reinen Komödie, deren Beſtimmung öffentliche Darſtellung und deren beſtimmende Macht und leitendes Geſtirn der künſtleriſche und ſittliche Sinn der Menge iſt, nicht möglich; wenigſtens ſo lange nicht möglich, bis ſich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbſtthätigkeit im Menſchen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zuſatz von Schmerz, hinreicht, ſeinen Trieb aufs höchſte zu ſpannen. Bis dahin wird die komiſche Kunſt, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatiſche Darſtellung unnatürlich und unwirkſam iſt, das Schlechte und den Schmerz zu

Hülfe nehmen müſſen; bis dahin bleibt alſo auch der Erbfehler der komiſchen Kunſt und Wirkung, die unvermeidliche Luſt am Schlechten. Die reine Luſt iſt ſelten lächerlich, aber das Lächerliche, ſehr oft nichts andres als die Luſt am Schlechten, iſt weit wirkſamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie iſt, mit dem kleinſten Schmerz das höchſte Leben zu bewirken; ihr beſtes Mittel dazu iſt die Stellung, z. B. in einer überraſchenden Plötzlichkeit der Gegenſätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat ſie noch nicht allen Zuſatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch, nach der Meinung faſt aller Philoſophen, Unvollkommenheit ein weſentlicher Beſtandtheil des Lächerlichen in der Natur iſt, welchem das Komiſche in der Kunſt entſpricht. Geiſtige Freude iſt rein und ruhig: eine Freude aber, die ſo heftig, unruhig, vermiſcht iſt, wie die, welche das Komiſche bewirkt, iſt höchſt ſinnlich. Sie erzeugt einen Rauſch des Lebens, welcher den Geiſt mit ſich fortreißt; und Schönheiten, welche die Selbſtthätigkeit zu ſehr in Anſpruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte urſachliche Verknüpfung, die innere dramatiſche Nothwendigkeit und Vollſtändigkeit, ſind viel zu ſchwerfällig für einen leichten zerſtreuenden Rauſch; und der Genuß der Harmonie erfordert Beſonnenheit, Beiſammenſein der ganzen Seele. Vollkommne tragiſche Ganze, oder auch wohl epiſche und philoſophiſche Ganze im dramatiſchen Gewande, welche mit allen Reizen des Komiſchen geſchmückt ſind, ſind gar nicht ſelten; aber ich zweifle, daß ſich ein vollkommnes dramatiſches Kunſtwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetiſch, und zwar nicht tragiſch, ſondern reinkomiſch wäre. Dieſe Aufgabe kann nur dadurch gelöst werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poeſie des Witzes in der Fülle ihrer Begeiſterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichteriſchen Dionyſosſpielen des Ariſtophanes, und den Unzuſammenhang der kühnſten Fantaſie ſelbſt an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zuſammenhanges ſetzt.

Nachdem die griechiſche Komödie nicht mehr frei, die komiſche Kraft und Begeiſterung der alten Dionyſoskunſt erloſchen war, die, wenn ſie noch vorhanden geweſen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus Sittenloſigkeit Erſchlaffung entſtanden war, nachdem ferner die dramatiſche Kunſt, die Sprache der Poeſie, der Philoſophie, und des geſelligen Lebens, auch das geſellige Leben ſelbſt die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entſtand die neuere griechiſche Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freiheit und ohne komiſche Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komiſchen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geſchieht, mehr oder minder durch tragiſche Eindrücke erſetzt; die Tragödie ſelbſt war damahls auch ſchon im Verfall, und die neue Miſchung mußte beide erſetzen. Von der Tragödie entlehnte ſie die ſanfte Wärme der Leidenſchaft, welche ſich oft dem tragiſchen Ernſt nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatiſchen Kunſt, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer ſchöngeordneten vollſtändigen Handlung zu ſpannen. Der Ausbildung und Verſchönerung dieſer neuen Gattung war vieles ſehr günſtig; die attiſche Geiſtesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und ſelbſt die übergebliebenen Erinnerungen der ehemahligen Freiheit; aber auf der andern Seite ſetzte der herrſchende Sinn, welcher ſchon ſehr verderbt war, der Kunſt enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bei einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht ſo erſchlafft iſt, oder wo es überhaupt die Kunſt nicht leitet, kann der dichteriſche Geiſt im gemiſchten Drama ſich ohne Zweifel weit höher ſchwingen. Im Stoff der neuern griechiſchen Komödie herrſcht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die ſittliche Anmuth des Menander war das höchſte, was der damahlige Sinn noch zu faſſen fähig war. Aber dieſer Dichter liebte die Philoſophie, und bildete eine Ausnahme; ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen ſie ihre eigne erſchlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einſchmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieſer Miſchung der Tragödie und der Komödie zu unterſuchen, ſie mit den Geſetzen der Schönheit und der Kunſt zu vergleichen, und die Frage zu entſcheiden, ob die Reinheit des Tragiſchen und des Komiſchen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit iſt oder nicht; das iſt eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebieth der claſſiſchen Dichtkunſt aber hat die Kunſtgeſchichte der Alten hier ſchon entſchieden, indem alle großen, höchſten und eigenthümlichſten Erſcheinungen und Hervorbringungen der Poeſie in die Epoche der Trennung beider Gattungen fallen; die Periode der Miſchung aber nur einen ſchwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komiſchen wie im Tragiſchen bildet.

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poeſie ſind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo ſie ſich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geiſt hat ſich nach den Naturgeſetzen der Metempſychoſe, welche auch im Reiche der Kunſt gilt, in andre Geſtalten verloren, oder er iſt der Erde gen Olymp entflohen, wie einſt die himmliſchen Geſpielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eiſernen Zeit. Andern Gebilden der Kunſt ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entſproßte dem Stamm, der ſchon verdorrt ſchien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächſt dem Epos hat ſich dieſe Metamorphoſe der ſich ſelbſt verjüngenden Poeſie nirgends ſchöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildſamkeit dieſer vielgeſtalteten Dichtart, daß ſie ſeit ihrem Entſtehen faſt nie aufgehört hat zu blühen, und daß ſie auch noch, nachdem ſo viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geiſt der feinſten und edelſten Bildung athmete, und das Schönſte und Reizendſte, was das Leben und die Kunſt dieſes Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meiſter und erſten Künſtler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht ſelten, und eine Geſchichte der griechiſchen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poeſie nicht nennen dürfen.

Ja ſo allgemein iſt ihr Charakter, ſo weltbürgerlich ihre Geſinnung, daß ſie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verſchmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja ſogar aus dem ſüdlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieſer Kunſtart den Griechen näher gekommen zu ſein, und ſind ihren Vorbildern hier wenigſtens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutſchen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derſelben nachgebildet, und ein eben ſo großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu ſeinen frühern ſchönen Lorbern auch den Nahmen eines Wiederherſtellers der alten Elegie geſellt.

Sie iſt nun nicht mehr bloß eine ſchöne Antiquität; ſie iſt auch hier einheimiſch, und lebt unter uns. Wer mag es alſo noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch ſo mannichfaltige und neue Entwicklung ſei der Elegie verſagt, und ſich in Vermuthungen über die verſchiedenen Metamorphoſen und Beſtimmungen verlöre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahnungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und müſſen, ſo iſt es doch ſicherer, ſich vorzüglich an dieſe ſelbſt zu halten, und nur die Geſtalt eines jeden Kunſtgebildes gleichſam vor unſern Augen werden und wachſen zu ſehen. Auch iſt es hier dem Gegenſtande ſelbſt gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber ſie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunſtgeſchichte ähnelt bei dieſer Dichtart der Stimmung des Künſtlers ſelbſt. Man möchte ſagen, es ſei etwas Elegiſches bei den Bruchſtücken der alten Poeſie mit ſtiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechſelnden Geſchlechter der Poeſie mit heiterm Ernſt zu betrachten, wie ſie entſtehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabei fühlt oder denkt, zu ſagen, ſie zu uns und uns zu ihr zu verſetzen.

Es iſt wohlthätig, nach der großen Ausſicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poeſie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beſchränken, ſich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geſchichte einzugehen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, beſonders wenn die Art ſelbſt ſo mannichfaltig und umfaſſend iſt, wie dieſe.

Da die Natur der elegiſchen Dichtart ſo ganz hiſtoriſch iſt, und ihr Weſen nur in dem Stufengange der Kunſtgeſchichte künſtleriſch richtig aufgefaßt werden kann, ſo ſcheint es beinah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geſchichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch ſcheint das Weſen der Elegie in klagende Empfindſamkeit zu ſetzen, welche in dem weiten und mannichfachen Gebieth der alten nur eine ſehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine ſchöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verſtand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweiſe Klaggeſänge, beſonders über verſtorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht ſelbſt die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt! Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, ſinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur ſittlicher und über die ſittlichen Verhältniſſe natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muſe der ſpätern Elegie aber, welche die ſonſt das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchſten ſchätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, iſt die befriedigte Sehnſucht, die glückliche Liebe. Sie iſt ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenſchaft; nachläſſig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöſt, wie ſie iſt, liebt ſie erotiſche Tändeleien und verirrt auch wohl in ganz ſinnliche Schilderungen.

Die Bruchſtücke dieſes letzten Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächſt eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, weil ſie der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkte aus, die Ausſicht auf die ältere griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwege auszuweichen und zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das wunderſchöne Bruchſtück des Hermeſianax.

Wir bemerken zuerſt ein Bruchſtück des Phanoklés von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieſes Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten: eine mythiſche Elegie von den berühmten Junglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen: eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer zärtlich begeiſterten Freundſchaft und Liebe auf das männliche Geſchlecht und ſchöne Jünglinge, wie ſie ſich auch in den Liedern des Anakreon, in den Oden des Horaz, ja ſelbſt in den Dialogen des Plato und anderer Sokratiker findet, und ſelbſt in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem ſchönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bei reineren Sitten oft nur eine untadliche, platoniſch begeiſterte Freundſchaft zwiſchen Männern darunter verſtanden und gemeint iſt, und es oft auch nur Poeſie und zur Gewohnheit gewordne übliche dichteriſche Redeform war, ohne daß ein ſtrafbares Verhältniß wirklich und im Ernſt vorhanden geweſen wäre. Dieſes darf man bei manchen Anſpielungen in den Werken der Alten nicht uberſehen, um ihre Mythologie und Kunſt ungetrübt durch dieſe Störung aufzufaſſen; wo indeſſen die ſchreckliche Verirrung und Unnatur des ſinnlichen Triebes ſichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freilich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetiſche Erklärung weg.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
  Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmahls ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
  Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.

Sondern im Geiſte geheim, ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beide zuſammen genetzt ſchwommen von bläulicher Fluth.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leier Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkys ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem wallet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattin, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mords.
Alſo zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erſchlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welche an ihm ſie verübt. *)

Die ſchöne Einfachheit, welche dieſes Bruchſtück unterſcheidet, ſcheint ihm Anſprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indeſſen kann die Zeit, wann Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, ſo würde ihm doch ſchon der in dem Bruchſtücke vom Orpheus ſichtbare Hang, alte Sitten ſinnreich durch alte ſeiner Abſicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeſchmiegte Sagen zu erklären, ſeine Stelle in der Periode der elegiſchen Kunſt anweiſen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des ſchönen Alterthums waren, und wo die erotiſche Poeſie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenſchaft des

---

*) Ueberſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Dichters ſelbſt, durch eine gebildete Darſtellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Anſicht verwandelte, und die Geſtalten der Vorwelt mit dem Geiſt der reizendſten Liebesdichtung neu beſeelte.

Ueber das Bruchſtuck des Hermeſianax. Die griechiſche Poeſie hat einen entſchiedenen und urſprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verſchmelzen. Auch wenn ſie, um ſich zu vervielfältigen, ſich in beſtimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollſtändigen Beſtimmung beſchränkt, weiß ſie durch Abſchweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythiſchen Dichterwelt zu offenbaren. Sie ſpielt wenigſtens in Bildern, Beziehungen, Gleichniſſen und Beiſpielen in die angränzenden Gebiethe hinüber, und erhebt ſich uber die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Geſetz ihrer einmahl angenommenen Eigenthümlichkeit im mindeſten untreu zu werden, weil ſie ſich das Fremdartigſte zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und ſich anzueignen ſtrebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beſchreibungen und Gleichniſſe aus der lebendigſten Gegenwart der Natur; und ſo liebt die leidenſchaftliche Elegie mythiſche Beiſpiele auszuwählen, und in ſchöne Kränze zu flechten. Sie ſpart die Blumen nicht und liebt auch hier den geſchwätzigen Ueberfluß, wie die weiche Empfindung ſelbſt, deren ſchöner Ausdruck ſie ſein will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es ſich noch ſo ſorglos im Luſtwandeln zu verirren ſcheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Epiſode genannt werden.

Auf dieſem Wege hatte ſich auch die klagende und tröſtende Elegie des Antimachos über den Tod ſeiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchſtücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf ſeine geliebte Nanno ſehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weiſe führt Hermeſianax in dieſem merkwürdigen elegiſchen Bruchſtucke, ſeiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung ſeiner Elegien in drei Büchern benannt ward, das Beiſpiel der größten Dichter und Denker in der einfachſten Ordnung an, indem er das Schönſte und Eigenthümlichſte von dem, was die Poeſie oder die Geſchichte über die berühmteſten Leidenſchaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutſam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geiſt und Dichtung, die gedrängt iſt, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das ſchöne Bruchſtück dem Liebhaber der Poeſie und des ſchönen durch ſeine unbeſchreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geſchichte durch die Menge von geſchichtlichen Anſpielungen und Andeutungen iſt, ſo merkwürdig iſt es denen, welche die Kunſt üben, die ſchriftlichen Denkmahle und Bruchſtucke des claſſiſchen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch ſeine Verdorbenheit; daher auch die größten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, ſich große Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzuſtellen, die zweifelhaften aber durch eine beſſere Auslegung der oft räthſelvollen Anſpielungen geſchichtlich zu deuten und verſtändlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll iſt dieſe zierliche Rhapſodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem ſchnellſten Sinn bei vertrauter Bekanntſchaft mit dem behandelten Stoff ſchwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beim erſten Eindruck alle Feinheiten des Künſtlers wahrzunehmen. Seiner Abſicht gemäß, die unwiderſtehliche Macht der zärtlichen Sehnſucht durch große und ſchöne Beiſpiele zu offenbaren, umfaßt er gleichſam alle Zeitalter der Bildung und der Geſchichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Myſterien, den dichtenden Prieſtern der grauen Vorzeit, bis zu ſeinem Freunde und Zeitgenoſſen, dem alſo ſchon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeierten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neueren

Komödie ihr Daſein verdankt, die auch als erſte oder zweite Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; endlich die Werke der Dichter ſelbſt, wie bei Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gleichen Kunſtart näher waren und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſonderer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bei Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben: ſo auch beim Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung abfaßte, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück, den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galathea und ſich ſelbſt als Odyſſeus darſtellte. Ueberhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freilich nicht ſo durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmliſcher Reinheit, in das Gebieth des Geiſtigen geſteigert war, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bei gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bei den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt: und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie Theano, die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künſten der Verführung die berühmteſte war, in gewiſſem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beiſpiel beim Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beim Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Geſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm dieſer Dichter zu glänzend war, um in dieſer Auswahl der berühmteſten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt in dieſer ganzen Dichtung und reichen Blumenleſe erotiſcher Züge und Anſpielungen aus dem ganzen mythiſchen und geſchichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bei dem zarten erotiſchen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger geiſtreichen Feinheit hervorgeht, muß freilich für die zum Theil verloren gehen, welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bei der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlichen Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angeborner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frei; aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem achten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſein, wie das mitausdruckende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, die ſich in Beiſpielen, epiſodiſchen Beſchreibungen, Bildern und Gleichniſſen entfaltet und kund giebt, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden. Die Bedeutſamkeit, geſetzliche

Freiheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgeſtaltung, durch die, was uns ſchon bekannt war, nun wieder neu erſcheint, ſind Eigenſchaften, die jedes Gleichniß, Beiſpiel oder Bild beſitzen muß, ohne Rückſicht auf das Einzelne und die beſondre Art. Aus dieſem Geſichtspunkte hat das Bruchſtück des Hermeſianax noch außer ſeiner elegiſchen Vortrefflichkeit eine gleichſam eigenthümliche und ſelbſtſtändigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetiſchen Mahlerei durfte dieſe Reihe kleiner Kunſtwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beſchreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektoniſcher Feſtigkeit wie für die Ewigkeit daſtehen; wenn in der pindariſchen Poeſie oft eine hohe Geſtalt von einfachen und allgemeinen Zügen ſanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu ſchweben ſcheint: ſo möchte man dieſe Bilder des Hermeſianax an ſorgloſer Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geſchnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieſes iſt der Sprache und auch durch eine gewiſſe Vorliebe für gymnaſtiſche Bilder zum doriſchen Styl ſich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Feſt von der Gattung beſtimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgeſtellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutſamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimniſſe: welche Feſte der Natur nur eines Geſchlechts, Alters oder Standes angemeſſen, und im Vergleich mit den großen Volksverſammlungen und Kampfſpielen, wo jeder freie Hellene ſeine Kraft und Geſchicklichkeit verſuchen und beweiſen durfte und ſollte, ſehr eng umſchränkt waren: ſo eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit beſtand. Wenn an dem Feſte ſelbſt, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelſtem Geſchlecht einer doriſchen Stadt von altem Glanz alles ſo entſprach, wie in dieſem elegiſchen Feſtgeſange des ſinnreichen und gelehrten Kallimachos, ſo war es in ſeiner Art wohl ſchön, und entſprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieſes Orts und dieſer Veranlaſſung verſchönernd in Erinnerung zu bringen und in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn ſchon die Richtung des Ganzen an beſtimmte Perſonen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters dieſen elegiſchen Hymnus, der von allen epiſchen des Kallimachos von Grund aus und ſehr weit verſchieden iſt, der lyriſchen Gattung, auch nach allgemeineren noch nicht durch die Strenge der ſcheidenden Kunſt beſtimmten Begriffen von derſelben, aneignet; ſo könnte eine Geſchichte, welche ein ſo ſeltſames Gemiſch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Abſicht enthält, für die Elegie, welche ſo gern mit ſtreitenden Empfindungen ſpielt, und Widerſprüche verkettet, ein ſehr angemeſſener und glücklicher Stoff ſcheinen. In jedem Fall wäre die Vorausſetzung, die Beſchaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poeſie der Natur des Ganzen ſo genau und tief entſpricht, könne bei einem ſo abſichtsvollen Künſtler zufällig ſein und von keiner Bedeutung, durchaus geſchichtswidrig.

Vergleicht man dieſe Elegie des Kallimachos mit dem Bruchſtücke des Hermeſianax, ſo kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob dieſe Sonderbarkeit des Kunſturtheils der Alten eben ſo natürlich und nothwendig war, wie das verſchiedene Vorziehen der Ilias und der Odyſſee bei den Alten und bei den Neuern, müſſen wir nur kurz erinnern; daß dieſer elegiſche Hymnus des Kallimachos wie ſeine elegiſchen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in ſeiner geſammten Poeſie bildete, und daß wir nur aus ſeinen erotiſchen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den beſten in dieſer Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überſtrömende Philetas leidenſchaftlicher, antithetiſcher, ja ſogar gefeilter ſein, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermeſianax nie erreicht haben wird.

Ueber das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poeſie aufgehört hatten, zeigte ſich die neue zierliche Kunſt gelehrter Dichter in mancherlei geiſtreichen Verſuchen neu erſonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der ſpätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigſten und berühmteſten Ueberbleibſel erwähnt haben.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher kleineren dichteriſchen Erzeugniſſe wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhenden Zuſammenhange, im Ganzen der geſchilderten Lebensweiſe und Natur, oder des geſelligen Kreiſes, denen ſie angehören, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen ſeiner Anſicht; und dieſe innere Gefühls-Einheit iſt ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengeſetzt, und eben das unterſcheidende Merkmahl der lyriſchen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darſtellung iſt die Liebe und die eigne Geſtalt, die ſie in jedem annimmt. Daher der urſprünglich erotiſche Geiſt des Idylls, und da dieſes nicht bloß Selbſtbetrachtungen oder freundſchaftlich dialogiſche Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyriſchen Gattung, ſondern kleine liebliche Darſtellungen, ſo iſt ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemeſſen und beinah weſentlich: ſo daß ſogar Helden und Götter, die ſie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinſel nun auch einen bukoliſchen Anſtrich bekommen.

Der älteſte unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beſte Dichter der idylliſchen Gattung war Bion. Von ihm iſt das unvergleichliche Bruchſtück aus der Liebesgeſchichte des Achilles und der Deidamia; dieſes mag allein hinreichend ſcheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgeſpräch dürfte gleichfalls von ihm ſein; es ſteht mit ſeiner naiven Anmuth in der ſchönſten Mitte zwiſchen der unverſchönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beim Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt ſich in dem gemeſſen wechſelnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibſel, die glaubwürdig mit Bions Nahmen auf uns gekommen ſind, athmen eine ſüße Innigkeit, ſind überaus lieblich und liebevoll. Derſelbe Geiſt lebte allem Anſchein nach in ſeinen andern Gedichten, die nun verloren ſind. Sie gehören zu denen, die mit den Geſängen der Sappho auf Anſtiften der Geiſtlichen zu Conſtantinopel wegen ihres allzu erotiſchen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, iſt der berühmteſte ſeiner Gattung geworden. Er gefällt ſich am meiſten in kräftiger Darſtellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er ſuchte weit mehr das Lokale, wobei ihn Sophrons Mimen begünſtigten, deren Nachahmung für ſeine Manier entſcheidend geweſen ſein mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unſchuldigen Natur liegt, welche er darſtellt, und nicht in der Art, wie er darſtellt, könnte es bei dem erſten unreifen Nachdenken ſcheinen, Theokritos ſei der ältere, hie und da noch harte und herbe Künſtler ſeiner Gattung. Forſcht man weiter, ſo ſieht man wohl, wie das allgemeine Geſetz der natürlichen Kunſtentwicklung für die künſtliche Bildung der gelehrten Epoche helleniſcher Poeſie hier noch eine nähere Beſtimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr, den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu ſehen, da ja auch in der Elegie dieſes Zeitalters Hermeſianax, deſſen ſeine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freilich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entſcheidung der Kritiker, den claſſiſchen Gipfel ſeiner Gattung zuſprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moſchos ſteht, in zwei Handſchriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beigelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt geleſen worden. Der Scholiaſt meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen ſei Moſchos ſein Nahme geweſen, Theokritos „der Gottgewählte“ aber ſein Beinahme. So durfte alſo wohl der bukoliſche Moſchos mit dem Theokritos Eine Perſon, und er von dieſem nur durch ein Mißverſtändniß abgeſondert worden ſein, welchem die Exiſtenz eines andern nicht ſehr viel ſpätern Moſchos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung ſchon Statt findet, ein Schüler des Ariſtarchos war, und alſo doch nicht Zeitgenoſſe des Philetas und Verfaſſer des Gedichts auf Bion ſein konnte. In den Lebensumſtänden ſpricht nichts dagegen, und es begreift ſich, warum auch Moſchos ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beigelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wiſſen, daß er ſich in manchen andern Arten verſucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner gewöhnlichen bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiedenen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bei einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel Fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meinung beiſtimme, welche die drei in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der epiſchen Poeſie in dem Abſchnitt von dem mittl'ren Epos angegeben. Ich wage es bei der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunſtgeſchichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſein: es iſt augenſcheinlich ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Bacchantinnen, Bruchſtück eines epiſchen Gedichts ſein. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 76ſte—100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἀΐτης und Παιδικά überſchrieben ſind; doch geben mir dieſe zu keiner ſo beſtimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung ſo beſchaffen iſt, darf es nicht überflüſſig und muß ſehr erlaubt ſcheinen, manche Stücke derſelben von neuem zu prüfen, ob ſie auch dem Theokritos angehören, und ob ſich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobei der erotiſche Geiſt des letzten und der mimiſche des erſteren, die feſten Punkte ſind, welche die Unterſuchung leiten müſſen.

* * *

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern. 1794.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den ſittlichen Zuſtand der griechiſchen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetſten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechiſchen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es ſich allmählig bildete, vollendete und wieder ausgeartet iſt. Wem indeſſen einfache Natur und beſcheidne Schönheit nicht genugen, der wird weder die Charaktere, noch die poetiſche Darſtellung derſelben ſehr anziehend finden. Beide ſind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroiſchen Zeitalter, von deſſen Sitten uns die homeriſchen Gedichte ein ſo reichhaltiges, und beinahe vollſtändiges Gemählde geben, war das weibliche Geſchlecht in einer weniger günſtigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größeren Spielraum, zu wirken und ſich zu entwickeln. Auf Abentheuern und in faſt unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in ſich ſelbſt Hülfe zu ſuchen, und ſo erlangte er Kühnheit, ſchnelle Erfindungskraft, Selbſtſtändigkeit und Zuverſicht. Die älteſten, tapferſten und reichſten Männer einer kleinen Völkerſchaft berathſchlagten gemeinſchaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verſtand und das ſittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Feſten wurde durch

Muſik und Poeſie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten ſeine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit umhüllten. Gemeinſchaftliche Freude war der Keim, aus dem ſich die Blume ſchöner Geſelligkeit bald entfalten ſollte. Den Frauen fehlten alle dieſe Veranlaſſungen zur Bildung; ſelbſt vom Umgange und der Geſelligkeit mehr entfernt, waren ſie auf das häusliche Leben beſchränkt. Unterdrückung und Geringſchätzung brachten das weibliche Geſchlecht dahin, zu entarten, und dieſe Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geiſt edel erhoben wird, ſo ſinkt ſie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt ſich ſo mancher auffallende Zug im Homer und beſonders im Heſiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts und Mißtrauen gegen dasſelbe ſchon in dieſem Zeitalter beinahe allgemeine Denkart war; denn in der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfaſſung der alten heroiſchen Zeit ſchon völlig entartet. Die homeriſchen Helden ſcheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wiſſen, als Jugend, Reize, Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verſtändigkeit; denn ſo kann man vielleicht am beſten einen ſehr unbeſtimmten Ausdruck des Dichters überſetzen, mit welchem er aber mehr Abweſenheit großer Thorheiten und Laſter, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenſchaften des Gemüths zu bezeichnen ſcheint. Er iſt ſo reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerſt ſelten aber redet er ſo von ſeinen Heldinnen? Am beſten kann man ſich von der Ueberlegenheit des männlichen Geſchlechts über das weibliche ſchon in dieſem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundſchaft desſelben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargeſtellt hat, mit der Freundſchaft des Achilles und Patroklus! Es iſt dieſes auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, ſondern es iſt Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden ſich einzelne ſchöne Zuge vom Gegentheil, im Ganzen aber iſt die Frauen-Liebe der homeriſchen Helden nichts als eigennützige Sinnlichkeit und daneben Geringſchätzung; ſie reden von ihren Geliebten nicht ſelten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur ubertreibe man dieſe Vorſtellung nicht, und vergeſſe nicht, daß dieß nicht bloß die herrſchende Denkart in einem noch rohen Zuſtande menſchlicher Entwicklung, ſondern daß es auch die der Sittenverderbtheit iſt! Der Geiſt der weiblichen Liebe war im Ganzen in dieſem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroiſche Freundſchaft hingegen iſt die ſchönſte Vermählung männlicher und kriegeriſcher Größe und zarten Gefühls. Sie iſt die edelſte Frucht dieſes Zeitalters, und ſo ſehr Charakter desſelben, daß ſchon aus dem Dunkel der älteſten Sagen, die Helden uns paarweiſe entgegen ſtrahlen, Kaſtor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theſeus und Pirithous. Alle hervorſtechenden Helden der Iliade ſind von einem tapfern Genoſſen freundlich begleitet. Daß ſolche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig ſind, liegt ſchon in der Natur der Sache; wie edel und zart ſie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlaſſen in der Freundſchaft des Achilles und Patroklus.

Die homeriſche Poeſie iſt nicht ſowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; ſo wie dieſe ſelbſt in der Wirklichkeit damahls, ſo iſt auch der Dichter, als wahrhafter Wiederſchein ſeiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich naher, als in weiblichen. In dieſen finden ſich nicht ſelten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, beſonders an ſeinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unſern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank ſchlägt, ihr die Hände zuſammen hält, und Köcher und Pfeile ums Geſicht wirft, ſie bitter verhöhnend. Es iſt aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schone ſchüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieſer ſie lächelnd tröſtet, ihr ſagt, daß nicht Krieg und Streit, ſondern die Werke der Liebe ihr Amt ſeien. Es iſt nicht lobenswerth, und beleidigt das ſittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida ſitzend, den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg ſendet, durch heuchleriſche Liebkoſungen abſichtlich in ihre Arme lockt, und dann ſchlau den Augenblick ſeiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg zu entreißen. Bei ſolchen Zügen und Scenen, welche Götzinnen zugeſchrieben und in die Götterwelt verlegt ſind, könnte man wohl leicht durch die ſymboliſche Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was ſonſt dem feineren Sinn rauh auffällt; aber es ſindet ſich Aehnliches auch in der Menſchenwelt und dem Sittengemählde der heroiſchen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerlei Künſte Geſchenke abzulocken weiß, erſcheint faſt nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der ſie ſich noch ihrer Klugheit rühmt. Um ſo mehr ſieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal dieſe ganze Heldennatur noch war.

Es ſinden ſich aber auch ſehr ſchöne weibliche Charakterſchilderungen und Züge in dieſem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen ſind ſelten edel, doch wenn ſie es ſind, ſo ſind ſie dann um ſo mehr hinreißend. Eben weil ihr Weſen ſo ganz beſchränkt und ihr Charakter ſich ſelbſt überlaſſen war, ſo iſt der kleinſte zarte oder ſchöne Zug, den wir hier ſinden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entſprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend iſt freie Natur, ihre Einfalt iſt vollkommen, und bezaubernd dieſe ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier iſt keine durch Bildung zerſtörte Weiblichkeit! Die ungewiſſe Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menſchen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenſchilderung Homers bemerken wollen, er ſtelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man ſich geneigt, dieß zu glauben bei dem Abſchiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abſchied von ſeiner Gemahlin, und von ſeinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend iſt die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der beſondere Zug ſo natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet ſich vor dem Helmbuſch des Vaters, und flieht ſchüchtern in den Schoos ſeiner Amme. Der Vater entwaffnet ſich, nimmt ihn, ſpielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden beider Herzen des Helden ſelbſt, wie ſeiner edlen Gemahlin getroffen und begegnen ſich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unausſprechlich ſchöner Miſchung, und ergießen ſich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor beſtimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bei ſeinem Tode ſind ſo wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenſchaft beim Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenſchaftlicher Darſtellungen ſind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen iſt die Zartheit, mit der er oft die feinſten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leiſeſten Laut der Natur verſtanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verſtandne andeutet. Der weibliche Charakter wird ſo oft nicht verſtanden, eben weil es die ſchöne Natur des Weibes iſt, ſeine Seele, zu verhüllen, wie ſeine Reize; ſelbſt die offenſte weibliche Hingebung iſt noch ſcheu und zart. Aus dieſem Hange und dem Unbewußtſein der Unſchuld entſpringt eben jene ſittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nauſikaa durch den Zuſatz von Verſtändigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben iſt. Der irrende Odyſſeus iſt von dem ſtürmiſchen Meere erſchöpft und hülflos, an eine fremde Inſel ausgeworfen. Er bereitet ſich für die rauhe Nacht ein armſeliges Lager im Walde, und ſo verläßt ihn der Dichter. Dieſe Inſel bewohnte ein glückliches, gaſtfreies Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Feſten ihr Daſein leicht und fröhlich verſcherzen. Die Tochter des Königs, Nauſikaa iſt nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäſche ans Ufer des Meeres gefahren, wie ſie ihrem Vater ſagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte ſie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine ſchöne reinliche Ausſteuer. Sie iſt am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beſchäftigt: ihr Geräuſch weckt den Odyſſeus, er nähert ſich ihnen, ihre Geſpielinnen fliehen bei ſeinem Anblick ſchüchtern zurück, ſie allein bleibt mit unbefangener Zuverſicht. Er fleht ſie um Hülfe an, und erſcheint ihr wohlgefallend; ſie räth und hilft ihm, wie ſie kann. In allem, was Nauſikaa ſagt, und in ihrem ganzen Benehmen iſt die ſchönſte Miſchung von Offenheit und Furchtſamkeit, von ſich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an ſich zu denken, und um ſich zu wiſſen, ohne die geringſte Abſicht, handelt ſie nach dem reinen Eindrucke auf ein unſchuldiges Herz.

Homer iſt überhaupt ſehr reich und abwechſelnd an Charakteren; der Geiſt und die ganze Art ſeiner weiblichen Charaktere iſt im Allgemeinen ſchon durch das vorhergehende hinlänglich beſtimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher beſtimmt, durch die Stelle, welchen dieſer im Gedichte und in dem Ganzen deſſelben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergeſſen, daß der Dichter die Erforderniſſe dieſer einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umriſſe der Sage nicht ändern darf, und daß er alſo nicht ganz frei iſt, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich ſeine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in dieſen Gränzen frei zu ſein weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die ſittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, welche durch die Kunſt und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöſt iſt. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verlieren; ſie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verſtecken; er hat es nicht beſchönigt, und auch nicht verſchleiert, und dennoch beleidigt ſie nie unſer Gefühl. Sie iſt ganz, wie ſie ſein muß, um unſre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen iſt getheilt; ſie kann von den alten Freunden nicht laſſen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue iſt mit ſo wunderbarer Schonung behandelt, daß ſie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, ſondern gerade dadurch unſre ganze Theilnahme und Rührung erregt. Wie ſchön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bei dem Anblick des geſammten griechiſchen Heeres! Die trojaniſchen Greiſe ſchauen eben dorthin, ſitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu ſich, und fragt nach dem Nahmen, Geſchlecht, Charakter und den Thaten dieſes und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter ſie tritt, erregt ihre Schönheit das Erſtaunen der ehrlichen Greiſe. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen ſie, und daran ſei Helena Schuld; aber ſie ſei auch ſchön, wie eine Göttin, es verlohne ſich ihr Beſitz des großen Kampfes. In dieſem Zuge liegt eine Spur von der beinahe gränzenloſen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit ſo natürlich und gleichſam eingeboren iſt, und überall in das Sagenhafte hinüberſchreitet.

Man erinnert ſich hiebei an die Nymphe Kalypſo, und die Zauberin Circe, die den Odyſſeus auf ſeiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe feſſeln. Es ſcheint nicht ohne Bedeutung, daß beide übermenſchliche Weſen ſind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe ſtärker als alle irdiſche Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magiſcher Art ſind, wie es ſich an dieſen mährchenhaften Weſen zeigt. Noch ſchöner aber und ſinnvoll für das Gefühl des Menſchlichen erſcheint es dagegen, daß Odyſſeus in den Armen der Göttin Kalypſo nicht zufrieden, und nicht glücklich iſt, und ſich nach ſeiner ſterblichen Genoſſin, Penelope, ſehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unſterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felſenufer ſitzend, ſchaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach ſeiner geliebten Heimath. Dieſe geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schickſalen und Wundern des Odyſſeus erſt einen umgränzenden Hintergrund, gleichſam einen heimathlichen Boden, worauf ſie ruhen. Sie geben dem Gedichte Beſtandheit und Zuſammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Herd, und die reizenden Wunder und anziehendſten Gefahren des umherirrenden Helden leihen ſich gegenſeitig die ſchönſten Reize. Die Sehnſucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Beſitz ſeines Hauſes und ſeiner Penelope zurück. Der Charakter derſelben beſteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorſorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verſtändige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der ſie lebt, ſo wie dieſe nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldenſitten.

Die lyriſche Dichtkunſt der Griechen, welche erſt nach der epiſchen zur Blüthe gelangte, war die Aeußerung feſtlicher Freude oft auch die Götterſprache einer ſchönen Liebe. Selbſt der erhabene Pindaros beſingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden dieſen einzelnen Zug lyriſcher Anmuth und Schönheit keine vollſtändigen Charakterſchilderungen.

So wie Homer ganz Natur iſt, ſo iſt die attiſche Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die ſittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechiſche Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen lernen. Wir dürfen aber dabei den wichtigen Unterſchied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergeſſen. Nur im zweiten Styl der Tragödie ſind beide in Harmonie, das höchſte und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne ſittliche Güte Statt finden. In dem erſten und dritten Styl aber finden wir zwiſchen beiden nicht ſelten den ſchneidendſten Widerſpruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeſchylus ſind, wie ſeine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, iſt nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnäſtra; er iſt ſchrecklich und ſchauderhaft. In dem Trauerſpiele Agamemnon ermordet ſie ihren von Troja ſiegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage ſeiner Rückkehr. Ihre Beweggründe ſind Rache für die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eiferſucht über die Kaſſandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegiſthus, und Herrſchſucht. Die überlegne Kraft, mit welcher ſie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, ſondern auch erträgt, machen ſie zu einer großen heroiſchen Verbrecherin. Zwar iſt das Weib in ihr vertilgt; nachdem ſie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchleriſch empfangen und in das

Netz gelockt hat, zückt ſie ſelbſt das Schwert. Ruhig und kühn offenbart ſie ihre That, wie ſie iſt, ohne ſie zu verſchleiern. Aber ſie iſt wenigſtens menſchlich geblieben; ſie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegiſthus. In dem darauf folgenden Stücke derſelben tragiſchen Trilogie kehrt der verſtoßne Sohn Oreſtes, der von frühſter Kindheit an verbannt war, weil ſie ſeine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väterliche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet ſie und ihren neuen Gemahl Aegiſthus. Auch in dieſer Tragödie hat der Dichter ihre ſchreckliche Größe mit mächtiger Hand dargeſtellt. Die ſtärkſte Stelle des Stücks iſt das erſchütternde Flehen der knienden Mutter vor dem raſenden Sohne, der ſchon das Schwert ſchwingt, um ſeinen Vater zu rächen. Vom Apollo geſandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachluſt entflammt und überwältigt, ſtürzt er ſinnlos in die ſchreckliche That. Umſonſt iſt das mütterliche Flehen! Aber kaum iſt es vollbracht, ſo erſcheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und ſchrecklicher dringen ſie auf ihn und faſſen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeſchylus ſind nicht ſo vollſtändig ausgeführt, es ſind nur einzelne große Umriſſe, wie die erhabene Weiſſagung der ſterbenden Kaſſandra, die königliche Würde der Atoſſa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht ſind wir mit den weiblichen Charakteren dieſes Dichters nicht glücklich geweſen; es iſt möglich, daß die Zeit uns das Beſte geraubt hat. Die Niobe des Aeſchylus iſt verloren. War ſie vielleicht ein Gegenſtück zum Prometheus? Wie jener, hat ſie nach der Sage, im Bewußtſein ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird alſo in ihr ein Bild erhabnen Uebermuthes entworfen haben, der Ueberlegenheit menſchlicher Kraft über das Schickſal im höchſten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlaſſung einen großen Charakter zu ſchildern.

Die Größe iſt der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht geſtört wird, ſo geht aus harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeſchylus läßt ſich Sophokles gleichſam erwarten. In ihm hat die griechiſche Dichtkunſt das äußerſte Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch das höchſte Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragiſchen, ſondern ſelbſt in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige ſeiner weiblichen Charaktere, wie Jokaſte, Dejanira nicht ſo ſehr hervortreten, ſo ſind ſie dennoch nicht minder nach demſelben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne iſt in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Perſonen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil iſt ſchöner als er im gegenſeitigen Verhältniß zu den andern ſein darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Geſetz des Ganzen, und iſt doch für ſich beſtehend, frei. In dieſer Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen iſt Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beiſpiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönſte durchs Ganze beſtimmt iſt. Die kleinſte Aenderung ſelbſt willkührlich ſcheinender Züge würde unſre Rührung ſchwächen, oder die Schönheit ſtören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verſtändige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für dieſe Lage die ſtärkſte Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald ſchrecklich auf ſie ſelbſt zurückkehren ſoll, und ihr Tod, welcher den tiefſten Schmerz mit der höchſten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich iſt, und ſich in dieſem Maaße von ſittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bei ihm findet. Der Charakter der Elektra iſt eine hinreißende Miſchung von leidenſchaftlicher jugendlicher Erzürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernſter Größe und zärtlicher Empfindſamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man verſuche es nur, den kleinſten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerſtören. Die höchſte Anmuth weiblicher Unſchuld und Sanftheit hat der Dichter in der Jsmene erreicht; ſie dient ihrer Schweſter Antigone wie zum Gegenſatz. Jsmene leidet im Stillen bei dem Unglück ihres Hauſes, bei der Beſchimpfung eines unglücklichen erſchlagenen Bruders. Antigone handelt, ſie will nur das reine Gute, und vollbringt es ohne Anſtrengung; mit Leichtigkeit geht ſie ſelbſt in den Tod. Alle Kräfte ſind in ihr vollendet und unter ſich Eins, ihr Charakter iſt der einer Heldin von göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menſchen ſichtbar wird, ſo erſcheint die höchſte Schönheit.

Das dichteriſche Ideal des weiblichen Charakters hat bei den Griechen im Sophokles ſeine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt ſich die griechiſche Bildung auf dieſer Höhe; die Sitten und die Kunſt verloren Ebenmaaß und Ruhe, und mit dieſen die ſtrenge Tugend im Leben und das höchſte Schöne im Styl der Kunſt. Der Uebergang von der Vollkommenheit zur äußerſten Zügelloſigkeit, zu der üppigſten Schwelgerei der Seele, geſchah nicht allmählig und ſtufenweiſe, ſondern mit einemmahle und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der ſtrengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieſer Periode kann man am beſten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter iſt gewiſſermaßen der Charakter ſeiner Zeit; ſo wie er ſelbſt der Abgott und das Ideal ſeiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines ſittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügelloſigkeit ſo viel Güte und Kraft, als möglich iſt; er verlieh dem Laſter verführeriſche Reize, ja er wußte ihm durch ſeine großen Eigenſchaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es ſeinen Zeitgenoſſen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menſchen in der üppigſten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Geſetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte ſich auch der allgemeine Sinn in der Kunſt. Dieſer beherrſchte bei den Athenern die Poeſie ſo ſehr, daß ſie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künſtler ſich über ſeine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geſchmacks und der Dichtkunſt wurde ein künſtleriſcher Ueberfluß, und dieß iſt der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke beſitzen. Unter einer ganz verſchiedenen Außenſeite, finden wir dennoch das Weſentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieſer ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunſtgeiſt und ſittlichen Styl ſeiner Werke beſtätigt. In ſeinem Ideal, in ſeinem Dichtergeiſte und ſeiner Kunſt iſt alles übrige im größten Ueberfluße vorhanden; nur Uebereinſtimmung, Geſetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu ſpannen, bis ins Mark der Seele zu dringen und durch den reichſten Wechſel zu reizen. Die Leidenſchaft, ihr Steigen und Fallen, beſonders, ihre heftigen Ausbrüche ſtellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger als Leidenſchaft, nur in leidenſchaftlichen Charakteren gefällt er ſich: wie in dem der Medea, welche aus Eiferſucht und Rache ihre eignen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine raſende Liebe zu ihrem Stiefſohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorſichtige Vertraute, ſich ſelbſt umbringt, und durch einen zurückgelaſſenen Brief, voll falſcher Beſchuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbſt Edelmuth und Größe iſt bei dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beim Sophokles, ſondern heftiger Ausbruch einer Leidenſchaft, plötzliche Begeiſterung. So ſtürzt ſich Evadne, trunken von dem ſie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceſtis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt: mit jugendlichem Widerſtreben trennt ſie ſich von dem ſchönen Leben, deſſen letzten Hauch ſie ſchon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polixena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, iſt mehr Leidenſchaft als Charakter. Aber nicht ſelten verdirbt er ſelbſt ſolche ſchöne Stellen. Denn ſo wie ſeinem Ideale, ſo fehlt es auch ſeinem bildenden Geiſte und der Darſtellung ſelbſt an Harmonie und Geſetzmäßigkeit. Er weiß ſich ſelbſt als Künſtler nicht zu zügeln und zu beherrſchen, vergißt ſich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsſtoffes ſo ſehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beiſpiel ſeine Perſonen gern philoſophiren, und thut es zu oft; denn nicht ſelten hört man aus ihnen nur den philoſophiſchen Dichter reden. Er liebt lange, glänzende Reden; ſie ſind immer ſchön, aber er verſchwendet ſie oft am unrechten Orte. Zum Beiſpiel, Makaria, welche ſich freiwillig für ihre Geſchwiſter dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören zu reden, und Abſchied zu nehmen. Am meiſten verführt ihn ſeine Neigung, ſo viel Leidenſchaft als nur möglich in ſein Werk zu bringen, bis zu Unwahrſcheinlichkeiten. So iſt es widerſprechend, daß Kreuſa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnſucht nach dem verlornen Sohn, ſo edel dargeſtellt iſt, den Sohn, der ihr als Stiefſohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieſer grauſame Entſchluß iſt nicht hinlänglich begründet und herbeigeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerſpruch zu verhüllen. Die ſchönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreuſa über das Mißlingen dieſer Abſicht, und die freudige Ueberraſchung bei der Entdeckung, daß Ion ihr rechter Sohn ſei, verführten den Dichter zu dieſem Widerſpruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgeriſſen. Sophokles verlieh ſeinen Charakteren ſo viel Schönheit, als das Geſetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunſt erlaubten; Euripides legt in ſeine Perſonen ſo viel Leidenſchaft als möglich, gleichviel ob dieſe edel oder unedel iſt, oft ohne Rückſicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunſt. Am vortrefflichſten iſt er, wenn er in ſeinem Stoffe die Schönheit des Charakters ſchon gegeben findet, oder wenn er gezwungen iſt, ſchön zu ſein, um zu rühren. So iſt in der Iphigenia in Aulis die Leidenſchaft edel, und die Rührung ſchön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unſchuld das Mitleiden ſteigt. Eine beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, ſeine Tochter zum Opfer, und nur unter dieſer Bedingung ward der griechiſchen Flotte der günſtige Wind verheißen, auf welchen ſie ſchon ſo lange umſonſt gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bei dem Wiederſehen des Vaters ergießt ſich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigſten Liebkoſungen, die den unterrichteten Zuſchauer, zuſammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, ſchon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz iſt geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das ſchöne Leben es ganz durchdringen könne. Da ſie endlich einſieht, daß ein Verſuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entſchließt ſie ſich zu leiden, edel und frei für ihr Vaterland zu ſterben. So löſet ſich

Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es iſt ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem ſie gewogen ſcheint, und die Hülfe, die er ihr auf ſeine Gefahr biethet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beim Euripides unter die Ausnahmen; ſein eigentliches Gebieth und Weſen iſt die Leidenſchaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirkſam iſt nicht die Unentſchloſſenheit der Medea, ihr Hin- und Her-Wanken zwiſchen dem Entſchluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Uebergang der Hermione von der heftigſten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche ſie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefſten Beſchämung und Reue, in welcher ſie kaum vom Selbſtmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erſchütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einſt blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erſchlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetiſche Raſerei der Kaſſandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverei und Schande, die emporſteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in dieſem elegiſchen Trauerſpiel. Aber in demſelben Stücke iſt der Streit der Hekuba mit der Helena äußerſt unedel. Dieß ſind ſolche Zank-Scenen faſt allemahl beim Euripides, und doch liebt er ſie ſehr, als Anlaß zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen, worin er ſich vor allem gefällt, und zu langen kunſtvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunſtſinnes erſchöpfen; beſonders trifft die Hekuba immer das Schickſal, gemein zu ſein. Aber eigentlich ſind doch ſelbſt dieſe Stellen nach demſelben Ideale entworfen, wie die ſchönſten; der Dichter ſcheint nur ſich ſelbſt ungleich zu ſein, er iſt es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er ſich nie erhoben, in der Leidenſchaft iſt er aber immer unübertrefflich.

Noch ein beſondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht übergangen werden, über den man ſehr viel geſagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig iſt. Euripides iſt ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geſchlecht auf die härteſte Weiſe zu deklamiren. Er gab dadurch ſeinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Ariſtophanes, Gelegenheit zu den bitterſten Spöttereien. Aber beinahe möchte man ſagen, die Werke des Ariſtophanes enthalten ſelbſt die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe laſſen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe ſich bei dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieſes Maaß von weiblicher Zügelloſigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Ariſtophanes darſtellt, überraſcht uns doch, und überſteigt allen Glauben. Zwar iſt die Natur in ſeinen Darſtellungen nach dem Bedürfniſſe der Komödie verändert, ins Komiſche idealiſirt, alſo mit Uebertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch iſt die Komödie des Ariſtophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und inſofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die perſönlichen Anſpielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgeſtaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnſten Fantaſie angeordnet iſt, oder vielmehr ſcheinbar ungeordnet, überſtrömt aus der Fülle des dichteriſchen Witzes; die Darſtellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt ſind, und iſt in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeſchichte der damahligen Zeit. Vollſtändig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden ſich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, ſo manche einzelne Züge, Geiſt und Farbe des Ganzen geben ein nur zu vollſtändiges Gemählde weiblicher Sittenloſigkeit. Denn wenigſtens die einzelnen Züge zu dieſem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon ſie auch das unverkennbare Gepräge an ſich tragen; wenn auch die komiſch erfundenen Begebenheiten ſelbſt, welche jenem Sittengemählde zur dichteriſchen Einfaſſung dienen, und denen ſchwerlich etwas in der Wirklichkeit entſprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen, als ein muthwilliges Spiel ſeiner Fantaſie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann ſchon errathen laſſen, was unſere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derſelben rotten ſich alle Weiber einer Stadt zuſammen, unzufrieden über den ſchon lange geführten Krieg, verſchwören ſich zu der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und zwingen durch die ſtandhafte Befolgung ihres Beſchluſſes die Männer, Frieden zu ſchließen. In der weiblichen Volksverſammlung bemächtigen ſich die Weiber, als Männer verkleidet, durch Liſt, des Marktplatzes und der Regierung, beſchließen die Herrſchaft der Weiber und Gehorſam der Männer, Freiheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinſchaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Geſetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Beſitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetiſche Muthwille des Dichters den freieſten Spielraum, dem er ſich auch in reichlichem Maaße überlaſſen hat.

Die neuere attiſche Komödie, ſo wie wir ſie in den römiſchen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, iſt ein treues Bild des häuslichen Lebens der ſpätern Zeit von Athen, und ſtellt uns dieſes noch anſchaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie giebt uns ein deutliches und ziemlich vollſtändiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geſchlechtes im Ganzen; enthält aber faſt gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur ſehr wenige weibliche Perſonen auf, am wenigſten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freier Bürger. Die handelnden und redenden weiblichen Perſonen ſind faſt allein aus der Klaſſe der von den Alten im Staat geſetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung beſaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beſchränkt waren. Daher die komiſchen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder ſittenlos darſtellen, ſondern im Ganzen weit beſſer als es nach ihrem Stande, ſo wie wir dieſen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft ſchildern ſie ſolche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenſchaften vereint, und der edleren Empfindungen fähig, und die Darſtellung ſelbſt iſt mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anſtändigen.

Obgleich überhaupt nicht ſelten in der poetiſchen Anmuth der neuern Komödie, auch eine ſittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters ſichtbar wird, und obgleich Geiſt, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, faſt allen dieſen Charakteren eigen iſt, und nur ſelten die Gränzen dieſes Ideals durch etwas Beleidigendes überſchritten werden: ſo herrſcht dennoch eine große Einförmigkeit in dieſen Charakteren, beſonders in den weiblichen, welche überraſcht, und eine Erklärung verlangt. Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klaſſe ſo ganz ähnlich war, ſo iſt es zwar ganz natürlich, daß ſich dieſe Aehnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf deſſen Darſtellungen in der Kunſt erſtreckte. Dieſelbe Einförmigkeit aber findet ſich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attiſchen Komödie wieder; und wohl mag es auf den erſten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geſchichte uns noch die glänzendſten Beiſpiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunſt unſrer Erwartung, dieſe unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, ſo ſchlecht entſpricht. Allein, wie ſchon oben geſagt worden iſt, der öffentliche Geſchmack beherrſchte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrſchenden Ideal bildete der Künſtler ſeine Werke. Wo es noch große männliche oder weibliche Tugend in dieſem Zeitalter gab, da war ſie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter, lebte entweder ganz einſam und unbekannt, wie in den Schulen der Philoſophen, oder wenn ſie öffentlich hervortrat, in dem entſchiedenſten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu ſpät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Dieſe Bemerkung gilt auch ſchon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philoſophie wenigſtens höher ſtand, und einen ſtrengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunſt gewahr werden.

In Alexandrien ſank die Poeſie zu einer gelehrten Kunſt herunter. Unter der macedoniſchen Soldatenherrſchaft verſchwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Geſinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunſt. Das Schöne hört auf, der Zweck der Poeſie zu ſein: und der ſittliche Menſch war nicht mehr ihr Gegenſtand. Charakter und Leidenſchaft, deren äußere Geſtalt und Umriſſe oder Andeutung wenigſtens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade ſo trocken, ſo künſtlich und ſo gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandriniſche Poeſie am liebſten zu ihrem Gegenſtande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunſt ſehen zu laſſen. Die Geſchichte auch dieſes Zeitalters iſt noch nicht ganz leer von Beiſpielen ſittlicher Kraft und Größe, aber das ſittliche Größe lag nunmehr ſchon außerhalb dem Gebiethe der Poeſie.

V.

Ueber die Diotima. 1795 *).

In dem Platoniſchen Geſpräche, das Gaſtmahl, unterredet ſich Sokrates mit ſeinen Freunden über die Liebe: und als ihn die

---

*) Dieſe Abhandlung aus der Sittengeſchichte des weiblichen Geſchlechts im griechiſchen Alterthume, enthält manche Züge und Thatſachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unſern chriſtlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabei aber nicht auf die Grundſätze und Ideen der neuern Völker, ſondern auf die wirklich beſtehenden Sitten unſerer Zeit ſehen, ſo würde der Vergleich doch bei weitem nicht immer ſo ſehr zu unſerm großen Ruhm und Vortheile ausfallen. Wollen wir aber, da bei ſo ganz verſchiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zuſammenſtellung in der gleichen Region der verſchiedenen heidniſchen Völker des Alterthums ſtehen bleiben; ſo dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daß bei unſern germaniſchen Vorfahren das wahre Naturverhältniß und die Würde und Beſtimmung der Frauen, ſo wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaßt worden, als ſolches in allem künſtleriſchen Glanz der ſchönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünſtige Lage des weiblichen Geſchlechts, und aller ſeiner Verhältniſſe, ſo wie der darauf ſich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenſeite bildet. Um jedoch dieſe an ſich richtige Bemerkung von aller einſeitigen Uebertreibung und unwahren Beimiſchung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daß demungeachtet, zwiſchen der aſiatiſchen Unterdrückung des Geſchlechts, und eigenthümlicher helleniſcher Unſitte und Entartung, doch auch bei den Griechen, und beſonders bei den doriſchen Völkern, ſo wie

Reihe trifft, ſeine Meinung zu ſagen, ſo erzählt er ſtatt deſſen ein Geſpräch, welches er mit der Diotima, einer Seherin, gehabt. „Sie beſaß, heißt es daſelbſt, in der Seherkunſt und in vielen andern Dingen hohe Weisheit, verſchaffte einſt den Athenern, als ſie zehn Jahre vor der Peſt [1] opferten, Aufſchub der Seuche, und lehrte mich die Kunſt zu lieben [2].“ Im Geſpräche ſelbſt nennt ſich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]. Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, wel-

---

nach der Pythagoriſchen Lebensweiſe und nach den Platoniſchen Grundſätzen, eine hohe Idee von ſittlicher Schönheit des weiblichen Charakters ſich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Geſtalt wirklich geworden iſt.

Jene Idee des Schönen auch in dieſem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verſchiedenheiten der griechiſchen Sittengeſchichte in dieſem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieſer Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen ſollen, die hier keinesweges bloß um den Sinn durch ein, von dem unſrigen ſo abweichendes Sittengemählde zu ergötzen angehäuft ſind. Dieſes mag leicht von andern mit reicherer Beleſenheit weit unterhaltender und gelehrter geſchehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel feſtgehalten und aufgeſucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bei ſeiner erſten Erſcheinung bei manchen Freunden des Alterthums eine günſtige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beilegen. Denn nachdem das claſſiſche Alterthum in dieſen erſten Studien und jugendlichen Verſuchen durchaus nach dieſem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derſelben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als dieſe Idee des Schönen in der Kunſt und in den Sitten, welche der eigentliche Geiſt des griechiſchen Alterthums iſt, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieſelbe bei den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verſchiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geſchlechts in Griechenland hindurch, geſchichtlich genau zu unterſuchen; wozu die Frage, wer die Platoniſche Diotima geweſen, die erſte Veranlaſſung, ſo wie den letzten Schlußſtein darbot.

[1] Olymp. 85, 1. [2] Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227.
[3] ibid. p. 237. 239.

che der Platoniſche Sokrates ihr in den Mund legt, ſind eben ſo umfaſſend als ſcharfſinnig, eben ſo beſtimmt als zart. Die ſanfte Größe, mit der er ſie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verſtande entſprach, und ſtellt uns ein Bild nicht nur ſchöner Weiblichkeit, ſondern vielmehr vollendeter Menſchheit dar. Ihr Geſpräch mit dem Weiſen iſt eines der vortrefflichſten Ueberbleibſel des Alterthums; was aber den Gegenſtand deſſelben betrifft, ſo darf es kaum erinnert werden, daß der Platoniſche Sokrates, wie in einigen andern Geſprächen, ſo auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden verſteht, ſondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an ſich geringfügige Frage, wer dieſe Diotima war, welche Plato ſo hohe Dinge ſagen läßt, und wie dieſe Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unſrer gewöhnlichen Meinung von griechiſchen Frauen ſo ſehr widerſpricht; erregt zuerſt dadurch die Aufmerkſamkeit, daß ſie als eine Paradoxie der Geſchichte erſcheint, welche dem Scharfſinn des Alterthumsforſchers zu ſchaffen macht. Dann wird ſie Veranlaſſung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechiſchen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Unterſuchung auf dieſem Wege ſammelt, wird ſich von ſelbſt zu einem Bilde der griechiſchen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, deſſen geſchichtlicher Zuſammenhang jedoch den Freund der Griechen auf's angenehmſte überraſcht. So wie es oft nicht unmöglich geweſen iſt, aus den kleinſten Bruchſtücken einer zerſtückelten Statue, und bei beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzuſtellen; ſo zeigt ſich auch hier ein Leitfaden, das Verlorne zu ergänzen, das Zerſtückte wieder zuſammenzuſetzen, und die Ausſicht zu einer nicht ganz unvollſtändigen Geſchichte der griechiſchen Frauen.

Plato ſagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß ſie aus Mantinea war *): er erwähnt ihrer in keinem ſeiner noch vorhandnen Geſpräche, außer dem genannten.

---

*) Sympos. p. 218.

Bei ältern Schriftſtellern finde ich keine Spur, und die ſpätern begnügen ſich meiſtens ſie zu nennen. Wir müſſen alſo zu Vermuthungen unſre Zuflucht nehmen. Eine ſchlüpfrige Bahn, auf der uns die ſorgfältigſte Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung iſt: daß geſittete Frauen bei den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeſchloſſen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Männern genoſſen. Wer von dieſer Meinung voll iſt, und Plato's Geſpräch nur flüchtig lieſt, der wird unſre Frage ſehr raſch entſcheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären *), weil ſie eine ſehr ausgezeichnete Geiſtesbildung haben ſoll, und mit einem Manne Geſpräche wechſelt. Eine Erklärung, welcher ſich ſo wichtige Einwürfe entgegenſtellen, daß wir ſie durchaus verwerfen müſſen.

Das griechiſche Kleinaſien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichſter Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo ſie ihre höchſte Bildung und im Umgange mit den erſten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, ſogar einen politiſchen Einfluß erreichten. Nach den heidniſchen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anſtößiges gefunden; da ſelbſt die Tempel, wie zu Korinth voll von ſolchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienſtes war einmahl eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geiſtigen Ideen, welche auch zerſtreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, beſſere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidniſchen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wolluſt als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; inſofern nur die bürgerlichen Geſetze, welche gegen den Ehebruch ſehr ſtrenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Geſetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil dieſe nicht frei waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Jonien vornahmlich ſchien die Natur, der Himmel ſelbſt, zum Genuß einzuladen, zur Weich-

---

*) Dieß ſcheint unter andern in der bekannten Schrift: Ueber die Weiber, S. 27. zu geſchehen.

lichkeit zu verführen: und das Beiſpiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die joniſche Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verſtand, vernachläſſigte dagegen die Sitten, welche daher ſchnell entarteten. Die älteſte ſtädtiſche Verfaſſung der Jonier war frei, aber die Freiheit des Einzelnen war durch keine weiſe Geſetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Dieſe Verfaſſung war frühe, ja eigentlich urſprünglich, oligarchiſch; und ſchon Ariſtoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchien ſittenlos ſind *). Sie artete bald in Tyrannei aus, und endigte ſchnell in Sklaverei unter fremden aſiatiſchen Völkern; wo alsdann die ausſchweifende Wolluſt noch um ſo mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbſt die Bürgerinnen lebten im griechiſchen Kleinaſien ſittenlos, wie das übereinſtimmende Urtheil die Lesbierinnen beſchuldigt. Natürlich fand ſich dann keine größere Strenge bei ſolchen, in denen der Verluſt der bürgerlichen Freiheit vielleicht das Gefühl der ſittlichen Freiheit und der innern Würde ſchwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen ſchändlicher Eigennutz die Unſchuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichſten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsſtädten des feſten griechiſchen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, ſondern noch unter dem beſondern Schutz der Geſetze ſtanden, inſofern ſie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempeldienſt gehörten und gebraucht wurden.

Die griechiſche Bildung aber, welche nur eine Bildung des Geiſtes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengeſetz eingerichtet, erſtreckte ſich über das ganze Leben in ſeiner freieſten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menſchlichen Natur; daher das Edle in ihr ſich ſo frei und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und

---

*) Polit. IV., 15.

Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künſtleriſchen Anſtrich von ſinnlicher Schönheit wenigſtens äußerlich veredelt ward. Dieſes findet denn auch ſeine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denſelben ſchildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denſelben, ja es erklärt ihre ganze Anſicht davon. Der Stand ſelbſt erſchien wohl auch ihnen, als zum Looſe der Sclavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an ſich fanden ſie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um ſo weniger der Fall ſein, weil der ganze Stand und Zuſtand der Hetären bei den Alten genau mit ihrem Sclavenweſen zuſammenhing; und es doch ſelbſt für eine reinere und ſtreng ſittliche Beurtheilung einen großen Unterſchied machen würde, ob der unglückliche Zufall einer unfreien Geburt, oder die eigne ſchlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweiſe der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, ſo war denn auch der Stand der Hetären in dem ſinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeſchloſſen von der Bildung des Schönen, obgleich dieſe in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freien ſein konnte; ja ſelbſt einiger Annäherung zum Edlen, und der beſſern ſittlichen Eigenſchaften wurden ſie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beſchützer, und liebenswürdige Bildung und geſellige Eigenſchaften wurden an den Hetären gerühmt, die ſinnliche Verbindung aber ſelbſt für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe ſelbſt nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines ſolchen Bandes nach dem ſinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verſtanden war. Gleich tief unter dem freien Erguß eines begeiſterten Herzens, und gleich weit über gefühlloſe Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer ſchönen ſinnlichen Kunſt zu vergleichen. Dieſe Lebensweiſe und Hetären-Kunſt empfing ihre erſte Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen.

Schon Solon, der gerechteſte, weiſeſte, menſchlichſte aller griechiſchen, ja vielleicht aller Geſetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, ſtatt kraftloſer oder verderblicher Verbote, geſetzmäßig zu ordnen verſuchte, ſicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch ſtrenge Strafgeſetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freien; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerſt Mädchen für öffentliche Häuſer, und ſtiftete der Venus Pandemos den erſten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotiſche Erfindung!“ ruft der Komiker Philemon [1]) mit ſcherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Abſicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für dieſen Fall wohl auch in andern Geſetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe deſto ſtrenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müſſen wir ſeine Hetärengeſetze auch in Verbindung ſtellen, mit der im ganzen Alterthum ſo auffallend ſeltnen, milden Schonung, welche der Soloniſchen Geſetzgebung gegen den Stand der Sclaven, der Fremden und Unfreien überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Anſicht und Eintheilung der alten Geſetzgeber, mit zu dem Sclaven- und Fremdenweſen gehört. Der menſchenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen verſagte, oder ein Zufall ſie entriß, das einzige was in ſeiner Macht ſtand, wenigſtens öffentliche Duldung. Der menſchliche Geiſt des Attiſchen Volks beſtätigte das Geſetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und ſo fiel wenigſtens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungsloſe Verachtung nicht zur ſittlichen Abſtumpfung führte. Das öffentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Geſtalt, und ließ keinen menſchlichen Zuſtand als ganz fremd und von der menſchlichen Theilnahme ausgeſchloſſen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bei der Art der alten Kriege, ein grauſamer Zufall Mädchen, die im Bewußtſein der bürgerlichen Freiheit und in edeln Sitten erzogen waren, in das Schickſal und die Lebensart der Sclavinnen ſtürzen! Und auch bei dieſen war die erſte Veranlaſſung ihrer Lebensart nicht ſowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennutz, als das Unglück der Geburt.

---

[1]) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. fin.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des feinen Menander, des Philoſophen der neuen Komödie, ſein konnte, die Hetären faſt immer gut und edel darzuſtellen; ſo wird es begreiflich, daß wir ſie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher ſich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder prieſterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freien blieb. So lebten faſt die meiſten ſpätern attiſchen Philoſophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr iſt, was nachläſſige, ſtumpfſinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbeſtimmten Geſchichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche ſagten, was das Volk, das den Philoſophen ſehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeſchrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philoſophen gleich ſtrenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; ſo bleibt dieſe Thatſache an und für ſich doch immer befremdend. Der Grund dieſer Sonderbarkeit aber iſt dieſer: die Philoſophen hatten die größte und gerechteſte Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politiſchen unzertrennlich; wer häusliche Geſchäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entſagen. Und ſo wurden ſie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geſchäftigen Lebens fortgeriſſen, wo damahls wenigſtens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerei und Zwietracht, ſich in ewigem kleinlichen Kreiſe drehten. Um ungeſtört zu denken, und nach ihren Grundſätzen zu leben, mußten ſie ſich dem vergifteten Strome der politiſchen Thätigkeit entreißen; und dieß konnte nur auf ſolche Weiſe ganz geſchehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frei von ihren Pflichten; aber Geſetzloſigkeit war zu Athen nicht auch Sittenloſigkeit, und ſelbſt

Sittenloſigkeit kann bei jedem gebildeten Volke noch ſo viele Bruchſtücke des Guten und Schönen retten, daß ſie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römiſche Laſter ſind nicht ſelten noch mit einer Willensſtärke, einer ſelbſtſtändigen Kraft gepaart, welche die urſprünglich große Anlage und Geſinnung verräth, die nur einer beſſern Richtung bedurft hatte. Die griechiſche Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regſamkeit jeder einzelnen, eine Vollſtändigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freier Einheit, gegen welche die römiſche Größe nur roh und dürftig am Geiſte erſcheint.

Die mileſiſche Aſpaſia war es vorzüglich, welche die attiſchen Hetären lehrte, ſich durch Geiſt und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinſte Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; ſie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters ſelbſt ihre ſchönſte Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates dieſe Freundin des Perikles, „ſeine Lehrerin in der Beredſamkeit; ſie haben viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommenſten, den Perikles *).“ Durch die Aſpaſia ward dieſe geſellige Lebensweiſe ganz zur Kunſt des ſchönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meiſter der Mahlerei oder Plaſtik ſeinen Geiſt nicht nur in eignen Werken ausdrückt, ſondern auch in ſeinen Schülern fortpflanzt, ſo ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweiſe des geſelligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poeſie oder der Beredſamkeit, wie in der bildenden Kunſt und Muſik, wie in jedem Theile der ſittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, ſo entſpricht auch dieſes geſellige Verhältniß in dem Gange ſeiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verſchiedenen Zeitalter und Stufen des atheniſchen Staats und des herrſchenden öffentlichen Geiſtes, die wir auch in dem Charakter der berühmteſten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, ſo ſonderbar dieß auch anfangs ſcheinen mag. Aſpaſia verſetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zuſammen mit der ſchwelgeriſchen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die

---

*) Plat. Vol. V. p. 277.

andern Charaktere, wie ſie Menander geſchildert hat, tragen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinſten Geiſtescultur, die aber ſchon in das Schwächliche herabgeſunken war. Von den Hetären aus dieſer letzten Zeit haben wir die vollſtändigſten Darſtellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengeſpräche Lucians ſtimmen mit ihnen ſo ſehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftſteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attiſche Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komiſchen Dichtkunſt die Darſtellung des öffentlichen Lebens entriſſen war, blieb ihr nur die Darſtellung des einzelnen Lebens übrig, an deſſen Leidenſchaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl ſo ganz irrig geſtellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aſpaſia umgegangen iſt; auch wird ihr ein ſcherzendes Gedicht an den Sokrates, über ſeine Neigung zum Alcibiades, zugeſchrieben *). Man könnte denken, dieß ſei nur eine Ausnahme geweſen; weil Aſpaſia durch ihre Freundſchaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Anſehen, ja ſogar einen Einfluß in die Staatsgeſchäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchien nicht ganz unähnlich iſt. Es findet ſich aber noch ein andres Beiſpiel, welches dieſe Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmahl von der Theodote ſprach, „einer ſchönen Frau, die mit ihrer Gunſt freigebig, und deren Schönheit unbeſchreiblich ſei; die Mahler drängten ſich herbei, um ſie zu zeichnen, deren Auge ſie ihren ſchönen Körper ſehen ließ," ſo beſuchte auch er ſie mit ſeinen jungen Freunden, indem er ſagte: „das Unbeſchreibliche könne man ja aus Beſchreibungen nicht kennen lernen **). Auch zu unſrer Zeit mögen die Künſtler der ſchönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indeſſen gehört doch die volle Sittenfreiheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verſchiedenen Grundbegriff von dieſem ganzen

---

*) Athen. V. p. 219. **) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leuncl.

Verhältniſſe und Stande hervorging, um dieſe Unbefangenheit des weiſen und unſtreitig auch in ſeinen Sitten ſehr ernſten und ſtrengen Sokrates in dieſem Falle nicht unſchicklich oder auch nur erklärbar zu finden: ohne daß man ihn desfalls eines beſondern Cynismus beſchuldigen oder etwa mit dem Diogenes zuſammenſtellen dürfte, „jenem weiſen Hunde,“ wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn ſein nacktes Leben ausarbeitete.“

So wenig aber von dieſer Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege ſtehen würde, da Sokrates ja ſogar dieſe Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu ſehen nicht für unanſtändig gehalten hat; ſo kann man doch der Meinung durchaus nicht beiſtimmen, daß auch jene vom Plato hochgeprieſene Seherin Diotima eine Hetäre geweſen.

Wäre aber dieß der Fall, ſo wäre es ſchon ſonderbar, daß der Nahme der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichniſſen zu finden iſt, und daß Plato von einer Buhlerin, die ſo unbedeutend war, daß kein Anekdotenſammler, kein Literator von ihr wußte, ſo viel Weſen macht. Vollends unmöglich konnte ſie aber von der Liebe dann ſo reden, und Plato ſie ſo reden laſſen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preis der Ueppigkeit unter den griechiſchen Hetären zuerkannte [11], ſagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß ſie ihre allerverbreitete Gunſt nach dem Gewinn ordnete“ [12]. Wenn wir aber auch von dieſem üblen Umſtande hinwegſehen, und uns das ſittliche Verhältniß der Hetären ſo denken, wie es nur immer in den beſſern Ausnahmen am allergünſtigſten geſchildert werden kann; ſo bleibt doch für eine bloß ſinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterſte Stufe Diotimens das höchſte Ziel. Die Schönheit der einzelnen Geſtalten nähmlich iſt, nach der Lehre der Seherin, die unterſte Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunſt, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in deſſen Genuß das Leben erſt Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt ſich mit der heiligen Begeiſterung, die keine Venus

---

[11] Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. [12] Anthol. Graec. cur. Jacobs. II. p. 29.

Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künſtler allein ſeine liebſten Günſtlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platoniſchen Sokrates,. dem Gotte der Harmonie geweiht; ſie war die Prieſterin des unſterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich den Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit dieſem prieſterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, dieſe heilige Kunſt Apollo's übte keine Sclavin! Man wird viele Beiſpiele finden, daß Seher herumreiſende Fremdlinge waren, aber keines, daß ſie Sclaven geweſen. Nichts widerſpricht den griechiſchen Sitten ſo ſehr. Die kleinſte heilige Handlung war bei den Griechen öffentlich und bürgerlich, und ſchon ein gottesdienſtliches Feſt war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Feſten der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeſchloſſen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tauſend ſolcher Mädchen von auserleſener Schönheit den Tempel der Venus ſchmückten [13], nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Feſt gefeiert ward, die Hetären Theil an demſelben nahmen [14]; die aber dennoch von den Bürgerinnen abgeſondert geweſen zu ſein ſcheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodiſia hatten [15]. Ueberhaupt vergießt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären faſt nie Freie waren. Die Mädchen wenigſtens, welche Solon kaufte, oder deren eine beſtimmte Anzahl der Göttin zu weihen, korinthiſche Bürger nicht ſelten das Gelübde thaten [16], waren doch nicht frei! Zu Athen verlor jede freie Perſon, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben geſtraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Feſten der Bürgerinnen Theil zu nehmen; und wir können von dieſer Seite der atheniſchen Geſetzgebung keinen Vorwurf machen, daß ſie nicht hinreichend ſtrenge geweſen.

---

[13] Strab. libr. VIII. p. 380. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol.

[14] Athen. libr. XIII. p. 573. fin. [15] Athen. ibid. p. 574.

[16] Wie jener Xenophon, an deſſen der Göttin gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Geſang dichtete, von dem noch ein Bruchſtück vorhanden iſt. Athen. p. 574.

Diotima iſt alſo keine Hetäre. Entweder ſteht ſie unerklärlich und einzeln in der griechiſchen Geſchichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meinung, noch außer den Hetären, eine andere Klaſſe von griechiſchen Frauen, in welcher jene Geiſtesbildung möglich war, welche ihr Geſpräch vorausſetzt; und es iſt das Vorurtheil ungegründet, als ob bei den Griechen von dem weiblichen Geſchlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geiſtesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein ſpäter aber nicht unbeleſener Schriftſteller, in ſeinem Commentare zu der Republik des Plato, über deſſen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, ſagt er: der Satz, daß die Vollkommenheit und Beſtimmung beider Geſchlechter nur eine und dieſelbe ſei, habe den Platoniſchen Sokrates bewogen, für beide Geſchlechter die gleiche Erziehung zu beſtimmen: die Veranlaſſung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er ſich auf das Leben der Pythagoriſchen Frauen, und nennt unter denſelben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]. Aber durch dieſe Erklärung iſt unſre Frage, ſcheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten von Pythagoras und ſeinem geheimen Bunde ſind zwar zahlreich, aber eben ſo unſicher als unbeſtimmt. So ſind auch die Nachrichten von dieſen Pythagoriſchen Frauen, über welche der attiſche Philochorus geſchrieben hatte, theils ſehr unbeſtimmt, theils haben ſie nur ſpäte Gewährsmänner. Anerkannt aber iſt es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, ſondern auch Frauen ſehr berühmt wurden, deren Jamblichus ſiebzehn nennt [18]. Seiner Tochter Damo ſoll Pythagoras ſeine Schriften hinterlaſſen haben. „Der Leidenſchaft, welche ihn an die Theano“ — eine Philoſophin, der man auch Gedichte zuſchrieb [19] — „feſſelte,“ erwähnt der Dichter Hermeſianax in der merkwürdigen Elegie [20], deren hiſtoriſcher Theil jedoch nicht ohne dichteriſche Freiheit oder Nachläſſigkeiten iſt. Einigen dieſer Pythagoriſchen Frauen wurden in ſehr ſpäten Zeiten wiſſenſchaftliche Werke untergeſchoben, aus denen ſich Bruchſtücke beim Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philoſophiſche Sittenſprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinſtimmend, entweder ausdrücklich beſtätigen, oder ſtillſchweigend vorausſetzen, hat einen ſehr glaubwürdigen und einſichtsvollen Zeugen für ſich, den Dikäarchus [91]; daß nähmlich Pythagoras auch eine Geſellſchaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, ſondern auch Frauen ſeine Schüler waren. Er unterrichtete bei ſeiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber [92]. Sie genoſſen alſo eine höhere Bildung, als ſonſt griechiſche Frauen, ja ſogar eine wiſſenſchaftliche. Daraus ſcheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten ſtillſchweigend vorausſetzen, daß ſie vom Umgange mit Männern nicht ausgeſchloſſen waren. Alſo ſchon Ein Beiſpiel gegen die gewöhnliche Meinung! Ueber ihre öffentlichen Verhältniſſe, und ihre häusliche Lebensart, haben wir ſo wenig wie über die Geſetzgebung des Pythagoras überhaupt, beſtimmte Nachrichten. Waren ſie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, ſondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechiſchen Frauen verſchieden?

---

[17] Proclus in Polit. Platonis, p. 420. lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol. [18] Cap. ult. [19] Clem. Alex. Strom. I. p. 133. [20] Athen. XIII. p. 599. A.

Es ſpringt in die Augen, daß dieſer, wenn gleich unbeſtimmte, Begriff mit unſrer Diotima ſehr gut übereinſtimmt. Er erklärt ihre wiſſenſchaftliche Bildung, ihren philoſophiſchen Geiſt. Das Amt der Seherin, ihre Sprache, die ſich zwar ganz in die reinſten Ideen auflöſen läßt, aber doch nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Myſterien iſt, verträgt ſich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato ſein mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagoriſche Frauen ſelbſt in Griechenland geben mochte, findet ſich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoräer, die auf der attiſchen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagorizuſen von Kratinus an, ohne jedoch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeſchylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Nahmens geſchrieben habe; und eine Komödie mit derſelben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

---

[91] Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. [92] Jambl. cap. XI.

Aber ſelbſt Dikäarch iſt ein ſpäter Zeuge; und da die Reſultate der Unterſuchung ſo unbeſtimmt ſind, ſo kann es nicht überflüſſig ſcheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte ſehr ſtarke Beſtätigung zu geben. Dieſe finden wir erſtens in den Meinungen der Philoſophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächſtdem auch in den lakoniſchen Sitten, dem zweiten Beiſpiele gegen die herrſchende Vorſtellung von dem Mangel aller höheren Bildung bei dem weiblichen Geſchlecht im griechiſchen Alterthum. Man denke ſich den Pythagoriſchen Bund etwa als einen frühen noch rohen Verſuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philoſophie mit doriſcher Politik und Muſik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptiſche Kaſten-Abſonderung. Nur Geſetzgebung und öffentliche Erziehung ſichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend iſt die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyrannei; drei Ungeheuer, welche damahls Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfaſſung ſeines philoſophiſchen Bundes, am meiſten auf die doriſchen Sitten, und die damit verbundene Ariſtokratie. Ein Verſuch, welcher aus der dreifachen Urſache mißlang, weil erſtlich der griechiſche Charakter überhaupt mit ägyptiſcher Kaſteneinrichtung, und auch das doriſche Leben mit dieſer Philoſophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratiſchen Zeitgeiſtes alles unaufhaltbar mit ſich fortriß. Was iſt demnach die politiſche Philoſophie Plato's, in welcher wir alle dieſe Züge wiederfinden, anders als die reife, vollſtändige Ausbildung des Pythagoriſchen Keimes? In der Platoniſchen Politik werden wir alſo die Erläuterungen und Beſtätigungen der Pythagoriſchen zu ſuchen haben.

Wenn ſich irgend etwas aus der Geſchichte des Pythagoras und ſeines Bundes als gewiß oder wahrſcheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus dieſem Labyrinthe zu finden, ſo iſt es dieſer: die Pythagoriſche Lehre und Lebensordnung war ganz im doriſchen Styl, für doriſche Sitten, und für doriſche Staaten entworfen. Die geſchichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und ſeiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des doriſchen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er ſelbſt ſeinen Sitz, hier ſtiftete er ſeinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Die höchſte Blüthe der Gymnaſtik aber zu Kroton ſcheint auf die doriſchen Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus ariſtokratiſche Verfaſſung der tauſend Geronten [33]) auf doriſchen Urſprung zu deuten. Darf man annehmen, daß dieſe, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäiſche Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieſer Beimiſchung und dieſes daher vorherrſchenden Einflußes in Sitten und Charakter eine doriſche geweſen, oder mehr und mehr geworden ſei; ſo wird ſich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, beſſer begreifen laſſen. Sybaris war halb [34]) achäiſch und ganz demokratiſch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras beſtätigt; und der König Telys bei Herodot [35]) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogiſcher Tyrann, deſſen Herrſchaft geſtürzt und deſſen Anhänger ermordet wurden [36]). Sybaris ſcheint der Geſellſchaft des Pythagoras abgeneigt geweſen zu ſein, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweiſe daſelbſt herrſchte, und die Sage zu beweiſen ſcheint, er ſei zuerſt bei Sybaris ans Land geſtiegen, habe aber ſeinen Entſchluß bald geändert [37]). Der andre Staat, wo der Pythagoriſche Bund hauptſächlich blühte, Tarent, war eine lakoniſche Kolonie, und ward erſt ſpät, kurz nach dem perſiſchen Kriege, demokratiſch [38]). Da nun die doriſchen Sitten zu Sparta ſich am reinſten erhielten, und die höchſte Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigſtens zahlreicher ſind; ſo dürfen wir hoffen, auch in den lakoniſchen Sitten Erläuterung für die Geſchichte der Pythagoriſchen Frauen zu finden.

---

[33]) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. [34]) Arist. Polit. V. 3. [35]) Terpsich. 44. [36]) Athen. XII. p. 521. fin. ex. Heracl. Pont. [37]) Jamblich. 36. [38]) Aristot. Polit. libr. V. cap. 3.

Die verſchiednen Syſteme der griechiſchen Philoſophie, das joniſche, welches auf die Natur gegründet war, das ſkeptiſche, welches in die Sophiſtik entartete, und das geiſtige, welches auf der innern Anſchauung der Idee beruhte, entſtanden nicht auf einmahl, ſondern bildeten ſich allmählich und zuſammenhängend aus, indem auch der Philoſoph wie der Dichter oder der Bildner ſeinem Meiſter folgte, und ſo das angefangene Werk ſeines Vorgängers vervollkommnete. Daher ſind in der Lehre von der weiblichen Beſtimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem Syſtem, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den früheſten Zeiten bis in die ſpäteſten ſo übereinſtimmend. Daher hat vielleicht ſchon Pythagoras, der Vater jener tiefſinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den erſten Keim dazu erfunden, die erſten Umriſſe entworfen, aus denen nachher die Meinungen und Lehren des Plato und der Stoiker ſich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in ſeinem Entwurfe eines vollkommnen Staates die Ehe, und forderte Gemeinſchaft der Weiber wie der Güter; ſondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chryſippus, die Fürſten der Stoa, ſtimmten dieſer Meinung bei **); welche von uns darum, weil ſie unſre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht ſogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden ſollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geſchlechts bei den Griechen, und ihre in dieſer Hinſicht ſo durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenſtehende Idee der Philoſophen eigentlich hervorging. Es iſt aber leichter, dieſe zu verſpotten oder geringzuſchätzen, als ihren tieferen Sinn zu verſtehen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menſchlichkeit untergeordnet ſein ſoll; und die von jenen Philoſophen ſo tief erfaßte, dem erſten Grunde nach

---

**) Diog. Laert. lib. VII. cap. 7. §. 63.

aber ſchon in der doriſchen Verfaſſung liegende Lehre und Idee, daß eine vollſtändige Gemeinſchaft des ganzen Lebens das Weſen des Staats iſt, deren erſte Bedingungen nur Geſetzmäßigkeit und Freiheit ſind. Was aber widerſpricht dieſer ſo ſchneidend, als die Abſonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieſer Idee, daß ſie niemahls wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geſtändniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weiſen herrſchen, oder die Herrſcher Weiſe ſein werden;“ eine Zeit, welche aber in dieſem Sinne wohl niemahls erſcheinen, noch auch wünſchenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieſes nur, weil es in Verbindung ſteht mit den Meinungen Plato's und der Stoiker über weibliche Beſtimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagoriſchen Frauen erläutern und beſtätigen können; indem man die ſolchen eigenthümlichen Meinungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin ſie geführt hat, auffaſſen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verſchiedenheit zwiſchen der Lehre des Plato und der Stoiker [10]) Statt, die aber für unſern Zweck gleichgültig iſt. Genug, beide behaupteten, die Beſtimmung des männlichen und weiblichen Geſchlechts ſei die nähmliche; und der Stoiker Kleanthes ſchrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieſelbe ſei [11]). Plato fordert in ſeinem Entwurfe eines griechiſchen Freiſtaats, daß die öffentliche Erziehung ſich auf die Frauen erſtrecke; ſie ſollen an der Gymnaſtik und Muſik, an den öffentlichen Geſellſchaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechiſche Geſchichte hat die Rechtmäßigkeit dieſer Forderung vollkommen beſtätigt, und die Ideen und geſetzgebende Weisheit Plato's nach der damahligen Lage der Welt und der Dinge inſoweit wenigſtens gerechtfertigt; indem der ſittliche Zuſtand und Charakter des weiblichen Geſchlechts in den doriſchen

---

[10]) **Proclus in Polit. Plat. p. 416.** [11]) **Diog. Laert. libr. VII. cap. 5. §. 6.**

Staaten unſtreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den joniſchen Ländern oder nach den atheniſchen Sitten. Die Vernunft ſagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Bürger nur auf Koſten und mit der ſittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts erreicht wird, ſehr unvollkommen ſei; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menſchen umfaßt, nothwendig ſehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengeſetzten Meinung [32]); Ariſtoteles tadelt nicht nur die Platoniſchen Grundſätze und die lakoniſchen Sitten in dieſer Rückſicht, ſondern er kann ſich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug ausdrücken [33]). Eine ähnliche Stelle beim Lucretius [34]) iſt doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in dieſem Stücke wie Ariſtoteles dachte, obwohl es ſonſt nicht unwahrſcheinlich iſt.

Mit den Meinungen Plato's, der die ſpartaniſchen Sitten in dieſem Stücke nur inſofern tadelte, weil ſie auf halbem Wege ſtehen blieben, und mit dem Verſuche des Pythagoras, ſtimmen die Sitten der lakoniſchen Frauen ſehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung [35]), und an der Gymnaſtik und Muſik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erſchöpften. Die Frauen entſagten zwar den gymnaſtiſchen Uebungen, und führten die Aufſicht über die häuslichen Geſchäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten ſich ſo ſehr zu beſchäftigen, wie etwa die attiſchen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gaſtmahlen, aber doch an der Geſellſchaft der Männer, und genoſſen auch die öffentliche Achtung in ſehr hohem Maaße. Die ſpartaniſche Sittengeſchichte konnte aus bekannten Urſachen ſehr leicht verfälſcht werden, welches frühe geſchah, indem ſchon ältere Philoſophen durch ihre Vorliebe für doriſche Geſetzmäßigkeit und doriſche Kraft den ſpätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer alſo alle Geſchichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweiſen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen wollte, daß er nicht zu unterſcheiden wiſſe. Auch laſſen ſich nicht ſelten ohne Sehergabe, die ältern ächten Erzählungen von den ſpätern Schulübungen, bei dieſem Schriftſteller unterſcheiden, welche leztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteſte einfache Sinnſchrift auf eine lakoniſche Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordenen Sohn ſelbſt umbrachte, von den beiden ſpätern. [30]). Worin alle Nachrichten mit den älteſten und beſten übereinſtimmen, das läßt ſich wohl als wahrſcheinlich vorausſetzen: daß nähmlich die lakoniſchen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beſeelt, und ſogar fähig waren, derſelben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geſchichte bleibt, ſo iſt es dennoch nicht unwahrſcheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Geſez und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine ſittliche Gewohnheit iſt wohl ſo mächtig als die Schamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo ſich die Eigenthümlichkeit der helleniſchen Sitte und des doriſchen Lebens, von der ältern mehr aſiatiſchen oder auch joniſchen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Geſtaltung abgeſondert hinſtellte, als die Spartaner in ihrer Begeiſterung für dieſe gymnaſtiſchen Feſte, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfſpiele feierten; und der große Hiſtoriker ſelbſt hat es gar wohl, als eine entſcheidende Epoche helleniſcher Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [31]). Anfänglich ſchien dieſe öffentliche Nacktheit der Männer ſelbſt den Griechen, wie den andern Völkern und Aſiaten jederzeit, unanſtändig und lächerlich, bis dieſe künſtleriſche Begeiſterung und eigenthümlich doriſche Idee des Schönen ſiegte, und nun überall zur Gewohnheit wurde [32]). Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für ſchändlich, welche ſie nur als Laſter kannten[33]);

---

[32]) Procl. ibid. [33]) Aristot. Poët. cap. 13; Hist. animal. libr. IX. cap. 1. [34]) Lucret. V. 1354. seq. [35]) Plat. de legg. VII. p. 357.

---

[30]) Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunckii Analecta, II. p. 115.
[31]) Thucyd. I. 6. [32]) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. [33]) Sympos. Plat. p. 186.

bei andern doriſchen Völkern, wie zu Elis und bei den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [80]), nur die ſinnliche Liebe ſchöner Geſtalten, was in jenen gymnaſtiſchen Spielen der Jünglinge dabei vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterſchieden den himmliſchen Amor von dem irdiſchen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnaſtiſchen Uebungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widerſprachen allerdings den joniſchen und aſiatiſchen Sitten, und mit unſern Begriffen und Gewohnheiten ſteht jene Sitte ſo ſehr im Widerſpruch, daß man ſie kaum noch glaublich findet, und die Thatſache ſelbſt, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [81]). Der Geſundheit aber und der Geſtalt waren jene gymnaſtiſchen Uebungen des weiblichen Geſchlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schönheit, Geſundheit und große Bildung der lakoniſchen Frauen iſt aus vielen Zeugniſſen der Alten hinreichend bekannt. In ſpätern Zeiten hingegen konnten ſie die ohnehin eingeriſſne Sittenloſigkeit vielleicht verdoppeln. Der römiſche Kallimachus [82]) beneidet Sparta um die günſtige Gelegenheit, die zwangloſe Freiheit, welche die gymnaſtiſchen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünſcht Rom ähnliche Sitten. Es iſt nähmlich bekannt, daß die lakoniſchen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausſchweifungen, Herrſchſucht und Habſucht alle andre griechiſche Frauen übertrafen, und das Uebermaaß ihrer Laſter entſprach ihrer urſprünglich großen ſittlichen Kraft. Ariſtoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen [83]), welches in ſeinem Zeitalter vermuthlich ſehr treu war. Hatte er aber die Abſicht, unbedingt zu tadeln, und vermiſchte er die Zeiten, ſo läßt er ſich eher entſchuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechiſchen Stämme ſich verwiſchten, nachdem die Blüthe doriſcher Tugend verwelkte, welches ſchon im peloponneſiſchen Kriege geſchah, ging auch bald die beſtimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der doriſchen Tugend überhaupt ſagen, was ſchon Eupolis von den doriſchen Geſängen des Thebaniſchen Adlers ſagte: „Sie ſind verſtummt, durch die Gefühlloſigkeit des Hauſens **).“ War ſie auch nur kurz, ſo hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der doriſchen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakoniſche Frauen männliche Kraft und Selbſtſtändigkeit, lakoniſche Jünglinge aber weibliche Beſcheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth beſaßen **); nach dem Ideal des doriſchen Lebens von der innern harmoniſchen Einheit der edelſten Menſchennatur und Bildung.

---

[80]) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav.

[81]) Das gewöhnliche Beiwort der ſpartaniſchen Jungfrauen, φαινομηριδες, deutet ſchon auf eine ſehr leichte und freie Bekleidung. Noch mehr beweiſet aber für die Allgemeinheit der doriſchen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiaſt von dem Worte Δωριαζειν giebt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας.

[82]) Propert. Eleg. III. 13.

[83]) Ariſtot. Polit. libr. II. cap. 9.

Aber mußten nicht dieſe männlichen Uebungen der ſpartaniſchen Mädchen, wie die wiſſenſchaftliche Bildung der Pythagoriſchen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie ſcheinen uns ſo vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unſre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meinungen findet ihre Entſchuldigung in der frühern Stufe der Wiſſenſchaft und noch ſehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beſchaffenheit und Natur der griechiſchen Freiſtaaten. Trennen wir aber das Weſentliche vom Zufälligen, ſo iſt der Grundſatz an ſich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit ſollte wie die Männlichkeit zur höhern Menſchlichkeit gereinigt werden; und der Verſuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunſt der attiſchen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geſchlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechiſchen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unſrigen, auf das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums ſollte der Adel der Menſchennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Geſinnung und des Geiſtes, der Charakter

---

**) Athen. libr. I. p. 3. **) Xenoph. Rep. Lac. p. 537.

der Gattung ſollte die Oberhand haben über die beſondern und abweichenden Eigenſchaften der beiden Geſchlechter. Bei den Neuern iſt es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibiſch genug ſchildern, und nimmt es auch ſo, als ob es ſo ſein müßte und gar nicht anders gebildet und geſtaltet werden könnte; eben ſo übertrieben, rauh und roh ſchildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was iſt aber wohl nach jener Idee von ſittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was iſt widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unſern Sitten, in unſern Meinungen, ja auch in unſrer beſſern Kunſt, herrſcht? Auch auf die künſtleriſchen Darſtellungen, welche idealiſch ſein ſollen, wie auf die Verſuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert dieſe neuere Denkart und Anſicht ihren ſtörenden Einfluß. Man betrachtet dabei die Beſtandtheile und beſondern Eigenſchaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenſchaften, welche die Freiheit des Gemüths vernichten würden. Sie ſind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und dieſe zu lenken, ohne ſie zu zerſtören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das iſt das höchſte Kunſtwerk der Freiheit. Man nimmt über dem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geſchöpft ſind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anſchmiegen an den allein ſelbſtſtändigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Beſtand, als den eigentlichen Vorzug des Geſchlechts aufſtellt und betrachtet. Man verſteht darunter nichts anders als die innere Charakterloſigkeit, welche das Geſetz ihre Sitten von einem fremden Weſen empfängt: und welche niemahls Tugend ſein kann, da nur freie Liebe und die Feſtigkeit der innern Geſinnung dieſe Nahmen verdienen. Zwar iſt die von Außen gegebne Einheit hier freilich vollendeter, als die ſelbſtthätige von innen mühſam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrſchſüchtige Ungeſtüm des Mannes, und die ſelbſtloſe Hingegebenheit des Weibes, ſind ſchon übertrieben und häßlich. Nur ſelbſtſtändige Weiblichkeit mit ſittlicher Stärke vereint, nur ſanfte Mannlichkeit in milder Kraft, iſt gut und ſchön. Dieſes iſt die wahre und gereinigte Idee der ſittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, ſo wie dieſelbe in den Platoniſchen Verfaſſungsidealen und in der doriſchen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der ſpartaniſchen Einrichtungen und der Platoniſchen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle ſittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, ſondern auch in ſich ſelbſt ſchon ungenügende und einſeitige Lebens-Idee erkennen müſſen, ſobald wir ſie richtig verſtanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meinung haben wir alſo nun ſchon zwei Beiſpiele von griechiſchen Frauen kennen lernen, welche von der Geſellſchaft und der Bildung der Männer nicht ausgeſchloſſen waren. Es giebt deren noch zwei; noch zwei Klaſſen von mehr als andre gebildeten griechiſchen Frauen. Die erſte iſt ſo bekannt, daß ich nur an ſie zu erinnern brauche; die macedoniſchen Fürſtinnen, vom Anbeginn der griechiſchen Weltherrſchaft bis zur Zerſtörung aller Griechiſch-Aſiatiſchen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang dieſe Fürſtinnen die Noth, oder verführte ſie die Herrſchſucht, an den Streitigkeiten, den Geſchäften und Verbrechen des Ehrgeizes, und alſo auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker ſelbſt zu herrſchen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapferſten, des Kühnſten, des Verſchlagenſten. Im ſteten Kampf der heftigſten Triebe, im Ueberfluß aller Mittel, konnte ſich alles Große entwickeln, was mit ſo unglücklichen Verhältniſſen einer ganz ungeordneten Deſpotie, nach der wechſelnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheienkrieg, irgend beſtehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrſchaft auch der Preis des Schlechteſten unter allen den ſtreitenden Partheien. „Wer ſeine Eltern oder Kinder nicht ermordete," ſagt Plutarch, „deſſen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichſam als ein königliches Poſtulat, wie die Poſtulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von Jedermann zugeſtanden [46].“ Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung und der Geiſt der Kleopatra, ſind allgemein bekannt. Andre Fürſtinnen, die ſelbſt im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu ſein.

Die zweite Klaſſe begreift die lyriſchen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben ſo wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyriſchen Kunſt, Lesbos zum ſchönſten Garten der Muſik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerin, Freundin, Meiſterin des Pindarus ſein. Die ſchöne [47] lesbiſche Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poeſie nähere ſich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchſtücken kann man ſagen, wie Meleager von den lyriſchen Blumen derſelben, die er in ſeinen dichteriſchen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Roſen.“ Die dichteriſchen Beinahmen eines „weiblichen Homerus,“ einer „ſterblichen Muſe,“ ſind geſchichtliche Wahrheit [48]. Sie liebte zärtliche Luſt [49], und ward die Stifterin einer Schule des Schönen und der Kunſt unter den lesbiſchen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung ſagt, einer Schule der Sittenloſigkeit [50].

Was verſteht man nicht alles unter Bildung? Die Poeſie allein ſcheint vielleicht manchem kein gültiger Anſpruch dazu. Allerdings war auch die griechiſche Poeſie und die griechiſche Bildung ganz verſchieden von der unſrigen; von den griechiſchen Frauen darf man keine andre als griechiſche Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum ſo genannt zu werden verdienen, als die Poeſie der Griechen, der Keim, aus welchem der

---

[46] Plutarch Vit. Demetr. vol. V. p. 7. edit. Reisk. [47] Plat. Phaedr. tom. X. p. 296. [48] Anthol. Gr. ed. Jacobs. II. 25. 101. [49] Athen. XV. p. 687. init. [50] Suid. in Σαπφ. Ovid. Heroid. XV. Vortrefflich iſt die edle Dichterin gegen die Anekdotenſucht, welche alles Hohe ſo gern ſchmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Baum ihrer ganzen Bildung entſprang, und die ſchönſte Frucht, mit der er ſein Wachsthum vollendete? Auch ſcheint es, die Dichterinnen gingen freier mit Männern um, als andre griechiſche Frauen. Von der Sappho iſt dieſes unſtreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freimüthig edlen Antwort darauf **), ſetzen es manche andre Bruchſtücke und Nachrichten ausdrücklich oder ſtillſchweigend voraus; der Geiſt ihres Lebens und ihrer Geſänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabei keine Rückſicht nehmen, weil ein alter Schriftſteller der Meinung war, es ſei eine andre Sappho geweſen, die den Phaon liebte **). Obgleich ihre Gedichte ſich in Aller Händen befanden, und die Vorliebe für ſie ſehr groß war, ſo läßt es ſich doch begreifen, wie ſolche Verwechſelungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geſchichte ſich einſchleichen konnten. Die Komiker brachten ſie nähmlich nicht ſelten aufs Theater, und bedienten ſich ihrer dichteriſchen Freiheit ſo ſehr, daß Diphilus ſogar **) den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürſten der jambiſchen Poeſie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengeſetztem Anachronismus, dichtet Hermeſianax von ihrer Liebe zum Anakreon **). Auch von der Korinna iſt Veranlaſſung da, vorauszuſetzen, daß ſie mit Männern freier umging; und wahrſcheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben ſo. Entweder verließen ſie mit einer männlichen Kunſt auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beſchränkte Lebensweiſe der übrigen griechiſchen Frauen; oder es iſt überhaupt nicht unwahrſcheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeoliſchen wie in den doriſchen Freiſtaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch

---

**) Arist. Rhetor. libr. I. cap. 9. **) Athen. libr. XIII. p. 596. D. Hierüber iſt alles Nöthige in Welckers Schrift beygebracht und berichtigend auseinandergeſetzt. **) Id. ibid. p. 599. A. **) Außer dem Antiphanes und Diphilus, ſchrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Nahmens Sappho, welches höchſt wahrſcheinlich die Dichterin war, wie auch in dem Luſtſpiele gleiches Nahmens der beiden erſten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

auch nicht durch Geſetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeſchloſſen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künſtlerinnen hat Mißverſtändniſſe veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, ſogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechiſchen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freien Volkes, und nach deſſen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Muſik war ein Vorrecht der Freien. Selten werden die Fälle ſein, daß Sclaven oder Hetären die Kunſt übten; wenigſtens läßt ſich als ausgemacht feſtſetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Muſenſpielen Theil nahmen, beides nicht ſein konnten. Sappho war aus einer, wie es ſcheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine ſehr ſchöne Hetäre, welche er liebte, frei kaufte, ſcherzte und ſpottete vielmehr die Schweſter in manchem Gedicht **), als daß ſie ſelbſt eine Hetäre geweſen wäre, und auf einen Befreier gehofft hätte.

Das Beiſpiel der Sappho und der andern griechiſchen Dichterinnen widerſpricht der Meinung, welche Rouſſeau mit ſo mächtiger Beredſamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeiſterung und hoher Kunſt ganz unfähig ſeien. Eine Meinung, die aus Vernunftgründen nicht bewieſen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünſtigt, da uns die Geſchichte ſo große und ruhmvolle Ausnahmen gegen dieſe allzu allgemein ausgeſprochene Behauptung aufſtellt; zu geſchweigen, daß eine unvollſtändige Erfahrung keinen vollſtändigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth iſt es, daß bei ſo vielen, ſo berühmten Künſtlerinnen in Muſik und Lyrik, keine griechiſche Frau in der dramatiſchen oder der bildenden Kunſt bekannt geworden iſt. Man hat es vielleicht überſehen, daß es, wie zwei Arten der Kunſt, ſo auch zwei weſentlich verſchiedene Arten der Begeiſterung giebt, die dramatiſche und die lyriſche. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon

---

**) Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161. An. Anthol. Gr. II. 52.

Bayerische Staatsbibliothek

die Eigenthümlichkeiten der plaſtiſchen und der muſikaliſchen Begeiſterung ſcharf und zart beſtimmt. Dieſe muſikaliſche Begeiſterung iſt mit der lyriſchen eins; und wenn man von der vollſtändigen dramatiſchen, welche freilich auch die lyriſche umfaßt, dieſe letztere trennt, ſo bleibt die plaſtiſche übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiſte wohl jenen Umfang und die Beſtimmtheit, welche die dramatiſche Kunſt erfordert, zwar nicht verſagt, eine Macht, welche ihr über das freie Gemüth nicht zuſteht, aber doch unendlich erſchwert. Dagegen ſtimmt die Natur der lyriſchen Begeiſterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele ſo ganz überein, daß man ſie auch die weibliche Begeiſterung, wie die dramatiſche die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philoſophiſchen Sinn abgeſprochen, weil ihnen der ſyſtematiſche Geiſt fehlt, der doch nur ein Theil von jenem iſt. Aber die Gabe, die tiefſten und zarteſten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, iſt doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unſchätzbarem Werth; und wer mag ſie den Weibern abſprechen? So lange noch kein vollendetes Syſtem des Wahren in allumfaſſender Klarheit entfaltet und vollendet daſteht, bleibt das ſyſtematiſche Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das ſyſtemloſe lyriſche Philoſophiren zerſtört wenigſtens das Ganze der Wahrheit nicht ſo ſehr, als die einſeitigen, unvollkommnen Syſteme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet ſind, bei weitem die meiſten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter ſein Syſtem iſt, um deſto weniger den Werth der lyriſchen Philoſopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet alſo die gewöhnliche Meinung, daß nur ſittenloſe Frauen bei den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meiſten griechiſchen Freiſtaaten, wenn gleich nicht in allen, ſchlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung; rohe Verachtung, das Loos der Bürgerinnen? Und wenn die einmüthigſten Zeugniſſe, wenn Beweiſe aller Art, keinen Zweifel übrig zu laſſen ſcheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechiſchen Bildung und Geſelligkeit geweſen iſt: was ſoll man von der Geſelligkeit, dem ſittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attiſchen Frauen ganz übertriebne und unbeſtimmte Begriffe hatten, und dieſe auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falſche Anklage aus falſchen Gründen zu vertheidigen; weil ſie nähmlich die Rechtfertigung der attiſchen Sitten als Unterlage für ihre Satyre auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es ſcheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführeriſche Anmuth des reizenden Weibes, und die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bei denſelben ganz getrennt war, daß die zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, ſich auch in zwei verſchiedne Stände und Lebensarten ſchied. Auch iſt es wahr, daß dadurch die ſeltſamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Miſchungen unſrer Sitten vermieden wurden, wo ſich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anſtand einer Matrone in ſcheinbarer Würde, die Anſprüche der letztern, und der Leichtſinn der erſtern, beiſammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunſt auch bei uns die Anmuth mit der Würde, ſo wie Zartheit und Größe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollſtändigen Weiblichkeit in ſich vereinigen kann, ſo konnte eine edlere Naturbildung auch bei den Griechen dasſelbe Ziel erreichen. Auf dieſe Weiſe wäre die griechiſche Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unſrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bei uns iſt es überdem jener höhern ſittlichen Kunſt doch unbenommen und frei, nach vollſtändiger weiblichen Bildung zu ſtreben: wie läßt es ſich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freien Athen durch die Geſetze ſelbſt gehemmt, und die trennende Beſtimmtheit der Natur zur Zerſtörung der Vollſtändigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meinung jener Schriftſteller ſcheint dieſe zu ſein: die Weiber können und ſollen nur nützlich ſein:

macht die beklagenswerthe Ueppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, ſo iſt es am beſten, ſie ſind eines von beiden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber ſeien nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Beſtimmung ausſchließen, worüber die Griechen jedoch ganz andrer Meinung waren.

Andre hingegen, und bei weitem die meiſten, bleiben bei eben ſo unbeſtimmten und übertriebenen Begriffen von den attiſchen oder überhaupt von den griechiſchen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und dieſe ſelbſt aufs heftigſte. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meinung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Weſen und Sitten, ihre geſellige Bildung war gegen die unſrige nur ſehr roh, das Schöne vermochte ihr ſtumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder ſittenloſe Ueppigkeit, ungerechter Eigennutz, erſtickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht ſagen, denken es doch. Zum Beweiſe, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erſtlich auf die Ueberbleibſel der bildenden Kunſt, weil doch hier der untrügliche Augenſchein das Vorurtheil für geſunde Sinne am leichteſten und ſchnellſten entwaffnet. Iſt nicht der Kreis der idealiſchen Geſtalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz, aus den ſchönſten Blüthen der Weiblichkeit geflochten **)? Auch die wenigen Ueberbleibſel der griechiſchen bildenden Kunſt beweiſen nicht nur, daß wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der weiblichen Geſtalt, während der guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet, und auch nach dem Verfall des Kunſtgefühls, ſelbſt in Werken mittelmäßiger Künſtler nicht das Einzelne, ſondern das Allgemeine dargeſtellt ward; was mehr iſt, als man oft von den beſten neuern Künſtlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldne nennt, ſa-

---

**) Man ſehe die meiſterhafte Charakteriſtik derſelben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen. 1795.

gen kann: ſondern ſie beweiſen auch die feinſte Gabe, die zarteſten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufaſſen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechiſche Sage und Sprache, in vielen der ſchönſten ſinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Weſen der Weiblichkeit und die Begeiſterung der Liebe, eben ſo beſtimmt als zart: ſo daß ſich auch hier die griechiſche Eigenthümlichkeit als eine allgemein menſchliche bewährt und es kann auch in dieſem Sinne das Griechiſche immer noch, wie beim Iſokrates [*]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten [**]).

Ich berufe mich ferner zum Beweiſe des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und ſittliche Schönheit auf die dichteriſchen Kunſtwerke, auf die ſchöne Natur in Homers Darſtellung weiblicher Sitten und Leidenſchaften. Zwar iſt die Seele ſeiner Darſtellung, Natur und nicht das freie Ideal, er ſtellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, ſondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darſtellungen der weiblichen Seele in den charaktervollſten und der Natur getreueſten neuern Dichtern, wie Shakeſpeare und Goethe, ſind mannichfaltiger und reichhaltiger für den Geiſt, aber auch die Einfalt des alten joniſchen Sängers hat ihre Schönheit und iſt oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenſchaften in den Darſtellungen des Sophokles aber, iſt ein vollkommnes Ideal, dem ſich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von fern nähert. Denn was haben wir vom dichteriſchen Ideal, wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der Weiblichkeit, aufzuweiſen, als Theorien die nicht fertig, und Verſuche die mißglückt ſind? Man erinnere ſich ferner an die idealiſche Schilderung der edelſten Frauen in den Sokratiſchen Geſchichtsdichtungen des Xenophon, an die Darſtellung der Liebe in der beſſern lyriſchen Kunſt und ſo manches andre **). Wer überdem den Griechen hier das Gefühl abſprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig abſprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet ſich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geiſt war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zuſammenhang; ihre Geſchichte iſt Ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchſt lebendige, ſinnliche und ſittliche Reizbarkeit iſt die Grundlage ihrer Bildung, der Geiſt ihrer Geſchichte; nicht nur ihre Tugend und Größe, ſondern auch ihre Schwächen und Laſter entſpringen aus dieſer außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unſern Glauben, ſondern faſt die Gränzen unſrer Einbildungskraft überſteigt, und doch der feſteſte Leitfaden des griechiſchen Alterthumsforſchers iſt, der ſich ohne eine jener griechiſchen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für ſchöne Männlichkeit in Weſen, Geſtalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieſes wohl in ſo manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; deſſen erheuchelte Huldigung für ſchöne Weiblichkeit iſt verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunſt und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die ſchöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beiden Geſchlechtern nur ein und daſſelbe iſt.

---

[*]) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144. tom. I. [**]) Barbaren ſind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Maſſe die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freiheit das Uebergewicht hat (βια λογου κρειττων εστι). Griechen wären alſo Völker, in deren Maſſe die Sitte und Bildung über die Natur das Uebergewicht hat. So legt ſich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der geſammten Menſchheit bei. Strab. lib. I. Cn. lib. IX. p. 615. B.

Mehrere Urſachen äußern einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf unſre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die ge-

---

**) Siehe über alles dieſes die vorſtehende Abhandlung über die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern.

ſellige Bildung der Alten überhaupt. Erſtlich vermiſcht man die rohe Einfalt der älteſten, die Sittenloſigkeit der ſpätern Zeit, die Verderbtheit der ſchlechteſten Menſchen, mit der ſchönen Bildung der beſſern Menſchen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer untereinander. Auch auf die römiſche Bildung in Hinſicht auf den geſelligen Geiſt und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römiſchen Dichtkunſt ſagt: „Es ſind noch Spuren vom Landleben d. h. von der urſprünglichen Rohigkeit übrig **).“ Die Römer waren urſprünglich, wie die Sabiner und andre italiſche Völker der alten Zeit, ein kriegeriſches Land- und Bauernvolk geweſen, welches dann ſehr ſchnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrſchenden Stadt emporgeſtiegen iſt. Dagegen iſt die attiſche Geſelligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beinahe kleinſtädtiſch; denn der Sinn und die Art dieſes Volks ging in allen Dingen auf das Große, ſo wie der Sinn der Griechen ausſchließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieſer Idee ausging. Wenn man die Freiheit von allen beſchränkten Anſichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, ſo haben die Römer eine Höhe derſelben erreicht, der ſich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Weſentliche, und hält ſich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem ſeine beſchränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Geſetz der menſchlichen Natur zu ſein ſcheint. Die größere Keckheit der Leidenſchaften und ihrer Aeußerungen in wärmern Ländern bei einem kräftigen Volk, iſt zwar eben ſo wenig allgemeingültig wie die nordiſche Kälte, hat doch aber wenigſtens gleiche Rechte. Die republikaniſche Offenheit und Entſchiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, ſogar als ein Vorzug erſcheinen, indem ſie die männliche Jugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unſern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer

---

**) Manent vestigia ruris.

die alte Geſchichte richtig faſſen, ja wer den Menſchen und das menſchliche Leben überhaupt beſtimmt und klar erkennen will, nur auf das Weſentliche in der Tugend und in den Sitten ſehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile ſeiner Zeit zum Maaßſtabe nehmen. Eine chineſiſche Aengſtlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geſchlecht iſt bei weitem noch keine Reinheit; und die freiere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in dieſem Punkte der ſinnlichen Natur und ihrer Regungen, iſt der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig geweſen, als oftmahls die verſtohlne Lüſternheit in den Sitten wie in der Kunſt der Neuern, wo die böſen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um ſo weiter fortſchleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieſer Bemerkung auch die Grundſätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schamloſigkeit oft ins Unglaubliche ſtieg, wie beim Krates; nach dem falſchen Grundſatze daß nichts, was die Natur gebeut, ſchändlich ſei. Dieſes iſt aber ſo wenig in der Wahrheit gegründet, daß ſelbſt manche der edleren Thiere in dem Geſchäfte der Fortpflanzung das Verborgne ſuchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Nahmen trug, dem Krates in ſeiner öffentlichen Unverſchämtheit zum Beiſpiele dienen konnten **), in welcher die verirrte und überweiſe oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheſte Natur, als eine ſelbſt unter Wilden ſeltne Ausnahme, bei einigen Bewohnern der Südſee-Inſeln wie in Otaheiti finden. Es iſt belehrend, ſolche Verirrungen zu bemerken, um den ſchneidenden Gegenſatz der überhaupt im Alterthum herrſchenden ſittlichen Grundbegriffe deſto ſtrenger zu faſſen. Die beſſere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Geſetz ſoll die Natur im Menſchen nicht zerſtören aber ordnen; und ſo ſoll auch die Schamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Geſetzen des Verſtandes und der Sitten untergeordnet ſein; ſo war es die

---

**). Diog. Laert. lib. VI. cap. 7. Κρατης

Meinung des Plato, und ein ſolcher Gedanke lag auch den doriſchen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelſte Entfaltung der Menſchennatur im Alterthum, in dieſer Unterſuchung der Sittengeſchichte zurückgeführt werden *).

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechiſchen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bei einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es iſt wahr, daß ſolche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß ſie auch gegen die höchſte Bildung der edelſten Völker die Unſitte und das Unrecht ſchützen, und die ſchönſten Blüthen der Menſchheit zerknicken können. Wer aber mit der älteſten Geſchichte der Griechen bekannt iſt, weiß es, wie begünſtigt ſie überhaupt in dieſem Stucke von der Natur und dem Schickſale waren. Ihr unſcheinbarer Urſprung, der ſich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unſichtbare, Merkmahle unterſcheidet, enthält doch ſchon den vollſtändigen Keim ihrer allbewunderten höchſten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet ſich noch keine Spur von dieſer Unterdrückung, die alſo ſehr neu ſein mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Geſellſchaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroiſchen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländiſchen Einſperrung und deren Folgen. Ja ſie nehmen Theil an der heroiſchen Bildung dieſes Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünſtigt ward, als die der Frauen. **).

---

*) Wenigſtens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Forderungen in dem Adel der doriſchen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Scham nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen ſei. Der eigentliche Begriff der Unſchuld und innern Reinheit iſt ihnen auch in der höhern Philoſophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Beſtimmung beruht. Darin beſteht die weſentliche Verſchiedenheit der antiken Denkart von der unſrigen; die Offenheit der Sitten aber ſoll man ihnen nicht ſo ſehr zum Tadel anrechnen, da ſie nur das Zufällige betrifft.

**) Man ſehe darüber: Lenz, Geſchichte der Weiber im heroi-

Die ſcheinbarſte Erklärung wäre es, den Mangel von dem Ueberfluße, den Fehler von der ſittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen ſelbſt herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, das meiſte aber auf ihre Gymnaſtik und Muſik zu ſchieben. Denn dieſe drei waren gleichſam die Blätter die ſich aus der zarten Knoſpe der griechiſchen Bildung, wie wir ſie im Homer finden, entwickelten, ſobald dieſe ſich zur vollendeten Blume der geiſtigen und ſittlichen Freiheit entfaltete. Was der höchſte Ruhm und der höchſte Genuß der griechiſchen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Dieſe Erklärung enthält ſehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da ſogar viele griechiſche Frauen an der Gymnaſtik und Muſik Theil nahmen; am wenigſten aber giebt ſie Aufſchluß über die Abweichungen der attiſchen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der geſellige Umgang mit den Weibern ſehr verſchieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigſtens die Außenſeite, gleichſam die äußern Zuthaten in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an aſiatiſche Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta verſetzt, anfangs etwas herbe dünken; wäre ſie aber edler Natur, ſo würde ſie bald einſehen, daß ſie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man ſie zwar vergöttert, aber ohne ſie um ihrer ſelbſt willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug ſchlaffer Wolluſt. Die Gymnaſtik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bei den doriſchen Völkern, oder nicht, mußte eine weſentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten des weiblichen Geſchlechts verurſachen. Im letztern Falle, dem der meiſten griechiſchen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller joniſchen, entfernte ſie die Frauen von

---

ſchen Zeitalter; eine kritiſche unter manchen unkritiſchen Arbeiten über die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts bei den Alten. Barthelemy iſt darüber etwas kürzer als man wünſchen möchte; und Pauw iſt faſt in keinem Abſchnitte ſeines übereilten Werks ſo unendlich reich an Fehlern als in dieſem.

dem Umgange und der Geſellſchaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnaſien nahm. Sie ſchwächte auch allmählich die Achtung derſelben, und dadurch ſelbſt ihren Werth, indem ſie das weibliche Geſchlecht von demjenigen ausſchloß, was die höchſte Blüthe des männlichen Lebens und die erſte Liebe des Jünglings war; ſchöne Spiele nähmlich und freie Thaten in männlicher Freundſchaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechiſchen Sitten, welche ich bis jetzt anführte, ſetzen unbeſtimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden ſoll. Ich werde mich weiterhin in dieſen Berichtigungen nur noch auf Athen beſchränken, einen ganz allgemeinen aber doch beſtimmteren Umriß der Thatſache entwerfen, und die Gründe derſelben entwickeln. Haben wir nur erſt hier, wo die Nachrichten doch am vollſtändigſten ſind, Grund und Boden gewonnen; ſo kann bei der Unterſuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geſchlechts in den andern griechiſchen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Vorausſetzung, daß die joniſchen ſich dem erſten, die doriſchen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchſtücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer ſchönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendſten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attiſchen Frauen, ſind dieſe. Ihre Erziehung wurde erſtens, außer ſo viel Orcheſtik und Muſik als etwa zu öffentlichen Feſten unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeſchränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunſt gleich ſehr bekannt ſind. Jedoch waren ſie auch Zuſchauerinnen im Theater **), we-

---

) Die Gründe für die entgegengeſetzte Meinung S. in Teutſch. Merk. 1796. 11es St. III. **Waren die Frauen in Athen Zuſchauerinnen bei den dramatiſchen Vorſtellungen? Weil aber die poſitiven Gründe aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nicht unwiderleglich ſind, die Stelle aus Alexis nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bei Plato de legg. lib. II. p. 69. 70. ed. Bip. gar keine Rückſicht genommen worden iſt; ſo habe ich den Text unverändert gelaſſen.

nigſtens bei den tragiſchen Schauſpielen, dieſer hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren ſie von dem öffentlichen Leben, von den Geſellſchaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeſchloſſen. Außerdem ſind auch die Urtheile der attiſchen Schriftſteller über das andre Geſchlecht ungewöhnlich hart, und die Uebereinſtimmung ihrer Aeußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Geſetze ſelbſt, die Geſetze des freien Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einſchränkung der Frauen. Schon Solon beſchränkte die öffentliche Erſcheinung derſelben durch ein Geſetz, deſſen Buchſtabe ſeltſam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es beſtimmt die Zahl der Kleidungsſtücke, das Maaß der Geräthſchaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn ſie bei Tage ausging, mit ſich führen und an ſich tragen ſollte, bei Nacht dürfte ſie nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erſcheinen **). Ein Geſetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tauſend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber ſo wie auch über andre Gegenſtände der weiblichen Sitten die Aufſicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur

---

**) Plut. in Solon. p. 359, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem das höchſte Gepräge der Aechtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damahls noch in Aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beinahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch keine eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beim Likurgus, gab.

der Sitten und der Lage geſchöpft, und es iſt daher ein belehrendes Vergnügen, ihren oft verſteckten Sinn zu erforſchen. Die Erklärung dieſer Geſetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geſchichte aufzuſuchen.

Beim erſten Blick ſcheint der einzige Zweck des Soloniſchen Geſetzes nur der zu ſein, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beſchränken. Zwei Thatſachen beim Herodot aber haben mich auf die Vermuthung gebracht, daß ſein Nebenzweck und der Hauptzweck des ſpätern Geſetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe war: denn dieſer konnte der ungeſtüme Freiheitsſinn, welcher auch die attiſchen Weiber beſeelte, bei ihrer Leidenſchaftlichkeit leicht gefährlich werden. Schon in ſehr alten Zeiten rotteten ſich die attiſchen Frauen zuſammen, und brachten einen Unglücklichen um, der ſchuldig ſchien, weil er allein und als der einzige Gerettete von einer fehlgeſchlagenen Unternehmung gegen Aegina zurückkehrte, indem eine jede ihn fragte, während ſie ihn mißhandelten und tödteten, wo ihr Mann ſei *). Als Lycidas im perſiſchen Kriege die Athener verführen wollte, Vorſchlägen Gehör zu geben, welche auf den Verluſt ihrer Freiheiten abzweckten, ſo tödteten ſie den Verräther. Als die attiſchen Frauen zu Salamis Nachricht davon erhielten, brachen ſie in ſein Haus, und brachten ſein Weib und ſeine Kinder um **). Da die Volksherrſchaft der Alten ohne ſtrenge ſittliche Erziehung, ſogleich in Anarchie und leidenſchaftliche Wuth entartete, und da die Frauen an dieſer Erziehung, außer dem Drama, keinen Antheil hatten; ſo darf uns dieſe ochlokratiſche Weibergerechtigkeit nicht ſehr befremden. Schon die Gewohnheit zahlreicher und unruhiger Verſammlungen bei öffentlichen Frauenfeſten konnte ſehr leicht weiter um ſich greifen und äußerſt gefährlich werden. Man denke nur an die Bacchantinnen, an die geheiligten Ausſchweifungen bei Ceresfeſten, am Adonisfeſte und andern. Dazu kam noch die attiſche Heftigkeit! Man kann ſich den Ungeſtüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorſtellen. Der erhabne Aeſchylus giebt uns davon ein treues Bild,

---

*) Herodot. Terpsich. cap. 87. **) Herodot. Calliop. cap. 4. 5.

welches durch einzelne Züge im Herodot und Thukydides noch vollſtändiger wird. Die alte pelasgiſche Tiefe und ernſte Traurigkeit traf hier zuſammen mit der joniſchen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erſcheinung von gränzenloſer Heftigkeit und leidenſchaftlichem Ungeſtüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Weſen des atheniſchen Volkscharakters bildet. Man erinnre ſich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choephoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Geſetz geben, daß der Schmerz der Frauen bei dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausarten möchte **).

Eine neue Beſtätigung dieſer Meinung gewährt uns Ariſtophanes. Den Inhalt zwei noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben ſo toll als lächerlich iſt; der Inhalt einer dritten iſt ein öffentliches Weiberfeſt, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Nahmen einiger verlornen Komödien dieſes und anderer Dichter laſſen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lyſiſtrata, oder ein Weiberſtaat wie der in den Ekkleſiazuſen, ſeien ein buchſtäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten, deſſen Urtheilskraft ſtände zu bezweifeln; aber ohne alle Veranlaſſung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß dieſe Darſtellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfniſſen des komiſchen Ideals weiter ausbildete. Es iſt nicht immer leicht, dieſe reichhaltigſte Quelle der attiſchen Sittengeſchichte zu gebrauchen, und die ſehr in einander laufende Gränze des Wirklichen und des Erdichteten im Ariſtophanes mit Beſtimmtheit und Sicherheit unterſcheiden zu können.

Jene Geſetze waren freilich nichts anders als Linderungsmittel, wie ſchon ihre Wiederhohlung beweiſt, konnten nichts anders ſein, da eine Verbeſſerung und Abhülfe in den einmahl herrſchenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in ſpätern Zeiten keine ſolche

---

**) Jenes Geſetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne radunto, neve lessum funeris ergo habento; iſt nach dem Zeugniſſe des Cicero, Soloniſch.

Thatſache mehr angeführt, wie die obige beim Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nahmlich, „die weibliche Cenſur, iſt wie Ariſtoteles ſagt, nur in Ariſtokratien, in Demokratien aber ſo wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Cenſor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erſcheinen **)?“ Ich verſtehe dieſes nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geſchäften, denn es wäre ungereimt, dieſes zu verbiethen, und ohnehin verrichteten es meiſtentheils männliche Sclaven, ſondern von einem öffentlichen Erſcheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war **). Wie konnte der Cenſor die arme Menge mit Geld ſtrafen? Daher denn auch das Geſetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar ſein mochte. Mit Leibesſtrafe aber konnte er Freie nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie beſtimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Geſetzgeber, was Ehre und Schande bringen ſoll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfremdung von der Geſellſchaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen geſichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beiden Geſchlechter noch mehr befeſtigt und beſtätigt. Das einzige Mittel, das Uebel von Grund aus zu heben, wäre geweſen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu laſſen, und dennoch die entgegengeſetzten Fehler zu vermeiden. Dieſes Mittel zu gebrauchen, ſtand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den atheniſchen Begriffen widerſprach. Er verzweifelte ſchon ſo gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die ſtrengen Geſetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu beſtätigen. Man darf überhaupt nicht vergeſſen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Geſetze zu erdenken, ſondern

---

**) Aristot. Polit. lib. IV. cap. 15. **) Barthelemy tom. II. p. 99. hat alſo die Stelle des Ariſtoteles, wie das Geſetz des Solon, wohl mißverſtanden.

nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren beſten Ausdruck zu finden, wenn man die Soloniſche Geſetzgebung, als das höchſte Kunſtwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechiſche Geiſt in den damahligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es ſich finden ſollte, daß ſeine Geſetze, wo es nur möglich war, der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er, wo dieß nicht in ſeiner Macht ſtand, durch recht ſinnreiche Züge der ſchlauſten Benutzung und der feinſten Schonung wenigſtens das beſte Gleichgewicht zwiſchen den Geſetzen der Nothdurft und den Forderungen der ſittlichen Vernunft zu erreichen wußte, ſo ſcheint dieſes vielleicht Einigen wenig geſagt, es dürfte aber mehr ſein, als ſich von vielen andern Geſetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, ſo ſorgte hingegen der attiſche Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Töchter derer, welche ſich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Koſten erzogen oder ausgeſtattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; ſelbſt jene ausgeſtoſſenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen verſagt waren, fanden wenigſtens Duldung. Alles ganz im Geiſte des gerechten und guten Athen, wo die Geſetzesgleichheit einheimiſch war, wo auch der Fremde gegen die ſonſtige Sitte des Alterthums, und ſelbſt der Unfreie ſeine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demoſthenes ſagt, ſogar freier reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er ſich freuen durfte 10).

Welches die geſetzlichen Urſachen der Eheſcheidung zu Athen geweſen, ob der beiderſeitige oder gar einſeitige Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entſcheiden. Höchſt wahrſcheinlich iſt es aber, daß die attiſchen Geſetze auch in dieſem Stücke ihrem eignen Geiſte treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des

---

10) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis. —
Plautus in Stich. act. III. scen. 1.

Mannes und der Frau gleich waren. Der Umſtand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die perſönliche Erſcheinung der Frau vor Gericht, den Leichtſinn zu hemmen ſuchte; die Nahmen der Scheidung ſelbſt [11], laſſen etwas ſehr Willkührliches vermuthen. Die ſonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (ἐπίκληρος) hatten einen politiſchen Grund, und können zum Beiſpiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den ſeltſam ſcheinenden Soloniſchen Geſetzen liegt. Epikleros hieß nähmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermanglung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und ſprach ſie dem nächſten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rückſicht zur Ehe fähig ſein mußte, ſonſt dem nächſten nach dieſem [12]; ja, war ſie zu der Zeit, da ſie erbte, ſchon verheirathet, ſo wurde die erſte Ehe wieder getrennt. Eine ſolche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meiſten die Abſicht hatten, ihr auf jede Weiſe Nachkommenſchaft zu verſchaffen; einige derſelben waren aber von der Art, daß ſie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon ſuchte nicht nur überhaupt die äußerſt wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine, aus welchen das Ganze des Staats zuſammengeſetzt war, durch Ehen in ſich zu befeſtigen, welche ſonſt leicht der Kitt der Partheien werden konnten; ſondern er hatte auch bei jenen ſonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel ſeiner ganzen Geſetzgebung in der genaueſten Beziehung ſtand. Dieſes Ziel war, die überhaupt, wo ſie einmahl eingeriſſen iſt, beſonders aber in Griechenland, ſchnell wachſende Ungleichheit des Vermögens wenigſtens in ſo weit zu hemmen, daß die Erſchütterungen, welche ſie in Freiſtaaten nach ſich ziehen mußte, vermieden würden. Er ſuchte durch jene Geſetze die Vereinigung zweier Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen ſo auch die Familien und Stämme am Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit ſolcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen;

---

[11] Ἀποπομπή, von Seiten des Mannes; ἀπόλειψις, von Seiten der Frau. [12] Der, welchem ſie zugeſprochen ward, hieß ἐπιδικαζόμενος.

die Sorge des Staats für diejenigen, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld ſeiner Hülfe bedurften, war ſo großmüthig; die Geſetze waren ſo vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [15]), unmäßiger Reichthum aber nur ſelten ſein, und ſchwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie ſie mehrentheils überhaupt die Veranlaſſung der demokratiſchen Staatseinrichtungen in Griechenland geweſen, ſo auch die erſte geſchichtliche Urſache der Soloniſchen Geſetzgebung, durch welche die höchſte Aufgabe jedes griechiſchen Freiſtaates ſo zweckmäßig, und wenn man ſich erinnert, daß Athen eine demokratiſche Handelsſtadt war, kann man wohl ſagen, ſo glücklich aufgelöſet worden iſt.

Bei der bisher entwickelten Sittengeſchichte und Verfaſſung Athens, darf es uns alſo nicht befremden, in den attiſchen Schriftſtellern Aeußerungen über das weibliche Geſchlecht zu finden, welche ſie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieſer Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht ſowohl Geringſchätzung als Mißtrauen, nicht Leidenſchaft, ſondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; ſelbſt der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Uebermuth eines ungerechten Unterdrückers. Erklärbar iſt alſo auch in dieſer Hinſicht der Vorzug, welchen die Griechen der geiſtigen Männerfreundſchaft vor der weiblichen Leidenſchaft gaben, und die Meinung, daß die edlere oder himmliſche Liebe nur zwiſchen Männern Statt finde [16]). Solon ſelbſt hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Verſuch gewagt, joniſche Ausſchweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu doriſcher Liebe zu adeln. Er unterſagte die edle Männerfreundſchaft, als ein Vorrecht der Freien, den Sclaven, ſuchte aber dagegen durch ſtrenge Strafgeſetze jede unnatürliche Ausſchweifung zu hemmen. Wenigſtens erreichte er ſo viel, daß man noch zu Plato's Zeit ſagen konnte: nur zu Athen und Sparta wiſſe man den himmliſchen Amor von der gemeinen ſinnlichen Liebe zu unterſcheiden [18]).

---

[15]) Isocr. Areopag. p. 263. [16]) Plat. Sympos. p. 184.

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attiſche Sittenloſigkeit und Geſetzloſigkeit, in noch ungeſchwächter Kraft, und ungehemmter Freiheit, nur deſto üppiger ausſchweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die doriſche Jugend ihre höchſte Blüthe erreichte. Daher ſeine Vorliebe für die doriſchen Sitten, auch in Rückſicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meiſterzügen eine Frau verewigt, welche dieſer Vorliebe entſprach, die ſein tiefes Gefühl und die hohen Ideen ſeiner Vernunft gleich ſehr befriedigte; die Diotima, in welcher ſich die Anmuth einer Aſpaſia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbſtſtändigkeit vermählt, deren edel begeiſtertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menſchheit darſtellt.

---

[18]) Plat. Sympos. p. 186.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794 *).

Der Verſtand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorſtellungen und Beſtre-

---

*) Dieſe kleine Abhandlung bemüht ſich, die Idee des Schönen in ihrem Zwieſpalt mit dem Weſen der Kunſt zu betrachten; indem nähmlich zuerſt Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunſt immer nur unvollſtändig, einſeitig, getrennt und in ſeine Elemente zerſpalten, zur Erſcheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewieſen und angedeutet wird, wie das Schöne und ſeine Beſtandtheile nicht bloß in der Kunſt, ſondern urſprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erſt im vollendeten Einklang dieſer drei Elemente das vollſtändige, wahre und höchſte Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaß der Kunſt zuſammenſtimmen. So genommen, iſt die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben iſt dieſer Verſuch gerichtet, jene griechiſche Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollſtändigkeit und höchſten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit ſind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unſerer Deutſchen Philoſophie üblich war, wo ſie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beſchränkten Daſeins betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verſtanden, die unendliche Fülle des Lebens der ſchöpferiſchen Natur, in der anwachſenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber iſt nicht irgend eine äußre Einheit gemeint, ſondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der Liebe; und ſo iſt auch die Ordnung und das Ebenmaß in dieſem Sinne nicht bloß auf die Kunſt beſchränkt, ſondern es iſt der ordnende Geiſt, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und beſtimmt, und ſelbſt ihr Weſen iſt.

bungen ſind durch zwei entgegenſtehende Geſetzgebungen unabänderlich beſtimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des ſtrebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Geſetze der Natur. Unſicher ſchwankt die Neigung zwiſchen der Stimme der Freiheit und dem Gebothe des Schickſals; mühſam bildet der Verſtand am Einzelnen, und verliert ſich vom Ganzen endlich ſo weit, daß es ſcheinen könnte, als ſei dem Menſchen Maaßſtab und Wagſchale ſeines Lebens entriſſen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schickſals und der Freiheit in volle Eintracht aufzulöſen, iſt der verſchlungenſte Knoten des menſchlichen Lebens. Iſt das Ungefähr weiſer als die Kunſt? Kann die ſchwerſte Aufgabe nur von ſelbſt erfüllt werden?

Wenn nicht abſichtliche Kunſt, ſondern der Naturtrieb die Bildung lenket, ſo entwickelt ſich gleichmäßig der ganze Menſch. Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit ſind die unterſcheidenden Merkmahle des Alterthums, und ſeiner organiſchen Entwicklung. Alles Einzelne iſt hier in durchgängiger Wechſelwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geſchichte die großen Umriſſe der Freiheit und des Schickſals vor uns; auf den verſchiedenen Stufen der alten Bildung ſind die reinen urſprünglichen Arten aller weſentlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und der Natur erſchöpft, auf der höchſten Stufe iſt mehr oder weniger die harmoniſche Eintracht, und eine natürliche Vollendung und höchſte Blüthe erreicht. Dieſer Zuſammenhang gegen unſere Zerſtückelung, dieſe reinen Maſſen gegen unſere unendlichen Miſchungen, dieſe einfache Beſtimmtheit gegen unſere kleinliche Verworrenheit gehalten, ſind Urſache, daß uns die Alten, Menſchen im höhern Styl zu ſein ſcheinen. Doch dürfen wir ſie nicht als Günſtlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unſere Mängel ſelbſt bewähren und ſichern unſere Hoffnung; denn ſie entſpringen eben aus der Oberherrſchaft des geiſtigen Vermögens und des freien Verſtandes, deſſen obwohl langſame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geſchäft, dem Menſchen eine beharrliche Grundlage zu ſichern, und eine unwandelbare Richtung zu beſtimmen, beendigt hat, ſo wird es nicht mehr zweifelhaft ſein, ob die Geſchichte des Menſchen gleich einem Kreiſe ewig nur in ſich ſelbſt zurückkehre, oder ins Unendliche zum Beſſern fortſchreite. Eben ſo iſt die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beide entſpringen aus der Herrſchaft des Triebes und einer ſich aus ſich ſelbſt frei entwickelnden Natur. Der Verſtand, wo er den Gang der menſchlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechſelt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menſchen. Selbſt die griechiſche Kunſt, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in ſich ſelbſt, und beweiſet die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunſt iſt auch unſere Verworrenheit und Zerſtückelung am offenbarſten. Eine Kunſt ſchweift in das Gebieth der andern, und eine Gattung in das Gebieth der andern hinüber. Darſtellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anſchauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechſeln ihre Beſtimmung. Der Künſtler ſtrebt auf Koſten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner ſchätzt in der Natur nur das Künſtliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederſchein ſeiner eignen Träume verlangend, ſucht die Liebe in der Natur; der liebloſe Schwelger erfrecht ſich den freien Menſchen, wie äußere Natur zu genießen. Dieſer lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menſchheit verwirrt; er muß ſie auch noch vereinzeln und verſtümmeln. Wer in Muſik allein ſchwelgt, verſchwebt in Unbeſtimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich ſelbſt zu Stein; wer in der Poeſie allein lebt, verliert beides, Kraft und Beſtimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbſt Poeſie und Wirklichkeit vereinigt, laſſen eine große Lücke, welche nur durch die ſinnlichen Künſte ausgefüllt werden kann, in welchen die Geſetzmäßigkeit beſtimmter und lebendiger als in der Dichtkunſt, die Wirklichkeit geſetzmäßiger als in der Natur iſt. Durch die Kunſt allein wird der Menſch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und lieblos. Es iſt ein beweinenswerther Anblick, einen

Schatz der trefflichſten und ſeltenſten Kunſtwerke wie eine gemeine Sammlung von Koſtbarkeiten zuſammen aufgehäuft zu ſehen. Troſtlos und ungeheuer ſteht die Lücke vor uns; der Menſch iſt zerriſſen, die Kunſt und das Leben ſind getrennt. Und dieß Gerippe war einſt Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünſtelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einſeitigen Kunſtſinnes, ſind die Schlachtopfer der Anſtrengung, die Sclaven des Nutzens, in denen ſteter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt ſich der Mechanismus einer ſolchen Sinnesart und eines ſolchen Lebens noch leidentlich wie ein Menſch: im Genuſſe zeigt ſich unverhohlen das reine Thier. Dieſe verwahrloſten Naturen erröthen endlich bei dem Nahmen der Schönheit. Die leiſeſte Erinnerung an Kunſt, Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes.

Auch der geiſtige Genuß iſt der Seele nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; ſtete Anſtrengung zerrüttet und zerſtört unvermeidlich, wie ſteter Genuß erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſein, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf; die kleinſte Unmäſſigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. N[illegible]ieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seeleng[illegible]uß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grun[illegible]e keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andre, die ſich zu ernſter That verknüpfen, und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beſtändigkeit ihres Genuſſes belohnt. Der Genuß hat um ſo mehr Werth, je ſelbſtthätiger er iſt, je mehr er ſich dem Schönen nähert, in welchem ſich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frei, darf nicht Mittel zu einem Zwecke ſein; abſichtlicher Genuß wäre Geſchäft und nicht Genuß. Das

Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber iſt heilig. Man kann durch Darſtellungen den Verſtand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunſt kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabei. Wie jede Kraft ſich nur im freien Spiele entwickelt, ſo bildet ſich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freien Genuſſe des Schönen. Dieſer innre Sinn der Seele für das Schöne, iſt noch verſchieden von dem bloßen Kunſtſinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunſtvermögen, als die Empfänglichkeit, Darſtellung und Erſcheinung zu faſſen, gegenüberſteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darſtellung und Kunſt, ſondern auch in der Natur und im Menſchen, oder in der Liebe. Die Gränze des geiſtigen Genuſſes der Seele, wo er anfangen darf, und wo er aufhören muß, iſt leicht zu beſtimmen, aber äußerſt zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren giebt es drei, wie drei urſprüngliche Gegenſtände des geiſtigen Genuſſes; die Natur, der Menſch, und die Kunſt, in deren Darſtellungen alles vereint wird.

Das Vorrecht der Natur iſt die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunſt iſt die geiſtige Einheit und das harmoniſche Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunſt nur für Erinnerung an die ſchönſte Natur hält, der ſpricht ihr alles ſelbſtſtändige Daſein ab. Hätte ſie nicht ihr eigenes Geſetz, wäre ſie nichts als Natur, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöſchende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu erſetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz verſagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greiſen überlaſſen, ſich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in weſenloſen Schatten zu ſchwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem ſie ſie eine Künſtlerin nennen, als wenn nicht alle Kunſt beſchränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet ſich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinſte Einzelne in ihr iſt zwiefach unerſchöpflich. Es iſt die durchgängige Beſtimmtheit des Geſtalteten, wie die allbewegliche

Regſamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele ſind, iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannichfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt ſie uns zwei Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künſten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feſte Geſtaltung. Aber die Vereinigung iſt mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zuſammengehen; vorzüglich iſt der plaſtiſche Theil dieſer plaſtiſchen Muſik ſehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealiſchen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuſchung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuſchung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichſam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verſchiedenſte Leben durch alle Sinnen in unſer Innerſtes dringt; den Anblick eines furchtbar-ſchönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerſtörung überſchäumt. In dieſer Anſchauung ſcheint der Menſch die ganze Fülle des Daſeins und die endloſe Zeit ſelbſt zu faſſen, die verſchwiſtert mit der Mannichfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorſtrömt. „Das Ganze bleibt immer jung, ſingt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechſeln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen ſie die Fackel des Lebens weiter *)." — Entfliehe, ſcheint ſie dem Menſchen verführeriſch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armſeligen Kunſt; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeiſterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüſten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtloſe Verlangen, ſich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durſt das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menſchen ſo gewaltſam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freiheit entreißt.

---

*) Lucret. II. 75.

Wild verachtet er alles Geſetz; lieblos entweiht er die Würde ſeiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genuſſe der Natur und in der Ausſchweifung in dieſer ſinnlich und geiſtig ſchwelgenden Lebensweiſe, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, geſetzloſer, grauſamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die erſten Fechterſpiele ſeinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genuſſe waren hier ſo groß, daß die Fülle eines römiſchen Lebens die Gränzen unſerer Einbildungskraft überſteigt. Die Selbſtſtändigkeit, der große Styl ihrer Laſter miſcht ſelbſt in unſern gerechten Unwillen über ihre nahmenloſen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung ſolcher allumfaſſenden und durch nichts zu erſchütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift iſt in ihre Jahrbücher die Geſchichte der ſittlichen Ausſchweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht die an ſich unerſättlichen Begierden zu befriedigen; auch römiſche Kraft konnte der Schwelgerei, welche ſelbſt die ſtärkſte Kraft am Ende unausbleiblich zerſtört, nicht widerſtehen, und endigte mit völliger Erſchlaffung und Auflöſung.

Die Liebe iſt der Seelengenuß des freien Geiſtes, und der Menſch iſt zunächſt ihr Gegenſtand. Denn wie in Einem allein keine Wechſelwirkung ſein kann, ſo giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar iſt es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfaſſen, und Eins mit der Natur zu ſein. Der menſchliche Trieb ahnet einen Ueberfluß von Güte, Geiſt und Fülle; der menſchliche Verſtand fühlt eine Lücke jenſeits der Gränzen des Wiſſens. Jener Ueberfluß erfüllt dieſe Lücke, und erzeugt die Vorſtellungen von höhern Weſen, und die Neigung zu Gott, als dem höchſten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geiſtigſten

---

*) Nur als ſolches, als höchſtes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeiſterte Gedanke das Weſen der Gottheit erfaſſen, auf dieſem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach ſeiner Idee des höchſten Schönen, welche den Geiſt deſſelben bildet. Und hier zeigt ſich klar der große Unterſchied zwiſchen der idealen Begeiſterung, oder der nur aus ſich ſelbſt denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten

Liebe iſt die Schwelgerei der Seele ſchädlich. Erkenntniß iſt Anſtrengung des Geiſtes; Glauben iſt Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens ſeien der Lohn für die Anſtrengung des Denkers! Unverdient genoſſen, werden ſie ſonſt wie jede Unmäßigkeit, ſich ſelbſt beſtrafen. Die kleinliche Verirrung, in allem nur ſich und ſeinen Wiederſchein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu ſuchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reizbarkeit und ſchöpferiſche Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in anderm, menſchlichen Verhältniß, die Kunſt mit der Liebe verwechſeln, da doch jede Abſicht das freie Seelengefühl entweiht, welches ſich nicht erkunſteln läßt, da keine abſichtliche Kunſt den Nahmen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geiſtig Liebender ſein Selbſt in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbſtſtändigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus ſeiner Bruſt. Denn die Liebe iſt der Wechſelgenuß freier Naturen, und eben darum iſt ſie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in ſich ſelbſt. Aller Genuß der Natur iſt halb und unbefriedigend. Wie ſchnell flieht das Schönſte und drückt den Stachel der Sehnſucht nur tiefer in die Bruſt! Und nach einer kurzen Täuſchung

---

Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Weſens und ſeines Verhältniſſes zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeiſterung des höchſten Schönen hervorgeht, iſt mehr eine künſtleriſche Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen; wo das vollkommenſte Weſen, als das ewige Urbild des höchſten Schönen, zwar wohl als Maaßſtab der Würdigung für jede andre Liebe gelten mag, ohne jedoch uns ſelbſt auch wiederum mit der Hoffnung und Verſicherung der gegenſeitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können; welche Gegenliebe Gottes gegen den Menſchen vielmehr auf dieſen Standpunkt, nur als eine Täuſchung der Einbildungskraft erſcheinen muß. Die Vernunft aber, indem ſie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Wiederſchein der eignen Ichheit im erkünſtelten Glauben ausfüllt; gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geſchweige den zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe; welche Idee des unverſieglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande ſind.

von Leben erſtarrt das zurück bleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die ſehnſuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer ſtumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchſte Seelengenuß iſt die Liebe, und die höchſte menſchliche Liebe iſt die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem ſtarken Triebe, der die Heldenbruſt des Römers beſeelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, ſich den Seinen entreißt, ſich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher ſein Haupt verwünſcht, ſich den unterirdiſchen Gottheiten weiht und in die offenen Arme des Todes ſtürzt, ſcheinen uns Halbgötter. Man vergleiche ſie mit der himmliſch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche ſie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas. Sie ſind Barbaren, ſie erfüllten das Geſetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylae ſtarben, denn ſie ſtarben für das Geſetz, ſondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, deſſen Zweck Vollſtändigkeit in der Gemeinſchaft mehrerer freier Weſen iſt, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechſelgenuß Aller in allen. Das war es, deſſen Verluſt der unglückliche Lacedämonier, welchen das Geſetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterſchied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dieß verbreitet über das Leben eines Braſidas den Glanz ſelbſt genugſamer Freudigkeit. Die Römer nähern ſich hingegen an hoher Selbſtſtändigkeit dem attiſchen Styl, und ſie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach Außen ſehr weit. Der heftigſte Kampf riß gewaltſam ihr Inneres bis zum Schwulſt heraus; ſie ſind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae ſchwelgte man in den Gefühlen der begeiſterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundſchaft; und der Genuß und das Gefühl dieſer ſchwelgenden Begeiſterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Dieſe Völker ſanken endlich ſo tief, daß ſie dem Reize, der nur Hülle des Schönen ſein ſollte, huldigten, und ſich an der Natur vergingen. Ueberhaupt iſt die Reizbarkeit der Seele das gefährlichſte;

---

*) **Herodot. Erat. cap. 134 — 137.**

wie das ſchönſte Geſchenk der Götter. Man ſetze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes ſehr gering, die Reizbarkeit der Seele aber ſo gränzenlos, daß die leiſeſte Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbſtſtändigkeit des Willens aber ſei ſo ſtark, daß ſie die Leitung des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Das Daſein einer ſolchen Natur würde ein ſtetes Schwanken ſein, wie die ſtürmiſche Woge; eben ſchien ſie noch die ewigen Sterne zu berühren, und ſchon ſtürzt ſie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Dieſem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchſte und das tiefſte Loos der Menſchheit; innigſt vereinigt iſt es dennoch ganz getrennt, und im Ueberfluß von Harmonie unendlich zerriſſen. So denke man ſich die Sappho, und alle Widerſprüche in den Nachrichten über dieſe größte aller griechiſchen Frauen ſind erklärt. Auch wir können ſagen: „Noch lebt die Gluth der aeoliſchen Frau; noch athmet die Liebe, die ſie den Saiten vertraute." Einige ihrer Geſänge und mehrere Bruchſtücke gehören unter die köſtlichſten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit iſt von Schwermuth wie umfloſſen. Zahlloſe Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt ſind, erſcheinen gegen dieſe, wie trübes irdiſches Feuer gegen den reinen Strahl der unſterblichen Sonne.

Die Liebe iſt an ſich arm und bedürftig; alle ihre Fülle iſt eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für ſich genommen, iſt nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr ſo wie die innere Einheit, iſt ein Geſchenk der Liebe. In der Kunſt vermählen ſich Fülle und Harmonie. Freundlich begegnen ſich in ihr beide Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freiheit und Schickſal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innre Mark der Seele dringt, ſondern wohlthätig allen Streit löſet. Die Natur giebt dem geiſtigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunſt aber die harmoniſche Ordnung und das Geſetz des Schönen. Nur vereinigt vollenden dieſe drei die Bildung des geiſtigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen ſie nur die Empfänglichkeit, die Reizbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt ſich die Tiefe und Beſeelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen ſich beide unter das Geſetz der Kunſt. Hier vollendet der Menſch ſein Daſein, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Alſo die zarteſten Gränzen, das feinſte Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterſpruches *), Maaß iſt der Gipfel der Lebenskunſt. Nur durch Vollſtändigkeit kann er erreicht werden; und dieſe kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfaſſen. Zwar pflegt der Menſch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir ſehen auch, daß dann der ernſteſte Wille, die ſtärkſte Kraft, die ſcharfſinnigſte Kunſt nur die krampfhafteſten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Menſch, der nach dem Göttlichen ſtrebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hinderniſſe zu kämpfen. Eben darum iſt die Rückkehr auch nie unmöglich, wenn gleich die Eintracht in einer Bruſt noch ſo zerrüttet iſt; wenn auch ein verfinſtertes Volk ſchon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollſtändigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daſein, ſo ſchwankt der Menſch nach dem erſten Schrecken der Freude, gegen wen er ſich ſeines Dankes entladen ſoll. Er darf nicht ſich zueignen, was ſeine eifrigſten Beſtrebungen nicht wirkten, deſſen äußere Veranlaſſung vielleicht ſo deutlich ſcheint; er kann einem fremden Weſen nicht das zueignen, deſſen er ſich als ſeines innigſten Eigenthums bewußt iſt. Er hat ein neues Stück ſeines unbekannten Selbſt gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht iſt nicht ſein Verdienſt, aber ſeine That.

---

*) Die delphiſche Inſchrift: Μηδὲν ἄγαν.

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbeſtatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt ſei, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homeriſchen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verſtorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu beſtatten, iſt ihnen die theuerſte Pflicht. Sie kennen keinen ſchrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speiſe und zum Spott Preis gegeben wird; die feſtliche Ehre des Begräbniſſes ſcheint ihnen für den Todten ſelbſt ein Troſt und einiger Erſatz für das entrißne ſüße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann ſich ein Daſein ohne thieriſches Leben eben ſo wenig vorſtellen, als eine gänzliche Trennung der beſeelenden Kraft und des beſeelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erſchienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menſchen der gebrechliche Theil ſeines Weſens eben ſo ſehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer ſeines Selbſt zu glauben. In der Urgeſchichte der Menſchheit ſind manche eigenthümliche und zum Theil ſonderbare Todes- und Grabes Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung ſcheinen, die erſten Zeichen einer höhern Beſtimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, ſteht ſchon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Beſtattung und die Art derſelben für den Todten ſelbſt ſehr wichtig ſei, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch ſehr eingenommen. Zwar lächelte und ſcherzte der ſterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil ſeines Weſens bedacht war, wohl wiſſend, daß das innere Selbſt nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, ſeinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen [1]. Ariſtoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und iſt der Meinung, daß das Schickſal der Nachkommen, Ehre und Schande, alſo auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beſchimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne [2]; und Cicero [3] hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es ſehr ernſtlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein ſpielendes Volk, und ſchon die homeriſchen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bei ſeiner prächtigen Beſtattung. Feſtliche Freude ſchien ihnen das ächteſte Band der Gemeinſchaft zwiſchen Göttern und Menſchen, und ſchöne Spiele die heiligſte Gabe und die reinſte Verehrung. Durch gymnaſtiſche Spiele und muſikaliſche Feſte an ihrem Grabe ehrten ſie vergötterte Helden, und ſelbſt in der Blüthezeit der helleniſchen Freiſtaaten wußten ſie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Braſidas und eines Timoleon, keinen ſchönern Lohn als dieſe Ehre eines heroiſchen Denkmahls.

Die Athener insbeſondere ſtrebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit Raſerei; in abergläubiſchen Gebräuchen ängſtlich gewiſſenhaft, waren ſie zur Schwärmerei geneigt; und die äußerſte Reizbarkeit zum innigſten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefſten Schmerz über eigne, iſt eine ihrer eigenthümlichſten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugniſſe des Demetrios Phalereus [4], ſchon vor Solon die Pracht der Athener bei Beſtattungen ſo hoch geſtiegen, die Klagen ſo ſehr in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die attiſche Heftigkeit durch Geſetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer ſchönen Empfindlichkeit zu mildern ſuchte; denn dieſer liebenswürdige und menſchliche Weiſe, der noch als Greis fröhlich zu ſcherzen wußte, geſtand ja ſelbſt den rührenden Wunſch *) nicht unbeweint zu ſterben, und ſeinen Freunden Schmerz zu hinterlaſſen, damit ſie ſein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feiern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bei den Leichenmahlen, wo die Eltern bekränzt erſcheinen mußten, den Verſtorbenen, ſo weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, ſagt Cicero *), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos ſehen, ein Geſetz gegeben, daß niemand ein Denkmahl ſetzen ſolle, welches mehr als dreitägige Arbeit von zehn Menſchen erfordere; und außer andern Einſchränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verſtorbenen eine Rede zu halten, außer bei den öffentlichen Begräbniſſen durch den vom Staat beſtellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bei Beſtattungen und an Gräbern wieder ſo ſehr überhand, daß Demetrios Phalareus ſie durch neue Geſetze einſchränken mußte. Selbſt Plato beſtimmt für eine anſtändige Ausſtattung dreißig Minen, zum Bau eines Grabes für ſeine Mutter aber zehn Minen *). Es iſt allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubiſchen Heftigkeit der attiſchen Menge im peloponneſiſchen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See geſiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden *).

---

[1] Cic. Tusc. I. 43. [2] Nicom. I., 11. [3] Cic. Tusc. I. 43. 44.
[4] Ap. Cic. de legg. II. 25.

Was war natürlicher bei dieſer Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Beſtattung belohnt wurde? Ueberdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der geſetzlichen Verfaſſung, ſondern auch allgemeiner Geiſt des Volks. Nach dem Geſetze der Gleichheit aber ſchien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bei gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil

---

*) Cic. Tusc. I. 49. *) De legg. II. 26. *) Ep. XIII. p. 174. tom. XI. ed. Bip. *) Xenoph. Hellen. I. 7.

der Uebriggebliebenen verloren hatten, einen Erſatz ſchuldig zu ſein. Was konnten die Lebenden thun, um ſich dieſer Schuld zu entledigen, als die Verſtorbenen ehren, und ihre Wittwen und Eltern ſchützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Koſten erziehen!

Die Athener thaten das erſte und auch das letzte *), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege Umgekommenen. „Die Gebeine der Verſtorbenen,“ ſagt Thukydides, „werden drei Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüſt zur Schau ausgeſtellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Beſtattung werden Gefäße von Cypreſſenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin ſind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen ſind bei dem Begräbniſſe zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl geſetzt, welches in der ſchönſten Vorſtadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen iſt. Sie begraben die im Kriege Umgekommenen immer an demſelben Ort, außer die zu Marathon; denn weil ſie ihre Tapferkeit für einzig hielten, ſo errichteten ſie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind ſie mit Erde bedeckt, ſo tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einſicht nicht ungeſchickt zu ſein ſcheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er ſo weit als möglich von der Verſammlung gehört werden kann, und hält über ſie eine zweckmäßige Lobrede.“ Dieſe epitaphiſche Rede, denn ſo nannten die Hellenen jene feſtliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege Umgekommenen, wurde jährlich wiederholt. Nie verſäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten **), und ſtiftete außerdem gymnaſtiſche und muſikaliſche Kampfſpiele ihnen zu Ehren. Leichenſteine verkündigten durch Inſchriften den Ort, wo die Heldenſchaaren ge-

---

*) Lys. Epit. p. 127. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303 — 305. ed. Bip. **) Plat. Menex. p. 305.

fallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pauſanias [11]) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freiheit geſtorben waren, den Staat gerettet, die Verfaſſung verbeſſert, oder Tyrannen beſiegt hatten.

Hier ſagt Pauſanias [12]), waren zuerſt diejenigen begraben, welche einſt in Thrake von den Edonern überraſcht und getödtet wurden. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erſt ſpäter fügten die Athener die epitaphiſche Lobrede zu dieſem Gebrauch. Mögen ſie nun, wie Dionyſios in Zweifel ſtellt [13]), von denen, welche zu Artemiſium, bei Salamis und in Platäa für das Vaterland ſtarben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathoniſchen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieſer Einrichtung, und der Urheber der helleniſchen Epitaphien ſein, wie Anaximenes der Rhetor behauptet [14]); gewiß iſt es, daß dieſe Sitte, welche alſo mit dem Urſprunge der attiſchen Größe ungefähr gleichzeitig iſt, unter die eigenſten Eigenthümlichkeiten des attiſchen Volks gehört.

⁂

Lyſias, der Sohn des Kephalos, ſtammte von Syrakuſiſchen Aeltern, wurde aber zu Athen, wo ſein Vater ſich niedergelaſſen hatte, zur Zeit, da die attiſche Größe ihren höchſten Gipfel erreicht hatte, geboren (Ol. LXXX. 2); und ward mit den vornehmſten atheniſchen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darſtellung war ſein Vater ein wohlhabender und ſehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der ſelbſt im hohen Alter wiſſenſchaftliche Geſpräche und Forſchungen liebte. Dieſer Kephalos nähmlich iſt eben jener heitere Greis, mit deſſen ſchönem Bilde Plato ſeine unſterbliche Republik ſo einladend eröffnet. Als Lyſias funfzehn Jahr alt war, wanderte er mit ſeinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die

---

[11]) Paus. I. 29. [12]) ibid. [13]) Archaeolog. II. p. 291. ed. Sylb. [14]) Plut. Poplic. p. 102. A.

Athener dahin ſandten, Antheil. Daſelbſt hörte er den Tiſias, welcher zuerſt über die Grundſätze der Redekunſt ſchrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredſamkeit zuerſt ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er ſich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geſchäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieſes Unglück nach ſich zog, ward er mit dreihundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der atheniſchen Parthei Beſchuldigten, verbannt, und kehrte (Olymp. XCII, 1) im ſieben und vierzigſten Jahre ſeines Alters nach Athen zurück. Während der Herrſchaft der dreißig Tyrannen ward ſein Haus geplündert, ſein Bruder Polemarchos ermordet, und er ſelbſt mußte ſich flüchten. Er bewies ſich nachgehends für die Wiederherſtellung der attiſchen Freiheit ſehr thätig. Er ſelbſt gab zweitauſend Drachmen und zweihundert Schilde her. Er miethete dreihundert, oder nach dem Juſtinus [illegible]) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thraſydaios von Elis, ſeinen Gaſtfreund, ihm zwei Talente zu dieſem Zwecke zu geben. Dafür machte Thraſybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu ſchenken; welchen Antrag das Volk auch beſtätigte. Weil aber dieſer Volksbeſchluß gegen die geſetzliche Form, ohne vorläufige Berathſchlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, ſo ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lyſias blieb des Bürgerrechts verluſtig. Er ſtarb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demoſthenes.

Anfangs gab Lyſias Unterricht in den Grundſätzen der Redekunſt [illegible]); weil aber Theodoros in der Wiſſenſchaft ſcharfſinniger, in den Reden ſelbſt aber dürftiger war, als er, ſo ließ Lyſias die Wiſſenſchaft liegen, und fing an Reden zu ſchreiben. Dieſer Zug iſt nicht unbedeutend. Bei den Neuern würde Lyſias ſich wahrſcheinlich dem wiſſenſchaftlichen Unterricht, Iſokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil ſind die Beiſpiele, wie einheimiſch unter den Alten, auch bei gewöhn-

---

[illegible]) Juſt. V. 9. [illegible]) Cic. Brut. 12.

lichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Beſtimmung und vorzüglichſten Geſchicklichkeit war. Die Alten wußten, was ſie wollten, und fühlten beſtimmt, was ſie konnten. Lyſias ſchrieb ſehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne: unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm herrührenden, hielten die Kritiker zweihundert drei und dreißig für ächt. Er war nach Cicero zwar ſelbſt in Rechtshändeln nicht bewandert **), aber ein äußerſt ſcharfſinniger und ausgearbeiteter Schriftſteller, welchen man beinahe ſchon einen vollkommnen Redner nennen durfte. Er verdunkelte alle zu ſeiner Zeit blühenden Redner, erwarb ſich in allen Arten der Beredſamkeit Ruhm und konnte nur von wenigen ſeiner Nachfolger übertroffen werden. Seine ſcheinbare Leichtigkeit iſt der Gipfel der Kunſt, und faſt unnachahmlich.

Dionyſios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemeſſenheit ſeines Ausdrucks; ſeine durch die höchſte Kunſt natürlich und kunſtlos ſcheinende Wortſtellung; ſeine Kenntniß und lebendige Darſtellung der Menſchen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewiſſe eben ſo unbeſchreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichſte ſeiner Eigenſchaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionyſios am glücklichſten, und auch in dieſen iſt er geſchickter, das Geringe, Seltſame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit ſeines ſcharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kritikern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attiſchen Styls der Beredſamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einſeitigkeit hoch geprieſen. Jene attiſche Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit ſelbſt, wenn ſie nur geſund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attiſch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Urſache hatte, die Forderung ſtrenger Nüchternheit des Ausdrucks

---

**) Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bei den Hellenen ſo wenig geſchätzt, daß die ſogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I. 45

nicht übertreiben zu laſſen, ja auch wohl den Schwulſt ſelbſt verſteckter Weiſe in Schutz zu nehmen: nicht das ſei Attiſch im Lyſias, daß er mager und arm ſei, ſondern daß ſich nichts Abweichendes und Ungeſchicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Geſuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus ſeiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attiſch. Die Geringfügigkeit der Gegenſtände, welche Lyſias, der mitunter ſo kraftvoll ſein könne, wie nur irgend jemand, meiſtentheils behandle, ſei der Grund, warum er ſich ſelbſt herabgeſtimmt habe.

Ein Schriftſteller unſres Zeitalters würde ſich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn man von ihm ſagte, er ſei das Urbild der magern Schreibart. Indeſſen iſt es doch einleuchtend, daß nichts Ungeſchicktes ſchön ſein kann. Der reine und geſunde Kunſtſinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulſt, und verlangte vor allem, daß der Redner ſich ſeinem Gegenſtande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigſte Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunſt durch eben jene ſcheinbar kunſtloſen Vorzüge, wegen welcher Lyſias mit Recht bewundert wird, zu beweiſen. Dieſe ſind gewiß ſein Verdienſt, und beweiſen, daß er ein Künſtler ſei; und bei einem Volke, wo ſie mehr oder weniger allgemein und natürlich ſind, da iſt die Redekunſt einheimiſch. Wenn der Gegenſtand ſelbſt ſchon groß und erhaben iſt, ſo iſt es keine Kunſt, hinreißend zu reden; die Beredſamkeit der Leidenſchaft und der Begeiſterung iſt ein unwillkührliches Erzeugniß der Natur, kein abſichtliches Werk der Kunſt. Ueberdem darf der Redner ſich ſeinen Stoff nicht wie der freie Dichter, ſelbſt erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wiſſen. Und wenn er auch dem magerſten und trockenſten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er ſich auch in dem Vortrag der alltäglichſten und geringfügigſten Dinge nicht durch ein gewiſſes Etwas von dem Unberedten zu unterſcheiden weiß, ſo hat er keine Anſprüche auf den Nahmen eines Redekünſtlers.

Uebrigens ſcheint es für die Bildung eines Volks nicht wenig zu beweiſen, wenn ſeine gewöhnlichen gerichtlichen Reden über gemeine Rechtshändel, auch nachdem das Menſchengeſchlecht um einige Jahrtauſende älter geworden iſt, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an ſorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Beſtimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunſtſprache unſrer Rechtsgelehrten, an unſre Regensburger, oder wie Klopſtock ſie nennt, Heiligerömiſcherreichsdeutſchernationsperioden.

Ungleich ſchwächer iſt Lyſias nach dem Urtheil des Dionyſios in den panegyriſchen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger ſein will. Ihr Charakter iſt von dem der gerichtlichen Reden völlig verſchieden. Wenn Theophraſtos den Vorwurf der Ueberladenheit und der Spielerei, welchen er dem Lyſias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beiſpiel angeführt hat, ſondern auch auf die panegyriſchen Reden des Lyſias gründete; ſo hätte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach ſo unvollſtändigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es iſt nichts mehr von den panegyriſchen Reden des Lyſias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige Epitaphios; denn ein Bruchſtück, welches wir als einen Beitrag zur Charakteriſtik ſeines panegyriſchen Styls, als einen neuen Beweis ſeines patriotiſchen Eifers und als eine merkwürdige Urkunde zur Geſchichte der allgemeinen Sitte **) der Sophiſten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinſchaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Ueberſetzung des Epitaphios als eine Beilage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerei, die erotiſche Rede des Lyſias im Platoniſchen Phaidros. Denn erotiſche Reden gehören gleichfalls zur epideiktiſchen, oder panegyriſchen Gattung, deren Zweck es iſt, die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers von einer Panegyris oder gemiſchten allgemeinen Verſammlung von Zuhörern oder von Leſern glänzen zu laſſen.

**) Plut. Timol. p. 251. init.

Ueberſetzung

der epitaphiſchen Rede des Lyſias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es ſei möglich, an dieſem Grabe, die Verdienſte der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrucken: ſo würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über ſie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menſchengeſchlecht nicht hinreichend ſein würde, eine Rede, welche den Thaten dieſer Helden gleich wäre, hervorzubringen; ſo ſcheint mir deswegen der Staat aus Vorſorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meinung, daß ſie ſo wohl noch am erſten Nachſicht bei den Zuhörern finden würden. Ueberdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es ſind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen ſoll, ſondern die Redner, welche vor mir über ſie geſprochen haben. Denn die Tapferkeit dieſer Helden gewährte denen, die dichten können, und denen, die reden wollen, einen ſo unerſchöpflichen Ueberfluß an Stoff, daß man ſchon ehedem viel Schönes über ſie geſagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer iſt von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bei allen Menſchen giebt es Leute, welche ihre Großthaten beſingen, indem ſie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerſt werde ich alſo die alten Abentheuer unſrer Vorfahren durchgehen, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch ſie ſind würdig, daß alle Menſchen ſie preiſen, in Liedern beſingen, durch die Reden der Verſtändigen loben, bei ſolchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieſer Verſtorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, urſprünglich Töchter des Ares, welche am Fluße Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eiſen bewaffnet waren, und die erſten von Allen Roſſe beſtiegen, auf welchen ſie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn ſie ſchienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als ſie ihnen an Bildung des Leibes nachſtanden. Sie beherrſchten ſchon viele Völker und hatten alles um ſich her unterjocht, als ſie durch das Gerücht den großen Ruf von dieſem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den ſtreitbarſten Völkern gegen dieſe Stadt auszogen. Da ſie aber auf wackre Männer trafen, ſo entſprach ihr Muth ihrem Geſchlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengeſetztes Urtheil über ſie fällte, und bewieſen ihr Geſchlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Geſtalt. Nur ihnen allein war es verſagt, durch ihre Fehler belehrt, künftig weiſer zu handeln; in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr eignes Unglück und unſrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier ſtarben ſie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem ſie den Ruhm der Tapferkeit dieſer Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hieſige Niederlage vertilgten. So verloren die Amazonen alſo mit Recht ihr eignes Land, weil ſie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adraſtos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben laſſen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, ſo hätten ſie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; dieſe durch Vernachläſſigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie ſandten daher zuerſt Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man ſolle ihnen die Wegführung der Leichen verſtatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu ſtrafen, aber nur denen, die ſich ſelbſt nicht trauten, ſei es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu prahlen. Da ſie dieß nicht erlangen konnten, zogen ſie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen ſie zuvor keinen Zwiſt gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, ſondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beide: für die einen, damit ſie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter freveln möchten; für die andern aber, damit ſie nicht unverrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das helleniſche Geſetz zuſicherte, verluſtig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren durften. Mit dieſer Geſinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich ſei, ſiegten ſie kämpfend; ihrer Feinde waren viel, aber das Recht ſtritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblaſen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, ſondern ſie begnügten ſich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beſchämen, nahmen den Siegeslohn, um den ſie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben ſie in ihrem Gebieth, zu Eleuſis. So handelten ſie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unſichtbar geworden war, als ſeine Söhne vor dem Euryſtheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Euryſtheus fürchteten, nach unſrer Stadt kamen, und ſich Schutzflehend auf den Altar ſetzten; da beſchloßen die Athener, ſie dem Euryſtheus, welcher ſie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geſchehen war, ausliefern. Als nun Euryſtheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponneſos bewohnten, gegen ſie zu Felde zog, ſo ließen ſie ſich durch die

Nahe der drohenden Gefahr in ihrer Meinung nicht wankend machen, und beharrten bei ihrem einmahl gefaßten Entſchluß; wiewohl ſie für ſich ſelbſt nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich ſie gar nicht wiſſen konnten, wie dieſe handeln würden. Bloß weil ſie es für gerecht hielten, übernahmen ſie für dieſelben eine ſo große Gefahr, ohnerachtet ſie zuvor in keiner Feindſchaft mit dem Euryſtheus ſtanden, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, verſuchten ſie, dieſe zu zwingen, und ſtrebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freiheit ſei, nichts ohne eignen Entſchluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beide Zwecke, wenn es ſein müſſe, kämpfend zu ſterben. So ſtolz und hartnäckig waren beide Theile, daß die Geſandten des Euryſtheus gar nicht einmahl verſuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß dieſe es nicht geſtattet haben würden, wenn auch Euryſtheus ſelbſt als ein Schutzflehender verſucht hatte, ihnen die Schutzflehenden abzulocken. Sie ſtellten ſich alſo mit ihrer einzelnen Macht, und beſiegten allein das aus dem ganzen Peloponneſos kommende Heer. Sie ſetzten zuvörderſt die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreiten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß ſie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anſtrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieſer, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menſchliche Geſchlecht, machte ſich ſelbſt durch Streitſucht und Ruhmliebe das Leben ſchwer. Die andern Ungerechten ſtrafte er, den Euryſtheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch dieſe Stadt an einem Tage die Rettung ihrer ſelbſt, und Rache an ihren Feinden.

Daß unſre Vorfahren ſo einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Urſachen und Antriebe. Zuerſt der rechtmäßige Urſprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie gemeine Völker, ein aus allen Orten zuſammengefloſſener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Beſitzer; ſondern ſie waren urſprüngliche und einheimiſche Söhne ihres Landes, und bewohnten denſelben Boden, welcher ſie erzeugt hatte [1]. Sie waren ferner die erſten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freiheit Aller ſei das feſteſte Band der Eintracht; ſie hatten alle gleichen Antheil an der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anſtrengungen. Sie wechſelten Bürgerrechte mit ungeſchwächtem Freiheitsſinn; und ſie ehrten die Guten, und ſtraften die Böſen nach dem Geſetz. Sie glaubten, es ſei die Art der Thiere, ſich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menſchen hingegen zieme es, ihre gegenſeitigen Rechte durch Geſetze zu beſtimmen, und ſich durch Vernunft leiten zu laſſen; und vom Geſetz beherrſcht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorſchriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem ſchönen Urſprung entſprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unſterblich und erhaben ſind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn ſie allein beſtanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiſer von Aſien nahmlich, nicht zufrieden mit dem, was er beſaß, ſandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von fünfzig Myriaden. Ueberzeugt, daß ſie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn ſie nur dieſe Stadt freiwillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten ſie zu Marathon. Sie glaubten, wenn ſie das Glück verſuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man ſich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen ſolle, ſo würden ſie die Hellenen von Bundesgenoſſen am meiſten entblößt finden. Ueberdem hatten ſie aus den frühern Begebenheiten die Meinung von unſerer Stadt gefaßt, daß ſie, wenn ſie zuerſt wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden dieſe herbeieilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn ſie aber zuerſt hierher kämen, ſo würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindſchaft wider ſie, für die Athener auf ſich zu laden. So dachten die Barbaren: unſre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, ſondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edeln folge, fürchteten ſie die Menge der Feinde nicht, ſondern trauten vielmehr zuverſichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beſchämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten ſie nicht, bis die Bundesgenoſſen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, ſondern die Hellenen ſollten ihnen für ihre Rettung Dank wiſſen. Von dieſem Entſchluß alle einmuthig beſeelt, rückten ſie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu ſterben, dachten ſie, ſei Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würden ſie zwar verlieren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen ſie nicht allein beſiegen könnten, dachten ſie, den würden ſie auch nicht mit den Bundesgenoſſen beſiegen können; überwunden würden ſie nur ein wenig früher als die andern fallen, ſiegend aber auch die andern befreien. Sie bewieſen ſich als wackre Männer, ſchonten ihres Leibes nicht, verſchwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Geſetze ihrer Vaterſtadt mehr, als ſie die Gefahr von den Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habſucht ein fremdes Gebieth überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und ſo ſchnell vollbrachten ſie dieſe That, daß dieſelben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unſrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, ſondern nur ſie zu hören, und über ſeine Befreiung zu frohlocken. Es iſt daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob dieſe vor Alters geſchehenen Thaten neu wären, von allen Menſchen geprieſen wird.

---

[1] Ueber die Sage von den Amazonen, vom Adraſtos und Polyneikes, die Herakleiden, und über die Autochthonie der Athener iſt vorzüglich der große Unterſchied unſerer drei epitaphiſchen, und des panegyriſchen Redners im Gebrauch dieſer Sagen zu bemerken. Der Redner Lyſias giebt der gläubigen Menge ſeiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythiſchen Kriegsthaten, verweilt aber deſto länger bei dem Mythus der Autochthonie, welcher ihm ſchöne Gelegenheit giebt, mit wiſſenſchaftlichen Begriffen Sokratiſch zu ſpielen. Iſokrates, ein Zwitter von Philoſoph und Sophiſt, will als panegyriſcher Redner in ſeiner politiſchen Schrift zwar hauptſächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntniſſen und Einſicht, als unter der Atheniſchen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder beſtechen. Er verachtet kein noch ſo kleines Mittel zu ſeinem Zweck, und pragmatiſirt die geſchichtlichen Mythen; eine Kunſt, welche ſelbſt die helleniſchen Hiſtoriker ſo oft üben. Thucydides hingegen, dem es am meiſten hiſtoriſch Ernſt war bei ſeiner epitaphiſchen Rede, deſſen Werk „nicht augenblicklich glänzen, ſondern ewig nützen ſollte“ (I. 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur einſichtsvoll geprüfte Thatſachen.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiſer von Aſien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in ſeiner Hoffnung, beſchimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall über deſſen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edlen Mann kennen lernte, nachdem er ſich zehn Jahre lang gerüſtet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine ſo unendliche Menge mit ſich, daß es eine beſchwerliche Arbeit ſein würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge iſt folgende Thatſache: obgleich er tauſend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der ſchmalſten Stelle des Hellespontos aus Aſien nach Europa überzuſetzen, ſo wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Geſetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meinungen der Menſchen, bahnte ſich einen Weg durchs Meer, und erzwang ſich eine Schiffahrt durchs Land, indem er den Hellespontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerſtand ihm; die einen unterwarfen ſich gezwungen, die andern übergaben ſich freiwillig. Denn einige waren unfähig, ſich zu vertheidigen, andre waren beſtochen; beides zugleich lockte ſie, Gewinn und Furcht. Bei dieſer Lage von Hellas beſtiegen die Athener ihre Schiffe, und eilten nach Artemiſium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundesgenoſſen rückten nach Thermopylae, weil ſie wegen der Engigkeit der Gegend im Stande zu ſein glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beiden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor ſich ging, ſiegten die Athener in der Seeſchlacht; die Lakedämonier hingegen wurden keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, ſondern weil ſie ſich in ihrer Rechnung in Rückſicht der Anzahl ſowohl derer betrogen hatten, welche zu beſchützen ſie gekommen waren, als auch derer, wider die ſie ſtreiten mußten, zwar nicht von den Feinden beſiegt, aber doch auf dem Platz, wo ſie ſtanden, kämpfend getödtet. Als ſie nun auf dieſe Weiſe unglücklich geweſen waren, und die Barbaren ſich des Paſſes bemächtigt hatten, ſo zogen dieſelben gegen unſre Stadt. Als aber unſre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf ſie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen ſie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beiden Heere für ſich, nicht mit beiden zugleich kämpfen zu müſſen; denn ſie wußten wohl, daß, wenn ſie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, dieſe mit tauſend Schiffen herbeieilen, und die verlaßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn ſie ſich einſchifften, von der Landmacht das übrige weggenommen werden würde; daß ſie aber beides zugleich nicht können würden, ein Heer ausſenden, und hinlängliche Beſatzung zurück laſſen. Und da ſie nur zwiſchen zwei Uebeln zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlaſſen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, ſo wählten ſie lieber Freiheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtſchaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter ſandten ſie nach Salamis, und verſammelten die Seemacht der andern Bundesgenoſſen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte ſie ohne Schrecken ſehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf beſtand nicht unſer Staat für die Freiheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da ſelbſt ihre eigne Rettung ſehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche ſich zum Kampf für ihr Liebſtes, für den Siegeslohn in Salamis rüſteten? Von allen Seiten umgab ſie eine ſo große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringſtes Uebel war, ihren Tod vorher zu wiſſen, das peinlichſte ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggeſandten Lieben von den ſiegenden Barbaren erleiden würden. In dieſer hoffnungsloſen Lage umarmten ſie ſich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schickſal; denn ſie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und ſahen die Menge der feindlichen; ſie wußten, daß die Stadt verlaſſen, das Land verheert und voll Barbaren ſei. Bei den Flammen der heiligen Gotteshäuſer, und in der Mitte aller Schreckniſſe hörten ſie einen aus Helleniſchen und Barbariſchen Stimmen vermiſchten Schlachtgeſang; die ermunternden Zurufungen nähmlich von beiden Seiten, und das Geſchrei der Sterbenden. Das Meer war voll von Leichen, und zahlloſe Trümmer von feindlichen und befreundeten Schiffen ſtürzten gegen einander. Lange Zeit war das Treffen unentſchieden, und bald glaubten ſie überwunden zu haben, und gerettet zu ſein, bald beſiegt zu werden, und verloren zu ſein. Vor Schrecken glaubten ſie gewiß vieles zu ſehen, was ſie nicht ſahen, und vieles zu hören, was ſie nicht hörten. Was für Gebethe ſandten ſie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten ſie nicht? Wie beweinten ſie ihre Kinder, wie bejammerten ſie ihre Frauen, und wie beklagten ſie ihre Väter und Mütter? Welche Gedanken von kommendem Ungluck im Fall des Mißlingens? Welcher Gott mußte ſie nicht über die Schrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Menſch mußte ſie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit bewundern? Wahrlich, an großen Entſchlüſſen und an kriegeriſchen Thaten übertrafen ſie das ganze menſchliche Geſchlecht ſehr weit. Sie verließen ihre Stadt, beſtiegen die Schiffe, und ſtellten ihre kleine Schaar der Menge Aſiens entgegen. Durch ihren Sieg bewieſen ſie allen Menſchen, es ſei beſſer, mit wenigen Männern für die Freiheit zu kämpfen, als mit vielen Fürſtendienern für ihre Knechtſchaft. Sie trugen das Meiſte und das Wichtigſte zur Befreiung der Hellenen bei; zuerſt den Themiſtokles, zum Feldherrn, der am geſchickteſten zu reden, zu denken und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundesgenoſſen zuſammengenommen; und endlich die erfahrenſten Leute. Welche andern Hellenen hätten wohl an Geſchicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen ſie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entſprach, und ſie bewieſen den aſiatiſchen Barbaren die Aechtheit und Urſprünglichkeit ihrer Tugend.

So bewährten ſie ſich in der Seeſchlacht, und indem ſie den bei weitem größten Theil der Gefahren beſtanden, erkämpften ſie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinſchaftliche Freiheit. Als aber nachher die Peloponneſier den Iſthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, ſich von der Gefahr zur See befreit glaubten, und die Abſicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu laſſen, da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Abſicht wäre, ſo möchten ſie nur um den ganzen Peloponneſos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn ſie von den Hellenen verrathen, auf Seiten der Barbaren ſein würden, ſo würden dieſelben keiner tauſend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Iſthmiſche Mauer etwas helfen: die Herrſchaft des Meeres würde dann dem König ohnehin von ſelbſt zufallen. Ueberführt und überzeugt, was ſie gethan, ſei ungerecht, was ſie beſchloſſen, thöricht; was die Athener hingegen ſagen, ſei gerecht, was ſie riethen, das beſte, zogen jene nach Platää zu Hülfe. Als hier die meiſten Bundsgenoſſen zur Nachtzeit ihren Poſten verließen und davon liefen; ſo ſchlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer beſiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freiheit entſagt, und ſich der Knechtſchaft unterworfen hatten. An dieſem Tage krönten ſie ihre vorigen Thaten durch das ſchönſte Ende und befeſtigten die Freiheit Europa's. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden ſie auch ſowohl von denen, mit welchen ſie gekämpft, als auch von denen, gegen welche ſie geſtritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu ſein.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eiferſucht über ihre Thaten einen helleniſchen Krieg verurſachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeſchlacht wider die Aegineten und ihre Bundsgenoſſen ſiebzig ihrer dreiruderigen Schiffe gefangen *). Während ſie zu eben der Zeit Aegyptos und

---

*) **Thuc. I. 104.** — „**Inaros**, der Sohn des Pſammetichus, ein Lybier und **König** der Lybier bei **Aegyptos**, zog aus von der Stadt **Mareia** über **Pharos**, und machte den größten Theil Aegyptens vom König **Artaxerxes** abtrünnig; er warf ſich ſelbſt zum Herrn auf, und rief die **Athener**. Sie verließen **Kypros** und kamen; denn ſie waren mit zweihundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenoſſen gegen **Kypros** geſegelt. Sie ſchifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten ſich dieſes Fluſſes, und zweier Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden ſich die geflohenen Perſer und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier.“ — **Thuc. I. 105. 106.** — „Es brach ein Krieg zwiſchen den Aegineteern und Athenern aus; und es ward nach dieſem bei Aegina eine große Seeſchlacht der Athener und Aegineter geliefert; beide hatten ihre Bundsgenoſſen bei ſich; und die Athener ſiegten, nahmen ihnen ſiebzig Schiffe gefangen, und ſtiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des Leokrates, des Sohns des Stroibos. Da entſchloßen die Peloponneſier ſich, den Aegineteern beizuſtehen, und ſandten zuerſt dreihundert ſchwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenoſſen in's Megariſche Gebieth, indem ſie glaubten, es würde den Athenern unmöglich ſein, den Megarern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein ſo großes Heer abweſend war; thäten ſie es aber doch, ſo würden ſie ſie dadurch nöthigen, Aegina zu verlaſſen. Die Athener aber ließen das Heer bei Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greiſen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentſchiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten ſie ſich von einander, und glaubten beide nicht beſiegt zu ſein. Die Athener aber, denn ſie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegeszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greiſe in der Stadt nicht dulden, rüſteten ſich auf's höchſte zwölf Tage ſpäter, zogen hin, und errichteten auch ein Siegeszeichen, als wären ſie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus

Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannſchaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abweſend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundesgenoſſen, ſie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug von Aegina nöthigen, rückten in Maſſe aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten ſich nicht entſchließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl ſie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuverſicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl ſie theils ſchon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein beſtehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Uebung, die andern von Natur; jene waren ſchon oft ſelbſt wacker geweſen, dieſe ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das Befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten ſie gegen dieſelben ins Megariſche Gebieth aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebieth einfallen wollte, in ein fremdes Gebieth entgegen, beſiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bei vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieſer für ſie ſchönſten, für die Feinde aber ſchimpflichſten Begebenheit. Nachdem ſie nun beide geſiegt hatten, kehrten ſie mit dem herrlichſten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beſchäftigten ſich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Beſorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Menſch kann unmöglich die von ſo Vielen

Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegeszeichen aufrichteten, ſtürzten auf die andern, und beſiegten ſie. Jene, da ſie geſchlagen waren, zogen ſich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewiſſen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeſchloſſen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dieß bemerkten, hielten ſie ſelbige von vorn durch die ſchwerbewaffnete Mannſchaft zurück, ſtellten das leichte Fußvolk im Kreiſe umher, und ſteinigten alle, welche hineingegangen waren. Dieß war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmaſſe ihres Heeres aber zog ſich nach Hauſe zurück.“

beſtandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle ſeit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunſt, oder welcher Redner wäre wohl dem Geſchäft gewachſen, die Tapferkeit der hier ruhenden Helden würdig darzuſtellen? Durch zahlloſe Anſtrengungen, die glänzendſten Kämpfe und die herrlichſten Heldenthaten machten ſie Hellas frei und ihr Vaterland zum mächtigſten Helleniſchen Staat. Siebzig Jahre beherrſchten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weiſe Leitung unter den Bundsgenoſſen alle bürgerlichen Unruhen *). Sie hielten es nicht für gerecht, daß die Mehrheit Wenigen knechtiſch diene, ſondern erzwangen die rechtliche Gleichheit Aller; ſie ſchwächten keineswegs die verbündeten Staaten, ſondern machten im Gegentheil auch ſie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten ſie dergeſtalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, ſondern von dem Seinigen hergeben, und ſogar für das, was man ihm ließ, beſorgt ſein mußte; und während dieſer Zeit ſegelten weder Schiffe aus Aſien her, noch erhob ſich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Helleniſcher Freiſtaat von den Barbaren in Knechtſchaft geſtürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieſer Helden jedermann ein! Deswegen haben ſie auch allein gerechte Anſprüche, Vorſteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu ſein. Aber auch im Unglück bewährten ſie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verloren gingen; ein Verluſt, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das größte Unglück war; zeigte ſich bald darauf, daß die Stärke dieſer Stadt

---

*) Siebzig Jahre ſind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenoſſen von den gütigen Athenern erhalten wurden, ſo hat hier Lyſias beinahe noch etwas mehr als ſeine Pflicht gethan, wie jeder weiß, dem die Geſchichte bekannt iſt; nähmlich jene rhetoriſche Pflicht eines Helleniſchen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man jemandem Hände und Beine bindet, ſo pflegt er ruhig zu ſein.

das Heil von Hellas ſei. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, beſiegten diejenigen, welche ſich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und ſchifften nach Europa; freie Städte der Hellenen geriethen in Knechtſchaft, und Tyrannen warfen ſich auf, theils nach unſerm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren *). Damals hätte Hellas hier an dieſem Grabe ihre Haare ſcheeren **), und die hier Ruhenden betrauern ſollen, als würde ihre Freiheit mit dieſen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiſte Hellas mußte nach dem Verluſt ſolcher Helden unglücklich ſein, glücklich aber war Aſiens Beherrſcher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte, nach dieſem Verluſt ihrer Führer, Knechtſchaft; dieſer wagte, da nun andre herrſchten, dem Lieblingsentwurf ſeiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich ſchon zu lange zu dieſer Klage über ganz Hellas fortreißen.

---

*) Die großen Rüſtungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier bald nach dem Fall der Attiſchen Seemacht, der Sieg bei Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Helleniſchen Freiſtaaten in Aſien ſind allgemein bekannt. Eben ſo bekannt ſind die Gräuel der dreißig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen ſuchten.

) Ariſtoteles (Rhet. III. 10**) führt dieſen Ausdruck unter einer Menge anderer Beiſpiele, die eben ſo treffend gewählt ſind, als die Erklärung, welche ſie erläutern ſollen, ungenügend iſt, als ein Beiſpiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforſcher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher ſich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, ſich über die Natur des Urbanen vollſtändige und ſtrenge Rechenſchaft zu geben, und den Begriff deſſelben wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen ſein muß. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne ſeine Hinweiſung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es iſt auch gar kein Wunder, daß die zartere Bedeutung, die eigenſte Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beim Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meiſtens nur noch eben, oft aber gar nicht mehr fühlbar iſt. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunſtſprache; wer dieſe mit der geſetzlichen Freiheit, und freien Geſetzmäßigkeit der gegenſeitigen Mittheilung, welche das Weſen der guten Geſellſchaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geſchickt zu miſchen weiß, der beſitzt die große Kunſt des urbanen Ausdrucks, über deſſen Weſen und Eigenthümlichkeit ſich im Cicero, der hier als Kenner und als Künſtler gleich groß iſt, die fruchtbarſten Winke finden.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für ſich, und vom Volk öffentlich geprieſen zu werden, welche vor der Knechtſchaft flohen, um für das Recht zu kämpfen, welche ſich für die Demokratie ſogar von ihren Mitbürgern trennten, ſich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Geſetz, ſondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinſchaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freien Tod einem knechtiſchen Leben vorzogen. Eben ſo beſchämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten ſie lieber in ihrem Lande ſterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenoſſen, ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eignen Mitbürger. Aber dennoch zitterten ſie nicht vor der Menge ihrer Gegner, ſtürzten ſich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können ſie die in der Nähe dieſes Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es; welche den geſchwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder ſtark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewieſen Geſinnungen, welche der Thaten der hier Beſtatteten würdig waren; ſie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, ſondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber ſie verlangten auch ſelbſt keine Vorrechte; ſie theilten ihre Freiheit ſogar mit den Freunden der Knechtſchaft, aber die Knechtſchaft derſelben hatten ſie nicht theilen wollen. Durch die größten und ſchönſten Thaten rechtfertigten ſie den Staat und bewieſen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da ſie es während des Bürgerkrieges, wider Willen *) und in Gegen-

---

*) Dieß iſt auch nur rhetoriſch wahr. Sparta war damahls von Partheien

wart der Peloponneſier und der andern Feinde, möglich machten, zurück zu kehren; ſo iſt wohl offenbar, daß ſie, wenn ſie einig geweſen wären, ihnen leicht die Spitze hätten bieten können. Wegen dieſer ihrer Thaten im Piräus werden ſie von allen Menſchen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Fremdlinge verdienen gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für unſre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland hielten, und ihr Leben ſo ruhmwürdig endigten; wofür der Staat ſie öffentlich betrauert und beſtattet, und ihnen für ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern beſtimmt hat.

Die jetzt Begrabenen *) aber, Mitſtreiter der von alten Freunden beleidigten Korinthier, denen ſie neue Bundsgenoſſen wurden, handelten nicht wie die Lakedämonier; denn dieſe mißgönnten den Korinthiern auch das Gute, was ſie beſaßen. Sie aber erbarmten ſich der Unrechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feindſchaft, ſondern waren nur voll Eifers für ihre neue Freundſchaft, und legten vor allen Menſchen einen entſcheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu verherrlichen, hatten ſie den Muth, nicht bloß für ihre eigne Rettung zu kämpfen, ſondern ſogar für ihrer Feinde Freiheit zu ſterben. Sie kämpften nähmlich gemeinſchaftlich mit den Bundsgenoſſen der

---

zerriſſen; und Pauſanias begünſtigte gegen den Willen des Lyſander die Wiederherſtellung der Atheniſchen Unabhängigkeit. Ueberdem wirkten die auf Sparta eiferſüchtigen Thebaner, deren Häupter zu dieſem Ende von den Perſern beſtochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. **cfr. Plut. Lys. III. 59. ed. Reisk.** — Nach den Geſetzen dieſer rhetoriſchen Wahrheit iſt es freilich nicht ſchwer, jemand zu loben, und lebend zu vergöttern. Sehr treffend und ſinnreich ſagt der Platoniſche Sokrates: „Wenn die Athener vor einer Verſammlung von Peloponneſiern, oder die Peloponneſier vor einer Verſammlung von Athenern gelobt werden ſollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um ſeine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu ſtellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da iſt es keine Kunſt, gut zu reden.“

*) Ueber die Geſchichte des korinthiſchen Krieges. S. **Gillies. IV. 26. ff.**

Lakedämonier, für deren Unabhängigkeit von denſelben. Da ſie nun ſiegten, gewährten ſie ihnen gleiche Vortheile: mißlang ihre Abſicht, ſo hinterließen ſie denen im Peloponneſos gewiſſe Knechtſchaft. Jene waren in einer ſolchen Lage, daß für ſie das Leben kläglich, der Tod aber wünſchenswerth war: dieſe hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienſt erworben hatten, erhielten ſie, nachdem ſie Männer geworden waren, den Ruhm derſelben, und bewieſen ihre Tapferkeit. Sie ſind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; ſie richteten wieder auf, was andre hatten ſinken laſſen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebieth. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu ſterben ziemt: dem Staat bezahlten ſie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen ſie Kummer.

Darum müſſen die Lebenden ihren Verluſt beklagen, ſich ſelbſt beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbniſſe ſolcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, ſich ſelbſt des Lebens beraubten, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waiſen: ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bei dieſem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil ſie noch zu jung ſind, um zu wiſſen, welche Väter ſie verloren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil ſie zu alt ſind, um ihr Unglück zu vergeſſen. Denn was kann wohl ſchmerzlicher ſein, als Kinder, welche man erzeugt und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter ſchwach an Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu ſein? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünſchen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer ſie waren, deſto tiefer iſt der Schmerz der Verlaſſenen. Wann ſollen ſie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich iſt? Dann iſt es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünſchten! Oder bei öffentlichem Glück? Dann iſt es eine hinreichende Urſache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt ſind, während die Lebenden die

Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn ſie ſehen, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülfloſigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier Ruhenden thätig danken können, iſt, wenn wir ihre Eltern, eben ſo wie ſie ſelbſt es thaten, ehren, ihre Kinder ſo lieben, wie ſie, die Väter, ſelbſt; und ihre Frauen eben ſo beſchützen, wie jene, da ſie noch lebten. Wen könnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig ſorgen, als für die Angehörigen derſelben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genoſſen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen?

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, ſolche Fälle zu bejammern. Denn es iſt uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl ſterblich ſind *). Warum ſollten wir uns alſo härmen,

---

*) Zur Vergleichung hier ein anziehendes Bruchſtück aus der epitaphiſchen Rede des Hyperides. **Stob. Serm. CXXIII.** — „Es iſt freilich ſchwer, diejenigen, welche ſich in ſolchen Leiden befinden, zu tröſten, denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe beſänftigt, ſondern durch das Maaß der Empfindſamkeit eines jeden, und ſeiner Liebe für den Verſtorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth faſſen, und ſeinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verſtorbenen denken, ſondern auch an das große Beiſpiel, welches ſie uns hinterlaſſen haben. Was ſie gelitten, iſt nicht beweinenswürdig, was ſie aber gethan, höchſt ruhmwürdig. Eben darum weil ſie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unzerſtörbaren Ruhm gewonnen haben, ſind ſie in jeder Rückſicht glückſelig. Für diejenigen unter ihnen, welche kinderlos geſtorben ſind, werden die Lobgeſänge der Hellenen unſterbliche Kinder ſein; ſtatt derer hingegen welche Kinder hinterlaſſen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder ſein. Ueberdem, wenn der Tod dem Nichtſein ähnlich iſt, ſo ſind ſie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menſchlichen Lebens befreit. Wenn ſich aber das Bewußtſein, und die Vorſorge des göttlichen Weſens auch noch bis in die Unterwelt erſtreckt, wie wir glauben; ſo dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter ſchützen, die höchſte Glückſeligkeit von dem göttlichen Weſen erhalten."

daß dieſe hier litten, was wir alle ſchon lange erwarteten? Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wiſſen, daß der Tod den Schlimmſten, wie den Beſten gemein ſei? Denn der Tod verſäumt die Böſen ſo wenig, als er die Guten ſchont; er beweiſt ſich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen ſind, die übrige Zeit unſterblich ſein könnten: ſo hätten die Lebenden Recht, die Verſtorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unſre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerſtehen, und der Genius, dem die Beſtimmung unſres Schickſals zu Theil ward, iſt unerbittlich. Darum ſollte man diejenigen für die Seligſten achten, welche für das Größte und Herrlichſte kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über ſie zu entſcheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, ſondern den ſchönſten wählten. Auch iſt ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen widerfährt, iſt werth von allen Menſchen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; beſungen aber als Unſterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden ſie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfſpiele der Stärke, der Kunſt und des Reichthums gefeiert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unſterblichen würdig. Ich preiſe ſie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide ſie und glaube, daß das Daſein nur für diejenigen Menſchen ein Gut ſei, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbſtkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlaſſen. Jedoch iſt es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Geſetz zu ehren, und die Beſtatteten zu bejammern.

Beurtheilung.

Was dieſer epitaphiſchen Rede des Lyſias einen gewiſſen Werth, ja ſogar einen hiſtoriſchen Vorzug giebt vor den epitaphiſchen Reden des Plato und Thucydides und vor der panegyriſchen des Iſokrates, iſt, daß ſie rein epitaphiſch iſt. Iſt ſie ein durchaus ächtes Werk des Lyſias, wie die Alten nicht zu bezweifeln ſcheinen; ſo war ſie wirklich, freilich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Atheniſchen Staats ſchon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten ſchon ſehr tief geſunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfahren, bei deren Betrachtung der denkende Alterthumsforſcher gern mit Liebe verweilt. Sie iſt alsdann die ſchätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Atheniſchen Sitte am unmittelbarſten ſchöpfen müſſen, von der uns jede noch ſo geringe geſchichtliche Spur werth iſt. Dieß würde in gewiſſem Sinne ſelbſt dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger ſcharfſinniger neuern Forſcher *) ſchon völlig erwieſen wäre, daß dieſe Rede zum Theil oder gar ganz unächt ſei. Wir dürften und müßten dann vorausſetzen, der ſpätere Sophiſt habe aus ächt epitaphiſchen Quellen geſchöpft, nach rein epitaphiſchen Vorbildern gearbeitet; denn

---

*) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künſtleriſchen Gründen, oder aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, ſind wohl nicht unbeantwortlich. Freilich kommt es hier auf ganz andere Gründe an, welche tiefer verwunden, und dem Vordertheil der Rede leicht den Garaus machen könnten. Ein Philolyſias würde es vielleicht nicht gern ſehen, wenn das Werk ſeines Redners auf dieſe Weiſe von

in der ganzen Rede iſt auch keine Spur von einer hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Umbildung. Daher iſt denn auch die Rede des Lyſias ſo volksmäßig und lebendig. So ſcheint mir die Klage beim Schluß der epitaphiſchen Reden beim Lyſias viel wahrer und eindringender, als beim Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu ſein, die Verſtorbenen redend einführt, dennoch kalt läßt. Ueberhaupt verräth dieſe Sokratiſche Tändelei des auf Dichter und Redner eiferſüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem beſten Redekünſtler, ſchön reden und glänzend vernünfteln, gar ſehr eine durchaus nicht panegyriſche noch volksmäßige Philoſophie; und die politiſche Schrift des Iſokrates, welche an geprüften Thatſachen und einſichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger iſt, als die Rede des Lyſias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müſſiggängern geleſen, als einem ganzen Volk geſagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigſten bürgerlichen Leben iſt dagegen die epitaphiſche Rede des Perikles beim Thucydides voll, gedrängt voll; aber dieſe Rede, deren gedankenſchwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den geſpannten Denker durch die Laſt ihres Inhalts gleichſam niedergedrückt, überſteigt die Geiſtesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksverſammlung, gewiß der Atheniſchen, ſehr weit. Sie iſt der zuſammengedrängte Ertrag der reichſten und geprüfteſten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphiſchen Rede des Lyſias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Beſtimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

---

einigen Abgeſchmacktheiten gereinigt, oder lieber gleich die ganze Rede unter das kritiſche Mordmeſſer gebracht würde. Wer ſich aber für den Geiſt der Attiſchen Sitte lebhaft intereſſirt, ein Philepitaphios, wenn ich ſo ſagen darf, wird ſich das Ganze freilich nur ſehr ungern entreißen laſſen, ſo gering auch der Kunſtwerth deſſelben iſt, es mag nun ächt oder unächt ſein; und wird wenigſtens wünſchen dürfen, daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige förmliche Unterſuchung geſchehen möge, welche die kritiſche Gerechtigkeit ſo wenig wie die politiſche vernachläſſigen darf.

Auch der ſchwelgeriſche Ueberfluß ſeiner Schreibart, welcher ſich hier, wo er durch keinen beſtimmten Zweck gebunden, frei ſpielen darf, unverhohlener zeigen kann, iſt nicht des Künſtlers, ſondern des Zeitalters Schuld. Der künſtleriſche Styl des Lyſias nähmlich, den wir aus ſeinen panegyriſchen Reden am beſten kennen lernen, iſt eben der, welcher ſich auch in den Werken des Ariſtophanes, Euripides, Plato und Iſokrates findet, und bei noch ſo großer Verſchiedenheit der Kunſtart, des Charakters und Tons in allen ein und derſelbe iſt; der herrſchende Styl der dritten Periode des öffentlichen Attiſchen Kunſtſinns. Sein weſentliches Merkmahl iſt das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie. Ich meine eine ſcheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebieth der ſchönen Kunſt gehört; denn unſtreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen ſehr leer und doch äußerſt reich in dem Ausdruck behandelt ſein und eben dadurch auch ſo erſcheinen. Man vergeſſe nicht, daß es einen dürftigen Ueberfluß giebt, daß ein Kunſtwerk arm und doch üppig ſein kann; denn der Styl wird nicht ſowohl durch das Maaß der künſtleriſchen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß beſtimmt. Beſonders vergeſſe man dieß nicht beim Lyſias und Iſokrates, welche zwar noch zum dritten attiſchen Styl gehören, ſich aber doch ſchon der Gränze des vierten nähern; ſo wie das Werk des Thukydides im vollkommenen Styl der zweiten Periode des öffentlichen attiſchen Kunſtſinns gebildet iſt, aber noch an die erſte und älteſte gränzt. Es iſt nur eine leiſe Erinnerung an den Aeſchylus, was den vollkommenſten aller helleniſchen Redekünſtler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unſerm Gefühl wenigſtens, dürfte es ſcheinen, daß das Lob des Lyſias ſo rhetoriſch, ja mythiſch iſt; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob hiſtoriſch ſei. Er begnügt ſich nicht, den Thatſachen durch Ausſchmückung, nach dem Grundſatz der Helleniſchen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; ſondern er miſcht ihnen auch noch ſchmeichelnde Mährchen bei, um das eitle Volk vollends zu berauſchen. Er, der ſich in ſeinen gerichtlichen

Reden immer ſtreng beſtimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemeſſen ausdrückt, opfert hier faſt in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der ſcheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Ueberfluß von Hyperbeln und Antitheſen zu erkünſteln ſucht. Mit Antitheſen beſonders und ähnlichen Zierathen, Pariſoſen, Paromoioſen u. ſ. w. iſt der Epitaphios ſo reichlich ausgeſchmückt, daß die Ueberſetzung nur einen ſehr kleinen Theil derſelben nachbilden konnte: für Deutſche Leſer werden auch dieſe wenigen mehr als zuviel ſein. Die Helleniſche Sprache iſt an mannichfachen Beſtimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freier, als die meiſten ihrer Schweſtern: daher es ihr auch im Spiel mit der Aehnlichkeit einander faſt in allen einzelnen Worten entſprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht bloß einzelne Ausdrücke, ſondern die ganze Rede ſelbſt iſt ſpielend. Sie täuſcht unſre Erwartung, und ſcheint der Kunſt eines ſolchen Redners, ſo wie ihrer erhabenen Veranlaſſung unwürdig. Und welch einer Veranlaſſung? Der kalte, entfernte Forſcher ſogar wird warm bei dem Gedanken an Salamis, an Thraſybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freiheit ihr Blut vergoſſen. Wie ganz anders Thucydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeiſterung gleich ſehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß ſeiner epitaphiſchen Rede ſind in der That wie die Einfaſſung eines großen Trauerſpiels. Es iſt befremdend, daß bei einem Stoff, wo ſelbſt der ruhige Forſcher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unſer Innerſtes erſchüttert: daß bei einem ſolchen Stoff der Redner, dem das große Geſchäft gegeben war, im Angeſicht eines gerührten und begeiſterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentlichen Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unſrer Seele weggleitet.

Doch auch dieſe Vorwürfe treffen nicht den Redner, ſondern die panegyriſche Redegattung überhaupt. Es findet eigentlich gar kein Vergleich zwiſchen der epitaphiſchen Rede des Thucydides, und der des Lyſias Statt. Jene iſt das Stück eines hiſtoriſchen Werks, und keine panegyriſche Rede. Zwei durchaus verſchiedene

Kunſtarten, deren Natur der größte Künſtler der Geſchichte, wenn auch nicht nach wiſſenſchaftlicher Einſicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl ſorgfältig unterſchied! Nahm er Rückſicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyriſche Rede, ſo wird er ſie nach ſeinem beſondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Bedingungen ſeiner Kunſt umgebildet haben. Wenigſtens liegt in ſeinem Grundſatze (I. 22.): „ſeine Helden ſo reden zu laſſen, wie ſie hätten reden ſollen, dem ganzen Sinn des wirklich Geſagten ſo treu als möglich;“ nichts, was dem widerſpräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelaſſen; deren Erwähnung doch in den epitaphiſchen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beinahe nothwendig und pflichtmäßig geweſen zu ſein ſcheint.

Die panegyriſche Beredſamkeit nähmlich, welche durch die Sophiſten und unter dieſen vielleicht im Gorgias ihre höchſte Blüthe erreichte, iſt eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunſt und der Poeſie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunſt in das Gebieth der Dichtkunſt. Die alten Rhetoriker theilen die Beredſamkeit in die gerichtliche, in die berathſchlagende, und in die panegyriſche oder epideiktiſche, welche man eine feſtliche Beredſamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Feſt gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Geſellſchaft: es iſt wenigſtens im Helleniſchen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein ſolches, welches eine Handlung des Volks iſt. Unter einem Volk verſtehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menſchen, ſondern die gedachte Allheit der geſetzlichfrei vereinigten Menſchen, welche in jedem Freiſtaat durch die Mehrheit der Bürger erſetzt wird, und die wirkliche Maſſe derſelben ſelbſt, in ſo fern ſie jene darſtellt. Ob das Volk ſpielen ſoll? Oder mit andern Worten: ob Feſte in jedem Freiſtaate nothwendig ſind? Das iſt eine Frage tieferer Unterſuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher ſo etwas zu finden verſteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker iſt demnach, für die politiſche Beredſamkeit, welche ihnen die wichtigſte war, treffend und erſchöpfend; denn die Beredſamkeit eines Plato, Ariſtoteles oder Thucydides läßt ſich freilich nicht in dieſe Fächer bringen. Es laſſen ſich nähmlich keine andern urſprünglich und weſentlich verſchiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden geſagt werden könnten, als dieſe drei: entweder das Volk richtet, oder es giebt Geſetze, oder es iſt zu feſtlichen Spielen vereint. Aber nur den ſchönen Künſten iſt es erlaubt, an Feſten die Empfindungen des ſpielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredſamkeit. Denn Spiele müſſen durchaus frei, und durch keinen ernſthaften Zweck gebunden ſein, ſonſt ſind es keine Spiele. Nun iſt es aber der weſentliche Unterſchied der Redekunſt von der Dichtkunſt, daß irgend ein ernſtliches Geſchäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck ſei. Die Beredſamkeit ſoll den Ernſt nur ſchmücken. Thut ſie aber einen Eingriff in das Gebieth der Dichtkunſt, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, ſo geſchieht unvermeidlich, was durchaus nie geſchehen ſollte; die Redekunſt wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit ſpielen. Und noch obendrein wird ſie unbelohnt freveln, und kunſtwidrig ſpielen; denn was unſchicklich iſt, kann nie wahrhaft ſchön ſein. Die Erfahrung beſtätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphiſche Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um ſich von ihm kunſtmäßig loben zu laſſen, wählt, wohl etwas andres ſein, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als ſchön ſchwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphiſche Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyriſchen, nach dem Beifall der bethörten Menge zu haſchen? Oder den epideiktiſchen mit ſeiner Geſchicklichkeit wie einer, der ſich mit ſeinen Künſten ſehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme iſt es freilich, wenn, wie zur beſſern Zeit der atheniſchen Größe nicht die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers, ſondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphiſchen Redners beſtimmt. Aber wenn dieſer einzelne Bürger nicht ſo übermächtig iſt, daß er ſich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, ſondern wie ein Freund und weiſer Führer verhält, ſo muß er doch ein Schmeichler ſein, um ſeinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltene epitaphiſche Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lyſias.

Dadurch läßt ſich aber dieſe durchaus verwerfliche Kunſtart der Beredſamkeit ſelbſt nicht rechtfertigen; und wir dürfen die epitaphiſchen Reden ſo wenig für eine Verbeſſerung, und einen glücklichen Zuſatz der öffentlichen Beſtattung halten, daß ſie vielmehr ſchon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die urſprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälſcht und entweiht ward, zu ſein ſcheint. Nur Dichtern ſollte es verſtattet geweſen ſein, bei der öffentlichen Beſtattung, und an den jährlichen Feſten für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszuſprechen, und durch Trauergeſänge und Lobgeſänge auf die für den Staat geſtorbnen Helden um den Preis zu kämpfen.

So ſind überhaupt auch die erhabenſten und ſchönſten Einrichtungen des Alterthums ſchnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attiſchen Sitte wird jeder leicht ſo durchdrungen ſein, daß es unnöthig ſein dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müſſen wir erinnern, daß nichts unpaſſender ſein kann, als ſie mit den römiſchen Parentationen, welche bekanntlich die römiſche Geſchichte ſo ſehr verfälſcht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerei einzelner adelicher und übermächtiger Geſchlechter mit jenem großen Bürgerfeſte gemein? Nie haben ſich die römiſchen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die atheniſche Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern ſehr bekannten römiſchen, ſo wie mit einem von vielen mit Recht bewunderten ſpartaniſchen Feſt. Die attiſchen Epitaphien, die römiſchen Triumphe und die ſpartaniſchen Chöre der Greiſe, Männer und Jünglinge*) hatten im Ganzen einen und denſelben Sinn; ein kriegeriſches Volk an ſeine eigne Tapferkeit zu erinnern, und dieſe Tugend durch die Erinnerung ſelbſt zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von drei Heldenvölkern des Alterthums! Es iſt lehrreich, wie ſich in den Verſchiedenheiten dieſer ähnlichen Feſte die eigenſte Eigenthümlichkeit der drei größten Völker des Alterthums ſichtbar ſpiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunſt, für das Vaterland zu ſterben bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des ſpartaniſchen Feſtes iſt ſchöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römiſchen Triumphe ſind die helleniſchen Feſte nur kleinlich. Das Charakteriſtiſche der attiſchen Epitaphien iſt, erſt die ſchwermüthige Empfindſamkeit, dann die geſchwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geiſt der Gerechtigkeit und geſetzlichen Gleichheit. Wo es ſolche Feſte giebt, da iſt es kein Wunder, wenn ſich nicht bloß zahlloſe einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, ſondern wenn auch ganze Schaaren begeiſterter Bürger nicht in trunkner Wuth, ſondern in nüchterner Beſonnenheit mit fröhlicher Eile dahingehen, von wo ſie wiſſen, daß ſie nicht zurückkehren werden! Es iſt kein Wunder, daß die Athener insbeſondre für die öffentliche Freiheit ſo gut zu ſterben wußten. Denn Solon war ein kühner und ſchlauer Meiſter in der Kunſt, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu miſchen, und Menſchen durch den Kitt aller himmliſchen und irdiſchen Bürgerbande, von denen Plato lehrt *), zu einer geſetzlichfreien Maſſe zu vereinigen.

---

*) Plut. Inst. Lac. p. 238. Steph. — Die Greiſe. Wackre Männer waren wir einſt. Die Männer. Wir aber ſind's. Willſt du's Verſuch's! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir ſein.

---

*) Plat. Polit. fin.

Beilage.

Die Olympiſche Rede des Lyſias.

„Dionyſios, der Herrſcher Sikeliens hatte zu dem olympiſchen Feſt Geſandte geſchickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung deſſelben auf dem heiligen Boden war ſehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas deſto mehr bewundert würde.“ Die folgende Rede des Lyſias bewirkte eine ſo große Erbitterung, daß einige ſogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

⁂

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, iſt Herakles würdig, geprieſen zu werden, und auch weil er zuerſt aus Liebe zu Hellas dieſes öffentliche Kampfſpiel verſammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, ſtiftete er dieſes Feſt, ein Kampfſpiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geiſteswerke, mitten unter den ſchönſten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dieß, theils zu ſehen, theils zu hören, an denſelben Ort zuſammenkommen möchten. Seine Abſicht nähmlich war, daß dieſe Verſammlung hier die Grundlage gegenſeitiger Freundſchaft für alle Hellenen ſein ſolle.“

Das war alſo der Sinn ſeiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleien zu ſchwatzen, oder um über Worte zu ſtreiten. Denn ich halte dafür, dieß ſei eine Beſchäftigung für ganz nichtsnutzige und hungerige Sophiſten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth iſt, ſeinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen ſehen: ein großer Theil derſelben iſt in der Gewalt der Barbaren, und viele freie Städte ſind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Urſache dieſer Leiden unſre Schwäche, ſo müßten wir uns in das Schickſal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenſeitige Streitſucht iſt, wie ſollte es denn nicht nothwendig ſein, jene zu beſänftigen, dieſe zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitſucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entſchlüſſen aber ihre wichtigſte Pflicht iſt? Wir ſehen ja die Größe dieſer Gefahren, und wie ſie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es; der iſt Herr, der auf dem Meer der Mächtigſte iſt; nun iſt aber der König der Meiſter aller Schätze; und die Leiber der Hellenen ſind ja deſſen Eigenthum, der bezahlen kann; auch beſitzt er ſelbſt viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es iſt alſo nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu ſtreben; uns über das Vergangene zu ſchämen, für das Künftige aber ängſtlich zu ſorgen; und unſere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebieth begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freiheit allen mittheilten.

Am meiſten ſtaune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Abſicht ſein mag, daß ſie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; ſie, welche, und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebornen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunſt, die Hegemonen der Hellenen ſind. Sie allein wohnen ſicher und doch unbefeſtigt, leben einmüthig und doch unbeſiegt, und beharren ewig in derſelben Verfaſſung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freiheit werde unvergänglich ſein, und daß ſie, die in vergangenen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick iſt nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die ſchon verloren ſind, nicht für ein fremdes, ſondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beide *)

---

*) Der perſiſche König und die ſikeliſchen Tyrannen.

Mächte auch an uns ſelbſt kommen, ſondern ſo lange es noch möglich iſt, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer ſieht nicht, daß ſie durch unſre gegenſeitigen Kriege mächtig geworden ſind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Unthaten ganz ungeſtraft, und die Hellenen hoffen umſonſt auf Rache."

Anmerkung.

Der erſte Grundſatz des helleniſchen Völkerrechts war, allgemeine Brüderſchaft unter allen Hellenen, und ewige Feindſchaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieſes helleniſchen Grundſatzes äußerſt merkwürdigen Stelle (**Plat. Rep.** lib. V. p. 44 — 46. tom. VII. ed. **Bip.**) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zuſtand, den man als eine Krankheit anſehen, und ſo viel als möglich wie einen freundſchaftlichen Streit behandeln müſſe; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, und dieſer ſei eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftſteller verdienen aufmerkſam beachtet zu werden, indem ſie uns über die Natur der Begebenheiten ſelbſt, ſo wie über die ganze Anſicht der Alten davon, erſt den vollen Aufſchluß geben. Unläugbar iſt es, daß mit Tyrannen und Barbaren ſich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenſeitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter ſittlich begründeten und ſittlich geordneten Staaten ſtatt finden könne. Unter allen ſie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfaſſung. Gegen den helleniſchen Grundſatz ſelbſt, würde ſich daher vielleicht wenig einwenden laſſen; wenn ſie nur demſelben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, ſondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates.
1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachſtehenden Abhandlung eines der ſcharfſinnigſten alten Kritiker von den Lebensumſtänden des Iſokrates geſagt wird, iſt nur eine kurze Notiz. Auch vom politiſchen und philoſophiſchen Charakter und Werth der Iſokratiſchen Schriften ſagt Dionyſios, der ungleich mehr Künſtlerſinn, als hiſtoriſchen Geiſt beſaß, wie ſich ſelbſt in ſeiner vortrefflichen römiſchen Alterthumslehre offenbart, nicht ſehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Ueberſetzer glaubte daher, ſchon durch die Ueberſchrift dieſes Werks, die Aufmerkſamkeit des Leſers von allen Nebenſachen entfernen und auf das Weſentliche hinlenken zu müſſen. Dieſes aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meiſten einiger Erklärung bedarf, iſt unſtreitig der künſtleriſche Geſichtspunkt und Geiſt des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenſtand der kritiſchen Abhandlung des Dionyſios, ſchien ihm aber kein andres Wort ſo ganz auszudrücken, als das Wort Kunſturtheil. Denn ſelbſt die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wiſſenſchaftlichen, oder wie es bei bürgerlichen Reden wohl eigentlich ſein ſollte, nach ſittlichen und geſellſchaftlichen, ſondern nach künſtleriſchen Geſetzen gewürdigt.

Dionyſios ſelbſt beſtimmt dieſen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geſchichtskünſtler, von der wir nur einige Abſchnitte beſitzen, deren einer gegenwärtiger

Aufſatz über den Iſokratiſchen Styl iſt; mag das Uebrige nun verloren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden ſein. Er freut ſich im Eingange, daß in ſeinem Zeitalter viele andre Kunſtarten, vorzüglich aber auch die Kunſt der bürgerlichen Reden ſo große Fortſchritte zum Beſſern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter ſei die alte und weiſe Beredſamkeit aufs ſchändlichſte gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe ſie angefangen, allmählig zu ſinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß ſie gänzlich verſchwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteſte wider die Redekunſt zu eifern, welche ſeit geſtern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Aſiens gekommen ſei, und die attiſche, alte und einheimiſche verdrängt habe. „Aber ſagt er, die Zeit iſt, nach dem Pindaros, nicht blos gerechter Menſchen herrlichſter Retter, ſondern wahrlich auch der Künſte, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unſer Zeitalter, mag nun ein Gott es ſo geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menſchliche Begehren viele auf das Gleiche führen. Dieß geſchah dadurch, daß unſer Zeitalter der alten und züchtigen Redekunſt die gerechte Ehre, welche ſie auch vormahls beſaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zuſtehenden Ruhm genießen, noch ſie in fremden Gütern ſchwelgen ließ.“ Die Umwälzung ſei ſchnell geweſen und die Verbeſſerung groß. Denn außer einigen aſiatiſchen Städten, wo man aus Unwiſſenheit das Schöne langſam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladenen, froſtigen und geſchmackloſen Reden zu bewundern. Die Veranlaſſung und Urſache dieſer ſo großen Umwälzung ſei die alles beherrſchende Roma, welche die geſammten Staaten, ſich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derſelben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit ſteter Hinſicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigſte verwalteten, und für Beurtheilung ſehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe ſich der verſtändigkeitſuchende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige ſei gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden.

„Denn in der That werden von unſern Zeitgenoſſen viele ſchätzbare Geſchichten geſchrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wiſſenſchaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten ſind." Er würde ſich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menſchenalter etwa dauern ſollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinſte zurückgebracht ſei, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den beſſern Weg einſchlugen, zu loben, und das Künftige aus dem Vergangenen zu vermuthen, und alles dem Aehnliche, was der erſte beſte ſagen könnte, übergehe ich. Was aber der begonnenen Kunſtverbeſſerung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu ſagen verſuchen: indem ich mir für meine Unterſuchung einen allgemeinen, anziehenden und äußerſt nützlichen Gegenſtand wähle. Folgenden nämlich: welches die ſchätzbarſten unter den urſprünglichen Rednern und Geſchichtskünſtlern ſeien, welches der Geiſt ihres Lebens und ihrer Beredſamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beibehalten ſolle: Kunſtvorſchriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunſt zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt ſind. Mir wenigſtens iſt keine dergleichen Schrift bekannt, ſo ſehr ich auch darnach geſucht habe. Doch verſichern will ich es nicht, als wenn ich es beſtimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht ſolche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich ſelbſt zum Maaßſtab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas ſei nicht, was doch ſein kann: das iſt ſehr ſelbſtgefällig und beinahe toll." Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftſteller ſei zu groß, als daß er über alle ſchreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigſten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geſchichtskünſtler. „Die anzuführenden Redner werden ſein: drei von den ältern, Lyſias, Iſokrates, Iſaeus, und drei von denen, die nach dieſen blühten, Demoſthenes, Hyperides, Aeſchines, denn dieſe halte ich für die vortrefflichſten. Die Schrift ſoll in zwei Abſchnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen.

Schon dieſe Einleitung und noch mehr die Schrift ſelbſt lehrt, daß Dionyſios nicht alles erſchöpfen wollte, was ſich mit den Kenntniſſen ſeines Zeitalters in künſtleriſcher Rückſicht über den ganzen Iſokrates nur immer ſagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Iſokratiſchen Styl, die Iſokratiſche Kunſtproſa, an und für ſich, nach den bewährteſten Kunſtlehren zu würdigen. Selbſt aber die ausgezeichnete künſtleriſche Meiſterkraft des Iſokrates, ſo vielen vortrefflichen Naturen ſeinen Geiſt, jedem nach dem Maaß ſeiner Kräfte und nach ſeiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den ſeiner Schüler zu beſchränken, eilt er mit einem Gleichniſſe hin; welches jedoch ſo treffend iſt, daß man ſieht, Dionyſios habe den Charakter und den hohen Werth dieſer großen Eigenſchaft, wodurch der Mann beinahe den Ehrennahmen eines rhetoriſchen Sokrates zu verdienen ſcheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbſt die Kunſtlichkeit, das Fleißige der ſorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten Iſokratiſchen Proſa, erhält, wenn man ſie in ihrem vollſtändigen geſchichtlichen Zuſammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche ſie in der Anſicht des Dionyſios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunſtwerke bis ins feinſte Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes ſelbſt, Kraft erfordern und beweiſen kann; jene Correctheit (denn mit dieſem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerloſigkeit unterſchieben darf, kann man wohl am beſten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und ſogenannten Alexandriner immer Beifall und Nachahmung verdienen wird) iſt in der Poeſie der Hellenen, wo man ſie nicht vor Menander und Philetas etwa ſuchen darf, ungleich jünger, und hat ſich in der Proſa der Hellenen und mit der Schrift zuerſt entwickelt. In dieſer Rückſicht macht die Proſa des Thukydides und Iſokrates vornehmlich eine große Epoche in der Kunſtgeſchichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in der ganzen ſchönen Kunſt, welche unter allen überall am ſpäteſten aufgeblüht, am langſamſten gewachſen iſt, und nirgends gleiche Reife mit andern Künſten erreicht hat, wahrſcheinlich alſo weder die leichteſte noch die einfachſte ſein mag, in der Kunſt der ſchönen Proſa nähmlich, wie in der Muſik von den erſten Anfängen ſo kunſtwörtlich und ſchulmäßig reden, wie von dem Höchſten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbeſtimmten Urbildern in todten Begriffen, ſondern nach lebendiger Anſchauung reiferer attiſcher, römiſcher oder andrer Kunſtwerke in Proſa, den gewaltigen Anlauf, welchen Iſokrates im Panegyrikos zum Beiſpiel nimmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleiſtet hat.

Indeſſen wird der geſchichtsforſchende Kunſtfreund auch noch nach einem ſolchen Lächeln die innigſte Bewunderung für dieſes wie für jedes andre Kunſtwerk hegen, welches von urſprünglichem Geiſt beſeelt, alles iſt, was es in ſeinem Zeitalter, unter dieſen Umſtänden, an ſeiner Stelle ſein konnte und ſollte; und nichts vermag wohl in allen Kunſtarten den Sinn ſo ſehr zu wecken und zu ſchärfen, als wenn man den allmähligen Fortſchritten der Kunſt oft mit geſammelter Betrachtung folgt, und bei jedem einzelnen dieſer Fortſchritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünſchen, es wäre noch über jeden proſaiſchen Claſſiker ein ſo gediegenes, bewährtes, altes Kunſturtheil, wie das des Dionyſios über den Iſokrates, vorhanden.

Wenn Dionyſios ſtatt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen ſoll, zu wiederhohlen, und die Beiſpiele zu häufen, die Verſchiedenheit des Iſokratiſchen Styls in den verſchiedenen Gattungen der Redekunſt nicht bloß behauptet, ſondern wirklich charakteriſirt hätte, ſo würde er beinahe nichts von dem, was man von dem ſcharfſinnigſten helleniſchen Kritiker dieſes Zeitalters erwarten darf, zu wünſchen übrig laſſen. Aber ſelbſt in dieſen Wiederhohlungen zeigt ſich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit ſeiner kritiſchen Wahrnehmungen; und die Rückſicht auf die Kunſtart, und deren verſchiedene Erforderniſſe bezeichnet den Kenner, wie die ſtete Vergleichung mit dem Lyſias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Iſokrates bewundert, bei der Strenge, mit welcher er ſeine Fehler tadelt.

Nicht als Epiſode, ſondern zur Erläuterung eben dieſes kunſtleriſchen Geiſtes der ganzen Abhandlung iſt alles bisher Geſagte angeführt. Denn derſelbe dürfte doch grade in dieſer Anwendung und bei dieſem Stoff manchem fremd ſein; weil nähmlich die Proſa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter lieſt und ſchreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunſt iſt, noch auch als ſolche beurtheilt werden kann.

In den eigentlichen Geſichtspunkt des Dionyſios kann man ſich am beſten und auf dem kürzeſten Wege dadurch verſetzen, daß man die bedeutende und ſchöne Vergleichung der Iſokratiſchen Schreibart mit den Kunſtwerken des Polykleitos und Phidias, und der Proſa des Lyſias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollſtändig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunſt betrachtet und würdigt man beinahe allgemein und wie von ſelbſt, jeder nach dem Maaß ſeiner Kräfte, aus einem rein künſtleriſchen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zuſätze die Aufmerkſamkeit ablenken und zerſtreuen, wie in ſo manchen andern, mit wiſſenſchaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und ſittlichen Zwecken vermiſchten Darſtellungsarten. Die ſinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichſam den Meiſter, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunſtliebhaber zu jener häufig wiederholten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck ſich erſt feſt beſtimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl ſagt Dionyſios, daß die Werke des Platon und Iſokrates nicht wie geſchriebene wären, ſondern ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden ſagen, ſie ſeien wie mit Meißel und Feile herausgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Iſokrates, im Gegenſatz der leidenſchaftlichen Begeiſterung des Demoſthenes mit ſpondeiſchen Rhythmen und mit der doriſchen Harmonie.

An Mannichfaltigkeit und Abwechſelung ſetzt Dionyſios den Ausdruck des Iſokrates dem des Platon wie dem des Demoſthenes und Herodotos nach. Den aus dem geſchmückten und einfachen gemiſchten und zuſammengeſetzten Ausdruck hatte nach dem Urphraſtos, Thraſymachos zuerſt gebildet und geſtiftet, fortgeſetzt, genährt, und beinah vollendet aber hatten ihn, nach dem eignen Urtheil des Dionyſios, Platon und Iſokrates. Denn es ſei, den Demoſthenes ausgenommen, unmöglich, andre Schriftſteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künſtlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beiden. Dieſen aus dem dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen, oder bloß nützlichen, gemiſchten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemiſchten und mittlern, ſchönen und vollendeten Wortſtellung des Dionyſios verwechſeln. Er legt dem Iſokrates nicht die mittlere ſondern die üppige, blühende und zierliche Wortſtellung bei, in welcher er unter den Epikern den Heſiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieſer den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geſchichtskünſtlern ſtreng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Iſokrates, welcher unter allen Proſaikern dieſe Wortſtellung am ſtrengſten beobachte, für Urbilder erklärt, und als ſolche theils anführt, theils aus den Beiſpielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Iſokrates zuſammen zu derſelben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortſtellung bei wie dem Iſokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Iſokratiſchen Proſa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; dasſelbe was Dionyſios auf mehr als eine Weiſe zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Iſokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck desſelben oft unzweckmäßig, unſchicklich und dadurch der lebendigen Wirkſamkeit ſchädlich ſei, für erhaben, wie den des Thukydides, und noch mehr als den des Gorgias. Dieſen Eindruck wird die Iſokratiſche Proſa wahrſcheinlich auf Leſer des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geiſt leſen, als ob er ſelbſt ein Alter wäre. Um dieſe der Iſokratiſchen Proſa beigelegte Erhabenheit zu erklären, und das Urtheil des Dionyſios in dieſem Stücke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeſchaffenheit und des Redeſtyls eingehen. Dazu bedurfte es nicht nur einer ſehr genauen Darſtellung des allgemeinen Geiſtes in jener Periode der attiſchen Künſte, zu der Iſokrates gehört; ſondern auch einer vollſtändigen Theorie der Pariſoſen, oder der ſymmetriſch freien Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den ſich entſprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionyſios am Iſokrates ſo ſehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Pariſoſen ſich zum ſtrengen Reim etwa ſo verhalten, wie der proſaiſche Numerus zum eigentlichen poetiſchen Metrum; ſo daß man die älteſte helleniſche Kunſtproſa mit eben ſo viel Recht gereimt, wie rhythmiſch nennen könnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerei der Sophiſten, ſondern Geſchmack des Publikums. Man erinnert ſich, wie Gorgias durch ſolche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antitheſen oder der Gegenſätze in den Gedanken und Redeformen, dieſer gewöhnlichſten, unentbehrlichſten, und in Rückſicht auf Ueberfluß und Mißbrauch gefährlichſten Zier der Proſa, könnte man leicht ein ganzes Buch ohne alle Iſokratiſche Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel ſchreiben. Es wird eine anatomiſch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muskelbau des menſchlichen Körpers vorausgeſetzt, um zu wiſſen, welche Stellungen und Verhältniſſe in der Sculptur richtig ſind, und warum einige derſelben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erſcheinen. Eben ſo iſt es auch mit der Sprache, ſobald ſie als Kunſt betrachtet, und bis in die feinſten Beſtandtheile der Rede künſtleriſch behandelt wird.

Wenn man ſich aber auch in die künſtleriſche Anſicht proſaiſcher Werke mit dem Dionyſios durchaus nicht verſetzen kann: ſo muß man ſeine Abhandlung über den Iſokrates dennoch als eine ſehr ſchätzbare Urkunde der alten Kunſtgeſchichte gelten laſſen. Weniges iſt von ſo großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künſte jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunſtlehre. In der Rhetorik kennen wir dieſe und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunſt ſelbſt noch am vollſtändigſten, wie viel ſich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künſten, und für die Verhältniſſe dieſer Theorie folgern läßt, iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunſtlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beiſpiel, iſt der belehrendſte; und unter dieſen zeichnen ſich die Schriften des Dionyſios dadurch vortheilhaft aus, daß ſie zugleich ſehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig ſind; voll urſprünglichen Geiſtes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrſchende iſt.

Die Alten und beſonders die Griechen zeigen ſich beſonders wieder darin als ein durchaus kunſtſinniges und künſtleriſches Volk, daß ſie auch die Sprache nicht bloß als Poeſie, ſondern ſelbſt in Proſa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunſt behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieſelbe Idee des Schönen, welche in der Kunſt und in den Sitten, in der Wiſſenſchaft wie in der Geſchichte des helleniſchen Alterthums das vorherrſchende Princip und den beſeelenden Geiſt des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch ſo verſchiedener Abſicht und in den mannichfaltigſten Arten und Formen, die Kunſt der Proſa übten, mit einem Scharfſinn und einer Zergliederung des Kunſt- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend ſchien, auf die feinſten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieſer künſtleriſchen Sorgſamkeit für den Ausdruck ging in der erſten Zeit und nach der urſprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redeſtyls hervor; wenn gleich ſie in der ſpätern Zeit nur in leere ſophiſtiſche Spitzfindigkeit oder Spielerei entartete. Uns iſt und bleibt dieſe Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet ſich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Abſicht und Idee von einem feſtbeſtimmten Style der Kunſt in der ausgearbeiteten Proſa bei Johannes Müller, Winkelmann, Klopſtock; es iſt aber ſichtbar dieſe Idee von Redeſtyl und Proſakunſt bei den genannten Schriftſtellern aus den Vorbildern des Alterthums geſchöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen iſt die Vortrefflichkeit der neuern Schriftſteller in Proſa mehr ein Talent der Natur und charakteriſtiſche Eigenſchaft des hervorragenden Geiſtes, als ein feſter Styl gebildeter und erlernter Redekunſt.

Für uns war nur wichtig, dieſelbe herrſchende Idee des Schönen, und kunſtleriſche Behandlung und Anſicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geiſtigen Entwicklung des helleniſchen Alterthums, ſo auch im Einzelnen und Kleinen in der kunſtreichen Rhetorik ihrer Proſa, an dem Beiſpiele einer Rede des Lyſias und in der nachſtehenden kunſtleriſchen Beurtheilung der Iſokratiſchen Werke nachzuweiſen.

Charakteriſtik des Iſokrates.

Aus dem Griechiſchen des Dionyſios.

Iſokrates der Athener, deſſen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelſtande war, und vom Beſitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward geboren in der ſechs und achtzigſten Olympiade, als Lyſimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges, zwei und zwanzig Jahre vor dem Lyſias. Er genoß einer ſchönen Leitung, und ward nicht ſchlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunſt. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tiſias, welche damahls den größten Nahmen bei den Hellenen, in Rückſicht auf Weisheit hatten: wie einige erzählen auch des Redners Theramenes, *) welchen die dreißig Tyrannen

---

*) Die politiſche Wichtigkeit und Zweideutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meiſtern des Iſokrates angeführt wird, iſt vielleicht manchen Leſern aus Ariſtophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in ſo fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch unter die Lehrer des Iſokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein atheniſcher Staatsmann von ſolcher Bedeutung war. Sein redneriſcher Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die älteſten Redekünſtler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, ſind etwa Perikles und Alcibiades und zur ſelben Zeit Thucydides. Sie ſind genau, ſcharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf dieſe folgten Kritias, Theramenes, Lyſias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber bei etwas üppigerm Gewebe.“

tödteten, weil er ein Volksfreund zu ſein ſchien; und er widmete ſich mit allen Kräften den bürgerlichen Geſchäften und Reden. Da ſich aber die Natur widerſetzte, indem ſie ihm die erſten und weſentlichſten Eigenſchaften eines Redners, Dreiſtigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu ſprechen, verſagte; ſo ſtand er von dieſem Vorſatz ab. Da er jedoch nach Ruhm ſtrebte, und der erſte unter den Hellenen in der Redekunſt ſein wollte, wie er ſelbſt ſagt; ſo ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, ſchriftlich mitzutheilen. Er wählte ſich kein kleines Ziel, weder die Vorträge des Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenſtände der damahligen Vernünftler; ſondern er ſchrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergeſtalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbeſſerung der Staaten und zur ſittlichen Vervollkommnung der Einzelnen dienlich ſei. Denn ſo ſchreibt er von ſich in der panathenaiſchen Rede. Vor ihm war die Kunſt der Vorträge in den Vernünftlerſchulen des Gorgias und Protagoras gemiſcht behandelt; er entfernte ſich zuerſt von den die Naturlehre und den Vernunftſchein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete ſein ganzes Leben dieſer Wiſſenſchaft, welche wie er ſelbſt ſagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteſte derer, die in ſeinem Zeitalter blühten, und bildete die vortrefflichſten Jünglinge aus Athen und dem übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommenſten wurden, andere ſich in bürgerlichen und öffentlichen Geſchäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinſamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er ſeine Schule in Rückſicht auf die Verpflanzung der redenden Künſte zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb ſich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche ſich mit der Weisheitskunſt Geld verdient haben, und endigte ſein Leben unter dem Archon Charonidas, wenige Tage nach der Schlacht in Chäronea, nachdem er hundert weniger zwei Jahre gelebt hatte, aus freiem Entſchluß, in der Abſicht, mit dem Heil des Staats auch ſein Leben zugleich aufzulöſen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, ſein Glück brauchen werde. Das iſt in Kurzem, was von ſeinen Lebensumſtänden erzählt wird.

2. Sein Ausdruck aber hat ſolgende Eigenthümlichkeiten. Er iſt ſo rein wie der des Lyſias, und ſetzt eben ſo wenig ein Wort ohne Urſache; er hält ſich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichſte Sprache, denn auch dieſe ſcheut die Geſchmackloſigkeit veralteter und räthſelhafter Wörter. In den Bildern iſt er etwas verſchieden von dem des Lyſias, und iſt gleichmäßig gemiſcht; das Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er iſt bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zuſammengedrängt wie jener iſt er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geſchickt, ſondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er iſt ferner nicht ſo kurz, ſondern matt und langſamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald ſagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortſtellung des Lyſias zeigt er nicht, ſondern vielmehr eine zu feſtlicher und bunter Pracht kunſtmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender iſt wie jene, auf der andern aber auch überkünſtlicher. Denn dieſer Mann ſtrebt überall nach ſchönem Ausdruck, und bemüht ſich mehr geſchmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zuſammenſtoßen der Selbſtlauter, weil es den Zuſammenhang der Schälle auflöſet, und den glatten Fluß der Klänge zerſtört; und er verſucht die Gedanken in einem ſehr rhythmiſchen, von dem dichteriſchen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfaſſen. Er iſt mehr zum Leſen als zum Vortrag gemacht; denn an Feſten können ſeine Reden zwar glänzen, auch ertragen ſie die Unterſuchung des genauen Leſers; aber die Kämpfe in Volksverſammlungen und Gerichtsplätzen können ſie nicht beſtehen. Der Grund iſt, daß es dazu viel leidenſchaftlicher Kraft bedarf; dafür iſt aber eine künſtlich gegliederte Wortſtellung am wenigſten empfänglich. Die Aehnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegenſätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen iſt ſehr häufig bei ihm, und ſchadet oft der übrigen Kunſt, indem er dem Ohr widerſteht.

3. Wenn es, wie Theophraſtos ſagt, überhaupt drei Dinge ſind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entſteht, die Auswahl der Worte, die Zuſammenfügung derſelben, und die Wendungen, welche ſie umfaſſen; ſo wählt Iſo-

krates ſehr vortrefflich und ſetzt die beſten Worte, fügt ſie aber überkünſtlich an einander, den muſikaliſchen Wohllaut abmeſſend; iſt überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meiſtens froſtig, entweder durch das weit Hergeholte, oder durch die Unangemeſſenheit der Wendungen für die Gegenſtände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Dieſe Dinge nun machen ſeinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künſtlichen Gliederbau zuſammenfügt, daß er dieſen immer mit denſelben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie haſcht. Denn nicht jeder Stoff verſtattet denſelben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; ſo raſend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunſtlos zuſammen, löſt die Verkettung der Redeglieder mit einer ſchönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünſtelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathſchlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meiſtens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtiſch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum ſetzt, ſo habe ich mich allgemeiner ausgedrückt. In dieſen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Iſokrates hinter der des Lyſias zurück, und auch in der Lieblichkeit. Zwar blühend iſt Iſokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch ſeinen Reiz: aber dieſelbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieſer Vollkommenheit bleibt er ſo weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremdem Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menſchlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lyſias iſt von Natur angenehm: der des Iſokrates will es ſein. In dieſen Vollkommenheiten ſteht er alſo dem Lyſias, meines Dafürhaltens nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß iſt die mehr der heroiſchen als der menſchlichen Natur angemeſſene Hoheit des Iſokratiſchen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Beredſamkeit des Iſokrates mit der Bildnerkunſt des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rückſicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lyſias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn ſo wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menſchlichen Werken glücklicher, die erſtern aber in den größern und göttlicheren geſchickter ſind; ſo iſt auch der eine dieſer Redner im Kleinen verſtändiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er ſchon von Natur großartig war; wo nicht, ſo war doch ſein abſichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unſres Redners.

4. In Rückſicht auf die Kunſtvorſchriften für den Stoff und deſſen Behandlung iſt Iſokrates in einigen Stücken eben ſo gut als Lyſias, in andern beſſer. Die jedem Gegenſtande angemeßne Erfindung der redneriſchen Schlüſſe iſt reich und dicht, und ſteht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verſtande. Die Anordnung aber und die Eintheilungen der Gegenſtände, und die Ausführung in Rückſicht auf den kunſtmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zuſätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, ſind beim Iſokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Unterſuchungen, welchen er ſich widmete und die Schönheit des Stoffs, welchen er ſtets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geiſt darauf richteten, nicht bloß zu redneriſcher Geſchicklichkeit gebildet werden konnten, ſondern auch zu ſittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche ſich die geſammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derſelben zueignen wollen, dieſen Redner ſtets in der Hand haben müſſen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit ſtrebt, und nicht nur den lehrenden, ſondern auch den ausübenden Theil derſelben liebt, noch ſich bloß das zum Ziel ſetzt, was ihm ſelbſt ein zufriednes Leben gewähren muß, ſondern auch das, was allgemeinen Nutzen ſtiften kann, ſo durfte ich ihn wohl auffordern, die Grundſätze dieſes Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeiſtert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer ſtrebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er ſeinen Panegyrikos lieſet? in welchem er die Tugenden der Alten durchgeht und ſagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreiten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, ſondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltſam; die für das Allgemeine mehr ſorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückſeligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, ſondern nach dem der Achtung, indem ſie glaubten, in der Ehre bei den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloſes Vermögen zu hinterlaſſen; die einen ſchönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloſes Leben. Sie ſannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Geſetze zu haben, ſondern daß die Mäßigkeit der herrſchenden Sitten des alltäglichen Lebens, ſich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenſeitigen Verhältniſſe athmeten ſo viel Ruhmliebe und Bürgerſinn, daß ſie ſelbſt bei ihren Zwiſtigkeiten darum ſtritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrſchen, ſondern wer ſich um den Staat die meiſten Verdienſte erwerben könne. Eben ſo waren ſie auch gegen Hellas geſinnt, und feſſelten die Staaten mehr durch aufmerkſame Dienſte und durch die Lockung der Wohlthaten an ſich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bei ihnen zuverläſſiger, als jetzt Eide, und ſie achteten es für eben ſo unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgeſetze. Sie glaubten über Schwächere ſo verfügen zu müſſen, wie ſie in gleichem Falle von Mächtigern gefordert haben würden; ſie hegten ſolche Geſinnungen, als ſeien ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinſames Vaterland."

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an den Philippos, den Makedonier geſchrieben hat? wo er fordert: „Daß ein Feldherr und Beſitzer einer ſolchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander ſtoßen, ſondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeiz verachtend, ſolche Thaten unternehmen ſolle, durch die er, wenn ſie gelängen, der berühmteſte aller Fürſten

werden müßte; wenn ſie aber mißlängen, er ſich wenigſtens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther ſei als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundſätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, ſo viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und ſagt, daß die, welche ſich vor den übrigen auszeichneten, ſich große Handlungen zum Ziel ſetzen, und ſie mit Geiſteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen ſterblichen Leib haben, durch Geiſteskraft aber unſterblich werden; daß wir die Unerſättlichkeit in Rückſicht auf jedes andre Gut mißbilligen, diejenigen aber bewundern, welche ſtets nach größerm Ruhm ſtreben als ſie ſchon beſitzen; und daß es ſich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückſeligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrſchaft, an die Feinde komme, daß ſich die Tugend hingegen und das dadurch erworbne öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe.“ Es iſt ſchlechthin nothwendig, daß Fürſten, welche dieß leſen, von erhabnern Geſinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend ſtreben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für ſich im Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als die Rede vom Frieden? Denn in dieſem beſtrebt er ſich die Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrieden zu ſein und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Beſitzthümer zu ſchonen; die Bundesgenoſſen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an ſich zu feſſeln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Vorfahren nicht denjenigen zu folgen, welche vor dem dekeliſchen Kriege den Staat beinahe vernichteten, ſondern denen, welche vor dem perſiſchen Kriege alles Große und Gute ſtandhaft übten. Er beweiſt, daß nicht die Menge dreirudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrſchte Hellenen den Staat groß machen, ſondern gerechte Grundſätze, und der Unterdrückten Beſchützung. Er ruft ſie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückſeligkeit für höchſt wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegeriſch ſollten ſie ſein in Rückſicht auf die Zurüſtung und Uebung, friedlich aber dadurch, daß ſie niemanden

das geringſte Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückſeligkeit überhaupt ſo mächtig helfe, als die Tugend und deren Beſtandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, ſondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtigkeit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die ſie üben, heilſam achten.“ Ich zweifle, ob jemand entweder ſittlichere oder richtigere, oder der Weisheitslehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitiſche Rede leſen, ohne dem Geſetz geneigter und treuer zu werden? Oder wer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte, zu den Athenern über ihre Staatsverfaſſung, worüber keiner der Demagogen zu reden verſuchte, zu reden und zu fordern: „Sie ſollten die damahls beſtehende Demokratie abſchaffen, weil ſie dem Staat viel ſchade; indem er in Erwägung zieht, wie ſie in ſolche Unordnung gerathen ſei, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten könnten, ſondern daß jeder thue und ſage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreiheit allgemein für die eigentliche Volksherrſchaft gehalten werde; und ſie möchten die vom Solon und Kleiſthenes errichtete Verfaſſung wieder herſtellen.“ Indem er die Grundſätze derſelben und die öffentlichen Sitten, auf denen ſie beruhte, durchgeht, ſagt er: „Die damahligen Menſchen hätten es für entſetzlicher gehalten, Aelteren zu widerſprechen, als die Schlachtordnung zu zerſtören; nicht die Ausſchweifung habe ihnen für Volksherrſchaft gegolten, ſondern ſtrenge Zucht; die Freiheit hätten ſie nicht in der Geringſchätzung der Oberen, ſondern in der Verrichtung des Befohlnen geſetzt. Sie hätten keinem Sittenloſen Macht anvertraut, ſondern den Vortrefflichſten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen ſo ſein würden, wie die Verwalter des Staats; anſtatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten ſie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Beſten verwendet. Außerdem hielten die Väter ſtrengere Aufſicht über ihre Söhne, wenn ſie Männer geworden, als da ſie noch Knaben waren; ein-

gedenk, daß das öffentliche Beſte mehr durch dieſe Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hätten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künſtliche Geſetzgebung; denn ihr Zweck ſei nicht geweſen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, ſondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten ſie geglaubt, müſſe mächtig und frei ſein, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt ſein, was die Geſetze verbieten; mit den Gefahren müſſe man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erſchrecken.“

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unſer Redner, bei vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher „Archidamos“ überſchrieben iſt, des Inhalts, daß man Meſſene den Böotern nicht überlaſſen ſolle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bei Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andre nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch geſtiegen zu großer Herrſchaft; die von Sparta hingegen war geſunken, und des alten Vorranges und Einflußes unwürdig geworden. Zuletzt alſo berathſchlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Meſſenia fahren laſſen ſolle, indem die Böoter dieſe harte Bedingung auferlegten. Da Iſokrates nun ſah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, ſo verfaßte er dieſe Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieſer Ehre zu gelangen. Er geht in demſelben zuerſt durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Meſſene erwarben, indem die Söhne des Kreſphontes daſſelbe übergaben, da ſie der Herrſchaft beraubt worden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, ſie aufzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Beſitz beſtätigte, und die Zeit ihn feſt und ſicher machte. Er beweiſet, daß man nicht den Meſſeniern, die nicht mehr vorhanden wären, ſondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freihafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrſchaft wegen muthig beſtanden: er erinnert ſie an ihren unter den Helle-

nen beſtehenden Ruhm: er ermahnt ſie, nicht mit dem Glück zu ſinken, noch an einer Aenderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß ſchon viele, die eine größere Macht beſaßen als die Thebaner, von Schwächeren beſiegt worden ſeien; daß viele ſchon durch Belagerung eingeſchloßne, nachdem es ihnen ſchlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er ſtellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem ſehr blühenden Zuſtande ſeinen Sitz habe verlaſſen müſſen, und die äußerſten Gefahren auf ſich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müſſen. Er ruft ſie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verlieren, und für das Künftige zu hoffen; da ſie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfaſſung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, ſich von ſolchen Unfällen zu erholen pflegten. Er glaubt, ſie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren; weil ſie nach dem gewöhnlichen Wechſel der menſchlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; ſondern vielmehr die glücklichen Feinde, denn die Behauptung erlangter Vortheile ſei gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmteſten Mitbürgern in den Kriegen gemeinſchaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was ſie thun wollten, und wie übel man von ihnen bei den Hellenen reden werde, und daß ſie, wenn ſie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beiſtand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenoſſen und von allen Menſchen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erſchütterung in den Städten geherrſcht habe, während die Böoter die Oberaufſicht über Hellas führten: und endigt damit, daß er, falls von allen dieſem nichts geſchehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben ſollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlaſſen; indem er ihnen angiebt, ſie ſollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia ſenden und nach Italia, ſelbſt aber den feſteſten und zum Kriege tauglichſten Ort beſetzen, und die Feinde zu Lande und zu Waſſer auf alle Weiſe angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapferſten und erfahrenſten Krieger, jetzt aber in Rückſicht auf das Leben verzweifelt geſinnt, und von gerechtem Zorn beſeelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schickſal zu erfüllen, erlangt hätten.“ Ich möchte wohl ſagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, ſondern auch den andern Hellenen und allen Menſchen; weit beſſer als alle Weiſen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrſcher und Einzelne geſchriebene Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur ſtrengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur geſetzlichen Herrſchaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen ſittlich zu bilden ſtreben, indem ſie jedem ſeine Pflicht zeigen. Aus Beſorgniß indeſſen, daß meine Abhandlung ſich uber die Gebühr verlängern möchte, werde ich dieß übergehen. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verſchiedenheit, durch welche Iſokrates von Lyſias abweicht, ſo wichtig iſt, will ich ihre Vorzuge in einem Auszug zuſammenſtellen, und dann zu den Beiſpielen übergehen.

11. Die erſte Vollkommenheit ihrer Reden, ſagte ich, ſei die klare Bezeichnung, worin ich bei keinem einige Verſchiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch dieſe ſah ich bei beiden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beide ſich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Iſokrates mit einem Zuſatze von bildlicher Künſtlichkeit, worin ſie ſo weit geht, daß ſie Ueberdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, beſäßen beide in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lyſias mehr; in Ruckſicht auf die Erweiterungen hingegen ſchien es mir Iſokrates beſſer zu treffen. Im Zuſammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lyſias, als geſchickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beide gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lyſias den Vorzug.

Das heldenmäßige Größe fand ich beim Iſokrates; das Ueberzeugende und Schickliche vermißte ich bei keinem von beiden. In der Wortſtellung ſei Lyſias, nach meinem Urtheil, einfacher, Iſokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuſchender Nachbildner der Wahrheit, dieſer mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künſtlichkeit.

12. Dieß ſagte ich vom Ausdruck der Beiden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bei beiden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüſſe aber, in der Eintheilung der Beweiſe, in der Ausarbeitung jeglicher Art derſelben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunſtlehre, hielt ich dafür, daß Iſokrates den Lyſias bei weitem übertreffe. In Rückſicht auf den glänzenden Werth der Gegenſtände und die Erhabenheit des weiſen Zwecks, ſei er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon geſagt hat *); ja, um die Wahrheit zu ſagen, auch allen übrigen Rednern, welche dieſe Lehre mit wiſſenſchaftlichem Geiſt behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange ſeiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künſtlichen Wendungen ſeines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachläſſigt; und die beſte Weiſe in einem bürgerlichen und ſtreitenden Vortrage iſt doch die, welche der Natur am meiſten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck

---

*) Die Stelle des Platon, worauf ſich der Kunſtrichter hier bezieht, ſteht im Phädros. Sokrates ſagt: „Iſokrates, o Phädros, iſt noch jung. Doch will ich ſagen, was ich von ihm ahne. Phaed. Was denn? Sokr. Er ſcheint mir, in Rückſicht auf ſeine Anlagen, für die Art von Reden des Lyſias zu gut zu ſein; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bei fortſchreitender Reife in den Reden ſelbſt, mit denen er ſich jetzt beſchäftigt, alle, welche ſich je den Reden gewidmet haben, ſo weit überträfe, als ob ſie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, ſondern eine göttlichere Begeiſterung ihn zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, iſt eine gewiſſe Weisheitsliebe in der Seele dieſes Mannes. Dieſes nun gebe ich, auf Eingebung der benannten Götter dem Iſokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen."

den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieſer jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor ſeinen Richtern den Kampf über Leben und Tod beſteht, gewähren könne; vielmehr weiß ich, daß dieſes ſogar Schaden verurſachen könne. Denn jede abſichtliche Verzierung iſt bei ernſthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert ſo ſehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erſte, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben ſo über ihn. Philonikos, der dialektiſche, lobt zwar die übrige Kunſt ſeines Ausdrucks, tadelt aber dieſes Geſuchte und Ueberladne; er gleiche einem Mahler, ſagt er, welcher alle ſeine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Geſtalten verziere. „In der That, ſagt er, fand ich, daß alle ſeine Schriften dieſelben Wendungen des Ausdrucks gebrauchen; ſo daß in vielen, obgleich das Einzelne künſtlich ausgearbeitet iſt, das Ganze doch völlig ungeſchickt erſcheint, weil der Vortrag der herrſchenden Stimmung des Inhalts nicht angemeſſen iſt." Hieronymos, der Philoſoph *) ſagt: „Leſen könne man ſeine Reden wohl ſchön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieſer Abſicht angemeßnen Gebehrdung in Volksverſamm-

---

*) Dieſer Hieronymus, welchen Dionyſios hier zur Beſtätigung ſeines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetiſchen Schule, welcher über viele Gegenſtände der Kunſtlehre Schriften hinterlaſſen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie ſehr man in Proſa Verſe vermeiden müſſe, und wie ſchwer dieß ſei, ſagt: „Aus vielen Schriften des Iſokrates hat Hieronymus etwa dreißig Verſe ausgeſucht, meiſtens ſenariſche, d. h. jambiſche Trimeter, doch auch Anapäſte. Was kann häßlicher ſein, als dieß? Freilich iſt er beim Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erſte Sylbe vom erſten Worte eines Gedankens weggenommen, und wieder die erſte Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf dieſe Weiſe iſt der Anapäſt herausgekommen, welcher der ariſtophaniſche genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieſer Verbeſſerer ſelbſt gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bei genauer Unterſuchung gefunden habe, ſich unbedachtſamer Weiſe einen Senarius entwiſchen laſſen."

lungen verſagen, keineswegs. Denn was das Wichtigſte iſt und die Menge am meiſten zu bewegen pflegt, das Leidenſchaftliche und Beſeelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Geſpannte aber und das Gelaſſene zu miſchen und abwechſeln zu laſſen, und mit Leidenſchaft erregenden Gegenſtänden zu durchflechten, das habe er vernachläſſigt. Ueberhaupt aber ziehe er ſich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorleſenden Knaben zurück, und ſei nicht gemacht, um mit redneriſcher Stimme, mit leidenſchaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdenſprache vorgetragen zu werden." Dieß und Aehnliches haben auch viele andre geſagt, worüber ich nichts zu ſchreiben brauche. Denn aus den angeführten Beiſpielen vom Ausdruck des Iſokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang ſeiner gegliederten Wortſtellung offenbar werden, und das um Gegenſätze, Gleichheiten und Aehnlichkeiten ſtets bemühte Kindiſche ſeiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieſer Wendungen überhaupt, ſondern nur das Uebermaaß; denn viele Geſchichtskünſtler und Redner haben ſie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerſtehen ſie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, iſt er ſehr reich an dergleichen Fehlern. „Ich achte ſie der meiſten Güter ſchuldig, und der höchſten Ehren würdig." Hier iſt nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, ſondern auch die Wörter den Wörtern: dem „Meiſten" das „Höchſten;" dem „Güter" das „Ehren;" dem „Schuldig" das „Würdig." Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrloſten es wie fremdes;" denn das zweite Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten iſt dem „Benutzten" das „Verwahrloſten" entgegengeſetzt. Er fügt hinzu: „ſondern ſie verpflegten es zwar, wie ihnen Zuſtehendes; verſchonten es aber pflichtmäßig, wie ſie nichts Angehendes." Denn auch hier entſpricht dem „Verpflegten" wiederum das „Verſchonten" und dem „ihnen Zuſtehendes" das „ſie nichts Angehendes." Und ſogar dieß iſt noch nicht hinreichend; in den folgendem Perioden ſetzt er wiederum dem: „Er wurde ſowohl ſelbſt am meiſten gelten;" das nachfolgende: „Als auch ſeinen Kindern großen Ruhm

hinterlaſſen:" entgegen, und dem: „Noch ahmten ſie ihre Verwegenheiten gegenſeitig nach;" das darangefügte: „Noch richteten ſie ihre Unternehmungen gegen ſich ſelbſt." Ohne auch nur einen kleinen Zwiſchenraum zu laſſen, ſetzt er nach dieſem hinzu: „Sondern ſie hielten es für ein größeres Uebel, ſchimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden." Auch hier entſpricht dem „Schimpflich" das „Rühmlich" und dem „Getadelt zu werden," das „Getödtet zu werden." Wenn er nun hier wenigſtens Maaß hielte, ſo wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlaſſen. Demnach ſetzt er in den folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menſchen nicht vieler Abhandlungen, ſondern nur weniger Bedingungen bedürfen um ſich über das Allgemeine und über das Beſondre zu vereinigen." Das „Abhandlungen" und „Bedingungen" endigt ähnlich; und das „Vieler" und „Weniger" und „Allgemeine" und „Beſondre" ſind ſich entgegengeſetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen geſagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überſchwemmen, und ſetzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten ſie ſo, daß ſie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten ſie anführen, nicht ſie beherrſchen zu müſſen; ſie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an ſich ziehen, und nicht mit Gewalt an ſich reißen. Ihre Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verabredungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Doch wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn faſt die ganze Rede iſt durch ſolche Wendungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende ſeines Lebens geſchriebenen Reden weniger dieſes Jugendliche, weil ſie, wie mir es ſcheint, durch die Zeit zu reifem Verſtande gelangten. Darüber iſt das bisher Geſagte hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beiſpielen überzugehen, und durch dieſelben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieſes Redners beſteht. Alle Gattungen von Aufgaben und alle Arten von Reden in einem ſo engen Raum zu bezeichnen, iſt unmöglich. Eine angeführte Volksrede und einer von den gerichtli-

chen Vorträgen wird hinreichend ſein. Die berathſchlagende Rede iſt diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den ſogenannten bundsgenoſſiſchen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen ſie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeizigen Abſichten auf die Oberherrſchaft zu Lande und auf dem Meere zu entſagen; indem er ihnen zeigt, daß die Gerechtigkeit nicht nur ſittlicher ſei, als die Ungerechtigkeit, ſondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachläſſige im Gange, und die Künſtelei der Perioden findet ſich freilich auch hier; doch ſind die der Bühne angemeßnen Wendungen ſparſam gebraucht. Dieß müſſen die Leſer überſehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerkſamkeit richten. Die Rede fängt ſo an:

16. „Alle, welche hieher treten, pflegen zu ſagen, das ſei das Größte und Wichtigſte für den Staat, worüber ſie Rath ertheilen wollen. Indeſſen wenn ſich eine ſolche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenſtand ſchickt, ſo ſcheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemeſſen, damit den Anfang zu machen. Denn wir ſind hier zuſammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathſchlagen, welche den größeſten Einfluß im menſchlichen Leben haben; und wer über ſie richtige Entſchlüſſe faßt, muß alſo nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß iſt die Wichtigkeit der Gegenſtände, wegen welcher wir verſammelt ſind! Aber ich ſehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Geſetz der Gleichheit anhört, ſondern euren Geiſt zu dem einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es iſt nicht befremdlich, daß ihr ſo handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu ſtoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünſchen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geſchlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden ſind, und da ihr diejenigen, welche dieſe Kunſt im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeſchäften euch nicht ſo gegen ſie verhaltet; ſondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beifall geben, dennoch ihnen ſelbſt offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf ſinnen und nachforſchen,

nicht was dem Staat nützlich ſein würde, ſondern Reden, wie ſie euch gefallen können, zu ſagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Haufe unter euch zuſammengefloſſen iſt. Denn es iſt allen offenbar, daß euch die beſſer gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Beſitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem beſaßen; dieſe hingegen erwähnen nichts dergleichen, ſondern daß man Ruhe halten müſſe, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen ſtreben, ſondern mit der Gleichheit zufrieden ſein; welches für die meiſten Menſchen unter allem das ſchwerſte iſt. Denn wir hangen ſo an Hoffnungen, und ſind ſo unerſättlich in dem, was ein Vortheil zu ſein ſcheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer beſitzen, dabei ſtehen bleiben können, ſondern immer mehr begehren, und ſich der Gefahr ausſetzen, auch das, was ſie haben, zu verlieren. Daher darf man wohl beſorgen, ob ihr nicht auch von ſolcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungeſtüm ſcheinen mir einige in den Krieg zu ſtürzen, als ob ihnen nicht die erſten beſten dazu gerathen, ſondern als ob ſie es von den Göttern ſelbſt gehört hätten, daß wir überall glücklich ſein, und die Feinde leicht beſiegen werden. Was ſie ſchon wiſſen, müſſen Vernünftige nicht erſt überlegen, denn das iſt überflüßig; ſondern handeln, wie ſie beſchloſſen haben. Von dem, was ſie noch überlegen, müſſen ſie aber den Ausgang nicht ſchon zu wiſſen glauben, ſondern ſo darüber denken, als vermöchten ſie nur Vermuthungen anzuſtellen, was, wie es der Zufall füge, geſchehen werde. Keines von beiden iſt euer Fall; euer Zuſtand iſt vielmehr ſo widerſprechend wie nur möglich. Ihr ſeid nähmlich zuſammengekommen, als müßtet ihr das Beſte aus allen Vorſchlägen auswählen; und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünſchen gemäß reden, als wüßtet ihr ſchon ganz klar, was zu thun ſei. Ihr ſolltet vielmehr, um das öffentliche Beſte ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerkſamkeit richten, welche ſich euren Meinungen widerſetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche ſagen, was ihr verlangt, leicht täuſchen können. Denn das nach Wunſch Geſagte verfinſtert die Einſicht des Beſten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beifall ſtreben, ſondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht beſorgen. Denn es iſt unmöglich, daß ſie euch von eurer Ueberzeugung abbringen könnten, ohne die Heilſamkeit ihrer Rathſchläge einleuchtend zu beweiſen. Außerdem aber, wie könnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathſchlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem ſo wie dem andern zuhörte? Ich erſtaune ſowohl über die Aelteren, daß ſie vergeſſen, als auch über die Jüngeren, daß ſie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu ſuchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche ſo leicht für den Krieg entſcheiden, in großes Unglück gerathen ſind. Daran denken wir ganz und gar nicht, ſondern ſind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringſten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hülfe zu ſenden, und mit den erſten den beſten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unſer eigner Staat wäre, den wir in Gefahr ſetzen. Daran iſt Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne zu ſorgen, in Rückſicht auf beides nicht eines Sinnes ſeid. Wenn ihr über eigne Angelegenheiten berathſchlagt, ſo ſucht ihr die vernünftigſten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Verſammlungen haltet, ſo ſeid ihr mißtrauiſch und tadelſüchtig gegen Rathgeber ſolcher Art, und gebt euren Beifall den Nichtswürdigſten unter allen, welche die Rednerbühne beſteigen; und haltet die Trunkenen für beſſere Volksfreunde als die Nüchternen, und die, welche keine Vernunft haben, als die Verſtändigen, und die, welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch beſtreiten. Daher muß man ſich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er ſolchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachſen. Aber ich weiß wohl, daß es ein ſteiler Weg iſt, ſich euren Geſinnungen zu widerſetzen; und daß man, wo das Volk herrſcht, nicht frei reden darf, außer hier die, welche die tollſten ſind und ſich nichts um euch kümmern, und die Poſſenreißer auf der Bühne. Das iſt das Schrecklichſte unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten ſtrafen und zur Vernunft zu bringen ſuchen, ſo ſehr haßt, wie die, welche dem Staat etwas Uebles zugefügt. Obgleich ſich dieß nun ſo verhält, ſo will ich doch nicht von dem Vorſatz abſtehen, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu ſchmeicheln, noch um ein Händeklatſchen zu buhlen, ſondern um zu offenbaren, wovon ich überzeugt bin; erſtlich über die Gegenſtände, welche der Prytanis aufgiebt, dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Verträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beſchlüſſe faſſen. Ich behaupte, man müſſe Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, ſondern mit allen Menſchen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, ſondern nach denen, welche mit dem König der Perſer und mit den Lakedämoniern geſchloſſen wurden, worin verordnet iſt, daß die helleniſchen Staaten ſelbſtſtändig ſein, die Beſatzungen aus fremden Städten ausziehen, und alle nur die ihrige inne haben ſollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie dieſe, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieſer Einleitung und angemeßnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichſte Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfaſſung tadelt, läßt er ſogleich die Vergleichung der damahligen Menſchen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe dieſe Einleitung deßwegen vorangeſchickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde Kommende, und von euch noch nicht Angeſteckte, ſondern plötzlich in die gegenwärtigen Verkehrtheiten Verſetzte, würde wohl nicht denken, wir ſeien raſend und von Sinnen, die wir ſtolz ſind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls Verrichtete lobpreiſe, und doch

nichts von dem thun, was jene, ſondern ganz das Entgegengeſetzte? Denn jene kriegten beſtändig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche ſich in Aſia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen geführt. Jene wurden ferner der Hegemonie würdig geachtet, weil ſie den helleniſchen Städten Freiheit verſchafften und Beiſtand gewährten; wir hingegen haben ſie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieſelbe Ehre und Macht wie jene haben ſollen: wir, die wir an Thaten und Geſinnungen ſo weit hinter den im damahligen Zeitalter Lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. ſ. w. „So wenig bekümmern wir uns um ſie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, ſo könnt ihr auch die übrigen leicht entſcheiden. Obgleich die Todesſtrafe darauf geſetzt iſt, wenn jemand der Beſtechung überführt wird; ſo wählen wir doch die, welche dieß am offenbarſten thun, zu Feldherren, und ſetzen den, welcher die meiſten Bürger verführen kann, über die wichtigſten Angelegenheiten. Wir achten die Verfaſſung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wiſſen, daß die Demokratie bei Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen ſchon zweimahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wünſchen, als ſeien ſie oligarchiſch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, für wohlgeſinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geſchäften die erfahrenſten, ſind ſo ganz ohne alle Ueberlegung, daß wir über dieſelben Gegenſtände desſelben Tags nicht dasſelbe denken, ſondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Verſammlung gingen, mißbilligten, wenn wir zuſammengekommen ſind, beklatſchen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen ſind, das hier Beſchloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weiſeſten der Hellenen ſein wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und beſtellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine ſeiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So iſt der Mann in berathſchlagenden Reden. In den gerichtlichen iſt er übrigens ſehr ſtreng und natürlich; in der

Wortſtellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indeſſen, ich wiſſe nicht, daß Aphareus, der Stiefſohn und adoptirte des Iſokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erſtattung behauptet, ſein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Ariſtoteles erzählt, es würden ſehr viele Bände gerichtlicher Iſokratiſcher Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß ſie das ſagen, ich traue aber weder dem Ariſtoteles, welcher dem Iſokrates einen Flecken anhängen will, noch ſtimme ich dem Aphareus bei, welcher in dieſer Abſicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephiſodoros hingegen, der ein Zeitgenoſſe und der ächteſte Schüler des Iſokrates war, und die bewunderungswürdige Vertheidigung in der Gegenſchrift wider den Ariſtoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unſer Redner einige gerichtliche Aufſätze geſchrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beiſpiel derſelben an, denn für mehrere iſt kein Raum; nähmlich die ſogenannte Wechslerrede, die er für einen gewiſſen Fremden, der unter ſeine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Paſion ſchrieb. Die Rede iſt folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, iſt für mich ſehr ernſthaft. Ich laufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldſumme zu verlieren, ſondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut: eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieſes genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieſes Geld, ohne Anſprüche darauf zu haben; ſo würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es iſt äußerſt ſchlimm, mit Gegnern von dieſer Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geſchloſſen, und widerfährt einem Unrecht, ſo geräth man natürlich in eine ſehr üble Lage, da ſie ſo viel Freunde haben, und ſo viel Geld durch ihre Hände geht, und da ſie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverläſſigkeit erhalten. Deſſen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweiſen zu können, daß mir dieſes Geld vom Paſion geraubt worden ſei. Zuerſt will ich euch, was vor-

gefallen, ſo gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter, iſt ein Sinoper, der wie alle wiſſen, die nach dem Pontos ſchiffen, mit dem Satyros in einer ſo freundſchaftlichen Verbindung ſteht, daß er eine große Strecke Landes unter ſich hat, und die geſammte Herrſchaft deſſelben beſorgt. Der Ruf dieſer Stadt und der übrigen Hellas machte mir Luſt, auf Reiſen zu gehen. Mein Vater befrachtete zwei Schiffe mit Korn, gab mir Geld und ſchickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merkwürdigkeiten ſehen könnte. Pythodoros, der Sohn des Phönix, machte mich mit dem Paſion bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater ſtrebe nach der Herrſchaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reiſenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen ſolle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer ſo äußerſt üblen Lage befand, ihr Richter, ſo erzählte ich dem Paſion mein Unglück. Denn ich war ſo genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldſachen, ſondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hieſigen und des dortigen Vermögens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht übergeben wollte, mit offnem Geſtändniß dieſer Abſicht, würde ich mich ſelbſt und meinen Vater beim Satyros den größten Verläumdungen ausſetzen. Nachdem wir es alſo überlegt hatten, ſchien es uns das rathſamſte, dasjenige Geld, was ſich nicht verbergen ließ, zu übergeben, dasjenige aber, was bei ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, ſondern mich ſogar ſelbſt anzugeben, als ſei ich auch andern auf Wucher ſchuldig, und alles zu thun, was jene am meiſten überzeugen könnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Paſion rathe mir alles dieſes aus Freundſchaft; nachdem ich aber meinen Anſchlag gegen die Geſchäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der böſen

Abſicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reiſen wollte, glaubte er, jetzt zeige ſich ihm die günſtigſte Gelegenheit; denn die bei ihm in Verwahrung liegende Geldſumme ſei anſehnlich, und einer ſchamloſen Handlung wohl werth; ich habe vor vielen Zeugen abgeläugnet, daß ich irgend etwas beſitze, da es mir öffentlich abgefordert worden, und habe eingeſtanden, daß ich andern ſchuldig ſei; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch dieſe Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wiſſen, was an der Sache ſei, den Philomelos und den Menexenos zu ihm ſchickte, um ihn zu mahnen, ſo läugnete er gegen ſie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entſchluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da ſo viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu ſchweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu laſſen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beim Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelaſſen ſei, und daß Satyros alles Vergangene ſo ſehr bereue, daß er ihm die größten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, ſeine Herrſchaft noch größer als die er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe. Als Paſion dieß erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; ſo ſchaffte er den Sclaven bei Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn ſuchte, indem ich in ihm den klarſten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; ſo ſprach er das entſetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bei Tiſch ſaß, verführt, und ſechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit aber kein Beweis noch Unterſuchung darüber Statt finden möchte, ſagte er, hätten wir den Sclaven aus dem Wege geräumt, kamen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir ſelbſt aus dem Wege geräumt hätten. Das ſagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, forderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für ſechs Talente Bürgen ſtellte. Zeugen, tretet herbei."

20. Daß dieſe Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den ſpielenden und berathſchlagenden der ganzen Gattung nach verſchieden ſei, wird jeder zugeben. Doch weicht ſie nicht ganz von dem Iſokratiſchen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künſtlichkeit und Prachtliebe, und die Schlüſſe ſind oft mehr dichteriſch als natürlich. Zum Beiſpiel, wenn er ſagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. ſ. w. Denn kunſtlos und einfach wäre es ſo geweſen: „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgäbe, würde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle: „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden, wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen, wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode iſt über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortſtellung hat etwas dichteriſches, und die Geſtalt des Ausdrucks iſt aus den in Kunſtreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimſchiffen wollte," an derſelben Stelle ſteht, und die gleiche Größe der drei Glieder, ſind Kennzeichen des Iſokratiſchen Styls. Ferner was kurz darauf folgt: „Daß er ihm die größten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, und ſeine Herrſchaft noch größer, als die, welche er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe." Denn hier iſt wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man könnte außer dieſem leicht noch mehres ſagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieſes Redners noch weiter ins Licht geſetzt werden würde. Es iſt aber wohl nothwendig, auf die Zeit Rückſicht zu nehmen.

IX.

Caeſar und Alexander.

Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caeſar in den Geſchäften eines Quäſtor nach Gades im jenſeitigen Hiſpanien kam, und daſelbſt neben dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, ſeufzte er

---

*) Wie die Idee des Schönen das herrſchende Princip und das göttlich Poſitive in der Kunſt und im Leben der Griechen iſt, und aller helleniſchen Bildung als der beſeelende Mittelpunkt zum Grunde liegt; ſo iſt es die Idee des Großen, welche in dem römiſchen Volkskampf ſo wie in der hiſtoriſchen Entwicklung des römiſchen Charakters alles beſtimmt, und überall vorherrſchend den Ton, obwohl in veränderter Geſtalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunſt; wie denn auch leicht zu bemerken iſt, daß die Römer ſelbſt in dem Gebiethe des Kunſtſchönen, wo ſie am glücklichſten waren, wie in der Baukunſt, dieſes mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn ſie, wie bei den Römern nicht aus einer geiſtigen Geſinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche ſucht, ſondern ſo wie ſie mit ausdauernder Feſtigkeit ſich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewährt und kriegeriſch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines ſittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freie Entwicklung ſolcher großen Naturkraft, ſo wie durch die vorherrſchende Klarheit des Verſtandes mit den Griechen ganz auf einer Linie ſtehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt ſind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künſtlerſinn eigentlich immer fremd geblieben iſt; ſo hat es von jeher einen beſondern geſchichtlichen Reiz gehabt, eine Nation gegen die andere, oder verwandte Charaktere aus beiden, vergleichend zuſammenzuſtellen. Den höchſten Gipfel ſolcher Parallelen aber bilden wohl die beiden großen Eroberer,

tief; es ekelte ihn gleichſam vor ſeiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander ſchon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte ſogleich Urlaub, um in Rom die erſte Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In ſeinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrſchaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte ſeine Wünſche errathen. Mit dieſem Seufzer, mit dieſer Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abſchnitt in dem Leben des Caeſar, welcher ſich bis zum Uebergang über den Rubike erſtreckt.

Caeſar ſelbſt hat ſich alſo zuerſt neben dem Alexander geſtellt; und was war natürlicher, als daß man ſie nachher ſehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, ſagt der koſtbare Vellejus, (bei dem der wahre Caeſar ſchon anfängt, ſich in den Typus Julius der ſpätern Römer zu verlieren) war Caeſar, entſproſſen aus dem edelſten Geſchlecht der Julier, an Schönheit, Geiſteskraft und verſchwenderiſcher Freigebigkeit der Erſte ſeiner Mitbürger, deſſen Größe die Natur und den Glauben der Menſchen überſtieg, jenem großen Alexander aber, wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchſt ähnlich.“ Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe ſeiner vergleichenden Lebensbeſchreibungen aufgenommen; glücklicherweiſe iſt uns aber für dießmahl die Vergleichung ſelbſt geſchenkt worden. Die Liebhaber können ſich jedoch im Appian ſchadlos halten, welcher die beiden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Aehnlichkeiten vergleicht,

---

deren Charakteriſtik dieſer Aufſatz gewidmet iſt; denn ihre welthiſtoriſche Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfaſſendſte und dauerndſte in ihren Folgen bis auf die ſpäteſten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caeſar wie Alexander, die entſcheidende Epoche eines allgemeinen Umſchwungs in Sitten, Geiſt und Denkart, und eines ganz veränderten Zuſtandes der Dinge, für beide Nationen bezeichnet. In Hinſicht auf den zum Grunde liegenden Ernſt eines ſolchen Strebens, wird man in dieſem erſten Verſuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdrucks mit Nachſicht aufnehmen.

die nur ein hiſtoriſcher Sophiſt ſo zierlich beſchreiben und ſo wunderbar deuten konnte. Plutarch ſelbſt würde ihn kaum übertroffen haben. Ueberhaupt könnte einem Plutarch, durch ſein Haſchen nach unbedeutenden Aehnlichkeiten oder Gegenſätzen, alle ſolche Zuſammenſtellungen ſehr verleiden. So bemerkt er einmahl nicht ohne Erſtaunen, daß die vier tapferſten und ſchlaueſten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius ſämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, und eine vergleichende Geſchichte dieſer vier einäugichten Helden zu hinterlaſſen.

Um die vollſtändige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforſchen, muß man ihn vielmehr für ſich allein, in ſeinem Zuſammenhange und in ſeiner Welt betrachten, und ſich vor der Hand wenigſtens alle ſtörenden Seitenblicke verſagen. Dabei kann es denn auch ſein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau beſtimmen, ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugniſſe verſchiedener Welten zuſammen paaren wollen. So ſollte man nie Helden der alten und der neuen Geſchichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Aehnlichkeit haſcht, das Weſentliche aus den Augen zu verlieren. Bei tieferem Forſchen ſtößt man gewiß auf urſprüngliche Verſchiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Geſetze, Gränzen und Verhältniſſe der antiken und der modernen Bildung weichen ſo weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geſchichte, wie zwei für ſich beſtehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth iſt überall ein und eben derſelbe; aber der Maaßſtab der Würdigung für die Alten und für die Neuern iſt dennoch durchaus verſchieden. — Nicht ſo mit den Vergleichungen griechiſcher und römiſcher Männer; dieſe ſind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen ſetzt ſelbſt den allgemeinen Charakter der beiden antiken Völker, welche eine gemeinſchaftliche und ganze Bildung ſo ungleich theilten in ein helleres Licht: daher ſind auch viele Zuſammenſtellungen des Plutarchus ſo glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caeſar und Alexander, ein gewaltiges Paar: die beiden mächtigſten und auch die beiden würdigſten Weltbeherrſcher des ganzen Alterthums! Beide haben ſo unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über ſie ſchreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigſte ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geſchichte des Caeſar gehören ſchon an ſich zu den gediegenſten Schriften des Alterthums; hier iſt lauter reines Gold, und man darf ſich nicht erſt durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geſchichte des Alexander hingegen ſtrömen ſo trübe, die verlornen Spuren zur Seite ſind ſo zerſtreut und oft ſo unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfſinn des Forſchers gereizt wird. Um hier nicht das ſchon ſo oft Geſagte bloß wiederholen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder ſehr kurz ſein. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendſten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beiſpielen, keine Geſchichte.

⁂

„Caeſar," ſagte Cato, „ſei unter allen allein mit nüchterner Beſonnenheit daran gegangen, den Staat umzuſtürzen"; und Cato war vielleicht der einzige ſeiner Zeit, welcher den großen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchſchaute. — Schon als Jüngling hatte Caeſar dieſen nüchternen Blick, und ließ ſich auch den glänzendſten Schein nicht blenden. Er war eben in Aſien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er ſich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geſchicklichkeit deſſelben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht ſo günſtig fand, als er erwartet hatte. Während ſeiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick ſo behutſam zu erwarten, dann ſchnell und entſchloſſen zu ergreifen, und auch ſo vollſtändig zu benutzen, wie kein andrer. Er lieferte ſeine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, ſondern auch ganz unvorbereitet, ſo wie ſich plötzlich eine günſtige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind deſto mehr zu überraſchen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorſichtiger ſei. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenſte, aber er verſchwendete ſeine Tapferkeit nie. Er ſparte ſie auf die Fälle, wo ſeine Krieger einer ſolchen Anfeuerung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuſchicken, das ſeinige zuerſt, um ſich ſelbſt die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch kein durch die Seltenheit ſelbſt wirkſameres Beiſpiel, und beſonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die ſchrecklichſte Gefahr brachte ihn nie aus der Faſſung, und ein beiſpielloſes ſtetes Glück machte ihn nicht ſicher und ſorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da ſeine ſchönſten Siege erfochten, wo man ihn ſchon rettungslos verloren glaubte; und je öfter er geſiegt hatte, deſto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beiſpiel finden, daß er den Augenblick verſäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unſchlüſſig überraſcht hätte. Dieſes war ihm ſo natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichſam befremdete. Als er bei Dyrrhachium geſchlagen und nicht verfolgt ward, ſagte er: „Pompejus verſtehe nicht zu ſiegen." Nie beſiegte er den Feind, ohne ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erſchrocknen Zeit. Es iſt ſehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigenſinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Dieſe Beſcheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anſtrengung, oder durch irgend eine große Liſt gelungen iſt, mit ſo ſichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verſtand und eigne Kraft ſo viel ſelbſt gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunſt gegen ihn ein altes römiſches Sprichwort *) beſtätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

---

*) Fortes Fortuna juvat.

Bei der damaligen allgemeinen Schlemmerei der Römiſchen Großen, und bei Caeſars ſonſtiger Sinnlichkeit iſt es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne ſo nüchtern war; ſeine Feinde ſelbſt konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerſt enthaltſam ſei. Noch bedeutender aber iſt es, daß er auf dieſe an ſich nicht ſo ſeltene Enthaltſamkeit einen gewiſſen Werth legte, und den Cato in ſeiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber ſchmähte, daß dieſer ſich einmal im Sokratiſchen Becher nach alt Catoniſcher Sitte *) einen Rauſch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht ſagen, daß er, wie vielleicht Auguſtus, geſucht habe, zu offenherzig zu werden. Dieſe Art von Verſtellung war ihm fremd; er wußte von Furcht ſo wenig als von Scham. Er iſt in dieſer Rückſicht der Einzige ſeiner Art; ein despotiſcher Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauiſche Angſt war. Entdeckte Verſchwörungen und nächtliche Zuſammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß ſie ihm bekannt wären. Er lebte ſo ſorglos dabei fort, daß man nach ſeinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebensſattigkeit die Dolche der Verſchworenen abſichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er alſo nicht ſcharfſichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römiſchen Republik, als vergötterter Gefährte *) des Gott Quirinus mitten unter ſeinen Triumphen nicht auf, die Menſchen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchſchauen. „Ich ſollte ſo thöricht ſein,“ ſagte er, „und noch daran zweifeln, wie ſehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero ſo lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen iſt, ihn zu ſprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich iſt, ſo iſt er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde ſeines Herzens haßt.“ Nachdem Brutus für den Dejotarus ſehr feurig und frei geredet hatte, ſagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieſer Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er ent-

---

*) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

*) Quirini contubernalis.

ſcheiden wollen. — Was von ſeiner Ahnung über die weiſſagende Hagerkeit des Caſſius erzählt wird, iſt bekannt.

Noch mehr aber beweiſt die Art ſeines Todes eine faſt beiſpielloſe Gegenwart des Geiſtes. „Das iſt Gewalt!“ rief er, als er zuerſt ergriffen ward, und: „Verruchter Caſca, was beginnſt du!“ und verwundete dann ſchnell den Caſſius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf ſich eindringen ſah, verhüllte er ſein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anſtand zu ſinken. Die holde Scham einer ſterbenden Polyxena darf man wohl nicht bei dem greiſen Imperator vorausſetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als ſolche überflüſſige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu ſein; ſobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anſtand, für den er ja auch im Leben eine beinahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallſucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, ſondern weil er in den größten wie in den kleinſten Dingen die höchſte Angemeſſenheit um ihrer ſelbſt willen liebte, und alles Ungeſchickte und Ungeſtaltete haßte. Er ſchrieb noch als Imperator eine grammatiſche Schrift, welche lange nach ſeinem Tode geprieſen und angeführt ward; denn da er viel zu ſchreiben und zu reden hatte, ſo war es ihm, wie überhaupt, ſo auch hier unmöglich, dieſſeits der Vollendung ſtehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heilloſe Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm ſein eigner viel verſpotteter Kahlkopf ſehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie ſeines großen Verſtandes, und ſeiner eben ſo großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entſprang, und welche ihm über ſeine Gegner eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein Feind, der ihm nicht gewachſen war, weil er nur rechtmäßige Mittel brauchen konnte. Dieſe Nüchternheit iſt eigentlich die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Caeſar, und unterſcheidet ihn gar ſehr vom Alexander, welcher den Wein erſt nur als Würze fröhlicher Geſelligkeit, bald aber auch um ſeiner ſelbſt willen ausſchweifend liebte; der ſelten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordiſchen, zu zerhauen, nicht zu löſen; und wollte oft das Unmögliche ungeſtüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet ſich daher jene Frage, welche die alten Schriftſteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von ſelbſt, wer von beiden Sieger geweſen ſein würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn ſie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrſchaft gegen einander gekämpft hätten.

Cäſar hatte allerdings Leidenſchaften auch außer denen, die ihn zu ſeinem Ziele führten; unedle Leidenſchaften, welche ſeinen großen einfachen Gang leicht hätten ſtören oder ganz verwirren können. Er wußte ſie aber zu überwinden, und während ſeiner Reife gehorchten wirklich alle ſeine Kräfte ſchnell und unfehlbar ſeinem imperatoriſchen Verſtande. In ſeiner Jugend konnte er jachzornig aufbrauſen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempſal ſo eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beim Bart packte, der ihm daher im Bürgerkriege, als einer der eifrigſten und mächtigſten Pompejaner ſehr viel zu ſchaffen machte. Ueber ſeine ſehr ſtarke Anlage zur Rachſucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denſelben auf einer Reiſe nach Rhodus, wo er ſeine Muße dem Apollonius, dem berühmteſten Lehrer der Redekunſt ſeiner Zeit, widmen wollte, gefangen, und mußte zu ſeinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwei Kammerdienern; denn ſeine übrigen Begleiter und Sclaven hatte er gleich Anfangs fortgeſchickt, um Geld zu ſeiner Auslöſung herbei zu ſchaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgeſetzt worden war, wußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zuſammen zu bringen, ſegelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, ſchlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannſchaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangenen ſogleich in Verwahrung, und eilte nach Aſien zum Proconſul Junius, um ſich von dieſem die Vollmacht auszuwirken, die Gefangnen nach Willkühr beſtrafen zu dürfen. Da dieſer es abſchlug, und ſagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küſte zurück, ehe die Briefe des Proconſuls daſelbſt ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz ſchlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmahl kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil dieſe Seeräuber damahls das Meer entſchieden beherrſchten. Man erſchrickt ordentlich, wenn man lieſt, daß es ihm noch als eine beſondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreuzigung umbringen ließ; denn ſie kreuzigen zu laſſen, hatte er einmal geſchworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freilich milde genug! Allerdings aber zeigt eine ſolche Einfachheit in Vernichtung ſeiner Feinde und Befriedigung der Rachſucht von einer gewiſſen großen Art, durch die ſich ein Caeſar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterſcheidet, deren ſinnreiche Grauſamkeit eigentlich kindiſche Leidenſchaftlichkeit und ekelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig ſein, wenn ſein Verſtand es ihm gebiethet, der Rache ganz zu entſagen, und wie der milde, verſöhnliche Caeſar während ſeiner Reiſe, ſeinen Haß bis auf die kleinſte Spur zu vertilgen. Seine hoch geprieſene Milde im Bürgerkriege und während ſeiner Herrſchaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchſetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß ſeinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht iſt vollends bei ihm gar nicht zu denken. Ich geſtehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachſüchtigen Eroberers, von dem es ſo ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmteſten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entſchluß koſtete, ſelbſt die entſetzlichſte, wenn nur zweckmäßige Grauſamkeit zu vollbringen. „Auf dieſe Art," ſchreibt er ſelbſt ſeinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich verſuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen dauernden Sieg zu erlangen: denn die andern haben durch ihre Grauſamkeit dem allgemeinen Haße nicht entfliehen, noch auch den Sieg lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, dem ich nicht nachzuahmen denke. Dieß ſoll eine ganz neue Art zu ſiegen ſein, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich ſei, darüber fällt mir manches bei, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entſchluß oder aus Hang ſei Caeſar nicht grauſam," ſagte der offenherzige Curio: „ſondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verloren, ſo würde er grauſam ſein." Caeſar war wirklich ſehr verſöhnlich, wie er zum Beiſpiel den Catullus, wiewohl er ſelbſt geſtanden hatte, daß derſelbe ihn durch einige noch vorhandne, ſehr derbe, aber vielleicht ſehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, ſobald er ihm Genugthuung leiſtete, noch an demſelben Tage zur Tafel zog: aber vielleicht war er nur deshalb ſo verſöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachluſt in der Tiefe ſeines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er ſich ſehr gern an den Maſſiliern, welche eifrig Pompejaniſch waren, und ihm mit äußerſter Hartnäckigkeit widerſtanden hatten, gerächt hatte; und auf ſeinen vorzüglichen Haß gegen ſie, bezieht ſich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Maſſilier, ein ſehr gebildetes und freiheitsliebendes Volk joniſcher Abkunft, nur in Rückſicht auf den Ruhm und das Alterthum dieſer Republik geſchont; wie Alexander bei der Plünderung Thebens das Haus eines beinahe ſchon ein Jahrhundert verſtorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caeſar iſt bei jener Verſicherung wohl nicht ganz zu trauen. Zwar hatte er wirklich noch jene köſtliche Ehrfurcht vor dem claſſiſchen Alterthum, vor ächter Bildung in Künſten und Wiſſenſchaften, wie viele Züge beweiſen; aber er konnte auch, wenn er anders ſeinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer ſo wichtigen Stadt, die ſo große Vorrechte genoß, und in das Factionsſpiel der Hauptſtadt ſo tief verwickelt war, nicht ſo geradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden theſſaliſchen Stadt, die er, bloß weil ſie gewählt hatte, was ihr das Sicherſte ſchien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre ſich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen ſo hohen Werth lege, welches jetzt faſt nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüſtig zu klagen, als mit angeſpannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu ſtreben. So wie bei den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverlierbaren und gränzenloſen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menſchen wie des ganzen Geſchlechts der letzte Anker der ſinkenden Tugend iſt; ſo bei den ſpätern Alten, als die Menſchheit ſchon rettungslos geſunken war, und immer tiefer ſank, die Ehrfurcht vor dem claſſiſchen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wiſſenſchaft und Aufklärung.

Zwar verachtete er in der Blüthe ſeiner Kraft ſeine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu ſehr, um ſie recht ernſtlich haſſen zu können. Die harten Reden indeſſen, mit denen er ſeine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Abſicht, ein heilſames Schrecken einzuflößen, ſondern waren zugleich ein Beweis ſeiner gar nicht milden Natur. Seine eignen Darſtellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehäſſig und verächtlich macht er nicht alle ſeine Feinde, nicht ohne triumphatoriſchen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend ſchont. Beſonders gegen den Cato wird er ſo ausgelaſſen und ſpottend, daß er die Würde der Geſchichte beinahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und ſeine Schüler in den Wolken des Ariſtophanes, als ein unnachahmliches hiſtoriſches Kunſtwerk preiſen, noch nicht klar ſein, was ein hiſtoriſches Kunſtwerk iſt. Wahr iſt's, Caeſar ſchrieb ſeine Commentarien mit dem Geiſte, mit welchem er ſiegte. Ein bloßer Stoff zur Geſchichte kann nicht gediegener ſein, und in dieſer Rückſicht ſind ſie leicht einzig in ihrer Art; dieſe gediegene Kraft der lebendigſten Darſtellung in ſo gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reiz. Ein ſo höchſt einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künſtlichen Schmuck eines Redners nur verfälſcht werden, und könnte Verſtändige von fernerer Bearbeitung desſelben Stoffs ganz abſchrecken. Auf den Rahmen eines vollkommnen hiſtoriſchen Kunſtwerks aber darf doch ein ſolches Partheiwerk keinen Anſpruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenſtand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und weſentliches Stück der Menſchengeſchichte; ſo groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargeſtellt, wie ein Mann, von ſittlich und bürgerlich gediegenem und großem Charakter, der zugleich ein tiefer hiſtoriſcher Denker und nicht ohne poetiſches Gefühl wäre, einen ſolchen Stoff verarbeiten würde. Die erſte Bedingung einer Geſchichte des Pompejaniſchen Bürgerkrieges wäre wohl die geweſen, aus einem höhern ſittlich geſchichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caeſarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thucydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und ſtreng gerecht würdigt, nach dem Grundſatze der hiſtoriſchen Geſetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caeſars Commentarien hingegen ſind, wie ſchon Aſinius Pollio urtheilte, nicht einmahl durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denſelben aber iſt eigentlich ſehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caeſar nicht. Er ſchonte in ihm nur den Triumvir, wie ſelbſt im Sulla den Dictator; darum ließ er Beider Bildniſſe, welche der Pöbel niedergeriſſen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedoniſchen Fürſten, Ptolemäus und Demetrius, ein Mann von grauſamem und böſem Charakter, aber von geiſtiger Bildung und von dem zarteſten Kunſtgefühl, während Tauſende der Ihrigen für ihre Ehrſucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth, die ſie nichts koſtete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beider waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caeſar ein Verſtändniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur ſein Verſtand allein, welcher ſeine Leidenſchaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein ſittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn

Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit dieſem bithyniſchen König war Gegenſtand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejaniſchen Redner. Bibulus, welcher nicht vergeſſen konnte, daß man ihr gemeinſchaftliches Conſulat, nur ſpottweiſe das Conſulat des Julius und des Caeſar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithyniſche Königin.“ „Erſt habe er einen König geliebt, ſo wie nun das Königthum.“ Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nyſa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen ſich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wiſſen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben haſt.“ Curio, der Vater, ging ſo weit, daß er ihm vorwarf: „Er ſei der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer.“ Schon als Herr der römiſchen Welt, während er bei Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im ſtolzeſten Siegsgepränge das Capitol feſtlich beſtieg, mußte er ſich von ſeinen Commilitonen ſehr nachdrücklich an jene böſe Geſchichte vom Nikomedes erinnern laſſen. Die übermüthige Soldateske ſpottete auch in ihren frechen Triumphliedern über ſeine Verſchwendung erborgter Gelder, über das ſchlechte Eſſen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja ſogar über ſeinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchſtücke dieſer Triumph- und Spottlieder auf den Caeſar beweiſen zur Genüge, daß die Soldatenſcherze der römiſchen Veteranen ſo ſcharf trafen, wie ihre Schwerter. Ueberhaupt waren eine derbe Luſtigkeit und kecke Spottſucht urſprüngliche Züge und Eigenheiten des römiſchen Charakters; und nichts iſt unrömiſcher als jene mürriſche Steifheit, welche wir aus der ſpäteren Zeit, wo jede freie Regung unterdruckt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bei den Schriftſtellern, in das Bild, welches wir uns von dem römiſchen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freiheit der Soldaten Scherze bei Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionyſius als einen Beweis für ihre griechiſche Abſtammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attiſches; nur daß die feſtliche Freiheit zu Athen ein Recht aller freien Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als ſolchem, vergönnt war.

Es liegt in dieſer durch die Sitte geheiligten Freiheit ausgelaſſener Scherze und fröhlichen Spottes etwas ſehr Bedeutendes; und es iſt ein recht eigentlich charakteriſtiſcher Zug, welcher die freie Bildung und den claſſiſchen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menſchen aus ihren Spielen oft beſſer kennen lernt, als aus ihrem Ernſt, wo ſie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römiſchen Frauen, mit welchen Caeſar in Liebes-Verbindung geſtanden, war auch eine Frau des Craſſus und eine des Pompejus. Es iſt bemerkenswerth, daß der argliſtige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrſchte, auch in ihrem Hauſe und Ehebette ſtatt ihrer einzutreten gewagt. Faſt könnte man daraus vermuthen, daß er bei ſeinen Liebeshändeln ehrgeizige und politiſche Nebenabſichten hatte, wie man dieß ſpäterhin dem Auguſtus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen ſuchte, um die Männer deſto ſichrer zu lenken oder ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Seine Heirathen wenigſtens hatten ſichtbar immer einen politiſchen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der feſteſte Kitt der geſelligen Ordnung war; ſo gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römiſchen Frauen bei der großen Leichtigkeit der Eheſcheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander ſtehenden Partheien, ſchnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe und Abſichten.

Aber Caeſar hatte bei ſeinen Liebesverſtändniſſen gewiß nicht immer bloß ſolche ehrgeizige Nebenabſichten; denn er überließ ſich ihnen auch da, wo es ſeinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;" ſagt Suetonius: „unter andern die afrikaniſche Eunoe, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer ſchenkte; am meiſten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beim Gaſtmahle zubrachte, und die er ſogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geſchenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen ſie geboren hatte, nach ſeinem

Nahmen zu nennen.“ Hier hatte ihn wohl die Leidenſchaft überwältigt; denn er ſchadet ſich dadurch ungemein viel bei den ſtolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine beſiegte Königin des Auslandes eine andre Beſtimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrſchenden Roma, vollſtändiger auszuſchmücken, und dann zu ſterben, oder zu einem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und ſchöne Arſinoë, der Kleopatra Schweſter, mit welcher Caeſar ſeinen Alexandriniſchen Triumph zierte.

Aber wie ſtimmt nun die für ſein Gelingen in Rom ihm ſo nachtheilige Liebe für die Königinnen, und beſonders der verderbliche Aufenthalt bei der Kleopatra, mit der ſonſt ihm eignen vollkommnen Herrſchaft ſeines Verſtandes über ſeine Leidenſchaften überein? — Nur während der Periode der höchſten Stärke ſeines Weſens bewährte ſich die innre Uebereinſtimmung aller ſeiner Kräfte in größter Charakter-Einheit ſo durchaus vollkommen. Nachher finden ſich häufige Spuren von Verſunkenheit, und vorher eben ſo häufige Spuren von Unreife, deren mehrere ſchon gelegentlich angeführt ſind; nicht bloß in dem erſten Abſchnitt ſeines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, ſeine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürſtigen Dictators Gebot, zu verſtoßen, und mit Sulla's Urtheil, daß in dieſem jungen Menſchen mehr als ein Marius ſtecke, beginnt; ſondern auch in dem zweiten von der Rückkehr aus Hiſpanien bis zum Uebergang über den Rubico. Wie alle organiſchen Kräfte, wenn ſie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim ſich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, ſich wieder ihrer Auflöſung nähern; ſo findet ſich dieſes auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menſchheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunſt geſtörten Natur war. Es befremdet uns beim erſten Blick, mit welcher Zuverſicht die Alten die Perioden und beſonders die höchſte Blüthe eines Künſtlers und Denkers, oder eines Helden angeben; da aber die beſtimmteſte Entſchiedenheit der Bildungsſtufen wie der Arten eine weſentliche Eigenſchaft der freien natürlichen Entwicklung iſt, ſo bedurfte es auch wirklich nur eines geſunden Blicks, um ſie wahrzunehmen. Wer den angebornen Sinn für das Claſſiſche durch vielfaches Forſchen genährt und geſchärft hat, kann leicht in dieſe Weiſe der Beurtheilung und der Lebensanſicht eingehen, ſelbſt da, wo ihn die Spuren der Alten verlaſſen. In Caeſars Leben vollends ſind die Abſchnitte ſo hervorſpringend, daß ſie ſich dem Auge von ſelbſt darbieten. Wer kennt nicht ſein merkwürdiges Verweilen am Rubico, und ſeine raſche Entſcheidung? Eine große Epoche nicht bloß in ſeiner äußern Lage, ſondern auch in ſeinem innern Charakter! Von dieſem Uebergange über den Rubico, wo er nun endlich grade auf ſein großes Ziel, durch die drohendſten Gefahren und Hinderniſſe aufs höchſte geſpannt, unverhohlen zugehen konnte, bis zur Pharſaliſchen Schlacht, waren alle ſeine Kräfte in der größten Wirkſamkeit und in der vollkommenſten Harmonie. Man wird während dieſer Zeit auch nicht die geringſte Spur von Unvorſichtigkeit oder Erſchlaffung an ihm entdecken können; ſelbſt ſeinem natürlichen Uebermuth wußte er Einhalt zu thun. In dieſer Periode drängen ſich ordentlich die Züge einer ächt Themiſtokleiſchen Verſchlagenheit, nicht wie die verunglückte Nachahmung des Themiſtokles beim Pompejus, der ſeine ungeſchickte Flucht mit dem großen Beiſpiel jenes alten claſſiſchen Meiſters *) politiſcher Verſchlagenheit zu beſchönigen ſuchte, während er, der doch auch nur herrſchen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und dieſe thörichte Hoffnung nicht einmahl verſchweigen konnte. Ob Caeſar bei Aleſia mehr Kriegskunſt gezeigt hat, würde ſchwer zu entſcheiden ſein; daß er ſich aber bei Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das iſt aus ſeiner eignen Erzählung klar. Jetzt erſann er auch ſeinen großen Entwurf einer durchaus

---

*) Die Römiſchen Großen der damahligen Zeit verglichen ſich gern mit den claſſiſchen Staatsmännern der gebildeten politiſchen Vorzeit; denn als ſolche betrachteten ſie wirklich die berühmteſten griechiſchen Staatsmänner und beurtheilten ihren politiſchen Charakter völlig nach Art der Kunſtkritiker. So verglich Caeſar, der ſo geſchickt grade die Schmeicheleien zu treffen wußte, welche den Cicero am meiſten gewinnen mußten, denſelben in ſeinem Anticato mit dem Theramenes und Perikles.

milden und ſchonenden Dictatur und Militärherrſchaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römiſchen Bürgerkriege. Die glücklichſten Erfindungen haben ein ſo natürliches Anſehen, daß jeder hinterdrein denkt, ſo würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caeſar die vorhandnen republikaniſchen Formen ohne Umſchweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmahl den Schein annahm, bloß als geſetzmäßiger Dictator im altrömiſchen, ſchon verloren gegangnen Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle ſetzen, den Staat reinigen, von ſeinen Wunden heilen, und eine Conſtitution ſtiften zu wollen: daß er ſchlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskoſten zu beſtreiten; daß er von Verbrechern und zu Grunde gerichteten Verſchwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt, die Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen, deren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben ſagt, ſein väterliches Vermögen nur zwei Monathe hatte verwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger raſcher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach ſich gezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, urtheilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus, zu welcher der Sieger allerdings ſehr gereizt ward, unvermeidlich ein großes Blutvergießen nach ſich gezogen haben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nachdem Proſcriptionen und Hinrichtungen den römiſchen Partheien in ihrem erbitterten Kampf ſo geläufig geworden waren. Pompejus ſelbſt verhehlte nicht einmahl die Abſicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und auch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was ſich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergießen graugewordenen Kriegers, von einer Rotte raubgieriger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs erwarten ließ: nähmlich ein allgemeines Morden und eine allgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadigten Pompejaner mußte Caeſars Rache und Leidenſchaften aufreizen. Wenn man alle dieſe Umſtände erwägt, ſo kann man der Kraft der Selbſtbeherrſchung, der hohen Standhaftigkeit, mit welcher Caeſar ſeinen großen Entwurf ausführte, die höchſte Bewunderung nicht verſagen. Er gab der Welt zum erſten Mahle das beiſpielloſe Beiſpiel einer den republikaniſchen Gegnern ſelbſt beinahe heilſam erſcheinenden Tirannei: wie denn Cicero ſelbſt nach Caeſars Tode gleichſam wider Willen geſteht, das verworfene Zeitalter hätte einen ſolchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caeſar den höchſten Gipfel ſeiner Charakterſtärke erreichte, und nun wieder zu ſinken anfing, hat er ſelbſt wunderbar deutlich bezeichnet. In ſeinen Commentarien, die ſonſt immer ſo entfernt von allen müßigen Betrachtungen, ſchnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil nur als Thatſache geben, verweilt er nur ein einzigesmahl bei jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechiſche Mythographen und Rhetoriker wie Römiſche Chronikenſchreiber im Geiſte der Prieſter und Augurn ihre kunſtreiche hiſtoriſche Darſtellung, ſo oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharſaliſchen Sieges zu häufen. Es iſt, als wollte er ſagen: es geſchah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caeſar Herr der römiſchen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm ſelbſt vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf ſagt er: „Caeſar hatte, im Vertrauen auf den Ruhm ſeiner vollbrachten Thaten nicht angeſtanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reiſen, und glaubte nun an jedem Orte ſicher zu ſein." „In Alexandria" fährt er fort, „zwangen ihn die Eteſien oder Jahreswinde zu bleiben; denn dieſe ſind die widrigſten für die, welche von Alexandria abſchiffen wollen." Man weiß, welchen ägyptiſchen Zauber dieſe Eteſien bedeuten. Es iſt auch nicht unbedeutend, daß er nun für gut fand, ſeine Geſchichte nicht weiter ſelbſt zu ſchreiben; denn Muße hatte er wohl vorher eben ſo wenig wie ſeitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung ſeiner Thaten, ſagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caeſar geblieben ſei." Endlich reißt er ſich von ihr los; aber ſeine ausſchweifende Freude über die ſeltne Schnelligkeit *) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den

---

*) Veni. Vidi. Vici.

Pharnakes iſt ſchon ein Beweis der rettungsloſen Verſunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines claſſiſchen Staatsmannes und antiken Helden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode ſeiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caeſars eigenthümlichſte und unterſcheidende Eigenſchaft iſt dieſem gemäß die innre Conſequenz ſeines Weſens; die vollkommene Uebereinſtimmung nähmlich einer vollendeten imperatoriſchen Kraft, und eines vollendeten imperatoriſchen Verſtandes. Was unter der imperatoriſchen Kraft zu verſtehen ſei, bezeichnet ſchon der Römiſche Nahmen ſo glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menſchen nicht bloß äußerlich zu beſiegen, ſondern auch innerlich ihren Geiſt ſich zu unterwerfen und zu beherrſchen. Daß Caeſar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen ſo zu überwältigen wußte, daß dieſer ihm zu Füßen fiel; gehört eben ſo gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er ſich den Fliehenden entgegenwarf, ſie einzeln bei der Kehle faßte, und mit dem Angeſicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken ſchon ſo groß war, daß ein Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in ſeiner Hand zurückließ.

Auch Caeſars Verſtand war durchaus nur ein imperatoriſcher Verſtand, aber dieſes war er im höchſten Maaße; es war eben ein ſolcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüſſige Zugabe. An dieſer imperatoriſchen Einſicht und Gewalt übertreffen denn auch ſeine Commentarien ſelbſt die größten hiſtoriſchen Kunſtwerke der Griechen, ſo wie durch die Römiſche Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caeſars Familie einheimiſche Urbanität und geiſtreiche Art der fröhlichen geſellſchaftlichen Stimmung, welche überall hindurchſchimmert. Eben dieſes war auch an ſeinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raſchheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine vollendete Richtigkeit und Angemeſſenheit des Ausdrucks pries. Caeſar iſt zwar in allem, was noch von ſeinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden iſt, nie auf Koſten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kürzeſten Weg, grade zum Ziele, ſo daß ihm auch der ſchnellſte Tod der beſte dünkte. Der ganze Charakter ſeiner Beredſamkeit iſt eine Beſtätigung ſeines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meiſten am ſchnellſten wirkte. Was ſeinen Commentarien ſo großen Werth giebt, iſt nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es iſt in ihnen auch kein Gedanke von einer ſchön gegliederten und kunſtreich großen Anordnung des Ganzen, wie in keiner römiſchen Geſchichte, den Salluſtius ausgenommen; und in dieſer Rückſicht ſcheinen ſie ſelbſt gegen Xenophons Anabaſe ungebildet und roh an Kunſt.

Wohl hatte auch Caeſar die Schwachheit, Gedichte zu machen: dieſe waren aber nicht glücklicher, als die des ernſten Brutus und des gelehrten Cicero, und beinahe ſchlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln leſen, wie ſorgfältig ſich Cicero bei ſeinem Bruder nach der vollſtändigern Meinung des Caeſar über einen poetiſchen Verſuch von ſich erkundigt, und dann deſſen vorläufiges Kunſturtheil anführt, das durch ſeine Bedingtheit und durch ſeinen geiſtreich abgefaßten Ausdruck ſelbſt noch ſchmeichelhafter lautet, und einen komiſchen Anſtrich von Kennerſchaft hat. Ueberhaupt hatte Caeſar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künſtliche, prächtige und koſtbare Sachen aller Art, widerſpricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeines Weſens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberei für das Vollendete jeglicher Art; dieſelbe Ehrfurcht für das alte Claſſiſche, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römiſche Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrſchern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Koſtbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in ſeiner Hand prüfte.

Conſequent vollendet, wie ſein ganzes Weſen, waren auch die beiden weſentlichen Beſtandtheile desſelben, ſeine praktiſche Kraft und ſein großer Verſtand. Die Schnelligkeit und die intenſive Stärke ſeiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerſchütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar ſicher, ſein Verſtand feſt, aber auch ſein Gedächtniß war ſtark und ſein Geiſt erfinderiſch. Wegen dieſer innern Conſequenz und Zuſammenſtimmung aller ſeiner intellektuellen Vermögen und praktiſchen Eigenſchaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geſchichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caeſar gleich geſtellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht ſowohl in der außerordentlichen Größe der einzelnen geiſtigen und moraliſchen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller beſteht. Sonſt wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geſchichte, ſehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterſtärke und Umfang, umfaſſende Größe des Geiſtes, ſo wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindſamkeit, oder Geiſt und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenſeitige Unkoſten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht ſo geiſtiges, beſtimmtes Ziel, die antike Größe und den feſten, ſichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anſtrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entſchiednen und conſequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben ſolche Schwierigkeiten und ein ſolcher Schauplatz für politiſche Charakter- und Heldengröße nach dem Untergange der römiſchen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je geweſen iſt, durch republikaniſche Mittel monarchiſch zu beherrſchen, leidet gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle ſeines Geiſtes gelten, daß er zwei

Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müſſig war, ſogar ſieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe ſo großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von ſo vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caeſar an ſich trägt. Er mußte überhaupt, um ſeinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder ſchädlich ſein konnten, durchſchauen, bewachen und nach ſeinen Abſichten lenken; wie er aber dieſes wirklich ausgeführt hat, das kann man ſchon aus ſeinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollſtändigſten kennen, einigermaaßen ſich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn ſehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein ſpäterer römiſcher Held hat ſolche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil ſie, wenn auch eben ſo ehrgeizig von Geſinnung, doch der Form nach Republikaner waren, und alſo wie Caeſars Nachfolger einen ſchon gebahnten Weg betraten.

Gabe es einen Maaßſtab von Herrſcher-Größe, ſo würde Caeſar in Hinſicht der Kraft wohl den höchſten Gipfel derſelben bezeichnen. Wollte man bloß in dieſer Rückſicht die Heldencharaktere der neueren und neueſten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatoriſcher Allgewalt haben beſchreiten wollen, gegen ihn aufſtellen und mit ihm vergleichen; ſo würde Caeſar beſonders durch die innre Conſequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verſtandes, den Vorzug behaupten. Wir müſſen hier die Begriffe genau auffaſſen und ſorgſam auseinander halten; denn der vollendete Charakter iſt von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße ſeiner Kraft iſt, nicht bloß dem Grade ſondern ſelbſt der Art nach ganz verſchieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innre Unzufriedenheit, die aus dem Mangel an Uebereinſtimmung hervorgeht, und einen hier und da ſogar mürriſchen Anſtrich hervorbringt. Caeſar hingegen war mit ſich zufrieden, ja von entſchieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit ſich ſelbſt in Harmonie ſtehenden Menſchen. Der Genuß der inneren Vollendung ſcheint wohl der höchſte, den es, ſo weit die Natur allein ſolchen gewähren kann, für den Menſchen überhaupt giebt; gegen dieſen iſt ſelbſt der in ſeiner ſeltnen Reinheit köſtliche Genuß der friſcheſten Jugendblüthe des ganzen Weſens gering. Vollendung aber, dieſe höchſte Gunſt der Natur, iſt nichts andres, als das glückliche Zuſammenwirken, die vollſtändige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieſer Vereinigung gehen ganz neue Eigenſchaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch ſo großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenſeitigen Gemeinſchaft und Harmonie aller ſittlichen und geiſtigen Kräfte liegt, geht ſchon aus der Geſchichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieſer Gemeinſchaft beruhten. In Rückſicht dieſer glücklichen Vollendung kann Caeſar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzſcheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geſchichte daſteht, wie Caeſar in der umfaſſenderen Römiſchen Welt.

Die Natur hat, ſo ſcheint es, ihre Günſtlinge: doch wird das Gleichgewicht einigermaßen durch das große Geſetz wieder hergeſtellt, daß Vollendung faſt immer nur durch mannichfache Beſchränkungen erkauft wird.

So war zum Beiſpiel ein gänzlicher Mangel an dem feineren und ſittlichen Zartgefühl ein weſentlicher Zug und Beſtandtheil in Caeſars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caeſar, der dabei noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewiſſenhaftigkeit, kurz ſo eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchſt unvollkommnes, ſondern vielleicht ſogar, trotz der Größe einzelner aber übel zuſammenhängender Kräfte, ein ſehr ſchwaches Weſen geweſen ſein; denn Schwäche iſt oft nicht urſprünglicher Mangel, ſondern Folge eines unglücklichen Verhältniſſes großer Kräfte, die ſich gegenſeitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bei aller Leidenſchaftlichkeit, welche bei ſo gränzenloſer Macht freilich mehrentheils ſchlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verſtandes, ein viel zu guter und menſchlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit ſeines Herzens und ſeiner Leidenſchaften ſelbſt, war von ſehr edler Art, wie die des Homeriſchen Achilles. Sie verräth eine ſo tiefe Fühlbarkeit, ſo regen Sinn und lebendige Schnellkraft ſtarker und edler Neigungen, daß Caeſar dagegen als eine rohe Römiſche Natur ganz hart und rauh erſcheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in ſeinem Innern verrathen mit gewohnter deſpotiſcher Gewaltſamkeit äußerte; und dem Caeſar in ſeiner mehrentheils noch republikaniſchen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienſt anrechnen; da er von Charakter und nach ſeinen Abſichten und Geſinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen ſchuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigſtens nach den Grundſätzen des ſtrengen Kriegsrechts beurtheilen, welches immer auch bei den billigſten Völkern raſcher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsſtrafe. Alexanders ſcheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen auf richtige Einſicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht ſeiner Lage. Es galt hier nicht, einen verſtändigen Feind durch größern Verſtand kunſtmäßig zu beſiegen, ſondern eine überlegne aber blinde Macht über den Haufen zu werfen, wobei der Ruf ſeiner unglaublichen Thaten faſt mehr that, als dieſe ſelbſt. In dem Charakter keines Eroberers wird man ſo viele tugendhafte Elemente und ſchöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerſtörung Thebens koſtete ihm einen ſchweren innern Kampf. Mit Zuverſicht gab er ſein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber ſchwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und iſt der höchſten, innigſten Freundſchaft fähig geweſen. Er liebte den Hephäſtion ſo, daß er in der Blüthe ſeiner Kraft, und im Ueberfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über ſeinen Verluſt untröſtlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen ſagen, an die Tugend zu glauben, ſei Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundſchaft eine unnütze Epiſode in ſeinem Leben. Aber darin zeigt es ſich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caeſar dagegen war von ſolchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frei. Doch dieſen Mangel an edlen und ſittlichen Gefühlen hat Caeſar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrſchern gemein. Eine ganz andre Beſchränktheit, die ſeines politiſchen Geiſtes, der Bildung, die er ſelbſt hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Erſatz hätte geben können, ſo wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er dieſe Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, iſt ihm mehr ausſchließend eigen.

Nach dem pharſaliſchen Siege glaubte er, es ſei nun alles geſchehen; und da begann doch eigentlich erſt der ſchwerſte Theil einer Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikaniſchen Formen hatten in der ganzen römiſchen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen erlittenen Erſchütterungen noch ſehr feſt und ſtark. Man kann leicht denken, daß die Verfaſſung der Römer, die bis auf ihre Landſtraßen und Waſſerleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht ſogar loſe begründet, noch ſo leicht umzuwerfen geweſen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morſche Gebäude über dem Haupte des ſorgloſen Siegers zuſammenſtürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War ſein Fall nothwendig, mußte ſein Entwurf ſcheitern; ſo lag die Schuld alſo an einem innern Widerſpruch deſſelben, der bei ſeiner Vollendung wohl nur aus einem urſprünglichen Mangel ſeines Genius entſpringen konnte.

Caeſar hat während der kurzen Zeit ſeiner ungeſtörten Alleinherrſchaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm ſelbſt Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Weſen mehr monarchiſche, doch aber zwiſchen den alten Formen der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieſer zur Weltherrſchaft angewachſenen einzelnen Stadt, ſchonend und weiſe vermittelnde, aber feſt begründete Verfaſſung und organiſche Staatsgeſtaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der ſchönen Rede für den Marcellus an dieſe Pflicht, mit einer Würde und Freimüthigkeit, welche man hoch ehren müßte, wenn der Redner ſie nicht durch falſche Betheurungen von Wünſchen für Caeſars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verſchwörung wußte: denn daß er die heilſame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anſchließt, daß er den Caeſar ſo glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caeſar gekonnt, was Cicero, Rom und die Menſchheit laut und ſchweigend von ihm forderten, ſo würde er es ſicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politiſche Kraft und Geſchicklichkeit und einen ſolchen Verſtand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthei zu ſein; aber durchaus gar kein geſetzgebendes, oder organiſch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraſchender Mangel zeigt ſich beim Caeſar, ſobald es über die Gränzen jenes Partheikampfs hinaus geht. Selbſt da er auf der größten Höhe ſeiner Macht ſtand, und noch neu zuerſt als Sieger nach Rom kam, machte er ſich in ſechs, ſieben Tagen jener Menge ſelbſt, deren Sache er zu führen vorgab, ſo verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen ſchöpfte. Er fand den hartnäckigſten Widerſtand, und geſteht ſelbſt, daß er ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlaſſen müſſen. Und was durften ſich nicht die Republikaner, ſelbſt nach ganz beendigtem Kriege, eben um ſeines Uebermuthes willen gegen ihn erlauben? Es iſt daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politiſche in ſeinen beinahe nur militäriſchen Geſchichtsbüchern immer nur ſo beiläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze ſeines Heeres oder als Haupt einer Parthei im politiſchen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüberwindliche Gewalt und war einzig groß: nicht ſo aber als oberſter Lenker eines großen Staats in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrſchen.

Wenn ein Mann das Ziel aller ſeiner Wünſche und den höchſten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; ſo kann man aus dieſem Ziele ſelbſt die eigentlichen Gegenſtände und den Umfang ſeiner Neigungen am beſten vollſtändig kennen lernen. Da geſchieht es denn oft, daß, wer nur von göttlich hohen Beſtrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich ſtill wird, und nun keine Wünſche mehr hat, weil ſeine nächſten Begierden befriedigt ſind. Die Gränzen der Neigung ſind ein ſicherer Maaßſtab der Kraft; denn, was der Menſch recht vollſtändig kann, das will und wünſcht er auch dauernd. Caeſar hat das äußerſte Ziel ſeiner Wünſche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebensſatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloſes höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Ueberdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die beſtehende Fortdauer ſeines Glücks; eine reine Lebensſattigkeit war es, ohne Wunſch und Furcht, bei der er immer heiter, ja ſogar ausgelaſſen fröhlich blieb: das bloße Gefühl, daß er am Ziel ſei. „Ungern, ſagt Cicero, „habe ich dein höchſt erhabenes und höchſt weiſes Urtheil gehört: „„Du hätteſt zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt."" Genug, wenn du willſt, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meinſt, hinzuſetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigſte iſt, für das Vaterland, gewiß noch viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, dieſe Einſicht denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unſre Unkoſten ein Weiſer ſein. Denn ich muß es oft hören, daß du dasſelbe immer wiederholſt: „„Du bedürfeſt des Lebens nicht weiter."" Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebteſt, oder nur für dich geboren wäreſt. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, biſt du ſo weit von der Vollendung der größeſten Werke entfernt, daß du noch nicht einmahl mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig biſt." So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caeſar nichts mehr wünſchte, hatte er gewiß alles gethan, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, ſo wie das Streben des Geiſtes beſaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die ſinkende Größe des römiſchen Volks zu retten? — Selbſt die leichteſte Auflöſung der ſchweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchiſche Staatsgeſtaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leiſe einen andern, der jetzigen Beherrſchung angemeßnern Sinn unterzuſchieben, das ganze Morſche aus dem frühern Leben in der Stille bei Seite zu ſchaffen, das bloß Schadhafte zu beſſern, zu ſtützen und neu zu übertünchen, ſchien ja ein ſo verdienſtvolles Werk, daß der verſteckte und verſtellte Charakter, der das Glück und den Verſtand hatte, es zu vollenden, beinahe von der Geſchichte ſelbſt unter die Götter verſetzt worden iſt. Der neue Stifter des größeſten Staats, der neue Bildner des erhabenſten Volks zu ſein, dazu fehlte dem Caeſar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weiteſten Sinne des Worts, das konnte er; nicht bloß mit dem Schwert, ſondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der geſellſchaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verſchlagenheit die Menſchen einzeln und in der ganzen Maſſe unter ſich beugen, an ſich reißen und feſſeln, und nach ſeinen Abſichten lenken; und das war ſein eigenthümliches Talent, worin Caeſar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden iſt.

Moderne Sophiſten irren ſehr, wenn ſie dem Caeſar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch ſein Beiſpiel vielleicht beſtätigen wollen: als ſei die Alleinherrſchaft ihm nur Mittel geweſen, um ſeiner unbegränzten Menſchenliebe Genüge zu leiſten, und die allgemeine Glückſeligkeit nach dem ganzen Maße ſeiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen ſelbſt, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war ſein letzter Zweck. Es war einer ſeiner Lieblingsentwürfe, einen Tempel des Mars zu bauen, ſo groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend iſt für dieſe Seite ſeines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es ſich nicht verſagen, gegen alle politiſche Klugheit, ſelbſt über römiſche Bürger auf eine Weiſe zu triumphiren, welche alle, die noch römiſch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beſchränkte ſich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinſten Dingen um ihrer ſelbſt willen liebte, alles Ungeſchickte haßte und das Claſſiſche, nicht weil es wahr, gut, ſchön und gerecht, ſondern weil es in ſeiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte ſittliche Güte, künſtleriſche Schönheit, oder die innere göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er ſo wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und ſein Gegenſtand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freilich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele ſeiner Entwürfe durch die Weiſe und die Kraft erhaben ſcheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art iſt, daß er ſtreng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das Höchſte, was er zur Beförderung und Verbreitung dieſer materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erſchrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu ſchaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen ſeiner Anhänger einen geringen Theil ſeines großen Geiſtes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzſchule von Helden, Feldherrn und großen Herrſchern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themiſtokles politiſche Einrichtungen zu ſtiften, oder neu zu beleben, und ihnen ſeinen Gedanken einzuhauchen. Er iſt zur größern Hälfte ein Barbar; denn ſein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer ſeinem Gebieth. Aber ein kriegeriſches und freiheitsliebendes Volk mit dem Schwert in der Hand dergeſtalt zum Frieden zu richten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke pacare nennen,) daß es wie zerſchmettert war, und ſich fortan geduldig unter das Joch der eiſernen Weltherrſchaft von Rom beugte, das verſtand er wie kein andrer. Nach ſolchem Zwecke und in dieſem Geiſte handelte er denn auch in Gallien ſo, daß einige im Senat den Vorſchlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihn freilich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsſchule für ſeine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengeſetzte zuſammenfaſſend, ſchützte ſeine neuen Unterthanen eben ſo ſehr gegen den Uebermuth ſeiner Krieger, als gegen die Grauſamkeit und Habſucht der eigenen Satrapen. Noch in den ſpäteren orientaliſchen Sagen wird ſeine Menſchlichkeit hoch geprieſen. Heißt er auch einigen der „Räubergott", welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht ſo geheißen? Und weiß denn dieſe auch die unvermeidlichen Uebel, welche ſelbſt den gerechteſten Krieg beſonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüſſigen und zweckloſen Verheerungen zu unterſcheiden? Alexanders Krieg gegen die Perſer aber war ſo gerecht, als nur je einer iſt geführt worden. Freilich wuchs und vermehrte ſich ſeine Luſt am Erobern mit den Fortſchritten ſelbſt: er nahm dann auf ſeinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, ſonſt wäre er nicht Alexander geweſen. Die griechiſche Freiheit ſchonte er ſo ſehr, daß er ſogar einige, die ſich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu ſein, und das ganze menſchliche Geſchlecht mit dem helleniſchen Geiſt zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechiſchen Eroberungstriebes, der ſich ſchon geraume Zeit vor Alexander, ja ſelbſt vor den Entwürfen des Philippus, Jaſon und Ageſilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntauſend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römiſche. Die Triebfeder der Aſiatiſchen Erobrer war Ruhmſucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagiſchen Eroberungen war Habſucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich, d. h. von allen, welche nomadiſch lebten und dachten, könnte man ſagen, daß ſie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beſchäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer ſtrebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrſchaft; daher die Größe des Römiſchen Weltſtaates; denn jedes über die ſinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, iſt ſchon im Einzelnen erhaben, geſchweige denn die öffentliche Begeiſterung eines ganzen Volks. So wie jede organiſche Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet iſt, und der Stoff des Lebens ſich nun vollkommen geſtaltet hat, ſich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus ſich heraus zu bilden ſtrebt; ſo äußert ſich bei den Griechen von dem Augenblick an, da ihre geſammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung ſie ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich wußten und erkannten, aber ſehr beſtimmt ahneten, den höchſten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, dieſen Geiſt allgemein zu verbreiten, und alle Völker helleniſch zu bilden. Von dieſem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderſchaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunſch, und der Gemeinplatz aller Sophiſten und politiſchen Redner, weil es die herrſchende Denkart jener Zeit und des ganzen helleniſchen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigſtens die große Abſicht gehabt, die mißgebildeten Aſiaten zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der helleniſche Geiſt in Aſien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Urſprung aus fremdartiges Element, in einer ſpäten Zeit, obwohl ſehr verfälſcht, ganz wieder von ſich geworfen hat; ſo iſt doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander ſo jung und ſo ſchnell, einen ſo dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menſchheit nicht verloren geweſen, und ſie beweiſ't in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römiſchen Weltbeherrſchers nur roh und ungebildet erſcheint. Man findet dieſe ächte Bildung, ſo wie den Geiſt und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bei Griechiſchen Herrſchern und Eroberern, deren erſter und würdigſter Alexander war und geblieben iſt.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freie Oberhaupt des Syſtems der Griechiſchen Freiſtaaten, und den Aſiatiſchen Beherrſcher des großen Perſiſchen Reichs auf das vollkommenſte in ſich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunſt Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Aſien mit griechiſchen Pflanzſtädten überſäete, Entdeckungsreiſen veranſtaltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeſchichte unermeßlich erweitert wurden; unterſuchte er, ein würdiger Schüler des Ariſtoteles, mit Philoſophen, die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Aſiatiſchen Völker und ihre zweckmäßigſte Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geiſtes ein zweiter Alcibiades, ſchmückte er den Gang ſeiner Eroberungen ſelbſt dergeſtalt mit ächt Griechiſcher Schönheit der Kunſt und des Lebens, mit gymnaſtiſchen Spielen und muſikaliſchen Feſten, daß er einem fröhlichen Zuge des Bacchus ähnlicher ſah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm beſonders, was man das Vermögen politiſcher Belebung und organiſcher Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunſt, Menſchen nicht bloß an ſich zu binden, ſondern auch unter ſich in einer neuen politiſchen Schöpfung zu vereinigen; dem ſo vereinigten und neu geſtifteten Weſen aber ein von ſeinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeiſt auf ſeine Anhänger fortzupflanzen. Es iſt bekannt, wie geſchickt er die Sitten der Aſiaten und der Griechen umzubilden, zu miſchen und zu vereinigen verſtand. Seine Neigung, Städte zu ſtiften, ging beinahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne helleniſche Eitelkeit; denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch ſchöner und heiliger, Urheber eines politiſchen Weſens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu ſein. Wie aus der Schule des Sokrates und Iſokrates durch ihre bildende Meiſterkraft eine Schaar von Philoſophen und Rednern hervorging; ſo war das Lager des Alexander eine Pflanzſchule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geiſt, an Kühnheit und Verſchlagenheit, an Schönheit und Würde der Geſtalt, königliche Menſchen; ſie ſchienen, ſagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, ſondern aus dem ganzen menſchlichen Geſchlecht auserleſen zu ſein. Der geringſte von ihnen wäre noch würdig geweſen, mit dem Caeſar um den Preis des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm ſittlichen Charakter wollen wir nur noch zwei Züge anführen. Er iſt wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er ſeine im Zorn begangenen Fehler ſo aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon ſeine große Handlung nicht wie ein griechiſcher Sophiſt wähnt, entweihte, ſondern vielmehr die heilige Reinheit ſeiner Triebfeder beſtätigte. Die rettungsloſe Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende ſeines Lebens verſank, die er ſo vielfach und ſo heftig äußerte, iſt in dieſer Hinſicht ſehr bemerkenswerth und giebt den tiefſten Aufſchluß über das innerſte Weſen ſeines ſittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieſer erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beim Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar Rührendes und wiederum auch etwas ergreifend Großes. Ein lebendiger Beweis gleichſam, daß der Menſch nur die Wahl hat, zwiſchen zufriedner Beſchränktheit und raſtloſer Hoheit. Was iſt größer, als im üppigſten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu ſchmachten? Das iſt mehr als Ilerda und Dyrrhachium! — Wohl war auch über das Leben und ganze Weſen des Brutus, wie uns von den alten Geſchichtſchreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge ſeiner Tugend für unſer Auge zur ſittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caeſar aber war ein ſolches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdiſchen Güter; und gerade an dieſem Endpunkte ſeiner Lebensbahn wird es am auffallendſten ſichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen ſeinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unſichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander ſein, als der glückliche Caeſar, welcher das volle Ziel ſeines Strebens erreicht hat; der aber dabei dem Catilina ähnlich war, und den Cato haſſen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caeſar ſelbſt öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menſchen von der niedrigſten Herkunft zu den höchſten Ehrenſtellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung ſeiner Macht und Würde nützlich geweſen wären, ſo würde er auch dieſe eben ſo belohnen.“ Es ward allgemein geglaubt, er hätte bei einer gewiſſen Gelegenheit einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bei Seite geſchafft. In ſeinem erſten Conſulat ſtahl er dreitauſend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben ſo viel vergoldetes Erz an deſſen Stelle, verkaufte Bündniſſe und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerſtörte unſchuldige Städte der Beute wegen. Die Koſten des bürgerlichen Krieges und den Aufwand ſeiner Triumphe und öffentlichen Schauſpiele und Werke beſtritt er nur durch ſolche und ähnliche Räubereien.

Cato, der lieber gut ſein als ſcheinen wollte, und in allem ſittlich ſtreng nach altrömiſcher Tugend handelte, weil er nach ſeinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caeſar an Seelengröße in einer entgegengeſetzten Art völlig gleich und gewachſen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catoniſchen Beredſamkeit den ſchon ſiegreichen, verrätheriſchen Rath des verſchlagnen Caeſar über die Catilinariſchen Verſchwornen zerſchmetterten, und den ſinkenden Senat mit altrömiſcher Begeiſterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieſes Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch ſeinen freien Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich iſt die Nachricht eines ſonſt nicht ſehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caeſar wirklich ſchmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er ſich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Abſichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben verſicherte. Kleinlicher noch iſt, daß er ſelbſt als Dictator, einem müſſigen und zänkiſchen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn ſchrieb, welche ſo armſelig waren, daß die Republikaner ſelbſt ſie zu verbreiten wünſchten, um Cato's Ruhm dadurch deſto mehr zu verherrlichen, und Caeſars Abſicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Alexander gab ſeinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichſt beſte Richtung auch für die griechiſche Geiſtescultur und deren Verbreitung in Aſien. An den Gräueln der nachfolgenden

Deſpoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; ſie waren ſeiner großen Natur ganz entgegen. Caeſar hat den Sturz des alten freien Rom nichts zum Beſſern angewandt oder umgeſtaltet, ſondern nur auf das Schlimmere und Schlimmſte beſchleunigt und vorgearbeitet, und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte ſeiner Thaten genoſſen. Der ganze Ertrag ſeiner herkuliſchen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beitrag mehr zum Glück des Auguſtus. Caeſar würde Legionen von Menſchen, wie Sulla und Auguſtus waren, in jenem weitern Sinne des Worts beſiegt haben; aber in der feinern Herrſcherkunſt war er nur ein Anfänger gegen den Auguſtus, der ſo meiſterhaft der verborgne Monarch einer ſcheinbaren Republik zu ſein wußte; und an organiſchem Geſetzgebergenie übertraf ihn ſelbſt Sulla, der zwar ein unumſchränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikaniſchen Geiſte und Sinne Dictator war, ſehr weit. Für einen republikaniſchen Imperator war Caeſar zu tyranniſch, für einen unumſchränkten Monarchen zu republikaniſch, zu frei und ſorglos in ſeinen eignen Sitten und Leben.

Und dieſes war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlſchrittes, welcher die andern unvermeidlich nach ſich gezogen hatte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange ſeines öffentlichen Lebens über den Rubiko gegangen war; es war vielmehr eine urſprüngliche Unzulänglichkeit ſeines Weſens, um der großen Aufgabe der damahligen Weltepoche völlig Genüge leiſten zu können. Er war ſchon von Natur tyranniſch geſinnt und voll von monarchiſchem Stolz, aber ohne die ſolcher Form angemeßne innre Würde und ſittliche Haltung und Strenge gegen ſich ſelbſt. Schon ſehr frühe rühmte er ſich in der Leichenrede auf ſeines Vaters Schweſter Julia, ſeines vermeinten königlichen Geſchlechts, und pries die Erhabenheit einer ſolchen Abkunft. Solche Aeußerungen waren ſehr unweiſe und unpaſſend für den Bürger eines Freiſtaats, für ein Partheihaupt in der damahligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer ſolchen Kataſtrophe führen. Aber leicht wird dieſe vergeſſen, ſo lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks ſteht; und unaufhaltſam ſchnell und leicht iſt der Uebergang von einem demagogiſchen Sieger zu einem tyranniſchen Alleinherrſcher. Caeſar hatte ſeine herrſchſüchtigen Geſinnungen auch gar nicht hehl, und führte immer den Spruch des Eteokles beim Euripides im Munde: „Um der Herrſchaft willen könne man ſchon ungerecht handeln, im übrigen gerecht.“ Als Sieger ſcheute er den Nahmen eines unumſchränkten Herrſchers und Tyrannen ſo wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern ſchien. „Sulla, ſagte er, „habe nicht die Anfangsgründe der Herrſcherkunſt verſtanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik ſei nichts, als ein weſenloſer Nahme: die Menſchen möchten immer ſchon vorſichtiger mit ihm reden, und ſeine Worte als Geſetze ehren.“ Gegen das Ende ſeines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erſchrecken. Er mußte wohl fallen, ſo groß er auch war; und hat dieß im voraus gefühlt. Und groß war er auch, wie er fiel; da er am Brutus einen ſeiner würdigen Gegner und Rächer fand.

Caeſar bahnte weit ſchle[illegible] Tyrannen als er ſelbſt war, einem Tiberius, dem Caligula und Nero den Weg, und war ihnen auch in ſeinem Sturz ein obwohl vergeblich lehrendes und warnendes Beiſpiel und Vorbild. Konnte die Republik damahls auch nicht länger beſtehen, ſo hatte doch die neue monarchiſche Verfaſſung durchaus feſter, ſittlicher und rechtlicher begründet werden müſſen. Es giebt Zeiten, welche einer zwiefachen Richtung gleich fähig ſind, wo das Schickſal der Menſchheit gleichſam an einem Haare hängt. Wenn nun das Zeitalter des Caeſar und Auguſtus ein ſolches geweſen wäre? Wenn es ſich wahrſcheinlich machen ließe, daß die Geſchichte der Menſchheit jetzt von einigen greuelvollen Jahrhunderten rein ſein würde, wenn Caeſar entweder nicht geſiegt, oder dieſen Sieg weiſer und größer benutzt hätte? Davon werden zwar die hiſtoriſchen Sophiſten, welche ſo genau zu wiſſen wähnen, warum alles Schlechte, was je geſchah, nothwendig war und durchaus geſchehen mußte, nichts hören wollen. Und doch ſind dieſes nützliche und lehrreiche Fragen und Probleme einer höhern welthiſtoriſchen Sittlichkeit und Beurtheilung.

Auf dieſer Wagſchale verglichen, neigt ſich das Uebergewicht auf die Seite des jugendlich begeiſterten Alexander, deſſen welthiſtoriſche Wirkung mehr befruchtend für die Zukunft, als zerſtörend in der Gegenwart war. Und auch Nation gegen Nation gehalten, bietet die Auflöſung der helleniſchen Freiheit und Bildung ein weniger herbes und freudenloſes Schauſpiel dar, als der ſittliche Zuſammenſturz der alten ſtrengen Römerwelt; indem wir dort noch durch einen letzten herrlichen Aufflug ſchöner helleniſcher Begeiſterung im Alexander im Gemüthe erhoben werden; während hier in dem Römiſchen Abendlande alles in einförmiger Erſchlaffung darnieder ſinkt, bis die neue Sonne eines höheren göttlichen Glaubens, über den alten Schutt des untergegangenen Heidenthums emporſteigt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Vorrede. . . . . III.

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794. 7

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794. 22

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1798. 36
Ueber das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten. . 45

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern. 1794. 53

V.

Ueber die Diotima. 1795. 71

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 118

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796. Einleitung. 127
Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias. 136
Beurtheilung. 155
Beilage. Die Olympiſche Rede des Lyſias. 163
Anmerkung. 165

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates. 1796. Einleitung. 166
Charakteriſtik des Iſokrates. Aus dem Griechiſchen des Dionyſios 176

Alle dieſe vorſtehenden Aufſätze haben zuerſt in verſchiedenen Zeitſchriften in den Jahren 1794—1796 und 1798 eingerückt geſtanden. Zwei derſelben, Nr. IV. und V., waren auch in dem erſten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufſatz iſt noch nie gedruckt geweſen.

IX.

Caeſar und Alexander. Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796 200

Gedruckt bei J. Ed. v. Ghelen.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Fünfter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

[illegible]

Studien

des

claſſiſchen Alterthums.

Dritter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kritik und Theorie

der

alten und neuen Poeſie.

Vorrede.

Beide Abhandlungen, welche zuſammen dieſen Band anfüllen, ſind einer vergleichenden Theorie und durchaus geſchichtlichen Kritik der geſammten Dichtkunſt, in einem größern welthiſtoriſchen Maaßſtabe, gewidmet. Und da eine jede derſelben, aus einer andern und verſchiedenen Epoche meiner literariſchen Laufbahn herrührt, ſo geben ſie beide auch wieder unter ſich zu einer in mancher Hinſicht vielleicht belehrenden Parallele Anlaß. Die erſte Abhandlung über das Studium der antiken Dichtkunſt, bildete den Anfang und die Grundlage aller meiner Arbeiten und Studien über das claſſiſche Alterthum. Das nachfolgende Geſpräch aber rührt aus einer Epoche her, in welcher jener neue Geiſt zuerſt rege wurde, der ſich nachher vielfältig weiter entwickelt hat, und oftmahls mit dem Nahmen der neuen Schule belegt worden iſt. Welche Vereinigung von Kenntniſſen, und welches Zuſammenwirken von Talenten, in jenem erſten ſo bezeichneten Keime eigentlich verſtanden war und noch beiſammen lag, ehe die verſchiedenen Zweige nachher ſo weit von einander getrennt worden; davon wird eben dieſes Geſpräch eine lebhafte Erinnerung anregen, und vielleicht auch dadurch für manchen um ſo anziehender ſein. Bei der neuen Ueberarbeitung und Erweiterung dieſer beiden Werke in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, hat mich dieſelbe Idee geleitet, wovon ich die Grundſätze ſchon in der Vorrede zum vierten Bande angedeutet habe.

I.

Ueber das Studium

der

griechiſchen Poeſie.

1795 — 1796.

Vorrede.

Eine Geſchichte der griechiſchen Poeſie in ihrem ganzen Umfange umfaßt auch die der Beredſamkeit und der hiſtoriſchen Kunſt. Die wahrhafte Geſchichte des Thucydides iſt nach dem richtigen Urtheile eines griechiſchen Kenners zugleich ein ſchönes Gedicht; und in den Demoſtheniſchen Reden, wie in den Sokratiſchen Geſprächen iſt die dichtende Einbildungskraft zwar durch einen beſtimmten Zweck des Verſtandes beſchränkt, aber doch nicht aller Freiheit beraubt, und alſo auch der Pflicht, ſchön zu ſpielen, nicht entbunden; denn das Schöne ſoll ſein, und jede Rede, deren Hauptzweck oder Nebenzweck das Schöne bildet, iſt ganz oder zum Theil Poeſie.

Weſentlich dazu gehörend iſt auch die Geſchichte der römiſchen Poeſie, deren Nachbildungen uns nur zu oft für den Verluſt der urſprünglichen Werke ſchadlos halten müſſen. Die Geſchichte der griechiſchen Kritik und die Bruchſtücke, welche ſich etwa zu einer Geſchichte der griechiſchen Muſik und Mimik finden möchten, ſind ihr ſo unentbehrlich, als die Kenntniß der ganzen griechiſchen Götterſage und Sprache in allen ihren Zweigen, und nach allen ihren Umbildungen.

In den verborgenſten Tiefen der Sitten- und Staatengeſchichte muß dasjenige oft erſt entdeckt werden, wodurch allein ein Widerſpruch, eine Lücke der Kunſtgeſchichte aufgelöſt, ergänzt, die zerſtreuten Bruchſtücke geordnet, die ſcheinbaren Räthſel erklärt werden können; denn die Kunſt, die Sitten und Staaten der Griechen ſind ſo innigſt unter einander verflochten, daß ihre Kenntniß ſich nicht trennen läßt. Und überhaupt iſt die griechiſche Bildung ein Ganzes, in welchem es unmöglich iſt, einen einzelnen Theil ſtückweiſe vollkommen richtig zu erkennen.

Wie unermeßlich die Schwierigkeiten einzelner, vielleicht ſehr kleiner Theile dieſes großen Ganzen ſind, darf ich mit Stillſchweigen übergehen. Alle Kenner wiſſen, wie viel Zeit und Anſtrengung es oft koſtet, nur eine falſche Zeitangabe zu berichtigen, einen Nebenzweig der Götterſage prüfend zu reinigen, die vollſtändig geſammelten Bruchſtücke auch nur eines einzigen Dichters bis zur Reife zu verarbeiten.

Eine vollendete Geſchichte der griechiſchen Poeſie aber würde auch nicht etwa dem Gelehrten allein Gewinn bringen, und nur dem Geſchichtsforſcher eine bedeutende Lücke in der Geſchichte der Menſchheit ausfüllen. Sie iſt zugleich eine weſentliche Bedingung der Vervollkommnung des deutſchen Kunſtgefühls, ſo wie der Kunſt ſelbſt, welche in unſerm Antheil an der europäiſchen Bildung gewiß nicht die unbedeutendſte Stelle einnimmt.

Vielleicht redet die nachſtehende Abhandlung mehr vom Modernen, als die Aufſchrift derſelben Sammlung erwarten läßt, oder zu erlauben ſcheint. Indeſſen war es doch nur nach einer nicht ganz unvollſtändigen Charakteriſtik der neuern Poeſie möglich, das Verhältniß der antiken Dichtkunſt zur neuern, und den Zweck des Studiums der claſſiſchen Poeſie überhaupt und für unſer Zeitalter insbeſondre zu beſtimmen.

Dieſe Abhandlung über das Studium der griechiſchen Poeſie iſt nur eine Einladung, die alte Dichtkunſt noch ernſtlicher als bisher zu unterſuchen; ein Verſuch, deſſen Mängel

Niemand lebhafter empfinden kann als ich, den langen Streit der einſeitigen Freunde der alten und der neuen Dichter zu ſchlichten, und im Gebieth des Schönen durch eine ſcharfe Gränzbeſtimmung die Eintracht zwiſchen der natürlichen und der künſtlichen Bildung wieder herzuſtellen; ein Verſuch, zu beweiſen, daß das Studium der griechiſchen Poeſie nicht bloß eine verzeihliche Liebhaberei, ſondern eine nothwendige Pflicht aller Kunſtfreunde, welche das Schöne mit ächter Liebe umfaſſen, aller Kenner, die allgemeingültig urtheilen wollen, und aller Denker ſei, und immer bleiben werde, welche die reinen Geſetze der Schönheit, und die ewige Natur der Kunſt vollſtändig zu beſtimmen unternehmen.

Die kurze Charakteriſtik der griechiſchen Poeſie in dieſem Aufſatze, bitte ich nicht zu prüfen, ohne die weiter ausgeführte Geſchichte der griechiſchen Poeſie, ſowohl der epiſchen, als der lyriſchen, ſo weit wir dieſe in dem vorhergehenden Bande vorgelegt haben, damit zu vergleichen. Jene ausführlichere Darſtellung enthält die Belege, die nähere Beſtimmung, und die weitere Ausführung der hier gefällten Urtheile.

Die Freunde der neuern Poeſie werden, was in der Einleitung dieſer Abhandlung geſagt iſt, nicht als mein Endurtheil über die neuere Poeſie mißdeuten, und ſich mit der Entſcheidung, daß ein ſolches Kunſturtheil einſeitig ſei, wenigſtens nicht übereilen. Meine Abſicht iſt nicht allein auf die Verherrlichung der alten, ſondern eben ſo ſehr auf die Vervollkommnung und innre Idee der neuern Poeſie gerichtet; ich habe mehrere moderne Dichter von Jugend auf geliebt, viele ſtudiert und ich glaube einige zu kennen. Geübte Denker werden indeſſen leicht errathen, warum ich grade dieſen Standpunkt und Ideengang wählen mußte.

Giebt es reine Geſetze der Schönheit und der Kunſt, ſo müſſen ſie ohne Ausnahme gelten. Nimmt man aber dieſe reinen Geſetze, ohne nähere Beſtimmung und Richtſchnur der Anwendung zum Maaßſtab der Würdigung der neuern Poeſie; ſo kann das Urtheil nicht anders ausfallen, als daß die neuere Poeſie, die jenen reinen Geſetzen faſt durchgängig widerſpricht, durchaus gar keinen Werth hat. Sie macht nicht einmal Anſprüche auf objektive Allgemeinheit; welches doch die erſte Bedingung des reinen und unbedingten künſtleriſchen Werths iſt, und ihr Ideal und Ziel iſt das Intereſſante, d. h. das ſubjektiv Anziehende und dichteriſch Wirkende. Ein Urtheil, welchem das Gefühl laut widerſpricht! Man hat ſchon viel gewonnen, wenn man ſich dieſen Widerſpruch nicht läugnet. Dieß iſt der kürzeſte Weg, den eigentlichen Charakter der neuern Poeſie zu entdecken, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer claſſiſchen Poeſie für den vollſtändigen Stufengang der ganzen Kunſtbildung zu erklären, und endlich durch eine ſehr glänzende Rechtfertigung der neuern Kunſt überraſcht und belohnt zu werden, indem man die eigentliche Idee derſelben an ihrer rechten Stelle und im Zuſammenhange des Ganzen aus dem Grunde erkennt.

Wenn irgend etwas die Unvollkommenheit dieſes Verſuchs entſchuldigen kann, ſo iſt es die innige Wechſelwirkung der Geſchichte der Menſchheit und der praktiſchen Philoſophie, im Ganzen ſowohl als in einzelnen Theilen. In beiden Wiſſenſchaften ſind noch unermeßliche Strecken Land urbar zu machen. Man mag ausgehen, von welcher Seite man will, ſo müſſen Lücken bleiben, welche nur von der andern Seite her ergänzt werden können. Auch iſt die Sphäre der antiken und der neuern Poeſie zuſammen genommen ſo groß, daß man ſchwerlich in jedem Felde derſelben gleich einheimiſch ſein kann, man müßte denn etwa nirgends recht zu Hauſe ſein.

Sind die erſten Grundlinien und äuſerſten Umriſſe nur richtig angelegt; ſo kann jeder Kunſtkenner, der zur Ueberſicht des groſen Ganzen nicht unfähig, und auch nur in einem kleinen Theile des ganzen Bezirks recht bekannt iſt, von ſeiner Seite zur näheren Beſtimmung und zur weiteren Ausführung beitragen.

Schillers Abhandlung über die ſentimentalen Dichter *) kann außer dem, daß ſie unſere Einſicht in den Charakter der intereſſanten Dichtung erweitert, auch ſelbſt über die Gränzen des Gebieths der claſſiſchen Kunſt ein neues Licht geben Es werden von dieſer Seite und genommenen Anſicht aus, beſonders auch einige Punkte in dem Abſchnitte von dem Urſprunge und der urſprünglichen Künſtlichkeit der neuern Poeſie, weſentlich mit berührt und näher beſtimmt. Man urtheilt einſeitig und ungerecht, wenn man die letzten Dichter der alten Kunſt wie bisher nur nach den Grundſätzen der objektiven Dichtung würdigt. Die natürliche und die künſtliche Dichter-Bildung greifen in einander, und die Spätlinge der antiken Dichtkunſt ſind zugleich die Vorläufer der neuern Poeſie.

So treu auch die bukoliſchen Dichter der Siciliſchen Schule die rohe Natur nachahmen; ſo iſt doch eigentlich dieſe Rückkehr mitten aus dem Schooß der verderbteſten Kunſt zur verlornen Natur der erſte Keim der ſentimentalen Dichtung. Auch wird in dem griechiſchen Idyll nicht immer das Natürliche, ſondern oft ſchon das Naive, d. h. das Natürliche im Gegenſatz mit dem Künſtlichen dargeſtellt, welches nur der ſentimentale Dichter darſtellt. Jemehr ſich die

---

*) Im 12. Stück der Horen 1795. Auch Einiges aus der Abhandlung im 11. Stück, und im 1. Stück. 1796.

idylliſchen Dichter der Römer von der treuen Nachahmung roher Natur entfernen, und der Darſtellung eines goldnen Zeitalters der Unſchuld nähern, um ſo weniger ſind ſie antik, um ſo mehr gehören ſie der herrſchenden Idee nach, der neuern Poeſie an. Die Satiren des Horatius ſind zwar mehrentheils noch, was auch die des Lucilius waren: poetiſche Anſichten, und poetiſche Aeußerungen römiſcher Geſelligkeit und römiſchen Witzes, wie die doriſchen Mimen und die Sokratiſchen Dialogen, der doriſchen und der Sokratiſchen Geſelligkeit und geſelligen Bildung. Aber einige urſprünglich römiſche Oden und Epoden des Horaz und zwar nicht die ſchlechteſten, ſind allerdings ſentimentale Satiren, in dem Schilleriſchen Sinne des Worts, indem ſie den Gegenſatz der Wirklichkeit und des Ideals darſtellen. Der ſentimentale Anſtrich der ſpätern, von ihrem urſprünglichen Charakter ausgearteten römiſchen Satire, wie auch nach Schillers treffender Bemerkung des Tacitus und Lucian, iſt unverkennbar. Die Elegien der römiſchen Triumvirn aber ſind lyriſch und nicht ſentimental. Selbſt in denjenigen hinreißenden Gedichten des Propertius, wo Stoff und Geiſt urſprünglich römiſch iſt, findet ſich kaum eine Spur von einer Beziehung auf das Verhältniß und den Gegenſatz der Wirklichkeit und des Ideals, welches das charakteriſtiſche Merkmahl der ſentimentalen Dichtungen iſt. Doch findet ſich in allen, vorzüglich im Tibull, wie in den griechiſchen Idyllen eine Sehnſucht nach einfacher ländlicher Natur, aus Ueberdruß an der ausgearteten ſtädtiſchen Bildung.

Aeußerſt überraſchend iſt es ferner, daß die griechiſchen Erotiker in der Anordnung des Ganzen, im Colorit der Darſtellung, in der Manier der Gleichniſſe, und ſelbſt im Periodenbau ſchon durchaus dem Modernen ſich nähern.

Ihr Princip iſt nicht ein Streben nach unbeſtimmtem Stoff und bloßem Leben überhaupt, ſondern wie auch in Oppians lehrendem Naturgedicht und noch viel früher in den Sotadiſchen Gedichten, ein ſubjektiver Reiz und nicht mehr rein künſtleriſches Intereſſe an einer beſtimmten Art von Leben, an einem materiellen Stoff. Man vergleiche den Achilles Tatius zum Beiſpiel mit einer äußerſt mittelmäßigen italieniſchen oder ſpaniſchen Novelle. Nach Abſonderung des Nationalen und des Zufälligen wird man die vollkommenſte Gleichheit bemerken.

Auffallend war es mir, und wohl zur Beſtätigung dienend, daß in Schillers treffender Charakteriſtik der drei ſentimentalen Dichtarten, das Merkmahl eines Intereſſe an der Wirklichkeit des Idealen, in dem Begriff einer jeden derſelben ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder ſichtbar angedeutet wird. Die objektive Dichtkunſt aber weiß von keinem Intereſſe, und macht keine Anſprüche auf Realität. Sie ſtrebt nur nach einem Spiel, das ſo würdig ſei, als der heiligſte Ernſt, nach einem Schein, der ſo allgemeingültig und geſetzgebend ſei, als die unbedingteſte Wahrheit. Eben daher iſt auch die Täuſchung, deren die intereſſante Darſtellung bedarf, und die künſtleriſche Wahrheit, die ein Geſetz der ſchönen Poeſie iſt, ſo durchaus verſchieden. Wir müſſen an das goldne Zeitalter, an den Himmel auf Erden wenigſtens vorübergehend ernſtlich glauben, wenn die ſentimentale Idylle uns entzücken ſoll. So bald wir im Gegentheile wahrnehmen, daß der ſentimentale Satiriker nur finſter träume, oder verläumde, ſobald er uns unwahr erſcheint: mag er dann auch noch ſo viel poetiſchen Schwung haben, ſo kann er uns nur unterhalten, aber nicht mehr ergreifen und begeiſtern.

Es iſt äußerſt wichtig, dieſes charakteriſtiſche Merkmahl der intereſſanten Darſtellung nicht zu überſehen, weil man ſonſt in Gefahr geräth, das Sentimentale mit dem Lyriſchen zu verwechſeln. Nicht jede poetiſche Aeußerung des Strebens nach dem Unendlichen iſt ſentimental; ſondern nur eine ſolche, die mit einer Reflexion und empfindſamen, d. h. in der Empfindung beruhenden und ſie anregenden Betrachtung über das Verhältniß des Idealen und des Realen verknüpft iſt; es mag nun dieſes Verhältniß als glückliche Uebereinſtimmung, wie in den idylliſch ſeligen Dichtungen, als feindlicher Gegenſatz, wie in den Satiren, oder als ein ſchwebender Mittelzuſtand unbefriedigter Sehnſucht und wehmüthiger Erinnerung aufgefaßt werden, wie in der Elegie. Wenn das reine, unbeſtimmte, eigentlich auch an keinen einzelnen Gegenſtand gefeſſelte Streben nach dem Unendlichen, nicht unter allem Wechſel der Gefühle herrſchende Stimmung des Gemüths bleibt, wie in den Bruchſtücken der Sappho, des Alcäus, Bacchylides und Simonides, den Pindariſchen Gedichten, und dem größten Theil der nach dem Griechiſchen gebildeten Horaziſchen Oden, die nicht ſentimental, ſondern lyriſch ſind; ſo iſt gar keine vollendete lyriſche Schönheit denkbar. Das allgemeine Streben nach innrer und äußrer Begränzung, welches das Zeitalter des Urſprungs der erſten bürgerlich geordneten Republiken und der lyriſchen Dichtkunſt der Griechen ſo charakteriſtiſch unterſcheidet, war die erſte Aeußerung des erwachten Vermögens des Unendlichen. Nur dadurch ward lyriſche Anlage zur lyriſchen Kunſt, welche man dem Kallinus, Tyrtäus, Archilochus, Mimnermus und Solon nicht abſprechen kann, wenn ſich gleich jene erhabne Stimmung und hohe Schönheit in ihren Bruchſtücken noch nicht findet, wie in jenen reiferen Erzeugniſſen der blühenden Lyrik. Nicht jede poetiſche Darſtellung des Unendlichen und in ſeiner Art Unbedingten und unbedingt

Vollkommnen iſt ſentimental. Im ganzen Gebieth der claſſiſchen Dichtkunſt iſt die Darſtellung des einzigen Sophokles unbedingt vollkommen; das Unbedingte oder Unendliche wird aber auch im Aeſchylus und Ariſtophanes dargeſtellt. Jener, wiewohl er ſein Ideal nicht erreicht, gewährt eine lebendige Erſcheinung unendlicher Willenskraft und hoher Einheit; dieſer eine lebendige Erſcheinung unendlicher Lebensfülle. Die charakteriſtiſchen Merkmahle der ſentimentalen Darſtellung dagegen ſind das Intereſſe an der Wirklichkeit des Ideals, das Reflexionsgefühl über das Verhältniß des Idealen und Realen, und die Beziehung auf einen individuellen Gegenſtand der idealiſirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjects. Nur durch das Charakteriſtiſche, d. h. durch die Darſtellung des Individuellen wird die ſentimentale Stimmung zur Poeſie. Die Sphäre der intereſſanten Darſtellung wird daher durch die drei Arten der ſentimentalen Dichtung bei weitem nicht ganz erſchöpft; und nach dem Verhältniß des Sentimentalen und Charakteriſtiſchen kann auch in der intereſſanten Dichtung eine Art von Styl Statt finden, durch die ſtrenge Reinheit der ſentimentalen Beziehung, oder der herrſchenden Gefühls-Idee, und durch die Fülle der charakteriſtiſchen Wahrheit. Für jene mag Petrarca, für dieſe aber Shakeſpeare zum Beiſpiel dienen.

Nun iſt es aber ſchon nach der Meinung der meiſten Philoſophen ein charakteriſtiſches Merkmahl des Schönen, daß das Wohlgefallen an demſelben unintereſſirt ſei; und wer nur zugiebt, daß der Begriff des Schönen für die praktiſche Ausführung beſtimmt und doch ſpecifiſch verſchieden ſei von allen andern moraliſchen Forderungen oder Aufgaben, wenn er jenen Begriff auch nur problematiſch aufſtellt, und ſeine Gültigkeit und Anwendbarkeit unentſchieden läßt, der kann dieſes nicht läugnen. Das Schöne iſt alſo nicht das Ideal der neuern Poeſie und von dem Intereſſanten noch durchaus und weſentlich verſchieden.

Im ganzen Gebieth der Kunſtwiſſenſchaft iſt die Ableitung und Nachweiſung des Intereſſanten und der Stelle, welche es in der darſtellenden Kunſt einnimmt, vielleicht die ſchwerſte und verwickeltſte Aufgabe. Der Rechtfertigung des Intereſſanten muß die Erklärung der Entſtehung dieſes Gefühls vorangehen. Nachdem die vollendete natürliche Bildung der Alten entſchieden geſunken, und ohne Rettung ausgeartet war, ward durch den Verluſt der geſchichtlich gegebnen endlichen Wirklichkeit, und die Zerrüttung der einſt ſo vollendeten Form, ein Streben nach unendlicher Realität veranlaßt, welches bald herrſchender Ton des Zeitalters wurde. Ein und dasſelbe Princip erzeugte die ungeheuern Ausſchweifungen der Römer, und nachdem es in der Sinnenwelt ſeine Hoffnung getäuſcht ſah, das ſeltſame Phänomen der Neuplatoniſchen Philoſophie, und die allgemeine Tendenz jener merkwürdigen Periode, wo der menſchliche Geiſt in das Unendliche zu verſchweben und ſich zu verlieren ſchien, nach einem univerſellen und metaphyſiſchen Glauben. Der entſcheidende Moment der Römiſchen Sittengeſchichte, da der Sinn für ſchönen Schein und ſittliche Spiele ganz verloren ging, und das menſchliche Geſchlecht zur nackten Realität herabſank, iſt ſcharfſinnigen Geſchichtsforſchern nicht unbemerkt geblieben. Läßt ſich nun erweiſen, daß auch durch die glücklichſte natürliche Bildung, welche der Vervollkommnungsfähigkeit wie der Dauer nach nothwendig beſchränkt ſein muß, der Imperativ des Schönen nicht vollkommen befriedigt werden kann; und daß die künſtliche Dichter-Bildung, welche nur auf die völlig aufgelöſte natürliche Bildung folgen konnte, und da anfangen mußte, wo jene aufgehört hatte, nähmlich mit dem Intereſſanten, manche Stufen durchgehen müſſe, ehe ſie nach den Geſetzen einer objectiven Kunſtwiſſenſchaft und dem Beiſpiel der claſſiſchen Dichtkunſt zum objectiven Schönen gelangen könne: ſo iſt eben damit auch bewieſen, daß das Intereſſante, als die nothwendige Vorbereitung zur unendlichen Vervollkommnung der geſammten Kunſt-Anlage, künſtleriſch erlaubt ſei. Denn der Imperativ der Kunſt iſt unbedingt, und da er nie vollkommen erfüllt werden kann, ſo muß er wenigſtens durch die endloſe Annäherung der künſtlichen Bildung immer mehr erreicht werden. Nach dieſer Ableitung, welche eine eigne Wiſſenſchaft der angewandten Poetik begründet, iſt das Intereſſante dasjenige, was proviſoriſchen Kunſtwerth hat. Zwar hat das Intereſſante nothwendig auch intellectuellen oder moraliſchen Gehalt: ob aber auch Werth, daran zweifle ich. Das Gute, das Wahre ſoll gethan, erkannt, nicht dargeſtellt und empfunden werden. Auf eine Menſchenkenntniß, welche aus dem Shakeſpeare, auf eine Tugend, welche aus der Heloiſe geſchöpft ſein ſoll, wollen wir keinen beſondern Werth legen; ſo viel Rühmens auch diejenigen davon machen, welche gern recht viel Empfehlungsgründe für die Poeſie anhäufen. Selbſt in der Kunſt hat das Intereſſante aber nur eine proviſoriſche Gültigkeit.

So gefährlich es nun iſt, neue Kunſtwörter zu prägen, ſo ſchien es mir doch, und ſcheint mir auch noch jetzt durchaus nothwendig, die Tragödie des Sophokles und des Shakeſpeare, Dichtarten, welche ſich faſt durch alle Merkmahle entgegengeſetzt ſind, durch ein bedeutendes Beiwort zu unterſcheiden. Doch ſcheint mir die Benennung einer philoſophiſchen Tragödie ſelbſt nicht die ſchicklichſte zu ſein. Beſſer wäre es vielleicht, die Tragödie, deren Begriff in der reinen Poetik oder objectiven Kunſtwiſſenſchaft aufgeſtellt wird, und deren Beiſpiel die griechiſche Dichtart liefert, die objective; die Shakeſpearſche Dichtart hingegen, welche aus ſentimentalen und charakteriſtiſchen Beſtandtheilen ein in ſich vollkommnes und vollkommen ſelbſtſtändiges intereſſantes Ganzes organiſirt, die intereſſante Tragödie zu nennen. Will man fernerhin auch die Dichtart des Corneille, Racine und Voltaire, aus übertriebner Schonung gegen den Sprachgebrauch, Tragödie nennen; ſo könnte man ſie durch das Beiwort der franzöſiſchen unterſcheiden, um gleich daran zu erinnern, daß dieſes nur eine nationale Kunſtform und Dichtart ſei.

Den beſten Commentar für dieſe Theorie und den geſammten künſtleriſchen Standpunkt in der nachſtehenden Abhandlung würde eine ganz in dieſem Sinne vollendete Geſchichte der Attiſchen Tragödie geben. Sie würde nicht allein den höchſten Gipfel, welchen die claſſiſche Dichtkunſt erreicht hat, genau beſtimmen, ſondern auch die Bildungsſtufen ihrer Geſchichte am deutlichſten erklären. Denn wie nach der Meinung des Platoniſchen Sokrates, was ſittliche Vollkommenheit eigentlich ſei, in der größern Maſſe des Staats ſichtbarer iſt, als im einzelnen Menſchen; ſo ſind die Bildungsgeſetze der griechiſchen Kunſtgeſchichte in der attiſchen Tragödie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit größerer Schrift ausgeprägt, und leichter vollſtändig zu erkennen.

Sind indeſſen die Verhältniſſe der griechiſchen Poeſie zur modernen und zur griechiſchen Bildung überhaupt nach ihren Bildungsſtufen und Arten, ihren Gränzen und Bildungsgeſetzen hinreichend beſtimmt; ſo ſind auch die Umriſſe und der Entwurf des Ganzen im Weſentlichen vollſtändig verzeichnet, wie es in nachſtehender Abhandlung verſucht worden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Von dem gegenwärtigen verworrenen Zuſtande der modernen Dichtkunſt, und wo die Aufgabe derſelben zu ſuchen ſei. Von dem Princip der Künſtlichkeit in dem Urſprunge und in der Entwicklungsgeſchichte, ſo wie in den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der neueren Poeſie; und von der vorherrſchenden philoſophiſchen Richtung, beſonders in der tragiſchen Kunſt der Neueren.

Es ſpringt in die Augen, daß die neuere Poeſie das Ziel, nach welchem ſie ſtrebt, entweder noch nicht erreicht hat: oder daß ihr Streben überhaupt kein feſtes Ziel, ihre Bildung keine beſtimmte Richtung, die Maſſe ihrer Geſchichte keinen geſetzmäßigen Zuſammenhang, das Ganze keine Einheit hat. Sie iſt zwar nicht arm an Werken, in deren unerſchöpflichem Gehalt die forſchende Bewunderung ſich verliert, vor deren Rieſenhöhe das erſtaunte Auge zurückſinkt: an Werken, deren übermächtige Gewalt alle Herzen hinreißt und beſiegt. Aber die ſtärkſte Erſchütterung, die reichhaltigſte Thätigkeit ſind oft am wenigſten befriedigend. Eben die trefflichſten Gedichte der Neueren, deren hohe Kraft und Kunſt Ehrfurcht fordert, vereinigen nicht ſelten das Gemüth, nur um es ſchmerzlicher wieder zu zerreißen. Sie laſſen einen verwundenden Stachel in der Seele zurück, und nehmen mehr als ſie geben. Befriedigung findet ſich nur in dem vollſtändigen Genuß, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinſte Unruhe aufgelöſ't wird, wo alle Sehnſucht ſchweigt. Dieß iſt es, was der Poeſie unſeres Zeitalters fehlt! Nicht eine Fülle einzelner, trefflicher Schönheiten, aber Uebereinſtimmung und Vollendung, und die Ruhe und Befriedigung, welche nur aus dieſen entſpringen können: eine vollſtändige Schönheit, die ganz und beharrlich wäre: eine Juno, welche nicht im Augenblick der feurigſten Umarmung zur Wolke würde. Die Kunſt iſt deshalb nicht verloren, weil der große Haufe aller derer, die nicht ſowohl roh als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet ſind, ihre Einbildungskraft von allem, was nur ſeltſam, oder neu iſt, willig anregen laſſen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüths mit irgend etwas anzufüllen und um der unleidlichen Länge ihres Daſeins wenigſtens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Nahme der Kunſt wird entweiht, wenn man das Poeſie nennt: mit abentheuerlichen oder kindiſchen Bildern ſpielen, um ſchlaffe Begierden zu ſtacheln, ſtumpfe Sinne zu kitzeln, und rohen Lüſten zu ſchmeicheln. Aber überall, wo ächte Bildung nicht die ganze Volksmaſſe durchdringt, wird es eine gemeinere Kunſt geben, die keine andere Reize kennt, als niedrige Ueppigkeit und widerliche Heftigkeit. Bei ſtetem Wechſel des Stoffs bleibt ihr Geiſt immer derſelbe, verworrne Dürftigkeit. Dagegen giebt es bei uns auch eine beſſere Kunſt, deren Werke unter denen der gemeinen, wie hohe Felſen aus der unbeſtimmten Nebelmaſſe einer entfernten Gegend hervortreten. Wir treffen in der neuern Kunſtgeſchichte hie und da auf Dichter, welche in der Mitte eines verſunkenen Zeitalters Fremdlinge aus einer höhern Welt zu ſein ſcheinen. Mit der ganzen Kraft ihres Gemüths wollen ſie das Ewige, und wenn ſie in ihren Werken Uebereinſtimmung und Befriedigung noch nicht völlig erreichen, ſo ſtreben ſie doch ſo mächtig nach denſelben, daß ſie die gerechteſte Hoffnung erregen, das Ziel der Poeſie werde nicht ewig unerreichbar bleiben, wenn es anders durch Geiſteskraft und Kunſt, durch Bildung und Wiſſenſchaft erreicht werden kann. Allein eben gerade in dieſer beſſern Kunſt ſelbſt offenbaren ſich die Mängel der neuern Poeſie am ſichtbarſten. Eben hier, wenn das Gefühl den hohen Werth eines Gedichts anerkannt, und das Urtheil den Ausſpruch des Gefühls geprüft und beſtätigt hat, geräth der Verſtand in nicht geringe Verlegenheit. In den meiſten Fällen ſcheint das, worauf die Kunſt am erſten ſtolz ſein dürfte, gar nicht ihr Eigenthum zu ſein. Es iſt ein ſchönes Verdienſt der neuern Poeſie, daß ſo vieles Gute und Große, was in den Verfaſſungen, der Geſellſchaft, der Schulweisheit verkannt, verdrängt und verſcheucht worden war, bei ihr bald Schutz und Zuflucht, bald Pflege und eine Heimath fand. Hier, gleichſam an die einzige reine Stätte in dem unheiligen Jahrhundert legten die wenigen Edlern die Blüthe ihres höhern Lebens, das Beſte von allem, was ſie thaten, dachten, genoſſen und ſtrebten, wie auf einen Altar der Menſchheit nieder. Aber iſt nicht eben ſo oft und öfter Wahrheit und Sittlichkeit der Zweck dieſer Dichter als das Schöne? Man ergründe und durchforſche nur die Abſicht des Künſtlers, er mag ſie nun deutlich zu erkennen geben, oder ohne klares Bewußtſein ſeinem Trieb folgen: man analyſire nur die Urtheile der Kenner und die Kunſtgefühle des Publikums! Beinahe überall wird man eher jedes andre Princip als höchſtes Ziel und erſtes Geſetz der Kunſt, als letzten Maaßſtab für den Werth ihrer Werke ſtillſchweigend vorausgeſetzt oder ausdrücklich aufgeſtellt finden, nur nicht das Schöne. Dieß iſt ſo wenig das herrſchende Princip der neuern Poeſie, daß viele ihrer vortrefflichſten Werke ganz offenbar Darſtellungen des Häßlichen ſind, und man wird es wohl endlich, wenn gleich ungern, eingeſtehen müſſen, daß es eine Darſtellung der Verwirrung in höchſter Fülle, der Verzweiflung im Ueberfluß aller Kräfte giebt, welche eine gleiche, wo nicht eine höhere Schöpferkraft und künſtleriſche Weisheit erfordern, wie die Darſtellung der Fülle und Kraft in vollſtändiger Uebereinſtimmung. Die geprieſenſten modernen Gedichte ſcheinen mehr dem Grade als der Art nach von dieſer Gattung verſchieden zu ſein, und findet ſich ja eine leiſe Ahnung von der vollkommnen Schönheit, ſo iſt es nicht ſowohl im ruhigen Genuß, als in unbefriedigter Sehnſucht. Ja, nicht ſelten entfernte man ſich von dem Schönen um ſo weiter, je heftiger man nach demſelben ſtrebte. So verwirrt ſind die Gränzen der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Wahren und des Schönen, daß ſogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen faſt allgemein wankend geworden iſt. Die Philoſophie verliert ſich in das dichteriſch Unbeſtimmte und die Poeſie neigt ſich zu einer grübleriſchen Tiefe; die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe aber als Geſchichte behandelt. Selbſt die Dichtarten verwechſeln gegenſeitig ihre Beſtimmung: eine lyriſche Stimmung wird der Gegenſtand eines Drama, und ein dramatiſcher Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. Dieſe Anarchie bleibt nicht an den äußern Gränzen ſtehen, ſondern erſtreckt ſich über das ganze Gebieth des Kunſtgefühls, wie der Kunſt ſelbſt. Die hervorbringende Kraft iſt raſtlos und unſtät; die einzelne wie die öffentliche Empfänglichkeit iſt immer gleich unerſättlich und gleich unbefriedigt. Die Wiſſenſchaft ſelbſt ſcheint an einem feſten Punkt in dem endloſen Wechſel völlig zu verzweifeln. Das allgemeine Kunſtgefühl — doch wie wäre da ein öffentlicher Kunſtſinn möglich, wo es keine öffentliche Sitten giebt? — die Caricatur des wahren Kunſtſinns, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem andern Abgotte. Jede neue glänzende Erſcheinung erregt den zuverſichtlichen Glauben, jetzt ſei das Ziel, das höchſte Schöne, erreicht, das Grundgeſetz des künſtleriſchen Sinns, der äußerſte Maaßſtab alles Kunſtwerthes gefunden. Nur daß der nächſte Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordnen das Bildniß des ſterblichen Abgotts zerſchlagen, und in neuem erkünſtelten Rauſch einen andern an ſeiner Stelle einweihen, deſſen Vergötterung wiederum nicht länger dauern wird, als die Laune ſeiner Anbeter! — Der eine Künſtler ſtrebt allein nach den üppigen Reizen eines wollüſtigen Stoffs, dem blühenden Schmuck, dem ſchmeichelnden Wohllaut einer bezaubernden Sprache, wenn auch ſeine abentheuerliche Dichtung Wahrheit und Schicklichkeit beleidigt und die Seele leer läßt. Jener andre täuſcht ſich wegen einer gewiſſen Rundung und Feinheit in der Anordnung und Ausführung mit dem voreiligen Wahne der Vollendung. Ein dritter, um Reiz und Rundung unbekümmert, hält ergreifende Treue der Darſtellung, das tiefſte Auffaſſen der verborgenſten Eigenthümlichkeit für das höchſte Ziel der Kunſt. Dieſe Einſeitigkeit des italieniſchen, franzöſiſchen und engländiſchen Kunſtſinns findet ſich in ihrer ſchneidenden Härte in Deutſchland beiſammen wieder.

Die metaphyſiſchen Unterſuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindeſten Einfluß auf die Bildung des Kunſtgefühls ſelbſt und der Kunſt. Die praktiſche Lehre von der Poeſie aber war bis auf wenige Ausnahmen bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn deſſen, was man verkehrt genug ausübte: gleichſam der abgezogne Begriff des falſchen Geſchmacks, der Geiſt der ſo unglücklich entarteten Kunſtentwicklung. Sie folgte daher natürlicher Weiſe jenen eben erwähnten drei falſchen Hauptrichtungen eines irrenden Schönheitsgefühls, und ſuchte den Zweck der Kunſt bald im üppigſten ſinnlichen Reiz, bald in der äußern Abglättung eines correcten Ausdrucks, bald in der charakteriſtiſchen Wahrheit der Darſtellung. Hier empfahl ſie die durch den Stempel ihrer Autorität ſanctionirten Werke, als ewig unerreichbare Vorbilder der Nachahmung, welche Nachahmung ſolcher claſſiſchen Vorbilder allein zur Vollendung in der Kunſt führen können; dort ſtellte ſie unbedingte Originalität als den höchſten Maaßſtab alles Kunſtwerthes auf, und bedeckte den entfernteſten Verdacht der Nachahmung mit unendlicher Schmach. Strenge forderte ſie in ſcholaſtiſcher Rüſtung unbedingte Unterwerfung auch unter ihre willkührlichſten, offenbar thörichten Geſetze; oder ſie vergötterte in myſtiſchen Orakelſprüchen das Genie, machte eine künſtliche Geſetzloſigkeit zum erſten Grundſatz, und verehrte mit ſtolzem Aberglauben Offenbarungen, die nicht ſelten ſehr zweideutig waren. Die Hoffnung, durch Grundſätze lebendige Werke zu erfinden, nach Begriffen ſchöne Spiele auszuarbeiten, wurde aber ſo oft getäuſcht, daß an die Stelle des Glaubens endlich eine äußerſte Gleichgültigkeit trat. Die Wiſſenſchaft mochte es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie bei dem genievollen Künſtler wie bei dem Publikum allen Glauben verloren hatte! Wie konnte ſie Achtung für ihre Ausſprüche erwarten, Gehorſam gegen ihre Geſetze fordern, da es ihr noch nicht einmal gelungen war, eine richtige Erklärung von der Natur der Dichtkunſt, und eine befriedigende Eintheilung ihrer Arten zu geben? Da ſie ſogar über die Beſtimmung der Kunſt überhaupt mit ſich noch nicht hat einig werden können? Ja, wenn es auch irgend eine Behauptung giebt, in welcher die Anhänger der verſchiedenen Kunſt-Syſteme einigermaßen mit einander übereinzuſtimmen ſcheinen, ſo iſt es allein die: daß es kein allgemeingültiges Geſetz der Kunſt, kein beharrliches Ziel für den Sinn des Schönen gebe, oder daß es, falls es ein ſolches gebe, doch nicht anwendbar ſei; daß die Richtigkeit des Kunſtgefühls und die Schönheit der Kunſt allein vom Zufall abhänge. Und wirklich ſcheint der Zufall hier allein ſein Spiel zu treiben, und als unumſchränkter Gebiether in dieſem ſeltſamen Reiche der Verwirrung zu herrſchen. Die Anarchie, welche in der künſtleriſchen Theorie, wie in der Praxis der Künſtler ſo ſichtbar iſt, erſtreckt ſich ſogar auf die Geſchichte der neuern Poeſie. Kaum läßt ſich in ihrer Maſſe beim erſten Blick etwas Gemeinſames bemerken, geſchweige denn in ihrem Fortgange Geſetzmäßigkeit, in ihrer Bildung beſtimmte Stufen, zwiſchen ihren Theilen entſchiedne Gränzen, und in ihrem Ganzen eine befriedigende Einheit finden; wenn man nicht einen ganz andern Standpunkt für die moderne Kunſt zu erforſchen ſtrebt, und aufzuſtellen vermag, als den bisher gewöhnlichen. In einer aufeinander folgenden Reihe von Dichtern findet ſich keine beharrliche Eigenthümlichkeit und in dem Geiſte gleichzeitiger Werke giebt es keine gemeinſchaftlichen Verhältniſſe. Bei den Modernen iſt es nur ein frommer Wunſch, daß der Geiſt eines großen Meiſters, eines glücklichen Zeitalters, ſeine wohlthätigen Wirkungen weit um ſich her verbreiten möchte, ohne daß deshalb der Gemeingeiſt die Eigenthümlichkeit des Einzelnen vermiſche, ſeine Rechte kränke, oder ſeine Erfindungskraft lähme. Jedem großen Originalkünſtler pflegt hier, ſo lange ihn noch die Fluth der Mode empor trägt, ein zahlloſer Schwarm der armſeligſten Nachahmer zu folgen, bis durch ihre ewigen Wiederhohlungen und Entſtellungen das große Urbild ſelbſt ſo alltäglich und ekelhaft geworden iſt, daß nun an die Stelle der Vergötterung Abſcheu oder ewige Vergeſſenheit tritt. Charakterloſigkeit ſcheint mithin der einzige Charakter der neuern Poeſie, Verwirrung das Gemeinſame in der Maſſe ihrer Hervorbringungen und Beſtrebungen, Geſetzloſigkeit der Geiſt ihrer Entwicklungsgeſchichte, und ein ſkeptiſches Hin- und Herſchwanken, oder ohne Ziel umherirrendes Grübeln, das Reſultat der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen über die Kunſt. Nicht einmal die Eigenthümlichkeit hat beſtimmte und feſte Gränzen. Die franzöſiſche und engländiſche, die italieniſche und ſpaniſche Dichtkunſt ſcheinen häufig, wie auf einer Maskerade, ihren Nationalcharakter gegenſeitig zu vertauſchen. Die deutſche Poeſie aber ſtellt ein beinahe vollſtändiges geographiſches Naturalienkabinet aller Nationalcharaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der Deutſche, ſagt man, fehle.

Im Grunde völlig gleichgültig gegen alle Form, und nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum von dem Künſtler nichts als das Intereſſe einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit, oder den Effekt der Leidenſchaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur ſtark und neu iſt, ſo iſt die Art, wie, und der Stoff, worin es geſchieht, dem Publikum ſo gleichgültig, als die Uebereinſtimmung der einzelnen Wirkungen zu einem vollendeten Ganzen. Die Kunſt thut das ihrige, um dieſem Verlangen ein Genüge zu leiſten. Wie in einem geiſtigen Kramladen ſteht hier Volkspoeſie und Bontonpoeſie beiſammen, und ſelbſt der Metaphyſiker ſucht ſein eignes Sortiment nicht vergebens; nordiſche oder chriſtliche Epopöen für die Freunde des Nordens und des Chriſtenthums; Geiſtergeſchichten für die Liebhaber myſtiſcher Gräßlichkeiten, und irokeſiſche oder kannibaliſche Oden für die Liebhaber der Menſchenfreſſerei; griechiſche Sitten für antike Seelen, und Rittergedichte für den romantiſchen Sinn, ja ſogar altdeutſche Nationalpoeſie für die Dilettanten der Deutſchheit! Aber umſonſt führt man aus allen Zonen den reichſten Ueberfluß ſolcher materiellen Reize und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zuſammen! Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden nur heftiger; mit jeder Gewährung ſteigen die Forderungen immer höher, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt ſich immer weiter. Das Neue wird alt, das Seltene gemein, und die Stachel des Reizenden werden ſtumpf. Bei ſchwächerer Selbſtkraft und bei geringerem Kunſttriebe ſinkt die ſchlaffe Empfänglichkeit in eine empörende Ohnmacht; der geſchwächte und krankhaft gewordne Kunſtſinn will endlich keine andre Speiſe mehr annehmen, als ekelhafte Seltſamkeiten von der roheſten Art, bis er zuletzt ganz abſtirbt und mit einer entſchiednen Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit für alles endigt. Wenn aber auch die Kraft nicht unterliegt, ſo bringt es wenig Gewinn. Wie ein Mann von großem Gemüthe, dem es aber an Uebereinſtimmung fehlt, bei dem Dichter von ſich ſelbſt ſagt:

„So taum'l ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde“;

ſo ſtrebt und ſchmachtet die kraftvollere Künſtler-Anlage raſtlos in unbefriedigter Sehnſucht, und die Pein der vergeblichen Anſtrengungen ſteigt nicht ſelten bis zu einer eignen Art von innern Verzweiflung des unbefriedigten Gefühls.

Wenn man nun dieſen Mangel an Einheit und an einem deutlich beſtimmten Zweck, dieſes Geſetzloſe in dem Ganzen der neuern Poeſie, und dagegen die hohe Vortrefflichkeit der einzelnen Theile gleich aufmerkſam beobachtet; ſo erſcheint ihre Maſſe wie ein Meer ſtreitender Kräfte, wo die Theilchen der aufgelöſten Schönheit, die Bruchſtücke der zerſchmetterten Kunſt, in trüber Miſchung ſich verworren durch einander regen. Man könnte ſie ein Chaos alles Erhabnen, Schönen und Reizenden nennen, welches gleich dem alten Chaos, aus dem ſich, wie die Sage lehrt, die Welt ordnete, eine Liebe und einen Haß erwartet, um die verſchiedenartigen Beſtandtheile zu ſcheiden, die gleichartigen aber zu vereinigen.

Sollte ſich nicht ein Leitfaden entdecken laſſen, um dieſe räthſelhafte Verwirrung zu löſen, den Ausweg aus dieſem Labyrinthe zu finden? Der Urſprung, Zuſammenhang und Grund ſo vieler ſeltſamen Eigenheiten der neuern Poeſie muß doch auf irgend eine Weiſe erklärbar ſein. Vielleicht gelingt es uns, aus dem Geiſt ihrer bisherigen Geſchichte zugleich auch den Sinn ihres jetzigen Strebens, die Richtung ihrer fernern Laufbahn, und ihr künftiges Ziel aufzufinden. Wären wir erſt über das herrſchende Princip ihrer Bildung im Klaren, ſo würde es vielleicht nicht ſchwer ſein, daraus die vollſtändige Aufgabe derſelben zu entwickeln. Schon oft erzeugte ein dringendes Bedürfniß ſeinen Gegenſtand: aus der Verzweiflung ging eine neue Ruhe hervor, und die Anarchie ward die Mutter einer wohlthätigen Wiedergeburt. Sollte die künſtleriſche Anarchie unſres Zeitalters nicht eine ähnliche glückliche Kataſtrophe erwarten dürfen? Vielleicht iſt der entſcheidende Augenblick gekommen, wo dem Kunſtſtreben entweder eine gänzliche Verbeſſerung bevorſteht, nach welcher es nie wieder zurückſinken kann, ſondern nothwendig fortſchreiten muß; oder die Kunſt wird auf immer fallen, und unſer Zeitalter muß allen Hoffnungen auf Schönheit und Wiederherſtellung ächter

Kunſt ganz entſagen. Wenn wir alſo zuvor den Charakter der neuern Poeſie beſtimmter gefaßt, das lenkende Princip ihrer Bildung aufgefunden, und die auffallendſten Züge ihres eigenthümlichen Weſens erklärt haben werden, ſo werden ſich uns folgende Fragen aufdringen:

Welches iſt die Aufgabe der modernen Poeſie?

Kann ſie erreicht werden?

Und welches ſind die Mittel dazu?

Es iſt einleuchtend, daß es in ſtrengſter und buchſtäblicher Bedeutung keine Charakterloſigkeit geben kann. Was man ſo zu nennen pflegt, wird entweder ein ſehr verwiſchter, gleichſam unleſerlich gewordner, oder ein äußerſt zuſammengeſetzter, verwickelter und räthſelhafter Charakter ſein. Schon jene durchgängige Anarchie und Unregelmäßigkeit in der Maſſe der neuern Poeſie iſt doch etwas Gemeinſames; ein bedeutender und charakteriſtiſcher Zug, der nicht ohne gemeinſchaftlichen innern Grund ſein kann. Wir ſind übrigens gewohnt, mehr nach einem dunkeln Gefühl als nach deutlich entwickelten Gründen die neuere Poeſie als ein zuſammenhängendes Ganzes zu betrachten. Aber mit welchem Recht dürfen wir dieß ſtillſchweigend vorausſetzen? Es iſt wahr, bei aller Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit der einzelnen Nationen verräth das Europäiſche Völkerſyſtem dennoch durch einen auffallend ähnlichen Geiſt der Sprachen, der Verfaſſungen, Gebräuche und Einrichtungen, in vielen übrig gebliebenen Spuren der frühern Zeit, den gleichartigen und gemeinſchaftlichen Urſprung in ihrer geſammten Geiſtescultur. Dazu kommt noch eine gemeinſchaftliche von allen Gebräuchen und Begriffen der heidniſchen Vorwelt ſo ganz abweichende Religion. Außerdem iſt die Bildung dieſer äußerſt merkwürdigen Völkermaſſe ſo innig verknüpft, ſo durchgängig zuſammenhängend, ſo beſtändig in gegenſeitigem Einfluße aller einzelnen Theile; ſie hat bei aller Verſchiedenheit ſo viele gemeinſchaftliche Eigenſchaften, ſtrebt ſo ſichtbar nach einem gemeinſchaftlichen Ziele, daß ſie nicht wohl anders als wie ein Ganzes betrachtet werden kann. Was vom Ganzen wahr iſt, gilt auch vom einzelnen Theil; wie die moderne Bildung überhaupt, ſo iſt auch die neuere Poeſie ein zuſammenhängendes Ganzes. So einleuchtend und entſchieden jene Bemerkung aber auch für viele ſein mag, ſo fehlt es doch gewiß nicht an Zweiflern, die dieſen Zuſammenhang theils läugnen, theils aus zufälligen Umſtänden und nicht aus einem gemeinſchaftlichen Einheitsgrunde und weſentlichen Princip erklären. Es iſt hier nicht der Ort dieß auszumitteln; es verlohnt ſich aber wohl der Mühe, dieſer Spur zu folgen, und den Verſuch zu unternehmen, ob jene allgemeine Vorausſetzung die Prüfung beſtehen kann. Schon der durchgängige gegenſeitige Einfluß der neuern Poeſie deutet auf einen weſentlichen innern Zuſammenhang. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften fand unter den verſchiedenen Nationalpoeſien der größten und gebildetſten Europäiſchen Völker eine ſtete Wechſelnachahmung Statt. Sowohl die italieniſche als die franzöſiſche und engliſche Manier in der Kunſt und Poeſie hatte ihre goldne Zeit, wo ſie den Geſchmack des ganzen übrigen gebildeten Europa deſpotiſch beherrſchte. Nur Deutſchland hat bis jezt den vielſeitigſten fremden Einfluß ohne die gleiche Rückwirkung von ſeiner Seite erfahren. Durch dieſe europäiſche Gemeinſchaft wird die grelle Härte des urſprünglichen Völkercharakters immer mehr verwiſcht, und endlich faſt gar vertilgt. An die Stelle deſſelben tritt nun je mehr und mehr ein allgemeiner europäiſcher Geiſt und Charakter, und die Geſchichte jeder beſondern Poeſie der einzelnen modernen Völker ſtellt uns den allmähligen Uebergang von ihrem urſprünglichen ganz beſchränkten und ſcharf bezeichneten Volks- und Natur-Charakter zu dem ſpätern Gemein-Charakter unſrer künſtlich progreſſiven europäiſchen Bildung von einer andern und neuen Seite dar. Aber ſchon in den früheſten Zeiten haben die verſchiedenen urſprünglichen Eigenthümlichkeiten ſo viel Gemeinſames, daß ſie wie ein Gewächs und nur als Zweige eines Stamms erſcheinen, durch die Aehnlichkeit der romaniſchen Sprachen und Versarten, und ſo mancher ganz eigenthümlichen Dichtungsformen jener romantiſchen Zeit. So lange die Fabel der Ritterzeit und die chriſtliche Legende und katholiſchen Sinnbilder eine reiche Vorrathskammer und eigne Art von neuer Mythologie für die Poeſie des Mittelalters waren, iſt die

Aehnlichkeit des Stoffes und des Geiſtes der Darſtellungen ſo groß, daß die nationale Verſchiedenheit ſich beinahe in die Gleichheit der ganzen romantiſchen Maſſe verliert. Der Charakter jener Zeit ſelbſt war einfacher und einförmiger. Aber auch nachdem durch einen großen hiſtoriſchen Umſchwung die Form der europäiſchen Welt ganz verändert ward, und mit dem Emporkommen des dritten Standes die verſchiedenen Nationalcharaktere mannichfaltiger wurden, und weiter aus einander wichen, blieb dennoch ungemein viel Aehnlichkeit übrig. Dieſe äußerte ihren Einfluß auch auf die Poeſie, nicht nur in dem Charakter derjenigen Dichtungsarten, deren Stoff das bürgerliche Leben iſt, und in dem Geiſte aller Darſtellungen, ſondern ſogar in manchen gemeinſchaftlichen Sonderbarkeiten.

Doch dieſe Züge würden ſich allenfalls aus der gemeinſchaftlichen Abſtammung und der gegenſeitigen Berührung, kurz aus der äußern Lage erklären laſſen. Es giebt aber noch andre merkwürdige Züge der neuern Poeſie, wodurch ſie ſich von allen übrigen Entwicklungen der Dichtkunſt, welche uns die Geſchichte kennen lehrt, aufs beſtimmteſte unterſcheidet, deren Grund und Zweck nur aus einem gemeinſchaftlichen innern Princip befriedigend abgeleitet werden kann. Dahin gehört die äußerſt charakteriſtiſche unermüdete Beharrlichkeit, mit der alle europäiſche Nationen bei der Nachahmung der antiken Kunſt geblieben, und durch kein Mißlingen ganz abgeſchreckt, oft auf neue Weiſe zu ihr zurückgekehrt ſind. Jenes ſonderbare Verhältniß der Theorie zur praktiſchen Ausübung, da der Geſchmack, ſelbſt in der Perſon des Künſtlers, wie des Publikums, von der Wiſſenſchaft nicht bloß Erklärung ſeiner Ausſprüche, Erläuterung ſeiner Geſetze, ſondern Zurechtweiſung verlangte; von ihr ſein Ziel, die Richtung und das Geſetz der Kunſt beſtimmt haben wollte. In ſich ſelbſt uneins und ohne innern Widerhalt, nimmt, ſo ſcheint es, der kranke Geſchmack zu den Vorſchriften eines Arztes oder eines Quackſalbers ſeine Zuflucht, wenn dieſer nur durch zuverſichtliche Anmaßung die leichtgläubige Treuherzigkeit zu täuſchen weiß. Ferner gehört noch zu dieſen charakteriſtiſchen Kunſteigenthümlichkeiten des Zeitalters der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen einer höhern und niedern Kunſt. Ganz noch beiſammen exiſtiren, leben und wirken beſonders jetzt zwei verſchiedne Poeſien neben einander, deren jede ihr eignes Publikum hat, und unbekümmert um die andre ihren Gang für ſich geht. Sie nehmen nicht die geringſte Notiz von einander, außer wenn ſie zufällig auf einander treffen, durch gegenſeitige Verachtung und Spott; oft nicht ohne heimlichen Neid über die Popularität der einen oder die Vornehmigkeit der andern. Das Publikum, welches ſich mit der gröbern Koſt begnügt, iſt naiv genug, jede Poeſie, welche höhere Anſprüche macht, als für Gelehrte allein beſtimmt, nur außerordentlichen Geiſtern oder doch nur ſeltnen feſtlichen Augenblicken angemeſſen, von der Hand zu weiſen und ſich dagegen ſeiner poetiſchen Gemeinheit in dem alltäglichen Kunſtbedarf der gewöhnlichen Schauſpiele und Romanenkoſt mit zufriednem Selbſtbewußtſein zu überlaſſen.

Am wichtigſten und weſentlichſten aber für das Ganze iſt das große Uebergewicht des Charakteriſtiſchen und deſſen, was bloß zufällig, vorübergehend und ſubjectiv ſchön iſt oder des Intereſſanten in der ganzen Maſſe der neuern Poeſie, vorzüglich aber in den ſpätern Zeitaltern derſelben. Dazu gehört auch das raſtloſe unerſättliche Streben nach dem Neuen, und durch die Neuheit Anziehenden bei dem dennoch die Sehnſucht unbefriedigt bleibt; ſo wie nach dem Auffallenden und Seltſamen.

Wenn die verſchiedenen Nationalbeſtandtheile der neuern Poeſie, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, und als einzelne für ſich beſtehende Ganze betrachtet werden, ſo ſind ſie unerklärlich. Sie bekommen erſt gegenſeitig durch einander Haltung und Bedeutung. Je aufmerkſamer man aber die ganze Maſſe der neuern Poeſie ſelbſt betrachtet, je mehr erſcheint auch ſie als das bloße Stück eines Ganzen. Die Einheit, welche ſo viele gemeinſame Eigenſchaften zu einem Ganzen verknüpft, iſt in der Maſſe ihrer Geſchichte nicht ſogleich ſichtbar. Wir müſſen ihre Einheit alſo ſogar jenſeits ihrer Gränzen aufſuchen, und ſie ſelbſt giebt uns einen Wink, wohin wir unſere Betrachtung richten ſollen. Jene gemeinſamen Züge, welche uns Spuren eines innern Zuſammenhanges zu ſein ſchienen, ſind überhaupt ſeltner ſchon entwickelte und klar hervortretende Eigenſchaften, als noch unvollendete Beſtrebungen und tiefer liegende, geiſtige Verhältniſſe. Die Gleichheit einiger derſelben vermehrt ſich, je mehr wir uns von dem jetzigen Zeitalter rückwärts entfernen; die einiger andern, je mehr wir uns demſelben nähern. Wir müſſen alſo nach einer doppelten Richtung nach ihrer Einheit forſchen: rückwärts nach dem erſten Urſprunge ihrer Entſtehung und Entwicklung; vorwärts nach dem letzten Ziele ihrer Fortſchreitung. Vielleicht gelingt es uns auf dieſem Wege, ihre Geſchichte vollſtändig zu erklären und nicht nur den Grund, ſondern auch den Zweck ihres eigenthümlichen Strebens und Weſens befriedigend anzugeben.

Nichts widerſpricht dem Charakter und ſelbſt dem Begriffe des Menſchen ſo ſehr, als die Idee einer völlig vereinzelten Kraft, welche durch ſich und in ſich allein wirken könnte. Niemand wird wohl läugnen, daß derjenige Menſch wenigſtens, den wir kennen, nur in einer Welt daſein und als daſeiend gedacht werden könne. Schon der unbeſtimmte Begriff, welchen der gewöhnliche Sprachgebrauch mit den Worten „Cultur, Entwicklung, Bildung“ verbindet, ſetzt zwei verſchiedene Naturen voraus: eine, welche gebildet wird, und eine andre, welche durch Umſtände und äußre Lage die Bildung veranlaßt und modificirt, befördert und hemmt. Der Menſch kann nicht thätig ſein, ohne ſich zu bilden. Bildung iſt der eigentliche Inhalt jedes menſchlichen Lebens, und der wahre Gegenſtand der höhern Geſchichte, welche in dem ſcheinbar zufälligen Wechſel des äußern Veränderlichen das innre Nothwendige oder die Entwicklung des Ewigen aufſucht. So wie der Menſch ins Daſein tritt, wird er mit dem Schickſal gleichſam handgemein, und ſein ganzes Leben iſt ein ſteter Kampf auf Leben und Tod mit der furchtbaren Macht, deren Armen er nie entfliehen kann. Innig umſchließt ſie ihn von allen Seiten und läßt keinen Augenblick von ihm ab. Man könnte die Geſchichte der Menſchheit, welche die urſprüngliche Geneſis und die nothwendigen Fortſchritte der menſchlichen Bildung charakteriſiren ſoll, mit militäriſchen Jahrbüchern vergleichen. Sie iſt der treue Bericht von dem Kriege der Menſchheit und des Schickſals. Der Menſch bedarf aber nicht nur einer Welt außer ſich, welche bald Veranlaſſung, bald Element, bald Organ ſeiner Thätigkeit werde: ſondern ſogar im Mittelpunkte ſeines eignen Weſens hat ſein Feind, die ihm entgegengeſetzte Natur, noch Wurzel gefaßt. Es iſt ſchon oft bemerkt worden, die Menſchheit ſei eine zwitterhafte Spielart, eine zweideutige Miſchung eines göttlichen Elements und der Thierheit. Man hat es richtig gefühlt, daß es ihr ewig unabänderlicher Charakter ſei, die unauflöslichen Widerſprüche, die unbegreiflichen Räthſel in ſich zu vereinigen, welche aus der Zuſammenſetzung des unendlich Entgegengeſetzten entſpringen. Der Menſch iſt eine aus ſeinem reinen Selbſt und einem fremdartigen Weſen gemiſchte Natur. Er kann mit dem Schickſal nie reine Abrechnung halten, und beſtimmt ſagen: jenes iſt dein Einfluß, dieß iſt mein Werk und mein geiſtiges Eigenthum. Nur das Gemüth, welches von dem Schickſal hinlänglich durchgearbeitet worden, erreicht das ſeltne Glück, ſelbſtändig ſein zu können. Die Grundlage ſeiner heiligſten Werke iſt dennoch oft ein bloßes Geſchenk der Natur, und auch ſeine beſten Thaten ſind nicht ſelten kaum zur Hälfte ſein. Ohne alle Freiheit wäre es keine That; ohne alle fremde Hülfe keine menſchliche. Die zu bildende innere Kraft aber muß nothwendig das Vermögen haben, ſich die Gabe der ſie von außen bildenden zuzueignen, das Vermögen, auf die Veranlaſſung jener ſich ſelbſt zu beſtimmen; ſie muß frei ſein. Bildung oder Entwicklung der Freiheit iſt die nothwendige Folge alles menſchlichen Thuns und Leidens, das endliche Ergebniß jeder Wechſelwirkung der Freiheit und der Natur. In dem gegenſeitigen Einfluß, der ſteten Wechſelbeſtimmung, welche zwiſchen beiden Statt findet, muß nun nothwendiger Weiſe eine von beiden Kräften die wirkende, die andre die rückwirkende ſein. Entweder die Freiheit oder die Natur muß der menſchlichen Bildung den erſten beſtimmenden Anſtoß geben, und dadurch die Richtung des Weges, das Geſetz der Fortſchreitung, und das endliche Ziel der ganzen Laufbahn vorzeichnen; es mag nun von der Entwicklung der geſammten Menſchheit oder eines einzelnen weſentlichen Beſtandtheils derſelben die Rede ſein. Im erſten Fall kann die Bildung eine natürliche, im letztern eine künſtliche heißen. In jener iſt der erſte urſprüngliche Quell der Thätigkeit ein unbeſtimmtes Verlangen; in dieſer ein beſtimmter Zweck. Dort iſt der Verſtand auch bei der größten Ausbildung dennoch nur der Handlanger und Dolmetſcher der Neigung; der geſammte zuſammengeſetzte Trieb aber der unumſchränkte Geſetzgeber und Anführer der Bildung. Hier iſt die bewegende, ausübende Macht zwar auch der Trieb; die lenkende, geſetzgebende Macht hingegen der Verſtandeszweck: ein oberſtes lenkendes Gedanken-Princip, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung beſtimmt, die Anordnung der ganzen Maſſe geſtaltet und nach Willkühr die einzelnen Theile trennt und verknüpft.

Die Erfahrung belehrt uns, daß unter allen Zonen, in jedem Zeitalter, bei allen Nationen, und in jedem Theile der menſchlichen Bildung, die praktiſche Ausübung der Theorie, das Leben der Wiſſenſchaft voranging, daß ihre Bildung von der Natur und ihrer bewegenden und treibenden Kraft den Anfang nahm. Und auch ſchon vor aller Erfahrung kann die Vernunft ſicher im Voraus beſtimmen, daß die Veranlaſſung dem Veranlaßten, die Wirkung der Rückwirkung, der Anſtoß der Natur der Selbſtbeſtimmung des Menſchen vorangehen müſſe. Nur auf die Natur kann erſt eigentliche Kunſt, nur auf eine natürliche Bildung kann die künſtliche folgen. Und zwar auf eine unglücklich beendigte natürliche Bildung; denn wenn der Menſch auf dem leichten Wege der Natur ohne Hinderniß immer weiter zum Ziele fortſchreiten könnte, ſo wäre ja die Hülfe der Kunſt ganz überflüßig, und es ließe ſich in der That gar nicht einſehen, was ihn bewegen ſollte, einen neuen Weg einzuſchlagen. Die bewegende Kraft wird ſich in der einmahl angenommenen Richtung fortbewegen, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, und ein Hinderniß von außen ihr nicht eine neue Richtung ertheilt. Die Natur wird das lenkende Princip und herrſchender Geiſt der Bildung bleiben, bis ſie dieſes Recht verloren hat, und wahrſcheinlich wird nur ein unglücklicher Mißbrauch ihrer Macht den Menſchen dahin vermögen, ſie ihres Amtes zu entſetzen. Daß der Verſuch der natürlichen Bildung mißglücken könne, iſt aber gar keine unwahrſcheinliche Vorausſetzung: der Trieb iſt zwar ein mächtiger Beweger, aber ein blinder Anführer. Ueberdem iſt hier in die Geſetzgebung ſelbſt etwas Fremdartiges eingenommen: denn der geſammte Trieb iſt ja nicht rein, ſondern aus Menſchheit und Thierheit zuſammengeſetzt. Die künſtliche Bildung hingegen kann wenigſtens zu einer richtigen Geſetzgebung, dauerhaften Vervollkommnung, und endlichen, vollſtändigen Befriedigung führen: weil dieſelbe Kraft, welche das Ziel des Ganzen aus ſich ſelbſt entnimmt, hier zugleich auch die Richtung der Laufbahn beſtimmt, die einzelnen Theile lenkt und ordnet.

Schon in den früheſten Zeitaltern der europäiſchen Bildung aber finden ſich unverkennbare Spuren jenes künſtlichen Urſprungs und der vorherrſchenden Verſtandesrichtung der neuern Poeſie. Die Kraft, der Stoff war zwar durch die Natur gegeben; das beſtimmende Princip der dichteriſchen Bildung war aber nicht der Trieb, ſondern gewiſſe leitende Begriffe und Zwecke. Mögen dieſe herrſchenden Begriffe noch ſo dunkel und unentwickelt ſein, ſo können und dürfen ſie doch mit dem Triebe, als lenkendem Princip der Bildung, nicht verwechſelt werden. Beide ſind nicht durch Grade, ſondern der Art nach von einander unterſchieden. Zwar veranlaſſen herrſchende Begriffe ähnliche Neigungen, und umgekehrt. Dennoch iſt unverkennbar, von welcher Seite die lenkende Kraft in der Bildungsgeſchichte eines Individuums, einer Nation oder eines Zeitalters ausgeht: weil beider Richtung ganz entgegengeſetzt iſt. Die Tendenz des geſammten Triebes geht auf ein unbeſtimmtes Ziel; die Richtung des theilenden Verſtandes geht auf einen beſtimmten Zweck. Der entſcheidende Punkt iſt, ob die Anordnung der ganzen Maſſe, der Richtung aller Kräfte, durch das Streben des geſammten noch ungetrennten Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen, oder durch einen einzelnen Begriff und Zweck beſtimmt iſt. Der eigenthümliche Charakter jener herrſchenden Begriffe war durch Umſtände veranlaßt, und durch die äußere Lage nothwendig beſtimmt. Daß aber der Menſch nach dieſen Begriffen ſich ſelbſt beſtimmte, den gegebenen Stoff ordnete, und die Richtung ſeiner Kraft mit Wahl entſchied, das war ein freier Akt des Gemüths. Dieſer freie Akt iſt aber eben der urſprüngliche Quell, der erſte beſtimmende Anſtoß der künſtlichen Bildung nach Verſtandeszwecken oder Vernunftbegriffen, welcher Anſtoß alſo mit vollem Recht der Freiheit zugeſchrieben wird. Die fantaſtiſchen Geſtalten der romantiſchen Dichtkunſt haben nicht etwa wie der orientaliſche Schwulſt eine abweichende Naturanlage zum Grunde. Es ſind vielmehr offenbar eigenthümlich ſonderbare Begriffe, durch welche eine an ſich glückliche, dem Schönen nicht ungünſtige Fantaſie eine ſo wunderbare und im Vergleich mit den antiken Urbildern doch nur ſubjektiv ſchöne Richtung genommen hatte. Sie ſtand alſo unter der Herrſchaft von Begriffen, und ſo willkührlich und unentwickelt dieſe auch ſeyn mochten, ſo war doch der nachdenkende Verſtand als ihr erzeugendes Vermögen, das lenkende Princip der damaligen künſtleriſchen Bildung. Das Rieſen-Werk des Dante, dieſe erhabene Naturerſcheinung in der trüben Nacht jenes dunkeln Zeitalters, iſt ein neuer Beweis für den künſtlichen Urſprung und Grund-Charakter der älteſten modernen Dichtkunſt. Im Einzelnen wird niemand die großen überall verbreiteten Züge verkennen, die nur aus jener unergründlichen Quelle der Kraft gequollen ſeyn können, welche weder gelehrt noch gelernt werden kann. Die abentheuerliche Anordnung der Maſſe aber, den höchſt ſeltſamen Gliederbau des ganzen ungeheuren Werks, verdanken wir weder dem göttlichen Barden, noch dem weiſen Künſtler, ſondern zum Theil auch der gothiſchen Scholaſtik jener Zeit.

Selbſt der Reim ſcheint ein Kennzeichen dieſer urſprünglichen Künſtlichkeit unſrer dichteriſchen Bildung. Zwar kann vielleicht das Vergnügen an der gleichmäßigen Wiederkehr eines ähnlichen Geräuſches in der Natur des menſchlichen Gefühlsvermögens gegründet ſeyn. Jeder Laut eines lebenden Weſens hat ſeinen eigenthümlichen Sinn, und auch die Gleichartigkeit mehrerer Laute iſt nicht bedeutungslos. Wie der einzelne Laut den vorübergehenden Zuſtand, ſo bezeichnet jene Wiederkehr die beharrliche Eigenthümlichkeit. Sie iſt die tönende Charakteriſtik, das muſikaliſche Abbild einer lebendigen Perſönlichkeit oder einer organiſchen Eigenthümlichkeit. So wiederholen viele Thierarten ſtets daſſelbe Geräuſch einer kleinen innern Periode, oder enden den ſchön melodiſchen Geſang in öftern Wiederholungen mit dem ähnlichen oder gleichen Schlußfall. Es läßt ſich auch wohl denken, daß vermöge jenes bekannten Geſetzes der Sinne, oder der eigenthümlichen Naturanlage ſeiner Sprache, ein Volk auch ohne abſichtliche Künſtelei, an dieſer Aehnlichkeit der Klänge ein übermäßiges Wohlgefallen fände. Nur in der tiefſten Charakteriſtik der Gefühle kann die poetiſche Bedeutung dieſer muſikaliſchen Sylbenſpiele und Anklänge der Fantaſie geſucht und gefunden werden. Wo aber der Reim keinen andern Grund hat, als die überwundne Schwierigkeit, das Vergnügen an einem unerwarteten Worte, und die äußre Glätte eines bedeutungsloſen Wohllauts für ein gleichförmig gewöhntes Ohr, wie mehrentheils bei den eigentlich modernen Dichtern, da muß der ſo behandelte Reim als etwas Barbariſches und Verwerfliches erſcheinen. Nur wo verkehrte Begriffe das Ziel und die Richtung der poetiſchen Bildung beſtimmten, konnte man eine ſolche fremde Zierath zum nothwendigen Geſetz, und das ſinnliche Behagen an einer eigenſinnigen Spielerei beinahe zum letzten Zweck der Kunſt erheben. In dieſer höchſt modernen und ganz unkünſtleriſchen Anſicht und Behandlungsweiſe des Reims iſt denn auch ſeine angemeſſne Behandlung eine ſo äußerſt ſeltne und ſchwere Kunſt, daß die bewundernswürdige Geſchicklichkeit der größten Meiſter kaum hinreicht, ihn nur unſchädlich zu machen. Mit dem antiken Begriff der ſchönen Kunſt läßt ſich der Reim einmahl nicht vereinbaren, und wird immer als eine fremdartige Störung auf dieſem Standpunkte erſcheinen. Die antike Schönheit der poetiſchen Darſtellung verlangt Rhythmus und Melodie; denn nur die geſetzmäßige Gleichartigkeit in der zwiefachen Quantität der auf einander folgenden Töne, kann das Allgemeine und Beharrliche in dem Wechſel der Gefühle und Leidenſchaften ausdrücken. Die regelmäßige Aehnlichkeit aber in der innern Qualität und dem Materiellen mehrerer Klänge, kann nur das Einzelne ausdrücken und durch die Elemente der Sprache dichteriſch charakteriſiren. Unſtreitig kann ſie auf dieſe Art, in der Hand eines großen Meiſters, ungemein viel Sinn bekommen, und ein wichtiges Werkzeug und Mittel für die charakteriſtiſche Tiefe der Gefühle in der Poeſie werden. Auch von dieſer Seite beſtätigt ſich alſo das Reſultat, daß der Reim, nebſt der Herrſchaft des charakteriſtiſch Bedeutenden ſelbſt, in der künſtlichen Bildung der Poeſie ſeine eigentliche Stelle ſindet, und eben dieſer weſentlich angehört.

Es darf uns nicht irre machen, daß dieſer Spuren der Künſtlichkeit im Anfange der neuern Poeſie, im Vergleich gegen die ſpätere Zeit doch nur wenige ſind. Das große welthiſtoriſche Völker-Chaos, welches den Zwiſchenraum zwiſchen der antiken und der modernen Bildung anfüllt, mußte erſt beendigt ſein, ehe der Charakter der letztern recht laut werden konnte. Es blieben zwar Bruchſtücke der antiken Bildung und Eigenthümlichkeit genug übrig: aber durch die nationale Urkraft der nordiſchen Sieger wurde dennoch wie ein friſcher Zweig auf den ſchadhaften Stamm gepfropft. Nun mußte freilich die neue Natur erſt Zeit haben, zu werden, zu wachſen und ſich zu entwickeln, ehe die Kunſt ſie nach Willkühr lenken und ihre eigne Unerfahrenheit an jener verſuchen konnte. Der Keim der künſtlichen Bildung war ſchon lange vorhanden: in einer durchaus geiſtigen und allgemeinen Religion, durch welche alſo auch das ganze Leben und alle Kunſt und Bildung viel intellectueller ward; in dem unausſprechlichen Elende ſelbſt, welches das endliche Reſultat der nothwendigen Entartung der natürlichen Bildung war; und endlich in den vielen Fertigkeiten, Erfindungen und Kenntniſſen, welche nicht verloren gingen. Was von der Erndte der ganzen Vorwelt noch vorhanden war, ward den nordiſchen Ankömmlingen zu Theil. Eine große und reiche Erbſchaft, welche ſie aber dadurch theuer genug erkauften, daß ihnen die ſittliche Entartung einer in ſich ſelbſt verſunknen Natur zugleich mit überliefert ward! Das Erdreich mußte erſt urbar gemacht werden und vielfältig cultivirt ſein, ehe dieſer Keim ſich allmählig entwickeln, und aus dem Schooße der Barbarei die neue Form langſam ans Licht treten konnte. Ueberdem hatte der moderne Geiſt mit den nothwendigen Bedürfniſſen der Religion und Politik ſo viel zu ſchaffen, daß er erſt ſpät an den Luxus des Schönen denken konnte. Daher blieb auch die europäiſche Poeſie ſo geraume Zeit beinahe nur national und noch ganz der Liebe und Entwicklung der einzelnen Völker anheim geſtellt, bis ſich erſt das gemeinſame Weſen derſelben in ſeiner Allgemeinheit kund gab und hervortrat. Es ſind daher neben dem

Naturcharakter, welchen ſie in ihrem nationalen Urſprunge an ſich trägt, anfangs nur einige, zwar unverkennbare, aber doch nur wenige Spuren dieſes künſtlichen Charakters und vorherrſchenden Princips der Künſtlichkeit in ihrer Entwicklung ſichtbar.

Zwar äußern ſchon leitende Begriffe ihren Einfluß auf die künſtleriſche Praxis, dieſe ſind aber ſelbſt ſo dürftig, daß ſie höchſtens nur für die erſten ſchwachen Spuren der künftigen Theorie gelten können. Es iſt in dieſer Zeit noch gar keine eigentliche Theorie vorhanden, welche von der Ausübung abgeſondert, und nothdürftig zuſammenhängend wäre. Späterhin tritt aber die Theorie mit ihrem zahlreichen Gefolge deſto herrſchſüchtiger hervor, greift immer weiter um ſich, kündigt ſich ſelbſt als geſetzgebendes Princip der modernen Dichtkunſt an, und wird als ſolches auch vom Publikum, wie vom Künſtler und Kenner anerkannt. Eigentlich wäre es nun ihre große Beſtimmung, dem verderbten Kunſtgefühl ſeine verlorne Geſetzmäßigkeit, und der verirrten Kunſt ihre ächte Richtung wieder zu geben. Aber nur wenn ſie allgemeingültig wäre, könnte ſie allgemeingeltend werden, und von einer kraftloſen Anmaßung ſich zum Range einer wirklichen öffentlichen Macht erheben. Wie wenig ſie aber bis jetzt geweſen ſei, was ſie ſein ſollte, iſt ſchon daraus offenbar, daß ſie nie mit ſich ſelbſt einig werden konnte. Bis dahin müſſen die Gränzen des Verſtandes und des Gefühls im Gebiethe der Kunſt von beiden Seiten beſtändig überſchritten werden. Die einſeitige Theorie wird ſich leicht noch größere Rechte anmaßen, als ſelbſt der allgemeingültigen zukommen würden. Der entartete Kunſtſinn hingegen wird der Wiſſenſchaft ſeine eigne verkehrte Richtung mittheilen, ſtatt daß er von ihr eine beſſere empfangen ſollte. Stumpfe oder niedrige Gefühle, verworrne oder ſchiefe Urtheile, lückenhafte oder gemeine Anſchauungen werden nicht nur eine Menge einzelner unrichtiger Begriffe und Grundſätze erzeugen, ſondern auch grundſchiefe Richtungen der Unterſuchung, ganz verkehrte Grundgeſetze veranlaſſen. Daher der zwiefache Charakter der neuern Kunſt-Theorie, welcher das unläugbare Reſultat ihrer ganzen Geſchichte iſt. Sie iſt nehmlich theils ein treuer Abdruck des modernen Geſchmacks, der abgezogene Begriff der verkehrten Praxis, die Regel der barbariſchen Entartung; theils das verdienſtvolle ſtete Streben nach einer wahrhaft begründeten und eben daher auch allgemeingültigen Wiſſenſchaft.

Aus dieſer Herrſchaft des Verſtandes in dem Gange der modernen Kunſtentwicklung; aus dieſer Künſtlichkeit unſrer poetiſchen Bildung erklären ſich alle, auch die ſeltſamſten Eigenheiten der neuern Poeſie vollkommen.

Während der Periode der Kindheit des die Bildung leitenden Verſtandes, wenn der wiſſenſchaftliche und die Wiſſenſchaft ſuchende Inſtinkt, ein ſelbſtſtändiges Produkt der Art aus ſich zu erzeugen, noch nicht im Stande iſt: pflegt er ſich gern an eine gegebne Anſchauung anzuſchließen, wo er das Allgemeingültige, vollkommen Gewiſſe und ewig Feſte in ſeiner Art, als das Object ſeines ganzen Strebens, ahnet. Daher die auffallende Nachahmung des Antiken, auf welche alle europäiſche Nationen ſchon ſo frühe verfielen, bei welcher ſie mit der ſtandhafteſten Ausdauer beharrten, und zu der ſie mehrentheils nach einem kurzen Zwiſchenraum nur auf neue Weiſe zurückkehrten. Denn der wiſſenſchaftliche Inſtinkt hoffte vorzüglich hier ſein Streben zu befriedigen, und das geſuchte objectiv Gewiſſe und Schöne der Kunſt zu finden. Der noch im Zuſtande der Kindheit befangene Verſtand erhebt das einzelne Beiſpiel zur allgemeinen Regel, adelt das Herkommen, und ſanctionirt das Vorurtheil. Die Autorität der Alten, ſo ſchlecht man ſie verſtand, ſo verkehrt man ſie auch nachahmte, ward das erſte Grundgeſetz und wie ein künſtleriſches Dogma in der ältern kritiſchen Ueberlieferung, welche nur die Vorübung zu der eigentlichen Philoſophie der Dichtkunſt war.

Die Willkühr der lenkenden Bildungskunſt iſt unumſchränkt; die gefährlichen Werkzeuge der noch unerfahrnen beim Anbeginne ihres Wirkens ſind Scheidung und Miſchung aller gegebnen Stoffe und vorhandnen Kräfte. Ohne auch nur zu ahnen, was ſie thut, eröffnet ſie ihre Laufbahn mit einer zerſtörenden Ungerechtigkeit: ihr erſter Verſuch iſt ein Fehler, der zahlloſe andre nach ſich zieht, und welchen die Anſtrengung vieler Jahrhunderte kaum wieder gut machen kann. Der widerſinnige Zwang ihrer thörichten Geſetze ihrer gewaltſamen Trennungen und Verknüpfungen hemmt, verwirrt, verwiſcht und vernichtet endlich die Natur. Den Werken, welche ſie hervorbringt, fehlt es an einem innern Lebensquell; es ſind nur einzelne durch äußre Gewalt an einander gefeſſelte Stücke, ohne eigentlichen Zuſammenhang, ohne ein Ganzes. Nach vielfältigen Anſtrengungen iſt die endliche Frucht ihres langen Fleißes oft keine andre, als eine durchgängige Verwirrung aller natürlich gegebnen Verhältniſſe und eine vollendete Ungewißheit über die eigne weitere Beſtimmung. Die allgemeine Vermiſchung der Nationalcharaktere, die ſtete Wechſelnachahmung im ganzen Gebiethe der modernen Dichtkunſt würde zwar ſchon durch den politiſchen und religiöſen Zuſammenhang eines Völkerſyſtems, welches ſich durch ſeine äußre Lage vielfach berührt und aus einem gemeinſchaftlichen Stamm entſprungen iſt, begreiflich werden können; gleichwohl bekommt ſie durch jene Künſtlichkeit der neuern europäiſchen Bildung einen ganz eigenthümlichen Anſtrich. Bei einer natürlichen Bildung würden wenigſtens gewiſſe Gränzen der Abſonderung, wie der Vereinigung, entſchieden und beſtimmt ſein. Die Willkühr der Abſicht allein konnte eine ſo gränzenloſe Verworrenheit in allen intellectuellen Beſtrebungen erzeugen, und endlich faſt jede Spur von Geſetzmäßigkeit und natürlich freier Entfaltung in dem Stufengange der modernen Bildung und Kunſt vertilgen! Zwar giebt es noch immer ſo viele Hauptmaſſen der Eigenthümlichkeit, als große gebildete Nationen. Doch ſind die wenigen gemeinſamen Züge ſehr ſchwankend, und eigentlich ſteht jeder Künſtler für ſich allein, wie ein auf ſein Ich beſchränkter Einſiedler in der Mitte ſeines Zeitalters und ſeines Volks. Es giebt ſo viele eigenthümliche Manieren als originelle Künſtler. Zu manierirter Einſeitigkeit geſellt ſich die reichſte Vielſeitigkeit, von der Zeit an, da die rege gewordne Kraft der Natur anfing, ihrer Fülle unter dem Druck des künſtlichen Zwanges Luft zu machen. Denn je weiter man von der reinen Wahrheit entfernt iſt, je mehr einſeitige Anſichten derſelben giebt es. Je größer die ſchon vorhandene Maſſe origineller Dichtungen und Kunſtwerke iſt, deſto ſeltner wird das wahrhaft neu Erfundne. Daher die zahlloſe Legion der nachahmenden Echokünſtler: und daher iſt auch genialiſche Kraft und Erfindung das höchſte Ziel des hochſtrebenden Künſtlers, der oberſte Maßſtab des tieferen Kenners.

Der Verſtand kann durch zahlloſe Irrthümer doch endlich eine ſpäte beſſere Einſicht theuer erkaufen: und ſich dann ſicher einer dauernden Vervollkommnung nähern. Es iſt alsdann unſtreitig möglich, daß er den urſprünglichen Nationalcharakter auch mit Grund und Erfolg zu einem höhern Zweck verändern, mildern oder umbeugen und ſelbſt vertilgen könne. Nicht ſelten aber ſind dieſe ſeine chemiſchen Verſuche in der willkührlichen Scheidung und Miſchung der urſprünglichen Künſte und reinen Kunſtarten, für das Gedeihen und Weſen derſelben ſehr nachtheilig und gefahrbringend. Faſt unvermeidlich wird hier ſein unglücklicher Scharfſinn die Natur gewaltſam zerrütten, ihre Einfachheit verfälſchen, und ihre ſchöne Organiſation gleichſam in eine elementariſche Maſſe auflöſen und zerſtören. Ob ſich aber durch dieſe künſtliche Zuſammenſetzungen wirkliche neue Verbindungen und Arten hervorbringen laſſen, iſt wenigſtens äußerſt ungewiß. Wie werden nicht die Gränzen der einzelnen Künſte in der Vereinigung mehrerer verwirrt? In einem und demſelben Kunſtwerke iſt die Poeſie oft zugleich deſpotiſche Beherrſcherin und knechtiſche Dienerin der Muſik. Der Dichter will darſtellen, was nur der Schauſpieler vermag: und er läßt Lücken für jenen, die nur er ſelbſt ausfüllen könnte. Die dramatiſche Gattung allein könnte uns eine reiche Beiſpielſammlung von unnatürlichen Vermiſchungen der reinen Dichtarten darbieten. Es ließen ſich manche Beiſpiele der Art, an berühmten Werken der neuern Poeſie hier anführen und aufſtellen: durch die Vortrefflichkeit der Ausführung wird das Unförmliche und Widernatürliche der Gattung ſelbſt nur deſto ſichtbarer. Es entſtehen dadurch manche Uebergänge und Mittelſtufen, und wirklich neue Verbindungen in der Poeſie, für die es in der gewöhnlichen Kunſttheorie nach ganz an dem Begriff, ja ſogar an einer angemeßnen Stelle fehlt. Es giebt eine Art dramatiſcher Gedichte in der modernen Kunſt, welche man lyriſche nennen könnte. Nicht wegen einzelner lyriſcher Theile, denn jedes ſchöne dramatiſche Ganze iſt aus lauter lyriſchen Beſtandtheilen und Gliedern zuſammengeſetzt; es ſind Gedichte in dramatiſcher Form, deren Einheit aber eine muſikaliſche Stimmung oder lyriſche Gleichartigkeit iſt; alſo die dramatiſche Aeußerung einer lyriſchen Begeiſtrung. Keine Gattung wird von ſchlechten Kennern ſo häufig und ſo ſehr verkannt als dieſe: weil die Einheit der Stimmung nicht durch den Verſtand eingeſehen, ſondern nur durch ein zarteres Gefühl wahrgenommen werden kann. Eines der vortrefflichſten Gedichte dieſer Art, der Romeo des Shakeſpeare, iſt gleichſam nur ein romantiſcher Seufzer über die flüchtige Kürze der jugendlichen Freude; ein ſchöner Klagegeſang, daß dieſe friſcheſten Blüthen im Frühling des Lebens unter dem liebloſen Hauch des rauhen Schickſals ſo ſchnell dahin welken. Es iſt eine hinreißende Elegie, wo die ſüße Pein, der ſchmerzliche Genuß der zarteſten Liebe unauflöslich verwebt iſt. Dieſe bezaubernde Miſchung unauflöslich verwebter Anmuth und Schmerzen iſt aber eben der eigentliche Charakter der Elegie.

Nichts kann die Künſtlichkeit der modernen Dichtkunſt und ihrer ganzen Bildung beſſer erläutern und beſtätigen, als das große Uebergewicht des eigenthümlich Charakteriſtiſchen und dann des philoſophiſchen Geiſtes in dem ganzen Umkreis ihrer Hervorbringungen. Die vielen und vortrefflichen Kunſtwerke, deren Zweck in einem philoſophiſchen Grunde oder Streben liegt, bilden nicht etwa bloß eine unbedeutende Nebenart der ſchönen Poeſie, ſondern eine ganz eigne große Hauptgattung, welche ſich wieder in zwei Unterarten ſpaltet. Es giebt eine ſelbſtthätige Darſtellung einzelner und allgemeiner, bedingter und unbedingter Erkenntniſſe, welche von der ſchönen Kunſt noch eben ſo verſchieden iſt, als von der Wiſſenſchaft und der Geſchichte. Das Häßliche und dem Schönen Widerſtreitende, iſt ihr oft zu ihrer Vollendung unentbehrlich, und auch das Schöne gebraucht ſie eigentlich nur als Mittel zu ihrem beſtimmten philoſophiſchen Zweck. Ueberhaupt hat man bisher das Gebieth der darſtellenden Kunſt viel zu eng beſchränkt, das der ſchönen Kunſt hingegen zu weit ausgedehnt. Das unterſcheidende Kennzeichen der ſchönen Kunſt beruht in dem freien Spiel der Seelenkräfte, ohne einen beſtimmten Verſtandeszweck: das Weſen der darſtellenden Kunſt überhaupt aber liegt in dem

Idealiſchen der Darſtellung. Idealiſch aber iſt eine Darſtellung, es mag ihr Organ nun bloß Bezeichnung oder eigentliche Nachahmung ſein, wenn der dargeſtellte Stoff nach den Geſetzen des darſtellenden Geiſtes gewählt und geordnet, und wo möglich auch gebildet wird. Wenn es vergönnt iſt, alle diejenigen Künſtler zu nennen, deren Wirkungsſphäre und Mittheilungsform eine idealiſche Darſtellung, deren Ziel aber unbedingt iſt; ſo giebt es drei weſentlich verſchiedene Claſſen von Künſtlern, je nachdem ihr Ziel das Gute, das Schöne, oder das Wahre iſt. Es giebt Erkenntniſſe, welche durch hiſtoriſche Nachahmung wie durch intellectuelle Bezeichnung durchaus nicht mitgetheilt, welche nur dargeſtellt werden können: ganz perſönliche und ihrem innerſten Weſen nach eigenthümliche idealiſche Anſchauungen, als Beiſpiele und Belege zu geiſtigen Begriffen und Ideen. Auf der andern Seite giebt es auch Kunſtwerke, idealiſche Darſtellungen, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als Erkenntniß. Dieſe idealiſchen Darſtellungen, deren letztes Ziel und innrer Geiſt ganz philoſophiſch iſt, betrachte ich als die eigentliche didaktiſche Dichtkunſt: und finde darin den wahren Aufſchluß über das innre Weſen dieſer Gattung, welche in unſern gewöhnlichen Kunſttheorien nur als ein überflüſſiger Auswuchs, und gar nicht recht zu erklärende Ausnahme erſcheint, ſo wie über die Stelle, welche dieſe Gattung in dem Ganzen der intellectuellen Hervorbringungen weſentlich einnimmt. Werke, deren Stoff didaktiſch, deren Zweck aber dichteriſch; oder Werke, deren Stoff und Zweck didaktiſch, deren äußre Form aber poetiſch iſt, ſollte man durchaus nicht ſo benennen; denn nie kann die eigenthümliche Beſchaffenheit des Stoffs einen hinreichenden Grund zu einer gültigen Kunſteintheilung abgeben.

Man redet auch wohl von der angenehmen Kunſt als von einer Nebenart der ſchönen, von welcher ſie doch durch eine unendliche Kluft geſchieden iſt. Die angenehme Redekunſt iſt mit der ſchönen Poeſie nicht näher verwandt als jede andre ſinnliche Geſchicklichkeit, welche Plato Kunſt zu nennen verbietet und mit der Kochkunſt in eine Klaſſe ordnet. Im allgemeinſten Sinne iſt Kunſt jede urſprüngliche oder erworbne Geſchicklichkeit, irgend einen Zweck des Menſchen in der Natur wirklich auszuführen: die Fertigkeit irgend eine Theorie praktiſch zu machen. Die Zwecke des Menſchen ſind theils unendlich und nothwendig, theils beſchränkt und zufällig. Die Kunſt iſt daher entweder eine freie Ideenkunſt oder eine mechaniſche Kunſt des Bedürfniſſes, deren Arten die nützliche und die angenehme Kunſt ſind. Der Stoff, in welchem das Geſetz des Gemüths ausgeprägt wird, iſt entweder die Welt im Menſchen ſelbſt, oder die Welt außer ihm, die unmittelbar oder die mittelbar mit ihm verknüpfte Natur. Die freie Ideenkunſt zerfällt daher in die Lebenskunſt, deren Arten die Sittenkunſt und die Staatskunſt ſind, und in die darſtellende Kunſt, deren Erklärung ſchon oben gegeben iſt. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung, ihr Werkzeug mag nun willkührliche Bezeichnung oder bildliche Nachahmung ſein, unterſcheidet ſich dadurch von der Darſtellung der Kunſt, daß ſie den Stoff, wiewohl ſie das Gegebene gleichfalls nach den Geſetzen des darſtellenden Geiſtes ordnet, ſelten wählt, nie bildet und erfindet. Sie iſt mit einem Worte nicht idealiſch. Die darſtellende Kunſt theilt ſich in drei Claſſen, je nachdem ihr Ziel das Wahre, das Schöne oder das Gute iſt. Von den beiden erſten Claſſen iſt ſchon oben geredet. Mir ſcheint aber auch das Vorhandenſein, und die weſentliche Verſchiedenheit jener dritten Claſſe unläugbar. Es giebt idealiſche Darſtellungen in der Poeſie, deren Ziel und Tendenz weder dichteriſch noch eigentlich philoſophiſch, ſondern rein moraliſch iſt. Es wäre nicht unbegreiflich, daß die Mittheilung ſittlicher Güte, ehedem ein integranter Theil der Sokratiſchen Philoſophie, von der Scholaſtik verſcheucht, ihre Zuflucht zur Poeſie genommen hatte. Das Medium, durch welches bei den Griechen die Tugend verbreitet, und durch innige Wechſelberührung erhöht und vervielfältigt ward, die Freundſchaft oder männliche Liebe iſt ſo gut als nicht mehr vorhanden. Der ſittliche Künſtler findet nur noch die idealiſche Darſtellung vor, um den angebornen, jedem großen Meiſter eigenen, Künſtlertrieb, ſeine Gabe mitzutheilen, ſeinen Geiſt im Gemüth ſeiner Schüler fortzupflanzen, befriedigen zu können. In einzelnen Fällen ſind die Gränzen oft ſehr ſchwer zu beſtimmen. Der entſcheidende Punkt iſt die Anordnung des Ganzen. Der beſtimmte Gliederbau eines didaktiſchen Werks läßt ſich am wenigſten verkennen. Iſt es die geſetzlich freie Ordnung eines ſchönen Spiels, aus welcher die organiſche Gliederung deſſelben hervorgeht, ſo iſt das Werk künſtleriſch. Der freie Erguß des ſittlichen Gefühls, ohne gefällige Rundung und ohne Streben nach geſetzmäßiger Einheit würde in der moraliſchen Dichtkunſt Statt ſinden, zu welcher ich einige berühmte deutſche Werke lieber zählen würde, als zur philoſophiſchen Gattung. Hemſterhuys redet von einer Philoſophie, welche dem Dithyrambus ähnlich ſei. Was verſteht er darunter wohl andres, als den freieſten Erguß des ſittlichen Gefühls, eine Mittheilung großer und guter Geſinnungen? Den Simon dieſes Philoſophen möchte ich eine Sokratiſche Poeſie nennen; denn wohl ſcheint die Anordnung des Ganzen weder didaktiſch, noch dramatiſch, ſondern in dem angeführten Sinne dithyrambiſch zu ſein. Die Tendenz ſehr vieler der vortrefflichſten und berühmteſten modernen Gedichte iſt alſo unläugbar philoſophiſch. Ja, die neuere Poeſie ſcheint hier eine gewiſſe Vollendung, ein Höchſtes in ihrer Art erreicht zu haben. Die didaktiſche Gattung iſt ihr Stolz und ihre Zierde; ſie iſt ihr originellſtes Erzeugniß, weder aus verkehrter Nachahmung noch aus irriger Lehre erkünſtelt, ſondern aus den verborgnen Tiefen ihrer urſprünglichen Kraft hervorgegangen.

Der große Umfang des Charakteriſtiſchen in der ganzen Kunſtbildung der Modernen offenbart ſich aber auch in den andern Künſten. Giebt es nicht auch eine ſolche charakteriſtiſche Mahlerei, deren eigentliches Intereſſe und weſentlicher innerer Zweck weder künſtleriſch noch bloß hiſtoriſch, ſondern rein phyſiognomiſch, alſo philoſophiſch, deren Behandlung aber nicht durchaus hiſtoriſch, ſondern mehr idealiſch iſt? Es übertrifft dieſelbe ſogar an poſitiver Beſtimmtheit in der individuellen Nachbildung, die Poeſie ſo unendlich weit, wie ſie ihr an Umfang, Zuſammenhang und Vollſtändigkeit nachſteht. Selbſt in der Muſik hat die Charakteriſtik und Mahlerei der äußern Gegenſtände und höchſt individuellen Eindrücke ganz gegen die Natur dieſer Kunſt überhand genommen. Auch in der Schauſpielkunſt herrſcht das Charakteriſtiſche unumſchränkt. Ein mimiſcher Künſtler muß an Körper und Geiſt gleichſam eine wunderbare Art von Proteus in ſeiner Darſtellung ſein, um ſich ſelbſt in jede Manier und jeden Charakter und andre Perſon, bis auf die allerfeinſten Züge umwandeln zu können. Darüber wird die Schönheit vernachläſſigt, der Anſtand oft beleidigt, und der mimiſche Rhythmus vollends ganz vergeſſen, durch welchen bei den Alten das hohe Schöne in der rhythmiſchen Bewegung des kunſtreichen Tanzes mit dem bloß nachahmenden und leidenſchaftlichen oder mimiſchen Beſtandtheile der Schauſpielkunſt zu einem vollſtändigen Ganzen derſelben vereinigt ward.

Was war nun wohl natürlicher, bei dieſer ganzen Beſchaffenheit der modernen Kunſt, als daß das lenkende Princip auch das geſetzgebende und daß das philoſophiſche Intereſſe letzter Zweck der Poeſie ward? Der iſolirende Verſtand fängt damit an, daß er das ganze der Natur trennt und vereinzelt. Unter ſeiner Leitung geht daher die durchgängige Richtung der Kunſt auf treue Nachahmung des Einzelnen. Bei höherer intellectueller Bildung wurde alſo natürlich das Ziel der modernen Poeſie, originelle Eigenthümlichkeit und die bloß ſubjective Schönheit des geiſtig Intereſſanten. Die nackte Nachahmung des Einzelnen iſt aber eine bloße Kopiſtengeſchicklichkeit, und keine freie Kunſt. Nur durch eine idealiſche Stellung wird die Charakteriſtik eines einzelnen und individuellen Weſens zum philoſophiſchen Kunſtwerk. Durch dieſe Anordnung muß das Geſetz des Ganzen aus der Maſſe klar hervortreten, und ſich dem Auge leicht darbieten; der Sinn und Geiſt, der ganze innre Zuſammenhang des dargeſtellten Weſens, muß aus ihm ſelbſt hervorleuchten. Auch die charakteriſtiſche Darſtellung kann und ſoll daher im Einzelnen das Allgemeine darſtellen; nur iſt dieſes Allgemeine, das Ziel des Ganzen und das Princip der Anordnung der Maſſe, nicht allgemein dichteriſch, ſondern im engern Sinne didaktiſch. Aber ſelbſt die reichhaltigſte philoſophiſche Charakteriſtik iſt doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verſtand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die ſtrebende Vernunft nie befriedigt. Der Inſtinkt der Vernunft ſtrebt ſtets nach in ſich ſelbſt vollendeter Vollſtändigkeit, und ſchreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort.

Das Bedürfniß des Unbedingten und der Vollſtändigkeit iſt der Urſprung und Grund der zweiten Art der didaktiſchen Gattung. Dieſes iſt nur die eigentliche philoſophiſche Dichtkunſt, welche nicht nur den Verſtand, ſondern auch die Vernunft intereſſirt. Ihre eigne natürliche Entwicklung und Fortſchreitung führt die charakteriſtiſche Kunſt zur philoſophiſchen Tragödie, dem vollkommnen Gegenſatze der alten auf das Schöne gerichteten tragiſchen Kunſt. Dieſe iſt die Vollendung und der Gipfel der ſchönen Kunſt überhaupt; ſie beſteht aus lauter lyriſchen Beſtandtheilen, zu welcher in einem weiteren Sinne auch die jambiſchen Stücke gehören, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Harmonie im allgewaltigſten aber dennoch ſchönen Schmerz. Jene iſt das höchſte Kunſtwerk der didaktiſchen Dichtung, beſteht aus lauter charakteriſtiſchen Beſtandtheilen, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Disharmonie der zerrütteten Natur im diſſonirenden Weltall, deſſen tragiſche Verworrenheit ſie im getreuen Bilde ſchrecklich abſpiegelt. Ihre Kataſtrophe iſt mehrentheils tragiſch, wie ihr Geiſt es immer iſt, aber nicht ſo ihre ganze Maſſe in allen Einzelnheiten: denn die durchgängige Reinheit des Tragiſchen, eine nothwendige Bedingung der alten Kunſt-Tragödie, würde der Wahrheit der charakteriſtiſchen und philoſophiſchen Kunſt Abbruch thun.

Es iſt hier nicht der Ort, die noch wenig erörterte Theorie des philoſophiſchen Trauerſpiels umſtändlich zu entwickeln. Doch ſei es vergönnt, den aufgeſtellten Begriff dieſer Dichtart, welche an ſich ein ſo lehrreiches Phänomen, und außerdem eines der wichtigſten Dokumente für die Charakteriſtik der Dichtkunſt iſt, durch ein einziges Beiſpiel zu erläutern, welches an Gehalt und vollendetem Zuſammenhang des Ganzen bis jetzt vielleicht das vortrefflichſte ſeiner Art iſt. Man verkennt den Hamlet oft ſo ſehr, daß man ihn ſtückweiſe lobt. Eine ziemlich inconſequente Nachſicht des oberflächlichen Beurtheilens, wenn das Ganze wirklich ſo unzuſammenhängend, ſo ſinnlos iſt, als man ſtillſchweigend vorausſetzt! Ueberhaupt iſt in Shakeſpeare's Dramen der Zuſammenhang ſelbſt zwar ſo einfach und klar, daß er offnen und unbefangnen Sinnen ſichtbar und von ſelbſt einleuchtet: der Grund des Zuſammenhanges aber liegt oft ſo tief verborgen, die unſichtbaren

Bande, die Beziehungen ſind ſo fein, daß auch die ſcharfſinnigſte künſtleriſche Entwicklung mißglücken muß, wenn es an dem geiſtigen Gefühl und innern Kunſtſinn fehlt, wenn man falſche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundſätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln ſich alle einzelnen Theile gleichſam nothwendig aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts iſt fremd, überflüſſig, oder zufällig in dieſem Meiſterſtück des künſtleriſchen Tiefſinns. *) Der Mittelpunkt des Ganzen liegt im Charakter des Helden. Durch ein wunderbares Lebensverhältniß wird alle Stärke ſeiner edlen Natur in den nachſinnenden Verſtand zuſammengedrängt, die thätige Kraft aber ganz vernichtet. Sein Gemüth trennt ſich, wie auf der Folterbank nach entgegengeſetzten Richtungen aus einander geriſſen; es zerfällt und geht unter im Ueberfluß des immer tiefer ſinnenden und grübelnden Geiſtes, der ihn ſelbſt noch peinlicher drückt, als alle, die ihm nahen. Es giebt vielleicht keine vollkommnere Darſtellung der unauflöslichen Disharmonie des menſchlichen Gemüths, welche der eigentliche Gegenſtand der philoſophiſchen Tragödie iſt, als ein ſo gränzenloſes Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieſer Tragödie iſt die höchſte intellectuelle Verzweiflung, inmitten einer durchaus zerrütteten Welt. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig ſchienen, verſchwinden als untergeordnet und nicht bedeutend vor dem, was hier als das letzte, einzige Reſultat alles Seins und Denkens erſcheint; vor der ewig unauflöslichen, rieſenhaft furchtbaren Diſſonanz, welche die Menſchheit und das Schickſal unendlich trennt.

---

*) Dieſer vollkommne Zuſammenhang wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Aeußerſt treffend iſt alles, was in Göthe's Meiſter darüber und über den Charakter der Ophelia, ſo wie über alles Einzelne im Hamlet geſagt wird. Nur die Idee des Ganzen, ſo wie dieſer Gattung überhaupt, iſt nicht berührt; nähmlich die Idee von dieſer eigenthümlichen tragiſchen Weltauffaſſung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchſchneidenden ſkeptiſchen Gefühl über die ewig unauflösliche Diſſonanz des in ſeinen innerſten Fugen zerrütteten Menſchenlebens beruht.

Der Gegenſtand des Drama überhaupt iſt eine aus Menſchheit und Schickſal gemiſchte Erſcheinung, welche den größten Gehalt mit der größten Einheit verbindet. Der Zuſammenhang des Einzelnen kann auf eine doppelte Weiſe zu einem unbedingten Ganzen vollendet werden. Entweder wird die Menſchheit und das Schickſal in vollkommner Eintracht oder in vollkommnem Streit dargeſtellt. Das letzte iſt der Fall in der philoſophiſchen Tragödie. Begebenheit heißt jene gemiſchte Erſcheinung, wenn das Schickſal überwiegt. Der Gegenſtand des philoſophiſchen Trauerſpiels iſt daher eine tragiſche Begebenheit, deren Maſſe und äußre Form der darſtellenden Kunſt angehört, deren Inhalt, letzter Zweck und Geiſt aber eigentlich mehr philoſophiſch bedeutend und ergreifend iſt. Das Bewußtſein jenes Streites erregt das Gefühl der Verzweiflung. Man ſollte dieſen ſittlichen Schmerz über unendlichen Mangel, und unauflöslichen Streit nie mit der bloß thieriſchen Angſt verwechſeln; wiewohl die letztere im Menſchen, wo das Geiſtige mit dem Sinnlichen ſo innigſt verwebt iſt, ſich oft zu jener geſellt. Nur in dem andern Trauerſpiele deſſelben Dichters, im König Lear, iſt dieſes Tragiſche im Gefühl der allgemeinen Weltzerrüttung wohl noch größer aufgefaßt und umfaſſender durchgeführt. Im Hamlet aber iſt die weſentliche Idee ſolcher eigenthümlichen Kunſtgattung für den Anfang dennoch den meiſten Sinnen faßlicher und leichter zu ergreifen vorgeſtellt.

Im ganzen Gebiethe der modernen Dichtkunſt iſt dieſes Drama für den Kunſt Geſchichtsforſcher eines der wichtigſten Dokumente. In ihm iſt der Geiſt ſeines Urhebers am ſichtbarſten; hier iſt, was über die andern Werke des Dichters nur einzeln zerſtreut iſt, gleichſam ganz beiſammen. Shakeſpeare aber iſt unter allen Künſtlern derjenige, welcher den Geiſt der modernen Dichtkunſt in dieſer Beziehung am vollſtändigſten und am treffendſten charakteriſirt. In ihm vereinigen ſich die reizendſten Liebes-Blüthen der romantiſchen Helden- und Ritterzeit, die gigantiſche Größe einer ältern nordiſchen Vorwelt, mit den feinſten Zügen moderner Geſelligkeit, mit der tiefſten und reichhaltigſten Dichter-Philoſophie. In den beiden letzten Rückſichten könnte es zu Zeiten ſcheinen, er hätte die Bildung unſers Zeitalters im Voraus geahnet und ſich angeeignet. Wer übertraf ihn je an unerſchöpflicher Fülle des Intereſſanten, an Gewalt in allen Leidenſchaften, in der unnachahmlichen Wahrheit des Charakteriſtiſchen, an einziger Originalität? Er umfaßt die eigenthümlichſten künſtleriſchen Vorzüge der Modernen jeder Art, im weiteſten Umfange, höchſter Vortrefflichkeit und in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, ſogar bis auf die excentriſchen Sonderbarkeiten und Fehler, welche ſie mit ſich führen. Man darf ihn ohne Uebertreibung den Gipfel der neuern Poeſie nennen. Wie reich iſt er an einzelnen Schönheiten jeder Art; wie oft berührt er ganz nahe das höchſte Erreichbare! In der ganzen Maſſe der modernen Dichtkunſt entſpricht vielleicht nichts dem vollkommnen Schönen ſelbſt nach dem antiken Begriff von ſittlicher Charakter-Schönheit ſo ſehr, als die liebenswürdige Größe, die bis zur Anmuth vollendete Tugend des Brutus in ſeinem Caeſar.

Dennoch wußten viele gelehrte und ſcharfſinnige Denker nie recht, was ſie mit Shakeſpeare machen ſollten. Dieſer nach ihren Begriffen incorrecte große Naturgeiſt, wollte ihren kleinlichen Theorien gar nicht recht zuſagen. Eine unwiderſtehliche Sympathie befreundet nähmlich den Kenner ohne Gefühl und treffenden Blick, mit jenen wohlgeordneten und vernünftigen Dichtern, welche zu ſchwach ſind, um das Maaß des Gewöhnlichen jemahls überſchreiten zu können. Es iſt daher wenig mehr als die Mittelmäßigkeit derjenigen Künſtler, die weder warm noch kalt ſind, welche unter dem Nahmen der Correctheit geſtempelt und geheiligt worden iſt. Das gewöhnliche Urtheil, Shakeſpeare's ungezügelte und incorrecte Kraft ſündige wider die Regeln der Kunſt, iſt um wenig zu ſagen, ſehr voreilig, ſo lange noch gar keine durchaus feſt beſtehende und objectiv begrundete Kunſt-Theorie vorhanden iſt. Ueberdem hat ja noch kaum irgend ein Kunſtphiloſoph auch nur verſucht, die Geſetze der charakteriſtiſchen und der philoſophiſchen Darſtellungs-Kunſt überhaupt etwas vollſtändiger zu entwickeln. Es iſt wahr, Shakeſpeare hat, ungeachtet des beſtändigen Widerſpruchs der Regelmäßigkeit, die Menge immer unwiderſtehlich gefeſſelt; es ſteht aber ſehr zu bezweifeln, ob ſein philoſophiſcher Geiſt der Menge eigentlich faßlich ſein könne. Durch ſeine ſinnliche Stärke fortgeriſſen, von ſeiner täuſchenden Wahrheit ergriffen, und höchſtens durch ſeine unerſchöpfliche Fülle bezaubert, war es vielleicht nur ſeine materielle Dichtergewalt, bei welcher ſie ſtehen blieben.

Man hat, ſo ſcheint es, den richtigen Geſichtspunkt hiebei ganz verfehlt. Wer ſeine Poeſie als ſchöne Kunſt nach dem antiken Maaßſtabe beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widerſprüche, je mehr Scharfſinn er beſitzt, je beſſer er den Dichter kennt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durch einander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, ſo auch Shakeſpeare. Keines ſeiner Dramen iſt durchgehends ſeinem ganzen Gehalte nach ſchön; nie beſtimmt das Geſetz des Schönen die Anordnung des Ganzen. Auch die einzelnen Schönheiten ſind wie in der Natur nur ſelten von häßlichen Zuſätzen rein, und ſie ſind nur Mittel zu einem andern Zweck; ſie dienen dem charakteriſtiſchen Weſen oder dem philoſophiſchen Geiſt der ganzen Darſtellung. Dieſer Dichter iſt oft auch da eckicht und beleidigend, wo die feinere Rundung am nächſten lag; nähmlich um dieſer höhern Abſicht und tiefern Wahrheit willen. Nicht ſelten iſt ſeine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Reſultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Selbſt mitten unter den heitern Geſtalten unbefangner Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zweckloſigkeit des Lebens, an die vollkommne Leerheit alles Daſeins. Nichts iſt ſo widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, niedrig und gräßlich, dem ſeine Darſtellung ſich entzöge, ſobald ihr Zweck deſſen bedarf. Nicht ſelten entfleiſcht er ſeine Gegenſtände, und wühlt wie mit anatomiſchem Meſſer in der ekelhaften Verweſung des moraliſchen Leichnams des entwürdigten, verworrnen Menſchenlebens. „Daß er den Menſchen mit ſeinem Schickſale auf die freundlichſte Weiſe bekannt mache;“ iſt daher wohl eine zu weit getriebene Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmahl ſagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er giebt uns nur eine einſeitige Anſicht derſelben, wenn gleich die reichhaltigſte und umfaſſendſte. Seine Darſtellung iſt nicht rein objectiv, ſondern ſie trägt ein ganz individuelles Gepräge und eigenthümliche Lokalfarben; ſie iſt durchgängig in einer beſtimmten

Manier aufgefaßt, wiewohl man leicht zugeben kann, daß ſeine Manier die größte, ſeine Eigenthümlichkeit die tiefſte und merkwürdigſte ſei, welche wir bis jetzt kennen. Man hat es ſchon oft bemerkt, daß das originelle Gepräge ſeiner Manier eben ſo unverkennbar als unnachahmlich ſei. Es kann überhaupt das Eigenthümliche und Individuelle auch nur in eigenthümlicher Weiſe und Manier, nach ſubjectiver Anſicht, aufgefaßt und dargeſtellt werden; und es ſcheinen daher die charakteriſtiſche Kunſt und Manier unzertrennliche Gefährten in der Darſtellung zu ſein. Unter Manier verſtehen wir aber in der Kunſt eine ſubjective Richtung des Geiſtes und eine individuelle Stimmung des Sinnes, welche ſich in Darſtellungen, die an ſich idealiſch ſein ſollten, äußert.

Es fragt ſich nun, ob und wie man aus ſolcher kunſtreichen Manier in der dichteriſchen Darſtellung zu dem reinen Styl, zu der objectiven Wahrheit, und dem Ideal des Schönen in der Poeſie gelangen könne; welches eine beſondere und eigne Unterſuchung erfordert.

Zweites Kapitel.

Weitere Entwicklung und Entgegenſtellung des Intereſſanten mit dem Schönen. Einwürfe der Gegner über die Aufgabe der modernen Dichtkunſt, und deren mögliche Auflöſung. Von der Annäherung zum objectiven Schönen; und von der Möglichkeit einer neuen Wiedergeburt der Poeſie. Von dem Bedürfniß einer vollkommnen Anſchauung für die Kunſt, neben der Theorie, wie die Werke der Griechen ein ſolches Urbild darbieten.

Aus dieſem Mangel der Allgemeingültigkeit, und dieſer Herrſchaft der Manier, des Charakteriſtiſchen und Eigenthümlichen, wie ſolches in dem vorhergehenden Kapitel ausführlich iſt entwickelt und betrachtet worden; erklärt ſich auch von ſelbſt die durchgängige Richtung der neuern Poeſie, ja der ganzen künſtleriſchen Bildung der Modernen, auf das Intereſſante oder ſubjectiv Schöne. Auch wo das Schöne am lauteſten genannt wird, findet man bei genauer Analyſe im Hintergrunde gemeiniglich doch nur jenes. So lange man z. B. den Künſtler nicht nach dem Ideale der Schönheit, ſondern nach dem Begriff der Künſtlichkeit würdigt, ſind Kraft und Kunſt nur zwei verſchiedene Anſichten eines und desſelben Grundes der künſtleriſchen Würdigung, und die Anhänger der correcten Strenge und bloß formellen Regelmäßigkeit, und der genialiſchen Kraft und Fülle der Erfindung, ſind nicht durch das Princip verſchieden, ſondern nur durch die Richtung ihrer Kritik auf die poſitive oder auf die negative Seite, derſelben bloß materiell oder äußerlich mechaniſch aufgefaßten künſtleriſchen Vollkommenheit.

Intereſſant nähmlich iſt jedes originelle Dichtungsweſen, oder neu Hervorgebrachte, welches ein größeres Maaß von intellectuellem Gehalt oder von künſtleriſcher Wirkſamkeit enthält. Wir ſagten mit Bedacht ein größeres; ein größeres nähmlich als das empfangende Individuum bereits beſitzt; denn das Intereſſante verlangt eine individuelle Empfänglichkeit, ja nicht ſelten eine momentane Stimmung derſelben. Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, ſo iſt klar, warum auf dieſem Wege nie eine vollſtändige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein höchſtes Intereſſantes giebt, wie ein höchſtes Schönes nach dem objectiven Begriff und der weſentlichen Idee desſelben. Unter den verſchiedenſten Formen und Richtungen, in allen Graden der Kraft, äußert ſich in der ganzen Maſſe der Dichtkunſt durchgängig dasſelbe Bedürfniß nach einer vollſtändigen Befriedigung, ein gleiches Streben nach einem abſoluten Höchſten der Kunſt. Was die Theorie verſprach, was man in der Natur ſuchte, in jedem einzelnen Idol zu finden hoffte; was war es andres, als ein Höchſtes der künſtleriſchen Darſtellung? Je öfter das in der menſchlichen Natur gegründete Verlangen nach vollſtändiger Befriedigung durch das Einzelne und Veränderliche, auf deren Darſtellung die Kunſt bisher ausſchließend gerichtet war, getäuſcht wurde, je heftiger und raſtloſer ward es. Nur das Allgemeingültige, Beharrliche und Nothwendige, nur das Objective in der Kunſt kann dieſe große Lücke ausfüllen; nur das Schöne kann dieſe heiße Sehnſucht ſtillen. Das Schöne aber, deſſen Begriff wir hier nur problematiſch aufſtellen und deſſen wirkliche Gültigkeit und Anwendbarkeit für jetzt noch unentſchieden laſſen, iſt der allgemeingültige Gegenſtand eines unintereſſirten Wohlgefallens, welches von dem Zwange des Bedürfniſſes und des Geſetzes gleich unabhängig, frei und dennoch nothwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäßig iſt. Das Uebermaaß des Individuellen führt alſo von ſelbſt zum Objectiven, das Intereſſante iſt die Vorbereitung des Schönen, und das letzte Ziel der modernen Dichtkunſt kann wiederum kein andres ſein, als das höchſte Schöne, als ein Erſtes und Letztes von objectiver künſtleriſcher Vollkommenheit.

In dieſem zweiten Berührungspunkte treffen von neuem die verſchiedenen Ströme, in die ſich die moderne Dichtkunſt ſeit ihrem Urſprunge ſpaltete, alle zuſammen. Die Künſtlichkeit ihrer Bildung enthielt den Grund ihrer Eigenſchaften, und wenn die Richtung und das Ziel ihrer Laufbahn den Zweck ihrer Beſtrebungen begreiflich macht, ſo wird der Sinn ihrer ganzen Entwicklung vollſtändig erklärt, und unſre Frage beantwortet ſein.

Die Herrſchaft des Intereſſanten iſt durchaus nur eine vorübergehende Kriſe der Kunſtbildung: denn ſie muß ſich endlich ſelbſt vernichten. Doch ſind die zwei Kataſtrophen, unter denen ſie zu wählen hat, von ſehr verſchiedner Art. Geht die Richtung mehr auf das, was eine entſchiedne, heftige, ſchnelle Wirkung hervorbringt in der Kunſt, ſo wird der Kunſtſinn, der vorigen Reize je mehr und mehr gewohnt, nur immer heftigere und ſchärfere begehren. Er wird ſchnell genug aus den von Natur heftigen Reizen, immer neue ſuchend, zu den ganz widernatürlichen hinübergehen. Das ſtechend Reizende iſt, was eine ſtumpfgewordne Empfindung krampfhaft aufregt: das bloß auffallend Ungeheure iſt ein ähnlicher Stachel für die Einbildungskraft. Dieß ſind die Vorboten des nahen Todes; das Schlaffe iſt die dünne Nahrung des ohnmächtigen, und das widernatürlich Ueberſpannte, ſei es abentheuerlich, oder gräßlich, die letzte Zuckung des erſterbenden Kunſtſinns; und ſelbſt zu dem Ekelhaften wird die an ſich ſelbſt irre gewordne Dichtung dann ihre Zuflucht nehmen. Das Widernatürliche hat drei Unterarten: was die Einbildungskraft überſchreitet und den Geiſt verwirrt, oder das Abentheuerliche; was die Sinne empört, das Ekelhafte; und was das Gefühl peinigt und martert, das Gräßliche. Dieſe natürliche Entwicklung des Intereſſanten in ſeiner Entartung erklärt ſehr befriedigend den verſchiedenen Gang der beſſern und gemeinen Kunſt. Wenn hingegen philoſophiſcher Gehalt in der Tendenz des Kunſtſinns das Uebergewicht hat, und die Natur ſtark genug iſt, auch den heftigſten Erſchütterungen nicht zu unterliegen, ſo wird die ſtrebende Kraft, nachdem ſie ſich in Erzeugung einer übermäßigen Fülle des Intereſſanten erſchöpft hat, ſich gewaltſam ermannen, und zu Verſuchen des Objectiven in der Darſtellung des Schönen übergehen. Daher iſt der ächte Kunſtſinn in unſerm Zeitalter weder ein Geſchenk der Natur, noch eine Frucht der Bildung allein, ſondern nur unter der Bedingung großer ſittlicher Kraft und feſter Selbſtſtändigkeit möglich.

Die erhabne Beſtimmung der neuern Dichtkunſt iſt alſo nichts Geringeres als das höchſte Ziel jeder möglichen Poeſie, das Größte, was von der Darſtellung gefordert werden, und wornach ſie ſtreben kann. Das unbedingt Höchſte kann aber nie ganz erreicht werden. Das äußerſte, was die ſtrebende Kraft vermag, iſt: ſich dieſem unerreichbaren Ziele immer mehr und mehr zu nähern. Und auch dieſe endloſe Annäherung ſcheint nicht ohne innere Widerſprüche zu ſein, die ihre Möglichkeit zweifelhaft machen. Die Rückkehr von entarteter Kunſt zur ächten, vom verderbten Sinne zu einem richtigen, ſcheint nur ein plötzlicher Sprung ſein zu können, der ſich mit dem ſteten Fortſchreiten, durch welches ſich jede Fertigkeit zu entwickeln pflegt, nicht wohl vereinigen läßt. Denn das objective Schöne iſt unveränderlich und beharrlich; wo alſo immer die Kunſt und der Kunſtſinn jenes Objective in der Darſtellung des Schönen erfaſſen, da würde die künſtleriſche Bildung gleich bleibend und für immer feſtgeſtellt ſein. Ein unbedingter und vollkommener Stillſtand der Kunſtbildung aber läßt ſich gar nicht denken. Die neuere Poeſie wird ſich alſo immer verändern. Kann ſie ſich aber nicht eben ſo wohl wiederum rückwärts von dem Ziele entfernen? Kann ſie dieß nicht auch dann noch, wenn ſie ſchon eine beſſere Richtung genommen hatte? Sind alſo nicht alle abſichtlichen Bemühungen nach dieſem Ziele der Kunſt, wenn es auch von dem Verſtande ganz richtig aufgefaßt worden, fruchtlos? Schon im Einzelnen iſt ja das Schöne eine Gunſt der Natur. Wie viel mehr wird es in der Maſſe immer von einem einzigen Zuſammenfluß ſeltner Umſtände abhängen, welchen der Menſch nicht einmahl zu lenken, geſchweige denn hervorzubringen vermag? Ueberhaupt können die Anſprüche an die Selbſtthätigkeit der Maſſe, ſo ſcheint es, nie mäßig genug ſein. Ihre Bildung, ihre Fortſchritte und ihr endliches Gelingen bleiben nach einem traurigen aber allgemeinen Verhängniſſe mehrentheils dem Zufall überlaſſen.

Alle beſſere Menſchen haſſen den Zufall und ſein Gefolge in jeder Geſtalt. Jene große Aufgabe des Schickſals muß gleichſam ein mächtiges Aufgebot der Aufmerkſamkeit und Thätigkeit für alle die ſein, welche die Kunſt und ihre hohe Beſtimmung intereſſirt. Mag die Hoffnung noch ſo gering, die Auflöſung noch ſo ſchwer ſein: der Verſuch iſt nothwendig! Wer hier gleichgültig oder träge bleibt, dem liegt nichts an der Würde der Kunſt und der Menſchheit. Was hilft die Höhe der Bildung ohne eine feſte Grundlage? Was Kraft ohne eine ſichre Richtung, ohne Ebenmaaß und Gleichgewicht? Was ein Chaos einzelner ſchöner, aber verworren durch einander wirkender Elemente ohne eine vollſtändige Schönheit, welche in geiſtiger Klarheit rein aufgefaßt und vollendet wäre? Nur die gewiſſe Ausſicht auf eine günſtige Wendung der Zukunft könnte uns über den jetzigen Zuſtand der Kunſtbildung befriedigen und beruhigen.

Wahr iſts, der Gang der modernen Bildung, der Geiſt unſres Zeitalters und der deutſche Nationalcharakter insbeſondre ſcheinen der Poeſie nicht ſehr günſtig! „Wie ſchönheitswidrig ſind doch, könnte man vielleicht ſagen, alle unſre Einrichtungen und Verfaſſungen; wie unkünſtleriſch alle Gebräuche, die ganze Lebensart der Modernen! Ueberall herrſcht ſchwerfällige Formalität ohne Leben und Geiſt, leidenſchaftliche Verwirrung und häßlicher Streit. Umſonſt ſucht der Blick hier eine freie Fülle, eine leichte Einheit. Heißt es die edle Kraft der deutſchen Vorväter verkennen, wenn man Zweifel hegt, ob ſie alle gleich geborne Künſtler wären? Oder war etwa auch die finſtre Scholaſtik der Mönche dem Schönen günſtig? Tauſend Beweiſe rufen uns einſtimmig zu: Proſa iſt die eigentliche Natur der Modernen. Früherhin iſt in der neuern Poeſie doch wenigſtens jugendlich friſche Heldenkraft und ein reiches Leben der liebevollen Fantaſie. Bald aber wurde die Kunſt das gelehrte Spielwerk eitler Virtuoſen. Die Lebenskraft jener ritterlichen Heldenzeit war nun verloſchen, der Geiſt entflohen; nur der Nachhall des ehemahligen Sinnes blieb zurück. Was iſt die Poeſie der ſpätern Zeit, als ein Chaos aus dürftigen Bruchſtücken der romantiſchen Dichtung, und aus ohnmächtigen Verſuchen einer unerreichbaren idealiſchen Vollkommenheit, welche ſich mit wächſernen Flügeln in grader Richtung gen Himmel ſchwingen, und aus verunglückten Nachahmungen mißverſtandner Muſter?

So waren auch die erſten Verſuche neugriechiſcher Kunſtgebäude in dem chriſtlichen Abendlande aus ſchönen Fragmenten einer kunſtreicheren Vorwelt noch ſehr unförmlich zuſammengeſetzt. So fertigt oft noch jetzt der nordiſche Kunſtſchüler mit eiſernem Fleiß mühſam nach der Antike ſeine ſteinernen Gemählde!"

„Die Menſchheit blühte nur einmahl und nicht wieder; dieſe Blüthe war die ſchöne Kunſt. Im herben Winter läßt ſich nun kein künſtlicher Frühling wieder erzwingen. Der allgemeine Geiſt des Zeitalters iſt überdem eine ganz aufgelöſte Erſchlaffung und Sittenloſigkeit. Ihr ſeid und denkt ſchlecht, und wollt ſchön darſtellen und ſcheinen? Euer Innres iſt wurmſtichig und euer Aeußeres ſoll rein ſein! Widerſinniges Beginnen! Wo der Charakter entmannt iſt, wo es keine eigentliche ſittliche Bildung giebt, da ſinkt die Kunſt natürlich zu einem niedrigen Kitzel zerfloſſener Ueppigkeit herab. Am hoffnungsloſeſten iſt das Loos der Deutſchen Poeſie! Unter den Engländern und Franzoſen haben doch wenigſtens die Darſtellungen des geſelligen Lebens urſprüngliche Wahrheit, eigne Beſtandheit, lebendigen Sinn und ächte Bedeutung. Der Deutſche hingegen kann nicht darſtellen, was er gar nicht hat; wenn er es verſucht, fällt er in überſpannte Träumereien oder in Froſt. Zwar entfernt auch den Engländer die eckichte Ungeſchliffenheit, der ſtumpfe Trübſinn, die eiſerne Hartnäckigkeit; den Franzoſen die flache Heftigkeit, der leichte Ungeſtüm, die abgeſchliffne Leerheit ihres einſeitigen Nationalcharakters weit genug vom vollkommnen Schönen. Den charakterloſen Deutſchen macht aber die kleinliche Umſtändlichkeit, die verworrne Schwerfälligkeit, die uralte, bedächtliche Langſamkeit ſeines Geiſtes zu den leichten Spielen der freien Kunſt vollends ganz unfähig. Einzelne Ausnahmen beweiſen nichts für das Ganze. Giebt es auch in Deutſchland hie und da Sinn und Gefühl für das Schöne in der Kunſt: ſo gab es auch noch unter dem Nero Römer."

In ſolchen und noch ſchwärzern hiſtoriſchen Nachtſtücken, ſchildert man mit Farben der Unterwelt, zwar nicht ohne feierliches Pathos im Vortrag, aber eigentlich leichtſinnig genug, den Geiſt großer Völker und eines merkwürdigen Zeitalters. Jeder einzelne Zug dieſer Darſtellung kann wahr ſein, oder doch etwas Wahres enthalten: wenn aber die Züge nicht vollſtändig ſind, wenn der Zuſammenhang fehlt, ſo iſt das Ganze dennoch falſch. So iſt die höchſte künſtleriſche Erſchlaffung, in dem Zuſammenhange unſeres Zeitalters, nach allem, was vorangegangen iſt, eher als ein günſtiges Symptom von der vorübergehenden wohlthätigen Kriſis des Intereſſanten zu betrachten, welcher nur die ſchwache Natur unterliegt. Dieſe Erſchlaffung entſpringt aus dem gewaltſamſten oft überſpannten Streben; daher ſteht ſo oft die größte Kraft dicht neben ihr. Der Fall iſt natürlich der Höhe, die Erſchlaffung der Anſpannung gleich. Die Sittenloſigkeit mag von der Maſſe wahr ſein; doch würde ſie die Fortſchritte des Kunſtſinnes ſchwerlich hemmen, welche der ſittlichen Bildung leicht zuvoreilen können. Der Kunſtſinn iſt ungleich freier von äußrer Gewalt und von verderblicher Anſteckung; die ſittliche Bildung auch der Einzelnen wird durch die verführeriſche Gewalt der Maſſe viel leichter fortgeriſſen, durch allgemeinherrſchende Vorurtheile erſtickt, durch äußre Einrichtungen jeder Art gefeſſelt. Es kann auch nicht von einem glücklichen Nationalcharakter allein abhängen, ob die Poeſie der Neuern ihre hohe Beſtimmung erreichen werde oder nicht; denn ihre Bildung iſt eine künſtliche. Der höhere Kunſtſinn der modernen Zeit ſoll nicht ein Geſchenk der Natur, ſondern das ſelbſtſtändige Werk ihrer Freiheit ſein. Wenn nur Kraft da iſt, ſo wird es der Kunſt endlich gelingen können, die Einſeitigkeit derſelben zu berichtigen und die höchſte Gunſt der Natur zu erſetzen. An künſtleriſcher Kraft fehlt es aber den Modernen nicht, wenn dieſer gleich noch eine weiſe Führung mangelt. Gewiß, die poetiſche Anlage der Neuern ließe ſich wohl in Schutz nehmen. Oder iſt die Natur auch gegen die Italiener karg geweſen? Es ſind bei den Deutſchen noch Erinnerungen übrig, daß der deutſche Kunſtſinn ſpäter erſt zu einer höhern Ausbildung gelangte. So weit ſie die andern gebildeten Nationen Europa's im Einzelnen übertreffen, ſo weit ſtehen ſie in der Maſſe gegen dieſelben zurück. Anſpruchsloſe Erfindſamkeit und beſcheidne Kraft aber ſind urſprüngliche charakteriſtiſche Züge dieſer Nation, welche ſich ſo oft ſelbſt verkannt hat. Die berüchtigte deutſche Nachahmungsſucht mag hier und da wirklich den Spott verdienen, mit dem man ſie zu brandmarken pflegt. Im Ganzen aber iſt Vielſeitigkeit ein ächter Fortſchritt der künſtleriſchen Bildung, und ein naher Vorbote der Allgemeingültigkeit, im Gebiethe der Darſtellung, oder des mehr ſich entwickelnden Sinns für das objective Schöne. Die ſogenannte Charakterloſigkeit der Deutſchen iſt alſo dem manierirten Weſen und anſcheinenden Charakter der andern Nationen weit vorzuziehen, und erſt, wenn die nationale Einſeitigkeit ihrer Kunſtbildung mehr verwiſcht, und berichtigt ſein wird, können ſie ſich zu der höhern Stufe jener Vielſeitigkeit erheben.

Der Charakter der künſtleriſchen Bildung unſres Zeitalters und unſrer Nation verräth ſich und kündigt ſich ſelbſt an durch eine merkwürdige und große Erſcheinung. Göthe's Poeſie iſt die Morgenröthe ächter Kunſt und reiner Schönheit. Die ſinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit ſich fortreißt, war der kleinſte Vorzug mit dem ſchon der Jüngling auftrat. Der philoſophiſche Gehalt, die charakteriſtiſche Wahrheit ſeiner ſpätern Werke durfte mit dem unerſchöpflichen Reichthum des Shakeſpeare verglichen werden. Ja, wenn der Fauſt vollendet wäre, ſo würde er wahrſcheinlich den Hamlet, das Meiſterſtück des Engländers, mit welchem er einen ähnlichen Zweck zu haben ſcheint, noch weit übertreffen. Was dort nur Schickſal, Begebenheit, Schwäche iſt; das iſt hier Gemüth, Handlung, Kraft. Hamlets Stimmung und Richtung nähmlich iſt mehr nur ein Reſultat ſeiner äußern Lage: Fauſts ähnliche Richtung iſt urſprünglicher Charakter und weſentliche Denkart. Die Vielſeitigkeit des darſtellenden Vermögens dieſes Dichters iſt ſo gränzenlos, daß man ihn den Proteus unter den Künſtlern nennen, und dieſem Meergotte gleich ſtellen könnte, von dem es heißt:

„Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne;
Floß dann als Waſſer dahin, und rauſcht als Baum in den Wolken."

Man kann daher den myſtiſchen Ausdruck der an ſich nicht unrichtigen Wahrnehmung allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewiſſe poetiſche Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich ſei, und wenn ſie ſich in ſcharfſinnigen Abhandlungen über ſeine Einzigkeit erſchöpfen.

Mir ſcheint es jedoch, daß dieſer falſche und unächt erkünſtelte Myſticismus im Gebiethe des Schönen den richtigen Geſichtspunkt verfehle; und daß man Göthe'n eigentlich ſehr verkennt, wenn man ihn auf dieſe Weiſe in einen deutſchen Shakeſpeare umwandelt. In der charakteriſtiſchen Kunſt und Wahrheit wird der Engländer in ſeiner großen Manier wohl allerdings immer den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutſchen aber iſt das Objective; das Schöne iſt der wahre Maaßſtab, ſeine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. Was kann reizender ſein, als die leichte Fröhlichkeit, die ruhige Heiterkeit ſeiner Stimmung? Die reine Beſtimmtheit, die zarte Weichheit ſeiner Umriſſe? Hier iſt nicht bloß Kraft, ſondern auch Ebenmaaß und Gleichgewicht! Die Grazien ſelbſt verriethen ihrem Lieblinge das Geheimniß einer ſchönen Stellung. Durch einen wohlthätigen Wechſel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendſte Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Maſſen ordnet ſich die freie Fülle von ſelbſt zu einer leichten Einheit.

Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem Intereſſanten und dem Schönen, zwiſchen einer bloß merkwürdigen Geiſtesmanier und dem wahren Kunſt Styl, oder dem Objectiven in der Darſtellung. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken ſeine eigne Eigenthümlichkeit noch zu laut wird, daß er in vielen andern ſich nach Laune verwandelt, und fremde Manier annimmt. Dieß ſind gleichſam übriggebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteriſtiſchen und Eigenthümlichen. Und doch weiß er, ſo weit dieſes möglich iſt, ſelbſt in die Manier eine Art von objectiver Gleichmäßigkeit und allgemeiner Bedeutung zu bringen. So gefällt er ſich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da ſo dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernſtlich damit um, wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, eben ſo auch ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In dieſen Werken iſt der Trieb des Schönen gleichſam müßig; ſie ſind ein reines Produkt des Darſtellungstriebes allein. Faſt könnte es ſcheinen, als ſei die objective Haltung ſeiner Kunſt nicht angeborne Gabe allein, ſondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit ſeiner Werke hingegen eine unwillkührliche Zugabe ſeiner urſprünglichen Natur. Er iſt im Fröhlichen wie im Rührenden immer reizend; ſo oft er will, ſchön; ſeltner erhaben. Seine rührende Kraft ſtreift hie und da, aus ungeſtümer Heftigkeit an das Bittre und Empörende, oder aus mildernder Schwächung an das Matte. Gewöhnlich aber iſt hinreiſſende Kraft mit weiſer Schonung aufs glücklichſte vereinigt. Wo er ganz frei von Manier iſt, da iſt ſeine Darſtellung wie die ruhige und heitre Anſicht eines höhern Geiſtes, der keine Schwäche theilt, und durch kein Leiden geſtört wird, ſondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinſtellt. Wo er ganz Er ſelbſt iſt, da iſt der Geiſt ſeiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth.

Dieſer große Künſtler eröffnet die Ausſicht auf eine ganz neue Bildungsſtufe der Poeſie. Seine Werke ſind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objective möglich, und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft ſei. Das Objective iſt hier wirklich ſchon erreicht, und da die nothwendige Gewalt des Inſtincts, jede ſtärkere Dichterkraft, die ſich nicht ſelbſt aufreibt, aus der Kriſe des Intereſſanten zu eben dieſem Ziele hinführen muß; ſo muß die Idee des Schönen mehr und mehr allgemeiner, ſie muß öffentlich anerkannt, und durchgängig herrſchend werden. Dann hat die Kunſtbildung den entſcheidenden Punkt erreicht, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen nicht mehr ſinken, ſondern nur durch äußre Gewalt in ihren Fortſchritten aufgehalten, oder etwa durch eine materielle Zerſtörung und Naturkataſtrophe mit vernichtet werden kann. Ich meine die große moraliſche Entwicklungsſtufe, durch welche die Freiheit in ihrem Kampfe mit dem Schickſal, in der Bildung endlich ein entſchiedenes Uebergewicht über die Natur bekommt. Dieſes geſchieht in dem wichtigen und entſcheidenden Zeitmoment, wenn auch im bewegenden Princip, in der Kraft der Maſſe, die Selbſtthätigkeit herrſchend wird; denn das lenkende Princip der künſtlichen Bildung iſt ohnehin ſelbſtthätig. Nach jener Wiedergeburt wird nicht nur der Gang der Bildung, die Richtung der künſtleriſchen Kraft, die Anordnung der ganzen Maſſe des gemeinſchaftlichen Produkts, nach dem Zwecke und dem Geſetze der Menſchheit ſich beſtimmen;

ſondern auch in der vorhandnen Kraft und Maſſe der Bildung ſelbſt wird das Menſchliche das Uebergewicht haben. Wenn das feindliche Element, welches dem Geiſte in dem Kampfe ſeiner Entwicklung überall hemmend entgegentritt, nicht etwa Verſtärkung bekommt, wie durch eine äußre Naturkataſtrophe, die freilich alle Kunſtbildung und Geiſtescultur mit einem Streich vernichten könnte; ſo kann die Menſchheit in ihrer Entwicklung nun ungeſtört fortſchreiten. Die künſtliche Bildung wird und kann dann wenigſtens nicht mehr ſo wie die natürliche, in ſich ſelbſt zurückſinken. Es iſt auch kein Wunder, daß die Freiheit in jenem harten Kampf endlich den Sieg davon trägt, wenn gleich die Ueberlegenheit der Natur im Anfange der Bildung noch ſo groß ſein mag. Denn die Kraft des Menſchen wächſt mit verdoppelter Progreſſion, indem jeder Fortſchritt nicht nur größere Kräfte gewährt, ſondern auch neue Mittel zu fernern Fortſchritten an die Hand giebt. Der lenkende Verſtand mag ſich, ſo lange er unerfahren iſt, noch ſo oft ſelbſt ſchaden; es muß eine Zeit kommen, wo er alle ſeine Fehler reichlich erſetzen wird. Die blinde Uebermacht muß endlich dem verſtändigen Gegner unterliegen. Nichts iſt überhaupt ſo einleuchtend als die Theorie von der immer fortſchreitenden Entwicklung. Der reine Satz der Vernunft von der nothwendigen unendlichen Vervollkommnung der Menſchheit iſt ohne alle Schwierigkeit. Nur die Anwendung auf die Geſchichte kann die ſchlimmſten Mißverſtändniſſe veranlaſſen, wenn der Blick fehlt, den eigentlichen Punkt zu treffen, den rechten Moment wahrzunehmen, und das Ganze zu überſehen. Es iſt immer ſchwer, oft unmöglich, das verworrne Gewebe der Erfahrung in ſeine einfachen Fäden aufzulöſen, die gegenwärtige Stufe der Bildung richtig zu würdigen, die nächſtkommende glücklich zu errathen.

Den Gang und die Richtung der modernen Bildung beſtimmen die in ihr herrſchenden Begriffe. Der Einfluß derſelben iſt alſo unendlich wichtig, ja entſcheidend. Wie es in der jetzigen modernern Welt nur wenige Bruchſtücke ächter ſittlicher Geſetze und Bildung giebt, moraliſche Vorurtheile aber ſtatt großer und guter Geſinnungen allgemein herrſchen: ſo giebt es auch künſtleriſche Vorurtheile, welche weit tiefer gewurzelt, allgemeiner verbreitet, und ungleich ſchädlicher ſind, als es dem erſten flüchtigen Blick ſcheinen möchte. Der allmählige und langſame Stufengang der Entwicklung des Verſtandes führt nothwendiger Weiſe einſeitige Meinungen mit ſich. Dieſe enthalten zwar einzelne Züge der Wahrheit; aber die Züge ſind unvollſtändig und aus ihrem eigentlichen Zuſammenhange herausgeriſſen, und dadurch der Geſichtspunkt verrückt, das Ganze zerſtört. Solche Vorurtheile ſind zuweilen zu ihrer Zeit gewiſſermaßen nützlich, und haben eine lokale Zweckmäßigkeit. So wurde durch den orthodoxen Glauben, daß es eine Wiſſenſchaft gebe, die allein zureichend ſei, ſchöne Werke zu verfertigen, doch das Streben nach dem Objectiven in der Kunſt aufrecht und ſtandhaft erhalten; und das Syſtem der genialiſchen Regelloſigkeit diente wenigſtens dazu, den Deſpotismus einer ganz einſeitigen und ungenügenden Kunſt Theorie zu entkräften. Gefährlicher und ſchlechthin verwerflich ſind aber andre Vorurtheile im Gebiethe der Kunſt, welche die fernere Entwicklung derſelben ſelbſt hemmen. Es iſt die heiligſte Pflicht aller Freunde der Kunſt, ſolche Irrthümer, welche der natürlichen Freiheit ſchmeicheln, und die Selbſtkraft lähmen, indem ſie die Hoffnungen der Kunſt als unmöglich, die Beſtrebungen derſelben als fruchtlos darſtellen, ohne Schonung zu bekämpfen, ja wo möglich ganz zu vertilgen.

So denken viele: „Schöne Kunſt ſei gar nicht das Eigenthum der ganzen Menſchheit; am wenigſten eine Frucht künſtlicher Bildung. Sie ſei die unwillkührliche Ergießung einer günſtigen Natur; die lokale Frucht des glücklichſten Klima; eine vorübergehende Epoche, und bald entſchwindende Blüthe, gleichſam der kurze Frühling der Menſchheit. Da ſei ſchon die Wirklichkeit ſelbſt edel, ſchön und reizend, und die gemeinſte Volksſage ohne alle künſtliche Zubereitung bezaubernde Poeſie. Jene friſche Blüthe der jugendlichen Fantaſie, jene mächtige und ſchnelle Beweglichkeit, jene höhere Geſundheit des Gefühls könne nicht erkünſtelt, und einmahl zerrüttet, nie wieder geheilt werden. Am wenigſten unter der nordiſchen Herbigkeit eines trüben Himmels, dem ertödtenden Druck einer mechaniſchen Lebenseinrichtung, dem Herzensfroſt gelehrter Vielwiſſerei."

Vielleicht kann dieß unter manchen Einſchränkungen, wenigſtens für einen Theil der bildenden Kunſt gelten. Es ſcheint in der That, daß für die hohen Schönheitsformen der Geſtalten in der Sculptur, der Mangel einer glücklichen Organiſation, und eines günſtigen Klima's weder durch einen gewaltſamen Schwung der Freiheit, noch durch die höchſte Bildung erſetzt werden könne. Und doch giebt es auch hier glänzende Ausnahmen, und viele Einſchränkungen. Mit Unrecht und gegen alle Erfahrung dehnt man dieß aber auch auf die Poeſie aus. Wie viel große Barden und glückliche Dichter gab es nicht unter allen Zonen, deren urſprüngliche Feuerkraft durch die ausgeſuchteſte Unterdrückung nicht erſtickt werden konnte? Die Poeſie iſt eine univerſelle Kunſt; denn ihr Organ, die Muſik der Rede, iſt durchaus geiſtiger Art, und die Wurzel, aus der ſie hervorgeht und in welcher ſie wirkt, die Fantaſie, iſt ſchon ungleich näher mit der Freiheit verwandt, und unabhängiger von äußerm Einfluß. Poeſie und Sinn für Poeſie iſt daher weit leichter und ſchneller der Entartung fähig, wie der plaſtiſche Kunſtſinn für das Schöne in der Sculptur, und die edle Form in der materiellen Geſtalt; iſt dagegen aber auch einer gränzenloſen Vervollkommnung fähig, und kann leichter aus der tiefſten Verderbniß durch eine geiſtige Wiedergeburt neu hergeſtellt werden. Allerdings iſt die friſche Blüthe der jugendlichen Fantaſie ein köſtliches Geſchenk der Natur und zugleich das flüchtigſte. Schon durch einen einzigen giftigen Hauch entfärbt ſich das zarte Colorit der Unſchuld, und welkend ſenkt die ſchöne Blume ihr Haupt. Aber auch dann, wenn die Fantaſie ſchon lange durch Vielwiſſerei erdrückt und abgeſtumpft, durch Wolluſt erſchlafft und zerrüttet worden iſt, kann ſie ſich durch einen Schwung der Freiheit und durch ächte Bildung von neuem emporſchwingen, und allmählig wieder vervollkommnen. Ueberhaupt iſt die moraliſche Heilkraft der menſchlichen Natur wunderbar ſtark, und dem ſonderbaren organiſchen Vermögen einiger Thierarten nicht ganz unähnlich, deren zähe Lebenskraft auch entriſſene Glieder wieder erſetzt und nachtreibt. Die jugendliche Stärke, das Feuer, ſelbſt die ſchnelle Beweglichkeit kann die Fantaſie völlig wieder erreichen; nur das friſche Colorit, der romantiſche Duft jenes erſten Frühlings kehrt im alternden Herbſt nicht leicht zurück.

Sehr allgemein verbreitet iſt ein andres Vorurtheil, welches der ſchönen Kunſt ſogar alles ſelbſtſtändige Daſein, alle eigenthümliche Beſtandheit völlig abſpricht, und ihre weſentliche Verſchiedenheit ganz läugnet. Wenn die rechten Vernunftmenſchen unſerer Zeit ihre Geſinnung offen ausſprechen wollten, ſo würden ſich wohl viele Stimmen erheben: „Die Poeſie ſei nichts anders als die ſinnbildliche Kinderſprache der jugendlichen Menſchheit, nur Vorübung der Wiſſenſchaft, Hülle der Erkenntniß, eine überflüſſige Zugabe des weſentlich Guten und Nützlichen. Je höher die Geiſtescultur ſteige, deſto unermeßlicher verbreite ſich das Gebieth der deutlichen Erkenntniß; das eigentliche Gebieth der Darſtellung, die Dämmerung, ſchrumpfe dann vor dem einbrechenden Licht immer enger zuſammen. Der helle Mittag der Aufklärung ſei nun da; die Poeſie, dieſe artige Kinderei, ſei für unſer Jahrhundert der vollendeten Vernunft nicht mehr anſtändig. Es ſei endlich einmahl Zeit damit aufzuhören.“

Auf dieſe Weiſe hat man ſchon oft einen einzelnen Beſtandtheil der ſchönen Kunſt, einen vorübergehenden Zuſtand derſelben in einer frühern Stufe der Bildung mit ihrem Weſen ſelbſt verwechſelt. So lange die menſchliche Natur beſteht, wird der Trieb zur Darſtellung ſich regen, und die Forderung des Schönen an ihr laut werden. Dieſe nothwendige Anlage des Menſchen, welche, ſobald ſie ſich frei entwickeln darf, ſchöne Kunſt erzeugen muß, iſt ewig. Die Kunſt iſt eine ganz eigenthümliche Thätigkeit des menſchlichen Gemüths, welche durch ewige Gränzen von jeder andern geſchieden iſt. Alles menſchliche Thun und Leiden iſt ein gemeinſchaftliches Wechſelwirken des Geiſtes und der Natur. Nun muß entweder die Natur oder der Geiſt den letzten Grund des Daſeins eines gemeinſchaftlichen einzelnen Products enthalten, oder den erſten beſtimmenden Stoß zu deſſen Hervorbringung geben. Im erſten Fall iſt das Reſultat Erkenntniß. Die Beſchaffenheit des reinen Stoffs beſtimmt den Charakter der aufgefaßten Mannichfaltigkeit, und veranlaßt den Geiſt, dieſe

Mannichfaltigkeit zu einer beſtimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer beſtimmten Richtung die Verknüpfung fortzuſetzen, und zur Vollſtändigkeit zu ergänzen. Erkenntniß iſt eine Wirkung der Natur im Geiſte. Im zweiten Fall hingegen muß das freie Vermögen ſich ſelbſt eine beſtimmte Richtung geben, und das Weſen der gewählten Einheit beſtimmt die Beſchaffenheit der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäß gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt iſt ein Kunſtwerk und eine Wirkung des Geiſtes in der Natur. Zur darſtellenden Kunſt gehört jede Ausführung eines ewigen menſchlichen Zwecks im Stoff der äußern mit dem Menſchen nur mittelbar verbundnen Natur. Es iſt nicht zu beſorgen, daß dieſer Stoff jemahls ausgehen, oder daß die ewigen Zwecke je aufhören werden, Zwecke des Menſchen zu ſein. Nicht weniger iſt die Schönheit durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menſchlichen Beſtimmung geſchieden. Die reine Menſchheit, worunter hier die vollſtändige Beſtimmung der menſchlichen Gattung verſtanden wird, iſt nur *eine und dieſelbe*, und an ſich *ohne alle Theile und Abtheilung*. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt ſie ſich nach der ewigen Verſchiedenheit der urſprünglichen Vermögen und Zuſtände, und nach den beſondern Mitteln und Werkzeugen, welche dieſe veranlaſſen und erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier vorausſetzen darf, daß das Gefühlvermögen vom Vorſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen weſentlich verſchieden ſei; daß ein mittlerer Zuſtand zwiſchen dem Zwange des Geſetzes und der Bedürfniſſe, ein Zuſtand des freien Spiels, und der beſtimmungsloſen Beſtimmbarkeit in der menſchlichen Natur ſelbſt gegründet und ebenſo nothwendig ſei, wie der Zuſtand geſetzmäßiger Arbeit und beſchränkter Beſtimmtheit: ſo iſt auch die Schönheit eine dieſer Richtungen und von ihrer Gattung, der ganzen Menſchheit, wie von ihren Schweſtern, den übrigen urſprünglichen Beſtandtheilen der menſchlichen Aufgabe, weſentlich verſchieden.

Aber nicht bloß die Anlage zur Kunſt und das Gebiet der Schönheit ſind nach der Natur und nach der Idee des Menſchen nothwendig: auch die Organe der ſchönen Kunſt entwickeln

Dauer. Es darf doch wohl nicht erſt erwieſen werden, daß der Schein ein unzertrennlicher Gefährte des Menſchen ſei? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfniſſes mag das Licht der wahren Aufklärung und der gründlichen Wiſſenſchaft immerhin zerſtören; der freie Schein der ſpielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden. Nur muß man der allgemeinen Forderung der Darſtellung und Erſcheinung nicht eine einzelne und beſondere Art der Bildlichkeit unterſchieben; oder die gewaltſamen Ausbrüche der furchtbaren Leidenſchaften wilder Naturmenſchen mit dem Weſen der Poeſie verwechſeln. Allerdings iſt es ſehr natürlich und begreiflich, daß auf einer gewiſſen mittleren Höhe der künſtlichen Bildung, Grübelei und Vielwiſſerei jene leichten Spiele der Einbildungskraft, lähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das wahre Gefühl abſchleife und ſchwäche. Durch den Zwang einer noch unvollkommnen Kunſt und Bildung wird die Kraft des Triebes abgeſtumpft, ſeine Regſamkeit gefeſſelt, ſeine einfache Bewegung zerſtreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und der Geiſt ſind aber im Menſchen ſo innig verwebt, daß ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden Stufen, aber auch nur in dieſen auseinander gehen kann. In der Maſſe des Ganzen aber werden ſie mehrentheils gleichen Schritt halten, und der vernachläſſigte Theil wird über kurz oder lang das Verſäumte nachholen. Es hat in der That den größten Anſchein, daß der Menſch mit der wachſenden Höhe wahrer Geiſtesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, als der ächten Lebenskraft und Seele der Kunſt, eher gewinne als verliere.

Unbegreiflich ſcheint es, wie man ſich habe überreden können, die Italiäniſche und Franzöſiſche Dichtkunſt, und wohl gar auch die Engländiſche und Deutſche haben ihr goldnes Zeitalter ſchon gehabt. Man mißbrauchte dieſen Nahmen ſo ſehr, daß eine fürſtliche Protection, eine Zahl berühmter Nahmen, ein gewiſſer Eifer des Publikums, und allenfalls ein höchſter Gipfel in einer Nebenart hinlängliche Anſprüche dazu ſchienen. Nur war dabei ſchlimm, daß für das unglückliche ſilberne, eiſerne und bleierne Jahrhundert nichts übrig blieb, als das traurige Loos, jenen ewigen Urbildern aus allen Kräften vergeblich nachzuſtreben. Wie kann vom vollkommnen Styl da auch nur die Frage ſeyn, wo es eigentlich gar keinen Styl, ſondern nur Manier giebt? Im ſtrengſten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunſtwerk, geſchweige denn ein ganzes Zeitalter der Poeſie den Gipfel künſtleriſcher Vollendung erreicht. Die ſtillſchweigende Vorausſetzung, welche bei jener falſchen Anſicht von eingebildeten goldnen Zeitaltern zum Grunde lag, war: daß es nun einmahl unabänderlich und überall die Beſtimmung der Kunſtbildung ſei, wie eine Pflanze oder ein Thier zu entſtehen, allmählig ſich zu entwickeln, dann zu reifen, wieder zu ſinken, und endlich unterzugehen, und im ewigen Kreislauf immer endlich dahin zurückzukehren, von wo ihr Weg zuerſt anging. Dieſe Vorausſetzung beruht aber auf einem bloßen Mißverſtändniſſe, auf deſſen tiefliegenden Quell wir in der Folge ſtoßen werden.

Bei der Entwicklung einer ſo reichhaltig großen und künſtlich zuſammengeſetzten Geſchichtsmaſſe, wie das Europäiſche Völkerſyſtem, darf ein theilweiſer Stillſtand, oder hie und da ein ſcheinbarer Rückgang der Bildung nicht außerordentlich ſcheinen. Doch iſt wahrſcheinlich auch da, wo man ſchon gewiß glaubt, die Kataſtrophe ſei vorüber, und die künſtleriſche Kraft auf immer erloſchen, das Drama der geiſtigen Entwicklung bei weitem noch nicht geendigt. Vielmehr ſcheint die individuelle Kraft da wie ein Feuer unter der Aſche zu glimmen, und nur den günſtigen Augenblick zu erwarten, um in eine helle Flamme auszuſchlagen. Es iſt wahrhaft wunderbar, wie in unſerm Zeitalter das Bedürfniß des Objectiven ſich allenthalben regt, wie auch der Glaube an das Schöne wieder erwacht, und unzweideutige Symptome den herannahenden beſſern Kunſtſinn verkündigen. Der Augenblick ſcheint in der That für eine Revolution in der Kunſt reif zu ſeyn, durch welche das Objective und Schöne in der künſtleriſchen Bildung der Modernen herrſchend werden könnte. Nur geſchieht freilich nichts Großes von ſelbſt, ohne Kraft und Entſchluß! Es würde ein ſich ſelbſt beſtrafender Irrthum ſeyn, wenn man nun die Hände in den Schooß legen und ſich überreden wollte, der Kunſtſinn des Zeitalters bedürfe gar keiner weſentlichen Veränderung mehr. So lange das objektive Schöne nicht allgemein herrſchend iſt im Ziele der Kunſt, leuchtet dieß Bedürfniß von ſelbſt ein. Die Herrſchaft des Intereſſanten, oder Charakteriſtiſchen im Inhalt und einer eigenthümlichen geiſtreichen oder anziehenden Manier in der Behandlung, bildet ein durchaus fremdartiges Kunſtgeſetz in der ſchönen Poeſie. So wie in der chaotiſch verworrenen Maſſe der modernen Dichtkunſt alle Elemente der ſchönen Kunſt vorhanden ſind, ſo finden ſich in ihr auch alle ſelbſt die entgegengeſetzten Arten des künſtleriſchen Verderbens, Rohigkeit neben Künſtelei, kraftloſe Dürftigkeit neben geſetzloſem Frevel. Ich habe mich ſchon wider die Behauptung eines gänzlichen Unvermögens, einer rettungsloſen Entartung ausdrücklich erklärt, und die Höhe der Kunſtbildung, die Stärke der Dichterkraft unſers Zeitalters anerkannt. Nur die ächte Richtung, die richtige Stimmung fehlt; und nur durch ſie und mit ihnen wird jede einzelne Trefflichkeit, welche außer ihrem wahren Zuſammenhange ſehr leicht äußerſt ſchädlich werden kann, ihren vollen Werth, und ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Dazu bedarf es einer völligen Umgeſtaltung, eines totalen Umſchwunges, einer allgemeinen Wiedergeburt im Gebiethe der Kunſt und des Schönen.

Die Kunſtbildung nehmlich iſt von einer doppelten Art. Entweder kann ſie betrachtet werden als die fortgehende Entwicklung einer geiſtigen Fertigkeit. Dieſe erweitert, ſchärft, verfeinert; ja ſie belebt, ſtärkt und erhöht ſogar die urſprüngliche Anlage. Oder ſie iſt eine höhere Geſetzgebung, welche die ſchon vorhandene Kraft ordnet. Dieſe hebt den Streit der einzelnen Schönheiten auf, und fordert Uebereinſtimmung aller, nach dem Bedürfniß des Ganzen. Sie gebietet ſtrenge Richtigkeit, Ebenmaaß und Vollſtändigkeit; ſie verbietet die Verwirrung der urſprünglichen Kunſtgränzen, und verbannt, was bloß geiſtreiche Manier iſt, als ein dem Schönen fremdes und fremdartiges Kunſtgeſetz. Mit einem Worte: ihr Werk und ihr Ziel iſt das Objektive in der Kunſt des Schönen.

Die Wiedergeburt der ſchönen Kunſt aber ſetzt zwey nothwendige Erforderniſſe als veranlaſſende Bedingungen ihrer Möglichkeit voraus. Das erſte derſelben iſt die künſtleriſche Kraft. Nicht das Genie des Künſtlers allein, oder die erfindende Kraft (Realiſcher Darſtellung und poetiſcher Wirkung läßt ſich weder erwerben noch erſetzen. Es giebt auch eine urſprüngliche Naturgabe des ächten Kenners, welche zwar, wenn ſie ſchon vorhanden iſt, vielfach gebildet, wo ſie aber mangelt, durch keine Bildung erſetzt werden kann. Der treffende Blick, der ſichre Takt, jene höhere Reizbarkeit des Gefühls, und offene Regſamkeit der Fantaſie, laſſen ſich weder lernen noch lehren. Aber auch die glücklichſte Anlage iſt weder zu einem großen Künſtler, noch zu einem großen Kenner zureichend. Ohne Stärke und Umfang des ſittlichen Vermögens, ohne Harmonie des ganzen Gemüths, oder wenigſtens ein durchgängiges Streben zu derſelben, wird niemand in das Allerheiligſte der Muſenkunſt und des Tempels der Schönheit gelangen können. Daher iſt das zweite nothwendige Erforderniß für den einzelnen Künſtler und Kenner wie für die Maſſe des Zeitalters und der Nation, bei welchen die Kunſt des Schönen blühen ſoll, der Adel des Charakters und einer ſittlich erhöhten Stimmung. Der richtige Kunſtſinn, könnte man ſagen, iſt das gebildete Gefühl eines ſittlich guten Gemüths. Unmöglich kann hingegen das Kunſtgefühl eines ſchlechten Menſchen richtig und mit ſich ſelbſt einig ſein. Die Stoiker hatten in dieſer Rückſicht nicht unrecht zu behaupten, daß nur der Weiſe ein vollkommener Dichter und Kenner ſein könne. Gewiß hat der Menſch das Vermögen, durch bloße Freiheit die mannichfaltigen Kräfte ſeines Gemüths zu lenken und zu ordnen. Er wird alſo auch ſeiner künſtleriſchen Anlage und Kraft eine höhere Richtung und richtige Stimmung ertheilen können. Nur muß er es wollen; und die Kraft, es zu wollen, die Selbſtſtändigkeit, bei dem Entſchluß zu beharren, kann ihm niemand mittheilen, wenn er ſie nicht in ſich ſelbſt findet.

Freilich iſt aber der bloße gute Wille nicht zureichend, ſo wenig wie die nackte Grundlage zur vollſtändigen Ausführung eines Gebäudes. Eine erwachte und nur ſich ſelbſt vertrauende Kraft bedarf einer fördernden Kritik, einer leitenden Theorie, und ſetzt eine entſcheidende Geiſtesbildung voraus. Eine vollkommene Geſetzgebung der Schönen würde die erſte Stufe und ſelbſt das erſte Werkzeug ſein für die gründliche Wiederherſtellung der Kunſt. Ihre Beſtimmung wäre es, die blinde Kraft zu lenken, die ſtreitenden

Elemente in ein Gleichgewicht zu ſetzen, das Geſetzloſe zur Harmonie zu ordnen; der Kunſtbildung überhaupt eine feſte Grundlage, eine ſichre Richtung und eine dem Geſetz des Schönen angemeßne Stimmung zu ertheilen. Die geſetzgebende Macht der modernen Kunſtbildung dürfen wir aber nicht erſt lange ſuchen. Sie iſt ſchon conſtituirt, es iſt die Theorie: denn der Verſtand war ja von Anfang an das lenkende Princip dieſer Bildung. Verkehrte Begriffe haben lange die Kunſt beherrſcht, und ſie auf Abwege verleitet; richtige Begriffe müſſen ſie auch wieder auf die rechte Bahn zurückführen. Von jeher haben auch, ſowohl die Künſtler als das Publikum der Modernen, von der Theorie Zurechtweiſung und befriedigende Geſetze erwartet und gefordert. Eine vollendete Kunſt-Theorie würde aber nicht nur ein zuverläſſiger Wegweiſer der Bildung ſeyn, ſondern auch durch die Vertilgung ſchädlicher Vorurtheile die Kraft von manchen Feſſeln befreien, und ihren Weg von Dornen reinigen. Die Geſetze der künſtleriſchen Theorie haben aber nur inſofern eine wahre Autorität, als ſie von der Mehrheit der öffentlichen Meinung anerkannt ſind, und die Sanction des herrſchenden Gefühls einer Nation oder eines Zeitalters erhalten haben. Wenn das Bedürfniß allgemeingültiger Wahrheit Charakter des Zeitalters iſt, ſo iſt ein durch rhetoriſche Künſte erſchlichnes Anſehen von kurzer Dauer; einſeitige Unwahrheiten zerſtören ſich gegenſeitig, und verjährte Vorurtheile zerfallen von ſelbſt. Dann kann die Theorie nur durch vollkommne und freie Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ihren Geſetzen das vollgültigſte Anſehen verſchaffen, und ſich zu einer wirklichen Macht im Gebiethe der Kunſt erheben. Nur durch objective Wahrheit kann ſie ihrer Beſtimmung entſprechen.

Geſetzt aber auch, es gäbe eine objective und als ſolche allgemein anerkannte Kunſt-Theorie, welches mehr iſt, als wir bis jetzt rühmen können: die reine Wiſſenſchaft beſtimmt nur die Ordnung der Erfahrung, die Fächer für den Inhalt der Anſchauung. Sie allein würde leer ſeyn, wie die Erfahrung allein verworren, ohne Sinn und Zweck; und nur in Verbindung mit einer vollkommnen Geſchichte und geſchichtlichen Entwicklung, ſie würde die Natur der Kunſt und ihrer Arten vollſtändig kennen lehren. Die Wiſſenſchaft bedarf alſo der Erfahrung von einer Kunſt, welche ein durchaus vollkommnes Beiſpiel ihrer Art, ein wirklich gewordnes Ideal, und deren beſondre Geſchichte eine allgemeine Naturgeſchichte oder vollkommne Naturentfaltung der Kunſt ſelbſt wäre. Ueberdem kommt der Denker nicht friſch und unverſehrt zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung. Er iſt durch die Einflüſſe einer verkehrten Erfahrung angeſteckt; er bringt Vorurtheile mit, welche ſeiner Unterſuchung auch im Gebiethe der reinen Gedanken eine durchaus falſche Richtung ertheilen können. Auch bei dem aufrichtigſten Eifer ſteht es gar nicht in ſeiner Gewalt, dieſen mächtigen Vorurtheilen mit einemmahle zu entſagen; denn er müßte die reine Wahrheit ſchon ergriffen haben, um den Ungrund des Irrthums einzuſehen, und inne zu werden, wie falſch der Gang ſeiner Methode ſei. Denn das Wahre, wie es einmahl erfaßt, ſich ſelbſt als das Wahre und Rechte begreift und inne wird, lehrt auch allererſt den Irrthum, als das entgegengeſetzte Unwahre in ſeiner ganzen Tiefe erkennen. Der Kunſtforſcher bedarf daher aus einem doppelten Grunde einer vollkommnen Anſchauung: theils als Beiſpiel und Beleg zu ſeinem Begriff, theils als Thatſache und Urkunde ſeiner Unterſuchung.

Aber auch die Lücke zwiſchen der Theorie und der Ausübung, zwiſchen dem Geſetz und der einzelnen That, iſt wie überall, ſo auch im Gebiethe der Kunſt unendlich groß. Es wäre allzu leicht, wenn der Künſtler durch den bloßen Begriff vom richtigen Kunſtgefühl und vollkommnen Styl das höchſte Schöne in ſeinen Werken wirklich hervorzubringen vermöchte. Das Geſetz muß Neigung werden; Leben kommt nur von Leben, Kraft erregt Kraft. Das reine Geſetz iſt leer; damit es ausgefüllt und ſeine wirkliche Anwendung möglich werde, bedarf es einer Anſchauung, in welcher es in gleichmäßiger Vollſtändigkeit gleichſam ſichtbar erſcheine, eines höchſten Urbildes des Schönen in der Kunſt.

Schon der Nahme der Nachahmung iſt ſchimpflich und gebrandmarkt bei allen denen, die ſich genialiſche Erfinder und originelle Künſtler zu ſein dünken. Man verſteht darunter nähmlich die Gewaltthätigkeit, welche die ſtarke und große Natur an dem Ohnmächtigen ausübt. Unter der wahren Nachahmung oder Nachbildung aber iſt nichts andres zu verſtehen, als die Hand lung desjenigen, ſei er Künſtler oder Kenner, der ſich die Geſetzmäßigkeit jenes Urbildes zueignet, ohne ſich durch die Eigenthümlichkeit, welche die äußre Geſtalt, die Hülle des allgemeingültigen Geiſtes, immer noch mit ſich führen mag, beſchränken zu laſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Nachbildung ohne die höchſte Selbſtſtändigkeit durchaus unmöglich iſt. Es iſt hier die Rede von jener Mittheilung des Schönen, durch welche der Kenner den Künſtler, der Künſtler die Gottheit berührt, wie der Magnet das Eiſen nicht bloß anzieht, ſondern durch ſeine Berührung ihm auch die magnetiſche Kraft mittheile.

Wandelt die Gottheit auch in irdiſcher Geſtalt? Kann das Beſchränkte je vollſtändig, das Endliche vollendet, das Einzelne allgemeingültig ſein? Giebt es unter Menſchen eine Kunſt, welche die Kunſt ſchlechthin genannt zu werden verdiente? Giebt es ſterbliche Werke, in denen das Geſetz der Ewigkeit ſichtbar wird?

Mit richterlichem Ernſt überſchaut die Muſe das Buch der Zeiten, die Verſammlung der Völker. Ueberall findet ihr ſtrenger Blick nur Rohigkeit und Künſtelei, Dürftigkeit und Ausſchweifung in ſtetem Wechſel. Kaum erheitert dann und wann ein ſchonendes Lächeln über die liebenswürdigen Spiele der kindlichen Unſchuld ihren unwilligen Ernſt.

Nur bei einem Volke entſprach die ſchöne Kunſt in allen ihren Theilen und Zweigen ſo ganz der hohen Würde ihrer Beſtimmung.

Bei den Griechen allein war die Kunſt von dem Zwange des Bedürfniſſes und der Herrſchaft des Verſtandes immer gleich frei; und vom erſten Anfange griechiſcher Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Helleniſchen Sinn lebte, waren den Griechen ſchöne Spiele heilig.

Dieſe Heiligkeit ſchöner Spiele und dieſe Freiheit der darſtellenden Kunſt ſind die eigentlichen Kennzeichen der ächt Helleniſchen Bildung. Allen Barbaren hingegen iſt die Schönheit an ſich ſelbſt nicht gut genug. Ohne Sinn für die höhere Zweckmäßigkeit und geiſtige Bedeutung ihres ſcheinbar zweckloſen und unnützen Spiels bedarf ſie bei ihnen einer fremden Hülfe, einer äußern Empfehlung. Bei den rohen wie bei verfeinerten Völfern, welche jenes den Griechen ſo ganz eigenthumlichen Kunſtſinnes entbehrten, iſt die Kunſt mehrentheils nur entweder eine Sclavin der Sinnlichkeit oder der Vernunſt. Nur durch merkwürdigen, reichen, neuen und ſonderbaren Inhalt, oder durch einen ſinnlich reizenden Stoff kann eine Darſtellung ihnen anziehend und intereſſant werden. In wieſern nun die alten Dichter der Griechen uns jene vollkommne Anſchauung, als höchſtes Urbild des Schönen in der Kunſt, nach den verſchiedenen Arten und Bildungsſtufen derſelben, darſtellen, das erfordert eine beſondere Betrachtung.

Drittes Kapitel.

Kurzer Abriß von dem Ideal des Schönen in den Werken der griechiſchen Dichtkunſt, und von ihrer claſſiſchen Vollkommenheit; von dem früheſten Zeitalter der erſten Naturentfaltung, bis zu der ſpätern Epoche der ſchon entarteten Kunſt, durch alle Stufen der alten Bildung hindurch, nach dem ganzen Entwicklungsgange und Kreislaufe derſelben; und wie auf der Höhe der vollendeten tragiſchen Kunſt der Gipfel des höchſten Schönen erreicht worden.

Schon auf der erſten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundſchaft der Natur, umfaßte die griechiſche Poeſie in gleichmäßiger Vollſtändigkeit, im glücklichſten Gleichgewicht und ohne einſeitige Richtung oder übertriebne Abweichung, das Ganze der menſchlichen Natur. Ihr kräftiger Wachsthum entwickelte ſich bald zur Selbſtſtändigkeit, und betrat die Stufe, wo das Gemüth in ſeinem Kampfe mit der Natur ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt; ihr goldnes Zeitalter aber erreichte den höchſten Gipfel idealer Freiheit, oder der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung der Kunſt und der Schönheit, welcher in irgend einer natürlichen Bildung möglich iſt. Ihre Eigenthümlichkeit iſt der kräftigſte, reinſte, beſtimmteſte, einfachſte und vollſtändigſte Abdruck der allgemeinen Menſchennatur. Die Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt iſt eine allgemeine Naturgeſchichte der Dichtkunſt; eine vollkommne und geſetzgebende Anſchauung für die Entfaltung des Schönen.

In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künſtliche Pflege und gleichſam wild. Unter dieſem glücklichen Himmel war die darſtellende Kunſt nicht eine erlernte Fertigkeit, ſondern urſprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freieſte Entwicklung der glücklichſten Anlage. Die griechiſche Poeſie nahm von der roheſten Einfalt ihren Anfang; aber dieſer geringe Urſprung gereicht ihr nicht zur Unzierde. Ihr älteſter Charakter iſt höchſt einfach und ganz kunſtlos, aber unverdorben. Hier findet man weder abentheuerliche Ausgeburten einer verwilderten Fantaſie, noch verkehrte Künſtelei und falſche Nachahmung eines fremden Nationalcharakters, noch eine eigenſinnige und manierirte Einſeitigkeit. Hier konnte die Willkühr verkehrter Begriffe den freien Wuchs der Natur nicht feſſeln, noch ihre innre Harmonie zerreißen und zerſtören, oder ihre Einfalt verfälſchen, und den Gang und die Richtung der Bildung verſchrauben. Schon frühe unterſcheidet ſich die griechiſche Poeſie durch ein gewiſſes Etwas von allen übrigen Nationalpoeſien auf einer ähnlichen Stufe der kindlichen Geiſtescultur. Gleich weit entfernt von orientaliſchem Schwulſt und von nordiſcher Schwermüthigkeit, voll Kraft, aber ohne Härte, voll Anmuth und doch ohne Weichlichkeit, iſt ſie eben dadurch abweichend von dem allgemeinen Gange der Kunſtentfaltung bei anderen Völkern, daß ſie mehr als jede andre Nationalkunſt reinmenſchlich und dem allgemeinen Geſetze aus eigner freier Neigung getreu iſt. Schon in der Kindheit meldet ſich ihr hoher Beruf, nicht das Zufällige ſondern das Weſentliche und Nothwendige darzuſtellen, nicht nach dem Einzelnen ſondern nach dem Allgemeinen zu ſtreben. Auch ſie hatte ihren mythiſchen Urſprung, wie jede freie Entwicklung des Dichtungsvermögens. Während des erſten Zeitalters ihrer Entwicklung ſchwankte die griechiſche Poeſie zwiſchen ſchöner Kunſt und Sage. Sie war eine unbeſtimmte Miſchung von Ueberlieferung und Erfindung, von bildlicher Lehre, Geſchichte und freiem Spiel. Aber welch' eine Sage! Nie gab es eine geiſtreichere oder auch ſittlich ſchönere. Der griechiſche Mythus iſt, wie ein treuer Abdruck im klarſten Spiegel, die beſtimmteſte und zarteſte Bilderſprache für alle ewigen Wünſche des menſchlichen Gemüths, mit allen ſeinen ſo wunderbaren als nothwendigen Widerſprüchen; eine kleine vollendete Welt der ſchönſten Ahnungen der kindlich dichtenden Vernunft. Dichtung, Geſang, Tanz und Geſelligkeit, die feſtliche Freude war das holde Band der Gemeinſchaft, welches Menſchen und Götter verknüpfte. Und in der That war auch der Sinn ihrer Sage, der heiligen Gebräuche und beſonders ihrer Feſte, der Gegenſtand ihrer Verehrung, das ächt Göttliche in dem vollendet Menſchlichen. In ihren ſchönen Götterbildern haben die Griechen, wohl verſtanden, nur die freie Fülle der Natur, die ſelbſtſtändige Kraft des Geiſtes und die geſetzmäßige Eintracht und innere Harmonie des Gemüths anbetend verehrt.

Durch einen in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände hatte die Natur in ihrer Begünſtigung für dieſes zur Kunſt auserwählte Volk gleichſam ein Aeußerſtes gethan. Oft wird die menſchliche Bildung gleich nach ihrer erſten Veranlaſſung, während ſie noch zu ſchwach iſt, um den harten Kampf mit dem Schickſal glücklich zu beſtehen, ohne fernere gütige Pflege wiederum ihrer eignen Schwäche und jedem ungünſtigen Zufalle Preis gegeben. Ja, eine Nation hat noch von Glück zu ſagen, wenn ſie nur durch die Gunſt ihrer Lage mit Mühe zu einer bedeutenden Höhe einer einſeitigen Bildung gelangen kann. Bei den Griechen vereinigte und umfaßte ſchon die erſte Stufe der Bildung dasjenige vollſtändig, was ſonſt auch auf der höchſten Stufe nur getrennt und einzeln vorhanden zu ſein pflegt. Wie im Gemüthe des Homeriſchen Diomedes alle Kräfte gleichmäßig und in der ſchönſten Eintracht zu einem vollendeten Gleichgewicht zuſammenſtimmen; ſo entwickelte ſich hier die ganze Menſchheit gleichmäßig und vollſtändig. Schon im heroiſchen Zeitalter der noch ganz in der Mythologie und Sage befangenen Dichtkunſt, vereinigt die griechiſche Naturpoeſie die ſchönſten Blüthen der edelſten nordiſchen und der zarteſten ſüdlichen Naturpoeſie, und iſt die vollkommenſte ihrer Art.

Vielen gefällt Homerus, von wenigen aber wird ſeine Schönheit eigentlich ganz gefaßt. So wie viele Reiſende in weiter Ferne ſuchen, was ſie in ihrer Heimath eben ſo gut und näher finden könnten; ſo bewundert man nicht ſelten im Homer allein das, worin der erſte der beſte nordiſche oder ſüdliche Helden- und Sagendichter, wofern er nur ein großer Poet iſt, ihm gleich kommt. Worin er aber einzig iſt, das wird ſelten bemerkt / gewöhnlich ganz aus der Acht gelaſſen. Die treue Wahrheit, die urſprüngliche Kraft, die einfache Anmuth, die reizende Natürlichkeit ſind Vorzüge, welche der griechiſche Barde vielleicht mit einem oder dem andern ſeiner indiſchen oder altnordiſchen Brüder theilt. Es giebt aber andre charakteriſtiſche Züge der Homeriſchen Poeſie, welche dem Griechen allein eigen ſind.

Ein ſolcher ſchon eigenthümlich helleniſcher Zug iſt beſonders auch die Vollſtändigkeit ſeiner Anſicht der ganzen menſchlichen Natur, welche im glücklichſten Ebenmaaß, im vollkommnen Gleichgewicht, von der einſeitigen Beſchränkung einer abweichenden Anlage, und von der Verkehrtheit künſtlicher Mißbildung gleichweit entfernt iſt. Der Umfang ſeiner Dichtung iſt ſo unbeſchränkt, wie der Umfang der ganzen menſchlichen Natur ſelbſt. Die äußerſten Enden der verſchiedenſten Richtungen, deren urſprüngliche Keime ſchon in der allgemeinen Menſchennatur verborgen liegen, geſellen ſich hier freundlich zu einander, wie im unbefangnen, kindlichen Spiel. Seine heitre und reine Darſtellung vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, die ſchärfſte Beſtimmtheit mit der weichſten Zartheit der Umriſſe.

In den Sitten ſeiner Helden ſind Kraft und Anmuth im Gleichgewicht. Sie ſind ſtark aber nicht roh, milde, ohne ſchlaff zu ſein, und geiſtreich ohne Kälte. Achilles, obgleich im Zorn furchtbarer wie ein kämpfender Löwe, kennt dennoch die Thränen des zärtlichen Schmerzes am treuen Buſen einer liebenden Mutter; er zerſtreut ſeine Einſamkeit durch die milde Luſt ſüßer Geſänge. Mit einem rührenden Seufzer blickt er auf ſeinen eignen Fehler zurück, auf das ungeheure Unheil, welches die ſtarrſinnige Anmaßung eines ſtolzen Königs und der raſche Zorn eines jungen Helden veranlaßt haben. Mit hinreißender Wehmuth weiht er die Locke an dem Grabe des geliebten Freundes. Im Arm eines ehrwürdigen Alten, des durch ihn unglücklichen Vaters ſeines verhaßten Feindes kann er in Thränen der Rührung zerfließen. Der allgemeine Umriß eines Charakters, wie Achilles hätte vielleicht auch in der Fantaſie eines Nord- oder Süd-Homerus entſtehen können; dieſe feineren Züge der Ausbildung waren nur bei den Griechen denkbar. Nur ein ſolcher vom Gefühl der innern Harmonie und der ſittlichen Schönheit beſeelter Dichter konnte dieſe brennbare Reizbarkeit, dieſe furchtbare Schnellkraft wie eines jungen Löwen, mit ſo viel Geiſt, Sitten, Gemüth vereinigen und verſchmelzen. Selbſt in der Schlacht, in dem Augenblicke, wo ihn der Zorn ſo ſehr fortreißt, daß er ungerührt durch das Flehen des Jünglings, dem überwundnen Feinde die Bruſt durchbohrt, bleibt er menſchlich, ja ſogar liebenswürdig und verſöhnt uns durch eine entzückend rührende Betrachtung. *) Der Charakter des Diomedes iſt aber ſchon in ſeiner urſprünglichen Zuſammenſetzung ganz Griechiſch. In ſeiner ſtillen Größe, ſeiner beſcheidnen Vollendung und dem innern Gleichgewicht aller Kräfte ſpiegelt ſich der ruhige Geiſt des Dichters ſelbſt am hellſten und am reinſten.

Die Homeriſchen Helden, wie den Dichter ſelbſt unterſcheidet ſehr bemerklich eine freiere Menſchlichkeit von allen nicht Griechiſchen Heroen und Sagendichtern. In jeder beſtimmten Lage, jeder einzelnen Gemüthsart ſtrebt der Dichter, ſo viel nur der Zuſammenhang verſtattet, nach derjenigen ſittlichen Schönheit, deren das kindliche Zeitalter unverdorbener Sinnlichkeit fähig iſt. Sittliche Kraft und Fülle haben in Homers Dichtung das Uebergewicht; ſittliche Einheit und Beharrlichkeit ſind, wo ſie ſich bei ihm finden, kein ſelbſtſtändiges Werk des Gemüths, ſondern nur ein glückliches Erzeugniß der bildenden Natur. Aber nicht gewaltige Stärke und ſinnlicher Genuß allein weckte und feſſelte ſein Gemüth. Der beſcheidne Reiz der ſtillen Häuslichkeit, vorzüglich in der Odyſſee, die Anfänge des Bürgerſinns, und die erſten Regungen ſchöner Geſelligkeit, ſind nicht die kleinſten Vorzüge des Griechen.

Ungleich einförmiger erſcheint dagegen das Ritterthum der mittleren Zeiten; obwohl ſeiner Idee nach, auch eine reiche Blume der Fantaſie entwachſen und in ihrem Elemente webend; doch aber in der Entfaltung des ganzen Lebens minder naturkräftig und mehr in eine beſtimmte ſittliche Zwangsform eingeſchränkt. Eben darum iſt auch im modernen Ritter der romantiſchen Sage

---

*) Iliad. XXI. 99. seqq.

der Heroismus durch einen willkührlichen Fantaſiebegriff oft in ganz groteske Geſtalten und Bewegungen umgeformt, ſo daß von dem urſprünglichen Zauber des freien Heldenlebens nur wenige Spuren übrig geblieben ſind. Statt lebendig freier Sitten und Naturgefühle findet man hier ſpitzfindige Begriffe und ſeltſame Vorurtheile; ſtatt freier Fülle und reger Kraft verwickelte Lebensregeln eines mit faſt ſcholaſtiſcher Feinheit ausgebildeten Ritter-Ideals. Man vergleiche dieſe an ſich auch ſehr wunderbaren und anziehenden Fantaſiegebilde mit jenen claſſiſchen Helden-Darſtellungen, in denen auch der kleinſte Beſtandtheil von einem höhern freien Leben glüht, mit den Homeriſchen Helden, deren Bildung ſchon in jener früheſten Zeit ganz aus der Idee des Schönen hervorgegangen und zugleich ſo ächt menſchlich iſt, wie eine heroiſche Bildung nur ſein kann. In ihrem Gemüthe ſind die einzelnen Elemente nicht getrennt, ſondern durchgängig zuſammenhangend; der Sinn und die Neigung, der Gedanken und Willen ſind hier innigſt in einander verſchmolzen. Alle Theile ſtimmen im vollkommenſten Einklang zuſammen, und die reiche Fülle urſprünglicher Kraft ordnet ſich mit leichter Ordnung zu einem befriedigenden Ganzen.

Man nennt das oft Schonung, die Sinne verzärteln, und die Würde der Menſchheit dadurch entweihen, daß man keine andere Beſtimmung der Kunſt anerkennt, als die, der Thierheit zu ſchmeicheln. Es giebt aber eine andre Eigenſchaft gleiches Nahmens, welche ſich ſcheut, das Gemüth zu verletzen, ſittliche Schonung. In den Dichtungswerken unſerer Zeit wird auch da, wo die zarteſten Blüthen der feinſten Sinnlichkeit am friſcheſten duften; auch da, wo die Verfeinerung des Geiſtes aufs höchſte geſtiegen iſt, dennoch unſer Gefühl nicht ſelten durch ein gewiſſes Etwas ſehr beleidigt. Ja es iſt eigentlich wohl kein barbariſches Kunſtwerk ganz rein von allem, was einen ächt griechiſchen Sinn beleidigen und verletzen würde. Dieſe modernen Naturen ſcheinen gar nicht zu ahnen, daß mit dem Unwillen der Genuß des Schönen ſogleich zerſtört wird; daß unnütze Schlechtigkeit der größte Fehler ſei, deſſen ein Dichter ſich ſchuldig machen kann. Den Muſiker, der ohne Grund mit einer unaufgelöſten Diſſonanz endigte, würde man tadeln; und dem Dichter, welcher ohne Gefühl für den

Einklang des Ganzen das zarte Ohr des Gemüths durch die ſchreiendſten Mißtöne verletzt, verzeiht man, oder bewundert ihn wohl gar. Im Homer hingegen wird jeder Uebelſtand vorbereitet und aufgelöſt. Durch einen Augenblick von jugendlichem Uebermuth verſöhnt uns Patroklus mit ſeinem Tode, und was ſonſt bittrer Unwillen geweſen ſein würde, wird nun ſanfte Rührung. Der Uebermuth des Hektor iſt eine Vorbereitung ſeines Falles. Hätte ausſchweifender Zorn den Achilles nicht bis zu Augenblicken von Wildheit und Ungerechtigkeit verlockt, ſo würde die ihm zugefügte ungerechte Kränkung, der Verluſt ſeines Freundes, ſein Schmerz, die unwandelbar beſtimmte Kurze ſeines herrlichen Lebens unſer Gemüth tief verwunden und mit Bitterkeit anfüllen. Der ruhigen Kraft, der weiſen Gleichmüthigkeit des Diomedes entſpricht die ungemiſchte und nie getrübte Reinheit ſeines Glücks und ſeines von allem Neid befreiten Ruhms. Wie der Vater der Götter das Schickſal der Kämpfer auf der entſcheidenden Wagſchale gedankenvoll abmißt, ſo läßt Homerus mit künſtleriſcher Weisheit ſeine Helden ſinken und ſteigen, nicht nach Laune und Zufall, ſondern nach den richtig zarten Entſcheidungen des tiefſten Menſchengefühls.

Nur hüte man ſich zu denken, das Nachahmungswürdige in der griechiſchen Poeſie ſei das Privilegium weniger auserwählter Geiſter, wie jede trefflichere Größe bei den Neuern. Eine ſolche bloß individuelle Vortrefflichkeit würde dann weder nachahmungswürdig, noch deſſen völlige Aneignung möglich ſein; denn nur das Allgemeine iſt als ein Ausdruck des Ewigen Geſetz und Urbild für alle Zeiten und Völker. Die griechiſche Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Sinns der Nation und der Geiſt der ganzen Maſſe ihrer Kunſtbildung, und erſtreckt ſich auf alle dazu gehörigen Glieder und Beſtandtheile, oder einzelnen Werke. Auch ſolche Gedichte, welche wenig künſtleriſche Weisheit und geringe Erfindungskraft verrathen, ſind in demſelben Geiſte gedacht, entworfen und ausgeführt, deſſen Züge wir im Homer und andern Dichtern vom erſten Range nur beſtimmter und klarer leſen. Sie unterſcheiden ſich durch dieſelben Eigenheiten, wie die beſten, von allen nicht-griechiſchen Gedichten.

Die griechiſche Poeſie hat ihre Sonderbarkeiten, welche oft abweichend genug ſind; denn obgleich die griechiſche Bildung rein-menſchlich iſt, ſo kann dennoch die äußre Form ſehr abweichend ſein; es vielleicht eben darum deſto mehr ſein, weil der Geiſt dem allgemeingültigen Geſetz ſo getreu iſt. Die meiſten dieſer künſtleriſchen Paradoxien ſind jedoch nur ſcheinbar und enthalten nach ihrer wahren Bedeutung erfaßt, einen großen Sinn. So das ſatyriſche Drama, der Dithyrambus, der lyriſche Chor der Dorier, und der dramatiſche Chor der Athener.

Nur aus völliger Unkunde mit der eigentlichen Natur der Kunſt und ihrer Arten hat man ſolche Eigenheiten für bloß individuell gehalten, und ſich mit einer hiſtoriſchen Ableitung und Erklärung derſelben begnügt. Ueberdem waren die Thatſachen lückenhaft, und ſo lange man die nothwendigen Bildungsgeſetze der Kunſt nicht kennt, wird man in der Geſchichte der Kunſt im Dunkeln tappen, und keinen Leitfaden haben, vom Bekannten aufs Unbekannte zu ſchließen. Man erforſche nur den Charakter dieſer Anomalien nach Anleitung ſichrer Grundſätze und Begriffe vollſtändig, und man wird überraſcht durch die philoſophiſch erkannte Begründung alles Einzelnen in der Einen Idee und in dem Weſen des Ganzen, die durchgängige objective Würde und Vollkommenheit der griechiſchen Poeſie auch hier wiederfinden. Selbſt in dem Zeitalter, wo das ganze Gebilde derſelben ſich in mehrere genau beſtimmte Richtungen, wie gleichſam in eben ſo viele Aeſte eines gemeinſchaftlichen Stammes, ſpaltete, und ihr Umfang dadurch eben ſo ſehr beſchränkt, als ihre Kraft erhöht ward; ſelbſt in der lyriſchen Gattung, deren eigentlicher Gegenſtand ſchöne Eigenthümlichkeit iſt, bewahrt ſie dennoch ihr beſtändiges Hinſtreben zum objectiven Schönen durch die Art und den Geiſt der Darſtellung, welche, ſo weit es die beſondern Schranken ihrer eigenthümlichen Richtung und ihres Stoffs nur immer erlauben, ſich dem rein Menſchlichen und Schönen nähert, das Einzelne ſelbſt zum Allgemeinen erhebt, und im Eigenthümlichen eigentlich nur das Allgemeingültige und Ewige in der Erſcheinung darſtellt.

Die griechiſche Poeſie iſt geſunken, in ihren letzten Zeiten ſehr tief geſunken, und endlich völlig entartet. Aber auch im äuherſten Verfall blieben ihr noch Spuren jener Allgemeingültigkeit, jenes feſten Styls in Kunſt und Sprache, bis ſie überhaupt aufhörte, einen beſtimmten Charakter zu haben. So ſehr iſt der Geiſt der helleniſchen Bildung nichts andres als eine höhere, reinere Menſchheit nach der vorherrſchenden Kunſtidee des Schönen! Im Zeitalter der gelehrten Dichtkunſt gab es weder öffentliche Sitten, noch einen allgemeinen Kunſtſinn mehr. Die Gedichte der Alexandriner ſind ohne eigentliche Sitten, ohne Geiſt und Leben; kalt, todt, arm und ſchwerfällig. Statt einer vollkommnen organiſchen Gliederung und lebendigen Einheit des Ganzen ſind dieſe Machwerke nur aus abgerißnen Bruchſtücken, wie eine Moſaik von ſchönen Stellen zuſammengeſetzt. Sie enthalten nur einzelne künſtleriſche Züge, keine vollſtändige und ganze Schönheit. Aber dennoch enthält ihre fleißige Darſtellung in ihrer durchgearbeiteten feinen Beſtimmtheit, in ihrer völligen Freiheit von den unreinen Zuſätzen einer bloß ſubjectiven Anſicht und Auffaſſungsmanier, von den techniſchen Fehlern einer widernatürlichen Miſchung, und von eigentlicher poetiſcher Unwahrheit, eine höchſte Naturvollkommenheit in ihrer, wenn gleich an ſich tadelhaften Art; ein gewiſſes claſſiſches Etwas, welches demjenigen nicht unähnlich iſt, welches Kenner der griechiſchen Sculptur an den Ueberbleibſeln der bildenden Kunſt auch aus der ſchlechteſten Zeit, oder von der Hand des mittelmäßigſten Künſtlers wahrnehmen. Der ſchwülſtige, überladne Schmuck gehört dem allgemeinen ſchlechten Kunſtſinn des Zeitalters an; die Fehler der Ausführung kommen auf die Rechnung des einzelnen mittelmäßigen oder minder begabten Künſtlers. Allein der objective künſtleriſche Geiſt, in welchem das Werk gedacht, entworfen und ausgebildet wurde, enthält wenigſtens immer noch Spuren von dem vollkommnen Ideal, welches für alle Zeiten und Völker ein gültiges Geſetz und allgemeines Urbild iſt. So findet man in dem epiſchen Werke des Apollonius ſehr oft wahrhaft claſſiſche Einzelnheiten, und hier und da trifft man auf Erinnerungen an die ehemahlige hohe Vollkommenheit und göttliche Schönheit der Dichtkunſt. Solche Züge ſind die Beſcheidenheit des heroiſchen Jaſon und ſeine nachſinnende Stille bei der großen Ausfahrt der Heldenſchaar, und bei dem Verluſt des Herkules; die feine

Charakteriſtik des Telamon, Herkules, Idas und Idmon; das liebliche Spiel des Eros und Ganymedes; die Anmuth, welche über die ganze Epiſode von der Hypſipyle und Medea verbreitet iſt. Die ſchärfere Beſtimmtheit, die feinere Zartheit, das noch mehr Durchgearbeitete ſeines fleißigen Werks; Eigenſchaften, welche er vor dem gelehrteſten aller römiſchen Dichter voraus hat, ſind eben ſo viele übrig gebliebene Spuren ächt griechiſcher Kunſt und Bildung.

Das Schickſal bildete den Griechen nicht nur zu dem Höchſten, was der Sohn der Natur ſein kann; ſondern es entzog ihm auch ſeine mütterliche Pflege nicht eher, als bis die griechiſche Bildung ſelbſtſtändig und mündig geworden, der fremden Hülfe und Führung nicht weiter bedurfte. Mit dieſem entſcheidenden Schritt, durch welchen die Freiheit das Uebergewicht über die Natur bekam, trat der Menſch in eine ganz neue Ordnung der Dinge; es begann eine neue Stufe der Entwicklung. Wo dieſe erreicht iſt, beſtimmt, lenkt und ordnet der menſchliche Geiſt nun ſeine Kräfte ſelbſt, und bildet ſeine Anlagen nach den innern Geſetzen des Gemüths. Die Schönheit der Kunſt iſt von da an nicht mehr Geſchenk einer gütigen Natur, ſondern des Menſchen eignes Werk, Eigenthum ſeines Gemüths. Das Geiſtige bekommt das Uebergewicht über das Sinnliche; ſelbſtſtändig beſtimmt er die Richtung ſeines Kunſtgefühls, und ordnet die Darſtellung. Er eignet ſich nicht mehr bloß das Gegebene zu, ſondern er bringt das Schöne ſelbſtthätig hervor. Und wenn der erſte Gebrauch der Mündigkeit, den Umfang der Kunſt durch eine genau beſtimmte Richtung beſchränkt, ſo wird dieſer Verluſt durch die innre Stärke und Hoheit der zuſammengedrängten Kraft wieder erſetzt. Das epiſche Zeitalter der griechiſchen Poeſie läßt ſich noch mit den poetiſchen Heldenſagen andrer Nationen vergleichen; im lyriſchen Zeitalter ſteht die Kunſt der Griechen ſchon allein. Nur ſie hat in Maſſe die Bildungsſtufe der Selbſtſtändigkeit erreicht; nur in ihr iſt das idealiſche Schöne öffentlich geweſen. So häufig und ſo glänzend auch in der modernen Dichtkunſt die Beiſpiele davon ſein mögen, ſo ſind es doch nur einzelne Ausnahmen, und die Maſſe iſt weit hinter jener Stufe zurückgeblieben, und [illegible] [illegible] jene [illegible] nahmen. Bei dem herrſchenden Unglauben an die göttlichere Schönheit, verliert die verkannte ihre unbefangene Zuverſicht, und der Kampf, welcher ſie geltend machen ſoll, entweiht ſie nicht weniger, wie der menſchenfeindliche Stolz, welcher den Genuß der Mittheilung erſetzen muß. Von jeher haben viele Völker die Griechen an mancherlei mechaniſchen oder auch einzelnen intellectuellen Fertigkeiten übertroffen, und deßfalls die griechiſche Höhe der eigentlichen Menſchenbildung in Kunſt und Sitten, im Geiſt und im Leben nicht eingeſehen. Aber Fertigkeiten ſind nur nothwendige Zugaben der Bildung, Werkzeuge der Freiheit. Nur Entwicklung der vollſtändigen Menſchheit iſt wahre Bildung. Bei welchem Volke der Weltgeſchichte hat aber die reine Menſchennatur in der Maſſe der Nation eine ſolche freie Entfaltung und ein ſo durchgängiges Uebergewicht erhalten, als bei den Griechen? Wo war die Bildung ſo ächt, und ächte Bildung ſo öffentlich? In der That kaum giebt es im ganzen Lauf der Menſchengeſchichte ein erhabneres Schauſpiel, als der große Augenblick darbietet, da mit einemmahle und gleichſam von ſelbſt, durch bloße Entwicklung der innern geiſtigen Lebenskraft, in den griechiſchen Verfaſſungen eine neue republikaniſche Ordnung, in den Sitten Begeiſterung und Weisheit, in den Wiſſenſchaften, ſtatt der faſt noch mythiſchen Anordnung einer bloßen wiſſenſchaftlichen Fantaſie, nun ein logiſcher Zuſammenhang und inneres Syſtem, und in den griechiſchen Künſten das Ideal hervortrat.

Wenn die Freiheit einmahl das Uebergewicht über die Natur hat, ſo wird die freie, ſich ſelbſt überlaßne Bildung ſodann ſich in der einmahl genommenen Richtung fortbewegen, und immer höher ſteigen, bis ihr Lauf durch äußre Gewalt gehemmt wird, oder bis ſich durch bloße innre Entwicklung das Verhältniß der Freiheit und der Natur von neuem ändert. Wenn der geſammte zuſammengeſetzte menſchliche Trieb nicht allein das bewegende, ſondern auch das lenkende Princip der Bildung, wenn die Bildung natürlich und nicht künſtlich, wenn die urſprüngliche Anlage die glücklichſte, und die äußre Begünſtigung vollkommen iſt; ſo entwickeln, wachſen, und vollenden ſich alle Beſtandtheile und

Elemente der ſtrebenden Kraft, der ſich bildenden Menſchheit gleichmäßig, bis die Fortſchreitung den Augenblick erreicht hat, wo die Fülle nicht mehr ſteigen kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu trennen und zu zerſtören.

Trifft nun die höchſte Stufe der Bildung in der vollkommenſten Gattung der vortrefflichſten Kunſt, mit dem günſtigſten Augenblick im Strome des öffentlichen Lebens glücklich zuſammen: verdient ein großer Künſtler die Gunſt des Schickſals, und weiß die unbeſtimmten Umriſſe, welche die Nothwendigkeit vorzeichnete, würdig auszufüllen; ſo wird das äußerſte Ziel ſchöner Kunſt erreicht, welches möglicher Weiſe durch die freieſte Entwicklung der glücklichſten Naturanlage erreichbar iſt.

Dieſe letzte Gränze der natürlichen Bildung der Kunſt und des Kunſtgefühls, dieſen höchſten Gipfel freier Schönheit, hat die griechiſche Poeſie wirklich erreicht. Vollendung heißt dieſer Zuſtand der Bildung, wenn die innre ſtrebende Kraft ſich völlig ausgewickelt hat, wenn die Abſicht ganz erreicht iſt, und in gleichmäßiger Vollſtändigkeit des Ganzen keine Erwartung unbefriedigt bleibt. Ein goldnes Zeitalter nennt man es wohl, wenn dieſe Vollendung einer ganzen gleichzeitigen Maſſe von Kunſtwerken oder einer hervorragenden Dichterſchule zukommt. Der Eindruck von Vollkommenheit, welchen die Werke des goldnen Zeitalters der griechiſchen Kunſt gewähren, iſt nun zwar wohl eines Zuſatzes fähig, aber dennoch iſt er ohne innre Störung und etwa noch unbefriedigt zurückbleibendes Bedürfniß, vollſtändig und ſelbſt genugſam. Es giebt für dieſe Höhe keinen ſchicklicheren Nahmen als das höchſte Schöne. Nicht etwa ein Schönes, über welches ſich nichts ſchöneres denken ließe; ſondern das vollſtändige Beiſpiel der unerreichbaren Idee, die hier gleichſam ganz ſichtbar wird, das Urbild der Kunſt und des ewigen Schönen.

Denn einzigen Maaßſtab, nach welchem wir den höchſten Gipfel der griechiſchen Poeſie würdigen können, geben uns die Schranken aller Kunſt überhaupt. Aber wie, wird man fragen, iſt die Kunſt nicht einer ſchlechthin unendlichen Vervollkommnung fähig? Giebt es Gränzen ihrer fortſchreitenden Bildung? —

Die Kunſt iſt einer unendlichen Fortbildung und Vervollkommnung fähig und eine unbedingte Vollkommenheit iſt in ihrer ſteten Entwicklung nicht möglich; aber doch ein bedingtes relatives Höchſtes, eine unüberſteigliche und nicht mehr zu übertreffende Gränze des nächſten Erreichbaren, an der unerreichbaren und bloß als Idee denkbaren Vollkommenheit. Die Aufgabe der Kunſt beſteht nähmlich aus zweierlei ganz verſchiedenartigen Beſtandtheilen; theils aus beſtimmten Geſetzen, welche nur ganz erfüllt oder ganz übertreten werden können, und theils aus nie ganz auszufüllenden, unbeſtimmten Forderungen, wo auch die höchſte Gewährung noch einen Zuſatz leidet. Jede wirklich gegebene Kraft iſt einer Vergrößerung und jede endliche wirkliche Vollkommenheit eines unendlichen Zuwachſes fähig. In Verhältniſſen aber findet kein Mehr oder Weniger Statt; die Geſetzmäßigkeit eines Gegenſtandes kann weder vermehrt noch vermindert werden. So ſind auch alle wirklichen Beſtandtheile der ſchönen Kunſt einzeln eines unendlichen Zuwachſes fähig, aber in der Zuſammenſetzung dieſer verſchiedenen Beſtandtheile giebt es unbedingte Geſetze für die gegenſeitigen Verhältniſſe.

Das Schöne im weiteſten Sinne, in welchem es das Erhabne, das Schöne im engern Sinne, und das Reizende zugleich und mit umfaßt, iſt die angenehme, ſinnliche Erſcheinung des Guten, d. h. des Göttlichen oder des Ewigen. Es ſcheint zwar für jede einzelne Reizbarkeit eine feſte Gränze beſtimmt zu ſein, welche weder der Schmerz noch die Freude überſchreiten darf, wenn nicht alle Beſonnenheit aufhören, und mit dieſer ſelbſt der Zweck der Leidenſchaft und der Luſt verloren gehen ſoll. Im Allgemeinen aber, und ohne beſondre Rückſicht läßt ſich über jedes gegebene Maaß von wirkender Kraft ein höheres denken. Unter der wirkenden Kraft im Gebiethe der Kunſt verſtehe ich alles, was den gemiſchten Trieb ſinnlich weckt und erregt; um ihm dann den Genuß des reinen Geiſtigen zu gewähren; die bewegende Triebfeder mag nun Schmerz oder Freude ſein. Dieſes Wirkende in der Darſtellung iſt aber nur Mittel und Werkzeug der idealiſchen Kunſt, gleichſam die äußre, körperliche Lebenskraft der reinen Schönheit, welche die ſinnliche Erſcheinung des Geiſtigen veranlaßt und trägt, ſo wie das freie Gemüth und innre Weſen des

Menſchen nur im Element und Träger einer thieriſchen Körperhülle ſinnlich vorhanden iſt. Auf gleiche Weiſe giebt es für jede beſondre Empfänglichkeit eine beſtimmte Sphäre der Sichtbarkeit, wenn ich ſo ſagen darf, in der Mitte zwiſchen zu großer Nähe und zu weiter Entfernung. An und für ſich aber kann die Erſcheinung des Geiſtigen immer lebhafter, beſtimmter und klarer werden. So lange ſie Erſcheinung bleibt, iſt ſie einer endloſen Vervollkommnung fähig, ohne je ihr Ziel ganz erreichen zu können; denn ſonſt müßte das Allgemeine, welches im Einzelnen erſcheinen ſoll, ſich in das Einzelne ſelbſt verwandeln. Dieſes aber iſt unmöglich, weil beide durch eine unendliche Kluſt getrennt ſind. Auf der andern Seite kann auch die Nachahmung des Wirklichen, an Vollkommenheit unendlich zunehmen; denn die Fülle jedes Einzelnen iſt unerſchöpflich, und kein Abbild kann jemahls in ſein Urbild übergehen. Daß das Gute oder dasjenige, was ſchlechthin ſein ſoll, der reine Gegenſtand des freien Triebes; das reine geiſtige Ich, nicht als Gedanken-Vermögen, ſondern als Lebens-Gebot; die Gattung, deren Arten Erkenntniß, Sittlichkeit und Schönheit ſind; das Ganze, deſſen Beſtandtheile Vielheit, Einheit und Allheit bilden; in der Wirklichkeit nur beſchränkt vorhanden ſein kann, darf ich als von ſelbſt einleuchtend vorausſetzen. Denn der zuſammengeſetzte Menſch kann im gemiſchten Leben ſich ſeiner reinen Natur nur in's Unendliche nähern, ohne ſie je völlig zu erreichen. Dieſe Grundſätze und Begriffe von der unwandelbaren, ewigen Allheit, von der harmoniſch geordneten Einheit, und von der unendlichen Lebensfülle, als eben ſo vielen Elementen und organiſchen Beſtandtheilen alles Guten, Göttlichen und Schönen, erlauben wir uns hier, des Zuſammenhanges wegen, in Anwendung zu ſetzen; da in der Folge noch öftere Gelegenheit zur weitern Erörterung ſich darbieten wird.

Alle dieſe Beſtandtheile des Schönen nun, der ſinnliche Reiz, der äußre Schein, das innre, weſentliche, geiſtig Gute, ſind alſo einer gränzenloſen Vervollkommnung fähig. Für die gegenſeitigen Verhältniſſe dieſer Beſtandtheile aber giebt es unwandelbare Geſetze. Das Sinnliche ſoll nur Mittel des Schönen, nicht Zweck der Kunſt ſein. Hat aber die noch unverdorbne Sinnlichkeit in einer früheren Stufe der Bildung das Uebergewicht, ſo wird Fülle der Zweck des Dichters ſein. Es darf der Selbſtthätigkeit eigentlich nicht zum Vorwurf gereichen, daß ſie ſich allmählig entwickeln muß, und nur unter der Vormundſchaft der Natur die Stufe ſelbſtſtändiger Selbſtbeſtimmung erreichen kann. Durch die Sinnlichkeit eines Homerus wird das Geſetz nicht übertreten, ſondern das Geſetz einer ſpätern Vernunftſtufe iſt eigentlich für ihn, als Sohn der Natur, noch gar nicht vorhanden. Iſt die Kunſt aber ſchon geſetzmäßig geweſen, und hört auf es ferner zu ſein, ſo herrſcht dann auch wieder die Fülle, aber nun auf eine ganz andre Weiſe; es iſt nicht mehr die unverdorbne Sinnlichkeit, ſondern üppige Ausſchweiſung und geſetzloſe Schwelgerei. Jene drei Beſtandtheile der Schönheit, Mannichfaltigkeit, Einheit und Allheit, ſind nichts andres, als eben ſo viele Arten, wie der reine Menſch in der Welt zum wirklichen Daſein gelangen kann, verſchiedene Berührungspunkte des Gemüths und der Natur. Einzeln betrachtet, haben ſie alle drei gleichen Werth; eine wie die andre nähmlich hat unbedingten, unendlichen Werth. Auch die Fülle iſt heilig, und darf in der Vereinigung aller Beſtandtheile dem Geſetze der Ordnung nicht anders als frei gehorchen: denn die Mannichfaltigkeit iſt ſchon die erſte Form des Lebens, nicht roher Stoff, mit dem ſie oft verwechſelt wird. Die Geſetzesgleichheit ſoll durch die Ordnung nicht aufgehoben werden, aber doch iſt das Geſetz des Verhältniſſes der vereinigten Beſtandtheile der Schönheit unwandelbar beſtimmt, und nicht die Mannichfaltigkeit, ſondern die Allheit ſoll der erſte beſtimmende Grund und das letzte Ziel jeder vollkommnen Schönheit ſein. Das Gemüth ſoll den Stoff und die Leidenſchaft, der Geiſt ſoll den Reiz überwiegen, und nicht umgekehrt der Geiſt gebraucht werden, um das Leben zu wecken und den Sinn zu kitzeln. Ein Zweck, den man viel wohlfeiler erreichen könnte! Was man in der Kunſt Styl nennt, das bedeutet eben die beharrlichen Verhältniſſe der urſprünglichen und weſentlichen Beſtandtheile der Schönheit oder des Kunſtgefühls. Einen vollkommnen Styl wird man alſo demjenigen Kunſtwerke und demjenigen Zeitalter beilegen können, welches in dieſen Verhältniſſen das nothwendige Geſetz aus freier Neigung ganz erfüllt.

Außer dieſem unbedingten Schönheits-Geſetz für jeden Sinn, giebt es auch zwei oberſte Kunſtgeſetze für alle darſtellende Werke. Die Beſtandtheile der darſtellenden Kunſt, welche das Mögliche mit dem Wirklichen vermiſcht, ſind eine Verſinnlichung des Allgemeinen oder eine Nachahmung des Einzelnen. Für die Vervollkommnung beider Beſtandtheile iſt, wie ſchon oben erinnert wurde, keine Gränze abgemeſſen; für ihr Verhältniß aber iſt ein unwandelbares Geſetz nothwendig beſtimmt. Das Ziel der freien darſtellenden Kunſt iſt das Ewige und Allgemeine; das Einzelne darf nicht ſelbſt Zweck ſein. Widrigenfalls ſinkt die freie Kunſt zu einer bloßen nachahmenden Geſchicklichkeit herunter, welche nur einem äußerlichen Bedürfniſſe oder einem beſondern Zweck des Verſtandes dient. Als Mittel zwar für den Kunſtzweck und als Element der Darſtellung, iſt das Einzelne durchaus nothwendig, aber es muß wenigſtens ſcheinen, frei zu dienen. Das bildet eben den Styl oder das Objective in der Kunſt und dieſes iſt der angemeſſenſte Ausdruck für jenes geſetzmäßige Verhältniß des Allgemeinen und des Einzelnen in der freien Darſtellung. Ueberdem iſt jedes einzelne Kunſtwerk zwar keineswegs an die Geſetze der Wirklichkeit gefeſſelt, aber allerdings durch Geſetze innerer Möglichkeit beſchränkt. Es darf ſich ſelbſt nicht widerſprechen, muß durchgängig mit ſich übereinſtimmen. Dieſe innre Uebereinſtimmung aber ſoll man lieber künſtleriſche Richtigkeit nennen als „Wahrheit," weil dieſes Wort zu ſehr an die Geſetze der Wirklichkeit erinnert, und ſo oft von der Kopiſtentreue bloß empiriſcher Künſtler gemißbraucht wird, welche nur das Einzelne nachahmen. In einzelnen Kunſtarten kann die techniſche Richtigkeit ſelbſt eine idealiſche Abweichung von dem was in der Wirklichkeit wahr und wahrſcheinlich iſt, erfordern, wie in der reinen Tragödie oder der reinen Komödie. Jene künſtleriſche Richtigkeit oder Angemeſſenheit aber darf im Colliſionsfalle ſelbſt die Schönheit zwar nicht beherrſchen, aber doch beſchränken, denn ſie iſt die erſte Bedingung eines Kunſtwerks. Ohne innre Uebereinſtimmung würde eine Darſtellung ſich ſelbſt aufheben, und alſo auch ihren Zweck, die Schönheit, gar nicht erreichen können. Nur wenn das Ganze der vollſtändigen Schönheit ſchon getrennt und aufgelöſt iſt, und ausſchweifende

Fülle die Neigung beherrſcht, wird die Regelmäßigkeit der richtigen Verhältniſſe und innre Symmetrie, dieſer Fülle aufgeopfert.

Der Schwäche koſtet es keine große Entſagung, nicht auszuſchweifen, und wo es an Kraft fehlt, da iſt Geſetzmäßigkeit kein ſonderliches Verdienſt. Ein Gedicht im vollkommnen Styl und von tadelloſer Richtigkeit, aber ohne Geiſt und Leben, würde nur eine Armſeligkeit ohne allen Werth ſein. Aber wenn ein Gedicht mit jener vollkommnen Geſetzmäßigkeit auch die höchſte Kraft vereinigt, welche man nur immer von einem menſchlichen Künſtler erwarten kann, ſo darf es doch nicht hoffen, das äußerſte Ziel erreicht zu haben, wenn der Umfang deſſelben nicht vollſtändig, ſondern durch die genau beſtimmte Richtung einer gewiſſen, zwar ſchönen, aber doch einſeitigen Eigenthümlichkeit beſchränkt iſt, wie in der lyriſchen Kunſt der doriſchen Schule. Der Dichter darf keine Anſprüche auf Vollendung machen, ſo lange er, wie Aeſchylus ſelbſt, mehr Erwartungen erregt, als er befriedigt. Nur dasjenige Kunſtwerk, welches in der vollkommenſten Gattung, und mit höchſter Kraft und Weisheit die beſtimmten Geſetze der Kunſt ganz erfüllt, den unbegränzten Forderungen der Schönheit aber gleichmäßig entſpricht, kann ein unübertreffliches Beiſpiel ſein, in welchem die vollſtändige Aufgabe der ſchönen Kunſt ſo ſichtbar wird, als ſie in einem wirklichen Kunſtwerke nur immer werden kann.

Nur da iſt das höchſte Schöne möglich, wo alle Beſtandtheile der Kunſt und des geiſtigen Gefühls ſich von Anfang aus gleichmäßig entwickeln, ausbilden und vollenden; in der natürlichen Bildung. In der künſtlichen Bildung geht dieſe Gleichmäßigkeit durch die willkührlichen Scheidungen und Miſchungen des lenkenden Verſtandes für die erſte Stufe wenigſtens unwiederbringlich verloren. An einzelnen Vollkommenheiten und Schönheiten kann ſie vielleicht die freie Entwicklung ſehr weit übertreffen; aber jenes höchſte Schöne iſt ein von Natur gewordnes organiſch gebildetes Ganzes, welches durch die kleinſte Trennung zerriſſen, durch das geringſte Uebergewicht zerſtört wird. Die künſtlich fortſchreitende Vervollkommnung des lenkenden Verſtandes kann ſich die Geſetzmäßigkeit der höchſten Vollendung und

Blüthe der Kunſt, wie ſie ſolche in der Bildung und durch die freie Entfaltung der Natur erreicht, nachbildend zueignen, jene harmoniſche Gleichmäßigkeit aber kann derſelbe nicht völlig wiederherſtellen: die einmahl elementariſch aufgelöſte Maſſe gelangt nie wieder zu einer wahren organiſchen Einheit und innern Uebereinſtimmung. Der Gipfel der natürlichen Bildung der ſchönen Kunſt bleibt daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künſtlichen Fortſchreitung.

Wir ſind gewohnt, ich weiß nicht aus welchen Gründen, uns die Schranken der Poeſie viel zu eng zu denken. Wenn die Darſtellung nicht bezeichnet, wie die Dichtkunſt, ſondern wirklich nachahmt oder ſich natürlich äußert, wie die ſinnlichen Künſte, ſo iſt ihre Freiheit durch die Schranken des gegebnen Werkzeuges und des beſtimmten Stoffs ſchon enger begränzt. Sollten in einer gewiſſen Kunſtart die Schranken des Stoffs ſehr eng, das Werkzeug ſehr einfach ſein, ſo läßt es ſich wohl denken, daß ein begünſtigtes Volk eine Höhe in derſelben erreicht habe, welche nie übertroffen werden könnte. Vielleicht haben die Griechen in der Sculptur dieſe Höhe wirklich erreicht. Die Mahlerei und die Muſik haben ſchon ein freieres Feld; das Werkzeug iſt zuſammengeſetzter, mannichfaltiger und umfaſſender. Es würde ſehr gewagt ſein, für ſie eine äußerſte Gränze der Vervollkommnung feſtſetzen zu wollen. Wie viel weniger läßt ſich eine ſolche für die Poeſie beſtimmen, die durch keinen beſondren Stoff weder im Umfang noch in der Kraft beſchränkt iſt, deren Werkzeug, die willkührliche Zeichenſprache, ganz nur ein Gebilde des menſchlichen Geiſtes, mithin einer unendlichen Vervollkommnung, ſo wie eines gränzenloſen Verderbniſſes fähig iſt! Der unbeſchränkte Umfang iſt der Eine große Vorzug der Poeſie, deſſen ſie vielleicht ſehr nothwendig bedarf, um die durchgängige Beſtimmtheit des Beharrlichen, welche die bildende Kunſt, und die durchgängige Lebendigkeit des Wechſelnden, welche die Muſik vor ihr voraus hat, zu erſetzen. Beide geben der Sinnlichkeit unmittelbar Anſchauungen und Empfindungen; zu dem Gemüthe reden ſie nur durch Umwege eine oft dunkle Sprache. Sie können Gedanken und Sitten nur mittelbar darſtellen. Die Dichtkunſt redet durch die Einbildungskraft unmittelbar zum

Geiſt und Herzen in einer oft matten und vieldeutig unbeſtimmten aber allumfaſſenden Sprache. Der Vorzug jener ſinnlichen Künſte, eine unendliche Beſtimmtheit und gleich unendliche Lebendigkeit, Einzelnheit, iſt nicht ſowohl ein Verdienſt der Kunſt, als ein entlehntes Eigenthum der Natur. Es ſind Werke und Gebilde, Hervorbringungen und Kunſtäußerungen von gemiſchter Art, welche zwiſchen reiner Natur und reiner Kunſt in der Mitte ſtehen. Die einzige eigentlich reine Kunſt, ohne erborgte Kraft und fremde Hülfe, iſt die Poeſie.

Wenn man verſchiedene Kunſtarten mit einander vergleicht, ſo kann nicht von dem größern oder geringern Werthe des Zwecks die Rede ſein. Sonſt wäre die ganze Unterſuchung ſo widerſinnig als etwa die Frage: „Ob Sokrates oder Timoleon tugendhafter geweſen ſei?“ Denn das Unendliche leidet gar keine Vergleichung, und der Genuß des Schönen hat unbedingten Werth. Aber in der Vollkommenheit der verſchiedenen Mittel, denſelben Zweck zu erreichen, finden Stufen, findet ein Mehr oder Weniger Statt. Keine Kunſt kann in einem Werke einen ſo großen Umfang und eine ſolche Welt der Fantaſie umſpannen, wie die Poeſie. Aber keine hat auch ſolche Mittel, Vieles zu Einem zu verknüpfen, und die Verknüpfung zu einem unbedingt vollſtändigen Ganzen zu vollenden. Die bildende Kunſt, die Muſik, und die lyriſche Dichtung ſtehen in Rückſicht der Einheit eigentlich auf einer Stufe. Sie ſetzen ein gewiſſes höchſt gleichartiges Mannichfaltiges neben oder nach einander, und ſtreben aus dieſem Geſetzten das übrige Mannichfaltige organiſch zu entwickeln. Der Charakter, oder das Beharrliche in Vorſtellungen und Beſtrebungen könnte allein in dem vollkommenſten Geiſte ſchlechthin einfach, durch ſich ſelbſt beſtimmt, und in ſich vollendet ſein. Im Gebiethe der Erſcheinung iſt ſeine Einheit nur bedingt; er muß noch ein Mannichfaltiges enthalten, welches nicht durch ihn ſelbſt beſtimmt ſein kann. Eine wirkliche einzelne Erſcheinung wird durch den Zuſammenhang der ganzen Welt, zu der ſie gehört, vollſtändig beſtimmt und erklärt. Nicht anders verhält es ſich mit dem Bruchſtück einer bloß möglichen Welt. Der dramatiſche Charakter wird durch ſeine Stelle im Ganzen, ſeinen Antheil an der Handlung, vollſtändig beſtimmt. Eine

Handlung wird nur in der Zeit vollendet; daher kann der bildende Künſtler keine vollſtändige Handlung darſtellen. Wenn gleich der Charakter einer idealiſchen Geſtalt in der bildenden Kunſt noch ſo beſtimmt iſt, ſo ſetzt er doch nothwendig die Welt, in welcher er eigentlich zu Hauſe iſt, und welche nicht mit dargeſtellt werden konnte, als ſchon bekannt voraus. Mag dieſe umgebende Welt auch die der Olympiſchen Götter, nach ihrem zuſammengehörenden Cyclus, und mag die Deutung die leichteſte ſein; die vollkommene Statue iſt doch nur ein abgerißnes unvollſtändiges Bruchſtück, kein in ſich vollendetes Ganzes, und das Höchſte, was der Bildner darin erreichen kann, iſt eine beſchränkte Art von Einheit, die ſelbſt nur ein Theil und Ausſchnitt iſt aus einem größeren Umkreiſe und Zuſammenhange. Die Einheit des lyriſchen Dichters und des Muſikers beſteht in der Gleichartigkeit einiger aus der ganzen Reihe der zuſammenhängenden Gefühlszuſtände herausgehobnen, die übrigen beherrſchenden Empfindungen, und in der vollkommnen Unterordnung dieſer übrigen unter jene herrſchenden. Die nothwendige Mannichfaltigkeit und Freiheit ſetzen der Vollkommenheit dieſes Zuſammenhanges enge Gränzen, und an Vollſtändigkeit der Verknüpfung iſt hier gar nicht zu denken. Vollſtändigkeit der Verknüpfung aber iſt der zweite große Vorzug, welchen die Poeſie vor den andern materiellen Künſten voraus hat. Aber nur der tragiſche Dichter, deſſen eigentliches Ziel es iſt, den größten Umfang und die ſtärkſte Kraft mit der höchſten Einheit zu verbinden, kann ſeinem Werke eine ganz vollkommne organiſche Gliederung geben, deren ſchöner Bau auch nicht durch den kleinſten Mangel, oder den geringſten Ueberfluß geſtört wird. Er allein kann eine vollſtändige Handlung, das einzige ganz in ſich abgeſchloßne und vollendete Ganze im Gebiethe der freien Erſcheinung, darſtellen. Eine ganz vollbrachte That, ein völlig ausgeführter Zweck gewähren die vollſte Befriedigung. Eine vollendete poetiſche Handlung iſt ein in ſich abgeſchloßnes Ganzes, eine für ſich beſtehende Kunſtwelt der Darſtellung.

Die frühern griechiſchen Dichtarten ſind theils an ſich unvollkommene Verſuche einer noch unreifen Bildung, wie das Epos des mythiſchen Zeitalters; theils einſeitig beſchränkte Richtungen, welche die vollſtändige Schönheit zerſpalten und unter ſich gleich ſam theilen, wie die verſchiedenen Schulen des lyriſchen Zeitalters. Die vollkommenſte unter den griechiſchen Dichtarten, iſt die attiſche Tragödie. Alle einzelnen Vollkommenheiten der frühern Arten, Zeitalter und Schulen vollendet, läutert, erhöht, vereinigt und ordnet ſie zu einem neuen Ganzen.

Mit echter Schöpferkraft hatte Aeſchylus die Tragödie erfunden, ihre Umriſſe entworfen, ihre Gränzen, ihre Richtung und ihr Ziel beſtimmt. Was der kühne Dichter entwarf, führte Sophokles noch ſchöner aus. Er bildete ſeine Erfindungen, milderte ſeine Härten, ergänzte ſeine Lücken, vollendete die tragiſche Kunſt, und erreichte das äußerſte Ziel der griechiſchen Poeſie. Seine Kunſt traf zugleich mit dem höchſten Augenblick des öffentlichen attiſchen Lebens und herrſchenden Sittentons zuſammen. Er wußte aber auch dieſe Gunſt des Schickſals zu verdienen. Den Vorzug eines vollendeten Kunſtgefühls, eines vollkommenen Styls theilt er mit ſeinem Zeitalter; die Art aber, wie er ſeine Stelle ausfüllte, ſeinem Beruf entſprach, iſt ganz ſein eigen. An genialiſcher Kraft weicht er weder dem Aeſchylus noch dem Ariſtophanes, an Vollendung und Ruhe kommt er dem Homerus und dem Pindarus gleich, und an Anmuth übertrifft er alle ſeine Vorgänger und Nachfolger.

Die künſtleriſche Richtigkeit ſeiner Darſtellung iſt vollkommen, und die Eurythmie, die regelmäßige Verknüpfung ſeiner beſtimmt und reich gegliederten Werke iſt ſo vollkommen und ganz der Idee des Schönen gemäß, wie etwa die Verhältniſſe an dem berühmten Doryphorus vom Polyklet, welcher als ein Kanon richtig ſchöner Menſchengeſtalt für die bildende Kunſt betrachtet wurde. Die reich entfaltete organiſche Gliederung eines jeden dichteriſchen Ganzen von dieſem Tragiker iſt bis zu einer Vollſtändigkeit vollendet, welche auch nicht durch die geringſte Lücke, nicht durch einen überflüßigen Hauch geſtört wird. Nothwendig entwickelt ſich alles aus Einem, und auch der kleinſte Theil gehorcht unbedingt dem großen Geſetz des Ganzen.

Die Enthaltſamkeit, mit welcher er ſelbſt dem ſchönſten Auswuchs entſagt, und auch der lockendſten Verführung, das Gleichgewicht des Ganzen zu verletzen, widerſtanden haben würde, iſt bei dieſem Dichter ein Beweis ſeines Reichthums. Denn ſeine Geſetzmäßigkeit iſt frei, ſeine Richtigkeit iſt leicht, und die reichſte Fülle ordnet ſich gleichſam von ſelbſt zu einer vollkommenen aber gefälligen Uebereinſtimmung. Die Einheit ſeiner Dramen iſt nicht mechaniſch erzwungen, ſondern organiſch entſtanden. Auch der kleinſte Nebenzweig genießt noch ein eigenes Leben, und ſcheint nur aus freier Neigung ſich an ſeiner Stelle in den geſetzmäßigen Zuſammenhang der ganzen Bildung zu fügen. Mit Luſt und ohne Anſtoß folgen wir dem hinreißenden Strome, verbreiten uns über den bezaubernden Umkreis ſeiner Dichtung; denn die Schönheit der richtigen aber einfachen und freien Stellung gibt ihr einen unausſprechlichen Reiz. Das größere Ganze, wie das kleinere iſt in die reichſten und einfachſten Maſſen beſtimmt geſchieden, und ſchön geordnet. Und wie in der ganzen Handlung Kampf und Ruhe, die That und die Betrachtung, die Menſchheit und das Schickſal harmoniſch wechſeln, und ſich frei vereinigen, wenn bald die einzelne Kraft ihren kühnen Lauf ungehemmt ergießt, bald zwei Kräfte in raſchem Wechſel ſich kämpfend umſchlingen, bald alles Einzelne vor dem erhabenen Gedankenſtrome des Chors ſchweigt: ſo iſt auch noch in dem kleinſten Theil der Rede das Mannichfaltige in leichtem Wechſel, und freier Vereinigung.

Hier iſt auch nicht die leiſeſte Erinnerung an Arbeit, Kunſt und Bedürfniß. Wir werden das vermittelnde Element nicht mehr gewahr, die Hülle ſchwindet, und unmittelbar genießen wir die reine Schönheit. Dieſe anſpruchsloſe Vollkommenheit ſcheint, ohne bei ihrer eigenen Hoheit zu verweilen, oder für den äußeren Eindruck zu ſorgen, nur um ihrer ſelbſt willen da zu ſein. Dieſe Bildungen ſcheinen nicht gemacht oder geworden, ſondern ewig vorhanden geweſen, oder von ſelbſt entſtanden zu ſein, wie die Göttin der Liebe leicht und mit einemmahle vollendet aus dem Meere emporſtieg.

Im Gemüthe des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionyſos, die tiefe Erfindſamkeit der Athene, und die leiſe Beſonnenheit des Apollo gleichmäßig verſchmolzen. Mit Zaubermacht entrückt ſeine Dichtung die Geiſter ihren irdiſchen Banden und verſetzt ſie in eine höhere Welt; mit ſüßer Gewalt lockt er die

Herzen, und reißt ſie unwiderſtehlich fort. Aber ein großer Meiſter in der ſeltenen Kunſt des Schicklichen, weiß er auch durch den glücklichſten Gebrauch der größten tragiſchen Kraft die höchſte Schonung zu erreichen; gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, iſt er dennoch nie bitter oder gräßlich. In ſtetem Schrecken feſtgehalten, würden wir bis zur Bewußtloſigkeit erſtarren; in beſtändiger Rührung hingegen zerſchmelzen. Sophokles aber weiß überall Schrecken und Rührung im vollkommenſten Gleichgewicht wohlthätig zu miſchen, beide an der rechten Stelle durch entzückende Freude und ſeelenvolle Anmuth köſtlich zu würzen, und dieſes ſchöne Leben in gleichmäßiger Spannung über das Ganze zu verbreiten.

Wunderbar groß iſt ſeine Ueberlegenheit über den Stoff, ſeine glückliche Auswahl deſſelben, ſeine weiſe Benutzung der gegebenen Umriſſe der Charaktere und Ereigniſſe der alten Sage. Unter ſo vielen vielleicht zahlloſen, möglichen Auflöſungen, immer ſicher, die beſte zu treffen, nie von der zarten Gränze zu verirren und ſelbſt unter den verwickeltſten Schranken, mit geſchickter Fügung in das Nothwendige, ſeine völlige Freiheit behaupten; das iſt das Meiſterſtück der künſtleriſchen Weisheit. Auch wenn ein Vorgänger ihm ſchon die nächſte und beſte Auflöſung vorweg genommen hatte, wußte er den entriſſenen Stoff ſich von neuem zuzueignen. Er vermochte nach dem Aeſchylus in der Elektra neu zu ſein, ohne unnatürlich zu werden. Auch den an einzelnen großen Umriſſen und glücklichen Veranlaſſungen reichen, im Ganzen aber ungünſtigen und lückenhaften Stoff des Philoktetes, wußte er zu einer vollſtändigen Handlung zu geſtalten, und zu ergänzen, welcher es weder an einer leichten Einheit noch an einer völligen Befriedigung fehlt.

Der attiſche Zauber ſeiner Sprache vereinigt die lebendige Fülle des Homerus, und die ſanfte Pracht des Pindarus mit der durchdachteſten Beſtimmtheit im vollendeten Gliederbau der dichteriſchen Perioden. Die kühnen, großen aber harten, eckichten und ſchneidenden Umriſſe des Aeſchylus ſind in dem Styl und Ausdruck des Sophokles bis zu einer ſcharfen Richtigkeit, bis zu einer weichen Vollendung verfeinert, gemildert und ausgebilder. Nur da, wo Erfindſamkeit, Geſelligkeit, Beredſamkeit und Schonung gleichſam eingeboren waren: wo eine vollſtändige Bildung die einſeitigen Vorzüge der Doriſchen und Joniſchen Bildung umfaßte; wo bei der unbeſchränkteſten Freiheit und Geſetzesgleichheit alles Innre in kecker Geſtalt ans Licht treten durfte, und durch den lebhafteſten Kampf, die vielſeitigſte Reibung von außen geſchärft, gereinigt, gerundet und geordnet wurde: nur in Athen war die Vollendung der griechiſchen Kunſt und Sprache möglich.

Der Rhythmus des Sophokles vereinigt den ſtarken Fluß, die gedrängte Kraft und die männliche Würde des doriſchen Styls, mit der reichen Fülle, der raſchen Weichheit und der zarten Leichtigkeit Joniſcher oder Aeoliſcher Liederweiſen.

Das Ideal des Schönen, welches in allen Werken des Sophokles, und deren einzelnen Theilen durchgehends herrſcht, iſt ganz vollendet. Die Kraft der einzelnen weſentlichen Beſtandtheile der Schönheit iſt gleichmäßig, und die Ordnung der vereinigten völlig geſetzmäßig. Sein Styl iſt vollkommen. In jeder einzelnen Tragödie, und in jedem einzelnen Fall iſt der Grad der Schönheit nur durch die Schranken des Stoffs, durch den Zuſammenhang des Ganzen, und die Beſchaffenheit der beſondren Stelle näher beſtimmt.

Die ſittliche Schönheit aller einzelnen Handelnden iſt ſo groß, als dieſe Bedingungen es jedesmahl nur immer verſtatten. Alle Thaten und Leidenſchaften entſpringen ſo weit als möglich aus Sitten oder Charakter, und die beſondren Charaktere, die beſtimmten Sitten, nähern ſich ſo ſehr als möglich der reinen Idee des menſchlich und ſittlich Schönen. Unnütze Schlechtigkeit findet ſich hier ſo wenig wie müßiger Schmerz, und auch die leiſeſte Anwandlung eines bittern Unwillens iſt aufs ſtrengſte vermieden. Die Modernen dagegen ſchwanken und irren über die weſentliche Nothwendigkeit, eigentliche Natur, und die beſtimmten Gränzen der ſittlichen Schönheit in der Poeſie ſo ſehr im Dunkeln hin und her, daß ſie lange über den Sinn der einfachen Vorſchrift des Ariſtoteles: „Die Sitten in Gedichten ſollen gut, d. h. ſchön ſein“ geſtritten haben. Aus einer Maſſe von häßlichen, obwohl vielleicht mit der tiefſten Wahrheit geſchilderten Charakteren und Ereigniſſen zieht der moderne Dichter ſeine moraliſche Nutzanwendung; während in der antiken Darſtellung die Idee des Schönen, als der milde, äußre Wiederſchein der innern ſittlichen Vollkommenheit, ſchon in den Charakter ſelbſt gelegt iſt.

Der Begebenheiten, im Gegenſatz der Handlungen, ſind beim Sophokles ſo wenig als möglich, und dieſe werden alle aus einem höhern Schickſal hergeleitet. Der unabwendbare und niemahls endende Streit des Schickſals und der Menſchheit aber wird durch eine andre Art von ſittlicher Schönheit immer wieder in Eintracht aufgelöſt, bis endlich die menſchliche Freiheit, ſo weit es die Geſetze der künſtleriſchen Richtigkeit der Darſtellung verſtatten, den vollſtändigſten Sieg davon trägt. Die Betrachtung, dieſer nothwendige innre Nachklang jeder großen äußern That oder Begebenheit trägt und erhält das Gleichgewicht des Ganzen. Die ruhige Würde einer ſchönen Geſinnung ſchlichtet den furchtbaren Kampf, und lenkt die kühne Uebermacht, welche jeden Damm der Ordnung heftig durchbrach, wieder in das milde Gleis des ewig ruhigen Geſetzes. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollſte Befriedigung; denn wenn gleich der äußern Anſicht und dem Erfolge nach, die Menſchheit zu ſinken ſcheint, ſo ſiegt ſie dennoch durch innre Geſinnung. Die tapfre Gegenwehr des Helden kann der blinden Wuth des Schickſals zuletzt unterliegen; aber das ſelbſtſtändige Gemüth hält dennoch in allen Qualen ſtandhaft zuſammen, und ſchwingt ſich endlich frei empor, wie der ſterbende Herkules in den Trachinerinnen.

Alle dieſe angedeuteten Vollkommenheiten der Sophokleiſchen Dichtung ſind aber nicht getrennte, einzelne, und für ſich beſtehende Eigenſchaften, ſondern nur verſchiedene Anſichten und Theile eines ſtreng verknüpften und innigſt verſchmolznen Ganzen. So lange das Gleichgewicht der Kraft und Geſetzmäßigkeit in der Bildung noch nicht verloren, ſo lange das Ganze der Schönheit noch nicht zerriſſen iſt, kann das Einzelne gar nicht auf Unkoſten des Ganzen ſich eine höhere Vollkommenheit aneignen. Alle einzelnen Trefflichkeiten leihen ſich gegenſeitig in durchgängiger Wechſelwirkung einen höhern Werth. Aus der Vereinigung aller dieſer Eigenſchaften, in denen wir nur die allgemeinſten Umriſſe, gleichſam die äußerſten Gränzen dieſes unerſchöpflich reichen Dichtergeiſtes entworfen haben, entſpringt die ſelbſtgenugſame Vollendung, und jene eigne Süßigkeit, welche den Griechen ſelbſt vorzüglich bedeutende und eigenthümliche Charaktereigenſchaften der Sophokleiſchen Muſe zu ſein ſchienen.

Ueberſchauen wir nun das Ganze der antiken Dichtkunſt, ſo ſind die Vorzüge der verſchiedenen Zeitalter, Dichtungsarten und Richtungen in Hinſicht auf die Idee des Schönen allerdings ſehr ungleich; und wiewohl das Nachahmungswürdige in der helleniſchen Poeſie überall verbreitet iſt, ſo vereinigt es ſich doch vorzüglich nur in dem Mittelpunkte jenes vollendeten Zeitalters des Sophokles. In Hinſicht aber auf das Claſſiſche in der Kunſt und im Styl der Behandlung, bietet die ganze Maſſe und Reihenfolge der Entwicklung der alten Poeſie durch alle Stufen, Gattungen und Zeitalter hindurch überall des Gebildeten und Merkwürdigen in Fülle und in reichem Uebermaße dar.

Sehr auffallend unterſcheidet ſich die einfache Gleichartigkeit in der ganzen Maſſe der helleniſchen Poeſie mit der bunten Mannichfaltigkeit und der fremdartigen Miſchung in der modernen Dichtkunſt.

Die griechiſche Bildung überhaupt war durchaus urſprünglich, naturgemäß und volksthümlich; ein in ſich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchſten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislaufe, auch wieder in ſich ſelbſt zurückſank. Eben ſo ſelbſtſtändig und in ſich abgeſchloſſen und vollendet war auch die griechiſche Dichtkunſt. Die Griechen bewahrten ihre Eigenthümlichkeit rein, und ihre Poeſie war nicht nur im erſten Anfange, ſondern auch im ganzen Fortgange immer volksgemäß und naturlebendig. Sie war nicht nur in ihrem Urſprunge, ſondern auch in ihrer ganzen Maſſe auf die Sage gegründet; denn im Zeitalter der kindlichen Bildung, ſo lange die Freiheit nur durch Natur veranlaßt und nicht ſelbſtſtändig iſt, werden die verſchiedenen Zwecke der Menſchheit noch nicht abgeſondert und ihre Theile erſcheinen noch in Eins vermiſcht. Und darin liegt eben der eigenthümliche Reiz und Charakter der Sage und des Mythus, der uns jene lebensreiche Miſchung darbietet, wo ſich altväterliche

Weisheit und ſinnbildliche Lehre, Ueberlieferung der Urzeit und neue Dichtung gatten, wo die Ahnungen einer noch kindlichen Vernunft und die Morgenröthe der ſchönen Kunſt in einander verſchmelzen. Die natürliche Bildung iſt nur die freie Entwicklung eines und deſſelben Keims; die Grundzüge ihrer Kindheit werden ſich daher über das Ganze verbreiten und durch überlieferte Gebräuche und geheiligte Einrichtungen befeſtigt, bis auf die ſpäteſte Zeit erhalten.

Die griechiſche Poeſie iſt außerdem von ihrem Urſprunge an, während ihres Fortganges, und in ihrer ganzen Maſſe rhythmiſch und mit Muſik, ja auch mit der mimiſchen Kunſt auf das innigſte verwebt. Nur die Willkühr des künſtelnden Verſtandes kann gewaltſam ſcheiden, was durch die Natur ewig vereinigt iſt. Ein wahrhaft menſchlicher Zuſtand beſteht nicht aus Vorſtellungen und Gedanken, oder aus Beſtrebungen und Gefühlen allein, ſondern aus der Miſchung beider. Er ergießt ſich ganz, durch alle vorhandenen Oeffnungen, nach allen möglichen Richtungen. Er äußert ſich in willkührlichen und natürlichen Zeichen, in Rede, Stimme und Geberde zugleich. In der natürlichen Bildung der Künſte, ehe der Verſtand ſeine Rechte verkennt, und durch gewaltſame Eingriffe die Gränzen der Natur verwirrt, ihre ſchöne Harmonie zerſtört, ſind Poeſie, Muſik und die mimiſche Kunſt, welche dann den heitern Tanz mit dem Geberdenſpiel vereinend, auch rhythmiſch iſt, faſt immer unzertrennliche Schweſtern.

Dieſe Gleichartigkeit nehmen wir nicht nur in dem ganzen Gebilde der alten Poeſie wahr, ſondern auch in den größern und kleinern, gleichzeitigen oder auf einander folgenden Theilen und Gliedern, in welche jenes Ganze ſich ſpaltet, ſeien es nun verſchiedene Dichtungsarten und Formen, oder Schulen und Zeitalter. Bei der größten Verſchiedenheit der urſprünglichen Dichterkraft, und der weiſen Anwendung derſelben, ja ſogar des beſondern und eigenthümlichen Charakters der verſchiedenen helleniſchen Volks-Stämme und der herrſchenden Stimmung des Künſtlers ſind dennoch in jeder größern Epoche der alten Kunſtbildung die allgemeinen Verhältniſſe des Gemüths und der Natur unabänderlich und ohne Ausnahme beſtimmen. In denjenigen dieſer Perioden, wo der öffentliche Schönheitsſinn auf der höchſten Stufe der Bildung ſtand, und bei der größten Vollkommenheit der Maſſe, alle Organe der Kunſt ſich zugleich am vollſtändigſten entfaltet hatten, waren die allgemeinen Verhältniſſe der urſprünglichen Beſtandtheile der Schönheit durch den Geiſt des Zeitalters entſchieden, beſtimmt und geordnet, und weder der höchſte noch der geringſte Grad der poetiſchen Erfindungskraft, oder die eigenthümliche Bildung und Stimmung des Dichters konnte eine einzige Ausnahme von dieſem wie durch eine innere Nothwendigkeit beſtimmten Geſetz des im allgemeinen herrſchenden Styls hervorbringen. Während dieſe gleichzeitigen Verhältniſſe ſchnell wechſelten, verbreitete hingegen der Geiſt eines großen Meiſters ſeine wohlthätigen Wirkungen durch viele Zeitalter, ohne daß dadurch die Schöpferkraft der Fantaſie gelähmt, oder der Geiſt der Erfindung gehemmt worden wäre. Mit merkwürdiger Gleichheit erhielt ſich oft durch eine lange Reihe von Künſtlern eine vorzügliche, eigenthümlich beſtimmte Richtung. Dennoch aber ging das durchgängige Streben alles Eigenthümlichen und Beſondern, im Geiſte des Dichters wie in ſeinem Werke, immer auf das objektive Schöne, ſo daß das erſte den Spielraum des letzten wohl hier und da beſchränkte, nie aber ſeiner geſetzmäßigen Herrſchaft ſich ganz entzog.

Die verſchiedenen Stufen der organiſch fortſchreitenden Entwicklung, ſondern ſich zwar in Maſſe deutlich und entſchieden von einander ab, aber in dem ſtetigen Fluß der Geſchichte verſchmelzen die äußerſten Gränzen, wie Wellen des Stromes, in einander. Deſto unvermiſchter ſind die Gränzen der gleichzeitigen verſchiedenen Richtungen im Gebiet des Schönen und der getrennten oder entgegengeſetzten Arten der Kunſt. Ihre Zuſammenſetzung iſt durchaus gleichartig, rein und einfach, wie die lebendigen Gebilde der erzeugenden Natur, nicht mechaniſch, wie die Werke des techniſchen Verſtandes. Nach einem ewigen und einfachen Geſetz der Anziehung und der Zurückſtoßung, vereinigen ſich die gleichartigen Elemente, entledigen ſich alles Fremden, je mehr ſie ſich entwickeln, und bilden ſich zu einer organiſchen Einheit.

Die ganze Maſſe der modernen Dichtkunſt dagegen iſt ein unvollendeter Anfang, deſſen Zuſammenhang nur in Gedanken zur Vollſtändigkeit ergänzt werden kann. Die Einheit dieſes theils wahrgenommenen, theils gedachten Ganzen, iſt das künſtliche Werk eines durch menſchlichen Geiſt und Abſicht hervorgebrachten Gebildes. Die gleichartige Maſſe der griechiſchen Poeſie hingegen iſt ein ſelbſtändiges, in ſich vollendetes, vollkommenes Ganzes, und die einfache Verknüpfung ihres durchgängigen Zuſammenhanges iſt die Einheit einer ſchönen organiſchen Gliederung, wo auch der kleinſte Theil durch die Geſetze und den Zweck des Ganzen nothwendig beſtimmt, und doch für ſich beſtehend und frei iſt. Die ſichtbare Regelmäßigkeit ihrer organiſchen Entwicklung verräth mehr als Zufall. Der größte wie der kleinſte Zeitabſchnitt entwickelt ſich wie von ſelbſt aus der vorhergehenden, und enthält den vollſtändigen Keim der folgenden Stufe. Die ſonſt auch in der Menſchengeſchichte oft ſo tief verhüllten innern Principien und bewegenden Kräfte der lebendigen Bildung liegen hier gleichſam offen zu Tage, und ſind ſelbſt der äußern Geſtalt und Form jener Hervorbringungen wie mit beſtimmter und einfacher Schrift eingeprägt. Wie in der ganzen Maſſe die gleichartigen Elemente, durch die innere Stärke der ſtrebenden Kraft, zu einem wohlgeordneten organiſchen Ganzen ſich freundlich vereinigen; wie der organiſche Keim durch immer neue Entfaltungen des Bildungstriebes ſeinen Kreislauf im Ganzen vollendete, glücklich wuchs, üppig blühte, ſchnell reifte und plötzlich welkte; ſo auch jede einzelne Dichtungsart jedes Zeitalter, jede Schule der Poeſie wieder in ihrem Umkreiſe, als ein eignes abgeſchloſſenes Ganzes für ſich.

Dieſe überall vorwaltende Regelmäßigkeit in dem Stufengange der Bildung, erlaubt und nöthigt uns vorauszuſetzen, daß in der griechiſchen Poeſie überhaupt eigentlich nichts zufällig und bloß durch äußre Einwirkung gewaltthätig beſtimmt ſei. Wir müſſen vielmehr, und können wahrſcheinlich auch mit Sicherheit annehmen, daß auch das Geringſte, Seltſamſte und der erſten Anſicht nach Zufälligſte, ſich aus innern Gründen nothwendig entwickelt habe.

Der Punkt, von welchem die griechiſche Bildung anfing, war ein ungebildeter Naturzuſtand; ihre ganze hiſtoriſche Lage aber ein Höchſtes von Begünſtigung in den glücklichſten Anlagen und Veranlaſſungen, welches in der Kunſtbildung wenigſtens, faſt nirgends durch ſchädliche äußre Einflüſſe geſtört wurde. Dieſe weſentlichen Urſachen erklären die Herkunft, die eigenthümliche Beſchaffenheit, und die äußern Schickſale der griechiſchen Poeſie. Die allgemeinen Verhältniſſe ihrer Theile aber, die Umriſſe ihres Ganzen, die beſtimmten Gränzen ihrer Stufen und Arten, die nothwendigen Geſetze ihrer Fortſchreitung erklären ſich nur aus innern Gründen, aus dem Naturcharakter ihrer Bildung. Dieſe Bildung war keine andre, als die freieſte Entwicklung der glücklichſten Anlage, deren allgemeiner und nothwendiger Keim in der menſchlichen Natur ſelbſt gegründet iſt. Nie iſt die poetiſche Bildung der Griechen weder zu Athen noch auch zu Alexandrien in dem Sinne künſtlich geweſen, daß der Verſtand nach wiſſenſchaftlicher Theorie die ganze Maſſe geordnet, alle Kräfte gelenkt, das Ziel und die Richtung ihres Ganges beſtimmt hätte. Im Gegentheil war die griechiſche Kunſtphiloſophie eigentlich ohne die mindeſte Gemeinſchaft mit der ausübenden Praxis des Künſtlers und höchſtens ſpäterhin die Handlangerin derſelben. Nur in der Rhetorik hat ein andres Verhältniß Statt gefunden, und da wurde die Kunſt wirklich nach der Theorie geübt und erlernt. Durch aber war in der geſammten griechiſchen Geiſteskultur und beſonders auch in der Poeſie, nicht der Verſtand, ſondern der freie Trieb, in ſeinem Streben nach der vollſtändigſten geiſtigen Entfaltung nicht nur das bewegende, ſondern auch das lenkende Prinzip der griechiſchen Bildung.

Die griechiſche Poeſie im Ganzen iſt eben daher ein Urbild und Kanon der Poeſie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und geweſen, und auch jedes einzelne Erzeugniß derſelben iſt das vollkommenſte in ſeiner Art. Mit ſichrer Beſtimmtheit ſind die Umriſſe einfach entworfen, mit ruhiger Kraft ausgeführt und vollendet; jedes Gebilde iſt die vollſtändige Anſchauung eines ächten Begriffs. Die griechiſche Poeſie enthält für alle urſprünglichen Arten des Schönen und Kunſtbegriffe eine vollſtändige Sammlung von Beiſpielen, welche ſo überraſchend zweckmäßig für das Syſtem des Kunſtkenners ſind, als hätte ſich die bildende Natur abſichtlich bemüht, den Wünſchen des nach Erkenntniß ſtrebenden Verſtandes zuvorzukommen. In ihr iſt der ganze Kreislauf der organiſchen Entwicklung der Kunſt abgeſchloſſen und vollendet, und das höchſte Zeitalter der Kunſt, wo das Vermögen des Schönen ſich am freieſten und vollſtändigſten äußern konnte, enthält den höchſten Gipfel zugleich mit dem vollſtändigen Stufengange der poetiſchen Kraftentwicklung. Alle reinen Arten der verſchiedenen möglichen Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Schönen ſind erſchöpft und ſelbſt die Aufeinanderfolge und die Beſchaffenheit der Uebergänge von einem Kunſttheile zum andern iſt durch innere Geſetze nothwendig beſtimmt. Das Syſtem aller möglichen reinen Dichtungsarten iſt ſogar bis auf die Spielarten, die unreifen Erzeugniſſe der unentwickelten Kindheit, und die einfachſten Zwitterarten, welche ſich im verlaſſenen Zeitalter der Nachahmung aus dem Zuſammenfluß und der Miſchung der ächten ſchon früher vorhandenen erzeugten vollſtändig erſchöpft. In dieſer Weiſe iſt die helleniſche Poeſie eine ewige Naturgeſchichte des Schönen und der Kunſt.

Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotiſch gemiſchten Erzeugniſſe der modernen Dichtkunſt erſt auflöſen muß, um ihr labyrinthiſches Gewirre völlig zu entwirren. Hier ſind alle Verhältniſſe ſo ächt, urſprünglich und nothwendig beſtimmt, daß der Charakter auch jedes einzelnen griechiſchen Dichters gleichſam eine reine und einfache künſtleriſche Elementaranſchauung darbietet. So könnte man zum Beiſpiel Göthe's Styl in den Werken der höheren Poeſie nicht beſtimmter, anſchaulicher und kürzer erklären, als wenn man ſagt, er ſei aus dem Styl des Homerus, des Euripides und des Ariſtophanes gemiſcht.

Viertes Kapitel.

Einwendungen gegen die griechische Poesie, besonders wegen ihrer sittlichen Flecken und Mängel. Versuch einer Grundlegung zu einer vollständigen Theorie des Häßlichen und Kunstwidrigen nach allen seinen Arten, als Gegensatz zu der Idee des Schönen in der Kunst. Beantwortung und Prüfung jener Einwürfe und Fehler.

Nachdem wir nun die hellenische Dichtkunst in ihrer urbildlichen Vortrefflichkeit, als eine vollständige und vollkommene Kunstanschauung für alle Poesie, in ihrer freien Naturentwicklung betrachtet haben; müssen wir unsern Blick auch noch auf die entgegengesetzte Seite wenden, und alle Einschränkungen, welche hier Statt finden, die Mängel, welche an den griechischen Dichtern gefunden oder ihnen gewöhnlich vorgeworfen, so wie überhaupt die Einwendungen, welche gegen ihre Vollkommenheit gemacht werden, in Erwägung ziehen und nach strenger Vergleichung der richtigen Kunst-Idee prüfen und erwiedern.

„Die griechische Poesie, sagt man zuversichtlich, beleidigt sehr oft unser Zartgefühl auf das empfindlichste! Weit entfernt von der hohen Sittlichkeit unsers verfeinerten Jahrhunderts, bleibt sie selbst in ihrer höchsten Vollendung hinter dem alten Romanzo an Edelmuth, Anstand, Scham und Zartheit weit zurück. Wie arm und unbefriedigend ist nicht die gerühmte Einfachheit ihrer empfohlenen Werke! Der Stoff ist dürftig, die Ausführung einförmig, die Gedanken gewöhnlich und allgemein bekannt, die Gefühle und Leidenschaften ohne jene unendliche, geistige Liebe, und welche erst die wahre Kraft und Gewalt der Wirkung hervorbringt, und selbst die gepriesene schöne Form nach den strengen Forderungen unſrer höhern Theorie nicht ſelten incorrect. Die griechiſche Poeſie ſollte unſer Urbild ſein? Sie, welche den höchſten Gegenſtand ſchöner Kunſt, eine edle geiſtige Liebe, gar nicht kennt?“ So werden viele Moderne denken und fragen. „Sehr viele lyriſche Gedichte beſingen die unnatürlichſte Ausſchweifung und faſt in allen athmet der Geiſt zügelloſer Wolluſt, aufgelöſter Ueppigkeit, zerfloſſener Unmännlichkeit. In der plumpen Poſſenreiſſerei der pöbelhaften alten Komödie, ſcheint alles zuſammengefloſſen zu ſein, was nur die guten Sitten und die gute Geſellſchaft empören kann. In dieſer Schule aller Laſter, wo ſelbſt Sokrates komödirt ward, wird alles Heilige verlacht, und alles Große muthwillig verſpottet. Nicht nur die frevelhafteſte Ausſchweifung, ſondern ſogar weibiſche Feigheit und beſonnene Niederträchtigkeit, wie die Charaktere des Dionyſos und des Demos in den Fröſchen und Rittern des Ariſtophanes, werden hier mit fröhlichen Farben und in einem täuſchend reizenden Lichte leichtſinnig dargeſtellt. Die Unſittlichkeit und Verderbtheit der neuern Komödie aber erſcheint nur weniger ſchlimm, weil ſie ſchwächer und feiner iſt. Allein die Gaunereien lügenhafter Sclaven und liſtiger Buhlerinnen, die Ausſchweifungen thörichter Jünglinge, ſind bei häufig wechſelnden Miſchungen, die bleibenden und immer wiederkehrenden Grundzüge der ganzen Handlung. Auch im Homer ſtimmt der unedle Eigennutz ſeiner Helden, die nackte Art, wie der Dichter ungerechte Klugheit, und unſittliche Stärke, gleichſam preiſend oder doch gleichgültig darſtellt, mit der hohen Würde der vollkommenen Epopöe ſo ſchlecht überein, als die nicht ſeltene Gemeinheit des Stoffs und des Ausdrucks, und der rhapſodiſche Zuſammenhang des Ganzen. Der wuthentflammten Tragödie aber, dem höchſten Erzeugniß und Gebilde der ernſtern helleniſchen Kunſt iſt nicht nur jedes gräßlichſte Verbrechen das willkommenſte, ſondern in den Sophismen der Leidenſchaft wird das Laſter auch nach Grundſätzen gelehrt. Weſſen Herz empört ſich nicht, den Muttermord der Elektra im Sophokles mehr glänzend und verſchönernd, als verabſcheuend dargeſtellt zu ſehen? Um endlich der beſſern Seele jeden innern Widerhalt zu rauben, ſo ſchließt gewöhnlich das ſchreckliche Gemählde im dunkeln Hintergrunde mit der niederdrückenden Anſicht eines allmächtigen und unverſtändigen, wohl gar neidiſchen und menſchenfeindlichen Schickſals.“

Ehe wir dieſe oder andere ähnliche Zuſammenſtellungen, kunſtreicher, hiſtoriſcher Mißverſtändniſſe und moderner Vorurtheile in ihre urſprünglichen Beſtandtheile auflöſen und im Einzelnen prüfen können: müſſen wir einige Worte über die einzig gültigen objectiven Gründe des wahren Kunſttadels voranſchicken. Dann wird es nicht ſchwer ſein, den ſubjectiven Urſprung und das willkührliche Princip ſolcher, die antike Schönheit verkennenden und entſtellenden Polemik, welche der modernen Denkart faſt überall zum Grunde liegt, ſelten aber ganz klar ausgeſprochen wird, anſchaulich darzulegen.

Jede lobende oder tadelnde Würdigung kann nur unter zwei Bedingungen gültig ſein. Der Maaßſtab, nach welchem geurtheilt und geſchätzt wird, muß allgemeingültig, und die Anwendung auf den der Kritik unterworfnen Gegenſtand muß ſo gewiſſenhaft treu, die Wahrnehmung ſo vollkommen richtig ſein, daß ſie jede Prüfung beſtehen können. Außerdem iſt das Urtheil ein bloßer Machtſpruch. Wie unvollſtändig und lückenhaft unſere Philoſophie des Schönen und der Kunſt ſei, kann man ſchon daraus abnehmen, daß es noch nicht einmahl einen nahmhaften Verſuch einer Theorie des Häßlichen giebt. Und doch ſind das Schöne und das Häßliche unzertrennliche Gegenſätze, die nur als ſolche, und einer durch den andern, in ihrem Weſen erkannt, und richtig verſtanden und begriffen werden können. Der Fehler liegt darin, daß aller Kunſttadel nur nach Regeln ausgeſprochen wird, welche ganz ins Einzelne gehen, ohne ſich zu der allgemeinen Idee zu erheben, und die noch obendrein meiſtentheils ganz willkührlich angenommen ſind. Oder es geſchieht nach einem unbeſtimmten Gefühl, welches oft auch bloß individuell iſt: ohne daß man dabei zurückginge auf den Grundbegriff desjenigen, was in der Kunſt überhaupt tadelhaft ſein kann: da doch ein ſolcher Grundbegriff von dem Häßlichen und Ungeſtalteten, als dem reinen Gegenſatz von der Idee des Schönen durchaus erforderlich wäre, zur vollkommenen Klarheit und Sicherheit des künſtleriſchen Urtheils.

Wie das Schöne die angenehme und geiſtig reizende Erſcheinung des Guten und Göttlichen, ſo iſt das Häßliche die unangenehme und widrige Erſcheinung des innerlich Schlechten. Wie das Schöne durch eine ſüße Lockung der Sinnlichkeit das Gemüth anregt, ſich dem geiſtigen Genuſſe hinzugeben; ſo iſt hier ein feindſeliger Angriff auf die Sinnlichkeit, Veranlaſſung und Element für einen ſittlichen Schmerz. Dort erwärmt und erquickt uns reizendes Leben, und ſelbſt Schrecken und Leiden iſt mit Anmuth verſchmolzen; hier erfüllt uns das Ekelhafte, das Quälende, das Gräßliche mit Widerwillen und Abſcheu. Statt freier Leichtigkeit drückt uns ſchwerfällige Peinlichkeit, ſtatt reger Kraft eine todte Maſſe darnieder. Statt einer gleichmäßigen Spannung, in einem wohlthätigen Wechſel von Bewegung und Ruhe, wird die Theilnahme durch ein ſchmerzliches Zerren in widerſprechenden Richtungen hin und her geriſſen. Wo das Gemüth ſich nach Ruhe ſehnt, wird es durch zerrüttende Wuth gefoltert, wo es Bewegung verlangt, durch ſchleppende Mattigkeit ermüdet.

Der thieriſche Schmerz iſt in der Darſtellung des Häßlichen nur Element und Träger des ſittlich Schlechten. Dem poſitiven Guten iſt aber an ſich nicht wieder ein poſitives Schlechtes entgegengeſetzt, obwohl der Wille, welcher die Verneinung will und alſo alles andere außer ſich ſelbſt verneint, in andrer Beziehung auch poſitiv ſchlecht genannt werden kann; ſondern es iſt das Schlechte, allgemein und in Beziehung auf das Sein betrachtet, nur eine bloße Verneinung des reinen oder des geiſtigen Daſeins und ſeiner weſentlichen Beſtandtheile, der Allheit, Einheit und Vielheit. Das Häßliche iſt alſo eigentlich ein leerer Schein im Element eines wirklichen Naturübels, aber ohne wahre und eigentliche ſittliche Kraft im Innern. Nur in der Sphäre der Thierheit giebt es ein poſitives Uebel, den Schmerz. In der reinen Geiſtigkeit würde nur Genuß und Beſchrankung ohne Schmerz, und in der reinen Thierheit, nur Schmerz und Stillung des Bedürfniſſes ohne Genuß Staat finden. Auch das thieriſche Spiel, in welchem wir freieren Genuß menſchlich ahnen, iſt vielleicht nur Stillung eines Bedürfniſſes, Entledigung der überflüſſigen Kraft. Nur das Vorgefühl des ihm Entgegengeſetzten kann dem Lebensvermögen den erſten Anſtoß der Bewegung geben, ſeine Kraft zu regen und zu beſtimmen, gleichartigen Lebensſtoff zu lieben, und das Fremdartige zu haſſen. Ohne Ahnung eines Feindes könnte ein Weſen gar nicht zum Bewußtſein gelangen, welches Mannichfaltigkeit und alſo Verſchiedenheit vorausſetzt, bei vollkommner Gleichheit aber nicht möglich ſein würde; viel weniger kann es ohne dieſe Vorausſetzung begehren, es würde in träger Ruhe ewig beharren. Furcht vor der Vernichtung iſt der eigentliche Quell des thieriſchen Daſeins. Die thieriſche Furcht iſt nur anders geartet, und geſtaltet, wie die menſchliche; der Hoffnung hingegen iſt offenbar nur der Menſch allein fähig. In der gemiſchten Natur des Menſchen nun, ſind die negative Beſchränkung des Geiſtes und der poſitive Schmerz des Thiers innigſt in einander verſchmolzen.

Der Gegenſatz reicher Fülle iſt Leerheit; Mangel an Leben und Gehalt, Einförmigkeit und das Geiſtloſe. Der Harmonie ſteht Mißverhältniß und Streit gegenüber. Dürftige Verwirrung iſt alſo dem eigentlichen Schönen im engern Sinne entgegengeſetzt. Das Schöne im engern Sinne iſt die Erſcheinung einer endlichen aber lebendigen Mannichfaltigkeit in einer bedingten und organiſch geordneten und gegliederten Einheit. Das Erhabne hingegen iſt die Erſcheinung des Unendlichen; unendlicher Fülle oder unendlicher Harmonie. Es hat alſo einen doppelten Gegenſatz; unendlichen Mangel und unendliche Disharmonie.

Die Stufe der Schlechtigkeit nähmlich wird allein durch den Grad der Verneinung beſtimmt. Die Stufe der Häßlichkeit hingegen hängt zugleich von der innern Kraft und Gewalt des Triebes ab, welchem widerſprochen wird. Die nothwendige Bedingung des Häßlichen iſt eine getäuſchte Erwartung, ein erregtes und dann beleidigtes Verlangen. Das Gefühl der innern Leerheit und des Seelenſtreits kann von bloßer Unbehaglichkeit bis zur wüthendſten Verzweiflung wachſen, wenn gleich der Grad der Verneinung derſelbe bleibt, und nur die intenſive Kraft des verletzten und beleidigten Triebes allein bis zu ſolcher Höhe geſteigert wird.

Erhabne Schönheit gewährt einen vollſtändigen Genuß. Das Reſultat erhabner Häßlichkeit, einer Täuſchung, welche durch jene Spannung des Triebes möglich iſt, hingegen iſt Verzweiflung, gleichſam ein abſoluter, vollſtändiger Schmerz. Ferner Unwillen, eine Empfindung, welche im Reiche des Häßlichen eine ſehr große Rolle ſpielt; oder der Schmerz, welcher die Wahrnehmung einzelner ſittlicher Mißverhältniſſe begleitet. Denn alle ſittlichen Mißverhältniſſe veranlaſſen die Einbildungskraft, den gegebnen Stoff zur Vorſtellung einer unbedingten Disharmonie zu ergänzen.

In ſtrengſtem Sinne des Worts iſt ein höchſtes Häßliches offenbar ſo wenig möglich, wie ein höchſtes Schönes. Ein unbedingtes Höchſtes der Verneinung, oder das abſolute Nichts, kann ſo wenig wie ein unbedingtes Höchſtes des poſitiven Daſeins in irgend einer endlichen Vorſtellung gegeben werden; und ſelbſt in der höchſten Stufe der Häßlichkeit iſt, ſo metaphyſiſch angeſehen, immer noch etwas Schönes enthalten. Es wird ſogar, um das häßlich Erhabne darzuſtellen, und den Schein unendlicher Leerheit und unendlicher Disharmonie zu erregen, das größte Maaß von Fülle und Kraft erfordert. Die Beſtandtheile des Häßlichen ſtreiten alſo unter einander ſelbſt, und es kann in demſelben nicht wie im Schönen, durch eine gleichmäßige, wenn gleich beſchränkte Kraft der einzelnen Beſtandtheile, und durch vollkommne Geſetzmäßigkeit der vollſtändig vereinigten, ein bedingtes aber doch objectives Höchſtes als beſtimmter Gränzpunkt der möglichſten Annäherung, welche nicht weiter übertroffen werden kann, erreicht werden, ſondern nur ein ſubjectives; denn es giebt für jede individuelle Empfänglichkeit eine beſtimmte Gränze des Ekels, der Pein, der Verzweiflung, jenſeits welcher die Beſonnenheit aufhören würde.

Der ſchöne Kunſtler aber ſoll nicht nur den Geſetzen der Schönheit, ſondern auch den Regeln der Kunſt gehorchen, nicht nur im innern Gefühl das Häßliche, ſondern auch im Aeußern die techniſchen Fehler vermeiden. Jedes darſtellende Werk freier Kunſt kann auf vierfache Weiſe Tadel verdienen. Entweder fehlt es der Darſtellung an darſtellender Kraft und Vollkommenheit; oder ſie ſündigt gegen die idealiſche Haltung und objective Richtigkeit; oder auch gegen die Bedingungen ihrer innern Möglichkeit.

Dem Unvermögen fehlt es an Werkzeugen und an Stoff, welche dem Zweck entſprechen würden. Die Ungeſchicklichkeit weiß die vorhandne Kraft und den gegebnen Stoff nicht glücklich zu benutzen. Die Darſtellung iſt dann ſtumpf, dunkel, verworren und lückenhaft. Die Verkehrtheit wird die ewigen Gränzen der Natur verwirren, und durch widernatürliche Miſchungen der ächten Dichtungsarten ihren eignen Zweck ſelbſt vernichten. Eine zwar geſunde aber noch kindliche Bildung wird in ächten aber unvollkommnen Dichtarten ihre richtige Abſicht nur im Entwurf anlegen, ohne ſie vollſtändig ausführen zu können.

Die Darſtellung kann im Einzelnen ſehr vortrefflich ſein, und doch im Ganzen durch innre Widerſprüche ſich ſelbſt aufheben, die Bedingungen ihrer innern Möglichkeit vernichten, und die Geſetze der kunſtgemäßen Richtigkeit verletzen. Unzuſammenhang könnte man es nennen, wenn es der unbeſtimmten Maſſe eines angeblichen Kunſtwerks an eigner Beſtandheit und an den Geſetzen der innern Möglichkeit überhaupt fehlte; wenn das Werk gleichſam gränzenlos, und von der übrigen Natur gar nicht, oder nicht gehörig abgeſondert wäre, da es doch eigentlich eine kleine abgeſchloſſene Welt, ein in ſich vollendetes Ganzes ſein ſollte.

Gegen die idealiſche Würde und Hoheit der Kunſt wird verſtoßen, wenn der Künſtler ſein Werkzeug vergöttert, und die Darſtellung, welche nur Mittel ſein ſollte, an die Stelle des unendlichen höhern Ziels unterſchiebt, und als eitler Virtuoſe, nur nach der höchſten Geſchicklichkeit ſtrebt, um durch das Wunderbare derſelben in Erſtaunen zu ſetzen: durch Künſtelei alſo, welche dann die Stelle der wahren Kunſt einnimmt.

Gegen die objective Wahrheit der Kunſt wird gefehlt, wenn ſich bei dem Geſchäft allgemeingültiger Darſtellung, die Eigenthümlichkeit ins Spiel miſcht, ſich leiſe einſchleicht, oder offenbar empört; durch eine blos ſubjective Auffaſſung der Darſtellungsweiſe.

Dieſer allgemeine Umriß der reinen Arten aller denkbaren Darſtellungsfehler enthält die erſten Grundlinien einer Theorie des Incorrecten, welche mit dem Begriff des Häßlichen zuſammen genommen, den vollſtändigen Coder aller Kunſtvergehen aus macht, den wir bei dem folgenden Entwurf einer Vertheidigung der helleniſchen Poeſie zum Grunde legen wollen.

Die Poeſie der Alten bedarf eigentlich keiner rhetoriſchen Lobpreiſungen; der Kunſtgriff, ihre wirklichen Fehler zu beſchönigen oder zu läugnen, würde ihrer ganz unwürdig ſein. Sie verlangt ſtrenge Gerechtigkeit; denn auch der harte Tadel wird ihrer Würde weniger nachtheilig ſein, als blinde Vorliebe oder eine ſchlaffe Nachſicht der Beurtheilung, aus innerer Gleichgültigkeit gegen die hohe Würde des Schönen.

Jeder Verſtändige wird die Unvollkommenheit der älteſten, die Unächtheit der ſpäteſten griechiſchen Dichtungsarten; die kindliche Sinnlichkeit des epiſchen Zeitalters, die üppige Ausſchweifung gegen das Ende des lyriſchen und beſonders in der dritten Stufe des dramatiſchen Zeitalters, die nicht ſelten bittre und gräßliche Härte der ältern Tragödie willig eingeſtehen. Auf die Schwelgerei, die das ſinnlich Angenehme, welches nur Anregung und Element des geiſtigen Genuſſes ſein ſollte, zum letzten Zweck erhob, folgte bald kraftloſe Gährung, dann eine ſcheinbar beruhigte und geordnete Mattigkeit, und endlich im Zeitalter der Künſtelei und gelehrter Nachahmung, die ſchwerfällige Trockenheit einer todten und aus einzelnen Stücken zuſammengeflickten Maſſe und bloßen Moſaik.

Die durchgängige Richtung der geſammten ſtrebenden Kraft ging zwar auf das Schöne, von dem Augenblick an, als die Darſtellung von der rohen Aeußerung eines Bedürfniſſes ſich zum freien Spiel erhob. Aber die natürliche Entwicklung konnte keine nothwendigen Stufen der Bildung überſpringen, und nur allmählig fortſchreiten. Auch das war natürlich, ja nothwendig, daß die helleniſche Poeſie von dem höchſten Gipfel der Vollendung in die tiefſte Entartung verſank. Der Trieb nähmlich, welcher die griechiſche Bildung lenkte, iſt ein mächtiger Beweger, aber ein blinder Führer. Man ſetze eine Mannichfaltigkeit blinder bewegender Kräfte in freie Gemeinſchaft, ohne ſie durch ein vollkommnes Geſetz zu vereinigen; ſie werden ſich endlich ſelbſt zerſtören. So auch die freie Bildung; denn hier iſt in die Geſetzgebung ſelbſt etwas Fremdartiges aufgenommen, weil der zuſammengeſetzte Trieb eine Miſchung der Menſchheit oder des reinen geiſtigen Daſeins und der Thierheit, oder der widerſtrebenden Verneinung iſt. Da die Sinnlichkeit eher zum Daſein gelangt, und die Entwicklung des Geiſtigen ſelbſt erſt veranlaßt, ſo hat ſie in den frühern Stufen der Bildung das Uebergewicht. Sie behielt dieſes in Griechenland auch bei der größern Maſſe der ganz ungebildeten Bürger oder Bürgerinnen ſelbſt der gebildeten Volksſtämme, und bei den rohgebliebenen Völkerſchaften. Zwar auch eine Maſſe, aber nur die kleinere herrſchende in der größern beherrſchten, wurde mündig und ſelbſtſtändig. Jene größere Maſſe äußerte beſtändig eine ſtarke anziehende Kraft, die beſſere zu ſich herabzuziehen, welche durch den anſteckenden Einfluß untermiſchter Sclaven und umgebender Barbaren noch ungemein verſtärkt ward. Ohne äußre Gewalt, und ſich ſelbſt überlaſſen, kann die ſtrebende Kraft nie ſtillſtehen. Wenn ſie daher in ihrer allmähligen Entwicklung das Zeitalter einer gleichmäßigen an Kraft beſchränkten, aber im Umfang vollſtändigen und geſetzmäßigen Befriedigung erreicht, ſo wird ſie nothwendig größeren Gehalt, ſelbſt auf Unkoſten der Uebereinſtimmung, begehren. Die Bildung wird rettungslos in ſich ſelbſt verſinken, und der Gipfel der höchſten Vollendung wird ganz dicht an entſchiedene Entartung gränzen. Die lenkende Kunſt eines durch vielfache Erfahrung gereiften Verſtandes allein hätte dem Gange der Bildung eine glücklichere Richtung geben können. Der Mangel eines weiſen, lenkenden Princips, um das höchſte Schöne feſt zu faſſen und unwandelbar zu erhalten, und der Bildung eine ſtete Fortſchreitung zum Beſſern zu ſichern, iſt aber nicht das Vergehen eines einzelnen Zeitalters. Wenn alſo über das, was nothwendig, und eigentlich Schuld der Menſchheit ſelbſt iſt, und unvermeidlich in dem Gange und in den Schranken ihrer Entwicklung liegt, ein Tadel Statt finden kann: ſo trifft er allerdings auch die geſammte Maſſe und das Ganze der griechiſchen Bildung.

Aber dieſes allmählige Entſtehen, und dieſes Verſinken in ſich ſelbſt, der ganzen griechiſchen und alten Bildung, wie der alten Poeſie, ſteht gar nicht im Widerſpruch mit der Behauptung daß die griechiſche Dichtkunſt die geſuchte Anſchauung ſei, durch welche eine allgemeingültige Philoſophie der Kunſt, ſowohl für die Ausübung als für die Theorie, erſt anwendbar und ins Leben eingreifend werden könnte. Denn eine vollſtändige Naturgeſchichte der Kunſt und des Schönen umfaßt im vollendeten Kreislaufe der allmähligen Entwicklung, auch die Unvollkommenheit der frühern und die Entartung der ſpätern Stufen, in deren ſteten und nothwendigen Kette kein Glied überſprungen werden kann. Der Charakter der Maſſe und des Ganzen iſt dennoch idealiſch allgemein, und auch diejenigen Werke, deren Styl tadelhaft iſt, ſind durch die einfache Aechtheit und Gediegenheit der Anlage und der Gränzen, durch die kühne Beſtimmtheit der reinen Umriſſe, und die kräftige Vollendung der bildenden Natur, einzige, für alle Zeitalter gültige, und geſetzgebende Anſchauungen. Die kindliche Sinnlichkeit der frühern griechiſchen Dichter hat immer noch mehr ſchönes Ebenmaaß, als die künſtliche Verfeinerung mancher mißbildeten Modernen und ſelbſt die griechiſche Künſtelei iſt noch claſſiſch in der Sprache und Form des Ausdrucks.

Es giebt eine gewiſſe Art der Ungenügſamkeit, welche ein ſicheres Kennzeichen der Mißbildung iſt. So diejenigen, welche nicht zufrieden damit, daß die griechiſche Poeſie ſchön ſei, ihr einen ganz fremdartigen Maaßſtab der Würdigung aufdringen, in ihren verworrnen Forderungen alles Objective und Subjective durch einander miſchen, und eigentlich nur verlangen, daß ſie intereſſanter ſein ſollte. Allerdings könnte auch das, was ſchon das höchſte Intereſſe hat, immer noch intereſſanter gedacht werden, und die griechiſche Poeſie macht von dieſem allgemeinen Naturgeſetz keine Ausnahme. Alle Größen ſind unendlicher Fortſchreitung und Vermehrung fähig, und es wäre wunderbar, wenn unſere Poeſie durch die Fortſchritte aller vorigen Zeitalter bereichert, an Gehalt die griechiſche nicht überträfe.

Unſtreitig iſt das Verhältniß des männlichen und des weiblichen Geſchlechts im Ganzen genommen, bei den Neuern glücklicher, die weibliche Erziehung um etwas beſſer, wie bei den Griechen. Die Liebe war bei den Neuern lange Zeit, zum Theil iſt ſie noch jetzt der einzige Ausweg für jeden freieren Schwung des höheren Gefühle, der im Alterthum der Tugend und dem Vaterlande geweiht war. Auch die moderne Dichtkunſt verdankt dieſer günſtigen Veranlaſſung ſehr viel. Freilich aber wurde nur zu oft ein leeres Spiel der Fantaſie oder ein erkünſtelter Schwulſt unnatürlicher Empfindſamkeit dem ächten Gefühle untergeſchoben, und durch häßliche falſche Scham die Einfalt der Natur entweiht. Gewiß iſt die Myſtik der Sinnlichkeit und die ordentlich ſcholaſtiſche Grübelei in der Metaphyſik der Liebe vieler modernen Dichter von wahrer ſittlicher Anmuth und Schönheit ſehr weit entfernt. Die krampfhaften Erſchütterungen des Kranken machen mehr Geräuſch, als das ruhige aber ſtarke Leben des Geſunden. Die innige Gluth des treuen Propertius vereinigt wahre Kraft und Zartheit, und läßt viel Gutes von Kallimachos und Philetas ahnen. Und doch war in ſeinem Zeitalter an vollkommne lyriſche Schönheit ſchon gar nicht mehr zu denken. Es ſind aber Spuren genug vorhanden, um ſehr beſtimmt vermuthen zu können, was und wie viel wir an den Geſängen der Sappho, des Mimnermus und einiger andrer erotiſchen Dichter aus der Blüthezeit der lyriſchen Kunſt verloren haben. Die ſanfte Wärme, die geſellige Anmuth und Feinheit, die Milde der Gefühle und menſchlichen Geſinnung, welche in den erotiſchen Darſtellungen der neuen attiſchen Komödie athmete, lebt noch in vielen Dramen des Plautus und Terentius. Was hingegen die Tragödie betrifft, ſo hatten die Griechen vielleicht Recht, den Euripides wegen ſeiner Neigung zur Darſtellung erotiſcher Leidenſchaften zu tadeln. Was augenblickliche Ergießung des überſchäumenden Gefühls, oder ruhiger Genuß voller Glückſeligkeit ſein ſollte, kann nur durch häßliche unſittliche oder widernatürliche Zuſätze zu einer tragiſchen Leidenſchaft aus einander gereckt werden. Auch in vielen der vortrefflichſten neuern Trauerſpiele nimmt die Liebe nur eine untergeordnete Stelle ein.

Sollte aber auch wirklich die helleniſche Poeſie durch eine Eigenthümlichkeit ihrer ſonſt ſo einzig günſtigen Lage hier etwas zurückgeblieben ſein: ſo wäre dieſes für das Ganze in dem großen Gebiethe der darſtellenden Kunſt noch kein unverzeihliches Verbrechen. Ueberhaupt verräth es einen kleinlichen Blick, nur am Zufälligen zu kleben, und das große Weſentliche nicht wahrzunehmen. Es braucht der Künſtler auch keineswegs Allen Alles zu ſein. Wenn er nur den nothwendigen Geſetzen der Schönheit und den objectiven Wahrheitsgränzen der Kunſt gehorcht, ſo bleibt ihm übrigens die unbeſchränkte Freiheit, ſo eigenthümlich zu ſein, als er nur immer will. Durch ein ſeltſames Mißverſtändniß verwechſelt man ſehr oft die Allgemeinheit in der Kunſt mit der unbedingt geforderten Allgemeingültigkeit. Die größte Allgemeinheit eines Kunſtwerks würde nur durch vollendete Flachheit möglich ſein. Das Einzelne iſt in der idealiſchen Darſtellung das unentbehrliche Element und der nothwendige Träger des Allgemeinen. Wird alle eigenthümliche Kraft verwiſcht, ſo verliert ſelbſt das Allgemeine ſeine Wirkſamkeit. Die ſchöne Kunſt iſt wie eine Sprache göttlicher Begeiſterung, welche nach Verſchiedenheit der Kunſtarten, der Werkzeuge und der Stoffe ſich in eben ſo viele abgeſonderte Mundarten theilt. Wenn der Künſtler nur ſeiner hohen Sendung würdig, wenn er nur göttlich redet; ſo bleibt ihm die Wahl der Mundart, in der er reden will, völlig frei. Es würde nicht nur unrechtmäßig, ſondern auch ſehr gefährlich ſein, ihn hierin beſchränken zu wollen; denn die Sprache iſt ein unendlich unauflösliches Gewebe der allerfeinſten Beziehungen. Sie muß ſogar, ſo ſcheint es, ihre Eigenheiten haben, um bedeutend und vortrefflich zu ſein; wenigſtens hat man noch keine allgemeine Allerweltsſprache, die Allen Alles wäre, erfinden können. Auch darf der Künſtler reden, mit wem er gut findet: mit ſeinem ganzen Volke, oder mit dieſem und jenem, mit aller Welt oder mit ſich allein. Nur muß und ſoll er, in den menſchlichen Individuen, welche ſein Publikum ſind, ſich an die höhere Menſchheit und nicht an die Thierheit wenden.

Auch der modernen Dichtkunſt wurde ihre charakteriſtiſche Tiefe unbenommen bleiben, wenn ſie nur das griechiſche Geheimniß entdeckt hätte, im Eigenthümlichen objectiv zu ſein. Statt deſſen will ſie ihre auf bloßer Willkühr oder Gewohnheit beruhenden Eigenheiten zum Naturgeſetz der Menſchheit erheben. Nicht zufrieden damit, ſelbſt durch ſo viele künſtleriſche, ſittliche und geſellſchaftliche Vorurtheile gebunden zu ſein, will ſie auch ihre griechiſche Schweſter in ähnliche Feſſeln ſchlagen.

Wenn die willkührlichen Regeln des modernen Anſtandes gültige Geſetze der ſchönen Kunſt ſind, ſo iſt die griechiſche Poeſie nicht zu retten, und wenn man conſequent ſein will, muß man mit ihr verfahren, wie einſt ſo manche Gebilde der Antike, in einem falſchen frommen Eifer über die unverſchleierte Nacktheit dieſer Erſcheinungen, ſind zerſchlagen worden: welche Zerſtörung gebildeter Kunſtgegenſtände eine beſſer unterrichtete und beſſer verſtändigte chriſtliche Nachwelt keineswegs gebilligt und in der gleichen Art weiter fortgeſetzt hat. Die nach der wechſelnden Mode beſtimmte beſondre Form des geſellſchaftlichen Anſtandes, hat der Poeſie nicht das Geſetz vorzuſchreiben: ſie ſteht gar nicht unter ihrer Gerichtsbarkeit. Die unverhohlne Nacktheit im Ausdruck der Sprache, im Leben und in der Kunſt der Griechen und Römer, iſt nicht rohe thieriſche Plumpheit, ſondern die naive Unbefangenheit einer frei gebildeten Natur, und die dreiſte Offenheit republikaniſcher Sitten. Das Gefühl echter Scham aber war den Griechen keinesweges fremd; der Quell der ächten Scham iſt die ſittliche Scheu, und Beſcheidenheit des Herzens. Falſche Scham hingegen entſpringt aus thieriſcher Furcht, oder aus erkünſteltem Vorurtheil. Sie giebt ſich durch Stolz und Neid zu erkennen: ihr verſtecktes und heuchleriſches Weſen verrath ein tiefes Bewußtſein von innerm Schmutz. Ihre unechte Ziererei iſt die häßliche Schminke laſterhafter Sclaven, der weibiſche Putz entnervter Barbaren; und es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß dieſes falſche Zartgefühl einer erkünſtelten, und grübleriſch ſpitzfindigen, Schicklichkeit um ſo leichter Verdacht ſchöpft, oder verletzt, und bis zum Unnatürlichen geſteigert wird; je tiefer das Verderben in den Sitten und ſelbſt in der Fantaſie eingewurzelt iſt und alles angefreſſen hat.

Wichtiger erſcheinen allerdings die Vergehungen und die Einwürfe wider die Sittlichkeit ſelbſt, in der griechiſchen Poeſie. Wer wollte wohl das beſchönigen oder für gleichgültig halten, was ein reingeſtimmtes Gemüth wirklich verletzen muß? Nur darf, wer hier miturtheilen will, nicht von ſolcher ſtoiſchen Strenge der Laune ſein, daß er etwa an dem kindlich fröhlichen Muthwillen, mit welchem die ſagenhaften Schelmſtücke des neugebornen Gottes in dem komiſchen Hymnus auf den Merkur dargeſtellt werden, ein

Aergerniß nähme! Offenbar enthält die Anklage einzelne wahre Züge, nur der eigentliche Geſichtspunkt, der wahre Zuſammenhang, auf den doch alles ankommt, ſcheint verfehlt zu ſein. Man unterſcheide vor allen Dingen die weſentliche und zufällige Sittlichkeit und Unſittlichkeit eines Kunſtwerks. Weſentlich unſittlich in der Kunſt, iſt nur das wirklich Schlechte, welches erſcheint, und deſſen Eindruck jedes ſittlich gute Gefühl nothwendig beleidigen muß. Die Erſcheinung des Schlechten iſt häßlich, und die weſentliche künſtleriſche Sittlichkeit iſt daher ein nothwendiger Beſtandtheil der vollkommenen Schönheit; Sittlichkeit überhaupt, iſt das Uebergewicht der reinen Menſchheit über die Thierheit im Begehrungsvermögen. Die Sinnlichkeit der frühern, und die Ausſchweifung der ſpätern helleniſchen Poeſie ſind nach dieſem Grundſatz nicht nur ſittliche, ſondern auch künſtleriſche Mängel und Vergehen. Es iſt aber wahrhaft merkwürdig, wie tief das Attiſche Volk ſein eignes Verſinken fühlte, mit welcher Heftigkeit die Athener einzelne üppige Dichter, einen Euripides, einen Kineſias, deshalb beſchuldigten und haßten, als ſeien ſie Schuld an dem allgemeinen Verderben; da dieſe Dichter doch nur die herrſchenden Volkswünſche erriethen, oder dem ſtarken reißenden Strome der ganzen Maſſe folgten.

Es giebt griechiſche Fehler, vor denen die modernen Dichter ziemlich ſicher ſind. Eine zahme Kraft durch den gewaltſamſten Zwang in guter Zucht und Ordnung halten, iſt eben kein großes Rieſenwerk der Anſtrengung. Wo aber die Neigungen nicht in den Schranken der geſetzlichen Ordnung ſich frei entfalten dürfen, da kann es eigentlich weder gute noch ſchlechte Sitten, in dem Sinne des ſchönen Alterthums, geben. Wem der muthwillige Frevel des Ariſtophanes bloß Unwillen erregt, der verräth nicht allein die Beſchränktheit ſeines Verſtandes, ſondern auch die Unvollſtändigkeit ſeiner ſittlichen Anlage und Bildung. Denn die geſetzloſe Ausſchweifung dieſes Dichters iſt nicht bloß durch eine ſchwelgeriſche Fülle des üppigſten Lebens verführeriſch reizend, ſondern auch durch einen Ueberfluß von ſprudelndem Witz, überſchäumendem Geiſt, und wahrer ſittlicher Kraft in freieſter Regſamkeit, hinreißend ſchön und erhaben. Zügellos in ſeiner Sprache und in ſeinen Schilderungen, iſt er ſelbſt der Geſinnung nach, überall ein Vertheidiger und Lobredner der ehrbaren alten Sitten und altväterlichen Gebräuche; und die verwegne Kühnheit, mit welcher er ſchändliche Demagogen und Volksverführer, im Angeſichte dieſes nähmlichen Volkes angreift, muß ihm als hohe republikaniſche Bürgertugend angerechnet werden.

Zufällig künſtleriſch unſittlich iſt nun hingegen dasjenige, deſſen Schlechtigkeit nicht erſcheint: was aber ſeiner Natur nach, unter gewiſſen ſubjectiven Bedingungen einer aufgereizten Fantaſie oder beſondern körperlichen Stimmung, und ſolchen Ideenverbindung, Veranlaſſung und Anreiz zu einer beſtimmten unſittlichen Denkart oder Handlung werden kann. Welches noch ſo Vortreffliche und Vollkommne aber könnte nicht durch zufällige Umſtände verderblich werden? Nur dem, was ganz kraftlos und nichtig iſt, ertheilen wir das zweideutige Lob einer völligen Unſchädlichkeit. Uebrigens iſt das Kunſtwerk als ſolches eigentlich gar nicht mehr vorhanden, wenn ſein organiſcher Zuſammenklang zerſtört iſt, oder nicht wahrgenommen wird, und die Wirkung des aufgelöſten Stoffs geht den Künſtler nichts mehr an. Auch ſind wir nicht berechtigt, wiſſenſchaftliche Wahrheit von dem Dichter zu erwarten. Der Tragiker kann es oft nicht vermeiden, Verbrechen ſcheinbar zu beſchönigen, indem er die handelnden Perſonen nach ihrer Leidenſchaft und ihrem Charakter reden läßt. Er bedarf ſtarker Leidenſchaften und ſchrecklicher Begebenheiten: nur ſoll er ſchlechthin die Sitten ſeiner Handelnden ſo erhaben und ſchön darſtellen, als das Geſetz des Ganzen es nur immer erlauben will. Wer aber durch das Beiſpiel eines Oreſtes, einer Phädra, zu Verbrechen verleitet wird, der hat wahrlich ſich ſelbſt allein ſo gut die Schuld beizumeſſen, als wer ſich eine üppige Buhlerin, einen geiſtreichen Betrüger, einen witzigen Schmarotzer der neuern Komödie zum Vorbilde nehmen wollte! Ja, der Dichter ſelbſt kann eine unſittliche Denkart und Abſicht haben, und ſein Werk dennoch nicht unſittlich ſein: wenn es nähmlich im Uebrigen wahrhaft künſtleriſch gedacht und abgefaßt iſt, und wir uns nur an die Kunſt darin halten, ohne jenes Unſittliche weiter zu beachten.

Unſtreitig hat die Leidenſchaftlichkeit der entarteten Tragödie, der Leichtſinn der Komödie, die Ueppigkeit der ſpätern Lyrik, den Fall der griechiſchen Sitten beſchleunigt. Durch die bloße Rückwirkung der darſtellenden Kunſt wurde die ohnehin ſchon entſchiedene ſittliche Entartung der Maſſe dennoch verſtärkt, und ſank mit verdoppelter Geſchwindigkeit. Dieß gehört aber nur für die Gerichtsbarkeit der hiſtoriſchen Würdigung, welche das vollſtändige Ganze der geſammten menſchlichen, ſittlich bürgerlichen, wiſſenſchaftlich intellectuellen, und poetiſch künſtleriſchen Bildung umfaßt. Die Kunſtbeurtheilung allein hingegen nimmt die Bildung des Schönen und der Kunſt für ſich und einzeln aus ihrem ganzen Weltzuſammenhange heraus, und in dieſem Reiche der Schönheit und der Darſtellung gelten nur die Kunſtgeſetze. Jene, alle Elemente der Menſchheit umfaſſende hiſtoriſche Beurtheilung iſt der höchſte aller Geſichtspunkte; die untergeordneten Geſichtspunkte der im engern Sinn bloß moraliſchen, dann der künſtleriſchen und intellectuellen Beurtheilung ſind unter ſich gleich. Die Schönheit iſt ein eben ſo urſprünglicher und weſentlicher Beſtandtheil der menſchlichen Beſtimmung als die Sittlichkeit; das Gute, wie das Schöne, beide ſind in dem Wahren gegründet, und es iſt nur ein Irrthum und eine Täuſchung, wenn man die einzelnen Glieder und Elemente aus dieſem Dreiklange des Göttlichen, welche nur in der Verwicklung und Abſonderung des einzelnen Daſeins, getrennt und ſtreitend erſcheinen können, auch im Ganzen und dem innern Weſen ſelbſt, glaubt von einander reißen und eines unter das andre herabſetzen zu können. Alle dieſe Beſtandtheile ſollen unter ſich im Verhältniſſe der Geſetzesgleichheit ſtehen, und die ſchöne Kunſt hat ein unveräußerliches Recht auf geſetzliche Selbſtſtändigkeit. Dieſem Grundgeſetze muß auch die herrſchende Kraft, welche das Ganze der menſchlichen Bildung lenkt und ordnet, getreu bleiben; ſonſt vernichtet ſie ſelbſt den Grund, worauf ſich das Recht ihrer Herrſchaft allein ſtützt. Es iſt die Beſtimmung des Bildungsvermögens, die einzelnen Kräfte des ganzen Gemüths, und die Individuen der ganzen Gattung zur Einheit zu ordnen. Die Bildungskunſt darf zu dieſem Zwecke die Freiheit der Einzelnen beſchränken, ohne jedoch jenes Grundgeſetz zu verletzen; aber nur unter der Bedingung, daß ſie die fortſchreitende Entwicklung nicht hemmt, und eine künftige vollendete Freiheit nicht unmöglich macht. Sie muß gleichſam ſtreben, ſich ſelbſt überflüßig zu machen.

Wie ſehr man die Gränzen der freien Dichterwelt zu verkennen pflege, können auch die anmaßlichen Forderungen nach dem Begriffe und Grundſatze einer ſeinſollenden correcten Richtigkeit beſtätigen. Wenn der beurtheilende Kunſt-Anatom die ſchöne Harmonie und den organiſchen Zuſammenhang eines Kunſtwerks erſt zerſtört, in eine elementariſche Maſſe auflöst, und mit dieſer dann wie ein experimentirender Naturforſcher mancherlei Verſuche anſtellt, aus denen er ſtolz entſcheidende Reſultate zieht; ſo täuſcht er ſich ſelbſt auf eine ſehr handgreifliche Weiſe, denn das Kunſtwerk als ſolches iſt eigentlich gar nicht mehr vorhanden. Es giebt kein Gedicht, aus welchem man auf dieſe Art nicht innre Widerſprüche herausrechnen könnte; aber innre Widerſprüche, welche nicht erſcheinen, ſchaden der künſtleriſchen Wahrheit nicht; ſie ſind poetiſch gar nicht vorhanden. Aeltere franzöſiſche und engländiſche Kunſtforſcher vorzüglich haben ihren Scharfſinn an ſolche verkehrte Spitzfindigkeiten häufig verſchwendet, und ich weiß nicht, ob ſich nicht auch bei Leſſing noch hier und da Erinnerungen an jene Manier grübleriſcher Kunſturtheile nach einem ganz unanwendbaren Begriff von correcter Vollkommenheit finden ſollten. Ueberhaupt muß man wohl, bei aller Achtung vor der Theorie, geſtehen, daß man in der Ausübung mit dem Gefühl des Kunſt-Schicklichen weiter kommt, als mit der Theorie deſſelben. Die billige Vermuthung, daß die Griechen andern Völkern an jenem Gefühl, ſo weit es die Kunſt des Schönen und den Ausdruck und Styl der Rede angeht, wohl gleich kommen, wo nicht gar etwas überlegen geweſen ſein möchten, muß uns im Tadeln wenigſtens ſehr vorſichtig machen.

Eben ſo Unrecht hat die Kunſtparthei von der correcten Seite, wenn ſie nach ihrem Princip von Kunſt und Darſtellung, ohne Rückſicht auf die eigentliche Schönheit, nur eine vollendete Künſtlichkeit und im Grunde unmögliche, d. h. ganz unkünſtleriſch erdachte Kunſtvollkommenheit fordern; oder wenn ſie beſchränkte, aber nicht unnatürlich gemiſchte, ſondern urſprünglich ächte, und in ihrer beſchränkten Richtung vollendete Dichtungsarten ſchlechthin tadeln. Die Kunſt iſt nur das Mittel und Werkzeug der Schönheit, und jede natürliche Dichtart, in welcher dieſer Zweck, wenn gleich nur unter gewiſſen Schranken, erreicht werden kann, iſt an ihrer Stelle zweckmäßig. In der Stufe der Kunſtwürde, ſo wie an Tiefe, Hoheit und dem Umfang in der Wirkungsweiſe und dem gegebnen Spielraum, findet freilich unter den ächten Dichtarten ein ſehr großer Unterſchied Statt; aber nur die widernatürlichen Miſchungen und die unreifen Arten, wenn ſie aus der Schwäche des Künſtlers entſpringen, und nicht in dem nothwendigen Stufengange der Bildung gegründet ſind, verdienen unbedingten Tadel.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſehr man gegen die unmerklichen aber mächtigen Einflüſſe der ſubjectiven Denkart und gewohnten Anſicht auf Kunſturtheile auf der Hut ſein müſſe, geben auch die gewöhnlichen Einwürfe gegen die Dichterſprüche und vorzüglich gegen die Behandlung des Schickſals in dem attiſchen Trauerſpiele. Die wiſſenſchaftliche Bildung der Griechen war im Ganzen noch weit hinter der unſrigen zurück, und der dramatiſche Dichter mußte mit Schonung und nur ſparſam philoſophiren, um dem Volksſinne angemeſſen und verſtändlich zu bleiben. Daher ſind die philoſophiſchen Sprüche des tragiſchen Chors ſehr oft unbeſtimmt und verworren im Ausdruck, wenn man die Sprache, die ganz dichteriſch iſt, wiſſenſchaftlich nehmen und beurtheilen wollte; ſie ſind faſt immer allbekannt und nicht ſelten ſogar grundfalſch. Gewiß ließen ſich auch durch ein ähnliches Verfahren zerſtörender Analyſe, wie ich es ſchon oben beſchrieben habe, aus manchen von ihnen ſittliche Grundirrthümer folgern, welche, wenn ſie conſequent durchgeführt würden, mit der reinſten Sittlichkeit nicht verträglich ſein würden. Wir müſſen es hier noch einmal in Erinnerung bringen, daß alles, was nicht erſcheint, jenſeits des Kunſthorizontes gelegen ſei. Auf die Reichhaltigkeit, Richtigkeit und vollendete Beſtimmtheit des Gedankens kommt in der Dichtkunſt eigentlich gar nichts an. Der philoſophiſche Werth oder Unwerth eines ſolchen iſt von dem Grade der intellectuellen Bildung des empfangenden Subjects abhängig, und alſo vorübergehend und verſchieden nach Zeit und Ort, und vornähmlich nach der jedesmahl gegebnen Stufe der geſchichtlichen Bildung. Nur die Geſinnung muß an ſich ſo erhaben und ſchön ſein, als die Bedingungen der künſtleriſchen Wahrheit es erlauben, und muß auch an ihrer Stelle vollkommen zweckmäßig erſcheinen. Die Rückkehr in ſich ſelbſt muß durch ein vorhergegangenes Herausgehen aus ſich ſelbſt veranlaßt werden; die Betrachtung muß in dem Gange der Handlung wohl begründet ſein, und ſoll, ſo weit es die Wahrheit der Darſtellung und der eigenthümliche Charakter und Gefühlszuſtand des Redenden es erlaubt, immer dahin ſtreben, den Streit der Menſchheit und des Schickſals eher zu ſchlichten, als die ſchmerzliche Kluft noch weiter von einander zu reißen: um ſo in würdevoller Kraft das Gleichgewicht des Ganzen zu tragen. Daß das ſchöne Gefühl ſeine Ahnungen über göttliche Dinge in einer gegebnen Bilderſprache äußert, das kann in der Wiſſenſchaft vielleicht großes Unheil anſtiften, der darſtellenden Kunſt aber dürfte es eher günſtig als nachtheilig ſein.

Die Behandlung des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus läßt noch eine größere Eintracht zu wünſchen übrig. Im Sophokles aber iſt die Befriedigung immer ſo vollkommen, als es nur ſein kann, ohne die dichteriſche Wahrheit, oder die innre Möglichkeit des Kunſtwerks im Zuſammenhange des Ganzen zu vernichten. Iſt der endliche Beſchluß des Ganzen auch kein glänzender Sieg der Menſchheit, ſo iſt es doch wenigſtens ein ehrenvoller Rückzug. Aber freilich miſcht er nichts in ſeine Darſtellung, was gar nicht dargeſtellt werden, und alſo nicht erſcheinen kann. Nicht durch die geglaubte Gottheit und ihr unbegreifliches Geſetz jenſeits des ewigen Vorhanges, den kein Sterblicher durchſchauen kann, ſondern durch die ſichtbare Göttlichkeit des Menſchen ſucht er jeden Mißlaut aufzulöſen, und eine vollſtändige Befriedigung zu gewähren. Das Reich Gottes iſt nicht von dieſer Welt, und das gilt auch in Beziehung auf die Kunſt des Schönen, welche eben in dieſer unſrer, aus dem Geiſtigen und Sinnlichen gemiſchten, Welt daheim iſt: jenes Reich des Unſichtbaren liegt jenſeits des Kunſthorizontes, und würde in dieſer Welt der Dichtung und des Scheins nur als ein leerer Schatten ohne Geiſt und Kraft auftreten. In der That, der Dichter, welcher es wagt, durch ein Uebermaaß von übel und überflüßig angebrachter Charakter-Schlechtigkeit oder durch ein allzu empörendes Mißverhältniß des äußern Glücks und der innern Güte unſern Unwillen zu erregen, und ſich dann durch die dürftige Befriedigung, welche der Anblick beſtrafter Bosheit gewährt, oder gar durch eine Anweiſung auf jene Welt und die ewige Ausgleichung aller Dinge im Himmel und in der Hölle, aus dem Handel zu ziehen glaubt, verräth ein ſehr geringes Maaß von künſtleriſcher Weisheit. Auch der neuere katholiſche Dichter ſoll die eigenthümlich chriſtliche Schönheit ſeiner Poeſie, nicht in den Gegenſtänden ſuchen, oder in der äußerlichen Umgebung und geſchichtlichen Beziehung, und noch weniger in einzelnen Glaubensſätzen und aus der göttlichen Quelle entlehnten Wahrheiten, um durch dieſe etwa zu löſen und auszufüllen, was in ſeiner Dichtung ſelbſt lückenhaft geblieben; ſondern nur in der innern Verklärung einer mehr geiſtigen und ganz göttlichen Schönheit, wovon die Idee vielleicht auch an einem, geſchichtlich genommen, nicht chriſtlichen Stoff, anſchaulich gemacht werden kann. Um ſo mehr mußte der antike Dichter die ſittliche Ausgleichung und Harmonie für das Gemüth, in ſeinen Gebilden nur aus der innern ſittlichen Kraft und Geſinnung und aus der Erhabenheit des Charakters entnehmen; nicht aber das Räthſel der Welt und der menſchlichen Schickſale durch einen Schlag von oben löſen und entſcheiden; da ihm ohnehin ſtatt des klaren Glaubens und höhern Wiſſens nur eine Fülle ſchöner Ahnung in ſeiner Götterwelt gegeben war. Und eine ſolche Ahnung des Glaubens im Gefühle findet ſich auch als höchſte Seelenblüthe der wahren Poeſie in den vollkommenſten Dichtern des Alterthums, beſonders im Pindaros und Sophokles. Außer dem aber ſoll man auch von den heidniſchen Dichtern keine chriſtliche Vollkommenheit und Schönheit der Geſinnung erwarten oder fordern. Sie geben und zeigen uns das vollkommene Naturgefühl in ſeiner vollſtändigen Kraftentfaltung und Lebensfülle; auf eine Weiſe, welche bei den Beſſern auch der ſittlichen Ordnung und Einheit angemeſſen iſt, überall aber unter jener weſentlichen Form des Schönen, für welche die Kunſt der Griechen das hohe Urbild geworden iſt und immer bleiben wird.

Fünftes Kapitel.

Von den Fehlern und Irrthümern in der Nachbildung der antiken Dichtkunſt, und von den Schwierigkeiten, welche dem modernen Dichter dabei überhaupt im Wege ſtehen. Beſchluß des Ganzen; von der Wiedergeburt der neuern Poeſie, beſonders für Deutſchland.

Nachdem wir nun, was dem modernen Kunſturtheil an der Poeſie der Griechen in moraliſcher Hinſicht mangelhaft oder anſtößig erſcheint, erwogen, geprüft und beantwortet oder vermittelnd erklärt haben: ſo bleibt noch übrig, daß wir auch die Schwierigkeiten, welche der geforderten Aneignung und Nachbildung der antiken Dichtkunſt im Wege ſtehen, und die Einwürfe, welche man dagegen zu machen pflegt, näher betrachten und einzeln zu löſen ſuchen.

„Es iſt wahr, könnte man denken, eine ſchon zur Gewohnheit gewordne und als Glaubensſatz angenommene Kunſtüberlieferung der Kritik, ſagt es, und wiederhohlt uns noch immer, die Nachahmung der Griechen ſei das einzige Mittel, um uns eine ächte ſchöne Dichtkunſt wieder herzuſtellen. Eine lange Erfahrung hat aber dieſe Neigung und dieſen kritiſchen Gewohnheitsglauben der Kunſtgelehrten durch die vielfältigſten, ſämmtlich mißglückten Verſuche widerlegt. Man durchlaufe nur in irgend einer Bibliothek, denn da iſt ihre eigentliche Heimath, die große Zahl der künſtlichen Nachahmungen, die nach jenen Vorbildern verfertiget ſind. Sie alle ſind früher oder ſpäter eines kläglichen Todes geſtorben, Schattenweſen ohne Beſtandheit und eigne Kraft. Grade diejenigen modernen Gedichte, welche mit dem griechiſchen Styl in dem ſchneidendſten Widerſpruch und Gegenſatz ſtehen, leben und wirken bei allen ihren regelloſen Fehlern immerfort in jugendlicher Kraft, weil ſie voll ſind von genialiſchem Leben und origineller Erfindung.“

Die Schuld liegt aber nicht an der griechiſchen Poeſie, ſondern an der durchaus falſchen Art und Weiſe der Nachahmung, welche nothwendig ganz ungenügend und verkehrt ausfallen muß, ſo lange eine einſeitige Nationalanſicht herrſchend iſt, ſo lange man überhaupt, für das Ganze und im Weſentlichen, nur nach dem Intereſſanten in der darſtellenden Kunſt ſtrebt. Nur derjenige kann die griechiſche Poeſie nachbilden, der ſie ganz kennt. Nur der bildet ſie wirklich nach, der ſich die objective Hoheit und ſtrenge Kunſtform aus der ganzen Maſſe, den ſchönen Geiſt der einzelnen Dichter und den vollkommnen Styl des blühenden Zeitalters aneignet.

Die Trennung des hohen Objectiven und des natürlich Reizenden und Localen in der griechiſchen Poeſie iſt unendlich ſchwer. Beides iſt nicht in für ſich beſtehende Stücke und Theile geſondert, ſondern durchgängig in einander verſchmolzen. Bis in die feinſten Zweige des vieläſtigen Baums verbreitet ſich das Objective; allenthalben aber iſt demſelben etwas eigenthümlich Locales als Element und Träger oder Umgebung beigemiſcht. Bis jetzt hat man nur zu oft das eigenthümlich Beſondre der griechiſchen Kunſtformen und Kunſtmittel nachgemacht. Man hat die Alten im Grunde ganz modern genommen, indem man das Princip des Intereſſanten auf ihre Poeſie übertrug; indem man der griechiſchen Kunſttheorie, oder einzelnen Lieblingsdichtern die Autorität beilegte, welche nur dem weſentlichen Geiſt der ganzen Maſſe zukommt, oder wohl eine noch größere Autorität, als überhaupt für irgend ein auch noch ſo claſſiſches Urbild mit den Rechten des genialiſchen Urkünſtlers, mit denen des kunſtſinnigen Publikums und der ſelbſtſtändig forſchenden, und wiſſenſchaftlich geſetzgebenden Theorie beſtehen kann.

Das ältere didaktiſche Gedicht der Griechen, (ſo wie die zahlreichen Theogonien, die Werke der Phyſiologen und Gnomiker zu dieſer Gattung gehören,) findet als gemeinſames Mittelweſen zwiſchen ſagenhafter Ueberlieferung und ſinnbildlicher Grundlehre nur im mythiſchen Zeitalter der Poeſie ſeine eigentliche Stelle. Denn da hat ſich die Philoſophie von der ſinnbildlichen Sage, aus der ſie entſprang, noch nicht völlig losgewickelt und beſtimmt geſchieden; da iſt der Rhythmus der natürliche Träger der Ueberlieferung, und alte Dichterſprache, vor der Bildung der Proſa, das allgemeine Element jeder höhern geiſtigen Mittheilung. Mit dieſem vorübergehenden Verhältniß fällt aber auch die Natürlichkeit und Rechtmäßigkeit dieſer Form weg, und für das ſpätere didaktiſche Gedicht der Griechen im gelehrten Zeitalter der Kunſt blieb nur das ganz ungültige Princip übrig: die gelehrte Künſtlichkeit des eitlen Dichtkünſtlers in ſchwierigem Stoff abſichtlich ſehen zu laſſen. Es wird damit nicht die Möglichkeit eines eigentlichen ſchönen didaktiſchen Gedichts in gutem Styl, oder der idealiſchen Darſtellung eines ſchönen didaktiſchen Stoffs in eigentlich künſtleriſcher Abſicht geläugnet, und es iſt hier nicht der Ort, auszumachen, ob einige Platoniſche Geſpräche dichteriſche Philoſopheme oder philoſophiſche Dichtungswerke ſind. Unter den eigentlich ſogenannten didaktiſchen Gedichten der Griechen giebt es keine ſolche.

Auch das griechiſche Epos iſt nur eine eigenthümliche Stufe und vorübergehende Form, von der man ſich ſeltſame Dinge weiß gemacht hat. Dieſe unreife Dichtungsart iſt nur in demjenigen Zeitalter an ihrer Stelle, wo es noch keine gebildete Geſchichte und kein vollkommnes Drama giebt; wo Heldenſage die einzige Geſchichte, wo die Menſchlichkeit der Götter und ihr Verkehr mit den Heroen allgemeiner Volksglaube iſt. Es läßt ſich allerdings wohl begreifen, daß ein Volk im alternden Verfall mit erneuter Vorliebe wieder zurückzukehren ſtrebt zu ſeiner früheren Sagenzeit, wie zu den Erinnerungen der Kindheit; aber nur weil die epiſche Poeſie der Griechen im mythiſchen Zeitalter der Sage eine ſo hohe Blüthe erreicht hatte, haben ſelbſt die epiſchen Kunſtſtücke der Alexandriner und Römer doch noch einigen Grund und Boden. Poeſie und Sage waren der Keim und Quell der ganzen antiken Bildung, die epiſche Dichtkunſt aber war die eigentliche Blüthe der mythiſchen Vorzeit. Einen beſtimmten Stoff, gebildete Werkzeuge, fand ſelbſt der gelehrte Dichter der ſpätern Zeit ſchon vor. Die Empfänglichkeit war vorbereitet, Gegenſtand und Form, alles war ſchon gebildet und gegeben, nichts durfte erzwungen werden. Die neuern Kunſt-Epopöen hingegen ſchweben mehrentheils ohne allen Anhalt vereinzelt im leeren Raume. Große Dichter haben herkuliſche Kraft an den Verſuch verſchwendet, eine epiſche Welt, einen neuen Sagenkreis aus nichts zu erſchaffen. Die Sage einer Nation, dieſe Fantaſie der Völker kann ein großer Geiſt wohl fortbilden und idealiſch geſtalten, aber nicht ganz umwandeln oder aus nichts erſchaffen. Die nordiſche Sage zum Beiſpiel gehört unſtreitig unter die reichhaltigſten Alterthümer uralter Naturdichtung; der Dichter aber, welcher ſie jetzt allgemein in Gang bringen und wirklich wieder ins Leben einführen wollte, ſo wie Klopſtock, in lyriſchen Gedichten nach antiker Weiſe es mit kühnem Geiſte verſucht hat, würde entweder allgemein und flach bleiben müſſen, oder wenn er wahr und beſtimmt ſein wollte, ſo würde er in Gefahr gerathen, ſich ſelbſt erklären und commentiren zu müſſen.

Umſonſt hoffen wir auf einen Homerus; und warum ſollten wir gerade ſo ausſchließend einen Virgilius wünſchen, deſſen künſtlicher Styl vom vollkommnen Schönen ſo weit entfernt iſt? Alle Verſuche, das romantiſche Gedicht dem griechiſchen und römiſchen Epos ähnlich zu geſtalten, ſind mißlungen. Taſſo iſt zum Glück auf halbem Wege ſtehen geblieben, und hat ſich von der romantiſchen Weiſe eigentlich nicht ſehr weit entfernt. Und doch ſind es nur einzelne Stellen, gewiß nicht die große Anordnung und der kunſtreiche Gliederbau des Ganzen, welche ihn zum Lieblingsdichter der Italiener machen. Schon ganz frühe geſellt ſich daher zu dem lebendigen Reichthum der Fantaſie, zu der ritterlichen Heldengröße des romantiſchen Gedichts eine leiſe Ironie, die oft auch laut genug wird. Dieß iſt der beſtändige Charakter dieſer Dichtart vom Pulci bis zum Ricciardetto geblieben; und auch unſer Wieland, bei dem die ganze Ritterſage, als Spiel der Fantaſie, ſchon in einem höchſt modernen Geiſte aufgefaßt erſcheint, hat zwar die Gradationen dieſer launichten Miſchung faſt in jedem ſeiner romantiſchen Gedichte verſchieden, und auf das mannichfaltigſte anzuwenden verſucht, iſt ihr ſelbſt aber in allen durchgängig treu geblieben.

Jene, von den früheſten Anfängen bis auf die letzten Zeiten der Entartung, durchgehende Beimiſchung von Ironie in der romantiſchen Dichtung iſt gewiß nicht zufällig geweſen. Die Sage des Mittelalters und die ritterlichen Sitten hätten in ihrer urſprünglichen Bildung allgemein menſchlicher und naturgemäßer ſein müſſen, um der glückliche Stoff eines tragiſchen, ſchön und einfach geordneten Epos in antiker Weiſe und nach dem claſſiſchen Begriff davon werden zu können. Wie vieles hat Taſſo, der jenem claſſiſchen Begriff allerdings nachſtrebte, wie er ihn aus den antiken Vorbildern und der überlieferten Kunſttheorie aufgefaßt hatte, nicht dennoch glücklicherweiſe ganz aus der romantiſchen Sitte und Fantaſie beibehalten, was den Forderungen der modernen Kunſtrichter ſelbſt an ein regelmäßiges Heldengedicht gar nicht entſpricht? Nur diejenigen Dichter, welche ſich aus der gegebnen Sphäre der Volksſage und lebendigen Fantaſie nicht ganz entfernen, leben wirklich im Munde und im Herzen ihrer Nation. Dichter hingegen, welche ganz willkührlich verfahren, trifft gewöhnlich das traurige Loos, in Bibliotheken zu modern, bis ſich einmahl durch ſeltnen Zufall ein Literator findet, der Sinn für das Schöne hat, und das ächte Talent, was hier vergraben wurde, zu finden und zu würdigen weiß. Und ſind denn bis jetzt auch die willkührlichſten und kühn gewagteſten Verſuche geglückt, die romantiſche Sage, oder die Legende des Mittelalters in einen idealiſch ſchönen Sagenkreis zu geſtalten und umzuwandeln, und als kunſtreiche Poeſie in ein Ganzes zu ordnen? Wer möchte dieſes wohl behaupten! Die Natur läßt ſich nicht verändern; und kehrt, auch gewaltſam zurückgedrängt, immer wieder in die alte Stelle zurück. Es war und blieb auch bis jetzt der angeſtrengteſten Kunſt unmöglich, der modernen Welt und Geſchichts-Maſſe eine antike Seele und ſchöne Kunſtform einzuhauchen. Wohl iſt in der neueren Heldenſage und Poeſie ein Reichthum von großen dichteriſchen Schönheiten und die ganze Fülle der wunderbaren Fantaſie; aber es ſteht alles abgeriſſen und vereinzelt da, wie unzuſammenhängende Felſenſtücke, und nur ſelten, als einzelne Ausnahme, hat irgend ein einzelnes Bruchſtück dieſer herrlichen alten Dichtungen, auch eine ſo ſchöne Form und Vollendung gewonnen, wie das deutſche Nibelungenlied. Streng in ſich ſelbſt abgeſchloſſen ſteht die nordiſche Edda, noch aus der heidniſchen Urzeit herüberlautend, allein da; ſelbſt gegen die gothiſchen Heldenlieder der deutſchen Völker aus dem Anfang der chriſtlichen Zeit, ſteht ſie ſo da, wie durch eine große Kluft geſchieden und wenigſtens ohne die unmittelbare, lebendige Berührung einer gemeinſam fortblühenden Poeſie, obwohl ſich die Mittelglieder des ehemahligen Zuſammenhanges jetzt hintendrein durch gelehrte Forſchung auffinden und nachweiſen laſſen. Die Ritterdichtungen des eigentlichen Mittelalters ſind dem alten Heldenbuche der gothiſchen Zeit ebenfalls ganz fremd geblieben, ja ſie erſcheinen als die geiſtige Blüthe einer neuern Zeit, mehrentheils ſogar feindlich und zurückdrängend gegen jenes alte Heldenthum; auch hat keine derſelben eine ſo vollendet ſchöne Form erreicht, als das deutſche Nibelungenlied. Andre Bruchſtücke von Heldendichtung, bei den ritterlichſten Völkern des Abendlandes, ſind gleich vom erſten Urſprunge aus, nur zerſtreute Anklänge ſchöner Sage, als einzelne Romanzen, geblieben; einzeln unter ſich, und auch ohne Berührung mit jenen größeren Sagenkreiſen. Diejenigen Dichter, welche auf die chriſtlichen Sinnbilder, heilige Legende und tiefe Allegorie, ihre kunſtreichen Werke einer neuen großen Poeſie gegründet haben, wie Dante, ſtehen wieder ganz abgeſondert von der Volksſage und einzeln da, in einer unendlich kunſtreichen, aber doch nicht zur Klarheit und Vollendung gediehenen Form. Jene aber welche in aller Bildung der blühenden Poeſie, einen großen, geſchichtlichen und noch ſagenhaften Gegenſtand, mehr in der Form der Alten zu geſtatten verſuchten, wie Taſſo und Camoens, treten jenen ältern Ritterliedern, eigentlich ohne Grund, und nur dem modernen Gange der Zerſplitterung folgend, mehrentheils auch wieder feindlich gegenüber; und werden außerdem durch die angenommene Kunſtform der Alten vielfach gehemmt und von ihrem Ziele abgeleitet, und eben dadurch mehr als durch irgend etwas ſonſt verhindert, zu einer eigenthümlich ſchönen, ihrer neuen Zeit und chriſtlichen Heldenſage angemeßnen Form der epiſchen

Dichtung zu gelangen, wie ſich dieſe früherhin wenigſtens hie und da, noch ungleich beſſer und glücklicher, ohne antike Kunſt aus ſich ſelbſt entwickelt hatte.

Weil nun die epiſche Sage und Dichtung der Neuern ganz einzeln zerſtreut, unvollendet und oft auch unförmlich geblieben iſt; ſo hat ſich ſehr frühe ſchon die Parodie tief in ihr eingewurzelt und feſtgeſetzt, und dieſes iſt eines ihrer eigenthümlichſten Merkmahle geworden. Wenn es nähmlich dem Wunderbaren, der Kraft, dem reizenden Leben in der Poeſie an glücklichem Ebenmaaß, an freier Harmonie, kurz an einer ſchönen organiſchen Gliederung und Anordnung fehlt, ſo kann tragiſche Spannung wohl erregt, aber ohne Einförmigkeit und Froſt nicht lange genug erhalten, und in einfacher Reinheit über ein großes Ganzes gleichmäßig verbreitet werden. Das wilde und übernatürlich Große hat eine unwiderſtehliche Anziehung zu dem entgegengeſetzten Extrem, und nur durch eine wohlthätige Vereinigung mit der Parodie, bekommt die rieſenhafte Fantaſie uralter tragiſcher Ritterſage, erſt dichteriſche Haltung und Beſtandheit. Dieſe ſeltſame Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen wird nun die eigenthümliche Schönheit einer neuen, reizenden Zwitterbildung. Eine ſolche Zuſammenſetzung iſt auch keineswegs urſprünglich ſchon widernatürlich, und an ſich unerlaubt. Sie bleibt zwar hinter den reinen Arten, vorzüglich der tragiſchen, an Kraft und Zuſammenhang ſehr weit zurück; aber keine Form, in welcher der letzte Zweck der darſtellenden Kunſt, die Schönheit, erreicht werden kann; keine Form, welche nicht mechaniſch erkünſtelt, ſondern durch die bildende Natur organiſch erzeugt und hervorgebracht wurde, iſt darum ſchlechthin verwerflich, weil die Gränzen, welche jede Form beſchränken, hier etwas enger gezogen ſind. Selbſt die Spielart hat zwar geringere Anſprüche, aber dennoch volles Bürgerrecht im Reiche der Kunſt. Es iſt überraſchend, wie ſehr die reizendſte Blüthe der neuern Poeſie, ſo verſchieden die äußre locale Form auch ſein mag, im weſentlichen Charakter mit einer Spielart der Griechiſchen übereinſtimmt. Nach griechiſcher Kunſtſprache würde nähmlich das Romanzo ein ſatyriſches Epos zu nennen ſein. Im attiſchen Drama wurde der urſprüngliche geſammte Gefühlseindruck der wirklichen Welt, in welcher die entgegengeſetzten Beſtandtheile noch durchgängig in einander verſchmolzen ſind, in die tragiſche und komiſche Stimmung oder Wirkung getrennt. In der eigenthümlichen Art von halber Parodie, welche der ernſten tragiſchen Kunſt zur Seite trat, wurden dieſe Elemente dann von neuem ſo gemiſcht, daß das Tragiſche ein geringes Uebergewicht hatte: nicht ſowohl im Ton, als vorzüglich in dem ſagenhaften Stoff, und in der äußern Kunſtform und Sprache; daher auch Tragiker, nie Komiker Verfaſſer der ſatyriſchen Dramen waren. Dieſes gelinde Uebergewicht des Tragiſchen wenigſtens im äußern Anſtrich war, da es nicht auf der andern Seite Statt finden ſollte, für dieſe Gattung nothwendig; denn bei völligem Gleichgewicht würden die beiden entgegengeſetzten Kräfte durch ihr Zuſammentreffen ſich ſelbſt aufheben. Daraus entſtand die Spielart der ſatyriſchen Dramen, von denen ſich nur ein einziges von mittelmäßiger Kunſt und in ſchlechtem Styl erhalten hat. Die dramatiſchen Umriſſe der Dorier haben ſich nie zur Stufe jener Trennung erhoben, und der natürliche fröhliche Witz der Dorier war nur ſubjectiv ſchön, ganz geſellſchaftlich oder volksthümlich und lyriſch, nie objectiv und eigentlich dramatiſch. Doch war in der noch gemiſchten und natürlichen Auffaſſung und Stimmung der doriſchen Mimen das Komiſche überwiegend. Hätten wir noch den homeriſchen Margites, einige ſatyriſche Dramen des Pratinas, oder Aeſchylus, einige Ergießungen der doriſchen Laune in den Mimen des Sophron, oder in Rhinthoniſchen Hilarotragödien, ſo beſäßen wir in ihnen wahrſcheinlich einen Maaßſtab der Würdigung, oder wenigſtens Veranlaſſung zu einer belehrenden oder doch merkwürdigen Parallele mit den reizenden Grotesken des göttlichen Meiſter Arioſto, mit der fröhlichen Magie andrer ſcherzhaft romantiſchen Dichter, welche ihre Sage, wie jene Alten die ihrige, mit Ironie gedichtet und geſungen haben. Die ernſthaften Kunſtdichter hingegen, welche den Fantaſie-Zauber der romantiſchen Sage und Dichtung zum tragiſchen Epos umbilden und idealiſch geſtalten wollten, haben ihren Zweck verfehlt und den rechten Punkt und die wahre Form nicht getroffen. Jene ſeltſame Muſe der romantiſchen Spiele und Rittermährchen, die Aventüre, hat an ihren Verächtern auf dieſe Weiſe grauſame

Rache genommen; denn der natürlichen Fröhlichkeit und der jener Dichtungsart angebornen Ironie entſagend, haben ſie in ihrem feierlichen Ernſt ſich ſelbſt komödirt, und ſind alſo, ohne es zu wiſſen oder zu ahnen, doch wieder in jene unvermeidliche Ironie zurückgefallen.

Aehnliche Schwierigkeiten, wie im Epos, hat der Gebrauch des mythiſchen Stoffs der Helden- und Göttersage in der Tragödie; wenn der Dichter in der Wahl ſolcher Gegenſtände dem Beiſpiel der Alten ohne Unterſcheidung folgen wollte. Wo es noch eine einheimiſche Sage oder Sagengeſchichte giebt, da iſt ſie nicht bekannt; eine fremde, veraltete aber hat nur die Wahl zwiſchen flacher Allgemeinheit oder gelehrter Unverſtändlichkeit. Der eigentlich geſchichtliche oder nach Art des geſchichtlichen willkührlich ſelbſt erfundne Stoff legt dem Dichter und dem Publikum mannichfache Feſſeln an; durch ſeine ſchwere Laſt erdrückt er gleichſam die freie Bildung des Ganzen. Wie vieler Umſtände bedarf es nicht und welchen Aufwand von Zeit und vorläufiger, bloß einleitender Darſtellung, muß der Dichter nicht verlieren, um das Publikum nur erſt in dieſe fremde Welt einzuführen, und mit allen dieſen unbekannten Geſtalten vorläufig bekannt zu machen? Der griechiſche Tragiker durfte bei ſeinem allgemein bekannten Mythus gleich zum Zwecke gehen, und die freiere Aufmerkſamkeit des Publikums ward von ſelbſt mehr auf die Form gelenkt, klebte nicht ſo feſtgebunden am ſchweren Stoff der geſchichtlichen Maſſe. Es iſt in der That eine wahrhaft herkuliſche Arbeit, einen noch ganz rohen Stoff durchgängig poetiſch zu geſtalten, alle die kleinlichen Einzelnheiten in einfache und große Umriſſe zu erweitern, und vorzüglich die unauflösliche Miſchung der Natur nach der beſtimmten idealiſchen Richtung der Tragödie zu reinigen. Das nothwendige Gleichgewicht zwiſchen Form und Stoff iſt dem neuern Tragiker ſo unendlich erſchwert worden, daß ſich beinahe Zweifel regen könnten, ob auch eine eigentlich ſchöne Tragödie noch erreichbar ſei? Der Sinn kann nicht auf die ſchöne Form gerichtet ſein, ja es bleibt nicht einmahl die materielle Zeit, auf die harmoniſche Ordnung und Einheit zu achten, wo alle Geiſteskraft, bei der Auffaſſung wie in der Darſtellung ſo ganz hingenommen wird von der Fülle der Einzelnheiten in der ſchwer zu überſchauenden Maſſe eines geſchichtlich reichen Stoffs. Ueberdem wird in unſrer künſtlichen Bildung jede eigenthümliche Richtung mehrentheils verwirrt und verwiſcht, und doch ſcheint es nothwendig, daß die Natur ſelbſt mit ſtarker Hand dem Dramatiker ſeine Bahn vorzeichne, und ihm die Trennung des Tragiſchen und Komiſchen erleichtre. Doch giebt es Ausnahmen, wo die Natur durchbricht aus der gewöhnlichen univerſellen Zerſplitterung der großen Dichtertalente unſrer neuern Zeit, und ſich in ihrer urſprünglichen Kraft und Stärke behauptet; und es tritt uns auch hier ein deutſches Beiſpiel von einem ernſten Dichtercharakter entgegen, welcher in ſeinem jugendlichen Aufſtreben große Hoffnungen erregt hat, und manche kleinmüthigen Zweifel niederſchlagen mußte. Schillers urſprüngliches Genie iſt ſeinem Streben nach ſo entſchieden tragiſch, wie etwa der dichteriſche Charakter des Aeſchylus, deſſen kühne Umriſſe die bildende Natur in einem Augenblick hoher Begeiſterung plötzlich hingeworfen zu haben ſcheint. Er erinnert wieder daran, was uns ſonſt ſo fremd geweſen iſt, daß es den Griechen ganz widernatürlich, ja unmöglich ſchien, derſelbe Dichter könne zugleich Tragödien und Komödien dichten. *) Zwar iſt in den geſchichtlichen Trauerſpielen ſeiner mittlern Epoche das mächtige Streben nach Charakterſchönheit und Größe, und einer organiſch ſchönen Anordnung und Einheit des Ganzen durch das ſchwere Gewicht der Maſſe, und den künſtlichen Bau einer mehr mit dem Verſtand berechneten als dichteriſch gedachten Zuſammenſetzung oftmahls niedergedrückt, oder doch aufgehalten; aber die Stärke der tragiſchen Wirkung beweiſt nicht nur die Größe der genialiſchen Kraft, ſondern die vollkommne Reinheit derſelben zeugt auch von dem Siege, welchen der Künſtler über den widerſtrebenden Stoff davon getragen hat.

Es werden alle Dichter, welche im modernen Stoff nach der ſchönen Form der Alten ſtreben, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und vieles in ihrer Unvollkommenheit zu wünſchen

---

*) Plat. Rep. III. p. 278. vol. II. ed. Bipont.

übrig laſſen; beſonders in den hohen Kunſtgattungen, wo eigentlich die zum Grunde liegende Idee bei den Neuern eine ganz andre geworden iſt, als ſie es bei den Alten geweſen war, ſo daß man nur den gleichen Rahmen beibehalten hat für eine ganz andre Richtung und Art der Poeſie; daher denn auch das Streben nach der alten Form, wo das Weſen verändert iſt, eigentlich unerreichbar bleibt, und vielfältig in die Irre führt. Zu einer lebendigen Durchdringung, welche an ſich wohl möglich iſt, müßte es gekommen ſein, um beide Elemente wieder zu vereinigen und für die chriſtliche Schönheit in der Poeſie, in andrer Art, eben jene Vollendung der Kunſt und hohe Form, wie ſie bei den Alten war, zu gewinnen. Ohne ſolche Durchdringung und wirklich neue Belebung und Verklärung der Fantaſie bleibt ſelbſt die weſentliche und rechte Kunſtform nur etwas Angenommenes; wobei überdem die Idee derſelben ſelten rein aufgefaßt, ſondern immerwährend mit bloß zufälligen Lokaleigenheiten verwechſelt wird.

Es könnte in der That den Stoff zu einem eignen Werke geben, wenn man die Verwechslung des objectiven Schönen und des bloß eigenthümlich Localen in der griechiſchen Poeſie durch alle Nachbildungsverſuche der modernen Dichter und Kunſtrichter im Einzelnen durchführen, und mit allen ſich darbietenden Beiſpielen geſchichtlich belegen wollte. Wir begnügen uns zu dem ſchon Bemerkten nur noch einige kurze Andeutungen hinzuzufügen.

Zur ſchönſten Blüthezeit der griechiſchen Lyrik lag die Proſa und die öffentliche Beredſamkeit noch in der Wiege. Muſik, und eine rhythmiſche und an die Sage ſich anſchließende Dichterſprache waren das natürliche Element für den Erguß ſchöner männlicher oder weiblicher Empfindungen, und auch das eigentliche Organ feſtlicher Volksfreude und öffentlicher Begeiſterung. Der lyriſche Dichter überhaupt muß, wie der griechiſche, ſeine urſprüngliche Sprache zu reden ſcheinen; der leiſeſte Verdacht, daß er vielleicht in einem erborgten Staatskleide glänze, zerſtört alle Täuſchung und Wirkung. Mag er den Zuſtand eines einzelnen Gemüths, oder eines ganzen Volks darſtellen; er muß eine ächte Befugniß haben, zu reden. Der dargeſtellte Zuſtand muß nicht durchaus erkünſtelt ſein, ſondern in einem ſchon bekannten Gegenſtande wenigſtens eine wahre Veranlaſſung haben, ſo unbeſchränkt auch die Freiheit des Dichters in der Behandlung deſſelben bleibt; denn ein durchaus erfundner lyriſcher Zuſtand könnte für ſich nur das abgeriſſne Bruchſtück eines Drama's ſein. Er müßte nähmlich einem gleichfalls durchaus erfundnen und unbekannten Gegenſtande angehören, deſſen Darſtellung ſchon in die dramatiſche Dichtungs-Sphäre eingreift.

Andre Gattungen der helleniſchen Poeſie, ſind ſchon ihrer Natur nach und an ſich ſelbſt ganz lokal. Es ſind gar keine wahren Dichtungsarten, ſondern nur abgeriſſne Elemente derſelben; oder doch keine allgemein geltenden, ſondern nur auf einem beſondern Verhältniß beruhende. Das alte griechiſche Epigramm, welches nur Thatſachen oder Lehrſprüche, in einfacher rhythmiſcher Kürze, oft im Räthſel gehüllt, vorträgt, findet nebſt dem Apolog, oder der ſittlich angewandten Thierfabel, ſeine eigentliche Stelle im mythiſchen Zeitalter der noch ganz kunſtloſen Poeſie; das ſpätere hingegen im Zeitalter der Künſtelei und des Verfalls.

Wenn das Intereſſe des Idylls bloß in dem ländlich natürlichen Stoff und im Gegenſatz deſſelben mit der entarteten wirklichen Welt des Dichters liegt, ſo iſt dieſes ein ſchlechthin verwerfliches Ziel für die Kunſt und ein durchaus fremdartiger Reiz in dem Gebiete des Schönen. Ueberdem iſt die epiſche oder dramatiſche Ausführung einer urſprünglich lyriſchen Stimmung und Begeiſterung, entweder eine Verkehrtheit des Künſtlers, oder ein ſichres Kennzeichen von dem allgemeinen Verfall der Kunſt überhaupt. Iſt von ſchönen Gemählden des ländlichen und häuslichen Lebens die Rede, ſo iſt Homeros der größte aller Idyllendichter. Die künſtlichen Nachbildungen der Natürlichkeit hätte man aber immer den Alexandrinern überlaſſen mögen. Es giebt eigentlich nichts unnatürlicheres, als eine nachgemachte Volksdichtung, eine erkünſtelte Naturpoeſie.

In wie weit die Sprache der griechiſchen Dichter im Deutſchen treu und glücklich nachgebildet werden kann; davon iſt Voßens homeriſche Ueberſetzung ein glänzender Beweis. Sein Ideal des rhythmiſchen Ausdrucks iſt unſtreitig eben ſo reiflich überlegt, als in ſeiner Art meiſterhaft und vollkommen ausgeführt. Aber wehe dem

Künſtler, welcher ſich nach den Griechen bilden will, wenn er ſich durch den großen Ueberſetzer verführen ließe! Wenn er hier, wo ſie am innigſten verſchmolzen ſind, den objectiven Geiſt von der localen äußern Form nicht zu ſcheiden weiß, ſo geht ſein ganzes Streben verloren; denn über dem angeſtrengten rhythmiſchen Kunſttanz, wobei das Ziel einer völligen Gleichheit doch unerreichbar bleibt, wird der Geiſt gewiß entfliehen, der claſſiſche ſo gut, wie aller eigne. Das unſterbliche Werk des größten hiſtoriſchen Künſtlers der Modernen, die Schweizergeſchichte von Johannes Müller, iſt im größten Römiſchen Styl entworfen und ausgeführt. Im Einzelnen athmet das Werk durch und durch den ächten Sinn der Alten; im Ganzen aber verfällt es dennoch wieder ins Manierirte, weil neben dem claſſiſchen Geiſt auch die bloß zufälligen Eigenheiten des antiken Ausdrucks in hiſtoriſchen Kunſtwerken, mit aufgenommen und allzu ſehr im Einzelnen nachgemacht ſind, wodurch der Anſchein des Gekünſtelten entſteht. Klopſtock hat in den grammatiſchen Geſprächen auf eine andre von der Voßiſchen ganz verſchiedene Art, eben ſo klar bewieſen, wie viel die deutſche Sprache in der Nachbildung des griechiſchen und römiſchen Ausdrucks leiſten könne. Die Beyſpiele ſind ſo mannichfaltig, als jedes in ſeiner Art bewundernswürdig. Ihre Vortrefflichkeit beſteht darin, im ächteſten und kraftvollſten Deutſch, der Urſprache ſo treu zu ſein als möglich; beſonders aber in das gleiche Maaß der Kürze zuſammengedrängt, oder wo möglich noch um etwas mehr abgekürzt, worauf dieſer ehrwürdige Altmeiſter Teutſcher Art und Kunſt einen beſonders hohen Werth zu legen ſcheint. In den Klopſtockiſchen Bruchſtücken zeigt ſich auch in den Sonderbarkeiten des Ausdrucks, mehr der freie Selbſtdichter aus; in der Voßiſchen Art und Weiſe verdrängt die rhythmiſche Kunſt alles andre. Beide Arten haben ihre eigenthümlichen Vorzüge und ſind für die allgemeine Verbreitung des antiken Kunſtſinns wohlthätig und vielleicht unentbehrlich geweſen. Aber erſt wenn wir von mehrern der größten alten Dichter nicht bloß eine claſſiſche Ueberſetzung in jener rhythmiſch nachgeahmten Weiſe haben werden, ſondern auch freiere Nachbildungen, oder eigne Werke, welche auch den Geiſt der alten Poeſie athmen und wiedergeben, läßt ſich ein groder Einfluß und eine durchgängige Umbildung des allgemeinen Geschmacks erwarten.

Man mag der deutschen Sprache immerhin zu dieser, wenn gleich entfernten, Aehnlichkeit ihrer rhythmischen Bildung mit dem griechischen Versmaß Glück wünschen. Nur täusche man ſich nicht über die Gränzen dieſer Aehnlichkeit, welche mehr im Aeußern durch Kunſt herbei geführt, als im Innern und Weſentlichen beſtehend, und auf die Natur ſelbſt gegründet iſt. So kann zum Beiſpiel nach griechiſchen Grundſätzen ein Hexameter, welcher den Trochäus als weſentlichen Beſtandtheil aufnimmt, durchaus kein epiſches Metrum ſeyn, deſſen Richtung nothwendig ganz unbeſtimmt ſeyn muß, damit auch ſeine Dauer ganz unbeſchränkt ſeyn könne. *) Die endloſe Bewegung in einer beſtimmten Richtung aber, der epiſche Gebrauch eines lyriſchen oder dramatiſchen Rhythmus, wie es der Trochäus nach der antiken Verskunſt unabänderlich iſt, erzeugt nothwendig unendliche Einförmigkeit, und ermüdet endlich auch die aufmerkſamſte Theilnahme. Die muſikaliſchen Grundgeſetze des alten Rhythmus ſcheinen überhaupt von denen der modernen Verskunſt ſo abſolut verſchieden, wie der Charakter der griechiſchen Muſik, und das griechiſche Verhältniß der Poeſie und Muſik von dem unſrigen. Sollte man auch die griechiſche Verskunſt, unter gewiſſen Vorausſetzungen, in jenem beſondern rhythmiſchen Sprach-Element, nach einem ſtrengen Geiſt und innrer Conſequenz regelmäßig entfaltet und abgezirkelt ſeyn, ſo kann doch dieſe aus localer Eigenthümlichkeit hervorgegangene Weiſe und Regel für uns keine Autorität haben; am wenigſten aber die Theorie der griechiſchen Muſiker, allerdings zwar ein unentbehrliches Hülfsmittel zur richtigen Erklärung der Dichter-Praxis, und zum Studium des Rhythmus ſelbſt, unſre Norm ſeyn. Durch die äußre Form und den Buchſtaben gelangen wir überhaupt niemahls zu dem Geiſt der Alten, da wir doch unſre Natur, ſo wie die unſrer Sprache weder aufgeben können, noch

---

*) Mit vielem Fleiß hat A. W. Schlegel die rhythmiſche Kunſt dahin erwieſen, daß er im elegiſchen Gedicht, ganz nach antiker Weiſe, alle Trochäen vermied. Ob dieſes aber auch in einem längern epiſchen Gedicht durchgeführt werden könnte, iſt wohl nicht leicht zweifelhaft.

ganz auszugleichen vermögen; wo aber der Geiſt erfaßt und verſtanden worden, da wird auch die innre ſchöne Form zugleich mit gefunden und erreicht.

Noch immer iſt ein gewiſſes unächtes Koſtum nicht ganz verſchwunden, welches von denen als die eigentliche claſſiſche Herrlichkeit, und vermeintes Ideal antiker Dichtkunſt verehrt wird, welche durch ein künſtliches Schnitzwerk gedrechſelter Redensarten unſterblich zu werden hoffen. Aber nichts iſt weniger claſſiſch als Künſtelei, überladner Schmuck, froſtige Pracht, und ängſtliche Peinlichkeit. Die übervollſtändigen Werke der gelehrten Alexandriner fallen ſchon in das Zeitalter des Verfalls und der Nachahmung. Die vortrefflichen Gebilde der beſten Zeit hingegen ſind zwar mit Sorgfalt und ſcharfem Urtheil ausgeführt, und auch mit Beſonnenheit, aber doch in höchſter, ja trunkner Begeiſterung entworfen. Die große Zahl der Werke der größten Dramatiker beweiſt ſchon, daß ſie nicht ängſtlich gedrechſelt, ſondern frei gedichtet wurden; und daß die Länge der Zeit und die Maſſe der aufgewandten Arbeit nicht der Maaßſtab für den Werth eines Kunſtwerks ſei. Nicht in der äußern Form und angenommenen Manier der antiken Sprache und des ſogenannten claſſiſchen Ausdrucks, oder wohl irgend in willkührlichen Regeln und bloß zufälligen Eigenſchaften, ſondern in dem Geiſt und der innern Idee des Schönen beruht und beſteht das Weſen der alten Kunſt, ſo wie ihr Gegenſatz mit der neuern Poeſie.

Nur einige wenige Ausnahmen unter den modernen Dichtern kann man nach dem Grade der Annäherung zum objectiven Schönen und nach der Idee von dieſem würdigen. Im Ganzen aber iſt noch immer das Intereſſante der vorherrſchende moderne Maaßſtab der Kunſt geblieben. Dieſen Geſichtspunkt auf die griechiſche Poeſie übertragen, heißt ſie ganz anders nehmen und antaſten. Wer den Homer nur intereſſant findet, der faßt ſeinen Werth nicht. Die homeriſche Welt bildet ein eben ſo vollſtändiges als leichtfaßliches Gemählde; der urſprüngliche Zauber der Heldenzeit wird unfehlbar in dem Gemüthe, welches mit den Zerrüttungen der Mißbildung bekannt iſt, ohne doch den Sinn für Natur ganz verloren zu haben, unendlich rühren; und ein unzufriedner Bürger unſres Jahrhunderts kann leicht in der griechiſchen Anſicht jener reizenden Einfalt, und

Innigkeit des Lebens alles zu finden glauben, was er entbehren muß. Eine ſolche ſentimentale Anſicht des ehrwürdigen Dichters, etwa in der Stimmung von Werthers Leiden, iſt kein reiner Genuß des Schönen, keine ächte Würdigung der heitern homeriſchen Kunſt, und möchte allenfalls nur für die oſſianiſchen Geſänge anpaſſend ſein. Wer ſich nur an dem Gegenſatz und Contraſt eines Kunſtwerks mit der ihn umgebenden wirklichen Welt, erfreut und nur davon angezogen fühlt, der traveſtirt es eigentlich in Gedanken, ſeine Stimmung mag nun ſcherzhaft oder auch ſehr ernſthaft ſein. Am wenigſten darf die Autorität, auf welche nur die vollſtändige, vollkommene und ſchöne Anſchauung Anſprüche hat, auf die einſeitige bloß intereſſante Anſicht eines aus ſeinem Zuſammenhange herausgeriſſenen Theils derſelben übertragen werden.

Nicht dieſer und jener, nicht ein einzelner Lieblings-Dichter, nicht die eigenthümliche Form oder das beſondre Werkzeug und Medium der Kunſt ſoll nachgeahmt werden; denn nie kann ein individuelles Werk und Gebilde, als ſolches, allgemeine Norm oder Urbild und Regel in der Kunſt ſein. Die ſittliche Fülle, die freie Geſetzmäßigkeit, die edle Menſchlichkeit, das ſchöne Ebenmaaß, das zarte Gleichgewicht, die treffende Schicklichkeit, welche mehr oder weniger über die ganze Maſſe zerſtreut ſind, den vollkommenen Styl der erhabenen Kunſt in ihrer blühendſten Epoche, die richtige Umgränzung und Reinheit der griechiſchen Dichtungsarten, die objective Klarheit und idealiſche Würde der Darſtellung; kurz den Geiſt des Ganzen, die reine Idee des Schönen und die weſentliche Kunſtform deſſelben in allem helleniſchen Leben, ſoll der moderne Dichter, welcher nach ächter Bildung ſtreben will, ſich zueignen.

Man kann die griechiſche Poeſie nicht richtig nachahmen, ſo lange man ſie eigentlich noch gar nicht verſteht. Man wird ſie aber erſt dann philoſophiſch erklären und künſtleriſch würdigen lernen, wenn man ſie in Maſſe ſtudieren wird; denn ſie iſt ein ſo innig verknüpftes Ganzes, daß es unmöglich iſt, auch nur den kleinſten Theil außer ſeinem Zuſammenhange iſolirt richtig zu faſſen und zu beurtheilen. Ja die ganze griechiſche Bildung überhaupt iſt ein ſolches Ganzes, welches nur in ſeinem Zuſammenhange erkannt und gewürdigt werden kann. Außer dem urſprünglichen Talent des Kunſtkenners muß der Geſchichtſchreiber der griechiſchen Poeſie die wiſſenſchaftlichen Grundſätze und Begriffe einer vollſtändig begründeten Philoſophie der Geſchichte und einer tief eingreifenden Philoſophie der Kunſt ſchon mitbringen, um die Grundgeſetze und die organiſche Naturentwicklung und Ordnung der griechiſchen Poeſie in ihrem Ganzen auffaſſen und erkennen zu können; und auf dieſe kommt doch eigentlich alles an.

Es iſt wahr, einige große Dichter der Alten ſind auch unter uns beinahe einheimiſch; und unter denen, welche leichter gefaßt, und auch einzeln, wenigſtens einigermaßen verſtanden werden konnten, hat der deutſche Sinn gewiß aufs glücklichſte gewählt. Andre, für deren fremdartige Eigenthümlichkeit in Form und Bau ſich in der ganzen neuern Dichtungs-Sphäre nichts Aehnliches vorfand, welche daher ohne die Kenntniß der Grundgeſetze und der organiſchen Zuſammenſetzung der ganzen griechiſchen Poeſie im Maße durchaus unverſtändlich bleiben mußten, und deren idealiſche Höhe die Fähigkeit auch des beſten herrſchenden Kunſtſinnes zu weit übertraf, konnten nicht allgemein werden und ins Leben eingreifen. Gewiß nicht für jeden Liebhaber, der vielleicht nur ſich allein durch den Genuß des Schönen bilden will, würde eine vollendete Kenntniß der griechiſchen Kunſt möglich oder ſchicklich ſein. Aber von dem Dichter, dem Kenner, dem Denker, dem es ein Ernſt iſt, ächte ſchöne Kunſt nicht bloß zu kennen und zu üben, ſondern auch zu verbreiten, darf man es fordern, daß er keine Schwierigkeit, welche ein unentbehrliches Mittel ſeines Zwecks iſt, ſcheuen ſoll. Die Werke des Pindarus, des Aeſchylus, des Sophokles, des Ariſtophanes werden nur wenig ſtudirt, weniger verſtanden. Das heißt, man iſt mit den vollkommenſten Dichtungsarten der helleniſchen Poeſie, mit der Periode des hohen Ideals in der Dichtkunſt, und mit dem goldnen Zeitalter des öffentlich herrſchenden griechiſchen Kunſtſinns beinahe völlig unbekannt.

Ueberdem muß auch in der reichhaltigſten Anſicht jener gewöhnlichen Lieblingsdichter, ohne eine beſtimmte Kenntniß ihres eigentlichen Zuſammenhanges, ihrer richtigen Stelle im Ganzen etwas Schiefes übrig bleiben. Die homeriſchen Gedichte ſind zwar der Quell aller griechiſchen Kunſt, ja die Grundlage der griechiſchen Bildung überhaupt, die vollkommenſte und ſchönſte Blüthe des ſinnlichſten Zeitalters der Kunſt. Nur vergeſſe man nicht, daß die griechiſche Poeſie höhere Stufen der Kunſt und des Schönen erreicht hat. Wenn es für das Unerſetzliche einen Erſatz gäbe, ſo könnte uns Horaz einigermaaßen über den Verluſt der größten griechiſchen Lyriker derjenigen Claſſe tröſten, welche nicht im Rahmen des Volks, die öffentlichen Zuſtände einer ſittlichen Maſſe darſtellten, ſondern die ſchönen Gefühle einzelner Menſchen beſangen. Zugleich enthält er die köſtlichſten von den wenigen ganz eigenthümlichen Kunſtblüthen des ächt römiſchen Geiſtes, welche auf uns gekommen ſind. Dieſer „Lieblingsdichter aller gebildeten Menſchen“ war von jeher ein viel benutzter Lehrer gebildeter Sitten und edler Geſinnungen. Seine vaterländiſchen Oden ſind ein ehrwürdiges Denkmahl hohen Römerſinns, und erinnern daran, daß ſelbſt Brutus die Bürgertugend des Dichters achtete. Der edle Bürgerſinn ſeiner lyriſchen Kunſt iſt ihm urſprünglich eigen oder doch innig und ſelbſtthätig zugeeignet. Aber den meiſten ſeiner Geſänge fehlt es im Schwanken zwiſchen dem griechiſchen Urbilde und der römiſchen Veranlaſſung, an einer leichten Einheit. Auch ſollte man auf ſeine erotiſchen Gedichte am wenigſten Werth legen. Zwar finden ſich auch in ihnen einzelne Spuren des liebenswürdigen Philoſophen, des geiſtvollen Künſtlers; aber im Ganzen ſind ſie faſt immer ſteif, und auf gut Römiſch ein wenig derb. Auch die Wahl der Rhythmen verräth hier und da den Verfall der metriſchen Kunſt. Wir können auch die übermäßige Bewunderung des Virgilius wohl nicht ganz rechtfertigen, aber doch leicht entſchuldigen. Für den Freund des Schönen mag ſein Werth gering ſein; aber für das Studium des Kunſtkenners und Künſtlers, bleibt er äußerſt merkwürdig. Dieſer gelehrte Künſtler hat aus dem reichen Vorrath der griechiſchen Dichter mit einem eigenen Kunſtſinn die einzelnen Stücke und Züge ausgewählt, ſie mit Einſicht an einander gefügt, und mit Fleiß gefeilt, geglättet und geputzt. Das Ganze iſt ein Stückwerk ohne lebendige organiſche Einheit und ſchöne Harmonie, aber Virgil kann dennoch für den höchſten Gipfel des gelehrten, künſtlichen Zeitalters der alten Poeſie gelten. Zwar fehlt ihm die letzte Rundung und Feinheit der Alexandriner, aber durch die friſche Römerkraft ſeines Dichtertalents übertrifft er die kraftloſen Griechen jenes Zeitalters in ihrem eignen Styl ſehr weit. Er iſt in dieſem an ſich unvollkommnen Styl zwar nicht ſchlechthin vollkommen, aber doch der vortrefflichſte.

Der unglücklichſte Einfall, den man je gehabt hat, und von deſſen allgemeiner Herrſchaft noch jetzt viele Spuren übrig ſind, war es unſtreitig, der griechiſchen Kritik und Kunſttheorie eine Autorität beizulegen, welche im Gebiethe der Wiſſenſchaft überhaupt durchaus unſtatthaft iſt. Hier glaubte man den eigentlichen künſtleriſchen Stein der Weiſen für die Ergründung und ſelbſt für die Hervorbringung der Poeſie zu finden. Einzelne Vorſchriften des Ariſtoteles, und Sprüche des Horaz wurden als kräftige Amulete wider den böſen Dämon der modernen Unkunſt gebraucht: und ſelbſt die dürftige Geiſtesarmuth der Adepten erregte erſt ſpät einiges Mißtrauen gegen die Aechtheit des Geheimniſſes.

Der Fehlſchluß, von dem man ausging, war, um ihn mit Hurds Worten anzuführen, folgender: „Die Alten ſind Meiſter in der Compoſition: es müſſen daher diejenigen unter ihren Schriften, welche zur Ausübung dieſer Kunſt Anleitung geben, von dem höchſten Werthe ſein.“ Aber nichts iſt weniger gegründet als dieſes! Der griechiſche Kunſtſinn war ſchon völlig entartet, als die Theorie noch in der Wiege lag. Das Talent kann die Theorie nicht verleihen, und nie hat die Kunſtlehre der Alten den Zweck und das Ideal des Künſtlers beſtimmt, welcher den Geſetzen des herrſchenden öffentlichen Kunſtſinnes allein gehorchte. Auch eine vollendete Philoſophie der Kunſt würde zur Wiederherſtellung des ächten Kunſtgefühls, nachdem es einmahl verloren gegangen, allein nicht hinreichend ſein. Die griechiſchen und römiſchen Denker waren aber, nach Fragmenten, Nachrichten und der Analogie zu urtheilen, ſo wenig im Beſitz eines vollendeten Syſtems objectiver Kunſt-Wiſſenſchaft, daß nicht einmahl der Verſuch, der Entwurf, geſchweige denn ein ſtetes Streben nach einem ſolchen Syſtem vorhanden war. Weder die Gränzen noch die Methode dafür waren beſtimmt; auch nicht einmahl der Begriff einer allgemeingültigen Wiſſenſchaft des Schönen und der Kunſt war in zureichender Klarheit aufgeſtellt, ja ſelbſt die Möglichkeit derſelben war keineswegs nachgewieſen.

Unläugbar enthalten die noch vorhandnen Werke oder einzelnen Aeußerungen und Fragmente von der Kunſtkritik der Griechen, bedeutende Beiträge zur Erläuterung der griechiſchen Poeſie, und vortreffliche Materialien für die künftige Ausführung und Vollendung des ganzen Syſtems. Umſtändliche Zergliederungen wie etwa die des Dionyſius, ſind unſchätzbar, und auch das kleinſte nur wie verloren hingeworfne Kunſt-Urtheil der Alten, kann ſehr großen Werth haben. Die angewandten Begriffe und Beſtimmungen bezogen ſich auf vollkommne Anſchauungen und würden ſich aus reiner Wiſſenſchaft gar nicht wieder erſetzen laſſen. Die Urtheile ſtanden unter der untrüglichen Leitung eines urſprünglich richtig geſtimmten Gefühls, und das Vermögen, ſchöne Darſtellung zu empfangen und zu würdigen, war bei den Griechen faſt auf eben die Weiſe vollkommen und einzig, wie das Vermögen, ſie hervorzubringen. Ueberhaupt iſt in dem analytiſchen und charakteriſirenden Theile der Kunſt-Wiſſenſchaft der Werth der ſpätern Kritiker und vorzüglich im Angewandten und Beſondren am größten; für die Idee aber und ſittlich praktiſche Beſtimmung der Kunſt ſind die allerallgemeinſten Grundſätze und Begriffe vorzüglich der frühern Philoſophen am ſchätzbarſten.

Der Quell aller Bildung und auch aller Lehre und Wiſſenſchaft der Griechen war die Sage und Götterkunde, oder der Mythus. Poeſie war die älteſte, und vor dem Urſprunge der Beredſamkeit, die einzige Lehrerin des Volks. Die mythiſche Denkart, daß Poeſie im eigentlichen Sinne eine Gabe und Offenbarung der Götter, der Dichter ein heiliger Prieſter und Sprecher derſelben ſei, blieb für alle Zeiten griechiſcher Volksglaube. An ihn ſchloßen ſich die Lehren des Plato, und wahrſcheinlich auch des Demokrit über den Enthuſiasmus der begeiſterten Muſenkünſtler und die Göttlichkeit des Schönen an. Ueberhaupt hatte der volksmäßig klare und öffentlich mitgetheilte, oder exoteriſche Vortrag der griechiſchen Philoſophie einen ganz mythiſchen Anſtrich. So wie ſich bei uns häufig der Künſtler als Gelehrter und Denker geltend zu machen ſucht, weil ſeine eigenthümliche Würde vielleicht vor der Menge wenig gelten würde; ſo pflegte damahls noch der griechiſche Philoſoph ſich als Muſiker und Poet gleichſam einzuſchleichen. Die Platoniſchen Lehren von der Beſtimmung der Kunſt ſind die trefflichſten griechiſchen Materialien zur höhern praktiſchen oder ſittlich beſtimmenden Philoſophie der Kunſt, welche ſich auf uns erhalten haben. Die ſittliche Philoſophie der älteſten griechiſchen Denker aber war durchaus politiſch, in dem antiken Sinne des Worts, wo dasſelbe nicht bloß den Staat und das bürgerliche Gemeinweſen und deſſen Einrichtung, ſondern zugleich auch die Sitten, und das ganze Leben, nebſt der Kunſt und der Göttersage, ja auch die gottesdienſtlichen Gebräuche umfaßt. Dieſe politiſche Wiſſenſchaft nun war zwar in den Grundſätzen nichts weniger als die knechtiſche Dienerin der Erfahrung, ſondern vielmehr durchaus auf Ideen gegründet; aber im Vortrage und in der Anordnung ſchloß ſie ſich durchgängig an das Gegebne und Vorhandne an. Nie hat eigentlich die griechiſche Philoſophie, ſo wie die griechiſche Kunſt, die Stufe einer vollſtändigen Selbſtſtändigkeit der Bildung erreicht, und im Plato vorzüglich iſt die Ordnung der ganzen Maſſe der einzelnen Philoſopheme nicht ſowohl von innen beſtimmt, als vielmehr nur von außen gebildet und entſtanden. Um daher nur Plato's Lehre von der Kunſt zu verſtehen, muß man nicht allein den mythiſchen Urſprung der griechiſchen Bildung überhaupt, ſondern auch die ganze Maſſe der bürgerlichen, ſittlich religiöſen und intellectuellen Bildung der Griechen in ihrem völligen Umfange kennen! Auch für die Sophiſten war nur auf eine andre Weiſe das öffentlich Geltende die Grundlage und Baſis, von der alle ihre Lehren, alſo auch die über das Schöne und die Kunſt, immer ausgingen, und der Punkt, wohin ſie ſtrebten. Im Ariſtoteles iſt die theoretiſche Kunſtlehre noch in der Kindheit, und die praktiſche iſt ſchon ganz von ihrer Höhe geſunken. Seine Lehre von der Beſtimmung der Kunſt, im achten Buche der Politik, beweiſt eine umfaſſende Denkart, und nicht ganz unwürdige Geſinnungen; aber dennoch iſt der Geſichtspunkt ſchon nicht mehr politiſch in dem oben angedeuteten, umfaſſenden, hohen, Platoniſchen Sinne des Worts, ſondern nur moraliſch. In der Rhetorik aber, und in den Fragmenten der Poetik, behandelt er die Kunſt wie jeden andern Naturgegenſtand ohne alle Rückſicht auf die Idee der Schönheit, bloß hiſtoriſch und theoretiſch. Wo er eigentlich als Kunſtrichter urtheilt, da äußert er nur einen ſcharfen Sinn für die ſtrenge Richtigkeit im Gliederbau des Ganzen, für die Vollkommenheit und Feinheit der Verknüpfung. Wie häufig ſind nicht in ihm, und in den ſpätern Rhetorikern einzelne ganz unverſtändliche oder doch äußerſt ſchwer zu entziffernde beſondre Beziehungen auf untergegangene Werke, auf uns ganz unbekannte Dinge? Ja, das Ganze iſt nicht ſelten in einer individuellen Rückſicht verfaßt. So iſt der Hauptgeſichtspunkt, nach welchem Quinctilian den Werth der Dichter beſtimmt, ihre Tauglichkeit junge Declamatoren künſtlich ſchwatzen zu lehren. Die eigenthümliche Veranlaſſung der kritiſchen Epiſteln des Horaz, der ganze Inbegriff ihrer Beziehungen; ihre geſchichtliche Umgebung und ganzes Weltverhältniß iſt uns bald ganz, bald größtentheils unbekannt, und bei vielen wahrſcheinlichen oder ſinnreichen Hypotheſen tappen wir dennoch hier und da völlig im Dunkeln.

Wenn von allumfaſſender vollendeter Kenntniß der Griechen die Rede iſt, ſo ſtehen alle Beſtandtheile derſelben in Wechſelwirkung, und das Studium der Kunſtlehre der Alten iſt allerdings ein integranter Theil des ganzen Studiums der griechiſchen Bildung überhaupt, oder ihrer Kunſtbildung insbeſondre. Aber in der Methodenlehre des ganzen Studiums dürfte wohl das der griechiſchen Kritik eine ſehr ſpäte Stelle erhalten. Man muß ſchon die ganze Maſſe, den organiſchen Entwicklungsgang und Zuſammenhang und die innern Grundgeſetze der griechiſchen Poeſie kennen, um die Aufſchlüſſe, welche in den kritiſchen Schriften der Griechen größtentheils noch ungenutzt verborgen liegen, ſuchen und finden zu können.

* * *

Ich bin weit entfernt von den dictatoriſchen Anmaßungen, den deſpotiſchen Verbeſſerungen angeblicher Weltreformatoren, die ſo vieles auch in der Kunſt und Wiſſenſchaft projectiren, wozu ſie keine Solbe von berechtigtem Auftrag höhern Orts, durch wahrhaft begründeten, innern Beruf erhalten haben, und die ſo vieles decretiren, was weder der in der Geſchichte waltende und lenkende Geiſt, noch die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit ſelbſt bis jetzt beſtätigt hat, oder jemahls beſtätigen wird. Die Behauptung aber, daß eine allgemeingültige Wiſſenſchaft des Schönen und der Darſtellung, und eine richtige Nachahmung der griechiſchen Urbilder, die nothwendigen Bedingungen zur Wiederherſtellung der ächten ſchönen Kunſt ſei, iſt ſo wenig willkührlich, daß ſie nicht einmahl neu iſt. Wir begnügen uns hier mit dem beſcheidnen Verdienſt, dem Gange der Kunſtbildung nachforſchend einigermaßen auf die Spur gekommen zu ſein, den Sinn der bisherigen Kunſtgeſchichte glücklich errathen, und eine große Ausſicht für die künftige gefunden zu haben. Vielleicht iſt es mir gelungen, einige Dunkelheiten zu erhellen, einige Widerſprüche zu löſen, indem ich für jede einzelne auffallende Erſcheinung die richtige Stelle im großen Ganzen der ewigen Geſetze der Kunſtbildung zu beſtimmen ſuchte. Es kann eine Empfehlung und eine Beſtätigung dieſes entworfenen Grundriſſes ſein, daß nach dieſer Anſicht der Streit der antiken und modernen Kunſtbildung für immer wegfällt; daß das Ganze der alten und neuen Kunſtgeſchichte uns, ſo geſtellt, durch ſeinen innigen Zuſammenhang überraſcht, und durch ſeine vollkommne Zweckmäßigkeit völlig befriedigt.

Jedes große, wenn gleich ſcheinbar noch ſo regelloſe Produkt des modernen Kunſtgenies iſt nach dieſem Geſichtspunkte ein ächter, an ſeiner Stelle höchſt zweckmäßiger Fortſchritt, und ſo fremdartig die äußre Anſicht auch ſein mag, eigentlich doch eine wahre Annäherung zum Antiken. Die Nothwendigkeit des Stufenganges der allmähligen Entwicklung iſt keine Apologie der Schwäche, welche hinter dem Maaß der ſchon erreichten Vortrefflichkeit zurückbleibt, aber eine Erklärung und Rechtfertigung für die Mängel und Abweichungen des wahrhaft großen Künſtlers, der zwar dem Gange der Bildung vielleicht um einige Schritte zuvoreilte, und ihre Entwicklung beſchleunigte, aber doch nicht ganze Stufen überſpringen konnte.

Die Bildungsgeſchichte der neuern Poeſie ſtellt nichts andres dar, als den ſteten Streit der ſubjectiven Anlage, und des objectiven Strebens in dem Kunſtvermögen und das allmählige Uebergewicht des letztern. Mit jeder weſentlichen Veränderung in dieſem Verhältniß der objectiven Kunſt-Idee und des ſubjectiven Schönheitsgefühls beginnt eine neue Bildungsſtufe. Zwei große Bildungsperioden, welche aber nicht iſolirt auf einander folgen, ſondern wie Glieder einer Kette in einander greifen, hat die moderne Dichtkunſt ſchon wirklich zurückgelegt; und jetzt ſteht ſie im Anfange der dritten Periode. In der erſten Periode hatte der einſeitige Nationalcharakter in der ganzen Maſſe der Kunſtbildung durchgängig das entſchiedenſte Uebergewicht, und nur hier und da regen ſich einige wenige einzelne Spuren von dem Einfluß und dem Streben zum Antiken. In der zweiten Periode herrſchte die Theorie und Nachahmung der Alten in einem großen Theil der ganzen Maſſe; aber die moderne Natur war noch zu mächtig, um dem claſſiſchen Geſetz ganz gehorchen zu können; ſie war kühn genug, ſich unter dem Namen des antiken Geſetzes wiederum einzuſchleichen. Die Nachahmung und die Theorie, und mit ihnen der Sinn des Schönen und die Kunſt ſelbſt blieben einſeitig und national. Die darauf folgende Anarchie aller eigenthümlichen Manieren, aller beſchränkten Theorien, und verſchiedenartigen Nachahmungen der Alten, und die endliche Verwiſchung und Vertilgung des einſeitigen Nationalſinnes, bildet die Kriſe des Ueberganges von der zweiten zur dritten Periode. In dieſer dritten Periode wird, wenigſtens in einzelnen Anfangspunkten der ganzen Maſſe, das objective Schöne wirklich erreicht; es zeigen ſich Spuren davon in der Theorie, in der Nachbildung, in der Kunſt und ihren Hervorbringungen, ſo wie im Gefühle, welches ſie auffaßt.

Aber die zweite Periode erſtreckte ſich nur über einen Theil, die Anfänge der dritten nur über einzelne Punkte der ganzen Maſſe, und ein bedeutender Theil derſelben iſt bis jetzt auf der erſten Stufe ſtehen geblieben, und noch immer iſt der Zweck ganzer Dichtungsarten kein andrer, als eine getreue Darſtellung des intereſſanteſten Volks- oder Geſellſchafts-Lebens. So wie nun der Nationalcharakter des europäiſchen Völkerſyſtems in drei entſcheidenden Kriſen ſchon drei große Evolutionen erlebt hat, im Zeitalter der Kreuzzüge, im Zeitalter der Reformation und der Entdeckung von Amerika, und in unſerm Jahrhundert; ſo hat auch die Nationalpoeſie der Neuern in drei verſchiednen Epochen dreimahl geblüht.

Der Zuſtand der Kunſtbildung unſres gegenwärtigen Zeitalters war es, der uns aufforderte, die ganze Vergangenheit zu überſchauen. Wir ſind nun zu dem Punkt zurückgekehrt, von dem wir ausgingen. Die Symptome, welche die Kriſe des Ueberganges von der zweiten zur dritten Periode der neuern Poeſie bezeichnen, ſind allgemein verbreitet, und hier und da regen ſich ſchon unverkennbare Anfänge von objectiver Kunſt und von der wahren Idee des objectiven Schönen. Noch war vielleicht kein Augenblick in der ganzen Geſchichte des Schönen und der Dichtkunſt ſo charakteriſtiſch für das Ganze, ſo reich an Folgen der Vergangenheit, ſo ſchwanger mit fruchtbaren Keimen für die Zukunft: die Zeit iſt für eine große Wiedergeburt der Kunſtbildung reif. Was ſich jetzt nur errathen läßt, wird man künftig beſtimmt wiſſen: daß in dieſem wichtigen Augenblick unter andern großen Kriſen und neuen Wendungen in dem Gange der menſchlichen Bildung, auch das Loos der ächten ſchönen Kunſt auf der Wage der Geſchichte entſchieden wird. Nie würde unthätige Gleichgültigkeit gegen das Schöne, oder ſtolze Sicherheit über das ſchon Erreichte weniger angemeſſen ſein: nie durfte man aber auch eine größere Belohnung der Anſtrengung erwarten, als die, welche der künftige Gang der Kunſtbildung der Neuern verſpricht. Vielleicht werden die folgenden Zeitalter oft zwar nicht mit vergötternder Bewundrung, aber doch nicht ohne Zufriedenheit auf das jetzige zurückſehen.

Die Theorie der Kunſt hat den Punkt erreicht, von dem wenigſtens ein allgemein entſcheidendes Reſultat, es falle nun aus, wie es wolle, nicht weit mehr entfernt ſein kann. Nach den pragmatiſchen Vorübungen des noch in den techniſchen Einzelnheiten oder in der philologiſchen Ueberlieferung befangenen forſchenden

Inſtinkts, in der erſten Periode, deren Grundſatz die Autorität war, entſtand die eigentliche wiſſenſchaftliche Theorie. Ungefähr zu gleicher Zeit entwickelten und bildeten ſich die entgegengeſetzten Syſteme einer rein idealen und der bloß empiriſchen Kunſtlehre in der zweiten Periode; und der Widerſtreit der verſchiednen einſeitigen Theorien führte die ſkeptiſche Anſicht der Kunſt-Ideen in der Kriſe des Uebergangs von der zweiten zur dritten Periode herbei. Dieſe war die Vorbereitung und Veranlaſſung zu einer tief eindringenden Kritik der idealiſchen Urtheilskraft, und aller Grundbegriffe der Kunſt und des Schönen, als Anfang der dritten Periode. Noch iſt das Geſchäft nichts weniger als beendigt. Die Kunſtforſcher und Begründer der Kunſtwiſſenſchaft ſelbſt, welche gemeinſchaftlich von den Reſultaten der neuern Philoſophie ausgegangen, ſind weder in den Grundſätzen, noch in der Methode unter ſich einig; und die neuere Philoſophie ſelbſt hat ihren hartnäckigen Kampf mit der ſkeptiſchen Denkart noch nicht völlig ausgeſtritten. Ueberhaupt iſt im Gebiethe der praktiſchen Philoſophie noch vieles zu thun übrig. Aber nachdem ſeit Fichte das weſentliche Princip und die innre Idee der kritiſchen Philoſophie in ein helleres Licht geſetzt worden, fehlt es nicht an einem ſichren Fundament, den Kantiſchen Grundriß der praktiſchen Philoſophie zu berichtigen, zu ergänzen, und auszuführen; und über die Möglichkeit eines feſtbegründeten Syſtems der Erkenntniß des Schönen, ſo wie der praktiſchen Kunſt Wiſſenſchaft findet kein gegründeter Zweifel mehr Statt.

Auch im Studium der Griechen überhaupt und der griechiſchen Poeſie insbeſondre ſteht unſer Zeitalter an der Gränze einer neuen großen Stufe. Lange Zeit kannte man die Griechen nur durch das Medium der Römer, das Studium war noch vereinzelt, und ohne alle philoſophiſchen Anſichten und leitenden Ideen, in der erſten Periode. Dann ordnete und lenkte man das immer noch vereinzelte Studium nach willkührlichen Hypotheſen, oder einſeitigen Grundſätzen und bloß individuellen Geſichtspunkten, in der zweiten Periode. Schon ſtudiert man die Griechen mehr und mehr in dem Zuſammenhange des Ganzen und ohne einſeitige Hypotheſen, vielmehr mit Vernachläſſigung aller beſtimmten Prinzipien; und dieſes bildet die Kriſe des Uebergangs von der zweiten zur dritten Periode. Nur der letzte und größte Schritt iſt noch zu thun übrig: die ganze Maſſe nach objectiven Begriffen und nothwendigen Ideen zu ordnen, als dritte Periode. Der chaotiſche Reichthum alles Einzelnen und der Streit der verſchiednen Anſichten über das Ganze wird nothwendig dahin führen, eine allgemeingültige Ordnung der ganzen Maſſe zu ſuchen und zu finden. Zwar kann die Kenntniß der Griechen nie vollendet, und das Studium der griechiſchen Poeſie nie erſchöpft werden; doch läßt ſich wohl ein feſt beſtimmter Punkt erreichen, welcher den Denker, den Geſchichtsforſcher, den Kenner und den Künſtler vor gefährlichen Grundirrthümern, durchaus ſchiefen Richtungen, und verkehrten Verſuchen der Nachahmung ſichert.

„Aber ſind nicht in dem Gange dieſer Unterſuchung ſelbſt,“ könnte man ſagen, „dichteriſche Kraft und Sittlichkeit als nothwendige Bedingungen für die Wiedergeburt der Kunſt und Poeſie ausgemittelt und aufgeſtellt worden? Wie läßt ſich alſo über den künftigen Gang der Bildung etwas im voraus beſtimmen, da dieſe vorläufigen Bedingungen ſelbſt von einem glücklichen Zuſammenfluß der ſeltenſten Umſtände, das heißt von uns ganz unbekannten Urſachen abhängen? Wer hat noch der Natur den Handgriff ablernen können, wie ſie Genies erzeugt, und Künſtler hervorbringt? Gewiß läßt ſich die ſeltenſte aller Gaben, das Kunſt-Genie, auf die Gefahr ſie zu verfälſchen, durch Bildung wohl etwas vervollkommnen, aber nicht erſchaffen! Auch im Umfang und in der Kraft der Sittlichkeit ſcheint es für die meiſten Individuen eine urſprüngliche, unüberſteigliche Gränze zu geben. Nur wenige ſelbſtſtändige Ausnahmen ſind in ihrer Vervollkommnung unbegränzt. Und ſcheinen nicht auch dieſe ihre Selbſtſtändigkeit dem ſeltſamſten Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände, dem Zufall zu danken? Der ſtolzen Vernunft des reinen Denkers wird es freilich nicht zuſagen, aber aus einer unbefangnen Anſicht der Kunſtgeſchichte ſcheint ſich das Reſultat zu ergeben: die Natur ſei im Ganzen neidiſch und karg mit ihren köſtlichen Gaben. Nur dann und wann, in ihren glücklichſten Augenblicken, werfe ſie nach Laune eine Handvoll echter Künſtlerſeelen auf ein begünſtigtes Land, damit das Licht des Schönen in dieſer Dämmerwelt doch nicht gänzlich verlöſche."

Schlechthin beſtimmen läßt ſich allerdings nichts über den künftigen Gang der Bildung, wahrſcheinlich und im Grunde vermuthen ſehr vieles; Vermuthungen, zu denen die Bedürfniſſe der Menſchheit nöthigen, welche die ewigen Geſetze der Vernunft und der Geſchichte rechtfertigen und begründen. Als hätten ſie mit den Göttern zu Rathe geſeſſen, ſcheinen jene die geheimen Abſichten und Antriebe, nach denen die Natur im Verborgnen handelt, zu wiſſen. So viel weiß die Wiſſenſchaft und die Geſchichte nicht. Doch das weiß ſie, daß die Seltenheit des Genies nicht die Schuld der menſchlichen Natur iſt, ſondern der unvollkommnen menſchlichen Bildungskunſt und ihrer, ſo viele intellectuellen Anlagen ſtümperhaft ſtörenden und zerſtörenden Experimente. Ihr eigner unglücklicher Scharfſinn feſſelt die Freiheit der Menſchen, und hemmt die Gemeinſchaft der Bildung. Wenn demungeachtet das unterdrückte Feuer ſich einmahl Luft macht, ſo wird das als ein Wunder angeſtaunt. Gebt die Bildung frei, und laßt ſehen, ob es an Kraft fehlt! Warum hätte auch ſonſt von jeher, ſelbſt die kleinſte Gunſt des Augenblicks eine ſo erſtaunenswerthe Fülle ſchlummernder Kräfte, wie durch einen Zauberſchlag, ans Licht geriſſen?

Die nothwendigen Bedingungen aller menſchlichen Bildung ſind: Kraft, Geſetzmaßigkeit, Freiheit und Gemeinſchaft. Erſt wenn die Geſetzmäßigkeit der künſtleriſchen Kraft durch eine objective Grundlage und Richtung geſichert ſein wird, kann die Bildung des Schönen durch Freiheit der Kunſt und Gemeinſchaft des Kunſtgefühls allgemein durchgreifend und öffentlich werden. Echte Schönheit muß erſt an recht vielen einzelnen Punkten feſte Wurzel gefaßt haben, ehe ſie ſich über die ganze Fläche allgemein verbreiten, ehe die neuere Poeſie die zunächſt bevorſtehende Stufe ihrer Entwicklung, die durchgängige Herrſchaft des objectiven Schönen über die ganze Maſſe, erreichen kann.

Man darf aber nicht etwa mit einigen Bedingungen der Kunſtbildung gleichſam warten, bis man mit den andern fertig wäre; ſie ſtehen alle vier in durchgängiger Wechſelwirkung. Es iſt daher auch jetzt ſchon nicht zu frühzeitig, alles was die künſtleriſche Mittheilung hemmen könnte, aus dem Wege zu räumen. Es herrſcht beſonders unter den deutſchen Dichtern und Kennern eine ſehr nachtheilig wirkende und eigentlich kleinliche Denkart, welche den urſprünglichen deutſchen Mangel an Mittheilungsfähigkeit zum Grundſatz erhebt und als ſolchen feſtſtellt. Der erhabene Gleichmuth der deutſchen Nation in Dingen, welche die Nation oder die Kunſt betreffen, und dann die neidiſchen Anfeindungen kleiner Geiſter, erzeugen oft bei verdienſtvollen aber eiteln Männern eine üble Laune, welche ſich bis zu einer bösartigen Bitterkeit verhärten kann. Schmollend hüllen ſie ihre beleidigten Anſprüche in höhnenden Stolz, verſchließen ihr Talent ganz in ſich, oder treten nur mit einer ſauern Miene ins Publikum. Ihr Gemüth iſt ſo unfähig, ſich über die enge Gegenwart zu erheben, daß ſie die ächte Schönheit überhaupt für ein nicht mitzutheilendes und nur den wenigen Eingeweihten zugängliches Myſterium, und die Oeffentlichkeit der Kunſtbildung für ganz unmöglich halten. Aber nur durch Geſelligkeit wird die rohe Eigenthümlichkeit gereinigt und gemildert, erwärmt und erheitert, das innre Feuer ſanft ans Licht getrieben, die äußre Geſtalt berichtigt und beſtimmt, gerundet und geſchärft. Unmäßige Einſamkeit hingegen iſt die Mutter ſeltſamer Launen. Daher die eckichte Härte, der rauhe Ton, das finſtre Colorit mancher, ſonſt vortrefflichen Deutſchen Schriftſteller. Dieſer Weg kann endlich ſo weit von der Einfalt der Natur, von dem großen Weſentlichen, und der ächten Schönheit entfernen, daß ſich Zweifel regen dürften, ob jene künſtleriſchen Myſterien nicht etwa ein Orden ohne Geheimniß ſein möchten, wo jeder glaubt, der andre wüßte es.

Durch die ganze Art und Beſchaffenheit ihrer Kenntniſſe, durch ihre Sitten und Neigung zur allgemeinen Mittheilung aller Anſichten und Gefühle, wie jeder herrſchenden Meinung von jeder geſtimmt, ſind dagegen die Franzoſen auch an dem Talent dazu, in dem letzten Jahrhundert, den andern Nationen und beſonders auch der deutſchen überlegen geweſen. Eben daher haben ſie auch vorzüglich nur in der öffentlichen Poeſie eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu erreichen geſtrebt und geglaubt. In derjenigen Gattung der Poeſie aber, welche vorzugsweiſe die öffentliche genannt werden kann, in der dramatiſchen nähmlich, haben ſie ſich ganz auf die Seite der Rhetorik gewendet; der Grund und die Veranlaſſung zu der überwiegenden Hinneigung auf dieſe rhetoriſche Seite der Kunſt, lag ſchon in der ganzen Form ihres geſellſchaftlichen Lebens, ſo wie in den politiſchen Ereigniſſen. Indeſſen können dieſelben Veranlaſſungen und Bedingungen, welche im Allgemeinen den überwiegenden Hang zur bloßen Rhetorik befördern, in einzelnen tieferen Charakteren, die ſich über jene Sphäre erheben, wie jedes Extrem ſchon ganz natürlich ſeinen Gegenſatz hervorruft, auch einen Schwung von höherer Art erregen, welche dann in der gewohnten Geiſtesklarheit und Stärke des Ausdrucks, um ſo mehr ſich als wahrhaft dichteriſch und lyriſch kund giebt. Wo in einem ſcharf beſtimmten Nationalcharakter nur einige große und ſchöne Züge vorhanden ſind, welche die Grundlinien und Umriſſe einer idealiſchen Ausführung werden können; wo es an dichteriſchem Talent nur nicht ganz fehlt, wo es nur einige Kunſtbildung giebt; da muß höhere Lyrik wie von ſelbſt entſtehen, ſobald große Ereigniſſe auch große Empfindungen und Anſichten wecken, welche lyriſch ausgeſprochen, wenn ſie auch den öffentlichen Sitten und Neigungen des Volkes nicht entſprechen können, dagegen dem edleren Wollen der wenigen Gefühlvollen, als der beſſern Seele der Nation, eine öffentliche Stimme leihen. Die entſchiedenſte und beſchränkteſte Einſeitigkeit iſt übrigens der lyriſchen Schönheit nicht ſchlechthin ungünſtig, wenn der Mangel an Umfang nur, wie bei dem doriſchen Volksſtamme, durch innre Kraft und Hoheit erſetzt wird.

Das ſchöne Drama hingegen erfordert einen unbegränzten Umfang der Bildung, und völlige Freiheit von allen National-Schranken: Eigenſchaften, von denen die Franzoſen ſehr weit entfernt ſind! Es könnten leicht Jahrhunderte hingehen, ehe ſie dieſelben erreichen; denn die neue politiſche Thätigkeit und Wirkſamkeit hat die Einſeitigkeit ihres Nationalcharakters nur noch ſtärker entwickelt und noch ſchneidender hervorgehoben. Daher iſt die franzöſiſche Tragödie auch ein claſſiſches Urbild einer künſtlich verkehrten Dichtungsform geworden. Sie iſt, in allem dieſem Pompe einer oberflächlichen Rhetorik, nicht nur eine leere Form, ohne wahre Kraft der Poeſie, ohne Tiefe und Eigenthümlichkeit; ſondern auch ihre Form ſelbſt iſt ein widerſinniger Mechanismus, ohne innres Leben und natürliche organiſche Entfaltung. Der franzöſiſche Nationalcharakter kann im Roman und im Luſtſpiel, welche ſich mit dem beſcheidnen Range ſubjectiver Darſtellungen begnügen, leicht ſehr intereſſant und liebenswürdig erſcheinen; in der falſchen Tragödie hingegen wird durch die mißglückte Anmaßung einer objectiven Darſtellung und angenommenen Kunſtform die ungünſtigſte Seite deſſelben gleichſam bis zum Unerträglichen geſteigert. Im ſteten Wechſel des Widerlichen und des Unnatürlichen iſt hier häßliche Heftigkeit und abgeſchliffne Leerheit innigſt in einander verſchmolzen. Gleichwohl gründen die Franzoſen ihre Anſprüche in der Poeſie nur auf jenes falſche Gebilde von leidenſchaftlicher Rhetorik; nicht auf ihre wahre poetiſche Naturanlage, die ſie ſelbſt am meiſten verkennen.

Ohnehin fehlt es den Franzoſen, ſo wie den Engländern und Italienern, von deren Poeſie es wohl eben ſo wenig zu beſorgen iſt, daß ſie den Deutſchen im Ruhme der Kunſt voraneilen möchten, an der Wiſſenſchaft von der Kunſt und mehrentheils auch an ächter Kenntniß und an einem künſtleriſchen Urtheil von der alten Poeſie. Um nur auf die Spur zu kommen, wie ſie den Weg dahin finden könnten, würden ſie bei den Deutſchen in die Schule gehen müſſen; wozu ſie ſich immer noch nicht recht entſchließen wollen!

In Deutſchland und nur in Deutſchland hat die wiſſenſchaftliche und geſchichtliche Kunſtforſchung und das Studium der Griechen eine Höhe erreicht, welche eine gänzliche Umbildung der Dichtkunſt und des herrſchenden Kunſtſinnes nothwendig zur Folge haben muß. Die wichtigſten Fortſchritte in der ſtufenweiſen Entwicklung der philoſophiſchen Kunſtlehre waren das frühere rationale und das neuere kritiſche Syſtem. Beide ſind durch deutſche Erfinder, jenes durch die Bearbeiter der Leibnitziſchen Philoſophie, dieſes durch Kant und ſeine Nachfolger geſtiftet und ausgebildet. Jene früheren deutſchen Kunſtſyſteme, enthielten zwar nur die erſte Grundlage, aus denen ſich die unendlich mannichfaltigen und reichen Forſchungen der neuern Philoſophie entwickelt und über alle Zweige der geiſtigen Bildung verbreitet haben. Gleichwohl ſind auch ſchon jene erſten Verſuche zu einer tiefer eindringenden Theorie des Schönen den andern Nationen weit voraus gegangen, und noch nicht von ihnen eingeholt worden. Das empiriſche und ſkeptiſche Syſtem der Kunſtlehre dagegen war vielmehr ein nothwendiger Erfolg von dem allgemeinen Gange der Philoſophie, als eigentliche Erfindung und Verdienſt einiger engliſcher Schriftſteller. In dieſer ältern Manier der claſſiſchen Kunſtkritik übertrifft unſer Leſſing an Scharfſinn und an ächtem Schönheitsgefühl ſeine Vorgänger in England unendlich weit. Eine ganz neue, und ungleich höhere Stufe des griechiſchen Studiums aber iſt durch Deutſche herbeigeführt, und wird vielleicht noch geraume Zeit ihr ausſchließliches Eigenthum bleiben. Statt der vielen Nahmen, die hier genannt werden könnten, wollen wir nur Herder nennen, welcher die umfaſſendſte Kenntniß mit dem zarteſten Gefühl und der biegſamſten Empfänglichkeit vereinigt; und durch eine beſondre Gabe geſchichtlicher Divination, tief fühlender Charakteriſtik und künſtleriſch auffaſſender, alles nachdichtender, in jegliche Weiſe und Form ſich hineinempfindender Fantaſie den erſten Grund gelegt und die Züge vorgezeichnet hat, zu der neuern Art von Kritik, welche als die eigenthümlichſte Frucht der deutſchen Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, aus beiden gemeinſam hervorgegangen iſt.

Vor allen aber muß Winkelmann als derjenige genannt und geprieſen werden, welcher zuerſt die Geſchichte der Kunſt und eben dadurch auch die Wiſſenſchaft des Alterthums ganz neu begründet hat. Denn nur durch die Erkenntniß der Kunſt wird uns das Verſtändniß des Alterthums geöffnet, da die Bildung desſelben ganz auf der Idee des Schönen beruht. Die rechte Einſicht und künſtleriſche Weisheit geht nach der Platoniſchen Lehre, aus der Bewunderung hervor, nähmlich aus der tief empfundenen, reinen Begeiſterung für das Göttliche und Schöne. Dieſes war die edle Triebfeder und beſeelende Kraft, von der alles in Winkelmann ausging, und wodurch er Werke über die Kunſt hervorgebracht hat, welche ſelbſt als Kunſtwerke der geſchichtlichen Wiſſenſchaft, in gediegener Bildung, das Gepräge unſterblicher Dauer an ſich tragen; wie dieſes auch von allen Nationen anerkannt worden. Was eine Geſchichte der Kunſt ſein ſoll; die erſten Anfange und Keime, die höhern Stufen der Entfaltung, die Glieder und Theile des Ganzen, die Arten, Richtungen und Schulen, alles dieſes treu beachtend und ſorgſam würdigend, den reinen Blick des Geiſtes ſtets auf die Idee des höchſten Schönen gerichtet; das hat Winkelmann vor allen andern zuerſt gezeigt und als Kenner der Kunſt mit eignem Kunſtſinn im hohen Styl ſeiner Geſchichte wiedergegeben. Denn wiewohl ſein Unternehmen zunächſt nur auf die bildende Kunſt gerichtet war; ſo kann die Anwendung davon auf die Poeſie und auf die geſammte geiſtige und ſittliche Bildung des Alterthums, nach dem gleichen hohen Schönheitsgefühle und großen Kunſtverſtande, von dieſer feſten Grundlage aus, nunmehr leichter gefunden und auch zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden.

Wer konnte noch an der Dichtergabe der deutſchen Künſtler zweifeln, ſeit der kühne, erfinderiſche Klopſtock der Stifter und Vater der deutſchen Poeſie ward? Nachdem auch Wieland ſie in nachläſſig gefälligem Gewande liebenswürdiger darzuſtellen ſuchte? Der Scharfſinn Leſſings ſie im Ausdruck reinigte und im Urtheil ſchärfte? Schiller ihr die ſtarke Gedankenkraft und einen höhern Schwung der Leidenſchaft gab? Welch ein neuer Frühling, welche ſchöne Morgenröthe von Poeſie ließ ſich nicht von einer reicheren Zeit da erwarten, wo ſelbſt die erſten Anſtrengungen, unter einer noch rauhen, mehrentheils ungünſtigen Umgebung, ſchon ſo ruhmwürdig vorgeſchritten waren? Durch jeden dieſer früheren Meiſter ward die Maſſe der deutſchen Dichtkunſt, zu neuem Leben begeiſtert, und ſtrebte mit friſcher Kraft immer mächtiger vorwärts. Wie viele andre Dichter folgten jenen erſten Erfindern glücklich und dennoch eigenthümlich, oder gingen auch ihren eignen, vielleicht nicht weniger merkwürdigen Gang, welcher nur darum weniger bemerkt ward, weil er mit dem Geiſte der Zeit und dem Gange der öffentlichen Bildung nicht ſo gut zuſammentraf? Auch Bürgers rühmlicher Verſuch, die Kunſt aus den engen Bücherſälen der Gelehrten und den Geſellſchaftskreiſen der Mode in die freie lebendige Natur zurückzuführen, und den Zauber des Geſanges und das Geheimniß der

Poeſie liebevoll dem Volke mitzutheilen, iſt nicht ohne den glücklichſten bleibenden Einfluß geweſen, und ſoll nach Verdienſt geprieſen werden.

Welchen weiten Weg haben unſre bedeutendſten Nebenbuhler, Engländer oder Franzoſen, noch zurückzulegen, ehe ſie es nur ahnen können, wie ſehr ſich Goethe den Griechen nähere! Und wenn ſie ihn je erfaſſen möchten, ſo würden ſie eher alles andre, aus der tragiſchen Schwermuth ſeiner erſten noch jugendlichen Fantaſie, ſich anzueignen ſuchen, als den reinen Künſtlerſinn für die antike Schönheit. Noch ein andres Zeichen von der Annäherung zum Antiken in der deutſchen Poeſie iſt die auffallende Hinneigung zum Chor in den höhern lyriſchen Gedichten, wie „die Götter Griechenlands“ und „die Künſtler“ von Schiller: eines Dichters, der ſonſt durch ſeinen urſprünglichen Haß aller Schranken, vom claſſiſchen Alterthum am weiteſten entfernt zu ſein ſcheint. So verſchieden auch die äußre Anſicht, ja manches Weſentliche ſein mag, ſo iſt doch die Gleichheit dieſer großen lyriſchen Richtung ſelbſt mit der choriſchen Dichtungsart der Alten unverkennbar. Dieſem Künſtler gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Geſinnung, die Fülle der Einbildungskraft, die Würde der Sprache, die Gewalt des Gedankens, die Bruſt und Stimme, welche der Dichter haben ſoll, der eine ſittliche Maſſe in ſein Gemüth faſſen, den Zuſtand eines Volks darſtellen, und die Menſchheit ausſprechen will.

Menſchen, deren kurzſichtiger Blick jeder großen hiſtoriſchen Anſicht ganz unfähig iſt, die im Einzelnen nur das Einzelne wahrnehmen, und alles nur Stück für Stück und ohne den innern geiſtigen Zuſammenhang ſehen, wird es nicht an kleinlichen Einreden gegen dieſe höhere Beſtimmung der deutſchen Dichtkunſt fehlen. Wenn aber ein glücklicher Anſtoß die noch ſchlummernde Mittheilungsfähigkeit des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Kunſt plötzlich in lebendige Regſamkeit verſetzte: ſo würden ſelbſt die Beobachter, welche nur, was im Großen ganz öffentlich geſchieht, hintendrein erblicken mögen, mit überraſchtem Staunen gewahr werden, daß die Deutſchen auch hier die gebildetſten Nationen Europa's im Einzelnen an Höhe der Bildung eben ſo weit übertreffen, als ſie denſelben an allgemeiner und durchgreifender Verbreitung der Bildung nachſtehen.

Winkelmann redet einmahl von den Wenigen, welche noch die griechiſchen Dichter kennen. Sollten es nicht ſchon jetzt in Deutſchland einige mehr ſein? Wird die Zahl derer, welche nach ächter Kunſt ſtreben, nicht auch ferner noch wachſen? In dieſer Hoffnung weihe und widme ich dieſes kunſtforſchende Werk allen Künſtlern. Wie nähmlich die Griechen auch denjenigen Muſiker nannten, welcher die ſittliche Fülle ſeines innern Gemüths rhythmiſch ordnet, und zur Harmonie geſtaltet; ſo nenne ich alle diejenigen „Künſtler," welche das Schöne lieben.

II.

Geſpräch über die Poeſie.

1800.

Alle Gemüther, welche ſie lieben, befreundet und bindet die Poeſie mit unauflöslichen Banden. Mögen die Menſchen ſonſt im eignen Leben das Verſchiedenſte ſuchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligſten hält, ſich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieſer Region ſind ſie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muſe ſucht und findet die andre, und alle Ströme der ewigen Fantaſie fließen zuſammen in das allgemeine große Meer der Einen, untheilbaren Poeſie.

Die Vernunft iſt nur Eine in allen und dieſelbe: wie aber jeder Menſch ſeine eigne Natur hat und ſeine eigne Liebe, ſo trägt auch jeder ſeine eigne Poeſie in ſich. Die muß ihm bleiben und ſoll ihm bleiben, ſo gewiß er der iſt, welcher er iſt, ſo gewiß nur irgend etwas Urſprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm ſein eigenſtes Weſen, ſeine innerſte Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geiſt und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren ſich bemühen, die nicht wiſſen, was ſie wollen. Aber lehren ſoll ihn die hohe Wiſſenſchaft ächter Kritik, wie er ſich ſelbſt bilden muß in ſich ſelbſt, und vor allem ſoll ſie ihn lehren, auch jede andre ſelbſtſtändige Geſtalt der Poeſie in ihrer claſſiſchen Kraft und Fülle zu faſſen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geiſter Nahrung und Saame werde für ſeine eigne Fantaſie.

Nie wird der Geiſt, welcher, wie ein alter Dichter ſagt, „die Orgien der wahren Muſe kennt“, auf dieſer Bahn bis ans Ende dringen, oder wähnen, daß er es erreicht habe: denn nie kann er eine Sehnſucht ſtillen, die aus der Fülle der Befriedigungen ſelbſt ſich ewig von neuem erzeugt. Unermeßlich und unerſchöpflich iſt die Welt der Poeſie, wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächſen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Geſtalt und Farbe. Selbſt die künſtlichen Werke oder natürlichen Erzeugniſſe, welche die Form und den Nahmen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfaſſendſte alle begreifen. Und was ſind ſie gegen die innre, bewußtloſe Poeſie, die ſich in der Pflanze regt, im Lichte ſtrahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend ſchimmert, in der liebenden Bruſt der Frauen glüht? Dieſe aber iſt die erſte, urſprüngliche, ohne die es gewiß keine Poeſie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menſchen ſind, haben immer und ewig keinen andern Gegenſtand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, deſſen Theil und Blüthe auch wir ſind; die irdiſche Schöpfung dieſer ſchönen Sternenwelt. Die Muſik dieſes unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit dieſes göttlichen Gedichts zu verſtehen, ſind wir fähig, weil auch ein Funken des ewigen Dichters, und ſeines ſchaffenden Geiſtes in uns lebt und tief unter der Aſche der ſelbſtgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemahls aufhört.

Es iſt nicht nöthig, daß irgend jemand ſich beſtrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poeſie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar ſie erſt hervorzubringen, zu erfinden, aufzuſtellen und ihr warnende Geſetze und ſtrafende Vorſchriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunſt ſo gern möchte. Wie der Kern der Erde ſich von ſelbſt mit Gebilden und Gewächſen bekleidete, wie das Leben von ſelbſt aus der Tiefe hervorſprang, und alles voll ward von Weſen, die ſich fröhlich vermehrten; ſo blüht auch die Poeſie von ſelbſt aus der unſichtbaren Urkraft der Menſchheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne ſie trifft und befruchtet. Nur Geſtalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Menſch gebildet iſt; und ſo läßt ſich auch eigentlich nicht reden von der Poeſie, als nur in Poeſie.

Die Anſicht eines jeden von ihr iſt wahr und gut, in ſo fern ſie ſelbſt Poeſie iſt. Da nun aber ſeine Poeſie, eben weil es die ſeine iſt, beſchränkt ſein muß, ſo kann auch ſeine Anſicht der

Poeſie nicht anders als beſchränkt ſein. Dieſes kann der Geiſt nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wiſſen, es dennoch weiß, daß kein Menſch ſchlechthin nur ein Menſch iſt, ſondern zugleich auch die ganze Menſchheit wirklich und in Wahrheit in ſich umfaſſen und ſelbſt ſein kann und ſoll. Darum geht der Menſch, ſicher ſich ſelbſt immer wieder zu finden, immer von neuem aus ſich heraus, um die Ergänzung ſeines innerſten Weſens in der Tiefe eines fremden zu ſuchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung iſt das Geſchäft und die Kraft des Lebens; unbedingte Vollendung iſt nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck ſeiner eigenthümlichen Poeſie, wie ſie ihm angeboren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlaſſen. Er muß ſtreben, ſeine Poeſie und ſeine Anſicht der Poeſie ewig zu erweitern, und ſie der höchſten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich iſt; dadurch daß er ſeinen Theil an das große Ganze auf die beſtimmteſte Weiſe anzuſchließen ſtrebt; denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weiſe gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann ſelbſt das Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche ſpielen, heilſam und lehrreich ſein. Er iſt ein geſelliges Weſen.

Wohl hatte es darum von jeher einen großen Reiz, mit Dichtern und dichteriſch Geſinnten über die Poeſie zu reden. Viele Geſpräche der Art mag man nie vergeſſen, von andern weiß man nicht genau, was der Fantaſie und was der Erinnerung angehört; vieles iſt wirklich darin, andres erſonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verſchiedne Anſichten gegen einander ſtellen ſoll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geiſt der Poeſie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder, bald von dieſer, bald von jener Seite, in den eigentlichen Kern zu dringen ſtreben. Die befriedigende Vollſtändigkeit, welche aus dieſer Mannichfaltigkeit der Anſichten hervorging, erzeugte den Entſchluß, was in einem Kreiſe von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf ſie gedacht war, allen denen mitzutheilen, die eine eigne Liebe im Buſen ſpüren und geſonnen ſind, in das Heiligthum der Natur und in die Geheimniſſe der Poeſie, Kraft ihrer innern Lebensfülle, durch ſich ſelbſt einzudringen.

Amalia und Camilla geriethen ſo eben über ein neues Schauſpiel in ein Geſpräch, das immer lebhafter wurde, als zwei von den erwarteten Freunden, die wir Marcus und Antonio nennen wollen, in abgebrochener Unterredung, unter Scherz und Lachen in die Geſellſchaft traten. Nachdem jene beiden hinzugekommen, war dieſe nun ſo vollſtändig, als ſie ſich gewöhnlich bei Amalien zu verſammeln pflegte, um ſich frei und froh mit ihrer gemeinſchaftlichen Liebhaberei zu beſchäftigen. Ohne Verabredung oder Geſetz fügte es ſich meiſtens von ſelbſt, daß Poeſie der Gegenſtand, die Veranlaſſung, der Mittelpunkt ihres Beiſammenſeins war. Bisher hatte bald dieſer, bald jener unter ihnen ein dramatiſches Werk oder auch ein andres vorgeleſen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne geſagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewiſſen Mangel bei dieſer Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umſtand zuerſt und wie ihm zu helfen ſein möchte. Sie meinte, die Freunde wüßten nicht klar genug um die Verſchiedenheit ihrer Anſichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und ſchweige mancher gar, der ſonſt wohl reden würde. Jeder, oder zunächſt nur wer eben am meiſten Luſt habe, ſolle einmahl ſeine Gedanken über Poeſie, oder über einen Theil, eine Seite derſelben von Grund des Herzens ausſprechen, oder lieber ausſchreiben, damit man ſchwarz auf weiß beſitze, wie es ein jeder meine. Camilla ſtimmte ihrer Freundin lebhaft bei, damit wenigſtens einmahl etwas neues geſchähe, zur Abwechslung von dem ewigen Leſen. Der Streit, ſagte ſie, würde dann erſt recht arg werden; und das müſſe er auch, denn eher ſei keine Hoffnung zum vollſtändigen Frieden.

Die Freunde ließen ſich den Vorſchlag gefallen und legten ſogleich Hand ans Werk, um ihn auszuführen. Selbſt Lothario, der ſonſt am wenigſten ſagte und ſtritt, ja oft ſtundenlang bei allem, was die andern ſagen und ſtreiten mochten, in Schweigen blieb und ſich in ſeiner Ruhe nicht ſtören ließ, ſchien den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und gab ſelbſt Verſprechungen, etwas vorzuleſen. Das Intereſſe wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten ſich ein Feſt daraus, und es wurde endlich ein Tag feſtgeſetzt, an dem jeder vorleſen ſollte, was er bringen würde. Durch alle dieſe Umſtände war die Aufmerkſamkeit geſpannter, als gewöhnlich; der Ton des Geſprächs indeſſen blieb ganz ſo zwanglos, wie er ſonſt unter ihnen zu ſein pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauſpiel beſchrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war. Amalia hingegen tadelte es, und behauptete, es ſei von Kunſt, ja von Verſtand durchaus keine Ahnung darin. Ihre Freundin gab dieß ſogleich zu; aber, ſagte ſie, es iſt doch abwechſelnd und lebendig genug, oder wenigſtens können es gute Schauſpieler, wenn ſie guter Laune ſind, dazu machen. — Wenn ſie wirklich gute Schauſpieler ſind, ſagte Andrea, indem er auf ſeine Rolle und nach der Thüre ſah, ob die Fehlenden nicht bald kommen würden; wenn ſie wirklich gute Schauſpieler ſind, ſo müſſen ſie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß ſie die der Dichter erſt machen ſollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie ſelbſt zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauſpielſchreiber Dichter heißt, iſt doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger, als wenn die gewöhnlichen Komödianten ſich Künſtler nennen oder nennen laſſen. — Gönnt uns aber doch unſre Weiſe, ſagte Antonio, indem er ſichtbar Camilla's Parthei nahm; wenn ſich einmahl durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geiſt in der gemeinen Maſſe entwickelt, ſo wollen wir es lieber erkennen, als uns immer wiederhohlen, wie gemein nun eben die gemeine Maſſe iſt. — Darüber iſt ja gerade der Streit, ſagte Amalia; gewiß, es hat ſich in dem Stück, von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was ſich faſt alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beiſpiele anzuführen, worin ſie aber bald gebeten wurde, nicht länger fortzufahren; und in der That bewieſen ſie nur zu ſehr, was ſie beweiſen ſollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieſes treffe ſie gar nicht, denn ſie habe auf die Reden und Redensarten der Perſonen im Stück nicht ſonderlich Acht gegeben. — Man fragte ſie, worauf ſie denn geachtet habe, da es doch kein Singſpiel ſei? — Auf die äußre Erſcheinung, ſagte ſie, die ich mir wie eine leichte Muſik habe vorſpielen laſſen. Sie lobte dann eine der geiſtreichſten Schauſpielerinnen, ſchilderte ihre Manieren, ihre ſchöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Weſen wie unſer Theater, ſo ſchwer nehmen könne. Gemein ſei da in der Regel freilich faſt alles; aber ſelbſt im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine ſehr romantiſche und angenehme Erſcheinung. — Gemein in der Regel faſt alles, ſagte Lothario, dieſes iſt ſehr richtig. Wahrlich, wir ſollten nicht mehr ſo häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu ſagen hat, der nicht von ſtörendem Gedränge, oder von unangenehmen Nachbaren leidet. Man forderte einmahl von einem Gelehrten eine Inſchrift für das Schauſpielhaus. Ich würde vorſchlagen, daß man jenen Spruch aus Schillers Wallenſtein darüber ſetzte: „Denn das Gemeine macht den Menſchen.“ Eine Stelle, welche bei vollem Schauſpielhauſe gewöhnlich mit rauſchendem Beifall aufgenommen wird, wie ich ſelbſt oftmahls Zeuge davon war.

Hier wurde das Geſpräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären ſie zugegen geweſen, ſo dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben; denn Marcus dachte nicht ſo über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß wie tief es auch jetzt im Verfall ſein möge, mit der Zeit doch noch etwas recht Vortreffliches daraus werden könne und müſſe.

Sie traten, wie geſagt, mit vielem Lachen in die Geſellſchaft und aus den letzten Worten, die man hören konnte, ließ ſich ſchließen, daß ihre Unterhaltung ſich auf die ſogenannten claſſiſchen Dichter der Engländer bezog. Man ſagte noch einiges über denſelben Gegenſtand, und Antonio, der ſich gern bei Gelegenheit mit dergleichen polemiſchen Einfällen dem Geſpräch einmiſchte, das er ſelten ſelbſt führte, behauptete, die Grundſätze ihrer dichteriſchen Kritik und ihres Kunſt-Enthuſiasmus wären im

Smith über den Nationalreichthum zu ſuchen. Sie wären nur froh, wenn ſie wieder einen Claſſiker in die öffentliche Schatzkammer eintragen könnten. Wie jedes Buch auf dieſer Inſel ein Eſſay, ſo werde da auch jeder Schriftſteller, wenn er nur ſeine gehörige Zeit gelegen habe, zum Claſſiker. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weiſe auf die Verfertigung der beſten Scheeren ſtolz, wie auf die der beſten Poeſie. Ein Engländer leſe den Shakeſpeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer ſonſt noch Claſſiker ſei; bei dem einen denke er eben nicht mehr als bei dem andern. — Marcus meinte, das goldne Zeitalter ſei nun einmahl eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müſſe, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Verſuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu ſchwächen, ſagte Antonio. Ludovico, welcher mit ſeiner zerſetzenden Philoſophie das Verwerfen und Verneinen gern im Großen trieb, fing an von einem Syſtem der falſchen Poeſie zu ſprechen, was er darſtellen wolle, wie es in dieſem Zeitalter beſonders bei Engländern und Franzoſen epidemiſch geweſen und zum Theil noch ſei; der tiefe gründliche Zuſammenhang aller dieſer falſchen Tendenzen, die ſo ſchön übereinſtimmen, eine die andre ergänzen und ſich freundſchaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, ſei eben ſo merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und grotesk. Er wünſchte ſich nur Verſe machen zu können; denn in einem komiſchen Gedicht müßte ſich, was er meine, eigentlich erſt recht klar und deutlich machen laſſen. Er wollte noch mehr davon ſagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und forderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; ſonſt wäre des Vorredens kein Ende, nachher könnten ſie ja deſto mehr reden und ſtreiten. Andrea ſchlug die Rolle auf und las:

Epochen der Dichtkunſt.

Wo irgend lebendiger Geiſt in einem gebildeten Buchſtaben gebunden erſcheint, da iſt Kunſt; eine abſichtlich beſtimmte Abſonderung, oder klar gedachte Umgränzung, ein Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Geſetze der Behandlung. Darum ſehen wir die Meiſter der Poeſie ſich mächtig beſtreben, ſie auf das vielſeitigſte zu bilden. Sie iſt eine Kunſt, und wo ſie es noch nicht war, ſoll ſie es werden, und wenn ſie es wurde, erregt ſie gewiß in denen, die ſie wahrhaft lieben, eine ſtarke Sehnſucht, ſie zu erkennen, die Abſicht des Meiſters zu verſtehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Urſprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunſt ruht auf dem Wiſſen, und die Wiſſenſchaft der Kunſt iſt ihre Geſchichte.

Es iſt aller Kunſt weſentlich eigen, ſich an das Gebildete anzuſchließen, und darum ſteigt die Geſchichte von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur erſten urſprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt dieſe Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poeſie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unverſiegbare Quelle allbildſamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darſtellung, wo eine Woge des Lebens auf die andre rauſcht, ein ruhiges Meer, in welchem ſich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich ſpiegeln. Wie die Weiſen den Anfang der Natur im Waſſer ſuchen, ſo zeigt ſich auch hier die älteſte Poeſie in flüſſiger Geſtalt.

Um zwei verſchiedene Mittelpunkte vereinigte ſich die Maſſe der Sage und des Geſanges. Hier ein großes gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; dort die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch dieſe urſprüngliche Abſonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyſſee nennen, und was in ihr eben einen feſten Anhalt fand, um vor andern Geſängen der gleichen Zeit in feſterem Zuſammenhange für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homeriſchen ſehen wir gleichſam das Entſtehen aller Poeſie; aber die Wurzeln entziehen ſich dem Blick, und die Blüthen und Zweige der Pflanze treten in einer Schöne, welche wir kaum begreifen, aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieſes reizend gebildete Chaos iſt der Keim, aus welchem die Welt der Poeſie, ſich organiſch geſtaltend, hervorging.

Die epiſche Form verdarb ſchnell. Statt deſſen erhob ſich, auch bei den Joniern, die Kunſt der Jamben, welche im Stoff und in der Behandlung der grade Gegenſatz der Sagen- und Helden-Poeſie, und eben darum der zweite Mittelpunkt der helleniſchen Poeſie war; und an und mit ihr die Elegie, welche ſich faſt eben ſo mannichfach verwandelte und umgeſtaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchſtücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtſchaft der Komödie des Ariſtophanes und ſelbſt die entferntere der römiſchen Satyre vermuthen laſſen. Mehr haben wir nicht, dieſe größte Lücke in der Helleniſchen Kunſtgeſchichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Weſen der höchſten Poeſie liege, auch in begeiſterten Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdeſten Stoff der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieſes ſind die Quellen der helleniſchen Poeſie, ihre Grundlage und Anfang. Die ſchönſte Blüthe derſelben umfaßt die meliſchen, choriſchen, tragiſchen und komiſchen Werke der Dorier, Aeolier und Athener, von Alkman und Sappho bis zum Ariſtophanes. Was uns aus dieſer wahrhaft goldnen Zeit in den höchſten Gattungen der Poeſie übrig geblieben iſt, trägt mehr oder minder einen ſchönen und großen Styl an ſich; es iſt die volle Kraft lebendiger Begeiſterung und die edelſte Ausbildung der Kunſt in göttlicher Harmonie. Das Ganze ruht auf dem feſten Boden der alten Dichtung, Eins und untheilbar durch das feſtliche Leben freier Menſchen und durch die geheiligte Sage und Kraft der alten Götter.

Die meliſche Poeſie ſchloß ſich, mit ihrer Muſik aller ſchönen Gefühle, zunächſt an die jambiſche Gattung, in welcher der Drang der Leidenſchaft, und an die elegiſche, in welcher der Wechſel der Stimmung im Spiel des Lebens ſo lebendig erſcheinen, daß ſie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homeriſchen Dichtung bewegt ward zu neuen

Bildungen und Geſtaltungen. Die choriſchen Geſänge hingegen neigten ſich mehr zum heroiſchen Geiſt des Epos, und trennten ſich eben ſo einfach nach dem Uebergewicht von geſetzlichem Ernſt oder geheiligter Freiheit in der Verfaſſung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Muſik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnaſtiſcher Spiele, ſo ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelaſſenheit auch wohl die kühnſten Schönheiten der Orcheſtik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragiſchen Kunſt im Epos, und wie dieſes aus ſich ſelbſt die Parodie entwickelte, ſo ſpielten dieſelben Meiſter, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung ſatyriſcher Dramen. Zugleich mit der Sculptur entſtand dieſe neue Gattung des höchſten Drama, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Geſetz des Gliederbaues.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegenſatz der tragiſchen Hoheit entſprang die Komödie, voll der höchſten Mimik, die nur immer in Worten möglich iſt.

Wie dort Handlung und Begebenheiten, Charakter und Leidenſchaften, aus der gegebnen Sage zu einem ſchönen Ganzen harmoniſch geordnet und gebildet wurden, ſo ward hier eine verſchwenderiſche Fülle von Erfindung, als Rhapſodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verſtand in ſcheinbarem Unzuſammenhang.

Beide Arten des attiſchen Drama griffen aufs wirkſamſte ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beiden großen Formen, in denen das höchſte irdiſche Leben, das Leben des Menſchen unter Menſchen, erſcheint. Die Begeiſterung für den Staat und die Republik finden wir beim Aeſchylos und Ariſtophanes; ein hohes Urbild ſchöner Familie in den heroiſchen Verhältniſſen der alten Zeit, liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeſchylos ein ewiges Urbild der harten Größe und des nicht ausgebildeten Enthuſiasmus, Sophokles aber der harmoniſchen Vollendung iſt; ſo zeigt ſchon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, welche nur dem verſunkenen Künſtler möglich iſt, und ſeine Poeſie iſt oft nur die ſinnreichſte Rhetorik.

Dieſe erſte Maſſe helleniſcher Dichtkunſt, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die feſtlichen Geſänge und Schauſpiele; das iſt die Poeſie ſelbſt. Alles, was noch folgt, bis auf die neueren Zeiten, iſt Ueberbleibſel, Nachhall, einzelne Ahnung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchſten Olymp der Kunſt.

Die Vollſtändigkeit erheiſcht noch, zu erwähnen, daß auch die erſten Quellen und Urbilder des didaktiſchen Gedichts, die wechſelſeitigen Uebergänge der Poeſie und der Philoſophie in dieſer Blüthezeit der alten Bildung zu ſuchen ſind; in den naturbegeiſterten Hymnen der Myſterien, in den ſinnreichen Lehren der geſellig ſittlichen Gnome, in den allumfaſſenden Gedichten des Empedokles und andrer Forſcher, ſo wie von der andern Seite in den Sympoſien der Sokratiſchen Denker, wo das philoſophiſche Geſpräch und die Darſtellung deſſelben ſchon mehr in Dichtung übergeht.

Solche hervorragende Dichternaturen und unvergleichbar große Kunſtgeiſter wie Sappho, Pindaros, Aeſchylos, Sophokles, Ariſtophanes kamen nicht wieder; aber noch gab es genialiſche Dichtkünſtler wie Philoxenos, die den Zuſtand der Auflöſung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen klaſſiſchen zur zierlichen gelehrten Poeſie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für dieſe war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein claſſiſches Siebengeſtirn tragiſcher Dichter; auch auf der attiſchen Bühne glänzte eine ähnliche Schar von dichteriſchen Virtuoſen, und wenn gleich die Dichtkünſtler in allen Gattungen Verſuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugeſtalten, ſo war es doch die dramatiſche Gattung vor allen, in welcher ſich die noch übrige Erfindungskraft dieſes Zeitalters durch eine reiche Fülle der ſinnreichſten und oft ſeltſamer neuen Verbindungen und Zuſammenſetzungen zeigte, theils im Ernſt, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieſer Gattung beim Zierlichen, Geiſtvollen, Künſtlichen, wie in den andern Dichtungsarten, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieſes Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber faſt nur im Formloſen beſteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darſtellungsart folgt es einigermaaßen dem epiſchen Styl, in der Handlung und im Geſpräch den doriſchen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geſelligen Leben, in der lokalen Farbe; im Wechſelgeſange den kunſtloſen Liedern der Hirten. Im erotiſchen Geiſt gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieſer Zeit, wo dieſer Geiſt ſelbſt in epiſche Werke einfloß, deren viele jedoch faſt nur eine Form waren, wo der Künſtler in der didaktiſchen Gattung zu zeigen ſuchte, daß ſeine Darſtellung auch den ſchwierigſten trockenſten Stoff beſiegen könne; in der mythiſchen hingegen, daß man auch den ſeltenſten kenne, und auch den älteſten ausgebildetſten neu zu verjüngen und ſeinen umzubilden wiſſe, oder in zierlichen Parodien mit einem nur ſcheinbaren Object ſpiele. Ueberhaupt ging die Poeſie dieſer Zeit entweder auf die Künſtlichkeit der Form, oder auf den ſinnlichen Reiz des Stoffs, der ſelbſt in der neuen attiſchen Komödie vorherrſchte; die wollüſtigſten dieſer Gedichte ſind jedoch verloren gegangen, oder in der chriſtlichen Zeit abſichtlich vernichtet worden. Nachdem auch die Nachahmung erſchöpft war, begnügte man ſich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien ſind es, welche die helleniſche Poeſie beſchließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poeſie, während deſſen ſie mit großer Kraft kämpften und ſtrebten, ſich die Kunſt ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieſelben zunächſt aus den Händen der Alexandriner; daher herrſcht das Erotiſche und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunſt betrifft, der Geſichtspunkt bleiben, ſie zu würdigen. Denn der Verſtändige läßt jedes Gebildete in ſeiner Sphäre beſtehen, und beurtheilt es nur nach ſeinem eignen Ideale. Zwar erſcheint Horatius in jeder Form anziehend und bedeutend, und einen Menſchen von dem Werth dieſes Römers würden wir vergeblich unter den ſpätern Hellenen ſuchen; aber dieſes allgemeine Intereſſe an ihm ſelbſt, iſt mehr ein moraliſches als ein Kunſturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch ſtellen kann. Eine herrliche Erſcheinung iſt es aber, wenn die römiſche Kraft mit der helleniſchen Kunſt bis zur Verſchmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteſte Kunſt; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus ſeiner treuen Bruſt. Er darf uns über den Verluſt der helleniſchen Elegiker tröſten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menſchenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müſſe die Muſen begünſtigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten ſie ihre goldne Zeit der Poeſie, gleichſam die taube Blüthe in der Bildung dieſer Nation. Die Modernen ſind ihnen darin gefolgt; was unter Auguſtus und Mäcenas geſchah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentiſten Italiens. Ludwig der Vierzehnte verſuchte denſelben Frühling des Geiſtes in Frankreich zu erzwingen; auch die Engländer kamen überein, den Geſchmack unter der Königin Anna für den beſten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben. Jedes folgende war leerer und ſchlechter noch, als das vorhergehende, und was ſich die Deutſchen zuletzt in [illegible] Zeit als golden eingebildet haben, davon läßt ſich kaum noch ernſthaft reden.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie geſagt, nur einen Anſatz von Poeſie, die ihnen eigentlich ſtets widernatürlich blieb. Einheimiſch war bei ihnen nur die Poeſie des Witzes und der geſelligen Fröhlichkeit; und mit der einzigen Satyre haben ſie das Gebiet der Kunſt bereichert. Sie nahm beinahe unter jedem Meiſter eine neue Geſtalt an, indem ſich der große alte Styl der römiſchen Geſelligkeit und des römiſchen Witzes bald die claſſiſche Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der ſorgloſen Leichtigkeit eines Improviſatore zur ſauberſten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit ſtoiſchem Sinne und im gediegenſten Styl zur großen alten Weiſe der Nation zurückkehrte, bald ſich der Begeiſterung des Haſſes überließ. Durch die Satyre erſcheint in neuem Glanz, was noch von dem geſelligen Witz der großen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder ſonſt einzeln und zerſtreut. Die Satyre giebt uns einen römiſchen Standpunkt für die Produkte des römiſchen Geiſtes.

Nachdem die Kraft der Poeſie ſo ſchnell erloſchen als zuvor gewachſen war, nahm der Geiſt der Menſchen eine andre Richtung; die Kunſt verſchwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtauſend verſtrich, eh wieder ein großer Dichter im Occident aufſtand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete ſich bei den Römern gerichtlichen Geſchäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorleſungen über allerlei Philoſophie. Man begnügte ſich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu ſammeln, zu miſchen, abzukurzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, ſo zeigt ſich auch in der Poeſie nur ſelten eine Spur von originellem Geiſt, einzeln und ohne Nachdruck, nirgends ein Künſtler, kein claſſiſches Werk in ſo langer Zeit. Dagegen war die Kraft der Idee und die Begeiſterung in der Religion um ſo reger; in der Ausbildung und immer feſteren Begründung der neuen, in den Verſuchen zur Umbildung der alten, in der Myſtik und Philoſophie müſſen wir die intellectuelle Stärke jener Zeit ſuchen, welche in dieſer Rückſicht groß war; eine Zwiſchenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter der Weltgeſchichte.

Mit den germaniſchen Volksſtämmen ſtrömte ein unverdorbener Felſenquell von neuem Heldengeſang über Europa, und als die wilde Kraft der gothiſchen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zuſammentraf, blühte an der ſüdlichen Küſte gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Geſänge und ſeltſamer Geſchichten, und bald in dieſer bald in jener Geſtalt verbreitete ſich mit der heiligen lateiniſchen Legende, auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen ſingend.

Die katholiſche Hierarchie war unterdeſſen ausgewachſen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Dieſen betrat, Religion und Poeſie verbindend, der große Dante, der ehrwürdige Stifter und Vater der neuern Poeſie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenſte und ſonderbarſte, das heiligſte und das ſüßeſte der neuen gemeinen Mundart zu claſſiſcher Würde und Kraft zuſammenzudrängen, und ſo die provenzaliſche Kunſt der Reime zu veredeln; und obwohl ihm nicht bis zur Quelle der Griechen zu ſteigen vergönnt war, mochten ihm doch auch römiſche Schriftſteller den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten, was er geſehen, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Geſänge ſind der Geiſt ſeines Lebens, und Ein Hauch beſeelt und bildet ſie zu Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel, als Wiederſchein der einzigen Laura in ſeinem Herzen, verſinnlichen und tragen in ſchöner Freiheit die geiſtige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichſam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bei allen Edlen, wie Boccaccio's Verſtand eine unverſiegbare Quelle merkwürdiger, meiſtens wahrer und ſehr gründlich ausgearbeiteter Geſchichten für die Dichter jeder Nation ſtiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache des gebildeten Umganges zu einer dauerhaften Grundlage für die Proſa des Romans erhob. So ſtreng in der Liebe Petrarca's Reinheit, ſo materiell iſt Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen geiſtreich zu unterhalten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geſelligen Scherz nach dem Meiſter neu zu ſein, gelang ihm glücklicher als dieſem, in der Viſion und Terzine dem unerreichbar großen Dante ähnlich zu werden.

Dieſe drei ſind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunſt; ihren Werth ſoll der Kenner verſtehen, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beſte und Eigenſte in ihnen hart oder doch fremd.

Aus ſolchen Quellen entſprungen, konnte bei der vorgezognen Nation der Italiener der Strom der Poeſie nicht wieder verſiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule ſondern nur Nachahmer zurück; dagegen entſtand ſchon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder zur Kunſt gewordnen Poeſie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und ſo entſtand das Romanzo der Italiener, urſprünglich ſchon zu geſelligen Vorleſungen beſtimmt, und die alterthümlichen Wundergeſchichten, durch einen Anhauch von geſelligem Witz und geiſtiger Würze, zur Groteske laut oder leiſe verwandelnd. Doch iſt dieſes Groteske ſelbſt im Arioſto, der das Romanzo wie Bojardo mit Novellen, und nach dem Geiſt ſeiner Zeit mit ſchönen Blüthen aus den Alten ſchmückte, und in der Stanze eine hohe Anmuth erreichte, nur einzeln zu finden, nicht im Ganzen, welches nicht bloß zum Scherz und Schein, ſondern wirklich und in vollem Ernſt formlos iſt, und kaum dieſen Namen verdient. Durch dieſen Vorzug und durch ſeinen hellen Verſtand ſteht er über ſeinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt macht ihn zum Meiſter und Urbilde in leichter Erzählung und in ſinnlichen Fantaſien. Der Verſuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenſtand und durch claſſiſche Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man ſich als ein großes Kunſtwerk aller Kunſtwerke für die Nation, und nach ſeinem allegoriſchen Sinn noch beſonders für die Gelehrten dachte, blieb, ſo oft er auch vor und nach Taſſo wiederholt wurde, nur ein Verſuch, welcher den rechten Punkt nie treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmahl anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Paſtor fido, dem größten, ja einzigen dramatiſchen Kunſtwerke der Italiener, nach jenen Großen, den romantiſchen Geiſt und die claſſiſche Bildung zur ſchönſten Harmonie zu verſchmelzen, wodurch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunſtgeſchichte der Spanier, die mit der Poeſie der Italiener aufs innigſte vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damahls für das Romantiſche, was etwa durch die dritte oder vierte Hand zu ihnen gelangte, ſehr empfänglich war, drängt ſich zuſammen in die von der Kunſt zweier Männer, des Cervantes und Shakeſpeare, die ſo groß waren, daß alles übrige gegen ſie nur als vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung erſcheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermeßlichen Geiſtes wäre allein Stoff für eine eigne Geſchichte. Wir wollen nur den Faden derſelben andeuten, in welche beſtimmte

Maſſen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigſtens einige feſte Punkte und die Richtung ſieht.

Da Cervantes zuerſt die Feder ſtatt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar große Compoſition von ſchöner Muſik der Fantaſie und der Liebe, den zarteſten und lieblichſten aller Romane; außerdem viele Werke, ſo die Bühne beherrſchten, und wie die hohe Numancia des alten Kothurns würdig waren. Dieſes war die erſte große Zeit ſeiner Poeſie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernſt aber lieblich.

Das Hauptwerk ſeiner zweiten Manier iſt der erſte Theil des Don Quixote, in welchem der fantaſtiſche Witz und eine verſchwenderiſche Fülle kühner Erfindung herrſchen. Im gleichen Geiſt und wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit dichtete er auch viele ſeiner Novellen, beſonders die komiſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens gab er dem herrſchenden Geſchmack im Drama nach, und nahm es aus dieſem Grunde zu nachläſſig. Auch im zweiten Theil des Don Quixote nahm er Rückſicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frei, ſich ſelbſt zu genügen, und dieſe an die erſte überall angebildete Maſſe des einzig in zwei getrennten und aus zweien verbundenen Werks, das hier gleichſam in ſich ſelbſt zurückkehrt, mit unergründlichem Verſtand in die tiefſte Tiefe auszuarbeiten. Den wunderbaren Perſiles dichtete er mit ſinnreicher Künſtlichkeit in einer ernſten, dunklen Manier nach ſeiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatiſirten Romans, ſo wie den zweiten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Proſa der Spanier im Ritterbuch auf eine ſchöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahmte im romantiſchen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs ſcharf und genau nach. Die lieblichſte Form für zarte Lieder voll Muſik oder ſinnreicher Tändelei, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geſchichten ernſt und treu zu erzählen, waren von Alters her in dieſem Lande einheimiſch. Weniger war dem Shakeſpeare vorgearbeitet; faſt nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der engländiſchen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauſpieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Myſterien aus der Kindheit des Schauſpiels oder altengliſche luſtige Schwänke mit fremden Novellen, mit vaterländiſchen Hiſtorien und andern Gegenſtänden wechſelten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunſt nennen dürfen. Doch war es für den Effekt und ſelbſt für die Gründlichkeit ein glücklicher Umſtand, daß früh ſchon Schauſpieler für die Bühne arbeiteten, welche doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erſcheinung berechnet war, und daß im hiſtoriſchen Schauſpiel die Einerleiheit des Stoffs, den Geiſt des Dichters und des Zuſchauers auf die Form lenken mußte.

Shakeſpeare's früheſte Werke *) müſſen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italieniſchen Mahlerkunſt verehrt. Sie ſind ohne Perſpective und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verſtand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der ſchönſten Manier desſelben Meiſters übertroffen. Wir rechnen dahin den Locrinus, wo der höchſte Kothurn in gothiſcher Alterthümlichkeit mit der derben altengliſchen Luſtigkeit grell verbunden iſt, den gediegenen Perikles, und andre Kunſtwerke des einzigen Meiſters, die der Aberwitz ſeichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geſchichte abgeſprochen, oder der Stumpfſinn derſelben nicht anerkannt hat. Wir ſetzen voraus, daß dieſe Produkte früher ſind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin iſt von dieſer ſüßen, lieblichen Bildung, von dem ſchönen Geiſt, der mehr oder minder in allen ſpätern Dramen des Dichters athmet, am meiſten in denen der höchſten Blüthe. Liebe, Freundſchaft und edle Geſellſchaft wirkten, nach ſeiner eignen Selbſtdarſtellung in jener ju-

---

*) Die Frage über die ſogenannten unächten Stücke von Shakeſpeare und die Beweiſe ihrer Aechtheit dürfen wir bei den Freunden des Dichters nach den ausführlichen Unterſuchungen von Tieck und A. W. Schlegel als bekannt voraus ſetzen.

gendlichen Poeſie, eine ſchöne Entfaltung und Umwandlung in ſeinem Geiſte; die Bekanntſchaft mit den zärtlichen Gedichten des bei den Vornehmen beliebten Spenſer gab ſeinem neuen romantiſchen Schwunge Nahrung, und dieſer mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geſchehen war, für die Bühne mit dem tiefſten Verſtande umbildete, neu geſtaltete und fantaſtiſch reizend dramatiſirte. Die Ausbildung floß nun auch auf die hiſtoriſchen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Witz, und hauchte allen ſeinen dramatiſchen Werken den romantiſchen Geiſt ein, der ſie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigenſten charakteriſirt, und ſie zu einer romantiſchen Grundlage der modernen dramatiſchen Kunſt macht, die dauerhaft genug iſt für alle Zeiten.

Von den zuerſt dramatiſirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und „der Liebe Müh' iſt umſonſt,“ als die lichteſten Punkte ſeiner jugendlichen Fantaſie, die am nächſten an Adonis und die Sonette gränzen. In den drei Stücken von Heinrich dem Sechſten und im Richard dem Dritten, ſehen wir einen ſtätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantiſch blühenden Manier in die große und reich entfaltete. An dieſe Maſſe hat er die von Richard dem Zweiten bis Heinrich dem Fünften angedichtet; und dieſes Werk iſt der Gipfel ſeiner Kraft. Im Macbeth und Lear ſehen wir die Gränzzeichen der männlichen Reife; und der Hamlet ſchwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem, was dieſe Tragödien ſind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römiſchen Stücke; es iſt unermeßlich viel Verſtand darin, aber ſchon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieſer großen Urkünſtler erloſch die ſchöne Fantaſie mehr und mehr in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete ſich nun ſogleich die bis dahin roh gebliebene Philoſophie zur Kunſt, erregte die volle Begeiſterung hervorragender Geiſter und zog ſie wieder ganz an ſich. In der Poeſie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche ſchätzbare Virtuoſen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne; die einzige glänzende Ausnahme bildet Chalderon, der ſpaniſche

Shakeſpeare, als wahrer Künſtler und großer Dichter, der aus der chaotiſchen Fülle der ſpaniſchen Schauſpiele, durch die Tiefe der Fantaſie, ſo wie durch die klare Form, ganz abgeſondert und einzig in ſeiner Vollendung hervortritt. Uebrigens wuchs die Fülle der falſchen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abſtractionen und Räſonnements, aus dem mißverſtandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entſtand in Frankreich ein umfaſſendes und zuſammenhängendes Syſtem von falſcher Poeſie, welches auf einer gleich falſchen Theorie der Dichtkunſt ruhte; und von hier aus verbreitete ſich dieſe mit der Altersſchwäche der Nationen ſo nah verbundene Geiſteskrankheit des ſogenannten guten Geſchmacks faſt über alle Länder Europa's. Die Franzoſen und die Engländer ſtellten ſich nun ihre verſchiedenen goldenen Zeitalter feſt, und wählten ſorgfältig als würdige Repräſentanten der Nation im Pantheon des Ruhms, ihre Phalanx von Claſſikern aus Schriftſtellern, die ſämmtlich in einer Geſchichte der Kunſt keine Erwähnung verdienen.

Indeſſen erhielt ſich doch auch hier wenigſtens eine Tradition, man müſſe zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieſer Funken zündete bei den Deutſchen, nachdem ſie ſich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erſte Beiſpiel, wie man eine Kunſt durch die Geſchichte ihrer Bildung begründen ſolle. Goethe's Vielſeitigkeit gab einen milden Wiederſchein von der Poeſie faſt aller Nationen und Zeitalter; eine unerſchöpflich lehrreiche Reihenfolge von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Verſuchen in jeder Gattung und in den verſchiedenſten Formen. Die Philoſophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, ſich ſelbſt und den Geiſt des Menſchen zu verſtehen, in deſſen Tiefe ſie den Urquell der Fantaſie und das Ideal der Schönheit entdecken, und ſo die Poeſie deutlich anerkennen mußte, deren Weſen und Daſein ſie bisher kaum geahnet hatte. Philoſophie und Poeſie, die höchſten Kräfte des Menſchen, die ſelbſt zu Athen jede für ſich in der höchſten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um ſich in unabläſſiger

Wechſelwirkung gegenſeitig zu beleben und zu bilden. Das Ueberſetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen iſt zur Kunſt und die Kritik zur Wiſſenſchaft geworden, die alten Irrthümer vernichtet und neue Einſichten in die Kenntniß des Alterthums gegeben, welche uns die Ausſicht auf eine vollendete Geſchichte der Poeſie eröffnen.

Es fehlt nichts, als daß die Deutſchen dieſe großen von der Natur ihnen verliehenen Mittel ferner brauchen, daß ſie dem Vorbilde folgen, welches die Wiederherſteller und neuen Stifter der Poeſie aufgeſtellt haben, die Formen der Kunſt überall bis auf den Urſprung erforſchen, um ſie neu beleben oder verbinden zu können, und daß ſie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgeben, und die alte Kraft, den hohen Geiſt wieder frei machen, der in den Urkunden der vaterländiſchen Vorzeit, vom Liede der Nibelungen bis zu dem Nürnberger Hans Sachs, und von den Minneliedern bis zu Opitz und Flemming, noch immer mehrentheils verkannt ſchlummert: ſo wird die Poeſie die bei keiner neuern Nation ſo urſprünglich ausgearbeitet und vortreflich, erſt eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bei eben derſelben eine gründliche Wiſſenſchaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunſt erfindſamer Dichter ſein und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzoſen ja faſt gar nicht erwähnt.

Andrea. Es iſt ohne beſondre Abſicht geſchehen; ich fand eben keine Veranlaſſung dazu.

Antonio. Er hätte an dem Beiſpiel dieſer großen Nation wenigſtens zeigen können, wie man eine ſein kann, ohne alle Poeſie.

Camilla. Und darſtellen, wie man ohne Poeſie lebt.

Ludovico. Er hat mir durch dieſe Argliſt auf eine indirecte Art mein polemiſches Werk über die Theorie der falſchen Poeſie wegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, ſo habe ich, was Sie in Zukunft thun wollen, nur leiſe angekündigt.

Lothario. Da Sie bei Erwähnung der Uebergänge aus Dichtung in Philoſophie, und aus Philoſophie in Kunſt, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muſe Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Nahmen von einem oder dem andern der großen Hiſtorien-Künſtler des Alterthums, deren Werke die Alten ſelbſt denen der tragiſchen Kunſt, als dem höchſten Gebilde der Poeſie, oftmahls vergleichend zur Seite ſtellen. Dieſe durchgebildete Vollendung des Styls, dieſe gediegene und helle Darſtellung die wir in den großen Hiſtorien des Alterthums finden, ſollte dem Dichter ein Urbild ſein. Ich bin überzeugt, dieſe große Darſtellungsweiſe ließe ſich noch jetzt, ſelbſt für die Kunſt, auch wo es nur die Darſtellung des Schönen gilt, vielfältig gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht auch ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das ſo fortgeht, wird ſich uns, ehe wir's uns verſehen, ein Geiſteswerk und Gebilde nach dem andern in Poeſie verwandeln. Iſt denn alles Poeſie?

Lothario. Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft, welche durch die Rede wirkt, wenn ſie als Kunſt um ihrer ſelbſt willen geübt wird, und wenn ſie den höchſten Gipfel erreicht, erſcheint als Poeſie.

Ludovico. Und jede Kunſt, welche auch nicht in den Worten der Sprache ihr Weſen treibt, hat einen unſichtbaren Geiſt, und der iſt Poeſie.

Marcus. Ich ſtimme in vielen, ja faſt in den meiſten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünſchte ich, Sie hätten noch mehr Rückſicht auf die Dichtungsarten genommen; oder um mich beſſer auszudrücken, ich wünſchte, daß eine beſtimmtere Theorie derſelben aus Ihrer Darſtellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in dieſem Stück ganz in den Gränzen der Geſchichte halten wollen.

Ludovico. Sie könnten ſich immerhin auch auf die Philoſophie berufen. Wenigſtens habe ich noch in keiner Eintheilung den urſprünglichen Gegenſatz der Poeſie ſo wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderſtellung der epiſchen und der jambiſchen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur geſchichtlich iſt.

Lothario. Es iſt natürlich, daß wenn die Poeſie auf eine ſo vollſtändige und große Weiſe entſteht und ſich entfaltet, wie in jenem glücklichen Lande, ſie ſich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus ſich heraus, oder ſie ſchließt ſich an die äußre, welches im Anfang nicht durch eine idealiſche Umwandlung, ſondern auf eine feindliche Art und im harten Gegenſatz geſchehen wird. So erkläre ich mir die epiſche und die jambiſche Gattung.

Amalia. Mich ſchaudert's immer, wenn ich ein Buch aufſchlage, wo die Fantaſie und ihre Werke rubrikenweiſe claſſifizirt werden.

Marcus. Solche verabſcheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu leſen. Und doch iſt eine Theorie der Dichtungsarten grade das, was uns fehlt. Und was kann ſie anders ſein als eine Claſſification, die zugleich Geſchichte und Theorie der Dichtkunſt wäre?

Ludovico. Sie würde uns darſtellen wie und auf welche Weiſe die Fantaſie eines in Gedanken vorgebildeten, oder philoſophiſch erdichteten Dichters, welcher als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, ſich Kraft ihrer innern Thätigkeit und durch dieſe ſelbſt nothwendig beſchränken, weſentlich abgränzen und vielfach ſpalten und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieſes künſtliche Weſen zur Poeſie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Urſache, Amalia, über dergleichen künſtliches Weſen bei Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poeſie wirklich ein künſtliches Weſen werden ſoll.

Marcus. Ohne Abſonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung iſt das Weſen der Kunſt. Alſo werden Sie jene Eintheilungen wenigſtens als dienende Mittel und brauchbare Werkzeuge gelten laſſen.

Amalia. Dieſe Mittel werfen ſich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchſte tödtet, ehe das Ziel erreicht iſt.

Ludovico. Der rechte Sinn läßt ſich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es iſt ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freie Geiſt ſollte unmittelbar das Ideal ergreifen und ſich der Harmonie hingeben, die er in ſeinem Innern finden muß, ſobald er ſie da ſuchen will.

Ludovico. Die innere Vorſtellung kann nur durch die Darſtellung nach außen ſich ſelbſt klarer und ganz lebendig werden.

Marcus. Und die Darſtellung iſt Sache der Kunſt; man ſtelle ſich, wie man auch wolle.

Antonio. Nun ſo ſollte man die Poeſie auch als Kunſt behandeln. Es kann wenig fruchten, ſie in einer kritiſchen Geſchichte ſo zu betrachten, wenn die Dichter nicht ſelbſt Künſtler und Meiſter ſind mit ſichern Werkzeugen zu beſtimmten Zwecken auf beliebige Weiſe zu verfahren.

Marcus. Und warum ſollten ſie das nicht? Freilich müſſen ſie es und werden es auch. Das weſentlichſte ſind die beſtimmten Zwecke; die Abſonderung, wodurch allein das Kunſtwerk eine feſtgeſchloßne Umgränzung erhält und in ſich ſelbſt geordnet und vollendet wird. Die Fantaſie des Dichters ſoll ſich nicht in eine chaotiſche Ueberhauptpoeſie ergießen, ſondern jedes Werk ſoll der Form und der Gattung nach, einen durchaus beſtimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen ſchon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erſt damit im Reinen.

Lothario. Es iſt nicht zu tadeln, wenn unſer Freund auch noch ſo oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunſtlehre der Poeſie ſein. Ich habe oft im Einzelnen beſtätigt gefunden, was ich im Allgemeinen ſchon wußte: daß die Grundgeſetze des Rhythmus ſo wie auch der gereimten Sylbenmaaße der Muſik angehören. Was in der Darſtellung von Charakteren, Lebensverhältniſſen, Leidenſchaften das Weſentliche, Innere iſt, der Geiſt, das hat der Dichter mit dem hiſtoriſchen Darſteller gemein. Die Bilder und Gleichniſſe entſprechen den Zierrathen oder dem Farbenſchmucke der bildenden Künſte. Die Sprache ſelbſt, obgleich ſie ſchon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Weſen der Poeſie zuſammenhängt, iſt ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten aber ſind eigentlich, was der Poeſie allein eigenthümlich iſt, ja was ihr Weſen ſelbſt bildet.

Ludovico. Die weſentliche Form der Poeſie liegt in den verſchiedenen Dichtungsarten und ihrer Theorie; ſo weit gebe ich ihre Behauptung zu. Nicht aber das Weſen ſelbſt; dieſes iſt einzig und allein die raſtlos ſinnende und ſchaffende, ewige Fantaſie; jene innere Geiſtesſtimme in uns, in welcher die verborgene Seele der Natur, wie in einem verſchönernden Spiegel oder zauberiſchen Echo, zum Licht empor dringt und in Klang und Ton ſich geſtaltet.

Marcus. Auch mit einer gründlichen Theorie der Dichtungsarten bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poeſie eine Kunſt ſein und werden ſolle. Wird ſie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktiſchen Wege geſchehen, wenn mehrere Dichter ſich vereinigten, ſo wie es bei den Alten war, eine Schule der Poeſie zu ſtiften, wo der Meiſter den Lehrling, wie in andern Künſten, ernſthaft angriffe und tüchtig plagte, aber auch im Schweiß ſeines Angeſichts ihm eine feſte Grundlage von künſtleriſchen Handgriffen und Erlernungen als wohlerworbene Erbſchaft hinterließe, auf welche der Nachfolger, dadurch von Anfang an im Vortheil, dann immer größer und kühner fortbauen dürfte, um ſich endlich auf der ſtolzeſten Höhe frei und mit Leichtigkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poeſie iſt unſichtbar. Wenn man nur nicht auf die äußere Form ſehen wollte, ſo könnte man wohl eine Schule der Poeſie in ihrer Geſchichte finden, größer als in irgend einer andern Kunſt. Die Meiſter aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, uns ein unermeßliches Kapital unſchätzbarer Kunſtbelehrung hinterlaſſen. Dieß in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorleſung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beiſpielen, daß ein Meiſter, vielleicht ohne es eigentlich zu wiſſen und mit Abſicht zu wollen, den Nachfolgern weſentlich vorarbeitet. Jene grammatiſchen Dichter, oder dichtende Grammati ker, wie unſer Voß, deren eigne Werke kaum zur Poeſie zählen, werden durch ihr Verdienſt als rhythmiſche Ueberſetzer und poetiſche Sprachkünſtler, die eine neue Gegend mit unſäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht haben, um ſo dauernder glänzen, je mehr ihre vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende beſſere, oder durch eine freiere Kunſt und großartigere Behandlung und Poeſie der Sprache übertroffen werden; weil man dann einſehen wird, daß dieſe nur durch jene mühſamen Vorarbeiten möglich gemacht worden waren.

Lothario. Sie wollen uns, glaube ich, daran erinnern, daß jene rhythmiſchen Sylbendrechsler in unſrer Sprache, ja ſelbſt in der Poeſie, ſo weit ſie damit in Berührung kamen, viel Unheil geſtiftet haben; was ich gern zugebe, da jene cyklopiſche Behandlung der innerſten Natur und Lebensſeele unſrer Sprache ſo ganz entgegen war. Indeſſen war dieſe metriſche Anſtrengung und Gewaltſamkeit doch zu ihrer Zeit nöthig und heilſam, um die Sprache nur erſt aus der bodenloſen Gemeinheit und Vernachläſſigung emporzureißen, in welche ſie noch von Gottſcheds goldner Zeit her verſunken war.

Antonio. Ich kann auch die kunſtreichen, romantiſchen Sylbenmaaße der Italiener und Spanier, in dieſem künſtlich verſchlungenen Gedanken- und Periodenbau, ſo ſehr ich ſie ſelbſt liebe, nicht als die eigentlich angemeßne Form unſrer Sprache und Verskunſt anerkennen.

Lothario. So laſſen Sie ſie wenigſtens, eben wie jene rhythmiſchen Uebungen in der alten Metrik, als vorangehende Schule gelten, in welcher die Sprache und die Kunſt der Poeſie ſich freier und zierlicher hat bewegen lernen; bis wir die weſentliche Naturform des deutſchen Wohlklanges aus den innern Tiefen der Sprache wiedergefunden haben.

Ludovico. Wohl ſagen Sie, daß dieſes weſentliche Grundgeſetz der deutſchen Verskunſt und Sylbenmaaße aus den innern Tiefen der Sprache herausgeſchöpft und ans Licht gebracht werden muß; auf der bunten Oberfläche deſſen, was eben beliebt iſt, läßt es ſich nicht ergreifen.

Antonio. So viel iſt wohl einleuchtend, daß die bloße Nachbildung beliebter alter Volksmelodien, zu einer gränzenloſen Zerſplitterung und eigenſinnigen Sonderbarkeit in den Liederformen verleitet; und uns alſo eben ſo wenig zum Ziele führt, als jene rhythmiſchen Kunſtſtücke oder die Einführung der romantiſchen Sylbenmaaße.

Amalia. Ein nachgemachtes, erkünſteltes Volkslied iſt überhaupt etwas doppelt und dreifach Unnatürliches. Wo es Natur iſt, in den wirklichen Volksliedern, da wollen wir uns gern an dieſen lockenden Klängen und tiefen Anklängen der Natur erfreuen.

Lothario. Und eben in dieſen Anklängen, die man freilich nicht im Einzelnen nachkünſteln und nachäffen ſoll, liegen wohl die Elemente und Keime zerſtreut, aus denen ſich jenes Grundgeſetz des deutſchen Wohllauts und die einfachen Naturformen für deutſche Lieder und Gedichte, wiederherſtellen und hervorrufen läßt, was aber freilich nicht ohne Erkenntniß und Kunſt möglich iſt.

Antonio. Und ſo führt uns alles wieder zurück auf das Bedürfniß einer wahren Kunſtſchule der Poeſie, von der wir aber nur die Idee beſitzen, ohne je in die Wirklichkeit gelangen zu können.

Marcus. Bei den Alten gab es auch im eigentlichſten Sinne Schulen der Poeſie. Und ich will es nicht läugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieſes noch jetzt möglich ſei. Was iſt wohl ausführbarer, und was zugleich wünſchenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metriſchen Kunſt? Aus dem Theater kann gewiß nicht **eher** etwas Rechtes werden, als bis ein Dichter das Ganze leitet, und viele in einem Geiſte dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes ſein, eine ſolche Schule zu vereinigen oder zu veranlaſſen, und ſo wenigſtens einige Arten und einige Mittel der Poeſie in einen gründlichen Zuſtand zu bringen.

Antonio. Zu einer wahren Kunſtſchule gehören Meiſter von der einen Seite, und dann Genoſſen und Nachfolger, oder gründliche Schüler, wie Sie ſelbſt vorhin davon ſprachen. Kaum glaube ich, daß dieſes edle Verhältniß und Zuſammenwirken auch nur unter den Mahlern und in der bildenden Kunſt noch ſo wie ſonſt

Statt findet; ſelbſt hier, wo es doch eigentlich am meiſten einheimiſch iſt, fängt es an ſelten und unwirkſamer zu werden. Denn die Zeit und ihre Bildung iſt einmahl in das Gränzenloſe hinübergegangen und alles zerfällt in lauter Einzelnheiten. So ſehe ich auch in der Poeſie wohl einzelne große Dichter, die mit vollem Recht und in wohlerworbener Würde, als Meiſter in ihrer Kunſt daſtehen. Nur ſtehen ſie, ein jeder für ſich, allein, und haben kaum Genoſſen, geſchweige denn wahre Nachfolger oder Schüler in ihrem großen Sinne des Worts. Auf der andern Seite ſehe ich wohl eine zahlloſe Menge von Schülern aus der Erde hervorwachſen, aus denen alle Geiſter durch einander reden; aber eben der Eine bildende und ordnende Geiſt, der feſtleitende Gedanke fehlt. Es iſt eine bewegte Geiſtermenge ohne Haupt und Oberhaupt. Es ſind wohl Schüler, die aber keinen Meiſter haben und keinen wollen; und denen man leicht das Zeichen auf der Stirn anſieht, daß ſie ewig Schüler bleiben werden, ohne je in irgend eine Kunſt oder Erkenntniß zur Kraft und Sicherheit der Meiſterwürde zu gelangen. Ich kann nur die abſichtsloſe, unwillkührliche Fortbildung und Nachfolge zugeben, wie in der metriſchen Kunſt, von der wir vorhin ſprachen; vielleicht iſt es auch damit genug, und ſoll es eben nicht anders ſein.

Amalia. Und warum war wieder nur von einzelnen Arten und Mitteln in dieſer Fortbildung die Rede? Warum ſoll uns nicht die Eine und untheilbare Poeſie mit einemmahle ganz gegeben werden? — Unſer Freund kann gar nicht von ſeiner alten Unart laſſen; er muß immer ſondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht ſo ganz allein ſtiften wollen.

Camilla. Sonſt mag er auch nur ſein eigner Schüler bleiben, wenn er allein der Meiſter ſein will. Wir wenigſtens werden uns auf dieſe Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein, gewiß, Sie ſollen nicht von einem Einzelnen allein gemeiſtert werden, liebe Freundin; wir müſſen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meiſter und Schüler zugleich ſein, bald dieſes, bald jenes, wie es ſich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigſten treffen. Doch wäre ich gleich dabei, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poeſie einzugehen, wenn ich nur die Möglichkeit einer ſolchen Kunſtſchule derſelben einſehen könnte.

Ludovico. Die Wirklichkeit würde das am beſten entſcheiden.

Antonio. Es müßte zuvor unterſucht und ins Reine gebracht werden, ob ſich Poeſie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lothario. Wenigſtens wird es eben ſo begreiflich ſein, als daß ſie überhaupt durch Menſchenwitz und Menſchenkunſt aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch: man mag es nehmen und ſich ſtellen wie man will.

Ludovico. So iſt es allerdings. Es iſt ein magiſches Wirken in dem verborgnen Gewebe der dichtenden Fantaſie und in dem beſtändigen Aufblühen der Kunſt und aller ihrer Gebilde aus dieſer unſichtbaren Quelle. Es iſt nicht das Werk oder das abſichtliche Erzeugniß von einzelnen Menſchen; aber wo irgend das tiefe Menſchenſtreben durch Menſchengeiſt verbunden zuſammenwirkt, da regt ſich dieſe geheime magiſche Kraft. Auf dieſe Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geiſtigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde, ich lebe nicht in dunkler, ſchwebender Hoffnung, ſondern in feſter, klarer Zuverſicht der geiſtigen Morgenröthe einer neuen Poeſie. Das übrige enthalten dieſe Blätter, wenn der Augenblick dieſes mitzutheilen, anders günſtig und gelegen ſcheint.

Amalia. Den Winter haben wir wohl lange genug erlebt und ſind alle darin aufgewachſen; wo man ſich denn bei der rauhen Jahreszeit im geſelligen, erwärmten Zimmer an den ſparſamen Blumen erfreut, wie ſie die künſtliche Pflege ſorgſam hervorzutreiben vermag. Wohl werden Sie alſo unſern Dank verdienen, wenn Sie uns einen neuen Frühling eröffnen und hinausführen in die freie große Natur.

Antonio. Laſſen Sie uns denn hören, was Sie uns geben oder wenigſtens für die Zukunft verheißen wollen. Ich hoffe, wir finden in dieſem Ueberblick zukünftiger Poeſie, den Sie uns geben wollen, einen Gegenſatz für Andrea's Epochen der vergangenen Dichtkunſt. So können wir dann eine Ausſicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beide deſto freier und eingreifender dialektiſch nach allen Seiten hin reden und ſtreiten, und wieder auf die eine große Frage zurückkommen, ob ſich Poeſie wohl überhaupt auch lehren und lernen läßt.

Camilla. Es iſt gut, daß Ihr endlich zum Ziele kommt. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und ſeid nicht einmahl Meiſter über die Redensarten, die Ihr führt; ſo daß es wohl gut wäre, wenn Eine von uns den Vorſitz führte, um Ordnung im Geſpräche zu ſchaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und wenn es nöthig iſt, ſollen Sie entſcheiden. Jetzt laſſen Sie uns hören.

Ludovico. Was ich hier mitzutheilen und zu geben habe, und was mir ſehr an der Zeit ſchien, zur Sprache zu bringen, iſt eine

Rede über die Mythologie und ſymboliſche Anſchauung.

Bei dem Ernſt, mit dem wir die Kunſt verehren, meine Freunde, möchte ich Euch auffordern, Euch ſelbſt zu fragen: Soll die Kraft der Begeiſterung denn auch in der Poeſie ſich immerfort wieder einzeln verſplittern und wenn ſie ſich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einſam verſtummen? Soll das höchſte Leben der Seele immer nahmenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlaſſen? Iſt die Liebe wirklich unüberwindlich für die Darſtellung, und gibt es wohl eine Kunſt, welche dieſen Nahmen verdiente, wenn ſie nicht die Gewalt hat, den Geiſt der Liebe durch ihr Zauberwort zu feſſeln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die ſchönen Bildungen beſeelen muß? —

Ihr vor allen müßt es wiſſen, was ich meine, die Ihr ſelbſt Dichter ſeid, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem feſten Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem umwölbenden Sternen-Himmel, einer erfriſchenden Lebens-Luft, um frei aufzuathmen.

Aus dem Innern herausarbeiten, das alles muß der moderne

Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unſrer Poeſie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die Poeſie der Alten war, und alles Weſentliche, worin die moderne Dichtkunſt der antiken nachſteht, laßt ſich in die Worte zuſammenfaſſen: Wir haben keine Mythologie, keine geltende ſymboliſche Naturanſicht, als Quelle der Fantaſie, und lebendigen Bilder Umkreis jeder Kunſt und Darſtellung. Aber, ſetze ich hinzu, wir ſind nahe daran, eine zu erhalten, nicht bloß jede alte Symbolik zu verſtehen, ſondern eben dadurch auch eine neue für uns wieder zu gewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernſthaft dazu mitwirken ſollen, eine ſolche ſymboliſche Erkenntniß und Kunſt wieder hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengeſetzten Wege wird ſie uns kommen, als die alte ehemahlige, welche überall die erſte Blüthe der jugendlichen Fantaſie war, ſich unmittelbar anſchließend und anbildend an das nächſte Lebendigſte der ſinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes herausgebildet werden: es muß das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſein, denn es ſoll alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie und ſelbſt das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr möcht wohl lächeln über dieſes wunderbar zuſammengeſetzte Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entſtehen dürfte. Aber die höchſte Schönheit, ja die höchſte Ordnung iſt denn doch nur die des Chaos, nähmlich eines ſolchen, welches blos auf die Berührung der Liebe wartet, um ſich zu einer harmoniſchen Welt zu entfalten, eines ſolchen, wie es auch die alte Mythologie und Poeſie war. Denn Mythologie und Poeſie, ſymboliſche Sage und Dichtung, beide ſind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums ſchließen ſich eines an das andre, bis ſich aus immer größern Maſſen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall iſt ein und derſelbe Geiſt, nur anders ausgedrückt. Und ſo iſt es wahrlich kein leeres Bild, zu ſagen: die alte Poeſie ſei ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum ſollte nicht wieder von neuem werden, was ſchon geweſen iſt? Auf eine andere Weiſe verſteht ſich. Und warum nicht auf eine ſchönere, größere?

Man ſoll nur dem Unglauben an die Möglichkeit einer neuen feſt beſtehenden Symbolik der Natur und der Kunſt nicht Raum geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen ſollen uns willkommen ſein, damit die Unterſuchung deſto freier und reicher werde. Man ſchenke nur dieſen Vermuthungen ein aufmerkſames Gehör! Mehr als Vermuthungen können wir nach der Beſchaffenheit der Sache nicht geben wollen. Aber wir dürfen hoffen, dieſe Vermuthungen ſollen zu Wahrheiten werden. Denn es ſind, gewiſſermaaßen Vorſchläge zu Verſuchen; befruchtende Ideen eines neuen Lebens.

Kann eine neue ſymbolifche Welt ſich jetzt nur aus der innerſten Tiefe des Geiſtes, wie durch ſich ſelbſt, herausarbeiten, ſo finden wir einen ſehr bedeutenden Anhaltspunkt und eine merkwürdige Beſtätigung für das, was wir ſuchen, in der wichtigſten intellectuellen Erſcheinung des Zeitalters, im Idealismus; als Anfang und erſten Anſtoß der Lebensphiloſophie oder der Geiſteswiſſenſchaft, betrachtet. Dieſer iſt auf eben die Weiſe gleichſam wie aus Nichts entſtanden, und es iſt nun auch in der Geiſterwelt ein feſter Punkt conſtituirt, von wo aus die Kraft des Menſchen ſich nach allen Seiten mit ſteigender Entwicklung ausbreiten kann, ſicher ſich ſelbſt und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wiſſenſchaften und alle Künſte wird dieſe große intellectuelle Wiedergeburt und neue Belebung ergreifen. Vorzüglich ſieht man ſie in der Naturwiſſenſchaft wirken, in welcher die dynamiſche Erkenntniß eigentlich ſchon früher für ſich hervorbrach, ehe ſie noch vom Zauberſtabe der Philoſophie berührt war. Und dieſes merkwürdige Factum kann zugleich ein Wink ſein über den geheimen Zuſammenhang und die innere Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktiſcher Anſicht nichts anders als der Geiſt jener intellectuellen Wiedergeburt, die großen Maximen derſelben, die wir aus eigner Kraft und Freiheit ausüben und ausbreiten ſollen, iſt in ſpeculativer Anſicht, ſo wichtig er ſich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Haupt-Phänomene, daß die Menſchheit aus allen Kräften ringt, ihren verlornen Mittelpunkt wiederzufinden. Sie muß, wie jetzt die Sachen ſtehen, entweder untergehen oder ſich, wie ein Phönix, neu aus der Aſche der falſchen Geiſtescultur und alles bloß abſtracten Denkens verjüngen. Was iſt wahrſcheinlicher, und was läßt ſich nicht von einem ſolchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernſte Zukunft der Bildung ſich ſchon in Vorbedeutungen melden. Doch das iſt nicht das, worauf es mir zunächſt hier ankommt: denn ich möchte gern nichts überſpringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewißheit dieſer wunderbaren Erſcheinungen führen. Wie es das Weſen des Geiſtes iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen und im ewigen Wechſel aus ſich heraus zu gehen und in ſich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts andres iſt, als das Reſultat einer ſolchen Thätigkeit: ſo iſt derſelbe Vorgang auch im Ganzen und Großen jeder Form der Lebensphiloſophie oder des Idealismus ſichtbar, der ja ſelbſt nur die Anerkennung jenes Selbſtgeſetzes iſt, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft deſſelben durch die unbeſchränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die lebendige Wirkſamkeit aufs herrlichſte offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem eigenthümlichen Geiſte eine neue und andre Geſtalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unſrer Erwartung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Geſetze für den Gang des Ganzen erwarten laſſen, darin kann unſre Erwartung nicht getäuſcht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andere Art aus ſich herausgehen, um in ſich zurückkehren zu können, und zu bleiben, was er iſt. Deswegen muß und wird ſich aus ſeinem Schooß ein neuer eben ſo gränzenloſer Realismus erheben; und der Idealismus alſo nicht bloß in ſeiner Entſtehungsart ein Beiſpiel für die neue Mythologie und ſymboliſche Kunſt, ſondern ſelbſt auf indirecte Art die Quelle derſelben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz kann man ſchon jetzt faſt überall wahrnehmen; beſonders in der Naturphiloſophie, deren mannichfaltige Wege und Abwege uns bald den Schlüſſel und den Uebergang zu jeder alten oder neuen mythologiſchen Anſicht der Natur, darbieten werden.

Auch ich trage ſchon lange das Ideal eines ſolchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen iſt, ſo war es nur, weil ich das Organ dazu noch ſuche. Doch weiß ich, daß ich es nur in der Poeſie finden kann, denn in Geſtalt der Philoſophie oder eines Syſtems wird der Geiſt dieſes Realismus niemahls ganz entfaltet und vollſtändig dargeſtellt werden können. Poeſie iſt der weſentliche Anfang, der innre Kern und die Vollendung jener lebendigen Naturoffenbarung und Weltanſchauung. Und ſelbſt nach einer allgemeinen Tradition iſt es zu erwarten, daß dieſer neue Realismus, weil er doch idealiſchen Urſprungs ſein, und gleichſam auf idealiſchem Grund und Boden ſchweben muß, als Poeſie erſcheinen wird, welche ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen ſoll.

Ich nehme übrigens hier, den Idealismus und das entgegenſtehende Syſtem der Einheit, ganz ſo wie ſie in dem jetzigen Zeitgeiſte gegeben ſind, ohne alle Rückſicht auf den ihnen, als geltender Philoſophie, beigemiſchten wiſſenſchaftlichen Irrthum; in der gleichen Weiſe, wie Plato die joniſche Philoſophie der ewigen Veränderung aller Dinge, und die Lehre des Parmenides von der unwandelbaren Einheit, als verſchiedenartige Elemente und Gegenſätze des wiſſenſchaftlichen Denkens vergleichend zuſammenſtellt, um aus dem Zwieſpalt der Irrthümer ſelbſt, die höhere Wahrheit hervorzurufen. Ich ſehe alſo für jetzt nicht darauf, daß der Idealiſt, wie ein neuer Prometheus, die Kraft des Göttlichen allein in ſein eignes Ich legen will; da dieſer titaniſche Uebermuth und Irrthum unter ſchwachſinnigen Sterblichen überdem nicht weit um ſich greifen kann, und von ſelbſt ſeinen Gegenſatz hervorrufen muß. Eben ſo wenig werde ich mich dabei aufhalten, daß in dem Syſteme der abſoluten Einheit, wie jeder weiß, die Natur mit der Vernunft, und dieſe mit der Gottheit verſchmolzen und identificirt wird; indem alle Unterſchiede aufgelöſt und alle Einzelnheiten verſchlungen werden in den Einen untheilbaren Ocean und Abgrund des Unendlichen. Dieſer Irrthum zwar wird tiefe Wurzel faſſen in der Zeit, die aus manchen Gründen dazu hinneigt; und es wird einen Kampf koſten, ehe ſich die bleibende Geſtalt der göttlichen Wahrheit emporwindet aus den Fluthen dieſes ſeit alten Zeiten für die Erkenntniß der göttlichen Dinge bodenloſen und allverſchlingenden Oceans der falſchen Einheit. Aber die lebendige Entwicklung und Einwirkung der Weltgeſchichte und der Offenbarung wird den herandringenden Meereswogen wie ein Damm entgegentreten und ihnen ein feſtes Ufer zur Gränze ſetzen. In dieſem zwiefachen Lichte der Offenbarung und der Weltgeſchichte ſehe ich dann eine reinere Erkenntniß des Göttlichen, eine neue oder neu verjüngte Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Seele in Gott emporblühen und ſich immer reicher entfalten; obwohl dieſe höhere Stufe oder Rückkehr der Wahrheit und des geiſtigen Denkens mir noch fern zu ſtehen ſcheint und erſt in der Zukunft ſichtbar wird. Ich nehme, nach dieſer Epiſode, den Faden wieder auf für den gegenwärtigen Zeitmoment, ganz nach dem Standpunkte, wie er in dieſem liegt, ohne weder das eine noch das andere Syſtem, als ſolches, zu theilen, und zu dem meinigen zu machen, deren Zwieſpalt zu ſchlichten, ich der Zukunft überlaſſe. Hiernach gilt mir die Philoſophie des Lebens und der Thätigkeit, oder der Idealismus, nur als erſter wirkſamer Anſtoß und Anfang der intellectuellen Bewegung, Veränderung und Wiedergeburt. Das andere Syſtem aber iſt, als Element der Einheit, zugleich der Träger und Ruhepunkt der Fantaſie; jener wiſſenſchaftlichen Fantaſie nähmlich, welche der bloß dichteriſchen noch vorangeht und ſelbſt nichts andres iſt, als das Vermögen der Naturanſchauung. Dieſe iſt die Mutter und Quelle aller Mythologie, und zugleich herrſchend und mächtig in der jetzigen Zeit, welche von der dynamiſchen Wiſſenſchaft zu ihr hingetrieben und zurückgeführt wird. Wenn daher die Idealiſten einen ſo leichten Sieg über den Gegner erſtritten, und das Syſtem der Einheit ſammt dem alten Spinoza ſelbſt für immer beſeitigt, und ganz geſtürzt zu haben wähnen, was ſie mit ihren Waffen kaum vermögen, ſo dürfte hier wohl noch manche Umkehrung und erneuerte Wendung zu erwarten ſein, ehe das Chaos geordnet und der Kampf geſchlichtet ſein wird. Denn wie die Wiſſenſchaftslehre, nach der Anſicht derer, welche die Unendlichkeit des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigſtens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wiſſenſchaft; ſo iſt auch Spinoza auf ähnliche Weiſe der allgemeine Grund und Halt für jede beſondre Art von Myſtik, oder wiſſenſchaftlicher Fantaſie. Der neue Parmenides, ſcheint mir, ſoll ein gleiches Schickſal haben, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wiſſenſchaft herabgeſtürzt. In das heilige Dunkel der Fantaſie iſt er zurückgewichen, da lebt und hauſt er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Geſang der Muſen verſchmelze ſeine Erinnerung an die alte Herrſchaft in eine leiſe Sehnſucht. Er entkleide ſich vom kriegeriſchen Schmuck des Syſtems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poeſie mit Homer oder Empedokles und Dante und geſelle ſich zu den Laren und Hausfreunden jedes naturbegeiſterten Dichters.

Ich begreiſe es wohl, daß ein klarer Dichtergeiſt, wie Leſſing oder Goethe, den Spinoza verehren und lieben mag; ohne daß man dieſe Lichter der Kunſt darum eines durchdachten, und abſichtlich fortgeführten Pantheismus beſchuldigen dürfte. In Erfindung des Einzelnen iſt die eigne Fantaſie der Dichter reich genug; ſie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geſchickter als die Dichtungen andrer Künſtler. Hier aber in dieſem lockenden Syſteme der allumfaſſenden Einheit, finden ſie den Anfang und das Ende aller Fantaſie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem ihr Einzelnes ruht, und eben dieſe Abſonderung des Urſprünglichen, Ewigen der Fantaſie von allem Einzelnen und Beſondern muß ihnen ſehr willkommen ſein. Sie dürfen nur hinſchauen und es wird ihnen ein tiefer Blick in die innerſte Werkſtätte der Poeſie gegönnt. Von der Art wie die Fantaſie jenes Philoſophen, ſo iſt auch ſein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieſes und jenes, nicht Leidenſchaft, die ſchwillt und wieder ſinket; aber ein klarer Duft ſchwebt unſichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnſucht einen Anklang aus den Tiefen des einfachen Denkens, welches in ſtiller Größe den Geiſt der urſprünglichen Liebe athmet.

Und iſt nicht dieſer milde Wiederſchein des höhern Geiſtes im Menſchen die eigentliche Seele, der zündende Funke aller Poeſie? Das bloße Darſtellen von Menſchen, von Leidenſchaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, ſo wenig wie die künſtlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch millionenmahl durch einander würfelt und über einander wälzt. Das iſt nur der ſichtbare äußre Leib, und wenn die Seele erloſchen iſt, gar nur der todte Leichnam der Poeſie. Wenn aber jener Funken der Begeiſterung in Werke ausbricht, ſo ſteht eine neue Erſcheinung vor uns, lebendig und in ſchöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was iſt jede ſchöne Mythologie andres als ein hieroglyphiſcher Ausdruck der umgebenden Natur, in dieſer Verklärung von Fantaſie und Liebe?

Einen großen Vorzug hat die Mythologie. Was ſonſt das Bewußtſein ewig flieht, iſt hier dennoch ſinnlich geiſtig zu ſchauen, und feſtgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den ſie in unſer Auge ſchimmert, zu unſerm Ohre ſpricht.

Das iſt der eigentliche Punkt, daß wir uns wegen des Höchſten nicht ſo ganz allein auf unſer Gemüth verlaſſen. Freilich, wem es da trocken iſt, dem wird es nirgends quellen; und das iſt eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigſten geſonnen bin, mich aufzulehnen. Aber wir ſollen uns überall an das Gebildete anſchließen und auch das Höchſte durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bei gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Iſt das Höchſte aber wirklich keiner abſichtlichen Bildung fähig; ſo laßt uns nur gleich jeden Anſpruch auf irgend eine freie Ideenkunſt aufgeben, die alsdann ein leerer Nahme ſein würde.

Die Mythologie iſt ein ſolches Kunſtwerk der Natur. In ihrem Gewebe iſt das Höchſte wirklich gebildet; alles iſt Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieſes Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümlichſtes Verfahren, ihr innres Leben, ihre Methode, wenn ich ſo ſagen darf.

Da finde ich nun eine große Aehnlichkeit mit jenem großen Witz der romantiſchen Poeſie, der nicht in einzelnen Einfällen, ſondern in der Conſtruction des Ganzen ſich zeigt, und den unſer Freund uns ſchon ſo oft an den Werken des Cervantes und des Shakeſpeare entwickelt hat. Ja, dieſe künſtlich geordnete Verwirrung, dieſe reizende Symmetrie von Widerſprüchen, dieſer wunderbare ewige Wechſel von Begeiſterung und Ironie, der ſelbſt in den kleinſten Gliedern des Ganzen lebt, ſcheinen mir ſchon ſelbſt eine eigne und neue Art von Mythologie des Witzes zu ſein. Der Geiſt und die ganze Geſtaltung iſt dieſelbe; und gewiß iſt die Arabeske die älteſte und urſprüngliche Form der menſchlichen Fantaſie. Weder dieſer Witz noch eine Mythologie können beſtehen ohne ein erſtes Urſprüngliches und Unnachahmliches, was ſchlechthin unauflöslich iſt, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchſchimmern läßt, wo der naive Tiefſinn den Schein des Sonderbaren und ſelbſt des Widerſinnigen oder auch einer kindlichen aber doch geiſtreichen Einfalt durchſchimmern läßt. Denn das iſt der Anfang aller Poeſie, den Gang und die Geſetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Fantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das ich kein ſchöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollten wir uns alſo nicht ermuthigen, dieſe herrlichen Geſtalten des großen Alterthums neu zu beleben? Verſuchen wir es nur einmahl, die alte Mythologie voll von jenen Anſichten, welche die jetzige Naturwiſſenſchaft und Philoſophie in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie uns alles in neuem Glanz und Leben verwandelt und in höherer Bedeutung erſcheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müſſen wieder erweckt werden, nach dem Maaß ihres Tiefſinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entſtehung der neuen Mythologie und ſymboliſchen Ideenwelt zu beſchleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients ſo zugänglich, wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poeſie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutſche Künſtler, mit der Univerſalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Ueberſetzung, das ihnen eigen iſt, die Gelegenheit beſäßen, welche bei andern bloß praktiſchen Zwecken und Anſichten ſo oft unbenützt bleibt. Im Orient müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen, d. h. das tiefſte und innigſte Leben der Fantaſie; und wenn wir erſt aus der Quelle ſchöpfen können, ſo wird uns vielleicht der Anſchein von ſüdlicher Gluth, der uns jetzt in der ſpaniſchen Poeſie ſo anziehend iſt, wieder nur abendländiſch und ſparſam erſcheinen.

Von einer andern, ernſten und ſtrengeren Seite, als in der bunten, farbigen, arabiſchen Mährchenwelt iſt die Natur in der nordiſchen Götterſage aufgefaßt; und manche verlorne Spuren und Anklänge aus dieſer großen alten Naturdichtung ſind noch in den Volksliedern und Volksmährchen der verſchiedenen, vom germaniſchen Stamm bevölkerten Ländern, erhalten und aufbewahrt. Auch ganz eigenthümliche Anklänge, die nicht aus dieſer nordiſchen Quelle ſind, ſondern von anderm Urſprung und von durchaus localer Beſchaffenheit, mögen ſich unter dieſem reichen Vorrath mannichfacher Volksſagen finden, welche alle in ihrer tiefern Naturbedeutung die ſorgſamſte Beachtung verdienen.

Welch' unermeßlich reiche Natur-Symbolik liegt nicht in jenen Schilderungen und Gleichniſſen verhüllt, welche die Dichter aus der ſichtbaren Fülle der Natur ſo wie ſie dem ſinnlichen Auge erſcheint, entlehnen; in jenen gewöhnlichen Bildern, meine ich, von rieſelnden Quellen und leuchtenden Flammen, von Blumen und Sternen, überhaupt von der grünenden Erde, ſammt allen ihren Gewächſen und Gebilden, oder von dem azurnen Himmel und allen ſeinen Erſcheinungen des Lichts und der Finſterniß, und von den innern weſentlichen Elementen und Kräften aller Dinge. Bei dem bloßen Gewohnheitsdichter, der nur von der Oberfläche wegſingt, was ihn gerade beſchäftigt oder wie es allgemein hergebracht und üblich iſt; da iſt das alles ein leerer und eitler Schmuck, eine überflüſſige und beſchwerliche Zierath. Bei dem wahren Dichter aber haben alle dieſe Bilder und Gleichniſſe eine tiefe Bedeutung, und wohl wäre es lohnend und belehrend, wenn ein im Geiſt erhellter Naturphiloſoph, dieſe Symbolik, welche in den Sinnbildern der Poeſie verborgen liegt, hervorzöge und als ein großes Ganzes ordnend ans Licht zuſammenſtellte; oder auch von der andern Seite, wenn ein begeiſterter Naturdichter, nicht bloß unbewußt und aus glücklichem Inſtinct, ſondern mit Bewußtſein, was er als Denker und Seher in der Natur erkannt, nun in Poeſie in jenem bildlichen Frühlingsgewande ausſprechen wollte.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den ſeinigen, mit froher Zuverſicht, auf die individuellſte Weiſe, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität, wenn ſie nur das iſt, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innrer lebendiger Zuſammenhang, mehr als hier, wo vom Höchſten die Rede iſt; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anſtehen würde zu ſagen, der eigentliche Werth und Charakter, ja, die Tugend des Menſchen ſei ſeine Eigenthümlichkeit.

Ich faſſe meine Gedanken noch einmahl in der Kürze zuſammen. Die Grundlage, auf welcher alle Kunſt und Poeſie beruht, iſt die Mythologie; und hierüber werden wir wohl alle einverſtanden ſein. Der tiefſte Schaden und Mangel aller modernen Dichtkunſt beſteht eben darin, daß ſie keine Mythologie hat. Das Weſentliche der Mythologie aber liegt nicht in den einzelnen Geſtalten, Bildern oder Sinnbildern, ſondern in der lebendigen Naturanſchauung, welche allen dieſen zum Grunde liegt. Zu dieſer lebendigen Naturanſchauung führt uns die Wiſſenſchaft zurück, ſobald ſie die rechte geiſtige Tiefe und Quelle der innern Offenbarung erreicht hat. Den Anfang und erſten Anſtoß der intellectuellen Bewegung enthält und gewährt uns der Idealismus, der in ſeiner Einſeitigkeit ſelbſt den eignen Gegenſatz hervorruft, und wieder zu jenem alten Syſteme der Einheit führt, welches die eigentliche Grundlage und das natürliche Element der productiven Einbildungskraft, der Quelle und Mutter aller ſymboliſchen Dichtungen, bildet.

Dieſes iſt der Faden, welcher die Naturphiloſophie mit der Mythologie, und durch dieſe auch mit der Kunſt, als ſymboliſcher Darſtellung verknüpft. Sollten aber auch für die Darſtellung einer neuen ſymboliſchen Welt von Naturanſchauungen in der Poeſie, noch große Hinderniſſe im Wege ſtehen, und ſchwere Aufgaben zu löſen ſein, ehe das Ziel erreicht werden kann; ſo dürfen wir einer reichen und glücklichen Entwicklung für alles ſymboliſche Verſtändniß in der Natur ſelbſt und auch in dem geſammten Umkreis der alten und neuen Mythologie mit Gewißheit entgegenſehen. Aber auch für die Kunſt und Poeſie dürfen wir große und gerechte Hoffnungen faſſen. Der Anfang aber und der erſte Grund liegt immer in der Wiſſenſchaft, aus deren dynamiſchen Erſcheinungen jetzt die wunderbarſten Offenbarungen der Natur von allen Seiten hervorbrechen.

Und ſo laßt uns denn, beim Licht und Leben! nicht länger zögern, ſondern jeder nach ſeinem Sinn die große Entwicklung beſchleunigen, zu der wir berufen ſind. Seid der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen ſinken: es wird helle vor Euch werden. Alles Denken iſt ein Diviniren, aber der Menſch fängt erſt eben an, ſich ſeiner divinatoriſchen Kraft bewußt zu werden. Welche unermeßliche Erweiterungen wird ſie noch erfahren; und eben jetzt. Mich dünkt, wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Vorgang allgemeiner Verjüngung, jene Grundgeſetze der ewigen Wiedergeburt verſtünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menſchheit zu ergreifen und das Thun der erſten Menſchen, wie den Charakter der goldnen Zeit, die noch kommen wird, zu erkennen und zu wiſſen. Dann würde das leere, abſtracte Reden aufhören, und der Menſch würde inne werden, was er iſt, und ſein ſoll auf der Erde und im Angeſichte der Sonne; als König der erſchaffenen Natur, in deren Mitte und auf deren Gipfel ihn der ſchaffende Geiſt geſtellt hat.

Dieſes iſt es, was ich unter der neuen Mythologie oder ſymboliſchen Erkenntniß und Kunſt verſtehe.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorleſung an zwei Bemerkungen, die ich oft habe hören müſſen, und die mir nun weit klarer geworden ſind, als zuvor. Die Idealiſten verſicherten mich aller Orten, dieſes Syſtem von der Einheit ſei wohl an ſich richtig und gut, nur ſei es durch und durch unverſtändlich. In den kritiſchen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's ſei zwar dem Auge klar, dem Verſtande aber ewig geheim. Nach Ihrer Anſicht gehören dieſe Ausſprüche zuſammen, und ich ergetze mich aufrichtig an ihrer abſichtsloſen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unſern Freund darüber zur Rede ſtellen, daß er die Natur und die Wiſſenſchaft oder Idee derſelben, ſo ausſchließend zu nennen ſchien, da er ſich doch ſtillſchweigend überall auch auf die Welthiſtorie und die Offenbarung der Zeiten gründete, die wohl der eigentliche Quell ſeiner Mythologie ſein dürfte, eben ſo ſehr als die Naturanſchauung; wenn es anders erlaubt iſt, einen alten Nahmen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht vorhanden iſt in ſeiner wahren Bedeutung und Würde. Ihre Anſicht des Zeitalters indeſſen ſcheint mir ſo etwas, was den Nahmen einer welthiſtoriſchen Anſicht in meinem Sinne verdient.

Ludovico. Man knüpft da zunächſt an, wo man die erſten Spuren des Lebens wahrnimmt; das iſt jezt in der Naturphiloſophie.

Marcus. Ihr Gang war etwas raſch. Im Einzelnen würde ich Sie oft bitten müſſen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Ausſicht über die didaktiſche, oder wie unſer Philologe ſie nennt, über die didaskaliſche Gattung gegeben. Ich ſehe nun ein, wie dieſes räthſelhafte Zwitterweſen und wahre Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poeſie gehört. Denn unſtreitig iſt das Weſen der Poeſie eben dieſe höhere idealiſche Anſicht der Dinge, ſowohl des Menſchen als der äußern Natur. Es iſt begreiflich, daß es vortheilhaft ſein kann, auch dieſen weſentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu iſoliren.

Antonio. Ich kann die didaktiſche Poeſie nicht für eine eigentliche Gattung gelten laſſen, ſo wenig wie die romantiſche. Jedes Gedicht ſoll eigentlich romantiſch und jedes ſoll didaktiſch ſein, in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir dieſe Forderung überall, ohne eben den Nahmen zu gebrauchen. Selbſt in ganz populären Arten, wie z. B. im Schauſpiel, fordern wir Ironie; wir fordern, daß die Begebenheiten, die Menſchen, kurz das ganze Spiel des Lebens, wirklich auch als Spiel genommen und dargeſtellt ſei. Dieſes ſcheint uns das Weſentlichſte, und was liegt nicht alles darin? Wir halten uns alſo nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verſtand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beſchäftigt und ergetzt, ſcheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anſchauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu dieſem erheben.

Lothario. Alle geiſtigen Andeutungen und Spiele der Kunſt ſind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig ſich ſelbſt fortbildenden und wiederſpiegelnden Kunſtwerke des Schöpfers.

Ludovico. Mit andern Worten, alle Schönheit iſt Allegorie. Das Höchſte kann man, eben weil es unausſprechlich iſt, nur ſymboliſch ſagen.

Lothario. Darum ſind die innerſten Lebenskeime aller Künſte und Wiſſenſchaften ein Eigenthum der Poeſie. Von da iſt alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealiſchen Zuſtande der Menſchheit würde es nur Poeſie geben; nähmlich die Künſte und Wiſſenſchaften ſind alsdann noch Eins; ſo wie es von Anfang geweſen. In unſerm gegenwärtigen, zerſplitterten Zuſtande aber würde nur der Wahre und vollkommene Dichter ein idealiſcher Menſch und ein univerſeller Künſtler ſein können.

Antonio. Oder die Mittheilung und Darſtellung aller Künſte und aller Wiſſenſchaften kann nicht ohne einen poetiſchen Beſtandtheil ſein; damit wir es weniger auffallend ausdrücken.

Ludovico. Ich bin Lothario's Meinung, daß der Geiſt aller Künſte und Wiſſenſchaften ſich in einem Mittelpunkt begegnet; und ich getraue mich kühn, ſogar aus der Mathematik, nach jener geiſtigen Platoniſchen Anſicht derſelben, eine Fülle von ſymboliſcher Schönheit und Bedeutung zu entfalten, als reiche Nahrung für die poetiſche und künſtleriſche Begeiſterung, um unſern Sinn durch ihre Wunder zu entflammen. In der Naturanſchauung aber iſt die Berührung am ſichtbarſten. Die Naturwiſſenſchaft kann kein Experiment machen ohne Hypotheſe; jede Hypotheſe aber auch die beſchränkteſte, wenn ſie mit Conſequenz gedacht wird, führt zu Hypotheſen über das Ganze, ruht eigentlich auf ſolchen, wenn gleich ohne Bewußtſein deſſen, der ſie gebraucht. Es iſt in der That wunderbar, wie die Erkenntniß der Natur, ſobald es ihr nicht um techniſche Zwecke, ſondern um allgemeine

Reſultate zu thun iſt, ohne es zu wiſſen, in Kosmogonie geräth, in Theoſophie, oder wie man es ſonſt nennen mag, kurz in eine ſymboliſche Wiſſenſchaft vom Ganzen.

Marcus. Und ſollte Plato von dieſer nicht eben ſo viel gewußt haben, als jene geprieſnen Verkündiger der abſoluten Einheit, Parmenides, der unter den Alten als einer der ſchlechteſten Dichter erſcheint, oder vollends der dürre Spinoza, der mir wegen ſeiner barbariſchen Form nun einmahl nicht genießbar iſt.

Antonio. Geſetzt, Plato wäre auch, was er doch nicht iſt, eben ſo vertraut mit den Myſterien der Natur, als unter ſeinen Ideen geiſtiger Vollkommenheit einheimiſch, ſo war es doch beſſer, daß unſer Freund jene andern wählte, um uns den Urquell der Poeſie in dem Naturbegriff des Realismus zu zeigen, grade weil bei ihnen an keine Poeſie der Form zu denken iſt. Dem Plato hingegen iſt die Darſtellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, ſondern Zweck an ſich. Darum iſt ſchon ſeine Form, ſtreng genommen, durchaus poetiſch.

Ludovico. Ich habe in der Rede ſelbſt geſagt, daß ich den Parmenides unter den Alten, ſo wie den Spinoza unter den Neuern, nur als Repräſentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger ſein wollen, ſo würde ich noch manches andre zu erwähnen gefunden haben. Auch in unſerm deutſchen Jacob Böhme findet ſich manches, was mehr einem Naturgedicht angehört, als Anſicht und Ahnung oder Offenbarung der Fantaſie; und was nicht als Philoſophie verſtanden und genommen ſein will, wenigſtens nicht in dem gewöhnlichen, beſchränkten, wiſſenſchaftlichen Sinne.

Antonio. An dieſem berühmten Myſtiker, wenn Sie ihn denn doch wenigſtens als Dichter gelten laſſen, hätten Sie zugleich ſehen und zeigen können, ob ſich die Ideen über die Natur und das Weltall in chriſtlichem Gewande ſchlechter ausnehmen, als jene alten Götterdichtungen, welche Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Laſſen Sie immer den Dichter ſich in jenem Kreiſe bewegen, der ihm eigenthümlich und der natürlichſte iſt. In der ſchönen Welt der alten Götter iſt er am glücklichſten daheim: und wohl mag dieſe in ihrer reichen Bilderfülle auch den neuen, tieſeren Sinn, welchen der Philoſoph darin niederlegen möchte, leicht in ſich aufnehmen und in verjüngtem Glanz wiederſpiegeln.

Lothario. Die Lehre und der Geiſt der Eleuſiniſchen Myſterien müſſen hierbei vorzüglich beachtet werden. Nur durch die Spuren von dem, was in den Myſterien den Eingeweihten offenbart wurde, kann man den tiefern Sinn der alten Mythologie verſtehen lernen. Ich vermuthe, daß die Anſicht der Natur, welche da herrſchte, auch den jetzigen Forſchern, wenn ſie ſchon reif dazu ſind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnſte und kräftigſte, ja ich möchte faſt ſagen die unbeſchränkteſte und wildeſte Darſtellung des Realismus iſt die beſte. Erinnern Sie mich wenigſtens daran, Ludovico, daß ich Ihnen bei Gelegenheit meine Gedanken über das orphiſche Lied mittheile, welches von dem doppelten Geſchlecht des Zeus anfängt, und ihn begeiſtert als den Allebendigen beſingt.

Marcus. Ich erinnere mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, daß er dieſes Bruchſtück eben ſo hoch geachtet wie Sie. Jene begeiſterte Anſicht und Anſchauung der Natur, wie ſie den Myſterien und eben dadurch auch der ganzen alten Mythologie zum Grunde lag, wäre wohl ein herrlicher und würdevoller Gegenſtand für einen neuen Lucrez um dieſe ganze Naturoffenbarung des Alterthums, in jener großen, antiken Weiſe des Empedokles zu beſingen.

Ludovico. Ich ſtimme gern ein in das Lob dieſer geprieſenen Dichter der alten Zeit. Aber in dem epiſchen Gleichmaaß dieſer homeriſchen Darſtellungsweiſe würde alles zu ſehr ins Einzelne zerfallen; es würde die Einheit der Fantaſie fehlen, für unſre tiefere, und mehr geiſtige, ſymboliſche Anſicht der Natur.

Camilla. Wäre es denn nicht möglich, daß Sie, Ludovico, uns den Geiſt dieſes Realismus, wie Sie es nennen, in einer andern ſchönen Form dichteriſch darſtellen könnten?

Marcus. Erſt dann würde ich den großen Einfluß, den dieſes Syſtem auf die Kunſt der Poeſie haben ſoll, anerkennen und mir gefallen laſſen.

Ludovico. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und ſein wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geiſt und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müſſen, ob ſich's überhaupt darſtellen läßt. Gelänge es aber, ſo hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgeſtellt! Gewiß iſt Dante der einzige, der unter einigen begünſtigenden und unſäglich vielen erſchwerenden Umſtänden durch eigne Rieſenkraft, er ſelbſt ganz allein, eine Art von Mythologie, wie ſie damahls möglich war, einen neuen, ſymboliſchen Sagen- und Bilderkreis, erfunden und gebildet hat.

Antonio. Sie ſagen eine Art von Mythologie; und geben ſchon damit zu, daß die Schwierigkeit nicht ganz gelöſt, der Verſuch nicht völlig gelungen iſt. Es bleibt noch zu viel Willführliches in dieſer neuen Welt von Poeſie, die Dante's Geiſt um ſich her erſchaffen. Die chriſtliche Wahrheit und Allegorie aus der Bibel und Legende, die Anklänge aus der alten Mythologie, die Naturlehre des Ariſtoteles und Aſtronomie des Mittelalters, und die kühne Fantaſie der eignen Erdichtung, gehen nicht immer harmoniſch in ein Ganzes zuſammen, und laſſen ein Gefühl von Zwieſpalt zurück.

Lothario. Und wenn auch bis jetzt jede alte und moderne Form von einem eigentlichen Natur- und Schöpfungs- oder Weltallgedicht, Dante wie Empedokles, unvollkommen und eigentlich unerreicht geblieben wäre; ſo ſteht doch der Grundſatz feſt, daß überhaupt jedes Werk der Poeſie, eine neue Offenbarung der Natur ſein ſoll. Nur dadurch, daß es Eines und Alles iſt, eine kleine Welt, ein in ſich geſchloßnes, für ſich beſtehendes und klar umgränztes Ganzes, zugleich aber verwebt mit dem großen Ganzen des All oder der Natur, und den Keim derſelben in ſich tragend; wird ein Werk erſt wahrhaft zum Werk. Dieſe Idee eines poetiſchen Werkes überhaupt, ſollte uns erſt ganz klar ſein, ehe wir über die Möglichkeit oder die beſte Form eines ſolchen philoſophiſchen Naturgedichts weiter entſcheiden können. Dem Geiſte nach, obwohl an ein ſinnliches Element gebunden und darin eingehüllt, ſollte wohl dieſe Fülle und Tiefe der Fantaſie in jedem wahren Dichterwerke vorhanden ſein. Nur dadurch unterſcheidet es ſich von dem, was bloß Studium genannt werden ſollte.

Antonio. Es iſt mir lieb, daß Sie ſelbſt auf einen andern, klarern Gegenſtand mit dieſer Kunſtfrage hinüberlenken, auf die ich gerne eingehe, weil ſie mir ſchon lange im Sinne liegt. Sie reden von Studien, und unterſcheiden, wie billig, Studien und Werke. Ich wollte nach dem von Ihnen gemachten Unterſchiede aber doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke ſind; indem ſie wohl jene Naturtiefe und Fülle der Fantaſie beſitzen.

Marcus. Unterſcheiden ſich nicht vielmehr Gedichte, die darauf berechnet ſind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauſpiele, ohne ſo ſymboliſch und allumfaſſend zu ſein, ſchon durch ihre objective Anlage und vollſtändige Entfaltung, von Studien, die zunächſt nur auf die innere Ausbildung des Künſtlers gehen, und ſein letztes Ziel, jene objective Wirkung nach außen, erſt vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauſpiele, ſo ſind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbſtſtändige, Inſichvollendete, wofür ich nun eben kein andres Wort finde als das von Werken, und es darum gern für dieſen Gebrauch behalten möchte. Das Drama iſt im Vergleich mit dem, was Ludovico im Sinne hat, nur eine angewandte Poeſie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall ſehr wohl auch objectiv und dramatiſch in Ihrem Sinne ſein.

Andrea. Auf dieſe Weiſe würde, unter den alten Gattungen, nur in der epiſchen ein Werk in Ihrem großen Sinne möglich ſein.

Lothario. Eine Bemerkung, die in ſofern richtig iſt, daß im Epiſchen das Eine Werk auch das einzige zu ſein pflegt. Die tragiſchen und komiſchen Werke der Alten hingegen, ſind nur Variationen, verſchiedene Ausdrucke, eines und deſſelben Ideals. Für den organiſchen Gliederbau, und die Conſtruction der Darſtellung und poetiſchen Anordnung bleiben ſie die höchſten Urbilder und ſind, wenn ich ſo ſagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gaſtmahl beitragen kann, iſt eine etwas leichtere Speiſe. Amalia hat mir ſchon verziehen und zugleich erlaubt, daß ich meine beſondern Belehrungen an ſie, allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muß, was ich geſtern zu Ihrer Vertheidigung zu ſagen ſchien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen ſo gut als völlig Unrecht geben. Sie ſelbſt gaben es ſich am Ende des Streites darin, daß Sie ſich ſo tief eingelaſſen, weil es gegen die weibliche Würde ſei, aus dem angebornen Element von heiterm Scherz und ewiger Poeſie zu dem gründlichen oder ſchwerfälligen Ernſt der Männer ſich, wie Sie es richtig nannten, herabzuſtimmen. Ich ſtimme Ihnen gegen ſich ſelbſt bei, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug ſei, dieſes Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mir's ſcheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie ſich mit der Kritik gemein gemacht haben, ſoll nun ſein, daß Sie ſich die Geduld abnöthigen, dieſe kritiſche Epiſtel über den Gegenſtand des geſtrigen Geſprächs zu leſen.

Ich hätte es gleich geſtern ſagen können, was ich ſagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umſtände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia! Freilich verſteht er das, wovon die Rede war, recht ſehr wohl und wie ſich's für einen tüchtigen Virtuoſen in der Dichtkunſt nicht anders gebührt. Er würde alſo darüber ſprechen können ſo gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt ſprechen könnte. Dieſes haben ihm die Götter verſagt. Er iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Virtuoſe und damit gut, die Grazien ſind leider ausgeblieben. Da er nun ſo gar nicht ahnen konnte, was Sie im innerſten Sinne meinten, und das äußerliche Recht ſo ganz auf ſeiner Seite war, ſo hatte ich nichts Angelegeneres, als mit ganzer Stärke für Sie zu ſtreiten, damit nur das geſellige Gleichgewicht nicht völlig zerſtört würde. Und überdem iſt es mir natürlicher, wenn es ja ſein muß, ſchriftliche Belehrungen zu geben, als mündliche, die nach meinem Gefühl die Schönheit des Geſprächs entweihen.

Das unſrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane ſeien keine Romane, ſondern ein buntes Allerlei von kränklichem Witz. Die wenige Geſchichte ſei zu ſchlecht dargeſtellt um für Geſchichte zu gelten, man müſſe ſie nur errathen. Wenn man aber auch alle zuſammennehmen und ſie rein erzählen wolle, würde das doch höchſtens Bekenntniſſe geben. Die Individualität des Menſchen ſei viel zu ſichtbar, und noch dazu eine ſolche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität iſt. Das bunte Allerlei von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreiſt, daß ſolche Grottesken und Bekenntniſſe noch die einzigen romantiſchen Erzeugniſſe unſers unromantiſchen Zeitalters ſind.

Laſſen Sie mich bei dieſer Gelegenheit ausſchütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erſtaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener dieſe Bücherhaufen zu Ihnen hereintragen ſehen. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die ſchmutzigen Bände berühren? Und wie können Sie dieſen verworrnen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verſtatten? Stundenlang Ihre Fantaſie an Menſchen hingeben, mit denen von Angeſicht zu Angeſicht nur wenige Worte zu wechſeln, Sie ſich ſchämen würden? Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imagination zu verderben. Faſt alle ſchlechten Bücher haben Sie geleſen, von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie ſich ſelbſt, was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniß ſelbſt verſchmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniß macht, und was ſo emſig herbeigeſchafft werden muß, wird ſogleich rein vergeſſen.

Dagegen erinnern Sie ſich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, ſich oft ergezten, ſeine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verſpotten. Ich habe noch einige ſcherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich ſorgſam bewahren werde. Sterne's Humor hatte Ihnen alſo doch einen beſtimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealiſch ſchöne, ſo war es doch eine Form, eine geiſtreiche Form, die Ihre Fantaſie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns ſo beſtimmt bleibt, den wir ſo zu Scherz und Ernſt gebrauchen und geſtalten können, iſt nicht verloren. Und ſollte nicht alles einen gründlichen Werth haben, was das Spiel unſrer innern Bildung auf irgend eine Weiſe reizt oder nährt?

Sie fühlen es ſelbſt, daß Ihr Ergetzen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus ſchlechtes Buch in demſelben Augenblick, wo wir es ſo finden, abnöthigen kann. Fragen Sie ſich nun ſelbſt, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bei Betrachtung der witzigen Spielgemählde empfanden, die man Arabesken nennt. Auf den Fall, daß Sie ſich ſelbſt nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindſamkeit frei ſprechen können, ſchicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorſichtig ſind, vorausſagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verſchrien zu ſein. Es iſt Diderot's Fataliſt. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von ſentimentalen Beimiſchungen. Es iſt mit Verſtand angelegt, und mit ſichrer Hand ausgeführt; ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunſtwerk nennen. Freilich iſt es keine hohe Dichtung, ſondern nur eine Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Anſprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz beſtimmte und weſentliche Form oder Aeußerungsart der Poeſie.

Ich denke mir die Sache ſo. Die Poeſie iſt ſo tief in dem Menſchen gewurzelt, daß ſie auch unter den ungünſtigen Umſtänden immer noch zu Zeiten wild wächſt. Wie wir nun faſt bei jedem Volk Lieder, Geſchichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauſpiele im Gebrauch finden; ſo haben ſelbſt in unſerm fantaſieloſen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Proſa, ich meine die ſogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine ſeltne Originalität der Anſchauung in ſich geſpürt und geäußert, obgleich ſie darum von der eigentlichen Kunſt noch ſehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meine ich, ſei die Naturpoeſie der höhern Stände unſers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, ſie neben jene Großen zu ſtellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für dieſe, für den Diderot Sinn hat, ſchon beſſer auf dem Wege iſt, den genialiſchen Witz, die Fantaſie eines Arioſt, Cervantes, Shakeſpeare verſtehen zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmahl bis dahin ſich erhoben hat. Wir dürfen nun einmahl die Forderungen in dieſem Stück an die Menſchen der jetzigen Zeit nicht zu hoch ſpannen, und was in ſo kränklichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, kann ſelbſt natürlicherweiſe nicht anders als kränklich ſein. Dieß halte ich aber, ſo lange die Arabeske kein Kunſtwerk, ſondern nur ein Naturprodukt iſt, eher für einen Vorzug, und ſtelle Richtern alſo auch darum über Sterne, weil ſeine Fantaſie weit kränklicher, alſo weit wunderlicher und fantaſtiſch ſeltſamer iſt. Leſen Sie nur überhaupt den Sterne einmahl wieder. Es iſt lange her, daß Sie ihn nicht geleſen haben, und ich denke, er wird Ihnen etwas anders vorkommen, wie damahls. Vergleichen Sie dann immer unſern Deutſchen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigſtens für den, der ihn witzig nimmt; denn er ſelbſt könnte ſich darin leicht Unrecht thun. Und durch dieſen Vorzug erhebt ſich ſelbſt ſeine ſentimentale Seite in der Erſcheinung über die Sphäre der engländiſchen Empfindſamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund, dieſen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieſer Stimmung zu erhalten. Es iſt unmöglich, in dieſem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, ſehr viele ſchlechte Bücher durchblättern, ja ſogar leſen zu müſſen. Einige unter dieſen ſind, darauf darf man mit einiger Zuverſicht rechnen, glücklicherweiſe immer von der albernen Art; und da kommt es wirklich nur auf uns an, ſie unterhaltend zu finden, indem wir ſie nähmlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa iſt nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unſrer Willkühr und unſrer Fantaſie an, ſo ſind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewiſſe Höhe erreicht, zu der wir ſie jetzt, wo ſich alles ſchärfer ſondert, meiſtens gelangen ſehen, ſo gleicht ſie auch in der äußern Erſcheinung der Narrheit. Und eine angenehme Narrheit, werden Sie mir zugeben, iſt das unterhaltendſte, was der Menſch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Ergetzlichen. In dieſer Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keineswegs dazu beſtimmt ſcheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es iſt billig, daß die Natur mir dieſen Erſatz giebt, da ich über ſo manches, was jetzt Witz und Satyre heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun manche literariſche Zeitungen z. B. zu Farcen, wo der Unverſtand im leeren Raume der nicht vorhandnen Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine verkehrten Turniere mit dem eignen Schatten hält, oder auch der Blinde den Lahmen in die Grube führt; um uns ſo die Volkskomödie, die wir ſonſt als Nation in Deutſchland entbehren, wenigſtens in den Geſindeſtuben der gelehrten Republik wiederzugeben.

Dieſes iſt im Ganzen für Sie ſchon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr laſſen können, in einem neuen Sinn thun, ſo will ich nicht mehr über den Bedienten ſchelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiethe mich ſelbſt für dieſes Bedürfniß Ihr Geſchäftsträger zu ſein, und verſpreche Ihnen eine Unzahl der ſchönſten Komödien aus allen Fächern der Literatur zu ſenden.

Ich nehme den Faden wieder auf; denn ich bin geſonnen, Ihnen nichts zu ſchenken, ſondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer faſt wegwerfenden Art, daß er ſentimental ſei.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne, wie ich das Wort nehme, und es ſeinem Urſprunge und ſeiner Natur nach glaube nehmen zu müſſen. Denn nach meiner Anſicht und nach meinem Sprachgebrauch iſt eben das romantiſch, was uns einen ſentimentalen Stoff in einer fantaſtiſchen d. h. in einer ganz durch die Fantaſie beſtimmten Form darſtellt.

Vergeſſen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berüchtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man faſt alles unter dieſer Benennung verſteht, was auf eine platte Weiſe rührend und thränenreich iſt, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewußtſein Menſchen ohne Charakter ſich ſo unausſprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabei lieber an Petrarca oder an Taſſo, deſſen Gedicht gegen das mehr fantaſtiſche Romanzo des Arioſt, wohl das ſentimentale heißen könnte; und ich erinnre mich nicht eines Beiſpiels, wo der Gegenſatz ſo klar und das Uebergewicht ſo entſchieden wäre wie hier.

Taſſo iſt mehr muſikaliſch und das Pittoreske im Arioſt iſt gewiß nicht das ſchlechteſte. Die Mahlerei iſt nicht mehr ſo fantaſtiſch, wie ſie es bei vielen Meiſtern der venetianiſchen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und vielleicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer großen Zeit war. Die neuere Muſik hingegen iſt, was die in ihr herrſchende Kraft des Menſchen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen ſo treu geblieben, daß ich's ohne Scheu wagen möchte, ſie eine ſentimentale Kunſt zu nennen.

Was iſt denn nun dieſes Sentimentale? Das was uns anſpricht, wo das Gefühl herrſcht, und zwar nicht ein ſinnliches, ſondern das geiſtige. Die Quelle und Seele aller dieſer Regungen iſt die Liebe und der Geiſt der Liebe muß in der romantiſchen Dichtkunſt überall unſichtbar ſichtbar ſchweben; das ſoll jene Definition ſagen. Die galanten Leidenſchaften und edlen Paſſionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fataliſten ſo luſtig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehen kann, ſind dabei grade das wenigſte, oder vielmehr ſie ſind nicht einmahl der äußre Buchſtabe jenes Geiſtes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas ſehr unliebliches und liebloſes. Nein, es iſt der himmliſche Hauch, der uns in den Tönen der Muſik berührt. Er läßt ſich nicht gewaltſam faſſen und mechaniſch greifen, aber er läßt ſich freundlich locken von ſterblicher Schönheit und in ſie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poeſie können von ſeiner Kraft durchdrungen und beſeelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall iſt, oder überall ſein könnte, iſt er gewiß gar nicht. Er iſt ein unendliches Weſen und mit nichten haftet und klebt

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09685/009

saur

ſein Intereſſe nur an den Perſonen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen; für den wahren Dichter iſt alles dieſes, ſo innig es auch ſeine Seele umſchließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantaſie kann das Räthſel dieſer Liebe faſſen, und als Räthſel darſtellen; und dieſes Räthſelhafte iſt die Quelle von dem Fantaſtiſchen in der Form aller poetiſchen Darſtellung. Die Fantaſie ſtrebt aus allen Kräften ſich zu äußern, aber das rein Geiſtige kann ſich in der Sphäre der Natur nur indirect mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was urſprünglich Fantaſie war, in der Welt der Erſcheinungen nur das zurück, was wir Witz nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantiſchen Dichtkunſt im Gegenſatz der antiken betrifft. Es iſt darin gar keine Rückſicht genommen auf den Unterſchied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernſt. Darin liegt der große Unterſchied. Die alte Poeſie ſchließt ſich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet ſogar den eigentlich hiſtoriſchen Stoff. Die alte Tragödie ſogar iſt ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernſtlich anging, darſtellte, ward beſtraft. Die romantiſche Dichtkunſt hingegen ruht ganz auf hiſtoriſchem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erſte beſte Schauſpiel, das Sie ſehen, irgend eine Erzählung, die Sie leſen; wenn eine geiſtreiche Intrigue darin iſt, können Sie faſt mit Gewißheit darauf rechnen, daß wahre Geſchichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz iſt faſt durchaus wahre Geſchichte, eben ſo andre Quellen, aus denen alle romantiſche Erfindung hergeleitet iſt.

Ich habe ein beſtimmtes Merkmahl des Gegenſatzes zwiſchen dem Antiken und dem Romantiſchen aufgeſtellt. Indeſſen bitte ich Sie doch, nun nicht ſogleich anzunehmen, daß mir das Romantiſche und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke, es iſt etwa eben ſo verſchieden, wie die Gemählde des Raphael und

Correio von den Kupferſtichen, die jetzt Mode ſind. Wollen Sie ſich den Unterſchied völlig klar machen, ſo leſen Sie gefälligſt etwa die Emilia Galotti, die ſo unausſprechlich modern und doch im geringſten nicht romantiſch iſt, und erinnern ſich dann an Shakeſpeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantiſchen Fantaſie ſetzen möchte. Da ſuche und finde ich das Romantiſche, bei den ältern Modernen, bei Shakeſpeare, Cervantes, in der italieniſchen Poeſie, in einem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Mährchen, aus welchem die Sache und das Wort ſelbſt herſtammt. Dieſes iſt bis jetzt das einzige, was einen Gegenſatz zu den claſſiſchen Dichtungen des Alterthums abgeben kann: nur dieſe ewig friſchen Blüthen der Fantaſie ſind wurdig, die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß iſt es, daß alles vorzüglichſte der modernen Dichtkunſt dem Geiſt und ſelbſt der Art nach dahinneigt; es mußte denn eine Ruckkehr zum Antiken ſein ſollen. Wie unſre Poeſie mit dem Roman, ſo fing die der Griechen mit dem Epos an und löſte ſich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterſchiede, daß das Romantiſche nicht ſowohl eine Gattung iſt als ein Element der Poeſie, das mehr oder minder herrſchen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Anſicht einleuchtend ſein, daß und warum ich fordre, alle Poeſie ſolle romantiſch ſein; den Roman aber, in ſo ferne er eine beſondre Gattung ſein will, verabſcheue und verwerfe.

Sie verlangten geſtern, da der Streit eben am lebhafteſten wurde, eine Definition, was ein Roman ſei; mit einer Art, als wüßten Sie ſchon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieſes Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman iſt ein romantiſches Buch. Sie werden das für eine nichtsſagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerſt nur darauf aufmerkſam machen, daß man ſich bei einem Buche ſchon ein Werk, ein für ſich beſtehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein ſehr wichtiger Gegenſatz gegen das Schauſpiel darin, welches beſtimmt iſt angeſchaut zu werden; der Roman hingegen war es von den älteſten Zeiten für die Lektüre, und daraus laſſen ſich faſt alle Verſchiedenheiten in der Manier der Darſtellung beider

Formen herleiten. Das Schauſpiel ſoll auch romantiſch ſein, wie alle Dichtkunſt; aber ein Roman iſt es nur unter gewiſſen Einſchränkungen, oder um es beſtimmter zu ſagen, das neure Drama iſt ein angewandter Roman. Der dramatiſche Zuſammenhang der Geſchichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Compoſition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchſtabens, über die er ſich oft wegſetzt und wegſetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geiſtigen Centralpunkt wird.

Dieß abgerechnet, findet ſonſt ſo wenig ein Gegenſatz zwiſchen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama ſo gründlich und hiſtoriſch wie es Shakeſpeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans iſt. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meiſten Verwandtſchaft mit der erzählenden ja mit der epiſchen Gattung. Dagegen erinnre ich nun erſtlich, daß ein Lied eben ſo gut romantiſch ſein kann als eine Geſchichte. Ja, ich kann mir einen eigentlichen Roman kaum anders denken, als gemiſcht aus Erzählung, Geſang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und ſelbſt der ſonſt ſo proſaiſche Boccaccio ſchmückt ſeine Sammlung mit einer Einfaſſung von Liedern. Giebt es einen Roman, in welchem dieſes nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, ſo liegt es nur in der individuellen Beſchaffenheit des Werks, nicht im Charakter der Gattung; ſondern es iſt ſchon eine Ausnahme von dieſem. Doch das iſt nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf iſt folgender. Es iſt dem epiſchen Styl nichts entgegengeſetzter, als wenn die Einflüſſe der eignen Stimmung im geringſten ſichtbar werden; geſchweige denn, daß er ſich ſeinem Humor ſo überlaſſen, ſo mit ihm ſpielen dürfte, wie es in den vortrefflichſten Romanen geſchieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle dieſe Eintheilungen führten zu nichts, es gebe nur eine Poeſie, und es komme nur darauf an, ob etwas ſchön ſei; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. Sie wiſſen, was ich von den Claſſificationen, die ſo im Umlauf ſind, halte. Aber doch ſehe ich ein, daß es für jeden Künſtler auch in der Poeſie durchaus nothwendig iſt, ſich ſelbſt auf einen durchaus beſtimmten Zweck zu beſchränken; und in der hiſtoriſchen Nachforſchung komme ich auf mehrere urſprüngliche Formen, die ſich nicht mehr in einander auflöſen laſſen. So ſcheinen mir im Umkreiſe der romantiſchen Poeſie ſelbſt Novellen und Mährchen, z. B., wenn ich ſo ſagen darf, unendlich entgegengeſetzt. Und ich wünſche nichts mehr, als daß ein Künſtler jede dieſer Arten verjüngen möchte, indem er ſie auf ihren urſprünglichen Charakter zurückführte.

Wenn ſolche Beiſpiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im urſprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre; eine geiſtig klare und deutlich wiſſende Anſchauung des Gegenſtandes mit ruhigem, heiterm, ganzem Gemüth, wie es ſich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in feſtlicher Freude zu ſchauen. Eine ſolche Theorie des Romans würde ſelbſt ein Roman ſein müſſen, der jeden ewigen Grundton der Fantaſie auch in Form und Weiſe der Fantaſie wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmahl verwirrte. Da würden die alten Weſen in neuen Geſtalten leben; da würde der ehrwürdige Schatten des Dante ſich aus ſeiner Unterwelt erheben, Laura in himmliſcher Anmuth vor uns wandeln, und Shakeſpeare mit Cervantes trauliche Geſpräche wechſeln; und dann auch Sancho vielleicht von neuem mit dem Don Quixote ſcherzen.

Das wären wahre Arabesken und dieſe nebſt Bekenntniſſen, ſeien, behauptete ich im Eingang meines Briefes, die einzigen romantiſchen Naturprodukte unſers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntniſſe dazu rechne, wird Ihnen nicht mehr befremdend ſein, wenn Sie zugegeben haben, daß wahre Geſchichte das Fundament aller romantiſchen Dichtung ſei; und Sie werden ſich, wenn Sie darüber nachdenken wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beſte in den beſten Romanen nichts andres iſt, als ein mehr oder minder verhülltes Selbſtbekenntniß des Verfaſſers, der Ertrag ſeiner Erfahrung, die Quinteſſenz ſeiner Eigenthümlichkeit.

Alle ſogenannten Romane, auf die meine Idee von romantiſcher Form freilich gar nicht anwendbar iſt, ſchätze ich dennoch ganz genau nach der Maſſe von eigner Anſchauung und dargeſtelltem Leben, die ſie enthalten; und in dieſer Hinſicht mögen denn ſelbſt die Nachfolger des Richardſon, ſo ſehr ſie auf der falſchen Bahn wandeln, willkommen ſein. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigſtens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, in London Langeweile hatte, auch wie eine britiſche Dame vor lauter Zartgefühl endlich zu Boden ſtürzt und ſich blutrünſtig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen ſind im Fielding wie aus dem Leben geſtohlen, und der Wakefield giebt uns einen tiefen Blick in die Weltanſicht eines Landpredigers; ja dieſer Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlorne Unſchuld am Ende wieder fände, der beſte unter allen Engländiſchen Romanen.

Aber wie ſparſam und tropfenweiſe wird einem in allen dieſen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reiſebeſchreibung, welche Briefſammlung, welche Selbſtgeſchichte wäre nicht für den, der ſie in einem romantiſchen Sinne lieſt, ein beſſerer Roman als der beſte von jenen?

Beſonders die Bekenntniſſe gerathen meiſtens auf dem Wege des Naiven von ſelbſt in die Arabeske, wozu ſich jene Romane höchſtens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Credit, alle armen Schlucker zu eſſen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confeſſions von Rouſſeau ſind in meinen Augen ein höchſt vortrefflicher Roman; die Heloiſe in Hinſicht der Kunſt nur ein ſehr mittelmäßiger.

Ich ſchicke Ihnen hier die Selbſtgeſchichte eines berühmten Mannes, die Sie, ſo viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es iſt ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich iſt der komiſche Roman, der darin liegt, faſt ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuoſen im Styl, den Gelehrten, den Hageſtolzen, den Elegant vom guten Ton, in ſeiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieſer abgemeſſnen hiſtoriſchen Perioden ſo klar vor Augen ſehen, wie ſie nur immer wünſchen können. Gewiß man kann viel ſchlechte Bücher und viele unbedeutende Menſchen durchſehen, ehe man ſo viel Lachſtoff auf einem Haufen beiſammen findet.

Nachdem Antonio dieſe Epiſtel vorgeleſen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachſicht der Frauen zu rühmen, daß Amalia ein ſolches Maaß von Belehrung anzunehmen, nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären ſie ein Muſter von Beſcheidenheit, indem ſie bei dem Ernſt der Männer immer geduldig, und was noch mehr ſagen wolle, ernſthaft blieben, ja ſogar einen gewiſſen Glauben an ihr Kunſtweſen hätten. — Wenn Sie unter der Beſcheidenheit dieſen Glauben verſtehen, ſetzte Lothario hinzu, dieſe Vorausſetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht ſelbſt beſitzen, deren Daſein und Würde wir aber zu vermuthen anfangen; ſo dürfte ſie wohl die ſicherſte Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen ſein. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbſtzufriedenheit ſei; indem ſich jeder meiſtens um ſo mehr für einzig hielte, je unfähiger er ſei zu verſtehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach ſie mit der Bemerkung, er hoffe zum Beſten der Menſchheit, jener Glaube ſei nicht ſo nothwendig als Lothario meine; denn er ſei wohl ſehr ſelten. Meiſtens halten die Frauen, ſagte er, ſo viel ich habe bemerken können, die Kunſt, das Alterthum, die Philoſophie und dergleichen für eine bloße Ueberlieferung, die einer dem andern nachſpricht, mit einem Worte, für grundloſe Vorurtheile, welche ſich die Männer unter einander weiß machen, und gegenſeitig einbilden, um ſich die Zeit zu vertreiben. — So lange es, wie mehrentheils geſchieht, nur ein leeres abſtractes Reden über alle dieſe Dinge iſt, erwiederte Lothario, oder wenigſtens bei der bloßen Idee bleibt, ohne wirklich ins Leben einzugreifen; iſt das eben nicht zu verwundern, noch auch den Frauen ſehr zu verargen. Denn nur was die Seele berührt, vermag das Mitgefühl zu ergreifen, und einen lebendigen Glauben hervorzurufen. —

Marcus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an. Alſo ſchon wieder die Charakteriſtik eines lebenden Dichters? fragte

Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufſatze ſelbſt finden, erwiederte Marcus, und fing an zu leſen.

Verſuch über den verſchiedenen Styl in Goethe's früheren und ſpäteren Werken.

Goethe's poetiſche Vielſeitigkeit iſt mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie ſeine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunſt wirken. Der eine ſtrebt dem Idealiſchen der Iphigenia oder des Taſſo nach, der andre macht ſich die leichte und doch einzige Manier der kunſtloſen Lieder und reizenden kleinen Dramas und Singſpiele zu eigen; dieſer ergetzt ſich an der ſchönen und naiven Form des Hermann, jener wird hingeriſſen von der tiefen Begeiſterung des Fauſt. Für denjenigen, welcher auf den Geiſt des Dichters im Allgemeinen ſieht, bleibt der Meiſter der faßlichſte Inbegriff, um den ganzen Umfang ſeiner Vielſeitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaaßen zu überſchauen.

Der Dichter mag ſeinem eigenthümlichen Sinne folgen, und ſelbſt für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehen; der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Beſtreben fühlen, den Dichter ſelbſt zu verſtehen, d. h. die Geſchichte ſeines Geiſtes, ſo weit dieß möglich iſt, zu ergründen. Es kann dieſes freilich nur ein Verſuch bleiben, weil in der Kunſtgeſchichte nur eine Maſſe die andere mehr erklärt und aufhellt. Es iſt nicht möglich, einen Theil für ſich zu verſtehen; d. h. es iſt unverſtändig, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das ganze aber iſt noch nicht abgeſchloſſen; und alſo bleibt alle Kenntniß dieſer Art, nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Beſtreben nach ihr dennoch nicht, wenn dieſe Annäherung, dieſes Stückwerk ein weſentlicher Beſtandtheil zur Ausbildung des Künſtlers iſt.

Es muß dieſe nothwendige Unvollſtändigkeit um ſo mehr eintreten bei der Betrachtung eines Dichters, deſſen Laufbahn noch nicht geendigt iſt. Doch iſt das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir ſollen auch den mitlebenden Künſtler als Künſtler zu verſtehen ſtreben, und dieß kann nur auf jene Weiſe geſchehen; und wenn wir es wollen, ſo müſſen wir ihn eben ſo beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewiſſermaaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den Ertrag unſers aufmerkſamen Forſchens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wiſſen, daß der Unverſtand des großen Hauſens dieſe Mittheilung nach ſeiner alten Art auf mannichfache Weiſe mißdeuten wird. Wir ſollen vielmehr vorausſetzen, daß es mehrere Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernſt wie wir nach gründlicher Erkenntniß deſſen ſtreben, von dem ſie wiſſen, daß es das rechte ſei.

Zuerſt dringt ſich uns die Bemerkung auf, daß man nicht leicht einen andern Autor finden wird, deſſen früheſte und ſpätere Werke ſo auffallend verſchieden wären, wie es hier der Fall iſt. Es iſt der ganze Ungeſtüm der jugendlichen Begeiſterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im ſchärfſten Gegenſatze. Dieſe Verſchiedenheit zeigt ſich aber nicht blos in den Anſichten und Geſinnungen, ſondern auch in der Art der Darſtellung und in den Formen, und hat durch dieſen künſtleriſchen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem, was man in der Mahlerei unter den verſchiedenen Manieren eines Meiſters verſteht, theils mit den Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortſchreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geſchichte der alten Kunſt und Poeſie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaaßen vertraut iſt, und ſie mit Aufmerkſamkeit auf jene beiden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwiſchen jenen beiden bemerken können. Statt dieſe drei Epochen im allgemeinen zu charakteriſiren, welches doch nur ein unbeſtimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen, welche mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu ſein ſcheinen, deren jedes den Charakter ſeiner Periode am beſten repräſentirt.

Für die erſte Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Taſſo iſt es für die zweite, und für die dritte Hermann und Dorothea. Alle drei Werke im vollſten Sinne des Wortes, mehr und mit einem höhern Maaß von objectiver Ausführung und Vollendung als viele andere aus derſelben Epoche.

Ich werde dieſe drei Perioden nur mit Rückſicht auf den verſchiedenen Styl des Künſtlers kurz durchgehen, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken fur denſelben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkundigt die reine Abſonderung von allem Zufälligen in der Darſtellung, die gerade und ſicher auf ihr Ziel und auf das Weſentliche geht, den künftigen Künſtler. Er hat bewundernswürdige Einzelnheiten; aber das Ganze ſteht noch tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutſchen Zeit uns vor Augen gerückt ſind, und mit der auch die Formloſigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgeſetzt iſt. Dadurch bekommt ſelbſt das Manierirte in der Darſtellung einen gewiſſen Reiz, und das Ganze iſt ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines iſt ewig jung auch in dieſem, und ragt einzeln aus ſeiner Umgebung hervor. Dieſes iſt die große Anſicht der Natur, nicht blos in den ruhigen, ſondern auch in den leidenſchaftlichen Stellen. Es ſind Andeutungen auf den Fauſt, und es hätte möglich ſein müſſen, aus dieſen Ergießungen des Dichters ſelbſt das ernſte Streben des künftigen Naturforſchers vorauszuſagen.

Es war nicht meine Abſicht, alle Produkte des Dichters zu claſſificiren, ſondern nur die bedeutendſten Momente im Stufengange ſeiner Kunſt anzugeben. Ich überlaſſe es daher eines jeden eignem Urtheil, ob man etwa den Fauſt wegen der altdeutſchen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrucklichen Witz einer männlichen Poeſie ſo günſtig iſt, wegen des Hanges zum Tragiſchen, und wegen andrer Spuren und Verwandtſchaften zu jener erſten Manier zählen ſoll. Gewiß aber iſt es, daß dieſes große Bruchſtuck nicht bloß, wie die benannten drei Werke, den Charakter einer Stufe darſtellt, ſondern den ganzen Geiſt des Dichters offenbart, wie ſeitdem nicht wieder; außer auf andre Weiſe im Meiſter, deſſen Gegenſatz in dieſer Hinſicht der Fauſt iſt, von dem hier nichts weiter geſagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was menſchliche Dichterkraft je hervorgebracht.

An Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der erſten Manier iſt am merkwürdigſten, daß der Dichter ſo früh ſchon einem beſtimmten Zwecke, einem einmahl gewählten Gegenſtande zu gefallen, ſich genau und eng zu beſchränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich als Uebergang von der erſten Manier zur zweiten aufſtellen.

Das Charakteriſtiſche im Taſſo iſt der Geiſt der ruhigen Beſonnenheit und der nachdenkenden Harmonie; nähmlich daß alles auf ein Ideal von harmoniſchem Daſein und übereinſtimmender Bildung bezogen und ſelbſt die Diſſonanz in weichem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus muſikaliſchen Natur iſt noch nie im Modernen mit dieſer ſinnreichen Gründlichkeit dargeſtellt. Alles iſt hier Antitheſe und Muſik, und das zarteſte Lächeln der feinſten Geſelligkeit ſchwebt über dem ſtillen Gemählde, das ſich am Anfange und Ende in ſeiner eignen Schönheit zu ſpiegeln ſcheint. Es mußten und ſollten die Unarten einer verzärtelten Künſtlerſeele hier zum Vorſchein kommen; aber ſie zeigen ſich im ſchönſten Blumenſchmuck der Poeſie beinah liebenswürdig. Das Ganze ſchwebt in der Atmoſphäre künſtlicher Verhältniſſe und Mißverhältniſſe der vornehmen Stände, und das Räthſelhafte der Auflöſung iſt nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verſtand und Willkühr allein herrſchen, und das Gefühl beinah ſchweigt.

In allen dieſen Eigenſchaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine ſo ſymmetriſche Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Seitenſtück deſſelben wird. Auch Egmonts ſinnender und alles lebendig auffaſſender Geiſt iſt ein heller Spiegel der ganzen ihn umgebenden Welt; die andern Perſonen hingegen ſind nur ein Wiederſchein dieſes Lichts. Auch hier unterliegt eine ſchöne Natur der unwandelbaren Macht des kalten Verſtandes. Nur iſt der Verſtand im Egmont mehr in's Gehäſſige geſchildert, die Perſönlichkeit des Helden hingegen iſt weit edler und liebenswürdiger als die des Taſſo. Das Mißverhältniß liegt ſchon urſprünglich in dieſem ſelbſt, in ſeiner Empfindungsweiſe; die andern ſind mit ſich ſelbſt Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären geſtört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mißlaut iſt, in die Nebenperſonen gelegt. Clärchens Schickſal zerreißt uns, und von Brakenburgs Jammer, dem matten Nachhall einer Diſſonanz, möchte man ſich beinahe wegwenden. Er geht wenigſtens unter, Clärchen lebt fort in ihrem Egmont, die andern repräſentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in ſich ſelbſt, und in ſeiner Seele iſt alles harmoniſch. Selbſt der Schmerz verſchmilzt in Muſik, und die tragiſche Kataſtrophe hinterläßt einen milden Eindruck.

Aus den leichteſten, friſcheſten Blumengeſtalten hervor, athmet derſelbe ſchöne Geiſt jener beiden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigſte Umbildung iſt darin der ſinnliche Reiz des Rugantino, in dem der Dichter ſchon früh das romantiſche Leben eines luſtigen Vagabunden mit Liebe dargeſtellt hatte, in die geiſtreichſte Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmoſphäre in den reineren Aether der Poeſie emporgehoben.

In dieſe Epoche fallen die meiſten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgiſchen Verſuchen und bloß wie zum Verſuch angeſtellten Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künſtleriſchen Verfahrens oft wichtiger iſt, als das einzelne Reſultat. Auch der Egmont iſt nach des Dichters Ideen von Shakeſpeare's römiſchen Stücken gebildet. Und ſelbſt beim Taſſo konnte er vielleicht zuerſt an das einzige deutſche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verſtandes iſt, obgleich eben nicht des dramatiſchen, an Leſſings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß Meiſters Lehrjahre, in welchem Werke alle Künſtler eine nicht leicht zu erſchöpfende Quelle des künſtleriſchen Nachdenkens finden, in gewiſſem Sinne, der materiellen Entſtehung nach, ein Studium nach Romanen iſt, die wohl vor einer ſtrengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zuſammen als eine Gattung gelten dürften.

Dieß iſt der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunſtwerk ſein kann! Das Vorbild iſt dem Künſtler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu geſtalten. So wie Goethe dichtet, das heißt nach Ideen dichten: in demſelben Sinne, wie Plato fordert, daß man nach Ideen leben ſoll.

Auch der Triumph der Empfindſamkeit geht ſehr weit ab vom Gozzi, und in Rückſicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Auf die Frage, in welche Periode wir Meiſters Lehrjahre ſtellen ſollen, iſt etwa Folgendes zu bemerken. Bei der künſtlichen Geſelligkeit, bei der Ausbildung des Verſtandes, die in der zweiten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiscenzen aus der erſten, und im Hintergrunde regt ſich überall der claſſiſche Geiſt, welcher die dritte Periode bezeichnet.

Dieſer claſſiſche Geiſt liegt nicht bloß im Aeußerlichen; denn nenn ich nicht irre, ſo iſt ſogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, welchen der Künſtler dem Ton der Alten nachgebildet hat, von demſelben Geiſte beſeelt, wie die äußre Form der epiſchen Weiſe im vertraulichen Hexameter.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Anſichten, ferner das meiſtens ſüdliche Colorit und Coſtüm, der ruhige weiche Ton, der antike Ausdruck, die beſonnene, heitre, oder auch ſelbſtgefällige Ironie, bilden die Elegien, Epigramme, Epiſteln, Idyllen zu einem Kreiſe, gleichſam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, ſie als ein Ganzes und in gewiſſem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieſer Gedichte liegt in der eigenthümlichen Charakterſtimmung, die ſich darin äußert und zur Mittheilung gleichſam gehen läßt. Sie wird durch die claſſiſche Sprache nur noch anziehender. Es iſt eine gemüthliche, deutſche Sinnlichkeit ganz durchdrungen von der umgebenden Künſtlerwelt und aufgelöſt in die antike Schönheit derſelben.

Wir betrachten nur den Charakter der einzelnen Perioden mit Hinſicht auf die erſten Forderungen der Kunſt.

In den Erzeugniſſen der erſten Manier iſt das Subjective und das Objective durchaus vermiſcht; das erſte aber überwiegend. In den Werken der zweiten Epoche iſt die Ausführung im höchſten Grade objectiv. Aber das eigentlich Intereſſante derſelben, der Geiſt der Harmonie und der Beſonnenheit oder der Selbſtbetrachtung, verräth ſeine Beziehung auf eine beſtimmte Individualität. In der dritten Epoche iſt beides rein geſchieden, und Hermann und Doro thea durchaus objectiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geiſtigen Jugend ſcheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der erſten. Aber die Natürlichkeit iſt hier nicht ſelbſt eine natürliche Ergießung, ſondern abſichtlich volksgemäße Lebendigkeit für die Wirkung nach Außen. In dieſem Gedichte zeigt ſich auf andre Weiſe dieſelbe idealiſche Haltung, welche andre nur allein in der Iphigenia finden wollen.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, in einem Schema ſeines Stufenganges alle Werke des Künſtlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beiſpiel anſchaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß das Gedicht Prometheus und die Zueignung wohl würdig ſcheinen, neben den größten Werken desſelben Meiſters geſtellt zu werden. In den vermiſchten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Intereſſante. Aber für die erhabenen Geſinnungen, die hier ausgeſprochen ſind, laſſen ſich kaum glücklichere Formen wünſchen, und der wahre Kenner müßte im Stande ſein, allein aus einem ſolchen Stück die Höhe, auf der alle ſtehen, zu errathen.

Nur vom Meiſter muß ich noch einige Worte ſagen. Drei Eigenſchaften ſcheinen mir daran die auffallendſten und bemerkenswertheſten. Erſtlich, daß die Individualität, welche darin erſcheint, in verſchiedene Strahlen gebrochen, unter mehrere Perſonen vertheilt iſt. Dann der antike Geiſt, den man bei näherer Bekanntſchaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Dieſe glückliche Combination eröffnet eine ganz neue Ausſicht auf das, was die höchſte Aufgabe aller Dichtkunſt zu ſein ſcheint, die Verbindung des Claſſiſchen und des Romantiſchen. Das dritte iſt, daß das Eine untheilbare Werk in gewiſſem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes iſt. Ich drücke vielleicht, was ich meine, am deutlichſten aus, wenn ich ſage: das Werk iſt zweimahl gemacht, in zwei ſchöpferiſchen Momenten, aus zwei Ideen iſt es hervorgegangen und gebildet. Die erſte Idee war blos die eines Künſtlerromans; nun aber ward das Werk, überraſcht von der alles umfaſſenden Tendenz ſeiner Gattung, plötzlich viel größer als ſeine erſte Abſicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunſt hinzu, und ward der Inhalt und Geiſt des Ganzen. Eine eben ſo auffallende Duplicität iſt ſichtbar in der beiden künſtlichſten und verſtandvollſten Kunſtwerken im ganzen Gebieth der romantiſchen Kunſt im Hamlet und im Don Quixote; denn auch dieſe beiden Werke ſind zwiefach gedichtet, und es iſt auf die erſte Grund Idee, eine zweite Idee in das ſchon vollendete Gebilde von neuem hineingedichtet. Auch von Cervantes und Shakeſpeare kann man ſagen, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum iſt, und eine Gattung für ſich bildet; und in dieſer Hinſicht, ſo wie in der Höhe und Tiefe des künſtleriſchen Verſtandes ſind ſie die einzigen, mit denen Goethe's poetiſche Vielſeitigkeit eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakeſpeare den Stoff umbildet, iſt dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch einzelne Formen und beſtimmte Romanenwerke von ganz beſondrer Art zum Vorbilde. Nur iſt Goethe's Kunſt durchaus progreſſiv, und wenn auch ſonſt ihr Zeitalter jenen günſtiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß ſie von niemandem erkannt ward, und allein für ſich blieb: ſo iſt doch das jetzige Zeitalter für eine fortſchreitende Poeſie nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat ſich in ſeiner langen Laufbahn von ſolchen Ergießungen des erſten Feuers, wie ſie in einer theils noch rohen, theils ſchon verbildeten Zeit, überall von Proſa und von falſchen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunſt heraufgearbeitet, welche zum erſten Mahl die ganze Poeſie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines unbeſchränkten Fortſchreitens zur höchſten Stufe der Vollkommenheit enthält.

Der Geiſt, der jetzt rege iſt, muß auch dieſe Richtung nehmen, und ſo wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig ſein werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn ſie nach Goethe's Vorbilde in Verſuchen und Werken jeder Art unermüdet nach dem Höheren und Vollkommnen trachten; wenn ſie ſich das univerſelle Streben, die großen Kunſt- und Bildungs-Maximen dieſes Dichters zu eigen machen, die noch der mannichfaltigſten Anwendung fähig ſind; wenn ſie wie er, das Sichre des Verſtandes dem Schimmer des Geiſtreichen vorziehen;

ſo wird jener Keim nicht abermahls in kleinliche Zerſplitterung verloren gehen, und Goethe nicht das Schickſal des Cervantes und des Shakeſpeare haben, ſondern der Stifter und Begründer einer neuen Poeſie ſein können, für die Mitwelt und die Folgezeit, wie es Dante auf andre Weiſe im Mittelalter geweſen.

Antonio. In dieſer letzten Zuſammenſtellung von Dante und Goethe haben Sie uns wohl nur die concentrirteſte Zuſammendrängung aller Kraft der Poeſie, die aus dem ganzen geſchichtlichen Umkreiſe derſelben bekannt iſt, mit der man[illegible]faltigſten Vertheilung und dem leichteſten Wechſel derſel[illegible] als gleiche Größen darſtellen und anſinnen wollen. Wenn Sie in dieſer Weiſe fortfahren, das poſitive und das negative Ende der geſammten Dichtkunſt, wie es wohl in phyſikaliſchen Verſuchen geſchieht, in Berührung zu bringen: ſo wird es nicht an einer vortrefflichen Indifferenz fehlen, für Ihre ſogenannte neue Schule; denn was andres als eine wunderlich gemiſchte Indifferenz von allen möglichen und unmöglichen Kunſtverſuchen kann wohl entſtehen, wenn der einmahl allſeitig erregte Bildungstrieb ohne Unterlaß nach allen Extremen, in leichter Poeſie abwechſelnd hinüberſpielt?

Amalia. Laſſen Sie uns endlich mit dieſen ewigen Schülern, die einem wohl die Freude an jedem Meiſter verderben könnten. Bleiben wir lieber mit ſinniger Liebe bei dem Vorbilde jenes reichen Kunſtgeiſtes ſtehen, welches wir einmahl als das vorzüglichſte erkannt haben.

Lothario. Die Sorge für die zukünftige deutſche Poeſie bleibe dem Apollo und allen Muſen überlaſſen. Erfreulich aber und zugleich belehrend war es mir, jenen Gang der Entwicklung, der uns früher an den geſchichtlichen Epochen der Dichtkunſt im Großen dargeſtellt worden, nun auch in der mannichfach verſchlungenen Laufbahn eines einzelnen reichbegabten Dichtergeiſtes nachgewieſen zu ſehen.

Andrea. Mich freut es, daß in dem mitgetheilten Verſuch endlich das zur Sprache gekommen iſt, was mir gerade die höchſte aller Fragen über die Kunſt der Poeſie zu ſein ſcheint. Nähmlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen ſie möglich, in wie fern ſie rathſam ſei. Wir ſollten vor allem verſuchen, dieſem Problem ganz auf den Grund zu kommen!

Ludovico. Ich würde gegen die Einſchränkungen proteſtiren, und für die unbedingte Vereinigung ſtimmen. Der Geiſt der Poeſie iſt nur einer und überall derſelbe.

Lothario. Allerdings der Geiſt! Es möchte ſich hier aber wohl die Eintheilung in Geiſt und Buchſtaben anwenden laſſen. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargeſtellt oder doch angedeutet haben, iſt, wenn Sie wollen, der Geiſt, das innre Weſen, die belebende Seele der Poeſie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen, ja ſogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, den ganzen Inhalt und Stoff, ſo wie auch die äußre Form, nur für den Buchſtaben halte. Im Geiſt mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine ſolche machte unſer Freund uns aufmerkſam. Nicht ſo im Buchſtaben der Poeſie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaaße bleiben ewig entgegengeſetzt. Ein drittes Mittleres zwiſchen beiden giebt es nicht; die Verſuche einer ſolchen Verſchmelzung würden nur auf Unförmlichkeiten führen. Es iſt auch eigentlich unnöthig, und ſoll es uns genügen, wenn wir in unſern deutſchen Naturformen alle weſentliche Bedürfniſſe, Richtungen und Verſchiedenheiten des metriſchen Ausdrucks der alten und neuen Poeſie, ſo viel als nöthig und möglich iſt, auf anderm und eigenem Wege erreichen mögen.

Andrea. Auch in andrer Beziehung findet ſich ein ſolcher unbedingter Gegenſatz. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenſchaften bei den Alten und den Modernen ſchlechthin verſchieden iſt. Bei jenen ſind ſie idealiſch gedacht, und plaſtiſch ausgeführt, wie die alten Götterbilder. Bei dieſen iſt der Charakter entweder wirklich geſchichtlich, oder doch ſo conſtruirt, als ob er es wäre; die Ausführung hingegen iſt mehr mahleriſch individuell, nach Art der ſprechenden Aehnlichkeit im Porträt.

Antonio. So müſſen wir die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchſtabens ſein ſollte, wunderlich genug zum Geiſt der Poeſie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Gegenſatz ſich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten ſinnlichen Sprache und unſrer abſtracten entſchieden entgegengeſetzt iſt; ſo finden ſich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiethe in das andre; und ich ſehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludovico. Und ich ſehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchſtaben des Buchſtabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen ſollten, daß die Sprache dem Geiſt der Poeſie näher ſteht, als andre Mittel derſelben. Die Sprache oder das Wort, welches urſprünglich gedacht, identiſch mit der ſymboliſchen Kraft, das erſte unmittelbare Werkzeug iſt, durch welches die Geiſter wirken und in magiſche Berührung treten.

Lothario. Man wird beim Dante, bei Shakeſpeare und andern ſolchen Dichtern erſter Größe Stellen, Wendungen, einzelne Ausdrücke und ſonderbar verknüpfte Worte finden, welche an ſich betrachtet ſchon das ganze Gepräge der höchſten Einzigkeit an ſich tragen und gerade ſo geſagt und geſtellt, von keinem andern, wie wir es deutlich empfinden, herrühren könnten. Hier ſtehen nun offenbar Ausdruck und Sprache dem Geiſte des Urhebers näher, als andre Werkzeuge und Mittel der Poeſie es je ſein können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Verſuch über Goethe auszuſetzen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatoriſch ausgedrückt ſind. Es könnte doch ſein, daß in andern, uns noch entfernten Regionen der unermeßlichen Kunſtwelt, dieſe neue Kunſtſonne, welche Sie uns aufgeſtellt haben, von jenen fernen Planetenbewohnern, ganz anders angeſehen würde, und ihnen in einem andern minder ſtark glänzendem Lichte erſchiene.

Marcus. Ich bekenne gern, daß ich den Stufengang dieſes Meiſters in der Kunſt der Poeſie nur ſo dargeſtellt habe, wie er mir erſcheint. Nähmlich wie es mir vorkommt, nachdem ich auf's ſorgfältigſte geforſcht habe, mit Hinſicht auf jene Maximen der Kunſt und der Bildung, überdie wir im Ganzen einig ſind.

Antonio. Dieſe Einigkeit mag wohl nur ſehr relativ ſein.

Marcus. Es ſei damit wie es wolle. Ein wahres Kunſturtheil, werden Sie mir eingeſtehen, eine ausgebildete, durchaus fertige Anſicht eines Werkes iſt immer eine kritiſche Thatſache wenn ich ſo ſagen darf. Aber auch nur eine Thatſache, und eben darum iſt es eine leere vergebliche Arbeit, es motiviren zu wollen; es müßte denn das Motiv ſelbſt ein neues Factum oder eine nähere Beſtimmung des erſten enthalten.. Oder es geſchieht dieſes bloß für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wiſſenſchaft beſitzen, ohne welche das Kunſturtheil nicht möglich wäre, die es aber ſo wenig ſchon ſelbſt iſt, daß wir ſie nur gar zu oft mit dem abſoluten Gegentheil aller Kunſt und alles Urtheils auf's vortrefflichſte zuſammen beſtehen ſehen. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geſchicklichkeit beſſer weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch ſo künſtlich zubereiteten Mittheilung eines Kunſturtheils kein anderer Anſpruch liegen, als die Einladung, daß jeder ſeinen eignen Eindruck eben ſo rein zu faſſen und ſtreng zu beſtimmen ſuche, und dann den andern mitgetheilten Kunſteindruck auch der Mühe werth achte, darüber nachzudenken, ob er damit übereinſtimmen könne, um ihn in dieſem Falle frei und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinſtimmen, ſo heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, ſagt der andre, ganz im Gegentheil, mir ſchmeckt das Bittre beſſer.

Lothario. Es darf über manches Einzelne ſo heißen und dennoch bleibt ein Wiſſen in Dingen der Kunſt ſehr möglich. Und ich denke, wenn jene hiſtoriſche Anſicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Grundgeſetze der Poeſie auf einem ähnlichen Wege, wie der, welchen unſer philoſophiſcher Freund verſucht hat, aufzuſtellen; ſo würde die Dichtkunſt ein Fundament haben, dem es weder an Feſtigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergeſſen Sie nicht das Vorbild, welches ſo weſentlich iſt, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beſtändig erinnert, uns zur Vergangenheit zu erheben, und der beſſern Zukunft entgegen zu arbeiten. So wollen wir wenigſtens an jener Grundlage feſthalten.

Lothario. Ein wohl uberlegter Entſchluß, gegen den ſich nichts einwenden läßt. Gewiß werden wir auf dieſem Wege immer mehr lernen, uns über das Weſentliche einander zu verſtehen. Und doch ſcheint mir, fehlt unſerer ganzen Betrachtung noch etwas ſehr Weſentliches.

Amalia. Und worin finden Sie dieſes Fehlende ? Sagen Sie es aber lieber nicht, wenn Sie es uns nicht gleich ſelbſt ergänzen und geben wollen. Ich kenne nichts Quälenderes, als wenn man uns, ſo wie es die Kritiker machen, nur immer die Unvollkommenheiten und Lücken in einem geliebten Kunſtwerk oder in unſern weſentlichen Ideen ſcharfſinnig nachweiſ't, ohne uns zugleich auf die harmoniſche Ergänzung hinzuführen, wo uns dann nach allem Aufwande von Scharfſinn nur das deutliche Gefühl eines ſchmerzlichen Unzuſammenhangs zuruckbleibt.

Lothario. Eben die letzte Harmonie des Ganzen, der Mittelpunkt iſt es, was ich noch in dieſer gemeinſamen Anſicht vermiſſe. Soll ich aber die Idee, von wo aus ich die Ergänzung herleiten möchte, wenigſtens andeuten; ſo werde ich unvorbereitet, in der freien Rede ſehr im Nachtheil ſtehen gegen die vollſtandig ausgebildeten Mittheilungen der Freunde; und nur durch die einleuchtende Klarheit des Gedankens, den ich in kurzen Worten als Schlußſtein jener früher aufgeſtellten Grundlagen anfügen will, kann ich hoffen, zu einigem Gleichgewichte mit den gediegenen Arbeiten ſo ehrenwerther und bewährter Kunſtfreunde zu gelangen. Was ſie uns aber bis jetzt gegeben haben, waren eigentlich nur erſt zwei Elemente der Kunſt und Poeſie, deren jedes uns von einer zwiefachen Seite dargeſtellt wurde. Das erſte und unentbehrlichſte dieſer Elemente iſt das der deutlich erkannten Kunſtbildung nach ihrem beſtimmten und abgeſonderten Stufengange der geſammten, alten und neuern Poeſie, und dasſelbe Element wurde uns dann zur unmittelbaren Anwendung, an einem einzelnen reichen Kunſtgenie und Vorbilde der Gegenwart, noch näher vor die Augen gerückt. Das zweite Element iſt jenes unſichtbare, welches uns die verborgne Wurzel und Quelle aller Dichtung und Sage in der wunderbaren Kraft der Fantaſie enthüllt, deren ewiges Wirken und Schaffen in der ſymboliſchen Welt der Mythologie, oder in der Naturſage wie in der Naturanſchauung daheim iſt. Dasſelbe Element hat unſer humoriſtiſcher Freund nur von einer andern Seite ergriffen, und es in ſeinem ewigen Kampfe mit der proſaiſchen Wirklichkeit dargeſtellt; denn aller wahrhaft poetiſche Witz und dichteriſche Humor iſt doch nur eine angewandte Fantaſie, oder eine indirecte Aeußerungsart derſelben.

Antonio. Sie wollen ſagen, daß ich die Poeſie, und das heißt doch wohl, die dichtende Fantaſie, im gebundenen Zuſtande der ſogenannten gemeinen und reellen Wirklichkeit oder im Stande der Erniedrigung zu beobachten und zu zeigen verſucht; und das will ich mir ſchon gefallen laſſen, und gern eingeſtändig ſein, wenn es auch nur des Gegenſatzes oder der Abwechslung wegen geſchehen wäre, da ich von allen Seiten die andern mehr olympiſch geſtimmten und geſinnten Geiſter hinreichend bemüht ſah, die Kunſt in ihrer idealiſchen Höhe auf das glorreichſte zu verherrlichen.

Lothario. Wo uns zwei entgegengeſetzte Elemente gegeben ſind, es ſei für welchen Gegenſtand der Natur oder des menſchlichen Daſeins und Wirkens es wolle: da dürfen wir kühn vorausſetzen, daß wir noch ein drittes, als vollendende Einheit des Ganzen, zu jenen erſten zweien anzufügen und aufzuſuchen haben.

Wie nun das vollkommenſte Weſen in drei Kräften gemeinſam wirkt oder erkannt wird; ſo beruht auch das innre Leben des Menſchen auf jenen drei Principien von Geiſt, Seele und Körper, oder den drei Blättern im Buche der Ewigkeit, als dem Worte der Verherrlichung und Offenbarung des ewigen Vaters und Schöpfers aller Dinge.

Als ein treuer Spiegel der Menſchenſeele muß auch die Poeſie in jener dreifachen Grundkraft verſtanden werden; und es muß alſo eine Poeſie des Geiſtes, ein dichteriſches Element der Seele und ein mehr verkörpertes Darſtellungsgenie in der Kunſt, abgeſondert vorhanden ſein und deutlich unterſchieden werden können.

Und ſo verhalt es ſich auch wirklich. Die materielle Dichtkunſt iſt diejenige, welche auf der Vorſtellung der äußern Gegenſtände, der Begebenheiten, Charaktere, Handlungen, Leidenſchaften beruht, und dieſe in der ganzen Fülle der einzelnen Züge, der eigenthümlichſten Wahrheit und der hiſtoriſchen Wirklichkeit nach den Geſetzen und in dem verklärenden Lichte der Poeſie zu ſchildern verſucht. Außer der dramatiſchen Gattung gehört aber auch der Roman in dieſe Sphäre; da er, obwohl der äußerlichen Form der Poeſie, als proſaiſche Dichtkunſt entſagend, doch auch auf die Darſtellung der äußern Welt gerichtet iſt, es ſei nun zur Entwicklung des innern Lebens, oder in den Verwicklungen und im Spiel des geſellſchaftlichen Daſeins, dem auch das dramatiſche Schauſpiel und Luſtſpiel nicht ſelten gewidmet iſt. Einen andern Zweig dieſer gröberen und mehr körperlichen Darſtellungs-Poeſie, bildet die polemiſche Dichtkunſt, welche an einem feindlichen Stoffe und den widerſtrebenden Gegenſtänden einer abſichtlich oder willkührlich als unpoetiſch aufgefaßten Wirklichkeit ihr Genie und ihre genialiſche Begeiſterung ausläßt; in der Satyre der Volkskomödie oder in der humoriſtiſchen Ergießung, und in welcher andern Form ſich noch die Poeſie des Witzes kund geben mag. Die höchſte Stelle aber unter dieſen verſchiedenen Arten der ganzen Gattung nimmt die tragiſche Kunſt ein, die ich aber lieber, in einem weitern Sinne als idealiſche Darſtellung einer erhabenen oder ſchönen Wirklichkeit bezeichnen möchte. Dieſe ganze Art von Poeſie nun, ſoll uns ein treues Bild geben von dem Spiele des innern Daſeins im Kampfe mit der äußern Welt. Auf eine andre höhere Stufe und in eine freiere Ausſicht der Fantaſie führt uns dagegen der epiſche Sagenſtrom; denn dieſer hat es gar nicht mehr mit der Gegenwart und Wirklichkeit zu thun, ſie mag nun idealiſch oder polemiſch aufgefaßt werden. Er entſpringt einer tieferen Naturquelle, und auch was geſchichtlich iſt in dieſer Poeſie der Vergangenheit, wird aufgelöſt und verſchmilzt in das allgemeine Sagen Element uralter und ewiger Fantaſie, ſo daß nichts Einzelnes mehr in reeller Abſonderung dramatiſch hervortreten kann. Die Sage iſt mit einem Wort die Seele der Poeſie, wo die geiſtige Bedeutung und die lebendige Darſtellung ſich gegenſeitig vollſtändig durchdringen: und iſt eben darum zugleich auch die Poeſie der Natur und unvergänglichen Erinnerung. In dieſer Sphäre der Dichtkunſt iſt das Epos oder der Heldengeſang die höchſte Art. Das philoſophiſche Naturgedicht oder die alte Koſmogonie der Götterſage bildet nur einen Zweig, eine Epiſode desſelben; die Romanzen ſind die einzelnen, zerſtreuten Anklänge der epiſchen Sage, wie das Idyll bei den Alten ein Fragment vom dichteriſchen Gemählde war; und das Mährchen iſt eine Spielſage, als arabeske Dichtung zum Scherz der Fantaſie, in allem Bilderſchmuck der blühendſten Poeſie.

Es bleibt manches lokal und unbeſtimmt in der mannichfaltigen Fülle aller dieſer verſchiedenen Formen und Arten der Poeſie, welche oft nah an einander gränzen, eine in die andre übergehen, oder ihren Charakter verwechſeln und vermiſchen. Unſtreitig aber kann eine wahre und genügende Theorie der Dichtungsarten, wie unſer Freund ſie ſo dringend fordert, nur aus dieſer Idee von der dreifachen Grundkraft der Poeſie abgeleitet werden.

Eine dritte Gattung, nächſt jener materiellen Dichtkunſt, und dann der Poeſie der Sage und Natur, als dem Seelen-Element aller Mythologie, bildet die Poeſie des Geiſtes, welche in einer noch höhern Region des Göttlichen wandelt. Die lyriſche Gattung, der ich eine viel höhere Würde und Bedeutung anweiſe, als ihr in den bisherigen Darſtellungen, die wir uns gegenſeitig mitgetheilt haben, bis jetzt zu Theil geworden, iſt die eigentliche Sphäre für dieſe Poeſie der Begeiſterung. Zwar bricht wohl jedes lebendige Gefühl, welches die Bruſt des Dichters berührt, ſchon ganz kunſtlos in mannichfache Lieder aus; die Begeiſterung in den choriſchen Geſängen iſt mehrentheils eine vaterländiſche; und auch die tiefe elegiſche Liebesklage nimmt eine weſentliche Stelle ein im Kreiſe der lyriſchen Dichtung. Indeſſen bleibt doch das Göttliche der wahre und eigenthümlichſte Gegenſtand der höchſten Begeiſterung, wie ſchon der Nahme darauf hinführt; und eigentlich geiſtliche Gedichte ſind kaum anders denkbar, als in der lyriſchen Art. Selbſt bei den Alten gab wohl die Mythologie den Stoff her für alle epiſchen Geſänge und dramatiſchen Werke; aber der tiefere Sinn der Myſterien konnte nur in Hymnen ausgeſprochen werden. Symboliſch iſt die Sprache, wie die Bilder und Gedanken, in dieſer älteſten Poeſie; und zwar in einem ganz vorzüglichen Sinne. Denn hier iſt das Symbol noch rein und ſtreng in ſich geſchloſſen, als einfache Hieroglyphe, und iſt noch nicht in Sage zergangen oder zur mythiſchen Geſchichte entfaltet. Der alte Hymnus iſt die Grundform der lyriſchen Dichtung und eben darum auch der Anfang aller Poeſie; in welcher Urform, die drei Unterarten der entwickelten lyriſchen Kunſt, noch wie in der gemeinſamen Wurzel beiſammen liegen. Denn der wahre, gottbegeiſterte Hymnus vereinigt die Muſik und den Wohllaut des kunſtloſen Liedes, mit der Hoheit und Begeiſterung des choriſchen Geſanges, und mit der Tiefe des ſchwebenden Gefühls und der fortgehenden Gedankenverwebung in der elegiſchen Dichtung. Die gnomiſchen Dichterſprüche, als Poeſie der Gedanken, bilden nicht ſowohl eine Unterart, als einen Zweig und Epiſode für dieſe ganze Gattung der Poeſie des Geiſtes und der Begeiſterung. Sowohl die geflügelten ſymboliſchen Orakelſprüche des grauen Alterthums, als die wahrhaft dichteriſchen Epigramme und Sinngedichte einer neuern Zeit, dienen als geiſtige Blüthen des höchſten Gefühls, oder als lichte Gedankenſtrahlen und helle Anhaltspunkte zum Träger und zur reichen Zierde für jenen vollen lyriſchen Strom des begeiſterten Geſanges. Nehmen wir die höchſten Momente und Lichtpunkte aus der lyriſchen Kunſt der alten und neuen Poeſie zuſammen; vereinigen wir in Gedanken die geiſtige Schönheit des Petrarca, in ſeiner höheren allegoriſchen Bedeutung, und die milde Hoheit und ruhige Würde der Begeiſterung in den Pindariſchen Geſängen. Denken wir uns dann zu jenen höchſten Formen poetiſcher Kunſt und Schönheit, um die Idee der höchſten lyriſchen Vollkommenheit zu vollenden, für den innern Gehalt noch die gottbegeiſterten Pſalmen des heiligen Dichters der Hebräer hinzu; jene geflügelten Lobgeſänge auf den Herrn der Heerſchaaren, welche zugleich doch auch ſo menſchlich tief gefühlt ſind. Denn wenn ſchon der choriſche Geſang der Griechen in ſeiner kreiſenden Bewegung den himmliſchen Reigen der Geſtirne nachbildet, nach der Idee eines Pythagoras oder Plato von dem Harmonienzauber der Sphären; ſo ſtellen uns jene heiligen Geſänge den ſchaffenden Geiſt ſelbſt dar, welcher den Orion und das Siebengeſtirn geordnet hat. Nicht immer ſchildern ſie uns bloß die Sehnſucht des eignen Herzens nach dem göttlichen Urquell, ſondern ſie entfalten auch die ſideriſchen Wunder der Schöpfung überall in ihrem herrlichen Reichthum. Nur in lyriſchen Sinnbildern laſſen ſich dieſe ewigen Geheimniſſe der Offenbarung ausſprechen, und dieſe höchſte lyriſche Gattung iſt daher auch die eigentliche Sphäre für die chriſtliche Dichtkunſt: dagegen jede chriſtliche Nachbildung oder Aneignung der alten Epopöe und mythiſchen Dichtung in ihrer heidniſchen Form ſchon in der erſten Anlage den Keim des Mißlungenen mit ſich trägt. Aus dieſer höchſten Region mag ſich aber allerdings dieſes göttliche Licht der chriſtlichen Schönheit, wie ein heller Morgenſtern über alle Blumengefilde der Fantaſie und über das ganze Gebieth der Poeſie verbreiten und alles im Geiſte der Liebe neu verklären.

Kann es eine Poeſie des Unſichtbaren geben, der man es anfühlt, daß ſie nicht von dieſer Welt iſt, ſo iſt es nur dieſe Poeſie der Wahrheit und der göttlichen Geheimniſſe. Die wahre ſymboliſche Dichtkunſt iſt nicht immer und überall, eine kunſtloſe Natur und unbewußte Volks oder auch bloße Sagen Poeſie, der wir ihre nächſte Stelle nach der erſten ſchon angewieſen haben und in hohen Ehren laſſen wollen. Jene erſte aber iſt vielmehr eine nicht bloß mit der äußern Bilderhülle ſpielende, ſondern zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wiſſende Poeſie. Wenn uns daher unſer naturphiloſophiſcher Freund, den Realismus von der dichteriſchen Seite gezeigt hat, und als Grundlage der Fantaſie und Quelle einer neuen tieferen Naturpoeſie darſtellen wollte; ſo wäre zu wünſchen geweſen, und bliebe noch übrig, nur einen Schritt weiter zu gehen und uns zum Spiritualismus zu erheben. Das heißt, zu jener Denkart, welche der Offenbarung, ſo wie jeder alten, wenn auch nur Platoniſchen Theologie zum Grunde liegt; von der auch, weil es der allgemeine Glaube der Urwelt war, die deutlichſten Spuren, aus den Bruchſtücken jedweder älteſten, indiſchen, nordiſchen oder helleniſchen Poeſie noch häufig einzeln hervorblicken. Der Spiritualismus aber iſt die Lehre von der dreifachen Grundkraft des göttlichen und des menſchlichen Daſeins, oder von dem vereinigten Wirken und Leben des Geiſtes und der Seele in Gott und ſeinem ewigen Worte.

Nur auf dem Grunde dieſer Anſicht von den drei Principien des innern Lebens, kann auch die Idee der Poeſie vollſtändig und ganz erfaßt werden, wie ich es hier anzudeuten verſucht habe. Aus dieſer vollſtändigen Idee des Ganzen aber werden dann alle die übrigen Ideen für die verſchiedenen Arten und Aeußerungen, Formen und Hervorbringungen der Poeſie von ſelbſt erfolgen und leicht in künſtleriſche Anwendung für jedes Einzelne zu bringen ſein.

Antonio. Wir dürfen alſo nun nichts mehr wünſchen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludovico. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte im voraus zu conſtruiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in Ihrem Sinne, Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meinen. Doch weiß ich ſelbſt aus eigner Erfahrung das Gegentheil. Ich darf ſagen, daß einigemahl der Erfolg meiner Erwartungen von einem beſtimmten Gedicht entſprochen hat, was auf dieſem oder jenem Felde der Kunſt nun eben zunächſt nothwendig oder doch möglich ſein möchte.

Andrea. Wenn Sie dieſes Talent beſitzen, ſo werden Sie mir alſo auch ſagen können, ob wir hoffen dürfen, jemahls wieder ein wahrhaft antikes Trauerſpiel zu bekommen.

Lothario. Es iſt mir im Scherz und auch im Ernſt willkommen, daß Sie dieſe Aufforderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meinung der andern wieder urtheile, ſondern wenigſtens noch dieſes Eine aus eigner Anſicht zum Gaſtmahl beitrage. Wenn erſt der innre Naturſinn der alten Götter- und Heldenſage, als Rieſenſtimme der Urzeit auf dem Zauberſtrome der Fantaſie zu uns herübertönend, durch den Geiſt einer ſelbſt lebendigen und auch das Leben klar verſtehenden Philoſophie, uns naher enthüllt und auch für uns wieder erneut und verjüngt ſein wird: ſo kann es möglich ſein, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären, durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu feſſeln. Es wäre dabei ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt, ja ſogar rathſam; ungefähr ſo wie ſie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter laſſen ſich in unſrer Sprache ſo vortrefflich bilden, wie Hexameter. Aber die choriſchen Sylbenmaaße ſind, fürchte ich, eine unauflösliche Schwierigkeit.

Antonio. Wenn Sie den hohen Geiſt der alten tragiſchen Kunſt nicht ohne das in unſrer Form und Sprache und Versart einheimiſch zu machen wiſſen; durch die rhythmiſchen Kunſtſtücke wird er ſich nicht bannen laſſen. Darüber waren wir, glaube ich, vorhin ſchon einig geworden.

Camilla. Und warum ſollte der Inhalt durchaus immer mythologiſch, warum dürfte er nicht auch geſchichtlich ſein?

Lothario. Weil wir bei einem geſchichtlichen Gegenſtande nun einmahl die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geiſt des Alterthums ſchlechthin widerſpricht. Der Künſtler würde da auf eine oder die andre Art gegen die alte Tragödie oder gegen die romantiſche den kürzern ziehen müſſen.

Ludovico. Es giebt geſchichtliche Momente, die wie ein Gebilde und Gedicht der Fantaſie auf uns wirken, und ſchon in dem nackten Umriß, in den rohen faktiſchen Grundzügen dieſen vollen Charakter kühner Poeſie an ſich tragen. Auf dieſes Gepräge aber und innre Vorwalten der Fantaſie kommt es eigentlich an, und nicht darauf, ob die Begebenheit wirklich geſchehen iſt oder erdichtet. So tritt aus der helleniſchen Geſchichte, Alexander der Große, wie ein zweiter Achilles, in poetiſcher Heldengeſtalt hervor, und ſein kurzer Siegeslauf geſtaltet ſich von ſelbſt zur tragiſchen Dichtung. Dagegen ließe ſich vielleicht ein oder der andre mythiſche Gegenſtand auffinden, dem eine wirklich nüchterne hiſtoriſche Trockenheit beiwohnt, ſo daß er nicht zur Poeſie geeignet wäre.

Camilla. So hoffe ich doch, daß Sie die Niobe zu den glücklichſten und herrlichſten mythologiſchen Gegenſtänden rechnen werden. Ich kann mir recht denken und mich darin vertiefen, wie in dieſem verſteinernden Schmerz und erhabenen Muttergefühl die allgemeine Trauer des Daſeins auf eine recht große Weiſe ausgedrückt ſein könnte.

Lothario. Wie in jenem bewunderten Gebilde der Antike, welche uns den tragiſchen Schmerz und Untergang in ſolcher Schöne und hohen Anmuth darſtellen. Nur verhüte die Charis, welche die tragiſche Kunſt vor allen andern beſeelen und beherr-

Inhalt.

Seite

I. Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie. 1795—1796.

Vorrede IX

Erſtes Kapitel.

Von dem gegenwärtigen verworrenen Zuſtande der modernen Dichtkunſt, und wo die Aufgabe derſelben zu ſuchen ſei. Von dem Princip der Künſtlichkeit in dem Urſprunge und in der Entwicklungsgeſchichte, ſo wie in den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der neueren Poeſie; und von der vorherrſchenden philoſophiſchen Richtung, beſonders in der tragiſchen Kunſt der Neuern. . . 21

Zweites Kapitel.

Weitere Entwicklung und Entgegenſtellung des Intereſſanten mit dem Schönen. Einwürfe der Gegner über die Aufgabe der modernen Dichtkunſt, und deren mögliche Auflöſung. Von der Annäherung zum objectiven Schönen; und von der Möglichkeit einer neuen Wiedergeburt der Poeſie. Von dem Bedürfniß einer vollkommenen Anſchauung für die Kunſt, neben der Theorie, wie die Werke der Griechen ein ſolches Urbild darbieten. . . . 55

Drittes Kapitel.

Kurzer Abriß von dem Ideal des Schönen in den Werken der griechiſchen Dichtkunſt, und von ihrer claſſiſchen Vollkommenheit; von dem früheſten Zeitalter der erſten Naturentfaltung bis zu der ſpätern Epoche der ſchon entarteten Kunſt, durch alle Stufen der alten Bildung hindurch, nach dem ganzen Entwicklungsgange und Kreislaufe derſelben; und wie auf der Höhe der vollendeten tragiſchen Kunſt der Gipfel des höchſten Schönen erreicht werden. 78

Viertes Kapitel.

Einwendungen gegen die griechiſche Poeſie; beſonders wegen ihrer ſittlichen Flecken und Mängel. Verſuch einer Grundlegung zu einer vollſtändigen Theorie des Häßlichen und Kunſtwidrigen nach allen ſeinen Arten, als Gegenſatz zu der Idee des Schönen in der Kunſt. Beantwortung und Prüfung jener Einwürfe und Fehler. . . 109

Fünftes Kapitel.

Von den Fehlern und Irrthümern in der Nachbildung der antiken Dichtkunſt, und von den Schwierigkeiten, welche dem modernen Dichter dabei überhaupt im Wege ſtehen. Beſchluß des Ganzen; von der Wiedergeburt der neuern Poeſie, beſonders für Deutſchland . . 129

II. Geſpräch über die Poeſie. . . . 165

* * *

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Sechſter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

LXg / 4 31/256

Anſichten und Ideen

von der

chriſtlichen Kunſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Es iſt mit dem Sinn für die bildende Kunſt nicht wie mit der Empfänglichkeit für die Poeſie, welche von der Natur aus eigentlich allen Gemüthern eingepflanzt iſt; und wo gar keine Spur und Regung mehr davon gefunden wird, da iſt die Anlage dazu nur durch den ſchweren Druck des äußern Lebens, durch einen zu künſtlichen Mechanismus deſſelben, oder ein Uebermaaß des abſtracten Denkens erſtickt und abgeſtumpft worden. Denn die Fantaſie, mit allen aus ihr hervorgehenden Gefühlen der Erinnerung und Anklängen der Ahnung, iſt ein weſentliches Glied und Element des Menſchengeiſtes überhaupt, welches leicht bei der erſten anſprechenden Berührung hervortritt und wie von ſelbſt wiedertönt. Um das Schöne in den materiellen Künſten aber richtig zu empfinden, iſt jene allgemeine Fantaſie nicht hinreichend: ſondern es wird dazu eine eigenthümliche Richtung, eine beſondere Verſchmelzung und Durchdringung derſelben mit dem für jede dieſer Künſte beſtimmten Sinnenorgan erfordert. In dem äußern Sinn an ſich liegt es auch nicht; es kann jemand ein vollkommen gut gebautes und organiſch geſundes, ja ausgezeichnet ſcharfes Auge oder feines Gehör haben, ohne daß damit irgend eine Wahrnehmung des Schönen oder der eigentliche Sinn für die Kunſt verbunden wäre. Erſt durch jene an ſich kaum weiter erklärbare magiſche Durchdringung des Sinns und der Fantaſie, von welcher der erſte

Grund nur in den verborgenen Tiefen der Organiſation und in der beſondern Beſchaffenheit der unſichtbaren geiſtigen Lebenskraft zu ſuchen iſt, wird das Auge innerlich hell für das Schöne in dem Gebilde der äußern Erſcheinung, oder auch das Ohr empfindlich und geöffnet für den Geiſt der Töne, und allen ſeinen Harmonieenzauber.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir gelehrte Forſcher, große Denker und ſelbſt Dichter von Genie, dieſen Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt oftmahls gänzlich entbehren, und ihn auch nach einer lebenslänglichen Beſchäftigung mit den Gegenſtänden derſelben, nie recht erwachen oder für immer eine ſchiefe Richtung nehmen ſehen. Der Sinn für das mahleriſche Schöne wie für die Muſik muß der Seele angeboren ſein; wo er aber urſprünglich vorhanden iſt, da erwacht und entfaltet ſich das Gefühl dafür zugleich mit dem Anblick des Schönen, und die Idee der Kunſt läßt ſich nur an den Anſchauungen derſelben entwickeln.

Wer daher eine neue Anſicht und eigenthümliche Idee von der Kunſt mittheilen will, und aufzuſtellen hat, der muß uns ſo viel als möglich in den ganzen Kreis ſeiner Kunſtanſchauungen vollſtändig einzuführen ſuchen; denn ſonſt bleibt es in der gewöhnlichen Art, bei allgemeinen Begriffen und abſtracten Redensarten, und ermangelt das rechte, innige tiefe Verſtändniß. Den erſten Anfangspunkt meiner Kunſtanſchauungen gewährte mir die Antiken-Sammlung zu Dresden, und nur über dieſen Anfang will ich hier noch einige Worte zur Einleitung erwähnen. In dem erſten Jünglingsalter von etwa ſiebzehn Jahren, bildeten die Schriften des Plato, die tragiſchen Dichter der Griechen, und Winkelmanns begeiſterte Werke, meine geiſtige Welt und die

Umgebung, in der ich lebte, und wo ich mir in meiner dichteriſch nachdenkenden Einſamkeit, wohl oft auch nach jugendlicher Art, die Ideen und Geſtalten der alten Götter und Helden in der Seele vorzubilden verſuchte. Im Jahre 1789 gelangte ich freien Muthes zum erſtenmahle zur Anſchauung in jener kunſtgebildeten Hauptſtadt, und war eben ſo glücklich als erſtaunt, die lang erſehnten antiken Göttergebilde nun wirklich vor mir zu ſehen, unter denen ich oft ſtundenlang verweilte und umherwandelte, beſonders auch in der unvergleichlichen Sammlung der Mengſiſchen Abgüſſe, welche damahls im Brühliſchen Garten, noch wenig geordnet, befindlich war, und wo ich mich oft einſchließen ließ, um deſto ungeſtörter zu bleiben. Es war aber nicht die hohe Schönheit der Form allein, welche meine im Stillen genährte Erwartung erfüllte und übertraf, ſondern noch weit mehr ſetzte mich das Leben und die Bewegung an dieſen Olympiſchen Marmorbildern in Erſtaunen; denn das hatte ich mir in meinem einſamen Nachſinnen nicht ſo vorſtellen und als möglich denken können. Dieſe unvergeßlichen erſten Eindrücke blieben nun die feſte dauernde Grundlage für meine Studien des claſſiſchen Alterthums in den nächſtfolgenden Jahren.

Unter den Gemählden der Dresdner Gallerie, ſprachen mich in jener erſten Zeit nur diejenigen an, welche durch eine große Compoſition und einfache Hoheit der Form und des Ausdrucks, am meiſten noch der Antike gleichen, die mich damahls faſt ausſchließend anzog und erfüllte. Erſt bei einem erneuerten Aufenthalte zu Dresden im Jahre 1798, nachdem mir die romantiſchen Dichter des Mittelalters und der tiefe geiſtige Liebesſinn ihrer Poeſie mehr klar geworden war, fing ich an, auch das eigentlich mahleriſch Schöne in den Gemählden der großen Meiſter und die verborgenere Anmuth der Seele zu empfinden, ſo wie den magiſchen Zauber der Farbe, welchen man nur durch die Liebe verſtehen lernt. Noch erhöhter und mannichfaltiger ausgebreitet, entfaltete ſich dieſer neu erwachte Sinn und die Liebe für Gemählde bei meinem letzten Aufenthalte in Dresden, im Frühjahr 1802; unmittelbar ehe ich Gelegenheit fand, die große Pariſer Sammlung zu betrachten und einige Jahre hindurch in oft wiederholter Anſchauung zu durchforſchen. Daher finden ſich denn noch dieſe häufigen Rückblicke auf die Dresdner Kunſtſchätze in den Pariſer Gemähldebeſchreibungen, welche nebſt den zu Kölln entworfenen Grundzügen der gothiſchen Baukunſt, den vollen Mittelpunkt meiner reichhaltigſten Kunſtanſchauungen bilden, und zugleich der Anlaß wurden, die ſo lang verkannten und verlornen, und nun wieder ans Licht gebrachten Ideen von der chriſtlichen Kunſt und Schönheit, aus den Beiſpielen ſelbſt für die wichtigſten Momente hinreichend zu entwickeln. Wohl hätte ich aus einer ſpätern Zeit die Erinnerungen einer kurzen, aber durch die Umſtände ſehr reichhaltigen, *Reiſe nach Italien im Jahre 1819*, ſo wie auch einige Vorleſungen für Künſtler über den *Begriff der chriſtlichen Schönheit*, jenen frühern Arbeiten gleich hier anzufügen gewünſcht; aber der Raum hat es nicht geſtattet, und beides muß einem nachfolgenden Bande dieſer Sammlung vorbehalten bleiben, da die ſorgfältige Ueberarbeitung und Erneuerung jener erſten Grundwerke mich weiter geführt, und mehr Ausdehnung gewonnen hat, als ich erwartete.

I.

Gemähldebeſchreibungen

aus

Paris und den Niederlanden,

in den Jahren

1802 — 1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſte Sendung.

Von dem Lokal und dem zu Paris vereinigten Kunſtkörper alter Gemählde; ſo wie von dem Standpunkte dieſer Darſtellung. Von einigen Werken der älteren italieniſchen Schule, und von dem eigenthümlichen Kunſtcharakter und allegoriſchen Geiſt des Corregio. Von der Verwandtſchaft des Corregio mit dem Leonardo, und von deſſen Styl und Schule. Von der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Portraits bei den ältern Mahlern, bei Holbein und Leonardo, bei Titian und Raphael. Erſte Andeutungen vom Charakter des Raphael überhaupt; und Beſchluß von einigen altdeutſchen Gemählden von Johann van Eyck, Hemmelink und Dürer.

An einen Freund in Dresden.

Im Herbſt, 1802.

Ich werde Dich zuerſt ſo genau als es möglich iſt, mit dem Lokale bekannt machen, um Dir ſodann eine Ueberſicht von den Gemählden zu verſchaffen, die gegenwärtig hier aufgeſtellt ſind.

Das Louvre iſt ein altes, und wenigſtens von der Seite, wo man zu dem Muſeum eingeht, nichts weniger als großartiges, vielmehr formloſes und trauriges Haus, wie es ſich in den verfloßnen Jahrhunderten für ſtreng iſolirte und in Förmlichkeit herrſchende Monarchen, in einer verworrnen und kleinlichen Zeit, ſchicken mochte. Auch iſt es auf dieſe Weiſe in den Jahrbüchern der Geſchichte bekannt, und keinesweges eingerichtet, ein Tempel der herrlichſten aller bildenden Künſte zu ſein. Durch eine kleine Seitenthür geht man ein zu der Verſammlung der ſchönſten Gemählde, die vor kurzem noch den mütterlichen Boden Italiens zierten. Man ſteigt eine Treppe hinan, und tritt dann zuerſt in einen runden, von oben vortrefflich erleuchteten Saal, in welchem nur italieniſche Werke ausgeſtellt ſind. Zur Rechten deſſelben befindet ſich eine lange, ſchmale Gallerie, welche faſt die ganze Länge des an der Seine ſich hinziehenden Flügels einnimmt, welcher das Louvre mit den Tuilerien verbindet. Zuvörderſt hat man ſich hier durch die Gemählde der franzöſiſchen Schule zu arbeiten; alsdann folgen die holländiſchen und niederländiſchen, denen man auch das wenige zugeſellt hat, was von altdeutſchen Werken Vortreffliches hier zu ſehen iſt. Den Beſchluß machen die Italiener; hier findet man die Werke von Raphael und was dem verwandt iſt, und auch die Schule der Carraccis beiſammen; und man würde an der Anordnung überhaupt nichts zu tadeln haben, wenn nur die Beleuchtung nicht faſt überall noch weit unter dem Mittelmäßigen wäre. Nach dieſer langen Gallerie folgt in derſelben Richtung noch eine kleinere, wo ſich die Gemählde befinden, die gegenwärtig nicht ausgeſtellt ſind, und an welchen eben jetzt reſtaurirt wird, wie die Madonna di Foligno, und die Transfiguration von Raphael. Hier liegen übereinander gelehnt an der Wand die fromm gedachten Meiſterwerke Perugino's und des lieblichen Johannes Bellin, von wenigen geſehen, und auch nur von wenigen erkannt und bewundert! Kehre nun in Gedanken zurück zu dem runden Saal, dem einzigen, wo die Gemählde in der That ſehr gut und hinreichend beleuchtet ſind. Zur Rechten war der lange Saal und in der Folge der kleinere, wo retouchirt wird; zur Linken iſt noch ein Saal mittlerer Größe: hier ſind die Zeichnungen der alten Meiſter, die Cartons von Raphael und Julio Romano, einige Gemählde in Waſſerfarben; und in der Mitte, auf koſtbaren Tafeln von Lapis Lazuli und Marmor mit Moſaik ſieht man einige der ſchönſten hetruriſchen Vaſen.

So wie ich es da beſchreibe, war es im Julius und Auguſtmonat 1802; es iſt hier alles in ſteter Veränderung und auch die Kunſtwerke theilen die allgemeine Beweglichkeit. Alſo iſt es denn auch ſchon in dieſem Augenblicke nicht mehr ganz ſo, wie ich es zur bleibenden Ueberſicht eben entworfen habe. In dem runden Saale, und dem, worin die Zeichnungen zu ſehen waren, hat das Alterthum für den Augenblick weichen müſſen, um den Verſuchen moderner Mahler Raum zu geben. Die Kunſtwerke ſind weggenommen, um das an die Stelle zu ſetzen, was wir bei uns eine Ausſtellung nennen. Einige Monathe werden noch vergehen, ehe wir die geliebten Bilder die alte Stelle wieder ausfüllen ſehen, oder andre, die derſelben würdig ſind. Man wird in der nachfolgenden Nachricht durchaus den Zuſtand zum Grunde gelegt finden, welcher in der genannten Zeitepoche Statt fand. Ich werde mich durchgängig auf die Kataloge beziehen, die jenen Zuſtand darſtellen, wiewohl ſeitdem auch in der langen Gallerie bedeutende Veränderungen gemacht worden ſind *). Man hat nähmlich eine große Zahl guter und berühmter Bilder weggenommen, welche wie man ſagt, beſtimmt ſind, die Palläſte der Tuilerien und zu St. Cloud zu verſchönern. Ich nenne nur vorläufig einige der wichtigſten aus der italieniſchen Schule; als die Fortuna von Guido, Rinaldo und Armida, Aeneas und Anchiſes von Domichino, die Hochzeit der heiligen Katharina, und die Antiope von Corregio, an deren Stelle einige andre vorzügliche Gemählde gekommen ſind, welche bisher in dem runden Saal hingen, oder auch ſolche, die zwar in dem Katalog der langen Gallerie angegeben, aber doch nicht zu ſehen waren. Ich habe dieſes gleich zu Anfang erwähnen wollen, weil ich nicht wieder darauf zurückzukommen denke. Es wird aber, denke ich, hinreichend ſein, um je-

---

*) Die drei Kataloge, auf deren Nummern ich mich im Text dieſer Gemählde-beſchreibungen beziehe, ſind folgende: 1) Für den runden Saal: Notice de plusieurs précieux tableaux recueillis à Venise, Florence, Turin et Foligno etc., exposés dans le grand salon du Musée: ouvert le 18. Ventose, an X. 2) Für die lange Gallerie: Notice des tableaux des écoles Française et Flammande, dont l'ouverture a eu lieu le 18. Germinal, an VII. et des tableaux des écoles de Lombardie et de Bologne, dont l'exposition a eu lieu le 25. Messidor, an IX. Für den Saal der Zeichnungen: Notice des desseins originaux, esquisses peintes, cartons, gouaches etc., exposés en Messidor de l'an X.

den zu überzeugen, wie unmöglich es ſei, alles was hier iſt, vollſtändig zu überſehen und es im Auge zu behalten. Dazu kommen nun noch die Verſendungen in die Departements. Dahin zu reiſen ſind, wie mich Visconti verſichert, auch mehrere Stücke von Perugino beſtimmt, vermuthlich weil ſie für Paris nicht gut genug ſind. Es wird dieſes unglaublich ſcheinen und ich wünſchte wohl ſelbſt es widerſprechen zu können.

Ich weiß, es wird Dir willkommen ſein, daß ich Dir Nachricht geben will, von den merkwürdigſten alten Gemählden, die hier zu ſehen ſind; ich hoffe, es wird aber dieſe Nachricht auch für diejenigen einiges Intereſſe haben können, die in der Anſicht der Kunſt vielleicht nicht ſo übereinſtimmend mit mir denken wie Du, oder einige andre Freunde. Zuvörderſt wird eine einigermaaßen vollſtändige Nachricht von dem, was in einer beſtimmten Zeit hier ausgeſtellt war, für denjenigen ſchon einen hiſtoriſchen Werth haben, der das, was wir oben über die Veränderlichkeit und Beweglichkeit aller hieſigen Dinge erinnert haben, in gehörige Erwägung ziehen will; und zweitens wird durch jede neue Ausſtellung und Zuſammenſtellung alter Gemählde ein eigner Körper gebildet, wo manches dem Liebhaber in einem neuen Lichte erſcheint, was er bisher nicht ſo klar geſehen hatte.

Alle Kunſtwerke einer Gattung gehören zuſammen, und ſie ſelber erklären ſich gegenſeitig am beſten. Aber wie weit umher ſind nicht die Glieder dieſes göttlichen Körpers zerſtreut! Vielleicht darf ſich auch nicht Einer rühmen, daß er alles wichtige auch nur geſehen habe. Und wer, der es hier und da zerſtreut, dennoch wirklich alles geſehen hätte, vermöchte wohl es klar und in lebendiger Gegenwart im Gemüthe zu faſſen? Es muß ſich alſo jeder beſcheiden, nur einen Theil des großen Ganzen der alten Mahlerei umfaſſen zu können, und er wird wohl thun, ſeinen eigenthümlichen Standpunkt, d. h. den Kreis deſſen, was er angeſchaut hat, dabei recht beſtimmt zu bezeichnen. Eben darum habe ich es keinesweges geglaubt, verbergen zu müſſen, daß ich mich in dem Pariſer Muſeum nicht ſelten an die Dresdner Gallerie erinnerte. Eine Erinnerung, die mir beſonders für den Corregio ſehr wichtig war, da beide Sammlungen mit Werken dieſes tiefſinnigen Künſtlers gleich reichlich verſehen ſind; Werke, die nur in ihrer gegenſeitigen Beziehung erſt verſtändlich werden, und die mir auch abweſend ſo friſch im Gemüthe ſind, als ob ſie vor meinen Augen ſtünden. Aber auch für den Raphael war mir die Kenntniß der Dresdner Gallerie wichtig, denn das daſelbſt befindliche Mutter Gottesbild dieſes Meiſters bleibt einzig, auch nach allem, was man hier von ihm ſehen kann.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich ein Bekenntniß ablegen, nicht ſo wohl für Dich, der Du meine Geſinnung überhaupt, und alſo auch in dieſem Punkte hinreichend kennſt, als für andere, welche dieſe Nachrichten und Kunſtbeſchreibungen, mit Aufmerkſamkeit zu leſen der Mühe werth achten werden. Ein Bekenntniß, welches zugleich die Gränzen beſtimmen ſoll, von dem, was mir in dieſer Darſtellung zu leiſten möglich ſein wird, und die Grundſätze darſtellen, welche mich bei dem, was ich zu leiſten vermag, leiten werden.

Ich habe vorzüglich nur Sinn für den alten Styl in der chriſtlichen Mahlerei; nur dieſe verſtehe ich und begreiſe ich, und nur über dieſe kann ich reden. Von der franzöſiſchen Schule und von den ganz ſpäten Italienern will ich nicht ſprechen, aber ſelbſt in der Schule der Carraccis finde ich nur ſelten ein Gemählde, das mir eine wahre Kunſtanſchauung und Erweiterung meiner künſtleriſchen Ideen gewährte, worüber ich alſo etwas Beſtimmtes und Eigentliches zu ſagen wüßte. Ich habe alle Gemählde des Muſeums, alle ohne Ausnahme, mehr als einmahl betrachtet, aber wie viele vergeſſe ich nicht gleich, nachdem ich mich ſie zu betrachten gezwungen habe! Die letzten, die mir eine Anſchauung gewähren, bezeichnet eben dieſe Schule. Und doch geſtehe ich, daß die oft erzwungene, mehrentheils kalte Anmuth des Guido nichts unwiderſtehlich Anziehendes für mich hat, und daß mich das roſen- und milchglänzende Fleiſch des Dominichino allein noch nicht bezaubert; ſo wie dieſes gewöhnlich bei dieſem Meiſter gefunden wird, wo nicht die tiefere Wahrheit des Ausdruckes und Charakters hinzukömmt, wie in den gründlicher ausgeführten Werken desſelben. Kommt man von franzöſiſchen, holländiſchen oder ganz modernen Produkten, ſo ſcheint uns der Styl dieſer Bilder groß und edel; kommt man aber von der Betrachtung der alten italieniſchen oder deutſchen Gemählde, ſo würde es ſchwer ſein, dabei zu verweilen. Ich habe über dieſe Mahler kein Urtheil, wenn man nicht etwa das für eines wollte gelten laſſen, daß damahls ſchon die Mahlerei nicht mehr vorhanden war. Titian, Corregio, Julio Romano, Andrea del Sarto, Palma und andre der Art, das ſind für mich die letzten Mahler. Das Genie läßt ſich freilich nicht in geometriſch abgemeßne Gränzen einzäunen und abſondern, und auch die Geſchichte der Kunſt hat, wie jedes freie Leben, und deſſen treue Darſtellung, ihre Unregelmäßigkeiten. Man findet einzelne Hervorbringungen von den größten Meiſtern der alten Kunſt, welche von geringerem Gehalt ſind und ihren Geiſt nur in ſehr unvollkommener Beſchränkung ausſprechen; dann wieder hier und da ein Werk von einem ſpätern, oft auch minder berühmten Mahler, welches uns, einzeln in ſeiner Vortrefflichkeit, in Erſtaunen ſetzt, und nahe an das Höchſte der Kunſt hinanreicht. *).

Keine verworrene Haufen von Menſchen, ſondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiß vollendet, welcher dem Gefühle von der Würde und Heiligkeit der höchſten aller Hieroglyphen, des menſchlichen Leibes, natürlich iſt; ernſte und ſtrenge Formen in ſcharfen Umriſſen, die beſtimmt heraustreten, keine Mahlerei aus Helldunkel und Schmutz in Nacht und Schlagſchatten, ſondern reine Verhältniſſe und Maſſen von Farben, wie in deutlichen Accorden; Gewänder und Coſtume, die mit zu dem Menſchen zu gehören ſcheinen, ſo ſchlicht und naiv als dieſe; in den Geſichtern aber, der Stelle, wo das Licht des göttlichen Mahlergeiſtes am hellſten durchſcheint, bei aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, oder vollendeter Perſönlichkeit der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmüthige Einfalt und Beſchränkt-

---

*) Ein recht auffallendes Beiſpiel für dieſe Behauptung gewährt unter andern die heil. Juſtina von Pordenone in der kaiſerlichen Gemähldeſammlung zu Wien. Dieſer verſtändige Venetianer nimmt neben den großen Meiſtern der Kunſt im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stelle der zweiten Ordnung ein; in jenem Bilde aber iſt das Höchſte der Mahlerei in ſeltner Vollkommenheit erreicht.

heit, die ich geneigt bin, für den urſprünglichen Charakter der Menſchen zu halten; das iſt der Styl der alten Mahlerei, der Styl, welcher mir, ich bekenne hierin meine Einſeitigkeit, ausſchließend gefällt, wenn nicht irgend ein großes Motiv die Ausnahme rechtfertigt, wie beim Corregio oder den andern großen Meiſtern, welche den neuen Styl zuerſt begründet und veranlaßt haben.

Ich habe vorläufig wenigſtens den Beziehungspunkt angegeben, in welchem ich die Gemählde betrachtet habe, von denen ich jetzt einige Rechenſchaft geben will, indem ich mit dem runden Saal den Anfang mache.

Was mir am meiſten darin auffiel, waren zwei Gemählde von Fra Bartholomeo, einem Meiſter, der mir bis dahin noch unbekannt war, Nr. 28 und 29; der heilige Marcus ſitzend mit dem großen Buche in der Hand, und Chriſtus, umgeben von den vier Evangeliſten. Eine kühne Begeiſterung, man möchte wohl ſagen, ein flammendes Andachtsfeuer, leuchtet aus beiden Werken hervor und ergreift das innerſte Herz. Geſtalten, wie die des heiligen Evangeliſten Marcus, ſind wenige nur zu denken, geſchweige denn zu mahlen fähig. Ich halte dieſes nicht für den wahren Charakter der Mahlerei; und die ſtille, ſüße Schönheit des Johannes Bellin, oder des Perugino ſtehen in meiner Anſicht eigentlich höher. Hat aber nicht Raphael ſelbſt ſeinen Geiſt an der Feuerquelle des Fra Bartholomeo heller entzündet; iſt nicht auch bei ihm jene Begeiſterung oft das innre Princip und die beſeelende Lebensflamme ſeiner geprieſenſten Werke? — Unſtreitig iſt der lehrende Chriſtus in Lebensgröße von Bellin zu Dresden, ſtrenger, reiner, eben darum erhabener und göttlicher, als der des Bartholomeo. Dort glauben wir ganz beſtimmt denjenigen zu ſehen, der die Liebe verkündigte, aber auch gekommen war, das Schwert in die Welt zu bringen, deſſen vernichtender Blick bis in die Tiefe der Herzen den Feind des Guten erſpähete und verfolgte; ſo wie dieſer hingegen könnte auch ein andrer Prophet geſtaltet ſein. Ausführung, Geſtalt, Züge, Farbe und Haare, alles entſpricht beim Fra Bartholomeo jenem Grundcharakter einer kühnen Begeiſterung.

Vor keinem Gemählde habe ich öfter und länger verweilt, als vor zwei allegoriſchen Bildern des Mantegna, die ſich ſchon ehedem hier befanden, Nr. 39 und 40. Das erſte ſtellt uns die neun Muſen tanzend auf grünem Grunde vor, welches eine vortreffliche Wirkung thut: zur Rechten des Zuſchauers ſteht Mercur mit dem Pegaſus, beide wunderlich reich geſchmückt und geputzt, zur Linken der zum Tanze ſpielende Apollo, der auf einem Blocke ſitzt, über ihn, in der Höhe eines Felſens, Vulkan in ſeiner Werkſtätte, mit drohender Geberde nach der höchſten Mitte des Gemähldes, wo man über den tanzenden Muſen den Gott Mars neben der ganz nackenden Venus ſteht, beide aufrecht ſtehend vor einem Bette, gerade den Zuſchauer anſchauend; neben ihnen Amor, der nach dem Vulkan hin das Feuer der Eiferſucht herabbläſ't. Zu beiden Seiten des kleinen Berges, auf welchem Mars und Venus thronen, zwei Felſen, welche die Seiten des Gemähldes bilden, und reich ſind an allegoriſchen Beziehungen und Andeutungen, welche es nicht leicht ſein würde alle zu entziffern. Doch ſieht man wohl, daß derjenige Fels, welcher die Werkſtätte des Vulkans enthält, mehr die innere Tiefe der bildenden Kunſt und Natur bezeichnen, der an der Seite, wo Merkur mit dem Pegaſus ſteht, in ſeinen grün umkränzten Abtheilungen und Einfaſſungen, hingegen den heitern Frühling der Poeſie in das Gemüth bringen ſoll. Das Verhältniß der Farben iſt beinah grell und die Formen, wie es ſich bei dieſem Künſtler denken läßt, ſind ſtreng und herbe. Venus und einige der Muſen ſind jedoch von unvergleichlicher und faſt erhabener Schönheit. Julio Romano hat, in ſeinem Gemählde der tanzenden Muſen, das gegenwärtige wohl zu benutzen gewußt. Sehr ausgezeichnet iſt die jüngſte der Muſen, die bacchantiſch mit fliegendem Haar, in den leichteſten Formen des zierlichſten Körpers einher ſpringt. Herrlich mit dem Rücken und Schenkeln gewendet ſind einige der mehr heroiſch geſtalteten Muſen, in der Mitte ſchaut eine, hergewendet mit dem Kopf, gerade auf den Zuſchauer; das edelſte Geſicht, aber ernſt und traurig, und etwas trauriges fühlt man in jeder Phyſiognomie dieſes Bildes. Die Allegorie desſelben iſt leicht und deutlich, und nicht ſo ſeltſam als in dem Seitenſtück desſelben aus der chriſtlichen Sphäre, Nr. 40.

Heilige Frauen, gewaffnet oder mit Fackeln vorſchreitend, und von Engeln begleitet, jagen die Laſter vor ſich her in ein Meer, welches den Vorgrund des Gemähldes bildet. Zur Linken ſehen wir den Baum des Lebens, in den Stamm verliert ſich die Bildung eines weiblichen Körpers: zur Rechten in den Wolken ſieht man die heidniſchen Tugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, die wieder zur Erde kehren. Die Handlung geht vor ſich am Ufer des benannten Gewäſſers, vor und zwiſchen mancherlei Lauben und Gängen, an welche ſich der Baum des Lebens ſchließt, und durch die man weiter in den Hintergrund ſchaut, wo dieſelbe Scene, wie die ungeſtalteten Laſter von jenen beſſern Weſen verjagt und verfolgt werden, fortgeſetzt und wiederholt wird. Die Allegorie kann auch hier nicht dunkel ſein; wir haben die Hauptperſonen unter den Prieſterinnen des guten Princips ohne Zweifel auf die chriſtliche Dreiheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu deuten, und wenn wir manche Form von der höchſten Schönheit bemerken, ſo iſt das nicht mehr, als ſich von dieſem Mahler erwarten läßt. Sehr merkwürdig und ſehr ſeltſam iſt aber die abſichtliche Häßlichkeit, Mißgeſtalt und Unförmlichkeit der Weſen, welche die Laſter vorſtellen, uad welche zum Theil ihre beſtimmten Nahmen an der Stirne tragen, als Ignorantia, Ingratitudo, Inertia u. ſ. w. Die letzte iſt ohne Arme, und ſo ſind auch andre mißgeſchaffen und willkührlich zuſammengeſetzt: in der Luft ſchweben böſe Geiſter, fliegende Kinder, welche wie Fledermäuſe oder andres ekelhaftes Gewürm geſtaltet ſind. Ich wußte das Ganze nicht ſchicklicher und nicht größer zu vergleichen, als mit den Allegorien und Bildern des Dante in der Hölle. Hier iſt ein handgreiflicher Beweis, wie ein Mahler, der die idealiſche Schönheit kannte, abſichtlich auch das Häßliche nachbildete, als nothwendiges Element in dem Kampf des guten und böſen Princips, welchen anſchaulich zu machen nicht ſelten die Abſicht oder das Beſtreben der alten Mahler war. Vergleicht man dieſe beiden Werke, die in der gleichen Manier ſind, die Figuren ungefähr einen Fuß hoch, mit der berühmten Madonna della Vittoria desſelben Meiſters, ſo muß man erſtaunen über die Schönheit, Lieblichkeit und Vollendung; ſie unterſcheiden ſich ſo ſehr davon, daß man vermuthen möchte, ſie ſeien aus einer ſpätern Epoche ſeiner Bildung, als jenes Werk, vielleicht abſichtlich der Manier eines andern jüngern anmuthigeren Meiſters nachgebildet. Gewiß iſt es, daß ſie weniger von dem ſchönen Styl des Bellin entfernt ſind.

Es ſind nun über dieſe beiden Meiſter noch einige allgemeine Bemerkungen zu machen; die erſte über die Bilder des Mantegna, wie gut ſich mit der Allegorie, wenn dieſelbe nicht darnach ſtrebt, die ewige Harmonie, in reiner Heiterkeit und Freude abſpiegelnd, in Sinnbildern zu wiederholen und zu vervielfältigen, ſondern ſich vielmehr auf Gegenſätze, meiſtens auf den des Guten und Böſen in ihrem Kampfe bezieht, eine innig gefühlte Traurigkeit und ſentimentaler Ausdruck verträgt. Die Bilder des Fra Bartholomeo aber, ſind ihrer äußern Beſtimmung nach, Kirchenbilder, und ſie können uns anſchaulich machen, wie leicht und wie natürlich dieſe Gattung, zu einer Zeit, als noch die Wahrheit des Gefühls für dieſe Gegenſtände ganz lebendig war, dahin führen konnte, die Begeiſterung der Andacht zum Princip des Mahlers zu machen. Späterhin, als die fromme Geſinnung nicht mehr dieſelbe war, mußte die Wirkung oftmahls eher nachtheilig ſein; indem der Künſtler, wo er nun für den Gegenſtand nichts mehr fühlte, doch den Zwang der Aufgabe und der gegebenen Bedingung deſto drückender empfand, und ſein Produkt dadurch nicht ſelten in Gezwungenheit oder Spielerei gerieth, oder doch kalt blieb.

Vom Titian ſah man viele vortreffliche Gemahlde in dem runden Saal. Das größte und auffallendſte darunter iſt Nr. 69, ein ſehr großes Stück von gewaltiger Wirkung; zwei heilige Männer, die von Räubern überfallen und ermordet werden. Oben ſieht man einige Engel, welche die Palmenzweige für die Martyrer in den Handen halten. Die Schönheit der Landſchaft und des Himmels, und das Ergreifende der Wahrheit ſcheinen mir den Werth dieſes Gemahldes auszumachen. Man glaubt wirkliches Leben vor ſich zu ſehen; und wäre es wirklich, ſo würde man wieder ſagen: Wie mahleriſch! Welch ein Gemahlde! So faßt und bildet er die Menſchen auch in ſeinen Portraits, daß ſie recht ins Auge treten, daß ſie ſich mahleriſch darſtellen, ein Gemahlde machen, aber freilich in einer edleren Bedeutung, als dieſe Ausdrücke haben, wenn man ſie auf Portraite der modernen Zeit anwendet. Sicher iſt es, daß ihn das in dieſer Gattung unterſcheidet, und daß Holbein und Leonardo im Portrait ganz und gar nicht ſo verfahren. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Neigung zu dem, was ins Auge fällt, was Wirkung macht, für den eigentlichen Charakter ſeines Kunſtgenies zu halten. Du weißt, wie ich mir ſchon ſeit langer Zeit die Manier des Corregio dadurch glaube verſtändlicher gemacht zu haben, daß ich ihn für einen muſikaliſchen Mahler hielt. Wie natürlich iſt es an ſich, daß der Geiſt der verſchiedenen Künſte bei ihrer innigen Verwandtſchaft und urſprünglichen Einheit ſich oft gegenſeitig zu vertauſchen und zu verwechſeln geneigt ſein kann! Wir wollen dieſes vor der Hand weder tadeln noch loben; genug es iſt ſo, und unſer Streben geht darauf aus, zunächſt nur dieſes zu erkennen und vor allen Dingen die Mahler ganz ſo zu verſtehen, wie ſie wirklich waren, und wie ſie ſelbſt es meinten. Giebt es nun muſikaliſche Mahler, giebt es andre, die mehr im Geiſte der Plaſtik oder ſelbſt der Architektur gemahlt haben, ſo ſehe ich nicht, warum nicht auch Mahler vorzugsweiſe pittoresk ſein könnten, ſo daß der Charakter der Mahlerei ſich in ihnen, ſtatt in das Gebieth andrer Künſte auszuſchweifen, vielmehr noch inniger zuſammendrängte und gleichſam von neuem in ſich ſteigerte. Für den Titian aber würde dieſer Begriff nur in einer niedern Bedeutung gelten können, wo das Mahleriſche durch die Neigung zu dem, was am ſtärkſten ins Auge fällt, ſchon nicht mehr weit vom Theatraliſchen iſt; wenn wir nähmlich dieſen Begriff des dramatiſch Lebendigen, und für das Auge in klarem Schauſpiel hervortretenden, ganz rein auffaſſen und zu dieſem Behuf jeden nicht hieher gehörigen Nebenbegriff von Erzwungenheit oder unnatürlicher Uebertreibung davon ausſcheiden dürfen. Wenigſtens was die letzte Manier dieſes Künſtlers und das erwähnte große Bild betrifft, ſcheint dieſes der Fall zu ſein. Zwei Madonnen mit dem Kinde Nr. 71 und 72 aus der alten Sammlung, gehören unſtreitig einer frühern Zeit an und gefielen mir ungleich beſſer, da eine Kreuzesabnehmung in der langen Gallerie (Nr. 941) mehr an die Mahlerei des ſchnellhändigen Paul Veroneſe erinnert. Jene beiden kleinen Stücke ſind heiter, kindlich, beſcheiden, und nicht ſo theatraliſch. Die Pilger von Emaus Nr. 73 ſtehen gleichſam in der Mitte dieſer beiden Manieren. Die Wahrheit ſcheint hier der vornehmſte Zweck des Künſtlers geweſen zu ſein; man könnte es wohl im gewiſſen Sinn mit den niederländiſchen Gemählden des häuslichen Lebens vergleichen; aber freilich iſt es reiner und edler gedacht und ausgeführt und alſo bei einer ſcheinbar großen Aehnlichkeit doch gar ſehr verſchieden. Ganz in dieſer Farbenbehandlung, mit eben dem Streben nach auffallender Wahrheit, nur noch mehr auf den Effekt gemahlt, iſt die Dornenkrönung in der langen Gallerie (Nr. 940).

Ich habe dieſe Gemählde gleich hierher gezogen, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen; die Portraite hingegen, welche man in dem Katalog des runden Saals angegeben findet, laſſe ich noch zurück, ſo wie auch die hier ausgeſtellten Werke von Raphael, um ſie alle gemeinſchaftlich zu betrachten.

Von vielen Mahlern beſonders der ſpätern Epoche jener alten Zeit müſſen wir uns bekennen, daß ſie in der zum Grunde liegenden Idee ihrer Werke, und in der Schönheit und Einfalt des Styls ziemlich bald entſchieden geſunken und entartet ſind, wie ſehr ſie auch in der Ausführung und Meiſterſchaft des Materiellen ſich gleich geblieben ſein, oder ſogar noch ſtete Fortſchritte gemacht haben mögen; ſo daß wir ihr eigenthümliches Genie meiſtens nur in ihren früheren Werken rein und unverdorben ſehen. Aber nicht leicht war mir dieſes bei einem andern auffallender als beim Titian.

Ich ſah in dem Zimmer, wo retouchirt wird, noch ein ſchönes Gemählde des Titian, unſtreitig aus jener erſten Manier, und in demſelben verjüngten Maaßſtabe, wie die erwähnten beiden Madonnen. Es ſtellt einige nackte Frauen in einer Landſchaft dar, wo Männer am Boden ſitzen und ſich mit Muſik ergetzen. Die weiblichen Formen ſind etwas ſehr breit und gediegen, aber die Behandlung iſt kräftig. Ich glaube hier eine allgemeine Eigenſchaft dieſes Mahlers zu bemerken; ſeine Neigung zur wollüſtigen Carnation geht keineswegs wie beim Correggio dahin, das Fleiſch bis zur Durchſichtigkeit zu verklären und dadurch das Gefühl der Lüſternheit auszudrücken und anzuregen, ſondern er ſucht vielmehr durch Gediegenheit, Maſſe und ungleich reinere Wahrheit der Farbe unſer Auge zu faſſen und zu erfüllen. Jene Durchſichtigkeit führt dagegen unfehlbar von dem wahren Begriff der Carnation ab, und nöthigt den Künſtler die urſprüngliche reine Farbe des Fleiſches in grünliche oder in bläuliche und röthliche Schattirungen ſpielen zu laſſen.

Nach allen dieſen ſehr vorzüglichen Werken des Titian, würde ich dennoch nur eine viel zu geringe Meinung von ihm bekommen haben, hätte mich nicht ein Chriſtuskopf deſſelben eines beſſern belehrt, der ſeit einiger Zeit in dem langen Saale aufgehängt worden, aber im Katalog noch nicht angegeben iſt. Hier erſcheint in Wahrheit die Schönheit der Farbe ſo rein und ſo deutlich, daß man alle Lobſprüche, welche dem Titian in dieſer Rückſicht gegeben worden ſind, verſteht und billigt. Es iſt als Portrait behandelt, daher auch ungleich jüdiſcher, aber doch faſt eben ſo ſtreng in Form und Ausdruck, als der Chriſtus von Bellin in Dresden: das ſcharfe ſchwarze Auge beſonders. Es iſt ganz im Profil. Das Symbol der Dreieinigkeit an der ſegnend aufgehobnen Hand, der milde Sonnenſchein um das Haupt, erinnert an die höhere Deutung und Heiligkeit des ſonſt ſo perſönlich dargeſtellten Gottmenſchen; und der reine blaue Himmel im Hintergrund, das kühne Dunkelblau, und helle Roth des Mantels, das kräftige Schwarz der Haare und des Barts und das reine Gelbbraun der Carnation vollenden das Ganze zu einer farbigen Hieroglyphe.

Eine Kreuzesabnehmung von Andrea del Sarto und zwei dramatiſche Gemählde aus der Geſchichte Joſephs, von eben demſelben, haben viel Vorzügliches, beſonders die letzten. Ich nannte ſie dramatiſch, weil ſie, wie es bei den alten Mahlern nicht ſelten iſt, mehrere Momente derſelben Geſchichte darſtellen, ſo daß dieſelben Perſonen auf demſelben vier oder fünfmahl in verſchiedenen Handlungen und Stellungen vorkommen. Sie ſind aber alle in kleinem Maaßſtabe, und alſo auch die des Hintergrundes, wenn gleich noch etwas kleiner, nicht gar ſehr verſchieden.

Ungleich anziehender und tiefer aber iſt ein Gemählde des Palma Vecchio Nr. 43. Ein Hirt, der das Chriſtkind anbetet; die Landſchaft im Hintergrunde iſt ſchön behandelt, nach Art der ältern italieniſchen Gemählde. Der Hirt iſt von einer Wahrheit und Innigkeit, die ſich nicht beſchreiben läßt; er iſt ganz Anbetung, Gefühl, treue Ergebenheit und Freude. Die Kleidung iſt abſichtlich arm und einfältig, die Geſtalt aber edel.

Von Julio Romano iſt ein herrliches Bild zu ſehen, Nr. 35: die Beſchneidung des Chriſtkindes. Ein Gedränge meiſtens ſchöner, faſt durchaus fröhlicher oder doch zufriedner Menſchen, in einem auf das üppigſte ausgeſchmückten Tempel; ich weiß nicht, ob der ſtrenge Sinn der älteren Mahler eine ſolche Umgebung für dieſen Gegenſtand gewählt, oder gebilligt haben würde. Aber das Eigenthümliche dieſes römiſchen Künſtlers, ſeine Neigung zur heidniſchen Fülle und Pracht, die ſeinen hohen Sinn ſo vorzüglich beherrſchte und beſeelte, ſpricht mit einer ſchönen Deutlichkeit daraus hervor. Ich finde denſelben Charakter, noch glänzender nur, in der triumphirenden Fülle des feſtlichſten und reichſten Lebens, in den großen Cartons zu Tapeten, die im Saale der Zeichnungen zu ſehen waren; und einen ſehr nahe verwandten in den Tapeten des Raphael ſelbſt, die wir in Dresden ſo oft gemeinſchaftlich betrachteten. Sie befinden ſich wie Du weißt, auch hier, und waren am Feſte des heil. Rochus in der Kirche desſelben ausgehängt, aber nur kurze Zeit, ſo daß ich mich aus der Erinnerung kein Bild davon zu entwerfen getraue. Es waren alle die, welche in Dresden befindlich ſind, ebenfalls auch hier zu ſehen; ſtellenweiſe ungleich beſſer erhalten, ſtellenweiſe aber auch weit ſchlechter; außer dieſen dann noch einige, die dort nicht vorhanden ſind, in demſelben Style behandelt, aber nicht alle eben ſo ſchön. Haben nicht etwa beide, Raphael und Julio Romano, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft, oder hat nicht der Lehrer ſich bisweilen herabgelaſſen, abſichtlich in der Manier des Schülers zu arbeiten, ſo kann man vom Julio Romano nicht mehr rühmen in ſeinen beſten Gemählden, als daß der Charakter und der Geiſt ſeines Meiſters darin iſt. Es darf dieſes aber auch mit Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, und iſt ganz in

Raphaels Charakter, der die verſchiedenſten Arten und Manieren der Darſtellung mit großer Biegſamkeit anzunehmen und in ſie einzugehen wußte, indem er ſie alle durch die ihm vor andern eigenthümliche Schönheit der Formen und liebevolle Begeiſterung und Anmuth neu zu beſeelen wußte. Und dieſes gilt von ihm ſeit der erſten Periode, wo ſeine früheren Jugendwerke oft noch ſchwer von denen ſeines Meiſters Perugino zu unterſcheiden ſind, bis zu der letzten, wo das gefährliche Beiſpiel des Michael Angelo auch ihn einigermaaßen mit ſich fortriß. Dieſe Neigung aber zu der Fülle von Leben und Bildung des alten Heidenthums, womit Julio Romano die chriſtlichen Gegenſtände faſt jederzeit auszuſchmücken ſucht, und die ſich bis auf die Umgebungen und Verzierungen zu erkennen giebt; dieſe Neigung glaubte ich ſelbſt in der heiligen Familie Nro. 36 wahrzunehmen, und würde in meinem Eindruck und Gefühl keine Veranlaſſung finden, an dem Urheber zu zweifeln, wenn es nicht andere hiſtoriſche Gründe ſind, welche einige Beurtheiler veranlaßt haben, dieſes Gemählde, wie im Katalog angegeben wird, dem Raphael oder einem andern Schüler desſelben beizulegen.

Ich werde nunmehr, da ich Dir meine Betrachtungen über die Gemählde der langen Gallerie vorlegen will, um nicht durch die Verwirrung der einzelnen Anſchauungen zu ermüden, nicht mehr wie bisher Stück vor Stück durchgehen, ſondern alles unter gewiſſe allgemeine Kapitel ordnen, nach den Künſtlern oder nach der Gattung, der Schule oder Nation, welcher ſie angehören, oder auch nach allgemeineren Geſichtspunkten.

Den Anfang aber mache ich mit dem Corregio, welchen zu verſtehen, ich mich ſchon lange bemüht habe. Schon daß es nicht leicht iſt, kann dazu reizen; doch will ich auch nicht läugnen, daß ich eine Vorliebe für ihn habe, und daß ich ihn unter gewiſſen Bedingungen allerdings ſehr hoch zu ſtellen geneigt bin. Gelehrte und in Rom gebildete Künſtler ſind meiſtens nicht dieſer Meinung, und tadeln dieſen Mahler nicht wenig, weil ſeine Schöpfungen, dem was ſie Richtigkeit der Zeichnung und idealiſche Geſtaltung nennen, oft nicht entſprechen. Ich würde mehr Gewicht auf dieſe Urtheile legen, wenn ich nur nicht bemerkt hätte, daß die Urtheilenden die Abſichten dieſes Künſtlers durchaus nicht verſtehen, ja wohl gar nicht bemerken, weil ſie ſich nicht die Zeit laſſen, ſeine Werke gehörig zu betrachten. Vor der Hand fordre ich nur das, daß man ihn aufmerkſam betrachten und verſtehen ſolle; das übrige wird ſich dann ſchon von ſelbſt finden. Und es dürfte leicht ſein, daß eben dieſe Abſichten in das, was das innerſte Weſen und die eigentliche Idee der alten italieniſchen Mahlerkunſt iſt, ſo tief eingreifen, daß dagegen jene an ihrer Stelle und in gehöriger Anwendung allerdings gültigen Forderungen richtiger Zeichnung und edler Form, hier nur aus Mißverſtand ſo oberflächlich zum Tadel des großen Meiſters angewandt werden.

Zuvörderſt will ich nur das Eine bemerken, daß man die Gemählde des Corregio nicht verſtehen kann, außer in ihrem gemeinſchaftlichen Zuſammenhange. Eines erklärt das andre, und viele beziehen ſich auf einander. In Dresden ſind die wichtigſten Werke von dieſem Mahler, da lernt man ihn leichter verſtehen; doch gewähren auch die hieſigen Reichthumer eine reiche Nachleſe, und ſie haben mir vollends über allen Zweifel klar gemacht, was ich ſchon dort zu fühlen glaubte.

Corregio hat nicht nur, wie Leonardo, auf faſt allen ſeinen Geſichtern ein ähnliches Lächeln, ſondern er wiederholt auch auf verſchiedenen Gemählden nicht ſelten dieſelben Geſichter, die in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ſich wieder zeigen, und unverkennbar dieſelben ſind. So iſt auf dem Marterthum des heil. Placidus und der heil. Flavia Nr. 758 das Geſicht der letzten ganz und gar daſſelbe, wie das der eher häßlich als ſchön zu nennenden Alten auf der berühmten Nacht. Der Engel in der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten Nr. 754 gleicht ganz dem einen der beiden größern zur Seite der Madonna auf dem heiligen Sebaſtian zu Dresden. Die Katharina auf dem Gemählde Nr. 756, welches die Verlobung derſelben mit dem Chriſtkinde darſtellt, und die Magdalena auf dem Hieronymus Nr. 753 erinnern an die Madonna auf dem St. Georgio zu Dresden, die ſo reizend und beinah ſcherzend lächelt; andrer Beziehungen und Aehnlichkeiten nicht zu gedenken, die ſchon mehr modificirt ſind, und nicht vollkommne Gleichheiten und Wiederholungen, ſondern nur Variationen gleichſam eines und deſſelben Thema's, einer ſehr deutlich hervorſcheinenden Grundform bilden. Du wirſt auch unter denen in Dresden befindlichen Gemählden, in gegenwärtiger Anſchauung, viele dergleichen Beziehungen wahrnehmen können, über die ich in der Abweſenheit und aus der Ferne nicht ins Einzelne geben kann.

So wie es Dichter giebt, deren Gedichte unverkennbar unter einander verbunden ſind, und bei noch ſo großer Verſchiedenheit der äußern Form und des Stoffs der einzelnen Werke dennoch eine abſichtliche Beziehung auf einander verrathen, ſo daß ſie alle mehr oder weniger ein und daſſelbe Grundgewebe nur fortzuſetzen ſcheinen und eigentlich nur Ein Gedicht zu nennen ſind; ſo wie ſie nur wenige Charaktere von auffallender Familienähnlichkeit uns in veränderten Verhältniſſen immer wiederbringen und weniger im Thema, das oft ſehr einfach iſt, als in den mannichfaltigſten Variationen deſſelben, den Reichthum ihrer dichtenden Fantaſie entfalten; ſo hat auch Corregio gemahlt. Seine Geſtalten ſind ihm, was dem Muſiker die Töne, der aus ſo wenigen eine Welt von Gefühlen hervorzulocken weiß; eben ſo auch dieſer tiefſinnige Mahler. Wie beſchränkt auch der Kreis ſeiner Formen war, und wie einfach die Methoden der Umwandlung, ſo wußte er doch eine nicht leicht zu erſchöpfende Fülle von Gedanken damit anzudeuten.

Was andern Mahlern oft mit Recht der letzte Zweck iſt, die Formen, die Geſtalten; dieſe ſind dem Corregio nur Mittel, einzelne Töne, Sylben oder Worte zum Ausdruck für den Gedanken des Ganzen. Alle ſeine Bilder ſind allegoriſch, oder wenn dieſes für die große Mannichfaltigkeit ſeiner Gemählde zu allgemein und zu unbedingt ſcheinen möchte, ſo darf ich doch ſagen: Allegorie iſt das innere Streben, der Zweck, der Charakter ſeiner ganzen Kunſtmanier. Und zwar jene Art der Allegorie, die darauf ausgeht, den unendlichen Gegenſatz und Kampf des Guten und des Böſen deutlich zu machen: denn daß hier nicht von der gemeinen Allegorie die Rede ſein kann, die in den Lehrbüchern und in den Köpfen der gegenwärtigen Mahler faſt allein unter dieſem Namen gekannt und gemeint wird, die Allegorie nähmlich, wenn ſie anders noch dieſen Nahmen verdienen kann, welche nicht das Unendliche andeuten, ſondern einzelne abſtracte, alſo beſtimmte und beſchränkte Begriffe in Sinnbilder überſetzen will; daß von dieſer, ſage ich, hier gar nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Am auffallendſten iſt die Allegorie in der berühmten Nacht, und der Gedanke derſelben erklärt zugleich, was außerdem Verwunderung erregen muß, wie der Mahler, der doch ſonſt Anmuth und Schönheit zu kennen und zu lieben zeigt, ſo ganz häßliche Geſtalten habe bilden können, wie die Alte und den bejahrten Hirten im Vorgrunde links. Es wollte der Künſtler andeuten, daß dieſes zur Rettung der Menſchen beſtimmte Kind, wie ein göttlich helles Licht in die finſtre Nacht der verdorbenen Welt erſchienen ſei. Um dies auszudrücken, iſt die einzige Beleuchtung, die man faſt allein in dieſem Gemählde zu bemerken pflegt, ſehr tiefſinnig gewählt, keineswegs aber etwa bedeutungslos nur beſtimmt, die Geſchicklichkeit des Künſtlers im Helldunkel ſehen und bewundern zu laſſen. Was war in dieſer Anſicht der Sache nothwendiger, als nicht bloß die Freude über den Glanz der göttlichen Erſcheinung aus dem Reiz und dem Lächeln einiger ſchönen Geſichter und Geſtalten zurückleuchten zu laſſen, ſondern auch die Häßlichkeit der entarteten und in Finſterniß verſunkenen, trüben, irdiſchen Welt, die ſolch' eines errettenden Lichtes bedurfte, in einigen andern Perſonen zu vergegenwärtigen und in Erinnerung zu bringen? Und daß er dieſe Schlechtigkeit der irdiſchen Welt vorzüglich als Gemeinheit aufgefaßt hatte, und uns darſtellt, darüber müſſen wir ſeinen richtigen Verſtand loben. Das und nichts anders iſt offenbar die Meinung und die Abſicht des Künſtlers geweſen. Aber ſchwerlich werden diejenigen, welche in die Anſicht der Religion, nachdem ſie ihrem Herzen fremd geworden iſt, ſich auch nicht einmahl mit der Fantaſie hinein verſetzen können, jemahls dahin gelangen, die alten Mahler zu verſtehen. Jener Gedanke, der in der berühmten Nacht des Corregio ausgedrückt iſt, gehört übrigens zu den allereinfachſten und natürlichſten, ja er wird faſt nicht fehlen können und mehr oder minder überall hervortreten, wo die chriſtliche Anſicht herrſchend iſt. Viel weiter von dem gewöhnlichen Gleiſe entfernt, iſt die Abſicht und Bedeutung in den beiden andern großen Altarblättern zu Dresden in dem St. Georgio und dem Sebaſtian. In dem erſten iſt die Maria in einer Freundlichkeit und Heiterkeit dargeſtellt, die an kindlichen Muthwillen gränzt. Hier iſt alles reine Freude, Leichtſinn und Lächeln im heitern Himmel; darum iſt Perſpektiv und Colorit ſo hell und ſo durchſichtig, und darum iſt das Gemählde oben von den üppigſten und glühendſten Früchten und Blumengewinden umkränzt. Hier kann der Mahler ſehen, was eigentlich Blumenſtücke ſind, was ſie im Ganzen eines Bildes wirken und bedeuten ſollen, da ſie, wenn man das einzelne Glied, was nie geſchehen ſollte, aus ſeiner Stelle, als mitwirkendes Element in dem organiſchen Ganzen der Kunſt herausreißt, dann nur noch als eine untergeordnete Gattung erſcheinen können. Dergleichen giebt es nicht; wenn aber, was nur Theil eines vollſtandigen Gemähldes ſein kann, ſelbſt ein Werk für ſich ſein ſoll, ſo verliert es nothwendigerweiſe ſeine Bedeutung, und alſo auch ſeine Würde. Auf dem St. Georgio tritt nichts ſo reizend aus dem Ganzen hervor, als der Leib des Kindes vorn auf dem Bilde, das Lächeln der Maria und die liebliche Geſtalt des Johannes; es iſt das gleichſam der muſikaliſche Grund Accord des Ganzen. Es iſt unläugbar, Corregio iſt ein Mahler, der ſchöne Stellen hat, und wenn gleich vielen, nach einſeitigen Begriffen, dieſes eher ein Grund zum Tadel als zum Lobe ſcheinen dürfte, ſo weiß ich doch recht wohl, daß dieß weſentlich und nothwendig mit den bemerkten Eigenſchaften zuſammenhängt, welche das Weſentliche ſeiner Manier bilden; ich meine das Muſikaliſche und die Neigung zur Allegorie. Auch ſind jene ſchönen Stellen nicht zufällig dort, wo ſie ſind, ſondern mit tiefer Ueberlegung und Abſicht gerade dahin gelegt, nicht um der bloßen ſinnlichen Schönheit willen, ſondern um den Gedanken oder das tiefe individuelle Gefühl des Ganzen ſo klar als möglich auszuſprechen. So heiter und ganz freundlich aber auch dieſes Bild von Corregio erſcheint, ſo iſt doch im heiligen Georg ſelbſt, und auch ſonſt, eine Erinnerung an den, auf allen ſeinen Gemählden vorherrſchenden oder durchſchimmernden Gegenſatz und Kampf des guten und des böſen Princips auch hier noch übrig. Aber freilich iſt es nicht der ſchreiende Gegenſatz des himmliſchen Lichtes und dunkler Häßlichkeit, wie in der Nacht; vielmehr iſt wenig Accent darauf gelegt, und das böſe Princip erſcheint ganz überwunden, das gute aber in ungeſtörter Heiterkeit. Weit ſtärker tritt dieſer Gegenſatz auf dem heiligen Sebaſtian hervor, worin übrigens die Mutter Gottes, wie ſich aus der Vergleichung der ſie hier umgebenden Glorie mit der gewöhnlichen ergiebt, im Glanze der Sonne, als bibliſches Sinnbild vom wahren Glaubenslicht der ewigen Liebe, dargeſtellt erſcheint; und warum wollten wir zweifeln, daß der Mahler, der Licht und Finſterniß, als das Göttliche und das Böſe, gedacht hat, nicht auch das Weſen des erſten in jener dem Lichte verwandten Geſtalt nach herkömmlicher kirchlicher und ſchriftgemäßer Bilderſprache erkannt und ſich ſelbſt ausgedrückt habe? *)

---

*) Jene Zuſammenſtellung von Licht und Finſterniß, von dem guten und böſen Princip, tritt in keinem Gegenſtande mahleriſcher Darſtellung ſo deutlich und in ſo reicher Entwicklung hervor, als in den Gemählden vom Weltgerichte, wo auf der einen Seite die teufliſche Verworfenheit oder Verzweiflung der Verdammniß, auf der andern die himmliſche Verklärung der Seeligen, den ſtärkſten nur irgend denkbaren Gegenſatz bilden. Eben darum gehört auch dieſer Gegenſtand zu den älteſten, und bildet eine der weſentlichen Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerei. Lange, ehe Michael Angelo durch ſeine rieſenhafte Darſtellung dieſer letzten Weltſchickſale ſeiner Zeit und die Kunſt ſelbſt in Erſtaunen ſetzte; hatte noch in der demüthigen Kindheit der Kunſt, der ſinnige Angelico, auf dem beſchränkten Raum von wenigen Quadratſchuhen, in mehreren ſeiner kleinen Bilder, das Gericht des Herrn, nach ſeiner frommen Art zu entwerfen verſucht. Und wenn man gleich an den Gruppen der Verdammten wohl ſieht, daß es nicht in ſeinem Charakter lag, dieſe glücklich nachzubilden; ſo iſt dagegen in den Chören der Seeligen, wie er ſie mehrmahls gebildet, entweder mit den Engeln tanzend, oder wie ſich Liebende, die auf Erden getrennt waren, dort wieder finden, eine wahrhaft himmliſche Fantaſie ſichtbar; und auch der Ausdruck im Geſicht des Erlöſers, wo die unerbittliche Strenge des Richters doch mit der tiefſten Liebe gepaart erſcheint, iſt ungleich wahrhafter, als in den Darſtellungen der ſpätern, großen Meiſter, die dabei oft in das Theatraliſche verfallen ſind. Wie alt aber dieſer Gegenſtand in der chriſtlichen Kunſt ſei, erhellt unter andern aus der Geſchichte des heil. Cyrillus und Methodius, von denen berichtet wird, daß als ſie hingingen, um den König von Bulgarien und die andern ſlawiſchen Völker dortiger Gegend zum Chriſtenthum zu bekehren, ſie ſich dabei beſonders auch eines Ge-

Jene drei großen Kirchenbilder, von denen ich keinesweges annehmen möchte, daß ſie der Zeit nach ſehr verſchieden ſeien, ſondern die im Gegentheil aus der Maſſe der übrigen durch ihre innere Aehnlichkeit in der Verſchiedenheit ſelbſt, ſich natürlich zuſammenſtellen, wie Glieder Einer Dichtung: jene drei großen Kirchenbilder, die Nacht, der heilige Georg und der Sebaſtian, ſind gleichſam der Text zu allem, was ſich ſagen läßt über den Corregio, nähmlich über ſeine zweite Manier. Das einzige unter ſeinen Gemählden, das unläugbar aus einer frühern ſein muß, iſt das göttliche Kirchenbild zu Dresden mit dem Johannes dem Täufer und dem heil. Franciscus. Dieſes Bild, welches mancher vielleicht allen Werken deſſelben Meiſters aus der zweiten Manier vorziehen dürfte, ſteht durchaus allein, und kann gar nicht mit dieſen verglichen werden, entfernt ſich auch ungleich weniger von dem Style der ältern Mahler. Jene drei Bilder nannte ich den Text zu einer Charakteriſtik der Manier des Corregio: einen reichen, ſehr reichen Commentar aber bietet uns das Pariſer Muſeum dar.

Zuerſt finden wir hier zwei beſchränktere Bilder, dem Umfange und auch dem Inhalte nach. Der Gegenſatz, der ſonſt immer der Vorwurf des Corregio bleibt, iſt hier gleichſam getrennt und aufgelöſt, das eine ſtellt uns die reine Freude dar, das andre nichts als den bitterſten Schmerz. Das erſte iſt eine Verlobung der Katharina mit dem Chriſtkinde; hinter der Katharina ſteht der heil. Sebaſtian, der freudig zuſchaut. Ich weiß weiter nichts darüber zu ſagen, als daß die lächelnde Anmuth des Corregio hier beinah ganz zur reinen Schönheit verklärt und veredelt iſt. Im fernſten Hintergrunde iſt in ganz kleinen Figuren der Tod des heil. Sebaſtian mehr angedeutet als dargeſtellt; und noch eine andre, vermuthlich doch auf die Katharina zu beziehende, Geſchichte des Marterthums, welche ich nicht recht zu entziffern weiß. Tritt man nicht ganz nahe hinzu, ſo ſieht man die Figürchen gar nicht, beſonders da der Hintergrund ſehr nachgedunkelt hat. Es iſt nur ein Knie-

---

mähldes vom jüngſten Gericht bedient haben, um dieſen Heiden den Begriff von dem himmliſchen Lohn der Frommen und der ewigen Verdammniß der Gottloſen recht anſchaulich zu machen.

ſtück, oder wie ſoll ich es nennen, die Figuren ſind nur bis auf die Bruſt und Hände zu ſehen, aber gewiß iſt es eines der vorzüglichſten Werke dieſes Meiſters, von einer klaren Schönheit, die auch denen einzuleuchten pflegt, welche ſonſt den Corregio nicht verſtehen. Noch weit tiefſinniger aber ſcheint mir das zweite der beiden erwähnten Bilder, eine Kreuzesabnehmung. Es pflegt von den Mahlern und auch von denen, die bloß nach dem gegenwärtigen Gefühl, ſonſt oft am richtigſten urtheilen, nicht wenig getadelt zu werden, weil in Wahrheit alle die Perſonen, welche um die Leiche Chriſti verſammelt ſind und in Klagen ausbrechen, ohne Ausnahme entſchieden häßlich ſind, wenigſtens von häßlicher Geberde, wenn gleich von dieſer abgeſehen, keineswegs von unedler Form. Ein ſo aus dem Innerſten laut hervorſchreiender Schmerz und mit dieſer ergreifenden und erſchütternden Wahrheit, kann wohl nicht anders als entſtellen. Welcher andre Schmerz aber wäre hier an ſeiner Stelle und dem Gegenſtande angemeſſen ? Den Klagenden entzog der Mahler die Schönheit, die er ihnen wohl hätte zu geben vermocht, wenn ſeine tiefe Weisheit es nicht beſſer geachtet hätte, ſie alle über den Leichnam des Erlöſers auszugießen. Ich habe mehrere vor das Bild geführt, die es beim erſten Eindruck abgeſchreckt hatte, und ſie haben mir alle geſtehen müſſen, daß der entſeelte Körper des Erlöſers unausſprechlich ſchön ſei, und gar nicht ſchöner ſein könnte; und doch iſt es eine Leiche, eine Leiche in jedem Umriß und jeder Stelle, aber noch beſeelt von Schönheit und ſchmerzlicher Wehmuth, ein lebendiges Bild des liebevollſten Todes. Wie viel wahrer, wie viel tiefer iſt das gedacht, als wie andre geringere Mahler den Leichnam des Erlöſers unſerm Auge zum Gegenſtand des Ekels und Abſcheues darzulegen, und daneben etwa zum Erſatz eine Magdalena zu ſtellen, in eitler Schönheit und eben ſo eitlen Thränen, ohne die innige Tiefe des Schmerzens ! So oberflächlich erſcheint mir ſelbſt das Gemählde des Andrea del Sarto über dieſen Gegenſtand, wenn ich es mit dem des Corregio vergleiche. Doch würde es faſt unbillig ſein, dieſe Vergleichung gegen den ſonſt ſo verdienten Künſtler durchzuführen, eben weil Corregio hier das einzig Rechte ſo ganz getroffen hat, daß man nach dem ſeinigen kein andres deſſelben Inhalts mehr mit Beifall anſehen kann. Die beiden Kirchenbilder, welche hier von demſelben Meiſter befindlich ſind, enthalten auch manchen Anlaß zum Nachdenken, beſonders die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Die Mutter ſchöpft Waſſer aus einer lebendigen Quelle, der Vater bricht Früchte von einem Palmbaum, welche das Kind oder der Knabe mit der einen Hand empfängt, im übrigen aber den Trank aus der Schale der Mutter erwartet. Seine Hände bilden ſegnend erhoben, das gewöhnliche Symbol der Dreieinigkeit. Man tadelt in dieſem Bilde gewöhnlich die Wolken, als zu körperlich und ſchwer; ſie ſind es auch, aber gewiß nicht ohne Abſicht. Das ſehe ich wohl, der Künſtler hat in dem Baum, von dem der Vater die Frucht bricht, Engel, Wolken und Zweige des Baums gleichſam zu einem Gewebe und Kranz verflochten, der zugleich die obere Umkränzung des Gemähldes bildet; und er hat ſie ſo verflechten wollen, daran zweifle ich nicht. Doch getraue ich mir in dieſen zuſammengeſetztern und willkührlichern Allegorien nicht ſo ihm nachzudenken, und was er meinte, in Worten auszudrücken. Das Bedeutende in der Stellung des Sohnes, wie er zwiſchen Frucht und Trank getheilt da ſteht, mit der Hindeutung auf die Dreieinigkeit, iſt deſto merkwürdiger, weil es ſich in der Skizze zu dieſem Gemählde nicht findet, die unter den hieſigen Zeichnungen zu ſehen iſt, und überhaupt mehrere Abweichungen enthält; ſo iſt das Kind auch ungleich mehr ausgebildet und älter.

Eben daſelbſt (Nr. 64. a. und b.) ſah man zwei kleine Gemählde in Waſſerfarbe von demſelben Meiſter, wovon das eine den Sieg der Tugend darſtellt, die von oben durch einen Genius gekrönt wird, und zu deren Füßen das Böſe ohnmächtig vernichtet liegt. Zu ihrer Rechten, des Betrachters Linken, ſitzen die heidniſchen Tugenden der Gerechtigkeit, Klugheit und andre mit ihren Attributen. Gegenüber eine himmliſchere Geſtalt über dem Globus ruhend, und auf den Fleck deutend, der durch einen Strahl von oben als derjenige ausgezeichnet wird, von welchem das Licht des Heils ausging. Unter dem Erdball und unter den Füßen der Tugend liegt ein Unthier; der Kopf iſt der eines Hundes, oder ſoll es ein Wolf ſein? Einige Theile ſind von einem Fiſche, mit Schuppen und Floßfedern, andres ſcheint noch von andern Thieren. Ich ſage, es ſcheint, denn die Zuſammenſetzung und ſelbſt die Lage dieſes Thiers oder Symbols iſt ſo wunderlich verworren, daß da überdem die Dimenſionen nicht ſehr groß ſind, die Gewänder der ſitzenden Figuren, die ſich dazwiſchen ſchlagen, die Verwirrung vermehren, und auch der Globus einen Theil dieſes ſeltſamen Weſens oder Unweſens bedeckt, oder ſich vielmehr in daſſelbe zu verlieren ſcheint, es mir nicht wohl möglich ſein möchte, die Conſtruction deſſelben in der Beſchreibung deutlicher zu machen, als ſie im Gemählde iſt. Ich habe mehrere Künſtler und Kenner vor dieſes Gemählde geführt, aber niemand hat es mir befriedigender entziffern und das Verworrne in dieſem Symbolenbilde völlig auflöſen können. Ich halte es aber für dieſen ſtets abſichtlichen Künſtler gar nicht für zu grübleriſch, anzunehmen, daß er eben dieſes Verworrne abſichtlich geſucht habe, um dadurch die Natur des böſen Princips mit auszudrücken.

Ich kehre zu den Kirchenbildern zurück. Auf dem heiligen Hieronymus iſt nichts ſo auffallend, als die Lieblichkeit der Magdalena. Sie neigt ihr Haupt auf das göttliche Kind, deſſen Fuß ſie küßt; dieſe Lippen, dieſe ſanft anſchmiegende Wange, dieſes fließende Haar, und das Händchen des Kindes darin; etwas weicheres und einſchmeichelnderes giebt es nicht, als die ſüße Liebe und zarte Anbetung dieſer hingegebnen ſchönen Seele.

Die andre dem Sinnlichen und Ueppigen zugewandte Charakter Seite an dieſem zwieſpaltigen Künſtlergeiſte zeigt uns ſeine Antiope, das einzige Gemählde heidniſchen Inhalts, was hier von ihm zu ſehen war. In den chriſtlichen Darſtellungen, wo er auch noch ſo ſehr das ſinnlich Schöne und reizend Liebliche geſucht und gemeint haben ſollte, iſt dieſes doch allemahl ganz verhüllt und gleichſam verſtohlen, wie es der Natur der Mahlerei wohl am angemeſſenſten ſein mag. So tief aber war dieſer Geiſt gewohnt, in das rechte wahre Weſen der Dinge einzudringen, daß er in der Behandlung antiker Gegenſtände ganz den entgegengeſetzten Weg einſchlug; er fühlte wohl, obgleich wir gewiß nicht mehr gelehrte Kenntniß des Alterthums bei ihm vorausſetzen können, wie bei andern, daß die alte Fabel und Antike nicht auf eine verſtohlne, und nur in Andeutungen ſichtbare Lüſternheit ausgebe, ſondern auf nackte Schönheit, und das Wollüſtige derſelben nicht zu verhüllen. So zeigt er uns hier ein reizendes Weib, in lächelndem Schlummer liegen, die ein freudetrunkner Beſchauer unſerm Auge völlig entblößt; zu ihren Füßen ein ſchlummernder Amor. Man ſah übrigens dieſes Gemählde durchaus nicht günſtig; ich habe mehrfach verſucht, auszufinden, wie man es am beſten anſchauen müßte, und mir ſcheint, es müſſe ſo betrachtet werden, daß der Betrachter wenigſtens völlig auf gleicher Höhe mit dem Gemählde ſtehe ja vielleicht wäre es am beſten, wenn man noch höher ſtünde und das Gemählde von oben herabſähe. Es ſcheint dies ſonderbar, aber ſo gut wie Corregio andre Kirchenbilder dazu einrichtete, von unten herauf geſehen zu werden, konnte er dieſes Gemählde für eine beſondre Stelle und örtliche Beſtimmung in dem Hauſe, wer weiß welches Reichen, gerade auf den entgegengeſetzten Fall angelegt haben.

Es iſt wohl Zeit, daß ich einmahl vom Corregio ſchließe. Ich habe mit Fleiß lange bei ihm verweilt, nicht etwa weil ich ſeine Art zu mahlen für die einzig rechte halte; ſondern weil ſich an dieſem Beiſpiele den Künſtlern und Kunſtliebhabern, ſehr bequem und recht deutlich zeigen läßt, wie verſchieden von der jetzigen, die Denkart der alten Mahler, und wie ganz andre ihre Abſichten waren, welche richtig und der Wahrheit gemäß zu verſtehen, die jetzt gangbaren meiſtens ſehr ſeichten Begriffe von Schönheit, Ideal und Antike keineswegs zureichen wollen. Ich gehe nun über zu einer andern Gattung von Mahlern, die mir nicht nur wegen ihres ältern und herben Sinnes und Charakters, ſondern auch durch die tiefe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den allumfaſſenden gleichſam welterobernden Geiſt, als die Heldenkünſtler der alten Zeit erſcheinen, die wenn jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch die tiefſte Rührung durch die Muſik ſeiner Farben ſpielend in uns zu erregen weiß, ſtatt deſſen vielmehr ſtolze Tempel von erhabenen Geſtalten wie zum ewigen Denkmahl in ſtrenger Symmetrie vor uns aufbauen oder unſer Auge durch die verſchwenderiſche Fülle prachtvoller Triumphe des feſtlichen Lebens mit Freude und Erſtaunen füllen.

Den Anfang mache ich mit dem Leonardo da Vinci, der unter allen am meiſten Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit dem Corregio hat, ſo daß wir nach den Werken allein zu urtheilen, glauben müßten, Corregio habe ſich vorzüglich auch mit nach dem Leonardo gebildet. Denn ſo ſtrenge dieſer in ſeinen Umriſſen iſt, ſo ſehr auch der Begriff über das bloße Gefühl zu herrſchen ſcheint, ſo objectiv wahr die Vollendung jedes Einzelnen iſt, ſo iſt doch in allen Geſichtern ſeiner Gemahlde eben jenes individuelle Lächeln ſchon ſichtbar, welches beim Corregio ſo charakteriſtiſch hervortritt, und den verſchiedenen Phyſiognomien, eine ſehr ſtarke Familienähnlichkeit oft bis zur Einförmigkeit giebt, und allerdings wohl hier und da manierirt genannt werden kann, wie ein Dichter, der nur einen kleinen Kreis von Charakteren in auffallender Familienähnlichkeit portraitmäßig darzuſtellen wüßte. Merkwürdig iſt, daß uns das Portrait des Leonardo ſelbſt, Nr. 170 der Zeichnungen, denſelben individuellen Zug darſtellt, den wir an ſo vielen ſeiner Figuren wahrnehmen; dieſelben halb zugedrückten Augen, daſſelbe Lächeln um den Mund. Noch merkwürdiger iſt es, daß wir eben dieſe Eigenheit auch auf Gemählden ſeiner Schüler, beſonders des Luini, wieder finden: und welcher Mahler hat Schüler gebildet, die ihm ſelbſt gleicher, und ſeiner würdiger wären, als dieſer? Er hielt alſo dieſes Liebliche, dieſe ſchwebende Muſik eines holdlächelnden Seelenausdruckes, für weſentlich zur Kunſt, da er gewiß nichts ohne Nachdenken gelehrt hat; es war ihm Grundſatz geworden, ſo zu mahlen, wenn es gleich anfänglich nur individuelle Eigenheit geweſen war. Auf keinem der hieſigen Gemählde iſt dieſe Manier ſo auffallend grell, als auf einer heiligen Familie, wo Johannes das Lamm und der kleine Jeſus eine Wagſchale hält, die ihm der vor ihm in blanker Rüſtung kniende St. Michael reicht. Merkwürdig war mir die heilige Jungfrau. Das Geſicht könnte faſt ohne alle Veränderungen, oder doch mit wenigen, ganz unendlich kleinen und nichtsbedeutenden, auch einen ſehr jugendlichen Chriſtus vorſtellen; ſo wie der Kopf des jugendlichen Heilands im Tempel von ihm, offenbar nur durch kleine Zufälligkeiten von dem Geſicht einer Madonna abweicht. Es hat alſo der Mahler das Ideal des Göttlichen in der möglichſten Annäherung und Vereinigung ernſter Weiblichkeit und jugendlicher Männlichkeit in den Formen und Zügen des Geſichts geſucht. Ich ſagte Ideal, denn was iſt denn das Ideal in jedem Sinne des Worts, als die dennoch zu Stande gebrachte reelle Verbindung zweier Elemente, die eigentlich ſich zu trennen ſtreben? Die bloße Vollkommenheit der Proportionen im mittleren Durchſchnitt, die auch für die Plaſtik nur negative Bedingung der ihr eigenthümlichen Schönheit, in der Mahlerei aber gar nicht einmahl allgemein anwendbar iſt, darf noch keineswegs mit dieſem Nahmen bezeichnet werden. Ganz anders aber und größer wie es mir ſcheint, hat Leonardo die Mutter Gottes genommen, in einem kleinen Knieſtücke etwas unter Lebensgröße Nr. 922, welches in Rückſicht der vollendeten Ausführung leicht die erſte Stelle unter allen verdienen möchte. Es hat ſchon ganz das Weiche und Verſchmolzene des Corregio in der Licht- und Farbenbehandlung, dabei aber doch die Genauigkeit und objective Beſtimmtheit, welche dem denkenden Florentiner ſelbſt eigen iſt. Die einzigen Figuren ſind die Mutter und das Kind; wiewohl es unter Lebensgröße iſt, ſo könnte doch ſelbſt ein koloſſales Bild in den Verhältniſſen nicht großartiger und erhabner gedacht und entworfen ſein, als dieſe Madonna. Mit göttlicher Majeſtät hebt ſich das Haupt und die Stirne empor; ſanft vorgebogen in ernſter Schöne und freundlich herab lächelnd auf das Kind, erſcheint uns das hohe Haupt wie ein ſtolz ruhender aber freundlicher Fels, und die verſchwenderiſche Fülle der Locken, welche von allen Seiten ſtromweiſe herunter fließt, ſcheint nothwendig mit zu dem erfordert zu werden, was der Künſtler hat ausdrücken wollen. Ueber dem Gewande ſchimmert der Buſen in ſanftem Reize ein wenig hervor. Die Stellung der Beine der Mutter, und die Lage des Kindes auf ihrem Schooß iſt faſt bis zum Geſuchten und Künſtlichen zierlich. So hat der Künſtler das Lieblichſte mit dem Erhabenen wunderbar zu verſchmelzen gewußt. Den Hintergrund bildet die ruhige Fläche des Meeres, ſtill und einfach, nur in weiter Ferne hebt ſich ein Hügel oder Berg mit ſanfter Erhöhung aus den Wogen empor. Das Kind hat ein leichtes Kreuz in Händen und betrachtet es mit ganz liebeſchmachtenden

Augen; aber doch iſt es ganz Kind, mich däucht, ich hätte wohl ſelbſt Kinder ſo in der Stille tief fühlend blicken ſehen. Die Spitze des Kreuzes tritt einſam auf der ruhigen Fläche des Hintergrundes hervor, welches einen ſonderbar rührenden Eindruck macht; jene Art aber das Chriſtkind zu mahlen, ſcheint mir ganz die wahre und rechte. Nie habe ich in einem andern Gemählde die Idee deſſelben ſo tief und ſo ſchön ausgeſprochen geſehen; da das Chriſtkind auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, allerdings ſehr ſchön, ja göttlich zu nennen iſt, aber auch wohl eben ſo gut die Kindheit einer heidniſchen Gottheit darſtellen könnte, und eher einem kleinen Jupiter gleicht, als dem göttlichen Jeſuskinde. Auch auf der Madonna della Sedia iſt es mehr ein Heldenknabe, obwohl an ſich und als ſolcher, wunderbar ſchön, im fröhlichen Gefühl der Stärke, und doch ſo traulich an die Mutter angeſchmiegt und mit dem Fuß ſpielend.

An dieſem kleinen Gemählde des Leonardo möchten die Künſtler lernen, daß man auch unter Lebensgröße durch die Verhältniſſe und durch ruhige Größe im Ausdrucke und Gedanken eben ſo erhaben, als in ganz koloſſalen Umriſſen mahlen könne.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, Dir einen anſchaulichen Begriff von dieſem Bilde zu geben; es gehört zu den vortrefflichſten, die ich überhaupt geſehen habe. Wollte man aber noch mehr davon ſagen, ſo könnte es wohl nur in einem Gedichte geſchehen; vielleicht wäre dieſes bei manchen Gelegenheiten die beſte und natürlichſte Art, von wunderbar ſchönen Gemählden und andern Kunſtwerken zu reden. Denn iſt nicht jede richtige, in das Innre ganz eindringende und auch alles Einzelne aufmerkſam ergreifende Anſchauung eines organiſchen Ganzen, ſchon an ſich durchaus Poeſie? Und wird ſie es nicht auch der äußern Form nach zu ſein ſtreben, wenn die Anſchauung des Ganzen anders nicht in uns verborgen bleiben, ſondern auch in äußern Worten deutlich ausgeſprochen werden ſoll? Aber freilich macht es die äußere Form allein nicht aus, und ſo können wir uns gern nach dem Bedürfniß und den geiſtigen Gewohnheiten derer etwas bequemen, die wir vorzüglich im Auge haben; und wollen alſo fortfahren, in dieſer Behandlungsweiſe, ſorglos über die äußre Form, aus der Anſchauung die Idee immer klarer hervorgehen zu laſſen: bis einmahl die Zeit gekommen ſein wird, wo es uns gelingen möchte, die vollſtändige Idee der Kunſt ſelbſt unmittelbar darzuſtellen, und die Fülle der Anſchauungen nur zur belebenden Umkleidung in das Bild des Ganzen einzufügen.

Eine heilige Familie von Luini Nr. 860, und eine Herodias von Solario Nr. 895, beides Schüler von Leonardo, ſind vortreffliche Werke: nicht bloß in ſeinem Geiſte und ſeiner Manier gedacht, ſondern auch mit der objectiven Gründlichkeit ausgeführt, die ihm eigen iſt. Von dieſer Seite iſt die Herodias hier, der in Dresden weit vorzuziehen, welche von einem der minder vorzüglichen Schüler des Leonardo herrühren muß. Ungleich ſchöner aber noch iſt jene heilige Familie, welche des Meiſters ſelbſt nicht unwürdig wäre.

So prägt der denkende Künſtler die Kraft ſeines Verſtandes nicht blos in fleißig vollendeten Werken, ſondern auch in einer Schule aus, die eben ſo gründlich angelegt und gebaut iſt, als ſeine Werke! Und dennoch iſt oft unter dieſer ſtrengen Schale ein bis zum Eigenſinn empfindlich und fein fühlendes Herz verſchloſſen, das wo es einmahl aus der äußern ſcheinbaren Kälte hervorbricht, uns deſto eigner und inniger rührt. So verſtehe ich die ſchöne Fühlbarkeit, die Neigung zum Rührenden und Wehmüthigen, welche uns aus einigen der ſchönſten Werke dieſes alten Mahlers anſpricht. [illegible] dieſes, vielleicht bisweilen unbewußte Gefühl, glaube ich auch in der Vorliebe, die Leonardo für eine eigne Art des landſchaftlichen Hintergrundes hat, zu erkennen. Er läßt ihn meiſt ganz aus Meer und Bergen oder Felſen beſtehen, die bald einfach und ruhiger, bald in Bewegung und Mannichfaltigkeit, immer doch in weiter Ferne in Luft und Himmel verſchwimmen. Wenn dieß auch nicht gerade immer wehmüthige Rührung erregen ſoll, ſo ladet es doch zum ſtillen Nachdenken ein. So ſieht man fernes Meer durch eine kleine Felſenöffnung in dem erwähnten Gemählde, wo der heil. Michael vor dem Chriſtkinde kniet. Einen ſolchen Hintergrund hat auch ein Gemählde, das im runden Saal Nr. 37 zu ſehen war, wo die Madonna der heit. Anna auf dem Schooß ſitzt, welches mich aber außerdem weniger angeſprochen hat. Ferner auch das eine der beiden hier befindlichen Portraite, von denen gleich die Rede ſein ſoll. Doch muß ich bemerken, daß hier eigentlich zu wenig von ihm vorhanden iſt, um darnach ſchon eine Vermuthung über die verſchiednen Manieren dieſes Meiſters und über die Geſchichte der Entwicklung ſeiner Kunſt wagen zu dürfen.

An vortrefflichen, oder doch ſehr merkwürdigen Portraiten iſt das hieſige Muſeum ſo außerordentlich reich, daß die Vergleichung hier natürlich zu manchen allgemeinen Gedanken über die ganze Gattung veranlaſſen muß, da ohnehin die engere Beſchränkung des Ganzen der Willkühr und Eigenthümlichkeit des Künſtlers weit weniger freien Spielraum läßt. Ich werde daher meine Gedanken über die große Menge der vortrefflichſten Portraite von Titian, Holbein, Raphael und Leonardo unter eine allgemeine Betrachtung und Rubrik vom Portrait überhaupt zuſammenfaſſen, und beſonders von den verſchiedenen Behandlungsarten, die in demſelben möglich und ausgeführt ſind, und deren ſo gar viele nicht ſein dürften. Die natürlichſte und zunächſt liegende und im gewiſſen Sinne auch wohl die ſich am wenigſten über das Gewöhnliche erhebende Gattung ſcheint mir die des Titian. Er geht darauf aus, die Perſonen mit täuſchender Wahrheit und in mahleriſcher Stellung und Anordnung hervortretend darzuſtellen; daſſelbe wollen meiſtens auch wohl die jetzigen Portraitmahler. Der Unterſchied iſt nur der, daß Titian vortrefflich mahlte, und daß er ganz erreichte, wornach jene nur ſtreben. Am ſchönſten in dieſer Rückſicht unter den hieſigen, iſt das Bildniß einer reizenden Frau; ihre aufgelöſten Haare fließen herab, ſie hält ſie in der Hand, und iſt im Begriff ſie zu ſalben. Dieſer Arm, die goldnen Haare, die Schulter ſind von der ſchönſten Weichheit, Farbe und Carnation vortrefflich.

Ganz anders, und gar nicht bloß auf den ſinnlich reizenden Eindruck oder eine auffallende, großartige, ergreifende Wirkung geht Holbein zu Werke: er geht im Portraite auf die treueſte, tiefſte Charakter-Wahrheit und objective Eigenthümlichkeit aus. Daher iſt meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der

Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht auf's fleißigſte und genaueſte ausgeführt. Man kann es nicht läugnen, ſoll das Portrait eine abgeſonderte Gattung ſein, ſo dürfte wohl dieſes die vorzüglichſte, ja die einzig richtige Methode ſein: denn wodurch kann die Kunſt in der einzelnen Darſtellung eines Individuums ſich noch als Kunſt bewähren, außer durch die ſtrengſte objective Wahrheit? Dieſes wird keinesweges dahin führen, die Geſichtszüge einer idealiſchen Allgemeinheit zu nähern, ſondern im Gegentheil das Beſchränkte und Perſönliche des Individuums muß auf dieſem Wege am ſtärkſten hervorgehoben werden, ſo daß der Charakter recht in ſeiner Beſchränktheit concentrirt, und gleichſam feſt eingeſchloſſen erſcheint; wie es auch beim Holbein der Fall iſt. Denn was iſt in einem Geſicht am genaueſten beſtimmt, als gerade das, was nicht eine höhere Stimmung, ſondern die beſchränkte und fertig ausgebildete Eigenheit dieſer Natur ausdrückt? Dahingegen ſolche vorübergehende Stimmungen, und die ihnen entſprechenden Geſichtsveränderungen, Geberden und Blicke, in denen oft eine höhere Seele wenigſtens auf Momente durch die äußere, vielleicht an ſich weniger bedeutſame Form hervorzuleuchten, und dieſelbe zu einer reinern Schönheit und Bedeutung zu verklären pflegt, ſchon ihrer Natur nach äußerſt flüchtig ſind, und nothwendigerweiſe mehr an das Unbeſtimmte gränzen, welches der Mahler, der ein objektiv treues Abbild geben will, gänzlich zu vermeiden hat. Stellung, Hand und Kleidung pflegen beim Holbein jedes wiederum den Charakter des Geſichts auszuſprechen, wodurch denn die Eigenheiten deſſelben oft ſchneidend, ja mitunter faſt bis zur Härte deutlich und objectiv werden. Leonardo hat oft ein Portrait im Weſentlichen ganz nach denſelben Grundſätzen gearbeitet, lediglich nach objectiver Wahrheit und einer bis auf die äußerſte Genauigkeit vollendeten Treue und einer wahrhaft unergründlichen Tiefe des eigenthümlichen Charakterausdrucks ſtrebend, wie in dem Bilde des Herzogs von Mailand zu Dresden, und in dem Bilde einer Frau, Nr. 924 des hieſigen Muſeums. Raphael dagegen, von dem man hier ſo viele Portraite ſieht, hat in den meiſten eine Manier, welche von der des Titian nicht ſehr entfernt iſt, die wenigſtens ganz auf dieſelbe lebendige Wirkung ausgeht, wenn gleich die Art der Mahlerei noch davon verſchieden, und meiſtens noch kräftiger, ſo wie auch die Charakterauffaſſung viel großartiger iſt. Beide aber, Raphael und Leonardo haben Beiſpiele aufgeſtellt von einer ganz andern Gattung des Portraits, von der ſich weder bei Holbein noch bei Titian eine Spur findet, und die ich die ſymboliſche nennen möchte.

Man gebe einem übrigens treu der Natur nachgebildeten Portrait nur etwa einen landſchaftlichen Hintergrund, aus Meer, Gebirgen und Luft beſtehend, wie bei dem Bilde der Madame Liſe, Nr. 923 von Leonardo, und es tritt ſofort ganz aus der Sphäre der Gattung, die ſo lange ſie nur das bleibt, ziemlich beſchränkt iſt, heraus. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß eine ſolche bedeutſam ſein ſollende Umgebung wiederum nichts anders bedeuten wird, als den Eindruck, den das dargeſtellte Antlitz macht, gleichſam die verdoppelte und höhere Abſpiegelung deſſelben. Nur dasjenige muß und darf durch Symbole aller Art ſo vielfach als möglich angedeutet werden, was an ſich ſelbſt noch nicht vollendet deutlich iſt, und das iſt der höhere Geiſt, die verborgnere Seele in dem Antlitz der Menſchen, da doch die wenigſten nur wirklich ausſehen, wie ſie ihrem innern Weſen nach ausſehen ſollten. Bei den meiſten iſt dieſes nicht klar, ſondern ſchimmert nur verſtohlen durch, und wenn der Künſtler nun nicht mit der bloß körperlichen Wahrheit zufrieden, dieſes Höchſte im menſchlichen Antlitz ſo viel als möglich darſtellen will, ſo muß er freilich durch alle Symbole, die ihm nur irgend zu Gebothe ſtehen, nachhelfen; und wie deutlich der landſchaftliche Hintergrund den Eindruck, den ein beſtimmtes Geſicht hervorzubringen geeignet iſt, wiederzugeben vermag, davon geben uns mehrere Beiſpiele der alten Mahlerei den einleuchtenden Beweis. Nichts vortrefflicheres in dieſer Art ſah ich, als die Bildniſſe zweier Jünglinge von Raphael, Nr. 937 und 938 in dem Katalog des langen Saales. Der eine, offen aus heitern, klugen Augen blickend, mit nachläſſiger Zuverſicht auf ſeinen Arm geſtützt, und ſo dreiſt in die Welt hineinſchauend, als ſei er ſicher, ſie ganz klar zu faſſen: der andre etwas geſenkt und nachdenklich, nicht eigentlich trübſinnig und ſchwermüthig, ſondern recht hell, aber doch, ich weiß nicht durch welche Magie der Kunſt, bei der edelſten Schönheit in treuherziger Einfalt und Redlichkeit, ganz unausſprechlich rührend. Die Landſchaft iſt eine weite Ferne, am Boden deutlich und heiter, aber der Himmel oben trübe und gedrückt, und alles ganz einförmig und gleich, bis auf einige Bäumchen, die einſam am Vorgrunde herausragen und das innigſte Mitleiden erregen. Man kann es nicht anſehen, ohne im Innerſten davon bewegt zu werden.

Ein ſolches ſymboliſches Bildniß nun, behaupte ich, tritt ganz aus der Gattung heraus, inſofern es bloß eine ſolche ſein ſoll; man könnte es mit dieſer landſchaftlichen Umgebung, in dieſer höhern Beziehung und Bedeutung, nur gleich in ein größeres oder wie man es zu nennen pflegt, in ein hiſtoriſches Gemählde verpflanzen; oder giebt es auch keines, zu dem es ganz paſſen würde, ſo erſcheint es uns doch nur als Bruchſtück eines ſolchen, daß wir uns hinzu denken können. Mit der höhern ſymboliſchen Beziehung und Deutung iſt mit einem Worte der einzige Grund weggefallen, der das Portrait als Gattung rechtfertigen kann, nähmlich die Abſicht, das Nachbild einer individuellen Perſönlichkeit in treuer objectiver Wahrheit zu erhalten. Warum ſollte es aber auch eine Gattung ſein? Wäre es nicht beſſer, die große Menge der Dilettanten wäre weniger beſorgt und bemüht, das Eigenthümliche ihrer reſpectiven Geſichtsbildungen auf die Nachwelt zu bringen, und überließe es vielmehr dem Künſtler, wo ihn ein menſchliches Antlitz nicht bloß zu flüchtigem Wohlgefallen reizte, ſondern nach anhaltendem Studium noch immer von neuem merkwürdig bliebe, ſolches zu eigner Belehrung und künftigem Gebrauch, aus freier Wahl, bloß für ſich ſelbſt zu fixiren? Denn ein ſolches wohlgegründetes Intereſſe würde allerdings ein hinlänglicher Beweis ſein, daß dieſes beſtimmte Antlitz in die eigenthümlichen Formen Sphäre des Künſtlers oder in den ſeinem Streben entſprechenden Umkreis von Charakteren auf irgend eine Weiſe mit gehörte und darin eingriffe. Auch würde es den größern Gemählden, ohne dieſe zuletzt doch auf das Portrait ſich gründende individuelle Wahrheit, ganz an dieſer und an aller reellen Bedeutung fehlen.

Ganz in dem Geiſt der charakteriſirten Gattung iſt Garofalo's Bildniß von ihm ſelbſt, Nr. 786. Ich möchte ſagen: ſo kann man nur ſich ſelbſt mahlen, ſo innig und objectiv wahr, und doch mit dieſer Partheilichkeit, mit dieſem Intereſſe an ſich ſelber. Es darf dieſes Bild vollkommen in ſeiner Art genannt werden, und es giebt kein ſchöneres Portrait. Es ſind auch mehrere heilige Familien in verkleinertem Maaßſtabe von dieſem Künſtler hier zu ſehen: aber ſehr ungleich. In der einen, wo Katharina zu den Füßen des Kindes kniet, und die ſitzende Maria ganz gerade aus dem Bilde herausſchaut, iſt das Antlitz derſelben nach dem ſtrengſten Ideale ernſter Göttlichkeit entworfen; im Kleinen etwa ſo wie die Mutter Gottes auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, doch iſt die des Garofalo noch ſtrenger und gerader.

In den Portraiten des Raphael habe ich vorzüglich die biegſame Gewandtheit und Vielſeitigkeit dieſes allumfaſſenden Geiſtes bewundert, da faſt in jedem eine andre Manier und Farbenbehandlung ſichtbar iſt. Ich geſtehe Dir, daß mir dieſes eine Grundeigenſchaft dieſes Künſtlers zu ſein ſcheint, aus der man alle übrige abzuleiten und zu erklären hat.

Wenigſtens giebt es über vieles Licht, was ſonſt nicht richtig verſtanden werden kann, wenn man es ſich gegenwärtig erhält, daß die mannichfaltigſte künſtleriſche Vielſeitigkeit die vorherrſchende Tendenz und eine charakteriſtiſche Eigenſchaft dieſes Mahlers war: ſogar diejenige Univerſalität, welche die Manier und den Styl andrer Kunſtverwandten anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu verbinden weiß. Es haben ſchon Künſtler, deren Urtheil Gewicht hat, bemerkt, daß die Manier des Raphael in den Tapeten ſich abſichtlich mehr der des Michael Angelo annähere, daß einzelne Figuren von Maſaccio entlehnt ſcheinen. Bei manchen Gemählden dürfte es nicht leicht zu entſcheiden ſein, ob ſie von ihm ſelbſt oder vom Julio Romano ſind; auch würde die Gemeinſchaftlichkeit der Ausarbeitung zwiſchen ihm und ſeinen Schülern gar nicht denkbar ſein, wenn er es nicht verſtanden hätte, ſich willkührlich in die Manier eines jeden derſelben zu verſetzen, oder wenn man will, ſich zu ihm herabzu laſſen.

Aber auch aus dem hieſigen Muſeum kann ich ein merkwürdiges Beiſpiel anführen, von einer ſonderbaren Aehnlichkeit mit einem ſonſt weit von Raphaels Manier und Ideenkreiſe entfernten Mahler, wodurch die große Mannichfaltigkeit ſeines Kunſtſinnes in den verſchiedenen Epochen und einzelnen Werken ins Licht geſetzt wird. Dieſe Bemerkung geht auf die Madonna de Foligno, zu deren Reſtauration man hier, wie bei Nr. 55 des Katalogs zum runden Saal weitläuftig erzählt wird, alle chemiſche Kunſt aufgeboten hat. Es iſt ein Votivgemählde; oben die Madonna mit dem Kinde in einer Sonne, deren Wiederſchein die unten in der Landſchaft liegende Stadt umſpannt; zur Rechten des Beſchauers, der Donatarius des Gemähldes, ein bejahrter Geiſtlicher, kniend und treuherzig die Hände faltend. Der heil. Hieronymus, ein ſchöner Alter mit weißem Bart, hält ihm den Kopf, um ſo durch ſeine Geberde die kräftige Andacht des würdigen alten Geiſtlichen zu beſtätigen und hervorzuheben. Gegenüber zur Linken des Beſchauers iſt Johannes der Täufer und der heil. Franciscus; beide Figuren, dem Johannes und Franciscus auf dem älteſten Bilde des Corregio zu Dresden ſo individuell ähnlich, daß wer beide Gemählde geſehen hat, wohl auf den Gedanken kommen möchte, einer von beiden Mahlern habe den andern vor Augen gehabt. Dem Style nach zu urtheilen, iſt dieſes Gemählde des Raphael aber eher zu ſeinen ſpätern, keineswegs zu den früheren zu ſtellen; das Gemählde des Corregio als eines der allerfrüheſten dieſes Meiſters anzunehmen. Dieſe Geſtalten ſind an ſich mehr dem Corregio eigen, da ſie auch auf mehrern andern der hier oder in Dresden befindlichen Gemählde von ihm, mit einigen kleinen Abänderungen doch unläugbar dieſelben, wieder vorkommen. Man kann ſich bei der Betrachtung kaum des Gedankens an eine gegenſeitige Berührung zwiſchen dem zu ſeiner Zeit weniger bekannten lombardiſchen Meiſter und dem Fürſten der römiſchen Mahler erwehren, die wenigſtens für dieſes Eine Gemählde Statt gefunden haben möchte; da es ja übrigens bekannt iſt, mit welcher Achtung und wie liebevoll Raphael ſelbſt die Zeichnungen unſers deutſchen Dürer aufgenommen hat, indem er ſogar die Abſicht geäußert haben ſoll, etwas von dieſen Entwürſen in eigner Ausführung zu benutzen. Wenn aber auch die bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen der Madonna de Foligno, und dem großen Gemählde aus Correggio's erſter Manier zu Dresden, ein bloß zufälliges Zuſammentreffen ſein ſollte; ſo beweiſt dieſes wenigſtens von neuem, wie der herrliche Baum von Raphaels Kunſt in ſeiner weiten Verzweigung auch die entfernteſten Punkte des mahleriſchen Schönen berührt hat. Im gewöhnlichen Styl ſeiner Heiligenbilder, zwei ſo verſchiedenartige Meiſter, wie den Perugin und Fra Bartholomeo, vereinigend, neigt er in den Tapeten und andern ſpätern Werken, wie in der Transfiguration zum Michael Angelo, und berührt im Portrait den Titian, deſſen Manier er in dieſer Gattung nur verklärt darſtellt, indem er ſeine Natürlichkeit und Wahrheit mit einem höhern Geiſte beſeelt. Zu wie manchen ähnlichen Bemerkungen würde nicht derjenige Gelegenheit haben, der noch mehrere Gemählde der alten Meiſter mit Aufmerkſamkeit ſehen und unter einander vergleichen könnte! Ein Engel unten auf dem Vorgrunde des Gemähldes von Foligno, der eine Tafel hält, welche den Nahmen oder die Inſchrift des Geiſtlichen, deſſen Gelübde zu erfüllen, dieſes Gemählde beſtimmt war, enthalten ſollte, gleicht ganz und gar dem einen der beiden Engel auf dem großen Bilde zu Dresden.

Auf der berühmten Transfiguration, welche durch Größe und Reichthum am kräftigſten Ausdruck von vollendeter Ausführung, jeden Künſtler, wie jeden Laien mit Bewunderung erfüllen muß, iſt Glaube und Unglaube ſehr ſchön und kräftig entgegen geſtellt. Zur Linken des Beſchauers, neun der Apoſtel in mannichfachem Ausdruck des liebevollen und des treuherzigen Vertrauens auf den Heiland, gegenüber die, welche den epileptiſchen Knaben herbeiführen, auf jene wie mit Zweifeln eindringend, oder auch mit laut ſchreienden Vorwürfen gegen die Vorſehung, daß ſie den armen Unſchuldigen ſo ſchrecklich leiden laſſen könne. In der Mitte im Vorgrunde, ganz im Profile ſichtbar, auf den Knien gerade in die Höhe gerichtet, ein göttlich zürnendes Weib, die auf den Leidenden deutet, und jenen vorzuwerfen ſcheint, daß ſie nicht helfen können, ſondern nur der allein, der auf dem Berge verklärt wird. Die Allegorie iſt groß gedacht und deutlich vor Augen geſtellt, die Landſchaft vortrefflich, die Ausführung in den Köpfen unten, einzig in dem kraftvollen Ausdruck; aber der Verklärte und die ihn umgeben, ſind weniger tief aufgefaßt und unter dem Gegenſtande geblieben. Erfahrne Künſtler glauben in dem obern Theil des Gemähldes, an der Ausführung, wie es oftmahls in den ſpätern Werken von Raphael der Fall iſt, die Hand eines ſeiner bewährten Schüler, wie etwa des Fattore zu bemerken. Noch auffallender aber nähert ſich die Behandlung in dem untern Theil des Gemähldes dem Styl des Julio Romano.

Weniger Mannichfaltigkeit und Reichthum für das Auge, aber deſto mehr für das Nachdenken enthält der Engel Michael, der den Drachen tödtet, Nr. 932. Arme und Antlitz ſind von göttlich hoher Schönheit und Ausbildung. Ein feuriger Strom zeigt ſich, herabſtürzend in den Zwiſchenräumen des dunkeln Felſens, auf welchem der Drache liegt. Es iſt noch ein kleines Bildchen von Raphael über denſelben Gegenſtand da, vermuthlich doch eine Vorübung zu jenem, obgleich die Behandlung beträchtlich abweicht. Das Antlitz des heiligen Michael iſt faſt noch ſchöner, auch iſt es ein glücklicher Gedanke, daß ſein mächtiger Schild hell weiß iſt, mit rothem Kreuz in der Mitte. Außer dem Drachen, welchem der Engel den Kopf eintritt, ſtehen noch rund umher andre wunderlich mißgeſchaffne Unthiere. In der Ferne eine brennende Stadt und ein Kirchhof, wo ſich Geiſter erheben, die von Teufeln verfolgt und gepeinigt werden. Eine äußerſt fantaſtiſche Erfindung und Compoſition, nach welcher zu urtheilen, die erſten Gedanken des Raphael oft auch wohl die originellſten und abweichendſten ſein mochten.

Noch iſt eine Madonna in verkleinertem Maaßſtabe, Nr. 935, zu bemerken, welche ein Gewand von dem ſchlummernden Chriſtkinde aufhebt, und es ſchweigend betrachtet; daher dieſes Bild auch den Nahmen des Silence führt. Es hat mir ſehr gefallen, und mag vielleicht, wenn ich ſolche Vermuthung ſchon wagen darf, ſo wie andre ähnliche, welche den Uebergang von ſeinen erſten noch kindlichen Bildern zu der blühenden Schönheit der reiferen Stufe bezeichnen, und ſich durch eine zarte Anmuth und Lieblichkeit unterſcheiden, Raphaels urſprünglichen Charakter am reinſten, einfachſten und unvermiſchteſten ausſprechen. Die Farben ſind etwas verloſchen, doch iſt noch ſichtbar, daß Roth, Weiß und Blau in dem Gewande der Maria hier auf eine Weiſe verbunden und contraſtirt waren, wie die Dichter ſolche Farben zu brauchen und zu deuten pflegen; und eine ſolche mehr dichteriſche als mahleriſche Zuſammenſtellung und Conſtruction der Farben, war dieſem Künſtler wohl überhaupt eigen. Ich finde da manchmahl eine Neigung zu reinen Maſſen der entſchiedenſten rothen, grünen, oder weißen Farbe, die dann wie zu reinen Accorden, ohne alle Diſſonanz verſchmolzner und bläulicher Schattirungen, einfach verbunden ſind, welche Manier für die bloß fantaſtiſch kühne und großartig umfaſſende oder auch grottesk fröhliche Mahlerei, wenn es eine ſolche gäbe, eben ſo angemeſſen ſein würde, als die Verſchmelzung aller nicht einfachen, ſondern gleichſam diſſonirenden Farben, wie im Corregio, die für die ſentimentale Mahlerei einzig angemeſſene iſt.

Einen ähnlichen Gegenſatz der Farbenbehandlung habe ich wohl ſonſt geglaubt, zwiſchen Holbein und Dürer zu bemerken. Holbeins Farbe iſt gleichſam nur der Abdruck ſeiner eignen Kraft und Männlichkeit, ein einfacher reiner Accord von dunkelm Schwarz, brennendem Roth, oder kräftigem Gelbbraun, der in dem unvergleichlichen Bilde zu Dresden am deutlichſten herauskömmt, dem Streben nach aber ſich überall zu erkennen giebt. Dürer aber ſcheint, wenigſtens in einigen ſeiner Gemählde, darauf ausgegangen zu ſein, gleichſam ein Syſtem, eine Welt von Farben in der größten Mannichfaltigkeit und Bedeutſamkeit auf eine äußerſt complicirte Art zuſammen zu fügen; welches freilich der Natur der Sache gemäß, oft nur ein Streben bleiben konnte.

Ich mache den Beſchluß mit den vortrefflichen altdeutſchen Gemählden, welche hier befindlich ſind. Von Holbein habe ich ſchon geredet. Es ſind nur Portraite, aber ein unſchätzbarer Reichthum an dieſen; denn die Opferung Iſaaks, N. 316, iſt nur eine ganz kleine Skizze und weniger bedeutend.

Von Johann van Eyck ſind mehrere bewundernswürdige Gemählde da; eine Hochzeit zu Kana, nicht nur ſehr friſch und lebendig gemahlt, ſondern auch voll ſchöner Geſtalten, die ich glaube am richtigſten bezeichnen zu können, wenn ich ſage, daß mehrere der weiblichen Köpfe an die Mutter Gottes zu Dreſden von Holbein erinnern, wo Demüthigkeit ſo ſchön mit Heiligkeit verbunden iſt, und die ich darum der Idee der göttlichen Mutter in ihrer Herzlichkeit und Einfalt entſprechender finde, als die Madonne von Raphael eben daſelbſt, welche zwar göttlich blickt und geſtaltet iſt, aber mit einem zu allgemeinen Charakter der Göttlichkeit, ſo daß auch wohl eine Juno oder eine Diana ſo ſein könnte; und vielleicht hat er ſogar dieſe Göttinnen des Alterthums und zwar beide dabei im Sinne gehabt.

Wenn nun ſelbſt der oberdeutſche Holbein dem Eyck als nachbildend ähnelt, die Geſtalten des letztern auch durchaus nicht niederländiſch ſind in der ſpätern Bedeutung; ſo wäre es wohl am verſtändlichſten, den Eyck zur deutſchen Mahlerei, als den erſten Stifter und Gründer derſelben zu zählen, deren Geſchichte und Entwicklung alsdann in der beſtimmten und äußerſt einfachen Stufenfolge des Eyck, Dürer und Holbein dadurch ſehr deutlich und begreiflich würde. Doch mögen uns hier auf dem ungleich weniger bekannten Boden der einheimiſchen Kunſtgeſchichte noch manche Mittelglieder fehlen, auf die uns vielleicht die Folge führen wird.

Ein anderes Bild des Johann van Eyck in verkleinertem Maßſtabe ſtellt das Lamm der Apokalypſe vor. Es ſteht auf der Bundeslade, und aus der Bruſt ſtrömt das Blut in eine Schale. Zunächſt um die Lade ſind anbetende Engel und Seraphim geordnet, in weiter Entfernung vier Chöre von heiligen Jungfrauen, Martyrern, Kirchenlehrern, Apoſteln, Päpſten und Geiſtlichen. Oben im Himmel die heilige Taube, von welcher Strahlen des Lichts und der Begeiſterung auf jene Chöre herabſchießen. Vorn im Vorgrunde ein Springbrunnen lebendigen Waſſers; die Landſchaft faſt überladen reich mit Blumen, Früchten, Bergen und Gebäuden im Hintergrunde geſchmückt. Eben ſo reich und mannichfaltig an Trachten und Geſtalten vom verſchiedenſten Ausdrucke, meiſt in ſehr edlen und mehr den italieniſchen ähnlichen Formen, ſind jene Chöre der Anbetenden, übrigens in der ſtrengſten baukünſtleriſchen Symmetrie geordnet. Es iſt aber durchaus nur die Unbegreiflichkeit und die Anbetung des Göttlichen ausgedrückt, ohne irgend in dieſer Allegorie an das entgegenſtehende feindliche Princip zu erinnern.

Nicht merkwürdiger als dieſes, aber ungleich ergreifender noch ſind drei zuſammengehörige Kirchenbilder, desſelben Meiſters, welche den Gott Vater, die Mutter Gottes und Johannes den Täufer vorſtellen. Die ägyptiſche Erhabenheit und Steifheit dieſer geraden, ſtrengen Gottesgeſtalten, wie aus grauem Alterthume, muß innige Ehrfurcht gebieten, und zieht uns bei allem abſchreckenden Ernſte eben ſo an, wie die unbegreiflichen Denkmahle einer größern und ſtrengern Vorwelt.

Wie in einem organiſchen Körper der weſentlichen Gliedmaßen nur wenige ſind, die aus dem Ganzen deutlich hervortreten und das Ganze ſelbſt in einem beſtimmten Verhältniß conſtruiren; außer dieſen aber nothwendig auch noch eine unbeſtimmte Fülle eben ſo organiſcher Maſſe und Thätigkeit vorhanden iſt, um den Körper jener erſten und weſentlichſten Glieder zu bekleiden, und ausfüllend zu umgeben, eben ſo iſt es auch in der Kunſt. Iſt es nur um die Geſchichte derſelben, und die Epochen ihrer Entwicklung zu thun, ſo wird man nur wenige Künſtler nennen dürfen; ſo wie denn die Conſtruction der deutſchen Mahlerei durch eine Charakteriſtik der genannten drei Mahler, Eyck, Dürer und Holbein, im allgemeinen Umriß gewiß nicht unbefriedigend entworfen werden könnte. Ungeachtet nun aber dieſe vorzüglich Epoche machen, ſo iſt doch ja nicht zu überſehen, daß zu den Zeiten der alten ſo wohl der deutſchen als der italieniſchen Mahlerei, außer den großen Hauptkünſtlern, welche für den Stufengang des Ganzen allerdings die wichtigſten ſind, es Mahler gab, die wenigſtens einzelne Werke hervorgebracht haben, welche der Größten würdig, und doch von allen verſchieden und eigenthümlich ſind, wenn gleich ihre Thätigkeit nicht ſo durchgreifend und wirkſam war, weshalb ſie auch oft früh vergeſſen worden. So iſt hier ein Gemählde Nr. 306 von dem alten niederländiſchen Mahler Hemmelink, welches den heiligen Chriſtoph mit dem Chriſtkinde und einige andere Heilige in einer Landſchaft darſtellt, und welches dem vortrefflichſten, was die deutſche Schule aufzuweiſen hat, dreiſt zur Seite ſtehen darf. Das Chriſtkind auf der Schulter tragend, ſchreitet der heilige

Chriſtoph mit ſeinem Baume in der Hand durch den Fluß. Zu beiden Seiten ſind hohe Felſen, und im Vorgrunde links der heilige Benedict, rechts der heilige Aegidius, den Pfeil im Arme ſteckend, ſein liebes Reh neben ihm ſtehend; auf dem linken Felſen oben, tritt aus einer Schlucht der Einſiedler mit der kleinen Leuchte hervor. Auf den Seitenbildern ſtellt rechts der heilige Wilhelm in voller Rüſtung den knienden Donatarius, nebſt ſeinen Söhnen dar; desgleichen gegenüber eine Heilige, die Frau und Töchter. Die Landſchaft iſt in den Seitenſtücken vom Mittelbilde aus fortgeſetzt; ſie iſt ſo ſtill und grün, naturgefühlt, deutſch und rührend, wie es nur ſelten gefunden wird. Der liebevoll redliche und freundliche Ausdruck im Geſichte des heiligen Chriſtoph, das Freie der Landſchaft, das bedeutende Reh, das Treuherzige und Schlichte des Ganzen; das alles erinnert uns an die beſten altdeutſchen Bilder, manches wohl auch an Dürer, aber es iſt ohne die Beimiſchung von Caricaturen, ungleich milder, durchaus ſtill und rührend, es iſt eben ſo bedeutſam, aber einfacher und anmuthsvoller. Die Geſichter ſind auffallend mehr eigentlich deutſch, als ſie ſonſt bei den älteſten niederländiſchen Mahlern zu ſein pflegen. Hier in dieſem vortrefflichen und verhältnißmäßig nicht ſo berühmten Mahler, öffnet ſich der Blick in eine noch unbekannte Weltgegend der altdeutſchen Kunſtgeſchichte. Dieſes Gemählde könnte ein Vorbild ſein, wie man landſchaftliche und einſiedleriſche Gegenſtände der Heiligengeſchichte zu behandeln hat. Es athmet durchaus in ihm ein rührender Ausdruck der innigſten Andacht und Frömmigkeit.

Die älteſte und erſte Stufe der Kunſtentwicklung, welche in der deutſchen Schule durch Eyck bezeichnet wird, iſt überall die verſtändlichſte und deutlichſte; auch iſt es nicht zu wundern, wenn die Kunſt ihre Entwicklung mit einer bis zur äußern Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit beſchließt, wie im Holbein. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Aeußerſten pflegt das Geheimnißvollſte zu wohnen, der unergründlichſte und verwickeltſte Tiefſinn. Dieß bewährt ſich recht auffallend an Albrecht Dürer. Von ihm iſt ein Gemählde hier, von welchem man ſagen kann, es iſt in dieſer Art vollendet: Chriſtus am Kreuze, am Fuß desſelben der Apoſtel Johannes, der ſchmerzlich hinaufſchaut; an der andern Seite die Mutter, das Haupt geſenkt, und von ihrer Begleiterin gehalten und unterſtützt. Der Ausdruck des Schmerzens in ihr iſt unwiderſtehlich rührend, eben weil er ſo gar nicht übertrieben iſt; der Mund des ſehr ſchönen und edlen Geſichts iſt wie von Thränen voll, bereit, nun endlich in Klagen ſich zu öffnen und auszubrechen, das Auge trocknet die feine Hand mit weiblicher Beſcheidenheit und Sanftmuth, noch mitten in dem Uebermaaß von Bitterkeit und Leiden. Zur Rechten des Beſchauers, da wo zunächſt der Apoſtel Johannes am Kreuze ſteht, folgt ſodann der heilige Dionyſius und dann Karl der Große. Der erſte trägt, der Legende gemäß, ſein eignes ihm abgeſchlagenes, bleiches Haupt in Händen, und das Blut ſpringt aus dem Halſe hervor. Mit einem wilden Ernſt und mit dem Ausdrucke nothwendiger Grauſamkeit ſchaut Karl, das bloße Schwert im Arme tragend, gerade vor ſich aus. Im Hintergrunde ſind viele Kriegsknechte zu ſehen, in verkleinertem Maaßſtabe, von unvergleichlich charakteriſtiſchen Geberden. Voll Bosheit und teufliſcher Freude ſcheinen ſie den leidenden Heiland und den Märtyrer zu verhöhnen; einige ſehen mehr grimmig und roh, andre tückiſch, und noch einige andre entferntere, bloß ſchlecht und einfältig aus. Zwei, die von einem Berge auf den Gekreuzigten herab ſehen, auf ihn deuten und ſich freuen, ſehen in der That ganz aus, wie Geſellen des böſen Geiſtes. Pflanzen ſieht man nicht an dieſer Seite der Landſchaft, aber wohl eine große offne gothiſche Kirche; als das Gebäude, was ſolche Märtyrer und ſolche Fürſten, wie jener Dionyſius und dieſer Karl, durch Schwert und Blut gegründet haben. Hier zeigt ſich der immer noch offne Rückweg ſelbſt aus dem Abgrunde der tiefſten Ruchloſigkeit zum verlornen Heil, zugleich aber auch der Bezirk, in deſſen Schlupfwinkeln ſich ſo oft dieſelbe Bosheit und Abſcheulichkeit verbergen konnte, die wir hier Gott und allem Göttlichen, teufliſchen Hohn ſprechen ſehen. Auf dieſer Seite iſt alles Schreckliche der chriſtlichen Anſicht zuſammengedrängt. Die gegenüberſtehende, zur Linken des Beſchauers, iſt ganz rührend. Zunächſt am Kreuz die ſchmerzhafte Mutter, dann der heilige Täufer, der in redlicher treuherziger Betrübniß und

Wehmuth einfach daſteht und das Lamm trägt, mit der andern Hand darauf deutend. Dann Ludwig der Heilige, nach jenem hinſchauend, aber mehr ernſt als traurig; nachdenklich, wie in frommer Sehnſucht nach dem heiligen Grabe. Im Hintergrunde eine Landſtraße, die am Waſſer hingeht, und drüben ländliche Häuſer. Auf der Landſtraße einige Männer in ruhigem Geſpräch unter einander, dann ein Wandrer, der ſich gedankenvoll auf die Mauer am Wege ſtützt und in das Waſſer hinabſchaut. Auf der ruhigen Oberfläche fahren ferne Schiffchen hin und wieder, die ſich in dem durchſichtigen Element zurückſpiegeln, wie die Gegenſtände am andern Ufer ebenfalls. Den Vorgrund dieſer Seite bekleiden und ſchmücken ſorgfältig ausgemahlte Pflanzen. Am Fuß des Kreuzes lehnt ein Gebein, daneben einige Flecken von Blut, ein Stein, ein Ende von einem Strick, noch einige Stucke von Gebein, ein Schadel, noch Blut; alles wie von ungefähr in einiger Entfernung von einander zerſtreut, dann kommt noch eine einzelne Pflanze nach der Seite zu, wo Dionys und Karl ſtehen; aber weiterhin iſt an dieſer der Vorgrund kahl. Unten iſt alles hell und deutlich, oben drückt eine nächtliche ſchwarze Wolke dunkel und ſchwer auf das Kreuz und auf das Ganze nieder. Der Erlöſer iſt von edler Bildung, wiewohl Ermattung und Leiden an dem bleichen Körper und den herausgetriebenen Muskeln der Wahrheit gemaß ſichtbar ſind. Sehr ausdrucksvoll iſt es, wie der weiße Mantel des Gekreuzigten, nun ein Spiel des wilden Windes, weit in die Luft hinflattert.

Und nun genug für dießmal. Ich habe nur einige alte Künſtler, die mir merkwürdig ſchienen, und die gewöhnlich gar nicht verſtanden werden, erklären, und zwar nach den Abſichten erklaren wollen, die ſie ſelbſt gehabt haben, wobei mein eigner Begriff von der Mahlerei eigentlich noch nicht im Betracht, oder vollſtändig zur Sprache kommen konnte. Dieſes behalte ich mir vor, ein andresmal zu entwickeln; ſo wie ich mehr Gelegenheit bekomme, die alten Meiſter der chriſtlichen Mahlerkunſt aus der Anſchauung kennen zu lernen. Denn ohne lebendige Beiſpiele vor Augen zu haben, würde ich es nicht vermögen.

Zweite Sendung.

Ausführliche Charakteriſtik des Raphael; und von dem Unterſchiede zwiſchen der ältern italieniſchen Mahlerſchule und dem neuern Styl. Von den chriſtlichen Gegenſtänden für Gemählde und von der Art, wie die ältern Mahler die heidniſchen Gegenſtände behandelt haben. Von einigen merkwürdigen Gemählden der ſpaniſchen Schule; nebſt Andeutung allgemeiner Grundſätze über die verſchiedenen Gattungen der Mahlerkunſt.

Im Anfang des Jahres 1803.

Seit einigen Monaten iſt nun die berühmte Transfiguration von Raphael, das letzte, von allen Künſtlern und Layen allgemein bewunderte Werk dieſes Mahlers, nachdem man fertig geworden war, es zu retouchiren, in dem langen Saale des Muſeums aufgeſtellt zu ſehen.

Nicht ſehr günſtig; dieſe Gallerie iſt ſchmal, und man kann nicht in die Ferne treten. Das Licht kommt nicht von oben, wie in dem runden Saal, ſondern durch die nah an einander liegenden Fenſter zu beiden Seiten des Saales herein, die ganze Länge deſſelben hinab. Dadurch entſtehen oft genug Blendungen, und faſt nie wirkt die Beleuchtung ganz rein in einer ſtarken Maſſe.

Man hat dieſes für jetzt wenigſtens nach den gegebenen Beſchaffenheiten unvermeidliche Uebel dadurch zu vermindern geſucht, daß man für die Transfiguration eine verhältnißmäßige leidliche Stelle wählte. Ja, es würde, wenn es möglich wäre, durch eine andre ſehr löbliche Veranſtaltung erſetzt werden. Das große Bild iſt rings umher von andern kleinern Bildern deſſelben Mahlers umgeben. Zur einen Seite eine ſehr geprieſene heilige Familie aus ſeiner reifen Zeit; gegenüber eine Verklärung der Maria, aus ſeiner erſten Jugend, da er noch ganz in Perugino's Manier arbeitete; oben, zwei Kirchenbilder des Perugin; unten, die Portraite, Skizzen und kleinen Gemählde des Raphael, ſowohl die, welche im vorigen Abſchnitt unſern Leſern beſchrieben worden ſind, als auch noch einige andre. Die Madonna de Foligno hängt an der zunächſtſtehenden Wand, nach der andern Seite zu aber die berühmte Gärtnerin oder Maria im Garten.

Es muß eine ſolche wirklich belehrende Zuſammenſtellung zu manchen Betrachtungen einladen, wenn man auf dieſe Weiſe die allmählige Entwicklung eines großen Kunſtgeiſtes, von dem erſten noch unſichern Jugendverſuche bis zum letzten ausgearbeitetſten Werke ſeines Lebens, gleichſam mit einemmahle überſchauen kann.

Die beiden Kirchenbilder von Perugino ſind wegen der Höhe nicht bequem zu ſehen; auch ſtehen ſie an Bedeutung einem Bilde von ihm, welches ich im Retouchirzimmer ſah, und deſſen himmliſche Schönheit und reine Vollkommenheit ich oftmahls bewunderte, ſo unendlich weit nach, daß ich mir den allzugroßen Abſtand noch nicht recht zu erklären vermag. Auf jeden Fall gehören jene beiden jetzt ausgeſtellten zu den beſchränkteren, minder bedeutenden Kunſtwerken dieſes Mahlers.

Auffallend iſt es, wie ganz das erſte Jugendbild des Raphael in ſeines Meiſters Manier iſt; aber auch ſo ganz, daß man noch kaum weiß, wo man das Eigenthümliche in dem noch ganz kindlichen Entwurfe finden ſoll. Ein Schüler, der in dem Grade die Art ſeines Lehrers ſich zu eigen machen konnte, mußte von Natur ein ſtarkes Talent der Aneignung, eine wunderbare Biegſamkeit, ſich in fremde oft ſehr verſchiedene Anſichten verſetzen zu können, erhalten haben; eine Biegſamkeit, welche von der Neigung zu einer reichen Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit, die wir als den weſentlichen Charakter Raphaels betrachten, faſt unzertrennlich iſt, und von der ſich auch in den ſpäteren Gemählden deſſelben, ſo viele und ſo ſprechende Beweiſe finden.

Ein kleines Gemählde, welches in mehreren Abtheilungen, die Verkündigung, die Anbetung der Könige, und die Beſchneidung Chriſti darſtellt, offenbar auch aus einer ziemlich frühen Zeit, iſt nicht mehr ſo Peruginiſch, in den Figuren aber überhaupt eher etwas unförmlich. In der Farbenbehandlung zeigt ſich ſchon, die auch auf ſpäteren Werken mehrmahls ſichtbare Neigung zu deutlichen Gegenſätzen und Conſtructionen, wenn ich ſo ſagen darf, aus Maſſen von dem entſchiedenſten Roth, Grün oder Weiß, als vorherrſchendem Grund-Accord der Farbe.

Eine kleine Skizze, grau in grau, die bisher noch nicht zu ſehen war, ſtellt Glauben, Liebe und Hoffnung allegoriſch dar. Jede dieſer Eigenſchaften iſt in einer weiblichen Figur dargeſtellt, welche zwei kindliche zur Seite hat. Die Kinder neben der Hoffnung ſind beſonders zart und lieblich, und die Liebe iſt als ſäugende Mutter dargeſtellt, an deren Bruſt ſich mehrere Kleine zu gleicher Zeit recht durſtig drängen, und mit ſtiller Begierde Nahrung ſaugen. Es iſt rührend zu ſehen, und ein einfacher, aber ſchöner Gedanke, wo das Weſen der Liebe darin geſetzt wird, das Bedürfniß der Schwachen mit der eignen Lebenskraft zu ſtillen.

Was die beruhmte Transfiguration betrifft, ſo würde es unnütz ſein, noch etwas zum Ruhme derſelben zu ſagen, da ſie ohnehin das Ziel der allgemeinen Bewunderung iſt. Daß ſie dieſes bei den Künſtlern geworden, davon iſt der hohe Grad der ausgearbeitetſten Vollendung wohl nicht ganz allein Urſache. Was dazu mitgewirkt hat, iſt zum Theil wohl auch folgendes. Es iſt dieſes große Bild in der Farbenbehandlung, in der Gruppirung, ſogar im Ausdruck ſchon mehr in der Methode und in den Grundſätzen entworfen und behandelt, wie die Späteren gemahlt haben. Die Caraccis haben wenigſtens ungefähr daſſelbe gewollt, wenn ſie es gleich bei weitem nicht erreicht haben. In dieſer letzten Rückſicht mag der Unterſchied ſehr groß ſein, aber die Art zu mahlen iſt nicht ſo ſehr verſchieden; wenigſtens muß ſie ähnlich ſcheinen, ſobald man ſie mit der ganz entgegengeſetzten, beſchränkteren, aber auch ſtrengeren und der Abweichung nicht ſo ausgeſetzten Art der ältern Mahler vergleicht. Raphael hat oft auch ganz in dieſer alten Art gemahlt: es zeigt ſich auch hier ſeine vielumfaſſende Mannichfaltigkeit, die fortſchreitende Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes. Der bloße Kunſtfreund wird leicht die ältere Epoche der italieniſchen Schule am meiſten, ja faſt ausſchließend ſchätzen. Aber nicht ſo kann es mit dem ausübenden Mahler ſein. Durch die Caraccis und ihre Nachfolger, durch Pouſſin und Mengs, ſchließt ſich die Manier der gegenwärtigen Mahler immer noch einigermaaßen, wenn gleich von ferne, an die Grundſätze der ſpäteren Italiener an, da hingegen die Denkart der ältern durchaus nicht mehr verſtanden wird, ihre Methode aber ſo gut als verloren zu ſein ſcheint. Erregt alſo manches andre Raphaeliſche Werk, welches vielleicht es eben ſo wohl verdiente, doch nicht den gleichen Grad von Bewunderung, als die Transfiguration, ſo liegt dieß zum Theil darin, daß dieſes Werk den jetzigen Mahlern immer noch näher ſteht, ihnen verſtändlicher iſt, als jener ganz alte Styl.

Was nun auf dieſem Gemählde den dargeſtellten Gegenſtand betrifft, ſo iſt zwar der fromme Eifer und hülfreiche Wille in den Apoſteln am Fuß des Berges, und der murrende und anklagende Unglaube in denen, welche den epileptiſchen Knaben herbeiführen, recht deutlich und kraftvoll entgegengeſetzt: die Landſchaft iſt ſchön, und das in der Mitte des Vorgrundes kniende Weib, welches mit hohem Unwillen den Apoſteln ihr Unvermögen, nicht helfen zu können, vorzuwerfen ſcheint, von einer göttlichen Hoheit. Der Kopf des Johannes iſt ſchön, die Köpfe der andern Apoſtel mannichfaltig, der Ausdruck anklagenden Murrens in den Köpfen der Herbeiführenden, und endlich das Leiden des Knaben ſelbſt von einer alles übertreffenden Wirkung und Wahrheit. Auf die Würde aber, und der Handlung ihre höchſte Bedeutung zu geben, darauf iſt weniger geſehen. Der Ausdruck des Vorwurfs in den Murrenden iſt ganz roh und wild, und die Apoſtel, die nicht helfen können, ſehen eher etwas übertrieben verwundert aus, im Gefühl und Bekenntniß ihres Unvermögens, und machen durchaus keinen ſehr würdigen Eindruck. So würde ein Mahler der älteren Zeit dieſen Gegenſtand nicht dargeſtellt haben; vielleicht würde er uns noch viel tiefer in den verworrnen Abgrund der bittern Schmerzen haben hinabſehen laſſen, aber auch das Troſtreiche der andern Seite würde innig gefühlter und reiner ſein. Er würde die Apoſtel vielleicht nicht ſo kunſtreich gruppirt haben, aber die ſtrenge Geſtalt würde uns mit Ehrfurcht erfüllen, der befehlende Ernſt den lauten Klagen in Unterwerfung zu ſchweigen gebiethen, oder ſie freundlicher in Hoffnung lindern, und das Gefühl der Nothwendigkeit des Leidens, und der eignen Beſchränkung würde als ernſte Trauer noch Würde haben. Vorzüglich aber zeigt ſich dieſe zwar kunſtreiche, aber nicht ſo tiefe und ſchon mehr moderne Behandlung in der Verklärung auf dem Berge. Die Figur des Heilandes ſchwebt wie eine bewegliche Flamme über der Erde in der Luft; drei Apoſtel, vom Lichte geblendet, liegen in theatraliſchen Stellungen auf dem Boden, und auch der Donatarius im Winkel macht einen ſtörenden Eindruck. Auch hier iſt der Gegenſtand nur wie mit einem leicht ergreifenden Enthuſiasmus aufgefaßt und ausgedrückt, der vor allem auf die große Wirkung ſieht; nicht mit dem ſchlichten, ſtrengen Ernſt, mit der ſtillen Gründlichkeit, wie die tiefere Frömmigkeit die Gegenſtände ihrer Verehrung und Liebe ſich auszudenken und äußerlich zu bilden ſtrebt.

Die Kunſtgröße und der erfinderiſche Reichthum des Raphael wird mehr nach ſolchen umfaſſenden Compoſitionen geſchätzt; ſein eigenthümliches Gemüth, die ihm eigne Lieblichkeit und Schönheit erkennt man oft am beſten in ſehr einfachen Gemählden. In dieſer Rückſicht nimmt die reizende Maria im Garten oder ſogenannte Gärtnerin eine ſehr hohe Stelle ein; die Madonna mit den beiden freundlichen Knaben einfach ſitzend in der heiterſten hellen Landſchaft, oben ein ſchönes, wahrhaft himmliſches Blau, das Ganze wie ein Himmel von Unſchuld und Liebreiz auf Erden. Dieſes Bild athmet die zarteſte Lieblichkeit und kindlich leichte Freude; es iſt durchaus individuelle Natur, aber keine ſtrenge Form und eigentlich genommen, kein Ideal. Dieſe Anmuth, dieſe Schönheit der hellen Farben, dieſe zarte Blüthe der Carnation laſſen ſich nicht beſchreiben; man möchte es einen höhern, verklärten Titian nennen, in ſo fern man einmahl gewohnt iſt, den Begriff jener Vollkommenheiten mit dieſem Nahmen zu verfinden. Auch dürfte man den in der vorigen Sendung erwähnten Chriſtuskopf des Titian in dieſer Rückſicht wohl neben dieſe Raphaeliſche Gärtnerin ſtellen.

Es hat dieſer Mahler ſich beſonders darin gefallen, die heilige Jungfrau auf das mannichfachſte darzuſtellen, zum Theil in einem ganz entgegengeſetzten Sinne. Man könnte eine ganze Reihe aufſtellen von der möglichſt irdiſchen Auffaſſung, bis zur höchſten anbetungswürdigen Verklärung und Göttlichkeit. Der Anfang dieſer Reihe wäre dann die Maria im Garten, wo ſie, wie die eigne Geliebte, ganz nur in irdiſcher Lieblichkeit gemahlt iſt; den Beſchluß macht die große in Wolken wandelnde Mutter Gottes in Dresden, wo die reinen Formen des ernſten doch liebeglühenden Geſichts uns an das Ideal der hohen Juno und zugleich auch der ſtrengen Diana erinnern.

Zunächſt an die Gärtnerin könnte man das unter dem Nahmen des Stillſchweigens bekannte kleine Gemählde ſtellen, wo die heil. Jungfrau das ſchlafende Kind betrachtet. Auch hier ſind die Züge offenbar individuell, aber die Krone im Haar, und die ſymboliſchen Farben des Gewandes deuten ſchon auf die Königin des Himmels. Ein reizendes Bildchen! Wenn man bei dem Anblicke ſolcher lieblichen Gemählde, wie dieſes Stillſchweigen und jene Gärtnerin an den bekannten Ausſpruch des Michael Angelo denkt, daß Raphael ein guter Miniaturmahler ſei: ſo möchte man dieſes Urtheil, weil doch ſelbſt die Aeußerungen der künſtleriſchen Eiferſucht bei einem ſo großen Kunſtgeiſte einen Sinn haben müſſen, etwa ſo erklären: Michael Angelo meinte, das eigenthümliche Schönheitsgefühl dieſes Genius zeige ſich beſonders in dieſer enger begränzten Sphäre von geiſtig ſchönem Liebeszauber und hoher Seelenanmuth, indeſſen Raphael vielleicht da, wo er durch das Ideal andrer Künſtler und durch die Tendenz der Zeit verleitet, ſich in eine größere Sphäre rieſenhafter Compoſition zu verſetzen trachtete, ihm bei weitem nicht ſo glücklich zu ſein ſchien. Denn wollte man jene Aeußerung, wenn ſie anders ganz authentiſch iſt, bloß als Maaßſtab für den großen und ſtolzen Geſchmack jener Zeit und jenes Mannes überhaupt nehmen; ſo möchte doch ſelbſt für das Koloſſale deſſelben der Ausdruck beinah zu übertrieben ſein; wie denn Michael Angelo durch ſeinen Hang zum gigantiſch Uebertriebenen in der Form und Stellung der Geſtalten, wie im Ausdruck und der Compoſition des Ganzen, ohne Zweifel den erſten Grund zum Verfall der Kunſt gelegt hat.

In der heiligen Familie, welche zur Rechten der Transfiguration zu ſehen iſt, ſtreuen hohe Engel eine Blumenfülle über die Mutter aus: es hat alles ſchon einen höhern Ton von Entzückung und anbetender Freude in dieſem Gemählde, und auch die Bildung der göttlichen Mutter ſtimmt damit überein und iſt wenigſtens ein Uebergang aus der erſten individuellen zu der ſpätern idealiſchen Anſicht. Dieſes Bild wird ſehr bewundert; es hat die Anmuth des Corregio, aber es iſt auch nicht ganz frei von ſeiner geſuchten Zierlichkeit. In den Farben hat es ſehr gelitten, oder war urſprünglich ſchwach. Daß die berühmte Madonna della Sedia, in dieſer Reihe auch ihre beſtimmte Stelle habe, iſt nicht zu bezweifeln. Zunächſt an der großen Mutter Gottes in Dresden ſteht die Madonna de Foligno. Hier iſt dieſelbe ſchon dargeſtellt als himmliſche Erſcheinung, von einer Sonnenglorie umgeben. Nur entſpricht ihr Antlitz noch nicht ganz der hohen Beſtimmung, eben ſo wenig wie das Kind; es iſt nicht mehr das Liebreizende jener erſten Gemählde, und noch weniger das hohe Ideal der großen Madonna.

Das moderne Kunſturtheil und die hergebrachte, ſo oft ohne alle Kritik und Unterſcheidung und ohne eigne Anſchauung und Auffaſſung nachgeſprochne Meinung über dieſen Erſten der Mahler, bedürfen in vielen Stücken einer ſorgfältigen Berichtigung, und genaueren Beſtimmung. Mengs ſetzt den Charakter des Raphael in die Vortrefflichkeit der Zeichnung und des Ausdrucks, dagegen Helldunkel und Farbengebung ihm mehr oder weniger abgeſprochen werden. Nicht zu gedenken, daß ſo manches Gemählde Raphaels von unvergleichlich ſchöner Farbengebung, wie z. B. die ſchon mehrmahls erwähnte Gärtnerin, ſich anführen laſſen; ſo iſt jene ganze Trennung widerſinnig. Denn beſtimmen ſich nicht dieſe Eigenſchaften durchaus gegenſeitig? Wäre bei dem Helldunkel des Corregio wohl eine andre Carnation möglich? Iſt hier nicht gerade dieſe Manier der Umriſſe paſſend, ſo wie die

Farben des Raphael mit ſeiner Zeichnung weſentlich zuſammen gehören? Iſt Zeichnung und Licht, Charakter, Farbe nicht bei jedem guten Mahler ein harmoniſches untrennbares Ganze? Statt jener eitlen Bemühungen, nach einer unbefriedigenden Claſſification das trennen zu wollen, was ewig zuſammengehört, und nur in Einheit wirken kann, beſtrebe man ſich nur, die individuelle Abſicht jedes Werks, ſo wie der Künſtler ſelbſt in jener alten von der unſrigen ſehr verſchieden denkenden Zeit ſie wirklich hatte, auf's ſorgfältigſte zu ergründen. Iſt er ſo glücklich geweſen, dieſe Abſicht wirklich zu finden, ſo wird der Künſtler daran den beſten und ſicherſten Maaßſtab haben, den Werth des Kunſtwerks nach ſeiner eignen Abſicht ſelbſt zu prüfen und zu beurtheilen; und hat er erſt alle die mannichfaltigen Abſichten mehrerer Künſtler in allen ihren verſchiedenen Werken hinreichend verſtehen lernen, ſo wird er nicht in Verlegenheit ſein, wie er über den Werth oder Unwerth einer Kunſtabſicht ſelbſt zu urtheilen hat, und es werden ſich in ſeinem Geiſte allmählig allgemeine Grundideen bilden; Principien im wahrſten Sinn des Worts, nicht negative Forderungen, die nichts ſagen, als was ſich von ſelbſt verſteht, nach Begriffen eingetheilt, welche nur dazu dienen können, die harmoniſche Einheit deſſen zu zerſtören, was nur in dieſem vollſtändigen Zuſammenhange angeſchaut, verſtanden und begriffen werden kann; ſondern Anfänge, Principien, Quellen eines neuen Lebens, eines wirkſamen Daſeins, und eines eben ſo freien als graden und ſichern Strebens nach einem unvergänglichen Ziele.

Andre haben den Charakter des Raphael geſetzt in die idealiſche Schönheit. Dagegen iſt aber zu erinnern, daß nur einige ſeiner Werke dieſe Tendenz haben; vielleicht hier und da ſogar ſchon zu ſehr, mit Verkennung der ewigen Gränzen zwiſchen der Mahlerei und zwiſchen der Antike und der plaſtiſchen Geſtaltenbildung der Sculptur. In andern Werken hingegen ſtrebt er nur, eine bedeutende Allegorie oder auch den ſinnlichen Liebreiz in ganz individuellen keineswegeſ idealiſchen Geſtalten auszudrucken. Alſo iſt auch dieſe Anſicht des Raphael einſeitig und größtentheils falſch.

Die genialiſche Vielſeitigkeit und künſtleriſche Univerſalität, welche wir als das Weſentliche ſeines Charakters ſetzen, zeigt ſich auch darin, daß er unter den neuern italieniſchen Mahlern, obgleich er in vielen ſeiner Gemählde ganz die Manier dieſer Epoche ausdrückt, dennoch am meiſten der alten Schule ſich anſchließt, den Geiſt und Styl derſelben hier und da faſt rein darbietet, und ſo in einem gewiſſen Sinne den Uebergang aus der neuern Schule zu jenem ältern Styl bezeichnet. Deswegen iſt es im höchſten Grade zu billigen, wenn ihn die Mahler der jetzigen Zeit faſt ausſchließend, als vorzüglichſten Führer für ſich erwählt haben, weil er denn doch, wenn ſie ihn und alle ſeine Werke und eigentliche Abſicht nur recht verſtehen wollten, ſie unvermeidlich zur rechten Quelle zurückführen würde; zu der alten Schule nähmlich, welche wir der neuern unbedingt vorzuziehen gar kein Bedenken tragen.

Hier iſt nun der Ort, zwei allgemeine Bemerkungen anzufügen, zu welcher die neue reichere Anſchauung der Werke des Raphael Gelegenheit gab. Die erſte betrifft die alte und die neue Schule der italieniſchen Mahlerei; den andächtig frommen, tiefbedeutenden Styl der erſten, und den prachtvoll blühenden der letzten. Auf dieſen Unterſchied ſollte man in der Kunſtgeſchichte vorzüglich aufmerkſam machen; dagegen aber andre, minder bedeutende Unterſchiede mehr verſchwinden laſſen. So viele Gegenſätze man auch finden mag, zwiſchen der venetianiſchen, und der ſpäteren florentiniſchen Schule; gegen die ältere Mahlerei, bildet alles dieſes doch nur Eine Maſſe.

Das in die Augen Fallende und Effectreiche der Tizianiſchen Gemählde, ſo wie die Abſicht, die ganze Fülle und individuelle Mannichfaltigkeit des wirklichen Lebens auffaſſen zu wollen, geht nicht minder über die ſtrenge Beſchränktheit der ältern Gemählde hinaus, als die feſtliche Pracht und dithyrambiſche Fülle des Julio Romano, der ſich eben ſo gern in die reiche Herrlichkeit des römiſchen Alterthums verſetzt, als jener Venetianer das bunte Schauſpiel der Gegenwart zu ergreifen ſuchte. Von dieſer neuern Schule der italieniſchen Mahlerei, die durch Raphael, Tizian, Corregio, Julio Romano, Michael Angelo vorzüglich begründet ward, wiewohl auch andre nicht ſo Epoche machende Mahler noch weſentlich dazu mitgewirkt haben, ſind unſtreitig, ſo wie ſie ſelbſt den höchſten Gipfel der ausübenden Kunſt und nicht mehr zu übertreffenden Kunſtfertigkeit in allen practiſchen Theilen derſelben erreichten, zugleich auch ſchon die erſten Keime für das Verderben der Kunſt urſprunglich hergekommen; welche dann von ihren Nachfolgern und Nachahmern in den verſchiedenen Schulen zur breiten, allgemeinen Bahn der falſchen Kunſtmanier erweitert wurden, obwohl die erſten Anfänge der Abweichung ſchon in jenen letzten großen Meiſtern der alten Mahlerzeit liegen. Nur müſſen wir hier nach ſtrengem Kunſturtheil und nicht getäuſcht oder beſtochen durch die einzelne Vortrefflichkeit, alles was die Kunſt von ihrem hohen Ziel, oder von ihrem weſentlichen Character abwendet und entfremdet, mag es auch einzeln und für ſich genommen noch ſo lieblich und anlockend erſcheinen, oder auch hohe Bewunderung und Erſtaunen erregen, in Hinſicht auf die unabänderlichen Grundgeſetze und die ewige Beſtimmung der Kunſt, als verderblich und verwerflich bezeichnen. Eines der erſten Kennzeichen, welches die Entartung der Kunſt zu begleiten, oder ihr voranzugehen pflegt, wird darin ſichtbar, wenn eine Kunſt in das Gebieth irgend einer andern einzugreifen und hinüberzuſchreiten anfängt, wie dieß ſchon bei jenen berühmten Meiſtern der Fall war. Wenn nun Corregio in das Gebieth der Muſik ausſchweifte, ſo iſt wohl auch das alte Mißverſtändniß, welches noch immer fortdauert, und Mahlerei und Sculptur unaufhörlich von neuem verwechſelt, in der erſten Quelle vom Michael Angelo abzuleiten. Aber nicht bloß in dieſem Rieſengeiſte auch in den andern genannten, iſt das weit umfaſſende, alles ergreifende, aber eben darum auch leicht nach allen Seiten abſchweifende Streben der neuern Schule, deutlich im Gegenſatze der engen und ſtrengen Beſchrankung eines Mantegna, Bellin, Perugin, wozu unſtreitig auch Maſaccio zu zählen iſt, und endlich ſelbſt der tiefſinnige Leonardo, wiewohl dieſer ſchon eine Annäherung zu der neueren Schule zu enthalten ſcheinen könnte, ſo wie Raphael hingegen unter den Neueren am meiſten noch an die alte ſich anſchließt. Wenn man aber oft noch weit ſpätere Meiſter und Schulen der neueren Italiener anführen hört, ſo läßt ſich bezweifeln, ob dieſe überhaupt in der Kunſtgeſchichte eine ſehr bedeutende Stelle einnehmen können. Mit den genannten Mahlern, mit Julio Romano, Titian und Corregio geht die große Kunſtepoche der erfinderiſchen Genies zu Ende; die gelehrten Nachahmer und eclectiſchen Mahler aus der Schule der Caraccis und der andern gleichzeitigen, ſind den gelehrten Arbeiten der alexandriniſchen Dichter zu vergleichen, welche in ähnlicher Art die alte Poeſie mit Nachbildungen und Blumenleſen beſchließen.

Die italieniſche Mahlerei ſcheidet ſich deutlich und beſtimmt in die alte und die neue, wie die italieniſche Poeſie; und wenn die ſtrenge Großheit des Giotto oder die herbe Wunderlichkeit des Mantegna, uns an die des Dante erinnern, die Schönheit des Perugino aber mit der des Petrarca verglichen werden kann; ſo dürfen wir den Titian und Corregio auch recht wohl neben Arioſt und Taſſo ſtellen. Es iſt dabei gar nicht um das Witzesſpiel der Vergleichung zu thun, ſondern nur um die einfache aber wichtige Bemerkung, daß die Natur in ähnlichen Sphären meiſt den gleichen Gang der Production beobachtet, und ſich dieſelben Stufen der Entwicklung zeigen. Die Parallele zwiſchen den italieniſchen Mahlern und Poeten ließe ſich noch weiter fortführen; und wenn die markige Weichheit des Dominichino wohl mit dem dichteriſchen Styl des Guarini verglichen werden darf; ſo findet auch der ſüßliche Marino ſeinen entſprechenden Gegenſatz in dem flatterhaften Albano.

Die zweite allgemeine Bemerkung, zu der wir veranlaßt wurden, betraf die Gegenſtande der Mahlerei.

Es muß ſchon aus dem obigen klar ſein, und ließe ſich leicht durch viele andre Beiſpiele beſtätigen, daß die chriſtlichen Gegenſtände noch keinesweges durch die alten Mahler erſchöpft ſind; da auch ſelbſt diejenigen, welche ſie behandelt haben, nicht alle ohne Ausnahme durch ihre Darſtellungsverſuche bis zu jenem einzigen und allein richtigen Ausdruck ausgebildet ſind, der gar keine neue Darſtellung mehr möglich werden läßt. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß ein übler Genius die Künſtler der jetzigen Zeit von dem Ideenkreiſe und den Gegenſtänden der ältern Mahler entfernt hat. Die Bildung kann ſich, in jedem Theile derſelben, nur an das Gebildete anſchließen. Wie natürlich und löblich wäre es alſo, wenn die Mahler auf dem Wege fortgingen, den Raphael, Leonardo und Perugino gegangen ſind, ſich in ihre Ideen und Denkart von neuem verſetzten, in ihrem Geiſte weiter fort erfänden, und ſo die neue Mahlerei an die alte zu dem ſchönſten Ganzen anſchlöſſen. Und wie unendlich reich und umfaſſend iſt nicht jener Kreis an mahleriſcher Schönheit und Bedeutſamkeit jeder Art! Welch ein trauriger Zuſtand iſt dagegen jetzt ſichtbar; wie unſicher ſchwankt der Künſtler umher, und greift in der Fülle des Unbeſtimmten bald nach dieſem, bald nach jenem immer noch unſchicklichern Gegenſtande, meiſtens nach einem ſogenannten hiſtoriſchen, der die tiefere Naturbedeutung und geiſtige Symbolik und damit den eigentlichen höhern Zweck der Mahlerei unmöglich macht; oder wenn es hoch kömmt, nach einem Gegenſtande aus der alten Mythologie, deren innerſtes Weſen und Geiſt ſo ganz mit der plaſtiſchen Geſtaltungsweiſe der Sculptur übereinſtimmt, daß er in der Mahlerei durchaus nicht ausgedrückt werden kann.

Doch wollen wir dieſe große wichtige Materie hier keinesweges ausführlich abhandeln, ſondern nur einige vorläufige Bemerkungen geben, die unſre künftige Unterſuchung darüber allmählig einzuleiten dienen mögen.

Zuerſt finden wir es der Aufmerkſamkeit keinesweges unwürdig, daß jene großen alten Mahler nicht nur in der Sphäre der chriſtlichen Sinnbilder hinreichenden Spielraum für die Fülle ihrer Erfindſamkeit gefunden haben, ſondern ſie beſchränkten ſich oft noch enger, und wurden, einen vielleicht dem erſten Anſcheine vielleicht ſogar ungünſtigen und unfruchtbaren Stoff, in einer Reihe von Verſuchen unabläſſig zu variiren, niemahls müde. So gefiel ſich Raphael in mannichfaltiger Darſtellung der Madonna; ſo war die Kreuzigung für den erfinderiſchen Dürer ein unerſchöpflicher Kunſtgegenſtand ſeines tiefſinnigen Geiſtes. Auf ähnliche Weiſe ſcheint die Herodias in der Schule des Leonardo, gleichſam ein herkömmlicher Gegenſtand, durch ſeine Schwierigkeit ſelbſt vortrefflich zur Kunſtübung ausgezeichneter Schüler, geweſen zu ſein. Ein Beiſpiel davon zeigt uns das hieſige Muſeum, und auch die Dresdner Sammlung enthält ein ſolches Bild, offenbar aus Leonardo's Schule. Ein drittes ſah ich neulich hier in einer Privatſammlung, angeblich von Leonardo ſelbſt, unläugbar iſt es wenigſtens aus ſeiner Schule; wenig ſchlechter als jene, und doch ganz verſchieden davon.

Eine zweite vorläufige Bemerkung geht die Behandlung der jetzt ſo beliebten und meiſt mit der oberflächlichſten Idealität und unſeligſten Verwechslung der Mahlerei und Bildhauerkunſt behandelten griechiſchen Gegenſtände bei den alten italieniſchen Mahlern an.

Zuerſt muß ich bemerken: ſie iſt ganz verſchieden, dieſe Behandlung griechiſcher Gegenſtände in der alten und in der neuen Schule der italieniſchen Mahler.

Sofern mir ſelbſt über den Geiſt des griechiſchen Alterthums aus langem Studium einiges Urtheil zuſtehen kann, muß ich urtheilen, daß ſelbſt die neuern italieniſchen Mahler das innerſte Weſen des alten Lebens und des alten Glaubens, wiewohl vielleicht mehr aus tiefem Gefühl des richtigen als aus gelehrter Kenntniß, ſo innig ergriffen haben, daß die Mahler jetziger Zeit dagegen ſehr unvortheilhaft abſtechen. Das Gigantiſche im Styl des Michael Angelo kenne ich nicht aus der Original-Anſchauung, und auch wie Raphael hierin beſchaffen war, kann ich nicht ſelbſt prüfen, da ſein Carton von der Schule zu Athen gar zu ſehr verderben iſt; aber ſelbſt die römiſche Kraft, Fülle und Pracht des Julio Romano, und die reine Wollüſtigkeit in der Antiope des Corregio iſt tiefer aus der Quelle geſchöpft, als irgend von einem Mahler unſrer Zeit zu erwarten ſteht. Und doch zogen jene Künſtler im Ganzen ganz entſchieden die chriſtlichen Sinnbilder vor; jene Gegenſtände wählten und behandelten ſie nur als Ausnahme, gleichſam zur Erholung und Abwechslung. So dachten nicht bloß ſie ſelbſt, ſondern auch ihre Werke belehren uns, daß es ſich wirklich ſo verhielt.

In der neuern italieniſchen Schule zeigt ſich auch von dieſer Seite das umfaſſende Streben des damahligen Kunſtgeiſtes; eine Tendenz, ſich in das alte Götterthum zu verſetzen, der es oſt gelungen iſt, das Weſen desſelben zu ergreifen. Nicht ſo bei der alten Schule, ſo weit man ſie hier kennen lernen kann. Da iſt die alte Mythologie nur als eine zu dieſem leichten Zweck erlaubte Bilderſprache gebraucht, für Allegorien, für Gedanken, mit denen es nicht ſo heiliger Ernſt iſt, als mit den höchſten des chriſtlichen Glaubens; der Gebrauch aber iſt ſehr willkührlich, ja ſogar abändernd, wie auch die älteſten romantiſchen Dichter die alte Fabel behandelten. Der Gott Amur der Provenzalen, iſt von dem griechiſchen Amor vielleicht nicht viel verſchiedener als der Merkur des Mantegna auf dem früher beſchriebenen Bilde, von dem Hermes der Griechen. Ein in dieſer Hinſicht merkwürdiges Stück iſt ein im Saal der Zeichnungen aufgeſtelltes kleines Gemählde in Waſſerfarben von Perugino, welches den Streit der Tugend und der Wolluſt darſtellt. Zwei zierliche Bäume, der eine heller, auf welchem Amorinen ſitzen, und der andre dunkler, der eine Eule trägt, bezeichnen ſchon dieſen Gegenſatz. Weibliche Figuren, mit Lanzen, die in Flammen ausgehen, ſtreiten für die Liebe, andre dagegen; die Amurinen nehmen lebhaften Theil an dem Kampf, eine Frau wird von ihnen beſiegt, und auf dem Boden fröhlich in das Revier der Wolluſt gezogen, wo rohe Waldnaturen ſich zeigen. Gegenüber kämpft eine andre mit drei oder vier dieſer kleinen Weſen ſehr heftig, einer liegt todt da; eine andre Frau zur Seite wird von dem Bogen eines Kleinen bedroht, während ein andrer an ihren Schultern hängt, ein dritter an ihrer Lende hinauf klettert. Im Hintergrunde zeigt ſich die verwandelte Daphne, Europa auf dem Stiere, und andre Geſchichten aus dem Ovid, oben in der Luft Merkur herunterſchwebend; das alles in den zierlichſten Umriſſen, und friſcheſten Farben, äußerſt zart und ſinnreich.

Wie ſich nun der große Dürer, der Shakeſpeare der Mahlerei zu jenen beiden italieniſchen Schulen verhält, und den jetzigen Künſtlern, nebſt Raphael, durch die Fülle der poetiſchen Erfindung und den Tiefſinn und Reichthum der ſymboliſchen Bezeichnung als eine fruchtbare Grundlage und vaterländiſches Kunſtgeſtirn dienen könnte; darüber wird in der Folge noch ausführlicher die Rede ſein. So viel iſt klar, mit dem Styl der alten

Italiener ſtimmt ſein tiefſinniger Geiſt recht wohl zuſammen, aber durchaus nicht mit dem der neuern Schule.

Für jetzt wollen wir die hier vereinigten neuen Kunſtanſchauungen ohne Unterbrechung weiter fortführen; da ſich an dieſer Reihenfolge der bedeutendſten Werke die weſentlichen Kunſt-Ideen am leichteſten entwickeln laſſen, und wie von ſelbſt daraus hervorgehen.

Von einer Reihe der vortrefflichſten Gemählde, welche ich in der Privatſammlung des Lucian Bonaparte zu betrachten Gelegenheit hatte, werde ich um ſo mehr einige Nachricht geben, da viele der wichtigſten dieſer Gemählde, weil ſie bisher in Spanien geweſen, das bekanntlich an Werken des Raphael, Leonardo und Titian ſo große Reichthümer beſitzt, unter die weniger bekannten gehören. Es wird daher für diejenigen unſrer deutſchen Künſtler und Kunſtfreunde, welche in Italien gebildet worden, die Nachricht von dieſen ihnen zum Theil nicht bekannten Kunſtſchätzen einigen hiſtoriſchen Werth haben können..

Den Reichthum dieſer Sammlung wird man aus der nachfolgenden Notiz ſchon überſehen können, wiewohl ſie bei weitem nicht alles Schätzbare, ſondern nur das Wichtigſte enthält.

Zuvor will ich bemerken, daß wenn der Künſtler es vielleicht bedauern darf, eine ſo bedeutende Sammlung als Beſitzthum eines Einzelnen der öffentlichen und ununterbrochen erlaubten Benutzung entzogen zu ſehen, für den Kunſtfreund wiederum ein nicht unweſentlicher Vortheil daraus entſteht, welchen gut eingerichtete Privatſammlungen vor öffentlichen Muſeen meiſtentheils voraus zu haben pflegen. In den letzten fehlt es nur zu oft an hinreichendem Raum; man ſieht daher die vortrefflichſten Bilder oft in einem ſehr ungünſtigen Lichte, und nur wenige ganz ſo aufgeſtellt, wie es ſein ſollte. Dieſes iſt inſonderheit mit dem Pariſer Muſeum der Fall, da der vorhandne Raum, ſo groß er iſt, für die Menge der Bilder doch keinesweges ausreicht, auch ſonſt große Unbequemlichkeiten hat. In Lucian Bonaparte's Sammlung hingegen, die nicht ſowohl zahlreich, als ausgewählt iſt, geſchieht jedem Bilde ſein volles Recht, und man wird auf keine Weiſe durch ungünſtige Aufſtellung im Betrachten geſtört oder gehemmt. Es iſt dieß etwas Weſentliches, und thut ungemein wohl wenn man lange an dem Gegentheil zu leiden hatte. Hier ſind vielleicht nur zwei oder drei Bilder, welche günſtiger beleuchtet ſein könnten, die meiſten ſind es vortrefflich.

Ein eigenthümlicher Reichthum dieſer Sammlung ſind die ſeltnen Werke der ſpaniſchen Schule: und was das Nationalmuſeum von ſolchen aufzuweiſen hat, kömmt dagegen gar nicht in Betracht. Die bewunderungswürdigſten unter dieſen Werken ſind: ein Inſpirirter, von Murillos, und eine betende Heilige von demſelben. In einſamer Zelle, den Kopf auf die Hand geſtützt, und wie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hinhorchend, mit bebend geöffneten Lippen, ganz eingenommen und verzückt von der innern Stimme oder Erſcheinung, und doch ganz beſonnen und gleichſam zweifelnd; ſo ſieht dieſer Mönch aus, von einer nicht gerade ſchönen oder unergründlich tiefſinnigen, aber doch ſehr intereſſanten Geſichtsbildung, der uns hier dargeſtellt iſt, mit einer Wahrheit und Innigkeit, die jeden ergreift und überraſcht, und mit einer Vollendung ausgeführt, die wenig ihres Gleichen hat. Der Hintergrund iſt ganz einfarbig, ein mattes dunkelgolden oder leuchtendes Hellbraun, welches um das Haupt des Begeiſterten einen Schein formirt, und ſich durch unmerkliche Abſtufungen immer mehr bräunt, und in den Hintergrund verliert. In der obern Ecke links ſieht man einige Andeutungen von Figürchen, welche die innern Geſichte des Verzückten bezeichnen ſollen. Es erregt dieſe Anſchauung das Gefühl von einer ganz neuen Gegend der Kunſt, und kein italieniſches, kein deutſches Gemählde iſt ihm ähnlich, oder von gleicher Art. Man bemerkt bei den ſpaniſchen Mahlern öfter eine Neigung, ſich dieſen Zuſtand verklärter Extaſe zum Ziel und Gegenſtand zu wählen; es iſt, als drängte es ſie nach der geheimnißvollen Pforte der himmliſchen Anſchauungen, als der geiſtigen Welt und eigentlichen Heimath der höhern Mahlerkunſt. Auch die Art der Mahlerei in jenen Bildern iſt eine ganz eigenthümliche; zwar kann man wohl im Allgemeinen ſagen, es iſt nicht der Styl der alten italieniſchen Schule, nicht die ſtrengen Umriſſe eines Leonardo, nicht die reinen Farbenmaſſen im heitern Lichte, wie bei den beſten Alten; nein, es ſind die ſchwebenden Umriſſe, dieſe mit unendlichem Fleiß verſchmolzne und ausgearbeitete Naturlichkeit und Täuſchung der Farbenmiſchung, welche wir bei den ſpätern Italienern finden. In Rückſicht dieſes vollendet Verſchmolzenen könnte man die Farbenbehandlung mit der des Dominichino vergleichen; aber dieſer geht mehr auf das Weiche allein, und neigt ſich oft zum Hellen und Weißen; Murillos iſt dunkler in den Farben, ſein Gefühl mehr ausſchließend traurig, ſein Sinn herber. Was aber den unendlichen Fleiß der Ausführung bei dieſen ſchwebenden Umriſſen und verſchmolznen Farben betrifft, ſo wird man aus der ſpätern italieniſchen Schule vielleicht nur im Corregio etwas Gleiches finden. So wie dieſer gehört auch Murillos gleichfalls unſtreitig zu den ganz muſikaliſchen Mahlern. Eineſtheils rechne ich ſchon bei Mahlern von Genie und originellem Sinn jenes Verſchwebende der Umriſſe und Verſchmolzene der Farbe zu dieſer Aneignung des muſikaliſchen Geiſtes und der muſikaliſchen Behandlungsart; wo es aber bei dieſem oder jenem ſpäten Mahler ſich doch nicht aus dieſem Grunde herleiten läßt, da wird es nur aus Nachahmung oder einer ganz verfehlten Tendenz von Täuſchung und Natürlichkeit entſtanden ſein, deren Verirrung kaum noch in das Gebieth der Kunſtbetrachtung gehört. Außerdem iſt aber das Muſikaliſche des Murillos auch in der Wahl der Gegenſtände, und in dem vorherrſchenden Gefühl, worauf alles bezogen wird, ſichtbar. Es gilt dieſes vielleicht mehr oder weniger auch von andern Mahlern der ſpaniſchen Schule. Ueberall ſcheint ihr Streben auf das Sentimentale zu gehen; aber es iſt eine Schwermuth, eine Traurigkeit von einer ernſten und großen Art. So nehmen ſie auch die religiöſen Gegenſtände. Es findet ſich eine Madonna in dieſem Style von Velasquez zu Dresden; in dem hieſigen Muſeum iſt eine ganz ähnliche, der Angabe nach von Murillos. Auch ſah man vor einigen Monaten ebenfalls im Muſeum einen Bettlerknaben von demſelben, von Kummer und Noth gebeugt, mit Hunger und Ungeziefer kämpfend; die zerlumpte Kleidung, der dürftige Hausrath umher bildet ein trauriges Stillleben zur Umgebung, und das Ganze iſt von einer ergreifenden Wahrheit. Vortrefflich gemahlt findet es ein jeder, aber viele von den Idealiſirenden ſtoßen ſich mit Ekel an dem Gegenſtande. Eine oberflächliche Art zu fühlen: als ob der Gegenſtand der Gegenſtand wäre, und nicht vielmehr die eigenthümliche Art und Weiſe, wie er genommen iſt! Ein Bettlerknabe iſt ein Bettlerknabe: aber auf wie unendlich verſchiedne Weiſe kann er genommen und dargeſtellt werden! Ein leichter Mahler wird bloß auf das komiſch in die Augen Fallende und Drollige der äußern Erſcheinung ſehen, ſie nur ſo darſtellen; allenfalls mit der naiven Behaglichkeit, welche die leichtere Natur auch noch im Elende behalten kann. Ein nach Art des Leonardo oder Dürer tiefdenkender oder grübelnder Künſtler wird uns die innere Zerrüttung, welche das Elend in der Geſtalt und ſelbſt in dem Gemüthe des Menſchen verurſacht, mit ergreifender Wahrheit zeigen, und durch die Tiefe ſeiner Wahrnehmung unſern Verſtand mit Erſtaunen füllen. Der ernſte Spanier hat die Niedrigkeit dieſes Elendes ſo innig rührend und doch ſo würdig ernſthaft gefaßt, daß das individuelle Bild uns erſcheint und auf uns wirkt, wie eine allgemeine Betrachtung über die Bedürftigkeit und Niedrigkeit des menſchlichen Lebens und Daſeins überhaupt. Nur iſt freilich die Mahlerei, ſo vortrefflich ſie iſt, doch nicht ſo einzig ſchön, als an jenem Begeiſterten und an jener Betenden, welche man als Gegenſtück zu jenem erſtern betrachten mag. Es iſt gleichfalls in Lebensgröße, eben ſo vollendet gemahlt, und jenem ſo ähnlich gedacht, daß nichts mehr darüber zu ſagen bleibt. Vielleicht kann dieſes Gemählde ſogar dem Ideal des Schönen näher zu ſtehen ſcheinen, doch iſt das Bild des Mönchs künſtlicher wegen des tiefern Ausdrucks. Ein Ausdruck des verklärten Geſichts, welchen der noch im wirklichen Leben wandelnde Menſch höchſtens nur während eines Augenblicks von Extaſe haben kann, iſt auf der äußerſten Spitze ergriffen, feſtgehalten, und mit höchſter Täuſchung dargeſtellt; die höchſte Verzückung und die klarſte Beſonnenheit, beide ſind zugleich in einem Moment ausgedrückt, der auch gerade nur ein vorüberſchwebender Moment ſein kann.

Noch iſt zu bemerken, was freilich auch in andern Werken der ſpaniſchen Schule gefunden wird, an dieſen Gemählden aber in einem beſonders hohen Grade ſich zeigt; eine äußerſt markirt nationale ſpaniſche Phyſiognomie aller Geſichtsbildungen nähmlich, die ſehr ſchwer durch beſtimmte Merkmale in einen feſten Begriff zu faſſen ſein würde, deren Charakter aber doch ſo deutlich iſt, daß er im erſten Anſchauen gleich gefühlt wird und kein Zweifel darüber Statt finden kann. So ſieht man auch den meiſten Figuren des Raphael oder des Leonardo noch den Italiener an, und ſo hat auch Dürer nur Deutſche gemahlt. Eigentlich verſteht es ſich freilich von ſelbſt, daß die Mahlerei, welche ihren Gegenſtand nicht bloß in einer idealiſch allgemeinen Form darſtellt, ſondern mit individueller Wahrheit, und bis zur Perſönlichkeit wirklich geworden, nicht umhin kann, auch in den Geſichtsbildungen dieſen Charakter an ſich zu tragen, und ihre Nationalphyſiognomie nicht verläugnen wird. So war es wenigſtens nach der Art und Kunſt der alten Mahler; eine Kunſt und Art, für welche unſere angehenden Künſtler viel zu weiſe geworden ſind. Aber eben darum kann es nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden, daß ſie, die ganz allgemein und rein abſtract mahlen wollen, das Beiſpiel des ganzen Alterthums aller Schulen gegen ſich haben. Ein ſehr auffallender Unterſchied zeigt ſich jedoch hiebei in dem verſchiedenen Gange der italieniſchen und der deutſchen Schule. In der italieniſchen Schule haben grade die Geſichtsbildungen auf den älteſten Gemählden, von Ghirlandajo oder noch früher anzufangen, einen recht ſchneidend italieniſchen Ausdruck und Charakter; in den großen Mahlern der blühenden Zeit erweitert ſich dieſe anfangs noch herbe Nationalform der Geſichtszüge in eine mehr idealiſche Bildung, die aber doch noch mit der lebendigſten Perſönlichkeit gepaart iſt; bis dann auch dieſe ſich bei den eclectiſchen Mahlern der neuern Zeit in eine abſtracte Allgemeinheit der Züge, und leere charakterloſe Anmuth des Ausdrucks verliert.

Den Reichthum der Lucianiſchen Sammlung an vortrefflichen Werken der italieniſchen Schule werden folgende kurze Angaben ſchon hinreichend zeigen.

Eine Kreuzigung, angeblich von Michael Angelo; in Farben, aber im verjüngten Maaßſtabe, daher ich auch nicht wagen mag, Betrachtungen über dieſen Künſtler darauf zu gründen, den man nur zu Rom aus ſeinen Alfresco's verſtehen lernen kann.

Eine Leda, von Andrea del Sarto. Im verjüngten Maaßſtabe, aber nicht ſehr klein. Eines der vorzüglichen Bilder von dieſem Mahler. Leda, ganz nackt, ſteht in der Mitte, der Schwan neben ihr; die kleinen Buben kriechen am Boden aus den Eiern hervor, die Schalen durchbrechend. Im Geſichte der Leda herrſcht eine eigne Miſchung von einer beinahe gemeinen Ueppigkeit und von mütterlicher Kraft.

Die Geſchichte des verlornen Sohnes, von Titian; ein großes Gemählde in natürlicher Größe. Die Figuren ſind nicht das Beſte daran, beinahe ein wenig wie Paul Veroneſe; aber eine ſchönere Landſchaft ſah ich noch nicht. Der ganze Hintergrund eine Kette von blauen Bergen, himmliſch heiter und ganz Belliniſch. Wenn man dieſes geſehen hat, was aber eigentlich nur ſymboliſch, und in willkührlicher Abweichung von der Natur gemahlt iſt, dann betrachte man noch Landſchaften, die nichts ſind als Copien ſchöner Gegenden!

Ein geiſtlicher Fürſt, von Perugino, im Hintergrunde zwei Paare in Verehrung kniender Heiliger. Ein Bildchen im verjüngten Maaßſtabe, und in der beſchränkteren Manier dieſes Meiſters; doch iſt jede, auch eine ſchwächere Erinnerung ſchätzbar an den ſchönen Styl der älteſten Zeit, da der beſcheidne Künſtler nicht ſeinſollende Rieſenphantome in Schimmer und Nebel theatraliſch erſcheinen ließ, ſondern auf heitrer Lichtfläche, in ſtrengen Umriſſen und einfacher Symmetrie der Geſtalten, auch in kleinerm Maaßſtabe, noch die lieblich bedeutenden Sinnbilder der weltumfaſſenden katholiſchen Frömmigkeit, in eigner Farben Schönheit, mit ſtillem Fleiße, wie eine Schrift von Hieroglyphen entwarf.

Eine Venus, von Allori; über Lebensgröße. Die Göttin liegt unbekleidet ausgeſtreckt im Vordergrunde; mit dem rechten Arm ſtreitet ſie gegen einen jungen Liebesgott, ihm den Bogen, wo ich nicht irre, entwindend. Ihr aufgerichtetes Haupt, individuell, aber voll von hohem Liebreiz; überhaupt ein herrliches Weib. Die

Ausführung iſt ſehr warm, ausgearbeitet und kraftvoll, ganz des kühnen Gedankens würdig, die hohe Göttin der Liebe in nackter Schönheit, doch über Lebensgröße geſtaltet, ſo wie die größer fühlende Vorwelt ſich die Götter dachte, dem Auge des bewundernden Beſchauers in herrlicher Wahrheit zu zeigen. Ein ſchätzbares Werk von hoher Vortrefflichkeit! Aus der ſpäteren italieniſchen Schule wird man nicht leicht ein Bild finden, das größer gedacht, wenige, die kraftvoller ausgeführt wären; und auch die feinere Anmuth des gewöhnlichen kleinern Maaßſtabes lächelt uns aus dem reichumlockten Haupte des jungen Amor entgegen. Es werden nur ſelten Bilder von dieſem Meiſter geſehen; das Pariſer Muſeum zeigte uns deren in den bisherigen Ausſtellungen noch keines.

Ein Portrait Franz des Erſten, von Leonardo da Vinci, war hier zu ſehen, welches zu den ausgearbeiterſten gehört, die man von dieſem Meiſter kennt. Ferner eine Frau, die einen Becher hält; ein Knieſtück. Die Geſichtsbildung kommt einem bekannt vor; es iſt, als gliche ſie einer oder der andern, deren man ſich aus ſonſtigen Werken der Leonardiſchen Schule erinnert. Ich fand ſie beſonders nicht ohne Aehnlichkeit mit der Herodias von Solario auf dem Pariſer Muſeum. Das wichtigſte von Leonardo iſt ein allegoriſches Bild; die weltliche Eitelkeit und die Andacht, oder der von der Welt entfernte und abgeſchiedne Ernſt überhaupt die jener eitlen entgegengeſetzte Geſinnung. Ein Knieſtück, nur dieſe beiden Figuren enthaltend. Die gute Geſinnung iſt hier, was die Darſtellung betrifft, mehr in den Hintergrund geſtellt, nur negativ gehalten, etwas trübe und farblos, gleichſam nur im Gegenſatz der ſelbſtgefällig lächelnden, auf das ſorgfältigſte ausgeputzten, und eben ſo ſorgfältig ausgemahlten Eitelkeit; ein Geſicht von der tiefſten Bedeutung. Aus ſolchen ſymboliſchen Bildern vorzüglich, wie dieſes iſt, muß man den ſtreng ſondernden, und bei der lebendigſten Individualität und ganz perſönlich gewordenen Wirklichkeit in der mahleriſchen Ausführung, in ſeinen Begriffen und Gegenſtänden abſtract forſchenden und tief ſinnenden Geiſt dieſes Philoſophen unter den Mahlern zu erforſchen ſtreben.

Von Raphael enthält dieſe Sammlung außer einem ſkizzirten Haupt des Jehova, und einem anziehenden Portrait des Mahlers Fattore, zwei Madonnen, wovon beſonders die eine, in Spanien erſtanden, mit den ſchönſten verglichen werden kann, die dieſer liebevolle Geiſt nur je erſonnen hat. Sie iſt in Lebensgröße, in freier heiterer Landſchaft; hierdurch, ſo wie durch die glänzendſte Schönheit der Farbe der unter dem Nahmen der Gärtnerin bekannten Madonna, auffallend und unverkennbar ähnlich. Das Kind ſchläft, und die Mutter, den Schleier aufhebend, der es bedeckt, betrachtet es, indem Johannes anbetend zur Seite ſteht. Dieſe ganze Compoſition, und beſonders auch die Lage des ſchlummernden Kindes iſt faſt ganz dieſelbe, wie in dem unter dem Nahmen des Stillſchweigens bekannten und auch in Kupfer geſtochnen Bilde, deſſen wir ſchon oben erwähnt haben. Man könnte ſagen, dieſes Bild iſt die Verbindung von jenen beiden, es hat viel von dem einen und viel von dem andern; man weiß nicht von welchem am meiſten. Nur iſt der Kopf und die Geſichtsbildung des kleinen Johannes zwar wahrhaft kindlich froh und kräftig, aber etwas breiter und dicker, nicht ſo edel als auf anderen heiligen Familien von Raphael. Dieſen Charakter hat auch das Chriſtkind auf der andern Madonna des Raphael, welches dieſe Sammlung beſitzt; die ſonſt in der Stellung, in der Art, wie die Mutter das Kind trägt, und ſelbſt im Ausdruck viel von der Madonna della Sedia hat; in ſo fern man ſich auf Kupferſtiche und Copien von dieſer verlaſſen darf, denn das im Schloſſe zu St. Cloud befindliche Original ſah ich noch nicht. Es iſt dieſes Bild unter dem Nahmen der Madonna del Candelabro bekannt, wegen der umgebenden Verzierung. Durch alles dieſes wird beſtätigt, was wir ſchon früher bemerkt haben, daß die große Anzahl der Marienbilder von Raphael gleichſam als eine Reihenfolge zu betrachten ſei, wo ein unläugbarer Fortgang ſichtbar iſt, von einer Idee, wie dieſer Gegenſtand darzuſtellen ſei, zur andern. Er ſuchte hier ein Ideal, was ihm tief in der Seele lag, auf verſchiedenem Wege zu erreichen, faſt durch alle Abſtufungen von der irdiſchen Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Madonna della Sedia und der Maria im Garten, bis zu dehöchſten Stufe göttlicher Erhabenheit, auf dem großen Mutter Gottesbilde zu Dresden. *)

Endlich noch eine wunderſchöne heilige Familie von Bellin. Ein Knieſtück in Lebensgröße, auf hellem Grunde in heiterm Lichte gemahlt. Zur Rechten des Beſchauers eine Heilige, liebevoll zum Kinde gewandt, zur Linken Joſeph, ein herrlicher Alter; in der Mitte die Mutter, das Kind nach dem Alten und etwas gegen den Johannes haltend, der tiefer unten im Vorgrunde anbetend hinauf ſieht. Ein himmliſch ſchönes Figürchen; die Arme kreuzweis fromm über die Bruſt gefaltet, krauſe ſchwarze Haare und dunkelſchwarze Aeuglein; ſo ſchön und kindlich fromm, ganz Natur und Wahrheit. Die Geſichtsbildung der Heiligen iſt von der vollendetſten Anmuth und Schönheit, etwa wie die Eine im Gefolge der zum Tempel hinanſteigenden Maria, auf dem lieblichen Bilde des Bellin zu Dresden. Nicht ganz ſo die Mutter; ſie hat eher etwas leidendes oder kränkliches; um ſo tiefer liebevoll iſt ihr Ausdruck. Der Gegenſatz und das Abſichtliche, die höhere Schönheit der Nebenfigur zu geben, iſt auffallend. Es iſt, als hätte der Mahler ſagen wollen, ſie iſt mehr als ſchön; und auf dieſem Wege verſucht, das undarſtellbare Göttliche deutlich zu machen. Noch ſonderbarer iſt das Kind; wer in der Kunſt nur täuſchende Nachahmung des Angenehmen und Gefälligen ſucht, der wird es ſchwerlich loben, und wird den kleinen Johannes vorziehen. Aber dieſe Heiterkeit und Stille, die traubenähnlichen Locken, die das Haupt recht eigentlich umkränzen, dieſe regelmäßig geſchwungnen

---

*) Dem Ausdruck und Bedürfniß der ſtillen Andacht und inniger Frömmigkeit entſprechen am beſten zwei Raphaeliſche Marienbilder in Florenz, von mittlerer Größe und ſehr einfacher Behandlung; die eine in Caſa Tempi, die andre im Pallaſt Pitti, aber nicht in der Sammlung, ſondern im großherzoglichen Schlafgemache, wo ſie im Jahre 1819 befindlich war, und dieſe verdient am meiſten jenes Lob. Die Marienbilder in dieſem Character würden dann eine mittlere Region in der ganzen Reihe bilden, als Stufe und Mitte zwiſchen der noch ganz kindlich lieblichen Maria im Garten, und dem großen Madonnenbilde der letzten Zeit.

und dieſe ſo deutlich und rein conſtruirten Umriſſe und Formen, die dennoch kindlich und übervoll ſind, erregen allerdings den Gedanken, und müſſen ihn erregen, daß dieſes Kind mehr als ein Kind ſei, daß es ein göttliches Kind ſei. Und was andres als dieſes kann und ſoll der Zweck des Mahlers bei dieſem Gegenſtande ſein, oder richtiger bei dieſem Ideale? Denn die Vereinigung des ſcheinbar widerſtreitenden, die dennoch indirect erreichte Darſtellung des an ſich Undarſtellbaren, iſt ja gerade das einzige, was auf dieſen Nahmen wenigſtens in der Mahlerei mit Recht Anſpruch machen kann. Und doch iſt es, wiewohl die Natur in einigen der angegebenen Punkte willkührlich modificirt ward, ganz Kind, welches bei andern Mahlern, die jene Göttlichkeit durch einen übertriebenen, unkindlich wilden Ernſt zu erreichen ſuchten, nicht der Fall iſt.

Noch enthält dieſe Sammlung manche andere unſchätzbare und wichtige Werke der italieniſchen Schule: eine unvergleichlich ſchöne Judith, von der mir der Meiſter nicht genannt wurde; eine Magdalena von Guido, welche nicht nur das meiſte andre, was ich von dieſem Meiſter ſah, übertrifft, ſondern ſelbſt der Fortuna auf dem Muſeum bei weitem vorzuziehen iſt, wegen der Weichheit und Wärme der Farbe. Ferner einige Portraite und kleinere Bilder, auch aus der ältern Schule, und manches andre, was mir durch die Nähe jener überwiegenden Meiſterwerke verdunkelt ward. Auch auf dieſe müſſen wir uns vorbehalten, noch zurückzukommen, wenn öfter wiederholte Beſchauung, manches einzelne genauer zu charakteriſiren, in den Stand geſetzt haben wird. Indeſſen wird doch auch dieſe vorläufige Notiz für denjenigen, der Kenntniß und Ueberſicht von den bedeutendſten Werken der Mahlerei beſitzt, hinreichend ſein, um die Wichtigkeit und den Reichthum dieſer herrlichen Sammlung darnach zu beurtheilen.

An dieſer Stelle ſei es vergönnt, wie an einem ſchicklichen Ruhepunkte bei einigen allgemeinen Betrachtungen zu verweilen, ehe wir zur Darſtellung andrer Denkmahle der alten Mahlerkunſt fortſchreiten, wozu dieſe allgemeinen Betrachtungen die beſte Einleitung ſein werden. Der Grund dazu iſt folgender. Eine wo möglich vollſtändige Ueberſicht aller wahrhaft wichtigen alten Kunſtwerke, die gegenwärtig zu Paris vereinigt ſind, wie wir ſie nach und nach wohl zu geben wünſchen, kann für die Folge ſogar von hiſtoriſchem Werth ſein, und allerdings haben wir ſie in der Vorausſetzung unternommen, daß ſie für alle Freunde der Kunſt einiges Intereſſe haben würde. Nun aber iſt es nicht möglich, Kunſtwerke darzuſtellen, als aus einem feſten Standpunkt, nach einer beſtimmten eigenthümlichen Anſicht der Kunſt. Eine ſolche liegt bei allen hier mitgetheilten Darſtellungen durchaus zum Grunde; und wenn ich dabei gar nicht auf allgemeine Beiſtimmung rechne, ſo darf ich doch ſagen, auch diejenigen, welche ganz anders denken, werden Einheit und durchgängigen Zuſammenhang darin nicht vermiſſen. Dieſe Anſicht aber irgend jemand andemonſtriren, oder auch nur ihn dazu überreden zu wollen, das würde ganz und gar gegen meine Geſinnung ſtreiten. Denjenigen Leſern aber auf die ich vorzüglich Rückſicht nehme, glaube ich es ſchuldig zu ſein, von meiner Denkart Rechenſchaft zu geben, und die hier zum Grunde gelegte Kunſtanſicht, beſonders über Mahlerei, in einigen beſtimmten Grundſätzen über die Hauptmomente klar aufzuſtellen; ſo daß jeder leicht überſehen mag, worin wir einſtimmig ſind oder verſchieden, und wo der Grund der Verſchiedenheit liege, nach dieſem Maaßſtabe aber dann beſtimmen kann, in wie fern meine Darſtellung auch für ihn gelten dürfe, oder was er davon abzurechnen habe.

Noch iſt zu erinnern, daß die nachfolgenden Grundſätze ſo wenig willkührlich erſonnene Theorie ſind, daß ſie ſich vielmehr faſt ganz auf das Beiſpiel der erſten und vorzüglichſten italieniſchen und deutſchen Mahler gründen, ja eigentlich ſelbſt nichts ausdrücken, als die Abſicht, zu dem großen Style dieſer alten Schule zurückzukehren. Für diejenigen, welche auch in der Kunſt und über dieſelbe zu philoſophiren lieben, erinnere ich nur, daß es zwar nicht ſchwer ſein würde, was über Mahlerei als allein gut und richtig erkannt worden, mit noch allgemeineren Wahrheiten in Verbindung zu ſetzen, und nicht nur die Idee einer Kunſt, wie etwa die Mahlerei iſt, im Syſtem der übrigen Künſte, ſondern auch die vornehmſten Grundſätze derſelben aus der weſentlichen Beſchaffenheit und organiſchen Einrichtung des menſchlichen Geiſtes und Daſeins, ſo wie aus der Natur ſeiner Eigenſchaften und Thätigkeiten abzuleiten; aber eben, weil es nicht ſchwer iſt, kann es auch füglich unterbleiben, da es überdem leicht zu einem ſehr großen Mißverſtändniſſe führen, und ganz gegen die Würde der Kunſt verſtoßen könnte. Es iſt nähmlich die göttliche Kunſt der Mahlerei etwas mehr, als eine bloß nothwendige Entwicklung der menſchlichen Natur, wie ſie es zu ſein, in einer Deduction der Art ſcheinen müßte. Eben darum weil ſie eine dem Göttlichen gewidmete, das Göttliche darſtellende Kunſt iſt, müſſen wir ihren Urſprung in der Freiheit und Willkühr ſuchen, deren Erfolg die Menſchen zufällig zu nennen pflegen; denn nur die Nothwendigkeit und Nothdürftigkeit kennend, und nur in dieſer lebend, begreifen ſie die höhere Kraft der Freiheit, nur als Ausnahme von der gemeinen Regel, das Poſitive nur als Verneinung der Schranke, oder Aufhebung des Geſetzes. Ich will ſagen, andre vielleicht recht nützliche Künſte mögen nothwendig ſein, ſo daß man mit Recht von ihnen ſagen kann, ſie mußten entſtehen, ſobald nur die Vernunft des Menſchen und irgend eine materielle Bedingung als äußre Veranlaſſung dazu gegeben war. Aber ferne ſei es von uns, durch ſolcherlei Behauptung uns an der geheiligten Kunſt der Mahlerei zu verſündigen; recht wohl könnte der Menſch ohne ſie beſtehen. Das Syſtem der an ſein reines Weſen nothwendig geknüpften Bedingungen und nothwendig aus ihr hervorgehenden Kräfte würde dadurch nicht verändert oder unvollſtändig gemacht werden: wohl aber würde ihm eines der wirkſamſten Mittel fehlen, ſich mit dem Göttlichen zu verbinden, und ſich der Gottheit zu nähern, wenn er dieſer weit mehr als vernünftigen, ſondern gottbegeiſterten Kunſt entbehrte. Ueberhaupt wäre es in dieſem Fall und in jedem andern wohlgethan, wenn die Philoſophie ſich begnügte, das Göttliche, was als ein Poſitives gegeben und wirklich vorhanden iſt, zu verſtehen, und wiſſenſchaftlich darzuſtellen oder zu entwickeln, nicht aber es erſt ableiten und beweiſen und gleichſam ſelbſt hervorbringen wollte; weil ſie eben damit ſeine Göttlichkeit vernichtet, wenn ſie, ſein Weſen ganz verkennend, ſelbſt bemüht iſt, es in den Begriff der Nothwendigkeit d. h. in die gemeine Sphäre des abſtracten Denkens, herabzuziehen; wodurch allen denen, welche jede poſitive Offenbarung des Ewigen läugnen möchten, der größte Gefallen geſchieht. Nur an der Anſchauung und zugleich mit ihr kann ſich die Idee entwickeln und es giebt keine andre Theorie der Kunſt als eine geſchichtliche.

Die nun aufzuſtellenden Grundſätze ſind in dem Bisherigen zum Theil ſchon beiläufig erwähnt worden, und werden hier nur ſchärfer zuſammengefaßt. Auch ſind ſie meiſt bloß negativ, und laſſen der Eigenthümlichkeit und dem erfindenden Genie, wann der richtige Weg einmahl gefunden, oder vielmehr wenn man zu demſelben zurückgekehrt ſein wird, für die weitere Anwendung den freieſten und weiteſten Spielraum.

Von dieſen feſtzuſtellenden Grundſätzen nun iſt der erſte der, daß es keine Gattungen der Mahlerei gebe, als die eine der ganz vollſtändigen Gemählde, welche man hiſtoriſche zu nennen pflegt, ſchicklicher aber gar nicht mit einem beſondern Gattungsnahmen belegen würde, oder lieber ſymboliſche Gemählde nennen ſollte. Was man ſonſt von andern, als wirklich verſchiedenen und abgeſonderten Gattungen zu ſagen pflegt, iſt nur eitler Wahn und leere Einbildung. Die Landſchaft iſt der Hintergrund des vollſtändigen Gemähldes, und nur als ſolcher hat ſie ihre volle Bedeutung: der Vorgrund aber müßte ſehr ſchlecht und trivial behandelt ſein, falls er ausführlich iſt, wenn man ihn nicht ein Stillleben nennen könnte. So iſt die ſchöne Landſchaft der bedeutende Hintergrund bei Titian, Leonardo, Raphael und Bellin; das Stillleben abgeſondert und an ſich genommen, iſt etwas geringfügiges, aber durch den Gebrauch und die Stellung erſcheint es als ein bedeutend gewordnes, wie es auf den Vorgründen von Dürer zerſtreut liegt, oder bei Mantegna, in der größten Vollkommenheit der Ausführung aber bei Leonardo, und weniger oder mehr bei allen großen Mahlern des Alterthums; in ſolchen Nebenwerken, welche erſt durch ihre Beziehung auf das Ganze ihre Bedeutung erhalten, ſo wie hinwieder ihre Bedeutſamkeit durch die wunderbar vollendete mahleriſche Ausführung hervorgehoben iſt. Wie dasjenige, was man Blumenſtücke nennt, zur Verzierung und Umkränzung des Ganzen gebraucht werden könne, und erſt da recht klar wird, was es ſoll, zeigt Corregio, Raphael, ja ſchon Mantegna auf's herrlichſte. In Verbindung mit dem ganzen vollſtändigen Gemählde werden alle dieſe Dinge bedeutend ſein; das Bedeutende aber, iſt überhaupt der Zweck aller höhern Mahlerie, und ohne dasſelbe würde ſich die Landſchaft und das Stillleben in eine bloß mechaniſche Kunſtgeſchicklichkeit und Ueberwindung des Schwierigen, auch an einem widerſtrebenden und ſchlechten Stoff oder aber vollends in täuſchende Nachahmung des bloß ſinnlich Gefälligen und in eine ganz unkünſtleriſche Gemeinheit verirren. Das Portrait macht davon keine Ausnahme. Es iſt gleichfalls nur ein Theil des ganz vollſtändigen Gemähldes, und wehe demjenigen, welches gar keine Geſichtsbildung enthielte, von der man ſagen könnte, ſie iſt ſo wahr und ſo bedeutend, als ſei es ein Portrait, wenn es gleich keines wäre. Nun iſt zwar nicht zu tadeln, wenn der Künſtler auch außer den ganz vollſtändigen Werken, in denen er ſein eigenſtes Gefühl und ganze Exiſtenz niederlegt, auch dann und wann ein bedeutendes Geſicht einzeln nachbildet und zum Andenken fixirt. Große Mahler haben ſolches gethan, ſo wie ſich von ihnen auch erfindungsreiche Entwürfe finden, die entweder nie, oder nicht ganz ſo ausgeführt ſind, wie ſie entworfen worden. Alles ſolches aber iſt nur als Fragment zu betrachten; als Skizze und Vorarbeit für künftige Werke, oder Studium zur individuellen Bildung des Künſtlers, nicht aber als eigentlich vollendetes Kunſtwerk.

Bei dem Portrait findet außer dem noch ein geſchichtliches Intereſſe Statt, wie es uns der Anblick von treuen Abbildungen merkwürdiger Perſonen jederzeit einflößen wird, ohne daß dieſes ſchon für eine wahre Kunſtanſchauung gelten kann, wenn es nicht durch die künſtleriſche Behandlung dazu erhoben wird. Eben dieß gilt auch von der Landſchaftsmahlerei, wenn ſie treu nach der Natur entworfen iſt, und uns etwa die bekannteſten Gegenden eines wegen ſeiner Naturſchönheit oder wunderſamen Geſtaltung von Bergen, Pflanzen und Gewäſſern berühmten Landes vor Augen ſtellt. Wer würde nicht gern eine ſolche Nachbildung von ſchönen Gegenden entfernter Länder, die wir nicht ſelbſt zu ſehen Gelegenheit hatten, oder zur Wiedererweckung des Eindruckes bei denen, die ſie wirklich geſehen haben, mit dem Auge durchgehen; ſo wie eine Sammlung Kupferſtiche mit den treuen Bildniſſen geſchichtlich berühmter Perſonen, oder den Volkstrachten und Nationalgebräuchen entfernter Welttheile, ſo wie von dem, was auch die vaterländiſchen Provinzen eigenthümlich Seltnes und ausgezeichnet Charakteriſtiſches der Art enthalten? Alles dieſes gehört aber noch nicht eigentlich zur Kunſt, ſo wenig wie eine anziehende neue Reiſebeſchreibung, oder eine mit Geiſt abgefaßte Biographie, ſchon ein poetiſches Kunſtwerk ſind; obwohl die Charakterdarſtellung ſo wie die Naturſchilderung allerdings Beſtandtheile einer vollendeten dichteriſchen Darſtellung bilden und als Elemente weſentlich mit zu dem Ganzen derſelben gehören. Wenn ſich übrigens das Portrait und die Landſchaft bei einiger künſtleriſchen Behandlung, noch am dauerndſten als eigne und abgeſonderte Gattungen erhalten können; ſo darf uns dieſes eben nicht Wunder nehmen, da ganz abgeſehen von dem perſönlichen oder geſchichtlichen Intereſſe an dem Portrait, das menſchliche Angeſicht ohnehin unter allen Darſtellungsgegenſtänden der bildenden Kunſt der vornehmſte iſt. Der Anblick einer reichen Landſchaft aber erregt in der Natur, wie in der Nachbildung, die Fantaſie eines jeden einigermaaßen empfänglichen Gemüths auf eine eben ſo angenehme als leichte Weiſe; wiewohl dieſer Eindruck nur in der Natur ſelbſt ſich immer gleich bleibt, während der Genuß, welchen jene Nachbildungen bewirken ſollen, bald einförmig wird. Ueberhaupt aber wird bei der iſolirten Landſchaft, der Natureindruck mehrentheils und ſehr leicht das eigentliche Kunſtgefühl überwiegen und verdrängen; und dieſes iſt der Grund, weshalb ich die Abſonderung der Landſchaftsgemahlde einmahl zugegeben, jene beſchränktere Gattung des Ruysdael faſt vorziehe, wo nur ganz geringe Gegenſtände gewöhnlicher Natur, durch die hineingelegte, tiefe Bedeutung und vollendet künſtleriſche Behandlung, erſt zu einem ſchönen Kunſtwerke erhoben werden, da die Natur eigentlich doch überall eine Fülle von verborgen hervorquellender Schönheit enthält, ſobald nur das Auge da iſt, welches dieſes zu fühlen verſteht, und mit dem Sinn dafür begabt iſt. Denn hier iſt es wirklich eine Kunſtanſchauung, welche uns das Gemählde gewährt: dagegen in jener andern, umfaſſenden, dem Anſchein nach viel großartigeren Gattung, in welcher Claude Lorrain ſo unübertrefflich und der Erſte geblieben iſt, wo der Mahler mit der Natur ſelbſt, in der Nachbildung ihrer höchſten Prachtſcenen wetteifern will, die Naturbewunderung jede andre Empfindung mit ſich fortreißt, und auch das reine Kunſtgefühl übertäubt; während auf der andern Seite die Herrlichkeit der Natur doch durch keine Kunſt jemahls erreicht werden kann.

Allerdings muß nun jenes geiſtig Bedeutende als Zweck der Kunſt zugleich ſchön ſein, wenn es nicht bloß für die Andacht oder für die Erkenntniß einen Zuwachs gewähren, ſondern den Eindruck eines Kunſtwerkes hervorbringen ſoll. Jede Kunſt aber ſoll zunächſt und vorzüglich nach dem ſtreben, was ſie am eigenthümlichſten unterſcheidet, und worin ſie vor andern Künſten das Höchſte erreichen kann. Wenn nun die reine Form der körperlichen Schönheit in der Sculptur als der materielleſten Kunſt am vollkommenſten dargeſtellt wird; ſo wie die Muſik, als Kunſt der Seele, alle Tiefen des Gefühls erſchöpfend in ſich umfaßt; ſo iſt der Geiſt, im verklärten Ausdruck der einzelnen Geſtalten, oder in dem ſchönen Geheimniß einer liebevoll göttlichen Bedeutung, in der Compoſition des Ganzen, am meiſten Ziel und Gegenſtand, oder unterſcheidender Charakter und die eigenthümlichſte Sphäre der geiſtigen Kunſt der Mahlerei.

So wie die Erzeugniſſe der Kunſt in die ſogenannten Gattungen und Arten, ſo theilt man das Weſen und Leben zerſtörend, auch die Kunſt ſelbſt ferner noch in gewiſſe Beſtandtheile, die man Zeichnung, Ausdruck, Colorit, oder was weiß ich ſonſt zu benennen pflegt. Ein zerſtörender Irrwahn iſt es, auf dieſe Weiſe, das, was urſprünglich und ewig Eins iſt, zu zerreißen, und thöricht das Ganze zu vernichten, wo freilich vor der groben Behandlung der höhere Geiſt entfliehen muß. Es iſt aber alt, dieſes Uebel der Trennung und Auflöſung der Kunſt in ihre Elemente: alt nahmlich unter den Neuern. Bei den Caraccis ſchon mag der Irrthum ſich indirect finden, und Mengs hat das Verdienſt, ihn am deutlichſten ausgeſprochen zu haben. Kein Mahler iſt nach der Wahrheit derjenige Mahler zu nennen, bei dem nicht alles dieſes ſich gegenſeitig beſtimmt, und der bei ſolcher Zeichnung, bei dieſem Ausdruck, ein anderes Colorit haben könnte, oder umgekehrt; und nichts verſteht der Kenner von der Mahlerei, der da glaubt, Raphael hätte beſſer coloriren können, oder Corregio beſſer zeichnen. Es iſt verdrießlich, ſolches Alphabet aller Kunſtbildung noch ſagen zu müſſen. Will man aber einmahl trennen, ſo trenne man, was ſich allein trennen läßt. Und was iſt dieſes? Es iſt Geiſt und Buchſtabe, Erfindung und Ausführung. In allem menſchlichen Thun bleibt eine große Lücke zwiſchen dieſen beiden Dingen; in der Philoſophie und im Leben, wie in der Kunſt. Ja es laſſen ſich ganz beſtimmt Gemählde aufzeigen, von denen man ſagen kann, die Abſicht darin iſt groß und vortrefflich, auch die Ausführung iſt kunſtvoll und nicht gemein, doch entſpricht ſie keineswegs der Abſicht vollkommen, ſo daß dieſe ganz erreicht wäre. Andre Gemählde aber ſind in der Ausführung meiſterhaft zu nennen, die Abſicht aber, wiewohl ſie nicht ganz ohne ſolche ſein werden, und ſein können, iſt doch minder bedeutend, als in andern Gemählden. Nur aber iſt in der guten Ausführung, Zeichnung ſowohl als Colorit und Ausdruck, oder was man ſonſt noch einzelnes der Art aufzählen mag, mit zu begreifen, und zwar ſo, daß das alles nur ein einziges harmoniſches und untrennbares Ganzes iſt. Auch iſt die Erfindung ſo zu verſtehen, daß, was man Anordnung und Compoſition nennt, mit darunter begriffen iſt; mit einem Worte, die Poeſie in dem Gemahlde. Nicht als ob der Gegenſtand erdichtet ſein müßte; aber doch muß der Künſtler, was er darſtellen will, eigenthümlich ſich denken und ordnen, ſeine eigne Bedeutung ihm leihen, ſonſt darf er nicht dieſen Nahmen tragen, und kann nur als ein bloßer Copiſt gelten. Geiſt und Buchſtabe alſo, das Mechaniſche und die Poeſie, das ſind Beſtandtheile der Mahlerei, weil eins in einem gewiſſen Grade ſein kann ohne das andre, oder doch weit unvollkommner. Einer möglichen Mißdeutung müſſen wir noch vorbeugen, was die Forderung der Poeſie betrifft. Der Mahler ſoll ein Dichter ſein, das iſt keine Frage: aber nicht eben ein Dichter in Worten, ſondern in Farben. Mag er doch ſeine Poeſie überall anderswo her haben, als aus den Werken der Dichter ſelbſt, wenn es nur Poeſie iſt. Das Beiſpiel der alten Mahler wird uns auch hier am beſten orientiren. Poetiſch zwar, wenn man dieß auf die Poeſie der Worte und der Dichter beſchränken will, ſind nur wenige Gemählde des Alterthums zu nennen, und dieſe wenigen ſind eher etwas leichtſinnig gedacht und nicht die höchſten. Aber wir meinen darunter nur die poetiſche Anſicht der Dinge, und dieſe hatten die Alten näher aus der Quelle. Die Quelle der Poeſie für die alten Mahler war theils die Religion, wie beim Angelico, beim Perugino, Fra Bartholomeo und vielen andern: theils kann es auch in andrer Weiſe die Philoſophie ſein, wie bei dem tiefſinnigen Leonardo, oder aber beides zugleich, wie in dem unergründlichen Dürer. Die Poeſie der damahligen Zeit, oder doch was allgemein davon in Umlauf und den Mahlern bekannt war, war nicht ſo tief als jene Quellen, nicht ſo poetiſch, wenn man das Wortſpiel leiden will, als die katholiſchen Andachts Ideen und die ſinnige Natur-Philoſophie jener Künſtler. Aber ſeitdem ſich die Philoſophie aus der Mathematik und Naturwiſſenſchaft in das Gebieth der Worte und der reinſten, höchſten Abſtraction zurückgezogen hat, wohin dem Künſtler ganz zu folgen, keinesweges angemeſſen iſt; und ſeitdem die Religion mehr und mehr auf das Gebieth der Sittenlehre eingeſchränkt worden, dürfte für den Mahler, deſſen Kunſt doch auch eine umfaſſende, univerſelle, nicht ſo beſchränkte Kunſt iſt, als Plaſtik und Muſik, kein andrer Rath bleiben, als ſich an die allgemeinſte Kunſt aller Künſte und aller Fantaſie, ſo wie des Ewigen und Schönen in ihr, anzuſchließen: an die Poeſie, wo er, wenn er ſie gründlich ſtudirt, beides vereinigt finden wird, ſowohl die erhabnen Andachts Ideen als die tiefere Natur Philoſophie der alten Zeit. Daß nun eine ſolche poetiſche Abſicht in den Gemählden der alten, ſowohl italieniſchen als deutſchen Schule durchaus vorhanden, ja der eigentliche Zweck der Mahler ſei, das ließe ſich durch vollſtändige Induction beweiſen; und unſre Darſtellung hieſiger Kunſtwerke der alten Schule iſt nichts anders als ein Beitrag dazu, da wir vorzüglicherweiſe die poetiſche Abſicht oder die Idee in einem jeden Gemählde, deutlich zu machen überall uns angelegen ſein laſſen. Um aber den allgemeinen Begriff dieſer in ſo vielen alten Gemählden unläugbar vorhandnen poetiſchen Abſicht praktiſch deutlich auszudrücken, diene Folgendes. Man ſagt gewöhnlich, der Mahler ſtudire die Natur! Sehr wohl, er ſtudire, oder er erforſche die Natur, beſonders aber möcht' ich hinzuſetzen, das Göttliche in der Natur. Man denke nicht, daß dieſes eine ſpeculative Spitzfindigkeit ſei; wer Ideen in Worten auszudrücken und zu begreifen nicht ganz ungewohnt iſt, wird mich ohnehin verſtehen. Aber auch für den Künſtler und ſeine Werke, iſt der Unterſchied ſehr reell; geſetzt, er ſelbſt ſollte ſich in die Worte nicht finden, und die gefühlte Abſicht vielleicht nicht ſo deutlich in der Rede bezeichnen können, als der ruhige Beſchauer. Was iſt das Göttliche in der Natur? Nicht das Leben und die Kraft allein, ſondern das Eine und Unbegreifliche, der Geiſt, das Bedeutende, die Eigenthümlichkeit. Und dieſes iſt nun, wie wir glauben, die eigentliche Sphäre der Mahlerei. Das unendliche Leben, die unendliche Kraft der Natur kann die Plaſtik zwar vielleicht noch deutlicher ausſprechen, als dieſe: Wolluſt und Tod, Kraft und Bildung des Körpers zur reinſten Anſchauung bringen: die Mahlerei aber würde ihre eigenſte Beſtimmung verkennen, wenn ſie, wie jetzt freilich allgemein geſchieht, nach demſelben Ziele ſtrebend, wie die Sculptur, ſtatt was die alten Mahler angefangen haben, zu vollenden, der Antike ein täuſchendes Schattendaſein in leeren Verſuchen nachkränkeln wollte. Und dieſes führt uns zu dem dritten, letzten und wichtigſten Grundſatze: die Mahlerei ſei Mahlerei und nichts andres. Und ſo äußerſt einfach, faſt tautologiſch dieſes ſcheint, wird es doch faſt nirgends beobachtet. Auch behaupten wir es mit ganzer Strenge. Ich habe im obigen zwar Gemählde als bedeutend charakteriſirt, deren eigenthümliche und vorherrſchende Tendenz ich ſelbſt muſikaliſch genannt habe. Aber dieſes iſt nur geſchehen, um die Abſicht, welche dabei obwaltete, anzuerkennen, und das Große, wie dieſe Abſicht ausgeführt worden; denn auch der große und genialiſche Irrthum iſt den Freunden der Kunſt willkommen; nicht aber geſchah es, um den Irrweg ſelbſt zu beſchönigen. Es iſt eben nicht nöthig, die jetzigen Künſtler vor den Verirrungen des Corregio zu warnen: um dieſer Gefahr ausgeſetzt zu ſein, müßten ſie das, was ſie gar nicht ſind, in einem weit höheren Grade ſein, nähmlich vortreffliche Mahler. Nicht weniger irrig aber und verwerflich als die muſikaliſche Mahlerei, iſt die jetzt herrſchende Tendenz, Plaſtik und Mahlerei völlig für Eins zu halten, und ſo beide ganz und gar nicht zu verſtehen. Am vollendetſten iſt dieſer Irrwahn in der neueſten franzöſiſchen Schule; doch liegt der Grund auch davon ſchon im Mengs. Daß nun aber die Mahlerei nicht Plaſtik, und ihr Ideal von dem dieſer Kunſt ganz verſchieden ſei, dieſes würde ſich durch eine gründlichere Unterſuchung der Antike ſelbſt noch mehr beſtätigen und von neuem bewähren. Sollte es aber ſcheinen, als ſtände die Forderung einer poetiſchen Abſicht im Widerſpruch mit dieſer Behauptung, daß die Mahlerei vor's erſte nichts anders ſein ſollte, als Mahlerei, ſo iſt erſtlich zu bemerken, daß die Poeſie unter allen Künſten allein gleichſam eine allgemeine, alle übrigen verbindende Mittelkunſt iſt, und zweitens, daß dieſes bloß auf die mahleriſche Erfindung geht, die nur im Gegenſatz des Mechanismus poetiſch genannt wird, ſelbſt aber allerdings eine eigenthümliche von der eigentlichen Poeſie ſelbſt noch ganz verſchiedne Art und Beſchaffenheit haben muß.

Dritte Sendung.

Reichthum der Kunſt, dargeſtellt an einer mannichfaltigen Nachleſe verſchiedenartiger Gemählde der italieniſchen Schule. Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heil. Agatha von Sebaſtian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenſtand der Kunſt und über die älteſten Gegenſtände und erſten Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerei. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael, Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzöſiſchen Denkmahlen; über Glasmahlerei. Die Antiope von Titian.

Im Frühjahre, 1804.

So wie die Kunſt ſelbſt von der urſprünglichen Beſtimmung, die ſie in alten Zeiten überall hatte, die Kirche und den katholiſchen Glauben zu verherrlichen, und die Geheimniſſe derſelben noch ſchöner und deutlicher vor Augen zu ſtellen, als es durch Worte geſchehen kann, durchaus nicht abweichen darf, ohne in alle Arten von Eitelkeit und endlich, zwiſchen mißverſtandnem Ideal und bloßem Effekt ſchwankend, in eigentliche Gemeinheit ſich zu verlieren: ſo darf auch die Theorie der Kunſt nie von der Anſchauung getrennt werden, ohne unvermeidlich in willkührliche Hirngeſpinnſte oder in leere Allgemeinheiten zu gerathen. Wir fahren alſo fort, den wahren Begriff der Mahlerei nicht blos in einem dürftigen Umriß zu entwerfen, ſondern an der Fülle einzelner Anſchauungen alter Gemählde ausführlich darzuſtellen. Die Anſchauung ſoll überall das Erſte ſein; die Reſultate derſelben ordnen ſich an den Ruhepunkten der Betrachtung von ſelbſt zu allgemeinen Grundſätzen, deren Zuſammenhang, ſo wie die innere Einheit der hier aufgeſtellten Anſicht, der Nachdenkende leicht finden wird.

Freilich kann die Anſchauung der mahleriſchen Kunſtwerke, in Rückſicht auf die angeſchauten Gegenſtände, beſonders gegenwärtig, durchaus keine ſyſtematiſch vollſtändige ſein, ſondern muß unvermeidlich fragmentariſch bleiben. Doch hindert dieſes Fragmentariſche der Anſchauung keinesweges die Einheit der Anſicht für denjenigen, welcher die Idee der Mahlerkunſt einmal richtig gefaßt hat; und es iſt ſogar gut, daß dadurch zugleich an etwas erinnert wird, was durchaus nicht vergeſſen werden darf. Die Anſchauung der Kunſt muß jetzt wohl fragmentariſch ſein, da die Kunſt ſelber nichts andres iſt, als ein Fragment, eine Ruine vergangener Zeiten. Zerriſſen und zerſtreut iſt ſelbſt der Körper der italieniſchen Mahlerei: und ſelten, ſehr ſelten nur findet man einige Aufmerkſamkeit auf die älteſten Künſtler und älteſten Gemählde dieſer Schule, welche doch den urſprünglichen Begriff und Zweck der Kunſt viel reiner und richtiger zu erkennen geben, als die ſpäteren Werke. Noch weit ſchlimmer aber ſteht es mit der altdeutſchen Schule, welche doch wohl eben ſo wichtig ſein möchte als die andre: ja noch wichtiger, inſofern ſie in der Gründlichkeit des Mechaniſchen unſtreitig den Vorzug hat, und inſofern ſie der religiöſen Beſtimmung treuer war, und auch immer nur Mahlerei geblieben iſt, und nie in das Gebieth andrer Künſte verirrte. Sie iſt noch ſo gut als völlig unbekannt. Das Ganze der Kunſt iſt nicht mehr vorhanden, es iſt zerſtört; nur verlorne einzelne Spuren derſelben ſind uns noch übrig, welche derjenige, welcher den Geiſt der Vergangenheit gefaßt hat, allenfalls zur Idee für die Zukunft wieder beſeelen kann. Aber noch in einer andern Hinſicht erſcheint uns dieſes Zerſtückte in dem Gange und Ueberblick der neuern Kunſt. Nicht bloß der geſammte Kunſtkörper der wirklich vorhandnen Werke iſt fragmentariſch vertheilt in entlegene Länder, und zerſtreut in die verſchiedenartigſten Sammlungen, von denen eigentlich keine durchaus genügend und ganz vollſtändig iſt, und wo oft weit von einander getrennt wird, was weſentlich zuſammengehört und unmittelbar neben einander ſtehen ſollte. Die chriſtliche Kunſt iſt auch außerdem ſchon an ſich ſelbſt ein Bruchſtück geblieben und eigentlich nie vollendet worden; und obwohl dieſes in der Mahlerei nicht ſo in die Augen fallend iſt, als an den unvollendeten Thürmen und Kirchen der gothiſchen Baukunſt, die ſeit einem Jahrtauſend unfertig daſtehend, zum Theil noch ehe ſie ausgebaut worden, ſchon wieder in Ruinen zerfallen; ſo trifft es doch auch hier ein, und gilt für beide Schulen der chriſtlichen Mahlerei, für die italieniſche nicht minder als für die altdeutſche. In den alterthümlichen Gemählden des früheren Styls zwar, finden wir die rechten Kunſt-Ideen und ſchönen Sinnbilder aus dem chriſtlichen Mahlerkreiſe mehrentheils ſehr tief empfunden, zum Theil auch ſchon ganz richtig gedacht und vollkommen deutlich entwickelt; am ſchönſten oft da, wo die Kunſt ſelbſt für das Praktiſche der Ausführung noch in der Kindheit lag. Welche Fülle und welchen Schatz von wahrhaft himmliſchen Mahlererſcheinungen und lieblichen Kunſt-Ideen enthalten nicht die frommen Bilder des Angelico da Fieſole; während ſie im Techniſchen noch der Epoche der Kindheit der Kunſt angehören, und in dieſer Hinſicht weit zurückſtehen gegen die gleichzeitigen Meiſterwerke der altdeutſchen Schule? So wie aber die Kunſt im Techniſchen zur Vollkommenheit geſteigert und durch die Sicherheit in der Ausführung, nun auch die Fülle der Anmuth in der ſinnlichen äußern Erſcheinung zugleich mit der innern, geiſtigen Schönheit zu erreichen möglich ward; fing alsbald die Idee an, durch Nebenabſichten verdunkelt zu werden, und ſich endlich ganz in dieſe zu verlieren. Man wollte ſeine Kunſt und ſeltne Kenntniß ſehen laſſen und dadurch Erſtaunen erregen; man ſtrebte vor allem nach dem Sinnenreiz und ſuchte wohl gar wollüſtige Eindrücke, oder man verwirrte ſich in allerlei andre eitle Zwecke; man wählte heidniſche Gegenſtände, und behandelte auch die chriſtlichen auf eine ganz flache, möglichſt ſinnliche, beinah ſelbſt heidniſche, im Grunde aber eben darum ganz ſinnloſe Weiſe. Die italieniſche Schule verfiel mehr und mehr in eine anfangs erzwungene und erkünſtelte, zuletzt aber völlig oberflächliche und charakterloſe, nichts ſagende, flache Idealität. Die deutſche Mahlerkunſt aber iſt wo möglich noch weniger zur Vollendung gediehen und noch um eine Stufe weiter unfertig geblieben, als ſelbſt die italieniſche. Die Reformation machte hier auch von Außen einen gewaltſamen Abſchnitt, indem ſie den Kunſtſinn von den gewohnten Gegenſtänden der chriſtlichen Andacht weglenkte. Daraus erfolgte denn in der neuern niederländiſchen Schule, jener Zuſtand von elementariſcher Auflöſung in der Kunſt, vermöge deſſen man, nachdem die zerſtörenden Grundſätze in eine Art von Syſtem gebracht waren, nun alle nur denkbaren einzelnen Beſtandtheile eines vollſtändigen Gemähldewerks, aus ihrem lebendigen Zuſammenhange herausriß, und dann nicht bloß Landſchaft und Portrait, ſondern Küchen- und Speiſekammergemählde, Jagd- und Hundegetümmel, Frucht-, Blumen- und Viehſtücke, Stillleben und Kirchenperſpective, häusliche Scenen und ſcherzhafte Caricaturen, Schlachtenmahlerei und halbkomiſche Volksgemählde, in bunter Abwechslung iſolirt behandelte, und zur höchſten techniſchen Vollkommenheit zu ſteigern ſtrebte, bis endlich in dieſem chaotiſchen Gewirre von knechtiſcher Nachahmung aller möglichen rohen Naturgegenſtände, die Kunſt zur bloßen Technik herabgeſunken und ihre urſprüngliche Idee ganz verloren gegangen war.

Das glückliche Zuſammentreffen der ſchönen Idee mit der techniſchen Vollkommenheit und anmuthigen Fülle der ſinnlichen Geſtaltung aber findet nur in den einzelnen Blüthemomenten des ältern Styls Statt, oder in den wenigen noch unverdorbenen Anfangspunkten der erſten, großen Zeit der neuen Schule. Faſt überall iſt dieſe harmoniſche Vollendung, der wir in der Anſchauung des Kunſtſchönen vor allem nachforſchen, nur eine herrliche Ausnahme, und darum muß man ſich auch den Gang der Kunſt, ſo leicht es iſt, denſelben im allgemeinen Umriſſe zu bezeichnen, nicht zu unbedingt an eine ſtrenge Regelmäßigkeit gebunden und in jenen Stufengang der Entwicklung gewaltſam eingefügt denken; da ein einzelnes Werk oft weit über andre Produkte desſelben Meiſters hervorragt, oder auch aus ſeiner ganzen Zeit und Kunſtepoche heraustritt. Dieſes müſſen wir wohl im Auge behalten, indem wir jetzt den Faden der Anſchauungen wieder aufnehmen, und wollen, wo ſich die Gelegenheit darbietet, nicht unterlaſſen, es bemerklich zu machen.

Unter denen in dieſer letzten Zeit in dem runden Saale des Louvre ausgeſtellten Gemählden waren nur einige wenige neue von großer Bedeutung; die meiſten waren ſchon früherhin ausgeſtellt geweſen.

Am erfreulichſten und anziehendſten unter den neu aufgeſtellten Gemählden war vielleicht die Caritas des Andrea del Sarto, Nr. 8. des Katalogs jener Ausſtellung. Es iſt eine liebende Mutter, von frohen Knaben umgeben und umſchlungen; einer an ihrer Bruſt, andre auf ihren Knien reitend, zu ihren Füßen gelehnt, mit Blumen und Früchten in frohem Lachen ſpielend, oder ſüß ſchlafend. Die Geſtalt der Mutter iſt hoch, ſchlank, edel; ihr Geſicht perſönlich und ſchön, unter eigenthümlichem Kopfputz, klar aus hellen, klugen Augen blickend. Der Gedanke, deſſen Bedeutung ſich von ſelbſt in dem Bilde ausſpricht, iſt ſchön, ſehr einfach und jedem verſtändlich. Der vorzügliche Werth des Gemähldes beſteht, nebſt der naiven Fröhlichkeit und Heiterkeit des ſchönen Ausdrucks, ganz beſonders in der Farbe; ſo leicht, zart, luſtig und hell iſt dieſes Blau und Roth, und die Carnation der nackten Knaben dazwiſchen, und doch ſo gar nicht grell, ſo ſanft gemildert, und wahr verſchmolzen, daß es uns wie aus öffnen heitern Augen der Liebe mit ſanftem Reize anſchaut. Niemahls noch ſah ich ein Gemählde von dieſem Meiſter in dieſer Manier und von ſolcher Anmuth; es iſt aus der alten Sammlung. Faſt ſcheint es, als hätte unter allen Nachfolgern Raphaels, deren jeder ſonſt ſeine eigne ſehr beſtimmte Manier hat, von der er nicht abgeht, wenn gleich dieſe Manier, wie beim Giulio Romano, oft ſogar, was ſchon der Meiſter ſelbſt in einer einzelnen Rückſicht wollte, nur kräftiger und noch vollendeter, aber freilich auch einſeitiger ausführt; es ſcheint, ſage ich, als hätte der vortreffliche Andrea del Sarto vorzüglich die Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit ſeines großen Vorbildes geerbt. Denn ſo verſchieden als die Bilder Raphaels unter ſich ſind, bei der dauernden Vorliebe für dieſelben oft wiederhohlten Gegenſtände, und der wiederkehrenden Aehnlichkeit mancher einzelner Geſtalten, ſo zeigen ſich auch einige Gemählde des Andrea del Sarto, als mannichfaltige Variationen über daſſelbe durchgehende Grundthema.

Ausgezeichnet durch die Farbe ſowohl als durch einzelne Parthien, fand ich die Geburt des Heilands von Spagnoletto, Nr. 36; einem Mahler, der ſich in den meiſten andern ſeiner Gemählde nicht eben ſehr von den übrigen ſchlechten italieniſchen Mahlern und leichtſinnig rohen Naturaliſten der ſpätern Zeit unterſcheidet. Das lebhafte Ultramarinblau im Gewande der Mutter und am Himmel, ſo wie die Farbenpracht und Farbenwahrheit alles übrigen, nebſt einer gewiſſen frommen Herzlichkeit und naiven Kraft, welche bei den ſpätern Italienern ſo ſelten iſt, lenkten den Blick darauf, der am längſten verweilte bei dem alten Hirten, welcher in faſt mehr als Lebensgröße rechts aus dem Rande erſcheinend, den Vorgrund bildet. Er iſt groß von Geſtalt und von biederm, treuherzigem Ausdruck; das rauhe, hier und da zerlumpte Fell, das ihn umgürtet, ſo wahr und ausführlich gründlich gemahlt, die ganze Figur doch ſogar nicht gemein, ernſt und bieder hereinſchreitend; ſelten wird man auf einem italieniſchen Bilde dieſer Zeit noch eine ſolche Figur finden. Vielleicht iſt der ernſte Charakter des Spaniers hier ſichtbar; auch in der Manier der Mahlerei und in der Art der Gründlichkeit derſelben iſt etwas, was mehr an Murillos erinnert, als an den niederländiſchen Fleiß.

Eine Heimſuchung Mariä von Andrea da Salerno, Nr. 5, zwar nicht aus ſehr alter Zeit, aber doch ganz in der alten Manier; welches im Zacharias den Dichter Bernardo Taſſo, und in den andern Figuren noch andre geſchichtliche Perſonen darſtellt, übrigens von nicht ſehr großem Werth; zeichnet ſich aus durch eine Art von Aehnlichkeit, nicht etwa mit den vorzüglichſten, wohl aber mit den mittelmäßigen und ſchlechtern Bildern der altdeutſchen und altniederländiſchen Schule. In der ältern Manier beider großen Schulen, gleichen ſich nicht nur die vortrefflichen Werke zum Erſtaunen, ſondern ſelbſt die ſchlechtern, zum deſto vollkommneren Beweiſe, daß die Mahlerei bei den alten Deutſchen, wie bei den Italienern, ungefähr von demſelben Punkte ausgegangen ſei.

Der Ring des heiligen Marcus, Nr. 15 von Pordene, von welchem auch ein vortreffliches Frauenbildniß zu ſehen iſt. Jenes große Gemählde, reich an Figuren und voll Leben, nach Art der Venetianer, ſtellt uns die verſammelten Häupter der Stadt bar, denen ein armer Fiſcher, demüthig nahend, das Zeichen bringt, das ihm die heiligen Schutzpatrone Venedigs gaben, indem ſie ihm die Rettung der von Ueberſchwemmung bedrohten Stadt verkündigten. In der einfachen Ausführung des Gegenſtandes, und in der Behandlung der Farben bemerkt man mit Vergnügen, daß ſich der ſchöne alte Styl der Mahlerei in der venetianiſchen Schule auch noch unter den ſpätern Meiſtern verhältnißmäßig lange erhalten habe.

Das Bildniß des Bandinelli, Nr. 9, gemahlt von ihm ſelbſt, vermehrt die Reihe der anziehenden Bildniſſe italieniſcher Mahler, welche ſich gegenwärtig zu Paris befinden. Welche kraftvolle, ausgezeichnete, hohe Menſchen mußten es ſein, wenn man auch nur den äußern Abdruck ihrer Geſichtsbildung betrachtet. Aber freilich darf man beim Bandinelli eben nicht an die tiefe, ſinnige Stille und anziehende Sonderbarkeit im Geſichte des Leonardo, nicht an dem hohen und doch liebevollen Trotz im Garofalo, an die wilde und rauhe Hoheit des Giulio Romano, nicht an die männlich kluge, edle und geſetzte Bildung des Fattore denken. Und doch iſt das Geſicht des Bandinelli auf keine Weiſe gemein zu nennen; es iſt ſehr ausgezeichnet und ſehr kraftvoll, aber nebſt einem unbezwinglichen Eigenſinn, iſt der Ausdruck der Pedanterei, wie mich dünkt, darin unverkennbar.

Ein Gemählde, welches der tiefſten immer wiederhohlten Betrachtung und Durchforſchung würdig iſt, und das man immer mehr bewundern lernt, je öfter man zu demſelben zurückkehrt, iſt die Abnahme vom Kreuz, Nr. 16, von dem großen Baumeiſter, dem alten Bramante. Das Gemählde zeichnet ſich ſogleich ſehr vorzüglich aus, durch eine vortreffliche Anordnung. Ob die Kenner ſie kunſtreich finden mögen, weiß ich nicht, aber ſie iſt ſehr verſtandig, ja groß in ihrer Einfachheit; das Bild iſt wie aus wenigen großen Zügen und Verhältniſſen ganz eigentlich gebaut und in baukünſtleriſcher Symmetrie zuſammengeſtellt. Beſonders die ſitzende Heilige vorn zur Linken iſt ſo wurdig an das Ganze geordnet, wie man es wohl nur auf älteren Gemählden findet, und auch auf dieſen nur ſelten. Zur Rechten ſteht der heilige Antonius mit dem Einſiedlerglöckchen; der heilige Hieronymus links, mehr hinten: Johannes, Nikodemus, Joſeph von Arimathia, umgeben die Mutter Gottes, die mitten auf dem Gemählde am deutlichſten heraustritt. Ihr Geſicht drückt den innigſten Schmerz, die Art, wie ſie den Leichnam auf ihrem Schooß an ſich hält, das rührendſte Zartgefühl und Schonung aus. Herzlicher, treuer und redlicher kann wohl überhaupt der Schmerz nicht ausgedrückt werden, als in den Geſichtern aller Umgebenden, deren jeder irgend ein Werkzeug oder Zeichen der Marter einfältig emporhält und vorzeigt, und jeder denſelben Schmerz, doch ohne Wiederhohlung, gleich innig und herzbewegend ſehen läßt. Und dieſe Herzlichkeit, dieß treulich Gemeinte der dargeſtellten Menſchen, wie des Bildes ſelbſt, iſt es denn wohl, was es in ſo hohem Grade rührend macht, obgleich es ganz fern iſt von allem Anſpruch auf hohe Leidenſchaftlichkeit und intereſſante Schönheit im ſentimentalen Ausdruck, ganz einfältig und ſchlicht; und eben darum gewinnt man auch das Bild immer lieber, je öfter man es betrachtet. Die Farben ſind in vielen Bildern anziehender, wiewohl der Gebrauch und die Anordnung derſelben eben den Verſtand verrathen, der im Bau des Ganzen ſich verkündigt. Manche einzelne Theile wird man in andern Gemählden, wenn man eine Vergleichung anſtellen wollte, was aber eigentlich nie geſchehen müßte, wenn nicht die ſichtbare Abſicht des Künſtlers ſelbſt, oder die nothwendigen Bedingungen des Gegenſtandes ausdrücklich dazu auffordern, leicht ausgezeichneter und ſchöner finden können. Durch den Charakter aber der herzlichen Treue und des redlichſten Gemüthes in einfältiger Kraft und Gradheit, welchen er den Freunden und der Umgebung des Heilands gab, dürfte der Künſtler wohl die Wahrheit weit beſſer getroffen haben, als in ſpätern Zeiten irgend geſchehen iſt, wo uns in den Figuren der Apoſtel, wenn nicht blos auf kunſtreiche Gruppirung derſelben geſehen wird, Geſtalten vorgeſtellt werden, die wohl für einen griechiſchen Philoſophen paſſend ſein möchten, oder für einen römiſchen Staatsmann, oder gar für einen Athleten, nur aber nicht dem Begriff entſprechen, den wir uns von den Apoſteln zu machen haben.

Eine heilige Familie von Andrea del Sarto, Nr. 7, Knieſtück;

zeichnet ſich aus durch die kräftige Ausführung, den ſchönen Kopf der Alten und die reizende lachende Fröhlichkeit der Knaben. Unter den Nachahmern des Raphael iſt Andrea del Sarto vielleicht derjenige, der ſich dem Meiſter in lieblichen Knabengeſtalten, worin Raphael ſonſt ſo unnachahmlich und unübertrefflich iſt, einigemahle wenigſtens genähert hat; doch bleibt immer noch ein großer Abſtand. Daſſelbe Bild befindet ſich auch zu Düſſeldorf, aber nicht ſo gut gemahlt und mit einigen Aenderungen.

Das Bildniß eines Großmeiſters des Malteſerordens nebſt einem Edelknaben, von Michael Angelo Carravagio, zeichnet ſich unter den Bildern der ſpätern italieniſchen Schule erfreulich aus, durch das kräftige, feſt auf und hervortretende Grade, durch das ſchöne ritterliche Coſtüm im herrlichen goldglänzenden Panzer. Wer Bildniſſe der altdeutſchen Schule kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der hat das freilich oft viel ſchöner und gründlicher geſehen. Für jene Zeit der italieniſchen Schule bleibt es immer eine rühmliche Ausnahme.

Schon ganz aus dem Style der ſpätern Zeit, in der verſchmelzenden, weichlichen und nach einer bloß täuſchenden Natürlichkeit ſtrebenden Farbenbehandlung, aber nicht ohne großes Verdienſt in Rückſicht auf Geſtalt und Bedeutung iſt die Judith, Nr. 3, von Chriſtoforo Allori; Knieſtück. Die Schönheit der hebräiſchen Heldin und die Pracht des Gewandes, ſo wie die Wahrheit im Kopf der fromm beſchränkten, erſtaunenden Alten ziehen den Blick darauf hin. Der üppig blühende Mund, die dunkelglühenden, in Schwermuth halb geſenkten Augen, die Hülle der braunen Locken, die eine ruhige Stirn, ein feines, aber edles Geſicht umwallen; der ſchlanke, zierliche Körperbau, ſo weit das ſchwere Gewand ihn errathen läßt: die gänzliche Nachläſſigkeit, wie dieſes Gewand ihr anliegt, dieſelbe Nachläſſigkeit in ihrer ganzen Haltung und der Art, wie ſie das abgeſchlagne Haupt und das große Schwert hält, deſſen Schwere ſie erſt jetzt zu bemerken ſcheint; der Ausdruck nicht ſowohl von denkendem Ernſt, ſondern von einer immer gleichen Traurigkeit, von einem ſtillen Ueberdruß: alle dieſe Züge zuſammengenommen, laſſen uns jene aus edlem Stolz, gläubiger Hingebung, Sinnlichkeit und Schwermuth zuſammengeſetzte Gemüthsſtimmung ahnen, in welcher dieſe wunderbare Frau ſich zu dieſer That berufen fühlen konnte. Die Erzählung, wie der Künſtler ſich ſelbſt und ſeine Geliebte in dieſen Bildniſſen dargeſtellt haben ſoll, iſt aus der Kunſtgeſchichte bekannt.

Ganz antik im Gegentheil, nicht durch erkünſtelte Nachahmung der alten Marmorbilder, aber durch die Geſinnung, durch das römiſch Große, Freie und Kraftvolle, wie die Begebenheit aufgefaßt iſt, ſahen wir einen ächt chriſtlichen Gegenſtand behandelt, in dem Märterthum der heiligen Agatha, Nr. 60; einem Knieſtück von Sebaſtiano del Piombo. Für Behandlung des Gegenſtandes und Bedeutung, eines der lehrreichſten Bilder, das man ſehen kann: ein claſſiſches Gemählde, wenn irgend eines dieſen Nahmen verdient. Nicht etwa, weil es den Anforderungen, welche die Theoretiker in ihren Lehrbüchern zu machen belieben, durch alle Kategorien entſpricht, ſondern weil die große ſchonungsloſe Kraft, die durchdachte Verſtändigkeit, die Würde und der große Sinn des claſſiſchen Alterthums, dieſes ſeltne Werk durchaus beſeelen und beherrſchen. Der Tradition gemäß, iſt die Zeichnung von Michael Angelo, welcher den im Colorit ſehr hoch geſchätzten venetianiſchen Künſtler, mit dieſer Nachhilfe, dem Raphael, in ſeiner eignen Gattung von Andachtsbildern und Oehlgemählden von geringerem Umfang, als einen gefährlichen Nebenbuhler gegenüber ſtellen zu können hoffte; und daher kommt es denn wohl, daß die gewöhnlichen Kenner nichts daran zu loben wiſſen, als die bewundernswürdigen Verkürzungen. Jene Sage wird um ſo wahrſcheinlicher, da ein andres Bild des Sebaſtian, die Mutter Gottes mit dem ſchlafenden Kinde von Engeln umgeben, darſtellend, nicht nur an Werth ſehr weit unter jenem ſteht, ſondern ſo ganz verſchieden in der Art iſt, daß man gar nicht glauben ſollte, daß es von demſelben Meiſter ſei. Jedoch iſt zu bemerken, daß dieſe Formen hier durchaus nicht ſo übertrieben ſind, wie es ſich auf den kleinern Oehlgemählden des Michael Angelo ſonſt findet. ſie ſcheinen vielmehr ganz in dem letzten Style des Raphael zu ſein, da ſich dieſer auch dem Michael Angelo näherte, wie in den Tapeten, und beſonders auf der Transfiguration. Wie kann aber, höre ich unſre Leſer fragen, ein ſo grauſamer Gegenſtand der Stoff eines ſchönen Gemähldes ſein? Und in der That ſah ich auch viele Beſchauer, ſobald ſie hingeblickt hatten, ſich ſchaudernd wieder davon wenden, und den Künſtler wegen ſeiner Wahl tadeln. Dieſelben, welche dann wohl mit zufriedner Bewunderung lange vor dem Märterthum der heil. Agnes von Dominichino, oder dem bethlehemitiſchen Kindermord des Guido verweilten, ohne vor dem Gemiſch von Leichen und in Todesangſt Ringenden, den Blutſtrömen und den wüthenden Geberden im geringſten zu erſchrecken, oder ſich wegzuwenden. Und nichts von allen dem iſt doch in dem Bilde der heiligen Agatha ſichtbar. Kein Blut, kein krampfhafter Schmerz, keine Verwundung; denn noch haben die drohenden Marterwerkzeuge den Leib der Heiligen nicht wirklich berührt; auch nicht einmahl der übertriebne Ausdruck einer teufliſch empörenden Bosheit findet ſich hier, wie es ſonſt mehrentheils auf Bildern dieſer Art gewöhnlich iſt. Es liegt daher wohl vorzüglich in der ernſten erſchütternden Wahrheit der Darſtellung, wenn der erſte Eindruck auf die meiſten ſo zurückſchreckend und entſetzlich wirkt, da alles Ekelhafte und Unedle in dieſem Bilde gerade ſo ganz vermieden iſt, wie es vielleicht in keiner andern Darſtellung eines Märterthums der Fall ſein möchte. Der Künſtler hat den Augenblick unmittelbar vor der Ausführung gewählt; ſchon nähern die glühenden Eiſen ſich den Brüſten und dem herrlichen entblößten Leibe des hohen Weibes, und die dadurch ſo heftig erregte Erwartung kann allerdings etwas Peinliches haben; aber doch könnte es wohl nur derjenige allzu peinlich finden, der in dieſer Pein eben nichts ſieht, nichts fühlt, als die Pein, der gar nichts ahnet von der höhern göttlichen Bedeutung, und keine Freude empfindet, an der herrlichen Schönheit in Geſtalt und Ausdruck, ſo wie in der Anordnung des Ganzen.

Die Compoſition iſt ſehr einfach. Die Figuren ſind in Lebensgröße, das Bild iſt aber doch von geringem Umfang, da die Figuren dicht zuſammen ſtehen. In der Mitte ganz im Vorgrunde, die Heilige, bis auf die Mitte des Leibes nackt; zu ihren Füßen liegt ihr Obergewand, das Untergewand um Hüften und Lenden gewunden, iſt vorn zuſammengeknüpft. Sie iſt rückwärts an eine

Säule gelehnt, um welche ſich auch ihre Arme zurückbiegen, und an dieſelbe feſt gebunden zu ſein ſcheinen; ſie werden durch die Köpfe der beiden Henker, welche zu beiden Seiten ſtehen, verdeckt, und durch einen dunkelgrünen Vorhang, der von oben herabhängt. Ueberhaupt iſt der peinliche Eindruck gewaltſamer Feſſelung ganz vermieden; die Leidende ſcheint faſt frei und freiwillig unter ihren Henkern zu ſtehen. Zur Linken ſteht der Tyrann vor ihr, mit einem ſonderbar verkürzten Arm auf einen Tiſch gelehnt, der von dieſer Seite den Vorgrund bildet; hinter ihm ein Begleiter, der die Augen bedeutend niederſchlägt, auf der andern Seite ganz vorn, vor dem Henker rechts, liegt ein großes Meſſer auf einer grauen Baſis. Die Henker halten die Zangen mit beiden Händen; an der rechten Seite der Säule, welche den Hintergrund theilt, nimmt man einen Heerd und Feuer wahr, und kleine Figuren, welche mit den Zubereitungen der Marterwerkzeuge beſchäftigt ſind; an der linken Seite öffnet ſich der Hintergrund und es zeigt ſich hinter dem aufgezogenen Teppich eine ſtille Landſchaft, und ruhiges Gewäſſer in heitrer Ferne. Vor dieſer Landſchaft und zunächſt bei dem die Augen niederſchlagenden Begleiter, ſtehen zwei römiſche Soldaten, mit blanken offenen Helmen, theilnehmende Zuſchauer der Begebenheit.

Der Leib der Heiligen iſt von heldenkräftiger jungfräulicher Schönheit und Stärke. Keine Lilien und Roſen, ſondern die Farbe der ungeſchwächten Geſundheit im hellſten Lichte durchglüht die reinen feſten Formen. Aus ihrem Geſicht ſpricht nicht eine überſinnliche Geiſtigkeit, ſondern vielmehr eine irdiſche Heldentugend und Züchtigkeit; in den dunkeln Augen die ganze Gluth des gefühlvollen Weibes, aber mit dem Ausdruck der Feſtigkeit, der Seelengröße, des Bewußtſeins der innern Würde; der nachläſſige Fall der ſchwarzen Locken läßt dennoch die edle Stirn ganz frei, und den wunderſchönen kräftigen Hals. Während der Leib ſelbſt, ſtill und ohne Verzuckung und Verrenkung der Marter Preis gegeben iſt, wendet ſie den Kopf mit ergreifender Hoheit und in edler Bewegung gegen den Tyrannen. Sie ſpricht zu ihm, ſie macht ihm den bittern Vorwurf: „Eines Weibes Leib hat dich getragen, ihre Brüſte dich genährt, und du ſchämſt dich nicht, ſie den Hen-

Bayerische

kern Preis zu geben!“ Nur in der Bläſſe verräth ſich die Bangigkeit der irdiſchen Natur vor dem entſetzlichen Augenblick; ihr Blick und die hohen Züge ſprechen mehr Zorn aus und Verachtung gegen den Tyrannen, als Sorge um ſich ſelber. Mitten unter den Leiden triumphirt ſie noch über ihn, der in ſichtbarer innerer Unruhe vor ihr daſteht und ſie anſtarrt, als ob er an dem Schauſpiel der Marter ſelbſt, ſich gegen Zweifel ſtärken möchte; die auffallend gezwungene Stellung, das beinah unnatürliche Aufſtemmen des Ellenbogen an den Tiſch, verſtärkt noch den Ausdruck der innern Unruhe des Tyrannen, der ſich ſelbſt gleichſam in dem einmahl gefaßten Unwillen feſt hält, als ob die ſtarrſinnige Härte gegen ein beſſeres Gefühl ſich ſtemmte und es verdrängte.

Der Kopf iſt übrigens von edler Form und ſehr kraftvoll. Noch kraftvoller in ihrer Art die beiden Henker, welche der Heiligen die Brüſte mit den glühenden Zangen abzureißen drohen. Sie ſind, was ſie ſein ſollen: gemein, häßlich, und ganz gefühllos, bloß ſorgfältig auf ihr Geſchäft bedacht, wie wenn es irgend ein anderes wäre. Die ungeheure Kraft aber in dieſen Geſichtsbildungen und die unbeſchreibliche Gründlichkeit und Objectivität der Ausführung mildert den Eindruck, ohne ihn zu ſchwächen, weil ſie den Beſchauer ſo gewaltſam auf den Charakter und die Form lenkt, daß das natürliche unvermeidliche Gefühl mehr nachſtehen muß.

Noch merkwürdiger und auf dem ganzen Bilde vielleicht am größten gedacht, ſind die beiden Soldaten mit offnen Helmen und Harniſchen, die hinter dem Tyrannen der Begebenheit mit dem innigſten Antheil zuſchauen. Eine herzliche Rührung und der redlichſte Schmerz bricht auf ihren Geſichtern aus; kein wüſter Zorn gegen den Tyrannen zeigt ſich darin, und keine fruchtloſe Andeutung oder Beſtrebung von gutem Willen zu einer doch hier nicht anwendbaren und unmöglichen Hülfe. Stumme Zuſchauer deſſen, was ſie nicht ändern können und dürfen, ſehen ſie einzig auf die Heilige, denken und beachten nichts als dieſe, ſcheinen auf ihre Worte zu horchen, und durch ihr hohes und inniges Mitgefühl, wie durch eine begleitende Muſik, das Leiden, gleich dem Chore im griechiſchen Trauerſpiele, zu beruhigen, und das Gefühl des höchſten Schmerzens mit dem Gedanken der Nothwendigkeit und der ewigen Wahrheitsgeſetze zu vermählen. Beide ſind ſich ganz ähnlich und beinah gleichend, in mehreren Perſonen gleichſam nur Ein Weſen darſtellend, und erinnern um ſo mehr an die Bedeutung des alten Chors bei einem ſolchen Trauerſpiele. Uebrigens ſind ſie in Stellung und Geſtalt ganz ſchlicht und martialiſch; nicht wild und ungeſtüm, aber von der männlichſten Feſtigkeit und auch im Charakter wie eiſern: um ſo rührender nur iſt das tiefe Mitgefühl grade ſolcher Heldenmänner. Die Ausſicht auf die ferne Landſchaft beruhigt die erſchütterte Seele, wie der Glaube an ein zukünftiges Glück. Keine Glorie, keine Engel ſchweben nieder, um der Märtyrin die Himmelspalme zu reichen, ſondern ihre ſtandhafte Seele eilt mit Zuverſicht auf die innre Kraft, der Gottheit zu und der ewigen Freiheit: und auch dadurch zeichnet ſich dieß Bild vor den meiſten andern aus, welche ein chriſtliches Märterthum darſtellen. Gewiß iſt es in ſeiner Art fromm und mit einer hohen moraliſchen Andacht empfunden, aber doch mehr im antiken Sinn, mehr ſtoiſch und römiſch, als eigentlich chriſtlich.

Wie hat man nur überhaupt die Martyria ſo unbedingt ganz im Allgemeinen und ohne alle Unterſcheidung verwerfen können, als ungünſtige und wohl gar unwürdige Gegenſtände der darſtellenden Kunſt; da doch dieſes nie genug zu preiſende Bild allein hinreichend wäre, eine ſolche Meinung zu widerlegen, und klar zu zeigen, wie man auch dieſen Stoff auf eine ſchöne und höchſt würdige Art behandeln könne! Aber freilich, man hat die große Frage über die eigentlichen und ſchicklichen Gegenſtände der Kunſt überhaupt und der Mahlerei insbeſondere, nur nach einer, aus dieſem oder dem andern halb mißverſtandnen philoſophiſchen Begriff ganz zufällig entſtandenen und höchſt einſeitigen Theorie blindlings und abſprechend entſchieden. Hätte man ſich zuvörderſt lieber auf dem geſchichtlichen Wege zurecht zu finden geſucht, ſo möchte die Antwort etwas anders ausgefallen ſein. Der älteſte Gegenſtand der chriſtlichen Mahlerei mag wohl derjenige ſein, der niemahls ganz erſchöpft werden wird, noch auch jemahls ganz erreicht werden kann: die Mutter Gottes mit dem Kinde. Nicht viel minder oder vielleicht eben ſo alt als dieſer, dürfte vielleicht der andre Gegenſtand ſein, der eben ſo oft wiederholt, aber noch weniger bis zur höchſten

Vollkommenheit gebracht worden iſt, als jener: das Bild des leidenden, dornengekrönten Hauptes, des blutbeſprengten Heilandes, das Ecce Homo und die Kreuzigung ſelbſt. Die Legende der heiligen Veronica beweiſt wenigſtens nicht minder für ein ſehr hohes Alterthum dieſes Symbols, als die Legende vom heiligen Lukas für das Muttergottesbild.*) So wie nun der engliſche Gruß, die heilige Familie, die Anbetung der Könige, die himmliſche Converſation alle mehr oder weniger an jenen einfachſten und reinſten Ausdruck der unendlichen Lieblichkeit erinnern, den innige Liebe je erſonnen hat; gleichſam nur eben ſo viel verſchiedene Ausdrücke und Variationen desſelben ſind, geſchmückte Entfaltungen und Erklärungen für den irdiſchen Sinn; ſo ſpiegelt ſich auch in jeder untergeordneten Leidensgeſchichte, die höchſte aller Leidensgeſchichten von neuem ab. Die Kunſt aber und die Religion, von der ſie nie getrennt werden kann, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, ſollen dem Menſchen nicht allein das Göttliche andeuten, wie er es rein von allen Verhältniſſen und im heitern Frieden ſich denken und ahnen kann, ſondern auch in ſeinem beſchränkten Verhältniß, wie das Göttliche ſelbſt im irdiſchen Daſein noch durchbricht und auch da erſcheint; d. h. ſie müſſen und ſollen uns darſtellen die tiefen Schmerzen der in die Sterblichkeit eingeſchloßnen, und auf dem himmliſchen Rückwege allen Martern ſich ſelbſt freiwillig hingebenden höchſten Liebe! Das Marienbild und das Kreuzesleiden, dieſes ſind die primitiven und mit allen ihren unendlich verſchiedenen Ausdrücken, Variationen und mannichfaltigen Zuſammenſetzungen auch nie zu erſchöpfenden Gegenſtände und Grundanſchauungen, gleichſam die beiden ewigen Pole, der höhern wahrhaften Mahlerei. Einſiedeleien, wozu auch in den Legenden ſo viele und ſo ſchöne Veranlaſſungen ſich finden, ſind freilich gefälliger und wohlthuender als ein noch ſo bedeutendes Märterthum; aber würde es nicht bald zur manierirteſten Einſeitigkeit führen, wenn man immer nur nach dem Angenehmen und Erfreulichen ſtreben wollte? Nicht zu gedenken, daß das Reizende grade diejenigen zu fliehen ſcheint, die ängſtlich darnach haſchen, und ſich am liebſten freiwillig zeigt;

---

*) Die älteſten Darſtellungen von dem Leidenstode Chriſti waren ganz ſymboliſch, indem ſtatt der wirklichen Menſchengeſtalt des Heilandes, nur ein Lamm an das Kreuz geheftet, als ſinnbildliche Erinnerung und Crucifix diente. Der Grund aber, warum man hier das ſymboliſche Lamm wählte, ſtatt den Erlöſer wahrhaft in ſeiner leidenden Menſchheit darzuſtellen, lag vermuthlich darin, daß man in der älteſten Chriſtengemeinde, wie ſie zum größern Theile aus dem Judenthum hervorgegangen war, durchdrungen von dem Glauben, daß Jeſus von Nazareth wahrer Gott geweſen ſei, wegen des moſaiſchen Verbots, daß man kein Bildniß von dem höchſten Gott machen ſoll, Bedenken gegen eine ſolche Abbildung in Menſchengeſtalt trug, oder wenigſtens den Schwachen unter den geweſenen Juden ein Aergerniß dadurch zu geben beſorgte; bis dann bei mehr anwachſendem und befeſtigtem Chriſtenthume alle ſolche Erinnerungen und Ueberbleibſel jüdiſcher Denkart und Beſorgniß bald verſchwunden ſind. Den Uebergang von dieſem rein ſymboliſchen Kreuz mit dem Lamme zu der vollſtändigen, wahren Abbildung des ſterbenden Erlöſers bildet der Abdruck vom Geſicht des Heilands auf dem Schweißtuche der heil. Veronica, von welchem uns das wunderbare altdeutſche Bild in der älteſten, mehr griechiſchen Art, in der Boiſſeré'ſchen Sammlung den erhabenſten Grundtypus darbietet. Das Haupt allein, von aller Verbindung mit dem Körper abgeriſſen, als wunderbarer Schattenriß und Abdruck auf dem heil. Tuche bleibend, hält gleichſam die Mitte zwiſchen einem wirklichen Bilde und bloßen Zeichen. Unter den älteſten Marienbildern iſt vorzüglich jene Art mehr ſymboliſch zu nennen, welche uns das Chriſtkind, auf dem Schooße der Mutter, als ſchon heranwachſenden Knaben, mit einer Krone auf dem Haupt und auch die Mutter desgleichen mit der Krone des Himmels geziert, darſtellt; denn dieſe Abbildung ſtimmt nicht überein mit der wahren Beſchaffenheit der demüthigen Kindheit Chriſti. Es ſind hier vielmehr willkührlich, obwohl künſtleriſch vollkommen ſtatthaft und richtig zwei verſchiedne Momente, welche geſchichtlich getrennt ſind, zuſammengenommen und in Eins verſchmolzen: die Mutter Gottes in der Kindheit Chriſti, wie wir ſie uns

---

da ganz natürlich und demüthig zu denken haben; und die als Königin des Himmels gekrönte Maria. Jener andern ebenfalls ganz ſymboliſchen Darſtellung der Mutter Gottes, welche unter dem Nahmen der unbefleckten Empfängniß bekannt iſt, mit dem Monde zu den Füßen und von der Sonne umſtrahlten und ſternenumkränzten Haupte, von welcher weiter unten die Rede ſeyn wird, habe ich hier noch nicht erwähnen wollen, weil ſie, geſchichtlich genommen, einer ſpätern Zeit angehört.

daher man es mit Dank annehmen und erkennen ſoll, wo es ſich darbietet. Eigentlich fordern ſollte man aber von einem Kunſtwerke nicht den äußern Reiz und die ſinnliche Schönheit, welche nicht überall mit der Wahrheit der Darſtellung vereinbar ſind, ſondern zunächſt und vor allem andern die hohe und göttliche Bedeutung, weil es ohne dieſe gar kein Kunſtwerk zu heißen verdient, und mit dieſer die Anmuth, als Blüthe und Frucht der göttlichen Liebe, ſich oftmahls von ſelbſt einſtellt. Dieſer hohen, tiefen Bedeutung aber ſind die Martyria gewiß in einem ganz vorzüglichem Grade fähig. Wenn der Mahler das Ekelhafte zu vermeiden weiß, ſo wird es ihm leicht werden, in dieſem Gemiſch von reinen und liebevollen Charakteren in den leidenden, von gemeinen, verwilderten, oder ganz boshaften, in den verfolgenden Naturen, und ihrem gegenſeitigen Kampf, in mannichfacher Abſtufung und Verſchlingung, ein nur allzuwahres Bild von dem Trauerſpiel des wirklichen Lebens zu entwerfen, und von dem Geſchick, was die reinere Natur im menſchlichen Verhältniſſe meiſtentheils erwartet: wobei er, wenn er ſonſt will, immer noch Gelegenheit genug finden wird, uns an die höchſte Schönheit und Liebe zu erinnern. Nur freilich mit dem Unterſchiede, daß das Märterthum des Rechtſchaffnen und Frommen im Kampf mit den Schlechten, in der Wirklichkeit mehr durch den ganzen Lebenslauf ausgedehnt und nicht ſo ſinnlich zu erſcheinen pflegt. Aber iſt dieß etwa ein Nachtheil für die Kunſt? Sinnliche Lebendigkeit fordert ſie, vor allen die Mahlerei; und die Zuſammendrängung deſſen, was in der Wirklichkeit weit zerſtreut iſt, in einen gewaltigen Brennpunkt, dürfte wohl grade der Hauptunterſchied und recht eigentlich dasjenige ſein, was die Kunſt, in der Behandlung des Einzelnen, von den Geſetzen des Wirklichen trennt und unterſcheidet. So daß Martyria recht behandelt, wohl eher ſogar zu den ganz angemeſſenen Gegenſtänden der Mahlerei gehören möchten; wenigſtens ſind ſie weit brauchbarer für dieſelbe, als für die Poeſie, die, wenn nicht viele andre Begebenheiten damit verknüpft ſind, ſo daß das Märterthum nur einen Punkt oder den Gipfel eines größern Ganzen bildet, dieſes allein darzuſtellen ſich faſt vergeblich bemühen, dadurch kalt und eintönig werden, oder im beſſern Falle in ein ängſtliches Ringen nach einer ihr doch unmöglichen ſinnlichen Wahrheit der Darſtellung verfallen würde. Wunderbegebenheiten, wie deren auch, da die ganze Legende gemahlt werden ſollte, ſo viele gemahlt ſind, ſcheinen dagegen eher ein ausſchließliches Eigenthum des Dichters zu ſein, der allein ſie hinreichend vorbereiten, und zur vollen und vollſtändigen, wenn gleich immer räthſelhaft und geheimnißreich bleibenden Anſchauung bringen kann; grade in dieſem Geheimnißreichen und Räthſelhaften ſcheint ſich die Poeſie vorzüglich zu gefallen und oft am glänzendſten zu zeigen; nur die ganz allgemein bekannten Wunder, wie die Himmelfahrt und Verklärung, haben den Vorzug, auch im Gemählde nicht dunkel zu ſein, oder kalt zu laſſen.

Wie ſonderbar ſchwanken überhaupt jetzt die Mahler in der Wahl der Gegenſtände umher! Bald geben ſie uns griechiſche und römiſche, bald ganz modern franzöſiſche oder celtiſch oſſianiſche Geſchichten und Geſtalten, oder endlich gar ſolche, die nirgends zu Hauſe ſind, als in dem Kopf des in falſche Theorie verirrten Künſtlers. Möchte man doch lieber wählen auf dem gebahnten Wege der großen alten Mahler Italiens und Deutſchlands weiter fortzugehen; es würde wahrlich nicht an Stoff fehlen, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, der chriſtliche Bilder-Cyklus ſei ſchon erſchöpft! Man gehe nur einmahl die Kupferſtichſammlung Albrecht Dürers mit Aufmerkſamkeit durch. Welche Fülle von neuen und tiefen Ideen wird man da finden. Ich meine nicht grade die apokalyptiſchen Bilder; das dürfte, ſo tiefen Sinn ſie auch verrathen mögen, beſonders für den Verſtand der jungen Künſtler ein ſehr gefährliches Experiment ſein. Wie neu aber und wie reich iſt er auch in den gewöhnlichſten Gegenſtänden! In ſeinen verſchiedenen Behandlungen der Kreuzigung iſt es auffallend und darf nicht weiter erwähnt werden. Aber auch in den Muttergottesbildern. Wo giebt es ſchon eine Madonna von einem großen Mahler gemahlt, wie die, nach der alten Idee der ſogenannten Bilder von der unbefleckten Empfängniß, von ihm entworfene, mit dem Monde zu ihren Füßen, der hohen Krone über dem Haupte ſchwebend, die langen Haare bis auf die Füße und den Saum des Gewandes wie ein Schleier herunterwallend.

Wo gäbe es ſchon ein kunſtvollendetes Bildniß, das uns die Königin des Himmels nach jener Vorſtellung, in aller Herrlichkeit des Glanzes und der Lieblichkeit darſtellte, und der Würde und dem Tiefſinn jenes alten Symbols ganz entſpräche? Und wie tiefſinnig und reich iſt nicht ſeine Mutter Gottes im Garten entworfen; in dem Garten, der durch die unermeßliche Fülle der mannichfachſten und üppigſten Pflanzen, in ſtiller Einſamkeit, wo hie und da ſich ſeltſame Thiere zeigen, zu einem kurzen Inbegriff und reichen Sinnbilde der unendlichen Natur ſelbſt erweitert iſt? Wie kühn endlich und gleichſam an der äußerſten Gränze des Wahren und Darſtellbaren ſind jene Verſuche, wo er uns die Mutter Gottes ſogar in ihrem irdiſchen Verhältniß und von häuslicher Sorge gedrückt, das Kind von Engeln umſpielt, in der Handwerkſtätte des irdiſchen Pflegevaters darſtellt? Wo giebt es ſchon ſolche Bilder, die doch zum Theil nothwendig wären, wie wenigſtens die Darſtellung der ſternbekränzten Mutter Gottes mit dem Monde zu ihren Füßen als Königin des Himmels dem chriſtlichen Ideenkreiſe weſentlich iſt, und die Darſtellung der geiſtigen Liebe im Mittelpunkt und Herzen des üppig blühenden Naturgartens demſelben doch ſehr nahe liegt. Wenigſtens müſſen dergleichen Bilder ſelten genug ſein; denn unter ſo reichen Sammlungen und Schätzen, wie ſie Deutſchland in Dresden und Düſſeldorf, Frankreich in Paris und gegenwärtig auch Brüſſel an Oelgemählden beſitzt, wird doch nichts der Art geſehen. Zwar doch ein ſehr altes Marienbild mit der Krone und dem Mond zu ihren Füßen in dem Saale antiker Gemählde zu Brüſſel; was aber doch keinesweges den Bedingungen einer ſo hohen Idee nur irgend entſpricht. Wahrlich, wären ſchon vortreffliche Mahler vorhanden, die ſich ſelbſt wieder auf dem Weg der alten Kunſt aus dem Irrſal moderner Kunſtirrthümer emporgearbeitet hätten, ſo wäre es eines edeln und reichen Beſchützers nicht unwürdig, durch einen großen angemeßnen Preis den Wetteifer der jüngeren Künſtler wieder auf die wahren Gegenſtände der Kunſt zu wenden, und dazu etwa irgend eine der vorzüglichſten und edelſten von ihm ſelbſt nicht ausgeführten Ideen Dürers zu wählen; wenn auch, wie ſich verſteht, mit der Freiheit, was weniger weſentlich oder mangelhaft iſt in den Formen, und dem Auge nicht zuſagt, mit Mäßigung zu verändern. In dieſem Zutrauen, ſcheint es, hat der große Mann die Fülle ſeiner Entwürfe der Welt hingegeben, gleichſam den Ueberſchuß ſeiner unerſchöpflichen Thätigkeit, welcher das, was er bei ſeiner Gründlichkeit ſyſtematiſch ausführen konnte, nicht genügen mochte. So angeſehen, als eine Sammlung von künſtleriſchen Gedanken-Fragmenten, ein Vorrath von ſchöpferiſchen Kunſt-Ideen, und nicht bloß als eine der Farbe beraubte, und alſo höchſt unvollkommne Nachbildung von Gemählden, laſſen ſich Kupferſtiche als eine weſentliche Vorübung und Bedingung der geſammten Kunſt, vollkommen rechtfertigen und billigen, und aus dieſem Geſichtspunkte müßten wohl wenigſtens die ſeinigen beurtheilt werden, und dann dürften ſich auch wohl diejenigen, die hart auf Eiſen ſchraffirt, dem Auge nicht auf dem erſten Eindruck wohlthun können, für den, der es ausführen wollte, durch Angabe alles Weſentlichen vollgültig bewähren. Wie Dürer aber auch in dieſer Gattung ausführen konnte, dieß beweiſt das Blatt vom Hubertus und des Sickingen, der durch den Wald reitet. Hier vermißt man kaum die Farben, man ſieht dieſe Stiche, wenn man anders einen guten Abdruck hat, wie ein gutes Gemählde, nie zu Ende: und wenn ſonſt das individuell Unerſchöpfliche der geiſtigen Bedeutung und des Charakters nur ein Eigenthum und Vorrecht des alles durchwebenden Farben-Elements zu ſein ſcheint, nicht der körperlichen farbloſen Linien: ſo iſt hier gleichſam das Unmögliche geleiſtet, wie es den größten Meiſtern gegeben iſt, an die äußerſte Gränze der Kunſt und ihres Gebiethes zu ſtreifen und ſelbſt dieſe, des Rückweges immer ſicher, auf einen Augenblick kühn zu überſchreiten. Darum ſind jene großen Kunſtgeſtirne eben ſo gefährlich für ihre ſchwächeren Nachfolger, die ſich leichtſinnig auf eine Bahn begeben, der ſie nicht gewachſen ſind. Und ſo hat denn auch Dürer durch ſein Beiſpiel, ſo wie auch manche der größten Italiener, unſchuldigerweiſe beigetragen zur Verbreitung jenes Grundirrthums der Neuern, der alles verderbenden und für die Anſchauung und Theorie nicht minder als für die praktiſche Ausführung zerrüttenden Trennung von Zeichnung und Colorit. Denn, ſo wie nach der

Lehrer des Sokrates, derjenige, welcher zuerſt das Schöne von dem Nützlichen unterſchied und trennte, den erſten Grund zur Unſittlichkeit gelegt hat; ſo wie aus dem einen Grundirrthum des Carteſius, daß er eine abſolute Trennung von Geiſt und Körper annahm, eine ungeheure Kluft zwiſchen beiden feſtſetzte, alle nachfolgenden Verwirrungen der Philoſophie nothwendig hergekommen ſind; ſo dürfte ſich auch wohl jene noch allgemein geltende Trennung der Mahlerei in Zeichnung und Colorit, als Grundquell aller abgeleiteten Irrthümer auf dieſem Gebieth, immer mehr bewähren. Dem Dürer ging es übrigens ſo, wie ſchon ſonſt in alten Zeiten manchem Philoſophen, der mehr um die Wahrheit als um ſeinen Ruhm beſorgt, da er nicht alles ſyſtematiſch vollenden konnte, die ganze Fülle ſeiner Ideen der Welt vertrauungsvoll hingab, dann eine kurze Zeit etwa von einigen ſeiner Zeitgenoſſen und Nachfolgern, oft ohne Anerkennung ſeines Verdienſtes benutzt, ja beraubt ward, bis ein ſchwächeres Geſchlecht, unfähig ſeine Andeutungen auszuführen, ja auch nur zu verſtehen, dieſelben bald nicht mehr beachtete und völlig vergaß. Wenn ich dieſe Sammlung von Dürer betrachte und dann an den Schwall von Skizzen und Kupferſtichen denke, unter denen wir gegenwärtig leben, ſo glaube ich den großen Erfinder eines neuen Denkſyſtems vor mir zu ſehen, mit dem vollen Feuereifer der erſten Begeiſterung und allen den tiefliegenden, vielleicht wahrhaft erhabnen Abſichten, und dann den gleich nachfolgenden Secten-Haufen der leichtſinnigen Sophiſten und ſüßlichen Aufklärer, deren Geſchwätz wir auch jetzt, für die Kunſt wie im bürgerlichen Leben auf allen Märkten vernehmen.

Was mich in Paris beſonders an Dürers Sammlung in dem Kupferſtich-Cabinet anzog, war die Vorzüglichkeit der Abdrücke. Auch wurden meiner Nachfrage keine andre Gemählde des verehrten Meiſters gewährt. Zwar ſollen vier große Stücke von Nürnberg hergekommen ſein; doch dieſe ſind, wie ein glaubwürdiger Mann mich verſichert, gemäß dem Decret über die Verſendung der Kunſtwerke in fünfzehn große Departementsſtädte, ſchon nach Rennes in der Bretagne deportirt, wo ſie wohl ſchwerlich je das Auge eines deutſchen Kunſtfreundes wieder ſehen wird!

In dem Schloſſe zu St. Cloud ſah ich mehrere Gemählde wieder, die wir ſchon im Louvre betrachtet und bewundert hatten: die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Chriſtkinde von Corregio, das herrliche Bildniß Pabſt Julius des Zweiten, von Raphael, und mehrere andre. Auch das Bildniß Karl des Achten, von Leonardo, welches unter ſeine ausgezeichneteſten zu ſetzen iſt: es hat einen einfachen aber hellen Hintergrund, was ſeltner iſt bei alten Bildniſſen, und hier ſehr gut zu dem hellen, verſtandvollen und doch eines Helden nicht unwürdigen Charakter des Geſichts paßt. Die Wahrheit des Bildniſſes iſt ſo objectiv und gründlich, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt, und zeichnet ſich noch durch eine beſondre Klarheit aus; ein Kopf, der ungleich anziehender und ungleich bedeutender iſt, als das berühmte Bildniß Franz des Erſten, von dem ich zwei verſchiedne Exemplare, eines in der Lucian Buonaparte'ſchen Sammlung, eines im Reſtaurationsſaale des Louvre ſah, die breiten Züge des ſeltſam häßlichen Geſichts mit den kleinen blinzenden Augen hat ſelbſt Leonardo's Behandlung nicht adeln können. Das wichtigſte Gemählde, dem ich hier meine Betrachtung widmen konnte, aber freilich nur während einer bald verſchwundnen Stunde, ohne die Beſchauung wiederhohlen zu dürfen, iſt die berühmte Madonna della Sedia, von Raphael. Die bezaubernde Lieblichkeit dieſes Bildes iſt allgemein bekannt, da ſie ſelbſt in dem Kupferſtich wie in ſo manchen Copien noch unverkennbar iſt. Die heil. Jungfrau hat nicht ganz die zarte Lieblichkeit der Maria im Garten von demſelben Meiſter erreicht, noch auch die idealiſche der großen Mutter Gottes in Dresden; ſie ſteht zwiſchen beiden Extremen in der Mitte, und iſt in dieſer Hinſicht der Madonna auf der geprieſenen heil. Familie im Pariſer Muſeum, der Madonna de Foligno, der del Candelabro in der Lucian Buonaparte'ſchen Sammlung, und der del Impannato im Pallaſt Luxemburg zu vergleichen. In allen dieſen dürfte ungefähr dasſelbe Schema zum Grunde liegen; nur möchte die Madonna della Sedia ohne Vergleich die gelungenſte ſein, und für alle andre gelten können. Ueberhaupt ſcheint Raphael in Kindern und Köpfen von Alten immer gleich glücklich, unerreichbar und einzig zu ſein; in weiblichen Köpfen hingegen hat er einigemahl die höchſte mahleriſche Schönheit, ſowohl die individuelle, als die idealiſche erreicht; oft aber ſehen wir auch darin mehr ein edles und großes Streben nach einer beſtimmten Art von Schönheit, als dieſe ſelbſt. In dem Chriſtkinde auf der Madonna della Sedia hat der Künſtler die Göttlichkeit deſſelben durch eine ganz ungewöhnliche und beinahe mehr als natürliche Kraftfülle ausdrücken wollen. Doch hat es noch nicht die ſtrenge Hoheit im Blick wie das Chriſtkind auf dem Bilde in Dresden. Es ſchaut ernſt, offen und groß darein, aber die Stellung iſt mit Abſicht eher knabenhaft nachläſſig, mit den Fußzehen ſpielend. Uebrigens war mir auf dieſem Gemählde das Farbengewebe, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, ſehr merkwürdig. Mich dünkt auch in der Farbe und Farbenbehandlung zeigt ſich recht deutlich die große Verſchiedenheit und Verſchiedenartigkeit der vielgeſtaltigen Kunſt dieſes reichen Meiſters. In vielen Gemählden zeigt er eine entſchiedne Vorliebe zu ſtarken Maſſen eines entſchiedenen kräftigen Grün, Roth und Weiß; denſelben einfachen großen Grund-Accord der Farbe, auf welchen auch Dante den höhern lichtvollern und farbigern Theil ſeines unendlichen Gedichts ausdrücklich gründet. In andern Gemählden, wie in der Gärtnerin und in der Madonna der Lucianiſchen Sammlung iſt die lieblichſte friſcheſte Carnation das Herrſchende, von lauter Helligkeit und Heiterkeit umgeben. In noch andern, wie im Johannes zu Düſſeldorf, ſo weit man von dieſem nach den Veränderungen, welche die Zeit darin gemacht haben mag, noch urtheilen darf, und wenn er anders wirklich für ächt Raphaeliſch gelten kann; ferner in dem Engel Michael zu Paris und in der Transfiguration, ſo wie in mehrern andern Bildern, ſucht er mehr die dunkeln Schatten, die Verſchmelzung und Gegenſätze des Dunkeln und Hellen, die kleinern Maſſen nicht ſo friſcher Farbe, unter denen auch den blauen eine große Stelle eingeräumt wird, wie ſolches in der ſpätern italieniſchen Schule anfing herrſchend zu werden. Der durchaus hellbraune Ton des nicht fertig gewordenen Bildes zu Brüſſel, würde doch auch wohl bei weiter ausgeführter Vollendung geblieben ſein; und die Madonna della Sedia endlich, hat noch einen ganz andern Farbencharakter, den ich als den vielfarbigen, oder bunten bezeichnen würde, wenn man dieſes Wort in einer edleren Bedeutung zu nehmen gewohnt wäre. Es zeigt ſich hier wieder mehr Neigung zum Grünen, Rothen und Hellen, aber nicht in breiten Maſſen, vielmehr ſo wie auf einem köſtlichen Teppich, die bedeutendſten und freudigſten Farben nicht in großen Parthien ſich gegen einander ſtellen und ordnen, ſondern in zarten Kränzen und Blumen, in feinen und zierlichen Wendungen ſich vielfach durchſchlingen und kunſtreich verweben, ſo daß jeden Sinnbegabten mit dem Begriff der wahren Pracht zugleich das Gefühl der herrlichſten Fülle und Freude durchdringen muß. Wer die Madonna della Sedia und die Gärtnerin ſehen, und noch behaupten oder glauben kann, Raphael ſei ein ſchlechter Coloriſt geweſen, deſſen Augen und Sinne müſſen nicht die empfindlichſten ſein. Uebrigens ſind die allgemeinen Aeußerungen über Raphael, die hier vorkommen, durchaus mit der Einſchränkung zu verſtehen, daß ſie ſich nicht auf die Freskobilder in Rom, ſondern nur auf die Oelgemählde beziehen, von denen ich die meiſten und anerkannt wichtigſten zu ſehen Gelegenheit hatte. Die Madonna della Sedia iſt übrigens dem einfachen Gegenſtande nach, indem es uns die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem linken Arm, das Haupt ſanft dagegen geneigt, ganz ohne weiteren Schmuck und Umgebung, als den anbetenden kleinen Johannes zeigt, den älteſten Marienbildern, die gerade nur daſſelbe darſtellen, auffallend nah verwandt; und es iſt der Bemerkung nicht unwerth, daß grade das Lieblichſte der neuern Kunſtblüthe und geſchmückteren Ausbildung mit der ſchlichten Einfalt und Schönheit des älteſten Anfangs ſo nah zuſammen trifft. So wie nun dieſes Bild der Lieblichkeit nebſt der holden Gärtnerin, an der Gränze zu ſtehen ſcheint zwiſchen zwei großen Epochen in Raphaels Kunſtgeſchichte, ſo wie es uns die fromme Innigkeit und Liebe ſeiner Jugend in aller Entfaltung und Schmuckesfülle ſeiner blühendern, reifen und reichſten Zeit darſtellt, da er hingegen ſpäterhin dem glänzenden Meiſter Michael Angelo's und der Antike nachfolgend, den Weg der frommen Liebe mehr verlaſſen hat: ſo vereinigt auch das wunderbare und herrliche Bild von der heil. Cäcilia die eigenthümlichen Schönheiten ſeiner verſchiedenen Lebensſtufen, zu einem vollen Einklang hinreißender Begeiſterung. Auch in Rückſicht des Farbenreichthums und der Gewänderpracht, könnte man die heil. Cäcilia mit der Madonna della Sedia zuſammen ſtellen. Dieß und die äußerſt ſorgfältige Ausführung, ſind denn wohl die Urſache, daß die in Dresden befindliche, ſonſt vielleicht verdienſtliche und lobenswerthe, alte Copie dieſes Bildes, im Eindruck ſo unendlich weit hinter dem Original zurückſteht, weiter als andre gute Nachbildungen. Das herrſchende Motiv in dem Bilde der heil. Cäcilia iſt das hinreißende Gefühl der innigſten Andacht, die im irdiſchen Herzen nicht mehr Raum findend, in Geſänge ausbricht; ſo wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino alles in eine fromme Begeiſterung hinſchmelzen ſieht. Aber da iſt es eine ſtille Andacht, wie die feierlichen langgezogenen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde iſt die Beziehung auf Muſik noch beſtimmter, und es iſt die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieſer magiſchen Kunſt andeutend hier entfaltet. Der tiefſinnig in ſich verſunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodien, welche Thiere bezähmen und Felſen bewegen konnte, aber den Menſchenſinn zerreißen, den Geiſt und die Seele durchſchneidend; die harmoniſche Hoheit der gegenüberſtehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beſchauer gewendeten Geſichtszügen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich iſt, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beſeligten Geiſter, welcher in den Zaubertönen der irdiſchen Muſik zwar ſchwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt. Die Seele der in der Mitte ſtehenden, lobpreiſenden Cäcilia ergießt ſich in einen Strahl grade aufwärts, der verklärte Ton dem himmliſchen Lichte entgegen; durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwiſchen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet ſich das Ganze zum vollen ununterbrochnen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken ſchwebenden Englein, iſt gleichſam der himmliſche Wiederſchein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verſchiedenen zerſtreut umherliegenden Inſtrumente ſtellen uns die ganze mannichfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunſtreiche Gebäude des heiligen Geſanges ruht und ſich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemähldes iſt durchaus gefühlvoll, ganz begeiſtert und muſikaliſch; die Ausführung im höchſten Grade objectiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenſtand ſelbſt eine Veranlaſſung dazu enthalten konnte, ſo herrſcht doch in dieſem wunderherrlichen Gemählde nicht bloß jene ſchwebende Anmuth und ſeelenvolle Begeiſterung, welche bei den muſikaliſchen Gefühlsmahlern das vornehmſte iſt; ſondern es tritt vielmehr die hohe Poeſie, welche dieſen gebornen Dichter und Erſten unter den Mahlern, vor allen andern, welche bloß Mahler ſind, auszeichnet, grade in dieſem Gemählde am hellſten und in voller Herrlichkeit hervor. Es iſt die klare Begeiſterung, welche den Verſtand zugleich mit der Fantaſie durchſtrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem glänzenden Sternenbande geziert, und von hohen Lorbeern umkrönt, ſo wie Raphael dieſelbe Poeſie im Saale der Diſputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit;" zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Geſtalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philoſophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergeſtalten, und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; ſo wie auch der Theologie oder Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaaß in der Wagſchale der einſichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidniſchen Muſe und bloß ſpielend in Bildern dichtender Fantaſie war die Quelle, welche den Raphael begeiſterte und der die Poeſie ſeiner Gemählde entquoll; ſondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegoſſen, und alle Seligkeiten und Geheimniſſe des Himmels ſtanden offen vor ihm, daß er ſie nachbilden ſollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verſchwenderiſch ausgeſchüttet, obwohl in klarſter Geſtaltung geordnet, ſteht dieſe mahleriſche Poeſie, in der Krone ſeiner Werke, in der Diſputa, den ganzen Himmel umfaſſend, vor uns; und deutet uns erſt recht die hohe Beſtimmung des Raphael ſelbſt und der katholiſchen Kunſt überhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, berufen und geſendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben und Gnaden verliehen; alles gelang dem Beglückten wie von ſelbſt, der ſchon als Jüngling die erfahrenſten Meiſter, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es iſt nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Mahler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunſt und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; ſondern wenn je ein Mahler nicht bloß himmliſch begeiſtert, ſondern göttlich erleuchtet genannt werden darf, ſo war es Raphael. Was wäre dieſem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in ſo kurzem Leben ſo Unerreichbares vollendet hat, nicht noch alles zu erreichen möglich geweſen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunſt nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greiſenalter zugemeſſen hätte, wie ſo manchen andern ſeiner Zeitgenoſſen unter den Meiſtern der Kunſt! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geſchick ſeines frühen Todes, ſo ergreift uns die innigſte Rührung, und ein ernſter Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthſel ſeiner unterbrochnen Laufbahn. Denn eben weil er das himmliſche Feuer in dem anvertrauten Kryſtall, auch im Leben nicht ſorgſam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunſt ſelbſt die zarte Gränze der himmliſchen Schönheit verlieren und verletzen möchte, ward das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgeriſſen: und mit ihm, der ſie hatte vollenden ſollen, blieb die Blume der chriſtlichen Kunſt, mitten in ihrer vollſten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert ſtehen.

In dem Pallaſte Luxemburg iſt gegenwärtig eine Gemähldeſammlung aufgeſtellt und eröffnet worden, welche dem damahligen Senate der Franzoſen eigen ſein ſoll. Außer vielen andern modernen Gemählden, iſt ein Saal faſt ganz ausgefüllt mit Stücken von Rubens, welche die Geſchichte der Maria von Medicis in einer Reihe allegoriſch darſtellen. Leicht können dieſe Bilder den Vorzug verdienen vor denen deſſelben Meiſters auf der großen Sammlung im Louvre, wenigſtens in Ruckſicht des Strebens nach erfinderiſchen Ideen. Aber ſie ſind ſehr ſchlecht erhalten, und wer es für nothwendig hält, um das Ganze der Kunſtentwicklung, ſelbſt mit allen merkwürdigen Verirrungen, die dazu gehören, vollſtändig verſtehen zu können, ſich auch von der Manier dieſes Mahlers einen Begriff zu verſchaffen, der müßte ſich doch wohl einzig an die Düſſeldorfer Gallerie halten. Eine Reihe von Bildern des Le Sueur, in kleinem Verhältniß die Geſchichte des heil. Bruno darſtellend, zeichnet ſich, wie dieſer Künſtler überhaupt in der franzöſiſchen Schule, ſehr vortheilhaft aus; da iſt nicht die ſinnverwirrende Prahlerei des Le Brün *), die geſuchte Schulgelehrſamkeit des Pouſſin; man bemerkt Gefühl, Gefühl für Farbe ſogar, und überhaupt etwas Seelenvolles. Aber doch iſt alles nach Art der franzöſiſchen Schule, wo ſie nicht theatraliſch auffallend und übertrieben iſt, und das ſtille Sinnige, zur Abwechslung, als Gegenſatz jener gewöhnlich vorherrſchenden Weiſe, ſucht, eher matt in Umriß und Farbe. Man kann ſich der Theilnahme nicht erwehren mit dem liebenswürdigen Geiſte der von wahrer gründlicher Bildung entfernt, mitten unter lauter Eitelkeiten eine flache Außenſeite gewinnen, und nach ſeinem innern beſſern Streben, eigentlich verloren gehen mußte; aber freilich iſt

---

*) Zum neuen Beweiſe, welche hohe Vortrefflichkeit, ein an ſich durchaus manierirter Mahler, der aber von Natur mit einem großen Talente begabt iſt, oft in einem einzelnen Werke erreichen kann, wenn er durch irgend einen Umſtand veranlaßt wird, ſeine gewohnte Sphäre zu verlaſſen und aus ſeiner Manier herauszugehen, kann ein großes Familiengemählde der in der Kunſtgeſchichte wohl bekannten Kölniſchen Familie Jabach von Le Brun dienen, welches ich zu Kölln im Jahre 1818 bei dem Herren de Groote zu ſehen Gelegenheit hatte. Wahrſcheinlich hatte ſich der franzöſiſche Mahler bei dieſem Gegenſtande ausdrücklich vorgenommen, die einfache, ſchlichte Art und treue Wahrheit der beſten Niederländer zu befolgen und zum Vorbilde zu nehmen; oder es hat ihn auch der Gegenſtand ſelbſt dahin geleitet. Bewundern muß man aber das Talent, mit dem er dieſes ausgeführt, und wie er ſich die mahleriſche Wahrheit, als ob es auch nur eine andre, ihm ſonſt fremde Manier wäre, in dieſem Einen Gemählde zu eigen zu machen gewußt hat; wobei ihm ſein ſonſtiger Hang, in das Große zu gehen, eher zu Statten kam, als hinderlich war, indem nun grade aus dieſer Miſchung mit der einfachen niederländiſchen Wahrheit eine ganz eigenthümliche Vortrefflichkeit entſtanden iſt.

es kein Kunſtgefühl, was man empfindet, ſondern nur ein menſchliches Mitgefühl, wie es etwa auch die dichteriſche Liebenswürdigkeit des Racine uns einflößt, mit welchem Le Sueur eine auffallende Familien-Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Und ſo iſt denn auch von den einzelnen Bildern nicht weiter viel zu ſagen.

Von altitalieniſchen Gemählden bemerkte ich nur zwei in dieſer Sammlung. Eine Danae, von Titian: dieſe hing aber ſo hoch und ungünſtig, daß ich nichts davon ſagen darf. Ferner die Madonna dell' Impannato, von Raphael; auffallend iſt darin das ganz übertrieben hohe Alter der heil. Eliſabeth; vielleicht iſt es Portrait; denn auch auf der heil. Familie zu Düſſeldorf fand ich es faſt ganz gleichend wieder. Die Geſtalt der Maria iſt ungefähr nach demſelben Schema entworfen, wie die von Foligno, und auf der heil. Familie des Louvre. Das Bild nimmt in der Reihe der Madonnen des Raphael immer eine bedeutende Stelle ein, und hat unſtreitig viel Verdienſtliches. Es iſt bei der gewaltigen, und eigentlich immer noch fortgehenden Dislocation ſo vieler der wichtigſten Kunſtwerke manchem Freunde derſelben vielleicht nicht unangenehm, gelegentlich Nachricht zu finden, wo ſie hingerathen und wo ſie jetzt zu ſehen ſind; in dieſer Rückſicht glauben wir uns auch eine kurze Anführung ſolcher altitalieniſcher Bilder verſtatten zu dürfen, welche für die eigne Betrachtung nicht ſo fruchtbar waren, als andre, oder von denen in andern deutſchen Beurtheilungen ſchon hinlänglich die Rede geweſen iſt.

Die altfranzöſiſchen Denkmahle, welche aus allen zerſtörten Kirchen und Klöſtern in Trümmern herausgeriſſen und halb vernichtet oder verſtümmelt, dann aber wieder mit rettender Vorſorge geſammelt und in dem kleinen Auguſtiner-Kloſter in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt wurden, und von denen Lenoir einen ſehr ausführlichen und vortrefflichen Katalog gegeben hat, zeigen wenigſtens in mehreren der auffallendſten Beiſpiele mit der größten Anſchaulichkeit, was die Kunſt, beſonders die Sculptur, nicht ſein ſollte. Schwerlich würde man es ſich denken können, wenn man es nicht vor Augen ſähe, wie weit, und daß eine noch menſchliche Fantaſie wirklich ſo weit verirren könnte, als es vielen der franzöſiſchen Bildner in treuer Nachahmung bekleideter, oder gar nackter auf ihren Särgen ausgeſtreckt liegender Leichname, oder der im modernſten Geſchmack gekleideten, umher knienden Damen und Herren, wie wir hier ſehen, widerfahren iſt. Manche den gothiſchen Kirchen entrißne Steinbildniſſe der alten fränkiſchen Könige aus der früheren Zeit, würden für die Geſchichte der chriſtlichen Baukunſt im Mittelalter wohl eine nähere Unterſuchung verdienen. Auch machen einige Alterthümer der Mahlerei, dieſe Sammlung bemerkenswerth. Das älteſte iſt wohl ein ruſſiſches Marienbild, welches in der That aus der früheſten Zeit zu ſein ſcheint. Da bei den griechiſchen Chriſten inſonderheit, die Prieſter ſelbſt die Mahlerkunſt zu üben pflegten, ſo darf es um ſo weniger befremden, daß mit dem Chriſtenthum zugleich auch die griechiſche Mahlerei zu den Moscoviten gelangt ſei. So befinden ſich auch drei zuſammengehörige kleine Miniaturbilder, Gott Vater mit einigen Nebenfiguren vorſtellend, von ruſſiſcher Arbeit, aber ziemlich im griechiſchen Styl, aus den älteſten Zeiten des Chriſtenthums, in der Antiquitätenſammlung der Nationalbibliothek. Das Marienbild unter den altfranzöſiſchen Denkmahlen, Nr. 8, S. 101 des Katalogs, iſt faſt in Lebensgröße und hat ziemlich gelitten; eine fremde Nationalgeſtalt und Geſichtsbildung iſt, in dem Chriſtkinde beſonders, unverkennbar, und ſogar ſehr auffallend. Deſto merkwürdiger iſt es, daß das Geſicht der heil. Jungfrau, dem Schema nach, ſo vielen andern gleicht, welche bei ſo ganz andern, ſehr entfernten Völkern gleichfalls in den älteſten Zeiten, faſt eben ſo entworfen wurden; dasſelbe länglichte Geſicht, die gleiche Regelmäßigkeit der Züge, kleiner Mund, hohe Stirn, Senkung des Hauptes und des Blickes auf die Seite nach dem Kinde. Auf der Bruſt, und auf dem das Haupt umgebenden Gewande über der Stirn, iſt ein Stern gebildet, vermuthlich nach der in alten Kirchenliedern üblichen Benennung der heil. Jungfrau, als Morgenſtern oder Meeresſtern. Man durfte dieß für ein allgemeines Kennzeichen der älteren Marienbilder halten; denn ich fand es auch auf einem unſtreitig ſehr alten, das aus der Kirche St. Luigi in Rom, wo ſich unter manchen mittelmäßigen Bildern auch viele ſehr merkwürdige Alterthümer befunden haben müſſen, nach Paris gekommen iſt, und welches ich im Reſtaurationsſaale des Louvre ſah.

Ferner ſind in jener Sammlung der altfranzöſiſchen Denkmahle mehrere, nicht blos durch ihr Alterthum, ſondern auch durch ihre Vortrefflichkeit merkwürdige Glasgemählde aufbewahrt. Unter die ſchönſten gehören wohl, eine heilige Veronica mit dem Schweißtuche auf Chriſti Hingang zum Kreuz, und der engliſche Gruß, Nr. 16 und 18, S. 298; beide alt, der Zeit und auch dem Style nach, und beide den ſchönſten und vollendetſten Oelgemählden an die Seite zu ſetzen, vorzüglich der engliſche Gruß. Beſonders auffallend und wohlthuend war mir die Farbenbehandlung; die Mitte ganz hell und licht; die großen Maſſen von blendend ſtarkem Blau und Roth, umgeben nur den mittleren Theil, der dadurch auf das ſchönſte ausgezeichnet wurde. Noch mehr aber war mir die Farbenwirkung an einem großen Ecce Homo, von Dürer, merkwürdig. Wie es entworfen ſei, kann man ſich leicht denken, da er dieſen und die damit verwandten Gegenſtände in Oelgemählden und Zeichnungen ſo vorzüglich oft variirt hat; der leidende Erlöſer von der höchſten ſittlichen Schönheit, die höhnenden Krieger-Caricaturen von Bosheit und Rohheit, aber Caricaturen von einer unergründlich tiefen Bedeutſamkeit. Es mag dieſe Behandlung des ſo oft von ihm gewählten Gegenſtandes nicht unter die ſchlechteſten von Dürer gehören; aber die alles überſteigende Wirkung, welche es macht, rührt doch wohl größtentheils mit von der brennenden Farbenkraft her, worin keine andre Art es der Glasmahlerei gleich thun kann. So wie die grellen Diſſonanzen in der Muſik von großen Meiſtern oft zum Ausdruck der höchſten, faſt an Verzweiflung gränzenden Leidenſchaft mit größter Bedeutſamkeit benutzt worden ſind, ſo dürften die beinah ſchreienden Farben der Glasmahlerei vorzüglich geſchickt ſein, die ganze Tiefe der höchſten Leiden und Leidensgeſchichten mit voller Gewalt in Auge und Herz der Beſchauer einzudrücken; verſteht ſich, wenn die Dimenſionen des Gemähldes, und der Standort des Anſchauens ungefähr ſind, wie bei großen

Werken in Oelfarbe. Wo im Chor altgothiſcher Kirchen die ſchmalen Fenſter in eine dem Auge faſt unermeßliche Höhe hinaufſteigen, iſt dann kaum noch eine Wirkung wie von einem einzelnen Gemählde möglich; da wirken die Glasmahlereien nur wie Teppiche von bunten Kryſtallen gewebt, wie eine durchſichtige Moſaik der hellſchimmerndſten Edelſteine, in großen Parthien auf's kühnſte durch einander geworfen, wo der Himmel durch die höchſte Farbenpracht der Erde wie in lichten Flammen hereinbricht. Sie wirken auf dieſe Weiſe im Ganzen und in Maſſe, wenn gleich ſelten und nur bei gewiſſen beſtimmten Beleuchtungen jedes Einzelne ganz deutlich unterſchieden werden kann. Vortreffliche Glasmahlereien der Art ſah ich in der ſchönen, unvollendet gebliebenen gothiſchen Kirche St. Gudula zu Brüſſel, und ſehr viele zu Köln. Paris iſt nicht beſonders reich daran. Die Kirche Notre Dame, das einzige Gebäude daſelbſt, was als ein wahrhaftes Kunſtwerk der Architektur betrachtet werden kann, aber ungünſtig und niedrig gelegen, nicht fertig gebaut, und inwendig durch moderne Abrundung der Säulen ſehr verſchimpft worden iſt, was freilich durch die aus der Schreckenszeit herrührenden Verſtümmelungen nothwendig geworden war, enthält keine bedeutende Verzierungen der Art. Einige beſſere finden ſich in den obern Fenſtern der Kirche St. Sulpice; beſonders ein heil. Dionyſius mit dem Haupte in der Hand, fiel mir auf, und ein Kelch mit der Hoſtie in einer Glorie oben darüber.

Unſtreitig iſt die Glasmahlerei eine eigne beſtimmte Gattung der Mahlerkunſt. Es iſt ein ganz falſches Princip und irriger Grund der Eintheilung für die Mahlerei, wie mehr oder weniger für jede materielle und unmittelbar in der Materie bildende und darſtellende Kunſt, wenn man dabei die Verſchiedenheit der dargeſtellten Gegenſtände zum Grunde legt. Denn dieſe ſind ja in der vollſtändigen wahrhaften Kunſtdarſtellung nur Mittel und Zeichen oder Bilder; Zweck aber und Ziel des Ganzen iſt die Bedeutung, der in jenen Bildern oder Zeichen verborgne höhere Sinn, den man auch wohl den geiſtigen Gegenſtand nennen mag. So haben wir ſchon früher gezeigt wie das Portrait, die Landſchaft, das Blumenſtück, Stillleben, die Caricatur, erſt durch einen bedeutſamen und großen Gebrauch in dem ſogenannten hiſtoriſchen Gemählde, welches man wohl ſchicklicher das vollſtändige oder das ſymboliſche nennen könnte, wenn es als das einzige wahrhaft und mit Recht ſo zu nennende Gemählde nicht noch beſſer aller ſpeciellen Bezeichnung entbehrte, ihren vollen Sinn und ihre ganze Wirkung erhalten, erſt da an der rechten Stelle das ſind und werden, was ſie ſein können und ſollen. Wir haben alſo gezeigt, daß dieſe ſogenannten Arten der Mahlerei, wenn gleich in den Studien des Künſtlers manchmahl ſich trennen darf, was im vollendeten Werke vereint ſein ſoll, eigentlich keine ſind, ſondern nur Theile und Glieder; und eben dieß ließe ſich leicht auf die noch übrigen ſein ſollenden Gattungen, der Schlachtgemählde, Miniaturbilder, Converſationsſtücke u. ſ. w. ausdehnen. In der materiellen und unmittelbar in einem körperlichen Stoff bildenden und arbeitenden Kunſt, ſind die äußern materiellen Bedingungen natürlicherweiſe die beſtimmendſten. Der Ort zum Beiſpiel iſt von der größten Wichtigkeit und wäre ſchon ein weit beſſerer Grund der Eintheilung, als die Gattungsverſchiedenheit der gewählten Gegenſtände. Ein jedes gute Gemählde ſoll für einen beſtimmten Ort gemahlt ſein, und die meiſten alten ſind es auch; etwas andres iſt ein Altargemählde, etwas andres die Darſtellungen, welche den Umgang des Chors zu verzieren beſtimmt ſind; etwas andres ein Gemählde im Refectorium eines Kloſters, oder in der Zelle. Bei den guten alten Mahlern unterſcheidet ſich dieß leicht; ja auch das Bild, was für den Hauptaltar beſtimmt iſt, oder für den kleineren Nebenaltar, unterſcheidet ſich bei ſolchen nicht durch die Größe allein, ſondern auch in der Behandlungsart; ſo das mittlere Hauptſtück, und die begleitenden Gemählde der beiden Seitenflügel, endlich das innere und das äußere Gemählde derſelbigen. Auch in der Natur giebt es kein Gebilde, das in unbeſtimmter Allgemeinheit vorhanden und wirklich ſein könnte; und ſo iſt auch jedes Werk der ſinnlichen Kunſt an eine beſtimmte Stelle gebunden, oder würde, wenn es in dieſem Stücke der größern Freiheit der Poeſie nachſtreben wollte, nur in das Leere und Unwirkſame verſchweben. Weit wichtiger aber noch iſt die Verſchiedenheit der Materie in der Mahlerei; und wie die wundervollen Verzierungen gothiſcher Baukunſt nur im zarten Sandſtein, griechiſche Bildnerei nur im weichen Marmor möglich, für den ägyptiſchen Rieſenſtyl aber Granit und Baſalt durchaus am günſtigſten ſein dürften, ſo iſt es auch der verſchiedene Stoff auf dem und mit dem gemahlt wird, allein, welcher wahrhaft verſchiedene Gattungen hervorbringt, wie Oelmahlerei, Glasmahlerei, Alfresco; weil dieſe Verſchiedenheit der Materie, wenn der Künſtler alles Ungünſtige, was ſie hat, vermeiden, alles Günſtige aber, was ſie ihm darbietet, benutzen will, die äußern Gegenſtände mögen ſein, welche ſie wollen, eine totale Verſchiedenheit der Behandlungsart erheiſcht und mit ſich führt.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zurück zu der Aufzählung merkwürdiger alter Gemählde, wo wir zuerſt noch einiges nachhohlen wollen, was in den vorigen Sendungen verſäumt worden iſt. In der Nachricht von der Lucian Bonaparteſchen Sammlung, die nun nach Rom abgeführt worden, iſt eine merkwürdige Grablegung des Giorgione in Proportion, übergangen. Ein kleines Bild, aber von großem Werth. Der dunkelgrüne Vorgrund aus ſorgfältig nachgebildeten Kräutern dicht gewebt, das Portraitmäßige der Köpfe, das Natürliche und Kecke der Stellungen, das Coſtüm ganz in den damahligen venetianiſchen Trachten, hier und da vielleicht mit einigen fantaſtiſchen Einmiſchungen; alles das erinnert an die niederländiſche Schule, aber an den alten großen Styl derſelben: und auch dieſes Bild athmet etwas Freies, Herzhaftes, redlich Gemeintes und Großartiges. Es iſt eines der gründlichſten venetianiſchen Bilder, die ich ſah.

Im Reſtaurationsſaale des Louvre hatte ich Gelegenheit, mehrere berühmte und ſchöne Gemählde zu ſehen, aber nur einigen der wichtigſten konnte ich eine genaue und wiederhohlte Betrachtung widmen. Auch einige der vorzüglichſten wurden meinem Auge zu ſchnell wieder entrückt, wie eine herrliche lilienbekränzte heilige Katharina, von Leonardo da Vinci. Eine Reihe von Köpfen der Apoſtel, klein auf Goldgrund, noch mit rothdurchſcheinender Geſichtsfarbe, aus der Kirche S. Luigi in Rom, erinnert an die älteſten Zeiten der chriſtlichen Mahlerei im griechiſchen Styl.

Ein Anblick der noch kindlich einfältigen Kunſt, welcher für den nachdenkenden Beſchauer immer viel Anziehendes, viel Belehrendes und wiederum auch Rührendes hat. Das entgegenſtehende Extrem neuerer Kunſtausbildung oder Entartung zeigten die drei Parzen, angeblich von Michael Angelo, wo alle Kraft der Zeichnung aufgeboten iſt, um die abſcheulichſte Häßlichkeit recht anſchaulich zu machen; in welcher Abſicht, in welchem Sinn, das iſt nicht ganz klar.

Ein großes Gemählde des Titian von der Antiope, werden diejenigen, welche den Hauptvorzug dieſes Mahlers in die lieblichſte Carnation und in die Darſtellung nackter Reize ſetzen, leicht als das ſchönſte wenigſtens von denen gelten laſſen, die ſich von dieſem Meiſter in Paris befinden. Die weite, helle, freudige Landſchaft, die Nebenfiguren und ihre Trachten, Jäger und Jagdhunde, der auf die Begierde deutende Hirſch, der lechzend aus dem Fluſſe trinkt; alles das iſt ſo, wie es ſich auf den guten, ja auf den beſten Bildern Titians findet; nur der in einen Faun verkleidete Jupiter könnte etwas gar zu fauniſch ſcheinen. Aber alles dieß bemerkt man nur wenig, ſo ganz wird das Auge gefeſſelt an die mitten im Vorgrunde ausgeſtreckt liegende ſchlummernde Schöne; das leichtverhüllende Gewand iſt von allen den Reizen zum Theil weggehoben, die es am meiſten verbergen ſollte; nichts iſt zarter und lüſterner zugleich, als dieſer nackte Leib, dieſe zierlichen und doch völligen Glieder, dieſer warme Schmelz der feinſten Haut, es müßte denn der üppig aufblühende, lächelnde Mund ſein, das verrätheriſche Erröthen der Wangen, das Halbgeöffnete der Augen, als läge ſie nur in verſtelltem Schlummer, oder als wäre ihre Einbildung von einem wollüſtigen Traume ſo eben überwältigt und durchdrungen. Sie ruht mit dem Haupte auf dem nachläſſig untergeſchlungenen rechten Arm, ſo daß die ganze vordere Seite ſich deſto freier ausdehnt, und die Achſel ſichtbar iſt. Die jetzigen Künſtler, welche ſich ſo gern in das Antikiſche verirren und die nackten Formen der Sculptur auch in ihre ſteinernen Gemählde übertragen möchten, könnten hieran lernen, wie die großen alten Mahler, wenn einmahl ſolche heidniſche Gegenſtände behandelt werden ſollen, die ſinnliche Schönheit in allem Zauber der Farbe und blühender Anmuth darzuſtellen wußten, wobei die erſten unter ihnen, wie Raphael oder ſelbſt Titian, faſt nie die zarte Schönheitslinie des Schicklichen überſchritten haben. Indeſſen bleibt hier immer ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Sculptur, welche von Natur aus auf die reine, mithin unverhüllte Form ausgeht, wo auch das Nackte ein geſundes Auge nie verletzen kann, und zwiſchen der Mahlerei, welche ihrem innerſten Weſen nach, eine reizend verhüllende und zart andeutende Kunſt iſt und ſein ſoll; indem ihr der magiſche Farbenſchleier eben dazu gegeben worden, nicht aber um mit dem Zauber einer täuſchenden Carnation an wollüſtigen Geſtalten, durch das Auge der Fantaſie auch das mitfühlende Blut zu entzünden und dadurch ſelbſt allen künſtleriſchen Eindruck aufzuheben.

Es iſt merkwürdig, wie die großen italieniſchen Künſtler, wenn ſie, wie in Nebenwerken zur Erholung nicht ſelten geſchah, Gegenſtände der griechiſchen Fabelwelt und dieſes Ideenkreiſes behandelten, alle immer entweder auf eine zierliche, leichte, gedankenreiche, doch nicht eben ſehr tiefſinnige Allegorie ausgingen, oder aber auf die eben bezeichnete Weiſe nach dem höchſten Reiz der ſinnlichen Schönheit ſtrebten. Ihr Verfahren zeigt von einem ſehr richtigen Inſtinkt; denn wenn man etwa noch die bald erſchöpfte Gattung feſtlicher Aufzüge dazu nimmt, ſo dürften das ungefähr alle Wege ſein, welche die griechiſche Mythologie dem Mahler darbietet, für den ſie gewiß ungleich weniger ergiebig iſt, als für den Bildhauer. Zwar giebt es wohl einzelne Fälle, wo der neuere Künſtler in einen Gegenſtand der alten Mythologie, einen höheren geiſtigen, ja ſogar chriſtlichen Sinn ohne Zwang hineinlegen kann. So hat Giulio Romano in dem Frescogemählde zu Mantua den Sturz der Giganten höchſt dichteriſch, und beſonders in den beiden Elementen des überfluthenden Gewäſſers und des mit Felſenſtücken und Tempelruinen durchwebten Erduntergangs wunderbar groß und erhaben behandelt; wobei der Anblick des niedergeſchleuderten titaniſchen Uebermuthes, indem einige von dieſen Rieſennaturen der Urwelt dem Verderben ſtarrſinnig entgegentrotzen, oder dumpf in die Zerſtörung hinſinken, während andre mit ungewohnter Hand zu beten verſuchen, einen allerdings chriſtlich erhabenen Eindruck hinterläßt. Aber die mythologiſchen Gegenſtände, welche einer ſolchen, höher ſtellenden, und tiefer deutenden Behandlung fähig ſind, ſo wie dieſe großartige künſtleriſche Auffaſſung ſelbſt, gehören zu den äußerſt ſeltnen Ausnahmen. Nach ſo ſchönen und ſo tiefbedeutenden Symbolen der höchſten Liebe und Lieblichkeit aber, der ſeligen ſowohl, als der leidenden, wie die neuere Kunſt beſitzt, möchten wir uns in der alten Götterlehre wohl vergeblich umſehen; aus dem einfachen Grunde, weil dieſes geiſtige Weſen ganz und gar nicht in ihrem Streben oder Character lag. Selbſt die ſchöne Fabel der Pſyche, ſo wie ſie Raphael verherrlichte, hat mehr Anmuth als Tiefe; und doch gehört ſie in ihrer Ausbildung ſchon mehr der Philoſophie an und ſteht als Ausnahme einer rein geiſtigen Dichtung faſt allein in der alten Götterlehre; deren Mittelpunkt und inneres Weſen im Ganzen nun einmahl nichts andres iſt, als die Fülle des Lebens und der Luſt, in der ſinnlichſten Anmuth und Trunkenheit, in unverhüllter Kraft und vollem Entwicklungsſpiele. Sind ihre bildlichen Darſtellungen ernſt und mit Tiefe aufgefaßt, ſo haben ſie mehr oder weniger Bezug auf die höchſten Momente und was der Gipfel aller Gebilde und alles Lebens iſt; es ſei nun in der höchſten Körperentfaltung des furchtbarſten Heldenkampfes oder in der Vollendung und unverhüllten Darſtellung der ſchönſten ſinnlichen Form; und mehrentheils, wie in den größten und gelungenſten Werken der Antike, in Verbindung von beiden, Leben und Tod, Schrecken und Luſt kühn zuſammenſtellend. Wo ſie ſich nur auf der Oberfläche halten, kann es freilich nichts geben, als eine leicht verſtändliche und verſtändige Darſtellung ohne tiefere Bedeutung; die höhere Kunſt der Alten aber ging faſt allemahl auf jenes Geheimniß der Natur und die unendliche Fülle des Lebens. Die Mythologie, ja ſelbſt die Religion der Alten war nun einmahl durchaus ſinnlich und materiell; begeiſterte, trunkene Anbetung der unendlichen Lebenskraft und Naturfülle; allein beſchränkt und gezügelt von dem bloß menſchlichen Geſetz einer aus Erfahrung gereiften Mäßigung und Verſtändigkeit. Die italieniſchen Mahler der alten Schule dürften alſo weiter nicht zu tadeln ſein, daß ſie ihre griechiſchen Gegenſtände lieber aus den Ovidiſchen Metamorphoſen, und was damit verwandt iſt, nahmen, als aus den Homeriſchen Dichtungen; und wollte man, um einer liebevollen Vielſeitigkeit nichts zu vergeben, Gegenſtände der alten Fabel gleichſam als eine erheiternde Epiſode, neben der ernſten und höheren Mahlerei doch auch gelten laſſen, ſo vergeſſe man ja die Duldung nicht, welche die reizenden Darſtellungen des in den Zauber der Anmuth verſunknen Mahlers dann wohl in Anſpruch nehmen möchten.

Es entſteht nur im Allgemeinen die Frage, inwiefern es für den neuern Mahler rathſam, für den chriſtlichen Künſtler insbeſondre erlaubt ſei, ſolche Gegenſtände der ſinnlichen Schönheit überhaupt zur Nachbildung zu wählen, oder in das Ganze ſeiner Darſtellung einzuflechten. An und für ſich betrachtet, iſt die bildende Kunſt, höchſt geiſtig zwar in ihrer Bedeutung, doch zugleich auch eine der ſinnlichen Erſcheinung zugewandte Kunſt, und wenn man ihr dieſe blühende Anmuth der jugendlichen Reize verſagen oder ſie von ihr ausſchließen wollte; ſo würde man durch eine ſolche übertrieben ängſtliche Strenge den freien Spielraum der Kunſt zu eng beſchränken und ſie durch dieſe Beraubung an einem weſentlichen Theile vernichten. Das eigenthümliche Ziel der Kunſt iſt freilich allein das Schöne, und auf dieſes bleibt ſie immer zunächſt gerichtet. So wie nun aber die bildende Kunſt von der einen Seite an das Heilige der Andacht ſich dienend anſchließt, in allen kirchlichen Darſtellungen und Gemählden: wie ſie auf der andern Seite auch das Nützliche, als den nächſten Zweck des Handwerks, durch das Schöne zu veredeln und zu erheben trachtet, in mannichfacher Verzierung der Wohngebäude, Zimmer und edleren Hausgeräthe; ſo bleibt ſie immer als eine, die materielle Erſcheinung darſtellende, das körperliche Leben nachbildende Kunſt, auch jenem Reize der blühenden Geſtalt nahe verwandt, und man darf das Element der ſinnlichen Schönheit, wenn gleich es dem höheren Geiſtigen jederzeit untergeordnet bleiben ſoll, durchaus nicht von ihrem Umkreiſe ausſchließen. Es kann ſchwerlich jemand für einen vollendeten Mahler gelten, der nicht auch den nackten Körper und die blühende

Carnation darzuſtellen verſteht. Nur iſt für den Mahler hier, nebſt jener erſten Bedingung der für den ernſten Styl der Kunſt nothwendigen Unterordnung des Reizenden unter das höhere Geiſtige, auch noch der ſchon oben erwähnte weſentliche Unterſchied zwiſchen der Plaſtik und dem Gemählde ſtreng zu beachten. Nicht mit großen Maſſen nackter Schönheit ſoll der Mahler ſeinen Raum anfüllen, wodurch nur das Auge betroffen und in dem reinen Gefühl des Schönen geſtört wird; ſondern in der blühenden Lieblichkeit, ſittſam enthüllter, nur ſparſam angebrachter Reize, an weiblichen, kindlichen oder jugendlichen Geſtalten, liegt der wahre Zauber der Anmuth in Gemählden. Es iſt dazu oft weniges genug, eine zarte Wange, ein ſanft ſich ſchmiegender Arm, ein holdes Lächeln, und nimmt die Seele mehr hin, als wenn alle Reize der ganzen Geſtalt offen dargeſtellt würden; worin nun einmahl die Idee und das Verfahren der Mahlerkunſt ein ganz andres iſt, als das der formdarſtellenden Sculptur. Zwar iſt das Geſetz des Schicklichen und Anſtändigen in der Kunſt durchaus verſchieden von dem, was im wirklichen Leben gilt. Wo es alſo der Gegenſtand erfordert, darf der Mahler alles darſtellen, was weſentlich zu dieſem gehört. Wer würde wohl ſo verkehrt in ſeinen Begriffen, oder von ſo verderbter Fantaſie ſein, daß er etwa an dem bloßen Leibe der heil. Agatha auf dem oben beſchriebenen Gemählde von Sebaſtian del Piombo einen Anſtoß nehmen könnte? Dieß führt uns zunächſt auf die dritte Regel, welche nebſt der Unterordnung des Reizenden unter das Höhere, und der Beachtung des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen der Sculptur und Mahlerei, für die Behandlung der ſinnlichen Schönheit in dieſer, hier noch zu bemerken iſt. Es wird dadurch zugleich der ſchon früher aufgeſtellte Grundſatz eine neue Beſtätigung erhalten, wie verderblich und zerſtörend es für die Kunſt ſei, wenn die einzelnen Elemente und Beſtandtheile derſelben, welche erſt zuſammengenommen und harmoniſch vereinigt, ein Ganzes und vollſtändiges Werk bilden ſollen, einzeln herausgeriſſen, für ſich behandelt und als eigne und beſondre Gattung ausgebildet werden. Wenn der Mahler nähmlich dieſe ſinnlich reizenden Gegenſtände ausſchließend zum Ziele ſeiner Kunſt wählt, ſo entſteht daraus eine abgeſonderte Gattung wollüſtiger Darſtellungen, welche auch für die Sitten unſtreitig ſchädlich wirken kann, für die Kunſt ſelbſt aber gewiß immer verderblich und zerſtörend ſein muß; und welche als eigne Gattung abſichtlicher Wahl betrachtet, wohl niemand in Zweifel ſtehen wird, als die höchſte Entwürdigung der Kunſt, durchaus verwerflich zu finden. Eingeflochten aber in das Ganze einer größeren Darſtellung erhält der Sinnenreiz durch den höheren Ausdruck der übrigen Gegenſtände und Geſtalten ſchon ein heilſames Gegengewicht: ſo wie hingegen ein erhabenes und ergreifendes Gemählde durch jene ſtellenweiſe eingemiſchte Anmuth gleichfalls erheitert und dadurch in die wahre Sphäre ruhiger Anſchauung des reinen Schönen erhoben wird. Raphael iſt hierin vor allen andern als ein Vorbild der Vollkommenheit zu nennen; denn wiewohl er das Sinnliche eben ſo reizend als Titian und noch ungleich ſchöner zu mahlen verſtand; ſo iſt es doch bei ihm nie ſtörend für die Harmonie des Ganzen. Unter den altherkömmlichen Gegenſtänden aus dem chriſtlichen Bilderkreiſe iſt Eva die einzige nackte weibliche Geſtalt; aber hier hindert ſchon der Ernſt der ganzen Beziehung, wenn die Idee künſtleriſch wahr und groß aufgefaßt worden, jedes ſtörende Nebengefühl. Raphael hat in dem Saale der Diſputa, die holde Gefährtin des Erſten der Menſchen, als reizende Verführerin, in der höchſten Anmuth und Lieblichkeit, und in zarter jugendlicher Schönheit dargeſtellt. Aber weſſen Auge könnte wohl davon beleidigt werden, da die erröthende Beſchämung ihres Blicks, das ſchuldbewußte Vorgefühl des Verlangens in ihrem Ausdruck, ganz andre Gefühle und Gedanken oder Erinnerungen anregen muß! Auch wo er heidniſche Gegenſtände behandelt, iſt der Sinnenreiz bei Raphael immer nur als Theil in das Ganze eingeflochten, oder liegt ſchon mit in dem Gegenſtande ſelbſt, wie in den Darſtellungen der Pſyche, in der anmuthigen Galathea, oder in der lieblichen Hochzeit der Roxane. Indeſſen lag doch ſchon in der Wahl ſolcher Gegenſtände etwas, das leicht weiter führen konnte; wie denn in den Frescogemählden ähnlicher Art von Caracci, der ihm darin nachfolgen wollte, die Gränze ſehr weit überſchritten iſt, wo der Sinnenreiz nun abſichtlich geſucht wird, und Hauptgegenſtand und Zweck der ganzen Darſtellung geworden iſt, welches ſich mit dem hohen Geſetz des reinen Schönen einmahl nicht vereinbaren läßt.

Wenn Parrhaſius ein wollüſtiger Mahler war, ſo darf uns dieſes weiter nicht Wunder nehmen; denn das lag nun einmahl in dem Weſen der heidniſchen Götterlehre und Denkart. Auch geſchah es gewiß nicht, um die gemeine Lüſternheit zu locken und zu reizen; ſondern mit Gefühl von der hohen Naturbedeutung und Naturwürde ſchöner Sinnlichkeit, aus deren Schooße alle irdiſche Anmuth hervorgeht. Wenn ſpätere Mahler nach einem andern Ziele ſtrebten, und andere Gegenſtände wählten, als die höchſte ſinnliche Schönheit, denn zu der rein geiſtigen hat ſich die griechiſche Mahlerei wohl nie erhoben; ſo war es nur, weil auch in ihr das Rechte ſchon ſehr früh verloren ging, wie wir in der Sculptur ſehr bald nach Phidias, welcher ſie ihrer wahren Beſtimmung und Größe gemäß behandelt hatte, die Bildhauer ſchon auf einem entſchiedenen Irrwege wandeln, und Gegenſtände behandeln, Zwecke beabſichtigen ſehen, die mit der höchſten Würde der Kunſt durchaus unverträglich ſind. Vielleicht ging alſo die Mahlerei bei den Griechen gleich mit Parrhaſius wieder unter, wie die Bildhauerei mit Phidias. Wir denken uns überhaupt den Gang der alten Kunſt meiſtentheils etwas zu regelmäßig. Zwar in den ſpätern Zeiten der eigentlich ſchon geſunknen Kunſt, da mag das gelten; da ſcheint wirklich das Natürliche, das Strengrichtige, das Reizende, dann Ueppige, Zierliche und endlich Gekünſtelte in einer ziemlich regelmäßigen, ja ſyſtematiſchen Folge zu ſtehen, und eines aus dem andern ſich zu entwickeln; und dieſe Zeiten, die uns ſchon die ſpäteren heißen, haben die alten Schriftſteller, denen man bei jener Anſicht folgt, meiſtens vorzüglich im Auge. Die Geſchichte des großen Styls wird aber dadurch noch gar nicht erklärt. Nicht ein allmähliger Uebergang, eine ungeheure Kluft trennt ihn immer noch von dem ſpäteren, den man den ſchönen oder den edlen nennt. Und eben ſo ſcheint es nur ein gewaltſamer Sprung geweſen zu ſein, welcher den Abſtand von den erſten noch zaghaften Verſuchen zu der hohen Kühnheit des großen Styls überſchritt. Wie in andern

Zeiten, in andern Gebiethen des menſchlichen Wirkens, ſo ging es auch wohl in der Kunſt der Griechen. Das Große, welches allein das Schöne und das Rechte iſt, trat mit einemmahle wie ein Geiſt in die erſtaunte Welt; aber eben ſo plötzlich verſchwand auch die hohe Erſcheinung wieder und ließ nur eine lange Reihe ſchwacher Schatten und Nachklänge zurück; zur Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit.

Eigentlich iſt der Gang auch in der neuern Kunſt eben derſelbe geweſen. Schon hatte man länger als ein Jahrtauſend ſeit der erſten feſteren Begründung des Chriſtenthums, die zur Andacht beſtimmten Heiligenbilder, immer in der gleichen bloß ſinnbildlichen Weiſe, welche man etwa den ſogenannten hetruriſchen Werken, oder dem älteſten Styl in der antiken Kunſt entgegenſtellen könnte, wiederhohlt; ſo wie dieſe bloß prieſterliche Mahlerei in der griechiſchen Kirche noch jetzt üblich iſt; als plötzlich in dem regeren Abendlande, wie wir einen ähnlichen Aufſtrahl für die alte Kunſt in den aeginetiſchen Figuren zuerſt bemerken, mit Giotto in Italien und mit den Vorgängern von Eyck in den deutſchen Niederlanden eine neue Morgenſonne für die chriſtliche Mahlerkunſt aufging, deren anbrechenden Strahlen wir nun zunächſt unſere Betrachtung widmen wollen.

Vierte Sendung.

Die Alexanders Schlacht, von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländiſchen Schule zu Brüſſel; großes Altarbild von Raphael eben daſelbſt. Düſſeldorfer Gallerie; großes Märterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwei Extreme und Gegenſätze in der manierirten Mahlerei. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllniſche Schule der Mahlerei, großes Altarbild von den heiligen drei Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Chriſti in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaiſers Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit

Im Sommer 1804.

Außer den altitalieniſchen Gemählden im Reſtaurationsſaale des Louvre, mit deren Beſchreibung die letzte Sendung beſchloſſen worden iſt, ſah ich eben daſelbſt auch mehrere altdeutſche von großer Wichtigkeit, die am ſchicklichſten als Einleitung dienen können, für die folgende Nachricht von vielen der wichtigſten Gemählde aus der altniederländiſchen und deutſchen Schule, welche ich auf einer Reiſe von Paris über Brüſſel in die Rheinländer und nach Kölln zu ſehen Gelegenheit hatte.

Den Anfang, von denen noch im Reſtaurationsſaale geſehenen, mache ein kleines Bildchen aus der Kirche St. Luigi in Rom, eine Mutter Gottes im Garten. Ein reich verzierter heller Springbrunnen nimmt den rechten Vorgrund ganz ein, im Hintergrunde links eine gefühlvolle Landſchaft; alles mit einer Sauberkeit, mit einem zierlichen Fleiß ausgeführt, der ſo ganz beſtimmt an den altdeutſchen Styl erinnert, daß man gradezu behaupten möchte, das Bild ſei aus dieſer Schule. Doch iſt darüber keine Art von Nachweiſung vorhanden; iſt dieſes ſehr alte Bildchen dennoch italieniſch, ſo iſt es ein Beweis mehr, wie nah die beiden Hauptſchulen in den älteſten Anfängen aneinander gränzten. Ferner ein Votivgemählde im kleinen Verhältniß, welches aus München weggeführt worden; angeblich von Eyck. Doch war mir die Angabe nicht beglaubigt genug: und wenn nicht hiſtoriſche Nachricht aller Ungewißheit ein Ende macht, ſo möchte ich zweifeln, daß es von Eyck ſei, weil die Geſichter durchaus nicht den Charakter haben, den ich auf andern Eyck'ſchen Bildern ſah, ſondern mehr den der ſüddeutſchen Schule. Uebrigens eines der merkwürdigſten kleinen Andachts-Bilder, die man ſehen kann. Die zierliche Ausführung des von allerlei Thierchen und luſtwandelnden Figürchen belebten Gartens vorn, und weiter hinten, der reich verzierten Landſchaft, welche man zwiſchen einer herrlich geſchmückten Architektur erblickt, den Hintergrund bildet, gränzt in der That an das Wunderbare. Man kann viele Gemählde geſehen haben, und doch nichts ähnliches, als dieſe kleine Welt in kleinſter, faſt mikroskopiſcher Miniaturkunſt. Und doch iſt es nichts weniger als tändelnd oder kleinlich; nein, es ſetzt in Erſtaunen, es iſt wohl rührend, aber durchaus ernſt, ja in den Hauptfiguren des links betenden Donatarius und der rechts thronenden Mutter Gottes, der eine wunderbar reich geflochtne Juwelenkrone von Engeln getragen, über dem Haupte ſchwebt, iſt dieſer Charakter ſo vorherrſchend, daß man den frommen Styl der älteſten Meiſter der altdeutſchen Schule hier durchaus nicht verkennen kann. Der Kopf des Donatarius iſt gründlich ausgeführt, wie man es nur wünſchen kann; ſo gründlich, daß ſelbſt der beſte Kopf von Holbein im Vergleich mit dieſem noch leicht und oberflächlich gemahlt ſcheinen könnte: und alle die kleinen Figuren ſind in ihrer Art eben ſo zierlich vollendet. Das Geſicht der Mutter Gottes iſt in dem ſtrengen Ideal, in den graden Verhältniſſen des Eyck, aber anmuthiger faſt, als man es wenigſtens auf manchen andern von ſeinen Bildern ſieht. Das Chriſtkind trifft vorzüglich die oben gemachte Bemerkung der darin ſich kundgebenden Nationalbildung. Es gleicht ganz dem auf einem altdeutſchen Bilde etwas unter Lebensgröße, welches ſeit einiger Zeit ohne Nummer im langen Saale des Louvre ausgeſtellt war. Auch die heil. Jungfrau, wiewohl etwas verſchieden behandelt, zeigt unverkennbar die Manier deſſelben Mahlers an. Es ſtellt die Mutter Gottes auf einem Thron in der Mitte des Bildes dar; rechts ſteht ein heiliger Biſchof, links wird der kniende Donatarius durch den heiligen Georg in voller Rüſtung vorgeſtellt. Ein ſo redlich, ſo ritterlich lachendes Geſicht, als das des heiligen Georg, findet man wohl nirgend, als auf deutſchen Bildern. Die mehr als Holbeiniſche Gründlichkeit in dem Kopfe des Donatarius, iſt ganz wie auf dem kleinen Bilde; die Umgebung und Architektur noch alterthümlicher, die Kleiderpracht ſo unübertrefflich ausgeführt, wie auf allen alten Bildern dieſer Schule. Von dieſem Gemählde kann ich noch weniger glauben, daß es von Eyck ſei, nach dem zu urtheilen, was ich von dieſem geſehen; aber es iſt ein vortreffliches Bild aus dem gründlichen Styl der altdeutſchen Schule.

Wäre mir unter allen Gemählden, die ich geſehen habe, einige wenige auszuwählen vergönnt, ſo würde jenes Bildchen wegen ſeiner ungemeinen Vollendung und Zierlichkeit eines unter den wenigen ſein. Und doch wird es noch bei weitem übertroffen von einem kleinen Bilde des Altdorfer, mit Zoll und zwei Zoll hohen Figuren; ſoll ich es eine Landſchaft nennen, ein hiſtoriſches Gemählde oder ein Schlachtſtück? Alles das iſt nicht recht paſſend, es iſt alles das zuſammen und weit mehr; es iſt ein Gemählde ganz neuer und eigner Art, eine Gattung für ſich, deren Begriff wir erſt aufzuſtellen haben. Wie ſoll ich das Erſtaunen beſchreiben, das mich bei Erblickung dieſes Wunderwerks ergriff? Wie einem, der bisher nur die anmuthigen leichten Dichtungen der Italiener gekannt, und nur das für Poeſie gehalten hätte, und der nun mit einemmale mit unbefangenem Sinne alle Geſtalten der Shakeſpeariſchen Zauberwelt vor ſeinen Augen ſich entfalten ſähe; grade ſo war mir. Doch dieſes bezeichnet nur die Fülle, den Reichthum und Tiefſinn der Altdorferiſchen Mahlerei oder Dichtung, nicht den ritterlichen Geiſt, welcher darin herrſcht, ſo ganz darin herrſcht, daß man es wohl ein Rittergemählde nennen könnte. Es ſtellt den Sieg Alexanders des Großen über den Darius dar, aber freilich nicht in der antikiſchen Manier und Nachahmerei; ſondern, ſo wie in den Gedichten des Mittelalters, als das höchſte Abentheuer des alten Ritterthums. Das Coſtum iſt durchaus deutſch und ritterlich; Mann und Roß in Panzer und Eiſen, vergoldete oder geſtickte Wappenröcke, die Stacheln an der Stirn der Roſſe, die blinkenden Lanzen und Bügel, die Mannichfaltigkeit der Waffen, dieß alles bildet eine unbeſchreibliche Pracht und Fülle. Nirgends iſt Blut und Ekel oder hin und wieder geworfene Glieder und Verzerrungen: nur im äußerſten Vorgrunde, wenn man ihn ſehr genau betrachtet, erblickt man unter den Füßen der von beiden Seiten grade auf einander einrennenden Reiterſchaaren, und den Hufen ihrer Streitroſſe, mehrere Reihen von Leichen dicht zuſammenliegen, wie in einem Gewebe; gleichſam der Grundteppich zu dieſer Welt von Krieg und Waffen, von glänzendem Eiſen und noch hellerem Ruhm und Ritterthum. Eine Welt iſt es in der That, eine kleine Welt auf wenigen Quadratſchuhen: unzählich und unermeßlich ſind die Heerſchaaren, welche von allen Seiten gegeneinander ſtrömen, und auch die Ausſicht im Hintergrunde führt in's ganz Unermeßliche. Es iſt das Weltmeer; mit einer hiſtoriſchen Unrichtigkeit wenn man will, die aber doch eine ſehr bedeutende und wahre Allegorie enthält. Das Weltmeer alſo, hohe Felſenreihen, eine Klippeninſel dazwiſchen, ferne Kriegsſchiffe und ganze Schaaren von andern Schiffen: links dann der untergehende Mond, rechts die aufgehende Sonne; ein eben ſo deutliches als großes Sinnbild der dargeſtellten Geſchichte. Die Kriegerſchaaren ſind übrigens in Reih und Glied geordnet, ganz ohne alle die wunderbaren Stellungen und Gegenſätze und Verzerrungen, welche man ſonſt in den ſogenannten Schlachtſtücken findet; wie wäre dieß auch möglich bei dem unermeßlichen Reichthum von Figuren? Es iſt das Grade, Strenge, oder wenn man will, das Harte des alten Styls. Charakter und Ausführung dagegen iſt in den kleinen Figuren ſo wunderbar, daß ein Dürer ſich derſelben nicht zu ſchämen hätte. Ueberhaupt ſei es ein für allemal bemerkt, daß die Gründlichkeit der Arbeit in dieſem Gemählde, wie wohl daſſelbe nicht wenig gelitten zu haben ſcheint, doch noch ſo iſt, wie ſie auf ſonſt guten Bildern der altitalieniſchen Schule nie mit der Sorgfalt ſich zeigt, und wie ſie nur auf Bildern aus dem erſten Style der altdeutſchen Schule gefunden wird. Und welche Mannichfaltigkeit, welcher Ausdruck nicht bloß im Charakter der einzelnen Krieger, Ritter, ſondern in den ganzen Schaaren ſelbſt! Hier ergießt ſich eine Reihe von ſchwarzen Bogenſchützen mit der Wuth eines ſchwellenden Stromes vom Berge herab, und immer andre und noch andre drängen ſich nach: auf der andern Seite hoch oben am Felſen ſieht man einen zerſtreuten Haufen von ſchon Fliehenden in einem Hohlwege umwenden; man ſieht nichts von ihnen, als ihre Helme, die in der Sonne wiederſcheinen, und doch iſt alles ſelbſt in dieſer Ferne noch deutlich. Die Entſcheidung und der Brennpunkt des Ganzen tritt aus der Mitte weit glänzend hervor. Alexander und Darius, beide in ganz goldner Ruſtung ſtrahlend; Alexander auf dem Bucephalus, mit eingelegter Lanze allen den Seinigen weit zuvoreilend, und auf den fliehenden Darius eindringend, deſſen Wagenführer ſchon auf die weißen Roſſe gefallen iſt, während Darius ſich mit der Betrübniß eines beſiegten Königs nach ſeinem Sieger umſchaut. Man trete ſo weit von dem Bilde, daß alles andre nicht mehr zu erkennen iſt, ſo tritt dieſe Gruppe noch ganz deutlich hervor und ergreift das Gemüth mit der innigſten Rührung. Dieſe kleine Ilias in Farben könnte den denkenden und nach neuen und großen Gegenſtänden ſtrebenden Mahler, der etwa den heiligen Kreis der katholiſchen Sinnbilder einmahl zu verlaſſen und ein wahrhaft romantiſches Gemählde hervorzubringen gedächte, in ſeiner Farbenſprache belehren, was der Geiſt des Ritterthums ſei und bedeute.

In einem eben nicht ſchlechtern Style, aber freilich nicht mit dem hohen poetiſchen Geiſte, iſt die Belagerung einer Stadt von Martin Fezele gemahlt. Beſonders gefiel mir eine Gruppe von Rittern im äußerſten Hintergrunde, innen im Vorhofe der Burg, die ſich in ganz ſchwarzer Rüſtung mit hohen Helmbüſchen gekleidet, den Handſchlag der Treue geben. So verbirgt der alte deutſche Künſtler auch da noch ſein fühlendes Gemüth, wo andre nur an Spielereien und Gegenſätze denken, oder ſich als im weniger Weſentlichen mit leichter Mühe abfinden.

Beide Gemählde ſind der Angabe nach gleichfalls aus München weggeführt worden. Wenn es daſelbſt noch viele Bilder von ſolchem hohen Werthe giebt, ſo ſollten deutſche Mahler für die Kunſt unſrer Nation und Vorzeit dahin wallfahren *); wie man nach Rom oder Paris reiſt, um die griechiſchen Alterthümer, oder den Reichthum der italieniſchen Schule kennen zu lernen. Man darf überhaupt wohl nicht eher neue Hoffnungen für die Kunſt in Deutſchland hegen, als bis ein kunſtliebender und deutſch geſinnter Fürſt oder freie Kunſtforſcher, welche ihr Leben dieſem Zwecke widmen können, alle noch vorhandnen, zum Theil aber ſchon ſehr zerſtreuten Denkmahle des deutſchen Kunſtgeiſtes ſo viel als möglich in eine große Sammlung altdeutſcher Gemählde zu vereinigen ſuchen **); wo denn die Wirkung der in einen Brennpunkt wieder vereinigten Strahlen des bis jetzt auch hierin zerſtreuten deutſchen Wirkens, unermeßlich verſtärkt und verdoppelt, und gewiß eben ſo erſtaunungswürdig und fruchtbar ſein würde, als nur immer die Anſchauung der vereinigten italieniſchen oder griechiſchen Kunſtſchätze ſein mag. Denn gewiß, und wir werden noch manchen Beweis davon anzuführen haben, die alten Deutſchen waren nicht minder groß und erfinderiſch in der Mahlerkunſt; nur daß die Unwiſſenheit nicht davon unterrichtet iſt, und ſeichte Nachahmungsſucht es nicht erkennen will, in der eignen Geringſchätzung auf eine ſonderbare Weiſe ihren Dünkel ſuchend. Was hat dieſe Nachahmerei aber in allen Künſten irgend Gutes und Löbliches hervorgebracht? Nichts und durchaus gar Nichts, als ganz verkehrte oder ganz ſeichte nichtsnütze Dinge. Dem Dichter kann man noch eher vergönnen, ſeine Fantaſie in entfernte Regionen ſchwärmen zu laſſen; doch muß auch die Poeſie jederzeit mit den fremden Schätzen bereichert, wie zur Heimath zurückkehren zu dem, was für ihre Zeit, für ihre Nation einmahl der höchſte Brennpunkt des Gefühls und der Dichtung iſt, ſonſt wird ſie unvermeidlich kalt und kraftlos werden. Der Sinn aber vollends und die ſinnliche Kunſt wird durch dieſe ſcheinbare Ausbildung ins Vielſeitige, eigentlich aber in's Weite und Breite, unvermeidlich ganz abgeſtumpft und verſchwemmt. Der eigentliche Kunſtſinn, und was er wirken ſoll, kann nur in beſtimmter Beſchränkung kräftig und eigenthümlich gedeihen und ſich geſtalten. Die Wahrheiten des Verſtandes ſind allgemein, die Einbildungskraft ſucht in das unbeſtimmte Ferne zu ſchweben, der Sinn aber geht vielmehr darauf aus, das Einzelne und Nächſte bis in ſeine letzte Tiefe und eigentliche Wurzel zu durchdringen und es dann im Bilde von neuem zu gebähren, ſo daß aus dem nun wiedergebornen und verklärten Abbilde des unerforſchlichen Naturweſens, zugleich das Räthſel unſers eignen Gefühls uns überraſchend entgegen ſcheint und in unausſprechlichen Worten hervorbricht; und etwas Höheres als das eben Ausgeſprochne kann die reinſinnliche Kunſt nicht leiſten. Sie geht auf's Einzelne und Nächſte; das heißt, ſie muß lokal ſein und im Volkscharakter. Das Verhältniß des Allgemeinen in der ſchönen Form, es mag nun mehr nach der ſymboliſchen Tiefe und Bedeutung, oder nach der idealiſchen Geſtaltung und Anßenſeite aufgefaßt werden, zu dem eigenthümlich Charakteriſtiſchen und Nationalen auch im Geſicht und Ausdruck, iſt von der höchſten Wichtigkeit für die bildende Kunſt. So lange dieſe noch als eine dem kirchlichen Dienſt gewidmete Darſtellung in dem ſymboliſchen Geheimniß-Kreiſe umſchloſſen iſt, bleibt die geiſtige Schönheit und heilige Bedeutung, welche in dem ganzen Umkreiſe aller chriſtlichen Länder dieſelbe iſt, allerdings das Erſte und Höchſte, dem auch in der höhern Kunſt das Volkscharakteriſtiſche einer jeden beſondern Nation überall untergeordnet ſein muß. Ausgeſchloſſen aber oder ganz verwiſcht darf dieſes Element nicht werden: ſondern es muß jenem Höheren in der Unterordnung beigemiſcht und einverleibt bleiben, und giebt ihm dann grade ſeinen eigenthümlichen Reiz und die lebendige Anmuth. Früherhin wurde bemerkt, daß in der italieniſchen Schule, auf den Werken der älteſten Meiſter, grade das Italieniſche in der Geſichtsbildung und im Ausdruck am ſtärkſten, oft ſchneidend und grell hervortritt, während ſpäterhin alles dieſes Charakteriſtiſche ſich in eine idealiſche Allgemeinheit, die zuletzt flach und charakterlos wird, mehr und mehr verliert. In der deutſchen Schule, ſcheint, allgemein genommen, vielmehr der entgegengeſetzte Gang zu herrſchen. Auf den älteſten Bildern, noch im griechiſchen Styl, iſt die ſymboliſche Heiligkeit, nach ſtrenger Idee und Würde der andächtigen Bedeutung vorwaltend; erſt in der ſpätern deutſchen Schule tritt der lebendige Ausdruck des wirklichen Volkscharakters in Phyſiognomie und Coſtüm, oft grell und bis zur Caricatur hervor. So zeigt es ſich im Lucas von Leyden, und andern ſeiner Zeitgenoſſen unter den Niederländern; denen ſich Dürer, in der Lebendigkeit des mannichfachen Ausdrucks, womit er dieſes Nationaldeutſche aufgefaßt und ausgedrückt hat, beigeſellt, da es außerdem in der oberdeutſchen Schule, wo es von Anfang an immer vorherrſchend war und blieb, einen weniger beweglichen Charakter, und mehr ſchwerfälligen und breiten Ausdruck angenommen hat. Es darf aber dabei ja nicht überſehen werden, daß in der beſten Zeit der ältern niederländiſchen Schule beide Elemente auf das glücklichſte verſchmolzen waren: wie im Eyck und Hemmelink beides vereinigt und beiſammen iſt, das tiefe Symboliſche der Andacht und heiligen Schönheit, und das gefühlvolle Deutſche. Ja ſchon im Wilhelm von Kölln, ſo nah derſelbe noch an den griechiſchen Styl gränzt, zeigt ſich neben der ſtillen Göttlichkeit, welche den Hauptcharakter ſeiner Gemählde bildet, beſonders in der Geſtaltung der Mutter Gottes, oder ſonſt verklärter Heiligen, ſchon jenes fröhliche deutſche Leben nach damahliger Art und Sitte, ganz deutlich, im mannichfachen Charakterausdruck der andern Geſichter und Nebenfiguren, ſo wie in der fantaſtiſchen Fülle und Zierlichkeit des bunten Coſtüms der Gewänder. Dieſes Element der lebendigen Charakteriſtik und des eigenthümlich Nationalen, dürfen wir zu unſerer Zeit aber um ſo weniger vernachläſſigen, da es einmahl beſonders für die Mahlerei, einen weſentlich unentbehrlichen Beſtandtheil jeder lebendigen Kunſtdarſtellung bildet; und unſre jetzige Kunſt immer noch mehr in Gefahr iſt, ſich in abſtracte Allgemeinheit und charakterloſe idealiſtiſche Flachheit zu verlieren, als in den entgegengeſetzten Fehler zu gerathen. Bis auf die neueſten Tage der Zerſtörung und der Verwirrung hatte jede Nation der alten Zeit, ſo wie ihre beſtimmte Phyſiognomie in Sitte und Lebensweiſe, Gefühl und Geſtalt, ſo auch ihre eigne Muſik, Baukunſt und Bildnerei; und wie ſollte es auch wohl anders ſein? Man ſpricht zwar viel von einer allgemeinen Schönheit und Kunſt, ohne alles Lokale: doch bis jetzt, wie es ſcheint, ohne daß man eben einſähe, wo es damit eigentlich hinaus will, und ohne daß die bisherigen Verſuche wenigſtens ſonderlich viel Gutes von dieſem neuen Glauben erwarten ließen. In jener engen Beſchränkung aber ſind Griechen und Aegyptier, Italiener und Deutſche, groß geweſen in der Kunſt, die überall gleich verloren ging in den Zeiten, da Nachahmerei begann. Die mahleriſche Schönheit inſonderheit, welche die körperliche Form nur im Umriß errathen laſſen kann, dafür aber das Eigenſte und wahrhaft Geiſtige im Sinnlichen zu ergreifen und in ihrem Farbenſpiegel magiſch feſt zu halten vermag, muß durchaus eine eigenthümliche ſein im Idealiſchen: aber freilich individuell in größerem Maaßſtabe, objectiv eigenthümlich, wie dieſes bei dem wahrhaft Lokalen und Volksthümlichen der Fall iſt. Möchten alſo doch die Mahler den wohlbedachten Grundſatz des alten Dürer beherzigen und zu dem ihren machen, der zu denen, welche ihn in ſolcher Weiſe aufforderten und von ſeiner Bahn ablenken wollten, ſagte: „Ich will gar nicht antikiſch mahlen“; und dem auch der Anblick ſo vieler herrlichen Kunſtwerke zu Venedig kein falſches Streben, italiſch zu mahlen, abgewinnen mochte; da er vielmehr ſeiner wohl durchdachten und bewährten Kunſtart jederzeit treu blieb, und nie aufhören wollte, deutſch zu mahlen. Wohl aber ſuchte er ſich dieſe ſeine Kunſtart nach ihrem ganzen Umfange zu ergänzen und zu vollenden, indem er von dem feſten, kraftvollen Grunde der oberdeutſchen Schule ausgehend, die bewegliche Lebendigkeit im Charakteriſtiſchen die Fülle und das Fantaſtiſche der geiſtreichſten niederdeutſchen Mahler hinzunahm und ſich aneignete; welche Manier dem erfinderiſchen Reichthume ſeines ſchöpferiſchen Genies ſehr zuſagte, und für denſelben faſt ein Bedürfniß war. Dieſen lebendigen Geiſt und Charakter, und die eigenthümliche Fantaſie der ältern niederländiſchen Mahler, ſo wie der ganzen niederdeutſchen Schule, wollen wir nun näher zu bezeichnen und zu ſchildern verſuchen, nach den merkwürdigen in Brüſſel und Kölln geſehenen Alterthümern, zu denen wir jetzt übergehen.

---

*) München vereinigt jetzt, nebſt dem nahgelegenen Schleißheim und Augsburg, auch den Düſſeldorfer Gemähldeſchatz mit ſeinem frühern Reichthum, beſonders an Werken der oberdeutſchen Schule. Nehmen wir die in ihrer Art einzige aeginetiſche Sammlung hinzu, und was der Bau der zur würdigſten Aufbewahrung jener antiken Gebilde beſtimmten Glyptothek auch für den Aufſchwung der neudeutſchen Kunſt in Freskogemählden hervorrufen wird; ſo geſtaltet ſich dort ein umfaſſender Kunſtkörper mannichfacher antiker und deutſcher Art, welcher die ſchönſten Hoffnungen begründet, und, nebſt den bisherigen vaterländiſchen Kunſtſitzen zu Dresden und Wien, einen neuen Grundſtein zu einer allgemeinen deutſchen Kunſtbildung für die Zukunft abgiebt.

**) Dieſer Wunſch iſt ſeitdem durch die Boiſſeréeſche Sammlung auf eine Weiſe in Erfüllung gegangen, die alle Erwartung, welche man von der damahls noch ſo wenig erkannten Herrlichkeit der altdeutſchen Kunſt faſſen mochte, weit übertroffen hat. Aber nicht bloß durch den Reichthum an den ſeltenſten Meiſterwerken mannichfacher Art, ſondern eben ſo ſehr auch durch die geſchichtliche Ordnung und Vollſtändigkeit, durch den richtigen Sinn und künſtleriſchen Verſtand, mit welchem dieſes meiſterhafte Kunſt-Ganze altdeutſcher Art zuſammengebracht worden, verdient es als ein Vorbild für alle ähnlichen Unternehmungen betrachtet zu werden, und kann als ein Beyſpiel dienen, was edle Anſtrengung, klar auf Einen Zweck gerichtet, auch noch in unſern Tagen Großes zu leiſten vermag.

Die ſeit dem 9ten Meſſidor im Jahre XI. zu Brüſſel ausgeſtellte Sammlung beſteht theils aus Bildern, welche dem oben erwähnten Decrete gemäß, von dem Pariſer Reichthume hierher geſandt worden, theils aus ſolchen, die urſprünglich ſchon in dieſer Provinz waren; beſonders Alterthümer, die in der Revolution aus den Kirchen und Klöſtern weggebracht ſein mochten, und die nun in jenem ſehr ſchön aufgeſtellten und günſtig beleuchteten Muſeum vereinigt worden ſind. In den ſechs erſten Sälen iſt manches berühmte und auch wenigſtens vergleichungsweiſe mit andern Kunſtſammlungen, des Ruhmes werthe Bild der ſpätern italieniſchen oder niederländiſchen Schule zu finden. Wir erwähnen darunter vorzüglich einen guten Palma Vecchio, eine Kreuzesabnahme in kleinem Verhältniß; zwei heilige Familien, nach Leonardo und Raphael copirt, konnten freilich keinen ganz deutlichen Begriff von dem Geiſte der hohen Originale geben. Das Bildniß einer Frau mit der Nelke in der Hand, wie man ſagt der ſeinigen, von Garofalo, iſt allzuſehr verdorben, aber auch urſprünglich ganz und gar nicht mit dem kühnen Geiſt, dem tiefen Gefühl und dem vollendeten Fleiß gearbeitet, wie das Bildniß dieſes Mahlers von ihm ſelbſt in der Pariſer Sammlung, welches etwas unter Lebensgröße iſt, dahingegen das Bildniß der Frau in Brüſſel ganz in Lebensgröße erſcheint.

Doch, was uns vorzüglich beſchäftigte, war der ſiebente Saal, welcher, einen großen Raphael ausgenommen, durchaus mit Alterthümern angefüllt iſt: mit Werken aus der Schule des van Eyck, von einem Engelbrechtſen, Conixloo, van Orley, Coxcie, Schoreel, Heemskerke, oder von unbekannten Meiſtern zum Theil aus einer noch frühern Zeit. Eine Anſchauung, die äußerſt belehrend für die Kunſtgeſchichte iſt, und einen ganz neuen, viel höhern Begriff von dem Reichthum und dem Charakter der alten niederländiſchen Schule giebt, als man ihn aus gewöhnlichen Kunſtſammlungen, die keine ſolchen Seltenheiten und Alterthümer beſitzen, zu haben pflegt. Was man niederländiſchen Geſchmack mit Beziehung auf die ſpätere Schule nennt, davon kommt hier auch keine Spur vor; von der Gemeinheit des Sinns in der Wahl der Gegenſtände, dem Streben nach täuſchender Natürlichkeit, der manierirten Behandlung der Farben auf den bloßen Effect. Der Styl iſt im Ganzen durchaus einfach und edel; im Allgemeinen kann man wohl in allen die Schule des ernſten alten van Eyck ſpüren; doch freilich, nicht in allen ſeine Gründlichkeit der Behandlung. Auch finden ſich, ungeachtet jener allgemeinen Uebereinſtimmung, noch manche ſehr bedeutende Abweichungen. So ſind mehrere dieſer Gemählde dem Anſchein nach ſo ganz und gar in Dürers Art gebildet, daß ſie wohl als beſtimmte Nachbildungen angeſehen werden könnten; und es darf uns auf keine Weiſe befremdlich ſcheinen, daß Dürer in den niederländiſchen und niederrheiniſchen Gegenden auch vielfältig nachgeahmt worden. Sehr ähnlich und verwandt mit Dürers Art erſchien mir nach dem erſten Eindruck die Anbetung der heil. drei Könige, nebſt der Beſchneidung und der Anbetung der Hirten auf den Seitenflügeln, von Joh. Schoreel, Nr. 99. Dieſer große altholländiſche Meiſter, welcher den tiefſinnig ernſten und andächtig ſchönen Styl des Eyck und Hemmelink am längſten treu bewahrt, und in ſeiner Zeit weiter fort entwickelt hat, zeigt jedoch in ſeinen vollendeten Gemählden eine Weichheit und Zartheit der Umriſſe und Farben, ſo wie im ſeelenvollen Ausdruck, welche bei Dürer, deſſen Kunſtcharakter aus härterem Metall gebildet war, durchaus nicht in dem gleichen Maaße gefunden werden. Da ſich übrigens eben ſo unläugbare als häufige Beweiſe vorfinden, daß auch ſchon viel früher und lange vor Dürer, in jenen Gegenden nicht ſelten in einer Art gemahlt worden iſt, welche der ſeinigen ſich ſehr annähert, wie man denn auf unſtreitig älteren Gemählden manche Figur ſieht, von der man gewiß glauben ſollte, daß ſie aus Dürers Schule ſei: ſo könnte ein wunderbar vortreffliches Gemählde, Nr. 155, den Judaskuß und die Auferſtehung darſtellend, welches ich in einem der andern noch nicht allgemein geöffneten Säle der Brüſſeler Sammlung ſah, und welches im Katalog bloß als ein ſehr altes Gemählde, ohne Nahmen angegeben ſteht, vielleicht aus der noch ältern Zeit ſein. Doch iſt es ſo ganz und gar und in allen Dingen in Dürers Art, daß ich gern zugeben will, es könne wirklich aus ſeiner Schule ſein; übrigens iſt es ſehr tüchtig und wäre allenfalls Dürers ſelbſt nicht unwürdig.

Vorzüglich aber muß zur Erklärung dieſer gegenſeitigen Annäherung und Verwandtſchaft bemerkt werden, daß Dürer ſelbſt ſich den Geiſt und die Art der alten niederdeutſchen Mahler angeeignet hat, und daß eine ſtarke, wenn auch nicht immer deutlich bewußte, oder abſichtlich geſuchte Einwirkung und Beimiſchung des niederländiſchen Styls in ſeinen Werken, verglichen mit dem ſonſtigen Charakter der oberdeutſchen Schule, ſichtbar iſt. Er bildet dadurch den Uebergangspunkt und eine Vereinigungsſtufe für beide deutſche Schulen, und eben weil er die niederdeutſche Kunſtart und reiche Fantaſie, in einem ſehr allgemeinen Geiſte der ſeinigen einverleibt hat, werden ſo viele altniederländiſche Gemählde gefunden, welche inſofern ſie keines andern beſtimmten Meiſters Gepräge und Kennzeichen an ſich tragen, ſehr leicht dem Dürer und ſeiner Schule als Vorgänger oder Nachfolger, nah verwandt erſcheinen können.

In andern dieſer altniederländiſchen Gemählde bemerkt man eine ganz beſtimmte Annäherung an den italieniſchen Styl, oder um genauer zu ſprechen, ein Streben darnach; es ſei, daß dieß durch Reiſen und Anſchauung oder bloß durch den Einfluß von Zeichnungen hervorgebracht worden; dergleichen ſind beſonders Nr. 92 und 94, von Engelbrechtſen, und Nr. 98 und 100, von Conixloo. Uebrigens ſind dieſe Gemählde grade am wenigſten lobenswerth; und wenn die beiden deutſchen Schulen ganz geeignet ſcheinen, ſich eine die andre auf das glücklichſte zu ergänzen und gegenſeitig zu vollenden, ſo iſt es hier bei dieſem falſchen italieniſchen Streben einiger alten Niederländer, wie ſo mancher ſpätern, als ob weſentlich unvereinbare und ganz unverträgliche Elemente zuſammengebracht werden ſollten. Auffallend iſt es, daß dieſe italiſirenden Niederländer gleich viel ſchlechter gemahlt und durch die Nachahmung ſofort den eigenthümlichſten Vorzug ihrer frühen Schule und Landesart verloren haben. Auch im Coſtum zeigt ſich die Neigung zu unbeſtimmten, halb antikiſchen Gewändern ſtatt der alten mit dem zierlichſten Kunſtfleiß vollendeten Kleiderpracht; ja in den Geſichtern ſogar iſt wegen der Mattigkeit, die doch idealiſch ſein will, hier und da eine ſonderbare Aehnlichkeit mit den beſſeren Mahlern der franzöſiſchen Schule. So wurde alſo ſchon damahls der Grund gelegt zu jener Abart und falſchen Manier, welche ſpäterhin in breiter Bahn zum allgemeinen Irrwege ausgebildet worden iſt. Andre alte Niederländer freilich, die Italien kannten, und vielleicht grade diejenigen, welche es am beſten kannten, blieben dem deutſchen Style getreu, und nur an der größeren Freiheit ihrer Behandlungsart wird man den weiteren Umfang ihrer Ausbildung gewahr. Einen vollgültigen Beweis für dieſe Bemerkung gewährt ein Votivgemählde von Bernard von Orley, Nr. 96, Knieſtück in drei Abtheilungen. Oben Chriſti Leichnam von den heiligen Frauen und Freunden getragen und umgeben; ganz auffallend in der Manier des Lukas von Leyden, jedoch edler. Die Familie des Donatars aber, unten in zwei Abtheilungen, links die Männer von einem Apoſtel, die Frauen und Mädchen von der heil. Margaretha dargeſtellt, iſt in einem ganz andern Style gemahlt; die objective Gründlichkeit in den

Köpfen der Alten, ſo wie die weiche Farbenbehandlung in dem äußerſt anmuthigen zweier jungen Mädchen erinnern an Holbein. Ueberhaupt gab es in der altniederländiſchen Schule noch weit mehr Abweichungen und Verſchiedenheiten der Manier, als man gemeiniglich denkt und weiß. Die italiſirende und die dem Dürer ſich annähernde iſt ſo eben charakteriſirt. Wie verſchieden davon und ganz für ſich beſtehend iſt nun noch Lucas von Leyden! Allerdings ein origineller Künſtler, der inſofern Aufmerkſamkeit verdient. Doch liebe ich ihn ſonſt nicht ſo ſehr, wegen der häufigen Verrenkungen in Form und Stellung, und wegen der erzwungenen Zierlichkeit. Keiner unter den alten niederländiſchen Mahlern iſt in ſo hohem Grade manierirt; hier und da hat er wohl ſchon Annäherungen zu der falſchen Natürlichkeit der ſpätern niederländiſchen Schule. Was ihn indeſſen am meiſten auszeichnet, iſt ein gewiſſer, äußerſt willkührlicher aber doch zierlicher und fantaſtiſcher Eigenſinn, ſo daß uns ſeine Hervorbringungen bald als die ſeltſamen Gebilde eines ſehr geiſtreichen aber kränklichen Kindes, oder auch als die eines wunderlichen alten Mannes erſcheinen, der vor der Zeit ein Greis geworden iſt. Es darf uns auch nicht weiter befremden, daß für einen ſo ganz ſubjectiven und launenhaften Künſtler, die Hauptmomente ſeines Lebens und Charakters mit zur Erklärung ſeiner Werke dienen müſſen. Inſofern aber das überwiegend Fantaſtiſche die niederdeutſche Mahlerſchule am meiſten auszeichnet, müſſen wir dieſe charakteriſtiſche Eigenſchaft auch noch da, wo ſie im Uebermaaß gefunden wird, und bis an die Gränze einer einſeitigen Entwicklung verfolgen; und in dieſer Hinſicht bildet Lucas von Leyden allerdings ein weſentliches Glied und ein lehrreiches Beiſpiel in der Geſchichte und Schule der niederdeutſchen Kunſt. Zwei vollſtändige, ſehr gut erhaltne Altarbilder des Lucas von Leyden, die ich in der Sammlung des Herrn Lieversberg zu Kölln ſah, gaben mir einen höhern Begriff von dieſem Meiſter, als ich aus der großen Kreuzesabnahme und der Herodias zu Paris geſchöpft hatte. Das eine jener beiden Bilder iſt Chriſtus am Kreuz; zur Seite rechts die heil. Agnes und Alexius, links Johannes der Täufer und die heil. Cäcilia. Auf dem Mittelbilde hält Magdalena den Fuß des Kreuzes recht ſchön umſchlungen; zur Seite ſteht der heil. Hieronymus in Kardinalstracht mit ſeinem Löwen. Auf dem andern Bilde iſt Chriſtus in den Wolken dargeſtellt, welchem Thomas die Finger in die Wunden legt, von mehreren Heiligen umgeben; auf dem einen Flügel Hippolytus und die heil. Afra; die Landſchaft iſt hier beſonders ſchön und heiter, mit hellen, blauen Bergen im Hintergrunde, wie auf den ſchönſten altvenetianiſchen Bildern. Ueberhaupt ſcheinen mir die Bilder des Lucas von Leyden mit den Gemählden der alten Venetianer eine eben ſo beſtimmte Verwandtſchaft zu haben, als in einer ſpätern Zeit und noch mehr verwilderten Art, Rubens, in ſeiner Farbenverſchwendung und in ſeinem Streben nach poetiſcher Kühnheit und Reichthum zu jener größern römiſchen und florentiniſchen Art des Michael Angelo hinneigt, oder wie ſie in den Compoſitionen des genialiſchen Giulio Romano gefunden wird.

Der ſchon früher erwähnte Hemmelink ſteht auch, gegen die allgemein bekannten Mahler gehalten, ganz für ſich; denn er hat wohl das Rührende und Teutſche von Dürer, aber doch nichts von ſeiner Caricatur, nichts von ſeinen andern Eigenthümlichkeiten. In der geiſtigen Schönheit und Tiefe der Andacht, ſo wie in der Klarheit der Bedeutung übertrifft er ihn und alle andern dieſer Schule, und iſt nur dem Eyck gleich zu ſtellen. Höchſt vollendet und weich in der Ausführung, ſteht er in der objectiven Gründlichkeit weder dem Holbein noch ſonſt einem oberdeutſchen Mahler, in der Fülle der dichteriſchen Fantaſie keinem der erſten niederländiſchen nach.

Auch Meſſys, von dem einige gute Bilder in Paris ſind, iſt in ſeiner Art originell; freilich eine beſchränkte Art, auch in dem etwas ziegelbraunen Farbenton. Es iſt in allen Geſichtern faſt nur eines herrſchend und immer wieder erkennbar; wie es ſich manchmahl findet, wo wir in allen Gebilden eines Künſtlers immer nur ihn ſelbſt oder den Gegenſtand ſeiner Liebe in etwas veränderten Ausdrücken wiederfinden. Der innige Ausdruck frommer Redlichkeit aber, der Fleiß der Ausführung beim Meſſys, flößt Wohlgefallen und Achtung ein. So wie es auch unter den Dichtern bloß ſubjective Gefühlsdichter giebt, von eng beſchränkter Natur, und wieder objective Charakterdichter von umfaſſendem Geiſte, ſo darf auch in der Mahlerkunſt nicht jeder ein Holbein, ein Eyck, ein Dürer ſein; auch der Beſchränktere, iſt nur ſein Gefühl innig, ſeine Ausführung fleißig, iſt ein ſchönes und nothwendiges Glied in dem Ganzen der Kunſt, wo wie in einem Gottesgarten alles zuſammen blühen und gedeihen ſoll, das Mächtigſte neben dem Beſchränkteren in friedlicher Eintracht.

Wenn man zum erſtenmahle eine ſo reiche aber geſchichtlich noch nicht vollſtändig geordnete Sammlung altniederländiſcher Gemählde, wie jene zu Brüſſel oder andre ähnliche erblickt; ſo iſt es, als ob man auf einem weiten, unbekannten Meere ſich befände. Man fühlt da das Bedürfniß nach einem feſten Anhaltspunkte in der Fülle der Anſchauungen, zur Sonderung für den Gliederbau und Stufengang des Ganzen, wie für alle Nebenzweige ſeiner lebendigen Entwicklung. Als erſte leitende Idee dazu, und zugleich als Eingang zu den nachfolgenden Bemerkungen, möge dieſes Reſultat der bisherigen Anſchauungen dienen. Eyck war der große wiſſenſchaftliche Begründer und ſtiftende Meiſter der niederdeutſchen Mahlerkunſt; und durch eben dieſes wiſſenſchaftlich Tiefe und durch die objective Gründlichkeit der künſtleriſchen Auffaſſung und Ausführung zeigt er ſich im Einzelnen auch wohl der oberdeutſchen Kunſt und Schule verwandt und ähnlich, weil alles Große und Erſte in ſeiner Art umfaſſend und vollſtändig iſt. Den erſten ſchönen Anfang und die Morgenröthe der niederdeutſchen Kunſt und Mahlerei werden wir ſpäter in dem Meiſter Wilhelm von Kölln auffinden. Als Gipfel der höchſten Vollendung in ihr wurde ſchon früher Hemmelink bezeichnet; wie Schoreel als derjenige, welcher dieſe ſchöne Art der altkatholiſchen Andachtsmahlerei am längſten treu bewahrt hat. Lukas von Leyden aber als ein ganz eigenthümlicher und unter den übrigen Abarten und Seitenwegen ſehr bemerkenswerther Nebenzweig fantaſtiſcher Sonderbarkeit und Laune, wovon der erſte Keim doch übrigens ſchon im Charakter der niederländiſchen Schule ſelbſt gelegen iſt. Durch dieſe reiche Fülle und hohe Zierlichkeit der Fantaſie zeigt ſich der niederdeutſche Styl der Mahlerei, ſo weit dieſes die Verſchiedenheit der Kunſtart zuläßt, auch dem zweiten, blumenartigen, geſchmückten Styl der gothiſchen Baukunſt nahe verwandt. Es iſt ein ähnlicher Geiſt der blühendſten Fantaſie, der in beiden waltet; wie denn jene romantiſche Bauart in eben den deutſchen Niederlanden die höchſte Schönheit in wunderbarer Künſtlichkeit erreicht hat, welche auch der Sitz jener Mahlerſchule waren. Wenn Dürer aber als ein Vereinigungspunkt und Mittellinie zwiſchen der ſüddeutſchen und niederländiſchen Schule der Mahlerkunſt betrachtet wurde; ſo zeigt uns dagegen Holbein in ſeinen beſſern Werken den Styl der oberdeutſchen Art mehr ganz rein und unvermiſcht. In beiden Schulen deutſchen Urſprungs aber dürfte noch ein unermeßliches Feld und eine Fülle von einzelnen merkwürdigen Kunſtmomenten übrig und offen bleiben, welche in jener allgemeinen Idee des Ganzen und ſeiner Entwicklung noch nicht mit umfaßt ſind.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zurück zu den Bildern in Brüſſel, unter denen mir keine merkwürdiger waren, als zwei ſehr alte von unbekanntem Meiſter, Nr. 153 und 154, in den noch nicht geöffneten Sälen; in kleinem Verhältniß, doch ſind die Figuren größer, als es bei altitalieniſchen Bildern von der Claſſe zu ſein pflegt, und daſſelbe gilt auch von ſehr vielen altniederländiſchen und altdeutſchen Bildern, die wir noch werden anzuführen haben. Die Gegenſtände ſind die Geißelung Chriſti und die Himmelfahrt; wollte man in Ermanglung hiſtoriſcher Nachweiſungen nach dem Styl eine Vermuthung wagen, ſo ſollte man denken, ſie müßten bedeutend älter ſein als Eyck. Man kann ſich aber, wo es an dem geſchichtlichen Anhalt fehlt, in Vorausſetzungen dieſer Art bei dem erſten Eindruck leicht irren; indem man immer geneigt iſt, ſchon im Voraus anzunehmen, daß das Rohere in der Kunſt, auch der Zeit nach das ältere geweſen ſein müſſe; was doch nicht immer der Fall iſt, da man auch in der Baukunſt des Mittelalters, nachdem die kunſtreichſte Vollendung im blühenden Kirchenſtyl des dreizehnten Jahrhunderts erreicht war, in dem folgenden Zeitalter oftmahls wieder ungleich plumper gebaut hat. Eben ſo trifft man auch nach Eyck in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einzeln wieder auf niederdeutſche Gemählde, welche wegen der ſchlichteren und kunſtloſeren Art, wenn man nicht das Gegentheil hiſtoriſch wüßte, nach dem Styl und der Kunſt zu urtheilen, vielmehr älter ſcheinen müßten; wie denn überhaupt die Entwicklung der Kunſt nirgends mit einer mathematiſchen Strenge und Gleichförmigkeit an eine Regel, die durchaus keine Ausnahme litte, gebunden erſcheint. In den erwähnten beiden Bildern iſt übrigens die Schönheit der Köpfe, die Kraft des Ausdrucks, Pracht der Farben und zierliche Vollendung der Gewänder ſo auffallend und einleuchtend gut, daß ſelbſt der in der modernen Kunſt Befangne ihnen das verdiente Lob nicht leicht verſagen wird, und daß ſie manchem der vorzüglichen Gemählde aus Eycks Schule in dieſen Rückſichten kaum nachzuſtellen wären. Sie ſind auf Goldgrund, in der einfachſten gradeſten Anordnung; auf der Himmelfahrt ſind nur die Füße des Verherrlichten durch eine Oeffnung des Himmels noch ſichtbar, der Leib iſt unſichtbar; auf den allerälteſten Gemählden wird dieß mehrentheils ſo dargeſtellt. Die Mutter Gottes iſt hier beſonders ſchön, und ſo wird auch jedermann viele der Köpfe der Apoſtel leicht vortrefflich finden. Die ganze Art ſchließt ſich nahe an jene oben erwähnten älteſten italieniſchen Gemählde von S. Luigi, die noch ganz im griechiſchen Styl ſind, und doch iſt auch das Altdeutſche darin unverkennbar. In den ſeltſam prächtigen und farbenreichen Kleidungen zeigt ſich ſchon die Anlage zu dem, was ſpäterhin in der Düreriſchen Schule ſich weiter entfaltete; nur iſt alles noch einfacher und das wunderlich Fantaſtiſche nicht ſo abſichtlich und nicht ſo gehäuft. Auch der Tyrann auf der Geißelung erinnert durch dieſen Ausdruck der Bosheit an Dürer, doch iſt der Charakter ſchlichter und nicht ſo Caricatur. So wie Dürer ſpäterhin von manchen der beſſern Niederländer ohne Zweifel benutzt wurde, ſo hat auch er aus den älteſten niederländiſchen Bildern nicht wenig gelernt und entlehnt. Solche Bilder wie dieſe beiden, ſind eine wahre Grundanſchauung für den alten Styl der deutſchen Schule in den niederländiſchen und niederrheiniſchen Gegenden; unter alten Bildern werden wir künftig vorzüglich ſolche verſtehen, die noch älter ſind als Eyck.

Das Hauptbild in dem Saale der Alterthümer zu Brüſſel iſt ein großes Altarſtück von Raphael in Lebensgröße, von Paris hieher geſandt, weil es einiger Reſtauration bedürftig, und ohnehin als nicht ganz ausgemahlt und aus der erſten Manier des Raphael, wie man es zu nennen pflegt, bei den Franzoſen weniger gelten mag. Es iſt eine ſogenannte himmliſche Converſation; die Mutter Gottes auf einem einfachen Thron von vier Heiligen umgeben, unten zwei Engel, die von einem Notenblatte ſingen. Dieß Gemählde nimmt in dem Auge der Kunſtverſtändigen eine vorzüglich wichtige Stelle in der Reihe der bedeutenden und entſcheidenden Werke des reichſten Genius ein. Es iſt aus der Zeit, wo Raphael noch nicht ſich ſelbſt durch die Antike und durch Michel Angelo war untreu gemacht worden; doch hat es alle die Kraft des Ausdrucks, die Wärme und Fülle der Behandlung, die man in manchen ſeiner erſten Bilder vermiſſen mag. Aus wenigen Bildern ſpricht uns ſo ganz Raphael ſelbſt an, ſo deutlich, ſo durchaus rein von allen fremden Einmiſchungen. Die himmliſchen Knaben, die nackend ſo recht kindlich daſtehen, wird jeder gern zu dem lieblichſten rechnen, was man ſehen kann, und worin Raphael einzig geblieben iſt. Aber auch der als Pilger rauh gekleidete Jacobus, auf ſeinen mächtigen Stab ſich ſtützend, der aus den hohen Augen des kraftvoll bärtigen Hauptes mit treuherziger Liebe auf das Chriſtkind ſchaut, iſt eine herrliche Figur; desgleichen der heilige Bruno, eines der ſprechendſten, feinſten italieniſchen Geſichter, die Raphael je gemahlt hat. Die Mutter Gottes iſt von der mittlern Art der Raphaeliſchen. Was aber noch am meiſten an dem Bilde zu loben bleibt, iſt die herrliche Einheit des Ganzen; von den unzähligen Bildern, welche denſelben Gegenſtand darſtellen, iſt vielleicht dieſes das einzige, wo der eigentliche Sinn deſſelben grade getroffen, die Aufgabe, wenn man ſo ſagen darf, wirklich ganz gelöſt iſt. Hier ſind die umgebenden Begleiter nicht müßige Figuren, willkührlich und bedeutungslos neben einander geſtellt, höchſtens in bloß mahleriſchen Gegenſätzen des Ausdrucks und der Stellung. Nein, das Ganze iſt wirklich ein Ganzes, alle Perſonen nothwendig in demſelben, weil ſie alle, bedeutend und innig unter ſich verbunden durch die Richtung ihrer Mienen, im wirklichen Geſpräch der Andacht verſchlungen erſcheinen, in deſſen hohen Sinn der zu dem frommen Beſchauer gewendete Bruno dieſen gleichſam einzuführen ſich erbietet. Es iſt eine wahrhaft große Compoſition, wo alles ſchlicht und einfach, und doch alles bedeutend und grade das rechte iſt. In dieſer Rückſicht könnte man etwa nur den alten Corregio zu Dresden mit der heil. Katharina, dem heil. Franciscus und Johannes dem Täufer noch vorziehen oder wenigſtens neben dieſes Raphaeliſche Bild ſtellen, welches unſtreitig eines der ſchönſten und lobenswertheſten von dieſem Meiſter iſt.

Der Reichthum der bekannten Düſſeldorfer Sammlung an berühmten Werken und Meiſtern der neuern Zeit, vorzüglich der niederländiſchen Schule, iſt hinreichend von andern beſchrieben worden, ſo daß wir uns nur auf das allein beſchränken dürfen, was für unſern Geſichtspunkt das wichtigſte iſt und am meiſten zur Ergänzung der früher gegebnen Anſchauungen und Bemerkungen über die ältern Mahler dienen kann.

Ein Bild in kleinem Verhältniß von Dürer, ein ſehr zuſammengeſetztes **Märterthum** der erſten Chriſten in Perſien, mit vielen Figuren darſtellend, wo er ſelbſt nebſt Pirkheimer in der Mitte ſteht, iſt wohl durchaus nur als Skizze zu beurtheilen, wenn es nicht etwa gar bloß Copie iſt; die Compoſition iſt ſo reich, ſo ausdrucksvoll bedeutend, geordnet und tiefſinnig, als ſich erwarten läßt; die Ausführung iſt aber durchaus nicht ſo gründlich vollendet, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt. *)

Unter den beſſern Bildern der alten Italiener befindet ſich eine ſchöne Anbetung der Hirten von dem Venetianer Pordone, ganz auffallend ähnlich dem früher erwähnten Palma Vecchio, desſelben Inhalts zu Paris. Was von Andrea del Sarto gezeigt wird, gehört nicht grade zu dem Vorzüglichſten dieſes Meiſters. Ein Ecce Homo von Corregio, äußerſt blutrünſtig und entſtellt, nicht ohne Fleiß gemahlt, aber doch ſehr flau, erregt wohl Zweifel. Eine ganz kleine heilige Familie von Michel Angelo aber hat ganz den Charakter, wie andre unbezweifelt ächte kleine Oelgemählde deſſelben Meiſters. Die Zeichnung kann wohl nur von ihm ſein; der Ausdruck der Größe in den Zügen und Mienen iſt ganz übertrieben und unnatürlich. Allgemein gerühmt und bewundert iſt der heilige Johannes, welcher angeblich von Raphael ſein ſoll. In dieſer Vorausſetzung müßte das Bild aus der Zeit des Raphael herrühren, da er ſich ſchon auf dem Abwege der antikiſchen Nachahmerei befand. Dieſer Johannes iſt dem Apollo ſo verähnlicht, daß er allenfalls mit veränderten Attributen dafür gelten könnte. Es iſt ein ſehr kaltes Bild, trotz der gelehrten Verkürzungen; Form und Gedanke, wenn ſie wirklich von Raphael ſind, liegen weiter von der urſprünglichen, wahren Richtung ſeines ſchönen und frommen Geiſtes ab, als irgend eine andre ſeiner Hervorbringungen. Am meiſten Aehnlichkeit hat es etwa noch mit dem Engel Michael zu Paris, aber wie viel großartiger gedacht und geſtaltet iſt dieſer und wie ſo gar nicht gezwungen und kalt, trotz der hohen Kunſt! Auch die Farbenbehandlung im Johannes iſt ganz anders: freilich hat das Bild ſehr nachgeſchwärzt, doch muß auch urſprünglich das Helldunkel und ſeine Gegenſätze und Verſchmelzungen mehr darin geſucht worden ſein, als in irgend einem andern Raphaeliſchen Gemählde. Von dieſer Seite ſteht es ganz allein, und es wäre erſt zu charakteriſiren, wie es ſich zu andern Bildern Raphaels verhält, welche denſelben Gegenſtand mit geringen Veränderungen darſtellen und in Italien befindlich ſind, ehe man beſtimmen könnte, von welchem Schüler Raphaels das Gemählde ſelbſt, oder doch die Ausführung deſſelben etwa herrühren möchte. Ungleich vorzüglicher und wichtiger iſt eine heilige Familie Raphaels, aus ſeiner erſten Manier, wie man es zu nennen, und dadurch oft grade ſeine ſchönſten und gelungenſten Werke mit einem heimlichen Tadel zu bezeichnen pflegt. An dieſem Bilde iſt zu loben das Lichte und Heitre im kraftvollſten Farben-Accord des Grünen, Rothen und Hellen; vor allem aber das Einfache, Große und Symboliſche der ganz pyramidaliſchen Anordnung, deren Gipfel und Hintergrund zugleich der auf ſeinen Stab ſich tüchtig ſtützende Joſeph bildet. Man kann von dieſem Bilde ſagen, was von dem zu Brüſſel; es iſt ganz was es ſein ſoll, es giebt unzählig viele heilige Familien von den verſchiedenſten Mahlern, ſchätzbar durch mannichfache einzelne Schönheiten, und reicher vielleicht an ſolchen, als das gegenwärtige ſehr einfache Bild; aber hier iſt grade der eigentliche Sinn und die rechte Bedeutung einer ſolchen Vorſtellung getroffen, gleichſam das Wort des Räthſels ohne alle Anmaßung ausgeſprochen.

---

*) Das Originalgemählde dieſer äußerſt reichen, dem Gegenſtande nach aber allerdings abſchreckenden Compoſition befindet ſich in der Wiener Sammlung und iſt meiſterhaft ausgeführt.

Was die übrigen Bilder betrifft, ſo kann die Suſanna von Domenichino wohl unter ſeine guten gerechnet werden. Der Saal des Rubens muß jedermann auffallen und überraſchen; dieſen Meiſter muß man in der That nur hier kennen lernen. Die verwilderte Fantaſie dieſes außerordentlichen Talents, welches ſelbſt in ſeiner Verirrung noch große Spuren von der dichteriſchen Lebensfülle und dem magiſch bunten Farbenſpiele darbietet, welches die alten niederländiſchen Mahler ſo ſchön auszeichnet, in Lob und Tadel ganz zu würdigen und vollſtändig zu charakteriſiren; das würde eine eigene Abhandlung erfordern, die jetzt nicht auf unſerm Wege liegt. Nicht in den großen Prachtſtücken, wie in dem Weltgerichte, überhaupt wohl nicht in der Behandlung der chriſtlichen Heiligenbilder, erſchien er mir von der vortheilhafteſten Seite; ſondern bei ſolchen Veranlaſſungen, wo die Fülle und Kraft ſeiner Fantaſie, zwar dichteriſch genommen, vollen Spielraum behält, aber nicht in's Unermeßliche hinausſchweifen kann, vielmehr auf einem beſchränkten Raum feſtgehalten, ſich deſto gedrängter entfaltet, wie auf der berühmten Amazonenſchlacht der hieſigen oder in der herrlichen Tiger und Faunen Familie der Dresdner Sammlung.

Von den Werken der ſpätern italieniſchen Schule iſt vielleicht in der hieſigen Sammlung die Himmelfahrt Mariä, von Guido, das merkwürdigſte. Doch iſt dieſes Bild, größer gedacht als ihm ſonſt gewöhnlich iſt, nicht ſo kräftig ausgeführt und gemahlt, als die Fortuna von demſelben Meiſter zu Paris und die oben erwähnte, wunderſchöne Magdalena in der Lucianiſchen Sammlung. Man ſieht hier gleichſam die beiden Extreme des verirrten Talents, des falſchen Kunſtſtrebens, beiſammen; Rubens und Guido, manierirte Wirkung und das leere kalte Ideal. Es kann vielleicht befremden, daß ich auch das Ideal unter die falſchen Principien der verirrten Kunſt ſetze; aber ſo wie man dieſes Wort, das urſprünglich einen guten, reellen Sinn gehabt haben mag, gegenwärtig nimmt, iſt es auch etwas durchaus Falſches. Man ſucht es nur in den äußern Formen und ſieht dieſe als das Erſte und Letzte an; da doch die Bedeutung des Ganzen, der alle einzelnen Formen nur dienen und ſie mit ausdrücken ſollen, allein das Ziel des Ganzen ſein kann. Sodann ſucht man das Ideal in der Mahlerei, wie auch wohl in andern Künſten und Geiſtesſchöpfungen, nicht in jener tiefſinnig genialiſchen Vereinigung entgegengeſetzter Elemente, nicht in jener abſichtlichen Abweichung von dem bloß richtigen Naturverhältniß, um der höhern Bedeutung des Göttlichen willen, die wohl Winkelmann und andre, die zuerſt vom Ideal ſprachen, gemeint haben mögen, ſondern in einem bedeutungsloſen Mittelwege, der zwiſchen allen Extremen durchſchlüpfend, nur das Unedle ſorgfältig zu vermeiden bemüht iſt. Es giebt, wie in allen Wirkungsarten, ſo auch in der Kunſt, eine volle und eine leere Mitte: die volle Mitte iſt die, wo widerſprechende Kräfte ſich bis zur Sättigung durchdringen, und da wird immer auch ein neues Lebendiges hervorgehen; von dieſer gilt es, daß die Wahrheit nicht nur, ſondern auch die Schönheit ſelber in der Mitte liege. Die andre Mitte aber iſt unfruchtbar, leer und durchaus negativ; und das iſt es, was man jetzt Ideal nennt, und darüber gar nicht mehr an das höhere Symboliſche, an die Andeutung des Göttlichen in dem Ganzen einer künſtleriſchen Darſtellung denkt. Nur darnach ſtrebte Guido, wo er mehr als reizend ſein will, und auch die beſten Meiſter der franzöſiſchen Schule ſtreben nach nichts anderm. Rubens, ja Rembrandt, möchten darin immer noch einen höhern Rang als die Franzoſen und die flachen Italiener der ſpätern Zeit behaupten, daß ſie wenigſtens einen kräftigen Irrthum zeigen: es iſt alles in ihnen durch und durch manierirt, aber es iſt doch noch ein origineller Mißbrauch der Farbe und des eignen unverkennbaren Talents. Die neueſte franzöſiſche Schule ſcheint beide Grundirrthümer verbinden zu wollen: das leere falſche Ideal in antikiſcher Nachahmerei, und die grellſte Theater-Wirkung. Denn gewiß iſt dieſer Effekt, das Auffallende und in die Augen Springende der neueſten Modegemählde gar nicht mehr mahleriſch, ſondern gradezu theatraliſch, und von ihrer ſo gränzenlos und bis zur vollendeten rikatur übertriebenen, höchſt ſubjectiven Schauſpielerei ganz treu copirt. Doch iſt es wenigſtens ein beſtimmter Effekt, daher denn ſolche Produkte immer noch mehr Charakter haben, als manche der neueſten Deutſchen, die auf jenem falſchen Idealwege hervorgebracht worden, aber ſtatt des vermeinten Ideals nur in eine mannichfache Unförmlichkeit und charakterſchwache Nichtigkeit gerathen ſind.

In Kölln bemerken wir zuförderſt eine heilige Margaretha, von Raphael, im Beſitz des Mahlers Hoffmann. Es war dieſes Gemählde ehedem in derſelben, in der Kunſtgeſchichte nicht unbekannten Jabach'ſchen Sammlung, aus welcher auch das Pariſer Bild in die ehemahlige königliche Sammlung gekommen iſt. Dieſes letzte aber iſt ſo ſehr beſchädigt geweſen, daß es ganz hat überarbeitet werden müſſen, um es wieder herzuſtellen. In dieſem Zuſtande befand es ſich nebſt andern in der vorigen Sendung erwähnten Bildern, während der letzten Zeit, im Reſtaurationsſaale des Louvre; es gewährte aber nur einen traurigen Eindruck über die ſichtbare Zerſtörung. Das Göttliche dieſes Gedankens iſt freilich nicht zu vertilgen geweſen; aber man fühlt deutlich, wie viel das Bild müſſe gelitten haben. Mag nun dieſes auch urſprünglich das Original geweſen ſein, jenes aber nur eine alte, unter den Augen des Meiſters verfertigte Copie: gegenwärtig iſt das Pariſer Bild ſo verdorben, daß es kaum möglich ſein dürfte, dieſe Frage aus der Anſchauung allein, ohne hiſtoriſche Nachweiſungen zu entſcheiden; ſo daß das hieſige ohne Bedenken vorzuziehen und als das einzige noch erhaltene Exemplar dieſes ſo unvergleichlich ſchönen Bildes zu betrachten iſt; es müßten denn etwa in Italien noch andre Wiederhohlungen desſelben Bildes ſich finden; in der Raphaelſchen Margaretha zu Wien iſt der Gegenſtand ganz anders behandelt. Von welchem der Schüler Raphaels die hieſige nun aber gemahlt ſei, und ob vielleicht der Kopf von dem Meiſter ſelber ſein könne, überlaſſen wir ſolchen zu entſcheiden, die nach einem langen Aufenthalte in Italien, nach oft wiederhohlter Vergleichung und eigner Anſchauung aller Werke des Raphael und der unmittelbar unter ihm und mit ihm arbeitenden Schüler, als praktiſche Künſtler darüber ein competentes Urtheil haben können. Man kann dieſes Gemählde, dem Gegenſtande und ſeiner Bedeutung und Auffaſſung nach, wohl mit dem Engel Michael des Raphael vergleichen; es iſt eben ſo groß und edel gedacht, doch iſt der Sieg über das Schlechte und häßlich Ungeheure hier leichter und anmuthsvoller. Es iſt hier nicht die Jugendkraft des überwindenden Helden und Fürſten der Geiſter, ſondern es iſt der unbewußte Sieg der ſchuldloſen Liebe und heitern Schönheit, zu deren Füßen das Niedrige von ſelbſt erſtirbt. Das Göttliche der Stellung, wie die Heilige, in ihrer Rechten die Palme haltend, über dem Ungeheuer, das ihr Fuß, ohne daß ſie auch nur nach ihm niederſchaut, vernichtet, grade aus dem Bilde heraustritt, iſt auch in dem Kupferſtiche erkennbar; das heitre Geſicht dieſer chriſtlichen Glaubens-Heldin zeigt eine hohe, aber individuelle Schönheit und Anmuth, das Göttliche blickt vorzüglich aus den hellen, offnen Augen und dem himmliſchen Lächeln des Mundes hervor.

In derſelben Sammlung ſah ich einige heilige Figuren, ehemahls Seitenſtücke zu einem Altarbilde von Dürer, ſehr charaktervoll und gründlich ausgeführt, auf Goldgrund. Man hat die Vorliebe für dieſe in der ältern Zeit allgemeine Art, in dieſen Gegenden weit länger beibehalten als in Italien nicht nur, ſondern ſelbſt als in dem ſüdlichen Deutſchlande. Man möchte alſo vermuthen, daß dieſe Bilder für eine hieſige Kirche bei Dürer während ſeiner Reiſe durch die Niederlande ſeien gemahlt oder beſtellt worden. Für ihn bleibt es eine Abweichung von ſeiner gewöhnlichen Art, die einen beſondern Grund oder äußre Veranlaſſung gehabt haben muß. Denn grade ihm gewähren Bilder mit einem landſchaftlichen Hintergrunde mehr Spielraum, den ganzen Reichthum ſeines erfinderiſchen Tiefſinns zu entfalten.

Wir haben aber noch viele andre, wichtige Gemählde anzuführen, welche uns hier näher angehen, weil ſie dem hieſigen Boden und Lande einheimiſch entſprungen ſind. Die alte Stadt Kölln, welche unter ihren ehemahls mehr als hundert Kirchen, die größere Anzahl beinah, als bedeutende und wichtige Denkmahle und Kunſtwerke der höhern Architektur anführen darf, ſo daß an dieſen allein ſich wohl eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt entwickeln ließe, nach allen ihren Verſchiedenheiten und Veränderungen von den älteſten Zeiten an bis zu jener höchſten Vollendung des baukünſtleriſchen Styls, den man am hieſigen Dome bewundern muß; die Stadt Kölln iſt, trotz aller Zerſtörungen und gewaltſamen Veränderungen, welche der Krieg, und alles, was darin, beſonders die Kirchen und Klöſter, erleiden mußten, mit ſich geführt hat, auch jetzt noch an alten Gemählden vielleicht nicht minder reich, als ſie dem Kenner alter Baukunſt merkwürdig ſein muß.

Und dieſe Gemählde ſind altdeutſche Gemählde, eine eigne für ſich beſtehende Schule, reicher, umfaſſender, als es vielleicht je eine im ſüdlichen Teutſchlande gab; eine Schule, welche zugleich die innige Verbindung und Einheit der altdeutſchen und altniederländiſchen Mahlerei augenſcheinlich beweiſt. Hier findet man Bilder, welche man den beſten Holbein's an die Seite ſetzen darf, andre in Dürers Art, und wieder andre aus der Schule des Eyck; dann viele andre, welche weit älter ſind als alle dieſe Meiſter, eine Menge Verſchiedenheiten, die zum Theil das Beſte jener drei großen Stammväter und Urheber oder Epochen der deutſchen Schule in ſich vereinigen, oder doch die Familienähnlichkeit mit dieſem oder jenem nicht verkennen laſſen, wenn gleich ſie auch ihr Abweichendes und Eigenes haben. Es würde ſchwer ſein, nur die verſchiedenen Manieren aufzuzählen, welche ſich an den älteſten Bildern eines unbeſtimmten Alterthums, deutlich unterſcheiden und auf eben ſo viele ausgezeichnete Meiſter ſchließen laſſen.

Der alte Kunſtſinn ſcheint ſich hier länger erhalten zu haben, als irgendwo ſonſt; und noch jetzt bewahrt ſich derſelbe, durch eine allgemeine Liebhaberei, mit Sinn und Kenntniß verbunden; und durch eine mannichfache Neigung zum Sammeln, welche beſonders auf das Alterthümliche gerichtet iſt. Die meiſten dieſer Bilder, ſelbſt aus ſchon ſpätern Zeiten, ſind auf Goldgrund, und auf Holz gemahlt; bisweilen iſt auf das Holz eine Leinwand geleimt, und auf dieſe wieder ein Gipsgrund getragen, welches die Farben beſonders dauerhaft erhält. Die Farbenpracht iſt faſt in allen bewunderungswürdig; das Blau durchaus Ultramarin und auch die andern Farben ſind nach Verhältniß die köſtlichſten und glänzendſten.

Die meiſten dieſer Gemählde ſind jetzt ſo, wie ſie während des Krieges und nach der Zerſtörung der Kirchen und Klöſter, erſt verſchleudert und dann wieder aufgeſucht und gerettet worden, noch mehrentheils zerſtreut und einzeln in Privatſammlungen aufgeſtellt, deren es hier mehrere in ganz verſchiednen Fächern bedeutende giebt; von denen auch die meiſten ſehr zweckmäßig angelegt, und auf ein beſtimmtes beſchränktes Ziel gerichtet ſind, daher ſie ſich ſchon von ſelbſt in die kunſtgeſchichtliche Ordnung einreihen. Die lehrreichſte unter dieſen für die Kunſtgeſchichte wird wohl die Sammlung des gelehrten Kanonikus Wallraf ſein, wenn ſie erſt geordnet worden *); denn dieſer Mann, der alle dieſe Dinge zum beſondern Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen gemacht hat, iſt beſonders darauf ausgegangen, eine vollſtändige Reihenfolge der köllniſchen Schule aufzuſtellen von den älteſten Zeiten durch van Eyck's Schule, Dürers Art, Holbein und dann

---

*) Dieſe Sammlung iſt jetzt ein Eigenthum der Regierung geworden und der öffentlichen Benutzung gewidmet. Das große Altarbild von der Mutter Gottes und den Schutzheiligen der Stadt Kölln hat in dem hohen Dome ſeine würdige Stelle gefunden, deſſen herrliche Glasfenſter in neu gereinigtem Glanze ſtrahlen, wie eine ähnliche Erneuerung auch in andern Kirchen Statt gefunden hat. Manche neue Sammlungen haben ſich ſeitdem noch, durch den rege fortſchreitenden Eifer einzelner Kunſtliebhaber gebildet, welche vieles Alterthümliche und Schöne von köllniſchen und andern niederdeutſchen Gemählden enthalten, wie die des geiſtlichen Herrn Jochem. Beſonders lehrreich war mir, bei einem kurzen Beſuche im Frühjahre 1818 in Kölln, eine ſehr reiche Privatſammlung von Glasmahlereien, welche eine äußerſt merkwürdige Reihenfolge, durch alle Jahrhunderte fortgeführt, vom erſten Anfange bis zum letzten Verfall dieſer Kunſt darbietet. Die Boiſſeréſche Sammlung, mehrere Jahre hindurch in Heidelberg von unzähligen Fremden geſehen und bewundert, jetzt aber als Zierde der Hauptſtadt von Würtemberg, noch würdiger und geräumiger aufgeſtellt; welche uns die großen, weſentlichen Grundanſchauungen für die niederdeutſche Mahlerkunſt im Allgemeinen und Ganzen, nach allen ihren Bildungsſtufen, in belehrender Vollſtändigkeit, vor Augen ſtellt, beſitzt zugleich auch einen Schatz der vorzüglichſten Stücke aus der beſondern köllniſchen Schule und von dem Meiſter des Dombildes.

Hans van Achen bis auf die ſpäte Zeit, da die Köllniſchen Mahler nach Rubens und van Dyk ſich bildeten.

Von dem ganzen Reichthume dieſer höchſt merkwürdigen Kunſtalterthümer würde es nur nach einer viel weiter eindringenden und ausführlichen Unterſuchung und Durchforſchung auf dieſem ſelbſt geſchichtlich noch ganz unbekannten Theile der deutſchen Kunſtentwicklung möglich ſein, eine befriedigende und vollſtändige Nachricht und Beſchreibung zu geben. Für jetzt wählen wir nur drei Stücke verſchiedener Art aus, um wenigſtens einen vorläufigen Begriff zu geben.

Die Krone von allen Werken der Köllniſchen Mahlerſchule iſt ein großes Bild in drei Abtheilungen, ſehr reich an Figuren in voller Lebensgröße, auf Goldgrund, welches ehedem in der Kapelle des Rathhauſes befindlich war. Das Mittelſtuck ſtellt die Anbetung der heiligen drei Könige dar, auf dem Seitenflugel rechts ſteht der heilige Gereon und ſeine Kriegsgeſellen, auf dem linken die heilige Urſula nebſt ihren Jungfrauen und dem heiligen Aetherius, ihrem Geliebten, im Hintergrunde die Biſchöfe St. Kunibertus und S. Severinus. Es war unſtreitig die Aufgabe und Abſicht, die ſämmtlichen Schutzheiligen der Stadt hier vereinigt vorzuſtellen. Dieſes Bild iſt einzig in ſeiner Art, wie auch der unvollendete Dom zu Kölln unter den gothiſchen Gebauden einzig geblieben iſt, mehr noch wegen der hohen einfachen Schönheit des Styls als wegen der Größe der Anlage. Manche haben bei dieſen Bildern auf Dürer rathen wollen, bloß weil die hohe Vortrefflichkeit des Werkes gleich auf den berühmteſten unter allen Nahmen der früherhin ſo wenig bekannten altdeutſchen Schule führen mochte. Wohl könnten einige von den Nebenfiguren unter den Begleitern der Magier in ihrer etwas bizarren Tracht, Stellung und Geſtalt wohl allenfalls an jenen Meiſter erinnern; doch iſt dieſes eine allgemeine Eigenſchaft und Weiſe aller jener ältern Mahler. Die friſche, weiche und kraftvolle Carnation in den Köpfen aber erinnert mehr an Holbein; aber auch dieſe Treue und Wahrheit der Auffaſſung und der Farben gehört der Zeit und dem damahls herkömmlichen alten Styl an, obwohl dieſe hohe Vollkommenheit darin in allen Zeiten nur das Erbtheil der auserleſenſten Wenigen ſein kann. Der dichte dunkelgrüne Vorgrund, aus Kräutern gleichförmig wie ein Teppich gewebt, mit einzelnen eingeſtreuten Blümchen und Feldfrüchten, iſt faſt wie auf den Eyck'ſchen Bildern, und ſo iſt auch das Grade und Ernſte der Geſtalten und Geſichter mehr in dieſer Art. Von dieſem Bilde ganz beſonders war es gemeint, was ich vorhin von der Vereinigung der bedeutendſten Vorzüge aller jener drei deutſchen Meiſter in Einem Bilde ſagte, welche Vorzüge übrigens keinesweges ſo miteinander ſtreiten, als die Manieren der verſchiedenen italieniſchen Mahler, welche man wohl ſonſt nach den langen Kunſtrecepten des Mengs in einem wahrhaft claſſiſchen und correcten Gemählde vereinigen zu müſſen glaubte. Ein wunderbarer Fleiß der Ausführung und die ſtrahlende Farbenpracht ſind in dieſem Bilde von einer Vortrefflichkeit, wie es auch auf den beſten altdeutſchen Gemählden in dem Grade nur äußerſt ſelten gefunden wird. Man ſieht, daß jene Zeit das Köſtlichſte und das Höchſte in dieſem Bilde aufbieten wollte, was ſie vermochte. Es iſt mit größter Liebe vollendet; aber es iſt auch entworfen im Geiſt und unter der Begünſtigung der göttlichen Liebe. Es iſt noch etwas darin, was man in den Gemählden jener drei Künſtler doch nicht fühlt; die Blüthe der Anmuth iſt dieſem beglückten Meiſter erſchienen, er hat das Auge der Schönheit geſehen, und von ihrem Hauch ſind alle ſeine Bildungen übergoſſen. So allein, wie Angelico unter den ältern, oder Raphael, der Mahler der Lieblichkeit, unter den neuern Italienern ſteht, ſo einzig iſt dieſer unter den Deutſchen. Er hat die himmliſche Fantaſie des einen und die hohe Schönheit des andern; in der Kunſtſtufe aber ſteht er weit über dem Angelico und könnte etwa dem Perugino gleichgeſtellt werden. Die Mutter Gottes mitten auf dem Throne ſitzend, von einem langen, dunkelblauen, mit Hermelin gefütterten Mantel umfloſſen, wird wohl jeden, der ſie geſehen, an die Raphael'ſche Maria in Dresden erinnern müſſen, durch die königliche Hoheit der etwas mehr als lebensgroßen Geſtalt, und durch die ganz überirdiſche, idealiſche Schönheit des Angeſichts. Doch iſt die demuthsvolle Neigung des gleich der Sonne in Milde leuchtenden Hauptes und des Auges, der alten Idee getreuer. Auch die Hände die auf ganz alten Bildern oft etwas ſchwach erſcheinen, ſind wie ſie nur bei den beſten Mahlern gefunden werden; nur die Beine und Füße in ihrer ſchlichten Stellung und ſpitzigen Fußbekleidung, ſind noch etwas hetruriſch grade und verrathen den alterthümlichen Styl. Anordnung und Ausdruck werden ſelbſt Künſtler der jetzigen Zeit vortrefflich finden müſſen. In Rückſicht des Reichthums an ſo ausdrucksvollen und doch ſo vollendet ausgearbeitet großen Köpfen, kann man dieſes Gemählde den größten Hervorbringungen von Raphael vergleichen und an die Seite ſtellen. Herrlich treten die Figuren hervor, beſonders in den Seitengruppen, wo der Vorgrund etwas heller iſt; die Hauptfiguren der beiden Märtyrer, der heilige Gereon in voller Rüſtung, jedoch ohne Helm, und die ſchöne Urſula mit dem Pfeile in der Hand neben dem geliebten Jüngling, der ſie mit zärtlicher Bekümmerniß anſchaut. Wie ſchön und gefühlt iſt die Art, wie dieſe ausgezeichnet, und ihr Märterthum in der rührenden Stellung und dem blaſſen Geſicht grade nur ſo viel angedeutet worden, um die freudige Hoheit des Hauptgegenſtandes auf dem Mittelſtück, durch dieſe wehmüthige Umgebung in ein noch innigeres ſanftes Liebesgefühl zu verſchmelzen. Doch wie ließen ſich alle Schönheiten dieſes Gemähldes aufzählen oder auch nur die Umriſſe der Anordnung und des Gedankens einigermaaßen befriedigend beſchreiben? In einem Werke, wie dieſes, liegt die ganze Kunſt beſchloſſen; und etwas Vollkommneres, von Menſchenhänden gemacht, kann man nicht ſehen.

So ſei vergönnt, den Eindruck, welchen dieſes herrliche Altargemählde der Stadt Kölln, in ſeiner dreifachen Abtheilung hervorbringt, in der gleichen Anzahl poetiſcher Nachbilder wieder zu geben.

1.

Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeſchloſſen,
Maria ſitzt auf hohem Himmels Throne,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umfloſſen;

Und zarte Blümlein ſind dem Grün entſproſſen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Zutraun knie'n, in Andacht hingegoſſen.

Fromm reichen ſie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen ſüßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernſtes voll, erhaben.
Und wie die Männer dort in Einfalt ſchauen,
Die Englein jubiliren in den Lüften,
Blüht Hoffnung auf, und ſeliges Vertrauen.

II.

Wer naht in muth'ger Zuverſicht dem Orte;
Gerüſtet, ſtark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azurner Fahne,
Freudig im Geiſt, vertrauend feſt dem Worte?
Sankt Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düſterm Wahne,
Tritt hier getroſt auf lichter Himmels Bahne,
Voran der glaubend folgenden Cohorte.
Muthvoll und freudenvoll, getreu und ſinnig,
Vertrauend ſo dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!
Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die treu vereint, als Brüder feſt und innig
Im Glauben zu Maria's Throne ſchreiten.

III.

Im königlichen Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserleſ'nen Schaaren,
Vom Todespfeile frei, und von Gefahren,
Erſcheint Sankt' Urſula im klaren Leben.
Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben!
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angeſicht, mit goldnen Haaren,
Wohl dürfte nach der heil'gen Braut er ſtreben.
Mit zarter Sorge ſchaut er auf ſie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron ſich wieder.
Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt ſie die Liebe zu Maria's Füßen.

Und der Nahme dieſes glücklichen Meiſters iſt lange Jahrhunderte hindurch unbekannt geweſen, und bis auf unſre Zeit hinab geblieben! So war es die Art jener altdeutſchen Zeit; weiß man ja doch auch den Nahmen des Mannes nicht, der das Wunderwerk des Domes entwarf: denn nicht die Eitelkeit trieb jene Alten, ſondern die Liebe zum Werk. Aber die Nachwelt hätte nicht ſo undankbar und vergeßlich ſein ſollen. Ein Freund von mir iſt ſo glücklich geweſen, einige kleinere Bilder an ſich zu bringen, die offenbar von demſelben Meiſter herrühren; ſehr viele der Köpfe ſind von dieſem früheren Verſuch auf das große Bild genau übertragen, aber freilich mit den größern Verhältniſſen, auch reicher entwickelt und noch ſorgfältiger ausgeführt. Die Idee des großen Bildes liegt in dieſen erſten Entwürfen noch wie die Blume in der zarten Knoſpe verſchloſſen, ehe ſie vollendet aufgegangen. Doch beſeelt dieſelbe liebevolle Anmuth auch dieſe kleinern Bilder, die jeder, der das Große geſehen, mit der innigſten Theilnahme beſchauen muß, und die ſchon an ſich zu den ſehr ausgezeichneten gehören. Sichtbar geht aus der Vergleichung dieſer kleineren Bilder, ſo wie auch der zwölf Apoſtel von demſelben Meiſter, mit dem großen Altargemählde hervor, daß ſie einer früheren Epoche angehören; dagegen jenes Bild, welches zur höchſten Verherrlichung der Stadt Kölln und ihrer ſämmtlichen Schutzheiligen dienen ſollte, und zu welchem der Meiſter desſelben ohne Zweifel alle ſeine Kraft aufgeboten haben wird, uns ſeine Kunſt auf den Gipfel der vollendetſten Ausbildung, ſo weit er dieſe erreicht hat, darſtellt. Dieſe Bemerkung darf nicht überſehen werden, bei den Nachforſchungen über den Urheber des Bildes, und kann eine Hindeutung abgeben, um auf die Spur desſelben zu führen. Der ſicherſte Anhaltspunkt liegt in der Zeit der Vollendung des großen Bildes; und dieſe fiel in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, am wahrſcheinlichſten 1410. Zuſammengenommen mit jener Bemerkung, welche aus der Vergleichung der verſchiedenen Werke desſelben Meiſters hervorgeht, führt uns dieſe Zeitbeſtimmung wie von ſelbſt und auf eine Weiſe, die kaum umgangen werden kann, auf den Meiſter Wilhelm von Kölln, welcher in der Limburger Chronik gegen Ende des vierzehnten

Jahrhunderts als ein hochberühmter Mahler derſelben Zeit und eben jener damahls in allen Künſten ſo blühenden Stadt angeführt wird; da man zu einem ſolchen öffentlichen Stadt- und herrlichen Prachtgemählde gewiß nur einen ſehr berühmten Meiſter damahliger Zeit wählte. Es iſt alſo eine hinreichende und überwiegende Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß jener Wilhelm von Kölln der glückliche Meiſter des herrlichen Wunderbildes geweſen. Ein noch beſtimmteres geſchichtliches Zeugniß aus gleichzeitigen Urkunden giebt es indeſſen, ſo viel ich weiß, nicht darüber. Dazu iſt auch wenig Hoffnung, indem das Zunftbuch der Köllniſchen Mahler, welches noch am erſten Aufſchluß geben könnte, ſeit geraumer Zeit verloren worden. Alle jene vortreffliche Künſtler, die eine ſolche Fülle der mannichfachſten Bilder hervorgebracht haben, waren nähmlich nichts mehr als beſcheidne Genoſſen der Mahlergilde einer einzigen deutſchen Stadt; mit welcher Mahlergilde auch die Glasmahler und Sticker zu einer Zunft vereinigt waren, wegen des allgemeinen Gebrauchs prachtvoller mahleriſcher Darſtellungen auf Teppichen und Feſtgewändern, wie auf Glas. Solche Thatſachen können einigen Begriff geben von dem, was Deutſchland ehedem war, wenn der Anblick deſſen, was es jetzt iſt, uns ſelbſt von der Erinnerung des Großen immer mehr zu entfernen droht.

Sollte aber jemand Zweifel hegen gegen dieſe Ankündigung und Behauptung einer ſo ſehr alten Köllniſchen Schule deutſcher Mahlerei, ſo können wir dafür einen ſehr vollgültigen und zwar gleichzeitigen Gewährsmann aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter anführen. Es iſt einer der größten Dichter und Meiſter in der Kunſt der Poeſie, die Deutſchland jemahls gehabt hat; doch unter dieſer Bezeichnung möchten ihn nur wenige erkennen in dem Zeitalter des Undanks und der Vergeſſenheit altdeutſchen Ruhms. Wolfram von Eſchilbach, in ſeinem Parcival ſagt, Vers 4705 der Myller'ſchen Ausgabe, da von der bezaubernden Schönheit eines Ritters die Rede iſt:

„Von Köllne noch von Maſtricht
Nicht ein Schilderer entwurf ihn baz."

Das Gedicht iſt aus dem erſten Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und die Handſchrift ſelbſt, nach Bodmers Urtheil, nicht viel jünger. Dieſe Stelle beweiſt mithin, daß eine Köllniſche Schule der Mahlerei faſt zwei Jahrhunderte vor Johann van Eyck ſchon ganz allgemein berühmt war, ſo daß der Dichter ſie vorzugsweiſe als Beiſpiel nennen konnte; und zwar ein Dichter, der im ſüdlichen Deutſchlande, alſo in ziemlich weiter Entfernung von jenen beiden dort genannten Städten einheimiſch und wohnhaft war.

Jenes Gemählde gehört der Zeit des vollendet ſchönen Styls an. Eine Reihe von acht Bildern bei Herrn Lieversberg, in kleinerm Verhältniß, wo jedoch die Figuren über einen bis anderthalb Fuß lang ſind, ſo wie auf den beiden oben erwähnten alten Bildern in Brüſſel, mit welchen ſie überhaupt eine ſtarke Aehnlichkeit haben, gehört einer verhältnißmäßig ſchlechteren Schule oder roheren Epoche an, die aber darum keineswegs eine ältere zu ſein braucht, wie man beim erſten Eindruck leicht vorausſetzt. Sie werden dem Iſrael von Meckenem zugeſchrieben und würden ſonach der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören. In jedem Fall ſtehen ſie auf einer geringeren Kunſtſtufe, als Eyck und Hemmelink, wie ſich davon aus jeder Zeit beſonders auch in der niederdeutſchen Kunſt, Beiſpiele finden, enthalten aber deſſen ungeachtet ſehr viel Lobenswerthes und Schönes.

Die Gegenſtände dieſer Reihenfolge von kleinen Gemählden aus der Leidensgeſchichte des Heilandes, ſind: die Einſetzung des Abendmahls, die Gefangennehmung Chriſti am Oelberge, die Verſpottung nebſt der Geißelung im Hintergrunde; die Darſtellung vor Pontius Pilatus, der Hingang zum Kreuz, die Kreuzigung, die Abnahme vom Kreuz und die Auferſtehung. Die Bilder ſind auf Goldgrund gemahlt, doch iſt auf mehreren eine Landſchaft im friſcheſten Grün vor dem Goldgrunde angebracht, und überhaupt in der übrigen Farbenpracht das helle glänzendſte Grün beſonders herrſchend. Es gehören dieſe Bilder überhaupt, ungeachtet deſſen, was oben in Vergleich mit andern geſagt ward, immer noch unter die ſehr vorzüglichen und ſchönſten Alterthümer der niederdeutſchen Kunſt. Die Pracht der Farben und bedeutender Gewänder, ſo wie die Sauberkeit der äußerſt fleißigen Ausführung iſt vortrefflich, doch ſieht man das auch auf andern guten altdeutſchen Bildern. Unvergleichlich aber iſt die Kraft und der Reichthum des Ausdrucks in den Köpfen: man dürfte nicht anſtehen, das Bild von der Verſpottung und Dornenkrönung des Heilandes, in Rückſicht des ſo mannichfachen Ausdrucks der ſtumpfſinnigen Bosheit und Rohheit manchem von Dürer an die Seite zu ſtellen, der doch grade dieſen Gegenſtand ſo oft und ſo gründlich durchgearbeitet hat. Aber auch im Edlen war der Künſtler nicht weniger ausdrucksvoll, wie beſonders die Köpfe der Apoſtel auf der Einſetzung des Abendmahls, unter denen ganz bewundernswürdige ſind, beweiſen mögen. Der Johannes auf dieſem Bilde ſoll unter dem Arm des Heilandes über ſeinen Schooß auf dem Tiſch ruhen; dieſe ſchwere Verkürzung iſt dem Mahler ganz mißlungen, welches man ſich als ein Merkmahl von der alterthümlichen Beſchaffenheit des Bildes gefallen laſſen mag, da der Künſtler ſich ſonſt in Köpfen und Stellungen als einen tüchtigen Meiſter und Zeichner zeigt; auch die Hände ſind zum Theil von der höchſten Form und Ausarbeitung. Was die Schönheit der Köpfe und den ſeelenvollen Ausdruck betrifft, verdient dieſer Meiſter eine der vorzüglichſten Stellen unter den niederdeutſchen Mahlern der ältern Zeit. Auf den ſonſt allgemeiner bekannten altdeutſchen Bildern habe ich nichts ſo liebevoll Schönes und rührend Anmuthiges gefunden, als das Geſicht des Johannes und der Mutter Gottes, auf der Abnahme vom Kreuz in dieſer Bilderreihe. Johannes, ein großer Kopf, von fliegenden Haaren umwallt, hält die Mutter und ſchaut die Betrachter an, mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Begeiſterung. Der heilige Leichnam wird erſt heruntergenommen, und iſt noch in den Händen der ihn auf der Leiter Abnehmenden. Die andern Frauen ſind blaß und kummervoll und ohne viel Bewegung; die Mutter aber im dunkelblauen Gewande ſitzend, Blick und Arme mit zärtlicher Beſorgniß für den Todten, ihren eignen Schmerz ganz vergeſſend, ſehnſuchtsvoll in die Höhe ſtreckend, als ob er noch lebte, noch fühlte, iſt grade belebter, ja ſogar jünger, aber in der hohen jungfräulichen Schönheit ſo rührend ſanft, daß man die hellen Zähren, die aus den blauen Augen rinnen, leicht mit eignen begleiten möchte. Inniger wird man ſchöne Wehmuth nicht leicht auf einem Gemählde ausgedrückt finden. Erhabner noch, aber ganz freudig erhaben, iſt der auferſtehende Chriſtus, nebſt der Kreuzesabnahme und dem Abendmahl, das vorzüglichſte unter allen übrigen, in Rückſicht der Anmuth, wie die Dornenkrönung im Ausdruck. Hier iſt das Geſicht des Heilandes ganz verklärt und kaum noch in den Zügen die Aehnlichkeit erkennbar, ſelbſt mit dem freudig begeiſterten aber noch ſterblichen Chriſtus auf dem Abendmahle. In allen andern Darſtellungen des Leidens iſt das höchſt ausdrucksvolle Geſicht ganz daſſelbe, bis auf die Verſchiedenheiten, die in der Kreuzigung und Abnahme vom Kreuz der doch ſehr edel gehaltne Ausdruck des Sterbens und des Todes mit ſich brachten.

Sehr merkwürdig, lehrreich ſowohl als herzerhebend, war mir der Anblick eines Bildniſſes in Lebensgröße vom Kaiſer Maximilian aus der Wallraffiſchen Sammlung *). Der Monarch ſitzt im vollen kaiſerlichen Ornate, das Scepter in der Rechten, mit der Linken den Griff eines großen Schwertes haltend, vor einem offnen Fenſter an einem einfachen farbloſen Tiſch, deſſen Ecke den äußerſten Vorgrund rechts bildet. Die herrliche Rüſtung iſt vergoldet, darüber hat er einen dunkelgrünen Mantel mit breiter perlengezierter Borte, eine kunſtreich aus Edelſteinblumen geflochtne hohe Krone auf dem Haupt; der Orden des goldnen Vließes an reich mit Edelſteinen verzierter Kette, hängt um die Bruſt auf dem goldnen Panzer. Das Geſicht, wo der Ausdruck hoher Würde und ein unbeſchreiblicher Adel und Verſtand mit gutmüthiger Milde gepaart erſcheint, iſt beinahe im Profil, mit grade vor ſich hinſchauendem Blick. Es tritt ſtark hervor auf einem rothen Teppich der als Wand den Hintergrund macht und mehr als die Hälfte der Breite einnimmt; auch die langen, ſonderbar grade und ſteif herabgekämmten blonden Haare, vermuthlich nach dem natürlichen Coſtum, hat der Mahler, als nächſten Hintergrund an dem Umriß des Geſichts herab, vortrefflich benutzt. In allen Nebenwerken iſt der Fleiß der Ausführung.

---

*) Ein anderes Exemplar von demſelben Bildniß enthält die kaiſerliche Gemählde-Sammlung zu Wien; das Wallraffiſche aber iſt viel ſchöner in der Ausführung.

ſelbſt in Vergleich mit dem in der altdeutſchen Schule ſonſt gewöhnlichen Fleiß, noch bewundernswürdig. Das Geſicht aber iſt leicht gemahlt und wie hingehaucht, höchſt weich in der Behandlung und durchaus nicht ängſtlich ausgeführt; eine ſo wahrhafte und warme Carnation hat auch Holbein nicht. Aus dem offnen Fenſter zeigt ſich im äußerſten Hintergrunde rechts eine landſchaftliche Ausſicht, von dem rothen Teppich durch den breiten hellgrünen Rand ſchön abgeſchnitten. Die weite See und ein ſteiles unüberſteigliches Felſengebirge, darauf ganz oben, hie und da auf den höchſten Klippen und in den Hohlwegen und Schluchten, fliehende Gemſen und nacheilende Jäger zerſtreut ſind; in Anſpielung auf ein bekanntes Abentheuer, wie der ritterliche Kaiſer einſtmahls auf der Gemſenjagd, einer Beſchäftigung, die er ſehr liebte, aus großer Lebensgefahr wunderbar errettet ward. Dieſes Portrait gehört zu der höheren oder hiſtoriſchen Gattung von Bildniſſen, mit landſchaftlichem Hintergrunde, durchaus bedeutenden Attributen und einem mehr als bloß charakteriſtiſchen Ausdruck, deren einige wir von Raphael und von Leonardo angeführt, und die wir mit dem Nahmen der ſymboliſchen Bildniſſe als die höchſten bezeichnet haben. Doch würde ich in Verlegenheit ſein, wenn ich auch aus dieſer Gattung noch ein Bildniß nennen ſollte, welches dieſem des Kaiſers Maximilian an die Seite geſetzt zu werden verdient. So wie ich die Alexandersſchlacht von Altdorfer ein Rittergemählde nannte, ſo möchte ich dieſes ein Heldengemählde nennen; denn wie in einem erhabnen Heldengedichte iſt der Ausdruck ritterlicher Jugend hier mit dem Gefühl der königlichen Würde vereinigt. Es erinnert auf das Herrlichſte an die Hoheit des altdeutſchen Kaiſerthums, ehe noch Ausländer und Bürgerkriege das Reich zerſtörten, und ſtellt uns die letzten großen Zeiten deſſelben dar, wie die Herrlichkeit einer untergehenden Sonne.

Dieſes wenige ſei genug, um einen vorläufigen Begriff von den Schätzen altdeutſcher Mahlerkunſt zu geben, die ſich zu Kölln befinden. Und nun zum Beſchluß noch eine Frage, die mit dem eigentlichen Zweck aller unſrer Betrachtungen und Andeutungen eigentlich in ſehr naher Beziehung ſteht. Iſt es wahrſcheinlich, daß auch jetzt in unſrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerſchule wieder entſtehen und ſich dauerhaft bleibend, und feſt begründen wird? — Wahrſcheinlich iſt es den äußern Umſtänden nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine ſolchen Mahler giebt zu unſrer Zeit, welche den großen Meiſtern der Vorzeit völlig gleich geſtellt werden könnten, und was denen, die ſich gegenwärtig in der Kunſt verſuchen, dazu fehlt, das iſt zum Theil wohl klar: zunächſt iſt es die Vernachläſſigung des eigenthümlich Techniſchen, beſonders der Farbenbehandlung, am meiſten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den ſinnigſten und eigenthümlichſten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meiſten die productive Thätigkeit, die feſte Sicherheit und Leichtigkeit im Praktiſchen der Ausführung, welche die alten Künſtler ſo wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im früheſten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eiſernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle ſo unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verſchiedenartigſten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; ſo entſchwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unſre in der Kunſt ſo weit neben jenem großen Maaßſtabe zurückſtehende Zeit. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung aus den Umſtänden wohl erklärbar. Die univerſelle Bildung und intellectuelle Vielſeitigkeit, als charakteriſtiſche Eigenſchaft und allgemeiner Hang unſres Zeitalters, führt leicht zur Zerſplitterung der geiſtigen Kraft und verträgt ſich ſchwer mit einer concentrirten Wirkung in fortſchreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer beſtimmten, poſitiven Art. Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellectueller Bildung und Hervorbringung in unſrer Zeit; für die Kunſt aber iſt insbeſondere noch folgendes zu beachten und von dem entſchiedenſten Einfluß. Nachdem einmahl der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunſt iſt, und alles beinah in unſrer Zeit dieſem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu verſplittern, zu überſchütten, oder ſeitwärts in die Irre zu lenken, ſo geht die beſte Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre nahmenloſen Hinderniſſe verloren; welcher Kampf dennoch urumgänglich nothwendig iſt, um nur erſt die Quelle des ächten Kunſtgefühls wieder frei zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beſchwerlichen Schutt der ſtörenden Außenwelt. Eine ſinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, ſondern dauernd im Zwieſpalt ſteht mit der vorherrſchenden Umgebung, wird immer mehr in ſich ſelbſt verſenkt bleiben, und kann ſchwer zur productiven Leichtigkeit gelangen. Dieſer Grund iſt klar und zureichend genug, um das langſame Wachsthum der ächten Kunſt in unſrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiethe des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hinderniſſe ſtrebend, emporblühen ſoll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erſcheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anſchein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von ſelbſt, künſtleriſch ſo reich und glücklich ſind, während andere bei dem beſten Streben und dem vollen Ernſt aller intellectuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieſer Frage, was immer unauflöslich ſein wird; wir können nur bei dem ſtehen bleiben, was ſich klar erkennen läßt, und dieſes iſt auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahleriſche Darſtellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigſtens zur gründlichen Erkenntniß und treuen Aufbewahrung des achten Schönen in der chriſtlichen Kunſt führen werden, wenn gleich das höchſte Gelingen nicht ohne die beſondere Gunſt der Natur erreicht werden kann.

Die achte Quelle der Kunſt und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt ſich der richtige Begriff und Zweck der Kunſt von ſelbſt, und das beſtimmte Wiſſen deſſen, was man will, wenn gleich der Künſtler es nicht in Worten, ſondern nur praktiſch bewähren kann. Das religiöſe Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigſte ſtille Begeiſterung desſelben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bei einigen wenigen iſt auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöſe Gefühl in der Kunſt einigermaßen erſetzen kann; das tiefe Nachſinnen, das Streben nach einer ernſten und würdigen Philoſophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer ſich, freilich nach Künſtlerweiſe, doch ganz deutlich meldet. Vergebens ſucht man die Mahlerkunſt wieder hervorzurufen, wenn nicht erſt die Religion oder eine auf dieſe gegründete chriſtliche Philoſophie wenigſtens die Idee derſelben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieſer Weg den jungen Künſtlern zu fern und zu ſteil, ſo möchten ſie wenigſtens die Poeſie gründlich ſtudiren, die jenen ſelben Geiſt athmet. Weniger die griechiſche Dichtkunſt, die ſie doch nur in's Fremde und Gelehrte verleitet, und die ſie nur in Ueberſetzungen leſen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen iſt, als die romantiſche. Die beſten Dichter der Italiener und der Spanier, nebſt dem Shakeſpeare, auch die zugänglichſten unter den altdeutſchen Gedichten, und dann die Neueren, die am meiſten in jenem romantiſchen Geiſte gedichtet ſind: das ſeien die beſtändigen Begleiter eines jungen Künſtlers, die ihn allmählich zurückführen könnten in das alte romantiſche Land und den proſaiſchen Nebel antikiſcher Nachahmerei und ungeſunden Kunſtgeſchwätzes von ſeinen Augen hinwegnehmen. Die Hauptſache aber bleibt, daß es dem Künſtler Ernſt ſei, mit dem tiefen religiöſen Gefühl, in wahrer Andacht und im lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerei der Fantaſie mit den katholiſchen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche ſtärker iſt als der Tod, läßt ſich die hohe chriſtliche Schönheit nicht erreichen.

Worin beſteht denn nun aber dieſe chriſtliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Böſen in der Kunſtlehre zu gelangen ſuchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künſtler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, ſondern bewegt ſich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz weſenloſen und eigentlich nichtigen Daſeins; ſtatt daß uns die Kunſt grade aus dieſem herausrücken und in die höhere, geiſtige Welt emporheben ſollte. Er dient, als falſcher Modekünſtler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuſchung, und ein ſolcher erreicht niemahls, ja er berührt auch nicht einmahl die Region des ächten Schönen. Die heidniſche Kunſt geht aus von der Vollkommenheit der organiſchen Geſtalt, nach dem poſitiven Begriff eines feſt beſtimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigſten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von ſelbſt den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein ſinnlicher Reiz, als eine geiſtige Anmuth der Seele. Will die antike Kunſt höher ſteigen, ſo geht ſie über in die titaniſche Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernſt der tragiſchen Schönheit, und dieſes iſt die äußerſte Linie, welche ſie erreichen kann und wo ſie das Ewige am nächſten berührt. So ſtehen für ſie an dem verſchloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titaniſche Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erſtürmen will, ohne daß er dieſes je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtſein der eignen, unauflöslichen Verſchloſſenheit unwandelbar verſenkt. Das Licht der Hoffnung iſt es, was der heidniſchen Kunſt fehlt und als deſſen höchſten oder letzten Erſatz ſie nur jene hohe Trauer und tragiſche Schönheit kennt; und dieſes Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des ſeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnſucht ſchmerzlich hervorbricht, iſt es, was uns aus den Gebilden der chriſtlichen Kunſt, in göttlicher Bedeutung, als himmliſche Erſcheinung und klare Anſchauung des Himmliſchen entgegentritt und anſpricht, und wodurch dieſe hohe, geiſtige Schönheit, welche wir eben darum die chriſtliche nennen, möglich und für die Kunſt erreichbar wird.

Es wird indeſſen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeſchlagen und verſucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet iſt, und die wiedergeborne Kunſt, ſicher wie auf feſter Bahn, in religiöſer Schönheit emporblühend, zu dieſem Ziele voranſchreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungsſucht bei einem Talent, das ſich fühlte, grade den Wunſch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein ſolcher erſt den richtigen Begriff von der Kunſt wiedergefunden, daß die ſymboliſche Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimniſſe ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchſtabe ſei, ſo würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturanſichten oder Ahnungen willkührlich zuſammengeſetzt *), als ſich anſchließend an die alte Weiſe der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild ſoll jedes wahrhaft ſo zu nennende Gemählde ſein; die Frage iſt aber nur, ob der Mahler ſeine Allegorie ſich ſelbſt ſchaffen, oder aber ſich an die alten Sinnbilder anſchließen ſoll, die durch Tradition gegeben und geheiligt ſind, und die, recht verſtanden, wohl tief und zureichend genug ſein möchten? Der erſte Weg iſt gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt ſich ungefähr vorausſehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachſen dazu wären, verſucht werden ſollte; es würde ungefähr gehen, wie ſeit einiger Zeit in der Poeſie. Sicherer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, beſonders den älteſten, und das einzig Rechte und Schöne ſo lange treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiſte zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabei beſonders, nebſt dem Schönſten der ältern Italiener, auch den Styl der altdeutſchen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunſt nie ver-

---

*) Wer Gelegenheit hatte, die allegoriſchen Zeichnungen des verſtorbenen Runge zu ſehen, ſo ſkizzenhaft dieſe auch geblieben ſind; der wird leicht verſtehen, was für ein Abweg, welchen freilich nur ein Künſtler von ſehr eigenthümlichem Geiſt und einem tieferen Streben, zu erwählen in den Fall kommen kann, mit jener Andeutung gemeint ſei. Zugleich kann man aber an dieſem Beiſpiele von einem ſo glücklichen Talente ſehen, wohin es führt, wenn man bloße Natur-Hieroglyphen mahlen will, losgeriſſen von aller geſchichtlichen und geheiligten Ueberlieferung, welche nun einmahl für den Künſtler, den feſten, mütterlichen Boden bildet, den er nie ohne Gefahr und ohne unerſetzlichen Nachtheil verlaſſen darf.

läugnen dürfen: ſo würde beides vereinigt ſein, der ſichere Weg der alten Anmuth und Wahrheit, und das Symboliſche, geiſtig Schöne, worauf, als auf das Weſen der Kunſt, ſelbſt da, wo die Kenntniß derſelben verloren war, wahre Poeſie und Wiſſenſchaft zuerſt wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anſchauung, als auf die bloße erſte Idee der Kunſt und Mahlerei führen kann. Denn die altdeutſche Mahlerei iſt nicht nur im Mechaniſchen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italieniſche meiſtens iſt, ſondern auch den älteſten, ganz wunderbaren und tiefſinnigen chriſtlich-katholiſchen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen ſie einen weit größeren Reichthum enthält, als jene, welche ſtatt deſſen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdiſchen Prachtgegenſtänden des alten Teſtaments, oder zu einzelnen Abſchweifungen in das Gebieth der griechiſchen Fabel genommen hat.

Selbſt in der Anmuth kann die italieniſche Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutſche, aber nicht vor der niederdeutſchen Kunſt behaupten, wenn man dieſe anders nach der Blüthen Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann van Eyck und Hemmelink beurtheilt und nicht nach den ſpäteren Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künſtler keineswegs den alten Gemähldeſtyl, in den Unvollkommenheiten deſſelben, in den magern Händen einer aegyptiſch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der ſchlechten Zeichnung und poſitiven Mängeln und zufälligen Fehlern ſuchen, oder zu finden glauben darf. Denn das hieße nur eine falſche Manier, ſtatt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikiſche mit einer eben ſo unächten altdeutſchen Nachahmerei vertauſchen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten, ſondern der ſtille, fromme Geiſt der alten Zeit iſt es, welcher den Mahler beſeelen und wieder hinführen ſoll zu der reinen chriſtlichen Schönheit, daß dieſe, mit dem hellſten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunſt in neuer Morgenröthe durchſtrahle.

II.

Grundzüge der gothiſchen Baukunſt;

auf einer Reiſe

durch

die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und
einen Theil von Frankreich.

In dem Jahre

1804 bis 1805.

Paris.

So mannichfaltig auch das Schauſpiel des geſellſchaftlichen Lebens iſt, man ſehnt ſich endlich nach der Natur: und weiter kann man wohl von dieſer nicht abgeſchloſſen ſein, als in Paris. In den Gärten und auf den bepflanzten Plätzen iſt nach wenigen warmen Tagen, nicht des Sommers etwa, ſondern ſchon im Frühling, das friſche Grün vom alles umwölkenden Staube auf immer zerfreſſen. Iſt man der Stadt ſelbſt von irgend einer Seite glücklich entflohen, ſo ſcheint ſie Einen noch mehrere Stunden lang zu verfolgen. Der Lärm, das Gedränge, der Staub iſt auf den befahrnen Landſtraßen wie in der Stadt, und man glaubt zwiſchen den vielen Landhäuſern, die man überall ſieht, noch in der Vorſtadt zu ſein. Gelangt man endlich nach mehreren Stunden an ein ruhiges Gebüſch, auf irgend eine freundliche Anhöhe, ſo findet man wohl einige Erheiterung und Erfriſchung, aber nichts von den großen erhabenen Naturſchönheiten, nach denen der lange Entbehrende ſich zuerſt und am tiefſten ſehnt.

Paris liegt in einem weiten offenen Thale, das zwiſchen Hügeln an einem mittelmäßigen Fluſſe ſich hinſtreckt. Die Gegend iſt hier und da heiter und gefällig; doch iſt das Ganze nicht eben bedeutend, und nichts weniger als reich. Für dieſe Entbehrung der Natur können ſelbſt die Werke der Kunſt auf die Länge keinen Erſatz geben. Dazu kömmt noch, daß die Statuen und Gemählde hier, wie in der Fremde, der ſchönen Umgebung und Begleitung der Architektur entbehren. Der Anblick eines erhabenen Gebäudes bleibt mir immer neu, ſo wie ich auch eine Gegend erſt dann recht lieb gewinne und ihre Größe immer mehr fühle, wenn ich ſie täglich ſehen kann. Die Nähe eines ſchönen Gebäudes erhebt unmerklicher Weiſe das Gemüth des Empfänglichen; es erhält uns fortwährend in der Stimmung, in welcher man ſein ſoll, um Kunſtwerke zu betrachten; und ſo iſt das Gefühl der Baukunſt eigentlich der Träger des übrigen Kunſtſinns. Die berühmten Gebäude in Paris aber ſind modern, nicht nur der Zeit, ſondern auch dem Charakter nach durchaus modern; es iſt nichts daran wahrzunehmen, als ein flaches Streben nach dem Antikiſchen, hinreichend geſchwächt und beſchränkt, und wieder auch mit gleichſam eignen Abänderungen ſinnreich verbeſſert, um aller Welt recht wohl gefallen zu können. Es läßt ſich nichts weiter darüber ſagen. Die geprieſene Façade des Louvre mag in ihrer Art verdienſtlich ſein. Aber was ſollen uns zwanzig oder dreißig italieniſche oder griechiſche Säulen in einem fremden Lande und Klima, mitten unter Trachten, Sitten, unzähligen Gebäuden, die nichts weniger als griechiſch ſind? Hier iſt das Mißverhältniß überdem ſehr auffallend, da jene Façade an einem Gebäude klebt, welches weder alt noch neu, weder griechiſch noch gothiſch, ſondern nichts als im höchſten Grade unförmlich iſt.

Die einzige ſchöne Ausnahme iſt die alte Kirche Notre Dame, im gothiſchen Styl, groß und mit einer Fülle von Zierathen geſchmückt. Doch wird Einem auch dieſer Genuß durch manches verkümmert; es ſteht dieſe Kirche an einer niedrigen und abgelegenen Gegend, wo ſie nicht ins Auge fällt; die Vorderſeite ſieht man gut, aber den Anblick des übrigen muß man mühſam zuſammenſuchen, weil es theils verſteckt, theils verbaut iſt. Beide Thürme ſind nur etwa zur Hälfte vollendet, wie es mit ſo manchem gothiſchen Dom der Fall iſt, ſeit zuerſt bürgerliche Kriege den Bau unterbrochen haben, bis der veränderte Handelslauf dem Gelde eine andere Richtung gab, und endlich die Reformation mit allen ihren Folgen eine ganz neue Ordnung der Dinge hervorbrachte. In Paris iſt es vielleicht auch dem ſchon früh veränderten Zeitgeiſte zuzuſchreiben. Auch iſt die Kirche keine von den bedeutenden, in Rückſicht ihres Umfanges, und keineswegs der Größe der Stadt angemeſſen. In der Revolution endlich ward die Vorderſeite durch Herabwerfen der Bilder und ſonſt auf mannichfache Weiſe beſchädigt und entſtellt. Aber ſchlimmer als alles iſt die Verſtümmlung, welche man ſchon früher im Innern vorgenommen hat, indem man die auf gothiſche Art, aus vielen einzelnen reifenähnlich verbundenen Säulen abgerundet, und überall ſo ſehr als möglich moderniſirt hatte. Dieſes Mißverhältniß des Aeußern und Innern iſt eine unleidliche Störung; und welche eigentliche Geſchmackloſigkeit gehört nicht dazu, um das nicht zu fühlen, und auf dieſe widerſinnige Weiſe überall griechiſch Maaß und Gewicht gewaltſam einführen zu wollen! Aber dieſe intolerante Verfolgungsſucht in der Kunſt war nur zu oft gepaart mit der falſchen antikiſchen Nachahmerei, die im achtzehnten Jahrhundert ſo epidemiſch wurde; und es ſteht zu befürchten, ſie iſt es hier und da noch genug, um auch noch jezt ſchäzbare Kunſtwerke und Denkmahle des Mittelalters zu zerſtören.

Doch auch ſo iſt die Kirche Notre Dame noch das wichtigſte Gebäude in Paris für die Kunſt; eine ehrwürdig altväteriſche Geſtalt mitten in der modernen Welt und Umgebung.

In dieſer Stimmung, mit dieſen Bedürfniſſen und Gefühlen verließen wir beim Anbeginn des Frühlings auf eine Zeitlang die allgeprieſene Hauptſtadt.

St. Denis.

Von dieſer Seite iſt die Gegend um Paris noch am einſamſten. Sie hat etwas Unfruchtbares und Trauriges, was doch nicht ohne Reiz iſt; man fühlt ſich zu einer ſtillen Schwermuth geſtimmt. Aber ſehr verändert und verſtärkt wird dieß Gefühl, wenn man nun wirklich an die Ruinen des alten Münſters gelangt. Was ſich ohne allzu große Mühe zerſtören ließ, iſt zerſtört worden; nur die nackten Mauern ſind geblieben und die gewaltigen Säulen und Bogen. Als die Pforte geöffnet ward, flog eine Schaar von Krähen und Dohlen aufgeſcheucht in die Höhe, und nun ſahen wir die aufgeriſſenen Gräber der Könige, deren jedes der alte Wächter mit Genauigkeit zeigte, wie auch die Stelle, wo der ſilberne Altar des Dagobert geſtanden. Wir erinnerten uns an die alten Bildniſſe der Chlodowige, Chilperich und Dagoberte, die noch in dem ehemahligen kleinen Auguſtiner-Kloſter zu Paris, was davon gerettet iſt, aufbewahrt werden, und aus dieſer Kirche von St. Denis gekommen ſind.

Der Anblick dieſer Trümmer hob unſre Gedanken weit weg aus der jetzigen Zeit in jene alte Epoche, da Frankreich von Deutſchen erobert und beherrſcht ward; wie dann endlich, nachdem die bürgerlichen Familienkriege und die unnatürliche Verbindung mit Deutſchland und Italien unter den beiden erſten fränkiſchen Dynaſtien aufgehört hatte, nun mit Hugo Capet die eigentliche franzöſiſche Geſchichte, und eine anfangs, wie es ſcheint, recht glückliche Zeit begann. Es mag wohl ſonderbar ſcheinen für die, welche in der Geſchichte, wie im Leben, nur nach dem äußern Glanz und dem Schein urtheilen; aber mir ſcheint es, als ſei die Periode in der franzöſiſchen Geſchichte die glücklichſte, von der in unſern pragmatiſchen Behandlungen am wenigſten die Rede iſt. Und vielleicht ſind ſie eben deswegen als die glücklichſten zu preiſen; wenigſtens hat Frankreich nie einen ſo langen innern und äußern Frieden genoſſen, als in den erſten Jahrhunderten nach Hugo Capet. Nimmt man nun dazu, daß grade in dieſe Epoche die Erfindung der Ritterdichtungen, alſo die Blüthe der franzöſiſchen Poeſie wie des provenzaliſchen Geſanges fällt, ſo giebt dieß ein um ſo ſchöneres Bild jener altfranzöſiſchen Zeit, in der noch ſo viele Spuren deutſcher Treue und Herzlichkeit übrig geblieben zu ſein ſcheinen; wie nicht zu verwundern, da zwar keineswegs der ganze Adel, aber doch der größte Theil deſſelben von deutſchem Stamme war. Als die letzten rührenden Erſcheinungen, die ſich an jene beſſern alten Zeiten anſchließen, könnte man Ludwig den Heiligen betrachten, und noch ſpäter die Jungfrau von Orleans.

Jene Bildniſſe der alten fränkiſchen Könige aber, welche noch aus der Verwüſtung gerettet worden, ſind wie faſt alle Bildniſſe des Mittelalters, aus Sandſtein gehauen, über Lebensgröße, voll ſtändig bekleidet, und ſchienen mir ungleich vorzüglicher gearbeitet, als viele andre ſpätere Werke der Sculptur; eine Kunſt, für welche die Neuern nun einmahl nicht die gleiche Anlage haben, wie für andre bildende Künſte. Man müßte ſie freilich noch an ihrer alten Stelle in den Kirchen ſehen; ſo einzeln ſind ſie durchaus aus ihrem Zuſammenhange geriſſen. Man muß überhaupt die ſteinernen Bildniſſe in den gothiſchen Kirchen gleichſam nur als Schnitzwerk und Verzierung anſehen, und nur als ſolche beurtheilen, wie ja auch das Basrelief der Alten ſeine eignen abweichenden Geſetze hat, und nicht bloß nach denen der Bildnerei oder Zeichnung beurtheilt werden darf. Der Theil muß dem Ganzen dienen; weil nun in den gothiſchen Kirchen alles grade und ſchlank in die fernſte Höhe ſtrebt, ſo müſſen ſich darnach ſelbſt die verzierenden Bildniſſe bequemen. Daher der durchgängig grade Stand der Bilder, endlich ſelbſt das magere und unverhältnißmäßig Langgezogene, was mir beſonders bei den ſonſt ſo zierlich und doch ſehr ſchlicht gearbeiteten Bildern der alten Könige auffiel. Man denke ſich nur an einer gothiſchen, ſchlank in die Höhe ſchießenden Säule, eine marmorne Figur in antiker Rundung und Kraft, und man wird gleich das Mißverhältniß fühlen. Freilich kann ein Bildniß aus Sandſtein nie das natürlich Weiche und Belebte des Marmors haben, und auch nicht die Zartheit des Umriſſes, doch kann die Sauberkeit der Arbeit am dicht anliegenden Gewande, der ſchlichte grade Stand und die einfältige fromme Wahrheit des Ausdrucks im Geſicht, ſie zu bedeutenden und ſchönen Zierathen erheben.

Die Sculptur und jede Art von plaſtiſcher Bildnerei ruht anfangs überall auf dem Grunde der Baukunſt, an welchem ſie, wie an ihrem mütterlichen Boden, in den älteſten Zeiten noch feſtgewachſen erſcheint, wie dieſes auch in der ägyptiſchen Kunſt ſehr bemerklich iſt, und nur ſchwer und langſam kann ſie ſich dieſer Wurzel ihres Urſprunges entwinden. Am meiſten hat ſich bei den Griechen die Plaſtik von der Baukunſt losgetrennt und ſelbſtſtändig entwickelt, je mehr dieſe ſelbſt aus der alten ſymboliſchen Rieſengröße und Erhabenheit zu einer bloß gefälligen Symmetrie herabſtieg und überging; und eben darum hat die Sculptur auch bei den

Griechen, andrer mitwirkenden Urſachen nicht zu gedenken, eine ſo hohe Stufe von eigenthümlicher Vollkommenheit erreichen können. Dagegen hat ſich die Bildnerei des Mittelalters von der chriſtlichen Baukunſt niemahls recht frei abtrennen und am wenigſten ſelbſtſtändig entfalten mögen; wofür ſich zwei Gründe geſchichtlich anführen laſſen. Einmahl iſt die Fantaſie in der gothiſchen Baukunſt ohnehin ſo vorherrſchend, und lebendig wirkſam, daß bei ſo voller Befriedigung des Kunſtſinnes von dieſer Seite, um ſo weniger ein Bedürfniß übrig blieb, das Auge noch mit andern Bildwerken zu erfüllen; anderntheils war in den chriſtlichen Gegenſtänden der kirchlichen Verehrung mehrentheils eine ſehr bedeutſame Farbenſymbolik ſo weſentlich eingreifend, daß den Abbildungen, welche die Andacht erheiſchte, nur durch Gemählde ein Genüge geleiſtet werden konnte; wodurch denn die Mahlerkunſt ein entſchiedenes Uebergewicht über jede andre Art von Bildwerken in der neuern Kunſtentwicklung erhalten mußte.

Auch die alte Kirche zu Rheims, der Stadt, wo ehedem die Könige gekrönt wurden, war reich mit heiligen Bildniſſen geſchmückt, an der Vorderſeite bildeten ſie, wie in Notre Dame, eine grade Reihe, in einer Blende bedeckt, einer neben dem andern ſtehend. Dergleichen Bildniſſe ſind freilich in ganz Frankreich, den Niederlanden, und ſelbſt in den Rheingegenden, faſt überall herabgeworfen und zerſtört, und dieſes iſt vielleicht der größte Schaden, welchen die Revolution in Frankreich ſelbſt, der Kunſt zugefügt hat. Die Kirche zu Rheims ſcheint in einem noch ältern Styl als die zu Paris zu ſein, noch bunter verziert, aber roher gearbeitet; die Thürme ſind auch nicht fertig, doch ſcheinen ſie etwas weiter geführt, als die von Notre Dame.

Cambray.

Die Gegend zwiſchen Paris und den Niederlanden iſt wüſt für das Auge, wenig bedeutend, ohne Abwechſelung, und meiſtens auch wohl nicht eben fruchtbar. Das innere alte Frankreich iſt im Ganzen eben kein vorzüglich geſegnetes Land; Burgund und die

Normandie ſind Ausnahmen. Man kann begreifen, daß die Nation nach fremden Beſitzungen ſtrebt, und alle die, welche ſie in den letzten anderthalb Jahrhunderten erworben hat, gehören zu den ſchönſten und reichſten in ganz Europa. Ja es ließe ſich bezweifeln, ob der Ertrag des Bodens in den alten Gränzen hinreichend ſein würde, die Nation zu ernähren, da dieſe von Alters her keineswegs zu den kunſtfleißigen und arbeitſamen gehört, wie zum ſorgfältigern Anbau erforderlich ſein würde: ſo daß ſie gewiſſermaaßen durch die Noth gezwungen geweſen ſcheinen, bei leicht anwachſender Bevölkerung, wie ſchon zu der Gallier Zeiten, in kriegeriſcher Wanderung auch auswärts Eroberungen zu ſuchen, gleich jenen zahlreichen Stämmen in den wenig angebauten Steppen des mittleren Aſiens.

In und bei Cambray wurden meine Augen durch ein höchſt wunderbares Schauſpiel gefeſſelt, das ich nur im Vorüberfahren erhaſchen, aber doch bei den mannichfaltigen Wendungen des Weges eine halbe Stunde lang verfolgen konnte. Es war die durchbrochne Spitze eines gothiſchen Thurmes, der allein noch übrig da ſtehet, von der als Nationalgut verkauften, auf einer Anhöhe gelegenen Kathedrale. Es geſchah dieß während der Schreckenszeit; der Käufer zahlte in Aſſignaten, und ſoll an dem Marmor der Gräber und des Bodens allein ſchon weit über den Preis, den er gab, gewonnen haben.

Sonderbare Art zu bauen! Von dem oberſten Geſchoß des hohen Thurms erhebt ſich, den Wolken näher, eine ganz durchbrochene, ganz durchſichtige, ſoll ich ſagen Pyramide oder Obeliske? Es läuft ſpitziger zu als jene, weniger ſpitz als dieſer, von ſchlanken Röhren zuſammengewunden, mit Knospen mannichfach verziert, bis alles ſich oben in Eine Spitze und Knospe endigt. So ſind die eigentlich gothiſchen Thürme meiſt alle gebaut, aber man trifft nur wenige vollendet. Ich habe eine große Vorliebe für die gothiſche Baukunſt; wo ich irgend ein Denkmahl, irgend ein Ueberbleibſel derſelben fand, habe ich es mit wiederhohltem Nachdenken betrachtet; denn es ſcheint mir, als hätte man ihren tiefen Sinn und die eigentliche Bedeutung derſelben noch gar nicht verſtanden. Dieſe Vereinigung der äußerſten Zierlichkeit, einer unüberſehlichen und unergründlichen Künſtlichkeit der Ausarbeitung mit dem Großen, dem Unermeßlichen, dem Ungeheuern im Ganzen des Werks iſt gewiß eine ſeltne und wahrhaft ſchöne Vereinigung entgegenſtehender Fähigkeiten und Geſinnungen des nach dem Höchſten, wie in das Kleinſte gleich ſehr hinſtrebenden menſchlichen Sinnes.

Keine Art ſoll die andere verdrängen in der Kunſt. Gewiß würden mich die älteſten Denkmahle der griechiſchen Kunſt zu Athen, Girgenti und Paeſtum mit Ehrfurcht erfüllen, da ſchon die ſchwachen Umriſſe und Zeichnungen aegyptiſcher, perſiſcher und indiſcher Alterthümer und Rieſenwerke mich oft mit dem tiefſten Erſtaunen und Bewunderung erfüllten. Aber was man ſo gewöhnlich den griechiſchen Geſchmack nennt, iſt doch meiſtens nur nach den Werken der ſpätern Zeit gebildet und nachgemacht, wo der Sinn des Großen ſchon verloren war, wie es auch in andern Künſten ſo bald geſchah bei den Griechen, und ſtatt deſſen nur eine angenehme, aber bedeutungsloſe Symmetrie geſucht ward.

Die gothiſche, oder wie man es in der nächſten geſchichtlichen Beziehung wohl auch nennen könnte, die deutſche Baukunſt, weil ſie ja allen deutſchen Völkern gemein war, und deutſche Baumeiſter, auch in Italien, wie in Frankreich und ſelbſt in Spanien viele der wichtigſten ſogenannten gothiſchen Gebäude aufführten; die altdeutſche Baukunſt verdient es wenigſtens gewiß, daß man ihre noch unerforſchte Tiefen zu ergründen ſtrebe. Sie blühte zu ihrer Zeit ganz beſonders in den Niederlanden, erreichte da, wie es ſcheint, die höchſte Vollkommenheit. Kaum iſt eine Stadt in Brabant, welche nicht ein oder das andere merkwürdige Denkmahl derſelben enthielte.

Uebrigens dürfte die Benennung der gothiſchen Baukunſt, ſobald man dieſen großen Nationalnahmen nur in ſeinem vollſtändig umfaſſenden Sinne auffaßt, für die altchriſtliche und romantiſche Bauart des Mittelalters, von Theodorich bis auf die moderne Zeit, ſehr angemeſſen und für immer beizubehalten ſein; ſo wie auch die ſcheinbar willkührliche und wenig paſſende Benennung des Romantiſchen, welche uns jetzt die vorherrſchende Fantaſie in der Dichtkunſt des Mittelalters ſo charakteriſtiſch zu bezeichnen dient, nicht füglich entbehrt und durch kein anderes hiſtoriſch ſo bedeutſames Wort erſetzt werden kann.

Nachdem auch die Burgunden und Vandalen, und einem Theile nach ſelbſt die Longobarden, gothiſche Völker geweſen ſind, dieſe mithin die chriſtlichen Königreiche im ſüdlichen Deutſchland und Frankreich, in Italien und Spanien zuerſt geſtiftet, und bis in den ſkandinaviſchen Norden hinauf wurzelnd, zugleich über das ſüdliche Rußland und die Länder von Pohlen und Ungarn geherrſcht haben: ſo iſt dieſes der eigentliche welthiſtoriſche Nahme für die Geſammtheit der germaniſchen und deutſchen Volksſtämme. Denn mit den Gothen beginnt eben der vorherrſchende Einfluß des germaniſchen Stammes und deutſchen Sinnes, in der Geſchichte, in den Sitten und Staaten des Abendlandes, wie in der Kunſt und Poeſie. Die gewöhnlichen Einwürfe einiger Kunſtkritiker gegen den gothiſchen Nahmen, rühren bloß daher, daß ſie den Sinn ſolcher Bezeichnung nicht großartig und welthiſtoriſch genug aufzufaſſen wiſſen. Es möge ſorgfältig nachgeforſcht und aufgezeichnet werden, welchen bedeutenden Antheil deutſche Meiſterſchaft auch in dieſer Kunſt, an den Werken und Hervorbringungen anderer Länder gehabt hat; wir können aber unmöglich eine Bauart die deutſche nennen, welche über alle jene einſt von den Gothen beherrſchten Länder, vom äußerſten Oſten bis zum fernen Weſten des chriſtlichen Abendlandes geblüht hat, da uns dieſe ausſchließend deutſche Benennung nur auf das, ſeit König Konrad von den übrigen Reichen abgeſonderte, deutſche Vaterland in viel zu enge Schranken zurückführen würde; ſo wie, wenn man dieſe eigenthümliche Baukunſt die germaniſche nennen wollte, dieſes in ein zu weites, für die Kunſt noch dunkles Alterthum hinaufginge. Die Benennung der altſächſiſchen, ſo wie ſpäterhin der blühenden normanniſchen Baukunſt, iſt zwar für England ganz anpaſſend, als die zwei Hauptepochen der ältern innern Geſchichte dieſes Landes bezeichnend, weniger aber für das übrige Europa. Zwar möchte man für den altſächſiſchen Nahmen, zu Gunſten von Deutſchland, das beſondre Aufblühen der Baukunſt unter den großen ſächſiſchen Kaiſern anführen, wie auch, daß Kölln, wo die herrlichſten Werke dieſer Art, aus dem früheren wie aus dem ſpäteren Styl, vereinigt daſtehen, leicht die bedeutendſte Stadt in Alt-Sachſen geweſen. Indeſſen bleibt doch auch ſo die Benennung zu beſchränkt, als daß man ſie auf das ganze chriſtliche Abendland und alte Römer-Reich ausdehnen könnte, welches dem größeren Theile nach eben durch die Gothen germaniſch geworden iſt.

Daß die erſten, rohen Anfänge und Elemente der chriſtlichen Baukunſt neugriechiſch oder neurömiſch geweſen, iſt allgemein bekannt, und bedarf es deshalb kaum einer beſondern Bezeichnung. Was den Styl dieſer neuen Bauart aber vorzüglich und beſonders auszeichnet, iſt das vorherrſchende Element der kühnſten Fantaſie, und dieſer Charakterzug iſt aus der germaniſchen Wurzel gekommen und wird daher mit Recht gothiſch genannt. Daß dieſer Eintritt eines neuen Princips von einem ganz eigenthümlichen Naturgefühl in die Baukunſt, wie in andere Zweige der Bildung und des Lebens), auch in einem engeren geſchichtlichen Sinne, gleich mit den Gothen begonnen hat, und ſchon von da an bemerklich iſt, obwohl es erſt ſpäter und ſehr allmählich weiter um ſich greifen, und zur allgemeinen Herrſchaft gelangen konnte, wird ſchon durch die architektoniſchen Denkmahle von Ravenna hinreichend beurkundet. Von den beiden Epochen der gothiſchen Baukunſt aber, könnte die ältere, wegen der in dieſem Kirchenſtyl vorwaltenden Idee, am ſchicklichſten die altchriſtliche genannt werden. Die neuere Epoche, welche die Engländer den blühenden normaniſchen Styl nennen, würden wir als die romantiſche Bauart bezeichnen, weil hier jenes Element der kühnſten, baukünſtleriſchen Fantaſie erſt zu ſeiner vollſten Entwicklung gelangt iſt.

Brüſſel.

Sehr auffallend und groß iſt die Verſchiedenheit der Niederlande von dem innern Frankreich. Zwar flach iſt das Land auch; aber dieſe überall verbreitete Fruchtbarkeit, das friſch ſchimmernde Grün auf den bewäſſerten Wieſen und Feldern, von Büſchen und Baumreihen überall luſtig umkränzt und durchſchnitten, gewähren den Anblick eines großen ununterbrochenen Gartens. Und dieſe Fruchtbarkeit iſt nicht eine müßige Gabe der Natur allein; ſie iſt vielmehr größtentheils die Frucht, und hat auch das Gepräge des menſchlichen Fleißes, der ſo angewandt, faſt als Kunſtſinn erſcheint, und durch ſolchen Anbau das Land und den Boden ſelbſt wie in ein Kunſtwerk verwandelt. Für eine ſolche einzige Benutzung oder Umgeſtaltung eines, wenigſtens theilweiſe, ungünſtigen Bodens, giebt außer den Niederlanden die Schweiz ein ganz ähnliches, noch ſchöneres Beiſpiel. Im Charakter des deutſchen Stammes ſcheint eine beſondre Fähigkeit zu dieſer Art des Kunſtfleißes zu liegen, wozu die Veranlaſſung vielleicht ſchon in ihrer älteſten Geſchichte zu ſuchen iſt.

Und man glaube nicht, daß dieſe geringere Art des Kunſtſinns, dieſer ſchöne und ſinnreiche Fleiß ganz ohne Beziehung wäre auf die Bildungen der höhern Kunſt. Die reichſten und ſüdlichſten Länder ſind gar nicht immer, und ausſchließend, die günſtigſten für die Kunſt; die Natur giebt da alles, es lebt ſich von ſelbſt, und die Menſchen werden träge. Im Norden hingegen, wo die Bedingungen des Daſeins ſelbſt erſt künſtlich herbeigeſchafft und begründet werden müſſen, da wird alles künſtlich, weil das Leben ſelbſt gleichſam eine Kunſt iſt, nur durch Kunſt erhalten und verſchönert werden kann. Darum iſt das arme nördliche Europa auch das eigentliche Land der Kunſt; das reiche Aſien zwar das alte Mutterland der Dichtung, in der Kunſt aber hat es der jüngern Tochter weichen müſſen. Aus einem ähnlichen Grunde hat vielleicht Aegypten, welches wenigſtens zum Theil von der Natur ſehr verungünſtigt iſt, und nur durch Kampf und künſtliche Mittel zu dem gemacht werden konnte, was es war, eine höhere Stufe der bildenden Kunſt errungen, als in Perſien oder Indien erreicht werden konnte.

Beſonders aber im Norden war eine gränzenloſe Neigung zu einer durchaus alles bildenden, alles benutzenden und alles verzierenden Künſtlichkeit einheimiſch, und faſt zur andern Natur geworden. Auch giebt es wohl kaum eine Art des Kunſtfleißes, die nicht in den Niederlanden geblüht hatte, da ſie noch als freie Länder ein eignes Daſein hatten und mit dem deutſchen Reich im glücklichen Vereine ſtanden. Die Entfremdung von dieſen und von der deutſchen Sprache hat freilich die Einwohner um viele Stufen zurückſetzen müſſen; doch erkennt man, beſonders auf dem Lande, noch leicht die Spuren der deutſchen Art. Die Geſichter ſind gar nicht, wie man ſie ſich meiſtens denkt, wenn man den Begriff flämiſcher Geſtalten von den ſpätern oft ſehr willkührlich manierirten Mahlern entnommen hat. Es ſind vielmehr feſte, hartbeſtimmte und eckichte aber freundliche und treuherzige Geſichtsbildungen; ſchwarzes Haar iſt am häufigſten. In den Städten, wo der alte Schlag ſeit langer Zeit mit Ausländern vermiſcht ward, iſt es freilich anders; da mag man Urbilder genug finden zu den aufgedunſenen und verſchwommenen Formen jener niederländiſchen Mahler; die Miſchung der Stämme iſt ſelten der Geſtalt günſtig.

In Brüſſel ſieht man an dem großen Marktplatze ein ſchönes Rathhaus in gothiſcher Bauart; den künſtlichen ſchlanken Thurm ziert oben ein vergoldeter Engel Michael mit dem Drachen. Auch iſt da noch das Kuilembergiſche Haus zu ſehen, mit demſelben Altan, wo Alba ſtand und zuſah, als Egmont enthauptet ward.

Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte die Domkirche der heiligen Gudula. Sie iſt eingerichtet wie die meiſten gothiſchen Hauptkirchen; auf der freieſten Anhöhe der Stadt gelegen, der aus drei neben einander liegenden Thüren beſtehende Haupteingang, durch zwei hohe, gegen Abend gelegene Thürme geziert; Chor und Hochaltar gegen Morgen; dieſe Thürme, nicht ſowohl reichlich verziert, als vielmehr aus lauter kleinern Thürmen zuſammengewachſen und aufgeſchoſſen ſcheinend; und auch an den umgebenden Seitenträgern des Hauptgebäudes alles in Knospenthürmchen aufſchießend und zierlich endend. Die Thürme ſind beide unvollendet, das Innere der Kirche ſo ganz im Kriege zerſtört, daß eine gewaltſame Umänderung freilich unvermeidlich ſein mochte. Ein breites großes Glasgemählde an der Abendſeite ſtellt das jüngſte Gericht dar, wie ſich ſolches auch in andern gothiſchen Kirchen nicht ſelten findet; die wunderbar künſtlich in Holz geſchnittene Kanzel dagegen, unten den Sündenfall, oben die Mutter Gottes im Sternenkranze mit dem Chriſtkinde, welches mit dem Kreuz der Schlange den Kopf zerſtößt. Der Baum bildet das Ganze wunderbare Gebäude oder Gewächſe; der gebeugte Adam hilft die Kanzel tragen. An der dem ausführenden Künſtler vorgegebenen Zeichnung, möchte dem Tadler vielleicht nicht alles gefallen; die Kunſt aber des Schnitzwerks war gewiß bewundernswerth, und iſt wohl ſchwerlich wieder ſeit jener Zeit auf eine ſo hohe Stufe getrieben worden. Höchſt künſtliche und zierliche Arbeiten von Holz, oder auch von Eiſen und Bronze, zieren eine gothiſche Kirche ungemein; Marmor macht immer ein Mißverhältniß und eine Störung, ſeien es Gräber, Statuen, oder auch kleinere Säulen an Altären oder an Denkmahlen. In Italien hat der Marmor als Stoff und Baumaterial der älteren Kirchengebäude einen ganz eigenthümlichen Styl der gothiſchen Baukunſt begründet, welchen man wohl als den italieniſchen bezeichnen und als deſſen reinſtes Beiſpiel vielleicht der wunderſchöne Dom von Siena betrachtet werden kann; denn die Kathedralkirche zu Florenz enthält ſchon manche Annäherung an die antike Bauart und der Dom zu Mailand iſt ganz dem deutſchen Styl nachgebildet. In dieſer italieniſchen Marmorart des ältern gothiſchen Kirchenſtyls, zeigt ſich nun jenes Princip und Streben nach der reichſten Fülle der Fantaſie, welches die gothiſche Baukunſt überhaupt auszeichnet, da die Künſtlichkeit in den Verzierungen am Marmor doch nie ſo hoch getrieben werden kann, als im nordiſchen Sandſtein, theils in der mannichfachen Miſchung der verſchiedenfarbigen Marmorarten, nach Art der Moſaik, theils auch in der überhaupt vorherrſchenden Neigung zur Moſaik ſelbſt, an der reichgeſchmückten Vorderſeite, dem kunſtreichen Fußboden oder dem prachtvollen Gewölbe oben, wie in der großen Marcuskirche zu Venedig, an jenem Dome zu Siena und andern altitalieniſchen Kirchen.

Solche allegoriſche Vorſtellungen, wie die vom jüngſten Gericht, vom Sündenfall und dem Siege des Glaubens an bedeutenden Stellen der alten Kirchen, wie Eingang und Kanzel in der Mitte des Schiffs, ſind nicht für bloße Zierathen zu halten. Die Bedeutung war das vornehmſte Ziel jener alten Künſtler, und man kann nicht zweifeln, daß ſie oftmahls die beſtimmte und bewußte Abſicht hatten, in den ſichtbaren Gebäuden der Kirche, die Kirche ſelbſt, im geiſtigen Sinne nähmlich, den Begriff derſelben nach dem verſchiedenen Verhältniſſe darzuſtellen und anzudeuten, da ſie bald als ſtreitend, bald als triumphirend gedacht wird. Wie iſt es aber möglich, die Pracht und den zauberhaften Eindruck eines ſolchen Glasgemähldes, wie das erwähnte zu beſchreiben, wenn die Beleuchtung eben günſtig, nicht zu blendend helle, und auch nicht allzu trübe iſt. Es iſt wie ein himmliſcher Teppich von Edelſteinen und Kryſtallen, wie die hellſchimmernde Oberfläche eines Meeres von feurigen Blumen, wo in beweglichen Wellen alle Geheimniſſe der Farbe und des Lichts in räthſelhaften Verſchlingungen an unſerm Auge immer von neuem vorüber ſchimmern.

Auch dieſes herrliche Werk war beſtimmt, der neuen Anordnung und nothwendigen Veränderung zu weichen, und wird vielleicht nach England wandern müſſen, wohin auch größtentheils die Glasgemählde aus St. Denis gekommen ſind.

Löwen.

Die Zeiten ſind nicht mehr, da Löwen allein viertauſend, Mecheln über dreitauſend, und Gent vierzigtauſend Tuchweberſtühle beſchaftigen konnte, und auch andre Arten des Kunſtfleißes nach eben dem Verhältniß bluhten. Handel und Gewerbe hatten damahls, wie jetzt in England, ihren Sitz in Deutſchland, und ganz beſonders in den Niederlanden. Wie reich und blühend im Handel und Gewerbe Deutſchland noch unter Maximilian war, davon kann man bei Machiavelli eine merkwürdige, und faſt allen Glauben überſteigende Schilderung leſen. Doch auch ſo iſt Brabant ein ſehr reich begabtes und begünſtigtes Land, und dem nachdenkenden Reiſenden merkwürdig durch die überall verbreiteten Spuren und Denkmähler alten Reichthums und alter Kunſt.

Die Stadt Löwen enthält ein berühmtes Denkmahl gothiſcher Baukunſt in dem bewundernswürdigen, herrlich vollendeten Rathhauſe. Wir betrachteten es aufmerkſam beim grauen Scheine des erſten Morgenlichts: ich habe oft wahrgenommen, daß bei einer hellen Nacht, oder in der Dämmerung, die großen Umriſſe an Gebäuden noch deutlicher und reiner hervortreten von dem nicht ſo blendenden Hintergrunde. Was dieſes Gebäude beſonders auszeichnet, iſt neben dem Charakter der äußerſten Zierlichkeit der Ausdruck des Reichthums, und der einer ſchönen Einfalt und eines reinen Ebenmaaßes. Denn ganz irrig iſt die Vorausſetzung, als ſeien dieſe letzten Eigenſchaften aus Werken der gothiſchen Baukunſt durchaus verbannt; es iſt wahr, in einigen wird das Ebenmaaß durch abſichtliche Ungleichheit verletzt, wie an dem Straßburger Münſter; aber dieſes iſt kein allgemeines Geſetz, ſondern nur Ausnahme. An andern gothiſchen Gebäuden beobachtet man bei dem größten Reichthum von Zierathen eine ſtrenge Symmetrie und eine durchgehende Gleichförmigkeit und Harmonie in der ſchönen Fülle. Für die Schönheit der Verhältniſſe und das zierlichſte Ebenmaaß nimmt das Rathhaus von Löwen im kleineren oder mittleren Maaßſtabe, wie der Köllner Dom im allergrößten, eine vorzüglich hohe Stufe der Vollkommenheit ein, unter den Werken der gothiſchen Baukunſt. Denn jene ſeltneren Falle einer abſichtlichen Verletzung der Symmetrie aus irgend einem Grunde der Fantaſie, bilden nur eine Ausnahme. Außerdem aber herrſcht nicht Mangel an Symmetrie in den vollendeten Werken der gothiſchen Baukunſt; wohl aber iſt es eine andre, von der griechiſchen ganz verſchiedne, und durchaus eigenthümliche Symmetrie, die ihr eignes Princip und Geſetz der baukünſtleriſchen Fantaſie hat.

Da alle Bilder an der Vorderſeite des Rathhauſes in Löwen herausgeworfen ſind, wo ihrer über hundert waren, wie man an den leeren Stellen der kleinen Blenden zählen kann, wo ſie geſtanden hatten; ſo iſt dieß ſchöne Kunſtwerk freilich nun ſehr entſtellt und verunſtaltet.

Lüttich.

Das Lütticher Land iſt reich, die Stadt ſchön gelegen, aber häßlich gebaut; und auch die Bewohner fallen in Sprache, Geſichtszügen und Sitten beim erſten Eindruck nicht angenehm auf. Man glaubte ſich ſchon auf deutſchem Boden, und geräth auf's Neuins Franzöſiſche; doch iſt das Franzöſiſche, welches die Wallonen reden, ſehr abweichend. Man ſchreibt dieß dem Einfluß der ſtarken Kolonien von Spaniern und Italienern zu, welche Karl der Fünfte hier anſiedelte. Die Art, wie ſich hier an der Gränze das Franzöſiſche, Flammändiſche und Deutſche kreuzt, könnte Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen über die Richtung der alten Einwanderung und Bevölkerung geben. Aus dieſem franzöſiſch-deutſchen Gränzlande war der berühmte Gottfried von Bouillon, jener erſte Anführer der Kreuzfahrer, von dem wir den bedeutenden Zug leſen, daß, da er beide Sprachen gleich fertig redete, er die gegenſeitige Abneigung der deutſchen und franzöſiſchen Ritter um ſo beſſer zu beſänftigen wußte.

Die Domkirche zu Lüttich iſt ganz zerſtört, da beſonders das Blei, womit ſie gedeckt war, die Raubgier auf ſich zog. Soll ich einem Kupferſtich und dem beſtätigenden Urtheile einiger Sachkundigen trauen, ſo war es für die Kunſt durchaus kein Verluſt. Das Schlechte und das Mittelgute gehört allen Zeitaltern und allen Gattungen an; es findet ſich unter den gothiſchen Denkmahlen, wie unter den griechiſchen. Nur wäre zu wünſchen, daß man lieber auch ſchlechtere alte Denkmahle erhielte, als das Urtheil darüber dem Vorwitz ſolcher Menſchen zu überlaſſen, welche vielleicht wegen des Gewinns ein Intereſſe haben, ſie herabzuſetzen.

Unter den vielen Eigenheiten des walloniſchen Volkes, iſt dem Fremden nichts ſo auffallend, als die beſondere, ganz ausſchweifende Liebe zur Muſik, die ſich auch bis auf Wettgeſänge künſtlich abgerichteter Finken erſtreckt; welche Wettgeſänge als wahre Volksfeſte mit aller Leidenſchaftlichkeit antiker Wettkämpfe betrieben werden. Von dieſer Liebe der Lütticher zur Muſik finden ſich die Spuren ſchon im Mittelalter. Noch iſt zu merken, daß Diderot aus dieſer Stadt gebürtig war, die ſo viel Eigenes hat, und obgleich franzöſiſch redend, damahls doch auf keine Weiſe zu Frankreich gerechnet werden konnte. Eine etwas andre Lage der Dinge, eine etwas andere Wendung ſeines Schickſals, und er, der als Gränzbewohner die Wahl hatte, konnte ſich in Deutſchland niederlaſſen, ſich an die deutſche Sprache anſchließen, die vielleicht ſeinem Geiſte und künſtleriſchen Sinne angemeſſener geweſen wäre, und gewiß wäre er unter uns auf die Länge nicht ſo verkannt worden, als es jetzt in Frankreich geſchieht.

Achen.

Hügel, Gründe und helle Bäche, wie man ſie in Teutſchland ſieht, verkündigen die Nähe von Achen; der friſche Waldgeruch weht Einen an, und man fühlt ſich angenehm erregt zur Erinnerung und zum Anſchauen. Einen ganz eigenthümlichen Reiz hat der Hügel bei Achen, wo die heiße Quelle dicht neben der kalten entſpringt; auf der Anhöhe bilden ſich kleine ſtille Seen, zwiſchen denen wir an einem heitern Frühlingstage luſtwandelten. Etwas ferner liegt, gleichfalls mitten im Waſſer, die Ruine von Frankenberg, die noch aus Karls des Großen Zeiten ſein ſoll. Die Burg iſt ganz zerfallen; Schwäne zogen auf den ruhigen Waſſern, ein Kind ſaß am Brunnen und las in einem von jenen Volksbüchern, in denen noch die ſchwachen Reſte alter Fabel und Dichtung fortleben.

Hier war der Lieblingsſitz jenes großen Karl, deſſen tief eingreifende Gedanken und Einrichtungen zum Theil noch jetzt ihre Wirkung nicht ganz verloren haben. Sonderbar bleibt es, daß er ſeine liebſten Schlöſſer und Wohnplätze nur in dieſen Gegenden längs dem Rheine hinauf ſich wählte, zu Nimwegen, zu Achen und zu Ingelheim. Wenn man es auch aus der Geſchichte weiß, daß die Sprache des Hofes und des Adels in Frankreich unter den beiden erſten Dynaſtien die deutſche war, die Fürſten alſo das Teutſche liebten, weil ſie ſelbſt noch Teutſche waren; ſo lange man ſich Karln als einen König von Frankreich denkt, der von da aus Eroberungen machte, bleibt es immer auffallend, daß er ſeinen Sitz ſo weit von der Mitte, ſo ganz an der Gränze nehmen konnte, wenn nicht anders die Kriege gegen die Sachſen ihn bewogen haben, in der Nähe zu bleiben. Vielleicht aber beſtimmten ihn nach der Art jener Zeiten, viel einfachere Beweggründe, als jene politiſchen. Es muß gewiß in Anſchlag gebracht werden, daß Karls Vorfahren Auſtraſien zuerſt beherrſchten, und wahrſcheinlich als das eigentliche Stammgut ihres Hauſes und Reichs betrachteten; Neuſtrien und Aquitanien aber, oder das innere Frankreich nur als eine neuere Erwerbung.

Im Achner Dom ruhten Karls Gebeine; doch iſt hier, wie überhaupt, wenig oder nichts mehr vorhanden von den Werken ſeines Bauverſtändigen Gerhard. Der Chor iſt aus einer neueren Epoche der gothiſchen Baukunſt; nicht zu tadeln, aber auch nicht ſehr ausgezeichnet. Die vielen, langen, ſchmalen, wenig verzierten, dicht neben einander gereihten, und nur durch ganz maſſive Träger getrennten Fenſterbögen, verrathen den Styl des vierzehnten Jahrhunderts, da die gothiſche Baukunſt ſchon im Verfallen war. Die runde Vorkirche um das Grabmahl zierten porphyrne Säulen, die man von Kölln aus der alten St. Gereons Kirche zu dieſem Behuſe wegführte, wohin die Kaiſerin Helena, Mutter Conſtantins des Großen ſie geſchenkt hatte; ſo wie auch in Italien und in Griechenland Bruchſtucke heidniſcher Tempel zur Verzierung chriſtlicher Kirchen nicht ſelten gebraucht wurden. Dieſe Säulen ſind jetzt in Paris; eine davon, welche zu Kölln geblieben war, iſt im Kriege zerbrochen.

Die chriſtliche Baukunſt der älteſten Zeiten gründete ſich, was die einzelnen Beſtandtheile betrifft, freilich auf die ſpätere Baukunſt der Griechen und Römer; aber da mit dem Chriſtenthume ſeit Conſtantin eine ganz neue Idee und Bedeutung in die Baukunſt kam, welche durch das ganze Mittelalter ihre Einflüſſe erſtreckt hat, ſo iſt dieſe conſtantiniſch-griechiſche Baukunſt doch keinesweges mehr zum griechiſchen Alterthum zu rechnen, ſondern gehört vielmehr der neuen Ordnung der Dinge an. Die Religion macht auch hier die eigentliche Scheidung. So rechnet man ja auch die chriſtlichen oder gereimten Gedichte der ſpätern Römerzeit nicht mehr zu der alten Literatur. Doch iſt freilich ſpäterhin aus jenen geringen Anfängen in der gothiſchen Baukunſt etwas ganz Eigenes und durchaus Neues entſtanden. Die Wunderwerke altdeutſcher Baukunſt einzig und allein auf dieſen ihren erſten Urſprung zurückführen, das wäre, als wollte man die höchſten Meiſterwerke der neuern Dichtkunſt, eines Dante oder

Calderon, aus den Leoniniſchen Verſen der Alten ableiten, weil hier doch auch der Reim, und ſchon früher ſich findet.

Das Volk von Achen ſcheint ſehr aufgeweckt und fröhlich zu ſein, wie es der alte fränkiſche Stamm wohl überhaupt war. Das Deutſche, welches man hier ſpricht, iſt eine eigne, ziemlich abweichende Mundart, welche dem Fremden wegen des Singenden nicht angenehm auffällt. Eben ſo iſt es zu Kölln, es könnte Einem anfangs Plattdeutſch ſcheinen; doch dieſes iſt es keineswegs, ſondern es ſind vielmehr eigenthümliche Miſchungen des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen, welche ſich nur dadurch auszeichnen, daß ſie roher und unbearbeitet geblieben ſind. Aus ſolchen Miſchungen aber, wo die verſchiedenen Beſtandtheile des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen mehr verſchmolzen und inniger vereinigt ſind, iſt im mittlern Deutſchland vorzüglich dasjenige gebildete Deutſch entſtanden, aus welchem die jetzige Schriftſprache hervorgegangen iſt. Darum wären auch dieſe, freilich etwas ungebildeteren Mundarten, der Aufmerkſamkeit des Sprachforſchers nicht unwerth. In einem der älteſten der bis jetzt bekannten epiſchen Gedichte der Deutſchen, dem Lobgedichte auf den heil. Anno, ſind die Spuren der köllniſchen Mundart unverkennbar.

In der Köllniſchen Mundart werden noch viele Römiſche Wörter, obwohl ziemlich verſtümmelt und anfangs unkenntlich, gefunden. Der Verkehr mit den holländiſchen Schiffern und die Menge der Fremden in einer ſo volkreichen Handelsſtadt mußte auch in der Sprache manche Einmiſchung veranlaſſen. Einiges Fränkiſche iſt vielleicht gleich von der erſten Anpflanzung her darunter geweſen; da wir die Ubier oder Oberländer wohl zu dieſem Stamme zu zählen haben. Indeſſen iſt ſonſt die Grundlage, in der Sprache wie im Menſchenſtamm und Charakter, zu Kölln im Weſentlichen durchaus altſächſiſch; wie man dieſes auch zu Bonn noch ſehr deutlich empfindet. In Coblenz iſt es dagegen ſchon durchaus in allem, die leichtere lebhafte, fränkiſche Art; die Gränzſcheide des altſächſiſchen und fränkiſchen Stammes und Charakters iſt irgendwo in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Städten zu ſuchen.

Neuß.

Die Kirche dieſer kleinen Stadt gehört dem Styl nach zu den roheren gothiſchen. Der Haupteingang mit nur einer Thüre an der Vorderſeite, hat auch nur einen einzigen gewaltigen, ſchweren, viereckigten Thurm, der aber übrigens ſchön und reich verziert iſt. Die Spitze iſt durch das Wetter abgeſchlagen, ſo daß er nun eher einem ſchweren feſten Burgthurme ähnlicher ſieht, als einem ſchlankgewachſenen, aus lauter Zierathen und kleinern Thürmchen wie zuſammengewachſenen, und aufſchießenden Spitzthurme, wie man ſie an den vollendetſten und zierlichſten gothiſchen Gebäuden durchaus ſieht. Für die Frage vom Urſprung der gothiſchen Baukunſt aber ſind die plumpen ſchweren Thürme nicht unwichtig, die man hier und da, und nicht ſelten grade an den ältern Kirchen ſieht. Ich ſah dergleichen ſogar mit Burgzinnen, zum deutlichen Beweiſe, daß es nicht eine willkührliche Vergleichung oder zufällige Aehnlichkeit iſt, die uns hier an die alten Ritterburgen erinnert, ſondern eine abſichtliche Nachbildung der durch uralte Sitte ehrwürdigen Bauart. Es iſt alſo gar nicht nöthig, die gothiſchen Thürme von denen der Moſcheen abzuleiten, mit denen ſie überdem meiſtens gar keine Aehnlichkeit haben. Doch es iſt ſchon von andern erwieſen worden, daß die Hypotheſe eines arabiſchen Urſprungs der gothiſchen Baukunſt durchaus irrig iſt. Auch lauten die Nachrichten und Beſchreibungen ſolcher Gebäude in Sicilien und Spanien, von denen man hiſtoriſch weiß, daß ſie von mohriſchen Meiſtern erbaut wurden, gar verſchieden von der gothiſchen Art. Es bleibt eigentlich nichts, als die allgemeine Aehnlichkeit eines großen Reichthums der Verzierungen. Die kleinen Thurme an den Moſcheen beruhen auf einem Bedürfniſſe der morgenländiſchen Sitte, indem von dort aus das öffentliche Gebeth bei den Mohamedanern verkündigt wird. In dem abendländiſchen Bauſtyl iſt der nächſte Zweck und Nutzen der Kirchenthürme, daß ſie die Glocken zu tragen dienen, deren Geläute von dort aus für die Andacht der Frommen ſo herrlich ertönt. Aber wie viel großartiger und kunſtreicher hat ſich nun der chriſtliche Thurm, bis zum kühnſten Gipfel der gothiſchen Baukunſt entwickelt, als jene arabiſchen Thürmlein? Selbſt eine größere Aehnlichkeit, als dieſe, würde noch nicht beweiſen, daß ſie entlehnt ſei, da beide, die arabiſche, wie die gothiſche und chriſtliche Baukunſt, gewiſſer Maaßen aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben. Denn auch die Araber benutzten doch wohl, was ſie in den Städten Syriens und Aegyptens, oder ſonſt von griechiſchen und römiſchen Gebäuden vorfanden. Nur freilich, daß ſie alles nach dem Bedürfniß der Moſchee und der Grundidee ihres Glaubens und ihrer Sitte geſtaltet haben, wobei ſie es aber eben nicht zu einer großen Kunſthöhe gebracht zu haben ſcheinen. Wie in der Poeſie, ſo iſt auch in der Baukunſt des Mittelalters, im Orient nicht minder als in dem katholiſchen Abendlande, die Fantaſie vorwaltend, als herrſchendes Element in jener ganzen Weltperiode. Darauf beruht die allgemeine Uebereinſtimmung, die weder von der einen noch von der andern Seite entlehnt zu ſein braucht; und bei der übrigens noch ein ſehr weſentlicher und großer Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der morgenländiſchen Kunſt und Fantaſie übrig bleibt, wie dieſer auch zwiſchen unſerer höhern romantiſchen Dichtkunſt, im Vergleich mit den arabiſchen Mährchen oder perſiſchen Rittergedichten Statt findet.

Neuß lag ehedem hart am Rheine, deſſen Ufer jetzt eine ſtarke Viertelſtunde davon entfernt iſt; auch an mehreren andern Stellen hat der ſchöne Strom ſein Bette verändert. Veränderungen, welche in den Jahrbuchern, ungeachtet ihrer Wichtigkeit ſich weniger ſorgfältig aufgezeichnet finden, als die Thorheiten der Menſchen, deren ſo manche vergangen ſind, ohne auch nur eine Spur zu hinterlaſſen. Wer ſich doch in jene alten Zeiten auf einen Augenblick verſetzen könnte, als die Deutſchen zuerſt langſt dem Rheine herab, wie an der Donau herauf, ſich ergoſſen und an den fruchtbaren Ufern des königlichen Stromes anſiedelten! Welchen ganz andern Begriff von der Lebensart, den Sitten, der alten Verfaſſung und Geſetzgebung unſerer germaniſchen Vorfahren würde uns dieſer Anblick gewähren, als alles, was die verſtummelte, und zuletzt noch durch ſeinſollende Kritik gänzlich verkehrte und verfälſchte Geſchichte beſagt.

Unter den vielen ſchätzbaren Gemählden, welche die hieſige Sammlung beſitzt, zeichnet ſich beſonders der Saal des Rubens aus, durch ſeinen Reichthum. Man kann von dieſem Künſtler in der That nur hier ſich einen vollſtändigen Begriff machen. Will man ihn aber nicht bloß nach ſeiner, nach der Strenge der Kunſt durchaus nicht zu lobenden Manier im Ganzen, ſondern auch von einer vortheilhaftern Seite kennen lernen, ſo muß man ſich nicht grade an die berühmteſten ſeiner Bilder halten; denn das Maaß jener Berühmtheit ward ja eben in einem Zeitalter beſtimmt, wo ſelbſt in Italien der Kunſtſinn durchaus entartet war; durch eben dieſelben Vorurtheile und vorherrſchenden modiſchen Neigungen beſtimmt, welche den Künſtler ſelbſt von dem rechten Wege ableiteten. Denn bei einem ſo ausgezeichneten Talente als Rubens war, bei einer ſo außerordentlichen Kraft des Geiſtes, muß man, wenn ihre Anwendung auch nach dem Maaßſtab der Kunſt und der Schönheit durchaus verwerflich ſcheint, doch jederzeit die natürlich gute Anlage und den ſchädlichen Einfluß des Zeitgeiſtes und andrer nachtheiliger Einwirkungen unterſcheiden, denen der Künſtler unterlag.

Rubens ſcheint in der That faſt alle Fehler, die zu ſeiner Zeit und kurz vor ihm in den verſchiedenen italieniſchen Schulen Statt fanden, in ſich zu vereinigen; das Gewaltſame, Unnatürliche und Uebertriebene der Manieriſten aus Michel Angelo's Schule, die Nachläſſigkeit und den Leichtſinn der eilfertigen Naturaliſten, das Streben nach dem Effect allein, wie bei den bloßen Coloriſten; ja ſogar die willkührlichen und mißglückten Allegorien der gelehrten Mahler. Und doch bleibt er ein außerordentlich merkwürdiger Künſtler; könnte man auch nicht mehr von ihm ſagen, als daß er durch die Kraft und den Reichthum ſeiner Erfindungen alle übrigen ſchlechten Mahler zuſammengenommen aufwiegt. Ein ſo gefährlicher Abweg iſt die Nachahmung der ausländiſchen Manier, daß ſelbſt das wahre Genie dadurch meiſtens zu Grunde geht. Welche andere Stufe der Kunſt, welche andere Höhe der Schönheit würde dieſer außerordentliche Geiſt erreicht haben, wenn er, ſtatt der damahls ſchon ganz verdorbenen und ausgearteten Italiener, die einheimiſchen alten Niederländer, den kunſtreichen, naturgetreuen van Eyck und andere ähnliche ſich zum Vorbilde erwählt hätte, und die Wiederherſtellung ihres ſchönen und richtigen Styls durch ſein glanzendes Colorit und die Fulle ſeiner urſprünglich reichen, auf dem falſchen Wege, den er nahm, nur verwilderten Fantaſie noch erhöht und ausgeſchmückt hätte. Denn dieß iſt das ſchlimmſte bei der Nachahmung des Ausländiſchen in der Kunſt, daß ſie gemeiniglich erſt dann eingreift, wenn die Kunſt in dem nachgeahmten Lande ſchon längſt von der erreichten Vortrefflichkeit abgewichen und entartet iſt; wie auch die jetzige Zeit ſo manches, dem Nahmen nach freilich Griechiſches, der ſpätern ſchon entarteten Zeit, ängſtlich nachbildet, was die wahren alten Griechen ſelbſt durchaus verwerfen und verachten würden. Daher bleibt es das gefährlichſte aller Experimente, auch in der Kunſt fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wornach man ſtrebte, wird faſt nie erreicht. In der Mahlerei läßt ſich vielleicht noch eher mit wirklichen und ſcheinbaren Gründen dafür ſprechen. In der Baukunſt iſt das Widerſinnige, und nicht nur alle Kunſt, ſondern auch Sitten Zerſtörende, einer dem Auslande nachgemachten Bauart, zu fühlbar, und kann durch nichts vergutet und durch nichts beſchönigt werden. Jede Nation, jedes Land und Klima hat ſeine eigenthümliche, nur ihm eigene und angemeſſene Baukunſt; oder ganz und gar keine. Wir mögen unter unſerm nordiſchen Himmel eben ſo wenig unter offnen antiken Säulengängen luſtwandeln, als im luſtigen griechiſchen Gewande, nach der Sitte der Alten, mehr auf der Straße als im Zimmer leben. Die Bauart ruht wie die Lebensſitte auf dem feſten Boden der Natur und eigenthümlichen Landesart; und wie verderblich es ſei, dieſe Grundlage der Natur zu verlaſſen, iſt Jedem einleuchtend, der die Geſchichte der Kunſt und der Sitten, und ihres gegenſeitigen Einfluſſes mit einem aufmerkſamen Blick betrachtet.

Solche Gemählde von Rubens, in denen die beſſere Natur hervortritt, ich meine die faſt ohne alle Beimiſchung des Manierirten erſcheinen, ſind ſein eigenes Bildniß, nebſt dem ſeiner erſten Gemahlin, in einer Laube ſitzend; das ſo tieſe und doch leicht erſcheinende Bildniß eines Franciskaner-Generals; eine Mutter Gottes, von einem vollen Kranz von Blumen und Engeln umringt, und einige andere. Sein Colorit war vielleicht urſprünglich nicht ſo manierirt, als es ſich jetzt zeigt; der ſo häufig gebrauchte Zinober trat wohl urſprünglich nicht ganz ſo hart hervor, da die andern Farben verhältnißmäßig mehr verblichen ſein mögen.

Kölln.

Dieſe alte Stadt pflegt den Fremden mehrentheils zu mißfallen; wie denn jede große Stadt, die in Verfall gerathen iſt, keinen angenehmen Eindruck machen kann. Doch fehlt es nicht an ſchönen großen Plätzen, oder ſolchen, die mit geringen Veränderungen verſchönert werden könnten. Die vorzüglichſten und wichtigſten Gebäude ſind günſtig und gut gelegen, frei und erhaben. Mancher Tadel flüchtiger Reiſenden iſt auch ohne Rückſicht auf das Lokalbedürfniß abgeſprochen. Die Straßen, beſonders die nach dem Rheine zu, ſind meiſtens eng, weil alles ſich des Verkehrs und des Gewerbes wegen nach dieſer Gegend drängt; ſehr breite Gaſſen würden hier auch wegen der Strenge der Rheinluft im Frühling und Herbſt nicht eben gewöhnlich ſein.

Die herrliche amphitheatraliſche Lage der Stadt am Rhein, längs deſſen Ufer ſie einen halben Mond in der Ausdehnung einer kleinen Stunde bildet, die Menge der Gärten in der Stadt ſelbſt, die Schönheit des innern und äußern Spazierganges um den Wall, die beträchtliche Erhöhung einiger Theile der Stadt, gewähren einen hinlänglichen Erſatz für den Mangel an umgebenden Spaziergängen, und für die im Ganzen flache Gegend, die nur in der Ferne durch das Siebengebirge bekränzt wird, inſofern es für eine ſolche Lage einen Erſatz geben kann. Doch dem ſei wie ihm wolle, Kölln möge den Forderungen des jetzigen Mode Geſchmacks ſo wenig oder ſo ſchlecht entſprechen als möglich; für den Freund der Kunſt und der Alterthümer iſt es eine der wichtigſten und lehrreichſten Städte Teutſchlands.

Alterthümer der verſchiedenſten Zeiten finden ſich hier beiſammen. Hier ſieht man noch einen römiſchen Thurm und Stücke römiſcher Mauer aus regelmäßig behauenen Steinen von mancherlei Figur, deren verſchiedene Farben Mannichfaltigkeit hervorbringen, auch wohl eine Verzierung, oder ein kleines Tempelchen bilden; nach der Weiſe jenes in Allem außerordentlichen Volkes unerſchütterlich feſt zuſammengefügt. Hier bezeichnet man uns noch die Stelle, wo das Capitol ſtand, und ſo manches Merkwürdige unter den Cäſaren geſchah; den Ort, wo die Naumachien waren, von deren bis aus den Bergen des Eifelgebirges hergeführten Waſſerleitungen noch Ruinen übrig ſind; die Stelle am Rhein, wo, wenn das Waſſer ungewöhnlich tief gefallen, noch die Pfeiler hervorragen von Conſtantins ſteinerner Brücke. Hier ſehen wir an der alten Stiftskirche St. Marien, deren Chor aus vor Carolingiſcher Zeit herrührt, das wahrſcheinlich gleichzeitige oder wenig ſpätere Bildniß der Stifterin Plectrudis, Gemahlin Pipins von Heriſtall, Urgroßvaters Karls des Großen. Dort den unvollendet gebliebenen, jetzt inner der Stadt gelegenen gewaltigen Burgthurm, an der St. Georgen Kirche, welchen der heilige Anno im eilften Jahrhundert dicht vor dem damahligen Stadtthor in nicht ſehr friedlichen Abſichten zu bauen begann. So vieler anderen höchſt merkwürdigen Denkmahle aus jeder Epoche des ganzen Mittelalters nicht zu erwähnen.

Mit einem Worte, Kölln war unter den Römern die Hauptſtadt der ihnen ſo wichtigen **Germania secunda**, auch in dem nachmahligen Auſtraſien von gleicher Wichtigkeit, von Otto dem Großen an, der Sitz des mächtigſten geiſtlichen Churfürſtenthums, eine der mächtigſten Hanſeſtädte, und eine der wichtigſten Univerſitäten des Mittelalters, zu welcher berühmte Männer aus den entfernteſten Weltgegenden zuſammen kamen. Hier ſtudierte jener Snorro Sturleſon aus dem entfernten Island, welcher die nordiſchen Sagen zur Edda geſammelt und verbunden hat, und Vorſteher dieſes damahls ſo blühenden ſkandinaviſchen Freiſtaates war; und hierher kam von Neapel der heil. Thomas von Aquino, als zwanzigjähriger Jüngling, da er ſeiner edlen Familie entſprungen war, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Daher fehlt es denn auch nicht an bedeutenden Erinnerungen und eigenthümlichen Merkwürdigkeiten jeder Art in dieſer alten, durch innere Kriege, durch die Wirkungen der Reformation, und durch den mit der veränderten Lage der Dinge mehr oder minder allgemeiner gewordenen Verfall von Deutſchland, von ihrer ehemahligen Höhe herabgeſunkenen Stadt, die für jetzt mit den andern Städten des linken Rheinufers den Franzoſen anheim gefallen iſt.

Inſonderheit aber für gothiſche Baukunſt iſt der Reichthum an Denkmälern daſelbſt wahrhaft unermeßlich. Von den älteſten Zeiten, da dieſelbe der chriſtlich griechiſchen nicht ganz unähnlich war, bis in die ſpäteſten, wo ſie in der ſpaniſch prächtigen, aber überladenen Bauart der Jeſuiten, ſich in die moderne Baukunſt zu verlieren anfängt, finden ſich herrliche Gebäude als Belege und Beiſpiele für jede bedeutende Stufe der Kunſt nicht nur, ſondern auch für jede einigermaßen wichtige Abweichung und Verſchiedenheit. Ja außer den Kirchen finden ſich auch noch eine hinlängliche Anzahl von ziemlich erhaltenen Privathäuſern aus der gleichen Zeit, ganz im Styl der gothiſchen Kirchen und zwar der ältern Art, welche man gewöhnlich Tempelhäuſer nennt, nach der herrſchenden, aber nicht allgemein anwendbaren Vorausſetzung, daß ſie von den Tempelherrn ſeien bewohnt worden. Ein Sachverſtändiger würde ſich hier alſo auch über die niedern Zweige, und ſelbſt den gewiß ſehr merkwürdigen, und in Rückſicht der angewandten mathematiſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe bewundernswürdigen mechaniſchen Theil der gothiſchen Baukunſt, hinreichende Auskunft und Belehrung verſchaffen können. *)

---

*) Der in den Kunſtalterthümern und der Geſchichte des Kölniſchen Mittelalters gelehrte, würdige Canonicus Wallraff hat das Verdienſt, in unſrer Zeit die Aufmerkſamkeit zuerſt wieder auf die herrlichen Reichthümer der alten Stadt am Rheine hingelenkt zu haben: und auch mir diente ſeine freundſchaftliche Begleitung und ſein belehrendes Geſpräch zur vielfältigen Anregung in der erſten Betrachtung dieſer alten Kunſtſchätze.

Sollte es noch möglich ſein, eine ausführliche und genaue Geſchichte der gothiſchen Baukunſt zu ſchreiben, ehe die jetzt herrſchende Barbarei und geldgierige Zerſtörungsſucht vollends alle alte Denkmahle verwüſtet hat, ſo iſt wohl hier allein ein noch einigermaßen vollſtändiger Vorrath dazu vorhanden; was man an andern Orten ſieht, iſt meiſtens nur einzeln, und außer dem Zuſammenhange wird es ſelten verſtanden oder geachtet.

Das merkwürdigſte aller Denkmahle iſt der **Dom.** Wäre er vollendet, ſo würde auch die gothiſche Baukunſt ein Rieſenwerk aufzuzeigen haben, was den ſtolzeſten des neuen oder alten Roms verglichen werden könnte. Nur der dritte Theil etwa der Kirche, ohne die Kuppel und ohne die Seitenſtücke, welche die Kreuzform bilden ſollten, und noch nicht die Hälfte nur eines Thurms ſind aufgeführt. Doch iſt auch dieſes wenige mehr, als man irgend wo ſonſt ſieht, durch die Größe der Anlage und noch mehr durch die Schönheit des Styls. Conrad von Hochſtetten, derſelbe kühne Mann, deſſen thätiger Einfluß dem furchtbaren Friedrich dem Zweiten mehr als einen Gegenkaiſer entgegenſtellte, entwarf auch dieſen erhabenen Gedanken. Der bis auf die Zierathen vollendete, ausführliche Grundriß des unbekannten Baumeiſters iſt noch vorhanden. *) Der Bau ward angefangen im Jahre 1248, der vollendete Chor aber eingeweiht im Jahre 1322.

Alle ergreift das Große dieſes erhabenen Bruchſtücks mit Erſtaunen, und beſonders der Blick in die Höhe des Chorgewölbes erfüllt jede Bruſt mit Bewunderung. Was aber dem, der mehrere Denkmahle der gothiſchen Baukunſt mit Aufmerkſamkeit zu beobachten Gelegenheit hatte, am meiſten auffällt, iſt die Schönheit der Verhältniſſe, die Einfalt, das Ebenmaaß bei der Zierlichkeit, die Leichtigkeit bei der Größe. Den Eindruck fühlt jeder, der Gefühl für ſo etwas hat; beſchreiben aber oder erklären läßt ſich dieſes Gefühl weiter nicht; nur genaue Abmeſſungen, im Vergleich mit andern Gebäuden ähnlicher Art, würden lehrreiche Aufſchlüſſe über das Geheimniß jenes, dem zartern Gefühl ſo merklichen Ebenmaaßes geben können. Gewiß iſt es, daß die meiſten, auch ſehr berühmten und ruhmwürdigen gothiſchen Kirchen gegen dieſe, theils noch etwas roh und ſchwerfällig, theils aber überladen, ſpielend und weniger zweckmäßig erſcheinen. Nur das Löwener Rathhaus könnte ihr im kleinern Maaßſtabe in Rückſicht auf dieſe edle Einfalt und Schönheit des Styls an die Seite geſetzt werden. In der allgemeinen Anlage iſt der Dom, wie die eigentlich gothiſchen oder altdeutſchen Kirchen meiſtens zu ſein pflegen, nachdem der noch gräciſirende Styl der ältern chriſtlichen Bauart durch eine größere Künſtlichkeit ganz umgeſtaltet worden war. Die Form des lateiniſchen Kreuzes endigt im Chor nach Morgen mit einer halben Rundung; zwei hohe Thürme zieren den dreifachen Haupteingang nach Abend, und die Querſtücke des Kreuzes ſollten noch zwei Seiteneingänge nach den andern beiden Weltgegenden bilden. In der Mitte zwiſchen beiden und der geſammten Kirche ſollte die Kuppel ſich über dem hohen Grabmahl der heil. drei Könige erheben; doch dieſes iſt nicht ausgeführt worden. Die Thürme, ein Gebäude unzähliger ſchlanker Säulen, aus immer höher und höher ſteigenden bogenförmigen Fenſtern und Knospenthürmchen wie zuſammengewachſen, ſollten fünf Geſchoſſe haben; das oberſte, ein durchbrochener Obelisk von durchſichtigen Ranken und großen Knospen, die endlich in einer einzigen großen Blume ſich enden; aber nur zwei Geſchoſſe des einen Thurms ſind fertig. Sind ſolche Thürme gleichſam unermeßliche Gewächſe, von lauter Schnitzwerk zuſammengewunden und ſtolz in die Höhe ſchießend, ſo ſind die Menge der weitläufigen Träger mit allen ihren Schwibbogen, ihren Verzierungen, ihren Knospen, Spitzen und Thürmen einem Walde zu vergleichen. Auch die gothiſchen Säulen, wie die im Dome, welche ſtatt einer einzigen, ein Geflechte vieler zuſammengebundenen ſchlanken Röhren darzuſtellen ſcheinen, mit nur wenig durch zwei nicht ſehr merkliche Vorſprünge angedeutetem Fuß, hoch aufſchießendem Schaft und einfachen, bald aus Weinreben, bald aus anderm einheimiſchen Laubwerk verſchiedenartig gebildeten blätterigen Knauf in der Höhe, wo ſie einen ſpitzigen und mannichfach gebrochenen Bogen bilden, hat man mit der ſtolzen Wölbung eines hohen Baumganges nicht unſchicklich verglichen. Andere haben darin eine Aehnlichkeit mit den ſchon von der Natur ſäulenförmig geſtellten Baſaltſchichten finden wollen; man könnte ſie auch, was die Höhe der Bogenwölbung betrifft, wohl mit dem Waſſerſtrahl eines gewaltigen Springbrunnens vergleichen, wenn dieſer eben ſo dicht wieder herabſtrömte, als er emporſchießt. Und wenn das Ganze von Außen mit allen ſeinen zahlloſen Thürmen und Thürmchen aus der Ferne einem Walde nicht unähnlich ſieht, ſo ſcheint das ganze Gewächſe, wenn man etwas näher tritt, eher einem unermeßlichen Gebilde der kryſtalliſirten Natur zu vergleichen. Es gleichen, mit einem Worte, dieſe Wunderwerke der Kunſt, in Rückſicht auf die organiſche Unendlichkeit und unerſchöpfliche Fülle der Geſtaltung, am meiſten den Werken und Erzeugniſſen der Natur ſelbſt; wenigſtens für den Eindruck iſt es daſſelbe, und ſo unergründlich reich die Structur das Gewebe und Gewächſe eines belebten Weſens dem unterſuchenden Auge iſt, eben ſo unüberſehlich iſt auch der Geſtaltenreichthum eines ſolchen architektoniſchen Gebildes. Alles iſt geſtaltet, und gebildet, und verziert, und immer höhere und mächtigere Formen und Zierden ſteigen auf aus den erſten und kleineren. Dieſe Formen und Zierathen aber ſind faſt alle aus der Pflanzennatur entlehnt, weil hier die Geſtaltung nur in entfernterer Beziehung auf den nützlichen Zweck und das bloße Bedürfniß wirklich ſteht, oder doch wenigſtens in der Erſcheinung gar nicht daran erinnert, welches für dieſen Zweck daſſelbe gilt. Die Gliederung der thieriſchen Weſen hingegen erinnert jederzeit beſtimmt an ihren Zweck und das Geſchäft, zu dem ſie als Werkzeug gebildet ward. Darum iſt die thieriſche Geſtalt, vom Ausdruck weggeſehen, an ſich nicht ſo ſchön, als die der Gewächſe; die Blume iſt der Gipfel und ſelbſt die weſentliche Form der Pflanze, welche als der Schmuck der Natur, das Urbild für alle Zierathen, auch der menſchlichen Kunſt geworden ſind.

---

*) Seitdem wurde das Boiſſeréſche Werk, an Fleiß und Kunſtſinn des hohen Doms würdig, dem Zwecke gewidmet, über dieſen Gegenſtand und die geſammte gothiſche Baukunſt ein volles Licht zu verbreiten, von welchem nur die erſten Strahlen in dieſen Umriſſen aufgefaßt und angedeutet ſind.

Rein architektoniſch genommen, liegen auch in dieſen höchſten Kunſtgebilden des zweiten blühenden Styls der gothiſchen

Baukunſt, dieſelben Figuren vom Dreieck und Quadrat, nebſt der Kugel und Kreuzform, zum Grunde, wie in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl, nach tiefer Berechnung der künſtlichen Structur des ganzen Gebäudes. Aber ſie treten nicht mehr in ihrer geometriſchen Strenge und Reinheit hervor, ſondern alles iſt mit dem reichen Blätterſchmuck und mit der blühendſten Fülle des Lebens umkleidet, ſo wie auch auf dem Teppich des Frühlings, an dem Reichthum aller dieſer grünenden Gewächſe das Geſetz ihrer Structur und die innere Geometrie der Natur, nicht mehr im Einzelnen ſichtbar hervortritt, ſondern alles frei im unendlichen Leben blüht und ſeine Schönheit entfaltet.

Das Weſen der gothiſchen Baukunſt beſteht alſo in der naturähnlichen Fülle und Unendlichkeit der innern Geſtaltung und äußern blumenreichen Verzierungen. Daher die unermüdlichen und unzähligen ſteten Wiederhohlungen der gleichen Zierathen, daher das Pflanzenähnliche derſelben, wie an blühenden Gewächſen. Und daher auch das Innigergreifende, das rührend Geheimnißvolle, das freudig Liebliche und Belebende des Eindrucks bei dem Erſtaunen über die Größe. Die gothiſche Baukunſt hat eine Bedeutung, und zwar die höchſte; und wenn die Mahlerei ſich meiſtens nur mit ſchwachen, unbeſtimmten, mißverſtändlichen, entfernten Andeutungen des Göttlichen begnügen muß, ſo kann die Baukunſt dagegen, ſo gedacht und ſo angewandt, das Unendliche gleichſam unmittelbar darſtellen und vergegenwärtigen, durch die bloße Nachbildung der Naturfülle, auch ohne Anſpielungen auf die Ideen und Geheimniſſe des Chriſtenthums, welche allerdings auf die Entſtehung und Ausbildung der Kirchenbaukunſt nicht geringen Einfluß gehabt haben.

Einem ſolchen Wunderwerke der Kunſt muß jede Beſchreibung erliegen. Ich wende mich daher zu den ältern gothiſchen Kirchen in Kölln, weil ſich an dieſen, nachdem das eigentliche Weſen der gothiſchen Baukunſt an dem höchſten Beiſpiele iſt aufgezeigt worden, der Urſprung dieſer merkwürdigen Bauart am beſten wird deutlich machen laſſen.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß es zwei durchaus verſchiedene Epochen in der gothiſchen Baukunſt gebe; eine ältere, welche man wegen einiger Aehnlichkeit mit der chriſtlich byzantiniſchen Bauart die gräciſirende genannt hat; dann die vollendete ſpätere, ungleich künſtlichere, am meiſten eigentlich deutſche, von welcher bei der Beſchreibung des Doms die Rede war. Doch giebt es in beiden Gattungen noch manche ſehr ſtarke Abweichungen und Verſchiedenheiten, ſo wie der Stephansthurm zu Wien, und der Straßburger Münſter zwar zur letzten Gattung gehören, aber auch, beſonders der letzte, ſehr viel Beſonderes und Abweichendes haben. Auch iſt die gräciſirende Art zwar die ältere, doch greifen beide Epochen in einander, theils weil ein neuer Styl nicht auf einmahl herrſchend wird, indem das Alte noch eine Zeit lang Anhänger zu behalten pflegt, während von andern ſchon das Neue befolgt wird; theils weil man oft, als der ſpätere Styl ſchon blühete, doch noch zu Zeiten im älteren bauete, der geringern Koſten wegen, oder wenn es kein Hauptwerk war.

Der Urſprung und die Erklärung der gothiſchen Baukunſt im Allgemeinen iſt zu ſuchen, in der aufgezeigten Grundidee derſelben, in der eigenthümlichen Beſchaffenheit und Bedeutung der chriſtlichen Kirche, und endlich noch in der Natur der nordiſchen, unter dem kalten Himmelsſtrich gebräuchlichen, und dem rauheren Klima angemeſſenen Bauart; wozu man allenfalls noch die Natur des Stoffs rechnen könnte, indem die geringere Schönheit des Sandſteins gegen den Marmor, bei ſteigendem Streben nach Verſchönerung, von ſelbſt darauf führen mußte, die Kunſt der Verzierung auf eine Höhe zu treiben, die ſchwerlich in einem andern architektoniſchen Stoff anwendbar ſein dürfte. Aus dieſen einfachen Erklärungsgründen werden ſich alle die auffallendſten Eigenheiten der gothiſchen Bauart leicht ableiten laſſen, wie wir es wenigſtens mit einigen der wichtigſten verſuchen, und dabei jene älteren Kirchen, deren Styl noch gräciſirend iſt, zum Grunde legen wollen. Die merkwürdigſten und ſchönſten dieſer Art zu Kölln ſind die Gereons Kirche und die Apoſteln Kirche. Beide liegen meiſtens frei und fallen ſchön ins Auge. Ich erinnere bei dieſer Gelegenheit, daß um alle die ſchönen Kirchen dieſer Stadt, auch aus verſchiedenen Entfernungen ins Auge zu faſſen, der Spaziergang an der innern Seite der Stadtmauer, und die Ausſicht vom Domkrahne herab, beſonders dienlich iſt. Am ſchönſten nimmt ſich die ganze Stadt von der gegenüber ſtehenden Seite des Rheins aus, wo ſie einen großen halben Mond bildet, der durch mehrere ſchöne Kirchen und einen alten feſten Thurm gut begränzt wird. Beſonders der Dom fällt hier vortrefflich ins Auge; die Lage desſelben auf einer ſehr beträchtlichen Anhöhe, von wo man eine weite Ausſicht hat, iſt überhaupt vortrefflich. Nur Schade, daß dieſe ſchöne Lage durch kleinere und größere angebaute Häuſer von anderer und ſchlechter Bauart noch weit mehr verunziert iſt, als es wohl auch bei andern großen Domkirchen der Fall zu ſein pflegt. *) So hat man leider auch, um einem italieniſchen Altar Platz zu machen, der wohl in ſeiner Art recht ſchön ſein mag, doch aber in keine gothiſche Kirche paßt, vor etwa vierzig Jahren das alte Tabernakel abgebrochen, was durchaus im Styl der Kirche ſelbſt mit der äußerſten Zierlichkeit und Künſtlichkeit ausgearbeitet, und aus lauter Thürmchen und Knospen zuſammengeſetzt war, und dem Beſchauer das große Ganze gleichſam im verjüngten Maaßſtabe, und wie einen kurzen Inbegriff aller Kunſt darſtellte, die am Ganzen ſelbſt zu weit verbreitet iſt, um in Einen Blick gefaßt werden zu können.

In den ältern Kirchen iſt die Einrichtung nicht ungewöhnlich, daß der Haupteingang durch einen einzigen ſchweren ſchlichten Thurm gebildet wird, der Chor aber durch zwei kleinere Thürme verziert iſt, zwiſchen denen die letzte Vertiefung desſelben in einer halben Rotunde hervortritt. So iſt St. Cunibert und St. Severin beide von edeln großen Formen. Der Thurm von St. Martin aus dem zehnten Jahrhundert iſt noch ausgezeichneter; der mittlere mächtige Thurm iſt an den vier Ecken durch vier kleinere bekleidet und geziert; nur zwei derſelben ſind noch unverſehrt. Ungleich künſtlicher iſt die Apoſteln Kirche aus dem eilften und zwölften

---

*) Seitdem iſt die nach dem Rhein gegen Morgen zugekehrte Rückſeite des Chors von allem, was Fremdartiges daran gebaut war, frei gemacht worden; welches aus der Nähe wie von Ferne einen herrlichen Anblick gewähret, wo man nun erſt die ganze Fülle der Schönheit recht klar ins Auge faſſen kann.

Jahrhundert, den Haupteingang bildet gleichfalls ein einziger, mächtiger, ſchwerer Thurm. Der Chor wird gebildet durch drei halbe Rotunden, über welche ſich drei Giebel erheben; zwei Thürme ſchmücken die mittlere Rotunde am Ende des Chors, und über den drei Rotunden und Giebeln erhebt ſich eine ſechseckichte zwiefache Kuppel. Gleichſam ein Gebäude von mehreren künſtlich verſchlungenen Gebäuden; nicht ein einfacher Tempel, ſondern eine ſtolze Trophäe mehrerer, einer über den andern ſich erhebender Tempel. Auf dieſe Verknüpfung und Einſchachtelung mehrerer Gebäude in Eines führte ſchon die älteſte Idee und Anlage der chriſtlichen Kirche. Schon Conſtantin wollte ſeine Baſilika in Form des Kreuzes gebaut haben; bald nachher ſtrebte man den Hochaltar durch eine über alle andre Theile des Ganzen oder Nebenkuppeln ſo hoch als möglich erhobene Hauptkuppel zu bezeichnen, wie in der Sophien Kirche zu Conſtantinopel, und der nach ihr gebildeten St. Marcus Kirche zu Venedig. Der Chor, als Verſammlungsort derjenigen, ſo am Gottesdienſt thätigen Antheil nehmen, war urſprünglich abgeſondert von dem größern für die Gemeinde beſtimmten Raume, und mußte es dem herrſchenden Begriffe nach ſein; er bildete gleichſam eine kleinere Kirche in der größern. Die Nothwendigkeit eines Umganges um den Chor erforderte Seitengänge neben dem Hauptgange des Schiffs, deſſen größere Höhe ſich ſo ſehr von ihnen abſonderte, daß in manchen Kirchen dieſe Seitengänge auch durch eigene niedrigere, an das Hauptgebäude ſich anſchließende Seitengebäude, gebildet werden. So führte hier von ſelbſt alles von allen Seiten auf eine vielverſchlungene Mannichfaltigkeit, die nachher Charakter und herrſchende Grundidee der altchriſtlichen Kirchenbaukunſt wurde, aus welcher faſt alles hergeleitet werden muß. Die eigene Beſchaffenheit der gothiſchen Säulen zum Beiſpiel. Schon in den ältern noch gräciſirenden Kirchen findet man meiſtentheils nicht einfache runde Säulen, ſondern mehrere in Eins verbunden, worauf die Verbindung des höheren Hauptgangs im Schiff mit den Seitengängen geführt haben kann, da die Säulen des erſten auch Träger der letzten waren; oder es liegt auch hier ſchon die Neigung zum Verknüpfen und Mannichfaltigen zum Grunde. Aus dieſem unförmlichen Anfang hat ſich eine der eigenthümlichſten Schönheiten der gothiſchen Bauart entwickelt; ich meine jene, wie in ſchlanken Röhren aufſchießenden Säulenbündel, deren ſeltſame Schönheit zu ſo manchen ſinnreichen Vergleichungen Veranlaſſung gegeben hat. An den Säulen des Doms zeigt es ſich deutlich, wie ſie aus jenen ältern entſtanden ſind; den Kern derſelben bildet eine dicke runde Säule, an welcher ſich, nach vier Seiten vier mäßige dicht anſchließen, ſo daß ſie nicht ganz herausſtehen; in jedem Zwiſchenraume dieſer vier befindet ſich noch eine andere, ungleich kleinere, faſt ganz heraustretende; im Hauptgange ſind deren aber zwei in jedem Zwiſchenraume, an den Säulen unter der Kuppel drei; ſo daß jede Säule, außer der mittlern, welche den Kern bildet, aus vier umſchließenden, von mäßiger Größe beſteht, und aus vier, acht oder zwölf kleineren, nach der mindern oder größern Wichtigkeit der Säule. Wo nun vollends mehrere ſolche Säulenſyſteme zuſammentreffen, wie an den innern Eckpfeilern des Thurmes, iſt die Mannichfaltigkeit der in Eins verbundenen Säulen für das Auge und den Eindruck faſt unüberſehbar. Eben daher erklärt ſich auch die eigenthümliche Form der gothiſchen Bögen. Daß ſie ſpitzig ſeien, folgte wohl ſchon aus der ſpitzigen Geſtalt der Dächer im Norden, da das Innere und Aeußere doch in jedem Gebilde übereinſtimmen ſoll, wenn nicht die wichtigſten Gründe eine Ausnahme fordern. Die aus mehreren Schäften verbundenen Säulenſtämme aber, mußten ſich oben, wenn dieſe Geſtaltung fortgeſetzt werden ſollte, in mehrere Zweige und Aeſte gleichſam ſpalten, und ſo entſtanden die ſpitzig gebrochenen oder ſogenannten Sattelbögen, wodurch die hohen Gänge neben der ihnen eigenen Größe noch den Ausdruck der reichſten Mannichfaltigkeit gewinnen; ein großer Theil des herrlichen Eindrucks gothiſcher Gebäude entſpringt gewiß aus dieſer eigenthümlichen Wölbungsart. Die aus dem ſpitzigen Dache der nordiſchen Bauart hergeleitete Bogenform erſtreckt ſich auch auf die Pforten, wo die an einander geſchloſſenen vielen, ſich immer mehr verengenden und vertiefenden Bögen, die vollſte und reichſte Anhäufung der Zierathen möglich machen und bilden. Die älteſten gothiſchen Fenſter ſind meiſtens Kleeblätter von Geſtalt; da man bald aber auch hier die

Form der ſchmalen langgezogenen Bogen ſuchte, damit jeder Theil, ſo weit es ſein könnte, wieder dem Ganzen entſpräche, und in allem Mannichfaltigen doch immer dieſelbe Grundgeſtalt durchblickte; ſo entſtanden daraus, durch Nebeneinanderſtellung von zweien ſolchen Bogen mit dem ſonſt üblichen Kleeblatte zur Vereinigung oben drüber, die nachher in der vollkommenern gothiſchen Bauart üblichen Fenſterzierathen. An dem Dome ſind überhaupt alle noch ſo künſtlich und reich erſcheinende Zierathen ganz einfach, nur aus dem Kleeblatt und der Roſe zuſammengeſetzt.

Noch ſchöner vielleicht in der alten gräciſirenden Art, als dieſe erwähnten Gebäude, iſt die Gereons Kirche, gleichfalls aus dem eilften Jahrhundert. Hier bildet eine, als Kuppel ſich erhebende Rotunde, oder vielmehr ein ſolches Zehneck, die Vorkirche; zum Chor, der beträchtlich höher liegt, ſteigt man auf vielen Stufen hinan. Von außen iſt der Chor nur durch zwei Thürme verziert. Das Innere dieſer Kirche iſt ganz vorzüglich ſchön, und am Aeußeren das Ebenmaaß der Verhältniſſe und die kunſtreiche Einfalt der Zierathen. Die Thierköpfe zu Nebenverzierungen, wie an Dachrinnen, ſieht man ſchon hier; faſt nur auf dieſe ganz untergeordneten Theile iſt der Gebrauch thieriſcher Geſtalten in der gothiſchen Baukunſt beſchränkt. Das blumenartig Pflanzenhafte der Form und Verzierungen fehlt aber in dieſem älteren gothiſchen Style faſt noch ganz; nirgend ſieht man hier jene Knoſpen und Knoſpenthürmchen, die ſpäterhin ſich ſo zahlreich zeigen, daß ſie für den erſten Eindruck faſt die Hauptſache ſcheinen könnten. Die innern Hauptſäulen ſind oft noch ohne blättrigen Knauf, ja auch ohne alle Windung oder Einſchnitte; die hervortretenden Kapitäler ſind bloß durch Vergoldung geziert. Außerdem ſieht man aber eine eigene Art kleiner Säulen, welche das obere Geſchoß der Rotunden nach außen bilden, auch ſonſt in den Fenſtern und Kreuzgängen gebraucht werden. Sie ſind von Baſalt, ſehr dünn und ſchlank, es ſtehen allemahl zwei frei neben einander, bei Hauptabtheilungen auch wohl vier. Der Knauf iſt theils ſchlicht, wie bei obigen, theils mit mancherlei Laubwerk geziert, worin Vögel, Drachen und andere Figürchen verſchlungen ſind. Dergleichen Säulchen findet man an den gothiſchen Gebäuden der zweiten kunſtreichern Epoche durchaus nicht mehr. Doch alles dieß müßte durch Meſſung beſtimmter, durch Zeichnungen erſt ganz deutlich gemacht werden. Für jetzt ſei dieſe Andeutung genug.

Zur Unterſcheidung und Charakteriſtik der zwei verſchiedenen Gattungen der gothiſchen Baukunſt wollen wir noch Folgendes anführen. In dem altchriſtlichen Bauſtyl, von welchem die St. Gereons-Kirche zu Kölln ein ſo vollendetes Urbild darbietet, iſt jenes Grundſchema von Dreieck und Quadrat, Kreuz und Rotunde, ſo wie auch das ſternförmige Sechseck, und andere noch zahlreichere Vieleck-Figuren, nicht bloß in der innern Structur verborgen; ſondern ſie treten in einer, wenn man ſo ſagen darf, geometriſchen Schönheit, ſichtbar an den Hauptmaſſen und dem höchſten Gipfel des Gebäudes hervor, und geben dem Ganzen dadurch eine eigene ſideriſche Geſtaltung, deren wunderbare Zuſammenſetzung einen geheimnißvollen Eindruck macht und wohl angemeſſen iſt für eine Kirche, als ein geheiligtes Gebäude, welches gleichſam ein Nachbild von der ewigen Structur des Himmels im Kleinen darbieten ſoll. Dieſe ſideriſche Geſtaltung und geometriſche Schönheit tritt nun wieder ganz zurück in dem zweiten blühenden Styl der gothiſchen Baukunſt, wo von allen jenen Figuren nur die Kreuzform in der Erſcheinung bleibt und ſichtbar hervortritt; aber auch dieſe vom reichſten Schmuck überkleidet und wie von blühenden Roſen umſchlungen. Die in zarten Ranken aufſchießende Geſtaltung der Säulen, Bogen und Fenſter, wie von verſchlungenen Zweigen, der volle Blätterſchmuck der Verzierungen, überhaupt aber das Blumenhafte und Gewächsähnliche bilden die weſentliche Grundform und eigenthümliche Schönheit in dieſer Bauart, deren wahrer Urſprung und erſter Grund in dem tiefen deutſchen Naturgefühl und in der Fantaſie, als vorherrſchendem Geiſtes-Element jenes Zeitalters zu ſuchen iſt. Ob nun in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl die gleiche Stufe und Höhe der Vollkommenheit erreicht worden iſt, wie für den blühenden Styl der romantiſchen Baukunſt in dem Köllner Dom; darüber getraue ich mich kaum zu entſcheiden, doch bezweifle ich es beinahe, weil die Gattung ſelbſt einen größern Umfang darbietet, der nicht ſo leicht erſchöpft und bis zu einem ſchlechthin höchſten Gipfel durchgeführt werden mag, obwohl die Gereons-Kirche in ihrer Art faſt eben ſo erſtaunenswürdig ſein dürfte, als der Dom zu Kölln, wie auch die Markus-Kirche zu Venedig in dem gräciſirenden, und der Dom von Siena in dem italieniſchen Marmorſtyl bewundernswerth ſind.

Von einigen ſehr merkwürdigen Bildern der köllniſchen und niederdeutſchen Schule in hieſigen Privatſammlungen iſt ſchon in den Gemählde-Beſchreibungen die Rede geweſen. Die Kirchen ſind mehrentheils noch ihres Gemähldeſchmuckes beraubt. Durch die Nachweiſung eines gelehrten Kunſtforſchers aufmerkſam gemacht, begab ich mich mit Fackeln in die Gruft der Kirche St. Marien, wo an dem Gewölbe ſich noch Spuren von Gemählden aus der Zeit Karls des Großen finden. Aber freilich ſind es nur Spuren; die Gruft iſt ſeit einigen Jahren zugemauert worden, die hier und da erſcheinenden Bruchſtücke von halberloſchenen Umriſſen konnten weder einen Eindruck gewähren, noch ein Urtheil begründen. Ob es vielleicht ein Mittel giebt, dieſe Ueberbleibſel zu retten, weiß ich nicht. Unter den vielen in den angeführten Kirchen befindlichen Glasgemählden, die an Vortrefflichkeit wohl an wenigen Orten ihres Gleichen finden möchten, ſind die merkwürdigſten die ehedem allgemein berühmten in dem Seitengange des Domes, wegen der ausgeführten großen Darſtellungen, aus der beſten und blühendſten Zeit der Glasmahlerei, der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; und die in St. Gunibert wegen ihres höhern Alters, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wegen der dunkeln Farbenpracht derſelben. Einige, die beſchädigt worden, ſind in einer ſpätern Art ergänzt, die heller und ausgeführter in der Darſtellung, aber nicht ſo prachtvoll iſt. In der ältern Manier ließ man die Geſichter, weil man die Farben dazu noch nicht ſo zu verſchmelzen wußte, einfarbig braun, wie überhaupt die Mittelfarben noch nicht ſehr gebraucht ſind; in Rückſicht der Farbenpracht aber, der das Bild umgebenden Arabesken, welche meiſt aus Kleeblättern, Roſen, Pfauenaugen und andern Zierathen beſtehen, möchte man faſt dieſer ältern Manier den Vorzug geben.

Rheinfahrt.

Bei dem freundlichen Bonn fängt die eigentlich ſchöne Rheingegend an; eine reich geſchmückte breite Flur, die ſich wie eine große Schlucht zwiſchen Hügeln und Bergen eine Tagreiſe lang hinaufzieht bis an den Einfluß der Moſel bei Coblenz; von da bis St. Goar und Bingen wird das Thal immer enger, die Felſen ſchroffer, und die Gegend wilder; und hier iſt der Rhein am ſchönſten. Ueberall belebt durch die geſchäftigen Ufer, immer neu durch die Windungen des Stroms, und bedeutend verziert durch die kühnen, am Abhange hervorragenden Bruchſtücke alter Burgen, ſcheint dieſe Gegend mehr ein in ſich geſchloſſenes Gemählde und überlegtes Kunſtwerk eines bildenden Geiſtes zu ſein, als einer Hervorbringung des Zufalls zu gleichen. Von der flachen Gegend hinaufwärts macht den Anfang unter den vielen Ruinen, welche den Rhein verherrlichen, der Godesberg; eine der ſchönſten, nicht wegen der Höhe und Kühnheit, wohl aber wegen der reichen Ausſicht und anmuthigen Lage. Der etwas ferner gegenüber erſcheinende Drachenfels macht ſchon die Erwartung rege nach alle den wilden und ſeltſamen Felsburgen, die den Fluß aufwärts umgränzen. — Man betrachtet ſolche Ruinen alter Burgen entweder nur mit einer oberflächlichen ſentimentalen Rührung, als den unentbehrlichen romantiſchen Hintergrund für allerlei beliebige moderne Gefühle, oder man ſieht darin nur Raubſchlöſſer, welche nach angeordnetem Landfrieden zerſtört worden ſind und zerſtört werden mußten. Unſtreitig waren das auch viele, vielleicht die meiſten von denen, deren Trümmer man jetzt noch ſieht: aber man ſollte nicht immer und überall nur die letzte Entartung mit der Sache ſelbſt verwechſeln, und ſo ſich ſelber den Sinn für die herrlichſten Denkmahle der Vergangenheit abſtumpfen. Wenn wir nur die Geſchichte aufrichtig befragen wollten, ſie würde uns, glaube ich, belehren, daß es manche ſolcher Burgen gab, Jahrhunderte, ehe die Fehde zwiſchen dem Landadel und den reichen Handelsſtädten in eine Art von fortgehendem Bürgerkrieg ausgebrochen war; Jahrhunderte lang, ehe noch an eigentliches Fauſtrecht, Landfrieden, und was dem weiter anhängen mag, gedacht worden war; ja, daß die Neigung der Deutſchen, auf Felſen zu wohnen, an Bergen vorzugsweiſe ſich anzuſiedeln, ſo alt ſei, daß man dieſe Neigung wohl nicht mit Unrecht zu dem urſprünglichen Charakter der Nation rechnen könnte. Eine erhabene und edle Neigung! Schon ein Blick von der Höhe, ein Athemzug auf freien Bergen, verſetzt uns wie in eine andere leichtere Welt, iſt uns ein erquickendes Labſal, wo wir das Einerlei der Fläche vergeſſen, und neuen Lebensmuth einſaugen im Anblick des herrlichen Erdbodens vor uns. Aber wie ganz anders muß es erſt ſein, immer da zu wohnen und zu ſein, wo wir jetzt einmahl an ſeltenen Tagen mühſam hinaufſteigen, um doch auch einmahl zu fühlen, wie Einem zu Muthe ſein mag, der da lebt und in Freiheit athmet; immer die Erde vor ſich zu ſehen in ihrem reichen Schmuck, in allen Zeiten des Tages und des Jahrs, wo alles ſich deutlicher und merkwürdiger zeigt, das Ziehen der Wolken, das Aufblühen des Frühlings, die mondhelle Nacht, ja ſelbſt Ungewitter, und die weißen Felder des Winters. Für mich ſind nur die Gegenden ſchön, welche man gewöhnlich rauh und wild nennt, denn nur dieſe ſind erhaben, und nur erhabene Gegenden können eigentlich ſchön ſein, nur dieſe erregen den Gedanken der Natur. Der Anblick üppiger reicher Fluren erweckt auf eine angenehme Weiſe zum freudigen Genuß des Lebens, wenn man lange in Städten gefangen ſaß; dieſe blühenden Reize der Natur rühren um ſo kräftiger an unſer Herz, je ſeltener ſie genoſſen werden. Alles iſt da nur Gefühl einer angenehmen lieblichen Gegenwart, nichts erinnert uns an die große Vergangenheit. Jene Felſen aber, die wie ſprechende Denkmahle von den alten Elementar Kriegen im Geiſter Reiche der noch wilden Natur da ſtehen, von den furchtbaren Kämpfen der in ihrer Geſtaltung gewaltſam ringenden Erde ſo deutlich reden, ſind ewig ſchön, und machen immer den gleichen, nie ermattenden Eindruck. Wie das Rauſchen des Waldes, das Brauſen der Quelle uns ewig in dieſelbe Schwermuth verſenkt, wie das einſame Geſchrei wilder Vögel eine ſchmerzlich freudige Unruhe und Begierde der Freiheit ausdrückt, ſo fühlen wir in dem Anblick der Felſen immer die Natur ſelbſt; denn nur in den Denkmahlen alter Naturzeiten, wenn Erinnerung und Geſchichte in großen Zügen vor unſer Auge tritt, thun wir einen Blick in die Tiefe dieſes erhabenen Begriffs, der nicht beim Genuß der angenehmen Oberfläche ſchon hervortreten mag. Nichts aber vermag den Eindruck ſo zu verſchönern und zu verſtärken, als die Spuren menſchlicher Kühnheit an den Ruinen der Natur, kühne Burgen auf wilden Felſen; Denkmahle der menſchlichen Heldenzeit, ſich anſchließend an jene höheren aus den Heldenzeiten der Natur. Die Quelle der Begeiſterung ſcheint ſich ſichtbar vor unſern Augen zu ergießen, und der alte vaterländiſche Strom erſcheint uns nun wie ein mächtiger Strom naturverkündender Dichtkunſt:

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
　　Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
　　Den Kunſtberg ſelbſt aufklimmend ohne Wanken,
　　Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen
　　Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
　　Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
　　An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil' auf grünlich hellen Wogen
　　Das Schifflein munter hin des deutſchen Rheines,
　　Wohlauf geeilt! das Schifflein kehrt nicht wieder.

Muth, Freud' in vollen Bechern eingegoſſen,
　　Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
　　Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

Längs dem Rhein herauf ſieht man noch viele Rudera römiſcher Kaſtelle, Thürme und Mauern, die zu manchen Betrachtungen Veranlaſſung geben. Hier war ehedem die ängſtlich bewachte Gränze des römiſchen Reichs; wie ähnlich ſind ſich oft auch die entfernteſten Zeiten, und was würde wohl aus dem Menſchengeſchlecht geworden, in welchen bodenloſen Abgrund von Erniedrigung würde nicht alles verſunken ſein, wenn dieſe römiſchen Gränzen geblieben wären, und nicht endlich das edelſte Volk der Erde ſie durchbrochen, der Knechtſchaft ein Ende gemacht, und ſtatt derſelben wieder eine Verfaſſung eingeführt hatte, die auf Treue gegründet war und auf Freiheit, auf alte Sitte, auf Ehre und Gerechtigkeit, mehr als jede andere geprieſene Einrichtung älterer oder neuerer Zeiten. Freilich konnte eine ſo willkührliche Gränze nicht Gränze bleiben. Doch muß man das Verfahren der Römer, um es erklärbar zu finden, nicht nach unſern Anſichten und Verhältniſſen beurtheilen. Uns ſcheint es durchaus nicht thunlich, einen Fluß als natürliche Gränze behandeln zu wollen, der doch vielmehr ein Medium des lebhafteſten gegenſeitigen Verkehrs und der verdoppelten Vereinigung iſt, da es keine andere natürliche Gränze gibt, als eine unter den Menſchen, die Sprache, und dann im Lande hohe Gebirge, deren Stelle allenfalls noch große Waldungen erſetzen können. Aber damahls bei der Unerfahrenheit des ſüdlichen Stammes der Deutſchen mit aller Schifffahrt, bei dem Mangel an Belagerungswerkzeugen, konnte es doch eine hinlängliche Schutzwehr für die Römer ſein.

Bei Rüdesheim, gegen Bingen über, wo die Enge der Felſen am furchtbarſten und geſchloſſenſten iſt, wo der alte deutſche Thurm mitten im Strome eine ſo eigene Anſicht gewährt, iſt eine der bedeutendſten römiſchen Ruinen zu ſehen, hart am Ufer des Stromes.

Jene Reihe von Ruinen altdeutſcher Burgen, welche den Rheinſtrom hinauf und herab ſo herrlich umkränzen, giebt uns aber außer dem unmittelbaren Naturgefühl noch zu einer andern Betrachtung Gelegenheit: indem wir in dieſer urſprünglich deutſchen Gewohnheit und Neigung zum kühnſten Felſenbau allerdings das Eine Element der ſpäterhin ſo kunſtreich entwickelten gothiſchen Baukunſt bemerken. Burgen hatten und bauten die Deutſchen, ſeit den älteſten Zeiten, ſchon in den germaniſchen Wäldern, wie Tacitus deren in Hermanns und Marbods Geſchichte erwähnt, lange vor der Anlage der geſchloſſenen Städte, welche vielmehr nach dem Vorbilde der Burgen ummauert wurden, ja noch ehe jene größeren Vereine von Landhäuſern und Bauerſitzen, die wir Dörfer nennen, allgemein gebräuchlich waren. Dieſe Burgen waren die Fürſten- und Heldenſitze, welche unter den einzeln zerſtreuten Maierhöfen daſtanden, zur Vertheidigung gegen den Feind in mannichfacher Fehde, und zum feſten Gewahrſam im ſtets gewaffneten Frieden. Eigentliche Gotteshäuſer hatten die alten Germanier nicht, da ſie in der Regel die Feuer auf den Bergen anzündeten, und die Opfer am einſamen See darbrachten, oder in der Einöde des Waldes, unter den heiligen Eichen. Auch die Gebeine der Helden deckte der aufgeſchüttete Hügel der Hunengräber, oder ſie wurden im tiefen Bette des abgeleiteten Stromes verſenkt. Es iſt alſo die ganze germaniſche Bauart, nicht wie bei andern Völkern von den Tempeln oder Gräbern, ſondern allein und ganz vorzüglich von den Burgen ausgegangen, welche ſchon das Bedürfniß der leichteren Vertheidigung und der Vortheil einer freien Umſicht veranlaſſen konnte, mehrentheils auf Bergen anzuthürmen; wie auch andre kriegeriſche Nationen, die Kaſtelle oftmahls wohl auf die Höhen hingeſetzt haben. Nur ſo allgemein, wie bei allen deutſchen und gothiſchen Völkern iſt dieſes bei den andern nicht jederzeit geweſen; wobei auch eine beſondere Neigung ſichtbar iſt, grade die kühnſten Stellen vorzugsweiſe zu wählen, und Thürme und Mauern auf eine oft unglaubliche Weiſe, wie hohe Adlerneſter, an die ſchroffſten Felſenſpitzen feſt zu hängen oder einzuklammern. Das deutſche Naturgefühl, die zum Bedürfniß gewordne Neigung, das Auge an dem Anblick dieſer irdiſchen Naturherrlichkeit zu weiden, hat auch ſeinen Antheil daran gehabt; mit Rührung ſehen wir noch die Trümmer von des großen Theodorichs Schloß zu Terracina, oben an der Zinne des Berges, die Ausſicht über das Meer weithin beherrſchend. So plump nun auch die Bauart der Burgen urſprünglich geweſen, ſo roh ſie in den allermeiſten Fällen geblieben ſein mag, indem gewiß viele tauſend Burgen erbaut und wieder zertrümmert wurden, ehe auch nur Eine die Kunſt und prachtvolle Schönheit der hohen Kaiſerburg des Barbaroſſa erreichte; ſo hat doch der in dieſen altdeutſchen Burgen und ihrer Bauart liegende und in ihr entwickelte eigenthümliche Sinn, einen unverkennbar großen Einfluß auf die Ausbildung der gothiſchen Baukunſt gehabt. Nicht in einzelnen Aehnlichkeiten beſteht derſelbe; denn wo ſich dieſe an einigen Kirchen mit den Burgen findet, und in den Zinnen oder der ſonſtigen Structur ſichtbar hervortritt, da ſind es mehrentheils nur Kirchen von einem roheren Bauſtyl, denen dieſes eigenthümlich iſt. In der ganzen Tendenz und innern Idee dieſer Bergſchlöſſer aber lag eine Veranlaſſung, jene kühne, baukünſtleriſche Fantaſie zu erregen und zu nähren, welche die gothiſche Baukunſt in allen ihren Epochen ausgezeichnet hat und gleich bei der erſten Erſcheinung und den früheſten Hervorbringungen derſelben, von Theodorich an, als die auffallendſte Eigenſchaft und charakteriſtiſches Merkmahl derſelben aufgefaßt und betrachtet wurde. Die mannichfaltigen Zwecke für Krieg und Frieden, welche in einer ſolchen Ritterburg vereinigt werden mußten; die verſchiedene Lage und Umgebung und die beſondern Lokalumſtände, worauf dabei Rückſicht zu nehmen war, die oft ſchwierige und ſeltſame Geſtaltung des Felſengrundes, auf welchem der Bau ſich erheben ſollte; führten unvermeidlich eine große Unregelmäßigkeit herbei, welche bald ein Wohlgefallen an dem Kühnen und Seltſamen erregte, eine abſichtliche Wahl deſſelben veranlaßte, und jene wunderbare Fantaſie in der Bauart begründete, welche das Eine Element der gothiſchen Baukunſt geworden iſt, ſo wie das andre in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl und ſeiner ſideriſchen Bedeutung gefunden war; und dieſe beiden Elemente zuſammengenommen, enthalten eben den vollſtändigen Aufſchluß über das ganze Räthſel dieſer ſonderbaren Kunſterſcheinung.

Das deutſche Naturgefühl, als die Wurzel und lebendige Quelle, aus welcher alles hervorgegangen iſt, muß uns dabei aber immer gegenwärtig bleiben. In zwiefacher Weiſe wird der Reichthum der Erde, oder die Natur, in der Kunſt, beſonders auch in den alten deutſchen Gemählden aufgefaßt; als Garten oder als Wildniß. Als Garten, d. h. als buntgeſchmückter Teppich des Frühlings, oder in einem tieferen Sinne, als das hochzeitliche Blumengewand der beſeligten Braut; oder als Wildniß, d. h. um in demſelben Gleichniſſe der Wahrheit fortzufahren, im halb zerriſſenen Schleier der ewigen Trauer und öden Witwenklage. Der Garten, in dieſem ſymboliſch künſtleriſchen Sinne, iſt ſchon ein erhöhter, ſchön gewordner und verklärter Zuſtand; in der Einöde iſt es die wirkliche Natur ſelbſt, deren Gefühl uns mit jener tiefen Trauer erfüllt, die zugleich etwas ſo wunderbar Anziehendes hat. Einſam ſteht der Sohn des Himmels in der Wildniß der Natur und irrt umher mit dem Gefühl, das Herz ſeines Vaters zu ſuchen, den er verloren hat, in nie geſättigtem oder ganz gelindertem Schmerz der Trennung. Dieſes iſt der zwiefache Sinn der Natur und der ſchönen Landſchaft für die Kunſt im Gemählde. Wie eine kriegeriſch ummauerte Wagenburg und ein feſtes Waffenſchloß ſtehen auch jene altdeutſchen Felſengebäude in der Einöde der wilden Natur, deren Gefühl genau mit jener wunderbaren Bauart zuſammenhängt. In der höheren Baukunſt aber iſt es nicht mehr die wilde Natur in ihrem Klagegefängniß, welche nachgebildet oder dargeſtellt wird, ſondern die verklärte und in der Verklärung frei und voll aufblühende Natur, als himmliſche Gottes-Stadt und das geordnete, ätheriſche Haus der verherrlichten Schöpfung; nach der herrſchenden Grund-Idee der vollkommnen Kirche im altchriſtlichen Styl.

Straßburg

Der weltberühmte Münſter verdient wohl ſeinen Ruhm, und iſt unſtreitig eines der vorzüglichſten Denkmahle der gothiſchen Baukunſt. Die Kirche iſt unverhältnißmäßig klein und weniger ausgezeichnet. Sie iſt ſchon im Jahre 1015 angefangen, aber erſt 1275 vollendet worden. Der Thurm ward im Jahre 1277 durch Erwin von Steinbach begonnen; nach deſſen Tode im Jahre 1318 ſetzten ſeine Kinder, Sabina und Johannes, den Bau fort bis zum Jahre 1339. Vollendet aber ward das Ganze erſt durch den kölniſchen Baumeiſter Johann Hulz, der bis 1449 lebte. Die Lage iſt zwar nicht hoch, aber von allen Seiten frei, und weniger durch kleine Anbauungen geſtört, als es wohl ſonſt der Fall zu ſein pflegt. Auch hier hat die Revolution vielen Schaden angerichtet durch Herabwerfung der Bildniſſe, mit denen dieſer Thurm vorzüglich reich geziert war. Der Styl der Bauart iſt jener kunſtreiche der zweiten Epoche der gothiſchen Baukunſt, in welchem auch der kölniſche Dom und der Stephansthurm zu Wien gebaut ſind. So iſt es wenigſtens für den erſten Eindruck und mit Rückſicht auf das Ganze; bei genauerer Betrachtung zeigen ſich aber im Einzelnen ſehr wichtige Abweichungen. Die blumenförmigen Zierathen ſind hier ſchon größtentheils in willkührliche Arabesken verwandelt. Selbſt die Zierathen an dem Gebälk und Frieſen des köllniſchen Domthurms ſind von Laubwerk; am Straßburger Münſter ſind es bloße Schnörkel. Es iſt dieß ſelbſt im Eindruck ſehr fühlbar, ſo daß das Ganze und manche Theile deſſelben mehr den Eindruck eines ungeheuern künſtlichen Uhrwerks oder ſonſt einer künſtlichen Eiſenarbeit machen, als den eines ſteinernen Gewächſes. Von dieſer Seite macht der Straßburger Münſter, und wie es ſcheint, auch die Weſtmünſter Kirche zu London, wenigſtens in der äußern Structur, den Uebergang zu der ältern italieniſchen Baukunſt, die noch halb und halb gothiſch war. Am großen Dome zu Mailand, an welchem unter andern deutſchen Baumeiſtern auch ein Heinrich Gamodius, oder Gamünd mit gebaut hat, iſt nun gar nichts Pflanzenartiges mehr in den Formen; ſelbſt die Thürmchen endigen nicht mit einer durchbrochenen Spitze und Knoſpe, ſondern mit einem bloßen Dache, auf welchem Bildniſſe ſtehen. Doch iſt die Anlage des Ganzen mit zwei Thürmen zum Haupteingang, einer thurmähnlichen Kuppel über dem Chor, die Menge der verzierenden Nebenthürmchen, noch durchaus gothiſch; nur die Fülle der übrigen Zierathen und Knoſpen fällt weg, und der Styl iſt ungleich weniger kunſtreich. Auch an der Kirche St. Maria di Fiore zu Florenz ſind der Angabe nach noch einige Spuren des gothiſchen Styls zu ſehen. Es ward dieſelbe gleichfalls von einem deutſchen Baumeiſter angelegt, welchen die Italiener Arnolfo di Lapo, oder di Cambio nennen; die Kuppel aber iſt ſchon ganz rein italieniſch, von Brunelleſchi. Auf dieſe Kirche ſoll auch Bramante noch, bei ſeinem Entwurf der großen Peters Kirche zu Rom, Rückſicht genommen haben, dem Wunderwerke der italieniſchen Baukunſt, welche durch die angeführten Stufen und Uebergänge, deren ſich unſtreitig noch viel mehrere finden laſſen, aus der gothiſchen Baukunſt allmählig hervorging.

Die gothiſche Baukunſt umfaßt überhaupt, nebſt ihren zwei Hauptgattungen in dem ganzen Umkreiſe ihres unermeßlichen Reichthums, noch manche bedeutende Unterarten, einzelne Abweichungen, merkwürdige Uebergänge und Mittelſtufen zwiſchen jenen beiden weſentlich verſchiedenen Kunſtſchulen oder Epochen des veränderten Styls. Einen eigenen Charakter haben die wahrhaft mauriſchen Denkmahle in Spanien und Portugal; wieder ein anderer Styl iſt in den Gebäuden der Tempelherren, im Orient oder wo ſie im Abendlande gefunden werden; eine beſondere Art bilden dann die altitalieniſchen Marmorkirchen; ſo wie auch jene mehr den Burgen ähnlichen Kirchen, in ſolchen deutſchen Provinzen vorzüglich, wo die Kunſt nicht bis zur höchſten Blüthe zierlicher Vollendung gelangt iſt. Alles dieſes müßte eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt in umfaſſender Entwicklung darſtellen, was auch nach ſo manchen wichtigen Vorarbeiten im Einzelnen wohl erreichbar wäre, ſo bald nur einmahl die Grund-Idee des Ganzen richtig begriffen und feſtgeſtellt worden.

Unter den anderen alten Kirchen in Strasburg, iſt die St. Thomas Kirche auch eine von denen, welche am meiſten Burgenähnliches in der äußern Form haben.

In der Gemähldeſammlung zu Strasburg war mir das Bildniß einer Heiligen von Pietro Perugino am merkwürdigſten; es iſt mit ganz hellem Hintergrund, ohne Attribute, nur Knieſtück. Der geſenkte Kopf und Blick vermehren noch den Ausdruck einer ſtillen und ernſten Lieblichkeit, der dieſem Meiſter ſo eigen iſt. Vermuthlich war es eine Figur auf dem Flügel eines zerſtörten Altarbildes, da die einzelne Figur wohl nicht ein Gemählde für ſich ſein konnte. Wie viele Kunſtwerke mögen auf ähnliche Weiſe in den letzten Zeiten zerſtückt worden ſein, wie das Ganze der Kunſt ſelbſt durch ſo manche unſelige und gewaltſame Verſetzungen und Wanderungen von Land zu Lande!

Der Stadt Straſburg gereichen die Nahmen eines Schilter, Scherz und ſo mancher andern, zur beſondern Zierde, als ein ſchöner Beweis, daß deutſcher Sinn und deutſche Gelehrſamkeit auch unter der franzöſiſchen Herrſchaft hier nicht aufhörte, ſich zu erhalten.

Baſel.

Auch das Elſaß iſt ein ſchönes Land. Freilich giebt es hier keine Gegenden am Rhein, wie die zwiſchen Bingen und Bonn;

aber einen ſchönen Anblick gewährt doch das fruchtbare Land, wie es zwiſchen den Vogheſiſchen Gebirgen und dem Rhein ſich breit hinzieht, mit ſanftem allmähligem Abhange von der Höhe bis an den Strom. Iſt die grünliche Farbe des Rheins ſchon unten ſehr auffallend, ſo iſt dieß noch weit mehr der Fall bei dem ſchön gelegenen Baſel; hier iſt er meiſt völlig grün.

Dieſe Stadt beſitzt in der öffentlichen Sammlung manche ſehr merkwürdige Gemählde von Holbein, die ihn noch von einer andern Seite zeigen, als er in dem Portrait erſcheint, wo er ſo vortrefflich iſt, aber durchaus faſt nur in einer und derſelben Manier. Es finden ſich hier auch hiſtoriſche Gemählde von ihm, und zwar in verſchiedenen Arten. Ein Abendmahl aus der frühern Zeit, ganz unverkennbar in Dürers Art, ſo wie auch die meiſten der Handzeichnungen. Ein anderes Abendmahl ſchien mir mehr der Weiſe des Titian zu gleichen, etwa ſo wie in deſſen Jüngern zu Emaus. Acht kleine Gemählde vom Leiden Chriſti, ſehr auffallend durch eine eigenthümliche Beleuchtung zwiſchen großen Maſſen ſchwarzer Schatten. Ein Leichnam des Erlöſers, bleich und lang ausgeſtreckt, erinnerte mich mehr an den Correggio, ſo wie dieſer grade ſolche Gegenſtände zu behandeln pflegt. Kurz, in dieſen hiſtoriſchen Gemählden Holbeins iſt die größte Vielſeitigkeit eben ſo ſichtbar, als die nähere Hinneigung zur italieniſchen Manier, von welcher Dürer ſo durchaus in allen Stücken entfernt blieb. Doch iſt wohl keines in dieſer Sammlung an Vortrefflichkeit dem unvergleichlichen Gemählde zu Dresden an die Seite zu ſetzen: welches den Bürgermeiſter von Baſel und ſeine Familie, im andächtigen Gebet zur Mutter Gottes, und dieſe ſelbſt in wunderſchöner Lieblichkeit und Demuth als Königin des Himmels darſtellt, und mir bis jetzt als die Krone und Blume aller Holbeiniſchen Werke erſcheint. Zwei weibliche Portraits im kleinen Verhältniß, nach dem Leben, aber mit ſymboliſchen Beziehungen erinnern in der ausgearbeiteten Verſchmelzung der Carnation, und in der geſuchten und ſchwebenden Bedeutſamkeit des Geſichts, mehr an die Bildniſſe des Leonardo, als andere Holbeiniſche. Unter den Bildniſſen ſind, außer den ſchon erwähnten, mehrere ausgezeichnet vollendete in der bekannten, vortrefflichen, durchaus objectiven

Behandlungsart des Holbein; einige Stücke dieſer Art zieren auch die Mechelſche Sammlung zu Baſel. Von dem bekannten, an der Mauer gemahlten Todtentanz, iſt nur wenig mehr zu ſehen.

Der Dom iſt herrlich auf einem weit umherſehenden Hügel gelegen; die Bauart iſt aber ſchwerfällig, und ungleich weniger zierlich als an den früher erwähnten Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt.

Bern.

Der Eintritt in die friedliche Schweiz von dieſer Seite, wo die Berge ſich allmählig immer höher und höher auf einander thürmen, der erſte Eindruck eines ſo ſeltenen Landbaues, der Anblick der Sennenhütten und der ſonnenglänzenden Schneeberge, gewährt ein Vergnügen, das mit dem Gefühl von Ruhe verbunden iſt; der ſtille Wunſch nach einer ſolchen Heimath verliert ſich in die Befriedigung über den unerwarteten Anblick. Dieß iſt ein Land, welches man liebgewinnen muß, ſo wie man es ſieht, und ſchon beim erſten Eintritt begreift man das Heimweh ſeiner Bewohner.

Bern iſt wohl eine ſchöne Stadt, und ich weiß nicht, ob man dieß noch von vielen Städten ſagen kann, ſo wie ich es meine. Manche Städte ſind ſchön gelegen, in vielen findet man einzelne herrliche Gebäude, aber dicht daneben dann auch ganz ſchlechte; nicht ſelten alle mögliche Bauarten durcheinander, vielleicht um die eben ſo große Verwirrung der Sinnesarten dadurch anzudeuten. In Bern aber iſt alles aus Einem Stück, das Ganze durchaus in Einem Sinn gebaut. Die ſchweren ſteinernen Arkaden, die mäßige Größe der Stadt, die Wälle, die großen Maſſen der Berge rund umher, das Maſſive der Bauart ſelbſt, das auch am alten gothiſchen Dom ſich findet, machen nur Einen durchaus übereinſtimmenden Eindruck. Die ganze Stadt iſt wie Eine feſte Burg, von mächtigen Bergen, wie von höhern Burgmauern in der Ferne umkränzt.

Am Genfer-See.

Hier iſt die Natur ſchon merklich anders, der Himmel ſüdlicher. Herrlich iſt der Anblick des dunkeln unruhigen, immer veränderlichen Sees, mit Schiffchen beſäet, die in der Ferne mit ihren Segeln wie Vögel dicht über die Fläche des Waſſers hinzuſchweben ſcheinen; dann die ſavoiſchen Berge, die ſeltſame Erſcheinung des Montblanc, das üppig blühende Thal Chamouny, bilden ein ſchönes Ganzes. Man glaubt ſchon in Italien zu ſein, oder man fühlt doch wenigſtens die Annäherung an das ſchöne Land. Für mich ward der liebliche Eindruck noch erhöht durch die heitre Umgebung der Freundſchaft.

Genf iſt vortrefflich gelegen, aber die Stadt ſelbſt iſt nichts weniger als ſchön. In der Anlage, Einrichtung und Bauart der Städte offenbart ſich ein gewiſſer Kunſtſinn der außer den Italienern auch den Deutſchen in alten Zeiten gewiß ſehr eigen war, und bei dieſen ſich oft ſogar in einer äußerſt ſinnreichen Benutzung ungünſtig ſcheinender Lagen und Umſtände gezeigt hat. Manchen Nationen aber ſcheint er verſagt, da werden dann auch die herrlichſten Schönheiten der Natur durch das ſchmutzige und armſelige Machwerk der Menſchen verderbt und entſtellt. Es iſt nicht mit Worten zu beſchreiben, wie ſchön die Rhone bei Genf ſei! von dunkelblauer Farbe, und dabei ſo klar, daß man noch in großer Tiefe jedes Steinchen am Boden ſieht, pfeilſchnell dahin ſchießend mit reißendem Ungeſtüm. Wie ganz verſchieden in Farbe und Charakter von dem ruhigen mächtigen Rhein, und doch wie ſchön in ſeiner Art! Weiter hinab aber wird er bald durch andere Ströme getrübt, und in der Stadt ſelbſt iſt das Ufer durch häßliche, ſchmutzige Hütten entſtellt, und nirgends das Gefühl davon ungeſtört.

Lyon.

Lange noch konnte ich den Montblanc mit dem Auge verfolgen, während Hügel und Thäler vor meinen Blicken wechſelten, und ich der Zeiten gedachte, wo dieſes herrliche Land mit dem burgundiſchen Reich zu Deutſchland gehörte, und die alten Kaiſer, die Konrade und Friedriche, in burgundiſchen Städten ihre Reichsverſammlungen hielten.

Von Lyon gilt eben das, was von Geneve; eine Lage, wie ſie nicht ſchöner ſein kann; die Stadt ſelbſt aber iſt ſo häßlich, als ein großer Theil von Paris, ja faſt ſind die Straßen noch enger und ſchmutziger als dort; überall dieſelbe franzöſiſche Bauart. Am ſchönſten ſieht man die Stadt von der innerhalb gelegenen Anhöhe.

Das Klima ſchien mir ſüdlicher, als zu Genf, was wohl von der verſchiedenen Höhe kömmt. In der Mitte des Novembers ſah ich Bäume in jungem Grün, welches im Herbſt wieder von neuem ausſchlägt.

In der Gemähldeſammlung fiel mir ein Johannes Evangeliſt und ein Biſchof, von Perugino auf; ſchöne heilige Geſtalten, aber nun einzeln und zerſtückt, da ſie ſonſt wahrſcheinlich zu einem größern Ganzen gehörten. Ferner eine altniederländiſche Kreuzigung im Kleinen, ſo wie dieſer Gegenſtand in dieſer Schule, und nach ihr von Dürer meiſtens behandelt zu werden pflegt, nur nicht ausgezeichnet gut, und mehr ſchon etwas gemein und bäueriſch. Was ſollen nun ein paar ſolche Alterthümer, die beiſammen gehalten und geordnet, ſo lehrreich ſein könnten, einzeln unter einigen Dutzend moderner Gemählde von geringem Belang, noch dazu in einer Stadt, wo fremde Künſtler ſelten hinkommen mögen? Auch eine ſehr gute Geißelung Chriſti von Palma Vecchio iſt noch in dieſer Sammlung zu merken.

Der Dom zu Lyon ſchien mir unter allen burgähnlichen gothiſchen Kirchen, die ich geſehen, faſt der ſchwerfälligſte und roheſte in der Form zu ſein.

Paris.

Die Gegend zwiſchen Lyon und Paris, wenn man den Weg durch das Auxerrois und Bourbonnois nimmt, iſt nicht ſehr ausgezeichnet. Beſtändige kleine Anhöhen ermüden den Reiſenden, ohne daß die Gegend darum aufhörte, im Ganzen flach zu ſein. Die große klimatiſche Verſchiedenheit zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſpringt vielleicht weniger aus der nicht ſehr beträchtlichen größern Südlichkeit des erſtern, als aus der verſchiedenen Höhe. Frankreich iſt eines der flachſten Länder. Nur im ſüdlichen Theile iſt ein Kern und eine Kette beträchtlicher Gebirge.

Iſt es aber wahrſcheinlich, daß der ganze nördliche Strich der europäiſchen Länder erſt ſpäter aus dem Meere hervorgetreten, oder auch in nicht gar alten Zeiten von neuem überſchwemmt ſei, wie ſo manche unfruchtbare Sandſtrecken zu bezeugen ſcheinen, ſo gilt dieß wohl ganz vorzüglich von Frankreich. Ja vielleicht hätte es nur einer etwas größern Gewalt oder einer andern Richtung der letzten großen Waſſerrevolution bedurft, und die Geſtalt von Europa würde ganz anders ſein: Spanien wäre eine Inſel wie England, Frankreich dem größeren Theile nach Meeresgrund, und auch Deutſchland wäre anders. Freilich iſt dieſes bergichter; die Trieriſchen und Rheiniſchen Berge, die Vogheſiſchen, der Jura, die Alpen, die böhmiſchen, ſchleſiſchen, ſächſiſchen Gebirge, und gegen Norden der Harz, bilden eine Schutzmauer faſt nach allen Seiten, und einen feſten Kern.

Auffallend war mir in dieſem Strich des innern Frankreichs, zwiſchen Lyon und Paris, die faſt allgemeine Kleinheit der Geſtalten; vielleicht ein allgemeines Kennzeichen des celtiſchen Geſchlechts, wovon die Wirkung ſelbſt durch die Beimiſchung der edlern germaniſchen Völkerſtämme nicht völlig hat können gehoben werden. Ueberhaupt darf man nur ſchnell einen beträchtlichen Strich, wie dieſen, durchreiſen, um keinen ſehr vortheilhaften Begriff von der menſchlichen Geſtalt zu bekommen; man wird, wenn man darauf achtet, faſt nichts gewahr, als Häßlichkeiten; die dann am häßlichſten ſind, wenn noch das Unbeſtimmte, Flache in den Zügen hinzukommt, gleich als ſeien ſie nicht ganz ausgeführt.

Selten kehrt man nach einigem Zeitverlauf nach Paris zurück, ohne den Schauplatz auf eine oder die andere Art verändert zu finden. Als wir abreiſten, war die Verſchwörung, und Moreau gefangen. Die Barrieren waren geſchloſſen; es war ruhig, aber ein allgemeines Gefühl von Aengſtlichkeit war verbreitet. Jetzt war alles mit der Krönung beſchäftigt, man erwartete den Papſt, und machte Anſtalten zu den Feſten, welche oft in der Nähe weit weniger glänzend und prächtig erſcheinen, als die Beſchreibungen davon in den Zeitungen lauten.

Als ich auf die Bibliothek zurückkehrte, fand ich daſelbſt unter andern gelehrten Neuigkeiten und Kunſtſchriften auch das Werk eines Engländers über gothiſche Baukunſt. Wie ſonderbar doch das Gehirn mancher Menſchen organiſirt iſt! — Dieſer Schriftſteller hat nun gar wohl das Baumgeſtaltige, wie in hohen Laubengängen und Zweiggewölben Geordnete, das Blumenartige aller Verzierungen, überhaupt das Gewächsähnliche und Pflanzenförmige in der gothiſchen Baukunſt entdeckt und wahrgenommen. Statt darin aber eine eigenthümliche Form des Schönen, als Grund-Idee für den blühenden Styl der romantiſchen Bauart zu erkennen, erklärt er das alles ganz materiell, als aus der wirklichen Nachahmung, von ich weiß nicht welchen aus Weidenruthen zuſammengeflochtenen ländlichen Hütten, oder von allerlei ſonſtigem Korbgeflechte entſtanden, und was dergleichen willkührliche Vorausſetzungen mehr ſind; wie man auf gleiche Weiſe auch die griechiſche Bauart in ihrem kunſtreichen Säulenſtyl, aus der Nachbildung der rohen Pfähle und Holzklötze herleiten könnte, welche die Nothdurft des Wilden zu einer dürftigen Behauſung neben einander in die Erde einrammt und durch einige Querbalken oben verbindet. Und weil ſich nun auch die griechiſche Baukunſt ſo erklären läßt, ſo verſchwindet eben damit gänzlich der gehoffte Aufſchluß über die beſondere Natur und Eigenthümlichkeit der gothiſchen Baukunſt, in der nichts ſagenden Allgemeinheit einer ſolchen etwas gar zu natürlichen Herleitung. Wenn es ſich in einem einzelnen Falle auch geſchichtlich nachweiſen ließe, daß der Gedanke oder die Abſicht einer ſolchen Nachbildung und Aehnlichkeit von Seiten des Baumeiſters bei einem beſtimmten Gebäude wirklich Statt gefunden habe; ſo würde daraus für das Ganze der gothiſchen Baukunſt, für die Idee und den wirklichen Urſprung und hohen Sinn deſſelben noch gar nichts folgen, und wäre dieſes als eine Abweichung zu betrachten, welche nur unter den Spielarten und Nebengattungen der Baukunſt ihre Stelle finden kann; wie unter den baukünſtleriſchen Denkmahlen des Mittelalters in England wohl einige ſolche Beiſpiele gefunden werden mögen, welche wirklich in dieſe

Claſſe zu gehören ſcheinen. Auf das Ganze der gothiſchen Baukunſt und ihren Urſprung läßt ſich davon aber um ſo weniger eine Anwendung machen, als ihr Entwicklungsgang ein ganz andrer geweſen iſt. In der älteren Epoche derſelben, oder in dem altchriſtlichen Bauſtyl wird nicht die mindeſte Spur gefunden von dieſem Rankengewinde oder Korbgeflechte der Weidenhutten; und gleichwohl hat ſich auch der ſpätere Styl der romantiſchen Bauart ganz aus jener erſten Grundlage der kirchlichen Architektur entwickelt. So wie einmahl die flache Decke der alten Baſilika verlaſſen war, und die innere Wölbung dem äußern Dach entſprach, es mochte dabei nun die alte Rotunde und Kuppel aus der antiken Baukunſt beibehalten oder das ſpitzige Giebeldach der nordiſchen Bauart vorgezogen werden; ſo war der große Schritt geſchehen. Die vielfachen und. aus mehreren zuſammengeſetzten Säulen, nebſt dem Streben, den Hauptchor in einem Mittelgewölbe über die Seitengänge und Nebengewölbe mächtig zu erheben, mußte zu der gebrochenen Wölbung und dann zu dem Spitzbogen führen, welchem demnächſt die Fenſter, Thüren und Thürme in der gleichen hoch aufſchießenden Spitzbogenform folgten, um das Ganze in allen ſeinen Theilen mit ſich ſelbſt übereinſtimmend zu geſtalten; und ſo ſtand die neuere gothiſche Baukunſt in ihrem blühenden Styl vollendet da. Die erſten Elemente derſelben aber liegen im Keime ganz unverkennbar ſchon in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl: das Prinzip nähmlich der reichſten Vervielfältigung ſowohl des ganzen aus mehreren zuſammengeſetzten Gebäudes ſelbſt, als auch der einzelnen Säule: und dann das Prinzip der höchſten möglichen Erhöhung der Hauptkuppel oder des Chorgewölbes über die andern Theile. Dieſes zwiefache Streben nach einer unendlichen Fülle und nach der höchſten erreichbaren Höhe bildet auch die Grundlage für die ſpätere gothiſche Baukunſt, welche demſelben Prinzip nur die größte Ausdehnung und Entfaltung gegeben hat. Neu iſt nichts hinzugekommen, als die blumenförmigen Verzierungen, deren ganzer Reichthum aus dem einfachen Grundtypus der vierblätterigen Roſe und des blumengleichen, dreifachen Kleeblatts hervorgegangen iſt. Dieſe Verzierungen von Roſe und Kleeblatt, laſſen ſich aber nicht mehr aus dem Rankengeflechte der hölzernen Weidenhütte herleiten; ſondern ſie konnten wohl überhaupt nicht anders als mit freier Abſicht gewählt ſein, wobei gewiß ſchon ſehr früh, wo nicht gleich urſprünglich der Gedanke auch auf die ſymboliſche Bedeutung in der regelmäßigen Structur jener dreifachen oder vierfachen Blumenform gerichtet ſein mochte: ohne daß wir beſorgen dürften, willkührlich einen andern oder tieferen Sinn hineinzulegen, als der wirklich dabei gemeint und empfunden ward.

Was mich ſonſt am meiſten hier anzog, waren die ſeit meiner Abweſenheit von Paris, neu eröffneten Zimmer im Louvre. Mehrere der hier aufgeſtellten Gemählde hatte ich früher in dem Reſtaurationsſaale geſehen, und es iſt davon ſchon *) Nachricht gegeben worden. Ich beſchränke mich daher hier nur auf einige wenige.

Von Raphael war nichts neues zu ſehen, als ein ſehr kraftvolles Bildniß des Kardinal Bibbiena, Nro. 1187, und eine Himmelfahrt Mariä, Nro. 1180, aber von ſeinen Schülern Fattore und Giulio Romano ausgeführt; merkwürdig durch die ſchneidende Ungleichheit der Behandlung und Mahlerei in dem obern Theile des Gemähldes, der dem Fattore, und dem untern, der dem Romano zugeſchrieben wird.

Der Triumph des Titus und Veſpaſian, von Giulio Romano, Nr. 1121, in kleinerm Verhältniß, hat ganz die altrömiſche Kraft und die gewaltige Fülle, welche dieſen Künſtler auszeichnet, ohne große Tiefe der Seele oder eine ſtrenge, ſinnig vollendende Sorgfalt. In der Behandlungsart der Anbetung der Hirten, Nr. 1122, giebt ſich auch ſein kriegeriſch-römiſcher Hang und Sinn nicht wenig kund; der heilige Longinus, außerordentlich groß, in voller Rüſtung, bildet auf eine ſonderbare Weiſe den Vorgrund des ſonſt nicht ſehr ausgezeichneten Gemähldes. Eine heilige Familie von Titian, Nro. 1226, Knieſtück, wo der heilige Stephan eine hohe Palme hält, iſt ganz in der älteren, einfach lieblichen und ſchönen Weiſe dieſes Meiſters; leicht, wie hingeblaſen, und doch

---

*) Siehe die dritte Sendung der Gemähldebeſchreibungen gegen Ende, und den Anfang der vierten Sendung. Die im folgenden angeführten Nummern beziehen ſich auf das Supplement à la Notice des tableaux du Musée Napoleon. An XIII.

ohne alles Theatraliſche, äußerſt kräftig, aber ſtill und gefühlvoll. Von Palma Vecchio ſieht man eine heilige Familie, Nr. 1118, mit dem heil. Antonius, dem Einſiedler. Dieſer Mahler iſt überall ſich ſelbſt gleich, immer einfach beſcheiden, liebevoll und ſchön. Ein erfreulicher Beweis, daß beſonders auch bei den Venetianern, nachdem das Manierirte ſchon zu herrſchen anfing, immer noch einzelne Künſtler der einfachen alten Schönheit treu geblieben. Eine heilige Familie von Giorgione, Nr. 1115, mit dem heil. Sebaſtian: leicht, einfach und kraftvoll, aber nicht mit der tiefen Wahrheit und Sorgfalt, die ſich in andern Gemählden dieſes Meiſters findet. Außerdem ſah man noch von Titian und aus der venetianiſchen Schule mehrere unvergleichlich ſchöne Frauenbildniſſe. Das Friſche der Carnation, die Pracht der Kleidung und des Schmucks, und vornähmlich der lebhafte Ausdruck ſelbſt, giebt den Frauenbildniſſen aus der venetianiſchen Schule eine Kraft und Fülle des Reizes, durch welche ſie vor Holbeiniſchen Bildniſſen bei gleicher objectiver Wahrheit den Vorzug behaupten. In Männerbildniſſen dürfte dieſer aber wohl auf der Seite des Holbein ſich finden, wegen der größern Tiefe und mehr ausgeführten Gründlichkeit der Charakteriſtik. An einem Gemählde Franz des Erſten, von Titian, hat das Auge kaum noch Empfänglichkeit für die Spuren des Meiſters, ſo ſehr verdrängt die unerträgliche Widrigkeit einer ſolchen Geſichtsbildung jeden andern Eindruck. Weder die Kunſt des Leonardo, noch des Titian, vermochten die unbeſchreibliche Häßlichkeit dieſes feiſten Angeſichts, von halb bösartigem, treuloſem und eigenwilligem, und halb ſtumpfſinnigem Ausdruck mit den kleinen blinzelnden Augen einigermaaßen erträglich zu machen. Hier war ihre Mühe verloren!

Das wichtigſte vielleicht von allen Gemählden, die hier zuerſt ausgeſtellt wurden, iſt der Johannes der Täufer, von Leonardo da Vinci, Nro. 1125; ein Knieſtück, in einem durchaus bräunlichen Ton, mit ſchwarzbraunem Hintergrunde. Die hohe Form des Kopfes, von einem ſtolzen Ueberfluß von Haaren umwallt, iſt idealiſch erhaben; um den Mund aber ſchwebt jenes holde Lächeln, jene Grazie und Lieblichkeit, wie man es ſchon in vielen Bildern des Leonardo findet, und die nachher in der Schule des Corregio zur Regel, ja zur Manier ward. Aber welches Wunderwerk der Ausführung; wie iſt es gemahlt, und wie ſind die zarten Umriſſe und der feinſte Hauch des Ausdrucks im Vorüberſchweben ergriffen, ſchwebend erhalten, hingeſtellt und herausgearbeitet mit einer nie zu ergründenden Gründlichkeit. Betrachtet man ſolche Gemählde von Leonardo, wie dieſes, ſo wird man faſt irre an manchen andern, die ſeinen Nahmen tragen, und was bisher die höchſte mögliche objective Vollkommenheit der Ausführung ſchien, erſcheint wieder als untergeordnet. Wie nahe aber gränzt doch in der Kunſt die Ausartung und der Mißbrauch ſelbſt an das Höchſte! An den Werken des Leonardo glaubt man die höchſte Vollkommenheit ſelbſt zu erblicken, und doch wenn man nun vergleicht und nachdenkt, ſieht man grade in ſeinen Werken ſchon den erſten Keim von den Verkürzungen, Verdrehungen und Verrenkungen mancher Manieriſten aus Michel Angelo's Schule auf der einen Seite, und dann auch die erſte Veranlaſſung zu der Künſtelei mit dem Helldunkel und der gezierten Anmuth der lombardiſchen Schule. Nicht nur ein falſcher Begriff von Natur und Wahrheit, nicht nur die Nachahmung der Antike, deren Geſetze und Formen auf Mahlerei gar nicht anwendbar ſind, hat die Künſtler oft mißleitet, ſondern die Theorie der Mahlerei ſelbſt hat auch ihre eigenthümlichen Irrthümer hervorgebracht. Ich rede nicht von jenen modernen Kunſtbegriffen und Grundſätzen, die man äſthetiſch nennt, welche, wie ſie ohne Grund und Gehalt waren, auch nichts haben hervorbringen mögen, weder Gutes noch Böſes; ſondern ich rede von der alten Künſtler-Theorie ſelbſt, als deren Vater wohl Leonardo angeſehen werden muß. Den eigentlichen Gegenſtand derſelben bilden die Geheimniſſe der Perſpective; von da aus erſtreckte ſie ſich auch weiter auf das Helldunkel, oder das Perſpectiviſche in den Farben, und die Verkürzungen oder das Perſpectiviſche in den Formen. Die übeln Folgen aber ſind wohl weniger aus dem Irrigen, was etwa in den Vorausſetzungen oder Folgerungen mit unter laufen mochte, herzuleiten, als daraus, daß man über dem, was nur Mittel und äußeres Werkzeug iſt, je mehr und mehr das Weſentliche vergaß und hintanſetzte. Das Weſentliche aber iſt die göttliche Bedeutung, welche allein die Schönheit zur Schönheit, und das Ideal zum Ideal macht. Was man ohne dieſe Beziehung von Schönheit und Ideal redet, iſt nur ein Geſchwätz ohne Inhalt, und bloßes Nachſprechen philoſophiſcher Denkformeln, von deren urſprünglichem Sinn jene guten Aeſthetiker wenig Kunde haben mögen. Den Beſchluß macht ein Gemählde des Perugino, Nr. 1167, welches die Mutter Gottes in einer Glorie von Engeln darſtellt: unten ſtehen in ſchlichter Ordnung St. Michael und Johannes, Katharina und die heil. Lucia, anbetend in frommer Begeiſterung. Hier iſt jene Flamme der Andacht, jene himmliſche Liebe in vollendetem Glanze ſichtbar, welche das Ziel aller Mahlerei iſt.

So wären wir nun wieder in der modernen Hauptſtadt der Welt, wie ſie hier genannt wird, angelangt, wo das geſchäftige Leben im beſtändigen beweglichen Sinnengenuß, unter dem alles verhüllenden Staube, unaufhaltſam durch einander wirbelt, bis endlich auch dieſes Element dem noch weniger erfreulichen Schlackerregen, mit dem beginnenden Winter, den ganzen Spielraum und alle Wege der vielbefahrnen Straßen überläßt.

Wie fern ſteht doch die jetzige Welt der Kunſt und dem Schönen! Was Paris Köſtliches von ſolchen Werken beſitzt, iſt hier in wenigen Sälen zuſammen eingeſchloſſen, als einſamer Zufluchtsort aus dem Geräuſch des Tages, für den ſtillen Sinn, der ſolchen höheren Eindrücken und Empfindungen aufſuchend nachgeht. Draußen im Leben wird nichts mehr davon gefunden; alles iſt nur auf den bequemſten Genuß geſtellt, wie zum eilenden Raube des flüchtigen Tages, und die allgemeine Formloſigkeit des Daſeins, der Gebäude und Kleidungen, wie aller Gebilde und Zierden des Lebens, wird nur hier und da unterbrochen durch die ſchimmernden Einfälle und eigenſinnigen Launen der ſchnell wechſelnden Mode.

Sollte es denn immer ſo bleiben und nie anders werden? Sollte die Kunſt nicht endlich an die Stelle der Mode treten können und von neuem das ganze Leben mit einer gleichförmigen Bildung veredeln und durchdringen, ſo wie es bei den Griechen war und in andrer Art auch in dem katholiſchen Mittelalter geweſen iſt? — An den Ideen von der Kunſt, an der Bewunderung dafür, und ſelbſt an der Erkenntniß des noch von ehemahls her vorhandenen Schönen, fehlt es grade nicht an einzelnen Punkten; wohl aber an der Ausführung und dem lebendigen, allgemeinen Eingreifen in das wirkliche Leben. Zwar der Mahler mag wohl, unabhängig wie der Dichter oder der Philoſoph, als Einſiedler in ſeiner Werkſtätte, abgeſchieden von ſeiner Zeit und unbekümmert um ſie, beſtehen, und ſeine höheren Kunſt-Ideen in eigenthümlichen Werken bildend vollenden. Sobald aber von einer allgemeinen Umgeſtaltung die Rede wäre, ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß die Architektur den feſten Grund und Boden und den gemeinſamen Träger aller andern bildenden Kunſt enthält, und daß die Erneuerung von hieraus ihren Anfang nehmen müßte, und zwar von einer künſtleriſch ſinnvolleren Structur der Wohngebäude; da nur von einem neuen Leben auch eine neue Epoche in der Kunſt ausgehen könnte. Dazu fehlt es nun ganz an jedem möglichen Anhaltspunkt in der allgemeinen Kunſtloſigkeit dieſer Zeit. Die romantiſche Bauart des Mittelalters mag man wohl auch jetzt an einzelnen Luſtſchlöſſern im Kleinen nachahmend anwenden, wie dieſes auf den britiſchen Landſitzen häufig geſchieht; die Mittel ſind gegeben, und kein Hinderniß ſteht entgegen, nur der Sinn iſt nicht mehr derſelbe. In dem altchriſtlichen Bauſtyl und ſymboliſchen Sinn, könnte man noch immer Kirchen erbauen, kunſtreich wie jene gedacht, und vielleicht noch ſchöner ausgeführt. Bis jetzt aber geht die Geſinnung der Zeit mehr dahin, die alten Gotteshäuſer ihrem Verfall zu überlaſſen, als mit Unkoſten und ausdauerndem Eifer neue zu gründen und zu errichten. Es bleibt uns daher für die Kunſt nur die Erinnerung der großen alten Zeit übrig, und die Hoffnung einer reicheren Zukunft; um indeſſen die Erkenntniß des Schönen in treuer Bruſt zu bewahren, wenn gleich ihr kein lebendiger Anklang in der Gegenwart mehr entſprechen möchte, bis ein neuer Aufſchwung der Kraft und der Zeit dem Geiſte eine andre Wendung gegeben hat, und das Große wieder möglich wird.

III.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

Schloß Karlſtein bei Prag.

1808.

Einige Stunden entfernt von der alten Königsſtadt Böhmens liegt in einer einſamen Gegend das Schloß Karlſtein. Aus einem tiefen Waldesthale erhebt ſich die Felſenburg, rings von andern umgrünten Hügeln und waldigem Gebirge bekränzt. Es iſt ein Denkmahl jenes Karl, der als Kaiſer der Vierte ſeines Nahmens, gegen das Reich allerdings ſtiefväterlich geſinnt, für ſein Böhmen aber ein wahrer und liebevoll ſorgender Vater und ſegenreicher König war, deſſen Nahmen und Andenken noch lebendig iſt in Böhmen, wie die Sage von einer goldenen und glücklichen oder doch glorreichen Zeit.

Da die Burg, obwohl noch ganz daſtehend, durch keine Erneuerungen verändert worden, ſo verſetzt ſie uns in ihrer halb verfallenen Geſtalt deſto lebhafter in die alte Zeit und erregt in dem Betrachter eine Fülle großer hiſtoriſcher Erinnerungen: an Karl, an die Huſſitenzeit, an alte Fehden, an ſo manche im Verborgenen geſchehene furchtbare That der Gerechtigkeit oder grauſamer Rache, aber auch an die Frömmigkeit jener vergangenen Zeit, ihre ſchöne Kircheneinrichtung und an die damahls auch in dieſen nordiſchen Ländern erwachende Kunſt.

Es enthält das Schloß Karlſtein in der That außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch einen reichen und ſeltenen Schatz für die Geſchichte der älteſten Mahlerei. Es ſchließen ſich dieſe Denkmahle der Mahlerkunſt in Böhmen auf der einen Seite an die altdeutſche Schule, auf der andern an die älteſten chriſtlich-griechiſchen Bilder. Denn der eine von den beiden Meiſtern, welche die dortigen Kapellen durch ihre Kunſt vorzüglich verziert und verherrlicht haben, war ein Deutſcher, Wurmſer aus Strasburg. Die Heiligenbilder des Theodorich von Prag aber ſind ganz in dem Styl, welchen man in Italien und Deutſchland in der früheſten Epoche der chriſtlichen Kunſtgeſchichte den neugriechiſchen zu nennen pflegt.

Die Wandgemählde von Wurmſer in der Marien Kapelle ſind ſehr zerſtört und verdorben. Größtentheils vortrefflich erhalten aber ſind die Heiligenbilder von Theodorich von Prag in der Kreuz- oder Kron-Kapelle im Thurme. Auch von den Plafonds in den Fenſtergewölben ſind einige beſſer erhalten, als die in der Marien-Kapelle; beſonders gut erhalten fand ich einen engliſchen Gruß und eine Anbetung der heiligen drei Könige. Eines dieſer Wandgemählde ſtellt das apokalyptiſche Lamm mit ſieben Hörnern dar, welches die ſieben Churfürſten anbetend verehren. Es wird ebenfalls Wurmſern zugeſchrieben.

Für das Auge am anziehendſten und für die Kunſtgeſchichte unſtreitig am wichtigſten ſind die Heiligenköpfe von Theodorich. Es ſind derer etwa noch 120, alle meiſtens in einem Format, Bruſtbilder etwas über Lebensgröße; was mir um ſo mehr auffiel, da die meiſten von den altchriſtlichen Heiligengemählden in griechiſchem Styl, die ich wohl ſonſt in Kölln, den Niederlanden oder zu Paris geſehen, vielmehr etwas kleiner als die natürliche Größe waren.

Theodorichs Bilder ſind ſämmtlich auf geblümtem Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meiſtens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen beſäet. Die ganze Kapelle muß überhaupt ehedem, da alles noch friſch war, einen prachtvollen und faſt blendenden Eindruck vom höchſten Farbenglanze gemacht haben; da überall, Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben ſchimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierathen reichlich geſchmückt waren, unter denen, beſonders die gevierten deutſchen Kreuze häufig angebracht ſind. Die Köpfe ſind durchgehends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit: wie man es ſchon weiß, daß die Köpfe auf den älteſten Gemählden zu ſein pflegen; ſinnvoll und edel geſtaltet, tief gefühlt und ſo glücklich und leicht hingemahlt, daß der neuere Künſtler es wohl beneiden möchte. Dieß findet ſich oft ſelbſt da, wo andre Theile noch fehlerhaft, künſtliche und ſchwerere Stellungen, wenn der Mahler ſie verſuchte, mißlungen und verzeichnet ſind. Fehler dieſer Art wird der gelehrte Zeichner indeſſen ſeltner an Theoderichs Bildern zu bemerken Gelegenheit finden, weil es eben nur Bruſtbilder ſind, in der einfachſten Stellung. Mit andern Köpfen der älteſten Gemählde verglichen, dürften ſie nach meinem Gefühl zu den vorzüglichen dieſer Gattung gehören. Als ein Bildniß von beſonders hoher Schönheit bemerkte ich das der heiligen Ludmilla. Es iſt gerade ausſchauend, der Hals mit einem Tuche umwunden, die Hände zum Beten emporhaltend. Der heilige Sigmund könnte als Beiſpiel eines ſchönen alten Kopfes gelten, wie St. Vitus eines jugendlichen. Ferner Johannes der Evangeliſt: Jacobus, der aber ſehr gelitten hat, unter den Apoſteln; ein heiliger Einſiedler, oben am Guckfenſter, wo auch der heilige Hieronymus ſich befindet, mit einem Pilgerſtabe in der Hand; viele halten ein Buch. Alle dieſe, auch die heilige Eliſabeth und Barbara fielen mir auf, als vorzüglich ſchön. Ein heiliger Thomas auf der Prager Univerſitäts Bibliothek kann den Freunden der Kunſt wenigſtens einen vorläufigen Begriff geben. Doch muß man mehrere dieſer Bilder geſehen haben, um die Idee davon ganz zu faſſen. Obwohl nun die durchaus ähnliche und gleiche Behandlung einer ſo großen Anzahl von Bildniſſen etwas Einförmiges hat, ſo muß man dagegen geſtehen, daß die Köpfe faſt durchgehends groß gedacht und in einem hohen Style ſind.

Den Altar zierte ein Ecce Homo, wenn ich nicht irre, von Thomas von Mutina; aber ganz verſtümmelt, der Kopf fehlt.

Die ganze Verzierung der Kirche und ihrer Wände durch eine ſo große Menge gleichförmiger und gleich großer Heiligenbilder, erinnert noch einigermaaßen an die innre Einrichtung der griechiſchen Kirchen, welche von der katholiſchen ſo ganz verſchieden iſt. Eine Verſchiedenheit, welche auch auf die Anwendung der

Mahlerei einen ſehr großen und weſentlichen Einfluß gehabt hat. Da die Meſſe in der griechiſchen Kirche im Verborgnen gefeiert wird, ſo entſteht das Bedürfniß, die Wand, hinter welcher dieſes geſchieht, und aus deren Mittelthür der Prieſter zu beſtimmten Zeiten mit dem Heiligthume hervortritt, mit Bildern zu verzieren und anzufüllen, weil die Augen der Andächtigen, welche an der heiligen Handlung Theil nehmen, ſtets dahin gerichtet ſind. Es ſoll dieſe Wand gleichſam als ein reichgezierter Teppich und mit ſchönen Sinnbildern bedeckter Vorhang vor dem verborgnen Allerheiligſten erſcheinen, und das Auge und Gemüth der Frommen immerwährend mit heiligen Gedanken und Bildern erfüllen. Ein einziges großes Alfresco-Gemählde würde für dieſen Zweck und für die ſtete und anhaltende Betrachtung nicht ſo dienlich und anwendbar ſein; man wählte alſo, den ganzen Raum mit einer Menge kleiner und durchaus gleichförmiger Bilder anzufüllen.

In der katholiſchen Kirche aber, welche das Myſterium nicht im Verborgnen feiert, und den Altar dem Auge nicht entzieht, wird eben dadurch der Hochaltar nun auch für den Architekten und Mahler das Hauptziel und der Mittelpunkt des Ganzen, welchen herauszuheben, und auf jede Weiſe zu verherrlichen, alle Kräfte der Kunſt aufgeboten werden müſſen. Die großen Hauptaltar-Gemählde, welche hierzu erfordert wurden, ſind mit eine von den Veranlaſſungen geweſen, welche der Mahlerei in der abendländiſchen Kirche einen ganz neuen Spielraum, und einen höheren Schwung gaben. Aber es erforderte lange Zeit, ehe die abendländiſche Kunſt dieſe höheren Stufen einer freien Bewegung und umfaſſenden Größe erreichte; und erſt ſehr allmählig überſchritt man die engen Gränzen, jener obwohl ſinnvollen und geiſtig ſchönen, doch beſchränkten und einförmigen älteſten chriſtlichen Mahlerei. Einen dieſer merkwürdigen Anfangspunkte der neuern Kunſt, und ehrwürdigen Reſte des chriſtlichen Alterthums zeigt uns der böhmiſche Theodorich in den Denkmahlen des Karlſtein. Nur einen Tag konnte ich, auf einer Durchreiſe von Prag aus, der Betrachtung dieſer Kunſtſchätze widmen. Das wenige, was ich aus der Erinnerung und nach dem, was ich mir darüber aufgezeichnet, hier mittheile, ſoll nur dazu dienen, die Aufmerkſamkeit allgemeiner darauf hinzuwenden; vorzüglich auch die Aufmerkſamkeit ſolcher, welche nähere Gelegenheit und den Beruf haben, dieſe merkwürdigen Alterthümer noch genauer zu unterſuchen.

In den letzten Jahren hat man nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Italien eingeſehen, wie wichtig für die Kunſtgeſchichte auch die ältere Epoche der Mahlerei iſt; man hat angefangen, das ſchöne Emporkeimen und die erſten Blüthen der neuern Kunſt, aus denen alles Nachherige doch erſt entſtanden iſt, beſſer zu beachten und zu würdigen. Möchten auch Böhmens Kunſtfreunde und Patrioten ſich vereinigen, und den Karlſtein, der es gewiß verdient mit ſeinen Schätzen zum Gegenſtande eines künſtleriſchen Nationalwerks machen! Als Vorbild dafür würde ich das vortreffliche Werk über das Campo Santo zu Piſa vorſchlagen. Hier ſieht man den rohen Anfang eines noch ganz unbeholfenen Kunſtſtrebens im Buffalmacco; die kühnen und ſeltſamen Fantaſien, in denen Orgagna dem Dante zu vergleichen iſt; jene Fülle von edlen Geſtalten, den Reichthum und das Großgedachte in den Compoſitionen des Benozzo de Gozzoli, durch welche dieſer herrliche Mahlergeiſt es wohl verdient, wenn die Herausgeber jener Denkmahle ihn den Raphael unter den alten Mahlern nennen.

Möchte nur nicht ſo manche Klage, welche in jenem Werke über die Vernachläſſigung dieſer alten Gemählde und Kunſtdenkmahle in Italien erhoben wird, auch unter uns anwendbar ſein. Die zerſtörenden Wirkungen der Zeit verurſachen ohnehin ſchon an den Hervorbringungen der Kunſt manchen nie zu erſetzenden Schaden. Möchte dieſer unvermeidliche Verluſt nur nicht ſo oft abſichtlich durch den Unverſtand der Menſchen noch vermehrt werden, durch den herrſchenden Stumpfſinn und ein gedankenloſes Verderben der Alterthümer. So wurden zwei Meiſterwerke von Giotto, in jenem mit Alfresco-Gemählden der erſten Meiſter verzierten Umgange zu Piſa, zum Theil zerſtört, um dem Herrn Algarotti an ſelber Stelle ein Denkmahl zu errichten. Zwei andere Gemählde von Gozzoli wurden gleichſam durch Inſchriften und Büſten faſt ganz verdorben. So wie jede Zeit ihre eigne Art von Barbarei hat, ſo zeichnete ſich unſere neueſte beſonders durch die aus, daß ſie, obwohl ſonſt in jedem noch ſo entfernten Weltalter bewandert, nur ihre eigne nächſte Vorzeit und das vaterländiſche Alterthum ganz verkannte, und unter dem erſonnenen Nahmen einer Finſterniß des Mittelalters dieſe wichtige Epoche der Menſchheit unverſtändig zu ſchmähen gewohnt war, worüber denn manche merkwürdige Denkmahle der einheimiſchen Kunſt und Geſchichte bis jetzt unbeachtet, und der Vergeſſenheit oder gar der Zerſtörung überlaſſen geblieben ſind.

Ich bin weit entfernt, den Theodorich von Prag als Mahler mit einem Giotto oder Gozzoli vergleichen zu wollen. Allein daß Theodorichs Bilder keineswegs gering zu ſchätzen ſind, und ein ſehr merkwürdiges Glied in der Entwicklung der fortſchreitenden Kunſt ausmachen, darin werden mir wohl alle Sachkundigen beiſtimmen, wenn dieſe Alterthümer erſt allgemeiner bekannt ſein werden.

Das Schloß Karlſtein iſt nicht bloß artiſtiſch merkwürdig, ſondern auch ein hiſtoriſches Denkmahl alter Nationalerinnerung für ganz Böhmen. Wollte man daher unſerm Wunſche gemäß, der ausführlichen Darſtellung desſelben, ein dem Gegenſtande angemeſſenes künſtleriſches Werk widmen, ſo würden einige landſchaftliche Anſichten von der Gegend und der Lage der Burg ſelbſt, ſo wie architektoniſche Zeichnungen von dem Gebäude und ſeinen Merkwürdigkeiten, mit in den Plan gehören. Was die Gemählde betrifft, ſo würde es vielleicht möglich ſein, ſelbſt von den halberloſchenen Wandgemählden durch Anſprengung und das in dieſem Falle übliche Verfahren, einige ſo weit wieder anzufriſchen, daß ein geſchickter Zeichner wenigſtens die Umriſſe davon nehmen, und uns mit der Compoſition bekannt machen könnte. Von Theodorichs Heiligenbildern würde es freilich, um eine Idee davon zu geben, zureichend ſein, nur eine Auswahl und nicht eben alle mitzutheilen. Doch dieſes müßte nur dann geſchehen, wenn die Schranken des Werks es durchaus nicht anders verſtatteten. Der Kunſtfreund, der ſich nicht ſelbſt an Ort und Stelle begeben kann, wird doch immer gern alle vor ſich ſehen wollen. Verdienen dürften ſie es auch wohl alle, gekannt zu werden; und es iſt in einem ſolchen Falle ungleich beſſer, zu vollſtändig als mangelhaft zu ſein.

2.

Die heilige Cäcilia von Ludwig Schnorr.
1823.

Dieſes für eine Kirche beſtimmte Altargemählde, iſt acht Schuh, neun Zoll hoch, und fünf Schuh breit. Es enthält nur zwei Figuren, die Heilige ſelbſt und den Engel daneben, beide in den Wolken ſchwebend; die Geſtalt der Heiligen iſt ſechs Schuh hoch, der Engel nach Verhältniß. Es iſt eine große Compoſition, in der Ausführung unter allen Werken dieſes Künſtlers eine der gelungenſten.

Die Kritik pflegt in einem ſolchen Falle, bloß bei Allgemeinheiten ſtehen zu bleiben, oder auch ganz in das Einzelne zu gehen. Man lobt die richtige Zeichnung, die edle Form, den lebhaften Ausdruck; oder auch, man findet hier einen Arm zu voll, eine Hand zu mager, ein Licht zu grell, einen zarten Reflex beſonders glücklich, und wie die üblichen Formeln ſonſt weiter heißen, durch welche man eigentlich dem Gegenſtande ſelbſt, und dem rechten Begriff und eigenthümlichen Werth einer wahrhaft künſtleriſchen Darſtellung um nichts näher gebracht wird. Das lebendig umfaſſende Kunſturtheil dagegen, geht vor allem darauf aus, die Idee des Werkes in ſeiner ganzen, vollen Eigenthümlichkeit richtig zu verſtehen; denn iſt dieſe einmahl klar ins Licht geſtellt, ſo findet ſich mehrentheils von ſelbſt, in wie fern der Künſtler jene Idee vollkommen glücklich erreicht hat, oder ihr nur ungenügend entſprach; und alle jene Bemerkungen über einzelne Mängel oder beſondere Vorzüge finden dann leicht ihre richtige Anwendung, und erhalten auch erſt in dieſem Zuſammenhange ihre rechte Bedeutung.

Was aber die Idee in dem vorliegenden Gemählde betrifft, ſo ſind es vorzüglich zwei Dinge, welche dieſes Bild in der Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes eigenthümlich auszeichnen; einmahl, daß der Heiligen ein Engel zum Begleiter gegeben werden, welches aus der Legende zu verſtehen iſt, an welche ſich dieſes Gemählde auf das genaueſte anſchließt. Die zweite eigenthümliche Eigenſchaft iſt, daß die Heilige hier nicht bloß, wie ſonſt gewöhnlich mit dem verklärten Ausdruck der Anbetung oder der Seligkeit dargeſtellt erſcheint, ſondern wie ſie mit rührender Theilnahme und liebevollem Blick aus dem umgebenden Himmelsglanze auf den irdiſchen Wohnort der Sterblichen herniederſchaut.

Der Engel mit ſeinem Lilienſtengel, welcher die Heilige ſo hold umſchwebt und anlächelt, iſt auch in den Sphären des Himmels ihr beſtändiger Begleiter, ſo wie er ſchon nach der Legende an der Geſchichte ihres irdiſchen Kampfs einen weſentlichen Antheil hatte. „Cäcilia, ſo lautet die Erzählung*), welche ganz das Gepräge der geſchichtlichen Wahrheit an ſich trägt, eine Römerin von vornehmer Abkunft, war von ihrer früheſten Kindheit an in den Grundſätzen des chriſtlichen Glaubens unterrichtet, und hatte ſich als Jungfrau Gott verlobt. Als ſie aber nachher dem Valerianus gegen ihren Willen vermählt ward, ſo ſprach ſie zu ihm in der Hochzeitsnacht folgende Worte: „Valerianus! ich ſtehe in dem Schutze eines Engels, welcher meine Reinheit bewacht; hüte dich daher, etwas zu thun, wodurch der göttliche Zorn gegen dich erregt werden könnte. — Der Jüngling, von dieſer Rede betroffen, wagte es nicht, ſie zu berühren; ja er fügte ſogar noch hinzu, daß er ſelbſt an Chriſtus glauben wolle, wenn er auch den Engel ſehen könnte. Als ihm Cäcilia darauf ſagte, daß dieſes nicht möglich ſei, wenn er nicht getauft würde; zeigte er ſich, aus Verlangen, den Engel zu ſehen, auch dazu bereit. So ging er dann, von der Jungfrau beredet, zu dem Papſt Urbanus, welcher während der damahligen Verfolgung in den Katakomben verborgen lebte, und wurde getauft. Dieſem Beiſpiele folgte auch ſein Bruder Tiburtius, welcher auch den Engel ſah, und beide empfingen dann die Siegerkrone des chriſtlichen Heldentodes, noch früher als jene heilige Römerjungfrau ſelbſt, welche der Richter zuerſt nach dem Erbe und Vermögen jener Beiden befragte, welches aber ſchon unter die Armen vertheilt war.

---

*) Breviar. Roman. die XXII. Novembr. Der h. Urbanus folgte im Jahre 223 dem Papſte Calixtus nach, und hat ſieben Jahre regiert; er wird auch als Martyrer verehrt. S. Leben der Heiligen. Th. I. S. 901.

Der Martertod der Heiligen wird um das Jahr 230 angeſetzt; von den älteſten Zeiten ward ihr Feſt in Rom feierlich begangen, und ſchon im vierten Jahrhundert gab es eine ihr gewidmete Kirche daſelbſt *). Wie allgemein und hoch ſie verehrt worden, erhellt vorzüglich auch daraus, daß ihr Nahme, unter denen der ſieben heil. Frauen und Jungfrauen, welche im Kanon der Meſſe angerufen werden, mit befindlich iſt. Noch wird von ihr erwähnt, daß ihr Herz von beſonderer Liebe gegen Gott und ſein Wort entbrannt war, indem ſie auch das Büchlein des Evangeliums im Buſen zu tragen pflegte; ſo wie, daß ſie den Herrn gern und häufig im Geſange mit Pſalmen und Lobliedern verehrte. Daher iſt denn wohl die Ueberlieferung entſtanden, daß ſie als Schutzheilige der Muſik verehrt und ihr auch die Erfindung der Orgel beigelegt, oder wenigſtens dieſes Werkzeug und Organon der Verherrlichung Gottes und des kirchlichen Geſanges, als ihr beſonders gewidmet betrachtet wird; obwohl geſchichtlich genommen, die Anwendung der Orgel zur gottesdienſtlichen Feier einer viel ſpätern Epoche angehört, als jenem chriſtlichen Heldenalter der Katakomben und der erſten Martyrer.

Unſer Künſtler hat daher auch, der geſchichtlichen Idee durchaus treu, die auf den Bildern der heiligen Cäcilia ſchon herkömmliche Orgel, nur in den Vorgrund zur linken Seite, als Symbol zur Erinnerung angebracht, ohne ihr weiter eine Hauptſtelle in der Bedeutung des Ganzen einzuräumen. Die Heilige

---

*) S. in dem Leben Jeſu und der Heiligen. Wien, 1822. Th. II. S. 112.

iſt, nach der Wahrheit, wie eine Fürſtin, mit dem Diadem geziert, in Römertracht. Die Siegerpalme in der Rechten träufelt von den rothen Lichttropfen ihres verklärten Blutes, wie von den Thautropfen der ewigen Morgenröthe. Die Kleidung und alle übrigen Zeichen ſind an einem ſolchen Bilde als bedeutende Attribute zu betrachten, welche aus dem beſondern Charakter und Ausdruck des Ganzen verſtanden und erklärt werden müſſen. Dieſer eigenthümliche Charakter aber liegt hier, wie ſchon oben bemerkt wurde, in dem Ausdruck des liebevollen Mitleidens, mit welchem die Heilige aus den hohen, aber ſanften und gefühlvollen, himmelblauen Augen zur irdiſchen Sphäre niederblickt. Wenn die katholiſche Kirche lehrt, daß wir nächſt Gott auch die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen ſollen, und dieſer Fürbitte eine vielfältig fruchtbare Wirkſamkeit beilegt: ſo dürfen wir uns jene verklärten Weſen auch nicht ſo denken, als ſeien ſie ganz unthätig, bloß in dem Genuß der eigenen Seligkeit verſunken; ſondern müſſen ſie uns vielmehr vorſtellen, als durchdrungen von heiligen Liebesflammen und himmliſchem Mitleiden; theilnehmend alſo, ſo wie es einem jeden unter ihnen beſtimmt und aufgegeben ſein mag, an allem, was im irdiſchen Leben vorgeht; an demjenigen nähmlich, was zur Verherrlichung Gottes und zur Verbreitung der göttlichen Gnade dienen kann. Dieſe liebevolle Theilnahme der Heiligen an dem irdiſchen Streben nach dem Göttlichen, iſt die eigenthümliche Grund Idee dieſer Abbildung der heil. Cäcilia, und darauf zielt auch alles Einzelne in der Umgebung, wenn wir es nach der geiſtlichen Bilderſprache der Schrift und der kirchlichen Bezeichnungsweiſe deuten wollen.

Mit einem reich gefalteten, grünen Gewande iſt die Heilige umkleidet, und mit goldenem Gürtel und zwiefacher goldner Armſpange am rechten Arme angethan. Das Gewand bedeutet die Sphäre, die grüne Farbe bezeichnet die irdiſche; der Gürtel geht auf das Geſchäft, Gold iſt das Sinnbild der geläuterten Vollkommenheit, oder der Reinigung und Heiligung der Seelen. Jene Seelen alſo, welche ihrem Herzen empfohlen ſind, wünſcht die Heilige zur reinſten Vollkommenheit geläutert zu ſehen. Und wie nun ihre Gedanken und Sinne, in ſo liebevollem Geſchäft, zur irdiſchen Sphäre hernieder ſchweben, ſo ſind auch die Füße alſo gebildet, und die römiſchen Sandalen an denſelben mit einem ſchmalen, ſchwarzen Bande feſtgebunden; zum Zeichen, daß ſie herabgeſenkt ſind in die dunkle Welt der Trübſal und Trauer. Die lichtbraunen Haare, welche die lebendige Fülle jener geiſtigen Kraft und liebevollen Theilnahme bezeichnen, ſtrömen in reichen Locken, wie in zarten Wellen, zu beiden Seiten lang über die Schultern hernieder. Der rechte Arm bedeutet die Handlungen und Werke, der linke die Begierden und Wünſche. Darum iſt die linke Hand auf die Bruſt gelegt, in welcher der Nahme des Ewigen eingeprägt, und welche ganz mit dem Feuer der göttlichen Liebe erfüllt iſt. Solche Attribute, welche ganz über die Natur hinausgehen, wie hier der geheimnißvolle Nahme in zartem Glanze auf der Bruſt der Heiligen durchſchimmert, geben einem Bilde recht eigentlich das Gepräge einer ſymboliſchen Darſtellung: wie dergleichen Attribute, in anderer Art, auch in der antiken Kunſt genugſam vorkommen. Der rechte Arm der Heiligen iſt mit einer zwiefachen goldenen Armſpange gezieret, die eine auf dem Vorderarm ſelbſt, die andere am Oberarm über dem Gewande: welches, nach der ſchon oben gegebenen Erklärung, auf die zwiefache Läuterung und Heiligung des innern Lebens und des äußern Wandels deutet. Den ſchon vollendeten Sieg ihrer eigenen reinſten Vollkommenheit, bedeutet das goldene Diadem, auf grünem Myrthenkranze ruhend. Wenn aber gleich ihr eigenes Haupt und Weſen mit einem lichten Feuerglanze der nie verlöſchenden Liebesflammen umgeben iſt: ſo umſtrahlt daſſelbe in einem zweiten, entfernteren Kreiſe, nicht mehr das reine weiße Himmelslicht, ſondern das gebrochene Licht des mannichfaltigen irdiſchen Daſeins, zu welchem ihr liebevolles Mitleid ſich herniederneigt: der farbige Glanz des Regenbogens,*) als Sinnbild der Verſöhnung und des verklärten Leidens, oder des aus Schmerz und Wonne gemiſchten Lebens. Ein zwiefacher ähnlicher Regenbogenſchein, aber weiter geöffnet und ferner, umglänzt aus dem gleichen Grunde, auch wieder die ganze Geſtalt in der Mitte, bis unten zu den ſchwebenden Füßen. Und wie nun jene urſprünglichen Farbenſtrahlen, in denen das Licht, oder vielmehr die Thräne, der Tropfen des irdiſchen Daſeins in dem Meere der Ewigkeit, gebrochen wird, wenn ſie im Lichte ſpielt, den ſieben ewigen Klagetönen, welche den Grund-Accord der Muſik im Leben wie in der Kunſt bilden, entſprechen; ſo hat der Künſtler auch aus der ſinnbildlichen Orgel im Vorgrunde, noch wie im Wiederſcheine, jene Regenbogenſtrahlen hervorſchimmern laſſen, um den unſichtbaren Gedanken in künſtleriſcher Andeutung bis an die äußerſte Gränze des noch Darſtellbaren zu verfolgen.

---

*) Das bibliſche Sinnbild des Regenbogens, als Erſcheinung der ſieben urſprünglichen Geiſteskräfte, in welchen ſich die Herrlichkeit der Schöpfung entfaltet, iſt vom Raphael, ſo viel ich mich entſinne, dreimahl in Gemählden angewandt worden; auf der Diſputa, in der Madonna de Foligno, und auf der Viſion des Ezechiel in kleinem Maaßſtabe, wo Jehova, inmitten der vier cherubiſchen Thiere, auf dem Regenbogen thront. Unter den großen deutſchen Mahlern hat Eyck denſelben auf ſeinem

Wenn nun die Betrachter dieſes Bildes, ſtatt der gewöhnlichen, am Clavier ſitzenden Cäcilia, welche man unter dieſem Nahmen ſchon zu erwarten und zu verlangen pflegt, von dieſer Grund-Idee des liebevollen Mitleidens jener Heiligen, welche nicht bloß die Kunſt der Töne, ſondern auch die Muſik der Gefühle und alle Harmonie des Lebens unter ihrem Schutze umfaßt, ausgehen wollten, und davon durchdrungen ſein möchten; ſo würden ſie die künſtleriſche Ausführung und hohe Geſtalt der heiligen Cäcilia, wohl jener Idee ganz entſprechend, und in einem hohen Grade vortrefflich und gelungen finden. Die himmliſche Lieblichkeit des Engels wird ohnehin leicht jedes Gefühl anſprechen. Farbe und Carnation ſind überhaupt auf dieſem Gemählde lobenswerth, und vorzüglicher als auf andern Bildern desſelben Künſtlers; das Ganze bildet Eine untheilbare hohe Lichterſcheinung. Und ſomit überlaſſen wir denn Andern, mit dem künſtleriſchen Urtheil, zu welchem wir hier nur die nothwendige, erſte Grundlage haben geben wollen, auch nach techniſchen Rückſichten in das Einzelne zu gehen. Auf dem Altar, in der beſtimmten Kirche, wird das Bild an ſeiner rechten Stelle ſein, und der lebendigen Wirkung nicht verfehlen.

---

jüngſten Gerichte, und Hemmelink in den Viſionen des heil. Johannes, auf einem Gemählde zu Brügge, angebracht; anderer Beiſpiele nicht zu gedenken.

Bayerische Staatsbibliothek

Inhalt

Seite

Vorrede . . . . III.

I. Gemähldebeſchreibungen aus Paris und den Niederlanden, in den Jahren 1802–1804 1

Erſte Sendung.

Von dem Lokal und dem zu Paris vereinigten Kunſtkörper alter Gemählde; ſo wie von dem Standpunkte dieſer Darſtellung. Von einigen Werken der älteren italieniſchen Schule, und von dem eigenthümlichen Kunſtcharakter und allegoriſchen Geiſt des Correggio. Von der Verwandtſchaft des Correggio mit dem Leonardo, und von deſſen Styl und Schule. Von der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Portraits bei den älteren Mahlern, bei Holbein und Leonardo, bei Titian und Raphael. Erſte Andeutungen vom Charakter des Raphael überhaupt; und Beſchluß von einigen altdeutſchen Gemählden von Johann van Eyck, Hemmelink und Dürer. 3

Zweite Sendung.

Nachträgliche Charakteriſtik des Raphael; und von dem Unterſchiede zwiſchen der ältern italieniſchen Mahlerſchule und dem neueren Styl. Von den chriſtlichen Gegenſtänden für Gemählde und von der Art, wie die ältern Mahler die heidniſchen Gegenſtände behandelt haben. Von einigen merkwürdigen Gemählden der ſpaniſchen Schule; nebſt Andeutung allgemeiner Grundſätze über die verſchiedenen Gattungen der Mahlerkunſt. 32

Dritte Sendung.

Reichthum der Kunſt, dargeſtellt an einer mannichfaltigen Nachleſe verſchiedenartiger Gemählde der italieniſchen Schule.

Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heilige Agatha von Sebaſtian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenſtand der Kunſt, und über die älteſten Gegenſtände und erſten Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerei. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael. Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzöſiſchen Denkmahlen; über Glasmahlerei. Die Antiope von Titian. . . 86

Vierte Sendung.

Die Alexanders-Schlacht von Altdorfer. Gemählde der älteren niederländiſchen Schule zu Brüſſel; großes Altarbild von Raphael eben daſelbſt. Düſſeldorfer Gallerie; großes Märterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwei Extreme und Gegenſätze in der manierirten Mahlerei. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte kölniſche Schule der Mahlerei; großes Altarbild von den heiligen drei Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Chriſti in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaiſers Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit. . . 125

II. Grundzüge der gothiſchen Baukunſt; auf einer Reiſe durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich. In dem Jahre 1804 bis 1805. . 171

III. Vermiſchte Aufſätze. . . . 231

1. Schloß Karlſtein bei Prag. 1808 . . 233
2. Die heil. Cäcilia von Ludwig Schnorr. 1823 . 239

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Lib/ 48/456

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Romantiſche

Sagen und Dichtungen

des

Mittelalters.

I.

Geſchichte

des

Zauberers Merlin.

Vorrede.

Ritterſinn, Zauberei und Liebe bilden den Inhalt und den Geiſt jener ſchönen alten Romane, welche den größten deutſchen Dichtern der ſchwäbiſchen Zeit, und etwas ſpäter auch den italieniſchen den Stoff zu ihren herrlichen Ritterliedern gaben.

Die erfindungsreichſten und bedeutendſten unter dieſen alten Romanen ſind wohl überhaupt diejenigen, welche ſich auf die Tafelrunde und den König Artus beziehen; und unter dieſen iſt wiederum nicht leicht einer wunderbarer und eigenthümlicher, als der vom Zauberer Merlin.

Die gegenwärtige deutſche Bearbeitung dieſer Dichtung iſt aus den beſten franzöſiſchen Quellen auf der Pariſer Bibliothek in den Jahren 1803 und 1804 gezogen worden.

Die Geſchichte von Lother und Maller, iſt einer Nachricht am Schluſſe der Handſchrift zu Folge, von der Frau Margaretha, Gräfin von Wiedemont und Herzogin zu Lothringen, in wälſcher Sprache verfaßt, im Jahre Chriſti 1405. In's Deutſche überſetzt aber ward ſie von der Frau Eliſabeth, Gräfin zu Naſſau-Saarbrück, Tochter der vorgenannten Frau Margaretha und Herzogs Friedrich von Lothringen, im Jahre 1437, und aus dieſer deutſchen Handſchrift iſt die gegenwärtige Darſtellung bearbeitet worden. Nach den Worten der Einleitung zu ſchließen, müßte die erſte Verfaſſerin ein noch älteres lateiniſches Original vor Augen gehabt haben.

Die Mittheilung der Handſchrift, welche nicht viel jünger ſcheint, verdankte ich der Güte meines verehrungswürdigen Freundes, des Canonicus Wallraff zu Kölln; und iſt dieſe deutſche Bearbeitung in jener Stadt in den Jahren 1804 und 1805 vollendet worden.

Außer dem Verdienſte der Erfindung und manches Eigenthümlichen in der Darſtellungsart, war es vorzüglich das darin aufgeſtellte Bild der ritterlichen Freundſchaft, was den Herausgeber beſtimmte, dieſen Roman der Vergeſſenheit zu entreißen; und nach dieſem Geſichtspunkte iſt auch der Auszug gemacht worden. Manche Fehden und Abentheuer, beſonders gegen das Ende des Buchs, die von der Art ſind, wie ſie in allen Rittergeſchichten vorkommen, hat man deshalb weggelaſſen; in der Kataſtrophe ſelbſt iſt einiges, was an ſich nicht tadelnswerth, für das ſittliche Gefühl der jetzigen Zeit zu fremd war, gemildert und in den Hintergrund geſtellt worden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Der böſe Feind war ſehr ergrimmt und voller Zorn, als unſer Heiland Jeſus Chriſtus zur Hölle hinabgeſtiegen war, und Adam und Eva daraus erlöſte, ſammt allen, die mit ihnen in der Hölle waren. Wer iſt dieſer Menſch, ſagten die Teufel voller Furcht und Schrecken, welcher die Pforten der Hölle zerbricht, und deſſen Macht wir nicht widerſtehen können? Hätten wir doch niemahls geglaubt, daß ein Menſch, vom Weibe geboren, nicht uns angehören ſollte, und dieſer da zerſtört unſer Reich. Ei wie kommt es wohl, daß er geboren werden können, ohne daß wir ihn verſündigten, ſo wie es den andern Menſchen geſchieht? Da antwortete ein andrer und ſprach: Er iſt ohne Fehl, ohne Verderbniß und ohne Gebrechen geboren, und nicht aus des Mannes Samen, ſondern nach dem Willen Gottes durch ſeinen heiligen Geiſt im Jungfrauen-Leibe. Darum wäre es wohl gut, wenn wir Mittel finden möchten, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach unſerm Ebenbilde geformt ſei, der nach unſerm Willen thäte, und alle geſchehene Dinge, und alles, was geſchieht und geſprochen wird, wüßte ſo wie wir. Ein ſolcher könnte uns von großem Nutzen und von großer Hülfe in unſern Thaten ſein. Denn wir müſſen darauf denken, wie wir wieder gewinnen mögen, was der Welterlöſer uns raubte. Da waren alle Teufel einſtimmig und riefen: Ja, laßt uns Mittel finden, wie einer von uns einen ſolchen Menſchen durch das Weib erzeugen möge. Da rief einer von ihnen: Ich habe Gewalt über ein Weib, ſo daß ſie mir gehorcht, und vieles thut was ich will: auch habe ich die Macht, die Geſtalt des Menſchen anzunehmen. Dieß Weib nun, über welches ich Gewalt habe, ſoll mir ſicherlich Mittel verſchaffen, einen Menſchen mit einer Jungfrau zu erzeugen. Es ward alſo unter ihnen beſchloſſen, daß dieſer gehen ſollte, das Werk auszuführen: aber ſie trugen ihm vorher noch auf, daß er ja ſorgen ſolle, daß der Menſch, den er erzeuge, ihnen ähnlich werde und nach ihrem Willen handle.

Der Rath des Satans ging wieder auseinander, nachdem ſie dieß Werk verabredet hatten; der Abgeſandte aber eilte, und verſäumte keine Zeit, um zu dem Weibe zu kommen, über welches er Gewalt hatte.

Es war dieß Weib die Frau eines ſehr reichen Mannes, der viele Güter beſaß, viel Vieh, und andre Schätze, von denen manches zu erzählen wäre; er hatte auch mit dieſer Frau drei Töchter und einen Sohn.

Satan fand das Weib ganz bereit, alles zu thun, was er verlangte, denn wo Gott viel thut für den Menſchen, da vergißt der Böſe, der nur den Menſchen zu betrügen ſucht, ſicher ſeinen Antheil nicht. Er fragte alſo das Weib, ob es ein Mittel gäbe, ihren Mann zu betrügen, oder denſelben in des Satans Gewalt zu geben. Das Weib antwortete, das könnte nur geſchehen, wenn er ihn erzürnte und betrübte. Sie rieth ihm desfalls, daß er hinginge und einen Theil ſeines Viehs umbrächte. Das that auch der Teufel ſogleich. Da die Hirten die Hälfte der Herden erſchlagen ſahen, liefen ſie zu ihrem Herrn und ſagten es ihm an, worüber er ſehr erſchrack. Als der Böſe merkte, daß er ſchon um die Hälfte ſeiner Herden ſo erſchrack, ging er in den Stall und tödtete zehn der beſten Pferde in einer Nacht. Als der reiche Mann das erfuhr, fehlte wenig, daß er nicht raſend ward; er ſchrie und tobte, und rief: Da der Teufel ſchon ſo viel gehohlt habe, gäbe er ihm das übrige alles dazu. Als Satan dieß hörte, war er ſehr erfreut und nahm auch alles übrige hin. Der Mann, der auf einmahl ſich aller Schätze beraubt ſah, betrübte ſich ſo darüber, daß er ganz ſchwermüthig ward, ſich ganz von allen den Seinigen entfernt hielt, ſich nicht um ſie kümmerte und ſie nicht um ſich leiden mochte, ſondern beſtändig einſam lebte. Der Teufel, der ihn nun ſo die Menſchen haſſen ſah und wie er alle Geſellſchaft floh, war jetzt gewiß, alle Gewalt über ihn zu haben, und in ſeinem Hauſe ſchalten und walten zu können. Er ging auch ſogleich hin und erwürgte des guten Mannes einzigen ſchönen Sohn. Darüber wollte der Vater vor Herzeleid und Betrübniß ganz vergehen. Der Teufel ging darauf zur Frau, die er ganz allein fand, und verſuchte ſie dergeſtalt mit der Vorſtellung ihres Unglücks, daß ſie einen Strick nahm und ſich daran aufhing. Bald darauf ſtarb der gute Mann, aus Gram über den ſchrecklichen Tod ſeiner Frau und ſeines Sohnes.

Nachdem der Böſe dieß vollbracht hatte, überlegte er, wie er die Jungfrauen, die jungen Töchter dieſes reichen Mannes in ſeine Gewalt bekommen möchte; um ſie zu betrügen, mußte er erſt ſich ihnen gefällig bezeigen. Er hohlte alſo einen ſchönen Jüngling, den er ſchon längſt in ſeiner Gewalt hatte, und brachte ihn zu den Jungfrauen. Der Jüngling brachte es ſo weit mit lieblichen Reden, mit Hin- und Wiedergehen, bis die eine der Jungfrauen ſich in ihn verliebte, worüber Satan ſehr vergnügt war, ſeinen Anſchlag ſo gelingen zu ſehen. Nun ruhte er auch nicht eher, ſie mußte dem Jüngling ganz zu eigen werden. Dann ging er hin und entdeckte es der ganzen Welt, damit die Jungfrau zu Schanden werden mußte; denn damahls war das Geſetz ſo, daß, wenn ein Mädchen, das kein öffentliches war, des Umgangs mit einem Manne überwieſen ward, ſo mußte es ſterben. Satan alſo durch ſeinen Verrath brachte es dahin, daß die Richter es erfuhren. Der Jüngling entfloh, und die Jungfrau ward vor Gericht geführt. Die Richter hatten großes Mitleiden mit ihr um ihres Vaters willen, der ein ſehr braver Mann geweſen war. Wunder! ſagten die Richter, wie konnte dem armen Mädchen ſolches Leid widerfahren, es iſt ja noch gar nicht lange her, daß ihr Vater, der frömmſte Mann im Lande, ſtarb. Sie ward verurtheilt, und lebendig begraben, aber aus Achtung für ihre Anverwandte geſchah es in der Nacht, um das Aufſehen zu vermeiden.

So geht es denjenigen, die ſich dem Satan einmahl ergeben haben.

Zweites Kapitel.

Es lebte nicht weit von dem Orte, wo die Jungfrauen wohnten, ein Einſiedler, der einen überaus frommen Wandel führte, und ſehr verſtändig war. Als dieſer nun die wunderbare Begebenheit erfuhr, daß die eine der Jungfrauen lebendig begraben worden ſei, ging er hin zu den beiden andern Schweſtern, um ihnen mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Zuerſt fragte er ſie, auf welche Weiſe ſie Vater und Mutter und alle Güter verloren hätten. Das Schickſal, ſagten ſie, hat es ſo gewollt; wir werden von Gott gehaßt, und er hat uns zu ſolcher Betrübniß beſtimmt.

Gott haßt keinen Menſchen, ſagte der fromme Einſiedler; vielmehr geht ihm alles, was Ihr Böſes thut, ſehr nahe; durch die Einwirkung des Teufels iſt Eure Schweſter zu ſolcher Schande verführt worden. Da Ihr aber nichts davon wißt, und bis jezt noch befreit davon ſeid, ſo hüthet Euch ferner nur vor der ſchlechten Geſellſchaft und böſen Eingebungen. Der fromme Mann gab ihnen darauf noch viele vortreffliche Lehren. Er unterrichtete ſie im Glauben, lehrte ſie die göttlichen Gebote und die Tugenden des Heilands. Der älteſten Tochter gefielen dieſe Lehren wohl, und ſie nahm ſie ſehr zu Herzen, gab ſich auch große Mühe, alles zu erlernen, und alles das jeden Tag zu thun, was der fromme Einſiedler ihr zu thun gebot. Wirſt Du, ſagte er darauf zu ihr, meinem Rathe immer ſo folgen, meine Tochter, und pünktlich ſo thun, wie ich es Dir heiße, ſo wirſt Du zu vielen Ehren und großem Gute kommen; alſo folge meinem Rathe. Komme immer zu mir, ſo oft Du über etwas in Zweifel biſt, oder in Verſuchung geräthſt, damit ich Dich wieder auf den rechten Weg führe, mit Hülfe Gottes. Laß Dich nur von nichts beſtürzt machen, ſondern vertraue auf Gott. Nachdem der fromme Mann die beiden Jungfrauen ſo geſtärkt und unterrichtet hatte, ging er wieder in ſeine Einſiedelei, ſagte ihnen aber vorher noch einmahl, daß ſie zu ihm kommen und ihn um Rath fragen ſollten, ſo oft ihnen etwas begegnen würde.

Dem Satan war der Zuſpruch des frommen Mannes nicht lieb, er fürchtete ſehr, die beiden Jungfrauen zu verlieren; ſah auch ein, daß er ſie nie würde betrügen können, außer mit Hülfe eines andern von ihm beſeſſenen Weibes. Er kannte eine, die ſchon oft ſeinen Willen gethan, und deren er ganz mächtig war. Dieſe ſchickte er zu den Jungfrauen; ſie wandte ſich ſogleich an die jüngſte, denn mit der älteſten zu reden wagte ſie nicht, weil ſie zu fromm war, und ſich ſo demüthig und beſcheiden betrug, daß es ein Wunder war. Das Weib nahm alſo die jüngſte auf die Seite, und fragte ſie, wie ſie lebte, und wie ſie ſich mit ihrer Schweſter ſtände! Meine Schweſter, antwortete das junge Mädchen, iſt über die vielen Begebenheiten, die wir in ſo kurzer Zeit hintereinander erlebt haben, ſo nachdenklich geworden, daß ſie Eſſen und Trinken vergißt, und weder mir noch andern ein freundliches Geſicht zeigt. Ein guter, frommer Mann hat ihr Gemüth ganz zu Gott gewendet, ſie glaubt und thut nichts, als was dieſer Mann ihr ſagt.

Schade, ſagte nun das Weib darauf, daß ein ſo ſchönes Mädchen, als Du biſt, unter einer ſolchen Vormundſchaft ſteht; denn niemahls wirſt Du Dich bei Deiner Schweſter Deiner Schönheit erfreuen können. Ei mein ſüßes Töchterchen, fuhr ſie fort, wenn Du wüßteſt, welche Freude und welches Wohlleben die andern Frauen genießen, Du würdeſt alles, was Du bei Deiner Schweſter haſt, für nichts achten. Trocknes Brod in Geſellſchaft von Männern iſt angenehmer, als alle Güter der Welt bei Deiner Schweſter. Wie kannſt Du es nur ſo allein aushalten; eine Frau, die keinen Mann kennt, und mit keinem umgeht, weiß gar nicht, was Freude iſt. Ich ſage es Dir, ſchönes Kind, Du wirſt niemahls die Liebe eines Mannes genießen, Deine Schweſter wird ſie eher genießen als Du, denn ſie iſt die älteſte, und wird heirathen; dann wird ſie ſich aber gar nicht mehr um Dich bekümmern, und Du wirſt die Freuden Deines ſchönen Leibes nicht kennen lernen. Dieſe Reden machten das junge Mädchen ganz nachdenklich.

Wie dürfte ich das wohl thun, fing ſie wieder an, man wurde mich lebendig begraben, wie meine Schweſter. Deine Schweſter, ſagte das Weib, war eine Thörin, und hat es ſehr übel angefangen; wenn Du mir folgen willſt, ſo ſollſt Du alle Luſt Deines Leibes genießen, und kein Menſch ſoll Dir etwas anhaben können. Jetzt darf ich nicht länger mit Euch reden, ſagte das junge Mädchen, meine Schweſter möchte es gewahr werden; entfernt Euch jetzt, und kommt einen andern Tag wieder. Das Weib ging fort, und Satan freute ſich des guten Anfangs.

Als das Mädchen nun allein geblieben war, überlegte ſie unaufhörlich die Reden des Weibes, und ſprach immer mit ſich ſelber davon. Dadurch wuchs die Lüſternheit in ihr immer mehr, die der Teufel durch jene Reden in ihr entzündete; ſo daß als ſie des Abends ihre Kleider abgelegt hatte, betrachtete ſie ihren ſchönen Leib und freute ſich deſſen. In Wahrheit, ſagte ſie, die kluge Frau hat Recht, ich wäre ohne den Genuß eines Mannes ganz verloren. Sie ließ auch bald darauf jenes Weib wieder zu ſich rufen, und fragte ſie, wie ſie es machen müßte, einen Mann zu lieben, und nicht verrathen und getödtet zu werden, wie ihre Schweſter? Du darfſt nur, ſagte jene, Dich einem Jeden öffentlich Preis geben. Zu dem Ende fliehe wie erzürnt hier aus dem Hauſe, und ſage, daß Du es nicht länger mit Deiner Schweſter zuſammen aushalten kannſt; nachher kannſt Du thun, was Dir gefällt, und niemand darf Dich vor Gericht fordern, oder Dich verurtheilen. Wenn Du dann einſt des wilden Lebens müde biſt, ſo kannſt Du immer noch einen Mann finden, der Dich heirathet, um Deiner vielen Reichthümer willen; ſo wirſt Du alsdenn aller Freuden dieſer Welt froh.

Die Jungfrau folgte wirklich dem verderblichen Rathe des verfluchten Weibes, entfloh aus dem Hauſe ihrer Schweſter, und gab ſich öffentlich Jedem Preis.

Drittes Kapitel.

So ſehr der böſe Feind ſich freute, dieſen Anſchlag gelungen zu ſehen, ſo ſehr entſetzte ſich die Schweſter des Mädchens über dieſe Begebenheit. Es fehlte wenig, ſo wäre ſie aus Betrübniß darüber wahnſinnig geworden; und ſogleich machte ſie ſich auf den Weg und lief zu dem Einſiedler. Als dieſer ſie ſo betrübt ankommen ſah, ging er ihr entgegen und ſagte: Mach' ein Kreuz, meine Tochter, und empfiehl Dich Gott; ich ſehe, Du biſt ſehr niedergeſchlagen. Auch habe ich wohl Urſache dazu, ſagte jene, und erzählte ihm darauf, wie ihre Schweſter entflohen ſei, und ſich, wie man ihr geſagt, der Schande öffentlich Preis gegeben. Der fromme Mann war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, und ſagte: Noch iſt der böſe Feind um Dich her, und wird auch nicht ſobald aufhören, Dich zu verfolgen, um Dich in ſeine Schlingen zu fangen, wenn Gott Dich nicht in ſeine beſondere Obhut nimmt. Ich bitte Dich alſo, und befehle Dir, daß Du Dich nicht dem Zorne und der Traurigkeit überläſſeſt, denn über niemand hat der Böſe mehr Macht als über ſolche, die ſich dieſen Leidenſchaften hingeben. Komm zu mir, ſobald Dir ein Hinderniß, oder etwas Verderbliches in den Weg gelegt, oder etwas Dir angemuthet wird, was Dich verſündigt vor Gott dem Herrn, der gebenedeiten Jungfrau, und allen Heiligen des Paradieſes, zu welchen ich täglich bete, daß ſie Dich bewahren, und beſchützen mögen. Mache jeden Tag, ehe Du etwas iſſeſt oder trinkſt, das Zeichen des Kreuzes an Dir; laß ſtets da, wo Du ſchläfſt, ein Licht brennen, denn der Böſe ſcheut das Licht.

Nach dieſen Lehren des frommen Mannes ging die Jungfrau wieder nach Hauſe. Viele Leute aus der Stadt beſuchten ſie, und riethen ihr, ſich zu verheirathen, damit ſie nicht ſo allein, und in Traurigkeit verſenkt bliebe. Sie antwortete ihnen aber jedesmahl: Gott wird mir gewiß nichts anders zuſchicken, als was mir gut iſt. Mehr als zwei Jahre lang blieb die Jungfrau in ihres Vaters Hauſe, und führte ein ſehr gottesfürchtiges frommes Leben. Der Böſe konnte durchaus keine Gewalt über ſie haben, weder in Gedanken noch in Werken; er ſuchte beſtändig ſie zu erzürnen, damit ſie im Zorne die Befehle des frommen Mannes vergeſſen möchte. Zu dem Ende führte er eine Nacht ihre entlaufene Schweſter wieder zu ihr, damit ſie ſich über ſie erzürnen möchte; und gleich nach der Schweſter ſchickte er einen Haufen junger Burſche ins Haus, die ihr nachliefen. Als die Jungfrau dieß erblickte, erſchrack ſie ſehr, und ſagte zu ihrer Schweſter: So lange Du eine ſolche Lebensart führſt, ſollteſt Du doch nicht zu mir ins Haus kommen, denn Du biſt Schuld, daß ich in übeln Ruf komme. Jene, als ſie hörte, daß ihre Schweſter ihr übeln Ruf Schuld gäbe, ward ergrimmt und erhitzt, und redete wie eine, die vom Teufel beſeſſen iſt, drohte ihrer Schweſter, und warf ihr vor, ſie liebe den frommen Einſiedler mit weltlicher Liebe, und ſie würde hingerichtet werden, wenn die Leute es wüßten. Die Jungfrau ward hoch erzürnt über dieſen Vorwurf, und befahl ihr, aus dem Hauſe zu gehen. Jene erwiederte aber, ſie hätte zu dem Hauſe ſo viel Recht, als ſie, und ſie wollte nicht hinaus gehen. Die Jungfrau wollte ſie bei den Schultern hinaus ſtoßen, als ſie auf ihren Befehl nicht gehen wollte, aber ſie und die jungen Burſche, die mit ihr waren, wehrten ſich und ſchlugen die arme, erzürnte Jungfrau. Sie entfloh ihnen endlich, und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein; ſie warf ſich in ihren Kleidern auf's Bette, weinte ſehr, und vergaß in ihrer Betrübniß, das Zeichen des Kreuzes über ſich zu machen, ſo wie ihr der fromme Mann befohlen hatte. Der Böſe wachte neben ihr, und als er ſah, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, ſagte er: Nun iſt es Zeit, daß wir den Menſchen in ihr erſchaffen, denn ſie ſteht jetzt nicht in Gottes Obhut.

Darauf legte der Teufel ſich zu ihr, und ſie empfing, vergraben im feſten Schlafe. Gleich nachher erwachte ſie, und ihr erſter Gedanke war an den frommen Einſiedler; ſogleich machte ſie das Zeichen des Kreuzes über ſich. Heilige Jungfrau Maria, betete ſie, wie iſt mir geſchehen? ich fühle mich entehrt! Selige Mutter Gottes, bitte Deinen glorreichen Sohn für mich, daß er meine Seele vor Verdammniß bewahre, meinen Leib vor Qualen, und mich ſchütze gegen die Macht des Böſen. Nachdem ſie ſo gebetet hatte, ſtand ſie auf von ihrem Bette, und ſann herum auf alle ihre Bekannte, und ſuchte zu errathen, welcher Menſch ihr ſolches wohl möchte gethan haben. Sie lief und unterſuchte ihre Thür, fand ſie aber dicht verſchloſſen, ſo wie ſie ſelbſt ſie verſchloſſen hatte, ehe ſie ſich niederlegte; ſuchte auch allenthalben in ihrer Kammer herum, aber ohne etwas zu finden. Da ward ſie es gewahr, daß ſie vom böſen Feind überliſtet und entehrt ſei; warf ſich ſogleich auf ihre

Knie und betete lang und inbrünſtig zu Gott, daß er ſie in ſeinen Schutz nehmen und ſie vor Schande bewahren möge.

Als der Tag anbrach, führte der böſe Feind die Schweſter ſammt den jungen Leuten wieder zum Hauſe hinaus; da ſtand ſie auf vom Gebete, öffnete ihre Kammer und überließ ſich ganz ihrem übermäßigen Schmerz. Darauf ließ ſie durch ihren Diener zwei ehrbare Frauen hohlen, und von dieſen begleitet, ging ſie ſogleich zu ihrem Einſiedler, um zu beichten. Und wie der fromme Mann ſie ſo voller Leid ſah, und ſie darum befragte, erzählte ſie ihm alles, was ihr in dieſer Nacht geſchehen war; geſtand auch ein, daß ſie im Zorne, und vor Schrecken, ſeinen Befehl vergeſſen habe, und wie ſie dann im Schlafe ſich entehrt gefühlt habe, ohne einen Mann zu kennen, von dem ſie dieß vermuthen könne, da ihre Thür feſt verſchloſſen war, und ſie niemand in der Kammer gefunden habe. Der fromme Mann glaubte ihr erſt nicht und beſchuldigte ſie der Lüge; da ſie aber feſt auf allem beſtand und große Betrübniß zeigte, ſo legte er ihr eine ſtrenge Buße auf, weil ſie ſeinen Befehl vergeſſen hatte. Sie nahm ſie weinend an, und verſprach ſie lebenslänglich zu halten; nähmlich er hatte ihr die Buße auferlegt, ſo lange ſie lebe, nur einmahl im Tage zu eſſen. Nachdem ſie dieß gewiß zu halten verſprochen, ſegnete er ſie und betete über ſie, ſagte ihr auch, daß ſie jedesmahl wieder zu ihm kommen möchte, wenn ſie ſeines Troſtes bedürfe. Sie ging nach Hauſe und der böſe Geiſt fand ſich zu ſeinem Verdruß dennoch durch ihre Reinheit und Frömmigkeit getäuſcht, denn obgleich er ſie im Schlafe betrogen, konnte er ihre Seele dennoch nicht verderben, und hatte nicht im geringſten Gewalt über ſie, worüber er ſehr erboſt war.

Viertes Kapitel.

Nach einiger Zeit aber wuchs das Kind im Leibe der Jungfrau, und ihre Schwangerſchaft ward ſichtbar vor den Augen aller Menſchen. Es kamen dann viele Leute zu ihr und fragten ſie, da ſie ihren Zuſtand nicht läugnen konnte, wer der Mann ſei. So gebe Gott mir Freude, antwortete ſie, ich weiß es nicht, von wem ich das Kind habe. Da verſpotteten ſie ſie, und ſagten mit Gelächter: alſo hatteſt Du mit ſo vielen Männern zu ſchaffen, daß Du den Vater Deines Kindes nicht kennſt? Niemahls, antwortete ſie, mag ich erlöſt werden, wenn ich jemahls einen Mann gekannt, oder ein Mann meines Willens oder Wiſſens mit mir zu ſchaffen gehabt! — Da machten die anweſenden Frauen das Zeichen des Kreuzes. Dieß iſt nicht möglich, ſagten ſie, dieß geſchieht keiner Frau. Vielmehr denken wir, Du liebſt den Mann, der Dich verführte, mehr als Dich ſelbſt, und willſt ihn nicht anklagen. Sehr Schade iſt es um Dich; wenn die Richter es erfahren, ſo mußt du ſterben. Die Jungfrau wiederhohlte noch einmahl, daß ſie von keinem Manne wiſſe. Die Weiber entfernten ſich, erklärten ſie für wahnſinnig, und meinten, die Reichthümer des Vaters müßten ein übel erworbenes Gut ſein, weil nun alles ſo verloren gehe, und es an den Kindern geſtraft werde. Die Jungfrau war ſehr erſchrocken, ging ſogleich wieder zu dem Einſiedler und erzählte ihm alles das, was die Leute zu ihr geſagt hatten. Da der fromme Mann ſie wirklich ſchwangern Leibes ſah, konnte er ſein Erſtaunen nicht verbergen, fragte ſie auch, ob ſeitdem dieß Wunderbare ſich nicht wieder ereignet, und ob ſie ihre Buße und ſeine übrigen Befehle ordentlich gehalten habe? Das erſte verneinte ſie, auf das letzte aber antwortete ſie mit Ja.

Der fromme Einſiedler, über dieſes Wunder ganz erſtaunt, ſchrieb Nacht und Stunde auf, wo ſie zuerſt ihm davon gebeichtet. Jetzt, ſagte er, werde ich es genau wiſſen, ob Du mir Lügen ſagteſt oder nicht; denn ich vertraue auf Gott, und glaube, daß er Dich, wofern Du Wahrheit redeteſt, nicht wird wirklich ſterben laſſen; aber die Furcht vor dem Tode wirſt Du doch ausſtehen müſſen. Denn ſie werden ſagen, daß die Strafe Dir von Rechtswegen zukomme; aber eigentlich werden ſie Dich um Deines großen Reichthumes willen gern umbringen wollen. Sobald Du aber in's Gefängniß geſetzt wirſt, ſo laß es mich wiſſen, ich will Dir, wo möglich zu Hülfe kommen.

Die Jungfrau ward wirklich bald hernach vor die Richter gefordert, und alſobald ſandte ſie nach dem Einſiedler, der ſich auch ſogleich auf den Weg zu ihr machte. Als er aber ankam, ſtand ſie ſchon vor Gericht. Sobald die Richter den frommen Mann erblickten, erzählten ſie ihm die Begebenheit, und fragten ihn, ob er wohl glaube, daß ein Weib empfangen könne, ohne mit einem Manne Umgang zu pflegen. Ich weiß Euch hierüber nichts zu ſagen, antwortete er; aber mein Rath iſt, daß Ihr ſie nicht während ihrer Schwangerſchaft hinrichtet, denn es iſt weder recht noch billig, daß das Kind mit beſtraft werde, da es doch nicht geſündigt hat. Dieſen Worten beſchloßen die Richter zu folgen, ſchickten ſie nach ſeinem fernern Rath in einen feſtgeſchloßnen Thurm, und gaben ihr zwei Weiber, Ihr in der Stunde der Geburt zu helfen, wenn es Zeit ſein würde; kein andrer Menſch dürfte aber zu ihr gelaſſen werden. Er rieth ihnen ferner, die Mutter leben zu laſſen, bis das Kind reden könne; alsdann, ſagte er, werdet Ihr die Wahrheit erfahren und ſie nach der Gerechtigkeit richten können. Die Richter thaten alles nach dem Rathe des frommen Einſiedlers, gaben ihr zwei Frauen mit in den Thurm, die geſchickteſten und verſtändigſten Hebammen und Wärterinnen zu der Zeit; oben im Thurm ward ein Fenſter gemacht, durch welches man ihnen alles, weſſen ſie benöthigt waren, reichen konnte.

Ehe die Jungfrau hineingeführt ward, ſagte ihr der Einſiedler: Meine Tochter, laß Dein Kind taufen, wenn Du niedergekommen ſein wirſt, und ſollten ſie Dich hinrichten wollen, ſo ſende nach mir und laß mich rufen.

Als nun die Zeit der Geburt gekommen war, gebar ſie einen Sohn, der die Macht und den Willen des böſen Feindes, ſeines Erzeugers, haben ſollte; aber Satan hatte thöricht ſich betrogen, indem er die Jungfrau im Schlaf betrog, aber ihre Seele nicht verführte, die ganz des Herrn voll war, der Tod und Marter erlitten hatte, das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Auch war ſie gleich, nachdem ſie aufwachte, aufgeſtanden, hatte andächtig gebetet, und ſich der Dreieinigkeit empfohlen; war dann, ſo ſchnell ſie konnte, zu dem frommen Manne gelaufen, hatte gebeichtet, Gott und die heilige Kirche angerufen, und Buße und Abſolution empfangen; ſeitdem auch Gottes und der Kirche Gebote auf das treulichſte befolgt. Daher kam es, daß der böſe Feind wieder verlor, was er erobert zu haben glaubte.

Das Kind der Jungfrau hatte die Aehnlichkeit mit ſeinem Erzeuger, dem Teufel, daß es alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit geſchah und geſprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter, und vermittelſt der Reinigung der Taufe und der Gnade Gottes, erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wiſſen; ſo daß das Kind ſich Gott, oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm blos den Körper, Gott aber hatte ihm die Seele und den Verſtand gegeben, und zwar dieſem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that.

Als er zur Welt kam, fürchteten ſich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart, und niemahls hatten ſie ein ſolches Kind zur Welt kommen ſehen. Sie überreichten ihn der Mutter, die ein Kreuz machte, als ſie ihn anſichtig ward. Mein Sohn, Du erſchreckſt mich, ſagte ſie. Auch wir, ſagten die Frauen, ſind ſo über ſeinen Anblick erſchrocken, daß wir ihn kaum halten können. Die Mutter befahl, daß man ihn zum Fenſter hinunterlaſſe, damit er getauft würde. Wie ſoll er heißen? fragten die Frauen. Gebt ihm den Nahmen, den mein Vater hatte, antwortete ſie, er hieß Merlin. Es geſchah alſo; das Kind ward zum Fenſter hinunter gelaſſen, das Volk nahm ihn, ließ ihn taufen, und gab ihm auf Verlangen der Frauen, im Nahmen der Mutter, den Nahmen Merlin, wie ſein Großvater hieß. Darauf ward er wieder zu ſeiner Mutter gebracht, denn keine andre Frau würde es gewagt haben, ihn an die Bruſt zu legen und ſäugen zu laſſen, ſo ſehr fürchteten ſich alle vor ihm.

Bis er achtzehn Monathe alt war, blieben die Frauen geduldig um die Mutter, und leiſteten ihr Geſellſchaft, mußten ſich aber immer mehr über das Kind wundern, das ſchon in einem Alter von zwölf Monden ſo groß und ſtark war, als wäre er mehr als zwei Jahre alt. Da er aber achtzehn Monathe alt war, ſagten ſie zur Mutter: Frau, wir wünſchten nun wohl von hier weg und zu unſern Freunden und Verwandten zurück zu gehen, die uns ſo lange nicht geſehen haben: uns dünkt, wir hätten nun ſchon lange genug bei Euch zugebracht. Die arme Frau fing bitterlich an zu weinen: O ſagte ſie, wenn Ihr von mir weggeht, ſo wird man mich hinrichten! Sie bat die Frauen mit vielen Thränen und Wehklagen, ſie doch jetzt noch nicht zu verlaſſen, und die Frauen traten weinend und die Arme bedauernd, in ein Fenſter. Ach mein Sohn, ſagte die Mutter, indem ſie ihr Kind auf dem Schoos betrachtete; ach mein Sohn, um Dich muß ich ſterben, und habe doch nicht den Tod verdient: niemand als ich weiß die Wahrheit, aber niemand will mir glauben! — Und als ſie ſo über das Kind weinte und wehklagte, und unſern Heiland anrief, daß er ſie ſtärken möchte, ſah das Kind auf einmahl ſie lächelnd an, und ſprach zu ihr: Fürchte Dich nicht, Mutter, Du ſollſt um meinetwillen nicht ſterben. Die Mutter erſchrack ſo heftig als ſie ihn reden hörte, daß ſie ohnmächtig zurückſank, und das Kind fallen ließ, das heftig ſchrie, als es zur Erde fiel. Die beiden Frauen lieſen eilends herzu, und meinten, ſie wolle aus Verzweiflung ihr Kind tödten. Warum ſchreit das Kind? fragten ſie; haſt Du es tödten wollen? Warum liegt es an der Erde? — Ich dachte nicht daran, ihm ein Leides zu thun, ſagte die Mutter, als ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, aber ich habe ihn fallen laſſen, denn Herz und Arme entſanken mir vor Schrecken über das, was er zu mir geſprochen. — Und was, fragten jene, hat er Euch geſagt, darüber Ihr ſo erſchrocken ſeid? — Daß ich um ſeinetwillen nicht ſterben würde! Hat er dieß wirklich geſagt, ſo wird er wohl noch mehreres ſprechen, erwiederten die Frauen; nahmen ihn auf den Arm, küßten und herzten ihn, und ſprachen freundlich zu ihm, um zu ſehen, ob er ihnen etwas antworten würde. Aber er blieb ganz ſtill und redete nicht ein Wort. Darauf nahm die Mutter, die nur wünſchte, daß er in Gegenwart der Frauen reden möchte, ihn auf den Arm und ſagte: Droht mir einmahl, ſagt, ich würde um ſeinetwillen verbrannt werden. — Ihr ſeid doch ſehr bejammernswerth, ſagten ſie, daß Ihr um des Kindes willen müßt verbrannt werden, wäret Ihr doch lieber niemahls geboren! Ihr lügt, ſagte das Kind hierauf; die Mutter befahl Euch ſo zu ſprechen. — Die Frauen erſchracken heftig, als ſie ihn ſo reden hörten: dieß iſt nicht ein gewöhnliches Kind, ſagten ſie, es iſt ein böſer Geiſt, er weiß alles, was wir geſprochen haben. Darauf fragten ſie ihn vielerlei und machten viel Worte. Laßt mich ruhig, ſagte das Kind. Ihr ſeid thörichte Weiber und größere Sünderinnen als meine Mutter. — Dieß Wunder darf nicht verborgen bleiben, ſagten die Frauen, die Richter müſſen es erfahren, und die ganze Welt; gingen darauf an das Fenſter, riefen die Leute unten am Thurme zuſammen und erzählten ihnen alles, was das Kind geſprochen hatte. Die Leute liefen zu den Richtern, und verkündigten ihnen das Wunder und die ſeltſamen Dinge, die das Kind geredet, da es doch überhaupt noch nicht in dem Alter war, wo gewöhnlich die Kinder zu reden anfangen. Es iſt Zeit, ſagten die Richter, als ſie es voll Erſtaunen hörten, daß wir dieſe Frau hinrichten laſſen; ließen auch allgemein bekannt machen, daß nach vierzig Tagen Gericht über dieſe Frau würde gehalten werden.

Als ſie dieß erfuhr, fürchtete ſie ſich ſehr, und ließ es ſogleich dem frommen Manne wiſſen, wie der Tag ihrer Hinrichtung ſchon feſtgeſetzt ſei. Als nun unter Klagen und Leiden der neun und dreißigſte Tag anbrach, als der Tag vor dem ihres Todes, da weinte die unglückliche Frau ſehr, und war im Herzen betrübt: das Kind aber ſah ſeine Mutter an, war fröhlich und lachte. — Kind, Kind, ſagten die Frauen, Du denkſt wenig an die Leiden Deiner armen Mutter, die morgen um Deinetwillen verbrannt werden ſoll; verflucht ſei die Stunde, in welcher Du geboren wurdeſt, denn Du biſt Schuld und die Urſache ihrer Leiden. Da lief das Kind zu ſeiner Mutter hin und ſprach: Höre mich, theure Mutter; ich verſpreche Dir, daß ſo lange ich lebe, ſoll kein Menſch ſo kühn ſein dürfen, noch irgend ein Gericht ſo mächtig, daß ſie Dich zum Tode verurtheilen laſſen, in Gottes, des Welterlöſers Hand allein ſteht Dein Leben. Die Mutter und die beiden Weiber freuten ſich dieſer Worte, und hatten große Hoffnung zu der Weisheit des Kindes, das ſchon jetzt ſeine Mutter tröſtete.

Fünftes Kapitel.

Als nun der Tag anbrach, an welchem ſie hingerichtet werden ſollte, begaben die Richter ſich an den Thurm und ließen die Mutter mit den beiden Weibern zu ſich herab kommen. Die Mutter trug das Kind auf ihrem Arm. In dieſem Augenblick eilte der fromme Einſiedler herzu. Als die Richter ihn gewahr wurden, ſagten ſie der Jungfrau, ſie ſolle ſich zum Tode bereiten, denn ſie müſſe ſterben. Erlaubt, ſagte ſie, daß ich mit dieſem frommen Mann in Geheim ſpreche. Die Richter erlaubten es ihr, und ſie ging mit ihm in ein beſonderes Zimmer, das Kind aber ließ ſie draußen bei den Richtern. Sie verſuchten allerlei, um ihn zu bewegen, daß er ſprechen ſolle; aber er kümmerte ſich nicht um ſie und ſprach kein Wort.

Als nun die Mutter dem frommen Einſiedler gebeichtet und unter heißen Thränen mit ihm gebetet hatte, ging er wieder hinaus zu den Richtern; ſie aber zog ihre Kleider aus, und hüllte ſich bloß in einen Mantel, weil ſie glaubte, zum Tode geführt zu werden. Darauf ging ſie wieder hinaus; als ſie die Thüre öffnete, lief das Kind auf ſie zu, ſie nahm es auf den Arm, und trat zu den Richtern. Gute Frau, ſagten die Richter, jetzt geſteht, wer Vater zu Eurem Kinde iſt, und gedenkt nicht länger zu läugnen, oder uns etwas verbergen zu wollen. Darauf antwortete ſie: Geſtrenge Herren, ich weiß es ſehr wohl, daß ich ſchon jetzt zur Todesſtrafe verurtheilt bin, und ſo möge Gott ſich meiner nicht erbarmen, noch mir Gnade erzeigen, wenn es nicht die Wahrheit iſt, daß ich niemahls einen Mann erkannt habe, und auch von keinem Mann auf Erden weiß, noch in irgend einer Gemeinſchaft mit irgend einem gelebt habe. Ihr ſeid zum Tode verdammt, riefen hierauf die Richter, denn nach dem Zeugniß aller andern Frauen, iſt es unmöglich, wie Ihr ſagt, und es iſt weder Sinn noch Wahrheit in Eurer Ausſage. Da ſprang das Kind Merlin ſeiner erſchrockenen Mutter vom Arm, und ſagte: Fürchte Dich nicht, Mutter, Du ſollſt nicht ſterben, ſo lange ich lebe. Dann wandte er ſich zum oberſten Richter: Du haſt ſie verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, aber dafür werde ich ſie wohl behüthen, denn keineswegeſ hat ſie ſolches verdient.

Geſchähe allen den hier gegenwärtigen Männern und Frauen Recht, die heimlich ſündigten, und mit andern als mit ihren Eheherren, und ihren Ehefrauen lebten, ſo würden ſie von beiden Theilen verbrannt werden müſſen. Ich weiß ihre heimlichen Thaten ſo gut als ſie ſie ſelber wiſſen; wollte ich ſie nennen, ſo müßten ſie ſich hier in Eurer Gegenwart alles deſſen ſchuldig bekennen, weſſen Ihr meine Mutter beſchuldigt, die in Wahrheit niemahls ſchuldig war. Dieſer fromme Mann hier iſt auch ſo davon überzeugt, daß er vor Gott ihre Schuld auf ſich lud. Ja, ſagte der Einſiedler, es iſt wahr, ſie hat mir gebeichtet, und ich habe ſie ihrer Sünde ledig geſprochen. Sie ſelber hat Euch auch geſtanden, wie ſie im Schlafe und ohne Schuld betrogen worden. Da aber vorher noch nie ein ſolches Wunder iſt gehört worden, ſo wird auch mir ſolches zu glauben ſehr ſchwer. Ihr habt, ſagte das Kind zum Einſiedler, die Stunde und den Tag aufgeſchrieben, an welchem ſie zu Euch kam, und Euch ihren Fall beichtete, jetzt dürft Ihr nur nachſehen, ob es mit dem, was ſie jetzt ſpricht, übereintrifft. Du ſprichſt die Wahrheit, antwortete der Einſiedler, Du weißt auch wahrlich mehr als wir andern alle. Hierauf ſagten die beiden Weiber, die mit ihr im Thurme geſeſſen hatten, die Stunde und den Tag aus, nach welcher ſie, wie ſie vorgegeben, betrogen worden, und dieſe ſtimmte genau mit der zuſammen, welche der Einſiedler aufgeſchrieben hatte. Dieß alles ſpricht ſie nicht los, ſagte der Richter; ſie muß durchaus den Vater des Kindes nennen, damit wir ihn beſtrafen können.

Da rief das Kind Merlin ganz erzürnt und heftig: Herr, ich kenne meinen Vater beſſer, als Ihr den Eurigen; Ihr wißt nicht, wer Euer Vater iſt, aber Eure Mutter weiß genauer, wer Euch gezeugt hat, als meine Mutter weiß, wer mich erzeugte. Da rief der Richter ergrimmt: Weißt Du etwas über meine Mutter zu ſagen, ſo ſprich! Ja, antwortete das Kind, wenn Ihr über Eure Mutter eben ſo wellt Gericht halten, denn ſie hat viel eher den Tod verdient, als meine Mutter! Wenn ich Euch etwas über Eure Mutter ſagen werde, das ſie eingeſtehen wird, werdet Ihr alsdenn meine Mutter losſprechen? Denn ich ſage Euch noch einmahl, ſie iſt unſchuldig und hat den Tod nicht verdient; ſie kennt wirklich den, der mich erzeugt hat, nicht. Der Richter, voll Zorn, ſeine Mutter vor allem Volke ſo geſchmäht zu ſehen, ſagte: Kannſt Du das thun, weſſen Du Dich berühmſt, ſo ſoll Deine Mutter frei ſein: aber wiſſe, wenn Du etwas ſagſt über meine Mutter, das nicht die Wahrheit iſt, und ſie es nicht bezeugt, ſo wirſt Du ſammt Deiner Mutter verbrannt. So ſende hin, und laß Deine Mutter herhohlen, ſagte Merlin.

Der Richter ſandte hin; Mutter und Kind wurden wieder ins Gefängniß geführt und genau bewacht, nach fünf Tagen ſollten ſie wieder vor Gericht erſcheinen; der Richter ſelber war unter den Wächtern. Oft wurde nun während dieſer Zeit das Kind von ſeiner Mutter ſowohl als von andern ausgefragt, und verſucht, ihn zum Sprechen zu bringen; aber es war umſonſt, es redete nicht ein einziges Wort bis am fünften Tage, da die Mutter des Richters anlangte. Hier iſt nun meine Mutter, ſagte er zum Knaben Merlin, von welcher Du ſo vieles ſagteſt, jetzt komm her und ſprich; ſie wird Dir auf alles, was Du willſt, antworten. Sogleich antwortete Merlin und ſagte: Es iſt nicht vernünftig von Euch, daß Ihr nicht zuerſt mit Eurer Mutter in Geheim redet, und ſie ſelber befragt. Geht und ſchließt Euch erſt mit ihr ein, mit Euren vertrauteſten Räthen: ſo wie auch ich die Räthe meiner Mutter befragen will, dieſe ſind keine andern als der allwiſſende Gott und der fromme Einſiedler. Alle Anweſende erſchracken, als ſie das Kind mit ſo vieler Weisheit reden hörten, und der Richter ſah wohl ein, daß er recht geredet hatte. Darauf fragte das Kind noch einmahl die Richter und alle Anweſende: Wenn ich meine Mutter dieſesmahl von der gedrohten Strafe und Schande errette, wird ſie dann auch auf immer frei ſein, und keiner ihr weiter etwas anhaben? Sie ſoll frei ausgehen, antworteten alle, und in Ruhe bleiben. Darauf entfernte ſich der Richter mit ſeiner Mutter, die Räthe und Anverwandte folgten ihm, und ſie blieben die ganze Nacht hindurch in ein beſonderes Zimmer eingeſchloſſen. Den andern Morgen ließ der Richter den Merlin ins Geheim zu ſich kommen. Was wollt Ihr von mir? fragte

Merlin. Höre, ſagte der Richter, wenn Du eingeſtehen willſt, daß Du nichts von meiner Mutter zu ſagen weißt, ſo ſoll Deine Mutter frei ſein; doch mir in's Geheim mußt Du alles erzählen, was Du weißt. Hat Deine Mutter nichts verbrochen, ſagte Merlin, ſo werde ich nichts von ihr zu ſagen haben, denn ich will weder meine Mutter noch ſonſt jemand gegen Recht und Gerechtigkeit vertheidigen. Meine Mutter hat nie die Strafe verdient, die ihr zuerkannt worden iſt von Euch, ich will nichts, als daß ihr Recht geſchehe. Folgt mir, laßt ſie frei, und wir wollen niemahls mehr von dieſer Sache, als einer ſehr verdrießlichen und verwickelten Sache reden; es ſoll dann von Eurer Mutter gar nicht mehr die Rede ſein. — So kommſt Du nicht davon, ſagte der Richter, Du mußt uns noch ganz andere Dinge entdecken, wenn Du Deine Mutter befreien willſt; und wir ſind hier dazu verſammelt, ſie von Dir zu vernehmen. Da antwortete das Kind und ſprach: Ich ſage Euch, meine Mutter weiß es nicht, wer mich erzeugte, doch weiß ich es, und kenne meinen Vater ſehr wohl. Ihr aber kennt nicht den, der Euch erzeugte, obgleich Eure Mutter ihn ſehr wohl kennt. Wenn ſie die Wahrheit reden wollte, ſo könnte ſie Euch ſagen, weſſen Sohn Ihr eigentlich ſeid; meine Mutter aber kann Euch nicht ſagen, wer mich erzeugte, denn ſie weiß es nicht. Werthe Mutter, ſagte der Richter, indem er ſich zu ihr wandte, bin ich denn nicht der Sohn Eures ehrenwerthen Gemahls und Herrn? O Gott, mein lieber Sohn! antwortete die Mutter, weſſen Sohn könnteſt Du wohl ſein, als der meines theuren Eheherrn, der geſtorben iſt, Gott ſei ſeiner Seele gnädig. Hierauf ſagte Merlin: Ich werde mich ſicher nur an die Wahrheit halten; wird Euer Sohn mich und meine Mutter losgeben, ſo ſage ich nicht ein Wort, will er aber nicht, ſo werde ich alles entdecken, ſowohl was vorhergegangen, als was nachher geſchehen. Ich will nun, rief der Richter, daß Du alles ſageſt, was Du über dieſe Sache weißt. Beſinne Dich wohl, ſagte Merlin, was Du thuſt, denn Dein Vater, den ich Dir nennen werde, lebt noch, und ſoll meine Ausſage ſelber bezeugen. Da die Räthe ihn ſo reden hörten, riefen ſie Wunder und machten ein Kreuz über ſich. Nun, Dame, ſagte Merlin zur Mutter des Richters, bekennt Eurem Sohne die Wahrheit, und ſagt ihm, wer ſein Vater iſt, denn ich weiß, wer er iſt, und wo er anzutreffen iſt. Du Satan, Teufel aus der Hölle, fing die Dame an, habe ich es Dir nicht ſchon einmahl geſagt? Ei, erwiederte ihr Merlin, Ihr wißt es gar wohl, daß er nicht der Sohn des Mannes iſt, den er bis jetzt für ſeinen Vater gehalten. — Nun, weſſen Sohn iſt er denn? frug die Dame ganz beſtürzt. — Er iſt Eures Beichtvaters Sohn, und das wißt Ihr ſelber recht ſehr wohl, denn Ihr ſelber ſagtet ihm, nachdem er das erſtemahl bei Euch geweſen war, Ihr fürchtetet ſchwanger von ihm zu ſein. Er ſagte darauf, es könnte nicht ſein, ſchrieb ſich aber den Tag und die Stunde auf, in welcher er Euch beigewohnt hatte, damit Ihr ihn nicht betrügen und mit andern zu thun haben könntet, denn damahls war Euer Herr und Gemahl unzufrieden mit Euch, und Ihr lebtet lange Zeit in Zwiſt mit ihm. Als Ihr Euch aber ſchwanger fühltet, eiltet Ihr Euch mit ihm zu verſöhnen, wozu der Beichtvater Euch verhalf. Iſt es nicht ſo? ſagt nein, wenn Ihr dürft; denn wenn Ihr es nicht geſtehet, ſo will ich es dem Beichtvater ſelber geſtehen laſſen. — Der Richter gerieth in großen Zorn, als er Merlin ſo mit ſeiner Mutter reden hörte, und fragte ſie, ob es wahr ſei? — Die Mutter war ganz erſchrocken, und ſagte: O Gott, willſt Du, mein lieber Sohn, dieſem Erbfeinde glauben? — Werdet Ihr nicht ſogleich die Wahrheit eingeſtehen, ſagte Merlin, ſo will ich noch andre Dinge ſagen, die Euch auch bekannt ſind. Die Dame ſchwieg, und Merlin fing wieder an: Nachdem Ihr Euch mit Hülfe des Beichtvaters mit Eurem Eheherrn ausgeſöhnt hattet, ſo daß er mit Euch wieder lebte, und Euren Sohn, mit dem Ihr ſchwanger waret, für den ſeinigen halten konnte, und auch wirklich dafür hielt, ſo wie alle die andern Perſonen, die Euch kannten, habt Ihr das Verſtändniß mit dem Beichtvater und Euer Leben mit ihm fortgeführt, und noch jetzt, noch täglich lebt Ihr mit ihm in Vertraulichkeit. Den Morgen noch, ehe Ihr hieher reiſtet, hat er Euch umarmt, hat Euch eine gute Strecke weit begleitet, und beim Abſchied ſagte er lachend: „Gnädige Frau, thut ja alles, was Euer Sohn von Euch begehrt und was er wünſcht." Denn er weiß wohl, daß er für ſeinen eignen Sohn redete.

Die Dame ängſtigte ſich, und erſchrack ſehr, als das Kind dieß erzählte, denn ſie fürchtete ſich, nun ſtatt der andern verurtheilt zu werden. Da redete der Richter ſie an und ſagte: Geliebte Mutter, wer auch mein Vater ſein mag, ſo bleibe ich doch immer Euer Sohn, und werde Euch als meine Mutter behandeln. So erbarme Dich meiner um Gotteswillen, mein lieber Sohn, rief die Dame, denn ich kann Dir die Wahrheit nicht länger verbergen, dieß Kind weiß alles, und es hat die lautere Wahrheit erzählt. Ei, ſagte der Richter, er hat es mir wohl geſagt, daß er meinen Vater beſſer kenne als ich; ich kann alſo von Rechtswegen ſeine Mutter nicht verurtheilen, weil ich die meinige nicht beſtrafe. Ich bitte Dich, Merlin, fuhr er fort, im Nahmen Gottes, und um Deiner, und Deiner Mutter Ehre willen, nenne mir Deinen Vater, damit ich Deine Mutter vor dem Volke rechtfertigen kann. — Gerne will ich ihn Dir entdecken, antwortete Merlin, viel lieber freiwillig als gezwungen. So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Teufels, der meine Mutter durch Liſt hinterging, und ſie während ſie ſchlief, bezwang, ſo daß ſie von ihm mit mir ſchwanger ward. Wiſſe auch, daß ich ſeine Macht beſitze, ſein Gedachtniß und ſeinen Geiſt, wodurch mir denn alle geſchehene Dinge, und alles was geſprochen ward, bekannt iſt, daher ich auch alles das weiß, was Deine Mutter gethan hat. Weil aber meine Mutter gleich gebeichtet, mit Leib und Seele Buße gethan, und die Abſolution ihrer Sünde von dem frommen Einſiedler empfangen hatte, ſo hat Gott um meiner Mutter willen mir die Gabe verliehen, daß ich die Zukunft und die Gegenwart weiß, ſo daß ich mehr Macht, und höhere Gaben beſitze, als ſonſt die Menſchen von der Natur empfangen. Auch wirſt Du über ein Kurzes von allem, was ich ſagte, überzeugt werden. — Wie das? fragte der Richter. Da nahm ihn Merlin bei Seite und ſagte ihm heimlich: Deine Mutter wird dem, der Dich erzeugte, alles wieder erzählen, was hier vorgegangen; drauf wird er aus Furcht vor Dir entfliehen, und der böſe Geiſt, der noch immer viel Gewalt über ihn hat, wird ihn zu einem Fluß treiben, da wird er ſich hineinſtürzen und ſich ertränken. Du wirſt alſo erfahren, ob ich nicht alles Zukünftige weiß. Wenn dieß wirklich geſchieht, ſagte der Richter, ſo ſollſt Du und Deine Mutter auf immer von aller Verantwortung frei ſein.

Hierauf kamen Merlin, der Richter, ſeine Mutter und alle ſeine Räthe heraus zum Volke: und der Richter ſprach laut, und vernehmlich, ſo daß ihn jeder verſtehen konnte: Hört mich, Ihr Männer und Mitbürger, ich hatte die Mutter des Knaben Merlin fälſchlich und ohne Recht verurtheilt; durch ſeine große Weisheit und Wiſſenſchaft aber hat er mir die wahren Begebenheiten ſeiner Mutter entdeckt, und ſie dadurch von der Todesſtrafe befreit. Wegen der Weisheit und der Schuldloſigkeit des Knaben alſo, habe ich ſeine Mutter freigeſprochen; auch befehle ich hiemit, daß man die Mutter ſowohl als ihren Knaben auf immer in Frieden laſſe und verbiete bei harter Strafe einem jeden unter Euch, ihnen etwas zu Leide zu thun oder ſie zur Verantwortung zu ziehen, denn meiner Einſicht nach wird man niemahls einen weiſern Menſchen als dieſen ſehen. Das verſammelte Volk rief einſtimmig: Gott ſei Lob und Dank! Denn die Mutter war beliebt beim ganzen Volke, und ſie hatten ſie wegen ihres Unglücks ſehr beklagt.

Der Richter ſchickte hierauf ſeine Mutter wieder zurück und zwei Frauen zu ihrer Begleitung, denen er heimlich Befehl gegeben, auf alles genau Acht zu geben, und ihm wieder zu ſagen, was bei ſeiner Mutter geſchehen würde. Sobald ſie bei ſich angelangt war, ließ ſie den Beichtvater hohlen, und erzählte ihm Wort für Wort, was ſich bei ihrem Sohne zugetragen, und alles was Merlin geſprochen hatte. Darüber entſetzte ſich der Beichtvater gewaltig, und konnte kein Wort hervorbringen. Er ging auch ſogleich, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, aus der Stadt hinaus, und gerade nach dem Fluße hin, denn er dachte, geblendet vom Satan und verzweifelnd, der Richter würde ihn gefangen nehmen und ſchimpflich hinrichten laſſen. Er zog es alſo vor, ſich ſelber den Tod zu geben, ſtürzte ſich in den Fluß und ertrank. Als der Richter dieß von den beiden Weibern erfuhr, war er erſtaunt, ging auch ſogleich zu Merlin, und ſagte ihm, er habe wahr geſagt. Ich lüge niemahls, erwiederte ihm Merlin, aber ich bitte Dich, gehe zu dem frommen Einſiedler, Meiſter Blaſius, und theile ihm dieſe Nachricht mit. Der Richter that es ſogleich, worauf Merlin, ſeine Mutter, und ihr Beichtvater Meiſter Blaſius ſich in Frieden zurück begaben nach ihrer Behauſung.

Sechſtes Kapitel.

Meiſter Blaſius war ein frommer und ſehr gelehrter Mann, der Gott von ganzem Herzen diente. Er war ganz erſtaunt, das Kind Merlin ſo weiſſagen zu hören, und ſolchen übermenſchlichen Geiſt bei ihm wahrzunehmen. Er war im Herzen über dieſe Seltſamkeit bekümmert, und ſuchte auf allerhand Art den Merlin hierüber auszufragen, um die Urſache davon zu erforſchen. Meiſter Blaſius, fing Merlin endlich an, ich bitte Dich, gieb Dir keine Mühe, mich zu erforſchen, denn je mehr Du mich wirſt reden hören, deſto mehr Urſache wirſt Du finden zu erſtaunen; beruhige Dich, glaube mir, und thue was ich Dich heißen werde. Wie ſoll ich Dir glauben, erwiederte Blaſius; ſagteſt Du nicht ſelbſt, Du wärſt ein Kind des Teufels? Wenn ich dieß nun glaube, ſo wie ich es wirklich glaube, muß ich nicht alsdann fürchten, daß Du mich tauſcheſt und hintergeheſt? — Sieh, ſagte Merlin, es iſt die Macht der Gewohnheit aller böſen Gemüther, daß ſie eher das Böſe glauben und annehmen als das Gute. Der Böſe ſieht nichts als Böſes, ſo wie der Gute nur das Gute ſieht. — Er erklärte ihm darauf vollkommen das Geheimniß ſeiner Erzeugung, und wie der Teufel durch ſich ſelber betrogen worden, indem er ihn in dem Leibe einer gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. Jetzt aber, fuhr er dann fort, höre mich und thue, was ich Dir ſagen werde. Verfertige ein Buch, darin Du alle Dinge aufſchreiben ſollſt, die ich Dir verſagen werde. Allen Menſchen, welche künftig das Buch leſen werden, wird es eine große Wohlthat ſein, denn es wird ſie beſſern, und ſie vor Sunden bewahren. Sehr gern, ſagte Blaſius, will ich das Buch auf Dein Wort, und nach Deinem Worte verfertigen, ich beſchwöre Dich aber zuerſt im Nahmen Gottes, der Dreieinigkeit, und aller Heiligen, daß Du mich nichts ſchreiben läſſeſt, was dem Willen und den Geboten unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen iſt. Ich ſchwöre Dir, ſagte Merlin. Nun ſo bin ich bereit, erwiederte Blaſius, von ganzem Herzen und ganzer Seele zu ſchreiben, was Du mir befiehlſt, ich habe auch Dinte und Pergament, und alles, was zu einem ſolchen Werke nöthig iſt.

Nachdem er alles in völlige Bereitſchaft geſetzt, fing Merlin an, ihm vorzuſagen: zuerſt die Freundſchaft von Chriſtus und Joſeph von Arimathia, wie auch von Adalam und de Perron und von den andern Gefährten, ſo wie es ſich mit ihnen zugetragen, ſo wie auch das Ende des Joſeph, und aller andern. Nach allem dieſen ſagte er ihm die Geſchichte, und die Urſache ſeiner wunderbaren Erzeugung vor, mit allen Umſtänden, ſo wie wir ſie hier vor uns haben.

Blaſius war immer mehr erſtaunt über alle die wunderbaren Dinge, die er von Merlin vernahm; die Worte, die er ſchreiben mußte, dünkten ihm alle gut und wundervoll, und er ſchrieb eifrig fort. Als ſie aber recht mit dem Werke beſchäftigt waren, ſagte Merlin eines Tages zu ihm: Meiſter, es ſteht Dir große Noth bei Deinem Werke bevor, mir ſelber aber eine noch weit größere. Wie das? fragte Blaſius. Man wird mich, antwortete Merlin, nach dem Abendlande zu hohlen kommen: diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu hohlen geſandt werden, haben ihm mit einem Eid zugeſagt, mich zu erſchlagen, und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, ſo bald ſie mich geſehen, und mich reden gehört, keine Luſt haben, mir Uebles zu thun; ich werde alsdenn mit ihnen gehen. Du aber begieb Dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal beſitzen: ſei aber ſtets bemüht, die Bücher weiter zu ſchreiben.

Dieſe Bücher werden immer und zu jeder Zeit gern von allen geleſen werden, aber man wird ihnen nicht glauben, weil Du kein Apoſtel Chriſti biſt; denn dieſe Apoſtel ſchrieben nichts auf, als was ſie mit eignen Augen ſahen, mit ihren Ohren hörten, Du aber ſchreibſt blos das, was ich Dir ſage. Und eben ſo; wie ich den Leuten jetzt verborgen und unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben ſo wohl werden es auch dieſe Bücher bleiben, nur wenige Menſchen werden ſie erkennen und Dir Dank dafür wiſſen. Auch das Buch von Joſeph von Arimathia nimm mit Dir, wenn ich werde fortgeführt ſein. Wenn Du einſt Dein Werk vollendet haben wirſt, ſo muß dieſes Buch von Joſeph mit dazu gehören; dieſe beiden Bücher zuſammen werden ein ſchönes und herrliches Werk ausmachen. Diejenigen, welche es künftig leſen und verſtehen, werden uns für unſre Mühe ſegnen. Alle Geſpräche und die eigentlichen Worte zwiſchen Chriſtus und Joſeph von Arimathia ſage ich Dir nicht, dieſe gehören nicht hierher.

Siebentes Kapitel.

Zur ſelben Zeit regierte ein König, Namens Conſtans. Wir erwähnen nichts von den Königen, die vor ihm regierten; wer aber ihre Anzahl und ihre Geſchichte zu wiſſen verlangt, der muß die Hiſtoria von Bretagna leſen, welche Brutus genannt wird; Meiſter Martin von Gloceſter hat ſie aus dem Lateiniſchen in die romaniſche Sprache übertragen. — König Conſtans hatte drei Söhne, die hießen: Moines, Uter und Pendragon. Auch lebte in ſeinem Lande ein Mann, Nahmens Vortigern, ein ſehr tapfrer und mächtiger Ritter von großem Anſehen. Als König Conſtans ſtarb, berathſchlagte das Volk ſich, wen es zum Nachfolger erwählen ſollte; der größte Theil des Volks, wie die meiſten Edlen, waren dafür, den Moines, älteſten Sohn des verſtorbenen Königs, zu erwählen, ungeachtet er nur noch ein Kind war; ihm aber, und keinem andern gehörte das Reich von Rechtswegen; Vortigern, als der Mächtigſte und Verſtändigſte im Lande, war auch derſelben Meinung. Der junge Moines ward alſo zum Könige, und Vortigern einſtimmig zu ſeinem Seneſchall ernannt.

Damahls war das Reich im Kriege mit den Heiden; ſie kamen von Rom und von andern Seiten her, verheerten das Land und bekriegten die Chriſten. Vortigern aber regierte das Reich nach eigner Willkühr, ohne ſich des jungen Königs anzunehmen, der noch zu unverſtändig und zu kindiſch war, um ſich ſelbſt rathen zu können. Nachdem Vortigern nun ſich erſt des ganzen Regiments bemächtigt, ſo daß niemand ihm entgegen ſein durfte und das ganze

Reich nur von ihm abhing, ward er hochmüthig und geldgeizig, bekümmerte dabei ſich weder um den König noch um das Land, denn er wußte wohl, daß niemand, als er, etwas unternehmen oder ausführen konnte, zog ſich von allem zurück und lebte blos für ſich. Die Heiden verſammelten, als ſie dieſe Nachricht über den Seneſchall erhielten, ſogleich ein großes Heer und fielen damit in das Land der Chriſten.

König Moines ward ſehr beſtürzt, daß ſein Seneſchall ſowohl das Regiment als das Heer verlaſſen und ſich zurückgezogen hatte; begab ſich auch ſogleich in ſeiner Beſtürzung zu ihm hin und bat ihn flehentlich, doch das Heer wieder gegen den Feind anzuführen. Vortigern aber entſchuldigte ſich gegen den König mit ſeinem hohen Alter, das ihm nicht mehr erlaube, in den Krieg zu gehen, noch ſich der Regierungsgeſchäfte viel anzunehmen. Nehmt, ſprach er zum Könige, einen andern zu Eurem geheimen Rath: Euer Volk haßt mich, weil ich ſtets zu ſehr auf Euern Vortheil bedacht geweſen war; erwählt alſo einen unter ihnen und übergebt ihm mein Amt, denn ich will ſicher nichts mehr damit zu ſchaffen haben.

Die, welche mit dem Könige bei Vortigern waren, beſchloſſen, da ſie ihn ſo reden hörten, der König ſelber ſolle ſich an ihre Spitze ſtellen, und ſie wollten mit ihm gegen den Feind ziehen. Haſtig wurde alſo ein Heer zuſammengerafft, und ſie zogen ins Feld, König Moines an ihrer Spitze: er war aber viel zu jung und zu unerfahren in Kriegsſachen, auch war das Heer der Heiden viel ſtärker, als das ihrige, auch ihre Anführer ſehr tapfer und verſtändige Männer, daher kam es, daß das Heer des Königs Moines geſchlagen ward und floh: er ſelber entfloh mit ihnen.

Nun jammerte und klagte das Volk um ſeinen Seneſchall. Hätte Vortigern, riefen ſie, das Heer angeführt, nimmer hätte er die Schlacht verloren, nimmer hätten die Heiden ſo viel Chriſten erſchlagen! Auch murrten viele der Großen und Edlen des Reichs gegen den König: er hatte ſie durch unvorſichtiges Betragen und durch allerlei Zumuthungen, die nicht ganz ſchicklich waren, ſich zu Feinden gemacht.

Es entſtand alſo eine große Empörung unter dem Volke, und die vornehmſten und mächtigſten darunter gingen zum Vortigern, und riefen ihn zu Hülfe. Wir ſind ohne Oberhaupt, ſagten ſie, denn unſer König thut ſeine Pflicht nicht, wir bitten Euch, nehmt Euch um Gotteswillen unſrer an, ſeid Ihr unſer König und unſer Herr: kein Mann auf Erden iſt weiſer und tapferer als Ihr, alſo giebt es auch keinen, der dieſes Amt beſſer als Ihr bekleiden könnte, und darum verlangen wir auch keinen andern als Euch.

Darauf antwortete Vortigern: So lange Euer rechtmäßiger König noch lebt, kann und werde ich niemahls Euer König ſein. Ei, riefen die andern, wir wünſchten ihn lieber todt als lebendig zu ſehen. Nun, ſagte Vortigern, ſo bringt ihn um, denn ſo lange er am Leben iſt, kann ich nicht Euer König ſein. Bei dieſer Rede blieb er, was jene auch ſagen mochten. Sie gingen alſo wieder fort, berathſchlagten ſich aber, und hielten eine Verſammlung, zu welcher ſie ihre beſten Freunde und nächſten Verwandte zogen: hier beſchloßen ſie, den König Moines wirklich ermorden zu laſſen, in der Hoffnung, daß, wenn Vortigern durch ihren Verrath würde König geworden ſein, er ihnen alsdann dieſen Dienſt wohl belohnen werde, und ſie durch ihn die eigentlichen Herrſcher des Landes ſein würden. Sie erwählten zwei der ſtärkſten und gewandteſten Männer unter ihnen; dieſe gingen hin und ermordeten den jungen König Moines auf eine ſchändliche verrätheriſche Weiſe, denn er war noch ein ſchwacher, wehrloſer Knabe, und hatte keinen Menſchen um ſich, der ihn bewachte oder vertheidigte; keiner kümmerte ſich um ihn, und ſo ließen ſie ihn hülflos ermorden.

Nach vollbrachter That eilten die Mörder zu Vortigern, und erzählten ihm, was ſie gethan hätten, um ihn zum Könige zu erheben, und daß ſie den jungen König Moines erſchlagen haben. Vortigern, als er dieß vernahm, ſtellte ſich äußerſt erſchrocken und bis zum Tode betrübt: Ihr habt übel gethan, rief er, daß Ihr Euern Herrn, Euern geſalbten König erſchlagen habt; Ihr ſollt auch dafür beſtraft werden; erfährt das Volk Eure That, ſo müßt Ihr ſterben. Darum flieht, flieht, meidet dieß Land und das Reich, denn wenn ſie Euch fangen, ſo müßt Ihr alle ſterben! Warum mußtet Ihr hierher zu mir kommen, um mir eine ſolche Botſchaft zu bringen! Weh Euch! Geht, kommt nie wieder vor meine Augen! Die Mörder entfernten ſich ſchnell, und meinten, Vortigern wäre im Ernſt ſehr betrübt und erzürnt wegen ihrer That.

Achtes Kapitel.

Vortigern wurde einſtimmig vom ganzen Volk und von allen Edlen zum König erwählt, mit Hintanſetzung der beiden jüngern Brüder des ermordeten Königs Moines. Dieſe beiden Knaben hatten jeder einen Hofmeiſter, weiſe Männer, welche beide dem alten Könige Conſtans, Vater des jungen Moines und ihrer beiden Zöglinge, lange Zeit hindurch treu gedient hatten; auch hatte der alte König ſie zum Lohn für ihre Treue zu Hofmeiſtern der beiden Prinzen ernannt. Dieſe beiden Herren nun waren erſtaunt darüber, daß die beiden Königsſöhne von der Krone ausgeſchloſſen wurden, und ſahen voraus, daß Vortigern gewiß nicht unterlaſſen würde, die Knaben zu erſchlagen, ſobald ſie in das Alter gekommen ſein würden, auf das Reich Anſpruch zu machen, welches von Rechtswegen ihnen zukäme. Sie entflohen alſo mit den beiden Prinzen und gingen nach Bourges in Berry; hier waren ſie ſicher, und hier erzogen ſie die beiden Knaben und gaben nie zu, daß ihnen irgend ein Leid geſchähe, ſo lange ſie lebten.

Sobald Vortigern zum Könige gekrönt und geſalbt worden, meldeten ſich die Mörder des Königs Moines bei ihm; Vortigern that aber, als kennte er ſie nicht und als hätte er ſie nie vorher geſehen, worüber jene ſich ſehr ärgerten, da ſie eine ganz andre Aufnahme vom König Vortigern erwartet hatten. Wie, Herr König, ſprachen ſie: Ihr erinnert Euch unſer nicht mehr? Ihr wißt ja wohl, daß Ihr bloß durch uns ſeid König worden. Denkt doch daran, wenn es Euch beliebt, ob Ihr hättet König werden können, wenn wir nicht um Euretwillen den König Moines getödtet hätten? — Haltet dieſe Mörder feſt, rief der König laut aus, und führt ſie ins Gefängniß; da Ihr jetzt Eure Mordthat bekannt habt, ſo ſollt Ihr Euch auch ſelber Euer Urtheil ſprechen. Ihr habt Euern Herrn und König todtgeſchlagen, wer gab Euch ein Recht dazu, ſolches zu thun? Ihr könntet auch eben ſo gut mich umbringen, aber das ſollt Ihr nun wohl laſſen. Herr König, riefen dieſe Männer ganz erſtaunt und erſchreckt, den Vortigern ſo ſprechen zu hören: Herr König, wir thaten es ja aus Liebe zu Euch. — Ei, ſagte König Vortigern, ich werde Euch zeigen, wie man die Leute liebt.

Sie wurden darauf alle Zwölfe gefangen und geviertheilt, ſo daß jeder von vier Pferden in vier Theile zerriſſen ward, daß kein Glied ihres Leibes am andern blieb.

Dieſe Zwölfe hatten aber viele Anverwandte, und waren alle von großer Abkunft und Familie; dieſe Anverwandte verſammelten ſich, gingen zum Könige und machten ihm Vorwürfe wegen ſeiner grauſamen Undankbarkeit. Ihr habt, ſagten ſie, unſere Verwandte auf eine ſchimpfliche Weiſe hinrichten laſſen; wiſſet alſo, daß wir niemahls Euch von ganzem Herzen dienen werden. Da ergrimmte Vortigern und ſagte: Wenn Ihr noch viel redet, ſo ſoll es Euch eben ſo ergehen, wie Euern Vettern. Trotze ſo viel Du willſt, König Vortigern, ſagten ſie voll Zorn, wir fürchten Dich nicht; wiſſe nur, daß Du niemahls Friede und Ruhe mit uns wirſt haben, ſo lange Du lebſt; allenthalben wollen wir Dich bekriegen, im offnen Felde, wie in Burgen und Schlöſſern, allenthalben ſollſt Du Krieg finden. Wir erkennen Dich nicht als unſern König; denn Du haſt das Reich unrechtmäßiger Weiſe und gegen Gott und die heilige Kirche an Dich geriſſen, Du ſollſt auch deſſelben Todes ſterben, als Du unſre Verwandte haſt ſterben laſſen, darauf darfſt Du rechnen. — Nach dieſen Worten entfernten ſie ſich, ohne ſeine Antwort abzuwarten. König Vortigern ärgerte ſich ſehr darüber, aber er mußte den Schimpf ſo hinnehmen, ohne etwas dagegen thun zu können; er ſah wohl ein, daß es nicht Zeit war, etwas gegen ſie zu unternehmen.

Auf dieſe Weiſe entſtand ein großer Zwiſt zwiſchen den Baronen des Reichs und dem Könige. Die Partheien verſammelten große Heere, und der Krieg ward ſehr lange im Lande fortgeſetzt, wobei ſowohl der König als ſeine Unterthanen großen

Schaden litten: endlich aber ſiegte der König, und jagte die aufrühreriſchen Barone aus dem Lande. Als er nun die Oberhand behalten und von keinem etwas mehr zu fürchten hatte, ward er ſo übermüthig und verfuhr ſo übel mit ſeinem Volke, daß dieſes endlich es nicht länger ertragen mochte und ſich gegen ihn auflehnte. Es entſtand ein allgemeiner Aufruhr gegen ihn, mehr als die Hälfte des Königreichs fiel von ihm ab und nahm ſeine Feſtungen ein. Hierauf ſchickte ihnen Vortigern Abgeſandte, und ließ ihnen Friedensvorſchläge thun, womit die Aufrührer auch wohl zufrieden waren. Einer unter ihnen, Nahmens Hangius, ein tapferer und mächtiger Ritter, der immer im Kriege gegen Vortigern ſich gehalten, ward vom Volke zum Abgeſandten an Vortigern erwählt. Hangius ward auch ſehr freundlich vom Könige aufgenommen, und der Friede auf lebenslang feſt gemacht und beſiegelt. Hangius blieb lange Zeit in des Königs Dienſten, und beredete ihn endlich, daß er ſeine Tochter zum Weibe nahm; dadurch bekam er große Macht und Einfluß über ſeinen Schwiegerſohn den König und über das Reich, riß auch endlich nach und nach das ganze Regiment an ſich. Das Volk wollte aber nichts von ihm erdulden, weil er kein Chriſt war, ſondern ein Heide, und hatte ſchon lange darüber gemurrt, daß ihr König keine Chriſtin, ſondern eine Heidin zur Gemahlin genommen hatte. Dieſe war es auch, die zuerſt das Wort Pöbel erfand, und das Volk ſo benannte, indem ſie ſagte: ich kann mich nicht des Pöbels annehmen gegen meinen Vater! — Das Volk war alſo mehr als je unzufrieden mit dem Könige Vortigern, denn ſeine Gemahlin hing immer der Lehre Mahomets an, zog auch den König ſelbſt, und viele ſeiner Hofleute von der Religion Chriſti ab.

Neuntes Kapitel.

König Vortigern, als er bedachte, wie verhaßt er bei ſeinem Volke war, und wie über kurz oder lang einmahl die beiden jüngern Söhne des Königs Conſtans wieder kommen könnten, die ſich in der Fremde vor ihm verſteckt hielten, und wie er alsdenn ſicherlich ſeines Reiches und vielleicht ſeines Lebens würde beraubt werden, beſchloß zu ſeiner Sicherheit einen Thurm erbauen zu laſſen, wohin er ſich im Nothfall, wenn er überfallen würde, zurückziehen und ſich befeſtigen könnte.

Er ließ alſo die vortrefflichſten Bauleute ſeines Reichs kommen und gab ihnen genau an, wie der Thurm ſollte erbaut und befeſtigt werden; ließ ihnen auch Steine, Kalk, Sand und alle andre nöthige Dinge zum Bau zuführen. Sie fingen ihn auch alsbald mit großem Fleiße an; als ſie aber mit dem Fundament fertig waren, und etwa drei oder vier Fuß aus der Erde gebaut hatten, ſo fing das ganze Werk an zu beben und zu wanken, und fiel ſo heftig und mit einer ſo ſtarken Erſchütterung zuſammen, daß ſogar der Berg, auf welchem der Thurm angefangen war, einzuſtürzen drohte. Die Bauleute erſchracken und waren verwirrt; was iſt nun zu thun, fragte einer den andern. Sie kamen überein, daß man den Bau noch einmahl anfangen müſſe, und zwar noch ſtärker als das erſtemahl.

Er fiel aber auch das zweitemahl zuſammen, wie zuerſt, und ſo auch zum drittenmahl. Der König wollte ganz raſend und unſinnig über dieſe wunderbare Begebenheit werden; ſagte auch, er würde nie Ruhe oder Freude haben, bis er das Werk vollendet ſähe. Er ließ daher in allen ſeinen Landen bekannt machen, daß die Weiſeſten und Verſtändigſten zu ihm kommen, und die Sache mit ihm überlegen ſollten. Da ſie nun bei ihm angekommen waren, zeigte ihnen der König den angefangenen Bau, und erzählte ihnen, wie er dreimahl wieder zuſammengeſtürzt ſei, als er drei oder vier Fuß hoch heraus gebaut war. Die neu angelangten weiſen Männer erſtaunten höchlich ob dieſer Erzählung, noch mehr aber als ſie hinausgingen, und das Werk und die Stärke der Mauer ſahen. Herr König, ſagten ſie alsdenn, wir wollen uns über dieſe wunderbare Sache berathſchlagen, und alsdann Euch unſre Meinung ſagen. Nachdem ſie eine geraume Zeit mit einander die Sache überlegt hatten, kamen ſie dahin überein, daß ſie es nicht wüßten, gingen auch wieder zum Könige, um ihm dieſe ihre Meinung zu ſagen. Wir wiſſen nichts, und verſtehen nichts davon, Herr König, ſagte der älteſte und verſtändigſte unter ihnen, warum Euer Thurm nicht ſtehen will; laßt aber die weiſeſten und gelehrteſten geiſtlichen Männer Euers Landes zuſammenberufen, und fragt ſie darum, dieſe werden ſicher Euch hinlänglichen Beſcheid darüber ertheilen, weil ſie gelehrt ſind und vieles wiſſen; wir aber haben nicht ſtudirt. Der König that alſo; ließ alle gelehrte Geiſtliche zuſammenberufen, und verſprach demjenigen eine hohe Belohnung, der ihm die Sache erklären würde. Die Geiſtlichen kamen aus dem ganzen Lande von allen Seiten her, riethen hin und her, wußten es ſo wenig zu ſagen, als die erſten Männer, riethen aber dem Könige, der durch dieſen Aufſchub immer hitziger und wilder ward, ſeine Sterndeuter zuſammen berufen zu laſſen, weil dieſe es ſicher wiſſen müßten, indem ſie jede Sache deutlich in den Sternen läſen. Es geſchah alſo nach ihrem Rath, und die berühmteſten Sterndeuter, ſieben an der Zahl, kamen zum Könige, und ließen ſich die Sache von ihm vortragen; er verſprach demjenigen unter ihnen, welcher die Urſache herausbringen würde, große Ehre und hohe Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Die ſieben Aſtronomen ſtudirten jeder beſonders mit vielem Fleiß und großer Anſtrengung; ſie konnten aber nichts finden, was zu ihrer Abſicht gehörte. Es war freilich etwas beſonders ſeltſames in der Conſtellation zu ſehen, und jeder von ihnen fand es, aber dieſes Seltſame paßte nicht, und gehörte nicht in das, was ſie ſuchten, und ſie wußten es auf keine Weiſe damit zu verbinden. Als ſie nun zuſammenkamen, und ſich ihre Entdeckungen mittheilten, waren ſie nicht wenig erſchrocken darüber, daß ſie alle nur daſſelbe geſehen, und alſo über den eigentlichen Grund der Sache nichts heraus gebracht hatten. Dazu kam, daß der König ſie ſehr drängte, und eiligſt zu wiſſen verlangte, was ſie gefunden. Ei, Herr König, antwortete ihm einer der Aſtrologen, wir können

Euch eine ſo ſchwere Frage nicht ſo ſchnell löſen, als Ihr wohl denkt; wir brauchen noch neun Tage zu unſern Studien. Die ſollt Ihr haben, rief der ungeduldige Vortigern; aber hütet Euch, wo Ihr nicht am Ende dieſer neun Tage mir die wahre Urſache erklärt, und ausfindig gemacht habt!

Nun ſtudirten die Aſtrologen wieder in den Sternen; und als ſie wieder zuſammenkamen, und ſich einander fragten, was ſie wahrgenommen, ſprach keiner von ihnen etwas, ſondern ſie ſahen ſich an und ſchwiegen ſtill. Wollt Ihr, fing endlich der älteſte und verſtändigſte unter ihnen an, mir lieber jeder beſonders und heimlich Eure Meinung über die Sache ſagen, ſo will ich bei meiner Treue Euch nicht verrathen, und keiner ſoll von mir erfahren, was die andern mir offenbart. Dieß waren alle zufrieden, und jeder ſagte dem Aelteſten ins Geheim, was er wahrgenommen, und zu ſeinem Erſtaunen ſagten alle daſſelbe, nähmlich daß ſie über die Sache mit dem Thurme nichts gefunden; daß ſie aber eine andre wunderbare Sache geſehen, nähmlich ein Kind, welches jetzt ſieben Jahr alt ſei, von einer Frau geboren, ohne einen irdiſchen Erzeuger. — Ihr habt eines und daſſelbe geſehen und mir jeder das nähmliche entdeckt, ſagte der Alte; jedoch eines iſt, was Ihr mir alle verſchwiegt, und was Ihr doch eben ſo wohl geſehen, als ich, daß nähmlich dieſes Kind vom Weibe geboren, aber ohne irdiſchen Vater erzeugt, Schuld an unſerm Untergang, und die Urſache unſers Todes ſein wird. Iſt es nicht ſo? — So iſt wahrlich ſo, ſagten die andern erſtaunt und bekümmert. — Nun ſo hört mich, fing der Alte wieder an; wir würden in unſrer Kunſt wenig taugen, wenn wir nicht dem, was uns kund gethan, abhelfen könnten. Laßt uns nur einig ſein, und uns nicht in unſern Reden widerſprechen, wenn wir vor den König kommen. Folgendes wollen wir aber einſtimmig dem Könige ſagen: Wiſſe, Herr König, daß Dein Thurm niemahls feſt ſtehen wird, und nie kann zu Ende gebaut werden, wenn Du nicht den Grundſtein mit dem Blute eines Kindes netzeſt, das von einem Weibe geboren, aber von keinem Mann erzeugt worden. Es lebt auch in der That ein ſolches Kind, wenn Du, Herr König, es nur finden kannſt, und ſein Blut auf den Grundſtein des Thurmes vergießen liegt, ſo wird der Thurm feſt ſtehen und nie wieder fallen. Auch müſſen wir dem Könige verbieten, fuhr der Alte fort, daß er das Kind nicht ſelber zu ſehen verlangt, noch es ſprechen hört, ſondern diejenigen, die er ausſendet, es zu ſuchen, ſobald ſie es gefunden, müſſen es hinausführen und auf dem Grundſtein tödten. Auf dieſe Weiſe werden wir uns des Kindes entledigen, von welchem wir in den Sternen geſehen, daß es an unſerm Tode ſchuld ſein wird. Auf ſolche Weiſe verabredeten ſich nun die Sterndeuter über jedes Wort, damit alle dieſelben Worte vor dem Könige ſprechen möchten.

Als ſie nun vor König Vortigern gerufen wurden, baten ſie ſich jeder insbeſondere Gebür bei ihm aus, was er ihnen auch ſogleich bewilligte. Iſt es möglich, rief er, nachdem er ſie alle vernommen, und ſie ihm alle daſſelbe geſagt, iſt es möglich, daß ein ſolches Wunder auf Erden lebe? Ein Kind ohne Vater erzeugt? Wenn dieß ſich wirklich ſo verhält, ſo ſeid Ihr in Wahrheit ſehr weiſe und gelehrte Männer. Wenn es ſich nicht ſo verhält, ſagten die Aſtrologen, ſo thue der König mit uns nach ſeinem Wohlgefallen, wir ſind in ſeiner Hand. Aber wie kann es möglich ſeyn? erwiederte Vortigern noch einmahl. Niemahls, antworteten jene wieder, haben wir vorher ſo etwas gehört, dieſes Kind aber iſt ohne Vater erzeugt, lebt, und iſt jetzt ſieben Jahre alt. Ich will es aufſuchen laſſen, ſagte der König wieder, aber bis es gefunden iſt, ſo bleibt Ihr in der genaueſten Verwahrung. Es geſchehe ſo, wie der Herr unſer König befiehlt, ſagten jene; doch hüte ſich der König, den Knaben zu ſehen, oder ſprechen zu hören, ſondern die Boten, die ihn ſuchen, müſſen ihn ſogleich tödten, wenn ſie ihn gefunden haben, und das Blut auf den Grundſtein des Thurmes ausgießen. Hierauf wurden die Sterndeuter von dem Könige entlaſſen, und in einem feſten Thurm wohl verwahrt, wo ihnen Speiſe und Trank gereicht ward, nebſt allem, was ſie ſonſt zum Leben bedurften. König Vortigern ſandte aber ſogleich zwölf Boten, denen befahl er an, auf der ganzen Erde nach einem Knaben zu ſuchen, der ſieben Jahre alt, und ohne Vater erzeugt von einem Weibe geboren ſei. Niemahls ſollten ſie wieder zurückkommen, wenn ſie ihn nicht gefunden. Er ließ ſie aber einen

Eid ablegen, daß ſie ihn ſogleich erſchlagen würden, ſo bald ſie ihn hätten.

Die Boten vertheilten ſich je zwei und zwei, und ſuchten den Knaben Merlin nach der Vorſchrift des Königs Vortigern. Nicht weit von dem Orte, wo Merlin ſich aufhielt, begegneten ſich vier Boten, und beſchloßen eine halbe Tagreiſe zuſammen zu machen. Sie waren noch nicht lange geritten, ſo ſahen ſie einen Haufen Knaben, die ſpielten und den Ball ſchlugen. Merlin war unter dieſen Knaben, und wußte ſehr wohl, daß die Boten an dieſem Tage kommen würden, und auch, wen ſie ſuchten; daher als er ſie kommen ſah, nahm er den Schlägel, womit er ſeinen Ball ſchlug, und hieb damit einen andern Knaben ſo derb gegen das Bein, daß dieſer anfing zu ſchreien und zu weinen, und den Merlin ausſchimpfte. Du Hurenſohn, ſchrie er, haſt gar keinen Vater, Deine Mutter hat Dich ja ohne Vater geboren! Da die Boten dieß hörten, ſtanden ſie ſtille. hier iſt er, ſagten ſie, nun haben wir ihn endlich gefunden! Merlin ſtellte ſich zwiſchen die andern Knaben und lachte als er ſahe, wie die Boten den weinenden Knaben ausfragten, er ſollte ihnen den zeigen, der ihn geſchlagen. Merlin trat lachend aus dem Haufen gegen die Boten: hier iſt der, den Ihr ſucht, ſagte er, deſſen Blut Ihr geſchworen habt dem Könige Vortigern zu überbringen. Wer hat Dir das geſagt? riefen die Boten voll Erſtaunen aus. Ich will Euch auch wohl ſagen, fing Merlin wieder an, warum Ihr mich erſchlagen ſollt, und warum der Thurm nicht ſtehen bleiben will; wollt Ihr mir ſchwören, mir kein Leides zu thun, ſo gehe ich mit Euch. — Dieß ſagte Merlin bloß, um ſie immer mehr in Erſtaunen zu ſetzen, er wußte es ſehr wohl vorher, daß ſie ihm nichts zu Leide thun, noch ihn umbringen würden. Dieß Kind ſpricht Wunderdinge, ſagten die Boten; wahrlich, es wäre ſündlich es zu tödten; ich möchte lieber, riefen alle viere aus, meineidig werden, als ihm ein Leides anthun. Wir ſchwören Dir, ſagten ſie zu Merlin, Dich nicht zu tödten, noch Dich tödten zu laſſen, gehe aber mit uns. Ich will wohl, antwortete Merlin; vorher aber kommt mit mir zu meiner Mutter, damit ich ſie um Urlaub zur Reiſe bitte, und ſie mich vorher ſegne; auch muß ich den frommen Mann, der bei ihr wohnt, noch ſprechen. Er führte alſo die Boten in das Kloſter, wo ſeine Mutter lebte, ließ ſie gut bewirthen, auch für ihre Pferde Sorge tragen; darauf führte er ſie hinein zu Meiſter Blaſius.

Meiſter, redete er ihn an, hier ſind die, von denen ich Euch ſagte, daß ſie kommen würden, mich zu erſchlagen. Höre jetzt, was ich ihnen ſage, und ſchreibe es auf; darauf wandte er ſich zu den Boten: Ihr ſeid einem Könige unterthan, deſſen Nahme iſt Vortigern. Dieſer König Vortigern will einen Thurm erbauen laſſen; und ſo ſagte er den Boten alles auf's Haar, wie es dabei herging, was der König geſagt, und was die weiſen Räthe und Sterndeuter; auch wie ſie viere nebſt noch acht andern waren geſchickt worden, ihn aufzuſuchen, und ſein Blut dem Könige Vortigern zu bringen. Ich ſelbſt, fuhr er fort, wollte mich von Euch finden laſſen, darum ſchlug ich den Knaben gegen die Beine, das er ſchreien mußte, und ſchimpfend mich Euch verrathen.

Hierauf entfernte Merlin ſich, und Meiſter Blaſius fragte die Boten: verhält alles ſich ſo, als der Knabe hier ſagte? In Wahrheit, antworteten ſie, es iſt alles genau ſo wie er ſagt, oder unſere Seele komme nie zu Gott. Meiſter Blaſius kreuzigte ſich und ſprach: Es wird ein ſehr weiſer Mann aus ihm, wenn er leben bleibt, und ſehr ſündlich wäre es, und gar Schade, wenn Ihr ihn umbringen wolltet. Lieber, erwiederten die Boten, wollten wir in Ewigkeit unſer eigenes Leben miſſen, und dem Könige alle unſer Hab und Gut überlaſſen. Er ſelber, der Knabe, der ſo vieles weiß, wird auch, daß dieß Wahrheit iſt, ſicher wiſſen. Ihr habt Recht, antwortete Meiſter Blaſius, ich werde ihn in Eurer Gegenwart darum fragen. Da nun Merlin wieder zu ihnen kam, ſagte ihm Meiſter Blaſius: Du haſt in allem wahr geſagt, jetzt aber antworte mir auf eine andre Frage: Haben dieſe Boten die Macht, und ſind ſie Willens Dich zu tödten? — Sie haben wohl die Macht dazu, antwortete Merlin lachend, und waren es freilich Willens; jetzt aber haben ſie, Gott ſei Dank, die Luſt dazu verloren, und ich darf wohl mit ihnen ziehen. Schwört mir aber vorher, daß nicht allein Ihr mich nicht erſchlagen wollt, ſondern daß Ihr auch dafür ſorgt, daß Niemand anders mir ein Leid zufüge, und daß Ihr mich wohlbehalten vor den König bringen wollt; hat dieſer mich nur erſt reden hören, ſo bin ich gewiß, daß er mein Blut nicht weiter verlangen wird.

Die Boten legten den Eid ab, den Merlin von ihnen gefordert. Darauf ſagte Meiſter Blaſius: Ich ſehe nun wohl, Merlin, daß Du mich verlaſſen mußt; ſage mir aber vorher, was aus dem angefangenen Buche werden ſoll? — So bald ich von hier weg bin, antwortete ihm Merlin, ſo mache Dich auf, und gehe nach der Gegend und in das Land, welches Northumberland genannt wird. Dieſes Land iſt voller großer Wälder, ſo daß die Einwohner ſelbſt es nicht genau kennen, denn es giebt da Wälder, wo niemahls ein Menſch hingekommen. Dort halte Dich auf, ich werde Dich ſchon zu finden wiſſen, und Dir alles bringen, was zur Vollendung unſers Werks nothwendig iſt. Wiſſe, dieſes Werk wird Dir viel Mühe und Arbeit verurſachen; ſei aber nur gutes Muthes und arbeite mit Geduld, Du wirſt am Ende einen hohen Lohn davon tragen. Es wird dieſes Werk von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben, und der Lohn wird dem gleich ſein, den Joſeph von Arimathia erhielt, da er den heiligen Leib des Herrn vom Kreuze abnahm; Du wirſt alsdann mit dem guten Joſeph und ſeinen Begleitern in Geſellſchaft, und nebſt Deinen Nachkommen ein Zeuge der Güter ſein, deren ſie für ihre gute Werke theilhaft wurden. Wiſſe auch, daß ich in dem Königreiche, wohin ich jetzt gehe, es dahin bringen werde, daß Männer und Frauen für einen Menſchen von gottgeliebter Abkunft thätig ſein ſollen. Aber erſt bei dem vierten Könige wird dieß Statt finden. König Artus wird er heißen. Geh Du nur dahin, wo ich Dir ſagte, ich werde oft zu Dir kommen und Dir ſagen, was Du ſchreiben ſollſt. Alle Lebensbeſchreibungen vom König Artus, und aller, die gleichzeitig mit ihm leben, werde ich Dich ſchreiben laſſen, ſo wie alles, was zu ſeiner Zeit geſchieht; es wird ein wundervolles Werk werden; Du aber wirſt alsdenn dieſelbe Gnade erlangen, welcher alle jene aus der Geſellſchaft des heiligen Graal theilhaft werden. Nach unſerm Tode wird dieß Buch gefunden werden, und es wird ein ewiges Denkmahl ſein. Meiſter Blaſius erfreute ſich der Reden des Knaben und ſagte: Ich thue mit Freuden alles, was Du mir befiehlſt. Darauf ging Merlin, in Begleitung der Boten, zu ſeiner Mutter, und beurlaubte ſich von ihr. Ich muß mich von Euch mit dieſen fremden Boten entfernen, ſagte er; es geſchieht im Dienſte des Herrn, daß ich mit ihnen gehe; auch Meiſter Blaſius muß zu dieſem Ende nach einem andern Lande ziehen. Sei Gott empfohlen, mein Sohn, ſagte die Mutter, ich kann Dir nicht den Urlaub vorenthalten, denn alles, was Du beginnſt, iſt weiſe, und nach dem Willen Gottes. Könnte aber Meiſter Blaſius bei mir bleiben, das würde in meinem abgeſchiedenen, der Betrachtung geweihten Leben mir von großem Nutzen ſein. — Es kann dießmahl nicht ſein, Mutter, erwiederte Merlin, nahm Abſchied von ihr, und machte ſich in Begleitung der Boten auf den Weg. Meiſter Blaſius aber ging, ſo wie ihm befohlen worden, nach dem Northumberlande.

Eilftes Kapitel.

Merlin kam mit ſeinen Begleitern durch eine Stadt, wo Markt gehalten wurde; als ſie jenſeits der Stadt waren, trafen ſie einen jungen Mann, der ſich auf dem Markt ein Paar neue Schuh und ein großes Stück Leder gekauft, weil er eine lange Wallfahrt zu thun gelobt hatte. Merlin lachte laut, als er vor dieſem Manne vorbei war; die Boten fragten um die Urſache ſeines lauten Lachens. — Fragt den Mann, ſagte Merlin, was er mit dem Leder zu machen geſonnen ſei? Er wird Euch ſagen, daß er ſeine neuen Schuhe damit flicken wolle, wenn ſie zerriſſen ſind, denn er hat eine große Reiſe vor; ehe er aber ſeine Schuhe nach Hauſe getragen, wird er todt ſein. Wir wollen ſehen, ſagten die Boten, ob Du die Wahrheit geſprochen: zwei von uns werden Dich begleiten, zwei ſollen den Mann anreden und mit ihm gehen. Sie thaten alſo, beſtimmten aber vorher einen Ort, wo ſie ſich wieder antreffen würden.

Als die zwei an den jungen Mann herangingen, fragten ſie ihn, was er mit dem Stück Leder machen wolle, und der Mann ſagte ihnen dieſelben Worte, die Merlin ihnen vorher geſagt, worüber ſie ſehr erſtaunten; als ſie aber noch ein Stück Weges mit ihm fortgegangen waren, ſo fiel der Mann vor ihnen hin und war todt. Die beiden waren verwundert und erſchrocken über dieſe Begebenheit, und machten ſich ſogleich auf den Weg, Merlin und die andern Gefährten aufzuſuchen. Indem ſie ritten, unterhielten ſie ſich von dem wundervollen Kinde und ſeiner Weisheit. In Wahrheit, ſagten ſie, diejenigen, die ſeinen Tod verlangten, ſind ſehr thöricht, wir ſelber möchten viel lieber ſterben, als ihm ein Leid zufügen laſſen. Hierauf trafen ſie den Merlin wieder an, der, ſo wie er ihrer anſichtig ward, ſich bei ihnen bedankte, daß ſie ſo Gutes von ihm geredet; ich weiß jedes Wort, was Ihr von mir geſprochen. — Sag es uns, wenn Du es weißt. Hierauf wiederholte Merlin ihnen alle Worte, die ſie, während ſie abweſend, von ihm geredet, worüber ſie nur immer mehr erſtaunten.

Als ſie ungefähr eine Tagreiſe weit im Lande des Königs Vortigern gekommen waren, begegneten ſie in einer Stadt einem Leichenzuge. Ein Kind ward zur Erde beſtattet, und Männer und Frauen folgten der Leiche in großer Betrübniß und in Trauerkleider gehüllt, wie auch der Prior nebſt vielen Geiſtlichen, die mit Geſange dem Zuge folgten. Merlin ſtand ſtille, und als der Zug vorbei war, fing er wieder an zu lachen. Die Boten fragten ihn wieder, worüber er lache? — Ueber dieſe wunderlichen Dinge lache ich, ſagte Merlin; ſeht doch, wie dieſer gute Mann klagt und trauert, und wie der Prior ſo brav ſingt! Umgekehrt ſollte es ſein, der Prior ſollte trauern und der gute Mann könnte ſingen; denn das Kind, das der Mann beweint, iſt nicht ſein Kind, wie er wähnt, ſondern der Prior iſt ſein Vater. Ei, ſagten die Boten, ſollte dieß wahr ſein? Geht hin, erwiederte Merlin, zu der Frau des Mannes und fragt ſie, warum der Mann ſolch Leid trüge? ſie wird antworten, weil ihm ein Kind begraben wird. Darauf ſagt Ihr nur keck: Ei, Frau, das Kind gehört nicht dem Manne, ſondern dem Prior, alle Geiſtlichen wiſſen das auch ſehr wohl, läugnet es alſo nur nicht, der Prior hat Tag und Stunde aufgeſchrieben, da er bei Euch geſchlafen. Die Boten richteten alles ſo aus, wie Merlin ihnen vorgeſchrieben. Als ſie nun der Frau das ſo dreiſt ſagten, ward ſie über und über roth. Habt Barmherzigkeit mit mir, bat ſie: es iſt ſo, wie Ihr ſagtet, aber ſagt es nur nicht meinem Herrn wieder, er bringt mich ſonſt um's Leben. Die Boten kehrten nun wieder zu Merlin zurück. Du biſt, riefen ſie noch lachend über dieſe Begebenheit, der vortrefflichſte Wahrſager. Jetzt aber, Merlin, nähern wir uns der Stadt, in welcher wir den König Vortigern antreffen. Nun unterrichte uns nach Deiner Weisheit, wie wir dem Könige antworten ſollen; denn Du weißt wohl, daß wir einen Eid abgelegt, Dich zu erſchlagen und ihm Dein Blut zu überbringen. Ihr habt Recht, erwiederte Merlin; folgt mir aber, ſo wird Euch wegen meiner kein Leides widerfahren. Geht zum Könige und erzählt ihm treulich, was Ihr von mir gehört und geſehen, auch wie Ihr mich gefunden. Sagt ihm auch, ich wolle ihm wohl ſagen, warum ſein Thurm nicht feſtſtehen wolle; ſagt ihm nur, meine Meinung wäre, er müſſe mit denen, die er im Gefängniß verwahre, ſo thun, wie ſie ihm gerathen, mit mir zu thun. Wenn Ihr ihm über alles die Wahrheit von mir berichtet, ſo thut alsdenn, was er Euch befehlen wird.

Zwei von den Boten gingen zum Könige, der ſich freute, als er ſie ſah; ſie baten ſich geheimes Gehör bei ihm aus, und erzählten ihm alles mit treuer Wahrheit, was ſie von Merlin gehört und geſehen, wie er ſich ihnen ſelbſt kund gegeben, obgleich er wohl gewußt, daß ſie gekommen ſeien, ihn zu tödten; wie er darauf ſo vielfältig gewahrſagt, und wie er dem Könige auch ſagen wolle, warum ſein Thurm nicht ſtehen will. Ihr mußt mir, erwiederte der König, mit Eurem Leben für die Wahrheit deſſen ſtehen, was Ihr mir berichtet! Das wollen wir, Herr König, ſagten die Boten. Nun, ſo will ich ihn ſprechen, ſagte der König. Die Boten gingen hinaus, Merlin zu hohlen, der König war aber ſo voller Begierde, ihn zu ſehen, daß er ihnen auf dem Fuße nachritt. Die Boten kamen zu Merlin, der ihnen entgegen rief: Ich weiß ſchon, was zwiſchen Euch und dem Könige vorgegangen; Ihr habt mit Eurem Leben für mich gutgeſagt, aber Ihr ſollt nicht für mich zu zahlen brauchen. Er ritt mit ihnen, und begegnete dem König Vortigern, der ihnen entgegen ritt. Merlin grüßte ihn, ſobald er ihn anſichtig wurde; der König gab ihm ſeinen Gruß wieder, nahm ihn bei der Hand und ſprach mit ihm in Gegenwart der Boten. Du wollteſt mich fangen, ſagte Merlin, um mein Blut zu haben, damit Dein Thurm feſtſtünde: verſprichſt Du mir, mit denen, die Dir dieſen Rath gegeben, ſo zu verfahren, als ſie verlangten, daß mir geſchehen ſolle, ſo will ich Dir in ihrer Gegenwart zeigen und ſagen, warum Dein Thurm nicht ſtehen kann. Bei meinem Leben, rief der König, ich ſchwöre Dir, zeigſt Du mir die Sache, ſo wie Du ſagſt, ſo ſoll mit jenen geſchehen, wie ſie wollten, daß mit Dir geſchehen ſolle.

Zwölftes Kapitel.

König Vortigern ging hierauf mit Merlin grade auf den Platz, wo der Thurm gebaut werden ſollte, und ließ die gefangenen Aſtronomen vor ſich kommen. Merlin ließ ſie durch einen der Boten fragen, warum der Thurm immer wieder einfiele? — Die Aſtronomen ſagten: Wir wiſſen nicht, warum er einfällt, aber dem Könige haben wir geſagt, was geſchehen müſſe, damit er ſtehen bleibe. Ihr habt, ſagte Merlin, den König für einen Narren gehalten, daß Ihr ihm auftrugt, einen Menſchen zu ſuchen, der ohne Vater geboren ſei; aber Ihr Herren thatet das um Eurer ſelbſt, und nicht um des Königs willen. Denn ſo viel habt Ihr wohl herausgebracht durch Eure Bezauberungen, daß Ihr wißt, ein ſolcher Menſch würde die Urſache Eures Todes ſein, darum ließt Ihr den König dieſen Menſchen ſuchen und trugt ihm auf, ſein Blut auf den Grund des Thurmes zu gießen, damit, wenn er todt ſei, Ihr nicht durch ihn umkommen könnet. — Die Aſtrologen waren ſo erſchrocken, da Merlin ihre geheimen Abſichten wußte, daß ſie nicht ein einzig Wort vorbringen konnten. Nun ſehe, mein Herr König, fuhr Merlin fort, daß dieſe Männer mein Blut blos um ihretwillen forderten, und gar nicht weil es zum Bau des Thurms nothwendig war; Ew. Majeſtät frage ſie, ob ich wahr geredet, ſie werden nicht die Frechheit haben, mich Lügen zu ſtrafen. — Die Aſtrologen geſtanden, daß Merlin die Wahrheit geredet, baten aber den König, ſie leben zu laſſen, bis ſie geſehen, ob Merlin wiſſe, warum der Thurm nicht ſtehen wolle. Ihr werdet nicht eher ſterben, ſagte Merlin, bis Ihr es mit Euren Augen geſehen. — Nachdem die Aſtrologen für dieſe Gnade gedankt, wandte Merlin ſich wieder zum Könige Vortigern: Jetzt höre, warum der Thurm nicht ſtehen will, und thue, was ich Dir ſage, ſo wirſt Du es ſelber ſehen. Nicht ſehr tief unter der Erde, auf dem Fleck, wo der Bau angefangen worden, iſt ein großer Fluß; unter dem Bett dieſes Fluſſes liegen zwei Drachen, die ſich einander nicht ſehen, der eine iſt weiß, der andre roth; ſie liegen unter zwei ſehr großen wunderbaren Felſen; dieſe Drachen nun fühlten die Laſt des Gebäudes zu ſchwer auf ſich, darum bewegten ſie ſich und ſchüttelten die Laſt, die ſie drückte, von ſich. Der König laſſe nachgraben, und wenn ſich nicht alles Wort für Wort ſo befindet, als ich geſagt, ſo will ich ſterben; findet es ſich aber ſo, ſo müſſen die Aſtrologen für mich ſterben. — Iſt es ſo, als Du ſagſt, erwiederte König Vortigern, ſo biſt Du der weiſeſte aller Menſchen; aber ſage mir, wie muß ich es anfangen, um die Erde fortbringen zu laſſen? — Auf Wagen und mit Pferden, antwortete Merlin, und mit Hülfe vieler Menſchen, die ſie weit fortführen. Der König ließ nun alles, was arbeiten wollte, zuſammenkommen, worauf ſich viele Menſchen verſammelten, die alle das Tagelohn verdienen wollten, und man fing an, den hohen Berg, worauf der Thurmbau angefangen war, abzutragen; die Leute hielten ihren König für thöricht, daß er den Worten eines Kindes Glauben beimeſſe, jedoch durften ſie dem Könige nicht ihre Meinung ſagen. Nachdem lange gearbeitet und die Erde alle weit fortgeführt worden, entdeckten die Arbeiter den großen Fluß und meldeten es ſogleich dem Könige. Dieſer, ſehr erfreut, nahm den Merlin mit hinaus, wo ſie denn wirklich den Fluß ſo fanden, wie Merlin es vorher geſagt. Wie ſollen wir es aber nun anfangen, fragte ihn König Vortigern, um unter den Fluß zu ſehen? — Merlin ließ ſogleich ſehr große Graben und Kanäle machen, und leitete ſo den Fluß weit hinaus in das Feld. Während man daran arbeitete, ſprach Merlin zum König: Wiſſen ſollſt Du auch, daß, ſobald die Drachen unter den großen Steinen hervorgekommen, ſie mit einander kämpfen werden. Berufe alſo der König die Angeſehenſten und Geehrteſten ſeines Landes zuſammen her, damit ſie dieſen Kampf anſehen, der von großer Bedeutung iſt. — Sogleich gab der König Befehl, daß man die adelichſten Herren, die achtbaren Männer und Bürger ſammt den Gelehrten und Geiſtlichen aller Orden aus ſeinem Lande zuſammenrufen ſolle. Dieſe verſammelten ſich auch ſogleich nach des Königs Befehl, und waren ſehr verwundert und erfreut, als der König ihnen die Urſache verkündigte, warum ſie zuſammenberufen wären. Dieſer Kampf wird ein ſehr ſchöner Anblick ſein, ſagten ſie; einige aber erkundigten ſich bei dem Könige, ob Merlin prophezeiht habe, welcher von den beiden Drachen den Sieg davon tragen würde? Dieß hat er nicht, antwortete Vortigern.

Da nun der Fluß abgeleitet war und man die beiden Felſen, unter welchen die Drachen lagen, erblickte, fragte der König den Merlin, auf welche Art man nun dieſe ungeheuren Steine wegſchaffen müſſe? Merlin ſprach: Sobald die Drachen die äußere Luft empfinden, werden ſie von ſelber hervorkommen, der König laſſe alſo die beiden Felſen durchbohren, damit die äußere Luft hinzu kann. Es geſchah, ſo wie Merlin es angab; die Felſen wurden einer nach dem andern durchbohrt, und ſogleich kamen die Drachen hervor. Sie waren entſetzlich anzuſehen, furchtbar groß und von ſcheußlicher Geſtalt, ſo daß alle Anweſende Furcht und Abſcheu vor ihnen hatten. Der König ſelber erſchrack ſehr bei ihrem Anblick und fragte den Merlin, welcher von den beiden den andern beſiegen würde? Merlin ſprach: Dieß will ich dem Könige und ſeinem geheimen Rath beſonders vertrauen; ging darauf mit ihnen bei Seite, wo er ihnen Folgendes entdeckte: Der weiße Drache wird den rothen nach ſchrecklichem Kampf und nach großer Mühe und Anſtrengung beſiegen. Dieſer Sieg iſt von fernerer großer Bedeutung, die Ihr aber erſt nach dem Kampfe und dem errungenen Siege erfahren ſollt, vorher kann ich Euch nichts mehr ſagen. Nun gingen ſie wieder hin zum Platze, wo die Edlen und das Volk verſammelt waren, dem Kampfe zuzuſehen. Die Drachen waren blind und ſahen einander nicht, wie Merlin auch prophezeit hatte: ſobald ſie ſich aber rochen, fielen ſie übereinander her, verſchlungen ihren Leib in vielfachen Ringen und Knoten, und biſſen ſich. Sie hatten auch Klauen, mit dieſen zerrten ſie ſich, ſo daß es ſchien, als wenn ſie ſpitze eiſerne Haken gebrauchten und ſich damit von einander reißen würden. Niemahls hatten Löwen ſich härter und reißender angefallen, als dieſe zwei Drachen. So wie reißende Thiere kämpften ſie wüthend den ganzen Tag und die folgende Nacht durch. Keiner von den Anweſenden entfernte ſich, ſondern alle ſahen mit großem Eifer dem mächtigen Kampfe zu. Der weiße Drache ſchien dem Volke ſchwächer als der rothe, denn dieſer ſetzte ihm hart zu, und er litt gar viel von dem rothen, auch meinte das Volk allgemein, da es den weißen ſo leiden und ſchon ſehr ermattet ſah, daß er unterliegen würde. Auf einmahl aber ſtrömte ihm flammendes Feuer aus dem Rachen und aus den Naſenlöchern, ſo daß der rothe Drache davon verbrannte und todt auf dem Platze liegen blieb. Darauf legte der ſiegende weiße Drache ſich neben dem rothen, und nach drei Tagen ſtarb er gleichfalls. — Nun, ſprach Merlin zu Vortigern, magſt Du Deinen Thurm aufbauen laſſen, und ſicher ſein, daß er nicht wieder einfällt, wenn er anders nach der Wiſſenſchaft eingerichtet und gut ausgeführt wird. König Vortigern ließ die vortrefflichſten und kunſtvollſten Baumeiſter ſeines Landes zuſammenkommen, und befahl ihnen, den Thurm ſo feſt und ſtark zu errichten, als ſie zu thun vermöchten, welches auch die Baumeiſter zu thun verſprachen. Darauf wurden die Aſtrologen herzugeführt, um ihren Urtheilsſpruch von Merlin zu empfangen, ſo wie der König es ihm zugeſagt. Ihr ſeht nun, ſprach Merlin, wie ſchlecht Ihr Euch auf Eure Kunſt verſtanden, Ihr wolltet den Grund finden, warum der Bau einfiel, und da Ihr nichts finden konntet, als meine Geburt, und daß Ihr ſelber durch mich in Todesgefahr wäret, ſo habt Ihr fälſchlich angegeben, mein Blut müſſe auf den Grundſtein vergoſſen werden, damit der Thurm ſtehen bleibe. Alsdann wäre freilich Euer Leben nicht mehr in meiner Hand geweſen; aber wäre denn der Bau wohl beſſer beſtanden ? Ihr habt alſo, anſtatt das Wohl des Königs zu betrachten, nur Euer eignes beherzigt; aber eben darum, weil Ihr nur dieß vor Augen hattet, und große Sünder ſeid, konntet Ihr auch nicht die Wahrheit in den Geſtirnen durch die Wiſſenſchaft finden. Ihr habt mein Blut vergießen wollen, und dafür ſteht Euer Leben jetzt in meiner Hand, ich will Euch dieſes aber ſchenken, und Ihr ſollt frei ausgehen, wofern Ihr mir nur Eines verſprechen wollt. — Die Aſtrologen, als ſie hörten, daß Merlin ihnen das Leben ſchenken wolle, verſprachen alles gern zu thun, was er ihnen gebieten würde. Nun, ſprach Merlin, ſo verſprecht und ſchwöret mir, Eure Kunſt nicht mehr zu treiben, an welcher Ihr Euch verſündigt habt; geht, bereuet es und thut Buße Euer Leben lang, verſöhnt Euch mit Gott, damit die Seele in Euch noch Rettung hoffen dürfe, und ſomit ſeid Ihr entlaſſen und dürft frei ausgehen. Die Aſtrologen ſchwuren voll Freuden alles, was Merlin von ihnen verlangte, und entfernten ſich. Da der König und die Edeln des Volks ſahen, wie ſanftmüthig Merlin den Aſtrologen verziehen, und welche Worte der Weisheit er zu ihnen geredet hatte, bekamen ſie eine noch höhere Meinung von ihm. Er iſt der weiſeſte, der beſte Menſch auf Erden, ſagten alle einſtimmig, und ehrten den Merlin, und hielten ihn ſehr hoch.

Dreizehntes Kapitel.

Jetzt, ſprach Merlin, iſt es Zeit, daß ich dem Könige und ſeinen vertrauten Räthen offenbare, was dieſe beiden Drachen, derſelben Kampf, und der Sieg des weißen über den rothen für eine Bedeutung habe. Der Rath des Königs und die adelichen Herren wurden ſogleich verſammelt, wo dann Merlin Folgendes ſprach:

Wiſſet, Herr König, daß der rothe Drache auf Euch ſelbſt deutet, und der weiße deutet auf die Söhne des Königs Conſtans. — Vortigern ſchämte ſich ſehr dieſer Deutung, und Merlins Worte ſetzten ihn in große Verlegenheit. Merlin merkte dieß und ſprach: Vortigern, wenn Du es verlangſt, ſo will ich von dieſer Sache lieber ganz ſchweigen, damit Du mir nicht etwa deßwegen übel wolleſt, und mit mir unzufrieden werdeſt. — Nein, antwortete

Vortigern, ich will alles wiſſen, Du ſollſt mich keinesweges ſchonen, denn hier iſt nicht Einer zugegen, der nicht von meinem geheimen Rath wäre. Nun denn, fing Merlin wieder an: die rothe Farbe des Drachens iſt Dein böſes Gewiſſen und Dein thörichter Sinn; ſeine Größe bedeutet Deine Macht. Die Kinder des Königs Conſtans, daß Du ihnen ihr Erbtheil vorenthälteſt, und daß ſie aus Furcht vor Dir fliehen mußten, das bedeutet der weiße Drache; ihr langer Kampf aber ihre lange Verbannung und Deine Ungerechtigkeit. Und das Feuer, mit welchem ſie den rothen Drachen verbrannten, bedeutet, daß ſie Dich in einem ihrer Schlöſſer verbrennen werden; und glaube nicht, daß der Thurm, den Du erbauen läßt, oder irgend etwas andres Dich dagegen ſchützen kann, denn dieſer Tod iſt Dir beſtimmt.

Vortigern erſchrack, als er dieß hörte, und fragte: Wo ſind denn dieſe Kinder jetzt? — Sie ſind mit vielem Volk jetzt auf dem Meer, antwortete Merlin, ihre Schiffe ſind alle wohl beſtellt, und ſie ſind auf dem Wege hieher, nach dem Lande, das ihnen zugehört; ſie kommen, um Gerechtigkeit an Dir zu üben, denn ſie wiſſen, daß Du ihren Bruder haſt ermorden laſſen, obgleich Du nach der That Deinen Befehl abläugneteſt und die Mörder hinrichten ließeſt. Von heut über drei Monden landen ſie in dem Hafen von Wincheſter. Iſt es denn in Wahrheit ſo, wie Du ſagſt? fragte Vortigern voll Schrecken. — Es wird nicht anders, als Du ſtirbſt im Feuer durch Conſtans Kinder, ſo wie der rothe Drache von dem weißen verbrannt ward. —

Merlin nahm nun Abſchied vom König Vortigern, und ging nach dem Walde von Northumberland, zu ſeinem Meiſter Blaſius, und erzählte ihm alles, was er gethan, und ließ es in's Buch aufſchreiben, blieb auch lange Zeit bei ihm, bis zur Zeit, da die Söhne des Conſtans ihn rufen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Vortigern aber ließ gleich, nachdem Merlin ihm die Ankunft der Söhne des Conſtans prophezeit, durch ſein ganzes Reich ausrufen, daß ein jeder ſich und ſeine Waffen auf den Tag über drei Monde bereit halte; verſammelte alsdann alle Gewapneten, und ließ ſie nach dem Hafen von Wincheſter ziehen, um ihn zu vertheidigen; ſagte ihnen aber nicht, gegen wen ſie dieſen Hafen vertheidigen ſollten, auch nicht, warum ſie verſammelt und in Waffen wären; niemand wußte es, als die in ſeinem Rathe ſaßen.

König Vortigern ging ſelber mit ſeinem Heere an den Hafen, und an demſelben Tag, den Merlin ihm vorhergeſagt, erblickte er im Meere die Flaggen der Schiffe, auf welchen die Prinzen waren; ſogleich gab er Befehl, daß ein jeder ſich rüſte und den Hafen vertheidige. Die Söhne des Conſtans landeten im Hafen, nicht fern von einem Thurm, den ſie hernach belagerten; da aber die, welche den Hafen bewachen ſollten, die Standarten und Flaggen in der Sonne leuchten ſahen, und das Wappen des Königs Conſtans darauf erblickten, waren ſie ſo erſtaunt darüber, daß ſie ſich nicht vertheidigten, und ſo lief das erſte Schiff, worauf die Söhne des Conſtans ſich befanden, glücklich in den Hafen. Und als dieſe nun aus den Schiffen an's Land ſtiegen, fragten jene ſie, wem denn dieſe Schiffe, dieſe Standarten und Flaggen zugehörten? — Pendragon und Uter, die Söhne des Königs Conſtans ſind wir, antworteten ſie; Aurelius Ambroſius iſt mit uns, wir kommen dieſes Land wieder zu erobern, das uns eigenthümlich zugehört, und welches der falſche verrätheriſche Vortigern uns zurückhält, der unſern Bruder höchſt ungerecht hat ermorden laſſen. Nun kommen wir, unſer Recht von ihm zu fordern. — Da nun die im Hafen vernahmen, daß es die Söhne des Conſtans wären, wollten ſie nicht gegen ſie fechten, bedachten auch, wie es ihnen wohl Schaden bringen könnte, da Jener Macht viel ſtärker war, als die ihrige; ſie gingen zu Vortigern und verkündeten es ihm. Da nun Vortigern ſah und erfuhr, daß die meiſten ſeiner Leute ihn verließen und zu den Prinzen übergingen, überfiel ihn eine Angſt, und er befahl ſeinen treueſten Männern, den Thurm zu beſetzen, welches auch geſchah. Nun liefen die übrigen Schiffe in den Hafen ein, und die Ritter und die andern, die darin waren, ſtiegen an's Land. Da nun die Herren des Landes ſahen, daß es ihre Fürſten waren, gegen welche ſie kampfen ſollten, ſeufzten ſie im Herzen, wollten ſich auch nicht gegen ſie vertheidigen: ſondern die meiſten unter ihnen gingen zu ihnen über, und waren erfreut, ſie wieder zu ſehen, wurden auch von Pendragon und von Uter, ſeinem Bruder, mit Freuden aufgenommen; und nun gingen ſie alle zuſammen, den Thurm zu belagern, in welchem Vortigern und ſeine treuen Anhänger ſich verſchanzt hatten. Sie vertheidigten ſich mit aller Macht gegen die Angreifenden, und thaten ihnen mit häufigen Ausfällen und tapferer Gegenwehr vielen Schaden. Da endlich Aurelius einſah, daß er den Thurm nicht mit dem Schwert erobern konnte, ließ er Feuer herum anlegen, und verbrannte den Thurm, nebſt allen, die darin waren, worunter auch Vortigern war, der ſo mit verbrennen mußte, wie Merlin es vorher geſagt. Nachher kamen alle und ergaben ſich dem Pendragon und ſeinem Bruder Uter, als ihren rechtmäßigen Herren, halfen ihnen auch das ganze Land wieder erobern, denn Hangius und ſeine Heiden hielten noch die meiſten Städte und feſten Plätze. Das Volk aber war voller Freuden, ſeine rechtmäßigen Herren zu ſehen, und aus allen Orten kamen ſie ihnen entgegen, und empfingen ſie mit großer Freude und vieler Ehre. Nunmehr ließ Aurelius Ambroſius, Pendragon, den älteſten Sohn des Königs Conſtans, zum Könige krönen, und ihm von allen Edeln des Landes huldigen und Treue ſchwören, und ſo hatte Aurelius den König Pendragon und ſeinen Bruder Uter wohl zum Ziele geleitet.

Hangius aber hielt mit ſeinen Heiden noch immer viele feſte Plätze, und that dem Lande vielen Schaden. Da verſammelte König Pendragon den geheimen Rath und die Edeln des Landes, und befragte ſie, wie man ſich von dieſen Heiden wohl befreien möchte? Es waren noch einige von den Räthen, die ſich des Merlin erinnerten, und wie dieſer dem Vortigern mit ſolcher Weisheit gerathen, und alles vorher geſagt hatte; ſie erzählten alſo dem Könige Pendragon alle die Wunder, die ſie von Merlin hatten verrichten ſehen, und ſagten ihm, wenn er dieſen fragen könnte, würde er gewiß die beſte und weiſeſte Antwort auf ſeine Frage erhalten; denn Merlin, ſagten ſie, iſt ſicher der weiſeſte Menſch in der Welt. Und wo ſoll ich ihn aufſuchen laſſen? fragte Pendragon. Er muß noch im Lande ſein, ſagten ſie, denn es iſt noch nicht lange, daß er von Vortigern wegging. Der König ſchickte ſogleich Boten aus im ganzen Lande, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis ſie den Merlin gefunden. Man wiſſe, daß Merlin, ſo bald der König dieſen Befehl gegeben, es ſogleich wußte, und zum Meiſter Blaſius ſagte: er müſſe ſich ſogleich nach einer nicht weit abliegenden Stadt begeben, ſagte ihm aber nicht die Urſache davon; er aber wußte ſehr wohl, daß er daſelbſt die Boten des Königs Pendragon treffen würde, die ihn zu ſuchen ausgingen. Unterweges nahm er die Geſtalt eines alten Hirten an; an ſeinem Hals hing eine große Keule, ohne Schuhe an ſeinen Füßen, ein altes ganz zerriſſenes Kleid um ihn herhängend, auch trug er einen langen ganz ſtruppichten Bart. So kam er in die Stadt und in das Wirthshaus an, wo die Boten ſaßen, er fand ſie gerade beim Mittagseſſen. Die Boten, als ſie ihn hereinkommen ſahen, ſagten, ſeht, das iſt ein wilder Mann. Merlin aber ſah ſie an, und ſagte: Ihr Herren Abgeſandten ſeid eben nicht ſehr bekümmert, Eure Botſchaft auszurichten; Ihr bringet Eure Zeit ſehr gut mit Eſſen und Trinken zu, ſucht aber den Merlin nicht. Wäre es mir aufgetragen ihn zu ſuchen, ſo wie Euch, ich würde ihn beſſer zu finden wiſſen. — Da erhoben ſich die Boten von ihren Sitzen, redeten ihn an, und fragten ihn, ob er wiſſe, wo Merlin ſei, und ob er ihn geſehen habe? — Ja, wahrlich ich kenne ihn und weiß auch, wo er ſich verbirgt. Er ſelber ſagte mir, daß Ihr ihn zu hohlen gekommen ſeid, daß er aber nicht mit Euch gehen würde, wenn Ihr ihn auch wirklich fändet, daß Ihr aber dem Könige ſagen ſolltet, er würde die Schlöſſer nie erobern, ſo lange Hangius noch lebe. Wiſſet auch, daß von denen, die dem Könige riethen, Merlin hohlen zu laſſen, nur noch einer im Lager des Königs iſt. Es ſind überhaupt nur noch drei vom großen Rath des Königs am Leben, dieſen und dem Könige ſelbſt dürft Ihr ſagen: daß, wenn ſie ſelber herkommen wollen, den Merlin zu ſuchen, werden ſie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht ſelber, ſo wird er gar nicht gefunden.

Die Boten ſahen erſtaunt einander an, und wußten vor Erſtaunen nicht, was ſie ſagen ſollten; als ſie ſich wieder umſahen, und den Mann mit ihren Augen ſuchten, um ferner mit ihm zu reden, war er nicht mehr da, und ſie wußten nicht, wo er hingekommen war. Laßt uns gehen, ſagten ſie, und dem Könige dieſe merkwürdige Geſchichte erzählen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Boten kamen zum Könige zurück, erzählten ihm alles, was ihnen begegnet war; fanden auch zu ihrer großen Verwunderung alle diejenigen aus dem großen Rathe todt, von welchen der alte Hirt ihnen dieſes vorher geſagt hatte. Nun rieſen alle, die zugegen waren, es könne kein andrer ſein, als Merlin ſelber, der zu ihnen in der Geſtalt eines alten Hirten gekommen ſei.

König Pendragon ließ ſein Reich unter der Obhut ſeines Bruders Uter, nahm ſein Gefolge mit ſich, und ritt nach Northumberland, wo er, wie die Boten ausſagten, den Merlin finden ſollte. Er fragte im ganzen Northumberland nach Merlin, keiner aber wußte etwas von ihm zu ſagen, denn er hatte ſich nirgend zu erkennen gegeben. Endlich vertiefte der König ſich in die Wälder, und ſandte einige von ſeinen Edelleuten voran in den Wald. Einer von ihnen ſtieß auf eine große Herde Vieh, und einen ſehr ungeſtalteten häßlichen Mann, der ſie hütete. Der Edelmann fragte ihn, wem das Vieh angehöre? — Ich gehöre, antwortete jener, einem angeſehenen ſehr weiſen Manne aus Northumberland zu: er ſagte mir, König Pendragon würde kommen und ihn hier ſuchen, könnt Ihr mir etwa ſagen, ob dem ſo iſt? — Ja wahrlich, ſagte der Edelmann, dem iſt ſo: kannſt Du mir den Ort ſagen, wo ich den weiſen Mann finde? — Dir werde ich es nie ſagen, dem Könige aber, wenn er hier wäre, will ich es wohl entdecken. — Nun ſo gehe mit mir zum König. — Ei, da würde ich ja meine Herde ſchlecht hüten, auch habe ich nicht nöthig, den König zu ſehen; wenn er aber zu mir kommen will, ſo will ich ihm ſagen, wo er findet, was er ſuchet. —

Nun, ſo bitte ich Dich, erwarte mich hier, ich will Dir ſogleich den König herführen.

Der König ritt ſogleich, als der Edelmann ihm dieß erzählte, mit ihm zu dem Hirten in den Wald. Es war wieder Merlin ſelber, der in Geſtalt eines Viehhirten erſchien. Er ſagte dem Könige: Du willſt den Merlin hohlen, aber wüßteſt Du auch, wo er iſt, er ginge doch nicht eher mit Dir, bis es ihm gefiele; willſt Du meinem Rathe folgen, ſo begieb Dich in die nächſte Stadt von hier; ſobald Du dort ſein wirſt, wird auch Merlin bei Dir ſein. — Wie ſoll ich wiſſen, fragte der König, ob das, was Du ſagſt, die Wahrheit iſt? — Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, antwortete der Hirt, ſo thut nicht, was ich Euch ſage; es wäre ja eine Thorheit, einem Rathe zu folgen, dem man nicht traut. — Ich will Dir nicht mißtrauen, ſagte der König, und will Deinem Rathe folgen, ritt darauf wieder zurück, und begab ſich in die nächſte Stadt; hier kehrte er in ein Wirthshaus ein, daſelbſt war er kaum abgeſtiegen, als ein ſehr wohl ausſehender, gut gekleideter Mann auf einem ſchönen Pferde ankam, der nach dem Könige fragte. Es war Merlin ſelber. Als er vor den König kam, ſagte er: Herr König, Merlin ſendet mich und läßt Dir ſagen, er ſei es geweſen, den Du im Walde als einen Hirten angetroffen haſt. Er hatte Dir verſprochen, zu Dir herzukommen, er läßt Dir aber ſagen, Du bedürfeſt ſeiner nicht mehr. Gewiß, mein Freund, antwortete der König, ich werde immer ſeiner bedürfen. Er läßt durch mich Euch gute Botſchaft wiſſen: nähmlich Hangius iſt todt, Euer Bruder Uter hat ihn erſchlagen. Du ſagſt erſtaunliche Dinge! rief der König höchſt verwundert aus, iſt es denn gewiß ſo wie Du ſagſt? — Wenn Du zweifelſt, ſo ſchicke hin und erkundige Dich nach der Wahrheit.

König Pendragon ließ alſobald zwei von ſeinen Leuten aufſitzen und ſchickte ſie zu ſeinem Bruder Uter; ſie waren aber noch nicht weit geritten, als ſie zwei Boten von Uter begegneten, die den König Pendragon aufſuchten, um ihm zu ſagen, daß Uter den Hangius erſchlagen habe. Sie kehrten nun alle viere in die Stadt zurück, wo König Pendragon immer noch den Merlin erwartete. Er war erſtaunt, den Tod des Hangius ſo eingetroffen zu ſehen, wie es ihm durch den verwandelten Merlin, den er aber nicht gekannt hatte, war vorhergeſagt worden. Er verbot es jenen bei Lebensſtrafe, es niemand zu ſagen, auf welche Weiſe Hangius war erſchlagen worden; er wollte ſehen, ob Merlin auch dieſes wiſſen würde, wenn er käme.

Endlich zeigte Merlin ſich dem Könige in ſeiner wahren Geſtalt, ſo daß alle ihn erkannten, die ihn vormahls geſehen. Er nahm den König beiſeite und ſagte ihm: Von nun an bin ich ganz der Eurige, und will Euch in allem, was Ihr bedürfſt, beiſtehen. Ich bin Merlin, nach welchem Ihr ſo lange ſucht; ich war der Hirt, der im Walde mit Euch ſprach; ich war auch derſelbe, der als Abgeſandter hier bei Euch war; ich habe auch Eurem Bruder gerathen, mit dem Hangius zu fechten. Unter den verſchiedenen Geſtalten, die ich angenommen, konnten Eure Räthe, die mich ehedem gekannt, mich nicht wieder kennen: denn dieſe Leute kennen nichts an mir, als meine Außenſeite, mein inneres Weſen aber werden ſie nie erkennen. So wie ich jetzt hier vor Dir ſtehe, bin ich ihnen bekannt; ich kann aber, wenn ich will, mich immer vor ihnen verbergen; Euch aber, Herr König, bin ich ganz ergeben.

Der König freute ſich ſo, den Merlin zu haben, als hätte man ihm die ganze Welt geſchenkt. Er ließ ſeine Räthe kommen, dieſe erkannten den Merlin ſogleich, und waren ganz erſtaunt, als ſie hörten, daß er unter ſo mancherlei Geſtalt ſchon mit dem Könige geredet habe. — Jetzt, Merlin, fing Pendragon an, ſage mir, wie ſtarb Hangius? — So bald als er erfuhr, ſprach Merlin, daß der König aus dem Lager gegangen ſei, um mich aufzuſuchen, beſchloß er in ſeinem kühnen Muth, ſich bei Nacht zu waffnen und in das Zelt Eures Bruders Uter zu dringen. Ich wußte ſeine Abſicht ſogleich, begab mich alſo zu Eurem Bruder und warnte ihn, daß er auf ſeiner Hut ſei, weil Hangius in der Nacht nach ſeinem Zelte kommen wolle, um ihn meuchelmörderiſch zu erſchlagen; ſagte ihm auch viel von des Hangius Kühnheit, Stärke und von deſſen Tapferkeit. Gott und der ſeinigen ſei Dank! er glaubte meinen Worten. Als nun die Nacht gekommen war, ſchlich Hangius ſich mit gezognem Schwerte nach dem Zelte Eures Bruders; dieſer war aber nicht darin, ſo wie ich ihn gelehrt hatte, worüber Hangius ſich ſehr ärgerte, ihn nicht darin zu finden. Als er wieder vom Zelte zurückgehen wollte, paßte Euer Bruder ihm auf und fiel ihn an; ſie fochten ſo lange, bis Uter den Sieg davon trug und den Hangius erſchlug. — Unter welcher Geſtalt erſchienſt Du meinem Bruder? fragte der König. — Unter der Geſtalt eines ſehr alten Mannes. — Sagteſt Du ihm, wer Du ſeiſt? — Nein, dieß ſagte ich ihm nicht, er wird es auch nicht erfahren, als bis Ihr es ihm entdecket. — Gehſt Du nicht mit mir? denn ich ſehe ein, welcher Weisheit Du voll biſt, und werde Deines Rathes immer bedürftig ſein. — Je länger ich bei Euch bleibe, je mehr ärgern ſich Eure Räthe, weil für ſie nichts zu thun bleibt, wenn ich Euch guten Rath ertheile; aber über zwölf Tage ſollt Ihr mich bei Eurem Bruder Uter wieder ſehen, unter derſelben Geſtalt, in welcher ich ihm erſchienen bin; aber ich bitte Euch, Herr König, ſagt davon keinem Menſchen, ich ſage Euch ſonſt nie wieder etwas. Gewiß, ſagte der König, ich werde keinem Menſchen ein Wort davon ſagen. Sie nahmen alſo die Abrede, daß Merlin ſich den zwölften Tag im Lager Pendragons und Uters einfinden ſollte, und trennten ſich darauf. Merlin ging wieder in den Wald zum Meiſter Blaſius, und ließ ihn alle dieſe Begebenheiten aufſchreiben, ſo wie wir es hier in ſeinem Buche finden; Pendragon aber ging zurück ins Lager zu ſeinem Bruder Uter. Die beiden Brüder freuten ſich ſehr, als ſie einander wieder ſahen. Pendragon nahm ſeinen Bruder ſogleich beſonders, und erzählte ihm mit den kleinſten Umſtänden, wie er den Hangius erſchlagen habe, nebſt noch vielen andern Dingen, worüber Uter ſehr erſtaunte; denn niemand, ſagte er, kann dieſen ganzen Hergang ſo wiſſen als Gott, und ein wackrer alter Mann, der mir insgeheim ſagte, daß ich vor Hangius auf meiner Hut ſein ſolle, weil er mich in der Nacht erſchlagen wolle. Um Gottes willen alſo, wer kann dieſe Dinge Dir erzählt haben? — Du ſiehſt alſo, mein Bruder, antwortete der König, daß ich es ſehr wohl weiß. Wer aber war der Mann, der Dich warnte? denn hätte er Dich nicht gewarnt, ſo wärſt Du wohl, denke ich, jetzt vom Hangius erſchlagen. — Bei meinem Leben, ſagte Uter, ich kenne ihn nicht, hatte ihn auch nie vorher geſehen; aber er ſchien mir ein rechtlicher anſehnlicher Mann, darum traute ich ſeinen Worten. — Würdeſt Du wohl, fragte Pendragon, den Mann wieder erkennen, wenn Du ihn vor Dir ſäheſt? — Gewiß denke ich ihn wieder zu erkennen. — Nach eilf Tagen wird er hier bei Dir ſein, entferne Dich alſo zu dieſer Zeit nicht von mir, damit auch ich ihn ſehe und kennen lerne. Uter verſprach, den Tag, an welchem jener erſcheinen wolle, bei ihm zu erwarten.

Merlin wußte ſehr genau, was die Brüder zuſammen verabredet hatten, und wie Pendragon ihn auf alle Weiſe auf die Probe ſtellen wollte; ſagte auch alles dem Meiſter Blaſius wieder und ließ es ihn aufſchreiben. Was werdet Ihr nun mit ihnen machen? fragte Meiſter Blaſius. Pendragon und ſein Bruder Uter, antwortete Merlin, ſind ſchöne liebenswerthe edle Fürſten, von angenehmen Sitten und rechtem Wandel; ich will ihnen mit Liebe und Treue, mit Wort und That dienſtbar zugethan ſein; will ihnen auch gar ſeltnen Spaß vormachen, daß ſie fröhlich darüber lachen ſollen. Uter liebt eine ſchöne Dame von hohem Adel, ich will die Geſtalt des kleinen Pagen dieſer Dame annehmen und ihm einen Brief von ihr bringen; er wird mir alſo glauben, was ich ihm ſage, und da ich nun alles, was er mit dieſer Dame insgeheim geſprochen hat, ſehr wohl weiß, ſo will ich es ihm erzählen, worüber er ſehr erſtaunt ſein wird; und das ſoll grade auf den eilften Tag geſchehen, an welchem er mich erwartet. Er nahm Abſchied vom Meiſter Blaſius, und kam an dem beſtimmten Tage in dem Lager des Königs an. Unter der Geſtalt des kleinen Pagen ward er vor Uter gebracht, der ſich ſehr freute, eine Botſchaft von ſeiner Dame zu erhalten. Er nahm den Brief, welchen der Page ihm in ihrem Nahmen überreichte, erbrach ihn mit vor Freude bebendem Herzen, und fand die allerlieblichſten Worte darin, auch ſtand darin, daß er dem Pagen alles glauben dürfe, was er ihm ſagen würde. Merlin gab ihm darauf die fröhlichſten Nachrichten, erzählte ihm Dinge, von welchen er wohl wußte, daß ſie dem Uter viel Vergnügen machen würden, und unterhielt ihn mit ſolchen angenehmen

Dingen bis gegen den Abend. Uter freute ſich über die Maßen ſehr, und beſchenkte den Pagen reichlich. Pendragon, der an dieſem Tage die Erſcheinung des Merlin erwartete, ward ſehr beſtürzt, als es Abend ward und er immer nicht kam. Auch Uter erwartete ihn, und während er mit dem Pagen ſich unterhielt, zog dieſer ſich einen Augenblick zurück, nahm die Geſtalt des alten Mannes an, ſo wie er ihm zum erſtenmahl erſchienen war, und zeigte ſich ihm ſo in dem Schloßhofe, wo er zuvor mit ihm auf und ab gegangen war. Uter erkannte ihn auch ſogleich, ging ihm entgegen und ſagte: Freund, ich bitte Dich, warte hier ein wenig auf mich, bis ich mit meinem Bruder Pendragon geſprochen habe. Jener willigte ein, auf ihn zu warten, und Uter ging zum Könige. Bruder, rief er, der Mann iſt angekommen. Weißt Du gewiß, fragte Pendragon, daß es derſelbe iſt, der Dich vor Hangius warnte? — Ja wohl iſt er es, ich kenne ihn genau. — So gehe doch noch einmahl zu ihm hinaus und prüfe ihn, ob es derſelbe iſt, und wenn Du deſſen ganz gewiß biſt, ſo komm und rufe mich. — Uter gehorchte ſeinem Bruder, und ging wieder hinaus in den Hof, wo er den Mann noch ſo fand, wie er ihn zuvor verließ. Ihr ſeid es, ſagte er, der mich vor Hangius warnte, wohl kenne ich Euch, und Ihr ſeid mir ſehr willkommen. Wundern muß ich mich aber, daß mein Bruder Pendragon alles genau weiß und mir erzählte, was Ihr mir damahls ſagtet, und auch alles genau wußte, was ich that, als Ihr nicht mehr bei mir waret; ſo wußte er auch, daß Ihr heute herkommen würdet; ich muß billig darüber mich verwundern, wer ihm doch alles das mag offenbaret haben. — Geht, hohlt Euren Bruder, ſagte Merlin, er ſoll uns ſagen, durch wen er es erfahren. Uter ging hinein zu Pendragon und ſprach: Jetzt komm, mein Bruder, denn es iſt wirklich derſelbe Mann. Pendragon, der wohl wußte, daß es Merlin ſei, und daß er ſeinem Bruder noch verſchiedene artige Streiche ſpielen würde, befahl den Thorhütern, keinen Menſchen weder hinaus noch herein gehen zu laſſen, und als ſie beide ſich darauf dahin begaben, wo Uter den Mann verließ, fanden ſie niemand als den kleinen Pagen. Nun, Bruder, fragte Pendragon, wo iſt der Mann? und Uter ſtand beſtürzt, und wußte nichts zu ſagen, worüber Pendragon ſich ſehr ergetzte, weil er wohl merkte, daß Merlin nur ſcherzen wollte. Er trieb dieſes Spiel auch noch eine Zeit lang, bis er ſich endlich dem Uter und Pendragon in ſeiner wahren Geſtalt zeigte, und ihnen alles erklärte, worüber ſie beide ſich ſehr freuten, und noch viel darüber ſcherzten und fröhlich waren. Sieh, mein Bruder, ſagte Pendragon, er iſt es, der Dich vor Hangius beſchützte; er iſt es, den ich zu ſuchen ausging; er iſt es, der Macht hat, alles zu wiſſen was geſchieht und was geſagt wird, ſo wohl in der Gegenwart, als auch in der Zukunft. Bitten wir ihn alſo, daß er ſtets mit uns ſei, und uns mit ſeinem Rathe und ſeiner Hülfe beiſtehe, damit wir nichts ohne ihn unternehmen, und er uns allenthalben leite. Beide Brüder baten ihn alſo, daß er bei ihnen bleiben möchte, indem ſie alles mit ihm berathen, und nur unter ſeiner Leitung regieren wollten. — Gern, antwortete Merlin, will ich Euch rathen, nur müßt Ihr an mich glauben, welches ihm auch beide Brüder zu thun verſprachen, weil ſie noch alles wahr gefunden, was er ihnen geſagt hatte; beide wiederhohlten auch nochmahls ihre Bitten, daß er nicht von ihnen gehen möchte. — Gnädige Herren, erwiederte Merlin, Ihr ſollt allein um mich wiſſen, und Ihr beſonders ſollt mein Weſen ſtets erkennen: jetzt aber muß ich nothwendig mich nach Großbritannien verfügen, ich bin dazu genöthigt und gezwungen. Aber bei Gott ſchwöre ich Euch, daß, wo ich auch ſein, und an welchem Orte ich mich auch befinden möge, ich immer Eure Angelegenheiten zuerſt und ganz vorzüglich bedenken und beſorgen, und in meinem Gedächtniß tragen werde. Laßt es Euch nicht verdrießen, und kränkt Euch nicht, wenn ich von Euch gehe, denn ich kann ja zu jeder Stunde des Tages bei Euch ſein, wenn es nöthig iſt, und wo Ihr in Verlegenheit, oder in Gefahr ſeid, werdet Ihr mich ohne Fehl bei Euch ſehen, meine Hülfe und mein Rath ſoll Euch niemahls fehlen, ſobald Ihr deſſen benöthigt ſein werdet. Wenn ich jetzt wieder zu Euch komme, werden Eure Leute mich bei Euch melden, thut alsdann vor ihnen, als ſähet Ihr mich zum erſtenmahl, und freut Euch meiner Gegenwart, als käme ſie Euch ganz unerwartet. Sie werden Euch alsdenn rathen, mich um alle

Dinge zu fragen, und werden mich ſehr rühmen; alsdann könnt Ihr in völliger Sicherheit meinem Rath, und meinen Vorſchlägen folgen, ſo als ob es die Meinung der andern wäre.

Sechzehntes Kapitel.

Merlin beurlaubte ſich hierauf vom König Pendragon und ſeinem Bruder Uter, und ging nach Großbritannien, wo er lange blieb, ehe er wieder kam. Unterdeſſen führten Pendragon und Uter beſtändig den Krieg gegen die Heiden, die ſich ſehr im Lande vermehrt hatten, fanden aber kein Mittel, ſie aus dem Lande zu vertreiben, bis nach vier Monathen Merlin wieder kam. Die alten Rathe des Königs Vortigern, als ſie den Merlin ſahen, waren deſſen ſehr froh, und meldeten ihn dem Könige Pendragon; ſie wußten nicht, daß dieſer, wie auch Uter ſein Bruder, den Merlin ſchon kannte. Merlin, riefen ſie dem Könige zu, iſt gekommen, dieß iſt der weiſeſte von allen lebenden Menſchen, und was dieſer Euch zu thun räth, dürft Ihr ſicher thun, denn ihm iſt das Verborgenſte bekannt. Pendragon that wie Merlin es ihm empfohlen hatte, freute ſich mit dieſer Nachricht, that aber, als kennte er ihn noch nicht, und ſagte, er wolle dem weiſen Manne entgegen gehen. Auf dem Wege erzählten die Räthe ihm alles, was Merlin dem Vortigern prophezeit, und was er bei ihm ausgerichtet hatte; der König hörte dieſen Geſchichten von den Drachen, und allen dieſen Prophezeiungen mit Vergnügen zu, bis Merlin ihm begegnete. Die Räthe ſtellten ihm denſelben vor, und er erzeigte ihm alle Ehre und Höflichkeit, als ſahe er ihn zum erſtenmahl, führte ihn darauf in ſeinen Palaſt, wo die alten Räthe dem Könige in's Geheim ſagten: Herr König, da Ihr nun den Merlin habt, ſo laßt Euch nur von ihm rathen, wie Ihr den Krieg glücklich beendigt und den Sieg über Eure Feinde davon tragen mögt: was er Euch ſagt, dürft Ihr ſicher befolgen. Sie verließen darauf den König, und er blieb mit Merlin allein.

Nachdem er drei Tage lang ſich mit ihm ergetzt, und ihm alle Ehre und alles Vergnügen erwieſen, verſammelte er eine große Rathsverſammlung, und ging in Merlins Begleitung dahin. Er redete den Merlin an, und ſagte ihm alles, was die alten Räthe ihm von ſeiner Weisheit geſagt: bat ihn auch darum, ihm zu rathen, wie er die Heiden wohl aus dem Lande treiben könnte. Wiſſet, antwortete Merlin, daß, da Hangius ihr Anführer todt iſt, ſo wünſchen ſie nichts ſo ſehr, als nur aus dem Lande zu ſein. Meine Meinung iſt, Ihr ſendet ihnen Boten, mit dem Auftrag, einen Waffenſtillſtand von drei Wochen von ihnen zu begehren. Sie werden zur Antwort geben, daß dieß Reich ihnen zugehöre, daß ſie es von Euch zurück verlangen, und werden Euch keinen Waffenſtillſtand verſtatten. Darauf laßt ihnen nur zur Antwort wiſſen, daß, wenn ſie nicht ſogleich die Schlöſſer und feſten Plätze ausliefern würden, Ihr ſie alle umbringen wolltet.

Der König ſandte ſogleich den Ritter Ulſin, einen ſehr verſtändigen Mann, nebſt noch zwei andern Rittern als Abgeſandte zu den Heiden, mit dem Auftrage, wie Merlin ihm vorgeſchrieben.

Die Abgeſandten kamen vor die oberſten Anführer und Hauptleute der Heiden, die in einem der feſteſten Schlöſſer des Landes ſaßen. Dieſe nahmen die Boten des Königs ehrenvoll auf, und der Ritter Ulſin trug ihnen das Verlangen des Königs vor, daß ſie ihm nähmlich einen Waffenſtillſtand von drei Wochen geſtatten ſollten. Die Heiden verlangten bis den andern Tag ſich zu berathen, worauf Ritter Ulſin und ſeine Begleiter ſich entfernten. Die Heiden berathſchlagten ſich nun die ganze Nacht hindurch, und bedachten: wie ſie erſtlich durch Hangius Tod den großen Verluſt erlitten, hernach wie es ihnen an allen Lebensmitteln in ihren feſten Burgen und Schlöſſern fehle, und das Volk im Lande ſie nicht gern ſehe; bedachten aber auch andrer Seits wieder, daß, da der König um Waffenſtillſtand erſuchen laſſe, es doch mit ihm ſchwach beſtellt ſein müſſe. Obgleich ſie nun auf jeden Fall nur wünſchten, ihr Leben und ihr Gepäcke zu retten, weil es nicht gut in einem Lande bleiben iſt, wo man nichts zu eſſen hat, ſo ließen ſie dem Könige dennoch Folgendes zur Antwort wiſſen: Der König überlaſſe uns das Land, die Städte, und die feſten Schlöſſer in Frieden, dafür wollen wir ihm jedes Jahr dreißig wohl gerüſtet-

und wohl berittene Ritter geben, nebſt zehn Jungfrauen, zehn Damen und zehn Fräulein, nebſt den zubehörigen Dienern und Dienerinnen, wie auch hundert Falken, hundert Roſſe, und hundert Zelter.

Die Abgeſandten kamen mit dieſem Beſcheid wieder zum König Pendragon, und erzählten ihm alles bei verſammeltem Rath, was ihnen bei den Heiden widerfahren war, und welchen Beſcheid ſie gegeben. König Pendragon wandte ſich zu Merlin, und fragte ihn, was er nun zu thun habe? — Geſtattet Ihr ihnen dieſes, antwortete Merlin, ſo thut Ihr dem Reiche großen Schaden in der Zukunft. Laßt ihnen ſagen, daß ſie ſogleich ohne Aufſchub das Land räumen, und Ihr ſollt ſehen, daß ſie es recht gern thun, denn ſie haben keine Lebensmittel mehr, und ſterben Hungers; ſchenkt ihnen ihr Leben, ſie werden nichts mehr verlangen. Es geſchah alſo wie Merlin es verlangte, und der König ließ ihnen des andern Tages durch dieſelben Boten befehlen, ſogleich abzuziehen. Die Heiden waren froh, dieſen Befehl zu hören, ſie verſammelten ſich ſogleich und zogen ſammt und ſonders ab, der König ſchenkte ihnen Schiffe, und ſie gingen alle über's Meer fort aus dem Lande.

So ward durch Merlins Rath das Land von den Heiden befreit, wodurch er beim Volke zu großen Ehren und Anſehen gelangte. König Pendragon regierte lange Zeit in Frieden, und ſein Volk liebte und ehrte ihn überaus, denn er war friedliebend, drückte auch ſein Volk auf keine Weiſe, und that ihm keine Art von Zwang an. Merlin war ſtets bei ihm, und er that nichts ohne Merlins Beiſtimmung, keines Andern Rath galt bei ihm, als der ſeinige.

Siebzehntes Kapitel.

Es lebte im Reiche ein ſehr reicher vornehmer Herr, von ſehr hoher Abkunft und einer der mächtigſten im Lande nach dem Könige; er war aber von haſſender boshafter Gemüthsart, voll Neid und böſen Willen. Dieſer war neidiſch auf Merlin, ſo daß er es nicht länger erdulden konnte, ging alſo zum Könige und ſprach: Herr König, ich wundre mich ſehr, wie Ihr doch dem Merlin ſo ganz unbeſchränkten Glauben beimeſſen könnt, da doch alles, was er weiß, vom böſen Feinde herrührt, und er ganz von ſeinen Künſten voll iſt. Wollt Ihr mir erlauben, ſo will ich ihn in Eurer Gegenwart auf die Probe ſtellen, und Ihr ſollt ſehen, daß alles nur Lug und Betrug iſt. Der König gab ihm die Erlaubniß, mit der Bedingung, daß er den Merlin auf keine Weiſe beleidigen wolle; ich verſpreche, ſagte der Herr, daß ich ihm nichts zu Leide thun, und ſeinem Leibe nicht nahe kommen will.

Als nun Merlin einſt mit dem Könige ſich unterhielt, kam dieſer vornehme Herr, begleitet von zwanzig andern, und ſtellte ſich als wäre er ſehr krank. Sehet, ſagte er zum Könige, hier iſt der weiſe Merlin, der dem Könige Vortigern ſeine Todesart vorausgeſagt, wie Ihr ihn nähmlich verbrennen würdet; es gefalle Euch alſo, Herr König, ihn zu bitten, daß er mir ſage, welche Krankheit ich habe, und welchen Tod ich ſterben werde. Der König und die Begleiter des vornehmen Herrn gingen nun den Merlin mit Bitten an, daß er es thun möchte. Merlin wußte ſehr wohl, was dieſer Mann wollte, kannte auch ſeinen Haß und Neid recht gut; wiſſet, gnädiger Herr, ſagte er, daß Ihr zur Stunde eben nicht gar krank ſeid. Ihr werdet aber vom Pferde fallen, und den Hals brechen, das wird Euer Ende ſein. Davor wird mich Gott bewahren, ſagte der Herr lachend, als wollte er über Merlins Rede ſpotten, und ſprach darauf insgeheim zum Könige: Erinnert Euch wohl, mein König, der Rede Merlins, denn ich werde ihn auf die Art unter einer andern Geſtalt in Eurer Gegenwart prüfen; nahm darauf Abſchied vom Könige und reiſte nach ſeinen Gütern. Nach zwei oder drei Monden kam er aber wieder, in einer Verkleidung, daß man ihn nicht erkannte, und ſich krank ſtellend; ließ den König insgeheim bitten, daß er doch mit Merlin zu ihm komme, aber er ſollte Merlin nichts davon ſagen, daß er es ſei. Der König ließ ihm wiſſen, er würde ihm den Merlin zuführen, und durch ihn ſollte er ſicher nichts erfahren. Wollt Ihr mit mir kommen, fragte der König den Merlin, zu einem Kranken hier in der Stadt? Ich bin es wohl zufrieden, antwortete dieſer; der Kranke aber muß ein ſehr vertrauter Freund des Königs ſein, da er hingehen will, ihn zu beſuchen? — Ja, erwiederte der König, ich will allein mit Euch zu ihm gehen. — Es kommt keinem Könige zu, ſagte Merlin wieder, einen Kranken zu beſuchen, ohne ein ſtarkes Gefolge von wenigſtens dreißig Mann. Der König erwählte dreißig Mann zu ſeinem Gefolge, die Merlin ausſuchte, und die er liebte, und ſo begleitet gingen ſie zuſammen zu dem Kranken. Als dieſer den König und Merlin ſah, rief er: Sire, ich bitte, fraget den Merlin, ob ich wieder geheilet werde oder nicht. Er wird, ſagte Merlin, weder an dieſer Krankheit, noch überhaupt in ſeinem Bette ſterben. Ach Merlin, ſagte der Kranke, wolltet Ihr wohl ſagen, welchen Tod ich ſterben werde. An dem Tage, ſagte Merlin, an welchem Du ſterben wirſt, wird man Dich aufgehängt finden. — Darauf that er, als wäre er ſehr erzürnt, und ging hinaus. — Nun Herr König, ſagte der Kranke, nun könnt Ihr ſehen, wie dieſer Menſch lügt, denn Ihr werdet Euch entſinnen, daß er mir das erſtemahl meinen Tod ganz anders prophezeite. Aber wenn es Euch gefällt, ſo werde ich ihn auch noch zum dritten Mahl auf die Probe ſtellen. Morgen gehe ich nach einer Abtei, dort will ich als Mönch mich krank ſtellen, und Euch den Abt zuſchicken, Euch zu mir zu hohlen; er wird Euch ſagen, ich ſei einer ſeiner nächſten Verwandten, und läge auf den Tod krank, wird Euch auch bitten, den Merlin mitzunehmen, damit er ſage, ob ich hergeſtellt werde, oder ſterben müſſe. Dieß ſoll aber die letzte Probe ſein. Der König verſprach es ihm, und ging nach Hauſe, der Kranke aber reiſte nach der Abtei, und ſchickte des andern Tages nach ihm, wie ſie zuſammen abgeredet. Der König nahm den Merlin mit, und ſie ritten zuſammen nach der Abtei, wo ſie zuerſt Meſſe hörten. Nach der Meſſe kam der Abt, mit etwa zwanzig von den Nonnen, und bat den König, doch den Merlin ſogleich zu ſeinem Verwandten zu führen, der ſchon ſeit einem halben Jahr krank liege, damit er ihm die Urſache ſeiner Krankheit und ſeines Todes ſage. — Wollt Ihr mit mir zu dem Kranken gehen? fragte der König. — Sehr gern, ſagte Merlin; vorher aber wünſche ich dem König und ſeinem Bruder Uter etwas ins geheim zu ſagen. Die drei gingen bei Seite, und Merlin ſagte zum Könige und ſeinem Bruder: Je mehr ich Euch kennen lerne, deſto thörichter ſinde ich Euch. Glaubt Ihr denn, ich wiſſe nicht, welches Todes der Narr ſterben wird, der mich zu prüfen gedenkt? ich werde es ihm noch einmahl in Eurer Gegenwart zu wiſſen thun, ſo daß Ihr Euch wundern ſollt. Wie kann es denn ſein, fragte der König, daß er zwei Todesarten habe? Mehr noch als dieß, antwortete Merlin, und wenn es nicht ſo eintrifft, ſo ſollt Ihr mir nimmer glauben; ich gebe Euch mein Wort, nicht von Euch zu gehen, bis wir mit Augen geſehen, was ich ihm prophezeit. Darauf gingen ſie zuſammen ins Zimmer zu dem Kranken. Als nun der Abt dem Könige den Kranken zeigte, und ihn den Merlin zu fragen bat, ob er geneſen, und welchen Todes er ſterben würde, that Merlin als wäre er ſehr erzürnt und ſagte zum Abt: Herr Abt, Euer Kranker mag nur aufſtehen, denn er fühlt kein Uebel. Nicht allein die beiden Todesarten ſind ihm beſtimmt, die ich ihm ſchon einmahl genannt, ſondern noch eine dritte dazu: am Tage ſeines Todes wird er den Hals brechen, wird hangen, und ertrinken. Wer dann am Leben iſt, der wird dieſe drei Dinge beſtätigt ſinden. Mein Herr, fuhr er, zu dem Kranken gewendet, fort, — mein Herr, verſtelle Dich nicht länger, ich kenne Deine böſe Gemüthsart, Deine Falſchheit, und Deine argen Gedanken. — Nun ſetzte der Kranke im Bette ſich aufrecht und ſprach: Sire, nun mögt Ihr ſeine Narrheit erkennen, wie könnte ich wohl den Hals brechen, und hangen, und ertrinken? Das kann weder mir noch irgend einem andern widerfahren. Nun ſeht, wie weiſe Ihr handelt, einem ſolchen Menſchen zu vertrauen. Ich kann es nicht eher entſcheiden, antwortete der König, bis die Erfahrung es lehrt.

Die Anweſenden waren alle über Merlins Reden erſtaunt, und ſehr begierig zu erfahren, wie ſie ſich bewähren würden.

Nach geraumer Zeit ritt dieſer vornehme Mann in Begleitung vieler andern auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß. Das Pferd, worauf er ritt, ward ſcheu, als er mitten auf der Brücke war, und ſprang über das Geländer; der Reiter ſtürzte, brach auf dem Geländer den Hals, und ſiel hinüber, blieb aber mit ſeinem Kleide an einem der Pfähle hängen, ſo daß die Beine in der Höhe waren, der Kopf ſammt den Schultern aber unter dem Waſſer ſteckten. Unter den Begleitern waren zwei, die dabei waren, als Merlin ihrem Herrn ſeine dreifache Todesart prophezeite; dieſe geriethen in ein ſolches Schrecken, da ſie dieſe ſo pünktlich erfüllt ſahen, daß ſie ein entſetzliches Geſchrei erhoben. Die übrigen fingen auch an, alle ſo zu ſchreien und zu rufen, daß man es im nahegelegenen Dorfe hörte, wo denn die Dorfleute eilends herzu liefen, um zu ſehen, was es auf der Brücke gebe. Sie zogen den Herrn ſogleich aus dem Waſſer, und brachten ihn hinauf; die beiden Männer aus ſeinem Gefolge riefen aber: Laßt uns gleich ſehen, ob er wirklich den Hals gebrochen? Da es ſich nun ſo befand, waren ſie voll Schrecken und Erſtaunen über Merlins Macht. Der wäre thöricht, ſagten ſie, der Merlins Worten nicht glauben wollte, denn ſie ſind die lautre Wahrheit. Darauf nahmen ſie den Leichnam auf, und beſtatteten ihn nach ſeiner Würde gar prächtig zur Erde.

Merlin ging ſogleich zu Uter, erzählte ihm den Tod des Mannes, und wie alles dabei ſich zugetragen: gehet, ſagte er, erzählt es dem Könige Euerm Bruder. Uter gehorchte, und als Pendragon es von ihm vernommen, ſagte er: Geh zu Merlin und frage ihn, wann dieß geſchah? — Es ſind jetzt vier Tage, antwortete Merlin, ſeitdem ihm dieß geſchah, und nach ſechs Tagen werden ſeine Diener kommen, es dem Könige zu vermelden. Weil ſie mich aber vielerlei fragen werden, und ich auf nichts ihnen antworten will, ſo werde ich fortgehen. Wiſſet auch, daß ich überhaupt nicht mehr ſo vor den Leuten auf alles antworten will, was ſie mich fragen; ſondern meine Antworten ſollen dunkel ſein, ſo daß ſie dieſelben nicht eher verſtehen, als nachdem ſie in Erfüllung gegangen ſind.

Merlin ging, und Uter erzählte ſeinem Bruder alles, was er geſagt. Der König glaubte, Merlin ſei erzürnt gegen ihn, und war ſehr beſtürzt wegen ſeines Weggehens. — Wohin iſt er gegangen? fragte er den Uter. — Das weiß ich nicht, antwortete dieſer; aber er ſagte, er wolle nun nicht länger hier bleiben.

Nach ſechs Tagen kamen die Diener jenes Herrn, und verkündigten dem Könige feierlich die ganze Begebenheit, wie ihr Herr den Tod gefunden. Der König, und alle, die damahls lebten, ſagten, daß es niemahls einen weiſern Menſchen als Merlin gegeben, und ehrten ihn ſehr. Der König, ſein Bruder Uter, und Ambroſius Aurelius beſchloſſen auch aus großer Ehrfurcht für Merlin, alles aufzuſchreiben, was ſie ihn würden ſagen hören. Dieß iſt der Urſprung der Prophezeiungen des Merlin, was er nähmlich von den Königen von England, und von vielen andern Dingen, über welche er ſprach, prophezeite. In dieſem Buche der Prophezeiungen iſt nicht die Rede davon, was oder wer Merlin geweſen, ſondern einzig nur von den Dingen, welche er geſagt. Merlin, der es wußte, daß Pendragon ſeine Reden aufſchreiben ließ, ſagte es dem Meiſter Blaſius. Werden ſie, fragte dieſer, ein ähnliches Buch als das meinige machen? Das nicht, antwortete Merlin, ſie können nur das aufſchreiben laſſen, was ſie ſehen und hören, denn andres wiſſen ſie nicht. Er nahm darauf Abſchied vom Meiſter Blaſius und ging zurück an den Hof Pendragons. Die Freude und Ehrenbezeigungen waren ſehr groß, als man ihn daſelbſt ankommen ſah, und der König war ſeiner Ankunft ſehr froh.

Achtzehntes Kapitel.

Weil das Volk ſeine Reden alle wieder erfuhr, und jener Mann ihn auf die Probe zu ſtellen gedachte, beſchloß Merlin, nun nicht mehr ſo offen zu ſprechen, ſondern alle ſeine Sprüche und Worte wurden nun dunkler und man verſtand ſie erſt, nachdem ſie eingetroffen. So kam Merlin eines Tages zu Pendragon und Uter, mit ſehr niedergeſchlagenem Geſicht: Ihr werdet Euch, ſagte er, wohl des Hangius erinnern, der durch Uter ſeinen Tod fand. Dieſer Hangius war aus der adelichſten und größten Familie des Heiden Landes; ſeine zahlreichen Anverwandten haben geſchworen, ſeinen Tod zu rächen, und nicht eher Ruhe zu halten, bis ſie dieß Land erobert haben. Von allen Seiten haben ſie ihr Volk verſammelt, auch haben viele Herzoge und Fürſten ihres Landes ſich mit ihren Männern zu ihnen geſellt. Sie werden nun nicht lange mehr ausbleiben, ſondern kommen in gewaltiger Menge, und werden nicht eher nachlaſſen, bis ſie das ganze Land unterjocht haben. König Pendragon und Uter, ſein Bruder, erſchracken über dieſe Worte Merlins. — Sind denn, fragten ſie, die Anverwandten des Hangius ſo mächtig, daß wir ihnen nicht ſollten widerſtehen können? — Für einen ſtreitbaren Mann, welchen Ihr ſtellt, haben ſie zwei; und wenn Ihr nicht große Klugheit anwendet, ſo erobern und zerſtören ſie Euer Reich. — Wir thun nichts ohne Deine Beiſtimmung, Merlin; ſage uns nur, wann werden ſie ankommen? — Im Monath Junius werden ſie bei den Flächen von Salisbury auf dem Fluß ſein. Ihr müßt nun ſo viel Bewaffnete als möglich haben, um Euer Land zu vertheidigen. — Wie, rief der König, ich ſollte ſie ins Land kommen laſſen? — Ja, das müßt Ihr, wenn Ihr mir glaubt. Laßt ſie erſt weit vom Fluß abſein, ehe Ihr mit ganzer Macht gegen ſie ſtreitt, und Ihr müßt es ſo einrichten, daß einer von Euch mit einer ſtarken Macht ſie vom Fluſſe abſchneidet, damit es ihnen an Mundvorrath und allem Kriegszubehör fehle. So müßt Ihr ſie zwei Tage lang drängen, und erſt am dritten müßt Ihr es zur Schlacht kommen laſſen; werdet Ihr meiner Weiſung genau folgen, ſo iſt der Sieg Euer. — Sage uns im Nahmen Gottes, ſagten die beiden Brüder, wenn es Dir gefällt, ob einer von uns in dieſer Schlacht fallen wird? — Merlin antwortete und ſprach: alles Irdiſche hat einen Anfang genommen, muß alſo auch ein Ende nehmen. Niemand erſchrecke über den Tod des andern, denn ſterben muß auch er; nehme alſo jeder ſeinen Tod hin, denn niemand iſt unſterblich.

Merlin, ſing Pendragon an, damahls als Du jenem, der Dich prüfen wollte, ſeine Todesart ſo beſtimmt vorher ſagteſt, da ſprachſt Du zu mir, Du wiſſeſt meinen Tod eben ſo gut als den ſeinigen; darum bitte ich Dich, entdecke ihn mir. — Merlin ſprach: Laßt die heiligen Reliquien herbringen, und ſchwört beide darauf, daß Ihr thun werdet, was ich Euch gebiete zu Eudem Vortheil, und Eurer Ehre. Nachher kann ich ſicherer Euch das entdecken, was ich will. Die Reliquien wurden gebracht, und der König und ſein Bruder ſchwuren einander, nach Merlins Vorſchrift, Treue und gegenſeitige Hülfe in der Schlacht, bis in den Tod. — Jetzt, ſagte Merlin, habt Ihr einen Eid abgelegt, Euch tapfer zu unterſtützen, und einer dem andern in der Schlacht treu zu helfen bis in den Tod; ſeid Ihr alſo einer dem andern getreu, ſo ſeid Ihr es auch gegen Gott. Beichtet, und empfangt den Leib unſers Heilands, ruft den Herrn um Hülfe an, und betet zu ihm um Stärke in der Schlacht gegen Eure Feinde. Denn Ihr ſollt die Chriſtenheit beſchützen gegen die Heiden, darum wird Gott Eure Arbeit ſegnen. Wer in dem Streite für den Glauben fällt, der iſt ſelig, fürchtet alſo den Tod nicht in dieſer Schlacht, die größer und blutiger ſein wird, als je eine geweſen. Einer von Euch wird darin den Tod finden, thut alſo beide Eure Pflicht, wie Ihr geſchworen. Wer von Euch beiden übrig bleibt, wird eine Schlacht ausführen, und einen Begräbnißplatz errichten durch meine Hülfe, reicher und ſchöner als je einer war. In der ganzen Chriſtenheit wird man von den Dingen reden, die ich daſelbſt ausrichten werde. Jetzt thut Eure Ehrenkleider an, geht zur Beichte, und empfanget das Abendmahl des Herrn, dann ſeid gutes Muths, und fröhlich vor Euern Völkern, damit ſie ſich tapfer halten zur Ehre Gottes. — So endigte Merlin ſeine Rede, und die Brüder thaten alles, wie er ihnen befahl. Als alle ihre Kriegsmänner verſammelt waren, vertheilte der König viel Gold und Geſchenke unter ſie, wie auch viele Pferde, und hielt ihnen eine Rede, wie er von ihnen erwarte, daß ſie mit aller Macht, und aus allen Kräften das Land vertheidigen würden. Sie verſprachen alle ihm ihre Hülfe, verſammelten ſich in großer Menge und waren, ſo wie der König ihnen Befehl gab, in der letzten Woche des Monats Junius am Ufer der Themſe. Am Pfingſtfeſte hielt der König offnen Hof, an dem Ufer der Themſe, und gab jedem ſeiner Kriegsmänner große Geſchenke, damit ſie ihre Pflicht in Vertheidigung des Landes deſto williger thäten. Sie theilten ſich darauf in zwei Lager, das eine, welches Uter anführte, lagerte ſich auf der Fläche von Salisbury, und das andre, Pendragon an ſeiner Spitze, zog ſich zwei Meilen ungefähr davon. Die Heiden kamen auf den beſtimmten Tag an; da ließ Uter in ſeinem ganzen Lager ausrufen, daß ein jeder zur Beichte gehe, und einer dem andern die etwanigen Beleidigungen verzeihen möge. So geſchah es dann auch. Die Heiden ſtiegen ans Land, und ruhten acht Tage lang aus; während dem ſandte Uter zu Pendragon, und ließ ihm wiſſen, daß ſie angekommen, und daß ihre Zahl nicht zu zählen ſei. Pendragon fragte den Merlin, was er nun thun müſſe? Laß dem Uter wiſſen, antwortete dieſer, daß er ſich verborgen halte, und ſie vorüber, tiefer in's Land ziehen laſſe; dann muß er ihnen mit ſeiner ganzen Macht folgen, bis ſie zwiſchen Dir und ihm eingeſchloſſen und umringt ſind. Uter that pünktlich, was Pendragon ihm befohlen, ließ die Heiden vorüber ziehen, und folgte ihnen hart auf dem Fuße mit ſolcher Macht, und mit ſo ſchnellen Pferden, daß die Heiden, die keinen Hinterhalt vermutheten, erſchrocken anhielten; jetzt rückte Pendragon ihnen von ſeiner Seite näher, ſo daß ſie ſich auf einmahl umringt ſahen. Zwei Tage bleibt ſo ſtehen, ſagte Merlin zu Pendragon; am dritten Tage, der ſchön und hell aufgehen wird, wirſt Du einen Drachen in der Luft fliegen ſehen, bei dieſem Wahrzeichen, das auf Deinen Nahmen ſich bezieht, darfſt Du ſicher kämpfen, und die Deinigen auch, und der Sieg wird Euer ſein. Von dieſem Zeichen des Drachen wußte niemand im Lager etwas, als Merlin und der König; dieſer ließ ſeinem Bruder Uter davon Nachricht geben, der ſich deſſen ſehr erfreute. Nun ſagte Merlin zum Könige: Ich muß Euch jetzt verlaſſen, ich bitte Euch, denkt an alles, was ich Euch geſagt habe, ſeid wacker und muthig, wie es einem edlen Ritter ziemt; nahm dann Abſchied von ihm, und begab ſich zu Uter in's Lager, der ihn mit großen Freuden empfing. Merlin ſagte ihm daſſelbe, was er dem Pendragon geſagt: Halte Dich tapfer und ritterlich, in dieſer Schlacht fällſt Du nicht. Uter war im Herzen froh, als er dieß hörte; dann nahm Merlin Abſchied von ihm, und ging nach Northumberland zum Meiſter Blaſius, um alles dieſes aufſchreiben zu laſſen.

Am dritten Tage, der hell und klar aufging, ordnete Pendragon ſein Heer in Schlachtordnung. Die Heiden, die mit Schrecken ſich von den beiden Heeren eingeſchloſſen, und ihre mißliche Lage einſahen, ſtellten ſich auch in Ordnung, weil ſie nicht anders konnten, als ſich vertheidigen, ſo lange als möglich. Nun erſchien der Drache in der Luft, den Merlin dem Könige prophezeite. Er war wunderbar anzuſchauen, und Feuer ſtrömte aus ſeiner Naſe und aus dem Munde, ſo daß alle ſich entſetzten, die ihn ſahen. Der König ließ ſogleich die Trompeten ertönen, und rief, daß man den Feind anfalle und alles ohne Gnade niedermache. Uter ließ daſſelbe in ſeinem Lager geſchehen, und ſo fielen ſie beide mit ihren Heeren zu gleicher Zeit in den Feind. Uter und die Seinigen fochten ſo tapfer, daß endlich die Heiden unterlagen. König Pendragon aber ward erſchlagen, nebſt vielen andern Herren des Reichs mehr. Keiner konnte ſagen, welcher von beiden ſich tapferer gehalten, ob Uter oder Pendragon; wir finden aber, daß Uter und ſein Heer alle Heiden erſchlugen, daß er das Feld behielt, und dieſen Tag den vollkommenſten Sieg davon trug.

Neunzehntes Kapitel.

Nach beendigter Schlacht und König Pendragons Tode, fiel das Reich ſeinem Bruder Uter mit Recht zu. Er ließ nun alle auf dem Schlachtfelde gebliebene Chriſten auf einen Ort zuſammen tragen, und legte daſelbſt einen Begräbnißplatz an; auf jedem ward ein Grabmal errichtet mit dem Nahmen deſſen, der darunter lag. Seinen Bruder Pendragon ließ er mitten inne legen, und ihm ein höheres Grabmal errichten; als den übrigen, ſeinen Nahmen aber ließ er nicht daran ſchreiben; denn, ſagte er, der müßte ſehr thöricht ſein, der nicht gleich an der Größe des Grabmahls ſähe, daß hier der Herr der übrigen Alle begraben iſt. Nachdem ein jeder ſeinen Verwandten oder Freund begraben hatte, begab Uter ſich nach London, wo die Biſchöfe und Prälaten ihn ſalbten und ihm die Krone aufſetzten; darauf nahm er die Lehnseide und Huldigung aller ſeiner Unterthanen an.

Sechzehn Tage nachher kam Merlin an Uters Hof, und dieſer empfing ihn mit Freuden und großer Ehre. Einige Zeit darauf ſagte Merlin dem Könige, daß der Drache am Tage der Schlacht, Pendragons Tod und Uters Erhaltung bedeutet habe, bat darum den König, daß er ſich ins künftige zum Andenken dieſes Ereigniſſes, und um ſeines Bruders willen, Uterpendragon nennen möchte. Der König willigte ein, und ward ſortan Uterpendragon genannt. Merlin ließ ihm ein Panier mit einem Drachen machen, der Feuer ausſtrömte, und verlangte vom Könige, daß er denſelben in allen künftigen Schlachten vor ſich her tragen ließe.

Nachdem Uter lange in Frieden regiert, und in einer ſeiner Städte mit Merlin zuſammen lebte, fragte dieſer ihn einmahl, ob er denn nichts mehr wolle am Begräbnißplatze machen laſſen, wo ſein Bruder ruhe? — Was willſt Du, daß ich machen laſſe? ſage es, und es ſoll geſchehen. — Sende zehn oder zwölf von Deinen Schiffen nach Irland, und laß von den Steinen dort welche nach Salisbury ſchiffen, ſo will ich erfüllen, was ich Deinem Bruder verſprach, und das Grabmal ſo erbauen; ich will auch mit Deinen Leuten hinfahren und ihnen die Steine zeigen, die ſie nehmen ſollen. Die Schiffe wurden gerüſtet, und Merlin mit den Leuten hingeſendet, der ihnen die Steine zeigte, die ſie einſchiffen ſollten. Als die Leute die großen Steine ſahen, die ſie fortbringen ſollten, ſahen ſie verwundert einander an; denn die ganze Welt, ſagten ſie, bringt nicht einen ſolchen Stein vom Ort; Merlin muß toll ſein, daß er verlangt, wir ſollen dieſe Steine mit in's Schiff nehmen; kehrten darauf mit ihren Schiffen zurück, und ließen Merlin in Irland.

Als die Schiffe wieder zum König Uterpendragon kamen, und ihm erzählten, warum ſie weder die Steine noch den Merlin wieder zurückgebracht hatten, ſandte der König noch ein Schiff nach Irland und ließ ihn abhohlen. Deine Leute, ſagte Merlin, als er vor den König kam, haben nicht gethan, was Du ihnen befahlſt; aber ich will mein Wort halten, und die Steine nach Salisbury ſchaffen. Darauf brachte er es mit ſeiner Kunſt dahin, daß den andern Morgen der ganze Gottesacker voll der entſetzlich großen Steine lag, daß es wie ein ungeheuer großer Berg zu ſehen war. Als der König und ſein Volk dieſe Steine ſahen, waren ſie alle des größten Erſtaunens voll, denn ein jeder mußte einſehen, daß alle Menſchen in der Welt nicht im Stande wären, einen dieſer Steine von der Stelle zu bewegen; wußte auch niemand zu errathen, wie Merlin es angefangen habe, ſie zuſammen zu bringen. — Merlin ſprach zum Könige: Sire, ſo wie die Steine hier liegen, dienen ſie zu nichts, ſie müſſen geordnet und über einander geſetzt werden. Ei, wer ſollte dieß wohl thun, entgegnete der König, Gott allein kann ein ſolches Werk zu Stande bringen. — Nun, ſo entferne Dich, ſagte Merlin, und ich will dieß Werk vollenden, ſo wie ich es unternommen. Merlin begann nun das Werk, welches niemahls wird vergeſſen werden. Dieſe Steine ſind noch jetzt, ſo wie Merlin ſie ordnete, und ſie werden ſo bleiben, ſo lange die Welt ſtehen wird. Es war ein vortreffliches kunſtreiches Werk, worüber die ganze Welt ſich verwunderte. Uterpendragon liebte den Merlin um dieſes Werkes willen noch weit mehr als ſonſt, behielt ihn lange Zeit an ſeinem Hofe, und that nichts ohne ſeinen Rath.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eines Tages kam Merlin zum Könige und ſprach: Mein König, wiſſe, daß, nachdem unſer Heiland war gekreuzigt worden, kam ein frommer Ritter, mit Nahmen Joſeph von Arimathia, und kaufte den Leichnam Chriſti von Pilato, und ließ ihn begraben. Dieſer Ritter liebte Chriſtus ſo ſehr, daß die Juden ihn deshalb verfolgten, und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Chriſtus auferſtanden, zog Joſeph von Arimathia nach einer Wüſte, nebſt den meiſten von ſeiner Familie, und mehreren anderen Menſchen. Dort litten ſie viel Hungersnoth, ſo daß viele von ihnen Hungers ſtarben. Da murrten ſie gegen den Ritter, der ihr Meiſter war. Der Ritter ſah die Noth ſeines Volks, und betete voll Inbrunſt zu unſerm Herrn Chriſtus, daß es ihm gefiele, dieſer Hungersnoch ſeines Volks ein Ende zu machen. Unſer Herr befahl ihm darauf eine Tafel zu errichten, ſo wie die war, an welcher er mit den Apoſteln das Abendmahl genoß. Dieſe Tafel ſolle er wohl ausſchmücken, und mit weißen, feinen Tüchern bedecken; darauf ſolle er einen goldenen Kelch ſtellen, den er ihm ſelber ſandte; und daß er dieſes Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. Wiſſe ferner, mein König, daß dieſer Kelch von Gott geſandt, die Gemeinſchaft der Guten und der Böſen bedeutet; die Guten aber, welche an dieſer Tafel zugelaſſen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Platz blieb immer leer an dieſer Tafel, das bedeutete den Judas, der unſern Herrn verrieth, und ſich mit den Apoſteln zum Abendmahle ſetzte. Und als unſer Heiland ſagte: „Wahrlich, ich ſage Euch, einer unter Euch wird mich verrathen; der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen,“ ſtand Judas auf von der Tafel, ſchämte ſich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Chriſtus einen andern, mit Nahmen Matthias, hinſetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Joſephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Dieſe Tafel ward von allen denen, welche dazu gelaſſen wurden, ſehr in Ehren gehalten, und ſie nannten ſie Graal. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willſt Du mir alſo folgen, mein König, ſo errichte Du die dritte im Nahmen der Dreifaltigkeit. Ich will Dir in dieſem Werke helfen; es wird ein Werk werden, wofür Du die Gnade Gottes Dir erwirbſt, und alle diejenigen, die an der Tafel Platz nehmen, laßt Du daran Theil nehmen. Jenes Gefäß aber und ſeine Hüter ſind gegen den Occident hingezogen, die Hüter wiſſen aber jetzt ſelber nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen iſt, ſondern ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen. Du aber thue ſo wie ich Dir ſagte, Du wirſt deſſen noch einſt Dich ſehr erfreuen. Uterpendragon erwiederte: Mit Freuden will ich thun, was Du mir rathſt, denn Deine Worte ſind Weisheit; aber ich ſelber bin nicht im Stande, ſolches Werk einzurichten, ſondern Dir, Merlin, trage ich die Sache auf, richte in meinem Nahmen alles ſo ein, wie es ſein muß. Und wo, fragte Merlin, befiehlſt Du, daß dieſe dritte Tafel errichtet werde? — Wo es Dir beliebt und wo Gott der Herr will, daß ſie errichtet werde. — Nun ſo will ich ſie zu Kardueil in Wales errichten. Laß Dein Volk ſich zum Pfingſtfeſt allda verſammeln, und halte dann allda offenen Hof, ich aber werde voran gehen, und die Tafel vorher errichten. Gieb mir Leute, damit ſie thun, was ich ihnen ſage, und wenn Du verlangſt, ſo werde ich denjenigen, die herum ſitzen ſollen, Platz anweiſen.

Am Pfingſtfeſt, als der König und alle ſeine Barone, und die edlen Damen und Fräulein ſeines Reichs nach Kardueil kamen, fanden ſie die Tafel von Merlin ſchon errichtet. Der König hielt offenen Hof für alle Edlen und Ritter, und für ſein ganzes Volk, dann fragte er den Merlin, wer nun an dieſer Tafel ſitzen ſolle? — Morgen, antwortete Merlin, werde ich fünfzig Ritter erwählen, die herum ſitzen ſollen: niemahls aber werden dieſe wieder fort in ihr Land, oder in ihr Haus zurückgehen wollen.

Des andern Tages wurden fünfzig Ritter erwählt, und Merlin bat ſie, ſich an die Tafel zu ſetzen, zu eſſen und zu trinken und fröhlich zu ſein, welche Bitte ſie auch gern erfüllten. Eine Stelle wurde leer gelaſſen, niemand aber als Merlin wußte warum. Nachdem ſie während acht Tagen an dieſer Tafel geſeſſen, und fröhlich und gutes Muths mit Eſſen und Trinken geweſen waren, und der König den edlen Botſchaftern nebſt allen Damen und Fräulein reiche Geſchenke gegeben, fragte er die würdigen Ritter der Tafel, wie ſie ſich befanden, und wie ihnen zu Muthe ſei? Sire, ſagten ſie, wir können nimmermehr dieſen Ort nunmehr verlaſſen, und nie ſoll dieſe Tafel ohne dreie von uns zum wenigſten ſein. Wir wollen unſre Frauen und unſre Kinder herkommen laſſen, und hier nach des Herrn Willen leben. — Iſt dieß Euer aller Wille? fragte der König; und ſie bejaheten es. Wir ſind, ſetzten ſie hinzu, alle ſelber verwundert, wie dieß zugehen mag, denn nie haben wir zuvor uns geſehen, oder uns gekannt, und doch lieben wir uns jetzt einander, wie Vater und Sohn einander lieben: nie können wir von einander ſcheiden, wenn der Tod uns nicht ſcheidet. — Der König und alle die zugegen waren und dieß hörten, waren voller Erſtaunen über dieſes Wunder; auch befahl der König hierauf, daß ihnen alle Ehre widerfahre, und daß man ihnen gehorche, und ſie bediene, ſo wie den König ſelber.

So ward dieſe Tafel von Uterpendragon nach dem Willen und nach dem Rath Merlins errichtet.

Wohl haſt Du mir Wahrheit geſagt, ſprach der König zu Merlin, und wohl ſehe ich jetzt ein, daß es Gottes Wille iſt, dieſe Tafel zu errichten. Jetzt aber bitte ich Dich, mir zu ſagen, wer auf den leeren Platz kommen ſoll? — Ich ſage Dir, daß er zu Deinen Lebzeiten nicht beſetzt wird, erwiederte Merlin, doch iſt derjenige ſchon geboren, der auf dieſem Platze wird ſitzen. Zu der Zeit des Königs, welcher nach Dir regieren wird, ſoll er beſetzt werden; noch weiß ſein Erzeuger nichts davon, ihn erzeugt zu haben. Jetzt erſuche ich Dich noch, daß Du, ſo lange Du lebſt, alle Deine großen Feſte an dieſem Orte feierſt, auch daß Du dreimahl im Jahre offenen Hof hier hältſt. Als der König ihm dieß zu halten geſchworen, ſprach Merlin: Jetzt muß ich Dich verlaſſen, Du wirſt mich in langer Zeit nicht wieder ſehen. Und warum gehſt Du fort, fragte der König, wo willſt Du hingehen? wirſt Du nicht jedesmahl hier ſein, wenn ich Hof halte? — Nein, ich werde nicht zugegen ſein, denn ich will, daß die Leute an das glauben, was ſie ſehen werden, und nicht, daß ich die Dinge, die geſchehen ſollen, verrichte.

Merlin empfahl ſich dem Könige und ging zum Meiſter Blaſius nach Northumberland, dem er alles ſagte, was geſchehen war, der es dann in dieß Buch niederſchrieb. Zwei Jahre blieb Merlin bei dem Meiſter Blaſius, ohne daß Uterpendragon etwas von ihm hörte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Einesmahls, als der König und ſein Hof zu Karduell war, und die Ritter an der Tafel ſaßen, kam einer der Großen des Reichs, der dem Merlin im Herzen übel wollte, zum Könige: Sire, fing er an, billig muß ich mich wundern, daß Ihr den leeren Platz an der Tafel nicht beſetzen läßt, damit ſie vollſtändig ſei. — Merlin hat mir geſagt, antwortete der König, daß dieſer Platz nicht während meiner Lebzeit beſetzt werden kann, ſondern daß der noch geboren werden ſoll, der darauf ſitzen wird. Da fing der falſche verrätheriſche Mann an zu lachen und ſprach: Sire, glaubt Ihr wohl, daß es nach Euch Leute geben wird, welche mehr werth ſind als Ihr? — Das weiß ich nicht, ſagte der König; Merlin aber hat mir jenes geſagt. — Sire, nie wird ein Menſch mehr gelten als was er werth iſt; Ihr ſeid kühn genug, es zu verſuchen. — Nein, ich werde es ſicher nicht verſuchen, ich fürchte, daß Merlin darüber erzürnt. — Sire, wenn Ihr alſo meint, daß Merlin alles weiß, ſo weiß er auch ſicher, was wir jetzt von ihm ſprechen, und alsdann kommt er ſicher, wofern er noch lebt, zum künftigen Feſt. Kommt er aber nicht, ſo bitte ich Euch, Sire, um die Erlaubniß, den Platz beſetzen zu dürfen, um Euch von der Lüge zu überzeugen, die er Euch vorgeſagt; Ihr werdet dann ſehen, daß ich ſo gut als ein anderer dieſen Platz ausfülle. — Ich würde es Euch gern erlauben, wenn mir nicht bange wäre, den Merlin zu erzürnen. — Lebt Merlin, ſo kommt er ſicher noch ehe ich es verſuche; kommt er aber nicht, ſo bitte ich Euch, ertheilt mir die Erlaubniß dazu. Der König gab ſie ihm, und der Ritter meinte etwas Großes mit dieſer Erlaubniß erreicht zu haben.

Als nun das Pfingſtfeſt kam, begab der König ſich wieder mit allen Edlen, Rittern und dem ganzen Volk nach Karduel. Merlin wußte ſehr genau was vorging, ſagte es auch dem Meiſter Blaſius. Ich werde nicht zur Hofhaltung hingehen, ſagte er, ſondern ſie verſuchen laſſen, was ſie wollen, damit ſie ſelber die Wichtigkeit und Würde des leeren Platzes und meiner Worte inne werden. Denn was ſie nicht ſehen, das glauben ſie nicht, und komme ich hin, ſo meinen ſie durch mich geſtört zu ſein, und glauben, ich ſei Schuld an dem, was ſich ereignen wird. Fünfzehn Tage nach dem Pfingſtfeſte aber will ich zum Könige gehen.

Der Ritter, welcher verſuchen wollte, ſich auf dem leergelaſſenen Platz zu ſetzen, ſprengte das Gerücht aus, Merlin ſei todt, ein Bauer habe ihn im Walde erſchlagen, weil er ihn für einen Wilden gehalten. Der König glaubte endlich dem Gerücht, weil Merlin ſo lange ausblieb; auch hielten die andern dafür, daß er wohl todt ſein müſſe, weil man ſonſt dergleichen Proben nicht anſtellen dürfe.

Die fünfzig Ritter ſaßen nunmehr um die Tafel, in Gegenwart einer großen Menge Fürſten, Herren, Damen und Fräulein, als der Ritter kam, der ſich auf den leeren Platz ſetzen wollte, und mit keckem Muthe rief: Ihr Herren, ich komme, um Euch Geſellſchaft zu leiſten! Die Ritter an der Tafel antworteten ihm nicht, ſondern ſahen demüthig und ſtill jeder vor ſich nieder; auch der König ſagte ihm nichts, ſondern alle waren erwartungsvoll, was geſchehen würde. Der Ritter ſetzte ſich, und ſtreckte beide Beine unter die Tafel; in dem Augenblick verſank er unter die Erde, wie ein Stück Blei, das ins Waſſer fällt und nicht wieder zum Vorſchein kommt. Voll Entſetzen ſah der König und alles Volk dieſes Wunder! Man durchſuchte jeden Fleck unter dem Tiſch, aber man fand nicht die mindeſte Spur, weder von dem Ritter, noch von der Art, wie er unterſank. Der Hof und das ganze Volk gerieth in Schrecken, beſonders war der König in Leid verſenkt, daß er ſolche Probe zugegeben und ſich dazu verführen laſſen, da doch Merlin ihm geſagt, der ſei noch nicht geboren, dem dieſer Platz beſtimmt worden.

Am fünfzehnten Tage nach Pfingſten kam Merlin an den Hof, und der König ging ihm entgegen. Merlin machte ihm Vorwürfe wegen deſſen, was er hatte geſchehen laſſen. — Er hat mich betrogen, entgegnete der König. — So geht es vielen, antwortete Merlin, ſie meinen andre zu betrügen, und betrügen am meiſten ſich ſelber. Du ſiehſt nun ein, daß Du betrogen biſt, weil Du es ſiehſt; aber warum glaubteſt Du ihm? deßwegen wurdeſt Du mit Recht beſtraft. Hüte Dich ferner, daß Du dieſen Verſuch nicht anſtellſt und auch nicht anſtellen läſſeſt, denn ich ſage Dir, viel Uebel würde daraus entſtehen. Denn dieſer Platz an der Tafel iſt von ſehr großer Bedeutung; es iſt ein würdiger Platz, und ein hohes Gut für das ganze Königreich. — Der König fragte ihn nachher, ob er ihm nicht ſagen könne, was aus dem Ritter geworden und wo er hingekommen ſei? Darum bekümmere

Dich nicht, antwortete Merlin, es geht Dich nichts an, und Du wirſt um nichts beſſer, wenn Du es weißt. Laß es nur Deine Sorge ſein, die, welche an der Tafel ſitzen, recht zu ehren und hochzuhalten, wie auch die vier Feſte jährlich daſelbſt zu feiern, und alles ſo zu halten und nichts zu verändern, wie ich es eingeſetzt habe. Der König verſprach ihm, von nun an alles unverrückt zu erhalten bis an ſeinen Tod. Darauf nahm Merlin wieder von ihm Abſchied, und ging zum Meiſter Blaſius zurück.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der König ließ rings um Karduel viele ſchöne Häuſer bauen; ließ dann in ſeinem ganzen Reiche bekannt machen, wie er die vier Feſte, nähmlich Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und den Allerheiligen Tag, mit ſeiner Hofhaltung immer in Karduel ſein würde. Auch ſollte ſich ein jeder zu der Zeit daſelbſt einfinden, und ihm zu Liebe ſollte jeder Baron und jeder Herr ſeine Gemahlin und ſeine Fräulein mitbringen nach Karduel, allwo der König ihnen jedesmahl Feſte geben wollte. Am nächſten Weihnachtsfeſte kamen nun die Gemahlinen, die Damen und Fräulein mit den Rittern und Baronen. Wer ohne ſeine Gemahlin kam, war nicht gut angeſehen, und ſo brachten die, welche nicht verheirathet waren, ihre Liebſte mit. Es kamen ihrer ſo viele an den Tag, daß man nicht ſagen kann, wie ſtark ihre Anzahl war; und wir können nur vorzugsweiſe von denen reden, welche ſich am meiſten hervorthaten. Dieß war ein Herzog von Tintayol, und ſeine Gemahlin, mit Nahmen Yguerne. Nach der gebenedeiten Jungfrau Maria ward nie eine Chriſtin holdſeliger und ſchöner geboren, als Yguerne. Als der König ſie zuerſt erblickte, ward er ſo entzückt von ihrer Schönheit, daß er alle Faſſung verlor; die Dame merkte dieß wohl, that aber, als ſähe ſie es nicht. Da ſie aber gewahr wurde, daß der König ſie immer anſah und ſeine Augen gar nicht von ihr wandte, zog ſie ſich zurück und vermied die Gegenwart des Königs, denn ſie war eine ſehr tugendhafte und ehrſame Dame, bewahrte auch die Ehre ihres Gemahls, und war ihm treu. Der König ſandte allen anweſenden Damen ſchöne reiche Geſchenke an Schmuck und Kleinodien, und that es um Yguerne's willen, um ihr ein Zeichen ſenden zu können, das ſie nicht ausſchlagen dürfe, weil alle Damen von ihm beſchenkt worden waren. Ihr gab er einen Schmuck, von welchem er wohl wußte, daß ſie ihn wünſchte; ſie mußte ihn annehmen, obgleich ſie ſehr wohl einſah, daß dieß nur um ihretwillen angeſtellt ſei; ſie ließ dieß aber nicht merken.

Als der Hof nun wieder von Karduel ſich wegbegeben wollte, und das Weihnachtsfeſt geendigt war, bat der König ſeine Baronen und Fürſten des Landes, doch ja zum nächſten Feſte ihr Damen wieder mitzubringen, welches ſie ihm auch alle zuſagten. Er war in Liebe für die Dame Yguerne ganz entbrannt, ſo daß er ſeiner Sinne kaum mehr mächtig war; als ſie mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Tintayol, von ihm Abſchied zu nehmen kam, gab er ihnen das Geleite, und bezeigte ihnen beiden viel Ehre. Er ſah ſich dabei einen Augenblick ab, wo er leiſe zu ihr ſagen konnte: Dame Yguerne, Ihr nehmt mein Herz mit Euch, trüge ich auch das Eurige in meinem! — Dame Yguerne that aber nicht, als hätte ſie dieß gehört, und zog mit ihrem Gemahl, ohne zu antworten, fort in das Land des Herzogs.

Große Pein erduldete der König im Herzen, bis das Oſterfeſt herankam, wo alles ſich wieder zu Karduel verſammelte, und er ſie wieder erblickte. Gott weiß, wie groß da ſein Entzücken war; er ließ ſie und den Herzog, ihren Gemahl, an ſeiner Tafe eſſen, und ſaß zwiſchen ihnen beiden; auf alle Worte, die er ihr aber zuflüſterte, und wie ſehr er ihr auch ſeine Liebe ſchwor, gab ſie ihm doch niemahls eine Antwort, obgleich ſie alle ſeine Worte ſehr wohl verſtand, ſondern reiſte mit ihrem Gemahl wieder fort, ohne dem Könige zu antworten.

Endlich konnte der König ſeine Liebespein nicht länger verhehlen, ſondern entdeckte ſie zweien ſeiner Günſtlinge und fragte ſie um Rath, wie er es anfangen müſſe, ſich ihrer zu erfreuen, und ihr ſeine Liebe zu klagen, da er ſonſt vor Leid vergehen müſſe. — Der König, ſagten jene, gebe ein großes Feſt zu Karduel, und laſſe bekannt machen, daß ein jeder ſich dahin begebe, weil es ein großes Feſt ſein, und der König ſeine Krone tragen und auf dem Thron ſitzen würde: dazu, daß ein jeder ſich auf einen Monat oder ſechs Wochen mit allem Nothwendigen verſehen müſſe, weil das Feſt ſo lange dauern ſolle. Auf dieſe Weiſe habt Ihr dann Zeit, mit der ſchönen Yguerne ſo viel zuſammen zu ſein, als es Euch beliebt. Der Rath gefiel dem Könige wohl, und er that ſo. Auf den beſtimmten Tag kam alles in Karduel zuſammen, und jeder von den Herren kam mit ſeinen Damen und Gefolge, auch der Herzog von Tintayol mit Dame Yguerne, worüber der König im Herzen ſich erfreute, wieder fröhlich ward und aß und trank. Nach einigen Tagen ward er wieder traurig, und ſagte endlich zu einem ſeiner Vertrauten, Nahmens Ulfius: Die Liebe tödtet mich, ich ſterbe für Yguerne, es iſt kein Leben für mich, wo ich ſie nicht ſehe; und erhört ſie mich nicht, ſo muß ich ſterben. — Sire, erwiederte Ulfius, ſo wollt Ihr um einer Frau willen das Leben laſſen? Nie hörte ich, daß eine Frau Geſchenken widerſtehen könne; ich bin nur ein armer Edelmann, glaube dennoch nicht aus Liebe für eine Frau ſterben zu müſſen; und Ihr, ein ſo mächtiger König, wie könnt Ihr ein ſo verzagtes Herz haben und es nicht wagen, um eine Dame zu werben? — Du haſt wohl ſehr Recht, ſagte der König; Du weißt beſſer als ich, wie man ſich benehmen muß; hilf mir, ich bitte Dich, und thue Du an meiner Stelle alles, was zu thun iſt. Nimm aus meiner Schatzkammer alles, was Du willſt, mach' ihr Geſchenke, gib auch allen ihren Leuten, die ſie umgeben, ſuche einen jeden zufrieden zu ſtellen, mache nur, daß ich mit ihr ſprechen darf. — Ich will ſchon machen, ſprach Ulfius.

Die Hofhaltung dauerte nun ſchon acht Tage in großer Freude und ſchöner Ergetzlichkeit. Der Herzog von Tintayol mußte immerwährend bei dem Könige ſein, und er gab ihm und ſeinen Gefährten ſchöne, reiche Geſchenke. Ulfius ſuchte indeſſen mit der Dame Yguerne zu reden, ihr mit ſüßen Liebesworten zu ſchmeicheln, und brachte ihr Geſchenke von denen eines immer reicher und herrlicher war, als das andere; ſie aber ſchlug alles aus und nahm nichts davon an. Eines Tages, als er ihr mehr noch zuſetzte und einen überaus prachtvollen Schmuck ihr anbot, nahm ſie ihn bei Seite und ſagte: Ulſius, warum und zu welchem Ende bieteſt Du mir alle dieſe reiche Kleinodien an? — Dame, um Eurer großen Schönheit und Eurer hohen Eigenſchaften willen! Wiſſet, der ganze Reichthum des Königreichs iſt Euer Eigenthum, und die Menſchen nur da, Euern Befehlen zu gehorchen! — Ei, wie mag dieß wohl ſein? — Ja, denn Ihr beſitzt das Herz deſſen, dem das Reich zugehört, das Herz des Königs. — So iſt des Königs Herz denn ein verrätheriſches und falſches Herz, weil es meinem Herrn und Gemahl ſo viel Liebe und Freundſchaft erweiſt, während es mich zu verderben und zu entehren trachtet! Ich ſage Dir, Ulſius, hüte Dich, ſo lieb Dir Dein Leben iſt, mir jemahls von dieſen Dingen wieder ein Wort zu ſagen, wenn ich nicht alles dem Herzoge meinem Gemahl, wieder hinterbringen ſoll. Du wirſt wohl wiſſen, daß er Dir das Leben nicht laſſen würde, wenn er ſolches wüßte; ſei aber gewiß, daß dieſes das letztemahl iſt, daß ich ihm ſolches verſchweige. — Stürbe ich für den König, erwiederte Ulſius, ſo gereichte es mir zu großer Ehre! Habt Gnade mit dem Könige, Dame Yguerne, warum wollt Ihr nicht, daß er Euer Freund ſei, da er Euch mehr liebt als ſein Leben ſelbſt, ſeid ihm gewogen, oder er ſtirbt aus Liebe für Euch. — Ihr ſpottet meiner, Ulſius. — Um Gotteswillen, habt Mitleid mit dem Könige und mit Euch ſelber; wenn Ihr ihm nicht günſtig ſeid, ſo habt Ihr Euch ſelbſt alles Unglück zuzuſchreiben, welches daraus entſtehen wird, denn weder Ihr noch Euer Gemahl könnt Euch ſeinem Willen widerſetzen. — Wohl würde ich mich ſeiner erwehren, ſagte ſie ſchmerzlich weinend; denn nie will ich mich, iſt dieſes Feſt nur einmahl beendet, je wieder an des Königs Hof einfinden, noch in ſeiner Gegenwart, mag er auch Befehle ergehen laſſen, wie er wolle, ich komme ſicherlich nicht mehr. — Mit dieſen Worten ließ ſie den Ulſius ſtehen und entfernte ſich. Ulſius begab ſich zum Könige und erzählte ihm alle ihre Worte. Wohl wußte ich, ſagte der König, daß ſie Dir ſo antworten würde, denn ſo muß eine jede tugendhafte, ſittſame Frau ſprechen; doch, Ulſius, laß es noch nicht dabei, ſondern bringe ihr meine Bitten immer wieder, keine Dame wird ſo leicht beſiegt.

Eines Tages ſaß der König an der Tafel, und der Herzog von Tintayol neben ihm; vor dem Könige ſtand ſein reicher goldner Becher, woraus er trank, da kniete Ulſius vor ihm nieder, und ſagte ihm leiſe, ſo daß der Herzog es nicht hören konnte: Sire, ſagt dem Herzog, daß er Euch zu Liebe aus dem Becher trinke, und ihn dann ſeiner Gemahlin zuſchicke, damit auch ſie Euch zu Ehren daraus trinke und ihn behalte. Der König nahm den Becher, trank daraus auf die Geſundheit des Herzogs, reichte ihn alsdann dem Herzog und ſprach: Trinket, Herr Herzog, auf das Wohlſein Eurer Frauen, Dame Yguerne, und ſendet ihn ihr dann mir zu Liebe. — Ich danke Euch, Sire, ſagte der Herzog, der ſich nichts Uebles verſah, ſie wird ihn mit Freuden annehmen; rief dann einen ſeiner Ritter, den er liebte, und übergab ihm den Becher, daß er ihn ſeiner Gemahlin Yguerne brächte, und daß er ihr dabei ſage: der König ſendete ihr den Becher, und ſie ſolle ihm zu Liebe daraus trinken. Als Dame Yguerne dieß hörte, erröthete ſie aus Scham, durfte aber den Becher nicht ausſchlagen, weil ihr Gemahl ihr daraus zugetrunken. Sie trank alſo, und da ſie ihn zurückſenden wollte, ſagte der Herzog: Dame Yguerne, es iſt des Königs Wille, daß Ihr ihn behaltet. Sie mußte alſo den Becher behalten. Der Ritter ging zurück und grüßte den König in ihrem Nahmen, ſie aber hatte ihm dieſen Gruß nicht aufgetragen.

Nach der Mahlzeit ſagte der König zu Ulſius: Gehe zur Dame Yguerne ins Zimmer und höre, was ſie ſpricht. Ulſius fand ſie trauernd und gedankenvoll, und als ſie ihn kommen ſah, ſprach ſie: Euer König hat mir auf eine verrätheriſche Weiſe ſeinen Becher geſandt, und ich war gezwungen, ihn anzunehmen; aber deſſen wird er keinen Gewinn haben, denn ihm zur Schande will ich dem Herzog meinem Gemahl erzählen, mit welchem Verrath Ihr und Euer König mir zuſetzt. — Ihr werdet nicht ſo thöricht ſein, ſagte Ulſius, ihm ſolches zu erzählen. — Eines ſchändlichen Todes ſterbe die, rief Yguerne, die ſolches zu thun ſich weigere. — Ulſius ging fort; als aber der Herzog auf den Abend vom Könige zu ſeiner Gemahlin zurückkam, fand er ſie weinend und in große Betrübniß verſenkt. Er erſchrack, nahm ſie in ſeine Arme und fragte ſie liebevoll, was ihr fehle? Ich wollte, ich wäre todt, rief Yguerne weinend. — Warum dieß, meine geliebte Gemahlin? — Weil der König mir mit Liebe durch Ulfius nachſtellen läßt, alle dieſe Feſte, ſagt er, und dieſe Hofhaltung, zu welcher er die Damen des Landes einladen ließ, wären nur um meinetwillen, damit ich kommen müſſe, und er mich in ſeine Gewalt bekäme. Lieber aber will ich ſterben, als Euch untreu werden, mein Gemahl: denn ich liebe Euch, obgleich Ihr mich damit erzürntet, daß Ihr mich zwangt, ſeinen goldnen Becher anzunehmen. Bis dahin hatte ich mich aller ſeiner Geſchenke erwehrt und nahm nichts an, aber auf Euern Befehl mußte ich nun den Becher annehmen, dieß verbittert mir mein Leben. Das kann nicht länger ſo dauern, es geſchieht ſicher noch ein Unglück daraus; darum flehe ich Euch an, mein Herr und Gemahl, laßt mich zurück nach Tintayol reiſen, denn unmöglich kann ich länger es hier erdulden. — Der Herzog erſchrack, als er ſeine Gemahlin, die er über alles liebte, ſo reden hörte, er konnte lange kein Wort vorbringen, vor Zorn und Leidweſen. Nachdem er endlich wieder ſich erhohlt, ließ er alle ſeine Ritter, welche mit ihm in der Stadt waren, zu ſich kommen. Da ſie ſich bei ihm verſammelten, ſagte er ihnen, daß ſie ſich ſogleich und in der Stille in Bereitſchaft ſetzen ſollten, ihm zu folgen, weil er abreiſen wolle; niemand in der Stadt müſſe aber etwas davon erfahren; laßt Gepäck und Kaſten zurück, das können die Diener morgen uns nachführen, nehmt nichts als Eure Waffen und folgt mir ſtill. Darauf ließ er ſein Pferd vorführen, ſtieg auf, Dame Yguerne ſetzte ſich hinter ihm, und ſo ritt er mit ihr aus der Stadt nach Tintayol; die Ritter folgten ihm einzeln nach, und ſo erfuhr denſelben Abend der König nichts davon, daß ſie fort waren.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Des andern Morgens war in der ganzen Stadt von nichts anderm die Rede; endlich kam das Gerücht dieſer Flucht auch bis zum Könige. Dieſer gerieth in den heftigſten Zorn, als er vernahm, daß der Herzog, ohne Urlaub zu nehmen, fortgezogen ſei; mehr aber kränkte es ihn noch, daß er die Dame Yguerne mit fortgenommen. Er ließ ſeine Rathsherren zuſammenrufen, und ſtellte ihnen das Unrecht des Herzogs vor, daß er ihn ſo plötzlich, ohne Urſache und ohne Urlaub zu nehmen, auf eine ſchimpfliche Weiſe verlaſſen habe, da er ihm ſtets ſo freundlich war, ihn auch mit ſchönen Geſchenken an Kleinodien ſo geehrt habe. Die Rathsherren erſtaunten ganz über dieß Betragen des Herzogs, es dünkte ihnen ganz thöricht zu ſein, und gar nicht zu entſchuldigen. Sie wußten aber die wahre Urſache nicht von ſeinem Weggehen; weil nun der König ihm vor allen Andern Ehre und Freundſchaft erzeigt habe, ſo glaubten ſie, er könne ſein Vergehen um deſto weniger wieder gut machen, und es ſei ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Sie beſchloſſen und riethen dem Könige, daß er zwei Botſchafter nach Tintayol ſenden müſſe, und daß er dem Herzoge durch dieſe ſagen laſſe, daß er dem Könige Genugthuung geben müſſe für die Beleidigung, welche er ihm zugefügt, indem er ohne des Königs Einwilligung und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, den Hof verlaſſen habe. Der König verlange alſo, daß er ſogleich eben ſo wieder an den Hof zurückkehre, ſo wie er ihn verlaſſen, um des Königs Gnade zu erflehen. Der König war dieß auch ſogleich zufrieden, und ſandte zwei tapfere Ritter als Geſandte nach Tintayol. Als dieſe vor den Herzog kamen und er ihren Auftrag vom Könige vernommen hatte, und hörte, daß er ſeine Gemahlin wieder mit ſich an den Hof bringen ſolle, weil der Befehl ſo war, daß er eben ſo wieder dahin zurück kommen müſſe, wie er hinweggeritten; ſo gerieth er in großen Zorn, und ſprach zu den Abgeſandten: Mit nichten werde ich wieder an ſeinen Hof gehen, denn er hat ſich ſo ſehr an mir und an den Meinigen vergangen, daß ich ihn nicht mehr lieben und ihm nicht fürder gehorſam ſein kann. Mehr ſage ich Euch jetzt nicht. Da die Abgeſandten keine andre Antwort als dieſe vom Herzoge erlangen konnten, zogen ſie wieder ab und ritten nach Karduel. Der Herzog aber ließ alle ſeine Ritter und die weiſen Räthe ſeines Landes zuſammenberufen, und erzählte ihnen nun, welche Verrätherei der König an ihm begangen, und wie übel er ihm mitgeſpielt; darum, ſetzte er hinzu, ritt ich plötzlich, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, von Karduel weg: jetzt aber hatte er mir die Botſchaft wiſſen laſſen, daß ich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſei, und deshalb wieder an ſeinen Hof kommen müſſe, um ihn um Verzeihung desfalls zu bitten; eben ſo müßte ich wieder kommen, ſo wie ich den Hof verlaſſen: das heißt aber, nicht ohne meine Gemahlin Yguerne dürfe ich kommen. — Ihr habt wohl gethan, ſagten ſeine Ritter und Räthe, daß Ihr ſolches nicht gethan, denn es iſt Eure Pflicht, daß Ihr Eure Ehre in Obacht nehmet. Uebel hat der König gethan, ſolchen Verrath an ſeinem Lehnsmann zu verüben. — Nun, antwortete der Herzog, ſo erſuche ich und bitte Euch, um meiner Ehre und der Eurigen willen, daß Ihr mir Euern Beiſtand gewährt und mir Hülfe leiht gegen den König, wenn dieſer Krieg und Streit mit mir anfängt; daß Ihr mein Land mir beſchützen helft, und in allen Dingen mir zu Hülfe kommt. Die Ritter und Räthe verſprachen ihm und ſchwuren, daß ſie ihm helfen und dienen würden, ſollte es auch ihr Leben koſten; wofür der Herzog ihnen ſehr dankte.

Nachdem der König den Bericht der zurückkehrenden Botſchafter vernommen, gerieth er ſehr in Zorn, und bot alle ſeine Barone und Fürſten auf, ihn an dem Herzoge von Tintayol rächen zu helfen, und ſie ſagten ihm alle ihre Hülfe zu. Vorher ließ er, als im rechtmäßigen Kriege, dem Herzoge den Frieden aufſagen und ihm verkündigen, daß, wo er nicht dem Könige ehrenhafte Genugthuung thäte, er ſich nach vierzig Tagen in Bereitſchaft zu halten habe, ſich zu vertheidigen, weil der König ihm in vollen Waffen zuſprechen würde. Als der Herzog dieſes Aufgebot vernommen, antwortete er den Boten, daß er ſich wo möglich zu vertheidigen gedächte; ließ darauf auch ſeine Ritter und Kriegsmänner entbieten, und ſie zur Vertheidigung des Landes bereiten. Ich beſitze nur zwei feſte Schlöſſer, ſagte er ſeinen Rittern, die im Stande ſind, gegen den König zu halten, dieſe beiden ſoll er aber ſicher nicht erhalten, ſo lange ich lebe. Meine

Gemahlin ſoll hier zu Tintayol bleiben, nebſt zehn der tapferſten und kühnſten Ritter zu ihrer Beſchützung, welche die Burg wohl zu vertheidigen im Stande ſind; ich aber will mit den übrigen nach dem andern Schloſſe ziehen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der König zog mit ſeinem Heere nach dem Lande des Herzogs von Tintayol, und nahm alle Städte, Dörfer und Burgen, wo er durchzog, ohne Widerſtand ein. Hier erfuhr er, daß Dame Yguerne zu Tintayol geblieben, der Herzog aber zur Vertheidigung einer andern Burg gezogen ſei; er verſammelte alſo ſeinen Rath und fragte, ob er beſſer thäte, erſt Tintayol zu erobern, und alsdann das andere Schloß, oder ob er erſt den Herzog daſelbſt belagern ſolle? Seine Räthe waren alle der Meinung, er müſſe erſt den Herzog in ſeinem feſten Schloſſe belagern; wenn er ihn ſelber erſt in ſeiner Gewalt habe, ſo würde alles übrige von ſelbſt kommen. Der König mußte dieſen Gründen nachgeben, zog mit ſeinem Heere vor das feſte Schloß, und belagerte den Herzog. Als er nun vor dem Schloſſe lag, ſagte er heimlich zu Ulfius: Was wird aus mir, ſo ich nicht Yguerne ſehe? — Sire, erwiederte Ulfius, Ihr müßt jetzt Geduld haben: denkt darauf, den Herzog zu bezwingen, ſo ſind dann alle Eure Wünſche erfüllt. Ihr würdet Eure Geſinnungen zu früh verrathen haben, wenn Ihr gleich zuerſt nach Tintayol gezogen wäret, ohne erſt den Herzog zu belagern; alſo faßt Euch, und ſeid gutes Muthes. — Die Belagerung ward mit großer Hitze betrieben, und mancher Sturm auf das feſte Schloß gelaufen; der Herzog aber vertheidigte ſich tapfer, ſo daß die Belagerung ſehr lange dauerte, worüber der König ſehr mißmuthig war, denn er erkrankte ganz in Sehnſucht nach Yguerne.

Als er eines Tages traurig in ſeinem Zelte ſaß, überfiel ihn eine ſolche Schwermuth, daß er heftig anfing zu weinen; und da ſeine Leute ihn ſo weinen ſahen, entfernten ſie ſich erſchrocken aus ſeinem Zelte, und ließen ihn allein mit Ulſius. — Warum weint mein König? fragte er ihn mitleidig. — Ach! Ulſius, ſprach der König, ich ſterbe vor Sehnſucht nach Yguerne! Ja der Tod iſt mir gewiß, ſchon habe ich Eßluſt und Trinkluſt verloren, und in der Nacht finde ich keine Ruhe mehr, weil der Schlaf mich flieht; und kein Mittel ſehe ich, wie mir Heilung würde! — Faßt Muth, mein König, Ihr ſterbt ſicherlich nicht aus Liebe für eine Frau! Wenn Ihr doch den Merlin haben könntet, fuhr er fort, laßt ihn aufſuchen, vielleicht giebt er Euch guten Rath. — Gewiß weiß Merlin, was ich leide, ſprach der König, aber ich habe ihn erzürnt, als ich den leeren Platz an der Tafelrunde verſuchen ließ, und nun läßt er mich nichts von ſich hören, auch glaube ich, findet er es wohl übel von mir gethan, daß ich für Dame Yguerne in Liebe entbrannt bin, denn ich ſollte wohl nicht begehren das Weib meines Unterthanen, meines Lehnsmannes. Es iſt Sünde, das weiß ich wohl; und dennoch muß ich ſie begehren, ich bin nicht Schuld daran, kann mich deſſen doch nicht erwehren. — Ich bin gewiß, ſagte Ulſius, Merlin liebt Euch ſo ſehr, daß er nicht ausbleiben wird, wofern ihm Euer Leid und Euer Schmerz bekannt iſt, ſondern er kommt gewiß, und bringt Troſt für Euch. Faßt nur Muth, mein König, habt nur noch Geduld, ſeid etwas fröhlicher, verſucht Euch mit guten Speiſen und Getränken zu ſtärken, laßt Eure Barone oft um Euch ſein, und vertreibt Euch in ihrer Geſellſchaft auf eine ergetzliche Weiſe die Zeit, damit Ihr in etwas Euer Leid vergeſſen möget! — Gern thue ich, was Du mir ſagſt, antwortete ihm der König; doch werde ich nicht meine Liebe, und nicht mein Leiden vergeſſen können.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Als der König einige Tage darauf nach der Meſſe in ſein Zelt kam, fand er den Merlin daſelbſt. Groß war ſeine Freude, da er ihn erblickte, mit offenen Armen eilte er auf ihn zu, ſchloß ihn an ſein Herz und küßte ihn. Merlin, fing er an, ich ſage Dir nichts von meinen Angelegenheiten, Du weißt ſie beſſer als ich ſelber; aber ich bitte Dich um Gottes Willen, hilf mir von meinem Herzeleid, das Dir ſo wohl bekannt iſt. — Laß erſt den Ulſius kommen, ſagte Merlin, dann will ich Dir antworten. — Ulſius wurde ſogleich gerufen, und als er kam, und der König zu ihm ſagte: Sieh, hier iſt Merlin! ward er vergnügt, begrüßte ihn, und ſagte zum Könige: Nun dürft Ihr nicht mehr weinen, denn ſicherlich bringt er Euch Troſt und Hülfe. — Ach, ſagte der König, könnt er Yguernens Gunſt mir verſchaffen, ſo gäbe es nichts, was ich nicht für ihn thäte, wenn es nur in meiner Macht ſteht, zu thun. — Wagſt Du, ſagte Merlin hierauf, mir das zu verſprechen, was ich Dir anfordern werde, ſo will ich Dir Yguerne zu verſchaffen ſuchen, ſo daß Du bei ihr in ihrer Kammer und in ihrem Bette ſchlafſt. — Ulſius lachte, als er dieß hörte, und ſagte: Jetzt wird man ſehen, was eines Königs Herz werth iſt. — Fordere, was Du willſt, rief der König, es giebt nichts, was ich Dir nicht dafür gäbe, fordere nur! — Ich will deſſen gewiß ſein, erwiederte Merlin, Du und Ulſius, Ihr müßt beide mir einen Eid auf die heiligen Reliquien ablegen, daß ich von Dir bekomme, was ich Dir den Morgen abfordern werde, nachdem Du die Nacht bei Yguerne zugebracht haben wirſt. Willſt Du mit dem Könige ſchwören, Ulſius? — Mir wahret die Zeit lang, ehe ich geſchworen habe, erwiederte dieſer. Hierauf ließ der König die heiligſten Reliquien vor ſich bringen, er und Ulſius legten die Hände darauf, und ſo ſchwuren beide, daß der König den Merlin das geben müſſe, was Merlin am Morgen nach der Nacht, die er bei Yguerne zubringen würde, von ihm fordern werde.

Nachher eröffnete Merlin ihnen die Art, wie er dem Könige Yguernens Gunſt verſchaffen wollte. — Du, ſprach er zum Könige, mußt Dich dabei mit vieler Weisheit und ſehr klug betragen; denn Yguerne iſt eine ſehr tugendliche Dame, die Gott und ihrem Gemahle immer treu geweſen. Ich will Dir aber durch meine Kunſt die Geſtalt des Herzogs geben, ſo daß ſie Dich für ihren Gemahl halten muß. Auch hat der Herzog zwei Ritter, ſeine und Dame Yguernens vertraute Freunde, ſie heißen Bretiaux und Jourdains. Die Geſtalt des erſten will ich annehmen, Du, Ulſlus, ſollſt aber die des Jourdains haben. Wenn es dunkel wird, ſo wollen wir unter dieſer Verwandlung nach dem Schloß Tintayol reiten, die Wachen werden uns den Eingang nicht verwehren, da ſie uns für die Ihrigen anſehen. Nur des Morgens müſſen wir wieder gar früh uns fortbegeben, denn wir werden wunderbare Dinge hören; Dein Lager laß unterdeſſen wohl bewachen, und daß Deine Leute niemandem ſagen, wo Du hingegangen biſt. Vergiß von allem dem nichts, was ich Dir hier ſage, und ſeid zwiſchen hier und morgen bereit, wenn ich Euch zu hohlen komme.

Der König erwartete den Merlin mit der größten Ungeduld; endlich kam er wieder und ſagte: Jetzt iſt alles in Bereitſchaft und fertig, nun zu Pferde. Sie ritten bis eine kleine halbe Meile von Tintayol; hier müſſen wir uns ein wenig aufhalten, ſagte Merlin, ſteigt ab von Euren Pferden und erwartet mich hier ein wenig. Sie ſtiegen alle ab, Merlin ging etwas abwärts, pflückte Kräuter ab, rieb dem König das Geſicht und die Hände damit, alsdann dem Ulſlus und ſich ſelber, und ſofort verwandelten ſie ſich alle drei; der König ſah vollkommen wie der Herzog von Tintayol aus, ſo wie Merlin und Ulſius dem Bretiaux und Jourdains glichen, ſo daß ſie ſich einander anſahen und ſich wirklich lange dafür hielten. Mit hereinſinkender Nacht kamen ſie an das Schloßthor von Tintayol, wurden ohne Schwierigkeit eingelaſſen, und gaben der Wache den Befehl, es niemandem bekannt zu machen, daß der Herzog zu Tintayol ſei. Die Herzogin war ſchon zu Bette, als die drei in ihr Schlafzimmer kamen, die Ritter halfen ihrem Herrn ſich entkleiden und in das Bett zur Dame Yguerne ſteigen, und entfernten ſich alsdann. In dieſer Nacht ward ſie mit einem Sohne ſchwanger, der nachmahls der gute König Artus genannt wurde. Der König genoß große Freude und Liebe die ganze Nacht hindurch von Yguerne, denn ſie umarmte ihn und begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie ſie ihren treugeliebten Gemahl umfing.

Mit Tagesanbruch hörten Merlin und Ulſlus, die ſchon aufgeſtanden waren, das Gerücht in der Stadt, der Herzog ſei erſchlagen, und ſeine Seneſchalls gefangen. Sie liefen alſo gleich in's Schlafzimmer zu ihrem Herrn, und riefen: Herr Herzog, ſteht auf und begebt Euch in Euer andres Schloß, denn die Nachricht iſt gekommen, das Eure Leute Euch für todt halten. Ihr Herr ſtand auch ſogleich auf, nahm zärtlichen Abſchied von der Dame Yguerne, empfahl ſie dem Schutze Gottes, küßte ſie, und ritt davon mit den beiden Begleitern. Niemand im Schloſſe wußte darum, daß der Herzog die Nacht bei ſeiner Gemahlin geweſen, außer ihre Kammerfrauen und die Thorwächter.

Als ſie glücklich wieder hinaus gekommen waren, und ſich des gelungenen Anſchlags freuten und ſich fröhlich unterhielten, fing Merlin an und ſagte zum Könige: Ich habe, denke ich, Dir mein Wort gehalten, jetzt denke auch Du darauf, daß Du Deinen Eid haltſt. — Du haſt mir, antwortete der König, mehr Freude gegeben, und einen viel größeren Dienſt geleiſtet, als je ein Menſch dem andern leiſtete, und ich bin bereit, Dir mein Verſprechen zu halten; jetzt alſo ſage an, was Du verlangſt. — Wiſſe. ſprach Merlin, daß Yguerne in dieſer Nacht mit einem Kinde männlichen Geſchlechts iſt ſchwanger worden, dieſes Kind verlange ich von Dir. — Der König entſetzte ſich, durfte aber ſein Wort nicht zurückziehen; ich legte einen Eid ab, ſagte er, Dir zu geben, was Du verlangen würdeſt; es ſei Dir alſo zu Deiner Willkühr übergeben.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Hierauf wuſchen ſie ſich alle drei in einem Fluß, wo ſie hinüber mußten, und bekamen ihre natürliche Geſtalt wieder. Als ſie im Lager anlangten, kamen alle ihnen mit der Nachricht entgegen, der Herzog ſei erſchlagen. Der König war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, denn er hatte ſeinen Tod nicht geſucht. Und wie geſchah dieß? fragte er ſeine Leute. Nun hörte er, der Herzog, der es gemerkt, daß der König nicht im Lager ſei, habe in der Nacht ſtill ſeine Leute waffnen laſſen, und habe einen Ausfall auf die Belagernden gethan. Dieſe, von dem Getöſe aufgeweckt, bewaffneten ſich ſchnell, und ſchlugen jene in ihr Schloß zurück; als ſie ſich aber mit ihnen in's Thor drängen wollten, ſei der Herzog vom Fußvolk, das ihn nicht kannte, überwältigt und getödtet worden. Die im Schloſſe haben ſich nicht länger vertheidigt, als ſie den Tod ihres Herrn erfahren, ſondern ſich ſogleich mit dem Schloſſe ergeben.

Der König ließ ſeine Räthe zuſammenrufen und legte ihnen die Sache vor, daß ſie ihm riethen, wie er Genugthuung für des Herzogs Tod zu geben habe? denn er betrübte ſich ſehr um dieſen Unfall, er hatte den Herzog nicht gehaßt und ſeinen Tod nicht begehrt; darum, ſagte er, will ich ſeinen Anverwandten hinlängliche Genugthuung verſchaffen, wie Ihr mir rathen ſollt.

Ulſius ſaß mit im Rathe des Königs, und da die Räthe verlangten, daß er zuerſt ſprechen ſollte, ſagte er ihnen: Wer dem Könige und dem Reiche zum Beſten rathen will, der verlange, daß der König den Freunden und Verwandten der Herzogin Yguerne ſagen laſſe, wie ſie ſich alle zu Tintayol verſammeln, dort ſich über ihre Angelegenheit berathſchlagen, und alsdenn alle zuſammen ſich nach Karduell zu begeben haben, wo der König ihnen Genugthuung geben, und Frieden mit ihnen ſchließen würde. Während Ulſius dieß den Räthen des Königs ſagte, und ſie ſeine Meinung begriffen und ſich auf ihn verließen, weil er der vertrauteſte Freund des Königs war, und wohl wiſſen mußte, was dem Könige am angenehmſten zu hören war, ſie auch dem Ulſius verſprachen, dem Könige nicht zu ſagen, daß dieſer Rath von ihm allein käme, ſondern daß ſie alleſammt ſolches beſchloſſen, kam Merlin in das Zelt des Königs und ſagte ihm: Ulſius ſpricht und denkt gut und weislich über Deine Angelegenheit, auch iſt er Dir treu ergeben, Du darfſt ihm alſo ſicher trauen und genau alles thun, was er von Dir verlangt; denn es iſt alles zu Deinem Beſten, was er verlangen wird, und alles wird auch gut beſtehen nach ſeinem Rathe. Folge alſo dem treuen und verſtändigen Ulſius, ich muß jetzt mich von Dir trennen; wenn Yguerne, der Du Dich jetzt vermählen wirſt, das Knäblein geboren hat, mit welchem ſie von Dir iſt ſchwanger worden, dann werde ich wiederkommen und es holen, denn Du weißt, es iſt mein nach Deinem Eide. Auch werde ich dann noch nicht mit Dir reden, ſondern nur mit Ulſius, dem ich es ſagen werde, auf welche Art er mir das Kind einhändigen müſſe. Der König war äußerſt betrübt, daß Merlin von ihm gehen wolle, da er ſeines Rathes bedurfte, doch ward er wieder froh, da Merlin ihm die Verſicherung gab, daß er ſich auf Ulſius verlaſſen könne; und daß Yguerne ſeine Gemahlin werden ſolle, erfüllte ſein Herz mit großem Entzücken. Hüte Dich aber, fügte Merlin hinzu, bei dem Leben der Dame Yguerne, daß Du ihr nie das Geheimniß entdeckeſt, wie das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, nicht von ihrem Gemahl dem Herzog, ſondern von Dir ſei, und daß Du bei ihr geſchlafen habeſt, ehe ſie Dir vermählet ward, denn ſie iſt von großer Jugend und Frömmigkeit, und wenn Du ſie ſo beſchämteſt, könnteſt Du wohl ihre Liebe verlieren. Darauf beurlaubte er ſich vom Könige und begab ſich zum Meiſter Blaſius, wo er ihn alles ſo aufſchreiben ließ, wie wir es hier leſen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Botſchafter des Königs kamen nach Tintayol, wo ſie Dame Yguerne und alle ihre Verwandte und Freunde verſammelt fanden. Sie begrüßten die Herzogin, als ſie vor ſie gelaſſen wurden, und ſtellten ihr vor, der Herzog ſei durch eigne Schuld und durch ſeine dem König zugefügte Beleidigung erſchlagen worden; der König, ſagten ſie, iſt in große Betrübniß durch ſeinen Tod verſetzt, und läßt Euch anbieten, mit Euch Frieden zu ſchließen nach Eurem eignen Begehren. Er iſt ganz bereit, zugleich Euch und Euern Freunden und den Verwandten des Herzogs jede Genugthuung zu geben, die Ihr zuſammen von ihm verlangen wollt. — Wir wollen uns, antwortete die Dame und ihre Verwandte den Botſchaftern, wir wollen uns darüber berathſchlagen. — Nachdem ſie ſich beſonnen, und ſich unter einander berathen hatten, ſagten ſie der Dame Yguerne, ihre Meinung ſei, daß man Frieden ſchließe mit dem Könige. Da der Herzog durch ſeine eigne Schuld getödtet ward, ſagten ſie, ſo kann ja der König nichts dafür, auch thut es ihm ja ſehr leid; bedenken wir auch, daß wir nur ſchwach gegen ihn ſind, und uns nicht gut gegen ihn werden vertheidigen können. So meinen wir alſo, wir hören die Vorſchläge an, die er uns thun läßt: es ſind vielleicht ſolche, die wir nicht auszuſchlagen Urſache haben, und ſo muß man von zwei Uebeln das kleinſte wählen. Die Dame gab ihren Freunden die Vollmacht alles zu thun, was ſie genehm halten würden, ſie willige in alles ein, was ſie unter ſich beſchließen möchten. Die Botſchafter wurden wieder vor ſie gerufen und gefragt, welche Genugthuung der König ihnen zu geben gedächte. — Wir wiſſen den Willen des Königs nicht weiter, antworteten dieſe, als daß er beſchloſſen hat, in dieſer Sache ganz nach dem Willen ſeiner Barone und ſeiner Räthe zu verfahren. Darauf verabredeten ſie, daß die Herzogin ſich nach fünfzehn Tagen mit allen ihren Verwandten und Freunden nach Kardueil begeben würde, wozu der König ihnen ſicheres Geleite entgegen ſenden müſſe; daß auch wenn ſeine Anerbietungen die Genugthuung betreffend, der Herzogin und ihrer Parthei nicht genehm dünkten, der König dieſelben auf ſeine Unkoſten nach Tintagol zurück ſenden müſſe. Nach dieſer Abrede empfahlen die Bothſchafter ſich der Dame, ſo wie den Uebrigen, und ritten zum Könige nach Kardueil zurück, der ſehr begierig war, welche Antwort ſie ihm von der Dame bringen würden, und der voller Freude war, da er vernahm, wie ſie nach Kardueil kommen wollten.

Nach vierzehn Tagen ſandte er ſicheres Geleite der Dame Yguerne entgegen, die ſo wie ihre Freunde und Verwandte, in tiefer Trauer zu Kardueil anlangte. Sogleich ſandte der König ſeine Räthe in ihre Verſammlung, und ſie wurden von ihnen im Nahmen des Königs gefragt, welche Genugthuung ſie für den Tod des Herzogs forderten? — Die Räthe der Dame antworteten: Die Herzogin iſt nicht hierher gekommen zu fordern, ſondern um zu vernehmen, was der König für ſie zu thun Willens iſt. — Der König hielt die Räthe der Dame für ſehr verſtändige Männer, wegen dieſer Antwort.

Ulfius ging nun in die Verſammlung der Barone und Herren, um ſich mit ihnen zu berathen, weil der König ihnen alle Vollmacht dazu gegeben, zu thun und zu rathen, was ihnen nach ihrer Weisheit am beſten dünkte, und am rathlichſten zum Beſten des Reichs und ſeiner Unterthanen. Ich gehe, ſagte Ulfius dem Könige, als er ſich von ihm beurlaubte, um zu thun, was Ihr mir gebietet; erinnert Euch aber, mein König, daß ein Fürſt ſeinen Leuten nicht gut genug begegnen, und ſich nicht genug vor ihnen demüthigen kann.

Ulfius und die übrigen Räthe begaben ſich ſofort zur Dame Yguerne, ſtellten ſich ihr als diejenigen vor, denen der König Vollmacht gegeben, in dieſer Sache Recht zu ſprechen, und fragten ſie, ob ſie damit zufrieden ſei, und ſich ihrem Spruche unterwerfen wolle? Dame Yguerne antwortete ihnen: Der König könne ihr nichts größeres anerbieten, als daß er ſeine Barone wolle für ſich urtheilen laſſen; worauf ſich die des Königs wieder entfernten und ſich beſonders verſammelten, um die Sache zu beenden. Nachdem ſie ſich unter einander berathen, was am beſten zu thun ſei, rieſen ſie alleſammt den Ulfius, daß er zuerſt ſeine Meinung ſage. — Ihr wißt wohl, fing Ulfius an, daß der Herzog durch des Königs Schuld um's Leben kam, und daß er den Tod nicht verdiente; ſeiner Gemahlin blieben die Kinder zur Laſt, und der König verheerte ihr Land durch den Krieg. Auch haben die Verwandte und Freunde des Herzogs gar viel durch ſeinen Tod eingebüßt; es iſt alſo der Billigkeit und dem Rechte gemäß, daß ihnen nach Würden ſo viel möglich erſtattet werde, was ſie verloren, damit der König ihrer Anhänglichkeit und Liebe gewiß bleibe. Andrer Seits iſt der König unvermählt, und es iſt Zeit, daß er eine Gemahlin ſich erwähle: da nun Dame Yguerne, wie Ihr wißt, eine der tugendſamſten Frauen der Welt iſt, ſo wäre meine Meinung, der König könne keine ſchicklichere Genugthuung geben, als wenn er ſie zur Gemahlin erwählte. Mich dünkt, ſolches würde eine große Wohlthat ſein für das ganze Land ſowohl, als für Euch, und ein jeder wird dieſe Art Genugthuung zu geben lobenswerth finden. Auch rathe ich, daß er die älteſte Tochter des Herzogs dem Könige von Orcanien, welcher hier zugegen iſt, zur

Bayerische
Staatsbibliothek

Gemahlin gebe; und allen übrigen ſo thue, daß ſie ihn für ihren gnädigen und großmüthigen König lieben und in Ehren halten.

Die Geſchichte erzählt, daß, als Ulſius auf dieſe Weiſe ſeine Meinung geſagt, er die andern Räthe aufforderte, die ihrige gleichfalls zu ſagen. — Ulſius, antworteten ſie ihm insgeſammt, Du haſt den beſten Rath ertheilt, und den allerhochſchwingendſten, den je ein Menſch zu denken ſich erdreiſtet; wenn Ihr denſelben ſo wie Ihr jetzt vor uns thatet, vor dem Könige wiederhohlt, und wir ſehen erſt, daß er einwilligt, ſo wollen auch wir gern einwilligen. — Das iſt nicht genug, ſagte Ulſius, Ihr müßt noch vor dem Könige Eure Einwilligung dazu geben; hier iſt gleich der König Loth von Orcanien zugegen, auf welchen der Frieden nun zum Theil ankommt, er mag zuerſt ſeine Meinung ſagen. Und der König von Orcanien antwortete: Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß der Frieden um meinetwillen unterbliebe. — Da die andern dieß hörten, fielen ſie gleichfalls alle der Meinung des Ulſius bei, und gingen darauf alleſammt zum Könige, wo auch Dame Yguerne mit den Ihrigen ſich einfand. Die ganze Verſammlung ſetzte ſich nieder, ausgenommen Ulſius; dieſer ſtand vor ihnen, trug den Rathſchluß der Barone und Fürſten vor, und fragte den König darauf, ob er dem Rathe dieſer Männer beipflichte? — Ich pflichte ihm bei, antwortete der König, wenn anders Dame Yguerne und ihre Parthei darin einwilligen, und wenn König Loth von Orcanien die älteſte Tochter des Herzogs ehelichen will. — Sire, ſprach König Loth, es giebt nichts, was ich nicht aus Liebe zu Euch, und des Friedens wegen, zu thun entſchloſſen wäre. — Ulſius wandte ſich nun zur Parthei der Dame, und fragte ſie, wie ſie zufrieden ſeien, und ob ſie unter dieſen Bedingungen Frieden ſchließen wollten? — Als er ſich ſo an ſie wandte, und erwartete, daß der, welcher den Auftrag hatte, im Nahmen der Herzogin zu reden, nun antworten würde, fingen ſie vor großer Rührung alle an zu weinen, ſo daß Thränen ſo groß wie Erbſen ihnen aus den Augen fielen; ſo auch weinte der, welcher hatte ſprechen ſollen, vor Freuden und Rührung, ſo daß er nicht ein Wort vorbringen konnte. Endlich ſagte er: Nein, niemahls hörte ich ſolche Reden, noch ſah ich ſolche ehrenvolle Genugthuung, wie die iſt, welche der König jetzt einem ſeiner Lehnsleute widerfahren läßt! fragte darauf die Dame und die übrigen Verwandten, ob ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden wären? Dame Yguerne weinte, konnte aber nicht reden; die andern ſprachen für ſie, und waren einſtimmig der Meinung, eine ehrenvollere Genugthuung könnten ſie nicht verlangen, noch einen ſchönern Frieden ſchließen. — Zwei Tage nachher ward die Vermählung des Königs mit der Yguerne gefeiert, zugleich auch die des Königs Loth von Orcanien mit der älteſten Tochter des Herzogs. Dame Yguerne hatte noch eine andre Tochter, Morgante genannt, dieſe ward in ein Kloſter geſchickt, um daſelbſt unterrichtet zu werden. Dieſelbe brachte es ſo weit in allen Wiſſenſchaften, daß es ein Wunder war; ſie verſtand auch die Aſtronomie in einem ſo hohen Grade, daß niemand ſich neben ihr in dieſer Kunſt durfte ſehen laſſen; nachmahls ward ſie Morgante, die Fee, genannt. Die andre Tochter, welche dem Könige von Orcanien vermählt wurde, gebar drei Söhne, alle drei ſehr tapfere Ritter, welche nachmahls an der Tafelrunde ſaßen. So wurden auch die übrigen Kinder der Herzogin gut vom Könige verſorgt, und ihre Freunde und Verwandte liebte er und hielt ſie ſehr in Ehren.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Es waren an dem Tage, da der König mit der ſchönen Yguerne Hochzeit hielt, gerade zwanzig Tage, ſeit er unter der Geſtalt des Herzogs bei ihr geſchlafen, und daß ſie ſchwanger von ihm geworden. Die Hochzeit ward ſehr fröhlich und in großer Pracht gefeiert; fünfzehn Tage lang dauerte die Feſtlichkeit, wo ein jeder, der ſich dazu einfand, auf's herrlichſte bewirthet ward. Der König war froh und voll Freuden, das erlangt zu haben, wornach er ſich ſo geſehnt, und wollte lange Zeit von nichts hören, als von Feſten und Freudenbezeigungen. Als er nun einmahl des Nachts bei ſeiner Gemahlin lag, und ſie hoch ſchwanger war, fragte er ſie, von wem ſie ſchwanger ſei? da er nicht glaubte, daß ſie es ſchon von ihm ſein könne, auch vom Herzog könne es nicht ſein, da er lange Zeit vor ſeinem Tode nicht bei ihr geweſen war. Die Königin Yguerne fing an zu weinen, als ſie dieſe Worte des Königs vernahm, und ſagte unter vielen Thränen: Mein König, ich kann Euch auf keine Weiſe eine Unwahrheit ſagen; es iſt nur zu wahr, daß ich nicht von Euch ſchwanger ſein kann, aber habt um Gottes Barmherzigkeit willen Erbarmen mit mir! Was ich Euch erzählen will, iſt ſehr wunderbar, aber es iſt darum nicht weniger die Wahrheit; ich bitte Euch daher, verſprecht mir ehe ich ſpreche, daß Ihr mich nicht verſtoßen wollt, daß Ihr mir auch keinen Vorwurf machen wollt. — Ihr dürft frei mir alles ſagen, antwortete der König, denn ich verſpreche Euch, was es auch ſein möge, werde ich in meinem Betragen gegen Euch desfalls nichts ändern. — Hierauf ward Yguerne beruhigt, und erzählte dem Könige getreu alles, was ihr in jener Nacht widerfahren, als ſie dachte, den Herzog ihren Gemahl, nebſt ſeinen beiden vertrauten Rittern bei ſich zu ſehen, wie ſie dann mit ihrem vermeinten Gemahl die Nacht zugebracht, des andern Tages aber, als er ſchon wieder von ihr geſchieden war, die Nachricht erhalten habe, daß er in der vorigen Nacht, anſtatt bei ihr zu ſein, auf dem Schlachtfelde umgekommen ſei; und ſo, fügte ſie hinzu, weiß ich nicht, wem das Kind zugehört. — Süße Freundin, antwortete der König hierauf, ich bitte Euch, übergebt dieß Kind dem, der kommen wird, es zu hohlen, oder wem ich es geben mag, damit wir nie von ihm reden hören. — Sire, erwiederte Yguerne, mit mir ſowohl, als mit allem, was mir gehört, thut nach Euerm Wohlgefallen.

Des andern Morgens erzählte der König dem Ulfius, was zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin die Nacht war geredet worden. Nun könnt Ihr wohl gewiß ſein, ſprach Ulfius, daß die Königin eine ſehr fromme, weiſe und treugeſinnte Dame iſt, weil ſie Euch in dieſer ſo ſehr wichtigen Sache keine Unwahrheit ſagte, ſondern es wagte, ganz die Wahrheit zu ſprechen.

Nach ſechs Monaten kam Merlin zu Ulfius, bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit mit allem, was geſchehen war; ſandte ihn darauf zum Könige, der ſogleich kam, und ſich ſehr freute, Merlin wieder zu ſehen. Darauf ſprach Merlin zum Könige: Nicht weit von hier wohnt ein edler Biedermann, mit Nahmen Anthor, deſſen Gemahlin iſt die verſtändigſte und gottesfürchtigſte Frau im ganzen Lande, ſie iſt von untadelhaften Sitten, und in allem Guten ſehr wohl unterrichtet, und von vortrefflicher Gemüthsart. Dieſe Frau iſt ganz kürzlich mit einem Sohne niedergekommen; der biedre Anthor gehört aber nicht zu den reichſten. Ich rathe Dir, daß Du zu ihm ſendeſt, ihn zu Dir rufen läſſeſt, und ihm Geld und Gut hinreichend gebeſt, damit er anſtändig leben mag; bitteſt ihn aber nachher, daß er ein Kind, welches man ihm bringen würde, an ſeiner Ehefrauen Bruſt erziehen, und von ihrer Milch ernähren laſſe; dann laß ihn Dir einen heiligen Eid ablegen, daß er dieß ſicher halten wolle, daß er ſeinen Sohn einem Andern zur Erziehung gebe, und an deſſen Statt den Sohn, den man ihm bringen würde, als den ſeinigen zu erziehen und zu halten. — Ich will, ſagte der König, alles pünktlich ausführen, wie Du vorgeſchrieben.

Merlin ging zurück zum Meiſter Blaſius, und der König ließ den braven Anthor vor ſich rufen. Anthor kam ſogleich, und war nicht wenig verwundert, als der König ihn mit beſondrer Freundlichkeit empfing, und ihm viel Ehre erzeigte, konnte auch nicht begreifen, warum dieß wohl geſchehen möchte? — Mein Freund, fing der König an, ich will Dir ein Geheimniß entdecken, hüte Dich aber bei Deinem Leben, daß Du es niemand ſageſt; Du biſt mein Unterthan und mein Lehnsmann; Du biſt es alſo Gott und mir ſchuldig, mein Geheimniß feſt zu bewahren, und mir, was ich Dir ſagen werde, ausführen zu helfen. — Sire, antwortete Anthor, Ihr könnt mir nichts gebieten, was ich nicht mit Freuden zu thun Willens wäre, ſollte ich es aber nicht thun können, ſo iſt Euer Geheimniß doch auf jeden Fall ſicher bei mir verwahrt. — So höret, mein Freund, was mir neulich, als ich ſchlief, für ein Geſicht erſchien. Ich ſah einen Mann vor mir, der mir ſagte, Ihr, Anthor, wäret einer der biederſten und ehrenhafteſten Männer in der Welt: Ihr, fuhr er fort, habt ein Kind erzeugt, welches Eure Frau zu dieſer Stunde mit ihrer Milch ernährt. Dieſer Mann gebot mir, Euch zu ſagen, daß Ihr mir zu Liebe dieſes Euer Kind einer andern zu ernähren, und zu erziehen gebet, und dafür von Eurer Frau ein Kind an ihrer Bruſt tränken laſſet, welches Euch ein fremder Mann überbringen wird, und daß Ihr dieſes fremde Kind als das Eurige erzieht und haltet. — Sire, fing Anthor wieder an, es iſt ein Großes, was Ihr von mir verlangt, daß ich mein eignes Kind einer fremden Frau zu ſäugen gebe, und nehme mich eines fremden dafür an; doch, was mich betrifft, ſo will ich Euch gehorchen, im Fall es meine Frau zufrieden iſt: doch verſpreche ich Euch, daß ich ſie erſuchen werde, darin einzuwilligen. Sagt mir nun, mein König, ob das Kind ſchon geboren iſt, und wann ich es erhalten ſoll. — Ich weiß dieß nicht, antwortete der König: gab ihm aber eine große Summe Goldes und vielen Reichthum und Güter, worüber der biedere Anthor ſehr erfreut war. Dann ging er zu ſeiner Frau nach Hauſe, und erzählte ihr, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgefallen: es kam ihr dieß aber ſehr befremdend vor. Wie ſollt ich wohl, ſagte ſie, mein eignes Kind weggeben können, um ein fremdes zu nähren? — Es giebt nichts, ſprach Anthor, was wir nicht ſchuldig wären, für unſern Landesherrn zu thun. Du ſiehſt, daß er mir ſchon viel gegeben, und noch mehr hat er zu thun verſprochen, ſo daß wir niemahls eine Armuth werden zu befürchten haben; wir müſſen alſo auch alles thun, was er von uns verlangt. Mein Wille iſt, ſo es Dir gefällt, daß Du das Kind, welches uns gebracht wird, ſaugeſt und erzieheſt, gleich wie das unſre. — Ich gehöre Euch, ſagte die Frau, und auch mein Kind gehört Euch zu, thut an uns nach Eurem Wohlgefallen. Der wackere Anthor war über dieſe Antwort ſeiner Frau ſehr vergnügt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Den Tag vor der Niederkunft der Königin kam Merlin zu Ulfius, und ſprach: Ich bin zufrieden mit den Anſtalten, welche der König getroffen, und wie er ſich überhaupt ſehr verſtändig genommen. Geh, ſage ihm, er ſolle die Königin vorbereiten, ſie würde morgen nach Mitternacht entbunden werden; und wie ſie gleich nach ihrer Entbindung das Kind dem Manne übergeben müſſe, den ſie beim Hinausgehen aus ihrem Zimmer erblicken würde. Ulfius fragte ihn, ob er nicht ſelber mit dem Könige ſprechen wolle, er ſagte aber: Nein, nicht zu dieſer Stunde. Ulfius beſtellte dem Könige alles, was Merlin ihm aufgetragen, und der König ging ſogleich zur Königin. Morgen nach Mitternacht, ſagte er ihr, wirſt Du entbunden ſein; ich bitte Dich aber, und verlange es ausdrücklich, daß Du das Kind gleich nach der Geburt Deiner vertrauteſten Kammerfrau giebſt, mit dem ausdrücklichen Befehl, es dem Manne zu geben, der es ihr beim Herausgehen aus dem Zimmer abfordern wird. Auch mußt Du allen denen, welche bei der Niederkunft zugegen ſein werden, bei ihrem Leben verbieten, daß ſie niemandem ſagen, daß Du niedergekommen biſt, weil viele glauben möchten, das Kind ſei nicht von mir; auch kann es wohl in Wahrheit nicht von mir ſein. — Ich ſagte es Euch ja, erwiederte die Königin, wie ich nicht wiſſe, wer Vater dieſes Kindes iſt; ich will alles thun mit ihm, was Ihr verlangt, daß ich thun ſoll. Sie war aber ſo beſchämt, daß ſie den König nicht anſehen konnte, ſondern ihre Augen niederſchlug.

Um die beſtimmte Stunde kam ſie nieder, worüber ſie ſehr verwundert war, daß der König die Stunde ihrer Entbindung vorher geſagt. Es geſchah auch alles ſo, wie der König ihr befohlen hatte. — Traute Freundin, ſagte ſie zur Kammerfrau, nimm das Kind und gieb es dem Manne, der am Ausgang des Zimmers es Dir abfordern wird; gieb aber genau Acht, wer dieſer Mann iſt? — Die Kammerfrau wickelte das Kind in reiche Windeln, und trug es hinaus; als ſie die Thüre öffnete, kam ihr ein ſehr alter, ſchwacher Mann entgegen. Worauf wartet Ihr hier? fragte ſie. — Auf das, was Ihr bringt, antwortete der Alte. — Wer ſeid Ihr? was ſoll ich meiner Gebieterin ſagen, wem ich es gegeben? — Bekümmere Dich nicht darum, thue, was Dir befohlen ward, und was Du thun mußt. — Darauf reichte ſie ihm das Kind, er nahm es, und in demſelben Moment verſchwand er damit, ſo daß die Kammerfrau nicht wußte, wo er hingekommen. Als ſie nun wieder zur Königin in's Zimmer kam, und ihr erzählte, wie ſie das Kind einem fremden ſehr alten Manne habe geben müſſen, der in dem Moment, als er es erhielt, damit verſchwand; fing die Königin bitterlich an zu weinen und zu klagen über den Verluſt ihres Kindes.

Der Alte ging mit dem Kinde hinaus, um es dem frommen Anthor zu bringen, begegnete ihm aber auf der Gaſſe, als er eben zur Meſſe gehen wollte. — Anthor, redete er ihn an, ich bringe Dir ein Kind, das Du wie das Deinige erziehen und ernähren ſollſt. Wiſſe, daß wenn Du ſolches treulich thuſt, wird das Gute, das Dir und den Deinen daraus entſtehen wird, unermeßlich, und Dir ſelber nicht glaubwürdig ſein. Der König ſowohl, als jeder edle Mann und jede edle Frau bitten Dich, es gut zu halten, auch ich bitte Dich darum; meine Bitte muß Dir ſo viel als die des reichſten Mannes gelten. — Anthor nahm das Kind, ſah es an und fand es wohlgebildet und von großer Schönheit. Iſt es getauft? fragte er den Alten. — Nein, ſagte dieſer, Du magſt es ſogleich in der Kirche taufen laſſen, wo Du willens warſt, zur Meſſe zu gehen. — Welchen Nahmen ſoll ich ihm geben? — Nenn' es Artus. Du wirſt bald genug gewahr werden, welch ein großes Gut Du mit ihm erhälſt, denn ſowohl Du als Deine Frau, Ihr werdet dieſen Knaben ſehr lieben, und ihn von Eurem eignen nicht zu unterſcheiden wiſſen. Und hiemit Gott empfohlen. — Sie ſchieden von einander; Anthor ließ das Kind taufen, ihm den Nahmen Artus geben, und brachte es nachher ſeiner Frau, die es freundlich willkommen hieß, es küßte, an ihre Bruſt legte und es mit ihrer Milch tränkte, während ſie ihren eignen Sohn einer fremden Frau, welche ſie vorher angenommen, zu nähren gab.

Dreißigſtes Kapitel.

Nachdem Uterpendragon lange Zeit in Frieden ſein Reich regiert, verfiel er in eine ſchwere Krankheit: er hatte nähmlich Gicht in den

Händen, ſo daß er ſie nicht brauchen konnte. Die Heiden fielen wieder in ſein Reich und verheerten es während ſeiner Krankheit; die Fürſten und Barone zogen zwar verſchiedentlich gegen ſie zu Felde, wurden aber immer geſchlagen, die Heiden dagegen immer mächtiger im Lande. Merlin kam zu Uterpendragon, und ſagte ihm, er würde mit ſeiner Hülfe die Feinde wieder vertreiben, nachmahls aber nicht lange mehr leben; die Königin Yguerne war vorher ſchon geſtorben. Merlin rieth ihm daher, ſo bald er würde geſiegt haben, alle ſeine Schätze und Reichthümer unter die Armen zu vertheilen; er ſolle noch bei ſeinem Leben ſo viel Gutes thun als möglich, weil er das Reich ohne Erben verlaſſen müſſe. Der König fragte ihn nach dem Kinde, welches er ihm gegeben. Du haſt, antwortete dieſer, Dich nicht um ihn zu kümmern; doch darf ich Dir wohl ſagen, daß er ſchön und groß und wohlerzogen iſt. Als Merlin darauf Abſchied vom Könige nahm, und ihn noch einmahl erinnerte, daß er nicht lange mehr zu leben habe, fragte der König ihn weinend: O weh, Merlin, ſoll ich Dich denn niemahls wieder ſehen? — Noch einmahl ſollſt Du mich ſehen, antwortete Merlin, aber nicht öfter.

Uterpendragon verſammelte ſein Heer, ließ ſich ihm in einer Sänfte vortragen, und ertheilte die Befehle zum Angriff mit ſolcher Klugheit und mit ſo großem Muth, daß er dadurch den Muth des Heeres und der übrigen Anführer hob, die Feinde ſchlug, und ſie völlig wieder aus dem Lande vertrieb. Darauf kam er wieder nach London zurück, und vertheilte alle ſeine Schätze, alles was er beſaß, zwiſchen den Armen und den Kirchen, ſo daß er ſich jetzt noch mehr als je die Liebe des ganzen Volks erwarb; verfiel aber hernach wieder in ſeine Krankheit, ſo daß die Aerzte ſein Leben aufgaben. Da er nun immer ſchlimmer wurde, und endlich die Sprache verlor, ſo daß er in drei Tagen kein einziges Wort geſprochen hatte, kam Merlin wieder zu London an. Die Herren des Hofes, und das Volk, als ſie ihn kommen ſahen, gingen weinend ihm entgegen, und riefen: Unſer König iſt todt! — Er iſt noch nicht todt, antwortete Merlin; führt mich zu ihm, ſo ſollt Ihr ihn noch einmahl reden hören.

Als man ihn nun in das Zimmer führte, wo der König krank auf ſeinem Bette lag, ließ Merlin alle Fenſter öffnen, und trat hinzu. Die Hofleute nahten ſich dem Könige und ſagten ihm: Hier iſt Merlin, welchen der König jederzeit geliebt. Da wandte der König ſich zu ihm, erkannte ihn alsbald, und man nahm an ſeinen Mienen wahr, wie er ſich freute, ihn zu ſehen. Merlin neigte ſich und ſagte ihm leiſe in's Ohr: Wiſſe, Dein Sohn Artus wird König nach Dir, und wird die Tafelrunde, welche Du geſtiftet, vollſtändig machen! — Darauf erhob der König ſeine Stimme und ſagte: Sage ihm, daß er für mich bete zu Jeſu Chriſto, unſerm Herrn. — Nun wandte Merlin ſich zu den Herumſtehenden und ſagte: Dieß waren die letzten Worte des Königs, niemand wird ihn weiter reden hören. — Darauf ging Merlin fort, und die andern blieben in Erſtaunen zurück, ſowohl darüber, daß der König noch mit ihm geredet, als über die Worte, welche er geſprochen, von denen ſie den Sinn nicht fanden, denn ſie hatten nicht gehört, was Merlin dem Könige ins Ohr geredet. Dieſelbe Nacht ſtarb Uterpendragon, und das Reich blieb ohne Nachfolger. Die Fürſten und Barone verſammelten ſich zwar, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen, ſie konnten ſich aber nicht darüber vereinigen. Endlich beſchloſſen ſie, den Merlin, als den weiſeſten aller Menſchen, um Rath zu fragen.

Merlin wurde in die Rathsverſammlung gehohlt, und ihm im Nahmen aller Fürſten die Frage vorgelegt, wen ſie zum Könige an Uterpendragons Stelle erwählen ſollten? — Da ſtand Merlin auf, und ſprach: Ich habe ſtets dieß Reich geliebt, ſo wie [illegible] die Bewohner desſelben; wollt Ihr alſo meiner Meinung folgen, ſo laßt es auf den Ausſpruch Gottes ankommen, wer König werden ſoll. — Alle riefen einſtimmig: Sag, was wir thun ſollen, wir glauben Dir, und wollen alles, was Du für Recht hältſt, thun. — Vierzehn Tage ſind es, fing Merlin an, ſeitdem der König ſtarb, es war am St. Martinstage; wartet noch bis zur Weihnachtsnacht, welche nicht mehr weit iſt. Unſer Erlöſer, der König aller Könige, ward an dieſem Tage geboren. Ich bin Euch allen Bürge, daß wenn Ihr dieſen Tag in frommem Gebete zu unſerm Herrn zubringt, er Euch ein Zeichen geben wird, nach welchem Ihr einen König erwählen dürft. Ihr alle, Fürſten und Volk, und Ihr Biſchöfe und Geiſtliche, betet zu ihm, daß er Euch erleuchte, und Euch durch ein Zeichen ſeinen Willen kund thue und Euch denjenigen zeige, der würdig gefunden wird, dieß Reich zu regieren. Ich ſage Euch in Wahrheit, wenn Ihr mit Inbrunſt und mit wahrer Andacht allgemein zu ihm betet, das Zeichen wird Euch erſcheinen, woran Ihr den König erkennen ſollt, und ſo ſeid Ihr dann gewiß, nach dem Willen Gottes unſers Herrn erwählt zu haben.

Die ganze Verſammlung war mit dieſem Rathe des Merlin wohl zufrieden, und es ward einſtimmig beſchloſſen, darnach zu thun. Merlin beurlaubte ſich jetzt von den Fürſten. Da ſie ihn baten, zum Weihnachtsfeſte wieder zu kommen, um nachzuſehen, ob alles ſo geſchehe, wie er ihnen gerathen, ſagte er, er würde eher nicht wiederkommen, bis alles vollkommen zugetroffen: ging darauf fort aus dem Rath zu ſeinem Meiſter Blaſius und erzählte ihm das Geſchehene, wodurch auch wir es jetzt erfahren.

Die Barone ihrer Seits ließen alle Fürſten, Herren und Ritter des Landes zu Weihnachten nach London beſcheiden, um ſich im Gebete zu vereinigen, und zu ſehen, durch welches Wunder Gott einen unter ihnen zum Könige auserwählen würde. Es geſchah ſo, und es war nicht einer, der ſich nicht zu Weihnachten in London einfand. Auch der brave Ritter Anthor kam nebſt ſeinem Pflegeſohn Artus, der ein Knabe von wunderbarer Schönheit und in allen Dingen ſehr artig und wohlerzogen war: auch ſeinen eignen Sohn brachte Anthor mit nach London, welcher ein Jahr älter war als Artus, und am Allerheiligen Tage war Ritter geworden. Anthor liebte aber ſeinen eignen Sohn nicht mehr, als er den Pflegeſohn liebte.

Am Vorabende vor dem Weihnachtsfeſte verſammelten alle Fürſten und Ritter, und vieles Volk ſich in der Kirche, beteten, und hörten die Meſſe um Mitternacht mit großer Andacht: als aber die Mitternachtmeſſe vorüber war, und kein Zeichen ſich noch wollte ſehen laſſen, fingen viele an zu zweifeln, und meinten, ſie ſeien wohl rechte Thoren, auf ein ſolches Zeichen zu warten. Darauf beſtieg ein ſehr gelehrter geiſtlicher Herr, die Kanzel, und hielt ihnen eine vortreffliche Predigt, worin er ihnen ihren Unglauben und Ungeduld verwies, und ſie ermahnte, ihren Eifer im Gebete nicht ſinken zu laſſen, und auf Gott feſt zu vertrauen; hielt ihnen auch ihre Pflicht vor, daß ſie um die jetzige Stunde doch nicht allein aus der Urſache in der Kirche verſammelt wären, um einen König aus ihrer Mitte zu erwählen, ſondern ſie wären auch um des Heils ihrer Seelen willen hier, und um den König aller Könige anzuflehen, welcher ihnen in dieſer Nacht geboren worden. Die Predigt war ſo kräftig und vortrefflich, daß die Fürſten davon bewegt, ihre Andacht erneuerten, und in inbrünſtigem Gebete die Frühmeſſe abwarteten. Als aber auch dieſe gehört worden, und der helle Tag begann in die Kirche hinein zu ſcheinen, da gingen viele von ihnen hinaus; und ſiehe da, auf dem Platze vor der Kirchenthüre erhoben ſich drei breite Stufen von einem fremden ſonderbaren Stein, einige ſagten, es ſei Marmor; ein eiſerner Ambos ſtand oben auf den Stufen, in dieſem Ambos war ein Schwert befeſtigt, ſo daß es aufrecht auf dem Ambos ſtand. Die, welche aus der Kirche gekommen waren, ließen erſtaunt und erſchreckt zurück und verkündigten das Wunder dem Erzbiſchof Brice, der eben Meſſe las. Als er fertig war, ging er hinaus, und alles Volk und die Fürſten ihm nach; der Erzbiſchof ſtieg die Stufen hinauf, beſah das Schwert und las die Schrift, welche auf beiden Seiten des Schwerts mit goldnen Buchſtaben eingegraben war, dem Volke laut vor. Es ſtand darauf: „Derjenige unter Euch, welcher dieſes Schwert aus dem Ambos zieht, ſoll König dieſes Landes ſein auf Ermahnung Jeſu Chriſti."

Alles Volk war erſtaunt über dieſes wunderbare Zeichen; der erhobte Ambos und das Schwert war zehn tapfern verſtändigen Männern zur Wache übergeben, von welchen fünfe weltlich, fünfe aber geiſtlich waren. Darauf verfügten ſich alle wieder in die Kirche, und ſtimmten dem Herrn Dankgebete an für dieſes Zeichen, das er ihnen gnädig geſendet, und ſangen feierlich ein Te Deum. Nachher fingen die Verſuche mit dem Schwerte an; erſt kamen die Fürſten, die Barone, alle große Herrn und Ritter, jeder verſuchte das Schwert aus dem Ambos zu ziehen, keiner war es aber im Stande. Der Erzbiſchof gab den zehn Männern, welche das Schwert bewachten, den Befehl, jedweden heran zu laſſen, der den Verſuch machen wollte, er ſei von welchem Stande er wolle; ſollte einer es herausziehen, ſo müßten ſie aber wohl Acht geben, wer es ſei, um ihn wieder zu erkennen. Während acht Tagen, bis zum Neujahrstage verſuchten es alle im ganzen Lande denn ſie kamen von weit und breit, um den Verſuch zu machen; niemand aber konnte das Schwert aus dem Ambos ziehen, obgleich viele hundert der tapferſten Ritter es verſuchten.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Am Neujahrstage nach der Mahlzeit hielten die Fürſten und Barone ſchöne Ritterſpiele und Rennen, zur Ergeßlichkeit, auf einem ſchönen Platze außerhalb der Stadt. Da dieß die Ritter und die andern Leute in der Stadt vernahmen, machte ſich ein jeder bereit, auch hinaus zu gehen, um bei den Spielen zu ſein, und die Bürger der Stadt gingen fröhlich hinaus, um dieſen Spielen zuzuſchauen. Als die Männer, welche das Schwert bewachten, ſahen, daß alles in der Stadt hinaus lief, gingen ſie mit, und ließen auf dieſe Weiſe das Schwert unbewacht. Der gute Ritter Anthor befand ſich gerade vor der Stadt, als dieſe Spiele begonnen, nebſt ſeinem Sohn, der am Allerheiligen Tage war Ritter geworden, und welcher Keux genannt wurde, und nebſt Artus, ſeinem Pflegeſohn, der ſo wie jeder glaubte, Keux's wirklicher Bruder zu ſein, und ihn auch als ſeinen ältern Bruder liebte und ehrte. Da nun die Spiele anfingen, befahl Keux ſeinem Bruder Artus, eilends nach Hauſe zu laufen und ihm ſein Schwert zu hohlen, welches er daſelbſt hatte liegen laſſen. Dienſtbar und gefällig ritt Artus ſogleich eilends hin, um den Befehl ſeines Bruders zu vollziehen; als er aber in dem Gaſthof ankam, in welchem ſie wohnten, fand er alles verſchloſſen und niemand, der ihm öffnete, weil alle Hausleute gleichfalls hinaus gegangen waren, den Spielen zuzuſehen. Voll Verdruß, und vor Aerger weinend, ritt Artus ſchnell wieder zurück, und da er vor der Kirche über den Platz kam, und ſich allenthalben umſah, ob er nicht etwa jemand aus dem Hauſe gewahr würde, erblickte er den Ambos auf den Marmorſtufen; er hatte nie von dieſem Wunder etwas gehört, und ſah es jetzt zum erſten Mahl. Voller Freude erblickte er das Schwert darauf, welches niemand bewachte, ritt darauf los, zog es mit ſo leichter Mühe, als wäre es gar nicht befeſtigt, aus dem Ambos, und ritt ſo ſchnell, als ſein Pferd nur laufen wollte, zu Keux hinaus, gab ihm das Schwert, und erzählte ihm, warum er ihm nicht das ſeinige brächte, und wo er dieſes hergenommen. Keux erkannte das Schwert ſogleich, ſuchte eilends ſeinen Vater, den Ritter Anthor, zeigte es ihm, und ſagte: Ich werde König, ich habe das Schwert herausgezogen. Ritter Anthor war höchſt verwundert, glaubte aber ſeinem Sohne nicht; Du lügſt, rief er, ſogleich komm mit mir zum Ambos. Er ritt mit ihm hin, Artus und die Diener begleiteten ſie. Da ſie auf den Platz kamen, und der Ritter ſah, wie das Schwert wirklich nicht mehr im Ambos ſich befand, wandte er ſich zum Keux: Geliebter Sohn, ſagte er, ich bitte Dich, ſprich die Wahrheit, wie kommſt Du zu dieſem Schwerte? Niemahls könnte ich Dich als meinen Sohn lieben, wenn Du mir lügen möchteſt, und ich werde ſehr wohl wiſſen, ob das, was Du ſprichſt, Wahrheit iſt, oder nicht. Keux ward beſchämt, als er ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, und ſagte: Mein Vater, ich lüge nicht, mein Bruder Artus hat dieß Schwert mir ſtatt des meinigen gebracht, ich weiß aber nicht, wie er dazu gekommen. Gieb es mir, ſprach Anthor, Du haſt kein Recht darauf, ſondern der, von welchem Du es erhalten. Keux gab ihm das Schwert, und da Anthor ſich umſah, erblickte er den Artus von ferne bei den Dienern, und rief ihn her zu ſich. Lieber Sohn, ſagte er ihm, nimm dieß Schwert, ſtecke es wieder dahin, woher Du es genommen; dieß that Artus auch ſogleich, und es war ſo feſt im Ambos, als zuvor, ſo daß niemand es heraus zu ziehen vermochte, außer Artus. Darauf ging der Alte mit den beiden Söhnen in die Kirche; hier ſagte er zu Keux: Ich wußte wohl, daß Du das Schwert nicht konnteſt aus dem Ambos gezogen haben; Artus aber nahm er in ſeine Arme und ſprach zu ihm: Theurer, geliebter Herr, wenn ich Euch dazu verhülfe, daß Ihr König würdet, welche Gunſt würdet Ihr mir erzeigen. Wie könnte ich, erwiederte Artus, wohl dieſes Gut oder irgend ein anderes erwerben, worüber Ihr nicht als mein Herr und Vater zu gebieten hättet? Ich bin nur Euer Pflegvater; Euern Vater aber, der Euch erzeugt hat, dieſen kenne ich nicht. Da Artus dieß vernahm, war er vor Gram und Betrübniß faſt außer ſich, denn er hatte Anthor als ſeinen Vater geliebt und geehrt, und es war ihm ſehr ſchmerzhaft und äußerſt traurig, keinen Vater zu haben. Ganz troſtlos rief er: O mein Gott, was ſoll mir dieſes Gut oder jedes andere, da ich keinen Vater habe! Ei, ſagte Anthor, Ihr müßt allerdings einen Vater gehabt haben; jetzt aber, theurer Herr, ſagt mir, welche Gunſt Ihr mir zuſichert, im Fall dieß große Gut Euch von dem Herrn beſtimmt iſt, und ich Euch dazu verhelfe. — Ach alles, was Ihr wollt, rief Artus weinend. — Nun erzählte Anthor ihm, was er alles für ihn gethan, wie ſeine Frau ihren eignen Sohn Fremden aufzuziehen gegeben, und wie ſie ihn ſtatt Sohn angenommen und ihn mit ihrer Milch getränkt, und wie er auf dieſe Weiſe ſowohl ihm als ſeiner Ehefrau und ſeinem Sohne Kreux die größte Dankbarkeit ſchuldig ſei, denn nie wäre ein Kind mit mehr Liebe auferzogen, als er von ihnen allen erzogen worden ſei. Vater, erwiederte Artus, haltet mich als Euern Sohn forthin, bin ich gleich nicht Euer Kind, denn wie ſollte ich wohl einen Schritt gehen, oder der Gnade, welche Gott vielleicht mir erweiſen, und zu welcher Ihr mir verhelfen wollt, wie ſollte ich mich ihrer wohl würdig erweiſen, ohne Euern Rath und väterlichen Beiſtand; ſeid alſo gewiß, daß ich alles zu thun bereit bin, was Ihr mir befehlen werdet. — Nun ſo bitte ich Euch, fing Anthor wieder an, wenn Ihr König ſein werdet, macht meinen Sohn Kreux zu Euerm Seneſchall, und dergeſtalt, daß er ſein Seneſchallsamt nie verlieren kann, ſo lange er lebt, ſollte er auch ſich eines Verbrechens gegen Eure Perſon oder gegen irgend einen andern in Euerm Reiche ſchuldig machen. Sollte er ein Verräther ſein, oder übel reden, ſo bitte ich Euch, erduldet ein Kleines von ihm; denn um Euch beſſer zu erziehen, gab die Mutter ihn in fremde Hände, ſo daß er dadurch ganz ausgeartet iſt, alſo müßt Ihr Euch auch von ihm mehr als von irgend einem andern gefallen laſſen: ich bitte Euch alſo, dieſe Bitte gewähret mir. Da Artus ihm nun die Gewährung zuſagte, nahm Anthor ihn bei der Hand, und führte ihn zum Altar, vor das Bild der heiligen glorreichen Jungfrau Maria, und hier ließ er ihn auf die heiligen Reliquien ſchwören, daß er ſein Verſprechen gegen Keux halten wolle. Nachdem gingen ſie aus der Kirche, wo ſie den Fürſten, Baronen und Rittern begegneten, welche von den Spielen zurück kamen, und nun in die Veſper gehen wollten. Anthor rief diejenigen unter ihnen, welche ſeine Freunde waren, ging mit ihnen und ſeinen Söhnen zum Erzbiſchof und ſagte: Herr Erzbiſchof, mein Sohn hier, welcher noch nicht Ritter iſt, verlangt den Verſuch mit dem Schwerte zu machen, und bittet Euch dazu um Erlaubniß. Der Erzbiſchof ging ſogleich mit allen Anweſenden hinaus, und ſtellten ſich um die Stufen her. Mein Sohn, ſagte Anthor, ſteig hinauf, nimm das Schwert und bring es dem Herrn Erzbiſchof. Artus that unverzüglich, wie ſein Vater ihm befohlen, ſtieg muthig die Stufen hinauf, zog ohne alle Mühe das Schwert aus dem Ambos, und händigte es dem Erzbiſchof ein: dieſer umarmte den Knaben, und ſang mit lauter Stimme Te Deum Laudamus. Die Fürſten und die Herren gingen mit Artus nach der Kirche zurück. Voller Verdruß ſagte einer zum andern: Wie kann es ſein, daß ein ſolcher Burſch unſer König werde, und über uns herrſche? Als der Erzbiſchof dieſe Reden hörte, gerieth er in Zorn: er und Anthor waren auf Artus Seite; aber die Barone ſowohl, als auch das Volk waren gegen Artus. Darauf ſprach der Erzbiſchof das kühne Wort: „Und wäre die ganze Welt gegen dieſe Wahl, und Gott der Herr hat ſie beſchloſſen, ſo wird er König!“ Geh Artus, fuhr er fort, ſtecke das Schwert hin, wo Du es hergenommen. Artus gehorchte, und das Schwert war ſo feſt als vorher. — Jetzt geht, fing der Erzbiſchof wieder an, Ihr Fürſten, Herzoge, Ihr Reichen und Mächtigen, jetzt geht hin und ſehet, ob einer unter Euch iſt, der es herauszieht. — Sie verſuchten es alle noch einmahl, einer nach dem andern; keiner vermochte es aber. — Ihr Thoren, rief der Erzbiſchof, wollt Ihr gegen den Willen Gottes ſtreiten? — Das wollen wir nicht, ſagten die Fürſten, ſollte es uns aber nicht kränken und uns wehe thun, daß ein ſolcher Burſche über uns herrſchen ſoll? — Der ihn erwählte, ſagte der Erzbiſchof, der kennt ihn beſſer als Ihr ihn kennt. — Wir bitten Euch, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, laßt das Schwert noch ſtecken bis zur Lichtmeß, damit noch andre den Verſuch machen. — Dieß ward ihnen bewilligt, und nun kamen Fürſten, Herzöge, Edle und Ritter aus allen Landen, und von weit und breit, jeden Tag kamen neue, gingen zum Ambos, zogen aus allen Kräften das Schwert; aber keiner von ihnen konnte es herausziehen. Am Tage der Lichtmeſſe verſammelten alle ſich wieder; da ſtieg Artus auf Befehl des Erzbiſchofs die Stufen hinauf, zog das Schwert mit Leichtigkeit aus dem Ambos, und überreichte es dem Erzbiſchof: dieſer ſowohl, als der ganze anweſende Clerus weinten vor Freude und Wehmuth, als ſie dieß Wunder ſahen. — Iſt noch einer unter Euch, rief der Erzbiſchof, welcher an der göttlichen Wahl zweifelt? — Dennoch erlaubt, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, daß es noch bis Oſtern anſtehe, und kommt bis dahin niemand, der es vermag, ſo wollen wir Dieſem unterthan ſein. Wollt Ihr, fragte der Erzbiſchof, gern gehorſam ſein, wenn ich noch bis zu Oſtern warte? — Ja, Herr Erzbiſchof, das wollen wir. — Nun ſo geht, Artus, ſteckt das Schwert wieder an ſeinen Ort; ſo es Gott gefällt, wird es doch das Eure bleiben. Artus gehorchte, das Schwert ſtak wieder feſt wie zuvor, und zehn Männer bewachten es.

Am Oſterfeſte nach der Meſſe ward Artus die Stufen hinaufgeführt, wo er wieder das Schwert aus dem Ambos zog. Da erhoben die Fürſten ſich, und begrüßten ihn als ihren Herrn; baten ihn aber, daß er noch einmahl das Schwert auf den Ambos ſtecken, und erſt etwas mit ihnen reden möchte. Sehr gerne, antwortete Artus höflich, ſo wie alles was Euch beliebt, das ich thue. Sie gingen darauf alle zuſammen in die Kirche, um mit Artus ſich zu unterreden und ihn auf die Probe zu ſtellen; denn der Erzbiſchof hatte den Fürſten vorher viel Rühmens gemacht von der Verſtändigkeit und dem guten Anſtand des Artus;

jetzt alſo wollten ſie prüfen, ob ſich dieß alſo verhalte. — Sire, redeten ſie ihn an, wir ſehen nun wohl, daß es Gottes Wille iſt, daß Ihr über uns herrſchen ſollt; was Gott will, das muß geſchehen; wir erkennen Euch alſo als unſern König und Herrn, und wollen jetzt von Euch unſre Lehen und Gaben empfangen; doch bitten wir Euch gehorſamſt, daß Ihr Eure Krönung noch bis zum Pfingſtfeſte anſtehen laſſet, Ihr ſollt deſſen ungeachtet unſer König und Herr verbleiben. Hierüber ſagt uns jetzt Eure Meinung, ob Ihr es ſo zufrieden ſeid? — König Artus erwiederte auf der Stelle: Daß ich Euch Gaben und Lehen ertheilen ſollte, kann nicht eher geſchehen, als bis ich erſt das meinige erhalten, ich kann niemand ertheilen, was ich ſelber nicht beſitze; ſo kann ich auch nicht eher Euer König genannt und dafür gehalten werden, als bis ich zum Könige geſalbt und gekrönt worden bin, und das Reich mir überantwortet iſt. Doch der Aufſchub, den Ihr von mir verlangt, den gebe ich Euch ſehr gern; denn ich bin weit entfernt, die Krönung oder das Reich zu verlangen, noch ihm nachzutrachten, wenn es nicht Gottes und Euer Wille iſt.

Die Fürſten waren mit ſeiner Antwort ſehr wohl zufrieden, und alle die zugegen waren, ſagten: Dieſer Knabe würde, wenn er am Leben bliebe, ſehr verſtändig werden. Dann wandten die Fürſten ſich wieder gegen Artus, und ſagten: Sire, es dunkt uns gut, daß Ihr erſt am Pfingſtfeſte mit der königlichen Krone gekrönt werdet; bis dahin aber wollen wir Euch auf Befehl des Erzbiſchofs gehorchen.

Nachdem dieſes beſchloſſen war, und die Fürſten endlich den Entſchluß gefaßt, Artus als ihren König anzuſehen, brachte ihm ein jeder ſehr reiche Geſchenke: einige brachten koſtbare Rüſtungen, andre vortreffliche Roſſe, noch andre goldne Halsketten und köſtliche Edelſteine; und ſo brachte ihm ein jeder, wornach, wie ſie glaubten, Artus trachten würde. Artus nahm dieſe Geſchenke ſehr ehrenvoll auf, und war ihnen ſehr verbindlich dafür, theilte ſie aber unter die, welche ihm am nächſten waren, und die er in Ehren hielt, alle wieder aus. Einem jeden gab er, was ihn nach Stand, Verdienſt, nach ſeinem Amt und Gemüth am meiſten vergnügen mußte. Den Rittern ſchenkte er Pferde und Rüſtungen; goldene und ſeidene Stoffe den Eitlen, welche ſich gern koſtbar ſchmücken mochten; den Verliebten gab er Gold und Silber, die Geliebte damit zu beſchenken, und den Verſtändigen, was ihnen wohl gefallen mochte; ſo wie er den Weiſen, die aus fremden Ländern kamen, dasjenige verehrte, was in ihrem Lande am höchſten geachtet war, auch war er viel in ihrer Geſellſchaft, und hörte auf ihre Ermahnungen und ihren Rath. So gab er alles wieder weg, was man ihm ſchenkte, und erwarb ſich die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen. Auch ſagten die Fürſten und Barone zu einander: Er muß wahrlich von hoher Abkunft ſein, denn es iſt keine Habſucht oder Begehrlichkeit in ihm.

Da ſie nun keinen Tadel an ihm finden konnten, wie vielfach ſie ihn auch prüften, verſammelten ſich alle Fürſten, Große, Edle und Ritter aus ganz England in London, am Tage vor dem Pfingſtfeſte. Hier verſuchte noch einmahl ein jeder, das Schwert herauszuziehen, aber es war umſonſt. Der Erzbiſchof, welcher alles zur Krönung auf den folgenden Tag in Bereitſchaft geſetzt hatte, ſchlug auf Verlangen aller Fürſten den Artus zum Ritter, und er wachte die ganze Nacht in der Kirche bei ſeinen Waffen. Am andern Morgen hielt der Erzbiſchof den Fürſten eine ſchöne Rede, und fragte am Ende derſelben, wenn noch jemand gegen dieſe Wahl und die Krönung des Königs etwas einzuwenden habe, der ſage es nun. Alle aber riefen einſtimmig: Er ſolle gekrönt werden; darauf knieten ſie alle vor Artus nieder und baten ihn um Verzeihung, daß ſie ſo gegen ihn geweſen im Anfange, und daß ſie ſeine Krönung ſo oft aufgeſchoben; auf ihren Knien flehten ſie ihn um Gnade. Artus kniete auch nieder gegen ſie und rief: Ich vergebe Euch, und ſo vergebe Euch Gott! Da ſtanden ſie auf, nahmen Artus und trugen ihn auf ihren Armen dahin, wo die königlichen Kleider lagen, und bekleideten ihn damit. Hierauf ſprach der Erzbiſchof zu Artus, daß er nun hingehen müſſe, das Schwert der Gerechtigkeit zu hohlen, womit er die Kirche und die Chriſtenheit beſchützen ſolle, ſo bald ſie ſeiner bedürftig würde, denn unſer Erlöſer, da er die Gerechtigkeit auf Erden brachte, habe er ſie in ein Schwert gelegt. Darauf gingen ſie alle, der Erzbiſchof, die ganze Geiſtlichkeit, Artus, die Fürſten, Herzoge, Barone und die edlen Ritter in einer Prozeſſion zu dem Ambos mit dem Schwerte. Ehe aber Artus hinaufſtieg, ſagte der Erzbiſchof, er müſſe vorher den Eid ablegen. Alles, was Ihr befehlt, erwiederte Artus. — So ſchwöre, fing der Erzbiſchof wieder an, bei Gott dem Allmächtigen Schöpfer, bei der Jungfrau Maria, bei dem heiligen Petrus und bei allen Heiligen, daß Du unſerer heiligen Mutterkirche getreu, ſie in allem aufrecht erhalten und ihr in Nöthen beiſtehen, ihr beſtändig die ihr gebührende Ehrfurcht erzeigen und ihren Frieden erhalten wirſt; daß Du Dein Volk beſchützen und ſchirmen, und gegen jeden vertheidigen willſt; daß Du, ſo lange Du lebſt, jedem Einzelnen, wie allen zuſammen, Treue und Redlichkeit halten, niemand in ſeinem Rechte beeinträchtigen, und den Frieden und die Freiheit erhalten willſt; auch daß Du nach Deiner Macht die Gerechtigkeit pflegen willſt, ſo wie es einem jeden gebührt. — Als der junge König dieſe feierliche Anrede vernahm, mußte er weinen, und alle Umſtehenden weinten mit ihm; dann faßte er ſich aber wieder, und ſagte mit geſetzter Stimme: So wahr ich an Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, und unſer aller Vater glaube, ſo ſchwöre ich, daß ich nach meinen Kräften alles das thun werde, was Ihr mir vorgelegt. — Nun, ſo nimm das Schwert! ſagte der Erzbiſchof. Artus kniete nieder, ergriff das Schwert, zog es wie die vorigen Mahle mit großer Leichtigkeit heraus, und trug es, gefolgt von allen, die mit ihm waren, nach dem großen Altar in die Kirche; hier legte er es hin. Nun ward er geſalbt, und ihm die Königskrone aufgeſetzt, wobei man alle die üblichen Gebräuche beobachtete. Nun las der Erzbiſchof die Meſſe, und als ſie aus der Kirche gingen, fanden ſie weder die Stufen noch den Ambos mehr, worüber alle in das größte Erſtaunen geriethen. So ward Artus König in London, wo er ſehr lange Zeit in Frieden lebte, bis ſich nachmahls die Fürſten gegen ihn empörten, wie man weiter hin leſen wird.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Die Geſchichte ſagt, daß nach langer Zeit König Artus einſt Hof halten wollte. Er ließ die Fürſten und Barone des Landes zuſammen berufen, die auch mit großer Begleitung ankamen. Zuerſt kam König Loth von Orcanien, welcher das Land Leonnois hatte, mit fünfhundert Rittern, alle in guter Rüſtung und wohl beritten; dann kam König Urien vom Lande Gorre, ein junger, in den Waffen wohl geübter Ritter, begleitet von vierhundert Rittern von hohem Werth. Alsdann König Uter von Gallot, welcher eine Schweſter des Königs Artus zur Gemahlin hatte, mit ſiebenhundert Rittern; dann König Lrarados von Brebas, ein ſehr großer und ſtarker Herr, er beherrſchte Eſtrangegore, und war einer der Ritter von der Tafelrunde. Dann kam der ſchöne junge König Aquiſeaulx von Schottland, mit fünfhundert Rittern; zuletzt König Idiers mit vierhundert jungen, tapfern und in den Waffen wohlgeübten Rittern.

König Artus war höchſt erfreut, eine ſo vortreffliche und edle Ritterſchaft bei ſich in London verſammelt zu ſehen, und empfing ſie alleſammt mit vielen Ehrenbezeigungen und großer Feſtlichkeit. König Artus war unterdeſſen auch ein ſehr ſchöner Herr und vortrefflicher Ritter geworden, ſo daß es eine Freude war, ihn anzuſchauen, und war mit ſeinen Gütern ſehr freigebig. Er beſchenkte alſo jeden der Fürſten und jeden Ritter mit koſtbaren Kleinodien und mit allerhand reichen Gaben, und mit ſo edlem freigebigem Anſtand, wie einer, dem es an ſolchen Schätzen nicht fehle, und der gewohnt iſt, ſie zu verſchenken. Einige von den Fürſten nahmen die Geſchenke mit Freude an, und dachten ſehr gut von ihrem Könige deßwegen: andre aber waren voller Neid, und von dieſer Zeit an trugen die größten und vornehmſten einen tödtlichen Haß gegen den König im Herzen. Iſt es nicht eine Thorheit, ſagten ſie unter einander, daß wir einem Burſchen von ſo geringer Abkunft eine ſolche Macht und das beſte Königreich gelaſſen haben, ſo daß er ſolche Schätze ſammeln und ſie mit Stolz verſchenken kann? Das wollen wir von nun an nicht länger zugeben. — Sie ſchlugen alſo die Geſchenke des Königs hoffärtig ab und ſchickten ſie ihm zurück, ließen ihm auch dies ſagen, er ſolle wiſſen, daß ſie ihn nicht länger als ihren König anſähen, er möge daher nur aufs Eiligſte ſein Reich, ſo wie das ganze Land verlaſſen, und ſich wohl hüten, ſich je wieder daſelbſt ſehen zu laſſen, ſonſt würden ſie ihn auf alle Weiſe um's Leben zu bringen ſuchen.

König Artus ward ſehr ergrimmt über dieſe Drohungen; da er ſich aber nichts Gutes von ihnen verſah, entfernte er ſich in der Stille, und verſchloß ſich in einen feſten Thurm, welcher in der Stadt London ſich befand, wo er ſich fünfzehn Tage lang verbarg, weil er die Verrätherei der Fürſten ſchon kannte. Hierauf kam Merlin an, und zeigte ſich öffentlich dem ganzen Volke. Als dieſes den Merlin erkannte, war ſeine Freude ſo groß, und die Freudensbezeigungen und der Tumult ſo laut um ihn her, daß man wohl den Donner nicht gehört hätte, ſo ſehr lärmten ſie. Merlin iſt gekommen! Merlin iſt da! So ſchrien ſie auf allen Gaſſen einander zu. Auch die Fürſten gingen ihm entgegen, erzeigten ihm viel Ehre, und führten ihn nach dem Palaſt, in einen Saal, deſſen Fenſter über die Stadt weg auf eine luſtige grüne Wieſe ſahen; durch dieſe Wieſe ſah man einen ſchönen hellen Fluß fließen, den man ſehr weit verfolgen konnte, bis er die Mauern der feſten Burg Clarion umgab. Hier ſetzten die Fürſten ſich mit Merlin nieder, und zogen ihn zur Rechenſchaft; fragten ihn, was ihn bedünke zu dem neuen Könige, welchen der Erzbiſchof Brice gekrönt habe, ohne ihre Erlaubniß und gegen ihren Willen ſowohl, als gegen den Willen des Volks. — Er hat wohl gethan, antwortete Merlin, Ihr möget wiſſen, daß er keinen andern hätte wählen können, der geſchickter dazu wäre. — Wie das, Merlin? Erkläret Euch; denn uns dünkt, es ſind viele unter uns, welche ſowohl der Tapferkeit als der Geburt nach, dieſe Ehre mehr verdient hätten, als ein ſolcher Burſche, von dem man nicht weiß, wer er iſt? — Er iſt von höherer Abkunft als einer von Euch, ſagte Merlin, denn er iſt weder Anthors Sohn, noch Keurs Bruder! — Merlin, Ihr macht uns immer mehr und mehr verwirrt; wer iſt er denn? was ſollen wir denken? — Sendet nach dem König Artus, daß er hier vor uns erſcheine, und verſprecht ihm Sicherheit; auch ſeinen Pflegevater Anthor laſſet zugleich herkommen, und Ulfius, den Rath des Königs Uterpendragon, nebſt den Erzbiſchöfen von Brice und von London, in deren Gegenwart ſollt Ihr hören, wer Artus iſt, und Eure Zweifel ſollen gelöſt werden. — Es ward ſogleich einer aus ihrer Mitte abgeſandt, welcher den König Artus im Nahmen Merlins und der verſammelten Fürſten rufen mußte, ſo auch die Erzbiſchöfe, und die andern beiden. Als ſie hörten, daß Merlin dabei war, wurden ſie fröhlichen Muthes, und begaben ſich ſogleich hin; Artus zog aber einen Panzer unter ſeinem Rocke an, denn er traute den verrätheriſchen Fürſten nimmer. Als ſie nun in den Saal vor die verſammelten Herren kamen, wo ſich auch eine große Menge von Volk befand, um dieſe Sache zu hören, ſetzten ſich alle, Merlin aber ſtand auf, und erzählte den ganzen Verlauf von der Geburt des Königs Artus mit allen Umſtänden und mit großer Deutlichkeit, worauf denn Ulſius und Anthor den Eid vor den Biſchöfen ablegten, daß alles ſich ſo zugetragen, wie Merlin es erzähle. Ihr ſeht alſo, ſagte Merlin weiter, daß König Uterpendragon, ſein Vater, ihn nicht für ſeinen Sohn und Erben erklären wollte, aus großer Gewiſſenhaftigkeit, weil er nähmlich dieſen ſeinen Sohn mir überliefert hatte, noch ehe er wußte, daß er ihn erzeugt, er wollte alſo ſeinen Schwur auf keine Weiſe brechen. Gott der Herr aber, der ſeine Frömmigkeit und die Tugend ſeiner Gemahlin Yguerne ſah, beſchloß, daß um der Aeltern willen der Sohn dennoch zu ſeinem rechtmäßigen Erbe gelange, und ſandte das Wunder mit dem Schwerte, damit Ihr alle erkennen möget, wie Gott ſelber ihn erwählte, und daß er Euer König ſein ſoll.

Das ganze Volk weinte vor Freude, als es dieſe wunderbare Geſchichte hörte, und daß Artus ein Sohn des ſehr geliebten Königs Uterpendragon ſei, und verfluchte im Herzen diejenigen, welche dieſe Zerſtörung anfingen und nicht wollten, daß Artus König ſein ſolle.

Die Fürſten aber erklärten laut, ſie wollten keinen König, welcher nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt ſei; ſtießen darauf ſehr üble Reden aus, die ich gar nicht herſetzen will; unter andern ſagten ſie, er ſei ein Baſtard, und einem Baſtard hätten ſie nicht nöthig, den Frieden zu halten, oder ihn in einem Reiche wie London herrſchen zu laſſen. Darauf gingen ſie alle in großem Zorne und Grimme davon; die Erzbiſchöfe aber, der Clerus und alles Volk war auf Artus Seite. Die Ritter bewaffneten ſich in ihren Gaſthöfen; und ließen dem Könige Artus den Frieden aufſagen. Dieſer begab ſich wieder nach ſeinem feſten Thurme, und ſetzte ſich nebſt ſo vielen Leuten, als er habhaft werden konnte, in Bereitſchaft, ſich zu vertheidigen. Nachdem ſeine ganze Parthei verſammelt war, fand es ſich, daß er wohl, den Clerus mitgezählt, an ſiebentauſend Mann hatte. Ritter hatte er aber nur eine ſehr geringe Anzahl, ungefähr dreihundert und fünfzig an der Zahl; der König gab ihnen Waffen und Pferde, und ſie verſprachen ihm treu bis in den Tod zu bleiben und ihm zu helfen.

Merlin ging zu den Fürſten, die ſich fertig machten, den König anzugreifen, und machte ihnen Vorſtellungen wegen ihres böſen Unternehmens. Die Fürſten aber ſpotteten über Merlin, nannten ihn Schwarzkünſtler, und hießen ihn ſchweigen. Merlin ſagte, es würde ſie dieſes Betragen zeitig genug gereuen, ging von ihnen, und begab ſich zum König Artus in ſein feſtes Schloß. — Sei nicht erſchrocken, Sire, ſagte er, Du darfſt Deine Feinde nicht fürchten, denn ich will Dir helfen gegen ſie; keiner unter ihnen iſt ſo keck, daß er nicht, noch ehe es Nacht wird, wenn auch ganz nackt, bei ſich zu Hauſe zu ſein wünſchen ſoll. — Artus bat ihn darauf in ſehr ſanften und demüthigen Worten, daß er ihn nicht verlaſſen möchte, und daß er ihn ſo lieben möge, wie er ſeinen Vater Uterpendragon geliebt; er wolle, ſo wie dieſer, ihm in allen Stücken gehorchen und ſeinen Willen pünktlich erfüllen. Sei gutes Muthes, König Artus, erwiederte Merlin, Du darfſt nichts fürchten; höre aber genau zu, was ich Dir hier ſagen will. Sobald Du dieſe Barone Dir wirſt vom Halſe geſchafft haben, welches gar nicht lange dauern ſoll, ſo thue, wozu ich Dir hier rathen will. Wie Du weißt, ſind die Ritter von der runden Tafel, nach dem Abſterben Deines frommen Vaters, deſſen Seele jetzt bei Gott iſt, da ſie ſahen, welcher Betrug und welche Falſchheit hier im Lande entſtand, von hier fortgezogen, und haben die Tafel verlaſſen. Nun mußt Du wiſſen, es regiert ein König, Nahmens Leodagan, in Thamelide, ſeine Gemahlin iſt todt, er iſt ſchon bei Jahren, und hat nur eine einzige Tochter, Genevra genannt, die einzige Erbin ſeines Reiches iſt. Dieſer König Leodagan iſt in einem ſchweren Krieg begriffen gegen Rion, König des Rieſenlandes und des Hirtenlandes, welches niemand bewohnen kann, denn es gehen ſo wunderbare und ſeltſame Dinge daſelbſt vor, daß kein Menſch weder des Tags noch des Nachts daſelbſt Ruhe findet. König Rion iſt ſehr machtig, an Land und an kühnen, tapfern Leuten; dabei iſt er ein ſehr grauſamer Mann. Er hat wohl ſchon an zwanzig gekrönte Könige bezwungen und ihnen grauſamer Weiſe die Bärte abgeſchnitten, aus welchen er ſich einen Mantel verfertigen ließ: dieſen Mantel muß einer ſeiner Ritter ihm ſtets vortragen bei ſeiner Hofhaltung; da nun an dieſem Mantel noch etwas fehlt, ſo hat er geſchworen, nicht eher zu ruhen, bis er dreißig Könige beſiegt, und mit ihren Bärten ſeinen Mantel vollendet hatte. Jetzt macht er dem König Leodagan den Krieg, und hat ſeinem Lande ſchon unendlich viel Schaden zugefügt. Du mußt aber wiſſen, daß wenn er erſt ſein Land erobert hat, ſo verlierſt Du alsdenn auch das Deinige gegen ihn; und würde König Leodagan nicht von den Rittern der Tafelrunde unterſtützt, die ſich alle bei ihm verſammelt haben, ſo hätte er ſchon jetzt ſein Königreich verloren, denn er iſt ſchon alt. Zu dieſem König Leodagan ziehe alſo und diene ihm eine Zeitlang: er wird Dir ſeine Tochter Genevra zur Gemahlin geben, und Du wirſt alſo Erbe ſeines Reiches werden. Seine Tochter iſt eine junge, ſehr ſchöne Dame, und dabei eine der verſtändigſten in der Welt. Trage keine Sorge um Dein Land, es wird ihm nichts geſchehen, denn die Barone, welche jetzt mit Dir Krieg führen wollen, werden ſo viel zu thun haben, daß ſie nicht werden daran denken können, Dein Land zu bekriegen, außer daß ſie Dich angreifen werden im Vorbeigehen, wenn Du auf dem Wege nach dem feſten Lande ſein wirſt; doch ſollen ſie auch da keinen Vortheil finden. Ehe Du aber zieheſt, verſorge Deine Hauptſtädte und die feſten Burgen mit Nahrungsmitteln, mit Kriegsleuten und allem, was zur Gegenwehr nothwendig iſt. Und dem Erzbiſchof von Brice trage auf, daß er alle die excommunicire, welche dem Lande auf irgend eine Weiſe ſchaden oder als Feinde begegnen, und daß er gleich dieſen Abend anfange, die Fürſten und Barone mit dieſer Excommunication zu belegen, und ſo muß es die Geiſtlichkeit in jeder Stadt und an jedem Orte, alle Tage wiederhohlen.

Du ſollſt ſehen, daß auch die frechſten Deiner Feinde davon erſchreckt und vom Kriege abgeſchreckt ſein werden. Auch will ich zu jeder Zeit und bei allen Gelegenheiten Dir zu Hülfe ſein, und Dich niemahls verlaſſen, wo Du Dich auch aufhalten magſt.

König Artus dankte dem Merlin ſehr, nachdem er aufmerkſam alle Worte vernommen, die er ihm geſagt. Hierauf überreichte Merlin ihm eine Fahne von großer Bedeutung; es war ein eherner Drache darin, der helles Feuer auszuſpeien ſchien; ſein Schwanz, gleichfalls von Erz, war ungeheuer lang und dick und wand ſich in vielen Krümmungen. Kein Menſch wußte, wo Merlin dieſe Fahne herbekommen. Artus nahm den Drachen an und überreichte ihn dem Lreur, ſeinem Seneſchall, daß er demſelben ihm vortrage, mit dem Bedeuten, daß er auf Lebenszeit Fahnenträger im Königreiche London ſei. Lreur war ein tapfrer Ritter und von allen wohl geehrt, hielt ſich auch bei allen Fehden und in den Schlachten ſehr muthig und tapfer, nur daß er den Fehler hatte, ſehr verdrießlich und langweilig zu ſprechen; und wegen dieſes Fehlers flohen alle Ritter ſeine Geſellſchaft und verſpotteten ihn. Wer ihn kannte, der ließ ſeine thörichten Reden ſich nicht verdrießen, weil er im Herzen eigentlich niemand übel wollte, oder zu ſchaden ſuchte, aber er ſprach bloß aus Gewohnheit thöricht; ſo daß, wenn er zu reden anfing, er immer nicht recht wußte, was er eigentlich ſagen wollte, ſondern er ſprach ſo allerlei, bis irgend ein verkehrtes Wort ihm entfiel, man über ihn lachte, und ihn ſtehen ließ. Dieſen ſeltſamen Fehler ausgenommen, war er von den beſten Sitten; er hatte ihn ſicher nicht von ſeiner Mutter, der artigſten und verſtändigſten Frau von der Welt, ſondern von der Amme, welcher er überlaſſen war, um Artus deſto beſſer zu erziehen.

Da von hier an Merlin nicht weiter bedeutend vorkommt, als daß er dem Artus beſtändig in allen Schlachten zum Siege verhilft, ſo übergehen wir hier den größten Theil des Originals um ſo mehr, da dieß alles in dem Roman vom König Artus, welchen wir in der Folge zu geben gedenken, beſſer und ausführlicher Statt findet.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

In einem Thal, von Bergen rings umſchloſſen, bei dem Walde von Briogne, lag ein ſchönes, mit großer Pracht erbautes Haus; dieß Haus bewohnte eine Jungfrau von hoher Schönheit; ſie war die Tochter eines vornehmen Herrn, eines Afterlehnsmanns von ſehr hoher Abkunft, er hieß Dionas. Dieſen Nahmen erhielt er von der Syrene von Sicilien, Diana, die ſeine Frau Pathe war, und ſo ward er Dionas genannt wegen ihres Nahmens Diana. Ehe ſie ſich von ihrem Pathkinde trennte, begabte ſie ihn mit vielen Gütern und Reichthümern und mit vielen glücklichen Gaben, denn ſie war die Göttin des Meeres, und war ſehr mächtig, hielt auch dem Dionas Zeit ſeines Lebens alles, was ſie ihm verſprochen. Auf ihr Verlangen ward von den Göttern über ihn beſchloſſen, daß ſein erſtes Kind, eine Tochter, mit aller Anmuth und Schönheit begabt ſein, und daß ſie zu ihrer Zeit von dem weiſeſten aller Menſchen geliebt werden ſolle, der zur Zeit des Vortigerns, Königs von Nieder-Bretagne, leben werde; und daß die Liebe dieſes Mannes zu ihr ewig ſei, und nie eine Endſchaft erreiche; ſondern wo er ſich auch befinden mag, ſoll das Andenken an dieſe Jungfrau ihn immerfort begleiten. Er ſoll ihr auch die Kunſt der Zauberei lernen, und viele andere geheime Wiſſenſchaften, denn nie ſoll er ihr irgend eine Bitte oder Begehren verſagen können, ſondern was ſie von ihm verlange, das werde er thun.

Als Dionas nun aufwuchs, und von wunderbarer Schönheit ward, auch ein tapfrer und in den Waffen wohlgeübter Ritter, ging er in Dienſte der Frau Herzogin von Burgund. Dieſe war ſo wohl mit ſeinem Betragen zufrieden, und ehrte ihn ſo hoch um ſeiner Thaten und ſeiner adlichen Sitten willen, daß ſie ihm eine ihrer Nichten zur Gemahlin gab; ein junges, ſehr ſchönes und ſehr wohlerzogenes Fräulein. Er bekam auch nebſt vielen ſchönen und reichen Gütern mit dieſem Fräulein, die Hälfte des Waldes von Briogne, vom Herzoge von

Burgund, die andre Hälfte gehörte dem Könige Ban von Benoic, welcher nachmahls nebſt dem Könige Beors, den König Artus auf ſeinem Zuge zum Könige Leodagan begleitete, und ihm in allen Schlachten und Kriegen beiſtand. Unter allen Landern und Beſitzungen gefiel dem Dionas dieſer Wald von Briogne am allermeiſten, denn er liebte über die Maßen die Jagd und das Vergnügen im Walde, ſo wie auch das Fiſchen und die Ergetzlichkeit auf dem Waſſer. Nun war in dem Walde ein Ueberfluß von allerhand Wild, Rehen, Hirſchen und Haſen, auch an wilden Schweinen war kein Mangel; desgleichen lag ein großer See in dieſem Walde, worin ſich eine Menge der ſchönſten Fiſche befanden. An dieſem See nun, ſo recht mitten im Walde, ließ Dionas ſich nun ein ſehr ſchönes, reiches und bequemes Haus erbauen, und wohnte darin mit ſeiner ſchönen Gemahlin auf's höchſte vergnügt, und von allen ſeinen Lieblingsergetzlichkeiten umgeben. Doch begab er ſich auch oftmahls an den Hof des Königs Ban, und war beſtändig bereit ihm zu dienen nebſt zehn gewaffneten Rittern, die ehrenvoll in ſeinem Gefolge waren. König Ban ſowohl, wie auch König Beors, hielten den Dionas ſehr hoch und ehrten ihn, um ſeiner Tapferkeit und ſeines ritterlichen Betragens willen, auch weil er ihnen ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet, und ihnen in ihrer Fehde gegen den König Klaudas, wie auch in andern Fehden ſehr tapfer beigeſtanden. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen, ſchenkte König Ban ihm die andre Hälfte des geliebten Waldes; auch König Beors gab ihm reiche Geſchenke an Ländereien, guten Städten, feſten Schlöſſern und Dörfern; beſchenkten ihn überhaupt und liebten ihn dermaßen, daß er einer der mächtigſten im Reiche ward, und es ihm, ſo lange er lebte, an nichts mangelte, was ein Menſch zu ſeinem Vergnügen und zu ſeiner Ergetzlichkeit ſich nur wünſchen mag. Seine Gemahlin kam mit einer Tochter nieder, welche den Nahmen Nynianne in der Taufe erhielt. Dieß iſt ein chaldäiſcher Nahme, der in unſrer Sprache ſo viel bedeutet als: das thu' ich nicht. Die Bedeutung dieſes Nahmens ging auf Merlin, ſo wie man im Verfolge dieſer Geſchichte erfahren wird; denn ſie war ſo klug und verſtändig, daß ſie ſich wohl vor Betrug zu hüten wußte.

Nynianne war zwei und zwanzig Jahre alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf dieſem Wege die Geſtalt eines jungen ſchönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine ſehr ſchöne Quelle, die ſo klar über den feinen weißen Sand hinrieſelte, daß es ſchien, der Grund ſei vom feinſten Silber. Jeden Tag kam Nynianne an dieſe ſchöne klare Quelle, zu ihrem Ergetzen und angenehmen Zeitvertreibe. Merlin fand ſie am Rande der Quelle ſitzend, und ſie dünkte ihm von ſolcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen ſtehen blieb, und nicht weiter konnte; er ſah ſie unverwandt an, und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu ſagen. Er dachte zwar bei ſich ſelber, er dürfe nicht um der Schönheit einer Frau willen von Sinnen kommen, und kein Vergnügen dieſer Art begehren, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf ſich zu laden; er ſagte ſich dieß alles zwar ſelbſt, doch konnte er es nicht laſſen, ſie höflich zu begrüßen. Die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgeſittete feine Weiſe und ſagte: Ihr habt Euch lang auf etwas bedacht, das ich zwar nicht kenne, Gott aber möge Euch den Willen verleihen, alles zu Euerm Beſten zu thun. Da nun Merlin ſie ſo freundlich ſprechen hörte, konnte er nicht anders, er mußte ſich zu ihr an den Rand der Quelle ſetzen, und ſie nach ihrem Nahmen fragen. Ich bin die Tochter eines Edelmannes hier in der Nähe, ſagte ſie: aber wer ſeid Ihr? — Ich bin ein fahrender Edelknecht, antwortete Merlin, ich ſuche meinen Meiſter, der mich eine ſehr ſchätzenswerthe Kunſt lehrte. Welch eine Kunſt iſt dieß? fragte die Jungfrau. — Ei, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, ſogleich ein Schloß ſich erheben laſſe, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Waſſer gehen, ohne mir die Sohlen zu benetzen; kann einen Fluß entſtehen laſſen, an einem Ort, wo niemahls einer war. — Nun ſicher, ſagte die Jungfrau, ich wollte wohl viel von dem meinigen dafür geben, um einen Theil dieſer Spiele zu verſtehen. — Noch mehrere, weit ſchönere weiß ich, ſehr ergetzend für jeden edeln Menſchen. So würdet Ihr Euch niemand erdenken, deſſen Geſtalt ich nicht ſogleich annehmen könnte. — Ich bitte Euch, Herr, woſern es Euch nicht mißfällt, mich einige dieſer Spiele ſehen zu laſſen, dafür will ich, ſo lange ich lebe, Eure Freundin und Vertraute ſein, in allen Züchten und Ehren, und ohne böſe Gedanken. Ihr ſeid, erwiederte Merlin, ſo ſanft und von ſo gutem Herzen, daß ich, um Eure Liebe zu gewinnen, gern Euch einen Theil der ſchönen Spiele lehren will, doch müßt Ihr Eure Liebe mir ſchenken, denn andern Lohn verlange ich nicht. — Doch in allen Ehren, ſagte die Jungfrau, und denkt nichts Böſes dabei, und nichts was mir zu Schaden gereichte. Da ſtand Merlin auf, entfernte ſich ungefähr einen Bogenſchuß weit von ihr, brach eine Ruthe ab, und machte damit einen Kreis um ſich her. Dann ging er wieder hin, und ſetzte ſich neben der Jungfrau nieder. Nach einer kleinen Weile blickte ſie von ungefähr nach dem Ort hin, wo er den Kreis gezogen, und ſiehe da, es kamen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher ſpaziert, hielten ſich bei den Händen angefaßt, und ſangen mit ſo lieblicher Stimme, und ſo herrliche Weiſen, als man niemahls vorher dergleichen gehört. Vor ihnen her gingen auch Spielleute mit verſchiedenen Inſtrumenten, dieſe machten eine ſo herrliche Muſik zuſammen mit dem Geſange, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören glaubte. In dem Kreis, welchen Merlin gezogen, ſtanden ſie ſtill, und nun fingen einige an mit lieblichen Geberden und mit gar anmuthigen Bewegungen zu tanzen, während die andern die herrliche Muſik fortſetzten. Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemahls ſo wach, daß es nicht bei Anhörung dieſer wunderſüßen Muſik eingeſchlummert wäre. Auch darf man nicht fragen, ob ſie ſo ſchön anzuſchauen geweſen, als lieblich zu hören; ſie waren alle von ſelten ſchöner Geſtalt, und blühendem Angeſicht, und waren alle mit prächtigen Kleidern und köſtlichem Geſchmeide, von Perlen, Edelſteinen, Gold und Silber, ſo reich und auf eine ſo neue ſeltſame Weiſe geſchmückt, daß die Augen davon geblendet wurden, wenn man ſie anſah. Kein Mund kann nur den vierten Theil ihrer herrlichen Geſtalt, und der wunderſüßen Muſik und von dem Tanze erzählen; man konnte nicht müde werden, ihnen zuzuſchauen und zu hören. Der Ort, an welchem Merlin den Kreis gezogen, war ohne Schatten und ein bloßes

Stuck Land; als nun die Sonne höher herauf kam, entſtand über den Sängern und um ihnen her, ein dick belaubtes Gebüſch, und unter ihren Füßen entſproßten ſo viel Blumen und wohlriechende Kräuter, daß die Luft weit umher davon durchwürzt ward. Nynianne ward nicht müde, der Muſik zuzuhören, und vergaß Eſſen und Trinken dabei, doch konnte ſie nicht verſtehen, was ſie ſangen, obgleich ſie ſehr aufmerkſam zuhorchte, nur den Refrain verſtand ſie, der hieß: Liebes Anfang ſüße Freuden, endet doch in bitteres Leiden.

Der Geſang war ſo laut, daß man ihn in Dionas Hauſe vernahm, worauf ſich denn alles Volk dahin verſammelte, und nicht wenig verwundert war, dieſe ſchöne Geſellſchaft, und das lieblich duftende Gebüſch, den Tanz und die Muſik dort zu ſehen, wo vorhin niemahls dergleichen war geſehen worden. Als ſie nun müde waren, ſetzten ſie ſich alle zuſammen in das friſche grüne Gras, pflückten ſüß duftende Blumen, machten Kränze und Sträuße, und ſcherzten mit lieblichen Geberden und Lächeln, ſo daß es eine Wonne war, ihnen zuzuſchauen. Merlin nahm Nynianne bei der Hand; was dünkt Euch hiezu? fing er an. — Gewiß, Ihr habt ſo viel gethan, daß ich ganz die Eurige bin, ſagte ſie. — Nun, ſchöne Dame, ſo müßt Ihr auch den Vertrag halten. — Wahrlich, das will ich gern, nur müßt Ihr mich Eure Spiele machen lehren. — Ich bin es ganz zufrieden, ich will ſie Euch lehren, damit Ihr noch etwas anders wiſſet, als leſen und ſchreiben. — Wie? Ihr wißt, daß ich leſen und ſchreiben kann? — Ja, ſchöne Dame, denn mein Meiſter lehrte mich, alle geſchehene Dinge zu wiſſen. — Dieß iſt in Wahrheit denn noch das ſchönſte von allen Euern Spielen, und das ich wohl verſtehen möchte. Aber wißt Ihr denn auch die Dinge, die zukünftig geſchehen ſollen? — Ja wohl, meine Herrin und geliebte Freundin, größtentheils weiß ich dieſe, Gott ſei Dank. — Nun warum wollt Ihr noch weiter etwas lernen, mit dieſen beiden Wiſſenſchaften dünkt mich, könnte Euch wohl genügen, und braucht Ihr nicht weiter zu forſchen. —

Während Merlin und die Jungfrau ſich ſo in ſanften, zärtlichen Geſprächen vergnügt unterhielten, begaben die Sänger und

Tänzer, ſammt den ſchönen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſich nach dem Walde, woher man ſie zuerſt hatte kommen ſehen, verſchwanden eins nach dem andern und zerfloßen in Luft gegen den Wald hin, ſo daß man nicht wußte, wo ſie hinkamen. Der ſchöne Buſch aber und die lieblichen Blumen auf den friſchen Raſen blieben ſtehen, weil das Fräulein den Merlin gar ſehr darum bat, daß es möchte ſtehen bleiben, und ſie nannte den Ort: **Wonne und Troſt.**

Als ſie ſich nun noch recht lange unterhalten, ſagte Merlin: Schöne Jungfrau, ich muß nun fort, meine Gegenwart iſt anderswo nothwendig. — Wie? wollt Ihr mich denn nicht vorher Eure Spiele lehren? — Eilet damit nicht ſo ſehr, Fräulein, nur zu bald werdet Ihr ſie lernen. Aber ich muß fort, und Ihr habt mir noch keinen Beweis Eurer Liebe gegeben. — Welchen Beweis ſoll ich Euch geben? Sagt, was Ihr verlangt, und ich will es thun. — Nun ſo gelobet mir Eure Liebe und Eure Perſon, daß Ihr mein eigen ſeid. — Die Jungfrau bedachte ſich eine Weile, dann ſagte ſie: Nun wohl, ich vertraue Euch, und bin ganz die Eurige, und meine Liebe iſt ganz für Euch, doch mit der Bedingung, daß Ihr mich ſogleich einige der Künſte lehrt. — Nachdem nun Merlin ihre Treue, ihre Liebe und ſie ſelber erhalten, und ſie ſich ihm gelobet und ganz hingegeben hatte, lehrte er ſie allerhand Künſte zu ihrer Ergetzlichkeit, die ſie nachmahls auch ſehr ausübte, ſo wie die Kunſt, einen Fluß hervorkommen und ihn dann nach Belieben wieder verſchwinden zu laſſen, und andere ſchöne Künſte mehr, die ſie ſehr ſauber auf Pergament aufſchrieb und aufbewahrte. Dann nahm Merlin von Nynianne ſehr zärtlichen Abſchied. Wenn werde ich Euch wiederſehen? fragte ſie ihn. — Merlin verſprach ihr, am Vorabende des Johannistags bei ihr zu ſein. Darauf ging er fort, und wandte ſich nach Tharoaiſe in Thamelide, wo König Artus und die Könige Ban und Beors ihn erwarteten und freudig empfingen. *)

---

*) Hier hört die Geſchichte auf von Merlin zu ſprechen. Beſchreibungen der Kriege und einzelnen Fehden zwiſchen Artus und ſeinen Feinden, füllen den Reſt des erſten Buchs ſowohl, als auch das ganze zweite

Am Vorabende des Johannistages begab er ſich zu ſeiner Freundin, die voller Freude war, ihn wieder zu ſehen, denn noch wußte ſie nicht ſo viel von ſeinen Künſten, als ſie wohl gern gewußt hätte. Sie bezeigte ihm ihre Freude und Liebe auf alle Weiſe; aß und trank mit ihm, und ſchlief mit ihm in einem Bette; doch hatte ſie ſchon ſo viel von der Zauberei erlernt, daß wenn er ſich nicht länger zurückhielt, und ſie zu ſeinem Willen zu bewegen verſuchte, oder ſie umarmen wollte, ſo verwandelte ſie ſchnell ein Kiſſen in ihre Geſtalt, daß er alsdenn in ſeine Arme nahm, und ſo einſchlief. Auch thut die Geſchichte nicht genau Meldung, daß er je einer Frau beigewohnt; und doch hatte er zu einer Frau ſolche Liebe getragen, und ſich ihr ſo überlaſſen, daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb. Er blieb lange Zeit bei ſeiner Freundin, ſie hielt ſeine Sinne beſtändig in Schranken, unterließ aber keinen Augenblick, nach allen ſeinen Künſten und nach ſeiner Weisheit zu forſchen: er konnte ihr nichts verſagen, lehrte ſie alles, was er wußte, und ſie ſchrieb ſich jedes Wort, welches er ihr ſagte, ſorgfältig auf, ſo daß ſie bald alles in ihrer Gewalt hatte. Dann nahm Merlin wieder von ihr, ſo wie ſie von ihm zärtlich Abſchied, ging fort nach ſeinem Meiſter Blaſius, verſprach ihr aber vorher, über ein Jahr an demſelben Tage wieder bei ihr zu ſein.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

König Artus war zu London, mit ſeiner Gemahlin der Königin Genevra, ſeinem Neffen Herrn Gavin, Merlin, und den Rittern der runden Tafel. Sie brachten hier ihre Zeit auf eine ſo angenehme Weiſe zu, daß ſie wohl inne wurden, wie ihnen nichts fehle. Weder Argwohn noch Feindſchaft war zwiſchen ih-

---

des Romans von Merlin; lauter Begebenheiten, worin er ſelbſt wieder nur erſcheint, um dem Artus durch ſeinen Rath, ſeine Tapferkeit, oder auch durch Zauberei zum Siege zu verhelfen.

nen, nichts als Feſte, Spiele, Ergetzlichkeit und freundliche Geſpräche wechſelten unter ihnen ab, bald im ſchönen kühlen Walde, oder auf dem Fluß. Auch kamen von weit und breit Ritter und Herren an den Hof des Königs Artus, auch Damen und Jungfrauen die Menge, ſowohl zu ihrer Ergetzlichkeit und um die Pracht des Hofes zu ſehen, als die Damen, um ſich Hülfe zu verſchaffen gegen erlittenes Unrecht, denn König Artus erlaubte jedesmahl einem Ritter ſeines Hofes, ſich der Fremden anzunehmen, wenn ihre Sache gerecht war, und ſie um Hülfe bat; wie auch die fremden Ritter oft in Turnieren und im einzelnen Lanzenbrechen, die Ritter des Königs Artus aufforderten, und ihre Waffen gegen ſie erprobten. So lebten ſie in hohen Freuden, die Tafelrunde und der Hof des Königs Artus war berühmt, und allenthalben in der ganzen Welt ſehr geehrt.

Unterdeſſen kam aber die Zeit heran, in welcher Merlin ſeinem Verſprechen gemäß, bei ſeiner Freundin Nynianne ſein mußte, vorher aber wollte er erſt zum Meiſter Blaſius nach Northumberland ziehen. Er ging alſo zum König Artus und zur Königin Genevra, und beurlaubte ſich von ihnen; dieſe baten ihn in gar ſanften und demuthigen Worten, daß er doch bald wieder kommen ſollte, denn beide liebten ihn ſo ſehr, daß ſie nicht gern ohne ſeine Gegenwart waren. Der König ſagte mit gerührter Stimme: Ihr geht nun, Merlin, ich kann Euch nicht halten, auch will ich nichts, als was Ihr ſelber wollt; aber ich werde nicht vergnügt ſein, bis ich Euch wieder ſehe; darum eilt, ich bitte Euch um Gottes Willen, eilt, daß Ihr wieder herkommt. Mein König, ſprach Merlin, Ihr ſeht mich jetzt zum letzten Mahle. Bei dieſem Worte erſchrack Artus ſo ſehr, daß er kein Wort hervorbringen konnte. — Merlin ging weinend fort, und rief noch: Lebt wohl, mein König, ſeid Gott empfohlen. —

Weinend verließ er die Stadt London, und wanderte zu ſeinem Meiſter Blaſius nach Northumberland. Dieſen ließ er alles aufſchreiben, was an dem Hofe des Königs Artus geſchehen, und alle Kriege und Gefechte, welche dieſer gehabt, ſo wie alle ſeine Thaten. Durch das Buch des Meiſters Blaſius wiſſen wir noch bis auf den heutigen Tag die Wahrheit aller jener Geſchichten.

Acht Tage blieb Merlin bei Blaſius, und lebte mit ihm wie ein Einſiedler, aß und trank auch nichts anders als dieſer. Als er wegging, ſagte Meiſter Blaſius: Ich bitte Dich, komm bald wieder, denn ich weiß nicht, welche Angſt mich befällt, da Du gehen willſt, noch was mein Herz ſo zaghaft macht, wenn ich Dich anſehe. — Auch iſt es zum letzten Mahle, ſprach Merlin, daß Du mich ſiehſt, denn fortan werde ich bei meiner Freundin wohnen, und Du ſiehſt mich nie wieder, weil ich weder die Macht noch die Kraft haben werde, von ihr zu gehen, noch zu bleiben oder zu kommen nach andrer als ihrer Willkühr. Meiſter Blaſius erſchrack, und ihm ward weh bei dieſen Worten: O mein ſüßer Freund, rief er traurig weinend, wenn es dann ſo iſt, daß Du nicht wirſt fortkönnen, wie Du es ſo gut vorher weißt, warum gehſt Du hin? — Gehen muß ich, erwiederte Merlin, denn ich habe es ihr verſprochen, und hätte ich das auch nicht, ich liebe ſie dermaßen, daß ich nicht von ihr bleiben kann oder mag; es war ſo vorher beſtimmt, darum kann ich es nicht ändern. Viel hat ſie von mir erlernt, noch mehr werde ich ſie lehren, zu meinem Unglück; aber ſo muß es ſein, drum lebe wohl, Du ſiehſt mich nimmer wieder.

Er ging, und langte in kurzer Zeit bei ſeiner Freundin Nynianne an. Ihre Freude war groß, da ſie ihn ſah, denn immer noch ruhte ihr Geiſt nicht, verlangend mehr von ihm zu wiſſen, und ihm ganz gleich zu werden. Er ſagte und lehrte ihr auch alles ohne Widerſtand, was ſie immer nur fragte: darüber ward er von jeder, ſo wie auch noch zu unſrer Zeit geſchieht, für einen Thoren gehalten, da er doch gezwungen war, ſo zu thun. — Nynianne war jedesmahl, wenn er ſie etwas gelehrt, wornach ſie gefragt, immer ſo vergnügt, und bezeigte ihm jedesmahl eine ſolche herzliche Liebe, daß er ganz und gar und immer mehr von ihr entzückt und eingenommen wurde. Nachdem ſie ſo nach und nach mehr erfahren, und weiſer war, als je eine Frau vor ihr, oder nach ihr geweſen, fürchtete ſie immer noch, Merlin könnte ſie verlaſſen wollen, und was ſie auch ausdenken mochte, ihn zu halten, dünkte es ſie doch nicht ſicher genug. Ueber ſolche Gedanken verfiel ſie in große Traurigkeit, und da Merlin ſie nach der

Urſache fragte, ſagte ſie: O mein ſüßer Freund, noch eine Wiſſenſchaft fehlt mir, die ich doch ſo gern erlernen möchte; erhöre meine Bitte, und lehre ſie mich. — Und welche Wiſſenſchaft iſt dieß? fragte Merlin, der aber ſchon ſehr wohl wußte, was ſie dachte. — Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauer, bloß durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemahls entweichen kann, wenn nicht ich ihn entlaſſe. Da Merlin dieß hörte, ſeufzte er tief, und ließ ſein Haupt ſinken. Warum erſchrickſt Du, mein Freund? fragte Nynianne. — Ich weiß, antwortete Merlin, daß Du mich ſo zu halten willens biſt, und doch kann ich nicht widerſtehen, es Dich zu lehren, ſo ganz bin ich von Deiner Liebe hingenommen! — Nynianne warf ſich ihm in die Arme, küßte ihn zärtlich, und ſprach liebevoll an ihn gelehnt: Willſt Du Dich denn nicht mir ganz hingeben, da ich ſo ganz doch Dein bin? verließ ich nicht Vater und Mutter, um der Liebe willen, ſo daß ich nicht Ruhe fand, wo ich nicht bei Dir war? Ich lebe ja nur für Dich, und meine Gedanken, all mein Verlangen, meine ganze Seele lebt nur in Dir; keine Freude, kein Gut und keine Hoffnung blieb mir auf Erden, als in Dir nur allein: Du biſt mir alles! und da ich Dich nun ſo liebe, und Du mich eben ſo, iſt es nicht recht und billig, daß Du meine Wünſche erfüllſt, wie ich nach Deinem Willen lebe? — Ja wohl, ſüße Geliebte, ſagte Merlin, ich will alles für Dich thun, was Du wünſcheſt; nun ſage, was verlangſt Du? Nun, ſprach ſie, ich wünſche, daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichteten, der nie zerſtört werden kann, worin wir beide allein, ungeſtört von der ganzen Welt zuſammen leben, und unſrer froh werden. — Dieß ſoll geſchehen, ſprach Merlin. — Nein, mein Freund, erwiederte Nynianne, Du ſollſt ihn nicht machen, ſondern ſollſt mich ihn machen lehren, damit er alsdenn ganz in meiner Gewalt ſei. — Es ſei Dir gewährt, ſprach Merlin; fing darauf an ſie zu unterrichten, und lehrte ſie alles ohne Rückhalt, was zu einer ſolchen Verzauberung gehörte. Als ſie es nun begriffen hatte, auch ſich jedes Wort ſorgſam aufgeſchrieben, denn ſie verſtand die Schreibekunſt, konnte auch ſehr wohl leſen, und verſtand die ſieben hohen Wiſſenſchaften; als ſie nun alles erlernt hatte, war ſie voller Freude und Entzücken, und bezeigte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein andres Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſein.

Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, in's hohe kühle Gras nieder, und ſcherzten und ergetzten ſich mit ſüßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in den Schoos ſeiner Freundin, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Als ſie gewiß war, daß er ſchlafe, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Weißdornhecke, unter welcher Merlin ſchlief, und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt; neunmahl ging ſie um den geſchloſſenen Kreis und neunmahl wiederhohlte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging ſie wieder hinein, ſetzte leiſe ſich wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf ſich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherſchaute, dünkte ihm, er wäre in einen entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem herrlichen koſtbaren Bett; da rief er: O mein Fräulein, Ihr habt mich hintergangen, wenn Ihr jetzt mich verlaßt, und nicht immer bei mir bleibt, denn niemand als Ihr kann mich aus dieſem Thurme ziehen. — Mein ſüßer Freund, ſagte Nynianne, beruhige Dich; ich werde oft in Deinen Armen ſein!

Dieß Verſprechen hielt ſie ihm treulich, denn wenig Tage oder Nächte vergingen, wo ſie nicht bei ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Orte, an welchen er von Nynianne gezaubert war; ſie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmahls ihm gern die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen; aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht mehr in ihrer Macht, worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

König Artus war ganz ſprachlos vor Schrecken und Entſetzen geblieben, als Merlin ihm die Worte geſagt, daß er ihn niemahls wieder ſehen würde; er konnte keine Worte finden, und ließ den Merlin gehen, ohne ihm Lebewohl ſagen zu können. Angſt- und trauervoll, konnte er lange an nichts andres denken, und acht Wochen lang dachte er immer noch, er würde etwas von Merlin hören, und er könnte vielleicht doch noch wiederkommen. Da er aber nichts von ihm vernahm, ſo ward er ganz niedergeſchlagen. Manchmahl fiel ihm dann ein, er habe vielleicht den Merlin auf irgend eine Weiſe erzürnt, und Merlin wolle ihn darum nie wiederſehen. Einen wahrſcheinlicheren Grund konnte er nicht erdenken, und doch war dieſer ihm der kränkendſte von allen; ſo daß er nach und nach ganz tiefſinnig und betrübt ward. Endlich faßte ſein Neffe Gawin Muth, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. König Artus erzählte ihm, wie Merlin von ihm geſchieden, und welche Worte er beim Abſchied zu ihm geſagt; ſeit acht Wochen, fuhr er fort, erwarte ich ihn nun umſonſt, ſo lange blieb er ſonſt nie aus; ich hätte ihn freilich nicht erwarten ſollen, da er geſagt, ich würde ihn nie wiederſehen, denn er ſprach nie eine Unwahrheit; aber ich konnte mich in ſeinen Verluſt nicht finden, denn ſo wahr Gott mir helfe, lieber hätte ich meine Stadt London verloren, als ihn. Ich bitte Euch, geliebter Neffe, ſo Ihr mich liebt, ſo geht, erkundigt Euch nach ihm, weit und breit, und bringt mir Nachricht von ihm, denn ich kann nicht länger leben, ohne etwas von ihm zu erfahren. — Mein König, antwortete Ritter Gawin, ich bin ganz bereit, Eurem Befehle zu gehorchen; ich ſchwöre Euch bei dem Eide, den ich Euch ablegte, da Ihr mich zum Ritter ſchlugt, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich Euch Nachricht von ihm bringen kann, und verſpreche in einem Jahre wieder bei Euch zu ſein, ſo Gott mir hilft, und Euch die Nachricht zu bringen, die ich bis dahin von Merlin erlangt habe. Daſſelbe ſchwuren die Ritter Ywain, Sagremors von Conſtantinopel, und noch dreißig andre Ritter, worunter die drei Bruder des

Ritters Gawin, Gaheriet, Agravin und Gareheiz; ſie ſchwuren alle, ein Jahr auszuziehen, um ſich nach Merlin zu erkundigen. Sie ritten alle zuſammen auf einem Wege aus der Stadt London hinaus, als ſie aber im Walde an dem Kreuze anlangten, wo der Weg ſich in drei Straßen theilte, nahm Sagremors nebſt zehn andern Rittern einen Weg, Ywain wieder mit zehn den zweiten, ſo auch Gawin mit zehn den dritten Weg.

Ritter Sagremors und Ywain kamen mit ihren Haufen nach einem Jahre wieder zum König-Artus, wo ſie ihm die ſonderbaren Abentheuer erzählten, welche ihnen auf ihren Wegen aufſtießen, und deren wir an einem andern Ort Erwähnung thun werden, denn König Artus ließ alle die Abentheuer, welche ſeine Ritter beſtanden oder erzählten, von vier gelehrten Schreibern ſorgfältig aufſchreiben, welche eigens dazu beſtellt waren. Von Merlin aber wußten ſie nichts zu ſagen, und keiner unter ihnen hatte etwas von ihm vernommen. Wir laſſen ſie, und kehren zum Ritter Gawin zurück.

Dieſer war kaum aus dem Walde heraus, als er zu ſeinen zehn Begleitern ſagte, er wünſchte, ſie ritten einen andern Weg, und ließen ihn allein: die zehn, worunter ſeine drei Brüder ſich befanden, verließen ihn ungern, denn ſie wünſchten ſehr in ſeiner Geſellſchaft zu reiten, ſie durften aber ſeinem Befehl ſich nicht widerſetzen und mußten gehorchen. Ritter Gawin fand ſich bald allein, und ſuchte im ganzen Lande umſonſt nach Merlin. Da er nun eines Tages ganz ſchwermüthig und in tiefe Gedanken verſenkt in einen Wald ritt, begegnete ihm ein Fräulein, auf einem der ſchönſten ſchwarzen Zelter reitend, den man ſehen konnte; der Sattel war von Elfenbein, und die Steigbügel von Gold, die ſcharlachrothe Decke mit goldnen Franſen beſetzt, hing tief, beinahe bis an die Erde, ſo auch waren die Zügel und Buckeln von getriebenem feinem Golde und auf das herrlichſte verarbeitet. Die Dame ſelber war in weißen Atlas gekleidet, und ihr Gürtel von Seide und ſehr reich geſtickt; den Kopf hatte ſie in einen dicken Schleier gehüllt, um ſich gegen den Sonnenbrand zu ſchützen. Ritter Gawin war aber ſo tief in Gedanken, daß er ſie nicht wahrnahm, als ſie vorbei ritt, und ſie auch nicht begrüßte. Als ſie nun vor ihm vorbei war, hielt ſie an, wandte ſich um und ſprach: Gawin, Gawin, es iſt doch nicht alles wahr, was geſprochen wird. Von Dir geht das Gerücht im ganzen Königreiche London, Du ſeieſt der tapferſte Ritter in der Welt, und das iſt wirklich wahr; das Gerücht ſagt aber auch von Dir, Du ſeieſt der artigſte und höflichſte; aber darin lügt das Gerücht. Du biſt der unhöflichſte Ritter, den ich je geſehen, ſo lange ich mich in dieſem Walde aufhalte; denn Deine Grobheit und Unart erlaubt Dir nicht einmahl mich zu grüßen und höflich anzureden. Wiſſe aber, es ſoll Dir übel bekommen, Du ſollſt noch die Stadt London, ja das halbe Reich des Königs Artus darum geben wollen, Dich beſſer betragen zu haben. — Schöne Dame, rief Gawin ganz beſchämt und erſchrocken, indem er gleich beim Anfang ihrer Rede ſein Pferd Gringalet angehalten, und ſich gegen ſie gewandt hatte: So wahr Gott mir helfe, es iſt wahr, daß ich ſehr unhöflich geweſen bin, daß ich vorbeiritt, ohne Euch zu grüßen; aber ich war in tiefen Gedanken und dachte an etwas, das ich ſuche; ich bitte Euch deswegen ſehr um Verzeihung, vergebt mir, ſchöne Dame! — Mit Gottes Hülfe! doch haſt Du Strafe verdient, und die mußt Du tragen, bis Du es ein andresmahl nicht vergißt, die Jungfrauen zu begrüßen, ſonſt mußt Du die Strafe ewig tragen. Im Königreiche London findeſt Du nicht, was Du ſucheſt, ſondern in Klein-Britannien möchteſt Du wohl Nachricht davon haben. Reite Deines Weges, und mögeſt Du dem erſten, welchem Du begegneſt, ähnlich werden, bis Du mich wieder ſiehſt. — Hierauf ritt die Dame fort, und Ritter Gawin empfahl ſich ihr voll Angſt und Schrecken.

Er war nicht lange geritten, als er einen entſetzlich häßlichen Zwerg auf einem Maulthiere begegnete, hinter ihm ſaß ein wunderſchönes Fräulein; ſie war die Geliebte des Zwerges, der vorher ein ſchöner Ritter geweſen. Als er dreizehn Jahre alt geweſen, verliebte ſich eine Zauberin in ihn, da er ſie aber nicht wieder lieben wollte, verwandelte ſie ſeine ſchöne Geſtalt in die eines häßlichen übelgeſtalteten Zwerges, auf die Art, daß er neun Jahre lang verzaubert bliebe; während dieſer ganzen Zeit verließ ihn die ſchöne Prinzeſſin, ſeine Freundin, nicht, die auch mit ihm an

König Artus Hof ging, und ihren Zwerg vom König Artus ſelbſt zum Ritter ſchlagen ließ, und blieb ihm treu, trotz dem, daß man ſie von allen Seiten wegen ihrer Liebe zum Zwerge verhöhnte. Sie wußte aber, wer er war, und kannte ſeine Tapferkeit und ſeinen Edelmuth, obgleich ſeine äußerliche Geſtalt verächtlich ſchien, und wartete geduldig die Zeit ſeiner Schmach ab. Dieſen, wie geſagt, begegnete Ritter Gawin; ſobald er ſie gewahr wurde, grüßte er ſie höflich, der erſten Dame eingedenk; jene grüßten ihn ehrerbietig wieder, und als ſie eine Strecke an einander vorbei waren, fand es ſich, daß gerade die Zeit und die Stunde der Verzauberung des Zwerges um war, und er ward plötzlich ſo ſchön und wohlgebildet, als er vorher geweſen, und war gerade zwei und zwanzig Jahre alt; ſogleich mußte er die Waffen von ſich werfen, die ihm nicht mehr paßten, und nun umarmte er ſeine treue ſchöne Geliebte, die ſo voller Freuden war, daß ſie beinahe vor übermäßiger Freude geſtorben wäre. Und nun kehrten ſie freudig und Gott dankend zu ihrer Heimath, und glaubten dieſes Glück dem Herrn Gawin ſchuldig zu ſein, der ſie ſo freundlich gegrüßt und Gott empfohlen.

Herr Gawin aber fühlte, als er kaum vor den beiden vorbei war, wie ihm ſeine Kleider und ſeine Rüſtung auf einmahl zu lang und zu weit wurden; die Aermel hingen ihm weit über die Hände, ſo auch wurden die Beine ihm kürzer, ſeine eiſernen Schuhe ſah er in den Steigbügeln ſtecken, aber ſeine Beine reichten kaum über den Sattel weg. Das Schild ging ihm an zwei Ellen hoch über den Kopf heraus, ſo daß er nicht drüber hin ſehen konnte; auch ſchleifte ſein Schwert ihm nach an der Erde, um ſo viel war das Gehänge ihm zu weit worden; kurz, er merkte und ſah ein, daß er ein Zwerg geworden war, woraus er ſchloß, daß die Dame es ihm angewünſcht, welche er nicht gegrüßt. Er war außer ſich vor Zorn und Schrecken, und wenig hätte gefehlt, daß er ſich das Leben genommen. Ergrimmt ritt er ſchnell bis an den Ausgang des Waldes, wo er ein Kreuz fand auf einer Erhöhung; hier kletterte er hinauf, machte ſeine Steigbügel kürzer, ſein Wehrgehang und die Handhabe des Schildes enger, befeſtigte die Aermel des Panzers aufwärts an den Schultern, und machte alles ſo gut für ſich zurecht, als es gehen wollte, aber unter beſtändigen Verwünſchungen und Grimm, denn der Tod wäre ihm jetzt erwünſchter gekommen, als das Leben. Dann ſetzte er ſich wieder auf, und ritt betrübt weiter, unterließ aber doch trotz ſeiner Verunglimpfung und ſeines tiefen Grams nicht, allenthalben, an jeder Burg, in jeder Stadt, in allen Dörfern, in Wäldern und auf Feldern ſich nach Merlin zu erkundigen, bei jedem Menſchen, den er antraf. Viele von denen, die er traf und anredete, hielten ſich über ihn auf und verſpotteten ihn, denen erging es aber übel; denn wenn gleich er an Geſtalt ein Zwerg geworden, war es doch ſein Muth und ſeine Tapferkeit nicht: er war wie vorher kühn und unternehmend, und manchen Ritter beſiegte er unter ſeiner häßlichen Zwergsgeſtalt.

Da er nun das ganze Königreich London über Berg und Thal allenthalben vergeblich durchſucht, erinnerte er ſich, wie die Jungfrau, die ihn ſo ſchimpflich verunſtaltet, ihm geſagt, er ſolle nach Klein-Britannien ziehen, dort würde er Nachricht finden von dem, was er ſuche. Er ritt alſo zum Meere hin, und ließ ſich nach dem Galliſchen Lande überſetzen, in Klein-Britannien, und ritt ſehr lange hier umher, ehe er etwas vernahm. Da nun die Zeit nahete, daß er wieder zum König Artus ſollte, ſagte er zu ſich ſelber: Ach, was ſoll ich thun? die Zeit, daß ich zurückkommen ſoll, iſt nahe, ich habe es meinem Oheim geſchworen, zurück zu ſein in dieſer Zeit: ich muß es alſo thun, ſonſt wäre ich meineidig und unredlich. Zwar meineidig wäre ich nicht zu nennen, denn der Eid lautete: Wenn ich mein eigen ſein würde. Und bin ich denn nun wohl mein eigen? iſt dieſe ſchimpfliche Geſtalt die meinige? und darum kann ich mich wohl von der Pflicht am Hofe zu erſcheinen losſagen ... Wahrhaftig, dießmahl habe ich übel geredet, denn ſteht es nicht immerdar in meiner Macht, zu gehen oder zu bleiben? Da ich nicht eingeſchloſſen bin, und gehen kann, wohin es mir beliebt, ſo wäre es allerdings Meineid, wenn ich nicht meinen Schwur hielte. Habe ich den Leib gleich zeitlich verloren, ſo will ich doch meine Seele nicht verlieren, und zu Gott bitten, daß er ihr gnädig ſei, denn mein Leib iſt ſchändlich zugerichtet. So ſich beklagend, ſchlug er einen

Weg ein, der ihn nach London zurückführen ſollte, und hier kam er durch den Wald von Broceliande. Als er traurig vor ſich hin ritt, hörte er auf einmahl zu ſeiner Rechten eine Stimme, er wandte ſich dahin, ſah aber nichts, als einen leichten Rauch, der ſich in der Luft verlor, durch welchen er aber doch nicht hindurch konnte. Und da hörte er die Stimme wieder, welche rief: Gawin, Gawin, gräme Dich nicht, denn alles geſchieht, was geſchehen muß. — Wer ſpricht mit mir, rief er, und wer nennt hier mich beim Nahmen? — Wie? kennt Ihr mich nicht mehr, Herr Gawin, ehedem kanntet Ihr mich doch ſehr wohl; ſo iſt das Sprichwort doch wahr, welches ſagt: Entfernſt Du Dich vom Hofe, ſo entfernt der Hof ſich auch. Als ich dem König Artus diente, und den Hof und die Barone beſuchte, da ward ich von allen gekannt und geliebt, jetzt aber werde ich verkannt, und ſollte es doch nicht werden, wenn Treue und Glaube auf Erden wäre. — Da erkannte Gawin den Merlin und rief: O Meiſter Merlin, jetzt erkenne ich Deine Stimme, komm aber hervor, ich bitte Dich, daß ich Dich ſehe. Nie wirſt Du mich ſehen, antwortete Merlin, auch werde ich nach Dir mit keinem Menſchen ſprechen, und Du biſt der letzte, der meine Stimme vernimmt; auch ſoll künftig niemand hier nahen, ſelbſt Du wirſt nie wieder hieher kommen. Ich kann nimmer hier hinaus, wie weh es mir auch thut, muß ich doch ewig hier bleiben; nur die, welche mich hier hält, hat Macht und Gewalt, ein und auszugehen nach ihrem Wohlgefallen, und ſie iſt die einzige, die mich ſieht, und mit mir ſpricht. — Wie, rief Gawin, mein lieber ſüßer Freund, biſt Du ſo feſt gehalten, daß Du niemahls wieder loskommſt? wie kann Dir, dem Weiſeſten der Menſchen, ſolches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtſte, antwortete Merlin, denn ich liebe eine andre mehr, als mich ſelbſt: ich lehrte meine Liebſte, wie ſie mich feſſeln könne, und nun kann keiner mich befreien. — O, rief Gawin, dieß macht mich ſehr betrübt, und es wird auch den König Artus ſehr betrüben, der Dich in allen Ländern ſuchen läßt, weswegen auch ich hier bin. — Er muß ſich darin finden lernen, ſagte Merlin, denn er wird mich nie wieder ſehen, ſo wie ich nicht ihn. Jetzt reite zurück, grüße die Königin von mir, den König und alle Fürſten und Barone, erzähle ihnen, wie es mit mir ſteht: Du wirſt den Hof zu Karduell finden. Gräme Dich auch nicht wegen dem, was Dir begegnet iſt; Du wirſt der Jungfrau wieder begegnen, und ſie wird Dich entzaubern; vergiß aber nicht, ſie zu grüßen. Nein, ſicher nicht, ſo es Gott gefällt, rief Gawin. — Gehabe Dich wohl, ſagte Merlin, der Herr ſegne und behüthe den König und ſein Reich, ſammt allen Fürſten, und auch Dich, Gawin; Ihr ſeid die beſten Menſchen, die jemahls wieder auf Erden leben werden.

Herr Gawin ritt halb traurig, halb fröhlich fort, denn obgleich es ihm lieb war, zu hören, daß er entzaubert werden würde, war ihm doch ſehr betrübt zu Sinne, daß Merlin ſo verloren ſei. Er ſetzte wieder über's Meer, begegnete der Jungfrau, grüßte ſie mit lauter Stimme im Nahmen Gottes, und fühlte ſich auf der Stelle entzaubert, indem ſie ihm den Gruß wieder gab; ritt darauf heitern Muthes in ſeiner vorigen ſchönen Geſtalt nach Karduell, wo König Artus Hof hielt, und alle Großen und Fürſten des Landes um ihn her verſammelt waren. Groß war die Trauer und das Leid, als Ritter Gawin erzählte, wie niemahls jemand den Merlin wieder ſehen, oder hören würde, und in welcher Gefangenſchaft er immerdar bleiben müſſe; und alle weinten, als ſie vernahmen, wie er die Königin, den König und die Barone gegrüßt, und ſie alle nebſt dem ganzen Reiche noch geſegnet.

Lother und Maller,

eine

Rittergeſchichte.

Aus
einer ungedruckten deutſchen Handſchrift.

Erſtes Kapitel.

Eine ſchöne Hiſtorie will ich Euch verkünden; die Worte darin ſind lieblich, und ſagen von hübſchen Abentheuern, welche in Wahrheit geſchehen ſind. Dieß Buch iſt aus dem Lateiniſchen in's Wälſche, und vom Wälſchen in's Teutſche übertragen, und ſagt von zwei getreuen Geſellen, getreuere wurden nie erdacht. Sie waren beide Fürſten, der eine war König Karls Sohn von Frankreich, und hieß Lother; der andre war des tapfern Königs Galyens Sohn, und hieß Maller; ſeine Mutter, die ſchönſte Frau der damahligen Zeit, ward Roſamunde genannt.

Lother nahm in allen Tugenden zu, war fröhlich und heiter; darüber gefiel er allen Frauen ſo wohl, daß ſie ihn alle lieb hatten. Dieß verdroß viele von der Ritterſchaft ſehr, ſie gingen hin vor Ludwig, König Karls Sohn, und klagten über Lother. Herr, ſprachen ſie, Euer Bruder Lother geht ſtets zu unſern Frauen, und wir können es auf keine Weiſe verhindern. Er läßt nicht ab, wenn Ihr ihn nicht auf ſieben Jahre aus dem Lande verbannt: unterdeſſen wird ihm vielleicht der Schwank vergehen, und dann würde er wohl verſtändig genug ſein, Gutes und Böſes zu verſtehen. Bliebe er aber hier, ſo möget Ihr fürwahr wiſſen, er brächte Eure beſte Verwandte in ſolchen Zorn und Unwillen, daß Ihr und Euer Vater nicht wiſſen werdet, Euch zu ſchützen. Darum, Herr, bitten wir Euch, dieß Eurem Vater vorzulegen. — Ich will es gern thun, ſprach Ludwig, ging zu ſeinem Vater, dem König Karl, und legte ihm die Sache vor.

König Karl ſchickte ſogleich nach ſeinem Sohne Lother: er kam, und mit ihm ſein Geſell Maller. Mein lieber Sohn, fing König Karl an, meine Herrn und Getreuen, und meine hohe Mannſchaft, die ſind um Euretwillen ſehr erzürnt, und haſſen Euch alle gar ſehr, wegen der Sache, die ich Euch ſchon oftmahls verboten habe, aber das Verbot habt Ihr nicht gehalten, welches mich nicht wenig betrübt. Nun muß ich über Euch ein Urtheil ſprechen: Bei dem allmächtigen Gott und ſeiner lieben Mutter, der reinen Jungfrau, bei allen Gottesheiligen im Himmel und dem guten St. Dionyſius, bei meiner Krone, die ich auf dem Haupte trage, und bei meinem Barte, den ich in meiner Hand halte, und bei meines Vaters und meiner Mutter Seelen, finde ich Euch in ſieben Jahresfriſt in den Gränzen meines Landes, und ſollt ich darum ewiglich verdammt werden, ſo will ich Euch in einen tiefen Thurm werfen, darinnen Ihr in ſieben Jahren weder Sonne noch Mond werdet ſcheinen ſehen. Als Lother ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, erſtarrte ihm das Blut in ſeinen Adern. Lieber Herr und Vater, fing er an, wer Euch dazu rieth, der iſt ſicher nicht mein Freund, darum bitte ich Euch ſehr, ſeid mir nicht ſo ungnädig, ich hoffe, ich habe dieß nicht verſchuldet, ich bitte Euch um Gottes Willen, berathet Euch eines Beſſern. — Es mag und kann nicht anders ſein, ſprach Karl; nehmet Goldes und Silbers ſo viel Ihr bedürft, auch von meiner beſten Ritterſchaft, die Euch anſteht, ziehet in ein anderes Land und erwerbt Ehre. Streitet gegen die Heiden, und gerathet Ihr in eine Noth, ſo laßt es mich wiſſen, daß ich Euch zu Hülfe komme. Fürwahr, mein lieber Sohn, Ihr müßt ſieben Jahre lang aus ſein, ſolches iſt mir getreulich gerathen worden; werdet Ihr nicht thun, was ich Euch heiße, ſo habt Ihr niemahls Friede mit mir. Gedenket alle Wege nach Ehre zu ſtreben, wie Herzog von Mangalen that, der daſſelbe Land mit ſeiner Hand gewann, dazu ich ihm verhalf. Leget Ihr Euch auch ſowohl an, ſo will ich Euch auch helfen. Seid fromm und getreu, ſo will ich Euch für einen Sohn halten; ſeid Ihr dieß aber nicht, ſo werde ich Euch ſtets verleugnen. Vater, ſprach Lother, ich will thun, was Ihr mich heißt. Mallern, meinen Geſellen, will ich mitnehmen, und mehrere andere Ritter, die ich gern habe. Gott empfohlen, mein lieber Vater, ich bin nicht Willens, wieder zu kommen, ich habe dann Ehre und ein Königreich gewonnen. Der König ſprach: Damit erfreueſt Du mich gar ſehr.

Wohlan, liebe Geſellen, rief Lother ſeinen Rittern zu, als er von ſeinem Vater fortgegangen war, wir wollen fort, mein Vater hat mich verbannt auf ſieben Jahre aus dieſem Lande; mein Herz ſagt mir, ich werde nimmer ein Erbe in dieſem Reiche. — Lieber Herr, ſprach Maller, verzaget nicht, diejenigen, welche dem Kaiſer Eurem Vater dieß riethen, die werden ſchon ihren Lohn davon tragen. Euch zum Schaden war es erdacht, aber ich hoffe, es ſoll Euch zur Ehre und zum Nutzen werden; ein junger Mann muß nicht zu Haus bleiben, ſondern im fremden Lande ſein Glück ſuchen und Ehre erwerben, denn daheim mag es ihm wohl nicht gelingen. Ich zieh mit Euch, und will Euch treulich dienen. Mit dieſen Worten umarmte er ihn, und tröſtete ihn. Lother ward getröſtet, und ſprach lachend: Ich hoffe, Gott wird mir helfen; wir wollen uns ihm befehlen und uns die Reiſe leicht werden laſſen. Damit hieß Lother ſeinen Gefährten, daß ſie ſich bereit machen, und ihre guten Rüſtungen anlegen ſollten. Maller, wie die übrigen Ritter, bereiteten ſich köſtlich, und ſtellten ſich vor dem Pallaſt wohl gerüſtet und im Zeuge. Lother ſaß auf ſein Roß, nahm Abſchied von den Herren und der Ritterſchaft. Dieſe weinten alle, da ſie Lother fortziehen ſahen; jene aber, die dazu gerathen, die lachten und waren fröhlich.

Zweites Kapitel.

Lother und ſeine Geſellen zogen aus Paris, nachdem ſie Goldes und Silbers in Menge vom Kaiſer Karl erhalten, und ritten nach der Lombardei in eine Stadt, Pavie genannt, wo Lother ſeinen Oheim, ſeiner Mutter Bruder, fand. Er zog mit ſeinen Geſellen nach einer Herberge in der Stadt, und nachdem ſie ihre Rüſtungen abgelegt, gingen ſie allezumal zu der Burg, wo ſie den König

Danſier, den Oheim Lothers, in dem Garten unter eines Oelbaums Schatten fanden, wo er ſaß, und mit einem ſeiner Ritter Schach ſpielte.

Gott wolle meinen Herrn Oheim behüten, ſprach Lother, als er vor ihn kam. Da ſtand König Danſier auf, und empfing ſie ſehr freundlich. Wie geht es Euerm Vater, den ich ſehr lieb habe? fragte er den Lother. Ihm geht es ſehr wohl, antwortete Lother; aber ich bin bei ihm verläſtert worden, daß er mich auf ſieben Jahre aus ſeinem Lande verbannt hat. Dieß erſchrecke Euch nicht, ſagte König Danſier, ich bin reich genug, und laſſe Euch ſicher nicht ſtecken; ein Biedermann verläßt ſeine Freunde nicht in der Noth. Herr Oheim, ſprach Lother, ſchweigt davon, daß ich bei Euch ſollte verbleiben, dazu bin ich noch zu jung; ein junger Mann muß ausreiten, und ritterliche Abenteuer ſuchen, und weder des Winters noch des Sommers achten, was er ſich dann in der Jugend erſtritten, deß mag er ſich im Alter wohl erfreuen. Darum, lieber Herr Oheim, bin ich Willens, gegen die Heiden zu ziehen und Abenteuer zu ſuchen. Ihr redet ſehr wohl, ſprach König Danſier. Während ſie mit einander ſprachen, trat zu ihnen Otto, König Danſiers Sohn, ein Jüngling von ſchöner Geſtalt, hübſchem Angeſicht und röthlichem Haar; als dieſer hörte, wie es dem Lother ergangen, und daß er ſo verbannt worden, da ſchwur er ihm, er wolle ihn niemahls verlaſſen; aber er log ihm doch, wie Ihr hernach wohl hören werdet.

Nachdem Lother wohl vierzehn Tage bei ſeinem Oheim zugebracht, ſprach er zu Otto: Vetter, ich will nun über die Heiden, willſt Du mit mir ziehen, ſo will ich gern alles mit Dir theilen, was ich gewinne. Ja, Vetter, ſprach Otto, ich will mit Euch ziehen, und will auch meine Ritterſchaft mit mir nehmen, wofern Ihr mir ſchwören wollet, dieß ganze Jahr lang meinen Nahmen zu tragen, und mich dafür den Eurigen führen zu laſſen; Ihr und Eure ganze Ritterſchaft müßt es mir auf dem Altar zuſchwören, daß Ihr dieß ganze Jahr hindurch von ihnen nicht anders wollet geheißen ſein, als wäre ich es, und ich muß dafür ſtatt Eurer gelten. Das will ich ſehr gern thun, ſagte Lother, ſchwur es ihm auch mit allen ſeinen Geſellen vor dem Altar zu-

Darauf nahmen Lother und Otto Urlaub von dem Könige; dieſer befahl ſeinem Sohne, daß er Lothern in Ehren halten und alles thun ſollte, was ihm angenehm wäre. Darauf ritten ſie hinweg.

In dem Römerlande kamen ſie in einen Wald, vor eine Burg, in dieſer meinten ſie die Nacht zuzubringen. In dieſer Burg lagen aber Räuber verborgen, wohl zweihundert an der Zahl. Man ſpricht, und es iſt auch wahr: Wie man ſich vor heimlichen Dieben nicht wohl verwahren kann, ſo mag einem auch niemand mehr betrügen, als dem man am meiſten vertraut. So geſchah es dem Lother; er traute ſeinem Vetter Otto gar viel, aber dieſer betrog ihn fälſchlich, denn wie ſie in der Burg zu Tiſche ſaßen, wo ſie zuerſt von dem Räuberhauptmann waren gütlich empfangen worden, ſprangen, als ſie ſich keines Ueberfalls verſahen, die Räuber alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fielen ſie an. Sobald als nun Otto dieß gewahr wurde, ließ er ſeinen Vetter Lother und die Uebrigen in der Noth, ſuchte ſich mit der Flucht zu retten, und lief hinaus. Lother und die Seinigen kämpften friſch mit den Räubern, mit ſolcher Mannskraft, daß die Räuber überwältigt wurden und entflohen. Lother und ſeine Geſellen ſetzten ihnen nach. Als Otto dieß gewahr wurde, ſtieg er von dem Baume herab, auf welchen er ſich gerettet hatte, zog ſein Schwert heraus, und lief auch mit den andern den Räubern nach. Vetter, rief er Lothern zu, wir mögen wohl Gott danken, daß wir die Mörder überwunden haben. Freilich, rief Maller, Ihr habt ſehr viel dazu beigetragen, es liegen ihrer viel, die Ihr erſchlugt. — Nun blieben ſie die Nacht in der Burg und ruhten aus. Den Morgen begaben ſie ſich auf den Weg, gingen über Rom nach Conſtantinopel zu. Sie mußten über Meer. Als ſie eingeſchifft waren, ſprach Lother: Nun laßt uns fröhlich ſein, unſer erſtes Abenteuer mit den Mördern haben wir glücklich geendet; Gott wolle uns ferner helfen. Euch alle bitte ich aber, daß wir bei einander bleiben und uns nicht einander verlaſſen, wenn uns wieder etwas begegnet. Das ſchworen ihm alle zu, mit frohem Muthe.

Sobald ſie ans Land getreten waren, wurden ſie zugleich wieder von Räubern überfallen, die mit großem Geſchrei auf ſie zuſamen. Otto wandte ſogleich ſein Pferd um, und ritt in einen Buſch, nah am Ufer. Hier verbarg er ſich, während Lother und die Ritter ſich mit den Räubern ſchlugen. Maller ſah es, wie er ſich verbarg, ritt hin und fand ihn hinter der Hecke ſitzend. Du falſcher Dieb, rief Maller, möge Gott Dich verfluchen, daß Du Deinen Vetter Lother in ſolcher Noth magſt allein laſſen! Nahm einen Stecken und ſchlug ſo auf Otten, daß dieſer, ihm entfliehend, in das Waſſer fiel; worauf Maller ihn aber wieder bei einem Beine heraus zog, und ihn vor ſich her in den Streit jagte. Er ſagte es dem Lother, wie er den Otto hinter einer Hecke hätte ſitzend gefunden. Bei meiner Treue, ſprach Lother, ich war ein Thor, daß ich ihn mit mir ausführte, und noch dazu meinen Nahmen mit dem ſeinigen vertauſchte. Der Streit war ſehr groß, doch waren ſie dieſesmahl nicht ſo gut als das erſtemahl weggekommen, wäre nicht der Richter des Landes, ein ſehr tapfrer Ritter, ihnen zu Hülfe geeilt. Die Räuber wurden geſchlagen, und Hände und Füße ihnen abgehauen. Darauf führte der Richter Lothern und die Ritter alle in ſein Haus, nachdem er gehört, daß ſie gekommen ſeien, König Orſchier zu dienen und ihm zu helfen in ſeinem Kriege gegen die Heiden. Der Richter führte ſie dann zum Könige, dem er erzählte, wie er ſie mit den Räubern kämpfend angetroffen, und wie ſie gekommen ſeien, ihm gegen die Heiden zu helfen. König Orſchier war dieſer Söldner ſehr froh, und beſonders da er vernahm, daß ſich des Königs Sohn von Frankreich dabei befände.

Drittes Kapitel.

König Orſchier nahm Otten bei der Hand: Lieber Herr, ſagte er, wie nennt man Euch, und wo kommt Ihr jetzt her? — Herr, ſprach Otto, ich heiße Lother, und bin des Königs Karl Sohn von Frankreich. Ich freue mich, entgegnete Orſchier, daß Ihr hergekommen ſeid, mir in meiner Noth beizuſtehen. Ihr ſollt hier an meinem Hof leben, ich will Euch gütlich thun, und will Euch meine Tochter Zormerin zur Frau geben, ſie iſt ſo ſchön, meine Tochter, als ihr wohl nimmer ein ſchöneres Weib ſahet. — Herr, antwortete Otto, ich wäre wohl ein Thor, wenn ich dieß nicht annähme, ich danke Euch ſehr dafür. Hier kam Zormerin die Stufen herab zu ihnen: zwei Herzoginnen führten ſie. Komm her, meine liebe Tochter, ſprach der König, hier iſt Lother, des Königs Sohn von Frankreich, empfange ihn freundlich, und danke ihm, er iſt hergekommen, mir zu helfen; ich habe Dich ihm verlobt, Du wirſt, will's Gott, gut mit ihm berathen ſein. — Er und ſeine Geſellen ſollen mir willkommen ſein, ſprach Zormerin: auch ſehe ich dort hinten einen ſchönen Ritter ſtehen, er iſt von edlerer Geſtalt, als einer unter ihnen, ich wünſche wohl zu wiſſen, wer er wäre!

Er heißt Otto, ſprach der König, er iſt mit Lother aus Frankreich gekommen.

Zormerin war ſehr ſchön und verſtändig, man mochte ihres Gleichen wohl ſelten finden. Otto dachte in ſeinem Herzen: Wann doch nur erſt die Zeit wäre, daß ich könnt in ihren Armen liegen und mich mit ihr ergetzen, und ſollte Lother und ſeine Geſellen auch alle darum an dem Galgen hängen. Er weiß nichts als zu kämpfen; ich ziehe es vor, bei den Frauen zu bleiben: was hilft es einem Manne, wenn er im Streit erſchlagen wird? er wird gar bald vergeſſen; ich lobe mir ein gutes Leben, daß man zarte Speiſe und guten Wein zu ſich nehme, denn das iſt des Leibes Arznei. Maria, Mutter Gottes, wie ſchön iſt dieſe Zormerin: wie hat Lother ſich nun ſelber betrogen, denn nun werde ich ſie unter ſeinem Nahmen heirathen.

Sie ſaßen zu Tiſch, König Orſchier und ſeine Tochter, und Otto ihnen gegenüber. Maller wäre vor Zorn darüber faſt unſinnig geworden, und ſprach zu Lother: Herr, wie ſeid Ihr doch ein Thor geweſen, daß Ihr dieß nicht eher bedacht! — Lother hieß ihn ſchweigen und tröſtete ihn mit guter Hoffnung, aber er ſelber war in ſeinem Herzen nicht fröhlicher darum, und verfluchte die Stunde, in welcher er ſeinen Nahmen mit Otto getauſcht. König Orſchier ſagte zu Otto, er ſolle ſeine Gefährten nach der Herberge in die Stadt ſchicken, ihn ſelber aber hieß er in der Burg bleiben, um gleich bei ihm zu ſein, wenn die Heiden ihn überfielen. Sobald der Krieg geendet, fügte er hinzu, ſo will ich Euch meine Tochter geben, und ſobald ich nicht mehr bin, ſo ſollt Ihr König dieſes Landes ſein. — Otto bedankte ſich ſehr für dieſe großen Gaben.

Lother und Maller zogen in die Stadt mit ihren Geſellen, und wohl mit dreißig Pferden zu einem Wirth, der hieß Salomo.

Otto und die Seinigen blieben am Hofe, und hätten gern geſehen, daß Lother und Maller an dem Galgen wären, denn ſie fürchteten ſie. Zormerin erzeigte dem Otto alle Ehre, die ſie glaubte, dem Sohne des Königs von Frankreich ſchuldig zu ſein. Otto, als er die ſchöne Zormerin immer vor ſeinen Augen hatte, und in Freuden am Hofe lebte, vergaß des Lothers und ſeines Geſellen Mallers in der Herberge, und bekümmerte ſich ſo wenig um ſie, als wären ſie Heiden. Lother verzehrte alle ſein Gut daſelbſt: als er nichts mehr hatte, verkaufte er nach und nach alle Pferde, ausgenommen ſein eignes vortreffliches Roß; er hatte es von ſeinem Vater bekommen, und ſeine Geſellen wollten es nimmer zugeben, daß er es verkaufen ſollte. Der Wirth war ein Biedermann, er gab ihnen zu eſſen auf Glauben, und lieh ihnen dann noch an zwanzig Mark dazu, weil er wohl ſah, wie Lother ſich adlich hielt. Aber die zwanzig Mark halfen nicht viel, Lother hatte ſie ſehr bald ausgegeben: er kaufte ſeinen Rittern Kleider dafür, nebſt übrigem Zugehör. Herr, ſprachen endlich die Ritter, es iſt in Wahrheit thöricht von Euch, daß Ihr nicht dem Könige Orſchier ſagt, wie der Schalk Otto übel mit Euch verfährt, und wie ſich die ganze Sache mit Euch verhält; wollt Ihr aber Euern Eid nicht damit beflecken, ſo wollen wir in Gemeinſchaft vor den König treten und es ihm vorſtellen. Euer Vater, König Karl, hatte einſt den Ogier von Dänemark gefangen, und geſchworen, er wolle ihn tödten; wer ſich unterſtand, für ihn zu bitten, den haßte er und ließ ihn ſogleich um das Leben bringen; damahls entſchloß ſich auch die ganze Ritterſchaft, daß ſie gemeinſchaftlich vor den König traten und ihn für den Ogier baten; ſo wollen auch wir jetzt thun. — Ihr Herrn, antwortete Lother: Bei der Jungfrau, die Gott unter ihrem Herzen trug, wer von Euch mir dieſes thun wollte, der müßte von meiner Hand ſterben. Der iſt kein Biedermann und keine Treue iſt in dem, der ſeinen Eid nicht feſt in ſich hält. Sollte ein Mann um Armuths willen ſeine Seele beladen? Ihr wißt es wohl, was wir dem Otto auf dem heiligen Altar geſchworen: will er nun Uebels thun, ſollen auch wir darum Uebels thun? Eher wollte ich Steine auf meinem Nacken tragen, ehe ich meinen Eid fälſchte, und ihn nicht grade und unbefleckt hielt! Laßt uns ſtets aufrichtig im Dienſte Gottes leben, ſo wird er uns auch ſicher lohnen. Die Ritter, als ſie Lothern ſo wohl reden hörten, gingen hinaus und weinten.

Sie gingen darauf zu Tiſche: ihrer waren wohl an vier und zwanzig, aber ihr Vorrath an Speiſen langte kaum für zehne zu. Der Wirth theilte, als ein Biedermann, alles was er hatte mit ihnen, gab ihnen wohl zwanzig Kruge mit Wein, und auch der Speiſen genug. Dieſer Wirth zeigte ſich als ein rechtſchaffener, frommer Mann. Denn als Otto erfuhr, wie es dem Lother in der Herberge ging, und wie große Armuth er leiden mußte, da freute er ſich deſſen von ganzem Herzen, ging auch zum König Orſchier, und beredete ihn, daß er jemand ſollte nach der Herberge ſchicken, um dem Lother ſein gutes Pferd abzuhandeln, denn er meinte, in der Noth würde dieſer es gern um Geld verkaufen. König Orſchier ſandte einen Ritter deßhalb nach der Herberge, dieſer fand den Lother, als er mit ſeinem Wirth ſpielte, um ſich den böſen Verdruß zu vertreiben. Als nun der Ritter ſeine Botſchaft, wegen des Pferdes, angebracht, ſprach Lother zu ſeinen Gefährten: Ihr Herrn, ich muß nun wohl mein Roß verkaufen, um den Wirth davon zu bezahlen. Da der Wirth nun dieſes hörte, ſprang er hervor und rief: So mir Gott helfe, Ihr ſollt meinetwegen Euer Roß nimmer verkaufen, und ſollte ich zehen Jahre vergebens warten, und ſollt ich alles, was ich habe, dabei verlieren! Geht nur wieder zu Eurem Herrn, ſagte er hinzu, indem er ſich zu dem Boten wandte, ſagt ihm, ſeinen Verwandten ginge es ſchlecht, aber das Roß ſollt Ihr dennoch nicht mit Euch führen, eh wollt ich ihm mit einem Stecken die Beine entzwei ſchlagen. — Ueber dieſe Rede des Wirths lachte der Ritter in ſeinem Sinn, denn ſie geſiel ihm gar wohl. Darauf nahm er Abſchied von dem Wirth, von Lother und ſeinen Geſellen, und ging wieder nach der Burg, wo er dem Könige und Otten alles wieder erzählte; darüber ward Otto ſehr verdrießlich.

Haſt Du wohl vernommen, lieber Maller, fragte Lother, was Otto gegen mich im Sinne hat? Gott wolle ihn ewig verdammen! — Amen! rief Maller; Maria, Mutter Gottes, wann wollen doch die Heiden kommen, daß man dann möge ſehen, welch ein Mann der falſche Verräther iſt! Käme es zur Schlacht, ſo verlör er zur Stund ſeinen Nahmen wieder, denn er wagt es nimmer zu kampfen.

Viertes Kapitel.

Lother lag eines Tages in ſeinem Bette, und ſah ſein Hemd an, daß es ſehr unrein war. Hemd, ſprach er, es iſt ſehr lang her, daß du nicht gewaſchen biſt, das kränkt mich am meiſten. Maller, lieber Geſell, nimm mein Hemd, gieb es einer Frau, daß ſie es waſche, ich will im Bette liegen bleiben, bis es trocken iſt. — Sehr gern, lieber Herr, ſprach Maller, nahm es und ging damit hinaus, des Morgens ganz früh. Ich werde keine Frau ſuchen, ſondern ich ſelbſt will dich waſchen, du Hemd, ſprach er; denn einer ſchlechten Frau gönnte ich es nicht, daß ſie dich waſche, und eine edle wird es nicht thun. Er ging aus dem Haus hinaus, und durch die Stadt, bis an die Burg, wo ein ſehr ſchöner Garten lag, worin viel ſchöne Bäume waren. Von ungefähr hatte der Pförtner den Garten nicht wohl verſchloſſen, ſo daß die Thür weit offen ſtand. Maller ging hinein, und kam zu einem Brunnen, mitten in dem Garten; das Waſſer lief hell und klar aus goldnen Löwenköpfen in ein großes Becken von weißem Marmor, einen ſchöneren Brunnen konnte man nicht erdenken; auch ging eine marmorne Treppe von hier nach einem Gang, auf marmornen Säulen, wo Zormerins Kammern waren, denn der Garten lag gerade hinter der Burg. Als Maller den Brunnen ſah, warf er das Hemd hinein, und wuſch und rieb es mit ſeinen Händen gar fleißig. In derſelben Zeit kam Zormerin mit ihrem Fräulein, Scheidechin genannt, die Stufen herab in den Garten, und als ſie den Ritter an dem Brunnen gewahrte, ſchlichen ſie ſich leiſe hinter einer Hecke nah dabei, um ihm zuzuſehen, wie er das Hemd ſo fleißig wuſch und rieb. Während dem ſprach Maller ganz laut mit ſich ſelber, als ob er zu dem Brunnen redete: Ach du ſüßer Brunnen, könnteſt du ſprechen, ſo mögteſt du dich wohl berühmen, daß du heute mit deinem Waſſer das Hemd des tapferſten Ritters haſt gewaſchen, der je auf Erden gelebt, oder der jemahls Waffen hat getragen. Verflucht ſei doch die Stunde, da er ſeinen Nahmen hat verwechſelt mit dem falſchen verrätheriſchen Rothkopf, dem Otto: erbärmlich iſt es, daß ein Mann von ſo edler Abkunft nun ſolche Armuth leiden muß! — Als Zormerin dieſe Worte hatte vernommen, ſchlich ſie ſich leiſe wieder mit ihrer Jungfrau die Stufen hinauf nach ihrem Gemach, und befahl dieſer, daß ſie ſogleich wieder hinunter gehen und den Ritter zu ihr führen ſollte, den ſie unten die Worte habe ſagen hören.

Scheidechin, Zormerins Fräulein, ging ſogleich hinunter, wo ſie Mallern noch an dem Brunnen antraf, und richtete die Botſchaft ihrer Gebieterin aus. Maller folgte ihr auch ſogleich nach, in das Gemach der Prinzeſſin. Er fand es ſo ſchön, und mit ſolcher Pracht verziert, daß er darüber erſtaunte. Zormerin ſaß auf einem hohen Seſſel, der mit Gold und edlem Geſtein gar wohl geziert war. Maller ſah ſie an, und es überlief ihn kalt, da ihm zu gleicher Zeit die Worte einfielen, welche er am Brunnen mit ſich ſelber geredet. Er kniete vor ihr nieder, und ſprach: Der Gott, der um unſrer Erlöſung willen die Marter litt, der wolle die Prinzeſſin Zormerin, und alles was ihr lieb iſt, in ſeinen Schutz nehmen! Ich bitte Euch, Ihr wollet meinem Herrn zu eſſen ſchicken, er liegt faſtend von geſtern Morgen her in ſeinem Bette. — Wie heißt Euer Herr, fragte Zormerin, deſſen Hemd Ihr gewaſchen habt? — Maller erſchrack ſo ſehr, daß er nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. — Erſchreckt nicht, lieber Herr, fing Zormerin wieder an: wer in fremde Länder reiſt, um Abentheuer zu ſuchen, oder auch um Ehre zu erwerben, der kann nicht zu jeder Stunde alles haben, deſſen er bedarf, oder was er gerne hätte. — Jungfrau, fing Maller an, ich geſtehe es Euch, wäre mein Herr Otto, in ſeiner Heimath in Lombardei, ſo wäre er reich und verſorgt. — Wie iſt es denn, daß Ihr ihn Otto wollt nennen? Mich dünkt, Ihr verwandelt ſeinen Nahmen, denn ich hörte Euch ſagen: der Brunnen leiſtete den Dienſt dem beſten Ritter, der heißet Lother, und iſt des Königs Karl Sohn aus Frankreich? ſo hörte ich Euch ſprechen; auch ſagtet Ihr noch: verflucht ſei die Stunde, daß er ſeinen Nahmen verwechſelte, meine Jungfrau wird es bezeugen, daß ich Euch dieß ſagen hörte. — Ja wohl bezeuge ich es, ſprach Scheidechin, und da ich Euch das Hemd ſo mit Euern Händen reiben ſah, da hätte ich Euch gern ein Waſchholz bringen wollen.

Frauen, ich kann es nicht läugnen, antwortete Maller, es iſt wahr, ich habe das Hemd des tapferſten, des frommſten Ritters gewaſchen, mit meinen Händen; könnt' ich aber auch ein Königreich damit gewinnen, ſo möchte ich keinem lebenden Menſchen ſeinen wahren Nahmen ſagen, weil ich einen theuern Eid geſchworen habe, es nicht zu thun. — Als Zormerin dieß hörte, dünkte es ihr ſchlimmer, daß ſie dieſe Sache nicht gründlich und ganz zu Ende hören ſollte, als wenn ſie gar nichts davon erfahren hätte. Denn es iſt gemeinlich ſo der Frauen Art: ſo man ihnen etwas zu erzählen beginnt, wird all ihr Sinn bewegt, und ſie gewinnen keine Ruhe, bis ſie auch das Ende davon erfahren. Sie fragte alſo den Maller noch einmahl; da er aber darauf beſtand, er dürfe es keinem Menſchen entdecken, ſprach ſie: Hört eine Liſt; ich will mit Scheidechin in eine andre Kammer gehen, dann entdeckt Ihr hier der Erde Euers Herrn Nahmen, dieß kann mit Eurem Eide ſehr wohl beſtehen; ſollt' ich es dann von ungefähr auch hören, ſo will ich es doch nimmer jemand ſagen, bis die Zeit um iſt. — Werthe Frau, ſprach Maller, ich will thun, was Ihr befehlt; verſündige ich mich an meinem Eid, ſo will ich Gott ſtündlich bitten, daß er es mir wolle verzeihen um Euertwillen. — Da entfernte ſich Zormerin und Scheidechin, und gingen in eine andre Kammer.

Erde, fing Maller an, höre zu: Dir will ich klagen von dem großen Schalk, dem Otto von Lombardei; der hat meinen

Herrn mit glatten Worten dazu verführt, daß er ſeinen Nahmen mit dem des Otto vertauſchte, der nun den Nahmen meines Herrn trägt, der iſt: Lother, König Karls Sohn von Frankreich! Darum bietet jetzt König Orſchier dem Otto ſolche große Ehre, in meines Herrn Nahmen, während mein Herr ſich in Ottens Nahmen ſo ſchämen muß, und ſolche Armuth erleiden, nebſt ſeinen Geſellen: niemahls hat ein ſo großer Herr ſolche Armuth leiden müſſen. — Eh er noch weiter reden konnte, ſprang Zormerin aus der Kammer hervor, und ſprach: Lieber Geſelle, Dein Herr ſoll genug bekommen. O fürwahr, mir hat dieſe Verrätherei lange ſchon geahnt, oft ſah ich in der Kirche wie Deinem Herrn die heißen Zähren über die Wangen liefen, daß es mich jammerte. Mein Herz hat es mir gleich geſagt, es hat mehr nach ihm geſtanden als nach dem Verräther Otto, wenn gleich mein Vater mich dieſem zum Weibe zugeſagt, aber nimmer, nimmer ſoll er mich haben; denn wer mich zum Weibe haben will, der muß mich erſt verdienen. Wie heißt Ihr, Geſelle? — Ich heiße Maller. — Lieber Maller, zur glücklichen Stunde habt Ihr Euers Herrn Hemde am Brunnen gewaſchen, ich will Euerm Herrn ſo viel ſchicken, daß er die Armuth, welche er und ſeine Geſellen erlitten haben, bald vergeſſen und daß er ſich mit ihnen wohl ergetzen mag.

Sie hohlte Hemden und Kleider von ihrem Vater, gab ſie Mallern, daß er ſie ſeinem Herrn in ihrem Nahmen bringe, dazu auch einen koſtbaren Gürtel. Maller dankte ihr, nahm Urlaub von ihr, und ging desſelben Wegs, den er gekommen war, wieder zu ſeinem Herrn in die Herberge. Wo kommſt Du ſo eilends her? Da warf Maller, was er auf ſeiner Schulter trug, auf das Bett. — Haſt Du dieſe köſtlichen Kleider einem reichen Manne geſtohlen? fragte Lother, ſo trag ſie nur wieder dahin, woher Du ſie genommen haſt, nimmermehr ſollen ſie an meinen Leib kommen. — Man ſollte mich billig rühmen, rief Maller, daß ich ſo geſchickt war, einen reichen Mann zu beſtehlen; hätte ich einen Armen beraubt, ſo wäre ich den Galgen werth! Lieber Herr, nehmet des reichen Mannes Gut hin, die Sünde will ich tragen, und will ſie dazu nimmer beichten. Iſt es nicht beſſer, einen Reichen beſtehlen, als einen Armen Hungers ſterben laſſen? — So ſprach Maller im Scherz, ſeinen Herrn neckend; doch als er ſah, daß dieſer gar zornig um des geſtohlnen Gutes ward, da fing er ernſtlich an, ihm die Wahrheit zu erzählen, wie die Königstochter ihn am Brunnen gewahrte, wie ſie ihn durch ihr Fräulein zu ſich berief, und alles, was ſich hier zugetragen. Da Lother den Verlauf gehört, freute er ſich herzlich. Sehr lieb iſt es mir, ſprach er, daß Du Deinen Eid nicht gebrochen haſt, denn wahrlich, lieber Maller, ſo Du dieſes hätteſt gethan, ich wäre Dir nimmer wieder hold. — Nun, lieber Herr, habt guten Muth; wenn es Euch gefällt, ſo will ich ein Bad für Euch beſtellen, darin ſollt Ihr Euch baden, ehe Ihr die weißen Kleider anthut. — Das wäre mir ſehr lieb, antwortete Lother; nur fürchte ich, die Wirthin wird es nicht bereiten wollen, weil ich ihr ſchon ſo viel ſchuldig bin. — Maller ſchwieg, und ging hinaus zur Wirthin. Da er ſie fragte: ob ſie ſeinem Herrn ein Bad bereiten wolle, da war ſie ſehr freundlich, und ſagte: ſie wolle es gern thun. Indem ſie noch mit ihm redete, kam ein Knecht vor die Thüre, der führte ein Pferd mit Gold und Silber ſchwer beladen. Dieſen Schatz, ſprach der Knecht, ſendet die Prinzeſſin Zormerin, des Königs Tochter dem Gaſte, der hier in der Herberge liegt; ſie hat vernommen, wie er große Armuth hier leiden muß, dieß wird ſie nimmer geſchehen laſſen. — Maller nahm das Geld und trug es in die Kammer zu ſeinem Herrn. Sehet, lieber Herr, rief er, das kömmt Euch von der ſchönen Zormerin. Gott beſchütze ſie! rief Lother. Nun will ich wieder fröhlich eſſen und trinken, nun ich meinen Wirth bezahlen kann: auch will ich, nach dem Bade mich auf mein Roß ſetzen und mich etwas erreiten; es iſt mehr als vier Wochen her, daß ich auf kein Pferd gekommen bin, denn ich hatte nicht den Muth dazu, ſo lange es bei dem Wirth verpfändet ſtand. Lother bezahlte den Wirth mit fröhlichem Muth, und dankte ihm, daß er ihm ſo gütlich geborgt, rief dann ſeine Geſellen alle zuſammen, und gab ihnen allen Geld zu Pferden, zu Rüſtungen und ſchönen Kleidern; badete ſich, legte ſchöne Kleider an, und war von Herzen fröhlich.

Fünftes Kapitel.

Zormerin ging zu ihrem Vater und ſprach zu ihm: Geliebter Herr Vater, Ihr habt ſo viele fremde Söldner in der Stadt liegen, ſo ſtellt doch einmahl ein Turnieren an, ich bitte Euch darum, und verſprecht dem, der den Dank verdient, ein ſchönes Roß zu geben. Auf dieſe Weiſe mögt Ihr ſie erproben, und wohl erfahren, was jeder unter ihnen werth iſt; denn wie Ihr wißt, wird König Pynart bald gegen dieſe Stadt ziehen, dann iſt es wohl gut, daß Ihr wiſſet, auf welchen unter Euern Dienern Ihr Euch am beſten verlaſſen könnt. — Liebe Tochter, antwortete der König, ich wollte dieß ſchon ſehr lange immer thun, aber Lother von Frankreich hat es jederzeit verhindert. — Wäre Lother fromm und tapfer, ſprach Zormerin dagegen, und wäre von dem edeln Blut, deſſen er ſich rühmt, ſo würde er es ſicher nicht verhindern, vielmehr würde alle ſein Trachten und Sinnen darnach ſtehen, oft zu turnieren und zu ſtechen. Ich ſchwöre bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, wäre er auch ein König über zehn Könige, ich würde ihm dennoch nimmermehr zu Theil. Nimmer will ich mich einem Feigen vermählen! Der mein Gemahl wird, derſelbe muß nach Euch dieſes Land regieren; ein feiger, verzagter Mann, der würde es gegen die nahen Heiden gar übel beſchirmen! Dieß hörte der König gern von ſeiner Tochter; ließ auch ſogleich in die Stadt ausrufen, wie er ein Stechen vor dem Pallaſt veranſtalten laſſen. Nähmlich: Sechs Bretter ſollten an eben ſo viele Stangen aufgerichtet werden, und wer dieſe Bretter niederſtache, der ſolle ein Roß von ihm zum Dank erhalten, das ſo gut als hundert Mark an Werth hatte. Die Söldner waren über dieſen Aufruf alle ſehr erfreut: Otto aber erſchrack gar ſehr in ſeinem Herzen, und fluchte mehr als hundertmahl Allen, die dazu gerathen.

Lother bereitete ſich köſtlich nebſt allen ſeinen Geſellen zum Stechen: ihn dünkte, der Donnerſtag, auf welchen Tag es angeſetzt war, blieb gar lange aus, ſo ungeduldig war er zu ſtechen und zu turnieren. Die andern Herren und Ritter rüſteten ſich auch wohl dazu; gar mancher unter ihnen dünkte ſich der weidlichſte zu ſein, und hoffte wohl den Dank zu verdienen. Zormerin gedachte gar oft in ihrem Herzen: Ach wollte Gott es fügen, daß Lother den Dank gewönne, ich gönnte es ihm wohl von ganzem Herzen. Oft redete ſie mit ihrer getreuen Scheidechin von ihm. Könnte er den Dank verdienen, wie ich es hoffe, ſprach ſie, ſo kömmt er dann in meines Vaters Huld gar hoch, dann würde die Falſchheit wohl ausbrechen. — Sicher, Ihr redet wahr, ſagte Scheidechin; mich wollte es nie bedünken, als wenn Otto der Mann wäre, für den er ſich ausgiebt; alle ſein Weſen hat ihm nie wohl angeſtanden, dazu iſt er ein Rothkopf, die ſind gewöhnlich falſch und ungetreu.

Sechſtes Kapitel.

Als der Donnerstag kam, da ging der König an ein Fenſter ſeines Pallaſtes, bei ihm ſtanden andre Herren, Grafen und Ritter, wohl an zweihundert; Zormerin ſtand auf der andern Seite, und bei ihr wohl dreißig Jungfrauen. Sie war gar köſtlich gekleidet, auf ihrem Mantel glänzten die herrlichſten Edelgeſteine, und vorn war er mit einem Karfunkel und einem ſchönen Rubin befeſtigt. Ueber dieſem Karfunkel hatte ein Jude, Nahmens Pharao wohl ſieben Jahre lang gearbeitet; er gab ihn der Sybille, dieſe gab ihn in den Tempel, welcher Chriſto zu Ehren erbaut ward; Pilatus ſchenkte ihn dem Kaiſer, daß er ihn ſollte leben laſſen, da Vespaſian Jeruſalem zerſtörte; der Kaiſer gab ihn St. Clemens, dem Papſt, dieſer gab ihn dem Antonius, Vater der heiligen Helena. Dieſe führte ihn nach Conſtantinopel und ſtellte ihn vor St. Sophien, da ward er zu dem Schatz gelegt. Dieſen Mantel hatte König Orſchier aus dem Schatz genommen, und ſeine Tochter damit geziert, einen ſchönern mochte man wohl in keinem Lande ſehen; auch keine ſchönere Jungfrau, als Zormerin war; ſie war von ſo großer Schönheit, daß ſie nie ein Mann recht anſehen mochte, ohne in Liebe für ſie zu entbrennen, ſo daß er ſich von Stund an aus großer Liebe nicht zu rathen wußte.

Otto kam zu Zormerin, als ſie mit ihrem Fräulein Scheidechin in einem Fenſter lag, dem Stechen zuzuſehen. Liebe Jungfrau, ſprach er, ich will hier bei Euch ſtehen, und dem Stechen zuſehen, damit ich urtheilen kann, wem man den Dank geben mag. — Was denkt Ihr? fing Zormerin gegen ihn an; wähnet Ihr, ſchöne Frauen zu gewinnen mit Eſſen, Trinken und Schlafen, und mit müßigem Schwätzen? Wenn es ſich denn alſo fügte, daß ich Eure Gemahlin würde, ſo möchte meine Ritterſchaft und die ganze Welt wohl denken, was ich für einen feigen unſeligen Mann geheirathet habe, der nicht mit dem Schwert drein zu ſchlagen verſteht. Um meinetwillen thut es, reitet hinaus, Ihr möchtet ſonſt in ein arges Gerücht kommen.

Otto mußte mit Schande von Zormerin hinunter zu dem Stechen gehen, und mußte ſich Schämens halber zu Pferde ſetzen.

Jedermann kam zu dem Stechen, in Begleitung von Pfeifern, Trompeten und Poſaunen. So kam auch Lother mit einer Menge ſeiner Geſellen und Ritterſchaft: er hatte auch Pfeifer, Trompeten und Poſaunen, und viele Herolde und Knappen, die in Haufen neben und hinter ihnen gingen, als wäre er ein großer König. Wer iſt, ſprach Orſchier, der ſtattliche Ritter, der mit ſo anſehnlichem Gefolge kömmt? — Es iſt Otto von Lombardei, ſprachen die Diener, der ſo ſehr arm war; er muß den Reichthum geſtohlen haben, wie käme er ſonſt dazu. — Otto wunderte ſich nicht wenig, wo ſeinem Vetter Lother doch das Gut zu ſolchem Aufwand möchte hergekommen ſein, und konnte deshalb ſeine Verwunderung nicht bergen. Maller ritt zu ihm hin, und ſagte ihm: Nach Euern Gedanken müßten wir eigentlich in großer Noth und Armuth ſtecken, ſolche Gedanken mögt Ihr aber nur fahren laſſen, es ſei Euch nun lieb oder leid. Wer nach Bosheit ringet, dem wird ſolcher Lohn! — Otto that als hörte er nicht, was Maller ihm ſagte, und ritt immer vor ſich hin. Zormerin ſah nach niemand, als nach Lother, er allein gefiel ihr vor allen andern; ſo ſah auch Lother oft zu Zormerin hinauf, und wann er merkte, daß ſie auf ihn ſah, ſo ließ er luſtig ſein Pferd ſpringen, und ſetzte über die Bänke mit ſolchem Muth und ſo edelm Anſtand, daß alle ſich darüber freuten.

Nun fing das Stechen an: wer die Bretter nicht eben traf mit dem Speer, dem ſchlug der Schwengel an den Helm, daß er vom Pferde fallen mußte. Dieß widerfuhr manchem, der ſich ſehr ſtattlich dünkte. Otto nahm ſeinen Speer unter den Arm und rannte ſo gräulich zu, daß er weder ſah noch hörte, denn er ſaß auf einem guten Roß. Da er aber nah an das Brett kam, wider welches man ſtechen mußte, da erſchrack er ſo ſehr, daß er das Brett nicht traf; der Speer ward ihm in der Hand herumgedreht; dicht an dem Brett war eine Pfütze voll Miſt und Unrath; da er nun das Brett nicht getroffen, ſondern ſelber vom Schwengel getroffen wurde, ſo konnte ſein Pferd ſich nicht halten, ſondern fiel mit ihm in die Pfütze, darin ward Otto wie ein Schwein beſudelt und herumgewälzt. Maller fing an laut zu lachen. Schweig, Maller, ſagte Lother, thäte das ein andrer als Du, ich würde es ihm nicht verzeihen. Lother war ſo gar treu, daß es ihm immer leid that, wenn dem Otto etwas Uebels widerfuhr, obgleich dieſer gar ſchlecht an ihm handelte. Zormerin aber hätte nicht einen Wagen voll geſchlagenen Goldes dafür genommen, daß Otto gefallen war.

Nun rannte Lother mit ſeinem Speer gegen das Brett, mit ſolcher Macht, daß der Stecken oben entzwei brach, woran das Brett hing, und dieſes hinunter fiel; eben ſo ſtach er auch die andern fünf Bretter herab. Maria, Gottes Mutter, riefen die Ritter, wer ſah je einen ſo ſtarken Ritter? — Herr, ſprachen die Herolde zu König Orſchier, gebt dieſem Ritter ſo viel Güter und ſo viel Pferde, als Ihr immer wollt, Ihr könnt ihm doch nimmer ſo viel geben, als er verdient. Zormerin, voller Freude, ſprach zu Scheidechin: Der Rothkopf hat mich verloren! Geh, eile zu Maller, ſag ihm in meinem Nahmen, ſein Herr möchte in ſeiner Herberge heute offenen Hof halten, ich werde ihm Geld genug dazu ſchicken: was ich auch ſchicken mag, iſt er dennoch mehr noch werth.

Scheidechin richtete den Auftrag an Maller aus, worauf dieſer ſich gar höflich bedankte, und ſogleich zu ſeinem Herrn auf den Platz ritt, um ihm den Befehl der Königstochter zu hinterbringen. Lother berief zehen Herolde zu ſich, und ließ durch dieſe alle Herren, ſowohl Ritter als Knechte, Edelleute, Bürger und Bürgerinnen, weß Alters oder Standes ſie ſein mochten, zu ſich auf den Abend in ſeine Herberge einladen, um ſich mit ihm und ſeinen Geſellen gütlich zu thun, mit Eſſen, Trinken und anderer Ergetzung. Da ſprach einer zu dem andern: Wer hat wohl dieſem Erbärmlichen ſo viel Geld und Gut gegeben? Es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein; denn erſt kürzlich wollte er ſein Roß aus Armuth verkaufen, und nun will er offnen Hof halten. Das iſt ja eine große Hoffahrt; morgen früh, beim Frühſtück, wird er ſich wohl aus dem Staube machen. So ſchwatzten die Leute: Lother aber war fröhlich, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß es ihm den Tag ſo glücklich ergangen war. Zormerins Gunſt war ihm mehr, denn alle das Gold, was ſie ihm ſchickte, und ſeine Sorge ging nur dahin, wie er dieſes ſeinen Gäſten wieder zu Gute kommen laſſen wollte; darum ſprach er zu Maller: Lieber Geſelle, verlaſſe Dich nicht auf den Wirth allein, ſorg ſelber, daß wir genug haben mögen. — Sorgt nicht, ſprach Maller, was in der Stadt zu haben iſt, das ſoll bei uns dieſen Abend nicht fehlen; ritt hin zur Herberge, rief den Wirth Salomo. Herr Wirth, rief er, ſchafft Rath, denn mein Herr hält dieſen Abend hier offnen Hof, und er hat durch zehn Herolde einladen laſſen: Ritter, Grafen, Herren, Bürger und Bürgerinnen, alt und jung, groß und klein, und jedermann, der mit uns eſſen will; es darf uns alſo an nichts fehlen. — Das ſoll geſchehen, lieber Herr, ſprach der Wirth, bringet, wen Ihr wollet, ich will Eure Gäſte wohl bedienen. Ging darauf hinaus und bereitete das Gaſtmahl auf das köſtlichſte. — Da das Stechen vorbei war, da ritt jedermann nach Hauſe, um die Rüſtung abzulegen, und ſich alsdann zu Lother in die Herberge zu begeben.

Siebentes Kapitel.

König Orſchier überſandte dem Lother den Dank, und ließ ihn zur Tafel an ſeinen Hof einladen; Lother ließ ihm aber wieder entbieten, wie er es nicht wolle übel aufnehmen, daß er nicht kommen könne: es ſei ihm dießmahl nicht gelegen, da er ſelber einen offenen Hof halten wolle. Darüber war der König nicht wenig verwundert.

Lother begab ſich in ſeine Herberge, wo der Gäſte ſo viel gekommen waren, daß ſie in dem Hauſe nicht alle Platz fanden: ſie mußten theils in den Garten ſich lagern, theils ſaßen ſie auf der Gaſſe vor der Herberge. Es war Wildpret und Geflügel, und an Schüſſeln mit Eßwaaren aller Art kein Mangel; dabei ſtanden große Fäſſer mit Wein, ſowohl weißem als rothem, woraus ein jeder ſo viel trinken mochte, als ihn geluſtete. Es waren an demſelben Tage wohl an zweihundert Menſchen des Weins ſo voll, daß ſie ihre eigene Sprache nicht reden konnten. Einer ſprach da zu dem andern: Fürwahr, er muß morgen davon laufen: der Wirth iſt wohl ein Thor, ihm ſo viel zu borgen. Lother hörte dieß und rief: Laßt Euch wohl ſein, Ihr Freunde, und ſorgt nicht für's Bezahlen, der gute Wirth borgt mir gern. — Ich habe eben ſo große Sorge für meine Bezahlung, ſprach der Wirth, als ob ich das Geld ſchon in meiner Hand hätte. — Da ſagten ſie: Ei, der Wirth iſt ſo voll als irgend einer der Gäſte: morgen wird er ein anderes Lied ſingen. Die Gäſte blieben in Freuden und in Ergetzlichkeit zuſammen bis Mitternacht, dann ſchied ein jeder von dannen. Zormerin hatte ihr Wort nicht vergeſſen, noch ehe es tagte, kam ein Pferd mit Gold und Silber beladen in der Herberge an. — Lieber Wirth, jetzt macht Euch bezahlt, ſo viel als drauf gegangen, das übrige Geld nehmt in Eure Verwahrung: ſo bald es verzehrt iſt, ſagt es mir, daß ich Euch wieder welches verſchaffe.

Des Morgens früh zog Lother ſich ſauber an, nebſt ſeinen Gefährten, und gingen in die Kirche. Als Zormerin ihn erblickte, pochte ihr Herz heftig. Sie bat ihren Vater, daß er den Ritter, der geſtern den Dank verdiente, und ſo vortrefflich ſtach, doch zur Tafel bitten möchte, und zeigte dem König den Lother, daß er derſelbe ſei. Da nun der König zu ihm ging und ihn zur Tafel bat, da wollte Lother es nicht annehmen, und ſprach: Herr König, ich will nicht eher an der Tafel mit Euch ſitzen, bis ich es gegen die Heiden verdient habe. Da gab Zormerin ihm die Hand, die er nahm, und both ihm einen guten Morgen, darüber ging er erfreut wieder in ſeine Herberge.

Achtes Kapitel.

Vierzehn Tage hernach, da kam König Hispinart von Afre wohl mit zweihunderttauſend Mann, und mit ihm kamen vierzehn Könige. Da dieſe Heiden in das Land kamen, da flohen die Einwohner alle zu König Orſchier, und ſchrien um Hülfe gegen die Heiden. Der König erſchrack, da er hörte, daß die Heiden ſo nahe wären, und ließ Otto zu ſich rufen. Lother, ſprach er zu ihm, heißet Eure Söldner ſich rüſten, wir müſſen gegen die Heiden, Euch übergebe ich und befehle ich mein Banner.

Otto erſchrack von ganzem Herzen, doch verbarg er es, und ſprach mit lachendem Munde: Herr, ich will das meinige auf's beſte thun. Ging hinaus, und ließ austrompeten, daß ein jeder ſich auf's beſte waffne. Lother und ſeine Geſellen die waffneten ſich ſogleich auf's eilendſte, und ſetzten Pferde und Zeug in beſten Stand. Da rief Otto einen ſeiner Waffenträger, zu dem ſagte er: Geh zu meinem Vetter, ſage ihm, es ſei mir von Herzen leid, daß ich ihn erzürnet. Ich habe böſem Rath gefolgt, bin aber nun bereit, ihn um Gnade zu bitten, er ſolle mir nur dießmahl aus der Noth helfen. Denn König Orſchier hat mir ſein Banner zu führen gegeben, in dieſem großen Krieg, damit kann ich mich aber nimmer behelfen; mein Vetter vermag es beſſer zu thun als ich, denn er iſt ein tapfrer ſtarker Ritter, ihm käme es mehr zu als mir. Will er ſich nun des Banners für mich annehmen, ſo will ich ihm die Jungfrau Zormerin gern überlaſſen, die mir von dem Könige verſprochen worden iſt. Ich will lieber eine Frau entbehren, als daß ich dieſen großen Streit führen ſollte. — Herr, antwortete der Knappe, dieſe Botſchaft will ich gern ausrichten; es wäre ſehr gut, wenn Lother ſich der Sache annähme; denn ſo viel ich Euch kenne, kommt Ihr zum Streit, ſo laßt Ihr das Banner fallen, das möchte den Chriſten zu gar großem Schaden gereichen. — Das iſt freilich wahr, ſagte Otto. — Darauf ging der Knappe von ihm zu Lother, und richtete die Botſchaft gar ernſtlich aus. Er nahm den Lother auf die Seite, und ſprach: Euer Vetter Otto ſendet mich zu Euch; er bittet Euch um Gnade, daß er Euch erzürnet, er hat hierin böſem Rath gefolgt, und es iſt ihm leid. Er bittet ſehr, Euch mit ihm zu verſöhnen; wenn Ihr ihm verzeihen wollt, ſo will er ſeinen Fehler gegen Euch verbeſſern, und damit anfangen, daß er, um Euch zu ehren, Euch das Banner überlaſſen will, das der König ihm übergab, dazu will er Euch auch die ſchöne Zormerin laſſen, die der König ihm verſprochen, und alle Ehre, die Ihr ſonſt verlangt. Prüfet dieſen Vorſchlag wohl, lieber Herr, ich bitte Euch freundlich darum. — Sage meinem Vetter, ſprach Lother, ich habe keinen böſen Willen, beſonders nicht gegen ihn; ich halte ihn für einen verſtändigen Mann, dazu iſt er auch von edler Geburt; hat ihm nun der König ſein Banner befohlen, ſo iſt es bei ihm in guten Händen, beſonders gegen die Heiden; hat ihm dann Gott eine Frau beſchert, ſo begehre ich nicht ſie ihm zu nehmen. Gott wolle ihm zu beiden viel Freude und Glück geben; ich wünſche es ihm vom Herzen, und er thäte ſehr Unrecht, wenn er nicht das Beſte thun wollte, um des großen Glücks willen. Sagt meinem Vetter dann auch noch in meinem Nahmen: Da der König ihm das Banner empfohlen, ſo mag er wohl zuſehen, daß er es nicht fallen laſſe, denn wo er es fallen läßt, ſo haue ich ihm den Kopf herunter, oder wenn ich zur Stunde nicht zu ihm kommen kann, ſo werde ich meinen Geſellen Maller ſchicken, daß er ihm ſeinen Kopf herunter haut. Dieſe Antwort bring meinem Vetter von mir.

Der Knappe war ſehr betrübt, daß er nicht beſſeren Beſcheid erhalten konnte; Otto aber erſchrack gar erbärmlich, als er dieſe Botſchaft vernahm. Ach ich Armer, Unſeliger! rief er aus; ich ſehe wohl, meine Zeit iſt nun gekommen, ich muß ſtreiten wider meinen Willen, und muß noch dazu der Vorderſte ſein, und die Andern anführen, wiewohl ich lieber der Hinterſte wäre! —

Der König ſetzte ſich auf ſein Pferd, nahm das Banner in ſeine Hand und übergab es Otten; dieſer nahm es, und ritt hinaus, wohl mit dreißigtauſend Chriſten. Lother ritt ihm zunächſt; er trug auf ſeinem Helm einen ſeidenen Aermel mit Gold geſtickt, und mit goldnen Spangen, den hatte ihm Zormerin gegeben. Sie ging auf einen Thurm, wo ſie dem Streit zuſehen konnte: Lothern kannte ſie wohl an dem Aermel, und bat Gott von ganzem Herzen, daß Otto doch nicht wieder käme.

Da die Heiden ſahen, wie das Heer der Chriſten gegen ſie zog, da ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, und ein ſchreckliches Schlagen begann; ſie hieben entſetzlich auf die Chriſten ein, und ſchlugen was ihnen vorkam. Als Otto ſah, daß die Heiden ſo gar gräulich ſtritten, da ließ er vor Schrecken das Banner fallen, und ſprach zu ſeinen Leuten: Liebe Geſellen, ich bleib' nicht länger hier, ich will heim reiten in die Lombardei, denn ich trage große Sorge, die Heiden möchten mich noch hier erſchlagen. Ich möcht' nicht hier bleiben, und wollt' mir König Orſchier auch noch ein Königreich zu dem ſeinigen geben. — Gott verdamme Euch, riefen ſeine Geſellen ihm nach, Ihr ſchändet alle Lombarden; darum möget Ihr nur allein reiten; wer einen böſen Herrn verläßt, den mag Gott ſegnen. König Pynart kam wohl mit zehntauſend Heiden von der Seite her, wo Otto entfloh: da er ſie ſo gegen ſich kommen ſah, rief er mit lauter Stimme und mit aufgehobenen Händen: Tödtet mich nicht, Ihr Herren, ich will gern Gott verlaugnen, und will an Mahom glauben.

Da ward er gefangen und in ein Zelt geführt, und König Pynart begonn wieder friſchlich zu ſtreiten. Die Chriſten waren beſturzt, daß ihr Panier gefallen war. O weh mir! rief König Orſchier; verflucht ſei die Stunde, wo ich dieſen Lother an meinem Hof empfing, und ihm ſo traute; er hat heute als ein falſcher Böſewicht an mir gehandelt. Die Heiden waren gar fröhlich; denn wann ein Panier gefallen iſt, ſo iſt die Gegenparthei deſto fröhlicher. König Orſchier ſtritt auch tapfer; als er aber zu tief in den Streit gerieth, da kam der heidniſche König Helding und ſtach ihn vom Pferde; alſobald umringten ihn die Heiden, und führten ihn gefangen hinweg. Als die Chriſten ihren König geſangen ſahen, da hielten ſie ſich gar übel, was auch nicht Wunder zu nehmen iſt; ein Heer mag wohl erſchrecken, das ſein Panner, und dann auch ſeinen König verloren hat,

Lother focht kühnlich, und ſchlug ſich tief in das Heer der Heiden, Maller und die übrigen Geſellen fehlten auch nicht; da erblickte Lother das Panier, das auf der Erde lag. Maller, lieber Geſelle, rief er, nun ſchlage friſch zu, daß ich abſteigen und das Panier aufheben möge. Da ſchlugen die zween ſo gräulich um ſich, bis ſie einen Kreis um das Panier frei machten; da ſtieg Lother ab, ergriff das Panier und ließ es hoch in der Luft wehen; es war aber ganz beſchmutzt und zerriſſen worden unter den Pferden. Er gab es dem Maller, und ſagte: Hier, hebe es hoch in die Höhe; das that Maller, deß freute ſich das Chriſtenheer, und fing wieder mit friſchem Muth zu kämpfen an. — Maria, Gottes Mutter, rief Zormerin, beſchütze meinen Geliebten, er iſt der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen.

Lother ſtritt ſo lange, bis er kam zu König Pynarts Panner, da ſah er eben, wie vier Heiden den König Orſchier gefangen fortführten, der heiß weinte. Lother eilte ſogleich hinzu, erſchlug die vier Heiden, ergriff eins ihrer Pferde und reichte es dem König Orſchier. Lieber Herr, rief er ihm zu, ſitzt geſchwind auf und ſehet, daß Ihr tapfer ſtreitet. Freund, erwiederte Orſchier, Du haſt mich heute von dem Tode errettet, Dir will ich meine Tochter geben, dazu auch mein Königreich; Lother von Frankreich hat mich verrathen, gar böslich, er ſoll meine Tochter nimmer haben. Hiermit ritt er eilends wieder in den Streit, da brachte ihm Maller das Panier. Maria, Gottes Mutter, rief er, wer mag der Mann ſein, der das Panier wieder aufgerichtet hat? — Herr, ſprachen die Diener, das hat derſelbe gethan, der Euch auch aus der Gefangenſchaft erlöste, er hat heiß darum gearbeitet. Auf meine Treue, ſprach der König, das will ich ihm wohl lohnen, ich will ihm meine Tochter geben, und nach meinem Tode mein Reich; iſt es nicht ein Jammer, Ihr Freunde, daß mich der ſo betrogen, dem ich ſo viel getrauet? Wäre dieſer fromme Ritter nicht geweſen, ſo wären wir jetzt alle von den Heiden erſchlagen.

Zormerin folgte dem Lother mit den Augen, denn ſie erkannte ihn vor allen an dem Aermel auf ſeinem Helm. Da ſah ſie, wie wohl zehntauſend Heiden ihn umringten, und ſein Pferd erſtachen; ſie ſah ihn fallen, und ſah ihn nicht wieder aufſitzen, auch niemand, der ihm zu Hülfe kame, ſo daß er mit Gewalt gefangen ward. Als Zormerin dieß ſah, ergriff ſie ein Meſſer und wollte ſich dasſelbe ins Herz ſtoßen; aber Scheidechin hielt ſie, und ſprach: Liebe Jungfrau, beſinnt Euch, und bittet Gott Eure Sinne zu behüten. — Scheidechin, rief Zormerin, ich habe geſehen, daß die Heiden den Prinzen von Frankreich niedergeſtoßen haben, und niemand kömmt ihm zu Hülfe; haben die Heiden ihn erſchlagen, ſo will ich auch nicht länger leben. Hiermit wollte ſie von den Zinnen hinunter ſpringen, aber ein Ritter erhaſchte ſie, und hielt ſie. Liebe Jungfrau, ſprach er, ſie zu tröſten, haltet Euch wohl, Euer Vater iſt nicht erſchlagen.

Neuntes Kapitel.

Maller ſuchte ſeinen Herrn auf dem ganzen Schlachtfelde; da er ihn nirgend fand, ritt er zu König Orſchier: Herr König, wo iſt mein Herr und Meiſter? — Auf meine Treu, ſagte Orſchier, ich weiß nichts von ihm. — Du falſcher König, ſo verdankſt Du dem, der Dich erlöſte aus der Heiden Hand? Du haſt verloren den Beſten, der irgend im Lande zu finden iſt, denn wiſſe, er iſt Lother von Frankreich, denn nun kann ich es Dir nicht länger verſchweigen, auch denke ich, das Jahr iſt nun wohl um. Otto von Lombardei hat Dich betrogen; mit glatten Worten hatte er meinen Herrn beredet, deſſen Nahmen mit dem ſeinigen zu verwechſeln. Nun wohl, Ihr Herren, rief Orſchier, laßt uns alsbald Lothern ſuchen: alles was ich habe, möchte ich hingeben, nur ihn nicht verlieren. Da ritten ſie alleſammt hinaus, Lothern zu ſuchen, konnten ihn aber nicht finden; darüber der König und die ganze Ritterſchaft ſich ſehr betrübten, denn alle ſeine Geſellen liebten ihn, beſonders aber Maller, dieſer wäre beinah unſinnig geworden vor großem Schmerz.

Als die Nacht einbrach, zog König Orſchier wieder ein in Konſtantinopel, da kam Zormerin ihm entgegen. O Vater, redete ſie ihn an, Ihr möget Euch betrüben, daß Ihr den habt zurückgelaſſen, der Euch von den Heiden erlöste; Ihr wißt nicht, wer er iſt. — Ich weiß es, meine Tochter, ſprach Orſchier: Otto, der Rothkopf, der hat mich und Dich ſchändlich betrogen, und hätte dazu ſeinen Vetter gern in Schande gebracht. Gott wolle mir Lother behüten, und wolle verhindern, daß Otto nimmermehr wieder herkäme. Zormerin weinte heftig, als ſie ihren Vater ſo ſprechen hörte. Sie gingen darauf alle zu Tiſch, Zormerin aber und Maller, die konnten Beide vor großem Leid nicht eſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, und jedermann ſich in ſein Zimmer begab, ging auch Zormerin in ihre Kammer und ließ Maller zu ſich rufen. Da ſaßen ſie Beide die ganze Nacht zuſammen, klagten und weinten um ihren Herren. Weh mir, rief Zormerin, ohne meinen Geliebten mag ich länger nicht leben! — Jungfrau, ſprach Maller, hört mich, ich will morgen früh mein Leben wagen, um meinen Herrn zu ſuchen; ich weiß der Heiden Weiſe ſehr wohl nachzuahmen, ich werde unter ſie gehen, daß ſie mich für einen der Ihrigen halten, dort will ich hören, ob mein Herr lebt oder todt iſt. — Des Morgens, da es anfing zu tagen, beurlaubte er ſich von Zormerin, und ging in ſeine Herberge und rief die Geſellen zuſammen. — Ihr Freunde, legt Eure Rüſtung an, ich reite hinaus zu den Heiden, und nimmer will ich wieder kommen, ich habe dann Nachricht von meinem Herrn. Ihr kennt mein Hörnchen wohl, ſprach er ferner zu ihnen, ich will Euch in einen Buſch führen, dort ſollt Ihr meiner warten; wann Ihr mich nun blaſen höret, dann kommt mir ſchnell zu Hülfe. — Das thun wir mit Freuden, riefen die Geſellen, bereiteten ſich dann eilends, und rüſteten ſich.

Maller rieb ſein Angeſicht mit Kräutern, die er wohl kannte, davon wurde ſeine Farbe ganz verändert; darauf ritt er mit den Geſellen aus der Stadt hinaus. Als ſie an den Buſch kamen, da bat Maller ſie, daß ſie hier auf ihn warten ſollten. Ich reite hin in das Heidenlager, ſprach er, dort zu erfahren, ob mein Herr lebt oder todt iſt; und lebt er noch, ſo wißt, ich will ihn befreien, und ſollt' ich darüber mein Leben einbüßen. — Lieber Maller, riefen ſie alle einſtimmig, wir wollen Euren Wink hier erwarten; und zweifelt nicht, kommt es dazu, ſo wollen wir getreulich arbeiten, daß Ihr uns ſollt Dank wiſſen: jeder von uns ſoll Zwei werth ſein. — Geſellen, ſprach Maller, dieß danke ich Euch freundlichſt. Damit ritt er dem Lager zu, und befahl ſich Gott und der Jungfrau Maria, ſeiner Mutter. Er dachte hin und her, wie er es anſtellen wollte, um Nachrichten von Lother zu erfahren, als ein Haufen Heiden zu ihm ſtieß, die von der Fütterung kamen. Er hatte ſein Geſicht und Hände ſo gefärbt, kannte auch die Sprache und die Geberden der Heiden ſo wohl, und ahmte ſie ſo natürlich nach, daß ſie ihn alle für einen der Ihrigen hielten. So ritt er mitten unter ihnen ins Lager hinein. Er fragte nach König Pynarts Zelt; als man es ihm gezeigt, da ſprang er ab von ſeinem Pferde, und ging geradezu hinein in das Zelt zum Könige. Mahomet, ſprach er, der alle Dinge erſchaffen hat, der wolle meinen Vetter, den König Pynart behüten, und wolle König Orſchier nebſt allen Chriſten verdammen. Vetter, ich bin König Glorians, Deines Bruders Sohn; mein Vater hat mich zu Dir hergeſchickt mit zwanzigtauſend Gewaffneten, Dir zu helfen. Aber König Orſchier und ſein Heer ſind im Walde über mich gekommen und haben meine Geſellen alle erſchlagen. Mit großer Noth bin ich ihnen entkommen; willſt Du mich nun nicht an ihnen rächen, ſo will ich mich ſelber tödten. Damit ſchlug er ſich ſelber ins Geſicht, zerraufte ſein Haar und trieb ſo großen Jammer, daß die Heiden ſich ſeiner erbarmten. Lieber Neffe, ſprach König Pynart, faſſet Euch; ſaget mir, wie geht es meinem Bruder? Ihr ſeid ſicher mein rechter Neffe, ich weiß wohl, daß mein Bruder einen ſchönen Sohn von Eurem Alter haben muß. — Vetter, es geht meinem Vater, Eurem Bruder, ſehr wohl, er läßt Euch durch mich auf's ſchönſte grüßen; auch bitt' ich Euch freundlich, daß Ihr mich wollet zum Ritter ſchlagen, wornach mich von ganzem Herzen verlangt. Mein Vater hat mich auch mit darum zu

Euch geſchickt, daß Ihr mich mögt zum Ritter ſchlagen. Ach lieber Vetter, rächet mich doch auch an dem böſen Schalk Maller, der mir viel Schaden zugefügt hat, und der nur darauf lauert, wie er Euch möge Schaden zufügen. — Lieber Neffe, ich geh' nicht eher weg von Konſtantinopel, ich habe dann die Stadt gewonnen; dann wollen wir die Chriſten alle verbrennen, Maller aber in den Wind hängen. — Ach Vetter, ich kann meinen erlittenen Schaden nicht vergeſſen. — Du ſollſt ihn gar bald vergeſſen; ich habe wohl achtzig Chriſten in meiner Gefangenſchaft, an dieſen ſollſt Du Dich wohl rächen. —

Maller fiel auf ſeine Knie und rief: Edler König, ſo gib mir nur ſogleich dieſe Chriſten, daß ich mich an ihnen räche! — Recht gern, mein lieber Neffe, Du ſollſt ſie haben, und kannſt mit ihnen machen, was Dir gefällt; meinethalben ſchinde ſie und brate ſie; vorher aber will ich Dich zum Ritter ſchlagen. Da ſchlug König Pynart den Maller zum Ritter nach heidniſcher Art. Dann ſtand Maller auf, ergriff ſeine Lanze, und nachdem er ſie wohl vier bis fünfmahl ſich um den Kopf geſchwungen, warf er ſie ſo weit, daß man ſie mit den Augen nicht erreichen konnte. Fürwahr, ſprachen die Heiden, das iſt ein wackrer Geſelle; wenn unſer König Pynart ſtirbt, ſo wollen wir dieſen zu unſerm König erwählen. — Mein Neffe, ſagte der König, helfe mir Mahomet, wenn ich Konſtantinopel gewinne, ſo will ich Dich zum König machen über dieß ganze Land, und ich will Zormerin zum Weibe nehmen. Ich habe bei dem König Orſchier ſchon um ſie angehalten, aber der Lecker verſagte ſie mir, darum will ich ſie mir ſelber nehmen: König Orſchier will ich als einen Dieb in den Wind hängen, und die Gefangenen ſollſt Du haben. — Da ſchickte König Pynart hin, daß man die Gefangenen vor ihn führen ſolle; ſie wurden auch alsbald hergeführt. Lother war darunter: da Maller ihn erblickte, ward ihm fröhlicher zu Muth, als hätte er ein Königreich gewonnen; er zog ſein Schwert heraus und ſchlug einem gefangenen Lombarden den Kopf herunter, ſo machte er es dem zweiten Lombarden und ſo dem dritten. Otto war auch dabei; als dieſer ſah, wie Maller den Lombarden mitſpielte, rief er überlaut: Edler

König Pynart, ich will gern Gott verläugnen und will an Mahomet glauben! Da ergriff ihn Maller und wollte ihn eben wie die andern tödten; König Helding rief ihm aber zu, er ſolle dieſen leben laſſen. Er will an Mahomet glauben, ſprach er, darum darfſt Du ihn nicht tödten; auch iſt er mein Gefangener, er hat ſich mir ergeben. — Bei Mahomet, rief Maller, deſto eher muß er ſterben; ein ſchlechter Chriſt wird nimmer ein guter Heide. — Nein, ſprach König Helding, erſt muß man ihn prüfen, er muß auf das Kreuz treten, Chriſtum zu verhöhnen, dann wollen wir ihn beſchneiden. — Neffe, ſprach Pynart, erzürnt den König Helding nicht, er iſt gekommen mir zu Hülfe mit wohl hunderttauſend Mann. — Lieber Oheim, ſagte Maller, ich bin gar ſehr bekümmert, daß ich den Schalk ſoll davon kommen laſſen; verflucht ſei die Mutter, die ihn getragen hat! — Die Heiden aber waren einſtimmig der Meinung, Otto müſſe leben bleiben, weil er an Mahomet glauben wollte.

Da ging Maller auf Lother zu und zuckte ihn bei einem Arm, ſo daß er zur Erde fiel, dann gab er ihm noch einige harte Streiche über den Nacken. Lother ſprang wieder auf, und ſchlug in ſeinem Muth ſo hart auf Maller ein, daß er ihm zween Zähne ausſchlug und ihm das Blut aus Mund und Naſe floß. Da fiel Maller vor König Pynart auf die Kniee und rief: O edler König, laßt mich dieſen Schalk aufhängen, der mich ſo übel hat zugerichtet! — Thu mit ihm was Dir gefällt, ſagte Pynart. — Einen Galgen will ich aufrichten laſſen, ſprach Maller, gegen Konſtantinopel zu, da ſollen die Chriſten zuſehen, wie ich ihn daran hängen will. Ergreift ihn ſogleich und führt ihn hinaus! — Da ward Lother gar erbärmlich ergriffen und gebunden, und ein Strick um ſeinen Hals geworfen. Da rief Lother zu Gott von ganzem Herzen, daß er ſeiner Seele gnädig ſein möge.

Der Galgen ward auf dem Berge gegen Konſtantinopel zu aufgerichtet, obgleich König Helding meinte, es wäre nicht gut gethan. Wenn die Chriſten, ſagte er, es ſehen, denn ſie haben alle Bäume von dieſer Seite abgehauen, um alles zu ſehen, was wir thun, ſo können ſie uns leicht überfallen und einen Schrecken verurſachen. Maller aber blieb dabei, die Chriſten ſollten eben zuſehen müſſen, wie Lother gehängt werde. Als die Geſellen in dem Buſch den Galgen aufrichten ſahen, da baten ſie flehentlich zu Gott, es möge Lother und Maller kein Unglück bedeuten, und es möge Maller ſein Unternehmen glücken; ſetzten ſich auch ſogleich auf ihre Roſſe, denn ſie dachten wohl, es müſſe nun bald etwas ſetzen, um ſogleich in Bereitſchaft zu ſein, wenn ſie Maller auf ſeinem Horn würden blaſen hören; und nun ſtanden ſie alle fertig und willig zum Streit.

Maller führte Lothern gebunden zum Galgen, und viele Heiden mit ihm. Lother ſeufzte tief und ſagte: Ach Zormerin, ach Maller, Du treuer Geſelle, ich ſehe Euch nie wieder, Gott dem Allmächtigen empfehle ich Euch! — Da rief Maller in ſeinem Herzen zu Gott, daß er ihm zu Hülfe kommen möge, denn er ſah ſich allein, von den Heiden umringt, und wußte nicht, wie er es anfangen würde, ſeinen Herrn zu retten. Als ſie unter den Galgen gekommen waren, da rief Lother Gott von ganzem Herzen an, daß er ſeiner Seele möge barmherzig ſein. Dann rief er: Vater, wüßtet Ihr, wie hart es mir geht, es würde Euch doch wohl erbarmen. Lebt wohl, Zormerin, geliebte Jungfrau, treuer Geſelle mein, nie ſeh ich Euch Beide mehr, die ich ſehr liebte. Ach Maller, wüßteſt Du, wie man mich hier hängen will, ich weiß gewiß, Du kameſt mir zu Hülfe. Aber ich habe Dich verloren, und auch Dich, ſchöne Zormerin; der Galgen wird ſchon aufgerichtet, und nimmer ſeh ich Euch wieder!

Höre, Du Schalk, ſprach Maller, willſt Du Deinen Glauben verläugnen, und an Mahom glauben, ſo ſollſt Du leben. — Nimmermehr, ſprach Lother; führt mich zum Galgen, und laßt mich nur noch ſo lange leben, daß ich mein Gebet verrichte. — Du Unſeliger, fing Maller wieder an, willſt Du Deinen Glauben nicht verläugnen? — Nimmermehr! — Lother weinte heiß, da er geführt ward. Maller that es tief in der Seele wehe, da er ihn weinen ſah. Laßt ihn los, ſagte er zu denen, die ihn hielten, laßt ihn frei ſtehen, während er betet. Da fiel Lother auf ſeine Kniee, und als Maller ihm noch einmahl zurief, ſeinen Glauben zu verläugnen, da hob er an mit lauter Stimme: Ewiger Gott Vater, wer Dich verläugnet, wer an Dich nicht glaubt, der iſt kein Biedermann. Du haſt Himmel und Erde geſchaffen, dann gebar Dich die Mutter, die reine Magd, Du Gott und Menſch, und Du haſt die Milch ihrer Bruſt geſogen. O Maria, Gottes Mutter, Du ſaheſt Deinen Sohn auf den Berg Calvari führen, wo er die Marter litt um unſrer Verſöhnung willen, und als er am Kreuze ſtarb, da ward die Sonne verfinſtert, und die Erde ſpaltete ſich. Du erſtandeſt am dritten Tage, und fuhreſt zum Himmel, und ſchickteſt Deinen Jüngern Deinen heiligen Geiſt. Hernach holteſt Du Deine liebe Mutter; und kröneteſt ſie im ewigen Leben. Ewiger Gott, ſo wahr ich dieſes glaube, ſo wolleſt Du mir heute barmherzig ſein, und meine Seele in Deinen göttlichen Schutz nehmen. Hiermit ſtand Lother auf, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes uber ſich. Während er gebetet, hatte Maller auf ſeinem Horn geblaſen, und ſah nun die Geſellen aus dem Buſch wohlgerüſtet herzureiten. Da eilte er auf Lother zu, als dieſer eben von ſeinen Knien aufſtand, band ihm die Augen auf, und ſprach eilig: Erkennt mich, Herr, ich bin Maller, Euer Geſelle; hier nehmt dieſen Ring, Zormerin ſendet ihn Euch, ſie trauert ſehr um Euch. Damit ſchlug er einen Heiden den Kopf herunter, nahm deſſen Schwert, und gab es Lothern. Hier, Herr, nehmt das Schwert, wehrt Euch! Da ſchlugen ſie Beide kühn um ſich her alles nieder, was vor ihnen war. Die Heiden, da ſie ſich von Mallern betrogen ſahen, liefen ſie hinzu, ſich zu wehren; unterdeſſen kamen auch die andern Geſellen aus dem Buſch herzu, und führten zwei gute Pferde, Lother und Maller ſaßen ſchnell auf, und indem ſie bald flohen, bald ſich umwendeten und auf die Heiden ſchlugen, eilten ſie gegen Konſtantinopel zu; die Heiden verfolgten ſie hart. König Orſchier ſtand auf der Mauer, und ſah das gräuliche Jagen auf dem Felde, da ſprach er: Ich hoffe, es iſt Maller, der den Lother zurückbringt; wohlauf, Geſellen, daß wir ihnen zu Hülfe kommen! Da blies er auf ſeinem Horn, alles rüſtete ſich, und ritt mit ihm aus der Stadt, und nun fing ein gewaltiges Streiten an. Da Orſchier Lothern erkannte, freuete er ſich, ritt zu ihm hin, und fragte ihn: wie er aus der Gefangenſchaft erlöſet ſei? Das ſage ich Euch ein andermahl, ſprach Lother, jetzt iſt es Zeit zu ſtreiten. Damit eilte er in den Grund, zog einem Todten den Harniſch ab, rüſtete ſich damit, auch mit einem Helm und übrigem Zeug, und ſchlug tapfer auf die Heiden, die ſich ſtark wehrten. Einer ritt hin zu dem Graben, und rief der Prinzeſſin zu, die auf dem Thurm dem Streit zuſah: Lother wäre am Leben, und frei. Da dankte ſie Gott mit heißen Zähren, und bat die Jungfrau um fernern Schutz für den Geliebten. Der Streit war heiß: König Helding rannte wider Maller, ward aber von ihm vom Pferde herabgeſtochen; Mallers Pferd fiel auch, ſie ſtanden aber Beide wieder auf, und Helding begab ſich zurück. Heute will ich die Chriſten vertilgen! rief König Pynart. Hättet Ihr Lother und Maller, ſprachen ſeine Diener, ſo möchtet Ihr die Chriſten wohl überwinden. — Dieſe Beiden aber ſchlugen ſo kühnlich, daß Keiner gegen ſie zu ſtechen vermochte. König Pynart kam auf Maller los, den er an ſeinem Schild wohl erkannte. Böſewicht, rief er, falſcher Verräther, daß Du gehangen wärſt. Wie durfteſt Du Schelm es wagen, mich Vetter zu nennen? — Lieber Herr Vetter, ſprach Maller wieder, die Vetterſchaft verläugne ich nimmer. Da rannte Pynart mit ſeinem Speer gegen ihn, und wollte ihn vom Pferde ſtechen, Maller aber traf ihn mit ſeinem Speer ſo hart, daß er ihn durch den Leib ſtach, davon er vor großem Schmerz auf die Erde fiel. König Helding kam dem Pynart zu Hülfe, ſonſt hätte Maller ihn vollends getödtet. Vetter, rief Maller, ich will Gott ewig für den bitten, der Euch vom Pferde ſtach. — Ach weh mir, ſagte König Pynart, was habe ich für eine böſe Verwandtſchaft gefunden! — Darauf ward er in ſein Zelt zurückgetragen, wo er den Otto nicht mehr fand. Dieſer war entflohen, und nach der Lombardei zurück gelaufen.

Als er heim kam, da fand er den König, ſeinen Vater, todt. Das Volk empfing ihn als ſeinen rechtmäßigen Herrn, und er ward zum Könige gekrönt. Er that nachmahls ſeinem Vetter Lother noch vieles Leid, wie man hernach erfahren wird. Er bedachte wenig die große Ehre, die ihm in Lothers Nahmen widerfahren war, auch daß dieſer ihm nie Uebles gethan, obgleich er ihm gar vieles Uebel zugefügt. Dennoch haßte er den Lother und gönnte ihm nie etwas Gutes; ſchwur auch einen Eid bei Gott, daß, könnte er Lother und Maller einen Schaden thun, er es nie unterlaſſen wolle. Er hielt auch ſeinen Schwur, wie man hernach hören wird.

Da es nun ſpät wurde, da zog König Orſchier mit ſeinem Volke wieder in die Stadt Konſtantinopel ein. Als Zormerin das Heer kommen ſah, ging ſie ihrem Vater entgegen vor dem Pallaſt; da ſie Lothern erblickte, da erſchrack ſie vor Liebe ſo ſehr, daß ſie nicht ein Wort ſprechen konnte. Lother, ſprach der König, ich gebe Euch meine Tochter, die hier ſteht. — Herr, das danke ich Euch gar herzlich, antwortete Lother, und weil Ihr ſie mir nun gegeben habt, ſo erlaubt, daß ich ſie umarme. Ging darauf zu ihr, umarmte ſie und küßte ſie mit großer Wonne. Nahm ſie dann in ſeine Arme, und ſprach: Geliebte Frau, danket meinem Geſellen Maller, der hat mich erlöst von den Heiden. Er hat um meinetwillen gethan, was nie ein Mann um des andern willen je that. Geliebter Herr, ſprach Zormerin, wäret Ihr geſtorben, kein größer Leid könnte mir nie geſchehen.

Darauf gingen ſie alleſammt in den Saal, ein jeder legte ſeine Waffen ab und ſaßen nieder an den Tiſch. Orſchier ließ Lother neben Zormerin ſitzen, und ſeinen Geſellen Maller bei ihm. Da ſie gegeſſen hatten, da fing Maller an zu erzählen, wie er den König Pynart überredet hätte, er ſei ſein Vetter, und alles was ihm auf dem Zuge begegnet, Wort für Wort. Darüber fing König Orſchier an zu lachen und alles Volk lachte ſehr.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Konſtantinopel dauerte wohl ſchon an zwei Jahre, während denen es manchen Streit und manchen Sturm gab, worin viel gute Männer, ſowohl Ritter als Knechte, ihr Leben ließen. Lother und Maller verhielten ſich ſo kühn und tapfer und fromm, daß ſie viel Ehre erwarben und jedermann ſie lieb gewann. Oft rannten ſie beide heimlich, allein von ihren Geſellen und Rittern begleitet, hinaus in das feindliche Lager, und thaten da den Heiden großen Schaden. Die Heiden hatten mehr Schaden durch Lother und Maller, als von allen andern Söldnern zuſammengenommen. Darum bedauerten ſie es immer mehr, daß ihnen die Beiden aus den Händen gegangen waren, da ſie ſie ſchon in ihrer Gefangenſchaft hatten; ſchwuren auch bei Mahomet, weder Lother noch Maller über Nacht leben zu laſſen, wenn ſie einen von ihnen erhaſchen könnten.

Zormerin war aber ſehr ängſtlich, daß Lother ſo oft hinausritt. Sie bat ihn gar freundlich, er möchte ſich doch nicht ſo ſehr gegen die Heiden wagen; ſie tödten Euch gewiß, ſprach ſie, denn ſie haſſen Euch und Maller mehr als die andern Alle. — Gott wird mich beſchützen, geliebte Zormerin, ſprach Lother; ich bin hier, um Abentheuer zu ſuchen, ſo muß ich ſie denn auch nicht vermeiden; ſoll ich mich nicht an den falſchen Heiden rächen? — Ich wünſchte, ſagte Zormerin, daß Ihr es um meinetwillen ließet, mir zu Liebe. — Geliebte Frau, um Euretwillen will ich alle Unthat laſſen, aber jede ehrliche That vollbringen.

Eilftes Kapitel.

Nach drei Monathen, als König Pynart von ſeinen Wunden wieder geneſen war, da kam ſeine Tochter Synoglar und brachte wohl noch fünfzehntauſend Gewaffnete in ihrem Gefolge. Synoglar war die ſchönſte Heidin ihrer Zeit; Pynart war voller Freude, als er ſie ſah, er lief auf ſie zu, herzte und küßte ſie, und dankte ihr vielfältig, daß ſie ihm zur Hülfe käme. Liebe Tochter, ſprach er, längſt ſchon hätte ich Konſtantinopel gewonnen, wäre nicht ein junger Ritter darin, er heißt Lother, des Königs Sohn von Frankreich. Einen ſchönern Jüngling giebt es nirgend; wollte er ſeinen Gott verläugnen und an Mahomet glauben, ſo gäbe ich ihn Dir zum Gemahl. Er iſt der ſchönſte und dabei der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen, er hat mich zweimahl niedergeworfen; hätte ich ihn in meiner Gewalt, ich ließe ihn nicht eher, und drängte ihn ſo lange, er müßte an Mahomet glauben, dann würdeſt Du ſein Weib. — Von dieſer Rede ward Synoglar in Liebe entbrannt gegen Lother. Sie dachte in ihrem Herzen: nimmer werde ich wieder froh, ich habe denn Lother von Frankreich geſehen.

König Helding ſtand dabei und hörte die Reden des Königs Pynart. Er liebte die Prinzeſſin ſchon ſeit langer Zeit, und Pynart hatte ſie ihm jederzeit verſprochen; darum trat er jetzt vor und ſagte: Edler König, ich habe Euch hunderttauſend Mann gebracht, ſie ſind auf meine Koſten in Eurem Dienſt, und will Euch auch nicht verlaſſen, bis wir die Stadt eingenommen. Das geſchieht um Eurer Tochter willen, die Ihr mir zugeſagt habt; wenn ich aber weiß, daß Ihr ſie mir nicht geben wollt, ſo wollte ich morgen des Tages mit meiner Mannſchaft aufbrechen, wieder heim in mein Land zu reiten. — Bei Mahomet, antwortete Pynart, lieber Helding, das hatte ich ganz vergeſſen; wohlan, könnt Ihr mir Lother und Maller in meine Hände geben, ſo ſollt Ihr meine Tochter haben. König Helding ſagte ihm dieſes zu; ihm wäre aber beſſer geweſen, er hätte dieß nicht gethan.

Ich habe etwas erdacht, ſprach Synoglar, wodurch Ihr ſicher einen von den beiden in Eure Hand bekommt, ehe noch die Sonne untergeht. — O ſagt mir das, ſprach Helding, denn ich will nie Ruhe haben, bis ich es ausgeführt. — So waffnet Euch, ſprach Synoglar, ſetzt Euch zu Pferd, nehmt Eure Lanze, und laßt mich geſchmückt und reich geziert, wie es einer Königstochter zukömmt, auf einem andern Pferd Euch zur Seite reiten. So wollen wir hin zu dem Graben an der Mauer. Iſt Lother nun ſo ein Held, als mein Vater von ihm rühmet, und er ſieht Euch mit mir freundlich zuſammen ſprechen, ſo kömmt er ſicherlich heraus, denn ſchöne Jungfrauen pflegt man gern zu ſehen, und weſſen Mannes Herz zu ſchönen Frauen nicht Liebe hat, der iſt wohl nimmer ein Held im Streite. Bei Mahomet, ich weiß gewiß, wenn Lother mich ſo ſchön und herrlich geſchmückt erblickt, ſo kömmt er ſicher heraus, und ſollte es ſein Leben koſten. Wenn

Ihr dann gegen ihn ſtreitet, ſo will ich Euch mit meinem Dolch wohl zu Hülfe kommen und ihn damit in den Rücken ſtechen, bis wir ihn überwunden haben. — Wenn Ihr mir helfen wollt, ſprach König Helding, ſo gehe ich mit Euch bis in den Tod. Ich gehe jetzt mich zu waffnen, geht auch Ihr und bereitet Euch.

Als er gerüſtet war, und Synoglar königlich geſchmückt, da ritten ſie hinaus aus dem Lager auf einen Hügel, einen Bogenſchuß weit von der Stadt, und als ſie ſich auf dieſem Hügel umſahen und niemand im Thale erblickten, da ritten ſie ganz nahe zur Stadtmauer hin. Nun ſehet zu, ſagte Helding zu Synoglar, daß Ihr den Dolch nicht vergeßt, wenn ich in's Gedränge mit Lother komme. Er wird herreiten zu uns, ſobald er Euch gewahr wird, das weiß ich gewiß, denn einen kühnern Ritter gab es nie und nie einen ſchönern Jüngling. Euer Vater hatte ihn gefangen, da erlöſete ihn Maller, ſein Geſelle, mit großer Liſt. Wäre er nicht ſo hinweggekommen, ſo hätte Euer Vater ihn dennoch nicht getödtet, ſondern ihn an ſeinem Hof behalten, um ſeiner Schönheit und Tapferkeit willen. Als Synoglar den Ritter ſo von ſeinem Feind rühmen hörte, da gewann ſie ihn im Herzen immer lieber. Ach, dachte ſie in ihrem Sinn, möchte doch der Jüngling erſt herauskommen, und gewiß kommt er, da er ſo ein gar kühner Held iſt; wenn er dann Helding überwunden hat, ſo will ich mit ihm gehen, will Mahomet verläugnen und will den chriſtlichen Glauben annehmen. Wie könnte mir wohl ein beſſerer Mann, ein ſchöneres Glück werden als mit dieſem Helden. Helding meint, ich ſollte ihm helfen; aber verflucht will ich ſein, wenn ich meine Hand gegen den ſchönen Jüngling aufhebe! — Woran denkt Ihr, ſchönes Fräulein? fragte Helding. — Laßt uns nun, ſagte Synoglar, nahe zur Mauer hinreiten, dort ruft mit lauter Stimme, Ihr habet Eure Liebſte hier, wäre Lother von Frankreich der tapfre Ritter, ſo käme er heraus, ſie Euch abzugewinnen. Vergeßt Euer Meſſer nicht, ſagte Helding. — Sorgt nicht dafür, antwortete Synoglar.

Da rief Helding mit lauter Stimme: Wo biſt Du, König Karls Sohn? Komme heraus, gewinne mir meine ſchöne Liebſte ab! — Die auf der Mauer waren, die gingen es dem Lother zu ſagen. Er ſtieg auf die Mauer und ſah den Heidenkönig mit der ſchönen Jungfrau. Lother von Frankreich, rief Helding, komme heraus, eine Lanze mit mir zu brechen, wenn Du Muth haſt, um dieſer ſchönen Jungfrau willen! — Wer iſt die Schöne, fragte Lother, die ſo köſtlich geſchmückt iſt? — Sie iſt König Ormars Tochter; ihr Vater hat ſie mir gelobt, aber ich darf ſie nicht eher zu meiner Hausfrau nehmen, das habe ich ihrem Vater verſprochen, bis ich Dich, oder Deinen Geſellen Maller erſchlagen habe. Darum bin ich hergekommen, daß ich mit Dir kämpfe, Leib gegen Leib, wenn Du anders ſo kühn biſt, es gegen mich zu wagen. — Erwarte mich hier, antwortete Lother, ich will mich waffnen. — So ſpute Dich, rief Helding.

Lother ging eilends nach dem Pallaſt, hier fand er König Orſchier und Maller. Er legte ihnen die Sache vor, wie der Heide gekommen ſei, mit ihm eine Lanze zu brechen, und wie er es angenommen habe. Das iſt mir leid, rief Orſchier erſchrocken. — Herr, ſagte Maller, ich will hinaus und mit ihm fechten; es iſt nicht gut, daß Ihr hinausgeht. — Das leide ich nimmermehr, ſprach Lother, bringt meinen Harniſch her, und helft ihn mir anlegen. Zormerin, die es erfuhr, kam herzu eilends, und weinte ſehr. Sie bat Lothern mit freundlichen Worten, daß er doch nicht hinaus reiten möchte; Lother aber ließ ſich auch von ihr nicht abhalten, ſondern nahm von ihnen Urlaub, und ritt hinaus vor die Stadt.

Als Helding ihn kommen ſah, ſprach er zu Synaglar: Nun ſehet den, der Euch wohl verhaßt ſein darf. Dies iſt der Lother von Frankreich, der Euern Vater zwölfmahl im Streite hat überwunden, und ihm viel der Mannſchaft erſchlagen hat; ich bitte Euch, Fräulein, Ihr möget des Dolches nicht vergeſſen, wenn ich ins Gedränge mit ihm komme. — König Orſchier, Maller und viele andre Ritterſchaft ſtanden auf der Mauer, dem Streite zuzuſehen, auch Zormerin ging hinauf und weinte ſehr.

Hier bin ich, rief Lother, als er zu Helding kam, und bin bereit mit Dir zu rennen: gewinnſt Du, ſo führſt Du mich mit Dir, überwinde ich aber Dich, ſo führe ich die ſchöne Jungfrau mit mir. Ich werde um ſo muthiger fechten, da es eine ſchöne Jungfrau gilt. — Ich achte Deiner hohen Worte nicht, ſagte Helding: ſolche Worte, wären ſie auch noch ſo groß, führen keinen Streich aus. Lother nahm ſeinen Speer, ſo that auch König Helding, und nun rannten ſie friſch gegen einander. Heldings Speer zerbrach, und er ward von Lother ſo getroffen, daß er vom Pferde fallen mußte. Zymaglar lief hinzu und rief: Wie liegeſt Du da, Du falſcher Mann, ſo bald herabgeſtochen! Verflucht ſeiſt Du bei Mahomet! Meinen Leib ſollſt Du ſicher nie gewinnen. Bei dieſen Worten zog ſie ihren Dolch und wollte ihn damit erſtechen, aber Lother verhinderte ſie daran, und ſprach zu Helding: Sitzt wieder auf, Herr, denn zu Fuß mag ich nicht mit Euch ſtreiten. Helding ſetzte ſich wieder auf ſein Roß, ritt auf Lothern zu und ſchlug nach ihm. Lother deckte ſich mit ſeinem Schild, ſo daß Helding eine Hand breit von dem Schild herunter ſchlug. Lother ſchlug wieder nach ihm, und traf eine Achſel, ſo daß ſein Blut herabfloß. Das war Zymaglar im Herzen recht: Lieber Herr, rief ſie Lothern zu, habt kein Mitleiden mit dem Lotter; wenn Ihr ihn erſchlagt, ſo will ich aus Liebe zu Eurer Heldenhaftigkeit mit Euch reiten, Mahomet verläugnen, und den Chriſtlichen Gott verehren, ſammt der Mutter, die ihn getragen. Das hörte Lother und freute ſich. Er und Helding ſchlugen friſch auf einander, und führten beide gar harte Streiche gegen einander. Endlich ſchlug Helding ſo auf Lothers Bruſt, daß er faſt niederfiel; Lother ſprang wieder auf, verwundete Helding an der linken Seite, und ſprach: Steig von Deinem Pferde ab, oder ich tödte es. — Ich will abſteigen, ſprach Helding, wenn Du mir ſo lange nichts thun willſt, bis ich abgeſtiegen bin. — Lother ſtand, und ſagte: Steig ſicher ab, ich thue Dir eher nichts. — Da bin ich ſicher vor Dir, ſprach Helding, denn ich bin nicht Willens, abzuſteigen, bis ich in meinem Zelt bin. Mahom empfohlen! Ich laſſe Dir meine Tochter, Fräulein Zymaglar, die gar übel an mir gehandelt hat. Ich will mir meine Wunden verbinden laſſen, denn ich bin ſehr verwundet. Damit wandte er ſich und ritt ſchnell fort; Zymaglar blieb allein bei Lother. — Du haſt ein verzagtes Herz, Du falſcher Heide, rief dieſe ihm nach, ich hatte es nicht von Dir gedacht.

Lother nahm Fräulein Zymaglar freundlich in ſeine Arme, und fragte ſie: Schöne Jungfrau, begehrt Ihr der Taufe von ganzem Herzen? — Ja wohl, antwortete ſie, von ganzem Herzen. Loher ſezte ſich auf ihren weißen Zelter, und ſie ſezte ſich hinter ihn, und während ſie nach der Stadt ritten, redeten ſie gar freundlich mit einander. Lieber Herr, ſagte ſie, ich hörte ſo viel von Eurer Tapferkeit und Schönheit reden, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, ich mußte Euch ſehen. Mein Vater hatte mich dem Helding zum ehelichen Weibe zugeſagt, wenn er Euch und Maller überwinden, und in ſeine Hände liefern würde. Da machte ich die Erfindung, daß Helding herreiten und mich mit ſich nehmen mußte, damit ich Euch nur zu ſehen bekäme. — Loher antwortete mit Lachen: Dafür müßt Ihr Dank haben, ſchöne Spengler, daß Ihr ſo ſchöne Erfindungen könnt erſinnen. Helding hätte wohl dadurch ſtreiten ſollen, er ſollte ſich billig ſchämen, daß er ſich eine ſo ſchöne Jungfrau ſo leicht abgewinnen ließ.

Zwölftes Kapitel.

König Orſchier, Maller und die ganze Ritterſchaft gingen ihnen entgegen, und empfingen Loher ſehr ehrenvoll. Zormerin aber ging ihm nicht entgegen, ſie betrübte ſich, daß er eine andere Jungfrau brachte, und meinte, er würde dieſe nun mehr lieben als ſie. Sie ging traurend in ihre Kammer, und ließ Scheidechin zu ſich kommen. — O liebe Scheidechin, rief ſie weinend, warum mußte ich Lohern je ſehen, warum mußte ich ſolche Liebe zu ihm tragen, und ihm mein ganzes Herz geben! Ich habe ihm viel Liebes gethan, aber nun verläßt er mich, einer Andern zu gefallen. Schön iſt ſie, und eine Königstochter, ſo gut als ich, und das Neue liebt man ja immer mehr als das Alte! Ach liebe Scheidechin, ſo habe ich nun an dem heutigen Tage den verloren, den ich ſo vom Herzen liebe! — Liebes Fräulein, ſprach Scheidechin, ſolches hab' ich Lohern nicht; er iſt gewiß der treueſte Mann unter der Sonne; auch iſt er viel zu weiſe und verſtändig; er weiß ja wohl, daß er durch Euch ſo viel Gutes und ſolche Ehre genießt, darum bin ich gewiß, daß er nie etwas thun wird, was Euch Leid oder Betrübniß macht. Hat er eine ſchöne Jungfrau mit dem Schwerte gewonnen, ſo iſt er darum viel Lobes und großer Ehre werth. Ich weiß gewiß, er tauft ſie, und gibt ſie dann der Geſellen einem. Sollte es ſich auch zutragen, daß er einen oder ein paar Monathe bei ihr wäre, ſo iſt ihm das erlaubt, weil er noch ledig iſt. Sie käme damit wohl in Schande, und Ihr bleibet dennoch die Frau.

Nein, rief Zormerin aus, ich will es nicht verſchweigen, ich will Mallern meine Noth klagen. — Scheidechin ging hinaus, rief Maller zu ihrem Fräulein; er ging ſogleich mit ihr hinein. O Maller, ſprach Zormerin, die Frau, welche ihren Sinn auf einen Mann ſetzt, die handelt thöricht! Loher verläßt mich um einer Heidin Willen, das könnt Ihr jetzt wohl ſehen; nie iſt er noch von einem Streit gekommen, oder er kam ſogleich zu mir in meine Kammer, aber dießmahl kömmt er nicht. Er hat mich vergeſſen, obgleich ich ihm ſo viel Gutes gethan. Verflucht ſei die Stunde, da ich ihm aus ſeiner Armuth half, verflucht das Hemde, das Du für ihn wuſcheſt, und verflucht der Brunnen, dazu meine Ohren, daß ſie je Deine Worte hörten! — Liebes Fräulein, klagt nicht ſo hart meinen Herrn an, er iſt fürwahr der treueſte Mann in der ganzen Chriſtenheit. Er hat ein heidniſches Fräulein mit dem Schwert gewonnen, es iſt ihm alſo nicht zu verdenken, daß er ſo lange bei ihr bleibe, bis ſie die Taufe empfangen hat; ſeid überzeugt, ſobald ſie getauft iſt, giebt er ſie ſeiner Geſellen einem. Wenn Ihr erlaubt, ſo will ich mit Loher davon ſprechen, denn es wäre nicht gut, daß Ihr etwas gegen ihn gemacht hieltet. Ich weiß gewiß, Ihr findet keine Untreue in meinem Herrn. Maller beurlaubte ſich hierauf von ihr, und ſie blieb in ihrer Kammer.

Zormerin war in Liebe entbrannt. Welches Menſchen Herz die Liebe entzündet, dem wird es an Sorge niemahls fehlen. Sie ſchickte Scheidechin zu Loher, und ließ ihn rufen; er kam alsbald, nichts Arges denkend. Loher, redete ſie ihn an, mag Euch an mir nicht genügen, daß Ihr auch noch König Ypnarts Tochter habe genommen, und ſie mehr liebt als mich? — Nie begehrte ich König Dymaris Tochter, antwortete Lother, und nie kann ich eine andere Frau ſo lieben, als ich Euch liebe, und habe auch keine andre ſo geliebt. Er nahm ſie hierauf in ſeine Arme und küßte ſie gar zärtlich, und legte ſich neben ſie auf ihr Bette. Da kam König Tryphier wohl mit ſechs Rittern, von ihrer Verwandtſchaft, in die Kammer; ſie hatte es ſo mit ihnen verabredet, noch ehe ſie Lothern rufen ließ. Als nun der König die Beiden nebeneinander liegen ſah, da ſprach er: Fürwahr, Herr Lother, Ihr eilt ſehr! Wollt Ihr, nachdem Ihr Euern Willen an meiner Tochter verübet, nun nach Frankreich zurückreiten, und ſie in Schande und mich in Betrübniß ſetzen? Aber bei Gott, der mich erſchaffen hat, ſo Ihr nun meine Tochter nicht ehelicht, ſo will ich Euch wohin legen, wo Ihr nimmer wieder an das Tageslicht kommt. — Lother ſprang auf, und ſprach: Edler König, was ich mit Eurer Tochter gethan habe, das ſei mir wohl erlaubt, denn Ihr habt ſie mir verlobt und mir zugeſagt, ich ſolle ſie nach dem Kriege vor den Altar führen. Doch gefällt es Euch, daß dieſes jetzt geſchieht, ſo kann ich mir nichts Glücklicheres wünſchen, und ich bin ſogleich von Herzen dazu bereit. — Das freut mich, ſprach der König, wir wollen die Sache nicht länger verſchieben, und morgen früh ſollt Ihr in der Kirche zuſammengegeben werden. — Lother war voller Freude darüber, er hätte lieber gewollt, daß es gleich den Augenblick geſchähe, als daß es noch bis den andern Tag währte, denn ſo konnte Zormerin nicht lang ohne ihn leben, als ihn nach ihr verlangte.

Des andern Morgens gab der Biſchof Lothern und Zormerin zuſammen in der Kirche, und ſegnete ſie ein; deß freueten ſie ſich Beide von ganzem Herzen, denn ſie liebten ſich gar ſehr. Zu gleicher Zeit ward auch Maller mit der Jungfrau Scheidechin vermählt. Als ſie aus der Kirche kamen, da gingen ſie zu Tiſche; jedermann war fröhlich, die Bürger in der Stadt bezeigten allgemein eine ſehr große Freude, daß ſie einen ſo tapfern Herrn haben ſollten. Nach der Tafel begann ein großes Stechen und Rennen; den Herren und der Ritterſchaft ward köſtliche Ehre erzeigt, in allen Stücken, ein jeder that das Beſte, und bemühte ſich, einen Dank zu verdienen. Lother und Maller rannten und turnirten den ganzen Tag, und ſtachen manchen ſtolzen Ritter nieder; niemand durfte gegen ſie die Bahn halten, oder gegen ſie rennen. Maria, Mutter Gottes, ſprach König Orſchier, was ſind dieſe Beiden ſtarke Helden! Sie allein machen den andern die Bahn zu enge; meine Tochter iſt ſicherlich wohl verſorgt, und es iſt auch ein ſchönes Paar, ſchönere Eheleute möchte man ſchwerlich finden. Seine Diener, die Herren und die Ritterſchaft insgeſammt gaben dem König Orſchier dieß gar gern zu. Alles war voll Luſt und Fröhlichkeit, ausgenommen Zynoglar; dieſe war ſehr betrübt, da ſie ihre ganze Hoffnung darauf geſetzt hatte, Lother ſollte ſie zur Frau nehmen. Lother ging zu ihr und tröſtete ſie auf's Beſte. Liebes Fräulein, ſprach er, trauert nicht, Ihr ſollt gut verſorgt werden. Bleibt bei meiner Hausfrau, bis ich Euch einen reichen und edeln Gemahl zuführe. — Ich danke Euch, Herr, antwortete Zynoglar, meine Hoffnung iſt zerronnen, nun muß ich mich der Geduld befleißen.

Dreizehntes Kapitel.

Als die Feierlichkeiten alle zu Ende gebracht waren, in großer Fröhlichkeit, da rüſteten ſich die Chriſten mit friſchem Muthe, fielen auf das heidniſche Heer hinaus, und kämpften ſo tapfer den Tag, daß die Heiden alle erſchlagen wurden, auch König Pynart und Helding mußten ihr Leben laſſen. Was ſich retten konnte, das entfloh, und räumte das Land. Die reichen Gezelte, und viel herrliches Geräthe, Geld und Gut, ward den Chriſten zur Beute. Den Tag wurden viel hunderttauſend Heiden erſchlagen, doch mußte auch viel Chriſtenblut vergoſſen werden, denn die Heiden hatten tapfer geſtritten.

Lother blieb noch in Konſtantinopel, bis die ſieben Jahre um waren, während denen ſein Vater, König Karl, ihn verbannt hatte; dann ſprach er zu Zormerin, wie er wünſche, nach Frankreich zurückzukehren, um ſie ſeinem Vater vorzuſtellen. Zormerin war dieß auch gleich zufrieden. Lother ging zu König Orſchier, und bat ihn um Urlaub, mit ſeiner Tochter nach Frankreich ziehen zu dürfen, da ſeine Verbannungsjahre um waren. Ich will Euch das wohl erlauben, ſprach Orſchier, nur müßt Ihr mir verſprechen, wieder nach Konſtantinopel zu kommen, wenn Ihr Euern Vater geſehen habt; darum bitte ich Euch gar freundlich, denn nach meinem Tode ſollt Ihr mein Reich regieren, und ſollt Kaiſer von Konſtantinopel ſein. — Lieber Herr, ſprach Lother, ich will, noch ehe ein Jahr vergangen iſt, wieder bei Euch ſein.

Sie machten ſich alle reiſefertig: Lother und die ſchöne Zormerin, ihr geliebtes Fräulein Scheidechin, mit Maller dem treuen Geſellen, nebſt all ihrer Ritterſchaft, nahmen Abſchied von dem Könige Orſchier, der ſeiner Tochter den Segen gab. Er ſah ſie nicht eher wieder, bis ſie große Leiden erfahren hatte, und alleſammt machten ſich auf den Weg, begleitet von wohl hundert Bewaffneten. Als ſie nach Rom kamen, erzeigte der Papſt ihnen viel Ehre, und ſie blieben vier Tage lang daſelbſt. Da erfuhr Otto von einem Spion, daß Lother mit ſeiner Gemahlin, wie auch Maller und die übrigen auf der Reiſe nach Frankreich ſeien, und wie ſie ihren Weg über Pavia nehmen würden. Da erſann Otto die größte Verrätherei, die jemahls iſt erhört worden; er verſammelte nähmlich zwanzigtauſend Gewaffnete, und ließ damit alle Wege beſetzen, auf welchen Lother mit den Seinigen kommen konnte.

Herr, ſagte Maller, laßt uns lieber nicht über Pavia reiſen, oder uns wenigſtens gehörig rüſten und wohl waffnen, weil Otto, dem Schalk, der nun König von Pavia geworden, nicht gut zu trauen iſt. Lother gab ihm hierin Recht, und ſie waffneten ſich alleſammt. Sie wurden aber von einem Späher bemerkt, der von Otto war hingeſchickt worden, um ſichre Kundſchaft von Lother und ſeinem Gefolge zu haben. Der Spion ritt eilends zu Otto zurück, und brachte ihm die Botſchaft, wie Lother und Maller mit ihren Weibern jetzt die Straße heraufgezogen kämen, und nur ſehr wenige Leute mit ihnen: aber ſie haben ſich alle gewaffnet, ſo viel habe ich hinter einer Hecke, wo ich mich verbarg, wohl geſehen; darnach richtet Euch, Herr König. Bei meiner Treu, ſprach Otto, ihre Waffen ſollen ihnen wenig helfen, denn ich will ſo viele Leute über ſie ſchicken, daß wohl zehne auf einen von ihnen kommen ſollen. Nun will ich mich an ihnen rächen; Lother und Maller ſollen an dem Galgen hängen, und Zormerin will ich zum Weib nehmen. Hiermit ritt er, von ſeiner Ritterſchaft begleitet, in den Wald, wo Lother durch mußte, der auch ſehr bald den Weg daher kam. Otto rannte wohl mit fünftauſend Gewaffneten, mit eingelegten Speeren, auf Lother ein, den Gott in ſeinen Schutz nehmen wolle, weil nun ihm ſowohl als ſeiner treuen Zormerin großes Leiden bevorſteht.

Mit großem Geſchrei rannten ſie auf ihn zu; Lother von Frankreich riefen ſie, Du kommſt nicht lebendig durch, hier mußt Du ſterben! Und damit liefen ſie ſo grimmig auf ſie los, wie Wölfe auf eine Herde Schafe. — Zormerin, als ſie dieſes ſah, ſprang ſie ſogleich von ihrem Wagen herunter, und lief in den Wald ganz allein, und verbarg ſich daſelbſt.

Die Lombarden umgaben den Wagen, und ſuchten ſie; ſie fanden ſie aber nicht, da nahmen ſie Scheidechin gefangen, nebſt allen ihren Frauen. Lother ſchlug auf die Lombarden kühnlich, und wehrte ſich als ein Held, aber ſein Pferd wurde unter ihm erſchlagen, ſo daß es mit ihm auf die Erde fiel; da umringten ſie ihn, und nachdem er viele Wunden erhalten hatte, nahmen ſie ihn mit Gewalt gefangen.

Maller erſchlug der Lombarden wohl zwanzig an der Zahl, er ward aber ſchwer verwundet, wohl dreißig Wunden hatte er, deren jede tödtlich war; auch ſein Pferd fiel todt unter ihm nieder, und ſo ſank er ohnmächtig um, und lag wie todt unter den Todten. Lother ward, gebunden wie ein Dieb, mit verbundenen Augen nach Pavia geführt. Sein Herz war ſehr betrübt, da er ſich in der Gewalt des argliſtigſten Verwandten befand, und er ſeufzte tief, als er an Zormerin und Maller dachte, und empfahl ſie in Gottes Schutz.

Otto begab ſich in ſeinen Pallaſt, verſammelte ſeine Räthe und vornehme Ritterſchaft, und fragte ſie um Rath, was er mit Lothern machen, und wie er ſich an ihm rächen ſolle? Er war zweifelhaft, ob er ihn aufhängen oder welche Todesart er ihn leiden laſſen ſolle. Da trat einer der Lombarden vor Otto, und ſprach: Gnädiger Herr, mich dünkt in meinem Sinn, es wäre gar übel gethan, wenn Ihr Euer eignes Fleiſch und Blut ſo jämmerlich verderbtet. Dazu iſt er der edelſte und tapferſte Ritter, der jemahls in Euerm Geſchlechte geboren ward; habt Ihr auch einigen Verdruß durch ihn gehabt, ſo hat er doch deshalb den Tod nicht verſchuldet. Tödtet Ihr ihn, und König Karl erfährt es, ſo gewinnt weder Ihr noch Euer Geſchlecht jemahls Frieden, und Ihr müßtet ſtets in Furcht vor ihm leben. Darum, Herr, legt ihn in einen Thurm, darinne haltet ihn ſo hart, als es Euch beliebt; wird Euch jemahls dieſer Rath gereuen, ſo folgt mir niemahls wieder; iſt aber jemand an Euerm Hof, dem der Rath mißfällt, der thue es kund, ſo will ich mit ihm kämpfen.

Der Lombarde, der dieß ſprach, war von einem großen Geſchlecht. Er ſelbſt hatte ehedem bei Lothers Vater, dem Kaiſer Karl gedient, und war mit ihm gegen Marſilien geweſen, wo er ihm half, den Grafen Ganelon gefangen nehmen, darum mußte Otto ſeine Worte achten, und dem Rathe folgen. Lother wurde alſo in einen Thurm gelegt.

Otto ſchickte nach den gefangnen Frauen, da aber Zormerin nicht gefunden ward, ärgerte er ſich ſehr. Wo iſt Euere Frau? fragte er Scheidechin. Herr, antwortete dieſe, vierzehn Lombarden führten ſie fort, ſo viel ich ſahe, ich weiß nicht, woher ſie kamen, oder welche es waren, doch beſorge ich ſehr, ſie bringen meine Frau zu Schaden und Unehre. Otto betrübte ſich über dieſen Beſcheid, und ließ die Frauen in ein beſonderes Gemach führen, wo ihnen hinlänglich Speiſe und Trank gereicht ward. Lothern ward auch ein Wundarzt geſchickt, der ihm ſeine Wunden heilen mußte.

Otto ſchickte darauf Boten herum, ſo weit als die Lombardei reichte, welche Zormerin ſuchen ſollten; ſie ward aber nicht gefunden. Da ward Otto ſehr grimmig, daß ihm ſein Plan ſo mißglückt war, denn ihm war es hauptſächlich darum zu thun geweſen, Zormerin in ſeine Gewalt zu bekommen.

Lother war jetzt mit Hülfe des Arztes wieder hergeſtellt, nachdem er viele Schmerzen hatte ausſtehen müſſen. Aber er betrübte ſich und klagte innig um Zormerin, denn er wußte nicht anders, als ſie ſei in Otto's Hände gefallen. Er klagte mehr um Zormerin als um ſich ſelber.

Vierzehntes Kapitel.

Wir laſſen hier Lothern eine Weile, und wenden uns zu Maller, ſeinem Geſellen. Er erhohlte ſich wieder aus ſeiner Ohnmacht, und als er den Kopf ein wenig in die Höhe hob und ſich umſah, da fand er nichts als Todte um und neben ſich. Er kroch mit vieler Mühe unter den Todten hervor, und in den Wald. Hier ſetzte er ſich nieder, und da ſeine Wunden ſehr bluteten, zog er ſein Wamms aus, und riß ſein Hemde in Binden, damit verband er ſich die Wunden ſo gut als es gehen wollte. Darauf ſah er hin und wieder, und erblickte ein Pferd, das aus der Schlacht gelaufen war. Mit vieler Mühe ging er hin zu dem Pferde, ſetzte ſich darauf, und ritt langſam durch den Wald.

Nicht lange war er geritten, als er eine ſchöne Frau erblickte, die ſchnell entlief, als ſie ihn kommen ſah; er ritt ihr nach, aber ſie lief nur um deſto ſchneller. Ach fliehet nicht, ſchöne Jungfrau, rief Maller, ſo laut er konnte; erwartet mich, ich will Euch nichts thun! — Zormerin war die Fliehende, und als ſie Mallers Stimme erkannte, da ſtand ſie ſtill und erwartete ihn. — Ach Maller, bringſt Du mir Nachricht von meinem Herrn Lother? — Ja, theure Frau, mein Herr iſt nach Pavia gefangen fortgeführt; ich hoffe aber, Otto iſt nicht ſo kühn, daß er ihm das Leben nimmt. Hilft mir Gott, daß meine Wunden geheilt werden, ſo ſoll der Verräther Otto es mit ſeinem Königreiche büßen, dahin will ich es bringen. Aber ich nehme jetzt kein Königreich dafür, daß ich Euch, werthe Frau, gefunden habe; wir wollen nach Frankreich gehen, und wollen den König Karl um Hülfe anflehen für ſeinen Sohn, gegen den falſchen verrätheriſchen Otto. Aber ich leide jetzt ſo große Schmerzen, daß ich immer fürchte, ich ſterbe und komme nicht weiter. — Lieber Geſell, ſeid getroſt, ich will Gott inbrünſtig für Euch bitten, daß er Euch helfe, und auch meinem theuern Gemahl, und daß er uns räche an dem falſchen Schalk Otto, der uns ſo viel Leides zufügt. Wer Uebels thut, der entgeht ſeiner Strafe nicht, habe ich immer ſagen hören; darum, lieber Maller, hofft auf Gottes Hülfe.

Zormerin war froh, daß ſie Mallern hatte, aber er war ſehr krank an ſeinen Wunden und litt viel Pein. Beſonders hatte er eine ſehr große Wunde von einem Speer in dem Leib, die verurſachte ihm gar bittre Schmerzen. Sie ritten Schritt vor Schritt, und kamen endlich zu St. Bernhard an. Hier gingen ſie in eine Herberge, wo ſie beinah vier Monathe lang bleiben mußten. Während vierzehn Tagen glaubte Zormerin jeden Tag, daß Maller ſterben müſſe. Endlich aber ward er beſſer und nach vier Monaten ging er mit Zormerin wieder hinaus. Alles, was ſie beſaßen, hatten ſie verzehrt, und nun gingen ſie arm und barfuß hinweg. Zormerin ſuchte ihn mit ſanften Worten zu tröſten, wie ſie nun nach Frankreich ziehen wollten, und wie ſie auf den Kaiſer Karl ihre Hoffnung ſetzte. Maller tröſtete ſie wiederum, wie ſie Lother aus dem Gefängniß erlöſen, und ſich an dem verruchten Schalk rächen wollten. So ermunterte und tröſtete eins das andere, aber ihnen ahnete nicht, daß ſie keine Hülfe bei ſeinen Anverwandten finden würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiſer Karl merkte, daß er ſterben müſſe; da ſchickte er in ſeinem ganzen Reich nach allen Herren und ſeiner ganzen Ritterſchaft, bezahlte ihnen alles, was er ihnen ſchuldig war, dann ging er in die St. Kilianskirche, hier legte er Beichte ab und ließ eine herrliche Meſſe ſingen. Wie die Geſchichte ſagt, ſo fand der Prieſter einen Brief auf dem Altar, darin ſtand eine Sünde aufgeſchrieben, welche der Kaiſer Karl begangen, aber zu beichten unterlaſſen hatte. Der Prieſter zeigte den Brief dem Kaiſer, der bekannte und beichtete auch alſobald dieſelbe Sünde, und dankte Gott von ganzem Herzen für dieſe Gnade.

Kaiſer Karl ſtarb bald, und ſein Sohn Ludwig ward zum Kaiſer erwählt und gekrönt, nachdem er Blancheflure, die Tochter des Grafen von Narbonne, zur Gemahlin genommen hatte. — König Ludwig war noch nicht lange zu Paris, als Zormerin und Maller auch daſelbſt ankamen. Maller ging ſogleich an den Hof vor König Ludwig, der von den Großen und Mächtigen des Reichs umgeben war, unter denen die Brüder ſeiner Gemahlin waren, denen er große Güter gegeben, wodurch ſie ſehr mächtig geworden waren. Maller hatte einen ganz zerlumpten Rock an, und ſein ganzer Aufzug war ſehr armſelig; darum wollte ihn niemand von ſeinen ehemahligen Bekannten wieder erkennen, und alle verſchmähten und verſtießen ihn. Verflucht ſei der böſe Reichthum, ſprach Maller in ſich, weil einem reichen Schalk große Ehre angethan wird, während der Fromme, wenn er arm iſt, verachtet wird. Ewiger Gott, wie iſt es doch ſo gar verkehrt auf Erden! —

Maller fiel dem König Ludwig zu Füßen, der eben nicht viel auf ihn achtete, da er ihn in ſo ärmlichem Aufzuge ſah. Herr, fing Maller an, mich bedünkt, Ihr wollet mich nicht erkennen, obgleich Ihr mich ehedem ſehr wohl kannter, und ich auch noch ſehr viel Verwandte an Euerm Hof habe, nun ich aber arm bin, ſo erkennt mich niemand. Ich heiße Maller, König Galyens Sohn, bin an Euerm Hof erzogen; mit Eurem Bruder Lother ritt ich hinweg, da ſein Vater ihn verbannte. — Lieber Maller, antwortete König Ludwig, ja wohl kenne ich Dich nun; willſt Du bei mir am Hofe bleiben, ſo will ich Dir Gutes thun, und Du ſollſt wie die andern Diener gehalten ſein. — Herr, erwiederte Maller, es wäre wunderlich, wenn ich Euch dienen wollte, da ich ſelber eines Königs Sohn bin! — Und indem er in ſeinem Herzen dachte, welch ein Bruder iſt dieß, daß er mich nicht einmahl nach ſeinem Bruder fragt, von dem ich ihm geſprochen, nicht einmahl fragt, ob er noch lebt, oder ob er todt iſt; hätte ich einen ſolchen Bruder, fürwahr, ich ſchickte ihn hin, wo er ſonſt in tauſend Jahren nicht hinkäme; ſo ſagte er: Edler König, wie habt Ihr doch gegen Euern Bruder einen ehernen Sinn! Mich dunkt wohl, Ihr habt gar wenig Liebe zu Euerm leiblichen Bruder, der in Unglück und Elend gerathen iſt, und bei Euerm verrätheriſchen Vetter in Feſſeln ſchmachtet, während Ihr hier in Ruhe und Frieden Kaiſer und König ſeid. Darauf erzählte er dem König Ludwig, wie alles ſich mit Lother zugetragen ſeit ſeiner Verbannung, und bat ihn, nachdem er alles umſtändlich vorgetragen um Hülfe, daß er den Lother aus der Gefangenſchaft rette, und ſich an dem ungetreuen Otto räche. —

König Ludwig hätte ſeinen Bruder gern gerettet und ihm Hülfe geſchickt, aber es lebten an ſeinem Hofe alle die falſchen Verräther, die ſtets Lothers Feinde geweſen waren, dieſe zogen den König Ludwig bei Seite. Herr, ſprachen ſie, laßt Euern Bruder fahren, er thut doch nie Gutes. Eure hohe Ritterſchaft hat er alle, um der Frauen willen, gegen ſich aufgebracht, weswegen Euer Vater ihn auch, wie Ihr Euch noch erinnern möget, auf ſieben Jahre lang verbannte; empfanget Ihr ihn nun wieder an Euerm Hof, ſo habt Ihr niemahls Ruh und Frieden mit dieſen Herren. Bedenkt dann auch, daß Ihr das väterliche Erbe mit ihm theilen müßt; kömmt er wieder, ſo will er ſicher entweder König oder Kaiſer ſein. — Bei meiner Treu, ſprach der König, Ihr ſprecht die Wahrheit; Otto wird ihn auch wohl wegen irgend einer Untugend gefangen genommen haben. Maller, fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, meine Freunde rathen mir, keinen Krieg ins Land zu ziehen um meines Bruders willen. Lother wollte immer nach ſeinem eignen Sinn leben, er wollte auch meinem Vater nie folgen; darum, hat er nun meinen Vetter Otto beleidigt, ſo iſt es billig, daß dieſer ihn dafür beſtraft; obgleich er ihn gefangen hat, ſo giebt er ihm doch genug zu leben. Ich werde alſo nimmermehr einen Harniſch anlegen, um ihm aus dem Gefängniß zu helfen, wo er recht gut iſt; meinen Räthen will ich hierin folgen. — Das ſind lauter Verräther, rief Maller, die Euch ſolchen Rath gaben. Jammer iſt es, daß Ihr Euerm leiblichen

Bruder nicht wollt zu Hülfe kommen; Otto hat ihn verrätheriſch gefangen! — Damit kehrte Maller ſich um und ging hinaus. König Ludwig rief ihm nach, ob er nicht mit ihm frühſtücken wollte? — Nimmermehr! rief Maller, eher will ich faſtend ſchlafen gehen, ehe ich mit Verräthern eſſen will! — Das ſprach Maller gar kühnlich; er hätte ſich um König Ludwigs willen nicht herumgedreht, denn er war eines eben ſo großen Königs Sohn als Ludwig.

Er ging zurück in ſeine Herberge zu Zormerin. Frau, rief er voller Zorn, an Ludwig fand ich den ungetreueſten Mann, der da lebt. Er läßt ſeinen Bruder in der Noth, und folgt dem Rathe falſcher Verräther; möge Gott ihn verdammen dafür! Ach Gott, ich fürchte ſehr, Lother kömmt wohl nimmer wieder los. — Zormerin weinte. Ach ich Unglückliche! rief ſie, litt jemahls eine Frau, was ich leiden muß? Verflucht ſei die Stunde, in der ich geboren ward! — Werthe Frau, fing Maller wieder an, laßt uns wieder nach Konſtantinopel zu Euerm Vater gehen. Ich will ihn bitten, daß er der großen Treue gedenke, die Lother ihm geleiſtet; daß er dem zu Hülfe komme, der ihn in ſeiner Noth gegen die Heiden doch auch nie verließ. Ich will dann ſehen, ob noch Treue auf Erden zu finden iſt.

Sechzehntes Kapitel.

Sie verließen Paris und reiſten manchen Tag. Von ihrer Reiſe ſage ich nichts; ſie gingen ſo lange, bis ſie wieder in die Lombardei kamen, da gingen ſie mit einander zu Rathe, wie ſie ſich unkenntlich machen wollten, um unerkannt durch das Land zu kommen. Zormerin verkaufte ihren ſchönen Pelz, den ſie anhatte, und kaufte ſich eine Laute dafür, denn ſie konnte gar ſchön die Laute ſchlagen. Maller, der die Kräuter wohl zu finden wußte, färbte ſich und auch Zormerin das Antlitz und die Hände damit: es konnte kein Menſch ſie in dieſer Geſtalt erkennen. — Maller, lieber Geſelle, ſprach Zormerin, als ſie ſah, wie entſtellt ſie Beide waren, laßt uns nach Pavia gehen, und dort erfahren, ob

Lother todt iſt oder noch lebt; ich bitte Euch gar ſehr darum, denn niemand erkennt uns in dieſer Verkleidung. — Weil Ihr denn ein ſo ſchönes Handwerk verſteht, ſagte Maller, ſo bin ich dieß gern zufrieden: Ihr könnt mit Euerm Lautenſpiel ſo viel verdienen, als wir nöthig haben, um nicht Hungers zu ſterben. Auch kleiden ſoll mich König Otto noch dazu; ich will ſagen, ich ſei Euer Gemahl, Ihr ſollt Maria heißen und ich will mich Dietrich nennen. — Das iſt recht, ſprach Zormerin, und nun nur ſchnell, ſo eilend als möglich nach Pavia, daß wir von Lother hören.

Unterdeſſen, daß dieſe ſo wanderten, lag Lother in einem tiefen Thurm; zu eſſen und zu trinken ward ihm auf Otto's Geheiß genug gereicht. Nun begab es ſich am heiligen Pfingſtfeſte, da man König Otto ein neues Gewand brachte, und er es anlegen wollte, fand es ſich, daß es um eine Hand breit zu lang war. Da er nun den Schneider, der es gemacht hatte, ſehr ſchalt, da ſprach einer der Kammerdiener: Herr, Ihr habt ſeit langer Zeit ſchon Lothern von Frankreich in Eurer Gefangenſchaft, und er iſt ſeitdem noch nicht neu gekleidet worden. Er iſt von hoher Geburt und Euer nächſter Verwandter, darum wäre es wohl ſchicklich, Ihr ſchicktet ihm das Gewand, zumahl es Euch zu lang iſt; ihm wird es aber ganz recht paſſen, da er viel länger iſt als Ihr ſeid. — Es mag ſein, ſprach Otto, geh, bringe es ihm.

Der Kammerdiener ging mit dem Gewand zu Lothern, den er ſehr betrübt in dem Thurm liegend fand. Der Diener grüßte ihn und redete ihn freundlich an: Mein Herr, der König Otto ſendet Euch dieß Gewand, Ihr möchtet es anlegen. Lother ſtand auf, zog es an, und es paßte ihm trefflich. Da entfuhr dem Kammerdiener ein unvorſichtiges Wort, das er nachmahls wünſchte, nicht geſagt zu haben. Er ſagte nähmlich: Herr, das Kleid iſt Euch ſo ganz anpaſſend, als ob es für Euch gemacht wäre, meinem Herrn, dem Könige, war es etwas zu lang. — Was heißt das? rief Lother, werde ich ſo in der Welt verachtet, darf Otto mir ſchicken, was ihm nicht paßt? O muß ich dieß erleben! Weh mir! bin ich denn ſo verſtoſſen, ſo will ich nicht Eſſen oder Trinken mehr je verlangen! — Zog damit das Kleid wieder aus, ſchnitt und riß es in kleine Stücke entzwei, und trat mit Füßen auf die Stücke. Geh nun, ſagte er dem Kammerdiener, ſag dem Thurmhüter, ich will weder eſſen mehr, noch trinkem, ich will nicht länger leben, daß mir niemand etwas bringe! — Dem Kammerdiener that es ſehr leid, ſo geſprochen zu haben; er ging traurig zum König Otto und erzählte ihm den Verlauf, auch alles, was Lother geredet hatte. Da fing es dem Otto an ein wenig zu erbarmen, und es that ihm ſehr leid, daß der Kämerer das geſagt hatte.

An demſelben Tage kamen Zormerin und Maller zu Pavia an. Sie gingen auch ſogleich an den Pallaſt, und fragten den Thürſteher: ob es erlaubt ſei, vor dem König zu ſpielen und zu ſingen, dann ſollte er ſie hinauf in den Speiſeſaal führen. Der Pförtner wollte Scherz mit Zormerin treiben, und ihr um den Hals fallen, aber ſie wehrte ſich und gab ihm einen ſo kräftigen Stoß, daß ihm zwei Zähne ausfielen. Nun ward der Pförtner falſch, und wollte ſie nicht hinauf laſſen. Dieß ſah ein Ritter, der nahm ſich ihrer an, und führte ſie Beide grade hinauf in den Speiſeſaal, wo der König mit dem ganzen Hof, vielen Rittern und auch viel ſchönen Frauen an der Tafel ſaß. Otto dachte es wohl nicht, daß Zormerin und Maller ihm ſo nahe wären; hätte er ſie unter dieſer Geſtalt errathen können, er würde Maller ohne Gnade haben tödten laſſen, denn dieſen haßte er ganz beſonders. Zormerin und Maller gingen an die Seite, wo ſie die andern Spielleute ſahen, und ſetzten ſich bei ihnen nieder. Maller langte ſogleich nach der Schaale mit Wein, und trank ſie auf einen Zug aus. Gott helf Dir, ſprachen die Pfeifer, wir ſehen wohl, Du biſt unſer einer. Als die Mahlzeit halb vorbei war, ſtanden die Spielleute auf, einer pfiff, der andre orgelte, ſo daß jedermann ſein Spiel trieb. Dann nahm Zormerin ihre Laute, und ſpielte darauf ſo ſüß und wohl, daß ſie Otto ſtets anſah, ohne daß er ſie doch erkannte. Ihr Lautenſpiel gefiel ihm ſo wohl, daß er die andern Spielleute alle ſchweigen hieß, und nur ihr allein zuhorchte; ſagte auch zu einem der Diener: Laß die Lautenſpielerin reich begaben, weil ſie mich ſo wohl ergetzt hat, daß ſie auch von mir nicht ſagen könne, ich ſei karg oder unbemittelt.

Dieſe Leute wandern mehr überall umher, als andre, wenn ſie dann anderswo hinkömmt, ſo mag ſie auch meinen Hof rühmen.

Edler Herr, ſprach einer der Ritter, Ihr mögt wohl dieſe Spielleute begaben, damit ſie Euer Lob an andern Orten preiſen; gedenkt doch aber auch in ſolcher Stunde Euers Vetters Lother, der in Euerm Thurm gefangen liegt. Er iſt Euer nächſter Anverwandter, und wenn es nach dem Recht geht, ſo muß er Kaiſer zu Rom werden. Ich habe gehört, Euer Kammerknecht habe ihn ſehr betrübt, um eines Rockes willen; Ihr ſolltet billig das nicht zugeben, gnädiger Herr, daß er nun ſo erbärmlich verderbe. Mein Rath iſt, Ihr ſchickt ihm gute Speiſe und Trank, laßt ihm ſagen, er ſolle gutes Muthes ſein, ſeine Sache würde noch wohl beſſer werden, Ihr würdet Euch mit ihm ausſöhnen. Es wäre auch wohl gut, Ihr ſchicktet die Lautenſpielerin zu ihm in den Thurm, vielleicht, daß ſie ihn ergetzt, und er wieder Muth faßt; ich weiß gewiß, er wird es Euch danken. — Es mag ſein, ſagte der König, und rief einen ſeiner Diener. Nimm Speiſe und Wein, ſagte er, trage es meinem Vetter in den Thurm. Dann befahl er auch Zormerin, ſie ſollte ihre Laute nehmen und mit dem Diener gehen zu einem Gefangenen in den Thurm, dem ſollte ſie auf ihrer Laute vorſpielen, und ihn ergetzen. Ich will Euch eine gute Gabe dafür geben, ſprach er. — Herr, was Ihr mir gebietet, das thue ich ſehr gern, ſagte Zormerin, und daran ſagte ſie gewiß die Wahrheit; denn keine noch ſo große Gabe hätte ſie froher machen können, als daß ſie den geliebten Gemahl ſehen ſollte. Ihr Herz klopfte ſehr vor großer Freude und Erwartung; ſo auch dem treuen Maller, der ſich nur fürchtete, man möchte ihnen die große Freude anmerken.

Sie gingen mit dem Kammerdiener, der die Speiſen trug; als ſie in den Thurm kamen, fanden ſie Lother ſehr krank auf dem Bette liegend. — Nehmt die Speiſen wieder mit hinaus, ſprach er, ich mag weder eſſen noch trinken. Hat König Otto mir dieſe Spielleute aus Spott geſchickt? Er weiß es ſehr gut, daß mich dieß nicht ergetzen wird. Geht wieder hinaus mit Euerm Spiel, gute Frau, mich wird es nicht ergetzen. Zormerin ſagte darauf zu dem Kammerdiener und dem Thurmhüter: Lieben Freunde, geht Ihr nur hinaus, und ſchließt mich hier ein bei dem Herrn: ich will ſo ſüß ſpielen, daß es ihn doch ergetzen ſoll, dazu will ich ihm ſo ſüße Worte ſagen, daß er mit Freuden jeden Heller mit mir theilen ſoll. Ueber dieſe Rede lachten der Kammerdiener und der Thurmhüter, ſie meinten, Zormerin ſei eine Corinne. — Lother war erſtaunt, als er ſie reden hörte, doch konnte er weder ſie noch Maller erkennen. Zormerin fing an zu ſpielen, der Diener ging hinaus ſammt dem Thurmhüter, und ließ die Beiden allein bei dem Gefangnen. Als Zormerin überzeugt war, daß die Beiden weit genug entfernt, und alle Riegel und Schlöſſer zu waren, da fiel ſie Lothern um den Hals, und weinte, und küßte ihn wohl tauſendmahl. O Lother, kennſt Du Deine treue Zormerin nicht? Hier iſt auch Maller, Dein Geſelle: um Dich zu ſehen, haben wir uns ſo verkleidet. Lother fing gar heiß zu weinen an, als er ſie erkannte, und drückte beide an ſein Herz, umarmte und küßte ſie unzähligemahl. Küſſet mich, lieber Herr, ſagte Maller, denn ich habe Euch lieber, als alle Eure Freunde Euch haben. Euer Vater iſt todt, und Euer Bruder Ludwig iſt zum König gekrönt; dieſer folgt aber Euern verrätheriſchen Feinden, ſo daß Ihr bei ihm keinen Troſt ſuchen dürft. Es kümmert ihn gar nicht, daß Ihr hier gefangen liegt. Eure Hausfrau und ich, wir waren zu Paris, und da ich ſo üblen Troſt von Euerm Bruder erhielt, ſo habe ich ſie hierhergeführt, damit wir erführen, wie es mit Euch ſteht, ob Ihr todt oder lebendig ſeid. Dann will ich ſie nach Konſtantinopel zum König Orſchier führen, wir wollen mit ihm reden, daß er Pavia belagere, und Otto verderbe; König Orſchier muß Euch helfen, wenn er bedenkt, wie Ihr ihn gegen die Heiden unterſtützet. Und nun, lieber Herr, wißt Ihr nichts von Scheidechin, meiner Hausfrau? Iſt ſie todt oder lebt ſie? — Lieber Geſelle, ſie iſt nicht todt, ſie ward mit andern gefangen, und in eine andre Stadt geführt, dort iſt ſie wohl noch. Zormerin, Du geliebtes Weib, wir haben in unſrer Ehe wenig Freude gehabt; möchte Gott uns aus dieſer Betrübniß helfen! — Und nun weinten ſie Beide heftig, und jammerten ſehr. Maller verſuchte ſie zu tröſten: Ihr habt Unrecht, ſagte er, daß Ihr Euch ſo übel gehabt, iſt es Gottes Wille, ſo mag er Euer

Leid bald in Freude verkehren. Ich wollte nur, daß ich Scheidechin, mein liebes Weib, bei mir hätte, ich wollte mich recht wohl mit ihr ergetzen. Ihr ſolltet Euer Leid billig vergeſſen, weil Ihr beiſammen ſeid. Ich will ein wenig in das Kämmerlein gehen, und Euch allein laſſen, denn ich gehöre nicht zu Euch in Euern heimlichen Rath. — Geſelle, ſagte Lother, gebenedeit ſei die, welche Dich trug; dieß Wort hieß Gott Dich reden!

Sie waren ſo lang beiſammen, bis ſie den Thurmhüter kommen hörten, der die Thüre aufriegelte, da mußten Lother und Zormerin mit betrübtem Herzen ſcheiden. Lother küßte Maller auf den Mund; gehab Dich wohl, getreuer Geſelle, arbeite nach beſten Kräften, daß ich aus dem Gefängniſſe komme. — Ja Herr, mein Herz wird nimmer froh, Ihr ſeid dann aus der Gefangenſchaft, und arbeiten will ich ſo viel als möglich, das ſchwöre ich Euch bei allen Heiligen. — Nun kam der Thurmhüter, und hieß ſie hinausgehen. Zormerin konnte faſt ſich nicht entſchließen, auch ihre Thränen kaum zurückhalten, ſehr weh that ihr das Herz, als ſie nun hinaus ging und Lothern zurücklaſſen mußte. — König Otto ließ Mallern ganz neu kleiden, und Zormerin einen goldnen, reich mit Perlen geſtickten Gürtel geben; behielt ſie dann noch drei Tage an ſeinem Hof, und ließ es ihnen wohl gehen; dann nahmen ſie Urlaub vom König Otto und gingen aus der Stadt Pavia wieder hinaus. Als ſie auf das Feld hinaus gekommen waren, da dankten ſie Gott, daß ſie nicht erkannt worden und ihren geliebten Herrn geſehen hatten, und empfahlen ſich und ihn ferner in den Schutz des allmächtigen Gottes.

Siebzehntes Kapitel.

Sie kamen nun nach Konſtantinopel und gingen ſogleich in den Pallaſt vor König Orſchier. Als Zormerin ihren Vater ſah, konnte ſie vor Thränen kein einziges Wort ſprechen. Orſchier ſah ſie an, konnte ſie lange nicht erkennen, endlich erkannte er ſie. Geliebte Tochter, wo kommſt Du her? kaum daß ich Dich wieder erkannte! Wer ſah je eine Königin in dieſem Zuſtande? Verflucht ſei die Stunde, da ich Euch Lothern gegeben! — Da ſprach Maller: Davon ſchweigt, Herr, Ihr habt ſie dem frömmſten Ritter gegeben, der auf Erden lebt; und dazu iſt er ſo wohlgeboren, als nie einer aus Euerm Geſchlechte geboren ward! Ich bitte Euch, Ihr wollet gedenken der großen Treue, die er Euch bewieſen hat; Ihr wißt wohl, daß, hätte er nach Gott nicht gethan, ſo hätten die Heiden Euch ganz und gar verderbt. Könntet Ihr ſeine Treue vergeſſen, Ihr thätet fürwahr groß Unrecht. — Und nun fing er an, und erzählte dem König Orſchier alles, wie es ihnen ergangen, und wie Lother nun durch die Verrätherei des Otto gefangen in einem Thurm zu Pavia liege; auch wie König Ludwig in Frankreich böſem Rath folge, und ſeinem Bruder nicht helfen wolle. — Gedenket, edler König, ſprach er, wie die Heiden Euch gefangen hatten, und wie mein Herr, Lother, Euch wieder befreite, erbarmt Euch alſo über meinen Herrn, und kommt ihm zu Troſt und zu Hülfe. — Darauf antwortete König Orſchier: Ich höre ja von Euch, daß ſein leiblicher Bruder von ihm abſtehet, warum ſollt' ich ihm dann beiſtehen? warum ſollte ich meinem Lande einen ſo ſchweren Krieg zuziehen? Ich würde ein Geſpötte der Welt, wenn ich nicht gewinne, welches doch wohl ſein kann. Da ſei Gott vor, daß ich ſolches thue. Meine Tochter will ich beſſer verſorgen, Lothern ſoll ſie nimmermehr wiederſehen, ich will wohl einen reichern Fürſten für ſie finden, als Lother iſt. — König, rief Maller, nimmer werde ich wieder Dein Freund! Wo ich Dir je ſchaden kann, da will ich es ſicher nicht unterlaſſen, ſondern Dir ſchaden, wo ich kann. Ich ſchwöre Dir ewige Feindſchaft und kündige Dir Fehde an! — Hiermit ſtand er auf und ging ſtracks hinaus.

Da ging er zu Zormerin, die ſaß trauernd in ihrer Kammer und vergoß viel tauſend Thränen: auch ſie hatte ihren Vater für Lothern gebeten, aber alles war umſonſt. — Was ſollen wir nun thun, lieber Maller? rief ſie weinend. — Ich gehe jetzt zu meinem Vater, ſprach Maller, um ihn um Hülfe für Lother zu bitten, dieß iſt das letzte, was ich zu thun weiß. — Thut ſo, lieber Maller, ich will Euch ein gutes Roß geben und einen Mantelſack voll Gold. — Gott wird es Euch vergelten, edle Frau! Nun bitte ich Euch, bleibt feſt und getreu. — An mir ſoll es nicht fehlen; doch ich werde wohl nicht lange mehr leben, denn ich beſorge ſehr, Lother kömmt nimmer wieder los. — Maller weinte, als er ſie ſo traurig reden hörte, und nahm Urlaub von ihr; ſie ließ ihm das beſte Pferd aus dem Stalle geben, und er ritt ſogleich zur Stadt hinaus.

Maller war herzlich betrübt. Nimmer, ſprach er, als er auf das Feld hinauskam, nein, nimmer will ich raſten, bis ich Euch, theurer Herr, erlöst habe. Er wollte jetzt zu ſeinen Eltern reiſen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hatte. Er ward als ein Kind von Ogier von Dänemark auf dem Waſſer gefunden, als dieſer hinaus gegangen war, mit dem Falken Enten zu beitzen; davon erhielt er den Nahmen Maller, der in wälſcher Sprache ſo viel bedeutet, als Enterich im Deutſchen. Ogier von Dänemark gab das Kind an König Karl von Frankreich; dieſer hatte erfahren, wie der König Galyen ſein Kind verloren hätte; er dachte alſo, wie dieſes dasſelbe verlorne Kind ſein müſſe, und ſchickte es dem König Galyen wieder zu. Dieſer erzog den Sohn bis zu dem Alter, da er dienen konnte, und ſchickte ihn dann dem König Karl wieder zu; dort blieb er, bis er wohl zwei und zwanzig Jahre alt war, dann ging er mit Lother nach Konſtantinopel, und während dieſer ganzen Zeit hatte er ſeine Eltern nicht wieder geſehen.

Maller kam auf ſeiner Reiſe durch eine Reichsſtadt. Er war zwar wohl gewaffnet, hatte aber kein Wappen auf ſeinem Schild; da er alſo in der Reichsſtadt ankam, da ritt er gleich vor eines Mahlers Haus und ließ ſich ein Wappen mahlen, nähmlich drei goldne Jungfrauenköpfe im blauen Felde, über den Köpfen ein Leopard, und mitten in dem Schilde einen halben Löwen. Als es fertig gemahlt war, bezahlte Maller es reichlich und ritt weiter bis nach der Champagne. Hier kam er an eine große Stadt, mit einer ſchönen Burg, er wußte aber nicht, wem ſie angehörte. Indem er ſich beſann, begegnete ihm ein Bote mit Briefen; dieſen redete er höflich an, und fragte ihn um den Nahmen der Stadt und ihres Herrn. Herr, erwiederte der Bote, dieſe Stadt heißt die Neuſtadt und gehört dem König Galyen, dem Wiederherſteller, zu. Dieſer Antwort ward Maller ſehr froh, und fragte den Boten noch mehr: Wo willſt Du hingehen, lieber Freund? — Nicht weit von hier, edler Herr, dort in das Schloß ſoll ich zehn Werkmeiſter hohlen, daß ſie morgen in der Neuenſtadt Fenſter machen, und alles rüſten zu dem großen Turnier, welches in der Neuenſtadt ſoll gehalten werden. — Was für ein Turnier ſoll denn gehalten werden? — Herr, König Anſys Tochter von Hiſpanien, die ſoll dem Sohn des Königs Galyen, Otger, vermählt werden. Wer den Dank bei dem Spiele verdient, der ſoll ein ſchönes Roß haben, deſſen Sattel von Gold und die Satteldecke mit Perlen geſtickt iſt, ein köſtlicherer Dank ward nie geſehen. Da wird man nun prüfen die Blume der Ritterſchaft; Herolden und Spielleuten ſoll auch große Gabe verehrt werden. Ein Mann mag wohl fröhlich turnieren um ſchöner Frauen willen, denn die Jungfrau, König Anſys Tochter von Hiſpanien, iſt ſo ſchön, als man nicht leicht in der Welt eine Schönheit findet.

Maller verließ den Boten und ritt weiter gegen die Stadt; er nahm ſich vor, ſich nicht eher ſeinen Eltern zu erkennen zu geben, bis er zehn der ſtärkſten Ritter turniert hätte. Dann befahl er ſich Gott, ſeiner heiligen Mutter und St. Julian; dieſer iſt ein Heiliger, den man anzurufen pflegt, daß einem Gott gute Herberge beſchere.

Als er in die Stadt einritt, da ſah er viel edle Herren, Ritter und Knappen, auch viel ſchöne Frauen. Dabei ertönten ihm allenthalben Pfeifen, Poſaunen und mancherlei Saitenſpiel entgegen. Ewiger Gott, ſprach da Maller, wie iſt eines armen Mannes Leben doch unglücklich, jetzt habe ich dieß erfahren; wie muß ſich einer quälen, der keinen Reichthum hat, während der Reiche ſich das Leben ſo trefflich ſchmücken kann. O Gott, wie iſt dieß alles ſo nichtig! Wäre nicht Lother, mein Herr, und mein geliebtes Weib Scheidechin, die ich ſo gern aus dem Gefängniß befreiete, ſo verließ ich die weltliche Ehre und alle ihre Luſt und Freude, ginge einſam in einen Wald, da möchte ich Gott dienen, denn nur dann wäre ich unvergänglicher Freude gewiß. —

Er ritt weiter in die Stadt hinein und bat an vielen Orten um Herberge, aber jedermann ſpottete ſeiner und hieß ihn weiter gehen. Da lachte er in ſeinem Herzen, denn er wußte wohl, hätte er ſich zu erkennen gegeben, er würde allenthalben Herberge gefunden haben. Endlich ward er in eines reichen Kaufmanns Hauſe aufgenommen. Hier ſah er, wie jeder, der in dem Hauſe herbergte, ſeinen Helm vor das Fenſter geſtellt hatte, er bat alſo ſeinen Wirth, er möchte dafür ſorgen, daß auch ſein Helm an ein Fenſter aufgehängt würde, damit man ſehen möge, daß er mit turnieren wollte, und verſprach dem Wirthe zehn Gulden dafür. Der Wirth war des Geldes begierig, und befahl ſeinem Knechte, er ſolle den Helm an ein Fenſter aufhängen. Maller gab dem Knechte einen Gulden, dafür ihm dieſer dankte, und wie im Spotte hinzufügte: Ich will es Euch beſorgen, wenn Ihr mir verſprechen wollt, mich zum Ritter zu ſchlagen, wenn Ihr morgen den Dank verdient, denn ich habe ſchon lange begehrt, Ritter zu werden. Maller antwortete lachend: Mehr als Du verlangſt, ſollſt Du von mir haben. Der Knecht nahm den Helm und hing ihn ſpottweiſe höher als alle anderen Helme auf, damit er recht in die Augen fiele. Und ſo verſpottete der Knecht ihn auf alle Weiſe, und bei allem, was Maller von ihm verlangte; denn er hielt ihn für einen gar armſeligen Ritter, der auf Abentheuer herumzieht, um etwas zu gewinnen. Maller lachte aber des Knechts, und wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ſowohl als der Wirth ihm alles zu Liebe thaten, was er verlangte.

Maller ging hierauf in der Stadt umher ſpazieren und kam auch vor den Pallaſt; hier begegnete er Oger, ſeinem Bruder, mit ihm ging ſein Vater, König Anſys, und der Baſtard von Güneber, König Anſys Sohn. Als Maller die Fürſten alle kommen ſah, fragte er einen Diener, wer ſie wären, und da er ſeinen Vater nennen hörte, da traten ihm Thränen in die Augen. Die Fürſten machten Oger auf Maller aufmerkſam, weil er ihm vollkommen ähnlich ſah. König Galyen, ſein Vater, kam auf ihn zu, da verneigte Maller ſich ehrerbietig. Sage mir, lieber Geſelle, ſprach der König, wo kömmſt Du her? — Herr, antwortete Maller, das ſollt Ihr morgen wohl gewahr werden, wenn man turnieren wird. Ich bin ein armer Geſelle, ſuche Abentheuer, und bin hergekommen, den Dank zu verdienen; verdiene ich ihn aber, ſo ſoll Gott den verdammen, der ihn mir ſtreitig machen wird. — König Galven lachte und wandte ſich wieder zu den Fürſten. Welch ein närriſcher junger Menſch iſt dieß, ſprach er, wornach ich ihn fragte, darauf antwortete er nicht, und ſagte mir dafür allerlei thörichte Dinge.

Darauf begegnete Maller ſeiner Mutter; da wallte ſein Blut ihm heftiger in den Adern, er wußte nicht, ſollte er ſie anreden und ſich ihr zu erkennen geben, oder nicht; doch beſann er ſich auf ſeinen Schwur, er wolle ſich nicht eher zu erkennen geben, er habe dann gegen die tapferſten und berühmteſten Ritter geſtochen.

Die Herren und Damen fingen nun einen ſchönen Tanz an; da nahm Maller die ſchönſte Frau aus der Reihe, und tanzte mit ihr ſo ſchön, und ſprang ſo leicht mit ihr, wie ein Vögelchen, ſo daß alle Frauen ihn liebgewannen, und auch die Ritter ſprachen: Welch ein ſchöner Jüngling iſt dieß, alles, was er thut, ſteht ihm wohl an.

Achtzehntes Kapitel.

Den andern Morgen früh legte Maller eine ſchöne Rüſtung an, die er von Zormerin bekommen hatte, und ritt auf den Platz vor dem Pallaſt, wo das Stechen ſollte gehalten werden; der Knecht aus der Herberge, Gernier genannt, begleitete ihn als ſein Knappe. Zuerſt ſah Maller, wie ſein Bruder mit König Anſys Tochter zuſammengegeben wurde; ſobald dieß geſchehen war, begab ſich ein jeder hin zu turnieren. Zehn Fürſten hielten auf dem Rennplatz, um gegen jedermann zu ſtechen, der es verlangen würde. Die Frauen gingen auf ein ſchönes Gerüſt, welches eigentlich dazu verfertigt war. Ihrer waren wohl dreihundert an der Zahl; Roſemunde, Mallers Mutter, ſaß in der Mitte bei König Anſys Tochter, und die Frauen von beiden Seiten um ſie her. Vortreff liche Schönheit, Anmuth und Zierde war genug da zu ſehen; aber auch genug Hoſſart und Uebermuth. Mancher ſchöne Ritter hatte ſeine Liebſte dort, und manche Frau, die von Herzen wünſchte, ihr Mann möchte nicht lebendig aus dem Turniere kommen.

Maller ritt hin zu den Leuten, welche die Speere austheilten, und verlangte auch einen Speer. Als ſie ihn aber nur von einem einzigen Knechte begleitet ſahen, da ſprachen ſie: Wer ſeid Ihr? wo kommt Ihr her? weß Landes? waren Eure Wappen zur Schau geſtellt? — Sie ſind zur Schau geſtellt worden, mein Knecht wird es bezeugen. — Man wollte es ihm dennoch nicht glauben, als zwei Herolde, welche zufällig dabei ſtanden, darauf ſchwuren, das Wappen den Tag vorher zur Schau geſtellt geſehen zu haben. Nun erſt bekam Maller einen Speer. Er führte ganz ſeines Vaters Wappen, bis auf den halben Löwen, dieſen hatte er dazu ſetzen laſſen. Als er nun in die Schranken einritt, wunderte ſich ein jeder über dieſes Wappen; ſelbſt der alte König Galyen war erſtaunt, woher der Fremde dieß Wappen habe. Da Maller nun in die Schranken ritt, und vor dem Könige vorbei kam, neigte er ſich höflich und ehrerbietig vor ihm. Der König dankte ihm freundlich und redete ihn an: Ich wundere mich des Wappens, das Du führſt, Geſelle, denn es iſt ganz mein Wappen, ausgenommen den halben Löwen. Drum ſage mir, wo haſt Du es her? — Herr, ich habe mir das Wappen nach meinem Willen mahlen laſſen; nicht Euch damit zu kränken, ſondern Euch zu ehren und zu preiſen; darum bitte ich Euch, daß Ihr mir vergönnt, damit zu ſtechen — Was, rief einer von den Rittern, Du übermüthiger Lecker, wie darfſt Du Dich unterſtehen, des Königs Wappen zu führen? Macht nicht ſo viel Worte, entgegnete Maller, und erzürnt Euch nicht ſo ſehr, ich bitte Euch gar ſehr darum! Bringt mir einen Eurer tapferſten Geſellen, ich will dieß Wappen an ihm bewähren! — König Galyen mußte lachen über des Mallers kecke Rede. Geſelle, ſprach er, dieß Wappen ſoll Dir zu führen erlaubt ſein, unter der Bedingung, daß Du gegen einen Ritter ſtichſt, den ich Dir zuſchicken will, und machſt Du dem Wappen alsdann keine Ehre, ſo will ich Dir ſo mitſpielen, daß alles dem Wappen verkehrt werde, das oberſte ſoll zu unterſt kommen. — Das geſchehe, Herr, erwiederte Maller; doch habe ich zuvor noch ein Begehren, das Ihr mir gnädigſt zuſagen möchtet. — Es ſei Dir gewährt, was iſt Dein Begehren? — Man hat ausgerufen, daß man vier Lanzen brechen müſſe, ehe man den Dank verdient, ich bitte mir aus, acht Lanzen brechen zu dürfen. — Der König, nachdem er eingewilligt, ritt fort und ließ ſich waffnen. Er legte eine unbekannte Rüſtung an, als ein fremder Ritter, zog in die Schranken, und begehrte gegen Maller zu ſtechen, der auch gleich dazu bereit war. Sie rannten beide gegeneinander, Maller aber traf ſeinen Vater grade an das Viſier an ſeinem Helm, ſo daß ihm der Helm vom Kopfe fiel und ſeine Lanze dabei zerbrach. Der König mußte fallen, er mochte wollen oder nicht. Da liefen mehr dann hundert hinzu, den König wieder aufzuheben; Maller konnte vor den Leuten nicht erkennen, daß es ſein Vater ſelber geweſen, den er heruntergeſtochen, er wäre ſonſt gewiß niedergekniet und hätte ihn um Gnade und Verzeihung geflehet. Man trug den König hinweg in ſeinen Pallaſt, hier ließ er ſich entwaffnen und einen Becher mit Wein reichen, den trank er aus, dann ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ſagte zum Baſtard von Güneber: Ich bitte Euch, brecht gegen den Abentheurer ein paar Speere. Wo Ihr ihn niederſtecht, will ich Euch alsdann reich beſchenken. — Der König erwählte den Baſtard dazu, weil er ſehr groß und ſtark und tapfer war. Er rannte auch ſogleich gegen Maller, und ward von ihm, ſo wie der König, niedergeſtoſſen, indem er ihn in das Viſier traf, dabei fiel das Pferd dem Baſtard ſo hart auf, daß ihm ein Bein zerbrach. Er ſchrie ſo entſetzlich vor Schmerz bei dem Falle, daß alle, die es hörten, glaubten, er würde ſterben. König Anſys ließ ſeinen Sohn von der Stechbahn tragen, und alle Fürſten betrübten ſich um ihn. Da rief König Galyen einen frommen Grafen, der ſchon in vierzehn Schlachten das Panier vor dem Könige getragen hatte. Graf Richard, lieber Neffe, ſprach Galyen, ich bitte Euch, brecht eine Lanze mit dem Abentheurer. Herr, antwortete der Graf, mich dunkt, es iſt heute kein guter Stern, gegen den Abentheurer zu ſtechen, ich will bis morgen warten. — Geon, König Anſys älteſter Sohn, winkte nun Mallern mit der Hand, und Maller war auch gleich bereit; er wäre lieber gleich geſtorben, als an dieſem Tage den Dank nicht zu gewinnen, weil er dann hoffte, ſich von ſeinen Eltern und Freunden deſto lieber als den Ihrigen erkannt zu ſehen, und deſto eher auf Hülfe für Lother zählen zu dürfen. Denn ſeinen Freund hatte er beſtändig im Sinne und vergaß ihn nicht einen Augenblick bei allem, was er that. Maller ſtach auch den Geon hinunter, daß er mit einem Fuß im Steigbügel hängen blieb, und ſo ward er vom Pferde in der Bahn herumgeſchleift. Es entſtand ein Getümmel und Geſchrei unter dem Volke bei dieſem Anblick, als ob die Erde bebte. Da ritt ſein Bruder Otger zu ihm, und bat ihn, eine Lanze mit ihm zu brechen. Das geſchieht nimmermehr, entgegnete Maller, ich wollte um alles in der Welt nicht gegen Euch rennen; mich ſelber halte ich für ſehr geringe, und achte mich keineswegs, aber Euretwegen thäte es mir ſehr leid, Euer Vater und Mutter und Eure Braut, die möchten mich wohl verfluchen, wenn ich Euch herunter ſtäche, darum renne ich nicht gegen Euch. Bei meiner Treue, ſprach Otger, Ihr ſeid ein ſehr tugendhafter Ritter; wollt Ihr bei meinem Vater und bei mir hier bleiben, ſo wollen wir Euch gut halten. — Ich danke Euch ſehr, erwiederte Maller, es möchte ſich vielleicht thun laſſen, wenn ich einen guten Herrn fände, ſo diente ich ihm wohl. Darauf ritt Otger wieder fort.

Maller brach die acht Speere gar ritterlich und mit ſchönen Turnieren: obgleich er bei dem vierten ſchon den Dank verdient hatte, und die Herolde ſchon anfingen, ſein Lob und ſeinen Sieg mit vielen ſchönen Worten auszurufen, ſo ließ er es doch nicht dabei bewenden, bis er ſeine acht Speere alleſammt gebrochen und acht Ritter damit heruntergeſtochen hatte. König Galyen befahl ſeinen Pfeifern und Spielleuten, den Maller nach ſeiner Herberge zu geleiten, und auch die Herolde zogen mit ſchönen Geſängen voraus; da ließ Maller eine ſchöne Mahlzeit zubereiten von Geflügel, Fiſch und Wildpret, auch Wein genug, und bewirthete alle, die da kommen wollten.

Unterdeſſen er in ſeiner Herberge für ſeine Gäſte alles bereitete, kam König Galyen und brachte den Dank zu ihm in die Herberge. Es war ein vortreffliches Roß, darauf lag ein goldner

Sattel, die Steigbügel waren von ſeidnem Gewebe, mit Edelſteinen und Perlen wohl verziert. Zwo Königinnen führten es, die eine war die ſchöne Roſemunde, Mallers Mutter, und die andere König Anſys Tochter. König Anſys ſelber, König Galyen und ſein Sohn, Otger, und viele andere Fürſten kamen mit und folgten dem Roß, ſo wie auch viel ſchöne Frauen und die beſte Ritterſchaft folgte. Auf dem Roſſe ſaß ein kleiner Edelknabe, der war mit ſeidnem Gewand wohl gekleidet und mit köſtlichen Kleinodien geziert; auf dem Kopfe trug er einen goldnen Kranz, der war mit Edelſteinen reich beſetzt; auch die beiden Königinnen, welche das Roß führten, waren mit goldnen Kronen auf's herrlichſte geſchmückt und mit reichen Gewändern gekleidet. In ſo ſchöner Ordnung, und mit ſo herrlichem Gefolge, gingen ſie durch die Stadt, bis nach Mallers Herberge. Als Maller ſie kommen ſah, ward ſein Herz froh und er dankte Gott im Stillen.

König Galyen ſprach: Herr, empfanget dieſen Dank, Ihr habt ihn mit Eurer ritterlichen Tugend wohl verdient. — Habe ich den Dank verdient, entgegnete Maller, ſo verdanke ich es Gott, der mir die Kraft dazu verliehen, und dann den ſchönen Frauen, die mir im Sinne lagen. Darauf nahm er den Becher, gab ſeinem Vater zu trinken, dann ſeiner Mutter, und dann ſeinem Großvater, gleichfalls Galyen genannt, dann ſeinem Bruder Otger. Das nahm König Anſys übel, daß er den Vieren vor ihm zu trinken gab, er glaubte verſchmähet zu ſein, kehrte ſich um und wollte hinausgehen. Edler König, rief Maller, laßt es Euch nicht verdrießen, daß ich den Vieren habe zuerſt zu trinken gereicht: denn der Erſte, dem ich gab, das war der, der mich erzeugte; die Zweite die, welche mich getragen; dann gab ich meinem Ahnherrn, von dem mein Vater und ich abſtamme, und dann meinem Bruder. Mit dieſen Worten fiel er ſeinem Vater um den Hals, drückte und küßte ihn, dann umarmte er ſeine Mutter auch und rief: Sehet Euern Sohn Maller, den König Karl von Frankreich erzogen! Da war die Freude gar groß, Maller wurde von Allen willkommen geheißen, und ſehr geliebkost von allen Verwandten und Freunden. Der Knecht Gernier drang durch das Volk, fiel Mallern zu Füßen und bat ihn um Verzeihung.

daß er ſeinen Scherz mit ihm getrieben und ihn verſpottet hatte. Du haſt mir wohl gedient, ſprach Maller, ich will Dich dafür lohnen. Er ſchlug ihn zum Ritter, und gab ihm ein Land nebſt großem Gut. Dem Wirth gab er das Roß nebſt den Schätzen, welche er zum Dank erhalten, bat ihn, daß er zu Gott flehe, daß er ihm in ſeinem Vorhaben beiſtände; dieß verſprach auch der Wirth, und darauf lud Maller ihn und ſeine Frau zur Tafel ein, und ſie begaben ſich alleſammt nach dem Pallaſt, wo die Tiſche mit vortrefflichen Speiſen ſchon bereitet ſtanden. Ehe ſie ſich aber zu Tiſche ſetzten, trug Maller noch ſein Begehren vor, und bat um Hülfe für Lothern und für ſeine Hausfrau Scheidechin, erzählte auch alles, was ihnen begegnet, und die Verrätherei des falſchen Otto. Ich gehe nicht eher zu Tiſche, will mich nicht eher ergetzen, nicht ruhen oder raſten, bis ich Hülfe gefunden für meinen Herrn, Lother, und für meine Hausfrau. — Lieber Sohn, rief Mallers Ahnherr, ich werde Dich nicht verlaſſen! Auch ich nicht, ſprach Galyen, ich helfe Dir mit fünfzehntauſend Gewaffneten. Auch ich, lieber Bruder, rief Otger, helfe Dir nach beſtem Vermögen. Und ich nicht minder, ſagte König Anſis, ich will Lother, meinen Anverwandten, nicht in Noth ſtecken laſſen. Da war Mallers Herz hoch erfreut, er dankte allen und umarmte ſie; dann fiel er vor ſeinem Vater auf die Knie nieder und bat ihn um Verzeihung, daß er wider ihn hatte geſtochen. Das verzieh ihm ſein Vater willig und ſegnete ſeine ritterliche Kraft. Roſemunde konnte nicht aufhören, ihn zu liebkoſen, zu herzen und zu küſſen, ſie war voller Freude, einen ſo tapfern Sohn zu haben; und Alle ſetzten ſich fröhlich und voll Freude an die Tafel nieder, wo ſie vergnügt aßen und tranken und mit einander koſten, bis Otger mit ſeiner Braut ſich ſchlafen legte.

Des andern Tages ſchrieben die Fürſten ſogleich die Briefe und ſchickten ſie nach allen ihren Ländern, daß jeder, der waffenfähig wäre, ſich rüſte, und daß jeder ſich zu ihnen verſammle. Maller blieb dabei und trieb ſie an, daß alles deſto eher in Ordnung kam und alles auf das baldeſte zum Zuge bereit war.

Neunzehntes Kapitel.

Unterdeſſen hatte Otto erfahren, daß Jormerin wieder in Konſtantinopel bei ihrem Vater lebte; er ſchickte alſo eine ſehr große Geſandtſchaft zum König Orſchier und ließ ihm entbieten, Lother von Frankreich ſei todt, und wenn er ſeine Tochter Jormerin nun dem Könige Otto zur Frau geben wollte, ſo würde dieſer einen Bund mit ihm ſchließen, und ihm mit aller Macht gegen die Heiden zu Hülfe kommen, und wenn Jormerin einen Sohn von ihm bekäme, ſo ſollte dieſer das ganze Königreich Lombardei erben.

König Orſchier war mit dieſem Vorſchlag wohl zufrieden, nahm die Geſandten ſehr wohl auf, und ſandte ſogleich nach König Otto. Dieſer kam auch ſogleich mit herrlichem Gefolge und mit ſolchem Reichthum, daß jedermann darüber ſich verwunderte.

Jormerin war ganz in Verzweiflung, als ihr die Sache gemeldet ward; ſie raufte ihr Haar aus, und zerſchlug mit ihrer Hand das ſchöne Geſicht und den weißen Buſen. O weh mir armen, elenden Frau, ſchrie ſie; will mir denn Gott nicht aus dieſer Noth helfen? O Maria, Mutter Gottes, Du reine Jungfrau, rette mich, daß ich nicht muß meinen Leib dem falſchen Verräther hingeben, und meine Seele in Verdammniß komme! So ſchrie ſie, betete und weinte gar jämmerlich. Synoglar, welche ſich unter ihren Frauen bei ihr hielt, und ſie ſehr liebte, ſuchte ſie zu tröſten mit Liebe und ſanften Worten, aber ſie vermochte es nicht. Jormerin blieb untröſtlich, und als König Orſchier zu ihr ſchickte und ihr ſagen ließ, daß ſie vor König Otto kommen ſollte, da ließ ſie ihm zurückſagen, ſie wäre ſehr krank und könnte nicht erſcheinen; legte ſich auch wirklich in's Bette, denn ſie fühlte ſich ſehr elend; nahm ſich aber da im Herzen vor, wenn ſie ſollte zur Ehe mit Otto gezwungen werden, ſo wolle ſie ihn tödten, und ſollte ſie darum auch ihr Leben verlieren. Darauf rief ſie Synoglar zu ſich und ſagte: Synoglar, ich möchte Dir wohl einen Einfall vertrauen, den ich habe, und zu deſſen Ausführung Du mir helfen mußt, wenn Du mir verſprichſt, mir treu zu ſein und verſchwiegen. — Redet, geliebtes Fräulein, erwiederte Synoglar, ſo helfe Gott mir und ſeine Mutter, als ich Euch treulich will helfen; wollte Gott, Ihr hättet etwas gefunden, wodurch wir Euern Gemahl aus dem Gefängniß erlöſten, denn nimmermehr glaube ich dem Schalk Otto, daß Lother todt ſei. — Das iſt es eben, fiel Zormerin ein, worin Du mir helfen ſollſt. Geh hin, und rufe mir Otto her, ſag ihm, ich ſei zwar krank, aber nicht ſo ſehr, daß ich ihn nicht gern ſprechen ſollte, denn ich liebte ihn heimlich, und die Liebe zu ihm verzehre mich ganz. Suche ihn von meiner Liebe ganz zu bereden, daß er ſie feſt glaubt und mit Zuverſicht zu mir kömmt; ich will ihm dann mit Liſt ſeinen Siegelring zu entwenden ſuchen, mit dieſem einen Brief unterſiegeln, den ich in ſeinem Nahmen an ſeinen Burgvogt zu Pavia ſchreiben will; darein will ich ſetzen, er ſolle ſogleich Lother und die andern Gefangenen frei hinausgeben laſſen. Ihr, Synoglar, müßt der Bote ſein und den Brief dem Burgvogt nach Pavia bringen; habt Ihr dann Lother erſt heraus in's freie Feld, dann ſagt ihm die Wahrheit von allem, und gebt Euch ihm zu erkennen. — O geliebtes Fräulein, rief Synoglar, welch eine treffliche Erfindung habt Ihr erſonnen! Ich will auch ſogleich hingehen und es in's Werk richten. — Sie eilte zu Otto und richtete ihren Auftrag auf's Beſte aus. Eure unglückliche Flucht und Gefangenſchaft, redete ſie ſchmeichelnd zu ihm, und Lothers Sieg war Schuld, daß Zormerin ihrem Vater gehorchen und Lothern heirathen mußte; aber ſie liebte ihn nie und liebte immer nur Euch, Herr Otto. — Otto ließ ſich von dieſen Reden bethören und glaubte ihnen, denn er bildete ſich ein, den Frauen wohl zu gefallen, und folgte der liſtigen Synoglar in Zormerins Zimmer. Hier begegnete ihm das böſe Verzeichen, daß er über die Schwelle ſtolperte, und der Länge nach auf ſeinen Bauch ſo hart in das Zimmer hineinfiel, daß die Erde davon erdröhnte. Er ſtand beſchämt wieder auf; Synoglar konnte ſich des lauten Lachens kaum enthalten; Zormerin aber wünſchte im Stillen, daß er den Hals gebrochen hätte.

Darauf that ſie ſich Gewalt an und rief ihn mit freundlicher Stimme zu ſich, bat ihn auch ſchmeichelnd, daß er ſich zu ihr auf's Bett ſetzen möchte. Er war ganz blind vor verliebtem Eifer, ſetzte ſich zu ihr, und indem ſie ihm von ihrer Liebe zu ihm klagte, und gar freundlich und lieblich mit ihm koſte, er auch nicht wußte, vor großer Freude, wie ihm geſchah, da griff ſie nach einem ſeidnen Beutel, der an ſeinem Gürtel hing. Herr, fing ſie an, was habt Ihr in dieſem Beutel? Sind es ſchöne Ringlein, ſo wollte ich wohl eins davon haben, ich trüge es dann Euch zu Lieb an meiner Hand. — Nehmet daraus, ſchöne Zormerin, was Euch gefällt, ſprach der entzückte Otto. — Da ſuchte ſie lang in dem Beutel und zog ein kleines Ringlein heraus, das ſie ſich an den Finger ſteckte, zugleich aber ſtahl ſie ihm den Siegelring, ohne daß er es merkte, indem er ſie unverwandt mit ſeinen verliebten Blicken anſchaute, und nicht Acht gab, was ſie that. Zormerin war ſo froh, als ſie den Siegelring hatte, daß ſie gutes Muthes und fröhlich mit ihm ſcherzte, und ihn völlig um ſeine Sinne brachte. Und da er ſie ſehr bat, daß ſie ihn zum Gemahl annehmen möchte, da klagte ſie ihm, wie ſie ſich jetzt zu krank fühle, ſobald ſie aber wieder geſund ſei, wolle ſie ſeine Gemahlin werden. Darauf ging Otto wieder von Zormerin zu König Orſchier, der ihn zur Tafel hatte rufen laſſen.

Zormerin blieb allein mit Synoglar, und nun machte ſie ſich gleich an den Brief. Sie ſchrieb ihn ganz ſo, als wenn der König an ſeinen Burggrafen einen Befehl ergehen läßt, unterſchrieb Otto's Nahmenszug, und drückte ſein Petſchaft darunter. Darauf übergab ſie ihn Synoglar, die ſich, während jene geſchrieben, als ein Botſchafter angethan und ihr Pferd bereitet hatte, worauf ſie ſich ſogleich mit dem Brief auf den Weg nach Pavia machte.

Zormerin warf den Siegelring vor die Thür ihres Gemachs auf die Erde. Nach der Tafel ging Otto ſogleich wieder zu ihr, da fand er ihn vor der Thüre liegen; er hob ihn auf und meinte, er müſſe ihn erſt haben fallen laſſen, da Zormerin den Beutel durchſuchend, ihn nicht recht wieder zugemacht habe, und beunruhigte ſich nicht weiter darüber, ſondern ging wieder zur ſchönen Zormerin und ſprach mit ihr von ſeiner Liebe. Sie redete freundlich mit ihm, aber ihr Herz war bei Lother.

Synoglar kam ohne Verhinderung zu Pavia an und ließ ſich ſogleich vor den Burggrafen führen, vor dieſem kniete ſie nieder, grüßte ihn im Nahmen ſeines Herrn, Otto, und übergab ihm den Brief. Als der Burggraf ihn durchgeleſen, und ſeines Herrn Inſiegel erkannt hatte, da ward er der Botſchaft ſehr froh, denn er liebte den Lother ſehr, er wußte auch wohl, daß er mit Unrecht gefangen lag. Er ging alſo mit fröhlicher Geberde zu Lother in den Thurm. Herr, gebt mir ein gutes Trinkgeld, ſagte er, ich bringe Euch gute Botſchaft. Ihr ſeid frei! König Otto hat mir geſchrieben, daß ich Euch und die übrigen Gefangenen losgeben und Euch zu ihm nach Konſtantinopel führen ſoll, dort will er ſich mit Euch ausſöhnen. Wie froh bin ich, daß mein Herr, der König Otto, ſein Unrecht einſieht. Mir war es immer um Euch leid, Herr Lother, und ich danke Gott, daß es nun ſo weit mit Euch gekommen iſt. Lother wollte erſt den Worten gar nicht glauben, und hielt dafür, der Burggraf wolle ſeiner ſpotten, doch als er hörte, wie dieſer ſo gar ernſtlich ſprach, und ſo gütlich zu ihm redete, da dankte er ihm gar freundlich für ſeine gute Freundſchaft, und ging mit ihm aus dem Thurm, in welchem er ſo manches Jahr trauernd verlebte. Alle Leute zu Pavia wunderten ſich, da ſie Lothern frei umhergehen ſahen: da ließ der Burggraf den Brief, den er vom König Otto empfangen, laut vorleſen, und jedem, der ihn leſen wollte, zeigen: da freute ſich jedermann, und man ging zu Lothern hin und wünſchte ihm Glück. Synoglar ging in den Pallaſt, wo Lother war, aus und ein, ſprach auch mit ihm, aber er konnte ſie nicht erkennen, ſie war in fremder Tracht und hatte ſich Geſicht und Hände mit Kräutern gefärbt.

Der Burggraf ſchickte nun auch zu Scheidechin und zu den andern gefangnen Frauen, die in einer andern Stadt lagen, und ließ ſie alleſammt nach Pavia führen. Scheidechin war ehemahls unter die ſchönſten Jungfrauen, die auf Erden lebten, gezählt worden: aber nun war ihre Schönheit dahin und ganz verblichen, denn ſie hatte in ihrem Gefängniß Froſt und Hunger, und an Allem Mangel gelitten, was die Schönheit einer Frau erhält. Lother umarmte ſie, und küßte ſie mit vielen Thränen, da er ſie ſo gar verblichen ſah. Ach Herr, ſprach ſie, ich habe meinen Gatten, Euern treuen Geſellen, verloren, ich ſah ihn fallen, als ich noch auf dem Wagen ſaß. Gott und ſeine liebe Mutter wiſſen es, nun kann ich niemahls wieder froh werden, denn er war der getreueſte Mann, den man wohl je finden mag. — Seid gutes Muthes, junge Frau! Euer Mann lebt noch; mein Geſelle, Maller und meine Hausfrau Zormerin, die waren bei mir als Spielleute. — Nun ward Scheidechin erſt ihrer Freiheit froh. — Der Burggraf ließ hierauf Waſſer bringen, ſie wuſchen ſich, und ſetzten ſich alleſammt zu Tiſch. Denſelben ganzen Tag blieben ſie zu Pavia. Des andern Morgens aber, ganz früh, machten ſie ſich alle auf den Weg nach Konſtantinopel. Die Frauen wurden auf einen Wagen geſetzt, der Burggraf und Lother ritten, von zwanzig gewaffneten Lombarden begleitet, und Synoglar, auf einem guten Pferde ſitzend, eröffnete den Zug.

Vier Tage reiſten ſie ſchon, ohne daß ſie hätte Gelegenheit gefunden, ſich dem Lother zu erkennen zu geben, oder ihm ein Wort zu ſagen. Nun machte es ſich aber eines Tages, als ſie vor einem ſchönen kühlen Brunnen vorbei kamen, daß Lother abſtieg und zu dem Brunnen hinging, um zu trinken. Die Lombarden ritten alle weiter, ohne ſich aufzuhalten; dieß nahm Synoglar wahr. Herr Lother, ich will auch trinken! rief ſie, wandte ihr Pferd und ritt hin zu dem Brunnen, wo Lother abgeſtiegen war. Sie ſtieg gleichfalls vom Pferde, anſtatt aber zu trinken, nahte ſie ſich ihm und ſprach eilend: Seht mich an, Herr Lother, ich bin Synoglar: Frau Zormerin hat dem Verräther Otto ſein Inſiegel entwendet, hat den Brief an den Burggrafen geſchrieben, den ich, als Bote gekleidet, überbrachte, und ſo ſeid Ihr aus dem Thurm gekommen. König Orſchier will ſeine Tochter dem Verräther Otto geben, der Euch für geſtorben ausgab. Jetzt aber ſeht zu, wie Ihr Euch und die Uebrigen losmachet; ich muß mich abſtehlen und auf einen andern Weg nach Konſtantinopel zu meinem gnädigen Fräulein Zormerin reiten. — Lother hatte ſie, während ſie redete, erkannt, und ſprach: Grüßet meine Hausfrau freundlich von mir, ich will ſie binnen kurzem ſehen, es koſte auch was es wolle. Darauf ſtieg Synoglar wieder auf ihr Pferd, wandte ſich, und ritt einen andern Weg. Darauf gab der Burggraf nicht Acht und meinte, ſie wäre hinten bei dem Zuge, oder hätte ſich irgend verweilt.

Lother ritt hin zu Scheidechin an den Wagen und erzählte ihr heimlich die ganze Sache. Dann ſetzte er hinzu: Liebe Scheidechin, Ihr müßt nun ſehen, wie Ihr Euch losmacht, denn ich kann Euch weiter nicht helfen.

Die Nacht blieben ſie in einem Dorfe liegen, um auszuruhen. Da ſie aber nichts zu eſſen oder zu trinken vorfanden, mußten ſie ſehr bald zu Bette gehen. Scheidechin, als ſie merkte, daß die Lombarden feſt eingeſchlafen waren, ſtand auf, weckte die andern Frauen, erzählte ihnen kurz, was ſich alles zugetragen, und wie ſie ſich nun davon machen möchten, worauf ſich alle die Röcke kürzten, ſo daß ſie wie Knappen alle leicht einhergingen, ſchlichen leiſe aus dem Hauſe, worauf ſie denn, ſo eilends als möglich, ſich nach dem nahen Walde flüchteten. Lother zerſchnitt ſein Bett-Tuch, knüpfte es an den Fenſterpfoſten und ließ ſich daran hinab. Er lief nach dem nächſten Dorf, hier ſtellte er ſich, als ſei er ſehr krank, legte ſich in's Bett, und ließ den Pfarrer hohlen. Unterdeſſen erwachte der Burggraf, und da er ſah, daß der Tag angebrochen war, ſtand er auf und ging hinaus, Lothern und die Uebrigen aufzuwecken. Da er Lothern nicht fand, erſchrack er; er ſah die zerſchnittenen Bett-Tücher im Fenſter, und nun merkte er, daß Lother entflohen ſei, worüber er nicht wußte, was er denken ſollte, und ganz wie ein Unſinniger umherlief. Da nun auch an den Tag kam, daß die Frauen gleichfalls entflohen waren, merkte er, daß irgend eine Verrätherei im Spiele ſein müſſe, und ſah zu ſeinem Schrecken voraus, daß er es mit dem Leben würde büßen müſſen. Er ließ ſeine Geſellen zehn verſchiedene Wege nehmen, allenthalben nachſuchen, ob ſie keinen wieder finden würden, und beſtellte ſich mit ihnen in eine Stadt, wo ſie wieder zuſammenkommen wollten. Ihr Nachſuchen war aber umſonſt: Lother hielt ſich ſtill wie ein Kranker im Bette, und ließ niemand vor ſich als den Geiſtlichen, bis er ungefähr wohl denken konnte, daß die Lombarden die Gegend verlaſſen hatten.

Der Burggraf ging nun betrübt mit ſeinen Geſellen nach Konſtantinopel, und kniete vor Otto nieder, der bei Zormerin ſaß. Gott grüße Euch, Burggraf, ſprach Otto, welch ein Geſchäft führt Dich hieher zu mir in dieſem fremden Lande? — Herr, ich bringe Euch böſe Nachrichten. Ich wollte Euch Lothern herführen, ſo wie Ihr mir es in Eurem Briefe befahlt, er iſt aber entflohen. Ueber dieſe Botſchaft erſtarrte Otto faſt für Entſetzen. Was! ſchrie er, was ſagſt Du, Burggraf? Ich habe nie den Gedanken gehabt, Dir zu ſchreiben, daß Du Lothern ſelbſt heraus laſſen. Du falſcher Böſewicht, daß Du ihn heraus gelaſſen, ſo mußt Du ohne Verzug ſterben. Er rief ſeine Räthe zuſammen und klagte ihnen die Verrätherei. Wie ſoll ich es doch machen, rief er, um zu erfahren, wer mir dieſen Streich geſpielt. Die Räthe ſprachen: Herr, es kann nicht fehlen, es iſt ſicher durch Frauen geſchehen. Die weiſeſten und ſtärkſten Männer ſind durch Frauen betrogen worden; wenn dieſe auf eine Sache ihren Sinn geſetzt haben, ſo hilft nichts, wie man ſich auch vorſehen mag. — Ja, ja, rief der Burggraf in ſeiner Noth, Herr, Eure Räthe reden die Wahrheit! — Aber dieſe Reden halfen dem armen Burggrafen nicht; Otto ließ in ſeiner Wuth ſowohl ihn als alle ſeine Geſellen an den Galgen hangen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Darauf ging Otto zu König Oſchier, und führte Klage gegen Zormerin, daß ſie ihm ſein Inſiegel geſtohlen und damit einen falſchen Brief an ſeinen Burggrafen in Pavia geſchrieben, daß dieſer mußte Lothern frei laſſen. Herr König, ſagte er, wegen dieſer Verrätherei verlange ich Urtheil und Recht gegen Eure Tochter. — Hat ſie dieſe Bosheit gethan, ſagte König Oſchier, ſo will ich ſie verbrennen laſſen. Hiermit ſchickte er einen Ritter zu ihr, der mußte ſie rufen; ſie ſaß eben und ließ ſich von Synoglar alles erzählen, wie es mit Lothern ergangen war, und was ſich alles mit ihr zugetragen. Da ſie die Botſchaft vom König, ihrem Vater, vernahm, ging ſie ſogleich zu ihm. Als König Orſchier ſie ſah, rief er ihr mit zorniger Stimme entgegen: Tochter, König Otto klagt Dich an, Du habeſt ihm ſein Inſiegel geſtohlen, damit habeſt Du einen falſchen Brief gemacht, und dieſen an ſeinen Burggrafen nach Pavia geſchickt, daß er Lothern aus dem Gefängniſſe laſſen ſolle. — Vater, wäre ich ein Mann, ich wollte das verantworten, Leib gegen Leib, gegen jeden, der mich deſſen beſchuldigt. Aber ich bin eine Frau, und kann mich nun nicht vertheidigen. — Ihr könnt nicht läugnen, ſprach Otto, ich fand meinen Siegelring vor Eurer Thüre liegen. Das Blut in den Adern erſtarrte mir vor Schrecken, als ich ihn liegen ſah; aber Eure ſchönen Worte, und Eure freundlichen Geberden machten, daß ich es gleich wieder vergaß. — Herr, erwiederte Zormerin, was ich Euch freundlich mit Worten und Geberden, ſo geſchah es aus Liebe, wie Ihr wohl werdet wiſſen, denn ich glaubte damahls, mein Gemahl, Herr Lother, wäre todt, ſo wie Ihr es bezeugtet. Nun dieſer aber noch lebt, hat alles ſich zwiſchen uns verändert, und Gott behüte mich, daß ich einen andern Mann nehmen ſollte; auch bin ich unſchuldig an dem, weſſen Ihr mich anklagt. — Da trat einer von Otto's Geſellen, Herma genannt, hervor; es war derſelbe, der damahls das Kleid zu Lother in den Thurm getragen, und ihn mit unverſchämten Reden beleidigt hatte. Gnädige Frau, ſprach Herma, Ihr könnt es nicht läugnen, Ihr habt meinen Herrn verrathen; ſucht Euch nun einen Ritter, der für Euch kämpfe, den will ich beſtehen für meinen Herrn, König Otto, ſo ſoll Euch dann Euer Vater nach Eurem Verdienſte richten. — Es muß gekämpft ſein, ſprach Orſchier, darum, Tochter, gehe und ſuche Dir einen, der für Dich kämpfe.

Zormerin ging hinaus, und ſchickte wohl nach dreißig ihrer Diener, zu denen jedem ſie das Zutrauen hatte, daß er für ſie in den Tod gehen würde; aber ſie fand nicht einen, der den Kampf für ſie beſtehen mochte, denn Herma war als ein ſtarker Kämpfer im Lande bekannt. Nun lag Zormerin auf ihren Knieen und flehete zu Gott, daß er ſie nicht verlaſſen möchte, da ſie alles nur geſchen hatte, um ihrem Eheherrn getreu zu bleiben und ihm zu helfen. Gott erhörte Zormerins Gebeth, und Lother war ſchon ganz nah an Konſtantinopel. In der letzten Herberge, wo er die Nacht zubrachte, eh er in die Stadt hineinging, kaufte er einen falſchen Bart von einem Bettler, der ihn immer getragen, und den Leuten vorgeredet hatte, er ſei ein Pilger und käme vom heiligen Grabe, dafür gaben ihm die Menſchen Almoſen. Dieſen Bart kaufte Lother nebſt einem vollſtändigen Pilgeranzug, und ging ſo verkleidet nach Konſtantinopel. Hier kehrte er bei ſeinem alten Wirth, Salomon ein, doch gab er ſich ihm nicht zu erkennen; er wollte von niemand gekannt ſein, und traute ſich keinem Menſchen an. Salomon und ſeine Hausfrau nahmen ihn auf, als einen frommen Pilger, und bewirtheten ihn ſehr wohl.

Wir laſſen Lother hier in der Herberge und kehren zu Zormerin, die keinen Kämpfer fand. Unterdeſſen ſprach Herna eines Tages zu Otto: Herr, es dauert lang, eh Zormerin einen Kämpfer findet, und Ihr könnt Euch nimmer an ihr rächen, ſo lange ihr Vater, König Orſchier, noch lebt, dieſer läßt ſich wohl von ihrem Bitten noch erweichen. Wollt Ihr aber mir meinen Willen laſſen, ſo will ich Euch bald von König Orſchier befreien, dann ſeid Ihr Herr von Konſtantinopel und von Zormerin. — Kannſt Du dieß, ſprach Otto, ſo ſoll es Dir wohl gelohnt werden. Da bereitete Herna ein Gift, das war ſo ſtark, daß man des Todes war, ſobald man es hinuntergenommen hatte. König Orſchier aber trug einen goldnen Ring, darin war ein köſtlicher Edelſtein gefaßt; dieſer Stein hatte unter dem heiligen Kreuze gelegen, als unſer Herr Jeſus Chriſtus daran die Marter litt, und als Longinus ihn mit dem Speer in die Seite ſtach, da floß etwas von dem heiligen Blut über den Stein; davon behielt er die Eigenſchaft, daß er jedes ſchädliche Gift merkte, wenn man es nur auf dreißig Schritte nahe brachte, und ſogleich aus dem Ring ſprang. Niemand wußte um die Eigenſchaft des Steines als König Orſchier.

Als er nun bei der Tafel ſaß, und ſeinen großen goldnen Becher leerete, da wußte Herna das Gift hineinzuthun, daß niemand es merkte. Als aber der Becher vor dem Könige niedergeſetzt ward, da ſprang der Edelſtein aus dem Ring wohl dreißig

Schritte weit in den Saal. König Orschier stand ſogleich von der Tafel auf, voller Schrecken. Wie, hab' ich es wohl verſchuldet, rief er, daß man mich vergiften will? Ich wüßte doch niemand, dem ich etwas zu Leid gethan hätte. Herr, ſagte Otto, das Gift iſt ſicher nicht Euretwegen hergeſtellt worden, ich will alſo nur lieber heimreiten in mein Land, eh ich mich hier vergiften laſſen ſoll! — Sie gaben den Wein einem Hunde zu ſaufen, der ſogleich davon ſtarb; da war es alſo gewiß, daß es Gift ſei. — Ach, ach weh mir! rief Orschier klagend, wer mag es wohl ſein, der meines Lebens ſo ſehr begehrt? — Herr, ſprach Herme, keiner kann dies ſein als Eure Tochter; ſie kann keinen Kämpfer finden, alſo meint ſie, Euch auf die Seite zu ſchaffen, um dann hier im Reiche allein zu regieren, dann meint ſie des Kampfs entledigt zu ſein. Eure Tochter Hermerin klage ich darum an, und wer mir widerſpricht, der muß mit mir kämpfen! — Wohlan, ſprach Orschier, bringt meine Tochter her. Da liefen wohl zehn Ritter zu Hermerin und ergriffen ſie hart. — Ihr lieben Herrn, ſprach ſie, was wollt Ihr mit mir? — Einer von ihnen ſagte: Fräulein, Ihr müßt verbrannt werden wegen des Giftes, das Ihr Eurem Herrn Vater vergeben habt. Kämpfen hilft Euch nichts, denn es iſt mit dem Ringe bewährt. — Jeſus behüte mich, ſagte Hermerin, welche Reden führt Ihr da! Ewiger Gott, in Deinen Schutz befehle ich mich, ſie gehen verrätheriſch mit mir um.

Sie wurde wie eine Verbrecherin hinweggeführt. Als ſie vor ihrem Vater erſchien, da fiel ſie auf ihre Knie vor ihm nieder: Vater, rief ſie, erlaubt, daß ich mich verantworte, denn mir kam ſolche Frevelthat nie in den Sinn! Schnöde Verbrecherin, rief Orschier, Du kannſt die That nicht läugnen, Du haſt mich vergiften wollen! Nein, nimmermehr, bei dem Tod, den ich leiden ſoll und muß. — Frau, ſprach Otto, Ihr ſollt verbrannt werden, das habt Ihr an mir wohl verdient, denn für mich habt Ihr das Gift bereitet, auch habt Ihr meinem Leibrock herausgehalten; und wer dies läugnet, der mag hervortreten, und es gegen meinem Kämpfer behaupten. Herme warf bei dieſen Worten ſeinen Handſchuh hin, es fand ſich aber niemand, der ihn aufnahm. Da rief König Orschier ſeinen Marſchall, und ſprach: Marſchall, ich befehle ſie Dir, richte Du ſie, und ſchone ihrer nicht, denn ſie ſoll nicht mehr meine Tochter ſein; ich verlange ſie, und will nicht eſſen oder trinken, bis ſie ihre gerechte Strafe empfangen. — Zormerin weinte bitterlich, und ward hinweggeführt; und vor dem Pallaſt ward ein Pfahl in einem Holzſtoße aufgerichtet, daran ſollte ſie verbrannt werden.

Als dieß die Bürger in der Stadt erfuhren, da ward der Jammer um Zormerin allgemein. Männer, Weiber und Kinder, und alles was in der Stadt war, das klagte und weinte um ſie. Salome, der Wirth, nebſt ſeiner Frau, die weinten auch gar kläglich; da fragte ſie Loher um die Urſache des großen Trauerns. Weh uns, rief die Wirthin, ſollten wir nicht weinen! Des Königs einziges Kind, die ſchöne Zormerin, ſoll heute verbrannt werden. — Loher erſchrack ſo, daß ihm ſein Blut ganz kalt zum Herzen fuhr. Ohne Abſchied zu nehmen und ohne ſich zu bedanken, ging er aus der Herberge hinaus nach dem Pallaſt zu. Vor dem Pallaſt war ein Gedränge, daß Loher kaum hindurchkommen konnte. Eben führte man Zormerin herbei; ſie hatte kein anderes Gewand an, als einen ſchlechten Unterrock, ſo hatte der Marſchall es befohlen. Er ſtellte ſich hoch auf ein Gerüſt, daß jedermann ihn ſehen konnte, und nachdem er dem Volke Stille geboten, fing er an: Ihr Herren, wir müſſen unſer Fräulein zum Tode verurtheilen, wenn ich zuvor dreimal werde gefragt haben, ob niemand für ſie gegen Herna kämpfen wollte. Findet ſich einer, der für ſie kämpft und den Streit für ſie gewinnt, ſo iſt ſie frei, und der im Kampf verliert, muß hangen; findet ſich aber niemand, der für ſie ſtreiten will gegen Herna, oder der für ſie ſtreitet, verliert, ſo muß ſie nach Urtheil und Recht verbrannt werden. Da fragte der Marſchall einmahl, aber da war niemand, der für ſie antworten wollte. Zormerin fiel auf ihre Knie und weinte heiße Thränen; ſie ſah die Ritterſchaft an: Ihr lieben Herren, erlöſt mich von dieſer unverſchuldeten Todesſtrafe, man beſchuldigt mich falſch, mir geſchieht Unrecht! So rief ſie immerfort, aber die Ritterſchaft ſchwieg ſtille; da fragte der Marſchall zum zweitenmahl, und jetzt erſt gelang es dem Loher ſich durchzudrängen; er trat hervor mit ſeinem langen Bart und ſeinem Pilgerſtab. Hört mich, Ihr Herren, rief er laut, vergönnt mir für das Fräulein zu kämpfen, denn mich dünkt, man geht verrätheriſch mit ihr um: ich komme ſo eben vom heiligen Grabe, und habe nichts, als was ich am Leibe trage, wollt Ihr mich aber waffnen, ſo will ich kämpfen gegen dieſen Schalk, der da ſtehet, und überwindet er mich, ſo ſollt Ihr mich an den Galgen hängen: aber ich vertrau' auf Gott, der den Unſchuldigen beiſteht: denn ich weiß, daß das Fräulein iſt unſchuldig der That, die man ihr Schuld giebt. Als er ausgeredet, da erhob ſich ein Murmeln unter dem Volke: einer ſprach zu dem andern: Ich hoffe, der Pilgrim iſt von Gott hergeſendet worden, unſer Fräulein zu erlöſen. Jermein ſprach bei ſich: Ach, ſoll der Pilgrim für mich ſtreiten, und er iſt viel kleiner als Herme, o Gott, nimm mich in Deinen Schutz! Sie rief den Pilgrim zu ſich: Lieber Bruder, kämpfe muthig für mich, ich ſchwöre Dir, es geſchieht mir unrecht, ich bin unſchuldig an der Verrätherei, deren man mich beſchuldigt. — Fräulein, ich kämpfe von Herzen gern für Euch, nur ſorgt, daß ich Waffen und ein gutes Pferd erhalte. — Das ſoll Euch nicht fehlen: zuvor laßt mich den Stab küſſen, der das heilige Grab berührte. Vorher reichte ihr den Stab, und zwar ſo, daß ſie den Ring an ſeiner Hand erblicken mußte, den ſie wohl kannte, weil ſie ihm denſelben einſt an den Finger geſteckt. Als ſie den Ring ſah, da lebte ihr innerſtes Herz: ſie ſah den Pilgrim an, konnte ihn aber nicht erkennen vor dem langen Bart: da beſah ſie ſeine Hände, die waren weich und weiß: an dieſen Händen und an ſeinen braunen Augen erkannte ſie ihn endlich. Da ſagte ſie dem Marſchall: Ich bin zufrieden mit dieſem Kämpfer: ich hoffe, Gott der Herr hat ihn mir geſendet: wird er überwunden und aufgehenkt, ſo ſollt Ihr mich zur Stunde verbrennen, und ich will Euch nicht um mein Leben bitten. — Da mußte Herme ſein Pfand wieder hinnehmen, und der Pilgrim hob es auf. — Biſt Du ein Edelmann? fragte ihn Herme. — Niemand rühme ſich ſelber, antwortete der Pilgrim, mein Schwert wird Dir die Antwort geben.

Man erzählte dem Könige, was ſich mit dem Pilger zugetragen, aber es war ihm ein Spott. — Herna ging fort, ſich zu waffnen, denn der Pilger drang darauf, der Kampf ſolle ſogleich beginnen. Der Marſchall nahm Lother mit in ſein Haus, hier gab er ihm eine gute Rüſtung, die wußte der Pilger ſich ſo gut anzulegen, und verſtand alles ſo wohl, was zur Rüſtung gehört, daß der Marſchall ſich ſehr darüber wunderte. Darauf ſetzte er ſich zu Pferd, hing ſeinen Schild über, und ergriff die Lanze; darauf ſetzte er ſich feſt in den Sattel, ritt hin und her, beſah alles Zeug genau an dem Pferde, und verſuchte ſich mit ihm von allen Seiten. — Mein Gott, dachte da der Marſchall, wer ſah je einen Pilgrim wie dieſen! — Lieber Herr Marſchall, ſagte Lother, indem er ſich bei ihm beurlaubte, nun bittet Gott für mich! — Hiermit ritt er auf den Platz, hier fand er Herna, der ſchon auf ihn wartete; und das war nicht mehr als billig, weil Herna den Handſchuh hatte hingeworfen, ſo mußte er auch der erſte auf dem Platze ſein. Lother ritt zu Zormerin, und reichte ihr die Hand, die ſie an ihren Mund drückte mit heißer Liebe. Gott wolle Dich behüten, dachte ſie in ihrem Herzen; mit dem Gott geſchieht mir Unrecht, und darum hoffe ich, Du ſollſt den Sieg davontragen; aber den Brief habe ich freilich geſchrieben, nur hoffe ich, das wird nicht eine ſo ſchwere Sünde ſein. — König Orſchier ſaß an einem Fenſter, und ſah, daß der Pilgrim ſehr wohl zu Pferde ſaß, deß freute er ſich. Geſchieht meiner Tochter Unrecht, ſo wolle Dir Gott helfen, dachte er auch ſtill in ſeinem Herzen.

Die Reliquien wurden gebracht, Herna und Lother ſchworen darauf, dann ſetzten ſie ſich wieder auf, und entfernten ſich von einander; nun ritten ſie wieder zuſammen, und trafen ſich beide ſo hart, daß ihre beiden Pferde todt niederfielen unter ihnen. Sie ſprangen wieder auf, zogen ihre Schwerter und ſchlugen ſo entſetzlich auf einander ein, daß das Volk meinte, der Pilger müſſe gleich vom erſten Streiche fallen, denn Herna war ein ſehr großer, ſtarker Mann. Lother wehrte ſich als ein tapferer Mann, er gab ihm einen Streich, daß das Blut durch den Harniſch niederfloß. Schalk, rief er ihm zu, ſeh Dich vor, ſolche Streiche lernte ich am heiligen Grabe führen! — Herna ergrimmte über dieſe Rede, und drang hart auf Lother ein. Heiliger Gott, betete Zormerin inbrünſtig. behüte den Mann, den ich liebe: wird er überwunden, und muß er ſterben, ſo begehre auch ich keinen Tag länger zu leben. — Herna führte einen ſolchen Streich gegen Lothern, daß er ihm den vierten Theil ſeines Schildes hinunterſchlug. Wäre der Streich nicht von dem Schilde aufgefangen worden, ſo hätte er den Lother von einander gehauen. Lother fehlte auch nicht, er ſchlug ſo auf Hernas Helm, daß ihm ſein Schwert gegen den Helm zerbrach; da fluchte er dem, der das Schwert gemacht hatte. Das Volk ſchrie laut auf: Ach, unſer Fräulein muß verbrannt werden! — König Orſchier war ſehr betrübt. Ach Tochter, ſeufzte er, muß ich die Stunde verfluchen, in welcher Du mir geboren wurdeſt! — Zormerin fiel auf ihre Knie nieder, und begann gar andächtig und inbrünſtig zu beten, und als ſie ihr Gebet in großer Angſt und im tiefen Jammer des Herzens ausgeſprochen hatte, da vergingen ihre Sinne, und ſie fiel ohnmächtig zur Erde nieder

Die Beiden kämpften noch muthig; Herna ſchlug auf Lother, und dieſer wich den Streichen aus, oder deckte ſich mit ſeinem Schild. Endlich führte Herna einen ſo gewaltigen Streich, daß ſein Schwert in Lothers Schild ſtecken blieb, ſo, daß er es nicht wieder herausziehen konnte. Als Lother dieß ſah, da ergriff er das Schwert bei der Spitze mit beiden Händen; Herna zog auf ſeiner Seite bei dem Griff, und Lother auf der ſeinigen bei der Spitze. Endlich, als Herna mit aller Kraft zog, da gab Lother auf einmahl nach, ſo, daß Herna rücklings auf die Erde fallen mußte. Nun ſprang Lother auf ihn, und ſtach ihm ein Meſſer in den Leib, daß es im Rücken wieder durchkam, doch war ſein Herz nicht durchſtochen, ſo, daß er nicht davon ſtarb. Er ließ aber ſein Schwert fallen, das ergriff Lother und warf es über die Schranken, lief dann wieder zu Herna und zog ihm den Helm ab; darüber ermunterte ſich Herna wieder und ſprang wieder auf ſeine Füße; nun rangen ſie mit einander, keiner konnte den andern niederwerfen; endlich ſtieß Lother den Herna um, als dieſer ſich nach ſeinem Schwerte umſah; Lother nahm wieder ſein Meſſer und hieb ihm das Ohr mit einem Theil des Backens, herunter. Du kannſt nun dem Galgen nicht entlaufen, rief er ihm zu, denn wer Dich mit einem Ohre ſieht, der wird den Dieb wohl erkennen! Pilgrim, Du haſt mich gar übel zugerichtet, ſprach Herna, willſt Du Dich aber jetzt freiwillig von mir überwinden laſſen, ſo will ich Dir Gold und Geld genug, auch ſonſt viel köſtliche Gaben geben. — Falſcher Böſewicht! rief Lother, welche Schandthat mutheſt Du mir zu! Und wiſſe, Du Schalk, keinen Pilger haſt Du vor Dir; ich bin Lother von Frankreich, dem Du ein Gewand in den Thurm brachteſt. — Da erſchrack Herna ſo, daß ihm ſein Herz entfiel. Edler Herr, fing er an, ich ergebe mich Euch; ehe Ihr mich aber tödtet, ſo laßt mich zum Könige Orſchier gehen, daß ich ihm meine Verrätherei bekenne, denn ich war es, der ihm das Gift bereitete. — Lother ſetzte ſich nieder, denn er war gar ſehr ermüdet, und wollte die Rede Herna's anhören; da ſetzte Herna ſich ihm gegenüber, als wollte er gemächlich mit ihm ſprechen, nahm aber ſein Meſſer, ehe Lother ſich's verſah, und warf es nach ihm; das Meſſer durchfuhr aber nur den Panzer, verwundete aber Lother nicht zum Glück, denn wäre es tiefer gegangen, es hätte ihm eine tödtliche Wunde gemacht. Da ſprang Lother wüthend auf, zog ſein Meſſer, und ſchlug damit ſo kräftig nach Herna, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerſpaltete; da fiel Herna todt nieder zur großen Freude der ſchönen Zormerin und ihres Vaters. Alles Volk rief voller Freude: Gott der Barmherzige ſchickte uns den Pilgrim. Geſegnet ſei die Stunde, da er iſt hergekommen! — Lother ging zu Zormerin, nahm ſeinen Helm ab, und küßte ſie auf den Mund mit ſeinem lanzen Bart, darüber lachte alles Volk ſehr.

Darauf führte ſie ihn bei der Hand zu ihrem Vater und ſprach: Ihr ſehet nun, mein Herr Vater, wie mir von den Lombarden iſt Gewalt und Unrecht geſchehen; nie habe ich Uebels gegen meinen Herrn Vater zu thun gedacht, und werde es nimmer denken. — König Orſchier ſprach: Ich ſehe es nun wohl ein, liebe Tochter; geh, nimm den Pilgrim mit Dir, bewirthe ihn wohl, gieb ihm auch reiche Gaben, und wenn er weggeht, ſo will ich ihm ehrenvolles Geleit geben, ſo weit als er will. Lother dankte dem König höflich; darauf führten ihn Zormerin und Synoglar in eine heimliche Kammer, hier wuſch er ſich, daß ihm ſeine Farbe wieder hervorkam, und zog ſich ſauber an, dann ging er zu Zormerin in ihre Kammer, die ihn freudig umarmte, und wohl hundert und tauſend Küſſe auf ſeinen Mund drückte. Von ihrer großen Freude, daß ſie beiſammen waren, will ich ſchweigen, doch kann ein jeder ſich's wohl denken. Zormerin verband ſeine Wunden, deren er viele hatte, und pflegte ihn wohl. Geliebte Frau, ſprach Lother, wißt Ihr mir denn nicht zu ſagen, wo Maller, mein treuer Geſelle, geblieben iſt? — Nein, ich weiß nichts von ihm, antwortete Zormerin, ich habe nichts von ihm gehört, ſeitdem er hier auf dem Saal dem Könige, meinem Vater, den Frieden aufkündigte; damahls hatte der treue Mann im Sinne, er wolle zu ſeinem Vater ziehen, und den um Hülfe für Euch bitten, auch wolle er nicht eher ruhen oder raſten, er habe Euch denn aus der Gefangenſchaft erlöst. — Ach, rief Lother aus, könnte ich ihm doch ſeine Treue je vergelten! —

Vierzehn Tage waren ſie ſchon beiſammen geweſen, da kam Scheidechin, Mallers Hausfrau, endlich auch nach Konſtantinopel, und zu Zormerin, die ſich herzlich freute, ſie wieder zu ſehen; auch nach ihren andern Frauen ſchickte ſie ſogleich, die ſich in einer Herberge in der Stadt aufhielten, und ließ ſie alle zu ſich kommen. Als Scheidechin vernahm, daß Maller, ihr Gemahl, wohl noch am Leben ſei, ſie auch von Zormerin wohl gepfleget und genähret ward, ſowohl mit Speiſen und Getränk als auch mit Bädern und herrlichen Kleidern, da bluhte ſie wieder auf, und ward ſo ſchön als ſie vorher geweſen war.

Hier wollen wir Zormerin und Lother ein wenig laſſen, und uns einmahl nach Maller, dem treuen Geſellen, umſehen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Maller und ſeine Freunde hatten ein gewaltiges Heer verſammelt, damit brachen ſie in die Lombardei ein und zerſtörten das ganze Land, weder Kirchen noch Klöſter wurden verſchont. Als er gegen Pavia kam, da ſchickte er einen Herold in die Stadt zu den Bürgern, mit dem Auftrag, ſie ſollten ihm Lothern herausbringen, und auch Otto, ihren König, ſollten ſie in ſeine Hände liefern, auf ein Pferd gebunden mit Händen und Füßen. — Denn Maller beſtand darauf, er müſſe den Otto aufhängen, das hätte ihm kein Menſch aus dem Sinn geredet. — Die Bürger antworteten dem Herold: Lother von Frankreich iſt nach Konſtantinopel geführt worden, dort hat er ſich ausgeſöhnt mit unſerm König Otto. — Als Maller die Antwort von dem Herold vernahm, da wäre er bald unſinnig geworden vor Ungeduld. Er ſchwur zu Gott, König Orſchier ſammt König Otto müßten des bitterſten Todes ſterben, wenn ſie nicht ſeinen Herrn frei ließen; denn an die Ausſöhnung konnte er nicht glauben. Darauf ließ er die Stadt Pavia mit Sturm erobern, und ſo wie die Hiſtorie ſagt, ließ er keine Seele in Pavia mit dem Leben davon kommen. Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, alles wurde mit dem Schwerte erſchlagen, weil er die Lombarden alle haßte als falſche verrätheriſche Leute. Nachdem er die Stadt mit zwanzigtauſend ſeiner Gewaffneten beſetzt hatte, zog er mit dem übrigen Heere weiter gegen Konſtantinopel; ſobald er in des Königs Orſchiers Land kam, ließ er alles verheeren und verbrennen, und erſchlug alles, was ihm begegnete. Da lief einer nach Konſtantinopel, fiel dem Könige zu Füßen und ſchrie: Herr, bewachet Eure Stadt, denn Maller kömmt mit hunderttauſend Gewaffneten und will Euch belagern, er iſt nicht mehr zwei Meilen weit von hier, und wo er durchkam, da hat er alles verbrannt und verheert, und alles todtgeſchlagen. König Orſchier erſchrack heftig, und ſprach zu Otto: Ich bitte Euch, verſöhnt Euch mit meiner Tochter, und ſteht mir bei gegen Maller! Sicher iſt Lother auch bei ihm, und der wird nicht unterlaſſen, ſich in den Pallaſt zu meiner Tochter zu ſchleichen; dann wollen wir ihn fangen, und Ihr könnt dann mit ihm machen, was Euch gefällt, und dann meine Tochter ehelichen. — Gebt Ihr mir Euer Wort, ſagte Otto, daß Ihr dieß thun wollt, ſo bleibe ich hier und ziehe gegen Maller. König Orſchier ließ Zormerin zu ſich rufen, und ſagte ihr, ſie ſolle ſich mit Otto verſöhnen und ſeine Gemahlin werden, damit er ihm gegen Maller zu Hulfe kame. Zormerin ſprach: Gnädiger Herr Vater, weil Ihr es befahlt, ſo will ich mich mit ihm verſöhnen, obgleich er ſehr unrecht an mir gehandelt, und ich viel Schmach um ſeinetwillen erleiden mußte. Seine Ehefrau werde ich aber nimmermehr, auch werdet Ihr ſolches nicht verlangen, da Ihr wohl gehört habt, daß mein Herr, Lother, lebt. Nun verſöhnte ſie ſich gutmuthig mit Otto'n, dann entfernte ſie ſich eilend, und ging wieder in ihr Gemach zu Lothern; dieſem erzählte ſie, daß Maller mit einem gewaltigen Heere nicht weit von der Stadt ſei, und daß er ſie belagern wolle. Da ſprang Lother auf und rief: So will ich zu ihm hinausreiten, zu dem Treuen, der mir zu Hülfe kömmt. Geliebter Herr, fing ſie wieder an, ich flehe Euch an, Ihr wollet meinen Vater nicht verderben; er folgte böſem Rath, aber ich weiß gewiß, er wird es einſt bereuen. — Geliebte Frau, beruhigt Euch, Eurem Vater ſoll nichts geſchehen, aber Otto, den Verräther, will ich tödten, obgleich er mein Vetter iſt, denn er hat große Bosheit an mir verübet. — Als die Nacht hereinbrach, da waffnete ſich Lother und legte eine herrliche Rüſtung an, dazu gab ihm Zormerin ein gutes Pferd. Dann ging ſie mit ihm und machte ihm die Pforte offen; die Pförtner durften das der Königstochter nicht verſagen. Da ritt Lother hinaus, und dankte Gott von ganzem Herzen, als er ſich im freien Felde ſah; Zormerin ging weinend wieder in ihre Kammer.

Als der Tag anbrach, da begegneten dem Lother viele Leute, die flüchteten. — Wen fliehet Ihr, lieben Leute? fragte ſie Lother. — Wir müſſen wohl fliehen, antworteten ſie, und auch Euch wäre es Noth zu fliehen, denn es ziehet ein großes Heer daher, das verderbet das ganze Land, verbrennet und zerſtört Kirchen und Klöſter, und ſchlägt alles todt, was ihm vorkömmt. — Lother war froh, da er hörte, ſein Geſelle Maller ſei ihm ſo nah, und ritt weiter. Da ſah er einen Ritter von gutem Anſehen, der war von ſeinem Pferde abgeſtiegen, und bei ihm war eine ſchöne Jungfrau, die klagte und weinte ſehr, und geberdete ſich gar jämmerlich, denn er rang mit ihr und wollte ſie zu ſeinem Willen zwingen. O tödte mich, rief ſie weinend, nimm Dein Schwert, ſchlag mir den Kopf ab, denn ich will viel lieber ſterben, als Deinen Willen thun. — Liebe Jungfrau, ſagte der Ritter, erſt will ich mich an Euch erfreuen, dann will ich Euch den Kopf abſchlagen.

Da rief die Jungfrau mit lauter Stimme: O Maria, Mutter Gottes, komme mir zu Hülfe, hilf mir meine Ehre erhalten und mein Leben! Lother, der ihnen hinter einem Buſch zugehört, der ſprang nun hervor und rief: Falſcher Ritter, ſitze auf Dein Pferd, Du mußt mit mir kämpfen, ich will dieſes Fräuleins Ritter ſein. — Der Ritter hörte nicht ſobald dieſe Worte, als er auf ſein Pferd ſprang und ſeine Lanze einlegte. — Es war Dietrich von Karthago, ein Baſtard des Königs Anſys; er hatte dieſe Jungfrau um ihrer Schönheit willen mit Gewalt entführt, und ihren Vater, den König von Hiſpanien getödtet; darum ward in der Folge ganz Hiſpanienland verwüſtet.

Die Beiden kämpften nun, und ſchlugen ſo gar gräulich auf einander, daß ſie Beide ſehr verwundet waren; dieß ſah ein Reitersknecht, der daher geritten kam, der wandte ſein Pferd und ritt zu Maller, der nicht weit mehr zurück war. Herr, rief der Reiter, kommt dem Baſtard von Karthago zu Hülfe, er iſt im Kampf mit einem fremden Ritter, der ihm gar ſehr zuſetzt. Da blies Maller auf ſeinem Horn, und ſpornte ſein Pferd, daß es ſehr ſchnell laufen mußte; ihm nach eilten wohl zehntauſend Mann. Da Maller auf den Platz kam, wo die Beiden kämpften, da drang er auf ſie ein, und wollte dem Dietrich zu Hülfe kommen; Lother aber, der ihn gleich an ſeinem Wappen erkannte, zog eilend ſeinen Helm ab, da erkannte ihn Maller auch; Beide ſprangen von ihren Pferden, umarmten und küßten ſich voll Freude, Beide mußten vor Freude weinen, daß ſie ſich nun wieder hatten. Unterdeſſen waren die andern Herren mit dem Heere auch hergekommen; König Galyen, Otger, Mallers Bruder, und König Anſys, die hießen alle den Lother willkommen, und waren froh, ihn zu ſehen; nun kam auch Dietrich von Karthago näher und verſöhnte ſich mit Lother, und alles war voller Freude. Maller erzählte ſeinem Freunde, was ſich mit ihm begeben, während er ihn nicht geſehen; ſo that auch Lother, und Beide beſchloſſen, Konſtantinopel zu belagern, und nicht eher zu ruhen, bis ſie den Otto an den Galgen gehängt.

Nun zogen ſie weiter und belagerten die Stadt Konſtantinopel. König Orſchier beſchloß ſogleich, auf ſie zu fallen mit einem großen

Heere, noch ehe ſie ſich von der Reiſe ausgeruhet hätten. Dieß war ſeine Ritterſchaft auch wohl zufrieden, und ſie zogen wohl mit ſechzigtauſend Gewaffneten gegen den Feind. Maller beſtellte auch ſein Heer; ſowohl er als Lother und König Anſys, König Galyen, Otger und Dietrich von Karthago führten jeder einen Haufen an. König Orſchier und ſeine Griechen ſchlugen tapfer in den Feind, aber dieſe fehlten auch nicht. Otger, Mallers Bruder, erwiſchte Salomon, den Wirth, zog ihm ſeinen Helm ab, und wollte ihm den Kopf herunterſchlagen, das erſah Maller und ſprach: Mein Bruder, verſchone dieſen, er iſt mein guter Freund. Ergieb Dich mir! rief er ihm zu. Da reichte ihm Salomon, der Wirth, ſein Schwert, und man führte ihn in Mallers Zelt. Es war eine große Schlacht, wobei mancher Mann ſein Leben einbüßte. Maller drang ſo weit vor, daß er König Orſchier erblickte. Du thörichter König, rief er ihm zu, jetzt iſt Deine Stunde gekommen, Du haſt ſchon zu lange gelebt; mit dieſen Worten ſtach er mit ſeinem Speer nach ihm und warf ihn aus dem Sattel, ſo daß er vom Pferde herunter fiel. Maller ergriff ihn und zog ihm den Helm ab. Otto hatte nun dem Könige bei allen Heiligen geſchworen, er wolle ihn nicht verlaſſen; da er ihn aber unterliegen ſah, da hätte er nicht König Salomons Schätze genommen, den Maller zu verhindern. Dieſer hohlte mit dem Schwerte aus, und wollte Orſchier den Kopf abſchlagen; da eilte Lother hinzu und hielt ſeinen Arm. Lieber Maller, tödte mir den König nicht, übergieb ihn mir. Maller that es ungern, doch folgte er Lothers Worten und ließ den König los. Edler König, ſprach Lother, Ihr ſeht nun, was des Otto Reichthümer Euch helfen, Ihr habt Euch ſelbſt betrogen. Da ſchickte er ihn in ſein Zelt, und ließ ihn genau bewachen.

Otto ſchaute hin und her, und wäre gern weit weg geweſen, aber er konnte vor dem Volke nicht herauskommen. Maller drang immer weiter ein, endlich ſah er Otten, und machte ſich Raum, um zu ihm zu gelangen; dieß ward Otto gewahr, und bat einen lombardiſchen Ritter, die Waffen mit einander zu tauſchen. Ich will es Dir wohl lohnen, lieber Ritter, ſagte er, denn ich möchte Mallern nicht erwarten, für kein Gut in der Welt. Der Ritter war der kühnſte und tapferſte unter den Lombarden; er tauſchte ſogleich die Waffen mit Otto, und dieſer zog ſich aus dem Streit gegen die Stadt zu. Maller kam nun auf den lombardiſchen Ritter zu, und gab ihm einen ſolchen Streich, daß er todt vom Pferde fiel. Nun meinte Maller, es ſei Otto, und ſchleifte ihn nach dem Zelte, um ihn dem Lother zu überliefern. Das Volk meinte auch, Otto ſei erſchlagen, und zog ſich zurück. Maller zog, als er in ſeinem Zelt war, dem Erſchlagenen den Helm ab; da er nun ſah, daß es Otto nicht war, da ärgerte er ſich ſehr. Einen verzagteren Buben, rief Lother, giebt es nicht auf Erden, als dieſen Rothkopf.

Nun ließ Lother König Orſchier kommen und ſagte: Edler König, ich mag Euch kein Leides thun, ich weiß wohl, daß mein Vetter Otto Euch gerathen hat, ſo thöricht zu handeln. Ihr ſeid ein verſtändiger Mann, bedenkt, daß ich Eurer Tochter vor dem Altar von dem Prieſter bin zum ehelichen Gemahl gegeben worden; Ihr wißt, daß keine Ehe zu ſcheiden iſt, der Tod ſcheide ſie dann. Ich ſchwur ihr Treue vor dem Altar, bei dem Gott, der für uns die Marter litt. Was alſo auch geſchehen mag, und was Ihr mir auch thun mögt, ich werde Euch nie Uebels erzeigen, und Euch immer als meinem Schwäher ehrerbietig begegnen. — König Orſchier, als er Lothern ſo reden hörte, fiel vor ihm nieder, umfaßte ſeine Knie und wollte ihn um Verzeihung bitten; Lother gab dieß aber nicht zu, dazu war er zu tugendhaft. — Gefällt es Euch, ſprach Orſchier, ſo will ich nach Konſtantinopel reiten und will Euch morgen die Pforten öffnen laſſen und Otto in Eure Hand liefern. — Reitet in Gottes Nahmen, Herr König. — Ei, das ſoll er wohl nicht, rief Maller ein; ich werde ihn nicht reiten laſſen, er habe mir dann in meine Hand vorher gelobt, was er Euch verſprach: denn wer ſo oft gelogen hat als er, dem kann man nicht ſo leicht trauen.

Nun gelobte Orſchier mit lauter Stimme, und vor allen Anweſenden bei ſeinem königlichen Ehrenwort, daß er dem Heere wolle die Thore von Konſtantinopel öffnen und ihnen den Otto ausliefern. Darauf ließ ihn Maller reiten; Lother begleitete ihn, und indem ſie Beide zuſammen ritten, erzählte ihm Lother, wie er der Pilgrim ſei, der Herna erſchlagen und ſeine Tochter erlöſt. Da weinte König Orſchier, als er dieſe Erzählung anhörte, und ſegnete den Lother für ſeine Treue und ſeinen Heldenmuth.

Sobald als König Orſchier in Konſtantinopel auf ſeinem Pallaſt angekommen war, ſchickte er einen Haufen Gewaffneter nach Otto, um ihn zu ſuchen und zu fangen. Sie fanden den Rothkopf in einer Kammer verſteckt, da lag er und ſchlief. Er ward gebunden vor den König geführt. Was heißt denn das? fragte er. — Geſtern haſt Du, arger Schalk, mich verlaſſen, ſprach der König, als Du mich in großer Noth ſaheſt, und nun, bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, ich überliefere Dich Deinem Vetter Lother und Maller, ſeinem Geſellen. Nun erſchrack Otto gar ſehr, ſchrie und weinte, aber es half ihm nichts; er ward mit Händen und Füßen feſt an einer Säule gebunden.

Darauf ließ der König die Pforten weit aufthun, und ließ Lother mit ſeinem Heere einziehen. Zormerin lief Lothern entgegen, und Scheidechin Mallern, ſie umarmten ſich mit Liebe und gar großer Freude. Maller, fing Scheidechin an, ich glaubte ſchon, Ihr würdet Euch eine andere Jungfrau erworben haben. Liebes Weib, antwortete ihr Maller, und hätte ich ihrer hundert erworben, Du wärſt doch und bliebſt die Gebieterin. Aber ſei ruhig, ich habe mich wohl gehütet, und bin Dir immer treu geblieben. — Sie zogen nun mit großer Freude, und unterm Getön von Pfeifen und Cymbeln und Spielen aller Art, nach dem Pallaſt, ſo daß es ein Wunder war zu hören. Lieber Gemahl, ſprach Zormerin, ich wünſchte nun, an dem böſen Schalk, Otto, gerächt zu ſein, aber ich weiß wohl, Ihr werdet das niemahls ſelbſt thun; darum bitte ich Euch, traget es Euerm Freund Maller auf, denn ich ſchwöre zu Gott, ich will nicht eher Speiſe oder Trank genießen, bis Otto nicht mehr lebt. Lother rief ſeinen Geſellen Maller, und ſprach: Ich bitte Dich, Du wolleſt Otto den Kopf abſchlagen, denn ich wollte um keinen Preis meine Hand an ihn legen. — Herr, antwortete Maller, habe ich nur erſt Urlaub von Euch, für das Uebrige laßt mich ſorgen. Damit band ihn Maller von der Säule ab, und führte ihn an einem Arm die Stiege hinab; Otto ſah aus, als ob er ſchon geſtorben wäre. Er ward hinaus an den Galgen geſchleppt und aufgehängt.

Sie lebten nun in großer Freude zuſammen; Lother und Zormerin, Maller und Scheidechin waren die glücklichſten Eheleute, die man ſehen konnte; auch ward Jungfrau Synoglar mit Dietrich, dem Baſtard von Karthago, vermählt. Bald darauf nahmen König Galyen und ſein Sohn Otger, König Anſys und die übrigen Herren, vom Hofe zu Konſtantinopel Abſchied, und ein jeder begab ſich wieder in ſein Land.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Bürger von Konſtantinopel und das ganze Griechenland erwählten Lother von Frankreich zum Könige; denn König Orſchier war ein alter Mann, und mochte nicht länger regieren. Als nun Lother zum König und Kaiſer von Griechenland gekrönt war, und deshalb große Feſte und Gaſtirungen hielt, da kam ein Botſchafter vor ihn, der kniete nieder und ſprach: Gott, dem alle Dinge bekannt ſind, der wolle den Kaiſer und die ganze Ritterſchaft heut und alle künftige Tage in ſeinen Schutz nehmen. — Gott grüße Dich, lieber Bote, ſprach der Kaiſer, ſage an, was bringſt Du uns? — Herr, ich bin zu Euch geſandt von dem frommen Bonifacius unſerm geiſtlichen Vater. Er entbietet Euch durch mich, daß Ihr ihm doch wollet zu Hülfe kommen; vierzehn heidniſche Könige haben Rom belagert, unter ihnen iſt der Sultan von Babylonien, und der König von Mohrenland, der ſo ſchwarz iſt, wie auch ſein Volk, daß ſie den hölliſchen Teufeln gleichen. Sie haben dreißigtauſend Gewaffnete, und beſonders ſind der ſchwarzen Teufel ſo viel, ſie beſetzen die ganze Gegend, und verwüſten das ganze Römerland. Darum bittet Euch unſer geiſtlicher Vater, Ihr möchtet ihn in der größten Noth nicht verlaſſen. Es betrifft die ganze Chriſtenheit. — Lieber Bote, hat der heilige Vater nicht zu meinem Bruder Ludwig, dem Könige in Frankreich geſchickt, und ihn um Hülfe angerufen? — Herr, ich glaube wohl, es iſt auch zu ihm geſchickt worden, aber ich weiß nicht, ob er kömmt oder nicht; denn man ſpricht allgemein, er ließe ſich von böſen Verräthern verleiten, und thue nach ihrem Rath.

Da ſchickte Lother den Boten mit der Antwort zurück: er wolle in Kurzem mit ſeiner ganzen Macht dem heiligen Vater zu Hülſe kommen. Maller erbot ſich gleich mit ihm zu ziehen, denn ihn verlangte ſehr, einmahl wieder gegen die Heiden zu ziehen. Ich ſcheide nie von Euch, Herr, ſagte er, der Tod müßte uns denn ſcheiden. — Dafür ſei Gott gelobt und gedankt, ſagte Lother. Geſegnet iſt die Stunde, in welcher Du mein Geſell wardſt. — Lother ſchrieb ſogleich Briefe an alle ſeine Fürſten und Grafen, ſo weit ſein Land reichte, und ließ ſie nebſt allen ihren Gewaffneten entbieten, und als ſie in kurzer Zeit ſich zuſammen in Konſtantinopel verſammelt hatten, da nahm Lother von ſeiner Gemahlin Abſchied; ſie weinte bitterlich, als er fortging, auch ſah ſie ihn dann nimmer wieder. Maller nahm auch Abſchied von ſeiner treuen Scheidechin. Der Abſchied war bitter und ſehr ſchmerzhaft für die vier Eheleute, die ſich ſehr von Herzen lieb hatten.

Lother und ſein Heer ſtiegen zu Schiffe, und kamen mit gutem Wind bis zum Römerland, dann ſtiegen ſie aus, und ritten nach Rom. Vorher ſagte Lother zu Maller: Ich will dem Papſte klagen über meinen Bruder Ludwig, daß er ſein Reich nicht mit mir theilt, und daß er mir nicht aus dem Gefängniß zu Pavia hat helfen wollen. Verhilft mir dann der Papſt nicht zu dem Meinigen, ſo will ich mir mit gewaffneter Hand wohl Recht verſchaffen.

Als ſie vor Rom ankamen, da fanden ſie die Heiden eben im harten Streit mit den Chriſten begriffen. Höre ich recht, ſprach Lother, ich vernehme ein Geſchrei Montjoye, das iſt der Franzoſen Feldgeſchrei; geſchwind, lieber Maller, laßt uns hinzu, denn ich gönne es den Franzoſen nicht allein, den Tag zu gewinnen. Sie ſtürmten nun in hellen Haufen hinzu, und fielen den Heiden in den Rücken, die dadurch in gar großes Gedränge geriethen; die Hiſtorie ſagt, ohne Lother und Maller wären die Franzoſen den Tag geſchlagen worden. Lother ſah einen Haufen Heiden, die da ſehr hart ſtritten, und hörte die Franzoſen Montjoye rufen; da drang er ein, wo der Haufen am dickſten war, da ſah er ſeinen

Bruder Ludwig von Heiden umringt, zu Fuß fechtend; ſein Pferd war erſchlagen, und er ſelber ſehr verwundet. Lother erkannte ihn ſogleich an ſeinem Wappen; da er ihn in ſolcher Noth erblickte, da vergaß er ſeinen Unwillen gegen ihn, ſchlug um ſich her auf die Heiden, mit ſolcher Kraft und Wuth, daß es bald weiter um Ludwig ward; die Heiden flohen vor Lother wie der Teufel vor dem Weihwaſſer, er war aber auch ein gar tapferer Ritter, er ſchlug dem, der das heidniſche Panier führte, den Arm mit der Schulter herunter, ſo daß der Arm ſammt dem Panier auf die Erde fiel. Deſſelben Heiden ſein Pferd faßte er, und führte es König Ludwig zu. Ludwig ſaß auf, und betrachtete Lother; da ſah er, daß dieſer das griechiſche und das franzöſiſche Wappen im Schilde führte. Das griechiſche Wappen war ein Greif, halb von Gold und halb von Silber, nebſt einem Seſſel, dieſer Seſſel bedeutete das Gericht. Lieber Freund, fing Ludwig an, wie iſt Euer Nahme? Darnach muß ich billig fragen, weil Ihr mich habt vom Tode erlöst; zudem ſehe ich Frankreichs Lilien auf Euerm Schild, nebſt dem griechiſchen Greifen, welches mich ſehr Wunder nimmt. — Ich will Euch meinen Nahmen nicht verhehlen, ſprach Lother. Einen Greif führe ich, denn ich bin ein Kaiſer in Griechenland, und ſo führe ich die Lilien, weil ich ein Sohn bin König Karls von Frankreich. — Da erſchrack Ludwig gar heftig. O lieber Bruder, rief er, ich bitte Euch um Gnade, denn ich habe gegen Euch gehandelt, ich bekenne es, und will es nach Euerm Willen und Begehren beſſern. Ihr habt mir viele Liebe bewieſen, die ich Euch verdanke, aber ich habe es nicht um Dich verdient. — Von dieſer Bitte ward Lother ſein Herz bewegt. Bruder, ſagte er, ich verzeihe Euch, was Ihr gegen mich gethan, wiewohl Ihr unſer väterliches Erbe gar ungleich getheilt habt; Ihr habt Frankreich, und dazu das Kaiſerthum von Rom. Seid Ihr es nun zufrieden, ſo wollen wir dem Papſt zu Rom unſre Sache vorlegen, und er mag über uns entſcheiden, und theilen. Es geſchehe alſo, ſprach König Ludwig.

Nun ritten ſie wieder in den Streit, und ſchlugen muthig alle Heiden, die ihnen zu nahe kamen; auch Maller that denſelben Tag viel herrliche Thaten, und erſchlug viele heidniſche Rieſen. Der Papſt ſtand auf der Mauer, und bat beſtandig zu Gott um Sieg und Schonung der Chriſten. Als es nun Nacht ward, da ritten die Herren zuſammen und hielten Rath, was ſie nun thun wollten. Da gab ihnen Maller den Rath, daß ſie einen Waffenſtillſtand mit den Heiden ſchließen ſollten, um die Todten zu begraben, die ſonſt ſo übel riechen würden, daß eine Peſt im Lande entſtehen müſſe. Dieſen Rath genehmigten Alle; ſie ſandten einen Herold zu der Heiden Lager, und ließen einen Waffenſtillſtand von vierzehn Tagen vorſchlagen, welches die Heiden auch zufrieden waren. — Darauf zog das chriſtliche Heer in Rom ein, wo ſie vom Papſte mit großer Ehre empfangen wurden; er ging ihnen entgegen und gab ihnen den heiligen Segen. Er ſprach zu König Ludwig: Seid mit Gott willkommen, mein Sohn, in dieſem fremden Lande, ich bedurfte Eurer gar ſehr. Damit ging er weiter, und ſprach zu Lother: Seid mit Gott willkommen, mein lieber Sohn, ich habe vieles ſchon von Euch vernommen, Ihr ſeid ein Schirm und Schwert der ganzen Chriſtenheit, und der Gerechtigkeit. Ihr ſehet Euerm Vater ſehr ähnlich. Er hat Euch ſieben Jahre lang verbannt, aber das iſt nun vorbei, und ſoll Euch weiter nicht ſchaden, denn Ihr und Euer Bruder, Ihr ſollt Euch in das väterliche Erbe theilen. Heiliger Vater, ſprach König Ludwig, wir haben uns Beide vorgenommen, die Sache Eurer Entſcheidung zu überlaſſen. Habe ich gegen meinen Bruder gefehlt, ſo will ich es vergüten, und bitte ihn wegen jeder Beleidigung um Verzeihung.

Wohl geſprochen, lieber Sohn! antwortete der Papſt. Nun gingen ſie zuſammen in den päpſtlichen Pallaſt, und ſetzten ſich zu Tiſch, wo ſie alle gar trefflich bedient wurden.

Nach verfloßnem Waffenſtillſtande zogen die Chriſtenvölker wieder heraus gegen die Heiden. Von dieſem Tage, und der greulichen Schlacht, wo viel tauſend Chriſten und noch viel mehr Heiden ihr Leben verlieren mußten, wäre gar viel zu ſagen. Ehe die Chriſten aus Rom zur Schlacht gezogen waren, hatten ſie in großer Andacht Meſſe gehört, welche der Papſt ihnen geleſen, dann hatten ſie auch reiche Opfer gebracht; der Papſt gab ihnen den heiligen Segen, und beſtrich ſie in Andacht mit den heiligen Reliquien. Der Sieg war ihre, und die Heiden wurden alle erſchlagen, die ſich nicht mit der Flucht retteten. Nun zogen ſie alle wieder in Rom ein, wo der Papſt ſie mit großer Ehre und in Fröhlichkeit empfing. Die Leichname der Chriſten wurden alle in geweihter Stätte begraben, die der Heiden aber den reißenden Thieren und den Vögeln Preis gegeben.

Der Chriſten Seelen wolle Gott tröſten,
Und der Teufel die Heiden röſten.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Vierzehn Tage waren Lother und die übrigen zuſammen zu Rom geweſen, als ein Bote ankam, der dem Kaiſer Lother einen Brief brachte. Lother gab den Brief ſeinem Schreiber, daß er ihn ihm vorleſen möchte, und als dieſer ihn geöffnet, und anfing zu leſen, da weinte er gar bitterlich. Was iſt Euch, Schreiber? Weswegen weinet Ihr? — Herr, ſprach der Schreiber, König Orſchier, Euer Schwäher meldet Euch, Eure Gemahlin, Frau Zormerin ſei todt; ſie iſt von einem Kinde entbunden worden, das ſo groß war, daß man es von ihr ſchneiden mußte, davon iſt ſie geſtorben, und man beſorgt ſehr, das Kind möchte auch nicht leben bleiben. — Da fiel Lother vor Schrecken ohnmächtig zur Erde nieder, und verblieb darin ſo lang, daß man meinte, er ſei geſtorben. Da er endlich wieder zu ſich kam, da zerraufte er ſein Haar, und war in großes Leid verſenkt um ſeine ſchöne Gemahlin; König Ludwig lief hinzu, und verſuchte es ihn zu tröſten. Aber Lother hörte nicht auf die Worte, die man zu ihm redete. — Ach Du ſchöne, Du getreue Zormerin! ſo klagte er immerfort; ach mein geliebtes Ehegemahl, nie kann ich Dich vergeſſen, und Deine große Liebe, die Du zu mir trugſt! Ach Tod! warum haſt Du uns getrennt, warum haſt Du der Welt genommen die Schönſte und die Huldreichſte, die Frömmſte und Tugendſamſte, die je auf ſie gekommen? Ach Tod! mich, mich hätteſt Du nehmen ſollen viel eher als ſie! — Ihr ſolltet Euch in Gott ergeben, ſprach König Ludwig, denn was Gott will, das muß geſchehen. — Ach Bruder, ich bin zum Unglück geboren, nun habe ich die verloren, die ich ſo einzig habe geliebt. O Erde, thu' dich auf, verſchlinge mich in deinen Abgrund. — Und nun raufte er wieder ſein Haar, und rang die Hände; nie iſt wohl eines Mannes Herz ſo hart geboren, hätte er den Jammer geſehen, und Lothers Klage gehört, es hätte ihn erbarmen müſſen. Zwei Tage und zwei Nächte klagte er ſo, daß niemand ihn zu tröſten wagte. Am dritten Tage ward er etwas ſtiller. Nie iſt ein Leid ſo groß, man muß ſeiner doch vergeſſen; das können wir auf Erden wohl täglich ſchauen, an Männern ſo wie auch an frommen Frauen.

Der Papſt ſchickte nach den beiden Brüdern, Lother und Ludwig, und nach den andern Fürſten, die mußten ſich alle bei ihm verſammeln. Lieben Söhne, fing der Papſt an in der Verſammlung zu reden: Ihr ſeid beide Kaiſer Karls von Frankreich Söhne. Die Franzoſen haben Ludwig zu ihrem Herrn und König erkoren; Lother aber hat von ſeinem ganzen väterlichen Erbe nicht eines Sporns werth. Doch iſt er Kaiſer Karls leiblicher Sohn, und kein Baſtard, wir halten ihn nicht dafür. Nun, Ihr lieben Herren und Freunde, was bedünket Euch dazu? ſagt mir Eure Meinung; mich bedünkt es billig: Ludwig bleibe König in Frankreich, und ließe Lother Kaiſer in Rom ſein. — Heiliger Vater, fing König Ludwig an, Euer Rath dunkt mich gut, und ich will ihn befolgen. — So dachte der Papſt die beiden Bruder zu vereinigen, aber um dieſer Vereinigung willen wurden in der Folge mehr als zweimahlhunderttauſend Menſchen erſchlagen. — Es waren viele ſchlechte und boshafte Menſchen unter den Rathen König Ludwigs, die noch zu Lothers alten Feinden gehörten; dieſe erſchracken ſehr, daß Ludwig dem Papſte ſo folgſam war, und daß er dem Lother das Kaiſerthum ſo willig abgetreten hatte, und hieraus entſtand großes Unglück und der blutigſte Krieg, der jemahls iſt geführt worden.

Lother ward auf den päpſtlichen Stuhl gehoben, ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt geſetzt, und in die eine Hand das Schwert, in die andre der Reichsapfel gegeben. Da geſchah dem Lother große Ehre, denn er ward zum römiſchen Kaiſer mit vieler Feſtlichkeit und großem Pomp gekrönt, aber er war dennoch nicht vergnügt, und da jedermann fröhlichen Herzens war, da war er es nicht, um ſeiner Gattin willen, die er Nacht und Tag nicht aus dem Sinne verlor, und im Herzen gar tief betrauerte.

Nicht lange hernach, da nahm König Ludwig Urlaub vom Papſte, um wieder nach Frankreich zu reiſen. Er ging auch zu Maller und nahm von ihm Abſchied, denn Maller lag an ſeinen Wunden krank im Bette; er hatte in der letzten Schlacht wohl an dreißig Wunden erhalten, die alle gefährlich waren. Zuletzt kam König Ludwig auch zu ſeinem Bruder, dem Kaiſer, um ſich von ihm zu beurlauben. Er umarmte ihn und küßte ihn gar zärtlich, dann ſprach er: Lieber Bruder, nehmt keine andre Ehefrau, Ihr habet mich dann um Rath darüber gefragt, darum bitte ich Euch gar ſehr. — Mein Bruder, antwortete Lother, das thäte ich nicht, um viele Tonnen Goldes, denn hättet Ihr mich gefragt, ehe Ihr Eure Gemahlin freitet, ich würde Euch wahrſcheinlich nicht dazu gerathen haben. — Hierauf antwortete König Ludwig nicht, ſondern er beurlaubte ſich beim Kaiſer, und ritt nach Frankreich zurück.

Jene falſche Verräther, Lothers Feinde, die ſprachen nun zu Ludwig: O Herr, wie thöricht habt Ihr gehandelt, daß Ihr das Kaiſerthum habt von der franzöſiſchen Krone getrennt. Ihr habt ihr die größte Herrlichkeit geraubt, und werdet nun doch niemahls Freundſchaft und Vertrauen mit Euerm Bruder haben können, und Eure Erben werden es in Jahrhunderten entgelten müſſen. Das Kaiſerthum wird ſich nun über die franzöſiſche Krone weit erheben, und dieſe wird ſich gar nicht mehr frei bewegen können. Nein, nie hat ein König ſchmählicher gehandelt; Kinder, die jetzt noch ungeboren ſind, die werden Eure Seele noch deswegen verfluchen. — Solche Reden führten die Verräther ſo oft gegen den König, und er mußte ſo viel davon reden hören, daß er endlich anfing, ſeinen Bruder Lother im Herzen zu haſſen. — Da ſie ihm nun riethen, Lothern zu verrathen und mit Krieg zu überziehen, ſprach Ludwig: Ihr ſeid meine geheimen Räthe und vertraute Freunde, aber davon Ihr redet, das will ich gar nicht wiſſen; ſprecht mir alſo nicht mehr davon, ich gebe es nicht zu.

Die Verräther waren mit dieſem Beſcheide übel zufrieden; ſie hätten dem Lother gerne ein Leids gethan, ſie konnten es nicht vergeſſen, daß er ehedem bei ihren Weibern und Töchtern gefunden ward. Dem Könige ſagten ſie dieſesmahl nichts mehr, aber ſie beſchloßen unter ſich, daß ſie des Königs Gemahlin, Weißblume, auf ihre Seite ziehen wollten, damit dieſe den König, ihren Gemahl, dazu bringe, daß er ſeine Einwilligung gäbe. Wenn eine Frau einen Mann hat, der ſie von Herzen liebt, die bringt ihn, wozu ſie will; je weiſer der Mann iſt, zu deſto größrer Thorheit ſie ihn verleiten kann.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nachdem Ludwig von Rom gereiſt war, bekam Lother eine Botſchaft, ſein Sohn wäre am Leben, und ſei friſch und geſund; er habe zwei rothe Kreuze mit auf die Welt gebracht, auch ſei ſein rechter Arm, mit dem er das Schwert führen ſollte, ganz roth wie Blut, der andre Arm aber ſei weiß. Dieſer Botſchaft war Lother froh, und ſagte zu Maller: Lieber Geſelle, ich muß nach Konſtantinopel reiten, und muß meinen Sohn ſehen. Laß Dich unterdeſſen von den Aerzten wohl pflegen, daß Du geneſen mögeſt. Lieber Herr, ſprach Maller, ich bitte Euch, bringt mir Scheidechin, meine Hausfrau, mit her zu mir. — Das ſoll geſchehen, ſprach Lother; hiermit ritt er fort, ſetzte ſich zu Schiffe, und fuhr ohne Aufenthalt nach Konſtantinopel.

Als König Orſchier und Lother ſich wiederſahen, da fingen Beide an gar ſehr zu weinen, und ihr Beider Leid ward wieder erneut um die ſchöne Zormerin. Die Amme brachte Lothern ſeinen kleinen Sohn herbei; Lother nahm ihn auf ſeine Arme und ſah ihn an; da floßen ſeine Thränen reichlich über das Kind: Marphone, Du lieber Sohn, ſprach er, die ſchönſte, frommſte und treueſte Frau auf dem Erdboden, die mußte um Deinetwillen ſterben. — Bei meiner Treue, ſagte König Orſchier, der Nahme ſoll ihm bleiben. Marphone bedeutet auf deutſch: Weh, daß Du geboren! — Zwanzig Monate blieb Lother zu Konſtantinopel, dann beurlaubte er ſich bei ſeinem Schwäher, um wieder nach Rom zu reiſen. Beim Abſchiede ſagte ihm König Orſchier: er wolle Marphone in Konſtantinopel bei ſich behalten, und ihm das griechiſche Kaiſerthum geben; er ſolle wieder eine Frau nehmen, um einen Erben für das römiſche Reich zu haben. — Ich will Euch gehorchen, antwortete Lother, aber nie werde ich eine Frau lieben, wie ich die treue Zormerin liebte. — Da blieb Marphone zu Konſtantinopel, und ward ſchön und groß; Lother aber reiſte mit Scheidechin, Mallers Ehefrau nach Rom. Hier fanden ſie Mallern wieder völlig hergeſtellt, und die Freude, die er hatte, Scheidechin wieder zu ſehen, war ſehr groß.

Lother verlebte nun noch vier Jahre zu Rom, und zog mitunter gegen die Heiden, denen er vielen Schaden zufügte. Eine Ehefrau zu nehmen, konnte er ſich aber nicht entſchließen, Zormerin lebte immer noch in ſeinem Herzen. Unterdeſſen hatten die böſen Verräther nicht geruhet; ſie brachten Weißblume, die Königin von Frankreich, dahin, daß ſie ihren Gemahl beredete, und er gab endlich nach vielem Zögern ſeine Einwilligung zum Kriege. Auch Lother verſammelte ein großes Heer; viele Herren und Fürſten kamen ihm zu Hülfe. Auch Marphone, Lothers Sohn, der unterdeſſen ein ſtarker mächtiger Ritter, und nach König Orſchiers Tode Kaiſer von Griechenland geworden war, kam ſeinem Vater mit einem mächtigen Heere zu Hülfe; auch Maller und die Seinigen fehlten nicht. So ward der blutigſte Krieg geführt, wo Chriſten gegen Chriſten fochten, von dem je iſt erhört worden. Viele Jahre dauerte der Krieg, wo ganze Länder zerſtört, Kirchen und Klöſter verbrannt, und mehr denn ſechsmahlhunderttauſend Chriſten ihr Leben verloren, deren Blut die Ströme und Flüſſe im Lande roth färbte. Endlich verſöhnte ſich Lother ſanftmüthig mit Ludwig, nachdem die verrätheriſchen Räthe alle gefangen und getödtet waren.

Dann nahm Marphone wieder Abſchied von ſeinem Vater Lother, und zog wieder mit ſeinem Heere nach Konſtantinopel.

— Maller bekam Botſchaft, wie ſeine liebe Ehefrau, Scheidechin, geſtorben ſei: da trauerte er viel um ſie, und beweinte ſie aufrichtig, konnte auch nimmer froh werden von da an, und da er ſeinen Herrn und Freund Lother auf Lebenszeit unglücklich wußte. Es kam ihm in den Sinn, er möchte wohl Vater und Mutter noch einmahl ſehen: er beurlaubte ſich alſo von dem Kaiſer Lother, und ritt nach Montſyſſon. Vorher mußte er aber Lothern verſprechen, wieder nach Rom zu kommen, und nicht lange zu verweilen. Zu Montſyſſen fand er ſeinen Vater und ſeine Mutter, auch ſeinen Bruder, König Anſys und ſeine Söhne, auch den wilden Baſtard, Dietrich von Karthago. Sie alle freuten ſich ſehr, Mallern wieder zu ſehen, er aber konnte keine Freude mehr haben; da er kaum vier Wochen bei ihnen ſich aufgehalten hatte, da ſagte er, er wolle wieder nach Rom zu Kaiſer Lother, nahm Abſchied von allen Freunden, küßte ſeine Mutter mit weinenden Augen, und ritt fort. Als er vor die Stadt kam, da ward ſein Herz ſo gar mit Traurigkeit umfangen, und ihn gereute ſo ſehr alle das Chriſtenblut, das er vergoſſen, daß er vom Pferde abſteigen, und ſich niederſetzen mußte. Hier dünkte ihm, als rief eine Stimme vom Himmel ihm zu, er ſolle ein Einſiedler werden, ein hartes Leben führen, und ſeine Sünden im Gebethe und in der Einſamkeit büßen. Da ließ er ſein Pferd laufen, ging tief in den Wald hinein, wo keines Menſchen Fuß je hinkam, und hier lebte er als ein Einſiedler, ſchlief auf der harten Erde, trug den eiſernen Harniſch auf ſeinem bloßen Leib, ohne ihn abzulegen, weder bei Tag noch bei der Nacht; aß wilde Wurzeln, die er ſich ſelber ausgrub, trank Waſſer und kaſteite ſeinen Leib ſehr.

Kaiſer Lother war zu Rom, und wunderte ſich ſehr, daß Maller ſein Geſelle nicht wieder kam. Und als es ſich gar zu lange verzog, da ſaß Lother ſelber auf mit einigen Geſellen, und ritten nach Montſyſſon, um nach Maller zu fragen. Keiner aber wußte etwas von ihm, ſondern ſie meinten alle, er müſſe in Rom ſein, und der Schrecken war gar groß, als ſie von Lother vernahmen, er ſei nicht daſelbſt angelangt. Lother und die andern ſuchten ihn überall im ganzen Lande, aber er ward nirgend gefunden; da legte ſich Roſemunde, Mallers Mutter, nieder, und ſtarb vor großem Leide um ihren Sohn. Lother ritt wieder nach Rom. Drei Jahre gingen noch wohl darüber hin, und man konnte nichts von ihm erfahren. Da ward auch Lother krank, und wäre beinah vor Gram geſtorben; er klagte und weinte ohne Unterlaß um ihn; und ſo oft jemand von Maller redete oder ſeinen Nahmen nannte, da mußte er immer wieder aufs neue weinen. Endlich ward er ſo krank, daß er zu Bette liegen mußte, und er ward ganz ſchwach von Sinnen. Da ſagten die Aerzte: er müſſe die große Klage zu führen aufhören. Lother ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche den Befehl ergehen, niemand ſolle von Maller ſprechen oder ſeinen Nahmen nennen: wer den Nahmen nennte, der müßte ſterben. Da ward alſo Mallers vergeſſen, und ſein Nahme nicht mehr gedacht. Nach drei Jahren, da war es gerade die Zeit, daß man die heilige Veronica in Rom vorzeigte: dieſe ward nur alle hundert Jahre einmahl gezeigt. Nun gedachte Maller auch nach Rom zu gehen, um die heilige Veronica zu ſehen. Er kam zu Rom an, und hatte einen langen Bart, ſein Antlitz war bleich, und ohne Farbe oder Licht, denn er hatte in dreien Jahren keine menſchliche Speiſe zu ſich genommen, und hatte kaum ſein Leben erhalten. Er ging wie ein Pilger gekleidet, keiner ſeiner Freunde hätte ihn ſo erkannt. Er ging ſogleich nach der St. Peters-Kirche, und ſah Lother, ſeinen Geſellen, alle Tage vor ſich hinein und herausgehen. Da ging Maller einen Sonntag auf den Pallaſt, wo Lother ſaß. Als dieſer den Pilgrim ſah, da bebte er zuſammen, denn er erinnerte ſich, wie Maller ihm einmahl geſagt hatte, er wollte noch einmahl ein Pilgrim werden. Ach Maller, ſeufzte er bei ſich ſelber, wüßte ich Dich zu finden, ich wollte Dich ſuchen von einem Ende der Welt bis zum andern. Maller hatte nichts von dem Verbothe gehört, daß man vor dem Kaiſer nicht ſeinen Nahmen nennen durfte; er ging alſo zu ihm, und bat ihn um Almoſen um Gotteswillen, und auch um Eueres Geſellen Mallers willen, wenn Ihr ihn je lieb gehabt. Bei dieſem Nahmen da vergingen dem Kaiſer die Sinne, ſein Herz ward kalt, und ſo nahm er ſein Meſſer, warf es nach dem Pilgrim, das Meſſer fuhr ihm tief in den Leib. O Lother, ich bin Maller, Dein Geſelle, den Du erſtochen haſt, komm her zu mir, küſſe mich, daß ich Dir die That verzeihe.

Da ſprang Lother hinzu, nahm den Pilger in ſeine Arme, und beſah ihn von Kopf zu Fuß; da er ihn endlich erkannte, da fiel er in Ohnmacht neben ihm nieder; da er wieder zu ſich kam, und den Jammer bedachte, den er angerichtet, da ſchrie er vor großem Schmerz, verfluchte ſich und die Stunde, in welcher er geboren, und wollte ſich ſelber tödten; Maller aber ſammelte ſeine Kräfte, und hielt ihn ab. Herr, ſagte er, mehret nicht Eure Sünden, denkt an Gott; ſchreit auch nicht ſo ſehr, daß man nicht gewahr wird, ich ſei Maller, den Ihr getödtet, denn wo mein Vater es erfährt, und mein Bruder, ſo werden ſie meinen Tod an Euch rächen wollen, welches Gott verhüten wolle. Gott und ſeine liebe Mutter wollen Euch verzeihen, ich verzeihe Euch vom ganzen Herzen. Als er dieß geſagt hatte, da ſah er Lother an mit freundlichem Lächeln, und verſchied in ſeinem Arm; ſeine Seele war ſo treuer Liebe voll, und ward in einem ſo bußfertigen Leben abgerufen, daß ſicher ihm die ewige Seligkeit zu Theil worden iſt. Sein Körper ward von den Rittern in geweihte Erde beſtattet; Lother aber verfiel in eine ſo große Krankheit, daß man glaubte, er würde nicht länger leben können. Endlich ward er doch ſo weit hergeſtellt, daß er wieder heraus konnte; er redete aber mit niemand mehr ein Wort, und war in tiefe Traurigkeit verſenkt, woraus ihn nichts zu ziehen vermochte. Und als er einesmahls allein hinausgeritten war, und keine Begleitung mitnehmen wollte, da erwartete man vergebens ſeine Zurückkunft, er kam nicht wieder nach Rom. Als ſein Sohn, Marphone, durch den kalabriſchen Wald kam, da fand er ihn als Einſiedler in einer Klauſe im Walde, wo er auch bald darauf ſtarb, in ſeines Sohnes Armen.

Hier endigt das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen.

Bayerische

Inhalt.

Seite

Romantiſche Sagen und Dichtungen des Mittelalters.

Vorrede . . . . V.

I. Geſchichte des Zauberers Merlin . . . 1

II. Lother und Maller; eine Rittergeſchichte. Aus einer ungedruckten deutſchen Handſchrift . . . 141

Gedruckt bei J. Ch. v. [illegible].

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Achter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

[illegible] 14 [illegible]

On. 412

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vermiſchte

kritiſche Schriften.

I.

Beiträge zur Kenntniß

der

romantiſchen Dichtkunſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio.

1801.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo ſieht man darin nicht bloß entſchiedenes Talent, eine geübte und ſichere Hand im Einzelnen, ſondern man wird auch Abſicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verſtand erſonnen und verſtändig ausgeführt. Wo ſich ſolcher Verſtand vereinigt zeigt mit der inſtinctmäßigen Gewalt über das Mechaniſche, die wohl ſchon allein, aber mit Unrecht Genie genannt wird; da, und nur da kann die Erſcheinung hervorgehen, die wir Kunſt nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunſt bildet, aber ſie wird auch gebildet; nicht nur das Gebildete, ſondern der Bildende ſelbſt iſt ein organiſches Ganzes, ſo gewiß er nur ein Künſtler iſt, und jeder Künſtler hat ſeine Geſchichte, welche zu verſtehen, zu erklären und darzulegen, das vorzüglichſte Geſchäft der Wiſſenſchaft iſt, die unter dem Nahmen der Kritik bis jetzt mehr geſucht wurde, als ſchon vorhanden war. Mit Recht intereſſirt uns die Entſtehung des Gebildeten, ja es iſt dieß das einzige Intereſſante, was es giebt für den, welcher ſich zu der Anſicht des Ganzen erhoben hat, zu der Schönheit, die Eins iſt mit der Wahrheit.

So kleinlich alſo auch das Geſchäft manchem dünken mag, der das Große nur in weitſchichtigen Maſſen ſehen zu mögen glaube: wir wiſſen, daß wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig iſt, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geiſtes mit aller Sorgfalt charakteriſiren, ſein Leben gleichſam in der Kenntniß wiederhohlen, und an allen Erweiterungen und Beſchränkungen ſeines intellectuellen Weſens Antheil nehmen. Wir werden uns auch ſeine fehlgeſchlagenen Verſuche nicht verbergen wollen; ſie ſind uns werth, als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder ſie ſind bedeutend, indem ſie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden iſt, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch ſeine falſchen Tendenzen eben ſo ſehr und mehr noch beglaubigt und dargeſtellt werden, als durch ſeine gelungenſten Werke.

Ich bemerkte einen höheren poetiſchen Sinn und künſtleriſche Abſicht in der Umgebung, Zuſammenſtellung, Behandlung; ich glaubte den Künſtler an dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinſten, ja faſt ausſchließend unter allen übrigen allgemein geleſen wird; und dieß lenkte meine Aufmerkſamkeit auch auf dieſe.

Es iſt mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teſeide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; obwohl mehrere derſelben unter die literariſchen Seltenheiten *) gezählt werden. Ob es vielleicht, in italieniſchen Bibliotheken etwa noch andre geben mag, fehlte es mir an Hülfsmitteln, zu entſcheiden, wie auch an der Gelegenheit, mehrere Ausgaben zu vergleichen, und alle dahineinſchlagenden literarhiſtoriſchen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einſchränken, was mir ohnehin das nächſte und wichtigſte war: auf den Charakter der Werke ſelbſt.

Da dieſe nicht wenige ſind, und manche unter ihnen, wie ſchon geſagt, ſelten genug, ſo glaubte ich, würde es den Freunden der Poeſie nicht unwillkommen ſeyn, wenn ich ihnen, da ich

---

*) Die Fiammetta mit zweien der ſeltenſten, dem Ninfale und der Amoroſa Viſione, verdanke ich der gütigen Mittheilung aus der Dresdner Bibliothek.

einmahl aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und ſorgfältig geleſen hatte, und die bedeutendſten mehreremahle, Rechenſchaft gäbe von dem, was ich gefunden, und ſo den Ertrag der aufgewandten Zeit, ſo viel es ſich thun ließ, gemeinnützig machte.

Meine Anſicht von dem Geiſt und der Kunſt des Boccaz mögen ſie als eine Zugabe betrachten. Indeſſen wird es einigen ein günſtiges Vorurtheil für die unbekannteren Werke unſers Dichters geben können, daß auch unter den vernachläßigten Dramen des Cervantes eine Numantia ſich findet, und unter den nicht bloß vernachläßigten, ſondern ausdrücklich verworfenen Jugendwerken des Shakſpeare ſo manches, was freilich denen zu hoch ſein mußte, die über dieſen Dichter überhaupt nicht hätten mitſprechen ſollen: weil ſie ihn ganz unrichtig und oberflächlich aufgefaßt und den künſtleriſchen Tiefſinn deſſelben nie verſtanden, ja nicht einmahl eine Ahnung davon empfunden hatten. Wollte man aber auch dieſe Analogie nichts gelten laſſen, ſo würde ſich leicht zeigen laſſen, daß die zufälligen Umſtände, welche dem Einen Werke eines fruchtbaren Schriftſtellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch dieſe, wenn nur einige Jahrhunderte verſtreichen, unfehlbar in völlige Vergeſſenheit gerathen; daß dieſe Umſtände, ſage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrſcheinlichkeit geben können, wie viel weniger alſo die Autorität der falſchen Kritiker, die ohne hiſtoriſchen Geiſt, oft auch ohne alles Gefühl völlig dreiſt zu entſcheiden und verdammen.

Bei dieſem Geſchlecht wird eine ſchiefe Anſicht wohl Jahrtauſende unverändert, oft mit denſelben Worten nachgeſprochen. So zum Beiſpiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu ſein. Da Boccaz einmüthig von den Italienern für einen großen, ja den größten Proſaiſten gehalten wird, ſo läßt ſich leicht denken, daß jener tiefſinnige Grundſatz auch auf ihn angewandt ſei.

Daß dieß unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer nette Lieder ſo leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfaſſung ſeines reichen Werks geſchmückt hat, dem iſt nicht alles Talent zur Poeſie abzuſprechen. Was wahr an jener Behauptung ſei, was nicht, werden wir unten ſehen.

Ehe ich die Gedichte ſelbſt der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen, der Umſtände ſeines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Boccaz lebte zu der Zeit, als die alte Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing, die italieniſche Poeſie in der höchſten und herrlichſten Blüthe ſtand, und die Dichtungen und Erzählungen der Franzoſen und Provenzalen im Original oder in Ueberſetzungen und Nachbildungen die Lieblingslectüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward geboren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neun nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demſelben Jahre 1374 ſtarb. Er lebte für ſeine Kunſt, und ſchon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glücke entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältniſſe waren abwechſelnd, oft ungünſtig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmahls zu wichtigen Geſandtſchaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürſten ſeiner Zeit wie Petrarca, war er nicht. Auch in der Liebe iſt ſeine Eigenthümlichkeit der ſentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengeſetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte ſagen, wie von jenem, daß er ganz für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und ſchön, welches er mehreremahl mit Wohlgefallen erwähnt, nicht grade aus unmännlicher Eitelkeit, ſondern in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugend. Eine ſtarke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem feſten Urtheil über die Abſicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn ſeine vielſeitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigſtens durch die feurige Kühnheit, die der Nahme andeutet, der ſeinigen entſprach, durch die er zuerſt ſich ihre Gunſt erwarb. Ihr eigentlicher Nahme war Maria; ſie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Grafen daſelbſt, Schweſter und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schickſal ſie theilte.

In Neapel lernte Boccaz ſie kennen, und ſichtbar iſt der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigſten Liebe, auf ſeinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poeſie zu entfalten. Alle ſeine Gedichte der frühern Zeit ſind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlaſſung geſchrieben: ihr, der er noch als Mann, ſchon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl ſeiner Liebe und ſeiner dichteriſchen Talente widmete.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teſeide und dem Filoſtrato, und erinnere hier ein für allemahl, daß für die Zeitfolge der Werke unſers Dichters ſich hiſtoriſche Zeugniſſe und beſtimmte Angaben in ihnen ſelbſt, oder doch ſolche gegenſeitige Beziehungen, die das Frühere oder Spätere völlig entſcheiden, genugſam finden; und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle deſſelben zu beſtimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muß, ſo iſt dieſer in den Jugendverſuchen und den ſpätern Werken ſo auffallend und deutlich verſchieden, daß wenigſtens kein Zweifel entſtehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen ſei.

In dem Filoſtrato, einem romantiſch epiſchen Gedichte in Stanzen, wird die ſittſame Liebesgeſchichte des guten Troilus und der ungetreuen Griſeida erzählt, nebſt der hülfreichen Freundſchaft des edeln Pandarus, nach welchem ſelbſt beim Shakeſpeare der, welcher ſeine gefälligen Dienſte herleiht, um die Geliebten zuſammen zu bringen, ein Pandarus genannt wird, ſo daß der Nahme des guten Trojaners faſt zum Begriff geworden iſt. Shakeſpeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts dieſen, wie ſich denken läßt, vielfach ausgebildet, demnach iſt der Charakter der Fabel beim Boccaz ſchon ganz derſelbe, wenigſtens für den erſten Theil. Es iſt dieſer Charakter eine gewiſſe zierliche Albernheit und eine leiſe, aber ſehr durchgeführte Ironie. Es geſchieht eben nichts, und es iſt doch eine Geſchichte; es werden Anſtalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Wehmuth und in zierlicher Sprache, aber es iſt eben nichts darin geſagt. Und dennoch unterhält uns das niedliche Weſen, ja eben dieſe ironiſche Unbedeutendheit macht den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem ſittſamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italieniſchen Sprache und dieſer Form begünſtigt, tritt ſogar dieſes zierlich Groteske mehr heraus beim Boccaz; aber das ſeltſam Fantaſtiſche der raſchen tragiſchen Kataſtrophe wird freilich erſt im Shakeſpeare deutlich verſtanden, und erſcheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache iſt leicht wie der Versbau, nicht ſehr künſtlich, aber klar im Periodenbau, äußerſt fließend und ſehr behaglich zu leſen. Man darf wohl nicht eben ein Italiener ſein, um ganz beſtimmt zu fühlen, wie ungleich künſtlicher nicht nur die Stanze des Taſſo ſei, ſondern auch die des Arioſto, ſelbſt da, wo er am nachläſſigſten ſcheint. Aber ſollte die unübertreffliche Anmuth und Leichtigkeit des einen, und das claſſiſche Streben des andern den ganzen Charakter dieſer Versart erſchöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchſte Bildung derſelben ganz in der Gewalt hätte, dennoch abſichtlich zu der naiven Nachläſſigkeit der erſten Verſuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieſer Aeußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergetzliche Werkchen zur guten Stunde geleſen hat, wird es gewiß auch von dieſer Seite nicht anders wünſchen können. Und man kann hier dem Verſe ſogar noch unabhängig von ſeiner Beſtimmung für das Werk, ein Verdienſt für die Ausbildung der Art zuſchreiben; denn es darf wohl angenommen und mit Gewißheit vorausgeſetzt werden, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er ſich ſchon dem Arioſt nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; ſo daß dieſer alſo wenigſtens der erſte Meiſter der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einſchränkungen gelten kann. Es iſt dieſes nähmlich von Italien zu verſtehen, da es ja ältere provenzaliſche Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entſchiedne Wirkung ſeines Verſuches vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch dieſe ganz ausgeſchloſſen oder auf Jahr und Tag beſtimmt würde, wer chronologiſch genau der Erſte ſei.

Es darf alſo unſerm Dichter die Kunſt der Verse nicht ganz abgeſprochen werden; wollte man es mit dieſer einmahl ſo ſtreng nehmen, daß die ſeinigen für nichts gelten konnten, ſo würde man leicht auf das Reſultat kommen, daß es in gereimten Sylbenmaaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünſtler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes ſind mit eben ſo kunſtreicher Abſichtlichkeit conſtruirt und gebildet, aber nur einzelne. Die hoch geprieſne Verskunſt des Taſſo oder wenigſtens doch des Arioſto, dürfte nach dieſem Maaßſtabe noch gar den Nahmen der Kunſt nicht verdienen, und ſich auf eine bloße Meiſterſchaft im Mechaniſchen beſchränken. Dann müßten wir annehmen, die Stanze ſei noch gar nicht vollendet, und dann fehlte es auch an einem Maaßſtab zur genauen Würdigung für das Verdienſt des Boccaz um ſie; unterdeſſen aber bleibt das der erſten Ausbildung gewiß ein ſehr großes.

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein artiges und ſinnreiches Spiel der Fantaſie ſein kann, moderne Anſichten und Sitten in einer gereimten Form der neuern Kunſt und mit geſellſchaftlichem Scherz verwebt, in das heroiſche Alterthum zu verſetzen, und an die ehrwürdigen Nahmen der Helden anzudichten, ſo dürften doch die Fabeln, wo das Weſentliche der Geſchichte ſelbſt erfunden, und zwar modern erfunden iſt, d. h. in einem modernen Geiſt und Sinn, obwohl im alten Sittencoſtüm, hiezu bei weitem am meiſten, ja faſt ausſchließend günſtig ſein. Hier liegt die Parodie ſchon im Ganzen, ſo daß ſie im Einzelnen ſehr ausgeſpart werden kann, wodurch der Dichter von ſelbſt auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht in das eigentliche Traveſtiren zu fallen.

Alles dieſes läßt ſehr viel Gutes von der Teſeide vermuthen, gleichfalls einem epiſch romantiſchen Gedichte in Stanzen, worin die Geſchichte zweier Thebaner, des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theſeus, und ihre Liebeshändel mit deſſen Schweſter Emilia erzählt ſind. Ich habe davon nur einen, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten, ſchlechten Auszug in Proſa von Granucci geſehen. In dergleichen Auszügen iſt der Charakter einer Fabel faſt nie mit einiger Zuverläſſigkeit zu erkennen. Erwas beſſer ſchon zeigt er ſich in der Behandlung des Chaucer. Dieſer ſcheint es beſonders auf eine redliche, ſtillſchweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die naive Art, mit welcher die Heldin am Schluß, da der eine Ritter ſtirbt, nachdem ſie denſelben gebührend beweint hat, ſogleich den andern nimmt. Ueberhaupt iſt treuherzige Einfalt wie mich dünkt, und zwar eine faſt unglaubliche Einfalt der Charakter dieſer Fabel; es ſind manche ſimple Geſchichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber ſo gar ſchlicht, wie dieſe, wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens ſind Gang und Umſtände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem letztern in der Kürze noch viele Perſonen erwähnt, theils altmythiſche, theils neu erfundene, die beim Chaucer gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teſeide des Boccaz. Auch erwähnt Granucci unter dem, was er in ſeiner Thorheit wegſchneiden zu müſſen geglaubt, viele dichteriſche Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebaniſche Geſchichten. Ein Umſtand, der eine merkliche Verſchiedenheit der Teſeide von dem Filoſtrato andeutet, mit dem man ſie nach allem Uebrigen ſehr gleichartig vermuthen könnte. Es muß dieſes Werk noch lange nach dem Autor ſehr hoch geſchätzt worden ſein, da es wie der Paſtor fido des Guarini und die Geſchichte von Florio und Biancafiore, ins Griechiſche überſetzt worden iſt. Boccaz ſelbſt bezieht ſich auf dieſes Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwiſchenſtellen geſagt wird, daß ſie die Geſchichte des Palemon und Arcitas beſungen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Proſa, Bearbeitung einer der beliebteſten Geſchichten des Mittelalters, die in's Spaniſche und auch in's Deutſche übertragen worden iſt, kann jetzt am ſchicklichſten folgen. Schon wenn man den Ameto lieſet, von dem gleich mehr die Rede ſein wird, ſollte man glauben, das ſei das erſte Werk des Dichters in Proſa, ſo ſehr hat dieſe in demſelben das Gewaltſame, Schwerfällige, Unſichere und Uebertriebene eines erſten Verſuchs an ſich. Aber durch Vergleichung der allegoriſchen Epiſoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieſer ſpäter ſei. Einen ähnlichen Charakter hat die Proſa auch im Filocopo, und nicht bloß dieſe, ſondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags, iſt mit großer Kraft und Anſtrengung den römiſchen Claſſikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contraſtirt das freilich oft ſeltſam genug mit der kindlichen Einfalt des romantiſchen Mährchens. Aber auch in einer andern Rückſicht zeigt ſich hier eine Neigung, widerſtrebende Dinge zu vereinigen. So verſucht der Dichter im Anfange des Werks, eben ſo wie im Ameto, die katholiſchen Begriffe und Anſichten in der Sprache und den Sinnbildern der alten Mythologie auszudrücken. Juno iſt ihm Maria, Pluto der Satan u. ſ. w. Da er nun aber in dem mehrere Jahre ſpäter geſchriebenen Schluß des Romans auf den Punkt kommt, wo Florio nach der Geſchichte ein Chriſt wird, läßt er ihn die heidniſchen und nahmentlich die griechiſchen Götter feierlich abſchwören. Ueberhaupt iſt das Ganze nur als ein Verſuch und bloßes Streben zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakteriſiren: es ſei ein Verſuch, den Roman und die Proſa zu der Hoheit des heroiſchen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege, zu welchem der Dichter, ſo viel ich weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freilich größer gedachten und glücklicher vollendeten Perſiles von Cervantes. So betrachte ich dieſes Buch. Gewiß iſt, daß die urſprüngliche Fabel darin ſehr entſtellt, ja ich darf wohl ſagen, entſchieden verdorben ſei.

Dieſe urſprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure iſt noch vorhanden, in der deutſchen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte „Herr Flecke, der gute Konrad“ genannt wird, nach dem Franzöſiſchen des Robert von Orleans.*) Die Geſchichte iſt etwa folgende: Zwei ſchöne Kinder, an einem Tage geboren, zuſammen in aller Artigkeit und Poeſie unterrichtet, lieben ſich ſchon als Kinder, ohne doch zu wiſſen, wie ihnen geſchieht, und hangen mit jugendlicher Innigkeit und ſchuldloſer Herzlichkeit an einander. Der alte König, der das nicht dulden kann, ſchickt den Sohn nach Mantua, und da auch das nicht helfen will, verkauft er die Geliebte an Fremde, welche ſie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo ſie natürlicherweiſe als eine der ſeltenſten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grauſamen Wärter ſehr wohl verwahrt wird. Florio kehrt freilich nun zu ſpät zurück, wo ihm geſagt wird, ſie ſei geſtorben: worüber er ſich an dem zur Beſtätigung dieſes Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmahle ſehr klagend geberdet, endlich aber doch von ſeiner Mutter die Wahrheit erfährt, ſchnell der Geliebten nachreiſt*), glücklicherweiſe ſeine Blancheſlure ſehr bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden, welche die Sittſamkeit erlaubt. Wie Blancheſlure einſt in ſeinen Armen einſchläft, werden ſie gefunden, grauſam gefeſſelt und zum Richtplatz geführt. Der Sultan aber läßt ſich endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettſtreit der Großmuth erweichen und ſchenkt ihnen das Leben, ja er wird ſogar ihr Freund und richtet ihnen eine prächtige Hochzeit aus, wo dann unvermuthet Boten erſcheinen, welche den Florio eilends in ſeine Heimath zurückrufen, um den Thron des verſtorbenen Königs zu beſteigen. Den Beſchluß macht, wie er dann ein Chriſt geworden, immer glücklich mit ſeiner Blancheſlure gelebt, im fünfunddreißigſten Jahre unter andern eine Tochter Nahmens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Großen geworden, des beſten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt ſeien. Dazu kommen ſo manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Roſen verſteckt in das Serail getragen, wie der grauſame Thurmwärter durch ſeine Neigung zum Schachſpiel ſchlauer Weiſe zahm gemacht und gewonnen wird, und dergleichen mehr. Das alles zuſammen bildet eine recht herzliche und ſchuldloſe Rittergeſchichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit ſtiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne ſie putzen und ſchmücken zu wollen. Wie grell ſticht nun dagegen jener claſſiſche Styl des Boccaz ab, dieſe Menge von hinzugedichteten Perſonen und Begebenheiten, die daher entſtehende Weitläuftigkeit, und endlich die Menge von allegoriſchen Epiſoden!

---

*) Sie ſtand zuerſt im zweiten Bande der Mylleriſchen Sammlung, und manche belehrende Notizen darüber finden ſich in Eſchenburgs Denkmählern altdeutſcher Dichtkunſt. Seitdem iſt auch eine neue poetiſche Bearbeitung dieſer romantiſchen Dichtung erſchienen.

---

*) Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühſeligkeiten, denen er ſich ſo willig unterzieht, und die als übereinſtimmend mit ſeinem innern Gefühl ihm ſogar willkommen ſind, den Nahmen Filopono an, nachdem das Buch genannt iſt. Da die Stelle, in welcher dieß geſagt wird, ſich ſchwerlich für unächt erklären läßt, ſo iſt dadurch der Streit über den Nahmen des Buchs entſchieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Mißverſtand aus Filocalo, von καλος gebildet hält, ſtreitet noch der Umſtand, daß ſchon ein allegoriſcher von dem Griechiſchen καλος abgeleiteter Nahme in Filopono vorkommt, nämlich Caleone. So heißt nähmlich in den frühern Gedichten des Autors, Fiammetta's Geliebter, in den ſpätern Pamphilo.

Die weitläuftigſte unter dieſen iſt jedoch an ſich ſehr vorzüglich und noch dadurch intereſſant, daß man den Decamerone hier gleichſam im Keime ſieht. Es iſt eine Geſellſchaft, die ſich nach altromantiſcher Sitte mit ſpitzfindigen Unterſuchungen über die Liebe, Questions d'amour beſchäftigt, wo Frage und Antwort meiſtens an eine ſinnreiche Novelle geknüpft iſt. Man trifft auch hier, wie ſich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beſchreibungen weiblicher Geſtalt und Kleidung ſind beim Boccaz faſt immer überaus ſchön. Dießmahl verherrlicht er beſonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den dieſe auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen ſei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen iſt, nicht immer ein ſichres Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade, wenn es entſchieden mißlungen iſt, dieſes gar nicht gewahr wird. Aber ſeines innern Kunſtſtrebens, der Größe ſeines Ziels, wird er ſich dennoch ganz beſtimmt und klar bewußt ſein können, und darnach dann den Werth deſſen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Vorausſetzung würdigen. So läßt ſich die Tradition verſtehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz ſelbſt auf den Filopono einen ſehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit iſt unſtreitig mehr in jenem als in dieſem.

Was ſich im Filopono nur noch als Epiſode ankündigt, das iſt im Ameto Inhalt des Ganzen. Es iſt ein durchaus allegoriſcher Roman, worin im allgemeinen und gewöhnlichen Coſtüm ſolcher paſtoralen Darſtellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet ſei. Das Wie dieſer Bildung iſt aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen ſieben Frauen ein, deren Kleidung und Geſtalt ausführlich beſchrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schickſale und beſonders die Geſchichte ihrer erſten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beſchließt. Ameto iſt dabei nur Zuſchauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zuſammenhang oder Geſchichte iſt eben weiter nicht darin zu ſuchen. In der Geſchichte der Frauen aber, fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erſt errathen zu werden, daß Freundinnen des Dichters gemeint ſind; dennoch löſen ſich alle ſieben ſchließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geiſtlichen Tugenden. Die Geſchichten ſind ſämmtlich im Coſtüm der Mythologie erzählt, ja auch katholiſche Dinge und Begriffe werden in dieſe altmythiſche Sprache überſetzt, wie im Anfange des Filopono. Es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft jener Fauen, und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt iſt die Erzählungsart und Sprache wie nach dem Styl der Alten in der würdigſten Hiſtorie. Die eingemiſchten Verſe ſind nicht eben der glänzendſte Theil des Ganzen, von deſſen Seltſamkeit man ſich nach dieſen Zügen ſchon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in dieſen Verſen iſt verworren, ſie haben nicht die naive Anmuth ſeiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet ſie nur Gegenſtände des claſſiſchen Alterthums in den Sitten und dem Bilderkreiſe deſſelben behandeln, ſo ſind ſie doch auch weit entfernt von claſſiſcher Kraft und Würde; ja ſie haben überhaupt keinen recht beſtimmt aufgefaßten und deutlichen Charakter. Dagegen iſt in der Proſa vieles zu loben und einiges unvergleichlich ſchön. Die Geſchichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem Vortrefflichſten im Decamerone nicht ſcheuen.

Unter den in dieſen Geſchichten charakteriſirten Liebhabern iſt die Figur des Dioneo, der jedem Leſer des Decamerone unvergeßlich iſt, ſchon mit beſonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin ſich Boccaz ſelbſt übertroffen hat, das iſt die Beſchreibung von der Geſtalt und der dem allegoriſchen Sinn gemäßen Kleidung der ſieben Frauen. So kunſtreiche, und mahleriſch vortrefflich gedachte Kleiderbeſchreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem romantiſchen Dichter finden.

Es läßt ſich denken, daß Fiammetta in dieſer Auswahl edler und ſchöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erſcheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weißer Roſen. Sie erzählt die Kühnheit, durch welche ihr Geliebter ihre Gunſt gewonnen hatte; wie er ſie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft geſehen und geſprochen habe, aber nie allein und ſo, daß er ihr ſeine Liebe entdecken können; bis er einſtmals in der Abweſenheit des Gemahls Mittel gefunden, ſich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß von ſeiner Kühnheit und ſeinem Dolch begleitet; wie er ſich ihr entdeckt, ſeine Liebe geſchildert, die Entſtehung derſelben erzählt, und wie er feſt entſchloſſen ſei, ſich zu tödten, wenn ſie ihn nicht erhöre. Was beide ſagen, Fiammetta's Ueberraſchung und heimliche Neigung, ſein Ernſt, ſeine hinreißenden Bitten, das alles iſt mit der lebendigſten, glühendſten Wahrheit und Beredſamkeit dargeſtellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der ſeinigen alle ihre Gegengründe beſiegt hatte. Boccaz hat dieſe Begebenheit noch einmahl ausführlich darzuſtellen Gelegenheit genommen, und er thut es mit etwas veränderten Umſtänden. Mehreremahle noch bezieht er ſich darauf und immer mit ſichtbarer Liebe.

Der Ameto iſt nach einer Jahrszahl in der Geſchichte der Emilia, ſpäter als 1340 geſchrieben, dürfte alſo unter die ſpäteſten Jugendverſuche des Dichters zu ſetzen ſein. Durch ihre Stellung im Ganzen iſt Lya unter den ſieben die Hauptperſon; ſie iſt ſchon aus dem Dante als Sinnbild der Beſchaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante ſo mächtig auf ſeinen Geiſt, daß es auch ihn, wie den Petrarca, aus ſeiner eigentlichen Sphäre einmahl heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieſer Einwirkung von der Uebermacht fremder Geiſtesgröße, haben wir die Liebes-Viſion, Amorosa Visione zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. ſ. w., worin faſt alle die berühmteſten erotiſchen Dichtungen des Alterthums verwebt ſind; aber ſie ſind nicht neu geworden in dieſer veränderten Behandlung, welche die ungünſtigſten Urtheile von der Poeſie des Autors zu rechtfertigen ſcheinen könnte. Wenn uns ſchon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung ſcheinen, was ſollen wir erſt von dieſer Viſion ſagen, die ſo tief unter jenen ſteht? Es iſt das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekoſtet hat, zu Ende zu leſen. Uebrigens kommen alle die allegoriſchen Perſonen des Ameto auch hier vor und zwar als ſchon bekannte. Noch einer ſonderbaren Spielerei muß ich erwähnen; die erſten Buchſtaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für daſſelbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leſer beſteht.

Unter die Producte der männlichen Reife iſt, dem innern Charakter und auch der Zeit nach, vor allen der Decamerone zu ſtellen, den ich als bekannt vorausſetze; denn die erſte Maſſe deſſelben erſchien 1353, alſo da Boccaz vierzig Jahre alt war. Auf dieſen aber iſt der ganzen Art und Behandlungsweiſe nach auch der Urbano zu beziehen; ein Roman, wo ſich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflöſen. Die Behandlung iſt durchaus dieſelbe, wie in den größern, ernſthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Maſſe behandelte, es mit einer einzelnen verſucht, oder nachher, in der Abſicht ſie mehr zu entfalten? Dann würde aber dieſe Abſicht mehr bemerklich und die Verſchiedenheit größer ſein; ich vermuthe daher das erſte. Für einen Verſuch hingegen, eine einzelne Novelle, als ein für ſich beſtehendes Werk und ganz anders, wie es dort geſchehen war, in dichteriſcher Form und in dem geliebten altmythiſchen Bilder-Kreiſe und Coſtüm zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fieſolano halten; um ſo mehr, da der darin erzählten Geſchichte von Africo und Menſola nach Mann, eine wahre zum Grunde liegen ſoll. Ein ſehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als verſificirte Novelle, als epiſch-romantiſches Gedicht von ſo kleinem Umfang, das einzige in ſeiner Art. Alſo auch Boccaz beſtätigt durch ſein Beiſpiel, was Cervantes und Shakeſpeare zur Genüge bewieſen haben, daß die Novelle auch einzeln und für ſich beſtehend muß intereſſiren können, daß es nicht gerade nothwendig iſt, eine ganze Flora derſelben in ein romantiſches Gaſtmahl und Sympoſium einzufaſſen, wie es im Decamerone ſo vortrefflich geſchehen iſt, daß es zu ausſchließend allgemeine Regel ſcheinen könnte, und bleibendes Vorbild für alle Nachfolger. Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte Stellenweiſe eine Aehnlichkeit finden mit der dichteriſchen Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Arioſt für ſeine Verskunſt ſo vieles gelernt hat; deren Styl aber doch in ſeinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italieniſchen Poeſie geblieben iſt.

Aus derſelben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, iſt einer Zeitbeſtimmung in dem Werke ſelbſt zu Folge, das Labyrinth der Liebe oder die Geißel; in ältern Zeiten ſehr geleſen, und in viele Sprachen überſetzt. Der Styl iſt vortrefflich und die Erfindung witzig; ſeine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umſtande, daß es ſich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt ſo beſtimmt rubriciren ließ. Unter dieſer Rubrik finde ich es als ein äußerſt berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im ſpaniſchen Cancionero angeführt. Boccaz erzählt in eigener Perſon, wie er vor Liebe, da er mit Spott verſchmäht ward, ſehr unglücklich geweſen ſei, ſo daß er ſich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, ſeine Selbſtgeſpräche werden ausführlich dargeſtellt, und wie er ſich endlich ſo weit beruhigt, daß er ſich entſchließt, wieder unter

Menſchen zu gehen und einige geſellſchaftliche Freuden ſich gefallen zu laſſen. Dieß beſänftigt ihn ſchon, und da er nun ruhiger einſchlummert, hat er eine Viſion, wie man ſie ſich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieſer iſt aber keine mythiſche Geſtalt, ſondern der verſtorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Perſon. Der Alte hat eben keine idealiſche Anſicht der Frauen, ſondern macht ihm eine ſolche, mit der pünktlichſten Genauigkeit ausgeführte, und ausführliche Beſchreibung von allen den geiſtigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen dieſe Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfalle gegen das Geſchlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs; doch ſcheint es, hatte perſönliche Rache, deren Boccaz in ſolchen Verhältniſſen ſehr fähig war, den größten Antheil an der Entſtehung desſelben.

Das Leben des Dante vom Boccaz empfiehlt ſich außer den intereſſanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredſamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteriſtik iſt dieſes Werk zu beurtheilen, ſondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß es als ſolche ſeine Wirkung gethan, wird am beſten dadurch bewieſen, daß Boccaz nachher von der Republik angeſtellt wurde, um Vorleſungen über das göttliche Werk des großen Dichters zu halten.

Merkwürdig iſt auch die allgemeine Anſicht der Poeſie in dieſer Schrift. Er hält ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt ſie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſei, als die eigentlich ſogenannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuthen ſollte, da er die Alten ſo weit doch ſchon kannte, und da er den Dante vor ſich hatte; ſondern er belegt auch wohl mit dieſem Nahmen den ſinnbildlichen Vortrag bloß moraliſcher Lehren. Dennoch bildet und begründet dieſer alte Begriff von der Poeſie, wie Boccaz ihn aufgefaßt hatte, eine tief eingreifende, fruchtbare Anſicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiſte ſchaal gewordnen Ausländern gekommen und von der ſogenannten kritiſchen Philoſophie zu einer Wiſſenſchaft, genannt Aeſthetik, geſtampelt worden ſind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darſtellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden iſt, und von Schonheit, wo die Idee des Göttlichen durchaus nicht mehr damit in Verbindung geſetzt wird.

Dieſelbe Anſicht der Poeſie finden wir auch in dem lateiniſchen Werke über die alte Mythologie wieder; welches übrigens außer unſerm Kreiſe liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geſchichte der Philologie und der Wiederherſtellung der alten Literatur zu erzählen wäre. Nur will ich erwähnen, daß für die Abfaſſung ſeiner lateiniſchen Schriften, die des Petrarca, fur den er eine ſo gränzenloſe Verehrung äußert, und deſſen Beiſpiel nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein ſcheinen. Auch iſt es bemerkenswerth und auffallend, wie in allen ſeinen gelehrten Werken ſein Hauptſtreben darauf gerichtet war, die alte Mythologie wieder herzuſtellen und in neuem Lichte und Leben zu verkündigen. Denn eben dieſe Idee liegt auch ſeiner Poeſie zum Grunde; wie ſich dieſes Theils in mancher nicht vollkommen gelungenen Anwendung der alten Götterſymbole und Fabeln zeigt, noch mehr aber in dem Streben, welches er mit mehreren Dichtern jener ältern Schule theilte, kund giebt, auf dem Wege der Allegorie aus dem romantiſchen Stoff ſeiner Zeit, eine neue und eigene Art von Mythologie hervor zu geſtalten. Ein Streben, an welchem viele der größten Dichtertalente in der neuern Poeſie geſcheitert ſind.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem wunderſchönen Denkmahl, welches Boccaz, wie ich oben ſagte, auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Kraft und ſeines dichteriſchen Styls der Geliebten zur bleibenden Verherrlichung ſchrieb. Es iſt eine in mehrere Bücher abgetheilte, ſoll ich ſagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta ſelber ſpricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben ſchildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerſtört worden. Dieß iſt jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über dieſe Trennung ein, ihr

Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es ſie lockt, dargeſtellt iſt; wie ſie von Eiferſucht zerriſſen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie dieſe immer höher ſteigt, und endlich nah dem Ziele ſie dennoch täuſcht: wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da ſie nie wieder von dem Geliebten hört, bis ſie ſich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es iſt ſo gut wie keine äußre Geſchichte, auch keine Charakteriſtik und überhaupt wenig oder nichts Perſönliches darin; alles iſt groß genommen und in einem allgemeinen Sinn, es iſt nur Liebe, nichts als Liebe. Das Ganze iſt durchdrungen von Sehnſucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verſchmäht iſt auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entſtehen kann, als unter der Hoheit dieſer Elegie, die würdig wäre, zwiſchen den beſten des Alterthums und den Geſängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht vorausſetzen darf, daß jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das hohe Schöne in der einfachen Compoſition eines ſeinem Inhalte nach ſo äußerſt ſubjectiven Werks mit mir übereinſtimmen könne; ſo will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verſtande lieſet, es ſogleich als das höchſte und erſte ſeines Urhebers anerkennen muß, von dem Styl nähmlich. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz iſt verſchmäht, der aus dem Wechſel des Tons und der Farbe in der Sprache entſteht; und wenn Cervantes durch die Bildſamkeit ſeiner Proſa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechſel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote iſt, zu machen verſteht, bei der Größe des Styls, zu der er ſich, ſo oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert, als Boccaz gewöhnlich, etwa im Decamerone, es vermag: ſo darf ich doch ohne Uebertreibung ſagen, daß ſich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen Künſtler der Proſa unter den romantiſchen Schriftſtellern, keine Maſſe derſelben von dieſer gleichartigen hohen Schönheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, daß das Vortrefflichſte und Größte, was der Decamerone aufzuweiſen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erſcheinen kann gegen dieſe Würde und Schönheit. Wenn das Vortrefflichſte und Höchſte in der neuern Poeſie nicht ſo oft verkannt und vergeſſen wäre: ſo würde es von dieſem Gebilde der einfachſten aber der höchſten Dichtkunſt nicht eines literariſchen Berichtes bedürfen.

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte Boccaz dieſe Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens ſtreitet nichts dagegen, daß das Werk ſogar noch vor dem Decamerone gedichtet ſein kann, und keine äußere Notiz kommt uns bei dieſer Beſtimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone ſetzen; gewiß iſt es, daß nach dieſem Werke nur, worin alles eigen und ganz ſein iſt, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beſchreibung zu geben, würde überflüſſig ſein. Die Einfaſſung des Werks muß denen, die bisher nur dieſes allein vom Boccaz kannten, nach dem, was ich von ſeinen übrigen berichtet habe, ſchon ungleich verſtändlicher ſein, da wir die allmählige Entſtehung dieſer eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, faſt geometriſch geordnete Darſtellung ſeines geſelligen Kreiſes mit einem Kranz von lieblichen Geſchichten zu durchflechten, in mehreren Stufen nachweiſen konnten. Die Charakteriſtik der Novellen müßte in's Einzelne gehen, da ja jede Novelle ihren ſpecifiſch verſchiedenen Charakter, und ihr eignes Gepräge hat; da auch viele von bedeutenden Meiſtern umgebildet ſind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des Boccaz verglichen werden, und dieſe mit ihren Quellen, die wir ſehr oft nicht finden oder nicht haben können. Jede poetiſche Erneuerung oder künſtleriſche Veränderung einer Novelle, als bleibendes Thema der Dichtung für die mannigfachſten Variationen, enthält auch ſchon eine Charakteriſtik derſelben in ſich, wo denn aus der Behandlung ſelbſt leicht hervorgeht, ob ſie richtig oder unrichtig aufgefaßt worden. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geſchichte einer einzigen Novelle von beſonderer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beiſpiels wegen, durch alle dieſe durchzuführen;

welches aber hier, wo unſre Abſicht auf einen einzelnen Meiſter beſchränkt iſt, nicht Statt finden kann. Weniger überflüßig dürfte es ſein, einige Worte zur Charakteriſtik der ganzen Gattung zu ſagen, wodurch es uns vielleicht gelingen wird, einen richtigeren Begriff derſelben zu begründen.

Ich wähle dazu einen Weg, der ſonderbar ſcheinen kann. Ich werde zuerſt ſuchen, das künſtleriſche Streben des Dichters, der mit Recht als der Erfinder dieſer Kunſtgattung und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zuſammenzufaſſen, ob dieſe etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunſtgeſchichte gefunden hat, welchem er angehört, das größere Ganze, von dem er ſelbſt nur ein Glied iſt. Man muß es mit ſolchen Conſtructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunſtgeſchichte ſind, eben ſo lange verſuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben, ſich durch mancherlei Beſtätigungen verſichern kann. Hat man nur den Geiſt der Kunſt überhaupt, von der eine Geſchichte geſucht wird und fehlt es dabei nur nicht an Ernſt und zureichendem Studium, ſo wird man ſich über ſchlechten Erfolg in dem Verſuch, die Entſtehung des wirklich Gebildeten und die innere Organiſation dieſer Entſtehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dieß nur, um die Art von Einſtimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Seher und begeiſterter Prieſter der Natur und als erleuchteter Dichter der katholiſchen Wahrheit und Wiſſenſchaft weit aus der Sphäre der übrigen italieniſchen Poeſie herausgegangen ſei, ganz außer allem Vergleich mit den andern großen Dichtern dieſer Nation ſtehe und bleibe; ſo dürfen wir, wenn wir die Poeſie derſelben als ein Ganzes betrachten wollen; was ich hier nur als bekannt und angenommen vorausſetze, weil der Beweis, daß man ſie ſo betrachten müſſe, zu tief ausholen und zu weitläuftig ausfallen dürfte; wir dürfen, ſage ich, in den Entwicklungsbegriff und die Bildungsgeſchichte der übrigen italieniſchen Poeſie jenen großen Dichter nicht eigentlich mit aufnehmen.

Aber auch Guarini iſt freier von Nationalität wie irgend ein anderer italieniſcher Dichter. Sein Kunſtſtreben geht weit ab von dem ihrigen; er geht zuerſt und zuletzt auf idealiſche Schönheit, auf eine antike Begeiſterung für dieſe, und auf die Fülle der Harmonie; nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darſtellung und kunſtreiche Vollendung in dieſer. Daher die claſſiſche Würde und Anmuth, die harmoniſche Bildung ſeiner Sprache und Form. Was man auch für das Gegentheil ſagen mag, er iſt ohne Vorgänger geweſen und ohne Nachfolger geblieben, ſteht einzig und allein da in der italieniſchen Poeſie. Die claſſiſche Schönheit der Dichterſprache im Taſſo hat einen andern Charakter und iſt ganz aufgelöst in das Element der romantiſchen Anmuth und Liebe. Selbſt die Nachbildung des Idylliſchen aus dem Alterthum nimmt bei ihm dieſen Ton an; das antike Streben iſt überhaupt nicht ſo vorwaltend in ihm, als im Guarini, und ſein ſchöner Styl iſt rein von aller Manier der National Eigenthümlichkeit.

Nicht ſo iſt es mit dem Arioſto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das ſtärkſte Gepräge jenes entſchiedenen National-Charakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren ſind einheimiſch geworden und geblieben in der italieniſchen Poeſie. Den größten Theil der Literatur derſelben füllt die zahlloſe Schaar der Nachfolger, die ſie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend ſind, wenn auch nicht ſo bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Arioſt, ja auch Petrarca gehabt hat. In dieſen Vorgängern und den beſſern Nachfolgern iſt die kunſtleriſche Tendenz mehr oder weniger dieſelbe wie bei dem Meiſter der Manier; nur die Stufe der Kunſt iſt verſchieden.

Meine Anſicht iſt alſo dieſe. Dante, ſo ſehr er Italiener iſt und ſich als ſolcher in manchen Manieren des Ausdrucks und des Charakters verräth, liegt durch den großen Umfang und den Tiefſinn der Erfindung ſeines Gedichts ganz außer den Gränzen ihrer National Poeſie. Auch Guarini iſt eine Epiſode in ihr, deren Umkreis und Inhalt und eigenthümliche National-Schranken vorzüglich Petrarca, Boccaz und Arioſto bezeichnen. Im Styl der Sprache erſcheint Taſſo faſt vollendet, und nicht mehr nationaleigenthümlich beſchränkt in ſeiner allgemein romantiſchen Schön heit; im Umfang und Gewicht des Inhalts aber, und in der Tiefe der Erfindung ſteht er nicht auf der gleichen Höhe.

Was in der Darſtellung des Petrarca künſtleriſch betrachtet, am ſtärkſten auffällt, iſt dieſer überraſchende, bewundernswürdige Grad von objectiver Kunſt und Vollendung bei einem ſo ganz ſubjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Stoff, ſo ſcheint die Darſtellung, in welcher die größte Künſtlichkeit zu beſitzen und zu zeigen, ein gemeinſchaftliches Streben jener italieniſchen Meiſter war, auf dem Verhältniß des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca iſt dieſes bis zur vollkommnen Verſchmelzung vereinigt. Arioſto neigt ſich entſchieden auf die Seite der objectiven Klarheit. Die ſubjective Beſchaffenheit oder Beziehung faſt aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dieſes an ſich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, alſo richtige Tendenz ſeiner Kunſt war, das Subjective mit tiefſter Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu ſtellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, ſo wird es begreiflich, daß ſie gerade in der Fiammetta in ihrem höchſten Glanze erſcheint. Und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit dieſem Begriff von der Tendenz des Künſtlers in Beziehung zu ſetzen; ſo würden wir einen Mittelpunkt und gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt für alle ſeine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsverſuche und zwiſchen beiden ſchwankende und ſchwebende Mittelglieder betrachten würde.

Die Novelle nähmlich iſt ſehr geeignet, eine ſubjective Stimmung und Anſicht, und zwar die tiefſten und eigenthümlichſten derſelben indirect und gleichſam ſinnbildlich darzuſtellen. Ich könnte mich auf Beiſpiele berufen und könnte fragen: Warum ſind unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle ſchön ſind, einige dennoch ſo entſchieden ſchöner? Durch welchen Zauber erregen ſie unſer Gemüth und ergreifen es mit wunderbarer Schönheit, als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerſte Tiefe ſeiner eigenſten Eigenthümlichkeit ſichtbar unſichtbar durchſchimmert, oder weil er wie in dem Neugierigen, Anſichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen, entweder gar nicht oder nur ſo ausgeſprochen werden konnten? Warum ſteht der Romeo von Shakeſpeare auf einer höhern Stufe, als andre dramatiſirte Novellen deſſelben Dichters, als weil er in jugendliche Begeiſterung ergoſſen, in ihr mehr als in jeder andern ein ſchönes Gefäß für dieſe fand, ſo daß dieſe Dichtung ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinanderſetzung, um zu zeigen, daß dieſe indirecte Darſtellung des ſubjectiven liebevollen Gefühls für manche Fälle angemeſſener und ſchicklicher ſein kann, als die unmittelbare lyriſche, ja daß gerade das Indirecte und Verhüllte in dieſer Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weiſe iſt die Novelle ſelbſt zu dieſer indirecten und verborgenen Andeutung der ſubjectiven Gefühle und Eigenthümlichkeit der Liebe vielleicht eben darum beſonders geſchickt, weil ſie übrigens in der Darſtellungsart ſich ſehr zum Objectiven neigt, und wiewohl ſie das Lokale und das Coſtum gerne mit Genauigkeit beſtimmt, es dennoch ganz im Allgemeinen hält, den Geſetzen und Geſinnungen der feinen Geſellſchaft gemäß, wo ſie ihren Urſprung und ihre Heimath hat; weshalb ſie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo das Ritterthum, die gleiche Religion und ſeine Sitte den edlern Theil von Europa noch auf das innigſte verbanden.

Aber es läßt ſich dieſe Eigenſchaft der Novelle auch aus ihrem urſprünglichen Charakter unmittelbar ableiten. Es iſt die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geſchichte; ſo erzählt, wie man ſie in Geſellſchaft erzählen würde, eine Geſchichte, die an und für ſich ſchon einzeln intereſſiren könnte, ohne irgend auf den Zuſammenhang der Nationen und der Zeiten, oder auch auf die Fortſchritte der Menſchheit und das Verhältniß zur Bildung derſelben zu ſehen. Eine Geſchichte alſo, die ſtreng genommen, nicht zur Geſchichte gehört, und die Anlage zur Ironie ſchon in der Geburtsſtunde mit auf die Welt bringt. Da ſie intereſſiren ſoll, ſo muß ſie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder anziehend ſein zu können verſpricht. Die Kunſt des Erzählens darf nur etwas höher ſteigen, ſo wird der Erzähler ſie entweder dadurch zu zeigen ſuchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die genau genommen, auch nicht einmahl eine Anekdote wäre, täuſchend zu unterhalten und das was im Ganzen ein Nichts iſt, dennoch dürch die Fülle ſeiner Kunſt ſo reichlich zu ſchmücken weiß, daß wir uns willig täuſchen, ja wohl gar ernſtlich dafür intereſſiren laſſen. Manche Novellen im Decamerone, die bloß Scherze und Einfälle ſind, beſonders in dem letzten provinziell florentiniſchen Theile desſelben, gehören zu dieſer Gattung, deren ſchönſte und geiſtreichſte der Licenciado Vidriera von Cervantes ſein dürfte. Aber da man es ſelbſt in der beſten guten Geſellſchaft mit dem, was erzählt wird, wenn nur die Art anſtändig, fein und bedeutend iſt, nicht eben ſo genau zu nehmen pflegt, ſo liegt der Keim zu dieſem Auswuchs ſchon in dem Urſprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, ſo reizend es auch als einzelne Laune des Künſtlers ſein mag, denn dieſe würde, wenn ſie förmlich conſtituirt und häufig wiederhohlt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müſſen. Der andre Weg, der ſich dem künſtlichern Erzähler, dem vielleicht ſchon die erſten Blüthen vorweggenommen ſind, zeigt, iſt der, daß er auch bekannte Geſchichten, durch die Art, wie er ſie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln ſcheine. Es werden ſich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objectiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Intereſſantes haben. Was anders ſoll die Auswahl aus der Menge beſtimmen, als die ſubjective Anneigung, die ſich allemahl auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Anſicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geſchichten ohne innern, weder hiſtoriſchen noch mythiſchen Zuſammenhang, würden wir wohl lange mit Intereſſe zuhören, wenn wir uns nicht für ihn ſelbſt zu intereſſiren anfingen? Man iſolire dieſe natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchſte Kraft und Ausbildung, und ſo entſteht jene oben erwähnte Art derſelben, die ich die ſymboliſche nennen möchte, in welcher ſich das ſubjective Gefühl in ſeiner ganzen Tiefe ausſpricht, und die wenigſtens, mag man ſie ſo oder anders bezeichnen wollen, ſich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entſteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz ſeine Eigenthümlichkeit am vollſtändigſten ausgeſprochen habe, ſo würde ich die Geſchichte des Africo und der Menſola, das Ninfale Fieſolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung ſchnell unterbrochen wird, wodurch zerriſſen, die Liebenden den Schmerzen über ſolche Trennung ſich bis zum Tode heftig überlaſſen; das ſind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und ſeiner Anſicht derſelben.

Aber noch viele andre Novellen im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verſtändlicher ſein, der ſich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poeſie bei den Neuern anfangs nur wild wachſen konnte, weil die urſprüngliche und natürlichſte Quelle derſelben, die Natur und die Begeiſterung für die unmittelbare Idee derſelben, in der Anſchauung göttlicher Wirkſamkeit, entweder gewaltſam verſchloſſen war, oder doch nur ſparſam ſich ergoß; ſo mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeſchichten für Alle, und der oftmahls auch dichteriſch behandelten Legende, die Heiligengeſchichten für die Andacht ſang oder erzählte, auch die Novelle in der neuern Poeſie nothwendiger Weiſe entſtehen, mit und für die feine Geſellſchaft der edlern Stände.

Da die Novelle urſprünglich Geſchichte iſt, wenn auch keine politiſche oder Culturgeſchichte, und wenn ſie es nicht iſt, dieſes nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angeſehen werden muß; ſo iſt auch die hiſtoriſche Behandlung derſelben in Proſa mit dem Styl eines Boccaz die urſprünglichſte und nächſte oder natürlichſte. Dieſes ſoll gar nicht gegen das mögliche Dramatiſiren aller Novellen, die einen Stoff dazu enthalten, ſtreiten; aber es kann doch demjenigen, welcher der Gegenſtand dieſes Verſuchs war, den Ruhm ſichern, als Erfinder und Meiſter der Gattung zu gelten.

2.

Nachricht von einigen ſeltneren italieniſchen und ſpaniſchen Dichterwerken; nebſt einer Charakteriſtik des Camoens und der portugieſiſchen Dichtkunſt, und Ueberſicht von den provenzaliſchen Handſchriften zu Paris.

1803.

Es iſt ein angeborner Trieb des Deutſchen, daß er auch die Fremde liebt; beſonders das Schöne der ſüdlichen Länder zieht ihn mit unwiderſtehlichem Reize an. Im Gefühl ſeiner ernſten Geſinnung und nordiſchen Kraft, ſehnt er dennoch ſich unabläſſig nach dem Glanze jener Gegenden, wie nach ſeiner alten Heimath.

Dieſe Neigung iſt ſo alt als die Geſchichte. Sie war es, welche die Schaaren der deutſchen Helden über die ſüdlichen Provinzen des römiſchen Reichs verbreitete; ſie war es, die im Mittelalter Deutſchland an Italien feſſelte, und endlich noch in den Kreuzzügen den Verſuch erzeugte, auch den Orient wieder zu beſitzen.

Gegenwärtig, da das politiſche Leben der deutſchen Nation zum Theil ganz anders geſtaltet, zum Theil in ein ruhendes Gleichgewicht verſetzt worden iſt, kann ſich jene vielumfaſſende Neigung nur noch im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt zeigen; einem Gebiete, wo keine Feſſeln die natürliche Erweiterungs- und Eroberungsſucht des menſchlichen Geiſtes hemmen.

So zeigt ſich nun jetzt der forſchende Geiſt der Deutſchen in einer edlen Raſtloſigkeit und Thätigkeit, die gleich unermüdet iſt, neue Quellen der Wahrheit und der Schönheit zu entdecken und zu ergänzen, und auch die, welche ſchon in alten Zeiten bei andern Nationen ſich ergoſſen haben, von neuem zu beleben und auf die vaterländiſchen Fluren zu leiten. Die deutſche Literatur wird nach dem gegenwärtigen Anfange zu urtheilen, in nicht gar langer Zeit, alle andren älteren Literaturen in ſich aufgenommen und ſich einverleibt haben.

In dieſem Sinne und Geiſte iſt es auch gar wohl zu loben, wenn einige vortreffliche Dichter es ſich angelegen ſein laſſen, die Schönheiten der italieniſchen und der ſpaniſchen Poeſie auf einheimiſchen Boden zu verpflanzen, da der friſche Blüthenreiz und die kunſtreiche Zierde derſelben recht eigentlich dazu gemacht ſcheinen, den nordiſchen Ernſt altdeutſcher Dichtkunſt zu ſchmücken und zu erheitern.

Eine gründliche Kenntniß jener ſchönen ſüdlichen Poeſie, die wir vorzugsweiſe die romantiſche zu nennen gewohnt ſind, iſt aber nothwendig, wenn dieſes Geſchäft glücklich von Statten gehen ſoll. Nun iſt die italieniſche und ſpaniſche Poeſie unſern vorzüglichſten Dichtern und Gelehrten auch gar wohl bekannt; indeſſen bleibt doch noch manche Lücke auszufüllen. Was der Reichthum hieſiger Bibliotheken Merkwürdiges und Seltnes zu dieſem Behuf darbietet, davon wollen wir hier einiges mittheilen; es wird ſich dann ſchon Gelegenheit finden, den Charakter und Gehalt der gelieferten Materialien noch näher zu beſtimmen, und ihnen erſt dadurch ihren eigentlichen Werth zu geben.

Ich werde dabei, weil die Geſchichte der portugieſiſchen Dichtkunſt noch nicht ſo bekannt iſt, auf dieſe beſonders Rückſicht nehmen, und das Wenige, was ich dafür aufgefunden habe, ſorgfältig benutzen. Auch die neulateiniſchen Quellen und Anfänge der romantiſchen Poeſie, dürften in der Folge von einer ſolchen Unterſuchung nicht ausgeſchloſſen ſein. Um eine nähere Bekanntſchaft mit der provenzaliſchen Poeſie und Sprache wenigſtens vorzubereiten, wollen wir auch über dieſe, wenigſtens über die dazu vorhandenen Hülfsmittel einige Nachricht anfügen.

Ich mache den Anfang mit der ſo äußerſt ſeltnen Teſeide des Boccaz, um die Lücke auszufüllen, die ich aus Mangel des Originals, in der dem Publikum ſchon früher vorgelegten Nachricht von den Werken des Boccaz, damahls laſſen mußte. Nach dem Auszuge des Granucci, durch Chaucers Behandlung derſelben Geſchichte, beſonders aber durch den Charakter des Filoſtrato von Boccaz ſelbſt verleitet, habe ich dort aus der Conjectur eine Idee von dem Werke zu geben verſucht, die einiger Berichtigung bedarf. Es iſt natürlich genug, die Teſeide mit dem Filoſtrato zuſammen zu ſtellen; beides ſind erzählende Gedichte in Ottave Rime, beides romantiſche Liebesgeſchichten in die griechiſche Heldenzeit verlegt, und beides Werke aus der früheſten Epoche des Dichters. Allein der Charakter iſt ſehr verſchieden; die Teſeide hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen Ton ſcherzhafter Ironie, womit dort der Liebeshandel des Troilus und der Creſſida erzählt iſt. Die Teſeide iſt durchaus ernſthaft, etwas trocken, und zu den ſchönſten Stellen würden eher einige von den klagenden gehören. Ueberhaupt aber ſteht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniß mit ſeinem poetiſchen Werth. Es gehört nicht zu den glücklichſten Hervorbringungen des Boccaz, und es iſt in der That nicht ſehr belohnend, ſich hindurch gearbeitet zu haben.

Die wichtigſten Arbeiten des Dichters bleiben ſonach ſeine Romane; nicht bloß der nie genug zu bewundernde Decamerone, ſondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto, als bedeutende Kunſtverſuche zu einem allegoriſch dichteriſchen Roman, und dann zu einem von großer Compoſition und im höchſten hiſtoriſchen Styl. Die Fiammetta aber, wiewohl ein kleines Werk iſt der Anlage nach, das Eigenthümlichſte, im Styl das vollendetſte.

Alle dieſe verſchiedenen Formen werden ſich als nützlich und ächt, ja als weſentlich bewähren, wenn ſich erſt der Roman ſelbſt in ſeiner ganzen Fülle bei uns weiter wird entfaltet haben, und die Mannichfaltigkeit der alten romantiſchen Geſchichten, in eben ſo mannichfaltigen Formen, neu dargeſtellt und eigen gebildet, und den ehemahligen Frühling des romantiſchen Lebens und Dichtens in ſeiner ganzen Schönheit wieder bringen wird.

Wenn die Kunſtgeſchichte ein zuſammenhängendes Ganzes iſt, in welchem nichts iſolirt betrachtet werden darf, ſo reicht es oft zur Charakteriſtik eines Künſtlers von weit verbreiteter Wirkſamkeit nicht hin, ſeine eigne Geſchichte darzuſtellen, oder die Art, wie ſeine Bildung aus den früheren Beſtrebungen hervorgehen, und an ſeine Vorgänger ſich anſchließen mußte. Auch der Einfluß, den er wiederum bei den ſpätern hatte, ſein Verhältniß zu der nachfolgenden Zeit, kann eben ſowohl mit zur Vollſtändigkeit der Charakteriſtik gehören, da das Weſentliche des Charakters mit der Stelle, die er im Ganzen einnimmt, doch immer in der nächſten Beziehung ſteht.

In Rückſicht auf die ſpätere italieniſche Poeſie iſt das Verhältniß des Boccaz gleichfalls, wie in ſo manchen andern Punkten, in entſchiedenem Gegenſatze mit dem Petrarca.

Man könnte die ſpätere italieniſche Poeſie wohl mit dem gleichen, und vielleicht mit noch mehr Recht, wie die Mahlerei, in die florentiniſche und in die lombardiſche Schule eintheilen. Zur letzten zähle ich den Arioſt, Taſſo, Guarini, alle Dichter und Dichterfreunde, die der Hof zu Ferrara verſammelte, deſſen würdige Kunſtliebhaberei in Goethe's Torquato Taſſo ſo unſterblich dargeſtellt worden. Zur florentiniſchen Schule rechne ich den Poliziano, die Pulci, den Lorenzo de Medici, und was ſich an dieſe anſchließt. Der Tendenz nach war ihre Poeſie vielleicht größer, als die jener vorhin genannten Männer, aber ſie iſt meiſt auch nur ein Streben geblieben, und eben darum nicht zu gleichem Ruhme gelangt. Der beſtimmteſte Unterſchied liegt aber im Styl. So wie jene mehr die idealiſche Schönheit der Sprache des Petrarca ſich zum Ziele geſetzt haben, ſo iſt die herbere, kühnere Behandlung der Florentiner, dem Style des Boccaz gar ſehr zu vergleichen, der in dieſer Rückſicht den ſtrengen und eher harten Charakter ſeiner Nation nicht verläugnet, da Petrarca hingegen die italieniſche Sprache faſt ganz nach fremden Muſtern bildete.

Die Sammlung der Gedichte des Michel Angelo erregte mein Intereſſe durch die Größe des Mannes ſelbſt. Doch entſprechen nur einige der Erwartung hoher kühner Eigenthümlichkeit, die man natürlicherweiſe mitbringt, wenn man dieſen Nahmen hört. Die meiſten könnten auch wohl von einem minder außerordentlichen

Manne gedichtet zu ſein ſcheinen; manche entfernen ſich faſt nicht vom Gewöhnlichen.

Der Herausgeber iſt ein Neffe des großen Künſtlers von gleichem Nahmen. Die Gedichte ſind Sonette und Madrigale, doch mit etwas abweichender Form von der des Guarini; nur wenige Canzonen. Die Verſification iſt durchaus nachläſſiger, als in den Cinquecentiſten, welche Sonette gedichtet haben; die Sprache nicht ſo durchgebildet, oft aber kühner und eigner.

Die Anfänge der ſpaniſchen, oder für jene ältere Zeit beſonders genauer zu reden, der caſtilianiſchen Poeſie, ſind ſehr einfach. Lieder in der eigenthümlichen ſpaniſchen, ganz muſikaliſchen, äußerſt zarten und wortſpielenden Form, worin es wohl nicht leicht eine andere Sprache dieſer gleich thun wird, bilden die früheſte und eigenthümlichſte Blüthe dieſes Bodens. Man könnte noch die Ritterbücher dazu rechnen, beſonders den Amadis, wegen des ſchönen Styls; auch weil ſich, wenn gleich die erſte Anlage dieſes durchaus rein erfundnen Romans den Nordfranzoſen gehören ſollte, wie ſo mancher andre romantiſche Stoff, der aber erſt durch die Deutſchen, Italiener und Spanier Form erhielt, viele andre Ritterdichtungen doch erſt in Spanien daran angeſchloſſen haben. Der idylliſche Charakter dieſer Rittergeſchichte entſpricht dem Tone der ältern ſpaniſchen Poeſie, und ihrem muſikaliſchen zarten Liedergeiſte ſehr wohl. Auch iſt die Spur jener früheren Dichtungen doch noch in der Ausbildung der ſpätern zu erkennen, wäre es auch nur in manchen Romanzen und im Don Quixote, da Cervantes ſeinen außerdem noch entworfenen ernſten Ritterroman nie ausgeführt hat.

So einfach alſo war die älteſte ſpaniſche Poeſie: Lieder und Rittergeſchichten, und zwar auch unter dieſen vorzüglich die einfachern. Wie ſticht das ab gegen den kunſtreichen, an das Ungeheure gränzenden Charakter, mit welchem die italieniſche Dichtkunſt in einem weltumfaſſenden Werke anfing, in dem alle Gelehrſamkeit damahliger Zeit vereinigt, und Poeſie von Wiſſenſchaft, Geſchichte und Weisheit nicht mehr getrennt erſcheinen.

Aber ſpäterhin beſchränkten ſich die Italiener mehr auf ihren eignen Nationalumfang, begnügten ſich nur mit dem, was ihre erſten Dichter von den Provenzalen genommen hatten, oder wagten Verſuche, den Dichtern des römiſchen Alterthums nachzueifern.

Nicht ſo in der ſpaniſchen Poeſie: ſie eignete ſich von allen Seiten her ausländiſche Formen und Reize an, die verſchiedenſten romantiſchen Elemente trafen hier zuſammen, um endlich die vollkommenſte und farbigſte Blüthe der Fantaſie hervorzubringen und zum höchſten Glanz zu vollenden.

Zwar wenn die caſtilianiſche Poeſie auch unſtreitig ſchon frühe einige Formen aus der provenzaliſch-valencianiſchen entlehnt hat, ſo iſt dieß nicht von großer Wirkung geweſen, da dieſe Formen zum Theil nachher wieder mehr aus dem Gebrauch kamen. Was die caſtilianiſchen Dichter außer der Gattung der proſaiſchen Drama's oder dramatiſirten Romans, worin die ſo berühmte und auch vom Cervantes geachtete Celeſtina, als das vorzüglichſte Werk betrachtet wird, den Portugieſen verdanken, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden, und wenn gleich die durch Boscan und Garcilaſſo eingeführten italieniſchen Sylbenmaaße und Sprachbildung von bleibenden Folgen war, die auch in den vollkommenſten Werken des Cervantes und Calderon, als ein nothwendiger Beſtandtheil des Ganzen ſich zeigen; ſo iſt doch dieſes nur eine untergeordnete Rolle gegen die Wirkung, welche die Einführung der Romanze auf die ſpaniſche Poeſie hatte, die gleichſam ihr vorherrſchender Charakter geworden iſt. Die natürliche Ableitung der Aſſonanz bei einer ſo muſikaliſch und zartdichtenden Nation aus den arabiſchen Reimarten, giebt dem Umſtande noch mehr Gewicht, daß die vortrefflichſten und zum Theil auch älteſten Romanzen, welche die letzten Zeiten des granadiſchen Mohrenreichs betreffen, eine ſo ſichtbare Partheilichkeit für die Bencerajen offenbaren, daß wir ihre Entſtehung durchaus mit dem Uebertritt dieſer großen arabiſchen Familie zur ſpaniſchen Parthei in Verbindung ſetzen müſſen. Unſtreitig aber iſt es die Romanze und die Aſſonanz, was der ſpäteren vollendeteren ſpaniſchen Poeſie jene orientaliſche Farbe gegeben hat, welche die altcaſtiliſche urſprünglich eben ſo wenig hat, als die Dichtkunſt irgend einer andern neuern Nation.

Von hiſtoriſchen Zufälligkeiten abgeſehen, kann man die Romanzen und Lieder, muſikaliſche Gedichte und mahleriſche oder farbige Poeſie, als die urſprünglich vorherrſchenden Elemente der ſpaniſchen Poeſie betrachten, aus denen ſie im Weſentlichen ganz und gar abzuleiten iſt. Romanzen und Lieder ſind dieſe Beſtandtheile; an ſich die einfachſten, kunſtloſeſten, natürlichſten Dichtarten, die es geben kann, hier aber in einer Vollendung und Zartheit, wie ſie nur die ſinnreichſte Kunſt in der geiſtigſten Sprache hervorbringen kann. Die Romanze hat vielleicht das Uebergewicht, und wenigſtens für uns hat ſie es dadurch, daß die deutſche Sprache wohl noch eher fähig iſt, die orientaliſche Farbengluth derſelben ſich anzueignen, als jene unendlich zarten muſikaliſchen Tändeleien nachzubilden.

Doch dieſe Anſicht iſt jetzt ſchon bei den Freunden der ſpaniſchen Poeſie in Deutſchland nicht mehr ſo fremd. So ſoll dieſes auch hier nur zur Einleitung oder vielmehr als eine Rechtfertigung dienen, für einige bloß literariſche Bemerkungen über den **Romançero general**; da nach jenen Betrachtungen jedem Freund der ſpaniſchen Dichtkunſt die hiſtoriſche Unterſuchung der Romanze beſonders wichtig werden muß, und damit denn auch die literariſchen Hülfsmittel dazu. Leider ſind ſie bis jetzt ſehr unzureichend. Keine von den vielen Romanzenſammlungen iſt zweckmäßig. Vor der genannten in 4to muß ich beſonders warnen, da ſie in Literaturbüchern meiſtens als die vollſtändigſte gerühmt wird. Man hat ihr dieſes Lob wohl nur wegen des Volumens ertheilt, welches in der That ſehr ſtark iſt. Sie iſt aber faſt ganz angefüllt mit einer ungeheuren Menge ganz ſchlechter Romanzen der ſpätern Zeit. Für die ältern beſſern iſt nebſt den **Guerras civiles de Grenada**, der kleine Romancero in 12mo von 1555 weit mehr zu empfehlen. *) Er ſtimmt ſo ganz mit

---

*) Eben dieſer liegt auch bei der neuen Ausgabe zum Grunde, welche unter dem Titel: „**silva de romançes viejos**“ von Jacob Grimm, zu Wien bei Mayer und Comp. im Jahre 1815 erſchienen, und jetzt Verlag des Ignaz Klang in Wien iſt.

dem Kreiſe der Anſpielungen auf alte Romanzen bei Cervantes zuſammen, daß ich glauben möchte, es ſei dieſe Sammlung diejenige, deren er ſich bediente.

Doch in einer Rückſicht iſt mir jener Romancero merkwürdig geworden. Es ſind hier und da einige idylliſche Romanzen darin zerſtreut, die nicht nur durch den Nahmen der Galatea und andre, die in dem berühmten Roman dieſes Nahmens von Cervantes vorkommen, an denſelben erinnern, ſondern auch in dem Tone der Empfindſamkeit ſelbſt und in den Antitheſen des Ausdrucks, mit den dortigen Gedichten eine mehr als zufällige Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Haben wir hier etwa einige von den „Romanzen ohne Ende," jenen *romances infinitos*, deren Cervantes unter ſeinen Jugendverſuchen, in der Reiſe auf den Parnaß erwähnt, und iſt die Galatea vielleicht erſt die zweite umbildende Behandlung eines ſchon früher von ihm beſungnen Stoffs?

Was die portugieſiſche Dichtkunſt betrifft, ſo iſt die Seltenheit der Bücher ein großes Hinderniß des Studiums, welches doch ſchon um der Sprache willen intereſſant wäre, die an ſich ſchön iſt, und zur Vollſtändigkeit des ganzen Syſtems, der aus dem verdorbnen Lateiniſchen nach mannichfacher Umgeſtaltung entſtandenen provenzaliſchen oder romaniſchen Sprachen weſentlich mit gehört. Auch in ſolchen Bibliotheken, die an ſpaniſchen Dichtern ſehr reich, und faſt vollſtändig ſind, findet man außer dem einzigen Camoëns, kaum ein oder das andre portugieſiſche Buch. Daher kenne ich bis jetzt außer einigen ſchon mit dem Uebel des franzöſiſchen Geſchmacks behafteten, und mehrentheils unbedeutenden Dichtern des letztern Jahrhunderts, und einigen von den hiſtoriſchen Werken, an denen dieſe Nation ſehr reich iſt, und außer jenem großen, überall berühmten, nur noch einen Dichter der älteren Zeit, den wegen der correcten Sprache geſchätzten Ferreyra, einen Zeitgenoſſen des Camoëns. Nach den vielen Briefen an vornehme Männer und dem Inhalte derſelben, ſollte man glauben, es ſei auch hier das Mittelmäßige dem Genie vorgezogen, ſo wie in dem benachbarten Spanien, der prahlhafte Lope den tiefſinnigen Cervantes überglänzte und der ſteife Verſtand des Ben Jonſon von vielen mehr verehrt wurde, als die Fülle der Natur im Shakeſpeare. Ferreyra leidet ſchon ſehr am Horaz, und ſein Trauerſpiel „Ines de Caſtro“ iſt kalt und tief unter dem großen Gegenſtande. Doch fehlt es hier und da nicht an einzelnen poetiſchen Gedanken, wie man ſie etwa auch in den beſten von denen italieniſchen und ſpaniſchen Cinquecentiſten findet, die ihr Heil in der Nachahmung der alten, beſonders der lateiniſchen Poeſie, und in einer Art von gelehrter Bildung ſuchten, und doch immer noch mehr Spuren von Poeſie enthalten, als jene andern, welche in noch unglücklicheren ſpäteren Zeiten denſelben falſchen Weg betraten. Nur an eine ſchöne und romantiſche Dichtung und Geſtaltung des Ganzen, iſt bei ſolchen nicht mehr zu denken.

Die portugieſiſche Sprache iſt zwar, was den Stoff, wenn ich ſo ſagen darf, oder die Maſſe der Wörter und Wortformen betrifft, der ſpaniſchen ſo ſehr ähnlich, daß es oft nur an einigen Endſylben und Partikeln ſichtbar iſt, welcher von beiden Sprachen ein Satz angehört, da die Hauptwörter dieſelbe Bedeutung haben könnten, in der einen wie in der andern. Ja, die Zahl der portugieſiſchen Wörter, die nicht auch ſpaniſch ſind, oder die eine weſentlich verſchiedene Bedeutung haben, dürfte überhaupt nicht ſehr groß ſein. Arabiſche Wörter ſind wohl eben ſo viele darin, meiſt dieſelben.

Der Charakter der beiden Sprachen iſt aber dennoch ſo grundverſchieden, daß ſie in dieſer Hinſicht eher einen vollkommenen Gegenſatz bilden. Durch die naſalen Töne könnte man im Portugieſiſchen eher eine Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſchen, wenigſtens dem ſüdlichen finden. Doch bekommt das freilich in jener Sprache, die von allen romaniſchen unſtreitig die weicheſte und die ſüßeſte iſt, einen ganz anderen Charakter. Außerdem iſt faſt überall das ſanfte Sch hörbar, in manchen Modificationen; ſehr viele O,und E der Schrift werden U und J geſprochen. Es iſt das ſo herrſchend, daß man ſagen könnte Sch, U und J ſind wie der Grundaccord dieſer Sprache; wie im Spaniſchen neben dem hart aſpirirten Gh beſonders A und O am lauteſten hervortönt.

Man könnte das Portugieſiſche in ſeiner Weichheit vielleicht dem joniſchen Dialekte der helleniſchen Sprache vergleichen, ſo wie die ſtolze Sprache der Spanier dem doriſchen, und die kunſtgebildete der Italiener dem attiſchen. Die bedeutenden Einſchränkungen, die bei dieſem an ſich richtigen Vergleich, wegen der verſchiedenartigen Nebenumſtände der alten und neuen Sprachentwicklung, zu machen ſind, kann man ſich leicht hinzudenken. Doch müſſen gleiche Veranlaſſungen überall ähnliche Wirkungen hervorbringen. Wo die in der menſchlichen Organiſation gegründeten Dialekte ſich ungehindert frei entfalten können, werden ſie ſehr ſichtbar die Spuren des klimatiſchen Einfluſſes an ſich tragen. Der Dialekt der Berge äußert überall einen entſchiedenen Hang zu dem rauh aſpirirten Gh, an den Seeküſten findet man das ſchmelzende Sch und auch die naſalen Töne; auf dem platten Lande hingegen bei ackerbauenden Völkern, eine Neigung zu den breiten Tönen und ſehr ſcharfen Accenten.

Was aber den poetiſchen Gebrauch und den Geiſt betrifft, ſo charakteriſiren die ſpaniſchen Dichter die portugieſiſche Sprache als die Sprache der Liebe und des weichen Genuſſes. Auch wird für die ſchmelzenden Gefühle, in allen Abſtufungen von der ſüßeſten Luſt bis zur tiefeſten Sehnſucht, Wehmuth und Trauer, nicht leicht eine Sprache gefunden werden, die ſich jedem Gefühl ſo anſchlöße. Sie hat für dieſe Sphäre einen Reichthum von ganz eigenthümlichen Wörtern, die durch das Feinere der Bedeutung und Beziehung und ſchon durch ihren Klang ſich wie von ſelbſt in die Seele einſchmeichelt. Es iſt eine Sprache, gegen welche in dieſer Rückſicht nicht nur das Italieniſche hart und rauh, ſondern auch das Spaniſche als herbe und nördlich erſcheint; die ſüdlichſte ſüßeſte Blüthe aller provenzaliſchen, romantiſchen Sprachen; übrigens viel einfacher, als jene beiden ſo kunſtreich ausgebildeten. Sie weiß nichts von der Abſonderung der mahleriſchen und der muſikaliſchen Beſtandtheile der Poeſie, die im Spaniſchen ſo herrſchend iſt, nichts von den Spitzfindigkeiten der muſikaliſchen Wortſpiele. Die Portugieſen haben zwar auch die ſpaniſchen Liederformen, wenigſtens die einfacheren, aber Sprache und Ton geht nur auf das Kindliche, Süße, durchaus nicht auf jene künſtlich verſchlungne Antitheſen, Anſpielungen und Alliterationen; darum lieben ſie die kürzeren Liederformen von ſechs Sylben, von welcher Art ſich im Camoens mehrere von einer unbeſchreiblichen Natur und Anmuth finden.

Auch die italieniſche Neigung zu dem Gelehrten und Alterthümlichen findet ſich hier nicht; die Proſa iſt ſehr einfach, äußerſt kurz und reich, aber ohne den mindeſten Zwang. Leichtigkeit und Anmuth ſcheint bei dieſer Nation einheimiſch in allen Gattungen.

Der Urſprung der portugieſiſchen Dichtkunſt, iſt wegen des erwähnten Mangels an Hülfsmitteln, nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch iſt ſo viel gewiß, er iſt grundverſchieden von dem Anfange der ſpaniſchen; die Romanze hat faſt gar keinen Einfluß da gewonnen, und die Lieder ſind ganz anders geformt. Die idylliſchen Dichter aus dem Zeitalter des Camoens ſcheinen den früheren italieniſchen und ſpaniſchen nachgefolgt zu ſein. Die Gattung des dramatiſirten Romans, wie die Selvagia, Eufroſina, und Celeſtina, iſt zu untergeordnet, um für die Geſchichte der Ausbildung der Poeſie viel Gewicht darauf zu legen. Dagegen werden die Chroniken einheimiſcher Geſchichte, deren die Portugieſen auch aus alter Zeit beſonders viele beſitzen, ſo charakteriſirt, daß man glauben muß, ſie gehören der Poeſie wenigſtens eben ſo gut an, als der Geſchichte; und ſo wäre ſchon in dem erſten Anfange die Ruhmbegierde, und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poetiſchen Anlage verbunden geweſen, welche innige Verbindung ihren großen heroiſchen Dichter vor allen auszeichnet. Auch werden die myſtiſchen Schauſpiele oder Autos, zu allen Zeiten ſo ſehr als Lieblingsgattung dieſer Nation bezeichnet, daß man eher vermuthen möchte, die Spanier hätten ihre eigenthümliche, von der der altengländiſchen und deutſchen Myſterien, ſo ganz verſchiedene äußerſt ſinnreiche Form dieſer Gattung, vielmehr von den Portugieſen entlehnt, als umgekehrt. Zumahl da die Geſchichte uns lehrt, daß die katholiſchen Gebräuche bei jener Nation in der alten beſſern Zeit eine beſonders heitere Geſtalt in feſtlicher Freude und dichteriſch ſinnreichen Spielen gewonnen haben mögen.

Doch dem ſei wie ihm wolle. Die Vollendung der portugieſiſchen Dichtkunſt iſt deſto deutlicher in den vollendeten Werken des großen Camoens. In ſeinen kleinen lyriſchen Gedichten finden ſich alle die Vorzüge, die ich bisher an der portugieſiſchen Sprache und Dichtkunſt überhaupt geprieſen habe; Anmuth und tiefes Gefühl, das Kindliche, Zarte, alle Süßigkeit des Genuſſes und die hinreißendſte Schwermuth; alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks, deſſen Schönheit nicht vollendeter, deſſen Blüthe nicht blühender ſein könnte; in Sonetten und Canzonen wie in Idyllen und leichten, kleinen Liedern.

Sein großes Werk iſt ein Heldengedicht, im rechten Sinne des Worts, wenn man anders den Heldenmuth und den Heldenſinn mit dazu rechnen will. So konnte nur ein Mann die Entdeckung Indiens, die größte Begebenheit der neuern Zeit feiern, der ſelbſt einen Theil ſeines Lebens, an ſechzehn Jahre in jenen Gegenden gelebt hatte. Alles in dieſem Gedichte iſt aus der Fülle der eignen Anſchauung und reifſten Erfahrung geſchöpft; ein ſolcher Teppich von unendlichem Leben, ſo reich, ſo eigenthümlich neu, und ſo raſch dargeſtellt, und dabei mit dieſer leichten Klarheit, das findet ſich nur noch in den homeriſchen Geſängen.

So kann aber auch nur ein Krieger dichten, der den Ruhm und das Leben ſeiner Nation wie ſein eignes fühlt. Ein Jugendbuch für Helden iſt es, und wenn es dem unglücklichſten und liebenswürdigſten aller Könige zugeeignet iſt, nicht mit leeren Lobeserhebungen, ſondern mit väterlichen Heldenlehren voll Begeiſtrung und Würde; ſo kann man wohl ſagen, auch das Gemüth des Dichters iſt edel und königlich.

Durch die Geſchichte iſt das Werk gewiſſermaßen ſelbſt zum Trauerſpiele geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation ſich ſo unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anſchloß, da ſie noch trunken von der Eroberung Indiens und der eignen Kühnheit, das Höchſte erreicht oder erreichbar wähnte. Als den höchſten Moment dieſer kurzen aber herrlichen Epoche kann man jenes große National-Gedicht ſelbſt betrachten, den Schwanengeſang eines untergegangenen Heldenvolks. Nur wenige Jahre nach der Vollendung des Gedichts verlor die Nation ſelbſt alle Macht und ſelbſt das unabhängige Daſein auf einen langen Zeitraum, welchen Gram auch der bejahrte Dichter nicht lang überlebte. Sie hat nie wieder die gleiche Macht und glänzende Höhe des Ruhms erreicht, und lebt ſeitdem vorzüglich in dieſem Werke noch fort, worin ein reich begabtes Gemüth ihren Ruhm ſo herrlich geſchmückt und verewigt hat.

Es darf dieſer Dichter nach der Größe ſeiner Abſicht unſtreitig neben die höchſten geſtellt werden, deren die Italiener, Spanier, oder auch die nordiſchen Völker ſich zu rühmen haben; was aber die vollendete Schönheit, und bei der innern Größe auch die äußere Blüthe und Anmuth betrifft, ſo dürfte unter den Neuern nichts Gleiches noch gefunden werden.

In ſeinem Werke iſt erreicht, wonach viele Nationen und bedeutende Dichter vergeblich geſtrebt haben: es iſt das einzige heroiſche Nationalgedicht, was die Neuern aufzuweiſen haben, wenn man auch die ſpätern Alten dazu rechnet. Das Streben des Virgilius, die trojaniſche Fabel für ſeine Römer zu einer ihnen national eigenthümlichen Dichtung zu bilden, iſt zwar löblich, aber das Intereſſe, was dieſes ſchöne Streben einflößen muß, iſt doch zum Theil nur die Theilnahme eben darüber, daß es mißlungen iſt, daß es ſo großen Schwierigkeiten hat unterliegen müſſen; ihm ſelbſt mag ſeine hohe Abſicht wohl eine Stelle unter den Dichtern verdienen, wenn gleich ſein Werk nicht gelten darf. Taſſo aber, für ſein eignes Gefühl ein ſehr liebenswürdiger Dichter, war dem großen Gegenſtande, den er gewählt hat, nicht gewachſen; er war viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß er fähig geweſen wäre, jene große Begebenheit der Kreuzzüge nach ihrem ganzen welthiſtoriſchen Umfang mit Tiefe aufzufaſſen, und ſich ganz darin zu verlieren. In ſeinem Gedichte ſind nur die Epiſoden vortrefflich und von bleibendem Werth, die uns ſein eignes ſchönes Liebegefühl darſtellen; das andre iſt mehr oder weniger ungenügend, oft ſogar matt, und nicht aus der Quelle geſchöpft. Wollen wir aber das heroiſche und das mythiſche Gedicht nicht, wie es vielleicht am beſten wäre, als zwei ganz von einander unabhängige Gattungen, ſondern als Zweige eines Stammes, als Bildungen verwandter Art betrachten: ſo darf man ſagen, das Werk des Camoens iſt überhaupt das einzige, welches nach neben Homer ein epiſches Gedicht genannt zu werden verdient. Es verſteht ſich von ſelbſt für den, der die unermeßliche Kluft und Verſchiedenheit der Zeiten zwiſchen beiden vor Augen hat und es zu erkennen weiß, daß dieſe Zuſammenſtellung überhaupt nur auf dem allgemeinſten Geſichtspunkt ſtatt finden kann. Aber auf dieſem entſpricht doch das Werk des Camoens ganz vollkommen einem Begriff, für den man oft vergeblich nach einem Beiſpiele geſucht, und eben ſo oft ſehr falſche angegriffen hat.

Auch die Erfindung des Ganzen iſt von gleicher einfacher Schönheit, wie Sprache und Darſtellung im Einzelnen. Man hat die Einmiſchung alter Fabeln in die chriſtliche Denkart tadeln wollen. Aber warum wäre ein gänzliches Vergeſſen gleichſam der alten Fabel, ein abſolutes Stillſchweigen darüber, in einem chriſtlichen Gedichte durchaus nothwendig? In welcher Zeit des Chriſtenthums hat jenes geforderte abſolute Vergeſſen der alten Fabel je Statt gefunden, oder auch nur Statt finden können? Camoens gebraucht ſie als eine ſchöne Bilderſprache für ſinnreiche Allegorie, wie auch andre Dichter und Mahler der romantiſchen Zeit oft mit mancher willkührlichen Neuerung, ſie betrachteten und gebrauchten. Sehr ſparſam iſt er übrigens damit. Und wenn er die Venus nun ſeine geliebte Portugieſen beſchützen läßt, weil ſie, wie er ſagt, den Römern am ähnlichſten ſeien; den Bacchus aber ſie anfeinden, weil derſelbe beſorgt, ihre Heldenthaten möchten ſeinen Zug nach Indien verdunkeln; wenn die Giganten ſich in dem wildeſten Meere der gewünſchten Fahrt nach dem ſegensreichen Lande widerſetzen, und die unſterbliche Thetis zuletzt auf der ſeligen Inſel das hochzeitliche Bette mit dem Helden Gama beſteigt, um die glorreichſte Beſiegung und Beherrſchung des Meeres zu feiern; ſo muß man geſtehen, daß vielleicht kein romantiſcher Dichter die alte Fabel ſo neu, ſo eigenthümlich, und doch ſo klar und paſſend gebraucht hat.

Wenn gleich er ſich nun im Anfang ganz beſcheiden an den Virgilius anzuſchließen ſcheint, ſo verläßt er doch dieſen Führer gar bald, wie der kühne Weltumſegler die Küſte der Heimath ſchnell aus dem Auge verliert. Auch in der Allegorie geht er zuletzt ganz ab, in Erfindungen, die durchaus eigenthümlich ſind; ſehr ſinnreich, wunderſeltſam, und doch ganz klar, beſonders gegen das Ende der Tiſſade. Noch mehr iſt dieſes der Fall in dem unvollendeten Gedicht von der Erſchaffung des Menſchen; welches mit in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen iſt, von andern aber ihm abgeſprochen wird.

*

Zur Kenntniß der provenzaliſchen Literatur fehlt es noch ſehr an Hülfsmitteln. Ein eigentliches Lexicon giebt es nicht, außer ein italieniſch provenzaliſches, la Crusca provenzale. Eine provenzaliſche Grammatik iſt in dem Katalogus der National-Bibliothek angegeben, wird aber ſeit mehreren Jahren nicht mehr gefunden. Die Sprache aber iſt denn doch dem Franzöſiſchen, dem Italieniſchen, und auch vorzüglich dem Spaniſchen ſo nah verwandt, daß man meiſtentheils ſchon durch dieſe Kenntniß, bei Anwendung einiger Mühe, im Stande ſein wird, den Sinn herauszubringen. Wo dieß aber nicht aushilft, bleibt das wichtigſte Hülfsmittel die Kenntniß des gegenwärtigen provenzaliſchen und languedoc'ſchen Dialekts; von welchen beiden man Wörterbücher hat.

Gedruckt iſt nur das wenige im Crescimbeni, die Stellen in der erwähnten Crusca, in Taſſoni's Schrift gegen Petrarca, und in einigen franzöſiſchen Werken zur Specialgeſchichte jener Provinzen. Alles dieſes aber ſind nur unzulängliche Bruchſtücke und kurze Stellen.

An provenzaliſchen Manuſcripten iſt ein hinreichender Reichthum vorhanden, und vielleicht ausſchließend nur hier. Ob in Italien dergleichen noch viele gefunden werden möchten, nachdem die Franzoſen einige der berühmteſten von dort mitgenommen haben, beſonders die Sammlung, welche Petrarca beſeſſen haben ſoll, iſt zu bezweifeln. Im ſüdlichen Frankreich, verſichert mich einer meiner Bekannten, der ein Provenzale von Geburt iſt,*) ſich aus Liebhaberei ſehr um dieſe Dinge bekümmert, und mir manche nützliche Nachweiſung gegeben hat, ſei durchaus nichts mehr zu finden.

Ich glaube, bei dieſer Lage der Dinge iſt es am beſten, mit einem vollſtändigen Verzeichniß der Handſchriften den Anfang zu machen, damit man ſo erſt im Ganzen einen Ueberblick der noch vorhandenen Ueberbleibſel jener Literatur erhalte, der das Studium der Sprache und Dichtkunſt der Provenzalen alsdann leiten kann.

Außer der National-Bibliothek, iſt auch die Bibliothek des Arſenals ſehr reich in dieſem Fache, da ſie den Nachlaß des Curne de St. Palaye enthält, der ſich jedoch, ſo viel ich weiß, vorzüglich und am meiſten auf die nordfranzöſiſchen Alterthümer erſtreckt.

Doch für dießmal beſchränke ich mich auf die große National-Bibliothek. Ich erinnere zuvor, daß da der Katalogus der modernen Literatur nur geſchrieben iſt, natürlich in mehreren Zeiten, von unterſchiedlichen Händen und oft undeutlich; ſo könnte doch vielleicht trotz meiner Aufmerkſamkeit mir etwas entgangen ſein. Auch kann man leicht denken, daß bei dieſer Entſtehungsart des Katalogs, er von allem Verſehen in den Nummern kaum ganz frei ſein kann. So erging es mir, da ich ſorgfältig, obwohl vergeblich nachſuchend, ob etwa noch außer der Maneſſiſchen Sammlung noch andre altdeutſche Gedichte vorhanden ſeien, noch eine Nummer fand, mit der Angabe: **Rhythmi Germanici antiqui.** Ich erhielt die verlangte Nummer, aber es war eine croatiſche Poſtille.

Das Reſultat meiner Unterſuchung auf der National-Bibliothek iſt folgendes:

Es wird kein einziges romantiſch-epiſches Gedicht in provenzaliſcher Sprache hier gefunden, obwohl eine unermeßliche Menge im nordfranzöſiſchen.

---

*) Es war derſelbe Herr Raynouard, welcher ſich ſeitdem durch das Trauerſpiel „die Tempelherren" und durch ſeine literariſchen Arbeiten, über die romaniſche Sprache und provenzaliſchen Dichter einen ſo allgemeinen und großen Ruf erworben hat.

Außer den Sammlungen lyriſcher Gedichte, den Cancioneros, findet man nur noch einige geiſtliche Gedichte und geiſtliche oder moraliſche Bücher in Proſa. Ein Pſalmbuch provenzaliſch, eine Viſion von den Tugenden und Laſtern; ein erzählendes, gereimtes Gedicht vom Leiden Chriſti; ein Breviarium d'Amor, gleichfalls alle provenzaliſch. Ein ſehr ſtarkes und ſehr deutlich geſchriebenes Manuſcript, welches die Chronik aller Heiligen enthält, bis auf Pipin und Bertha, cataloniſch; die Geſchichte des heiligen Honoratus in Proſa.

Einige von dieſen Manuſcripten ſind ſo ſchlecht geſchrieben, daß einem die Sprache ſchon ſehr geläufig ſein müßte, um ſie leſen zu können.

Sehr ſorgfältig geſchrieben, und zum Theil auch ſchön und zierlich ſind beſonders die Liederſammlungen. Auch würde es die Benutzung nicht wenig erleichtern, daß es ihrer drei giebt, nämlich provenzaliſche; eine iſt wohl vollſtändiger als die andere, doch ſind viele Gedichte in allen drei Handſchriften zu finden, wo dann die Vergleichung der Sicherheit der Lesart ſehr zu Hülfe kommen kann. Sie ſind alle drei nach den Dichtarten eingetheilt; die Chanſos, Canzons und Sirventes ſtehen für ſich. Die Dichter aber in jeder dieſer Gattungen, deren jede ihr eigenthümliches Sylbenmaaß hat, ſind chronologiſch geordnet. Die größte Sammlung enthält eine Auswahl von 120 Dichtern; eine andre nur von 60.

Außerdem iſt auch noch ein cataloniſcher Cancionero vorhanden. Er iſt im Katalog angegeben, Charles de Vianne, ſo daß man denkt, es ſei ein epiſches Gedicht. Ein Gelegenheitsgedicht, was gerade vorn ſteht, hat zu dieſem Mißverſtändniſſe Anlaß gegeben. Es iſt eine ſehr reichhaltige cataloniſche Liederſammlung, die außer den Gedichten des von Boscan und andern Spaniern oft erwähnten und geprieſenen Auſias March, den einzigen, die ſich auch gedruckt finden, noch mehrere andere enthält, faſt ohne Ausnahme in der Art von Stanzen, welche in Verſen von zwölf Sylben, bei einem weiblichen Abſchnitt in der Mitte, und von eilf bei einem männlichen, in jeder Hälfte des Verſes nach der Vorſchlagsſylbe einen Dactylus zu haben pflegen, die Reime aber in

Strophen von acht oder zehn Zeilen auf mehr als eine Art verſchlungen; und welche von den Spaniern coplas d'arte mayor genannt werden. Sie waren in der älteren Zeit bei dieſen weit gebräuchlicher, ſo wie ich auch alte portugieſiſche Verſe derart citirt fand, angeblich noch 150 Jahr vor Juan de Mena. Da indeſſen jene cataloniſchen Dichter dieſes Sylbenmaaßes ſich, wie es ſcheint, ausſchließend bedient haben, ſo dürfte man vermuthen, daß Caſtilianer und Portugieſen es vielmehr von dieſen entlehnt haben, als umgekehrt.

Die Sprache weicht merklich von der in den provenzaliſchen Handſchriften ab, aber ſie ſchien mir faſt gar nicht verſchieden von der, welche im ſpaniſchen Cancionero, die valencianiſche genannt wird, und von der einige Proben ebenfalls in der erwähnten Versart daſelbſt aufgeführt ſind.

Sonach ſcheint es beſonders zwei Hauptdialekte dieſer älteſten romaniſchen Sprache gegeben zu haben, wenigſtens für den poetiſchen Gebrauch; den provenzaliſchen und den cataloniſchen. Die cataloniſche Poeſie aber ſcheint beträchtlich jünger als die provenzaliſche.

Die vorſtehende Notiz über die provenzaliſchen Handſchriften iſt hier unverändert ſtehen gelaſſen; theils weil ſie bei aller Unzulänglichkeit doch einiges enthält, was einem oder dem andern, in Ermanglung der größern Quellenwerke, bemerkenswerth ſein kann; beſonders aber, um den damahligen Stand dieſer provenzaliſchen Forſchungen zu bezeichnen, welche ſeitdem in dem Werke von A. W. Schlegel ein höheres Intereſſe und neues Licht, in dem größeren Umkreiſe der geſammten Sprachenkunde und allgemeiner Ideen, erhalten haben; nachdem Raynouard, der ſchon damahls mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt war, und meiner erſten Anfrage darüber mit freundſchaftlicher Nachweiſung entgegen kam, nun den ganzen Quellenſchatz der romaniſchen Sprache, alten Denkmahle und Dichtkunſt in ſeinem großen und reichhaltigen Werke über die Poeſie der Troubadours zuerſt wahrhaft eröffnet

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09686/010

und allgemein zugänglich gemacht hat. Eine genauere Nachweiſung über die provenzaliſchen Handſchriften findet ſich in dem gedachten Werke: **Choix des Poésies originales des Troubadours. Vol. I. p. 440. seq.** und **Vol. II. p. CLIV — CLXII. cfr. p. 282. seq.**

Unter den hier ans Licht gezogenen poetiſchen Denkmahlen der romaniſchen Sprache, ſind nächſt den lyriſchen Gedichten, auf welche die allgemeine Aufmerkſamkeit aller Freunde der Poeſie ohnehin von jeher am meiſten gerichtet war, auch die älteſten Stücke im epiſchen Versmaaß ſehr bemerkenswerth. Denn obſchon der lehrende oder hier und da allegoriſche Inhalt dieſer Gedichte und Bruchſtücke, poetiſch genommen, nicht vorzüglich anziehend erſcheint; ſo iſt die Form deſto wichtiger, für die älteſte Epoche unſrer germaniſchen Dichtkunſt, als ein Nachhall und Abdruck ihrer metriſchen Urform im Helden-Epos. Es iſt der alte, lange, heroiſche, oft aber auch bloß in gedrängter Kürze lehrende Vers; in dem älteſten Bruchſtücke, von zehn oder eilf Sylben mit männlichem Endreime, in den etwas ſpätern aber von zwölf bis vierzehn und hier und da noch mehr Sylben, mit einem deutlichen Abſchnitt in der Mitte. Aus ſolchen Verſen ſind dann Strophen von drei, vier oder ſechs Zeilen, mit einem und demſelben mehren Theils männlichen Endreime, gebildet. In dem älteſten dichteriſchen Bruchſtücke, von der Gefangenſchaft des Boethius, iſt derſelbe Reim noch länger, bis auf zwölf Zeilen und mehr, beibehalten und fortgeführt; dazwiſchen kommen einzeln und als Ausnahme auch unvollkommene Reime vor, nach Art der ſpaniſchen Aſſonanz, von welcher wir alſo hier in der romaniſchen Sprache ſchon den Anfang erblicken. Ueberhaupt haben dieſe Verſe eine große Aehnlichkeit mit den älteſten ſpaniſchen, in dem alten epiſchen Gedicht vom Cid, und den andern von Sanchez in den **Poesias Castellanas** geſammelten älteſten Denkmahlen der ſpaniſchen Poeſie und Dichterſprache. Auch mit der oben angeführten valencianiſchen und dann in altportugieſiſchen und altcaſtiliſchen Gedichten angewandten Strophe, den **Coplas d'arte mayor**, zeigt ſich noch die auf den gleichen Urſprung deutende Verwandtſchaft. An ein eigentlich jambiſches Sylbenmaaß, wie in dem künſtlich geregelten Alexandriner der ſpätern Zeit, und wie der Hang dazu auch in dem Nibelungen Verſe ſich ſchon merklich überwiegend zeigt, iſt in allen dieſen romaniſchen Verſen wohl noch nicht zu denken, wenigſtens bei weitem nicht überall; da vielmehr, wenn dieſe ganze Eintheilung überhaupt hier ſchon vollkommen anwendbar wäre, in den altcaſtiliſchen Gedichten wenigſtens, ſo wie in der ſpäterhin daraus hervorgegangenen ſpaniſchen Romanze, der trochäiſche Gang vorherrſchend erſcheint.

Daß nun dieſer ältere, noch weniger geregelte, heroiſch freie und großartige Alexandriner, der auch in unſerm deutſchen Nibelungen Liede bei der noch vorhandenen Bearbeitung desſelben angewandt worden, nicht bloß aus dem Zerfallen des Hexameter entſtanden ſein kann, wie es einige Philologen wohl in allzu leichter Art ganz oberflächlich haben erklären wollen, zeigt ſich auf das unwiderleglichſte an eben jenen Denkmahlen der romaniſchen Poeſie. Schon das gedrängtere Maaß der Sylbenzahl gerade in den älteſten Verſen dieſer Art, ſteht damit in Widerſpruch. Beſonders aber giebt der Strophengang und der ſo oft wiederhohlte, gleiche, mehrentheils männliche Endreim, dieſem Versmaaße einen ganz andern und durchaus eigenthümlichen Charakter; und noch im Nibelungen-Liede bemerken wir, ungeachtet der Reim in der Strophe nach der Regel wechſelt, dieſen ſelben Hang, immer wieder zu dem gleichen Reime zurückzukehren und durch einen ganzen Geſang im ähnlichen Tone durchzuführen. Es läßt ſich dieſe romaniſche Reimweiſe auch auf keine Weiſe von den Arabern herleiten, obwohl auch dieſe Gedichte haben, in welchen derſelbe Reim durch das Ganze ziemlich lang durchgeführt wird; da überhaupt in den Bildern und der Farbe der Sprache, nichts Arabiſches oder ſonſt der Art Orientaliſches in dieſen romaniſchen Bruchſtücken wahrgenommen wird und der ganze Ton durchaus von anderm Charakter iſt. Da nun aber die romaniſche Sprache ſelbſt ihren Urſprung daher genommen hat, daß die lateiniſchen Worte nach der eigenthümlichen germaniſchen Ausſprache und Sprachform aufgefaßt und umgewandelt wurden; beſonders nach der gothiſchen Mundart, von deren Einfluß auf jene neue Sprachbildung bei A. W. Schlegel und auch bei Reynouard im Einzelnen manche merkwürdige Beiſpiele vorkommen; und nachdem wir auch jenen epiſchen Vers der romaniſchen Sprachen, unter mannichfachen Abweichungen, im Weſentlichen aber mit geringer Verſchiedenheit überall in den Ländern vorfinden, wo die Gothen geherrſcht und den neuen Staaten und Völkern ihren Urſprung gegeben haben; nachdem auch die altdeutſchen Gedichte und epiſchen Lieder, in welchen dieſelbe Versart noch bewahrt iſt, vorzüglich der gothiſchen Heldenſage angehören; ſo dürfte die Vermuthung wohl ſehr natürlich und ganz zureichend begründet ſein, daß wir in jenen romaniſchen Versarten eine Nachbildung der gothiſchen Verſe und Heldenſtrophe beſitzen. Wenn wir uns die ganze Structur der gothiſchen Sprache vor Augen ſtellen, ausgebildet wie ſie beim Ulfilas erſcheint, und nun wiſſen oder erforſchen möchten, welche Geſtalt und Weiſe dieſe herrliche Sprache wohl in der Poeſie und im Sylbenmaaß gehabt und genommen haben möge; ſo iſt gleich einleuchtend, daß der kurze ſächſiſche Vers, wie er auch in den nordiſchen Liedern der Edda herrſcht und in ſeine räthſelhaft gedrängte Alliteration eingefugt, noch auf dem wunderbaren Runengeheimniß beruht, in dieſer vielſylbig entfalteten und volltönend überall reich gegliederten und weit ausgreifenden gothiſchen Mundart nicht Statt finden konnte. Wie aber die germaniſche Sprache ſelbſt, aus Einem Stamm in zwei große Aeſte oder Zweige auseinander ging, den gothiſchen und den ſächſiſchen; ſo hat es allem Anſchein nach, urſprünglich zwei heroiſche oder auch lehrend magiſche Liederarten unter den Völkern von deutſchem Stamm gegeben; das große gothiſche Versmaaß, von welchem wir die Spuren in jenen älteſten romaniſchen Bruchſtücken und in dem Nibelungen Liede vorfinden, und das kurze ſächſiſche, von welchem wir unter den eigentlich deutſchen Denkmahlen im Otfried wenigſtens die herrliche allemanniſche oder fränkiſche Umgeſtaltung beſitzen, die uns noch gegenwärtig das Ohr mit magiſchem Wohllaut erfüllt, ohne doch die epiſche Würde und heroiſche Größe jener andern gothiſchen Weiſe ganz zu erreichen.

3.

Ueber nordiſche Dichtkunſt.

1812.

Die leichtern Hervorbringungen der Poeſie ſind den Blumen zu vergleichen, deren jeder Frühling wieder neue mit ſich bringt, oder auch wohl den Schmetterlingen und andern geflügelten Ephemeren, welche im Umkreiſe der Blumen ſchweben, und an Sommerabenden im Glanze der Sonne ſchwimmen und ſpielen.

Eine ſcharf ſondernde, ſtreng abwägende Kritik iſt hier nicht recht anpaſſend, und ihr Maaß kaum anwendbar auf dieſe leichten Erzeugniſſe eines glücklichen Augenblicks, Kinder des Frühlings und der Liebe. Was hilft es, ſich bitter darüber zu beklagen, daß die Witterung im Frühling und Sommer mancherlei Ungleichheiten ausgeſetzt iſt, oder ungeduldig zu werden, wenn uns oft im Genuß eines ſchönen Tages beſchwerliche Inſecten ſtören? Ertönt doch auch in unſerm Frühling die Klage der Nachtigall und das fröhliche Lied der Lerche! Zufrieden, daß nur noch nicht aller Geſang in unſern letzten Zeiten verſtummt iſt, nehme man alſo die Gaben des deutſchen Frühlings, wie er ſie eben bietet, ohne ſich ewig nach einem glücklichern und ſüdlichern Himmel vergebens zu ſehnen. Wild wachſen liebliche Maienblumen in unſern Wäldern, thöricht wäre es jedoch, ſich in dem Anblick und Genuß eines ſchönen kunſtreichen Gartens durch die ſtäte Erinnerung ſelbſt zu ſtören, wie doch eigentlich nicht Deutſchland, ſondern Perſien das Vaterland der Roſen iſt, wie dieſe oder jene Frucht und Blume unter dem joniſchen Himmel oder in Italiens Gefilden einheimiſch und nicht gleich urſprünglich es auch bei uns geweſen.

Die Jugend iſt der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer theuer bleiben. Aber mannichfaltig iſt der Sinn der Menſchen, nicht minder groß iſt die Zahl derjenigen, welchen das Geräuſch der Städte, und der reiche wechſelnde Glanz des geſellſchaftlichen Lebens höher gilt. Allerdings ſind hier auch mannichfaltigere, gebildetere, merkwürdigere geiſtige Kräfte rege, als in jenen kunſtloſen Spielen des unmittelbaren Gefühls. Alles iſt in dem lebhafteſten Kampf, jeder will gewinnen und genießen, den andern zuvorkommen, und vor den andern glänzen. Mit dem Gedränge und Getreibe eines Jahrmarkts könnte man dieſe zweite Gattung der Poeſie, welche nach dem Beifall der Geſellſchaft haſcht, und dem Geiſte der Mode dienſtbar iſt, am ſchicklichſten vergleichen; ſei es nun, daß ſie die Menge perſönlich vor ihrer Bühne verſammelt, oder bloß für die Lectüre beſtimmt, die müßigen Stunden der einzelnen Genießenden ausfüllt. Alles iſt bei einem ſolchen allgemeinen Austauſch in Leben und Bewegung, jeder will kaufen oder verkaufen. Kinder greifen nach dem erſten beſten ſüßen Naſchwerk, das ihre Blicke reizt, die Jugend meiſtens nach ſchimmerndem Putz und dem Flitterſtaat einer oberflächlichen Geiſtesbildung; neugierig drängt ſich der Haufe bald um dieſe, bald um jene Bude und Bühne. Andere, beſonders die Verkaufenden, denken nicht ſo auf den Genuß, als zunächſt auf den Gewinn, Geld und Beifall, und wie ſie die Menge täuſchen und die ſchwache Seite auch der Beſſern ergreifen und zum eignen Vortheil benutzen können. Oft ſind beide, die Kaufenden wie die Verkaufenden gleich ſehr getäuſcht, indem die Zahlung und der Beifall der Erſten nicht mehr wahren Werth hat, als das Naſchwerk des Herzens und der Flitterſtaat des Verſtandes, welchen die andern dafür geben.

Anziehend, merkwürdig und künſtlich genug iſt bei alle dem dieſer allgemeine geiſtige Verkehr. Die Wirkung, welche ein Schauſpiel, ein Roman auf ein beſtimmtes Publikum, oder gerade zu dieſer Zeit, und in dieſen Anſichten und Verhältniſſen machen ſoll, und machen kann, laßt ſich in einem gewiſſen Grade berechnen. Künſtliche Theorien und Syſteme, verſchieden und entgegengeſetzt, nach den verſchieden gewählten Standpunkten oder eingewurzelten Vorurtheilen, ſind darauf gebaut, und ſelbſt wieder Gegenſtand eines ähnlichen geiſtigen Treibens und Reibens, des lebhafteſten Kampfes und der allgemeinen Theilnahme geworden. Es liegt auch dieſe Art der Thätigkeit in der menſchlichen Natur: vergeblich alſo und auch thöricht würde es ſein, ſie unbedingt verdammen zu wollen. Zu wünſchen wäre wohl, daß auf dem poetiſchen Jahrmarkt, um in dem einmahl ergriffnen Bilde weiter zu reden, beſonders auf unſerm deutſchen, etwas mehr Ordnung und Einheit herrſchte. Ob aber dieß durch bloße Kritik erreichbar ſei, ob hier nicht eine ganz andere, moraliſche Gewalt zunächſt entſcheidend ins Mittel treten, und Ordnung hervorrufen mußte, das kann nach dem bisherigen Erfolg kaum zweifelhaft ſcheinen. Wie ſelten ſind nicht die Fälle, wo es einer durchgreifenden Kritik wirklich gelang, dem Strome der Mode Einhalt zu thun, die Täuſchungen in ihr Nichts aufzulöſen, denen jeder, wenn er auch weiß, daß er getäuſcht wird, ſich ſo gern von neuem hingiebt, um dem beſchwerlichen Ernſt der Wahrheit zu entfliehen, oder auch nur einzelne eingewurzelte Vorurtheile auszurotten.

Von dieſem Felde alſo, wo ſo leicht und ſo bald kein vollſtändig glücklicher und ſiegreicher Erfolg zu hoffen iſt, wenden wir uns lieber zu einem ungleich weniger betretenen Gebiete. Außer jener Poeſie des Frühlings und des Augenblicks; dann jener zweiten, welche der Mode dient und in der Sphäre des höhern geſellſchaftlichen Lebens ihr Weſen treibt, giebt es noch eine andere, älter als jene beiden. Es iſt die Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſelbſt, oder die Sage und Heldendichtung welche nicht bloß in dem Gebiete der Kunſt eingeſchloſſen iſt, ſondern eben ſo ſehr der Geſchichte, und zwar der Urgeſchichte des Menſchen und der Natur angehört. Im Gegenſatz der abgeleiteten Kanale jener künſtlich conventionellen, auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Erſcheinungen gerichteten Poeſie, könnte man ſie einer reinen und ſtarken Felſenquelle vergleichen; in Rückſicht aber auf den äußern Reiz und die ſinnliche Fülle, den Blätterſchmuck und Blüthenglanz derjenigen Poeſie, welche unmittelbar aus dem Gefühl des jugendlichen Lebens und der Liebe hervorgeht, mit jenen rauhen ehrwürdigen Urgebirgen, welche den einſamen Wanderer mit Erſtaunen und Nachdenken erfüllen, und unter die Rieſengeſtalten der Vorzeit verſetzen.

Hier iſt die Kritik, die aber, wie ſich verſteht, faſt durchaus Geſchichte ſein muß, ganz an ihrer Stelle und wahrhaft fruchtbar. Nicht um die großen Werke der Natur nach einem willkührlichen Maaß, oder oft allzuleichtem und vergänglichem Gewicht zu würdigen, ſondern ſie zu deuten, zu erklären, ihnen ihre wahre Stelle anzuweiſen, und ſie allgemeiner verſtändlich zu machen. Mit dem Geſchäft des Bergmannes iſt die Erforſchung und Erklärung dieſer alten Denkmahle der Sage zu vergleichen; des Bergmannes, der die Natur in ihren Tiefen beobachtet und für die andern deutet. Hier unten wurzeln und ſchlummern verborgen jene Kräfte und Metalle, das Gold und das Eiſen, welche an die Oberfläche hervorgebracht, alles in Umlauf und Bewegung ſetzen, die Fluren mit dem Segen der Fruchtbarkeit ſchmücken, oder Felder und Ströme mit Blut färben; hier ruhen verſchloſſen die erquickendſten Heilkräfte und die tödtlichſten Gifte, unſcheinbare Stoffe ferner, aus denen durch geringe Kunſt die üppigſte Mannichfaltigkeit der glänzendſten Farbenſpiele ſich entwickeln läßt; manches andere Geheimnißvolle, alles zerſtreut und begraben unter den Ruinen einer verſunkenen Rieſenwelt.

In einer ſolchen Stimmung muß man ſich den alten Denkmahlen der Heldenſage nahen, um ſie zu faſſen und zu deuten. Betrachtungen dieſer Art, wenigſtens ſo weit als das Gebiet der vaterländiſchen Dichtkunſt ſich erſtreckt, möchten wir wohl verſuchen, hier mitzutheilen. Es iſt uns dabei vorzüglich nur darum zu thun, das gediegene Metall der alten Poeſie zu Tage zu fördern. Solche die ſich ein Geſchäft daraus machen, es vielfach umzuſchmelzen, mit irgend einem mehr oder minder allgemein geltenden oder bloß willkührlichen Stempel zu verſehen und in kleinen Portionen in Umlauf zu bringen, finden ſich ohnehin ſchon genug. Seit Leibnitz und Eckhard hat die Kenntniß der deutſchen Sprache, ſeit Klopſtock und Bodmer auch die der altdeutſchen Dichtkunſt immerfort manchen Zuwachs erhalten. Beſonders aber iſt ſeit den letztern zehn oder zwölf Jahren, wie das Gefühl des Vaterlandes überhaupt von neuem erweckt und aufgeregt, ſo auch die Liebe zu unſern alten vaterländiſchen Dichtern ſichtbar allgemeiner und lebhafter geworden. Indeſſen fehlt noch ſehr viel, daß die altdeutſche Literatur ſchon vollſtändig bekannt wäre, was auch nach ihrem großen Umfange ſelbſt bei beſſern Hülfsmitteln und zahlreichern Vorarbeiten nicht leicht ſein würde. Es umfaßt dieſelbe, ſelbſt wenn man die altſächſiſchen Denkmahle ausſchließt, und nur die Werke in hochdeutſcher Sprache ſeit Ottfried dahin rechnet, und dann die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, oder den weſtphäliſchen Frieden als die Gränze und Scheidewand zwiſchen dem alten und dem neuen Deutſchland auch in der Literatur annimmt, einen Zeitraum von beinahe acht Jahrhunderten von **870** bis **1650**. Viele Veränderungen, mehr als eine Ebbe und Fluth, manche gänzliche Umgeſtaltung durchlebte der deutſche Geiſt in dieſem langen Zeitraume, und mehrere Regionen in dem weiten Gebiete ſeiner ehemahligen Wirkſamkeit ſind noch ganz unbekannt und gleichſam unentdeckte Länder. Selbſt für die Poeſie, auf welche ſich die Neigung der Forſcher und der Nation bis jetzt vorzüglich gerichtet hat, iſt vieles übrig, wo man noch weiter zurückgehen, noch tiefer aus der Quelle ſchöpfen muß, wenn deutſche Kunſt und Art, wie ſie von Alters her war, ganz richtig verſtanden, und wie ſie noch jetzt ſein kann, von neuem belebt und erweckt werden ſoll.

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germaniſchen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht bloß der Hang zur Freiheit, ſondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerſt entſprungen ſind, iſt ſchon in der nordiſchen Götterlehre und Edda einheimiſch. So viel auch der Einfluß des Chriſtenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es iſt viel von jener alten Denkart und Gefühlsweiſe, wenn gleich in neuer verwandelter Geſtalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des

Mittelalters geht dieſer Grundton gleichſam wie die nordiſche Ader hindurch, und noch ſchlagen dieſe Gefühle in den Herzen aller Völker deutſcher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutſchen und Sachſen mit den ſkandinaviſchen Völkern gemein; beide Nationen finden ſich nach ſo langer Abſonderung doch noch verwandt, und waren urſprünglich Ein Volk. Um ſo weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen ſcheinen, wenn wir die deutſche Poeſie bis zurück zu ihrer nordiſchen Quelle, der Edda, verfolgen möchten. Anders iſt es freilich mit den Celten und ihren Sagen oder Denkmahlen, die uns allerdings fremder erſcheinen und bleiben. Wenn aber auch der Geſchichtsforſcher überall Urſache findet, celtiſche und gaeliſche Stämme, Sitten und Einrichtungen von den germaniſchen ſorgfältig zu unterſcheiden, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſe beiden allerdings in ihrem Urſprung ganz verſchiedenen Nationen, vieles von einander angenommen, daß die freien nordiſchen Völker des neuern Europa überhaupt manche Eigenſchaften und Anſichten mit einander gemein hatten, daß ſie in mancher beſondern den Alten fremden Gefühlsweiſe, auch noch vor der nähern Verbindung, welche das Chriſtenthum herbei führte, urſprünglich zuſammen ſtimmten. Die allgemeine Aufnahme, welche Oſſian in den meiſten Ländern Europa's gefunden hat, die ganz beſondere Liebe, mit welcher man ihn in Deutſchland ſich angeeignet hat, kann dieß beſtätigen. Wie oft hat man nicht die ſentimentale Schwermuth des ſchottiſchen Barden, als die eigenthümliche noch aus der freien Vorzeit herſtammende Gefühls- und Darſtellungsweiſe der neuern Europäer, der klaren und heitern Darſtellung des Homer und anderer Alten entgegen geſtellt!

So viel Unrichtiges auch in dieſe Gegeneinanderſtellungen eingemiſcht worden ſein mag, ſo wenig wir auch in die Lobpreiſungen der ausſchließenden Bewunderer Oſſians ganz einſtimmen können, ſo iſt doch die Erſcheinung ſchon durch die Wirkungen, welche ſie gehabt hat, merkwürdig genug. Nachdem Macpherſons unächter und falſcher Oſſian die Welt ſo lange beſchäftigt hat, und über deſſen poetiſchen Werth oder Unwerth ſo viel iſt geſtrit ten worden, mag es nicht überflüßig ſcheinen, über den wahren und ächten Oſſian, den man uns jetzt verheißt und darbietet, einige Bemerkungen mitzutheilen, wobei wir vor allem nur ſuchen werden, erſt hiſtoriſch einen feſten Grund und Boden für die ganze Erſcheinung zu gewinnen. Die Sage gehört ja überhaupt nur zur Hälfte der Dichtkunſt, dann aber auch der Geſchichte an. Beide Elemente laſſen ſich nicht eigentlich ſcheiden, und ſelbſt für den poetiſchen Werth und Genuß alter Heldengedichte iſt es vor allem wichtig, ſich nur erſt hiſtoriſch klar zu machen, an welcher Stelle ſie in den Zeiten ſtehen, in welchem oft beſchränkten Völkerraume ihre Begebenheiten ſpielen, kurz ſich ganz in die Welt zu verſetzen, der ſie angehören und aus welcher ſie entſtanden ſind.

Nachdem der letzte verzweifelte Verſuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den brittiſchen Thron, welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, wieder zu erobern, im Jahre **1746** mißlungen war, fand die Regierung nothwendig, um ſolchen Verſuchen für die Zukunft vorzubeugen, manches in den alten Einrichtungen der Schotten zu ändern, und das bis dahin in ſeinen Sitten und Gebräuchen durchaus eigenthümliche und ſelbſtſtändige Land immer mehr an England zu binden, um die gewiſſermaßen erſt wieder eroberte Provinz mit dem Hauptlande des ganzen Reichs möglichſt zu verſchmelzen. Doch iſt bis auf die neueſte Zeit eine fühlbare und auch in den Werken des Geiſtes und der Fantaſie bemerkliche Verſchiedenheit zwiſchen der Sinnesart beider Völker geblieben. Der gewaltſam zurückgedrängte Patriotismus der Schotten mochte, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſeit jener Kataſtrophe mit deſto heißerer Liebe ſich zurückwenden zu den alten National-Erinnerungen und Sagen ſeines ehemaligen Lebens und alten Ruhms. Dieſe Stimmung hat mit beigetragen zu der aufmerkſamern Sammlung und Bekanntmachung der gaeliſchen Bardenlieder, und noch mehr vielleicht zu der Liebe und Begeiſterung, mit welcher ſie zunächſt in ihrem Mutterlande aufgenommen wurden. Bald theilte auch faſt das ganze übrige Europa dieſelbe Begeiſterung, ſo wunderbar entſprach die neue nordiſche Erſcheinung dem allgemeinen Gefühl und poetiſchen Bedürfniß des Zeitalters.

Nachdem man aus dem erſten Rauſche der Bewunderung etwas zur kältern Beſonnenheit zurückgekehrt war, fingen ſich an vielerlei Zweifel gegen die Aechtheit des Oſſian beſonders in England ſelbſt zu erheben. Sobald man nur die Gedichte des ſchottiſchen Barden in der gaeliſchen Urſprache näher unterſuchte, ward allgemein anerkannt und von allen Seiten beſtätigt, daß Macpherſon mit den alten Liedern äußerſt willkührlich, nachläſſig und überdem noch unredlich verfahren ſei. Endlich erſchienen die Oſſianiſchen Gedichte vollſtändig in der Urſprache zu London 1807 in drei Bänden, und nachdem bei uns ausgezeichnete Gelehrte und mehr als ein vortrefflicher Dichter, Denis, Herder, Goethe, Stollberg, den von Macpherſon bearbeiteten und vielfach verfälſchten Oſſian in deutſcher Sprache übertragen oder frei nachgebildet hatten, beſitzen wir nun auch durch Ahlwardt eine mit gewiſſenhafter Treue nach dem gaeliſchen Original ſelbſt gebildete Ueberſetzung (Die Gedichte Oſſians aus dem Gaeliſchen im Sylbenmaaße des Originals von Ch. W. Ahlwardt, Leipzig bei Göſchen 1811; drei Bände in 8.), nach welcher ſich jetzt zum erſtenmahle ein feſter Standpunkt und ein haltbares Urtheil über die ganze Sache gewinnen läßt.

Zwar werden in England auch gegen die Aechtheit dieſes gaeliſchen Oſſian noch ſehr viele und ſtarke Zweifel erhoben. Doch iſt die unbedingte Geringſchätzung und Herabſetzung, mit welcher die britiſchen Gelehrten ſeit der Erregung jenes Streites auf den Oſſian herabſehen, wohl nicht ganz frei von dem Einfluß des ihnen natürlichen eigenthümlichen Vorurtheiles gegen den Lieblingsgegenſtand des ſchottiſchen National-Gefühls. Wenigſtens muß ich darin dem deutſchen Ueberſetzer beiſtimmen, daß wenn es auch nicht hiſtoriſch erwieſen wäre, daß viele der Oſſianiſchen Lieder ſeit geraumer Zeit von den Barden im Hochlande abgeſungen wurden, ſchon eine innere Unwahrſcheinlichkeit, die faſt an Unmöglichkeit gränzt, dagegen entſcheiden würde, daß Macpherſon und ſeine etwaigen ſchottiſchen Gehülfen den ganzen Oſſian als eignes Machwerk durchaus untergeſchoben, ſelbſt erfunden, und allein fabrizirt haben können; wie es der Skepticismus, oder der Partheigeiſt einiger engländiſchen Gelehrten zu behaupten weit genug gegangen iſt.

Doch ſo viel muß zugegeben werden, über das Zeitalter, welchem die Oſſianiſchen Gedichte, vorausgeſetzt, daß wenigſtens Einiges darin ächt und alt ſei, angehören, iſt erſt jetzt, da wir den gaeliſchen Oſſian vor uns haben, möglich, etwas zu beſtimmen. Alle Vermuthungen und Unterſuchungen über Oſſians Zeitalter, bei welchen die Macpherſon'ſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt war, ſind als nicht vorhanden zu betrachten; denn aus mißverſtandenem Patriotismus hat ſich Macpherſon, um die Gedichte recht alt zu machen, und in die Römer-Zeit hinaufzuſchieben, ſogar erlaubt, den Text zu verfälſchen. Ein merkwürdiges Beiſpiel davon führt der deutſche Ueberſetzer (Th. III. S. 9 und 47) an. In dem Gedichte Carthonn wird ein Gegner des Fionnghal, vermuthlich irgend ein Heerführer oder kleiner Fürſt auf den Hebriden, oder am Carunn, „der Schildburg Fürſt" genannt. Jeder einigermaßen mächtige Häuptling, fügt der Ueberſetzer hinzu, heißt bei Oſſian ein „König der Schilde." Daraus hat nun Macpherſon einen „König der Welt" gemacht, und es auf den weltbeherrſchenden Cäſar Roms gedeutet. Hat der Leſer einmahl auf Glauben angenommen, daß ſich dieſer in den Oſſianiſchen Gedichten finde, ſo iſt es dann leicht, den Caracul, einen Fürſten am Carunn, in den römiſchen Caracalla zu verwandeln, und noch manche andre ähnliche Umdeutungen und Mißdeutungen herauszukünſteln. Alle dieſe, ſo wie jede den Oſſian in die Römerzeit hinaufrückende Hypotheſe, findet der Ueberſetzer durchaus unſtatthaft, und kann ſich nicht ſtark genug dagegen erklären. Ob es nun abſichtliche Verfälſchung bei Macpherſon war, oder ob er bloß aus Verblendung für die einmahl angenommene Lieblings-Hypotheſe, bei einer wie man jetzt allgemein behauptet, nicht vollkommen gründlichen Kenntniß der gaeliſchen Sprache, falſch verſtand und unrichtig überſetzte, das iſt wenigſtens für das hiſtoriſche Reſultat gleichgültig.

Genug, es ward durch dieſen Einen Grundirrthum, daß man die Oſſianiſchen Gedichte in die Römerzeit hinauf ſetzte, der ganze Standpunkt durchaus verrückt, und alles erſchien von nun an in einem ganz irrigen Lichte. Sobald aber dieſe Täuſchung wieder weggeräumt iſt, ſo dünkt mich, man könnte aus den Gedichten ſelbſt, ohne ſolche vorgefaßte Meinung betrachtet, im allgemeinen auf die Sphäre und die Zeit ſchließen, welcher ſie angehören.

Die wichtigſte Handlung, welche in den oſſianiſchen Gedichten dargeſtellt wird, und die am meiſten ein hiſtoriſches Gepräge hat, iſt die, welche den Inhalt des Fingal ausmacht. Als die größte, oder doch als eine der größten Thaten des ſchottiſchen Helden, wird hier ausführlich dargeſtellt, wie er Eirinn oder Irland gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet habe. Dieſe That liegt an ſich ganz in den Gränzen der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geſchildert, was auch ſchon daraus erhellt, daß es für eine ſo große und ruhmwürdige Heldenthat galt und beſungen ward, gegen die Macht von Lochlin ſich mit Glück nur vertheidigt und ihren Angriff zurückgeſchlagen zu haben. Dieſes nun, das Land und Reich Lochlin, und deſſen Verhältniß zu den Küſten Schottlands und Irlands hiſtoriſch zu beſtimmen, iſt der Punkt, auf welchen alles ankömmt. Lochlin ſei entweder Jütland oder Norwegen, ſagen die Commentatoren; der Ueberſetzer entſcheidet nicht zwiſchen dieſen beiden Auslegungen. Es werden allerdings auch manche Fahrten und Abentheuer an den ſchottiſchen und irländiſchen Küſten-Ländern und den dazwiſchen liegenden Inſeln von jütiſchen und däniſchen Helden und Seekönigen erzählt. Indeſſen ſcheinen alle Lokal-Bezeichnungen in dem Gedichte ſelbſt mehr auf Norwegen als auf Jütland zu zielen. Lochlin wird als ein waldiges ſchneebedecktes Felſenland geſchildert, welches ſelbſt gegen das nordweſtliche Schottland rauher und nördlicher erſcheint. Noch entſcheidender iſt der Umſtand, daß die ſchottländiſchen und die orkadiſchen Inſeln, in den oſſianiſchen Gedichten, den König von Lochlin für ihr Oberhaupt anerkennen. Dieß führt uns auf die beſtimmte Epoche des Königs Harald Haarfagre. Dieſer Gewalthaber vereinigte zuerſt Norwegen zu einem Reiche und verbreitete nach deſſen völliger Bezwingung im Jahre 875 ſeine Eroberungen ſo weit umher, daß dieſe von ihm im äußerſten, dem übrigen Europa faſt unbekannten Norden geſtiftete Herrſchaft, beinahe ſo groß und ſo übermächtig erſcheint, wie in dem mittlern und bekanntern Europa, Karls und ſeiner Vorfahren und Nachkommen Frankreich. Die vor der Alleinherrſchaft fliehenden Normänner, welche auch Island, dieſes vielbeſungene Thule und ferne Eiland, den Hauptſitz der nordiſchen Dichtkunſt, zuerſt oder doch von neuem bevölkerten, und von dort in der Folge wahrſcheinlich das feſte Land des nördlichen Amerika entdeckten, beſetzten die genannten, Schottland umgebenden, von Norwegen weſtlich gelegenen Inſeln und thaten von da aus manche Streifzüge nach Norwegen ſelbſt. Dieß veranlaßte den mächtigen König, ihnen bis in ihre Schlupfwinkel zu folgen, und jene Eilande zu erobern. Was ſich nun auch noch vor Schwierigkeiten ergeben mögen, um die Hauptbegebenheit des Fingal bis auf das Jahr hiſtoriſch genau zu beſtimmen, und die im Allgemeinen leicht begreiflichen Widerſprüche zwiſchen Liedern, die Jahrhunderte lang vielleicht bloß durch den mündlichen Geſang der Barden überliefert und erhalten wurden, und der beglaubigten, obwohl in manchem Stücke auch noch dunkeln Geſchichte zu löſen, ſo viel bleibt in jedem Falle gewiß: Lochlin iſt Norwegen und die Oſſianiſchen Gedichte gehören in das Zeitalter der Normannen. Dieß bleibt feſt, geſetzt daß ſich auch bei genauerer Sichtung eines ziemlich verwickelten Gegenſtandes, einige Scheingründe auffinden ließen, Fingals Thaten zwar wohl in die normänniſche Zeit, aber doch etwas vor Harald Haarfagre anzuſetzen, und Lochlin auf jütiſche und däniſche Seefahrer zu deuten, was mir nicht wahrſcheinlich iſt; denn auf keinen Fall könnte es einen großen Unterſchied betreffen.

Die ältere ſchottiſche Geſchichte zerfällt nach dem neueſten und anerkannt gelehrteſten Erforſcher der daſigen Alterthümer (**Chalmers Caledonia. IV. Vol. 4to. 1807**) in folgende Hauptperioden. Die erſte iſt die römiſche vom Jahre **80—446**. Dieſe gehört nicht hierher, denn ſo alt ſind Oſſians Gedichte auf keinen Fall. Dann folgt das Zeitalter der Picten, von **446—843**. Die Picten waren, wie Chalmers gegen Macpherſon und andere behauptet und beweiſt, nicht von teutoniſchem, ſondern von cambro-brittiſchem Stamme, alſo verwandt mit den celtiſchen Bewohnern von Wales und der franzöſiſchen Bretagne. Die dritte Periode endlich iſt die der Schotten. Irland war das urſprüngliche Vaterland dieſes Stammes, von welchem eine Kolonie ſich in Argyle, Fingals und Oſſians Wohnſitze niederließ. Die Oſſianiſchen Gedichte, beſonders die Haupthandlung des Fingal fallen, wie der Ueberſetzer ſagt, in eine Periode, wo Schottland und Irland, Gaeliſch-Alba und Eirinn, von „Einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt war;“ alſo nicht etwa in die letzte Zeit der Pictiſchen, ſondern durchaus in die ſchottiſche Periode, welche ſich nach Chalmers von 843—1097 erſtreckt. Von da beginnt die vierte Periode, welche der Verfaſſer die ſchottiſch-ſächſiſche nennt, wo der Einfluß der Sachſen und ihrer Kolonien in Schottland ſeinen Anfang nahm, und ſächſiſche Sitte, Verfaſſung und Sprache allmählig die Oberhand behielt.

Fingals und Oſſians Thaten und Geſänge gehören in das Zeitalter der Normannen; damit wird mit einemmahle vieles klar und leicht begreiflich, was bisher dunkel erſchien, und ein Gefühl unauflöslicher Schwierigkeit erregte. Zuerſt das gänzliche Stillſchweigen und Nichterwähnen des ganzen ſüdlichen Theils der großen brittiſchen Inſel. Die damahls in England herrſchenden Sachſen hatten genug zu ſchaffen, ſich ſelbſt gegen die Einfalle der Dänen zu ſchützen, ſo daß ſie wohl gar nicht daran denken konnten, Schottland erobern zu wollen, oder deſſen Bewohner auch nur zu beunruhigen. Beide Nationen waren ohnedem durch die Religion völlig getrennt; die Sachſen in England waren Chriſten, in Schottland iſt das Chriſtenthum ſchon von jenem Zeitraum an wohl auch verbreitet worden, aber nur allmahlig und ohne ſogleich zur allgemeinen Herrſchaft zu gelangen. In den entferntern Gegenden und Gebirgen gab es noch manche Einwohner und Herrſcher vom alten Stamme, die vom Chriſtenthum entweder wirklich keine Kunde hatten, oder auch nicht haben und annehmen wollten. Die Inſtitute der Druiden dagegen waren unſtreitig zu dieſer Zeit ſchon erloſchen. So erklärt es ſich, daß in dieſen Gedichten keine einzige deutliche Erwähnung derſelben ſich findet; wie überhaupt die dem Oſſian eigenthümliche Götterlehre, oder vielmehr der gänzliche Mangel einer ſolchen. Ein Mangel, der wohl nicht wenig beigetragen hat, dieſe Gedichte dem in ähnlicher unbeſtimmten Mitte ſchwebenden, von rohem Aberglauben ziemlich befreiten, zum geiſtigen Glauben nicht vollſtändig durchgedrungenen Zeitalter zu empfehlen und angenehm zu machen. Oſſian iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch nur der letzte ſchwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre. Außer denen im Nebel und auf Wolken erſcheinenden Geiſtern der verſtorbenen Helden, kennt Oſſian keine Gottheit, und nennt keine mit Nahmen als den Loduinn, welcher aber nicht in Schottland und Irland, nicht in Alba und Eirinn, ſondern in der Fremde, in Lochlin verehrt ward, und welchen alle Erklärer einmüthig auf den in Skandinavien noch bis in ſo ſpäte Zeiten verehrten und vergötterten Odin deuten. Es iſt, als ob das unglückliche erſterbende Volk, deſſen letzte Klagelaute wir im Oſſian vernehmen, gar keine eigene Götter mehr gehabt hätte, nur mit Sehnſucht hinſchauend nach den herrlichen Helden und Göttergeſtalten des glücklicheren ſkandinaviſchen Nordens. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch die Normannen der Dienſt des Odin auf den orkadiſchen und ſchettländiſchen Inſeln bekannt geworden, und aus der häufigen Erwähnung in den Oſſianiſchen Gedichten möchte man faſt auf eine gewiſſe Vorliebe und beſondere Verehrung des ſkandinaviſchen Gottes, wenigſtens bei dieſem einzelnen Heldenſtamme ſchließen. Fingals Geſchlecht war durch die ſteten Abentheuer und Seefahrten, in vielfache Berührung und Verbindung mit dem der ſkandinaviſchen Könige gekommen; nicht bloß in feindlichem Kampfe, auch beim Mahle der Gaſtfreundſchaft, und durch die Bande der Liebe hatten ſie einander kennen lernen, und waren ſelbſt durch Heirath noch von Trenmor, dem Ahnherrn des Stammes her verknüpft und verwandt.

„Lochlins Fürſt! ſprach Fingal des Siege
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unſern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiſete froh ſie das Horn.“

Durch dieſen bald kriegeriſchen, bald gaſtfreundlichen Verkehr mit den ſkandinaviſchen Helden, Lochlins Beherrſchern, war denn auch die Kunde vom Odin an Oſſian gekommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß bei ſo vielen Beziehungen auf Skandinavien, der nicht bloß in Sagen und Geſängen, ſondern auch in kühnen Thaten und Abentheuern ſich bewährende poetiſche Geiſt der Normannen, wenigſtens mittelbar einigen Antheil an der Erweckung der gaeliſchen Geſänge, und einigen Einfluß auf die Fantaſie der ſchottiſchen Barden gehabt habe, ſo verſchieden auch hier gaeliſche und ſkandinaviſche, wie überall celtiſche und deutſche Geſangs- und Sinnesart blieb.

Der neue Aufſchwung, welchen der Geiſt der Normannen ſeit Harald Haarfagre, wie im Frankenreich und im eigentlichen Deutſchland ſeit Karl dem Großen die Fantaſie der ſüdlicheren Abendländer nahm, hat überhaupt vielfältig auf die Entwicklung der Sage und Dichtkunſt gewirkt. Im Norden ſelbſt wurden, vorzüglich in Island, von den dahin geflohenen Normannen die Sagen vom Odin und die Geſänge der Edda jetzt von neuem erweckt und erneuert, ja auch nachdem das Chriſtenthum bis zu dem äußerſten Thule gelangte, vielleicht nur deſto eifriger erweitert und geſammelt. Diejenigen Normannen, welche ſich an Frankreichs fruchtbarer Küſte niederließen, verlernten mit der Annahme des chriſtlichen Glaubens, bald auch die Sprache ihrer Väter. Aber der aus dem Norden mitgebrachte kühne romantiſche Geiſt, blieb ihnen noch mehrere Jahrhunderte hindurch eigen. Sie haben wahrſcheinlich, wenn nicht zuerſt, doch vorzüglich, die Thaten Karls des Großen und ſeines biedern Roland in ein Gedicht verwandelt; ſie waren es, die nach England unter Wilhelm dem Eroberer das Rolands-Lied brachten, und auch an der Poeſie der Kreuzzüge haben ſie durch That und Geſang einen großen und weſentlichen Antheil gehabt.

Gehören nun die Thaten Fingals und die Geſänge Oſſians, wenn wir ihnen das höchſte Alter zugeſtehen, was ſie nur immer haben können, und ſie unmittelbar auf die Thaten folgen laſſen, in dieſes Zeitalter, an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung; ſo iſt es bemerkenswerth, daß ihre Entſtehung oder erſte Veranlaſſung ungefähr gleichzeitig geweſen iſt mit noch mehreren andern großen poetiſchen Erſcheinungen. Es fällt die ſchon erwähnte Ausbildung der Edda, ſo wie wir ſie jetzt noch haben, in Island gleichfalls in dieſe Zeit, in der auch Karls und Rolands Thaten ſchon den Stoff zu Liedern gegeben. Ungefähr zur ſelbigen Zeit ſammelte im Morgenlande Ferduſi die Sagen von den großen Königen und Rittern des alten Perſiens in ſeinem unſterblichen Heldenbuche; nicht viel ſpäter vollführte der ſpaniſche Cid ſeine Thaten, die gleich nachdem ſie geſchehen, in Heldengedichten erzählt, ſpäter in vielen anmuthigen Liedern beſungen wurden; und in unſerm Deutſchland war das Lied der Nibelungen, die Sage vom Attila und von ſeiner letzten Hochzeit, dem burgundiſchen Unglück, von den fränkiſchen und gothiſchen Helden, wo auch noch nicht in hochdeutſcher, ſo doch gewiß ſchon in ſächſiſcher Sprache vorhanden.

Alles dieß fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die „Finſterniß des Mittelalters" zu nennen pflegt. Wohl mag in Rückſicht auf das iſolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten ſo allgemeinen und ſo lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rückſicht auf die nicht mehr ſo allgemein verbreitete Gemeinſchaft der Geiſtesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geſchäfte des Tages noch bei weitem nicht mit der Geſchicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menſchheit, mit der Nacht verglichen werden: aber eine ſternenhelle Nacht war es! Jetzt ſcheint es, befinden wir uns noch in einem verworrnen und trüben Mittelzuſtande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, ſind erblaßt, und größtentheils ſchon verſchwunden, aber noch iſt der Tag nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmahl die bevorſtehende Erſcheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückſeligkeit verkündigt. Der Erfolg indeſſen hat die übereilte Verheißung keinesweges beſtätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden iſt, um zu hoffen, daß ſie bald in Erfüllung gehen ſoll, ſo iſt es wohl nur die empfindliche Kälte, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.

Bei dieſer Betrachtung der Oſſianiſchen Gedichte bin ich durchgehends von dem Grundſatz ausgegangen, ihnen das höchſt mögliche Alter, die größte relative Aechtheit zuzugeſtehen, welche ihnen nur irgend beigelegt werden, und mit der hiſtoriſchen Wahrheit beſtehen kann. Bis das Gegentheil etwa durch andere äußere Gründe erwieſen wird, ſtreitet auch in der That keine innere Wahrſcheinlichkeit dagegen, daß ein ſolcher Heldenſtamm Fingals an der nordweſtlichen Küſte Schottlands im neunten und zehnten Jahrhundert geſchichtlich exiſtirt, daß es einen Oſſian wirklich gegeben habe, der als Barde und Held ſeine eignen und die Thaten ſeines Geſchlechts ſelbſt beſungen. Wenn dieſe ſtets wiederkehrende wehmüthige Erinnerung an die abgeſchiedenen Vorfahren, die in einer beſſern Vorzeit lebten, wenn die Klage um den zu früh verſtorbenen Oscar durch die häufigen Wiederhohlungen auch einförmig und ermüdend werden, ſo bildet unläugbar die Verflechtung der Perſon des Sängers in die Geſchichte ſelbſt einen ſehr glücklichen poetiſchen Mittelpunkt für das Ganze, und trägt viel zu dem Intereſſe bei, welches daſſelbe vielen Hörern und Leſern ſo anziehend gemacht hat. Aber eben weil dieſer Umſtand ſo vortheilhaft und günſtig iſt, ſo mag wohl mancher nachfolgende Barde die einmal gegebene Form benutzt und in Oſſians Perſon weiter gedichtet und geſungen haben. Daß es urſprünglich lauter einzelne Lieder und Romanzen waren, daß die oft ſehr gezwungen herbeigeführte Einſchachtelung ſo vieler Epiſoden und die oft ziemlich verworrne Verknüpfung derſelben einer ſpätern überarbeitenden Hand angehören, wird denen als wahrſcheinlich einleuchten, welche der Entſtehungs- und Fortpflanzungsweiſe alter Gedichte bei andern Völkern nachgeforſcht haben. Auch ohne dieſe künſtliche und oft dennoch verworrne Verknüpfung, bilden die Oſſianiſchen Lieder noch ein Ganzes, durch den gemeinſchaftlichen hiſtoriſchen Inhalt, da ſie doch alle auf die Geſchichten, Abentheuer und Thaten der Familie Fingal ſich beziehen. In Rückſicht auf dieſen hiſtoriſchen Inhalt, ſo wie auf ihre Würde und Gültigkeit könnte man die ſämmtlichen Lieder in drei Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe bilden diejenigen Lieder, welche die hiſtoriſche Haupthandlung, Irlands Befreiung von dem

Angriffe der Normannen durch Fingal darſtellen und betreffen. Dieſe ſind wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.

In die zweite Klaſſe gehören die älteren, jener Haupthandlung vorangehenden Abentheuer und Fahrten nach Norwegen, und dann die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes „Temora“ ausmacht. So wenig auch hier eine innere hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit gegen das Ganze ſtreitet, ſo kann es doch auch leicht geſchehen ſein, daß von dieſen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, bloß hinzugedichtet worden; nicht bloß das ſpätere, ſondern auch älteres. In der Poeſie ſind die Väter oft jünger als ihre Söhne; iſt eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmahl gegeben und im Geſange beliebt geworden, ſo werden ihm von ſpätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Vater, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugeſellt, und es wird an dem erſten Gedichte immer weiter fortgedichtet. Derſelbe ſich an das Gegebene anſchließende und nachahmende Bildungstrieb, der ſich in Zeiten der künſtlichen Poeſie durch die Nachbildung aller Formen und Manieren äußert, wirſt ſich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter auswickelnd und fortſpinnend, oft noch lange nachdem der urſprüngliche Geiſt verflogen, die erſte Kraft ſchon erloſchen iſt. In die letzte Klaſſe der Oſſianiſchen Gedichte gehören wohl alle die übrigen einzelnen Abentheuer, beſonders die als Epiſoden ſo häufig eingeflochtenen tragiſchen Liebes und Mordgeſchichten. Dieſe letzten haben ſchon eine ziemlich ſtarke Aehnlichkeit mit den ſpätern ſeit Percy ſo häufig geſammelten ſchottiſchen Balladen, die meiſtens auch eine blutige Kataſtrophe lieben. Nur herrſcht in dieſen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen ſich einzeln, obwohl der düſtere Nationalgeſchmack noch derſelbe iſt, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der chriſtlichen Ritterſitten. Wir wenden uns jetzt noch mit einigen Worten zur Edda, auf welche uns ſelbſt die Betrachtung des Oſſian einigemahl hinführte, und die gegenwärtig in Dänemark lebhafter als jemahls, die Forſcher und Dichter beſchäftigt, und für die uns jetzt auch in Deutſchland, von Gräter, van der Hagen, Grimm, mancher ergänzende Nachtrag, und manche erhellende Bearbeitung angekündigt und zum Theil ſchon geliefert worden.

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unſerer nordiſchen Vorwelt neben den höchſten Urkunden alter Poeſie der ſüdlichen Völker eine Stelle verdient, ſo iſt es nebſt dem deutſchen Nibelungen-Liede wohl die isländiſche Edda. Jene geiſtigere Naturverehrung, welche den ſinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, ſtrömt hier in unſerer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weiſſagenden Geſängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geſchlechter von Dichtern mit dem heilſamen Trank und Labſal wahrhafter Begeiſterung zu verſorgen. Man könnte dieſe geiſtige Naturverehrung, die ſich obwohl mit üppigern ſüdlicheren Farben auch in dem perſiſchen Zendaveſta mit mancher auffallenden Uebereinſtimmung wiederfindet, im Gegenſatz der leichtern, und bei aller Schönheit der äußern Form im innerſten Grunde doch eigentlich materiellen griechiſchen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, ernſte und ſtrenge Heidenthum nennen; dasſelbe, welches auch unſere germaniſchen Vorfahren beſeelte.

Eben ſo weit als das Homeriſche Weltgemählde an Klarheit der Darſtellung, und an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens, die Nebelwelt und Schattengeſtalten des Oſſian übertrifft, eben ſo hoch iſt auch die nordiſche Edda über den Heſiodus erhaben. Oder mit andern Worten, in Rückſicht auf die kunſtvolle und geiſtreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern ſinnlichen Geſtaltung und Form kann keine andere Mythologie, Poeſie und Kunſt mit der griechiſchen verglichen werden. Was aber die innere Natur-Anſicht, den eigentlichen Grundgedanken der griechiſchen Götterlehre betrifft, ſo muß dieſelbe hierin dem perſiſchen Zendaveſta und der Edda unſerer Vorfahren weit nachſtehen. Die Theogonie der Griechen beruht bloß auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, welche unter vielfältigen oft ſehr ſinnlichen und materiellen Symbolen dargeſtellt ward, und auf dem Begriff von dem ewigen Wechſel des Haſſes und der Liebe, der Anziehung und Abſtoßung des Eros und des Eris beruht, als dem Grundgeſetze der aus dem alten Urgrunde in ihr Nichts ewig kreiſenden und zurückkehrenden Naturkraft. Die ſpätere Atomenlehre, von welcher der Materialismus der Neuern ſeine Molecülchen entlehnt hat, lag ſchon deutlich in dem alten Chaos der Kosmogonie. Einzelne Weltweiſe nur erhoben ſich unter ihnen, mit Verwerfung und Verabſcheuung der alten vaterländiſchen Götterlehre, zu einem höhern Begriff von dem unter der äußern groben Hülle und todten Maſſe verborgenen einfachen Grundweſen der Natur; welches ſie bald als Waſſer, als Flamme, oder alles belebende Luft bezeichneten und verehrten, ohne doch das Licht, als das reinſte von allem, was bloß Natur iſt, als ſolches zu erkennen; ohne auch dem Waſſer oder dem Feuer alle die geiſtigen Eigenſchaften, Bedeutungen und Kräfte beizulegen, welche die perſiſche und nordiſche Kosmogonie in ihnen findet. Die Verehrung der Elemente, bei den Perſern und Germanen der weſentlichſte Theil ihrer Götterlehre, iſt überhaupt der reinere und geiſtigere Theil des alten Naturglaubens, und nicht zu verwechſeln mit dem rohen, bei den Griechen ſo allgemein herrſchenden Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entſtehen läßt, und die Natur in ihrer unerſchöpflichen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit bloß als ein unendliches Thier begreift. Jene geiſtigere Anſicht der Natur nun war dem größern Theile der Griechen bei aller ihrer ſinnreichen Künſtlichkeit fremd und verborgen; gemein aber war ſie den, ungeachtet der klimatiſchen Verſchiedenheit auch ſonſt noch durch Sprache und manche Lebenseinrichtung und Sitte verwandten Perſern und Germanen.

Tragiſch allerdings iſt auch die Edda, wie denn jede Naturverehrung und Naturbetrachtung allein und ohne vollſtändige Gotteserkenntniß in geſunden und ſtarken Seelen nothwendig auf eine durchaus tragiſche Weltanſicht leitet. So ſind auch die größten unter den Dichtern des Alterthums, ungeachtet aller äußern Klarheit und Heiterkeit der Darſtellung, im innerſten Gefühl, wie oft bemerkt worden, tragiſch. Das Licht der Hoffnung und der wahren Freude kann auch in der Poeſie und in den Spielen der Einbildungskraft allein ausſtrahlen von jener Sonne der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe, welche den Alten nur ſehr unvollkommen bekannt, und größtentheils verhüllt war.

Tragiſch alſo iſt die nordiſche Götterlehre, aber von ganz anderer Art freilich iſt dieſes Tragiſche als die düſtre Melancholie des nebelvollen und meiſtens gedankenleeren Oſſian. Gefallen iſt Balder, der liebenswürdigſte unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin ſelber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finſterniß: ſo weiſſagen alte Seher, während er ſelbſt noch die edelſten unter den ſterblichen Helden durch einen frühen Tod in ſein Walhalla verſammelt, um deſto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entſcheidung, den auch er vorausſieht, ohne ihm entfliehen zu können. Dieſes Tragiſche der nordiſchen Götterlehre aber wirkt um ſo inniger, um ſo ſanfter und rührender, weil auch wieder ſo viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt iſt.

Indeſſen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordiſchen Alterthums geleiſtet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenſtand des unmittelbaren poetiſchen Genuſſes. Es bedarf hier, als Mittelsperſonen ſolcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande ſind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verſtändlichen und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl anſprechenden Dichtungen allen anſchaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiſte wahrhaft beſeelte Dichter und Skalden rühmt ſich Dänemark auch jetzt noch zu beſitzen, wie denn unſtreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poeſie bei den andern Völkern Europa's ſchon zu erlöſchen und zu erſterben ſchien, keine andere Nation nächſt der deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorgebracht, die Poeſie ſo lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die däniſche.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimiſchen Dichter der Quelle in mancher Hinſicht näher ſtehen, und wenn man ſie auch nur als Wegweiſer zur Edda betrachten will, ſo würden ſie ſchon als ſolche ſehr ſchätzbar ſein und allen Dank verdienen.

Ein geiſtvoller däniſcher Schriftſteller, Grundtwig, deſſen Werk: „Nordens Mytologi eller Udſigt over Eddalaeren, 1808“ als eine belehrende Einleitung in dieſes ganze Studium betrachtet werden kann, giebt uns folgende kurze und reichhaltige Schilderung der neuern däniſchen Dichtkunſt, in ſo fern dieſelbe auf die nordiſche Götterlehre ſich bezieht.

„Ewald dichtete ſeinen Balder, und eine dunkle Ahnung von der Herrlichkeit des Nordens ſprach ſich in dieſem Gedichte aus; aber der Dichter ſelbſt ſtand außerhalb der Welt, die er darſtellen wollte, und deßfalls konnte er von denen um ſo leichter begriffen werden, die gleichfalls außer ihr ſtanden.“

„Der männliche Bram fand, daß Thor doch wohl anders ausſehen möge in der Natur als in jener Umgebung, in welcher er ſelbſt leben und ſeine Weiſen ſingen mußte. Er ſah die Kraft des Nordens im Stärkodder ſich entfalten, und oft hat es mich geſchmerzt, daß er ſich abwandte von

„Der Muſe, die einſt die Skalden des Nordens
Begeiſtert zum kunſtloſen freien Geſang,
Von Kämpfen, und wie ein Held oft bezwang
Die felshohen Rieſen;“

denn er, rund um ſich her ein weichliches und entartetes Zeitalter erblickend, mußte in die leider wahre Betrachtung ausbrechen:

„Kein Herz wird Dein rauſchender Klang gewinnen!
Wer achtet's, wenn Deine Donner beginnen?
Sie fürchten und flieh'n Dich, und ehren Dich nicht.“

„In dichteriſcher Verzweiflung wandte er ſich nun auf die Seite des klaren Verſtandes, und obwohl er zu viel Dichtergeiſt in ſich hatte, um dieſem kalten und rauhen Schulmeiſter immer zu gehorchen, ſo verſchloß ſich doch nun ſein Auge vor den herrlichen Geſichten, welche ſonſt auf dem Punkte, wo er ſtand, ohne Zweifel ſich ihm hätten enthüllen müſſen.“

„Was ſoll man ſagen von den übrigen, welche zu der Periode gehören, die man bisweilen nicht erröthete, das goldene Zeitalter der däniſchen Poeſie zu nennen; vielleicht weil ſelbſt das reinſte Gold in ihr Glanz und Gewicht verlor. Eine Periode, wo alle, welche einen gereimten, oder reimfreien Vers ſchreiben konnten, oder zur Noth ein ſangbares Lied, ſich ſelbſt untereinander recht ſtattlich als Dichter und Skalden begrüßten. Was konnte der Norden von ſolchen erwarten! Er hatte Urſache, ſie zu fürchten, denn einige von ihnen wollten in Ewalds und Prams Spuren treten, und verſahen ſich zu dieſem Endzweck mit geringeren oder größeren Ladungen von Götternahmen und Fabelworten. Wenn ſie ſich dann recht in ihrer Kraft zeigen wollten, ſo ſtreuten ſie dieſe blindlings und auf's Gerathewohl umher; überzeugt, daß wo ſie auch hinfallen möchten, es immer an der rechten Stelle ſein würde. Die Leſer, welche Sinn hatten für das wahrhaft Große und Schöne, mußten ſich mit Ekel wegwenden von dieſer mythologiſchen Spielerei. Während die preiswürdigen Säemänner erſchrocken und beinahe verſteinert da ſtanden, daß die leeren Hülſen in dem Schutt nicht aufwachſen und hundertfältig Früchte tragen wollten, entſtand das unglückliche Vorurtheil, daß die nordiſche Götterlehre wohl nur ein leerer Wörterkram ohne Bedeutung ſein müſſe; weil man ſie ſo lange, und das zwar ohne Widerſpruch zu finden, als einen ſolchen auftreten ließ.“

„Baggeſen war zu ſehr Dichter, um jenen ähnlich zu ſein, welche ſich aus den Redensarten der Edda Stelzen zuſammenſtückten, damit man ſie für groß halten ſollte. Und doch, mit Schmerz erkenne ich es, muß die Beleidigung, welche er den Göttern des Nordens anthat, faſt für größer gehalten werden, als die jener andern, denn er konnte beleidigen, und that es, indem er die alten Götter willkührlich, als wären ſie ſein Eigenthum, behandelte, ihnen die Narrenkappe aufſetzte und ſie dem großen Hauſen zum Gelächter Preis gab.“

„So ſtanden die Götter unſrer Väter mit abgefallnen Kronen und zerbrochnem Scepter da, bis der Skalde Oehlenſchläger es von neuem wagte, ſie da aufzuſuchen, wo ſie ſtehen und in einem Glanze ſtrahlen, den kein Schatten verdunkeln, und kein Schleier dem Auge des Dichters verbergen kann. Wohl glaubte er ſie bisweilen auch da zu finden, wo nur ihre Schattenbilder waren; wohl hat er ihnen bisweilen einen fremden, mit dem Golde des Südens durchwirkten Purpurſchmuck geliehen, den ſeine eigne künſtliche Hand webte, weil er allzu eilfertig den ihnen eigenen überſah. Aber was er bis jetzt nicht ſah, das wird er gewiß in der Folge ſehen, denn er kann es; und geſchähe es auch nicht, ſo würde ihm doch ewig der Ruhm bleiben, daß er der Erſte war, welcher den Norden wieder für ſeine Götter begeiſterte und ihnen eine Tracht verlieh, welche ihre Hoheit verkündete.“

Wir können dieſem Nahmen auch noch den des Beurtheilers Grundtwig ſelbſt hinzufügen, der ſich in ſeinem Gedichte von Freys und Gerda's Liebe, als Dichter im vollſten Sinne des Worts bewährt hat.

Dieſen däniſchen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutſchen Skalden zugeſellen. Es iſt der „Held des Nordens,“ vom Freih. Friedrich von Fouqué, von dem ich rede. In dieſem vom Geiſte Odins beſeelten und durchdrungenen Werke, ſtellt ſich die nordiſche Dichtkunſt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Geſinnung, in welcher das Werk gedichtet ward, ſpricht ſich am beſten in folgenden Verſen der Anrede aus:

„Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längſt ſtatt trübem Morgenroth
Des Tages warmer Sonnenſchein umleuchten.
Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet Ihr,
Und ſchnitt Euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'ſcher Sitte.“

Das Gedicht enthält in drei dramatiſchen Darſtellungen die vollſtändige Sage vom Sigurd nach den ſkandinaviſchen Quellen.

dienſt im Einzelnen weiter ausführlich zu entwickeln, wenden wir unſer Auge auf das Werk ſelbſt.

Vergleichen wir nun die Teutſchen Nibelungen mit dieſen nordiſchen, ſo beſteht der Vorzug des deutſchen Gedichts in dem ſanfteren Geiſte der chriſtlichen Ritterſitte, welcher das Ganze wohlthätig umſchwebt und das Einzelne mildert. In den nordiſchen Nibelungen dagegen fühlt ſich eine tiefere Bedeutung und Ahnung der Natur. Unmittelbar aus der Quelle rauſcht hier ein Strom von Wehmuth, Sehnſucht und Liebe an uns vorüber und weckt die alten Erinnerungen. In Flammen thront die Helden-Jungfrau, Sigurds erſte Geliebte. Nachdem Unheil und Rache alles vertilgt und verſchlungen hat, ſtrahlt noch über der wüſten Stätte des vollendeten Trauerſpiels, wie ein milde verſöhnendes Licht neuer Hoffnung, Aslanga empor, das Kind der herrlichſten Liebe, durch wunderbare Fügung nachmahls die junge Königin des däniſchen Helden. Brynhildis vor allen, die nordiſche Geſtalt, tritt herrlicher hier hervor, als in dem deutſchen Gedicht; in dieſem dagegen erſcheint Attila nicht ſo abſchreckend furchtbar und grauſam, ſondern in einem vielleicht für die Geſchichte allzu günſtigen Lichte. Der edle milde Rudiger ſtellt uns einen Ritter und chriſtlichen Helden dar, wie das nordiſche, in der innerſten Anſicht und Geſinnung wirklich noch ganz heidniſche Gedicht ihn gar nicht kennt und nicht darbieten kann. So haben beide Darſtellungen der Einen Sage eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Localfarben.

Wie kam aber überhaupt der nordiſche Sigurd in jene urſprünglich doch am Rhein unter fränkiſchen und burgundiſchen Helden, und in Attila's Reiche an der Donau ſpielende Geſchichte? Hierauf läßt ſich etwa folgende Antwort geben. Urſprünglich mochte die Sage von den Nibelungen und vom Attila, zuerſt wohl in gothiſchen Liedern beſungen, dann auch lateiniſch niedergeſchrieben, oder in ſächſiſcher Sprache nachgedichtet, auf jenen Kreis beſchränkt ſein. Im Laufe der Zeiten aber konnte begreiflicher Weiſe manches anfänglich nicht dazu Gehörende hinein verwebt werden. Der däniſche Held, welcher im ſüdlichen Jütland herrſchte, war doch eigentlich den nördlichen Deutſchen, beſonders den Sachſen, ſo fremd und entlegen nicht. Selbſt jener Siegfried, welcher den Wittichind, den Heerführer der Sachſen, in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, bei ſich aufnahm und ſchützte, konnte die Erinnerung an den ältern Siegfried erwecken, und überhaupt den Ruhm dieſes Nahmens und der jütiſchen Helden auch unter den Sachſen und Deutſchen zu verbreiten beitragen.

Es möchte dann vielleicht durch einen frühern und nicht ganz ſo ſtarken aber ähnlichen Anachronismus, wie in die letzte in Oeſterreich vollendete Geſtaltung des Nibelungen-Liedes in hochdeutſcher Sprache, der dort einheimiſche Lieblingsheld Rudiger, ſo in eine ältere vielleicht ſächſiſche oder ſonſt norddeutſche Abfaſſung des Gedichtes, der jütiſche Sigurd aufgenommen worden ſein. Ein Anachronismus bleibt es immer: denn was die nordiſche Sage auch von dieſem Sigurd Fabelhaftes erzählt, er erhält ſeine ziemlich beſtimmte hiſtoriſche Stelle durch die Vermählung ſeiner Tochter Aslauga mit dem däniſchen König Regner Lodbrok vom Jahre **730 794**. Wenn dem Sigurd Ring, dem König der Dänen, welcher unmittelbar vor Regner Lodbrok herrſchte, ſelbſt in der Geſchichte einiges beigelegt wird, was offenbar dem andern jütiſchen Sigurd, dem fabelhaften Drachentödter, Faffnersbane, gehört, und aus der deutſchen Sage entlehnt iſt; ſo kann man die Aehnlichkeit und Vergleichung noch weiter fortführen, und ſich daran erinnern, wie es allerdings auch nicht leicht ſein dürfte, durch Sage und Geſchichte hindurch, zwiſchen den beiden öſterreichiſchen Rudigern immer zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, was jedem von ihnen gebührt. Anachronismen dieſer Art finden ſich auch in den Heldengedichten der Alten, und zwar aus ähnlichen Gründen einer nationalen Vorliebe, oder einer wenn gleich poetiſchen doch zugleich auch patriotiſchen Abſicht. Bekannt iſt das Beiſpiel vom Aeneas und der Dido, welche der Dichter in Liebe vereint, während der trojaniſche Held in der Geſchichte doch um einige Jahrhunderte älter iſt als ſeine Geliebte. Es würden ſelbſt in den Homeriſchen Gedichten vielleicht ſich ähnliche Anachronismen finden, wenn wir eben ſo gut im Stande wären, dieſe Lieder geſchichtlich zu commentiren, als es uns oft leicht fällt, ſie kritiſch zu meiſtern.

Die nordiſche Sage, wie glücklich auch die von ihr erfüllten und ihr folgenden Sänger ſie verjüngen, und wie anſchaulich ſie dieſelbe auch darſtellen mögen, bleibt doch immer nur Sage, Erinnerung alter Zeiten, Nachhall der Vorwelt. Was das Weſentliche darin iſt, der daraus athmende freie Naturgeiſt, die in unſer aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordiſche Gefühlsweiſe, das tritt uns viel näher noch im Shakeſpeare entgegen, greift unmittelbar ein in unſere Welt, und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht iſt er deßhalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, ſondern überhaupt aller Völker von germaniſcher Abkunft: ausgenommen, wo man hier und da durch einen angelernten ausländiſchen und undeutſchen Modeſinn dem angeſtammten Charakter der Nation und dem eignen beſſern Gefühle ſchon untreu geworden iſt.

Was ſoll man viel zum Lobe dieſes großen Künſtlers anführen? Er iſt ein Mann unter den Dichtern, während ſo viele derſelben das ihnen gern geſtattete Vorrecht ewiger Jugend oder Kindheit nur allzu buchſtäblich annehmen, benutzen oder mißbrauchen. Von ihm kann es heißen, wie Hamlet von dem alten Könige ſagt:

> „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
> Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſeh'n.“

Selbſt dem Kinde klar und verſtändlich, für die Jugend anziehend und wundervoll, bleibt er vorzugsweiſe der Freund und Lebensgefährte des Mannes, der Vertraute ſeiner Gedanken und ſeiner ernſteren Gefühle. Treu begleitet der Dichter ihn noch über die Mitte des Lebens hinaus, wenn ſchon manche andere Geſellſchafter, die uns in der Jugend anzogen, leer erſcheinen, und wir nicht mehr recht begreifen können, warum ſie uns ſo wohl gefielen. Dieſer ſein voller Werth bleibt dem Dichter, was man auch über einzelne Flecken oder ſogenannte Geſchmackloſigkeiten, die doch meiſtens nur auf Mißverſtand beruhen, ſagen mag.

Es giebt ein ähnliches Beiſpiel auf einem andern von jenem poetiſchen weit entfernten Gebiete der Geiſteswerke. Wie ſehr auch diejenigen, welche das goldene Zeitalter der römiſchen Sprache nur in den Redensarten des Cicero erblicken, die ſilberne Schreibart des Tacitus tadeln, und die Spuren eines ſchon ſinkenden und entarteten Geſchmackes darin entdecken mögen; Tacitus wird vorzugsweiſe vor allen andern Geſchichtswerken das ewige Handbuch und Lehrbuch denkender Staatsmänner und ernſter Beobachter der Weltgeſchichte bleiben. Der Vergleich könnte zu weit entlegen ſcheinen, indeſſen findet ſich doch ein Berührungspunkt, wo beide denkende Darſteller zuſammen treffen. Denn nie iſt wohl ſeit Tacitus der Charakter eines Tyrannen mit ſolcher Tiefe geſchildert worden, als der Heinrich des Achten von Shakeſpeare. Und zwar mit ſo weniger Uebertreibung, mit ſolcher äußern Abgemeſſenheit in den Ausdrücken und Farben, daß die königliche Tochter, Eliſabeth, dieſes Gemählde vor ihren Augen aufgeſtellt zu ſehen ertragen konnte. Heinrich war ungeachtet der innern Heftigkeit und Grauſamkeit ſeiner Gemüthsart an Formen gebunden, er ſpielte zunächſt den Tyrannen in der eignen Familie und in der Umgebung ſeines Hofes: er herrſchte aus dem Dunkel ſeines Cabinets, und mußte oftmahls Umwege gehen; ſo ward er ſchon durch ſeine Lage verſchloſſen, wenn er es auch von Natur nicht geweſen wäre. Einen Charakter von gleicher Herrſchſucht und Willkühr, aber ganz anderer Natur, einen kriegeriſchen, über alle Formen wegſchreitenden, heroiſchen Tyrannen ſtellt uns Shakeſpeare in Richard dem Dritten dar. (A. W. Schlegel's Ueberſetzung, 10. Th. 1810.) Man hat die ſtarke Darſtellung ſtellenweiſe ſogar übertrieben und unwahrſcheinlich finden wollen. Aber ſo urtheilen nur diejenigen, welche die Tiefen des Menſchen nicht kennen, oder die es nicht bequem finden, dieſe Tiefen dargeſtellt zu ſehen. Wer das Leben in ſeinen großen Verhältniſſen beobachtet hat, und über die Geſchichte nachdenken will, wird die Schilderung nur allzu wahr und wahrſcheinlich finden. In dem großen Lebensgemählde, welches Shakeſpeare uns vor Augen bringt, ſehen wir eine ganze Welt ſich vor uns bewegen; die Geiſter der Vorwelt erſcheinen wie im Hintergrunde vorüberwandelnd, und eine ferne Zukunft wird ſich von dieſen bedeutenden Geſtalten und Bildern noch getroffen fühlen und ſich ſelbſt darin erkennen.

Dieſe Eigenſchaft, an die wir nur vorübergehend in einigen auffallenden Beiſpielen erinnern wollten, daß Shakeſpeare nähmlich unter allen Dichtern, die jemahls waren, der tiefſte und größte Kenner des Menſchen, und aller Tiefen des menſchlichen Gemüthes ſei, iſt ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern und Verächtern noch niemahls ſtreitig gemacht worden.

Und damit iſt ihm dann freilich ein hoher und bleibender Werth zugeſtanden, welcher von den Regeln des Theatergeſchmacks ganz unabhängig iſt, und in einer ganz andern Region liegt, als die, in welcher die gewöhnliche Schaubühne ihr Weſen treibt.

Wäre Shakeſpeare nichts weiter als der erſte und vortrefflichſte Dichter der britiſchen Bühne, ſo dürfte es ſchwer halten, die Streitfrage über ſeinen künſtleriſchen Werth mit allgemeiner und ſiegender Uebereinſtimmung ſo bald zur Entſcheidung zu bringen. Denn das ſcheint nun einmahl unvermeidlich, daß eine jede Nation, welche Charakter hat, und ſich eines ihre geiſtigen Kräfte vereinenden großen Mittelpunktes erfreut, ſobald dramatiſche Vergnügungen oder Kunſtverſuche bei derſelben in Gang kommen, für ihr beſonderes, dem Nationalſinn angemeſſen geſtaltetes Theater, eine ganz ausſchließende, gegen die Vorzüge der Andern oft blinde und ungerechte Vorliebe hegen wird. Man nehme nur einen Franzoſen und einen Deutſchen, welche über die gegenſeitigen Vorzüge von Goethe und Schiller, oder von Corneille und Racine mit einander ſtreiten, und es wird ſich leicht ermeſſen laſſen, wie lange der Streit fortgeführt werden kann, ehe er zum Ende kommt; nähmlich ſo zu Ende, daß einer den andern wirklich überzeugt, oder auch nur daß beide einander verſtehen. Selbſt die Menge der theoretiſchen Arbeiten und Anſichten über die dramatiſche Kunſt giebt dem Streit bei ſo ſchwer auszurottenden Vorurtheilen noch mehr Nahrung. Faſt möchte es noch leichter möglich ſcheinen, über verſchiedene Glaubensmeinungen ſich zu verſtehen, als in den Theaterſtreitigkeiten eine Entſcheidung zu geben, die beide Partheien befriedigen könnte, da gewöhnlich keine von ihren Grundſätzen oder Vorurtheilen auch nur um ein Haarbreit nachgeben will. Der Franzoſe geht in der Vorliebe fur ſeine tragiſchen Dichter ſo weit, daß er ſie ſogar den griechiſchen, dem Sophokles und Euripides an die Seite zu ſtellen wagt. Eine Parallele, die freilich in Frankreich, wo nur einzelne Gelehrte das griechiſche Alterthum kennen, leichter durchzuführen iſt, als in andern Ländern, in denen, wie in England und Deutſchland, die Kenntniß der alten Dichter als ein weſentliches Stück der Geiſtesbildung und Erforderniß einer guten Erziehung betrachtet wird, und unter den höhern Ständen wenigſtens allgemein verbreitet iſt. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daß Spanier und Engländer, weil ſie mit ſolchen Parallelen nicht ſo zudringlich und anmaſſend ſind, an ihrem Calderon oder Shakeſpeare weniger feſt hingen. Wie ſollten ſie auch nicht, da dieſe großen Dichter ihrer Bühne vollkommen kundig und mächtig, dem beſondern Bedürfniß ihrer Nation ſo ganz entſprechen!

Erklärten wir uns nun mit entſchiedener Vorliebe für den Shakeſpeare, ſo geſchah es eben deßwegen, weil er noch etwas anderes und etwas ungleich größeres iſt, als ein dramatiſcher Dichter. Daß er Regel auch für unſre deutſche Bühne ſein könnte, glaube ich nicht, weil ich dafür halte, daß jede Bühne ihre eigne, der Nation und Zeit gemäße Regel und Form ſich ſelbſt finden und geſtalten muß. Ob die Regel unſrer Bühne ſchon vollſtändig entdeckt und aufgefunden ſei oder nicht, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Daß Shakeſpeare's Form nicht ohne große Einſchränkungen und Abweichungen für uns anwendbar ſei, ſcheint auch unſer Schiller in ſeiner letzten Zeit hier und da mit Deutlichkeit bis in das Einzelne gefühlt zu haben, obwohl er zunächſt von jener Form, ſo wie er dieſelbe begriffen hatte, ausging.

Ein höherer Werth als irgend eine Form verleihen kann, liegt in dem großen Geiſt und dem tiefen Gehalt des britiſchen Dichters. Will man indeſſen in dieſe ihm eigenthümliche Form eingehen und beobachten, wie ſein Geiſt ſich dieſelbe angebildet und nach ſeinem Bedürfniß geſtaltet habe, ſo wird man ſie merkwürdig genug finden, und auch überall auf Beweiſe ſtoßen, daß derſelbe umfaſſende und durchdringende Verſtand, welcher ihn vor allen andern Dichtern in der Auffaſſung des Menſchen und des Lebens auszeichnet, ihn auch bei der Abfaſſung und Einrichtung ſeiner Werke keineswegs verlaſſen hat. Beweiſe dieſer Art finden ſich reichlich in dem altengliſchen Theater, Berlin 1811, womit

Ludwig Tieck den Freunden des Dichters ein willkommenes Geſchenk gemacht. „Perikles," wovon es hiſtoriſch erwieſen, und auch bei den zweifelſüchtigſten Kritikern keinem Zweifel unterworfen iſt, daß er von Shakeſpeare herrührt, obwohl aus einer frühern Zeit als die reifern Werke, iſt ganz einem poetiſchen Holzſchnitte zu vergleichen: mehr Forderungen und andere, darf man nicht daran machen, aber die Vorzüge, die ein ſolcher etwa aus Dürers Zeit, in der Kunſt behaupten kann, beſitzt er als Gedicht in vollem Maaße. Von ſolchen geringen Anfängen begann Shakeſpeare, und wie viele Stufen mußte er nicht durchwandelt haben, ehe er zu jener Reife des Geiſtes, und Sicherheit in der Ausführung gelangte, welche wir in den ſpätern Werken bewundern. Der „Flurſchütz von Wakefield," nicht von Shakeſpeare, aber aus jener Zeit, die ihn hervorbrachte, und ſehr bezeichnend für dieſelbe, iſt durchaus eine Volkskomödie, ausgezeichnet durch die fröhliche Kraft und die treuherzige Laune, welche darin herrſcht. Die dramatiſchen Vorgänger und Nebenbuhler Shakeſpeare's waren meiſtens nicht etwa rohe Naturgenies, ſondern überkünſtliche Pedanten, welche in einer affectirten Schreibart, wie auf Stelzen dem Seneca oder einigen Franzoſen nachſtolperten. Shakeſpeare ſchloß ſich ganz an die neben jenen verfehlten Beſtrebungen doch noch übrig gebliebene alte Volkskomödie; eine Gattung, die, obwohl wenig beachtet, doch auf die Ausbildung der dramatiſchen Kunſt bei den gebildeten Nationen auch des Alterthums vielen Einfluß gehabt hat, und von der ſelbſt geringe Ueberbleibſel als Denkmahl nationaler Sitte ſchätzbar ſind, Aufmerkſamkeit und Begünſtigung verdienen. Aus dieſem Standpunkte und in Beziehung auf Shakeſpeare, erhält das genannte Stück Werth und Bedeutung.

Das merkwürdigſte in jener Sammlung aber iſt der alte „König Johann." Wer irgend, wenn er den Dichter kennt, noch Zweifel hegen ſollte, ob dieſe ältere Bearbeitung auch von Shakeſpeare herrühre, darf nur die Scenen von dem jungen Arthur leſen, wie er geblendet werden ſoll, und dann wie er aus dem Gefängniſſe entſpringen will und ſtirbt. Eben dieſe Scenen, mit der ſpätern Bearbeitung verglichen, können vorzüglich zum Beweiſe dienen, wie glücklich und mit welcher Ueberlegung und Sorgfalt der große Meiſter die eignen Werke zu vollenden und vollkommner auszubilden verſtand. Die Darſtellung iſt auch dort wahr, einfach, rührend, tragiſch; aber die Motive ſind oft mehr allgemein und redneriſch, wenn man ſie vergleicht mit jenen Zügen, die der kindlichen Natur abgelauſcht, eben weil ſie ſo naiv ſind, bei dieſem ſchmerzlichen Anblick der leidenden Unſchuld, in's Innerſte der Seele treffen; dieß gilt beſonders von der Scene, wo er geblendet werden ſoll, und Hubern endlich bewegt, den grauſamen Befehl unerfüllt zu laſſen. Bei der Scene, wo Arthur ſtirbt, möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden.

Eben. dieſer Dichter, welcher die Tiefen des Herzens wie kein anderer an's Licht zu ziehen und in unſerer eigenen Bruſt zu erſchüttern weiß, umfaßte mit ſeinem hellen Verſtande die ganze Mannichfaltigkeit des wundervollen Menſchenlebens. Seit den Homeriſchen Gedichten hat die Poeſie kein Weltgemählde hervorgebracht wie das, welches Shakeſpeare uns vor Augen ſtellt; ſo reich und lebendig, ſo umfaſſend groß, und ſo treu in den einzelnen Zügen. Er iſt der dramatiſche Homer des Nordens, aber eines ſpätern, gebildeten, unſers Nordens; einer nicht mehr bloß durch die freie Naturkraft allein, ſondern zugleich auch durch den Verſtand beherrſchten, geſtalteten und vielfältig verwickelten Welt.

So haben wir verſucht, die vaterländiſche Dichtkunſt bis zu der Wurzel und ihrem nordiſchen Stamm hinauf zu verfolgen. Welche Früchte derſelbe alte Stamm, unter einen ſüdlichern Himmel verſetzt, ſchon in frühern Zeiten getragen; welche er wohl noch, ohne daß ſeiner Natur zu viel Gewalt geſchehe, tragen könne, verdient eine eigene Betrachtung, die wir uns für die Folge vorbehalten.

4.

Nachtrag über Shakeſpeare's ältere dramatiſche Werke.

In der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt machten wir unſere Leſer ſchon aufmerkſam auf einige von Tieck in deſſen altengliſchem Theater überſetzte Jugendſtücke von Shakeſpeare, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der unächten verworfen, und von den meiſten Ausgaben des Dichters ausgeſchloſſen hat; und über den eigenthümlichen Charakter und älteren Styl dieſer früheren dramatiſchen Werke des großen Dichters wollen wir hier noch einiges zu jenen Bemerkungen hinzufügen.

Von mehreren dieſer Stücke iſt es hiſtoriſch gewiß und erwieſen, auch von den gründlicheren Kritikern eigentlich nie bezweifelt worden, daß ſie von ihm herrühren, obwohl aus früherer Zeit als die allgemein anerkannten. Von einigen andern aber iſt dasſelbe in einem ſo hohen Grade wahrſcheinlich, daß dieſe innere Wahrſcheinlichkeit für Gewißheit gelten kann. Dieß gilt vor allen andern von dem ältern König Johann. Dieſes Stück, welches niemand, der den Dichter kennt, ihm wird abſprechen wollen, kann im Vergleich mit der ſpätern Bearbeitung zum Beweiſe dienen, mit welcher Sorgfalt der große Meiſter die eignen

Werke zu überarbeiten und zu vollenden verſtand. „Nur in der Scene, wo Arthur ſtirbt," hieß es in jenem Aufſatze über nordiſche Dichtkunſt, „möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden."

Arthurs Monolog, ehe er von der Mauer herabſpringt, und dann, nachdem er den unglücklichen Sprung gewagt und die Glieder gebrochen hat, lautet folgendergeſtalt:

Arthur (auf der Mauer).

„Nun Glück! hilf meinen Vorſatz mit begünſt'gen,
Quäl' nicht mit noch mehr Elend meine Jugend!
Das Leben wag' ich, Freiheit zu gewinnen,
Und ſterb' ich, hat die Noth der Welt ein Ende.
Furcht will den kühnen Entſchluß mir verleiden;
Ich fehle wohl, und dann fall' ich hinab,
Und wenn ich falle, iſt der Tod gewiß.
Nein, laß es lieber, lebe im Gefängniß.
Gefängniß, ſagt' ich? Lieber Tod als das!
Muth und Vertrauen kommen mir zurück.
Nur muthig! dieſer Sprung gilt Leben oder Tod."
(Er ſpringt und zerſchmettert ſich, bleibt dann eine Weile betäubt).
„Ach! weh! iſt niemand da? O, nehmt mich auf!
Wo iſt meine Mutter? Laßt mich mit ihr reden. —
Wer thut ſo weh mir? — Redet! — Seid ihr fort? —
Ach, armes Kind, ich bin hier ganz allein. —
Die Mutter rief ich! Hab' ich denn vergeſſen:
Im Fall, im Fall ſtarb meiner Mutter Sohn?
Wie wird ſie weinen, hört ſie meinen Tod!
Ja Tod. Gott, die Gebeine ſind gebrochen.
Die Seele, ſüßer Jeſu, nimm, vergieb den Fürwitz;
Die Mutter tröſte, vor Verzweifeln hilf ihr,
Wenn ſie mein jämmerliches Ende hört."
„Die Zunge will dem Herzen nicht mehr dienen,
Die Lebenskraft flieht den zerbrochnen Leib;
Ich ſterb', ich ſterb', Gott, nimm die flieh'nde Seele
Und treffe alles Glück dich, liebe Mutter!"
(Er ſtirbt.)

Dieſe Stelle mag zugleich denen, welche noch Zweifel hegen, ob das alte Stück auch wirklich von Shakeſpeare herrühre, dieſelben benehmen. Denn welcher andere als Er könnte ſie wohl gedichtet haben? In der neuern Bearbeitung ſtehen, anſtatt des ganzen Monologs nach dem Sprunge, bloß folgende Verſe:

> „Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein;
> Nimm, Gott, die Seel', und England mein Gebein!"

Hier iſt allerdings für den Leſer, und bloß als Gedicht beurtheilt, das Uebergewicht ganz auf Seiten der ältern Bearbeitung. Ich glaube, der Dichter hat den Monolog abgekürzt, und deſſen Schönheit aufgeopfert, in Rückſicht, daß er zu lang war, um in dieſer peinlichen Lage auf der Bühne geſprochen zu werden. Wie reich muß der ſein, welcher ſolche Schönheiten aufzuopfern, und ſie durch andere zu erſetzen im Stande iſt! Merkwürdig iſt auch, wie in der Scene im Gefängniß zwiſchen Hubert und Arthur, der eben geblendet werden ſoll, im alten Stück der edle Knabe alle Beweggründe, um ſeinen Peiniger zu beſänftigen, meiſtens von Gott hernimmt und von den furchtbaren Strafen, welche die ewige Gerechtigkeit den Unthaten ſolcher Grauſamkeit vorbehält. In dem neuen Stücke ſind dieſe obwohl großen und wahrhaft poetiſchen aber allgemeinen Motive meiſtens bei Seite gelaſſen, dagegen iſt das Rührende der kindlichen Bitten mit einer Wahrheit heraus gehoben, die jedes Herz erſchüttert und alle Saiten des Gefühls aufregt.

Wenn der Ueberſetzer der älteren Bearbeitung des „König Johann" jedoch überhaupt den Vorzug vor der neuern geben will, ſo kann ich ihm darin nicht beiſtimmen. Ich finde vielmehr in der erſtern, ungeachtet der angeführten Stellen und ſo vieler andern, welche die Aechtheit des Werkes über alle Zweifel erheben, im Einzelnen viele Rohheit, beſonders in den Scenen, wo Mönche und Nonnen mit ſo gröblicher Satyre von dem launenhaften Baſtard mißhandelt werden. Vorzüglich aber in dem Ganzen des Stücks iſt ein weniger tiefer und allgemeiner Geiſt. In dem ältern iſt die Hauptſache ein gewiſſer beſchränkter Patriotismus und altengliſcher Haß gegen das Papſtthum. Es geht der Sinn des Ganzen zuſammen in die Schlußverſe:

„Wenn Englands Pairs und Bürger einig werden,
Kann Frankreich, Spanien und Papſt ſie nicht gefährden." —

Der Herausgeber ſetzt die Abfaſſung des Stücks, unmittelbar nach der Zerſtörung der ſpaniſchen Armada. Eine jenem Zeitraume ganz entſprechende patriotiſche Abſicht und Geſinnung iſt unverkennbar darin. In dem ſpätern Stücke fällt jene beſchränkte Beziehung weg, und es iſt das Herrſchende neben dem furchtbar Tragiſchen in dem Wechſel des großen und königlichen Lebens, die innere Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der meiſtentheils alle Politik beſtimmenden Anſichten und Beweggründe. Es iſt eine aus der tiefſten Menſchen- und Völker-Kenntniß geſchöpfte bittre Satyre über das verworrne Treiben der gewöhnlichen Welt und Staatsleute, wobei der Haß gegen die päpſtliche Macht ſo ganz untergeordnet iſt, daß die Stellvertreter derſelben unter den übrigen politiſchen Menſchen bloß als die klügſten und verſtändigſten erſcheinen. In jeder Rückſicht iſt die ſpätere Bearbeitung des „König Johann" ein Beweis von den Fortſchritten des Dichters, nicht bloß in der Kunſt, die er übte, ſondern auch in der Erkenntniß der Welt und des Menſchen.

Unter den übrigen dramatiſchen Stücken, welche uns das altengliſche Theater überſetzt liefert, iſt der „Flurſchütz von Wakefield" als nicht von Shakeſpeare in der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt aufgeführt worden. Und dieſes zwar weil ſich gar keine hiſtoriſchen Beweiſe oder Spuren über den Urſprung und Verfaſſer dieſes Stücks vorfinden. Sonſt wäre es Shakeſpeare's nicht unwürdig; nicht bloß durch die heitere Laune und Kraft der Darſtellung, ſondern auch wegen des klaren Verſtandes, der darin herrſcht. Durch dieſe letzte Eigenſchaft erſchien es mir vor einer Reihe von Jahren, da ich es zuerſt kennen lernte, als ein unſtreitiges Werk von Shakeſpeare. Ich hielt dieſes deswegen für ein hinreichendes Kennzeichen, da es in der That ſchwer halten möchte, ein anderes engliſches Drama aus jener Zeit aufzuzeigen, welches mit Verſtand gedichtet und doch erwieſen von einem andern nahmentlich bekannten Verfaſſer wäre. Weil aber nähere Nachweiſungen mangeln, habe ich dieſes dahin geſtellt ſein laſſen wollen. Solche Anzeigen ſprechen unter den Stücken, welche der eben erſchienene zweite Theil des altengliſchen Theaters enthält, einigermaßen für den „luſtigen Teufel von Edmonton," den wir nach innrer Wahrſcheinlichkeit Shakeſpeare'n nicht zueignen würden. Warum aber ſollte er unter den erſten jugendlichen Verſuchen nicht auch einen haben hervorbringen können, der mehr an das Gewöhnliche und beinah Gemeine gränzt; da wir an dem alten „König Lear" ein Beiſpiel ſehen, daß er zu dieſer Zeit ſogar in das Mittelmäßige verfallen konnte, vielleicht um ſich dem Vorbilde eines beliebten Bühnendichters zu nähern, und ſich ſeiner eignen, über das Maaß der Breter hinaus ſchreitenden Größe zu entäußern? — Denn darin ſtimme ich dem Ueberſetzer ganz bei, wenn er dieſes letzte Stuck ohne Anſtand dem Shakeſpeare zuſchreibt, weil ſich alle ſeine Angewöhnungen, die er nie ganz abgelegt hat, ſo viele ihm ganz eigne Wendungen, Redefiguren und Manieren darin wieder finden.

Unter allen dieſen für zweifelhaft gehaltenen und wahrſcheinlich aus ſeiner erſten Jugend herrührenden Stücken, iſt das wichtigſte der „Lokrine," welches nach hiſtoriſcher und nach innerer Wahrſcheinlichkeit für gewiß und unſtreitig ächt gelten kann. Ueber dieſes herrliche Trauerſpiel und ſeinen poetiſchen Werth bin ich mit dem Ueberſetzer am meiſten einverſtanden. Es iſt nach ſeiner Muthmaßung das früheſte von Shakeſpeare's dramatiſchen Gedichten, geſchrieben noch ehe er London und deſſen Theater geſehen hatte, mit patriotiſcher Beziehung auf die innren Unruhen, welche in der letzten Lebenszeit der Maria Stuart, England in Partheien theilten und fremde Landungen befürchten ließen. Die Ungeſchicklichkeit des Werkes für die Bühne fällt jedem auf; dabei aber ſind große Schönheiten unverkennbar. Des Dichters Vorliebe für das rieſenhaft Große und wunderbar Seltſame offenbart ſich hier auf's deutlichſte; die meiſten Reden erinnern an die vom rauhen Pyrrhus im „Hamlet," die unſtreitig aus einem frühern Schauſpiele des Dichters entlehnt iſt; und es enthält das Gedicht überhaupt, wie im Embryo, die meiſten der ſpätern Werke Shakeſpeare's. — So ungefähr urtheilt Tieck, in der Vorrede über den Lokrine, und ich finde nur, daß er ſich noch lange nicht entſchieden und ſtark genug ausdrückt über den poetiſchen Werth dieſes hohen tragiſchen Gedichts. Sollte ich den Gang des Shakeſpeare in wenigen Worten bezeichnen, ſo würde ich den Lokrine, den Romeo, die Reihe der hiſtoriſchen Heldenſchauſpiele, und dann den Lear nennen, als die Hauptſtufen ſeiner großen Laufbahn. Lokrine darf in dieſer Reihe nicht fehlen, und weicht als erſter Anfang an innrer Größe keinem der nachfolgenden, obwohl in der Ausführung viel reiferen Werke. Sichtbar herrſchend iſt ſchon im Lokrine jener dem Shakeſpeare eingeborne, und ihn nie verlaſſende Hang, die ſchneidendſten Gegenſätze und den harten Wechſel des Weltlaufs in ihrer ganzen Härte, kurz das Räthſel des Lebens in ſeinen großen Verhältniſſen, recht als tragiſches Räthſel aufzufaſſen und darzuſtellen. Hier im erſten Aufſchwunge ſcheint die ſtrenge und ſtarre Größe des jugendlich kühnen Dichtergeiſtes vielmehr geeignet, die gebrechliche Bühne mit ihrem gewaltigen Schritt zu zertreten, als eine flüchtig angenehme, vorübergehend glänzende Erſcheinung darauf hervorzurufen. Eben darum iſt dieſes Werk unter allen andern Jugendſtücken Shakeſpeare's, für deſſen Verſtändniß überhaupt am wichtigſten. Es zeigt uns, in welcher unermeßlichen Weite von der Bühne, für die er ſchrieb, und von der Welt, die er darſtellte, der Dichter ſelbſt entfernt und ganz geſchieden ſtand; zeigt uns, in welchem Zuſtand der Herablaſſung und der Selbſtverläugnung dieſer Rieſengeiſt ſich begeben mußte, da er ſich ausſchließend der Bühne anſchmiegen wollte, ſo weit auch dieſe, wie ſie damahls in England war, noch erhaben ſein mochte über das, was wir jetzt Theater nennen. Dieſer Abſtand iſt recht ſichtbar, wenn man nicht etwa den älteren Lear, der einigen zweifelhaft ſcheinen möchte, ſondern die unſtreitig von dem Dichter herrührenden Stücke, den Perikles und den ältern König Johann mit der tragiſchen Größe des Lokrine vergleicht. Und doch iſt ſelbſt in dieſem der Zwang in ſo weit fühlbar, daß es kein Erguß der eignen Leidenſchaft iſt, was den Dichter in ſeinem Darſtellen begeiſtert, ſondern ein Streben, die äußre ihm ſo fremde Welt, recht wahr, wie ſein ſcharfer Verſtand ihre wunderbare Verwirrung aufgefaßt hatte, mit treuen, ja mit harten und grellen Zügen hinzuſtellen.

Noch deutlicher aber zeigt ſich der wahre Sinn, in welchem der Dichter dieſes eigentlich herbe, und ganz mit dem Verſtand erſaßte, und ohne Schonung und Milderung ausgeführte Gemählde der Welt entwarf, und der weite Abſtand deſſen, was er darſtellte, von ſeinem inneren Zartgefühl, in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten, von denen wir wohl demnächſt auch eine recht treue und ſorgfältige Uebertragung wünſchen möchten. Denn ſie enthalten vor allem den unentbehrlichen Schlüſſel für das innere Verſtändniß des Dichters, deſſen eigenes inneres Gefühl wir in ihnen ganz rein und unvermiſcht von äußerer Darſtellung erkennen lernen. Merkwürdig iſt es für ſein ganzes Streben, daß er dieſe von der Bühne und unmittelbaren Wirkung ganz entfernte, frei ſpielende Poeſie, worin er vorzüglich dem Spenſer folgt, durchgehends für die höhere, ja faſt für die einzige zu halten ſcheint, die des Nahmens würdig ſei, während er das dramatiſche Gebiet, worin er ſelbſt der höchſte Meiſter war, faſt mit Geringſchätzung und ungerecht bei Seite ſetzt. Im Drama ſelbſt hat er, wenn gleich er ſich zunächſt an die Volkskomödie, ſo wie überall auch an die alten Volkslieder anſchloß, wenn gleich er beſonders in der Jugend eine große Vorliebe hatte für italieniſche Novellen und für alles ſüdlich Romantiſche, dennoch keine andere äußere Anregung und keinen Gegenſtand mit ſo tiefem Ernſt und mit ſolcher Begeiſterung ergriffen, als die Heldenchronik ſeiner Nation. Die Reihe der heroiſchen Schauſpiele, die er daraus bildete, iſt faſt ein epiſches Gedicht zu nennen, und überſchreitet auf jeden Fall, wie der Dichter ſelbſt es hier und da fühlt und zugiebt, die engen Gränzen der Bühne.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewogen uns, den Dichter, der unter ſeiner Nation entſchieden der erſte dramatiſche, und als ſolcher von den Dichtern keiner andern Nation übertroffen worden iſt, noch unter einen ganz andern und größern Geſichtspunkt zu ſtellen, und neben der vollendeten dramatiſchen Kunſt, auch eine viel höhere Poeſie in ihm zu erkennen, die in ihrem Grundgefühl eine allgemein nordiſche und wahrhaft deutſche iſt.

Auch für unſere Zeit inſonderheit, wo die Liebe zur Poeſie ſich in mancherlei einſeitige Neigungen zerſtreut und zerſplittert hat, könnte dieſer Dichter am beſten dienen, die verſchiedenen Partheien zu vereinigen. Alle diejenigen, welche von den Alten mehr nur die äußere Form und Kunſt ergriffen haben, als die innere heroiſche Größe und Fülle der Fantaſie, kurz die, welche in das ſteiſe Antikiſche mehr oder minder verirrt ſind, werden ſo lange das bloße Wohlgefallen an einem rhythmiſchen Sylbengeräuſch die Liebe zur Poeſie ſelbſt noch nicht ganz bei ihnen verdrängt und verlöſcht hat, bei dieſer noch am erſten durch den Shakeſpeare feſtgehalten, deſſen innerer Geiſt den antikgeſinnten unter den neueren Dichtern in jeder Hinſicht am meiſten zuſagt. Die andere neben der antikiſchen in unſerer Poeſie herrſchende Hauptſecte bilden jene, welche Unwiſſenheit und Mangel an Studium für den ſicherſten und untrüglichſten Beweis von Genie halten, gerade das, was ſich gar nicht nachahmen läßt, immer zuerſt nachahmen und nachäffen wollen, das Kindliche unaufhörlich mit dem Kindiſchen, und das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften verwechſeln, und ſtatt der goldenen Leier Apollo's, oder des nordiſchen Heldengeſanges, jenen bekannten, urſprünglich nur dem blauen Montag angehörigen, neupoetiſchen Dudelſack überall einführen und allgemein herrſchend machen möchten. Shakeſpeare, der große, tiefdenkende Meiſter in aller wahren Volkspoeſie, kann mit ſeinem Gewicht und unwiderſtehlichen Gewalt am beſten dazu dienen, dieſe Modegeburten der Laune, dieſe ephemeren Kleinigkeiten des Tages bei Seite zu ſchaffen.

Noch andere in unſerer Poeſie haben allerdings ein beſſeres und edleres Streben, indem ſie das Pöbelhafte eben ſo ſehr vermeiden, als das todte Antikiſche. Sie haben auch darin wohl nicht Unrecht, wenn ſie das Romantiſche als den eigentlichen Lebensgeiſt der Poeſie, und dieſe Sphäre als die angemeſſenſte für unſere jetzige deutſche Dichtkunſt betrachten. Nur wird die Poeſie, obwohl es an ſich wahr iſt, daß ſie ein Spiel der Fantaſie ſein ſoll, wenn man bloß und allein dieſe ſpielende Seite ergreift, allzuoft und allzuſehr durch ſchwächliche und kindiſche Erzeugniſſe herabgewürdigt; wenn nicht auch die tragiſche Heldengröße, jener tiefe Ernſt des Lebens und der Weltgeſchichte hinzukommt, welchen Shakeſpeare uns in ſo mannichfaltigen Geſtalten, ſo verſtändlich klar und nah vor Augen bringt. Durchgehends romantiſch iſt Shakeſpeare's Poeſie allerdings. Er vermeidet das gezwungen Gelehrte und Antikiſche, was auch zu ſeiner Zeit ſchon vielfach um ſich griff, mit eben der ſichtbaren Abneigung, als das bloß Moderne, der Mode und Gegenwart dienende, was unvermeidlich entweder in's ſüßlich Fade, in das jämmerlich Weinerliche, oder auch in das Wilde und Rohe, immer aber in das Gemeine und Platte ausartet. Es war die Wahl und die Sinnesart des großen Dichters, welche ihn auf das Romantiſche lenkte; denn von allen jenen Abarten finden ſich unter den übrigen für die Bühne ſchreibenden Dichtern ſeiner Zeit Beiſpiele im Ueberfluß. Bloß durch etwas mehr Kraft und eine kühnere Freiheit unterſcheiden ſie ſich von den gewöhnlichen Noth- und Hülfs-Dramen unſerer Bühne. Romantiſch, aber auf die rechte Art, nicht bloß ſpielend, auch mit Tiefe, mit Ernſt und Größe, und im vollſten reichſten Sinne des Worts iſt dagegen Shakeſpeare's Poeſie. Möge ſie darin wenigſtens der unſrigen zum Vorbilde dienen.

Für die Bühne iſt es fruchtlos, fremde Formen nachahmen zu wollen. Jede Nation muß ſich hier ſelbſt die ihr angemeſſene Regel finden; und in der tragiſchen Kunſt dürfte dieſes rechte Maß, Ziel und Gewicht für uns weit eher auf dem lyriſchen Wege zu ſuchen und zu finden ſein, als auf dem hiſtoriſchen des Shakeſpeare. Calderon, ſo ſonderbar dieß auch auf den erſten Blik ſcheinen mag, ſteht uns den reifſten Erfahrungen zufolge für die Bühne und höhere Form der dramatiſchen Kunſt viel näher als der britiſche Dichter. Aber ganz abgeſehen von dieſer beſondern Rückſicht und allen daraus hervorgegangenen falſchen Nachbildungsverſuchen, betrachte ich aus den angeführten Gründen den Shakeſpeare als die allgemeine Grundlage alles beſſern deutſchen Kunſtgefühls. Von einem gründlichen Studium und Verſtändniß dieſes Dichters, der noch gar nicht allgemein verſtanden wird, kann die allmählige Ausbildung eines ſolchen höheren Sinnes für Poeſie am beſten beginnen, und dann werden auch alle die bezeichneten Partheien und Abwege in unſerer Literatur mehr und mehr ſich verlieren und verſchwinden. In die Kinderſtube des ehemahligen franzöſiſchen Geſchmacks, zu der ſogenannten Poetik eines Boileau, Batteux oder Gottſched, noch jetzt wieder zurückkehren zu wollen, das iſt nun einmahl nicht ausführbar; obgleich es bei der allgemeinen Anarchie auch im Gebiete der Kunſt und des Schönen nicht zu verwundern iſt, wenn ſelbſt für dieſen Rückweg ſich noch einzelne Stimmen hier und da erheben. Aber nicht auf ſolche Weiſe rückwärts, ſondern obwohl durch Rückkehr und Vergangenheit bereichert, vorwärts geht der Weg.

II.

Neue Kunſt und Literatur.

1.

Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe.

1798.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſei. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehen wie Menſchen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Ausſehen verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung; denn nur bei einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in ungleichem Maaße der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen ſich gleich bleibenden menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſein ſcheint. Das iſt eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſein, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeligten, als alles andere Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugeborne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehen hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig; ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frei von Beſorgniſſen ſein kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergetzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederſchein ſeines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß ſeiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Marianne ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, auf's äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehen, die jeden Blick, jede Miene des durch den Schleier des Werks, ſichtbar hervorſchauenden Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da,

Bayerische

der mit ſo vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſein mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maaßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft, und das Leben eine Kunſt ſein wird.

Der reife Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Uebergang nicht milde, und der Contraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Mariannens proſaiſcher, ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geſchiednen Maſſen bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehen, daß er erſt ſpät, oder nie als Mann handeln wird; ſo verſpricht doch ſeine gränzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſt einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Verſuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günſtige Schickſal, oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günſtig beiſteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt; ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Reſultate des erſten muſikaliſch zu wiederhohlen, ſie in wenige Punkte zuſammen zu drangen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt des theilnehmenden Leſers, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Mariannen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Dichtkunſt, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit bewährt, und uns in die ahnungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freie Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen zu noch ahnungsvollern Wünſchen hinüber ſchwankt. Eine andre Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Act. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Abtheilung aus dem ganzen, und wie ein Syſtem in einander gefügten und gegliederten Lebensgemählde, am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſei, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das wunderbare Kind, mit deſſen Erſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frei zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Mariannens Bild hervor wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nähmlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit dieſer Anempfinderin contraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit jener zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers, wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Dieſe Harmonie von ſittlichen Diſſonanzen iſt noch ſchöner als jene Muſik der Gefühle, mit welcher das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines dichteriſch darſtellenden Werkes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen wegdenken zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir bewundern, in Gedanken vernichten können; ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blattes betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt für den Menſchen, der ganz Menſch iſt und ſo fühlt und denkt, anziehend, er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze beſchaffen, wie es gebaut und gebildet iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähen, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, deſſen Inſtinkt zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angeborne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſein, den erſten Theil, unbeſchadet ſeiner Beziehung auf das Ganze, als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen; ſo fällt in die Augen, daß ſich alles auf Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie beziehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beiſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer dichteriſch dargeſtellten und darſtellenden Naturlehre der Poeſie und dichtenden Kunſt finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nähmlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt; ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen;

die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtinkts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſonderes Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gaukler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfahrt. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers, und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bei dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt; und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſei das Ganze eben ſo ſehr eine geſchichtlich lebendige Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſei alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem, der zugleich ein reichbegabter Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſelbſtſtändigen Daſeins zu erfreuen; ſogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabene Poeſie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in ſilbernen Schalen gereicht. Dieſe wunderbare Proſa iſt Proſa und doch Poeſie. Ihre Fülle iſt zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielſagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung iſt ohne eigenſinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieſes Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des geſellſchaftlichen

Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem ökonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtrebt.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſei es ihm nicht der vollſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehen, und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind. Denn dieſes durchaus neue und in ſeiner Art einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Forderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des herrlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? Eine ſogenannte Recenſion des „Meiſter“ würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Guckguck vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſein ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eines von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keines der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſein ſollte, außer daß ſie überflüſſig ſein würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, und ohne Wiſſenſchaft das Rechte kennt.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft, als er ſie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organiſchen Zuſammenhang des Daſeins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelmen ſo anziehend macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geiſt des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtſchaften, und geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Geiſt und im Innern waltenden Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt charakteriſiren können; ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſei, und wie man das Ganze nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüſſig ſcheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eines und das andre in der Mitte überflüſſig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das anerkannte Götterrecht des Dichters und einer dichteriſchen und geiſtig gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beim erſten und beim letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bei der ſchönſten und innigſten Uebereinſtimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in vieles lange nicht finden können; denn bei fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn oft nur gegenſeitig.

Ueber die eigentliche Structur und den innern organiſchen Zuſammenhang des Werks muß der verſchiedene Charakter der einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen geſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht in's unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es ſchlechthin einfache Theile, bei jenen größern Maſſen ſtehen bleiben, deren Selbſtſtändigkeit ſich auch durch ihre freie Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprüngliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige, doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die weite Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine andere Scene und eine neue Welt; immer kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; und es enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen. Das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin erſten Kuß eine ſchöne Einfaſſung wie von den höchſten Blüthen der noch keimenden, und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon da geweſen iſt, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen ſollen. Sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, welcher den Meiſter ganz verſteht, ſchon bekannt, und dem, welcher ihn gar nicht verſteht, eben ſo gemein und leer, wie das was ſie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtändlich wären, ihn über einiges aufklärten, über andres aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweite Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten; er iſt der reichſte, und zugleich der reizendſte; er iſt voll Verſtand, aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelmen der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freilich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſein; daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſein. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, als es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder ein Etwas in noch unbeſtimmter Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt von dieſer Art; ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adelichen und die Komödianten zwei abgeſonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keineswegs vorzüglich fein und zart und edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Gegenſatz zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolge, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt, und der Pedant bekommt ſogar Schläge, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adelichen ſind, den Stand abgerechnet, den Schauſpielern nur darin vorzuziehen, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Mahlerei denken möchte. Es iſt eine bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſes Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen könnte und was zu zart und fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiederhohlen dürfte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjects, der abſichtliche Anhauch von poetiſchem Prunke bei ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen: ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Wirklichkeit und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Charakter, ſie kann nichts, und mag nichts, als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verſtand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maaß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und an Gefühl des Schicklichen, wie dem Jarno an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete, aber faſt beſchränkte, durchaus nicht großartige oder edle Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweiſt, wie wenig es bloß Lobrede auf den Verſtand ſei, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beide ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt, wie die tiefe innige Marianne und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich dieſen ſtärker hervor, als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beiſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſein laſſen. Wenn nun gleich der Zögling trotz des redlichen Beiſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint, als die äußere Gewandtheit, welche er ſich durch den mannichfaltigen Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt; ſo macht er doch, dem Anſcheine nach, in dem, was wir Kunſt nennen, bedeutende Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind, außer daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt in gewiſſem Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt, wie ſie ſein kann, und ſein ſoll bei entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno gleich; Beide haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelmen und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte; durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakespeare wird von Wilhelmen zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht des Künſtlers, oder was zufälliger Mangel des Werks ſein möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt eben dieſer Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem das Ganze voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr geiſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dieſes fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde wie einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr hohles Innres, als den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt, und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in Einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſowohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als ſolcher, ein Werk der Dichtkunſt anſchauend darſtellt? Es liegt nicht darin, daß dieſe Anſicht über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſei, mehr weiß, als es ſagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſei, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehen ſolle; dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, welcher das Werk ſo lange als nöthig iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit mache. Wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, ſo mag es ihm wohl Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur Eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Charakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon Gebildete noch einmahl bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſen und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen desſelben ſein könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine

Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kömmt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Ueberſpannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und vorherrſchender Ton dieſes Theils ſcheinen durfte. Mignon als Mänade iſt ein glänzend lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen ſcheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt ſcheint es an einem Scheidepunkte zu ſtehen, und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſein. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanten Räthſel und ſchönen Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen; aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziele oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſem zu ſein, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Drama und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtſchaft mit der Tante ſein, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buche. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch auf eine ganz dramatiſche Art und Weiſe mit ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten, und Komödie mit ſich ſelber unter einander ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Zwiſchenreden und Bemerkungen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere ſcharf zu trennen und entgegen zu ſetzen. Hier hat ſich das Innere nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der einſeitig ausgebildeten Innerlichkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberſtehet. Der Onkel nähmlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edeln einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Er iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Reihenfolge von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben, wäre wohl nicht ſeine Liebhaberei geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer claſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion, in dieſen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele hier als angeborne Liebhaberei dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſte des Ganzen, und es wird nun dadurch, wie an dem auffallendſten

Beiſpiele gezeigt, daß er durchaus alle ſo behandelt wiſſen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie in's Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Wiederſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſein, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſein, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in dieſem Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Porträt; ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beiſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Charaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſein können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten; aber Geſpräche müßten es ſein, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen hin und her reden und ein moraliſches Gutachten fällen wollte; das wäre gewiß die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſei.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannichfachen Beiſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehen hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt; aber man hat ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten. Selbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er leiſtet völlig Verzicht darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalia wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht ſie einen angenehmen Contraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſein in der Geſellſchaft; Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her wie der Oheim. Es ſind Beiſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener reich entfalteten Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beim Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt, als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die klarſte Lebens-Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die

Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem bedeutendſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, ſondern als das verlaßne zerrißne Weib überhaupt intereſſirt, ergetzt uns der Anblick des ducatenzählenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten, wie der Wundarzt, ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelmen und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Freiheiten der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfang desſelben, an vieles von allem, was das hervorſtechendſte und bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangere Philine vor dem Spiegel als ein warnendes Beiſpiel der komiſchen Nemeſis, und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt das reich Umfaſſende der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die Ueberraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß der Maaßſtab der Darſtellung iſt erweitert, auch die Menſchen ſind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den

Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspunkte eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der im Verborgnen alles lenkende Geiſt. Weil er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario wird uns als ein Menſch von großer Art und Kraft geſchildert; der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites; der Abbé etwas Mageres; aber Lothario iſt vollendet in der Form, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler ſolcher großartigen Naturen, die Fähigkeit, auch zerſtören zu können. Er iſt die hochaufſtrebende Kuppel, jene ſind die feſten Grundſäulen, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im ganzen Gebäude. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann; aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und Auguſtino, eine im Leiden geheiligte Familie der tiefſten Gefühls-Poeſie, welche dem Ganzen, romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen; aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Geiſterſtimme, und rauſcht auf den Wogen der Melodie daher, wie das Andachtsgefühl würdiger Chöre.

Es iſt als ſei alles vorhergehende nur ein geiſtreiches, intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles ſchön, gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

I.

Anzeige von Goethe's Werken.

1808.

Nach der Cotta'ſchen Ausgabe von 1806.

Erſter bis vierter Band.

Erſter Band. Lieder. Vermiſchte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Epiſteln. Epigramme **Zweiter und dritter Band.** Wilhelm Meiſters Lehrjahre. **Vierter Band.** Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment.

Es iſt keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menſchenalter hindurch ſo bedeutend und mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt hat, ich will nicht ſagen, zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verhältniß in der Bildungsgeſchichte der Kunſt und des Zeitalters zu beſtimmen, ſondern auch nur auf eine ſolche Weiſe über ſie zu reden, welche den Leſer wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verſtändlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Weſens der Poeſie näher führt. Es gehört ein Entſchluß, ja eine Art von Selbſtverläugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu ſeinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit beſitzt, ſo geht es beträchtlich leichter von Statten. Er wird ſich alsdann vor allen Dingen ein philoſophiſches Syſtem, es ſei nun über die Dichtkunſt und Schönheit überhaupt, oder über eine beſondere Art derſelben, über die Tragödie, den Roman, u. ſ. w. erſinnen. Jener unverſiegliche Strom, welcher der akademiſchen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und abſolutes Wiſſen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemahls fehlen laſſen. Er genießt das unbeſchreibliche Vergnügen, ſeine kleine Theorie in embryoniſcher Geſtalt, gleich in der Freude des erſten Empfängniſſes vorzutragen. Der Dichter und ſein Werk müſſen ſich ſchon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, ſo wird ſie durch ungemeſſene Lobſprüche ausgefüllt, oder wenigſtens um ſo minder fühlbar ſein, je mehr der unbefangene Geiſt in ſich ſelbſt und in die glücklich entdeckte Uebereinſtimmung verſunken, und in das Weſen eines Andern einzudringen, unfahig iſt. Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe literariſche Unſchuld unwiederbringlich verloren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich iſt, die Urtheile und Anſichten der anders-, oder auch der gleichgeſinnten zu vergeſſen, wenn er ſelbſt in der Literatur befangen iſt, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil ſeines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er ſich endlich durch ſorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die äſthetiſchen Beurtheilungen ſind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrſchend gewordene Wuth nach wiſſenſchaftlichen Formeln und leeren Paradoxien, wodurch bei einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetiſche Gefühl täglich mehr abgeſtumpft und verſchwemmt wird! Was ſoll er dann thun? Soll er das Beſte, Bedeutendſte und Edelſte mit Stillſchweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünſtigen und beſchützen, das Erbärmliche aber lobpreiſen, um ſich das angenehme Gefühl zu verſchaffen, daß ſein Einfluß wohl hinreichend ſei, auch dem, was an ſich nichts iſt, einen Schein des Daſeins zu verleihen? Eine ſolche nach Abſicht und Gelegenheit beſtimmte Kritik überlaſſen wir andern, und wenden unſer betrachtendes Kunſtſtudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigſten, was die Zeit eben darbietet, zu dieſer neuen Ausgabe von Goethe's ſämmtlichen Werken.

Es ſei uns vergönnt, zuerſt unſre Freude über dieſe Erſcheinung in Beziehung auf den geſammten Zuſtand der Deutſchen Poeſie überhaupt und die Fortſchritte derſelben, in den zunächſt verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, ſeit Schiller durch ſein letztes vortreffliches Werk „Wilhelm Tell,“ noch die vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutſchen Literatur für Poeſie nicht ſehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherlei neuen Erſcheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spaniſchen überſetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichter-Talent abſprechen kann; nur daß ſie uns die romantiſche Schönheit des Spaniſchen Drama's in einer gar zu diminutiven Geſtalt wieder gaben. Neben den Spaniſchen fehlte es auch nicht an Griechiſchen, ja an wahrhaft Hypergriechiſchen eben ſo verfehlten, und eben ſo gehaltleeren tragiſchen Dramoletts, da die Verſuche und die Aeußerungen mehrerer Dichter von verſchiedenen Seiten her zuſammentrafen, um den alten Wunſch nach der Wiederherſtellung der Griechiſchen Tragödie, ganz in der ſtrengſten Form, ſogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Verſuch, als das vollendete Werk des Meiſters zu ſeinem Vorbilde wählen wird. Was ſchon auf der Spitze ſteht, und gefährlich an den äußerſten Gränzen ſchwebt, wird er noch übertreiben wollen; bis der redliche Kunſtfreund nur gar zu deutlich inne wird, wo das Verfehlte auch ſchon in dem erſten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden nur in den Mitteln irrenden Streben lag; der gleichgültige Leſer aber, ohne viel zu unterſcheiden, alles unter der Benennung der Abgeſchmacktheit der neuen Zeit zuſammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Verſuchen, die große Lücke, welche Schillers Verluſt auf der Deutſchen Bühne ließ, auszufüllen; Verſuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meiſten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidniſchen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Geſellſchaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatiſchen Allerlei herbeigeſucht, worin man das wahre Geheimniß des romantiſchen Schauſpiels ergriffen zu haben wähnte.

Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialiſchen Kunſtjünger, die innigſt überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsſtoff ihrer Originalität, denn ganz ohne ſolchen mag ſie doch auch nicht bleiben, nur in den berühmteſten Schriftſtellern und Werken des letzten Decenniums ſuchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, ſo lange abzujagen verſtehen, bis er den Geiſt wohl aufgeben muß. Dieſe Gattung iſt unvergänglich, nur hat auch ſie ihre Zeiten, wo ſie ſichtbarer wird, andre, wo ſie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieſer Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unſer Publikum iſt ſo ſehr gewohnt, Meiſterwerke auf Meiſterwerke in einer ſtetigen Reihe folgen zu ſehen, daß ein Schriftſteller, der nicht von Meſſe zu Meſſe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergeſſenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehr todt, und ſo gut als geſtorben, erklärt zu werden.

Wie dem auch ſei; manche, die am meiſten Beruf gehabt hätten zu reden, ſchwiegen wirklich. Von Goethe war in einer Reihe der letzten Jahre, Eugenie das einzige größere Werk, was erſchien, aber unvollendet blieb.

Deſto erfreulicher iſt dieſe neue Ausgabe von Goethe's Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz Neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Geſtalt, oder auch in derſelben, aber durch die Geſellſchaft des Neuen mit erneuert, wiederbringen wird; und kann uns die Erſcheinung derſelben auf jeden Fall in der immer mehr verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der ſehr oft weniger nach dem allgemeinen Beifall ſtrebte, als vielmehr die ſelbſt erkannten Grundſätze ohne Rückſicht zu befolgen bemüht war, einen ſchönen Beweis von den Fortſchritten des Kunſtſinns in Deutſchland gewähren.

Des Neuen, was die ältere Ausgabe nicht enthielt, und was auch noch ſonſt nicht gedruckt war, iſt in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunſche des Leſers zu entſprechen, wenn wir unſre Anzeige nicht bloß auf dieſes beſchränken. Das Urtheil der Nation über einen claſſiſchen Schriftſteller, beſonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und ſich bilden. So viel Treffendes und Geiſtvolles auch ſchon über die Werke des Verfaſſers und ſeinen Dichtergeiſt im Allgemeinen geſagt worden iſt, ſo glauben wir doch keineswegs, daß das Urtheil über ihn ſchon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und ſeinen Werken ſchon vorhanden wäre. Die Zeit erſt kann einen ſolchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entſcheidend feſtſetzen wollen; aber ihn an unſerm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in dieſen Blättern verſuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyriſchen Gedichten, und dem Meiſter; denn wenn uns kein andres Werk des Verfaſſers ſo genau und ſo vielſeitig mit den Anſichten deſſelben von der Welt und der Kunſt, ja mit den Grundſätzen und Abſichten, nach denen er ſeine Werke bildete, bekannt macht, als der genannte Roman; ſo finden wir dagegen in den Liedern ihn ſelbſt, ſein eigenſtes Weſen nach allen Verſchiedenheiten beſonderer Stimmungen und Zuſtände faſt noch klarer und in der verſchiedenartigſten Mannichfaltigkeit ausgeſprochen.

Es liegt dieß ganz in der Natur der Sache. Das lyriſche Gedicht, das Lied, iſt die freieſte Aeußerung der Poeſie; und wenn wir bei größeren poetiſchen Werken, beſonders wenn dieſelben nicht unſer ganzes Weſen leidenſchaftlich oder begeiſtert ergreifen und mit ſich fortreißen, ſondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung geſammelter Betrachtung und beſonnener Aufmerkſamkeit verſetzen; wenn wir bei ſolchen Werken nur gar zu leicht von dem poetiſchen Eindruck ſelbſt, auf den Gegenſtand des Gedichts, auf die Grundſätze, Vorbilder und Zwecke des Künſtlers, auf die Geſetze und die Idee der Gattung, welcher das Werk angehört, hinübergleiten, ſo iſt das Lied dagegen ganz rein von ſolchen feſſelnden Beziehungen. Frei von den Geſetzen der Kunſt, wie von den Beſchränkungen der gemeinen Wirklichkeit, tönt die Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menſchengeiſtes und der Poeſie hervor; abgeriſſen und einzeln, ſo räthſelhaft für den Verſtand, dem Gefühl aber deutlich, und ſo beſtimmt, daß wo ein ſolcher Ton einmahl eindrang, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu ſchlummern ſcheint, durch die leiſeſte Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derſelbe, der alte von ehemahls, wieder erkannt wird.

Freilich, welches Schöne und Freie ſuchte nicht der bloß mechaniſche Bildungstrieb in ſeine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeinte Vervielfältigung zu entadeln und zu entſeelen! Man glaube nicht, daß wir hiermit bloß und allein auf die nie verſiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas Aehnliches widerfährt wohl auch dem wahren Künſtler, der in andern Rückſichten auf eine hohe, auf die erſte Stufe mit Recht geſtellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erſt ihren Nachahmern überlaſſen haben, ihre Melodien zu Tode zu ſingen. Es geſchieht dieſe Entſeelung des Liedes um ſo leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig beſtimmte, künſtlichere oder gar ausländiſche Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meiſtens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein ſehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag; oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erſcheinen.

Von den Gedichten des Verfaſſers in elegiſchem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbeſondere reden; von den andern vermiſchten Gedichten aber, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Uebertreibung ſagen zu dürfen, daß jedes derſelben ein Weſen eigner Art, jedes derſelben ganz eigenthümlich ſei; dieſen einfachen Lobſpruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwählteſten Dichtern aller Zeiten zugeſtehen.

Der Verfaſſer hat die lyriſchen Gedichte des erſten Bandes unſrer Sammlung unter die Rubriken: Lieder, vermiſchte Gedichte, Romanzen und Balladen, eingetheilt. Man denke ſich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochaufſtrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unſcheinbare Gewächſe und Geſträuche den Boden ſchmücken, deren Anmuth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung ſtehen bleibt. Was auf dieſe Art fragmentariſch von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihm entſteht, iſt darum noch nicht immer ein Lied; denn es iſt nicht genug, daß dieſes aus einer beſondern Stimmung des Dichters hervorgegangen ſei, es muß ſich auch von der Seele des Dichters ablöſen, und ein unabhängiges Leben in ſich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Geſanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz beſtimmt iſt alſo der Unterſchied zwiſchen vermiſchten Gedichten, fragmentariſchen, ſubjektiven Ergießungen des Dichters und Liedern, den objektiven Stimmen der innern Poeſie, wenn uns anders dieſer Ausdruck vergönnt iſt; denn auch das Gefühl hat ſeine Tiefen und ewig bleibenden Grundzüge, welche ſich wie ein Sagenſtrom durch alle Zeiten hindurchziehen. Der Unterſchied ſelbſt iſt beſtimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwiſchen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in ſich ſelbſt klaren und beſeelten Liede, das Aller Eigenthum iſt, und der bloß perſönlichen Ergießung ungewiß und unentſchieden in der Mitte ſchweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwiſchen dem Liede und der Romanze feſtzuſetzen; aber ohne uns hier in allgemeine Unterſuchungen zu verlieren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieſer Unterſchied, in dem vorliegenden Fall wenigſtens, nicht immer ganz beſtimmt, und überall anwendbar iſt. Ein Lied, das ſich an irgend eine Volksmelodie anſchließt, das nicht in der eignen Perſon gedichtet iſt, ſondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantiſchen Sage entlehnten, beſonders wenn in dieſem mythiſchen Hintergrunde irgend eine Geſchichte andeutend vorausgeſetzt, oder wohl gar theilweiſe erzählt wird, nähert ſich durch dieſe Bedingungen ſtufenweiſe immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieſelbe über, wie „des Schäfers Klagelied" oder „das Bergſchloß." Weit entfernt, dieſes für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommenſten ſind, von denen es ſchwer ſein würde, zu entſcheiden, ob ſie das eine oder das andre ſeien;

weil ſich beide Elemente, die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Fantaſie, nach Art des Volks und der alten Sage, ſo innig durchdrungen haben, daß ſie nicht mehr geſchieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in ſeinem urſprünglichen Sinne den erzählenden Dichtergeſang eben ſo wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher, für unſre Anſicht einer andern Eintheilung zu folgen; wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit zu den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermiſchten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfaſſer mit zu dieſen geſtellt hat, zu den bloß perſönlichen Gelegenheitsgedichten und unfertig gebliebenen Dichtungsfragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern würden wir dem „König von Thule,“ dem „Sänger,“ dem „Fiſcher,“ und nächſtdem dem „Erlkönig“ den Preis zuerkennen. Lieder wie dieſe ſind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunſt irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Geſanges als ein Eigenthum des geſammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiſte der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunſt von Religion und Philoſophie abhängig ſind. Ja wenn die Frage davon iſt, ob eine Nation mitten unter allen proſaiſchen Verhältniſſen und Beſchränkungen der jetzigen Zeit doch noch eine Erinnerung von Poeſie beſitze; ſo wird es vorzüglich darauf ankommen, ob ſie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus ſolcher Lieder beſitze. Da ſich jetzt ſo viele Freunde der Poeſie mit der Aufſuchung alter Volkslieder beſchäftigen, ſo wäre es erwünſcht, wenn einer oder der andre, dem die Hülfsmittel dazu bei Handen ſind, uns belehrte, welches alte Bruchſtück, welcher Zug der Sage etwa bei dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeſchwebt haben kann. Das Verdienſt desſelben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, ſondern unſtreitig in noch erhöhtem Lichte erſcheinen. Auch Bürger hat trotz der Einſeitigkeit ſeines Sinnes, und der Uebertriebenheit ſeiner Behandlungsart, große unläugbare Verdienſte um das Volkslied, deſſen Tiefe zu erforſchen er redlich beſtrebt war. Stollbergs Romanzen ſind leichter, geflügelter und darſtellender; beſonders zeichnen ſie ſich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannichſaltigkeit und der Tiefe. Einen magiſchen Reiz giebt ſeinen Liedern das Abgerißne, Geheimnißvolle, Räthſelhafte des Gedankens oder der Geſchichte, bei der vollkommenſten äußern Klarheit. Freilich kann dieß, ſobald es mit Bewußtſein geſchieht, gar bald in abſichtliche Seltſamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachahmern und Nachäffern Goethe's im Volksliede, in ſo reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird. Bei Goethe ſelbſt aber ſind die ſchönſten Lieder durchgängig bis zur vollkommenſten Klarheit durchgeführt, und nur einige der minder vollkommnen ſind auf dem Wege dahin ſtehen geblieben. Wie viele andre könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! „Heidenröslein,“ „das Veilchen,“ „der untreue Knabe,“ ſind jedem bekannt; „das Blümlein Wunderſchön“ iſt ſo zart ſpielend, als liebevoll herzlich. „Der Junggeſell“ und „der Mühlbach“ ſpricht uns wunderbar muſikaliſch an; ja wenn wir zu ſo vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieſer Ausgabe neu hinzugekommenen, wenn wir die Verſchiedenheit aller, und die Vortrefflichkeit der einzelnen betrachten, ſo möchten wir uns beinah zu dem Ausſpruch berechtigt halten: daß Goethe wohl in keiner Art der Poeſie einen höheren, oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein ſo beſtimmter und bedingter Lobſpruch ſchon geeignet iſt, von Unverſtändigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an, „des Schäfers ſehnſüchtiges Klaglied,“ noch mehr aber, „das alte, verfallne Bergſchloß.“ Dieſen beiden Liedern giebt das magiſche Dunkel einen eignen Reiz. In dem „Hochzeitsliede“ ſcheint uns die Dunkelheit mehr ganz lokal und perſönlich, als romantiſch zu ſein; doch iſt die Fülle der Fantaſie darin, welche auch der Vers angemeſſen ausdrückt. Zur vollendetſten Klarheit durchgedrungen iſt das Lied: „Vanitas! vanitatum vanitas!“ dem wir nur eine einfachere Ueberſchrift wünſchten; ein ergetzliches Beiſpiel ächt deutſchen Volkswitzes! Voll froher Laune und Luſtigkeit iſt auch

„Ritter Curts Brautfahrt,“ das würdige „Stiftungslied,“ und der unvergleichliche „Rattenfänger.“ Vor allen würde die „Kriegserklärung“ den Preis der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nachfolgenden Strophen mit den beiden erſten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemahl bemerkt, daß die Lieder des Verfaſſers aus einem ſehr gefühlvollen und romantiſchen Aufſluge im Anfange, gegen das Ende mehr in das Proſaiſche und Ironiſche herabſinken; wie dieß auch unſers Bedünkens in den ältern ſchönen Liedern, „Willkommen und Abſchied,“ „Neue Liebe, neues Leben,“ der Fall iſt.

Dieſes wären nun die vortrefflichſten unter den eigentlichen Liedern. Noch ſind einige Romanzen zurück; „der Wandrer und die Pächterin,“ deſſen Beziehung ganz perſönlich ſein mag; „die Walpurgisnacht,“ wo nur die allzu proſaiſche Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch ſo dichteriſche Behandlung der Poeſie angeeignet werden konnte; „die Braut von Korinth,“ die ſich durch die hohe Vollkommenheit der Darſtellung, bei einem widerſtrebenden Stoff, und „der Gott und die Bajadere,“ die ſich, wo nicht durch die innere Tiefe, indem der eigentliche ſchöne Sinn der indiſchen Sage ganz darin verfehlt iſt, doch wenigſtens, von dem Stoff und deſſen dichteriſchem Verſtändniß abgeſehen, durch die äußere muſikaliſche Fülle empfiehlt. Wir haben dieſer letzten beiden nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnen wollen, weil ſie aus einer fremden Mythologie entlehnt ſind, oder auf eine weniger bekannte Beſonderheit des alten Griechiſchen Volksglaubens ſich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poeſie vergönnt ſein mag, um ſich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen; von dem Liede fordern wir, daß es Deutſch ſei.

Wir gehen nun zu der zweiten ungleich zahlreichern Klaſſe der perſönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermiſchten dichteriſchen Fragmente über. Viele derſelben ſind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeint, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil ſie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv geworden, ſondern nur ſubjektiv verſtändlich, oder nach Gelegenheit auch ganz unverſtändlich geblieben ſind. Für die größere Zahl aber beſonders derer, die der Verfaſſer unter dem Nahmen der vermiſchten Gedichte zuſammengeſtellt hat, dürfte der richtigſte Geſichtspunkt wohl der ſein, wenn wir ſie als den erſten Anſatz der Gedichte im elegiſchen Sylbenmaaß betrachten. Hieher zählen wir beſonders die ganze Reihe der reimfreien Monodien in mythiſchen Sinnbildern, unter denen „Prometheus" an Reichthum des Gedankens, die erſte Stelle einnimmt. Je abweichender, je ausgeſetzter dem Tadel die in dieſen Fragmenten herrſchende Anſicht der Dinge iſt, je mehr wünſchten wir, daß ſie vollkommen ausgeſprochen und entfaltet, und alle die Bruchſtücke in ein Ganzes verbunden ſein möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermiſchten ſubjektiven Liedern, empfehlen ſich: „Zum neuen Jahr," „Tiſchlied," „Generalbeichte," „Dauer im Wechſel" und „die glücklichen Gatten," durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell ſcheint der „Nachtgeſang." In dem „Dithyrambus" iſt der Gegenſatz der mit Klarheit beſonnenen und der bacchiſch begeiſterten Dichter mit ſtarken Farben dargeſtellt; und auch bloß ſo genommen, das Fragment nicht ohne Werth; doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeiſterte Gedicht „Weltſeele," erregt um ſo mehr den Wunſch nach einer vollſtändigen poetiſchen Darſtellung der Naturanſicht des Dichters, je weniger es dieſe ganz klar ausſpricht.

Das Sonett iſt ein Wort recht zu ſeiner Zeit: eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und ſinnloſen Sonette, womit uns die letzten Jahre, ſeit A. W. Schlegel dieſe Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überſchwemmt hat. Sonderbar iſt es, wie der Inſtinkt dieſer Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günſtig ſind. An den ungleich ſchwerern Terzinen haben ſich eben ſo viele nicht verſehen; dagegen welche Ueberſchwemmung von Sonetten! Eben ſo ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfaſſenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologiſchen Arbeiten und die ganz mißlungenen Verſuche mitzählen, einen ſo großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von ſinnreichen und ſinnloſen, witzigen und aberwitzigen Diſtichen!

Wir ſchließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle dieſe vermiſchten Gedichte und Lieder auf einem gemeinſchaftlichen Grunde ruhen, welcher zugleich das eigentliche Weſen des Volksliedes bildet; dieſes iſt aber die tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgeriſſenen Andeutungen der höchſten Fantaſie. Es giebt noch ein ganz andres Element oder wenn man will, eine andre Gattung der lyriſchen Dichtkunſt; wenn dieſelbe nähmlich nicht aus einem beſondern, ſondern in ſeiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinſchaftlichem Gefühle hervorgeht, und ſich durch Würde und Ernſt und Begeiſterung auch äußerlich gleich unterſcheidend ankündigt. Dieſen Ton haben mehrere deutſche Dichter angegeben, am meiſten Klopſtock, obwohl in ungünſtigen Formen und Verhältniſſen; ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemahlige Poeſie noch fortdauern, auch bei einem, den äußern Verhältniſſen nach ganz zerſtörten Zuſtande; zu begeiſterten Nationalgeſängen bedarf es aber außer dem Dichter noch anderer Verhältniſſe, und zum wenigſten einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegien war anfangs viel Einrede von Seiten der ſtrengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu ſagen erlaubt wäre, als was ſich in Gegenwart junger Frauenzimmer ſagen läßt; ſo möchte wohl überhaupt keine Poeſie möglich ſein, am wenigſten aber eine, wie die der Alten. Nach dieſem Grundſatze müßte man denn auch, die Ueberſetzungen der claſſiſchen Dichter, mit geringer Ausnahme, für etwas ganz Unerlaubtes erklären. Im Allgemeinen iſt der Sinnenreiz in der Poeſie, da wo er abſichtlich geſucht wird, und vielleicht gar der Mangel an eigenthümlicher Erfindung, an ſonſtiger Kunſt und Fantaſie, durch ein ſo ſchlechtes Surrogat unedel erſetzt werden ſoll, wie dieſes bei manchen modernen Sinnlichkeitsdichtern wohl der Fall iſt, im höchſten Grade verwerflich und verdammungswürdig. Die jugendliche Anmuth der Gefühle und alles ſinnlich Reizende aber, an der rechten Stelle, die es im Leben einnimmt und in dem beſcheidnen Maaße eines gebildeten Gefühls, darf man der Poeſie, als einer darſtellenden Kunſt, nicht ganz entziehen wollen, ohne ihr eigentliches Weſen, als volles Lebensgemahlde der Fantaſie mit zu vernichten.

Es iſt eine zarte Gränze hier, worauf das ſittliche Ebenmaaß beruht, und nicht in der Pedanterei des Schicklichen, die ſich an ein einzelnes Wort oder Bild hängt, um irgend ein Aergerniß zu finden. In der poetiſchen Abſicht ſelbſt, ſind die großen Dichter des Alterthums vielleicht ſtrenger, wenigſtens reiner und unbefangener als die neuern Poeten; aber im Styl und Ausdruck war ihnen eine freiere Gränze gezogen. Am ſonderbarſten dünkte es uns daher, dieſen moraliſchen Einwurf auch von ſolchen zu hören, die da glaubten, daß unſrer Poeſie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen ſei, und ihr doch einen, wenn gleich ſehr mäßigen Gebrauch der antiken Freiheit nicht vergönnten. Noch giebt es eine andere mehr aus der Geſchichte der Deutſchen Literatur hergenommene Antwort auf dieſen Tadel. Nachdem die Lohenſteiniſche Schule in eine ſpielende Ueppigkeit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unſittliche, ja Schmutzige überging, ſo ſuchten nun Klopſtock und die Gleichgeſinnten mit allem Ernſt die Würde der Deutſchen Poeſie wieder herzuſtellen, nur daß ſie dabei leider in das entgegengeſetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feierlichkeit geriethen. Sollte die Deutſche Poeſie nicht ganz in dieſer Monotonie untergehen, ſo mußte ſie ſich wieder auf eine freiere Weiſe bewegen, und aus den unermeſſenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftſtellern, welche dem Sinnenreiz, den Klopſtock verſchmäht hatte, ausſchließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine durchaus proſaiſche Art. Auf eine poetiſche Weiſe geſchah es vorzüglich durch Goethe, den wir in dieſer Rückſicht nicht bloß in der Elegie, ſondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegenſatz Klopſtocks für das Ganze der Deutſchen Literatur betrachten. Denn daß eine ganze Literatur oder auch nur alle Poeſie einer Nation, ſich immerfort in jener einförmigen Würde und dem feierlichen Ernſt fortbewegen und darauf beſchränkt bleiben ſolle, wie Klopſtock den Ton ſo hoch und ſtreng angegeben hatte, das wird Niemand verlangen wollen, oder auch nur ſelbſt irgend wünſchenswerth finden können.

Die ſämmtlichen Goethiſchen Gedichte in elegiſchem Sylbenmaaß kann man aus einem zwiefachen Geſichtspunkte beurtheilen. Entweder als einzelne lyriſche Gedichte, oder aber, indem man ſie alle zuſammen nimmt, und ſie als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem erſten Geſichtspunkte, als lyriſche Gedichte, würden wir ſie ſehr weit unter die gelungenſten Lieder des Dichters ſetzen. Sie ſind weniger eigen und unmittelbar, es iſt nicht dieſes friſche Gefühl, dieſe Lebendigkeit darin. Am nächſten kommen darin den Liedern wohl „Alexis“ und „der neue Pauſias,“ überhaupt die in dieſer Abtheilung zuſammengeſtellten. In den römiſchen Elegien finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmoniſches. Das Geheimnißvolle der Fantaſie aber fehlt in allen, muß ſchon der Form und der Gattung nach fehlen: denn das Räthſelhafte in den „Weiſſagungen des Bakis,“ gehört wohl mehr der ſubjectiven Unverſtändlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bei den perſönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieſer geheimnißvolle Reiz der Fantaſie bewirkt es wohl, wenn wir mehr Poeſie in der Art finden, wie die Sehnſucht nach Italien in dem ſchönen Liede: „Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n?“ u. ſ. w. ausgedrückt iſt, als in dem wirklichen Beſitz und ruhigen Genuß des Kunſt- und Naturbeglückten Landes, wie ihn alle dieſe Römiſchen Elegien und Venetianiſchen Epigramme ſchildern. Ja, man kann wohl vorausſehen, daß manche der ſchönſten Goethiſchen Lieder vielleicht nach vielen Jahren noch im Munde des Geſanges leben werden, während dieſe antiken Nachbildungen nur als eine vielleicht nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung in der Deutſchen Kunſtgeſchichte ihre Stelle finden werden.

In dieſem Sinne würden wir ungefahr urtheilen, wenn wir dieſe Elegien als einzelne lyriſche Gedichte in Vergleich mit den andern lyriſchen Gedichten und Liedern unſers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet, verdienen ſie gewiß alle die Lobſprüche, welche man ihnen in dieſer Rückſicht ertheilt hat. Der größte Unterſchied dürfte ſein, daß in den römiſchen Elegien, wo man am beſtimmteſten an die Triumvirn der alten Elegie erinnert wird, hier und da ein Anhauch von Parodie, ein leiſer komiſcher Anſtrich beigemiſcht iſt, der ſich bei den Alten nicht findet, der ſich aber ganz natürlich einſtellt, wenn man nicht in der eignen Weiſe und Sitte, ſondern in einer halb in Ernſt, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyriſche Gedichte antike Nachbildungen ſein? Oder müſſen ſie nicht vielmehr ihrer Entſtehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erſcheinung aber nicht fremd und gelehrt, ſondern durchaus national ſein, wenn ſie auch wieder in das Innere eingreifen ſollen?

Dieſes iſt der Punkt, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müſſe alle dieſe Elegien und Epigramme nicht als einzelne Gedichte, ein jedes für ſich, ſondern ſie alle als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu ſein, welches dann weit mehr von der didaktiſchen, als von der lyriſchen Art ſein würde. Mehrere, der ohnehin ſchon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Maſſen von Elegien erhalten ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derſelbe Geiſt; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur ſchwach angedeutet iſt, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeinen Anſichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphoſe der Pflanzen aber, wie in einen Kern zuſammengedrängt ſind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet ſein, ſo würden wir ein Lehrgedicht vor uns ſehen, welches uns die Anſicht des Dichters von der Natur und der Kunſt, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmahl vollſtändig darſtellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verſchieden ſein, an Würde und Gehalt der Poeſie aber gewiß keinem andern größern dramatiſchen oder epiſchen Werke unſers Dichters nachſtehen würde. Ein ſolches Ganzes ſcheint uns in dieſen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieſes offenbar das Ziel zu ſein, nach dem ſie mehr oder weniger alle ſtreben.

Es ſcheint ſonderbar, etwas andres von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet. Wenn man aber geiſtigen Hervorbringungen nicht einen falſchen Werth leihen, ſondern ihnen ihren wahren Werth erhalten will, ſo iſt es nothwendig zu zeigen, wohin ſie eigentlich ſtreben, geſetzt auch, daß dieſes Streben nicht ganz bis zur vollkommenſten Geſtaltung äußerlich durchgeführt wäre. Aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unſre obigen Aeußerungen ſo mißverſtanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie, entweder überhaupt, oder in dem vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutſche Sprache aus der Gemeinheit, in der ſie noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachläſſigung und die Verwirrung des Zeitgeiſtes verſunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächſt wohl kein wirkſameres Mittel, als jene Nachbildungen der ſtrengſten Kunſtformen, wozu ihre Bildſamkeit ſelbſt reichen Anlaß gab, und wodurch ſo manche Meiſter ſich ein unvergängliches Verdienſt um ſie erworben haben. Als nothwendige Bildungsſtufe der Deutſchen Sprache und Kunſt müſſen dieſe gelehrten Nachbildungen zum mindeſten gewiß in ihrem Werth bleiben. Aus dem gleichen Grunde iſt auch die ſpäterhin erfolgte Nachbildung der kunſtreichen romantiſchen Sylbenmaaße der Italiener und Spanier, als eine kaum entbehrliche, wenn gleich auch nur vorübergehende Bildungsſtufe der Deutſchen Poeſie unſrer Zeit zu betrachten; um nur erſt das Gefühl für den Zauber des Reims und des romantiſchen Geſanges, für alle dieſe magiſchen Anklänge der Fantaſie, und ihre ſinnreiche Verſchlingung in den mannichfaltigſten Kunſtformen wieder anzuregen; wohin ſchon das Bedürfniß ſelbſt leiten mußte, grade als Gegenſatz der früherhin vorherrſchenden antiken Trockenheit. Wollte man nun aber ſagen, es ſeien der Studien und der vorläufigen Bildung endlich jetzt genug, die Poeſie müſſe nun anfangen, und es ſei nichts mehr zu wünſchen und nichts mehr an der Zeit, als daß diejenigen, die dazu vorzüglich berufen ſind, uns endlich einmahl ſtatt aller Nachbildungen der fremden, eine Deutſche Poeſie geben; ſo läßt ſich dagegen für den vorliegenden Fall Folgendes mit Recht erwiedern: Möge ſich die Deutſche Poeſie Deutſcher Weiſen und Formen bedienen, in allen Arten und Werken, die zunächſt auf die ganze Nation wirken ſollen; aber der Umfang der Dichtkunſt iſt nicht ſo eng zu beſchränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Weſen des Gedichtes ſelbſt nothwendig gefordert werden. Der Reim iſt in der Deutſchen Sprache einheimiſch, iſt ihr eingeboren und weſentlich. Der Reim aber, obwohl die ſchönſte Zierde der Poeſie, iſt nicht mit allen Kraftäußerungen derſelben verträglich; es giebt eine Poeſie der Wahrheit, wenn uns dieſer Ausdruck vergönnt iſt; ſie iſt es, ohne dramatiſche Handlung, Leidenſchaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Fantaſie, bloß durch die heitere und gediegene Anſchauung, durch die wahrhaft poetiſche Anſicht der Dinge. Das eben verſtehen wir unter dem Lehrgedicht, und dieſen hohen Begriff deſſelben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung aufſtellten, die elegiſchen Studien unſers Dichters neigen ſich nach dieſer Seite hin. Für ein ſolches Lehrgedicht aber, welches in der Fülle der gediegenſten Wahrheit ſelbſt des Sinnbildlichen nicht bedürfte, oder doch nur mit einer leiſen Andeutung deſſelben ſich begnügte, würde die ſpielende Umhüllung des Reims vielleicht nicht immer und überall ſo angemeſſen ſein, als die gediegene Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie. Auf dieſe Weiſe läßt ſich vielleicht die noch fernere Beibehaltung des antiken Sylbenmaaßes in unſrer Poeſie, wenigſtens für einzelne Fälle noch am beſten begründen und herleiten.

Ueberhaupt ſollte man niemahls an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künſtlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß ſelbſt, und das Verhältniß deſſelben zur Natur und ferneren Bildung unſrer Sprache denken, wie man will; denn der wahre Künſtler wird ſeiner Form, auch der weniger günſtigen, doch Meiſter, ſo wie des Stoffes, und es verſchmilzt alles zu einem Ganzen, wo ſich nun nicht mehr trennen und ſcheiden läßt, und das man ganz bei Seite ſetzen, oder ſo nehmen muß, wie es nun einmahl iſt. Für das Individuelle in den elegiſchen Werken unſers Dichters iſt dieſes Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch ſo anpaſſend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, ſo daß ſich ſchwerlich eine andre eben ſo angemeßne Form auch nur in Gedanken erſinnen ließe. Es hat das elegiſche Sylbenmaaß, wenn es ſo wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas ſo angenehm Gefälliges und Nachläſſiges, daß es bei der harmoniſchen Weichheit, die ihm doch von ſeinem Urſprung her bleibt, recht dazu gemacht ſcheint, jene ſelbſtgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grundton der mannichfaltig wechſelnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meiſten dieſer Gedichte iſt.

Die rigoriſtiſche Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Geſetzen der alten Rhythmik überlaſſen wir andern Beurtheilern, ſo wie auch die Vergleichung der verſchiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur Eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung ſo ſehr auf, daß wir ſie im Vorbeigehen bemerken:

„Dichten iſt ein luſtig Metier,“

wo es ſonſt hieß:

„Dichten iſt ein luſtiges Handwerk,“

und wir dem Dichter nicht beiſtimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegiſche Sylbenmaaß, ſo wie es ſich in Deutſcher Sprache offenbart, ſei uns noch zum Schluſſe vergönnt. Wenn es nicht ſtrenge, ſondern freier und loſe behandelt wird, wie es hier der Fall iſt, ſo zerfällt es meiſtens in einzelne Diſtichen, und auch dieſe haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und ſinkt aus der anfänglichen Würde oft in's Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunſtreichen Verſchlingung der Verſe und Perioden, und der größten rhythmiſchen Mannichfaltigkeit und Strenge nachgeſtrebt, ſo ſehen wir kaum, wie der Abweg eines durchaus gelehrten und ſchweren Styls wird zu vermeiden ſein. Man könnte vielleicht eine oder die andere Elegie von A. W. Schlegel anführen, zum Beweiſe, daß auch bei größerer metriſchen Strenge die Klarheit des Styls in dieſem Sylbenmaaß erhalten werden könne; aber es kann dieſes Gelingen wohl nur als eine beſondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angeſehen werden.

Dürften wir unſrer Stimme alſo einiges Gewicht im Rathe der ſterblichen Götter und Heroen unſrer Kunſt beimeſſen, ſo würden wir den Wunſch äußern, die Meiſter der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmahl unentbehrlich ſind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einſchmeichelnden elegiſchen Sylbenmaaß, das ſich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerſtrebendes für die Deutſche Sprache offenbart. Daß ein ſolches Lehrgedicht, deſſen Idee wir anzudeuten verſucht, in hexametriſchem Rhythmus eben ſo würdig und mannichfaltig als im elegiſchen ſich darſtellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwiſchen dieſen beiden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur von dieſen die Rede ſein; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyriſchen und dramatiſchen Sylbenmaaße der Griechen ſich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Kunſtler, mag ſich, wie hier und da einzeln geſchehen iſt, durch einen vorübergehenden Verſuch damit bekannt machen; die weitere Ausführung dieſes Fehlgriffs, und der vollſtändige Mißbrauch desſelben aber ſollte den Neulingen überlaſſen bleiben, die um das andre unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerſt haſchen; oder jenen rhythmiſchen Philologen, bei deren halsbrechenden metriſchen Verſuchen, wenn ſie kühn durchgeführt ſind, es immer lehrreich bleibt, zu ſehen, wie ſich unſere edle Sprache zu der methodiſchen Mißhandlung geberdet.

Doch ſchon zu viel haben wir uns der Epiſoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zuſtand der Deutſchen Poeſie erlaubt; wir haben noch über Wilhelm Meiſters Lehrjahre zu reden, über die noch manches zu ſagen iſt, ſo ſehr wir auch vieles als bekannt vorausſetzen, und um ſo eher vorausſetzen können, da dieſes Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, ſondern überhaupt als eines der reichhaltigſten und geiſtvollſten Werke, welche die Deutſche Literatur beſitzt, allgemein anerkannt und geſchätzt wird, und auch ſchon mehrere ausführliche Beurtheilungen und Charakteriſtiken desſelben vorhanden ſind; wie ich ſelbſt eine ſolche im friſchen Gefühl des erſten Eindrucks, bald nach der Erſcheinung des Werkes ſelbſt, aus mannichfacher Anſchauung und Durchdenkung desſelben in allen ſeinen Einzelnheiten und dem Gliederbau des Ganzen, vor einer Reihe von Jahren verſucht habe.

Wenn wir fragen, warum die Größe der Wirkung, welche die Werke unſers Dichters hervorgebracht haben, nicht allemahl der Größe der darin erſcheinenden poetiſchen Kraft ganz entſprach; ſo ſcheint uns der Grund davon keinesweges, wie einige frühere Beurtheiler glauben möchten, einzig und allein in der poetiſchen Unempfänglichkeit des Publikums zu liegen, noch weniger in der Unfähigkeit der Deutſchen Sprache, wie der Dichter ſelbſt in einem bekannten Epigramme zu verſtehen giebt; gehört er ja ſelbſt nebſt Klopſtock zu denjenigen, welche die alte Anmuth und die angeborne Naturfülle der edeln Sprache, aus der Verworrenheit und Mißgeſtalt, in die ſie gerathen war, zum Theil wenigſtens wieder entdeckten, und von neuem an's Licht ſtellten. Wir finden den Grund jenes, eine lange Zeit hindurch ſogar nicht, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz angemeſſenen Erfolges unſers Dichters darin, daß er die Größe ſeiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umriſſe, Fragmente, kleinere, bloß zum Verſuch oder zum Spiel gebildete Werke vereinzelt, und ſelbſt zerſplittert hat. Er zeigt ſich auch in dieſer Eigenſchaft als der Gegenſatz Klopſtocks, der alle Kraft ſeines Geiſtes und ſeines Lebens auf ein einziges großes Centralwerk wandte, in deſſen Begriff leider nur gleich von Anfang, Beſtimmungen und Bedingungen aufgenommen waren, die ein vollkommnes Gelingen unmöglich machten.

So oft Goethe aber ſeine Kraft nicht ſelbſt theilte, ſo oft er ſeinen Reichthum mehr zuſammendrängte, war auch die Wirkung entſprechend. Taſſo und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunſt geſteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verſchafft. Der Meiſter aber hat auf das Ganze der Deutſchen Literatur, ſichtbar wie wenige andere Erſcheinungen gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieſelbe mit der Bildung und dem Geiſt der guten und ſchlechten Geſellſchaft in Berührung ſetzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmahl geſchehen iſt. Das Verdienſt des Styls in dieſem Werke iſt von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der ſich aus der immer fortſchreitenden Erforſchung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geſchäft gemacht hat, die ganze Größe desſelben zu würdigen im Stande iſt. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und beſonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meiſter vielleicht jedem andern Werke unſers Dichters vor, keines iſt in dem Grade ein Werk.

Anfangs war auch gegen dieſes Buch viel Einrede; zuerſt von Seiten der Sittlichkeit, und der darin dargeſtellten zum Theil ſchlechten Geſellſchaft. Was den erſten Punkt anbetrifft, ſo erinnern wir nochmahls an die zu einförmige Feierlichkeit der Klopſtockiſchen Art und Anſicht der Dinge, und das Bedürfniß einer nicht ſo gar eng beſchränkten Freiheit für die Entwicklung der Poeſie. Beſonders hat der Meiſter darin ein großes Verdienſt, daß er das deutſche Auge mehr geübt hat, die Poeſie nicht bloß da zu erblicken, wo ſie in aller Pracht und Würde erhaben einherſchreitet, ſondern auch in der nächſten und gewöhnlichſten Umgebung ihrer verborgenen Spuren und flüchtigen Umriſſe gewahr zu werden. Der „Meiſter“ gehört dem Anſchein und der äußern Form nach, zu der gewöhnlichen Gattung der Romane, und doch iſt die Anſicht, und noch mehr die Darſtellungsart, ſelbſt da, wo das Werk gegen die Poeſie, eigentlich aber nur gegen eine Art derſelben, gegen die Poeſie des Gefühls und der Liebe, zu ſtreiten ſcheint, eine durchaus poetiſche und wenn der gewiß poetiſch gemeinte Werther in ſeinen nächſten Folgen und Nachbildungen gleich wieder in das ganz Proſaiſche herabgezogen ward, ſo war in dem Werke ſelbſt ſchon dafür geſorgt, daß dieſes dem Meiſter nicht widerfahren konnte.

Was die gute oder ſchlechte Geſellſchaft betrifft, ſo hätte man ſich erinnern mögen, daß von Fielding, Scarron und Leſage, ja von dem ſpaniſchen Alfarache und Lazarillo an, des

Don Quixote nicht einmahl zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der beſten und edelſten Geſellſchaft ihrer Zeit ſehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten; doch die wunderlich gemiſchte, oder gar die ſchlechte, als günſtiger für komiſche Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Fantaſie, mit Abſicht in ſolchen Dichtungen gewählt haben.

Am meiſten Einrede aber war gegen die Form des Werks, deſſen Geſtalt ſich ſo ganz an die des gewöhnlichen Romans anſchloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, ſondern vielmehr abſichtlich zu täuſchen ſchien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meiſten aber den Schluß deſſelben. Uns ſchien vielmehr die Gelindigkeit dieſes Anfangs eine Schönheit zu ſein, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weiſe, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht ſehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Maſſe keinesweges ſparſam und geizig abgefertigt, ſondern vielmehr mit allem Reichthum, ſo gut der Stoff ihn nur darbot und der Gegenſtand es zuließ, ausgeſtattet, und alle Kunſt daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier alſo dennoch etwas Disharmoniſches für das Gefühl vieler Leſer, wie dieß denn wirklich auch bei ſolchen der Fall iſt, denen man den poetiſchen Sinn durchaus nicht abſprechen kann; ſo muß der Grund davon viel tiefer liegen, als bloß in der äußern Form. Sollten wir in Rückſicht auf dieſe etwas tadeln, oder als minder vollendet auszeichnen, ſo würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bei Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß geſucht wird, hier und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltſam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dieſes nur von einigen Uebergängen gelten; die Darſtellung Aureliens und Serlo's, iſt in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komiſchen Schauſpielertreibens im Schloſſe des Grafen, die wohl ſelbſt dem eigenſinnigſten Sinne nichts zu wünſchen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwieſpaltes der ſo vielen, die ſich ſtark von dem Werk angezogen fühlten und ſich ganz mit demſelben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb und ſie wieder davon zurückſtieß? Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunſt zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt werden, in der anſcheinenden Partheilichkeit des Dichters für den kalten Verſtand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetiſchen Richtung beſchuldigt. Dieſe Anſicht aber trifft den eigentlichen Punkt, unſers Erachtens, nicht, und iſt auch nicht ohne Einſchränkung wahr. Erſtlich hat es ſeine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine ſolche Liebe, ein ſolches Gefühl wie das der untergehenden Perſonen, in einer ſolchen Welt und Umgebung wie dieſe hier, ohne Rettung untergehen mußten: und es wird der Verſtand hier auch keinesweges als das Höchſte und Letzte dargeſtellt, ſondern vielmehr als etwas allein ganz Unzulängliches, Einſeitiges und Dürftiges. Dasjenige aber, was als das Höchſte und Erſte aufgeſtellt wird, die Bildung iſt, wie ſehr auch der Verſtand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns zu denken, offenbar alſo als ein Mittleres zwiſchen Gefühl und Verſtand gemeint, was ſie beide umfaßt. Dieſe Bildung nun, ſo wenig ſie ganz vollſtändig in dem Werke entwickelt iſt, muß unſtreitig als eine durchaus künſtleriſche, ja poetiſche, aufgefaßt werden, und es ſtreitet wohl nicht mit der Abſicht des Verfaſſers, wenn wir uns den bloß angedeuteten Umriß dieſes Begriffs durch jenen Geiſt künſtleriſcher Bildung ergänzen, der auch andre, beſonders aber die antiken Gedichte des Verfaſſers beſeelt. So kann man denn gewiß nicht behaupten, die Abſicht des Verfaſſers ſei gegen die Poeſie gerichtet, ob man gleich allenfalls ſagen könnte: es ſei ein Roman gegen das Romantiſche, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindſamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigſtens zu dem Begriff davon zurückführen ſoll. Aber es kommt weniger darauf an, die ſonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu faſſen, als vielmehr den eigentlichen Punkt des Streits zu treffen, woran es liegt, daß ſo viele vorzügliche Menſchen, welche die andern Werke unſers Dichters wohl zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ſich von dieſem mit einer bleibenden Abneigung getrennt fühlen. Die Antwort auf dieſe Frage, ſo weit ſie ſich beantworten läßt, ſcheint uns folgende zu ſein: Bildung iſt der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einen Mittelpunkt zuſammengeht; dieſer Begriff aber iſt gerade ſo, wie er ſich hier vor uns entfaltet, ein ſehr vielſinniger, vieldeutiger und mißverſtändlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weiſen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging ſtreng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unſichtbares. Dieſe Bildung gedeiht nur in abgeſchiedener Einſamkeit, wo ſie diejenigen ſtets geſucht haben, die ſich zu ihr berufen fühlten; und hier iſt es nicht ſowohl der Menſch ſelbſt, der künſtliche Verſuche mit ſich anſtellt und ſich ſelbſt bilden will, ſondern die Idee, die Gottheit, der er ſich ergab, iſt es, die ihn bildet oder von der er ſich bilden und beſtimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und geſellige Bildung, die nicht eine ſo hohe Richtung und Würde hat, oft ſogar in etwas ganz Leeres ſich auflöſ't. Was ſehen wir überhaupt in dem Menſchenleben vor uns? Die meiſten werden durch allerlei Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß ſich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feſtſtehende Grundſätze und Geſetze halten die verworrne Maſſe glücklicherweiſe noch in einer leidlichen Ordnung. Andre ſehen wir ſodann durch leidenſchaftliche Liebe, wenigſtens vorübergehend in ein ganz anderes, höheres und kraftvolleres Daſein emporgeriſſen, noch andre aber durch Ruhmbegierde und Herrſchſucht zu ungeheuren Anſtrengungen dauerhaft angetrieben, oder durch den nie verſiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beſeelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt iſt mit der Neigung zur Abgeſchiedenheit und zum Unſichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir eben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künſtlers. In allen dieſen Geſtalten ſehen wir Leben und eben darum ſprechen ſie unſer Mitgefühl leicht an, wo wir ſie nur irgend kraftvoll dargeſtellt finden, ſei es in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widerſinniges, und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenſchaftliches Streben, des eignen Zwecks vergeſſend, ſich wie der Geiz nur auf die Mittel wirft, ſo iſt das Streben der jungen Gemüther nach ſogenannter Bildung, da ſie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte ſein möchte, meiſtentheils mehr eine vorläufige Anſtalt zum Leben, als ſelbſt Leben, ſo wie das Stimmen der Inſtrumente vor der Muſik. Ein Mann hingegen, der mit ſtärkerer Kraft gefährlichere Verſuche mit ſeinem Innern anſtellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der, ſtatt ſich eine zweckmäßige Bewegung zu verſchaffen, an ſeiner eigenen Geſundheit experimentirt, allerlei Arzneien durcheinander nimmt und ſich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entſchiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückſchauende Gefühl aber ſolcher Alten, die ſich ſelbſt als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil ſie die mannichfaltigſten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfuhren, iſt mit dem Gefühl des Reiſenden zu vergleichen, der nach überſtandener Durchſchüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel ſeiner Reiſe, doch in einem ſichern Wirthshauſe anlangt. In dem weniger würdigen Sinn iſt der Begriff der Bildung offenbar an einigen komiſchen Stellen des „Meiſter" genommen, beſonders da, wo das Mißlingen geſchildert iſt, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauſpielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Geſtalten nicht immer bloß mit einer ſanften Ironie zu umſchweben, ſondern ſchonungslos oft ſeine eignen Hervorbringungen zu zerſtören ſcheint, ſo iſt dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit ſich und mit andern der Wahrheit gemäß dargeſtellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchſten Begriff der Bildung dem Werke abſprechen wollte, durch das Ganze ſowohl, als durch viele einzelne Stellen desſelben zu widerlegen ſein! Daß wahre und falſche Bildung in dem Buche oft ſo nah an einander gränzen, ſo ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel ſein, denn es iſt dieß die eigentliche Beſchaffenheit der Art von feinern Geſellſchaft, die hier dargeſtellt werden ſoll. Die falſche Vielſeitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerlei iſt vielleicht, wenigſtens für Deutſchland, das einzige Allgemeine dieſer geſellſchaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel geſehen, der ſich durch eine gegenſeitige, ſtillſchweigende Verabredung, und gleichſam harmoniſche Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er ſei einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andre vielleicht noch ſogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Geſellſchaft erſt zur guten macht!

Doch wir fürchten, den Leſer durch dieſe Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden ſie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverſtändniß die Rede wäre, was ganz geeignet iſt, bei der jüngern Welt den Geiſt einer falſchen Vielſeitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innerſten Zuſammenhange und der eigentlichen Einheit eines ſo geiſtreichen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigſtens das Reſultat unſerer Zweifel mit vollkommner Deutlichkeit in eine Bemerkung zuſammen faſſen zu können, wenn es uns vergönnt iſt, einen Wink, der in dem Werke ſelbſt vorkommt, dazu zu benutzen. Hätte es dem Verfaſſer gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeigehen als eines vorhandnen Manuſcripts erwähnt wird, dem „Meiſter“ einzuverleiben, oder als Fortſetzung darauf folgen zu laſſen, ſo würde aller Mißverſtand und damit wahrſcheinlich auch aller Tadel, weggefallen ſein; denn das iſt der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieſes Werk machen können, daß es ſeinen eignen Hauptbegriff nicht ganz vollſtändig ausſpricht und entfaltet. An einem Charakter, wie Lothario, würde es ſich, wie an einem kraftvollen und reichen Beiſpiele erſt zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künſtlers, auch noch Lehrjahre des Menſchen, eine Kunſt zu leben, und eine Bildung zu dieſer Kunſt geben könne, nach den hier aufgeſtellten Anſichten und Grundſätzen vom Leben nähmlich, und ganz in dem Sinn, den dieſe Begriffe bei dem Verfaſſer haben, welcher Sinn an der Bildungsgeſchichte der übrigen Perſonen ſich nicht vollſtändig entwickeln konnte; denn der Charakter der ſchönen Seele iſt theils zu einſeitig, theils zu abweichend von dem übrigen Geiſte des Buchs; Wilhelm ſelbſt aber bei aller Liebenswürdigkeit zu ſchwach und unſelbſtſtändig.

Noch vor einem andern Mißverſtand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müſſen, das in ſeiner Verbindung von Darſtellung und Kunſt-Anſicht den beſten Commentar zu den übrigen Werken unſers Dichters giebt, und den Geiſt deſſelben vollſtändiger vielleicht als jedes andre abſpiegelt. Es beſteht dieſes Mißverſtändniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poeſie macht, und ſich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unſtatthaft ſind, und den wahren Geſichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein ganz eigenthümliches, und ſo zu ſagen perſönliches Werk, ja eigentlich ein abgeſondertes Individuum für ſich iſt, und grade darin das Weſen deſſelben beſteht. So denkt man ſich z. B. den Künſtler-Roman noch als eine Unterart der ganzen Gattung; dahin gehören denn „Ardinghello," „der Sternbald," ja auch wohl der „Meiſter." Wir geben es zu, daß es Kunſtanſichten giebt, die in einem wiſſenſchaftlichen oder geſchichtlichen Werke nicht in der Art entwickelt werden können, und nicht ſo an ihrer Stelle ſind, als in einem Werke der Darſtellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß ſie ſich dem metriſchen Ausdruck fügen könnten. Es muß alſo das Werk alsdann ein darſtellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Proſa darſtellendes ſein, und die Nothwendigkeit der Form des Romans iſt damit für dieſen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch ſeine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulaſſen, wie incommenſurabel ſie ſind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten ſie doch nicht ſein, wenn der Künſtler-Roman wirklich eine Gattung oder die Unterart einer ſolchen wäre. Wir wollen ein Beiſpiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieſer falſche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet. Halten wir den Künſtler-Roman für eine beſtimmte Gattung und beurtheilen wir nach dieſem Begriff den „Sternbald," ſo werden wir unfehlbar mehr hiſtoriſche Ausführlichkeit und Begründung von demſelben fordern, wozu das gewählte Zeitalter ſo reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derſelben für einen Fehler halten. Es iſt ſehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derſelbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringen und ausbilden könnte, der ungleich geſchichtlicher wäre. Am „Sternbald“ würde dieſe Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber grade das Eigenthümliche und Perſönliche zerſtören, alſo das Beſte und das eigentliche Weſen desſelben, dieſe ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die ſich ſo leicht bewegt, wie man im Frühling die erfriſchende Blumenluft ohne alle weitere Kritik einathmet.

Der „Meiſter“ darf um ſo weniger als ein Künſtler Roman betrachtet werden, da die Kunſtanſicht des Verfaſſers an der gewählten Deutſchen Schauſpielerwelt, ungefähr nach den Sitten und dem Zuſtande in den ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger fand, der ſie ganz zu faſſen und ganz auszuſprechen vermochte; und wie bald wird der Künſtler im „Meiſter“ über dem Menſchen vergeſſen! Und wenn dieſer Roman in der mittlern Region einigemahl ſich denjenigen anzunähern ſcheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch luſtige und ſeltſame Abentheuer ausgehen, wohin ſo viele, beſonders der ältern Romane ſeit dem Don Quixote zu zielen pflegen; ſo trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zuſammen mit denen, die dem Ernſt und Tiefſinn des deutſchen Charakters gemäß, ſogar die Metaphyſik und Religionsgefühle zum Gegenſtande des Romans gemacht haben, wie Jung-Stilling oder Jakobi; nur daß hier freilich auch die geiſtigſten Beziehungen in der klarſten Anſchaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag ſein, daß der Dichter ſelbſt in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzuſtellen ſcheint; die eigenthümliche Natur des Werks bleibt darum doch was ſie iſt. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empyriſch kunſtleriſch auf die Bildungsgeſchichte der Poeſie ausſchließlich gegründeten Methode unſers Dichters ſelbſt ein Grund, daß er Formen der Dichtkunſt, die wir für bloß hiſtoriſche und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es wohl auch mit der Elegie der Fall ſein mag, die wir eigentlich nicht ganz als eine ſolche anerkennen möchten. Ja, es wäre möglich, daß dem Künſtler bei Hervorbringung und Ausführung des „Meiſter" ſelbſt, Werke in Rückſicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeſchwebt hätten, die dieſer Ehre auf keine Weiſe würdig ſcheinen dürften; dieſes iſt um ſo weniger von Bedeutung, je mehr unſer Dichter faſt überall zwar an fremde Formen ſich anſchließt und ſie in einem gewiſſen Sinne nachbildet, aber mit ſo ſelbſtthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt ſich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am beſten aus dieſer Art, wie die äußere Form desſelben entſtanden ſein mag, indem alles dieſes nur auf die einmahl als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes ſelbſt hervorgegangen, ſondern derſelben nur äußerlich angefügt war, ſo wie im Werther hingegen trotz der anſcheinenden Formloſigkeit, das Werk darin doch einfacher und leichter zu faſſen iſt, daß alles in demſelben aus der innern Einheit desſelben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abſtand zwiſchen beiden Geiſteserzeugniſſen! „Werther" erhebt ſich nur in einigen einzelnen Stellen ſehr beſtimmt und weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit deſſen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zuſammenfällt, und ſelbſt größtentheils mit darin befangen iſt. Dagegen wir im „Meiſter" die ganze Verworrenheit desſelben mit allem, was ihm von alter Vernachläſſigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es ſchon an kaum noch ſichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, ſo objectiv ergriffen ſehen, daß man ſchwerlich eine reichere und wahrhaftere Darſtellung dieſer Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bei der Betrachtung des „Meiſter" durchaus nicht vergeſſen, daß, obwohl keine beſtimmten Orte genannt ſind, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz beſtimmte Zeit gemeint und geſchildert ſei. Dieſes ſind, den Andeutungen des Werks zufolge, wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeſchichte der ältern Perſonen mit hinzunehmen, etwa die ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahre, bis nach dem amerikaniſchen Kriege. Was dieſe Zeit für ſeinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichſte genutzt und geſpendet. Wenn wir nun z. B. in „Hermann und Dorothea" eine ſanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im „Meiſter," ſo mag dieſes zum Theil von der harmoniſchen Mitwirkung der äußern Poeſie des Verſes herrühren; die größere und freiere Anſicht des Lebens aber, die uns aus demſelben anſpricht, kommt zum Theil wenigſtens auf Rechnung der regeren und lebensreichern Zeit, auf die jenes ſchöne Gedicht ſich bezieht.

Schon dieſer Zeit wegen, auf welche der Meiſter ſich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung deſſelben mit dem „Don Quixote" anſtellen, wenn wir auch nicht ſchon überhaupt alle ſolche Vergleichungen für durchaus unſtatthaft und verkehrt hielten. Der „Don Quixote" findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunſtreiche Vollendung ſehen, nur weniges in der Literatur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite geſtellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unſern Dichter an einem ſo großen Maaßſtabe mit dem vollkommenſten Erfolg durchzuführen, ſo würde dieß doch nur auf Unkoſten der Zeit geſchehen können; denn der Roman iſt oftmahls, wie das epiſche Gedicht, nicht bloß das Werk des Künſtlers und ſeiner Abſicht, ſondern das gemeinſchaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem er ſich und ſein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen ſehr niederſchlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemiſchten höheren Geſellſchaft, wie dieſelbe in dem bezeichneten Zeitraume in Deutſchland beſchaffen war, mit dem Sitten- und Geiſtes-Adel der Spaniſchen Nation, ſo wie ſich derſelbe unter Philipp dem Zweiten und Philipp dem Dritten, obgleich ſchon damahls den Keim des Verfalls in ſich tragend, doch noch herrlich darſtellte, nach der Fülle der hiſtoriſchen Wahrheit in's Licht ſetzen wollten.

Ueberhaupt dürfte uns dieſe Vergleichung zwiſchen dem „Meiſter" und „Don Quixote" leicht ganz irre führen. Zwar findet ſich der Contraſt zwiſchen dem eingebildeten Ziele, welchem der Spaniſche Ritter nachſtrebt, und dem was ihm wirklich begegnet, in vielen der ſpätern Romane wieder, und wenn Cervantes hier und da im „Don Quixote“ an ſeine eigene jugendliche Täuſchung, und an die ritterliche Schwärmerei, mit der er ſelbſt den Kriegesſtand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat; ſo ließe ſich vielleicht auch etwas Aehnliches unter andern Verhältniſſen im „Meiſter“ bemerken. Aber dieſes iſt nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beide Werke ſind dennoch im Grunde weſentlich unähnlich, ja ſie gehören einer ganz verſchiedenen Poeſie an. Der „Don Quixote“ iſt durchaus romantiſch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Arioſt nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein Dichter noch jetzt ſein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Arioſt um den Kranz der romantiſchen Dichtkunſt zu wetteifern, ſo würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Arioſt ſelbſt, als liebliches Vorbild und unerſchöpflich belehrenden Kunſtgefährten ſeiner Fantaſie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freilich hier und da noch komiſcher, noch witziger iſt als der ſinnreiche Italiener, ſo übertrifft er den Arioſt auch in dem ernſtern Elemente der romantiſchen Dichtkunſt bei weitem an Tiefe und Adel, an Kunſt und Fülle der Erfindung.

Der „Meiſter“ aber, in ſeiner Verbindung und Vermiſchung von darſtellender Kunſt und Künſtler-Anſicht und Bildung, gehört auch in dieſer Hinſicht durchaus ſchon der modernen Kunſt an, die von der romantiſchen weſentlich geſchieden und wie durch eine große Kluft getrennt iſt. Ein unterſcheidendes Merkmahl der modernen Dichtkunſt iſt ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der beſtimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantiſchen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und ſchon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beiſpiele verfehlter Nachbildungen und irriger Combinations-Verſuche anführen. Aber in denjenigen Werken, wodurch die beiden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geſchichte der Poeſie behaupten, nahmen ſie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem ſie umgebenden Leben, auf das auch ſie wieder lebendig einwirkten. Höchſtens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls, und der gebildeten Form eines durchaus organiſchen und vollendeten Werks entlehnten ſie von den Alten, oder beſtätigten ſich darin durch das Studium derſelben. Auch noch im Arioſt, Camoens, Taſſo, Cervantes, Calderon, war der Geiſt und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Ariſtoteles und die Schule der Alten, als Vorbild und Regel, irgend hätte ſchaden, oder ſie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geſchlecht von Menſchen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantiſchen zählen können, und als die modernen, bis ein treffenderes Beiwort gefunden iſt, von ihnen unterſcheiden. In Corneille und Racine iſt die Herrſchaft, und der ſchädliche Einfluß des alten Studiums, ſo wie es damahls war, und der falſchen Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keineswegs dem erſten die tragiſche Kraft des Genies, dem andern das harmoniſche Gefühl des Schönen in der Poeſie abſprechen, ungeachtet ſie größtentheils Grundſätze, und ein Syſtem befolgten, deſſen Irrigkeit zu erweiſen nicht ſchwer ſein durfte. Viel tiefer in das innerſte Weſen der höheren Poeſie ſind unſtreitig Milton, noch mehr aber Klopſtock eingedrungen; doch wird man auch hier entſchiedene Mißgriffe der Form, durch falſche Nachbildung und falſches Studium nicht läugnen können. Die Laſt der Gelehrſamkeit, noch mehr aber der Glanz ſo vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwiſchen roher Formloſigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnten ſie es nicht. In Goethe, dem ſich Schiller, obwohl auf einem andern Wege, in dieſer Hinſicht anſchloß, fing die Poeſie zuerſt wieder an, ihren Flug freier und ſiegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Feſſel zu tragen, ſondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geſchichtliche Kenntniß der eignen Kunſt und die reiche Erbſchaft ſo vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künſtler viele Vortheile gewähren; ſo iſt die Gefahr einzelner falſcher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortſchritte noch nicht ganz beſeitigt, und es muß das vornehmſte Augenmerk der Kritik ſein, die Abwege zu bezeichnen, auf denen das Genie oft ſeine ſchönſte Kraft an eine falſch berechnete Abſicht nutzlos verſchwendet. Zwei allgemeine Abwege begleiten dieſe moderne Poeſie, die unter dem Einfluß der Kritik ſteht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erſte iſt der einer bloß grammatiſchen Poeſie, oder Verskunſt, die von ſolchen herrührt, welche ſich wegen ihrer Sprachkünſtlichkeit und Künſtelei für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengeſetzte herbeizuführen pflegt, ſo ſtellen wir daneben den zweiten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabſcheuenden, ihr Heil in der rohen Formloſigkeit ſuchenden, ſeinwollenden Volks- und Naturdichter. Dieſe Verirrungen werden, wie geſagt, noch lange fortdauern, es ſind aber doch nur Nebenerſcheinungen die zur Seite liegen; die Poeſie ſelbſt und ihre Geſchichte, wird durch alle Zeiten von den Künſtlern gebildet, bei denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Dieſe kurze Erörterung, glaubten wir, würde unſre eigentliche Anſicht von „Meiſters Lehrjahren“ erſt recht deutlich machen. Mit der Entſtehung und Geſchichte des Romans aber, der ſich durch beide Epochen der romantiſchen und der modernen Poeſie hindurch fortgehend entwickelte, hat es folgendes Bewandtniß: Der Roman entſtand urſprünglich bloß aus der Auflöſung der Poeſie, da die Abfaſſer ſowohl, als die Leſer der Ritterbücher, der metriſchen Feſſeln müde, die Proſa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er ſich immer mehr dem Proſaiſchen; da das Leſen zur Unterhaltung beſonders nur in den höheren und müſſigen Ständen ſtatt fand, ſo ward der geſellſchaftliche Sinn und jedesmahl vorherrſchende Geſchmack der Zeit für den Roman beſtimmend. Er diente beſonders im achtzehnten Jahrhundert der geſellſchaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältniſſe des Buchhandels zur literariſchen Manufactur, in welcher letzten Rückſicht er beſonders in England wohl den höchſten Grad der mechaniſchen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahlloſe, ſelbſt die geprüfteſte Geduld des Literators überſteigende Menge, aller dieſer ſeit fünf oder ſechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poeſie zu thun. Aber ſo unbegranzt und allumfaſſend iſt das Weſen der Poeſie, daß der Dichter gleichſam zum Beweiſe, daß dieſelbe an keinen Gegenſtand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden ſei, oft ſeine höchſten Hervorbringungen dieſer, dem Anſchein nach, formloſen Form einverleibte und in ihr niederlegte. Und wenn es einzelne Fälle giebt, wo man denken möchte, der Dichter hätte ſeinem Werke eben ſo gut oder noch beſſer auch den äußern Schmuck der Poeſie leihen mögen; ſo giebt es andre, wo die Wahl der Proſa durch das eigenthümliche Weſen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt iſt. Und eben weil beide, der Roman, ſo wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Gränzen der Poeſie liegen, ſo ſind es keine Gattungen, ſondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetiſch iſt, bildet ein eignes Individuum für ſich; ſo wie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte epiſche Dichtung, weil ſie die Wurzel und den Urſprung aller Poeſie enthält, auch ihre eigne Art von Formloſigkeit hat, wenigſtens durchaus keine ſo beſtimmte Theorie, und ſo feſte Grundſätze haben kann, als die dramatiſche Dichtkunſt wohl leidet und für die ſichere Ausbildung des Theaters ſogar erheiſcht. Die alten Tragödien ſind, ſo zu ſagen, nur verſchiedene Exemplare einer und derſelben Idee, variirende Ausdrücke für ein und daſſelbe Thema, und daſſelbe gilt ſogar mit einigen Einſchränkungen auch von dem romantiſchen Drama, während Dante's Werk und „Don Quixote" einzeln in der Geſchichte der Poeſie daſtehen, und uns die ganz individuelle Beſchaffenheit des Lehrgedichts und des Romans im hellſten Lichte anſchaulich vor Augen ſtellen.

So laſſe man denn auch den „Meiſter" als ein in ſeiner Art einziges Individuum für ſich beſtehen, und enthalte ſich aller für die meiſten Leſer verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu ſeinem Lobe ohnehin nicht bedarf. Der romantiſche Dichter hat ein durchaus poetiſches Leben, in dem er ſelbſt wurzelt, und ganz davon durchdrungen iſt, von allen Seiten her zur Umgebung, worin ſich ſeine Fantaſie wie in einem befreundeten Element leicht und gefällig bewegen kann. Dieſes war ſelbſt bei dem Cervantes noch der Fall, ungeachtet ſeine Dichtung ſchon auf jenen

Zwieſpalt einer unpoetiſch gewordenen Wirklichkeit mit der altritterlichen Fantaſie eingeht. In dem neuern Roman aber iſt es nicht bloß dieſer innere Zwieſpalt und proſaiſche Gegenſatz, der mit in die Poeſie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darſtellung ſelbſt in Poeſie verwandelt werden ſoll; ſondern es iſt die ganze, verwickelte moderne Verſtandeswelt, mit allen ihren kleinlichen Einzelnheiten, wie ſie aus den vielfach die Fantaſie erdrückenden oder doch ſtörenden Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter ſeinen poetiſchen Sinn bewähren, und an ſo widerſtrebendem Stoff ſiegreich durchführen oder ihn in andren, an ſich ganz proſaiſch geſtimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln ſoll.

Bei Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unſers Theils wohl gewünſcht, der Verfaſſer hätte eine Anzahl der vielen ausländiſchen, beſonders franzöſiſchen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer ſtörende Flecken an dem reinen Glanz dieſer ſonſt ſo vollkommnen Sprache erſcheinen. Wir beſcheiden uns gern, daß dieſes einer von den Punkten ſei, die ſich nicht ſo leicht durch ein allgemeines Geſetz entſcheiden laſſen; wir ſehen die größten Meiſter der Sprache in dieſem Stücke ganz verſchiedene Grundſätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im „Meiſter" gebrauchten ausländiſchen und franzöſiſchen Worte herſetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inſpiration, Senſation, Disproportion, Compoſition, perſonificiren, qualificiren, corrigiren, Illuſion, Operationen, concentriren, exiſtiren, variiren und unzählige andre, ſind in der Bücherſprache aufgenommen; wenn ſie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unſchädlich ſind, ſollte ein darſtellendes Werk ſie nicht lieber eher vermeiden, als beinahe aufſuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Geſellſchaftsſprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligé, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren, Route, Douceur, reſpectiren, Calculs, ſecundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, aſſecuriren, paradiren, repräſentiren, Succurs, Gage, Details, Societät — ſind doch nur ſehr wenige, die ſich nicht leicht und ganz ungezwungen durch deutſche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condescendenz, brouillirt, Sagacität, ſouteniren und Myſtificationen, welches letzte wohl nicht einmahl in der Geſellſchaftsſprache aufgenommen iſt, deren Geiſt und Art im Ganzen der darſtellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre ſprachwidrigen Unarten mit aufzunehmen. Haben doch „Meiſters Lehrjahre“ von dieſer Seite grade ein ſo großes Verdienſt, indem ſie die Schriftſprache unermeßlich bereicherten, durch eine Menge der glücklichſten Ausdrücke und Wendungen für geſellſchaftliche Beziehungen und Anſichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der „Meiſter“ ſelbſt iſt in unzähligen Stellen der beſte Beweis, wie wenig die franzöſiſchen Worte zur Wahrheit der Darſtellung geſellſchaftlicher Begebenheiten und Geſpräche, weſentlich nothwendig und unentbehrlich ſind. Je mehr nun aber die Sprache im „Meiſter“ ſich über die gewöhnliche Geſellſchaftsſprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr ſcheint uns die erwähnte Einmiſchung, obwohl an ſich vielleicht geringfügig, eine kleine Störung, in der ſonſt ſo vollendeten Gleichmäßigkeit zu verurſachen. Worte wie: ſchwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, mein Renommé zu menagiren, würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmahl bemerklich werden; aber im „Meiſter,“ in Goethes Sprache fallen ſie dem Gefühl auf. Man wird ſagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein beſondrer Ausdruck liege: aber es wird ſich ſchwerlich irgend eine Stelle auffinden laſſen, wo dieſes nicht auch, wie an ſo unzählig vielen andern Stellen in dem reinſten Deutſch ſich hätte erreichen und ſagen laſſen, ohne zu der barbariſchen Avantage ausländiſcher Redensphraſen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen.

Der vierte Theil dieſer neuen Ausgabe enthält einige kleinere, dramatiſche Werke, und die Ueberſetzungen nach Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leſer, was derſelbe enthält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künſtler ihn in ſeine Werkſtätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augenblicke im Vorſaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Verſuch des Künſtlers ſelbſt, aber aus ſeiner früheſten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur ſcherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealiſche Umriſſe, die aber Fragment geblieben, aufgeſtellt wären.

„Das Schäferſpiel,“ „die Laune des Verliebten,“ erhält ſein Intereſſe wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bei ſehr verſchiedener Form und Behandlungsart dem Inhalt nach, mit dem anmuthigen Singſpiel „Erwin und Elmire“ hat. Das Fragment eines Trauerſpiels, „Elpenor,“ worin beſonders der Knabe ſchön dargeſtellt iſt, hat einige Geiſtesverwandtſchaft mit der „Iphigenie;“ auch der Styl ſcheint uns größtentheils derſelbe, nur nicht ſo vollkommen.

In dem „Mahomet“ und „Tancred“ wird der beurtheilende Franzoſe ohne Zweifel noch hier und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß ſeinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geſchehen ſei. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einſtimmung faſt aller Deutſchen Leſer rechnen, wenn es uns ſcheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beider Stücke, beſonders des „Mahomet,“ das Original, durch Weglaſſung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrücke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder ihm durch kleine Zuſätze ſehr glücklich nachgeholfen. Es könnte die Beurtheilung nun auf Voltaire ſelbſt gerichtet, und unterſucht werden, ob die ſtrengere franzöſiſche Parthei, die ihn als tragiſchen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe; oder ob die immer noch ſehr ſtarke Zahl derer richtiger urtheilt, die ſeine Tragödie vorzüglich wegen des Romantiſchen, was ſie darin finden, lieben, vertheidigen, und ſehr hoch ſtellen. Für beide Anſichten wäre hier Anlaß genug und ein ſchlagendes Beiſpiel, um die eine wie die andere geltend zu machen; denn eine unwürdigere und widerſinnigere Entſtellung eines in ſeiner Kraft großen und in jedem Sinne welthiſtoriſchen Charakters, hat der Partheigeiſt nicht leicht zum Behuf ſeiner Abſichten hervorgebracht, als dieſen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Fantaſie ſo würde er für eine recht gute romantiſche Tragödie gelten können, wo die Motive der Ehre und der Liebe ſehr wirkſam angewandt ſind.

Doch da unſer Dichter mit beiden Trauerſpielen keine verwandelnde Umgeſtaltung vorgenommen, ſondern nur eine freie, und hier und da verbeſſernde Ueberſetzung davon gegeben hat, ſo würde die weitere Analyſe dieſes Gegenſtandes uns über den Umkreis der gegenwärtigen kritiſchen Betrachtung hinausführen.

3.

Ueber die Deutſche Kunſtausſtellung zu Rom, im Jahre 1819.

Zu den bemerkenswerthen Erſcheinungen, welche die Anweſenheit des Kaiſerlichen Hofes in der Hauptſtadt der alten Welt, welche bis auf die neueſte Zeit der Mittelpunkt der Künſte und aller Kunſtfreunde geblieben iſt, ausgezeichnet haben, gehört auch die Ausſtellung der Deutſchen Künſtler im Pallaſte Caffarelli, in welchem die königlich Preußiſche Geſandtſchaft das Lokale dazu hatte einrichten laſſen.

Es iſt damahliger Zeit auch von dem Beſuche, mit welchem des Kaiſers Majeſtät dieſe Ausſtellung beehrt haben, in den öffentlichen Blättern Nachricht gegeben worden. Eine ausführliche Kunſtbeurtheilung davon indeſſen iſt noch nirgends erſchienen; wenigſtens keine ſolche, welche dieſen Nahmen irgend verdienen könnte, und der Sache einigermaſſen Genüge leiſtete. Gleichwohl verdient die Deutſche Ausſtellung, ſchon als eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit, in Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und Zuſtand der Kunſt überhaupt, eine ſolche gründlichere Betrachtung in hohem Grade; wie ſie denn auch an innerm Werth eine der reichhaltigſten und bedeutendſten geweſen iſt, die man wohl ſeit geraumer Zeit von einer angehenden Kunſtſchule geſehen hat. Das gemeinſame Aufſtreben ſo mannichfach emporblühender Talente iſt ein eben ſo erfreulicher als belohnender Anblick. Es verſteht ſich dabei für die Unterrichteten ohnehin, da das Vortreffliche in der Kunſt eben nicht in ſolcher Menge wie das Gras auf dem Felde von ſelbſt zu wachſen pflegt: daß, wenn eine ſolche Kunſtausſtellung neben manchem Mittelmäßigen und Tadelnswerthen, welches überall mitzuſtrömen pflegt, auch vieles Gute und einiges Vortreffliche darbietet, dadurch ſchon das geleiſtet und erreicht wird, was man von einer gemeinſamen Beſtrebung ſo verſchiedener Naturanlagen billigerweiſe irgend erwarten kann.

In Hinſicht auf das von Einzelnen Geleiſtete und die hier zum erſtenmahle in größeren Werken oder doch in einem weitern Kreiſe auftretenden Talente, wurde die Deutſche Ausſtellung auch von Seite des Publikums durchaus günſtig aufgenommen, was ſich in dem, mehrern Künſtlern, wie den beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. reichlich ertheilten Lobe unverkennbar zeigte; wie denn das Publikum, ſo lange es unbefangen gelaſſen wird, im Ganzen immer liebevoll und mehrentheils billig zu urtheilen pflegt. Von einer andern Seite aber waren die Meinungen ſehr getheilt und erhoben ſich auch viele tadelnde Stimmen gegen die Ausſtellung. Es ward nähmlich der neuen Kunſtſchule im Allgemeinen zur Laſt gelegt und der Vorwurf gemacht, daß ſie in eine altdeutſche Manier verfallen und daher, ſo viel Lob auch die einzelnen Talente verdienen möchten, denn dieſes wurde von dem bei weitem größern und beſſern Theile des Publikums keineswegs verkannt, im Ganzen genommen dennoch durchaus auf einem unrichtigen und falſchen Wege ſei.

Dieſen allgemeinen Tadel iſt es meine Abſicht, hier genauer und ausführlich zu prüfen. In wiefern er auf die neue Kunſtſchule und Deutſche Ausſtellung überhaupt, oder doch auf einzelne Werke und Künſtler anwendbar ſei, oder nicht, und wie mancherlei Einſchränkungen in jedem Falle dabei zu machen ſein dürften, darüber werde ich weiterhin das Nöthige erinnern. Ehe aber von der richtigen und unrichtigen Anwendung die Rede ſein kann, müſſen wir vor allen Dingen dieſen ſehr zuſammengeſetzten Begriff ſchärfer zu faſſen und genau zu beſtimmen ſuchen; um dann prüfen zu können, was eigentlich mit ſolchem Tadel und Urtheil gemeint und darunter zu verſtehen, und was endlich von der Sache ſelbſt zu halten und darüber anzunehmen ſei.

Wenn davon die Rede iſt, daß in einem Gemählde oder auch in allen Werken eines Künſtlers überhaupt, die Zeichnung unrichtig, der Ausdruck gemein oder übertrieben, das Colorit kalt oder unwahr ſei, oder von irgend andern poſitiven Fehlern; ſo wird man ſich leicht darüber verſtehen können, ob der Vorwurf gegründet ſei oder nicht, wenigſtens diejenigen werden es, die den Sinn und ein Auge für Gemählde haben, und das Vortreffliche kennen. Anders iſt es ſchon, wenn der Begriff der Manier oder des Manierirten, auch nur im Allgemeinen, mit in das Urtheil aufgenommen wird; denn dieſer bekanntlich nicht ſo ganz leicht zu beſtimmende Begriff iſt, wo dieſe genauere Beſtimmung fehlt, ſchon an ſich der vieldeutigſten Anwendung und Auslegung fähig. Iſt aber vollends von einer beſtimmten, geſchichtlich einmahl vorhanden geweſenen Manier, in Anwendung auf ein Kunſtwerk, als Urtheil oder Tadel die Rede, ſo iſt der Mißverſtändniſſe faſt kein Ende, die ſich an eine ſo bequem nachzuſprechende Formel auf das leichteſte anſchließen können, und das Urtheil verwirren. Um aber dieſe mancherlei Mißverſtändniſſe zu löſen, und die Klarheit des Urtheils in die Verworrenheit der Meinungen zu bringen, iſt es durchaus nothwendig, tiefer in die Grundſätze einzugehen, auf welche es dabei ankommt; und das wollen wir denn hier in der Kürze verſuchen.

So wie jede andere, auf das Höhere gerichtete Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſo kann auch die bildende Kunſt ſich nicht von dem Faden der Ueberlieferung losreißen, und alles Vergangene vernichtend, mit einemmahle ganz neu und von vorne anfangen. Vielmehr ſchließt ſich jeder Meiſter an einen früheren an, und ſelbſt da, wo die Kunſt ſich neue Bahnen und Wege zu eröffnen ſucht, um eine bisher noch nicht gekannte Vortrefflichkeit zu erreichen, oder in einer geſunkenen Zeit, und aus einem verwilderten Geſchmack heraus, das Rechte wiederzufinden und das wahrhaft Große neu herzuſtellen, thut ſie dieſes nie ohne Beziehung auf irgend ein Vergangenes und lebendige Benutzung eines früher Geleiſteten. Manchmahl geſchieht dabei ein großer Sprung, indem man ſich, wenn es auf Einem Wege gar nicht mehr fort will, oder die bisherige Bildungsweiſe ganz erſchöpft und erloſchen zu ſein ſcheint, auf einmahl in ein weit entlegenes Fremdes oder auch ſehr Altes wirft, welches eben dadurch wieder als ein Neues erſcheint. So neigte man ſich, zur Zeit des Kaiſers Hadrian, als dieſer die Kunſt wieder herſtellen wollte, zurück zu dem alten ägyptiſchen Styl, wobei jedoch Religionszwecke eben ſo ſehr oder noch mehr als das Kunſtbedürfniß mitwirken mochten. Da uns dieſes hier nur als Beiſpiel dienen ſoll, ſo laſſen wir die nähere Unterſuchung darüber an ſeinen Ort geſtellt ſein; ſo wie auch für jetzt wenigſtens die Frage auf ſich beruhen mag, ob die Kunſt durch jenen ſonderbaren Sprung oder kühnen Verſuch der Rückkehr in ihren eignen Urſprung damahls weſentlich gefördert ſei oder nicht. Genug, daß auch jenes Zeitalter, wie in der letzten Kraftäußerung des noch einmahl auflodernden alten Geiſtes vor dem bald nachher erfolgenden gänzlichen Erlöſchen der heidniſchen Kunſt, noch manches der Betrachtung und des Bemerkens Würdige und wenigſtens relativ Vortreffliche hervorgebracht hat.

Was nun die Mahlerkunſt in unſrer neuern chriſtlichen Zeit betrifft, ſo iſt unter denen, welche ſie kennen, längſt entſchieden und allgemein anerkannt, daß dieſelbe zu Ende des fünfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, mit den großen Meiſtern dieſer Zeit, Raphael, Leonardo, Michel Angelo, Tizian und Correggio, den Gipfel der Vollkommenheit erſtiegen, und obwohl ſie auch im nachfolgenden Zeitalter in der Schule der Carracci's, unter Guido, Dominichino und einigen der beſſern Florentiner noch mit Ruhm fortgedauert, doch nie wieder die gleiche Höhe der Vortrefflichkeit jener erſten Großen erreicht habe. Darüber iſt nun wenigſtens jetzt kein Streit mehr; als daher auch jene letzte Schule erloſchen, und ihre Zeit vorüber war, und man im achtzehnten Jahrhundert das Bedürfniß einer großen Wiederherſtellung der ſo ſehr geſunkenen Kunſt zu fühlen anfing, ſo ging man allerdings von jener richtigen Annahme aus, machte aber nicht gleich die richtige Anwendung davon. Mengs, der unter uns das Werk der Wiederherſtellung unternahm, glaubte, daß wenn ein Mahler die lebendige Carnation des Tizian und die magiſche Beleuchtung des Correggio mit der ſchönen Form und reichen Compoſition des Raphael zu vereinigen wiſſe, er dann das Ziel erreicht habe, und daß der wahre Weg, um die Kunſt neu zu beleben, nach dieſem Ziele gerichtet ſein müſſe. Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunſt läßt ſich nicht ſo aus verſchiedenartigen Ingredienzen zuſammenſetzen und bereiten, wie ein Heiltrank in der Medicin. Daher denn auch die Werke von Mengs, bei manchem für ſeine Zeit unverkennbarem Verdienſt und dem angeſtrengteſten, an ſich ſehr lobenswerthen, künſtleriſchen Fleiß, froſtig erſcheinen; ſo wie er auch ſelbſt keine eigentliche Schule hat ſtiften können. Wenn nachgehends das Recept zur Wiederherſtellung der Kunſt dahin anders modificirt, oder noch näher beſtimmt ward, daß man verlangte, der Künſtler ſolle die Antike mit dem Raphael und der Natur, d. h. mehrentheils dem Modell, vereinigen; ſo iſt auch auf dieſe Wendung des neueren Kunſtſtrebens das gleiche Urtheil anwendbar. Was die Antike betrifft, ſo verkannte man dabei noch obendrein die unermeßlich große und ewige Verſchiedenheit der beiden verwandten Schweſterkünſte, der Sculptur und Mahlerei; oder es konnte wenigſtens die vorgetragne Kunſtlehre ſehr leicht zu einer ſolchen Verkennung führen, was jedoch bei Mengs noch nicht eigentlich der Fall war, da er mehrentheils noch in den Gränzen der Mahlerei geblieben iſt. Winkelmanns herrliche Begeiſterung für das Antike, die auf dieſem Gebiete eine neue Epoche hervorrief, gab ebenfalls zu mancher irrigen Anwendung Anlaß, und leitete die Mahler mehr und mehr von dem Ziele ihrer Kunſt ab.

Am meiſten aber entfernte ſich davon die franzöſiſche Schule, welche eine ganz eigne und noch durchaus von der bisher beſchriebenen verſchiedene Wendung nahm. Die Vorbilder der Antike ſtanden hier, wenn auch dem einzelnen in Rom gebildeten Künſtler bekannt, wenigſtens dem Sinne der Nation nicht in gleicher Fülle und Herrlichkeit vor Augen; deſto mehr aber richtete ſich dieſer in ſteigender Bewunderung auf das republikaniſche Alterthum, ſo wie wir es geſchichtlich kennen und verehren. Die tragiſchen Helden der Griechen und Römer, in theatraliſcher Uebertreibung auf der Bühne herrſchend, waren das Idol des Tages; und ſo warf ſich denn nun auch die Kunſt auf das republikaniſch Antike, mit beſonderer Vorliebe für das Tragiſche und in der ganzen Fülle theatraliſcher Uebertreibung. In der That ein gewaltiger und tödtlich gewagter Sprung, ſeltſamer noch als jenes ägyptiſche Weſen in der Sculptur unter Hadrian; wenigſtens weiter ab von allem, was für uns und nach unſern Sitten und unſern Verhältniſſen, der Kunſt als Kunſt und auch dem Menſchen als Menſchen angemeſſen ſein kann; es müßte denn das ganze neuere Europa zuvor erſt wieder heidniſch werden, wie man es in der Revolution allerdings wohl hoffte und auch zu verſuchen anfing. Das iſt nun die franzöſiſche Schule; eine gewiß kraftvolle und merkwurdige aber durchaus falſche Tendenz, deren ganzes Weſen nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten man am beſten an David, dem großen Meiſter dieſer Schule erkennt. Sie iſt keinesweges auf Frankreich beſchränkt, ſondern im Grunde bis jetzt noch die herrſchende in Europa; wie auch nicht zu verwundern iſt, weil ſie in ſehr vieler Hinſicht dem Sinne des Zeitalters am beſten entſpricht, da es noch nicht zu der Ruhe gelangt iſt, aus welcher der Sinn für das Schöne hervorgeht. Selbſt in Italien iſt dieſe franzöſiſche Manier ſtark eingedrungen, und des vortrefflichen Camuccini Gemählde, wenigſtens die aus der Geſchichte und Mythologie entlehnten, gehören nach der darin herrſchenden Auffaſſung und Behandlungsweiſe, obwohl der edlere Kunſtſinn oftmahls durchblickt, allerdings der franzöſiſchen Schule an; einige neuere Arbeiten dieſes berühmten Künſtlers, beſonders Kirchenbilder, ſind jedoch von mehr Einfalt, und dem ſchlichten Styl der Wahrheit näher.

Wie aber der Geiſt der franzöſiſchen Schule, in ausſchließender Lehre, auf die jungere Generation wirkt, das hatten wir Gelegenheit, zu Rom an der franzöſiſchen Ausſtellung dieſes Jahres zu ſehen; beſonders an dem ausgezeichnetſten Bilde derſelben, „einen umgeſtulpten jungen Griechen“ darſtellend, un jeune Grec renversé, wie es in der Aufſchrift hieß; wobei man nur das arme Modell bedauern mußte, welches ſichtbar ſein Alles zu der nackten Heldenfigur in der tödtlichen Stellung kopfunterwärts hergegeben hatte. Der Scharfſinn des Künſtlers hatte ſich vorzüglich nur an dem Schwert gezeigt, welches in ſeiner Breite quer über dem Körper liegend, zugleich als Feigenblatt des Anſtandes benutzt war. Von dieſer Höhe des Manierirten hat man doch außerhalb der franzöſiſchen Schule kaum einen Begriff.

Indeſſen fehlt es nicht leicht, wo ein falſcher Geſchmack herrſchend iſt, an einzelnen glücklichen Ausnahmen und beſſeren Beſtrebungen, die aber freilich mehrentheils einzeln bleiben, bis jene Herrſchaft gebrochen, und der ihr zum Grunde liegende irrige Begriff weggeräumt iſt. Selbſt in Frankreich, wie jedes unnatürliche Extrem gern ſeinen Gegenſatz hervorruft, hat ſich neben jener, halb der Antike, halb der Revolution entſprungenen tragiſch-theatraliſchen Mahler-Manier, eine andere beſcheidnere Darſtellungsweiſe geſchichtlich oder gemüthlich anziehender, aber kleinerer hiſtoriſcher Gegenſtände in treueſter Natürlichkeit entwickelt, in jenen Gemählden, welche man du genre nennt, und worin auch gegenwärtig zu Rom Granet mit Recht ſo geachtet iſt.

Auch in der Porträtmahlerei, als eine eigne Profeſſion betrachtet, die in ihrem beſchränkteren Kreiſe von dem großen Streben der Kunſt und ſeinen Verirrungen entfernter liegt, zeigen ſich oftmahls glückliche Talente, die es zu einer bewundrungswürdigen Fertigkeit bringen, und wenn es auch bloß Inſtinkt iſt, ohne allen Anſpruch auf höhere Kunſt, durch die lebendigſte Aehnlichkeit und den glanzvollſten Effekt das Zeitalter in Erſtaunen ſetzen, wie in unſern Tagen der berühmte königl. großbritanniſche Porträtmahler Lawrence. Aber ſolche glänzende Meteore verſchwinden oft auch bald wieder, oder haben wenigſtens auf den Gang der Kunſt überhaupt und im Ganzen keinen bedeutenden Einfluß.

Allgemein herrſchend aber finde ich in unſerm Zeitalter, neben der beſchriebnen franzöſiſchen Schule, nur Eines in der Kunſt; und das ſind die engliſchen Kupferſtiche. Es darf uns auch der ſo weit greifende Geſchmack daran nicht Wunder nehmen, da dieſe Art ſo tief im Zeitalter begründet iſt, und aus der innerſten Herzensſtimmung und ſentimentalen Gefühlsweiſe deſſelben hervorgeht. Es wird nicht nöthig ſein, dieſen Geiſt der engliſchen Kupferſtiche hier weiter ausführlich zu beſchreiben; ſo wie es ſich auch von ſelbſt verſteht, daß derſelbe in dieſem allgemeinen Sinne, als das Eine herrſchende Element des Zeitgeſchmackes, nicht auf England und nicht bloß auf den Kupferſtich beſchränkt iſt, da wir dasſelbe Weſen auch in Gemählden oft genug erblicken, und es uns auch wohl in Marmor begegnet, in Kirchen, an Grabmälern, oder wenn ſonſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe ſentimental genommen werden können.

So iſt alſo im Ganzen der herrſchende Kunſtgeſchmack des Zeitalters, ſoll ich ſagen, geweſen; oder iſt er nicht wenigſtens größtentheils noch jetzt ſo? Unter dieſen Umſtänden nun, zwiſchen der Herrſchaft der franzöſiſchen Schule und der engliſchen Kupferſtiche hervor, unter manchen aus dem Mengs oder mißverſtandenen Winkelmann hervorgegangnen fruchtloſen Tendenzen, nach manchen beſſeren und treu gemeinten, aber noch nicht ganz durchgebrochnen oder doch einzeln gebliebenen Bemühungen, hat ſich in den letzten Decennien ein andres, ernſtes Streben unter den Deutſchen Künſtlern mehr und mehr entwickelt; welches, wenn es liebevoll gepflegt und mit empfänglichem Sinn für das Höhere und uns Angemeßne in der Kunſt aufgenommen; wenn das groß Gedachte auch im Großen befördert, was noch unvollkommen iſt, durch ſtete Fortbildung nach bewährten Grundſätzen ergänzt, die ſich etwa kund gebenden Abweichungen und Uebertreibungen durch ein umfaſſend wirkſames Kunſturtheil auf das wahre Maaß und Ziel zurückgelenkt würden, wohl den einſamen Pfad des höhern Schönen in der Mahlerei wieder zur allgemeinen Bahn erweitern und ſich allmählich zu einer wahrhaften Deutſchen Kunſtſchule und neuen Epoche derſelben erweitern könnte. Schon vor geraumer Zeit zeigte ſich bei den Deutſchen Künſtlern eine entſchiedene Abneigung gegen den herrſchenden Geſchmack der franzöſiſchen Schule, und ein ernſtes Zurückgehen auf die großen Mahler der alten Zeit, wobei einige, während die meiſten den unnachahmlichen Raphael nachzuahmen ſtrebten, ſich mehr den Leonardo, als den ſicherſten Führer wählten, oder auch von der Größe des Michel Angelo hingeriſſen wurden. Wer gedenkt hierbei nicht an den, wie Goethe ſagt, „durch tiefes Studium gebildeten“ Buri, an den als Lehrer und Meiſter ſo trefflich wirkenden Profeſſor Hartmann zu Dresden?

Auch der ſo oft verkannte Unterſchied zwiſchen der Sculptur oder Antike und der Mahlerkunſt fing mehr und mehr an, wieder klar und erkannt zu werden. Der Erſte aber, welcher mit Recht an der Spitze dieſes neuen Kunſtſtrebens genannt werden muß, lebt nicht mehr. Es war Schick von Stuttgart, der Zeitlebens mit Drangſalen kämpfend, früh verſtorben iſt, während ſein hohes Talent nun zu ſpät erkannt und bewundert wird. Zuerſt in Davids Schule gebildet, blieb ihm, was er da von dem in ſeiner Art großen Meiſter an kräftiger Zeichnung und ſonſt gelernt hatte, auch ſpäterhin unverloren, nachdem er ſich ganz ſelbſtſtändig auf ſeine neue Bahn erhoben und wohl eingeſehen hatte, daß es nach überſtandenen Lehrjahren für das Weſentliche der Kunſt anderer und hoherer Vorbilder bedürfe, als ſeine erſte Schule und ſeine Zeit ihm geben konnten, und daß ein ſolches vorleuchtendes Vorbild nur bei den großen Meiſtern der alten Zeit zu ſuchen ſei, deren Werke, keinem Wechſel der Zeit unterworfen, nie aufhören können noch werden, die Bewunderung der Anſchauenden zu erregen. Seine Bildniſſe der von Humboldtiſchen Kinder, die zu ihrer Zeit in Rom ſo großes Aufſehen erregten, könnten unbeſchadet des Eindrucks neben denen des Leonardo oder Tizian geſtellt werden, und wären ſelbſt eines Schülers von Leonardo oder Raphael nicht unwürdig. Noch glänzender aber zeigte ſich ſein Talent in dem größern Bilde, den „Apollo unter den Hirten" darſtellend; welches in dem königlichen Schloſſe zu Stuttgardt aufbewahrt wird, und noch im verwichenen Jahre die Zimmer der verſtorbenen Königin zierte. Der gedrängte Reichthum dieſer Compoſition, das friſche Leben, die leichte Klarheit und liebliche Anmuth der Farbe, dieſe ſchön geordnete Fülle ſchöner Geſtalten ſind der beſten Zeit und des erſten Meiſters würdig.

Unter den jetzt in Rom lebenden Deutſchen Künſtlern der neuern Zeit ſind Overbeck und Cornelius zuerſt auch unter uns allgemeiner bekannt geworden. Beide mit einer reichen Fantaſie begabt; der erſte ausgezeichnet durch eine liebevolle Anmuth und inniges Schönheitsgefühl in Geſtalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung; der andre durch die höchſte Kraft des Ausdrucks und eine ſchöpferiſche Fülle der Erfindung. Von Overbeck ſind mehrere bedeutende Werke in Deutſchland, woraus man ihn würdigen kann; beſonders der große Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joſeph darſtellend. Sein Künſtlerruf iſt ſchon hinreichend begründet, und der herrliche Carton von der befreiten Jeruſalem auf der dießmahligen Ausſtellung wäre allein genug, ihn von neuem zu beſtätigen. Was Cornelius zu dem Bisherigen ferner noch Größeres zu leiſten im Stande iſt, wird er an den ihm übertragenen Alfrescogemählden des neuen Kunſttempels, welchen der Kronprinz von Baiern zu München erbauen läßt, reichliche Gelegenheit haben zu zeigen; wenn wir anders nach dem erſten meiſterhaft vollendeten Carton dazu urtheilen dürfen, welcher den ganzen mythiſchen Cyklus der Nacht, mit ihrem mannichfaltigen allegoriſchen Gefolge, nach ſinnreich und eigenthümlich aufgefaßter Vorſtellungsweiſe der Alten, eben ſo tief bedeutend als reich darſtellt. Wenn in einigen früheren Hervorbringungen dieſes Künſtlers die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Uebertreibung ausartet und Manier zu werden droht; ſo bemerkt man in dieſer letzten vortrefflichen Arbeit mit Vergnügen, daß er der Natur und edeln Einfalt wieder getreuer geblieben. Dieſen beiden ſchon ſeit länger bekannten Künſtlern, ſind in der letzten Zeit noch manche jüngere Talente mit Glück nachgefolgt, von zum Theil ſehr verſchiedenartiger Kunſtanlage und Sinnesweiſe; nur der gleiche Ernſt in dem Streben, die Kunſt wieder zu ihrer alten Hoheit zurückzuführen, beſeelt ſie alle. Dieſes gemeinſame Streben der Deutſchen Künſtler in Rom fing mehr und mehr an, Aufmerkſamkeit zu erregen, und ward ſelbſt von den ausgezeichnetſten Männern und Künſtlern andrer Nationen entſchieden anerkannt. Mit wahrem Vergnügen kann ich hier ſtatt aller übrigen Einen, den Stolz Italiens, den Bildhauer unſers Zeitalters, den in ganz Europa hochberühmten und gefeierten Canova als einen ſolchen nennen, der die Deutſche Kunſt ehrte und ſchätzte; Er, der auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland auch die in ihrer Art einzige Boiſſeréſche Sammlung ganz zu würdigen verſtand, obwohl ſelbſt in einem ganz andern Kunſtkreiſe wirkend, ſchenkte nicht nur dem ganzen Kunſtſtreben der Deutſchen überhaupt, ſondern ſelbſt den einzelnen jüngeren Talenten die aufmerkſamſte Theilnahme und ausgezeichnete Achtung; wie denn mehrern Deutſchen Künſtlern, wie Philipp Veit, Eggers u. a. auf ſeine Empfehlung die Frescoarbeiten im Vatican übertragen wurden. Daß die Frescomahlerei unter den Deutſchen Künſtlern in Rom wieder ſo lebhaft in Gang gekommen, wozu dem preußiſchen General-Conſul Bartholdy bekanntlich der Ruhm gebührt, die erſte Veranlaſſung gegeben zu haben, iſt überhaupt für einen großen Fortſchritt zu achten; denn ſie nöthigt den Künſtler, bei der Compoſition in's Große zu gehen, in der Ausführung aber ſicher zu ſein; welches, beſonders für junge Talente, eine herrliche Schule iſt.

Nach allem Bisherigen wird es nicht ſchwer ſein, den rechten Geſichtspunkt zu finden und aufzuſtellen, um den gegenwärtigen Stand der Deutſchen Kunſt in Rom, wie er ſich in der letzten Ausſtellung kund gegeben, richtig zu würdigen.

Nur noch einiges über die Grundſätze im Allgemeinen. Nachahmen, im eigentlichen Sinne des Worts, nachahmen ſoll der Künſtler überhaupt nicht, und am wenigſten in dem Materiellen der Kunſt. Die erſten Elemente und weſentlichen Fertigkeiten ſeiner Kunſt, Zeichnen z. B., richtig, mannichfaltig, kräftig und ſicher zeichnen, das muß er lernen, wiſſenſchaftlich lernen, und glücklich iſt er, wenn er nur den rechten Meiſter dazu findet, der ihn die innre und äußre Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, nach der Anatomie und dem Modell, ſo wie die kraftvollſte und mannichfaltigſte Entwicklung deſſelben aus der Antike vollkommen lehrt. So auch die Perſpektive und was ſonſt wiſſenſchaftlich zur Grundlage der Kunſt gehört. Das Colorit, die Wahrheit und den Zauber der Farbe, wird der Mahler wohl von keinem Meiſter jemahls lernen, falls ihm nicht das Auge und der Sinn dafür angeboren iſt; dagegen aber allerdings viele dazu erforderliche und dahin mitwirkende techniſche Kenntniſſe und Fertigkeiten erlernt werden können und müſſen. Wenn nun ſolchergeſtalt das Talent mit allen Elementar-Fertigkeiten zur Ausübung ſeiner Kunſt ausgerüſtet iſt; ſo ſieht der Künſtler ſich für das Höhere nach einem Vorbilde um, welches nicht eben der Meiſter zu ſein braucht. Vielmehr ſind beides, der Lehrer in dem, was erlernt werden muß, das Vorbild in dem, was nicht erlernt werden kann, aber doch erſtrebt werden ſoll, zwei ganz verſchiedene Dinge, die ſorgfältig auseinander gehalten werden müſſen. Daß der einzelne Künſtler ſich nicht von dem organiſchen Ganzen der Kunſt und von der Vergangenheit und lebendigen Ueberlieferung losreißen, und alles aus ſich ſelbſt, oder wie man auch wohl ſagen hört, aus der Natur ſchöpfen kann, wird aus dem Vorigen klar ſein. Und wo es geſchieht, da weiß man auch, wie es zu gehen pflegt, und daß grade dieſe ſeinwollenden Selbſtſchöpfer und Naturkünſtler mehrentheils in die allermanierirteſte Behandlungsweiſe zu gerathen pflegen. Und wo ſoll der junge Künſtler nun ſein Vorbild für dieſes Höhere in Geſtalt und Ausdruck, in Stellung und Anordnung oder vielmehr überhaupt in der Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe hernehmen, um den eignen Geiſt an einen verwandten, aber größeren oder doch größer ausgebildeten anzuſchließen und eben dadurch zu beſtärken und zu entwickeln? Wo anders, als aus der Zeit und aus den Werken, in welchen anerkannt die Mahlerkunſt den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat!

Sollen wir ihn etwa in die franzöſiſche Schule zurück verweiſen, oder an die engliſchen Kupferſtiche und was dem ähnlich iſt? Wenn er recht denkt, ſo wird er ſich durch dergleichen Modezumuthungen nicht irre machen laſſen, ſondern den Raphael und ſeine Zeitgenoſſen, und überhaupt die großen Meiſter aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und aus der erſten des ſechzehnten, die wird er unverrückt vor Augen halten und als ewige Vorbilder ſeines Strebens im Herzen tragen. Gewiß iſt es dabei, daß nächſt den großen Meiſtern, die als die höchſten anerkannt ſind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß dieſe jenen unendlich näher ſtehen, als ihre Schüler oder ſpäteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verſtehen, und den geringſchätzen, an dem und von dem er zuerſt ſo viel und ſo weſentlich gelernt hat? Es giebt einzelne Geſtalten, ja auch Gruppen und ganze Compoſitionen, nicht bloß im Perugino, ſondern auch im Fieſole und ſelbſt im Giotto, die man, wenn man auch eben vom

Raphael kommt, mit dem größten Vergnügen und nicht ohne Bewundrung betrachten kann; und die im Geiſt und in der Auffaſſungsweiſe wirklich Raphaeliſch ſind, wenn wir alles, was auch geiſtig ſchön und liebevoll harmoniſch iſt, ſo nennen dürfen. Wie ſelten aber trifft man auf eine ſolche Ausnahme unter den Effektgemählden der ſpätern Kunſtſchulen Italiens! Denn gerade im Geiſt, in der Auffaſſungsweiſe zeigte ſich, nachdem einmahl der Gipfel der Vollkommenheit erreicht war, zuerſt der Abfall der ſinkenden Kunſt. Wer übrigens aus jenen erſten Geſtirnen des anbrechenden Lichtes in der abendländiſchen Kunſt, die Zeichnung, die Perſpektive, die Kenntniß des menſchlichen Körpers, oder was ſonſt wiſſenſchaftlich zur Begründung der Kunſt gehört, lernen, ja ſelbſt die vollkommeneren Vorbilder eigentlich nachahmen, d. h. nachaffen wollte; den muß man ſeiner eignen Thorheit überlaſſen. Wer kein Talent beſitzt, und nichts gelernt hat, dem werden überhaupt keine Vorbilder etwas helfen, und es wird ziemlich einerlei ſein, ob er ſich die ſeinigen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zuſammenſucht, oder ganz aus der Nähe des neunzehnten entnimmt. Es ſollte aber in ernſter Kunſtbeurtheilung billigerweiſe nur von denen die Rede ſein, welche angebornes Talent beſitzen, und auch etwas Ordentliches gelernt haben, wie ſich denn deren mehrere in der letzten Ausſtellung bewährt haben; jene andern aber wäre es am beſten, mit Stillſchweigen zu übergehen.

Wenn wir nun auf dieſe Beſſern und ihr Streben, auf das Weſentliche und den Gang der Kunſt im Ganzen ſehen, ſo ſind wir jetzt durch das bis dahin Vorbereitete ſchon an das Ziel gelangt, wo wir den Schluß ziehen dürfen: jene Vorbilder möchten wohl ganz richtig gewählt ſein, und der rechte Weg zum Ziele allerdings nicht eben rückwärts zu ihnen führen, wohl aber ganz erfüllt und durchdrungen von ihnen, vorwärts zu einer neuen, aus den Tiefen des Alterthums wiederhergeſtellten, aber dennoch friſch lebendig aufblühenden, und wahrhaft neuen Kunſt für die neue Zeit; und daß alſo das Streben der neuern Deutſchen Künſtler, im Ganzen genommen, mit nichten auf einen Abweg gerathen und im Irrthum befangen ſei, ſondern ganz auf der rechten Bahn fortſchreite; wie ſehr auch manches noch mangelhaft und unvollkommen erſcheinen mag, wie natürlich bei erſt aufblühenden Talenten, oder wie ſehr auch Einzelne, die mit zur Schule und zum Ganzen gerechnet werden, hier und da wirklich von der rechten Linie abgewichen ſein mögen. Denn das iſt eben das Unglück bei jedem ernſten und treu gemeinten, neuen Streben, daß ſich immer manche Unberufene einmiſchen, welche den Mangel an Talent und Leben durch Uebertreibung erſetzen wollen, denen alles unter der Hand ſogleich zur Manier wird, und die eben dadurch den Gegnern des Guten reichen Stoff zu einer Oppoſition und einem Tadel geben, der dann leicht ohne alle Unterſcheidung auf das Ganze ausgedehnt und auf das Ausgezeichnetſte und Vortreffliche in dem gleichen Maaße, wie auf das ganz Mittelmäßige oder völlig Mißlungene, angewandt wird.

Es wird ſich nun ſchon von ſelbſt ergeben, worauf ſich der den Teutſchen Künſtlern gemachte Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit reducire; denn ſo ſollte der beabſichtigte Tadel eigentlich, um genau zu reden, ausgedrückt werden. Wenn der Künſtler nicht den Geiſt und die Auffaſſungsweiſe ſeines Vorbildes ſich anzueignen weiß, ſondern unweſentliche Zufälligkeiten oder wohl gar poſitive Fehler und Unvollkommenheiten nachahmt, oder vielmehr nachmacht; ſo iſt dieß allerdings in hohem Grade tadelnswerth, und führt auf dem gerade entgegengeſetzten Wege, wie die rohe Nachahmung der Natur, in denſelben Abgrund des Manierirten. Es iſt mit der Manier in der Kunſt überhaupt, wenn ich dieß Gleichniß brauchen darf, wie mit der Sünde in dem ſittlichen Leben. Es führen unzählige Abwege, wie zur Sünde, ſo auch zur Manier; und wie es dagegen nur Eine Tugend giebt, ſo giebt es auch nur Einen Weg, welcher der rechte iſt, in der Kunſt. Die Vollkommenheit in der Kunſt findet ſich da, wo die Idee und das Leben völlig Eins ſind in einem Werke; jede Abweichung, jeder Mangel von der einen oder von der andern Seite iſt ein Fehler und wird, fortgeſetzt oder gar als Grundſatz aufgeſtellt, Manier genannt. Die Idee, wenn ſie allein vorherrſchend iſt, gebiert Werke, die kalt und todt ſind, oder in geringerem Maaße wenigſtens den

Vorwurf der Härte auf ſich laden. Wer auf der andern Seite nur nach dem Leben haſcht in der Kunſt, der kann wohl Effekt machen, was manchen Naturaliſten gelingt; aber mit der Idee fehlt dem Werke auch die tiefere Bedeutung, ja alle innere Form, welches doch die erſte und weſentlichſte Bedingung der Kunſt iſt.

Was unſre Deutſche Ausſtellung betrifft, ſo traf eigentlich jener Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit nur die obenerwähnte Klaſſe der unberufenen, und eben desfalls übertreibenden Nachahmer ganz und in einigen Produkten derſelben mit vollem Rechte. Dieſe Gattung ſtellt ſich überall mit ein; aber an den Vorbildern liegt es wohl nicht. Die Werke ſolcher Menſchen werden immer, ſie mögen nun den Leonardo und Dürer, oder auch den Guido und Guercino, oder wenn man will, Mengs und Függer vor Augen haben und nachahmen, froſtig und ſteif, oder übertrieben und verzehrt ausfallen, oder auch beides zugleich, und werden in jedem Falle manierirt ſein. In jeder Ausſtellung pflegt, wie geſagt, manches Mittelmäßige und auch wohl eines oder das andre ganz Mißlungene dem Lobenswerthen und Vortrefflichen beigemiſcht zu ſein; nur nach dem Guten muß man ſie beurtheilen, und wenn ſie deſſen nicht wenig enthalt, ſo kann man dieſes ſchon als ein gutes Zeichen für den Gang und die Fortſchritte im Ganzen anſehen. Die Deutſche Ausſtellung vereinigte die Werke und Verſuche von drei und ſechzig Künſtlern, von denen bei weitem die größere Anzahl noch im Anbeginn ihrer Laufbahn ſtehen. Hinſichtlich der aufblühenden Talente aber, welche ſich aus dieſer Anzahl vorzüglich ausgezeichnet haben; ſo iſt ſchon oben erwähnt worden, daß das Publikum, ungeachtet jenes Zwieſpalts der Meinung und des im Allgemeinen wiederhohlten Tadels der Alterthümlichkeit, den Einzelnen, die es verdienten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja ihnen den entſchiedenſten Beifall ertheilte. Die beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. erhielten dieſen nicht bloß von dem Publikum im Allgemeinen, ſondern wurden auch von den erleuchtetſten und erlauchteſten Beſchauern dieſer Ausſtellung mit ſo entſchiednem Lobe ausgezeichnet, als ſie ſelbſt oder ihre Freunde nur irgend wünſchen konnten; ſo daß mir von dieſer Seite nichts übrig bleibt, als nur das geſunde Urtheil des

Publikums dankbar anzuerkennen, und wenig oder nichts zur Berichtigung hinzuzufügen. Es iſt auch nicht zu beſorgen, daß dieſe und andre ihnen ähnliche wackere Künſtler über der Anerkennung des Guten, was ſie bis jetzt geleiſtet, das ungleich Mehrere und Höhere, was man mit Recht von ihnen erwarten darf, verſäumen oder vergeſſen werden. Wurde ja etwa ein einzelnes Talent weniger bemerkt oder ausgezeichnet, als es wohl verdient hätte, ſo lag dieß an zufälligen Nebenumſtänden. Wer ſollte z. B. nicht die Fülle erfinderiſcher Compoſition in Eberhards trefflichen Entwürfen loben? Aber ſolche Handzeichnungen wollen mit Ruhe und Muße im Kabinette durchblättert und betrachtet ſein, und ſind weniger geeignet, neben groß ausgeführten Oehlgemählden an den Wänden einer Ausſtellung in die Augen zu fallen, wo überdem für die kleineren Stücke nicht allemahl ein bequemer Platz gefunden wird. Von einigen andern Künſtlern waren die größten und vorzüglichſten Werke nicht auf der Ausſtellung; ſo z. B. „die Anbetung der Hirten“ von Johannes Veit, welcher die tiefe Innigkeit des Sinnes, die lebendige Wahrheit und Wärme der Ausführung wohl Freunde verſchafft haben würde. Auch der ſchon oben erwähnte ſo ganz vortreffliche Carton von Cornelius war nicht da zu ſehen. Zwei einzelne Köpfe, auch noch ſo ſchön ausgeführt, wie die beiden der Mutter Gottes und des Engels Michael, von Eggers, an edler Form und Anmuth der Behandlung und Farbe der beſten italieniſchen Kunſtzeit würdig, werden neben ſo mancherlei größern Darſtellungen auch leicht weniger bemerkt.

Wenn man die Frage aufſtellen wollte, ob der Vorwurf der Alterthümlichkeit, in ſofern ſie nähmlich manierirt und alſo ein Fehler iſt, nicht auch gegen die Werke der Beſſeren unter den Deutſchen Künſtlern in Rom gemacht werden könne; ſo muß ich darauf erwiedern, daß dieſes wohl eben nicht oft der Fall ſein dürfte und daß auch dann, genauer betrachtet, gar nicht immer die vermeinte Alterthümlichkeit Schuld iſt, ſondern der Fehler an etwas anderm liegt. Ich will ein Beiſpiel anführen; in einer heiligen Familie, von Wilhelm Schadow, iſt der Kopf der Mutter Gottes ganz ſeelenvoll, von der größten Schönheit, und von der glücklichſten und gelungenſten Ausführung; der heil. Joſeph aber auf eben dieſem Bilde iſt zu klein und eigentlich mißlungen. Etwas beſondres Altdeutſches habe ich jedoch an dieſer Figur nicht finden können; eben ſo wenig als dem herrlichen Kopfe der Maria etwa einer von Raphael oder ſonſt irgend ein beſtimmtes Urbild zum Grunde liegt.

Wie jedes Urtheil, wenn es einmahl in eine bequeme Modeformel gebracht iſt, von vielen, ohne einen klaren Begriff damit zu verbinden, nachgeſprochen, und oftmahls ſehr verkehrt und auf Gegenſtande angewandt wird, auf die es gar nicht paßt; ſo geht es auch mit dem Vorwurf der altdeutſchen Manier in der Kunſt, daß er nicht ſelten über Dinge ausgeſprochen wurde, die hundert Meilen davon abwärts liegen. Ich könnte, wenn es hier die Abſicht wäre, in das Einzelne einzugehen, merkwürdige Beiſpiele der ſonderbarſten Verwechslung in dieſer Beziehung anführen. Es iſt damit derſelbe Fall, wie in der Literatur vor einer Reihe von Jahren die tadelnde Parthei ein neues poetiſches Werk vollgültig verurtheilt und völlig abgefertigt zu haben glaubte, wenn ſie den furchtbaren Ausſpruch that, es ſei romantiſch, oder von einem Romantiker gemacht; es mochte nun übrigens von Schiller, Tieck, Fouqué, oder ſonſt noch ſo verſchiedener Art ſein. So nennen auch jetzt noch Manche in den Wiſſenſchaften alles, was ihr Verſtandniß überſteigt, oder ihnen ſonſt Mißbehagen erregt, myſtiſch; welches Wort ſie dann mehrentheils eben ſo wenig verſtehen, oder im Stande ſein möchten, Rechenſchaft davon zu geben, als das, was ſie gern dadurch als verwerflich darſtellen wollen. Dergleichen Worte ſind von ubler Wirkung; es ſind nichts als blendende Formeln der Tauſchung, welche das Urtheil ganz verwirren.

Eine gewiſſe wohlverſtandne Alterthümlichkeit müſſen wir der bildenden Kunſt, wenigſtens für einige Falle und Gegenſtände durchaus vindiciren, und können ſie ſchlechthin nicht ſo unbedingt und ohne Einſchrankung verwerflich finden; und nur wenn ſie fehlerhaft und manierirt iſt, kann ſie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der Vorwurf der altdeutſchen Manier aufgekommen iſt, was nahmlich das ausſchließend Teutſche davon betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklaren. Bei vielen, ja bei den meiſten ausgezeichneten Gemählden der neuen Schule iſt es für jemanden, der viele Gemählde geſehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künſtler dieſen oder jenen großen italieniſchen Meiſter der älteren Zeit mit beſondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich ſeltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutſche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer insbeſondre erinnern könnte. Wahrſcheinlich hat das damahlige Coſtum einiger deutſchen Jünglinge dazu beigetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit dieſe Wendung zu geben und ihn ſo allgemein auszudehnen; und iſt der Begriff von den altdeutſchen Röcken auf die Gemählde übertragen worden.

Wenn man übrigens Altdeutſch in der Kunſt ſo geradezu für gleichbedeutend mit Steif oder Hart nimmt, ſo kann ich dieſe mir etwas neu und willkührlich ſcheinende Wortbedeutung doch nicht ſo ganz unbedingt zugeben. Vielleicht iſt dieſer Begriff auch mehr aus Büchern oder einem frühgefaßten Vorurtheil geſchöpft, als aus der eignen Anſchauung. Ich habe manche altdeutſche Gemählde geſehen, in Boiſſeré's Sammlung und auch ſonſt, die wohl ſchön und lebendig ſind, und denen auch die Anmuth mit nichten abgeht. Leicht wäre es dagegen, eine Menge von Gemählden zu nennen, aus der Zeit der ſpätern Manieriſten oder auch aus der ältern franzöſiſchen Schule, welche durchaus kalt und froſtig, ſteif und leblos erſcheinen. Oder wollen wir die Beiſpiele lieber ganz aus der Nähe nehmen, ſo erinnern wir uns nur an ſo manche noch zu unſrer Zeit aus der falſchen antikiſchen Nachahmung hervorgegangene Gemählde, die in der Regel mehrentheils alle todtgeboren zur Welt kommen.

Warum ſollten wir aber auch unſre einheimiſche alte Kunſt ſo ſehr geringſchätzen, was ſie eben ſo wenig verdient, als es uns wohl anſtehen würde? Raphael hat den Dürer wohl zu ſchätzen gewußt; es hat vor Dürer auch andre ehrenwerthe Deutſche Künſtler gegeben, welche in manchem Stück, beſonders aber in der Anmuth über ihm ſtehen. Die Italiener achten die altdeutſche Kunſt, ſelbſt die Franzoſen ſind aufmerkſam darauf geworden; und wir Deutſchen allein ſollten es verkennen, daß unſre alten Meiſter nach und neben den größten und glücklichſten Meiſtern von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichſten in der Mahlerkunſt gehören? Und wenn die Deutſche Kunſt nicht den gleichen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat, als die Italieniſche, ſo iſt die Urſache leicht gefunden; da wir wohl wiſſen, wie ſie mitten in ihrem Fortſchritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des ſechzehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italieniſchen Meiſtern nennen können, der einen ſolchen Rieſenſchritt gethan und die Kunſt in allen ihren Theilen mit Einemmahle ſo weit gefördert hätte, wie Eyck.

Dieſer Rückblick iſt unſerm Gegenſtande nicht ganz fremd; doch kehren wir nun zurück zu der jetzigen Deutſchen Kunſt, und der neuen Wendung und Entwicklung, die ſie gegenwärtig in Rom gewonnen hat. Es iſt noch ein Punkt übrig, der erörtert werden muß, um die Begriffe klar auseinander zu ſetzen und das Urtheil zu berichtigen, ſo wie wir es uns zum Ziel geſetzt, und zwar iſt es ein Hauptpunkt. Er betrifft nähmlich die Wahl der Gegenſtände, da viele der jungen Künſtler, deren Augenmerk vorzüglich auf jenen Kreis der vortrefflichſten Mahler neuerer Zeit gerichtet war, ſich nach dem Vorgange dieſer Meiſter und der älteren Schule beſonders chriſtliche Gegenſtände zur Behandlung gewählt haben. Und damit iſt nun ein zahlreicher Theil des Publikums nicht einverſtanden, ſondern iſt vielmehr den chriſtlichen Gegenſtänden entſchieden abgeneigt, und dieſe Abneigung hat viel mitgewirkt zu der Oppoſition und dem Zwieſpalt, welche ſich bei dieſer Gelegenheit über die Kunſt und ihre Beſtimmung ſo deutlich kund gegeben haben.

Daß nun ausſchließend und allein nur chriſtliche Gegenſtände gemahlt werden ſollten, iſt ſo viel ich weiß, noch nirgends aufgeſtellt oder behauptet worden. Freilich haben die alten Mahler der großen Zeit vorzüglich dieſe Gegenſtände in ihren größten und wichtigſten Werken verherrlicht. Wie natürlich, weil damahls die Kunſt noch auf das innigſte mit der Religion verbunden und gleichſam ganz Eins mit ihr war, und ihre vornehmſte Beſtimmung darin fand, die Kirchen zu zieren und die Andacht zu verſchönern. Indeſſen haben doch auch die alten Mahler nicht ſelten mythologiſche Gegenſtände gewählt, beſonders für Alfreſcogemählde in weltlichen Palläſten; ſo Raphael vor allen, und Giulio Romano, dieſer letzte mit beſonders eigenthümlichem Geiſt, wie ſpäter nach ihnen die Caracci und deren Nachfolger. Große dichteriſche Compoſitionen, wie ſie die alte Mythologie oder Heldenpoeſie darbietet, ſind in der That auch für die Alfreſcomahlerei vorzüglich geeignet; dagegen ſie, wo es auf tiefe Charakteriſtik ankommt, oder um ſymboliſche Geheimniſſe durch die vollendete Ausführung zu beleben, gegen die Oelmahlerei nachſtehen muß. Es war daher ein glücklicher Gedanke, für die Alfreſcogemählde in der Villa Juſtiniani, welche den Deutſchen Künſtlern, Overbeck, Philipp Veit und Julius Schnorr übertragen worden, die fantaſiereichſten Dichter Italiens, den Dante, Arioſt und Taſſo, als Stoff und Quelle für eine Reihe von cykliſchen Darſtellungen zu wählen. So kann ich mir auch wohl die trojaniſchen und homeriſchen oder auch andre Heldengeſchichten glücklicher in dieſer großartigen Alfreſcoweiſe ausgeführt denken, als es bisher in Oelgemählden hat gelingen wollen. Ich will nicht in Abrede ſein, daß auch ſolche heidniſche Gegenſtände, welche von der chriſtlichen Kunſt am weiteſten entfernt liegen, einen großen Reiz haben können; und wer betrachtet wohl nicht mit Vergnügen eine Danae oder Antiope von Tizian, eine Jo von Correggio? Jedoch möchte ich faſt wünſchen, daß die Behandlung ſolcher Gegenſtände auch nur ſolchen Meiſtern ausſchließend vorbehalten bliebe; von minder vortrefflichen oder gar von mittelmäßigen Mahlern behandelt, ſind ſie unerträglich und fallen gleich in das Gemeine. Jungen Künſtlern aber würde ich dieſelben am wenigſten empfehlen, da ſie einen ſtrengeren Weg zu gehen haben, um erſt das Vortreffliche zu erreichen, wo dann auch die Schönheit und Anmuth einem liebevollen Sinn nie entſtehen wird, ohne daß er abſichtlich auf den nackten Sinnenreiz ausgeht, ſo leicht es iſt, dadurch Vielen zu gefallen, da das Publikum oft nur allzu nachſichtig und empfänglich iſt für ſolche lüſterne Doſenmahlerei, wenn ſie halbweg zierlich behandelt wird.

Es kommt vor allem auf den Geiſt und die Behandlung an; in den Gegenſtänden möge keine Ausſchließung Statt finden, wenn gleich ein Vorzug natürlich iſt. Und ſo würde es wenigſtens ſehr einſeitig ſein, wenn man die chriſtlichen Gegenſtände ganz von der Kunſt ausſchließen wollte; da die Fortdauer derſelben nicht bloß durch jene großen Vorbilder der Vergangenheit, ſondern auch durch das Bedürfniß der Gegenwart immerwährend begründet und erfordert wird. Es ſind in den letzten dreißig Jahren allerdings wohl mehr Kirchen zerſtört und verwüſtet worden, als neue erbaut oder mit Bildern geziert. Indeſſen zeigt ſich ſchon jetzt auch darin die Rückkehr zum Frieden und die beſſere Richtung des Zeitalters, daß es hier und da, häufig genug und in mehr als einem Lande, nicht an bedeutenden Kunſtbeſtellungen für Kirchen fehlt; denen man wohl bald eine reichere Nachfolge nicht bloß wünſchen, ſondern auch vorherſagen kann. Es dürfte überhaupt mit der Sache des Chriſtenthums noch bei weitem nicht ſo ſchlecht ſtehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden ſich ſelbſt einbilden, oder doch uns überreden möchten. Dazu kommt für unſer Deutſchland noch der Umſtand, über den wir uns billig erfreuen müſſen, daß jetzt auch die Proteſtanten ſich wohl geneigt zeigen, ihre Kirchen durch Bilder der Andacht zu verſchönern; was der Deutſchen Kunſt, die ſich dieſen Gegenſtänden vorzüglich gewidmet hat, wieder einen neuen Ausweg öffnet. Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu beſtimmten Zimmer ihres Hauſes, eine Verkündigung, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, oder ſonſt ein wohlgemahltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünſchen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menſchen ſehr mannichfaltig iſt, ſo wird andern vielleicht die Darſtellung einer ſaugenden Kuh lieber ſein. Und gewiß, wenn die Behandlung ſo vortrefflich iſt, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben, und wie ſie uns Goethe nach ſeiner Art, in dem vierten Hefte über Kunſt, ſo meiſterhaft ſchildert; ſo darf auch dieſer Gegenſtand keineswegs von dem Gebiete der Kunſt ausgeſchloſſen bleiben. Nur wenn es die Abſicht ſein ſollte, durch dieſen oder andre ſolche in ihrer Art auch verdienſtliche thieriſche Gegenſtände, die erſtgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; ſo würden wir uns dagegen erklären müſſen. Wollte aber jemand etwa mit der Behauptung auftreten, die Mahlerei habe bei den Griechen eine viel höhere Vollkommenheit erreicht, als durch Raphael und die andern Neuern: wollte er den jungen Künſtler, als Heil und Rettungsmittel vielleicht ausſchließend an griechiſche Gegenſtände verweiſen, wie etwa manche der weniger bekannten bei Philoſtrat; ſo würde eine ſolche Hypotheſe wohl im Allgemeinen nicht viel Beifall finden, da wir nach dem Vorhandenen zu dieſem Behuf ſchon hinreichend unterrichtet ſind, um zu wiſſen, auf welche gegen die Sculptur der Alten und die großen Mahler der chriſtlichen Zeit, nicht ſehr hohe Stufe der Vollkommenheit die griechiſche Mahlerei gelangt iſt; und würde ein ſolcher wahrhaft rückgängiger Vorſchlag, wenn er anders im Ernſte gemacht werden, kaum geeignet ſcheinen, im Ernſte beantwortet zu werden. Was aus der antikiſchen Nachahmerei für ſteinerne Gemählde und todte Produkte hervorgehen, das haben wir zur Genüge geſehen, und können alſo ſolchen lockenden Vorſchlägen nicht leicht Gehör geben; wir müßten denn erſt neue und andre Zeichen und Wunder ſehen, als die bisher zu Tage gekommen.

Die Frage von der Wahl der Gegenſtände, vorzüglich der chriſtlichen, hängt übrigens ſehr weſentlich zuſammen mit jener andern von der Alterthümlichkeit der Behandlung, in wiefern ſie an und für ſich ſchlechthin verwerflich, oder aber in den richtigen Gränzen gehalten, beſonders für eine Gattung von Gegenſtänden, allerdings anwendbar und angemeſſen ſei. Denn nachdem alle chriſtlichen Gegenſtände der Mahlerei entweder ſchon an und für ſich ſymboliſch ſind, oder doch um ihrem Weſen zu entſprechen, ſymboliſch behandelt werden ſollen, ſo iſt eben dazu auch dieſer ſtrengere und ernſte Styl der Behandlung erforderlich, welcher eben den Eindruck des Alterthümlichen macht. Werden die chriſtlichen Gegenſtände durchaus nicht ſymboliſch, ſondern rein weltlich, bloß menſchlich und natürlich behandelt, und auf die dramatiſche Wirkung, wenn dieſer Ausdruck hier geſtattet iſt, angelegt, wie von den ſpätern Italienern ſo oft geſchehen; dann ſind dieſe heiligen Gegenſtände allerdings ungünſtig für die Kunſt, ja zum Theil kaum erträglich; und können wir in dieſer Beziehung die Abneigung der Gegner leicht entſchuldigen. Doch dieſes wäre Stoff zu einer eignen Unterſuchung, und ſei hier nur im Vorbeigehen berührt.

Wenn wir indeſſen der Hypotheſe, die griechiſche Mahlerei, welche zu kennen uns die Sammlung zu Portici doch allerdings einige Data giebt, ſei vollkommner geweſen und auf einer höhern Stufe als Raphael und die Vortrefflichſten jener Zeit, durchaus nicht beitreten können; ſo iſt es dagegen wohl anerkannt und entſchieden gewiß, daß die griechiſchen Künſtler in der Sculptur eine Höhe und Vollkommenheit erreicht haben, die wir kaum jemahls zu erreichen, geſchweige denn zu übertreffen hoffen dürfen. Daher muß ſich denn auch der Bildhauer zunächſt ganz an die Antike anſchließen, und dieſelbe gleichſam nur fortſetzen; und einer der erſten Prüfſteine und Beweiſe der Meiſterſchaft in dieſer Kunſt bleibt es, die Antike ergänzen zu können, welches, wenn es ſo vollkommen geſchieht, wie Michel Angelo den berühmten Faun, oder zu unſrer Zeit Thorwaldſen die aeginetiſchen Figuren ergänzt hat, ſchon allein Erſtaunen erregt und der höchſten Bewunderung werth iſt. Nächſtdem aber bleibt das Ziel des Bildhauers, eine Geſtalt aufzuſtellen, die ſo claſſiſch ſei, daß ſie geradezu für eine Antike gelten könnte, wie etwa Thorwaldſens „Merkur,“ welcher nur desfalls mit dem Schwerte umgürtet zu ſein ſcheint, um vielen hunderten moderner Marmorbilder durch ſeine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen. Erſt dann, wenn unſre Sculptur dieſe erſte und nicht zu umgehende Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, dürfen wir fragen, ob ſie nun auch wohl im Stande ſein werde, ganz andere und uns eigenthümliche Gegenſtände mit der gleichen Meiſterſchaft zu behandeln, und den im Mittelalter unvollendet gebliebenen Anfang und erſten Entwurf einer chriſtlichen Sculptur auszuführen und durch die That zu vollenden; in welcher Hinſicht z. B. der von dem trefflichen Danecker entworfne Chriſtus, als erſter großer Verſuch dieſer Art in jetziger Zeit, unſre ganze Theilnahme und geſpannteſte Erwartung in Anſpruch nimmt.

Von Seite der Sculptur war die Deutſche Ausſtellung hinreichend mit trefflichen Werken ausgeſtattet; und es wäre wohl manches zu ſagen über Rudolf Schadows großes Talent, Schallers verdienſtliche Arbeiten, und auch Eberhards Basrelief verdiente die aufmerkſamſte Beobachtung. Da der Umſtand, daß Thorwaldſens Grazien, weil ſie noch nicht vollendet waren, auf der Ausſtellung fehlten, zu manchen Witzeleien Anlaß gegeben hat; ſo will ich nur bemerken, daß wenn ſie wirklich da geweſen wären, man ſie ohne allen Zweifel ſteif und hart, wo nicht gar altdeutſch gefunden haben würde; denn allerdings hat der große Künſtler die Idee derſelben ſehr ſtreng nach ernſtem griechiſchen Styl genommen, und von der modern beliebten buttrigen Weichheit iſt da nichts zu ſpüren.

Es iſt hier nicht meine Abſicht, mich über die Sculptur weiter auszudehnen; ſondern ich habe mich zunächſt auf die Mahlerei, und zwar vorzüglich auch nur auf die hiſtoriſche, beſchränken wollen; denn da zeigte ſich vornehmlich jener Zwieſpalt der Anſicht und Partheiung im Urtheil, welche wir durch die hier aufgeſtellten Grundſätze, ſo weit es ſein kann, friedlich zu ſchlichten, oder doch klar auseinander zu ſetzen wünſchten, und auch wohl hoffen dürfen.

Eben ſo wenig werde ich für dießmahl auf die Beurtheilung der Landſchaftsmahlerei im Einzelnen eingehen; denn dazu müßte ich erſt die noch zu wenig ergründete, ich möchte ſagen, noch ſo wenig bekannte Theorie derſelben ausführlich voranſchicken, um zwiſchen meiner Anſicht und dem herrſchenden Geſchmack, der jedoch auch in ſehr verſchiedene Richtungen auseinander geht, den vergleichenden Maaßſtab zu finden, und auszumitteln, in wiefern eine möglichſt treue und kraftvolle Vollendung einzelner Naturgegenſtände, und ein tiefer Sinn, der in das Ganze gelegt wird, oder aber das Streben, den einzelnen Moment einer glänzenden Naturerſcheinung täuſchend und lebendig zu ergreifen, hier den Vorzug verdiene; oder ob etwa, und wie alsdann, beides, d. h. in gewiſſer Art, die verſchiedenen Gattungen des Ruysdal und Claude Lorrain, verbunden werden müſſen. Es mag hier alſo genug ſein zu bemerken, daß die Deutſche

Ausſtellung in beiden bezeichneten Gattungen der Landſchaft, und nicht bloß in ihren Extremen, ſondern auch in manchen Stufen des Uebergangs, viele verdienſtliche Arbeiten von Koch, Catel, dann Rebell, Rhode u. a. aufzuweiſen hatte. Unter dieſen ſind die gelungenſten Werke von Koch aus ſeiner beſten Zeit für dieſe ganze Epoche der jetzigen Deutſchen Kunſt am bezeichnendſten; durch die Kühnheit der Wahl oder Erfindung, und entſchiedne Kraft in der gründlichſten Treue der Darſtellung, ſo wie durch die reiche Fülle der dargeſtellten Natur und tief aufgefaßte Bedeutung.

Auch über die bemerkenswerthen Arbeiten einiger älteren Deutſchen Künſtler, deren Streben zum Theil einer frühern Epoche angehört, finden wir hier keine Veranlaſſung, uns weiter auszubreiten; denn unſre Abſicht ging, wie geſagt, eben auf diejenigen Werke, welche den Zwieſpalt erregt und die Aufmerkſamkeit des Publikums in Lob und Tadel am meiſten auf ſich gezogen haben.

Zum Schluß nur noch Folgendes. Was unſre Meinung betrifft, daß die chriſtlichen Mahler der beſten Zeit, Raphael und ſeine Zeitgenoſſen und Vorgänger bis jetzt das Höchſte in der Mahlerei erreicht haben; ſo wollen wir gern, wenn ſich anders woher eine ganz neue und noch höhere Vortrefflichkeit in der Kunſt als wirklich vorhanden, kund geben und bewähren ſollte, dieſelbe gleich und bereitwillig willkommen heißen. Vielleicht dürfen wir uns aber mit dieſer Hoffnung ſo ſehr nicht übereilen und bis dieſes geſchieht, dürfte zunächſt wohl das Sicherſte ſein, jenen großen Vorbildern zu folgen, und auf ihrem Wege, der eben jetzt zu einem neuen, wie er für uns und unſre Zeit angemeſſen ſein kann, gebahnt werden ſoll, die weiteren Fortſchritte zum Ziel zu ſuchen. Nur auf dieſem Wege dürfen wir hoffen, wieder eine wahrhaft ſo zu nennende Kunſt und neue, blühende Epoche derſelben zu erreichen; wir müßten denn anders ganz Verzicht darauf leiſten wollen und denen Recht geben, welche dafür halten, daß unſer Zeitalter der Kunſt ſchon für immer entwachſen, und für ſie nicht mehr geeignet ſei, daß alſo die Kunſt keine neue Entwicklung und Blüthe mehr zu erwarten habe, indem ſie gleich der alternden Natur ſchon abgeſtorben, und es mit ihr zwar nicht für die

Erkenntniß des Vergangenen, wohl aber für neue Hervorbringungen, zu Ende ſei. Dieſer Meinung aber können wir uns bis jetzt noch nicht beizutreten entſchließen; da ſelbſt dieſer jetzige neu genommene Aufſchwung in der That nur einer empfänglichen und günſtigen Aufnahme bedürfte, um ganz andern und viel günſtigeren Hoffnungen Raum zu geben.

⁂

Die Sache der chriſtlichen Kunſt und die richtige Anſicht von ihrer hohen Würde und Schönheit hat ſeitdem wieder noch die ſiegreichſten Fortſchritte gemacht und ein neues unerſchütterlich ſtarkes Fundament erhalten an den zwei großen künſtleriſchen Werken von Sulpiz Boiſſeré, dem ausführlichen Prachtwerke über das herrlichſte Denkmahl der kirchlichen Baukunſt des Mittelalters, und dann den Lieferungen altdeutſcher Gemählde, welche ſelbſt in lithographiſcher Hinſicht in einigen Blättern, wie in dem heil. Chriſtoph, von Hemmelink, eine kaum zu hoffende Vortrefflichkeit erreicht haben. Mit der gründlichen Kenntniß der altdeutſchen Kunſt muß auch das richtige Verſtändniß der chriſtlichen Schönheit von ſelbſt ſich immer mehr entwickeln. Dieſer Begriff, der früherhin, da man die Sache ſelbſt hatte, übte und die ganze Zeit darin lebte und athmete, mehrentheils im bloßen Gefühl noch unbewußt und unentwickelt ſchlummern mochte, ſpäterhin aber vergeſſen und verloren ging, oder in feindlicher Verkennung und auf den irrenden Abwegen einer fremdartigen Richtung ganz entſtellt und verkehrt wurde, tritt nun wiederum in neuer Klarheit hervor; und damit werden denn auch die Grundſätze des neuen wahren Weges in der Kunſt immer mehr anerkannt und ſiegreich feſtgeſtellt. Der wieder erweckte und neu hergeſtellte beßre, tiefe und fromme, chriſtliche Sinn gewinnt mehr und mehr auch in der Kunſt die Oberhand; die dürre antikiſche Nachahmerei dagegen, ſinkt nebſt der falſchen Theorie, auf der ſie beruht, in ihr eitles Nichts zurück; da ſie ohnehin ihres eignen Gegenſtandes, ſeit den Aufſchlüßen einer tieferen Erkenntniß der eigenthümlichen Größe und wahren Weſenheit der alten heidniſchen Kunſt, ſchon durchaus nicht mehr mächtig geblieben iſt. Zwar liegt es wohl in der Natur der neuern Kunſt überhaupt, daß ſie eine immerfort ſtrebende und nach der höchſten Idee erſt ſuchende und ſtets im Suchen begriffene iſt, ſo wie die geiſtige Wiſſenſchaft und Philoſophie es bei den Alten war. Eben daher läuft in ihr auch der Abweg der Mode und Manier immer neben der zarten Linie des höchſten geiſtigen Schönen her und wirkt oftmahls ſtörend, wenigſtens auf den herrſchenden Zeitſinn ein. Indeſſen fängt jetzt doch ſelbſt beim Publikum alle große und kleine Doſenmahlerei oder Modekunſt, entſchieden an zu ſinken; wenn ſie auch noch ſo ſehr durch eine falſche Magie des Augenblicks aufgeſtutzt worden, und wenigſtens für die höheren Talente und würdigſten Gelegenheiten und Gegenſtände bleibt jene ernſtere Bahn der tieferfaßten und frommgefühlten chriſtlichen Schönheit die, welche auf eine erfreuliche Weiſe die Oberhand gewinnt; mehr wenigſtens und weit ſiegreicher, als dieß bis jetzt in der Dichtkunſt oder in der Philoſophie der Fall iſt, wo wir die antichriſtlichen Beſtrebungen überall noch ſehr rege und weit allgemeiner verbreitet ſehen, als in der bildenden Kunſt.

Wir ſehen mithin die richtige Erkenntniß der chriſtlichen Kunſt und Mahlerei und ihrer ausübenden Grundſätze im Ganzen ſchon hinreichend geſichert; das glückliche Talent, was nur angeboren ſein kann, und vereint mit dieſem, eine vielfach erworbne künſtleriſche Empirie und ſichre Meiſterſchaft in allen techniſchen Fertigkeiten, ſetzen wir als gegeben voraus. Was bleibt, möchte man fragen, nun weiter noch erforderlich für den Künſtler, um das hohe Ziel zu erreichen? Vor allem muß freilich dieſe Idee der chriſtlichen Schönheit ſelbſt nicht ein todter und etwa bloß angenommener und wie erlernter oder nachgeſprochener Begriff; es muß damit Ernſt und volle lebendige Wahrheit ſein, denn grade dieſer Begriff kann durchaus nur mit dem eignen tiefen Gefühl aufgefaßt werden. Aber auch dieſes, auch das fromme Gefühl allein iſt noch nicht genügend; denn wie ſehr es auch dem Menſchen als ein vollkommner Erſatz für alles Fehlende zu Gute gerechnet werden mag; ſo iſt es doch an und für ſich nicht zureichend, um einen Künſtler hervorzubringen. Das andere Element nun, welches der Mahler nebſt der richtigen Idee von ſeiner Kunſt und ihrem Zweck, und aller bloß empiriſchen Meiſterſchaft beſitzen ſoll, weiß ich in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, wie es gerade für dieſe Kunſt iſt, nicht anders zu bezeichnen und zu benennen, als das innere Licht der Beſeelung. Es iſt dieſes noch ganz etwas andres, als das bloße Talent der fruchtbaren Erfindung oder die Magie der Farbe, ſo höchſt ſchätzbar und eigentlich ſelten auch dieſe letzte in der Mahlerei ſein mag. Nicht minder verſchieden iſt es von der Wiſſenſchaft und höchſter Technik der Zeichnung, ſo wie auch von dem Princip des Schönen, wie ſolches in andern Künſten einheimiſch iſt und ſich eigenthümlich geſtaltet. Auch der Dichter und beſonders der Muſiker ſollen beſeelt ſein, aber es iſt ihre Beſeelung mehr nur im Gefühl ſelbſt ruhend; beim Mahler aber muß das beſeelte Gefühl zugleich klar an das Licht hervortreten, die Seele muß ſo zu ſagen, ſelbſt leuchtend und als ein Licht ſichtbar werden. In dieſem göttlichen Lichte der innerlichen Beſeelung nun, muß der wahre Mahler alles, was er ſieht, auffaſſen, und ſelbſt ſeine inneren Vorſtellungen und Gedankenwelt muß dieſe Art und Geſtalt annehmen. Aus allen ſeinen Werken aber ſoll dieſes geheime Seelenlicht in ſchöner Klarheit vollendet, und deutlich, wie ein ausgeſprochenes Wort, hervorſtrahlen; und eben darin liegt das eigenthümliche Weſen der chriſtlichen Schönheit und das Unterſcheidende derſelben von der antiken Kunſt. Die letztere beruht mehr auf einer hohen Idee der lebendigen Körpergeſtaltung, welche in einer etwas andern Weiſe wohl mit jenem Princip der höheren Seelenſchönheit vereinbar ſein, aber neben ihr nicht mehr als das Erſte, ſondern nur als das untergeordnete Zweite gelten kann. Jener nach der antiken Anſicht in der Natur königlich herrſchende und wie der ordnende Gott über ihr waltende Formengeiſt erſcheint doch eigentlich bloß äußerlich als ein ſolcher und iſt an ſich wieder nur die materielle Hülle, aus welcher jene verborgne göttliche Seele alles Lebens, als höherer Geiſt der Liebe, erſt hervorleuchten ſoll. Selbſt bei der Wahl der Gegenſtände für die Mahlerei iſt es dieſes Licht der innern Beſeelung und göttlichen Liebe, worin ſie alles ſieht, was ſie leitet und ihre Wahl beſtimmt. Eine überirdiſche Erſcheinung, welche die Seele überwältigt, ein Zuſtand himmliſcher Erleuchtung und Erhöhung, eine lichte Auferſtehung aus der dunkeln Grabesnacht, wie die Morgenröthe aus trüben Wolken hervorbricht, ein Entzücken der Liebe inmitten der leidenden Natur, ein Bliz der innern Schönheit, welcher aus dem tiefſten Seelenſchmerz herausſtrahlt; das ſind die eigentlichen und nicht bloß zufälligen Gegenſtände der alten und der neuen chriſtlichen Mahlerei, und das iſt der Sinn, in welchem ſie weſentlich aufgefaßt werden müſſen. Wohl giebt es auch althiſtoriſche und ſelbſt mythologiſche Gegenſtände, in welchen ein ſolcher tiefer Sinn für die Seele ſich nicht bloß angemeſſen hineinlegen laßt, ſondern die ihn ſelbſt ſchon darbieten. Und dieſe brauchen auch mit nichten von dem Umkreis der chriſtlichen Kunſt ausgeſchloſſen zu ſein, da es überall nur auf das Weſen ankommt und auf den alles beſeelenden Geiſt der göttlichen Liebe, nicht aber an einer willkührlichen Beſchränkung auf gewiſſe bloß äußerliche Formen und gegebne Gegenſtände hängt, oder ausſchließend in denſelben geſucht werden darf. Denn das alles bildet doch nur die äußre Form und allein genommen den todten Buchſtaben der Sache. Weil aber der Geiſt niemahls in vollkommnem Stillſtande und an der todten Form gefeſſelt bleibt, und weil das beſeelende Princip in der intellectuellen Entwicklung der Zeiten, wie ein Pulsſchlag des natürlichen Lebens, immer und unaufhaltſam, ſeinem ewigen Ziele entgegen athmet; ſo dürfen wir auch nicht beſorgen, daß die neue chriſtliche Kunſt in eine bloße Wiederhohlung und leere Nachahmung der alten ausſchlagen möchte; ſondern es wird unſre Zeit und die fortſchreitende Sinnes-Entwicklung der chriſtlichen Weltanſicht nach der jetzt herrſchenden geiſtigen Stimmung, auch eine ihr eigenthümliche Kunſt und neue Epoche derſelben mit ſich führen und hervorbringen, wozu aber, wie immer in ähnlichen Fällen, die richtige Erkenntniß der alten chriſtlichen Kunſt und der ihr eigenthümlichen Schönheit, allerdings ein ſehr weſentliches und eigentlich unentbehrliches Element bildet und die erſte Bedingung ihres Entſtehens iſt. Wir müſſen auch die Hervorbringungen und Werke dieſer alten chriſtlichen Kunſt, um ſie ganz zu verſtehen und richtig aufzufaſſen, in eben jenem Lichte der Seele betrachten, welches ſie hervorgerufen hat und worin überhaupt die innerſten Grundzüge der chriſtlichen Denkart und Anſicht über alle Gegenſtände enthalten ſind. Erſt auf dieſem innern Wege des hellſehenden Gefühls gelangen wir zu einer klaren Anſchauung von göttlichen Dingen, Geſtalten und Erſcheinungen. Denn die Seele allein iſt es, welche das Schöne ſieht; das ſinnliche Auge erblickt bloß die materielle Hülle der äußern Form oder Anmuth, und der Gedanke faßt nur das Erhabne. Jenes Licht der Seele aber, ſo wie der magiſche Spiegel der ſchöpferiſchen Fantaſie, in welchem das innere Seelenauge das Schöne ſieht, iſt nur der wahren Liebe zugänglich und daher auch mit dem Chriſtenthum, als der Offenbarung und Wiſſenſchaft von den Geheimniſſen der göttlichen Liebe weſentlich verbunden und unzertrennlich Eins.

4.

Ueber La Martine's religiöſe Gedichte.

1820.

Mehr als durch alle politiſchen Abgränzungen und Gegenſätze, werden die Nationen von einander getrennt und ſich gegenſeitig entfremdet durch eine große und weſentliche Verſchiedenheit in der Richtung ihrer Geiſtescultur. Es giebt aber ein anderes, höheres Princip, welches die Nationen, die ſo lange feindlich oder fremd, eine jede ſchroff für ſich beſtanden, einander wieder näher führt, und ſie durch ein Geiſtesband innerlich vereinigt; und ſo wie es zuerſt die Religion geweſen, welche aus den Völkern des neuern Europa eine Familie gebildet hat, ſo nähern wir uns auch, nachdem jenes alte Familienband ſchon großentheils erloſchen war, jetzt vielleicht der Zeit, wo das Chriſtenthum mit neuer Macht in den bedrängten Herzen erſtehend, zuſammenführen und wieder Eins machen wird, was bisher durch eine weite Kluft geſchieden war. Die Gewalt des lebendigen Worts dringt durch die materiellen Schranken, und ſelbſt die Scheidewand der Sprache verſchwindet, ſobald der Geiſt Eins geworden iſt, und die Seele von dem gleichen Gefühl durchdrungen.

Der neue Dichter, welcher in Frankreich aufgeſtanden, und der ſo ganz eigentlich aus der Religion hervorgegangen iſt, La

Martine, und ſeine dichteriſchen Meditationen, ſind ein auffallendes Beiſpiel für dieſe Behauptung.

Es giebt wohl nicht leicht einen ſchneidendern Gegenſatz in dem ganzen Gebiethe der Geiſtescultur, als den zwiſchen der Poeſie und dem dichteriſchen Gefühl der Deutſchen Nation, und jener angenommenen Darſtellungsform, welche bei den Franzoſen dieſe Stelle einnimmt. Dort iſt es ein tiefes Ahnen der Fantaſie, was den Grundton des Lebens bildet, und die eigenthümliche Weltanſicht beſtimmt; ein Gefühl und ein Streben, was im Unendlichen verſchwebt, oder mehrentheils nur in Fragmenten und halbvollendeten Gebilden ſich räthſelhaft kund giebt. Bei den Franzoſen iſt es ein nach allen Rückſichten der geſellſchaftlichen Convenienz abgemeßner Ausdruck in der Darſtellung der Leidenſchaft, was als die vollkommenſte Poeſie bewundert wird, während es uns meiſtens nur den Eindruck von guter Proſa macht. Die Deutſche Poeſie ſenkt ſich mehr und mehr in die Vergangenheit zurück und wurzelt in der Sage, wo die Wellen der Fantaſie noch friſch aus der Quelle ſtrömen; die Gegenwart der wirklichen Welt kann ſie höchſtens nur im humoriſtiſchen Witz ergreifen, und dadurch in das Gebieth der Fantaſie erheben. Die dichteriſche Darſtellung der Franzoſen iſt in der Gegenwart daheim, und ſelbſt die Vergangenheit ſtellt ſie gern ohne ſehr eigenthümliche Lokalfarben, in idealiſcher Allgemeinheit hin, mit täuſchender Lebendigkeit, durch hinreißenden Effekt der Leidenſchaft und des theatraliſchen Eindrucks. Es giebt aber etwas Mittleres und Tieferes, als das bloß leidenſchaftliche Gefühl, welches der proſaiſchen Wirklichkeit immer noch ſehr nahe ſteht, ja auch als der Zauberſchein der Fantaſie in ihrem räthſelvollen Sagenſpiel, das freilich den Hauptſtoff und den eigentlich geiſtigen Körper der Poeſie bildet. Dieſes mittlere, tiefere Element nun, worin jene andern beiden als in ihrem gemeinſamen Urquell zuſammenkommen, iſt das höhere Gefühl, was mehr iſt als Leidenſchaft, und was wir Begeiſterung nennen, und vielleicht richtiger Beſeelung nennen ſollten. Denn eben dieſe tiefe, innige Beſeelung iſt es, aus der alles Leben, und auch das der Fantaſie hervorgeht, ſo wie jeder Geiſtesflug in die Höhe ſeinen Aufſchwung nimmt. Denn die wahre Begeiſterung iſt allein diejenige, welche aus dem tiefen Grunde jener alldurchdringenden Beſeelung der innerlichen Liebe hervorgeht, und wo dieſer Grund fehlt, iſt die Begeiſterung hohl, nicht ächt, und nur leidenſchaftlich; obwohl auch dieſe Beſeelung hinwieder einen Strahl von oben, und den Anhauch eines höheren Geiſtes bedarf, um ſich aufwärts zur lichten Klarheit zu erheben.

Dieſe hohe Begeiſterung und Tiefe des Gefühls, oder innige Beſeelung iſt nun die Region, in welcher wir mit dieſem neuen Dichter zuſammentreffen, ſo daß die große Scheidewand ſeiner und unſerer Sprache verſchwindet. Man hört verwandte Töne im Wiederklang der innerſten Seelengefühle, und glaubt die eigne Sprache zu vernehmen, weil es die Eine, Ewige iſt, die allen zerſplitterten Nationalſprachen zum Grunde liegt, und das innere Leben giebt.

Wir wollen nun die Anfangspunkte näher und im Einzelnen bezeichnen, von denen das poetiſche Gefühl unſers Dichters ausgeht, ſo wie es ſich in dieſen rhapſodiſchen Ergießungen kund giebt. Der erſte Punkt und Grundton, mit welchem der Dichter ſich zunächſt ganz an das Zeitalter anſchließt, iſt jenes Gefühl, von welchem edle Gemüther und ſtarke Seelen aus begreiflichen Gründen gerade in unſerm Zeitalter ſo mächtig ergriffen werden: jene erhabne Troſtloſigkeit, aus welcher die unbezwingliche Sehnſucht, durch den herrſchenden Unglauben, alle Banden des Wahns zerſprengend, zur Wahrheit und Liebe endlich hindurchdringt; oder auch, wo ſie dieſen Durchgang nicht findet, an dem poetiſchen Gemählde des Abgrundes ſelbſt ein dunkles Vergnügen findet. Dieſes iſt das magiſch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der eben darum der Lieblingsdichter ſo vieler ähnlichgeſtimmter Gemüther in den höhern europäiſchen Kreiſen geworden iſt. Wie ſehr er auch auf unſern Dichter früher eingewirkt hat, ehe er den Ausgang aus dieſem dunkeln Labyrinth troſtloſer Gemählde einer atheiſtiſch düſtern Begeiſterung gefunden hatte, das zeigt ſich noch deutlich in ſeinen vielfältigen Anreden an ihn.

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie;
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!

Er ſoll nur einmahl „aufſchreien zum Himmel,“ dieſer Dichter der Hölle, ſo ruft er ihn an, und es wird ein Strahl von dem Feuer des Lebens herabfahren in die Nacht ſeiner Seele, und ſein Herz wird durch die Gewalt ſeiner eignen Accorde ſich ſelber beſänftigen; denn nur für die Wahrheit habe Gott das Genie erſchaffen.

Fais silence, o ma lyre! Et toi, qui dans tes mains
Tiens le coeur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie;
C'est pour la verité que Dieu fit le génie.
Jete un cri vers le Ciel, o chantre des Enfers!
Le Ciel même aux damnés enviera tes concerts!
Peut-être qu'à ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton ame;
Peut-être que ton coeur, ému des saints transports
S'apaisera soi-même à tes propres accords,
Et qu'un éclair d'en haut perçant ta nuit profonde,
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde.

Hinreißendere und gefühlvollere Verſe, und auch im Ausdruck ſo vollkommne, ſind wohl ſeit lange nicht in franzöſiſcher Sprache gedichtet worden, ſo wie ſie in jeder Sprache höchſt ſelten an's Licht kommen.

Zum Schluß faßt er den Hauptgedanken noch kurz und kraftvoll zuſammen:

Roi des Chants immortels, reconnais-toi toi-même!
Laisse aux fils de la nuit, le doute et le blasphème.

Ueber die vielleicht zu weit getriebene Bewunderung von Lord Byrons Poeſie, können wir mit unſerm Dichter unmöglich kritiſch rechten, nachdem er eine ſolche Anwendung davon macht.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung, beſonders unter den längern didaktiſchen, bezeichnen und ſchildern den Kampf des

Uebergangs von dem troſtloſen Byron'ſchen Standpunkte und aus den Tiefen des Unglaubens, durch alle Stufen der Sehnſucht, zur neuen liebevollen Hoffnung; und manches darin gehört noch der früheren, düſtern Gefühls-Epoche an. Ungleich iſt überhaupt die Poeſie unſers Dichters, und das hängt weſentlich mit ihrem Charakter zuſammen; doch iſt keines auch unter dieſen Gedichten, wo ſeine Muſe erſt noch im Werden iſt, ohne mannichfaltige große und ſchöne Züge. Statt aber jetzt ſchon bei dieſer Unvollkommenheit zu verweilen, auf die wir am Schluß zurückkommen werden, oder dieſen Kampf des Uebergangs aus dem Abgrunde des Zweifels zum liebevollen Glauben und der begeiſterten Hoffnung eines höhern Lebens im Einzelnen zu ſchildern, und Stufe für Stufe zu begleiten, fahren wir fort, die Anfangspunkte zu bezeichnen, von welchen die poetiſche Gefühlsweiſe des Verfaſſers ausgeht.

Der zweite dieſer Anfangspunkte, oder das weſentliche Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung und Weltanſicht, iſt die Liebe; aber nicht bloß leidenſchaftlich genommen, wie mehrentheils bei den franzöſiſchen Dichtern, ſondern zart und innig tief, bleibend und alldurchdringend, erhöht und verwebt mit der Erinnerung und Sehnſucht des Todes, jenem Gefühl, welches der wahren Liebe am nächſten ſteht, und am meiſten verwandt iſt. Die geliebte Elvire, Tochter eines verbannten portugieſiſchen Dichters, war ihm, nach kurzem Glück, früh durch den Tod entriſſen; und war ſie ihm ſchon hier, noch lebend, als eine „Schweſter der Engel" erſchienen, ſo fühlt er ſich auch jetzt nicht von ihr getrennt, und ſieht im Geiſte, während er ſich dem Schmerz über ſeinen Verluſt ganz überläßt, auch ſie, an einem andern Geſtade der höhern Weltregionen, einſam ihre Klagen aushauchen. Und ſo wie die körperliche Hülle dieſer Sinnenwelt ihn nicht von der geliebten Seele trennt, ſo ſinkt auch die Scheidewand zwiſchen einer ſolchen durch Treue geadelten, durch das Unglück geheiligten Liebe und dem Gefühle der Andacht. Beim einſamen Abendſtern flüchtet ſich ſein Schmerz in eine ländliche Kirche, und ſein liebebeladenes Herz an den heiligen Stufen ausſchüttend, wagt er es auch hier noch, der edlen Abgeſchiedenen mit Nahmen zu gedenken; und in dem Gefühle der Ehrfurcht, womit ihn die Gegenwart Gottes am Altare anfüllt, den Nahmen Elvire aus der tiefſten Seele hervor zu flüſtern. Hinreißend iſt die Erinnerung an die mit der Geliebten genoſſene Fahrt auf dem Meerbuſen von Baja, an jenen paradieſiſchen Geſtaden voll Ruinen, und rührend großer Andenken. Ueberhaupt zeigt ſich ihm die Natur verklärt in dem Wiederſchein ſeiner Liebe, und dieſes tiefe Naturgefühl iſt denn das dritte Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung. Jene bald prachtvoll erhabene, bald zierlich genaue Naturſchilderung, welche in der neuern engliſchen Dichtkunſt einen ſo großen Raum einnimmt, iſt ſchon früher von Andern auch auf den Boden der franzöſiſchen Poeſie verpflanzt, und nur derſelben Regel einer ſorgfältigen Abmeſſung des künſtlichen Ausdrucks unterworfen worden, der dort nun einmahl als allgemeines Geſetz gilt. Bei unſerm Dichter aber iſt es durchaus nicht jene eben erwähnte Manier von kunſtreicher Naturbeſchreibung, was er ſucht und uns aus der Fülle ſeines Herzens giebt, ſondern ein mächtigeres, ganz innerliches, ahnungsvolles, tiefes Naturgefühl. Meiſterhaft weiß er zwar das Herrlichſte der Naturerſcheinungen in der Abendſonne, auf dem wogenden Meere, oder unter dem Nachtgeſtirne in wenigen großen Zügen mahleriſch hinzuwerfen: aber ganz überwiegend dabei und das, worauf es ihm eigentlich ankommt, iſt immer das innere ſüß träumende Seelengefühl. Darum genügt ihm auch das Wenige in der Natur, was ſo oft das Gefühl am tiefſten anregt; der Anblick des geſtirnten Himmels, oder die Quelle im einſamen Thal, wo ſeine Seele beim Rauſchen der Waſſer in gelindem Schlummer dahinſinkt, in dem ſein Ohr nichts mehr hört als den Wellenſchlag des Meeres und nichts ſieht, als den klaren Himmel. Die eigenthümliche Art, wie der Dichter die Natur erblickt, oder wie ſie ſich ihm verklärt darſtellt, hat er ſelbſt in einem Verſe ſehr treffend ausgedrückt. Die Seele, ſo redet er zu dem Schöpfer, ſei ein Strahl des Lichts und der Liebe, und werde verzehrt von dem Verlangen, wieder empor zu ſteigen zu ihrer flammenden Quelle.

Je respire, je sens, je pense, j'aime en toi.
Ce monde, qui te cache, est transparent pour moi.

Das was der Dichter hier in ſo ſchöner Kürze ſagt, iſt eben das Weſentliche. Dem wahren poetiſchen Gefühl wird die Natur durchſichtig, und kann oder darf der Seher auch den Schleier nicht ganz heben, ſo hemmt ihn doch nicht mehr die dunkle Schranke der ſinnlichen Erſcheinung; mitfühlend ahnet er das innere Leben, was mehr für ihn iſt, als aller Glanz des äußern Eindrucks. Dieſem tiefern Naturgefühle gemäß, ſchließt ſich auch bei unſerm Dichter eine Fülle von geiſtigen Ahnungen an den mahleriſchen Anblick der ſchönen Außenwelt; und eine zauberiſche Weichheit der Empfindung und des Ausdrucks umgiebt die großen Züge der einfachen Darſtellung. Verſunken in den ſtillen Schein des liebevollen Abendſternes, berührt plötzlich ſeine Stirn ein weicher Strahl des Mondes. — „Welche verborgne Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, fragt er, verbirgt wohl der zauberiſche Wiederſchein? Iſt es der erſte Morgenſtrahl des nie erlöſchenden Tages? Oder iſt es die geliebte Seele, ſind es die Schatten der Abgeſchiedenen, die in dieſer nächtlichen Klarheit weben, und uns an das Herz greifen?“ Er empfindet ein unverſtandenes Beben und Entzücken, er denkt an ſeine Verſtorbenen und bricht in die Frage aus, ob es vielleicht ihr klagender Geiſt ſei, der ihn in dem ſüßen Licht berühre. Es iſt dieſes nicht eine angenommene Manier flüchtiger Einfälle, wie wohl bei andern Dichtern, ſondern es iſt tiefgefühlte Wahrheit, welche die innerſten Saiten verborgner Ahnungen ſo treffend berührt, wie es wohl nur dem wahren Dichter gegeben iſt, ahnend das zu ergreifen, wohin noch keine Wiſſenſchaft reicht.

In großen, mahleriſchen Zügen ſchildert er oft auch die Abendſonne; aber nicht dieſe Sonne hier kann ſein Herz befriedigen, das einer höhern Ahnung und einer andern Sonne kühn entgegenſtrebt. Was unſere wandelbare Sonne beleuchtet, von dem erſcheint ihm nichts wünſchenswerth; aber jenſeits dieſer Sternenſphäre, dorthin, wo vielleicht die wahre Sonne einen andern Himmel erhellt, ſehnt ſich das trunkne Herz, um dort die Hoffnung und die Liebe wieder zu finden, und alles das, was keinen Nahmen hat hier in dem irdiſchen Gefängniß, und möchte dahin ſchweben auf den Flügeln der Morgenröthe.

Sehen wir nun auf das vierte Element in dem Stufengange des Dichters, und auf den höchſten Punkt, nach welchem auch alle andern Elemente ſeiner poetiſchen Ergreifung hinſtreben; das Gefühl der Andacht nähmlich, wie er es ausdrückt, und die dieſem eigne religiöſe Begeiſterung; ſo wird es auch hier am beſten ſein, ſtatt aller andern Einzelnheiten und Stufen des Ueberganges, gleich das Höchſte anzuführen und vor Augen zu ſtellen, was er in voller Klarheit ergriffen hat. Es liegt in folgender Stelle von den zwei Sprachen, der gemeinen zum äußern Gebrauch, und der innern Sprache des Herzens und des wahren Lebens. Die eine iſt nur ein leicht bewegliches Menſchenwerk für die Bedürfniſſe des Lebens hier in der irdiſchen Verbannung. Die andre iſt ewig und die allen angeborne Geiſterſprache.

Ce n'est point un son mort dans les airs répandu,
C'est un verbe vivant dans le coeur entendu;
C'est la langue du ciel, que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

In dieſen Worten liegt eigentlich der vollſtändige Aufſchluß über das ganze eigenthümliche Weſen ſeiner Poeſie. Das iſt es, was ihm geſchehen iſt: im Gefühl der Sehnſucht, der wahren Liebe und der verklärten Natur hat er mit dem Glauben und der Hoffnung zugleich das innere, ewige Wort des Lebens von neuem gefunden und wieder entdeckt, wie jedem gebornen Dichter und wahrem Seher das gleiche begegnet, da die Poeſie ſelbſt nichts andres iſt als der reine Ausdruck dieſes innern ewigen Wortes, ſo wie es dem eigenthümlichen Gefühl angemeſſen iſt, im Bilde, Spiel und Liede; wo es denn im Herzen des Volkes Wurzel faßt, und Jahrhunderte hindurch als lebendiger Baum, zur reichen Sage erwächſt. Dieſe Stelle von dem „lebendigen Worte, das innen im Herzen verſtanden wird," führt uns wieder zurück auf die gleich anfangs gemachte Bemerkung, wie unſer Dichter die Schranken der franzöſiſchen Sprache und Gefühlsweiſe durch die Gewalt ſeiner Poeſie völlig durchbrochen hat, und weit über ſie hinausgeſchritten iſt.

Rhapſodiſch und ungleich ſind dieſe dichteriſchen Ergießungen religiöſer Begeiſterung; und wo er in dem längeren Schlußgedichte ſeine Poeſie an die Hauptmomente der heiligen Schrift anſchließt; ſind es mehr nur eine Reihe von einzeln abgeriſſenen ſchönen Anklängen. Ob der Verfaſſer in der Folge auch das Talent einer Compoſition im Großen, was ihm bis jetzt fehlt, und einer weitern künſtleriſchen Anordnung und Umfaſſung erreichen mag, das wird ſich zeigen, wenn er fernerhin auf dieſer neuen Bahn der heiligen Dichtkunſt, nicht bloß aus dem eignen innern Gefühl, ſondern nach den gegebenen Vorbildern und Quellen der Schrift und der chriſtlichen Ueberlieferung fortſchreiten, und noch andre als rhapſodiſche Werke unternehmen wird.

Möge ſeine Muſe wenigſtens immer die gleiche Kraft bewahren. Denn wie ſeine Liebe, ſo iſt auch ſeine Muſe nicht ein vorübergehendes Feuer oberflächlicher Begeiſterung, ſondern eine verzehrende Flamme, die das Mark durchdringt, wie die Gewalt jenes Wortes, „welches Geiſt und Seele ſcheidet,“ und vor der ſeine Sinne wie ein ergriffenes Opfer erbeben. Wie in der heidniſchen Fabel der Adler des Gottes den Ganymedes noch zitternd zu den Füßen der Unſterblichen niederwirft; ſo wird er von einem heiligen Schauder ergriffen, wenn die Begeiſterung mit flammendem Fittiche ſeine Seele ergreift. Eben ſo feurig empfindet er auch da, wo ſein Herz noch ganz der jugendlichen Erinnerung der irdiſchen Geliebten hingegeben iſt. Viel erhabener noch iſt der Aufſchwung dieſer hohen Flamme in den höheren Regionen der religiöſen Begeiſterung. Hingeriſſen von der Betrachtung über den Verfall der Welt und über den allgemeinen Unglauben, den nicht die wundervolle Herrlichkeit der Natur, noch auch die erhabenen Kataſtrophen der Menſchengeſchichte, aus ſeinem Schlummer und Stumpfſinn zu wecken vermögen, bricht ſeine Sehnſucht in die Worte aus:

Réveille nous, grand Dieu! parle et change le monde;
Fais entendre au néant ta parole féconde.
Il est temps! leve-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus!
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus!
Detruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et force nous de croire!

Erhabene Höhe der Poeſie, wo ſie mit der heiligen Wahrheit Eins wird! Alſo ſpricht ſich auch wohl in den heiligen Geſängen und in den großen Propheten des alten Bundes die heiße Sehnſucht nach der verherrlichenden Ankunft des Weltgerichtes aus, den heilgebährenden Schreckniſſen der göttlichen Zerſtörung in heiliger Ungeduld entgegenſeufzend. Eine ſolche Poeſie, von der hier die erſten Töne anklingen, iſt nun nicht mehr, wie die alte Poeſie, der ſchönen Erinnerung und Vergangenheit, ſondern ganz und gar der ahnungsvollen Zukunft in der Fülle der höchſten Begeiſterung zugewandt. Aber freilich würde auch die prophetiſche Bruſt und Stimme dazu gehören, um dieſen erſten Aufſchwung der Begeiſterung in vollſtändiger Kraft und Klarheit durchzuführen, damit es nicht bloß bei unvollendeten Anklängen und Anfängen davon bliebe. Doch nicht immer auf dieſer furchtbaren Höhe verweilend, weiß der Dichter, auch zu milderm Tone ſich niederſenkend, in dem gleichen Gefühle und über den gleichen Gegenſtand, an die Saiten der menſchlichen Seele zu rühren: wie in jener Strophe, welche die ganze Rhapſodie ſo ſchön und ſanft beſchließt, und mit der auch wir dieſe Anzeige beſchließen wollen.

Silence, o lyre! et vous silence,
Prophètes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance,
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, lèvres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour où sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix à la terre, gloire aux cieux!

Solche Accorde der mildeſten Liebe ſind es, welche der Ankunft und Wiedergeburth des innern, ewigen Wortes auch in der Poeſie vorangehen müſſen.

⁂

Anmerkung. 1824. La Martine iſt ſich nicht gleich geblieben und in der zweiten Lieferung ſeiner dichteriſchen Meditationen, ſo wie auch in dem Gedichte über den Tod des Sokrates ſehr von der Höhe ſeiner erſten Begeiſterung herabgeſunken. Nur wenige einzelne Stellen in dieſem letzteren Werke und unter den lyriſchen Stücken etwa „das Crucifix,“ als ein tief empfundner ſchmerzlicher Nachklang der früheren Gefühle, können uns noch den gleichen tiefen und ſchönen Eindruck gewähren. Die Beruhigung eines neuen Glücks kann im wirklichen Leben ein tröſtender Erſatz ſein für den Verluſt des früheren; aber es iſt hier mehr eine moraliſche Beſchwichtigung darin wahrzunehmen, als daß eine volle und auch dichteriſche Befriedigung daraus hervorleuchtete, und uns erfreuend oder doch erhebend anſpräche. In der Poeſie wird der hohe Aufſchwung und tiefe Schmerz der erſten Liebe immer die Palme davon tragen, und bei weitem den Vorzug behaupten vor dem Troſt einer zweiten Neigung. Das Gemüth des Dichters ſelbſt ſcheint auch dabei keine volle Beruhigung gefunden zu haben, die er, wie auch ſein äußres Leben ſich möchte geſtaltet haben, worin ihm niemand wird eingreifen wollen, für das Innre einer ſo begonnenen Poeſie nur auf jener geiſtigen Höhe hätte finden können, zu der eben ſie ihn zuerſt geführt hatte. Mit der Begeiſterung der Liebe, welche den Dichter in ſeinen früheren Ergießungen in die lichten Regionen der Andacht emporgehoben, und mit den ſchönſten Ahnungen frommer Gefühle ſo ganz angefüllt hatte, iſt jetzt ſelbſt der Glaube geſchwunden, hat wenigſtens an Kraft und Schwung ſehr nachgelaſſen, iſt hier und da faſt ſchwankend geworden, und iſt ihm jetzt durchgehend ein trüber Faden von unruhigem Zweifel, oder auch von melancholiſchem Gleichmuth in der Ungewißheit beigemiſcht worden. Selbſt der Zuſammenhang der Gedanken erſcheint an vielen Stellen ganz zerriſſen; wie natürlich, nachdem die alles beſeelenden Grundgefühle in ihrer innerſten Tiefe geſtört und ihnen ihr eigentlicher Mittelpunkt entzogen worden. Aber eben dieſer ſchmerzlich fühlbare Unzuſammenhang in den Gedanken, die vorherrſchende trübe Stimmung in der Seele des Dichters iſt, glaube ich, ein Grund, daß wir noch die Hoffnung feſthalten dürfen, er werde ſich von neuem auf den Flügeln einer höhern Liebe in die reinen Regionen chriſtlicher Schönheit und Begeiſterung erheben. So würde wenigſtens gewiß voreilig ſein, wegen dieſer vielleicht nur vorübergehenden Abſpannung, der Beſorgniß Raum zu geben, als ſollte ein ſo großes Talent für die höhere Poeſie ſo früh ſchon verloren ſein, nachdem ſein erſtes Auftreten wohl die Erwartung erregt hatte, er werde ſich nach dieſem ſchönen Anfang, durch die Weihe, welche eine hohe und im Schmerz ganz gereinigte Liebe dem Gefühle giebt, vielmehr immer reiner und umfaſſender als ein wahrhaft religiöſer und frommbegeiſterter Seelendichter in der geiſtigen Region dieſer neuen Poeſie entfalten und in bleibendem Glanze bewähren.

Dieſes wirkliche Herannahen einer neuen Poeſie aber, dürfen wir hier im Allgemeinen um ſo mehr vorausſetzen, wo eben von Erſcheinungen die Rede iſt, welche als die Vorboten, und erſten noch in Kampf und Zwieſpalt befangenen Verſuche derſelben zu betrachten ſind. Die alte Poeſie iſt nun einmahl vorüber; ich meine darunter jenen ſtillen Zauber der Fantaſie, aus der Vergangenheit und der Erinnerung, der uns und jeden, den er berührt, ſo unwiderſtehlich anzieht, und mit friedlich liebevollem Gefühl in die ſchönen Tage der Vorzeit verſenkt, und ihren ritterlichen Edelmuth, ihre fromme Unſchuld, ſo wie die kindlichen Gefühle und lieblichen Spiele, in den magiſchen Spiegel wehmüthiger Jugenderinnerung von neuem zurückruft. Dieſe kindlichen Spiele der Fantaſie, und die romantiſche Kunſt, welche darauf gerichtet iſt, mögen wohl auch ferner ihren Gang ungehindert, in dieſer ihnen beſtimmten Sphäre, für ſich fortgehen, wo wir ſie gern walten laſſen, um den Teppich des ſonſt ſo einförmigen und trüben Lebens, hier und da wenigſtens mit einigen Blumen, aus dem Frühling von ehemahls zu ſchmücken und zu durchwirken. Der herrſchende Ton der Zeit iſt aber eigentlich nicht mehr dieſer des romantiſchen Gefühls für die ſchöne Vergangenheit; der Geiſt iſt auf etwas andres gerichtet, wie man es leicht an dem vor allen andern bewunderten Dichter-Genie der Zeit ſehen mag, welcher jetzt faſt bei allen Nationen den Scepter der Dichtkunſt, wie es noch ſelten in der Art geſchehen iſt, an ſich geriſſen hat. Die neue Zeit bedarf natürlich auch einer neuen Poeſie; und ſie wird dieſelbe auch finden und erreichen, entweder auf dem guten und göttlichen Wege, oder auf einem verderblichen und ganz verwerflichen, böſen

Abwege; in reiner chriſtlicher Schönheit der Gefühle und wahrhaft frommer Dichter- und Sehergabe, oder durch den falſchen Zauber einer dämoniſchen Begeiſterung, wie Lord Byrons Muſe ſich ſtets mehr zu ſolchem Abgrunde hinneigt.

Und hier iſt nun um ſo mehr zu bedauern, daß La Martine von ſeinem erſten Aufſchwunge ſo ſehr nachgelaſſen hat, daß er nun wohl nicht mehr mit zureichender Kraft ausgerüſtet ſein möchte, um als Gegner oder eigentlicher zu reden, als Gegendichter von Lord Byron, in der Poeſie ſelbſt nähmlich und ganz mit den gleichen Waffen aufzutreten; wozu er früherhin nach ſeinem eignen Gefühl und ſo mancher herrlichen Anrufung und begeiſterten Herausforderung desſelben ausdrücklich berufen ſchien; während Lord Byron ſelbſt, auf ſeinem Wege immer kühner, und des Sieges gewiß und ſicher in ſeiner herrſchenden Kraft einherſchreitet. Oftmahls zeigt ſich dieſe Erſcheinung in dem Kampf zwiſchen der guten Sache und dem böſen Princip, daß die Beſtrebungen zum Guten, ſelbſt im wirklichen Leben und in den hiſtoriſchen Geburtswehen der kämpfenden Zeit, wie im Gebiethe des höhern Schönen nur wie unvollkommne Verſuche von noch ſchwankender Art und unzureichender Kraft hervortreten, oder doch ein Gepräge von Schwäche an ſich tragen, während den in einem böſen Geiſte gebildeten Werken und Hervorbringungen die ganze Fülle des Genies und der Vorzug vollendeter Kunſt beiwohnt und mitgegeben ſcheint. Man darf ſich dieſe oft wiederkehrende Bemerkung weder abſichtlich wegläugnen wollen, noch ſich dadurch niederſchlagen laſſen; da das ſtörende Factum wohl in einer tiefern Betrachtung ſeine volle Auflöſung findet. Nicht das leichte Gelingen des erſten Angriffs gebührt nach höherer Fügung, der guten Sache, vielmehr wird dieſes faſt überall und immer dem Feinde anheimgegeben; wohl aber wird dem beharrlich Guten der letzte und mithin entſcheidende Sieg nach ſchwerem Kampf endlich zu Theil. So iſt es mehrentheils und im Allgemeinen, wobei jedoch im Einzelnen manche Verſchiedenheiten und Abſtufungen Statt finden. In den andern Künſten ſteht, ſo ſichtbar auch hier derſelbe Gegenſatz hervortritt, das Uebergewicht dennoch nicht auf derſelben Seite oder in demſelben Verhältniß. Das neu erwachte Streben nach der chriſtlichen

Schönheit hat in der bildenden Kunſt ſchon einen feſten Boden zum ſichern Fortſchritt gewonnen; die glücklichſten Talente ſtehen auf dieſer Seite, auf der andern aber zeigt ſich keine entſchiedne Kraft im Schlechten, und es ſteht nichts entgegen, als eine gewiſſe vornehme Fantasmagorie, deren Monotonie und innere Leere nur zu bald wahrgenommen wird, wo dann der falſche Reiz einer bloß äußerlichen Magie, welche die Seele unberührt läßt, auch gleich verſchwindet. Etwas mehreres ſcheint auch in der neueſten Muſik des Zeitgeiſtes auf dem Wege jener falſchen und bloß ſinnlichen Magie, jetzt nicht gefunden oder erreicht und geſucht zu werden. Ganz anders aber iſt es in der Poeſie; denn wer möchte wohl dem Lord Byron das höchſte Dichtertalent und den nicht zu beneidenden Ruhm des größten unter allen antichriſtlichen Dichtern abſprechen? — Hier ſteht nun wirklich eine poſitive Kraft des Böſen, ein dämoniſch begeiſterter Dichter und in ſeiner finſtern Tiefe hoch aufragender und königlicher Kunſtgeiſt, dem guten, aber in La Martine z. B. noch ſehr unvollkommnen Streben einer fromm gefühlten und chriſtlich ſchönen Dichtkunſt in herrſchender Gewalt entgegen. Auch unſern deutſchen Fauſt hat dieſer britiſche Kain der Poeſie weit überflügelt; eben ſo hoch als Byrons Lucifer, den er uns als König des Abgrundes in ſeiner ganzen dunkeln Herrlichkeit und mit allem Zauber einer falſchen geiſtigen Größe ſo bewunderungswürdig darſtellt, über den falſchen Univerſitätsfreund und deutſchen Studentenverführer, Mephiſtopheles, in Goethe's Dichtung hervorragt. Indeſſen gilt dieß eben nur von dieſer Sphäre dämoniſcher Darſtellung und der falſchen Magie jener finſtern Größe; da eben dieſe dunkle Sphäre, wie ich gleich hier bemerken und ausdrücklich vorbehalten muß, nicht die unſerm Deutſchen Dichter eigenthümliche iſt, obgleich er ſie ſchon früher wohl berührt und im Kampfe der Jugend ſich auch hier einen Durchgang zu bahnen verſucht hatte, bis dann auch er in ſeiner letzten Dichter-Epoche durch den überwiegenden Hang der Zeit mehr und mehr in das dämoniſche Gebiet hinübergezogen wurde. In dieſem aber bewegt ſich Lord Byron freier und größer, weil er da als Dichter einheimiſch iſt, und in ſichrer Kraft auf dem eignen Gebieth und Boden ſteht; wenn wir anders bei dieſem Urtheil den Kain, als die höchſte ſolcher dichteriſchen Productionen und den darin in dichteriſcher Herrlichkeit, als königlich herrſchenden Geiſt in den Regionen der Nacht, ſo wie noch nie vorher, aufgeſtellten Luciſer zum Grunde legen. Was dabei noch beſonders Erſtaunen und Verwunderung erregen muß, und dem böſen Princip in Byrons Kunſt eigentlich den rechten Stempel und die Krone der Vollendung aufſetzt, iſt, daß er, ungeachtet die ganze Dichtung nur auf die Verherrlichung des Luciſers angelegt und abgeſehen iſt, doch auch den frommen Charakter des Abels ſo ſchön zu ſchildern gewußt, ſo wie Kains Liebe zur Ada, und die unbefangne Seele dieſer ſelbſt, ihre Scheu vor dem Luciſer und ihr Entſetzen vor dem erſten Eintritt des Todes in dieſe Welt der Trauer und der Verirrung.

So iſt nun die jetzt herrſchende Tendenz in der neueſten Poeſie, wie zum Theil ſelbſt in der Kunſtkritik der gleiche Gegenſatz ſichtbar wird: entweder in antichriſtlicher Weiſe zu einem magiſch geöffneten Abgrunde ſich hinneigend, wie in Lord Byron; oder nach dem höchſten Göttlichen ſtrebend, wie in La Martine's früheren und beſſeren Gedichten. Nachdem aber der menſchliche Geiſt ſich ſelten in immer gleicher Höhe auf dem Gipfel der äußerſten Spannung, im Guten oder im Böſen, erhalten kann, ſo darf es uns auch nicht befremden, wenn der britiſche Dichter neben ſeinem Kain auch wieder mittelmäßige Leidenſchafts-Tragödien von der gewöhnlichen Art hervorgiebt, oder wenn ſich in La Martine neben den klarſten Worten ganz lichter Begeiſterung auch wieder ſehr ſchwache Verſe, Stellen und Wendungen finden. Ein vollendetes Gelingen, auch in der Form der Darſtellung, oder auch nur ein ganz durchgebildetes Gleichmaaß im Ausdruck, ein wahrer Styl der Kunſt, iſt auf dieſem neuen Wege der Poeſie noch nicht ſichtbar, und es iſt das wohl auch gleich im erſten Anfange eigentlich nicht zu erwarten.

Man darf es aber übrigens nicht bloß für eine willkührliche Wahl der Dichter halten, wenn ſie von allen Seiten zu den religiöſen Gegenſtänden und Gefühlen zurückgekehrt ſind; ſondern es iſt offenbar eine höhere Nothwendigkeit, welche darin waltet, und es ſo fügt und leitet; ſo wie ſich ja auch auf anderm Gebieth derſelbe Gegenſatz und Kampf zwiſchen der Klarheit und Reinheit der chriſtlichen Geſinnungen, Grundſätze und Gefühle, und einer feindlich entgegenwirkenden, antichriſtlichen Begeiſterung und Denkart immer entſchiedner und offenbarer kund giebt. In der Philoſophie, wie im Leben ſelbſt, iſt dieſer Gegenſatz ſchon lange ausgeſprochen und anerkannt; wie ſollte er alſo nicht auch in der Kunſt und Poeſie hervortreten und ſichtbar werden, nachdem dieſe nicht länger mehr als ein müßiges Spiel der leeren Zeit dienen können, ſondern es einmahl erkannt iſt, daß gerade die innerſte Geſinnung des Lebens, und die geheimſten Tiefen der Denkart und Erkenntniß, ſo wie alle Gipfel der höchſten wahren oder falſchen Weltanſicht, in der Poeſie jeder Geiſtes-Epoche niedergelegt ſind? Es iſt alſo dieſes an ſich, für einen Fortſchritt, wo nicht in der Kunſt, ſo doch in der Zeit zu halten, wenn wir jetzt auch in der Poeſie zu dem Punkte gelangt ſind, wo es bei der bisherigen gutmüthigen Unentſchiedenheit nicht ferner bleiben kann, wo es vielmehr zu einer durchgreifenden Kriſis kommen, und eine große Scheidung zwiſchen der guten und aller böſen Poeſie vor ſich gehen muß.

29.

III.

Alte Weltgeſchichte.

Recenſion

der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819.

Zu jeder Zeit und unter allen Völkern und Ständen iſt der Anfang der Geſchichte und des Menſchen vor den meiſten andern ein Gegenſtand der lebhafteſten Wißbegier von jeher geweſen, ſo wie er es auch noch iſt. Die Wiſſenſchaft des Alterthums, welche auf die Befriedigung dieſer ſo natürlichen und unvertilgbaren Wißbegier zum Theil und wenigſtens in ihrem letzten Ziele mit gerichtet iſt, nimmt in unſrer gegenwärtigen Deutſchen Literatur eine ſehr wichtige Stelle ein, und wird von den verſchiedenſten Seiten her rege befördert und fruchtbar bearbeitet. Während an indiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen Urkunden und Denkmalen uns immer neue Schätze und Quellen eröffnet oder wichtige Erklärungen derſelben gegeben werden; während ſelbſt das Griechiſche und dieſem zunächſt verwandte Alterthum durch den tief forſchenden Creuzer aus dem beſchränkten Geſichtskreiſe der gewöhnlichen Philologie herausgehoben, und bis zu den Quellen aller heidniſchen Theologie zurückgeführt wird; führt uns eine wahrhaft Erde und Menſchen umfaſſende Geographie in Ritters geiſtvoller Behandlungsweiſe, es führen uns andere erdnaturhiſtoriſche und geognoſtiſche Entdeckungen, oder eine neue Zuſammenſtellung und Benutzung des ſchon früher Bekannten auf den Punkt hin, wo die Geſchichte allerdings eine Wiſſenſchaft werden kann, die nicht mehr bloß eine Mitte, ſondern auch Anfang und Ende hätte; wenn anders Wiſſenſchaft genannt werden darf, was eigentlich nur das gemeinſame Gedächtniß der geſammten Menſchheit iſt, ſobald alles Unechte ausgeſchieden worden, und die klare Deutung hinzukommt zu der Erinnerung der Vorzeit und eignen Entwickelung vom Anfange her. Von allen Seiten ſtrömt uns dieſer Reichthum neuer Quellen und neuer Ideen herbei, zum richtigeren und vollſtändigen Verſtändniß des Alterthums, ſo daß es nur noch an einem ſichern — Schlüſſel zu fehlen ſcheint, um alle dieſe Reichthümer zu nutzen, und das Räthſel der Vergangenheit in der ganzen Fülle ſeiner mannichfaltigen Geſtaltungen mit Sicherheit deuten zu können. Wo ſchon ſo manche Züge und einzelne Worte des Ganzen, wenn man es ſo nennen darf, plötzlich licht werden, ſich wie von ſelbſt enträthſeln und auch neben ſich manches, was bisher dunkel war, erhellen; da darf man wohl hoffen, daß alles klar und verſtändlich werden könnte, ſobald nur erſt ein ordnendes Licht vom Mittelpunkte ausgeht. „Auf der Stufe, welche jetzt unſre Kenntniß des geſammten Alterthums erreicht hat,“ ſagt auch unſer Verfaſſer in der Vorrede (S. 2), „ſieht jeder Forſcher ſich nach einem feſten Standpunkte um, von wo aus er das unüberſehbare Feld ſeiner Forſchung ſchauen, und die ihm ſichtbar werdenden Gegenſtände nach Zweck und Regel ordnen kann.“ — Und ganz einverſtanden bin ich mit ihm, wenn er hinzuſetzt: „Nach meiner Anſicht kann und darf jener Standpunkt nur auf einer hiſtoriſchen Grundlage ruhen, welche vor allen Dingen, wenn es irgend möglich, feſtgeſtellt werden muß.“

Auf zweifache Weiſe reiht ſich der Verfaſſer nun jenen um die höhere Alterthumskunde verdienten Schriftſtellern an; indem er eines Theils uns über die letzte Erdrevolution und große Waſſerfluth, von welcher auch nach des Verfaſſers Meinung zwar nicht der erſte, aber doch der uns zunächſt gelegne und bekannte (zweite) Anfang der Menſchengeſchichte ausgeht, eine äußerſt bemerkenswerthe, ſehr einfache und doch ſo vieles erklärende Hypotheſe aus der Erdkunde darbietet; andererſeits aber in dem Zendaveſta die deutlichſten Spuren einer ſehr merkwürdigen Uebereinſtimmung mit dieſer ſeiner Hypotheſe nachweiſt, und überhaupt in der Lehre des Zoroaſter und den heiligen Ueberlieferungen und Schriften der alten Parſis die reichhaltigſte und echteſte Quelle der alten Geſchichte und Religion oder Offenbarungslehre gefunden zu haben überzeugt iſt.

Was die Behandlungsweiſe des Verfaſſers betrifft, ſo kann ich dieſelbe kaum genug rühmen. Klar und lichtvoll, wie die Schreibart, iſt durchaus auch der Gedankengang, einfach und grade auf das Weſentliche gerichtet. Dreiſt und entſchieden in der Annahme einer großen Thatſache oder neuen Vorausſetzung, ſobald er ſich einmahl dazu berechtigt und ſie hinreichend begründet glaubt, verliert er ſich doch auf keine Weiſe in eine zu ſyſtematiſche, grübleriſch genaue, oder dichteriſch verwegne Ausbildung aller Einzelnheiten. Wo es auf die Löſung einer ſehr verwickelten, einzelnen mythologiſchen Frage ankömmt, da ſind ihm wohl manche der obgenannten antiquariſchen Forſcher an kritiſchem Scharfſinn und Gelehrſamkeit überlegen. Sein wahrhaft hiſtoriſcher Sinn bewährt ſich eben darin, daß er in dem Gange ſeiner Unterſuchung manches Unweſentliche, Einzelne liegen läßt, vieles für die fernere und nähere Beſtimmung offen und frei erhält, und nur auf die Hauptſache gerichtet, die großen, hiſtoriſchen Hauptfacta der Urgeſchichte, und die einfachen, aber folgenreichen Reſultate feſtzuſtellen bemüht iſt, welche ſich aus jenen ergeben.

Ganz einverſtanden bin ich mit dem Verfaſſer auch über den Grundſatz in der Methode ſeiner Forſchung, daß ich es mit ihm für ſehr möglich halte, das Geſchichtliche aus dem Sagenhaften der alten Ueberlieferungen auszuſcheiden, und aus dem umhüllenden Gewebe der Mythologie die weſentlichſten Facta der allgemeinen Urhiſtorie hervorzuziehen; ſobald nur einmahl Licht in dieſes Chaos gebracht, d. h. der feſte Anfangs- oder Mittelpunkt ſolcher Unterſuchungen und des Anfanges der Menſchengeſchichte ſelbſt gefunden iſt.

Was ich aber, dieſen Grundſatz einmahl angenommen, weniger zugeben oder erklären kann, iſt, warum der Verfaſſer in ſeinem erſten Reſultate (S. 6) ſagt: „Daß die Geſchichte der Menſchen mit der letzten großen Erdrevolution beginnt.“ Denn wenn ihnen, wie er hinzufügt, gleichwohl die Erinnerung einer früheren Zeit blieb, ſo iſt dadurch ein Element in den Satz aufgenommen, wodurch er ſich ſelbſt wieder aufhebt. Warum ſollte alſo, wenn die Erinnerung der früheren Epoche blieb, und wie es nicht anders denkbar iſt, in heiliger Ueberlieferung, in geſchichtlicher oder dichteriſcher Sage aufbewahrt ward, ſich nicht auch aus dieſer Ueberlieferung und Sage von der antediluvianiſchen Zeit, das Geſchichtliche eben ſo gut ausſondern laſſen, als der Verfaſſer es mit der ſpätern, ſeit der letzten Erdrevolution verſucht? Die Ueberlieferungen von der erſten Zeit nach dieſer Revolution ſind im Einzelnen auch dunkel, verworren und trübe genug. Wie natürlich, ehe ſich die brauſenden Elemente des geretteten Menſchenſtammes und der neu entſtandenen Völker wieder geſetzt und erſt geordnet haben konnten. Es wäre nicht undenkbar, daß die Sage von der Urzeit, im Verhältniß zu jenem erſten Zeitraume nach der Revolution im erſten Entſtehen der getrennten Völker, ſogar reiner und geſchichtlich klarer erhalten worden wäre; und wenn der Verfaſſer im Zendaveſta die näheren Umſtände und Urſachen der letzten großen Fluth mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit (nach ſeiner allerdings ſehr wahrſcheinlichen Hypotheſe davon) angegeben findet; ſo könnten ja vielleicht andre alte Ueberlieferungen, die indiſchen z. B., gerade von der antediluvianiſchen Zeit ſehr merkwürdige Ruinen und Reſte, Spuren oder Andeutungen darbieten. Der moſaiſchen heiligen Urkunde und Urgeſchichte erwähne ich hier abſichtlich noch nicht; denn dieſe ſucht der Verfaſſer, weil er von deren Anwendung nur einen ſtörenden Einfluß auf die Freiheit der Forſchung und eine umfaſſende Kritik befürchtet, von ſeinem Gedankengange entfernt zu halten und in der Kürze bei Seite zu ſchieben; worüber wir ihn denn, wenn der hiſtoriſche Gehalt der Geneſis in der gewöhnlichen, beſchränkten Weiſe verſtanden oder vielmehr nicht verſtanden und dann polemiſch auf alle andre alten Ueberlieferungen angewandt wird, wohl entſchuldigen können. In gründlich vollendeter und wahrhaft allumfaſſender urhiſtoriſcher Forſchung, dürfte die Sache aber wohl ein ganz andres Anſehen gewinnen; und ſo wie in einer ſpätern und gegen jene ſchon niedern Region der Alterthumskunde der alte Herodot, den man ſonſt ſo oft den Fabelhaften geſcholten, jetzt von den gelehrteſten Geographen und Hiſtorikern überall anerkannt, gerechtfertigt, und wegen ſeiner ſchlichten Weisheit geprieſen wird; ſo dürfte wohl, je weiter unſre ägyptiſchen, indiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Studien der Vorzeit gedeihen, je klarer unſre geognoſtiſchen und urhiſtoriſchen Anſichten werden, auch Moſes und die Geneſis, nebſt manchem neuen Lichte, auch ihre alte Würde in vollſtem Maaße wieder erhalten. — Der Verfaſſer will dieſe Saite nun einmahl nicht gern berührt wiſſen, ungeachtet er ſich eigentlich nicht im Widerſtreit mit der heiligen Urkunde befindet. Sonderbar und auffallend bleibt es immer, daß er ſelbſt gar nicht bemerkt hat, wie ſeine Aeußerung (S. 31): „Daß der muthmaßliche Anfang der Menſchengeſchichte in den Zeitraum zwiſchen den beiden letzten Umbildungen der Erde fällt,“ — wohlverſtanden, ſo ganz genau mit dem Moſes übereinſtimmt. Eine Muthmaßung, die uns freilich nicht als ſolche, nicht als bloße Wahrſcheinlichkeit, ſondern als hiſtoriſche Gewißheit gilt, ſo wie nur irgend etwas in der Urgeſchichte des Menſchen gewiß genannt werden darf.

Die letzte große Erdrevolution bleibt das Hauptthema des Verfaſſers. — Daß darunter auch im Zendaveſta die Fluth des Noah oder die Sündfluth gemeint, und die daſelbſt der Einwirkung des Naturfeindes in Geſtalt eines Drachenſterns oder Kometen zugeſchriebne Erdrevolution dieſelbe ſei, welche uns Moſes ebenfalls beſchreibt, iſt auch aus dem Umſtande klar und unzweifelhaft, daß die Zendſage die Auswanderung des Dſchemſchid ziemlich nah an jene furchtbare Naturbegebenheit anknüpft; welcher Urkönig Dſchemſchid mit dem Sem der Geneſis anerkannt dieſelbe Perſon iſt.

Der Hauptgedanke des Verfaſſers über die letzte Erdrevolution oder Sündfluth iſt nun dieſer. Es ſei damahls mit der Erde eine große innre Veränderung vorgegangen, indem dieſelbe die

Achſe und den Aequator ihres täglichen Umſchwunges ſehr bedeutend verrückt habe, wodurch denn auch die geographiſche und klimatiſche Beſchaffenheit des feſten Landes ganz umgewandelt worden ſei. Dieſe große Natur-Kataſtrophe ſei durch einen der Erde ſehr nah gekommenen, und am ſüdlichen Himmel aufgeſtiegenen Kometen bewirkt worden, wie die Beſchreibung davon im Zendaveſta ganz deutlich zu leſen ſei. Was die behauptete Veränderung der Pole betrifft, ſo ſtützt der Verfaſſer ſich dabei auch auf aſtronomiſche Bemerkungen und Vermuthungen über die aus den bisherigen Erdmeſſungen der Breiten-Grade ſich ergebenden Anomalien.

Nachdem nun, wie überall, ſo auch in dieſer Wiſſenſchaft der Alterthumskunde und Urgeſchichte, die Wahrheit auf — „zweier Zeugen“ Ausſage beruht, hier alſo der Schrift und der Natur; ſo iſt es billig, daß neben der Schrift, als dem Inbegriff aller heiligen alten Ueberlieferungen, auch der andre Zeuge die Natur, d. h. der Geiſt der Erd- und Sternkunde, ſo weit ſie bis jetzt gediehen ſind, vernommen werde, um uns Licht zu geben in der großen Unterſuchung über das Dunkel der Urwelt. Und nicht leicht iſt uns eine Hypotheſe der Erdkunde vorgekommen, welche mit dieſer ſiegreichen Klarheit vorgetragen, für den hiſtoriſchen Forſcher ſo viel einleuchtend Annehmliches und faſt befriedigend Wahrſcheinliches vereinigte und darböte. Ich meine darunter vorzüglich nur das Hauptfactum von der Veränderung der Erdachſe und des Aequators, und der damit ganz natürlich, um nicht zu ſagen nothwendig, verknüpften gänzlichen klimatiſchen Umwandlung der bewohnbaren Erde. Ob ein Komet die Urſache geweſen, wie man ſchon öfter gemeint, ſo wahrſcheinlich es lautet, das iſt für uns die Nebenſache. Ich laſſe das an ſeinen Ort geſtellt ſein; die eigentliche Thatſache, welche Licht in die Urhiſtorie bringt, iſt jene Veränderung des Aequators und des Klima's der meiſten Länder. Geſetzt aber auch, es ſei ausgemacht gewiß, daß ein Komet die Urſache geweſen, ſo würden wir doch auf den Umſtand, daß es im Zendaveſta ſteht, obwohl die Erwähnung, vorausgeſetzt daß es wirklich ſo geweſen, allerdings merkwürdig bleibt, keinen ſo ausſchließend hohen Werth legen. Dieß iſt grade als ob wir unter den griechiſchen Philoſophen den

Pythagoras, weil er das wahre Weltſyſtem gekannt und den Kreislauf der Erde um die Sonne gewußt, deshalb allein gelten laſſen, den Tiefſinn des Heraklit, die Erhabenheit des Plato, den allumfaſſenden Scharfſinn des Ariſtoteles aber für nichts mehr wollten gelten laſſen. Eine ſolche einſeitige und allzu abſolute Werthſchätzung Einer urhiſtoriſchen Quelle gegen alle andern, ſollte bei dem Verfaſſer um ſo weniger Statt finden, da er ſie an denen, welche die hohe Autorität der Geneſis in ähnlicher Weiſe zur Beſchränkung der Forſchung und des Urtheils ganz verkehrt anwenden, mit Recht tadelt. Dazu kommt noch, daß die richtige aſtronomiſche Deutung der altaſiatiſchen Urkunden unſtreitig manchen Schwierigkeiten und Ungewißheiten unterliegt. Der Taſchter z. B., welcher dem Verfaſſer ſo zuverläſſig für den Planeten Jupiter gilt, iſt nach der mir mitgetheilten Bemerkung, eines in den perſiſchen Wörterbüchern und Urkunden ſehr bewanderten Freundes, im Bundehesch vielmehr ein Firſtern; während andre (bei Creuzer, Symbol. I. S. 751. Anmerk. 101. Neue Ausg.) den Planeten Mars darin finden wollen. Daß jedoch unter dem Naturfeinde und Drachenſterne, der die Fluth veranlaßt, im Zendaveſta allerdings ein Komet gemeint ſei, iſt wohl kaum zu bezweifeln. Ob nun der Zendaveſta darin Recht hat, und ob ein Komet wirklich die Urſache geweſen, überlaſſen wir dem Verfaſſer mit den Aſtronomen auszumitteln; ſo wie auch die mathematiſch genaue Beſtimmung, ob der alte Südpol gerade im vierzigſten oder fünfzigſten Grade ſüdlicher Breite unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hinzuſetzen ſei. Der Lauf des ehemahligen Aequators und mithin auch des tropiſchen Klima's quer durch Aſien, in ſüdweſtlicher Richtung und mitten durch Europa, hat indeſſen ſchon hiſtoriſch, zur Erklärung factiſcher Denkmale und Ueberbleibſel der Urwelt, ungemein vieles für ſich. So erklären ſich nähmlich leicht und mit einem Mahle ganz befriedigend alle die Lagen von Elephantenknochen in Siberien, die Palmen und Cactus in den Erdſchichten nördlicher Länder u. ſ. w. Bei einer ſo gewaltſamen und großen Veränderung, wie dieſe der bisherigen Erdachſe, wird und muß unſtreitig auch vielfältig, wo ſonſt feſtes Land geweſen, nun Meer geworden ſein, und auch umgekehrt; und ſo iſt es denn ganz begreiflich, warum foſſile Menſchengebeine nur in ſo äußerſt ſeltnen Ausnahmen, wie auf der Inſel Guadeloupe (S. 39) oder in der Sierra Nevada in Süd-Spanien (S. 35) gefunden werden, wenn gleich die Erde auch ſchon vor der Fluth von einem zahlreichen Menſchengeſchlecht bewohnt geweſen; da ſich wohl annehmen läßt, daß dieſelben ſehr vielfältig vom Meeresgrunde bedeckt liegen mögen. Es iſt deßfalls eben nicht nöthig nach de Lücs gewaltſamer und willkührlicher Vorausſetzung (die einigen unſrer Leſer wohl auch aus dem Stolbergiſchen Werke erinnerlich ſein wird) anzunehmen, daß alles ehemahlige Land in der Sündfluth zu Meer geworden, der alte Meeresgrund aber heraufgeſtiegen ſei, und nun das jetzige, bewohnbare Land bilde; eine Hypotheſe, welche den Fehler hat, daß ſie des Guten etwas gar zu viel thut. Mit Sicherheit läßt ſich jedoch wohl annehmen, daß eine ſehr bedeutende Veränderung mit dem feſten Lande in der großen Kataſtrophe vorgegangen ſei; ſo daß es eine ganz vergebliche Mühe ſein würde, die Lage des wahren Urlandes, nähmlich deſſen, wie es vor der Sündfluth war, auf der jetzigen Erde geographiſch beſtimmen zu wollen. Daher auch die vier Ströme des Paradieſes bei Moſes, oder wo ſie ſonſt in aſiatiſchen Ueberlieferungen vorkommen, wie Stolberg am angeführten Orte (Thl. I. S. 380) richtig bemerkt, immer nur als ein Bild nach der Analogie betrachtet werden müſſen; da auch ohnehin nirgends auf der Erde eine Stelle gefunden wird, wo vier ſolche Ströme, wie es doch dort ausdrücklich heißt, aus Einer gemeinſamen Quelle entſpringen, man mag nun den einen zweifelhaften Phiſon mit dem heiligen Hieronymus (Epiſt. II., 15.) auf den Ganges oder auf einen kaukaſiſchen Strom deuten. *) Wozu noch kömmt, daß an jener Stelle der Geneſis die

---

*) Ich ſehe auf der moſaiſchen Weltkarte in Malte-Bruns Atlas, daß dieſer berühmte Geograph nicht bloß den Phiſon, ſondern ſelbſt den Gihon auf den Kur und Araxes zu deuten geneigt iſt, und nach Armenien verſetzen will. Nach dieſer Erklärung würden die vier Ströme allerdings ziemlich aus einer Gegend ihren Urſprung nehmen. Aber wie weit iſt das noch entfernt, von Einer Quelle, die ſich in vier Ströme theilt! Die Schwierigkeit iſt alſo auch von dieſer Seite nur ſchein-

tiefere ſymboliſche Bedeutung der vier Ströme *) ohnehin zunächſt die wichtigere iſt, während die geographiſchen Nahmen derſelben augenſcheinlich nur in bildlicher Analogie hinzugefügt ſind; wovon ſich auch in andern Stellen der heiligen Schrift ſo viele und ganz ähnliche Beiſpiele finden **).

Nach der Weiſe, wie der Verfaſſer die große Fluth und dabei Statt gehabte Veränderung der Erdachſe betrachtet, erklärt ſich nun auch einigermaßen, obgleich noch nicht ganz zureichend die ſo ganz zerrißne und höchſt unregelmäßige Geſtalt unſrer jetzigen vier oder fünf Welttheile, wenn es nicht anders nach tieferen Gründen der Erdkunde richtiger iſt, deren nur drei anzunehmen. Nach der Meinung derjenigen nähmlich, welche den Charakter eines iſolirten Welttheiles in Amerika am meiſten ausgedrückt finden, ſowohl in dem eigenthümlichen Gepräge aller ſeiner Pflanzen- und Thier Productionen, als auch in der ſich einer Regel wenigſtens mehr annähernden Conformation ſeiner Geſtalt, wo die große Nord- und Südhälfte, beide von einigermaßen triangulärem Umkreiſe, durch einen engen Iſthmus

---

bar gelöſt. Derſelbe Geograph ſetzt das Land Hevilath in das ſüdliche Arabien. Da es aber bei Moſes ausdrücklich heißt, daß der Phiſon um das Land Hevilath fließe, ſo wird die Schwierigkeit nun erſt recht groß und völlig unauflöslich. Daher ich Stolbergen vollkommen beiſtimme, daß hier gar keine geographiſche Löſung und Deutung möglich iſt.

*) Man vergleiche etwa damit, was der Apoſtel ſagt (Epheſ. III. 18.): — „ut possitis comprehendere cum omnibus sanctis, quae sit latitudo et longitudo, et sublimitas et profundum." Jene vier Dimenſionen des wahren Lebens, „welche die Heiligen erkennen," ſind dem Menſchen in ſeinem urſprünglich reinen Zuſtande wohl auch nicht fremd geweſen; und können am beſten dazu dienen, uns auf den wahren Sinn der vier Weltgegenden und Lebensſtröme des Paradieſes hinzudeuten.

**) So werden im Jeſus Sirach (XXIV. 32–37.) die göttlichen Gaben, welche dem moſaiſchen Geſetze und Buche des Bundes entfließen, vollen Strömen der Weisheit verglichen, und unter dieſen Strömen auch drei von denen des Paradieſes genannt, als: der Phiſon, Tigris und Euphrat.

zuſammen verbunden ſind; wo dann angenommen wird, daß Europa und Afrika urſprünglich zuſammengehörend, durch einen jetzt zerrißnen Iſthmus in der Meerenge von Gibraltar verknüpft waren, ſo wie Auſtralien durch die noch beſtehende Inſelkette mit Aſien verbunden geweſen; indem aber die Nordhälften dieſer beiden Welttheile, Europa und Afrika als des einen, Aſien und Auſtralien als des andern, ſich zuſammenneigten, ſo ward dadurch die Unregelmäßigkeit in der Geſtalt dieſer zuſammengewachſenen oder in einander verſchlungenen Welttheile noch verdoppelt. Es iſt manches in dieſer großen Unregelmäßigkeit ſehr auffallend, was vielleicht wohl mit der vom Verfaſſer angenommenen Veränderung der Erdachſe in Zuſammenhang ſtehen könnte, aber doch bei weitem nicht unmittelbar daraus zu folgen ſcheint. Man bemerket z. B. nur an dem Erdglobus, wie ſich das feſte Land ſowohl von Nord-Aſien als in Amerika, mit ſeiner ganzen Breite nach Norden und dem Nordpole hindrängt, während die großen Spitzen aller Welttheile ſcharf und gerade nach Süden gerichtet ſind, auf welcher Erdhälfte das Meer außerdem ſo überwiegend iſt, daß man den Südpol auch wohl den Waſſerpol der Erde nennen könnte; ſo daß auch ohne den Einfluß eines von daher aufſteigenden Kometen, leicht glaublich iſt, daß die große Fluth zunächſt von Süden hereingebrochen, wie im Zendaveſta berichtet wird. Iſt nicht überhaupt denkbar, daß noch außer der Achſenveränderung der Erde im Ganzen, auch das feſte Land und einzelne Welttheile, als Stucke oder Glieder der obern Erdrinde, für ſich bewegt und von ihrer Stelle gerückt worden? Die unregelmäßige Geſtalt des jetzigen feſten Landes könnte wohl auf ſolche Annahmen führen. Außer der ſchon bemerkten Richtung der Breiten des feſten Landes nach Norden, wie der Spitzen nach Süden, ſcheinen auch oftmahls die Umriſſe der durch das Meer getrennten Erdtheile in ihren Einbuchten und Vorſprüngen ſich wechſelſeitig zu entſprechen, als ob ſie von einander geriſſen wären, wie die Felſenufer eines Fluſſes ſich oft gegenüber ſtehen. Beſonders auffallend iſt dieſes bei Süd-Amerika, nähmlich der öſtlichen Küſte deſſelben und der Weſtküſte von Afrika, wie beide ſich korreſpondiren. So ließe ſich manches in der jetzigen unregelmäßigen Geſtalt des feſten Landes in jener Vorausſetzung wohl auf eine Fortrückung und dadurch erfolgte Losreißung von Oſten nach Weſten deuten, welche alſo nebſt jener Richtung nach Norden eine zwiefache Bewegung bildete. Ueberhaupt wenn auch ein äußrer Anſtoß, wie die Einwirkung eines nahen Kometen, die veranlaſſende Urſache der Fluth geweſen; ſo darf man doch wohl auch eine innre Veränderung, Metamorphoſe, Entwicklung und Evolution oder vielleicht auch — Erkrankung in dem organiſchen Leben der Erde nicht von dem ausſchließen, was die Kataſtrophe wo nicht hervorgebracht, doch mitwirkend beſtimmt haben kann. Nicht um die Menge der möglichen Conjecturen in dieſem Gebiethe der höhern Erdkunde zu vermehren, habe ich mir dieſe Andeutungen erlaubt; ſondern nur um alle Seiten des Gegenſtandes zu beachten, und als Anfragen an die Wiſſenſchaft ſollen ſie dienen. Die weſentlichſte Frage dieſer Art möchte wohl die ſein, ob die ſo ganz unregelmäßige Geſtalt des feſten Landes nicht überhaupt erſt durch die letzte Erdrevolution entſtanden, der urſprünglich alte Continent aber, das wahre Urland vor der Fluth, eine mehr regelmäßige und mathematiſch einfachere Form gehabt habe, und welche? Wenn anders die höhere Aſtronomie aus dem, was ſie von der Planetenbildung wiſſen oder mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann, ſchon einige Analogien zur Beantwortung dieſer Frage darbietet. Der Verfaſſer betrachtet als ein vorzüglich wichtiges Kennzeichen von den Folgen der letzten Erdrevolution, daß erſt ſeitdem, nachdem Zendaveſta, Winter und Sommer entſtanden, vor der Fluth aber nur eine Jahrszeit und immer Sommer geweſen ſei. Sonach ſcheint er anzunehmen, daß auch die Schiefe der Ekliptik erſt ſeitdem entſtanden wäre; denn mit dieſer wäre doch ſonſt im Weſentlichen auch ein Wechſel der Jahrszeiten gegeben.

So gern ich übrigens dem Verfaſſer in ſeiner Hauptvorausſetzung über die letzte Erdrevolution folge und beiſtimme; ſo bleibt dabei doch noch eines zu vermiſſen. Es wäre nähmlich zu wünſchen, der Verfaſſer hätte die klimatiſche Veränderung der Erde nicht bloß aſtronomiſch aufgefaßt, und wäre nicht bloß bei den naturhiſtoriſchen Erſcheinungen, auf der Oberflache des Erdenlebens ſtehen geblieben, ſondern hätte die Unterſuchung auch auf die etwa bei der Fluth und durch dieſelbe bewirkte innere Veränderung und wahrſcheinliche Verſchlechterung der Atmoſphäre nach ihrer elementariſchen Beſchaffenheit, ſo wie auf die Folgen dieſer Veränderung auf den Menſchen, ſeine Diät und die Krankheiten, denen er unterworfen iſt, vielleicht auch auf die Entſtehung einiger untergeordneten Thier-Productionen ausgedehnt, wie ja auch im zerfallenden Organismus des erkrankten Individuums ſich allerlei falſches Leben und organiſirte Brut erzeugt. In dieſen und ſolchen Hinſichten wünſchten wir, daß der Verfaſſer auch die Atmoſphäre und ihre bei der letzten Erdrevolution erlittene Veränderung und Verſchlimmerung mit in den Umkreis ſeiner Betrachtungen gezogen haben möchte; da doch ohnehin die Luft überhaupt das Reelle in der Natur iſt, ſo wie die Atmoſphäre das eigentliche Organ alles Erdenlebens bildet.

So weit von dem, was der Erdkunde angehört, in der Idee des Verfaſſers, worüber die definitive Entſcheidung doch größtentheils vor ein anderes Forum gehört. Ich wende mich nun zu dem eigentlich hiſtoriſchen Theile der vorliegenden Schrift, der uns zunächſt angeht; worin ich dem Verfaſſer Schritt für Schritt folgen, zugleich aber einige Worte über die Geneſis damit verbinden und voranſchicken werde. Nicht etwa, um mit dem Verfaſſer zu ſtreiten, weil er den Moſes bisher ſo gar nicht aufmerkſam beachtet, noch ſich verſtändlich gemacht zu haben ſcheint; da in der That ſein nur negativ ſich äußerndes Urtheil darüber kaum ſchon für eines gelten kann; ſondern einzig, um die Sache ſelbſt dadurch zu erhellen, da dieſe — der Anfang der Menſchengeſchichte nähmlich — mit dem tieferen und rechten Verſtändniß jener heiligen Urkunde nun einmahl unzertrennlich verknüpft iſt; da auch unter den Reſultaten des Verfaſſers diejenigen, welche die Beſchaffenheit und das Weſen der erſten und urſprünglichen Religion betreffen, als die wichtigſten erſcheinen, die wir beſonders aufmerkſam zu betrachten haben; woran ſich denn, was über die urſprüngliche Sprache, den Urſprung der Buchſtabenſchrift und die Auswanderung der erſten Menſchenſtämme aus einem gemeinſchaftlichen Urlande zu erinnern bleibt, leicht als Corollarium anſchließen wird.

In einer Schrift verwandten Inhalts (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden. Vorrede S. VI.) führt der Verfaſſer eine Stelle aus William Jones über die Anwendung der Geneſis auf gelehrte und hiſtoriſche Unterſuchungen an, welche ſo lautet: „Entweder ſind die eilf erſten Kapitel der Geneſis wahr, oder unſere National-Religion (die chriſtliche) iſt falſch. Nun aber iſt das Chriſtenthum nicht falſch, und folglich ſind jene Kapitel wahr.“ — Dieſes iſt nun eben der Grundſatz, welchen der Verfaſſer tadelt und als die Freiheit der Unterſuchung zerſtörend, und an allen denen, welche auch in dieſem Gebiethe der Wiſſenſchaft als chriſtliche Gelehrte ſich bewähren und darnach verfahren wollen, höchſt tadelnswerth und ganz verwerflich findet. Auch in der vorliegenden Schrift (S. 22) zählt er unter die „Vorurtheile,“ welche erſt weggeräumt werden müſſen, ehe die Prüfung unbefangen vorſchreiten könne, die Behauptung: „Daß es nun einmahl keine älteren Nachrichten gebe und geben könne, als im Moſes, und daß alle Ueberlieferungen, welche nicht mit Moſes übereinſtimmen, eben dadurch ſich als falſch erweiſen.“ — Was zuerſt das Alter der andern Ueberlieferungen und Urkunden betrifft, ſo hat nur die Kritik darüber zu entſcheiden und nicht die Religion; und iſt gar nicht abzuſehen, wie es die Religion nur irgend berühren könnte, wenn auch ältere Ueberlieferungen, als die moſaiſchen, wirklich gefunden werden ſollten; was jedoch mit Gewißheit anzunehmen, bis jetzt der Fall noch nicht eingetreten iſt. Die Verwerfung aber aller mit dem Moſes nicht übereinſtimmenden Ueberlieferungen, liegt noch gar nicht ſo unbedingt in jenem Grundſatz, ſo wie ihn William Jones ausgeſprochen hat; wie kategoriſch und ſchneidend für die gelehrte Kritik und bedenklich für die hiſtoriſche Forſchung er auch auf den erſten Blick lauten mag, ſo läßt er ſich doch leicht richtiger erklären. Es kommt überhaupt nicht ſowohl auf den Grundſatz ſelbſt an, als was weiter daraus gefolgert iſt. Wird der Schluß aus jenem Satze gezogen, daß mithin alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen, die in einigem vielleicht nur ſcheinbaren Widerſpruch mit dem Moſes ſtehen, ſofort für nichts zu achten und ganz zu verwerfen ſeien; ſo wird damit freilich alle fernere Unterſuchung und Erweiterung unſerer Einſicht abgebrochen und vernichtet. Keinesweges aber iſt dieſes der Fall, wenn man ſich beſcheiden wollte, aus jenem an ſich richtigen Vorderſatz nur das zu folgern, was wirklich darin liegt: daß wir nähmlich alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen ſorgfältig zu prüfen und kritiſch zu ſichten, beſonders aber unter einander und mit dem Moſes zu vergleichen haben, der, wenn wir auch ſeine Urkunde nicht als eine heilige verehrten, ſchon ſeiner hohen Einfalt wegen als der ſichern Führer Erſter erſcheinen müßte. Vielmehr iſt, eine ſolche Ausgleichung wenigſtens zu verſuchen, dabei aber das Urtheil über alles das, was als ganz ungewiß oder noch allzu ſchwierig ſich darſtellt, zu ſuſpendiren und offen zu erhalten, nichts andres als was uns eine geſunde Kritik ohnehin zum Geſetze macht. Eine ſolche Ausgleichung der Geneſis mit den andern alten Ueberlieferungen und allen neuen ethnographiſchen Entdeckungen hat William Jones ſelbſt in der Materie von der Abſtammung aller bekannten Völker nach ihren drei Hauptſtämmen, jenes Grundſatzes unbeſchadet, in einer ſehr großen Weiſe, und mit eben ſo umfaſſender Beurtheilung als tiefer Gelehrſamkeit aufzuſtellen geſucht. — Nicht ſchaden würde es dabei, wenn wir jener kritiſchen Mäßigung gemäß, etwa auch als möglich annehmen wollten, daß wir vielleicht das Phyſiſche und Hiſtoriſche in der Geneſis noch nicht ganz verſtehen oder wenigſtens bisher vielfältig nicht verſtanden haben; eine Vorausſetzung, an welcher uns das Chriſtenthum durchaus nicht verhindert, da die moraliſche Belehrung, welche wir aus jenem Anfange der Bibel zu nehmen haben, in der Religion nicht zweifelhaft und im Grunde von jenen gelehrten Forſchungen ganz unabhängig iſt. Wenn aber etwas zur Beſtätigung der Behauptung dienen kann, daß die Geneſis von unſrer bisherigen Kritik und jetzigen Exegeſe ganz und gar nicht mehr richtig verſtanden wird, ſo iſt es wohl der allgemeine Beifall, welchen die bekannte Hypotheſe bei ſo vielen Bibelgelehrten gefunden hat, daß der Anfang Moſes aus zwei Urkunden — einer Elohim-Urkunde und einer Jehovah-Urkunde — zuſammengeſchmolzen, gewachſen oder an einander gewebt ſei. Eine Hypotheſe, welche gleich von ſelbſt dahin fällt, ſobald man den Sinn der heiligen Urkunde zu verſtehen angefangen; die ich mir aber vorbehalte, da ſie noch ſo allgemein verbreitet iſt, als ein merkwürdiges Denkmal kritiſcher Verirrung unſeres Jahrhunderts, bei einer andern Gelegenheit bis auf den Grund zu beleuchten.

Vergleichen wir nun zunächſt die Anſicht des Verfaſſers von Ueberlieferungen überhaupt, und ſehen wir, wie ſeine eignen Ideen etwa auf die Geneſis anwendbar ſind, oder ſich dazu verhalten. Sehr richtig und ſcharfſinnig bemerkt der Verfaſſer, daß man in der Sage und Ueberlieferung eines jeden alten Volkes zwei verſchiedene Linien (S. 1 und 2) und Faden unterſcheiden könne; den mythiſchen, der auf den Anfang aller Geſchichte gerichtet und jederzeit mit irgend einer Theologie oder Kosmogonie verwebt iſt; und den andern factiſchen der eignen Geſchichte einer jeden Nation. In der Geſchichte ſelbſt aber iſt wieder der vorchronologiſche Theil von dem ſchon chronologiſchen ſorgfältig zu unterſcheiden. Allerdings iſt es nun jener erſte auf den Anfang der Menſchengeſchichte mit Beziehung auf Gott oder die Natur gerichtete Faden und Beſtandtheil, welcher der mythiſchen Ausbildung vorzüglich fähig iſt und auch zu mythiſchen Auswüchſen den meiſten Anlaß giebt; da dieſes jedoch nicht ſchlechthin nothwendig und nahmentlich in der Geneſis nicht der Fall iſt, ſo dürfte es richtiger ſein, dieſen Theil der Ueberlieferung nach dem weſentlichen Inhalt der darin aufbewahrten Erkenntniß ganz einfach den urhiſtoriſchen zu nennen. In der Geneſis bilden die zehn erſten Kapitel dieſen urhiſtoriſchen Theil; und dieſen vorzüglich, der uns hier allein angeht, werden wir in der Folge unter dem Nahmen Geneſis verſtehen. Es iſt wohl zu bemerken, daß der andere Beſtandtheil, den wir am liebſten den volkshiſtoriſchen nennen möchten, nicht eben rein factiſch zu ſein braucht, ſondern auch des Symboliſchen und Typiſchen ſehr viel enthalten kann, wie dieſes nahmentlich mit dem volkshiſtoriſchen Theile der Geneſis, den vierzig letzten Kapiteln im erſten Buche Moſes der Fall iſt; welche uns hier nicht näher angehen. Es iſt wirklich auffallend, daß der Verfaſſer nicht bemerkte, wie gut dieſe ſeine ganz richtige Eintheilung und Idee auf die Urkunde Moſes anwendbar ſei, da kaum eine altaſiatiſche Ueberlieferung außer dieſer gefunden werden dürfte, in welcher der urhiſtoriſche Beſtandtheil von dem volkshiſtoriſchen ſo deutlich und rein abgeſondert gehalten iſt, zugleich aber doch beide ſelbſt nach dem hiſtoriſchen Faden der Erzählung ſo natürlich an einander geknüpft ſind. Dieſe geſchichtliche Anknüpfung findet ſich am hervortretendſten im Nimrod, am Schluß und im letzten Kapitel des urhiſtoriſchen Theils und in der Zerſtörung von Babel im eilften Kapitel, welche der Geburt und Berufung Abrahams, als dem Anfange des volkshiſtoriſchen Theils, zur Einleitung vorangeſtellt iſt. Eben ſo deutlich iſt auch wiederum in der urhiſtoriſchen Ueberlieferung der vorchronologiſche Theil von dem chronologiſchen geſchieden. Der chronologiſche beginnt mit Seth im fünften Kapitel, die vier erſten Kapitel aber ſind vorchronologiſch; denn obwohl, was von der Erfindung menſchlicher Künſte und bürgerlicher Einrichtungen in dem Stamme Kains erzählt wird, allerdings und zweifelsohne in die chronologiſche Geſchichte hinabreicht, ſo wird es doch, was wohl zu merken iſt, noch ohne Chronologie vorgetragen, und bildet auf ſolche Weiſe den Uebergang und Anknüpfungspunkt zu dem chronologiſchen Theil und Zeitraum.

Was nun die Geneſis im eigentlichſten und engeren Sinne, jene erſten zehn Kapitel urhiſtoriſchen Inhalts, am meiſten auszeichnet, das iſt die hieroglyphiſche Kürze, welche in dieſem Abſchnitte herrſcht, die ſo ſehr gegen die Umſtändlichkeit und Ausführlichkeit in dem nachherigen volkshiſtoriſchen Theile abſticht. Und wenn auch in dieſem der tieferen Bedeutung viel enthalten iſt, ſo iſt es doch nicht ſo in einzelnen Andeutungen eingeſchloſſen, wie ſo vieles in dem erſten Theile dem Anſchein nach wie verloren, hingeſtellt gefunden wird. Denn in der That, es dürfte wohl kaum in dem ganzen Umkreiſe menſchlicher Sprache, Schrift und Ueberlieferung ein anderes Stück gefunden werden, wo alles ſo voll des ſchweren Inhalts und des tiefſten Sinnes, wo jedes Wort und jede Sylbe ſo bedeutſam iſt, als in dieſem geheimnißreichen Anfang der Geneſis. Nicht zu verkennen iſt es, daß dieſe hieroglyphiſche Kürze abſichtlich geweſen; und zum Theil läßt ſich auch ganz leicht finden, worauf dieſe Abſicht zunächſt gerichtet war, oder wodurch ſie beſtimmt worden. Moſes wollte eben darum ſich nur auf das durchaus Unentbehrliche und Nothwendigſte aus der Urhiſtorie beſchränken, um alle mythiſchen Auswüchſe, zu denen dieſer Stoff ſo leicht Anlaß giebt, ganz abzuſchneiden, da dieſe jene Tiefe der Offenbarung nur dem Mißbrauch offen ſtellen konnten, beſonders aber auch mit dem Berufe und beſondern Wege, welchen er ſein Volk führen wollte und ſollte, ganz unvereinbar waren. Aber es giebt noch eine andre Analogie, um die Abſicht jener hieroglyphiſchen Kürze der Geneſis zu erklären, in der Bibel ſelbſt; denn der Schlußſtein und das Ende derſelben iſt nicht weniger dunkel und geheimnißvoll als der Anfang. So wie nun das helle Licht, welches der Prophet des neuen Bundes in das Dunkel der Zukunft und der letzten Erdenzeiten hineinſtrahlt, zwar wohl dem Einzelnen, dem es nützlich oder nöthig iſt, offenbar und verſtändlich werden kann, für das Ganze aber, weil die allzuhelle Erkenntniß der Zukunft ſonſt gewaltſam ſtörend, ja bei dem geringſten Mißbrauche auf das furchtbarſte zerſtörend in die Gegenwart eingreifen würde, in jenem Buche der Apokalypſe verſiegelt bleiben muß und bleiben wird, bis die Zeit gekommen iſt, da es entſiegelt werden ſoll; eben ſo würde auch eine vollſtändige Erkenntniß der geſammten Urhiſtorie im erſten Weltalter für das Volk Iſrael, welches, in der Verheißung unter dem Geſetz verharrend, unverrückt auf dem vorgezeichneten Wege zu dem beſtimmten Ziele wandeln ſollte, durchaus nur ſtörend und zerſtörend eingewirkt haben, und ward ihm daher nur ſo zurückhaltend und Lichtverhüllt und eben in dem Maaße, wie es ihm dienlich war, mitgetheilt. Denken wir uns die Bibel vor allen Dingen als ein Ganzes, ſo bildet das Evangelium wie die Mitte desſelben, von welchem, das Licht in vierfachem Strome ausſtrahlend, alles übrige erhellt und mit höherem Leben beſeelt; die Geneſis aber und die Apokalypſe, Anfang und Ende, ſind die geheimnißvollen Handhaben an dem heiligen Gefäß, die wir erſt ſelbſt recht gefaßt haben müſſen, um die Arche des göttlichen Wortes durch ſie zu faſſen, zu halten und zu tragen. Ich benutze dieſe Gelegenheit, um gegen den Verfaſſer und andre, meine Anſicht und Ueberzeugung von der Geneſis und rechten Erklärung derſelben ganz unverhohlen darzulegen. Es wird nach allem Bisherigen nicht mehr undeutlich ſein, und durch das Nachfolgende noch einleuchtender werden, in welchem Sinne ich nun in der Geneſis, den oben erwähnten — Schlüſſel finde, der wohl angewandt, allein im Stande iſt, uns das große Räthſel der Urwelt zu entziffern und in das Chaos der alten Ueberlieferungen Licht zu bringen. Auf der andern Seite aber kann man gern zugeben und darf ja nicht aus der Acht laſſen, daß die hieroglyphiſche Kürze jenes moſaiſchen Anfangs wohl oft genug einer weitern Ausführung und eines Commentars bedürftig wäre. Zu einem ſolchen allerdings ſehr nöthigen und lehrreichen Commentar werden die andern altaſiatiſchen, indiſchen, ägyptiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Ueberlieferungen und Urkunden uns den reichhaltigſten Stoff darbieten, wenn uns ihr Verſtändniß erſt durch den innern Schlüſſel zugänglich geworden und damit auch die rechte Ordnung des Ganzen gefunden iſt; denn alle andern altaſiatiſchen Ueberlieferungen nur als Luft- und Truggebilde zu betrachten, die gar keine Wahrheit enthalten, würde allerdings der ärgſte nur erſinnliche und nie verzeihliche Mißverſtand ſein. Wenn ich aber in der Geneſis einen tieferen Sinn finde, als den, welchen man aus dem erſten beſten hebräiſchen Vokabelbuche zuſammen buchſtabiren kann; ſo meine ich damit nicht allein jene unter dem Nahmen der moſaiſchen Philoſophie bekannte eſoteriſche Deutung: denn in dieſer, wenigſtens in dem, was man in den letzten drei oder vier Jahrhunderten ſo genannt hat, iſt nebſt vielem, ſehr Tiefſinnigem und unſtreitig Wahrem, auch viel Eingebildetes, Willkührliches, Ungegründetes enthalten. Vorzüglich und zunächſt habe ich dabei auch alles dasjenige im Auge, was in der Tradition und in den Kirchenvätern zur tieferen Erklärung der Geneſis enthalten und deſſen ſehr viel iſt; vor allem andern aber das Licht, welches die Geneſis, wie die Bibel überhaupt, aus dem Zuſammenhange dieſes Ganzen, von dem ſie ein Theil und Glied iſt, erhält. Wie jeder große Autor am beſten aus ſich ſelbſt erklärt wird, ſo gilt dieſe Regel vorzüglich auch von dieſem Autor, der wohl mit

Recht vor allen andern Groß zu nennen iſt: ich meine von der Bibel; denn das göttliche Wort, auch das geſchriebene, iſt ein Licht, welches ſich ſelbſt am beſten erleuchtet und klar macht. Nicht etwa von einem willkührlichen Accomodations-Syſteme iſt alſo hier und kann hier die Rede ſein, ſondern von dem Sinne, der ſich auch philologiſch ſtreng als der einzig wahre bewähren wird, und von einem Verfahren und einer Regel, welche ohnehin aller höhern, d. h. den Geiſt faſſenden und im Geiſte verſtehenden, Kritik zum Grunde liegt.

Wir machen hievon nun die Anwendung, zunächſt mit Rückſicht auf die hiſtoriſchen Behauptungen des Verfaſſers. Er zählt (S. 7) den Moſes unter diejenigen, welche die letzte große Umbildung und Revolution der Erde als die Schöpfung derſelben vorgeſtellt, und mit dem erſten Anfange der Menſchengeſchichte in Verbindung geſetzt. Die Unrichtigkeit dieſer Behauptung iſt einleuchtend, wenn, wie wir oben ſchon nachgewieſen haben, die im Zendaveſta von dem Naturfeinde und Drachenſterne hergeleitete Fluth dieſelbe iſt, wie die des Noah, welche Moſes um ein volles großes Weltalter nach dem Urſprunge des Menſchengeſchlechts anſetzt. Iſt aber in einem Theile der ſogenannten Schöpfungsgeſchichte bei Moſes etwa auch eine Revolution oder Umbildung der Erde gemeint, ſo kann dieſe doch durchaus nicht als die letzte (oder die Sündfluth) betrachtet werden, ſondern es müßte eine andere, frühere und vielmehr die vorletzte geweſen ſein, ganz ſo wie der Verfaſſer in ſeiner Weiſe (S. 31) ſagt: „Der muthmaßliche Anfang des Menſchengeſchlechts falle in den Zeitraum zwiſchen den beiden letzten Umbildungen.“ Und an einer andern Stelle: „Daß das Menſchengeſchlecht bei jener großen Revolution der Erde ſeinem Urſprunge noch nahe war, wenigſtens in Vergleichung mit der Zeit, die ſeitdem verfloſſen iſt, kann nicht wohl bezweifelt werden;“ was unter der hinzugefügten Einſchränkung ebenfalls mit Moſes ſehr gut übereinſtimmt. — Wo findet denn nun aber der Verfaſſer die Schöpfung beim Moſes, im erſten Verſe des erſten Kapitels, oder auch in den nachfolgenden ſechs Tagewerken? Im erſten Verſe iſt ganz unläugbar von der Erſchaffung aller unſichtbaren und ſichtbaren Dinge die Rede; da aber im zweiten Verſe die Erde nebſt dem Waſſer als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und in ihrem chaotiſchen, finſtern, fluthenden Zuſtande beſchrieben wird; ſo iſt einleuchtend, daß in den nachfolgenden ſechs Tagewerken keineswegs von der erſten und eigentlichen Schöpfung aller Dinge und der ganzen Welt aus Nichts, nach dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriffe, die Rede ſein kann, ſondern nur von einer kosmiſchen Anordnung, oder Wiederherſtellung und Einrichtung der Erde zum Wohnplatze der Menſchen; von einer organiſchen Belebung und Anfüllung derſelben mit lebendigen Naturen; welchem Werke dann durch die Erſchaffung des Menſchen die Krone aufgeſetzt wird. Der Verfaſſer hat ſich hier offenbar mit dem Gewöhnlichen der neuern Exegeſe begnügt, wo es denn leicht begreiflich iſt, wenn der Widerwille bei ihm von den ſchlechten Commentaren auch auf den Text ſelbſt mit übergegangen iſt. Bei ſolchen Unterſuchungen, wie die ſeinigen ſind, wäre aber doch wünſchenswerth geweſen, er hätte ſich lieber nach dem alten Wege der Erklärung*) umgeſehen, vorzüglich aber aufmerkſam beachtet, was im Moſes wirklich ſteht und was er eigentlich ſelbſt ſagt. Betrachten wir alſo in dieſer Hinſicht den ganzen Text der moſaiſchen ſechs Tagwerke, beſonders aber was ihnen im erſten und zweiten Verſe vorangeht. „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde,“

---

*) Bemerkenswerth iſt es, wie ſorgfältig die Ausdrücke der alten Erklärer und Kirchenväter über dieſen Gegenſtand mehrentheils gewählt ſind, ſo daß der Unterſchied auf das deutlichſte bezeichnet und an keine Verwechslung zu denken iſt. So ſagt der heilige Juſtinus in ſeiner Apologie II., da er von der zwiefachen Urſache redet, weßhalb die Chriſten den Sonntag feiern, und am Sonntage zuſammen kommen, weil Chriſtus an dieſem Tage auferſtanden, und zuvörderſt auch, weil dieſes der erſte Tag ſei, an welchem Gott die Finſterniß und die Materie umwandelnd, die Welterdnung gebildet habe; „ἐπειδαν πρωτη ἐστιν ἡμερα, ἐν ᾗ ὁ Θεος το σκοτος και την ὑλην τρεψας, κοσμον ἐποιησε.“ Wie hätte er dieſe Ausdrücke, die offenbar nur auf eine Wiederherſtellung und Umwandlung der finſter gewordenen Materie gehen, von der moſaiſchen Weltbildungsgeſchichte wählen können, wenn er dieſe als eine eigentliche erſte Schöpfung (nach chriſtlichen und alſo ſeinen Begriffen) aus Nichts verſtanden und genommen hätte?

d. h. die Geiſterwelt und die Sinnenwelt, oder wie es im Symbolum mit offenbarer Beziehung auf dieſen Anfang Moſes heißt, „alle unſichtbaren und ſichtbaren Dinge." Er ſchuf ſie, und zwar in dem chriſtlichen Sinne, welcher auch der moſaiſche iſt, was eigentlich ſchaffen heißt, aus Nichts; denn die entgegenſtehende Meinung von einer neben dem Weltgeiſte beſtehenden, gleich ewigen, und von ihm alſo unabhängigen Materie, welche durch Gott erſt zur Welt gebildet und geordnet worden; dieſe Meinung, welche bei ſo vielen alten Völkern die herrſchende war, wird durch Moſes Worte ausdrücklich abgeſchnitten und ausgeſchloſſen, wie dieß auch von andern Gelehrten ſchon oftmahls anerkannt iſt. Das „Im Anfang" aber kann hier nicht ſo viel als von Ewigkeit her bedeuten, ſondern es geht dieſe Stelle dem ganzen Zuſammenhange nach auf den Anfang der zeitlichen Schöpfung. *) Im zweiten Verſe folgt nun mit einem Mahle die Beſchreibung eines durchaus chaotiſchen Zuſtandes der noch ganz mit Finſterniß bedeckten Erde. „Und die Erde war wüſte und leer;" ſie war noch ohne organiſches Leben. „Und Finſterniß lag auf dem Abgrunde;" die Erde entbehrte noch der wohlthätigen Einwirkung des Lichts und alles was dieſe hervorbringt. Gleichwohl war ſchon das vorhanden, woraus der künftige, beſſere Zuſtand hervorgehen ſollte;

---

*) Das Daſein einer andern Schöpfung von Ewigkeit her, wird dadurch nicht ausgeſchloſſen; nur kann ſie hier nicht gemeint ſein. Das Chriſtenthum — die Bibel ſowohl als die Kirche — entſcheidet bekanntlich in der poſitiven Glaubenslehre nicht zwiſchen der zeitlich anfangenden Schöpfung und der von Ewigkeit her; die eigentliche Aufgabe der chriſtlichen Philoſophie aber dürfte es wohl ſein, beiden, einer jeden an ihrer Stelle, ihr Recht widerfahren zu laſſen, und eben dadurch das Geheimniß der Schöpfung erſt wahrhaft offenbar und klar zu machen. Was das „Im Anfang" betrifft, ſo will ich nur bemerken, daß in einer andern Stelle der Schrift, wo von der erſten Kreatur die Rede iſt, die zwar erſchaffen, aber von Ewigkeit her erſchaffen iſt, welche Stelle eben darum durchaus nicht auf den Sohn bezogen und gedeutet werden darf, zu dem „ab initio" noch ausdrücklich hinzugeſetzt wird „et ante omnia saecula;" in den Worten: „Ego creata sum ab initio et ante omnia saecula u. ſ. w."

denn „der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer.“ — Erde und Waſſer alſo ſind hier ſchon vorhanden, obwohl noch ganz chaotiſch in der Finſterniß fluthend. Um ſo weniger können alſo die beiden erſten Verſe etwa bloß als Ueberſchrift und kurzer Inhalt angeſehen und erklärt werden, wovon das Nachfolgende nur die weitere Ausführung und ſtufenweiſe Beſchreibung enthielte. Und wenn man auch den unendlichen Gehalt des erſten Verſes auf dieſe Weiſe, mit Beziehung auf die Recapitulation im II. Kapitel, Vers 1 und 4, obwohl dieſe das gar nicht beweiſen kann, zu einer bloßen Ueberſchrift reduciren wollte; ſo würde dieſes doch auf den zweiten Vers, der etwas ganz anderes enthält und ſchildert, durchaus nicht paſſen und eine ſolche gewaltſame Erklärung hier gar nicht denkbar, noch irgend durchzuführen möglich ſein. Die erſten Tagewerke der nachfolgenden Weltbildungsgeſchichte erzählen eben das, wie die Erde aus jenem im zweiten Verſe beſchriebenen chaotiſchen Zuſtande durch die Einwirkung des Lichts herausgeriſſen, organiſch geordnet und zum Wohnorte des Menſchen eingerichtet wurde. Auch iſt im zweiten und dritten Tagewerke nichts enthalten, was auf die erſte Hervorbringung und Erſchaffung des Waſſers oder der Erde bezogen oder gedeutet werden könnte. Sie werden ausdrücklich als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und bloß von einer nach der Einwirkung des Lichts erfolgenden Scheidung der obern Waſſer — Wolkengebilde, Dunſtfluthen und Nebelnacht — von den untern, ſo wie des Meeres vom feſten Lande iſt daſelbſt die Rede; und von der klaren Himmelsfeſte, welche den alten Nebelqualm endlich ſchied, und von dem Damm, welcher auf der Erde dem fluthenden Urgewäſſer geſetzt ward. Alſo nicht von der erſten Erſchaffung der Erde iſt hier die Rede; ſondern eine Wiederherſtellung war es, eine neue Umbildung und Einrichtung der Erde, welche der Erſchaffung des Menſchen vorangging, und eben zu dieſem Endzwecke, um ihm zum Wohnorte zu dienen, angeordnet und verfügt ward. Wenn aber von dieſer Seite aller Zweifel abgeſchnitten iſt, ſo bleibt von einer andern Seite eine ſchwer zu löſende Frage übrig. Wie kommt Moſes nach der kurzen Erwähnung der uranfänglichen Schöpfung aller Dinge, auf einmahl auf jenen chaotiſchen Zuſtand, den er in wenigen

Zügen ſo wunderbar kraftvoll beſchreibt? Iſt Gott, der lebendige Gott des Moſes, ein Gott, der ein Chaos, das bekannte Thohu und Bohu, eine „Erde, die wüſte und leer iſt,“ erſchaffen kann? Dieſes iſt nicht denkbar; eben ſo wenig und noch weniger aber läßt ſich das Daſein eines unerſchaffenen Chaos neben dem wahren Gott annehmen, was auch dem erſten Verſe geradezu widerſtreiten würde. Es bleibt demnach allerdings eine große Kluft zwiſchen dem erſten und dem zweiten Verſe; nicht als ob es eine zufällige Lücke wäre; denn es iſt gewiß keine andere da, als nach der tiefſten Abſicht. Wir dürfen auch, um ſie auszufüllen, uns nur das gegenwärtig machen, was ohnehin aus der Bibel und dem Moſes ſelbſt gewiß iſt. Gott hat alle Weſen gut erſchaffen und kann kein Chaos erſchaffen haben. Wenn aber Geiſter, welche frei waren, von Gott abfielen; ſo iſt die chaotiſche Unordnung als Folge des Abfalls, leicht erklärbar. Dieſe weſentliche Hauptlehre der chriſtlichen Offenbarung, wird ja aber in der Bibel und im Moſes ſelbſt überall zum Grunde gelegt und in unzähligen Stellen darauf hingedeutet. Jenen Verwüſter und Stifter aller Unordnung und Finſterniß alſo, jenen Lügner von Anfang, welchen Moſes gleich nachher unter dem Bilde der Schlange einführt, ohne daß er weder von ſeiner Erſchaffung noch von ſeinem Abfall früher geredet hat, die er — wie ſo manches andere — ſtillſchweigend vorausſetzt; dieſen müſſen wir hier erklärend hinzudenken. Nicht etwa als willkührliches Einſchiebſel in den Text der heiligen Urkunde, ſondern nur als Ergänzung in Gedanken, zur Erklärung für unſer Verſtändniß. Und ſo könnte denn der Anfang der Geneſis aus dieſer ſelbſt etwa ſo commentirt werden: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde,“ d. h. die Geiſterwelt und die Sinnenwelt. (Nachdem aber der Erſte der erſchaffenen Geiſter von Gott abgefallen war, und einen großen Theil der Schöpfung mit ſich in das Verderben hinabgeriſſen hatte, ſo —) „war die Erde wüſte und leer, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde“ u. ſ. w. Wenn die beiden erſten Verſe Moſis einmahl richtig verſtanden ſind, und der Eine Haupt- und Grundirrthum bei Seite geräumt worden, welcher den Inhalt der erſten beiden Verſe, und die nachfolgenden ſechs Tagewerke, die erſte Schöſprung aller Dinge aus Nichts, mit der neuen Weltbildung vor Erſchaffung des Menſchen, verwechſelt: ſo verſchwindet auch das Dunkel mehr und mehr aus dem Nachfolgenden und es wird nun wenigſtens der Gang des Ganzen leicht klar und verſtändlich.

Der Hervorruf und erſte Aufſtrahl des Lichtes iſt der fruchtbare Keim, aus welchem als erſtem Anfangspunkt, die nachfolgenden Akte dieſer neuen Weltordnung und höheren Erdumbildung herfließen und ſich nach Gottes Geheiß ergeben. Die vier erſten Tagewerke und Zeiten dienen dazu, der Erde diejenige Einrichtung zu geben, welche ſie als Wohnplatz des Menſchen haben ſollte. Nachdem Licht und Finſterniß geſchieden ſind, öffnet und ſcheidet ſich nun auch die dunkle Wolkenfluth, und die Feſte des Himmels wölbt ſich in ihrer Klarheit über der Erde; Meer und Land trennen ſich und gewinnen eine feſte Gränze, und aus der bewäſſerten Erde ſteigen Gewächſe und Pflanzen dem Lichte entgegen. Ehe es noch Tag war auf Erden, vor dem Aufgang des Lichts, in der alten Nacht, da die Erde noch finſter war, konnten Sonne und Mond nicht auf ſie wirken, waren nicht vorhanden für ſie; jetzt aber ſchien und wirkte, wärmte und belebte das Geſtirn des Tages und das geringere der Nacht die rege gewordene Erde und die lichten Himmelskörper begannen ihren ſideriſchen Kreislauf. In dem fünften und ſechsten Tagewerke wird die Erde darauf mit lebendigen Geſchöpfen angefüllt, die alle dem Menſchen unterworfen und dienſtbar ſind, und das Werk ſchließt mit dem, was die Krone und das Ziel des Ganzen iſt, mit der Erſchaffung des Menſchen; worauf denn nach vollendetem Werk der ſiebente Ruhetag, oder Sabbath Gottes, als ein Vorbild des menſchlichen nach moſaiſcher Einrichtung folgt. Wie der erſte Schöpfungsmoment in dieſem Werke der neuen Weltbildung, in dem Fiat des Lichtes aus dem ewigen Worte, ſo iſt auch dieſer zweite der Erſchaffung des Menſchen hinreichend und in nicht zu verkennender Bedeutſamkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, als ein ſolcher ausgezeichnet und hervorgehoben; dagegen bei andern geringeren Erzeugniſſen ausdrücklich auf eine nicht unmittelbare Hervorbringung hingedeutet wird, wie in den Worten: „Und die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut — „und die Erde ließ aufgehen u. ſ. w."

Wenn nun die Frage entſtehen ſollte, welches wohl eigentlich das Hauptfactum ſei, was im aſtronomiſchen Sinne den erſten Tagewerken dieſer erſten moſaiſchen Erdumbildung zum Grunde liege; ſo iſt dieſe Frage vielleicht nicht unauflöslich. Es müßte allerdings ein ganz einfaches Factum ſein, woraus ſich alles dasjenige in der moſaiſchen Erzählung, was der Erdkunde angehört, leicht herleiten ließe; denn die Erſchaffung des Menſchen nach göttlichem Ebenbilde bleibt ein Gegenſtand für ſich und gehört einem andern, höheren Gebiethe an. Folgender Gedanke mag hier wenigſtens hingeworfen als eine Anfrage ſtehen für unſere wiſſenſchaftliche Kenntniß und Beurtheilung vom Weltgebäude. — Wenn wir einen Augenblick vorausſetzen, die Erde habe früherhin anders wie jetzt, ohne täglichen Umſchwung um die eigene Achſe, ſondern etwa ſo wie der Mond um die Erde, alſo ſtets der Sonne dieſelbe Scheibe zuwendend, oder doch nur ein Mahl im Jahre ſich um die Achſe drehend, ihren Kreislauf um die Sonne vollbracht; und dann dem Phyſiker oder Naturphiloſophen die Frage vorlegen wollten, wie unter dieſer Vorausſetzung die Erde damahls wohl beſchaffen ſein konnte, ſo würde die Antwort ohne Zweifel im Allgemeinen dahin ausfallen: daß die Erde alsdann kein organiſches Leben hervorbringen noch enthalten konnte, wenigſtens kein ſolches, was in unſerm Sinne nach der jetzigen Beſchaffenheit irgend ſo genannt zu werden verdiente, ganz wie Moſes ſagt: „die Erde war wüſte und leer;" und daß überhaupt, ohne die belebende Einwirkung des Lichts, ohne den Wechſel von Tag und Nacht, die Erde ſich wohl in jenem chaotiſchen, finſter fluthenden Zuſtande befunden haben möchte, welchen Moſes an jener Stelle ſo kraftvoll ſchildert. — Nun laſſe man aber den Strahl des Lichts in die innere Kraft, in das Herz der Erde, Leben erweckend eindringen, und mit dem täglichen Umſchwung um die eigene Achſe den eigentlichen Pulsſchlag des höhern Planetenlebens beginnen; ſo wird alles Nachgehende wie von ſelbſt erfolgen. Das Licht zertheilt die Wolken, es öffnet ſich der alte Nebelqualm und klar breitet ſich die

Himmelsfeſte über den Erdkörper aus, auf welchem ſich jetzt auch Meer und Land aus dem fluthenden Chaos ſcheiden. Gewächſe keimen aus der befeuchteten Erde zum Lichte hinauf; und es iſt die Erde nun überhaupt geeignet, ſich mit organiſchem Leben aller Art zu füllen. Wollte man entgegnen, daß die Vorausſetzung unmöglich ſei, weil unſer Erdplanet von Ewigkeit her, nach einem nothwendigen Naturgeſetze, den täglichen Umſchwung um die eigene Achſe an ſich gehabt haben müſſe; ſo würden wir den ſtrengſten Beweis dafür erwarten, da man mit vermeintlich „ewigen Naturgeſetzen" ohnehin mehrentheils viel zu verſchwenderiſch umgeht, und die überall ſtufenweiſe Entwicklung der Natur, erſt jetzt von den Meiſtern in der Wiſſenſchaft, obwohl vielleicht immer noch nicht hinreichend, im Einzelnen wie im ganzen Weltgebäude wieder anerkannt wird. Wird aber die Vorausſetzung als möglich zugegeben, ſo wird alles Nachfolgende klar und entwickelt ſich ganz natürlich aus dem erſten allwirkſamen Anfangspunkte, dem erſten durch Gott hervorgerufenen Aufſtrahl und Einſchlag des Lichts, der mit dem täglichen Umſchwunge um die Achſe auf Erden beginnt; von welcher epochemachenden Begebenheit es denn wohl mit Recht ſo bezeichnend heißt: „Da ſchied Gott das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der erſte Tag." Welche letzten Worte dann nicht mehr in einem allgemeinen, halbbildlichen Sinne erklärt zu werden brauchen, ſondern zugleich auch ganz buchſtäblich wahr ſind. Das Wundervolle dieſes erſten Lichtanfanges, ſo wie die unermeßlich folgenreiche Entwicklung, welche ſich aus jenem einen Lebensfactum des täglichen Achſenumſchwunges ergiebt, wird auch unſere Naturphiloſophie anzuerkennen, nicht abgeneigt ſein. Zwiſchen aller Fülle der organiſchen Lebensentwicklung und dem Letzten bei Moſes — „der Erſchaffung des Menſchen nach göttlichem Ebenbilde" — aber bleibt immer eine unermeßliche Kluft, welche keine Naturphiloſophie für ſich ausfüllen kann, indem ſie hier einen fremden Boden berührt, wo die Unterſuchung mit dem Gegenſtande ſelbſt aus dem Gebiethe der Naturentwicklung in das Gebieth der unmittelbaren Offenbarung des innern göttlichen Weſens übertritt. Ganz unbedenklich zwar können auch wir gelten laſſen, was der Verfaſſer (S. 41) ſagt, und mit ihm ſagen: „Wie die Erde reif war, die jetzige Krone ihrer Organiſation, den Menſchen zu tragen, trat er auf ſeinen Schauplatz.“ — Nur allein das „Jetzige“ möchte uns zu weit führen. Nun ſetzt er aber weiter noch merkwürdig genug hinzu: „Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der Entwicklung die Periode der Erde vorüber iſt, in deren geſammten Verhältniſſen der Organismus des Menſchen lag; er kann einſt bei einer noch höhern Ausbildung der Erde, als zu ſchwer, zu ſehr an der Maſſe klebend, ohne Halt zuſammenſinken oder noch in geiſtigere Formen übergehen.“ — Und da ſieht man wohl, daß wenn man den feſten Boden der göttlichen Offenbarung einmahl verlaſſen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menſchen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menſchengeſchichte erſt verſtehen lehrt, alsdann dem wiſſenſchaftlichen Fantaſiren ein gränzenloſer Spielraum geöffnet wird. Wenn der geiſtige Funken, denn ein göttlicher kann es in dieſer Anſicht nicht wohl genannt werden; wenn alſo der geiſtige Funken im Menſchen, der ihn eigentlich zum Menſchen macht, nenne man es nun Vernunft und Sprachfähigkeit, Freiheit oder Fantaſie, ſo wie ein ſchwebender Luftgeiſt, bald an dieſe oder jene Thierform gebunden und in ſie verſenkt oder auch ihr wieder entzogen werden könnte: ſo iſt nicht abzuſehen, warum dieß nicht auch auf die Vergangenheit angewandt werden ſollte, und der Verfaſſer hätte dann eben ſo gut auch die Menſchen der Urwelt unter den zahlreichen Elephantengeſchlechtern oder den — Mammuths der Vorzeit aufſuchen können, als er für die Zukunft uns die Ausſicht auf einen Uebergang des Menſchenweſens in „noch geiſtigere Formen“ eröffnet; da er unter dieſen doch gewiß nicht, wie wir andern, die verklärten Leiber der Auferſtandenen verſteht, ſondern allem Anſehen nach nur eine leichtere und leichter bewegliche Thierform und Gattung, wie etwa die geflügelten Bewohner der Luft ſchon jetzt ein Beiſpiel davon geben können, wenn wir die kühne Fantaſie in richtiger Conjectur errathen haben.

So ſind wir der naturhiſtoriſchen Anſicht und Hypotheſe des Verfaſſers bis an die äußerſte Gränze gefolgt; und das bisher Geſagte mag wenigſtens als eine erſte Andeutung hinreichen, um zu zeigen, daß ſich die Geneſis auch wohl noch anders anſehen läßt, als der Verfaſſer ſie bis jetzt genommen zu haben ſcheint. Nachdem wir nun alſo das, was die Erdkunde in der urhiſtoriſchen Zeit und von ihr handelnden alten Ueberlieferungen und heiligen Urkunden angeht, beſeitigt haben, nehmen wir davon den Uebergang gleich zu dem vierten Reſultate des Verfaſſers von der Urreligion, was ſich zunächſt an das Bisherige anſchließt. Was das zweite und dritte Reſultat über das Urland nach der letzten Erdrevolution, über das Urvolk und ſeine erſten Auswanderungen und über die Urſprache enthält, nebſt unſern Bemerkungen dazu, wird am beſten für den Schluß bleiben. Das vierte Reſultat des Verfaſſers lautet nun wie folgt:

„Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergefloſſen ſind."

Die urſprüngliche Religion im erſten Weltalter war allerdings nur Eine; eine Religion der Natur war es, d. h. eine Verehrung und Anbethung Gottes in der Natur und der Natur in Gott. Alles Heidenthum iſt aus dieſer Natur-Religion der Urwelt durch weitere Entwicklung, Ausbildung oder Entartung entſtanden. Auf dieſer Stufe des Heidenthums ſind die Aegypter, Griechen und Römer ſtehen geblieben, die Indier ſtehen noch darauf; ſo wie die Mahomedaner nebſt den Juden auf der zweiten Stufe einer prophetiſchen Geſetzes-Religion ſtehen geblieben oder darauf zurückgeſunken ſind. Es folgt jener erſten Natur-Religion nähmlich eine zweite Epoche in der Geſchichte der Religion, welche der Verfaſſer ſelbſt als eine ſolche anerkennt und ganz angemeſſen die Offenbarungslehre oder nach ſeiner Weiſe „Offenbarungsſage" nennt (S. 65 u. ſonſt); das iſt diejenige Religion, welche nicht mehr auf die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur beſchränkt iſt, ſondern auf einer ſpeciellen (wahrhaften oder dafür angenommenen) Offenbarung beruht, in der Perſon eines hierzu geſendeten Religionsſtifters, der mehrentheils zugleich der National-Geſetzgeber iſt, und die neu verkündigte Religion auf ein geſchriebenes Geſetz gründet. Dahin wird gewiß der Verfaſſer ſelbſt, außer dem Moſes auch die Lehre des Zoroaſter rechnen. Von dieſen Religionen der zweiten Epoche nun, die auf eine ſpecielle Offenbarung und ein geſchriebenes Geſetz ſich gründen, kann man wohl durchaus nicht ſagen, „daß ſie aus der Urreligion hergefloſſen ſind.“ Vielmehr iſt die Entartung und Verwilderung der Urreligion gewöhnlich die veranlaſſende Entſtehungsurſache der Religion des geoffenbarten Geſetzes, und befinden ſich die Stifter und Verkünder derſelben mehrentheils in ſchneidendem Gegenſatze oder gar in fortwährendem Kampfe mit dem alten Heidenthume. Wenn ſie aber auch als Wiederherſteller der reineren, älteren oder älteſten Religion auftraten, ſo unterſchieden ſie ſich doch von dieſer weſentlich ſchon durch die eigenthümliche und neue Grundlage einer ſpeciellen Offenbarung, und die Form eines geſchriebenen Geſetzes. Daher gehört denn auch Zoroaſter ſeinem ganzen Charakter als eigentlicher Religionsſtifter nach, durchaus dieſer zweiten Epoche an, und es iſt nicht abzuſehen, warum der Verfaſſer ihn in eine viel frühere Zeit (S. 4) hinaufſchieben will; da die Zendbücher ſelbſt keine Veranlaſſung dazu geben, und die hiſtoriſchen Zeugniſſe dagegen ſind. Wenn Plinius und andere Alte von einem oder mehreren, ungleich älteren, Zoroaſtern reden, ſo iſt dieß einestheils ein ſehr gewöhnlicher Nothbehelf, um alles, was einem großen National-Stifter in der Vorzeit etwa Verſchiedenartiges oder nicht Vereinbares zugeſchrieben wird, vereinigen zu können. Anderntheils aber ließe es ſich auch ſehr natürlich auf die früheren erleuchteten Lehrer in der Zend- und Parſi-Ueberlieferung deuten, beſonders auf den Hom oder Heomo zur Zeit des Dſchemſchid und den noch älteren Hoſcheng, von welchem letzteren ſelbſt der Feuerdienſt hergeleitet wird. Allein dieſe gehören beide dem erſten Weltalter an, ſie ſind Piſchdadier, Heilige der Urwelt und Zeugen der Wahrheit vor dem geſchriebenen Geſetze des großen perſiſch-mediſchen Religionsſtifters (Creuzer I. S. 670).

Das Heidenthum iſt zwar in ſeiner Lokalentwicklung der allergrößten Mannichfaltigkeit fähig, eben weil es eine Religion der Natur iſt, je nachdem die Fantaſie aus der unendlichen Fülle der Natur, was ihr am meiſten zuſagt, auffaßt, ſo wie es ſich ihr in ihrer Umgebung zeigt, und das Aufgefaßte weiter geſtaltet; aber eben weil es eine Religion der Natur iſt und ſo lange es nur dieſe bleibt, iſt es weſentlich Eine und dieſelbe. Der wichtigſte und folgenreichſte Unterſchied iſt wohl der, welcher zwiſchen dem Elementen- und Feuer-Cultus der Hirten- und Nomadenvölker und zwiſchen dem ſideriſchen Naturdienſte der ackerbauenden Völker Statt findet; allein auch hier iſt durchaus keine abſolute Abſonderung, und es werden Uebergänge und Vermiſchungen zwiſchen beiden Arten des alten Naturdienſtes in Menge gefunden. Der einzige Unterſchied, der ſich zwiſchen dem, was doch im erſten Grunde, wenn gleich einer unendlich mannichfaltigen Evolution fähig, weſentlich Eins iſt, noch am erſten machen ließe, wäre der zwiſchen dem Heidenthume mit Gott und einem Heidenthume ohne Gott. Allein ganz ohne Gott wird wenigſtens bei den Völkern, die eine Ueberlieferung haben und uns geſchichtlich bekannt ſind, nicht leicht eine heidniſche Religion gefunden werden; und ſo beruht auch hier wieder alles auf einem Mehr oder Minder, auf dem Grade der Kraft und der Klarheit, mit welcher, oder auf der verſchiedenen Form, in welcher die Idee des wahren Gottes aus dem Chaos der Natur-Mythologie hervortritt. — Hier iſt nun der Punkt, wo ich mich von dem Verfaſſer trennen muß, indem er dem urſprünglichen, reinen Heidenthume der Urwelt durchaus das größte Unrecht thut, wenn er behauptet, daß demſelben „Gott und Natur noch Eins waren“ (S. **22** u. **59**), daß ſie mithin von dem wahren Gotte gar nichts gewußt, nicht Gott in der Natur erkannt, die Natur aber in Gott angeſchaut, ſondern im Grunde nur einzig und allein die Natur angebethet hätten. Dieſes würde ſchon an und für ſich, klar betrachtet, nicht wohl denkbar ſein, da man doch überhaupt nicht wohl annehmen kann, daß der Irrthum der Wahrheit vorangegangen ſei; auch widerſprechen dem alle hiſtoriſchen Zeugniſſe, alle alten Ueberlieferungen und Urkunden. Unſern jetzigen Phyſikern und Natur-Philoſophen begegnet es wohl eher, daß ſie Gott in der Natur verlieren und ihnen beide Eins werden. Selbſt unſer Verfaſſer redet einmahl ganz beiläufig von „ewigen Naturgeſetzen;“ eine Redensart, welche man den eigentlichen Phyſikern und gewöhnlichen Natur-Philoſophen wohl verzeihen kann, um das zu bezeichnen, was die Natur einmahl angenommen und vorausgeſetzt, als gleich nothwendig mit ihr erſcheint und erkannt wird; die aber von der Genauigkeit des Ausdrucks in urhiſtoriſchen Forſchungen ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Was in der Natur ewig genannt werden kann, das iſt nicht in den Geſetzen zu ſuchen, ſondern gerade in dem, was über die Geſetze erhaben iſt, und eben dadurch als ein freies Göttliches ſich ankündigt. Sollte der Verfaſſer aber wirklich die Natur ſelbſt für ewig halten, ſo wünſchte ich wohl zu vernehmen, wie er zu dieſer merkwürdigen Kenntniß gelangt ſei. In der alten Zeit findet jene Verwechslung und Verſchmelzung von Gott und der Natur durchaus nicht in der Art Statt, wie der Verfaſſer annimmt, ſelbſt da nicht, wo der Naturalismus vorherrſchend iſt. Sehr beſtimmt kann man in den alten heidniſchen Religionen den Begriff des wahren, oder um es im Gegenſatz gegen den Naturalismus recht ſcharf zu bezeichnen, eines überſinnlichen, über die Natur erhabenen, oder metaphyſiſchen Gottes von den polytheiſtiſchen Zuthaten und der mythologiſchen Umgebung unterſcheiden und ausheben. Der Unterſchied iſt hier nur einzig der, daß in einigen Syſtemen des Heidenthums, wie in dem indiſchen, perſiſchen und chineſiſchen, zum Theil auch noch in dem ägyptiſchen, welches in dieſer Hinſicht den Uebergang zu der griechiſchen Mythologie macht, der metaphyſiſche Begriff von Gott, wie ſehr dieſer Begriff auch nachgehends polytheiſtiſch verunſtaltet ſein mag, dennoch gleichſam den Kern und die Seele den Mittelpunkt, Anfang und Gipfel des Ganzen bildet; dagegen in dem Heidenthume der Griechen und der ihnen verwandten Völker, derſelbe im Ganzen durch die Mythologie völlig verdeckt und verdunkelt wird, und nur an einzelnen Stellen, wie beſonders in den Myſterien, hie und da aber auch außer denſelben, alsdann aber auch ganz unverkennbar hervorbricht. In Hinſicht der Griechen wird dieſes nach Creuzers großen Forſchungen wohl keines weitern

Beweiſes bedürfen. Die durchaus metaphyſiſche Bezeichnung des höchſten Gottes in den indiſchen und perſiſchen heiligen Büchern, liegt offenkundig vor Jedermanns Augen da. Ueber die Religion der andern alten Völker wird es nach dieſen Grundzügen leicht ſein, zu entſcheiden, ob ſie mehr zu der einen oder der andern Klaſſe gehören. Der Jehovah des Moſes, ſagen neuere Kritiker, ſei ein bloßer National-Gott der Juden; allein das Wort ſelbſt iſt ſchon ganz metaphyſiſch gebildet (das indiſche Suayambhu dürfte ihm aus den alten Sprachen noch am erſten entſprechen); dieſes wird durch andere moſaiſche Bezeichnungen desſelben Gottes, wie: Der „Ich bin" ſendet den Moſes, „Ich bin, der Ich bin" noch mehr beſtätigt; und ſo kann dieſer Nahme Jehovah ſchon nach ſeiner ganzen Wortbildung nichts anders bedeuten, als den, der da iſt und offenbar iſt, der da war und da ſein wird; nicht ſeiend überhaupt in unbeſtimmtem, allgemeinem Sein, ſondern daſeiend d. h. ſich offenbarend. Es bezeichnet daher dieſer vierförmige (τετραγραμματον) und geheimnißvolle Nahme vorzugsweiſe den Gott der Offenbarung, weßhalb die ältere lateiniſche Kirchenſprache in der Vulgata dieſes Wort auch jederzeit durch Dominus überſetzt. Daß Jehovah auch hiſtoriſch angeſehen, nach Moſes nicht bloß ein Nationalgott iſt und nicht bloß den Juden eignet, iſt klar aus dem Segen des Noah, wo es ausdrücklich heißt, Jehovah ſei der Gott (der Elohi) des Sem und ſeines Stammes*); d. h. mit andern Worten, die von Sem abſtammenden Völker ſeien nicht ohne Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes. Man darf hierbei vorzüglich auch wohl mit an die vom Stamm Sems hergeleiteten Perſer denken, deren Religion in der heiligen Schrift immer ſo ſorgfältig und deutlich von dem eigentlichen Götzendienſte unterſchieden wird und genau genommen gar nicht zum Heidenthume gerechnet werden darf, da die Perſer vielmehr ſelbſt von dem gleichen Abſcheu gegen den ſideriſchen Götzendienſt der Aegypter durchdrungen waren, der auch in der Bibel herrſcht; ſo daß es faſt noch zu wenig geſagt iſt, wenn ein geiſtreicher engländiſcher Gelehrter die Perſer ſehr bezeichnend die Puritaner des Heidenthums nennt. In dem Segen des Noah wird jene Wohlthat der wahren Gotteserkenntniß ſogar noch viel weiter ausgedehnt, da es offenbar in der gleichen Beziehung vom Japhet heißt, „er ſolle in den Hütten des Sem wohnen;“ was denn auch gegenwärtig in der neuen Zeit bei den mehrentheils von Japhet abſtammenden abendländiſchen Völkern in ſo reichem Maaße in Erfüllung gegangen iſt. Man muß überhaupt den erſten, allgemeinen, urhiſtoriſchen Theil der Geneſis gar nicht beachtet oder nicht verſtanden haben, wenn man in dieſer Hinſicht dem Moſes den Vorwurf einer intoleranten Nationalbeſchränktheit machen will. Vielmehr wird es bei näherer Betrachtung klar werden, daß uns gerade Moſes die richtige und reine Idee von der einfachen Natur-Religion der Urwelt giebt, welche vor dem Judenthume und der Religion des geſchriebenen Geſetzes geweſen und aus welcher alles Heidenthum entſprungen iſt.

---

*) In der gewöhnlichen, proteſtantiſchen, deutſchen Bibelüberſetzung iſt dieſes nicht richtig gegeben, indem die beiden Benennungen Gottes, welche die Vulgata jederzeit ſehr ſorgfältig unterſcheidet, willkührlich herumgeſtellt ſind, ſo daß es nun lautet: „Geſegnet ſei Gott, der Herr des Sem;" ſtatt daß es im Texte heißt: „Geſegnet ſei Jehovah, der Elohi des Sem;" durch welche Verſetzung der tiefere Sinn ganz verloren geht.

Was den Verfaſſer eigentlich bei dieſer ganzen Frage vom Urſprunge und von der urſprünglichen Beſchaffenheit der Religion beengt und hindert, iſt die allerdings nicht leicht zu löſende Schwierigkeit, die er gar wohl fühlt, wie die Idee des wahren Gottes zuerſt an den Menſchen gekommen ſei und überhaupt in ihn kommen könne. Da der Verfaſſer unter den mancherlei Verſuchen, dieſe Frage zu beantworten, auch die von mir in der hier S. **271** folgenden Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ aufgeſtellte Behauptung, daß dieſes nur durch eine unmittelbare Offenbarung geſchehen könne, unter den übrigen Verſuchen erwähnt, die ihm alle als unbefriedigend erſcheinen (S. **58** u. **59**); ſo will ich darüber eine recht beſtimmte Erklärung in der Kürze verſuchen. — Denn es iſt dieſes doch nun einmahl einer von den Punkten, wo die urhiſtoriſche Forſchung mit der Philoſophie in unvermeidliche Berührung kommt; eine Berührung, welche der Verfaſſer zwar umgehen möchte, ſich ihr aber ſelbſt in dieſem letzteren Theile ſeiner Schrift, auf keine Weiſe zu entziehen vermag. Und wenn es eine freie, lebendige Philoſophie iſt, nicht eine ſolche, die aus Abſtractionen ein Syſtem erbaut; ſo iſt auch nicht abzuſehen, wie eine ſolche Philoſophie irgend ſtörend auf die urhiſtoriſche Forſchung einwirken könnte, was der Verfaſſer mit Recht wohl nur von jener andern in einem Syſteme befangenen und in Abſtractionen verſtrickten Philoſophie beſorgen könnte. Ueber die Entſtehung der Idee von Gott im Menſchen finden etwa folgende Erklärungsweiſen Statt. Iſt dieſe Idee von der Vernunft durch ſich ſelbſt aus dem eigenen Ich erzeugt und hervorgebracht, ſo iſt der Urſprung der Idee von Gott auch gleich aus ſich ſelbſt erklärt; nur das Daſein Gottes außer der Idee iſt dann unerklärbar; welche idealiſtiſche Schwierigkeit, da dieß ohnehin auf keine Weiſe die Meinung des Verfaſſers iſt, wir hier an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen, da dieſe Anſicht in ihrer ganzen Strenge überdem nur wenigen ſpekulativen Denkern eigen iſt, und niemahls allgemeine Denkart werden kann. Deſto allgemeiner verbreitet iſt die Meinung, welche den Naturmenſchen aus lauter ſinnlichen Wahrnehmungen, Bildern und Gefühlen den Begriff von Gott durch allmählige Steigerung, Läuterung und Verfeinerung erreichen läßt; wo er denn in ſich ſelbſt als ein zuſammengeſetzter Begriff und hinſichtlich der Entſtehung als zufällig veranlaßt erſcheint, mithin alle Realität verliert; zu welcher letzten Anſicht der Verfaſſer in einer Beziehung, wovon weiter unten, ſich zu neigen ſcheint, obwohl er im Ganzen das Ungenügende auch dieſer Erklärungsweiſe eingeſteht. Und in der That iſt es auch ein bloßer Scheingedanke, der ſich nah beleuchtet, nicht klar und verſtändlich faſſen, ja überhaupt nicht denken läßt. Im beſten Sinne aber und auf's günſtigſte ausgelegt, würde es doch nur als ein Wiederfinden und allmähliches Hervortreten der Idee von Gott erklärbar ſein, die dann ſchon früher in den Menſchen gelegen haben müßte. Und das iſt es eben, was der dritten Annahme, zu welcher wir uns bekennen, zu Grunde liegt. Was wir Vernunft nennen und andere ähnliche Eigenſchaften und Kräfte, die wir im Menſchen ein- und abtheilen, das ſind eben nur Eintheilungen und Eigenſchaften auf der Oberfläche der äußern Erſcheinung des Menſchen; ſeinem wahren innern Weſen nach, beſteht der Menſch nur aus zweierlei, aus Geiſt und Seele, und eben das iſt das Weſen des Menſchen, daß er nicht Geiſt allein iſt, ſondern ein Geiſt, der mit Seele verknüpft und mit ihr Eins iſt. Wenn nun der Geiſt ſowohl als die Seele urſprünglich gar keinen andern Gegenſtand haben, noch haben können, als Gott, wenn Er der erſte Gedanke jedes erſchaffenen Geiſtes, und der urſprüngliche Gegenſtand der fühlenden Seele iſt; ſo iſt alsdann die Idee von Gott als dem Menſchen angeboren oder eingeboren zu betrachten, und es iſt nicht mehr unerklärbar, wie ſich dieſe Idee in ihm entwickeln und ſelbſt äußerlich veranlaßt und wieder hervorgerufen werden kann, da ſie urſprünglich ſchon in ihm liegt. Dieſe Wiedererweckung bleibt immer möglich, wie ſehr auch Geiſt und Seele durch andere und äußere Gegenſtände abgelenkt, zerſtreut und verwirrt ſein mögen; eben weil der Gedanke, der wieder hervorgerufen werden ſoll, für beide der erſte und urſprüngliche war. Wohl dürfte man eine ſolche Wiedererweckung der dem Menſchen eingebornen Idee Gottes auch Erinnerung nennen, im Platoniſchen oder doch dem ähnlichen Sinne. Unvollſtändig aber bleibt dieſe Erinnerung, ſo lange ſie nur das iſt, und nur wie im Bilde eine Ahnung deſſen, was ſie erfaſſen möchte; und es bleibt immer noch eine große Kluft von dieſer Ahnung bis zur unmittelbaren Wahrnehmung, die nur durch den Gegenſtand ſelbſt, durch wirkliche Berührung Gottes geſchehen und erklärt werden kann. Und warum ſollte dieſe, wenn ſie es von Anfang war, nicht auch in jeder ſpätern Zeit möglich ſein, obgleich den irdiſchen Sinn überſteigend? Weil aber dieſer innere Aufſtrahl des Ewigen aus aller Zeit heraustritt und die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen mit einem Mahle ganz da iſt, ſchnell und plötzlich wie ſich der Blitz vor unſerm Sinnenauge entzündet, ſo wird ſie gleich dem ſchöpferiſchen Lichtanfange in der Natur, Erleuchtung genannt; und das iſt eben der in dieſer Anſicht aufgeſtellte Grundſatz, daß alle Erkenntniß Gottes auf unmittelbarer Erleuchtung beruhe. Iſt mit dieſer Erleuchtung nun eine äußere Richtung und Wirkung, eine Sendung und göttlicher Befehl verbunden, ſo iſt es das, was im ſpeciellen Sinne eine perſönliche Offenbarung genannt und den Verkündigern und Stiftern der wahren Religion und lebendigen Gotteserkenntniß beigelegt wird. Der Glaube aber iſt das Anſchließen an eine fremde Erleuchtung, ein Erfaſſen und Ergreifen derſelben, was ohne alle eigene und innere Erleuchtung nicht denkbar iſt, wenn der Glaube nicht bloß ein ganz äußerlicher ſein ſoll, der nur den Buchſtaben gedankenlos nachſpricht und alſo eigentlich auch ohne innere Ueberzeugung wäre. So kommt alles auf den Grundſatz der Erleuchtung, als erſte Quelle der Erkenntniß Gottes zurück; und in der Hoffnung, daß dieſe Erklärung nun deutlich und beſtimmt genug ſein wird, will ich, um jedes Mißverſtändniß vollends abzuſchneiden, noch hinzufügen, daß mithin dieſem Grundſatze gemäß, die Metaphyſik eine durchaus empiriſche und poſitive Wiſſenſchaft iſt, „welche ſich denen, die der Erfahrungs-Idee davon ermangeln, nicht kommuniciren läßt.“ — Dieſes jedoch bleibt einer andern Ausführung überlaſſen; wenden wir das hier zu Grunde gelegte nun an auf die Beſchaffenheit der urſprünglichen Religion. — Ich nehme Eine urſprünglich gute und wahre Religion an, in einem viel volleren Sinne als der Verfaſſer; und es wird nun leicht erklärbar ſein, wie ich behaupten konnte, das urſprüngliche und reine Heidenthum, von welchem wir faſt überall nur die Entartung finden, ſei die wahre Religion der Natur geweſen, welche Gott in der Natur erkennt, die Natur aber in Gott ſchaut, ohne deßfalls „beide für Eins“ zu halten. Und eben das war die Erleuchtung, welche die Heiligen der Urwelt beſaßen, und welche auch Moſes einigen derſelben nahmentlich beigelegt. Wird nun dieſe göttliche Erleuchtung nur feſtgehalten, ſo kann man auch recht wohl eine andere natürliche daneben und jener untergeordnet gelten laſſen, jenen „geiſtigen Inſtinkt“ (S. 59) nähmlich, vermöge deſſen die Menſchen der Urwelt, weil ſie ſelbſt noch in einer näheren und innigeren pſychiſchen Berührung und Verknüpfung mit der Natur ſtanden, und durch dieſe, ungeachtet ſie unſere Maſchinen, Experimente und Berechnungen entbehrten, manches von der Natur wußten, völlig klar erkannten und ganz leicht handhabten und gebrauchten, was wir mit allen unſeren Rechnungen und Maſchinen noch nicht ſo recht zu erfaſſen im Stande ſind. Da alle Analogien der Naturkunde und ſo viele hiſtoriſche Thatſachen, die ſonſt ganz unerklärbar bleiben möchten, für dieſe Annahme und hier anzuwendende höhere pſychiſche Anſicht ſprechen, ſo erſcheint es nur als eine ſkeptiſche Willkuhr des Verfaſſers, wenn er dieſe ſo kurzweg beſeitigen will (S. 59).

Die Erleuchtung aber, welche die Quelle der Religion bei den Heiligen der Urwelt geweſen, iſt noch wohl zu unterſcheiden von der ſpeciellen Offenbarung und perſönlichen Sendung der eigentlichen Religionsſtifter und prophetiſchen National Geſetzgeber, welche dem zweiten Weltalter angehören. Merkwürdig iſt, was in der Geneſis über einige fromme und erleuchtete Männer des erſten Weltalters in kurzen Andeutungen vorkommt. Die erſte rein hiſtoriſche Erwähnung dieſer Art iſt die von Enos, der zuerſt den Nahmen Jehovah angerufen; jenen wundervollen und geheimnißreichen Nahmen, „vor dem ſich alle Knie beugen, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde ſind.“ — Im Text heißt es bekanntlich, „zu deſſen Zeit“ zuerſt der Nahme Jehovah's angerufen ward; wenn gleich aber der Anordner der Vulgata ſeine guten Gründe gehabt haben mag, warum er jene Lesart vorzog, welche dieſes neue und große Ereigniß, der Erfindung des Gebeths oder was etwa ſonſt noch darin liegen mag, dem Enos perſönlich zuſchreibt; ſo geht doch daraus um ſo mehr hervor, daß Enos darum keineswegs als ein eigentlicher Religions Stifter im ſpäteren Sinne zu betrachten ſei. So hoch alſo ſetzt Moſes das Alter der reinen Jehovah Verehrung hinauf; vom Henoch aber (dem Idris der neuern Morgenländer und dem Kapila der Indier, welchem die älteſte indiſche Philoſophie beigelegt wird, noch vor der ganzen Entwicklung der entarteten Mythologie und lange vor dem ſehr ſpäten Vedanta-Syſtem); von dieſem auch den andern aſiatiſchen Ueberlieferungen wohl bekannten Henoch ſagt Moſes: er „lebte in Gott,“ *) mit drei-

---

*) In Gott; um alle Bedeutungen der Partikel Eth את, aus, mit und zu — Gott, zugleich auszudrücken.

mahliger Erwähnung und Wiederhohlung des Nahmens Elohim, womit in ſolcher Beziehung jederzeit eine beſondere göttliche Geiſteskraft und Erleuchtung angedeutet wird, wie etwa auch in der ſpäteren Zeit der wundervolle Elias ein Mann Elohim genannt wird; ſo daß jenes „er lebte in Gott,“ wenn man ſich einige Umſchreibung erlauben dürfte, wohl am beſten heißen könnte: „er wandelte in der Kraft Elohim.“ — Vom Noah heißt es nun wieder, er fand Gnade vor Jehovah, und ferner, er lebte in Gott, oder wie wir es auszudrücken verſucht, er wandelte in der Kraft Elohim. Bei dieſem Heiligen der moſaiſchen Urwelt treffen wir wieder mit der Theorie des Verfaſſers zuſammen. Er unterſcheidet den eigentlichen Offenbarungsbegriff von dem bloßen frommen Naturgefühl der Urzeit ſehr wohl und iſt die Entſtehung des erſten, die ihm auf die bisherige Weiſe als nicht gelungen erſcheint, auf ſeine eigene Weiſe zu erklären bemüht. Das ſchreckliche Ereigniß der letzten Erdrevolution, wo ſich die Natur gegen den Menſchen ſo ganz feindlich bewies, habe im Dankgefühle der Errettung auf den Begriff eines Weſens geführt, das über die Natur erhaben und ganz von ihr verſchieden ſei; und daraus ſei dann die Offenbarungslehre entſtanden. So leiten auch die franzöſiſchen Alterthums-Philoſophen den Urſprung aller Religion von jener furchtbaren Erd-Kataſtrophe her, und laſſen dieſelbe aus der Furcht und einer durch Schrecken aufgeregten Fantaſie entſtehen. Der Verfaſſer hat dieſe Anſicht doch viel edler und tiefer aufgefaßt, indem er dabei nicht ſowohl dem Schrecken vor dem furchtbaren Naturereigniſſe, als dem Dankgefühle gegen den großen Erretter das meiſte einräumt. Ganz in dieſem Sinne mag man wohl auch das große Dank- und allgemeine Naturopfer des Noah bei Moſes nehmen und verſtehen; und unſtreitig mußte jene furchtbare Naturbegebenheit die Religion und das Gefühl von Gott auf manche Weiſe erwecken und neu beleben oder ihm eine neue Richtung geben; nur konnte die Idee von Gott dadurch nicht zuerſt in den Menſchen kommen, wenn ſie nicht ſchon urſprünglich in ihm gelegen hätte. Auf keine Weiſe aber iſt es richtig, was nur Ein Moment in der Geſchichte der älteſten Religion und in der Frage von dem Urſprunge und der erſten Entwicklung derſelben bildet, als das Ganze betrachten und aufſtellen zu wollen. Der letzte, welchen Moſes in ähnlicher Beziehung und Bezeichnung erwähnt, iſt Melchiſedek, der obwohl er ſchon zur Zeit des Abraham lebte, doch noch vor der Berufung desſelben ſtehend, den früher genannten Heiligen der Urwelt beigezählt werden muß, und eben dadurch einen neuen Verbindungspunkt bildet, durch welchen der volkshiſtoriſche Theil der Geneſis an den urhiſtoriſchen angeknüpft wird (S. oben). Obwohl er aber ein Prieſter des höchſten Gottes, in dreimahliger Wiederhohlung dieſes beſondern göttlichen Nahmens (El Eliun) genannt wird, und als ſolcher dem Abraham ein Vorbild des höchſten unblutigen Opfers (nach frommer Sitte der Urwelt) darbringt; ſo kann er, ganz allein und einzeln ſtehend, doch auf keine Weiſe und eben ſo wenig als die früher genannten als ein eigentlicher Religions Stifter und prophetiſcher Geſetzgeber verſtanden werden. Zu dieſer Klaſſe, welche das zweite Weltalter beherrſcht, gehört außer dem Moſes, vor allen Dingen Zoroaſter; dann der indiſche Gautama, wie jener Geiſt, welcher alles in Indien verändert hat (der die Nyaya-Philoſophie geſtiftet und zu dem Vedanta Syſteme als Gegenſatz gegen jene, und ausgleichende Umbildung der alten Lehre gegen die Neuerung, die Veranlaſſung gegeben hat), mit ſeinem hiſtoriſchen Nahmen heißt, welchen die zahlreichen Anhänger ſeiner Religion Buddha (sapiens, intelligentia, verbum) nennen; ferner Confucius und andere prophetiſche National Geſetzgeber bis auf den Mahomed herab. Gemeine, gewöhnliche Menſchen waren dieſe alle nicht, ſondern mit außerordentlichen Eigenſchaften und Gaben ausgerüſtete Männer; ob es aber bloß eine ſideriſche Naturkraft geweſen, oder auch eine böſe und dämoniſche Geiſtesgewalt — oder aber, ob es der Geiſt Gottes war, die Kraft Elohim und das Licht Jehovah, welches ſie getrieben und in welchem ſie gelehrt und gewirket; das muß freilich erſt unterſucht und aufmerkſam erwogen werden; und unſtreitig muß uns ſelbſt ſchon die Idee Gottes völlig klar und gewiß geworden ſein, ehe wir zwiſchen der wahren und falſchen Offenbarung unterſcheiden können; welcher Gegenſtand hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Nachdem wir nun geſehen haben, auf welche Weiſe Moſes die Erkenntniß des wahren Gottes auch in der urhiſtoriſchen Zeit des erſten Weltalters und vor dem Volke Abrahams berührt, und in den vier epochemachenden Punkten von Enos, Henoch, Noah und Melchiſedek andeutend darauf hinweiſt; ſo wäre jetzt noch ein Wort zu ſagen über die in ihm enthaltene Anſicht von der Natur, wie ſie ſich beſonders in dem urhiſtoriſchen Theile ſeiner heiligen Ueberlieferung kund giebt, in der Geſchichte jener erſten Zeit, da noch kein geſchriebenes Geſetz gegeben war und man Gott nur in der Offenbarung der Natur erkannte, die Natur aber in Gott ſchaute. Jede Art von Naturdienſt oder gar von Anbethung der Natur iſt bei Moſes, wie ſich verſteht, ſtreng ausgeſchloſſen; dieſes hindert aber nicht, daß ſich bei ihm eine reine Verehrung des Göttlichen in der Natur und eine ſehr tiefe Anſchauung alles Weſens und Wirkens der Natur vorfindet und ausſpricht, welche der aufmerkſamſten Beachtung würdig iſt. Werfen wir nun in dieſer Hinſicht noch einen Blick auf die moſaiſche Bildungsgeſchichte der Erde; ſo tritt manches gleich ſehr hell und entſchieden hervor, andres aber wird, wie überhaupt nicht ſelten in der Geneſis, ſo auch in der Darſtellung der Natur und Erdbildung ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder in kurzer Andeutung, wie verloren, in den Hintergrund geſtellt. So wird der erſte Lebenshauch, das eigentliche Reelle in der Natur, das Element der Luft nirgends ausdrücklich und hervorhebend erwähnt; ausgenommen, wo Jehovah Elohim dem aus Lehm gebildeten Erdenſohne den „Odem des Lebens" einbläſt (Kap. II. 7). So kann auch wohl in dem oben commentirten zweiten Verſe der Schöpfungsgeſchichte, bei dem Geiſt Gottes, welcher vor dem Anfange der neuen Erdbildung, auf dem Waſſer ſchwebt, da von einer ganz lokalen und beſtimmten, durchaus phyſiſchen göttlichen Einwirkung die Rede iſt, und das Wort Ruach רוּחַ ohnehin auch Lebenshauch bedeutet, an ein natürliches Medium der göttlichen Kraft und Allmacht, in dem allgemeinen Lebenselemente der Luft, als die ſchöpferiſchen Acte der Wiedergeburt der Natur vorbereitend, gedacht werden. In der moſaiſchen Weltbildung ſelbſt aber, und in ſeiner Naturdarſtellung überhaupt, nimmt das Licht die erſte Stelle ein, wie ſchon oben hinreichend Gelegenheit geweſen, darauf hin zu weiſen. Wie überhaupt in der bibliſchen Lehre und Sprache die Gnade im Menſchen ſo oft unter dem Bilde des Lichts dargeſtellt wird, ſo wird umgekehrt das Licht bei Moſes und auch ſonſt, als das unmittelbar Göttliche, als ein gottgeſendeter Strahl der Gnade in der Natur geſchildert und nicht zwar an und für ſich, aber als ein Bothe und Verkündiger der Herrlichkeit Gottes verehrt und obenan geſtellt. In der moſaiſchen Weltbildung iſt das Licht der erſte Erwecker und Erreger des höheren Erdenlebens, der große Wiederherſteller in der Natur, der die alte Verwirrung durchfahrend ſcheidet und Ordnung ſchafft in dem, was nun klar und feſt getrennt iſt. In der erſten Reihe der moſaiſchen Tagewerke folgen nun auf das Element des Lichts nach einander Waſſer, Erde, und die aus der vom Waſſer befruchteten Erde dem Lichte entgegen grünenden Gewächſe; alles nah verwandte Elemente oder Productionen der Natur. Des Feuers wird nirgends ausdrücklich, ſo wie etwa des Lichtes erwähnt, obwohl es ſonſt bei Moſes nicht bloß als Bild, ſondern ſelbſt als Medium der Erſcheinung Gottes in der Feuerſäule, dem feurigen Buſch u. ſ. w. vorkommt. Das Feuer an und für ſich gedacht, iſt mehr ein Element der Zerſtörung, zur Vernichtung oder zur Reinigung, als ein Princip des Lebens und der Weltbildung; nur gemildert, verhüllt und gebunden wirkt es als ein ſolches in der Sonnenwärme, oder als Lebensfeuer in den Adern blutbeſeelter Geſchöpfe, und in dieſer Form und Beziehung liegt es denn auch in der zweiten Reihe der moſaiſchen Tagewerke zum Grunde, wo die Anordnung der belebenden Geſtirne und die Hervorbringung der lebendigen Erdebewohner in allen Reichen der Natur in Kürze berichtet wird. Die erwärmende Sonne und der Mond (der auf Gährung, Wachsthum und Erzeugung, nach der Anſicht aller alten Völker und vieler neuern Naturforſcher, mächtig einwirkend, immer noch als ein Princip einer, wenn gleich ſehr deprimirten Lebenswärme zu betrachten iſt) führen uns als die herrſchenden Geſtirne des Tages und der Nacht wieder zurück zu dem Lichte, welches bei Moſes den Anfang macht und immer das Erſte bleibt. Die Fülle und

Fruchtbarkeit der lebendigen Erdgeſchöpfe in ihrer Ernährung und Fortpflanzung zahlreicher Geſchlechter wird ſchon hier, wie ſo oft ſpäterhin bei Moſes, mit Wohlgefallen als ein lebendiger Segen Gottes betrachtet und geprieſen. Die Rückkehr zum Lichte iſt aber auch hier in den blutbeſeelten Lebendigen, beſonders in der Krone aller Erdgeſchöpfe, in dem Menſchen, durch die Sache ſelbſt gegeben. Aus dem Waſſer, oder der vom Waſſer befruchteten Erde wächſt die Pflanze dem Lichte entgegen und lebt von ihm; gleichwohl iſt die Blume, als Gipfel der Pflanze, obgleich ſich ihm ganz hingebend und entgegen neigend, nur eine Sehnſucht nach Licht, welche unbefriedigt bleibt und nicht bis zum wirklichen Auge durchbricht. Das Auge iſt es, und nicht zunächſt die willkührliche Bewegung, welche manche Thiergattungen in ſo geringem Maaße oder faſt gar nicht haben, und welcher ſich die Pflanzen dagegen periodenweiſe wieder nähern; das ſonnenempfindende*) Auge iſt es, welches das Thier zum Thier und die Lebendigen zu Lebendigen macht; das Auge, welches in der Krone aller Erd Lebendigen, im Menſchen, wie die Blume aufrecht zum Lichte gewendet, in dem wundervollen Kreiſe ſeines Angeſichts ſelbſt als eine zwieſache Sonne hervorſtrahlt. Was aber iſt dieſes äußere Licht und die ſichtbare Sonne gegen das innere Auge, durch welches der Menſch in ſeinem Geiſte das Licht ſieht, welches ewig ſcheint, und eben dadurch ein Ebenbild Gottes wird, ein Abglanz und Wiederſchein ſeiner Herrlichkeit? So wird am ſechsten Tagewerke mit dem Menſchen beſchloſſen, was im erſten durch das Licht begonnen war; und es folgt in der ſiebenten Zeit nun die Ruhe Gottes, nach ganz vollendetem Werke. — Wenn das Licht, als das Geiſtigſte in der Sinnenwelt, den Einen Wendepunkt der moſaiſchen Naturanſchauung bildet, den wir auch bei den andern altaſiatiſchen Völkern in ähnlicher Würde wieder finden; ſo findet ſich der andere ſichtbar in

---

*) „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
„Wie faßt es denn des Lichtes Kraft?"
heißt es in einem ſchönen alten Verſe; ein Spruch, der auch in der Philoſophie ſeine reiche Anwendung findet.

der eigenthümlichen bibliſchen Anſicht vom Blute, wie es das beſeelende und verborgene Lebensfeuer iſt in allen Lebendigen, die geheime Werkſtätte und das Gott geheiligte Sanctuarium des Lebens, welches ſo vieler Verletzungen fähig, und eben darum mit der vorſichtigſten Ehrfurcht zu behandeln iſt. So wird, der blutigen Opfer nicht zu erwähnen, vom Abel geſagt, daß ſein Blut zu Gott von der Erde emporſchreie, welche den Mund geöffnet, um es aus der Hand des Mörders zu empfangen. Und als der Menſch nach der Sündfluth, ſtatt der ehemahligen milden Pflanzennahrung (Kap. I. 29.) einer glücklicheren Urwelt, nun auch auf die lebendigen Mitgeſchöpfe zur Nahrung angewieſen ward *), ſo wird doch zugleich vor dem Blute gewarnt, es nicht zu genießen; und nun, merkwürdig genug, gleich nach der ſchrecklichen Natur-Kataſtrophe auch das Geſetz der rechtlichen Blutrache und wiedervergeltenden Todesſtrafe verkündigt. Die bibliſche Anſicht vom Blute, als der andere Wendepunkt der moſaiſchen Naturanſchauung, greift ſchon ganz in das Specielle des moſaiſchen Geſetzes ein; daher wir dieſen Faden hier nicht weiter verfolgen können. In welchem Sinne aber auch nach Moſes der Gottesdienſt der Urwelt eine Religion der Natur geweſen, das iſt beſonders aus dem einleuchtend, was bei der Erſchaffung und Sendung Adams von ſeinem urſprünglichen Verhältniſſe zur Natur geſagt wird, über die er zum Herrn und Beherrſcher eingeſetzt worden, als ein wahrhafter König und mit

---

*) Der Menſch hat die Zähne von beiden Thiergattungen, der fleiſchfreſſenden und derjenigen, die ſich von Pflanzen nährt. Daraus folgt aber wohl bloß, daß er eine große Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln, und auch zubereitete, zu genießen beſtimmt und organiſch eingerichtet war. Dann anzunehmen, daß der Menſch urſprünglich als ein fleiſchfreſſendes und reißendes Thier erſchaffen ſei, iſt gegen alle innere Wahrſcheinlichkeit, mit den deutlichſten Hinweiſungen in den älteſten und heiligſten Ueberlieferungen, daß die erſte Nahrung des Menſchen Pflanzennahrung geweſen, durchaus ſtreitend, und allerdings auch mit dem Chriſtenthume, und der Anſicht, welche uns dieſes und die chriſtliche Philoſophie vom Erſten Menſchen und ſeinem urſprünglichen Zuſtande giebt, nicht wohl vereinbar.

hin auch Hoherprieſter derſelben, da ſie ja doch nur zur Verherrlichung Gottes dienen und gebraucht werden ſoll. In dieſem Sinne und in der Function eines Königs und Hohenprieſters der Natur dürfte wohl die Stelle zu erklären und zu deuten ſein, wo es von Adam heißt, daß er allen Lebendigen der Erde ihren Nahmen gab; denn von dem ſogenannten Urſprung und erſten Stammeln einer noch halbthieriſchen Naturſprache, nach modern beliebter Ausdeutung (d. h. Heraus- und Wegdeutung des göttlichen Geiſtes) kann dieſe Stelle ſchon deßwegen nicht verſtanden werden, wenigſtens nicht in unſerer Anſicht und Bedeutung von Sprache, weil es ausdrücklich heißt, „Jehovah“ habe dem Adam alle Geſchöpfe vorgeführt, denen er dann ihre Nahmen gab; dergleichen bei Moſes nicht umſonſt zu ſtehen pflegt. — Auch unſere gewöhnlichen Vorſtellungen von einem ſeligen Müßiggange des Menſchen im Paradieſe, ſind nicht ganz richtig und moſaiſch begründet. Denn ausdrücklich wird Adam von Gott eingeſetzt in das Paradies, „um es zu bauen und zu bewahren.“ — „Zu bewahren“ d. h. zu vertheidigen; kämpfend gegen den Feind, der ſich doch nachher einzuſchleichen wußte. „Es zu bauen,“ gewiß nicht zur gemeinen Leibesnothdurft, wie ſpäterhin, nachdem „der Acker verflucht war um ſeinetwillen;“ alſo zu welchem andern Zwecke ſollte es wohl bearbeitet werden, als zur immer größern Verherrlichung Gottes! —

Nachdem wir nun alles, was die Erdkunde und letzten Erdrevolutionen betrifft, in der urhiſtoriſchen Forſchung des Verfaſſers, ferner auch den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Religion erörtert, und dabei dem Zendaveſta und allem, was er Merkwürdiges nach der Deutung des Verfaſſers darbiethet, den wohlverſtandenen Sinn der Geneſis, ſo ausführlich als hier geſchehen konnte, zur Seite oder gegenüber geſtellt haben; ſo wenden wir uns jetzt zu des Verfaſſers Meinung über die Urſprache, als dem zunächſt mit dem vorigen verwandten Gegenſtande. Denn es iſt mit der Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der erſten Sprache, wie mit der Frage über den Anfang der Religion. Es handelt ſich auch hier wie dort darum, ob man eben geradezu mit dem anfangen ſoll, was wirklich überall das Erſte iſt, mit dem Geiſte in ſeinem Wirken, oder aber verſuchen will, den Geiſt erſt allmählich aus der ſinnlichen Verworrenheit hervorzuklügeln und als zufälligen Auswuchs hintendrein anzufügen. Bemerkenswerth war es uns, wie der Verfaſſer zwiſchen beiden Meinungen nicht ſowohl die Mitte hält, als zwiſchen ihnen getheilt iſt. Der einen Meinung, welche die Sprache aus einem thieriſchen Geſchrei oder ſchallnachahmenden Lallen allmählich zur Vernunftform und geiſtigen Bedeutſamkeit ſich emporkünſteln läßt, huldigt der Verfaſſer durch den Grundſatz (S. 13 und folg.), daß die Urſprache einſylbig geweſen ſein müſſe; der andern Meinung, welche dafür hält, daß die Sprache wohl mit der reinſten, geiſtigen Bedeutſamkeit angefangen haben könne, und die roheren Sprachen als herabgeſunkene betrachtet, giebt er ſich dadurch gefangen, daß er den innigen und unzertrennlichen Zuſammenhang (S. 76) zwiſchen der mehrſylbigen, organiſch gegliederten und gebildeten Sprache und der wundervollen Erfindung (S. 73) der Buchſtabenſchrift anerkennt und einſieht. Nöthig iſt es jedoch, daß wir uns bei dieſer Unterſuchung gleich ganz und gar auf das hiſtoriſche Gebieth verſetzen; denn die eigentlich ſo zu nennende — allerdings durchaus vorhiſtoriſche — Urſprache dürfte wohl durch eine ſo große Kluft von uns und unſerm gegenwärtigen Zuſtande abgetrennt ſein, daß weder des Hrn. Verfaſſers noch auch meine Forſchungen, die erforderliche Brücke dahin zu ſchlagen, und den allgemeinen Zugang zu jenem „verlornen Worte" der Urſprache wieder zu öffnen im Stande ſein möchten. Das wäre nähmlich im rechten Sinne die wahre Urſprache zu nennen, was Moſes in der oben erwähnten Stelle andeutet und unſerm Dafürhalten nach in derſelben wirklich gemeint iſt, von der Zeit als Adam noch das göttliche Fiat in der Natur beſeſſen, und wie er dieſe Sprachherrſchaft zwar nicht aus eigner Gewalt und Vollmacht, ſondern nach Gottes Willen und Einſetzung und unter Jehovahs Mitwirkung und Anleitung ausgeübt hat, bis er in jenen verderblichen Schlaf verſunken iſt, durch welchen er der Sinnengewalt anheim fiel. Und auch ſpäter noch als der nun in ſeiner Sünde erkrankte Menſch (Enos heißt der Menſch, und ſeiner Wurzelbedeutung nach der „Kranke") den geheimnißvollen, wunderwirkenden Nahmen des wahren Gottes wieder gefunden und zur Hülfe aus ſeinem Elende angerufen hatte, konnte dieſes nicht geſchehen, ohne daß er auch den innern, weſentlichen, wahren Nahmen ſehr vieler Naturkräfte und Dinge zugleich mit jenem höchſten Worte finden, erkennen und entdecken mußte. — Doch dieſes alles, als mehr in die chriſtliche Philoſophie einſchlagend, welcher es auch allerdings zum Theil angehört, wird der Verfaſſer lieber von der urhiſtoriſchen Forſchung ausgeſchloſſen wiſſen wollen. Wir verfolgen dieſes daher nicht weiter und treten gleich mit dem Verfaſſer auf das rein hiſtoriſche Gebieth, wo uns dann unter den faktiſch bekannten, alten und älteſten Sprachen, ſogleich der Unterſchied zwiſchen den mehrſylbigen und einſylbigen, als der eigentliche Hauptpunkt der ganzen Unterſuchung entgegentritt. Da finden wir nun allerdings eine Sprache vor, von durchaus einſylbiger Natur, von undenklich hohem Alter und zugleich von der allerkünſtlichſten Ausbildung, die chineſiſche nähmlich; und von dieſer Seite dürfte es ſchwer ſein, über den Vorrang der einen oder der andern Gattung, beſonders auch der Zeit nach bloß hiſtoriſch genommen, zu entſcheiden. Eigentlich fragt es ſich doch nur, welches der Hauptſtamm geweſen und welches der Nebenzweig ſei. Ueber den innern Werth iſt die Frage dagegen leicht entſchieden. Die mehrſylbigen Sprachen ſind durch und durch und bis in die innerſten Fäden des lebendigen Gewebes organiſch gebildet, in den Wurzeln wie in der grammatiſchen Form und jener tief eingreifenden etymologiſchen Verwandtſchaft, welche ſich faſt über den ganzen Erdboden hin verzweigt durch alle Aeſte der indiſchen, griechiſch-lateiniſchen, perſiſchen und germaniſchen, und in entfernterer Verknüpfung auch ſelbſt der phöniciſch-arabiſchen und zweifelsohne auch der geſammten ſlawiſchen Sprachen. Die einſylbige Sprache dagegen hat kein wahrhaft inneres, organiſches Leben, ſondern bildet ein bloßes Aggregat von iſolirten Klängen, welches ohne innere Entfaltung bei höherer Ausbildung zuletzt in ein unendlich künſtliches Syſtem der willkührlichſten und ganz conventionellen Zeichenſprache ausgeht, wie bei den Chineſen, wo zuletzt das Chaos der angenommenen Schrift-Chiffern, der unbeſchreiblichen Armuth und Zweideutigkeit der mündlichen Sprache zu Hülfe kommen muß, um ſich nur nothdürftig verſtändigen zu können. Auf den innigen Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Schrift und auf die verſchiedenen Arten der ſchriftlichen Bezeichnung kommt dabei alles an. Die Bilderſchrift, von der mexikaniſchen Malerei an, durch die ſymboliſch-prieſterliche Geheimſprache der ägyptiſchen Hieroglyphen hindurch, bis zu dem endlos künſtlichen Chiffern-Chaos der Chineſen, bleibt immer das Untergeordnete; auch nach der Anſicht des Verfaſſers, der die „Erſtaunen erregende Erfindung" (S. 73) der Buchſtaben, als unzertrennlich verknüpft mit der Ausbildung der mehrſylbigen oder organiſchen Sprache anerkennt, und dieſer Schrifterfindung das höchſte Alterthum zugeſteht (S. 73 und 76), ja ſie für urſprünglich, d. h. für völlig gleichzeitig mit dem erſten Erwachen des menſchlichen Geiſtes zu halten geneigt ſcheint. Worin aber dieſer Zuſammenhang zwiſchen den mehrſylbigen Sprachen und der Buchſtabenſchrift beſteht, das hat der Verfaſſer nicht näher angegeben; obwohl es ſich allerdings nachweiſen läßt. Die Buchſtabenſchrift beruht auf einer, wenn man will, ſehr kunſtreichen, vielleicht aber auch bloß ſehr naturgründlichen Zerlegung eines jeglichen Menſchenlauts in ſeine einzelnen und einfachen Elemente. Auf einer eben ſolchen Zerlegung des bezeichneten Gegenſtandes beruht die aus mehrſylbigen Wurzeln organiſch emporwachſende Sprachbildung. Es iſt nicht ein äffender Nachklang des äußern Gegenſtandes, ein unwillkührlicher Ausſchrei des inneren Zuſtandes, wie in den einſylbigen Sprachen, ſondern ein wahrhaft geiſtiges Auffaſſen aller verſchiedenen inneren oder äußeren Lebenswirkungen und Kraftäußerungen; mehrſylbig in den erſten Wurzeln, die ſchon gegliedert und ſelbſt Worte ſind; alſo nicht bloß nach dem rohen Totaleindruck ausgeſtoßen, ſondern geiſtig geſondert nach den dynamiſchen Beſtandtheilen und inneren Elementen, denen, wie ſie in der Natur ſind, wohl auch die Elemente des in Vokale, Conſonanten und den geiſtigen Hauch und Accent zerlegten und zergliederten Menſchenlauts in mannichfacher und tiefer Analogie entſprechen mögen. Und das wäre denn das eigentliche Wunder der menſchlichen Sprache, wenn wir anders die hiſtoriſchen Beweiſe gegen eine grundloſe Theorie alten Vorurtheils von allgemeiner und urſprünglicher Sinnlichkeit und Geiſtloſigkeit endlich genug wollen gelten laſſen, um eine wirklich menſchlich zu nennende, urſprünglich wahre und weſentliche Redemittheilung nicht länger zu läugnen, die mehr geweſen und noch iſt, als ein Spiel der Täuſchung und Willkühr, aus thieriſchem Geſchrei, einigen Bildern und willkührlichen Zeichen zufällig zuſammengeſetzt. Daher erklärt ſich alſo erſt vollkommen die vom Verfaſſer im Allgemeinen angedeutete innige Verbindung der Buchſtabenſchrift mit der mehrſylbigen Sprache, da ſie beide auf derſelben dynamiſchen Zerlegung und Auffaſſung der innern Elemente des Menſchenlauts, wie der Lebenserſcheinungen, als Gegenſtand der Sprache beruhen, und auf der Geſtaltung zu einem organiſchen Gebilde, welche dem in ſeinen Elementen Erfaßten und dynamiſch Vereinten in jeder Entwicklung bleibt, weil der Keim dazu ſchon im erſten Urſprunge lag. Dieſe dynamiſche oder lebendig geiſtige Auffaſſungsweiſe iſt es, welche den ſo großen und grundweſentlichen Unterſchied zwiſchen den zwei verſchiedenen Klaſſen von Urſprachen, den mehrſylbig organiſchen und den einſylbigen Aggregat-Sprachen bildet. Den Vorrang in Hinſicht des innern Werths und geiſtigen Gehalts räumt der Verfaſſer eben durch den von ihm anerkannten Zuſammenhang mit der Buchſtabenſchrift den organiſchen Sprachen ſogleich ein, zu welchen die indiſche und lateiniſch-griechiſche Sprache, in einer etwas entfernteren Reihe die germaniſchen und perſiſchen, ſo wie in noch größerer Entfernung und zum Theil anderer Weiſe auch die arabiſch-ſyriſchen und ſlawiſchen Sprachen gehören. Aber auch den Vorrang der Zeit und des Alters kann der Verfaſſer ihnen nicht abſprechen, wenn anders die Erfindung der Buchſtabenſchrift ein ſo hohes Alter hat, wie er behauptet (S. 73 und 76), oder vielleicht gar eine urſprüngliche geweſen, wie er anzunehmen ſcheint. Das Vorhandenſein uralter Originalſprachen von der einſylbigen Klaſſe, die immer nur als ein Nebenzweig und eine Abart von jenem erſten Hauptſprachenſtamme betrachtet werden muß, läßt ſich leicht erklären, ſo bald man „ein Zurückſinken der Sprache“ als denkbar und möglich zugiebt, wie der Verfaſſer, der uns hier auf halbem

Wege entgegen kommt (S. 76), und jenes Zurückſinken der Sprache eben aus dem „Vergeſſen der Schrift,“ nähmlich der von jener unzertrennlichen Buchſtabenſchrift, nicht minder ſinnreich als befriedigend erklärt. Wobei nur erinnert werden muß, daß jedes Zurückſinken des Geiſtes, was viele und verſchiedene Urſachen haben mag, auch ein Zurückſinken der Sprache nach ſich ziehen wird, und daß dieſes daher auf mehr als eine Weiſe erfolgen kann. Was die Schriftzeichen betrifft, ſo hätte der Verfaſſer außer der Bilderſchrift und den Elementarzeichen oder Buchſtaben, auch noch eine andere Art von mathematiſchen oder Realzeichen erwähnen mögen, welche den Gedanken oder Gegenſtand ganz durch Ein Zeichen wieder geben, welches ohne Bildlichkeit und ohne Willkühr dem Weſen der Sache ſelbſt entſpricht. Dahin gehören die indiſchen, auch uns durch die Araber zugekommenen Decimalzahlen; eine Erfindung, die wohl nicht weniger erſtaunenswürdig genannt zu werden verdient, als die der Buchſtabenſchrift. Wenigſtens iſt in dem geraden Striche als Bezeichnung der Einheit, der dreigezackten Figur des Drei, dieſes ganz Entſprechende eines wahren Realzeichens noch unverkennbar und beſonders merkwürdig auch die Bezeichnung der Null durch den Kreis; wenn gleich nicht alle Zahlen mehr die urſprüngliche Figur erhalten haben, oder dieſe noch in ihnen zu erkennen ſein dürfte. Dadurch unterſcheidet ſich nun die indiſche Decimalzählung, von den Zahlzeichen, welche aus neben einander geſtellten Strichen oder Initial-Buchſtaben zuſammengeſetzt ſind, wie die römiſchen, daß dieſe immer nur ein Aggregat mechaniſch neben einander geſtellter Zahlen bilden, dagegen in dem indiſchen Decimalſyſtem die wahren, innern Elemente aller Zahl lebendig und dynamiſch ergriffen und organiſch erfaßt ſind; daher denn auch die ganze Zahlenwelt mittelſt dieſer Elementarzahlen ſo lebendig und wundervoll wirkſam gegen den Nothbehelf einer mechaniſchen Zahlenbezeichnung, gehandhabt werden kann. In dieſer Hinſicht verhält ſich die Decimalzählung zu der mechaniſchen Zahlenbezeichnung, genau wie die Elementarbezeichnung der Buchſtabenſchrift, zu der bildlichen oder conventionellen Wortſchrift und findet eine große Analogie zwiſchen beiden Statt. In eben die Klaſſe gehören auch noch die merkwürdigen, metaphyſiſch-mathematiſchen Realzeichen der Chineſen, die auf demſelben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zuſammengeſetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweiheit oder der Anderheit (das Platoniſche ἕτερον) beſtehen, und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zuſammenſetzungen nach den mannichfaltigen, mathematiſch-möglichen Fällen derſelben, in ſehr ſinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber dieſe metaphyſiſche Linienſchrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserſcheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, ſo kam es denn in Ermanglung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chifferncha os, welches die chineſiſche Sprache vor allen andern auszeichnet. Dieſe dynamiſchen Realzeichen ſind gewiß nicht zu überſehen bei einer künftigen Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Buchſtabenſchrift, da dieſe ihr im Weſentlichen wahrſcheinlich viel näher ſtehen, als jede hieroglyphiſche oder Bilderſchrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilſchrift ganz einer von dieſen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweiſe zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entſchieden betrachtet werden.

Iſt nun in bloß hiſtoriſchem Sinne die Frage von einer menſchlichen Urſprache, ſo müſſen wir ganz bei Seite ſetzen, was über das Weſen des ſchöpferiſch wirkenden Wortes in philoſophiſchem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendaveſta nicht fremd iſt, ſondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphyſiſche Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Weſentlichen mit dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriff des göttlichen Fiat übereinſtimmt. Hiſtoriſch genommen kann die Urſprache nach dem Bisherigen nur in der Klaſſe der organiſch gebildeten Sprachen zu ſuchen ſein, da wir dieſe nach allem, was der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, als den Hauptſtamm menſchlicher Sprachen anerkennen müſſen. Nicht als ſollte gerade Eine unter dieſen aufgeſtellt werden, von welcher alle andern abſtammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten (hier S. 271 folgenden) Schrift über Indien vom Samſkrit geſagt, gegen meine Abſicht iſt mißverſtanden worden, oder wie vielleicht unſer Verfaſſer hie und da geneigt ſcheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchſte Alter, ſo auch der Zendſprache wenigſtens die erſte Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bei der vergleichenden Sprachzergliederung ſowohl der auf die etymologiſche Uebereinſtimmung gerichteten, als bei der, die auf die Structur der grammatiſchen Geſtaltung geht, angewandt auf die ganze Klaſſe aller organiſchen Sprachen, die alle innigſt mit einander verwandt ſind und durch die abweichenden Zungen der verſchiedenſten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage ſein, welche unter ihnen am meiſten organiſch gebildet, welche am wenigſten von dieſer Structur abgewichen ſind und jenen Charakter am einfachſten in ſchlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach dieſem Maaßſtabe kann man die ſämmtlichen, organiſch gebildeten Sprachen leicht in verſchiedene Klaſſen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinſame Mutter- und Wurzelſprache ſelbſt, wie ſie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Natur-Kataſtrophe geſprochen worden, mit poſitiver Beſtimmtheit in vergeblichem Bemühen oder nach einſeitiger Vorliebe ausmitteln zu wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unſerer factiſchen Sprachkenntniſſe, ſowohl in vergleichender Grammatik als geſchichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erſte Klaſſe der Annäherung zur organiſchen Ur- oder Mutterſprache, vorzüglich das Samſkrit oder Alt-Indiſche, nächſtdem das Lateiniſche, und auch noch das Griechiſche; wie denn auch von unſern Philologen des klaſſiſchen Alterthums, welche in jene Unterſuchungen eingegangen ſind, die lateiniſche Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechiſchen betrachtet wird. Eine zweite Klaſſe bilden wohl die perſiſchen und die ſämmtlichen germaniſchen und gothiſchen Sprachen. Die ſlawiſchen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derſelben ſie in die erſte oder zweite Klaſſe ſtellen wollen, gehören in jedem Falle zu der organiſchen Gattung; welcher die arabiſch-ſyriſchen Sprachen nur noch in einem entfernteren Grade und unter manchen Einſchränkungen angehören. Wo nun die Zendſprache in dieſer Reihe hinzuſtellen ſei, und in welche Klaſſe ſie gehöre, iſt nach den vorhandenen Materialien nicht leicht, ganz beſtimmt zu entſcheiden, beſonders ſo lange wir ſo wenig von dem Wichtigſten wiſſen, von ihrer Grammatik und Structur, um über ihre organiſche Beſchaffenheit und Bildung urtheilen zu können.

Der Verfaſſer erwähnt mehrmals ihre nahe Verwandtſchaft mit der indiſchen Sprache, ſcheint ſie wohl gar für einen bloß verſchiedenen Dialekt derſelben zu halten. Es fragt ſich aber erſt, ob dieſe Verwandtſchaft eine ganz nahe und urſprüngliche iſt, oder bloß eine ſolche weiter entfernte, wie ſie auch von zehn oder zwanzig andern Sprachen behauptet werden kann. Entſcheiden will ich hier nichts, ſondern nur Zweifel und von beiden Seiten die Gründe aus dem Gegebenen vortragen, wie ſie für die eine oder die andre Meinung zu ſprechen ſcheinen. Von dem Wenigen, was über die Structur und Grammatik der Zendſprache bekannt iſt, hat Anquetil ſelbſt einige äußerſt merkwürdige Analogien in der Declination mit der georgianiſchen Sprache (im kaukaſiſchen Lande) nachgewieſen; einiges iſt mit indiſchen Formen übereinſtimmend. Selbſt im Alphabet der Zendſprache iſt manches Eigenthümliche, z. B. in der großen Anzahl der Buchſtaben, den beſondern Charakteren für die langen Vokale, die Aufzählung des naſalen an unter dieſen, die Verſchlingung des Buchſtaben h mit andern Conſonanten, was an die Beſchaffenheit des indiſchen Schriftſyſtems und nur in dieſem ſich ſo wiederfindet. In dem durch Anquetil bekannt gewordenen Zendwörterbuche iſt eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche unläugbar indiſch ſind, und bei einer vollſtändigeren Kenntniß und Hülfsmitteln zur Kenntniß der letzteren Sprache, als mir deren noch zu Gebothe ſtehen, würden ſich deren vielleicht noch weit mehrere finden, auch ohne irgend ungewiſſen Conjecturen Raum zu geben. Eine ziemliche Anzahl von dieſen Wörtern ſind ſolche, die dem erſten Bedürfniß angehören; auch in der Form und Umbiegung den indiſchen völlig gleich, obwohl außerdem mehrentheils die Endung und Bildung der Wörter in der Zendſprache ſehr eigenthümlich und verſchieden erſcheint. Einige andere ſind Kunſtwörter aus dem Samſkrit, faſt ganz unverändert geblieben; ſie tragen weniger den Charakter urſprünglich gemeinſamer Wurzeln als eingemiſchter fremder Kunſtwörter, unter denen vorzüglich einige metaphyſiſche merkwürdig ſind *), weil ſie auch über den Zuſammenhang oder gegenſeitigen Einfluß der Lehre und des Syſtems auf Vermuthungen leiten könnten. Daß die Zendſprache zu den gemiſchten gehöre, ſcheint ſich nach dem Wörterbuche auch aus dem Umſtande zu beſtätigen, daß dieſelbe nebſt den Wörtern von indiſcher Verwandtſchaft, eine ſo große Anzahl auch noch außer den Religionsausdrücken mit der Pehlvi-Sprache gemein hat. Wollte man behaupten, daß alle dieſe Wörter erſt aus dem Zend in das Pehlvi aufgenommen ſeien, ſo hieße dieſes doch die Frage vor der Unterſuchung entſcheiden. Unter den Religionswörtern der Zoroaſtriſchen Bücher werden ſich nur ſehr wenige den indiſchen verwandte mit Sicherheit nachweiſen laſſen; wenn alſo das Zend wirklich nur ein indiſcher Dialekt wäre, ſo müßten wir vielmehr annehmen, daß dieſe Wörter urſprünglich dem Pehlvi angehören. Auffallend bleibt es immer, daß während die Pehlvi-Sprache und ihr Gebrauch im altperſiſchen Reiche durch Inſchriften und Münzen hinreichend beſtätigt iſt, die Zendſprache dieſer factiſchen Beſtätigung durchaus entbehrt. In dem Wörterbuche findet ſich auch etwas Bemerkenswerthes, was hieher gehört; die total verſchiedenen Benennungen nähmlich für mehrere Grundzahlen, welches wohl eine charakteriſtiſche Eigenheit gemiſchter Sprachen zu ſein pflegt; wie im Koptiſchen z. B. die doppelte, theils altägyptiſche, theils griechiſche Benennung für die erſten Zahlworte **). Sollte die Zendſprache nun, ſo wie ſie uns bekannt geworden, ein gemiſchter Dialekt

---

*) Das vielbeſprochene Zervane akerene, die gränzenloſe Zeit, in den Zendbüchern, dürfte vielleicht nichts anders ſein, als das indiſche Sarvam akhyaram — omne indivisum, oder indivisibile, das πᾶν καὶ ἕν der Vedanta-Lehre.

**) So findet ſich neben ihre, drei und thretim, dritter, ganz wie in der indiſch-lateiniſch-germaniſchen Sprachfamilie, auch noch für dieſelbe jüngeren Urſprungs ſein, ſo müßten wir ihren Sitz wohl am natürlichſten in den nordweſtlichſten Gränzländern Indiens ſuchen, wo denn allerdings jenes zwiſchen Indien und Perſien von Klein-Thibet aus ſich weit erſtreckende Sindland nach uralter Benennung der ganzen Flußregion des Indus (qui incolis Sindus appellatus) ſelbſt in dem Nahmen eine Uebereinſtimmung darbietet, wenn gleich keine völlige, da der anfangende Conſonant, obwohl im Laute ſehr ähnlich, doch in der Bezeichnung der orientaliſchen Sprachen ſorgfältig unterſchieden wird. Doch dadurch wird die Analogie eben ſo wenig ganz aufgehoben, als die höhere Bedeutung des Wortes Zend, d. h. lebend, in dem Sinne, daß das Zendvolk ein ſolches ſei, welches — durch Erkenntniß des wahren Lichtes — allein wahrhaft lebe, die Zendbücher diejenigen, in welchen dieſe Lehre vom wahren Leben vorgetragen und offenbart wird u. ſ. w. Denn es ſind der Beiſpiele im aſiatiſchen Alterthume viele, daß dem wirklichen Nahmen eines geographiſch beſtimmten Landes durch religiöſe Beziehung eine ſolche höhere Bedeutung und Weihe gegeben, oder auch der geweihte Nahme auf das wirkliche Land übertragen und daran feſt geknüpft worden. Was aber gegen dieſe Vermuthung entſcheidet, iſt der Umſtand, daß von einer eigentlichen Zendſprache und einem Zendvolke in beſtimmtem, hiſtoriſchem Sinne in den Quellen gar nichts gefunden wird, weder in dieſen zoroaſtriſchen, noch in den neuperſiſchen auf alte Sage und Urkunden gegründeten; ſondern das Zend immer nur in dem

---

Zahl drei, Se wie im Pehlvi, und dann das ganz fremdartige Teſchro. Ferner Peantche, fünf, wie im Indiſchen und Perſiſchen, deſé für zehn, wie in eben jener Sprachfamilie; daneben aber auch die fremdartigen vosbdé, fünf und mro, zehn. Neben dem indiſch-lateiniſchen dené, zwei, iſt auch noch beſch, ebenfalls zwei, dieſelbe Wurzel wie im lateiniſchen bis, bemerkenswerth, in der Form, betim, zweiter, auch unſerm deutſchen beide verwandt. Das Zendwort tschetvere, vier, knüpft ſich an mehrere Sprachen; chatur ind., quatuor lat., tschetyr ſlawiſch. Viele von dieſen Zahlwörtern in dem Zendwörterbuche knüpfen ſich der indiſch-lateiniſch-perſiſch-germaniſchen Sprachfamilie an; doch ſcheint auch noch tschwasch, ſechs, ganz fremdartig.

ſymboliſch-religiöſen Sinne genommen wird, um das wahre „Leben“ der die rechte Erkenntniß Beſitzenden, Zoroaſters oder der noch älteren Meiſter Lehre und Offenbarung von dieſem Leben, und die Anhänger derſelben oder Theilhaber an der Offenbarung des wahren Lebens zu bezeichnen. — Völlig entſcheiden läßt ſich dieſe ganze Frage von der Verwandtſchaft der ſogenannten Zendſprache nicht, noch auch ein Urtheil über ihre Beſchaffenheit fällen, bis wir eine Grammatik derſelben haben; wo ſich denn alle dieſe Zweifel, die ich nur als ſolche geben will, vielleicht auflöſen und die ſogenannte Zendſprache nach der Anſicht des Verfaſſers in ihre volle Würde als eine uralte der indiſchen nahverwandte Stammſprache bewähren und beſtätigen wird. Daß Zoroaſters Lehre und Bücher unter mehreren Nationen, die zu dem großen perſiſchen Kaiſerthume gehörten, verbreitet und mithin auch wahrſcheinlich in mehrere Sprachen übertragen worden, ergiebt ſich ohnehin aus dem ganzen Zuſammenhange. Für die Echtheit der Ueberlieferung ſelbſt erfolgt daraus noch eigentlich nichts Nachtheiliges, in welcher Sprache ſich gerade die Bruchſtücke erhalten haben; nicht durch reine Ueberſetzung wird der Sinn heilig geachteter Urkunden ſo leicht weſentlich entſtellt, wohl aber wird er durch jede abſichtliche Umbildung gefährdet. Nebſt der Grammatik wäre nichts ſo ſehr zu wünſchen, als der Original-Abdruck des ganzen, oder doch eines beträchtlichen Theiles des Textes in der Urſprache; da ſchon die wenigen Verſe, die uns mitgetheilt worden (bei Kleuker, Zendav. II. S. 48), mehr Aufſchluß geben, als viele einzelne Wörter; unter welchen Verſen allerdings einige ganze Redensarten dem Indiſchen ſehr nahe verwandt, ja ganz ähnlich lautend ſich vorfinden.

Die ganze, obwohl ſo allgemein üblich gewordene Benennung einer Zendſprache ſcheint übrigens nach allem, was oben erinnert worden, nicht viel paſſender zu ſein, als wenn man die Sprache der moſaiſchen Bücher, die Thora-Sprache, oder die helleniſtiſche Mundart des neuen Teſtaments die Evangelium-Sprache nennen wollte. Wir müſſen nach dem Volke fragen, welches dieſe Sprache geredet hat, und ſo wenden wir uns nun von dieſen Bemerkungen über die Urſprache und Sprache der Zoroaſtriſchen Bücher, wie der Zuſammenhang des Gegenſtandes uns ſelbſt dahin leitet, zu dem, was der Verfaſſer vom Urvolke und Zendvolke, und dem urſprünglichen Wohnſitze deſſelben, ſo wie von den Auswanderungen aus dieſem Urlande in andere Gegenden nach Anleitung der Zoroaſtriſchen Bücher vorträgt. — „Das Zendvolk," führt er aus einem derſelben an (S. 21) „wohnte" (in der glücklichen Urzeit vor dem Entſtehen des Winters und den Auswanderungen in niedrigere und wärmere Gegenden) „im Lande Eeri, Ari." — Den Nahmen „Zendvolk" finde ich in der angeführten Stelle nicht; es iſt aber von dem Erſten Volke und Menſchenſtamme nach-Lehre dieſer Bücher und Sage die Rede. Wie hat denn nun wohl dieſes Volk geheißen, oder welches Volk iſt es geweſen, was im Lande Ari wohnte? Die Alten nennen es nach dem Lande ſelbſt das Volk der Arier; und zweifelsohne iſt auch unter dem Lande Eeriene zunächſt die Provinz Aria oder Ariana der Griechen, das heutige Choraſſan zu verſtehen. Ich beziehe mich für das Letzte auf das Urtheil eines gelehrten Freundes, deſſen Autorität im Gebiethe der perſiſchen Alterthumskunde von dem größten und anerkannten Gewichte iſt, des Herrn Hofrathes von Hammer, der mir ſeine Meinung darüber gefälligſt mitgetheilt, zugleich aber bemerklich gemacht hat, daß auch Ver, welches im Schahname Iran heißt, keineswegs mit Perſis verwechſelt werden dürfe; die Stadt Verene aber, nicht Perſepolis ſein könne, wie Anquetil ganz recht behaupte, ſondern das Hekatompylos der Griechen, die Hauptſtadt des alten Parthiens und der Albordi das Gebirge Choraſſans, in einem weitern Sinne aber die ganze Kette der Gebirge vom Kaukaſus bis zum Himalaya ſei. Die Provinz Aria iſt allerdings auch ein gebirgiges Hochland, wie Eeriene beſchrieben wird, und vom Paropamiſus gehen zum Theil die Ströme nieder, welche Baktrien und Sogdiana wäſſern; was ganz auf die Stelle paßt, welche der Verfaſſer (S. 23) anführt. Uebrigens kann allerdings Aria wohl auch im hiſtoriſchen Sinne eine weitere Bedeutung und Ausdehnung gehabt haben, als die Umgränzung und Stelle, welche dieſer Provinz in dem geographiſchen Syſteme der Griechen gegeben wird. Redet doch ſelbſt ein griechiſcher Schriftſteller (bei Creuzer, Symbol. I. S. 698. Anm. 80, und S. 736. Anm. 90), von „dem ganzen ariſchen Stamm“ (πάν το Αρειον γενος), wie von einer großen weitverbreiteten Völkerfamilie; und in dem indiſchen Geſetzbuche des Menu wird dem Lande der Arier, Ariaverta, eine faſt unermeßne Ausdehnung durch die indiſchen Nordgebirge bis zum Oſtmeere und Weſtmeere hin gegeben.

Erinnern wir uns nun, daß die Meder vor Alters Arier geheißen haben, d. h. daß die Meder ein Volk von „dem großen ariſchen Stamm“ waren, welches erſt ſpäter den mediſchen Nahmen angenommen, ſo wird mit einem Mahle vieles klar, was bisher dunkel und unauflöslich ſchien. Wir brauchen nun die ſo beſtimmten hiſtoriſchen Zeugniſſe, daß Zoroaſter ein Meder geweſen, während die Zendbücher immer nur auf Eeriene hinweiſen, nicht mehr zu verwerfen, weil beides durchaus nicht im Widerſpruche ſteht. Was wir bisher Zendſprache genannt, würde vielleicht dem zufolge, was jene Zoroaſtriſchen Quellen ſelbſt über das wahre Stammland und Stammvolk dieſer Lehre andeuten, richtiger gradezu als ariſche Sprache anerkannt und betrachtet werden, oder wenn man will als oſtmediſche, im Gegenſatze der weſtmediſchen Pehlvi Sprache; vorausgeſetzt, daß die bisher ſogenannte Zendſprache, die wir als die ariſche bezeichnen, ſich bei näherer Bekanntſchaft als eine alte Stammſprache, nicht als ein gemiſchter Dialekt von neuerm Urſprung bewähren ſollte. Aber auch der Nahme dieſes großen Volks der Arier iſt ſehr bemerkenswerth. Die indiſche Wurzel Ari, von welcher ſich derſelbe am beſten ableiten läßt, bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium iſt; in dem Sinne, wie ein kriegeriſches Heldenvolk ſich dergleichen Benennungen zu geben pflegt. So bedeutet ja auch der andre, weſtmediſche Nahme, Pehlavan, Helden; und wenn die Perſer ihre Heldenahnen Artäer nannten, ſo hat dieſer Nahme ſogar noch eine Aehnlichkeit mit dem der Arier; welcher Aehnlichkeit wir jedoch noch keinesweges irgend eine etymologiſche Geltung beilegen wollen. Von einer ganz andern Wurzel abgeleitet, aber in ähnlicher Beziehung und Bedeutung des Nahmens, reiht ſich hier noch das nah gelegene Volk der Aſſyrier an, am öſtlichen

Abhange des Paropamiſus, gegen den Indus. Die Bedeutung dieſes Nahmens iſt nicht ſchwer zu erklären; denn da aſpo, aſp im Indiſchen wie im Perſiſchen und auch in der Zend- oder Ari-Sprache ein Roß heißt, ſo iſt der Uebergang (wie im Homeriſchen ἱππότα) hier leicht gefunden, und dieſer Volksnahme wieder einer von denen, durch welche ſo oft kriegeriſche, roßtummelnde Völker bezeichnet werden oder ſich ſelbſt bezeichnen. Ich habe aber das Volk der Aſpier deßwegen hiermit angeführt, weil jenes vielverbreitete Aſp, in den alten Geſchlechtsnahmen der Zoroaſtriſchen Bücher und der mediſch-perſiſchen Heldenſage ſo ſehr häufig vorkommt, welches wohl bemerkt zu werden verdient. Für den Nahmen der Arier aber giebt es noch eine andere Verwandtſchaft, die uns ſelbſt viel näher angeht. Denn es iſt jene indiſche Wurzel Ari allerdings und unſtreitig auch eine germaniſche, und zwar eine gegenwärtig in der Sprache, ja ſelbſt im Leben noch geltende; wenn man dieſes anders von der „Ehre" ſagen kann. Nach unſerer Sprach-Analogie und der jetzigen Form dieſer Wurzel würde jener Volksnahme alſo ungefähr eben ſo viel bedeuten, als die Ehren, d. h. die Ehrenhaften, die Edlen; in ähnlicher Weiſe, wie bei den weſtgermaniſchen Völkern die Benennung der „Erben" oder der „Wehren" als Inbegriff der freien Landeigenthümer und wehrhaften Männer, als Nahme des geſammten Volks geltend ward. In der frühern und gothiſchen Form lautet jene Wurzel im Deutſchen ebenfalls ari oder ario; und denjenigen, welche es aufmerkſam beachtet haben, wie weit dieſe Wurzel Ari oder Ario in der alten germaniſchen Geſchichte und Sage, unter ſo vielen Helden- und Geſchlechts-Nahmen und auch ſonſt, verbreitet und vorherrſchend iſt, wird es nicht befremdend ſein, wenn ich hinzufüge, daß es für mich ſchon ſeit längerer Zeit zur hiſtoriſchen Vermuthung geworden iſt, für die ich vielfältige Beſtätigung gefunden habe, unſere germaniſchen Vorfahren, während ſie noch in Aſien waren, dort vorzüglich unter dem Nahmen der Arier, oder um es mit dem obenerwähnten Griechen angemeßner auszudrücken, unter „der ganzen großen ariſchen Völkerfamilie" zu ſuchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der

Verwandtſchaft der Deutſchen, oder germaniſchen und gothiſchen Völker mit den Perſern auf einmahl ein ganz neues Licht erhalten, und einen beſtimmten hiſtoriſchen Anknüpfungspunkt gewinnen würde. Auf den Umſtand, daß in dem Wörterbuche der Zend- oder wie ich nun lieber ſagen möchte, der Ari-Sprache, einige wegen der völligen Gleichheit auffallende deutſche Wurzeln und Wörter vorkommen, will ich kein Gewicht weiter legen, da ſich dergleichen Einzelnheiten auch wohl bei ſehr entfernten oder ganz fremdartigen Völkern zuſammen finden. Auch daß Chowaresm nach Mirchond (S. v. Hammers Geſchichte der perſiſchen Redekünſte. S. 137) ſonſt Dſchermania geheißen, ſo auffallend es im Vergleiche mit dem bleibt, was Herodot von einem altperſiſchen Stamme der Germanen, als einen der drei ackerbauenden, erwähnt (S. v. Hammers Bemerkung eben daſelbſt), mag noch nicht als entſcheidend gelten, da die Uebereinſtimmung des Nahmens zufällig ſein kann, wie die ſcheinbare Aehnlichkeit des Nahmens der indiſchen Samanäer, der etwas ganz anders bedeutet und die Anhänger des Buddha im Gegenſatze der Anhänger des Brahma bezeichnet; da ohnehin der nachher ſo weit verbreitete Nahme der Germanen bei uns, unläugbaren hiſtoriſchen Zeugniſſen zufolge, erſt viel ſpäter an der weſtlichen Römergränze von Altſachſen entſtanden iſt. Ungleich merkwürdiger aber erſcheint, daß Bokhara nach Mirchond (bei v. Hammer eben daſelbſt) „in der Sprache der alten Maghen" den Sammelplatz der Wiſſenſchaften bedeutet, in der gothiſchen Sprache aber bei Ulfilas, bekanntlich Bokareis, ein Gelehrter heißt; und ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ich als den erſten hiſtoriſch bekannten oder erweislich wahrſcheinlichen Wohnſitz unſrer teutoniſchen Vorfahren in Aſien allerdings das Land Chowaresm und Bokhara glaube betrachten zu dürfen. Bei dieſer ganzen Zuſammenſtellung über das ariſche Volk und ſeinen Nahmen war es nicht auf den Faden der etymologiſchen Sprachverwandtſchaft und die Freude, dieſen nur weiter zu weben, abgeſehen; ſondern es ergiebt ſich etwas daraus, was auch in anderer Hinſicht hiſtoriſch ſehr wichtig iſt. Denn nichts iſt ſo weſentlich und giebt ſo viel Aufſchluß bei der Unterſuchung über ein altes Volk (ich rede von denen aſiatiſchen und europäiſchen, die eine Ueberlieferung und Spuren alter Cultur haben), als nur erſt zu entſcheiden, ob es ein Prieſtervolk geweſen, wie die Indier, die Aegypter, Hetrurier, oder ein Kriegervolk, d. h. eines, das von der Kriegerkaſte geſtiftet worden, oder in welchem dieſe vorherrſchend geblieben. Nicht als ob die Kriegervölker keine Prieſter gehabt hätten, wie ja auch die genannten Prieſtervölker nicht ohne Kriegerkaſte geweſen; nur auf das vorherrſchende Element kömmt es an. Die Handelsvölker, ſo wie überhaupt alle diejenigen, bei welchen irgend ein andres und drittes Element, außer den genannten beiden, den vorherrſchenden Charakter in allen Lebenseinrichtungen beſtimmt hat, ſetzen wir hier bei Seite; die beiden Hauptklaſſen in der geſammten, uns bekannten alten Welt bilden einmahl die Prieſtervölker und die kriegeriſchen Helden- oder Adelsvölker. Die letzten ſind mehrentheils oder doch ſehr häufig ſchon durch ihre Nahmen als ſolche bezeichnet. So führen noch gegenwärtig dergleichen auf den Krieg geſtellte Raubvölker in Indien, wie die Mahratten (Großrajahs) und Rasputten (Söhne der Rajahs), Benennungen, die von der Kriegerkaſte entlehnt ſind. Eine ähnliche Bedeutung haben auch die beiden umfaſſendſten Nahmen der altgermaniſchen Völker: Teutonen, d. h. Thiudans, im Gothiſchen Könige, Fürſten, Herren, Edle; und Gothen, d. h. Adelige (wie Gothakunds, von edlem Stamme). So heißen nun auch die alten Meder Pehlvan, d. h. Helden, wie denn gewiß die Meder des Zoroaſter ein ſolches edles Heldenvolk geweſen ſind; und das gleiche bedeutet denn auch der Nahme der Arier, von denen die Meder abſtammten, wie wir oben aus der indiſchen Wurzel die Bedeutung dieſes Nahmens erklärt und ſelbſt in der altgermaniſchen Sprache dieſelbe nachgewieſen haben.

Die alte Kaſteneinrichtung, auf welche uns der Gang der Unterſuchung hier geführt hat, berührt der Verfaſſer ſo ganz vorübergehend (S. 69) und unbefriedigend, aus einer urſprünglich und ſchon bei der erſten Einwanderung Statt gefundenen Zertheilung und zerſtückelten Einrichtung der indiſchen Stämme, daß er uns eigentlich von dieſer Seite keinen Stoff darbiethet, uns mit ihm darüber weiter einzulaſſen. Um dieſes zu können, müßten wir vor allen Dingen zuvörderſt wiſſen, ob er die Kaſteneinrichtung für alt, und wenigſtens den erſten Grundzügen nach für antediluvianiſch hält, oder doch unmittelbar nach der großen Kataſtrophe vollendet, oder aber für modern, und erſt ſeit der Entſtehung der Völker und Staaten gegründet? — Was die Beſchreibung von dem verwirrten und zerſtückelten Zuſtande der Indier betrifft, ſo wiſſen wir nicht, wo der Verfaſſer die Gründe dazu hergenommen hat; gewiß aber iſt es, daß ſeine Anſicht von den Indiern ſelbſt aller Klarheit ermangelt; was bei der Menge der Quellen, der nicht hiſtoriſchen Chronologie, aus der wir uns immer noch in den indiſchen Unterſuchungen nicht ganz losgewunden haben, bei den ſtreitenden Meinungen der europäiſchen Gelehrten darüber u. ſ. w. leicht zu begreifen iſt, ſo lange es an einem kritiſchen Anhalte und hiſtoriſchen Stützpunkte gebricht, um das Ganze zu ordnen. Der Eine große Widerſtreit aber, welcher in der indiſchen Ueberlieferung und geſammten Literatur ſelbſt herrſcht, der nähmlich zwiſchen der Religion des Brahma und der Lehre des Buddha, welchen ſchon Alexanders Griechen dort vorfanden, in den zwei Sekten oder Religions-Partheien der Brahmanen und der Samanäer, läßt ſich allerdings hiſtoriſch ausgleichen und erklären; und dieſe Thatſache, die alles in Indien und den von Indien in ihrer Geiſtescultur abhängigen Völkern verändert und zerſpalten hat, bildet eben jenen hiſtoriſchen Stützpunkt, durch den erſt Licht und Ordnung in das Ganze kommt, wie ich an einem andern Orte zu zeigen verſuchen werde. *)

---

*) Was die Einwendungen betrifft, welche der Verfaſſer gegen die Echtheit und das Alter des ſchon obenerwähnten indiſchen Geſetzbuchs von Menu, in Beziehung auf William Jones und meine Aeußerung in der Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier, in der früheren Schrift (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden) vorgetragen hat; ſo will ich hier gelegentlich nur bemerken, daß dieſelben in ſo weit vollkommen gegründet ſind, daß gar nicht die Rede davon ſeyn kann, ob dieſes Werk vom Menu ſelbſt herrühre, da ja das Gegen-

Auch die Frage vom Urſtaat, und wie er beſchaffen geweſen, worüber uns Hüllmann neulich ſo intereſſante Forſchungen gegeben, hat der Verfaſſer ganz zur Seite liegen laſſen, ungeachtet er doch ſonſt den geſammten Urzuſtand in Religion und Sprache, wie auch hinſichtlich des vom erſten Menſchenſtamme urſprünglich bewohnten Landes ſo ſorgfältig auszumitteln bemüht iſt; welches Uebergehen des Staats in ſeiner Unterſuchung vielleicht auch um ſo weniger vermißt werden darf, da er doch einmahl den eigentlichen Standpunkt dafür noch nicht in's Auge gefaßt zu haben ſcheint. Hier wäre vor allen Dingen die in ſo mancher Beziehung nicht unwichtige Frage auszumitteln und zu entſcheiden geweſen, ob die Stände, d. h. in der alten Welt, die Kaſten älter ſeien oder der Staat? Nähmlich der Staat in ſeiner eigentlichen Bedeutung als ein durch Kriegsgewalt geſichertes Friedens-Inſtitut, welches, wenn gleich auf den innern Frieden gegründet, doch auf den äußern Frieden oder Krieg zunächſt gerichtet iſt, und wenn auch von veränderlichem Umfange, dennoch als moraliſches Individuum ſeine nach außen ſtreng geſchloßnen Gränzen hat. Dieſes laſſen wir hier bei Seite liegen; nur über den Gebrauch, welchen der Verfaſſer von dem Begriffe eines Urvolks oder der Urvölker macht, iſt hier der Ort, noch einiges zu erinnern. Eigentlich iſt ſchon die allgemein beliebte Benennung: „Urvolk" nicht richtig, wenn man nähmlich wie der Verfaſſer doch in der Hauptſache durchaus thut, von der Einheit der Abſtammung ausgeht; denn alsdann kann nicht von

---

theil aus dem Werke ſelbſt klar iſt. Das Urtheil von Jones gründet ſich aber vorzüglich auf die Alterthümlichkeit der Sprache; und wenn ich damahls dem Urtheile und der großen Autorität des William Jones über dieſen Punkt folgte, ſo finde ich auch jetzt noch bis auf weiteres keinen Grund, davon abzugehen. Allerdings aber iſt es durchaus nur ein relativ hohes Alter, was ſich aus der Alterthümlichkeit der Sprache folgern läßt; daß aber das indiſche Geſetzbuch des Menu, dieſer großen Einſchränkung des angeblichen hohen Alters ungeachtet, eine nicht gering zu achtende Quelle alter Ueberlieferung und Völkerkunde ſein könne, ſcheint der Verfaſſer ſelbſt anzuerkennen, da er daſſelbe mehrmahls als eine ſolche berückſichtigt und gebraucht.

einem Urvolke die Rede ſein, ſondern nur von einem Urſtamme, aus welchem die Völker alle abgeleitet werden, und worunter alſo gerade der Zuſtand der Menſchheit verſtanden wird, welcher vor der Zertheilung in Völker Statt fand, und der Entſtehung der einzelnen Völker voranging. Diejenigen freilich, welche nicht von einer gemeinſamen Abſtammung ausgehen, ſondern annehmen, der Menſch ſei überall aus der Erde hervorgewachſen, verſchieden geartet, je nach der verſchiednen Landesbeſchaffenheit, haben dagegen ganz Recht in ihrem Sinne, wenn ſie von Urvölkern aber nun in der Mehrzahl reden, da ſie die urhiſtoriſche Einheit einmahl aufgehoben haben und nicht gelten laſſen wollen. Bei dem Verfaſſer, der offenbar dem Syſteme der Einheit den Vorzug giebt, und ſich zu zeigen bemüht, wie die Völker alle aus dem Einen Urlande (dem mittleren Hochlande Aſiens) ausgewandert und hergekommen, iſt es daher nur eine Inconſequenz, wenn auch er einigemahl (S. 48 und 52) von Urvölkern redet, die ſich hie und da in den Thalſchluchten der großen Hochgebirge, gleich wie eine ſelten gewordne Thiergattung in einſamen Gegenden, verhalten haben ſollen, und noch vorgefunden werden; welche Meinung er, wenn wir nicht irren, von Ritter entlehnt hat, einem ſonſt ſehr vortrefflichen geographiſchen Schriftſteller, der aber noch etwas mit jener Hypotheſe von Autochthonen behaftet iſt, ungeachtet eben der von ihm ſo geiſtreich aufgefaßte Reichthum ethnographiſcher Thatſachen und Bemerkungen, in ſeinen groß geordneten Grundzügen recht augenſcheinlich wieder zurück führt auf eine urſprüngliche Einheit aller aus den drei Hauptſtämmen hergeleiteten Völker.

Kehren wir nun zurück nach dem Urlande Eeriene, wie es im Zendaveſta bezeichnet iſt; ſo iſt einleuchtend aus der Art, wie die andern Länder an daſſelbe angeſchloſſen und um daſſelbe hergereiht werden, daß es in einem ganz hiſtoriſch beſtimmten und geographiſch genau begränzten Sinne genommen, gleichwohl aber als das Stammland des ariſchen Volkes, als das Hauptland des Urſprungs in die Mitte der andern Länder geſetzt wird. Nach der eignen Regel des Verfaſſers muß man in jeder alten welthiſtoriſchen Ueberlieferung vor allem das Allgemeine von dem Beſondern, national Eigenthümlichen und geographiſch Lokalen ſorgfältig unterſcheiden. So iſt z. B. in der Zend-Sage Dſchemſchid ein ſolcher Anknüpfungspunkt an das Allgemeine, da Sem nicht bloß in dieſer, ſondern auch in der moſaiſchen und ſo mancher andern aſiatiſchen Ueberlieferung eine ſo große Stelle in der Herleitung und Geſchichte der Abſtammung der Völker einnimmt. Hernach finden ſich auch noch manche einzelne, fruchtbare Spuren, wie z. B. jene Sage von den neun Menſchenpaaren, welche über Meer gewandert ſind, mithin wie der Verfaſſer es auslegt (S. 54 und 55), vielleicht Afrika zuerſt bevölkert haben könnten, eine recht ſchöne Indication enthält. In der geographiſchen Welt- und Länderüberſicht des Zendaveſta aber ſcheint alles lokal zu ſein. Zuerſt Eeriene, oder das Ariland iſt ein ganz beſtimmtes, das Stammland der Arier. zunächſt das Aria der Alten. Unter den fünfzehn Segensregionen und Orten, welche um dieſen Mittelpunkt hergereiht werden, ſind die erſten ganz deutlich und keinem Zweifel unterworfen, Sogdiana und Baktrien. Unter den nachfolgenden ſind viele zweifelhaft und verſchiedener Auslegung fähig; wenn auch nicht im geographiſchen Sinne ſüdlich von jenem gelegen, können ſie doch mehrentheils in klimatiſchem Sinne als Thalländer und Niederungen gegen die alte Gebirgsheimath als die wärmeren geſchildert werden. Vorzüglich deutlich treten die öſtlichen Provinzen hervor, nahmentlich die Sindländer Kabul und Lahore oder Penjab; demnächſt auch Candahar, das Arachoſia der Alten, und das Land am Fluße Hindmend. Die Abſicht des Abfaſſers der alten Urkunde iſt vielleicht weniger darauf gerichtet geweſen, „die ganze große ariſche Völkerfamilie" in ihrer gemeinſamen Abſtammung darzuſtellen, was wenigſtens gewiß nicht ſein einziger Zweck war; als vielmehr zugleich auch das große mediſche Weltreich, wie es dem aſſyriſchen folgend, dem perſiſchen voranging, nach ſeinem weiten Umfange aller dazu gehörenden oder zunächſt daran gränzenden Völker und Länder in ſeiner geographiſchen Erdüberſicht zu umfaſſen und zu bezeichnen. Merkwürdig iſt dabei, daß nach der oben angeführten richtigeren Erklärung von Ber und Berene, Perſis in dieſer Ländertafel eben ſo wenig vorkommt, als Babylonien oder Suſiana; und von Aſſyrien nur der nördlichſte an Armenien gelegene Theil und auch dieſer noch zweifelhaft, nicht aber in dem größern Sinne des aſſyriſchen Reichs. Die äußerſte Gränze dieſes großen, in jener Ländertafel bezeichneten Umkreiſes gegen Weſten bildet eben Armenien, wenn anders die ſechzehnte Segensregion Rengheiao*), im Pehlvi Arveſtanove als das nördliche, gegen Armenien gränzende Aſſyrien richtig erklärt iſt (Kleuker II S. 303). Aus dem Angeführten ſcheint nun offenbar hervorzugehen, daß dieſe Ländertafel im Zendaveſta weder eine aſſyriſch-babyloniſche, noch auch eine perſiſche (nach dem von Cyrus geſtifteten Reiche), ſondern ganz beſtimmt eine mediſche Ländertafel ſei. Wenn dieſer Punkt als gewiß angenommen werden darf, ſo kann dieſes viel Licht über das Ganze verbreiten, wenn auch im Einzelnen noch manches ſchwierig und dunkel bleibt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß uns ein Gelehrter, der mit allen Hülfsmitteln der alten Geographie von Aſien und orientaliſchen Sprachkunde dazu ausgerüſtet wäre, dieſes ganze mediſche Länderverzeichniß, wie es im Vendidad (Fargard 1. bei Kleuker, Th. II. S. 299 — 304) gefunden wird, aus welchem Herr Rhode nur einiges herausgewählt, was ſeiner Hypotheſe am beſten entſprach, einmahl aus dem Grunde erklären wollte. Da würde ſich denn auch ein definitives Urtheil darüber feſtſetzen laſſen, ob etwa Grund vorhanden ſei, ein zwiefaches und doppeltes Ariland und Eeriene anzunehmen; eines nach dem Verfaſſer als das erſte und urſprüngliche Stammland der Arier im Norden oder Nordweſten von Sogdiana, welches aber bis jetzt nur Hypotheſe bleibt; das andere, das Haupt- und Centralland des mediſchen, vom Stammvolke der Arier geſtifteten Reichs, nähmlich das Aria der Alten, welches hiſtoriſch und geographiſch gewiß iſt. — Gegen Nordweſten erſtreckt ſich dieſe mediſch-ariſche Ländertafel im Zendaveſta, wie ſchon bemerkt, in keinem Fall weiter als bis gegen Armenien, oder bis zum nördlichen Aſſyrien. Der andere Endpunkt gegen Südoſten iſt deſto deutlicher beſtimmt; ihn bildet die fünfzehnte Segensregion, Hapte Heendo, oder die ſieben Indien, wovon die Urkunde merkwürdig genug hinzufügt, daß dieſe Segensregion „alle andern Weltreiche an Größe und Umfang übertreffe.“ — Schon dieſer Umſtand nöthigt uns, die Abfaſſung dieſer Bücher in der Nähe von Indien zu ſuchen; denn nur in der Nähe von Indien konnte man wohl einen ſolchen anſchaulichen und vollen Begriff von der Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit dieſer Weltgegend haben. Das Volk der Arier aber wird auch in einer indiſchen Quelle, wie mir ſcheint ganz deutlich, als ein dem indiſchen ſtamm- und ſprach-verwandtes bezeichnet. In jener vielbeſprochenen Stelle des Geſetzbuches von Menu (vom Verfaſſer berückſichtigt in ſeiner andern Schrift „Ueber das Alter und den Werth einiger morgenländiſchen Urkunden“ S. 64), wo von den durch Entfernung von den Brahminen und Vernachläſſigung der brahminiſchen Sitten und Gebräuche, verwilderten Kriegerkaſten und den aus ihnen entſtandenen Völkern die Rede iſt, heißt es am Schluß: „Alle dieſe ſind Daſyus (oder auf den Krieg geſtellte Raubvölker) ſie mögen nun die Sprache der Mlecchas oder auch die der Arya's reden.“ — Die Mlecchas ſind barbariſche, den Indiern in Stamm und Sprache fremdartige Völker; und da nun hier offenbar ein Gegenſatz zwiſchen dieſen und den Ariern gemacht wird; ſo iſt es eben ſo viel, als ob es hieße: ſie alle ſind verwilderte und verworfene Raubvölker, mögen ſie nun Barbaren ſein, oder auch wirklich den Indiern ſtamm- und ſprach-verwandte Arier.

---

*) Nach Görre's Meinung in deſſen ſo eben erſchienener Ueberſetzung der Schahnahme, Einleitung S. XLIX. iſt Rengheia die Provinz Zarangia, Sareng.

Wenn der Verfaſſer nun ſein Eeriene welthiſtoriſch in einem viel weiteren Sinne nimmt als der Zendaveſta, und das geſammte Urland nach der Fluth, alſo das mittlere Hochland von Aſien darunter verſteht, ſo iſt dagegen in dieſer Beziehung nichts einzuwenden. Nur ſollte er alsdann auch dieſer weitumfaſſenden Anſicht treu bleiben und ſie nicht ſelbſt wieder einſeitig beſchränken, da es ſich ja von ſelbſt verſteht, daß in der urhiſtoriſchen Ueberlieferung eines jeden Volkes, nach dem beſondern Lokale, der ihm zunächſt liegende Punkt am meiſten hervorgehoben wird. Der Verfaſſer giebt ſelbſt die Möglichkeit zu, daß der Kaukaſus wohl

„ein zweites Aſyl“ (S. 29) habe bilden, und daß es überhaupt „mehr als ein Urland“ (S. 28) habe geben können; wir würden vorziehen, dem Einen Urlande lieber gleich von Anfang einen weitern Umkreis zu geben und es nicht in ſo enge Schranken zu faſſen. Auch darf nicht überſehen werden, in wie weite Erdgegenden hinaus oft ein und derſelbe Nahme großer Gebirge und Länder in der alten Welt ausgedehnt und übertragen wird; z. B. der Nahme des Kaukaſus, des Imaus, und wie endlich der Nahme von Aſien ſelbſt? — Wenn alſo der Himalaya und der Hindukuſch dem Indier am nächſten liegt (S. 24) und in der indiſchen Ueberlieferung vor allen genannt wird; wenn der Altai (S. 52) den Stützpunkt für die erſte Einwanderung der nordaſiatiſchen Völker bildet, und der Ural den großen, alten Völkerweg (S. 53) nach dem Abendlande, dem nördlichen und mittlern Europa bezeichnet; ſo ſollte auch Moſes nicht im Vorübergehen ſo geringſchätzig angeſehen werden, weil er den Stammvater Noah zunächſt auf dem Gebirge Ararath mit ſeiner Arche feſten Fuß faſſen läßt; da uns eben alles doch im Ganzen auf dasſelbe Eine mittlere Hochland und Urgebirge von Aſien nach allen ſeinen weiten Verzweigungen hinweiſt. Wenn Anquetils Meinung die richtige wäre, welcher Eeriene am Fuß des Albordi in das Land ſetzt, welches von dem Kur und Arares gewäſſert wird, ſo würde die Angabe des Zendaveſta nach dieſer Auslegung ſehr genau mit dem Moſes übereinſtimmen. Nach dem oben Angeführten iſt dieſe Erklärung von Eeriene wohl nicht annehmbar; es iſt aber auch eine ſolche genaue Uebereinſtimmung hier nicht zu erwarten noch zu ſuchen. Indeſſen ſollte, wo die Auslegung der alten Geographie ſo manchen Zweifeln unterliegt, und die beſte Meinung mehrentheils doch nur die wahrſcheinlichere iſt, dieſes uns behutſam machen, wegen einer vorgefaßten Meinung, nicht ſo leicht irgend eine altaſiatiſche Ueberlieferung, geſchweige denn die moſaiſche Urkunde verwerfend zurück zu ſchieben.

Hiermit beſchließen wir denn dieſe ohnehin vielleicht allzu ausführlich gewordene Mittheilung über das Werk des Verfaſſers. Sollte es mir gelungen ſein, die Ueberzeugung in ihm zu bewirken, daß Moſes und die Geneſis doch wohl auch noch anders angeſehen werden können, als er ſie bisher verſtanden hat; ſo ſollte es mich freuen, wenn meine Erwartung hierin nicht getäuſcht oder noch übertroffen würde. — In jedem Falle aber war meine Abſicht mit gründlichem Ernſte alle Einſeitigkeit von der urhiſtoriſchen Forſchung entfernt zu halten, und zu zeigen, daß, was man nur zu oft als ganz getrennt oder gar als widerſtreitend darſtellt, wohlverſtanden recht gut übereinſtimmt. Endlich iſt es wohl einmahl Zeit, daß die beiden Zeugen der lebendigen Wahrheit und klaren Erkenntniß des Alterthums — die „Schrift und die Natur" — nicht länger gegen einander gebraucht und gemißbraucht werden, und todt für die höhere Erkenntniß und unbeachtet auf der Gaſſe liegen, dem Hohne des Unverſtandes Preis gegeben; ſondern der Zeitpunkt iſt augenſcheinlich gekommen, da ſie ſich wieder ſiegreich erheben ſollen, als laute Zeugen der lange verkannten göttlichen Wahrheit, zu immer größerer Verherrlichung derſelben in der Wiſſenſchaft wie im Leben. Man leiſtet der Religion oder vielmehr beiden einen ſchlechten Dienſt, wenn man die Religion in Widerſpruch ſetzt mit der Wiſſenſchaft, zu welcher auch dieſes Eſoteriſche der Weltgeſchichte ſo weſentlich mitgehört. Wenn nun in dieſem erſten Verſuche einer tieferen Verſtändigung über dieſen Gegenſtand auch noch Manches gefunden werden ſollte, was vielleicht „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit" ſein wird, wie mehrentheils was mit Wiſſenſchaft chriſtlich gedacht iſt; ſo weiß ich doch, daß dieſer Weg, den ich hier anzudeuten verſucht, mehr und mehr anerkannt und zum allgemeinen gebahnt und ausgebildet werden wird, weil er der rechte iſt.

8.

IV.

Ueber die

Sprache und Weisheit

der

Indier.

Ein Beitrag

zur

Begründung der Alterthumskunde.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, beſonders nach dem, was **Wilkins** und **William Jones** bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforſcher Aufſchluß über die bis jetzt ſo dunkle Geſchichte der Urwelt: und die Freunde der Poeſie hofften, beſonders ſeit der Erſcheinung der **Sokuntola**, von daher noch manches ähnliche ſchöne Gebilde des aſiatiſchen Geiſtes zu ſehen, ſo wie dieſes von Anmuth und Liebe beſeelt.

Um ſo mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenſtand dieſer Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner ſeit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Samſkrit-Sprache und des indiſchen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundſchaft des Herrn **Alexander Hamilton** (Mitglied der Calcuttaiſchen Geſellſchaft, und jetzt Profeſſor der perſiſchen und indiſchen Sprache in England), der mir ſeinen mündlichen Unterricht vom Frühjahre 1803—1804 ſchenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr **Langlès** (Conſervator der orientaliſchen Manuſcripte der kaiſerlichen Bibliothek, und Präſident der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu Paris), welcher der gelehrten Welt durch ſo manches verdienſtvolle Werk bekannt iſt, mir alle Schätze ſowohl der öffentlichen als auch ſeiner eignen eben ſo reichen, als planmäßig und geſchmackvoll geſammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indiſche Sprache benutzte ich außer dem ſchon erwähnten mündlichen Unterrichte, vorzüglich ein Manuſcript der kaiſerl. Bibliothek zu Paris, Nr. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Miſſionarius zum Verfaſſer hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Samſkrit nach dem Mugdhobōdho des Vōpodevo; 2) den Omorokōſha, ein Realwörterbuch des Omoroſinho, mit einer lateiniſchen Erklärung; und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der Dichter-Reichthums-Baum. Die Handſchrift iſt im Ganzen ſehr leſerlich, das Indiſche iſt in den bengaliſchen Charakteren geſchrieben. — Bei Gegenſtänden, für welche es im Lateiniſchen an Worten fehlt, iſt bisweilen, jedoch nur ſelten, das Portugieſiſche oder Franzöſiſche zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Verſehen, welche bei der erſten Abfaſſung eines ſo weitläuftigen Werks ſelten ganz vermieden werden, ſind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuche zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abſchrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber iſt die lateiniſche Erklärung der indiſchen Worte in beiden Lexicis faſt immer nur ganz kurz, oft daher, wenigſtens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunſch ging eigentlich dahin, eine indiſche Chreſtomathie in lateiniſcher Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche außer den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indiſcher

Stücke mit lateiniſcher Paraphraſe, Noten und Gloſſar enthalten ſollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und außer der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath ſolcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebſt den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Geſetzbuch, beſitze ich auch eine Abſchrift von dem erſten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer ſehr zierlichen bengaliſchen Handſchrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Samſkrit übertragen iſt; und einen Theil des Hitopadeſa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig iſt. Nur iſt das Pariſer Exemplar nicht ſehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei ſeiner Ueberſetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe ſah ich noch nicht. — Durch ſorgfältiges Copiren vorzüglich ſchöner Manuſcripte, ſowohl in Devonagori als auch in bengaliſchen Charakteren, hatte ich mich in Stand zu ſetzen geſucht, einem Formſchneider mit guten Vorſchriften an die Hand geben zu können; aber freilich würde die Verfertigung indiſcher Typen eine Unterſtützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wiſſenſchaft, hat ihren Lohn in ſich ſelbſt; wenn aber der Zweck von der Art iſt, daß er nicht ohne eine äußere Begünſtigung erreicht werden kann, ſo iſt es ſchmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünſchten Ziele ſtehen bleiben zu müſſen.

Und ſo mußte ich mich denn für's erſte darauf beſchränken, durch den gegenwärtigen Verſuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indiſche Studium dereinſt noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen ſeien, die Liebe für dieſes Studium, wenigſtens vorläufig, auch in Deutſchland anzufachen, und für die Anſicht des Ganzen einen feſten Grund zu legen, auf welchem ſich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen ließe.

Möchte das indiſche Studium nur einige ſolche Anbauer und Begünſtiger finden, wie deren Italien und Deutſchland im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte für das griechiſche Studium ſo manche ſich plötzlich erheben und in kurzer Zeit ſo Großes leiſten ſah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums ſchnell die Geſtalt aller Wiſſenſchaften, ja man kann wohl ſagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indiſchen Studiums ſein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde. Und warum ſollte es nicht? Auch jene für die Wiſſenſchaften ſo ruhmvollen Zeiten der Medicäer waren unruhig, kriegeriſch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch gelang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dieß Außerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anſtalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürſten die Unterſtützung und Begünſtigung, deren ein ſolches Studium beim erſten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordnen Deutſchen an, welche ſich mit dem Studium der altindiſchen Sprache beſchäftigt haben. Der erſte, den ich erwähnt finde, iſt der Miſſionarius **Heinrich Roth**, der im Jahre 1664 „die ſamſkretaniſche Sprache erlernt, um mit den Brahminen diſputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb ſich in dieſem Fache der im Jahre 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit Hanxleden, der über 30 Jahre (1732 wird ſein Tod gemeldet) in der malabariſchen Miſſion arbeitete, ſelbſt vieles in der altindiſchen (im Gronthon) und in der gemeinen Landesſprache (dem Malabariſchen) in Proſa und in Verſen geſchrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und deſſen wahrſcheinlich ſehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom ſich befindet. Der durch mehre gelehrte Schriften über das indiſche Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft ſich mehrmahls auf Hanxledens Arbeiten und handſchriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in engliſchen Dienſten, von Geburt ein Deutſcher, iſt aus ſeinen Aufſätzen in der Sammlung der Calcuttaiſchen Geſellſchaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl Auguſt Schlegel, geſtorben zu Madras den 9. September 1789, in den letzten Jahren ſeines Lebens durch Reiſen und durch Umgang mit den Eingebornen ein Studium des Landes, der Verfaſſung und des indiſchen Geiſtes begonnen hatte, das nur zu früh durch ſeinen Tod unterbrochen ward.

Erſtes Buch.

Von der Sprache.

Erſtes Kapitel.

Von der indiſchen Sprache überhaupt.

Das alte indiſche Sonſkrito, d. h. die gebildete oder vollkommne, auch Gronthon, d. h. die Schrift oder Bücherſprache, hat die größte Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen, ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die ſie mit ihnen gemein hat, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. Die Uebereinſtimmung iſt alſo keine zufällige, die ſich aus Einmiſchung erklären ließe; ſondern eine weſentliche, die auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt ſich ferner, daß die indiſche Sprache die ältere ſei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armeniſchen, den ſlawiſchen Sprachen und nächſtdem mit der celtiſchen, iſt die Verwandtſchaft des Indiſchen entweder gering, oder ſteht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinſtimmung mit jenen zuvor genannten Sprachen, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu überſehen iſt dieſe, obwohl geringe Verwandtſchaft aber dennoch nicht, da ſie in der Ordnung, wie dieſe Sprachen genannt worden ſind, ſich ſelbſt noch wenigſtens in einigen grammatiſchen Formen kund giebt, in ſolchen Beſtandtheilen, die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, ſondern zur innern Structur derſelben gehören.

In der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten dürften ſich, ſo wie in der koptiſchen noch indiſche Wurzeln genug finden. Aber dieß beweiſt keine urſprüngliche Verwandtſchaft, da es Folge bloßer Einmiſchung ſein kann. Die Grammatik jener Sprachen iſt, ſo wie auch die baſkiſche, grundverſchieden von der indiſchen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig beſtimmbare Menge der übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen, hat mit der indiſchen Sprachfamilie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft. In der Grammatik dieſer Sprachen, die von der indiſchen gleichfalls ganz verſchieden iſt, zeigt ſich zwar bei mehreren ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber ſind ſie auch unter ſich ſo durchaus verſchieden und ſo ganz abweichend, daß ſich keine Möglichkeit zeigt, ſie auf eine gemeinſchaftliche Quelle zurückzuführen zu können.

Die großen Folgen dieſer Sprachvergleichung für die älteſte Geſchichte vom Urſprunge der Völker und ihren früheſten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenſtand der Unterſuchung ſein. In dieſem erſten Buche begnügen wir uns, jene Sätze ſelbſt, einfache aber viel umfaſſende Reſultate gewiſſenhafter Forſchung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtſchaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtſchaft nicht irgend auf etymologiſchen Künſteleien beruhe, deren man, ehe die rechte Quelle gefunden war, ſo viele erſonnen hat, ſondern daß ſie dem unbefangenen Forſcher als einfache Thatſache ſich darbiete, werden einige Beiſpiele am deutlichſten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Verſetzungsregel der Buchſtaben, ſondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweiſe der Abſtammung. Freilich wenn ſich die Mittelglieder hiſtoriſch nachweiſen laſſen, ſo mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn ſtatt des lateiniſchen f im Spaniſchen ſo oft h eintritt, das lateiniſche p in der deutſchen Form desſelben Worts ſehr häufig f wird, und c nicht ſelten h, ſo gründet dieß allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz ſo evidente Fälle. Nur muß man, wie geſagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie hiſtoriſch nachweiſen können; nach Grundſätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinſtimmung muß ſchon ſehr groß und einleuchtend ſein, um auch nur geringe Formverſchiedenheiten geſtatten zu dürfen.

Ich führe zunächſt einige indiſche Worte an, welche dem Deutſchen eigenthümlich ſind. Shrityoti — er ſchreitet, vindoti — er findet, ſhlißyoti — er umſchließet; Onto — das Ende, Monuſchyo — der Menſch, Shvoſa, Svoſtri — die Schweſter, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Braunen der Augen, Torſho — der Durſt, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, ſthiro — unbeweglich, ſtier, Oſhonon — das Eſſen u. ſ. w.

Andre Wurzeln ſtimmen mehr mit der Form der Worte überein, die ſich in den verwandten Mundarten darbietet. Yüyon — ihr, Engliſch you; ſhvopno — der Schlaf, Isländiſch ſveffn; lökote — er fleht, das altdeutſche lugen. Upo — auf, ſtimmt mit dem Niederdeutſchen überein; desgleichen vetſi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateiniſche videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutſche iſt für die Etymologie überhaupt wichtig, weil ſich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutſche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo, der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari —

die Thür در, Bondhon — das Band بند, Ghormo, — warm گرم, Gauh — die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen dieſen Sprachen gemeinſchaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter: im Indiſchen Pita, Mata, Bhrata, Duhita: wobei ich nur bemerke, daß alle dieſe Worte im Accuſativ und einigen andern Caſus ein r annehmen, pitoron, den Vater u. ſ. w. Mehre beſonders merkwürdige dieſer gemeinſchaftlichen Worte werden ſpäterhin vorkommen.

Aus der griechiſchen Sprache wählen wir vorzüglich nur ſolche Beiſpiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbeſtandtheile der Sprache ſind. Oſmi, oſi, oſti — ich bin, du biſt, er iſt — ſtimmt ganz mit ἐσμι, ἐσσι, ἐστι überein, wenn wir in den erſten beiden Fällen für εἰμι und εἰς die ältere Form nehmen. An das o ſtoße man ſich nicht; es iſt der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchſtabe iſt, im Worte ſelbſt nicht geſchrieben wird, dem grammatiſchen Syſteme zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herrſchenden Ausſprache aber meiſtens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beiſpiel mag die Aehnlichkeit beſtätigen. Dodami, dodaſi, dodati — ich gebe, du giebſt, er giebt — ganz wie δίδωμι u. ſ. w.; das lange a ſtimmt indeſſen mehr zu dem römiſchen dan, dat. — Ma iſt eine indiſche Negation, wie im Griechiſchen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derſelben Bedeutung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derſelben Bedeutung präfigirt, wie das griechiſche δυς, im Perſiſchen دش, wie دشمن — der Uebelgeſinnte, der Feind, indiſch durmonoh. Die indiſche Sprache hat mit der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen nicht nur die Eigenſchaft gemein, daß ſie der urſprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgeſetzte Partikeln die mannichfaltigſten Nebenbeſtimmungen geben kann, ſondern die meiſten aller der Partikeln, deren ſie ſich zu dieſem Zwecke bedient, finden ſich in den genannten Sprachen wieder. Dem Inbiſchen und Griechiſchen ſind folgende: gemein ſon, genau daſſelbe wie das griechiſche συν; poti iſt das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet ſich in derſelben Bedeutung auch im Lateiniſchen wie im Griechiſchen; ā hat die Bedeutung des lateiniſchen ad, des Deutſchen an; die verneinende Partikel no ſtimmt mit dem Lateiniſchen und Deutſchen überein; upo iſt das Deutſche auf nach der niederdeutſchen Ausſprache, ut das Deutſche aus nach derſelbigen.

Wie viel Uebereinſtimmung in ſolchen einfachen Grundbeſtandtheilen der Sprache beweiſe, iſt jedem bekannt, der ſich mit Forſchungen der Art beſchäftigt hat. Um ſo mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinſtimmung nur die Wurzel betrifft, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie oſthi — Knochen οστεον; prothomo — der erſte, πρωτος; etoron — ein andres, das andre, ἑτερον; udokon — Waſſer, ὑδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; piyote — er trinkt, πινει; ſevyoti, er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. ſ. w. Maſoh — der Monath, μεις; Chondro, der Mond, heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel iſt, von der maſoh und auch das Perſiſche ماه abzuleiten iſt, wie auch das Deutſche Mond; im Niederdeutſchen Mahn.

Nur aus der römiſchen Sprache, in welcher die Zahl der indiſchen Wurzel vielleicht mit am größten iſt, führen wir einige Beiſpiele der ſonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit, vortute — vertitur, ſvonoh — sonus, nidhih — nidus, ſorpoh — serpens, navyon — navis, danon — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, podon — pes, pedis; aſyon — das Antlitz, os; yauvonoh — juvenis, modhyoh — medius, yugon — jugum, von yunkte — jungit, und jungitur; eine ſehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philoſophiſchen Terminologie der Indier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner roſoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دندان; ſoroh — series; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caesa-ries, wovon Caesar, ſo viel als crinitus, wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebiether oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte, die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhuſhyoti, sugit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergebe ich ſo wie viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten, wie rôſo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig, wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسب, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken بيم, ſhiroh — das Haupt سر, ſhakhoh — ein Zweig شاخ, kamoh — Begierde كام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verloren, wie پا der Fuß — von podo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonuh oder tonuh, ده zehn — von doſhoh, سياه ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen pavokoh, der Reiniger, auch ein Beiwort des Feuers, wird das einſylbige پاك rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مهر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu

Hülfe käme. Wenn man die andern Beiſpiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch دم — der Hauch — noch von dem indiſchen Atmoh, der Geiſt u. ſ. w. komme, was ſich in ατμος und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Perſiſchen wird es daher von großem Nutzen ſein, wenn man auch auf die neuere oft ſchon abgekürzte Form Rückſicht nimmt, welche das alte Samſkritwort im Prakrit oder in den hindoſtaniſchen Mundarten annimmt.

Daß ein ſo überwiegender Hang zum Abkürzen, der ſelbſt die Wurzeln und Stammſylben angreift, ſich dem Onomatopoetiſchen nähere und den Geiſt der Sprache wieder zu dieſer Stufe hinführe, kann das Perſiſche ſelbſt zum Beiſpiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die mit der indiſchen im nächſten Grade der Verwandtſchaft ſtehen, liebt die ſchallnachbildenden oder doch mit dem Schalle ſpielenden Worte ſo ſehr als dieſe.

Im Lateiniſchen und nächſtdem im Deutſchen und Griechiſchen leiden die indiſchen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indiſche Form die ältere ſei. Aus röktoh oder röhitoh kann wohl roth, aus Schleiſhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf ſich leicht abſchleifen und verwiſchen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indiſchen Worte, wie in ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen. Aus putroh (dem das celtiſche potr am treueſten geblieben iſt) kann eben ſo leicht puer als پور werden; aus ſvedoh wird Schweiß nach der niederdeutſchen Ausſprache eben ſo gut abgeleitet als sudor; in noroh trifft das perſiſche نر und das griechiſche ανηρ zuſammen; in traſoh — Zittern und Furcht — das griechiſche τρεω, das lateiniſche tremo und das perſiſche ترسیدن; ſamudron — das Meer — vereinigt das Teutſche See und das griechiſche ὕδωρ: Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger iſt es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die ſich in dieſen ſelbſt nicht weiter auflöſen laſſen, aus dem Indiſchen ſich ableiten und nach ihrer Zuſammenſetzung erklären laſſen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indiſchen prabnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches ſelbſt aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und ſechſten Caſus ohnoh, zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo monile von moni, Edelſtein. Sponte kömmt mit dem Ablativ ſvante auch in der Bedeutung überein; ſvanton aber iſt zuſammengeſetzt aus der Partikel ſvo und oton — quod finem ſuum in ſe habet.

Auffallend iſt es, wie groß mannichmahl ſelbſt in einer beſtimmten Flexion die Uebereinſtimmung iſt; ayonton z. B. und euntem, von yati, er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zuſammengeſetzten Worten zutrifft, wie Tvarſthito — der Thürſteher, Ontortvari — die innere Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geſchloſſen hat, daß mehre griechiſche und römiſche Götternahmen, die in dieſen Sprachen ſelbſt keine Ableitung finden, aus dem Indiſchen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Unterſuchung an; wir beſchränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den erſten Blick gewiß iſt, und eine weitere Auseinanderſetzung fordern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehen angeführt werden, daß ſelbſt der Nahme Roma's indiſch ſein dürfte. Zwar biethet ſich das griechiſche ῥώμη dar, das aber auch ziemlich allein ſteht, und welcher Sprache das Wort urſprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geſchlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. ſ. w., ſich im Indiſchen ausbreitet, welche Worte ſämmtlich Freude, beſonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedichte vom

Ramo ſo oft zu Anklängen und ſchönen Anſpielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und daſſelbe indiſche Wort trifft in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. iſt faſt ganz wie scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert ſich eher dem Deutſchen ſcheiden; dem tonu iſt tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (deſſen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt), ſtimmt mehr mit dem Deutſchen dehnte überein, als mit dem Lateiniſchen in extendit. Zerſtreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden ſich im Indiſchen wie an der Wurzel zuſammen; ut, das deutſche aus nach der niederdeutſchen Form, iſt ſchon angeführt worden: davon iſt der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutſche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateiniſche ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateiniſchen, Deutſchen, Perſiſchen zerſtreute Worte von der Familie mors, mortalis, مر، مردن, morden, Mord, finden ihren gemeinſchaftlichen regelmäßigen Urſprung in der indiſchen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. ſ. w. Daſſelbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateiniſchen, griechiſchen, perſiſchen und deutſchen ſo weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tiſthoti — er ſteht — kömmt am meiſten mit dem Griechiſchen überein; ſthanon — der Ort — mit dem perſiſchen ستان; ſthiro — unbeweglich — das deutſche ſtier, iſt ſchon angeführt worden. Auch janami, gigno, γεννάω, iſt eine ſehr fruchtbare Wurzel. Es ſind deren zu viel, um ſie alle anzuführen.

Als ein beſonders lehrreiches Beiſpiel gemeinſchaftlicher Abſtammung aus dem Indiſchen wählen wir einige der vornehmſten Worte, die Geiſt, Denken, Wiſſen oder Reden bedeuten. Monoh, monoſon iſt das lateiniſche mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutſchen meinet. Motih iſt das griechiſche μητις. Eine andre mit dieſer und mit dem deutſchen Muth verwandte Form liegt wohl in Amödoh — Vergnügen, Anmuth — zum Grunde; denn das a iſt auch in dem indiſchen Amödo (dem vielleicht auch das perſiſche امید — Hoffnung, verwandt iſt) nur Präpoſition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Geſetze der Euphonie veränderte Präpoſition ut iſt; unmadoh — raſend, wörtlich ſo viel als exmens, was in dem Engliſchen mad noch verſtümmelt übrig ſein könnte. Atmoh, was ipse und spiritus bedeutet, im Griechiſchen und Deutſchen ατμη und Athem, iſt ſchon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutſche Wiſſen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form iſt das lateiniſche video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wiſſen, Erkennen und Verſtehen bedeutet, das perſiſche شنیدن، شنودن، شناختن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhi, wovon dhiyote, das deutſche dichtet in der urſprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyavo, dhyayoti u. ſ. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden; beide Formen ſind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieſes letzte im Deutſchen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote, er ſingt; im Perſiſchen خواندن ſingen und leſen.

Die indiſchen Pronomina ſtimmen am meiſten mit dem römiſchen überein. Zwar tvon, Du — iſt allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ahon, ich — hingegen verſchieden und höchſtens nur in dem celtiſchen on noch ſichtbar; der Dativ moya, mir — iſt dem griechiſchen μοι am nächſten; das me, was ſtatt man — mich, und auch im vierten und ſechſten Caſus gebraucht wird, dem Griechiſchen mit dem Römiſchen gemein. Von der Wurzel ſvo aber (wovon suus, a, um und ſein), die als Partikel oft präfigirt wird, um Beziehung auf ſich ſelbſt oder Kraft durch ſich ſelbſt zu bezeichnen, kommen auch Caſus vor, die ganz den Römiſchen gleich ſind, wie ſvon — suum, ſvan — suam

u. ſ. w. Das Pronomen eſchoh, eſcha, etot iſt wohl die gemeinſchaftliche Wurzel von is, ea, id und iste, ista, istud, da es in den abgeleiteten Caſus auch der beiden erſten Geſchlechter meiſtens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweiſende iti, was bald dem id, bald dem ita entſpricht. Koh (in der Conſtruction meiſtens kos), ka, kon entſpricht noch dem qui, quae, quod ſelbſt in einigen abgeleiteten Caſus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Perſiſche کی iſt eben daher. Dagegen entſpricht das ſchon angeführte yüyon dem Deutſchen in der engliſchen Form you; das Pronomen ſoh findet ſich im Hebräiſchen und Arabiſchen, und auch im Altdeutſchen; der Accuſativ ton iſt noch ganz das griechiſche τον, deutſch den der Genitiv toſyo das deutſche deſſen, der Pluralis te das deutſche die; tot, da der kurze Vokal eben ſowohl a als o ſein kann, entſpricht dem deutſchen das, niederdeutſch dat. Da oyom in den meiſten Caſus ein i annimmt, worin das y ſehr oft regelmäßig übergeht, ſo könnte das perſiſche این davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehreres andre ließe ſich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tauſend — eko, poncho, ſhoto, ſohoero — ſtimmen mit dem perſiſchen صد ، پنج ، یک ، هزار — überein. Die übrigen erſten — chotur — vier, im Slawiſchen chetyr, ausgenommen — ſind genau wie in unſern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahl Adjektive; tvitiyoh, — tritiyoh — der zweite und der dritte — entſpricht am meiſten dem Deutſchen; ſoptomoh (die Aſpiration am Ende wird in der Conſtruction oft in ein s verwandelt, dann alſo ſoptomos) ſoptoma, ſoptomon ſtimmt auf das genaueſte mit dem römiſchen septimus, a, um überein; desgleichen duadoſho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur ſolche Fälle angeführt, wo die Uebereinſtimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar ſichtbar iſt. Wollten wir auf die Unterſuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtſchaft auch ſicher genug iſt, aber nur mehr Analyſe erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und مه, oder volo, valo was Kraft bedeutet, in validus ſichtbar; tomo — finſter, mit dämmern, lōhitoh, roth und brennend mit dem deutſchen Lohe, cheſtote — er ſucht, begehrt — mit quaesitus und خواستن verwandt iſt; oder an verſchiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino ſich viele abgeleitete, wie gehen, going, kommen, cominus anreihen; — ſo würden wir ſtatt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müſſen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch ſolcher Beiſpiele enthalten, wo das Wort ſelbſt zwar dasſelbe geblieben iſt, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie vijon — der Saame, in vis; guno, die Eigenſchaft, verſchiedene Art und Weiſe, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن dasſelbe Wort ſeien, obgleich das erſte active, das zweite paſſive Bedeutung hat? ديو iſt unſtreitig devo, lateiniſch divus und deus; obgleich ديو von böſen, devo immer nur von guten Geiſtern gebraucht wird. In modhuroh — in der Conſtruction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indiſche Wort ſüß bedeutet; das Subſtantiv modhu, Honig, iſt das deutſche Meth. Eben ſo lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; veſhitoh, bedeckt — vestitus; mordjharo, die Katze, das deutſche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; مرغ — der Vogel würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und beſonders das Reh — zuſammen zu ſtellen, wenn nicht die indiſche Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein ſchnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Lopo und Lapo wird in den indiſchen Schriften ſo häufig für Buße gebraucht, daß man die urſprüngliche Bedeutung Hitze faſt darüber vergißt, die dem römiſchen tepeo allein geblieben iſt; obwohl auch die indiſche Wurzel ſie noch beibehalten hat, ſelbſt in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechiſche θαλπειν. Auf dieſe Weiſe treten oft ſehr entfernte Bedeutungen und Worte zuſammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das perſiſche بو — Wohlgeruch, Duft — zunächſt wohl von Blumen, nach بوستان — der Garten, zu urtheilen — von dem indiſchen puſhpo — Blume, abzuleiten ſein, womit noch verwandt das deutſche Buſch. Vieler andern Beiſpiele nicht zu erwähnen, die manche Aufſchlüſſe geben und manche Bemerkung veranlaſſen würden, über die Art, wie, und die Geſetze, nach welchen die Bedeutung der Worte ſich zu verändern pflegt.

Drittes Kapitel.

Von der grammatiſchen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht dieſen ganzen Beweis umkehren und ſagen: die Verwandtſchaft iſt auffallend genug und mag zum Theil gegründet ſein; woraus folgt aber, daß die indiſche unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinſchaftlicher Urſprung ſei? Kann ſie nicht eben ſo gut erſt durch Miſchung der andern entſtanden ſein, oder doch dadurch dieſe Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem ſchon angeführten und auch manche andre Wahrſcheinlichkeit dagegen ſpricht, ſo werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entſcheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypotheſe, welche, was ſich in Indien Griechiſches findet, von den Seleuciden in Bactrien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher ſein als die, welche die ägyptiſchen Pyramiden für natürliche Kriſtalliſationen ausgeben wollte.

Jener entſcheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, iſt die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufſchlüſſe über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weiſe geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeſchichte Licht verbreitet hat.

Wir ſondern von den verwandten Sprachen zuerſt die perſiſche ab, deren Grammatik, welche von der arabiſchen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker ſogar die perſönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indiſchen und den übrigen ungleich weniger übereinſtimmt, als ſelbſt jetzt noch die deutſche, der griechiſchen und römiſchen zu geſchweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zuſammen, ſo ſind ſie allerdings von Gewicht.

Die Declination biethet am wenigſten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den Comparativ تر, wie im Griechiſchen und Indiſchen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutſchen und Indiſchen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh, der Mann; دخترك,—das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der erſten Perſon iſt m, was ſelbſt im Lateiniſchen verloren iſt, im Indiſchen und Griechiſchen vollſtändiger mi lautet; von dem ſi der zweiten Perſon im Indiſchen und Griechiſchen iſt nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Perſon iſt t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateiniſchen und Deutſchen; im Griechiſchen vollſtändiger ti und nti nach der ältern Form. Das perſiſche Participium praeſens und activum auf ndeh iſt wie das deutſche in nd, alt nde; das Participium praeteritum und paſſivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, ſtimmt mit dem lateiniſchen in tus, a, um und mit der altdeutſchen Form im Gothiſchen überein; dergleichen ſich auch unter den indiſchen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen کار , وار , und بار , die an zuſammengeſetzten Adjectiven einen, der auf gewiſſe Weiſe handelt und etwas macht, oder geartet iſt oder etwas beſitzt, bezeichnen, den indiſchen karo und koro, voro und bhoro entſprechen; desgleichen die Endung ان dem indiſchen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه. نی und ما ſind die indiſchen no, ni und ma; die Partikel بی, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indiſche vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indiſche ontor und ontoron, und das ſchon angeführte Pronomen که, indiſch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — oſti بود — geweſen, von bhovoti — er iſt, im Prakrit — bhôdi, im Praeterito des Samſkrit obhût. کردن — thun, machen — indiſch korttun, iſt, eben wie dieſes in den neu indiſchen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Perſiſchen; an einige Biegungen der indiſchen Wurzel kri, wie kriyan, kryote ſchließt ſich noch das lateiniſche creare an.

Es wäre zu wünſchen, daß jemand, der mit allen Hülfsmitteln dazu verſehen wäre, Unterſuchungen darüber anſtellte, wie die perſiſche Grammatik ehedem beſchaffen geweſen, ob ſie ſich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einſt der indiſchen und griechiſchen noch ähnlicher war, als ſie es jetzt iſt. Dieß würde mehr Aufſchluß und Beſtätigung geben, als eine noch ſo große Anzahl übereinſtimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß das Studium dieſer ſchönen Sprache auch in Deutſchland allgemeiner würde. Für Poeſie dürfte außer der Griechiſchen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft

---

*) Die Pariſer Bibliothek iſt nicht nur ſehr reich an perſiſchen Manuſkripten, ſondern beſitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteſte Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem beſonders feinen und geübten Gefühle für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der perſiſchen Dichterſprache verbindet.

bemerkte Verwandtſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen iſt außerdem ſo groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der älteſten germaniſchen Geſchichte mehr erklärt würde. Wer das Perſiſche zu ſeinem Hauptſtudium erwählen will, ſollte ſich auch die ſlawiſchen Sprachen zu eigen zu machen ſuchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über Manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perſer und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da ſteht.

In der deutſchen Grammatik finden ſich außer denen, die ſie mit der perſiſchen gemein hat, noch mehre andre Uebereinſtimmungen mit der griechiſchen und indiſchen. Im Deutſchen wie im Indiſchen durchgängig iſt n Kennzeichen des Accuſativs, s des Genitivs. Die Endſylbe tvon bildet im Indiſchen die Subſtantiva der Beſchaffenheit, grade ſo wie das Deutſche thum gebraucht wird. Der Conjunctiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten Grammatik folgen. Eben ſo übereinſtimmend iſt die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutſchen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, ſo iſt dieß freilich eine beſondre Eigenthümlichkeit, eben ſo wie das b im römiſchen Imperfectum; das Princip aber iſt immer noch daſſelbe, daß nähmlich die Nebenbeſtimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältniſſen nicht durch beſondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geſchieht, ſondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothiſchen und Angelſächſiſchen für den deutſchen, des Isländiſchen für den ſkandinaviſchen Zweig unſrer Sprache; ſo finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechiſchen und Indiſchen, einen Dualis, genauere Geſchlechts- und Verhältniß Beſtimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verloren, ſondern auch viele andre Flexionen, die jetzt ſchon etwas abgeſtumpft und weniger kenntlich ſind; die dritte

Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitwörter zum Beiſpiel, zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche.

Noch jetzt ſind ſehr viele Spuren dieſer ältern Sprachform im Deutſchen, im eigentlichen Deutſchen mehr, als im Engliſchen und in den ſkandinaviſchen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpoſitionen zu bilden, herrſchend iſt, ſo darf uns dieß um ſo weniger irre machen, da auch die ſämmtlichen aus dem Lateiniſchen abſtammenden romaniſchen Sprachen, wie nicht minder alle hindoſtaniſche Mundarten, wie ſie jetzt noch geſprochen werden, die ſich zum Samſkrit etwa eben ſo verhalten, wie jene zum Lateiniſchen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Urſache, um dieſe überall gleichförmig ſich zeigende Erſcheinung zu erklären. Die kunſtreiche Structur geht durch die Abſchleifung des gemeinen Gebrauchs beſonders in einer Zeit der Verwilderung gern verloren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmahl; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpoſitionen iſt in der That die kürzeſte und bequemſte, gleichſam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauche; ja man könnte es faſt als eine allgemeine Regel aufſtellen, daß eine Sprache um ſo leichter zu erlernen ſei, je mehr ihre Structur ſich ſchon vereinfacht und dieſer Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechiſchen und römiſchen Grammatik ſtimmt die indiſche ſo ſehr überein, daß ſie weder von der einen noch von der andern mehr verſchieden iſt, als dieſe beiden es unter ſich ſind. Das Weſentliche iſt die Gleichheit des Princips, alle Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, ſondern durch Flexion, d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erſtreckt ſich zur mehreren Beſtätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen: korömi — ich thue, koriſhyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung on: bhovami — ich bin, obhovon — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des indiſchen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonal Endungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder ti, ſondern beide mit einem Vokal endet: chokaro — ich habe und er hat gethan, vobhuvo — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmungen bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt otu, im Pluralis ontu; die Endung des erſten Participſ im männlichen Geſchlechte on. Doch es wäre überflüßig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne ſo auffallend übereinſtimmend gefunden ward, daß es faſt allein entſcheiden könnte.

Der lateiniſche Infinitiv könnte mit ſeiner Endung in re eine große Abweichung ſcheinen; und allerdings iſt dieß eine eigenthümliche Beſonderheit des Römiſchen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigſten Redetheile abgeht. Da indeſſen der indiſche Infinitiv auf tun eben ſo oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römiſchen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entſpricht, ſo zeigt ſich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und, ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entſpricht der fünfte Caſus in at dem lateiniſchen Ablativ in ate, der ſiebente Caſus des Pluralis in eſhu, iſhu u. ſ. w. dem griechiſchen *εσσι* und *οισι* — der vierte und fünfte Caſus in bhyoh, was in der Conſtruction oft bhyos wird, mit vorhergehendem langem Vokal, dem lateiniſchen Dativ und Ablativ in bus. Den indiſchen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römiſchen in ai vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechiſchen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder beſondern Nebenbeſtimmungen der Grundregel ſtimmt die indiſche Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accuſativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Caſus, die in den andern Zahlen unterſchieden werden, nur eine und dieſelbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinſtimmungen vorgekommen iſt, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht ſein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinſtimmung im Weſentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verſchiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptſächlich beſteht aber der Unterſchied doch darin, daß die indiſche Grammatik in derſelben Art, wie die griechiſche und römiſche, noch regelmäßiger, demſelben Geſetze der Structur, wenn ich ſo ſagen darf, noch treuer und eben dadurch zugleich einfacher und kunſtreicher iſt als dieſe. Die griechiſche und römiſche Sprache declinirt, d. h. ſie beſtimmt die Verhältniſſe des Subſtantivs nicht durch angehängte oder vorgeſetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geſchieht. Doch iſt auch ihre Declination nicht vollſtändig genug, um der Beihülfe der Präpoſitionen ganz entbehren zu können. Die indiſche Declination bedarf derſelben niemahls; für die Verſchiedenheiten, welche durch die Präpoſitionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateiniſchen Ablativ ſo oft erſt näher beſtimmen müſſen, hat ſie eigne Caſus. Ob man ſagen dürfe, daß die indiſche Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber iſt es, daß dieß in gar keinem Verhältniſſe, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechiſchen und römiſchen Zeitwörter ſteht. Die Conjugation ſelbſt iſt regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erſte Perſon und ſteht in der Reihe der übrigen vollſtändigen Arten; auch iſt die zweite Perſon des Imperativs nie ſo abgekürzt und verſtümmelt, wie es im Perſiſchen immer, in den andern verwandten Sprachen doch ſehr häufig der Fall iſt. Die Art, aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder deſideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verurſachen und durch einen andern bewirken, iſt durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitworte ſammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollſtändigeres Ganzes. Faſt alle indiſchen Adjectiva ſind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitworte abgeleitet, ſo wie faſt alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt ſich keine wohl ſo ganz aus ſich ſelbſt erklären als die indiſche.

Obwohl es zu viel geſagt ſein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß ſich das Griechiſche und Römiſche in Rückſicht der Grammatik zum Indiſchen wieder verhalte, wie die romaniſchen Sprachen zur lateiniſchen; ſo iſt es doch unläugbar wahr, daß ſie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpoſitionen und durch die ſchwankendere Unregelmäßigkeit ſchon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indiſchen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums iſt. Wichtig iſt auch folgender Unterſchied. Im Griechiſchen kann man noch wenigſtens einen Anſchein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungsſylben aus in das Wort verſchmolznen Partikeln und Hülfsworten urſprünglich entſtanden, obwohl man dieſe Hypotheſe nicht würde durchführen können, ohne faſt alle jene etymologiſchen Künſte und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderſt allen ohne Ausnahme den Abſchied geben ſollte, wenn man die Sprache und ihre Entſtehung wiſſenſchaftlich, d. h. durchaus hiſtoriſch betrachten will; und kaum möchte ſich's auch dann noch durchführen laſſen. Beim Indiſchen aber verſchwindet vollends der letzte Schein einer ſolchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organiſch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen ſeinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechaniſch durch angehängte Worte und Partikeln zuſammengeſetzt ſei, wo denn die Wurzel ſelbſt eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine ſo kunſtreiche Grammatik dennoch ſehr einfach ſein könne, zeigt das Beiſpiel der indiſchen ſelbſt am beſten. Es wird auch nichts dazu vorausgeſetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Urſprung der Sprache auf eine deutliche und verſtändliche Art zu erklären; ein ſehr feines Gefühl nähmlich für den unterſcheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die urſprüngliche Naturbedeutung, wenn ich ſo ſagen darf, der Buchſtaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwiſcht, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgeſtumpft worden iſt, kaum mehr in ſeiner ganzen Regſamkeit und Lebendigkeit vorſtellen können, was aber doch wohl vorhanden geweſen ſein muß, weil ohne daſſelbe keine Sprache, wenigſtens keine ſolche, hätte entſtehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache ſelbſt zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphiſche nach äußern Naturgegenſtänden mahlende oder bildernde, ſondern eine ſolche, welche den innern Charakter der Buchſtaben, wie er ſo deutlich gefühlt ward, nun auch in ſichtlichen Umriſſen hinſtellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Weſen dieſes in dem Indiſchen und allem, was aus ihm abgeleitet iſt, herrſchenden Sprachprincips wird durch den Gegenſatz am beſten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieſer Grammatik, deren kunſtreiche Einfachheit wir am Indiſchen und Griechiſchen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerkſam zu machen ſuchten. In vielen andern und zwar in den meiſten Sprachen finden wir die Merkmahle und Geſetze einer ganz von jener verſchiedenen, ja ihr durchaus entgegengeſetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmahl durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieſer Gegenſatz auch das ganze in Rückſicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbeſtimmbare Gebieth der Sprache umfaßt und völlig erſchöpft.

Ein merkwürdiges Beiſpiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch dieſe andeuten, durch eigne ſchon für ſich bedeutende Wörter verrichtet wird, biethet das Chineſiſche dar; eine Sprache, die mit ihrer ſonderbaren Einſylbigkeit, wegen dieſer Conſequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verſtändniß der ganzen Sprachwelt ſehr lehrreich iſt. In gleicher Rückſicht könnte auch noch die malayiſche Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen. *) Denn trotz der zahlloſen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verſchiedenheit derſelben in Rückſicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerſchaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit ſich zeigt, folgen ſie doch alle, ſo weit ſie bis

---

*) Dem berühmten Herrn Alexander v. Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geſchöpft ſind. Außer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikaniſchen und der in Peru und im Reiche Quito herrſchenden Quichua-Sprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi-, Cora-, Huaſteca-, Moſca-, Mixteca- und Totonaca-Sprache mitgetheilt.

jetzt bekannt ſind, einem und demſelben Geſetze des Sprachbaues, alle Bezeichnung der Verhältniſſe geſchieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar ſchon mit dem Wurzelworte ſelbſt zuſammenwachſen, aber doch auch durchgängig noch für ſich und einzeln dieſelbe Bedeutung haben, welche ſie dem Wurzelworte, an das ſie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikaniſchen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und ſind wie alle Sprachen dieſer Gattung ſehr reich an Pronominal-Beziehungen durch Suffixa und an den daher entſtehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baſkiſche *) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfs Verbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieſer Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelworte hinten angehängt werden, wie im Baſkiſchen und in der Declination der amerikaniſchen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptiſchen, ob bald das eine, bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruaniſchen, mexikaniſchen und andrer amerikaniſchen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte ſelbſt eingeflochten werden, wovon man beſonders in einigen amerikaniſchen Sprachen ſehr merkwürdige Beiſpiele findet, iſt im Grunde für die Hauptſache einerlei; genug es iſt eine Grammatik durch Anfügung von außen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entſtehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zuſammenſchmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabiſchen und in allen, die ihr verwandt ſind, die erſten und weſentlichſten Verhältniſſe, wie die der Perſon an Zeitwörtern, durch Anfügung von für ſich ſchon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis ſich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man ſicher annehmen, daß das Gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden ha-

---

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt iſt vielleicht bald eine reichhaltigere und beſonders eine genauer beſtimmte und deutlichere Darſtellung dieſer merkwürdigen Sprache zu erwarten.

be, wo ſich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr ſo deutlich unterſcheiden läßt; kann wenigſtens ſicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieſer Hauptgattung gehöre, wenn ſie gleich im Einzelnen durch Miſchung oder kunſtreiche Ausbildung zum Theil ſchon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieſer Grammatik folgen, wäre alſo dieſer. Im Chineſiſchen ſind die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende von der Wurzel ganz unabhängige einſylbige Worte. Die Sprache dieſer ſonſt ſo verfeinerten Nation ſtände alſo grade auf der unterſten Stufe; vielleicht, weil eben durch das ſo äußerſt künſtliche Schriftſyſtem die Kindheit derſelben zu frühe fixirt worden. In der baſkiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die faſt überall noch leicht zu unterſcheiden ſind, und zum Theil auch noch für ſich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln ſchon an, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieß der Fall im Arabiſchen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem größern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieſer Gattung gehören, während doch manches Andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da ſich ſogar ſchon eine einzelne Uebereinſtimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtiſchen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im größern Theile die neuere Weiſe, durch Hülfs Verba zu conjugiren, durch Präpoſitionen zu decliniren, die herrſchende iſt.

Die große Menge der amerikaniſchen Sprachen, worüber, ſo wie über die gänzliche Verſchiedenheit derſelben in Braſilien und Paraguay nicht minder als in Alt und Neu Mexiko und ſelbſt im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig anſehen. Die Erſcheinung iſt zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entſtehung bei noch ſo großer Verſchiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieſer Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indiſchen oder griechiſchen Sprache iſt jede Wurzel wahrhaft das, was der Nahme ſagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, ſo iſt der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbeſtimmbare ſich ausbreiten, und iſt oftmahls in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf dieſe Weiſe aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge ſeiner Verwandtſchaft, hängt zuſammen, und ſo trägt und erhält ſich's gegenſeitig. Daher der Reichthum einestheils, und dann die Beſtandheit und Dauerhaftigkeit dieſer Sprachen, von denen man wohl ſagen kann, daß ſie organiſch entſtanden ſeien, und ein organiſches Gewebe bilden; ſo daß man nach Jahrtauſenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt ſind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der ſich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeſchlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Urſprunge der erſten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die ſtatt der Flexion nur Affixa haben, ſind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, ſondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zuſammenführen kann; der Zuſammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechaniſcher durch äußere Anfügung. Es fehlt dieſen Sprachen im erſten Urſprunge an einem Keime lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künſtlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch ſo ſehr geſteigert, ſo wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der ſcheinbare Reichthum iſt im Grunde Armuth, und es ſind dieſe Sprachen, ſie mögen roh oder gebildet ſein, immer ſchwer, leicht verworren, und oft noch beſonders ausgezeichnet durch einen eigenſinnig willkuhrlichen, ſubjectiv ſonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikaniſchen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen ſein, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinſchaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieſes ſei. Wir müſſen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrſcht, auch den Wurzeln nach, in eine gemeinſchaftliche Quelle zuſammengehen; die unbeſtimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt ſich nicht auf Einheit zurückführen welches zu beſtätigen, außer der unzähligen Menge amerikaniſcher Sprachen, auch Aſien und Europa Beiſpiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nord-Aſien finden wir vier ganz verſchiedene Sprachfamilien, des tatariſchen, finniſchen, mogoliſchen und tunguſiſchen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt außerdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmahl eine ganz ſchickliche Stelle in jener Eintheilung zu beſtimmen wiſſen. Dazu kommt nun noch die tanguitiſche oder thibetaniſche, die cingaleſiſche, die japaniſche Sprache, und was nach Abzug der indiſchen und arabiſchen Einmiſchung im Malayiſchen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inſeln zwiſchen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverſchiedene Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der öſtlichen Halbinſel Indiens zählt Symes ſechs verſchiedne Sprachen, wovon mehre ſelbſt in den Zahlworten, dieſem ſo wichtigen Grundbeſtandtheile, ganz verſchieden ſind; die Burma-Sprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptſächlichſte die von Ava iſt, ſchließt ſich durch ihre Einſylbigkeit an das Chineſiſche an; verwandt mit dieſer iſt die Sprache Koloun zwiſchen Bengalen, Arakan und Burma, ſo wie einige Dialecte in Pegu; die Pegu-Sprache ſelbſt iſt aber nach Symes noch ganz verſchieden, ſo wie die im Lande Meckley, ſüdlich von Aſam, und die Sprache in Siam, von der die der ſüdlichen Cingaleſen abgeleitet ſein ſoll. Es bleibt alſo, ungeachtet einiger Verwandtſchaft, immer eine für eine ſolche Völkerzahl ſehr große Verſchiedenheit übrig. Wenn man nun erſt das Koptiſche, Baſkiſche, den nicht lateiniſchen Theil des Walachiſchen und Arnautiſchen und ſo manche andre merkwürdige Sprachreſte im weſtlichen Mittel-Aſien, am Kaukaſus und in Europa, die ganz einzeln ſtehen, hinzunehmen wollte, ſo wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müſſen, alle dieſe Sprachen auf eine gemeinſchaftliche

Urſprache zurückführen zu wollen. Abermahls alſo ein großer Hauptunterſchied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es ſehr viele unter ſich ganz verſchiedne; die Sprachen durch Flexion zeigen um ſo mehr innere Verwandtſchaft und gegenſeitigen Zuſammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geſchichte ihrer Bildung hinauf ſteigt.

Man würde mich indeſſen ganz mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausſchließend erheben, die andre unbedingt herabſetzen. Die Welt der Sprache iſt zu umfaſſend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß ſich die Sache ſo einfach durch einen ſchneidenden Richterſpruch ausmachen ließe. Wer wird die hohe Kunſt, die Würde und erhabne Kraft der arabiſchen und hebräiſchen Sprache läugnen können? Sie ſtehen wohl unſtreitig auf dem höchſten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der ſie übrigens nicht ſo ausſchließend angehören, daß ſie ſich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern ſollten. Daß aber dieſe Kunſt ihnen ſpäter, ja zum Theil gewaltſam, auf den alten rohen Stamm angebildet ſein möge, haben die vertrauteſten Kenner dieſer Sprachen oft geäußert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Structur herrſcht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Unterſuchung wohl zugeben; wie ſehr aber auch die ſchönſte Sprache entarten könne, das erfahren wir an unſrer eignen, von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrloſten Mundarten oder bei ſchlechten Schriftſtellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beiſpiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatiſchen Kunſt und Ausbildung iſt in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa iſt im Anfange ganz kunſtlos, wird aber immer künſtlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptworte zuſammenſchmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunſt der Structur, durch den Hang ſich's zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verloren, wie wir es ſehen, wenn wir manche deutſche, romaniſche und jetzige indiſche Mundarten mit der ältern Form, aus der ſie abſtammen, vergleichen.

Daß die amerikaniſchen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe ſtehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende Mangel mancher weſentlichen Buchſtaben, wie des b, d, f, g, r, ſ, j, v als Conſonanten, im Mexikaniſchen; des b, d, e, f, k und x, in der Qquichua-Sprache, wo auch das o faſt gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, ſ, in der Othomi-; des d, f, g, i, l, ſ, in der Cora-; des b, d, f, r, in der Totonaca-; des b, p, f, r, in der Mixteca-; des f, r, ſ, k, in der Huaſteca-Sprache. Zwar kann bei einigen dieſer Buchſtaben der weiche Conſonant durch den harten erſetzt werden: oder es ſchien den ſpaniſchen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an ſich nicht iſt. Was ſoll man aber ſagen, wo ſo weſentliche und unerſetzliche Conſonanten fehlen, wie r, l, ſ, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigenſinnige Vorliebe für gewiſſe zuſammengeſetzte Laute, wie tl im Mexikaniſchen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entſteht, beſonders an Zeitwörtern, um die verſchiedenen Perſonal Beziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunſch oder die dauernde Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenſeitigkeit oder häufige Wiederhohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher beſtätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verſchiednen amerikaniſchen Sprachen gemein iſt. So giebt es in ſehr vielen kein Genus, keinen Caſus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, deſſen Stelle im Mexikaniſchen und Peruaniſchen das Futurum mit dem Zeitworte ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv iſt wie in der Qquichua Sprache mit dem Genitiv des Subſtantivs eins, ſo daß Runap, von Runa, der Menſch, zugleich des Menſchen und menſchlich bedeutet.

Aber manche dieſer Sprachen ſind demungeachtet gewiß nicht nur ſehr kraft- und ausdrucksvoll, ſondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunſtreich. Dieß mag beſonders mit der Qquichua- oder peruaniſchen Sprache der Fall ſein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und ſchon größere Allgemeinheit bewogen, ſie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie ſie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben ſollen. Im peruaniſchen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl ſparſam, doch einige indiſche Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indiſch vipulo; acini, lachen, indiſch hoſono u. ſ. w.; am merkwürdigſten iſt Inti, die Sonne, indiſch Indro. Iſt die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, ſo haben ſich jene Wurzeln vielleicht aus dieſer in die gemeine Sprache verloren; da es ohnehin aus den chineſiſchen Geſchichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruaniſchen Reichs und der peruaniſchen Bildung oſtwärts von China oder den indiſchen Inſeln hergekommen ſeien.

Fünftes Kapitel.

Vom Urſprunge der Sprachen.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſein, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie, ſtatt ſich willkührlicher Dichtung zu überlaſſen, auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkührliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwicklung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtätigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantchou-Sprache durch, und man wird erſtaunen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigſten

Hauptſprachen, waren noch viele andre Sprachen eben ſo beſchaffen, ſo würde man der Meinung, welche alle Sprachen aus dieſem Princip entſtehen läßt, den Vorzug geben müſſen. Aus dieſem Beiſpiele kann man aber auch ſehen, welche Geſtalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf dieſem Wege entſtanden ſein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Anſehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächſt zu thun haben. Im Deutſchen iſt die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoetiſchen Wörter zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beiſpiele, aber doch noch ſehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Perſiſchen, welches man aus der Einmiſchung tatariſcher, ſlawiſcher und andrer nordiſchen Sprachen erklären mag; im Griechiſchen und noch mehr im Römiſchen werden ihrer immer weniger, und im Indiſchen verſchwinden ſie ſo durchaus, daß ſelbſt die Möglichkeit einer ſolchen Entſtehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie ſind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie iſt das Indiſche, oder falls auch dieſes zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form iſt, wie iſt diejenige Sprache entſtanden, welche, wo nicht für alle andre, doch für dieſe Familie die Urſprache und der gemeinſchaftliche Quell war? — Einiges wenigſtens läßt ſich auf dieſe wichtige Frage mit Gewißheit antworten: ſie iſt nicht aus einem bloß phyſiſchen Geſchrei und allerlei ſchallnachahmenden oder mit dem Schall ſpielenden Sprachverſuchen entſtanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr iſt dieſe Sprache ſelbſt ein Beweis mehr, wenn es deſſen noch bei ſo vielen andern bedarf, daß der Zuſtand des Menſchen nicht überall mit thieriſcher Dumpfheit angefangen, woran ſich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angeſetzt habe: zeigt vielmehr, daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigſtens grade da, wohin uns dieſe Forſchung zurückführt, gleich von Anfang die klarſte und innigſte Beſonnenheit ſtatt gefunden: denn das Werk und Erzeugniß einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die höchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeins nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprunge zu dieſer bewunderungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſei, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einemmahle geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaſſung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt, um zu erwägen, ob ſich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüßig, ſie anders als ganz natürlich erklären zu wollen; wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeien anfangs alle gleich wild und roh geweſen; eine Behauptung, die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage; mit derſelben aber, mit dem tiefen Gefühle und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben; und zwar eine ſo ſchöne, kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blicke für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühle für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Menſch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine, bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die

Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefen Gefühle und hellen Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpäter beim Unterrichte wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand, die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach, dem Gefühle der damahligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hülfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu unterſuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen, und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit einfach aber ſelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anſchauung der künſtlicheren Ausbildung ſeiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zuſtande begann, der wirklich an thieriſche Dumpfheit gränzte. Mehre der andern Sprachen ſcheinen in der That nicht als ein organiſches Kunſtgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, ſondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallſpielen, dem bloßen Geſchrei des Gefühls, und endlich den endeiktiſchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweiſung und Verdeutlichung entſtanden zu ſein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverſtandniß und willkührliche Beſtimmung hinzukam.

Daß die indiſche Sprache älter ſei als die griechiſche und römiſche, geſchweige denn die deutſche und perſiſche, ſcheint aus allem Angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniſſe, als die älteſte der abgeleiteten, ſie aber eigentlich zu der gemeinſchaftlichen Urſprache ſtehe; darüber wird ſich vielleicht dann etwas Näheres beſtimmen laſſen, wenn wir die Veda's in echter Geſtalt ſammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verſchiedenheit der Sprache in den Veda's ſelbſt vom Samſkrit ſchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeſtellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indiſche Sprache auch ſchon in der früheſten Zeit beträchtliche fremdartige Einmiſchung von einverleibten Völkerſchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indiſcher Bildung und Sage iſt in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylon finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingaleſen, der ehedem vielleicht ſich weiter erſtrecken konnte. Doch ſpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indiſchen Sprache dafür, daß die Einmiſchung wohl nicht ſo verſchiedenartig und gewaltſam ſein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaſſung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langſamer verändert worden, als die andrer Völker, ſo iſt daſſelbe von ihrer Sprache ſchon hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinations-Spiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmahl geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt, als einen ganz metaphyſiſchen, läßt ſich das hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauche der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder

Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantaſie allein herrſche; bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fähig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herrſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehört einer ganz ſpäten Epoche der indiſchen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abſtract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchön durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Menu's metriſch abgefaßtem Geſetzbuche, wo die größere Alterthümlichkeit und Verſchiedenheit von den Puranas ſchon ſehr merklich iſt, wenn gleich wohl nicht ganz ſo ſtark, als man ſie ſich nach dem Vergleiche des William Jones von dem Verhältniſſe der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Geſetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indiſchen Sprache immer genug, um einen Zwiſchenraum von mehreren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müſſen.

Sechſtes Kapitel.

Von der Verſchiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelſprachen.

Es führt uns dieſe Betrachtung über die Einmiſchung und Veränderung, welche auch die indiſche, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche ſich ſogleich dem Geiſte aufdringen muß, ſobald man eingeſehen hat, daß die Verwandtſchaft dieſer Sprachen zu groß ſei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen gemeinſchaftlichen Urſprung beweiſe. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verſchiedenheit dieſer Sprachen, wenn ſie urſprünglich eins waren? Allerdings darf man dieſe Verſchiedenheit nicht nach dem erſten äußern Eindrucke beurtheilen, ſondern nach derjenigen Aehnlichkeit, die ſich darbiethet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Weſentliche richtet. Wie groß iſt nicht die Verſchiedenheit des Griechiſchen und Römiſchen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erſten Mahle kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geſchichte ihrer Entſtehung und in den einfachſten Beſtandtheilen ergreift, ſo weit Thatſachen und darauf gegründete Forſchung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinſtimmung der beiden Formen, die dann faſt nur als ſehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verſchiedne Sprachen, erſcheinen.

Wenn aber auch die Verwandtſchaft nach dieſem Maaßſtabe beurtheilt wird, ſo dürfte doch eine größere Verſchiedenheit unter den Sprachen dieſes Stamms übrig bleiben, als ſich bloß aus der verſchiednen Lage und der verſchiednen Richtung der Geiſtesentwicklung während eines ſehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch etwas andres hinzugenommen werden, was dieſe Verſchiedenheit völlig erklärt; etwas, das ſich theils grammatiſch genau nachweiſen läßt, theils aber durch hiſtoriſche Begebenheiten erklärt und wahrſcheinlich gemacht wird.

Es haben alle dieſe abgeleiteten Sprachen, ſo wie die Völker ſelbſt, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verſchiedene Einmiſchung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat ſie nothwendig unter ſich noch mehr entfremden müſſen. Ich rede nicht bloß von ſolchen Einmiſchungen, wie die des Arabiſchen in der perſiſchen, des Franzöſiſchen in der engliſchen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil ſie nicht ganz in die grammatiſche Form der andern Sprache verſchmelzen, ſondern zum Theil ihre eigne behalten, ſich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen.

Beiſpiele übrigens, welche einen ſprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beſtandheit jede urſprünglich edle, d. h. organiſch entſtandne und gebildete, Sprache hat, und wie ſchwer ſie ſelbſt durch die gewaltſamſte Einmiſchung unterdrückt werden kann. Wie ſo ganz deutſch iſt noch der Grundcharakter des Engliſchen, und wie ganz verſchieden vom Arabiſchen iſt der des Perſiſchen geblieben! Ich rede auch von ſolchen Einmiſchungen, die noch älter und ſelbſt der Form nach noch mehr verſchmolzen ſind, weil ſie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und productiver war, und daher dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar ſind, als der Analyſe.

Sie ſind oft auch für Geſchichte wichtig; ſo wie Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beiſpiel im Griechiſchen weit mehr arabiſche Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verſchiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen dieſe Uebereinſtimmung dem erſten Blicke ſehr verhüllt, ſo iſt dieß nicht mehr als ſich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römiſchen müßte man, der Geſchichte von den älteſten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmiſchung von celtiſchen und cantabriſchen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem Perſiſchen zeigt deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andre Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewißheit wird, längſt dem Gihon und an der Nordſeite des caſpiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beſchaffenheit nach auch noch ſo entfernte Sprache nennen können, in der ſich nicht einige deutſche Wurzeln fänden: wie Jare, das Jahr — im Zend und Mantchou; lagan, ſpan. poner, legen in der Tagala-Sprache auf den philippiniſchen Inſeln; rangio, übelriechend, im Japaniſchen — ranzig, auch einige wenige in der peruaniſchen Sprache. Dieſes iſt aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germaniſchen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und Weſt-Aſiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beſchränken uns in dieſem Buche allein auf die Sprache und das, was ſich bloß aus dieſer erklären läßt. Was ſich weiter von hiſtoriſchen Thatſachen und Wahrſcheinlichkeiten anführen ließe, um die wunderbare Uebereinſtimmung ſo weit entlegner durch große Länderſtrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die älteſten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verſpart. Aber in dem Gebiethe der Sprache ſelbſt findet ſich noch vieles, wodurch der große Zwiſchenraum ausgefüllt wird und enger zuſammen rückt, oder doch Punkte des Ueberganges gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutſchen, die in der Krimm, am Kaukaſus und caſpiſchen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von ſo manchen, obgleich geringen, doch allerdings ſehr merkwürdigen Ueberbleibſeln ſonſt verlorner Sprachen; ſondern von noch jetzt beſtehenden und blühenden Hauptſprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemiſchte Beſchaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwiſchenraum zwiſchen der indiſchen und perſiſchen Sprache auf der einen, der germaniſchen, griechiſchen und römiſchen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erſte Stelle unter dieſen verdient unſtreitig die armeniſche, in der man nicht nur römiſche und griechiſche, perſiſche und deutſche Wurzeln genug findet, und zwar ſolche, die zu den erſten und weſentlichſten Sprachbeſtandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigſten Zeitwörter. Um nur einige ſeltnere und beſonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateiniſche Conjunction quam; mi eins — verwandt mit dem Griechiſchen μια; hing, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechiſche ἁμα praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechiſch μη; praefigirt werden im gleichen Sinne an und ab, wie *a* und *ab*, a im Lateiniſchen, un im Deutſchen: aminajjm, das lateiniſche omnis. Ferner einige Zeitwörter: luſauerim, ich leuchte — luceo; luzzim, ich löſe — λύω; uranam, ich läugne — ἀρνέομαι; zairanam, ich zürne; arnum, ich nehme — ἄρνυμαι; tenim, ich ſetze — θεῖναι; adim, ich haſſe — odimus; udin., ich eſſe — edo; garebim, ich habe Mangel — careo; lnum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Engliſch I am; pirim, ich trage — fero und برن; porim, ich grabe — bohre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre beſonders auch perſiſche Wurzeln. Oft ſind es unverkennbar dieſelben, nur daß ſie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären iſt, ſondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber ſind die Uebereinſtimmungen in der Structur: zum Beiſpiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ziz — ſzis — ſze; alſo derſelbe Hauptlaut wie im Indiſchen und Griechiſchen. Einige Participia in al ſtimmen dagegen mehr mit den ſlawiſchen Sprachen überein, ſo wie die dritte Perſon des Singularis luanay, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfs-Verba.

Gewiß iſt das Armeniſche ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entſtehung und Geſchichte der aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen manchen Aufſchluß geben. Ob nicht dasſelbe auch von der georgianiſchen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entſcheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas Beſtimmtes feſtzuſetzen, fehlt es gerade an dem wichtigſten, einer ausführlichen Grammatik nähmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianiſchen; das Pehlvi kennt den perſiſchen Caſus obliquus in ra, mehre perſiſche Endungen der Subſtantive und Adjective in man u. ſ. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem perſiſchen in ادن verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, iſt freilich noch ſehr unzureichend. Im Arabiſchen und Hebräiſchen findet ſich nichts mit der indiſchen Grammatik Uebereinſtimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen הוא · هو · indiſch ſoh, gothiſch ſa, woven noch das altdeutſche ſo. In den gemeinſchaftlichen Wurzeln aber dürften auch dieſe Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Miſchung der Völker in den älteſten Zeiten. Wichtig wäre es, genau zu beſtimmen, in wie weit die hebräiſche Sprache an ſolchen der andern Hauptgattung gemeinſchaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabiſche; im Phöniciſchen war vielleicht die Annäherung noch ſtärker.

Die nächſte Stelle nach der armeniſchen, in Rückſicht der immer noch ſichtbaren, obgleich entfernteren Verwandtſchaft, nim̃t unſtreitig die große Familie der ſo weit verbreiteten ſlawiſchen Sprachen ein. Es iſt nicht allein noch ſehr viel Flexion in der Grammatik, ſondern in einigen wenigen Fällen ſtimmt ſelbſt das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der erſten und zweiten Perſon des Präſens im Singularis und Pluralis. Bei ſehr unvollkommnen Hülfsmitteln in dieſem Fache ſind mir doch mehre indiſche Wurzeln in ſlawiſchen Sprachen vorgekommen, und zwar auch ſolche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen ſich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniſſe die verſchiedenen ſlawiſchen Mundarten zu einander ſtehen, und welche derſelben für die älteſte und reinſte gehalten werden darf, damit man dieſe bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweiſen will.

Ob die celtiſche Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die ſlawiſchen, Anſpruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinſchaftlichen Wurzeln allein beweiſen nur Miſchung, von der dieſe

Sprache ohnehin alle Kennzeichen an ſich trägt. Die Zahlworte allein ſind auch nicht entſcheidend; ſind ja doch im Koptiſchen zugleich die griechiſchen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptiſche, im Gebrauche. In der bretagniſchen*) Mundart wird durch Präpoſitionen declinirt; in der reineren erſiſchen aber iſt die Declination ganz anders und wird ſonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchſtabens des Wortes gebildet, der ſich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Perſonal-Beziehung bedeuten, richtet: z. B. mac — der Sohn, mhic (ſprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben, ſein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas Aehnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Perſonal-Beziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte ſelbſt im Koptiſchen zuſammenſchmelzen; Pos — der Herr; Paos — mein Herr; Pekos — dein Herr; Pefos — ſein Herr; Peſos — ihr Herr; Penos — unſer Herr; Naos — meine Herren; Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen; ejomp — wir gingen; eſſomp — wir werden gehen, von omp — wir; ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baskiſche gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſch-Charakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok; on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mundart für Beweiſe der Gleichheit nehmen, iſt wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

---

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und Andrer Werke entbehrte ich. — Außerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; außer den ſchon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerke über die nord-aſiatiſchen Sprachen, den neueſten und vollſtändigſten Bearbeitungen der koptiſchen und armeniſchen Sprache u. ſ. w. Ich hoffe um ſo eher bei Kennern ſolcher Unterſuchungen Nachſicht deshalb zu finden, da ſie am beſten wiſſen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollſtändig in dieſem Fache zu ſein pflegen; da ſie andrerſeits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht Bekannte werden gefunden haben.

Selbſt in ſolchen Sprachen, die am weiteſten von der Familie der indiſchen, griechiſchen und germaniſchen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinſtimmung, wie die Endung der Adjective im Baſkiſchen auf ezco, die im Spaniſchen nur ſelten vorkömmt, der deutſchen auf iſch, der griechiſchen in ικος gleicht. Die alten Völker ſind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu ſehr durch einander geworfen, als daß ſich nicht ſolche ganz einzelne Spuren faſt überall finden ſollten.

Ich würde überhaupt den Leſer zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was geſammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt iſt, nach welchen Grundſätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus hiſtoriſcher Stammbaum, eine wahre Entſtehungsgeſchichte der Sprache, ſtatt der ehemahligen erdichteten Theorien vom Urſprunge derſelben, zu entwerfen wäre. Das hier Geſagte wird wenigſtens hinreichend ſein, um die Wichtigkeit des indiſchen Studiums, auch ſchon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweiſen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniſſe zur Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes betrachten.

Ich ſchließe mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtſchaft und Abſtammung des Römiſchen, Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen aus dem Indiſchen zuerſt Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteſte

Völkergeſchichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtſchaft noch auf einige andre Fälle, wo ſie doch ungleich geringer iſt, ausdehnen, ferner die unbeſtimmbar große Menge der Sprachen auf die drei Hauptzweige der indiſchen, arabiſchen und tatariſchen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er ſelbſt zuerſt die totale Verſchiedenheit des Arabiſchen und Indiſchen ſo ſchön feſtgeſtellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinſchaftlichen Urquell herleiten will; ſo haben wir dem vortrefflichen Manne in dieſen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerkſam prüfen will, unſtreitig beiſtimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philoſophie.

Erſtes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es iſt eine faſt allgemein angenommene Meinung, daß der Menſch von einem Zuſtande ganz thieriſcher Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anſtrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äußern Veranlaſſungen und Anregungen, ſich erſt ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rückſicht darauf nimmt, wie ſehr dieſe Anſicht aller geſunden Philoſophie widerſtreitet, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie durch die älteſte Geſchichte durchaus nicht beſtätigt, ſondern vielmehr vor derſelben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verſchwindet. Auch ohne die Moſaiſche Urkunde, welche wir für jetzt bei Seite ſetzen, um im dritten Buche darauf zurück zu kommen, zeigen die meiſten und älteſten andern aſiatiſchen Denkmahle und geſchichtliche Thatſachen einſtimmig darauf hin, daß der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Beſonders von Indien her zeigen ſich ſehr merkwürdige und unerwartete Aufſchlüſſe über den Gang der menſchlichen Denkart in den älteſten Zeiten. Einiges iſt ſchon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben und noch weit mehr läßt ſich erwarten.

Nachdem wir im erſten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniſſe zu den übrigen merkwürdigſten aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen betrachtet haben, ſo wäre es vielleicht in der Ordnung, in dieſem zweiten Buche von der indiſchen Mythologie, als der Quelle ſo mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuſchende Aehnlichkeiten ſo ſehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcuttiſchen Geſellſchaft geſchehen iſt, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, ſo auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, deſſen Aehnlichkeit bei aller ſonſtigen äußern Verſchiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Urſprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an ſehr überraſchenden, und gewiß nicht bloß zufälligen Uebereinſtimmungen. Doch wird hier eine faſt noch ſtrengere Vorſicht erfordert, als bei der Sprache; denn die Mythologie iſt in ihren Einzelnheiten noch ſchwankender und ſchwebender, und der flüchtige zarte Geiſt oft noch ſchwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie iſt das verflochtenſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes; unendlich reich, aber auch höchſt veränderlich in ſeiner Bedeutung, die doch allein das Weſentliche iſt; darum muß alles und jedes in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und ſelbſt die geringſte Verſchiedenheit iſt hier wichtig. Die griechiſche und römiſche Mythologie z. B. ſind wir gewohnt, wo es nicht auf hiſtoriſche Genauigkeit ankommt, für dieſelbe anzunehmen und gelten zu laſſen; wie groß aber die Verſchiedenheit ſei, iſt denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen ſind, ſo daß man gewiß ſehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite, Mavors und Ares u. ſ. w. für eine und dieſelbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer helleniſchen Stadt zur andern, welch ein Unterſchied! zwiſchen Korinth und Athen, oder zwiſchen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geſchichte, der Nahme ſelbſt einer Gottheit, iſt oft weit verbreitet, erhält ſich zum Erſtaunen lange, ſogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung iſt doch eigentlich allein weſentlich, und wie geſtaltet ſich dieſe faſt immer und überall anders? Daher gehört wenigſtens ein ſehr großer Vorrath von Thatſachen und Quellen dazu, um das einzige zu verſuchen, was hier Aufſchluß geben kann, eine ausführliche Darſtellung des Ganzen nähmlich, nach allen ſeinen Einzelnheiten, nach den Abſtufungen der innern Entwicklung und äußern Einmiſchung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dieß für die indiſche Mythologie leiſten zu können, ſind unſre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollſtändig genug.

Wir verlaſſen alſo hier den vergleichenden Weg des erſten Buchs, und geben ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologien, wozu es noch zu früh iſt, lieber etwas, was allen Unterſuchungen der Art zur ſichern Grundlage dienen kann; eine Darſtellung der orientaliſchen Denkart nähmlich, nach ihren wichtigſten Stufen und Verſchiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünſchen übrig; doch iſt das, was wir ſchon jetzt haben, zureichend, um ſich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur verſteht, ſich in die alte Denkart zu verſetzen; es ordnen ſich die Thatſachen, wenn ſie nur rein aufgefaßt werden, von ſelbſt zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben ſo viel Epochen der orientaliſchen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darſtellung, nicht als philoſophiſche Syſteme; denn wiewohl alle dieſe Denkarten wo nicht gleich, ſo doch ſpäter auch ſyſtematiſch dargeſtellt worden ſind, ſo waren ſie doch urſprünglich alle mehr als bloß Philoſophie. Geſondert haben wir dieſe Denkarten, weil ſie wirklich geſondert ſind, ihrem Geiſte und auch der Geſchichte nach; wie ſich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegenſatz an ſie ſchließe, wird im Einzelnen angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indiſcher Mythologie oder Philoſophie zu dieſer gehört, die der andern aſiatiſchen Nationen nur da hinzunehmen, wo es zur Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

Syſtem der Seelenwanderung und Emanation.

Unter allen Philoſophien oder Religionen, welche Aſien als ihr Vaterland erkennen, iſt keine ſo zuverläſſig indiſchen Urſprungs, keine, mit Ausſchluß der moſaiſchen Urkunde, älter als das Syſtem der Emanation und Seelenwanderung. Das Weſentliche deſſelben wird im erſten Buche der Geſetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine geſunde Kritik ein geringeres Alter anweiſen wird, als dem älteſten, was die weſtlich europäiſche Welt irgend aufzuweiſen hat. Seit Jahrtauſenden, wie noch heute, iſt es die Grundlage der indiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, man kann ſagen des indiſchen Lebens, und eben ſo unverkennbar das Grundgewebe indiſcher Sage und Mythologie, der herrſchende Geiſt derſelben. Nähern Aufſchluß als die Geſetze des Monu geben, darf man außer den Veda's vielleicht von der älteſten indiſchen Philoſophie erwarten, welche Mimanſa genannt wird, und vom Joimini, dem Verfaſſer des Samoved, geſtiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn ſie nur in dem urſprünglichen und älteſten Sinne genommen wird, mit Metempſychoſe zuſammenhänge, werden wir ſogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in ſpätern Zeiten Emanation hieß, da kein Syſtem mehr in ſeiner urſprünglichen Reinheit vorgetragen, ſondern eine aus allen zuſammengefloſſene Miſchung mit dem unbeſtimmten Nahmen der orientaliſchen Philoſophie bezeichnet ward. Beſonders darf man das Syſtem der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechſeln. Demjenigen, der bloß an die dialektiſche Form der jüngern europäiſchen Philoſophie gewohnt iſt, erſcheint zwar die größere Kühnheit und Fantaſie jedes orientaliſchen Syſtems leicht pantheiſtiſch, und allerdings finden ſich der Verbindungen in ſpätern Zeiten genug. Der urſprüngliche Unterſchied iſt jedoch ſehr weſentlich; denn es wird die Individualität in der alten indiſchen Lehre keineswegs aufgehoben und geläugnet. Auch iſt die Rückkehr der einzelnen Weſen in die Gottheit denſelben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böſe bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines ſcheinbar neueren theologiſchen Ausdrucks, der aber dem alten Begriffe ganz angemeſſen iſt, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenſtrafen iſt mit dem Syſteme der Emanation keineswegs unvereinbar, macht vielmehr einen weſentlichen Beſtandtheil desſelben aus. In Beziehung auf das Gute und Böſe kann keine größere Verſchiedenheit Statt finden, als zwiſchen dieſem Syſteme und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut ſei, denn alles ſei nur eines, und jeder Anſchein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuſchung. Daher der zerſtörende Einfluß desſelben auf das Leben, indem, man mag ſich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewiſſens überall hervortretenden Glauben anſchließen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Principe nur getreu bleibt, die Handlungen des Menſchen für gleichgültig, und der ewige Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem Syſteme der Emanation, wo vielmehr alles Daſein für unſelig, und die Welt ſelbſt für im Innerſten verderbt und böſe gehalten wird, weil es doch alles nichts iſt, als ein trauriges Herabſinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Weſens.

Auf dialektiſche Weiſe gegen die philoſophiſche Richtigkeit dieſes Syſtems zu ſtreiten, dürfte ſich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonſtrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, ſo gut wie andre bloß dichteriſche Kosmogonien. Ein Syſtem kann es aber doch wohl genannt werden, denn es iſt tiefer Zuſammenhang darin, und dieſem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für ſeine Anhänger ſeit Jahrtauſenden mit ſich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeblich göttlichen Urſprunge. Und wohl lohnt es ſich der Mühe, es zu verſtehen, wäre es auch nur, weil es die älteſte Denkart des menſchlichen Geiſtes iſt, die wir hiſtoriſch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwicklung und Geſchichte desſelben einen unüberſehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verſtehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erſchaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Weſen, Thiere und Gewächſe beſungen hat, die als eben ſo viele eingehüllte Geiſter gedacht werden, ſchließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Innres bewußt ſind dieſe all', mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finſterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld ſich bewußt, wandeln ſie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang beſtimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

In dieſen Worten iſt gleichſam die Seele des ganzen Syſtems ausgeſprochen, das herrſchende Grundgefühl deſſelben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglücke des Daſeins ſingen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Anſicht, die ſie in tiefbedeutenden Trauerſpielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schickſals über die Sagen und Geſchichten von Göttern und Menſchen verbreiten, ſammle man ſich in Ein Bild und allumfaſſendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichteriſche Spiel in bleibenden ewigen Ernſt, ſo wird man am beſten das Eigenthümliche der alten indiſchen Anſicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem beſtimmten Verhältniſſe unvollkommner und unſeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weiſe wird oft auch die Abſtufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabſinken zur irdiſchen Unvollkommenheit geſchildert. Daher auch die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erſte wahrhaft, ſotwo, die andere täuſchend und im Schein glänzend, roſo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, iſt. Auch in den Emanationen ſelbſt herrſcht das gleiche Geſetz ſteter Verſchlimmerung, ſie mögen nun geiſtiger Art oder auch äußere Naturkräfte ſein.

Aus dem Selbſt des unendlichen Weſens läßt Monu den Geiſt hervorgehen; aus dem Geiſte die Ichheit; denn der Geiſt iſt der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erſchafft alle einzelne Weſen, nachdem Brohma ſelbſt zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geiſtes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiſte, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man ſich ihre Feinheit und Vollkommenheit damahls dachte. Dieſes Geſetz ſteter Verſchlimmerung und ſteten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühle der Schuld und des Todes, ſind der Geiſt jenes Syſtems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation ſind in verſchiedenen Darſtellungen verſchieden, da die Willkühr der Dichtung ſich hierin nicht ſo eng beſchränken läßt.

Unter den Gottheiten der indiſchen Fabel iſt es Brohma, der dieſem Syſteme oder dieſem Ideenkreiſe insbeſondere angehört. Brohma iſt, ſo wie in Monu's Geſetzbuche von ihm geredet wird, der ewige Geiſt, das unendliche Ich, König und Herr der Weſen, und wie er auch in ſpätern Schriften vorzugsweiſe genannt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er iſt der ewig Unbegreifliche, der allein Selbſtſtändige, der eigentliche Er, oder Gott ſelber. In ſpätern Schriften wird dasſelbe auf den Sivoh und Viſchnu, von den beſondern Anhängern dieſer Gottheiten angewandt; in Monu's Geſetzbuch nimmt Brohma die erſte Stelle ein; die beſchränktere Deutung dieſer Gottheit als Element der Erde, iſt alſo für ſpäter zu halten.

Wir können in der That, ſo ſehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen ſein mag, wie ſehr auch ein Aberglauben von zum Theil ſchrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergiftend, durch das ganze Syſtem ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinſchleicht; wir können, ſage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich abſprechen, da alle ihre alten Schriften voll ſind von Sprüchen und Ausdrücken, die ſo würdig, klar und erhaben, ſo tiefſinnig und ſorgfältig unterſcheidend und bedeutend ſind, als menſchliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun ſo hohe Weisheit zuſammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erſtaunen erregen muß, als die reinſten Begriffe von der Gottheit in dem älteſten Syſteme des Aberglaubens zu finden, iſt der damit verbundene Glaube an die Unſterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrſcheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbeſtimmten Schattenwelt, ſondern feſte und klare Gewißheit, ſo daß der Gedanke des andern Lebens herrſchender Beſtimmungsgrund aller Handlungen in dieſem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfaſſung, aller Geſetze und Einrichtungen, bis auf die geringſten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht ſagen auf eine befriedigende, ſondern nur auf eine verſtändliche Weiſe, durch allmählige Entwicklung aus jener thieriſchen Dumpfheit zu erklären, woven, nach der allgemeinen Vorausſetzung, der menſchliche Geiſt ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich ſein. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum dieſe klare und gewiſſe Ueberzeugung von der Unſterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, iſt hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte ſein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daſeins aus Vernunftſchlüſſen, Wahrſcheinlichkeiten der äußern Natur und innern Bedürfniſſen oder Hindeutungen zuſammenſetzen; da wir doch Gott ſchon erkannt haben müſſen, um ſeine Spuren in der Natur und im Bewußtſein wieder zu finden, und da auf dieſe Weiſe der erhabene Begriff ſeiner Einfachheit und damit ſeiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Geſetze der Vernunft hervorgehen laſſen wollen; ſie dürften wohl etwas ganz andres an die Stelle desjenigen ſetzen, deſſen Begriff ſie verloren haben. Mit einem Worte:

als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, iſt das indiſche Syſtem der Emanation durchaus unerklärlich; als mißverſtandene Offenbarung, iſt alles darin ganz begreiflich. So hätten wir alſo ſchon in der bloß geſchichtlichen Anſicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszuſetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müſſen; daß derſelbe, der den Menſchen ſo herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeſchaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe ſeines Weſens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der ſterblichen Weſen für immer empor gerückt, und mit der unſichtbaren Welt in Verbindung geſetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geſchenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Worte denke man ſich dieſe urſprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dieß kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß wäre; ſondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmahl da iſt, da finden ſich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um ſo edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl iſt. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit mißverſtanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeligſte; ohne freien Gebrauch und eignes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben dieſen älteſten Irrthum, der aus dem Mißbrauche des göttlichen Geſchenks, aus der Verdunklung und Mißdeutung der göttlichen Weisheit entſtand, finden wir in den indiſchen Urkunden, werden dieß immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetſte und weiſeſte Volk des Alterthums kennen lernen. Es iſt das erſte Syſtem, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schreckens und jener Betrübniß, die der erſte Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantaſie den Widerſpruch und Zwiſchenraum zwiſchen dem Gedanken des vollkommnen Weſens und dem Anblicke der unvollkommnen äußern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Anſicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie iſt nicht nur Wurzel des älteſten und allgemeinſten Aberglaubens, ſondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles iſt dieſer Anſicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Weſen ſelbſt ein nur beſchränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles alſo beſeelt und belebt, alles voll Götter: Hylozoismus, und nicht bloß Polytheismus, ſondern wenn man ſo ſagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indiſchen Götter zahllos iſt. Die unendliche, keineswegs angebildete, ſondern urſprüngliche Fülle der Dichtung iſt es, was eine Mythologie, die aus dieſer fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorſtellungen von Geiſtern der Verſtorbenen bei denen Völkern unterſcheidet, die weniger gebildet, oder um es beſtimmter auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden iſt, das ganz abgeſondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von ſolchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantaſie ſchöpfen konnten. Dieſe Fülle innern lebendigen Reichthums hat ſelbſt die griechiſche Mythologie, ſo verſchieden ſonſt ihr Geiſt und Charakter iſt, noch mit der indiſchen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menſchen nicht mit dieſem Syſteme von Vielgötterei durch mannichfache Ausſtrömungen aus einem Urquell ſtreite, ſich vielmehr an denſelben anſchließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äußere Verwandtſchaft und Nähe des abgeſonderten Weſens zu dem urſprünglichen auch die Würde und Würdigkeit deſſelben für Verehrung und Anbetung beſtimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir alſo gleich die heiligen zehn Altväter, die eine ſo bedeutende Stelle in der indiſchen Mythologie einnehmen; die ſieben großen Riſchis oder Prieſter der Vorwelt, die nachher unter die Sterne verſetzt wurden; den Kaſhyopo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abſtammenden Geſchlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indiſchen Altväter nur vergötterte Menſchen ſeien, ohne im geringſten der Meinung einer ſinnbildlichen Bedeutung im voraus widerſprechen zu wollen. Das wirklich Hiſtoriſche floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Koſmogonie der Natur zuſammen; die ſieben Menu's z. B. ſind eben ſo viele Aeonen, untergeordnete Weltſchöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erſcheinungs-Epochen des höchſten Altvaters. Wollte man aber darum alles Hiſtoriſche in dieſer Sage läugnen?

Die weitere Unterſuchung würde uns jetzt zu ſehr in's Einzelne führen, und wird ſich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln laſſen. In dieſer Darſtellung der hauptſächlichen Epochen der orientaliſchen Denkart beſchränken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indiſchen Götterlehre, die ſo ſtark gezeichnet aus derſelben hervortreten, daß auch, was wir jetzt haben, hinreicht, um ihre weſentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhafteſten und ſchönſten ſtellt ſich das Syſtem der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Urſprunge des Menſchen nimmt es überall Anlaß, ihn an die Rückkehr zu erinnern, und ſich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller ſeiner Handlungen und Beſtrebungen zu ſetzen. Daher die heilige Bedeutung ſo mancher indiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernſt ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geiſt ſchon frühe entflohen ſein, ſo daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe ſchon ſich Aberglauben und Irrthum beigemiſcht haben.

Nach der in dieſem Syſteme herrſchenden Anſicht von der Abſtufung und den Geſchlechtern der in ſo mannichfacher Geſtalt eingehüllten lebendigen Weſen, ihrer allmähligen Annäherung und Entfernung von dem gemeinſchaftlichen Urquell, entſtand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein weſentlicher Beſtandtheil deſſelben Syſtems iſt die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexiſtenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zuſtande angeſchauten göttlichen Vollkommenheit, die beſonders beim Anblicke des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die ſich Kalidas in der Sakontala, einem Volks Schauſpiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorſtellungsart bezieht und anſpielt. Wo dieſe Seelenwanderung nicht bloß phyſiſch gemeint, ſondern mit der Meinung von der moraliſchen Verderbniß und Unſeligkeit aller Weſen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden iſt, da iſt ſie ſicher aus dieſem Syſteme entlehnt, und alſo indiſchen Urſprungs. Auf dieſe Weiſe finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempſychoſe mit allen ſeinen orientaliſchen Nebenbeſtimmungen zum ſichern Beweiſe, daß es keine helleniſche Erfindung war, obgleich bald hernach mit helleniſchem Geiſte und Scharfſinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die älteſten und verhältnißmäßig beſten Nachrichten von der pythagoriſchen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtiſchen Druiden die Lehre der Seelenwanderung herrſchte, wiſſen wir; weniger, auf welchem Wege ſie dahin gelangt war. Da ſie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, iſt wahrſcheinlich. Von der Verbreitung dieſer Lehre ſelbſt im äußerſten Norden, finden ſich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras ſie vom Auslande herüber, ſo konnte er ſie wohl nur im weſtlichen Aſien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptiſche Behandlungsart der Leichen, die ſie ſo weit als möglich zu verewigen ſuchten, dürfte allerdings eine ſehr merkliche Verſchiedenheit in der Anſicht von der Unſterblichkeit vorausſetzen laſſen; da ſonſt die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiſte nach, ſich häufig ganz an die indiſchen anzuſchließen ſcheinen. Oſiris, ein Hauptbegriff der Aegyptiſchen Lehre als einer leidenden und ſterbenden Gottheit, erklärt ſich am beſten aus der indiſchen Lehre von der Unſeligkeit des Daſeins, wozu die reine Vollkommenheit herabgeſunken, und darin eingehüllt und gefeſſelt ſei.

Drittes Kapitel.

Von der Aſtrologie und dem wilden Naturdienſte.

Wenn das Syſtem der Emanation durch ſeine moraliſche Tiefe, durch ſeine poſitive Fülle und genetiſche Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch ſeinen bloß negativen und abſtracten, und alſo irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, ſo läßt es ſich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der älteſten Geſtalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei ſprechen. Der Lehre von der Vorherbeſtimmung haben wir ſchon oben erwähnt; man wird ſie ganz deutlich in der Kosmogonie des Menu finden, die wir im zehnten Bande (im zweiten der Gedichte) liefern werden. Dahin gehört auch die Lehre von dem ſteten Kreislaufe, und ewigen Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen des unendlichen Weſens.

„Als geſchaffen dieß All hatte, der ſich undenkbar entwickelt hat,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, lebensſchwindend vergeht es all.“

Nun wird weiter beſchrieben, wie alle irdiſche Weſen in den Grund jenes Erhabnen verſchlungen werden —

„Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſich ſchlummernd, der Kraft beraubt.“

Und ferner:

„So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All', was ſich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.“

„Zahllos Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen,
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer für und für.“

Der Begriff von der Zweckloſigkeit der Welt und einer bloß ſpielenden Thätigkeit Gottes, hängt weſentlich zuſammen mit jener Anſicht eines ewigen Kreislaufs. In ſpätern Syſtemen iſt dieß die ſtets wechſelnde Contraction und Ausdehnung der höchſten Grundkraft, das Pulſiren der Weltſeele.

Der Fatalismus hat ſich bei den orientaliſchen Völkern zu einem ſehr künſtlich weit verbreiteten Syſteme entfaltet. Die Aſtrologie, ſammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beſchwörungen und dunkeln magiſchen Künſten, iſt dieſe merkwürdige Erſcheinung des Alterthums, die noch bis auf ſehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erſtreckt. Nicht bloß als dichteriſche Bewunderung der Naturſchönheit, ſondern genau in dieſer Umgebung finden wir den Geſtirndienſt bei den Aegyptern, mit einem dem Anſchein nach rohen Thierdienſte verwebt. Daß der Menſch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu ſeinen Werken herabſinken und verirren könne, dafür giebt es in ſeinem Geiſte und Herzen ſo viele Gründe und Veranlaſſungen, daß es wenigſtens hier überflüſſig ſein dürfte, ſie weiter auseinander zu ſetzen. Genug, wir finden auch im alten Aſien nicht blos Spuren, ſondern Beweiſe einer ganz eigentlich materialiſtiſchen Denkart; mag man dieſen Materialismus auch zum Unterſchiede von dem, was in Europa ſo genannt wird, den orientaliſchen nennen, da er, ſo weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein ſehr eigenthümliches Gepräge an ſich trägt. Wir zeigen ihm in der hiſtoriſchen Stufenfolge der verſchiedenen orientaliſchen Denkarten dieſe Stelle an, unmittelbar nach dem Syſteme der Emanation, der Rückkehr und Seelenwanderung; es würden ſich außer dem aſtrologiſchen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer ſo durchaus religiöſen zu einer ganz materiellen Anſicht aufzeigen laſſen; aber es bedarf deſſen nicht; denn ſchon in der älteſten bis jetzt bekannten Urkunde der indiſchen Lehre, in der Kosmogonie des Menu, iſt vieles ſehr materiell. Das Bild von dem Welt Ei zwar, welches ſich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltſtoffes, müſſen ſchon eine mehr philoſophiſche Beziehung haben. Ob ſie, wo nicht ſchon hier, ſo doch ſpäter, eigentliche Atome ſind, ob diejenigen griechiſchen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das Syſtem der Atome orientaliſchen Urſprungs ſei, wird ſich erſt entſcheiden laſſen, wenn wir die Sekte der Paſchandiſten, Shoktiſten, und die als atheiſtiſch angeführten Syſteme, als Charval, u. ſ. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlornen Urſchriften, ſo doch wenigſtens aus den Widerlegungen der Gegner beſtimmter kennen lernen, da uns die Philoſophie der Phönicier zu wenig und zu unſicher bekannt iſt, um etwas Entſcheidendes über ſie feſtſetzen zu können, ſo wahrſcheinlich es ſein mag, daß ſie ganz und gar von dieſer Art war.

In der aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbethung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende Zerſtörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, biethet uns der Dienſt des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wolluſt, blutige Menſchenopfer und bacchantiſche Zügelloſigkeit in einem grauſen Gemiſche dar. Was dieſen Naturdienſt und Materialismus ſo ſchrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zuſtande der einfachſten Wildheit noch ſo ſehr unterſcheidet, dürfte gerade die beigemiſchte und überall eingewebte Idee des Unendlichen ſein, die noch auf den beſſern Urſprung zurück deutet; denn grade das Höchſte und Edelſte wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur ſchrecklichſten Mißgeſtalt.

Es hat ſich dieſer Naturdienſt ſo weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigſten beſchränken müſſen. Alle jene Götter, denen ſo ausſchließlich durch Menſchenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtſchaft mit dem indiſchen Sivo und der Kali; von der Art ſind der Baal und Moloch der ſyriſchen und puniſchen Völker; wie überhaupt dieſer wilde Naturdienſt und Materialismus bei keinem Volke ſo ausſchließend geherrſcht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Eſus, dem die Gallier ſolche Ströme von Blut vergoſſen haben, wie ſonſt in der alten Welt kein Beiſpiel gefunden wird,, und ſich nur noch in dem Götzendienſte der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Geſtirn- und Thierdienſte der alten Aegypter nahm die

Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yöni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich vorausſetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Feſten und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geſchlechtszeichen, die der ſiegreiche Seſoſtris überall aufſtellte, würden ſich, wenn die Thatſache anders gegründet iſt, viel natürlicher aus dieſem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder deſſelben erklären, als nach der moraliſchen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibiſche Feigheit der überwundenen Völker beziehen laſſen. Die phöniciſche Aſtarte, die phrygiſche Cybele, die epheſiſche Artemis, ſelbſt die germaniſche Hertha, ſind vielleicht nur in unweſentlichen Nebenbeſtimmungen von der indiſchen Bhovani verſchieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thieriſchen Naturkraft in allen dieſen iſt wohl ungefähr derſelbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babyloniſchen Reiche abhängigen Staaten ſcheint die Verehrung dieſer Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meiſten geherrſcht zu haben; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indiſchen Schriften, alle weſtlichen Völker, welche dieſem Dienſte ausſchließend anhingen, gemeint ſeien, nicht ein beſtimmtes Volk, ſondern eine Religionsſecte; wenigſtens können die Yavaner, welche in Menu's Geſetzbuch nebſt den Pehlvans und andern verwilderten Geſchlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen ſein; wenn auch ſpäter unter jener allgemeinen Benennung weſtlicher Völker, die Griechen mit verſtanden wurden.

Daß dieſe Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verſchleiert und gemildert, nicht ſo durchgeführt und zuſammenhängend, doch der innere Geiſt der Religion der Römer und Griechen geweſen ſei, wird niemand bezweifeln, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquariſch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienſt durch eine ſtrengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil ſich mehr Einzelnes von dem urſprünglichen Beſſern erhalten hatte, oder durch vortreffliche Geſetzgeber der älteſten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerſtreuung und

Regſamkeit die Verfaſſung loſe und frei, und der alte Aberglaube löſte ſich faſt ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und beſſern Syſteme gekommen ſein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantaſie hat dieſer orientaliſche Materialismus mit dem Syſteme der Emanation gemein; ja die wilde Begeiſterung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, iſt die eigentliche Quelle aller Rieſengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieſer Anſicht war die Vergötterung außerordentlicher Menſchen begründet, da die bildende oder zerſtörende Naturkraft in den Heroen ſo vorzüglich ſichtbar ward, und gleichſam perſönlich erſchien. Der ſechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, iſt in der indiſchen Fabel der Sohn und ſtete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, ſondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die erſten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimniſſe und Wiſſenſchaft, dem Stolze des menſchlichen Geiſtes nicht wenig geſchmeichelt haben, läßt ſich leicht denken, da ſie ſelbſt für den Geſchichtsforſcher faſt an das Wunderbare gränzen. Mit den Geſtirnen und andern Naturweſen, die ihr Gegenſtand waren, ward alſo leicht Verſtand und Wiſſenſchaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die ſo weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indiſchen Buddha. Ein andrer auch erfinderiſcher Gott, Ganeſchoh, iſt unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmahle zu Illaure auf der Inſel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieſes Theils der indiſchen Lehre und Sage unwiderſprechlich darthun und beſtätigen; ſo wie auch der urſprüngliche Sinn der bildenden Kunſt der Indier, Aegypter und ſelbſt der Griechen nur aus dieſer Denkart verſtanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menſchenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig, den Text ſelbſt zu haben und eine reife, vielſeitige kritiſche Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen ſich einigermaßen beſtimmen, und was ſpätere Zuſätze ſein mögen, mit einiger Sicherheit unterſcheiden laſſen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer ſchönern Geſtalt, der alten Religion des Lichts. Das Syſtem des Dualismus, die orientaliſche Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampfe des Guten und des Böſen, nimmt grade dieſe Stelle ein; denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erſcheint ſie im ſtrengen Gegenſatz und Widerſpruch gegen die bisher geſchilderten Denkarten, als Wiederherſtellung des urſprünglichen erſt ſpäter verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geiſt dieſes Syſtems iſt durchaus idealiſtiſch; zwar der Begriff der ſelbſtthätigen Ichheit iſt allen indiſchen Syſtemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geiſtigen Weſen um ſo mehr Statt findet, je höher wir in der Geſchichte orientaliſcher Denkart hinauf ſteigen, ſo daß in dieſem Sinne meiſt alle orientaliſche Philoſophie idealiſtiſch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinſtimmung aber mit dem, was in der europäiſchen Philoſophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieſer Anſicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben ſich auch gegen dieſes Syſtem als ſolches, ſehr bedeutende philoſophiſche Schwierigkeiten; wird nähmlich das böſe Princip geſetzt als ein ſolches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, ſo wird noch außerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinſtimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt geſetzt, und ſo alle Einheit zerriſſen; wird aber, wie meiſt geſchieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böſe Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und verſöhnt werde, ſo wird im Grunde der Zwieſpalt aufgelöſt; alles verſchmilzt pantheiſtiſch in Ein Weſen, und der ewige Unterſchied des Guten und Böſen verſchwindet. Ungeachtet dieſer Mängel wird man der intellectuellen Religion der

Perſer, nächſt der chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſe im alten Teſtamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet iſt, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientaliſchen Denkarten, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr er ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag; das Syſtem der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böſe und auf Ewigkeiten hin unſelig ſei; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampfe des Guten und Böſen hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen, und iſt ſelbſt ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampfe, eine unverſiegliche Quelle ſittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Urſprung dieſer Lehre und dieſes Syſtems ſein mag, das ſich vielleicht an die älteſte Wahrheit anſchließt, denn Zerduſht war nur Wiederherſteller derſelben, und auch als ſolcher wohl ſchwerlich der erſte; verehrungswürdig und wohl göttlich dürfen wir dieſen Urſprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und ſittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt iſt dieſe Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Böſen iſt ein Wort ohne Sinn, außer für denjenigen, der mit allen Kräften ſeines Weſens ſelbſt gekämpft hat gegen das Böſe, aus reiner Begeiſterung für das Gute; obwohl alſo Syſtem in Rückſicht des einfachen Gliederbaues, iſt doch dieſe Lehre nothwendig und urſprünglich mehr als das, iſt That und Leben. Wer aber erſt des eignen freien Wirkens ſich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verſtehen.

In der Natur verehrt dieſe Religion nicht das Wilde, Zerſtörende, nicht Wolluſt und Tod, ſondern das Reinſte und Wohlthätigſte, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geiſt. Die ſieben Amſhaſpands oder Geiſter der Elemente und Grundkräfte ſtehen als eben ſo viel Könige der Natur um den Thron des Herrſchers, des Herrlichſten und Erſten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers oder die göttlichen

Urbilder und Ideen aller geſchaffenen Dinge. Das Geſtirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menſchen iſt Mittler zwiſchen ihnen und der Gottheit, die blutigen Opfer verſchwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Prieſter am Altare, bedeutet die innige Gemeinſchaft mit Gott durch die edelſte Frucht und Kraft der blühenden Gewächſe.

Aber nicht bloß die Elemente ſind ein weſentlicher Gegenſtand der Verehrung in dieſer Religion, ſondern auch die Helden. Sie ſind nicht mehr bloß Zerſtörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als ſolche göttlich verehrte Naturkräfte; ſondern himmliſche Bezwinger der Rieſen, der dunkeln Mächte und hölliſchen Geiſter. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan iſt auf Erden daſſelbe wie das Ringen der guten und böſen Grundkraft im Himmel. Feridun und Ruſtan, die vielbeſungnen Helden, feſſeln die wilde Kraft des Zohak und Afraſiab; von allen aber ſtrahlt Tſchemſchid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht endlich in ſiegreicher Freude beſeligend herrſcht, iſt eine nothwendige Idee dieſer Lehre, ſo wie die Idee von einem urſprünglich vollkommnen Zuſtande, wo Meſhia und Meſhianes im Garten der Unſchuld wandelten; der Zuſtand, welchen die Religion des Zerduſht nur wiederherſtellen wollte.

Ein großer und zwar der ſchönſte und lieblichſte Theil der indiſchen Mythologie gehört dieſer Denkart an. So iſt der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Viſhnu zu deuten, mit ſeiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es iſt die Lilie des Himmels (Podma), die ſelige und beſeligende Göttin Lokſhmi oder Sri, die ſchöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet ſich meiſt in ſeiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menſchen, ſammt allen ſeligen und wohlthätigen Geiſtern, Feen und himmliſchen Nymphen. Als König und als Weiſer, als wunderthätiger Held erſcheint Viſhnu oftmahls auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Abſicht, das Laſter zu bändigen, die Rieſen und feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menſchen und Geiſter ſammt ihrem Führer, dem gutgeſinnten Indroh, zu beſchützen.

So ſehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entſtellt iſt, da der Gott wie ein andrer Proteus außer den menſchlichen Geſtalten eines Weiſen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fiſches annimmt, ſo bleibt doch immer die hohe Idee der Menſchwerdung ein Beweis für den Tiefſinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Geſtalten bleibt es doch immer die gleiche ſchöne Abſicht, das Gutgeſinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böſe zu beſiegen und zu vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn ſie ſchon moraliſcher gebildet ſind, Darſtellungen von Helden, die ſich dem Begriffe göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Geſetze und Berufe folgend, nur gegen das Böſe kämpfen, allem Guten aber befreundet ſind. In keinem Helden oder Herkules der Dichterſagen aber wird man den Gedanken der menſchgewordnen Gottheit ſo ausdrücklich ausgeſprochen ſehen, als in dem indiſchen Ramo; dem milden Sieger, deſſen freiwillige Verbannung in die Einſamkeit und bald unglückliche, bald glückliche Liebe zur Sita ſo dichteriſch ſchön und rührend beſungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt dieſe Anſicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und in den Lehren der indiſchen Einſiedler und Muni's betrachten, beſonders wie ſie in den Puranas dargeſtellt ſind. Die Härte jener alten Büßer und Riſhis, die durch ſelbſtgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt ſich hie und da die ſanfteſte Ergebung in Gott, eine Geſinnung voll Demuth und Milde, reine, himmliſche Liebe.

Wenn die Verehrung des Viſhnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, ſo fragt ſich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Anſicht desſelben auch ganz dieſelbe ſei, wie in den Puranas. In dem Geſetzbuche des Monu iſt dieß wenigſtens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt haben, iſt wohl hinreichend, die verſchiedenen Theile des indiſchen

Syſtems, die verſchiedenen Entwicklungsſtufen und Schichten der indiſchen Mythologie im Allgemeinen zu unterſcheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu beſtimmen, und eine vollſtändige Geſchichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeiſtes, vieles und zwar grade das ſchönſte, nicht nur in der perſiſchen und indiſchen Fabel hervorgegangen iſt, ſondern auch ſogar manches in der römiſchen, griechiſchen, und nordiſchen erſt in dem Kreiſe und Zuſammenhange dieſer Begriffe ſeine wahre und volle Bedeutung erhält, ſo iſt doch dieſelbe Denkart nicht bloß poetiſch, ſondern auch urſprünglich einer philoſophiſchen Anſicht und Darſtellung empfänglich. Selbſt in den Sinnbildern der Perſer nehmen wir ein beſtimmtes Zahlenverhältniß der ſinnbildlichen Figuren wahr, einen conſtruirenden Gliederbau, wovon der Keim ſchon in der erſten Dualität der ringenden oder wechſelwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philoſophiſches Syſtem des Inhalts und Geiſtes in Indien bekannt geweſen ſei, hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Ob die Nyayo-*) Philoſophie, nebſt der Mimanſo die älteſte, ſolche Grundſätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Syſteme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Viſhnu ſich theilen, und welche beide in den Vedanto-Schriften beſtritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entſcheiden, ob Zerduſht indiſche Lehren und Vorſtellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da ſo vieles von Indien ausgegangen iſt,

---

*) Nyayo wird in den geſchriebenen Exemplaren des Amaracoſha durch **certamen**, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philoſophie nicht anders von **niyete**, er ordnet, **constituit**, abgeleitet iſt, wovon Niti, die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der erſten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unſre Nachrichten von der indiſchen Philoſophie noch ſo unbeſtimmt ſind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philoſophie, die Logik, erklären, andre ſie als ein beſtimmtes Syſtem und beſondre Secte ſchildern.

könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgefloſſen ſein? Wenigſtens muß man ſich ſolche Möglichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigſten geſchah, für ein durchaus allgemeines Geſetz zu halten, und ſo einzelne Beſonderheiten zu verkennen.

Iſt aber in irgend einer Gattung Indiſcher Schriften etwas Fremdes eingefloſſen, ſo ſind es wohl am erſten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Viſhnu die herrſchenden ſind; freilich zum Theil ſchon nach der philoſophiſchen Umdeutung eines ſpätern Syſtems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß ſolche Umſtände und Perſonen der heiligen Schrift antrifft, die ſich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geſchichte des Noah, ſondern auch ſolche, die ihr ganz eigenthümlich und ſpeciell ſcheinen, wie die vom Hiob, ſo darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indiſchen Weiſen und Dichter dieſes unmittelbar aus den Urkunden des alten Teſtaments geſchöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Perſern, und wiederum den Perſern und Indiern Mehres gemeinſchaftlich ſein, als man gewöhnlich vorausſetzt.

So günſtig nun auch dieſe Denkart im Vergleich mit den andern erſcheint, ſo hat ſich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geiſtes in ſeiner Reinheit erhält, unſtreitig Irrthum und Aberglauben ſchon frühzeitig an die Wahrheit angeſchloſſen, und ein falſcher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit ſolcher Kraft und Einſeitigkeit durchführten, oft genug, um von der ſchönſten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abſcheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichteriſch ſchönen, ſondern viel tiefſinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der oberſten Grundweſen oder Elemente, entſtand eine ängſtlich furchtſame Beſorgniß, dieſe heiligen Lebensquellen und Naturgeiſter ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher iſt es in der perſiſchen Religion faſt das größte aller Verbrechen, einen Leichnam in die Erde zu verſenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu laſſen; und ſo entſtand der ſchreckliche

Gebrauch der alten Magier, die Leichen durch wilde Thiere zerreißen zu laſſen, der ſich in Thibet, obwohl ſich die Religion dort ſeitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordiſchen Winkel Kamtſchatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange beſtehen, nachdem die Verfaſſung oder das Syſtem, aus denen ſie zuerſt hervorgingen, nicht mehr vorhanden ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Denkart nicht überall als Philoſophie, am wenigſten als ſtreng abgeſchloſſenes Syſtem aufgetreten, und ſo konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten aſtrologiſchen Aberglauben in dieſen reinen Naturdienſt der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, deſſen ſich immer mehr verbreitenden Sieg dieſe Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erſt neuer entſtandnes Weſen dargeſtellt, die Morgenröthe einer neuern beſſern Zeit, der ein ganz andrer Zuſtand alter Finſterniß voranging, und ſo kam man wieder auf den materiellen Begriff eines urſprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechiſche vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialiſtiſch ſein müſſe, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Anſicht dieſer Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiethe der Fantaſie ſo weit verbreitet iſt.

Noch auf eine andere Art iſt die urſprünglich ſo ſchöne Religion des Lichts ſehr gemißbraucht worden. Nebſt dem aſtrologiſchen Aberglauben hat im Alterthume nichts ſo viel Einfluß auf Entſtehung und Ausbildung der geheimen Geſellſchaften und Myſterien gehabt, als grade dieſe Lehre. Die höhere Erleuchtung ſollte zwar Demuth und Liebe von ſelbſt mit ſich führen; wir ſehen aber, daß ſie oft auch dann, wenn ſie wenigſtens aus der wahren Quelle abgeleitet iſt, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Geſinnungen in Bewegung ſetzt, und daß die, welche im Beſitze höherer Einſicht und geheimer Weisheit zu ſein glauben, mit verſchmähender Abſonderung und geheimnißvollem Eigennutze, gern im Verborgenen, ſich ſelbſt an die Stelle der Vorſehung ſetzend, alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Abſichten zu betrachten und zu behandeln ſich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthume ſo gut geſchehen ſein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich vorausſetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientaliſchen Denkarten und Syſtemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einfluſſes die meiſte hiſtoriſche Wichtigkeit haben, iſt nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhiſten, welche etwa tauſend Jahre nach ihrem Urſprunge, um die Zeit Chriſti, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen öſtlichen Halbinſel wie auf Ceylon herrſcht, und ſich auch unter den tatariſchen Völkern weit verbreitet hat, iſt der Geiſt deſſelben ſichtbar. Wenigſtens dem Fo der Chineſen wird als ſeine eigentliche, weſentlichſte und eſoteriſche Lehre, das deutlichſte und entſchiedenſte Bekenntniß zugeſchrieben, daß Alles Nichts ſei, wohin die Lehre, daß Alles Eins ſei, ſo natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abſtracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erſt vernichtet und verſchwunden iſt, ſo entflieht er zuletzt ſelbſt, und löſt ſich in Nichts auf, weil er urſprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir dieſe Philoſophie unter allen orientaliſchen als die jüngſte betrachten. Die hiſtoriſchen Beweiſe dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und ſeiner Fülle der Allmacht, ſchon ſehr geſchwächt und verdunſtet ſein muß, ehe es ſich in dieſen vom Nichts ſchwer zu unterſcheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflöſen kann. Alle andre orientaliſche Lehrbegriffe gründen und berufen ſich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, ſo entſtellt auch alles durch Fabel und Irrthum ſein mag. Der Pantheismus iſt das Syſtem der reinen Vernunft, und inſofern macht er ſchon den Uebergang von der orientaliſchen Philoſophie zur europäiſchen. Er ſchmeichelt dem Eigendünkel des Menſchen eben ſo ſehr als ſeiner Trägheit. Iſt einmahl dieſe große Entdeckung gemacht, dieſe alles umfaſſende, alles vernichtende, und doch ſo leichte Wiſſenſchaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins ſei, gefunden, ſo bedarf es weiter keines Suchens und Forſchens; alles, was andre auf andren Wegen wiſſen oder glauben, iſt nur Irrthum, Täuſchung und Verſtandesſchwäche, ſo wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden iſt, und die Lehre in vollem Ernſte wirklich ausgeführt wird, ſo nimmt ſie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entſtehen dann jene in Indien nicht ſeltene, den kältern Beobachtern ſo ſchwer zu begreifende freiwillige, den Geiſt zerſtörende Martern der Yoghuis und Sonnyaſis, welche die Selbſtvernichtung als höchſtes Gut ſich zum Ziel ſetzen. Bei kältern oder geſchwächtern Naturen aber führt im Gegentheile die Ueberzeugung, daß alles Böſe nur leere Täuſchung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen ſei, einen falſchen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit ſich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erſtanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, dieſe einiges von demſelben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieſer überhaupt ſehr gemiſchten Lehre vieles beſonders aus dem Dienſte des Sivo; dahin deute man das oftmahls noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerſtörenden Gottheit bei den buddhiſtiſchen Tataren. In Thibet fand Turner Feſte der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganeſho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines Syſtem des Pantheismus iſt in der merkwürdigen Zahlen Philoſophie der Chineſen enthalten, ſo wie dieſelbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit vorgetragen wird. Es iſt dieſes eine der merkwürdigſten Urkunden des orientaliſchen Alterthums. Wenn gleich als erſter Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, ſo ſpricht doch der Umſtand, daß Kon—fu—tſe (im Jahre 550 vor Chriſtus) der jüngſte unter den claſſiſchen Erklärern war, zu deſſen Zeit man ſchon lang über den wahren Sinn des Buchs geſtritten hatte, für ein verhältnißmäßig ſehr hohes Alterthum. Verändert und verfalſcht kann es um ſo weniger ſein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, ſondern in ſehr einfachen Symbolen abgefaßt iſt. Das große Eins, wovon dieß hieroglyphiſche Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft genannt, welches Tao das Eins, wie dieſes die Zwei, und dieſe die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht ſind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterſcheiden und Beſtimmen aufhört. Dieſes große Eins wird in zwei entgegengeſetzte Grundweſen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zuſammenſetzungen alles beſteht, nach einem feſten Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entſtehen zunächſt vier andre Zuſammenſetzungen, Bilder, wie ſie genannt werden; das große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander geſetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen ſteht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zuſammenſetzung des Yang und Yn bedeuten eben ſo viele Grundkräfte. In der ſechsfachen Zuſammenſetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können ſchon moraliſche Begriffe ausgedrückt werden. Es löst ſich alles in ein Zahlenſpiel auf, oder philoſophiſch ausgeſprochen, iſt alle ſcheinbare Individualität nur eine Verſchiedenheit des Grades und der Zuſammenſetzung. Unter den Zahlen iſt noch bei Kon—fu—tſe nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlen-Philoſophien, ſondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erſte, und die fünf ungleichen der erſten Zahlen bis Zehn ſind nach ihm die himmliſchen, die gleichen dagegen die irdiſchen.

Wenn der Pantheismus nicht bloß Denkart und Geſinnung iſt, wie bei den indiſchen Yoghuis und Sonnyaſis nach der Darſtellung des Bhogvotgita, ſondern mehr oder minder als wiſſenſchaftliches Syſtem auftritt, ſo iſt es nie etwas anders als ein ſolches nach einem bloſen Mechanismus der Vernunft fortſchreitendes Combinations Spiel aus Einem Poſitiven und Negativen, welches eine ſolche Zahlen-Symbolik wie dieſe im Grunde beſſer darſtellt, als Worte es können. Da dieß nun ſchon in dieſer älteſten Form des Pantheismus Statt findet, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe aus dem Dualismus entſtanden ſei, durch ſpätere Umdeutung und Ausartung desſelben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, ſondern Syſtem war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulöſen kaum ausbleiben.

Der urſprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes iſt Licht und Bewegung; des Yn Finſterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chineſiſchen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tſe hat eine unverkennbare Uebereinſtimmung mit den perſiſchen Begriffen, wie man ſie auch in einigem mit der moſaiſchen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder iſt nicht ſo groß als es anfangs ſcheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptſitz in der nordweſtlichen Provinz Shen-ſi und in Bactrien herrſchte die perſiſche Lehre; der Philoſoph Laokiun war weit gegen Weſten gereiſt.

Hat es mit der indiſchen Sankhyo oder Zahlen-Philoſophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandtniß? Iſt, ſo wie ſpäterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, dasſelbe auch ſchon früher mit andern Syſtemen geſchehen? — In den Scholien zu Monu's Geſetzbuch werden Mohot und Ovyokto, das Mächtige, und der Unbeſtimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philoſophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber dieſe ſcheinbare Dualität eben ſo gemeint wie im Y—king; daß der Geiſt der Sankhyo-Lehren durchaus pantheiſtiſch ſei, läßt ſich wenigſtens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfaſſer habe ſie durchaus mißverſtanden, oder nach ſeiner eignen Denkart gewaltſam umgedeutet. Im Bhogvotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaſo zugeſchriebenen Werken, herrſcht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir dieſe unter allen indiſchen Philoſophien am beſten.

Daß ſie nichts anders ſei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann ſich jeder leicht ſelbſt aus der Ueberſetzung überzeugen; in der philoſophiſchen Beſtimmtheit der Urſchrift ſind viele Stellen noch ſtärker. Freilich aber war es, wie ſchon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indiſchen Syſtems.

Die alte Sage alſo wird, wie die alte Verfaſſung, durchaus ſtehen gelaſſen, nur aber der neue Sinn ſo viel als möglich eingeſchoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchſte, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Object des Wiſſens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwiſchen Sein und Nichtſein, zwiſchen Sot und Oſot deſinirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's ſelbſt angehen. Aus dem ungemeſſenen Lobe, was der Verfaſſer überall der Sankhyo Philoſophie ertheilt, ſcheint doch eine wirkliche Uebereinſtimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftſtellern wird indeſſen angegeben: Sankhyo ſei die Phyſik, wie Mimanſo die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre ſie als eben ſo viele Philoſophien und Syſteme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der älteſten, die nebſt der Mimanſo allein in Monu's Geſetzbuche erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen würde. Der moraliſche Geiſt der Mimanſo, und die ſpekulative Beſchaffenheit der Sankhyo ſtimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Syſteme angewieſen haben. Es wird daruber bald eine beſtimmtere Entſcheidung möglich ſein, je mehr indiſche Urſchriften wir kennen lernen. Für jetzt iſt es ſchon viel, daß wir die älteſte indiſche Anſicht, die der ganzen Verfaſſung zum Grunde liegt, aus Monu's Geſetzbuche ziemlich vollſtändig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngſte das ganze Syſtem der indiſchen Literatur beſchließt, aus dem Bhogvotgita für den weſentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann ſich überhaupt das Ganze der indiſchen Literatur zur leichtern Ueberſicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteſte Epoche umfaßt die Veda's und was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, wie Monu's Geſetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zuſätze verfälſcht, doch nicht ganz neu umgeſchmolzen ſein können, wird nicht weniger dadurch beſtätigt, daß ſchon vor ſo geraumer Zeit Wörterbücher zum Verſtändniſſe derſelben nöthig waren. Den in Proſa abgefaßten Rig und Yojurved wird verſchiedentlich ein koſmogoniſcher, magiſcher und liturgiſcher Inhalt zugeſchrieben; der des Samoved in Verſen iſt moraliſch, vermuthlich aber mit manchen mythiſchen und hiſtoriſchen Einmiſchungen, ſo wie in dem Manovonthormoſhaſtron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaſo zugeſchrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philoſophie. Obgleich der Werke mehr ſind, als von einem Menſchen irgend möglicher Weiſe herrühren können, ſo wird doch wahrſcheinlich in allen die gleiche Lehre und Anſicht angetroffen werden, und ſoll auch keine Verſchiedenheit des Styls bemerklich ſein, da doch die in Monu's Geſetzbuche ſchon ſo auffallend groß iſt.

Wenn gleich die Veda's als das älteſte, geheimnißvollſte, begreiflicher Weiſe die Wißbegierde am meiſten auf ſich ziehen werden, ſo dürfte doch, was zwiſchen dieſen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig ſein. Dahin gehören faſt alle philoſophiſchen Syſteme, die älter ſein müſſen als die Vedanto, weil dieſe ſich theils an ſie anſchließt, wie an die Sankhyo, theils aber ſie beſtreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der erſten Entſtehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Geſtalt, ſo doch dem Kerne der Dichtung nach, wird durch die Denkmahle zu Illoure und andre unwiderſprechlich bewieſen.

Dieß wurden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaſo machte die dritte; Kalidas und ander Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausſchließendes Eigenthum der Prieſter waren, in Schauſpielen und andern poetiſchen Geſtalten, auch allgemeiner für alle darſtellen, die vierte und jüngſte Epoche der alten indiſchen Literatur. Die vorzüglichſten dieſer Dichter blühten im Zeitalter des Vikramadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Auguſtus.

Die wichtigſten Epochen aber der indiſchen und überhaupt der orientaliſchen Philoſophie und Religion, ſind folgende: erſtens, das Syſtem der Emanation, das endlich in aſtrologiſchen Aberglauben und ſchwärmeriſchen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren Syſtem des Dualismus, ſpäter zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer iſt der menſchliche Geiſt in der orientaliſchen Philoſophie nicht herabgeſunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben ſo verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantaſie zerſtörend iſt. Zwar wird es beſonders in Indien, wo unter einer anſcheinenden Gleichförmigkeit eine ſehr große Mannichfaltigkeit der Geiſtes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beiſpielen der gemeinern ſkeptiſchen, oder ſelbſt ganz empiriſchen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieſelbe aber zu einem eigentlichen Syſteme in wiſſenſchaftlicher Form entwickelt ward, dafür iſt noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerkſamkeit nur auf das Wichtigſte lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenſeitige Verhältniß, den Zuſammenhang der verſchiedenen Syſteme noch deutlicher hätte darſtellen können, die allmähligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbeſtimmungen, iſt abſichtlich weggelaſſen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände nicht allzuſehr zu zerſtreuen.

Drittes Buch.

Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Poeſie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptäſten im erſten Buche zu verfolgen ſuchten, ſind eine Urkunde der Menſchengeſchichte, lehrreicher und zuverläſſiger, als alle Denkmahle in Stein, deren halbverfallne Rieſengröße die ſpäte Nachwelt, zu Perſepolis, Illoure, oder an dem ägyptiſchen Thebä mit Erſtaunen betrachtet. Die Geſchichte der Religion aber, der herrſchenden Ideen, darf in der älteſten Zeit eben ſo wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geſchichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darſtellung der ſucceſſiven Entwicklung des orientaliſchen Geiſtes nach den vier merkwürdigſten Syſtemen, oder vielmehr nach den wichtigſten Epochen orientaliſcher Denkart im zweiten Buche vorangehen laſſen; das gegenwärtige dritte und letzte aber beſtimmen wir der Andeutung wenigſtens einiger hiſtoriſchen Folgerungen und Betrachtungen, die ſich am unmittelbarſten aus jenen beiden feſten Grundlagen ergeben, woraus ſich künftig endlich einmahl ein dauerhafteres und vollſtändigeres Gebäude alter Geſchichte wird aufführen laſſen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verſchiedenen Mythologien mit der indiſchen zu verlieren, ſuchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der älteſten orientaliſchen Denkart nach den ſicherſten Urkunden zu entwerfen. Dieſer Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweiſung der geſchichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinthe den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklung der Mythologie ſetzen wir auch hier bei Seite; aber ſo wenig die ganze Fülle der Fantaſie ſich auf Begriffe zurückführen läßt, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verſchiedenheit unter ſehr entfernten Mythologien gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr ſpielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos iſt; vieles auf einen und denſelben Sinn zurückweiſt; nicht bloß auf die Weiſe, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, ſondern vorzüglich in dem Geiſte, in der vorherrſchenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von dieſem Gemeinſchaftlichen, von dieſer allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird ſich zum Theil ſchon jetzt der Urſprung erklären, und wenigſtens die Stelle nachweiſen laſſen, wo Mythologie entſtanden iſt, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menſchlichen Geiſtes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beſeelung, enthielt den erſten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbethung der Natur und dem aſtrologiſchen Aberglauben erzeugte ſich die ganze Fülle der alten Fabel: gemildert, verſchönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen gottbegeiſterten Helden; ſobald aber, wo es auch ſein mag, pantheiſtiſche Denkart herrſchend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als eſoteriſche Hülle oder Spiel der Dichtung ſtehen bleiben. So wie die griechiſche Mythologie der ſchönen Entwicklung nach vielleicht die reichſte, ſo dürfte die indiſche dem innern Weſen nach die umfaſſendſte ſein, weil ſie durch alle jene Denkarten vollſtändig durchgeführt iſt. Kaum dürfte ſich ein Begriff finden, der in einer der verſchiedenen intellectuellen Religionen irgend weſentlich und dem indiſchen Syſteme unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der bloß dichteriſchen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die ſich nicht in eben demſelben etwas ganz Entſprechendes, und merkwürdig Aehnliches aufzeigen ließe.

Welche Stelle die ägyptiſche und ſyriſche Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, iſt ſchon im vorigen Buche angedeutet: man betrachte nach derſelben Anſicht auch die europäiſchen Sagen und Dichtungen der celtiſchen, römiſchen, griechiſchen, germaniſchen und ſlawiſchen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geiſt und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien ſo geſtellt, wie ſie der Stufenfolge der verſchiedenen Denkarten entſprechen mögen. In der celtiſchen werden noch die beſtimmteſten Spuren des älteſten Syſtems der Seelenwanderung gefunden; es dürften deren aber auch in der altrömiſchen Religion mehr geweſen ſein, als bei den Griechen; in der ſlawiſchen Mythologie iſt die Lehre von den zwei Principien herrſchend, und auch der deutſchen war dieſe und die Verehrung der Elemente, ſo wie ſie damit verbunden zu ſein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechiſche ſteht auch hier als die vollkommenſte in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigſten an einen beſtimmten philoſophiſchen Sinn gebunden, am meiſten reine Dichtung ſein.

Ueber die Entſtehung und das eigentliche Weſen der Poeſie verbreitet ſich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieſelbe einen zwiefachen Urſprung; der eine iſt durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menſchen, ſich überall in Geſang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythiſchen Beſtandtheil der alten Poeſie, der nicht ſo einfach zu erklären iſt; hier kann man nicht ſagen wie bei jener bloßen Natur-Poeſie des Gefühls: daß dieß eben ſo überall von ſelbſt und immer wieder von neuem entſtanden ſei, und noch entſtehe; es iſt ein tiefer Zuſammenhang in dieſem alten Gewebe der Fantaſie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienſt und Aberglauben, ging zuerſt die Fülle der urſprünglich wilden und rieſenhaften Dichtung hervor; als das ſchöne Licht einer ſanftern und edlern Begeiſterung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben dieſe Milderung zur Poeſie. Grade dieß iſt auch der Charakter der griechiſchen Dichter, nähmlich derjenigen, die es ganz ſind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderſpiel der Dichterſprache verdunſtet iſt.

Sehen wir nicht bloß auf die Form wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Kunſtkenner, ſondern auf den Geiſt, auf das innere Leben; ſo ſind es alle nur Dichter einer Art, mythiſche oder heroiſche Dichter; alle jene unweſentliche Verſchiedenheiten der äußern Form verſchwinden, und es iſt im Homer wie im Aeſchylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verſchmelzung des urſprünglich Wilden und Rieſenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darſtellungen ausmacht; nur in verſchiedenem Verhältniſſe, in verſchiedenen Stufen-Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein iſt eigentlich Poeſie; und alles was in ſpätern Zeiten, wo die Kunſt ſo manches an den urſprünglichen Kern angebildet hat, ſo genannt wird, iſt es nur, weil es einen ähnlichen Geiſt athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es ſich noch auf ſie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derſelben iſt. Wäre es nicht zu kühn, nach ſo wenigen Bruchſtücken ſchon eine Vermuthung zu wagen, ſo würde ich dafür halten, daß die indiſche Poeſie dieſem ihren eigentlichen Weſen nach, von der ältern griechiſchen ſo ſehr verſchieden nicht ſei, nur daß ſie daſſelbe, wenn ich ſo ſagen darf, nach einem noch größern Maaßſtabe darbiethet, indem theils die urſprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die ſpätere Milderung noch geiſtig ſanfter und lieblicher, noch ſinnlich und ſittlich ſchöner iſt als ſelbſt in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Urſprung auch der bildenden Kunſt bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen iſt im Ganzen völlig derſelbe wie der der heroiſchen Poeſie; und eben jene Verbindung des rieſenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Weſen der alten Poeſie beſteht, iſt auch die eigentliche Bedeutung der plaſtiſchen Schönheit der Griechen, wenigſtens ſo lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloſchen, und der Sinn der Kunſt noch nicht verloren war.

Zweites Kapitel.

Von den älteſten Wanderungen der Völker.

Poeſie, die in jenem Alterthume mit Religion innig verbunden und faſt eins mit ihr war; gewiſſe, uns auf den erſten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innerſten Tiefe der damahligen Denkart hervorgingen, haben unſtreitig einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die älteſten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfniſſes, und die Lockung des äußern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß ſelbſt in ſpätern Zeiten mehr als einmahl geſchehen iſt. Sind einmahl Ackerbau und Städte, die erſten Künſte des Kriegs und des Friedens vorhanden, ſo finden ungefähr eben die Verhältniſſe des Anbaus und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthume Statt, die in der neuern Geſchichte ſo ausſchließend zu herrſchen ſcheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indiſchen Kolonien betrachten, müſſen wir zuerſt einige allgemeine Betrachtungen voranſchicken, über die Art, wie man die älteſten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verſchiedenheit und Entſtehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der ſo verſchiedenen Völkerſchaften zum Gegenſtande der Unterſuchung machen, ſo muß man vor's erſte jede willkührliche Vorausſetzung und Meinung über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, und etwaige Urſache der Trennung bei Seite ſetzen, und die Völkerſchaften bloß nach den

Kennzeichen des höhern oder geringern Alters ſondern, ſo wie der Naturforſcher die Lagen der verſchiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des feſten Landes, der Natur aufmerkſam folgend, ordnet. Das erſte Kennzeichen iſt auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derſelben, die Wurzeln, auf deren oft weitgeſuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein ſieht. Das nächſte an Wichtigkeit nach der Sprache iſt der Gebrauch der Metalle, ſowohl des Kupfers und Eiſens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äußern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menſchen am nützlichſten; und zu jenen Künſten am unentbehrlichſten ſind. Doch kann der Umſtand, daß ſich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienſtbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollſtändigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem aſiatiſchen verſchiedener Menſchenſtamm ſeien, worauf ſo manche allen amerikaniſchen Sprachen gemeinſchaftliche Seltſamkeit, ſo manche ſehr auffallende und doch allen dieſen Völkern gemeinſame Sitte, und die allgemeine Unbekanntſchaft mit dem Gebrauche der Metalle, führen könnte; denn auf den oſtindiſchen Inſeln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die aſiatiſche Abſtammung beweiſen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden aſiatiſchen oder europäiſchen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chineſiſchen Urkunden hiſtoriſch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß iſt, die beiden Reiche von Peru und Mexiko ſtifteten, dieſe Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, ſo konnte ja dieß auch bei den erſten Einwanderern eben ſo der Fall ſein.

Ueberhaupt findet ſich an den öſtlichen Enden Aſiens ſchon manches mit Amerika Uebereinſtimmende. Eben ſo kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienſtbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die aſiatiſche Abſtammung der Neger zu beweiſen, wofern ſich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrſcheinlich zu machen, und was dieſer Meinung entgegenſteht, zu entkräften.

Die phyſiſche Verſchiedenheit der Menſchenſtämme iſt, wenigſtens ſo weit ſie bis jetzt entwickelt worden, von nicht ſo großer hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der merkwürdigſte und größte Unterſchied iſt wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden ſo negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenſchaften der Europäer und Bewohner des weſtlichen Mittel-Aſiens in dem Grade annehmen, als dieß beim aſiatiſchen Stamme geſchieht. Dieß würde alſo eine größere phyſiſche Biegſamkeit und Bildſamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem aſiatiſchen Menſchenſtamme vorausſetzen, als bei jenem; da die aſiatiſche Abſtammung weißer Stämme in Europa und der ſchwarzen Bewohner des ſüdlichſten Indiens, ſo wie der indiſchen Inſeln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, hiſtoriſch erwieſen iſt.

In dieſen Völkerſchichten nun ſehen wir, wie der Naturforſcher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlornen Urgeſchichte gleichſam in einem Grundriße vor Augen, der uns hier und da mit der überraſchendſten Klarheit anſpricht, an andern Stellen aber unverſtändlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zuſammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerkſamkeit des Geſchichtforſchers faſt noch wichtigerer Gegenſtand, iſt die Miſchung der Völker, die vorzüglich im perſiſchen Reiche, längſt dem Gihon und Euphrates, am Kaukaſus und in Klein-Aſien, überhaupt in dem mittlern weſtlichen Strich jenes alten Welttheils Statt fand. Wenn es im Kreiſe dieſer Unterſuchung läge, dieſe Sache vollſtändig in's Licht zu ſetzen, ſo würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entſtehen können; wie nähmlich plötzliche Veränderung des Klima's und des ganzen äußern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müſſe, und wenn einige Miſchung mit Stämmen andern Geſchlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entſtehens einmahl vorüber iſt, ſich nun Jahrtauſende faſt unverändert erhalten kann. Es würde ſich alsdann beſtimmen laſſen, mit welchem Rechte Mittel-

Aſien von den Geſchichtforſchern ſo oft als die Mutter und unverſiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geſchildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet ſei, da der zweifache Strom der Wanderung, deren gewöhnlicher und gleichſam natürlicher Lauf faſt immer nach Nordweſten gerichtet war, hier vom Oſten und vom Süden her zuſammentraf, hier alſo die Miſchung am mannichfaltigſten und fruchtbarſten, und dieſer Erdſtrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entſtanden und ſich bildeten.

Man wird nie eine klare und verſtändliche Anſicht der älteſten Geſchichte erhalten, ſo lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach bloß mechaniſchen Geſetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rückſicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm ſich in mehre kleine theilen, und immer individueller abſondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Miſchung aus mehren verſchiedenen Völkern ein drittes ganz neues entſtehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet iſt. Nur durch eine ſolche genetiſche Anſicht kommt Licht in das Chaos von Thatſachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geſchichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Aſien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren ſie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufſuchen; manche Nationen, die auf ſolche Weiſe entſtanden, ſind auf eben die Art auch wieder von andern verſchlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, ſo wie der Arnauten und Walachen nur noch ſchwache Reſte und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weit verbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Urſprungs und erſt in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was ſie jetzt ſind, zuſammengewachſen ſein.

Drittes Kapitel.

Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung.

Wir haben dieſe Fragen hier nur, ſo weit der Zuſammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenſtand, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht; die Verwandtſchaft nähmlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf dieſen Zuſammenhang ſind Religion und Mythologie, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die Sprache, und nächſtdem biethet auch die Architectur, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmahlen bewundern, noch einiges Gemeinſame dar, und iſt eine Beſtätigung mehr für die Einheit des Urſprungs aller aſiatiſchen Bildung; und dieſe letzte iſt doch der eigentliche Gegenſtand und Zweck aller Geſchichte. Von Amerika und von dem ſüdlichen Afrika würde es gar keine Geſchichte geben, wenn alles in demſelben Zuſtande dürftiger Wildheit ſtets verharrt wäre, und wenn nicht auch dieſe Länder von Aſien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geiſtesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den aſiatiſchen Völkern ſelbſt im früheſten Alterthum etwas Höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfniſſes, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfaſſung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, ſo müſſen wir uns an die Rieſengröße und Feſtigkeit der Bauart in ägyptiſchen und indiſchen Denkmahlern, im Gegenſatze der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmſten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß ſie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar indiſche Kolonien ſeien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erſcheinen im Einzelnen nicht ſehr bedeutend gegen jene alte Größe, und doch welche wichtige

Veränderungen und Wirkungen haben auch dieſe im Ganzen hervorgebracht.

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar geweſen zu ſein; durch wie viele jetzt verlorne Zwiſchenglieder mag die Lehre von der Seelenwanderung gegangen ſein, ehe ſie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsſtamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und ſo manche andre indiſche Spuren finden, ſo würden wir, wenn uns die chineſiſchen Geſchichtsbücher nicht einigen Aufſchluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß ſich ſo weit hierher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgeſtammten Nationen, beſonders der germaniſchen und perſiſchen, darf dabei am wenigſten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der ſämmtlichen Slawen, nach den Angaben der Geographen, die freilich meiſtens andre Geſichtspunkte haben als die Stammverſchiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutſchland zerſtreuten, eher über als unter fünfzig Millionen ſein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeſchlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtiſch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nord-Amerika hinzu zu rechnen, ſo iſt keineswegs nothwendig, anzunehmen, daß der urſprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überſtiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich hiſtoriſch genau kennen; da außer dem allmähligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerſtreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim erſten Entſtehen von dem herrſchenden verſchlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie ſich die lateiniſche Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von dieſem kleinen Fleck aus, faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romaniſchen Sprachen, herrſcht ſie faſt in allen Welttheilen; das Italieniſche iſt die Handelsſprache des Morgenlandes, wie das Portugieſiſche der afrikaniſchen und aller indiſchen Küſten; das

Spaniſche iſt die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des geſellſchaftlichen Einfluſſes der franzöſiſchen Sprache, des Gebrauchs der ausgeſtorbenen lateiniſchen zur Gelehrſamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samſkrit, oder wenigſtens einzelne Formeln desſelben in Siam und Thibet liturgiſch gebraucht werden), der beträchtlichen römiſchen Einmiſchungen endlich in der engliſchen, deutſchen und walachiſchen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtauſenden ſeinen Einfluß und ſeine Sprache verbreitet, deſſen eigentliche Herrſchaft doch, da ſie am ſtärkſten war, wohl nur ſelten die Bevölkerung des ganzen Indiens überſtiegen hat. Denn das darf nicht überſehen werden, daß Indien eins der volkreichſten Länder immer geweſen und auch noch gegenwärtig nach ſo vielen zerſtörenden Revolutionen der letzten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben iſt. Wie leicht mochte alſo in den Zeiten des alten Wohlſtandes der Ueberfluß ſelbſt die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Faſt noch weiter und ungleich ſchneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Aſien, den ganzen Norden, die Küſten und bis tief in das Innere Afrika's, ja bis auf die entlegenen indiſchen Inſeln verbreitet, wo unſre Geſchichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabiſche, was wir daſelbſt in Sprache und ſonſt unläugbar finden, in ſo ferne Gegenden gekommen ſei. Kann etwas Aehnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rückſicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich ſie niemahls eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigſtens im Allgemeinen nachweiſen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germaniſchen Völkerſchaften von dem Mutterlande betrifft, ſo ſind ſchon im erſten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtſchaft ſtehen, als Mittelglieder angeführt worden: dazu kommt, daß der Norden der weſtlichen Halbinſel Indiens, bis an die Gränzen von Perſien und Turkhind, von den älteſten Zeiten an der Siz der indiſchen Bildung nicht nur, ſondern auch der mächtigſten Reiche und Dynaſtien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend ſein, eine ſolche Kolonie zu ſtiften, wenn es nicht bloß Eroberer und Krieger, ſondern die Einſichtsvollſten jener Zeit, wenn es Prieſter waren, die irgend eine Urſache hatten, ihr Vaterland zu verlaſſen, und unter wilde Völker zu gehen, um ſie zu bilden und zu beherrſchen. Der Irrthum führt oft einen eben ſo ſtarken Bekehrungseifer mit ſich als die Wahrheit, wo ſich die Abſichten eigennütziger Herrſchſucht um ſo beſſer anſchließen können. So wie an der perſiſchen Auswanderung der Kriegerſtand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, ſo trägt dagegen Aegypten ganz das Anſehen einer ſolchen Prieſterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweiſt der ſo gar nicht indiſche Charakter der koptiſchen Sprache; ſei es nun, daß dieſe Prieſter aus dem Mutterlande ſelbſt unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar iſt, oder daß ſüdlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien geweſen ſei, und die ägyptiſche Bildung erſt von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Urſachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überſtrömenden Bevölkerung, iſt ſchon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unüberſehliche und ungeheure Veränderung und Zerſtörung mußte nicht das erſte Verbrechen, Mord und Krieg, der erſte beſtimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtſein des Menſchen hervorbringen? Angſt und wüſte Begierde war die gewiſſe Folge; und was zuvor ein ſtilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen geweſen war, ward nun wilde Einbildung, Schreckniß und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Weſen ſich entſchließen mochte, am Leichname ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu ſuchen? Der Abſcheu der Brahminen vor thieriſcher Nahrung hat ein ſo altes Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des früheſten

Zuſtandes angeſehen werden könnte. Hat nicht dieſelbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthieres nach dunkeln Anzeichen bevorſtehenden Unheils angſtvoll zu forſchen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureißen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Weſen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdiſchen Geſtirne und Lenker ſeines künftigen Geſchicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben dieſe Unruhe den fliehenden, gleich dem erſten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äußerſten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf ſolche Thatſachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich hiſtoriſche Gewißheit geben kann, weil ſie älter ſind als alle Geſchichte, die erſt dann entſtehen konnte, nachdem jene erſchreckte Einbildungskraft, wovon wir in den älteſten Denkmahlen des menſchlichen Geiſtes noch ſo viele Spuren finden, bis zur Erinnerung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmahl für die früheſte Geſchichte Indiens haben wir, was zuverläſſiger und älter iſt als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten ſind; dieſes iſt die indiſche Verfaſſung ſelbſt. Konnte eine für die niedern Stände ſo harte Verfaſſung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, deſſen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Miſchung ſolcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerſchaften ließe ſich die entferntere Annäherung und Verwandtſchaft der ſlawiſchen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu ſein, die da flohen; andre konnten bloß, weil ſie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer ſolchen Verfaſſung nothwendig vorhergegangen ſein müſſen, verabſcheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um ſich in weiter Ferne noch unbefleckte Wohnſitze zu ſuchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erſte Einführung der indiſchen Verfaſſung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit ſich führen; auch in ihr ſelbſt lagen Keime genug zum Zwieſpalte und zum innern Kriege. Zwar ſeit Alexander biethet uns die indiſche Geſchichte faſt nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländiſche Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechſel der Herrſcher und der Dynaſtien waren, als eine weſentliche Veränderung der Verfaſſung ſelbſt herbeiführten. Die einzigen Buddhiſten machen eine Ausnahme, die wohl nicht ſo der Lehre als der Verfaſſung wegen, weil ſie die Eintheilung der Stände antaſteten und den erblichen Unterſchied derſelben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, ſondern mehr nur durch einzelne Miſſionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfaſſung ſo feſt und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Prieſterſtandes einmahl entſchieden war, blieb dem Kriegerſtande deſto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter ſich, die der Verfaſſung ja doch keinen weſentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der älteſten indiſchen Dichterſagen im Mohabharat anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenſtämme? Ehe ſich aber die Kſhetrya's, die urſprünglich derſelben Abkunft waren, von den erblichen Prieſtern abſonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz ſo beſtimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erſchütterung vorangehen. Nicht umſonſt wird vom Poroſramo gerühmt, daß er die böſen Könige vertilgt, den verwilderten Adel beſtraft und ſeine Macht beſchränkt habe.

In den Stammverzeichniſſen der Indier wird nicht ſelten von einem oder dem andern Geſchlechte bemerkt, daß ſie ausgeartet und Barbaren — Mlecha's — geworden, d. h. zu andern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten ſeien. Menu's Geſezbuch (X. 43 — 45) nennt uns eine ganze Reihe ſolcher verwilderter und barbariſch gewordner Kſhetrya-

Stämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieſes ſind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entſtelltes Ueberbleibſel ſein mag; zu welchem Volksſtamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn dieſe, wie behauptet wird *), in den Puranas mehr als eine dem ſinnlichen Naturdienſte ergebne Secte geſchildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, ſo ſtreitet dieß doch damit, daß ſie hier unter den übrigen verwilderten Kſhetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander beſtehen kann.

Wir müßten freilich erſt mehr Urkunden haben, um zu prüfen, was in den indiſchen Büchern von Religions-Kriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An ſich aber iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon ſehr frühe, was ſpäter bei Gelegenheit der Buddhiſten, geſchehen ſein mag, da die Neuerung zu ſehr auch die alte Verfaſſung berührte, als daß ſie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwieſpalt enthielt die große Verſchiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrſcht haben, von denen allen das heutige Syſtem, welches ſie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen ſuchte, noch Spuren enthält. Der gegenſeitige Religionshaß der Perſer und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant ſei, zu widerlegen. Wenn die Geringſchätzung der Anhänger einer intellectuellen Religion, wie die perſiſche war, gegen den polytheiſtiſchen Aberglauben oft in gewaltſame Bekehrungsſucht übergeht, wie beim Kambyſes, ſo erzeugt der mythiſche Volksglaube gegen die, welche ſich abſondern und höher erleuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbitterung, wie bei den ſyriſchen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide ſtreitende Elemente,

---

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft ſehr gewagt, wo er aber bloß citirt und überſetzt, bei ſeiner Kenntniß der Sprache zuverläſſig iſt.

deren Kampf von jeher ſo viele große Religions-Kriege bis auf die neueſten Zeiten hervorgebracht hat, ſchon vor Alters beiſammen; aber gewiß nicht immer ſo friedlich als jetzt, da alles lange geſchwächt und das ganz unverträgliche ſo oft ſchon ausgeſtoßen worden iſt, oder ſich ſelbſt freiwillig abgeſondert hat.

Wenn es gegründet iſt, daß unter den Yavanern der indiſchen Bücher mehre weſtlich gewanderte, dem ſinnlichen Naturdienſte ergebne, Völker zu verſtehen ſind, ſo müſſen wir vielleicht längſt dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Aſien den Weg ſuchen, auf welchem altaſiatiſche Stämme, und mit ihnen indiſche Sprache und Vorſtellungen ſich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Geſetzt auch, was noch gar nicht erwieſen iſt, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den älteſten Zeiten ſchon von einem ſyriſch redenden Volke bewohnt ward; ſo war doch gewiß ſo frühe, als hier ein großes Reich war, dieſes eben wie auch ſpäter aus ſehr verſchiednen Völkern zuſammengeſetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnſtaat, giebt ſchon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geſchichtskundiger mit den Alten, die ſich ſo gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Aſien erſt aus Europa wird ableiten wollen. Zwar ſind in ſpätern Zeiten unſtreitig viele dieſes Weges wieder nach Aſien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denſelben bekannten Weg, den ſie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geſchahen faſt immer allmählig, faſt immer blieb noch Verkehr und gegenſeitige Kundſchaft zwiſchen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmählig Entfremdeten für immer ſo ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem ſpätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweiſe einer gemeinſamen Abkunft gleich ſehr erſtaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeſchlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Aſien hergeleitet! Babylon, oder wie man ſonſt das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Perſern ſeine Herrſchaft bis tief in Klein-Aſien hinein erſtreckte, war, was es ſeiner ganzen Lage nach ſein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren ſchon in den älteſten Zeiten ein ſeefahrendes Volk. Daß die italiſchen Völkerſchaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen ſeien, beweiſt die ganze Lage der verſchiedenartigen Völkerſchaften in Italien, denn wenn ſie zu Lande etwa über die carniſchen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, ſo müßten bei einer ſolchen Einwanderung mehr Spuren dieſes Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben ſein.

Von der indiſchen Verfaſſung finden ſich bei den älteſten Römern vielleicht bei genauer Anſicht noch mehr Ueberbleibſel als man beim erſten Blicke denken ſollte. Die Patricier, die ausſchließend das Recht der Augurien hatten, waren wohl urſprünglich nichts anders als der erbliche Prieſterſtand; und nur dadurch, daß dieſer auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegerſtandes mit an ſich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrſchaft dieſes übermächtigen kriegeriſchen Prieſteradels den Widerſtand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geſchichten ſo lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, ſo dürfen wir dieſes doch wohl ſchwerlich nach der Weiſe der helleniſchen, phöniciſchen oder italiſchen Freiſtaaten verſtehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ſtändiſchen Verfaſſung, wie es die indiſche von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ſtändiſche Rechte gegründeten, geſetzlichen und freien Königthume; ſie werden alſo nach ihrer Weiſe für iſolirte Freiſtaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte ſelbſtſtändige Glieder deſſelben waren. Nur das eine iſt in der Verwirrung der älteſten indi-

---

*) Was über die Schiffahrtskunde der Phönicier und anders dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet ſich zuſammengeſtellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. ſ. w.

ſchon Geſchichte klar, daß es ſchon damahls große Monarchien in Indien gab, obgleich ſtändiſche, durch die erblichen Rechte der Prieſter und des Adels vielfach beſchränkte. Auch bei den von Indien abſtammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikaniſche Verfaſſung erſt ſpäter entſtanden, die monarchiſche in den älteſten Zeiten die herrſchende geweſen ſein, beſonders wo der Kriegs- und Adelſtand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Perſien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geſchichtlichen Urkunden des weſtlichen Aſiens, wie die Dichterſagen des an Aſien gränzenden ſüdöſtlichen Europa's, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, deſſen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerſtörung, zur Zerſtreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom trojaniſchen Kriege einen hiſtoriſchen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, ſo ſind wir berechtigt, ſie aus der helleniſchen Beſchränktheit heraus zu rücken, und an die größere aſiatiſche Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Nahmen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlaufe der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes ſelbſt, oft noch weiter, immer näher und mehr weſtlich gerückt worden ſeien, iſt zu bekannt, als daß es der Beiſpiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle dieſe Bemerkungen nichts weiter ſollen, als nur ungefähr die Ausſicht eröffnen, wie fruchtbar das indiſche Studium auch an hiſtoriſchen Folgerungen ſein dürfte. Manches Einzelne in der älteſten Völkergeſchichte Aſiens wird ſich erſt ganz feſt entſcheiden, ein vollſtändiges Bild des Ganzen erſt dann entwerfen laſſen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben ſind; beſonders eine kritiſche Bearbeitung der eigenthümlichen indiſchen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in andrer Rückſicht ſehr lehrreich ſein würde, und eine vollſtändige Ueberſetzung des Skondopurano, der für Geſchichte unter allen Puranas am meiſten enthalten ſoll. Indeſſen läßt ſich doch ſchon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufſtellen, und oft grade was das

Schwerſte und Befremdendſte ſcheint. So kann z. B. wohl nichts ſo viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerſchaft aus dem fruchtbarſten und geſegnetſten Erdſtriche Aſiens bis in den äußerſten ſkandinaviſchen Norden hinauf habe wandern mögen; denn ſie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu laſſen, dürfte beſonders bei einem ſo zahlreichen Stamme, wie der der germaniſchen Völker war, eine Erklärung ſein, wobei der Geſchichtskundige ſich wohl ſchwerlich befriedigen möchte. In der indiſchen Mythologie findet ſich etwas, was dieſe Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es iſt die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieſer Begriff aus einer mißverſtandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturanſicht und Naturaberglauben entſtanden ſein; genug, dieſe hohe Verehrung des Nordens, und des heiligen Berges im Norden iſt da und ſie iſt nicht bloß eine Nebenſache in dem ganzen Syſteme der indiſchen Denkart, ſondern ein überall wiederkehrender, allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erſte und nicht das einzige Mahl, daß dichteriſche Sagen und alte Geſänge, tief im innigſten Gefühle und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geſchichte nur die Politik kennen.

Geſetzt alſo, nicht bloß der äußere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, habe ſie nordwärts geführt, ſo würde ſich der Weg der germaniſchen Stämme von Turkhind längs dem Gihon bis zur Nordſeite des caspiſchen Meers und des Kaukaſus leicht nachweiſen laſſen; ob ſie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgeſucht und ſich da angeſiedelt, oder ob ſie mehr den großen Strömen nachgegangen ſeien, wie die alten aſiatiſchen Nationen daſſelbe Leben an einem weit herrſchenden Fluſſe, wie am Ganges, ſo auch am Nil und Euphrat, überall wieder ſuchten; dieſe für unſre vaterländiſche Geſchichte ſehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientaliſchen Denkart überhaupt zur europäiſchen zu beſtimmen, und den Einfluß darzuſtellen, welchen die erſte auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll, um auch von dieſer Seite die Wichtigkeit des indiſchen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieſer ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theile bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andre wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das Weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die moſaiſche Urkunde in dem Verfolge ihres älteſten geſchichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer

Wißbegier und zum hiſtoriſchen Unterrichte ward ſie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweiſt, wie ein Strahl des urſprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung ſei gerettet und erhalten worden; ſo zeigen uns die indiſchen Urkunden die Entſtehung des Irrthums, die erſten Ausgeburten, deren der Geiſt immer mehre ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmahl die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlaſſen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch ſo herrliche Lichtſpuren übrig geblieben ſind.

Der Gegenſatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völkern des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglauben ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äußerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſein, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der damahligen Zeit zu verſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damahls bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet, *) und oft grade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und mißdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andere bei Seite ſetzend, gerichtet ſein mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und beſondern Verhältniſſe mit der Vorſehung, in welches der Menſch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Chriſtenthums, ſo ganz verkennen, daß man ſie mit jenem Irrthume verwechſelte, der den Vorwurf der angeblichen jüdiſchen Beſchränktheit des alten Teſtaments begründen ſoll.

Mit dem Chriſtenthume hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und ſelbſt der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falſche Aehnlichkeit. Das Einzelne ſtimmt oft ſonderbar überein, aber es iſt alles entſtellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es iſt die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen. Von ganz andrer und höherer Art iſt jene, gewiß auch dem Leſer bei der Ueberſicht der orientaliſchen Syſteme, im zweiten Buche bemerklich gewordne Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, beſonders der perſiſchen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Böſen, mit der heiligen Schrift ſowohl des alten als des neuen Bundes. Eben

---

*) Herrliche Winke darüber finden ſich in Herders älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Myſtik nicht ſo unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonſt aber weht die Fülle des orientaliſchen Geiſtes in dieſem Werke, wie in mehren der frühern theologiſchen Schriften Herders. —

daß man dieſen Spuren zu ausſchließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, iſt oftmahls Urſache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Perſern jener Lehre Irriges beigemiſcht war, findet ſich in den heiligen Schriften nichts; was ſie lehren, iſt nicht Syſtem, ſondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verſtanden wird, leiten ſie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils ſcheinbar ſo verwandten Denkart dazu dienen, es ſogar hiſtoriſch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieſelbe Anſicht, im alten Teſtamente wie im neuen, durch das Ganze hingebe und herrſche; nur das was dort bloß angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des alten Teſtaments die einzige richtige ſein, und als ſolche durch eine vollſtändige Kenntniß der Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes auch von außen beſtätigt werden. Es iſt dieß ſogar blos aus dem Geſichtspunkte der Kritik angeſehen, ganz deutlich; es würde ſelbſt dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientaliſchen Denkarten, gewiß in dieſem Falle, von allen die erhabenſte und tiefſinnigſte. Denn wie läßt ſich wohl ein Werk verſtehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl dieſe Denkart ſelbſt ergriffen werden, als da, wo ſie ganz ausgeſprochen worden, und in vollkommner Klarheit erſcheint? Daß dieß im neuen Teſtamente geſchehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen perſiſchen Syſteme zuſammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Teſtaments durch keine bloße Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und andrer Neben Gelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud übertreffe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen.*)

---

*) Ein vortreffliches Beiſpiel dieſer ältern Erklärungsart iſt in der Geſchichte der Religion Jeſu von Fr. L. Grafen zu Stol-

Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden ſich überall, beſonders in den älteſten orientaliſchen Syſtemen: den Zuſammenhang des Ganzen aber und die ſichre Abſonderung des beigemiſchten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Chriſtenthum, welches allein Aufſchluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher iſt, als alles Wiſſen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientaliſche Philoſophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der ſchlechteſte Theil indiſchen Urſprungs iſt, auf die europäiſche gehabt hat. Sehr groß war dieſer Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientaliſches Syſtem ganz rein nach Europa gelangt iſt, und die Griechen eben ſo wohl als die Neuern alles, was ſie von daher annahmen, ſich ſelbſtthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müſſen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der europäiſchen Philoſophie voranſchicken, ehe wir den Einfluß der orientaliſchen Ideen auf dieſelbe deutlich machen können. Beim erſten Aufſchwunge der noch ungeſchwächten Geiſteskraft iſt die europäiſche Philoſophie überall Idealismus, worunter wir nicht bloß die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äußern Scheins verſtehen, ſondern jede Philoſophie, die von dem Begriffe der ſelbſtthätigen Kraft und lebendiger Wirkſamkeit ausgeht, alſo auch das Syſtem der Stoiker, des Ariſtoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber ſchon verloren iſt, was iſt natürlicher, als daß der Menſch alles aus ſich ſelbſt zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten

---

berg aufgeſtellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernſt und jene ſchöne Klarheit herrſcht, die nur da hervortritt, wo die höchſte Erkenntniß zugleich das tiefſte und lauterſte Gefühl und Seele des Lebens geworden iſt.

und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für ſein Erzeugniß und ſein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zuſammenhang für ihn verloren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine ſolche Philoſophie bei irgend einem Volke entſtanden ſei, das wirklich ſich ſelbſt überlaſſen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinſamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn dieſe Weisheit wirklich ſo ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft wäre, als ſie es vorgiebt, ſo würde ſie ſich wohl auch ſelbſt beſſer aus den unſäglichen Verirrungen helfen können, in die ſie ſich auf dieſem Wege jederzeit verwickelt hat. Dieſe häufen ſich immer ſo ſehr und ſo ſchnell, daß die Philoſophie bald ſkeptiſch wird, bis ſie endlich, wenn die Verſtandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geſchwächt worden, zu der blos empiriſchen Denkart herabſinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach ſtehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verſchwindet, und der Menſch unter dem Vorwande einer vernünftigen Beſchränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geiſt, der ihn doch allein weſentlich vom Thiere unterſcheidet, als ein falſches Streben aufgiebt. Das Troſtloſe dieſes letzten Geiſteszuſtandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die alſo irgend einen Rückweg zur ältern und beſſern Philoſophie ſuchen, und ſo es ihnen Ernſt iſt, gewiß auch finden.

Dieſes iſt der einfache Gang aller europäiſchen Philoſophie von den älteſten Griechen bis auf die neueſten Zeiten. Dieſer Kreislauf von einer Philoſophie, die wenigſtens den Begriff des Unendlichen und der ſelbſtthätigen Kraft noch nicht verloren hat, zur Skepſis und endlich zur empiriſchen Denkart hat ſich mehr als einmahl wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verſchieden, grade weil man mit dieſer bekannt war und ſie benutzte, das Neue zum Theil wenigſtens ſich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegenſatz anſchloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwanlendes kommt in den Gang des europäiſchen Geiſtes, durch das immer von Zeit zu Zeit geſchehene Eingreifen der orientaliſchen Philoſophie als eines fremden Gährungsſtoffs. Ohne die ſtets erneuerte Anregung dieſes belebenden Princips würde der europäiſche Geiſt ſich wohl nie ſo hoch erhoben haben, oder doch früh wieder geſunken ſein. Auch die höchſte Philoſophie der Europäer, der Idealismus der Vernunft, ſo wie ihn griechiſche Selbſtdenker aufſtellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientaliſchen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein ſchwacher prometheiſcher Funke gegen die volle himmliſche Gluth der Sonne erſcheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöſchen drohend; aber je geringer der Gehalt, deſto künſtlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber iſt die orientaliſche Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen gefloſſen. Wie ſehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnoſtiker alles ſchon in der ſpäteſten Entartung und Miſchung der Syſteme, in den Kreis der europäiſchen Bildung gelangt ſei, iſt zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientaliſche Philoſophie nennt, iſt dem alten Syſteme der Emanation mehr oder weniger Pantheiſtiſches und Dualiſtiſches aus der orientaliſchen Zahlen-Philoſophie oder aus der Lehre von den zwei Principien Hergenommenes, beigemiſcht.

Es iſt dieß auch wohl nicht bloß in jenen ſpätern Zeiten der Fall, ſondern es dürfte ſchon beim Pythagoras ſo ſein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die älteſten und beſten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigſtens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht ſo leicht auszumachen, ob ſie eigne Erfindung oder auch orientaliſchen Urſprungs war, durchaus nicht zu dem Syſteme, aus dem ſie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, ſo wenig als ihre Entgegenſetzung zwiefacher Grundweſen und Grundbegriffe. Ja wir haben geſehen, daß in Aſien ſelbſt ſchon in frühen Zeiten, die ſpätere Lehre an die ältere ſich durch Miſchung oder Umdeutung angeſchloſſen habe;

hat man aber jede der abgeſonderten Denkarten erſt für ſich rein aufgefaßt, ſo wird man wenig Schwierigkeit finden, ſich auch die zuſammengeſetzten und verwickelteren Erſcheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philoſophie iſt wie zur Erforſchung des orientaliſchen Alterthums überhaupt, ſo insbeſondere für das indiſche Studium ſehr weſentlich und kaum zu entbehren. Wohl verſtehen wir unter der Kenntniß der Philoſophie etwas mehr als einige dialektiſche Uebung, nach irgend einem eben umlaufenden Syſteme, was denen neu ſcheint, welche die alten nicht kennen, alles conſtruiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte jener großen alten Syſteme, die auch auf das äußere Schickſal der Menſchheit einen ſo mächtigen Einfluß gehabt haben. Dieſen Geiſt aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung ſpeculativer Gedanken durch eignes Forſchen klar geworden iſt.

Welche große Stelle Philoſophie in der indiſchen Literatur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man ſich der Ueberſicht des Ganzen nach den vier wichtigſten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der erſten Epoche der Veda's und alles älteſten, was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, ſo wie in der dritten Epoche der Puranas und des Vyaſo iſt Philoſophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verſtändniß ohne ſie zu hoffen. In der mittlern zwiſchen jenen beiden, in der zweiten Epoche, mag Philoſophie und Poeſie etwas mehr geſondert erſcheinen, aber wohl ſchwerlich ſo ſehr als ſie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern faſt immer waren; und ſelbſt die vierte und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikramadityo, wo die indiſche Poeſie vorzüglich und mehr abgeſondert blühte, iſt doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzuſondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indiſche Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Anſicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte das griechiſche und das orientaliſche Studium zuerſt geſtiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anſpruch auf den Nahmen eines Gelehrten gebe, und faſt keiner unter jenem genannt werden kann, bei dem nicht ſeltne Sprachkenntniß mit der Fülle hiſtoriſcher Kenntniſſe und mit einem ernſten Studium der Philoſophie wäre vereint geweſen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit deſto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unſre Zeit lebendig eingreifen und ſie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemahls entſtand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch ſeinen Geiſt belehrt, an ſeiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiſte derſelben ſich lenken und beherrſchen laſſen, faſt ohne Ausnahme dem verderblichen und zerſtörenden Grundſatze ergeben ſind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erſchaffen zu wollen, iſt auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für daſſelbe faſt verſchwunden, die Philologie zu einer in der That ſehr ſchaalen und unfruchtbaren Buchſtabengelehrſamkeit herabgeſunken, und ſo bei manchen erwünſchten Fortſchritten im Einzelnen, doch das Ganze zerſplittert und weder Kraft noch lebendiger Geiſt darin ſichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieſer Rückſicht viel geſchadet hat und noch ſchadet, iſt die Trennung, die man ſich zwiſchen dem orientaliſchen und dem griechiſchen Studium und Geiſt mehr ſelbſt erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß dieſe gänzliche Verſchiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeſchichte ſind die Bewohner Aſiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geſchichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verſtehen will. Aber auch was man in der Literatur gewöhnlich den orientaliſchen Styl und Geiſt nennt, iſt nur von einigen aſiatiſchen Völkern hergenommen, beſonders von den Arabern und Perſern, und von einigen Schriften des alten Teſtaments, inſofern ſie blos als Poeſie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es beſteht dieſe orientaliſche Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorſtellungsart, in einer hohen Kühnheit und verſchwenderiſchen Fülle und Pracht der Bilder nebſt dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das ſüdliche Klima kann nur als mitwirkende Urſache, nicht als Hauptgrund dieſer Richtung der Fantaſie gelten, da dieſelbe bei ſo manchen ſehr ſüdlichen und auch ſehr dichteriſchen Nationen, wie die Indier, ſo gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine ſolche herrſcht, ſie ſei nun philoſophiſch tief, und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüſt wie die Begeiſterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, ſo lange noch poetiſcher Geiſt vorhanden iſt, die Fantaſie, nachdem ſie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegoriſchen Bildlichkeit. Daher finden wir dieſen ſogenannten orientaliſchen Charakter eben ſowohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italieniſchen und deutſchen, nicht bloß in ſpaniſchen) als in den romantiſchen Dichtungen der Perſer und Araber, ohne daß wir deßfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unſere Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umſtände in Europa wie in Aſien dieſelben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber dieſe Farbengluth zu der proſaiſchen Trockenheit der chineſiſchen Bücher, oder zu der ſchönen Einfalt des indiſchen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenſchmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberſpannung. Die ältern indiſchen Gedichte vollends, ſind noch bildloſer als ſelbſt die einfachſten und ſtrengſten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantaſie.

Eine andre Eigenſchaft, die man auch als eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zuſammen mit der eben geſchilderten Ueppigkeit bildlicher Fantaſie, und dem Hange zur Allegorie; wo dieſe im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieſelbe blos andeutende Kühnheit herrſchen, und daher Dunkelheit entſpringen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverſchiedenheiten der Grammatik, die wir im erſten Buche entwickelt haben, erklären laſſen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Geſetze ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geiſt es anders lenkt, oder da, wo man durch Vernachläſſigung noch tiefer hinabſinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Conſtruction im Einzelnen ſchwer iſt, ſo wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel ſein. In den Sprachen, die ſich ihr Geſchäft durch Hülfs-Verba und Präpoſitionen für den Gebrauch am bequemſten abkürzen, wird die Compoſition zwar leicht und verſtändlich, gern aber auch nachläſſig und formlos ſein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeſtimmungen des urſprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechiſche und die indiſche, führen von ſelbſt zur ſchönen Form, wie im Einzelnen der grammatiſchen Conſtruction ſo auch im Ganzen der Anordnung und der Compoſition.

Auch in dieſer letzten Beziehung alſo hat, was man orientaliſchen Geiſt und Styl nennt, nur eine ſehr beſchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebt's der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeſchylus beſonders in den Chören, obwohl in einer ganz helleniſchen Form, dennoch wirklich etwas Orientaliſches, was aber mehr von der leidenſchaftlichen Aufregung, dem gewaltſamen Zuſtande der Fantaſie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyriſche Kühnheit der Gleichniſſe und Anſpielungen, und die Abgeriſſenheit der Uebergänge einen orientaliſchen Anſtrich; ſeine Milde und Weichheit bei der heroiſchen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indiſchen Gedichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefſinnigſten Philoſophen Europa's ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientaliſche Alterthum auszeichneten; ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientaliſchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeſchichte die Aſiaten und die Europäer nur eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu, erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tiefſinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unſre ganze Verfaſſung und jetziges Leben ſich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte, Dichtkunſt und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß desſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ſtehen bleiben, wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Aeſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäiſchen Bildung und der orientaliſchen Ueberlieferung ſind, ſo wie die römiſche Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des früheſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schönheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubiethen haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganze neue Kenntniß und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wiſſen erſt Licht und Leben giebt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

Seite

I. Beiträge zur Kenntniß der romantiſchen Dichtkunſt.

1. Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio. 1801. 5
2. Nachricht von einigen ſeltneren italieniſchen und ſpaniſchen Dichterwerken; nebſt einer Charakteriſtik des Camoëns und der portugieſiſchen Dichtkunſt, und Ueberſicht von den provenzaliſchen Handſchriften zu Paris. 1803. 30
3. Ueber nordiſche Dichtkunſt. 1812. 51
4. Nachtrag über Shakeſpeare's ältere dramatiſche Werke. 83

II. Neue Kunſt und Litteratur.

1. Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe. 1798. 95
2. Anzeige von Goethe's Werken. 1808. Nach der Cottaſchen Ausgabe von 1806. Erſter bis vierter Band. Erſter Band. Lieder. Vermiſchte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Epiſteln. Epigramme. Zweiter und dritter Band. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Elpenor. Fragment. 117
3. Ueber die deutſche Kunſtausſtellung zu Rom, im Jahre 1819. 155
4. Ueber La Martine's religiöſe Gedichte. 1820. 185

III. Alte Weltgeſchichte.

Recenſion der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819. 203

Seite.

IV. Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Vorrede. 273

Erſtes Buch. Von der Sprache.

1. Von der indiſchen Sprache überhaupt. . . 278
2. Von der Verwandtſchaft der Wurzeln. . . 279
3. Von der grammatiſchen Structur. . . . 280
4. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem inneren Bau. 296
5. Von dem Urſprunge der Sprachen . . . 306
6. Von der Verſchiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelſprachen. 311

Zweites Buch. Von der Philoſophie.

1. Vorläufige Bemerkungen. 320
2. Syſtem der Seelenwanderung und Emanation. . . 323
3. Vom aſtrologiſchen Aberglauben und wilden Naturdienſte. 332
4. Die Lehre von zwei Principien. . . . 337
5. Vom Pantheismus. 344

Drittes Buch. Hiſtoriſche Ideen.

1. Vom Urſprunge der Poeſie. 351
2. Von den älteſten Wanderungen der Völker. . . 355
3. Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung. 359
4. Von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck. . . . 370

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

B[illegible]rische
S[illegible]bibliothek

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Neunter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Wk/48/256

[illegible]
[illegible]

Friedrich v. Schlegel's

Gedichte.

◆

Zweite vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Erſter Theil.

I.

Roland.

Ein Heldengedicht in Romanzen

nach

Turpins Chronik.

Was Turpin uns treu berichtet,
Alte Chronik alter Zeiten,
Von der Chriſtenhelden Streiten,
Wie der Heiden Macht vernichtet;
Was ſo mancher ſeit gedichtet,
Kühne Sänger aller Orten,
Wie Roland nach hohen Thaten,
Doch in Roncisvall verrathen,
Aufging zu des Himmels Pforten;
Leſ't es hier in ſchlichten Worten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſte Romanze.

Karol Magnus, Deutſcher Kaiſer,
Hatte ſiegreich all' die Lande
Von dem Meer zum Meer bezwungen,
England, Gallien und Italien,
Bei Burgunden, Baiern, Deutſchen
Weh'ten hoch des Kreuzes Fahnen;
Aus des Orients weiter Ferne
Wunderſam die Völker kamen,
Frohe Huldigung zu bringen
Vor den gold'nen Stuhl in Achen,
Wo des Nordens Heldenkinder
Auch die alten Schätze brachten.
Alſo pflag der hohe Kaiſer,
Sicher nun in Frieden raſtend,
Nach der Arbeit wilden Zeiten,
In des Glückes frohen Tagen,
Auf den Burgen jetzt der Ruhe.
Da er einſtmahls nun entſchlafen,
Däucht' am Himmel ihm zu ſehen,
Bei der Frieſen Meer anfangend,
Einen lichten Weg von Sternen,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend

Auf dem blauen Himmelsgrunde,
Welcher Weg dann an Navarra
Grade hinzog nach Gallizien,
Durch die Felder von Hiſpanien.
Nach Gallizien, wo der Leichnam
Jenes Pilgrim Gottgeſandten,
Des Apoſtel Sanct Jacobus,
Unter Heiden lag vergraben.
Wie das Wunder nun ihm dauchte,
Lag ihm immer in Gedanken,
Was doch wohl bedeuten ſolle
Jene ſternenlichte Bahne,
Die allnächtlich ihm erſchienen.
Wie er ernſtlich das bedachte,
In dem Sinnen war entſchlummert,
Da erſcheinet plötzlich nahe,
Hochgeſtalter ihm ein Held,
Würdevoll im Alter ſtrahlend,
Hohen Hauptes, freundlich ſchauend,
Angethan mit braunem Mantel,
Nach der frommen Pilger Weiſe
Sanft gelehnt an mächt'gem Stabe.
Dieſer auf den Kaiſer blickend,
Wie, wenn er mit Augen fragte,
Sprach zu ihm die ſanften Worte:
„Nun, mein Sohn, wohlan! was ſagſt Du?"
Jener alsbald ihm erwiedernd:
„„O wer biſt Du, würd'ger Vater?"" —
„Chriſti treuer Schüler bin ich
Und Johannis Bruder," ſprach er,
„Der Jacobus, den der Herr einſt
Ueber wilde Meere ſandte,
Seine Liebe zu verkünden
In den weit entleg'nen Landen,

Deſſen Leichnam in Gallizien
Jetzo ruh't, noch unbekannt iſt;
Denn noch herrſchen Sarazenen
Schmachvoll dort in jenem Lande.
Wohl, mein Sohn, muß ich drob ſtaunen,
Da beſiegt von Deinem Arme
So viel Völker Dir ſich beugen,
Burgen Dir erſtürmt ſo manche,
Sieg' erfochten auch unzählig,
Daß Du nur allein die Bande
Meines theuren Landes dorten
Nimmer noch zu löſen dachteſt.
Da der Herr Dich nun zum Erſten
Aller Erdenfürſten machte,
Sieh'! ſo hat er Dich erkoren
Jener Heiden Grimm zu ſchlagen,
Und mein gutes Land befreiend,
Dich zu ſchmücken einſt im Glanze
Mit der ew'gen Siegerkrone.
Jene lichte Sternenbahne,
Die am Himmelsgrund Du ſaheſt,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend,
Spricht von Dir und Deinen Schaaren,
Wie Ihr wandelt durch Gefahren,
Durch die Drachen Bahn Euch ſchlagend,
In der Chriſten-Helden Glanze,
Durch die fernen Lande wandelnd
Bis zu meinem ſtillen Sarge,
Zu dem dann die Völker alle,
Fromm andächt'ge Pilger, wallen,
Dort das bange Herz entladen,
Dank und Preis dem Herren ſagend. —
Auf denn, eile nun alsbald
Ich geleite Dich fürwahr,

Bin Dein Bund'smann überall,
Und für Deine Mühe hart,
Schaff ich einſt den Himmelskranz.“ —
Solchem Worte kühn vertrauend,
Ruft der Kaiſer ſeine Schaaren,
Zieht dahin mit mächt'gem Heere
In das ſchöne Land Hispanien.
Und die erſte aller Burgen,
Die ſie zu beſtürmen kamen,
War von ehern feſten Mauern,
Pampelona ſie mit Nahmen,
Daß drei Monde ſchon vergebens
Dort die Helden mühvoll harrten,
Nimmer ſie erſtürmen mochten.
Da der gute Karl nun ſahe
Solche Arbeit ſeiner Mannen,
Zu Jacobus er ſich wandte,
Recht von Herzen im Gebete,
An ſein Wort ihn fromm gemahnend.
Und alsbald erbebten jene
Felſenmauern, ſtürzten krachend,
Wie zerſplittert, durch einander.
Da die Heiden das vernahmen,
Uebergaben ſie die Burgen,
Beugten all' ſich ſeinem Arme
Und gelobten ihm Gehorſam,
Warfen von ſich gern die Waffen,
Und verehrten hoch die ſchönen,
Ritterlich geſchmückten Franken,
Die in Sieg und Freude zogen
Hin zu des Jacobus Grabe,
Und von dorten hin zum Meere,
Wo der Kaiſer ſeine Lanze
Weithin in die Wogen ſchluge,

Gott und Sanct Jacobus dankend,
Dem er von dem rothen Golde,
Was die Fürſten all' ihm gaben,
Eine ſchöne Kirche baute,
Ewig Denkmahl ſeines Grabes;
Und vom Meere bis zum Meere
War nun ſein das Land Hiſpanien.

Zweite Romanze.

Doch der grimme Agolante
Auf des Mohrenlandes Throne,
Wie er ſolche Kunde hörte,
Glühend roth im heißen Zorne,
Alle ſeine Mohren rief er,
Alle Gläub'gen an Mahoma.
Aus den afrikan'ſchen Wüſten
Kam der Schwarm herbeigezogen,
Schwarze Schaaren aus dem Süden,
Wo die wilden Gluthen toben.
All' die Fürſten um den Sultan,
Nieder in den Staub geworfen,
Zitterten vor ſeinem Blicke,
Still erwartend die Gebothe.
Und es traten in die Kreiſe
Klagend nun die Trauerboten,
Wie der Franken Heer Hiſpanien
Von dem Meer zum Meer erobert;
Und mit Klaggeſchrei verkündend,
Wie die Mohren all' ermordet,
So die Taufe nicht empfangen,
Und nicht Mahom abgeſchworen;

Wie in ihrem Blute liegend,
Rache ſie noch ſchrie'n im Tode.
Ja, auch unſers Gottes Bilder
Liegen alle umgeworfen
Von des grimmen Karles Arme,
Der von Meer zum Meer durchzogen
Blutig hat die ſpan'ſchen Lande,
Und nur eines ſteht noch oben
Von den gold'nen Mahomsbildern,
Allen Mohren uns zum Troſte:
Salomkadir das mit Namen,
Das der hohe Gott Mahoma
Selbſt durch mag'ſche Kraft gebildet.
Dort am Rand der Meereswogen,
Wo ſo hoch die Raben fliegen,
Auf dem ſteilen Felſen oben,
Unbeweglich ſchaut der Recke
Nach des Südens wilder Zone,
In der Hand die Keule haltend,
Alles ganz von rothem Golde.
Nah't ſich irgend da ein Chriſte,
Fallen auf ihn Legionen
Von den grimmen wilden Geiſtern,
Die Mahoma hat beſchworen,
Bannend an das Rieſenbildniß
Ihre Kraft durch mag'ſche Worte.
Naht er da in Lüften kreiſend
Irgend jemahls ſich ein Vogel,
Fiel er todt alsbald herunter.
Doch iſt dieſes Bild gewogen
Allen tapfern Saracenen,
Die für Mahom Blut vergoſſen:
Wer zu Mahom betend nahet,
Iſt für Unheil da geborgen.
Dieſes goldne Rieſenwunder

Iſt alleine noch verſchonet,
So zerbrachen an der Keule
Noch der Chriſten Lanz' und Dolche.
Von der gold'nen Keule haben
Chriſten-Magier geſprochen,
Daß ſie einſt in fernen Zeiten
Jener Kraft entſinken ſolle,
Wo ſie furchtbar jetzo ruhet,
Wenn ganz Spanien chriſtlich werden.
Doch es wollen dich verhüten
Und uns retten von dem Hohne,
Unſers Meiſters Mahoms Glaube
Und der Geiſter Legionen,
Jene aber ganz zerſchmettern.
Als die Mohren das vernommen,
Ward ein Schreien, ward ein Toben,
Racherufen, Luſt zum Morden,
Wie von Löwen und Hyänen,
Oder grimmer Tiger Horden.
Säbel blinken, Roſſe wiehern,
Von viel tauſend ſchwarzen Mohren
Viele tauſend Fahnen wehen,
Die Hesperien durchzogen,
Daß vom Meere bis zum Meere,
Alles ſchwamm in Blutes Strome.
Gegen dieſe grimmen Schaaren
Hat nun Karl ſein Schwert erhoben,
Mit dem Milo von Anglaren,
Das den Chriſten iſt geboten:
Herzog Milo, Rolands Vater,
Zog mit Karl und den Genoſſen
Durch die ſpaniſchen Gefilde
Suchend jene blut'gen Horden
Auf den ſchönen grünen Wieſen
Fanden endlich ſie den Mohren,

Lagerten ihm gegenüber,
An der Gera Silberstrome,
Dort wo Sanct [illegible] Münster
Nachmahls himmelan erhoben,
Und aus blutbesprengtem Grunde
Eine fromme Stadt entsprossen.
Zornentbrannt in seinem Herzen
Und von stolzer Ruhmgier lechzend,
Sandte in der Christen Lager
Agolante edle Boten,
Um zu gutem Ritterkampfe
Alle Christen aufzufordern,
Daß von zweien gegen zweie,
Gleicher Anzahl sei gefochten,
Oder tausend, gegen tausend,
Wie es selbst die Christen wollten.
Hundert Ritter sandte Karol,
Hundert gegen hundert Mohren.
Lanzen, Schwerter, Helme blinken,
Schnaubend wiehern hell die Rosse,
Doch der Christen Schwerter siegen;
Von der Heiden Blut begossen,
Färbt sich roth die grüne Wiese
An der Gera Silberwoge.
Diese bittre Schmach zu leiden
Sendet an dem andern Morgen
Auch der zorn'ge Agolante
Jene erste Zahl verdoppelt;
Doch auch diese fallen blutend
In der Kampfesbahn bis zum Tode.
Da entfärbt sich Agolante,
Fluchend laut in heißem Zorne;
Und sie fallen dann [illegible]
Mit dem ersten Strahl der Sonne,
Auf die blut'ge Wiese [illegible],

War' es auch zu Fluch und Tode.
Und es ſtanden ſchon die Chriſten
Schimmernd in dem Glanz Aurorens,
Gleicher Anzahl ihrer wartend,
An der Ebro Silberwoge.
Wohl ward da ein gutes Streiten,
Von den Chriſten, von den Mohren;
Lanzen ſplittern, Helme ſpringen,
Jählings ſtürzen hin die Roſſe,
Manche Wunde wird geſchlagen,
Bis zum letzten Schein der Sonne,
Als von den zweitauſend Heiden
Lagen tauſend da im Tode,
Und die andern tauſend flohen,
Karol hat den Sieg gewonnen.
Da zerrauft ſein Haar der alte
Heidenkönig ſich am Boden,
Wild in ſeinem Grimme ſich wälzend
Weiter fluchend ſeinem Gotte.
Und in nächtlich ſchwarzer Stunde
Läßt er ſeine Zaub'rer kommen;
Und die Hölle laut beſchwörend,
Werfen ſie die ſchwarzen Looſe,
Um durch böſe Kunſt zu finden,
Was der Frommen Blick verborgen.
Und da ſieht er in den Looſen,
Auf des andern Tages Morgen
Schlimmes Zeichen für die Chriſten,
An dem einz'gen Tag beſchloſſen,
Daß ſie da den grimmen Unholden
Weichen, oder fallen ſollen.
Trotz des Unheils ſandt' er eilend
Hin zu Karol ſeine Boten,
Kampf und Schlacht ihm anzutragen
Auf des andern Tages Morgen.

Welches Karol, froh des Sieges,
Gern dem Heiden angelobte.
In der Frühzeit dieſes Tages,
Da geſchah es, wie hier folget,
Daß die Krieger ſo am Abend
Ihre Lanzen in den Boden
An des Fluſſes grünem Ufer
Schlugen bis zum andern Morgen,
Durch die Nacht ſich wacker rüſtend
Und zum Kampf die Waffen probend;
Als ſie nun gerüſtet kamen,
Ihre Lanzen greifen wollten,
Staunend ſolche grünend fanden,
Feſtgewurzelt tief im Boden.
Solches ſchien ein ſeltſam Wunder,
Göttlich Zeichen wohl von oben.
Dieſes Grün war zu bedeuten
Schon des Grün der Palmen Gottes.
Weſſen Lanze grün umlaubt war,
Starb den Tag im Martertode.
Davon grünt ein Wald noch heute,
Von den Stäben, die im Boden
Auf der Wieſe dort geblieben
An der Ceia Silberwoge.
Denn es waren viel der Lanzen
Viele Martyrer zum Tode,
Vierzigtauſend Chriſtenſeelen,
Die den ird'ſchen Leib verloren,
Zu der Seelen Freud' und Troſte.
Und auch Milo ward erkoren
Mit den andern, deren Lanze
Schön geblüht in grüner Krone.
Auch das Roß des guten Karol
Starb an dieſem Tag des Todes.
Unverſchuldet ſtand alleine

Kaiſer Karol noch, der hohe,
(Mit ihm waren nur zweitauſend
Seiner Mannen und Genoſſen)
In der Sarazenen Haufen
Schwang ſein Schwert, genannt Gaudioie,
Mitten von einander hauend
Manchen wilden grimmen Mohren,
Bis am Abend beide Heere
Wieder in die Lager zogen.
Doch am andern Morgen kamen
Vier Markgrafen hergezogen
Von Italiens ferner Gränze,
Mit der Kriegerſchaar, der frohen;
Solche fürchtend, ſind die Heiden
Nach Hiſpanien heimgeflohen.
Und nun merke wohl der Leſer,
Wie hier iſt bedeutet worden
Durch die Schlacht das Ziel der Männer,
Die für Chriſtus ſtreiten wollen.
Denn wie Karlos gute Krieger
Sich gewaffnet auf den Morgen,
Vor dem Kampf ſich wacker rüſtend;
So auch wir die Waffen ſollen,
Hoher Tugend uns umkleiden,
Um ſo kämpfend zu verfolgen
Wilder Laſter grimme Drachen.
Wer da guten Sieg erfochten,
Wie wird deſſen Lanze grünen
An dem Richtertage Gottes!

Dritte Romanze.

Zahllos wie der Sand am Meere,
Wie im Meer die Tropfen ſind,
Rief die fernſten Heidenvölker
Agolante zu ſich hin.
Mohren, Perſer, Sarazenen,
Von Arabien Lererbin,
Afrikaner, Parther kamen
Und Algarbiens Fürſt Oſpin.
Urabell von Alexandren,
Ferne Aethiopen wild,
Altumajor von Corduba,
Von Sevilien Ibrahim.
Alpinorgos von Majorka,
Flammend in des Zornes Grimm,
Mannone, Mecca's König,
Auch der Berberfürſt Facin.
Wie zum Meere all' das Waſſer
Aus ſo fernen Landen fließt,
Kamen die zum Agolante,
Dachten froh auf Raub und Sieg.
So erſtürmt er nun Agennen,
Das im Baſkenlande liegt,

Sandte Boten hin zu Karol,
Sinnend arge Tück' und Liſt.
Goldbeladen, reich an Schätzen,
Sechzig Roſſ' er ihm verhieß,
Wenn nur Karl mit wenig Mannen
Friedlich zu ihm kommen will;
Bietet Sicherheit und Frieden,
Als hätt' er ihn noch ſo lieb,
Bietet Gold und Edelſteine,
Wollt' er kommen nur zu ihm.
Aber Kaiſer Karol merkte
Wohl des Heiden arge Liſt,
Der ihn nur erſpähen wollte,
Daß er dann ihn tödten ließ.
Mit viertauſend tapfern Mannen
Zog er auf Agennen hin,
Die am vierten Meilenſteine
Er da heimlich von ſich ließ.
Bis zum nah'gelegnen Berge
Er mit ſechzigen noch ging,
Da verwechſelt' er die Kleider,
Sandte fort ſodann auch die.
Ohne Lanze, wie ein Bote,
Auf dem Rücken hing der Schild,
Nur von einem Knecht geleitet,
Zu dem Stadtthor ſie einzieh'n. —
„Wir ſind Kaiſers Karles Boten
Die er Agolanten ſchickt.“ —
Und ſo führt man ſie alsbalde
Auf die Burg des Sultans hin. —
„Kaiſer Karol kommt, o Sultan,
Wie befohlen ward von Dir,
Kommt mit ſechzig guten Rittern,
Friedlich er Dir huld'gen will.“
Froh ward deſſen Agolante,

Froh er zu den Boten ſpricht:
„„Saget Karlen, daß ich komme,
Nur mit Sechzigen auch ich.““ —
Alſo ſprach zu Kaiſer Karlen
Agolante, kannt' ihn nicht.
Während der ſich eilig waffnet,
Forſchet Karl mit klugem Blick,
Stadt und Burg durchſpäh't er fleißig,
Merkt ſich's wohl in ſeinem Sinn,
Ob er irgend ein Gebrechen
Wo an Thor und Mauern ſieht.
Auch die Heidenfürſten alle,
Von Geſtalt und Sitten wild,
Wandelnd durch der Feinde Straßen
Späht er alles wohl darin;
Und dann eilend kehrt er wieder,
Wo die Sechzig hielten ſtill,
Mit den Sechzig zieht er weiter,
Wo er die Viertauſend ließ.
Agolante Kaiſer Karlen
Schaden und Verrath erſinnt.
Siebentauſend ſtarke Reiter
Aus dem Thore mit ihm zieh'n.
Kaiſer Karol mit den Seinen
Sicher ſchon im Weiten iſt,
Kehrt mit großem Heere wieder,
Und mit Sturm die Burg umringt.
So bedrängt er ſie ſechs Monden,
Hat nun bald die Burg beſiegt.
Manches Felſenſtück und Feuer
Er von Thürmen in ſie wirft,
Und berennt die Mauern mächtig,
Bis er brechend ſie bezwingt.
Durch geheimer Schleuſe Gang
Agolante ſchimpflich flieh't,

Agolante mit den Fürſten
Fliehen ſchnöde, ſind beſiegt.
Mancher Hauſen von den Andern
In dem Fluß Garonne ſchwimmt;
Zehnmahl tauſend Heiden fallen
Unter Karles Schwerte hin.
So berichtet, was er ſah,
Uns der Erzbiſchof Turpin.

Vierte Romanze.

Wieder kamen ſie zu ſchlagen
Bei der hohen Tala Burgthor,
Dort, wo an Sanctona's Mauern
Die Garanta ſchlängelt kunſtlos.
Wo den ſeinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott ſchuf,
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche ſoll'n im Himmels Luſtort
Morgen heil'ge Sterne ſchauen,'
Rein gebadet in dem Blutſtrom.
Froh des heil'gen Märterthumes
Stürzten in den Tod ſie muthvoll,
Doch unzählige der Heiden
Färbten noch zuvor den Grund roth.
Agolante nächtlich fliehet,
Da von Karl ihn trennt der Fluß noch;
Doch kaum glüht des Morgens Purpur,
Als ſchon Karol ſeiner Spur folgt.
Bugiens König und Algarbens
Zittern vor dem Helden muthlos,
Und nach mancher herben Wunde
Färbt ſein Schwert ihr grimmes Blut roth.

Da der Chriſten Heer nun raſtet,
Nach dem wilden Streit die Ruhe folgt,
Da geſchah ein ſeltſam Zeichen
Warnend, wie der Sünde Trug lohnt.
Romarich, ein kranker Krieger,
Da der Tod ihm nahet wuthvoll,
Ließ dem theuerſten Geſellen,
Ob vor Gott er würde ſchuldlos,
Noch ſein Roß, deß Werth den Armen
Er ſoll geben lieb und huldvoll.
Jener aber, treulos denkend,
Mit der wilden Sünd' im Bund' ſchon,
Die er löſ'te, hundert Gulden,
Schnell verſchwendet er ſie nutzlos,
Lebt im frechen Sinn ſo furder,
Denkt nicht ſeiner Worte trugvoll.
Da nun dreißig Tage waren,
Daß am Freund' er ward ſo ſchuldvoll,
Da erſchien der Geiſt des Freundes,
Furchtbar ſchauend, bleich und blutlos,
Sprechend: „Wiſſe, daß all' meine
Sünden ſind getilgt und ſpurlos.
In der Hölle Thal wirſt künftig
Du ſtatt meiner jammern wuthvoll;
Alſo lautet jenes Richters
Ewig ſtreng gerechtes Spruchwort." —
So verſchwand der Todte wieder,
Jener ſtarret ſinn- und muthlos.
Früh am andern Tage Morgens
Thut er's den Geſellen kund noch.
Als er eben frech nun redet,
Da erhebt ſich in der Luft hoch
Brüllen, wie von Löwen, Kalbern,
Wie die Wölfe heulen wuthvoll.
Luftig fahren durch einander

Ungeheu'r in wilder Unform,
Blut'ge Flammen zucken ſtrahlend
Aus der dunkeln Wolke Gluthſchooß.
Noch lebendig ward von Teufeln
Weggeführt er durch die Luft ſo,
Aus der Mitte der Genoſſen,
Mit Geheul und wildem Fluchwort.
Da das Heer nun weiter wandelt
Wohl zwölf Tage raſt- und ruhlos,
Durch die Wüſten, durch die Berge,
Findet man die Leiche wundvoll
An der jähen Felſenſpitze,
Findet da die Spur von Blut noch,
Wo ihn ſchlug der alte Unhold.
Lebe keiner ſchlecht und ruchlos!

Fünfte Romanze.

Von Pamplona ſendet Boten
Agolant an Kaiſer Karl,
Daß er ſeiner da will warten,
Fordert kecklich ihn zur Schlacht.
Da berief der fromme Kaiſer
Aus dem weiten Frankenland
Alle ſeine treuen Mannen,
Ritter, Knechte, reich und arm.
Wer verſchuldet, wer verpfändet,
Deſſen Schuld und Pfand er zahlt,
Alle Fehden er befriedet,
Manchem er die Feſſeln brach.
Allen, die der Waffen kundig,
Schönes Ritterzeug er gab,
Die zum Dienſte gern gekommen,
Sprach Turpin der Sünden bar.
Hundertvierunddreißigtauſend
Waren Ritter in der Schaar,
Die mit Karl gen Spanien zogen,
Und das Fußvolk ohne Zahl.
Und nun hört die hohen Nahmen
Jener Helden, deren Glanz

Hell vor allen andern leuchtet
Auf der Ritter-Ehre Plan.
Roland, Karles Schweſter Sohn
Wird mit Recht zuerſt genannt;
Der die Heere weislich führte,
In Guyenn' ein hoher Graf.
Araſtagnus von Bretagne,
Orgier von der dän'ſchen Mark,
Oliver und Balduinus,
Der des Rolands Bruder war.
Engeler von Aquitanien,
Herr der alten Kaiſerſtadt,
Die ſeit immer wüſt gelegen,
Nach der Schlacht bei Roncisvall.
Samſon, Herzog der Burgunden,
Conſtantin aus Griechenland,
Dann Reinold von Alba Spina,
Der manch Abentheu'r vollbracht.
Ivo, Dietrich und Gaiſerus,
Der zu Bordeaux König war,
Dann der Mainzer Ganelone,
Der ſiel nachher in Verrath.
Dieſes ſind die hohen Helden,
Kämpfer, mächtiger im Kampf,
Als die mächtigſten der Erde,
Chriſti tapfre Ritterſchaar.
Denn, wie mit den zwölf Apoſteln
Chriſtus ſich die Welt gewann,
So erobert Karl mit dieſen
Gott zum Ruhm das ſpan'ſche Land.
Weit und breit, auf Berg und Thäler,
Lagern ſie ſich ohne Zahl
Bei der Heidenburg, die wieder
Aufgebaut, noch feſter ſtand.
Als geraſtet bei Pamplona

Froh ſie ſchon den achten Tag;
Da entbeut dem Sultan Botſchaft
Streng gebietend Kaiſer Karl:
Daß er ſich ergeben ſolle
All' die Seinen und die Stadt,
Oder auszurücken komme,
Zu entſcheiden in der Schlacht.
Agolante wählt zu ſchlagen,
Daß nicht herber Tod und Schmach
In der Stadt zuletzt ihn träfe,
Die er ohne Rettung ſah.
Bis die Heere ſind geordnet,
Fordert er Geleit von Karl,
Den zu ſprechen er begehrte
Vor der Burg im grünen Thal.
Bald mit ſechzig hohen Rittern
In das Thal der Sultan kam,
Wo in aller Fürſten Mitte
Zürnend Karol zu ihm ſprach:
„Du biſt alſo der Aglante,
Der mein Land mir böslich nahm,
Spanien, Baskla, die erobert
Ich durch Gottes ſtarken Arm?
Chriſti Glauben folgten alle,
Waren Chriſt ſchon unterthan,
Die mit Wüthen Du ermordet,
Als ich fern in Gallien war,
Haſt die Burgen mir zerſtöret,
Wild verwüſtet manche Stadt,
So mit Schwert als grauſem Feuer.
Das ſei Gott anjetzt geklagt.“ —
Staunend ſeine Sprach' erkannte,
Da er Karles Wort vernahm,
Agolante, weil der Kaiſer
In arab'ſcher Zunge ſprach,

Die er einſtens wohl gelernet,
Als er bei Galafrus war.
Lange ſtand geſenkten Hauptes
Agolante, bis er fragt:
„„Wie Dir jenes Land gebühre,
Das ſei endlich mir geſagt,
Wo Dein Vater nicht, noch keiner
Deiner Ahnen König war!““ —
„Weil der Herr und unſer Heiland,“
So erwiedert Karl alsbald,
„Der ſo Erd' als Himmel ſchuf,
Chriſtus uns das anbefahl,
Unſer Volk vor allen wählte,
Weit zu herrſchen überall;
Darum macht' ich Deine Heiden
Unſerm Glauben unterthan.“ —
„„Diente unſer Volk dem Deinen,““
Sprach der Sultan, „„wär' es Schmach;
Denn viel beſſer als der Eure
Iſt ja unſer Glaube klar.
In Mahoma leben, glauben,
Durch den herrſchen wir fürwahr,
Denen er durch ſeine Geiſter
Selbſt die Zukunft offenbart.““ —
„O wie irrſt Du,“ ſprach der Kaiſer;
„Wir nur thun, was Gott befahl.
Ihr folgt eitler Menſchenſatzung
Und verehrt der Hölle Schaar.
An den Vater, Sohn und Geiſt
Glauben wir, und wir empfah'n
Dort des Paradieſes Freuden,
Während Ihr zur Hölle fahrt.
D'rum, daß unſer Glaube beſſer,
Iſt wohl jedem Auge klar;
Schlimmen Todes mußt Du ſterben,

Oder gleich die Tauf' empfah'n.“ —
„„Das ſei ferne,““ ſprach der Heide,
„„Daß ich durch ſo falſche That
Meinen Gott Mahoma ließe,
Der allmächtig überall.
D'rum ſo laſſ' uns männlich ſtreiten,
Und das ſei des Streits Vertrag,
Weſſen Glaube beſſer wäre,
Der ſiegt ob in dieſer Schlacht.
So nun ihr den Sieg gewinnet,
Ew'gen Ruhm ihr deſſen habt;
Und daneben, ſo ich lebe,
Nehm' ich gleich die Taufe an.““
Alſo ſprach der wilde Heide;
Gern folgt Karol ſeinem Rath.
Zwanzig Chriſten, zwanzig Heiden
Kämpfen nun nach dem Vertrag.
Doch die Sarazenen fallen,
Sind getödtet alleſammt,
Und zum andernmale vierzig,
Eine auserleſ'ne Schaar.
Hundert werden gegen hundert
Nun zum dritten ausgeſandt.
Furcht ergreift der Chriſten Herzen,
D'rum hat ſie der Tod gefaßt.
Denn wie Chriſti fromme Kämpfer,
Wenn im Streit ſie werden laß,
All des Heils verluſtig, ſinken
In des ew'gen Todes Qual;
(Wer nicht redlich kämpfet, heißt es,
Solchen lohnet nie der Kranz;)
So hat die das Schwert getroffen,
Weil ſie in dem Streit verzagt.
Zweimahl hundert Sarazenen
Und von Chriſten gleiche Zahl,

Wieder tauſend gegen tauſend,
Ziehen kühnlich in den Kampf.
Da die Heiden unterliegend
Nun getödtet beidemahl,
Streitens müde, Agolante
In der Chriſten Lager kam,
Schwöret, daß ihr Glaube beſſer
Augenſcheinlich ſei, und wahr,
Will mit ſeinem Volk die Taufe
Andern Tages ſchon empfah'n.
Um die hohe Mittagsſtunde
Agolant' am andern Tag
Kam gezogen zu dem Kaiſer,
Den er eben ſpeiſend traf.
Hohe Gäſt' an reichen Tiſchen
Sieht er manchen ſitzen da,
Ritterlich geſchmückt die einen,
Andre weiß und andre ſchwarz.
Wer die hohen Gäſte ſeien,
Staunend er den Kaiſer fragt. —
„Jene dort im weißen Kleide
Sprechen uns der Sünden baar,
Das ſind unſers Glaubens Prieſter,
Machen Gottes Wort uns klar.
Doch noch heil'ger ſind die andern,
Beten für uns Tag und Nacht.“ —
Auf der niedern Erde ſitzen
D'rauf der Heidenkönig ſah,
Dreizehn Männer ärmlich ſpeiſend
Im zerriſſenen Gewand.
„„Wer ſind jene dort im Winkel
Im zerriſſenen Gewand,
Die am Boden ärmlich ſpeiſen?““
Raſch der Heidenkönig fragt. —
„Das ſind Arme, Gottes Leute,

Gleich wie der Apoſtel Zahl,
Die wir ſpeiſen, die wir tränken
Gott zu Liebe, Tag für Tag.“ —
„„Herrlich ſpeiſeſt Du die Deinen,““
Spricht der Heide d'rauf zu Karl;
„„Doch ſind dieſe Gottes Leute,
Thuſt Du Gott wohl große Schmach.
Wohl nun ſeh' ich, wie Dein Glaube,
Den Du rühmteſt, ſchlecht und falſch;
D'rum ſo geh' ich zu den Meinen,
Will die Taufe nicht empfah'n.““ —
Eilend ging er mit den Worten,
Und der Kaiſer voll von Scham,
Daß, weil jene nicht geachtet,
So viel Volk der Tauf' entſagt,
Läßt die Armen all' berufen,
Ladet herrlich ſie zu Gaſt.
Groß iſt wahrlich deſſen Sunde,
So der Armen nicht nimmt wahr!
Beide Heere Morgens rucken
Wohl gerüſtet in den Kampf,
Ihren Glauben zu verfechten
Nach gemeinſamen Vertrag.
Da der Heiden Hauſen einer
Nun von funf gefallen war,
Drängen ſich die andern viere
Dicht um König Agolant.
Von den wilden Sarazenen
Mancher ſchon getödtet war,
Aber mitten noch in ſeinem
Heere Agolante ſtand.
Jenen Hauſen zu umzingeln,
Eilen, da ſie das gewahrt,
Jetzt herbei die Chriſten alle,
Hierher, dorther auf dem Plan.

Mordend zu der Rechten, Linken,
Stürzt Arnold ſich durch die Schaar,
Bis mit grimmen Schwertes Schlage
Mächtig er den Heiden traf.
Da entſteht ein wildes Schreien,
Alles Agolanten klagt.
Mordend nun von allen Seiten,
Stürzt herbei der Chriſten Schaar,
Araſtagnus mit den Seinen,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Galdebod' und Conſtantin,
Und Arnoldus von Bellant.
Da ward ſo viel Blut vergoſſen,
Daß im Blut gegangen ward,
Daß von allen Sarazenen
Keiner an dem Tag entkam.
Nur der König von Sevilien
Flohe glücklich aus der Schlacht;
Altumajor von Corduba
Auch mit Müh' dem Tod' entkam.
Sehet, weil für Chriſti Glauben
Kämpft in rühmlichem Vertrag
Kaiſer Karl, hat obgeſieget
Er den Heiden an dem Tag.
Wer für Chriſtus wacker ſtreitet,
Bis an's End' in guter That,
Der wird einſt erhöhet werden,
Höher als der Engel Schaar.
Einen Haufen wilder Chriſten,
Der mit Gier manch gold'nen Schatz
Raubte in der Heiden Lager,
Hat der Tod alsbald geſtraft.
Altumajor von Corduba,
Aus verborg'nem Hinterhalt,
Schlug ſie wehrlos alle nieder.

Tauſend Männer an der Zahl,
Alſo ſollen ew'gen Todes
Sterben, die geſiegt im Kampf
Mit den Laſtern, doch von neuem
Sind verlockt in ſchnöden Fall.

Sechſte Romanze.

Boten kamen her mit Eile,
Kaiſer Karol anzuzeigen,
Wo Garzime's Berg, der ſteile,
Der Navarr'ſchen Berge einer,
Stolzer in die Wolken ſteiget,
Kam' ein Fürſt ihn anzufeinden,
König Furr, ein wilder Heide.
An Garzime's Felſenſteine
Kam zu Abend hin der Kaiſer;
Morgen ſoll die Schlacht entſcheiden,
Und er bat Gott um ein Zeichen,
In der dunkeln Nacht geheime,
Daß er die mag unterſcheiden,
Die des andern Tags erbleichen
Todes ſollen von den Feinden,
Schönen Mart'rerkranz erreichen. —
In des andern Frühroths Scheine,
Da gerüſtet all' ſich zeigen,
Haufen hier und dort ſich theilen,
Sieht ein rothes Kreuze ſcheinen
An der Schulter auf den Kleidern
Er der auserwählten Seinen,

Die als Martyrer erbleichen
Sollen und den Tod erleiden.
Solches ſieht allein der Kaiſer,
Außer ihm gewahrt es Keiner.
Wehmuth an ſein Herz da greifet;
Und es regt der Wunſch ſich heimlich,
Wie ſie lebend möchten bleiben,
Die mit rothem Kreuz gezeichnet.
Alle er alsbald vereinet,
Schließt ſie in der Kirchen eine,
Sie zu retten ſo vermeinend;
Seine Abſicht wußte Keiner.
Muthvoll geh'n ſie auf die Feinde,
Schlagen bald die wilden Heiden,
Auch ihr König muß erbleichen,
Mit dreitauſend von den Seinen.
Freudig zieht mit Siegeszeichen
Heim das Heer im Abendſcheine.
Da nun heimgekehrt der Kaiſer,
Und die Kirche öffnet ſchweigend,
Sieht er hundertfünfzig Leichen,
Sanft entſeelt und bleich ſich ſeinem
Auge ſtrafend allda zeigen.
Bitterlich er die beweinet,
Reuevoll und voll Mitleiden.
O ihr Chriſtuskämpfer heilig,
Traf euch nicht der Arm des Feindes,
Weil von irdiſchem Mitleiden
Sich der Kaiſer ließ ergreifen,
Gottes Fügung wollte meiden,
Bleibt der Kranz euch dennoch eigen!

Siebente Romanze.

Boten kamen, bei Nagera
Sei ein Rieſe, Ferracut,
Fern von Babylon gekommen,
Aus des Goliath Stamm und Blut.
Gen Nagera eilt der Kaiſer,
Zu umlagern ſolche Burg.
Prahlend tritt der Rieſ' hervor,
Läßt erſchallen ſeinen Ruf,
Fordert Zweikampf von den Chriſten,
Schmähend laut in wilder Wuth.
Kraft hat er, wie vierzig Männer,
Hat vor keinen Waffen Furcht.
Dane Ogier war der erſte,
Der das Abentheu'r verſucht.
Da der Rieſe ihn erblicket,
Kommt er ſachte angerückt,
Streckt nach ihm die lange Rechte
Und ergreifet ihn bei'm Rumpf,
Hat ihn unter'm Arm verwahret;
Jenem ward nicht wohl zu Muth.
Ihn mit allen ſeinen Freunden,
Wie ein zartes Lamm er trug,

Geht damit vor aller Augen
Stracks hinauf zu ſeiner Burg.
Seine Länge maß zwölf Ellen
Und die Naſe einen Fuß,
Arm und Schenkel maßen eben
An drei Ellen gern und gut.
Dann Reinold von Alba Spina
Tragt er wieder in den Thurm.
Conſtantin von Griechenlande,
Einen Grafen noch dazu,
Trug er beide, unter jedem
Arme einen, durch die Flur,
Sperret ein ſie zu den andern
Und noch manchen Ritter gut.
Alle ſtaunten, Kaiſer Karlen
Muß entſinken wohl der Muth.
Ritter Roland konnt' es länger
Nun nicht tragen mit Geduld.
Nur nach langem Bitten, Harren,
Spricht das Ja des Kaiſers Mund.
Wie Roland dem Rieſen nahet,
Greift ihn der auf einen Zug,
Mit der Rechten nur ihn ſetzend
Vor ſich auf den Mähnenbuſch
Seines Roſſes, trabt er eilend
Wieder nach dem Thor der Burg.
Doch der Ritter, Gott vertrauend,
Sammelt ſeine Kraft zur Stund',
Griff ihn wacker bei dem Barte,
Warf ihn hinten auf den Grund.
Beide lagen ſie am Boden,
Beide ſprangen gleichen Muthe
Wieder auf die Roſſe, jeder
Tapfer auf den andern ſchlug.
Roland will den Rieſen ſpalten

Mit des Schwertes grimmem Schwung:
Doch das Schwert, ſtatt ſeiner, mitten
Durch den Leib des Roſſes fuhr.
Da ſein Roß ihm nun getödtet,
Stritt der Rieſe dann zu Fuß,
Drohet viel mit ſeinem Schwerte,
Bis er's ſinken laſſen muß.
Doch wie mächtig er getroffen,
Wird des Rieſen Arm nicht wund.
Grimmig er die Fauſt jetzt ballte,
Rolands Roß den Kopf einſchlug.
So mit Fäuſten, ſo mit Steinen
Kämpften beide nun zu Fuß.
Da es Abendroth geworden,
Both den Frieden Ferracut.
Bei den Seinen ſoll ein jeder
Pflegen dieſe Nacht der Ruh'.
„Ohne Schwert und Lanze kämpfen
Morgen wir wie heute nur." —
Alſo ſchieden nun am Abend
Dieſe zwei mit manchem Gruß,
Kehren auf den Kampfplatz frühe
Bei der Morgenſonne Gluth,
Zwar ein Schwert der Rieſe brachte
Gegen Recht und ſeinen Bund;
Doch es mag ihm wenig frommen,
Daß gebrochen er den Schwur.
Roland einen Stecken führte,
Einen Stecken lang und krumm,
Hat ihn viel damit geſchlagen,
Doch der Rieſe ward nicht wund.
Auch mit großen Kieſelſteinen,
Die er von der Erd' aufhob,
Bis zur heißen Mittagsſtunde
Er ihn unermüdlich ſchlug.

Da nun Roland Frieden bietet,
In der Mittagszeit zu ruh'n;
Schwer von Schlaf alsbald der Rieſe
Streckt ſich auf die grüne Flur.
Einen Felsſtein nahm der Ritter,
Wie er ſtark noch war und jung,
Legte den ihm zu den Häupten,
Daß er deſto ſanfter ruh't.
Roland nicht, noch ſonſt ein Ritter
Nähme jetzt des Rieſen Blut;
Denn ſo war der Zeiten Sitte,
Da noch blüht' das Ritterthum;
Wer dem Feind das Wort gegeben,
Und nicht hält der Treue Schwur,
Sei es Chriſte oder Heide,
Mit dem Tod es büßen muß.
Da der Rieſe nun erwachte,
Geht der Ritter auf ihn zu,
Setzt in's Gras ſich zu ihm nieder:
„Sag' mir," ſpricht er, „doch mit Gunſt,
Wie Du alſo hart gewachſen,
Daß kein Eiſen Dich macht wund?
Stein noch Holz kann Dich verletzen,
Nirgends ſeh' ich deſſen Spur." —
Staunend ſchaut ihn an der Rieſe,
Willig er das kund ihm thut,
Wie am Nabel er verwundbar,
Feſt ſonſt ſei vom Kopf zu Fuß.
„„Der ſo tapfer mich beſtreitet,
Sage, Knabe, wer biſt Du?"" —
„Roland bin ich," ſprach der Ritter,
„Von der Franken Stamm und Blut." —
„„Welches Glaubens ſind die Franken?""
Sprach der wilde Ferracut. —
„An den Chriſt durch Gottes Gnade

Glauben wir und ſeinen Schutz." —
„„Wer doch dieſer Chriſt geweſen,
Sage mir nun zum Beſchluß."" —
„Er war Gottes Sohn, ſprach Roland,
Jungfräulichen Leib's Geburt,
Der am Kreuz geſtorben, ſiegreich
In des Abgrunds Tiefe fuhr;
Auf dann ſtieg zum Himmelreiche,
Dorten ſitzt auf ew'gem Stuhl." —
„„Einer iſt der Welten Sultan,
Der hat Vater nicht, noch Sohn;"" —
Sagt der Rieſ', und Roland weiter
Spricht im chriſtlichen Diſput
Von dem Vater, Sohn und Geiſte,
Der die Welten all' erſchuf.
Doch der Rieſe gegenredet:
„„Drei und Eins ſind nimmer gut."" —
„Tönt die Leier," ſpricht der Ritter,
„Wirkt die Saite, Hand und Kunſt,
Dreierlei zu einem Schalle,
Deutlich iſt doch die Figur.
An der Sonne unterſcheideſt
Du das Licht, der Wärme Gluth,
Dann zum dritten ihre Kreiſung,
Drei in Einem klar genug.
Iſt dieß aber dennoch dunkel,
Sieh des Mandelbaumes Nuß,
Kern, und grüne Haut, und Schaale,
Dreierlei an einer Frucht.
Ja auch an dem Wagenrade
Siehſt Du dreierhande Stück:
Nabe, Felge, Speiche eben,
Oder wahrlich, Du biſt ſtumpf." —
Wie das alſo nun geſchlichtet,
Fraget weiter Ferracut,

Nach der Jungfrau, die im Schooße
Ohne Mann das Kind doch trug. —
„Wie im Maien alles grünet,
Manche roth' und weiße Bluth,
Wo kein Säemann nimmer ſä'te,
Alſo auch Maria thut.“ —
Solches ſprach der edle Ritter,
Unermüdlich an Geduld,
Für den lieben Gott zu ſtreiten,
So mit Schwerte als dem Mund.
„Sieh' doch an in Sommertagen,
Wie in manchem tiefen Sumpf
Plötzlich alles lebt und webet,
Ohne Saamen mancher Wurm.“ —
„„Wohl geſprochen,““ ſagt der Rieſe,
„„Doch auch das erkläre nun,
Wie der, ſo zuvor geſtorben,
Von den Todten doch erſtund.““ —
„Wie der Löw' am dritten Tage,
Wie der Löwe ſeine Brut,
Hauchend, die erſt todt, belebet,
Gott an ſeinem Sohn auch thut.
Wie die Sonne, ſprach der Ritter;
Abends ſinkt der Tiefe zu
Und in Oſten auf dann ſteiget,
Leuchtend ſtrahl[illegible]m Himmelsrund:
Leicht wohl konnt' ſo ſich heben
Aus des grimmen Todes Schlund,
Dem des Todes bleiche Schaaren
Alle folgen, wann er ruft,
Die am jüngſten Tage kommen
Alle vor des Richters Stuhl;
Leicht kann durch die Himmel wandeln,
Der die Himmel ſelber ſchuf.“ —
„„Laß uns kämpfen,““ ſprach der Rieſe,

„„Und das ſei des Kampfes Bund:
Iſt Dein Glaube wahr, ſo fall' ich,
Werde ſiegen, wenn es Trug.““ —
„Alſo ſei es,“ ſprach der Ritter:
„Ewig ſei dem Sieger Ruhm,
Schande des Beſiegten Volke.“ —
Sprang dann auf den Heiden zu.
Mächtig ſchwingend ihn der Rieſe
Mit dem Schwert zu ſchlagen ſucht,
Doch es meidet gar behende
Roland ihn im Seitenſprung.
Rolands Keule war zerbrochen,
Drum der Rieſ' in grimmer Wuth
Springt auf Roland, ihn ergreifend,
Beugt ihn nieder auf den Grund.
Da ſieht Roland keine Rettung,
„Hilf, Maria mir,“ er ruft:
Doch er biegt ſich, zieht behende
Jenes Dolch aus ſeinem Gurt,
Stieß den in des Rieſen Nabel,
Daß in Strömen quillt das Blut.
Sterbend nun der grimme Rieſe,
Schrei't, und ſeinem Gotte flucht.
Eilend auf den Schrei die Heiden
Stürzen aus der hohen Burg.
Roland war ſchon bei den Seinen
Heimgekehrt in ſich'rer Hut.
Und die Schaar der Sarazenen
Klagend nun den Leichnam trug
Auf die Burg des grimmen Rieſen,
Der genannt war Ferracut.

Achte Romanze.

Altumajor ſammelt wieder
Seine Heiden bei Corduba.
Hierher, dorther kommen Schaaren,
Ibrahim, Seviliens Sultan,
Andr' aus andern Landen Spaniens,
Von Granad' und von Abula.
Wie der Heiden Volk verſammelt,
Ward es bald dem Kaiſer ruchtbar.
Der zog mit ſechstauſend Mannen
Froh hin, wie zu einem Luſtkampf.
Da die Schlacht nun ſoll beginnen
Außen an der hohen Burg Wall,
Wählt er all' die beſten Ritter,
Reih't des ganzen Heeres Grundkraft,
Ordnet die zum erſten Haufen,
Stellt zum zweiten dann die Fußmacht,
In den dritten wieder Reiter,
So zu meiden jeden Unfall.
So auch ſtellen ſich die Heiden,
Hatten wohl von jenen Kundſchaft,
Ritter, doch gemiſcht mit Fußvolk,
Deſſen ſah man bald die Urſach.

Larven ſtanden bei den Roſſen,
Grimmer Larven eine Unzahl,
Bärtig und gehörnt wie Teufel.
Wie bei höll'ſcher Geiſter Luftfahrt
Durch die wilden Wirbelwinde
Sich die inn're Bosheit Luft ſchafft
In Gekreiſch und wildem Schalle;
So erklingen, heulen furchtbar,
Töne ſeltſam von den Larven,
Zwiſchen dem Geklirr und Hufſchlag,
Daß der Chriſten Roſſe plötzlich,
Wie wenn ſie des Böſen Wuth faßt,
Unaufhaltſam, hiehin, dorthin,
Flieh'n auf unwegſamen Fußpfad.
Schon gebrochen ſind der Chriſten
Schaaren alle durch den Unfall.
Karl erſinnt alsbalde Rettung,
Daß verſchwinden gleich von Stund' an
Muß des eitlen Zaubers Trugbild.
Mit dem Kreuz, der Hölle furchtbar,
Stellt Turpin ſich in die Reihen,
Dann von Leinen manchen Umhang
Um der Roſſe Haupt ſie binden,
Daß der Zauber ſchwand von Stund' an.
In der Sarazenen Schaaren
Ward alsbald ein grauſes Blutbad,
Und es flog wohl hiehin, dorthin,
Mit dem Kopfe mancher Turban.
Nur die rothe Fahne ſteht noch,
Die den Heiden wieder Muth gab;
Keiner flieht, ſo lang ſie weh't noch,
Die auf goldnen Wagens Grund ſtand,
Den acht weiße Stiere zogen,
Goldgeſchmückt, als wie zur Prunkfahrt.
Gott vertrauend und der Rüſtung,

Feſt war die und unverwundbar,
Dringet Karol durch die Schaaren
Zu der Fahne und wirft unſanft
Manchen Heiden todt danieder,
Dann die Fahne in das Blutbad.
Jetzt muß alles, alles weichen,
Niederfällt Seviliens Sultan.
Früh am Morgen nach dem Siege
Wird erſtürmt die Burg Corduba's;
Altumajor unterwirft ſich
Karlen, der ihm ſeine Huld gab.
Nun vertheilt er auch die Lande,
Weil ſein Theil allein der Ruhm war.
Portugall ſchenkt er den Dänen,
Wer mit in des Heeres Bund war;
Arragonien den Picarden
Und den Deutſchen Andaluſia;
Auch Nager' und Saragoſſa
Denen Griechen von Apulia,
Und für Baiſka und Navarra
Wird Britanniens Heer ſein Schuldmann;
Giebt den Franken dann Caſtilien.
In Gallizien, das nicht fruchtbar,
Wollten nicht die Franken wohnen.
Karl war groß und allen furchtbar.

* * *

Neunte Romanze.

Nach Jacobus heil'gem Münſter
Wallet Karl als frommer Pilger,
Tödtet alle Renegaten
Und belohnt die treuen Chriſten.
Er verſammelt heil'ge Männer,
Biſchöf', Erzbiſchöf' und Prieſter
Nach dem ſel'gen Compoſtella
In dem chriſtlichen Gallizien,
Dort mit froher Pracht und Andacht,
Einzuweih'n die ſchöne Kirche,
In des Maien grüner Blüthe
Zu begeh'n die frohen Pfingſten.
Manches Recht und milde Gabe
Schenkt er des Jacobus Sitze,
Daß, wie Epheſus in Aſien,
Wo Johannes lehrte milde,
Wie die Pracht der hohen Roma,
Wo den Tod Sanct Peter litte,
Alſo auch das hohe Spanien
Compoſtella's Andacht zierte,
Aller apoſtol'ſchen Kirchen
Zweit' an Rang, an Zahl die dritte.

So auch zahlet ſtets vier Pfennig
Dorthin jeder Hausbeſitzer
In ganz Spanien und Gallizien;
Ledig ſind ſie alles Dienſtes.
So erfreu'n ſich mit dem Kaiſer
Nun des Mai'n die frommen Ritter.
Sitzen unter grünen Lauben
An den reichgedeckten Tiſchen,
Wo auf ihre Winke warten
Manche ſchön geſchmückte Diener.
Da war oft ein gutes Tönen
Von Poſaunen und von Cymbeln,
Und von alter Ritter Thaten
Hörte man gar manche Lieder.
Karol war von Anblick herrlich,
Mächtig ſeine Bruſt und Glieder;
Wie des Löwen Augen, funkeln
Feurig ſeine hohen Blicke.
Wen er anſah, mußte oftmahls
Vor dem Blicke bloß erzittern.
Seine Länge maß acht Füße,
Königlich war ſeine Stirne;
Ausgelernt [illegible] er im Kampfe,
Und an Kraft faſt wie ein Rieſe.
Tugendſam war dieſer Kaiſer
Auch im Eſſen und im Trinken.
Wenig Brotes nur genoß er,
Nebſt dem Viertel eines Widders,
Ein'ge Hühner, ſonſt Geflügel,
Haaſen, Pfauen, ſo man briete;
In den Wein miſcht' er ſich Waſſer,
Saß nur einmahl Tags zu Tiſche.
Seine Stärke war ſo mächtig,
Daß er oftmahls einen Ritter
Ganz geharniſcht und gerüſtet

Auf der flachen Hand zum Himmel
Hoch erhoben in die Lüfte.
Saß er auf dem Stuhl als Richter,
Ward ein Schwert ihm vorgetragen,
Nach der alten Kaiſer Sitte.
Viermahl trug er Jahrs die Krone
Und das Scepter, alles ſchlichtend,
An dem Weihnachtstag und Oſtern,
Auf Jacobi und zu Pfingſten.
Hundertzwanzig fromme Edle
Wachten um ſein Bette immer,
Wechſelten zu dreien Wachen,
Standen alſo immer vierzig,
In der Rechten bloße Schwerter,
In der andern helle Lichter;
Zehn zum Haupte, zehn zu Füßen,
Zehn zur Rechten wie zur Linken.
Ja, wer dieſes guten Kaiſers
Thaten alle wollte wiſſen,
Würd' an Worten eh' es fehlen,
Wär' auch Meiſter wer im Dichten,
Um das alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geſchichten;
Wie er edel war und ſtrenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen ſpendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbittlich.
Wie Galafrus einſt, der Heide,
Den verbannten ſchlug zum Ritter;
Wie er den Braymant getödtet
Dann, den wildeſten der Rieſen,
Der ſie grimmig will bekriegen,
Dem Galafrus bloß zu Liebe;
Wie zum heil'gen Grab' er wallte,
Manche Kirchen, Klöſter ſtiftet,

Manches Land und viele Burgen
Dem Dreieinigen gewonnen;
Wie er heimgebracht das heil'ge
Holz vom wahren Kreuze Chriſti,
Ferner köſtliche Reliquien,
Wohl verwahrt in Gold und Silber,
Nebſt manch ſelt'nem Abentheuer,
Wird von andern wohl berichtet.

Zehnte Romanze.

Alſo war nun denn gewonnen
Spanien zu Gottes Ruhme,
Und Sanct Jacob, dem Apoſtel;
Kaiſer Karl im Frieden ruhte.
Nur Marſil von Babylonien,
Rieſe Belligant, ſein Bruder,
Die der große Sultan dorten
Sandte einſt nach den ſpan'ſchen Mauren,
Noch bei Saragoſſa thronten,
Heimlich Tod und Rache brütend;
Treu' und Liebe war erlogen,
Und im Herzen Haß gewurzelt.
Kaiſer Karol ſandte Botſchaft,
Daß erkannt im Chriſtenbunde,
Gott ſie gleich bekennen, oder
Sich verpflichten zum Tribute.
Ganelon von Mainz war Bothe,
Der Verräther ſchuldig wurde,
Durch den ſchnöden Lohn beſtochen,
Daß mit falſcher Zuſicherung,
Er den Heiden angelobte,
Sie zu ſättigen im Blute.

Kaiſer Karls und ſeiner Stolzen,
Die nichts Arges ſich vermutheten,
In die Schling' er locken wollte,
Wie an Hand und Fuß gebunden.
Dreißig Roſſe, ſchwer vom Golde,
Edelſteine und ſpan'ſche Weine,
Sandten ſie zu Karls Gebothe,
Als ein Zeichen, daß ſie huld'gen;
Auch beladen vierzig Roſſe
Süßen Weines zum Genuße;
Blühend dann, wie volle Roſen,
Tauſend Mädchen holder Jugend.
Zwanzig Roſſe, ſchwer von Golde,
Teppiche, geſtickt mit Blumen,
Gaben ſie zu ſeinem Lohne,
Ganelon, dem falſchen Buben.
Heimgekehrt zu Karles Hofe,
Spricht er von der Heiden Schwure,
Ihm zu huld'gen, wenn er komme,
Treu zu ſein dem Chriſtenthume.
Karol ſandte, ſo betrogen,
Nach dem Ronciovaller Grunde,
Mit den beſten der Genoſſen
Roland, aller Ritter Blume.
Die, bis durch die Berge oben
Mit dem Heer' er Bahn gefunden,
Sollen unten ſeiner beiten
Harren, wachend ſich gedulden.
Bald vergaßen ſie der Sorge,
Von dem ſüßen Weine trunken,
Von der Wolluſt ſüßern Wonne
Ganz beraubt des alten Muthes.
Ganelon ward deſſen frohe,
Gab den Heiden gleich die Kunde.
Fünfzigtauſend Heiden kommen

Brache aus des Waldes Dunkel,
Wo im Hinterhalt verborgen,
Sie geharrt der günſt'gen Stunde,
Tobend jetzt hervorgebrochen,
Daß von Schwertern alles funkelt.
Hinten ſind die grimmen Mohren
In das Lager eingedrungen,
Wo die Kämpfer nicht gerüſtet,
Oder lagen noch im Schlummer.
Doch die Helden nimmer fliehen,
Tapfer in die Mohren ſchlagen,
Bis zur dritten Stund' vom Morgen,
Daß die Heiden ſinken mußten,
Ihrer keiner iſt entkommen.
Heimgewendet nun zur Ruhe
Seh'n ein andres Heer ſie vorne,
Größer noch als das ſie ſchlugen,
Wilder auch und grimm'ger tobend.
Da entſinkt das Herz dem Muthe,
Und ſie fühlen ſich verloren,
Matt wie jeder iſt und blutend,
Können ferner nichts mehr hoffen;
Jetzt zu ſiegen wär' ein Wunder,
Doch iſt keiner noch geflohen.
Eingedenk des alten Ruhmes,
Kämpfen ſie im Blutes Strome,
Bis ermattet von den Wunden,
Endlich in den Arm des Todes
Alle nieder ſind geſunken.
O was war da für ein Morden
Von den grimmen Heidenbuben,
Die auch keinen nicht verſchonten,
Der noch gab des Lebens Spuren,
Den mit Lanzen ſie durchbohrten,
Und zerſchlugen ſie mit Ruthen,

Auch zerſtechend mit den Dolchen,
Die am Baum ſie feſt gebunden.
Andre mit dem Beil zerſtoßend,
Werfen ſie in Flamm' hinunter,
Marternd noch mit wildem Spotte
Sie bis in des Todes Schlunde.
Also bitter ward gelohnet
Denen, die es wohl verſchuldet,
Weil, obwohl im Dienſte Gottes,
Sie vergaßen Sitt' und Tugend.
Alle liegen ſie ermordet,
Rettung ward da nicht gefunden.
Roland einzig blieb verſchonet,
Dietrich, und Rolands Bruder,
Balduin, die im Wald verborgen,
Irrend rannten durch das Dunkel.
Da fand Roland einen Mohren
Bei des Dämmerlichtes Spuren,
Der in dunkeln Wald geflohen,
Band ihn feſt an eine Buche.
In der Nacht bei'm Schein des Mondes
Stieg nun, alles zu erkunden,
Roland auf die Berge oben,
Schauend auf die Feinde drunten.
Bei dem erſten Strahl der Sonne,
Trüben Herzens, doch nicht murrend,
Griff er nach dem großen Horne,
Laut erſchallt die Kraft des Mundes.
Zu dem wohlbekannten Tone
Eilet Balduin, der Bruder,
Dietrich und mehr Genoſſen,
Andre Chriſten, wohl an hundert.
Deß ward Roland wieder frohe,
Gehet den Gefangnen ſuchend,
Der, mit manchem Tod bedrohet,

Sie zu führen ward gezwungen.
Nach Marſir fragt er den Mohren,
In Marſirens Herzensblute
Hat der Held ſich angelobet,
Rein zu waſchen ſeine Schulden.
„Jener hohe König dorten
Auf dem braunen Roß mit rundem
Schilde," hat der Mohr geſprochen,
„Vor dem knieen all' die Unſern." —
Roland d'rauf und die Genoſſen,
Nach des Ruhmes Labſal dürſtend,
Gott geweiht zum frommen Tode,
Stürzen muthig nun hinunter.
Einen Rieſen ſammt dem Roſſe
Mitten durch in einem Schwunge
Spaltet Roland von der Schulter
In zwei Hälften bis zur Sohle.
Einzig den Marſir verfolgend,
Der entfliehend bleich ſchon wurde,
Hat er nieder All' geworfen,
Rechts und links die Mohrenhunde,
Bis er dennoch ihn getroffen.
Und der Mohr wälzt ſich im Blute,
Schrecklich des Verrath's belohnet,
Fährt er hin zum Höllenſchlunde.
Angſtvoll iſt alsbald geſtoben
Belligant weit in die Fluren,
Mit ihm alle ſeine Mohren,
Weil ihr Sultan war geſunken.
Doch auch jene hundert Frommen
Sind nach mancher herben Wunde
All' als Märtyrer geſtorben.
Einſam Roland nun voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er, nach Balduin ſuchend,

Der wie Dietrich ſich verloren;
Bis er endlich, ſchmerzgedrungen,
Abſtieg von dem guten Roſſe,
Bleich und kraftlos hingeſunken,
Bei Siſera's Felſenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde.
Hat ſein Schwert alsbald gezogen,
Das ſo herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und im Schlagen recht ein Wunder.
Noch in ſpäter Zeit erſcholle
Zu Durenda's hohem Ruhme,
Rolands gutes Schwert zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf ſein Schwert, das gute,
Das ſo manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verluſtes,
Hat er Thränen noch vergoſſen,
Klagend alſo ausgerufen,
Liebevoll zu ihm geſprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwert, ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Nahmen,
Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden!
Soll ich dich, mein Schwert, verlaſſen,
Das ich trug nun ſchon ſo lange?
O wer wird dich künftig tragen?
Wohl iſt ſelig, der vor allen,
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du, das ſchärfſte von den ſcharfen,

Einzig bleibſt du wie du wareſt,
Denn der Künſtler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmahls nahm ich Rache
Für den Herrn, den ſie verrathen,
An der Heiden böſem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen."

D'rauf, nach dieſen Klageworten,
Hat er hoch das Schwert geſchwungen,
Schlagend nach dem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieſes Schwert ſo hoher Tugend.
Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwertes grauſem Schwunge:
Unverſehrt liegt das am Boden,
Unverſehrt, wie er auch ſchluge.
D'rauf nach ſeinem großen Horne
Griff er, ſchallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenoſſen,
Die im Thale irrend ſuchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf ihm in der Todesſtunde.
Und es war des Klanges Donner
Alſo ſtark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten iſt geborſten,
Ihm die Adern ſind zerſprungen.
Ja, zu Kaiſer Karles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.

Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe ſenden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Luſt iſt jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“ —
O der falſchen Judaszunge,
Zu Verrath geſchickt und Morde,
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, ſeinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Waſſer fordert,
Liegend auf dem Wieſengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troſte,
Schmerzvoll, wie er war, und durſtend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,
Balduin ſo angſtvoll ſuchend.
Roland war ſchon nah' geſtorben,
Balduin auf ſein Roß geſchwungen,
Eilte, ſeinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa fände.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde;
Der iſt klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen ſeinem Gotte,
Daß, geſchirmt vor dem Verſucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus dieſem Sündenpfuhle.
Roland ſchlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebeth zu opfern,

Reue, Hoffnung, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ja übertroffen,“
Sprach er, „wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſel'gen Orte,
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in Keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde.“ —
Dreimahl nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Bethet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troſte
Vielmahls ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Karol ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Haufe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen.
Wen ſie führen, fragt er; jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen:
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsveſte.“ —
Da die Meſſe nun geendet,
Vor dem Kaiſer Karol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,

Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß Dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele
Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſirus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen.“ —
So noch ſprach er; und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland, ließ bei'm Felſen
Schon im Todeskampfe ſterbend.
Ein Geſchrei ward da im Heere,
Wie ſie hiehin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Karl den Helden
Liegend fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebethe.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,
Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,
Händeringend und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Karol dieſe Klagerede:

„O Du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwert des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwung'ne Heldenlanze!
Du, dem Judas Makkabäus
Aehnlich durch der Tugend Thaten,

Saul und Jonathan im Tode
Simſon gleich an Kraft des Armes;
Weh, daß Du erſchlagen!"

„O Du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Königlich von Sinn und Adel!
Du des Klerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen,
Allen hülfreich, Schild der Witwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte:
Weh, daß Du erſchlagen!"

„Warum mußt' ich her Dich führen,
Wo Dich todt mein Auge ſahe?
Konnt' ich denn mit Dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſelig
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Schaaren.
Aber wir, ſo wie die Seinen
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um Dich klagen:
Weh, daß Du erſchlagen!"

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen Alle ſie gewaffnet,
Um die Kriegsgenoſſen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten ſie in Haufen,
Einige noch lebend ächzen
Durch einander ſah'n mit Grauſen.
Oliveros, deſſen Seele
Fern ſchon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgeſtreckt mit ſtarken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerriſſen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwertern, Meſſern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O, was war da für ein Klagen,
Schreien und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;

Wiederklangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Karol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare rauſend,
Schwur bei dem allmächt'gen Gotte
Nichts ſoll hemmen ihn im Lauſe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwert im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten. —
Da den Heiden ſie nun folgen
Ward erhöret ſein Vertrauen;
Unbeweglich ſtand die Sonne
Wohl an dreier Tage Dauer,
Bis bei Saragoſſa's Burgen,
An der Ebra Uferauen,
Karol ſie hat überfallen,
Ganz in Freud' und Feſt berauſchet.
Da die Rache nun vollzogen,
Ließ er hin zu jenem Baume
Alle Kranken, Schwerverwund'ten,
Dort, wo Roland ſchloß die Augen,
Führen, um ſie ſtreng zu fragen,
Weil im Heere war der Glaube,
Durch Verrath ſei es geſchehen,
Weil er Ganelon vertraute.
Um das klarer zu erkunden,
Soll im Zweikampf nach dem Brauche
Dietrich für den Kaiſer ſtreiten,
Daß man Gottes Urtheil ſchaue,
Pinabell für den Verräther,
Einer ſeiner Freund und Trauten.
Doch als Pinabell erſchlagen,
Läßt der Kaiſer ohne Zaudern,
Da die Schuld nun liegt am Tage,

Keines Zeugen es mehr brauchte,
An vier wilde Roſſe binden
Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen grauſend,
Ihn zerſtuckten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichts Poſaune.

Dreizehnte Romanze.

Fackeln irrten, Feuer brannten
In dem Walde um den Todten,
Weiße Zelte in dem Grünen!
All' der Leid- und Kriegsgenoſſen.
Balſam, Aloe und Myrrhen
Muß die heil'gen Dienſte zollen,
Um den Leichnam zu erhalten,
Bis er zu der Heimath komme.
Klaggeſänge und Gebethe
Steigen, feierlichen Tones,
Durch die Nacht in dunkler Stunde,
Bis zu Gottes hohem Throne.
Und nun ward ein Suchen, Tragen,
Als der Gottesdienſt vollzogen,
Bei des Frühroths Morgenſcheine,
Jeder für die Seinen ſorgend;
Ein'ge führen ſie auf Bahren,
Aus des Waldes Grün geflochten,
Tragend andre auf den Schultern,
Sorgſam andre auf den Roſſen,
Hier den Leichnam balſamirend,
Dort in neue Klag' ergoſſen,

Andre lebend noch Verwund'te,
Tragen ſie mit Sorge ſchonend.
Doch des ſel'gen Roland's Leiche,
Trägt auf Teppichen von Golde,
Eingehüllt im Fürſtenmantel,
Dort ein Maulthierpaar erhoben,
Schmuckvoll in des Zuges Mitte.
Bis nach Blaya's hohem Schloſſe
Hieß ihn Kaiſer Karol tragen,
Dort zu Sanct Romanus Dome,
Den er ſelber hat geſtiftet
Und den ſtolzen Bau erhoben.
Da ward ehrenvoll die Leiche,
Mit dem elfenbeinern Horne
Zu den Füßen, und dem Schwerte
Ruhend an dem Haupt des Todten,
In die tiefe Gruft geſenket,
Bei dem Klang der Trauerglocken.
Selig wohl ſind Blaya's Mauern,
Welche Stadt in ihrem Schooße
Hat ſo hohen Gaſt empfangen,
Troſt dadurch und Schutz gewonnen.
Da um Roland nun die Klage,
Nach vollbrachtem Seelenopfer,
Nach vollbrachtem Todtenamte,
Wieder ſich erheben wollte,
Sprach der gottgeweihte Biſchof
Laut die troſtesreichen Worte:
„O wie ſollte, Klag' anſtimmend,
Uns um den zu weinen ziemen,
Welcher ſelig im Bezirke
Wohnet ſchon des Paradieſes!
Glänzend wohl und ruhmgezieret
War er, als er wallt' hienieden;
Doch noch heller jetzo ſchimmert

Hoch er über den Geſtirnen.
Denn in ſeines Herzens Tiefe
War ja Gottes Wort geſchrieben:
Heiter war er, fromm und bieder,
Allen er ein Vater ſchiene,
War der Ehre Licht und Gipfel
Und des Ritterthumes Zierde.
D'rum ſo wendet nicht die Blicke
Zu dem Sarge, wo mit nichten
Ihr noch könnt den Edlen finden,
Der jetzt ſchon hinaufgeſtiegen
Iſt zu jener Burg des Himmels." —
Alſo lauten jenes frommen
Biſchofs Worte voll des Troſtes.
Manche Helden ſie begruben,
Da Roland beſtattet worden,
Heimwärts ziehend jetzt die Chriſten
An viel Gottgeweihten Orten.
Bei Belinum ward begraben
Oliver und Galdebode,
Dan' Ogier und Araſtagnus
Mit Guarin und andern Todten.
Selig iſt auch dieſes Städtchen,
Wo ſo große Helden wohnen!
Bei Bordeaux ſind dann begraben,
Ruhend in Sevrines Dome,
Sanct Reinold und Engelerus,
Mit Gaifer' und den Genoſſen.
Durch Touloſe war indeſſen
Der Burgunden Schaar gezogen,
Auf dem Ayliſfeld bei Arles,
Lagern ſie ſich mit den Todten,
Wo auch jene ſind begraben,
Die durch Gottes Hand geſtorben,
Da die Schlacht war bei Garzime,

In der Kirche eingeſchloſſen:
Da begruben die Burgunden
Klagevoll nun ihre Todten.
Herzog Naymes auch von Baiern
Ruhet mit auf dem Kirchhofe.
Viele Lande ſchenkte Karol
Dort zu Blaya nun dem Dome,
Seinem Roland all' zu Liebe,
Viel des Silbers und des Goldes,
Manche Gaben, Rechte ſtiftend,
Mit dem einzigen Gebote,
Daß ſie künftig keinem andern,
Ihre Dienſte leiſten ſollen,
Einzig für den Roland betend
Und für ſeine Kriegsgenoſſen.
Auch am Tage ſeines Leidens
Sollen jährlich, wird geboten,
Dreißig Arme ſchön bekleidet
Und bewirthet ſein im Kloſter;
Daß des Rolands ſie gedenken,
Der den Armen hat geholfen.
Dreißig Meſſen und Vigilien,
Sammt den andern Ceremonien
Heil'ger Trauer ſind geſtiftet
Zum Gedächtniſſe der Todten,
Rolands und der Kriegsgenoſſen,
Die den Marterkranz erfochten
Auf den ſpaniſchen Gefilden,
Streitend für die Ehre Gottes.

Vierzehnte Romanze.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die vollendend ihr Gelübde,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich im frommen Streit bemühen,
Mit der Palme ſich zu ſchmücken,
Die im Himmel immer grünet,
Gern in eig'nem Blut ſich kühlen;
Wie im Maien die Gebüſche
In den ſtillen Thalen grünen,
Blutumkränzt die vollen Hügel,
Linde liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel
Sich erhebt ein Liebesgrüßen,
Auf Geſanges kühnem Flügel:
Alſo blühet, alſo grünet,
Von jedwedem Mund gerühmet,
Manches Heldenherz entzündend,
Und in manchem Lied verkündet,
Rolands Tod und Heldenkühne,
Auch ſein adelich Gemüthe,
Wie er fern von Trug und Lügen,
Doch vor allem, wie er frühe

Alle ſeine Schuld abbüßte,
Mit der Mart'rer Kranz ſich ſchmückend,
Deren Palme immer grünet.
Noch in fernen Zeiten glühen
Helden in dem Schlachtgewühle,
Bei dem Rolandsliede kühner,
Wenn der Held alſo begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird geſungen,
Kampf dann begunnen,
Wohlauf, Ihr Geſellen,
Froh in Reih'n zu ſtellen.

Sonne hoch da leuchtet,
Wieſ' im Thaue feuchtet,
Einer läßt vor allen,
Seine Stimm' wohl ſchallen.

Wie die weiß' und rothe
Blüth' im Sturm zu Boden,
Alſo blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden
Alles Leid's geſunder,
Höret, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

War er da verrathen,
Manchen Schlag doch that er;
Muß in Blute ſinken,
Ehrenkranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er deß hohe Ehr.
Alle ſeine Starken
Sah' da fallen Karle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen,
Noch ſein Horn erklungen,
Daß es mitten ſprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen,
Höret, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

Erſt in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet;
Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf gold'nem Stuhle.

Iſt er da bei Gotte,
Für ihn ſtarb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wir Sanct Roland bitten,
Fuhr' in Todes Mitten;
Hell noch ſcheint die Lanze,
Bald in rothem Glanze.

Lied iſt nun geſungen,
Kampf wird begunnen,
Gedenkt, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

So auf kühnen Liedes Flügel
Wird des Roland Leid verkündet,
Deſſen Thaten ewig blühen,
Deſſen Palme immer grünet.

Fünfzehnte Romanze.

Als die Todten nun beſtattet
Sind nach dem Gebrauch der Chriſten,
In die Gruft hinabgeſenket,
Mit Gebeth und ſchönen Liedern,
In der frommen Kämpfer Ruhe
Manches Grab kunſtreich gezieret;
Kaiſer Karol mit dem Heere
Heimwärts nach Paris hinziehet.
Heil'ge Männer und Biſchöfe
Hat er dorten hinbeſchieden,
Nach des Dionyſii Münſter,
Kund zu machen ſeinen Willen.
Gotte dankend, der ihn ſchirmte,
Gnädig oft ihm half zu ſiegen,
Dann auch bethend für die Seelen,
Die in Roncisvall geblieben,
Und der andren Mart'rer alle
In den ſpaniſchen Gefilden,
Giebt und ſchenkt für ew'ge Zeiten
Reiche Gaben er der Kirche,
Die dem Sanct Denis geſtiftet,
Hohes Gut und Geld und Silber,

Land und Leute, viele Rechte,
Daß der Heil'ge künftig ſchirmen
Wolle bis auf ew'ge Zeiten,
Alle, die dereinſtens ſitzen
Werden auf dem gold'nen Stuhle
Dieſes Reiches, daß im Kriege
Frankreich ſtets beſchirm' und ſchütze
So der Heil'ge, wie im Frieden;
Tritt dann zu Deniſens Leiche,
Sein Gebeth gen Himmel richtend,
An dem offnen Sarge knieend,
Daß der Heil'ge wolle bitten
Für die theuern Kriegsgenoſſen,
Die den Märtertod erlitten,
Daß, der Schulden losgeſprochen,
Ihre Seele ruh' in Frieden.
In der Nacht nach dieſem Tage,
Iſt Sanct Dionys erſchienen,
Kaiſer Karlen angelobend,
Daß auf ſein Vorwort und Bitte,
Aller Schulden ſind entledigt
Jene frommen Glaubensritter,
Die für Gottes Ehre ſtreitend,
In dem Heidenkriege fielen.
Auch für jene, welche willig
Fromme Gaben werden ſtiften,
Daß der Bau des ſchönen Münſters
Sei vollendet, will er bitten, —
D'rauf nach Achen über Lüttich
Karol ſeinen Weg hinrichtet,
Sich in linder Quelle Fluthen,
Nach der Arbeit zu erquicken,
Sanct Marien ſchönes Münſter,
Das er hatte da geſtiftet,
Hat er reich mit Gold und Silber

Und mit heil'ger Kunſt gezieret,
Ließ mit Fleiß da ſorglich mahlen
Alle heiligen Geſchichten.
Auch auf gleiche ſchöne Weiſe
Ward die Kaiſerburg gezieret,
Die er dicht am hohen Münſter
Sich zur Freude aufgerichtet;
Denn da ſah' man jene Schlachten,
Alle wunderſam geſchildert,
Die in Spanien ſind gefochten,
Wo die Heiden ſie beſiegten;
Auch die ſieben freien Künſte,
Die der Weisheit Kreis umſchließen,
Sah' man da nach ihren Zeichen,
Durch der Meiſter Kunſt gebildet.
Als das Jahr achthundertvierzehn
Man nun zählte bei den Chriſten,
Sah' man wunderſame Zeichen,
Die auf Karles Tod hinzielten.
Sonn' und Mond hat bei ſechs Tagen
Schwärzlich leuchtend nur geſchienen,
Auch die Worte „Kaiſer Karol,"
Die zur Inſchrift dort geſchrieben
Standen an der Wand der Kirche,
Sah' man plötzlich einſt verſchwinden.
Einſtmahls ward es auf der Reiſe
Dunkel um ihn her und finſter,
Ganz des Tages Licht verſchwunden;
Von der Rechten fahrt zur Linken
Eine große Feuerkugel,
Daß erſchrocken von dem Lichte,
Ab dem Roſſe er geſunken,
Und der Bogen, den er hielte,
In dem Schrecken, in dem Taumel,
Nach der andern Seite fiele.

Seine Kriegsgenoſſen eilten
Ihn vom Boden aufzurichten;
Ruhig iſt er bald entſchlafen,
Noch manch' milde Gabe ſtiftend,
Für die Armen, für die Klöſter,
Giebt er vieles Gold und Silber,
Daß für ſeine Kriegsgenoſſen
Und ſein eigen Heil ſie bitten.
Ruhig in dem Herrn entſchlief er,
Zu empfah'n den Lohn des Himmels;
Seine Seele ruh' in Frieden.

II.

Erſte Frühlingsgedichte.

(1800–1801.)

Weiſe des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauſchen,
Ihr Lied dazwiſchen Nachtigallen ſchlagen,
Der munt're Vogel ſingt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauſchen:

So ſeht Ihr hier jedwede Weiſe tauſchen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Luſt, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauſchen.

Anklänge aus der Sehnſucht alten Reichen
Sind es, die bald ſich ſpielend offenbaren,
Und ihr Geheimniß bald mit Ernſt verkünden.

Sinnbilder, leiſe, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings ſtille Hoffnungszeichen,
Die ſchon in helle Flammen ſich entzünden.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth,
Da klang der dunkeln Jugend Lichtgebot:
Befrei' Dich, Freier, ſelbſt, durch heil'gen Tod.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchſte Leben,
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſein wird, faßt' im Streben
Kunſtlieb' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen,
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken,
So gränzenlos begehrt', ohn' es zu ſagen,

Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken;
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus Deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf, Du Wunderblume, Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten,
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworr'ne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich vom Verſtande.

Die ſchwang're Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken,
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel;
Da kämpf' ich, Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber tief zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesſtund:

Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen,
Ein Schwert vereine hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaſſ'nem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'ſchen Heiligthume.

◆

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele, der Freude erſchloſſen,
Im Frühlingestagen, die muthigen Lieder zu wagen,
Entriſſen dem Zügel, in Freiheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur ſagen;
Im Dunkel der Bäume da bilden ſich roſige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen.
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchloſſen Geſtalten auf feurigen Roſſen,
Im Toben der Flüſſe dann Friede genoſſen
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entfloſſen
In ſingenden Worten, ſo öffnen ſich ſonnige Pforten,
Und klar iſt der Frühling der Gottheit Genoſſen.
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen,
Kann Kummer ſie nagen? Sie ſehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Gluth der Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergoſſen.

Lied.

Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Roſenlicht am Himmel ſchweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich ſagen:
Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt ſich milde Ruhe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauſchet,
Abend kühl im Walde rauſchet,
Dunkel ſchlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Rückkehr zum Lichte.

Unſre Erde liebt den Aether,
Möchte gern der Sonne nah'n.
Starres Eiſen ward lebendig,
Als das Licht hernieder kam,
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Felſen trieb die Liebe,
Hohe Berge ſchwollen nah,
Von dem Aether abgewendet
Um die große Braut zu ſeh'n.
Scham malte roth den blauen Schleier,
In den Adern rinnt Metall,
Goldſcheine blitzen munter,
Und in Wellen blüht der Stahl.
Süßes Blut durchdringt die Glieder,
Flammen zückten unſichtbar,
Schwebend ſchwellte die ew'ge Kugel,
Grüne Hülle wallt im Thal,
Und es ſprießen bunte Thiere,
Wie den Schooß der Aether malt.
Pflanzen, Thiere und Metall
Leben nur bei Lichtes Kraft;

Andre Weiſen leuchten anders,
Mancher Schein von Einem Strahl.
Leichtes Eiſen, feſter Aether,
Steht der Menſch vollendet da;
In dem Antlitz glänzt die Erde,
Und zur Sonne will die That.
Wo die Farben wieder Eins,
Wird das Licht ſich ſelber klar,
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wann der Heimath es gewährt.
Frohe Zeichen ſchaut das Auge,
Wo das ſchöne Leben wallt,
Wo die milde Erdenfülle
Schön vereint iſt zum Geſang;
Da erinnert an die Sonne
Und ihr Abglanz, die Geſtalt.
Freier zeigt ſich dann die Liebe,
Die ſo tief verſchloſſen lag;
Wo die Schönheit angeſprochen,
Hatte Liebe ſchon getagt.
Wenn das Herz in ſchöner Liebe
Kindlich ſchwebet gleich dem Aar,
Strömet doch die Fantaſie,
Wie die Flamme vom Altar.
Was der Geiſt ſo hell gedichtet,
Lebet ewig feſt und wahr;
Und der Sonne kehrt das Licht,
Wo das heil'ge rein und klar.

An eine Freundin der Poeſie.

Aus Deinen braunen Augen,
Da leuchtet heiter,
Wie grüner Maien,
Die Freude voll Vertrauen.
Mich dunkt, es gleichet,
Von Liebe ſchön entzündet,
Dein froh bewegt Gemüthe
Den frommen Zeiten,
Da in der Jugend Maie
Noch Pilgerinnen
Des Glaubens Lilie
In volle Herzen ſchloſſen,
Da beide durch's Leben gingen,
An reinem Stabe
In grünem Frühling wandelten,
Der immer blühte.

Monolog.

Ja, ich fühle mich gezwungen,
Endlich Dir mein Leid zu klagen.
Lüfte! könnt ihr mir nicht ſagen,
Wo ſo lange bleibt die Meine?
Daß ich irren muß alleine,
Seufzen nach der Unbekannten;
Nein, der nur zu wohl Bekannten,
Die in jenem Traum ich ſah,
Deren Bild mir immer nah,
Doch vor allem hier im Thal;
Hier erinn' ich mich der Qual,
Hier ergeb' ich mich den Träumen,
Irrend auf den grünen Räumen,
Wo der Waldbach rauſchend fließt.
Wenn ſich im Geſang ergießt
Klage holder Nachtigallen,
Die in's tiefe Herz mir ſchallen,
Oeffnet ſich der ſtumme Mund,
Thut mir ſelbſt mein Leiden kund,
Rufend Dich, Du lang' Erſehnte!
Alles, was ich Freude wähnte,
Kann mir keine Luſt mehr ſchaffen.
Fremd ſind mir die theuern Waffen,
Nichts der Muſe holdes Spiel;

Ach, und was mir ſo gefiel,
Lieber Freunde muthig Scherzen,
Das verwirrt mir nur die Schmerzen,
Seit ich bin, nicht mehr mein eigen.
Komm, Geliebte, Dich zu zeigen,
Daß ich Dich mit Glanz umkröne!
Komm, und gieb mir Deine Schöne,
Mein zu ſein, mein Heiligthum!
Bin ich darum reich an Ruhm,
Aller Jugend Kron' und Zier,
Daß ich krank und einſam hier
Soll umſonſt nach Freude ſchmachten?

Jede Kunde, die mir brachten
Ferne Männer, ſtille Boten,
Was Du mir geheim entboten,
Was ſo manche Sommernacht,
Die ich glühend durchgewacht,
Durch die Wälder mich getrieben,
Das iſt in der Bruſt geblieben,
Alles andre gar verſchwunden.

Keine hatt' ich noch gefunden,
Die wie ich der Gluth ergeben.
Ach, ſie fühlten nicht das Leben,
Das den vollen Seel' entquillt!
Keine hat das Herz geſtillt,
Das die Kraft ſo gern verſchwendet.
Du allein haſt Troſt geſendet,
Süße Herrin, Du alleine,
Du an Schönheit einzig Eine,
Stolze Heldin, herrlich Weſen,
Die ein Gott wohl auserleſen,
Daß mir kühne Hoffnung bliebe,
Wahr zu hüten meine Liebe.

Fantaſie.

Alte Töne tönen wieder,
Raſch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnſucht hingegeben,
Wenn der Knabe einſam weint;
Dann zu hoher Luſt vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,
In der liederwarmen Fülle;
Zwiſchendrein die alte Stille,
Friſch lebendig, was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen ſchon das Neue;
Schmerzen, die ich nimmer ſcheue,
Weil ſie tief're Luſt erzeugen,
Kalte Feſſeln, die mich beugen,
An der Jugendblüthe nagen;
Laßt, o laßt mich alles ſagen.

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden;
Daß ſie alle gleich verſchwunden,
Muß ich trauern.

Trüben Leiden hingegeben,
Mußte Schönheit ſo verderben,
Süße Anmuth welkend ſterben;
Blühend noch muß Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang' erſehnte nun ihm nahte,
Weiß er kaum ſein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude giebt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen,
Das die Freude oft zu Leide machte.
O dieß Verlangen
Zu fühlen, an den Lippen feſt zu hangen,
Bis daß in ſüßer Luſt der Sinn vergangen!
Und faßt Dich einmahl dieſes tiefe Sehnen,
So darfſt Du nimmer wähnen, es zu füllen;
Und wollte Dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren ſchönen Freuden.

Laß' uns fröhlich tändeln,
Laß' uns Scherz erſinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie ſüß iſt die Freude,
Mit der Liebe zu ſpielen,
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur Dich, Hebe, ſchmückt die Krone.
Lichtglanz muß Dich golden zieren,
Roſenſtrahlend triumphiren,
Herrin, auf des Herzens Throne!
Alles gab ich Dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,

Bis wir freudeflammend beide,
Beide ſagten: Nun verſchone!

Wenn ich unverſtanden bliebe
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Wurd' ich dennoch innig lieben,
Um ſo inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wahnte,
Was ich liebeſehnend meine,
Iſt ſo heiter, lind' und reine,
Daß kein Sinn ſich weiter ſehnte,
Der geich'n dieß einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Wurd' ich dennoch innig lieben
Und in heitern Freuden ſchweben.

Kuhne Wogen, wildes Leben,
Laß' den Strom nur immer brauſen,
Friſchen Sturm im Herzen ſauſen:
Wie der Adler durch die Lufte,
Ueber Meere, über Klufte,
Laß mich ſchweben, laß mich fliegen!
Alles kann der Muth beſiegen,
Muth entſprungen hohem Glauben:
Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechſeln die Gefuhle
In dem irdiſchen Gewühle.

An die Freundin.

Mich traf, ich weiß nicht wie, ein ſüß Verlangen,
Sogleich mit Dir zu ſterben.
Es dünkte mich, wir gingen
Im Grün, die Stirn' vom Morgenſtrahl getroffen,
Weit, weit von Menſchenſpuren.
Im Steigen hören wir die Lerche ſingen,
Das Auge lächelt auf die ſtillen Fluren,
Des Berges Höh' ſchon nah, wo froh wir wagen,
Die Freiheit zu erwerben.
Nun wirſt den Freund, Du Freudenreiche, fragen:
„Warum willſt Du verderben? —“
Ich ſah mich ſelbſt, mein Weſen klar und offen:
Erreicht das Ziel, das alle Wünſche hoffen,
Wenn ſie ſich nicht beſchränken.
Wie wenig alles, muß ich ſeitdem denken.

Der welke Kranz.

Es war noch Mai, da haſt Du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen, ſelber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe ſchon ſich regte,
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich, ach! der Freund ſo gerne hegte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte an das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen, daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen, nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen.
Wie der, hat ſie, zu enden früh erkoren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe, köſtlich liebe Gabe,
Das einz'ge, was ich habe von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern, wenn in Thränen,
Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht der Erde eitlem Wähnen.
Doch erſt laß' mich in Thränen ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Uns, die in Luſt des Todes Leben fanden,
Kühn die Natur verſtanden in den Flammen,
Wo Lieb' und Schmerz zuſammen uns verbunden;
Uns ſei die Stirn umwunden,
Vom Zeichen, deſſen Sinn wir längſt gefunden.
Denn ſproßten aus den Wunden oft nicht Roſen,
Uns ſchmerzlich liebzukoſen!

Laß' denn des Mädchens Schatten uns umſchweben,
Der Wehmuth hingegeben,
Bis wir im Tode Eins noch inn'ger leben,
Und dann dieß tiefe Streben ganz vereinet,
Das lächelnd ſich beweinet.

Bitte.

Ach, laß' die theure Frau in bittern Leiden,
Du milde Königin, mir nicht verſinken!
Ihr Herz erfriſche bald ein himmliſch Winken
Aus jenen Augen, die mit Licht uns weiden.

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' ins Dunkel ſinken,
Und darf aus deinem Bilde, Gottheit, trinken;
Sie lebt in Lieb', und liebend wird ſie ſcheiden.

O Mutter! todt und arm ſind jetzt die Herzen,
Doch wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verſpottet bliebe;

Wir fühlen noch die gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
Es glüht und blüht in uns die erſte Liebe.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk ſtrömt die ſchöne Welt
In lichter Lebensfülle,
Des ſchönſten Weſens Hauch in alle Sinne:
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft in's Herz, und hält
Das trunk'ne, daß in Freud' es nicht zerrinne.
Du heil'ge, lockſt den Geiſt zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund ſchön, wie in den Funken
Des Lichts, im Tod' und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus deren upp'gem Schooße ſonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die holde Pflanze,
Der vollen Erde Bruſt zum bunten Kranze.

Doch müſſen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menſchenbilde,
Aus deſſen Aug' das All ſich ſelbſt beſchaut,
Deß kühnes Haupt am himmliſchen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut.
Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut,
Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte ſtrahlen,

Vergangne, künft'ge, jetz'ge Geiſter bindend,
Die heil'ge Kunſt erfindend,
Und bildet ew'ger Liebe ſüße Qualen.
Der Menſch nur lächelt, ſelbſt ſein holder Spötter;
Aus ſeinem Haupt entſprangen alle Götter.

Das Urbild ſolcher Bildung blüht im Weibe:
Es iſt der Menſchheit Blume,
Die ſelig duftet ſtille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem ſüßen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel ſtammen.
Schmilzt aller Männer Macht und Geiſt zuſammen;
Was groß und würdig, mögen ſie erringen,
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden.
Den Gott im Werk verkunden,
Lehrt Lieb' und auch durch That zu ihm ſich ſchwingen:
Und Liebe kann der Milden Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat ſo treu der Freund den Freund gefunden,
Als ſanfte Frau'n oft waren,
Wenn's muthig galt, an's Herz des Liebſten hin
Zu dringen durch den Tod und durch Gefahren;
Dem Einz'gen feſt verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht ſchön in Frau'n der Tugend milde Frucht,
Verſtand und Frieden glänzt vom Angeſichte,
Das Aug' in heiterm Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Der Frauen Geiſt beſeelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz ſich bald geſund.

Das Kind ſaugt Liebe aus der Mutter Bruſt,
Es ruht der Knab' im Schooß,

Der Jüngling ehrt ihr Aug' als ſein Geſtirn;
Des Mannes freudig Herz erſchwillt ihm groß
Bei'm Anblick ſolcher Luſt,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhers denkt des Sehers weiſes Hirn
Als Dich, Natur! Kein Weſen aber gleichet
So nah' Dir als der Mutter Kraft und Tugend,
Die jung in fremder Jugend,
Des Mitgefühles tiefſte Tief' erreichet,
Und ſchwelgend in der Erde ſchönſten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blüht der leichte Himmel;
Die Liebe voll Verlangen
Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält feſt die Erd' umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel,
Bekränzt ſie bräutlich ſich zum Hochzeitsbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch ſag' ich's, ſchöne Frauen, kühn und laut;
Ihr ſeid die ſchönſten Blüthen dieſer Erde!
So wahr ich froh noch werde
Bei'm Kuß der hingegeb'nen Braut,
Wer ſolche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der iſt der höchſt' in ſterblichen Geſchlechten.

Das Gedicht der Liebe.

Wie nächtlich ungeſtüm die Wellen wogen,
Bald ſchwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald ſinkend zu der Tiefe hingezogen,
Sehnſüchtig fluthend in dem Wechſeltanze,
Bis Morgenroth empor ſcheint aus den Wogen,
Noch feucht in blumenlichtem Thränenglanze:
So ſteigen hier der Dichtkunſt hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnſucht Meer und Wonnequalen.

Stanzen.

Zur Einleitung eines Mährchens.

Wie Blätter dunkles Grün um Blumen ranken,
Als ob es gern die Gluth der Farben fühlte,
Weil ſonſt das Auge würd' im Glanz erkranken,
Wenn es berauſcht im Blumenfeuer wühlte,
Wo rothe, weiße, bunte Strahlen wanken,
Nicht auch im Grün das Licht gemildert fühlte:
So möcht' ich, Dich umarmend, Mährchen weben,
Die Flammen durch Geſchwätz zu lindern ſtreben.

Die Flammen, wo den ſüßen Tod wir ſtarben,
Den Du, ein ſcheues Kind ſonſt, nimmer ſcheuteſt,
Seit meine Bitten Deine Huld erwarben,
Wo ſterbend Du zum Leben mich erneuteſt,
Und, glaubt' ich ſchon im Ueberfluß zu darben,
Durch Reiz im Reiz Dich freuend mich erfreuteſt:
Sie werden unſern holden Leib verzehren,
Wenn wir nicht ihrem ſüßen Gifte wehren.

Doch weil, wo Frag' und Antwort wechſelnd ſpielen,
Die Lippen bald ſich inniger vermählen,
Und im Geflüſter ſüße Pfeile zielen;
So möcht' ich andre Stundentäuſchung wählen.

Und wüßt' ich nur, wie ſie Dir wohlgefielen,
Die reizende Geſchichtchen neu erzählen,
Die Du anhörteſt, weichlich hingegoſſen,
Als kamen ſüß vom Himmel ſie gefloſſen.

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen!
Flamme kühn, und laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

Tändeleien.

Als der Witz ein Liebchen ſuchte,
Neckt' er Mädchen fern und nah,
Endlich wählt' er doch die Freude,
Die ihm leiſ' entgegen kam.
Schwerer ward ihr zartes Seelchen,
Wußte nicht, wie ihr geſchah,
Bis nach einem leichten Stöhnen,
Von dem Söhnlein ſie genaß.
Muthwill hieß das Kind der Beiden,
Doch noch kaum ein Knabe war,
Als er ſchon mit Mädchen ſpielet,
Gleich erhaſcht' die flücht'ge Scham.
Hold erröthend floh die Kleine,
Bis an ſeiner Bruſt ſie lag,
Wo er ſorgſam ihrer pflegte,
Daß ſie ruhig bei ihm ſaß.
Als die Kleine Mutter wurde,
O wie liebte ſie ihn da!
Brachte viele, viele Kinder,
Alle Scherze leicht und zart.

An Selinde.

1.

Als das Köpfchen an mir ruhte,
Konnt' ich nicht ein Wörtchen ſagen;
Konnte glühend von Verlangen,
Keine Liebkoſung doch wagen.
Sieh, ſo glühend muß ich lieben,
Und Du fühlſt nicht meine Klagen!

2.

Sirene, Du Sirene,
O wie ſüß kannſt Du loben!
Da ward ich ganz entzündet,
Fern die Klugheit geſtoben.
Es war, als ob Du liebteſt,
Das hat mich ſo betrogen;
„Die Süße will Dich lieben,"
Dacht' ich in Luſt erhoben.
Sirene, o Sirene,
Welch Netz haſt Du gewoben!

3.

Laß' frei die Flammen, die mich quälend drücken,
Sei einmahl noch wie ſonſt ein liebend Weib!

Komm an das Herz, das frei von allen Tücken,
Gieb hin der Luſt den jugendlichen Leib,
Und laß' die zarten Glieder mich umſchlingen;
Wie ſollt' ich ſonſt das volle Herz bezwingen?

4.

Zwar Du litteſt meine Küſſe,
Doch erwiederteſt kaum einen,
Flammen ſchwebten auf den Lippen,
Und berührten ſchon die Deinen,
Doch getäuſcht floh'n ſie zurücke
Und verzehrten ſich alleine.
Böſes Kind, um dieſe Kälte
Könnt' ich wie ein Kind faſt weinen.

5.

Den treuen Freund auf ewig Dir zu weih'n,
Haſt Du ihm Deine Freuden hingegeben,
Laß auch die Schmerzen offenbar ihm ſein,
Daß nie der Täuſchung Wolken uns umſchweben!
Schön biſt Du doch; wozu der eitle Schein?
Drum ſag' mir, ſag' mir alles, ſüßes Leben,
Ich ſoll und muß an Deine Wahrheit glauben,
Nur Du kannſt ſelber Dich mir wieder rauben.

6.

Die ſüße Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Als mich der liebe Leib ſo ſüß umſchlungen,
Auch Du von meinem Leben warſt durchdrungen,
Uns beid' umſchwebt' ein ſeliges Vergeſſen!
Was darf mit freier Liebesluſt ſich meſſen,
Wenn endlich jeder Zweifel nun bezwungen,
Die Welt in einen Augenblick verſchlungen,
Und Freude macht das leichte Herz vermeſſen?

7.

Noch einmahl laß' das ſüße Gift mich ſaugen,
Feſter uns verbunden,
Heißer Dich entzünden!
Noch einmahl laß in Deinen Arm mich ſinken,
Daß ſo umſchlungen,
Ganz durchdrungen,
Ein Blitz der Luſt belebend beide tödte.

Lied.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt ſie wieder.

Wie die Blume glänzt dem Kinde,
Lächeln Leichtſinn uns die Mädchen,
Leichte rollt des Lebens Rädchen
In der Liebe Luſtgewinde.
Darum ſingt man froh und linde,
Kleine Frauen, kleine Lieder,
Liebt ſie, und ſie lieben wieder.

Und es gleiten von der Kehle
Diese Spiele, diese Wörtchen,
Wie ein ſüßes Lieblingsbildchen
Lieblich ſchwebet vor der Seele.
Ach, man fragt nicht, ob was fehle:
Denn man ſingt die kleinen Lieder,
Wie man liebt, und ſingt ſie wieder.

Der Schiffer.

Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Lenke hin und her das Ruder,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Träume ſüß im ſtillen Muthe;
Gleiten laſſ' ich auch den Kahn,
Schaue in die blanken Fluthen,
Wo die Sterne lieblich ſchimmern,
Spiele wieder mit dem Ruder.

Säße doch das blonde Mägdlein
Vor mir auf dem Bänkchen ruhend,
Sänge ſchmachtend zarte Lieder!
Himmliſch wär' mir dann zu Muthe;
Ließ mich necken von dem Kinde,
Wieder tändelnd mit der Guten.
Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Träume ſüß im ſtillen Muthe,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Führe hin und her das Ruder.

Die Verhältniſſe.

Rückſichten ſind's, die unſern Blick berücken;
In Abſicht jede Ausſicht gleich erkalten,
Bis wir, eh' wir uns umgeſeh'n, veralten,
Und beugen dann, von Einſicht ſchwer, den Rücken.

Mich ſcheint's, der Erde Blumen grade pflücken.
Wir möchten fein der Schonung Linie halten,
Der Liebe Leben künſtlich klug verwalten,
Verſtändig und mit Anſtand uns erdrücken.

Wir ſollen unbekannte Größen wählen,
Es ſind zu wenig Gleichungen gegeben,
D'rum hatt' und hat's ein ſonderbar Bewendniß;

Denn, weil wir endlos rechnen, zweifeln, zählen,
Wird uns das klare, leichte, freie Leben
Ein einzig vielverſchlungen Mißverſtändniß.

Tapfer verhalte Dich ſtets; ſo iſt Dein das beſte Verhältniß,
Kannſt Du gelaſſen es ſeh'n, wie ſich verwickelt das Volk.

Bündniß.

Wo mehre bildend ſich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künſtler ſeines Daſeins Mitte,
Weiß nun, wohin er richten ſoll die Schritte,
Und ſieht die Theile ſich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' und Stufe höher ſchritte,
Und wenn man noch ſo ſtarke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

So darf der Menſch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth ſich ſchließen an die muth'gen Brüder,
Den feſten Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Geſtaltung zollen,
Die höchſten Würden ſteigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunſtwerk groß vollenden.

Ein Traum.

Tief im dunkelgrünen Walde
War ein Leu von hohem Muthe;
Dieſer liebte ſeinen Herren,
War ihm treu von Herzensgrunde.
Auf dem Thiere ritt der Jäger,
Sprengte durch die grünen Fluren;
Wollt' er auf den Rücken ſpringen,
Stand der Löwe ganz geduldig.
Doch nach vielen Tagen einmahl,
Da er wieder es verſuchte,
Ward die alte Wildheit rege,
Dreht er ſich in zorn'gem Muthe,
Als ob er ihn tödten wollte,
Seinen Herrn, den lieben, guten.
Doch alsbalde ward er's inne,
Und da war er ſtill und ruhig.
Traurig ſenkt' er nun die Blicke,
Und es nagt' ihn bitter Kummer,
Daß er ſeinem Herren zürnte,
Ihn gar balde hätt' verwundet,
Das zernagt ſein großes Herz ihm,
Und es wird ihm immer dunkler.

Nieder legt er ſich zu Boden,
Hingeſtreckt auf hartem Grunde,
Liegt er da zehntauſend Jahre,
Wie von Schmerz und Reu verwundet,
Achtet nicht der Freundes Reden,
Ganz verſteint in herbem Kummer.

Betrachtung.

Das kleine Haus, es ſteht noch an der Stelle,
Wo ich es ſonſt geſeh'n vor vielen Jahren,
Seit ich ſo manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieſelben Tritt' und Weg' an ſelber Stelle,
Die kleinſten Dinge, wie ſie eh'mahls waren;
Bemüht die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles ſtelle.

So bleibt Beſchränkung gern im tiefen Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
So lockt die ſtille Welt da zu verweilen.

Den kühnern Geiſt hat immer Ruh vermieden;
Will ſinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wilderm Flügel weiter eilen.

Bild des Lebens.

Krank, matt, gebückt, ſah ich den Alten ſchleichen,
Den Blinden muß die Hand des Mitleids führen.
Weh! die der Augen ſüßes Licht verlieren;
Das konnte wohl den hart'ſten Sinn erweichen!

Ob bald die Nebel vor der Sonne weichen,
Fragt er, die Strahlen ſchon die Berge zieren.
Es hörend, hebt er an zu triumphiren;
Froh, durch Geſang den Himmel zu erreichen.

Das war es, was mich mehr als Thränen rührte:
Ein rechtes Bild des armen Menſchenlebens.
Wie Blind' auch uns in Nacht das Mitleid führte.

Die Sonne ſucht der dumpfe Blick vergebens;
Selig, wenn nur das Herz den Strahl noch ſpürte,
In Nacht das Licht begrüßend unſres Strebens!

An die Dichterin.

Gern flieht der Geiſt vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernſthaft thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in ſich die heiligſten Gefühle.

Umweht ihn einmahl Aether leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen,
Und ſchnell wird jenen Scherz der Ernſt belohnen,
Daß er ſich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünſche, die Dich hin zur Dichtkunſt ziehen,
Der frohe Ernſt, in den Du da verſankeſt,
Das ſei Dein eigen ſtill verborgnes Leben;

Was Du gedichtet, um ihr zu entfliehen,
Das mußt Du, weil Du ihr allein es dankeſt,
Der Welt zum Scheine ſcherzend wiedergeben.

Farbenſinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt Du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor Dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu Dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer Dich die Schweſter binden.

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben d'runter ſchriebe,

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Ein Lied des Heinrich von Veldeck.*)

Mein ſehnendes Denken, dazu meine Sinn' allgemeine,
Auf Eines ſich lenken, beſorgen einzig das Eine,
Wie ich ihr beſcheine,
Daß ich ſchon lange mit Sange ſie meine,
In ſtetem Muthe, ſie gute, ſie reine.

Selig in Freuden ich wäre, der reichſte an Gute,
Wollte mein Leiden bedenken die Wohlgemuthe,
Vor Falſchem behute;
Und möcht' es gelingen mit Singen dem Muthe,
Daß ſie mein hute, mit Gute, ſie liebe, ſie gute.

Wohl mir der Sinne, die mir immer gaben die Lehre,
Daß ich ſie minne, je länger ~~und je~~ mehre;
Daß ich ihr' Ehre
Mehr als ein Wunder beſunder je lehre
Minne und meine, ſie reine, ſie ſelig, ſie hehre.

---

*) In dieſem Gedichte ſind nur wenige Worte verändert worden, welche nach der jetzigen Sprache nicht verſtändlich geweſen ſein würden; damit man an dieſem Beiſpiele ſehe, wie wenig an der Sprache dieſer alten Lieder zu ändern nöthig wäre, um ſie wieder neu und allgemein zu machen, ſobald nur das Versmaaß recht verſtanden und richtig abgetheilt wird. —

Mein' Hände ich falte, mit Treuen gar fleh'nd auf ihr Füße,
Daß ſie, wie Iſalde Triſtranden, mich tröſten müſſe,
Und alſo grüße,
Daß ſie die Schmerzen von Herzen mir büße,
Und ſie mich ſcheide von Leide, ſie liebe, ſie küſſe.

An eine Freundin in der Ferne.

Oft ſeh' ich vor mir Deine blauen Augen
Und täuſche mich, vergeſſend daß Du ferne.
Ich möchte Huld aus Deinen Blicken ſaugen,
Verſinke träumend in die dunkeln Sterne,
Und acht' es nicht, daß andre wenig taugen,
Froh, wenn ich Dein Gemüth vernehmen lerne;
Seh' ich dann um den Mund Dein Lächeln ſchweben,
So wünſch' ich heiter neben Dir zu leben.

Alte Gedichte

aus dem Spaniſchen.

An die heilige Katharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat Dir Gott ein Herz gegeben,
Das ſo fromme beſtreben ſollte:
Thät' der Bruſt das Dein' entheben,
Wie Dein Lieb'n begehren wollte.

Ja, er mahlt' auf Deinen Wänden,
Karmeſinen ſeine Wunden,
Will ſein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebild't gefunden
Jede Qual an Füß' und Händen.
Chriſti Leiden weiß', o Holde,
In der Hütte Dich umgeben:
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager harte Reben.

Auf der Pilgrimſchaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſſen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troſte uns bereiten
Wollte, für des Lebens Frohne.
Du des heil'gen Gartens Krone,
Edle Perle, ſo uns bliebe,
Quell der gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber ſchriebe,
Königin Dich hieß zum Lohne.

Theure Zuflucht für Gefloh'ne,
Milder Oelbaum reich an Früchten,
In deß Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede ſelig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo ſchon zeigen,
Engel feiern's in den Reigen;
Du, der ſich die Himmel neigen,
Stumm die Schönſten alle ſchweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach, wie ſpricht in ſanftem Tone
Die holdſel'ge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daß ſie freundlich unten wohne.
In den Zelten von Sione,
Lilienblume hold verſchloſſen,
Frommer Demuth Palm' entſproſſen,
Die des Segens Füll' ergoſſen,
Und gewaffnet mit Geſchoſſen,
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lob' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne;
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erſcheint im ird'ſchen Throne!
Herrin! ach was ſind wir ohne
Deine hohe Huld zu achten!
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Weil die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen wachten,
Lichter Hoffnung Gnadenkrone.

Schau' herab von Deinem Throne,
Königin, zu der wir trachten,
Unſern Feind durch Dich verachten,
Jeden Schmerz in Freuden brachten,
Gebe Du mein tiefes Schmachten,
Daß ich ſelig bei Dir wohne.

Vom Leiden Chriſti.

Erd' und Himmel ſich beklagten,
Sonne war das Licht vergangen,
Wüthender das Meer im Brüllen
Wälzte dunkel ſeine Wogen,
Als der hohe Welterlöſer,
An dem Kreuze halb geſtorben,
Weinte, wundig bittre Thränen,
Bis er ſagte, wie ſie ſagen:
„Nun, o Herr, in Deine Hände
Sei anjetzt mein Geiſt befohlen.“
O unſäglich tiefe Trauer,
Unvergleichbar bitt're Taufe,
Daß der unverſchuld'ne Schöpfer
Selber zum Geſchöpf' geworden,
Um daſſelbe zu erretten,
Die ihm gaben Tod zum Lohne!
Nur Du, ſeine hehre Mutter,
Reiner Jungfrau'n heil'ge Krone,
Du allein vom Kreuz entkleidet,
Magſt es ſagen, Kreuzesleiden!

Lied.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Iſt der Tod das Ziel des Strebens,
Und mein Lohn.

Mutter ward ich wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erſt beweine,
Seit ſie doppelt mir im Herzen,
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Iſt entfloh'n.

Weil viel Luſt ich überwunden
Durch des Herrn heil'ges Sterben;
D'rum auch billig für die Wunden
Viel leid' ich ohne Sterben,
Und es ſchickt den Troſt vergebens
Von dem Thron,
Zu mir her das Licht des Lebens,
Aus dem Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Schwäne, wandelnd auf den Wellen:
Sagt, warum wollt ihr nicht ſchreien,
Mich zu tröſten in den Leiden!
Der allein kein Troſt geworden,
Weil entfloh'n
In dem Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

III.

Abendröthe.

Erſter Theil.

Tiefer ſinket ſchon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit iſt vollendet,
Und die Kinder ſcherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh' die Sonne ganz verſunken;
Milden Balſam hauchen leiſe
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret,
Wenn die Sinne ſelig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menſchen,
Berge, himmelan geſchwungen,
Und der große Silberſtrom,
Der im Thale ſchlank gewunden,
Alles ſcheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor,
Manches Lied aus Einem Munde.

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu beſiegen,
Zu den himmliſchen oben,
Will es dringen und fliegen.
Der Menſch emporgeſchwungen,
Glaubt ſchon, er ſei durch die Wolken gedrungen.

Bald muß er ſtaunend merken,
Wie ewig feſt wir auf uns ſelbſt begründet.
Es ſtrebt in ſichern Werken,
Sein ganzes Thun verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Er baut wie Felſen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen ſpottend hangen;
Vergeſſend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu ſcherzen,
Denn hoher Muth ſchwillt ihm in hohem Herzen.

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu ſchweben, zu ſingen;
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menſchen ſind thöricht,
Sie können nicht fliegen;
Sie jammern in Nöthen,
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will tödten,
Dem Früchte wir pickten;
Wir müſſen ihn höhnen,
Und Beute gewinnen.

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Wenn ich ſo ein Vogel bin,
Darf ich alles, alles haſchen,
Und die höchſten Kirſchen naſchen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Iſt ſie bös' in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an ſie ſchmiegen,
Ihren Ernſt gar bald beſiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,
Dürft' ich in der Sonne ſchwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen,
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär' ich über jene Hügel,
Ach dann wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Der Fluß.

Wie rein Geſang ſich windet
Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen,
Er ſelbſt ſich wieder findet,
Wie auch die Weiſen tauſchen,
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauſchen;

So fließet mir gediegen
Die Silbermaſſe, ſchlangengleich gewunden,
Durch Büſche, die ſich wiegen,
Von Zauber ſüß gebunden,
Weil ſie im Spiegel neu ſich ſelbſt gefunden,

Wo Hügel ſich ſo gerne
Und helle Wolken leiſe ſchwankend zeigen,
Wenn fern ſchon matte Sterne
Aus blauer Tiefe ſteigen,
Der Sonne trunk'ne Augen abwärts neigen.

So ſchimmern alle Weſen
Dem Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erleſen,
Durch milder Götter Güte,
In dem Kryſtall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der Hirt.

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in ſüße Bilder wiegen;
Da kam Anmuth in's Gemüthe,
Alle Wehmuth zu beſiegen.
Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die ſtillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Die Roſe.

Es lockte ſchöne Wärme,
Mich an das Licht zu wagen;
Da brannten wilde Gluthen,
Das muß ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
In milden heitern Tagen;
Nun muß ich frühe welken,
Dem Leben ſchon entſagen.
Es kam die Morgenröthe,
Da ließ ich alles Zagen,
Und öffnete die Knoſpe,
Wo alle Reize lagen.
Ich konnte freundlich duften
Und meine Krone tragen;
Da ward zu heiß die Sonne,
Die muß ich d'rum verklagen.
„Was ſoll der milde Abend?“
Muß ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe iſt verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.
Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch ſterbend ſagen.

Der Schmetterling.

Wie ſoll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe;
Und reizende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer ſchöner glänzen
Meine bunten Flügel,
Immer ſüßer hauchen
Alle kleinen Blüthen.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Wie groß iſt die Freude,
Sei's ſpät oder frühe,
Leichtſinnig zu ſchweben
Ueber Thal und Hügel.
Wenn der Abend ſäuſelt,
Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden,
Scheint die Wieſe grüner.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Die Sonne.

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt ſich der Mutter Auge, und muß trauern.
Noch einmahl ſie umfangend,
Vergeh'n die Kleinen, an den Blicken hangend;
Sie ſoll und muß ſich trennen,
Nur eine Mutter kann ſolch Leid erkennen.
So ſtröm' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'ſchen Bande
Will alles hin zu mir in ſanftem Brande.
Ach durft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch ſtrömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen,
Die Erde ſcheint zu rauſchen,
Als ſtrebte ſie den Wohnſitz zu vertauſchen. —
Nun muß ich dennoch ſcheiden,
Und euer Tändeln bis auf morgen meiden!
So ſauge, Menſch, denn trunken
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmahl will ich ſtrahlen,
Und dann verſinken in der Trennung Qualen.

Die Lüfte.

Wie ſäuſeln, ach, ſo linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen ſüß erröthen,
Beſchämt ſich neigen,
Berührten wir die ſchönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze ſäuſeln
Dem, der ſich grämet,
So wird die leiſe Freude
Ihn bald beſchämen.

Der Dichter.

Was wünſchen und was ſtreben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verſchweben.
Was iſt das höchſte Ziel von allem Streben?
Es will der Menſch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt' ihr, ſel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienſte ſich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt ſein Leben,
So laßt ihn ſchnell in leichten Duft zerrinnen.

Es ſchwebt die Seele gern auf ſüßen Tönen,
Und lauſchet ſinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit ſchon den Wunſch gewähre.

Sie wünſcht ſich im Geſang ſo zu verſchönen,
Daß ihren Leib das Flammenſpiel entzünde,
Sie ſelbſt in leiſen Hauch ſich bald verkläre.

Zweiter Theil.

Als die Sonne nun verſunken,
Blühet noch der Abend roth.
Lange ſchienen weit die Flammen,
Gegenüber ſtand der Mond;
Wie zwei Welten gegenüber,
Dieſe bleich und jene roth,
Mitten inne kleine Sterne,
An des Himmels Gürtel hoch;
Unten dann die große Erde,
Wo im tiefen Dunkel ſchon
Blumen duften, Bäume rauſchen
Bei der Nachtigallen Ton.
Blaß wird jede ſchöne Gluth
Und die Freude ſinkt vom Thron;
Fern iſt ganz des Tages Mutter,
Lichter ſcheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Menſch ſich
Und iſt auch im Dunkel froh.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir ſpricht,
Mich beſeelend zu der Reiſe:
„Folge treu dem alten Gleiſe,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen ſonſt die ſchweren Tage;
Fort zu andern
Sollſt du wechſeln, ſollſt du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage.“

Sanfte Ebb' und hohe Fluth,
Tief im Muth,
Wandr' ich ſo im Dunkel weiter,
Steige muthig, ſinge heiter,
Und die Welt erſcheint mir gut.
Alles reine
Seh' ich mild im Wiederſcheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es ſtreben alle Kräfte,
So matt ſie ſind, zur Erde doch zu wirken.
In den ew'gen Bezirken
Der ſchönen Welt iſt das nur mein Geſchäfte;
Das muß ohnmächtig immer ich verſuchen,
Und traurig dem beſchränkten Looſe fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen,
Und warme Sommernächte ſchön erhellen,
Wo leiſe Freudewellen
Der Erde Kinder fühlen nach den Tänzen;
Sind's Sonnengeiſter nur, die ſanfter ſpielen.
Mein eignes Weſen könnt ihr ſo nicht fühlen.

Doch wenn ich ſeltſam ſcheine,
Aus dunkeln Wolken ängſtlich vorgeſchlichen;
Dann iſt die Huld' entwichen,
Es merkt der Menſch mit Schaudern was ich meine.
So zeigen Geiſter ſich, um euch zu wecken,
Und laſſen ahnen die verborg'nen Schrecken.

Zwei Nachtigallen.

Die Erſte.

Sieh, es ſteigt zum dunklen Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel;
Und ſo ſtröme volle Wogen
Liebesluſt in heißer Klage.

Die Zweite.

Was die Worte nimmer ſagten,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Geſange,
Das verſchöne ſich im Chore!

Die Erſte.

Lange war die Bruſt verſchloſſen,
Und mir fremd die ſüßen Gaben.
Was ich wußte, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir ſchallte.

Die Zweite.

Wenn der Liebe Ruf uns faſſet,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlaſſen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die Erſte.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten ſolcher Wonne
Neu die alten Schmerzen kamen.

Die Zweite.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreit vom dunkeln Looſe,
Daß, wo Freuden ſich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die Erſte.

In der Trauer blühen Roſen.
Seit die Bruſt im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Luſt gefloſſen,
Kann ich in Geſängen klagen.

Die Zweite.

Süße Weihung treuen Gatten,
Wenn ſie gleichen Schmerz geſogen!
Was kein Irdiſcher errathen,
Finden ſie im gleichen Tode.

Beide.

Es verſchönet ſich im Chore
Liebesgluth in heißer Klage;
Was die Sonne nimmer ſagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

Das Mädchen.

Wie ſo innig, möcht' ich ſagen,
Sich der meine mir ergiebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Will ich's ſagen, ſo entſchwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöſſ' es hin in Harmonien,
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann ſagen,
Wie er innig ſich mir giebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Der Waſſerfall.

Wenn langſam Welle ſich an Welle ſchließet,
Im breiten Bette fließet ſtill das Leben,
Wird jeder Wunſch verſchweben in den einen:
Nichts ſoll des Daſeins reinen Fluß Dir ſtören.
Läßt Du Dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe, losgelaſſen,
Der Kraft in vollen Maſſen ſich entladen,
Daß unten tief ſich baden die Gefühle,
Im bunteſten Gewühle wilder rauſchen,
Bis ferne Männer lauſchen und voll Bangen
Das nah zu ſeh'n verlangen, was mit Grauſen
Die Seel' erfüllt im Sauſen ſolcher Wogen,
Die manchen ſchon betrogen, und nicht zubten,
Bis tiefer in die Fluthen ew'ger Leiden
Verſchlungen ſie die Beiden, die vereinet
Im Silberſchaum den ſüßen Tod beweinet.

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,
Man darf den ſüßen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' es auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten, die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muß der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das Eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,
Daß wir in Düften unſer Sein verkünden;
Muß jungen Blüthen noch die Luſt erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen und ſchön geflocht'nen Lauben
So innig ſich verbunden,
Die Luft mit ſüßerm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich ſtrebt der Menſch mit ſchlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daß jeder Blume Geiſt ſein Geiſt gewinne!
Wo holde Lüfte ſpielen, daß jeder Hauch zerrinne,
Umfloſſen von Gefühlen
Vergißt er bald, von welcher Luſt er trinket,
Wenn er berauſcht in Balſamfluthen ſinket.

Der Sänger.

Nimmer wird das Leid gewendet
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo es gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit ſich bethören,
Muß ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.
So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder ſchallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo er gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du ſtauneſt, o Menſch, was heilig wir ſtrahlen,
O folgteſt Du nur den himmliſchen Winken,
Vernähmeſt Du beſſer, was freundlich wir blinken,
Wie wären verſchwunden die irdiſchen Qualen!
Dann flöſſe die Liebe aus ewigen Schaalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umſchwebte die Fluren,
Es funkelten Stern' auf den heimiſchen Thalen.

Aus göttlicher Quelle ſind alle genommen,
Iſt jegliches Weſen nicht Eines im Chore?
Nun ſind ja geöffnet die himmliſchen Thore,
Was ſoll denn das bange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr ſchon zur Tiefe geklommen,
So ſähet, das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und ſpielend um's Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Die Gebüſche.

Es wehet kühl und leiſe
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tauſend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brauſen,
Und in den leiſen Worten,
Die durch die Blätter rauſchen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geiſter heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geiſter Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume,
Ein leiſer Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauſchet.

Der Dichter.

Der ſchwarze Mantel will ſich dichter falten,
Die freundlichen Geſpräche ſind verſchollen;
Wo allen Weſen tief Geſang entquollen,
Da muß die ſtumme Einſamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
Und Fantaſie nicht mehr der Täuſchung zollen;
Was farbig prangt, muß bald in's Dunkel rollen,
Nur unſichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in Deinen Schauern!
Es ſtrahlt in Dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt ihn in's große All aus engen Mauern;

Er iſt in's Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'ſchen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil ſchon die Binde ihm vom Haupt genommen.

IV.

Stimmen der Liebe.

Die Fröhliche.

Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüſſige.
Ach kläng' die meine ſchöner nur und ſingender,
Dann ſollte froh erwiedern jeder Müſſige,
Die Lieder tanzen wilder ſtets und ſpringender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Fantaſie ſich ſelbſt nicht kann regieren,
Und freie Verſe muß improviſiren.

Schon hör' ich Dichter ſingen voll Gelahrheiten,
Uns warnend, daß der Jugend Roſe flüchtig;
Wie luſt'ge Götter oben in den Klarheiten
Die Element' auch lieben alſo tüchtig.
Sie ſagen, Liebe lehr' uns ew'ge Wahrheiten;
Das glauben ſie im Ernſt nur reden wichtig,
Wie Pflanzen, Thiere, ja die Stein' nicht minder,
Sich lieben all' und alle kriegen Kinder.

Die klügſten Frauen ſcherzen mit der Liebe;
Selbſt Mädchen fürchten, ſonſt noch unerfahren,
Die Langeweile dieſer ew'gen Triebe.
Wo wir bei kühnem Spott oft fröhlich waren,
Den ſchönen Kreis, der ſonſt nicht ſchön mehr bliebe,
Laßt heilig uns vor jedem Ernſt bewahren.

Was wär's auch, wenn die Luſt, die uns verſammelte,
Gleich jeden wieder in ſich ſelbſt verrammelte?

Man frage nicht, ob's Frauen oder Männer;
Man frage redlich nur, wer iſt wohl witziger?
Ein Scherz hat hier vereint des Scherzes Kenner,
Geſell'ger Streit macht jede Schärfe ſpitziger;
D'rum laßt vom Zügel frei der Laune Renner.
Die ſchöne Luſt ſei toller ſtets und hitziger;
Das Mädchen ſoll nicht denken an das Weibliche,
Der Mann dafür vergeſſen alles Leibliche.

Entflammen mög' euch Poeſie, die gütige,
Sie ſei euch Wein, und Freiheit unſre Liebe.
So trotzen dem Geſchick wir Uebermüthige,
Und ſpotten ſeiner ungeſchickten Hiebe.
Die Scherz nicht kennen, ängſten ſich wie Wüthige,
Und bleiben dumm, wie ſehr man ſie auch riebe;
Wir aber wollen hoch in Lüften ſchweben,
Zur Luſt von neuem und durch Luſt erheben.

Wechſelgeſang.

Sie.

Leicht fühl' ich mich, als ſchwebt' ich ſchon von hinnen
Und brächte Dank den Gütigen dort oben,
Wo Freudenſtröme lau im Aether rinnen,
Daß mein Geſchick ſie mir ſo leicht gewoben;
D'rum wollen neue Thorheit wir erſinnen,
Und laß zur Sicherheit noch Dir geloben,
Daß ich die Kühnheit nicht zu furchtſam meide,
So frei Du ſchwärmſt im Bereich ſeiner Freude.

Er.

So frei Du ſchwärmſt im Bereich ſeiner Freude,
Seh' ich doch auch das Gold im Glaſe blinken;
Und willſt Du, daß ich keinen Gott beneide,
Vergiß die ſtrenge Sitt' und laß uns trinken,
Bis wir vom heitern Scherz berauſcht ſind beide.
Die Kunſt iſt leicht, nur folge meinen Winken!
Auch darfſt Du nicht von andern Dingen träumen,
Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen.

Sie.

Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen,
D'rum darf ich lang're Rede nicht erlauben.
Ich ſchwör' es dort bei den azurnen Räumen,
Und was ich ſchwöre, magſt Du ſicher glauben;

Ich will Verſäumtes länger nicht verſäumen,
Und niemand wird mir dieſen Vorſatz rauben;
Du ſollſt in dieſer Kunſt mich unterrichten,
Bei'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten.

Er.

Bei'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten,
Die mir vor allen immer heilig waren;
Und darf ich nur der Hoffnung Anker lichten,
So werd' ich froh begraben die Gefahren,
Im ſüßen Rauſch die ganze Welt vernichten,
Von ird'ſchem Unmuth rein den Muth bewahren,
Und ſelig nur das Eine wünſchen müſſen,
Ich dürfte, Liebling, Dich mit Anmuth küſſen.

Sie.

Ich dürfte, Liebling, Dich mit Anmuth küſſen,
Und thät' es, wenn ich wüßte, was es ſollte.
So treibt am Wege Weg' in wilden Flüſſen,
Als ob die Sorge jede hindern wollte,
Wie quellend Kuß an Kuß in Lieb' Ergießen
Sich reiht, ſeit Langeweil' der Nacht entrollte.
Weißt Du, mein Freund, nur dieſe alte Weiſe,
So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe.

Er.

So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe,
Bis wir aus ihm in unſer eignes lenken;
Und dieß geſchieht zu Zeiten auch ganz leiſe.
Ein Bild nur iſt, um Sinn darein zu ſenken,
Der Kuß; drum will nach Deinem Wunſch ich weiſe
Zur alten Sitte neuen Geiſt erdenken.
Wird es mich ſchon zu Treu und Tod bethören,
Laß froh beim Kuß uns ew'ge Treue ſchwören.

Sie.

Laß froh beim Kuß uns ew'ge Treue ſchwören,
Wo Reize lachen, ſinnlich ſie entfachen,
Des Liebchens Wünſche langſam zu erhören,
Im ſchönen Wechſel leichter Freuden lachen:
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange matte Einerlei verlachen.
So werden wir denn frei und froher leben,
Wir göttlich leicht wie in den Lüften ſchweben.

Er.

Wir göttlich leicht wie in den Lüften ſchweben,
Und ſelig zu den heil'gen Sternen kommen,
Was ſoll noch Freude Dir den Buſen heben.
Sind nur der Erde Lüfte uns entnommen,
Iſt Liebe, ewig grün, des Lebens Leben;
Und haſt Du, was ich ſchwärmend bat, vernommen,
So weiß ich ferner keinen Stoff zur Klage,
Als daß zu ſchnell entflieh'n des Frühlings Tage.

Lied.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu ferne;
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles was sie will verschönen.

Wenn sich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach! so gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht sagen,
Wie die Seele sich bewegt.
Wenn sie jemahls sich beschränken!
Sich in Laut und Wort zu senken,
Kann sie nimmer sich entwöhnen!
Doch was soll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen schlagen,
Hell die grüne Farbe brennet,
Will ich, was die Blumen sagen,
Und das Auge nur erkennet,
Leise kaum mich selbst befragen.
Wenn ich wandl' auf stiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und sie fühlend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken steh'n zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns verſagte,
Denkt in hellen Fantaſien,
Was er nie in Worten ſagte.
Worten iſt es nicht gegeben,
Unſre Seele zu beleben;
Läßt ſich ahnen ſchon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag ſie gerne.

Wenn ſich uns Muſik ergießen,
Darf es der Geſang nur wagen,
Und im Wohllaut hingegoſſen
Leiſe zu der Laute ſagen,
Daß im Wohllaut wir zerfließen.
Wenn man den Geſang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden ſie ſich leicht verſöhnen,
Und die ſchöne Liebe könnte,
Alles, was ſie will, verſchönen.

Parodie.

Sagt ich Wer und Wo und Wie?
Wenn ich ſie zum Beſten habe,
Manch verſchwiegne liebe Gabe
Wär' es nicht mehr [illegible]

Wenn ſich neue Liebe regt,
Pflegen ſie es leicht zu wagen,
Was ſie fühlend doch nicht ſagen,
Wie das Herz ſich auch bewegt.
Wenn es noch ſo leiſe ſchlägt,
Hört es doch die eine Sie,
Die ihm gern das ihre lieh;
Und ſo eben ſo geht's allen.
Wollt' ich durch den Scherz mißfallen,
Sagt' ich Wer und Wo und Wie.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen
Und im dichtbelaubten Hain
Mit der Liebſten Du allein,
Magſt Du's fühlen, doch nicht ſagen.
In ſo wunderſamen Lagen
Iſt ein zu beſcheid'ner Knabe
Selten wie ein weißer Rabe;
Und ſo oft ſie das beſtritten,
Hat es jede noch gelitten,
Wenn ich ſie zum Beſten habe.

Wer es je im Herzen wagte,
Sich den Himmel zu erringen,
Kann oft solch' ein schön Gelingen,
Daß er endlich sich beklagte.
Wenn ich allzu kühn es sagte,
Tadelt nicht des Scherzes Gabe,
Nehmt zufrieden, was ich habe.
Liebe sollte Lust erwecken,
Jeder gern die Mädchen necken,
Gleich vertheilend solche Gabe.

Wenn sich uns Musik ergießen,
Dürfen doch die Augen fragen,
Was im Grunde nichts will sagen,
Bleibt es bei so leichten Weisen.
Was man einmahl nicht gewiesen,
Liebt man immer oder nie,
Wie die süße Frucht gedieh.
Wenn es nur bei Scherzen bliebe,
Ohne vollen Ernst der Liebe,
Gäb' es keine Ironie.

Bildniſſe.

Erſtes.

Der Blume gleich, die ſich zur Sonne wendet,
Erhebt das ſchöne Haupt, ſo ſanft gebogen,
Von ſeid'ner Locken Heil'genglanz umflogen,
Das Auge, das zum Himmel Strahlen ſendet.

Die edle Naſe, die ſo ſinnreich endet,
Der hohe Mund, der glatten Stirne Bogen,
Der Wange Braun, von Rothe angeflogen,
Sie ſcheinen ganz zur Harmonie vollendet.

Wer ſieht den Wurm an dieſer Blume nagen?
Wer ahnet nahen Tod in ſchöner Hülle,
Die Schmerzen, die des Knaben Herz umwinden?

Zerriſſen in der Harmonien Fülle,
Scheint mitleidsvoll der ſtille Geiſt zu ſagen:
Das Schönſte muß, erſcheinend Euch, verſchwinden.

Zweites.

Die hellen Blitze hatten uns geblendet
Des Auges, das kein Nebel noch betrogen,
Wenn Anmuth ſelbſt den Umriß nicht gezogen,
Und jedes Lächeln um den Mund verſchwendet.

Dem Himmel ſcheint der Mienen Spiel entwendet,
Das, wie Muſik enteilt, auf ſchnellen Wogen,
Dem ird'ſchen Blicke oft ſo raſch entflogen,
Eh' er dem Scherz die Freude nachgeſendet.

Wer ſieht den Mund nicht leiſe ſpottend fragen?
Wer wähnt, daß er dem Auge ſich verhülle?
Wer möchte dieſer Stirn nicht Kränze winden?

Ob ſich nur Freude kindlich hier enthülle,
Ob zarte Geiſter neckend ſelbſt ſich plagen,
Darauf wird keiner wohl die Antwort finden.

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die, ach! ſo gern Dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll Dir weih'n die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ält're Knospen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blüht ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt Dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

D'rum überraſcht Dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein and'res bald in Wonne tauchen.

Zweiter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
Im Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glüh'n auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glanzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die heben Augen
Vom Schmerz, der Dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſaugen,
So glühe, liebe, trau' in dunkler Schöne.

Dritter.

Laß weiße Roſen Dir die Stirn' umkränzen,
Zum ſchönen Zeichen, das die Freund' erfreue;
Wie in dem milden Herzen reine Treue
Nie Farbe wechſelt vor der Täuſchung Glänzen.

So ſchwebe heiter mit in unſern Tänzen,
Daß ſich an Deiner, unſre Freud' erneue,
Erhalte Du ſie rein und fern von Reue,
Bis Engel Dich mit hellern Roſen kränzen.

Denn wie der weiße Schmuck der Seele Zeichen,
Die gern das Wort verhüllt in ſtillen Bildern,
Von treuer Lieb' und Unſchuld nie zu weichen;

So ſoll, daß wir ungläubig nicht verwildern,
Uns Deine Treue, was wir nie erreichen,
Das Urbild aller Treu' im Abglanz ſchildern.

Vierter.

Wen hat Dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt Du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen!

Wer wollte da nicht froh und freier hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heit'rer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen!

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt and're gern mit leichten Blitzen reizen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Der Verlaſſene.

„Roſen, ſüße Marianna,
Marianna, ſüße Roſen
Reicht Dir hold Dein holdes Kindlein,
Treu zu ſchmücken Deinen Frohen.
Grün verhüllt noch Knoſpe dieſe,
And're prangen freudig offen.
Eine, eine nur gewelket,
Unter dieſen vielen Roſen!“ —
„„Dieſe eine,““ ſprach Maria,
„„Dieſe eine magſt Du loben;
Wenn die rothe Hülle bleichet,
Athmet frei die Liebe oben.““ —
Als nun heil'ge Luft gehauchet,
Ward die Seele fortgezogen:
Ihre und der ſeinen Seele,
Und das Kindlein glänzt noch heller,
Friſch im Arm der bleichen Mutter,
Die es ſchlummernd angeſogen.
Weh, daß ſie entflohen!
Und den Jüngling traf es heimlich,
Daß der Frühling ihn betrogen.
Leiſe ſprach der hohe Jüngling:

„Schöne Augen ſind verloſchen,
Doch der Himmel glänzt nur heller.
Roſenſchein hat ſich ergoſſen;
Könnte den Dein Händchen greifen,
Dürft' ich nicht mehr irre folgen.
Keine Stunde darf ich zaudern;
Lächle Mädchen mir gewogen!
Marianna, unſre Mutter,
Marianna, meine Roſe,
Leuchtet roth am blauen Himmel,
Wo die tiefen Augen locken,
Bis ich in Azur zerfloſſen.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Doch das Kindlein lachte fröhlich,
Schlug die blauen Augen offen;
Daß die Mutter wieder käme,
Mocht' es wohl im Stillen hoffen.
D'rum ſo mocht' es fröhlich lachen,
Seinen lieben Vater koſen,
Haſchte nach den bunten Lüften,
Denn die Welt erſchien ihm golden.
„Deine Züge ſind wie ihre,
Die ich nie mehr ſehen ſollte;
Deine Augen ſind gleich ihren,
Als ob trinken ſie mich wollten,
Und Du lächelſt wie Maria,
Die im Lächeln mir entflohen.
Weil Maria mich verlaſſen,
Weiß ich nichts mehr von der Tochter.
Weh, daß ſie entflohen!“ —
Irrend eilt' und irrt' er weiter,
Wollte gern den Geiſt ermorden,
Träumte kindiſch tief und tiefer,
Und vergaß, daß ſie geſtorben.
Leiſe weint' er in die Laute,

Bis zum Hauche er geworden:
Glänzend ſchimmert noch die Thräne,
Wie im Blau der Himmelsbogen.
Glänzend blühet auch das Kind,
Wie im Licht die rothe Roſe.
Nach dem heiter blauen Lande,
Wo die ſüße Mutter wohnet,
Wandte ſie die jungen Blicke,
Wie die Blume nach der Sonne,
Und man hieß ſie Cöleſtine,
Weil ſo himmliſch blüht die Knoſpe,
Wie die junge Mutter blühte,
In der Liebesluſt Aurora.
Weh, daß ſie entflohen!

Die Freudige.

Die Träume verſchwinden, Aurora erſcheint.
Es lebte und ſtrebte verſchloſſen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte Dich ewigen Freund.
Zu Dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens Dich immer gemeint.

Nun darf ich der Freude Muſik nicht entfliehen;
Es ſind ja die Schmerzen in Wohllaut verſchwunden.
Kühn heb' ich die Stirne von Kränzen umwunden,
Zu ſingen mit Dir der Luſt Harmonien.
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht:
Wo Du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich ſchaue vom Felſen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich ſie nie zuvor noch geſehen,
Die Waſſer, die Bäume, ſo Kühlung uns wehen,
Das freudige Spiel der jungen Naturen;
An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren,
Ich kann es nicht ſagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

Wie dürſtet mich, ach! nach den himmliſchen Quellen.
Das Dunkel iſt klar, und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich ſehe der Liebe das Leben entquellen.
Ich kann nicht entſteigen den lieblichen Wellen,
So dringen zur Seele die ſüßeſten Gluthen;
Die Erde begrüßt mich, in Frühlinges Fluthen,
Ich fühle die Sehnſucht den Buſen mir ſchwellen.

Erſcheinung.

Einſam blieb die Mutter auf der Erde
Einſam ſteht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen,
Lebt ſie ſchweigend und will ſchweigend enden;
Denn nur einmahl weinte ſie von Herzen.
Als ſie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer ſie geblendet.
Ihren Knaben ſah ſie lächelnd ſchweben,
Andre Kinder ſchwebten um ihn ferne.
Tändelnd ſaß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

„O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir ſpielen!
O wie bunt ſind die Kinder,
Die mit mir fliegen!

Sie ſcheinen mich zu hüten,
Und geben Süßes.
Ich ſehe, daß ich glänze,
Und habe Flügel.“

Mit den Worten war der Schein verſchwunden.
In dem Glanz vergaß ſich ſelbſt die Mutter;
Doch der Schrecken faßte ſie im Dunkel,
Daß ſie wohl auf ewig hingeſunken,
Wenn nicht neues Licht der Nacht entſprungen.
Ernſthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittet aus der Ferne nimmer ruhend,
Klagend fließt Geſang vom ſüßen Munde.

„Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Roſen;
Ich frage nach der Mutter,
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war ſo gern auf Erden
Und liebte recht die Sonne;
Nun bin ich leiſer Schatten,
Sie winken mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen;
Ich bin noch kindlich blöde;
Was ſoll ich ſchon am Throne?

Du haſt mich auch verlaſſen,
Sonſt wärſt Du ſchon gekommen.
O komm zu Deinem Kinde,
Das ungern Dir entflohen!"

Als das ſüße Mädchen ſang die Klagen,
War's als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöſ't in Thränen mich zu baden,
Die nun ewig einſam und verlaſſen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

Anſichten.

Die Fröhliche.

Wie friſch vom Regen mit erneuter Blüthe,
Die grünen Kinder blühen im Gefilde,
So ſpielt im heitern Licht die inn're Güte,
Wenn ſüßer Rede Thau uns netzet milde,
Im bunten Glanze froh ein leicht Gemüthe
Zum Scherze dichtet flüchtige Gebilde,
Wo Leichtſinn oft den leichten Sinn verſchönet,
Der Witz ſich zierlich ſelbſt zum Schein verhöhnet.

Die Trauernde.

Im Dunkel wohnt die hohe Gluth verſchloſſen,
Und tiefer gräbt das Herz ſich ſelbſt die Wunde,
Das gern in Thränen wohl ſein Blut vergoſſen,
So lang' es einſam weint, den Freund nicht funde.
Leid wird zur Freude unter Leidgenoſſen,
Wo man im Schmerz vernimmt der Gottheit Kunde,
Und trifft das Wort die Tiefe unſ'rer Trauer,
Die Wahrheit uns ergreift mit leiſem Schauer.

Die Glückliche.

Der Sommer glüht im Purpur der Granaten,
Und auch die kleinſten Blümchen ſchimmern golden,
Und wenn der Abend weht in grünen Saaten,
Wird alles ſanft der gleiche Schein vergolden;
So kann auch Einen Sinn nur fühlend rathen,
Die Seele in des Freundes Wort, dem holden,
Ein Sinn, der, wie die Worte ſchweben, bliebe:
Was ihr klagt oder ſcherzt, es iſt nur Liebe.

Klage der Mutter.

Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen
Seit mir die Welt verſchwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;
Von wo aus freudig ſtrömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zuſammen.

Zurückgetreten ſind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundin lindern,
Erregt ihr ſanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmahl ſtrömen frei in's Freie,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

Das Kind an die Mutter.

Ich komme Dich zu bitten,
Du liebe Liebe,
O laß' Dich grün umkränzen
Von Deinem Kinde.

Weg mit dem dunklen Schleier,
Dann biſt Du ſchöner;
Und ſchau' die ſüßen Blüthen,
Wie glänzt es fröhlich!

Die Sonne ſcheint ja, Mutter!
Du kannſt mir glauben,
Und willſt Du Dich nicht kränzen,
So werd' ich traurig.

Sind Deine Augen heiter,
So lacht das Grüne;
Sind Deine Augen dunkel,
So ſtirbt die Blüthe.

Die Unzufriedene.

Es merket kaum die Leiden
Das leicht erfreute Auge;
Und ob auch Fremde horchen,
Mußt Du Dich ſtets im Dunkel einſam glauben.

Sie eilen ſchnell und weiter
Bewußtlos hin im Raube,
Mit leichtem Muth ſich täuſchend,
Zum Todesſchlummer kaum geweckt vom Traume.

Und lebt' ich zu den Beſten,
So muß ich tiefer trauern,
Wenn Edles ſo verdorben,
Als ob der Menſch nur zum Gemeinſten tauge.

Die Sorge zu zerſtreuen,
Muß man wohl Schmerzen kaufen;
Dem Leichtſinn es ergebend,
Das volle Herz durch leeren Schein berauſchend.

O, Leben, leeres Leben!
So lange du auch daurſt,
Muß der im Zweifel ſtreiten,
Den du umſchloſſen hältſt in engen Mauern.

Die Heitere.

Rede heiter, denke milde,
Schwebe ſtill im ſanften Gleiſe,
Blühend nach der Blumen Weiſe;
Wie ſie duften im Gefilde,
Lebe linde, liebe leiſe.

Die Eitle.

Reizte Schönheit keinem eigen,
Wär' das Leben
Reizend ſchön, ein lieblich Streben.

Gebend raubt den ſchönen Schein
Dem, der eh' ſie gab, ſich ſehnte,
Die ihm hingegeben wähnte,
Sein zu werden ſei ihr Sein.
Keiner darf der Eine ſein;
So kann ſchweben
Reizend ſchön der Liebe Streben.

Das Mädchen.

Wenn mich einſam Lüfte fächeln,
Muß ich lächeln,
Wie ich kindiſch tändelnd koſe
Mit der Roſe.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht' ich ſcherzen:
Könnt' ich, was ich ahne, ſagen,
Würd' ich klagen,
Und euch bange hoffend fragen:
Was verkünden meine Looſe?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Roſe,
Muß ich lächelnd dennoch klagen.

Bekenntniſſe.

Der Heitere.

Mädchen, Mädchen, laß Dir ſagen,
Wenn der Mund im Lächeln ſchwebt,
Wangen röther ſie verklagen,
Buſen ſich neugierig hebt,
Will das Mädchen Liebe wagen.
Einen Wunſch nur kann ich geben:
Fühl' die Freuden immer neu;
Einen Rath, ihm nachzuſtreben:
Flieh' den Ernſt und glaube treu,
Scherz der Lieb' iſt ſchönſtes Leben.

Götter ſcherzen mit der Welt,
Männer müſſen handeln, ſiegen,
Fallen, wie das Schickſal fällt.
Keiner mag es überfliegen,
Wär' er auch der kühnſte Held.
Schönheit darf zum Himmel ſchweben,
Frauen haben Götterrecht,
Leichtes Freudeſpiel zu weben,
Ernſte Müh' geziemt dem Knecht;
Scherzend liebt, die frei will leben.

Andre Scherze welken bald,
Ohne Lieb'erwiederung,
Laſſen einſam uns und kalt.
Liebe, ewig leicht und jung,
Fühlt ſich trübe nie, noch alt.
Holde Luſt geheimen Gebens,
Deine Roſen, ſüße Scham!
Bindet ſie zum Kranz des Strebens;
Selbſt ihr Gram iſt linder Gram,
Scherz der Lieb' iſt Ziel des Lebens.

* * *

Der Glühende.

Lockend ſchwillt der Mund der Roſen,
Oeffnet Dir des Duftes Fülle;
Willſt Du ſüß begeiſtert koſen,
Sticht ein Dorn aus Blumenhülle,
Spottet noch, wenn Schmerzen toſen.
Dürft' ich ſagen, wie ich liebe,
Ungeſtört im leiſen Bunde,
Aus dich athmen, Gluth der Triebe,
Klagt' ich nicht mehr; Roſamunde,
Wilde Scherze ſcherzt die Liebe.

Heißer fühl' ich ſtets die Wunden,
Flöhe gern den Blitz der Augen,
Kann zerriſſen nie geſunden,
Bis ich Mund an Mund darf ſaugen,
Süßen Tod von Roſamunden.

Wenn ſie ferne mich vertriebe,
Seufzt' ich ferne nach der Frucht,
Die mir ewig Blume bliebe.
Fliehend hindert mich die Flucht,
Wild und wilder ſcherzt die Liebe.

Anmuth will den Muth mir rauben,
Will in Unmuth mich verſenken,
Meiner Wehmuth nichts erlauben!
Neuen Traum will Treu' erdenken,
Aber Reue ſcheut zu glauben.
Wenn mein Herz, von Leid nun trübe,
Ihr entſagt' und nichts mehr ſagte,
Und im Mißverſtändniß bliebe,
Würdet ihr gerührt euch fragen:
Scherzt ſo wilden Scherz die Liebe?

Der Beſonnene.

Vor des Lebens Doppelwege,
Tritt der Ernſt zum Jüngling hin,
Zeigt dem Muth'gen enge Stege,
Oder Scherz berauſcht den Sinn,
Daß nur Luſt zur Luſt ihn rege.
Glücklich aber, wer die beiden
Kühn beſiegend ſchlau verbunden!
Kein Verhältniß darf er meiden,
Hat des Räthſels Sinn gefunden:
Ernſte Freud' und Schmerz mit Leiden.

Milde lächeln, milde ſchonen,
Sah ich die Geliebte ſo;
Will ſie ſcherzend Treue lohnen,
Wird das Herz mir ſchmerzlich froh,
Wähnt' in ihrem noch zu wohnen.
Keinen Scharfſinn darf ich neiden,
Seit mein Sinn ſich ihr verband,
Der ſo innig als beſcheiden,
Sie des Leichtſinns Tiefen fand;
Ernſt in Freud' und Scherz mit Leiden.

Der Unbefriedigte.

Glaubend einſt, ſie lieb' im Ernſt,
Ward ich ſtolzer ſchon und ſagte:
„Glück, wenn du dich je entfernſt" —
Als ſie unterbrechend fragte:
„„Ob Du Scherz verſtehen lernſt?""
Was bezaubert nun mein Herz?
Wie ſie lieblich lieblos handelt.
Was erregt mir regen Schmerz?
Daß ſie wankend ſtets verwandelt,
Scherz in Ernſt, und Ernſt in Scherz.

Der Unglückliche.

Herz, was frommte Deine Treue?
Stille Reue.
Geiſt, mein Geiſt! wohin verloren?
In tiefen Zoren.
Magſt Du keinen mehr beneiden?
Leer ſind Freuden.
Freude alſo will ich meiden,
Wie ſie ſchön und ſchöner glänze,
Leicht zerreißen zarte Kränze,
Schwere Ketten ſind dann Leiden.

Was muß ich innig Dich betrüben?
Wie ſie lieben.
Tröſten Dich nicht gut'ge Freunde?
Beſſer Feinde.
Hoffſt Du nichts vom künft'gen Tage?
Neue Plage.
Ewig alſo ich entſage,
Lieb' und ſüße Freundſchaft dir!
Freuden werden Leiden mir,
Täuſchung flieh', willkommen Klage!

Der Zürnende.

Wenn leiſer Reiz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als deine ſchöne Flamme, heil'ger Zorn!
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehegt.
Die höchſten Roſen blüh'n an ſcharfem Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluthen.

Es drängt der Muth Gefühl oft an Gefühl,
Die inn're Liebe ſtockt im Uebermaaß;
Der Himmel ſcheint Dir ſchwer, der Aether ſchwül.
Wenn endlich dann entbrannt der Muth genas,
So daucht die Welt Dir wieder grün und kühl,
Du regſt Dich leicht im neuen Ebenmaaß,
Wie ſich nach rothem Bliz und ſchwarzem Regen
Die bunten Gärtnereien friſch bewegen.

In Lieb' und Zorn blüht alles Lebens Kraft.
D'rum trenne frevelnd nie den hohen Bund,
Der ewig neu die Welt verjüngend ſchafft,
Und macht des Menſchen heilig Weſen kund.
Wer von dem ſüßen Loſe ſich entrafft,
Dem ſtäubt die Flamme leicht vom ſel'gen Mund,
Nur leicht kann Schönheit, ſchnell verlezt, entbrennen;
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel erkennen.

Wahnſinn.

Bittre Schmerzen reißen wild,
Herz, ſei mild!
Denn du magſt es doch nicht ſagen;
Nimmer half ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen dir dein Bild.
Tod wär' Freude,
Nähme nur die Erd' uns beide!
Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.

Laute, dieſen Mißlaut ſtreich,
Und dann brich,
Eh' ich ganz in Haß verſunken,
Wahnſinn rede todestrunken,
Weil die Einz'ge von mir wich.
Gebt mir Blut,
Daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's that,
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth.

An die Jungfrau.

Die hohen Augen werden mich verzehren.
Maria, große Mutter, ach verſchone!
Verbirg das lichte Haupt, die Strahlenkrone;
Wie ſoll ich ſonſt dem irren Wahnſinn wehren?

Du ſelber, Heil'ge, mußt mich Sanftmuth lehren,
Daß ſchöner Tod, geweiht vom ew'gen Sohne,
Am Kreuz der Liebe meine Sehnſucht lohne.
Was ich beginne, muß die Gluth vermehren.

So blicke wieder und dann laß mich ſterben! —
Wie eilt' ich ſchnell durch dieſer Erde Schwächen!
Früh oder ſpät muß alles ſo verderben.

Aus Liebe einzig floß, was ich verſchuldet;
In Liebe will das Herz, Madonna, brechen,
Deß irre Liebe gnädig Du geduldet.

* * *

Abſchied des ſterbenden Sängers.

In Liebe lebend ſtreb' und bilde Werke,
Verklär' im Farbenglanz geliebte Leiden,
Und mahl' in Liedern, die kein Licht beneiden,
Des Feuers Schönheit, das Dich ewig ſtärke.

Nun wiſſe, daß ich mich verſchwinden merke,
Die Liebe will, ich ſoll vom Leben ſcheiden,
Der Freude Heimath mußt' ich lange meiden,
Berauſchend raubt Muſik die letzte Stärke.

Mein einzig Leben war, den Tod verſchönen,
Der Andern tiefgefühlte Noth beweinen,
Was ſterbend Luſt dem troſtberaubten Herzen.

Und weint Dein Geiſt bei den zerriſſ'nen Tönen,
So werd' ich ſelber Dir alsbald erſcheinen
Mit leiſer Stimme in den wilden Schmerzen.

Klaggeſang am Grabe eines Jünglings.

* * *

Erſte Stimme.

Jasmin und Lilien, Veilchen, junge Roſen,
Der liebſten Blumen Fülle will ich bringen,
Durch ſie dem ſchönen Schatten liebzukoſen;
Und kann noch Freude, Jüngling, zu Dir dringen,
Daß neu am kühlen Ort Dein Herz erwarme,
So muß es, Freudenreiche, mir gelingen.
Dein blaſſer Geiſt ſchon frei vom alten Harme,
Er wird zur Erde wiederkehren wollen,
Wenn ich ihm freundlich öffne dieſe Arme.

Zweite Stimme.

Ich weiß nicht, was des Frühlings Kinder ſollen;
Seit mir verwelkte aller Blüthen Blume,
Kann ich nur Schmerzen dieſer Urne zollen.
Fließt, Thränen! Seufzer, athmet ihm zum Ruhme!
Was Worte nimmer ſagten, fühl' verſunken,
Du ſtille Klag' im innern Heiligthume.
Es glimmen in der Aſche ew'ge Funken;
Neu werd' in Deinem neuen Glanz ich leuchten,
Wink nur, und alle Bande ſind entſunken!

Erſte Stimme.

Ach, wenn Dich ſüße Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundin Wange feuchten.

Zweite Stimme.

Ach wollteſt Du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Das Mädchen ſchweben froh in leichten Tänzen.

Erſte Stimme.

Geheimnißvoll und lockend, wie von drüben,
Erklang des Jünglings Stimm' in Deine Seele,
Zur ewigen Muſik ſie vorzuüben.

Zweite Stimme.

Verſchwunden iſt das Lied der ſüßen Kehle.
Die Laute muß es einſam tief beklagen,
Wie ſchnell ihn raubten des Geſchicks Befehle.

Erſte Stimme.

Auch mir erſchien geliebt in heitern Tagen
Des wunderbaren Sängers zarte Blüthe;
Nun daß ſie welkte, muß ich ewig klagen.

Zweite Stimme.

Nein, angerührt von Deiner frohen Güte,
Heilt jeder Schmerz, es keimet ſchönes Leben;
D'rum lebt der Schatten noch Dir im Gemüthe.

Erſte Stimme.

Bald welkt zum Schatten jedes freud'ge Streben.
So ſtehn, Arme! und die dunkeln Looſe;
Das Schön' iſt jedem Hauche hingegeben.
Die Freude ſtirbt, indem ich mit ihr koſe;
Der Schmerzen Stachel wollt' ich gern nicht achten,
Sänk' nur nicht allzuſchnell der Schönheit Roſe.
Umſonſt, daß wir nach ew'gem Frühling trachten!
Wir ſelbſt entblättern, es verweht der Glauben,
Giebt denen dennoch Recht, die ihn verlachten!
Schon iſt die Liebe, will ſich nicht erlauben,
Was reizend ihr erſcheint, nur um zu fliehen,
Dem Augenblicke kühn und ſchnell zu rauben.

Zweite Stimme.

Die Welt giebt nur zurück, was ihr geliehen.
Aus eigner Tiefe muß ſich Nahrung ſaugen
Die Seele, kann ſich ſelber nicht entfliehen;
Und wandte einmahl ſie auf ſich die Augen,
So will ſie ewig ſich in ſich verzehren,
Und nie zu feiner flücht'gen Freude taugen.
Geſänge klagend wird den Schmerz ſie mehren,
Bis alle Kraft' in ew'gen Schlummer ſinken,
Dann muß ſie auch die Freud' am Schmerz entbehren.
Verſtummend darf ſie keinem Freund mehr winken,
Und muß, von irdiſcher Muſik geſchieden,
Im Dunkel unſichtbare Thränen trinken.

Erſte Stimme.

Fahr' wohl, und lächle dieſen Blumen Frieden!
Noch blühen ſie, bald werden ſie Dir gleichen.
Warum haſt Du der Freude Ruf vermieden?

Zweite Stimme.

Vergebens hofft' ich ein erwiedernd Zeichen,
Bald wird Geräuſch der Freude um mich ſummen,
Mir aber tief in's Herz die Klage ſchleichen,
Und weil die Deine ſtumm, auch ſie verſtummen.

V.

Alarcos.

Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen.

Perſonen:

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvaro,
Octavio, } Herren vom Hofe.
Ricardo,
Dagobert, im Dienſte des Grafen.

Die Infantin Soliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlin des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfin.
Eine Wärterin.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Beliſa, **Don Alvaro** (im Jagdkleide), **Laura**; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung. Jagdmuſik.

Beliſa.

So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der inn're Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie hat der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!

Alvaro.

Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —
Entfernt euch, Freunde! Die erhab'ne Fürſtin
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh' bedürfen.

(Die Begleitung entfernt ſich.)

Beliſa.

Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahnend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen, wie ich traure;
Drum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegeriſch erklangen dieſe Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreu'n, ſo wag' ich Dir zu ſagen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Beliſa.

So gieb die Laute mir, Dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm ſie hin, o Herrin! — Es verſchöne
Mit leichtem Zauberſchlag der Meiſterſänger
Die Alabaſterhand des Liedes Töne.

(Sie ſingt.)

Traurig ſchaute zu der [illegible],
Traurig [illegible] vom [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] im [illegible] [illegible]
Daß mein König er [illegible]:
Thränen floſſen aus den Augen,
Und die Lippe [illegible] zu [illegible]:
„O wo biſt Du, [illegible] [illegible] [illegible]?
O wo biſt Du, meine Herrin! —
Ja, ich liebte eine Dame,
[illegible] ſie mir hohe Ehre,
Doch mein ſchönes Unglück wollte,
Daß ich ſie nun muß entfliehen.
Und die Sorge [illegible] ich [illegible],
Daß mich Niemand wieder ſehe;
Und [illegible] [illegible] [illegible]
Will ich [illegible] nun mein Leben.“

Beliſa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß Einer ſolches Leid um Liebe trage.
Der heiße Brand iſt aus der Welt verſchwunden,
Die ſchöne Dichtung ward zur eitlen Sage,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege denn zu meinen Füßen,
Du täuſchende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünſche anvertraute!

(Sie zerbricht die Laute.)

Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten,
Zerreißen ganz die ſchon zerriſſ'ne Seele;
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur Dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Beliſa.

Nein, keinen Troſt iſt's möglich zu erdenken,
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,
Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einz'gen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine;
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.
Ich kann mich oft der Thränen nicht erwehren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtin, ſah ich ſo Dich heute
Im ſchnellſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen Deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein Dir, Dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt Du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Mußt Du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.
Den Bildern der Erinnerung mag's gelingen,
Daß ſie Dir neue Hoffnung noch gewönnen.

Soliſa.

So laß' die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.

(Sancha bringt ihr ein Käſtchen.)

Nun komm', Alarcos, ſieh die ſtolze Fürſtin,
An dieſem Schauſpiel mag Dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaſſ'ne,
Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Des Mannes, deſſen Herz für ſie einſt flammte.

(Sie nimmt das Bildniß heraus und betrachtet es.)

Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Alarcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne! —
O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume,
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſeh'n von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,
Er ſei der erſte Mann im Ritterthume!
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Nahmen nennen.
Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt' ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken; —
O, wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,
Den lockt es ewig nur, auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;
Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.

Nur die iſt Königin, die ſeine Liebe
Anbethend ſich zur Herrin auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe,
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg geböte,
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

(Sie giebt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt.)

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?
Und wär's nicht recht, die Ehe zu vernichten,
Den Grafen zu befreien von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſtzuhalten?

Alvaro.

Wie magſt Du jene Thorheit Ehe nennen,
Die niemahls ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja Dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort Dir nicht gegeben,
Dein Wille löſte wohl noch feſt're Bande!
Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,
Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freimüthig wagen,
Nicht länger mehr verſchweigend, was ich denke,
Dich ſelber bei Dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtin, dieſes Zaudern, dieſes Zögern; —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Pläne.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König, Deinem Vater.

O ſag', was hält Dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles, was geſchehen, frei zu ſagen?

Zoliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe.
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dießmal nun zu ſeinen ſtimmten,
So daß er ungeduldig Dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſteh'n gegeben,
Du ſollſt Dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie Dir Marcos einſt die Eh' gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn Du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Zoliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfin leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freilich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dieß nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemahls dieß Geſchlechte.

Zoliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſei der Gräfin Bruder, Don Garcia,
Mit Eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,
Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl mißfallen mußte.

Zoliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblend'te Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhöhen,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweifle, daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweifle an des Himmels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.
Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,
Und mich den treu'ſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Zoliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden;
Ich will mich Deiner Führung überlaſſen.

(Alvaro geht ab.)

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſt ihn zu durchdringen!
O laß es mir gelingen,
Die ſel'gen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es doch betheuern bei der Treue,
Die ich mit bitt'rer Reue oft beweinet:
Ich will mit Dir vereinet alles dulden,
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
In grauſem Blute will ich kühn mich baden,
Wirſt Du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um Dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweite Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricardo. Octavio.

Ricardo.

Habt Ihr den König heute ſchon geſprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner iſt vor ihn gekommen.
Er will allein ſein, ſcheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beſchworen,
Daß die Infantin jetzt ihn ſprechen wolle,
Ein feierlich Gehör bei ihm gefordert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen.

Ricardo.

Da kommt er. — Seht, wie blickt er ernſt und zornig!
So laßt uns geh'n, eh' er uns wahrgenommen.

(Sie entfernen ſich, indem der König hereintritt.)

Der König.

Wie große Burgen laſten auf dem Boden,
Der ſich dem ſchweren Drucke nie entzogen;
So auf des Herrſchers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebote,
Die jener dieſen auflegt zu befolgen.
Es müſſen alle ſeufzend doch gehorchen,
Sich ſchweigend beugen dem gewalt'gen Joche,
Vom König alles leiden, Niedr' und Hohe.
O, daß mein Haus nur ſo den Wünſchen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einz'ge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Dieſe Sorge
Iſt mir ein ſcharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvaro (der hereintritt).

Erlaubſt Du, Herr, daß die Infantin jetzt Dir naht?

Der König.

Sie komme, wie ich Dir erlaubt' und anbefahl.

(Alvaro führt die Infantin herein. Sie läßt ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.)

Soliſa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath.
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach;
Des feſten Sinnes, daß ich aufſteh'n will erſt dann,
Wenn, was ich bitte, Du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag' ich, daß Du wieder aufſteh'n kühnlich darfſt,
Wenn was Du bitteſt, irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand.

Soliſa.

Nun Herz! ſei ſtandhaft, waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heiß'gen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Scham.
Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz; —
O hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt!
Ich will's bekennen, es gefällt mir nicht mein Stand,
Wo ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was Du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um Deine Hand,
Von denen mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch Deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang;

Doch keinem gabſt Du jemahls das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich die Sorg' um Dich vergaß,
Gedacht' ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt Du jemahls noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Soliſa.

O nein, kein Fremder werde jemahls mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwa eine Krone ward?
Es ſei der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für Dich nicht ſolchen Mann,
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſei von Dir verbannt,
Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt!
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Würdigſten verſammeln; und der hohe Dank
Sei Dein Beſitz, Du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Soliſa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſcheh'n, und der mich liebte, meine Seele traf,
Mir bald die Freiheit raubte, Graf Alarcos war's.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfin nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſt's möglich, hab' ich Deine Worte recht gefaßt?

Soliſa.

Ich habe alles, was Du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt Du betheuernd ſchwören, daß dieß alles wahr?

Soliſa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt Du Großes mir geſagt.
Zum zweitenmahl nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach' und That.
Das erſtgegeb'ne Wort ſoll halten Dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.
Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergeben, ſich erkühnen ſolcher That!

(Der König und die Infantin gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Alvaro.

Der größte Schritt iſt endlich nun geſchehen,
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Alarcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantin mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborg'nen herrſchen,
Und Beſſ'res bringen noch die künft'gen Stunden,
O, wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!

So nahe nun dem lang' erſehnten Ziele,
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.
Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O, welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nützen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Plane ſtören könnte;
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben.

Dritte Scene.

Ein andres Zimmer im Schloſſe.

Vicardo. Octavio. Alarcos.

Vicardo.

So wollt Ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.

Ich denke, leichter Wechſel bringt uns Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einz'ge ewig ſich erkoren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.

Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeid der Dinge Meiſter, kennt die Liebe.
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſt's möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.

O wollt Ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt Eurem jeder Zweifel bald entſchwunden,
Und wer bezweifelt's, der ſein Glück gefunden?
Wer einmahl liebte, der kann nie vergeſſen.
Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,
Am erſten heißen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen.
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bei dem Theuerſten beſchworen.

Der König

(der während der letzten Worte hereingetreten iſt).

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen,
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte.
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen,
Ich will auf Deine Tugend Felſen bauen:
Du ſollſt der Erſte ſein in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich Wicht'ges Dir vertrauen.
(Ricardo und Octavio entfernen ſich.)

Du ſiehſt, wie ich als Vater Deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich Dir zürnen ſollte,
Die Schrecken meiner Macht Dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling Dich zu ehren.

Alarcos.

Wie möcht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt Du, Kühner, noch verwegen fragen?
Haſt Du vergeſſen, was Du der Infantin
Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh' Du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor Dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantin ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt Du Dich ſelbſt vergeſſend,
Nur eben jetzo Deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Uebermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit:
Denn fern war die Infantin meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bei dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt Du, was Du heftig liebteſt?

Alarcos.

Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie durften Deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt Dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.

Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.
Dein tapfer Schwert, Dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde:
Was fehlt Dir, als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſein, ſo Du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.

Wie ſollt' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eig'ne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.

Wie kann den künft'gen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel Deinen Weg Dir hemmen,

III.

Abendröthe.

Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es giebt gar manche Zuflucht für Verſtoß'ne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit Einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.

So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weil's nöthig war, den Tod erduldet;
So mag daſſelb' auch wohl die Gräfin leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen;
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das einz'ge hab' ich jetzt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
D'rum überlaſſ' ich jetzo Dich Dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweitenmahle
Gegeb'nen Worte, laß mich nun als Vater
An meine königliche Bruſt Dich drücken.
(Er umarmt ihn und geht ab.)

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das Dein groß Vertrau'n?
Du hältſt mich Deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handeln um den ſchnöden Lohn,

Iſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſein,
Bis Deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt.
O Gräuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß Du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch Deine Meuchelmörderhand.
„Warum nicht?“ ſagſt Du, möchteſt trinken heißes Blut,
Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo Dir Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Scham;
Und immer noch — „warum nicht?“ — frug' Dein eiſern Herz.
Mir ſei die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber geb' ich all' mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödtlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz.
Weh mir, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch.
Es wird geſcheh'n, es muß; doch nicht ſo, wie ſie denkt.
Weh mir, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen fettet mich das Eine Wort,
In ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

Vierte Scene.

Ein Garten bei der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmahl.

Donna Clara, Dagobert, nachher **Donna Cornelia.**

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bei uns bliebe,

Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.
Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Leben frommen.

So will ich ihm denn volle Kränze winden,
Die ſchönſten Knoſpen, ſorgſam wählend, brechen,
Ihm meine inn're Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden,
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,
In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja, glücklich wär' ich, Dagobert, und heiter,
Blieb' unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones.
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Nur die er hochgeſpannt das Liebſte ehrt,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden.
Gott weiß, ob meine Seele richtig ahnet,
Ob arges Mißtrau'n in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig,
An meines Bruders Don Garcia's Tode.
Selbſt an Alvaros Treue muß ich zweifeln,
Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen.
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf Dich doch übertrüge, Dir nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte,
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;
Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit Dir, was nie geſcheh'n mag, zürnte:
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen.
Ja wenn, was Gott verhüt', ihn Schuld befleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Ueberredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, müßt' ich oftmahls denken,
Trug' unſer theurer Herr die goldne Krone,
Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,
Als ſei er gleich zum König ſchon geboren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Jugend strahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrau'n würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes,
So wie Cornelia, Fluch in Thränen miſchen,
Gedenkend, daß er heimlich ſei ermordet.
O ſchau', wie dort ſie an dem Grabmahl ſtehet
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verloren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.

Wenn ich die Hohe ſo im Gram betrachte,
Dann fühl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten:
So laß uns weggeh'n, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Nur jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Rückkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schönheit loben.
Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterin.

Dein Kindlein, Herrin, will nach Dir verlangen.
O komm und gieb ihm Deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen zieren,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.
O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.

(Clara, Dagobert und die Wärterin gehen ab.)

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf Dein Grabmal ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd riefe,
Es kann die Eitelkeit Dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In Deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.

Was andre preiſen, wird von mir beweinet:
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen,
Der alten Bosheit immer neues Streben:
Wie alle ſorglos in's Verderben gehen,
Kaum einmahl träge nach dem Himmel ſchauen,
Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen,
Wenn alles täuſcht! — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen.
Drum ſeid ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne,
Ihr eigen herzlich Leiden dar zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

Fünfte Scene.

Ein Wald; im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro. Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon Deine Burgen.
Zum König eil ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verſuchte,
Mit weiſer Ueberredung gold'ner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen.
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,
Weil ich ſo ſtark entſchloſſen Dich gefunden.

Wie wird die Fürſtin freu'n ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertrauen durfte Deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund Dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvaro

So lerne Du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich Deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh' nicht, was ſo leicht, im Uebermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:
Es fehlt ihm nur an dieſer Einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden!
Ja, handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe:
Behutſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es giebt der Dinge, die das Schwert nicht dulden,
Und manches was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtand'ge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet.
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch einmahl ſei umſchlungen
Von Deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.
(Alvaro geht ab.)

Alarcos.

Ja geh' nur hin! — So milde wie Du kluglich denkſt,
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſcheh'n.
Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
D'rum iſt die hohe Ehre Dir ein kalt Geſetz;
Und große That Dir, ſo wie groß Verbrechen, fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;

So lichter Fackel folgend, hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner geh'n,
In Sturm mich ſelber reißend, achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zorn'ge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht gräulich kund.
Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmahl, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht!
Vielleicht daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt,
Auf jeden Fußtritt merkend, ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,
Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,
Der eig'nen Bruſt ein ewig ſchneidendſcharfer Dolch.
Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß,
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon;
Doch Gruß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und fleht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer, ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los:
„Wie traurig, unglücksel'ge Gräfin, iſt Dein Loos!
Wie bitter iſt Dein Schickſal, fern von allem Troſt!“ —
„„Nein! glücklich, ſpricht ſie, freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil Du zur glücklichen Genoſſin mich erkor'ſt.““ —
„Das eben, Gräfin, raubt Dir wahrlich allen Troſt.“
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entfloh'n,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und fleh', es ſtrömt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Träum' und Mitleid mich verlor;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.
(Er weint.)
Wohlan, Alarcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie Dein Wort Du raſch entſchloſſen zweimahl gabſt,
So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.

Ich nahe Dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
  Die Mauern ſeh'n mich an wie Grabesſteine,
  Die hohen Fenſter mit trübſel'gem Scheine;
  Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
  Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
  Die Schrecken alle drohend im Vereine,
  Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es zieh'n herbei die ſchwarzen Geiſterheerden,
  Hohnlachend, daß ſie bald in Blut ſich laben,
  Seh' ich ſie all' auf mich die Blicke richten.
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
  Den Leib im Schutt der eig'nen Burg begraben,
  Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.
(Er geht auf die Burg zu.)

Sechſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa (alleine).

Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſei mir freundlich, kühle dieſe Flammen,

Die innerlich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne
Nach dem, der treulos meiner Gluth vergeſſen,
Mein Diadem verſchmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürſtenbraut zu wählen,
Und ſtolz in meinem Sonnenglanz zu ſtrahlen,
Von Luſt und Glorie trunken,
An dieſe Bruſt zu ſinken,
Die ihn nur fühlt, und ſtrebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umſchlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Gluth gebadet, immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen.

Du himmliſch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lind'rung
Nur einen Tropfen, einen einz'gen Tropfen,
In dieſes Meer von Gluth und Scham und Liebe,
Das mir die volle Bruſt bedrängend ſchwellt!
O wehe kühl und freundlich
An dieſe Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die ſo von Scham und Unmuth ſchmerzlich brennen,
Daß keine Worte ſolche Schmerzen nennen!
Wenn lang' umſonſt ſich ausgeſtreckt die Arme,
Das Herz umſonſt ſo glühend hat geſchlagen;
So kann die Kraft es länger nicht ertragen,
Dann ſtockt der Buſen plötzlich,
Und Todeskälte ſchleicht durch alle Glieder,
Das wilde Feuer drängt ſich in die Wangen,
Um ſchamroth meine Schmach mir zu verkünden.
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerſtört den ſtolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch Du biſt bleich und kalt;
Wie könnt' ich Glüh'nde meine Gluth Dir klagen?
Es gleicht Dein kranker Schein
Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der muth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht daß oft Dein Blick uns Unheil ſendet,
Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich Deinem Neide fallen ſoll.
O wenn es doch die Gräfin wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht, ſo bleich wie Du,
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

Zweiter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos, Donna Clara, Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh', mein treu'ſter Mann und Freund, und mache nun,
Was ich Dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwert ſei Du!
Wer, was Du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht,
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut;
Denn wilde Dinge hegt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie Dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie Deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.
Du biſt des Dagobertes Herz und er Dein Arm;
Ja auch Dein Auge will ich ſein. Wie Du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von ird'ſchem Laut allein ſei dieſer Saal.
Und wenn Du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah',
So fordert es vielleicht, was Du beſchloſſen haſt.

Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,
Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft in reinſten Glanz.
Was es auch ſei, ſteht Dagobert gewaffnet da,
Am Tage Dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer Du biſt, und wer Du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlich, was Du that'ſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu Dein Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Argen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freilich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der bittern Sorgen hart, und wär' nicht mein Gemahl
Und Du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft!

Clara.

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verläumdung in des Fürſten Ohr.
So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treu'ſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
D'rum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O träf' es mich allein, und bliebeſt Du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht.

Clara.

So thu' nun, Dagobert, wie Dir Dein Herr gebot,
Und zög're länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln ingeheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach theure Gräfin, heißeſt Du mich ſelber geh'n?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen, iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke Deine Pflicht, ſonſt ſchlage Dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat Dich der wilde Schmerz,
Ach Herr, wie ſchmähteſt Du wohl ſonſt den treu'ſten Knecht?
Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich geh'n.
Wie unbeweglich Du im heißen Zorne ſteh'ſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſteh'n, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie Du jetzt furchtbar roth das Flammenauge dreh'ſt,
So blickt der Tiger ſeitwärts und Entſetzen her.
Ich geh' und grauſes Unheil wird hier bald geſcheh'n.
O Weh Dir, Weh der Gräfin, Weh uns allen, Weh!
(Dagobert geht ab.)

Clara.

Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag', was meint Dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entfloh'n.

Alarcos.

Der König war's, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!

Clara.

Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl,
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß Dein herber Groll
Sei durch Verrath erregt, der oft umgiebt den Thron.

Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt nicht mehr wie ſonſt;
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,
Es hat der liebſte Freund mit Undank Dir gelohnt.
Alvaro zielt vielleicht nach Dir mit gift'gem Dolch.

Alarcos.

Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frei, wie er, von arger Schuld!

Clara.

So bin ich ſelbſt die Schuld'ge wohl mir unbewußt?
O ſage, ſprich, wie kam's, daß ich Dein Herz verlor,
Und wenn ich es verlor, warum wird mein's verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos.

Es ſterben ſchnell oft, die noch blühend und geſund;
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in Deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz, betratſt Du heut Dein Schloß.
In froher Liebe naht' ich Dir, Dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt Dich nicht mein Blick, das Kind Dich nicht im Schooß
Ja ſeltſam heftig willſt Du und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus Deinen Augen, fort;
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend Dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bitter Wurm;
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich Dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte giebt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt Du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebietet's, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' in Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!
Weh der Ehre, die der hohen Liebe Tod gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Gräuel ſchlimmer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh' mich Dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte Dich nicht länger, Schmerzen ihr ſeid frei!
Aus der innern Tiefe laß die bittern Leiden ſchrei'n!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm' herbei!
Fluchen will ich und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß der mich geboren, der geboren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne, die uns leuchtet, Fluch dem warmen Mai;
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.

Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend reizt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.
Fluch Alarcos, Dir und verloren ſei Dein Heil,
Daß Du ſelbſt des Weibes Mörder, dann Dein eigner ſein!

Clara.

Kann ich ſterbend Dich erretten, ſieh' mich hier bereit.
Bitterer ſchneidet nicht das Eiſen, als Dein Klaggeſchrei.

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh' entflieh'n!
Oder wäreſt Du Solisa, und der König hier,
Ließ' ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den beiden ſchrecklich in's Gericht.

Clara.

So dacht' ich ſchnell es ahnend gleich im ſtillen Sinn:
Es kann nur die Infantin ſein, denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden, was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt, Dich von mir wegzuzieh'n.
So zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm.
Wie iſt's, daß Du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaub'rin wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was Du nicht ahnen konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was frei geſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, wo Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang,
Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maaß,
Und ohne Rettung fort mich zieh'n zu ew'ger Qual,
Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz.

Zu jener Zeit, Du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum.
Du weißt, wie dieſe Fürſtin ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertrau'n.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,
Verführt von fremder Schönheit, eig'nem Uebermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüßverwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz:
Ein raſcher Augenblick, und ewig war's geſcheh'n.
Ich gab der Ehre Wort, ſie giebt es nie zurück.
Ich hab' es Dir verhehlt, d'rum muß ich untergeh'n.
Ja, ich vergaß Dich, Mitleid machte, daß ich ſchwur,
Ich hab' als künftige Gemahlin ſie umarmt!
Nun mahnt mich die Infantin an das raſche Wort;
Der blutgekrönte König fordert Deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten gold'nen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen Euch den Dolch,
Der Deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth.
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lug' und Schonung fremd; ich will nun untergeh'n.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil Du frei von Schuld,
Was ich ſtill geahnet, mir beſtätigt hat Dein Mund.
Da Du nur in Worten fehlteſt, blieb ja rein die Bruſt.
Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut;
So mich nur Alarcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe find' ich keine, bis ich ſchnell Dich frei gemacht;
Haſt Du dann Dein Wort vollzogen, folgeſt Du mir bald.

Alarcos.

Im Tod' auch Eins mit Dir, das ſei mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen noch Furcht von uns wenden!

Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

Alarcos.

Laß' ab, zu ſtreben nach dem Dolch mit raſcher Hand.

Clara.

O gieb mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend, ich himmliſche Freiheit mir ſchaffe!
Nun rette mich, blutende Wunde,
Daß fern von den Banden, im Tod' ich zum Leben geſunde.
(Sie verwundet ſich.)

Alarcos.

Es iſt geſcheh'n. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entflieh'n das holde Leben;
Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,
Die roſenhell der Kindheit Traum und weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod iſt Deiner Jugend Ehrenkranz.

Clara.

Du thatſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch eins:
Ach laß mein Kind im Arm mich nochmahls hegen,
Noch einmahl Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hinbewegen,
Es ſaugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln Deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf recht tief in's innre Herz hinein,
So bittre Wunde fühlt' ich nie, ſo wildes Leid.
Ach, Freund, laß' ab zu tödten Dein getreues Weib!

Alarcos.

Du redeſt irr', es täuſcht Dich Theure, wilder Wahn.

Clara.

Weh Dir, Alarcos, Wehe!
Mich dünkt, daß ich mit Dir am Throne ſtehe,
Und wie ich bebend flehe,
In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh' nur ſehe.

Alarcos.

Ein ewig Weh', ich fühle, daß mich's wüthend faßt.

Clara.

Mein Retter, Richter, Vater! fleh ich wende
Zu Dir hinauf in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.

Alarcos.

O Gott, jetzt gieb mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!

Clara.

Die Seele will im rothen Blut verſtrömen;
D'rum laß mich, eh' die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophet'ſche Reden ſtrömen.
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.
In dreien Tagen ſoll'n zu Recht ſie ſtehen,
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne,
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.

In dreien Tagen meldet Euch zum Lohne,
Daß ſchuldig Ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeh't, wie Euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt Ihr Thränen dann vergoſſen,
In manchem heißen Reueſtrom um Gnade,
So wißt, daß Ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl Euch lade,
Zuſammt den Mächten, ſo die Unſchuld ſchmähen,
Daß ich die Wunden hier im Pallaſt habe,
Und euch mein letztes ſchmerzenslautes Mahnen,
Ihr werdet bald trotz Eurem Schlaf es merken,
Und dort erſcheinen an den ew'gen Stufen,
Um zu empfah'n den Lohn von Euren Werken.

Alarcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Seele! komm', ich bin ja ſchon dein eigen.
Es ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das innre Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt Du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Mußt Du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Welt nur Dir verſchließen!
Nun laß von meinem Blut zum Blute fließen,
Und wirf Du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
In Dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſei, ich ſprenge dieſe Ketten.
O Herz! ſei ſtark, Du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen,
Als länger hören dies ihr ſchmerzlich Flehen!
(Er tödtet ſie.)
Nun biſt Du frei, Alarcos; ſchon der erſte Schritt
Geſcheh'n. Was übrig noch, iſt leichter zu vollzieh'n.

Was möcht' es ſein, das dem noch Furcht und Schrecken giebt,
Dem ſchon das beſte Blut aus eig'nem Herzen quillt?
Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſei gewiß,
Daß ich, ſobald Du ſelbſt es willſt, Dein Eidam bin.
Ob es Dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.
Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe Niemand als der düſtern Lampe Schein.

Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär' es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,
In wilde Flammen meinen Zorn anfachte;
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen,
Der Blick iſt an den Leichnam feſtgeſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als lag' ich ſelbſt vor mir erſchlagen;
Es winkt mir, mich von neuem zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die inn're Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen;
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,
Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.
(Er verhüllt die Leiche, Dagobert tritt herein.)

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich geharrt, gehorcht am Thor auf Deinen Ruf.
Ich weiß nicht wie, da ich nichts Böſes mir bewußt,
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich Dich ſehe, ſchlägt mir wieder frei die Bruſt.
Jetzt iſt's vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt Du Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?
Die Gräfin iſt ermordet, ja da haſt Du recht.

Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Nur hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt Du ein dreifach Weh' geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Jugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That,
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann,
Zu argen Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sklav';
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz und allein im grauen Haar.

Alarcos.

Das biſt Du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freilich war es meine Hand; doch weit, weit mehr
Sind andre ſchuldig. Wiſſe, daß ich einſt die Eh'
Der Fürſtin allzuraſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einz'ger Quell!
Der König hat ſchon lang' nach dieſem Blut geſtrebt;
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles was geſcheh'n;
Was noch zu thun, iſt ſicher Deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahingeſtreckt
Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm' wieder denn an meine Bruſt, Du wack'rer Held!
Daß ſie an Deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theu'rer Herr, verzeih'n.
Gott mag es richten, Gott Dein rechter Richter ſein!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;
Drum will ich ferner wie bisher vertrau'n auf Dich.
Und wollt' ich gleich Dich laſſen, ach, ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich ſelbſt nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos morden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das ſieb'nte Weib durchbohren grauſam mit dem Schwert,
Todt drucken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich und möchte gern
In Thränen knieend Gott verſühnen, alles Weh'
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth,
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung fleh'n.
Noch eines will ich Dir vertrau'n, mein Dagobert!
Die Gräfin lud, eh' ſie verſchied, im Todesſchmerz,
All' die vor Gottes Stuhl, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt Du, ich müſſe auch hingeh'n?
Glaubſt Du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

Dagobert.

Ach, Herr! ich habe, was Du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wen blut'ge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergeh'n.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß Du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt.
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch Dich gemeint,
So leidet's keinen Zweifel, daß Du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
D'rum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig geh'n.
Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her:
Ich will zum letztenmahle alle um mich ſeh'n.

Dagobert.

Auf's erſte Zeichen iſt die ganze Schar bereit.
(Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saals.)

Du ſieh'ſt, gewaffnet dringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbietigkeit,
Was Dein Befehl gebieten wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollzieh'n, was es auch ſei.

Alarcos.

Ihr Männer all', Grundveſten dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapf're! die umkränzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wir oft neugefärbt mit hoher Luſt
In unſres kühnen Herzens eignem heißem Blut;
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punkt —
So folgten Einem Stern wir all' vereint im Bund.
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreißt fremd' und eigner Schuld.
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drei Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu Euch zurück,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Wälder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luſt,
Die mir im Frühling oft geſchwellt den Uebermuth.
Drum laß ich Euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich Euch als Euren Herrn und Führer kund.
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht.
Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhme.
Was dieſer Mann gebietet, ſollt Ihr freudig thun.
Er ſei mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeid Ihr aller Pflichten gegen uns.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09687/011

saur

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen Dir den Schmerz,
Den Deine Diener fühlen, weil Du von uns geh'ſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Geberden klar zu ſeh'n,
Daß gern ihr Herz in Dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O, könnt' ich die Erſchrock'nen alle tröſten in dem Weh'!
Doch horch', was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt?
Sieh' her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königin im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,
Das tiefgebeugt und trauernd, deutlich uns beſagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

(Cornelia tritt ein.)

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage, wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort,
Wo ſie zu verbergen Dein Gewiſſen wohl gehofft.
Sieh' ich kam, um zu fordern: denn geflügelt ſchon
Eilt der Ruf von Deinen Thaten, Dir zu hohem Lob,
Kam bei mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt.
Wildes Chaos find' ich alles hier im düſtern Schloß;
Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwin für das Junge ſiehe mich im Zorn!
Gieb mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in Dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blut'ger, Dir verſchont,

Wenn verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß Du ſelbſt gemordet, ewig bluteſt von dem Mord
All' Dein Heil verloren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiße Tuch verhüllt, o Mutter, die Du ſuchſt:
Und weiß, ſchau' her, iſt auch der Leib, den Du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an Dein großes Herz gedrückt.
Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchrei't, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt was Du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchont!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!
Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare Deine Worte! Was Du fluchen magſt,
In dreien Tagen wird's erfüllt, wenn ew'ge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

So ſpricht zu laut die That, die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen,
Doch will ich, Alarcos, Dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophetiſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, den Ort der Angſt, der Sünde und Qual.
Nie dringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die liebeleuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreißen.

Du liebſt das tückiſche Morden, ich kann Dir verheißen,
Zur Genüge wirſt Du finden, was begehrt Dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut.
Wir alle ſterblich, athmen Jammer, und die Fluth
Bittrer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſieheſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,
Zeigt in blut'gen Eingeweiden uns die Tiefe kund.
Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß dreimahl ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt.
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt,
Daß zurück zum Paradieſe Freiheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Gräueln, nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtrebend nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt.
Wer den Abgrund einmahl ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
Zu neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſtgehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,
Daß aus Krankheit, Laſter, inn'rer Bosheit, Hitz' und Gift,
Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt, in ſich verſchlung'ner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod.
Doch ſchaut, welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz, mit ernſtem Gang

Die Reih'n durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal.
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet ſolche feſtlich ſtille Trauer an?

(Alvaro tritt ein.)

Alvaro.

Nun waffne, Don Alarcos, Deine Seele!
Denn ſchwarz gekleidet bring' ich ſchwarze Kunde.
So wie die Sonne heute ſeltſam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtſam zögern,
Bis ſie den traurigen Bericht erſtattet.
Und o, wie ſchmerzt mich, daß ich auserkoren,
Um Dir zuerſt zu ſchlagen dieſe Wunde!

Dagobert.

Auch uns ſind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier ſteht mit ſtummem abgewandtem Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar ſchmerzliche Geſtalt!
Du rathſt nun leicht, weß Herz des Todes Senſe traf.

Alvaro.

So haſt Du Leidenſchaft, auch hier gewüthet,
Und mit verworrnem Sinne wild verſchwendet
Der langen Jahre Frucht, und raſch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet!

Dagobert.

So rede! Lautet Deine Botſchaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh', ſo dringt ſie leicht in unſer Ohr.

Alvaro.

Du weißt wie die Infantin immer tiefer
Sich ſelbſt verſtrickt in ſelbſtgeſchaff'nes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verloren,
Am eig'nen Schmerze nur ſich ſchien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude;

Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern, Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie Dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſien;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen.
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Uebel wehren,
Desgleichen keiner niemahls noch geſehen;
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.
O Freund, was ſoll ich langſam Dich nur quälen?
Sie iſt nicht mehr! Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier Dein Bild, es war das letzte,
Wonach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,
Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebestand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrei zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheid'ne Kraft!-

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſei jene Stunde, jene Nacht, da ich
Vom Stolz geblendet, dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bei ihm in Stücken liegen wird!

Und Du fahr' hin, ruchloſer Mann, am Throne zu knien,
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Höll' ihr Augenmerk geſtellt, dem giebt

Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie Dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,
Sich ſelbſt nur fröhnend gern das Köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt Du meines Zornes Ziel!

(Alvaro geht ab.)

O, zürne nicht, Gemahlin! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir in's Auge ſchau't, o zürne nicht,
Daß noch in Deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig braust. Ich nah' in Demuth betend Dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend, bitt' ich Dich,
Es ſei auch dieſer letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von Deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.
Mein Wort iſt frei, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thöricht Leben ausgeſpielt.
Fahr' wohl denn, Theure! ſag' ich, eh' das Herz mir bricht,
Fahr' wohl Du Meine, deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr' wohl Du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!

Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
    Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
    Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
    Der find't im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg und Liebe ſich umarmen,
    O Jugend, wann wir königlich uns tragen,
    Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
    Im Schooß der Freude glühend dann erwarmen!
Nun liegt der Schild, die Waffen da, zerbrochen,
    Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
    Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter!
Schon droh'n im Abgrund brüllend die Gewitter,
    Kein Panzer rettet mich vom Todeswurme,
    Ich habe über mich den Stab gebrochen.

(Ricardo und Octavio kommen.)

Ricardo.

O Weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh Dir, Alarcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricardo.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricardo.

Wir kommen, Dir ein großes Leid zu ſagen;
Des Königs Tod mußt Du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden Leiden waren,
Die Zunge ſtockt verzagt, es auszuſprechen.

Ricardo.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen,
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah', noch lebend, ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen;
Es hielte Raſerei ſein Herz umwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricardo.

Er ſchrie heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,

Die Diener ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: Jetzt iſt's Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.
Entſetzt zu ſterben, iſt er ſo geſtorben,
Hat wüthend ſich in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreien;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben.
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.
Die Wachen ſah'n erſchreckt durch ihre Reihen
Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört' des Königs Nahmen dreimahl ſchallen,
Und mit dem dritten Schrei ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt Ihr dieß Zeichen ſelbſt geſeh'n, ſo ſchau't dorthin,
Ob es derſelbe Geiſt wohl ſei, den Ihr erblickt!
Die Gräfin iſt's. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt,
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt,
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigt's ſich ſchnell und deutlich, wer die Schuld'gen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht;
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Alarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Nahmen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewalt'gen Thron,

Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weh't,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,
Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch
Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern,
Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfallt und es verliſcht der Hoffnung Stern.
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht.
Die kuhne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,
Und laut und immer lauter ſchrei't es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtößt den grimm'gen Arm in's eig'ne Herz,
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.

(Er tödtet ſich)

Ricardo.

So ſtürzt der Held nun hin zu eig'nen Handen,
Der eben noch geprangt in Uebermuthe.

Octavio.

Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricardo.

Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavio.

Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen:
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricardo.

Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken:
Bald ſteh'n verödet da die blut'gen Steine.

Octavio.

Der Diener Schar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmahl anzuſchauen.

Ricardo.

Wie darf der Mann dem Uebermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen!

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freiwillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Erwartend nicht, bis ſeiner Freiheit Schmach geſcheh'n.
Du haſt vom Leben Dich errettet mit dem Schwert!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt.
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geh't,
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſteh'n:
Es ſchütze Euern tapfern Lauf ein beſſ'rer Stern!
Den Zweig, der noch zurückgeblieben vom Geſchlecht
Marcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh':
Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfrau'n Gott verehrt.
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerts,
In frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.

Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht
Ob dieſem Ort, berichtet ihn der Landmann gern:
„In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch treu den alten Heerd,
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebet.“

◆

VI.

Verſuch

einer

metriſchen Ueberſetzung

des Racine.

Erſter Act des Bajazet.

Perſonen:

Bajazet, Bruder des Sultans Amurat.
Roxane, Sultanin.
Atalide, eine türkiſche Prinzeſſin.
Acomat, Großvezier.
Osmin, Vertrauter des Großveziers.
Fatime, Sklavin der Sultanin.
Zaire, Sklavin der Prinzeſſin Atalide.
Wachen.

Die Scene iſt in Konſtantinopel, auch Byzanz genannt, im Serail des Großherrn.

Erſte Scene.

Garten des Serails.

Acomat. Osmin

Acomat.

Hier will ich nun mit Dir mich unterreden,
Bald werden wir die Sultanin hier ſehen.

Osmin.

Seit wann wird uns der Zugang hier geſtattet?
Eh'dem, wer's wagt', an dieſen Ort zu gehen,
Der mußte mit dem Tod den Frevel büßen.

Acomat.

Nicht länger ſtaunſt Du, wann Du erſt erfahren
Wie alles ſich indeſſen zugetragen.
Zuerſt nur eile mir zu offenbaren,
Was Du, von mir geſandt, haſt ausgeſpähet.
Es freut mich, daß Du in Byzanz zurücke,
Schon hab' ich Dich mit Ungeduld erwartet.
Was Du berichteſt, davon hängt das Glücke
Des Ottoman'ſchen Reichs, und wohl bedenke,
Wie alles, was Du ſprichſt, hier vom Gewichte.
Was ſahſt Du bei dem Heer? was bei dem Sultan?

Osmin.

Herr, Du erhältſt die treulichſten Berichte.
Getreu bleibt Babylon noch ſeinem Fürſten,
Sieht furchtlos ſich von unſerm Heer umringet,
Indeß es Perſiens ſichrer Hülfe wartet,
Das ſchon vereint zum Lager Am'rats dringet.
Er, müde der nicht fördernden Belag'rung
Und wie er immer ohne Vortheil ſtürmte,
Beſchloß nunmehr die Perſer zu erwarten
Und ſie zu ſchlagen. Mir indeſſen thürmte
Verſäumend manche Hind'rung ſich entgegen
Auf meinem Wege; lang iſt auch die Reiſe,
So daß ich den Erfolg nicht mehr erfahren.

Acomat.

Und haſt Du nicht auf irgend eine Weiſe
Verſucht, des Heers Geſinnung zu erforſchen?
Gehorchen noch die tapfern Janitſcharen
Dem Sultan willig? herrſcht er unumſchränket?

Osmin.

Gewiſſen Sieg verſichernd ſeinen Scharen,
Schien äußerlich er heitern Sinns und ruhig,
Doch innen mag ihn tiefer Unmuth quälen.
Denn frei vergönnt ward jedem Janitſcharen
Sich ihm zu nah'n; dieß Mittel wollt' er wählen
Den eignen Argwohn ſelber zu bekämpfen.
Doch niemahls darf er ihnen ganz vertrauen;
Einſt hat er ihre Anzahl halb verringert,
Um ſeine neue Macht feſt zu erbauen
Und ſich von ihrer Vormundſchaft zu löſen.
Der Schimpf hört niemahls auf ſie zu erbittern,
Was er verſuchen mag ſie zu verſöhnen;
Er fürchtet ſie, die ſelbſt vor ihm erzittern.
Oft hört' ich ſie die beſſ're Zeit beklagen,

Da Du ihr Führer warſt zu ſteten Siegen,
Unwillig bleiben ſie von Dir entfernt.

Acomat.

Willſt Du nicht trügend mich mit Hoffnung wiegen?
Wie, Osmin, denken wahrlich denn die Tapfern
Noch meines Ruhms? und nennen meinen Nahmen?
Sie würden gern noch ihrem Feldherrn folgen?

Osmin.

Ob ſiegreich ſie zurück mit Am'rat kamen
Oder beſiegt, dieß wird den Ausgang lenken!
Sie folgen ihm nur ungern, wie gezwungen,
Doch werden ſie der eignen Ehre ſchonen,
Den Ruhm bewahren, den ſie einſt errungen.
Das Glück der Schlachten wird allein entſcheiden!
Siegt Amurat, ſo ſind ſie ihm ergeben,
Gehorſam folgend jedem ſeiner Winke;
Wird er beſiegt hingegen, mag er beben!
Trotz fügt ſich wild zu jenem alten Haſſe
Im Wahne, es verwerf' ein himmliſch Strafgerichte
Des Sultans neue Macht und ſeine Waffen.
Noch hört' ich, trau' ich anders dem Berichte,
Es habe Amurat ſeit dreien Monden
Der Sklaven einen eilig hergeſendet
Als Ueberbringer heimlicher Befehle.
Auf Bajazet war jeder Blick gewendet.
Im Lager trug man Sorge, daß die Bothſchaft
Des Sultans nicht des Bruders Haupt verlanget!

Acomat.

Dieß war die Abſicht freilich dieſer Sendung,
Doch hat er ſie für dießmahl nicht erlanget.

Osmin.

Wie, Herr! haſt Du zum Sultan ſeinen Sklaven
Ohne dieß Pfand zurück zu geb'n gezwungen?

Acomat.

Der Sultan wird ihn niemahls wiederſehen,
Ihn hat der Abgrund des Euxins verſchlungen.

Osmin.

Und wird er nun den Sklaven nicht vermiſſen?
Wie, wann er nach der Säumniß Grund nun dringet,
Was kannſt Du ſagen?

Acomat.

Größre Sorgen werden
Bereitet ihm, wenn anders mir's gelinget.
Mich zu verderben, hat er längſt beſchloſſen;
D'rum führt er ſelbſt zum Siege an die Heere,
Damit ſie mein vergeſſen, ihr Vertrauen
Vom alten Feldherrn ganz zu ihm ſich kehre.
Entfernt vom Lager muß ich in den Städten
Unnütze Macht nun üben; dieſe Muße
Hab' ich indeß nicht ungenützt gelaſſen,
Furchtbar iſt ihm bereitet ſeine Buße.

Osmin.

Was thateſt Du?

Acomat.

Noch heute wird Roxane
Und Bajazet, ſo hoff' ich, ſich erklären.

Osmin.

Sie, des Sultans Auserkorne aller Schönen,
Die Aſien, die Europa ihm gewähren!
Roxane! die er über alles liebte,
Die Glückliche, die er Sultanin nannte
Noch früher als ſie ihm den Sohn geboren!

Acomat.

Mehr noch that er für ſie, denn er ernannte

Sie unumſchränket zu des Reichs Regentin,
An ſeiner Statt. Doch höre was geſchahe.
Des Sultans Brüder müſſen grauſam büßen
Die Ehre voll Gefahren, ihm zu nahe
Verwandt zu ſein. Zwar Ibrahim iſt ſicher;
Beſinnungsloſe ew'ge Kindheit ſchützet
Ihn gegen die Gefahren ſeines Standes;
Man gönnt ein Leben ihm, das er nicht nützet.
Doch Bajazet ſieht ſich vom neid'ſchen Argwohn
Des Sultans hart verfolgt, und rings umgeben
Sein theures Haupt von hinterliſt'gen Schlingen.
Nie gab ſich Bajazet dem weichen Leben,
Wie ſonſt die Söhne der Sultane pflegen.
Noch faſt ein Knabe, ſucht er ſchon Gefahren
Des rauhen Kriegs, und unter meiner Leitung
Hat er, voll edeln Muths, ſchon viel erfahren.
Du ſelber haſt ihn eilen ſeh'n zum Kampfe,
Mit ihm das Herz, die Liebe der Soldaten,
Sahſt ihn, wie jugendlich des Siegs ſich freuend
Er, Blut bedeckt, verlangt nach Ruhm und Thaten.
Trotz ſeines Argwohns, durfte nie der Sultan,
Bevor ein Erbe ihm in ſeinem Sohn geboren,
Es wagen, ſeinen Bruder aufzuopfern,
Weil ſonſt des Reiches Erbe ging verloren,
Mit ihm des neuen Stammes ganze Hoffnung.
Des Sultans Rache ward demnach verſchoben
Und Bajazet verwahrt im innern Harem;
Roxane muß dem Sultan angeloben:
Daß wenn der leiſeſte Verdacht ſich zeige,
Sie gleich des ſchrecklichen Befehls gedenkend,
Das Leben des Gefang'nen nicht mehr ſchone.
Ich blieb allein zurück, und tief gekränket,
Von Amurat, voll von gerechtem Zorne.
So mußt' ich meine Treue von ihm wenden,
Sie ſeinem Bruder Bajazet ergeben.

Roxanen ſtellt ich vor, ſie zu verblenden,
Doch blieb ihr meine Abſicht ein Geheimniß,
Wie ungewiß des Sultans Rückkehr werde,
Dazu des Heeres Murren, auch der Waffen
Unſtetes Glück, bei dauernder Gefährde;
Sprach dann von Bajazet, pries ſeine Schönheit,
Wie ſeine Jugend ſchmerzlich zu bedauern,
Daß er von ſchwarzer Eiferſucht verfolget
Im Kerker, ihr ſo nahe, müſſe trauern,
Verborgen doch auf immer ihrem Blicke!
So reizt' ich ſie, bis ſie ihn mußte ſehen.

Osmin.

Wie konnte bei ſo ſchwerem Unternehmen
Dem ſcharfen Blick der Wächter ſie entgehen?

Acomat.

Es ward, Du wirſt es wohl Dir noch entſinnen,
Vom Tod des Sultans ein Gerücht verbreitet;
Roxane that erſchreckt, die Sklaven, Weiber,
Von ihrem Jammern, ihrem Schrei'n verleitet,
Zerſtreuten ſich, für ſich nur jeder ſorgend.
Verlaſſen ward der Prinz von ſeinen Wachen,
Denn alles floh erſchreckt, und die noch blieben,
Leicht war's mit Gold uns die zu eigen machen.
Roxane ſah den Prinzen, und verborgen
Hat ſie ihm nicht die Macht, die ſie in Händen,
Den Mordbefehl, der ihr ward anvertrauet,
Und wie nur ſie ſein Schickſal möge wenden.
Die Liebe nur allein mocht' ihn erretten,
Mit ihrer Hülfe mußt' es wohl gelingen
Ihm, der ſo liebenswürdig iſt. Verſchworen
Schien jeder Umſtand, ihn zum Ziel zu bringen.
Daß er nur ihr ſo ganz war hingegeben,
Die Schwierigkeit, ſich öfterer zu ſehen,

Das nähmliche Geheimniß zu bewahren,
Die Kühnheit, die Gefahr, wie das Vergehen
So vieles theilten ſie, es mußten ihre Herzen
Vereint wie ihr Geſchick den Bund beſchließen.
Auch mußten nun die pflichtvergeſſnen Hüter,
Der eignen Schuld bewußt, die Augen ſchließen.

Osmin.

Wie! Ihre Leidenſchaft dem ganzen Harem
Zu offenbaren, ſolches wagt Roxane!

Acomat.

Dieß hatte ſie für nöthig nicht gefunden;
Sie ſteh'n bis jetzt noch alle in dem Wahne,
Daß Bajazet für Ataliden glühe;
Sie ſelber iſt mit jenen einverſtanden,
Leiht willig ihren Nahmen hin zum Scheine,
Verbunden jenem ſchon durch frühe Banden.
Vom Vater Amurats iſt ſie die Nichte;
Mit ſeinen Kindern theilend, ſo die Liebe
Des Vaters, als den Unterricht der Kindheit.
Mit ihr nun ſpricht der Prinz von ſeiner Liebe,
Sie bringt dann ſeine Wünſche der Sultanin:
Da beide ſuchen, feſter mich zu binden,
Um ſicher auf mich rechnen dann zu dürfen,
Werd' ich mit Atalide mich verbinden.

Osmin.

Du liebſt ſie, Herr!

Acomat.

Wie möcht's dem Alter ziemen,
Dem Haupte, das gebleicht von herben Sorgen,
An Liebe noch zu denken und zu ſeufzen!
Dafür iſt wohl die harte Bruſt geborgen.
Es iſt der Fürſten Stamm, dem ſie gehöret,
Das Blut, von dem ſie ſproßt, wonach ich trachte.

Verwandt mit Bajazet, bin ich geſchützet,
Daß er ſich ſelber im Verwandten achte.
Und mir Gewalt und Argwohn nicht mehr ſchade.
Nie kann ein Sultan dem Veziere trauen,
Kaum nur erwählt, wird er ihm gleich verdächtig;
Auf ſolche Gunſt darf ein Vezier nicht bauen.
Die Schätze, die er wußte zu erwerben,
Die ſind's, nach denen die Sultane ſtreben;
Sie ſtören ſchnell das Werk der eignen Hände,
Und ihre Habſucht koſtet uns das Leben.
Liebkoſend ehret Bajazet mich heute,
Das dank' ich ſeinen eigenen Gefahren;
Sie zwingen ihn die Freunde zu erhalten.
Doch bald vergißt er, was er jetzt erfahren;
Vergißt den Freund, der jetzt ihn unterſtützet,
Hat er ſich bis zum Thron erſt aufgeſchwungen!
Wenn dann nicht Dankbarkeit zurück ihn hielte,
Die Treu vergeſſend, die für ihn gerungen;
Wenn er dann wagte meinen Kopf zu fordern,
Derſelbe Bajazet .... jetzt will ich ſchweigen;
Doch hoff' ich, würd' er lang ihn fordern müſſen,
Zum mindeſten. Dann werd' ich offen zeigen,
Wie ich, obgleich dem Sultan treu ergeben,
In ſeinem Dienſt ſo Blut als Leben wage,
Doch nie mich ſeinem Herrſcherjoche beuge,
Und jenen Unſinn des gemeinen Knechts verſage,
Nach welchem ich den Tod verehren müßte,
Den mir ein Wink des Sultans zugeſendet.
Du weißt nun, was mir hier den Zugang öffnet,
Wie ſich die Sultanin zu mir gewendet;
Zwar anfangs hörte ſie nur meine Stimme,
Es durften meine Augen ſie nicht ſehen,
Aus Ehrfurcht für des Harems ſtrenge Sitte;
Doch wagt ſie nun dem Zwange zu entgehen,
Entſagend aller Furcht. Sie ſelbſt beſtellte

Hier in den Garten mich, fern von der Menge,
Die des Geſpräches freie Wendung hemmet:
Von einer Sklavin, durch entleg'ne Gänge,
Werd' ich hier hergeleitet, und . . . man nahet,
Sie kömmt, mit ihr iſt Atalide, die Vertraute,
Du bleibſt, um wenn es ſein muß, dem Berichte,
Den ich ertheile, und auf Deinen baute,
Nachdrückliche Beſtätigung zu geben.

Zweiter Auftritt.

Roxane, Atalide, Acomat, Zatime, Zaire, Osmin.

Acomat.

Es wird mit Wahrheit das Gerücht bewähret,
Gebieterin! Vom Sultan und dem Heere
Iſt Osmin eben jetzt zurück gekehret.
Voll böſen Argwohns iſt der ſtolze Herrſcher;
Die Herzen all' zu Bajazet gewendet,
Und jeder wünſcht ihn auf dem Thron zu ſehen.
Es eilt zur Hülfe Babylons der Perſer,
Vor ſeinen Mauern warten beide Heere,
Wer von dem Glück der Schlacht begünſtigt werde.
Ja, wenn genau ich jene Zeit berechne,
In der Osmin den Weg zurückgeleget,
So hat das Schickſal alles ſchon geendet,
Und ſiegend, oder fliehend vor dem Perſer,
Iſt Amurat doch ſicher nicht mehr ferne.
Laß uns Gebieterin, jetzt das Schweigen brechen,
Die Thore von Byzanz ihm gleich verſperren.
Ob ſiegend, oder fliehend er gekehret,
Verſuchen, glaub' es mir, wir zu verbergen.
Iſt er beſiegt, was fürchteſt Du dann länger?
Doch wenn er triumphirend kömmt hingegen,

So iſt der ſchnellſte Rath gewiß der beſte,
Sonſt möchteſt Du bemühen Dich vergebens
Das Volk zurück zu halten, das ſich ſehnet,
Den Sieger zu empfangen, ihm ergeben.
Gewonnen hab' ich durch verborg'ne Wege
Schon die geweihten Prieſter des Geſetzes,
Leicht wird das abergläub'ſche Volk gelenket,
Blind folgend denen, die ſie heilig wähnen.
Befrei' nun Bajazet von ſeinen Feſſeln,
Daß frei im Innern des Pallaſts er gehe.
Und jenes Zeichen, wenn Gefahr uns ſchrecket,
Die Fahne laß in ſeinem Nahmen wehen,
Den Nahmen, den die Völker längſt verehret.
Ihm trauen ſie, von jeher ſchon belehret,
Wie einzig ſeine Schuld darin beſtehet,
Daß hoher Tugend voll er ſtets gelebet.
Noch geht verwirrt und dunkel eine Rede,
Die ich vernahm, und die ich gleich beſtätigt:
„Der Sultan wolle nach Byzanz nicht kehren,
Er liebe nicht das Volk, und wolle ferne
Von ihnen ſeine Reſidenz verlegen."
Laß die Gefahr des Bruders uns erklären,
So wie den Mordbefehl, der Dir gegeben,
Vor allem, daß er ſelbſt zu ihnen rede,
Daß ſie das Haupt, der Krone würdig, ſehen.

Roxane.

Genug! ich halte ſicher mein Verſprechen!
Geh' braver Acomat, verſammle jene,
Die Dir befreundet, ſag mir, wie ſie denken,
Dann ſoll Dir ſchnell von mir Entſcheidung werden.
Zuvor will ich mit Bajazet noch ſprechen,
Ob ſich ſein Herz verſteht mit meinem Herzen.
Geh jetzt, und ſuche ſchnell zurück zu kehren.

Dritter Auftritt.

Roxane, Atalide, Zatime, Zaire.

Roxane.

Nun, endlich ſoll der Prinz das Loos entſcheiden,
Zum letzten Mahl will ich ihn noch befragen:
Ob er mich liebt?

Atalide.

Wie, magſt Du wohl es leiden,
O Herrin, daß noch jetzt Dich Zweifel nagen?
Noch heute eil' das große Werk zu enden,
Vielleicht daß Du ihm morgen mußt entſagen.
Werth iſt Dir Bajazet, und Deinen Händen
Sein Leben, ſeine Freiheit hingegeben;
Jetzt noch kannſt Du ſein Schickſal glücklich wenden.
Vielleicht naht Amurat, verlangt ſein Leben,
Durch Dich allein mag er der Wuth entgehen,
Und ach! noch müſſen Zweifel Dich umgeben!

Roxane.

Kannſt Du, die für ihn ſpricht, mir für ihn ſtehen?

Atalide.

Dir bürgt für ſeines Herzens ſüße Schuld
Was ſchon geſchah, was Du noch läßt geſchehen,
Seine Verehrung, ſeine Ungeduld;
Bürgt Deine Schönheit nicht Dir für ſein Herz?
Kann jemahls er vergeſſen ſolcher Huld?

Roxane.

Warum beruhigt er nicht ſelbſt mein Herz?
Warum nur muß ich Deinen Worten glauben,
Indeß er ohne Troſt verſchließt ſein Herz?

Was hilft's, da er mir Hoffnung nie gegeben,
Daß er als Gattin mich erklären würde,
Das einzig hohe Ziel von meinem Streben?
Was mir auch ward, erſetzt nicht dieſe Würde.
Ach Bajazet macht alles mich vergeſſen!
Drückt ihn auch gleich des Schickſals harte Bürde,
Sein Glück wird höher als des Bruders meſſen;
Ich liebe ihn! er wünſcht es nicht vielleicht!
Für ihn macht' ich die Wächter pflichtvergeſſen,
Die Frau'n und den Vezier; ihm alles weicht!
Du ſiehſt, wohin die Liebe mich verführte,
Sein Leben war verloren, und er reicht
Noch an des Sultans Thron. Sieh, wie mich rührte
Die Macht des Sultans, die er mir vertraut.
Noch einen Schritt, der ihm zu thun gebührte,
Und hier erwart' ich ihn: ich ſag' es laut,
Er muß noch heute mich zum Altar führen,
Daß ich als Gattin ihm werd' angetraut.
Könnt' er dann ein verhaßt Geſetz anführen;
Verſagt er mir, mir, die ihm nichts verſaget —
Wohl lieb' ich ihn, doch dann wird nichts mich rühren,
Dann hab' ich auch der Liebe ganz entſaget;
Vergeſſend ihn, wie mich, ſtoß' ich ihn dann,
Ihn, der ſo undankbar zu ſein gewaget,
Zurück in's Elend, dem er durch mich entrann.
Dieß möge Bajazet nunmehr entſcheiden,
Es hängt ſein Unglück, hängt ſein Heil daran.
Du Atalide, darfſt nicht mehr uns beiden
Als Mittlerin die Worte überbringen,
Ich will ihn ſelbſt zu ſprechen nicht mehr meiden,
Durch Aug' und Mund zum tiefſten Herzen bringen.
Er werde insgeheim hierher geführet!
Leb' wohl! wird mir ein ſchönes Wohlgelingen,
So hörſt Du es, ſo bald es ausgeführet.

Vierter Auftritt.

Atalide, Zaire.

Atalide.

O Gott! ich bin verloren!

Zaire.

Du?

Atalide.

Ja, mir ward der Untergang geſchworen,
Kein Hoffen mir geblieben,
Als der Tod.

Zaire.

Wie, was konnte Dich betrüben?

Atalide.

O, hätteſt Du gehöret,
Was mir Roxane auszuführen ſchwöret,
Was ſie will, das geſchehe;
Es ſterbe Bajazet, wenn nicht die Ehe
Ihn heut' mit ihr verbindet!
Was wird aus mir, wenn ſie ihn willig findet?
Und kann er widerſtehen,
Was wird aus ihm?

Zaire.

Haſt Du vorausgeſehen
Nicht längſt dieß Mißgeſchicke?

Atalide.

Verleiht die Liebe wohl der Vorſicht Blicke?
Mit uns im Einverſtande
Schien alles ja; in offnem Freundſchafts-Bande
Roxane mir gegeben,
Vertrauend mir ihr Theuerſtes im Leben,

Die Liebe des Geliebten!
Sie ſprach durch meinen Mund mit dem Geliebten,
Sah ihn durch meine Augen,
Ich durfte milden Thau der Hoffnung ſaugen;
So nah' dem Wunder-Glücke,
Daß ich die Krone auf das Haupt ihm drücke,
Die ihm Morane bringet:
Nun will der Himmel nicht, daß es gelinget,
Was ich mit Liſt erdachte,
Was ich durch ſolche Täuſchung nur vollbrachte.
Blieb ſonſt ein Weg mir offen?
Durft' ich für des Geliebten Rettung hoffen,
Wenn ich es wollte wagen,
Enttäuſchend, herbe Wahrheit ihr zu ſagen?
Der Liebe ſchöne Blüthe
War mir gewiß, längſt eh' ſie für ihn glühte;
Als Kinder ſchon entzündet,
Durch Liebe mehr als durch das Blut verbündet;
Schon war ich ihm gewogen
Mehr als dem Bruder, als mit ihm erzogen,
Auf ſeiner Mutter Schooße
Sie freudig knüpfte unſrer Herzen Looſe.
Getrennt, ſeit ſie geſtorben,
Hat Lieb' um Liebe ſchweigend nur geworben;
Dieß alles blieb verborgen
Der Sultanin, und ihres Herzens Sorgen
Mochte ſie mir vertrauen.
Sie konnte nicht den Liebenswürd'gen ſchauen,
Des Helden Jugend blühen,
Und nicht in Liebe ganz für ihn erglühen,
Die Hand zur Hülf' ihm reichen;
Was blieb ihm übrig wohl, ihr auszuweichen
Als ehrfurchtsvolles Schweigen?
Wie leicht iſt Täuſchung doch der Liebe eigen!
Zufrieden mit dem Scheine

Der äußern Ehrfurcht, glaubt ſie im Vereine
Des Herzens ſich mit jenem.
Sie ſelber lud, durch nur zu leichtes Wähnen,
Uns ein, ſie zu betrügen;
Oft muß von Eiferſucht mein Herz erliegen!
Sie reicht ihm Rettung, Leben,
Ich habe nichts als Liebe ihm zu geben;
Ein Reich bringt ſie entgegen,
Ich traur'ge Seufzer meiner Liebe Segen.
Gott, Du ſahſt meine Schmerzen!
Bald durfte der Geliebte meinem Herzen
Die Ruhe wieder ſchenken;
Ich ſprach mit ihm, ich konnte alles lenken.
Doch was muß nun geſchehen!
Er wird die Hand der Sultanin verſchmähen,
Verſtellung unwerth finden,
Der Sultanin die Täuſchung dann entſchwinden —
Weh mir, er iſt verloren!
O hätte ſie mich dießmahl doch erkoren,
Für ſie mit ihm zu reden!
Dürft' ich ihn, ach! nur einmahl noch bereden;
Daß ich ihn nur bewege —
Zaire, wie, wenn nun auf ſeinem Wege
Ich noch zu ihm kann dringen?
Ein Wink, ein Wort, kann ihm noch Rettung bringen!
Ach, daß er ſich vermähle
Mit ihr, eh' daß den ſichern Tod er wähle.
Weh mir, er iſt verloren!
Gerechter Gott! und iſt es dann beſchworen,
Daß Strafe wir erdulden
Um jene Liſt, der inn'gen Liebe Schulden;
Laß mich allein ſie leiden,
Ich bin gewiß die Schuldigſte von beiden!

VII.

Lehrgedichte.

Herkules Muſagetes.

1801.

Opfre Dich ſelber zuvor und alles was ſterblich der Muſe,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder ſo denken:
Denn wie reu'te den Mann, was er ſo männlich beſchloß!
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg ſich wendend vom Lärm alles zuſammen verdammt,
Seh' ich gelaſſen es an: denn ich weiß ja die alten Geſchichten,
Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir ſelbſt gegenüber den Mann, der gerüſtet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt und wie alles ihn nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl ſelber, wie gern, raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Andres beſchloſſen die Götter und willig nehm' ich mein Schickſal,
Trotz dem adlichen Neid, froh und zufrieden im Muth.

Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
Ach, in jenem Bezirk, der mir auf ewig verſagt.
Nur wenn die Welt den Ernſt uns eitel ſchwatzend erwiedert,
Regt in der Bruſt ſich der Grimm, ob der zu duldenden Schmach.
Beſſer wir bleiben für uns, in einſamer Strenge geſondert,
Als im ekeln Gemiſch Wahres und Falſches zu ſeh'n.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Sprach' ich: Wachſe denn fort, wie die Natur Dir gebeut,
Trauernd im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt!
Kühn d'rum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub, folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Göthe, die haben die Kunſt der Deutſchen erneuert,
Mächtiger Quell warſt Du, würdiger Winkelmann, einſt!
Was den beiden entriſſen die Parze, das gab ſie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich begeiſtert, vernichtend, ſo kamet ihr Denker von oben,
Flammtet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruh'te der Geiſt des raſtlos forſchenden Deutſchen,
Bis er im Abgrund erfaßt ſchauend die Wurzel der Welt.
Anmuth gab Dir der Gott, und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung
Tieck, erfindſamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl ſchiene beſtochen mein Lob', als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Begründer der Kunſt, ſeid mir, Poeten, gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!
Euch, ja nur Euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.

Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Bruſt glüht das erhabene Herz;
Und die ſo leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
Alle wieg' ich ſie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn ihr ſie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
O wie geſteh' ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt; göttlich begeiſtert mit Euch!
Eins zu werden geſinnt, die ich früh ſchon liebend umfaßte,
Deren mir Einen der Tod, and're das Leben geraubt.
Feſt wohl umarmt' ich den Freund, und ſo läßt mir die Flammen gewähren;
Den nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.
So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge,
Wählt' ich die Stärkeren gern, tödtend mit löblichem Haß.
Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret die Menge, für die ſie auch gut ſind:
Nur daß der Beſſ're ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Flachen geneckt, die wir nimmer verſchonten,
Daß der geſchäftige Schwarm emſig am Markte nun lärmt.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt!
Ja, willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen.
Aber ſo redlich ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe Euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
Nur, bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach.
Auf! und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht;

Willſt Du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
  Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt Du geben, zurück nur behalten die Liebe!
  Wenn Du nicht beide verkennſt, iſt es noch dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß,
  Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer, denn löblich ſind ſie von ferne;
  Doch wenn Du glühend Dich nah'ſt, friert auf der Lippe das Wort.
Sieh'ſt Du wo Liebe verborgen, ſo hauch' ihr flammende Nahrung,
  Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen;
  Sondern, wer gleich Dir an Geiſt, kräftig Dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge, bei nächtlicher Lampe,
  Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
  Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt Dir, gebildeter, was Du berühreſt:
  Wem das Kleinſte zu klein, dem iſt auch Großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkannte, es bleibe Dir köſtlich;
  Aber ſo ſehr Du es liebſt, gieb ihm Du ſelber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
  Denn von des Einzelnen Tod blüht ja des Ganzen-Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff Du, den Einen, deß Fülle unendlich;
  Faſſe nun auch in's Gemüth dieſes Geheimniß der Form.
Kennſt die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
  Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt Du nimmer die Eins.
Schau'ſt Du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren in's Weltall!
  Wer, was unendlich ſie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
  Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und Eins.
Lebend ſei das Gebilde der Kunſt, und lebend die Einheit
  Wie in dem liebenden Paar Eine-Seele nur ſchlägt.

Langſam entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume erſcheinet,
Was der Gedanke nicht ſagt, ſinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,
Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innre Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlſt Du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahneſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Siehſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Jugend,
Siehſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil Du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk, ähnlich zu bilden dem All,
Daß es, unſterblich gleich ihm, in ſich ſelber habe das Leben,
Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt.
Selig der Mann, der ſo Großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,
Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneu'n, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn Freunde mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
Wandelt herkuliſche Kraft noch die germaniſche Flur.

Die Weltalter.

Bruchſtück.

Anfangs lebte der Menſch mit ſich ſelber in heiliger Eintracht;
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmliſchen Geiſtes.
Liebend beſangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater;
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebethe die Menſchen,
Jegliches brachte ſelber ſich dar in Vertrauen und Demuth.
Segen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerſt ſie bewillkommt.
Willig gewährte und folgſam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menſchen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beſeligt,
Schwebte ſinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umſcheinen.
Denn oft ſtiegen hernieder zum erdegeborenen Menſchen,
Lieblich in lieber Geſtalt noch, die ſeligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menſchen noch, leicht entſchlummert zur Heimath,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heiterſten Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unſchuld,

Wo die grünende Erde ſo ſchön dem Geliebten ſich ſchmückte.
Aufwärts ſtieg die Flamme des Lebens aus ſehnenden Herzen,
Welche der Treue Geheimniß, noch Göttliches deutend, vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verſchlungen verwebten ſich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahrs und des Tages.
Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Roſe geſellt mit der Blume des Friedens,
Ja, auch des Tages ſtrahlende Kraft und der dunkelen Fülle
Nächtliches Segens Geheimniß, ſie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umſchlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemals der ſeligen Menſchen Geſchlechter.

Prolog zu Leſſings Nathan.

Die Dichtkunſt.

Unzählig ſind die frohen Kinder meiner Luſt,
Die ich aus dunkelm Schooß erzeugend aufgebracht,
Daß ſie nun Himmel athmend lichte Sterne ſchau'n. —
Was auf des Frühlings grünem Teppich munter ſpielt,
Mit muthigen Geſellen jugendlich vereint,
Und frei ſich ſeines Lebens freu't in raſchem Kampf,
Im Spiel der heißen Triebe; oder was auch ſtill
Verborgen, leiſe Schönheit duftet in dem Grün,
Aus off'nem Kelche dann dem Licht ſein eigen Bild,
Ein kleiner Farbenhimmel, kindlich wiedergiebt,
In einen Blick und Freudenblitz den Geiſt verhaucht;
Ja, was nur athmet, grünet, lebet und ſich ſehnt;
In allem athmet, ſchlägt und regt, ſehnt ſich und treibt
Die eine alldurchdringend nie durchdrungne Kraft,
Der treuen Mutter ewig liebeſchaffend Herz.
Doch wenn die Sommerluſt entfloh'n, die Pracht verblüht,
Von Schmuck entblößt, ganz traurend nur ich ſchein' und kalt,
Dann denkt das Herz in ſtiller Tiefe andres aus;
Ein ſinnreich künſtlich Bilden ſchafft der kühne Fleiß,
Vielfach verſchlungen webend, was er ſchlau erdacht.
Oft wenn die Laune eigenwillig es befiehlt,
Ein ſcherzend Spiel nur, denn die wildeſte Geſtalt,
Die ſonderbarſte iſt's, die ſich der Witz erwählt.

Der Worte räthſelvoll verworr'n ſinnbildend Spiel
Wird hier erdacht; und was den Menſchen wohl bewegt
Zu ſtaunen über ſeines Gleichen, daß der Menſch —
Dieß wundervoll Gewächſe, gottverwandte Thier,
Des Lebens Blume, helles Aug' und Freudenlicht,
Der Mutter höchſte Luſt und lieblichſtes Geſchöpf —
So wundervoll gebildet und gebaut ſein kann;
So ſeltſamlich gemiſcht in ſeinem Hirn der Ernſt
Und Laun' und Spott, ſinnreicher Witz und Lieb' und Zorn,
Allmächtiger Gedanken ſchaffendes Geheiß,
Und wieder tiefes Sehnen, leiſer Wünſche Hauch
In ſtiller Bruſt und ſanfte Demuth, zarte Scheu;
So eigen jeder, eine kleine Welt für ſich.
Denn mir mißfällt von Herzensgrunde was nur gleich
Sich ſelbſt einförmig wiederholend immer bleibt.
Was ich mit Lieb' und Luſt erſchaff' iſt mannichfalt,
Und frei und kühn, und muthig bahnt ſich's neuen Weg.
So ſchuf ich einſt in ſtiller heit'rer Winternacht,
Da jeder Stern am Himmel freundlich niederſchien,
Ein reichbegabtes lichtanſtrebendes Gemüth.
Ein Künſtler ſann ich, ſoll es werden mir zur Luſt,
Mit ſchlauen Sinnen reich verſeh'n und heiterm Geiſt,
Voll tiefer Abſicht, allbeginnend, fein gewebt;
Und wie ich nun ſo ſinnend bilde die Geſtalt,
In ſie vertieft, trifft mich, ich weiß nicht wie, ein Zorn,
Indem ich an das Schlechte denke in der Welt,
Das Ungeziefer, das den ſchönen Garten mir
Geſchändet, wüſter Zeiten Unkraut und Gewächs,
Das ſchlechte Machwerk, das zum Spott nur Leben äfft.
Und wie ich nun den Sohn betracht' und ſeine Noth,
Die er in buntverwirrter Welt wohl bald erlebt,
Schulmeiſter, Anverwandte, Publikum, Geſchwätz,
Die Menge Bücher, Handel und Betriebſamkeit,
Den Rath der Narren, Obrigkeit und tolles Zeug;
Wie heiß ich war von Zorne, lacht' ich dennoch laut.

So ging durch eig'ne Unvorſichtigkeit mir gleich
Die ſchönſte Bildung faſt zerſtückt! Da ward mir's leid;
Ich nahm den jungen Geiſt und taucht' ihn ein in Stahl,
Auf daß er eiſenkräftig würde, Pöbels Thun
Und Schrei'n nicht allzu zart empfänd'; ich haucht' ihn an,
Und Feuer regt ſich glühend in der Adern Schlag.
Da blickt er zu mir auf voll Dank; ich lächl' ihn an,
Und von dem Lächeln leuchtet noch ſein Falkenblick,
Und heit'res Licht wohnt auf des Sehers heller Stirn.
So warf ich an des Lebens kalten Strand ihn aus;
Er immer rege, forſchend, wandelnd, ſtets bemüht,
Umfragend, ward des rechten Weges bald gewahr;
Den andern deutend, bahnt er ſelber kräft'ge Spur;
Und trat ihm Dummheit, platter Pöbel in den Weg,
Da ſprüht er hellen Witzes Funken weit umher,
Und manchen traf der tödtlich ſchneidend ſcharfe Schlag.
So blieb der Theure ſtets mein lieber theurer Sohn,
Sein Angedenken mir im Herzen feſt und werth;
Und tret' heraufgeſtiegen, Göttin, kühnlich auf
Zu dieſer ſeiner Nahmensfeier, das Gedicht,
Wo ſich ſein Geiſt am reinſten ſelber ausgedrückt,
Zu loben, deuten, anzukünden. Ein Gedicht,
Wo all' den Trotz ihr find't, Muthwill' und ſpröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr ſonſt an ihm verehrt,
Und wahrlich auch das grade Herz, den lichten Ernſt.
D'rum laßt es euch nicht irren, wenn nicht alles gleich
Vortrefflich ausgebildet und gefeilt hier iſt,
Und nur wie man im Zimmer, auf dem Markte ſpricht,
Die Proſa hier geſprochen wird, die Menſchen auch
Nicht alle gleichbedeutend immer geiſtvoll ſind.
Das lautre Gold iſt dennoch gut, wer es auch bringt;
Der Wahrheit Gold in ſchlichte Fabel eingewürkt.
Und wenn der König hie und da nicht edel ſpricht,
So iſt der Bettler dafür königlich geſinnt.

Epilog.

Der Verſtand.

Der Fabel leichtes Bild iſt nun vollendet;
Beſorgniß hat, erſt zweifelvoll verſchlungen,
In Freud' und Wiederfinden ſich gewendet.
Geſchwiſter ſtaunen Bruſt an Bruſt umſchlungen,
Des Lebens kühnes Spiel iſt nicht verloren,
Den alten Ring hat Glaube neu errungen;
Daß jeder Rechte ſei von Gott erkoren,
Der rechte Glaube hat uns all' vereinet,
Die Gottheit ſinnend wir im Staub geboren.
So ſchwinde Trübſinn, den wir erſt beweinet;
Und laßt, von allem Dunkel frei, uns fragen,
Was jenes lichte Räthſelbild nun meinet?
Den Frieden kommt der Held uns anzutragen,
Erkenntniß ſoll der Zwietracht Kinder tödten,
Des Lichtes Gunſt will uns die Dichtkunſt ſagen;
Des reinen Lichtes, deſſen Morgenröthen,
In ewig gleicher Sonneneinheit ſtrahlen,
Befreit von ird'ſcher Dämmerung und Nöthen.
Dieß Eine war das Ziel von ſeinen Wahlen,
Dieß Eine, das die alte Zeit erkannte,
Dieß Eine, wollt' er neu lebendig mahlen;

Denn mancher Hohe, den die Welt verkannte
  Hätt' es wohl feſt, doch alſo hoch gegründet,
  Daß ſich geblendet weg die Schwachheit wandte.
Der Dichter hätt' es allen gern verkündet,
  Des Pöbels Wahnſinn ewig ausgerottet,
  In Gottes Klarheit alle ganz verbündet;
D'rum wird mit bitterm Spotte hier verſpottet,
  Was gegen jenes Licht die Sonn' umſchwirrend,
  In dumpfen Sinn ſich dumpf zuſammenrottet.
Es webt und gräbt der Geiſt nur tiefer irrend,
  So lang' er noch im Irdiſchen beſchränket,
  Im Denken auch bedrängt, ſich ſelbſt verwirrend;
Doch wenn er hoffnungslos im Schmerz verſenket,
  Hat ſchnell er oft des Friedens Born gefunden,
  Wenn tief Gefühl in ſich zur Quell' ihn lenket!
Erwacht von Traum iſt er mit Gott verbunden,
  Vernimmt nicht mehr, wie trüber Zweifel höhnet,
  Von Kraft und Muth und Licht die Stirn' umwunden;
Mit andern iſt er nun, mit ſich verſöhnet,
  Des Herzens Trieb' und Stärke neu erſtanden,
  In immer höherm Licht der Geiſt verſchönet.
Selig der Mann, der ſchauend das verſtanden,
  Die Welten all' erkannt in jenem Einen,
  Sich ſelbſt befreit von allen ird'ſchen Banden!
Nun ſtrebt mit Gott den Geiſt er zu vereinen,
  Und wenn ihr Menſchen alle ihn verlachtet,
  Ihn preiſ' ich einzig ſelig, anders keinen.
Der Denker, Dichter, den wir jetzt betrachtet,
  Hat auch mit ſolchem Bild uns vorgeleuchtet,
  Das Ziel erreicht, wonach die Forſchung trachtet.
Sein Geiſt hat hell in dunkle Zeit geleuchtet,
  Noch manchen künftig wird ſein Wort erregen,
  Das in des Witzes Schein ſo ſinnvoll leuchtet;

Laßt denn das Köſtliche uns ſorgſam pflegen,
  Wo unbewußt noch Höh'res angedeutet,
  Von größern Zeiten, ferner Weisheit wegen,
Da Stern und Blum' und Erde Himmel deutet,
  Der Geiſt nicht mehr im Kampf mit ſeinen Zeichen,
  Der ew'gen Freuden inn're Füll erbeutet;
Daß ſeiner Macht die ird'ſchen Mächte weichen,
  Im Worte zaubernd wirkt und blüht das Denken,
  Der Gottheit Leben ſelbſt die Sinn' erreichen,
Und in den Abgrund ſeines Worts ſich ſenken.

MÜN

Inhalt

Seite

I. Roland. Ein Heldengedicht in 15 Romanzen nach Turpins Chronik. . . . 3
II. Erſte Frühlingsgedichte. (1800—1801) 77
Weiſe des Dichters. 79
An Heliodora. 80
Im Frühlinge. 83
Lied. 84
Rückkehr zum Licht. 85
An eine Freundin der Poeſie . . . 87
Monolog. 88
Fantaſie. 90
An die Freundin. 93
Der welke Kranz. 94
Bitte. 96
Lob der Frauen. 97
Das Gedicht der Liebe. 100
Stanzen zur Einleitung eines Mährchens. . . 101
Spruch. 102
Tändelei. 103
An Selinde. 104
Lied. 107
Der Schiffer. 108
Die Verhältniſſe. 109
Bündniß. 110
Ein Traum. 111
Betrachtung. 113

Seite

Bild des Lebens. 114
An die Dichterin. 115
Farbenſinnbild. 116
Ein Lied des Heinrich von Veldeck. . . 117
An eine Freundin in der Ferne. . . . 118
Alte Gedichte aus dem Spaniſchen. . . 119
An die heilige Katharina. . . . . —
Auf der Pilgrimſchaft. 120
Vom Leiden Chriſti. 122
Lied. 123

III. Abendröthe. 125
IV. Stimmen der Liebe. . . . 151
V. Alarcos. Ein Trauerſpiel in zwei Aufzügen. 193
VI. Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung des Racine. Erſter Act des Bajazet. . 245
VII. Lehrgedichte. 263
Herkules Muſagetes. 1801. . . . 265
Die Weltalter. Bruchſtück. 270
Prolog zu Leſſings Nathan. Die Dichtkunſt. . 272
Epilog. Der Verſtand. 275

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Zehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Friedrich v. Schlegel's

Gedichte.

Zweite vermehrte Ausgabe.
(Zweiter Abdruck.)

Zweiter Theil.

Bayeriſche Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle;
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle,
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frei dem Vaterland' erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen,
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge, erſt nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig verbündet, Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;
Liebe iſt es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben?

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen, was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;
Was ſich ſpielend erſt durch's Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen ſollen.

Fahrt, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreit nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh' die Sieger linde mag umſchweben.

◆

I.

Kunſtgedichte.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo einzig's ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſei, was er ſinge.
Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;
Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich ſei, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geiſt umnachtet,
Beſorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unſterblich hier ſchon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen ſtrömten, Felſen klungen,
Die alte Rieſenzeit der jungen Erde,
Iſt nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern ſein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat ſeine Ankunft froh ſchon jetzt beſungen.

An die Deutſchen.

Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Jugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwert als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Caeſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoßen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, Einen kaum der hörte.
Von Fürſten Recht, bei Bürgern edle Sitte,
War Wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte,
Dem Denker iſt Natur der Lebensbronne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blühte,
German'ſcher Männer Lied wird's neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweimal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feu'r wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſei mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis kraft des jüngſten Tags zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergeh'n ſammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwämm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmahl ſchaut,
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht.

Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r, vor dem dir graut!
Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, die alte Nacht verſöhnend.
Ich ſprach es aus und ſah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geiſter Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weih'n am Altar ſich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bei des Himmels Roſen,
(Der Eid ſei höchſtes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.
Wohl ſeid ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in Euch; in Euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt, Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt:
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunſt Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Leſſings Worte.

1801.

Wenn kalte Zweifler ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſ'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Reden über die Religion.

1800.

Es ſteht der Muſen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels ſich auf Säulen heben,
Und wo Pilaſter ruh'n und Kuppeln ſtreben,
Naht er getroſt dem kunſtgeweihten Orte.

D'rin tönt Muſik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im ſchönen Kreiſe ewig ſchweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich ſcheint's, als wollten Geiſter gerne
Den ſchon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuſcht die Fremden laſſen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Muſik muß ſchweigen,
Der Tempel auch verſchwand und in der Ferne
Zeigt ſich die alte Sphinx in Rieſengröße.

Die Weltſeele.

1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat ſich der Menſch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn ſonſt vernichtet,
Die Wunder des Bewußtſeins ſchaffend denken.

Zum erſten Lohn, den ihm die Götter ſchenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geſchlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether ſie gedichtet,
Und will mit Liebe ſich in's Lichtmeer ſenken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Maſſe;
Das lebt und brennt in ſolchem kühnen Streben!

Es ſinnt der Geiſt, wie er das Ew'ge faſſe:
In todter Bildung ſieht er Täuſchung ſchwanken,
Das innre Weſen blitzt im freien Leben.

Das Räthſel der Liebe.

1802.

Ob jugendlich der Dichter ſeine Trauer,
Von Herzen hingegoſſen, dar uns ſtellte,
Der alte Meiſter ſie mit ſtiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer iſt's, hier glühend warm, dort lauer
So ſchrecklich licht des Daſeins Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung ſchelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnſucht Schauer.

Kein Schickſal kann den Fluch vom Zaub'rer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeiſtert muß des Helden Liebſte enden;

So zeigen neu ſich ſtets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

Die Werke des Dichters.

Fauſt und Taſſo und Meiſter ſind ſilbergediegene Stücke,
Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunſt.
Liebliche Kinder des heiterſten Genius blüht ihr Claudine!
Du der Scherze Triumph, Ariſtophaniſcher Witz.
Tief bewegt uns das kunſtloſe Lied aus ſehnendem Herzen,
Männlich klar iſt der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
Lächelt milde der Geiſt, freut ſich der ſüdlichen Luſt.
Keime nur ſind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
Giebt die Parze denn Heil, wachſen ſie herrlich empor!

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen;
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Dir ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das Beſte nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovef' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit!

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten Dich des Glaubens ſüße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Mahomets Flucht.

Gen Medina ſloh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von ſeinen Sohlen.
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des [illegible] Bahn nicht ruhte,
Bis ich fern von euch entflohen,
Gern entſagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O, ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme gold'ner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewirkten Rollen:
Doch mit nichten darf ich ſcheuen,

Kuhn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur ſchöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort 'm Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kuhnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben,
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das iſt Lug nur und Verläumdung,
Daß ich Neues ſtiften wollte,
Mich nur meinend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh' die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner, die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſt im Strome;

Fluthen wachſen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefeſſelt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, ſchaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einſam wandelnd durch die Wüſte,
Als der letzte meines Volkes.

Hymnen.

1801.

I.

Apollo, wirſt Du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich Dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt Du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treu'ſte Treue ſoll Dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allſtarker! wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was Du mir enthüllt, geſungen,
Laß' mich verzehren ſchnell von Deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo ſind Deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umflirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der großen Göttin tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von Deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor Dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erſchlaffen,
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

III.

Ich ſoll den Schleier, Iſis, Dir zerreißen.
Es ringt das kuhne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleier da, ſo ſchön ſie gleißen!

Sie wollen feige ſich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große-Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenröthe;
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreiſt!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Blitzen;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So ſchwillet der Jugend Herz
Selig von Kraft und liebender Freude.
Ergreife kühnlich den Zauberbecher!
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sei Du trunken nur ſtets,
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleier.
Wo der Freudige naht,

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüſtern öffnet die Roſe den Kelch;
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge,
Rein der Hülle entſtiegen.
Nackte Reize umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeliger Liebe.
Gerne ſinkt er hinab,
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,
In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das ſchöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahneſt Du, was Dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,
Erd' umfaſſend Dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken,
Grimmgefeſſelter Thiere
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.

Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergeh'n.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerriſſen von wilder Betrübniß.

Schrecken bleibe Dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß Dich königlich kränzen,
Du biſt König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt!
Ich ſelber kann es nicht mehr.
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz!
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe:
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn Du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauſchende Woge!
Laß den Zauber erklingen,

Daß gebährend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,
Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron,
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sei mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib Dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen geſpendet,
Drücke Dich herzlich an's Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauſchend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Roſen und Jasmin;
Süß wie beim Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Waſſerfall;
So mahlt die Lieb' und ſtrahlt Schirin.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von dieſen Seligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſelig ſelbſt der Meiſter;

D'rum ſollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! Du Sonnenſtrahl der Geiſter.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt Du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden!
Kaum war Dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sahſt Du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König Deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſt ein Strom verborgner Klagen.

Sei, Camoëns, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich Dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, Du von mir ſcheiden!
Du ſtrahlſt in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden.

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt Du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach Dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör'es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch and're Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle Dich, o Rhein, der Du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutſchen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freiſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüht und ſchwindet,
Nur Eines ſteht unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;

Laß wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zu Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpäh'n das ſtille Thor,
Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß ſich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel' verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie ſollte der Unmuth ſich Dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts ſchreiten;
Dir ſchlummern in den gold'nen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Geſang erſchallen,
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſei der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſei jedes Angeſicht;
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
Im ewig heitern klaren Licht.

* * *

II.

Scherzgedichte.

Das Ideal.

„Der iſt zu ſchwer, der and're fällt in's Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte."

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen,
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas miſſen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſei Dein Ideal, frei von der Formel Geſpenſt.

Das Athenaeum.

1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchreit und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

Zerbino.

1800.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Verſteh' nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt Dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle;
Maskirt erſcheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ja ſagt das Eslein ſelber Ay:
Ergötzlich ſpielen d'rein mit Narrenſchwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl' denn Tieck! mahl' ferner unverdroſſen
Der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

Kunſt-Orakel.

Wenn Dichter die Moyens nicht motiviren,
  Statt den fünf Akten weiſe zu vertrauen,
  Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
  Racine aus den Augen ganz verlieren;

Denk' ich an Rouſſeau, der auf allen Vieren
  Zu geh'n verſucht, als hätten Menſchen Klauen.
  D'rum muß Verſtand gar ängſtlich ſie beſchauen,
  Weil ſonſt die Kunſtler leicht ſich proſtituiren.

Vom Macbeth hat der Wallenſtein am meiſten,
  Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen ſich zu ſchließen,
  Weil da das Schickſal auch ſo zart behandelt.

Nur daß es gothiſch, muß mich ſehr verdrießen;
  So bleiben die Bizarren nie beim Leiſten,
  Bis das Genie in Tollheit ſich verwandelt.

Die neue Schule.

1800.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen
Was des Meiſters Kraft ermeſſen;
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt' erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die geboren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen;
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge Du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Das tragiſche Schickſal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragiſchen Latwerge,
Müſſen idealiſch glänzen.
Daß die Scenen ſich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schickſale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß ſich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen.
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schickſale,
Fühlt die Quentchen in der Schale.

Zwiſchen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Menſch verlegen ſteh'n,
Oder ſchlau durch beide geh'n
In der Tugend Zwickemühle.
Wahrlich hart auf trag'ſchem Pfühle,
Ruht, wer im Theaterſaale
Dichten muß von dem Schickſale.

Proben der neueſten Poeſie.

1808.

1. Griechiſch.

Steil zumeiſt mir ſteinern verſteigender Gott
Apollon iſt. Der bleiern holprichte Wortklump
bricht hervor mit Weh des Zahns, des Leſenden Lohn.

Knirſchend anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kieſelſteine
des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freier geübt ſchon,
Brauſt im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen ſchönere Sylbenwuth.

2. Altdeutſches Volkslied.

Es gehen zwei Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Der eine klimpert um den Brei herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre ſchaut ſich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen ſich beide recht artig herum;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um!
Mit der kleinen Kilikeia, mit der groſzen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht?
Es kamen entlang drei Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. ſ. w.

3. Spaniſch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunſt hingegoſſen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten groſze Waſſerblumen;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Waſſer bald erloſchen,
Als Romanzen thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

4. Das klare Geheimniß.

Vielſeitigkeit wird auf des Lebens Gipfel nur
Gefunden, wo des reinen Daſeins heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf ſchwankem Seil der Bildung hin und wieder ſpielt.
So red' und bilde Dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunſt, im Handeln, Reden Du beginnſt,
Es ſei Dir niemals ungebildet voller Ernſt.

Sinngedichte. 1815.

Philoſophiſche Verſicherung.

Klar iſt alles und licht mir; doch das verſtehen ſie ſchwerlich.
Selig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

Verſchiedene Geſinnung.

1. Der chriſtliche Philoſoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du biſt wohl Ich in mir!
D'rum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
D'rum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

Anfrage.

Jenen alten ſehr lieblichen Spaß von dem Subject und Object,
Der auf den Gaſſen nun klingt, werdet Ihr nimmer ihn ſatt!

Irrlichter.

1810

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geiſter Ruhm;
Viel Geſindel, allgeſtaltig
Naſcht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln ſie herum,
Dreh'n und kehren es geſchwinder
Schnell im Kreiſe um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Verſäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böſe Gott erſchaffe,
Groß wie ſie geſinnt,
Sich das All zuſammenraffe,
Lehren Sie geſchwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Iſt ihr eitler Muth,
Nur im Nichtigen beſtändig
Dieſe neue Brut.

Sie verſchmäh'n die ſtarke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburt des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längs dem Strome zieht,
Summen andre, haſchen ſelig
Nach Geſang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind ſie ſchon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

Eulenſpiegels guter Rath.

1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls Ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch Ihr deutlich ſeht,
Wie ſchön es Euch von Statten geht,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an'nander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beineben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Geſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupt-Erziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
D'rum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur deſto beſſer;
Und wucherſt Du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmahls nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſei es oder ſei nicht verſtändig,

Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt' einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſeh'n,
Nüchtern alle nach Hauſe geh'n.
So nennt der Kaufmann alles fein,
Mag er Chriſt oder Jude ſein.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die vergold'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben;
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort,
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo Ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmahls ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.

Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn Ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich Ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt Ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und ekelt' ihn manchen Dreihellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade," ſprach der Ritter, „du Vaterland mein;"
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſein,
Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und von Schmerz?"
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimiſchen Ort.

„Thu' auf deinen Schooß, o Waldesthal,
Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!
Ich ſtrebte und lebte der Liebe zumahl."
Dann ſchüttet er viele Figuren darauf:
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruh'n;
Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So ſprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rührten am Platz,

Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen d'raus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben und trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das,“ ſprachen ſie, „ſoll unſer Abgott ſein.“
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
Wir, die wir ſpringen um Stein und um Stock,
Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht.

Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
Was fragen wir nach dem Edelſtein?"

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt:
Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwarmen und lärmen und ſchreien nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bei Sonn' und bei Mond, wie die Wolke zieh't.

Der alte Pilger

oder:

Homo's neueſte Wanderung.

1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
Sonſt iſt's um meine Füße geſcheh'n;
Hier will ich unterkauern.
Dieß ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſein,
O ſeid nur ſo gut und brecht noch nicht ein!“ —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmahls an,
D'rum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Noth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schlaft oder träumt er mit wachem Geſicht?
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwei Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein and'rer, der ſtärker noch,
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern ſieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreht,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteht,
Bei'm Schein nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,“
So hat der Pilger bei ſich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
Die Herrlichen, wie ſie da ſteh'n und geh'n,
Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſeh'n!
Was wird's nur endlich werden?“

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber, ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſ't in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
In dunkler Geiſterſtunde.
Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
Sie ſind nicht mit im Bunde."

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
Dann magſt Du gebieten jedem Zweck
Du wirſt es dankbar ſpüren.“
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es dreimahl ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir,“ ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
Davon man doch geſchrieben;
Wo Milch und Honig ſich ergießt,
Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
Sich alle herzlich lieben.“

Nun wär' es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe;
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frei er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen d'rein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein;
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frei,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ihm ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſtgekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
Und ſeiner ſelbſt genießen."
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und fürchtete ſich der Reiſe.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;"
So ſprach er, „der Pflüger ſingt ſein Lied
Nach ländlich froher Weiſe."

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
Ich kann es alles am Orte ja ſeh'n,
Und nehme Theil am Ganzen.
Ich habe es weit und breit geſucht,
Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
Nun iſt es Zeit zum Pflanzen.“

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
Nicht immer mit der Jugend geht's,
Das ſind nur ſchöne Worte.
Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
Wie manches nicht im Traum erlebt,
Und kam doch nicht vom Orte.“

Es war um des Pilgers Muth geſcheh'n;
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Die feindlichen Brüder.

oder:

Der Zeitgeiſt.

1820.

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hauſen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahlloſe in dieſer Zeit.

Sie ſind ſich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt;
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen ſie auf und nieder,
Daß Hören und Seh'n ihr vergeht;
Sie ſchleppen ſie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern verſteht.

Der Aelt'ſte ſchlendert im Rechten,
So wie er das Rechte verſteht;
Der Jüngſte ſchludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören ſich ſelber ſo gern;
Sie ſprechen ſich ſelber gefällig,
Doch iſt in den Worten kein Kern.

Das ſind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialiſch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.

Der Alte bricht ſich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und ſtücken das Seine,
So Schornſtein als Speiſehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechſelnder Hand;
Er mauert ſich ſein Gebäude
In luftigen, fliegenden Sand.

Das ſind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen iſt niemand geſtellt.

Es pfeift ſein Lied ſo weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angſt ſteht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm ſich nicht winden,
Noch ändern ſeinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergeſſen,
Und hält ſich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermeſſen,
Und laſſen ihm keine Ruh.

Das ſind die Brüder im Lande,
Die ſchreien ſo weit und breit;
Es lärmen all' ihre Verwandte,
Und machen den Geiſt der Zeit.

III.

Sprüche.

Geiſtes Licht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lehr' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geſeh'n,
Als wenn die beiſammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft:
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurückſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte ſei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er flieh'n,
Ohne Noth von ſeinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht ;
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Deutſchland.

„Nimmer wird die deutſche Nation vergeh'n,
Neu vereint durch Gott einſt auferſteh'n.“ —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlägt ewig frei;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von weib'ſcher Sitt' und Luſt,
So wie edle Krieger ſind,
Sei der König uns geſinnt:
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sei vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freiheit Ruf erſchallt.

Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl:
Fremder Rechte loſes Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſern Stern.

Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lebt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieht;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüh't,
Wenn das Irdiſche verſprüht,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht,
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut;
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Liebes Leben.

Leiſ' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unſer Herz,
Jugendluſt in Flammen glüht
Wie die Roſe Farben ſprüht.
Bitt'rer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres alte Wellen.
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder,
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme,
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

Sprüche aus dem Indiſchen.*)

1807.

1.

Keiner ſchreite der Menge vor; denn gleich iſt des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führer Tod.

2.

Als erkrankt' oder ſtürb' er nie, ſei auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn ſchon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

---

*) Dieſe Ueberſetzungen ſind auch im Sylbenmaaße dem Samſkrit ſo treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Kraben, ein ſchlechter Menſch ſodann:
Die ſind fern von allem Zutrau'n, hier wird Vertrauen nicht gelobt.

5.

Fleiſch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Menſchenleib;
O was hälſt Du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' alſo Du, mein Freund!
Wenn man durch Ird'ſches das Ewige, durch das Unreine das, was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was iſt dann unerreichbar noch?

6.

Das Metall eint der Maſſe Kraft, Thier und Vögel der gleiche Trieb:
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und Sich ſehen der Guten Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelaſſen im Glück zu ſein,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm ſtrahlen, und dennoch durchforſchen die Schrift,
Iſt großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer ſich der Macht falſcher Gehülfen hingab,
Betrogen durch ſchmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung ſetzet,
Was wird nach Wunſch denen begegnen können?

9.

Wer am hülfevertrauenden Freund, der gut geſinnt,
Trug verüben kann und Argliſt,
Den betrüglichen Mann, wie kannſt, göttliche Du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, ſich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht alſo, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Luſt innen uns ſchafft im Geiſt.
Es zieht Freundes Umgebung und weiſes Geſpräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

Romanzen und Lieder.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge,
Nichtiger Wolken

Rieſengebilde und Räthſel,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde,
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anſchau't,
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.

Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Jugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laſter zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern:
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt,

Ganz brünſtig zu ſchauen,
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld beleuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild;
Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frei gegeben alle Zügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felſen, ſo die Ritter ſich erkoren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten;
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapfre Lanzen damahls ſchwungen,
Noch die deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verjungen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlungen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbauten;

Da der Mann dem Mann noch traute,
Deutſche Luſt im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bittre Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen,
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet feſte Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit Euch nicht leben,
So ergreift Euch doch mein Streben.
Wo ich wand're, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder,
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten,
Einen allvereinten Strom zu leiten,

Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

Geſang der Erinnerung.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang' all' die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Oeffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,

Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreiten Bruſt.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frei der Menſch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'ſchen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brauſend er geſchwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden- und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen,
Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezeit.

Bayerische Staatsbibliothek

Frankenberg bei Achen.

In des Maien linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wieſengrund hinfließen,
Schwäne auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.

Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben:
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen,
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der ſel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bittres Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin ſterben ſehen.

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Den ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſtgebunden,
Schwinden ihm die ſchnellen Stunden,
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Streicht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.

Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Oeffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.
Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.
Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden.
Das ſtille Waſſer ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen,
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
D'rum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

Sanct Reinold.

Sanct Reinold als Einſiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bei Kölln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all' ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſteht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen:
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.

Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen;
So ſeid ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allem in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;

Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hämmern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n ſie wie vom Donnerſchlag,
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knien ſie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das verſunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So ſchritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt', wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngſte von den zween,
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen ſtunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth."

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch, o Sohn!
Es ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn."

„Wahr iſt's, es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geſchlecht."

„Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,

D'rum ſucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt:
Nur dieſe Wellen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt.“

„Wohl jene Waſſer d'runten
Sind voller Klag' und Schmerz.
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange
Klagend die Welt zurück.“

„Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt.“

„So dünkt mich, daß die Geiſter
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schlund hinab.
Wir ſeh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell ſtieben ſo die Töne,
Und der Geſang erſtirbt.“

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit.

Und wenn er nicht ſo dachte,
So haßt das Irdiſche ihn;
Wo es den Tod ihm brachte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin."

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Dankes ſie zeihe,
Erſinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Geſänge,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich."

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen,
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinangezogen
Seh'n ſie, die ihm nachſchau'n,
Rauſchen empor die Wogen,
Seh'n es mit Luſt und Graun.

Eintritt in die deutſche Schweiz.

1804.

Freier athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernſt zu uns hernieder ſtrahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor

Alten Heldengeiſtes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüſten Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.
Möcht' ich einſt ſo glücklich ſein,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſeh'n!

Im Speßhart.

1806.

Begrüßt ſei Du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtand'ſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Aeſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark;
Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
  Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
  Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
  Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn ſich Dein gefreut,
  Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg:
  In dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
  Frei war noch da die Welt.

Wechſelgeſang.

Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüßige Gold,
Trinke die Wellen, den Müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut.
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern,
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie zieh'n ſich und flieh'n ſich, verſchwunden dem Blick,
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schießt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüßigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüſtern aus leuchtendem Schrank.
Nun ſprich mir und ſage von Deiner Braut,
Deine Luſt ſei kühn dem Alten vertraut.

Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund;

Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt.
Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Bruſt das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luſt, fern von Wein und Geſang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar;
Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig wie lüſterne Knaben ſind;
Bezaubernd wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend, wem ſie geneigt;
Die blühende Mutter auch, ſonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Roſe glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb, ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm' einſt,
Wenn zum Thatenbund Du Dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

Anruf.

Von Helden und Kaiſern Kunde vernehmt;
Wer knechtiſch denkt, entfliehe beſchämt.
Den Deutſchen ſing' ich des altdeutſchen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.

Ich hört' und durchdachte manch' Lied, mannich Buch;
Der Kunde nachforſchend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erſchließt Euer Herz;
Ich ſage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

Des Vaters Abſchied.

(Bruchſtück.)

Die Fauſt iſt ſchwach, das Haar iſt grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will ſich zur Grube ſenken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwert,
Zieh' hin und ſei des Vaters werth!

Grauſam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden ſind geſtorben;
Schon dreißig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geſchlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

An Siderie.

O könnte Troſt vom Himmel ſcheinen,
Und Hoffnung in Dein ſanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit Dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in Dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Bruſt,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnſucht, Schmerz und dunkler Luſt.

Was mich bedrängt, das ruht verſchloſſen,
So wie in dunkler Grabeskluft;
Dein Anblick hat den Fels erſchloſſen,
Daß mild in Thränen hingefloſſen
Der Gram aus ſeiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat auf's Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn ſie noch ſolche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts ſchauen,
Nicht wild in ſtürmiſcher Begier,
Mit ſanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geſchmückten Sternen-Auen,
So ſchau' ich, ſüße Magd, zu Dir.

Ich ſehe Dich mit leiſem Beben,
Obſchon mich keine Furcht bewegt;
Rein biſt Du, frei, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren Dich umſchweben,
Liebend die Arme um Dich ſchlägt.

Der deutſchen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in Deinem Bild erneut,
Die einſt zu ſchön'rer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

Fülle der Liebe.

Ein ſehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.
In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.
Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.
Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.
Was wir anſtrebten,
Was treu gemeint;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.
Da trat ein Scheiden
Mir in die Bruſt;
Das tiefe Leiden
Der Liebesluſt.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie geſtillt.

Viel tauſend Thränen
Floſſen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu ihr in's Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geiſt,
Bis fortgezogen
Die Bruſt zerreißt.

Ein Stern erſchien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick ſich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der geſtaltet
Dieß all nach ſich.

Als ob uns vermähle
Geiſtesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinüberwallt.

Ob auch zerſpalten
Mir iſt das Herz;
Selig doch halten
Will ich den Schmerz.

Andenken.

Es iſt ein Kind in Weibesblüthe,
Das ſteht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo ſie iſt, flieh'n dahin die Tage,
Und iſt ſie fern, ſo füllt die Klage
Mir wonnevoll den ſtillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit ſchweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich ſie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebteſt,
Die Du in Lieb' und Leiden übteſt,
O Herr! Dein Bild und Dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Bruſt entfließen Klagetöne,
Sie iſt des Himmels Zauberkind;
Ach, könnte ſie vom Schmerz geneſen,
Und könnt' ich ihre Banden löſen,
Ich eilte zu ihr, ſchnell und lind.

Wie würden wir uns ſelig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen

Ein himmliſch Leben wohl hervor;
Mit Geiſtes Arm wollt' ich ſie faſſen,
Die zarte Seele nie mehr laſſen,
Und riſſe ſie zu Gott empor.

Dort ſänken wir am Throne nieder,
Und ſängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bei Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns Du, o ſüßer Tod!

Und ſoll ich denn bei ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und ſende Deinen Diener fort;
So weit den Geiſt die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen ſchlagen,
Ein treuer Bote Deinem Wort.

Ihr Geiſter aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel-Seele,
Daß Ihr die Schweſter wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umſchwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

Lyriſche Gedichte.

Gebet.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da Deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu ſchauen;
Dein Wink iſt was mich trifft, Dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen
Der erſtgeborne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüſter Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie Du leiteſt,
Die ſelber ſich Dir anvertraut,
Wie allen Du den Weg bereiteſt,
Die Du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer einmahl, Herr! Dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen,
Wo Deiner Liebe Hauch ihn hält:
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an Dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn Deine Hand
Durch dieſes Daſeins wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorſam folg' ich Deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, Dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweifen,
So führe Du mir Freunde zu,
Die Dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen ſanfte Ruh,
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,

Standhaft daſteh'n in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen,
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

◆

An den Retter.

1803.

Eile herbei zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß Dich den Tod gelüſten,
Zum zweitenmahle Dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tigers grimme Klauen
Zerreißen Deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen,
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu Dir den frohen Glauben
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.
Als König wirſt Du kommen,
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man Dir wird die Lagerſtatt bereiten.
Als Löwe wirſt Du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;

Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt Du vom ſchlimmen Joch Dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu, dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch Deines Volks Geſchlechte;
Vereine Du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen.
Laß Deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich Dir den ſchönen Tod noch werben.

Auf dem Feldberge.

1806.

Wie ſtill iſt es hier oben,
Wo kein Gebüſch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo ſelbſt der Schall verklungen,
Kein Vogel je geſungen
Sein froh geſellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüſtem Heidefeld
Die Felſen weich umkleidet;
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebeſä'ten Feldern,
Ein' unermeſſ'ne Welt.

Den Wanderern zuſammen
Lodern einſame Flammen
Am Felſenbette auf;
Oede den Pfad herauf,
Ein ſchaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All' ſorgſam das beachte,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln,
German'ſcher Männer Schar,
Seh' ich ſie da und wandeln;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hünengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frei im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freiheit der Welt zurück.
Es ſtrömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück!

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenſchuld'gen,
Aber wann erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt;
Laß den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmahl wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmahl muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſ'rer Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belebt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freiheit hin;

Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerſtört die deutſche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor Allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
D'rum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;

Fürſten ſind die Frei' und Kühnen,
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sei als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in dieſen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie möcht' es wohl beſteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich Eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſei bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segensbalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einſt verſprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seid wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So ſchweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widerſprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles faſſen,
Als wild ein wüthend Haſſen
Mit Blindheit euch umſpann.
Der Tod entſtieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid ſah'n die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahne, will meinen
Der Menſch, er ſei nun frei;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungsloſen Schmerzen,
Der ſchöne Bund entzwei.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun ſchwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was ſchnöde ihr zerſtörtet,
Da ihr euch ſelbſt bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr erſinnen!

Ihr ſeht es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch bluhen,
Mußt erſt in Liebe gluhen,
Erſchließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In ſtiller Bruſt genahrt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

An den Ufern des Mains.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſtille Bahn, gezogen
Auf ſchlangengleich gewundnen Wogen,
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So goldnen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freien Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigen der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſanft im Lied' ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen,
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich d'rum des Maines,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

An ſeinen Freund.

Im Herbſt 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie Deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahne all' den Mord:
Je fern und fremd' entrückter,
So ſchmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freiheit nicht von Ketten,

Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'ſche Luſt;
Wer aber Gott ſei eigen,
Wird jetzt ſich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Marterthums;
So laß den Muth nicht ſinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'ſchen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet,
Lächeln ſie lichtbegnadet.

Soll dann in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die Drei ſo einſt verbündet,
Der Freiheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die Dreie,

Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwei es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sei inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger Einer Zunft;
Wo zwei in Gott beiſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sei jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Aus Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten

Und himmliſch ſich geſtalten,
Die erſte Chriſtenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einſt dieß Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,
Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Gebot;
Wie jene freud'gen Scharen,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüht nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brachte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geſchieht;
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieht.
Des Muthes woll'n wir ſtehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahres 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja ſchon ſterbend,
Doch den Hader nicht vergeſſen,
Dunkels noch vermeſſen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geſchlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'ſt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verſchwinde,
Alle Deines Heiles Licht erkennen,
Und in Dir verbundet,
Gern ſich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürfſt' erzittern

Wohl Dein Volk, wenn einig wieder,
So wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben!
Gottes Himmel offen,
Mag Zerſtörung uns umſchnauben,
Steht nur feſt der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schickſal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbſtzerſtörend,
Hier ein Gift, uns zu umſchlingen,
Feſſelnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habſucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unſer Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'ſchem Ruhme trunken,
Lag in Luſt verſunken,
Sterbend hießeſt Liebe auferſtehen!
Müſſen Deine Krone
Wir ſo arg verſpottet ſehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne,
Wüthend ſo durch Deine Saaten gehen!

Auf der Zeiten Woge ſchwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens ſinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen ſchon verſtummt erblaſſen.
Nirgends ſchimmert Rettung,
Sturmwind naht ſie zu umfaſſen,
Und in ſchrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer faſſen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft iſt ſeinem Munde
Wort und Lied umſonſt verliehen!
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Noch den Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkoren:
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verloren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dieß Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verdorben,
Innen ganz erſtorben,
Gott, Dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts Göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;
Er, der all' vereinet,

Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, ſo weit der Himmel ſcheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen ſchon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finſterniß und Gutes ernſt ſich ſcheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angſtvoll klagt der irdiſch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Dieſe Felſen, die jetzt brechen,
Alle ſprechen
Von der göttlichen Erſcheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir d'rum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl Dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich Dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'ſt Du, ach! beklommen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſahſt des Elends Spuren
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blüh'n;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freiheit glüh'n;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüſten,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zurück.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang Dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Bruſt!
Laß Dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Luſt.
Ja, ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten,
In Demuth ſich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben

Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Löſ't hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einſt bethört.

Ja auch des Nordens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Frühlingsglanz;
Die neu belebten Fluren
Geſchmückt mit Himmelsſpuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod Verlornen
Und die noch Ungebornen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freien Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,

Der ſich der Lieb' ergiebt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederſchweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von Dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frei das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freiheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber Alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt Dir als Ruheſtatt.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1607.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbei!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frei,
Dem Gefangnen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hatt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſ't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſ't,
Die dem Krieg ſein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein deutſches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

„O ſeid nur jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja Schlimm'res wohl verſchuldet,
Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen
Und jeder Zwiſt verſühnen,
Nach langem Bürgerkrieg.“

„Sind unſ'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie ſoll ſich frei entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!“

„Wo warſt du, deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand und Tadel
In deinem irr'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;
Was helfen ſie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub.“

„Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freien Mannesmuth.“

„Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart Ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,
Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſoll auſtreben,
Dieß innre Geiſtesleben,
Und iſt ein Heiligthum."

„Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt Ihr noch geſtritten,
In der Zerſtörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Ichheit kalte Luſt
Berauſcht' Euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt."

„Ihr Fürſten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuſcht durch fremden Trug.
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt Ihr fremd inmitten
Des Landes, das Euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O, hättet Ihr die Ahnen
Des Ruhms Euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft."

„Die Ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Recht' Euch widerſtemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freien Thron,
Werft Euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seid ernſt wie ſie und bieder,
Seid rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach."

„Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur tadelteſt vermeſſen,
Was Hohes Dir erſchien;
In der Verblendung lebteſt,
Unwürdig Dich beſtrebteſt,
Was groß, herabzuzieh'n:
Bis dann die Dir Geſandten
Zu ſpät Dein Loben preiſ't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geiſt."

„Wann ehrteſt Du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur Deinem rechten Sterne
War nie Dein Sinn vereint!
Gern wüſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von Euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit Eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!"

„Frei iſt von Schuld nicht Einer,
Ja, von uns allen Keiner,
Iſt, der nicht ſchwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen,
Und endlich das erkennen,
Was uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglucks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.“

„Wie der in wilder Wüſte
Wohl einſam rufen müßte,
Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle Du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkundend,
Das uberall ja droht,
Den Muth auch neu entzundend,
Die treu noch ſind, verbündend,
Beſiegend Schmach und Tod.“

„So lang der Fruhling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſeh'n,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder ſenkend,
Wird Deutſcher Geiſt beſteh'n.“

„Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſei ſie treu bewahrt.“

„Nicht kaltem Dunkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutſch das Herz noch ſchlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sei jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,
Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.“

Alſo ſprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage ſcholl,
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frei!
Vater, Söhne, Deutſche ſtrömt herbei,
Ewig feſt in Eins verſchlungen.“

Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tiger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

D'rob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bei ſtillen Flammen,
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tigers Bau zuſammen,
D'rum lodert auf, ihr Flammen, laßt es tagen!

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit,
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.

Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn,
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Freiheit.

1807.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahnung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.

Linde Bluthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzundet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Bruderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kuhnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafur alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf:
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie alles auf.
Irdiſch hier in Thränen
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnſucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth.

* * *

Bei der Abreiſe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin
Maria Louiſe,
Erzherzogin von Oeſterreich.
1810.

Miſcht ſich Trauer denn in jede Luſt!
Was der fromme Kaiſer leidet,
Weil die hohe Tochter ſcheidet,
Fühlt jedwede treugeſinnte Bruſt.
Hoffnung, die mit Troſt uns weidet,
Du allein nur linderſt den Verluſt!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schickſals ernſte Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht;
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unſchuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiſerin, der Braut!
Wünſche hört man hoch erſchallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr ſchaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil“ von allen
Lippen tönt's, ein Einz'ger Segenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel ſollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt ſie leiten
Vor der Welt und Gottes Angeſicht."

„Es umſchweben ſtrahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiſerinen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz geſtillt."

„Bei Ihr ſei Thereſia's Geiſt und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Segen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

Der heilige Dulder.

1811.

Es iſt ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergoſſen;
Fromm iſt er und ein Hirt genannt,
Nur Segen kommt von ſeiner Hand
Und himmliſch Heil gefloſſen.

Dem Geier, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerſtanden;
Er kennt des Tigers blut'ge Liſt,
Den Drachen, der im Abgrund iſt,
Frei wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend ſeine Werke;
Schnell hat er ſich von dem gekehrt,
Seitdem iſt ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder ſtärke.

Die Herrſcher ſchimmern ſonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt ſie grimme Todesqual,
Sie müſſen fort zum grauſen Mahl,
Zerbrochen ſind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten brauſ't die Hölle;
Im Himmel iſt des Hirten Zelt,
Den keine ird'ſche Feſſel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt ſchon hier,
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er, Erlöſer Dir!
Er ſieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Geſichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn,
Im Glauben ſich zu gürten.
Er iſt's, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrſcher! Euch von Eurem Thron,
Zu beten vor dem Hirten.

* * *

Geſang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt;
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geſchlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

D'rum ſei jener hochgeprieſen,
Kaiſer Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf ſeinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, ſtrahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgefilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen ſie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre feſtem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm gelingen,
Alle bald den Retter ſingen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd einſt worden!

Unſre Zeit.

1820.

Siegeslieder hört' ich ſingen
In den Gauen weit und breit;
Unſers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreier,
Selbſt der eignen bangen Bruſt?
Werdet frei erſt, wahrhaft freier,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Luſt!

Und Ihr andern wollt beſchwören
Durch ein künſtlich Nichts den Sturm?
Wen kann ſolch' Geweb' abwehren,
Selbſt zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Alſo ruft die Stimm' uns allen,
Nieder ſtürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unſer Beten,
Schließeſt Du der Gnade Born?
Willſt die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Roſſen,
Siegreich in des Worts Geſchoſſen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir an's Herz dem Vater
All die Schreckenſorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensſpur!
Es vergeh'n noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird dieſe Flur.

Wenn dämoniſche Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie laßt Gott ſie alſo ſchalten?“
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll ſich neu die Welt geſtalten,
Laßt er frei das Böſe walten,
Bis das Licht entſteigt dem Schmerz.

Fluthen ſeh' ich furchtbar rauſchen
Ueber Fluthen auf uns her;
Lug' und Mord den Scepter tauſchen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag ſich widerſtemmen,
Keiner die Zerſtörung hemmen;
Gott allein iſt hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod entreißt,
Und ob der Verweſung ſchwebet
Gottes ew'ger Lebensgeiſt.

Alſo wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menſchen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einſt der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn ſchon ſelbſt im Geiſt erſchüttert,
Ob des Jammers tief er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und ſchafft allmächtig
Sein befreiend Lebenswort.
Auf zum Himmel ſtrahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer ſind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder feſt den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob ſchwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird ſich's ſchlagen,
Hin zum Felſen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieſes Schiff iſt es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieſer Felſen iſt der Eine
Feſte Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier iſt himmliſch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felſenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'ſchen Traum.

Wenn die Wurzeln dieſer Pflanze
Bis zum Abgrund niederzieh'n,
Iſt die Geiſterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch ſoll ſie ſich ausbreiten,
Und der Wechſel aller Zeiten
Iſt nur ihres Laubes Grün.

Alſo laßt den Kampf uns tragen,
Unſer Felſen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!“
Laßt uns ſtreu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft“ iſt Sein Nahmen,
Und gerecht iſt das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einſt der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüſte,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unſrer Liebe Flügelſchlag.

VI.

Geiſtliche Gedichte.

Klagelied der Mutter Gottes.

Es weint das Kind ſchon Liebesthränen,
Und fühlt ein ängſtlich Mutterſehnen,
Wenn es das Licht erſt kaum erblickt;
Zu ihr hin ſchlägt es auf die Augen,
Will an dem Herzen feſt ſich ſaugen,
Das kleine Weſen, ſüß beglückt.

Der Jüngling flieht in Waldesdunkel,
Nachtwandelt ſtill im Mondgefunkel;
Um Liebe klagt ſein irrer Sinn.
Bald ſteht er da am frühen Grabe,
Und der Erinn'rung Todesgabe
Bleibt für den Erdenſohn Gewinn.

Es drängt den Mann zu Kampfesthaten,
Für Licht und Recht zu dulden, rathen,
Ob ſeiner Väter Land und Haus;
D'rob blutend in der Todeswunde,
Haucht treu noch da dem Bruderbunde,
Er gern den freien Athem aus.

Es klagt im Schleier um den Gatten,
Der Söhne Trübſal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Witwenherz;
Ihr ſteh' ich hülfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Höhe
Aufſteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armſelig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erſeufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am ſtillen Abend noch.

Auch den Beherrſcher auf dem Throne
Drückt nieder ſeine Eiſenkrone,
Er ſehnt ſich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit iſt ſchnell entflogen,
Und ſchlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückſchauend auf des Lebens Wegen,
Mit ſanftem heiterm Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menſchen Freuden,
Singt ſtill der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er ſchreit zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Bruſt;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balſam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelsluſt.

Wer ſtill und fern vom Weltgewühle
Den Himmel ſucht mit dem Gefühle,
Einſam verſenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geiſt nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm ſtillen,
Im wilden Thal der ird'ſchen Flur.

Doch ſprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erſchuf.
Es wollen noch zuſammenſtimmen,
Zerriſſen einſam, alle Stimmen,
In ſeiner Allmacht Herzensruf.

Klagend ſchreit auf das Thier der Wüſte,
Als ob es um ſein Leiden wüßte,
Von Gluth verſengt und Durſt entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felſenrand.

Lechzend am Quell mit durſt'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, fühlt die Wunde
Der Hirſch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entbeben,
Entquillt der Bruſt das warme Leben,
Und nieder ſinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Luſt;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen ſchlagen,
Sehnſüchtig girrt es aus der Bruſt.

Die Blumen ſehnen ſich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angeſichte
Breiten ſie bunt die Blätter aus;
Es ſind der Erde Sonnenblicke,
Daß ſich als Bild des Himmels ſchmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die ſich in Windes Rauſchen neigen,
Säuſelt ein tiefer Klageton;
Und in dem freien Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunſtgebilde,
Und eilen räthſelhaft davon.

Das Silberſpiel der Felſenquelle,
Der ſanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauſchen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnſucht hingezogen,
Brauſen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer ſonder Ruh.

Im Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgeſtirne
Muß ſchnell des Tages Gram verweh'n;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberſcheine
Muß es in Wehmuth niedergeh'n.

Ob auch des Himmels Glanz entſiegelt,
Der Abendſtern im See ſich ſpiegelt,
Es ſchließt ſich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend brauſ't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die ſtillen Sterne ſcheinen,
Durch alle Adern der Natur:
Es ringt und ſeufzt nach der Verklärung,
Entgegenſchmachtend der Gewährung,
In Liebesangſt die Creatur.

In Hoffnung ſelig ſind die Seelen,
Die noch in Schuld ſich reuend quälen,
An dem geheimen Geiſterort:
Heiß ſtrömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht ſich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreiers Wort.

O, könnte wer den Schleier heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menſchen Herz würd' es zerſpalten,
Die ird'ſche Bruſt könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erſchreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die ſich einſt geliebt;
Die Geiſterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menſchen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß ſteht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes ſüße Engelſchar;
Ernſt walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe ſel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach den [illegible]ohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlöſung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesſchmerz.

Als ich allein vor Gott geweſen,
Da ſehnte zitternd ſich mein Weſen
Nach ſeiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahnend ſüße Wehmuth,
Beſiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit ſo klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geſchöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden ſchufe,
Ihn preiſe aller Himmel Mund.

Als nun geſtillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserleſen,
Der Liebe Amt, ob allen Weſen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerfloſſen,
Fürbittend, flehend hingegoſſen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz ſchlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort iſt voll zugegen,
Das Licht des Geiſtes aufgethan.

So brecht herein, ihr ſel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade ſüß vereint.
Kommt her, ihr Schweſtern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen, hoch und nieder,
Ein jedes Weſen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geiſter,
Des Zeitgebildes hohe Meiſter,
Die Sieben, die am Throne ſteh'n;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen ſie des Mitleids Regung,
Wenn ſie des Weltalls Irrſal ſeh'n.

Die Cherubim im Flammenſchwerte,
Die mit dem Blitz Gott ſelbſt bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht:
Sie ſchau'n aus tauſend Liebesblicken,
Zitternd von ſeligem Entzücken,
Gerührt in dieſe Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entſiegeln
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verſchönen,
Naht er der Demuth, ſie zu krönen,
Und freut ſich ob des Dulders Lohn.

In Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Menſch auf ſeiner Wallfahrt ſoll;
Wenn ſie die anvertraute Seele
Hinſtürzen ſeh'n in wilde Fehle,
Dann iſt ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Chriſtus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod beſtritt?
Als von der Dornenkron' umſchlungen,
Das Herz vom Lanzenſtich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkoren,
Ihm untreu ſind, und von Ihm geh'n;
Viel grauſer wird Sein Herz zerriſſen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Biſſen
Verwundet muß die Seinen ſeh'n.

Das, was Er litt, kann niemand ſagen,
Nicht Menſchen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten ſagen,
Mitſterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armſelig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz ſelig um das Neugeborne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkorne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir.“

Bei der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwert mein Herz durchſchneiden,
Das fuhr mir ahnend in's Gebein.
Daſſelbe Schwert zu ſieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In ſtets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einſam durch die Wüſte,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüſte,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verloren wähnte,
Mich angſtvoll ſuchend nach Ihm ſehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fühlt' im bangen Mutterherzen,
Verlaſſen, od' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bei mir ſtand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt' mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'ſchen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bei dem großen Opferwerke,
Gab Er mir ſelbſt in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerſchlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bitt're Holz Ihn ſchlug.

Ich ſah, auf jenem Berg geſtanden,
Des Menſchen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgeſtreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerſpalten,
Dem Grab' entſtiegen Nachtgeſtalten,
Die Erde zittert' tief erſchreckt.

Der Geiſter Schar verſtummend bebte,
Weil finſtre Nacht hernieder ſchwebte,
Als ſollt' der Welten Ball vergeh'n.
Es lag auf meinem Schooß geſtorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Geſalbten ſeh'n.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balſam wir zu Grab getragen,
Verſchloſſen in den Stein gelegt;
Da ſprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt iſt auferſtanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben,
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Iſt wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er ſich hin zum zweiten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verſpottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem ſieht Er ſich gebunden,
Und mich trifft ſiebenfach das Schwert.

Wie ſich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen ſtürmen,
Zerſtörung blitzend weit und breit;
Erhebt ſich oft den Erdgeſchlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren unheilſchwangre Zeit.

Da ſtreckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand ſich zu den Armen,
Daß ſie erſtarkt der Gnade Geiſt;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft ſich beweiſ't.

O Volk! zu großem Werk geboren,
Das Gott zum Kampf hat auserkoren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung ſollſt du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwei, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich ſich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' iſt da, das Werk zu gründen,
Laßt euch von Gottes Geiſt entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Boten,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen ſchnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geiſtes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn euch zu bereiten,
Eh' ſich das Thor auf ewig ſchließt;
Von dem Altare ſtrahlt das Hoffen,
Noch ſteh'n des Tempels Hallen offen,
Wo ſich der Gnadenquell erſchließt.

Soll ich denn immer um euch weinen,
Ruft Er vergebens ſtets den Seinen,
Und ſtrömt' umſonſt Sein heilig Blut?
O, möchtet ihr das Licht erfaſſen,
Und von der nicht'gen Täuſchung laſſen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, lichtumkrönt
Aus dunkeln Wolken ſtrömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O, daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu einer Herde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren ſind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath-Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O, möcht' erſt im Triumph ertönen,
Der Siegsgeſang in neuen Tönen,
Geſungen von der Sel'gen Schar.

Da herrſcht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu ſich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck ſich offenbaren,
Wie eine Braut die heil'ge Stadt.

Jeruſalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im kryſtallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwert mag dieſe Burg verſehren,
Weil lichte Mauern ſie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da ſtrömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieſes Quelle,
Wo jeder ewig Labſal trinkt;
Geſtillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel ſchon verkündet,
Den Salomo einſt hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt:
Zum Himmel hat er ſich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, ſo die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend ſteh'n.
Das iſt mein Schmuck und meine Würde,
Daß da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesfleh'n.

Wie eine Roſe blüht in Freude,
Leuchtet umſtirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' iſt aufgethan;
Verſöhnt ſind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge ſagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher ſich ſtets enthüllt;
Zu Ihm ſehnt ſich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um ſie ſchlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Witwenſchleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einſt der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggeſang erhoben
Von allem, was da athmet, ſein.

Heilige Sehnſucht.

(Nach dem Lateiniſchen).

Es flog in Eil vorbei der Rauber Adler,
Und ſchoß hinunter in das Todesmeer.
Die ſtrengen Wächter ſind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange ziſcht von unten Giſt uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im erſten Morgenweh'n.
O, möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel ſteh'n!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen ſchießen,
O Morgenſtern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Rieſ' im Lauf, ſich zu ergießen:
Erlöſ' uns von dem kalten, öden Nichts.

VII.

Gedichte aus dem Indiſchen.

Vorwort.

Dieſe Bruchſtücke indiſcher Dichtkunſt ſind zuerſt im Jahre **1808** als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier*) erſchienen, um eine lebendige Beiſpielſammlung jener alten Poeſie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke derſelben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indiſche Philoſophie zu dienen. Dieſem Zwecke können ſie jetzt, nachdem ein ſolcher Reichthum indiſcher Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forſcher zugänglich geworden und ſchon vielfältig bearbeitet iſt, nicht mehr in dem gleichen Maaße entſprechen. Dagegen mögen ſie wohl ihren dichteriſchen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten, und was die Uebertragung und manche weſentliche Unvollkommenheit derſelben betrifft, ſo werden ſie als erſte Verſuche ſolcher Nachbildung bei den Meiſtern der indiſchen Forſchung und der metriſchen Kunſt oder poetiſchen Ueberſetzung leicht Nachſicht finden, und wird man ihnen ſelbſt geſchichtlich ihre beſcheidne Stelle, als erſten Anfang eines ſo ſchweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortſchritten, die ſeitdem zu dem gleichen Ziele geſchehen ſind. Daher ſie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunſt der neuen Poeſie, mit den übrigen poetiſchen Bruchſtücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieſer Sammlung derſelben einverleibt werden mögen.

⁂

Aus der früheren Einleitung laſſen wir nun einige Bemerkungen über die Handſchriften folgen, nach denen die Ueberſetzung

---

*) Siehe **VIII.** Band, S. 271

gemacht worden; dann über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verſchiednen Stücke.

Die Handſchrift des Râmâyan gehört zu den ſchönſten, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt. Sie iſt in großen Devanagari-Charakteren auf Quartblättern von Papier geſchrieben. Die Handſchrift des Mânavâdhârmaſhâſtran in bengaliſchen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört indeſſen weder in Rückſicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhagavatgita giebt es vier verſchiedene Handſchriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; ſie ſind ſämmtlich in Devanagari-Charakteren, einige mit Scholien, der Text iſt ſehr correct. Von dem Mahâbhârat iſt ein gut geſchriebenes Exemplar in bengaliſchen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden. Von den Râmâyan ſind nun ſeitdem mehrere Bände des indiſchen Textes nebſt engliſcher Ueberſetzung in der Originalausgabe zu Calcutta erſchienen; auch das metriſche Geſetzbuch iſt gedruckt vorhanden, und von dem Bhagavatgita erſcheint ſo eben die claſſiſche Ausgabe von A. W. v. Schlegel, als erſte indiſche Urſchrift auf Deutſchem Boden gedruckt. Nur die Episode aus dem Mahâbhârat iſt bis jetzt, ſo viel ich weiß, bloß handſchriftlich vorhanden, und ſeither noch nicht im Druck erſchienen.

Was die Orthographie betrifft, ſo hatte ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geſchrieben wird, in dem grammatiſchen Syſtem als ein kurzes a gilt, in der neuen Ausſprache aber o lautet, in der früheren Ausgabe o geſchrieben; theils wegen der Rückſicht, welche der noch lebende Ton, ſo ſehr auch die Sprache ſelbſt entartet ſein mag, immer verdient, wobei mir auch wohl vor Augen ſchwebte, wie man ſelbſt im Griechiſchen vielleicht beſſer gethan hätte, die Ausſprache der Neu-Griechen nicht ſo ganz zu verlaſſen: theils aber ließ ich mich hierzu bewegen, um den Uebellaut zu vermeiden, welcher aus den zu ſehr gehäuften a entſteht. Da aber die Grammatik des Alt-indiſchen für uns doch zuletzt entſcheiden und das meiſte Gewicht haben muß; ſo habe ich jetzt, den bewährteſten Meiſtern indiſcher Forſchung und Sprachkunſt mich anſchließend, für den kurzen Vokal, das A überall wieder hergeſtellt. Das D der erſten Reihe, welches wie eine eigene Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perſer aber unter dem Nahmen des indiſchen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geſchrieben. Die zuſammengeſetzten Conſonanten Jna, Kſcha, welche Ghya und Khya geſprochen werden, habe ich aber, ungeachtet der kleinen Härte, nicht nach der Ausſprache, ſondern nach der grammatiſchen Strenge geſchrieben, da die genauere Schreibart in manchen Fällen ſelbſt für die Etymologie wichtig iſt. Die verſchiednen Arten des naſalen N durch Zeichen zu unterſcheiden, ſchien mir überflüſſig, da dieſer Unterſchied doch für uns ganz verloren geht, und wer indiſch ſchreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Conſonanten weiß, welches der verſchiednen N er zu nehmen hat. Die Conſonanten V, J, Ch, werden geſprochen, wie im Engliſchen. Das erſte S, welches Jones durch einen Strich zur Unterſcheidung bezeichnet, wird von den Portugieſen, deren Orthographie das Pariſer Manuſcript Nr. 283 befolgt, wie von andern ſo bezeichnet, daß es laute wie ſh; und ſo wird auch von den Engländern dieſer indiſche Buchſtabe charakteriſirt, als ſanftes Sh. Wenigſtens müßte man, wenn man Shaſtra ſchreibt und ſpricht und nicht Saſtra, auch Shiva und Shakuntala, nicht Siva und Sakuntala ſchreiben und ſprechen, weil es derſelbe Buchſtabe iſt. Vielleicht könnten wir im Deutſchen hier Sh ſetzen, für das zweite indiſche S aber Sch nehmen.

Die indiſche Sprache hat, obwohl das ganze Syſtem der Sylbenmaaße noch ſehr verſchieden ſein mag, doch einige der weſentlichſten rhythmiſchen Grundgeſetze mit der griechiſchen Sprache gemein. Die Vokale ſind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechiſchen. Lang ſind o, e, ei, au; kurz ſpreche man in den indiſchen Nahmen der folgenden Gedichte das a, u, i, außer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet iſt. Die Sylbe, deren Vokal kurz iſt, kann durch Poſition lang werden, genau wie in den antiken Sprachen. Jene Eigenheit der griechiſchen Metrik, da mit Beiſeiteſetzung der Sylbenzahl an gewiſſen Stellen für eine lange

Sylbe zwei kurze geſetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo ſtatt des Daktyls —⏑⏑ auch vier kurze Sylben ⏑⏑⏑⏑ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke, wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe Freiheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlôcken oder indiſchen Diſtichen, aus zwei ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indiſchen Benennung beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe oder zwei Hälften des indiſchen Diſtichons haben alle einen jambiſchen Ausgang ⏑—⏑—, ſeltner ⏑—⏑⏓; wegen der überall durchgehenden Freiheit der letzten Schlußſylbe. Der erſte und dritte achtſylbige Fuß des Schlôka endet in der Regel mit einem Antiſpaſt, ſ. A. W. v. Schlegel's indiſche Bibliothek, 1ter Band, S. 36 — 40; nur daß auch hier die letzte Sylbe frei iſt. Als ſeltnere Ausnahme werden an dieſer Stelle, ſtatt des Antiſpaſt, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Diſpondeus gefunden, wovon Koſegarten in der Vorrede zum Nala, S. XIV., einige Beiſpiele anführt. Dieſer vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antiſpaſt an den angegebenen Stellen iſt, in den nachſtehenden erſten Verſuchen indiſcher Ueberſetzung, bei weitem nicht ſtreng genug beachtet worden. Für die vier erſten Sylben aller vier achtſylbigen Füße des indiſchen Diſtichons können alle metriſche Stellungen ohne Unterſchied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indiſchen Schlôka iſt alſo in metriſcher Hinſicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |

und um wenigſtens ein metriſch vollkommenes Beiſpiel des indiſchen Verſes, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzuſtellen, wähle ich den auch hiſtoriſch ſo merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indiſchen Königs gegen die Buddhiſten, aus A. W. Schlegel's indiſcher Bibliothek, S. 419.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's, die Greiſ' als Kind,
„Nicht erwürgt, ſoll erwürgt werden!" — rief der Fürſt ſeinen Dienern zu.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Meiſter der indiſchen Forſchung und Dichtkunſt in unſerer Sprache, ſich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechiſchen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indiſchen Versmaaßes abwendig machen laſſen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherſchreitende indiſche Diſtichon, gleicht dem Rieſengange des mächtigen Elephanten, und iſt mit der geſammten indiſchen Gedanken Structur weſentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechiſchen Hexameter dagegen iſt wohl dem Wettlauf edler Roſſe auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für dieſen einfach großen Schritt und Geiſt der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemeſſen.

In dieſem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinſicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schlôka, oder indiſchen Diſtichons, ſind alle nachfolgenden Bruchſtücke gedichtet. Nur als ſeltne Ausnahme kommen zwiſchen jenen ſechzehnſylbigen Verſen einige längere vor, meiſtens um einen höhern lyriſchen Schwung zu bezeichnen; auch dieſe ſind in Diſtichen. In denen, die aus vier zwölfſylbigen Gliedern oder Füßen beſtehen, iſt das hier beobachtete meiſtens dieſes: ◡ ◡ — — ◡◡◡ — ◡ ◡ —. In denen, welche aus vier eilfſylbigen Gliedern beſtehen, dagegen wie nachſtehend: ◡̄ — ◡ — — ◡◡◡ ◡ — ◡. Ich habe dabei wohl noch manche Abweichungen und Verſchiedenheiten bemerkt, ich hatte der Verſe dieſer Art indeſſen bei weitem nicht genug vor mir, um alle Verſchiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leſer angenehm ſein, einen Verſuch zu ſehen, in wiefern die Bildſamkeit unſrer Sprache, die mit der griechiſchen ſo glücklich wetteifern konnte, ſich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indiſchen Sprache anzuſchmiegen vermöchte. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß ein erſter Verſuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anſpruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich ſein wird, wenn wir das metriſche Syſtem der Indier aus einem proſodiſchen Werke ſeinem ganzen Umfange nach kennen werden; wo ſich denn auch die Frage wird entſcheiden laſſen, in wiefern es bei der Ueberſetzung möglich ſei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indiſchen, ſ. Manu's Geſetzbuch, II., 125., Rückſicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß, wo der Inhalt lehrend iſt, wie in Manu's Geſetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Diſtichon zugleich einen periodiſchen Abſchnitt bildet; in den epiſchen Stücken aber aus dem Rámáyan und aus der Geſchichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Diſtichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rámáyan erſchien in der frühern Ausgabe hier zum erſtenmal überſetzt; daher habe ich ſelbſt von der einleitenden Anrufung nichts weglaſſen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Geſetzbuche Manu's und dem Bhagavatgita, die durch Jones und Wilkins ſchon bekannt ſind, habe ich aus erſterm alles zuſammengeſtellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigſten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geiſt des ganzen Werkes, darſtellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geſchichte der Shakuntala können als ein Beiſpiel der ältern indiſchen Poeſie dienen, wenn man die verſchiedene Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieſer gegenwärtigen Ausgabe iſt im Einzelnen für den dichteriſchen Ausdruck oder nach dem metriſchen Geſetz hier und da einiges verbeſſert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieſer erſten indiſchen Verſuche konnte indeß nicht in meiner Abſicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für dieſen Zweck nicht benutzen konnte, ſondern nur den handſchriftlichen Text dabei vor mir hatte, der in einigen ſchwierigen Stellen manches zu wünſchen übrig läßt.

1.

Anfang des Ramayan.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Werke, die wir bis jetzt kennen: mit einer Geſchichte oder Dichtung von der Entſtehung des Werkes ſelbſt und von dem Verfaſſer desſelben. Der Seher Valmiki, dem der Ramâyan zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Manu und Vyaſa, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nârada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rama bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm Brahma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Râma zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

So geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran: zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

Segen und Heil!

Dem göttlichen Rama Preis!

Ein Sieger iſt des Stamms von Raghu Zier, 1) Kauſalya's herzensgeliebteſtes Kind, Rama,
Der dem Daſhavadana den Tod gab, Daſharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in ſel'gem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die ſtets Rama Rama ſingt, Süßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunſt wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewalt'ger Strom;
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſei gegrüßt mir, als frommer Weiſer, rein von Schuld!

---

1) Râma, Sohn der Kauſalya von dem Daſharath, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete iſt der von Râma beſiegte Rieſenkönig Ravan; Daſhavadana, der Zehnmaulichte, iſt einer von den Beinahmen deſſelben; ſo wie Daſhaſya, der Zehnköpfichte, oder Daſchanana, der zehn Geſichter hat.

Den Held in Demuth erzogen, *) ihn, der Janaki's *) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürſt, *) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu *) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmiki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne iſt da nicht? *)

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich junger als in dem übrigen Werke. In dem nun folgenden Stück aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Rückſicht von der Sprache im Mahâbhârat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaſa.

Narada's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmiki fragt den Nârada, wo

---

*) Anſpielung auf die Verbannung des Rama.

*) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

*) Hanuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bacchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung deſſelben findet ſich in den mythologiſchen Werken.

*) Bhrigu, einer der zehn großen Riſhis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

*) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichen dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift, ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

ein vollkommner Held zu finden ſei. Nárada nennt den Rama als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada [1] zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürſt.

Valmiki ſpricht.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben feſt ? 4.
Er ſelbſt in Tugend hoch wandelnd, allen Weſen befreundet wer ?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſeh'n ?
Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin verherrlichte ? 8.
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [2] gar zur Rettung gut;
Wer der Gutes den Völkern thut, der tugendhaften Zuflucht wer ?
Und die allſchön, wem naht Lakſhmi [3] unter den Menſchen ſie allein,
Der dem im Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upendra [4] gleicht ? — 12.

---

[1] Nárada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weiſen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indiſchen Leier.

[2] Drei Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

[3] Lakſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeligſte der Göttinen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

[4] Upendra, nach dem Amaracaſcha, ein Beinahme des Viſhnu. Es waren nach der Handſchrift in der Mitte dieſes Verſes zwei Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upendra bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada von Dir!
Gott und Weiſer, wohl kannſt Du ja ſelbſt belehren den kund'gen Mann.
Als dieß, der kennt die drei Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,
„Merk' auf!" alſo ihn anrufend, ſpricht er dann zu dem Heiligen: 16.

Narada.

O wohl ſchwer mag man die finden, die Dein Lob preiſt, die Tugend all;
Einmahl auf dieſer Erdwelt hier wird Vollkommenheit ſchwer erlangt.
Seh' ich doch ſelbſt bei den Göttern keinen, der ſolches Ziel erreicht;
Hör' denn, wer ſolcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menſchen ſtrahlt! 20.
Ikſhvaku's *) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.
In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll, ſtrahlenreich und ſtark,
Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, ſiegreich, der jeden Feind bezwingt. 24.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht mächtig ſiegend in Todesſchlacht.
In mächt'ger Kraft und ſtarkmuthig, heldenſinnig *) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hangt, hoch von Haupt; er, der ſtark, wahrer Tugend reich,

---

*) Ikſhvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Viwaſwan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes iſt.

*) Weil der handſchriftliche Text hier in einigen Sylben ſchwierig zu leſen und ungewiß war, iſt die Ueberſetzung unbeſtimmt gehalten worden.

Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb' und würdevoll, 28.
Deß Auge groß, von mächt'ger Bruſt, Günſtling des Glücks und ſchön zu ſeh'n,
Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts; 32.
Alle Glieder der Schrift [1]) wiſſend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze ſtrahlt;
Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf. 36.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſeh'n iſt,
Rama ſtehend am Tugendziel, Kauſalya's Lieb' und hohe Luſt;
Freigebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himavan, [2])
Viſhnu'n an Heldenkraft ähnlich, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; [3]) 40.
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht deſſen was wahr und recht.

---

[1]) Alle Theile oder Glieder des Veda.

[2]) Die indiſchen Alpen im Norden.

[3]) Beinahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geſchichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in Kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor den Brahma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravana, Königs zu Lanka und ſeiner Genoſſen, welche ſogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Daſharatha, Königs von Ayodhya.

Daſharatha hat von drei Gemahlinen vier Söhne; von der Kauſalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahmen verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lakſhmana, den Freund und Begleiter des Râma, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Daſharath will den erſtgebornen Rama feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebenes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptfaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtände.

Rama geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lakſhmana und ſeine geliebte Sita folgen. Der alte Daſharatha ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Rama und bietet dieſem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama ſeinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derſelben; Ravana, der Rieſenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Rama's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Rama's Behauſung, tödtet. Als Rama den Leichnam desſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet, durch Sugriva's Rath unterſtützt, einen der furchtbarſten unter den Feinden, den mächtigen Bali. Hanuman ſchwimmt durch's Meer nach der Inſel Lanka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Botſchaft. Rama geht an den Strand des Meeres; Samudra, d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lanka über's Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravana und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweiſt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob, und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Rama's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung, wie lange dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Rama, oder Gegner und Feinde desſelben ſind, welches allemahl aus dem Zuſammenhange klar iſt. 10)

---

10) Ich habe überhaupt dieſe Blätter nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Diejenigen, welchen die indiſche Literatur und Mythologie noch fremd iſt, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Narada fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
Trefflichen Erſtgeborenen, Daſharatha's geliebten Sohn, 44.
Seines Volks Hochbegünſtigten durch angeborner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöh'n der herrlich Strahlende.
Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, bat die dem Koiki-Stamm entſproß,
Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom Könige: 48.
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben ſei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden feſt umſtrickt,
Verbannt den Seinen ſelbſt Rama, Daſharath den geliebten Sohn.

Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich, 52.
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwanderer Lakſhmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war,
Bruder war er des Bruders Luſt, bewahrend edlen Bruderbund. 56.
Auch das geliebte Weib Rama's, ſtets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geſchlecht ſtammt, Maya *) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Frau'n Erſte an frommem Sinn,
Schön und jugendlich ſie blühend, ſittſam wandelnd der Pflicht gemäß: 60.
Sita auch war gefolgt Rama'n, wie Rohini's Geſtirn **) dem Mond.

---

*) Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man konnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich.“

**) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in deſſen Nähe ſie immer weilt.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Daſharath der Vater weit;
Bei Sringaver am Rand Ganga's trennt er von ſeinem Sohne ſich.
Zu Guha geht der gerechte, Niſhadha's [13] werthem Könige. 64.
Mit Guha nun vereint Rama, mit Lakſhmana, mit Sita auch,
Nach Ganga's Lauf, in Freud' allſtets, hin zum Walde da wandern ſie.
So von Walde zu Wald fahrend, den Strom durchſchreitend mächt'ger Fluth
Bharadvaja's [14] Geheiß folgend, geh'n ſie auf Chittrakuda's Berg. 68.
Frohe Sitze hier gleich machend Lakſhmana der frohſinnige,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der hochgeliebte Mann;
Göttlich nach Art der Gandharven [15] ſiedeln die nun allda mit Luſt.
Als die drei auf dem Chittrakud ſelig vereinet, glänzt der ſo 72.
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Voiſrivan und Shankar [16] einſt.
Da nun Rama am Berg weilte, ſchmerzgequält um den Sohn, der Fürſt,
Ging er auf, König Daſharath, zum Himmel, klagend noch den Sohn.
Nach deſſen Hingang Bharata, durch der Prieſter Vaſiſhta's [17] 76.
Wahl

---

[13] Den Nahmen Niſhadha trägt ein Gebirge, unmittelbar im Süden von Ilavratta, und im Norden der Himâla-Kette.

[14] Einer der großen Riſhi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

[15] Die Gandharven ſind die guten und ſeligen Luftgeiſter, Genien der Muſik.

[16] Beinahme des Siva; Voiſrivan iſt Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

[17] Einer der großen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Ayôdhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König ſein, groß geſinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend, wie er beſcheidnen Sinns.
Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt ſchnell enteilt nun war, 80.
Zum Bruder Rama ſo bittend, offenbart er ſein hohes Herz:
„Ergreif' das Reich, Du Gerechter!" — war das Wort, ſo er Rama ſagt.
Als er's bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, großgeſinnt,
Auf deß Schuhe Verzicht leiſtend **) wieder und wieder auf das Reich, 84.
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunſch erreicht, des Rama Schuh **) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunft noch wünſchend ſtets.
Als gegangen nun war Bharat und der ſelig, der Sinne Herr, 88.
Rama, nochmahls geſeh'n wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dandaka ſich hingewandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
Erſchlug den Rieſen Viradha, kam den Sharabha dort zu ſeh'n, 92.

**) Es iſt nicht bloß gemeint, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen ſei, wie v. 78, ſondern es iſt zugleich in dieſen Verſen eine Anſpielung auf den ſonderbaren Umſtand der Geſchichte enthalten, der bei Roger vorkommt, S. 261 der deutſchen Ausgabe; daß nähmlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata ſeine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

Den Sutikſchna und Agaſtya [19], Agaſtyas Bruder auch ſodann.
Nun des Agaſtya Wort folgt' er, ergriff des Indra [20] Pfeilgeſchoß,
Das Schwert auch, der hoch beglückte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.
In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden, 96.
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod ſtaunend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janaſthana auch
Mißgeſtaltet Shûrpanakâ [21], Rieſin in Liebeswuth entbrannt. 100.
Als auf Shûrpanakâ's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khara und Dûſhana den dreiköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Rieſenvolk;
Nächſt jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntauſend wohl an der Zahl. 104.
Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, ſchöngeſtaltet und mächt'ger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,

---

[19] Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba iſt ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indiſchen Alpen.

[20] Indra, als König der guten Geiſter, iſt in dieſer ſo wie in allen Menſchwerdungen des Viſhnu deſſen treuer Bundsgenoſſe und Freund. Auch die Riſhis ſtehen auf ſeiner Seite.

[21] Shurpanaka, die Schweſter des Rieſen Ravan: die gleich darauf benannten Rieſen, Khara und Duſchana ſind Brüder des Ravan.

Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Maricha dann. 108.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtigen, Geduld, o Ravana, hege du.“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod beſtimmt,
Ging er ſo mit Maricha nun, nach des Rama Behauſung hin. 112.
Als ſeine Trugliſt [22]) nun weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleiche,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jayaruſh.
Als den Geier nun todt ſahe, das wohl treffliche Weib geraubt, 116.
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutſtha den Geier Jayaruſh darauf,
Kabandha'n [23]) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.
Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kabandha den ſchrecklichen, 120.
Erſchlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderweſen d'raus,

---

[22]) Die Liſt war folgende: Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte, daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern darnach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravan in der Geſtalt eines büßenden Sannyaſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

[23]) Kabandha, dem der Kopf abgehauen iſt, ein Beinahme des Rahu, jenes Rieſen-Drachen, deſſen Haupt Viſhnu vom Rumpfe trennte, wo

Und ſprach alſo den Rama an: „Zur Shavari [34]), die tugendſam;
„Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, Du von Raghu's Stamm!“ —

Deß Worten iſt gefolgt Rama; ſchuldlos mit Lakſhmana zugleich 124.
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shavari, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Daſharaths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,
Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zuſammen auch. 128.
Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe ſodann erzählt,
Wie von Anfang geſcheh'n ſolches, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geſchick und Art,
Da macht er Freundſchaft mit Rama, hat beim Feuer gelobt den Bund. [35]) 132.
Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Vali's Tod.
Der Affe d'rauf verkündete Vali's Kraft, des gewaltigen; 136.
Für Rama, ob der Kraft Vali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.

---

aber das Haupt und der Drachenſchweif, weil jenes Ungeheuer unſterblich war, abgeſondert fortlebte, und an den Sternenhimmel verſetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinſterniſſe verurſacht.

[34]) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar.

[35]) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war [38]
Zuſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit, 140.
Spaltend ſodann der See'n ſieben mit dieſes ſcharfen Pfeiles Kraft:
Der Berg Raſâtalan [39] wurde der Freundſchaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen der Affenfürſt,
Sugriva, der hohe Waldmenſch, reicht an der größten Freude Ziel. 141.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum andern dieſen zween.
Als den Bundeseid ſodann vollbracht, der Mannes- und der Affenfürſt,
Ging mit dem Rama er zugleich nach Kiſhkindha, der Heimath hin. 143.
Alsbald rief Hari, [40] den großen, Sugriva's Donnerſtimme an,

---

[38] Das Folgende geſchieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſei, den Bali zu beſiegen; Bali iſt des Indra Sohn, und ſteht auf Ravans Seite. Von Dundubhi werden in Wilſons Wörterbuche mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Keſſeltrommel; 2) iſt es ein Beinahme des Waſſergottes Varuna; 3) iſt es der Nahme eines Daitya, oder Rieſendämon.

[39] Raſâtalam iſt der Nahme der ſieben unterirdiſchen Gegenden oder des unterirdiſchen Reichs der andern Daityas, und auch des Bali. Im V. 141. iſt mir der Sinn nicht ganz klar.

[40] Beinahme des Viſhnu, der um Beiſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeigerufen wird.

Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, **) kam er zu dem Sugriva hin;
Und es tödtet Rama jetzt Vali'n mit einem einz'gen Pfeil. 152.
Als auf Sugriva's Geheiß nun Vali erſchlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,
Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind **) zu ſeh'n gewillt. 156.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff hervor,
Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
Erblickt' er Sita trauervoll wandeln dort in Aſhôka's Hain, 160.
Machte kund ihr die Botſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf erſchlug er, der Heerführer, Triſuta'n dann zum Rebenten, **)
Den jungen Akſhan zerſtückend, dann auf Grabana ſtürzt' er hin, 164.
Der mit dem Schwert ſich ſelbſt frei macht, als er des Ahnen Mörder ſah.
Der Held, dem Rieſenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach ſeinem Wunſch.

**) In dieſem Vers war die Lesart meines handſchriftlichen Textes ſehr unklar, ich habe nur unbeſtimmt nach dem Zuſammenhange überſetzt.

**) Sita.

**) Vielleicht wird Akſha als der ſechſte gezählt, da Grabana nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

Nun anzündend die Stadt Lanka, ſah er Maithila, [illegible]) wieder auch
Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der Affenfürſt. 168.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerſt begrüßt,
Verkündete ſodann gleich ihm: „Gefunden hab' ich Sita nun!“ —
Sugriva'n nahm er mit ſich d'rauf und ging hin zu des Meeres Strand,
Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher Pfeile Kraft, 172.
Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer Rama'n dienend ſei;
Samudra's [illegible]) Rath ſodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erſchlug den Rieſenkönig dort.
Rama, als Sita gefunden, ward der höchſten Beſchämung voll. 176.
Der nun ſagte darauf Rama vor den Menſchen da Schmähungen:
D'rob unwillig beſtieg Sita ſodann die Flamme treugeſinnt. [illegible])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita ſchuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und ſteht, 180.
Zuſammt allen den Altvätern, Rama des hochgeſinnten That.
Der nun ſetzte dann zu Lanka den Rieſen Vibhiſhana ein. [illegible])

[illegible]) Ein Beinahme der Sita, welche in Mithila geboren war.

[illegible]) Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

[illegible]) Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Unkeuſche durch die Feuerprobe.

[illegible]) Ein Bruder des Ravana, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott ſei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravana ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

Als dieß vollbracht, ſodann Rama, frei von Schmerzen erfreut er ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, fort nun ſandt' er die Affen all. 184.
Der That ſich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
Da dieß vollbracht, ſodann Rama naht der Wonn' und der Freude ſich, 188.
Durch die Götter gewährt Wunſches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen **) ſich, nach Nandigrâma kam er dann.
Nandigrâma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum, 192.
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erſchlug den Lôkakandaka,
Freund der ſchönen Sita ſich ***), ſelig mit der Freundin vereint.
Nun führt er vatergleich ſorgend jener glücklichen Völker Schar
Ayôdhya's ſeliger Herrſcher, König Daſharaths eigener Sohn. 196.

Freudig iſt nun die Welt, ſelig, zufrieden, ſtark, dem Rechte treu.
In Luſt und frei von Schmerz ruhend, ſo von Haß als von Sehnſucht fern.
Des Sohnes Sterben ſieht keiner dieſer glücklichen Menſchen je,
Die Frauen, ſo im Witwenſtand, ſind den Gemahl zu ehren froh. 200.
Kein lufterzeugtes Schreckniß giebt's, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein feu'rerzeugtes Schreckniß giebt's, wie in der goldnen Zeit ſo hier.

**) Puſhpakam, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

***) Sitayâ ramaya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtſchaft der gebrauchten Worte mit dem Namen des Helden Rama der von derſelben Wurzel ſtammt, einen neuen Reiz giebt.

Witwen in ſeinem Reich giebt's nicht, nichts Herrenloſes,
Thoren nicht,
Unglücklich, elend iſt keiner, noch durch Krankheit ein Menſch 204
gequält.
Roſſe in Hundertzahl erſternd, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tauſende, unzähl'ge wird er geben noch.
Viel Jahre wird ſein Königreich Rama ferner verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht feſt gründen 208.
jeglichen.
Wenn nach zehntauſend Jahren einſt, dazu zehnhundert Jahre
noch,
Rama ſein Reich verlaſſen hat, wird er aufgeh'n zu Viſhnu's Welt.

Der iſt der tugendvollkommne, Geſetzgeber, beglückt im Sieg,
Nach dem Du fragteſt, Valmiki! Rama iſt der vollkommne 212.
Mann.

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, alſo ſprach er da:
Die Tugend, Heil'ger! klar machſt Du, die der Sterbliche
ſchwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinſchreit'
ich gleich.[20]
Ob der unſterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft 216.
vermehrt.
Wer dieſe Thaten Rama's lieſt, der wird all' ſeiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frei von
Unglück ſein.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
Wer da lieſ't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll 220.
dieß Buch;

---

[20] In der erſten Hälfte des Verſes 213 iſt die Lesart undeutlich; der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen iſt jedoch klar. Der 216te Vers gehört unzweifelig noch zu dem, was Valmiki ſagt. Der fernere Schluß iſt wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes ſelbſt.

Es fruchtet dem Wiedergebornen [**] Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrſchaft lohnend;
Dem Kaufmann ſoll reinſten Gewinn es bringen, und hört's ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brahma's Beſuch.

Der Inhalt dieſes Stücks iſt folgender. Valmiki bereitet ſich durch fromme Reinigungen in der Einſamkeit des Waldes zu ſeinem großen Werke vor. Er ſieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menſchen erſchlagen. Die Trauer der Zurückgelaſſenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber verſinkt, iſt der Ausbruch ſeiner Klage ein metriſcher Spruch. Mit Erſtaunen wird er es gewahr und theilt ſeinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erſcheint ihm, freut ſich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der ſo eben entdeckten Verskunſt ablegt, und fordert ihn abermahls auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preiſen die Lehrlinge noch die Gründung des indiſchen Versmaaßes oder des Shlóka.

Dieſe mythiſch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeigehen berührt. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Mythus vom Urſprunge der Dichtkunſt alle Wunder der rieſenhaften Vorwelt als ſchon vorhanden und geſchichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poeſie aber aus der ſanften Stimmung eines ſolchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeſchöpfen hergeleitet werden.

Als die Rede gehört hatte von Narada, der herrlich ſprach,
Valmiki mit ſammt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff ſie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;

[**] Dwija, der zweifach — einmahl natürlich, das anderemahl geiſtig — Geborne: gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verſchiedenheit der vier Stände iſt auch der Lohn verſchieden, der dem Leſer des Ramayan verheißen wird.

Sodann zuſammt dem Schüler auch gleicher Weiſe der Seher Fürſt 4.
Ehre darbracht er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.
Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt,
Nach Tamaſa's Geſtad' ging er, Valmiki, aller Seher Haupt.
Als das Geſtad' erreicht hatte, der große Seher, Tamaſa's,
Sprach zum Schüler er neben ſich, den Ort ſehend von Flecken rein.

Frei von Flecken iſt dieß Aſyl, deß Stifter Bharadvaja war, 12.
Ganz rein iſt's, wohl gelegen auch, wie der Rechtſchaffnen Urtheil iſt;
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollzieh'n das heil'ge Bad' ich in Tamaſa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde *) ſchnell hierher aus der Hütte mir. 16.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamaſa's geweihtem Ort hier will vollzieh'n ich das heil'ge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend, wollſt du hingeh'n in ſchneller Eil!
Nach des Meiſters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der, 20.
Das Baumgewand hervortragend, ſeinem Meiſter da zeigte er's.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht' das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch verſöhnt hatte ſprengend der heil'gen Ahnen Geiſt, 24.

---

*) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Da durchwandelt umherſchauend er nun Tamaſa's ganzen Wald.
Als am Geſtade Tamaſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu ſeh'n.

Von dieſem Paare den Einen, weil das andre es kommend ſah, 28.
Erſchlug unerbittlich mordend der Jagdmann *) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck ſie und geberdet ſich jammervoll.

Als nun erſchlagen den ſahe vom Jäger in Andajan's Hain, 32.
Sammt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann ſein Mitleiden darſtellend, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Waldmenſchen, der ſo arm an Geiſt,
Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſcheh'n mußte!" 36.
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, ſang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebſt du, noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunken, du erſchlugſt."

Als er geſagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach er gleich. 40.
„In dem Schmerz dieſes Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?"

---

*) Niſhada bedeutet einen verwilderten Menſchen, der ſich von Fleiſch nährt und von der Jagd lebt. Zunächſt iſt Niſhada ein Menſch von gemiſchtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entſproſſen; da aus ſolcher Mißheirath und Vermiſchung der Kaſten nach indiſcher Anſicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Urſprung genommen hat.

Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm ſtand, Bharadvaja'n er dieſes Wort:

„Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähl'ger Sylbenzahl, 44.
Ich jetzt ausſprach, im Leid klagend: d'rum wird Lied [*]) dieß von nun an ſein."

Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.
Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein Lehrling war, 48.
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem nachfolgte demüth'gen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.
Da nun d'rauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weiſe Mann, 52.
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſelig, zu ſchau'n den hohen Heiligen.
Als ihn erblickte Valmiki, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll, 56.
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
D'rauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch ihn anbetend, begrüßt er dann mit ew'gem Heil.

---

[*]) Das Wortſpiel zwiſchen *Shôka* und *Shlôka* habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrücken geſucht.

Als aufgeſtiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenſtuhl, 60.
Hieß er alsbald den Valmiki, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Dieſer beſtieg ſofort ſolchen, der Welt Ahnherrn im Angeſicht.
Als dieß geſcheh'n, im Geiſt wurde Valmiki's Denken hingewandt,
Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er ſang dieſen Liedes-Spruch 64.
Mitleiderfüllt im Geiſt wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der ſchlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß dieſen Vogel, den zart ſchönen, er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

Ihm nun ſagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an: 68.
„Was war dieß, was Du, Hochheiliger! da ſprachſt klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klageworte Du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin, durch Saraſvati das entſprang.
Rama's Leben und Thaten all bilde Du, hoher Heiliger! 72.
Der rechtgeſinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geiſt,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie ſie Dir ſagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schickſal dieſes hohen Geiſt's,
Rama's ſelbſt, ſeiner Kampfbruder, die Thaten all' des Rieſenvolks, 76.
Dann der Gemahlin *) Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß ſoll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden Deinem Geiſt;
Der Frau Kunde, des Reich's Schickſal, ſammt König Daſharath zumahl,
Was gethan, was geſagt worden, was Zweck war, was erfolgte d'rauf. 80.
Noch ſoll irgend da Fehlrede im Gedicht Dir zu finden ſein.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!

---

*) Vaidehya ſtand nach dem Text in der früheren Ausgabe, welches ein Beinahme der Sita iſt.

So lang der Berge Haupt ſteh'n wird und auf Erden der
Flüſſe Lauf,
So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten 84.
durch;
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang ſollen Dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all.“
Als dieß Brahma geſagt hatte, da entzog er ſich ihm und ſchwand;
Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erſtaunens voll. 88.
Deſſen Lehrlinge allſammt, dann den Spruch ſangen, der alſo heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen ſie, oft erſtaunend aus
„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt, den
kühn der Geiſt
Sagte bebend dem Mordſchreckniß, ward aus Leid Lied, ent- 92.
ſprang der Vers.“ —
Deſſen Kunſt nun entſtand damahls durch Valmiki, den Denkenden:
„Ganz will ich ſo das Lied Rama's bilden in des Geſanges Art.“
Recht, Lieb' und Schön' im Lied einend, das ſo reich wechſelt,
viel umfaßt,
Dem perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend der Schrif- 96.
tenwelt. *)
In Füßen kunſtreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht
bildete drauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes Held
ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher
Geiſtes voll. **)

---

*) Alle Blüthe der heiligen Schriften in ſich vereinigend.

**) Dieſes ſind die beiden erſten Sargas des Adikanda oder erſten Buchs, deren der Ramayan ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Ayodhyakanda, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Aranyakanda, von Aranya, der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſhkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha, Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie.

Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Manu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert: die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder ſeines Vorbildes, des Empedokles: und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und mehr ſtrengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der moſaiſchen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache iſt die Alterthümlichkeit und der Unterſchied von der des Mahabharat ſehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Ueberſetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt iſt, Scholien ſind, die es wohl beſſer geweſen wäre, nicht in den Text ſelbſt aufzunehmen. Aber auch außerdem iſt Jones Ueberſetzung zuweilen erklärend und ſchärfer beſtimmt als die Urſchrift. Denn ſo metaphyſiſch die Sprache derſelben ſchon durchgehends iſt, ſo iſt doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abſtracteſten Begriffe gemiſcht, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar iſt, ſo herrſcht in andern wieder eine faſt räthſelhafte Kürze und Abgeriſſenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade ſo unbeſtimmt, ja ſo geheimnißvoll zu laſſen, als es in der Urſchrift war, um dem Leſer den Eindruck derſelben ſo rein als möglich wiederzugeben.

Es ſind nur diejenigen Stellen aus dem erſten Buche hier ausgehoben, welche die **Kosmogonie** betreffen. Der Gang der Gedanken iſt folgender. Im Anfang war alles Finſterniß; der Unbegreifliche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe, Matra, des urſprünglichen Selbſt, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

Manu ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf
verſenkt;
Drauf dann der ſelig Selbſtſtänd'ge, der unenthüllt enthüllende,
Der Weſen Anfang, ſtets wachſend, war's, der wirkſam die Nacht
zerſtreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen, das undenkbar, und er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend, aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; *)
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler **)
gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.

---

*) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ei's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu einem glänzenden Ei zuſammenwuchs und ſich geſtaltete. Das Ei muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

**) Ein Beiname der Sonne.

In dem Ei ſaß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus dieſen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.
D'rauf hervor aus dem Selbſt zog er den Geiſt, der iſt und nicht
iſt auch; *)
Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft *), ſo ein Warner und
König iſt.
Die große Seele zuförderſt, dreifacher Art *), die Weſen all,
Die der Sinn faßt, die Eindruck' all, die fünf Sinne *) allmählig auch.
So nun dieſer Gebild zarte, der ſechs Weſen gewalt'ger Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß *) durchdringend, bildet er alle Dinge
dann.
Nun regen d'rauf die Beweger, die mächt'gen, ſich im Wirken all,

---

*) Manaſſad'aſat'atmakam. Jones überſetzt erklärend: **mind existing substantially, though unperceived by sense.** Da aber im Bhagavadgita jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchſte, wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht, ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Weſen ſei; ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

*) Ahankar, die Ichheit, hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſprechende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beigelegten Eigenſchaften, „der ein Warner und König iſt," erſieht. — Es iſt wohl überhaupt der Grund des perſönlichen Daſeins darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, ſich ſelbſt nachher als zweiten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

*) Alle Weſen, die nach den drei Gun's oder Eigenſchaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

*) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlaſſen, als dieſe Eindrücke ſelbſt.

*) Atmamatrain. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeien, iſt eine

Wird aus zartem Gebild' Geiſtes allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ew'gen Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend, das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd jegliches,
Wie in des Veda Wort anfangs ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübender Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebend'gen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige,
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam *) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Sammt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,
Zum Daſein dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweiheiten *) wie Freud und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer von ſelbſt er nachtrachtet, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.

---

wichtige Frage, aber wenigſtens in Manu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

*) Die Nahmen der drei älteſten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

*) Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

Gleich ſo wie ſtets der Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln ihr Ziel immer, ſo auch die Thaten irdiſche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden, bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

Manu redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,[10]
Endes bewußt[11] ſind all dieſe, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All hatt' und Mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend Er.
Während nun iſt der Gott wachend, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,

---

[10] Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier widerfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

[11] Antah ſanjna bhavanty etc. Jones überſetzt: **have internal conscience.** Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etad'antâsu gatâva, — „zu dem Ende hin, wandeln ſie" — mit Wiederholung deſſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß antah ſanjna gegeben werden müſſe: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indiſchen, ganz wie das lateiniſche finis, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſelig nun Er ſchlummert, wankt der wirkenden irdiſchen Schar,
Von der beſtimmten That irrend, der Geiſt ſelber ermattet dann.
Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabnen ſind,
Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſanft ſchlummert, der Kraft beraubt;
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, ſammt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der irdiſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt irdiſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Manu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

Bhrigu ſpricht.

Nach des Tags und der Nacht *), Ende beſinnt wieder Er ſich vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er d'rauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch. **)
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des Schaffens Trieb.

---

*) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.

**) Siehe die Anmerkung 3.

Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft **) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächt'gen Windes Hauch, der Quell aller Berührung iſt. **)
Aus des Windes Geſtaltswandlung geht hervor, ſo die Nacht zerſtreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten heißt.
Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend wirket er dieß gleichſam, der höchſte Schöpfer für und für.

**) Akâſa. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Inder wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavadgita dem Kham, die ſinnliche Eigenſchaft des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es wie Jones überſetzt, wohl aether.

**) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Eigenſchaft des Gefühls zugeeignet wird.

* * *

III.

Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenſtand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mahâbhârat, iſt der Bürgerkrieg zwiſchen den Fürſten und Helden des Stamms der Mondeskinder. Da die Veranlaſſung des Krieges und die Geſchichte deſſelben auf das Verſtändniß der philoſophiſchen Epiſode, von der wir hier einige der wichtigſten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, ſo übergehen wir dieſes. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erſte Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukshetren, ſein Nachkomme, der zweite. Von ihm ſtammen beide Partheien her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupadi entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhma, Dhritarâſhtra und all die übrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer, einer derſelben von der Kunti, iſt Arjun, den Kriſhna, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander; da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhna tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches der Inhalt der berühmten Epiſode des Mahâbhârat iſt; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beinahmen Kriſhna hier meiſtens genannt wird.

Es iſt dieſes didaktiſche Gedicht ein beinah vollſtändiger kurzer Inbegriff der höheren indiſchen Glaubensanſicht nach der herrſchenden Vedanta-Lehre, und ſteht als ſolcher in hohem Anſehen. Wir haben nur einige der für die Philoſophie merkwürdigſten Stücke ausgehoben.

Arjunas Klage.

(Aus dem erſten Adhyâya.)

Als nun gerüſtet da ſahe all der Dhritaraſhtriden Schar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieſes Wort: „O der Erde Herr!
Inmitten ſtell' der zwei Heere den Wagen mir,“ ſo ſagt er, „hier,
Daß ich die ſchaue, die dorten kampfbegierig gerüſtet ſteh'n,
Auch mit welchen ich ſoll kämpfen, wenn dieſe Schlacht beginnen wird;
Daß ich ſchau'n mag die kampfgierigen, die allhier nun vereinigt ſind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht ſuchend, zu Dhritaraſhtra's Sohnes Gunſt.“
Als dieſes Wort nun geſagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwei Heere ſtellt er den Wagen herrlichſten. —
„Bhiſhma'n, Drona'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue ſie hier, o Fürſt!“ ſprach er, „der Kuru's wohl vereinigt Heer.“ —
Und da ſah er der Fürſt, ſtanden Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel ſtanden dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zwei'n.
Als die nun ſah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüſtet ſteh'n,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend dieſe Wort' er ſprach:

„Seh' ich die Freunde, Kriſhna! all dort kampfgierig gerüſtet ſteh'n,
Fühl' ich die Glieder mir ſchmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchbebet mir den Leib Schauder, während das Haar ſich ſträubend hebt.
Gandiv *) auch ſinkt aus der Hand mir, die Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſteh'n fürder, und es ſchwankt mir ſchwindend der Geiſt.
Anzeichen ſeh' ich, unſelige, hier um mich her, o Keſhava! *)
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg, Kriſhna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſteh'n, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter, dazwiſchen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod ſolcher, tödten ſie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drei Welten, wie ſollt' ich's um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich ſein, Madhava! *)
Wenn auch jene es nicht ſehen, weil Habſucht ihren Geiſt ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein ſchwer Verbrechen, [illegible]!
Wohl erkannt iſt, wie ſollten wir nicht ab von dieſer Sünde ſteh'n?

---

*) Gandiv, der Bogen des Arjun.
*) Keſhava, der Lockige, ein Beiname des Kriſhna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.
*) Madhava, Beiname des Kriſhna.

O weh! ein großes Verbrechen ſind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrſcherluſt morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, ſelber bewaffnet mich im Kampf
Erſchlüge Dhritaraſhtra's Schar, wär' es leichter zu dulden mir."

Alſo ſprach Arjun am Kampfplatz, niederſitzend im Wagen ſich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geiſt von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, deſſen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Beſieger *) dieſes Wort.

(Aus dem Sankhyayôga, dem zweiten Adhyâya.)

Bhagavan.

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen Dich,
Die nicht rühmlich iſt, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb Du Dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es Dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe Dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie ſoll Bhiſhma'n im Kampf ich und Drona'n, Madhu's Sieger *) Du!
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß!
Almoſen wär's beſſer zu eſſen mir wohl, als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn ſie, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wiſſen wir, welcher uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen,
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

---

*) Madhu's Sieger, Beiname des Kriſhna.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, Dich fleh' ich an,
weiß nicht, was Pflicht hier zu ſeh'n!
Was beſſer ſei, ſag' es in Wahrheit Du mir, Dein Schüler ja bin
ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erſpäh'n kann ich, das mich befreite vom Schmerz, der
mir zehrend die Sinne dorret;
Und fand' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt im Reich
himmliſcher Helden herrſchend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt Du, redend doch nach der Weiſen
Spruch.
Nicht die geh'n, noch die dableiben, beweint jemahls, wer weiſe denkt,
Nicht ich war irgend jemahls nicht, noch Du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemahls wir alleſammt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter ſind,
Iſt auch des Lebens Kleid wechſelnd; wer dieß feſthält, den irret
nichts.
Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und
Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft trag' ſie, Bharats Sohn! *)
Welchen Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeihe der Unſterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird je ſeiend, noch was nicht iſt, gefunden
wahr;
Wohl iſt der beiden Gränz erkannt denen, welche das Weſen ſchau'n.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.

---

*) Arjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom Bharat, dem Sohne des Duſchmanta und der Sakuntala abſtammt. Daher jener Beinahme des Arjun.

Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Geboren wird's niemahls und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.
Wer dieſes Ew'ge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wird's etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer aufgelöſ't wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum ſo Du ſolches erkannt haſt, ziemt Dir's fürder zu klagen nicht.
Wenn Du Dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebornen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß iſt, ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was iſt da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein anderer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.

Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
D'rum kein lebendes Weſen nicht darfſt Du beklagen, Bharats Sohn!
Was Deine Pflicht, im Aug' haltend, ſollteſt Du fürder zagen nicht,
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thor,
Selig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf Du nicht des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann Deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan Du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, Dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſenen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſteh'n.
Du ſeiſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; [*]
Denen ſo hoch Du geehrt warſt, wirſt Du leicht nun geachtet ſein.
Es wird manch unwürdiges Wort geſagt werden von Feinden Dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend! was kann ſchmerzlicher ſein als dieß?
Den Himmel erlangſt Du fallend, ſiegreich freuſt Du der Erde Dich:
D'rum erhebe Dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Freud' und Leid, beides gleich achtend, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod:
Rüſte denn alſo zur Schlacht Dich jetzt, ſo lad'ſt auf Dich Du keine Schuld.

(Aus dem vierten Adhyâya, dem Jajnayôga.)

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivaſvan, [1]
Vivaſvan machte ſie Manu'n, Manu dem Ikſhvaku [2] kund.

---

[*] Beinamen der Helden.

[1] Vivaſvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikſhvaku iſt der Sohn des Vivaſvan, und Ahnherr des ganzen Stammes der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Dieſe iſt's, die ich Dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt Du ja, Freund auch; das Höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Arjun.

Es iſt Deine Geburt ſpäter, früher ja Vivaſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt Du es offenbart?

Bhagavan.

Viele ſind meine vergangnen Geburten, Arjun, Deine auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, Du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungeboren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein. *)
So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporſteigen, erſchaff' alsbald mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die Uebles thun,
Feſt dann wieder das Recht ſtellend, komm' ich in's Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entſtehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib laſſend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geiſt Frommen in mein Weſen vereint *) zurück.

---

*) Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

*) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Yukta, was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz daſſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

(Aus dem fünften Adhyâya, dem Sannyaſayôga.)

Den erkenn' als enthaltſam ſtets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwieſpalt [*]), wird der ſelig, o Mächt'ger! und der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen ſtets feſthält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier ſchon gewinnen den Himmel, deren Geiſt in der Gleichheit ſteht;
Ganz vollkommen und gleich iſt Gott, darum ruhen in Gott ſie ſtets.
Nicht erfreue ſich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer feſtgeſinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in ſich was ſelig iſt;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerſtörbar Gut.

Wer nun ſchon hier ertragen kann, noch eh' er frei des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſelig vollendet wohl.
Wer innen Glücks ſich freut innen, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

(Aus dem ſechſten Adhyâya, dem Atmaſanyamayôga.)

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [**]) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

---

[*]) Dieſes iſt ganz metaphyſiſch zu verſtehen; fern von aller Zweiheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander geſetzt wird.

[**]) Siehe die Anmerkung 9.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der ſich beſiegt, nach Vollendung des Innern ſtrebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber beglückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht erſchüttert wird.

Immer mehr dieſer Geſinnung freu' er ſich, die ſtandhaft iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbeſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ordnung feſt.
Jener, der ſo geſinnt, ruhig, des Frommen höchſtes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Weſen von Flecken rein.
Immer vollendend ſein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Weſen das Selbſt **) ſehend, wieder die Weſen all' im Selbſt,
Iſt er wiedervereinten Sinn's, ſchauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern ſein, noch wird von mir er je getrennt.

**) Atma heißt zugleich Selbſt und Geiſt, und iſt oft ſchwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht überſetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ahankar.

Wer den Allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und feſt an der Einheit hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme ſtets in mir.

(Aus dem ſiebenten Adhyâya, dem Jnanavijnanayôga.)

Bhagavan.

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie Du mich frei von Zweifeln gleich wirſt erkennen, vernimm, o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſei ohne Rückhalt Dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend Strebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft [**] und Geiſt, der Verſtand ſodann,
Ichheit: dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne Du,
Was die ird'ſchen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſammt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [***] im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt.

[**] Kham wird auch Aether überſetzt. Vayu iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; Kham iſt der verborgenere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

[***] Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den eigenthümlichen Geſchmack und ihre beſondere Eigenſchaft giebt.

Der reine Duſt von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquelle,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit:
Bin ich den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz befreit:
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch's Recht beſchränkt, o Fürſt!
Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder finſter ſind [15]),
Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen, ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drei Eigenſchaften iſt ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft [16]), meine Täuſchung, wird ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen ſich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen, o Bharats Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum wünſcht, der Weiſe dann.

---

[15]) D. h. die drei Welten der alten indiſchen Lehre; die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß entſpringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieſer ganzen Anſicht und Eintheilung die weſentliche Wahrheit noch nicht gefunden, und jene Dreifachheit der Welt ſelbſt nur als eine Folge der urſprünglichen Täuſchung und Maya, und als bloß zur Erſcheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drei Welten oder drei Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's geh'n auf drei Weſen, nicht von drei Weſen ſei, o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern ſtets wahrhaft, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſei!

[16]) Siehe die Anmerkung 8.

Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bei mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.
Am Ende vieler Geburten ſchreitet der Weiſe hin zu mir;
„Daß Vaſudeva [17] alles iſt," wer ſo groß denkt, iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Geluſt bethört, folgen ſie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den feſten Glauben desſelben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig Erkennenden.
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen ſie, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt [18],
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den Ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt ſeienden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweiheit Verblendung, Fürſt! die aus Neigung und Haß entſpringt,
Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, Bharats Sohn!
Doch iſt die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels ſind,
Gelöſt der Zweiheit Verblendung, ehren ſie mich, im Glauben feſt.

---

[17] Ein Nahme des Kriſhna oder Viſhnu.

[18] Yôga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhagavatgita ſelbſt Yôga's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienſtes gemeint.

(Aus dem achten Abhyâya.)

Bhagavan.

Nicht zum ſterblichen Sein kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art 10), Arjun! ſind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, iſt der fernern Geburt befreit.

---

10) Hier wird dem Kriſhna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erſcheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene ſtets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Kriſhna iſt dagegen, nach der hier aufgeſtellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Weſens.

IV.

Aus der Geſchichte der Shakuntala,

nach dem Mahâbhârat.

Es ſind in der Epiſode des Mahâbhârat, welche die Geſchichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwei Momente derſelben ausführlich behandelt: wovon der Eine, die Geburt der Shakuntala, in dem Schauſpiele des Kalidas nur im Vorbeigehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verlaugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Duſhyanta, ſehr verſchieden behandelt iſt.

Da wir dieſe beiden Stücke nur als Beiſpiele der ältern indiſchen Poeſie geben, ſo ſind, wo es ohne Schaden des Zuſammenhanges geſchehen konnte, einige Diſtichen ausgelaſſen, deren Inhalt bloß dogmatiſch oder voll hiſtoriſcher Anſpielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichteriſchen Eindruck ſtören zu müſſen.

Geburt der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Duſhvanta ſich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einſamkeit lebte, aufſuchen will. Er trifft die ſchöne Einſiedlerin, und iſt ſehr begierig, zu erfahren, wer ſie ſei. Denn wäre ſie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen geweſen, ſo würde er ſich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging nun der Fürſt weiter, ihm folgten ſeine Räthe nicht,
Fand in der einſamen Wohnung nicht den andächt'gen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einſiedlers Hütte ſah,
Ließ er von ſeiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber ſein Rufen vernahm jetzt, ſchön wie Sri von Geſtalt die
Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einſiedlerinnen Tracht.
Als Duſhvanta, den König, nun die ſchwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte ſie ſchnell ihm Willkommen, both ihm mit Ehrerbiethen
Gruß:
Bediente dann mit dem Seſſel ihn, mit Waſchen der Füße auch,
Fragte nach ſeinem Wohlſein dann, wünſchte dem Kön'ge Glück
und Heil.
Als ſie nun ihn bedient hatte, ſein Wohlbefinden auch geſeh'n,
Sagte ſie dann zu ihm lachelnd: „Was iſt weiter zu Deinem
Dienſt?“ —
Zu ihr ſagte der König d'rauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da ſo ſchön die Geſtalt er ſah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher, um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o Du Schöne! ſage mir.“ —

Shakuntala.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt Du rückgekehrt ihn ſeh'n.

Als er den Heil'gen nicht erblickt, auch ſodann dieß geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde, liebliche,
Die in der Reize Glanz ſtrahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Jugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo, der Erde Fürſt:

„Wer biſt Du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt in den Wald Du hier?
Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt Du Schöne her?
Durch Deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele Du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich: ſag es, liebliche, alles mir.“ —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und ſprach mit holdem Laut:

Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das Recht erkennt.

Duſhvanta.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dharma *) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch' ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter geboren Du alſo ſein, Liebliche!
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt Du jetzo löſen mir.

Shakuntala.

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wiſſen Du begehrſt,
Vernimm es, Fürſt! der Wahrheit nach, wie ich des Heil'gen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach.
Dem erzählte der Göttliche Folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

---

*) Der Gott der Gerechtigkeit.

Kanva ſprach:

„Viſvamitra, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß ſelbſt der Geiſterſchar König, Indra, gewaltig d'rob erſchrack,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz.
Dieſe Gefahr nun befürchtend, ſprach er alſo zur Menaka:

Indra.

Der Nymphen himmliſche Reize preiſ't man, o Menaka, an Dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich Dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvamitra, der Heilige dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert d'rob.
Menaka! Dein Geſchäft iſt dieß: Viſvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchau'n, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Büß' er ſtets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle: zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin, wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir:
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Luſt Reizen, wende von ſeinem Werk ihn ab.

Menaka.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſei, iſt dem Gebiether auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem Du ſelber Dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vaſiſhta [*]) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem Du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülfe gingſt, der Geiſter Herr!

---

*) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvamitra, iſt des Uebergangs wegen nur dieſe eine beibehalten.

Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebiether, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3] kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren, der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's [4] eine von uns berühren wohl!
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich nicht geh'n vor des Heiligen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebiether! daß ich für Dich gebend errettet bleibe.
Wenn Du es willſt, laß das Gewand den Marut, des Windes Gott, weg von mir weh'n im Tanze,
Begleiten muß Manmatha [5] auch dieß Geſchäft, durch Deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſteh'n.
Laß aus dem Wald Düfte mir weh'n den Vayu, zu jener Zeit, da ich den Seher feſſle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die Liebreizende nun ſah, ſchuldgereinigt durch fromme Gluth
Viſvamitra, den Büßenden, in der einſamen Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor dem Heiligen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.

---

[3] Die Räume der Welt.

[4] Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.

[5] Der Gott der Liebe.

Wie von ihr das Gewand nun ſank, hin zur Erde, da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich Reizende, oft den beſchämten Marut an:
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die Flamme ſtrahlende.
Als Viſvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reize ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die Himmliſche:
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat erzeugt.
Dort in des Himavan Wildniß, am Geſtade der Malini,
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menaka.
Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indra auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauſ't.
Da nun ſchlummernd die Shakunta's [*] ſahen das Kind, umringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reißender Thiere Schar.
So ward der Menaka Tochter da beſchützt von der Geier Schar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruh'n das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schar;
Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Shakunta's fand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben ſodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heiliger! [**] meine Tochter ward;

---

[*] Eine Art Geier; vultures überſetzt Wilkins.

[**] Man erinnere ſich, daß Kanva zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels frei."

Alſo that meine Geburt er, ſie dem Heiligen erzählend, kund,
Wie ich die Tochter des Kanva, ſei, weißt Du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt Du, wie es ſich begab.

Rede der Shakuntala an den Duſhvanta.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mahabharat wird Shakuntala von dem Duſhvanta zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an den Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Shakuntala geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt Du ſo zu mir:
„Ich kenne Dich nicht," ganz furchtlos, wie ein niedrig Geborener?
Da Dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt Du dadurch ja ſelber Dich:

„Ich bin's allein," alſo gedenkſt in Dir Du, kennſt nicht den im Herzen, den alten Seher [1];
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angeſicht deſſen die Sünde begeh'n.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß ja, daß ich es war;"
Doch es wiſſen's die Götter all', ſelbſt auch innen der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel, die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſammt den Zeiten beiden, auch des Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.
Dort im Abgrund des Todes, Gott, verlöſcht was Uebles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den Schuld'gen, in übler That.
Mich, die ſelbſt Du gewählt hatteſt, o verſchmäh' die Getreue nicht;
Achtend nicht, die Du achten ſollſt, mich Dein eigen beſtimmtes Weib.
O warum blickſt Du verächtlich auf mich, wie eine Niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt Du mich?
Aber wenn Du der Flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Duſhyanta! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder geboren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht [2].

---

[1] Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler, hridiſtham munim puranam: das Gewiſſen.

[2] Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke

Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;
Iſt die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des Retters auch *).
Freundinnen ſind ſie dem Einſamen zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröſtend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, harrend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach', o König, wird doch begehrt der Ehe Bund:
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn der Sohn;
Drum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Iſt dem Vater zu ſchau'n freudig, wie dem Sel'gen der Himmel iſt.
Wenn auch verſenkt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die Menſchen ſind,
Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die Schmachtenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's Höheres noch als dieß?
Ihn, den Du ſelber gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll
Auf Dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn verſchmähſt Du ihn?

---

* um Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Sorgen um ihre Eier doch, ſie nicht brechend, die Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß Du verläßt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.
So berühre umarmend Dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus Deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den Sohn, ein zweites Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So iſt von Dir erzeugt dieſer, Du ſelbſt der Eine, ungetheilt.
Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach, ein Mädchen in Vaters Hain.
Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebar mich dann die Himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer Andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von Dir!
Wie Dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte geh'n;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt Du nicht, der Dein eigen iſt.

* * *

VIII.

Noah's Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüfte! in den Blumengängen,
Denn entflohen iſt des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendſpiele nachzuhangen,
Giebt der ernſte Tag uns keinen Raum.

Ihr Geſänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Scharen ruh'n.

And're Zeiten heiſchen and're Lieder,
Neue Dinge ſpricht der Welten-Greis;
Zum verborgnen Urſprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungskreis.

Mag noch trübe Finſterniß uns decken,
In den Wogen dieſer öden Welt;
Laß den Geiſt die Seelenflügel ſtrecken,
Rauſchend zu der Morgenröthe Zelt!

Einſam auf der ſtillen Felſenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greiſe Ahnherr einſt in Fluthen
Sich das heil'ge Schiff der Rettung baut;
Wo verſchloſſen die Geſchöpfe ruhten,
Die dem ſtarken Fährmann Gott vertraut.

Wohl geordnet in den ſichern Kammern
Steh'n der Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schar.

Nieder ſtürzen all' die Rieſengeiſter
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forſchend blickt des Schiffes Meiſter
In dem Morgenſtern in dunkler Fluth.

In den Wogen ſtirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Feſtgeſetzt, gezählt ſind ſchon die Tage,
Jede Stunde der Zerſtörungszeit.

In der Oede, ob den wüſten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig ſteigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Prieſter dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom erſten Morgenſtrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um ſein Angeſicht.

Wie ein Kreis im ſiebenfachen Glanze,
Durch die Himmel ſtrömt das Schöpfungsſpiel;
Dieſes Purpurbild im Wolkenkranze
Iſt der ird'ſchen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgeriſſen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmliſch ſtrahlend in der Sternenkrone,
Wandelt ſie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz kryſtallen
Von dem Thron, wie einſt im Paradies;
Unter Palmen ſieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet ſich der alte Drache,
Flammen ſchnaubend aus dem grauſen Schlund;
Ihn ergreift des ſtarken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ew'gen Grund.

Und da öffnen ſich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ew'gen Stadt;
Alle Felſen ſoll ſie überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brauſend auf des Cherubs Donnerſchwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geiſter ſingen,
Tauſend tönt's zurück vom Erdenrund.

Freudig ſteht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch ſpricht:
Wie am zweiten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'ſchen Fluth ſich ſchied das Licht.

Oben ſteht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Miſchung ſonſt verletzt;
Unten dann die ird'ſchen Meereswogen,
Auch der Feſte wird ihr Ziel geſetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächſt empor mit Luſt das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Geberde,
Wird im Sonnenſchein das Leben blüh'n.

Mit dem Tiger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Baſilisken geh'n;
Nichts ſoll dann die Eine Herde ſcheiden,
Eine Flamme nur der Liebe weh'n.

Möchte friſch ein Lebenswind berühren
Erſt von Gott der Auferſtehung Feld,
Aus der Miſchung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt ſei die Welt.

Rauſchend auf der Liebe Seraphsſchwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geiſter ſingen,
Jubelnd tönt's zurück vom Erdenrund.

Bayerische

Inhalt.

	Seite
Zueignung.	3
I. Kunstgedichte.	7
An die Dichter.	9
An Viele.	10
An die Deutschen. Zu Anfang des Jahres 1800.	11
Lessings Werke. 1801.	15
Reden über die Religion. 1800.	16
Die Weltseele. 1800.	17
Das Räthsel der Liebe. 1802.	18
Die Werke des Dichters.	19
An Ludwig Tieck.	20
Mahomets Flucht.	21
Hymnen. 1801.	24
Weihe des Alten. An einen jungen Dichter.	27
[illegible]	31
Calderon.	32
An Camoens.	33
An Novalis.	34
Rheinfahrt. 1804.	35
An A. W. Schlegel.	36
II. Scherzgedichte.	39
Das Ideal.	41
Das Athenaeum. 1801.	42
Zerbino. 1800.	43
Kuan-Orakel.	44
Die neue Schule. 1800.	45
Das tragische Schicksal.	47
Proben der neuesten Poesie. 1808.	48
Sinngedichte. 1815.	50
Zeitläufte. 1819.	51
Eulenspiegels guter Rath. 1806.	53
Die Zwerge.	57
Der alte Pilger, oder Homo's neueste Wanderungen. 1807.	60
Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeist. 1820.	68
III. Sprüche.	71
Geistes Licht.	73
Andacht.	74
Adels Stütze.	—
Deutschland.	75
Gesinnung des Königs.	—
[illegible]	76
Treue.	—
Deutscher Sinn.	77
Das Alte und das Neue.	78
Würde der Dichtkunst.	79
Liebes Leben.	80

Seite
Das Ewige. 81
Sprüche aus dem Indiſchen. 1807. . . 82
IV. Romanzen und Lieder. . . 85
Bei der Wartburg. 1802. . . . 87
Im Walde. 91
Am Rheine. 1802. 93
Geſang der Erinnerung. 96
Frankenberg bei Achen. 98
Sanct Reinold. 101
Das verſunkne Schloß. 104
Eintritt in die deutſche Schweiz. 1804. . . 108
Im Speſſart. 1806. 110
Wechſelgeſang. 112
Aufruf. 115
Des Vaters Abſchied. Bruchſtück. . . . 116
An Siderie. 117
Fülle der Liebe. 119
Andenken. 121
V. Lyriſche Gedichte. . . . 123
Gebet. 125
An den Retter. 1803. 128
Auf dem Feldberge. 1806. . . . 130
Huldigung. Im Sommer 1806. . . . 132
Frieden. Im Sommer 1806. . . . 135
An den Ufern des Mayns. 1806. . . . 138
An ſeinen Freund. Im Herbſt 1806. . . 140
Aufruf. Zu Anfang des Jahrs 1807. . . 144
An Corinna. 1807. 148
Rückkehr des Gefangenen. Zu Ende des Jahrs 1807. 152
Gute Zeichen. 1808. 158
Gelübde. Zu Anfang des Jahrs 1809. . . 159
Freiheit. 1807. 161
Bei der Abreiſe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Louiſe,
Erzherzogin von Oeſterreich. 1810. . . 164
Der heilige Dulder. 1811. 166
Geſang der Ehre. Zu Ende 1812. . . . 168
Unſre Zeit. 1820. 171
VI. Geiſtliche Gedichte. . . . 175
Klaglied der Mutter Gottes. . . . 177
Heilige Sehnſucht. Nach dem Lateiniſchen. . . 191
VII. Gedichte aus dem Indiſchen. . . 193
Vorwort. 195
1. Anfang des Râmâyan. . . . 201
2. Indiſche Kosmogonie. Aus dem erſten Buche
der Geſetze des Manu. 226
3. Aus dem Bhagavatgita. . . . 233
4. Aus der Geſchichte der Sakuntala, nach
dem Mahabharat. 247
VIII. Noah's Morgenopfer. . . . 257

◆

Gedruckt bei J. Ch. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's
ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Eilfter Band.

6

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

[illegible]

Opp. 553 w/11

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueber

die neuere Geſchichte.

Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1810.

Seinen Zuhörern

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorrede.

Dieſe mit Allerhöchſter Bewilligung im Jahre 1810 zu Wien gehaltenen Vorleſungen erſcheinen hier bis auf wenige Veränderungen ganz ſo, wie ſie gehalten wurden.

Ich wünſchte zunächſt meinen Zuhörern dieſe Vorträge übergeben zu können. Bei einigen Stellen, beſonders bei denjenigen, welche ſich ganz auf eigne und neue Forſchungen gründen, würde es vielleicht zweckmäßig geweſen ſein, Anmerkungen hinzuzufügen über ſolche Gegenſtände der Unterſuchung, welche ſich im mündlichen Vortrage nicht wohl erörtern laſſen, ſo wie auch die minder bekannten Quellen anzuführen. Dieß war anfangs meine Abſicht. Aber die Anmerkungen würden meiſtens zu Abhandlungen angewachſen, das Werk dadurch ein ganz andres geworden, und wohl mehrere Jahre bis zur Beendigung deſſelben vergangen ſein.

Gleichwohl glaubte ich, daß unter denen, welche in Deutſchland, und wo ſonſt die deutſche Sprache bekannt iſt, meinen Arbeiten ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſchenken, mehrere dieſe Betrachtungen über die neueren Zeiten lieber gleich jetzt, auch in derjenigen Geſtalt, wie ich dieſelben hier gebe, würden aufnehmen wollen.

Da ich ſeit mehreren Jahren die Zeit, welche mir frei bleibt, faſt ausſchließend der Geſchichte widme, nicht bloß der allgemeinen, ſondern vorzüglich auch der vaterländiſchen; ſo hoffe ich, daß es mir nicht an Muße und Gelegenheit fehlen wird, manches, was in dieſem Werke nur im Vorbeigehen angedeutet ward, in der Folge ausführlicher in's Licht zu ſtellen.

Ueber
die neuere Geſchichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſte Vorleſung.

Es ſind vorzüglich drei Gegenſtände, welche den Geiſt gebildeter Menſchen an ſich ziehen, und die freie Muße beſchäftigen, welche bürgerliche Thätigkeit und geſellſchaftliche Verhältniſſe ihnen übrig laſſen; die Philoſophie des Lebens, der Genuß der ſchönen Künſte und das Studium der Geſchichte.

Alle drei ſind geeignet, den innern Menſchen auf vielfache Weiſe zu erheben und zu bereichern. Sie ſind in dieſer Hinſicht gleich unentbehrlich. Vorzüglich indeſſen iſt es das Studium der Geſchichte, welches allen dieſen Beſtrebungen nach höherer Geiſtesausbildung einen feſten Mittelpunkt und Halt, die gemeinſchaftliche Beziehung auf den Menſchen, ſeine Schickſale und ſeine Kräfte, giebt. Ohne die Kenntniß der großen Vergangenheit wird die Philoſophie des Lebens, ſo ſehr ſie auch durch Witz bezaubern, durch Beredſamkeit hinreißen mag, uns nicht von dem Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreiſe unſrer Gewohnheiten und nächſten Umgebungen loszureißen im Stande ſein.

Selbſt die höhere Philoſophie, dieſer kühnſte und auch inſofern ſchon achtungswerthe Aufſlug des menſchlichen Denkens, darf den ſteten Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kräfte nicht ungeſtraft verabſäumen, indem ſie ſich ſonſt unfehlbar in Unverſtändlichkeiten verwickelt und verliert. Die Geſchichte dagegen, wenn ſie nicht bloß bei der Herzählung von Nahmen, Jahrszahlen und äußern Thatſachen ſtehen bleibt, wenn ſie den Geiſt großer Zeiten, großer Menſchen und Ereigniſſe zu erfaſſen und darzuſtellen weiß, iſt ſelbſt eine wahrhafte Philoſophie, allen verſtändlich und ſicher, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichſte. Der Werth der ſchönen Künſte für höhere Geiſtesbildung iſt anerkannt. Ohne den Ernſt aber, welchen ſie nur durch die Beziehung auf den Menſchen, auf ſeine Schickſale und ſeine Geſchichte erhalten, müſſen ſie immer in Gefahr bleiben, ein inhaltsleeres Spiel und eine bloße Schwelgerei der Einbildungskraft zu werden. Der Sinn der vortrefflichſten und höchſten Hervorbringungen der bildenden Kunſt und der Poeſie wird uns erſt dann recht deutlich, wenn wir uns in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen wiſſen, aus denen ſie hervorgingen, oder welche ſie darſtellen.

Wenn die Philoſophie den Verſtand, die ſchönen Künſte Gefühl und Einbildungskraft zunächſt beſchäftigen ſo nimmt die Geſchichte dagegen die Theilnahme des ganzen Menſchen und alle ſeine Seelenkräfte gleich ſehr in Anſpruch, ſoll es wenigſtens, wenn ſie ihrer hohen Beſtimmung entſprechen will.

Auf dieſe Weiſe iſt die Geſchichte ſchon an und für ſich in dieſem ſchönen Kreiſe, welcher die höhere Ausbildung des Menſchen umfaßt, wo nicht das glänzendſte, doch das unentbehrlichſte Mitglied, welches die übrigen erſt recht innig verbindet. Noch eine ganz beſondre Anforderung für das Studium der Geſchichte aber liegt in den außerordentlichen und überraſchenden Begebenheiten der Gegenwart. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die Kenntniß derſelben allein kann uns einen ruhigen feſten Ueberblick der Gegenwart, einen Maßſtab ihrer Größe oder Kleinheit und ein richtiges Urtheil über ſie gewähren.

So iſt das Einfachſte meiſtens auch wieder das Höchſte. Die Geſchichte macht den ſcheinbar leichten und erſten Anfang alles Unterrichts, und dennoch je gebildeter ein menſchlicher Geiſt iſt, je vielfachere Veranlaſſungen wird er finden, ſie anzuwenden und zu benutzen, je mehr wird er ihren Reichthum einſehen und ihren tiefen Sinn ahnen. Iſt ja doch kein Denker ſo durchdringend, daß er den Gang der Geſchichte im voraus genau errathen, kein Gelehrter ſo vielwiſſend daß er glauben könnte, er habe ſie erſchöpft, ſei in ihr zu Ende gekommen, und auch kein Herrſcher ſo mächtig, daß er ihre ſtille Belehrungen ungeſtraft gering ſchätzen dürfte.

Es iſt ein großer Vorzug unſers Zeitalters, das Studium der Geſchichte von neuem belebt, und mit großem Eifer angebaut zu haben. Die Engländer haben das Verdienſt, in dieſem ſchönen Beſtreben die Erſten geweſen zu ſein. Die Deutſchen ſind ihnen mit Ruhm nachgefolgt. Leicht würde es ſein, einen oder den andern von unſern großen Hiſtorikern zu nennen, der wenigſtens was die glückliche Vereinigung von Geiſt und Gelehrſamkeit, und den Reichthum an Gedanken betrifft, es den berühmten Engländern zuvor thun möchte; dagegen iſt der Vorzug einer gleichmäßigen Ausarbeitung und Vollendung, bei den Engländiſchen Geſchichtſchreibern ungleich weniger ſelten, als bei den Deutſchen. Doch über den Werth unſrer vaterländiſchen und der fremden Geſchichtſchreiber mag das Urtheil ſehr abweichen, je nachdem die Vorliebe für die einen oder die andern entſcheidet, oder die Begriffe von der Kunſt der Darſtellung verſchieden ſind. Deſto unbezweifelter iſt der außerordentliche Reichthum an gründlich belehrenden und zum Theil ganz neuen Geſchichtsforſchungen, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. Was nur die letzten zwei oder drei Jahrzehende in dieſer Art gethan und geliefert haben, deſſen iſt ſo viel, daß die hiſtoriſche Kenntniß in dieſem kurzen Zeitraum vielleicht eben ſo ſehr erweitert worden, als ſonſt in eben ſo vielen Jahrhunderten.

Ungeachtet dieſer Bereicherung iſt die Geſchichte aber von einer andern Seite noch mangelhaft genug, die hiſtoriſche Wahrheit hier und da noch durch manche unhiſtoriſche Wolken verhüllt.

Daß die Geſchichte partheiiſch geſchrieben werde, iſt eine allgemeine Klage. Im gemeinen und buchſtäblichen Sinne ſollte dieſe Klage gar nicht Statt finden können, ſobald man ſich zu dem großen Standpunkte der Geſchichte erhoben hat. Wenn ein Geſchichtſchreiber in ſeiner Darſtellung bloß den Vortheil eines beſondern Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwicklung der menſchlichen Schickſale und des menſchlichen Weſens im Auge hat, ſo iſt er vielleicht ein geſchickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politiſcher Schriftſteller, aber auf keinen Fall ein hiſtoriſcher. Wenn uns aber ein wahrhafter Geſchichtſchreiber die Thatſachen, ſo wie es gefordert wird und ſich von ſelbſt verſteht, als Thatſachen unverfälſcht und mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit zeigt; für ſeine Anſichten und Urtheile, ohne welche keine Geſchichte, wenigſtens keine darſtellende zu ſchreiben möglich iſt, uns ſelbſt die Grundſätze des Rechts und des Glaubens offenherzig darlegt, aus denen jene Anſichten und Urtheile herfließen, ſo können wir uns billigerweiſe nicht beklagen, da er uns ſelbſt die Mittel an die Hand giebt, auf eine leichte Weiſe inne zu werden, in wiefern wir mit ihm übereinſtimmen oder nicht. Der Partheilichkeit ſollte man ihn nicht beſchuldigen, wenn wir auch andrer Meinung ſind als er, oder wenigſtens hat dieß denn keinen ganz verwerflichen Sinn mehr. Ueberhaupt dürfte es in der Geſchichte, wie im Leben, oft ein größeres Lob ſein, die rechte Partei erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partei, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben. — Das Beiſpiel eines großen römiſchen Schriftſtellers wird am beſten deutlich machen können, was hier gemeint ſei. Tacitus eröffnet ſeine beiden unſterblichen Werke in verſchiedener Wendung, mit der gleichen Verſicherung, daß ſie ohne Haß und ohne Liebe geſchrieben ſeien. Er hatte dabei vielleicht nur ſeine perſönliche Verhältniſſe unter dieſem oder jenem Kaiſer im Sinne, was ſeinen Zeitgenoſſen etwa am nächſten gegenwärtig ſein mochte. Wollte man ſeinen Ausdruck aber nach der Strenge nehmen, ſo müßte man ihm Unrecht geben. Denn gerade der aus ſeinen Werken überall hervorleuchtende edle ſittliche Haß, und die höhere darin ſichtbare Liebe; der Haß nähmlich gegen ungerechte Willkühr und erſchlaffende Laſter, und die entſchiedene aufmerkſame Vorliebe für alles Hohe, der beſſern Zeit Würdige; dieſe ſind es, die ſeine Werke unſterblich gemacht, und ihnen für alle Zeiten einen unvergänglichen Werth gegeben haben. Nicht unpartheiiſch iſt Tacitus, was jeder ohne Geiſt und ohne Liebe leicht ſein kann, ſondern im höchſten Grade partheiiſch, aber für die rechte Parthei, und auf die rechte würdige Art und Weiſe.

Wodurch die Geſchichte weit mehr verfälſcht iſt, als durch dieſe ſo ſehr gefürchtete Partheilichkeit der Darſteller, das iſt, wenn es noch ſo genannt werden kann, wenigſtens eine ganz andre Art der Partheilichkeit, eigentlich aber ein Mangel an Empfänglichkeit, eine Beſchränkung des Sinns. Es iſt dem Menſchen außerordentlich ſchwer, ſich dem Kreiſe ſeiner Gewohnheiten zu entreißen. Dieſe nun, die ganze Gegenwart, unſer Zeitalter mit allen ſeinen unſichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geiſtiger Atmoſphäre um uns, welche uns die Geſtalten der Vergangenheit wie in einen Nebel verhüllen muß. Daher ſo viel irrige, oder vielmehr nur ſchwache, nicht treffende, geiſtloſe Anſichten und Urtheile über entfernte große Zeiten, über Menſchen und Thaten, welche den gewöhnlichen Maßſtab überſchreiten.

Störende Anſichten dieſer Art aus dem Wege zu räumen, die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Thaten in der wahren Geſtalt und in ganzer Kraft vor Augen zu ſtellen, das wird mein vornehmſtes Beſtreben ſein.

Um ein deutliches Gemählde der letzten ſo reichhaltigen und merkwürdigen Jahrhunderte zu entwerfen, iſt es nothwendig, in das Mittelalter, und die ältere deutſche Geſchichte zurückzugehen. Die Völkerwanderung iſt die Scheidewand zwiſchen der alten und der neuen Welt. Die Einrichtungen, Geſetze und Sitten derſelben, bis auf unſre Zeit, haben ihren erſten Grund in der älteſten Verfaſſung der Deutſchen, und man muß ſich vor Augen ſtellen, was Europa vor und nach den Kreuzzügen war, um zu beurtheilen, was die Entdeckung der beiden Indien auf dieſe große Maſſe von Kräften wirken konnte, und was ſie in der That gewirkt hat. Ein kurzes Gemählde der alten Germanen, eine gedrängte Darſtellung des Mittelalters, wird daher unſere Betrachtungen über die neuere Geſchichte eröffnen.

Den Anfang machen wir mit der Völkerwanderung, einer Begebenheit, eben ſo erſtaunenswerth an ſich, als unermeßlich in ihren Folgen. Erſtaunenswerth, denn niemahls war vielleicht ein ſo ganz troſt- und hoffnungsloſer Zuſtand, eine ſo allgemeine Erſchlaffung und Erniedrigung, eine ſolche Unterjochung alles Beſſern, über die ganze gebildete Menſchheit verbreitet, als in der letzten Zeit des ſinkenden römiſchen Reichs. Und dennoch erſchien auf eine unerwartete Weiſe Rettung. Von neuer Lebenskraft ward die Welt befruchtet, und Länder, die ſchon früher gebildet waren, blühten von neuem auf, wenn nicht gebildeter, ſo doch freier, glücklicher, edler als ſelbſt in den beſſern Zeiten des Alterthums; andre Länder und Völker, die von der Natur weniger begünſtigt, bisher in freier Armuth und Einfalt beſtanden hatten, wetteiferten bald an blühendem Wohlſtand und Bearbeitung aller Künſte, mit dem glücklichern Süden. Unermeßlich ſind die Folgen der Völkerwanderung, denn die ganze neue Geſchichte, alles was ſich ſeit anderthalb Jahrtauſenden durch den edlen Wettſtreit ſo vieler und großer Nationen und Kräfte entwickelt hat, iſt einzig nur dadurch wirklich geworden. Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden, wäre es den deutſchen Völkern nicht gelungen, das römiſche Joch aufzulöſen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden, ſo würde jener herrliche Wettkampf, jene reiche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes bei den neuern Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch iſt es eben dieſer Reichthum, dieſe Mannigfaltigkeit, was Europa zu dem macht, was es iſt, was ihm den Vorzug giebt, der vorzüglichſte Sitz des Lebens und der Bildung der Menſchheit zu ſein. Ein ſolches freies und reiches Europa würde es dann gar nicht geben, ſondern ſtatt deſſen nur Ein Rom, worin alles verſchmolzen und aufgelöſt wäre, und ſtatt der reichen europäiſchen Geſchichte, würden die Annalen des Einen Römerreichs uns ein Gegenſtück liefern zu der traurigen Einförmigkeit der chineſiſchen Jahrbücher. Wer würde einer ſolchen chineſiſchen Bildung, auf allgemeine Erniedrigung gegründet, nicht den Zuſtand der Einfalt und der freien Natur vorziehen?

Die Völkerwanderung iſt nichts anders, als die Geſchichte der Kriege zwiſchen den freien germaniſchen Völkern und den römiſchen Weltherrſchern, welche ſich mit der Auflöſung des römiſchen Reichs und der Gründung und erſten Bildung der neuen Staaten und Nationen endigten. — Ein Rückblick, wie die Weltherrſchaft an die Römer gekommen, und wie dieſe römiſche Weltherrſchaft ſchon früher den Keim des eignen Unterganges in ſich getragen; das merkwürdigſte vom Stamm und Geiſt, von den Sitten und der Verfaſſung der Germanen; eine kurze Ueberſicht endlich der Kriege zwiſchen den Deutſchen und Römern, ehe und nachdem Herrmann durch unerſchütterliche Standhaftigkeit und Aufopferung die deutſche Unabhängigkeit behauptete: das ſind die weſentlichſten Stücke, welche zur deutlichen Betrachtung dieſer großen Weltbegebenheit erfordert werden.

Laſſen ſie uns den Blick zuerſt auf den älteſten Zuſtand des geſammten Europa werfen. Es iſt ein merkwürdiges und anziehendes Schauſpiel, den von der Natur ſo reich begabten, mit ſo herrlichen Kräften ausgeſtatteten Menſchen, in einer von dem uns gewohnten Zuſtande ſo ganz verſchiednen Geſtalt zu beobachten. Ehe die Begierde nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus auf die Griechen fortgepflanzt, und dann die Römer ergriffen hatte, war der Zuſtand von Europa im Ganzen ohngefähr überall derſelbe. Die Anfänge der Cultur waren ſchon bekannt, der Ackerbau verbreitet, einige Länder verhältnißmäßig ſtark bevölkert. Städte gab es in Menge; aber auch faſt eben ſo viele einzelne kleine Staaten, als bedeutende Städte. Ueberhaupt war alles einzeln und ohne Zuſammenhang; Europa war vorzüglich von drei bis vier großen Nationen bewohnt und bevölkert, aber keine dieſer Nationen war unter ſich eins und zu einem Ganzen verbunden. Jede derſelben zerfiel in unzählige kleine Völkerſchaften und Stämme, die eben ſo viele beſondere Staaten bildeten. Jede dieſer Völkerſchaften hatte von den entfernteren nur geringe Kunde, mit den benachbarten war oft Krieg. Weil aber der Krieg nur mit ſo vereinzelten Kräften, nicht mit großen Maſſen, wie bei ſteigender Cultur zwiſchen mächtigen Staaten geführt ward, ſo war er nicht ſo zerſtörend als bei dieſen, diente mehr nur zur Entwicklung und Uebung des Muthes und aller kriegeriſchen und männlichen Eigenſchaften.

Bei mancher wichtigen Verſchiedenheit im Einzelnen beruhte der Glaube und Gottesdienſt dieſer Völker im Ganzen auf einer gemeinſchaftlichen Grundlage. Es war dieſer Glaube eine Verehrung der Natur, ihrer herrlichſten äußern Erſcheinungen, und ihrer verborgenen Urkräfte und Geheimniſſe. Die Sonne und die Geſtirne, das Feuer und das Meer, die Elemente, die Mutter Erde ſelbſt, die ſchauerlichen Höhen, heiligen Wälder und Quellen waren die Gegenſtände dieſes Naturdienſtes, vermiſcht mit Ueberlieferungen und Dichtungen von alten Helden und dem früheren Zuſtande der Erde und der Menſchen. Viele, ja die meiſten der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten und Künſte des Lebens waren den Menſchen, beſonders im Norden, noch unbekannt; dagegen erfüllte jenes tiefe und ſtarke Naturgefühl ihre Bruſt mit einer Lebenskraft und Lebensfreude, deren Quelle in den Verhältniſſen einer künſtlichern Geſelligkeit nur zu oft verſiegt. So dürftig uns überhaupt jener Zuſtand der alten Völker ſcheinen mag, ſie beſaßen faſt allgemein ein großes Gut, das wir unſern andern Vorzügen meiſtens zum Opfer bringen müſſen — die Freiheit. Es ward dieſelbe durch jene Vereinzelung und Zerſplitterung in lauter kleine Staaten und Völkerſchaften begünſtigt und erhalten. Dieſe urſprüngliche Freiheit iſt im Gegenſatze von Aſien, als der unterſcheidende Charakter Europa's, zu betrachten. In Aſien finden wir gleich anfangs große Maſſen von Staaten, Nationen und Weltherrſchaft, in Europa war urſprünglich alles vereinzelt, eben darum auch in ſtetem gegenſeitigen Wettkampf, und jedes ſich in eigenthümlicher Freiheit entwickelnd. — Aſien, könnte man ſagen, iſt das Land der Einheit, wo alles in größern Maſſen und den einfachſten Verhältniſſen ſich entfaltet; Europa iſt das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettſtreit vereinzelter und mannichfach eigenthümlicher Kräfte. Dieſe Mannichfaltigkeit iſt durch alle Zeiten Charakter der europäiſchen Bildung geworden; denn auch nachdem größere Staaten und Nationen entſtanden waren, iſt das Weſentliche jener urſprünglichen Anlage geblieben. Oft hat die zu große Vereinzelung die ſchädliche Folge gehabt, daß zwar die Freiheit dadurch begünſtigt ward, die National-Einheit aber ungeachtet des Strebens darnach nicht zur Reife gedeihen konnte. So war es bei den Griechen, und größtentheils auch bei den Deutſchen, der Fall. Die Natur ſelbſt hatte Europa zu dieſer Vereinzelung günſtig eingerichtet, durch die vielen kleinen und größern Trennungen ſeiner von Bergen und Meeren vielfach getheilten Länder. Aber auch der Umſtand mochte der Freiheit vortheilhaft ſein, daß Europa von Aſien aus bevölkert worden, daß alle alte europäiſche Nationen früher oder ſpäter eingewanderte Aſiaten waren. Colonien und Völkerwanderungen ſind immer zur Freiheit geneigt, die Bande der Gewohnheit bleiben in dem verlaſſenen Mutterlande zurück, und der urſprüngliche Zuſtand ſtellt ſich wieder ein. Dieß hat in den älteſten Zeiten eben ſo gut gegolten, wie es ſich noch in den neueſten bewährt.

Was wir über den Zuſtand von ganz Europa überhaupt bemerkt haben, gilt ganz insbeſondere von der griechiſchen Nation. Sie war in der früheren Zeit in unzählige kleine Staaten und Völkerſchaften zertheilt, die nur durch die gemeinſchaftliche Abſtammung, Sprache und Mythologie zuſammenhingen. Erſt durch den Angriff der Perſer bildeten ſich große Staaten in Griechenland, nahm der Ehrgeiz einen kühnern Schwung. Denn als es dem Muthe der Griechen durch die äußerſte Anſtrengung aller Kräfte gelang, ihre Unabhängigkeit gegen die Uebermacht zu behaupten, hatte man das Bedürfniß der Einheit gefühlt, die kleinern Staaten hatten ſich an zwei der bedeutendſten angeſchloſſen. Aber eben darin, daß es zwei waren, lag ſchon der Keim der Eiferſucht und der innern Zwietracht. Auch wurden Sparta und Athen bald der Mittelpunkt zweier durch ganz Griechenland verbreiteten Partheien, von durchaus entgegengeſetzten Grundſätzen. Sparta, als Landmacht, war der Natur einer ſolchen gemäß, dem

Adel günſtiger und wurde das Haupt der ariſtokratiſchen Parthei; Athen, ein Handelsſtaat, und eben darum dem Bürgerſtande und ſtädtiſcher Freiheit geneigter, der Mittelpunkt aller demokratiſch Geſinnten. Wie in dieſem großen Kampfe zwiſchen Athen und Sparta, zwiſchen den ariſtokratiſch und demokratiſch Geſinnten die Kraft der griechiſchen Nation ſich ſelbſt zerſtörte, das iſt in der Darſtellung der großen alten Geſchichtſchreiber noch jetzt eines der lehrreichſten hiſtoriſchen Gemählde. Die griechiſche Nation als Nation war mit dieſer gegenſeitigen Zerſtörung der beiden mächtigſten und ausgezeichnetſten Völker, völlig erſtorben. Nur hier und da zeigte ſich ein Funke unter der Aſche, und noch einmahl loderte die griechiſche Kraft in Alexander zu einer hellen Flamme auf, die aber auch bald wieder erloſch. Kann man von irgend einem Eroberer der Vorzeit behaupten, daß er nicht bloß zerſtören, ſondern auch bauen und Neues ſtiften konnte und wollte, daß er eigne, kühne und große Gedanken hatte, ſo war es Alexander. Eben für dieſe ſeine Ideen war er leidenſchaftlich begeiſtert, nicht bloß kalt berechnend wie Caſar. Man könnte fragen, ob es nicht größer geweſen wäre und von dauerndern Folgen für die Welt, wenn Alexander, wie ſein Lehrer Ariſtoteles es wünſchte, und dieſen Wunſch mehrmahls verräth, ſtatt der orientaliſchen Eroberungen ſich auf Europa beſchränkt, wenn er die Griechen ganz bezwungen und dadurch zu einer Nation, zu einer auf geſetzliche Freiheit gegründeten Monarchie vereinigt hätte? Ein herrliches Schauſpiel würden die Griechen auf dieſe Weiſe, in ihrer blühenden Zeit zu einem großen Ganzen, zu einer Nation — was ſie nie wurden — vereint, der Welt und der Geſchichte gegeben haben. Aber ſchwerlich wäre es damahls noch möglich geweſen. Es war alles zu getrennt, ſchon durchaus verderbt, und die Kraft ſelbſt erloſchen; der wahrſcheinliche Lohn Alexanders in dieſem Falle würde Mißlingen und Undank geweſen ſein. Doch dem ſei wie ihm wolle, Alexandern führte ſein Trieb nach Aſien. Die ſtädtiſche Verfaſſung und Lebenseinrichtung der Griechen, ihre kleinliche Streitſucht und Ueberverfeinerung mochten ſeinem großen Geiſte zu eng und zu beſchränkt dünken. Eine entſchiedene Vorliebe für die orientaliſche Erhabenheit leuchtet aus ſeinem ganzen Leben hervor, und gereichte ihm bei den beſchränkteren Griechen zum Vorwurf. Es mag wohl ſein Hauptgedanke geweſen ſein, die orientaliſche Größe und die griechiſche Bildung verſchmelzen und in einer vollſtändigen Lebensweiſe und Staatseinrichtung die Vorzüge von Europa und Aſien vereinigen zu wollen. Mit ſeinem Tode aber trennten ſich die unvereinbaren Elemente wieder, und das Ganze zerfiel. Unter den mehreren griechiſch-macedoniſchen Reichen, die ſich nun in Aegypten, Syrien, Klein-Aſien und Griechenland bildeten, entſtanden bald Verhältniſſe, die mit einigen Epochen der neuern Geſchichte eine auffallende Aehnlichkeit haben. Stehende Kriegsheere, Bündniſſe, die mit allem Aufwande diplomatiſcher Kunſt, wie ihn nur die neuere Zeit kennt, geſchloſſen oder geändert wurden, mit einem Worte, ein anerkanntes Syſtem des politiſchen Gleichgewichts. Es hatte dieſes damahls denſelben Erfolg, den es auch in der Folge jeder Zeit gehabt hat, und immer haben wird. Beſtändige Kriege, weil die Wage des künſtlichen Gleichgewichts doch nie ganz in Ruhe ſteht, immer auf eine Seite ſich neigt, oder doch zu neigen ſcheint; nach den beſtändigen Kriegen gegenſeitige Erſchöpfung und allgemeine Auflöſung. Damit nicht Einer zu ſtark würde, ſchwächten die griechiſchen Mächte ſich eine die andere ſo ſehr, bis ſie alle ſchwach genug waren, um von einer neuen und unerwarteten Macht leicht beſiegt zu werden.

Zu dieſer Beſtimmung war indeſſen Rom herangewachſen. In ſeiner Bevölkerung, ſeinen Sitten, Geſetzen und Gebräuchen, aus den verſchiedenen Nationen, welche das mittlere Italien bewohnten, vermiſcht, war Rom gleich von Urſprung an zum Kriege nothgedrungen, um in der Mitte mehrerer mächtiger Staaten ſich ſelbſt, und was es von jenen geraubt hatte, zu erhalten. Der Grund zu den unaufhörlichen nachfolgenden Kriegen lag in der römiſchen Verfaſſung. Unbeſchreiblich hart war der Druck, welchen der Adelſtand über das Volk ausübte. Auch war das Volk immer unruhig; das Mittel aber, die Gefahr, da der Krieg einmahl zur Gewohnheit geworden war, zu entfernen, jederzeit leicht gefunden. Man durfte nur den Krieg verewigen: Patricier und

Volk, beide liebten ihn; die Patricier gewannen am ſicherſten dabei, und wenn ſie dann und wann auch dem Volke von dieſen Vortheilen Einiges mittheilten, ſo war damit die oft ſchon nahe drohende Gefahr leicht von neuem entfernt und der Sturm abermahls beſänftigt. Als nun Rom bei ſteigender Erweiterung in ſeinen Anſprüchen auf Sicilien und Spanien mit Karthago zuſammentraf, da entwickelte es auf einmahl die lang geſammelten Kräfte zu einer Größe, welche damahls die ganze Mitwelt in Erſtaunen ſetzte, ſo wie noch jetzt die Nachwelt. Der Kampf mit Karthago, der Roms Daſein galt, der ſeine höchſte Anſtrengung hervorrief und es an den Rand des Untergangs brachte; dieſer Kampf war es, der Rom jenen großen Schwung des Geiſtes, jene Erhabenheit, auch für die folgenden Zeiten, mittheilte, wegen welcher Größe und Erhabenheit von hinreißenden Darſtellern geſchildert, wir nur zu oft geneigt ſind, ſo vieles in der römiſchen Geſchichte und Einwirkung auf die übrige Welt zu vergeſſen, was mit dem Auge der Menſchheit betrachtet, nicht anders als verwerflich und verderblich erſcheinen kann. Jetzt war Roms Kraft unwiderſtehlich geworden, leicht ward es den Römern, dem Spiele des Gleichgewichts unter den griechiſchen Mächten und Königreichen ein Ende zu machen, indem ſie ſich anfangs mit Würde und ſcheinbarer Gerechtigkeitsliebe einmiſchten, bald immer dreiſter redeten, um zuletzt alle Scheu und Hülle ablegend den unterjochten Völkern ihr ſchon lange beſtimmtes Loos zu verkündigen und zu beſtimmen.

Schwerer ward es ihnen, die weſtlichen und die nördlichen Europäiſchen Völker nicht ſo wohl zu beſiegen, als zu vertilgen. Die kriegeriſchen Bewohner Spaniens, und die celtiſchen Nationen wurden endlich faſt ganz unterjocht, ja auch mehrere germaniſche Völker. Aber der Kern der Nation blieb unüberwunden; von hier aus ſollte die Menſchheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit ſchnellen Schritten eilte Rom ſeinem nothwendigen Untergange entgegen. Nicht mehr der Stand der Patricier, ſondern einzelne Uebermächtige, nach der Alleinherrſchaft Strebende, waren es in den ſpätern Zeiten, die den Krieg begünſtigten und verwüſtete Länder und halb vertilgte Nationen als Mittel der Bereicherung und zu

Werkzeugen ihrer Ehrſucht brauchten. Der Kampf der Partheien näherte ſich ſchon der Alleinherrſchaft, dem unvermeidlichen Ende jedes tumultuariſchen Freiſtaats, als der große, ewig denkwürdige Kampf Roms gegen die deutſche Nation begann. So hatte nun die Krankheit der Herrſchſucht, das Streben nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus immer weiter nach Weſten verbreitet und fortgepflanzt, und endlich mitten in Europa feſte Wurzel gefaßt!

Wir wenden unſern Blick zurück auf den Norden von Europa. Drei große Völkerſtämme bewohnten das mittlere und nördliche Europa. Die Celten im obern Italien und auf den Alpen, im ganzen mittlern Frankreich, in einem Theil von Spanien und auf den britiſchen Inſeln. Die Germanen in Deutſchland und den ſkandinaviſchen Reichen; denn damahls wurden die Sueonen oder Schweden, und die andern Bewohner jener nordiſchen Reiche mit zu den Germanen gerechnet, waren noch Eins mit ihnen. Erſt ſpäter hat ſich die eigentlich deutſche Sprache und Nation abgeſondert, eigen entwickelt, und von den ſkandinaviſchen Stammverwandten in Dänemark und Schweden getrennt. Der nordweſtliche dritte Theil von Gallien war unter dem Nahmen von Belgien, nicht bloß von celtiſchen, ſondern auch von rein deutſchen oder aus beiden Stämmen vermiſchten Völkerſchaften bewohnt. — Die älteſten europäiſchen Wohnſitze der germaniſchen Völker waren in dem nördlichen Theile von Deutſchland, den Niederlanden, Dänemark, dem ſüdlichen Schweden und Norwegen, rings um die Küſte des baltiſchen und gegen Weſten auch an denen des Welt-Meers. Später erſt iſt das mittlere und ſüdliche Deutſchland überhaupt angebaut, und beſonders von deutſchen Völkern beſetzt worden. Dieſer Umſtand iſt wegen ſeiner Folgen ſehr wichtig. Früherhin waren die Alpen von Celten beſetzt, vielleicht auch manche Gegend zwiſchen den Alpen und der Donau: bald mochten ſich auch deutſche Stämme dazu geſellen, daher reden römiſche Schriftſteller von halbgermaniſchen Völkern auf den Alpen. Aber erſt, als eine größere deutſche Nation, die Schwaben und die mit ihnen verwandten Schweizer, aus mehr nordiſchen Gegenden und von den Ufern des baltiſchen Meers, in ihre jetzigen Wohnungen einrückten, ward das

Land zwiſchen dem Main, der Donau und den Alpen, ſo wie ein Theil von dieſen, ganz deutſch. Daß es an der Nieder-Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtiſche Völkerſchaften gegeben, vielleicht auch germaniſche, iſt wahrſcheinlich. Den Galliern, die von hieraus einſt in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnſitze in Klein-Aſien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umſtänden erhellt, deutſche Völker beigemiſcht.

Die öſtlichen Nachbarn der Deutſchen waren, wie noch jetzt, ſo ſchon vor zweitauſend Jahren, die weit verbreiteten ſlawiſchen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die weſtlichen und ſüdlichen Gränzen von Deutſchland, das innere Deutſchland aber wenig oder gar nicht kannten, ſind ungewiß in ihrer Gränzbeſtimmung zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern. Von einigen dieſer öſtlichen Nationen, ſagt der Schriftſteller, der am meiſten Kenntniß von Deutſchland hatte, er getraue ſich nicht zu entſcheiden, ob es Germanen oder Sarmaten ſeien. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichſel, oder noch weiter öſtlich bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutſche mit ſlawiſchen und andern Völkern beiſammenlebten; aber nicht vermiſcht, ſondern ſo wie in Ungarn und im türkiſchen Reiche mehrere Nationen von ganz verſchiedener Sprache und Abſtammung ſeit Jahrhunderten neben einander ſind, ohne ſich zu verſchmelzen; indem jede bei ihrer eigenthümlichen Sprache und Weiſe bleibt. Es ſcheint, daß auch ſchon damahls vielerlei Verhältniſſe und Verbindungen zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern Statt fanden; dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, da wir bei den größern Unternehmungen der Deutſchen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutſche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrſcheinlich, andere gewiß vom ſlawiſchen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächſt angehen, hatten alſo von den genannten drei großen Nationen, die am meiſten nordiſchen Wohnſitze inne. Es iſt, als ob ſie ſich mit Abſicht ſo weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thierarten, welche urſprünglich in Aſien einheimiſch ſind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Ueberlieferung, beſonders aber die Sprachen der europäiſchen Nationen unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie alle früher oder ſpäter aus Aſien eingewandert ſind, ſo möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutſche Nation wohl bewegen, die glücklichſten Wohnſitze zu verlaſſen, und den äußerſten rauhen Norden aufzuſuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht ſo bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnſitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums ſuchen. Eine ganz befriedigende Auflöſung dieſer Frage iſt kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth iſt es wenigſtens, daß gerade das ſüdlichſte aſiatiſche Volk, die Indier, die herrlichſte und vollkommenſte Erdgegend, das irdiſche Paradies, welches wir meiſtens im Süden ſuchen, in den äußerſten Norden verſetzen, welchen ſie ſich in der Geſtalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Dieſen wunderbaren Berg erſtiegen und erobert zu haben, das iſt eines der höchſten Abenteuer, welche ſie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländiſche Gelehrte ſind deshalb ſo weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieſer indiſchen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeſchrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverläſſig dieß ſcheinen mag, ſo gewiß iſt es, daß man für die älteſten Begebenheiten der Völker den Aufſchluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den phyſiſchen Bedürfniſſen allein, die uns gewöhnlich zunächſt einfallen, ſondern weit eher in der Mythologie zu ſuchen hat, d. h. in ſolchen vielleicht unrichtigen und unbeſtimmten, aber dichteriſchen Vorſtellungen und Sagen, die uns auf den erſten Anblick ſo fremde ſind, auf den Geiſt der frühern Menſchen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutſchen Völker zwiſchen ihren weſtlichen und öſtlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen einen Blick auf ihre früheſte Herkunft und erſte Einwanderung zu werfen wagten. Aber auch die Wohnſitze, welche ſie in Europa inne hatten, ſind wegen ihres großen Einfluſſes auf den Charakter der Nation, einer aufmerkſamen Betrachtung werth. Deutſchland hat ungeachtet ſeiner nördlichen Lage viele und große Vorzüge; es beſitzt im vollkommnen Maaße, was die erſte Bedingung aller Fruchtbarkeit eines Landes iſt; einen Reichthum an großen und kleinen Flüſſen, die es von allen Seiten durchſchneiden. In dieſer erſten und wichtigſten Eigenſchaft eines fruchtbaren und ſchönen Bodens, übertrifft es viele der andern europäiſchen Länder, oder kommt den beſten gleich. Auch die großen Ebenen und Niederungen, die ſich gegen das Meer zu erſtrecken, an der Küſte des Nord-Meers und der Oſtſee, ſind zum Theil fruchtbar, und nur einzelne Strecken ſind durch Meerſand wüſte und unfruchtbar. Noch war in jener Zeit die Fruchtbarkeit des deutſchen Bodens, welche Deutſchland in ſpäteren Zeiten zu einem blühenden und verhältnißmäßig ſehr volkreichen Lande gemacht hat, bei weitem nicht durch ſorgfältigen Anbau entwickelt. Noch durch eine andre Eigenſchaft, die auf den Geiſt und das Gemüth auch ſchon damahls den größten Einfluß hatte, durch ſeine hohe Lage und ſeinen Reichthum an Bergen, zeichnet es ſich von den zunächſt angränzenden Ländern in Nordoſten und Südweſten, dem ungleich niedriger liegenden Pohlen und Frankreich, aus. Die hohen Alpen im Süden, das Rieſengebirge gegen Oſten, gegen Weſten das vogheſiſche Gebirge in Elſaß, dann die trieriſchen Berge die Moſel aufwärts, diesſeits des Rheins die Höhen des Schwarzwaldes, die Berge am Mittel-Rhein und in der Wetterau, die ſich auf der einen Seite gegen das Meer zu verlieren, von der andern Seite ſich an das Harzgebirge im Norden anſchließen, machen das alte Deutſchland zu einem von Bergen der verſchiedenſten Höhe und Art überall umkränzten und durchflochtnen Lande, in welcher Rückſicht es in Europa vorzüglich mit Spanien zu vergleichen iſt.

Noch waren die bis auf die Entdeckung von Amerika ſehr bedeutenden innern Schätze dieſer Berge nicht an's Licht gezogen; deſto größer war der Reichthum von begeiſternden, ſtarken und freudigen Lebensgefühlen, der durch dieſe erhabene Natur des Landes in der Bruſt der deutſchen Völker hervorgerufen und immer friſch erhalten ward. Die Macht, welche die Natur und ihre Geſtalt über den Menſchen ausübt, iſt ungleich größer, als man gewöhnlich denkt, ſelbſt in dem Zuſtande der künſtlichen Bildung, weit mehr aber noch in dem der erſten Einfalt, wo der Menſch ſelbſt der Natur noch näher ſteht, ſie deſto tiefer, deſto inniger fühlt. — Welchen Eindruck kann wohl eine auch noch ſo fruchtbare Ebene auf das Gemüth machen? Eben nur den der Fruchtbarkeit; es iſt da nichts, was den Geiſt von dem Gedanken an die Arbeit und den Erwerb des Menſchen entfernen, ihn über die Sphäre der gemeinen Bedürfniſſe erheben kann; es fragt ſich da eigentlich nur, welche Produkte auf der Fläche, und in welcher Fülle, in welchem Grade der Vollkommenheit, ſie gedeihen. — Wie ganz anders iſt der Eindruck hoher, gebirgichter Gegenden auf das Gemüth! Die Natur ſteht da gleichſam ſichtbar in ihrer Erhabenheit vor uns; gegenüber dieſen Felſen, den redenden Denkmahlen ihrer Größe, uralten Trümmern ehemahliger Schöpfungen, wird unſer Blick weit und groß; wir werden zurückgeführt in die Jahrtauſende vor uns, unſer Ich und alles, was klein und beſchränkt iſt, verſchwindet uns. Einen ähnlichen erhabenen Eindruck, wie ſchöne Berggegenden, machen auch hohe, alte, von Menſchenhand noch wenig berührte Wälder, wo tauſendjährige Eichen, wie in Deutſchland nach der Beſchreibung des ältern Plinius, mit gegen einander ſtrebenden, in einander verſchlungenen Wurzeln und Aeſten, hohe Schwibbögen, Gänge und Geſtalten bilden, ſonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menſchenkunſt, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Rieſentempel der Natur erhoben.

Es fehlte, wie die erwähnte Stelle des Plinius über die deutſchen Wälder beweiſt, einzelnen Römern nicht an Sinn für die hohen Naturſchönheiten des deutſchen Landes; im Ganzen aber ſchildern ſie den Norden ſehr rauh. So mag er auch noch jetzt in Vergleich mit Italien genannt werden; doch ſind die Aeußerungen und Schilderungen der Römer von Deutſchland zu unverhältnißmäßig und übertrieben für das wahre Verhältniß, wie es jetzt iſt. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob Deutſchland nicht ehedem kälter geweſen, ob nicht durch den gebildetern Anbau auch das Klima einigermaßen verändert ſei. Für das mittlere und ſüdliche Deutſchland kann man dieſe Frage ohne Bedenken bejahen; es war gewiß beträchtlich rauher und kälter, da noch faſt dieſer ganze Strich einen einzigen großen zuſammenhängenden Wald bildete, von dem wir im Schwarzwalde, dem Speſſart, dem Harzwalde, und dem thüringiſchen bis nach den böhmiſchen Wäldern hin, noch die einzelnen Ueberbleibſel ſehen. Daß die niedern nördlichen, der See näher liegenden Gegenden von Deutſchland, ehedem kälter geweſen ſeien, als jetzt, iſt aber kein Grund vorhanden anzunehmen. Vielmehr von jener beſondern Urſache größerer Waldungen, und einer noch größern Zahl und Maſſe von Seen und waſſerreichen Tiefen abgeſehen, entſcheidet die wahrſcheinlichſte Meinung der Naturforſcher mehr für eine obwohl langſam zunehmende Erkältung der Erde. Das Eismeer hat in noch bekannten Zeiten gegen uns her zugenommen; in nordiſchen Gegenden und auf Bergeshöhen, wo man noch Spuren eines vor nicht gar langen Zeiträumen blühenden Pflanzenwachsthums findet, will derſelbe jetzt nicht mehr gedeihen. Kälter als gegenwärtig iſt demnach das nördliche Deutſchland, und das däniſche und ſchwediſche Küſtenland gewiß nicht geweſen, vielleicht ſogar wärmer.

Dieſes tiefe und ſtarke Naturgefühl nun, welches die alten Deutſchen auf ihren Bergen und in ihren Wäldern mit der vaterländiſchen Luft ſelbſt einathmeten, iſt der eigentliche Grundzug des deutſchen Charakters, der immer geblieben iſt, und die deutſchen Völker durch alle Zeiten und alle Länder begleitet hat. Wo ſie auch in der Folge der Zeit ihre Wohnplätze aufſchlugen, in den ſüdlichen Gefilden Spaniens und Italiens, oder im nördlichen England, überall wohnten und bauten ſie auf gleiche Weiſe, wählten ſie ihre Sitze nicht ſowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach jenem zum nothwendigen Bedürfniß gewordenen Gefühl der freien Natur, und ihrer bezaubernden Schönheit. Auf den Höhen, am ſchroffen Abhange der Felſen, nächſt dem reißenden Bergſtrome, im einſamen waldigen Thale, ſchlugen ſie ihre Wohnung am liebſten auf. Dieſes Naturgefühl ſpricht uns aus der ganzen Lebensweiſe, aus dem Gottesdienſt und dem Glauben, ja ſelbſt aus der Verfaſſung der alten Deutſchen, an. In allen Hervorbringungen der folgenden gebildetern Zeit wird es ſeinen herrſchenden Einfluß zeigen, und giebt ihm das eigenthümliche deutſche Gepräge. Noch lebt es in unſrer Sprache und Dichtkunſt, und ſollte jemahls bei den Deutſchen dieſes Naturgefühl ganz erlöſchen, ſo würde es nur ein Beweis ſein, daß der deutſche Charakter ſich völlig verändert habe, oder daß er aufgehört habe zu ſein.

So viel von dem Boden des Landes. Für unſern Zweck iſt die Verfaſſung der alten Germanen das Wichtigſte. Ehe ich ſie darzuſtellen verſuche, iſt es nothwendig eine ſehr verbreitete unrichtige Anſicht zu entfernen. — Man ſchildert die alten Deutſchen nur allzu gewöhnlich als völlige Wilde; einige viel geleſene Schriftſteller vergleichen ſie beſonders gern mit den amerikaniſchen; mit jenen Wilden, die bei der erſten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmahl den Gebrauch des Eiſens kannten, von denen mehrere Stämme Menſchenfreſſer waren, oder es noch ſind, mehrere andere in jeder Rückſicht auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Natur, an der äußerſten Gränze der Thierheit ſtehen. Solche falſche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entſtehen, wenn die Geſchichtſchreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, beſonders aber aus dem Mangel beſtimmter Begriffe. An beſtimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in dieſem Falle ganz beſonders gefehlt. Das, worauf es hier weſentlich ankommt, iſt Folgendes: Drei große Werkzeuge und Erfindungen ſind es vorzüglich, welche ein Volk, das noch in einfachern Verhältniſſen lebt, bildungsfähig machen, und auf eine höhere Stufe erheben: das Eiſen, als das unentbehrlichſte Mittel zum Anbau des Bodens, und als der erſte Anfang aller Kunſt; das Geld, als ein unſichtbares Band zwiſchen allen noch ſo entfernten gebildeten Nationen; und die Buchſtabenſchrift, welche die gegenwärtige Menſchheit mit der Vergangenheit und der Zukunft in Verbindung ſetzt. Wie dieſe drei großen Entdeckungen, die ſehr genau mit einander zuſammenhängen, die künſtliche Behandlung des Eiſens, die Anerkennung und Uebereinkunft über den Werth und die allgemeine Geltung der edlen Metalle und die Einführung der Buchſtabenſchrift unter den Menſchen entſtanden und an die Menſchen gekommen ſind, das iſt eine ſehr tief führende Unterſuchung. Genug, daß wir dieſe drei großen Werkzeuge und Hebel des menſchlichen Lebens bei allen Völkern aſiatiſcher Abſtammung etwas früher oder ſpäter, etwas vollkommener oder unvollkommener, dennoch allgemein verbreitet finden; dagegen die amerikaniſchen Wilden, als die neue Welt entdeckt ward, derſelben gänzlich ermangelten. Daß mit dieſen erſten großen Werkzeugen der Anfang und erſte Keim zu allen fernern Fortſchritten der Bildung gegeben ſei, die nun, wenn auch langſam, faſt von ſelbſt und nothwendig nachfolgen müſſen, das iſt einleuchtend. Ob ein Volk, welches Eiſen, Geld und Schrift kennt und beſitzt, wenn es dabei noch in ſehr einfachen und naturgemäßen Sitten und Einrichtungen lebt, wie die alten Germanen, mit dem Nahmen von Wilden belegt werden könne, darüber zu ſtreiten, lohnt der Mühe nicht, weil Benennungen am Ende willkührlich ſind. Aber gewiß iſt, daß die Völker, welche Eiſen, Geld und Schrift haben, von denen, welche dieſe Dinge nicht kennen, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind, daß ſie, man könnte faſt ſagen, zwei ganz verſchiedene Menſchengattungen ausmachen: ſo unendlich groß und in alles eingreifend iſt der Einfluß dieſer drei erſten aller Erfindungen. Ganz unpaſſend iſt daher beſonders der Vergleich der alten Deutſchen mit den amerikaniſchen Wilden. So wie die übrigen nordiſchen Völker, ſo kannten auch die Germanen jene Anfänge des höheren, gebildeten und geſellſchaftlichen Lebens. Die Germanen hatten Lanze, Schwert und den Pflug; noch waren die Reichthümer der vaterländiſchen Berge unbenutzt, das Eiſen war daher ſelten und koſtbar. Nicht jeder Krieger hatte Panzer und Helm, der Schild war meiſt nur von Holz geflochten; Kupfer und Stein erſetzten bei einigen Waffen, wie Streitärten und dergleichen, das Eiſen. Es erwähnen die Römer in Beſchreibung der deutſchen Schlachtordnung, daß wohl die erſte Reihe mit ordentlichen Lanzen hinreichend verſehen, die hintern Reihen aber nur mit hölzernen, im Feuer gehärteten Wurfſpießen bewaffnet geweſen ſeien. Auch waren eiſerne Waffen einer von den Gegenſtänden, welche die Germanen in ihrem Handelsverkehr mit den Römern vorzüglich ſuchten; nicht als ob ſie ſelbſt gar nicht verſtanden hätten, Waffen aus Metall zu bereiten, ſondern wegen der Seltenheit des Eiſens. Auf die mehrere oder mindere Verbreitung kommt es hierbei aber nicht an, ſondern auf die Sache ſelbſt. Schon das Schwert und der Pflug allein, führen eine ganz neue Geſtalt und Einrichtung des Lebens mit ſich, die weitere Verfeinerung und Vervollkommnung in der Eiſen-Kunſt, wie man die Cultur nennen könnte, ergeben ſich mit der Zeit von ſelbſt. Auch war dieß vielleicht nicht bei allen nordiſchen und deutſchen Stämmen gleich. In der Geſchichte der Cimbern und Teutonen erwähnen die Römer einer Schar von fünfzehntauſend mit Panzer, Helm und Schild vollſtändig gerüſteten und gewappneten Reitern. Es mag ſein, daß die Römer aus Ruhmſucht die Zahl vergrößert haben, aber ſchwerlich läßt ſich ein Grund erdenken, warum ſie jenem Heere eine ſolche Bewaffnungsart gegen die Wahrheit ſollten angedichtet haben. Da dieſe Völker aus dem inneren nördlichen Deutſchland, näher von der Küſte des baltiſchen Meeres, herkamen, ſo läßt es ſich denken, daß hier, im Verkehr mit dem eiſenreichen Schweden, dieſes Metall vielleicht nicht ſo ſelten war, als an der weſtlichen Rheingränze Germaniens, welche die Römer bei ihren Schilderungen faſt immer ausſchließend im Auge haben.

Aus einer mißverſtandenen Stelle des Tacitus hat man den Germanen die Kenntniß der Schrift abſprechen wollen; allein es iſt unwiderleglich ausgemacht, daß die ſkandinaviſchen Völker in der Runenſchrift ein eigenthümliches Alphabet beſaßen; und eben ſo gewiß, daß auch mehrere andre deutſche Nationen ſich urſprünglich desſelben Alphabets bedient haben. Daraus läßt ſich auf die übrigen ſchließen; daß nicht ſo viel geſchrieben ward, als bei den Römern, oder in den neuern Zeiten, bedarf keiner Erinnerung.

und wenn bei ein oder dem andern ganz kriegeriſch eingerichteten Gränzvolke, wenige oder gar keine Spur dieſer Kunſt wahrzunehmen geweſen wäre, ſo würde auch dieß für das Ganze nichts beweiſen. Eben ſo kann man gern zugeben, daß nicht bloß bei den Germanen, ſondern bei allen nordiſchen Völkern das Geld ſelten war, daß die meiſten nicht ſelbſt münzten, ſondern ſich mit fremden Münzen begnügten. Wollte man aber annehmen, daß ſie überhaupt mit dem Werthe des Geldes unbekannt geweſen ſeien, ſo würde die ganze Geſchichte des alten Handels dagegen ſprechen, der auch ſchon in ſehr frühen Zeiten von dem ſchwarzen Meere aus und längs der großen Flüſſe, die in daſſelbe ausſtrömen, ſich bis tief in den innerſten Norden erſtreckte. Wenn die Germanen, inſonderheit in ihrem Handel mit den römiſchen Kaufleuten, oft lieber in Waaren austauſchten, als Geld nahmen, ſo hatte es denſelben Grund, als weßhalb ſie die alten Münzen vorzogen, indem ſie bei den neuern, oft geringhaltigern oder doch ihnen weniger bekannten, betrogen zu werden fürchteten. Man darf es überhaupt nicht vergeſſen, daß die alten Schriftſteller in ihrer Schilderung der Germanen nur allzugern die Einfalt dieſes Naturlebens, den ausgearteten Sitten des verderbten Roms, entgegenſetzten. Wenn ſie alſo von der Abneigung der alten Deutſchen vor eingeſchloſſenen Wohnorten und Städten reden, ſo darf man dieſes nur von der größern Seltenheit, aber nicht buchſtäblich verſtehen, als ob es durchaus keine Städte gegeben hätte. Meiſtens war freilich jeder Meierhof einzeln gelegen; ſelbſt die Vereinigung in Dörfer fand alſo nicht auf die neuere Weiſe Statt. Indeſſen erwähnen die Römer ſelbſt deutſcher Burgen, die feſt genug waren, eine Belagerung zu erheiſchen; wie diejenige, in welcher Herrmann ſeinen mit ihm verfeindeten Schwiegervater Segeſt belagerte. Sie führen manche Orte an, wo man aus der ganzen Weiſe der Anführung deutlich ſieht, daß es Städte waren; einer der alten Geographen nennt ſogar eine große Anzahl von Städten in Deutſchland. Es iſt nicht immer möglich, die Lage dieſer Städte noch genau beſtimmen, oder die Glaubwürdigkeit aller ſolcher Angaben im Einzelnen beſtätigen zu wollen; indeſſen bleibt die Sache im Ganzen um deſto merkwürdiger, da dieſe Angaben, wie man weiß, aus den Berichten der Kaufleute geſchöpft waren, die nach dem innern Norden Handel trieben. Es iſt eine Beſtätigung für das, was noch viele andre Beweiſe wahrſcheinlich machen, daß nähmlich das innere, den Römern unbekannte Deutſchland ungleich gebildeter ſein mochte, als die ganz kriegeriſch eingerichteten Gränzvölker, welche die Römer faſt allein kannten, und nach denen ſie ihre Schilderung des Ganzen entwarfen.

Bei der Gegeneinanderſtellung der deutſchen Einfalt und der römiſchen Verderbtheit, in welcher die alten Schriftſteller ſich oft ſo ſehr gefallen, müſſen wir alſo nicht jedes Wort ganz buchſtäblich nehmen, müſſen etwas auf den redneriſchen Gegenſatz und Ausdruck rechnen. Neueren hingegen geſchieht es nicht ſelten, daß ſie, von der Vorſtellung der einmahl vorausgeſetzten Wildheit angefüllt, manches auf eine Weiſe darſtellen, welche der beſtimmteſten Nachrichten der Alten ausdrücklich widerſpricht. So pflegen Mahler und Zeichner, wenn ſie Gegenſtände aus der älteſten deutſchen Geſchichte wählen, uns halbnackte, wilde Geſtalten, in rohe Thierfelle eingehüllt zu zeigen. Dieſes ſtimmt nicht mit der Beſchreibung der Alten überein. Die Bekleidung der alten Germanen beſtand aus Pelzwerk und Leinwand; Tuch lernten ſie erſt ſpäter kennen und bereiten; baumwollne Zeuge waren damahls auch bei den ſüdlichen Völkern noch nicht allgemein verbreitet, Seide noch weniger bekannt. Die Zubereitung der Leinwand war im alten Deutſchland ſchon ſo verbreitet und vervollkommnet, daß dieſelbe einen Hauptgegenſtand des Handels ausmachte. Das weiße Gewand der Frauen, welches den Hals und größtentheils die Arme frei ließ, war mit einem Purpurſtreifen beſetzt. Die Tracht der Männer war außer einem dichtanſchließenden, den ganzen Körper bedeckenden Unterkleide, nicht ein rohes Thierfell, ſondern ein Pelzkleid, wie aus dem Umſtande erhellt, daß der Geſchichtſchreiber hinzufügt: bei den Reichen ſei dieſes Kleid mit ſchmalen Streifen von koſtbaren Fellen ſeltner Thiere des äußerſten Nordens beſetzt geweſen. Es ſollten alſo Mahler und Zeichner die Einfalt dieſer freilich einfachen Bekleidung, doch nicht zu einer

Caricatur von widerlicher Rohheit entſtellen, und die deutſchen Fürſten und Helden, wenn ſie ſie ja darſtellen wollen, nicht ſo darſtellen, wie man etwa die Kamtſchadalen in Reiſebeſchreibungen abgebildet findet.

Jener barbariſche Gebrauch, der faſt bei allen wahrhaft wilden Völkern Sitte iſt, da ſie allerlei ſeltſame und abſchreckende Figuren in das Geſicht oder auf den Körper einſchneiden oder einbrennen, und in dieſer Entſtellung eine Schönheit, Ehre und Zierde ſuchen, war den Germanen immer ganz unbekannt. Ihr einfacher Schmuck, vornehmlich der Frauen, beſtand in dem Haar, dem man die blonde Farbe, wenn ſie nicht ſchon von Natur vorhanden war, durch künſtliche Mittel zu geben wußte. Dem Mann waren ſeine Waffen das Liebſte; die Schilde waren mit mancherlei Sinnbildern bemahlt, ſo wie auch die Wohnhäuſer mit lebhaften Farben angeſtrichen waren. Auch der Helm, wer einen haben konnte, war mit Zierathen verſehen, ſo wie das Horn vom erlegten Wilde mit Silber beſchlagen und zum Trinkgeſchirr zugerichtet, als Andenken der Jagd, höher geachtet ward, als wäre es ganz von Silber geweſen.

Die alten Geſchichtſchreiber hielten es der Mühe nicht unwerth, ſolche kleine Züge von einem merkwürdigen Volke aufzubewahren; ich habe verſucht, ſie zu einem Gemählde zuſammen zu ſtellen.

Zweite und dritte Vorleſung.

Nebſt der Vervollkommnung der nützlichen Künſte giebt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten, einfacheren Völker entſcheidet: die Poeſie. Was iſt und was enthält ſie nicht alles, für ſolche der Natur noch näher lebende Stämme? Ihre Geſchichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beſchränkten Kenntniſſe, die ganze Anſicht von dieſer und von jener Welt. Sie iſt die Freude und Seele des Lebens, der gemeinſchaftliche Geiſt eines ganzen Zeitalters. Es iſt daher als ein großer Fortſchritt in der Kenntniß der Geſchichte anzuſehen, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforſchung der dichteriſchen Denkmahle, beſonders in den ältern, dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geſchichtlichen Unterſuchung zu verbinden, die Poeſie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten. Wie wichtig die Dichtkunſt für die Frage von der Bildung eines Volkes ſei, wird ein nahe liegendes Beiſpiel am beſten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfalt und hohen Schönheit der homeriſchen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damahls, als dieſe Geſänge gedichtet wurden, die Griechen beſchaffen waren, und die andern Völker, mit denen ſie am meiſten in Verbindung ſtanden, ſo werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in der Schiffahrt, im Handel, in den nützlichen Künſten, überhaupt in allem ſtädtiſchen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen in allen dieſen Rückſichten gegen die Phönicier noch ſehr zurück ſtanden. Werden wir aber darum die damahligen Griechen, die ſolche ſchöne Geſänge hervorzubringen, ſich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabſetzen wollen? Gewiß nicht! Was iſt überhaupt Bildung, als Geiſt, Regſamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geiſtes und aller geiſtigen Kräfte? Die nützlichen Künſte ſind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn ſie von dem Geiſte gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bei einem geiſtloſen Gebrauch aller dieſer körperlichen Künſte aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob ſie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts gereichen. Der Geiſt iſt das Erſte, und den ſchildert uns die Poeſie eines Volks am beſten.

Nicht oft genug können die römiſchen Darſteller der Poeſie der Deutſchen, ihrer Lieder und des mächtigen Einfluſſes dieſer Lieder auf das Leben erwähnen. In der Schlacht ſelbſt ward das Kriegslied geſungen; in und während dem Kampfe das Andenken ehemahliger Helden beſungen und alles hinzugefügt, was zu neuen Heldenthaten anfeuern konnte. Wohl ſind die Geſänge verſchollen, in denen Herrmann, nachdem er bei ſeinem Leben verkannt und mit Undank belohnt worden war, wenigſtens nach dem Tode verherrlicht ward. Dennoch werden wir von der Natur und von dem Einfluß der deutſchen Geſänge auf das Leben uns einigen Begriff zu machen im Stande ſein, wenn wir dasjenige betrachten, was außer dem Andenken und den Thaten der Helden den Inhalt deſſelben ausmachte: die Vorſtellungen von den Göttern nähmlich und die Weiſe ſie zu verehren, was ohnehin den Geiſt und Zuſtand eines Volks am meiſten bezeichnet.

Von der Götterlehre der Deutſchen ſagen uns die Römer nur wenig; aber auch dieſes Wenige iſt merkwürdig. Es war, wie der Gottesdienſt und Glaube aller alten Völker, eine Verehrung der Natur, ihrer großen Erſcheinungen und wundervollen Kräfte. Nur war dieß alles bei den alten Germanen einfacher, dem unmittelbaren erhabenen Naturgefühl näher, als bei den ſüdlichen Völkern, weniger mit Fabeln geſchmückt wie bei den Griechen, nicht ſo mit Ceremonien überladen wie bei den Römern, überhaupt weniger ſinnlich als bei Beiden.

Die Deutſchen verehrten gleich den alten Perſern vor allem die Sonne und das Feuer; als oberſte Gottheit aber den Wodan, welchen ſie Allvater nannten, und welchen die Römer vorzüglich nur wegen der Beziehung auf den gleichen Planeten mit ihrem Merkur verglichen, ſo verſchieden auch ſonſt beider Gottheiten Amt und Charakter war. Nicht bloß in der beſondern Verehrung des Feuers, nebſt dem des Waſſers und überhaupt der erſten Naturkräfte, auch noch in manchen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten war der Gottesdienſt der alten Deutſchen dem der Perſer ähnlicher, als dem der Griechen und Römer. Bei den Germanen, wie in Perſien, wurden in geweihten Hainen heilige weiße Roſſe zum Dienſt der Götter und zu feierlichen Aufzügen unterhalten. Einige deutſche Stämme opferten auch Pferde, was unter den bekannten Völkern des Alterthums vorzüglich nur noch von den Perſern als eine beſondre Eigenheit ihres Gottesdienſtes bemerkt wird. Wie die Perſer, ſo verſchmähten die Germanen die andern Völkern gewöhnliche Weiſe, die Götter in eingeſchloſſenen Gebäuden durch eine große Mannichfaltigkeit von Bildniſſen darzuſtellen und zu verehren. Für bloße Unkenntniß oder Unfähigkeit darf man dieß nicht halten. Sie hatten noch keine eigentlichen Tempel in Zeiten, wo ſchon Burgen vorhanden waren. Unförmliche Bildniſſe endlich von ihren Gottheiten wiſſen ſich auch die roheſten Völker zu machen, wenn die Germanen dergleichen nicht hatten, ſo beweiſt es nicht Unfähigkeit, ſondern Abneigung oder eine andre Vorſtellungsweiſe. Wenn die Verwandtſchaft der perſiſchen und der deutſchen Sprache ſchon oft von den Gelehrten bemerkt worden iſt, wenn ſich eine ähnliche Uebereinſtimmung auch in der Verfaſſung zeigt, indem wir bei den Perſern die Einrichtung des Heerbanns, eines allgemeinen Aufgeboths aller Freien zum Kriegsdienſt, eine Art von Lehnsverfaſſung und einen ſehr deutlich hervortretenden Rittergeiſt bemerken, ſo darf uns das

Zuſammentreffen beider Völker in manchen Stücken des Gottesdienſtes und der Naturverehrung nicht mehr befremden.

Von der Religion der Griechen und Römer war die der alten Deutſchen, außer der größern Einfalt, vorzüglich durch einen feſtern Glauben an die Unſterblichkeit der Seele unterſchieden. In dem griechiſchen Volksglauben war der Gedanke einer andern Welt mehr nur ein Schatten wehmüthiger Erinnerung und ſchwacher Hoffnung, als eine Erwartung von beſtimmter Gewißheit. Daher die Scheu der Griechen vor dem Tode, die ängſtliche Vermeidung ſeiner auch nur mit Worten geradezu zu erwähnen. Bei den Germanen vertilgte die gewiſſe Ueberzeugung eines andern Lebens alle Furcht. Sie waren in dieſem feſten Glauben in manchen Fällen ſogar zum Selbſtmorde geneigt. Nicht wie die ſpätern Römer aus einer falſchen Philoſophie und Ueberdruß am Leben, ſondern in ſolchen Fällen, wo die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit dazu bewegen konnte. So befreiten oftmals deutſche Frauen, die nach germaniſcher Sitte dem Kriegsheere gefolgt waren, ſich ſelbſt bei unglücklichem Ausgange der Schlacht, wenn Gefangenſchaft gewiß ſchien, und keine Ausſicht zur Rettung war, durch den Tod von eigner Hand. Geſandte eines deutſchen Volkes, welche von der römiſchen Treuloſigkeit als Geißeln und Gefangene zurückbehalten und behandelt worden waren, entleibten ſich ſelbſt, um die Abſicht der Römer zu vereiteln, und damit nur die Rückſicht auf ſie ihr Volk nicht etwa zu einem nachtheiligen Frieden zwingen möchte. Allerdings dachten ſich auch die Deutſchen, wie alle heidniſchen Völker, das Leben jenſeits unter ſehr ſinnlichen und beſonders der Sinnesart der Nation gemäß, unter ſehr kriegeriſchen Farben. Die vorzüglichſte Freude der Seligen in Walhalla beſtand in kriegeriſchen Spielen. Bei Tage ergetzten ſich die Beglückten an der Jagd oder an Kämpfen aller Art; ſo wie der Tag ſich zum Abend neigte, ſo wurden die Wunden alle durch Zauberkraft geheilt, die Helden verſöhnten ſich und ſetzten ſich mit einander zum feſtlichen Mahle nieder. — Die Ausführung des Gemähldes fällt hier immer der Einbildungskraft anheim; worauf es ankommt, das iſt die feſte Ueberzeugung von der wirklichen Fortdauer, von einem

Daſein jenſeits, freudiger, reiner, dauernder, Gott näher, als das kurze gebrechliche Erdenleben.

Von dem höchſten Weſen, von einem über alle Schickſale und über alle Kräfte der Natur waltenden, gerechten und gütigen Gott, hatten die heidniſchen Völker des Alterthums wohl einige Vorſtellung, denn zu laut geben die Welteinrichtung und das Gewiſſen Zeugniß von ihm. Aber es waren nur einzelne verlorne Spuren der Wahrheit, unter viele Irrthümer und Fabeln verwebt. Man darf behaupten, daß die Germanen in dieſer Rückſicht einen Vorzug vor den andern Völkern verdienen, die ſtatt der Gottesverehrung und Religion auch nur einen Naturdienſt und eine Mythologie kannten. Es ſcheint dieß beſonders aus folgendem Umſtande hervorzugehen. Nach deutſchen Rechten fand nur in einem einzigen Falle die Todesſtrafe Statt: in dem der Treuloſigkeit gegen Volk und Staat, gegen den gemeinſamen Bund. Aber nicht der Herzog oder der Fürſt, nicht die Verſammlung des Adels und des Volks waren es, welche die Strafe beſtimmten und verkündigten. Sie mochten wohl über die Schuld berathſchlagen und entſcheiden; das Urtheil ſelbſt aber ward durch einen vom verſammelten Volke und Adel erwählten Prieſter der Nation geſprochen und feſtgeſetzt, im Namen der Gottheit. Nicht der Fürſt oder König, Wodan ſelbſt, der Allvater, hatte, wenn man ſo ſagen darf, den ausſchließenden Blutbann, das Recht über Leben und Tod. Sie dachten ſich alſo dieſen ihren oberſten Nationalgott als einen Beſtrafer der Untreue, einen Rächer des Meineides. Ein Begriff, ſittlicher und würdiger, als das Beſte, was man irgend aus dem Volksglauben der Griechen und Römer von ihrem Jupiter würde anführen können, auch da wo ſie von dieſem nicht bloß tadelhaft reden, ſondern mit Annäherung an den erhabenen Gedanken eines Vaters aller Dinge. Jene altdeutſche Vorſtellung vom Allvater, als oberſten und höchſten Richter und Rächer des Unrechts hat großen Einfluß gehabt auf die ſogenannten Ordalien oder Gottesurtheile. Man ſtellte in Fällen, wo menſchliche Klugheit nicht auslangen wollte, die Sache dem Zweikampfe oder einer Prüfung durch Feuer und Waſſer anheim, in dem feſten Wahn und Glauben, Gott ſelbſt werde durch den Ausgang für das Recht und die Wahrheit entſcheiden. Ein Irrthum und eine Sitte, die ſich ungeachtet der Gegenwirkung des Chriſtenthums noch viele Jahrhunderte erhalten hat, und an die wir noch jetzt zu Zeiten, wenigſtens auf der Schaubühne, obwohl nicht immer glücklich, erinnert werden.

Wenn wir den Naturglauben und Götterdienſt der alten Deutſchen von dem der Griechen und Römer ſehr verſchieden finden, ſo müſſen wir uns aber noch ſorgfältiger hüten, nicht die Anſichten und Gebräuche der Germanen, mit denen ganz davon verſchiedenen Einrichtungen der Celten und Gallier zu verwechſeln.

Ueberhaupt dürfen wir es nicht vergeſſen, daß die erhebenden und herrlichen Gefühle, mit denen die Verehrung der Natur und ihrer großen Gegenſtände und Geheimniſſe die Bruſt der alten Völker erfüllte, auch mit ſeltſamen zum Theil ſchrecklichen Irrthümern vermiſcht waren. Selbſt in dem ſinnlich ſchönen Götterdienſte der Griechen, war der ſittliche Einfluß mancher Vorſtellungen und Gebräuche auf das wirkliche Leben, ſehr verſchieden von dem ſchönen dichteriſchen Eindruck, den ſie auf uns machen, wo ſie als bloßes Spiel der Einbildungskraft wirken. So wie in der älteſten Zeit bei den Griechen, woran die ſchöne Dichtung von der Iphigenia uns noch erinnert, wie ungleich länger bei den Römern, ſo fanden auch, obwohl ſparſam und nur in ſeltenen Fällen, bei den Germanen einzelne Menſchenopfer Statt. An gewiſſen Feſten der Göttin Hertha, wurden einige Jünglinge und einige Jungfrauen von auserleſener Schönheit (denn eben das Schönſte mußte der Göttin und zwar freiwillig zum Opfer fallen), im geheimnißvollen Zuge des Wagens der Göttin in den geweihten Hain, zu dem ſchauerlichen See geführt, und wurden nicht weiter getrieben. Indeſſen waren grauſame Feſte dieſer Art nur ſelten, ſo wie auch bei den älteren Griechen. Ganz anders bei den Galliern, wo ſolche Opfer zu Tauſenden fielen, der ganze Gottesdienſt gleichſam ein fortgehendes Blutvergießen war. Sei es nun der Einfluß phöniziſcher Colonien, da dieſes Volk, ſo wie die Karthager, zu Menſchenopfern beſonders geneigt war, ſei es die Herrſchaft des mächtigen und ehrſüchtigen Prieſterordens der Druiden, oder auch die

Wirkung des heftigen und leidenſchaftlichen Charakters der Nation; kurz der Aberglaube und falſche Götzendienſt der alten Gallier war ſo blutig, daß man in der ganzen Geſchichte kaum noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von gleicher Grauſamkeit finden wäre, außer in Mexiko, ehe ſolches die Spanier eroberten. Schwer ward es den Römern, die ſonſt gegen alle Religionen ſo duldſam waren, durch immer wiederhohlte und geſchärfte Geſetze dieſe Ausartungen zu unterdrücken und den gefährlichen Orden der Druiden zu vertilgen.

Einen Orden der Druiden kannten und hatten die Deutſchen nicht, auch keine erbliche Prieſterkaſte. Die Vorausſetzung von Druiden bei den Deutſchen iſt eines von den vielen Mißverſtändniſſen und Irrthümern, die durch die Verwechſelung celtiſcher und germaniſcher Sitten und Einrichtungen hervorgebracht worden ſind. Da der Götterdienſt der Deutſchen ſo wenig mit Ceremonien überladen war, ſo bedurfte es eines ſolchen Prieſterordens nicht. In den Liedern lebten mit dem Andenken der Helden auch die Vorſtellungen und Dichtungen von den Göttern fort. Aber frei ward die Dichtkunſt geübt, Barden hatten die Deutſchen ſo wenig als Druiden; Barden d. h. eine von den Prieſtern ganz abhängige, beſtimmte und beſchränkte Dichterzunft. Bei den Griechen waren die Sänger unabhängig vom Prieſterthum; es wanderten die Künſtler umher, alle Sagen zur Freude aller Hörenden ſingend, wo man es liebte und begehrte. Daher hat ſich die Dichtkunſt bei den Griechen ſo frei und ſo ſchön entfaltet. Anders war es bei den Römern; das Wenige, was ſie von Poeſie hatten, ehe ſie die Griechen nachzuahmen lernten, war ganz von dem gottesdienſtlichen Gebrauch abhängig. Dieß beweiſen ſchon die urſprünglichen römiſchen Worte für Dichter und Lied. **Vates**, heißt zugleich Dichter und Seher, Prieſter; **Carmen**, Lied und beſchwörende oder jede andere gottesdienſtliche Formel. Noch mehr fand dieſe prieſterliche Beſchränkung bei den celtiſchen Völkern ſtatt, indem wir uns ihre Barden nicht anders als ganz abhängig von den Druiden denken dürfen. Wollte man dagegen die oſſianiſchen Gedichte anführen, in denen keine ſolche prieſterliche Beſchränkung, ja überhaupt faſt gar keine Mythologie ſichtbar iſt, ſo iſt darauf zu antworten, daß bei noch unentſchiedenem Streit, wie viel oder wie wenig von dieſen oſſianiſchen Gedichten echt ſei, auf jeden Fall was etwa echt davon ſein mag, in ſolchen Zeiten entſtanden iſt, wo die ganze celtiſche Staats- und Prieſter-Einrichtung ſchon untergegangen, das Chriſtenthum ſchon faſt allgemein angenommen war, und nur auf einigen Hochgebirgen hier und da noch ein wehmüthiger Nachhall der untergegangenen Vorzeit ſich vernehmen ließ. — Nicht in dieſer vom Gottesdienſt und gottesdienſtlichen Gebräuchen allein abhängigen Beſchränkung, wie bei den Celten und älteſten Römern, ward die Dichtkunſt bei den Germanen geübt; aber auch nicht auf die griechiſche Weiſe. Unter allen Helden der griechiſchen Fabel iſt es der einzige Achilles, der ſelbſt die Leier rührt, und am Geſtade des Meers den innern Gram durch die eignen Geſänge bezwingt. Was die griechiſche Dichtung von dieſem einem Liebling rühmt, das war bei den Germanen die allgemeine Sitte; die Helden waren ſelbſt die Dichter. So wie in ſchon chriſtlichen Zeiten König Alfred zugleich die Dichtkunſt übte, als Sänger verkleidet in das Lager der Dänen, um es auszukundſchaften, ging, wie der däniſche Held Regner Lodbrog im Gefängniſſe ſterbend den eignen Tod beſang, wie Odin zugleich ein König und ein Dichter war, ſo vieler Beiſpiele aus der nordiſchen und deutſchen Geſchichte und Sage nicht zu erwähnen, wie ſelbſt im deutſchen Mittelalter Kaiſer und Fürſten ſich nicht ſcheuten, Lieder zu dichten und ſich zu den Sängern zu geſellen, ſo war es auch ſchon in den ältern Zeiten, wie es durch viele Urkunde gewiß wird. Die deutſche Poeſie hat ſich vielleicht eben deswegen weniger als Kunſt entwickelt, als bei den Griechen, wo ſie das gleich anfangs ward; aber deſto inniger und unmittelbarer war der Einfluß ihrer Naturgefühle auf das Leben.

Die deutſche Mythologie iſt verklungen, kaum iſt noch ein Schatten der Erinnerung davon übrig; indem etwa nur noch in den engliſchen und deutſchen Benennungen einiger unſerer Wochentage, die Nahmen deutſcher Götter, des Wodan vor allen, des Thor und Thyr, und der deutſchen Liebesgöttin Freya, ſich erhalten haben. — Unrecht aber würde man haben, wenn man glaubte, daß alle Wirkung und aller Einfluß der alten deutſchen Götterlehre mit der Einführung des Chriſtenthums aufgehört habe. Nachdem ſie aufgehört hatte, wirklicher Glaube und Gottesdienſt zu ſein, hat ſie noch viele Jahrhunderte in der Poeſie des Mittelalters fortgelebt, ja bis auf die neueſten Zeiten, iſt alles, was wir in Dichtungen, Begriffen und Gefühlen romantiſch, als uns Neuern ganz allein eigen und nicht erſt von den Alten nachgebildet, nennen, zuerſt und ſeinem Grunde nach aus dieſen Quellen entſprungen. Um ſo thörichter iſt es, wenn einige aus einer vermeinten und falſchen Vaterlandsliebe nicht undeutlich den Wunſch äußern, die reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes das Chriſtenthum möchte lieber nicht in Deutſchland eingeführt ſein, wenn ſie es als eine Art von Unglück beklagen, daß die vaterländiſche Religion, wie ſie wähnen, dadurch verdrängt ſei. Dieß iſt ganz ungegründet; was irgend gut und ſchön, was in einem gewiſſen Sinne wahr, was edel und liebenswürdig in der deutſchen Götterlehre war, das hat ſich in der romantiſchen Dichtkunſt erhalten, lebt noch als Poeſie fort. Es verräth aber wenig Kenntniß, ich will nicht ſagen der Philoſophie und Geſchichte, ſondern auch des menſchlichen Herzens, wenn man nicht einſieht, wie die Götterlehre nicht bloß der Deutſchen, ſondern aller alten Völker, ſo ſchön ſie für uns als bloße Poeſie iſt, in ihrem wirklichen Einfluß und Glauben ernſthaft genommen, nicht nur vieles durchaus Irrige, Schädliche und Unſittliche, ſondern auch für das Gemüth innerlich Quälende und Beängſtigende enthielt.

Mag man aber die Cultur oder Wildheit der Germanen urtheilen wie man will, je nachdem die Begriffe von beiden verſchieden ſind. Ihre Verfaſſung verdient unſere volle Aufmerkſamkeit; denn ſie iſt die Grundlage der ganzen neuern Geſchichte und europäiſchen Bildung. Auch werden wir finden, daß ſo einfach kunſtlos, ganz naturgemäß dieſe Verfaſſung war, dennoch nicht nur eine hohe ſittliche Kraft, ſondern auch ein großer Verſtand darin lag. Wir dürfen in dieſem Stücke ſchon auf das Urtheil der Römer trauen, die über Geſetzgebung und Verfaſſung ſo große Erfahrungen gemacht, ſo viel darüber nachgedacht hatten. Die Römer kannten wilde, gebildete und halb gebildete Völker und Staaten genug in allen drei alten Welttheilen, um den Vergleich anſtellen zu können. Kaum haben ſie der Verfaſſung irgend eines andern Volks eine ſolche Aufmerkſamkeit geſchenkt, als der germaniſchen. Die ſtaunende Befremdung, mit welcher ſie von derſelben reden, geht oft in Bewunderung über. Das Weſen dieſer Verfaſſung beſtand in der höchſten Freiheit der Einzelnen, bei der feſteſten Vereinigung Aller. Jeder freie Mann war ganz frei und ſelbſtſtändig, in gewiſſem Sinne ſein eigener Herr; hatte thätigen Antheil an der Kraft des Ganzen, an der Gewalt des Bundes. Er hatte das Recht, gewaffnet in der allgemeinen Verſammlung zu erſcheinen, wo über die Gegenſtände des Bundes berathſchlagt und entſchieden ward, wo aus den adelichen Geſchlechtern die Grafen oder Richter über einen Gau erwählt wurden; damahls noch kein erblicher Vorzug, ſondern eine perſönliche Würde. Dieſe für den Frieden; in Kriegszeiten vor allen ein Heerführer des Bundes, des bewaffneten Volkes, oder nach der alten Benennung, ein Herzog. Dieſer aber ward, wie Tacitus erinnert, nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Verdienſt gewählt. — Außer den freien Männern gab es alſo einen Adel; bei den Berathſchlagungen auf den Land- und Bundestägen hatte dieſer den Vorrang und erſten Vorſchlag, obwohl auch die freien Männer Antheil daran nahmen. So finden wir ſchon hier den erſten Keim von zwei Abtheilungen und Kammern der verſammelten Staatskraft, und lernen dieſe geprieſene Einrichtung als eine urſprünglich germaniſche kennen. Ob für den Adel auch im Kriegsdienſt ein Unterſchied Statt gefunden, wird nicht beſtimmt gemeldet; es iſt aus folgendem Umſtande wahrſcheinlich. Die Römer führen als eine beſondere Eigenthümlichkeit der deutſchen Kriegsweiſe die Sitte an, nach welcher Reiter und Fußvolk bei ihnen vermiſcht und verbunden waren; jeder Reiter hatte ſeinen leichtbewaffneten Mann bei ſich, der ihm in der Schlacht auf alle Weiſe zu Handen war und zu Hülfe kam. Cäſar, der große Kenner, fand nach der damahligen Bewaffnungs- und Kriegsart dieſe Einrichtung ſehr vortheilhaft und führte ſie in ſeinem Heere ein, und vorzüglich ihr und den germaniſchen Hülfsvölkern glaubte er ſelbſt den Sieg in der pharſaliſchen Schlacht um die Weltherrſchaft zu verdanken. Wen erinnert dieſe altgermaniſche Einrichtung nicht an die Kriegsart des Mittelalters, wo der ſchwerbewaffnete Ritter Fußknechte zur Bedienung und Mithülfe bei ſich führte? Die Natur der Sache ſcheint es mit ſich zu bringen, daß der Kämpfer zu Pferde den Vorrang hatte vor den Gehülfen zu Fuß, und ſo mochte ſchon damahls, wie ſpäterhin, der Dienſt zu Pferde vorzüglich, wo nicht ausſchließend, die Beſtimmung und das Vorrecht des Adels ſein. Mehr nur in ſolchen Vorrechten und in dem Ruhme des Geſchlechts, dem Andenken ausgezeichneter und beſungner Vorfahren, beſtand wohl der Vorzug des Adels, weniger in großem Reichthum.

Fürſtengeſchlechter mit ſichtbarer Erblichkeit werden ſchon früh bei den Germanen erwähnt. Die Vermuthung eines erblichen Königthums, das wir ſpäter allgemein eingeführt finden, wird in früheren Zeiten noch dadurch beſtärkt, daß in der deutſchen Erbfolge überhaupt das Recht der Erſtgeburt galt. Doch mochte bei den Fürſten und Königen dieſe anfangs nicht immer ausſchließend entſcheiden; ſondern auch Wahl unter mehreren Mitgliedern eines fürſtlichen oder königlichen Hauſes Statt finden. Auch die Macht des gewählten Herzogs mochte oft dem erblichen Vorrechte des Fürſten Schranken ſetzen. Das Verhältniß der freien Männer kann man ſich am deutlichſten machen, wenn man ſich die Einrichtung der ſchweizeriſchen Alpenländer, oder weil jene Freiheit auch mit einem erblichen Adel und Königthum vereinbar iſt, die in dem ſchwediſchen Dalecarlien, überhaupt ſolche Länder vor Augen ſtellt, wo auch der Bauer ein Landſtand iſt, das Recht hat, die Waffen zu tragen, und auf den Landtagen an den öffentlichen Berathſchlagungen Antheil zu nehmen. Doch gilt dieſes nur für den unabhängigen Hausherrn und Eigenthümer des Hofes, der, wenn gleich keine große Anzahl, doch einige Dienſtleute beſitzen wird, zur Mithülfe und Beſorgung der Wirthſchaft; und genau ſo war es auch bei den alten Deutſchen. Das Verhältniß, wo alle Bewohner einer ganzen Gegend einem Grundherrn unterthänig oder leibeigen ſind, muß man hier noch nicht hineintragen, es hat ſich erſt viel ſpäter entwickelt. Auch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Loos dieſer dritten und letzten Claſſe von Menſchen, bei den Deutſchen ungleich gelinder war, als das der Sklaven bei den Römern und Griechen. Bei den kriegeriſchen Gränzvölkern am diesſeitigen Rheine, waren es vorzüglich Kriegsgefangene, die als Dienſtleute zum Ackerbau gebraucht wurden.

Adel alſo und Freiheit waren die Grundveſten der älteſten deutſchen Verfaſſung, ein Adelſtand und ein Stand der Freien unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürſten, dieſe enthalten den ganzen Umfang des deutſchen Staats. Aber welch ein Adel und welch eine Freiheit, wenn wir ihn mit dem despotiſchen, drückenden, habſüchtigen Adel in Sparta, oder dem alten Rom, mit der tumultuariſchen Freiheit der kleinen griechiſchen Staaten vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freiheit, eine Freiheit auf Ehre, Tugend und Bundestreue gegründet. Bei keinem andern Volk findet man den Adel, dieſen erſten aller Stände, dieſe Grundlage jener ſtändiſchen Verfaſſung, dieſes erſte und weſentlichſte Natur-Element des wahren Staats, mit ſo großen und ſtarken Zügen gezeichnet, und in ſo reinen Verhältniſſen, wie bei den Germanen. Schon darum iſt ihre älteſte Geſchichte ſo lehrreich. Wie ſpäterhin die Geiſtlichkeit als ein zweiter Stand hinzugekommen, dann ſich der dritte Stand entwickelt, in der neueſten Zeit endlich noch mehrere Abtheilungen und kunſtreichere Verhältniſſe entſtanden ſind, das wird die Folge der Geſchichte zeigen. In dieſer Hinſicht kann man ſagen, die deutſche Geſchichte, von der älteſten bis auf die neueſten Zeiten, ſei eine natürliche und höchſt lehrreiche Theorie des wahren Staats, d. h. der ſtändiſchen Verfaſſung. Statt des erträumten Naturſtandes ſehen wir einen wahrhaften Naturſtaat in der germaniſchen Adelsverfaſſung, denn ganz einfach und bloß naturgemäß war die ganze Staatseinrichtung und Geſetzgebung. Jeder freie Mann hatte gegen andre Einzelne das Recht der Selbſthülfe, ja im Falle der Zwiſt bis zum Todſchlag geführt hatte, war die Blutrache nicht bloß ein Recht, ſondern die Pflicht des nächſten männlichen Erden oder Schwertverwandten. Der Staat, und im Nahmen desſelben der Graf, trat gleichſam nur als Schiedsrichter zwiſchen die ſtreitenden Gegner ein, um durch ein Wehrgeld und andre Sühnungsmittel, wie es Sitte, Herkommen und Geſetz beſtimmten, weiteres Unglück zu verhüthen und die Eintracht wieder herzuſtellen. Aus dieſem uralten Rechte der Selbſthülfe entſprangen die vielen kleinen Befehdungen des Mittelalters, und noch bis auf unſere Zeit hat ſich daher in den meiſten europäiſchen Ländern die den Alten unbekannte Sitte des Ehrenzweikampfs erhalten.

Allerdings ward jene Freiheit der Einzelnen oft der Einheit und Ruhe des Staats und der Nation nachtheilig; wenn wir aber die Mißbräuche, welche die Geſetzgebung in Jahrhunderten nicht ausrotten oder auch nur mildern konnte, gern als Mißbräuche anerkennen, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß die Entwicklung des herrlichen Gefühls der Ehre, durch Geſetze beherrſcht, eine der ſchönſten und weſentlichen Eigenheiten der neuern europäiſchen Bildung ſei, und daß dieß eben die ſchwere Aufgabe der Staatskunſt ſei, die Ordnung und Einheit der Kraft des Ganzen mit der höchſtmöglichen Freiheit der Einzelnen zu verbinden.

Auch dürfen wir wegen dieſer Freiheit der Einzelnen gegen Einzelne nicht glauben, daß alles ganz ungebunden und zügellos war. In einem Falle waren die Geſetze ſehr ſtreng: in allem, was auf den Staat und den allgemeinen Bund Bezug hatte. Hier galt der Grundſatz, Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod. Jede Treuloſigkeit und Verletzung der Bundespflicht wurde mit dem Tode beſtraft, desgleichen Feigherzigkeit. Wer den Schild verloren hatte, fiel in die Acht, ward ehr- und rechtlos. Ein nicht bloß vorausgeſetzter, ſondern wirklich geſchloſſener Bund war die Staats- und National-Einheit. Jedes Volk war eine Eidgenoſſenſchaft, wie wir es nennen würden. So wie die Schweizer in neueren Zeiten in einen freien Verein zuſammentraten, zu gegenſeitigem Schutz und Wehr, und eben durch dieſen Bund erſt ein Volk wurden, ſo war es in jenen alten Zeiten. Die Römer nennen uns eine Menge einzelner deutſcher Völkerſchaften; oftmahls mögen unter einem ſolchen ſo genannten Volke nur die Bewohner eines abgeſonderten Landſtrichs, eines oder mehrerer Gauen gemeint, die Benennung der entfernteren Völker im Innern nach bloßem Hörenſagen ziemlich verworren aufgezeichnet, einige Volksnahmen aus bloßem Mißverſtändniß durch Unkenntniß der Sprache entſtanden ſein; wo aber die römiſchen Beſchreiber aus der Anſchauung und mit genauer Kenntniß, beſonders von größern deutſchen Nationen in ihrer Nahe, an den Rheingränzen reden, da iſt es leicht zu bemerken, daß unter denen von ihnen ſogenannten Völkern, ſolche Eidgenoſſenſchaften und Bundesvereine zu verſtehen ſeien. So war die ſchwäbiſche Eidgenoſſenſchaft beſonders mächtig und den Römern anfangs furchtbar; nicht minder der Bund der Heſſen. Beide ſind noch jetzt meiſtens in denſelben Wohnſitzen, wie ehemahls, als beſondre deutſche Völker vorhanden, durch manche Eigenheit kenntlich von den übrigen unterſchieden. Der Bund der Cheruſker im nördlichſten Deutſchlande ward durch ihren Fürſten und Herzog Herrmann merkwürdig. Selbſt die Benennung der Germanen iſt von dieſer Einrichtung hergekommen, indem die Römer dieſen Nahmen von einer deutſchen Völkerſchaft, bei der ſie dieſe Einrichtung zuerſt bemerkten, auf mehrere andre und endlich auf alle übertragen haben. In neuern Zeiten haben die Geſchichtforſcher für jenen uralten Bundesverein und deutſche Sitte der Eidgenoſſenſchaft das Wort Herrmannie aufgebracht, in Beziehung auf die Benennung der Germanen. Genauer angemeſſen aber wäre es wohl, das Wort Germanen in unſrer jetzigen Sprache durch Wehrmannen zu überſetzen; unſer Wehr, was Vertheidigung und Waffen bedeutet, iſt urſprünglich daſſelbe Wort, wie das engliſche war, von dem das franzöſiſche und italieniſche guerre und guerra nur durch eine andre Ausſprache verſchieden ſind; unſtreitig das Stammwort, von welchem Germanen herkommt. Alſo Wehrmannen bedeutet es, d. h. nicht bloß Kriegsmänner, ſondern die zu gegenſeitigem Schutz und Wehr Verbündeten, die Gemeinde der Eidgenoſſen. Das Einzige, was man bei dieſen Völkerbündniſſen vermißt, iſt, daß nicht alle deutſche Nationen gleich in einen großen Bund zuſammentraten.

Es konnte dieß nicht auf einmahl bewirkt werden; waren ja die Deutſchen, wie alle europäiſchen Staaten, urſprünglich in lauter kleine Völkerſchaften und Staaten zerſplittert. Erſt das Bedürfniß bei umfaſſendern Kriegsunternehmungen, beſonders in dem ſchweren Kampf gegen die Römer, führte zu größeren Nationalvereinen. Wie die einzelnen deutſchen Völker immer mehr in Verbindung getreten, wie endlich eine große deutſche Nationaleinheit zu Stande gekommen und ſich während eines Jahrtauſends theils erhalten, theils nach vorübergehenden Erſchütterungen mehr als ein Mahl wieder hergeſtellt worden; das iſt der Inhalt der neuern Geſchichte.

Außer dieſem Volksvereine, dem eigentlichen Weſen und Grunde des Staats, fand noch eine andre Verbindung bei den alten Deutſchen Statt, die freier war, mehr nur für die Einzelnen galt; dieß war jene eigenthümliche Waffenfreundſchaft, deren ſchwärmeriſche Treue uns die Römer mit Bewunderung und nicht geringem Befremden ſchildern. Krieger verbanden ſich aus Freundſchaft, vereint mit einander zu leben und zu ſterben, Sieg oder den Tod zu theilen. Beſonders an mächtigere und fürſtliche Helden ſchloſſen ſich Ruhmbegierige an, als freie Gehülfen und Edeldiener. Die Treue war ſo groß, daß kaum ein Beiſpiel gefunden ward, wo das Gefolge ſeiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte. Aus dieſer kriegeriſchen Freundſchaft und Verbindung iſt die ganze Lehnsverfaſſung hervorgegangen. Der fürſtliche Anführer mußte für ſeine Getreuen ſorgen; an dieſe vertheilte und vergab daher der deutſche Eroberer ganze Länder, für die Fortdauer der gleichen Treue und edlen Dienſte. Die Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen ward dadurch nicht wenig erregt, eben daher auch der Rittergeiſt durch nichts ſo ſehr entwickelt, als durch dieſe Einrichtung; denn hier ward der Krieg nicht erſt vom verſammelten Volk und Adel beſchloſſen. Auch wenn der Bund Frieden hatte, der Führer aber zu irgend einer kleineren kriegeriſchen Unternehmung Muth und Luſt fühlte, ward das Abenteuer kühn begonnen und beſtanden. Die Lehnsverfaſſung hat viele und große Mißbräuche in ihrer Entartung herbeigeführt; desfalls darf man den erſten edlen Urſprung ſo wenig verkennen, als die großen und herrlichen Wirkungen, welche der Rittergeiſt hervorgebracht hat. Wirkungen, die noch nicht ganz erloſchen ſind, und von denen man nicht wünſchen darf, daß ſie jemahls ganz verſchwinden möchten.

Nebſt dieſer ſchwärmeriſchen Waffenfreundſchaft ſcheint nichts ſo ſehr die Aufmerkſamkeit und das Erſtaunen der Römer erregt zu haben, als die Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen, das hohe Anſehen, welches die Frauen bei ihnen genoſſen, die Ehre und die Freiheit, in welcher ſie lebten. Auch in dieſem Stücke werden wir den erſten Urſprung von dem, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geiſtigen Liebe, in der freiern und feinern Geſelligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geſchlechts, ſo vortheilhaft unterſcheidet, bei den alten Germanen finden.

Einigen Einfluß auf die ganz andern Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen mag man ſelbſt dem Klima zuſchreiben. Daß das deutſche Klima auf die Geſundheit, ja auch auf die Schönheit der Geſtalt nicht nachtheilig wirkte, das dürfen wir aus den Beſchreibungen der Römer wohl ſchließen. Indeſſen war die Entwicklung, beſonders des weiblichen Geſchlechts, in dem kältern Himmelsſtrich nicht ſo frühzeitig als in heißern Ländern. Die ſpäten Heirathen der Deutſchen erregten die beſondre Aufmerkſamkeit der Römer. Tacitus ſagt, ſie hätten geglaubt, dieſe Sitte ſei nothwendig, um die Stärke des Stammes zu erhalten. Gewiß iſt, daß dieſe Sitte zu dem freiern Verhältniſſe, zu dem höhern Anſehen der Frauen weſentlich beitragen mußte. Wo die körperliche Entwicklung, wie in manchen ſüdlichen Ländern Aſiens, ſo frühzeitig iſt, daß die Heirathen gleich an die Kindheit gränzen, wo die Frauen ſchon im zarteſten Alter Mütter werden, da kann die Wahl für das Leben keine freie Wahl ſein, da ſtehen, wenn auch noch das Geſetz die Vielweiberei erlaubt, der vollen Entwicklung der Seelenkraft beim weiblichen Geſchlechte, und der ihm von der Natur gebührenden Würde, große faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen.

Zwar erhielt auch bei den Deutſchen die Frau keine Mitgift; vielmehr mußte, wie bei den meiſten alten Völkern, der Anwerber dem Vater ein Geſchenk, gleichſam als Löſegeld, darbringen. Man darf deßfalls nicht vorausſetzen, der Vater habe ſeine Tochter wie ein Eigenthum verkauft. Es fand ein großer weſentlicher Unterſchied Statt zwiſchen der aſiatiſchen und der germaniſchen Sitte. Dort iſt es Geſetz, daß der Mann die Braut nicht eher ſehen ſoll, als die Heirath ſchon wirklich abgeſchloſſen iſt; in Deutſchland war es vielmehr Sitte, daß der Jüngling und die Geliebte ſich kennen, daß ein längerer freundſchaftlicher Umgang der Verbindung vorausgehen mußte. Freie Wahl ſchloß die Verbindung und dieſe freie Wahl vorzüglich, nicht die Einfalt der Sitten allein war es, weßhalb die Römer die Ehen der Deutſchen in ihrer Strenge und glücklichen Eintracht ſo ganz anders fanden, als ſie es bei ſich gewohnt waren.

Wenn Entführungen bei den Deutſchen ſchon in alten Zeiten häufig waren, wenn ſelbſt Herrmann ſeine Thusnelda geraubt hatte, ſo dürfen wir nicht annehmen, daß ihrer Neigung dadurch Gewalt geſchehen ſei; nur der Vater war und blieb ſein Feind, und das mochte bei dem angeführten Verhältniß oft der Fall ſein, daß die Forderungen des Vaters den Liebenden und ihrer Wahl entgegen ſtanden, und er den Bund nicht beſtätigen wollte, den freie Neigung geſchloſſen hatte. Auch die Morgengabe welche die Frau erhielt, iſt merkwürdig; es gehörte dazu ein Schlachtroß, Schild und Waffe. Ich möchte nicht vorausſetzen, daß dieß ganz allgemein geweſen ſei; es fand wohl nur vorzüglich bei den adelichen Geſchlechtern Statt, und dieſes Geſchenk war nicht bloß ſinnbildlich gemeint, ſondern zum wirklichen Gebrauch beſtimmt. Die Frauen folgten dem Heere im Kriege, ſorgten für die Verwundeten, ſie haben oft die ſchon wankende Schlacht wieder hergeſtellt, bei ganz unglücklichem Ausgang durch einen freiwilligen Tod den erſtaunten Römern mehrmahls ein nie geſehenes Beiſpiel hohen Muthes gegeben.

So theilten bei dieſem Volke die Frauen alles was groß und ehrenvoll war, ſelbſt das, worin der Mann die höchſte Beſtimmung, den Stolz und die Freude ſeines Lebens fand.

* * *

Um ein gedrängtes Gemählde der Geſchichte vor Augen zu ſtellen, iſt es unvermeidlich, Thatſachen, die längſt bekannt ſind, von Neuem zu berühren; das einzige, was dem Darſteller bei dieſer Schwierigkeit dennoch Vertrauen einflößen kann, iſt, daß die ſchöne Erinnerung der Vorzeit, die großen Gegenſtände der Geſchichte einen unvergänglichen Reiz in ſich tragen, daß ſie in einem gewiſſen Sinne immer neu bleiben, in ein um ſo helleres Licht vor uns treten, je mehr ſich unſer eigenes Leben erweitert. Wie die Vergangenheit allein uns die Gegenwart ruhig ins Auge faſſen lehrt, ſo erleuchtet eine reiche Gegenwart auch auf mannichfache Weiſe das Dunkel der Vergangenheit; wie manches ſonſt unverſtandene Blatt der Geſchichte ſteht nur ſeit den Begebenheiten der letzten Jahre, in einer ganz neuen Klarheit vor uns! —

Man denkt ſich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberſchwemmung zahlloſer Barbarenſchwärme, da von der öſtlichen Gränze China's bis an die weſtlichen Ufer von Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkührliche Bewegungsluſt, ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derſelben begonnen habe, wodurch zuerſt die alte Cultur zerſtört, und dann die Barbarei des Mittelalters herbeigeführt worden ſei. Nach der Wahrheit und im Zuſammenhange der Geſchichte ſieht dieſe Begebenheit ganz anders aus. Zuerſt ging ſie eigentlich nur zwiſchen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutſche, unmittelbar aus Aſien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war ſo wenig zahlreich, ihr Einfluß ſo unbedeutend, daß auch ohne ſie die Entwicklung deſſen, was ſchon ſo lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen eben ſo Statt gefunden haben würde. Kaum iſt eine andre große Weltbegebenheit ſo langſam, Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden, ſo allmählig und ſtufenweiſe zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Anſiedlung der Germanen in den Provinzen des römiſchen Reichs, und die endliche Beſitzergreifung der vier vornehmſten großen Provinzen im weſtlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte dieſe Begebenheit zwei einfache große Urſachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnſitzen, bei ſteigender Bevölkerung, ein Bedürfniß Colonien auszuſenden, um ſich eines Theils ihrer Bevölkerung zu entledigen. Nach welcher Richtung ſie nun Wohnſitze ſuchten, im Weſten, Süden oder Südoſten, ſo ſtießen ſie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederhohlten Kriege zwiſchen den Germanen und den Römern, die von der Erſcheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Chriſti Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünf hundert Jahre gedauert haben. Schon jene erſten nordiſchen Fremdlinge, welche Rom in ſo großes Erſtaunen ſetzten, forderten nichts als Wohnſitze. Nicht zerſtörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, ſondern Anſiedlung war ihr Zweck; mit Güte, oder wenn dieſe kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienſt, nach der allgemeinen deutſchen Sitte, das war, was ſie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz ſollte man ihnen abtreten, dagegen wollten ſie dann treu verbündet das allgemeine Aufgeboth ihrer Mannſchaft zum gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt ſtellen; als bewaffnete, kriegeriſche, zuerſt aber doch immer friedlich unterhandelnde Anſiedler, kamen auch ſie ſchon, ſo wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römiſchen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der ſpätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiſer ſich glücklich geſchätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine ſo herrliche Verſtärkung für ſein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbriſchen Kriege, als das ſüdliche und weſtliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es dieſen Völkern auch leicht geworden ſein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnſitze zu finden. Jetzt aber, da ſie auf das mächtige Rom, in ſeiner vollſten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtloſen Siegen der überlegenen Kriegskunſt unterliegen; ſie wurden vernichtet.

Dieſelbe Urſache einer im Vergleiche mit dem Ertrage des Landes zu ſtark anwachſenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geſchichte in dieſem Falle vollkommen beiſtimmt, in ihre jetzigen Wohnſitze geführt. — Was jene ſteigende Bevölkerung und das daher entſtehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an ſich Unwahrſcheinliches darin. Wenn das mittlere und ſüdliche Deutſchland damahls, wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deswegen der Ackerbau in dieſem Erdſtrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet geweſen ſein mag, ſo gilt dieß keineswegeſ von dem nördlichen, der Küſte näher liegenden Theil von Deutſchland, wie ſchon früher bemerkt worden iſt. Es war der Ackerbau in dieſen nördlichſten Wohnſitzen der Deutſchen verbreitet, die Bevölkerung konnte ſtark, und verhältnißmäßig zu groß ſein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem geſunden und fruchtbaren Menſchenſtamme, und bei einem durch die Natur beſchränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüßigen Bevölkerung ſich in Auswanderungen, oder auf andre Weiſe als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutſchland ſcheint dieß jetzt nicht der Fall zu ſein; aber wie ſehr hat ſich auch nicht ſeitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweiſe, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Urſache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erſchlaffung, und die immer ſchlechter werdende Verfaſſung des römiſchen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und ſchon dadurch der Ankunft und der Beſitzergreifung der bewaffneten nordiſchen Anſiedler entgegen kam, und ſie auf jede Weiſe begünſtigte. —

Ich kehre zurück zu dem Faden der Geſchichte; aber nur diejenigen Begebenheiten, nur die Charaktere werde ich erwähnen, die Epoche gemacht haben, denn dieſe ſind es, welche den Geiſt der Zeit darſtellen. Es iſt mein Wunſch und mein Ziel, nicht die ganze Reihe und Folge deſſen, was geſchehen iſt, noch einmahl zu wiederhohlen, ſondern über bekannte Thatſachen neue Betrachtungen zu veranlaſſen.

Das zweite Mahl trafen die Römer mit den Deutſchen zuſammen bei Cäſars blutiger Eroberung von Gallien, die ihm als Grundlage und Stufe zum Thron der Alleinherrſchaft den Weg bahnen ſollte. Der ſchwäbiſche König Arioviſt, dem die Römer nach ihrer Weiſe ſchon früher die ſehr bedeutende, immer folgenreiche, oft gefährlich entſcheidende Benennung eines Freundes des römiſchen Volks gegeben hatten, war durch Bündniß mit einem galliſchen Volk dort angeſiedelt. Cäſar führte Krieg gegen ihn, nöthigte ihn zum Rückzuge, und ſtreifte in Deutſchland, welches er zuerſt als Augenzeuge beſchrieben hat. Aber nicht auf die beſſere Bewaffnung des Heeres und ſeine überlegene Kriegskunſt allein verließ er ſich; gegen einige deutſche Völkerſchaften führte er den Krieg auf eine ſo treuloſe und zugleich grauſame Weiſe, daß, als er Dankfeſte im Senat für die erfochtnen Vortheile begehrte, dieſes Geſuch verworfen ward, und die ihm nicht günſtig waren, beſonders Cato, darauf antrugen, daß er zur Ehre des römiſchen Nahmens jenen deutſchen Völkern ausgeliefert werden ſollte.

Sehr verſchieden war die Weiſe, wie die Römer die überwundenen Völker behandelten. Die Griechen, ſo wie alle griechiſch-aſiatiſche Reiche ſchonten ſie, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, und täuſchten ſie auf alle Weiſe durch einen Schein von Freiheit und von Fortdauer ihres alten National-Daſeins. Gegen die weſtlichen nordiſchen Völker in Spanien und Frankreich führten ſie einen Vertilgungs-Krieg; kaum wird die Geſchichte einen blutigern Krieg nennen können, als den, durch welchen Cäſar Gallien endlich ganz eroberte. Um die Lücken zu erſetzen, nahmen die

Colonien ihre Richtung vorzüglich hierhin. Die Geſchichtſchreiber erzählen uns meiſtens nur von Schlachten oder von den Verhältniſſen der Gewalthaber, von ihren Tugenden und Fehlern, ihren guten und böſen Eigenſchaften, ſo wie ſie dieſelben finden und beurtheilen; die ſtillen Wirkungen des bildenden Geiſtes und Fleißes werden mit Stillſchweigen übergangen, bis endlich nach Jahrhunderten vielleicht ein großes Reſultat dieſer verborgenen Thätigkeit mit einem Mahle unſer Auge überraſcht. Wie lehrreich würde es nicht ſein, wenn wir ein ausführliches Gemählde davon hätten, wie Frankreich und Spanien durch Colonien und den Einfluß des herrſchenden Hauptlandes in kurzer Zeit ſo ganz römiſch geworden iſt, als es ſelbſt die Sprachen jener Länder beweiſen. Nur die Art, wie zu neuerer Zeit in Mexico und Peru auch nach einem blutigen und faſt vertilgenden Krieg gegen die Urbewohner, durch ſtete Einwanderungen aus dem Mutterlande, ein wahrhaftes Neu-Spanien, ſpaniſch in Sprache, Sitten und Stammesart, blühender vielleicht als das Mutterland, entſtanden iſt, läßt ſich damit vergleichen. Die ſteten Bürgerkriege der Römer, die Verfolgungen unter den Kaiſern, mochten dazu beitragen, daß viele die Ruhe der Provinz, und den ſichern Gewinn der Landwirthſchaft oder des Verkehres in kleinen Städten, dem gefährlichen Gewirre der Hauptſtadt vorziehend, Italien verließen, und ſich in jenen neurömiſchen Ländern anſiedelten.

Gegen die Deutſchen ſchwankten die Römer zwiſchen ihren beiden verſchiedenen Kriegsſyſtemen. Anfangs mochte die Hoffnung und die Abſicht ſein, die Deutſchen zu unterjochen, ja zu vertilgen, wie die Gallier, wenigſtens ihre Verfaſſung, Sitten und Sprache, kurz, das, was ſie zu Deutſchen machte. Bald aber, ſchon unter Auguſtus, ganz entſchieden unter Tiberius, ward es anerkannter römiſcher Staatsgrundſatz: man ſolle die Deutſchen nicht durch ſtete Angriffe zum Krieg reizen, ſondern nur die Uneinigkeit unter ihnen erhalten und vermehren, ſich eine Parthei im Lande machen, einzelne Mächtige durch Ertheilung von Ehrenwürden, durch den Aufenthalt in der Hauptſtadt und den Genuß ihrer Verführungen zu gewinnen und zu entnerven ſuchen.

Als der wichtigſte und größte Charakter des ganzen germaniſchen Zeitalters erſcheint Herrmann; vielleicht weil wir ihn, Dank ſei es der Meiſterhand des großen Römers, der ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte, beſſer und vollſtändiger kennen, als jeden andern Helden dieſes Zeitalters; aber auch deswegen, weil wir die innere Beſchaffenheit und das höchſte Streben dieſer ganzen Zeit, in ihm am deutlichſten ausgedrückt ſehen; wie ſchwer nähmlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hinderniſſe der Held des Vaterlandes bei ſeinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Geſinnung endlich es war und es ſein mußte, durch welche es ihm dennoch gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Ausſaat großer Anſtrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern ſeines Volks einer glücklichern Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in ſeiner Hand zuerſt vereinigt war, wandte Auguſtus vornehmlich gegen die Deutſchen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Gränze feſtzuſetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germaniſche Völker unter römiſche Bothmäßigkeit. Weniger glücklich waren ſeine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwiſchen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römiſch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römiſche Geſetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, ſo erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Herrmann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entſcheidenden Augenblick die raſche und vollſtändige Ausführung zu bewundern iſt.

Herrmanns Haus war vom Auguſtus begünſtigt worden; er ſelbſt hatte als Anführer der cheruskiſchen Völker im römiſchen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunſt der Römer, ihre Sprache und Bildung; ſeine Geſinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, ſondern allein die klare Ueberzeugung von dem, was Deutſchland heilſam und zur Rettung nothwendig ſei, hat ſeinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er ſich beſonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner, der ſeiner würdig war. Es drang derſelbe mit einer großen Uebermacht wohl in das innere Deutſchland vor, rühmte ſich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer ſtand Herrmann wieder ſchlagfertig da, und es endigten ſich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer ſtets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geſtändniſſe des Geſchichtſchreibers von der Größe des Verluſtes, und daß Herrmann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege beſiegt worden ſei.

Deutſchland blieb von dieſer Seite frei; indeſſen war der Kampf ſchwer geweſen, ein Theil des Landes verwüſtet worden. Herrmann hatte eingeſehen, woran es eigentlich, um den Römern ſicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche; an einem allgemeinen Vereine und feſten Zuſammenhalten der verſchiedenen deutſchen Völker. So entſpann ſich der Krieg gegen Marbod, den König im ſüdlichen Deutſchland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgültig geblieben war. Marbods den römiſchen Sitten nachgebildete Herrſcherweiſe war verhaßt; er mußte fliehen, und beſchloß ſein Leben, es von römiſchen Wohlthaten friſtend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Herrmann ſpäterhin des Strebens nach der Alleinherrſchaft beſchuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürſten fiel; ſo dürfen wir nach dem Gehalt und Geiſt ſeines Lebens wohl vorausſetzen, daß er nicht für ſich mehr, als Rechtens war, begehrte, ſondern vielmehr, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutſchen Nation, weil er durch Erfahrung geſehen hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünſchte, und daß wahrſcheinlich eben darin ſeine große Abſicht verkannt ward.

Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauſcht, nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glücks folgen, ſondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren

Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in ſteter Anſtrengung und Entſagung aufopfern. Sein eigner und ſeiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der ſeine, Flavius, deſſen deutſcher Nahme ſich nicht erhalten hat, trug ſelbſt die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde eines römiſchen Prieſterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in ſeiner Geſinnung zwiſchen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beſchämt die trügeriſchen Ehrenzeichen der Fremdlinge von ſich, als Herrmann Deutſchland befreit hatte; ſpäter doch dem Segeſt auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unverſöhnlich Segeſt, der Vater ſeiner Gemahlin. Selbſt der Oheim, der ſo lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm ſeiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wiſſen, den Triumphzug des ſtolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterſte zum Lohn, entſchiedener allgemeiner Undank des eignen Volks! Einer der deutſchen Fürſten ſandte ſogar Bothſchaft an den Kaiſer Tiber, daß er ihm Gift, damahls in Deutſchland noch unbekannt, ſenden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbſt Tiber beantwortete dieſes Anſinnen, zu dem ein deutſcher Fürſt ſich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erſt nach ſeinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermeßnen großen Wirkungen, mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutſchen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloſchen war, den Ruhm des Helden in vielgeſungnen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländiſchen Geſchichtſchreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutſchen Nation und ihrer Unabhängigkeit, iſt er auch als der Anfang und Begründer

der geſammten neuern Geſchichte, der freien europaiſchen Verfaſſung und Bildung anzuſehen, denn ohne ihn, ohne ſeine Thaten und ſeine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und ſo darf man ſagen, daß Herrmanns kurzes, mühſeliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeſchichte, eingewirkt hat, als Alexanders glanzende Eroberungen und Cäſars blutige Siege.

Der erſte unſerer vaterländiſchen Dichter hat unſerm Helden ein ſchönes Denkmahl in einer Reihe von dramatiſchen Darſtellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieſes Dichterwerk nicht nur wegen ſeiner vaterländiſchen Geſinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopſtockſchen Werke unterſcheidet, ſondern durch viele einzelne große und ruhrende Züge. Nur in Einer Eigenſchaft iſt es ſonderbar; es iſt dieſe Verherrlichung des Erſten aller deutſchen Helden, mehr mit dem Geiſt und in dem künſtlich gedrungenen, ſcharfen, ſentenzenreichen Styl des Seneca, oder uberhaupt eines Römers geſchrieben, als mit der kunſtloſen Freude und Liebe, die uns zu Herrmanns Deutſchen, und in die Einfalt der damahligen Zeit zurückführen könnte.

Nach Herrmann nimmt der große bataviſche Aufſtand unter Civilis in den römiſchen Geſchichtsbüchern eine wichtige Stelle ein. Der Ausgang dieſes merkwürdigen Volkskrieges, deſſen eigentliche Seele die begeiſterte Seherin Velleda war, iſt nicht ganz bekannt. Gewiß iſt, daß die bataviſchen Völker, wenn gleich unter römiſcher Oberherrſchaft, die Unabhangigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprache behaupteten, daß ſie Deutſche blieben. Eben dieß iſt von den Völkern ſüdlich der Donau im alten Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien, theils gewiß, theils wahrſcheinlich. Eben dadurch blieben die Deutſchen im Ganzen unüberwunden, daß ſie, obwohl ſie von den Römern manches lernten, dennoch treu und ſtandhaft bei der vaterländiſchen Sitte, Sprache und wo ſie konnten, auch bei der alten Verfaſſung blieben. In einzelnen Schlachten wurden ſie durch die überlegene Kriegskunſt der Römer oft beſiegt. Tief in das Innere von Deutſchland drangen manche Kaiſer ein, am dauerndſten unter Trajan, wo auch das Land zwiſchen dem Main und der Donau römiſch ward; dieſe Zeit war vielleicht die gefahrvollſte für deutſche Freiheit. Caligula, Domitian hatten, um doch das Schauſpiel eines germaniſchen Triumphs geben zu können, andere Gefangene deutſch kleiden, ihnen nach deutſcher Art die Haare wachſen und ſogar roth färben laſſen, weil der gemeine Römer ſich den Deutſchen nun einmahl nicht anders als mit rothem Haar denken konnte. Trajan bedurfte dieſer kindiſchen Künſte nicht, er mochte im Ernſt germaniſche Triumphe feiern. Wichtig in Beziehung auf Deutſchland war auch Trajans große Eroberung im Nord-Oſten, da er ganz Dacien zur Provinz machte und durch eine zahlreiche Colonie zu ſichern ſtrebte, aus welcher Vermiſchung römiſcher Soldaten und Anſiedler mit den alten Eingebornen, die Nation der Walachen, welche ſich ſelbſt Römer nennen, ein noch lebendes Denkmahl geblieben iſt. — Iſt es doch, als hätte Trajan vorausgeſehen, von woher die deutſchen Völker am gefährlichſten eindringen, von woher dem römiſchen Reiche der Untergang kommen würde.

Nach ihm war der wichtigſte und entſcheidendſte deutſche Krieg der ſogenannte Markomanniſche, längſt der ganzen ſüdlichen Donaugränze, unter Marc Aurel. In dieſem Kriege drangen die Deutſchen bis Aquileja vor, und da endlich Friede ward, konnten die Quaden. Bewohner des jetzigen Oeſterreich, fünfzigtauſend Gefangene an die Römer zurück geben. Das Uebergewicht der Deutſchen war jetzt entſchieden, und der Untergang des römiſchen Reichs leicht vorher zu ſehen. Schon Cäſar ſiegte durch Deutſche, Auguſtus bildete ſeine Leibwache aus ihnen, alle nachfolgenden Kaiſer ſuchten der Deutſchen immer mehr in ihrem Kriegsheere zu haben. Von dieſer Epoche unter Marc Aurel an, wird der deutſche Einfluß im Heere und im Staat mit jeder Regierung ſtets ſichtbarer, ſo wie die Abhängigkeit der Römer mit jedem neuen Friedensſchluß. Immer mehr deutſche Nahmen finden wir unter den Gewalthabern, die ſich in einzelnen Provinzen aufwarfen, oder unter den höchſten Staatsbeamten, welche die Kaiſer anordneten. Zahlreiche deutſche Colonien wurden von mehreren ganz verſchiedenen Seiten, noch vor Conſtantin, im römichen Reich aufgenommen: immer fühlbarer zeigt ſich das Bedürfniß einer großen Veränderung; zuſehends mächtiger wird die deutſche Parthei im römiſchen Reiche, denn das iſt die für das wahre Verhältniß eigentlich paſſende Benennung; bis endlich ganze Provinzen, ganze Claſſen des Reichs, die höchſten Staatsbeamten und oft die Kaiſer ſelbſt die Deutſchen herbeiriefen, ſie aufforderten, das nun ganz auszuführen, was ſchon ſo lange vorbereitet war.

Der Untergang Roms iſt nicht durch die vielen ſchlechten Kaiſer verurſacht worden; er war an ſich unvermeidlich. Das römiſche Reich hatte vom Anfang an, weder eine Verfaſſung noch eine feſte Grundlage in den Gemüthern der Menſchen. — Keine Verfaſſung; — wohl war im alten republikaniſchen Rom die Vertheilung der Staatskraft unter Patricier, Volk und Ritter, Conſuln, Senat und Tribunen, von der Art, daß durch eine ſtarke Hand wieder hergeſtellt und neu belebt, dadurch für die Stadt, allenfalls auch für ein beſchränktes Land von einer Nation, etwa für Italien eine wahrhafte und angemeſſene Verfaſſung hätte können gebildet werden; aber wie, als nun dieſe alte Form der einen, zur Weltherrſcherin gewordenen Stadt, dem ganzen aus vielen verſchiedenen Ländern und Nationen beſtehenden Reiche angepaßt werden ſollte? Zwar dehnte man die Vorrechte des Römers früh ſchon auf Einzelne unter den abhängigen Völkern aus; aber wenn hier ein deutſcher Fürſtenſohn mit der Würde eines römiſchen Ritters bekleidet ward, dort ein Syrer oder Aegypter die Vorrechte eines römiſchen Bürgers erhielt, ſo entſtand dadurch doch keine wahre Einheit unter ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen. Eine ſchwache Nachbildung bloß der äußern Form blieb es, wenn viele der bedeutenden Städte der Provinzen, im Kleinen ganz wie Rom eingerichtet, ihnen ein Senat, ein Kapitol, Theater und Naumachien gegeben wurden. War doch der alte Senat in der Hauptſtadt ſelbſt nichts mehr, als ein kraftloſer Schatten erloſchner großer Erinnerung! Auch das war fruchtlos, als man das römiſche Bürgerrecht auf ganz Italien und endlich auf das ganze Reich ausdehnte; denn es ward dadurch dennoch weder ein wahrhafter Bürgerſtand noch ein gemeinſamer Adel des ganzen Reichs hervorgebracht, der als ein ſichtbarer und thätiger Theil der Volkskraft, ein Träger und Band des Throns, und ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Kaiſers hätte ſein mögen. Alles blieb dem durch nichts geordneten, und mit dem Willen des Volks verbundenen Willen des Einzigen anheim geſtellt, oder im noch ſchlimmern Falle, den Launen des, den Alleinherrſcher wieder beherrſchenden Kriegsheers, welches zuletzt als die einzige wahre Staatskraft übrig blieb. So konnte Rom zu keiner Verfaſſung kommen, als Monarchie noch eben ſo tumultuariſch, wie es die Republik geweſen war.

Der Mangel einer feſten Grundlage zeigte ſich vorzüglich in dem Sittenverderbniß und in der Religion, oder vielmehr in dem Mangel derſelben. Schon in der letzten Zeit der Republik hatte ſich mit dem einreißenden Luxus und der plötzlichen Sittenveränderung, wie das immer zu geſchehen pflegt, ein allgemeiner Geiſt des Unglaubens, der Gleichgültigkeit und der Verſpottung der alten Gebräuche offenbart. Die Einführung der griechiſchen Philoſophie trug viel dazu bei; vorzüglich war es die, einem gebildeten Lebensgenuß, einer verfeinerten Selbſtſucht wohl ſchmeichelnde, im Grunde aber jeden Glauben an Gott und Sittlichkeit untergrabende Lehre des Epikur, welche anfangs allgemeinen Beifall und zahlloſe Anhänger fand. — Kaiſer Auguſtus fühlte das Uebel und deſſen Quelle wohl; ſeine ganze Staats-Einrichtung und Wirkſamkeit war darauf gerichtet, die alten Sitten und Geſetze wieder herzuſtellen und den Volksglauben aufrecht zu erhalten. Dieſes letzte aber war zu ſpät; der Grund, warum es nicht gelingen konnte, lag in der Beſchaffenheit des römiſchen Volksglaubens ſelbſt. Ein jeder Glaube, welcher auf der Anerkennung des einzigen Gottes beruht, kann, wenn auch Vernachläſſigung der Sitten und der Erziehung, Uneinigkeit und ſelbſt allgemeine Gleichgültigkeit, noch ſo ſehr eingeriſſen ſind, wieder hergeſtellt werden, ſobald ſich eine ſtarke Hand findet, die dazu berufen iſt; denn es iſt ein feſter Punkt gegeben, auf den man zurück gehen kann, eine weſentliche ſichre Grundlage, die nach Abſonderung alles Vergänglichen übrig bleibt. Die Götterlehre der Griechen und Römer war in ſich unzuſammenhängend, ohne Einheit und feſten Grund, zu auffallend fabelhaft, und zu ſehr bloß ein Werk der Einbildungskraft, als daß es möglich geweſen ſein ſollte, ſie wieder herzuſtellen, nachdem das Gefühl dieſer Schwäche einmahl allgemein geworden war. Auguſtus ſuchte den Götterdienſt wieder mit dem Staate in die genaueſte und innigſte Verbindung zu ſetzen; aber wenn ein Nero mit den höchſten prieſterlichen Würden bekleidet war, wenn ein Divus Tiberius, oder Divus Caligula nach ihrem Ableben göttlich verehrt werden ſollten; ſo konnte dieß weder den Göttern ihre ehemahlige Würde, noch den Menſchen die alte Tugend und den verlornen Glauben wiedergeben. — Wäre irgend ein Mann im Stande geweſen, altrömiſche Kraft und ſtrenge Größe wieder herzuſtellen, ſo war es Trajan; da er es nicht vermochte, ſo müſſen wir glauben, daß es überhaupt zu ſpät war. Sein tiefdenkender Nachfolger, Kaiſer Hadrian, ſcheint die Quelle des Uebels vorzüglich im Geiſte geſucht zu haben, in dem Mangel an Einheit, welcher die Denkart und die Bildung der verſchiedenen Nationen des römiſchen Reichs trennte. Von dieſem Zeitraume fing der griechiſche Geiſt in der Literatur und Wiſſenſchaft wieder an ſein natürliches Uebergewicht zu behaupten. Hadrians Hauptgedanke mag geweſen ſein, die Kenntniſſe und den Geſchmack aller der gebildetſten Nationen des Reichs, ſelbſt die Aegypter nicht ausgeſchloſſen, in Eins zu verſchmelzen, und dadurch den ſinkenden Geiſt der römiſchen Welt neu zu beleben und zu befruchten; auch dieß konnte nur ein vorübergehender Verſuch bleiben. Die Antonine ergriffen noch ein anderes Mittel der Rettung; die ſtoiſche Philoſophie ſollte jetzt den unaufhaltſam ſinkenden Volksglauben ſtützen oder erſetzen; ſie ward auf alle Weiſe begünſtigt, verbreitet und recht als Staatsangelegenheit betrieben. Auch hat ſie dem Staate und der Menſchheit unſtreitig große Männer gegeben; aber andrer Gebrechen nicht zu gedenken, ſo konnte dieſe ſchwer verſtändliche Wiſſenſchaft nie für alle ſein, nie Volksglaube werden.

Dieſer Mangel ward durch das Chriſtenthum erſetzt; in der erhabenen Philoſophie und Sittenlehre deſſelben fanden viele Männer, die mit der ganzen Bildung der Griechen und Römer bekannt waren, eine Befriedigung, die weder Plato, noch die Stoa ihnen gegeben hatte: aber dieſe Befriedigung war kein ausſchließendes, dem übrigen Volke unzugängliches Vorrecht einiger Philoſophen. Das Chriſtenthum war zugleich Philoſophie, und dennoch weil es nicht auf eine, ſondern auf alle Seelenkräfte wirkte, jedem zugänglich, und von gleicher Wirkung auf alle Stände. Ungeachtet der angeſtrengten Gegenwirkung trat daher das Chriſtenthum immer mehr an die Stelle des alten, vor ihm allmählig zurückweichenden und verſchwindenden Götterdienſtes der Fantaſie. Den römiſchen Staat hat aber der chriſtliche Glaube dennoch nicht retten können, auch nachdem er allgemein und herrſchend geworden war. Es könnte ſehr befremden, daß dieſe Lehre, welche unläugbar ſo vielen Einzelnen zu den größten Aufopferungen, oder zu der noch ſchwereren Befolgung der ſtrengſten Geſetze die Kraft gab, auf den Staat nichts gewirkt hat. Die Urſache war, daß ſelbſt unter den chriſtlichen Kaiſern die Religion, einige Abſchnitte und Geſetze des Privatrechts ausgenommen, auf die eigentliche Staatseinrichtung und Verfaſſung, oder vielmehr Unverfaſſung, gar keinen Einfluß hatte. Es blieb hier alles, wie es war; auch würde es eine große Kraft und tiefen Geiſt erfordert haben, eine neue, den reinern Begriffen von Gott und dem Menſchen angemeſſene Staatsverfaſſung zu erſchaffen, zu welcher die nothwendigſten Bedingungen fehlten. Selbſt das am leichteſten ſich darbiethende Mittel, durch die Vermittlung und den Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk zu wirken und die öffentliche Meinung und den Willen des Volks mit den Abſichten des Herrſchers in Verbindung zu bringen, ward wenigſtens im abendländiſchen Kaiſerthume verabſäumt. Daß im griechiſchen Kaiſerthume wenigſtens einige Verbindung zwiſchen dem Staate und der Geiſtlichkeit Statt fand, iſt nebſt der günſtigern Naturlage gegen die deutſchen Völker, einer von den hauptſächlichen Gründen, weßhalb das griechiſche

Reich eine obgleich ſchwache, doch ungleich längere Dauer erlebte. —

Die Gothen waren die erſten, welche das römiſche Reich von Nord-Oſten aus in Beſitz nahmen; grade von daher, wo Trajans Eroberungen und große Colonien die Gränze zu ſchützen beſtimmt ſchienen. Es geſchah die Einwanderung der deutſchen Völker in das abendländiſche Kaiſerthum vorzüglich in zwei Richtungen, von zwei verſchiedenen Punkten aus. Die erſte Einwanderung war die der Gothen und aller ihnen verwandten Völker, welche von Oſten her die ſüdlichen Länder des Reichs, Italien, das mittägliche Gallien, Spanien und die afrikaniſche Küſte traf. Die andre aus dem nordweſtlichen Deutſchland, da die Franken und Sachſen das nördliche Gallien und das ſüdliche Britannien in Beſitz nahmen. Wir betrachten erſt in Kürze die gothiſchen Eroberungen und Reiche, dann die fränkiſchen.

Daß die Gothen, ein großes deutſches Urvolk, aus Schweden gekommen ſeien, wo noch einige Länder dieſes Reichs ihren Nahmen tragen, das gehört keineswegs zu den unbezweifelten hiſtoriſchen Wahrheiten. Gewiß iſt es, daß die Gothen aus den nordöſtlichſten Wohnſitzen der Deutſchen, vom Ufer des baltiſchen Meeres aus, ſich in die ſüdlichen Wohnſitze, wo wir ſie nachher finden, verbreitet haben. Die Urſache der Auswanderung mag daſſelbe durch anwachſende Bevölkerung verurſachte Bedürfniß, wie bei allen frühern Auswanderungen, geweſen ſein. Daß die Richtung der erobernden Anſiedler nicht mehr nach Weſten, oder grade nach Süden auf Gallien und Italien zuging, ſondern ſüdöſtlich, davon läßt ſich der Grund in der ſtarken Verwahrung der römiſchen Rhein- und Donau-Gränze finden. Hier lag der Kern des Heers, und eine fortgehende Kette von Feſtungen bildete mit jenem zuſammen ein Bollwerk, welches unüberſteiglich in den Zeiten des noch mächtigen Kaiſerthums, ſelbſt in denen des Verfalls, noch mit Anſtrengung unterhalten ward. In den ſüdöſtlichen Gegenden ſtießen die Gothen dagegen zuerſt nur auf kleine Nationen, die mit ihnen zum Theil ſchon von ältern Zeiten her verbunden ſein mochten, oder über die ſie doch leicht das Uebergewicht behaupten konnten. Schon zwei hundert Jahre nach Chriſto waren ſie weit verbreitet in dieſen ſüdöſtlichen Gegenden, und im vierten Jahrhundert unter Ermanarich erſtreckte ſich das große gothiſche Reich vom ſchwarzen Meere, von dem Ausfluſſe der Donau, ganz Dacien und Sarmatien; nebſt der Krimm umfaſſend, öſtlich bis an die Nordſeite des Kaukaſus, und nach dem äußerſten Norden zu, bis an die Ufer des baltiſchen Meeres. Wenn die Gothen auch nicht unmittelbar aus Schweden hergekommen und ausgewandert ſind, ſo iſt doch ihr Zuſammenhang mit dieſem äußerſten Norden, ſelbſt bis nach Schweden, durch mehrere einzelne Thatſachen, außer Zweifel. Auch tief in das innere Deutſchland erſtreckte ſich die Herrſchaft und der Einfluß dieſer Nation; vornähmlich der ſüdöſtliche Theil deſſelben ward jetzt gothiſch, wenn er es nicht zum Theil ſchon früher war. — Im jetzigen Oeſterreich, an der Donau von Wien bis Paſſau, war das Rugiland, ſo benannt von dem gothiſchen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker, von einem berühmten chriſtlichen Biſchof dazu ermahnt, nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang ſchon aufgehobenen römiſchen Herrſchaft endlich auch dem Nahmen nach ein Ende zu machen, und ein gothiſch deutſches Kaiſerthum an deſſen Stelle zu ſetzen. Dieſe gothiſchen Bewohner Oeſterreichs haben unſtreitig auf die beſondre Stammesart viel Einfluß gehabt, und man darf nicht bezweifeln, daß dieſe deutſche Nation ihrer erſten Grundlage nach, zum größern Theil von gothiſcher Abkunft ſei.

Wie nun das große gothiſche Reich am ſchwarzen Meere in zwei Reiche getheilt, wie der mehr als hundertjährige Ermanarich von den einbrechenden Hunnen beſiegt, wie dieſe dann mit den Oſtgothen ein verbündetes Volk geworden, wie Alarich etwas mehr als vierhundert Jahre nach Chriſtus Rom erobert, wie durch ſtammverwandte Völker der Gothen, ein burgundiſches Reich im öſtlichen Gallien, ein weſtgothiſches im weſtlichen Gallien und Spanien, ein vandaliſches Reich in Afrika entſtanden, wie Attila unter Gothen erzogen, und meiſtens mit gothiſch deutſchen Völkern ſeine Siege erkämpfend, Gallien und Italien mit ungeheuern Kriegsherren geſchreckt; wie der große Theoderich ſpäter ruhmvoll und weiſe, gleich den beſten der römiſchen Cäſaren über Italien geherrſcht, davon iſt die Geſchichte zwar an ſich merkwürdig; da aber alle dieſe Reiche doch ſchnell wieder untergegangen, ſind dieſe Begebenheiten für das Ganze nicht ſo folgenreich, als einige nothwendige Bemerkungen über den Charakter der gothiſchen Nation, und über das Verhältniß ihrer Eroberungen und ihrer Herrſchaft, zur Menſchheit und zu den Fortſchritten oder Rückſchritten der Bildung.

Vierte und fünfte Vorleſung.

Daß Rom ſelbſt ſo wie viele der Provinzen bei dem Einbruche der gothiſchen Völker, den Eroberungen des Alarich, noch mehr aber bei den Heereszügen des Attila, viel von den Uebeln gelitten, die jeder Krieg mit ſich führt, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenn man aber deßfalls die deutſchen Eroberer beſchuldigt, die Cultur der alten Welt zerſtört zu haben, ſo iſt dieſer Vorwurf nicht bloß übertrieben, ſondern ungegründet und unrichtig. Auch lauten die Beſchreibungen von den damahligen mit der erſten Erſchütterung verbundenen Kriegsübeln ganz verſchieden bei den neuern Darſtellern, deren Einbildungskraft einmahl von der Vorſtellung einer allgemeinen Verwüſtung und Zerſtörung erfüllt iſt, und wenn wir die gleichzeitigen Quellen und Augenzeugen ſelbſt leſen. Viele derſelben, beſonders einige der erſten chriſtlichen Schriftſteller urtheilen ſogar ſehr günſtig über die Deutſchen, über ihre ſchonende Art den Krieg zu führen und ihre Gerechtigkeitsliebe. Man darf nach dieſen Urtheilen und nach andern Zügen vorausſetzen, daß die deutſche Parthei im römiſchen Reiche unter den Chriſten beſonders ſtark war. Die gegenſeitige Abneigung der Heiden und der Chriſten erwachte überhaupt bei der großen Veränderung mit neuer Stärke. Die Heiden glaubten die Urſache von Roms Fall einzig darin zu finden, daß man die alten Götter verlaſſen, ihnen ſeit geraumer Zeit nicht mehr geopfert habe. Die Chriſten hingegen führten die ſchonende Weiſe der damahligen Kriege, im Vergleich mit den alten, als einen Beweis von den wohlthätigen Wirkungen des Chriſtenthums an, da auch die Gothen damahls Chriſten waren.

Die Gothen zeigen ſich überhaupt gleich bei ihrer erſten Erſcheinung nicht bloß als ein tapfres und ſiegreiches Volk, ſondern auch auffallend gebildeter, als die früher bekannten germaniſchen Völker an der altrömiſchen Rheingränze es ſelbſt damahls noch waren. Mit Recht darf die Empfänglichkeit der Gothen für die Lehren des Chriſtenthums, die ſchnelle Ausbreitung deſſelben bei ihnen als ein Beweis dieſer höhern Bildung und Bildungsfähigkeit angeführt werden. Denn es ward das Chriſtenthum bei ihnen nicht, wie ſpäter mit andern deutſchen Völkern geſchehen iſt, durch Gewalt eingeführt, oder durch den plötzlichen Uebertritt eines Herrſchers, deſſen Beiſpiel alsdann die ganze Nation mit ſich fortriß: ſondern es wurde der Glaube auf dem Wege bei ihnen verbreitet, wie es von Anfang geſchehen war und immer hätte geſchehen ſollen: durch Miſſionen und durch die Wirkung der Lehre. Wie ſich das Chriſtenthum bei allen gothiſchen Völkern in kurzer Zeit ſo allgemein verbreitet habe, davon kennen wir eben ſo wenig die einzelnen Umſtände als wir von Stufe zu Stufe wiſſen, wie ihr großes Reich am ſchwarzen Meere entſtanden ſei. Nicht bloß diejenigen gothiſchen Völker, welche ſich im römiſchen Reiche niederließen, waren Chriſten, ſondern auch die, welche das jetzige Oeſterreich bewohnten, und ſelbſt bei den Thüringern, der letzten gothiſchen Nation nach dem innern nordweſtlichen Deutſchlande zu, war das Chriſtenthum ſchon in dieſem Zeitraume, wo nicht allgemein eingeführt, doch bekannt und verbreitet, während im Norden von Deutſchland die Sachſen noch mehrere Jahrhunderte denſelben entfremdet und abgeneigt blieben. Es iſt dieſe allgemeine und ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums bei allen gothiſchen Völkern auch ein Beweis von dem innern Verkehr unter ihnen, von einem nicht unwirkſamen allgemeinen Nationalzuſammenhange des geſammten gothiſchen Stammes.

Den Einfluß des Chriſtenthums auf das Verhältniß der Völker wird ein Beiſpiel am beſten erläutern, welches uns zugleich in die Sitten jener Zeit verſetzen kann. Als Roms Thore den Heeren des Alarich geöffnet wurden, die Gothen nun einrückten, das Kriegsvolk ſich in der Stadt zerſtreute, einige zu rauben anfingen, da fand ein Krieger bei einer chriſtlichen Frau ſilberne und goldene Gefäße. Sie ſagte ihm, es gehören dieſelben dem heil. Apoſtel Petrus, man habe ſie ihr für die Kirche aufzubewahren gegeben; er ſolle nun thun, was ihm gut dünke. Der Gothe meldete es dem Könige. Alarich ſchickte ſogleich hin, um die köſtlichen Gefäße zu ſichern und ließ dieſelben feierlich in die Baſilika zurückführen. Die chriſtlichen Römer, erfreut über dieſen Beweis von Schonung, begleiteten den Zug und ſtimmten die bei ſolchen feſtlichen Aufzügen gebräuchlichen geiſtlichen Hymnen an. Auch Heiden folgten, um deſto eher Sicherheit zu finden. Die gothiſchen Krieger, erſtaunt über das unerwartete Schauſpiel, geſellten ſich mit dazu und ſo verbreitete der gemeinſchaftliche Glaube Gefühl des Friedens und ſetzte der Wuth des Krieges ein Ziel.

Allerdings ſind manche Urtheile der Zeitgenoſſen über einzelne deutſche Völker ungünſtiger, ſchildern die damahligen Kriegsübel mit härteren Farben. Indeſſen wird man aus jener Zeit der Völkerwanderung, die wir uns als eine Epoche fortgehender Verwüſtung denken, ſchwer auch nur eine Thatſache aus den Quellen anführen können, welche ſich an eigentlicher wahrhaft ſo zu nennender Barbarei vergleichen ließe mit der planmäßigen Grauſamkeit und Zerſtörung, deren ſich die Römer gegen Tarent und Karthago, zu Korinth auch mit Verſchleuderung der ſchönſten alten Denkmahle und Kunſtwerke und in noch wie vielen andern der herrlichſten Städte des Alterthums ſchuldig machten; in Zeiten, die wir als gebildet, und verhältnißmäßig als die blühenden und beſten des alten Rom anſehen! Unſtreitig ſind während der gothiſchen Kriege manche Denkmahle der Kunſt zu Grunde gegangen. Dasſelbe war ſchon früher geſchehen bei innerlichen Unruhen unter den Kaiſern und auch zur Zeit der Republik, ehe noch an eine Eroberung der Deutſchen gedacht ward. Es iſt dieß bei der zu jeder Zeit auch der gebildetſten unter der Menge herrſchenden Unkenntniß dieſer Gegenſtände, eine unvermeidliche Wirkung eines jeden Krieges, daß nicht alle Denkmahle des Alterthums und der Kunſt ſich ſo, wie wir es wohl wünſchen möchten, erhalten können; andrer zerſtörenden Unfälle nicht zu gedenken. Es iſt hinreichend bekannt, daß der Untergang vieler alten Kunſtwerke einer ganz andern Zeit und Urſache zuzuſchreiben ſei. Als das Chriſtenthum herrſchende Religion ward, als plötzlich viele heidniſche Tempel in chriſtliche Gotteshäuſer verwandelt wurden; da mochte es wohl geſchehen, wie ſich jeder großen noch ſo wohlthätigen Veränderung, von Menſchenhänden ausgeführt, leicht ein falſcher Eifer beigeſellt, daß dieß manchen Götterbildniſſen den Untergang brachte, die wir nur als Heiligthümer der ſchönen Kunſt zu betrachten gewohnt ſind, die damahls aber für den großen Haufen der Heiden Gegenſtände einer ganz andern Verehrung, eben darum alſo auch des Abſcheus für die Chriſten waren. Wenn wir übrigens weniger nach einer ausſchließenden Vorliebe für die ſchöne Kunſt urtheilen, als auf das Ganze der menſchlichen Bildung ſehen wollen, ſo werden wir nicht in Abrede ſein können, daß die Schriften und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe der Römer die Aufmerkſamkeit der Deutſchen ungleich mehr auf ſich ziehen mußten, als ihre Statuen. Und dieſes thaten ſie auch in hohem Maaße. Von dieſer Seite iſt der Vorwurf, daß die Deutſchen die alte Cultur zerſtört haben, beſonders ungerecht und ungegründet. War ja doch der römiſche und griechiſche Geiſt längſt in ſich ſelbſt erloſchen! Wie konnten die Deutſchen zerſtören, was gar nicht mehr vorhanden war? Wo gab es denn damahls noch wahrhaft bedeutende Autoren, wo gab es überhaupt noch eine römiſche Literatur und Gelehrſamkeit, außer bei den großen Kirchenſchriftſtellern des vierten und fünften Jahrhunderts? Es war das ganze Erbtheil der beſſern römiſchen Kenntniſſe und Literatur damahls vorzüglich nur noch bei der chriſtlichen Geiſtlichkeit vorhanden. Die Deutſchen waren ſo entfernt, dieſes Erbgut chriſtlich römiſcher Kenntniſſe und Literatur zu zerſtören oder gering zu ſchätzen, daß ſie es vielmehr mit der größten Verehrung aufnahmen, erhielten, verbreiteten und ſo wie die Zeiten es mit ſich brachten, auch weiter entwickelten. Die Cultur des Bodens, der phyſiſche Wohlſtand des Landes ward durch die Deutſchen ſo wenig zerſtört, daß unter Theoderich der Ackerbau durch die Vorſorge der neuen Regierung ſich ſchnell wieder emporhob, Italien in kurzem keiner Kornzufuhr mehr bedurfte.

Die erwähnte Verſchiedenheit der gleichzeitigen Urtheile über die Eroberungsweiſe, das Verfahren und den Charakter der deutſchen Völker kann uns zuerſt beſtätigen, was ſchon früher bemerkt worden, daß es zwei Partheien im damahligen römiſchen Reiche gab, eine für die Deutſchen günſtig geſinnt, eine andere gegen ſie eingenommen. Außer der ſichtbaren Vorliebe mehrerer chriſtlichen Schriftſteller und überhaupt vieler der angeſehenſten Chriſten, ſcheint aus manchen Umſtänden hervorzugehen, daß man im abendländiſchen Kaiſerthume den Deutſchen nicht ſo abgeneigt war als im griechiſchen Reiche. Man darf dieß vielleicht nicht einzig von dem Einfluſſe des Stilico herleiten, jenes Deutſchen, welcher beim Anfange der gothiſchen Kriege als erſter Reichsbeamter unter Honorius das Ruder des Staats führte. Es läßt ſich aus dem ältern und vielfachern Handels- und Colonien Verkehr erklären; am meiſten aber aus der verſchiedenen Sinnesart der Griechen und Römer. Die Griechen hatten, wie ſchon im Alterthum ſo auch damahls, was Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Feinheit und künſtliche Ausbildung des Geiſtes betrifft, unſtreitig den Vorzug vor den Römern, wie vor allen andern Europäern. Der gemeinere Theil der griechiſchen Nation war auf dieſe Vorzüge, ſelbſt in der beſſern alten Zeit und ungleich mehr noch in der damahligen Entartung ſehr eitel und eingebildet. Sie verachteten und haßten alle Nicht-Griechen um ſo entſchiedner, als ſie ſelbſt immer mehr in Verfall und in eine ſchmähliche Abhängigkeit und Erniedrigung geriethen. Die Römer hingegen waren ſchon früh gelehrt worden, andere in's Leben einwirkende Tugenden und Eigenſchaften höher zu ſchätzen, als alle Spiele eines in der kunſtreichſten Sprache zur äußerſten Schärfe und Feinheit in müßigen Künſten entwickelten Geiſtes. Daher mochten ſie nach ihrer ſchlichteren und ſtrengeren Anſicht vom Leben und vom Werth des Menſchen über die damahligen Deutſchen auch wohl ganz anders und ungleich günſtiger urtheilen als die Griechen.

Man darf den Chriſten, welche den Deutſchen geneigter waren, dieſes nicht als eine unrömiſche Geſinnung und einen Mangel an Vaterlandsliebe anrechnen. Es war nicht die Rede von einer Ausrottung der römiſchen Sitten und Sprache, wie etwa der einzige Attila ſie im Sinne hatte; ſondern bloß von einer ſeit lange als nothwendig erkannten Veränderung in der Staatseinrichtung und Regierung, die immer mehr erſchlaffend ohnehin ſchon faſt aufgehört hatte, ehe noch die deutſche Herrſchaft an ihre Stelle getreten war. Wenn die Chriſten nun hierin, wie es das unſtreitig war, das einzige Heil- und Rettungsmittel des Staats ſahen, und dieſes entſchieden ergriffen, ſo waren ſie darin wohl nicht zu tadeln und in dieſer Hinſicht und in dieſem Sinne mag man es immer zugeben und mit Wahrheit ſagen, daß das Chriſtenthum den Umſturz des römiſchen Reichs begünſtigt habe.

Beſonders aber muß jene Verſchiedenheit in den Urtheilen der Zeitgenoſſen über die Völkerwanderung uns aufmerkſam machen auf die große Verſchiedenheit, welche unter den einzelnen Begebenheiten und Epochen derſelben Statt fand, je nachdem die Umſtände anders waren. Wenig oder nichts litt Rom bei des weſtgothiſchen Königs Alarich Eroberung, wie denn überhaupt unter allen deutſchen Völkern die Weſtgothen den Römern am meiſten geneigt geweſen zu ſein ſcheinen, auch in der folgenden Zeit unter Attila und ſonſt es oft mit den Römern ſelbſt gegen andere deutſche Völker hielten. Was ein gleichzeitiger Schriftſteller uns von der Geſinnung des weſtgothiſchen Königs Adolf ſagt, verdient in dieſer Rückſicht angeführt zu werden: „Er habe,“ ſagte König Adolf, „ſonſt nach nichts ſo ſehr geſtrebt, als daß das ganze Römerland gothiſch würde und auch ſo benannt ſein möchte; ſo daß das Alles nun ein Gothenreich wäre, was bisher das Römerreich geweſen ſei, und er Adolf jetzt das, was ehedem der Kaiſer Auguſtus. Da er aber durch viele Erfahrung ſich überzeugt habe, daß dieſes mit den Gothen auszuführen, wegen ihrer zu großen Freiheitsliebe, unmöglich ſei, das Reich aber doch beſtehen und die Geſetze aufrecht erhalten werden müßten, ſo habe er es ſich nun vorgeſetzt, und wolle ſeinen Ruhm darin ſuchen, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzuſtellen und noch zu vergrößern, damit er bei der Nachwelt, weil er ein anderes Reich an deſſen Stelle zu ſetzen nicht vermocht, doch für den Wiederherſteller des römiſchen Reichs gehalten werden möge.“ —

Ganz anders aber wie unter Alarich und Adolf war es, als der König der Vandalen in Africa, Geiſerich, Rom einnahm. Er wollte weder Rom noch Italien behaupten und ſich dort anſiedeln; ſeine Abſicht war bloß, den dortigen Feind zu ſchwächen, Beute zu machen und damit heimzukehren; was dem Kriege jederzeit einen ungleich verderblicheren Charakter gibt. Auch war er perſönlich von einer tyranniſchen Gemüthsart, ſo wie ſein Bundesgenoſſe Attila. Die Kriege des letzten mußten um ſo verwüſtender ſein, je zahlreicher ſeine unermeßlichen Heere waren; beſonders auch, weil ſie aus vielen verſchiedenen Nationen beſtanden, unter denen mehrere nicht deutſche, wie Attila ſelbſt noch heidniſch, ungleich roher und wenigſtens den Römern fremder waren, als damahls die Deutſchen. Je größer die Heere, je zuſammengeſetzter, je fremder unter ſich die kriegführenden Völker, deſto grauſamer iſt der Krieg, deſto zerſtörender ſeine in jedem Verhältniß drückend bleibenden Folgen. Die Deutſchen aber und die Römer waren ſich damahls nichts weniger als fremde. Seit Jahrhunderten waren ſie durch gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt, durch Handel, Colonien und Bündniſſe mit einander bekannt und an einander gewöhnt. Wir dürften, wenn wir es auch nicht aus manchen einzelnen Anführungen und Zügen ſchließen könnten, ſchon nach jenem ganzen Verhältniß vorausſetzen, daß viele Deutſche römiſch und viele Römer deutſch verſtanden haben. Schon damahls fing jene Vermiſchung der beiden Sprachen an, von der wir noch jetzt die Wirkung ſehen, indem wir in unſerer

Sprache ungefähr eben ſo viel römiſche Worte aufgenommen haben, als auch deutſche Worte in die neu römiſchen, in die italieniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Sprache gekommen ſind. Selbſt in den äußern Sitten und den Trachten fand eine gewiſſe freie Vermiſchung und gegenſeitige Annahme der Lebensweiſe des andern Theils Statt. In der Zeit, als das Reich noch nicht erobert, der deutſche Einfluß aber ſchon ſehr überwiegend war, fingen die Römer an, ſich in deutſchen Trachten zu kleiden. Ein römiſcher Schriftſteller klagt dagegen, daß die Gothen, deren viele damahls die Würde der Senatoren bekleideten, wenn ſie zu Rath ſaßen, zwar die römiſche Toga anlegten; kaum hätten ſie aber die Verſammlung verlaſſen, ſo zögen ſie wieder ihre Pelze an und ſpotteten über die Toga, welche das Schwert zu führen verhindere. Merkwürdig für das Verhältniß der beiden Völker iſt die Aeußerung des ſchon angeführten Schriftſtellers, der noch zur Zeit der erſten Erſchütterung, gleich beim Anfang der Völkerwanderung, lebte. „Die Deutſchen," ſagt er, „haben alsbald das Schwert bei Seite und Hand an den Pflug gelegt; ſie betrachten und lieben die Römer nun wie Freunde und Bundesgenoſſen, und ſo gibt es auch ſchon manche Römer, die lieber unter den Deutſchen in Freiheit obwohl dürftig leben mögen, als wie ehemahls in ſteter Angſt vor den Erpreſſungen der alten Regierung."

Wenn aber das Verhältniß der Gothen und der Römer nichts weniger als durchaus und unbedingt feindlich war, ſo ſcheint Attila dagegen von einem ganz beſondern Haß gegen die Römer entflammt geweſen zu ſein. Attila's Reich war ſehr groß; wenn wir das ganze weite Donauland, das alte Pannonien und Dacien, nebſt einigen angränzenden Provinzen am ſchwarzen Meere, als den Mittelpunkt deſſelben betrachten, ſo erſtreckte es ſich von da aus noch viel weiter nach Oſten bis an das caspiſche, nach Norden bis an das baltiſche Meer, von der perſiſchen Gränze alſo, bis da, wo nur die Oſtſee die deutſche Küſte von Schweden trennt. Wie tief Attila's Einfluß ſich in das innere Deutſchland erſtreckt und über wie viele deutſche Nationen er geherrſcht habe, kann man leicht inne werden, wenn man nur das Verzeichniß ſeines großen Heeres bei der Schlacht in den catalauniſchen Gefilden durchgeht. Wohl ſcheint er einen allgemeinen großen Verein, wo nicht aller deutſchen, doch aller gothiſchen Völker beabſichtigt zu haben. Mit beſonderer Erbitterung focht er gegen diejenigen Deutſchen, die es lieber mit den Römern, als mit dem wilden Eroberer hielten, denn Rom haßte er über alles. Ward ja doch der große Kampf in Gallien faſt nur zwiſchen deutſchen Nationen und Heeren geſchlagen! Hunnen waren der geringſte Theil in Attila's Heere, und die großen Thaten des Aetius und der Römer beſtanden vorzüglich darin, die Zwietracht der für und der gegen den Attila Geſinnten zu erhalten und zu reizen, wie ſich die deutſchen Völker in dieſem Zwieſpalt unter einander gegenſeitig aufrieben.

Den Attila haben einige ganz als Wütherich, ja auch von Perſon als einen ungeſtalteten Kalmucken ſchildern, andre Neuere, willkührlicher Weiſe, weil er das verderbte Rom haßte, einen erhabenen nur für die Gerechtigkeit entflammten Rächer der Menſchheit aus ihm machen wollen. Die freilich ſehr ungünſtige Beſchreibung ſeiner Geſtalt rührt doch von einem Schriftſteller her, der nicht frei iſt vom Verdacht der Partheilichkeit gegen die Hunnen. Wie dem auch ſei, Attila war kein kalt berechnender, planmäßiger Eroberer, ſondern mehr von Launen beherrſcht, grauſam oder unerwartet ſchonend, wie es dieſe mit ſich brachte; dieß beweiſen beſonders die großen Heereszüge nach Gallien und Italien gegen das Ende ſeines Lebens. Er blieb, wie überhaupt die Hunnen, dem Heidenthume ergeben, während die Gothen Chriſten waren, übrigens genoß er eine gothiſche Erziehung. Man denkt ſich den Einfluß der Hunnen überhaupt meiſtens zu überwiegend. Als ſie bei ihrem Einbruch aus Aſien den alten Ermanarich beſiegten, war dieß mehr eine Veränderung der Herrſchaft als des Reichs, das im Ganzen doch ſelbſt unter Attila gothiſch blieb. Raum zur Anſiedlung mochte in jenen Gegenden noch genug ſein, und ſo ſehen wir in den erſten beiden Menſchenaltern, nach dem erſten Einbruch bis auf Attila, Hunnen und Gothen da auf dem Fuß der Gleichheit neben einander leben. Der größte Beweis dafür iſt, daß die

Oſtgothen ihre eigenen Könige behielten, Ermanarichs und ſeines Bruders Abkömmlinge, aus der alten großen viel beſungenen gothiſchen Heldenfamilie der Amaler; ſelbſt in Attila's Zeit und unter ihm herrſchten drei Brüder aus demſelben Geſchlecht als gemeinſchaftliche Mitkönige. Attila's Gewalt war Folge ſeiner perſönlichen Kraft und Größe. Wir finden nicht, daß ſelbſt unter ihm, Hunnen den Vorzug vor den Gothen gehabt hätten; wir finden mehr deutſche als nicht deutſche Nahmen unter ſeinen Helden, Fürſten und Grafen des Reichs. Nach ihm wurde die Nation der Hunnen, die ohnehin nicht zahlreich war, noch von geringerem Einfluß; einige ſeiner Söhne gingen nach Aſien zurück, andere blieben bei und unter den Gothen. Es geſchah auch dieß nicht durch eine allgemeine große blutige Revolution; es trat bloß alles in das natürliche Verhältniß zurück, nachdem der eine wenigſtens durch Kraft und Selbſtſtändigkeit große Mann nicht mehr war, der ſeine Nation bedeutend gemacht hatte. Er ſelbſt blieb in dem einzigen Punkt des Glaubens ein Hunne; daß aber auch ſeine Erziehung und Lebensweiſe in allem übrigen mehr gothiſch geweſen ſei, dafür iſt beſonders ein Umſtand entſcheidend. Wir haben das ausdrücklichſte Zeugniß eines Augenzeugen, daß an Attila's Hofe nicht die hunniſche, ſondern die gothiſche Sprache herrſchend geweſen und geredet worden ſei. Wenn alſo der merkwürdige Umſtand angeführt wird: Attila habe die römiſche Sprache ganz ausrotten, dagegen aber die gothiſche allgemein einführen wollen, ſo darf dieß nicht, wie einige ältere ungariſche Schriftſteller es wollen, auf die hunniſche, oder nach der vorausgeſetzten Verwandtſchaft und Einerleiheit der beiden Völker der Hunnen und der Ungarn, gar auf die ungariſche Sprache gedeutet, ſondern es muß ganz buchſtäblich von der gothiſchen oder damahligen deutſchen Sprache verſtanden werden. Zwar verſtand Attila auch die römiſche Sprache, oder vielmehr die in den daſigen Provinzen übliche entartete Mundart, welche die auſoniſche Sprache genannt ward, und während ſein Gezelt von gothiſchen Liedern erſcholl, in denen des Eroberers eigener Ruhm, oder die Thaten der alten Helden beſungen wurden, ſo mußten zu anderer Zeit Poſſenreißer in der italieniſchen oder ſogenannten auſoniſchen Sprache den großen König und ſeinen Hof durch allerhand Scherze und Späße erheitern. Selbſt dieſer Gebrauch der Sprache ſcheint eine gewiſſe Geringſchätzung in ſich zu ſchließen, ſo wie jene widerſinnige Abſicht, die römiſche Sprache gar ausrotten zu wollen, eine Abſicht die nie einer der andern deutſchen Eroberer und Könige gehabt hat, den ganz unbeſchränkten Haß Attila's gegen alles Römiſche, und die ſeltſame Laune, die ihn darin beherrſchte, beſtätigen kann.

Schonender alſo war der Anfang und die erſte Epoche der Völkerwanderung, wenn wir dieſen Nahmen auf das Zeitalter der eigentlichen letzten Erſchütterung des Römerreichs durch die geſammten gothiſchen Eroberungen beſchränken wollen, unter Alarichs und Adolfs den Römern am meiſten befreundeten Weſtgothen. Ungleich zerſtörender und wilder war die mittlere Zeit unter dem Vandalen Genſerich und Attila; wieder ſehr günſtig für die Cultur aber die letzte Epoche der oſtgothiſchen Herrſchaft in Italien, unter dem großen Theoderich. Die Eroberungen und die Herrſchaft der Gothen war mehr auf Ruhmbegier als auf Habſucht gegründet. Wohl hatten ſie den hohen, ſelbſt in dem äußerſten Verfall noch ſichtbaren Begriff des römiſchen Kaiſerthums gefaßt, ſo wie derſelbe nach der Einführung des Chriſtenthums und unter dem milden Einfluß deſſelben, nun in einem ganz neuen Lichte erſcheinen mußte, als einen großen Völkerbund, der alle gebildete und chriſtlich geſittete Nationen unter der oberſten Lenkung einer allgemeinen kaiſerlichen Schutzherrſchaft, aber doch mit Schonung der Freiheit der einzelnen Nationen umfaſſen ſollte. Dieſer Sinn iſt bei den meiſten gothiſchen Herrſchern unverkennbar; daher ihre Milde, denn wenn der Sinn des Eroberers mehr auf eine erhabene Idee, auf das Ganze, als auf kleinen Gewinn im Einzelnen gerichtet, wenn er nicht von Habſucht, ſondern von wahrhafter Ruhmbegier beſeelt iſt, ſo iſt auch ſeine Herrſchaft gelinde, und der Freiheit des Einzelnen günſtig, und läßt er dieſe gern gewähren, da er nur auf das große Ganze ſieht. Ganz anders war es in der Folge bei den Franken; und eben dieſe edlere Geſinnung, dieſe freiere Lebens- und Eroberungsweiſe, war eine von den Haupturſachen, warum die gothiſche Herrſchaft wenig Beſtand hatte. Wohl würde ſie länger gedauert haben, wenn ſie gleich anfangs etwas durchgreifender und härter geweſen wäre, ſo wie die fränkiſche. In jenem milden und freieren Sinne herrſchte der große, in Griechenlands Hauptſtadt gebildete Theodorich von Italien aus auch über das ſüdliche Deutſchland, nebſt der Provence und über die öſtlichen Donau-Länder, und erſtreckte ſeinen Einfluß in Freundſchaft mit dem byzantiniſchen Kaiſer ſelbſt über alle Könige und Reiche deutſchen Urſprungs in dem weſtlichen Europa. Wie in ſpätern Zeiten Karl der Große, ſo war auch er für die Erhaltung der von dem Alterthum ererbten Bildung, für das geiſtige Bedürfniß eines durch Krieg beunruhigten Zeitalters, durch die wohlthätigſten Anſtalten der Erziehung beſorgt, und zwar auch hier freigeſinnt, für beide, für gothiſche und für römiſche Sprache und Bildung gleich ſehr ſorgend; nicht etwa wie Attila geſonnen, die Sprache der alten Welt und mit ihr ſo viele Bildung thörichter Weiſe zu vertilgen, noch auch die vaterländiſchen Sitten und Sprache, wie damahls von manchen andern deutſchen Herrſchern geſchah, gleich über die fremde römiſche Cultur vergeſſend. Mit Recht alſo hat die deutſche Sage und Dichtkunſt den gebildeten und dennoch kühnen und tapfern Helden bis auf ſpäte Zeiten beſungen und verherrlicht; und ſelbſt der letzte Schimmer der altrömiſchen Literatur, ehe die Sprache ſich noch weſentlicher geändert hat, fällt mit Boethius und Caſſiodor in die Regierung dieſes großen Königs, der wohl auch vor dem fränkiſchen Karl ein römiſch deutſcher Kaiſer genannt werden darf, weil er es der Geſinnung nach, und auch in der That wirklich war.

Hätte Theodorich Nachfolger gehabt, ihm ähnlich, hätte die Herrſchaft der Gothen beſtanden, wäre gleich damahls von ihnen ausgeführt worden, was erſt nach einigen Jahrhunderten von Karl dem Großen begonnen und begründet, von den ſächſiſchen Kaiſern ausgeführt ward, die wahrhafte Wiederherſtellung oder vielmehr Erneuerung des abendländiſchen Reichs zu einem wo möglich allgemeinen europäiſchen National-Verein, ſo würde die europäiſche

Cultur um einige Jahrhunderte früher von neuem aufgeblüht ſein, und manches würde eine viel mildere und freiere Geſtalt erhalten haben, als unter der Herrſchaft der anfangs ungleich roheren Franken.

Es hatte aber, außer der zu großen Freiheit, noch mehrere andere Gründe, warum die Herrſchaft der Gothen von ſo kurzer Dauer war. Der vornehmſte war ihre Theilung in mehrere große Reiche und Völker, und ihre gegenſeitigen Kriege. Zwar leſen wir nicht, daß die verſchiedenen gothiſchen Völker vor ihrer Anſiedlung in dem römiſchen Reiche unter ſich eben ſo uneins geweſen, als es die weſtlichen Germanen ſchon in frühern Zeiten waren. Als aber die Gothen das römiſche Reich beſetzten, ſo entſtanden zwiſchen denen von der Natur ſchon abgeſonderten Ländern, Pannonien, Italien, Gallien und Spanien, aus der verſchiedenen Neigung der einzelnen Völker und Fürſten zu den Römern, oder ihrer Abneigung vor ihnen, ſo mannichfach ſtreitende und verwickelte Verhältniſſe, daß es der ſchlauen Kunſt byzantiniſcher Hofbeamten nur allzuleicht ward, Uneinigkeit unter den Gothen zu erregen und zu erhalten. Wichtig iſt auch der Umſtand, daß die Gothen zwar Chriſten waren, aber doch zur arianiſchen Parthei gehörten; da nun die Katholiſchen im römiſchen Reiche unterdeſſen überall die Oberhand behielten, ſo trug auch ſchon dieſer Zwieſpalt viel bei, der Herrſchaft der Gothen eine weſentliche und unentbehrliche Stütze zu entziehen.

Die letzte ob zwar nicht gothiſche, doch mit den übrigen gothiſchen Völkern genau verbundene, vielleicht auch vermiſchte Nation, welche ſich in derſelben Richtung in den ſüdlichen Provinzen des abendländiſchen Reichs feſtſetzte, waren die Longobarden. Aus ihren Sitzen in dem nordweſtlichſten Deutſchland, ſollen ſie durch die Einfälle der Römer im erſten Jahrhundert genöthigt worden ſein, ſich nach Oſten zu wenden. Gewiß iſt es, daß ſie ſpäterhin mehr ſüdlich an der Donau wohnten, unmittelbar ehe ſie den nördlichen Theil Italiens eroberten und dort das longobardiſche Königreich ſtifteten, genau in dem jetzigen Oeſterreich. Als die älteſten deutſchen Bewohner deſſelben werden die Quaden genannt, welche die römiſchen Schriftſteller mit zu dem ſchwäbiſchen Stamme rechnen, wohin ſie meiſt alle öſtliche, ihnen wenig bekannte deutſche Nation zu zählen pflegten. Alsdann finden wir hier, in dem ſogenannten Rugiland, von Wien bis Paſſau, die Rugier, dann die Heruler, beides unbezweifelt gothiſche Nationen, und endlich die Longobarden. Wir dürfen nicht annehmen, daß eine dieſer Nationen die andre ganz verdrängt, oder gar vertilgt habe. Es kann in einem ſolchen Falle nur von einer neu hinzu kommenden Anſiedlung und von dem vorherrſchenden Einfluſſe die Rede ſein. Auch ſpäterhin, da Oeſterreich von öſtlichen, nicht deutſchen, und noch heidniſchen Völkern, theils verwüſtet, theils beherrſcht wurde, iſt nicht zu glauben, daß die deutſche Bevölkerung des Landes ganz vertilgt worden ſei, und dieſelbe alſo von jenen alten Zeiten her dem größern Theile nach von dem gothiſchen Stamme herzuleiten.

Die Longobarden waren, als ſie aus Oeſterreich in Italien einrückten, wie alle übrige gothiſche Völker, arianiſche Chriſten; weil aber vielerlei andre auch nicht deutſche und noch heidniſche Völker mit ihnen verbunden waren, ſo war ihre Eroberung und Herrſchaft ſchon darum zerſtörender und härter; wozu noch die langwierig fortdauernden Kriege mit den Griechen kamen, deren Schauplatz, ſo wie vieler andrer Kriege in der alten und neuen Zeit, auch damahls jenes ſchöne Land war, welches nach Petrarca's Ausdruck, der Apennin theilt, und das Meer umfließt.

Wie wenig überhaupt die Völkerwanderung im Ganzen, dem was doch die Grundlage aller Cultur iſt, dem Anbau und dem phyſiſchen Wohlſtande des Landes nachtheilig geweſen ſei, davon läßt ſich ein auffallender Beweis anführen. Mit ſichtbarer Kraft ſehen wir jedes römiſche Land, ſo wie es unter deutſche Herrſchaft kommt, von neuem aufleben; dagegen die Provinzen, die von den Deutſchen wieder an die Griechen kamen, wie Afrika und Italien, erſt das ganze, dann wenigſtens der größere Theil deſſelben, ſogleich wieder in einen Zuſtand nahmenloſer Schwäche und allgemeinen Elends verſanken. — „Nicht die Barbaren," ſagt ein geiſtvoller Geſchichtforſcher, „die Römer ſelbſt haben Italien zu

Grunde gerichtet.“ — „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen,“ ſo redet eben derſelbe in einer andern Stelle, „traf Italien endlich das härteſte Schickſal: eine Provinz des byzantiniſchen Reichs zu werden.“ Und ferner, „ſo roh die Lombarden, ſo war doch der Zuſtand des griechiſchen Italiens, der zuſehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter, als der des lombardiſchen.“ —

Die Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums iſt überhaupt die beſte Apologie der deutſchen Nationen, und der ganzen Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menſchheit, daß ſie der Cultur nachtheilig geweſen ſei, wenn man die Geſchichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutſchland ſelbſt, vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man dieſe eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, dieſe Regſamkeit und Thätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künſten und Wiſſenſchaften, in den genannten Ländern ſich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geſchichte des byzantiniſchen Reichs vergleicht, welches wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtauſend lang, ſeinem endlichen Tode entgegen ſchmachten ſehen! Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geiſtesbildung ganz auf Seiten der byzantiniſchen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrſamkeit und Literatur über die Römer eine entſchiedene Ueberlegenheit gehabt hatten, ſo war auch der in der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs verſammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntniſſen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptſtadt waren jene Kenntniſſe aufgehäuft; die Provinzen befanden ſich in einem Zuſtande unbeſchreiblicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem ſie ſelbſt keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andre herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römiſchen Literatur, wie es die Deutſchen in Rom und in den Provinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländiſchen Völkern! Selbſt der todte Schatz der griechiſchen Kenntniſſe ward erſt dann wieder lebendig wirkend, als er von dem ſtarken Geiſt des reif gewordenen Mittelalters ergriffen, bei der Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgeſtreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geiſtesbildung, die ſich einige Jahrhunderte ſpäter bei den abendländiſchen Völkern entwickelte, nicht gleich damahls entſtanden ſei, daß wir nicht unmittelbar nach der erſten Erſchütterung auch ſchon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung ſehen, das iſt leicht zu erklären. Zu verſchiedenartig waren die urſprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geiſtesgeſtalt und Geiſtesbildung des neuern Europa hervorgehen ſollte; die deutſche Poeſie, ſo wie die nordiſchen Völker in allen ihren Sagen, Erinnerungen und Gewohnheiten ſie in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten; das Chriſtenthum, wie ſie es von den Römern empfingen, und endlich der ganze Reichthum, ſo viel davon noch übrig war, der Geſchichte, der Kenntniſſe und Künſte des heidniſchen Alterthums; als daß dieſe ſo fremdartigen Beſtandtheile ſich ſogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können. Iſt es doch oft in ſpätern Zeiten ſchwer geworden, die verſchiedenen Elemente unſrer Bildung zu einer vollkommenen und harmoniſchen Einheit zu verſchmelzen! —

* * *

Die ſüdliche Einwanderung der deutſchen Völker, die von Oſten her beſonders durch die Gothen geſchah, haben wir betrachtet; wir wenden uns jetzt zu der nördlichen.

Die Franken und die Sachſen, Völker von nahverwandtem Stamme, beide aus dem nordweſtlichen Deutſchland, waren, als ſie Gallien und Britannien in Beſitz nahmen, noch Heiden. Schnell und mit einem Mahle bekannten ſich die Franken, nach dem Beiſpiele ihres Königs, zum Chriſtenthum; und ſo wie ſie ſelbſt es auf dieſe gewaltſame Weiſe angenommen hatten, ſo drangen auch ſie wieder es den Alemannen, und in der Folge den deutſchen Sachſen mit Gewalt auf. Es war das katholiſche Chriſtenthum, und dieß ſchon gab ihnen ein großes Uebergewicht über die arianiſchen Gothen. Roher waren die Franken, als die meiſten der bisher geſchilderten deutſchen Völker; ſo drückend aber auch ihre Herrſchaft in mancher Hinſicht ſein mochte, ſo beweiſt mindeſtens die große Kraft, mit der das Land gleich nach der erſten Einwanderung wieder auftrat, verglichen mit der Ohnmacht, in welche es unter den letzten Römer-Zeiten verſunken war, daß auch die fränkiſche Herrſchaft immer noch beſſer war, als die alte römiſche. — Schon Chlodwig war ein planmäßiger Eroberer; nebſt dem nördlichen und größten Theil von Gallien unterjochte auch er ſchon alle noch unabhängigen fränkiſchen Fürſten, die Alemannen und größtentheils auch die Thüringer. Unter ſeinen Nachfolgern wurden ungeachtet der Erbtheilungen, dieſe Eroberungen in die Runde umher Schritt vor Schritt, und ganz der geographiſchen Lage gemäß, fortgeſetzt und erweitert, und ſo ward auch das ſüdliche Gallien, und der Reſt des weſtgothiſchen Reichs, durch die Waffen einverleibt. Mit Recht konnte das ganze alte Gallien jetzt Frankreich genannt werden, und im innern Deutſchland ward mit der vollendeten Eroberung von Thüringen und der von Baiern, obwohl die Nationen in vieler Hinſicht frei, und ihre Herzoge mächtig blieben, der fränkiſche Einfluß, ſo wie bald auch im nördlichen Italien, ſchon vor Karl dem Großen, ſehr bedeutend, bis dieſer die Eroberung noch weiter führte, und den Umfang des großen Reichs vollendete. Die Reihe der merovingiſchen Könige, ihre Theilungen und Wiedervereinigungen des Reichs, ihre Streitigkeiten, ſind für das Ganze und die Folge nicht beſonders lehrreich. Faſt ſollte man glauben, wenn man die Geſchichte und den Charakter der beiden fränkiſchen Dynaſtien der Merovinger und Karolinger vergleicht, daß gewiſſe Eigenſchaften, daß Tugenden und Laſter in Familien erblich ſein könnten. In der Geſchichte der Merovinger finden wir, bis ihre Kraft ganz erloſchen war, faſt nichts als ein fortgehendes Gemählde von Laſtern und Tirannei, von unerhörter Grauſamkeit und wilder Rachbegier, die forterbend, wie in der Familie des Atreus und Thyeſt, immer neue Unthaten erzeugten. Die Karolinger zeichnen ſich vom Anfange der Dynaſtie, vom Pipin bis zum Erlöſchen, durch eine beſondere Anhänglichkeit an die Religion aus, welche man gewiß nicht der Politik allein, ſondern zum Theil auch der innern Ueberzeugung zuzuſchreiben hat. Wenn Zwietracht und Rachbegier ſich fortpflanzen, und ſtets anwachſen, ſo läßt es ſich denken, daß auch ſittliche Grundſätze, die freilich gegen Schwäche und Leidenſchaft nicht immer ſicher ſtellen, je mehr ihr Werth durch die Dauer erprobt iſt, in fürſtlichen Häuſern zur herrſchenden Denkart und andern Natur werden können. Nicht immer an ſich durchaus lobenswerth, aber wenigſtens in Vergleich mit den Merovingern, müſſen die Karolinger jedem Unbefangenen als die Beſſern erſcheinen.

Am wichtigſten für das Ganze der Geſchichte iſt die allmählige Ausbildung der fränkiſchen Verfaſſung, die auch auf Deutſchland ſchon unter den Merovingern viel Einfluß gehabt hat, und das Aufkommen der Dynaſtie der Karolinger erſt erklärt, wie dieſe von der Würde eines Major Domus, bis zu der des wiederhergeſtellten Kaiſerthums geſtiegen iſt.

Die alte germaniſche Verfaſſung mußte in den neuen Verhältniſſen ſehr weſentliche Veränderungen erleiden. Für ein nicht allzugroßes Volk von einem und demſelben Stamm, mochte ſie vortrefflich ſein; jetzt war aber ihre Einfachheit nicht überall mehr zureichend, oft ſchon bei der Größe des Landes und wegen der Verſchiedenartigkeit ſeiner Bewohner nicht mehr ganz anwendbar. In der alten germaniſchen Verfaſſung gab es eigentlich nur einen Stand. Bei der noch nicht ganz beſtimmten Erblichkeit der Fürſten, ihrer ſehr gemäßigten Gewalt und der freien Wahl der Herzoge, waren die Fürſten ſelbſt von dem Adel nicht durch eine unüberſteigliche Scheidewand getrennt, beide gränzten nahe an einander; auch der Stand der Freien war mehr eine Abſtufung, als eine ganz andre, völlig geſchiedene Claſſe. Hatten ja doch die Freien urſprünglich Adelsrechte, nähmlich das, die Waffen zu tragen, gewaffnet an dem Landtage Theil zu nehmen und die beleidigte Ehre ſelbſt zu ſchützen; Rechte, die man ſpäterhin in den meiſten Ländern als ausſchließende Vorzüge des Adels betrachtete. Anders wurden die Verhältniſſe nach den großen Eroberungen und als dieſe Feſtigkeit gewannen. Die mächtig gewordenen Könige waren jetzt nicht mehr bloß Fürſten, die Erſten und Vornehmſten ihres Adels und Volks, ſondern ſie erſchienen als Alleinherrſcher von einem bisher ungewohnten Glanz umgeben, völlig abgeſondert von den übrigen Menſchen. Die wichtigſte Veränderung ging mit dem Stand der freien Männer vor; in ihm lag die Wahrheit, die Kraft der Nation, denn er war die Grundlage und die Stärke des Heerbanns, des allgemeinen kriegeriſchen Aufgeboths. Der Stand der Freien und mit ihm auch der Heerbann, gerieth in Verfall und in Abnahme, ſchon deßwegen, weil die Grundſätze und das Verfahren des Eroberers, wenn ſein Sinn nicht auf das Große gerichtet, ſondern nur auf ſtete allmählich fortſchreitende Erweiterung des zunächſt liegenden Beſitzes, wenn er mehr habſüchtig, als wahrhaft ruhmbegierig iſt, für die Freiheit im Innern eben ſo ſchädlich wirken, als ſie der Sicherheit der Nachbarn gefährlich ſind.

Zwei Arten der kriegeriſchen Verbindungen und des Kriegsdienſtes fanden bei den alten Deutſchen Statt: der Heerbann oder die Nationalbewaffnung, und der Lehensdienſt, der dem Fürſten oder Könige perſönlich verpflichteten Getreuen, adelichen Leute, oder wie ſie nun auch bald genannt wurden — Vaſallen. Die erobernden Könige bedachten ihre Getreuen natürlicher Weiſe bei der Vertheilung zuerſt und am reichſten; dadurch wurden dieſe Dienſtleute des Königs außerordentlich mächtig. Das eine Element der alten deutſchen Verfaſſung erhielt ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht; an die Stelle des alten National-Adels trat immer mehr ein neuer Lehens- und Dienſtadel, deſſen Vortheil und Sinnesart von der des Volks geſchieden und nur an die Perſon ſeines Herrn gebunden war. Der Stand der Freien, das andre Element der alten Verfaſſung, verlor in dem Verhältniß, als die Uebermacht der Dienſtleute des Königs ſtieg. Einzelne mochten unterdrückt werden, andere gaben ſelbſt ihre Freiheit auf und machten ſich unterthänig, um vom Heerbanne frei zu ſein: denn weil hier der Krieger ſich ſelbſt unterhalten mußte, ſo war der Heerbann jetzt bei der Größe des Reichs um ſo läſtiger und drückender. Eben das Mittel, wodurch anfangs die Macht der Könige ſo ſehr geſtiegen war, wurde die Veranlaſſung, daß dieſe Macht heimlich untergraben, und endlich zu einem bloßen Schatten wurde; je mehr die Dienſtleute und Lebensträger des Königs alles in allem wurden und vermochten, je leichter konnte es geſchehen, daß der Erſte unter ihnen, der Vorſteher im Hauſe und am Hofe des Königs, wenn dieſer ſchwach war, in der That Alleinherrſcher wurde. Auf dieſe Art ward die erſte Dynaſtie der Merovinger durch den erblich gewordenen Major Domus verdrängt; die neue aufkommende Dynaſtie aber enthielt im Pipin von Heriſtall, dem ſiegreichen Karl Martell, dem klugen erſten König Pipin eine ſolche Reihe von Helden und kraftvollen Regenten, daß vielleicht keinem großen Manne der Geſchichte ſo iſt vorgearbeitet worden, als Karl dem Großen. Den Vorwurf der Uſurpation kann man Karls Ahnherrn um ſo weniger machen, da der Anfang ihrer Gewalt ganz verfaſſungsmäßig war. Das Frankenreich war außerdem urſprünglich kein vollkommnes Erbreich, obwohl die erſten Merovinger es ſo behandeln zu wollen ſchienen, wie ſie denn überhaupt ſtreng herrſchten, das Volk hart drückten, und immer mehr neurömiſche Verderbtheit und Sitten annahmen. Aber die Rechte des Volks waren noch in zu neuem Andenken, und durch die freie Wahl deſſelben nach dem alten fränkiſchen Recht, ſind die Vorfahren Karls, als Herzoge, Beſchützer und Freunde des Volks und der Freiheit zu jener erweiterten Macht gelangt, die, da ſie längſt ſchon verfaſſungsmäßig begründet war, erſt durch die geiſtliche Sanction noch ihre letzte Beſtätigung erhielt. Ueber Karls Eroberungen hat man mit Recht bemerkt, daß er nur vollendet hat, wozu mehrere Menſchenalter vor ihm ſchon den Grund legten, indem er das große Frankenreich von der Eider bis nach Rom, vom Ebro bis an die Raab, und noch jenſeits derſelben erweiterte. So wie in Spanien gegen die nie ruhenden mahomedaniſchen Feinde, die Gränze durch eine Markgrafſchaft in Barcellona geſichert ward, ſo wurde auf der andern Seite durch die Erweiterung des Reichs im öſtlichen Deutſchland bis an die

Raab, Oeſterreich von neuem hergeſtellt; damahls noch ein äußerſtes Gränzland, was in ſpäterer Zeit in ſo vielen Beziehungen der Mittelpunkt von Deutſchland werden ſollte.

Das Heer, welches Karl von ſeinen Vorgängern ererbte, war ſtark und geübt. Um ihn als Feldherrn ganz zu beurtheilen, müßten wir auch ſeine Gegner mehr kennen, und ganz wiſſen, was ſie in dieſer Beziehung waren. Gegen die Araber in Spanien und gegen die Sachſen in Deutſchland war ſein Kampf nicht immer ſiegreich; dort erreichte er ſeinen Zweck nur ſehr unvollkommen, hier begann der Kampf immer von neuem.

Karls hartes grauſames Verfahren gegen die unterjochten und zum Chriſtenthum gezwungenen Sachſen läßt ſich eher entſchuldigen als rechtfertigen; es mochte durch die ſeit vielen Menſchenaltern zwiſchen den Franken und den Sachſen geführten Kriege der Nationalhaß der beiden Völker ſehr entflammt ſein, um ſo bitterer vielleicht, weil beide Völker von nah verwandtem Stamme waren. Die wilde Wuth der Mahomedaner, welche ihren Glauben durch die Gewalt der Waffen auszubreiten als ein heiliges Geboth anſahen, nöthigte die chriſtlichen Kämpfer nicht nur zu einer Vertheidigung des Glaubens, ſondern es konnte derſelbe Geiſt der Erbitterung in die Kriege gegen alle andre nicht chriſtliche Völker nur allzuleicht übergehen, was gegen die heidniſchen Völker ſehr Unrecht war, da nur etwa gegen die Mahomedaner das Recht der Nothwehr und der Wieder-Vergeltung anwendbar ſein, und einen Glaubens-Krieg entſchuldigen konnte.

Karls erſter Frieden mit den Sachſen war billiger als die nachfolgenden. Die Unterjochung der Sachſen mochte Karln vorzüglich am Herzen liegen, weil ſie zur Ausführung ſeines Entwurfs nothwendig war. Er wollte, ſo ſcheint es nach der Wahl ſeiner Hauptſtadt zu Achen, nach den Schlöſſern, die er ſich zum Aufenthalt von Ingelheim bei Mainz bis nach Nimwegen anlegte, die fruchtbare Gegend an dem ſchiffbaren Strom in der Mitte von Frankreich und Deutſchland, er wollte die Rheinländer, das alte Stammland der Franken, zum Mittelpunkte der großen Monarchie machen; und es iſt nicht zu bezweifeln, daß die höhere Cultur, mit der wir die Rheinländer bald vor allen andern deutſchen Provinzen aufblühen ſehen, vorzüglich ihm und ſeiner Vorſorge verdankt wird. Um aber die Rheinländer als Mittelpunkt des Ganzen ſicher zu behaupten, dazu war nothwendig die nördliche Gränze zu erweitern und die Sachſen in Deutſchland zu unterjochen, von denen ſich wohl vorausſehen ließ, daß ſie nie ruhig ſein wurden, bis ſie nicht das Chriſtenthum angenommen hätten.

Immer bleibt es ein Vorwurf für **Karl** und überhaupt für die Franken, das Chriſtenthum in mehreren Fällen auf eine demſelben ſo wenig angemeſſene Weiſe geübt und verbreitet zu haben. Ganz anders war in dieſer Ruckſicht das Verfahren und die Denkart der Angelſachſen in Britannien; überhaupt war dieſe deutſche Colonie der Sachſen in England, von dem Reiche der ihnen ſo ſtammverwandten Franken merkwürdig verſchieden, und der Nachtheil bei dem Vergleich, iſt faſt immer auf Seiten der Franken. Die Einwanderung der Sachſen in Engelland, die während eines langen Zeitraums fortgeſetzt wurde, war ungleich zahlreicher als die fränkiſche, ſo daß faſt die ganze Bevölkerung im fruchtbarſten ſüdlichen und öſtlichen Theile dieſer Inſel rein deutſch und ſächſiſch ward. Geraume Zeit noch blieben auch in dem neuen Wohnſitze die Sachſen Heiden; in dieſe Zeiten fallen die Kriege des chriſtlichen Celten-Königs, Artus, gegen die Sachſen, von denen nachher in den Ritterliedern ſo vieles gedichtet worden iſt. Als aber die Sachſen einmahl nicht durch Gewalt, ſondern durch Miſſionen von Rom aus zum Chriſtenthume waren gebracht worden, ſo zeichnete ſich Britannien bald vor allen übrigen abendländiſchen Provinzen, vor Frankreich und auch vor Italien in literariſchen Kenntniſſen, wie ſie damahls noch vorhanden waren und durch alle Geiſtescultur, auf das entſchiedenſte aus. Nicht durch das Schwert, wie die Franken, verbreiteten ſie das Chriſtenthum; wohl aber gingen mehrere chriſtliche Lehrer, ihre ruhigen Wohnſitze in England verlaſſend, in die wilderen Gegenden des inneren Deutſchlands und der Schweiz, um mit heroiſcher Aufopferung die Religion zu lehren. Hier haben ſie ſich auch durch Verbreitung von Kenntniſſen, Milderung der Sitten, ſelbſt durch den Anbau des Landes, große Verdienſte erworben. Wie ſchön ſich die alte deutſche Verfaſſung bei den Sachſen erhalten und entwickelt hat, dafür iſt der beſte Beweis der, daß mehrere der vortrefflichſten Einrichtungen der geprieſenen engliſchen Verfaſſung, ſich gerade aus dieſer Zeit und noch von den Sachſen herſchreiben. Auch Alfred ragte ungleich mehr über ſein Zeitalter hervor als Karl über das ſeinige; und der Vergleich möchte für den großen Karl überhaupt nachtheilig ausfallen, wenn wir nicht nach dem Umfang der Gewalt und den Glanz des Reiches urtheilen, ſondern nur auf die ſtille Größe des Menſchen ſehen wollten, und dann den frommen König Alfred neben ihn ſtellten, wie er im Unglück unermüdlich ſtandhaft, bei allen Leiden heiter, als Sänger im Lager der Feinde, als Hirt unter dem eignen Volke unerkannt umher irrte, und als Sieg und Glück endlich ſeinen Muth krönte, und er ſein Land gerettet ſahe, doch in allen Dingen gemäßigt, milde und demuthsvoll blieb; er, der ſo vieles wußte, was man ſeiner Zeit kaum zutraut, ſo vieles wohlthätig und weiſe einrichtete, was noch jetzt Bewunderung erregt.

Größer war Karls Wirkungskreis, und größer ſind die Folgen ſeiner Thaten und ſeiner Einrichtungen für ganz Europa geweſen. Wie viel auch von ſeinem kriegeriſchen Ruhme ſeinen Vorgängern gebühren mag, ein großer und heller Verſtand iſt in allen ihm eignen Anordnungen bis auf die zur Verwaltung ſeiner Güter ſichtbar. Als Geſetzgeber verdient er vielleicht am meiſten Bewunderung, und hat als ſolcher auf Jahrhunderte hinaus gewirkt. Er iſt als der Stifter der ſtändiſchen Verfaſſung und Staatseinrichtung der geſammten mittleren bis auf die neueren Zeiten herab zu betrachten. Von ihm iſt der Begriff des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters wie der der Chriſtenheit, oder eines kirchlichen Vereins aller abendländiſchen Nationen ausgegangen. Der Einfluß, den Karl als Geſetzgeber auf ganz Europa ſeit einem Jahrtauſend gehabt, iſt ſo wichtig, daß er eine eigne Betrachtung erfordert. Zuvor verweilen wir noch einen Augenblick bei ſeinem Zeitalter, und bei dem, was er für die wiſſenſchaftliche und geiſtige Bildung desſelben that.

Die Aufmerkſamkeit, welche er allen Denkmahlen und Ueberbleibſeln der alten Kunſt in Italien ſchenkte, die Freundſchaft, in welcher er mit dem gelehrten Engländer Alcuin lebte, die Geſellſchaft, zu der er ſich mit ihm und einigen andern ähnlichen Männern vereinte, wo er ſelbſt den Nahmen des Königs David, ein andrer den des Homer annahm, können nicht umhin, unſer Urtheil günſtig für ihn zu ſtimmen. Die lateiniſchen Schulen, die er überall, ſo viel als die damahligen Umſtände es erlaubten, ſtiftete, dienten dazu, was an Kenntniſſen von den ältern Völkern an ſein Zeitalter gekommen war, zu erhalten und allgemeiner zu verbreiten. Seine Bemühungen aber, die vaterländiſche deutſche Sprache und Dichtkunſt aus der Vergeſſenheit hervor zu ziehen, und neu zu beleben, ziehen unſre Wißbegierde um ſo mehr auf ſich, je mehr die Urkunden von dem, was er in dieſer Hinſicht geleiſtet, verloren gegangen ſind. Was würde man nicht darum geben, jene altdeutſchen Lieder noch zu beſitzen, die er nach dem, was uns gemeldet wird, ſo wie einſt Lykurg und Piſiſtratus die Geſänge des Homer ſammelte, und die ſchon ſo manche Wünſche und Unterſuchung erregt haben. Es iſt dieſer Umſtand für die Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſo wichtig, daß ich glaube, etwas dabei verweilen zu müſſen, um durch einige Bemerkungen wenigſtens genauer zu beſtimmen, was wir uns unter dieſen von Karl, oder auf Karls Befehl geſammelten deutſchen Liedern für einen Begriff zu machen haben, und in wie fern dieſelben durchaus untergegangen ſeien, oder noch auf die ſpätern Sagen und Zeiten einen Einfluß gehabt, und ſich vielleicht wenigſtens einen Theil ihres Inhalts nach erhalten haben. Karls des Großen Beförderung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt iſt wie ein feſter Standort, von wo aus ſich der damahlige Zuſtand der geiſtigen Cultur überſchauen und beurtheilen läßt. Die Thatſache ſelbſt, durch glaubwürdige Zeugen gemeldet, daß er altdeutſche Lieder geſammelt, eine deutſche Sprachlehre ſelbſt entworfen, oder entwerfen laſſen, darf um ſo weniger in Zweifel gezogen werden, da überhaupt die ganze Familie Karls von niederdeutſcher Abſtammung, in jenen Gegenden vorzüglich anſäſſig war. Wenn die ſpätern Könige der ältern Dynaſtie mit andern römiſchen Sitten auch die verderbte römiſche Sprache angenommen haben mögen, ſo haben wir dagegen die ausdrücklichſten Zeugniſſe dafür, daß an dem Hofe der Karolinger nicht die neulateiniſche, ſondern die fränkiſche, von der ſächſiſchen in England nicht weſentlich verſchiedene Sprache die herrſchende war. Karls Vorliebe für Deutſchland ergiebt ſich ſchon aus der Wahl ſeiner Wohnorte, aus der Lage der von ihm angelegten Hauptſtädte und Schlöſſer, ſelbſt aus der Richtung ſeiner Eroberungen, die er hier am weiteſten und am eifrigſten verfolgte. Man kann überhaupt das Emporkommen der Dynaſtie der Karolinger als eine natürliche Gegenwirkung anſehen, da unter ihnen, und durch ſie die urſprünglich fränkiſche Sitte, Verfaſſung, und mit dieſen auch die Sprache wieder mehr empor kamen.

Es giebt mehrere Spuren und Beweiſe, daß in der Zeit Karls und ſeiner nächſten Nachfolger, deutſche Poeſie und Sprache vielfach angebaut und neu belebt worden. Die ſpätern Gedichte der folgenden Jahrhunderte erwähnen nicht ſelten der alten, zu ihrer Zeit noch in Menge vorhandenen Heldenlieder. Wie verbreitet dieſe Lieder noch waren, kann uns der Umſtand beweiſen, daß Karls Sohn, Ludwig der Fromme, dieſe Lieder in der Jugend geliebt zu haben, aus mißverſtandner Gewiſſenhaftigkeit ſich zum Vorwurf machte; daß man es für nothwendig hielt, den Kloſterfrauen die vaterländiſchen Wynelieder zu unterſagen. Wyne heißt Freundſchaft, und hat man dieſem Verbothe nach darunter ſolche zu verſtehen, die ſpäterhin Minnelieder genannt wurden. Noch beſitzen wir ein in der Sprache ſehr merkwürdiges und dichteriſches Denkmahl aus der karolingiſchen Zeit in Otfrieds Heldengedicht vom Heilande nach den Evangelien. Da die Abſicht des frommen Mannes ganz unverkennbar die war, durch die dichteriſche Weiſe, worin er die Geſchichte Chriſti vortrug, die alten vaterländiſchen, dem Chriſtenthume nicht ſo angemeſſenen Lieder zu erſetzen und zu verdrängen, ſo darf man wohl annehmen, daß er dieſelbe Form derjenigen Lieder, die er verdrängen wollte, in ſeinen Liedern angenommen haben wird, um ſo mehr, da dieſe Form ganz dieſelbe iſt, die wir in dem ſchönen Siegesliede eines karolingiſchen Königs Ludwig über die Normannen finden. Dieſer Einfluß des Chriſtenthums, dieſe ſtete Hinſicht auf daſſelbe, auch in allem was für Sprache und Dichtkunſt geſchah, iſt bemerkenswerth, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen, in welchem Sinne Karl der Große altdeutſche Lieder ſammeln ließ, und welche Lieder das ſein konnten. Für die frühe Ausbildung der deutſchen Sprache iſt es immer ein ſchöner Beweis, daß manche theologiſche und philoſophiſche Schriften der Alten zu einer Zeit in deutſcher Sprache überſetzt und vorhanden waren, da die italieniſche, franzöſiſche, überhaupt alle aus der römiſchen abgeleiteten Sprachen noch in einem barbariſchen Mittelzuſtande, zwiſchen der römiſchen Form, die nun ganz verdorben, und der neuen, die noch ganz ungeſtaltet war, ſchwebten, und eigentlich als beſtimmte und eigenthümliche Sprachen noch gar nicht vorhanden waren. Unter manchen andern chriſtlichen Schriften in deutſcher Sprache aus der karolingiſchen Zeit iſt auch ein, für die neu bekehrten Sachſen beſtimmtes, deutſches Unterrichtsbüchlein vorhanden, in welchem ausdrücklich die Frage enthalten iſt: Entſageſt du dem Wodan und der Sachſen Odin? — Wie kann man alſo glauben, daß Karl bei ſolchen Geſinnungen die Lieder der alten deutſchen Dichter aus der heidniſchen Zeit, die wir irriger Weiſe Barden nennen, habe ſammeln laſſen? Etwa ſolche, wie die altſchwediſchen und däniſchen vom Odin, den die Sachſen auf dem Harz mit Gelübden um Hülfe gegen Karls ſiegreiche Waffen anriefen? und den ſie, als ſie überwunden waren, abſchwören mußten? Sollten ja zu dieſer Zeit noch in der mündlichen Ueberlieferung Sagen und Geſänge vom Herrmann vorhanden geweſen ſein, ſo waren ſie gewiß mit heidniſcher Götterlehre allzu ſehr verwebt, als daß ſie ein andres Schickſal als jene hätten haben können. Heldenlieder waren es indeſſen, dem ganzen Zuſammenhange der Angaben nach unſtreitig, die Karl ſammeln ließ; nur aus den heidniſchen Zeiten dürfen wir nicht erwarten, daß ſie geweſen ſeien. Daß ſich bei den ſo ſchnell zum Chriſtenthum bekehrten Franken, in dem römiſchen Gallien eine eigenthümliche Poeſie entwickelt habe, iſt nicht wahrſcheinlich: wenigſtens findet ſich während der ganzen Dynaſtie der Merovinger keine Spur davon. Wenn es alſo weder altgermaniſche, heidniſche, noch auch national-fränkiſche Volksgeſänge waren, was bleibt übrig, als auf jene gothiſchen Heldenlieder zu ſchließen, von deren Vorhandenſein auch außerdem ſo viele urkundliche Beweiſe reden, und die ſich, obgleich in ſpätern Bearbeitungen des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf uns erhalten haben? Dieſelben Heldenſagen, die den Attila und die letzten burgundiſchen Könige, den gothiſchen Theodorich und Odoaker, beſingen, dieſe unſchätzbaren Denkmahle deutſcher Sprache und deutſchen Dichtergeiſtes, die unter den Nahmen des Nibelungen Liedes und des Heldenbuches noch vorhanden ſind; Denkmahle, die Bodmer zuerſt der Vergeſſenheit zu entreißen ſtrebte, Leſſing kritiſch zu erforſchen und zu verſtehen bemüht war, deren hohen Werth und hiſtoriſche Wichtigkeit Johann v. Müller vollkommen erkannte, ſind aus dieſen uralten Quellen gefloſſen; Gedichte, die in ihrer ſchönen Einfalt und heroiſchen Kraft dem unerreichbaren Homer näher ſtehen, als alle erkünſtelte Nachahmungen. Nicht als ob ſich dieſe Heldenlieder in der Form erhalten hätten, wie ſie zu Karls des Großen Zeit vorhanden geweſen ſein mögen; aber die Sagen die dieſen Gedichten zum Grunde liegen, Lieder dieſes Inhalts aus der gothiſchen Heldengeſchichte waren es unbezweifelt, die Karl ſammeln ließ. Glücklich genug, daß ſich wenigſtens ein Nachhall von einigen erhalten hat, während viele andre für immer untergegangen ſein mögen.

Ueber die gothiſche Heldenſage noch einiges zu erinnern und nachzutragen wird hier der ſchicklichſte Ort ſein.

Die von den Gothen geſtifteten Reiche waren von keiner Dauer; ihr Ruhm aber und ihr Andenken erhielt ſich lange bei den deutſchen Völkern, nicht nur in den Geſchichtsbüchern, ſondern auch in Sagen und Dichtungen. Die kühnen Unternehmungen, die unerwarteten Umwälzungen und großen Schickſale, welche die Geſchichte der Gothen von der Stiftung ihres groſen Reichs, das ſich vom ſchwarzen Meere bis tief in das innere Deutſchland erſtreckte, und von der Verbreitung im römiſchen Reiche bis zu ihrem Untergange auszeichnen, ſcheinen der Einbildungskraft einen neuen Schwung gegeben, und die allen deutſchen Völkern eigne Liebe zur Dichtkunſt mit erhöhter Kraft belebt zu haben. Die nordiſche Götterlehre erhielt ſich nur bei den ſtammverwandten Gothen in Schweden, nachdem die ſüdlichen Gothen alle das Chriſtenthum angenommen hatten. Wenn aber auch die Nahmen der alten Götter verſchwanden, ſo blieben doch die Dichtungen von Geiſtern und Wundern, und das heroiſche Leben ſelbſt gab Stoff genug zu Heldengedichten. Es kommt bei den Gegenſtänden der Poeſie nicht darauf an, ob ſie gegenwärtig oder vergangen ſind; wenn nur in einem Leben, in einem Zeitalter im Ganzen mehr die Fantaſie herrſcht als der Verſtand, ſo ſind ſie gleich und noch in der Gegenwart geeignet, auch zu ihrer Beſchreibung mehr die Fantaſie als den Verſtand aufzuregen, dichteriſche Sagen und Darſtellungen zu veranlaſſen. Wenn es uns auch der Geſchichtſchreiber der Gothen, Jornandes nicht ſelbſt ſagte, daß ein großer Theil ſeines Werks nur aus gothiſchen Heldenliedern gezogen, aus ihnen in lateiniſche Proſa übertragen ſei, ſo würden wir es aus der ganzen Art und Weiſe ſeiner Schrift hinreichend abnehmen können. Daher es unzweckmäßig iſt, ſo viel kritiſchen Tadel an ſein Werk zu verſchwenden, welches vielmehr, wenn man es nur für das nimmt, was es iſt, als eines der ſchätzbarſten Denkmahle und Ueberbleibſel alter Heldenſagen des deutſchen Alterthums erſcheint. Beſonders ſcheint der zwar furchtbare, aber doch für die Einbildungskraft ergreifende Lebenslauf Attila's den Heldenliedern reichen Stoff gegeben zu haben. Noch iſt ein altes lateiniſches Gedicht von der Rache ſeiner letzten burgundiſchen Braut vorhanden, wie denn in dieſem Zeitalter, und während des ganzen Mittelalters Sagen und Dichtungen aus der Volksſprache, ſehr häufig in die allgemeiner verbreitete Schrift und Bücherſprache, die lateiniſche übertragen worden ſind. Auch in ungariſchen Chroniken hat ſich manches von Attila erhalten, was mehr der Sage als der Geſchichte angehört, und mit den deutſchen Heldenfabeln zuſammenhängt; andrer Bruchſtücke nicht zu gedenken. Es iſt alſo nicht bloße Vermuthung, daß dem Nibelungen Liede und dem Heldenbuche ältere gothiſche Lieder zum Grunde lagen, ſondern es wird durch Zeugniſſe und Ueberbleibſel mannichfacher Art beſtätigt und beurkundet.

Das älteſte Denkmahl der deutſchen Sprache, welches wir noch gegenwärtig beſitzen, die bekannte dem Ulfilas zugeſchriebene gothiſche Ueberſetzung der Evangelien iſt aus dieſer Zeit. Ueberſetzungen der heiligen Schrift, beſonders der Evangelien, ſind die älteſten Denkmahle faſt aller neueren Sprachen, beſonders der deutſchen Mundarten; der Meinung derer ganz entgegen, welche glauben, man habe die heilige Schrift im Mittelalter dem Volke zu entziehen geſucht. Für die Kenntniß der Sitten, und der Geſchichte des Geiſtes würde uns ein Heldengedicht, worin etwa das Unglück des alten Ermanarich, die kühnen Heerzüge ſo mancher andern Fürſten, die Chronik des alten königlichen Hauſes der Amaler beſungen wären, belehrender und willkommener ſein, als dieſe Ueberſetzungen. Aber auch ſo iſt es ein wichtiges Denkmahl. Iſt ja doch die Sprache das treueſte und beſte Abbild der Denkart, des Geiſtes, und der Stufe ſeiner Ausbildung. Wenn wir nun dieſe gothiſche Sprache, nach einigen Urkunden ganz dieſelbe wie die der Oſtgothen in Italien, genau betrachten, wenn wir, nachdem das Fremdartige des erſten Anblicks verſchwunden iſt, einige Einmiſchungen abgerechnet, darin die Grundlage unſrer jetzigen Sprache deutlich erkennen, wenn wir in der Bedeutung, Verbindung und Ableitung der Worte, dem ſchönen einfachen Bau der grammatiſchen Formen, und in den Wurzeln eine auffallende, mehr als zufällige Aehnlichkeit mit den ſchönſten und gebildetſten Sprachen Europas und Aſiens, mit der griechiſchen, der perſiſchen und indiſchen gewahr werden, ſo kann es uns ſchwerlich mehr einfallen, die alten Deutſchen mit amerikaniſchen Wilden oder Kaffern in eine Reihe zu ſtellen, um ſo weniger, da wir in unſerm Zeitalter genaue Beſchreibungen und Kenntniſſe von den Sprachen der Wilden genug beſitzen, um den Vergleich anſtellen, und uns überzeugen zu können, wie groß der Unterſchied ſei. Man hat darüber geſtritten, ob dieſes gothiſche Denkmahl der ſchwediſchen Sprache und Alterthumskunde, oder der deutſchen angehöre? Eine Frage, die im gewiſſen Sinne unbeantwortlich iſt. Die ſchwediſche, und überhaupt die ſkandinaviſche Nation und Sprache, und die deutſche, waren urſprünglich eine und dieſelbe. Jenes Denkmahl fällt gerade in die Zeit, da die deutſche Nation in ſüdlichere Wohnſitze einwandernd, ſich von dem ganzen Stamme abſonderte, und dieß hat die Entſtehung und Abſonderung der deutſchen Sprache veranlaßt, welche, wenn ich ſo ſagen darf, zugleich eine Schweſter und eine Tochter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen iſt. Dieſes iſt ſo zu verſtehen. Unſre deutſche Sprache iſt bekanntlich aus zwei ſehr verſchiedenen Mundarten gemiſcht, der oberdeutſchen und der niederdeutſchen. Die letzte, die im nördlichen Deutſchlande auf dem Lande als Sprache des gemeinen Volks noch herrſcht, aber ſeit mehreren Jahrhunderten nicht mehr angebaut und ausgebildet wird, iſt nach dem Urtheile aller Sprachforſcher die ältere, urſprünglichere Mundart. Nur Ein Zweig dieſer weit verbreiteten Mundart, die holländiſche Sprache, hat auch in neueren Zeiten eine höhere und eigenthümliche Ausbildung erhalten. Die genaue Verwandtſchaft des Niederdeutſchen mit der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache iſt bekannt, und beſonders in den ältern Denkmahlen, wie in den angelſächſiſchen, in den reiner erhaltenen Mundarten, wie der frieſiſchen, auffallend ſichtbar. Die niederdeutſche Mundart iſt eine Schweſter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache; die ſüd- und oberdeutſche Mundart aber iſt ſpätern Urſprungs, nicht eine Schweſter, ſondern eine Tochter der altſchwediſchen. Große Wanderungen, neue Wohnſitze, ein neuer Himmelsſtrich, und eine damit verbundene Veränderung aller Lebensverhältniſſe ſind es, die auch in der Sprache eine ſo große Veränderung hervorbringen, daß neue Mundarten entſtehen. Als die Schwaben und Schweizer aus ihren frühern Wohnſitzen an der Oſtſee, in dem weſtſüdlichen Deutſchland ſich niederließen, wie andre gothiſche Völker in dem öſtlichen Theile des ſüdlichen Deutſchlands, da fing die deutſche Sprache an, als eine eigne, von der ſkandinaviſchen abgeſonderte Mundart zu entſtehen, und die Einmiſchung vieler fremden, beſonders römiſcher Wörter gab ihr noch mehr Eigenthümliches. Die allgemein gebildete deutſche Schriftſprache, die wir die hochdeutſche nennen, iſt nicht eine Mundart, ſondern vielmehr aus einer Vermiſchung und gegenſeitigen Milderung der beiden Mundarten entſtanden.

Schon haben wir eines großen Nahmens erwähnt, der zu wichtig in der alten deutſchen und nordiſchen Geſchichte iſt, als daß wir ihn mit Stillſchweigen übergehen könnten. Die ganze nordiſche Sage und Götterlehre geht, wie bekannt, vom Odin aus. Wiewohl nun Odin, vergöttert wie er ſpäterhin ward, in der Sage als eine fabelhafte Perſon erſcheint, ſo iſt es dennoch unläugbar gewiß, daß er eine wahrhaft hiſtoriſche Perſon war, und daß er in dem Zuſtande eines großen Theils der deutſchen Nation, und im ganzen Norden eine große Revolution bewirkt habe. Nicht bloß die älteſte Dynaſtie der däniſchen und der ſchwediſchen Könige, der Skioldunger und Inglinger werden vom Odin hergeleitet, ſondern auch die ſchon chriſtlich gewordenen Könige der Angelſachſen in Britannien leiteten ihre Abſtammung von ihm her. Dieſe von einander ganz unabhängigen Ueberlieferungen weiſen beide dem Odin ſeinen erſten Sitz in Sachſen an; da ſei er König geweſen, und erſt von da alsdann nach dem Norden gegangen, Sigtuna zu erbauen, und ſein Reich in Schweden zu ſtiften. Legt man dieſen verſchiedenen Stammtafeln eine auf die mittlere Lebensdauer gegründete Berechnung unter, ſo ſtimmen ſie auch darin überein, daß Odin erſt ziemlich ſpät, im dritten oder gar im vierten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung lebte. Wenn ſpätere isländiſche Schriftſteller, die ſchon mit der Geſchichte der Römer bekannt waren, ihn aus Aſien vom Kaukaſus erſt nach Sachſen kommen laſſen, und dieſe Begebenheit in die Zeit des Mithridates verſetzen, ſo kann man darin nur einen mißlungenen Verſuch ſehen, die nordiſchen Sagen an die römiſche Geſchichte anzuknüpfen. Für die erſte Einwanderung der Deutſchen iſt dieß viel zu ſpät, für den wirklichen Odin aber, zufolge jener Geſchlechtsverzeichniſſe, zu früh. — Der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nach war Odin ein Held und König im nördlichen Deutſch-

Bayerische Staatsbibliothek

land, zugleich auch, wie die Sage ausdrücklich erwähnt, ein Dichter, und gleich wie Mahomed durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit und ſeines Schwertes, ſo auch er im Norden als Seher und Held durch die Kraft der Dichtkunſt der Stifter, wo nicht einer neuen, doch einer vielfach veränderten und umgeſtalteten Götterlehre und Götterdienſtes. Deſto begreiflicher iſt es, daß er ſelbſt vergöttert worden; daß er aber mit dem höchſten Gotte der alten Deutſchen, mit dem Wodan, völlig verwechſelt ward, kann erſt ſpät geſchehen ſein, da er in dem chriſtlichen Lehrbuche für die neubekehrten Sachſen unter Karl dem Großen ausdrücklich vom Wodan unterſchieden, ſo wie er da auch, als dem Sachſenvolke zunächſt angehörend bezeichnet wird. Worin Odins Götterlehre, die ſich in Schweden noch ſo lange gegen das eindringende Chriſtenthum erhalten hat, von der ältern deutſchen verſchieden geweſen ſei, iſt ſchwer zu beſtimmen. Im Ganzen ſehen wir in den beiden noch vorhandenen mythologiſchen Sammlungen der Isländer dieſelbe Verehrung der Naturgeiſter und erſten Naturkräfte, die auch in dem frühern Glauben des Nordens herrſchend war. Doch ſo geiſtig bedeutend mochte die Verehrung des Waſſers, des Feuers und der Naturgeiſter wohl bei den ältern Deutſchen nicht ſein. Daß Odin auch im einzelnen nicht alles verändert habe, iſt um ſo gewiſſer wegen der ſonderbaren Uebereinſtimmung mancher einzelnen Züge mit den aſiatiſchen Sagen und Vorſtellungen der alten Perſer und der Indier. Am auffallendſten in der Odin'ſchen Götterlehre iſt die Sage und der Begriff vom Balder und ſeinem Tode. Dieſer ſchöne jugendliche Gott, den man dem Apollo vergleichen kann, iſt durch ein unvermeidliches Verhängniß dem Tode beſtimmt; alle guten Götter und Geiſter ſind bemüht, ihn zu retten; er ſcheint gerettet, als ein Zufall alles ſtört, und er dem beſtimmten Verhängniſſe nicht weiter entrinnen kann. Die Klage um Balders Tod iſt eins der Hauptſtücke der Odin'ſchen Götterlehre, und erinnert an die Klage um den ſeiner Venus entriſſenen Adonis, und an die geheimnißvolle Todtenfeier des Oſiris. So erinnert Thors plumpe Rieſenkraft an den Herkules der Griechen, Loki's feindlich wirkende Argliſt an den

Ahriman der Perſer. — Wenn uns die ſpätere Edda des Sturleſon eine kurze, aber vollſtändige Ueberſicht der ganzen Odin'ſchen Götterlehre giebt, ſo kann uns die frühere aus einzelnen abgeriſſenen Liedern beſtehende des Saemund in ihrem räthſelhaft begeiſterten prophetiſchen Ton vielleicht auch in der Form, einen Nachhall geben, von den Liedern der Seher oder Seherinnen, von denen die geheiligten Wälder des deutſchen Nordens oft erſchollen.

Eben ſo viel, oder noch mehr als durch das Sammeln der alten gothiſchen Lieder, hat Karl durch ſein Leben ſelbſt auf die Poeſie und auf die Einbildungskraft der neuern Nationen überhaupt gewirkt. Wie große, alles verändernde Weltbegebenheiten, wo die Fantaſie noch rege iſt, meiſtens auch eine neue Epoche in der allgemeinen Denkart, in den Sagen und Dichtungen herbeiführen, ſo iſt er ſelbſt, während es doch gleichzeitige und wahrhafte Geſchichtſchreiber von ihm gab, auf eine ſeltſame Weiſe nicht gar lange nach ſeiner Zeit ein Gegenſtand der Poeſie, und zur Fabel geworden. Auffallend iſt es, daß er ſelbſt in dieſen ihrem erſten Urſprunge nach ziemlich alten Rittergedichten, deren Gegenſtand er iſt, eine ſo untergeordnete und faſt unthätige Rolle ſpielt. Die Normänner, deren romantiſcher Geiſt erſt Karls Geſchichte zur Dichtung umbildete, dachten ſich, ſcheint es, den thätigen Helden ſo, wie ſie ſeine Nachfolger fanden; geehrt, prachtvoll und wohlwollend, aber wenig ſelbſtherrſchend, etwa wie einen Sultan des Morgenlandes.

Daß Karls des Großen Frankenreich von ſo kurzer Dauer war, davon laſſen ſich viele Gründe angeben. Was durch den Geiſt und die Kraft eines außerordentlichen Mannes nur gewaltſam zuſammen gehalten ward, fiel aus einander, ſobald die ſtarke Hand nicht mehr da war, die das Ganze zuſammenhielt. Die Schwäche der Nachfolger allein war es indeſſen nicht, was den Verfall und die Auflöſung des Reichs verurſachte. Mehrere derſelben waren noch ausgezeichnet durch Tapferkeit und Verſtand; auch haben die Reichstheilungen und damit verknüpften Zwiſtigkeiten nie ſolche Gräuel unter ihnen veranlaßt, wie bei der Dynaſtie der Merovinger. Im Ganzen blieben immer dieſelben guten und heilſamen

Grundſätze der Staats- und der Lehenseinrichtung unter den Nachfolgern herrſchend, wie unter Karl dem Großen ſelbſt. Auch der Andrang der feindlichen Völker allein war nicht Urſache des Untergangs, denn ſobald nur kein innerer Krieg war, und ſobald die Regierung nur einige Kraft hatte, vermochten weder die Normänner gegen das einzelne Frankreich, noch die Ungarn gegen Deutſchland viel, geſchweige denn daß ſie das ganze Reich zu zerſtören, mächtig genug geweſen wären. Was die Theilung des Reichs betrifft, hat man ſich gewundert, daß ſelbſt Karl der Große, dem man ſonſt ſo viele richtige und tiefe Politik zutraut, ſie angeordnet hatte, da nur durch den Tod der andern Söhne Ludwig dem Frommen das ganze Reich anheim fiel. Es iſt Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß dieß nicht ganz von ſeiner Wahl abhing, weil es verfaſſungemäßig, und alte fränkiſche Sitte war, die mit dem Lehensweſen zuſammen hing. Merkwürdig iſt wenigſtens, daß ſich bei den Gothen, die das Lehensweſen, welches bei den Franken vorherrſchend war, wenig gekannt zu haben ſcheinen, auch die Theilungen nicht finden. Bei der Lehenseinrichtung konnte der jüngere Königsſohn, dem die Liebe des Vaters auch nur einige Reichthümer vergönnte, wenn er tapfer, freigebig und von hohem Geiſte war, leicht durch den Anhang ſeiner Getreuen zu ſolchem Anſehen und ſolcher Macht gelangen, daß man ihm wohl geben mußte, was er ſonſt mit Gewalt zu nehmen verſucht, und dadurch Kriege veranlaßt haben würde, welche ſelbſt durch die geſetzliche Theilung nicht immer vermieden wurden. Der Hauptgrund, daß Karls Reich, wie einſt Alexanders, nicht lange Zeit nach ihm aus einander fiel, und ſich in ſeine natürlichen Beſtandtheile auflöſte, lag in ſeinen Eroberungen ſelbſt. Grade dadurch, daß er das ganze nördliche Deutſchland unterworfen und chriſtlich gemacht hatte, war das geſammte Deutſchland, durch Sprache, Sitten, alte Verbindung und Verfaſſung ohnehin Eins, eine ſehr große Macht geworden. Dieſes mächtige Ganze konnte nicht ferner, wie es früher mit einigen Provinzen der Fall war, abhängig vom entfernten Herrſcher bleiben. Deutſchlands überwiegende Stärke zeigte ſich auch darin, daß nach einigem Schwanken und mehrmahls erfolgten Veränderungen und Theilungen, das ſchöne rheiniſche Mittelland, des alten Lothringens nördlicher Theil endlich ganz bei den Deutſchen blieb, der ſüdliche Theil deſſelben aber unter dem alten Nahmen Burgund, ein eigenes neues Königreich wurde, welches in ſpäterer Zeit auch dem deutſchen Staatskörper einverleibt ward. Dieſen reichen, zur Cultur ſo herrlich gelegenen Erdſtrich, Burgund, Lothringen, die Rheinländer und die Niederlande hatte Karl, wie es ſcheint, zum Mittel und Hauptlande des ganzen Reichs auch für die folgenden Zeiten beſtimmt; er hätte es werden können, wenn die Nationen und die Herrſcher eins geweſen wären.

Selbſt Italien fühlte ſich ſtark genug, nachdem die longobardiſche Herrſchaft durch Karl zerſtört worden, der griechiſche Einfluß ganz ohnmächtig, und es nach Hinwegräumung ſo mancher kleinen Theilungen mehr Eins geworden war, unabhängig ſein zu wollen, wenn gleich es den Willen nicht zu behaupten vermochte. — Nächſt Italien war Frankreich am meiſten geſchwächt, wovon der Grund in dem frühern Verderben lag. Die ſichtbare Stärke dagegen, mit welcher Deutſchland ſo ſchnell nach Karls Tode auftritt, läßt vermuthen, daß der Wachsthum dieſer Stärke ſich ſchon früher gezeigt habe, und macht es noch begreiflicher, daß Karl einen ſo großen Werth auf Deutſchland legte, hier ſeine Herrſchaft mehr als irgendwo ſonſt zu erweitern und zu behaupten ſtrebte.

In einem allgemeinen Gemählde ganzer Zeitalter und großer Weltbegebenheiten, dürfen, nur diejenigen Charaktere eine Stelle finden, welche Epoche gemacht, die Welt verändert haben, und deren Leben uns eine Welt, ein ganzes Zeitalter darſtellt. Solcher Charaktere finden ſich unter den Nachkommen Karls des Großen weiter nicht, ihre Schickſale und Streitigkeiten, die mancherlei Trennungen und Wiedervereinigungen Frankreichs und Deutſchlands füllen am Ende nur den leeren Zwiſchenraum aus, zwiſchen Karl und der völligen Abſonderung Deutſchlands, da es durch freie Wahl ſich ſelbſt einen König gebend, als eignes ſelbſtſtändiges Reich auftrat, und bald den Gipfel der Macht erreichte. Nun kam jene, in frühern Zeiten oft vergeblich geſuchte große National-Einheit aller deutſchen Völker zu Stande. In dieſem Zeitraum, von dem durch Wahl der ganzen Nation auf den Thron erhobnen Könige Konrad, bis auf Kaiſer Rudolph den Erſten, war Deutſchland der mächtigſte Staat in Europa, und kaum wird ſich in der Geſchichte ein andres Beiſpiel auffinden laſſen, daß auf irgend einem Throne eine ſolche faſt ununterbrochene Reihe kraftvoller Helden und großer Herrſcher auf einander gefolgt wäre, als in dieſem großen, freien, und während eines Zeitraums auch feſt verbundenen Wahlreiche.

Sechſte und ſiebente Vorleſung.

Das Reich, welches Karl der Große als Eroberer gegründet, iſt nicht von Dauer geweſen; ungleich wichtiger für die Weltgeſchichte iſt er als Geſetzgeber geworden. Was er in dieſer Hinſicht für Frankreich insbeſondere gethan, indem er die alte fränkiſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, den Heerbann aufrecht zu erhalten, der Uebermacht des Dienſtadels durch Geſetze wider die Erblichkeit entgegen zu arbeiten, indem er mit einem Worte den Adel, die Grundkraft des Staats, ſo viel es bei den veränderten Umſtänden möglich war, wieder auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückzuführen ſtrebte; das iſt für die ganze Folgezeit minder wichtig, weil ſich alle dieſe Verhältniſſe doch nachher mannichfach anders beſtimmten, und weil die Einrichtungen, die Karl in dieſer Hinſicht traf, nur für ſeine Lebenszeit, oder höchſtens für die kurze Zeit ſeiner Dynaſtie in Wirkung blieben. Geſetzgeber aber für alle folgende Zeiten, und für das ganze abendländiſche Europa iſt er beſonders durch die Art geworden, wie er das Verhältniß zwiſchen dem Staate und der Kirche beſtimmte, und ein Band zwiſchen beiden knüpfte, welches Jahrhunderte hindurch die Grundlage der Verfaſſung geweſen, und ſelbſt, nachdem es zum Theil verändert worden, doch bis auf die neueſten Zeiten von der weſentlichſten Wirkung geblieben iſt. Die ſtändiſche Verfaſſung und

Staatseinrichtung des Mittelalters gewinnt mit Karl dem Großen zuerſt eine beſtimmtere Geſtalt, und der Begriff eines chriſtlichen Vereins aller abendländiſchen Nationen tritt ſichtbar und deutlich als das Ziel hervor, worauf das ganze Streben des damahligen Zeitgeiſtes gerichtet war. Schon unter Karls Vorgängern fand eine ſtete Beziehung und Verbindung zwiſchen der königlichen Gewalt und der Kirche Statt. Eine ſtändiſche Macht hatten die Biſchöfe ſchon unter den frühern fränkiſchen Königen; gleich den Herzogen und Grafen nahmen ſie Antheil an den Staatsgeſchäften und Staatsberathſchlagungen, hatten Sitz und Stimme in den Reichsverſammlungen; aber vorzüglich durch Karl ward alles das anerkannter Grundſatz und Verfaſſung, und erhielt eine feſtere Geſtalt. Durch ihn iſt die Geiſtlichkeit ein Stand geworden, der nun als ein zweites Glied des Staatskörpers dem Adel das Gegengewicht halten konnte. Bei den Römern hatte ſich die chriſtliche Kirche ganz unabhängig von dem Staate, ganz getrennt von ihm entwickelt, war in ihrer innern Einrichtung ſchon ganz ausgebildet, als ſie herrſchend ward; daher blieb Kirche und Staat, das Chriſtenthum und das öffentliche Leben auch unter den chriſtlichen Kaiſern ſehr getrennt, einige Einmiſchungen der Willkühr abgerechnet. — Anders war es bei den Deutſchen; bei ihnen war, als ſie noch ihrer alten Götterlehre anhingen, kein abgeſondertes Prieſterthum geweſen, ſondern die prieſterlichen Rechte und Verrichtungen mit der Staatsgewalt, und den übrigen Volksangelegenheiten völlig eins und vermiſcht. Der Umſtand, den Tacitus ausdrücklich bezeugt, daß der Prieſter der Nation von dem verſammelten Volke gewählt worden ſei, ſo wie der Einfluß, welchen das Prieſterthum hinwiederum auf die Nationalgerichtsbarkeit und auf alle Nationalangelegenheiten hatte, geben dieß hinreichend zu erkennen. Daher erklärt ſich ſehr leicht eine gewiſſe Vermengung des Geiſtlichen und des Weltlichen, die bei den chriſtlich gewordenen Deutſchen Statt fand; treuherzig nahmen ſie das Chriſtenthum in ihr ganzes Nationalleben mit auf, verſtatteten ihm einen großen Einfluß auf dasſelbe.

So ſehr auch das Chriſtenthum für alle Nationen beſtimmt war und iſt, ſo hat doch eine jede der Nationen, die es zuerſt annahmen, in der Art der Annahme, und in dem Gebrauche ihren beſondern Charakter gezeigt. Den Aegypter führte ein angeſtammter Tiefſinn und Schwermuth als Einſiedler in rauhe Wüſten. Die Griechen trugen den ihnen ſo ganz eignen dialektiſchen Scharfſinn in die Religion über, früh genug auch die damit verbundne Streitſucht. Die Römer, deren Sinn mehr praktiſch war, wußten die für die Geheimniſſe des Chriſtenthums weſentlichen Gebräuche zu einem würdigen Ganzen auch für das Aeußere auf das Schönſte zu ordnen, und wie jede Geſellſchaft beſtimmte Geſetze erheiſcht, ſo dergleichen nothwendige Lebensregeln für die größeren oder kleineren kirchlichen und chriſtlichen Vereine mit Einſicht zu entwerfen. Die Deutſchen endlich haben für den chriſtlichen Glauben, nachdem ſie ihn einmahl angenommen hatten, erſtens gegen die fanatiſchen Feinde deſſelben als gute Ritter gekämpft, ſodann aber das Chriſtenthum nicht als eine abgeſonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, ſondern im vollen herzlichen Gefühl des unſchätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben chriſtlich eingerichtet, und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Wirkungen davon zeigen ſich ſchon früh, und von der daher entſpringenden Vermiſchung geiſtlicher und weltlicher Geſchäfte finden ſich beſonders bei den Franken viele Beiſpiele.

So wie die Biſchöfe an den Reichsverſammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil nahmen, ſo waren auch die Könige, Herzoge und Grafen nicht ſelten bei den Synoden und Verſammlungen der Geiſtlichen zugegen. Das Chriſtenthum und der Nationalverein, Staat und Kirche waren durchaus verknüpft und verwebt. Karl, der die Geiſtlichkeit wie den Adel auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurück zu führen ſtrebte, trennte und beſtimmte ſo weit es ſein mochte, die gegenſeitigen Gränzen der Geiſtlichen und Weltlichen, ſo wie er auch die Biſchöfe und den hohen Adel auf den Reichsverſammlungen in zwei Kammern abtheilte. Dadurch eben ward die Geiſtlichkeit ein eigentlicher Stand, ein beſtimmtes Glied des ganzen Staatskörpers, mit dem Adel theils verbunden, theils von ihm geſchieden, bald mit ihm zuſammen wirkend, bald ſeine ausſchließende Wirkſamkeit mannichfach beſchränkend. Zuſammengeſetzter ward nun der innere Bau und die Einrichtung des Staats; um aber dieſe Einrichtung, und die dabei zu Grunde liegenden Gedanken richtig zu beurtheilen, muß man in das ganze Verhältniß und Bedürfniß der damahligen Zeit zurückgehen. Gewiß iſt es, daß der Lehens- und Dienſt-Adel, anfangs die Stütze und das Werkzeug der königlichen Gewalt, ihr ſelbſt nun oft Gefahr drohte; für die ordnungsmäßige und gleichförmige Sicherheit derſelben, war alſo nichts ſo erforderlich und ſo wünſchenswerth, als ein bleibendes Gegengewicht, ein andrer an Macht ihm gewachſener Stand. Der Bürgerſtand war als Stand noch kaum vorhanden, wenigſtens nicht mächtig, nicht entwickelt genug, um gegen den Adel ſchon jetzt ein irgend bedeutendes Gegengewicht bilden zu können. Erſt ſpäter kam der Bürgerſtand zu jenen beiden erſten Ständen als dritter Stand hinzu, und vollendete dadurch die geſammte ſtändiſche Verfaſſung, und ſeine Entwicklung iſt durch den geiſtlichen Stand und deſſen oft von den Vortheilen und der Macht des Adels getrennten, oder gegen denſelben gerichteten Zwecken, nicht wenig befördert und beſchleunigt worden.

Wenn damahls der durch die ſteten Eroberungen und Fehden ganz kriegeriſch gewordene Adel die geſammte Kraft der Nation in ſich zu enthalten ſchien, ſo war der Geiſt, ſo viel davon aus älteren Zeiten noch gerettet war, oder auch neu wieder auflebte, vorzüglich bei dem Lehrſtande zu finden. Er war ja der Aufbewahrer der geſammten römiſch chriſtlichen Kenntniſſe, Literatur und Bildung, deren man ſelbſt für den Staat in unzähligen Fällen bedurfte. Im Gegenſatz gegen dieſen chriſtlich römiſchen Beſtandtheil der Bildung [illegible] des Staats in der Geiſtlichkeit, kann der Adel in der damahligen Verfaſſung, als der germaniſche Beſtandtheil betrachtet werden, indem er der Aufbewahrer und Erhalter der urſprünglichen deutſchen Sitten und Grundſätze der Ehre und der Freiheit war. — Der Adel und Kriegsſtand als Inbegriff der Staatskraft, eignete dem beſondern Staate, der beſondern Nation, welcher er angehörte. Sollten aber die geſammten chriſtlich geſitteten Nationen zu einem größern Vereine, zu einer europäiſchen Republik verbunden werden, ſollte ſie alle ein gemeinſchaftliches Band umſchlingen, ſo mußte es in jedem einzelnen Staate neben dem nationalen Stande, dem Adel, noch einen andern geben, der mehr auf das größere Ganze des allgemeinen Vereins der chriſtlich geſitteten Nationen gerichtet war, und dieſes allgemeine Band thätig und wirkſam erhielt. — Wenn Karl der Große (ich nenne ihn, weil er als Geſetzgeber Epoche gemacht hat, obgleich mehrere ſeiner Vorgänger ſchon in gleichem Sinne gehandelt haben, manche ſeiner Einrichtungen von einem oder dem andern ſeiner Nachfolger weiter entwickelt worden ſind), wenn Karl der Große die Staatsverfaſſung auf dieſe beiden, in ſo vielen Rückſichten in der damahligen Zeit ſich ergänzenden Stände und Kräfte, und auf ihr gegenſeitiges Bedürfniß und ihre lebendige Einwirkung gründete, ſo iſt er deßfalls nicht zu tadeln. Karl fühlte ſich groß und ſtark genug, um auch andern freien Spielraum, Macht und Ehre in ihren von der Natur und Vernunft angewieſenen Gränzen zu gönnen. Viele ſeiner Einrichtungen haben unläugbar keinen andern Zweck, als den, die königliche Macht zu befeſtigen und zu vermehren; aber wie mehrere ſeiner Ahnen war auch er ein Mann des Volks. Dem Adel ließ er nicht nur die angeſtammten Rechte, ſondern er ſuchte auch in dieſem Theile des Ganzen, die alte, kraftvolle Verfaſſung neu zu beleben; die Geiſtlichkeit erhöhte er beſonders, das Bedürfniß ſeiner Zeit wohl fühlend. — Eine wahrhaft lebendige Kraft beruht nicht auf der Vertilgung alles freien Lebens rund um ſich her; vielmehr wird ein Herrſcher von ſtarkem Geiſte und von großer Seele um ſo mächtiger ſein, je mehr Leben und freie Kraft auch in allen übrigen Theilen des ganzen Staatskörpers iſt.

Die weſentliche Beſtimmung des geiſtlichen Standes, Gott den Menſchen zu verkündigen, und ſie zu ihm zu leiten, iſt zu allen Zeiten unwandelbar dieſelbe; die äußern Verhältniſſe aber des geiſtlichen Standes, können nicht anders als von den Umſtänden abhängig ſein. Dieß hat man oft überſehen, bei den

Anforderungen wieder zu den Verhältniſſen der älteſten chriſtlichen Lehrer zurück zu kehren. Wenn die Erziehung als ein vorzüglicher Gegenſtand des geiſtlichen Berufs anerkannt wird, ſo kann die Milderung der Sitten in noch ſehr kriegeriſchen Zeitaltern durch den Anbau des Landes wie des Geiſtes, es kann die Erziehung der Nationen der geiſtlichen Beſtimmung nicht als fremdartig angeſehen werden. Dazu war Macht, Einfluß und Beſitzthum erforderlich. Geldreichthum war damahls verhältnißmäßig ungleich ſeltner, daher war es meiſtens Landeigenthum, woran der geiſtliche Stand reich ward, und was ihn um ſo mehr mit dem Staate verflocht, da die deutſche Staatseinrichtung vorzüglich auf das Landeigenthum ſich gründete. Mehrere Urſachen trugen bei, das Landeigenthum der Geiſtlichen auch im Kleinen zu vermehren, noch außer den größeren Schenkungen der Könige und Fürſten. Es war dieß dem Bedürfniſſe der Zeit angemeſſen, und unter allen Schriftſtellern iſt nur eine Stimme darüber, wie ſehr der Anbau des Landes dadurch gewonnen habe, wie viele rauhere oder noch wüſte Gegenden durch den Fleiß der Klöſter urbar gemacht und in fruchtbare Gefilde verwandelt worden. Wie ſehr auch einzelne Geiſtliche den durch ſo viele Schenkungen angehäuften Reichthum mißbraucht haben mögen; im Ganzen gebührt der Geiſtlichkeit vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhunderte jenes Lob. Inſonderheit hat die Geſellſchaft der Benedictiner ſich den doppelten Ruhm in ganz Europa erworben, die beſten Schriften und Kenntniſſe des Alterthums zur Bildung des Geiſtes erhalten und das Land ſelbſt vielfach angebaut und verſchönert zu haben.

Wir dürfen uns die Eigenſchaft eines Beſchützers der Kirche, die man im ganzen Mittelalter als das Weſentliche des Kaiſerthums betrachtete, mit Hinſicht auf jenen auch jetzt wie damahls ſo erwünſchten freien Verein aller geſitteten Staaten und Völker, nur in unſre Sprache überſetzen, um zu ſehen, wie moraliſch und politiſch groß und wichtig dieſe Idee des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters geweſen ſei, ſo wie Karl der Große und die beſſeren deutſchen Kaiſer, von Otto dem Großen bis auf Rudolph von Habsburg, dieſelbe im Geiſte gefaßt und bei ihrem Handeln zum Grunde gelegt haben. Wenn es in der Folge der Zeiten nicht immer gelungen iſt, ein friedliches Verhältniß zwiſchen der Kirche und dem Staate zu erhalten, wenn die deutſchen Kaiſer und der römiſche Stuhl ſich in ihrem Streite oft wechſelsweiſe geſchadet und ihre Macht gegenſeitig zerſtört haben, ſo dürfen wir doch deßfalls die große Idee ſelbſt, nach der man ſtrebte, und die außerordentlichen Geiſteskräfte, die ſich in dieſem Streben entwickelten, nicht verkennen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß in den neuern Zeiten, wo man den freien Verein und ein allgemeines rechtliches Verhältniß aller geſitteten Staaten und Völker, nun auf einem ganz andern Wege durch politiſche Kunſt zu erreichen ſtrebte, es dieſer oft eben ſo ſchwer oder unmöglich geblieben iſt, ihr Ziel ganz zu erreichen, als es damahls durch das Kaiſerthum und durch die Macht der Kirche vollkommen gelang.

Nachdem die Biſchöfe auf den Staat ſo vielen Einfluß erhalten hatten, Stände des Reichs geworden waren, mußte natürlich auch der erſte Biſchof der Chriſtenheit in ein anderes Verhältniß zu den Staaten treten; ein Verhältniß, das zwar keineswegs mit ſeiner kirchlichen und geiſtlichen Beſtimmung nothwendig verbunden iſt, aber auch nicht im Widerſpruch mit derſelben ſteht. Von Alters her und ſchon in den erſten Jahrhunderten war der Biſchof von Rom als der erſte und vornehmſte Biſchof der Chriſtenheit anerkannt; d. h. aus dieſer Zeit finden ſich beſtimmte Zeugniſſe des Vorrangs, die auch von proteſtantiſchen Gelehrten anerkannt werden. Die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihnen und den Katholiſchen beſteht nur darin, daß die Proteſtanten, wenn ſie auch nicht alle annehmen, dieſer Vorrang ſei erſt zu der Zeit entſtanden, da ſich jene unläugbaren Zeugniſſe finden, denſelben doch überhaupt für zufällig entſtanden, für der Religion unweſentlich, oder gar nachtheilig halten; die Katholiſchen hingegen denſelben Vorrang nach der ausdrücklichen Abſicht des Stifters und Heilandes angeordnet, dieſe Einheit ſchon in dem Weſen des Chriſtenthums gegründet finden. Ueber die Ausdehnung der

Rechte, welche dem erſten Biſchofe als ſolchem zukommen, ſind allerdings auch bei katholiſchen Gelehrten verſchiedene Meinungen geweſen. Es mag ſchwer, ja unmöglich ſein, für alle Fälle die Gränzen dieſes Einfluſſes wie weit er gehen ſoll, im voraus ganz genau zu beſtimmen; um ſo mehr, da ein und derſelbe Fall unter verſchiedenen Umſtänden und in verſchiedenen Zeiten eine ganz andere Geſtalt annehmen, ein ganz anderer werden kann. Diejenigen, welche wirklich, und von Herzen die Einheit wollen, werden darüber ſchwerlich jemahls in einen weſentlichen Streit gerathen; ſie werden nie in Zweifel darüber ſein, wo der Mittelpunkt dieſer Einheit ſich befindet. Diejenigen aber, welche Zwietracht oder gewaltſame Eingriffe beabſichtigen, werden jederzeit leicht irgend einen ſcheinbaren Rechtsgrund, unter der unzähligen Menge der ſich darbiethenden frühern Fälle und Beſtimmungen irgend eine für ſie zeugende Thatſache finden, die aber unter andern Umſtänden etwas ganz anders war, um ihrer Abſicht zur Beſchönigung und zum Deckmantel zu dienen. Solche Störungen hat die Kirche und das Chriſtenthum faſt zu allen Zeiten mehr oder minder erfahren, aber keine derſelben, ſo oft es auch den Anſchein dazu hatte, iſt eine Zerſtörung geworden.

Die großen Schenkungen, durch welche Karl den römiſchen Stuhl bereicherte, und dadurch den Grund zu dem nachherigen Kirchenſtaate legte, dürfen am wenigſten befremden, indem ſich viele Gründe dafür angeben laſſen. Schon in ſehr frühen Zeiten, noch unter heidniſchen Kaiſern beſaß der römiſche Biſchof großen Reichthum, auch in Ländereien. Es war dieſer Reichthum nicht zum perſönlichen Aufwande beſtimmt, ſondern außer den übrigen kirchlichen Bedürfniſſen vorzüglich um eine große Anzahl von Geiſtlichen zu erziehen, zu unterhalten, und reiſen zu laſſen, wenn ſie verlangt wurden, entweder um das Chriſtenthum zu verbreiten, oder auch die Gemeinſchaft der Kirche lebhaft zu unterhalten. In ſpätern Zeiten beſaß der römiſche Biſchof beſonders anſehnliche Ländereien in Neapel und Sicilien. Als er nun dieſe durch die Saracenen und die Griechen verlor, was war natürlicher als daß die fränkiſchen Eroberer ihm durch andre

Biſthümer einen Erſatz dafür geben? Es war ohnehin eine allgemeine Gewohnheit, beſonders an den entfernteren Theilen des Reichs durch freiwillige Vergabungen ſich dieſe beſſer zu ſichern. Es kam noch der beſondere Umſtand hinzu, daß der römiſche Biſchof, mit welchem die Longobarden in alter Feindſchaft ſtanden, das neu eroberte Italien durch ſeine Macht deſto ſicherer bei den Franken zu erhalten, viel beitragen konnte. Dieß ſind die politiſchen Gründe, die ſich für jene Schenkung anführen laſſen; ſpäter mag auch noch eine andre Betrachtung hinzu gekommen ſein. Erſt nachdem der römiſche Stuhl von dem Drucke der Longobarden und der Griechen durch Karl befreit war, konnte er ſeine alten Anſprüche wieder geltend machen, und ſich mit neuer Würde erheben. Sehr bereitwillig wirkte Karl dazu mit, die kirchliche und geiſtliche Gewalt des oberſten Biſchofs in volle Wirkſamkeit zu ſetzen, indem ihm dieß das zweckmäßigſte und das geradeſte Mittel ſchien, die Kirche zu reformiren, und die alten ſtrengen Geſetze, ſo weit es die Umſtände erlaubten, wieder in Anwendung zu bringen. Eine Reformation, die um ſo dringender Bedürfniß wurde, je mehr bei ſteigendem Reichthume und Staatseinfluſſe der Biſchöfe der Fall vorkommen mochte, daß mehrere unter ihnen von ihrem geiſtlichen Berufe abwichen. — Auch andre Kaiſer, wie Heinrich III. haben in der gleichen Abſicht ſelbſt am meiſten dazu beigetragen, die Macht des römiſchen Biſchofs als eines Oberhauptes der Kirche in Anwendung zu bringen. Es waren in der frühern Zeit oft grade die mächtigſten Kaiſer, welche der geiſtlichen Gewalt viel einräumten; damit nicht bloß der Staat ſondern auch die Kirche in gleichmäßiger Verfaſſung, und ſtrenger Ordnung regiert werde, ſchien es ihnen nothwendig, neben dem ariſtokratiſchen Beſtandtheile der kirchlichen Geſellſchaft, der biſchöflichen Macht, auch die monarchiſche Gewalt des allgemeinen Oberhauptes aufrecht zu erhalten und in Wirkſamkeit zu ſetzen. So wie das Verhältniß der Kirche zum Staate ſich mehr entwickelte, ſo bildeten ſich auch die verſchiedenen Gewalten im Innern der Kirche mehr aus.

Wichtig war beſonders das Verhältniß, wodurch der römiſche Biſchof ſo oft als Schiedsrichter in den größten europäiſchen Angelegenheiten auftrat, vorzüglich ſeit der Zeit Karls des Großen. Da es ſchon in den älteſten Zeiten eine Gewohnheit der Chriſten war, in Streitſachen, die ſie unter ſich hatten, ihren Biſchof als freiwillig gewählten Schiedsrichter entſcheiden zu laſſen, ſo darf es uns nicht befremden, daß jetzt, da die Biſchöfe überhaupt ein Stand und eine Staatsgewalt geworden waren, die Mächtigen, die Fürſten und Könige der Chriſtenheit ſo oft den erſten aller Biſchöfe zum Schiedsrichter aufriefen. Denn durch die Fürſten ſelbſt iſt das Oberhaupt der Kirche zuerſt aufgerufen worden, einzelne wichtige Staatsfälle zu entſcheiden, und überhaupt in die europäiſchen Angelegenheiten Einfluß zu haben. Man darf auch keine beſonderen Gründe dazu aufſuchen, in dieſer oder jener eigenthümlichen Lage der Dinge; es lag ein allgemeiner Grund ſchon darin, daß das abendländiſche Europa in mehrere Mächte getrennt war; durch die Theilung des Reichs unter den Karolingern ward der Einfluß des Papſtes beſonders begünſtigt. Was man auch über den Mißbrauch urtheilen mag, den einzelne Päpſte von dieſem Einfluß auf die europäiſche Angelegenheiten gemacht haben, der übrigens von dem Weſentlichen der geiſtlichen Obergewalt ganz geſchieden iſt, ſo wird man doch, wenn man nur in das Bedürfniß, in die Lage und den Geiſt jener Zeiten recht eingehen will, nicht läugnen können, daß es viel Wohlthätiges hatte, daß nicht ſelten die unterdrückte gerechte Sache dadurch geſchützt ward, daß es oft nur die entſcheidende Stimme des Volks, die ſichtbar herrſchende Meinung aller Beſſern war, die durch die Dazwiſchenkunft der geiſtlichen Macht zur Sprache kam, ein Gewicht, und oft die Oberhand erhielt. Es ſchien erwünſcht und wohlthätig, daß ſelbſt gegen den mächtigſten Herrſcher noch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er ſcheuen mußte, die er durch bloße Gewalt niederzuſchlagen nicht vermochte. Auch die päpſtliche Macht, wie die kaiſerliche, war eine Volksmacht; der Papſt war der Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, die ſchon als Bedürfniß gefühlt wurde, wenn auch noch nicht als beſtimmtes

Ideal deutlich aufgeſtellt war. In der eigenthümlichen Geſtaltung der europäiſchen Bildung hat dieß viel beigetragen, indem gerade durch dieſen Einfluß des erſten Biſchofs die europäiſchen Nationen vielfach in Verbindung geſetzt, und doch in Unabhängigkeit erhalten wurden. Hier zeigt ſich in der That zuerſt das Ideal, welches dem europäiſchen Staaten- und Völker-Syſteme zum Grunde liegt; das Ideal eines rechtlichen Bundes, eines freien Vereins, welches alle Nationen und Staaten der gebildeten und geſitteten Welt umſchlänge, ohne daß die Einheit, die freie und eigenthümliche National-Entwicklung jeder einzelnen Nation aufgeopfert würde. Gern wollen wir geſtehen, daß jenes Ideal in der damahligen Zeit eben ſo wenig ganz zur Vollendung gediehen, als dieß in neuerer Zeit gelungen iſt; es iſt vielmehr das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerthume und der Kirche im Mittelalter nie ganz in Harmonie, und was die Größten und Beſten von beiden Seiten beabſichtigen mochten, nie ganz zur Ausführung gekommen. — Noch weniger kann es die Abſicht ſeyn, alle einzelne Handlungen der Kaiſer und Päpſte vertheidigen zu wollen; aber ſelbſt diejenigen darunter, welche die tadelnswertheſten ſind, kann man erſt dann richtig beurtheilen, wenn man die Idee, welche dem politiſchen Streben der damahligen Zeit zum Grunde lag, aufgefaßt, und ſich in ſie verſetzt hat. Dieſen Geiſt der frühern Zeit richtig zu zeichnen, und lebhaft vor Augen zu ſtellen, iſt mein Ziel; und wenn es weder möglich, noch auch rathſam ſeyn möchte, bei einer Darſtellung dieſer Art die eigne Ueberzeugung zu verläugnen, ſo hoffe ich doch die ſtrengſte Gerechtigkeit gegen die Andersdenkenden nie zu verletzen. Dieſe Gerechtigkeit kann nichts beſſer lehren, als die Geſchichte; ſie betrachtet die großen Verſchiedenheiten, welche das menſchliche Geſchlecht theilen, nicht wie eine Streitſache, ſondern als Weltbegebenheiten, als Entwicklungen und Ereigniſſe des Menſchengeiſtes, wo das Urtheil auf das Große gerichtet, dann ungleich milder ausfällt.

Nicht leicht iſt ein Staat, von einer ziemlich beſchränkten Macht und in bedrängter Lage, in ſo kurzer Zeit zu einer ſo alles überwiegenden Stärke gelangt, wie Deutſchland in dem Zeitraum von Konrad dem Erſten bis auf Heinrich den Vierten, vom Anfang des zehnten bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts. Aber in der Reihe dieſer Kaiſer kann man auch mehrere nennen, wie Heinrich den Erſten, Otto den Großen, Konrad den Salier, Heinrich den Dritten, welche neben den größten Eroberern des Alterthums hätten glänzen können, wenn ihr Streben bloß auf erweiterte Macht gegangen wäre, und ſie nicht vielmehr eine größere Ehre darin geſetzt hätten, als Geſetzgeber nach Recht und Herkommen zu herrſchen und Ordnung in der Chriſtenheit, ſo wie die alte Freiheit im deutſchen Vaterlande zu erhalten, weshalb ſie ſich mit einer mäßigen Erweiterung und Befeſtigung des Reichs begnügten. Konrad war der erſte von fünf verſammelten deutſchen Nationen gewählte König, der aber nicht ſtark genug durch eigne Stammgüter war, um der deutſchen Königswürde ihr volles Anſehen zu verſchaffen. Großmüthig empfahl er auf ſeinem Sterbebette den Fürſten, mit Vorbeigehung ſeines eignen Hauſes, den mächtigſten der deutſchen Fürſten, den ſächſiſchen Heinrich zu wählen. Man hat die alte Verfaſſung von Deutſchland als Wahlreich getadelt, mit Anführung aller der nachtheiligen Folgen, welche Wahlreiche zu haben pflegen. Es iſt jede Einrichtung gut oder verwerflich, je nachdem die Zeiten und die Menſchen beſchaffen ſind; ein Volk, wo ſolche Geſinnungen herrſchen, wie der fränkiſche Konrad durch jene großmüthige Handlung kund gegeben hat, darf ein Wahlreich ſein. — Die ganze Reihe der auf einander folgenden kraftvollen und großen Könige und Kaiſer iſt die beſte Rechtfertigung für die auf die alte germaniſche Verfaſſung gegründete Form der Wahl. Auch geſchah es gerade wo das Wahlreich in ein Erbreich überzugehen begann, indem man durch das Anſehen eines großen Kaiſers bewogen, von dem Hauſe nicht abgehen wollte, der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger gewählt ward, wenn nun Minderjährigkeit und Vormundſchaft eintrat, daß alsdann das Reich in einem ſchwankenden und ſchwächeren Zuſtand erſcheint. Es bedurfte bei dem Anfange des zehnten Jahrhunderts eines mächtigen, kraftvollen und tapfern

Heerführers zum König der Deutſchen; denn faſt von allen Seiten war Deutſchland mit Feinden umgeben. In Weſten Streit mit Frankreich um Lothringen, Lothars Reich, jetzt das nördliche Mittelland, worunter auch die Niederlande begriffen waren; nach Norden und Oſten die geſammte Gränze von heidniſchen und feindlichen Völkern umgeben, den Dänen und den verſchiedenen ſlawiſchen Stämmen. Am meiſten verbreiteten die Ungarn Schrecken über ganz Europa. Ihre Heereszüge in das nördliche Italien und in Deutſchland bis an den Rhein waren um ſo verwüſtender, da ihre Abſicht nicht darauf ging zu erobern und ſich in den eroberten Ländern nieder zu laſſen, ſondern ſie nur Beute machten, und dann heim kehrten. In kurzer Zeit, ſchon unter den beiden Regierungen Heinrich des Erſten und Otto des Großen, wurde nicht nur Lothringen behauptet, die Dänen beſiegt, gegen die ſlawiſchen Völker in Nord-Oſten die Gränze fortgehend erweitert, den Einfällen der Ungarn durch die Schlachten bei Merſeburg und am Lech ein Ende gemacht, ſondern auch Italien, und die Kaiſerwürde mit dem Reiche vereinigt. Schon jetzt war Deutſchland ohne Vergleich der mächtigſte Staat in Europa, noch ehe Konrad der Zweite durch Vertrag mit dem letzten erbloſen König auch das burgundiſche Königreich, das ganze ſüdliche Mittelland mit Einſchluß von Savoyen, Dauphiné und der Provence, dem deutſchen Reiche einverleibte, deſſen weite Gränzen von dem mittelländiſchen bis zum nordiſchen und baltiſchen Meere noch bei weitem nicht den ganzen Umfang der Macht und des Einfluſſes der Kaiſer erſchöpfte. Mit der Annahme des Chriſtenthums wurde dieſer Einfluß auf Dänemark, Böhmen, Pohlen und Ungarn ſichtbar. So unrichtig es ſein würde, den bald größern bald geringern Einfluß der deutſchen Könige auf dieſe Länder nach den Grundſätzen eines viel neueren Staatsrechts geſetzlich genau beſtimmen zu wollen, ſo iſt derſelbe ſehr weſentlich, um uns eine angemeſſene Vorſtellung von dem Anſehen zu bilden, in welchem das deutſche Reich und die Kaiſer ſtanden. Am merkwürdigſten und am vielfachſten waren die Verhältniſſe mit Ungarn; mit der Einführung des Chriſtenthums wurden hier zugleich auch die größten Fortſchritte in der geſammten Cultur ſichtbar, indem Ungarn an dem Könige Stephan, der als ein weiſer Herrſcher und Geſetzgeber ſeinem Volke das ward, was Alfred für das ſeinige geweſen war, einen von den ſeltenen Männern erhielt, die weit über ihr Zeitalter hervorragen, und auf Jahrhunderte hinaus für die Bildung wirken, und ihren Gang leiten. In dieſe Epoche fällt auch die neue Begründung des deutſchen Oeſterreich. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, von chriſtlich gothiſchen Völkern, den Herulern, Rugiern und Longobarden bewohnt, war das öſtliche Donauland nachher von nicht deutſchen, heidniſchen Völkern in Beſitz genommen worden, ohne daß jedoch der deutſche Stamm ausgerottet ward. Die Franken ſuchten auch in dieſer Richtung ihr Reich immer weiter auszudehnen; durch Karls des Großen bis an die Raab ſich erſtreckende Eroberungen ward Oeſterreich völlig wieder befreit. Unter den ſchwachen letzten Karolingern ging dieſe öſtliche Mark wieder verloren, beſonders ſeitdem nichts dem erſten Einbruche der Ungarn zu widerſtehen vermochte. Durch die Ottonen aber erhob ſich unter dem Geſchlechte der Babenberger die erneuerte Markgrafſchaft wieder, die ſich bald vor andern deutſchen Ländern durch einen bluhenden Wohlſtand, Handel und Cultur vorzüglich auszeichnete.

Nachdem Deutſchland ein ſelbſtſtändiges Wahlkönigreich geworden war, ſo gab von den vier deutſchen Haupt-Nationen, den Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern eine jede mit Ausſchluß der Baiern dem Reiche eine Dynaſtie. Obwohl es ein Wahlreich war, ſo gab dennoch die Geburt aus dem einmahl herrſchenden Hauſe einen faſt rechtlich begründeten Anſpruch auf die Nachfolge; nur daß nicht gerade die Erſtgeburt entſchied, ſondern freie Wahl Statt fand unter mehreren Gliedern eines herrſchenden Hauſes, und daß ſelbſt die Nachfolge des Erſtgebornen, wenn man bei ihm blieb, einer feierlichen Beſtätigung durch Wahl bedurfte, und nach Erlöſchung der Dynaſtie das vollkommenſte Wahlrecht in ſeiner ganzen Fülle und Kraft wieder eintrat. Von den drei Dynaſtien deutſcher Könige und Kaiſer, der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen hat eine jede etwas mehr als hundert

Jahre gedauert. Alle drei ſind ſich auch darin ähnlich, daß unter den erſten Königen und Kaiſern einer jeden Dynaſtie beſonders große Kriegshelden und kraftvolle Herrſcher ſich zeigen; in den ſpätern Gliedern hingegen mehr Neigung zur Bildung und weniger Kraft, oder doch eine nicht ſtreng geordnete und weiſe angewandte, ſondern mehr unregelmäßige und ins Wilde wirkende Kraft. So waren Heinrich der Erſte und Otto der Große die Helden der ſächſiſchen Kaiſerreihe; die beiden letzten Ottonen zeichnen ſich bei ihrer Familienverbindung mit dem griechiſchen Kaiſerhauſe durch ihre Vorliebe für die ſüdliche Pracht und Bildung aus. Sie ahmten ſogar das Ceremoniel des byzantiniſchen Hofes nach, und es konnte der Gedanke möglich ſcheinen, Rom wieder zum Sitz des Reichs zu machen. Die erſten Kaiſer der fränkiſchen Dynaſtie, Konrad der Salier und Heinrich der Dritte waren vielleicht die mächtigſten und glücklichſten Kaiſer, die Deutſchland je gehabt hat. Die Schwäche und der verwilderte Charakter ihrer Nachfolger trug viel dazu bei, das Reich durch den großen Kampf mit der Kirche zu zerrütten; wenn die Veranlaſſung desſelben gleich außerdem ſchon vorhanden und der Kampf ſelbſt unvermeidlich war. Unter den Herrſchern der ſchwäbiſchen Dynaſtie zeigt Friedrich der Erſte als ſtrenger Gebiether und wenn auch nicht immer glücklicher, doch gewaltiger Held und Kriegsheerführer, wie groß und mächtig auch damahls noch ein Kaiſer war und ſein konnte. Friedrich der Zweite, an Bildung und kühner Geiſteskraft den frühern Kaiſern, ja allen Herrſchern des Mittelalters vielleicht überlegen, hat durch den wilden Gebrauch, den er von ſeinen großen Gaben machte, das deutſche Reich und das Kaiſerthum, ſo wie es im Mittelalter unter den drei Dynaſtien beſtand, zerſtört; bis es durch Rudolph von Habsburg und ſpäter durch Maximilian, aber ſchon unter dem erſten in ſehr veränderter Geſtalt wieder hergeſtellt ward. In allen drei Dynaſtien zeigt ſich alſo ein ähnlicher von Kraft zur Schwäche, von Strenge und gebietheriſcher Ordnung zur Zügelloſigkeit und Auflöſung fortſchreitender oder ſinkender Gang.

Alle drei Dynaſtien ſuchten gleich ſehr ihren höchſten Ruhm darin, die Kaiſerwürde zu beſitzen, und ſie auf den Gipfel des

Glanzes zu erheben. Nur erſt Friedrich der Zweite ſcheint, was bis dahin für die höchſte aller irdiſchen Würden gehalten ward, minder geachtet zu haben. Im übrigen iſt bei den drei Dynaſtien das Regierungsſyſtem beſonders auch in der Richtung ihrer Eroberungen ſehr verſchieden geweſen. Die ſächſiſchen Kaiſer richteten ihre Kraft gegen die feindlichen Nationen im Norden und Oſten und legten dadurch den Grund zu der Stärke und Größe des Reichs; in Italien ſuchten ſie mehr den Ruhm als den alleinherrſchenden Beſitz; im innern Deutſchland herrſchten ſie großmüthig und milde. Die fränkiſchen Kaiſer haben ſichtbar nach der unumſchränkten Herrſchaft geſtrebt. Nicht als ob ſie die Freiheit des Volks hätten unterdrücken, dem niedern Adel ſeine Rechte hätten entreißen oder das Aufkommen der Städte weniger begünſtigen wollen; aber gewiß hatten ſie die deutliche Abſicht, das Reich zu einem vollkommenen Erbreich zu machen, die beſondern Nationalrechte aufzuheben, die königliche Gewalt auf alle Weiſe zu vermehren und vielleicht auch die entferntere, die großen Herzogthümer der Krone einzuverleiben. In dieſem ihrem herrſchſüchtigen Regierungsſyſtem lag, ſobald es unweiſe angewandt ward, ſchon ein Grund zu jenem Kampf mit der Kirche, in welchen ſie zuerſt geriethen. Es betraf ja dieſer Kampf die gegenſeitigen Anſprüche der Kaiſer und des römiſchen Stuhls auf die geiſtlichen Fürſten; auf deren Abhängigkeit von dem weltlichen Oberherrn ſie nicht minder ſtreng und eiferſüchtig, als auf der Ausübung aller übrigen ihrer königlichen Rechte beſtanden. Auch ſcheint, daß ſie außerdem noch beſondern Einfluß auf die Kirche ſelbſt haben wollten. Kein Kaiſer, weder vor noch nach ihm, hat denſelben in dem Maße gehabt, wie Heinrich der Dritte, und obwohl er einen guten Gebrauch davon gemacht hat, ſo lag doch auch hierin ſchon der Grund und Anreiz zu einer natürlichen Gegenwirkung. Die ſchwäbiſchen Kaiſer endlich haben nicht nur die frühern Erwerbungen und Anſprüche im Norden, Weſten und Oſten, ſondern endlich ſelbſt Deutſchland und ihren kaiſerlichen Beruf vernachläſſigt, um nur unumſchränkte Beherrſcher und Monarchen des ſchönen Italiens zu werden. Unter ihnen nahm der Streit zwiſchen dem Kaiſerthum und der Kirche einen ganz andern Charakter an, indem jetzt noch das weltliche Intereſſe der Unabhängigkeit oder der Unterwerfung Italiens hinzu kam. Was die Eroberungen betrifft, ſo waren die der ſächſiſchen Kaiſer die weſentlichſten, für die Erhaltung des Reichs nothwendig, für den Zuwachs wahrer Macht am vortheilhafteſten geweſen. Man hat gezweifelt, ob durch die Einverleibung des burgundiſchen Königreichs mit dem deutſchen Reiche, daſſelbe einen bedeutenden Zuwachs an wahrer Macht erhalten habe: da die Herrſchaft über Burgund ohnehin nicht von ſo langer Dauer war, daß beide Reiche eins werden konnten, und man leicht wahrnehmen mag, daß ſelbſt Lothringen nur loſer mit dem Reiche zuſammen hing. Wenigſtens aber wurde die weſtliche Gränze durch dieſe Erwerbung geſichert, da ſonſt Frankreich auch damahls leicht der gefährlichſte Nebenbuhler und Nachbar für Deutſchland hätte werden können.

Ebenfalls ſind die neuern Schriftſteller faſt einſtimmig der Meinung, daß die Verbindung mit Italien und ſelbſt die Kaiſerwürde dem deutſchen Staate ſchädlich geweſen ſei. Wohl mag es zugegeben werden, daß die deutſchen Könige in den folgenden Zeiten mächtiger würden geworden ſein, wenn der Staat ſich mehr nach andern Seiten hin erweitert, oder wenn die Könige ihre Kräfte nur angewandt hätten, ſich völlig unumſchränkt zu machen. Für die Cultur iſt aber dieſe Verbindung gewiß vortheilhaft geweſen. Auch hätte Italien mögen behauptet werden, wenn die frühern Kaiſer länger beſonders im nördlichen Italien reſidirt, wenn ſie dieſes mit Deutſchland mehr verſchmolzen hätten. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern war es nicht mehr an der Zeit und durch die Erwerbung von Sicilien verlor nicht nur das ſchwäbiſche Haus, ſondern die kaiſerliche Macht ſelbſt ihre ganze Liebe in Italien, weil man nun allgemeine Unterwerfung fürchtete.

Ungeachtet aller dieſer Einſchränkungen war unter ſtarken Kaiſern die Macht des Reichs ſehr groß, welches ganz Deutſchland nebſt der Schweiz und Holland, das nördliche Italien und den öſtlichen Theil von Frankreich umfaſſend, einen oft ſehr fühlbaren Einfluß über Dänemark, Pohlen und Ungarn ausübte, und eine gar nicht zu berechnende Kraft und Größe in der Meinung und dem Glauben aller europäiſchen Nationen beſaß.

* * *

Noch vor dem Gemählde des geſammten Europa zur Zeit der Kreuzzüge erfordert der innre Zuſtand und die innre Verfaſſung von Deutſchland eine beſondre Betrachtung. Um ſo mehr, da in den hiſtoriſchen Darſtellungen jener Zeit der deutſche König meiſtens über den römiſchen Kaiſer vergeſſen, oder doch nicht genug beobachtet wird. Und doch verdient dieſe merkwürdige Verfaſſung gewiß eine aufmerkſame Erforſchung, ſo viel Tadel ſie auch bei neuern Schriftſtellern gefunden hat, denen jede Mannichfaltigkeit freier Kräfte, wie ſie ſich in ſtändiſchen Einrichtungen und Verhältniſſen zeigt, gleich zu verwickelt iſt und als ein Zuſtand bloßer Verworrenheit erſcheint; die nur Eines im Staate wünſchen und bei der Geſchichte der Staaten im Auge haben: die fortſchreitende Erweiterung und Befeſtigung der unumſchränkten Gewalt und Alleinherrſchaft.

Von den fünf Nationen, welche zur Wahl des erſten deutſchen Königs zuſammentraten, den Franken, Sachſen, Schwaben, Baiern und Thüringern hatten die Franken nebſt dem größten Theile von Heſſen, und den Gauen am Main vorzüglich die mittlern Rheingegenden inne. Dieſe fränkiſchen Rheinländer waren als vorzüglicher Wohnort Karls des Großen, und von ihm beſonders begünſtigt, an Cultur allen andern deutſchen Ländern zuvor geeilt. Bald wetteiferte jedoch Sachſen, damahls das ganze nördliche Deutſchland, auch in dieſer Hinſicht mit Franken. Dieſes geſchah durch den Einfluß der Kaiſer aus ſächſiſchem Stamme, durch das Anſehen, welches die Nation und das Land dadurch erhielt, durch die Wirkung, welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt im Lande verbreitete. Der Herzog von Sachſen war mächtiger als der von Franken, theils wegen der Ausdehnung des Landes, theils weil hier die Macht des Herzogthums nicht durch ſo große Biſthümer geſchmälert war als in den Rheinländern. Schwaben, mit Einſchluß des Elſaß und der Schweiz, enthielt noch am meiſten Spuren von der älteſten germaniſchen Verfaſſung, ſchon dadurch der aufmerkſamſten Betrachtung werth. Länger wie in einem andern deutſchen Lande erhielt ſich hier auf dem ſchwäbiſchen Boden wenigſtens theilweiſe und als einzelnes Ueberbleibſel des Alterthums, vollkommener aber in den Schweizergebirgen der alte germaniſche Stand der Freien in ſeiner urſprünglichen Gleichheit, der ſonſt faſt überall von dem immer mehr herrſchend werdenden Lehensweſen verdrängt war. In dem rheiniſchen Franken war natürlich die neue Verfaſſung wie ſie ſich in dem großen karolingiſchen Reich und Hauptlande neu entwickelt und geſtaltet hatte, herrſchend geworden. In Sachſen war bei der Eroberung, durch welche es dem Reiche einverleibt ward, unſtreitig vieles von der alten Einrichtung untergegangen; außerdem war aber in den ſächſiſchen Landen die Einverleibung ſo mancher ſlawiſchen Orte und Völkerſchaften der alten germaniſchen Freiheit und Verfaſſung ohne Zweifel nachtheilig.

Man hat den Deutſchen der damahligen Zeit einen Vorwurf aus der Unterdrückung und harten Behandlung der Slawen gemacht; in Rückſicht auf den Krieg ſelbſt, der hartnäckig und mit Erbitterung geführt ward, mag der Vorwurf gegründet ſein. Für die Wirkung auf die Folgezeit darf man nur den blühenden Wohlſtand ſo mancher urſprünglich ſlawiſchen Länder im nördlichen Deutſchland, die durch deutſche Eroberer oder Coloniſten, ganz oder halb deutſch geworden ſind, mit andern Ländern vergleichen, welche die alte ſlawiſche Einrichtung durchaus beibehalten haben. Bei den ſlawiſchen Völkern war urſprünglich die Trennung der Adelichen und der Nichtadelichen weit ſtrenger, das Verhältniß der erſten zu den letzten ungleich drückender. Daß wie in Deutſchland, ein Stand der Freien bei den Slawen urſprünglich Statt gefunden habe, findet ſich keine Spur. Von der innern Stärke, dem Wohlſtande, und der damahligen Bevölkerung Deutſchlands, muß die weite Ausbreitung deutſcher

Anſiedelungen in Ländern, die zuvor ſlawiſch waren, wie Brandenburg, Meißen, Schleſien, einen großen Begriff geben. Bloße Eroberung ohne nachfolgende zahlreiche Anſiedelung hätte das nie bewirken können. Dazu rechne man noch die großen Heere, welche nach Italien und in den Kreuzzügen von Deutſchland ausgingen. Auf die deutſche Verfaſſung hatte aber die Einverleibung der ſlawiſchen Länder und Völker unſtreitig eine nachtheilige Wirkung. Von zwei Seiten drang jetzt ein Einfluß in Deutſchland ein, welcher der alten Freiheit entgegen war. Von der einen Seite der neue fränkiſche Lebensgeiſt, vor welchem der Stand der Freien immer mehr verſchwand; von der andern, ein nach ſlawiſcher Sitte härterer Druck der nicht edlen, nicht freien Leute.

An die Stelle des alten Standes der Freien trat dagegen mit der ſteigenden Anzahl und Bevölkerung der Städte der neue Bürgerſtand, der immer mehr Einfluß und Rechte erhielt, ſo daß er bald als drittes Glied das Ganze der Staatsverfaſſung vollenden konnte. Die Kaiſer vorzüglich begünſtigten und beförderten auf alle Weiſe das Emporkommen dieſes dritten Standes. Dieſes erheiſchte nicht nur ihr Vortheil, um ſich ein Gegengewicht gegen übermächtige Fürſten zu verſchaffen, ſondern der ganze Geiſt ihrer Würde brachte es ſchon mit ſich. Es war die Macht des deutſchen Königs und Kaiſers eine Volksmacht, die ganz auf der Kraft der öffentlichen Meinung, und auf dem Glauben an die Hoheit der Kaiſerwürde, auf der Verehrung ihrer Heiligkeit beruhte. Daher war ein Kaiſer von ſtarkem Geiſte, auch ohne eigne große Stammgüter faſt allgewaltig. Konnte doch Otto der Große ſogar ſein Herzogthum weggeben, als er Kaiſer ward, unbeſchadet der Stärke ſeiner Herrſchaft; und in etwas ſpäteren Zeiten war die große Macht Friedrichs des Erſten wenigſtens in gar keinem Verhältniſſe mit dem Umfange ſeiner Stammgüter. Ganz kraftlos aber war die deutſche Königs- und Kaiſerwürde, wenn der Regent ſie nicht durch ſich ſelbſt zu heben wußte. Es war in der damahligen deutſchen Verfaſſung immer noch viel von der alten germaniſchen Freiheit, obwohl in einer durchaus andern und neuen Geſtalt. Die genannten fünf Nationen waren eben ſo viele Herzogthümer; Sachſen und Franken ſchon bei der Entſtehung des deutſchen Königthums, Schwaben und Baiern wurden es bald nachher; Thüringen, nur noch ein Ueberbleibſel von dem ehemahligen nicht unbeträchtlichen gothiſchen Königreiche dieſes Nahmens, welches die Franken zerſtört hatten, war verhältnißmäßig nicht ſo ſtark. Lothringen, welches ſpäter hinzukam, als ſechstes Herzogthum und Nation, zeigt ſich wegen der wechſelnden Verhältniſſe mit Frankreich, und wegen der Entfernung, nicht immer von ſo einwirkendem Einfluſſe, als die übrigen Hauptglieder und Nationen des deutſchen Königthums, als welche ſich die Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern bewährten. Es fand allerdings einige Eiferſucht, beſonders zwiſchen den Franken und Sachſen, und überhaupt zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Nationen Statt, deren Verſchiedenheit ſelbſt jetzt nach ſo langem und mannichfaltigem Vereine noch nicht ganz verſchmolzen iſt. Wo wäre aber wohl eine Freiheit ohne Eiferſucht möglich? Bei manchen Fehden dieſer Zeit iſt es ſichtbar, daß ſie, wie oft die Kriege im Mittelalter, nur wie ein ritterlicher Zweikampf, nicht mit der Erbitterung der Bürger oder National-Kriege geführt wurden. Eine ſolche Erbitterung zeigt ſich ſeltner in der frühern Zeit, aber von der Regierung des unglücklichen Heinrich des Vierten an, nahm ſie in dem Kampfe der Guelfen und Ghibellinen immer mehr überhand.

Die Herzoge wurden nicht mehr vom Volke, wie in den älteſten Zeiten gewählt, ſondern vom Könige als oberſten Lehnsherrn eingeſetzt, oder beſtätigt. Indeſſen war das Herzogthum doch eine eigentliche Nationalwürde, auf den Schutz und Schirm der Rechte und der Freiheit der beſondern Nation gerichtet, ſo wie der König auf die Sorge für das ganze Reich. So leicht es den mächtigen deutſchen Königen ward, Herzoge ab- und einzuſetzen, ſo häufig ſie dieſe Würde an ihre nächſten Verwandten vergaben, ſo ſehen wir doch, daß ſelbſt die mächtigſten, auch wohl nach unbeſchränkter Herrſchaft ſtrebenden Kaiſer, ein heimgefallenes Herzogthum förmlich der Krone einzuverleiben Anſtand nahmen, woraus ſich ſchließen läßt, daß die Unabhängigkeit der Herzogthümer für verfaſſungsmäßig gehalten ward. Die Wahlverfaſſung hatte unter mehreren andern auch den Vortheil, daß keine Theilung des Reichs, die ſonſt unvermeidlich geweſen ſein möchte, Statt finden konnte. Das Weſentlichſte der damahligen Verfaſſung in Beziehung auf die ältere, läßt ſich in den Worten zuſammenfaſſen: Der Adel war ungleich mächtiger und herrſchender geworden, aber der Herzog und der König ſchützte jeder ſein Volk, der letzte nebſt den Biſchöfen begünſtigte auch beſonders die Städte, in denen ein neuer dritter Stand, und bald auch eine neue Cultur empor blühte. Es waren wohl alle Elemente zur glücklichen Verfaſſung des Königreichs gegeben, wenn dieſe Elemente aber nicht ganz in Harmonie kamen, die Anlage zu einer guten Verfaſſung nicht ganz zur Reife gedieh, ſo lag die Urſache davon in den gewaltſamen Bewegungen, welche ganz Europa bald darauf erſchütterten, und die Nationen unaufhaltſam mit ſich fortriſſen. Einen neuen Beweis von der überaus großen innern Stärke des damahligen Deutſchlands, geben die Städte und ihr blühender Wohlſtand ab. Zwar iſt in Deutſchland keine einzelne Stadt zu der Größe gelangt, wie einige italieniſche, was auch in der Nähe der königlichen Macht nicht wohl möglich war; aber an der überaus großen Menge von Städten, welche doch auch ſehr bevölkert, blühend und reich waren, hatte Deutſchland ſelbſt vor Italien den Vorzug. Die Macht der Herzoge war allerdings ein Hinderniß für die Könige, daß ſie nicht unumſchränkt werden konnten; es iſt daher glaublich, daß ſie beſonders die Biſchöfe noch ungleich mächtiger machten; ſie zu wahren geiſtlichen Fürſten erhoben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürſten zu haben. Schon bei der Wahl Konrads des Zweiten werden außer den Haupt-Nationen auch die angeſehenſten Biſchöfe genannt, vor den übrigen die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, welche die Wahl mit beſtimmt haben.

Aber grade von dieſer Seite drohte jetzt Deutſchland der größte Sturm; es war eben die Staatsgewalt der zu Fürſten gewordenen Biſchöfe, und ihr zwiefaches ſchwer zu vereinigendes Verhältniß zur Kirche und zum Staat, was den großen anderthalb hundertjährigen Kampf zwiſchen dem Kaiſerthrone und dem römiſchen Stuhle veranlaßt, Italien und Deutſchland in den unzähligen Fehden der Guelfen und Ghibellinen verwirrte und endlich damit endigte, daß die Kaiſerwürde ihre Kraft und das alte Anſehen verlor, bis Rudolphs thätige Gerechtigkeit es ihr wiedergab, das Oberhaupt der Kirche aber äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Der Kampf war gleich zu Anfang deſto heftiger, da er in die Zeit Heinrichs des Vierten fiel, eines Kaiſers von eben ſo gewaltſamem und leidenſchaftlichem als ſchwachem Charakter, deſſen lange Regierung in Rückſicht auf die Planloſigkeit und die Verwirrung als eine fortgeſetzte Minderjährigkeit, oft als ein Zwiſchenreich erſcheint. Auf der andern Seite ſtand dagegen ein Mann, Gregor der Siebente, von dem ſelbſt ſeine Feinde eingeſtehen, daß er an Kraft und Stärke des Charakters in der ganzen Geſchichte wenige ſeines Gleichen habe. Der Streit betraf zunächſt die zwiefache Abhängigkeit der Biſchöfe vom Staate und von der Kirche, und war im gewiſſen Sinne unauflöslich, weil weder der König ſeine Lehensrechte auf die geiſtlichen Fürſten als ſolche, noch auch die Kirche den Wunſch aufgeben konnte und wollte, daß die Biſchöfe zunächſt und zuerſt ihr angehören ſollten. Das war es eigentlich, warum geſtritten ward, nicht bloß dieſe oder jene äußere Förmlichkeit. Als es daher endlich zum Frieden kam, ſo war auch dieſer ſo beſchaffen, wie es bei unauflöslichen Streitigkeiten meiſtens zu ſein pflegt, wo keiner der Streitenden ſeine Abſicht ganz erreicht, und ein unentſchiedener Mittelzuſtand mit Förmlichkeit feſtgeſetzt und als Entſcheidung angenommen wird. So nothwendig und wohlthätig die ſtändiſche Gewalt der hohen Geiſtlichkeit, ihr Antheil an den geſetzgebenden oder berathſchlagenden Reichsverſammlungen für den Staat ſein mochte, ſo wenig dieſes Verhältniß mit dem geiſtlichen Berufe in Widerſpruch ſtand, ſo war es doch ganz anders mit dem Lehensverhältniſſe, wenigſtens ſo wie dieſes damahls aufgefaßt wurde. Schon in frühern Zeiten waren Biſchöfe, weil ſie Güter überkommen hatten und beſaßen, auf welchen der Kriegsdienſt, als Lehenspflicht haftete, ſelbſt in den Krieg gezogen, das Schwert anſtatt des Hirtenſtabes ergreifend. Dagegen hatten ſchon fränkiſche und karolingiſche Könige Geſetze gegeben. Jetzt nachdem theils frommer Eifer, theil auch Staatsgründe, einen ſo großen Theil des Landeigenthums in die Hände der Geiſtlichkeit gebracht hatten, ſuchten ſich Mächtige und Fürſten, die durch ihre Lage Einfluß auf die Beſetzung einer geiſtlichen Würde haben konnten, beſonders aber die Könige ſelbſt dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie die geiſtlichen Stellen und Würden heimlich oder auch öffentlich verkauften. Dieß war nicht nur unanſtändig, ausdrücklichen vom Staate anerkannten Kirchengeſetzen zuwider, ſondern es läßt ſich auch denken, daß es alle rechtliche und ſittliche Ordnung zu verletzen und aufzulöſen, vielfach beigetragen habe. Dieſem Unweſen wollte Gregor der Siebente zunächſt ein Ende machen. Schon durch die deutſchen Päpſte, welche unmittelbar ſeine Vorgänger waren, aber mit Gregors Einfluß, unter dem mächtigen Kaiſer Heinrich dem Dritten und von dieſem begünſtigt, hatte die Reform beſonders gegen jenes unwürdige Verkaufen der Biſchofswürde angefangen. Gregor wollte das Uebel an der Wurzel heben, und es läßt ſich wohl nicht läugnen, daß er die Abſicht hatte, die Kirche von der weltlichen Gewalt, die beſonders in der Zeit zunächſt vor ihm einen gewiß ſehr nachtheiligen Einfluß auf die kirchliche Ordnung gehabt hatte, ganz frei und unabhängig zu machen. Wenn Gregor der Siebente ſich in die deutſchen Händel einmiſchte, ſo wurde er von den Fürſten und den Nationen ſelbſt dazu berufen und aufgefordert, wie man ſchon Jahrhunderte früher, unter den Karolingern in ähnlichen Fällen den oberſten Biſchof als einen natürlichen Schiedsrichter betrachtet hatte. Wenn man dieß nach den Sitten, nach den herrſchenden Begriffen, nach dem Staatsrechte jenes Jahrhunderts, und nicht des unſrigen, beurtheilen will, ſo fällt das anfangs Befremdende ganz weg. Dieſer außerordentliche Mann hat das Schickſal wie alle große Reformatoren gehabt, entweder leidenſchaftlich gelobt, oder leidenſchaftlich getadelt zu werden; daß er ein Mann von heroiſcher Kraft des Willens, und von dem umfaſſendſten Verſtande war, geben jetzt auch diejenigen zu, welche ſeine Grundſätze durchaus verwerfen; wie auch daß er ein wahrer Reformator der Kirche, wenigſtens in Rückſicht der Sitten, und für die Verfaſſung nach den damahls noch nicht bezweifelten Geſetzen und Grundſätzen derſelben war, und daß ſeine eignen Sitten ſtreng und unbeſcholten geweſen ſind. Nur eines ungemeſſenen Ehrgeizes wird er beſchuldigt; wenn er davon nicht ganz frei geweſen, ſo war es nicht eine kleinliche Herrſchbegier, ſondern jener edle Ehrgeiz, ohne den kein ausgezeichneter von einem großen Gedanken erfüllter Mann gefunden wird, ſo bald er ſich in der Lage findet, den allgewaltigen großen Gedanken, von dem er im Innerſten ſeines Geiſtes durchdrungen iſt, ausführen und wirklich machen, und mit Aufopferung alles Aeußern durch ſeinen Geiſt auf Mitwelt und Nachwelt mächtig wirken zu können. Sich ſelbſt betrachtete Gregor ohne Zweifel als einen für die Unabhängigkeit und Reinigung der Kirche berufenen Kämpfer; er ſah voraus, daß nur allgemeiner Haß und Verfolgung, nicht bloß der Fürſten, ſondern ſelbſt eines großen Theils der Geiſtlichkeit, ſein Lohn ſein konnte, worüber man ſeine ausdrücklichen Aeußerungen in ſeinen freundſchaftlichen Briefen beſitzt; auch haben mehrere Geſchichtſchreiber bemerkt, daß er ſchwerlich einem gewaltſamen Ende entgangen ſein würde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit eines natürlichen Todes geſtorben wäre.

Wie wenig überhaupt bei dieſem unglücklichen Streit zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und den Kaiſern, eine bloß eigennützige Staatskunſt zum Grunde liegt, davon iſt das Anerbiethen eines ſpätern Papſtes ein auffallendes Beiſpiel. Er both nähmlich dem Kaiſer an, wenn er auf der Lehenspflichtigkeit der Biſchöfe und Geiſtlichen unerbittlich verharre, ſo ſolle er lieber alle ihre Güter zurück, und wieder an ſich nehmen. Wenn die Kaiſer dieſes Anerbiethen hätten annehmen wollen oder können, ſo würde ihre Macht dadurch leicht verdoppelt, ja dreifach vermehrt worden ſein, und das leichteſte Mittel, den Frieden wieder herzuſtellen, möchte es wohl geweſen ſein! Daß es mit dieſem Anerbiethen durchaus nicht Ernſt geweſen ſein ſollte, davon kann ich mich nicht überzeugen, weil es doch unter gewiſſen Bedingungen wohl ausfühlbar war, und beide, der Papſt ſowohl als der Kaiſer, wenn ſie auf dieſe Weiſe einverſtanden geweſen wären, gleich ſehr dabei würden gewonnen haben. Unauflöslich war im Ganzen der Streit über den Vorrang der beiden Gewalten, indem beide Theile Recht hatten. Es waren mehrmahls Päpſte durch den Einfluß der Kaiſer gemacht worden, aber auch mehrmahls hatten die Päpſte entſchieden und beſtimmt, wem die Kaiſerwürde zufallen ſollte; doch beides war nie von dem Gegentheile als ein Recht anerkannt. Das Recht einer förmlichen Anerkennung und darin enthaltenen Beſtätigung ſowohl der Kaiſer durch die Päpſte, als der Päpſte durch die Kaiſer war durch ſo viele Vorgänger beſtätigt, daß es keinem Zweifel unterworfen ſein konnte. So lange noch Eintracht zwiſchen beiden großen Gewalten war, und ein weiſer Gebrauch ſie lenkte, war dieß ohne nachtheilige Folgen geblieben. Wenn je einmahl ein Kaiſer einem Papſte, oder ein Papſt einem Kaiſer die Anerkennung verweigerte, geſchah es in ſolchen Fällen, wo die Natur der Sache ſelbſt, die offenbare Ungültigkeit einer Wahl, wo die Nation und die Kirche ſchon längſt vorher entſchieden hatten. Jetzt aber, nachdem der unglückliche Kampf einmahl begonnen hatte, wer ſollte ihn löſen und entſcheiden? wer ſollte Richter ſein zwiſchen dem heiligen Vater, dem Oberhaupte der Kirche, dem Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, und dem Kaiſer, der als der erſte aller Könige, der anerkannte Lehensherr vieler derſelben, als Schirmherr der ganzen Chriſtenheit, und allgemeiner Beſchützer der Gerechtigkeit und der Freiheit die höchſte irdiſche Gewalt darſtellte? Es konnte der Kampf kaum einen andern Ausgang nehmen, als den er wirklich nahm; beide Gewalten mußten in engere Schranken zurücktreten. Der Papſt blieb faſt nur geiſtliches Oberhaupt der Kirche, der Kaiſer bloß der erſte und größte König; beide verloren durch den Streit den größten Theil jenes Einfluſſes auf die europäiſche Republik, der ſo wohlthätig für das Ganze und für die Bildung geweſen war, und in der Folge es noch viel mehr hätte werden können. Nachdem nun weder Rom noch das Kaiſerthum ein Mittelpunkt für ganz Europa geworden war, wie ſie es ihrer

Beſtimmung nach hätten werden ſollen, es auch nicht einmahl in dem Maße ſo blieben, wie ſie es einen Zeitraum über geweſen waren, ſo entſtand und entwickelte ſich etwas drittes, das jetzt als ein neues ſehr wohlthätiges gemeinſames Band, die verſchiedenen chriſtlichen Nationen von Europa, da kein vollkommen geordneter Staatenverein unter ihnen zu Stande gekommen war, wenigſtens durch gemeinſchaftliche Grundſätze und Sitten der Ehre, der Liebe und des gebildeten Lebens vereinigte. —

Das Ritterthum war nebſt dem Papſtthume und der Kaiſerwürde die dritte, nicht bloß nationale, ſondern allgemeine europäiſche Gewalt des Mittelalters. Die Anlage dazu lag ſchon in der älteſten germaniſchen Verfaſſung; die Entwicklung ward durch die Kreuzzüge beſonders befördert. Will man ſich von der eigenthümlichen Lebensweiſe des Mittelalters einen anſchaulichen Begriff machen, ſo muß man ſich vor allem in den Geiſt des Ritterthums verſetzen. Aber auch in der Geſchichte der Verfaſſung macht es Epoche, als eine neue, ſehr merkwürdige Form des Adels; denn wie der Adel die erſte Grundkraft des Staats iſt, ſo tritt auch mit jeder neuen Form deſſelben eine andre Art der Verfaſſung oder eine neue Epoche in der Entwicklung derſelben ein. Nachdem der alte deutſche Kriegs- und Volksadel, in einen Lehens- und Dienſtadel übergegangen war, ſo gab dieſe neue Form des Adels, das Ritterthum, dem letztern eine viel höhere, ſchönere, heiligere Richtung und Bedeutung, die immer eine der ſchönſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte bleiben wird.

Auf die Entwicklung des Ritterthums und auf die Geſchichte der Kreuzzüge, hat der Geiſt der Normannen einen großen Einfluß gehabt. Ihre Geſchichte verbindet die zwei großen Weltbegebenheiten des Mittelalters, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. An den Küſten von Frankreich, bei der Beſitzergreifung jener ſchönſten und fruchtbarſten Provinz des ganzen Landes, die noch ihren Nahmen trägt, dann in England, Italien, Sicilien, und zuletzt in Aſien waren ſie die letzten mit gewaffneter Hand in ſüdlichen Gegenden ſich niederlaſſenden nordiſchen Anſiedler. Ihre Eroberung Englands war mit einer Einwanderung des erobernden Volks verbunden, und iſt eben dadurch der Grund einer allgemeinen Veränderung in Sprache, Sitten und Verfaſſung, Urſache der langen Verbindung und des langen Kampfs zwiſchen England und Frankreich im Mittelalter geworden. Es hatten die erſten normänniſchen Eroberer mit dem Chriſtenthum, auch bald die neurömiſche, oder nun ſchon franzöſiſche Sprache angenommen, ihre Sitten aber und ihr Geiſt blieben während des ganzen Mittelalters hindurch durchaus eigenthümlich, ſo daß man in dieſer Zeit Normänner und Franzoſen, wenn auch ihre Sprache dieſelbe war, keinesweges als Eine, ſondern als zwei ſehr verſchiedene Nationen zu betrachten hat. Die Normannen zeichnen ſich vorzüglich durch den romantiſchen Schwung ihres Geiſtes aus, der ſich ſelbſt im Charakter ihrer Eroberungen zeigt. Den Hang zur Poeſie und die romantiſche Richtung ihres Geiſtes mochten ſie zum Theil ſelbſt aus ihren alten nordiſchen Wohnſitzen mitgebracht haben. Sie haben ihn nicht erſt in Frankreich angenommen; durch ſie vielmehr iſt der Rittergeiſt, wie überhaupt in Europa, ſo beſonders in Frankreich herrſchend geworden. Von dem Geiſte kühner Seefahrer als die ſie zuerſt auftraten, war ihnen noch der Hang zu Abentheuern geblieben, und befeuerte ſie zu ſehr entlegenen Unternehmungen und Eroberungen, die einer planmäßigen Berechnung im voraus vielleicht unausführbar geſchienen hätten. So gelang es ihnen ſich in dem ſchönſten und ſüdlichſten Theile Italiens, in Neapel und Sicilien feſt zu ſetzen, wo ſie anfangs von den Kaiſern als kriegeriſche Grundbeſitzer gegen die Griechen und Saracenen begünſtigt, nachher die Lehensträger des Papſtes wurden. Ihnen war dieſe Abhängigkeit nicht ſo läſtig, als die Oberherrlichkeit der mächtigen Kaiſer. Dem römiſchen Stuhle verſchaffte es den Vortheil einer großen, ihm ergebenen Kriegsmacht in Italien gegen den überwiegenden Einfluß der Kaiſer bis durch Heirath das normanniſche Reich in Neapel und Sicilien an das ſchwäbiſche Kaiſerhaus fiel, und mit der drohenden, dem Anſcheine nach nahen Gefahr einer gänzlichen Unterwerfung Italiens auch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen um deſto erbitterter entflammte.

Durch ihren kühnen Charakter und ihren Hang zu Abentheuern, waren die Normänner zu der Theilnahme an den Kreuzzügen ganz beſonders geſchickt und berufen. So verbindet die Geſchichte der Normänner die Völkerwanderung und die Kreuzzüge, macht den Uebergang und ein Mittelglied zwiſchen beiden. Der Ausgang der Kreuzzüge würde glücklicher geweſen ſein, wenn ſie mehr vom Charakter einer Völkerwanderung gehabt hätten, wenn der erſten Eroberung eine dauerhafte und zweckmäßig gegründete Anſiedelung gefolgt wäre. Um das ganze Unternehmen richtig zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß zu jener Zeit, da der Fanatismus der Mohamedaner noch nicht wie jetzt durch langen Verkehr mit den Europäern gemildert war, ein allgemeiner, immer fortdauernder Kriegszuſtand zwiſchen den chriſtlichen und mohamedaniſchen Völkern und Staaten, Statt fand, und Statt finden mußte. Wenn es gelungen wäre, einige europäiſche Colonien im weſtlichen Aſien nicht bloß zu gründen, ſondern auch zu behaupten, ſo wäre dieß die beſte Vormauer gegen Oſten geweſen, und es würde alsdann den Türken nie möglich geworden ſein, ein Reich in Europa zu gründen, und ſo viele blühende chriſtliche Länder, beſonders Ungarn und Oeſterreich zu erobern oder zu verwüſten, und ſelbſt Italien und Deutſchland zu ſchrecken. Nur hätte man, um das weſtliche Aſien wieder, wie es ſchon im Alterthume durch die Griechen geſchehen war, europäiſch zu bilden, ſich auch noch andrer Küſtenländer verſichern, nicht allein wie es anfangs geſchah, auf Jeruſalem allein ſeine Richtung nehmen müſſen. Vor allen Dingen hätte auch gleich anfangs das griechiſche Kaiſerthum, deſſen zweideutige Politik an dem meiſten Unglück Schuld war, mit in das europäiſche Völker- und Staaten-Syſtem hinein gezogen werden müſſen. Als ſpäterhin ein lateiniſches Kaiſerthum zu Konſtantinopel eingerichtet wurde, war es ſchon nicht mehr an der Zeit.

Daß es bei der angewachſenen Bevölkerung ein Bedürfniß für Europa war, ſich eines Theils derſelben zu entledigen, iſt in der Geſchichte dieſer ganzen Zeit ſichtbar. Außer den ſchon angeführten Urſachen, war der Mangel an Einheit Schuld daran, daß ſo unermeßlich große Kräfte übel angewendet, meiſtentheils verſchwendet wurden, und ſich ſelbſt aufrieben. Wenn aber in Aſien nicht wie ſpäter in Amerika bleibende europäiſche Colonien aufgeblüht ſind, ſo iſt doch der Einfluß der Kreuzzüge, der wohlthätige und der nachtheilige, auf die Cultur, auf die Sittlichkeit und Verfaſſung von Europa nicht geringer geweſen, als der, welchen Indien und Amerika in der neuern Zeit gehabt haben, und noch ſo mächtig fühlen laſſen.

Achte Vorleſung.

So wie man in der Beſchreibung der Wallfahrten nach dem gelobten Lande bemerkt hat, daß anfangs vorzüglich eine ſchwärmeriſche Andacht die frommen Pilger zum heiligen Grabe führte, viele dann nachfolgten aus Begier, ſeltſame Abentheuer zu beſtehen, und um der überſtandenen nach glücklicher Heimkehr ſich rühmen zu können; wie endlich noch andre ſchlauer, mit den zurückgebrachten Schätzen des Morgenlandes einen Handel zu treiben anfingen, manche einzelne dadurch gereizt, ſchon in dieſer Abſicht hinzogen, ſo war es auch im Ganzen mit den großen bewaffneten Pilgerfahrten, den Kreuzzügen, mit den verſchiedenen Epochen derſelben, und den darin hervorglänzenden Charakteren beſchaffen. Der erſte Heerzug unter dem frommen Gottfried von Bouillon, war ganz das Werk der Begeiſterung und der Andacht; daher war auch hier die Kraft am unwiderſtehlichſten, und mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. In den nachfolgenden Zeiten, beſonders in dem Heldenkampfe des löwenherzigen Richard mit dem ritterlichen Saladin, war der urſprüngliche Zweck ſchon mehr aus dem Auge verloren, und der romantiſche Geiſt kriegeriſcher Ruhmbegier und Abentheuer die beſeelende Triebfeder aller Thaten; als man endlich planmäßiger verfuhr, das griechiſche Kaiſerthum lateiniſch machte, und einſah, daß Aegypten erſt gewonnen werden müſſe, um Palaſtina ſicher zu behaupten, als die Flamme der frommen Begeiſterung in Ludwig dem Heiligen noch einmahl empor loderte, da war die erſte wahre Kraft doch ſchon erloſchen, die allein ſo große, ganz neue und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unwahrſcheinliche, und an das Unmögliche gränzende Unternehmungen auszuführen vermag; und am Ende waren es die italieniſchen Seemächte, beſonders Venedigs großer Handelsſtaat, welche von den mühſam errungenen Erwerbungen am langſten einiges erhielten, und allein den bedeutendſten Vortheil zogen. So iſt oft der Gang der menſchlichen Begebenheiten! Ein großer Gedanke, ein mächtiges Gefühl ergreift den Geiſt und hebt wie den einzelnen Menſchen, ſo auch ganze Zeitalter plötzlich hinweg über alle Schranken der Gewohnheit, ja über die größten, unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe; wenn aber dann die ſchnell befriedigte Sehnſucht in dem Beſitz des errungenen Gegenſtandes erkaltet, wenn über den Beſtrebungen ihn zu erreichen, der Zweck ſelbſt vergeſſen worden iſt, ſo gefällt ſich der aufgeregte Muth noch in dem Gefühl ſeiner eignen Thätigkeit, ſpielend mit der Gefahr, und herrliche Kräfte verſchwendend, bis endlich ſie ſich ſelbſt verzehrt haben, und dann die kluge Benutzung des äußern Erfolgs, für den nächſten Gewinn und Vortheil, allmählig an die Stelle tritt, und allein übrig bleibt; für einen Vortheil der den kurzen Blick des Berechners täuſchend, ſo oft wieder Nachtheil wird. —

Unter der großen Menge außerordentlicher Charaktere und Helden, welche die Geſchichte dieſer Zeit darbietet, iſt vielleicht keiner ſo geeignet, die ganze Macht des damahls herrſchenden Rittergeiſtes zu ſchildern, und wie man über dem Ritter ſelbſt den König vergaß, als der Charakter König Richards Löwenherz; ſeine an das Wunderbare gränzende Heldenthaten, ſeine gefahrvolle Heimkehr, Gefangenſchaft, und ſein Unglück, die aber doch ſeinen Löwenmuth nicht zu beugen vermochten, wenn gleich für ſein Königreich, und eine planmäßige Verwaltung deſſelben, bei einem ſo ritterlich durchſtürmten Leben nicht zum beſten geſorgt war. Charaktere wie dieſer, oder auch des Gottfried, und anderer von Andacht beſeelten ritterlichen Kreuzhelden, ſind mehr geeignet, von der Fantaſie eines Taſſo ergriffen, der Mitwelt und Nachwelt in bezaubernden Gemählden hingeſtellt, als von dem Forſcherblick eines Tacitus enthüllt und erklärt zu werden. Es unterſcheidet dieß überhaupt die Charaktere und Helden des Mittelalters von denen des Alterthums, daß mehr die Fantaſie, oder irgend eine große Idee, das Ganze ihres Lebens und ihrer Thaten leitet und beherrſcht, als ein Plan des Verſtandes. Nur der Charakter Alexanders des Großen macht hier von den andern großen Griechen und Römern eine Ausnahme, und iſt wie meiſtens auch der Charakter der orientaliſchen Helden, denen des Mittelalters darin ähnlicher, daß mehr die Fantaſie und Begeiſterung vorherrſchend bei ihnen iſt, als ein berechnender Verſtand. Daher bei allen Kämpfen, Gefahren, Verwirrungen dieſer Zeit, die Fülle von Leben, die ſich über alles ergießt, und aus allem athmet; dieſer Hauch und Zauber der Fantaſie, der ſelbſt die Leiden noch verſchönt. Wie nach der alten nordiſchen Sage die ſeligen Helden in Walhalla ſich während des Tages an Kämpfen ergetzen, wenn die Sonne ſich aber nun zum Abend neigt, werden die geſchlagenen Wunden durch Zauberkraft geheilt, die Helden verſöhnen ſich, und ſetzen ſich freundlich vereint nieder zum feſtlichen Mahle; ſo hatten auch die ritterlichen Kämpfe jener romantiſchen Zeit oft keinen politiſch bedeutenden äußern Erfolg, und es hatte ein Heldenleben hingebracht unter allen Abentheuern Europa's und des Morgenlandes, oft keinen andern Beſchluß, als das Gefühl der Ruhe, wie am Abende des heißen Tages, das Gefühl rührender Erinnerung, und der Verſöhnung in ſtiller heiliger Einſamkeit. Aber im innern Gefühl war ein ſolches Heldenleben gewiß reicher, als die Wirkſamkeit jener Verſtandesmänner der Staatengeſchichte, die oft bloß durch die Stelle, wo ſie ſtehen, obwohl im Innern arm, in das große Räderwerk der Weltbegebenheiten mächtig eingreifen, und es weiter zu treiben mehr mitwirken, als ſie ſelbſt empfinden und wiſſen.

Der Rittergeiſt indeſſen iſt nur eine Epoche, eine Seite des Mittelalters, und wenn im Ganzen in den Charakteren und Sitten, die größere Herrſchaft der Fantaſie, die Allgewalt einiger großen Ideen ſehr auffallend iſt, ſo würde man mit Unrecht dieſer Zeit ihre großen Geſetzgeber abſprechen. Alfred von England, der große Volksbildner Stephan in Ungarn, und der heilige Ludwig von Frankreich könnten dieß allein ſchon widerlegen. Von den deutſchen Königen und Kaiſern würde man viele nennen müſſen, wenn man alle auszeichnen wollte, die nicht bloß tapfre Krieger, ſondern denkende, das Ganze überſchauende Feldherrn, nicht bloß gewaltig wollende Alleinherrſcher, ſondern die innern Staatskräfte wohl kennende und abwägende Weltlenker waren. Die deutſchen Charaktere zeichnen ſich beſonders durch die ſtrengere und ernſtere Heldenkraft aus; von dieſer Kraft und Hoheit der Charaktere im Mittelalter könnte der Kampf Kaiſer Friedrichs des Erſten mit Heinrich dem Löwen ein herrliches Beiſpiel und Bild geben; wie dieſer mächtige, wohl die Gerechtigkeit ehrende, aber im Recht bis zur Grauſamkeit ſtrenge Kaiſer gegen ſeinen Freund zürnend, daß er ihn in den ſchweren italieniſchen Kämpfen verlaſſen hatte, nicht ruhte, bis er mit der Gewalt des Sturms den großen Helden, den mächtigſten nach ihm, ganz zu Boden geworfen, ſeine Macht zertrümmert und zerſplittert hatte; und da er ihn nun zu ſeinen Füßen ſah, ſich dennoch der tiefſten Rührung um den alten Freund und Waffenbruder nicht erwehren konnte. Heldengefühle wie dieſe, waren es eben, welche in damahliger Zeit mehr herrſchten, als die Berechnung des kalten Verſtandes, beſonders bei den Deutſchen. Die italieniſchen Charaktere des Mittelalters haben dagegen in ihrem frühen republikaniſchen Anſtrich, in ihrer Neigung zu einer oft grauſamen Politik, mehr Aehnlichkeit mit den Helden des Alterthums. Der eigentliche Rittergeiſt war bei keiner Nation des damahligen Europa ſo ausſchließend herrſchend wie bei den Normännern; derſelbe Geiſt und dieſelben Sitten waren in dieſer normänniſchen Periode auch England und Frankreich gemeinſchaftlich, während dieſe beiden Reiche durch die Normandie ſo vielfach verbunden und mit einander verbunden waren.

Der Mangel an Einheit, wegen deſſen die Kreuzzüge vorzüglich mißlangen, betrifft nicht bloß die unübereinſtimmenden Plane der einzelnen Heerführer und Unternehmungen, ſondern auch die große Verſchiedenheit in Geiſtes- und Sinnesart, in der äußern Lage und dem beſondern Vortheil der einzelnen europäiſchen Nationen war ein Hinderniß der Eintracht. Die Spanier waren zu beſchäftigt durch den Kampf gegen die Araber in der eignen Heimath, als daß ſie einen ſehr großen Antheil an den Kreuzzügen hätten nehmen können; daſſelbe gilt wegen der Entfernung von den Nationen des äußerſten Nordens. Das nördliche Italien und Deutſchland, das kaiſerliche Reich, war ganz von dem großen Zwieſpalt der Kirche und des Kaiſerthums erfüllt und hingeriſſen, durch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen in allen größern und kleinern Theilen und Staaten, ſo durchaus beſchäftigt, daß ſie zwar mit großer Macht, wenn es einmahl dazu kam, aber nur nach langem Zögern, und faſt ungern an den Kreuzzügen Antheil nehmen konnten, wenigſtens nie ſo bereitwillig dem allgemeinen Strom und Umſchwung des Zeitalters folgten, wie die normänniſche Nation in England, dem normandiſchen Theile Frankreichs und in Neapel, und nebſt dieſen, die von einem ähnlichen Geiſte beſeelten Franzoſen. Alle dieſe verwandten Nationen waren durch zahlreiche Bevölkerung und Kriegsmuth mächtig, durch keinen andern großen Gegenſtand ſchon beſchäftigt, und eben darum am empfänglichſten, ſich für dieſen zu begeiſtern. Vielleicht wären ſchon ſie ſtark genug geweſen, die ganze Unternehmung allein auszuführen, die dann um ſo leichter hätte volles Gelingen, und dauernden Beſtand haben können.

Die großen deutſchen Kreuzzüge unter Kaiſer Konrad dem Dritten und Friedrich dem Erſten waren durch die Wirkung des Klima's und durch die griechiſche Argliſt am unglücklichſten. Friedrich der Zweite begnügte ſich und war froh, nur einen ſehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht zu haben, und eilte heim in ſein Sicilien. Einen feſten Plan für das Ganze und ein wahres Intereſſe an dem fortdauernden Gelingen hatten wohl nur das Oberhaupt der Kirche und die italieniſchen Seemächte. Beide natürlich in ſehr verſchiedener Beziehung; daher es nicht zu verwundern iſt, daß es ihnen nicht möglich war, die ungeordnete, aus ſo verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzte Kriegsmacht der verbündeten Chriſten immer zweckmäßig und mit Einheit anzuwenden, ſondern eher Erſtaunen erregen muß, daß die ganze europäiſche Herrſchaft in Aſien nur noch ſo lang Beſtand hatte.

Unter den Wirkungen der Kreuzzüge iſt die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeiſtes die vornehmſte; zwar waren ſchon früher die Grundſätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche Sittenlehre in eine beſtimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewiſſe Aeußerlichkeiten gebunden, und damit ſchon das eigentliche Ritterweſen begründet worden. Den höchſten Aufſchwung aber erhielt dieſes, als der Ritter in den geiſtlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Chriſtenheit hingewieſen, ſich nun frei von der Lehensabhängigkeit, ja über alle National-Schranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienſtmann Gottes und der geſammten Chriſtenheit. Die drei großen geiſtlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, ſind die Quelle und das Vorbild aller übrigen geweſen; die Johanniter, welche bis auf die neueſten Zeiten den urſprünglichen Geiſt des Ritterthums in ihrem ſtandhaften Kampfe gegen die Mohamedaner fortgeſetzt haben; der deutſche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigſten und blühendſten deutſchen Colonie am öſtlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genuſſe großer Macht durch die Habſucht des franzöſiſchen Königs auf eine ſo grauſame Weiſe vernichtet ward. In Rückſicht des Ideen-Einfluſſes, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, war dieſer unſtreitig der merkwürdigſte von den dreien. In Frankreich, wo auch der erſte blutige Religionskrieg in Europa gegen die irrgläubigen Albigenſer geführt worden war, in eben jenen Gegenden, wo unter Ludwig dem Vierzehnten die wegen der Religion verfolgten, in Verzweiflung gerathenen Camiſarden, nach einem hartnäckigen Kriege ausgerottet wurden; in Frankreich erging auch die grauſame Verfolgung über den Orden der Tempelherren, deſſen Kataſtrophe in der Hinrichtung des letzten, wegen ſeiner Tugend verehrten Großmeiſters Molay, weder der König noch der Papſt, der ihm nachgegeben hatte, lange überlebten. Welches die Ideen waren, die in dem Orden herrſchten, der nicht öffentlich bekannte Theil ſeines Zweckes, das konnte bei einem ſolchen, ſchon in der Form ſo ungerechten Verfahren nicht an das Licht kommen; höchſtens nur das, daß der Orden Geheimniſſe hatte, nicht aber mit Beſtimmtheit, welche es geweſen. Vernichtet ward der Orden nur in Frankreich, in andern Ländern ward zwar das vom Papſte gegebene Urtheil der Aufhebung erfüllt, aber es geſchah mit Schonung; in einigen Ländern wurden die Tempelherren mit andern neu entſtandenen geiſtlichen Ritterorden verſchmolzen, ihre Güter dieſen gegeben. Der Geiſt des Ordens ward nicht vertilgt, er lebte und wirkte im Stillen fort, und einen ſo kurzen Zeitraum er in der äußeren Geſchichte einnimmt, ſo gehört er dennoch in die Reihe der merkwürdigſten Welterſcheinungen.

Nebſt dem Einfluß, welchen die weitere Ausbildung des Ritterthums auf die Verfaſſung Europa's hatte, iſt die Wirkung der Kreuzzüge auf den Handel, ſeine Ausbreitung und Richtung, eine der auffallendſten und ſichtbarſten. So wie dieß beitrug, die Macht der Städte und des Bürgerſtandes zu erhöhen und zu vermehren, ſo hat es auch mitgewirkt, die Künſte zu entwickeln und zu einer neuen Blüthe zu beleben; doch beſchränkt ſich dieſe Einwirkung größtentheils auf den mächtigen Anſtoß, welchen die große Begebenheit dem Geiſte der Europäer gab, und auf den vermehrten, den bildenden Künſten ſo günſtigen Reichthum der Städte. Die Vorausſetzung, daß die europäiſchen Nationen in ihren erſten Dichtungen und Kunſtverſuchen aus morgenländiſchen Quellen geſchöpft, nach morgenländiſchen Vorbildern gearbeitet haben, verſchwindet entweder ganz bei näherer Unterſuchung, oder es bleibt doch nur ein ſehr geringer Einfluß als Wahrheit zurück. Am erſten zeigt es ſich in der Poeſie, wie ſehr die Fantaſie der abendländiſchen Nationen, durch ſo viele neue im Lichte der Begeiſterung geſehene Gegenſtände und erlebte Abentheuer ergriffen und erregt worden war. Dieſes iſt die eigentliche Zeit der Ritter-Poeſie, welche bei den Normannern und bei den Deutſchen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte blühte, und die ſpäter in der ſchönen Form und anmuthigen Erzählungsweiſe eines Arioſt und Taſſo, das Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden iſt. Die Deutſchen hatten ſchon im karolingiſchen Zeitalter Heldengedichte und Minnelieder; das den Rittergedichten eigenthümliche Wunderbare kann um ſo weniger aus dem Oriente allein entlehnt ſein, da es ſich ſchon in der ältern nordiſchen Sage findet. Nur bekam die Fantaſie durch die Kreuzzüge einen ganz neuen Schwung; ältere Heldengeſänge wurden mehr vergeſſen, oder dem neuen Geſchmacke verähnlicht. Die Ritter-Poeſie war das treue Abbild des ritterlichen Lebens, und deſſen ſtete Gefährtin, eben darum auch für uns der anſchaulichſte Spiegel der damahligen Sitten, die beſte Erklärung zur Geſchichte jener Zeit. Der emporſtrebende Geiſt eines durch Handel und Kunſtfleiß groß und mächtig gewordenen Bürgerſtandes zeigte ſich dagegen in den ſtolzen Gebäuden, in deren Errichtung reiche Städte damahls wetteiferten, und die durch ihre Kühnheit noch jetzt Bewunderung und Erſtaunen erregen.

Dieſe Kunſt entwickelte ſich nach der Poeſie zunächſt, und blühte in dieſem Zeitalter. In der ältern karolingiſchen Zeit, und unter den ſächſiſchen Kaiſern hatte die Verbindung mit der griechiſchen Hauptſtadt, welche beſonders unter den letzteren Statt fand, auch die Bekanntſchaft mit der neugriechiſchen Baukunſt, und die Nachbildung derſelben veranlaßt, von welcher neugriechiſchen Art Deutſchland wie Italien, einige merkwürdige Denkmahle beſitzt. Jetzt aber kam in Deutſchland, beſonders in den Niederlanden und in England, mit dem neuen Schwunge des Geiſtes auch ein ganz neuer Geſchmack in der Baukunſt auf, den man gewöhnlich den gothiſchen nennt, welcher außer den genannten Ländern auch in Italien an dem bewunderten, von deutſchen Meiſtern erbauten Dom zu Mailand ein großes Denkmahl aufzuweiſen hat. Was dieſe gothiſche Baukunſt auszeichnet bei der Rieſengröße des Totaleindrucks, iſt eine Fülle der Künſtlichkeit im Einzelnen; und eben durch dieſen Charakter, iſt ſie nicht bloß eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte, ſondern zugleich ein lebendiges Denkmahl des Mittelalters, und ein Spiegel der damahligen Sinnesart. Ganz aus dem deutſchen Geiſte iſt dieſe eigenthümliche gothiſche oder vielmehr altdeutſche Art und Baukunſt hervorgegangen. Die Vorausſetzung, daß dieſelbe arabiſchen Urſprungs ſei, iſt um ſo ungegründeter, da einige Gebäude in Portugall und Sicilien, die wirklich in einem halb mauriſchen Geſchmacke gebildet ſind, einen von jenem gothiſchen weſentlich verſchiedenen Styl und Charakter zeigen. Der in Kirchen ſich darſtellenden Baukunſt ſchloß ſich die zunächſt zur Ausſchmückung der Kirchen beſtimmte Mahlerkunſt an; der Anblick prächtiger bilderreicher griechiſcher Kirchen mag ſie von neuem belebt haben, weßhalb auch die älteſten italieniſchen und niederländiſch-deutſchen Gemählde den neugriechiſchen ganz ähnlich erſcheinen, bis ſich bald in beiden Ländern ein eigner Charakter in der Mahlerei entwickelte, und die herrlichſten ewig bewunderten Meiſterwerke hervorbrachte.

Was die Europäer den Arabern an wirklich neuem Zuwachſe von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften verdanken, beſchränkt ſich vorzüglich auf einige chemiſche, mediciniſche und aſtronomiſche Kenntniſſe, und auf die Bekanntſchaft mit einigen Schriften des Ariſtoteles in einer vielverſtümmelten, faſt unverſtändlichen Ueberſetzung, von denen ſich ſchwerlich behaupten läßt, daß ſie für die Geiſtesbildung des Abendlandes ein großer Gewinn geweſen ſeien. Zu dem waren jene Mahomedaner, welche Paläſtina damahls inne hatten, und mit denen die Chriſten zunächſt in Verkehr kamen, ein rohes Volk. Die blühenden Zeiten des Chalifats waren längſt vorüber. Gebildeter als jene Völker waren die Araber in Spanien, aber zu groß der National- und Religionshaß zwiſchen ihnen und den Chriſten, als daß ſie ſehr viel Einfluß auf die Cultur der Spanier hätten haben können.

Dieſe ganze Epoche, in welcher Chriſten und Mahomedaner in die vielſeitigſte Berührung kamen, wo der Orient und Occident nach einer langen Trennung zum erſten Mahle wieder auf einander einwirkten, lenkt die Betrachtung natürlich auf den Mann, deſſen Geiſt ſeit zwölf Jahrhunderten der Geiſt von halb

Aſien geworden, und deſſen unſichtbarer Beherrſcher geweſen iſt. Mahomed ſelbſt erregt bei allen Unbefangenen diejenige Bewunderung, die Heldenkraft und Begeiſterung, in ſteter Einheit auf ein Ziel gerichtet, einfach auch im Innern, allem Anſcheine nach ohne weſentliche Täuſchungs- und Verſtellungskünſte, auf feſte Ueberzeugung und unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt gegründet, immer erregen müſſen. Das Volk, das ſein Werkzeug, und durch ihn das mächtigſte Volk der Erde wurde, war ſchon vor Mahomed in alter angeſtammter Freiheit, den Ruhm der Waffen und die Liebe einer begeiſterten Dichtkunſt verbindend, mit den älteſten Sagen der heiligen Urwelt nicht ganz unbekannt, und auch dadurch zu allem Hohen geſtimmt, ein edles und erhabenes Volk zu nennen. Nach dem neuen Aufſchwunge, welchen die arabiſche Nation durch Mahomed nahm, erſtreckte ſich in kurzem ihre Herrſchaft über die herrlichſten Länder, von den indiſchen Gewürzinſeln bis nach Portugall, und von dem Kaukaſus bis tief in's innre Afrika. Mahomeds Lehre, auf die höchſten und reinſten Begriffe von der Gottheit gegründet, ohne die Vernunft durch unbegreifliche Geheimniſſe zu ſtören; vor allen Tugenden, Großmuth, Freigebigkeit und unerſchütterlichen Heldenmuth lehrend, dabei doch nicht ohne lockenden Reiz für Fantaſie und Sinnlichkeit; wie ſollte dieſer Glaube, welcher die Welt ſo lange beherrſcht hat, nicht den Menſchen von allen Seiten ergreifen und feſſeln? Jener gefährliche und verderbliche Zwieſpalt zwiſchen dem Staate und der Kirche, welcher die Chriſtenheit theilte und zerrüttete, fand nicht Statt in Mahomeds Reich, denn beide waren in ihm ganz Eins und verſchmolzen. Auch als dem Menſchen angemeßner und ausführbar, ließe ſich Mahomeds Lehre rühmen, denn ſie iſt befolgt; Mahomeds Gedanken ſind wirklich ausgeführt, und ſein eigenthümlicher Geiſt iſt der von halb Aſien und Afrika geworden; da hingegen im Chriſtenthume, wo oft das Leben und die Sitten der Einzelnen wie ganzer Völker und ganzer Zeitalter mit dem Geiſte und den Lehren des Stifters in auffallendem und ſchreiendem Widerſpruche ſtehen, die unvollkommne Annäherung an eine für Menſchen nicht erreichbare Idee, dem

Ganzen den Anſchein eines nur halb gelungenen Verſuchs gibt. Kaum iſt es zu verwundern, wenn eine gewöhnliche Philoſophie dieſer Lehre nicht undeutlich den Vorzug vor der chriſtlichen giebt. — Aber die Weltgeſchichte entſcheidet anders, als jene auf den Schein gerichtete Philoſophie, und hat längſt entſchieden über das Verhältniß Mahomeds und des Chriſtenthums zur Cultur und Bildung des menſchlichen Geiſtes. Der Geiſt des Stolzes und des Hochmuths, den Mahomeds Lehre bei allen jenen lobenswerthen Eigenſchaften athmet, der ſo auffallend abſticht gegen die Liebe und Demuth des chriſtlichen Glaubens, dieſer iſt es, welcher ſeine Weltwirkung verderblich macht, und wodurch dem Reiche Mahomeds gleich von Anbeginn der Keim des Untergangs eingepflanzt war. Durch dieſen Hochmuth, der feſter als der ſtoiſche, auf den Glauben an den wahren Gott gegründet, ſo ſcheinbarer und ſchwärmeriſch zuverſichtlicher, um deſto verderblicher wirkt, blieb der Geiſt der Anhänger Mahomeds bald nach dem erſten Aufſchwunge der Bildung ſtehen, bis er endlich auch bei edlen Nationen zu gleichgültiger Dumpfheit erſtarrte.

Jene Verſuchung, von welcher die Schrift redet, das verführeriſche Anerbieten, durch welches der Stifter des Chriſtenthums geprüft ward: die Reiche der Welt ſollten ſein werden, wenn er nur dem Geiſte der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle; dieſe Verſuchung vermochte Mahomed nicht zu widerſtehen. Hätte er ihr widerſtanden, wären die hochgeſinnten Araber Chriſten geworden mit eben der flammenden Begeiſterung, wie ſie Mahomeds Lehre ergriffen, ſo würden die ſchönſten Länder des Erdbodens, wahrſcheinlich auch die glücklichſten und gebildetſten geworden, Aſien und Europa ſtatt zerſtörender, die Erde und den Menſchengeiſt ſpaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in ſchönſter Eintracht mit einander verbunden ſein. Der Geiſt des Stolzes aber, und eben jene Einheit des Staats und der Kirche in Mahomeds Reich, legte den Grund zu einem Deſpotismus der alle weltliche und geiſtliche Gewalt in einer Hand umfaſſend, nicht bloß die äußere Freiheit, ſondern auch den Geiſt in ſeinen Banden erdrückte.

Die Bekanntſchaft mit einer dem bisherigen Glauben ſo ganz entgegengeſezten Denkart, hat ungleich größere und wichtigere Folgen auf die Denkart und Philoſophie des Abendlandes gehabt, als einige verſtümmelte Ueberſezungen Ariſtoteliſcher Schriften. Der Unglaube und die Religionsverachtung, welcher Kaiſer Friedrich der Zweite beſchuldigt ward, fand und findet wenigſtens in andern Erſcheinungen deſſelben Zeitalters eine Beſtätigung. Mit einigen chemiſchen, mediciniſchen, und aſtronomiſchen Kenntniſſen, welche die Europäer von den Arabern erhielten, verbreitete ſich ſehr allgemein die Neigung zum aſtrologiſchen Aberglauben, zu alchemiſchen und magiſchen Künſten. Die Geheimniſſe, und verborgnen Lehren der Tempelherren können auch einen Beweis mehr abgeben, von ganz neuen Anſichten, von einer großen innern Gährung in dem europäiſchen Geiſte. Am ſichtbarſten und auffallendſten war die Wirkung in der Philoſophie; ſchon im zwölften Jahrhunderte, ein Jahrhundert nach den erſten Kreuzzügen, zeigte ſich in Arnold von Brescia der erſte Verſuch durch die Kraft der Philoſophie die ganze Chriſtenheit zu erſchüttern, und die damalige chriſtliche Verfaſſung der Kirche und des Staats umzuſtoßen. Es mußte Arnold das Schickſal haben, welches allen Urhebern einer zu früh begonnenen und mißlungenen Revolution zu Theil wird. Doch läßt ſich die Reinheit ſeiner Abſicht nicht verkennen, und die ungleich tiefere Philoſophie und Begeiſterung, von welcher er ausging, ſtellt ihn weit über ſpätere Bekämpfer der Kirche, die glücklicher waren als er. Ohne ſo unmittelbar auf die Welt einzuwirken, traten viele andre mit neuen, zum Theile gefährlichen und der Religion verderblichen Lehren und Syſtemen auf. Dieſem Strome ſezte ſich für die Erhaltung des Glaubens ein deutſcher Mann von großer Kraft entgegen: Albertus Magnus, einer von den ſeltenen Geiſtern, welche wir von Zeit zu Zeit die ganze Maſſe aller vorhandenen, und in ihrem Jahrhunderte nur zu erreichenden Kenntniſſe in ſich vereinigen ſehen, wie etwa Ariſtoteles in dem ſeinigen. Man würde irren, wenn man glaubte, der Philoſophie gebühre keine Stelle in der Weltgeſchichte.

Selbſt bei den Griechen und Römern, wo die Philoſophie und das Leben ſo ganz getrennt waren, hat ſie ihren mächtigen Einfluß genug bewährt. Grade in jener Trennung und Oppoſition des Geiſtes gegen den Staat und den herrſchenden Volksglauben, lag der wahre Grund des Untergangs aller alten Staaten. In der neuern Geſchichte zeigt ſich die Philoſophie von den Zeiten des Mittelalters an, in ihrer weiten Verbreitung zur öffentlichen Meinung geworden, noch deutlicher als eine die Welt bewegende, ſie wohlthätig erhaltende, oder gewaltſam erſchütternde Kraft. —

Wie jede große Erſchütterung, ſo haben auch die Kreuzzüge viele alte Bande gelöſt, Freiheit, und mit ihr, wo die Anlage dazu da war, auch Anarchie befördert. Die im dreyzehnten Jahrhunderte, vorzüglich in der letzten Hälfte deſſelben, in Italien und Deutſchland herrſchende Verwirrung war zunächſt durch den zerſtörenden Kampf der Kirche und des Kaiſerthums, durch die gegenſeitige Aufreibung der beiden höchſten Gewalten verurſacht worden, kann alſo nicht den Kreuzzügen zugeſchrieben werden, aber die allgemeine Bewegung und Auflöſung ward durch ſie noch beſchleunigt und vergrößert. Schon die lange Entfernung des letzten großen, und auch durch den Geiſt merkwürdigen Kaiſer Friedrich des Zweiten von Deutſchland, legte für Deutſchland den Grund zu jenem Zuſtande der Verwirrung. Nachdem das Haus der Hohenſtaufen ein Jahrhundert lang das mächtigſte in Europa in ſeinem letzten Sprößlinge auf dem Blutgerüſte ſchrecklich geendet hatte, man bei zweifelhaften, ſtreitigen, oder verworrenen Königs-Wahlen gar nicht mehr wußte, ob Deutſchland und die Welt noch einen wahrhaften, rechtmäßigen Kaiſer habe, da erreichte ſie ihre höchſte Stufe. Jetzt konnte man mit Recht ſagen, was ein Dichter in redneriſcher Uebertreibung ſang bei dem Tode eines frühern Kaiſers: daß das unglückliche Europa enthauptet ſey! — Wenn man die beiden höchſten Gewalten mit den Geſtirnen verglichen hatte, die den Tag und die Nacht beherrſchen, ſo konnte man jetzt ſagen, daß der Himmel verdunkelt, daß in dem Papſte und Kaiſer, jene Sonne und jener Mond, die alle Augen erleuchteten, und alle

Schutze ſuchen, erloſchen ſeien. Aber noch ſchlug ritterlicher Muth in biedern Herzen, und ein Ritter war es, auf den ſich die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern. Groß durch Tapferkeit und Glück, durch jede kriegeriſche und adeliche Tugend, durch einen ſtarken und umfaſſenden Verſtand, war Rudolph von Habsburg noch größer durch Gerechtigkeit.

Unverwandt das darnieder getretene Geſetz wieder empor zu heben, war er ſelbſt Richter, und des Rechtes Beſchützer und Pfleger; der erſte wieder, der minder durch die Gewalt ſeines ſiegreichen Schwertes, als durch die milde Kraft der Gerechtigkeit, zugleich Deutſchland wieder herſtellte, und ein großes Reich begründete, deſſen Schickſale wir von jetzt an, eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte einnehmen ſehen.

Neunte und zehnte Vorleſung.

Das Glück, der Ruhm, und die Würde eines Zeitalters, beruhen nicht allein auf der Menge der Hülfsmittel und Werkzeuge, welche zur Bildung dienen, oder das Leben verſchönern, ſondern vor allem auf dem Gebrauche, welchen der Geiſt von jenen Hülfsmitteln macht, auf den Sinn, den er hinein legt, das Ziel, worauf er jene Kräfte hinlenkt, die herrlich und groß ſind, nur wenn ſie groß gebraucht werden. Wollte man bloß auf dieſen Reichthum von Hülfsmitteln ſehen, ſo würde unſer Zeitalter, durch das Erbe aller vorigen Jahrhunderte bereichert, vor allen vergangenen als das erſte, ja als das einzige erſcheinen. Man dürfte dann nur das Buch der Geſchichte zuſchließen, im voraus überzeugt, daß ſich doch nirgend etwas finden werde, was mit dieſer hohen Stufe der Bildung irgend verglichen werden könne. Wenn aber ein ſolches Verfahren unſer Zeitalter grade um ſein ſchönſtes und ſicherſtes Vorrecht bringen würde, um das Vorrecht mit allen Hülfsmitteln, die wir beſitzen, [illegible], beſſer als es die frühern Zeiten vermochten, den Geiſt und die Schickſale der vergangenen Jahrhunderte zu erkennen; wenn wir den Homer und Sophokles als große Dichter verehren, obgleich ſie nicht wußten, daß die Erde rund, noch wie weit Sonne und Mond von der Erde entfernet ſind; wenn wir die Redekunſt und Staatskunſt eines Solon, eines Perikles und der Scipionen bewundern, obgleich ſie und ihre Zeit mit manchen Erfindungen und Künſten unbekannt waren, die für uns Gewöhnlichkeiten und Bedürfniſſe geworden ſind, weil ſie Dinge nicht wußten, die jetzt jeder Schüler herzuſagen gelehrt genug iſt; wenn wir endlich, ſo ſehr auch einzelne Thatſachen oder Einrichtungen und Gebräuche des Alterthums, der Vernunft und dem ſittlichen Gefühle widerſprechen, darum nicht gleich das Ganze, und die hohe geiſtige Kraft und Größe deſſelben ungeprüft verwerfen; warum urtheilen wir nicht mit derſelben Billigkeit über das Mittelalter? Auch die Bildung des Alterthums war keine gränzenlos allgemeine, auf die Kenntniß aller Zeiten und aller Erdtheile gegründete, aus allen Himmelsſtrichen geſammelte, künſtliche und gelehrte, ſondern eine durchaus lebendige, natürliche, aus dem Geiſte des Volks und der Zeit ſelbſt hervorgegangene Bildung, grade wie die des Mittelalters, welches in mancher Rückſicht das Alterthum übertreffend, in andern mit ihm wetteifernd, oder ihm wenig nachſtehend, im Geiſte des Ganzen nicht minder eigenthümlich war, als jenes. Beſonders iſt zu bemerken, wie ſehr man bei den Vorwürfen, die dem Mittelalter überhaupt gemacht werden, ganz verſchiedene Zeiten durch einander wirft, da doch das Mittelalter ein Zeitraum, der, wie verſchieden man ihn auch beſtimme, faſt ein Jahrtauſend, oder noch drüber, umfaßt, aus mehreren ſehr deutlich abgeſonderten Epochen beſteht. In der erſten Periode des Mittelalters unter Karl dem Großen, ſeinen Nachfolgern, und den erſten deutſchen Kaiſern bis auf Gregor den Siebenten, und die großen Erſchütterungen der Kreuzzüge, waren die Geſetze und die Sitten mild, der Charakter der Zeit groß und einfach, ernſt aber ſanft; eben dieſen Charakter tragen die Schriften, die Kunſtwerke und überhaupt alle Denkmahle dieſer Zeit. Eine Zeit, die doch gewiß nicht ganz ſo unwiſſend und ungebildet war, als man ſie oft ſchildert, wenn gleich im Mittelalter wie im Alterthume, die Zeiten, wo Nationen und Staaten gegründet wurden, die Zeiten der Geſetzgebung, denen der Kunſt und der allgemeinen Verfeinerung vorangingen, welche nur zu oft auch die Auflöſung der Sitten und des Staats mit ſich führt. Die zweite Periode des

Mittelalters unter den Kreuzzügen, iſt wunderbar kühn, ſchwärmeriſch begeiſtert und alles unternehmend, im Leben wie im Gebiete der Fantaſie. Die dritte Periode, von Rudolph dem Großen bis auf Maximilian, iſt in Rückſicht der Sitten und Verfaſſung verwildert zu nennen. Der Unwiſſenheit, und des Mangels an Cultur iſt aber wohl ſchwerlich ein Zeitalter zu beſchuldigen, in welchem nicht bloß das Mittelmeer wie einſt in der ſchönſten Zeit der Griechen, ſondern auch das baltiſche, den Alten ein faſt unbekanntes, ſchauerliches Norden, beide mit reich beladenen Schiffen, die Küſten mit blühenden, mächtigen Handelsſtädten bedeckt waren; ein Zeitalter in welchem die Baukunſt einen ganz neuen Schwung nahm, die Mahlerei eine hohe, nach nie geſehene Vollkommenheit und Ausbildung erreichte; wo die Philoſophie, faſt zu verbreitet, eine Angelegenheit des Lebens und des Staats wurde; alle hiſtoriſche und literariſche Kenntniſſe, die ſich dem Zeitalter nur irgend darbothen, mit leidenſchaftlicher Begier und Sehnſucht ergriffen, Naturkunde und Mathematik mit raſtloſer Mühe durchforſcht und angebaut wurden, bis die beiden großen Entdeckungen, durch welche der Geiſt des Menſchen erſt mündig geworden iſt, die Entdeckung des andern Welttheils und des Sternenlaufs, der Erde und des Himmels in ihrer wahren Größe den forſchenden Fleiß der Jahrhunderte lohnten. Nicht alſo der Unwiſſenheit iſt dieſe Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu zeihen, ſondern vielmehr aller der ſittlichen Ausſchweifungen und Gebrechen, die im Gefolge des Handels und der höheren Geiſtesbildung ſo oft zu erſcheinen pflegen. Wenn indeſſen die Verwilderung in den Sitten, die Härte und Grauſamkeit in manchen Geſetzen und Einrichtungen dieſer Zeit nicht geläugnet werden kann, ſo iſt eben ſo unläugbar, daß dieſe Auflöſung in den ſittlichen Verhältniſſen, nicht bloß Schwäche und Erſchlaffung, daß in der Verwilderung noch eine große ſittliche Kraft vorhanden war.

Am meiſten bewährte ſich dieſe ſittliche Kraft in dem noch wirkſamen Rittergeiſte, der in dem Adel und Fürſtenſtande herrſchend geworden war, der aber bei den verſchiedenen Nationen Europa's auch eine merklich verſchiedene Geſtalt annahm. In Spanien behielt er am meiſten die urſprünglich religiöſe Richtung. Der Hang zu kühnen kriegeriſchen Abentheuern blieb herrſchend in allen jenen durch ihre Sitten und Verhältniſſe damahls noch verbundenen Ländern, in der Normandie und England, in Frankreich und Burgund. In Deutſchland nahm der Rittergeiſt, da die alten Bande mit der Kirche ſich trennten, mehr eine patriotiſche Richtung, durch Muth und Tapferkeit das Recht und das Vaterland wieder herzuſtellen. Nicht nur in mancherlei zugleich ritterlichen und vaterländiſchen Verbündungen und Eidgenoſſenſchaften zeigte ſich dieß, ſondern auch in der Geſchichte der deutſchen Könige und Kaiſer damahliger Zeit. Rudolph von Habsburg war wegen ſeiner Rittertugend zur Königswürde erhoben: durch die allgemeine Stimme zum Retter der bedrängten Zeit berufen; eine Wahl des ganzen Volks, wenn auch nicht der Form, doch dem Weſen nach, wie jene, durch welche einſt der erſte Konrad, König der Deutſchen und Stifter des Reichs ward. Aber auch in den nachfolgenden Wahlen zeigte ſich dieſelbe allgemeine Verehrung ritterlicher Tugend. Auch von ſeinem unglücklichen aber edlen Nachfolger, Adolph von Naſſau, konnte man, da er im Kampfe gegen Albrecht blieb, ſagen: es ſei der edelſte der deutſchen Helden gefallen. Heinrich von Luxemburg galt in Deutſchland wie in Italien an allen ritterlichen Tugenden, für die Blume des Adels; ihm gelang es wie Rudolphen durch die reiche Erwerbung Böhmens, die Größe ſeines Hauſes zu gründen; und auch an Geiſteskraft als Geſetzgeber und Wiederherſteller hoffte man ihn Rudolphen ähnlich zu ſehen, als ein frühzeitiger Tod ihn dieſer Hoffnung entriß. Einfach iſt das Leben des großen Rudolphs; vor ſeiner Erhebung gab er viele ſchöne und rührende Beweiſe, daß er durch Kriegsmuth, Biederſinn, und wahre Frömmigkeit derſelben würdig war, als eben ſo viele Vorbedeutungen ſeiner künftigen Größe. Nachdem das Reich unter ſeiner Obhut war, hatte er nur das eine Geſchäft, des Rechts zu pflegen und das Reich wieder herzuſtellen; wie ſo manche der alten Kaiſer, herrſchte er ohne übermächtige Stammgüter dennoch groß, mit ſtarker Hand war durch ſich, durch das was er war, und wie er geehrt ward. In das hellſte Licht tritt Rudolphs Charakter in ſeinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar; ein Schauſpiel, wie die Geſchichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der andern Seite Heldenmuth, aber ein ſtürmiſcher, herrſchſüchtiger, leidenſchaftlich grauſamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg entſchieden dießmahl für die Tugend. Das ſchöne Oeſterreich, welches in den Unruhen des Zwiſchenreichs nach dem Ausſterben der Babenberger als erledigtes Reichslehen, mehr als jedes andre deutſche Land, im Streit mehrerer gleich ungültiger Anſprüche, zerrüttet worden war, entriſſen ſeine Siege dem im Lande verhaßten Ottokar, und auf dieſe Erwerbung gründete Rudolph mit Zuſtimmung aller deutſchen Reichsſtände die künftige Macht ſeines Hauſes, welches jetzt von der einen Seite Oeſterreich beherrſchend, von der andern die alten in Schwaben, Elſaß und in der Schweiz weit verbreiteten Stammgüter erhaltend und erweiternd, die ſchönſten Länder des ſüdlichen Deutſchlands umfaßte.

Nicht bloß die innere Ordnung und Ruhe, ſondern auch die äußere Würde und Größe des Reichs trachtete Rudolph zu erhalten. Mit Sorgfalt behauptete er die alten Rechte auf Burgund; er hatte dieß Königreich ſeinem Hartmann beſtimmt, bis der Rhein ihm den Liebling raubte. Es waltete ein ſonderbar unglückliches Geſtirn über die Söhne und Enkel des großen, im eignen Leben ſo glücklichen Kaiſers. Nach altem deutſchen Herkommen hätte eine ſo glorreiche Regierung wie die ſeinige, ſeinem Hauſe einen faſt ſichern Anſpruch auf die Nachfolge geben müſſen. Aber die Zeiten waren nicht mehr die alten; wenn ſich auch der Sinn der Nation darin noch kraftvoll bewährte, daß man nicht wagen durfte, einen andern als durch hohe Tugend geadelten Helden zur Wahl zu bringen, ſo lag doch ſchon darin, daß man die Wahl eines Mächtigen vermied, das deutliche Bekenntniß von der Denkart der deutſchen Fürſten, lieber unter einem ſchwachen Kaiſer ihre eigne Macht von dem Ganzen ſich abſondernd zu vermehren, als die ſchwere Pflicht der kaiſerlichen Würde ſelbſt auf ſich nehmen zu wollen. Noch ein andrer ſchädlicher Einfluß zeigte ſich bei den Kaiſerwahlen; Jahrhunderte lang hatte man blutige Fehden darüber geführt, ob der geiſtlichen Macht das Recht beſtätigender Anerkennung einer Wahl gebühre, welche doch nicht bloß den Deutſchen einen König, ſondern der ganzen Chriſtenheit ein Oberhaupt geben ſollte; jetzt rühmte ſich ein Erzbiſchof von Mainz, deutſche Könige ab- und einſetzen zu können nach Belieben! Dazu kam, daß die Könige von Frankreich fortdauernd nach der Krone ſtrebten, ihren Einfluß auf die in Frankreich reſidirenden Päpſte benutzten, um Partheiungen in Deutſchland zu erregen. Jene Geſinnung der Fürſten und dieſe Partheiungen waren Urſache, daß des großen Rudolphs Wünſche, die Kaiſerwürde, welche er ſo glorreich verwaltet hatte, ſeinem Hauſe zu erhalten, erſt in ſpäterer Zeit in Erfüllung gingen. Die Verſagung der gehofften Krone mochte Albrechts Gemüth erbittert und härter gemacht haben; da er ſie endlich erreicht hatte, mußte er ſie erſt durch Krieg und den Tod des Gegners auf ſeinem Haupte befeſtigen, um Krone und Leben bald unter der mörderiſchen Lanze eines von Zorn und Haß verblendeten Jünglings, ſeines eignen Neffen, zu verlieren. Kaiſer Albrecht war nicht ſo milde und großmüthig wie Rudolph, doch wird man es ihm nicht abſprechen können, daß er bei ſeiner Härte und Strenge, die Gerechtigkeit wie ſein Vater ehrte. Wenn man was in der Schweiz geſchah, grade ausſchließend ihm Schuld giebt, wenn man, damit das Gemählde der Befreiung deſto lebhafter wirke, ſich ihn desfalls als den grauſamſten Unterdrücker ausmahlt, ſo urtheilt man wie oft geſchieht, mehr nach den zufälligen Folgen als nach der reinen Thatſache und dem Geiſte der Handelnden im Zuſammenhange ihrer Zeitverhältniſſe. Nicht Albrechten oder irgend einen einzelnen Fürſten und Herrn, ſondern den ganzen Adel damahliger Zeit trifft der Vorwurf, daß er ſeine Herrſchaft jetzt drückender und härter machte, als ſie urſprünglich ſein ſollte und in früherer Zeit geweſen war. Wenn aber das kriegeriſche Gebirgsvolk auch in ſeinem erſten Freiheitskampfe nur dieſem Uebermaaße Schranken ſetzen wollte, ſo wird man ſchwerlich behaupten können, daß in ihren fernern Unternehmungen Mäßigung immer beobachtet, oder die gerechte Sache ſtets auf ihrer Seite geweſen ſei. Für Deutſchland war Albrechts Tod unſtreitig ein großer Verluſt; auch ein ſtrenger Kaiſer wäre beſſer geweſen als die nachfolgenden Partheyungen. Die herrlichen Hoffnungen, welche der ritterliche Heinrich von Luxemburg erregt hatte, wurden durch einen frühzeitigen Tod dahin geriſſen. Die ſtreitigen Anſprüche auf Böhmen unterhielten eine unglückliche Uneinigkeit zwiſchen dem luxemburgiſchen und dem öſterreichiſchen Hauſe, erzeugten jene zwiefache Königswahl, da nebſt Friedrich dem Schönen, dem dritten Kaiſer aus Habsburgs Stamme, durch den Einfluß des böhmiſch-luxemburg'ſchen Hauſes, auch Ludwig der Baier zur Krone berufen ward. Die Geſchichte ſeiner langen Regierung iſt nur ausgezeichnet durch den Kampf mit Friedrich dem Schönen, durch den erneuerten heftigen Streit mit der Kirche, und die nicht immer gerechte Vermehrung ſeiner Stammländer mit Brandenburg, Tirol und Holland. Er war nicht von jenem ritterlichen Geiſte beſeelt, welchen wir in den andern Kaiſern jener Zeit bemerken, durch den unter allen mächtigen Fürſtenhäuſern damahliger Zeit keines ſo ſehr ſich auszeichnete als das öſterreichiſche. Wem iſt es unbekannt, wie Kaiſer Friedrich der Schöne nach langen Kriegen durch eine verlorne Hauptſchlacht in die Gefangenſchaft des Gegners gerathen, von ihm mit großer Härte behandelt, zu dem nachtheiligſten Frieden gezwungen ward, um frei zu werden; wie er dann von dem Ungeſtüm und dem Unwillen ſeines treuen aber ruhmbegierigen Bruders Leopold an der Erfüllung des Vertrages verhindert, ganz anders wie in ſpätern Zeiten König Franz der Erſte, der Ehre und ſeinem Worte treu, ſich ſelbſt ſeinem Feinde wieder zum Gefängniß ſtellte! — Thaten wie dieſe ſind auch in den Geſchlechtsbüchern der Könige helle Ehrenzeichen des wahren Ruhms. Selbſt Ludwig des Baiern Herz ward davon erſchüttert, obwohl nicht auf lange.

Des edlen Friedrichs Aufopferung brachte Deutſchland noch keine Ruhe. Baiern und Böhmen unter den erſten Luxemburgern dachten nur auf ſich; daher wurden ſie unter ſich uneins. Beide ſtrebten ſie nach dem Reiche, aber auf die Würde des Reichs wollten ſie nur den Glanz und die Größe des eignen Hauſes gründen. Daher iſt ihre Regierungsweiſe ſich ungeachtet der Uneinigkeit ähnlich, ihre abgeſonderte Herrſchaft aber von kurzer Dauer geweſen. Rudolphs Stamm ſuchte den Ruhm mehr im Großen, und darum iſt Oeſterreich nach vielem und langem Unglücke deſto glorreicher wieder emporgeſtiegen.

Es waren jezt nicht mehr die großen Partheien der Kirche und des Kaiſers, der Guelfen und der Ghibellinen, welche Deutſchland theilten, nicht die alten deutſchen Völkerſtämme der Schwaben, Franken, Sachſen und Baiern, welche den König wählten. Aus der allgemeinen Auflöſung treten nur die Fürſtenhäuſer von Böhmen, Baiern und Oeſterreich als eben ſo viele Partheien heraus. Der Zwieſpalt der böhmiſchen und der bairiſchen Parthei ward abſichtlich von Frankreich unterhalten. Wenn Karls des Vierten lange Regierung dem deutſchen Reiche eine Art von Ruhe und Frieden wieder gab, ſo war dieß alles nicht ſo, wie es hätte ſein ſollen, und verdient nicht das Lob, welches man oft an Karls Werk, weil es dem Wunſche der Mächtigen entgegen kam, verſchwendet hat. Die Verfaſſung, welche er Deutſchland gab, war keine Wiederherſtellung der alten Nationalfreiheit und Königswürde. Dazu hätten vor allem die ehemahligen Nationalherzogthümer in Schwaben und Franken wieder aufgerichtet werden müſſen, wie es die öſterreichiſchen Kaiſer mehreremahl wollten; deren Grundſätze für die Verfaſſung des Reichs von denen der bairiſchen und böhmiſchen ſehr verſchieden waren. Ungeachtet der heiligen Zahl Sieben, welche für die Zahl der Churfürſten feſtgeſezt ward, war das Ganze der goldnen Bulle ſehr willkührlich nach damahligen Nebenrückſichten zuſammengeſezt; ein Werk ohne wahre innere Einheit, durch welches, wie in ſpätern Zeiten durch den weſtphäliſchen Frieden, die großen Staatsübel nicht von Grund aus geheilt, ſondern nur in ein leidliches Verhältniß geſezt und eben dadurch dauernd gemacht wurden. Indem der Kaiſer einige Mächtige ſo ſehr erhöhte und faſt unabhängig machte, gab er ſein ſchönſtes Vorrecht auf, der Schirmherr der allgemeinen Freiheit zu ſein, und legte ſelbſt den erſten Grund zu der innern Abſonderung und Theilung von Deutſchland, welche dann von Stufe zu Stufe den weitern Verfall der Kaiſerwürde herbeiführte.

Böhmen jedoch erhob ſich unter Karl dem Vierten zu einem Wohlſtande und einer Bildung in Künſten, Wiſſenſchaften und in der Bearbeitung der eignen Landesſprache, daß es allen andern ſlawiſchen Nationen darin weit zuvoreilte. Daß er ſelbſt in ſeiner Verfaſſung des deutſchen Reichs auf die zahlreichen ſlawiſchen Bewohner deſſelben Rückſicht genommen, für ihre Rechte, Herkommen und Sprache durch eigne Anordnungen Sorge getragen, war der Gerechtigkeit gemäß: ein einzelner lobenswerther Zug an einem im Ganzen ſo unvollkommnen Werke. Obwohl von deutſchen Ahnen ſtammend, war Karl der Vierte, in Böhmen geboren und erzogen, auch ganz ein Böhme geworden. In Beziehung auf Deutſchland nannte ihn Maximilian wohl mit Recht einen Stiefvater des Reichs. Auch Burgund gab er zuerſt bis auf den leeren Nahmen auf; und nebſt Ludwig dem Baiern war er es vorzüglich, der die Kaiſerwürde in Italien um ihr altes Anſehen brachte. Karl der Vierte beſaß nicht jene ritterlichen Tugenden, welche ſeinen Ahnherrn Heinrich zur Zierde und zur Freude der deutſchen Nation gemacht, dem Könige Johann hohen Ruhm in allen Landen Europa's erworben hatten. Durch Eigenſchaften andrer Art, durch ausdauernde Thätigkeit, Kenntniß und Klugheit ward ſeine Herrſchaft für Böhmen wahrhaft wohlthätig und glänzend, für Deutſchland wenigſtens ſcheinbar, bis die üblen Folgen in der ſpätern Geſchichte ſich zeigen. Tiefer aber als unter ſeinem Sohne, dem abgeſetzten Wenzel, ſchien die Kaiſerwürde nicht ſinken zu können.

So ſollte alſo das große Werk der Wiederherſtellung Deutſchlands, welches Rudolphs Kraft begonnen hatte, ſich nicht unmittelbar nach ihm vollenden, es ſollte noch ein Mahl eine Art von Zwiſchenreich und eine lange Zeit der Verwirrung eintreten, und erſt dann von ſeinen ſpäten Enkeln, Maximilian und Karl das Reich und das Kaiſerthum wieder zu ihrer alten Würde erhoben werden! —

Welche großen Kräfte ſelbſt damahls noch in dem deutſchen Staatskörper vorhanden waren, ungeachtet dieſer ſchon merklichen Auflöſung des Ganzen, das beweiſen mehrere herrliche Erſcheinungen merkwürdiger und mächtiger einzelner Staatsvereine die ſich eben in dieſer Zeit der Auflöſung im Umkreiſe des deutſchen Reichs bildeten. Die Schweiz, die Hanſe, und die Herrſchaft des deutſchen Ordens am baltiſchen Meere, ſind dieſe merkwürdigen großen Erſcheinungen. In den erſten ſchweizeriſchen Kämpfen hat ſich dieſelbe Kraft wirkſam bewieſen, die in vorigen Zeiten in den nordiſchen Wäldern der römiſchen Uebermacht Widerſtand leiſtete; der alte Stand der Freien, jene kriegeriſche Grundkraft des Volks, hatte ſich auf dieſen Gebirgen reiner als in den niedern Gegenden erhalten. Glucklich, wenn die edlen Schweizer, unter milder Schirmherrſchaft, in ſelbem freien Zuſtande und mit dem Reiche verbunden geblieben wären! Daß der feſte Muth und Handſchlag weniger Männer, einen Bund auf Jahrhunderte, ein Volk und einen Staat zu gründen vermochte, wird immer bewundernde Theilnahme erregen. Bald aber nahm ihre Kriegsluſt eine ganz andere Geſtalt an, als da ſie zuerſt nur einigen beſondern Bedrückungen Schranken ſetzen wollten. Sie wurden die Angreifer und Eroberer; es bildete ſich zwiſchen dem kriegeriſchen Gebirgsvolk, und dem Adel und Ritterſtande, eine Art von Bürgerkrieg, der ſich oft in andere Gegenden zu verbreiten, und ganz Deutſchland zu umfaſſen drohte. Mehr noch als die herrlichen Kräfte, die als ein Opfer dieſes Kampfes fielen, war die Trennung ſelbſt zu beklagen. Der Verluſt der Schweiz traf nicht Habsburg allein; es war der erſte große Stoß, welchen nicht bloß das Reich, ſondern Deutſchland erhielt. Auch die Schweiz genoß bei innern Burgerkriegen damahls nicht des ruhigen Glücks, welches ihr andre Verhältniſſe in ſpätern Jahrhunderten geſichert haben. Ihre Macht und ihr Kriegsruhm ſtieg in kurzem außerordentlich; der Einfluß aber, welchen ſie als bezahlte Streiter der kriegführenden Mächte, auf die europäiſchen Angelegenheiten im fünfzehnten Jahrhunderte hatten, war weder für das Wohl des Ganzen vortheilhaft, noch des Schweizervolks würdig.

Die Gründung eines neuen mächtigen deutſchen Staates an der Oſtſee, Preußen unter dem deutſchen Orden, iſt wie die frühern deutſchen Colonien, durch welche das urſprünglich ganz ſlawiſche Schleſien eine blühende deutſche Provinz wurde, andre, durch welche in Ungarn und Siebenbürgen, Bergbau und ſtädtiſche Bildung befördert ward, ein Beweis von der innern Stärke, der Bevölkerung, und der Cultur des damahligen Deutſchlands.

Einen noch größern giebt die Hanſe, jener deutſche Städtebund, der Epoche gemacht hat in der Geſchichte des Welthandels, deſſen Macht und Einfluß ſich bald, das baltiſche Meer beherrſchend, auf die nordiſchen Königreiche erſtreckte, deſſen hohe Cultur und ſtädtiſche Verfaſſung den griechiſchen und italieniſchen Handelsſtädten an die Seite geſtellt werden kann. Wenn gleich in Deutſchland keine einzelne Stadt ſo große Macht wie Venedig erreichte, wenn Venedig die Schlüſſel des orientaliſchen Handels meiſt für ganz Europa in Händen hielt, ſo war Deutſchland hingegen in Fabriken und mechaniſcher Kunſt Italien überlegen. Merkwürdig war die ganze Form dieſes deutſchen Städtevereins; es erwachte hier wie in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, der alte, in der früheſten germaniſchen Verfaſſung und Sitte ſchon ſichtbare Bundesſinn, die Neigung zu freien Bündniſſen aller Art, zum Schutz und Schirm der allgemeinen Kraft und Sicherheit.

So hatten alſo Volk, Ritter und Städte, jeder Stand einen eignen, neuen mächtigen Staat in Deutſchland gegründet, nachdem das Ganze ſich ſchon allmählig zu trennen begann; unter welchen Staaten beſonders die Schweiz und die Hanſe, in dem Gemählde deutſchen Geiſtes, deutſcher Kraft, und deutſcher Bildung, eine bedeutendere Stelle einnehmen. Ungleich größer noch durch ſeine Folgen für die Weltgeſchichte ward der neue deutſche Staatenverein, der durch die ritterlichen Tugenden und unerſchütterlichen Grundſätze des edelſten Fürſtenhauſes errungen ward; der öſterreichiſche Völkerbund. Ein Gebäude zu dem ſchon Rudolf den Grund entworfen, welches auch bei allem Unglück, das einzelne Fürſten dieſes Hauſes, in der Zwiſchenzeit von Rudolph bis auf Maximilian oft hart bedrängte, nie aus den Augen verloren ward, und zu deſſen weitern Ausführung viele öſterreichiſche Fürſten, die auch nicht zur Kaiſerwürde gelangten, durch Ritterſinn und Tapferkeit, wie durch weiſe Geſetze, weſentlich beigetragen haben. Um aber dieſes Gemählde in ſeiner Größe entwerfen zu können, iſt es nöthig, erſt noch einen Blick auf das übrige Europa zu richten, da aus der Auflöſung der alten Verhältniſſe, jetzt ſo wohl die Nationen mit mehr entwickeltem Charakter, als auch die Staaten mit neu befeſtigter Macht hervortraten, und das große Zeitalter Maximilians, und Karls des Fünften vorbereiteten. —

In Italien hatten nur zwei Staaten eine ſelbſtſtändige, und ſich gleich bleibende Politik: Rom und Venedig. Beider Unabhängigkeit war ſicher gegründet. Venedig in der Mitte zwiſchen dem griechiſchen Kaiſerthume und dem Abendlande gelegen, war die größte Seemacht des Mittelmeers geworden. Von Neapel konnte nur die Frage ſein, wer es beherrſche; und während der Handel auf dem Mittelmeere bluhte, war, nachdem das Blut der Hohenſtaufen einen Rächer in dem Könige von Arragonien gefunden hatte, die Verbindung Siciliens mit dem ſüdlichen Spanien die natürlichſte. Die größte Gährung, aber auch die Entwicklung der herrlichſten Geiſteskräfte, fand in den nördlichen, urſprünglich zum deutſchen Reiche gehörigen Ländern Statt, in Mailand und Florenz. Groß war die Macht der Visconti, größer der Einfluß der Medicäer auf den Geiſt Italiens, und der ganzen geſitteten Welt. Poeſie und Baukunſt, Mahlerei und alte Literatur nahmen einen herrlichen Aufſchwung, und nachdem der römiſche Stuhl durch die franzöſiſche Abhängigkeit, durch die ſtreitigen Papſtwahlen von ſeinem europäiſchen Einfluſſe und Anſehen viel verloren hatte, behauptete Italien, doch auf eine neue Weiſe ſeinen alten Vorrang, indem die italieniſche Cultur in ihrer Verbreitung bei andern Nationen, ein allgemeines Band für ganz Europa wurde. Ein Band das von ganz freier Art, und ſehr wohlthätig war, noch wohlthätiger hätte werden können, wenn nicht die Kirchentrennung es aufgelöſt hätte. An der italieniſchen Bildung nahm beſonders was alte Literatur betrifft, Deutſchland den unmittelbarſten Antheil; Deutſchland, welches vor der Entdeckung der beiden Indien den europäiſchen Handel mit Italien theilte, in allen Künſten mit ihm wetteiferte. Ueberhaupt war die Verbindung der beiden Nationen durch den Handel und die alte Gewohnheit ſehr groß, beſonders in dem nördlichen Theile Italiens, in Venedig und Mailand, wo ſelbſt die Sitten näher und der Geſchmack dem deutſchen weniger unähnlich war. Lange wirkte noch die alte Verehrung der Kaiſerwürde, die gewohnte Vorſtellung von der deutſchen Macht. Dante und Petrarca, ſetzten noch ihre begeiſterte Hoffnung auf die deutſchen Kaiſer, als die Herrſchaft in der Heimath ſelbſt ſchon immer beſchränkter ward; und noch Machiavell ſucht es ſeinen Landsleuten erſt zu erweiſen, daß Deutſchlands Macht ungeachtet alles Anſcheins von Größe, in der That nicht ſo beſchaffen ſei als man denke, und ihrem Untergange mit ſtarken Schritten entgegen eile.

So wohlthätig als der Einfluß italieniſcher Bildung für das übrige Europa, ſo ſchädlich ward die italieniſche Politik, welche zuerſt in Frankreich, nach und nach an den meiſten übrigen europäiſchen Höfen Raum gewann, und nachgeahmt ward, und welche bei herrſchendem Zwieſpalte und Eigennutze alle Mächte in einen anerkannten oder heimlichen Krieg Aller gegen Alle verſetzte. Der Mittelpunkt dieſer italieniſchen Politik und aller ihrer vielverſchlungenen Verhältniſſe, war Florenz und Mailand, wo die Anarchie einen ſteten Wechſel erzeugte, in deren Strudel auch Venedig und Rom, und bald Neapel, Spanien und Frankreich hinein gezogen ward. Selbſt in Italien war es in einem kleinern Spielraume, an der Geſchichte der Visconti, der Medici, der Sforza, und ſo mancher andrer kleiner Herrn und Tyrannen ſichtbar, wie bürgerliche Zwietracht, plötzliche Auflöſung der alten Sitten und Verhältniſſe, unvermeidlich und unaufhaltſam zur unumſchränkten Alleinherrſchaft führe. In einem größern Maßſtabe zeigt ſich das ſchnelle Wachsthum der königlichen Macht in dieſem Zeitraume, in Frankreich, England, ja auch in Spanien. Frankreich ſtand im Mittelalter an Cultur und innerm Wohlſtande, hinter Italien und Deutſchland weit zurück; für die Entwicklung des Rittergeiſtes der hier beſonders herrſchend blieb, iſt die Geſchichte der Normannen, dann der Engländer, während ſie einen Theil von Frankreich beherrſchten, die Geſchichte von Burgund glänzender und reicher als die Geſchichte des eigentlichen Frankreichs ſelbſt. Am auffallendſten iſt die frühe Begründung der königlichen Macht, wozu freilich ein Grund ſchon in der Lage des Landes und der Hauptſtadt ſich finden läßt, wie in der alten Verfaſſung der fränkiſchen Könige, demnächſt aber in dem unausgeſetzten und ungetheilten Beſtreben der Herrſcher. In dem großen Kampfe zwiſchen England und Frankreich, entwickelten ſich von beiden Seiten viele kriegeriſche Tugenden und merkwürdige Charaktere, unter denen für den Rittergeiſt und die Sitten der damahligen Zeit, keiner ſo merkwürdig iſt, wie der der Jungfrau von Orleans. Dieſe zweite Stifterin und Retterin des franzöſiſchen Throns, hat das Schickſal gehabt, welches bei jener Nation großen Charakteren oft zu Theil geworden iſt, erſt leidenſchaftlich vergöttert, und dann wieder eben ſo tief erniedrigt zu werden. Nachdem der Neid und Verrath der eignen Waffengenoſſen die Heldin dem Flammentode Preis gegeben hatte, ward ſie vergeſſen, und es verſtrich ein Zeitraum, ehe der, welcher doch nur durch ſie König war, ſich der Pflicht erinnerte, den Adel ihres Ruhms wieder herzuſtellen. Auch in neuern Zeiten diente der ſchönſte Nahme und Charakter, welchen die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat, nur zum Gegenſtande des Mißbrauchs. Ein vortrefflicher deutſcher Dichter hat die Heldin Frankreichs zuerſt wieder verherrlicht; dennoch ſteht die Wahrheit der Geſchichte noch weit über dieſer poetiſchen Darſtellung. Johanna führte das Schwert wie die Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran, aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit oder Blutvergießen, iſt zwar ſie ſelbſt mehrmahls verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergoſſen, noch iſt andre irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für Frankreichs Lilien, deren Glanz zu retten ſie ſich oft in das Schlachtgewühl geſtürzt hat, und endlich in den Flammen geſtorben iſt.

Nachdem der große Kampf mit England durch jene Heldin und Englands innere Zwietracht, für Frankreich glücklich geendet war, ſehen wir die Allgewalt in dem mißtrauiſchen und grauſamen Ludwig den Eilften ſchon vollkommen befeſtigt; wie jederzeit nach großen Erſchütterungen des Staats, die Herrſchaft mit verdoppelter Macht wiederkehrt.

* * *

Schwer iſt es, das, worin der eigenthümliche Charakter der Nationen beſteht, richtig aufzufaſſen und die einzelnen Züge, die ihn auszeichnen, zu beſtimmen und anzugeben. Erſcheint ja ſelbſt im Einzelnen der Menſch dem beobachtenden Geiſte oft wie ein ſchwer zu löſendes Räthſel, und wie wunderbar mannichfaltig entwickelt ſich nicht erſt die menſchliche Natur in dem weiten Spielraume der Weltgeſchichte. Grade dieß aber iſt das Anziehendſte und Lehrreichſte in der Geſchichte, indem wir jeden merkwürdigen bedeutenden Nationalcharakter als eine eigenthümliche und neue Entwicklung des Menſchengeiſtes, und als eine Bereicherung unſers eignen Weſens betrachten. Wenn gleich nun der ganze Charakter einer Nation nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten höchſtens nur in einer ausführlichen Darſtellung angedeutet und entfaltet, auch da oft mehr gefühlt als begriffen, und nie in wenigen beſtimmenden allgemeinen Worten zuſammengefaßt werden kann, ſo läßt ſich doch wenigſtens im Allgemeinen angeben, worauf man dabei den Blick zu lenken habe; in welchen Bedingungen die erſten Grundzüge desſelben zu ſuchen, durch welche Erſchütterungen die völlige Entwicklung desſelben veranlaßt ſei. In dieſer Beziehung und in dieſem Sinne kann man ſagen, daß der Charakter aller der großen Nationen des weſtlichen Europa, die im fünfzehnten Jahrhunderte zu einem Syſteme gebildeter Staaten wurden, der Italiener, Franzoſen, der Engländer und der Spanier, aus zwei Hauptelementen ſich erkläre, aus der beſondern Form, welche die Völkerwanderung bei einer jeden dieſer Nationen angenommen, und aus dem Einfluſſe, welchen die Kreuzzüge und das Ritterweſen auf jeden Staat insbeſondere gehabt haben; ſo wie man für die ſpätern Zeiten im Allgemeinen feſtſetzen kann, daß ſich der Charakter eines jeden europäiſchen Staates und jeder Nation wie ihre Cultur beſtimme nach dem Einfluſſe, welchen der indiſche Welthandel auf eine jede hatte, und nach der eigenthümlichen Form, welche die Reformation bei ihr annahm.

Die Völkerwanderung alſo und die Kreuzzüge nach der Geſtalt, welche ſie bei jeder Nation annehmen, nach der Einwirkung, die ſie auf jedes Land hatten, beſtimmen den verſchiedenen Charakter der europäiſchen Völker. Gothen und Araber mußten verſchmelzen, damit der Geiſt des Spaniers gerade ſo wurde. Der ſtete, Jahrhundert lange Kampf gegen die Mahometaner, hier in der Heimath ſelbſt, nicht bloß in entfernten Landen nur Abentheuer und Ruhm ſuchend, ſondern für das Vaterland, für den eignen Heerd gefochten, gab dem ſpaniſchen Geiſte den ernſten Schwung, der eine bleibende Eigenſchaft der Nation wurde. Aus angelſächſiſchen und normänniſchen Elementen iſt die engliſche Verfaſſung hervorgegangen; in dem Rittergeiſte der Kreuzzüge hat ſich der damalige hundertjährige Kampf zwiſchen England und Frankreich entflammt, in welchem beide Nationen und Staaten erſt ihre ganze Kraft entwickelten; durch den levantiſchen und byzantiniſchen Handel hat die italieniſche Cultur ihren eigenthümlichen Charakter erhalten, was auch ohne türkiſche Eroberung von Konſtantinopel, und ohne griechiſche Flüchtlinge eben ſo, wenn gleich etwas ſpäter und langſamer geſchehen ſein würde.

Nachdem die europäiſchen Nationen nicht mehr vereint einen gemeinſchaftlichen Feind im fernen Morgenlande bekriegten, wandten ſie ihre Kraft deſto mehr gegen einander, wie England und Frankreich, oder es gründete und vollendete ſich der Staat ganz in ſich ſelbſt, wie es in Spanien geſchah. Das innere Bedürfniß der Staaten ſelbſt, und der Zuſtand des Adels, führte faſt bei allen weſtlichen Nationen gleichmäßig dieſe veränderte Verfaſſung herbei.

Das Ritterthum und die damit verbundene ſtrenge Ordnung adelicher Sitten wurden nie allgemein. Auch das Band, was die Kirche ſonſt für alle Nationen Europa's und für alle Stände jeder Nation geweſen, war um vieles ſchlaffer und ſchwächer geworden. Je mannichfaltiger und verwickelter jetzt die Lebensverhältniſſe ſich verſchlungen hatten, je weniger wurde die Lebensverbindung ſelbſt heilig gehalten. Es mußte unter dem faſt unabhängig gewordenen, die Hoheitsrechte der höchſten Staatsgewalt ausübenden, und dadurch dieſe zerſplitternden Adel, in ihm ſelbſt und in ſeinem Verhältniſſe zu den andern Ständen ein Zuſtand der Verwirrung und der Geſetzloſigkeit eintreten. Aber eben dieſer Zuſtand und die Noth führte zurück auf das Geſetz, und auf den geheiligten Stellvertreter deſſelben. Dieß war gut und nothwendig; glücklich war die Veränderung da zu nennen, wo die Grundſätze der ſtändiſchen Verfaſſung gereinigt wurden; ſie ganz aufopfern oder vernichten, hieß nur ein Uebel mit dem andern vertauſchen. In allen Ländern ſehen wir daher in dieſem Zeitraume die königliche Gewalt ſchnell zu einer ſolchen Höhe und Stärke anwachſen, von der ſogar in der Folge in einigen Staaten durch die natürlich entſtehende Gegenwirkung vieles iſt nachgelaſſen worden. In Frankreich war der Anwachs der königlichen Macht ſchon ſeit lange vorbereitet; indem man ſelbſt in der alten franzöſiſchen Geſchichte nur ſelten auf einen Charakter trifft, der wie Ludwig der Neunte nicht bloß Frankreich und die eigne Gewalt, ſondern ganz Europa und das allgemeine Wohl im Auge hatte. Solche wohlthätige und wahrhaft große Charaktere ſollte man in der Geſchichte vorzüglich aufſuchen, und bei ihnen verweilen, ſtatt daß die neuern Darſteller faſt nur diejenigen Könige herausheben, welche, wie Philipp Auguſt, Philipp der Schöne und andre ähnliche, ihre Gewalt von allen Seiten zu vermehren mit Glück bedacht waren. Das iſt es, was die Kenntniß der frühern Geſchichte noch ſo ſehr verdunkelt, daß die Geſchichtſchreiber nur zweierlei vor Augen haben, entweder die unumſchränkte Alleinherrſchaft, oder die allgemeine Gleichheit, die ſo ſchnell wieder zu jener führt. Die Geſchichte würde ſchon darum eine Lehrerin des

Lebens und eine Schule der Weisheit zu nennen ſein, wenn ſie uns auch nur das Eine lehrte, jener herrſchenden Denkart des Zeitalters und ihrem trügeriſchen Scheine zu widerſtehen, und die Vorzüge der ſtändiſchen Verfaſſung aus Gründen zu erkennen; der ſtändiſchen Verfaſſung, wo ein ſtarker, aber durch Geſetze geordneter Adel, die Gewalt der Könige nicht ſchwächt, die Freiheit des Volks nicht unterdrückt, ſondern beide verbindet und gegenſeitig belebt. — In Frankreich ward die königliche Gewalt ſelbſt unter Ludwig dem Neunten vermehrt, unter Ludwig dem Eilften erſcheint ſie faſt vollkommen. Nur die während des Kampfs mit England entſtandene, ſchnell durch Glück und Verdienſt der Herrſcher angewachſne, neue burgundiſche Macht, hielt das franzöſiſche Uebergewicht eine Zeit lang noch auf. Burgund, und beſonders die Niederlande waren damahls durch betriebſamen Handel und Kunſtfleiß vielleicht das reichſte Land von Europa; alle Künſte, die im Gefolge des Handels und des Reichthums bei einem lebhaften Volke ſich zu zeigen pflegen, ſtanden in der höchſten Blüthe, und ſchienen den Beherrſcher eines ſolchen Landes zu ſo hochfliegenden Anſprüchen und Planen zu berechtigen, wie die Karls des Kühnen waren; bis eben dieſe großen Plane, zu heftig und unbeſonnen verfolgt, an Ludwigs verborgnen Künſten und an der Schweizer Tapferkeit ſcheiterten. Was in Frankreich ſeit lange zur Vermehrung der königlichen Gewalt geſchah, das entwickelte ſich ſchnell und mit einem Mahle in England. Nach den glorreichen Eroberungen Eduards des Dritten, dem Siege des ſchwarzen Prinzen, dem Glücke Heinrichs des Fünften, welchen uns ein Dichter ſeiner Nation als die Blume und den Liebling derſelben ſchildert, mit deſſen zu frühzeitigem Tode die ſchönſte Hoffnung jenes Heldenzeitalters zu Grabe ging, richtete ſich Englands kriegeriſche Kraft gegen ſich ſelbſt in der blutigen Fehde der Yorks und der Lancaſter, an Erbitterung und grauſamen Thaten die alten Trauerſpiele der Guelfen und Ghibellinen erneuernd. In den franzöſiſchen Kriegen hatten ſich die Engländer, dreifach ſtärkere Heere beſiegend, mehrmahls als die erſte der damahligen Nationen, nicht bloß an Tapferkeit, ſondern auch in der Kriegskunſt bewährt. Deſto wilder und zerſtörender bei ſolcher Kraft war der innere Krieg, der wie jederzeit nach allgemeiner Ermattung von bürgerlichen Erſchütterungen, im Frieden, der endlich erfolgte, zur vergrößerten Alleinherrſchaft führte. Dieſe ſehen wir Heinrich den Achten in einem Maaße wie kaum einen franzöſiſchen König, und der alten Formen ungeachtet, im Grunde mit uneingeſchränkter Willkühr üben. Nur allmählig und erſt ſpät konnte es in Spanien zu einer Einheit des Ganzen kommen, da es urſprünglich nicht ein Reich, ſondern aus zwiefachen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war. Die von den Arabern nicht unterjochten Spanier in den nordiſchen Gebirgen, deren Anführer ſich noch vom alten Königsſtamme der Gothen herleiteten, und bald Leon und Caſtilien gründeten, von der einen, von der andern Seite Navarra, geſtiftet von den Grafen in der fränkiſchen Mark, die ſich unabhängig gemacht hatten; dieſes waren die beiden Grundlagen der chriſtlichen Macht in Spanien. Wenn gleich beide ſchon einmahl vereinigt, und einige der frühern ſpaniſchen Könige zu großer Macht gelangt waren, ſo ward dieſe doch durch die üblichen Theilungen immer wieder zerſtückt. Portugal, von Caſtilien geſtiftet, blieb getrennt; Aragonien, von Navarra gegründet, bildete ein eignes Reich. Caſtilien und Aragonien, das nördliche und ſüdliche Spanien, waren an Sprache, Sitten, Verfaſſung und Bildung damahls noch mehr als jetzt verſchieden. Das ſüdliche Spanien kam durch den mittelländiſchen Handel früher in blühenden Wohlſtand. Hier in Barcellona und Valencia, unter dem ſchönſten Himmelsſtriche Europa's, war eben ſo wie im ſüdlichen Frankreich jene liebliche von den ältern Italienern oft erwähnte provenzaliſche Dichtkunſt, welche man die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, einheimiſch. Das kriegeriſch ernſte Caſtilien erhielt ſpäter das Uebergewicht. In die Weltgeſchichte greift Spanien erſt ein, als es unter Ferdinand und Iſabella vereint, Granada beſiegt, und eine der großen Hauptmächte Europa's geworden war. In Ferdinands des Katholiſchen und Iſabella's gemeinſchaftlicher Herrſchaft und Geſchichte ſind beide ſorgfältig zu trennen. Ferdinand kann ſchwerlich von dem Vorwurfe befreit werden, die Vermehrung der Gewalt auch durch ungerechte Mittel geſucht zu haben. Ganz anders die tugendhafte Iſabella, deren Verſtand nicht minder groß war als ihre reine Seele. Mit frommer Begeiſterung entflammte ſie ihre Ritter zum Kampfe, da es galt, den letzten ſpaniſchen Boden vom fremden Joche zu befreien; mit unermüdeter Thätigkeit ſorgte ſie im Frieden für das Beſte des Landes. Ihr zur Seite ſtand der große Ximenes, zugleich ein Geiſtlicher im ſtrengſten, vollſten Sinne des Worts, ein Gelehrter, ein tief durchſchauender Staatsmann, und ſelbſt ein Held an Muth und Kriegseinſicht, wenn es für das Vaterland galt gegen den alten Feind Spaniens und des chriſtlichen Glaubens. Beide, Ximenes und Iſabella, waren einander werth. Es iſt dieſe Zeit reich an ungeſtümen, leidenſchaftlichen herrſchſüchtigen Charakteren, wie Karl der Kühne, Karl der Achte von Frankreich, an gehäſſigen, argliſtigen, wie Ludwig der Eilfte, der gewaltthätige Heinrich von England. Nicht ſelten aber wird auch das Auge erfreut durch den Anblick hoher Tugenden; überall zeigte ſich damahls jene Menge von großen Charakteren und ausgezeichneten Geiſtern, jene allgemeine Regſamkeit, jene Fülle von Leben in unerwarteter und ſchneller Entwicklung, welche einer wahrhaft großen Zeit vorangehen, einer ſolchen, die es nicht bloß durch äußere Erſchütterung und zufällige Erwerbungen iſt, ſondern durch den Geiſt und durch die innere Kraft. Wenn Ferdinand der Katholiſche auch eben ſo ſehr nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebte, wie Heinrich in England, Ludwig in Frankreich, ſo konnte doch dieſes Streben in dem freiern Spanien für jetzt noch weniger ausgeführt werden. Zu groß und feſt geordnet war die Macht der Stände und der Reichsverſammlungen. Außer dem Adel waren hier auch die Städte beſonders mächtig, ſo daß es hier ſogar während der innern Unruhen zu einem allgemeinen Ausbruch, zu einer Art von Bürgerkrieg wie in Deutſchland zwiſchen dem Adel und den Städten kam. Der Rittergeiſt hatte in Spanien am meiſten die Denkart der geſammten Nation durchdrungen, daher die hohe ſittliche Kraft und Würde desſelben, während dieſes Zeitalters.

Keine andere Nation eilte der Entwicklung der neuen Zeit in Beziehung auf das eine große Ereigniß derſelben, den neuen indiſchen Welthandel, ſo ſchnell entgegen und allen andern Nationen darin zuvor, als die portugieſiſche. Hier war die Entdeckung Oſtindiens durch planmäßig erweiterte Seereiſen und vervollkommnete Schiffahrt, ſeit beinahe hundert Jahren vorbereitet, bis endlich der ſchönſte Erfolg die kühnen Bemühungen krönte. Begreiflich iſt es daher, weil alle Kräfte der Nation ſchon lange dieſe Richtung genommen hatten, daß in ſo kurzer Zeit alle die fruchtbarſten Küſten von Indien und Afrika, wie einſt von arabiſchen, ſo jetzt von portugieſiſchen Schiffen, Handelsniederlagen, Pflanzſtädten und feſten Beſitzungen angefüllt wurden. Wunder der Kühnheit und Tapferkeit, die an das ganz Unglaubliche gränzen, wurden von den Portugieſen in der kurzen Heldenzeit ihrer blühenden Macht verrichtet. Ihnen und dem glücklichen Gama fiel der ſchönſte Antheil zu von der neuen Welt; denn ſie erhielten den lebendigen Handel, Spanien zuerſt nur todtes Gold. Statt des herrlichen, in den Erzählungen der Alten geprieſenen Indiens, das ſeine Seele ſuchte, fand der mit jeder Gefahr, mit endloſem Unglück, und dann noch mit Undank bis an ſeinen Tod ringende unglückliche Columbus, nur ein ungeheures, in Geſtaltung der Pflanzen und Thiere, der alten Welt durchaus unähnliches, wildes, und von Wilden bewohntes Land, das erſt ſpäterhin, als auf Eroberung volkreiche Colonien folgten, eine Pflanzſchule europäiſcher Menſchheit, und europäiſcher Freiheit werden ſollte. Damahls als plötzlich alle Reichthümer Indiens, in Portugals Hauptſtadt zuſammenfloſſen, ſeine Schiffe in allen Meeren herrſchten, mochte das erſtaunte Europa den portugieſiſchen Emanuel wohl den Großen nennen. Aber eben weil die portugieſiſche Nation ihre Kraft ganz in die neue Welt ergoß, hatte ſie keinen, oder nur ſehr geringen unmittelbaren Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem, und in der kurzen Dauer ihrer blühenden Macht, iſt dieſe damahls an Muth und Geiſt ſo kühne Nation mit jener Pflanze zu vergleichen, welche nur wenige Stunden blüht, in dieſer kurzen Blüthe aber an Glanz und Pracht alle anderen Gewächſe überſtrahlt.

Italien, noch mehr aber Deutſchland verloren zunächſt am meiſten durch den neuen Welthandel. Beiden ward der größte

Theil ihres bisherigen Handels entriſſen. Für Deutſchland kam noch hinzu, daß der bisher ſehr beträchtliche Reichthum der vaterländiſchen Berge im Werthe ſank, ja faſt unbedeutend ward, gegen den neuen Maßſtaab der Schätze Peru's gehalten.

Je mehr das neue Zeitalter Maximilians und Karls, in ſeinem Reichthum an großen Erſcheinungen eine kurze Weltgeſchichte umfaßt, je nothwendiger iſt es, die ganze damahlige Welt im Auge zu halten, um richtig zu beurtheilen, was der eine wie der andre Gutes und Großes gewollt und gethan haben.

Der Charakter der weſtlichen europäiſchen Nationen ward wie geſagt, beſtimmt durch die beſondre Form, welche die Völkerwanderung in dem Vaterlande einer jeden annahm, und durch die Art und nach dem Maaß der Einwirkung der Kreuzzüge, ſo wie des neuen indiſchen Welthandels. Dieſes ſind die fruchtbarſten Vergleichungspunkte für den verſchiedenen Nationalgeiſt und für den Culturzuſtand der Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer. Es läßt ſich aber alles dieſes nicht anwenden auf die nordiſchen und öſtlichen Völker, weil jene großen Weltbegebenheiten entweder bei ihnen nicht Statt fanden und keinen, oder doch keinen mittelbaren und nur entfernten Einfluß auf ſie hatten. Der Nationalgeiſt und Culturzuſtand der nordiſchen und öſtlichen Völker läßt ſich vielleicht am klarſten und fruchtbarſten beſtimmen aus dem urſprünglichen Stamm-Charakter einer jeden, und aus dem Verhältniſſe mit den aſiatiſchen Staaten auf der einen, und aus dem was ſie von der Cultur des weſtlichen und des ſüdlichen Europa angenommen haben, auf der andern Seite. Nur einige Worte mögen daran erinnern, in welchem Verhältniß die wichtigſten dieſer Nationen damahls zu dem europäiſchen Staatenſyſteme und zu der großen neuen Zeit, die ſich entwickelte, im Allgemeinen ſtanden.

Dänemark hatte zu der Zeit der Hohenſtaufen, da die deutſche Kraft ganz auf Italien gerichtet und im innern Kampfe begriffen war, ſich im nördlichen Deutſchland und an der deutſchen Küſte des baltiſchen Meeres ſtark erweitert. Dieſer Einfluß verſchwand wieder, und die mächtigen deutſchen Hanſeſtädte, Meiſter in der Schiffbaukunſt und Beherrſcher der Oſtſee, machten die drei nordiſchen Reiche vielmehr von ſich abhängig. Vereint wie ſie im fünfzehnten Jahrhunderte waren, hätten ſie ein mächtiges Reich bilden können. Aber es war eine Verbindung ohne vollkommene Einheit; ſchon waren die Gährungen vorhanden, welche bald nachher Schwedens Trennung herbeiführten, und es unter Waſa's Nachkommen zu einer ſo großen Macht erheben, ihm ſo entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten verſchaffen ſollten. Damahls hatten die drei vereinten nordiſchen Reiche, mit ſich allein beſchäftigt, noch keinen oder nur geringen Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Ganz außer dem Umkreiſe deſſelben lag Rußland; nur ſeine großen mächtigen Handelsſtädte ſtanden in Verbindung mit der deutſchen Hanſe. Schon in frühern Zeiten ſehr mächtig, hatte es mit der chriſtlichen Religion auch manche Cultur von Conſtantinopel her angenommen. Es war aber in dieſer byzantiniſchen Cultur nie die rege und lebendige Kraft wie in der abendländiſchen, aus der Miſchung der Römer und Deutſchen entſtandenen Bildung. Alles ward wieder zerſtört unter dem Druck der Mongolen, die unter Dſchingischan und ſeinen Nachfolgern das geſammte nördliche Aſien beherrſchten, auf der einen Seite in Schleſien große Schlachten lieferten, auf der andern mit Japan Krieg führten, Pohlen und Ungarn verwüſteten, und das übrige Europa mit Beſorgniß und Schrecken erfüllten. Erſt jetzt gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward Waſſiliewitſch, den man den Großen nennt, Wiederherſteller des ruſſiſchen Reichs, von welchem man damahls nur, wie von einer fremden Welt, durch wunderbar abentheuerliche Erzählungen wußte. Pohlen war jetzt durch Rußlands Fall und den Verein mit Lithauen ein mächtiges Reich geworden, aber noch ganz kriegeriſch, nur mit ſeinem Innern beſchäftigt und ohne Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Selbſt ſeine Kriege und Verhältniſſe mit den deutſchen Rittern in Preußen waren ohne bedeutende Wirkung für das Ganze des deutſchen Reichs. Pohlen gehörte zwar ſchon durch die römiſch-katholiſche Religion ſeit der Annahme des Chriſtenthums dem europäiſchen Staatenſyſteme an; aber die alte Verbindung Pohlens mit Deutſchland hatte ſich allmählig aufgelöſt; es konnten die deutſchen Colonien hier auf die ſtädtiſche Cultur und auf das Ganze nicht den Einfluß gewinnen wie in Ungarn, da ſie in die eine Provinz Schleſiens zuſammengedrängt waren, um ſo mehr, da auch dieſe bald von Pohlen getrennt und mit Böhmen vereint wurde. So begründeten ſich in dieſem an neuen Kräften ſo fruchtbaren Zeitalter die Reiche, entwickelten ſich die Nationen, bereiteten ſich wichtige Begebenheiten vor, ſtanden große Männer auf, ſelbſt in den von dem weſtlichen und mittleren Europa am weiteſten entlegenen und abgeſonderten Ländern. Ein ſehr wichtiges und thätiges Glied in dem damahligen Staatenſyſteme war Ungarn; ſo wie keine der chriſtlichen europäiſchen Nationen den aſiatiſchen Stamm-Charakter noch ſo ſichtbar an ſich trug und ſo treu behauptete, ſo hatte auch keine ſo viel von der abendländiſchen europäiſchen Cultur angenommen. Zuerſt mit dem Chriſtenthume zugleich, aus Deutſchland ſeit Stephan dem Großen und forthin durch jene vielfältigen deutſchen Colonien, welche von den Königen aus Arpads Stamm ſo ſehr begünſtigt wurden, und nicht nur die Bevölkerung und Macht, ſondern auch die Cultur des Landes vermehrten. Unter den Königen aus dem Hauſe Anjou bildete ſich die Verbindung mit Italien, und ein Einfluß der italieniſchen Geiſtesbildung auf Ungarn, welcher unter Mathias Corvinus ſo ausſchließend herrſchte, daß man nur die Vernachläſſigung des Einheimiſchen daran zu tadeln fand. Auch bei ihm war das Streben nach der Vermehrung der königlichen Gewalt ſichtbar, wie es ſich damahls faſt in allen Ländern offenbarte. Die ungeſtüme Heldenkraft, durch welche ſein großer Vater Hunyad ein Bollwerk gegen die türkiſche Uebermacht geweſen war, ward unter Mathias zum Theil auch gegen Oeſterreich und die andern benachbarten chriſtlichen Staaten verwendet, ſtatt einzig gegen den gemeinſchaftlichen Feind gerichtet zu ſein. Die türkiſchen Eroberungen durch welche Aſien jetzt den Abendländern die Kreuzzüge vergeltend, ein mahomedaniſches Reich in dem ſchönſten Lande Europa's ſtifteten, haben den entſcheidendſten Einfluß auf Europa gehabt; denn nichts iſt ſo geeignet, wo große Kräfte vorhanden ſind, ſie mit einemmahle ſchnell zu entwickeln, als eine gemeinſchaftliche große Gefahr. Gefahr für die Staaten nicht nur und für den Glauben, ſondern auch für die Völker und für die Geiſtesbildung war es, was Europa von den Türken drohte. Zwar waren ſie keineswegs ein ganz unwiſſendes und rohes Volk zu nennen; was die gebildetſten mahomedaniſchen Nationen, die Araber und Perſer, in Wiſſenſchaften, Literatur und Dichtkunſt hervorgebracht haben, war bei ihnen bekannt, vielfach angewandt, nachgebildet, angeeignet und einheimiſch geworden, etwa wie bei den kriegeriſchen Römern griechiſche Wiſſenſchaft und Literatur. Als große Seemacht und als ein Handelsſtaat konnte das türkiſche Reich um ſo weniger der Cultur entbehren, oder ihr ganz entfremdet werden. Aber des in dieſem Glauben gegründeten Hochmuths nicht zu erwähnen, der alle Mahomedaner ſo ungleich weniger empfänglich und fähig für fernere Fortſchritte der Ausbildung macht, waren die damahligen Türken, wenn auch nicht an ſich, doch in ihrem Verhältniſſe als Eroberer zu Europa, Barbaren zu nennen. Ihre ganze länderverwüſtende Weiſe, den Krieg zu führen und Eroberungen zu nutzen, das Wegführen vieler Hunderttauſende in die Sklaverei, das drückende Tribut-Syſtem, machten auch ohne die Einwirkungen des Fanatismus ihre Herrſchaft mit Recht furchtbar, und verbreiteten allgemeinen Schrecken in allen chriſtlichen Ländern. Es war die Gefahr um ſo dringender, da es ihnen in der damahligen Blüthe ihrer Macht nicht an großen Regenten und Helden fehlte, deren mancher wohl im Ernſte den Gedanken hegen mochte, nebſt Ungarn auch Pohlen und Deutſchland in ein türkiſches Paſchalik zu verwandeln, und wenn die weſtlichen Länder von der Landſeite geſichert waren, ſo litten ſie doch unſäglich an ihren blühenden Küſten, ſo lange die Türken im Mittelmeere mächtig und faſt herrſchend, die afrikaniſchen Raubſtaaten unter ihrem Einfluſſe blieben. Dieſe gemeinſchaftliche große Gefahr weckte das ſchlummernde Europa, und allgemein war die Begeiſterung damahliger Zeit gegen die Feinde des chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Sitte in Spanien, in Italien und Deutſchland, ja auch in Frankreich, bis König Franz das erſte Beiſpiel einer entgegengeſetzten Geſinnung gab.

Es werden überhaupt die Zeitalter allgemeiner Erſchütterung, welche Epoche machen in der Weltgeſchichte, meiſtens auf eine doppelte Weiſe herbeigeführt. Einmahl ſind die erſten Gründe und Anlagen zu jeder großen Begebenheit gewöhnlich, obſchon der Menge unſichtbar, ſchon lange vorhanden, und im Stillen wirkſam, bis dann ein äußrer Anſtoß den plötzlichen Ausbruch beſchleunigt, als ob die Menſchheit zu dem Kampfe ihrer Ausbildung einer ſteten Veränderung bedürfte, ſich abwechſelnd in längeren Perioden ruhiger Entwicklung und in kürzeren Epochen allgemeiner Umwälzung zu ihrem verborgenen Ziele fortbewegen ſollte. So war es mit der Völkerwanderung, mit den Kreuzzügen, und ſo auch jetzt mit dem Zeitalter Karls des Fünften. Der Stoff zu den großen Bewegungen lag in der allmähligen Kraftentwicklung der abendländiſchen Nationen und Staaten im fünfzehnten Jahrhunderte, welche in Spanien, England, Frankreich, Italien, ungefähr zu gleicher Zeit zur Reife gedieh, als auch Deutſchland ſich mit neuer Größe erhob, und von der einen Seite die Entdeckung zweier unbekannten Welten Europa neues Leben, und einen unerwarteten Umſchwung gab, von der andern Seite die reißenden Fortſchritte der türkiſchen Eroberer Europa in Schrecken ſetzten und zum Kampfe der Selbſterhaltung aufriefen. Dieſe zwiefache Erſchütterung brachte jene plötzliche Entwicklung erſtaunenswürdiger Kräfte hervor, welche, ob ſie gleich mehr in Zwietracht als in Eintracht wirkten, doch wenige ihres gleichen in der Weltgeſchichte haben. Das Zeitalter Karls des Fünften iſt es aber am ſchicklichſten zu nennen, nicht als ob Er dieſes Zeitalter hervorgerufen oder erſchaffen hätte, was noch nie ein einzelner, noch ſo großer Mann oder mächtiger Herrſcher allein vermocht hat; auch hat er vielmehr während ſeines ganzen Lebens einen fortdauernden Kampf wider dieſes ſein Zeitalter geführt, ſich dem reißenden Strome entgegen geſtellt: aber mit Recht kann dieß Zeitalter nach ihm benannt werden, denn ſeine Kraft und ſein Geiſt haben am meiſten das Ganze der damahligen Erſchütterung umfaßt, und die Einheit Europa's zu erhalten geſtrebt.

Nach dieſem Ueberblicke auf die damahls bekannte Welt, auf alle Staaten und Nationen, die mittelbar oder unmittelbar, mithandelnd oder gegenwirkend Antheil nehmen ſollten an dem großen Kampfe, auf alle Elemente, welche für die Entwicklung der neuen Zeit ſchon bereit lagen und ihren Charakter zu beſtimmen mitgewirkt haben, kehren wir zurück auf Deutſchland und Italien, welche beide noch der Mittelpunkt wie der europäiſchen Cultur ſo auch der europäiſchen Politik waren. Nachdem Deutſchland unter dem böhmiſchen Karl gleichſam verfaſſungsmäßig in einen ſchwachen und ungeordneten Zuſtand geſetzt worden war, die Kaiſerwürde unter Wenceslaus Anſehen und Achtung vollends verloren zu haben ſchien, erhob ſich dieſelbe von neuem unter dem letzten böhmiſchen Kaiſer Siegmund. Zuerſt durch die Macht, die er auch als König von Ungarn, wenn gleich nicht in ruhiger Herrſchaft, dennoch beſaß. Vorzüglich aber durch die beiden europäiſchen Concilien zu Koſtn'z und Baſel, deren Siegmund nach dem alten Begriffe eines Kaiſers als eines Schirmherrn der Kirche und der ganzen chriſtlichen europäiſchen Republik, ſich mit ſo vielem Eifer annahm. Er ward zwar zu dieſem Eifer durch eine beſondere ihm näher liegende Urſache veranlaßt: er bedurfte des allgemeinen Kirchenvereins, und der dadurch beſtimmten öffentlichen Meinung, um deſto eher mit Gewalt oder durch Vergleich über die Huſſiten Herr zu werden. Nicht aus einer das Ganze des Glaubens umfaſſenden Philoſophie wie bei Arnold von Brescia, ſondern von Beſtreitung einiger einzelnen Geheimniſſe und Gebräuche des Chriſtenthums nahmen dieſe blutigen Neuerungen ihren Anfang. Als die Lehre, welche von einem Deutſchen veranlaßt, in England entwickelt, nach Prag verpflanzt worden war, bei dem unruhigen und aufgelöſten Zuſtande des Reichs hier den Stoff und Zunder fand, eine große Volksgährung zu erregen, ſo ſah man jetzt in dem blutigen Huſſiten-Kriege zum erſten Mahle, welche ſchreckliche Folgen es haben muß, wenn die Angelegenheiten der Kirche und des Chriſtenthums von den geiſtlichen und weltlichen Oberhäuptern verabſäumt, deren erſte Pflicht dafür Sorge zu tragen geweſen wäre, nun einem leidenſchaftlichen empörten Volke anheim fallen und auf dem Wege eines zerſtörenden Bürgerkrieges entſchieden werden ſollen.

Die Abhängigkeit der Päpſte zu Avignon hatte zwiefache Wahlen, und je nachdem einige Nationen den einen oder den andern der beiden Päpſte für den rechtmäßigen und gültig erwählten erkannten, eine allgemeine Spaltung, das Schisma der abendländiſchen Kirche herbei geführt: welche Spaltung auf die Denkart, die Sitten und den Staat, überhaupt aber auf den allgemeinen Zuſtand ſo viele nachtheilige Folgen hatte, daß ſie mit Recht von den Zeitgenoſſen als das größte Unglück betrachtet wurde. So wenig nun jene Concilien alle Hoffnungen, die man ſich von ihnen gemacht hatte, erfüllten, ſo vielen Tadel ihr Verfahren und ihre Beſchlüſſe in mancher Hinſicht erfuhren, ſo haben ſie dennoch außerordentlich viel beigetragen, den Zuſammenhang der europäiſchen Nationen als Glieder eines chriſtlichen Staatenſyſtems von neuem zu beleben und haben dadurch die neuere Epoche mit vorbereitet. Ihr nächſter Zweck einer gültigen Wahlbeſtimmung und geſicherten Unabhängigkeit des Kirchenoberhaupts ward zwar erreicht, aber auch von einer andern Seite theuer erkauft. Wenn man zuerſt um den ſchwankenden Zwieſpalt deſto beſſer zu ſchlichten, verdienſtvolle aber auch durch eine hohe Geburt ausgezeichnete Männer zu Oberhäuptern der Kirche wählte, ſo war dieß an ſich ſo wenig unbedingt zu tadeln, als daß die ihrem Rom wiedergegebenen Päpſte auf die Wiederherſtellung und Erhaltung des Kirchenſtaats, des Unterpfandes ihrer Unabhängigkeit, mit Eifer bedacht waren. Auch hat das fünfzehnte Jahrhundert mehrere durch Charakter und Gelehrſamkeit große und ausgezeichnete Päpſte aufzuweiſen. Aber nur all zu leicht gehen die Menſchen von einem Aeußerſten zum andern über. Was anfangs bloß gerechte Sorge für die Fortdauer der ſo lang gekränkten Unabhängigkeit war, ſchien bald der Hauptzweck zu werden. Das Streben der großen Fürſtenhäuſer nach der oberſten geiſtlichen Würde, die Rückſicht auf die hohe Geburt und weltliche Macht gewannen zu vielen Einfluß, überhaupt trat der italieniſche Nationalfürſt oft an die Stelle des geiſtlichen Oberhaupts. Der kriegeriſche Julius der Zweite, der ſich auf einem weltlichen Thron großen Ruhm erworben haben würde, hat dem römiſchen Stuhle in der öffentlichen Meinung nicht minder geſchadet, als der üble ſittliche Ruf Alexanders des Sechſten. Selbſt Leo der Zehnte, der Sohn des großen Lorenzo, der Gönner des Raphael, beſaß wohl Eigenſchaften, die ihn würdig machten, dem Zeitalter der neubelebten Wiſſenſchaften ſeinen Nahmen zu leihen, weniger aber die, welche ſeinem Berufe zunächſt nothwendig waren, und die ihn in den Stand geſetzt hätten, Europa's Einheit zu erhalten. Ein ſtrenger Ximenes, der die Verhältniſſe des Staats und des Lebens, wie alle die ernſten Kenntniſſe ſeines Zeitalters mit gleich ſtarkem Geiſte umfaßte, wäre damahls beſſer auf dem römiſchen Throne geweſen als alle Mediceer.

Wenn die königliche Macht, welche Siegmund mit der kaiſerlichen verband, wenn die erneuerte Vorſtellung von einem Zuſammenhange der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, die Ehre des Vorrangs und der Einfluß, welche dem Kaiſer dabei geſtattet wurden, vieles beitrugen, die geſunkene deutſche Kaiſerwürde wieder zu heben, ſo hatte die Verbindung des luxemburgiſchen und des öſterreichiſchen Hauſes, welche ebenfalls unter Siegmund zu Stande kam, für ganz Deutſchland noch glücklichere Folgen. Der Keim der Theilungen ward hinweggeräumt durch dieſe Vereinigung derjenigen beiden deutſchen Fürſtenhäuſer, welche damahls die mächtigſten waren, nachdem Baiern, welches unter Kaiſer Ludwig ſo groß geworden war, die meiſten der neuen Erwerbungen wieder verloren hatte. Zwar vernichtete ein frühzeitiger Tod die großen Erwartungen, welche Kaiſer Albrecht der Zweite für Deutſchland und für die Macht ſeines Hauſes erregt hatte. Auch die ſo lang gewünſchte Vereinigung mit Ungarn, ward Oeſterreich nach dem Abſterben des jungen Ladislaus wieder entriſſen, bis ſie ſpäter durch Maximilian von neuem zu Stande kam. Indeſſen blieb doch die Kaiſerwürde ununterbrochen bei dem Fürſtenhauſe, welches ſeit Rudolph ſo viele Anſprüche darauf hatte, und durch ſeine ritterlichen Tugenden, wie durch ſeine Staatsgrundſätze unter allen am meiſten geeignet war, derſelben ihren alten Glanz wiederzugeben. Sorgfältigſt war Friedrich der Vierte bemüht, die kaiſerlichen Vorrechte zu erhalten, obwohl er bei einer wenig beträchtlichen Hausmacht nicht im Stande war, den überlegenen ungariſchen Kriegsheeren unter Mathias Corvinus mit Glück zu widerſtehen. Bei aller anſcheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit ſeines ſonderbaren Charakters, wird man ihm Kenntniſſe, Geiſt und Klugheit nicht abſprechen können; Eigenſchaften, durch welche er einen nicht unbeträchtlichen Einfluß in die europäiſchen Angelegenheiten erhielt. Der zweite Stifter aber des öſterreichiſchen Hauſes und der öſterreichiſchen Macht ward erſt ſein Sohn Maximilian, und wenn dieſer neben dem Glücke, welches ihn bisweilen begünſtigte, noch öfter des Muths bedurfte, wenn gleich auch ſein thatenvolles und unruhiges Leben ein ununterbrochener ſchwerer Kampf war, wenn er viele von ſeinen großen Gedanken nicht ausführen konnte, ſo iſt dennoch ſein Geiſt nicht unwirkſam geblieben. Mehr durch dieſen als durch äußere Macht, iſt er ein Wiederherſteller Deutſchlands, insbeſondere ſeiner Verfaſſung und Sitten, der allgemeinen Denkart und Bildung, und ein mächtiger Erreger, einer der vornehmſten Schöpfer der neuen Zeit geworden.

Eilfte Vorleſung.

Wenn die Zeit zu einer allgemeinen Erſchütterung reif iſt, ſo bedarf es nur einen Anſtoß, nur einen Funken, und alles geräth in helle Flammen. So war damahls der Zuſtand von Europa, als die königliche Gewalt in Frankreich, in Spanien und England zugleich mit der Kraft der Nationen ſich zu ungewohnter Stärke entwickelt, die Macht der Schweiz und der Geiſt Italiens die höchſte Blüthe erreicht hatte, und Deutſchland ſchon den jungen Helden nährte, der es von neuem zu der alten Würde des erſten Staates, der erſten Nation in Europa erheben ſollte. Der burgundiſche Krieg, Karls des Kühnen Ehrgeiz, durch angeſtammten Ritterſinn, den alten Nahmen von Burgund, den mächtigen Reichthum ſeiner Länder, durch ſein ſtolzes Herz und Alexanders des Großen Vorbild entflammt, war dieſer erſte Anſtoß, der ganz Europa während mehr als eines halben Jahrhunderts in kriegeriſche Bewegung verſetzte. Die Schweizer, indem ſie Burgund in drei unſterblichen Schlachten danieder ſchlugen, deren letzte der kühne Held nicht zu überleben vermochte, legten ſelbſt den Grund zu der Größe Habsburgs, welches ſie anderthalb Jahrhunderte lang mit einer Erbitterung, weit über die Schranken der erſten Entzweiung hinaus, befehdet hatten. Schon eh die verderbliche Ehrbegier des kühnen Helden, und der Schweizerkrieg zum Ausbruch kam, hatte der Kaiſer Friedrich der Vierte für die Größe ſeines Hauſes und die Würde des Reichs durch die Verbindung ſeines Sohnes Maximilian mit der burgundiſchen Erbtochter am beſten zu ſorgen geglaubt. Ob ihn bei der Zuſammenkunft mit Karl mehr der burgundiſche Ungeſtüm oder die franzöſiſchen Eingebungen des neidiſchen Ludwig geſchreckt und zur ſchnellen Abreiſe geſtimmt haben mögen, iſt nicht zu entſcheiden. Der eine wie die andern mußten der Sinnesart des ehr- und friedliebenden Kaiſers gleich fremd ſein. Bei dem wilden Angriff, welchen Karl gegen das Reich unternahm, zeigte Friedrich, daß, wenn er den Frieden liebte, es nicht immer aus Schwäche und bloßem Hang zur Ruhe ſei. Des Burgunders Abſicht in jenen durch ſo viele alte Bande ſeit Karl dem Großen und den Karolingern verbundnen Mittelländern zwiſchen Frankreich und Deutſchland vom niederländiſchen Meere bis an die Alpen, ja vielleicht bis an die ſüdlichen provenzaliſchen Küſten ein Reich zu gründen, welches dann mit Recht ein burgundiſches zu nennen wäre, alle Anſprüche dieſes Nahmens vollführend und erweiternd, und König nicht bloß zu heißen ſondern zu ſein, ſcheiterte wie ſchon oft die Angriffe eines ritterlich kühnen, aber auf die neue Kriegsart nicht eingerichteten Adels, an der unbezwinglichen Tapferkeit des ſchweizeriſchen Landvolks. Was die Politik nicht zu Stande gebracht hatte, vollführte jetzt Liebe und Heldenmuth. Denn wohl kann man ſagen, daß Liebe jenes Band geknüpft hat zwiſchen der burgundiſchen Maria und dem jungen Maximilian. Dieß beſtätigt nicht nur die innige Eintracht, welche beide während ihres kurzen Vereins beſeelte, es geht auch hervor aus Mariens offnem, den Ständen, da noch die Entſcheidung zwiſchen andern Bewerbern und Frankreich ganz zweifelhaft war, ſehr unerwartetem Geſtändniß, daß ſie Maximilianen bereits früher in einem eigenen Schreiben, Ring und Wort gegeben, dieß alſo nun nicht zurücknehmen könne. Maximilian eilte, dieſen ſein Gefühl und ſeine Ruhmbegier gleich lockenden Worten mit der Kühnheit entgegen, die es erheiſchte, und hatte in den dortigen Verwicklungen volle Gelegenheit, die erſten ſchweren Ritterproben eines unerſchütterlichen Heldenmuthes abzulegen. So beginnt die Geſchichte des großen Kaiſers, ähnlicher einer Ritterdichtung als der erſten Entwicklung wichtiger, politiſcher Ereigniſſe. Für ihn war die Liebe kein müßiges Spiel der Einbildungskraft, kein leerer Traum der Jugend, ſondern es war die Flamme, welche ihn zu großen Thaten entzündete. Wenn er dem erfahrnen, in aller Argliſt grau gewordenen Staatskünſtler Ludwig gegenüber, als Jüngling ſchon damahls ſo großen Verſtand bewährte, ſo bewies er in der Standhaftigkeit, die ihn mitten unter dem empörten Volke nicht verließ, daß er nicht bloß den Muth der ritterlichen Tapferkeit am Tage der Schlacht beſitze, ſondern auch jenen Muth der ſeltner und ſchwerer iſt, ſich durch nichts beugen und erſchüttern zu laſſen, ja der Waffen beraubt und in Feindes Hand ſich ſelber gleich zu bleiben, und nie der Ehre und der eigenen Würde zu vergeſſen. Es war ihm überhaupt gegeben, das zu vereinigen, was ſo ſelten vereinigt iſt, heroiſche Kraft und ſanfte Milde. Er, der oft mit der Mehrzahl kämpfend, in der Schlacht viele ſelbſt erlegt hat, zum ritterlichen Spiel und Vergnügen gleich den fabelhaften Helden des Alterthums Löwen mit eigener Hand bezwang, der dem kühnſten Alpenjäger auf ſchreckenvollen Klippen voran eilte, der eine Luſt fand, tollkühn mit der Gefahr zu ſcherzen, war gleichwohl der ſanften Empfindungen ſo empfänglich, daß er der erſten geliebten, ihm ſo ſchnell entriſſenen Gemahlin nach Jahren nie ohne Rührung und Thränen gedachte, daß er ſeinem Vater, welchem er doch an Kraft und Geiſt ſo ſehr überlegen war, immer mit frommer Ehrfurcht und Liebe ergeben blieb, nie ſich ſeiner Vorzüge überhob; daß er, obwohl zum Krieger und Feldherrn geboren, dennoch in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen friedliebend war, ſo lange nur die Ehre und ſeine großen Zwecke es erlaubten, die friedlichen Bemühungen ſtets der Entſcheidung durch die Waffen vorzog, unermüdlich an Geduld und Nachgiebigkeit in Unterhandlungen und Staatsgeſchäften.

Dieſer tugendhafte und große Kaiſer iſt oft durch die herabſetzendſten Urtheile in- und ausländiſcher Geſchichtſchreiber verunglimpft worden; einzig und allein deswegen weil er viele ſeiner großen Abſichten nicht hat ausführen können. Als ob das die beſten und würdigſten Gedanken wären, welche den Wünſchen der Menge ſo entgegen kommen, daß jeder ſie faſſen, und auch ausführen kann, der nur die Gewalt hat und vom Glück begünſtigt wird; als ob nicht das gerade oft am ſchwerſten wirklich zu machen wäre, was das einzig Rechte und das wahrhaft Große iſt, was die Menge und die Zeit nicht ſchon von ſelbſt will und meint, ſondern was ihr nöthig wäre, um ſie über ſich zu erheben; als ob ſich nicht im edeln Kampfe gegen ein Zeitalter eine größere Seelen- und Heldenkraft zeigen könnte, als in der Benutzung ſeiner Schwächen! —

Und doch hat Maximilian auch ausgeführt und gewirkt auf ſein Zeitalter und auf Europa, mehr als irgend einer der drei franzöſiſchen Könige, die ſeine Zeitgenoſſen waren, obwohl mit ungleich größerer Macht zur Wirklichkeit gebracht haben, und mehr als alle italieniſchen Staatskünſtler, die ihn wie jeden dieſſeits der Alpen Gebornen, ſo oft weit zu überſehen, ihn zu überliſten glaubten. Für ſein inneres Wirken in Deutſchland und Oeſterreich läßt ſich aus ſeinem Zeitalter höchſtens nur die katholiſche Iſabelle und Ximenes mit ihm vergleichen.

Noch in der Blüthe des Alters und wie im Fluge rettete er das burgundiſche Erbe, welches unter dieſen Umſtänden zu erhalten alle Erwartung überſtieg, befreite Oeſterreich nach Mathias Corvinus Tode gegen Ungarn, und wenn er gleich hier ſeine Vortheile und Siege nicht weiter verfolgen konnte und wollte, ſo ſicherte er doch die alte erbliche Anwartſchaft Oeſterreichs auf die Krone, gründete auf viele Zeiten großen Beſitzungen und Hoffnungen die künftige Macht ſeines Hauſes, deſſen unter ſeines Vaters Alleinherrſchaft oft geſtörte Eintracht er jetzt ihm zur Seite wirkend vollends herſtellte, die getheilte Macht deſſelben von neuem vereinte.

Was er außerdem für Europa, für Deutſchland, und überhaupt für ſein Zeitalter war, und gewirkt hat, das wird, eben weil er nicht immer alles was er gewollt, ausführen konnte, am deutlichſten erhellen, wenn wir nicht ſowohl ſeine Thaten und Geſchichte wiederholen, ſondern vor allem die Gedanken, die ihn geleitet haben, betrachten. Die Grundſätze, nach welchen Maximilian ſowohl in den europäiſchen als in den deutſchen Angelegenheiten und Verhältniſſen handelte, waren dieſelben, welche auch ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Habsburg ſchon befolgt und ſtets im Auge gehalten hatten; nur daß er dieſe Grundſätze theils mit mehr Kraft und Eifer ergriffen, und mit denſelben manche ganz beſondre nur ihm eigne Gedanken und Abſichten verbunden hat. Die öſterreichiſchen Grundſätze in Beziehung auf die europäiſchen Verhältniſſe von Kaiſer Albrecht dem Zweiten bis auf Maximilian, ja bis auf Karl den Fünften, waren immer dieſelben; die ganze kriegeriſche Kraft des vereinten Europa gegen den damahls allgemeinen Feind, die Türken, zu richten, unter den chriſtlichen Mächten, Frieden ſo viel als möglich zu erhalten; alles was man wünſchte, lieber auf dem Wege der friedlichen Unterhandlung zu erreichen, als durch die Gewalt der Waffen; Zwietracht und Krieg, wenn ja einer entſtanden war, wie einen häuslichen Zwiſt auf demſelben Wege baldigſt wieder auszugleichen, die regierenden Häuſer von Europa immer mehr zu einer Familie zu verbinden; übrigens in allem die Würde und das Anſehen der Kirche und des Papſtes möglichſt zu unterſtützen, und die alten Rechte und Anſprüche der Kaiſerwürde aufrecht zu erhalten. Daß die Oeſterreicher dieſe aber für Italien ſelbſt keineswegs über die Gränzen der oberſten Schutzherrlichkeit nach alter Kaiſerſitte zu einer unumſchränkten Allgewalt ausdehnen, oder mißbrauchen wollten, das hat der Erfolg am beſten gelehrt. — Dieſes ſind die Grundſätze, welche dem Verfahren aller öſterreichiſchen Kaiſer von Albert dem Zweiten bis auf Karl den Fünften zum Grunde lagen, und die ſehr verſchieden ſind von denen der andern europäiſchen Könige, bei welchen man, wo ein Syſtem und feſte Grundſätze der Regierung ſichtbar werden, keine andre gewahr wird als nur ſolche, die auf Vollendung der unumſchränkten Allgewalt abzielen. Die öſterreichiſchen Regenten wurden dabei von dem viel höhern Begriff einer chriſtlichen Republik, eines freien und friedlichen europäiſchen Staaten- und Völkervereins geleitet. Schon die erſte Unternehmung Kaiſer Albrechts des Zweiten war ein ernſter Türkenkrieg, der ihm durch Krankheit den [illegible] brachte. Daß nach ihm Ungarns Kraft nicht fortdauernd den Türken entgegenſtemmte, ſondern durch innere Uneinigkeit geſchwächt, oder gar zu nichtigen und eroberungsſüchtigen Abſichten gegen die benachbarten chriſtlichen Königreiche, beſonders unter Mathias, übel verwandt ward, hat großes Unglück über das Land gebracht. So kurz Albrechts des Zweiten Regierung war, ſo hat er doch während derſelben die größten Beweiſe ſeiner Vorſorge für die Eintracht der Kirche und die Würde ihres Oberhauptes gegeben. Schon von Rudolph dem Stifter an, hatten ſich die öſterreichiſchen Fürſten vor allen andern deutſchen durch ihre Anhänglichkeit an den Glauben und die Kirche eben ſo ſehr, als durch ihre ritterlichen Tugenden ausgezeichnet. In Kaiſer Friedrichs des Vierten Leben iſt die lange Freundſchaft mit dem Aeneas Sylvius, nachmahligem Papſte Pius dem Zweiten, eine der ſchönſten Seiten. Dieſer Mann, einer der geiſtvollſten und gelehrteſten ſeines Jahrhunderts, hatte durch ſeine Bemühungen vorzüglich die durch den Zwieſpalt der Concilien und durch die Wuth der Huſſiten geſtörte Eintracht der Kirche wieder herzuſtellen vermocht. Wenn alle ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle, Deutſchland und deſſen Verhältniſſe ſo gut gekannt hätten wie er, ſo würde ſie länger erhalten worden ſeyn. Der überlegenen Macht des kriegeriſchen, launenvollen, habſüchtigen Mathias vermochte Friedrich nicht zu widerſtehen; in ſeinen Verhältniſſen und Unterhandlungen mit der Schweiz, mit Frankreich und Burgund war er glücklicher, und bewährte darin nebſt ſeiner Einſicht eine Vorliebe für den Frieden, die nicht bloß Neigung, ſondern Grundſatz war. Auch Maximilian ward nur durch andre in den Strudel von Kriegen, von Bündniſſen und Gegenbündniſſen hineingezogen, der damahls halb Europa in Bewegung ſetzte. Karls des Kühnen herrſchſüchtige Ruhmbegier hatte den Anfang gemacht; nach ſeinem Fall ergriff die gleiche Eroberungsluſt die franzöſiſchen Könige, inſonderheit Karl den Achten, ſtatt daß Ludwig der Eilfte mehr nur im Innern die Gewalt feſt zu gründen geſtrebt hatte. Es nahm dieſe Eroberungsluſt, nachdem der Streit um das burgundiſche Erbe endlich verglichen war, die Richtung auf Italien, wo Neapel und Mailand der nächſte Gegenſtand, die Schweiz während ein allezeit bereites Werkzeug derſelben war. Der Leichtſinn und die Anarchie der Florentiner, die neutrale Selbſtſucht Venedigs, die engherzige Politik aller Italiener vermehrte fortdauernd den Gährungsſtoff und gab der Kriegsflamme, welche Italien ſo lange verwüſtet hat, immer neue Nahrung.

Die Italiener hatten ſich ſelbſt dieſe Uebel zugezogen; ſie zuerſt hatten die Franzoſen herbeigerufen. Nachdem ihr Vaterland lange der Schauplatz des Krieges geweſen, und durch ihn zerrüttet worden war, äußerte ſich nur Ein Wunſch als herrſchender Gedanke bei der ganzen Nation: Befreiung Italiens vom ausländiſchen Joche oder von den Barbaren, wie ſie alle nannten, welche dieſſeits der Alpen geboren worden. Dieß war aber ein bloß negatives, nicht ausführbares Streben. Ein einiger Staat konnte Italien damahls nicht werden, denn welcher von den beſtehenden, ungefähr gleich mächtigen Staaten ſollte den Vorzug haben, daß er der Mittelpunkt des Ganzen und alle andere in ihm verſchmelzen würden? Es hätten dazu alle andere außer dieſem einen, erſt aufgelöſt, und wenigſtens in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden müſſen. Eben diejenigen welche am lauteſten von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation redeten, waren es oft, welche das Vaterland verwirrten, und dadurch die Abhängigkeit deſſelben herbeiführten. Ueberhaupt mochten die damahligen Italiener in der Politik wohl allen andern Nationen überlegen, wenn man darunter bloß die Verſtellung begreift, oder die Kunſt, durch alle möglichen Mittel zur Herrſchaft zu gelangen und ſich darin zu behaupten; aber wahrhaft große politiſche Ideen finden wir in dieſem Zeitalter nicht mehr bei ihnen. Es war einleuchtend, daß das nördliche und mittlere Italien nur ein föderatives Staatenſyſtem ſein konnte. Wenn es nun, um das Gleichgewicht in dieſem zu erhalten, noch einer andern Macht und eines andern Schutzes bedurfte, ſo konnten die Italiener leicht den Vergleich zwiſchen der franzöſiſchen Schutzherrſchaft machen, welche ſie herbeiriefen und dem auf altes Recht und

Herkommen gegründeten oberſten Einfluſs der deutſchen Kaiſer, wenn ſie nur das Schickſal der dem franzöſiſchen Königreiche einverleibten kleineren Länder wie der Bretagne, der Provence, und die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und Nationen in Deutſchland unter der kaiſerlichen Oberherrlichkeit gegen einander hielten. Jene ältern italieniſchen Patrioten aus der Zeit des Dante, welche nichts mehr als nur einen ſtarken, Ruhm und Gerechtigkeit liebenden deutſchen Kaiſer wünſchten, der Italien und das Reich wiederherſtellte, waren demnach auf einem richtigeren Wege, als der falſche Patriotismus der ſpäteren Florentiner, welche immer nur die Befreyung Italiens im Munde führten. Hätte Maximilian den ſonderbaren Wunſch, welchen er in ſpäteren Jahren gefaßt hatte, Papſt zu werden, befriedigen können, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß es ihm eben ſo wohl in Italien als in Deutſchland gelungen ſeyn würde, Ordnung und Einheit in den italieniſchen Staaten- und Völkerbund zu bringen, und vielleicht Rom zum Mittelpunkt deſſelben zu machen, und leicht möchte er fähiger geweſen ſeyn, der Kirche vorzuſtehen, als der eben ſo kriegsluſtige als in ſeinen Bündniſſen wankelmüthige Julius der Zweite, welcher nicht weniger dazu beygetragen hat, Italien zu verwirren, als die geiſtliche Würde um ihr Anſehen zu bringen.

Was in dieſem Strudel der italieniſchen Kriege, in dieſer Verwirrung ſchnellwechſelnder Bündniſſe und Gegenbündniſſe, in welchen Maximilian nun einmahl hineingeriſſen ward, ihn am meiſten unterſcheidet von den Künſten der italieniſchen Politik ſowohl, als auch von dem Leichtſinn, mit welchem die franzöſiſchen Könige, wenn auch nicht alle ſo nach Grundſatz treulos wie Ludwig der Eilfte, dennoch ihre Verſprechungen gleich ſchnell vergeßen, das iſt die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er von den einmahl gemachten Bündniſſen nicht abgehen wollte. Dieß hat ihn oft um den beſten Vortheil und Erfolg gebracht. Eine Abſicht hatte er bei dieſen italieniſchen Kriegen, die ihm eigenthümlich war, und die er nicht hat ausführen können, obwohl die erſten der damahls politiſch wirkſamen Mächte ſich mit ihm dazu vereinten, eben weil ſie den Zweck entweder gar nicht recht gefaßt, oder bald aus den

Augen verloren hatten; dieſes war die Vernichtung und Theilung Venedigs. Er war perſönlich in einem ſolchen Maaße von Venedig beleidigt, daß dieſes allein ihn rechtfertigen und entſchuldigen möchte. Venedigs um ſich greifende Eroberungen hatten Tirol, Italien und das Reich in ſeinen Gränzen, alten Rechten oder Anſprüchen verletzt oder bedroht, ſo daß von dieſer Seite äußerer Anlaß und Grund genug zum Kriege vorhanden war, und wenn einige Eroberungsluſt mitwirkte, ſo war ſie nach dieſer Seite hin für das Stammland des Hauſes am vortheilhafteſten. Daß Maximilian aber nicht auf Beſchränkung, ſondern auf Vernichtung Venedigs drang, ſein Haß gegen dieſen Staat, der einzige gegen den er Haß gezeigt hat, mag wohl noch einen andern Grund gehabt haben als jenen bloß perſönlichen. In einem verwickelten und geſpannten Staatenſyſteme iſt offenbar dargelegte kriegeriſche und leidenſchaftliche Eroberungsſucht bei weitem nicht ſo gefährlich und verderblich für den Geiſt des Ganzen, welcher allein die Freiheit bei der Einheit erhalten kann, als kalte, neutrale Selbſtſucht; nicht ſo geeignet, den Staatslenker, der von der Gerechtigkeit und von der Ehre erfüllt, von großen Ideen begeiſtert iſt, zu beleidigen und zu erbittern, als eben jener abgemeſſene Egoismus, und ſo mag Maximilian in ſeinem höheren Sinne vielleicht nicht Unrecht gehabt haben, wenn er die Quelle alles deſſen, was in Italien übel war, am meiſten in Venedig fand.

So ſehr man Maximilians Staatskunſt, weil ihm nicht alle Abſichten gelungen ſind, zu tadeln gewohnt iſt, hat er doch mehr erreicht, als bei ungleich größerer Macht die franzöſiſchen Könige welche damahls in ihrer Eroberungsluſt ſo verfuhren, als ob ſie ſelbſt gar keinen Plan hatten oder feſt halten könnten. Das Glück hat mitgewirkt, Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, wie ſeinen Enkel Karl auf den ſpaniſchen Thron zu erheben. Wäre es aber nicht ungerecht, die Frucht ſo vieler Beſtrebungen und überwundenen Hinderniſſe dem Glücke allein zuzuſchreiben, wenn es gewiß iſt, daß keiner der damahligen Selbſtherrſcher auch in Unterhandlungen und allen andern Staatsgeſchäften ſo unermüdlich thätig und nach ſo feſten Grundſätzen thätig war als Maximilian!

Einfacher als ſein Mitwirken in den italieniſchen Verwirrungen und allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten war das, was er für Deutſchland that. Auch hier hatte er in der ſchlechten Verfaſſung und in dem Fauſtrechte, das durch jene erhalten ward, außerordentliche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Was er mit immer wiederholter unermüdlicher Beſtrebung für die Erhaltung des Landfriedens gethan, wie er den Geſetzen darüber durch Errichtung des Kammergerichts, durch die Eintheilung Deutſchlands in Kreiſe, Wirkſamkeit zu verſchaffen geſucht, darin beſteht nicht ſo ſehr Maximilians eigenthümliches Verdienſt; denn daſſelbe hatten auch ſchon ſeine Vorgänger gewollt und begonnen, nur daß er es mit mehr Kraft und Beharrlichkeit und nach den durchdachteſten Grundſätzen in der Ausführung weiter brachte. Daß die Ruhe doch nie ganz vollkommen hergeſtellt wurde, davon lag der Grund in der Verfaſſung ſelbſt, durch welche Karl der Vierte alle großen Staatsübel nicht gehoben, ſondern vielmehr ſie mit dem Anſcheine einer rechtlichen Ordnung förmlich feſtgeſetzt, dauernd und geſetzlich gemacht hatte. Auch Karl der Vierte hatte Geſetze für den Landfrieden gegeben. Allein ſeine Abſichten und Grundſätze, und die der öſterreichiſchen Kaiſer waren ſehr verſchieden; merkwürdig iſt, daß Kaiſer Albrecht des Zweiten viel zweckmäßigere Vorſchläge gegen den Landfrieden verworfen wurden, weil die Städte darin zu ſehr begünſtigt waren; ein ſprechender Beweis von dem Geiſte, der die Staatsgrundſätze der öſterreichiſchen Kaiſer beſeelte. Von Friedrich dem Vierten wird behauptet, daß er das römiſche Recht habe abſchaffen wollen, welches die Geſchäfte mehr verwickelt hat, der Freiheit ungünſtig wirkte, und uns um die ſchöne, alte, nur in England erhaltene, urſprünglich deutſche Einrichtung der Friedensgerichte durch gleiche Richter aus dem Volke ſelbſt vom Stande des Angeklagten gebracht hat. Gewiß iſt es, daß es überhaupt Grundſatz der öſterreichiſchen Kaiſer war, die vaterländiſchen Rechte und Herkommen aufrecht zu erhalten. Am wichtigſten für die öſterreichiſchen Grundſätze über deutſche Staatsverfaſſung iſt der erſte Entwurf einer Eintheilung des deutſchen Reichs nach den vier Haupt-Nationen der Schwaben, Baiern, Niederländer und Sachſen; man darf annehmen, daß dieſe Kreiseintheilung nicht bloß an die Stelle der alten untergegangenen Herzogthümer treten, ſondern auch wohl den Weg bahnen ſollte, dieſelben wieder herzuſtellen. Daß dieſes für Schwaben geſchähe, darnach ſtrebte Oeſterreich oftmahls, und hier traf der allgemeine Vortheil des geſammten Vaterlandes, mit dem des eignen Hauſes zuſammen. Dieſe alten National-Herzogthümer und Vereine wieder empor zu bringen, das wäre der einzige Weg geweſen, die Verfaſſung aus dem Grunde herzuſtellen, ſo daß alsdann wieder alle gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, beſonders aber die Wahl des Königs, durch den wahren Willen und die Kraft der Nation wären entſchieden worden. Davon fand in Karls des Vierten Wahlverfaſſung grade das Gegentheil Statt, durch die mit den wahren Nationalmaſſen und Hauptgliedern in gar keinem Verhältniſſe ſtehende willkührliche Vertheilung des Wahlrechts, und durch alle die Vorrechte, welche er den Wahlfürſten gab. Wo in einem Staatenvereine die Wahlfürſten faſt vollkommen unabhängig und erblich ſind, das Oberhaupt ſchon durch die Wahl gebunden wird, da läßt ſich im voraus entſcheiden, daß die Wahlfürſten nothwendig immer mächtiger werden müſſen, da der Gelegenheiten ſo viele ſind, die ſich dafür benutzen laſſen. Das Oberhaupt hingegen mußte immer ohnmächtiger, das Band der Glieder mit dem Oberhaupte in eben dem Maaße loſer werden, das Ganze ſich der Auflöſung immer mehr nähern, welche auch viel früher erfolgt ſein würde, wenn ſie nicht durch einen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände ſo lange künſtlich zurück gehalten worden wäre. Karls des Vierten Reichsgrundverfaſſung war alſo der Wahrheit nach ſchon eine Reichsgrundauflöſung. Noch nachtheiliger war die ſittliche Wirkung, welche dieß im Ganzen auf die Geſinnung und die Denkart der deutſchen Fürſten hatte. Es mußte durch jene Verfaſſung ihr Sinn unvermeidlich von dem Ganzen abgewandt und abgeſondert, auf ſtete Erweiterung der eignen Macht allein ausſchließend gerichtet werden, und nur zu oft wurde das, was die größte Angelegenheit der ganzen Nation hätte ſein ſollen, die Wahl des

Königs auf die unwürdigſte Weiſe zwiſchen einigen Fürſten und ihren Räthen verhandelt und verkauft. Von dieſer Zeit an ſehen wir daher auch Eigennutz und rohe Gier nach einer kleinen Landerweiterung, zugleich mit der äußerſten Gleichgültigkeit und Lauigkeit für alles, was das Vaterland und ſein allgemeines Wohl betraf, in den Geſinnungen und Grundſätzen der Fürſten hervortreten. In den Schilderungen, welche man von dem Fauſtrechte dieſes Zeitalters entwirft, giebt man gewöhnlich dem Adel allein die Schuld von allen den Unordnungen, welche damahls herrſchend wurden. Groß waren ſie allerdings, denn faſt war es zu einem allgemeinen Bürgerkriege zwiſchen den mächtigen übermüthigen Städten und dem eben ſo zügelloſen Adel gekommen. Unter dem Scheine von gemäßigtern und geſetzlichern Formen aber war die Entartung der Fürſten, ihr Mangel an Vaterlandsliebe vielleicht noch größer als ſelbſt bei dem Adel, dem man bei aller Verwilderung herrliche Kräfte und Eigenſchaften auch in dieſer Zeit nicht wird abſprechen können, welche nur beſſer hätten geordnet, und ſtreng vereint werden müſſen, um Großes und Gutes für das Vaterland zu wirken. Dieſen Geiſt wird man auch in der von dem Helden Götz von Berlichingen ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung finden, worin das ganze Fauſtrecht und die Fauſtrechtsgeſinnung treuherzig genug dargelegt ſind und uns in dem eignen offnen Geſtändniſſe ein ſeltſames Mittelding zwiſchen einem für Vaterland und Pflicht begeiſterten Helden, und einem Räuberhauptmanne darſtellen. Dieſer kriegeriſche Fauſtrechts-Adel, der jetzt herrſchend wurde, war eine neue und zwar ſehr entartete nach dem alten National-, dem dann entſtandenen Lehns- und dem Ritter-Adel, die vierte Form dieſer Grundkraft des Staats. Der erſte Keim des Mißbrauchs lag in dem alten Rechte der Selbſthülfe; allgemein herrſchend war die Entartung und Verwirrung erſt als die Lebensverhältniſſe ſich auflöſten und ihre Kraft verloren; der Geiſt des Ritterthums wirkte dagegen nicht mächtig genug, weil er nie allgemein herrſchend ward. Es konnte dem Uebel und der Verwirrung nur auf zwei verſchiedenen Wegen abgeholfen werden; entweder durch unbedingte Alleinherrſchaft, oder dadurch, daß man den Adel auf ſeine wahre Beſtimmung und auf die alten urſprünglichen Grundſätze der deutſchen Verfaſſung zurückführte, dieſes letzte war das beſſere, aber auch das ſchwerere. Nur ein ſehr mächtiger Kaiſer hätte einen ſolchen Adel wieder zur Ordnung zu führen, und die herrliche Kraft auf das Wohl des Ganzen hin zu lenken vermocht. Die Fürſten ſelbſt aber waren es, welche dieß am meiſten verhinderten, durch ihr ſtetes Widerſtreben gegen die kaiſerliche Macht, und durch den immer allgemeiner werdenden Mangel an großen Zwecken und Geſinnungen, und einer wahrhaft fürſtlichen und vaterländiſchen Denkart.

Wenn das habsburgiſche Haus von den übrigen deutſchen Fürſtenhäuſern dieſer Zeit in Grundſätzen und Denkart durch den mehr ritterlichen Schwung ſich auffallend unterſcheidet, und eine vortheilhafte Ausnahme macht, ſo läßt ſich davon eine ſehr wirkſame Urſache angeben, um dieſe Thatſache zu erklären. Die außerordentlichen Unfälle ſelbſt, welche dieſes Fürſtenhaus in der Zwiſchenzeit, zwiſchen Rudolph und Maximilian faſt ununterbrochen betrafen, konnten dazu mitwirken einen hohen Sinn in ihnen zu erhalten, während die Erinnerungen an Rudolphs Ruhm, den vorigen Glanz ihres Hauſes und die großen Schickſale desſelben den Muth aufrecht genug erhielten, daß ſie ſelbſt in dem äußerſten Unglücke nie aufhörten, nach der kaiſerlichen Würde und nach der Wiedererlangung des alten Ruhms zu ſtreben. Ein großes Streben ſichert am beſten vor kleinlichen Fehlern und einer kleinlichen Denkart.

Keiner war ſo ganz von edler Ruhmbegier für ſein Haus zugleich und von der hohen Beſtimmung der kaiſerlichen Würde durchdrungen, wie Maximilian. Er ſelbſt, ein Ritter und ein vaterländiſch geſinnter Deutſcher, hat er auch dem Adel ſeiner Zeit ſo viel ritterlichen Sinn und vaterländiſchen Geiſt eingeflößt, überhaupt Ordnung und Frieden in Deutſchland ſo ſehr hergeſtellt, als es unter den Umſtänden nur immer möglich war. Ein dem Maximilian ganz eigenthümlicher Gedanke war die Stiftung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſe nach der altdeutſchen Gewohnheit und Neigung zu freien Bündniſſen und nach dem Beiſpiele der

Schweizer und der Hanſe geſtiftete deutſche Eidgenoſſenſchaft ſollte eine Nationalmacht erſchaffen, um die alte Verfaſſung mit Kraft und Würde in Wirkſamkeit zu ſetzen. Die Verbindung der Städte, des Adels und der Fürſten in einen Bund, konnte die Trennung zwiſchen beiden, welche faſt zu einem allgemeinen Bürgerkriege gediehen war, wieder aufheben und ausgleichen, überhaupt die vaterländiſche Geſinnung und deutſche Einheit in den am meiſten zertheilten Gegenden des Reichs neu beleben. Dazu hat der große mächtige Bund viel gewirkt, bis ſpäter große Begebenheiten und neue Gegenſtände den Geiſt der Zeit mit ſich fortriſſen und alles verändert ward. Daß Maximilian mehr noch und viel Größeres damit im Sinne gehabt, erhellt ſchon daraus, daß er die Schweizer mit in den ſchwäbiſchen Bund ziehen, und ſie durch dieſen letzten Verſuch wieder feſter an das Reich knüpfen wollte. Wenn ihm auch dieſe Abſicht nicht gelungen iſt, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, in dieſer Hinſicht gewollt zu haben, was ein deutſcher Kaiſer zu wollen berufen war; die unglücklichen Folgen voraus geſehen zu haben, welche die Trennung der Schweiz von Deutſchland für das letzte haben mußte, und wenn irgend ein Weg möglich war, das aufgelöſte Band wieder feſt zu knüpfen, ſo hätte es auf dieſe Weiſe am erſten gelingen können.

Man kann die Denkart und die Staatsgrundſätze des öſterreichiſchen Hauſes in dieſer Zeit in Kurzem am treffendſten bezeichnen, wenn man ſagt, daß ſie am meiſten die Verfaſſung des Mittelalters aufrecht erhielten, bis eine neue Zeit auch neue Grundſätze erheiſchte. Die allgemeinen europäiſchen Bande, welche alle abendländiſchen Nationen im Mittelalter zu einer chriſtlichen Republik vereinten, oder vereinen ſollten, waren die Kirche, die kaiſerliche Würde und das Ritterthum. Dieſe drei großen ſittlichen Kräfte machen den ganzen Inhalt und Umfang der Staatskunſt und des Mittelalters aus. Sie blieben am längſten wirkſam in dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, während in andern großen Staaten der Begriff von einem Ganzen der geſammten Chriſtenheit, von einem Vereine der chriſtlichen Nationen ſchon längſt verloren, die Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt Europa's erkaltet war, und nur ein eigennütziges und abgeſondertes Streben nach der Vollendung der unumſchränkten Gewalt im Innern ſichtbar blieb. In der Behauptung der kaiſerlichen Würde haben die öſterreichiſchen Fürſten dieß bewährt durch ihre Ergebenheit gegen die Kirche, und ihre gemäßigte, auf friedliche Unterhandlungen gegründete Politik in den europäiſchen Angelegenheiten, und was Deutſchland betrifft, durch ihre ritterlichen Tugenden und die unabläſſigen Bemühungen, die wahre altdeutſche Freiheit und Verfaſſung wieder herzuſtellen.

Wenn die deutſche Verfaſſung damahls ganz wieder herzuſtellen ſelbſt einem Maximilian, einem der kraftvollſten, thätigſten, und vielleicht dem ideenreichſten Monarchen, welchen die neue Geſchichte aufzuweiſen hat, nicht gelungen iſt, und nicht gelingen konnte, ſo hat er deſto mächtiger auf den deutſchen Geiſt gewirkt, der in allen Fächern unter ihm und zum Theile durch ihn einen neuen Aufſchwung nahm. Obgleich er die alte Verfaſſung nicht dem äußern Scheine nach in todter Form wie Karl der Vierte feſtſetzen, ſondern in lebendiger Kraft erhalten und wiederherſtellen wollte, ſo waren doch auch alle neue Anſichten und Kenntniſſe ſeines daran ſo reichen Zeitalters ihm nicht fremd, und was er, der unermüdlich thätige Staatsmann, der mit ſo vielen Kriegen oder kriegeriſchen Spielen beſchäftigte Ritter, in Wiſſenſchaften und Künſten erlernt, gethan und gewirkt hat, wäre hinreichend geweſen, ihm auch unter den Denkern und Künſtlern ſeiner Zeit eine anſehnliche Stelle zu verſchaffen, das Leben eines thätigen Gelehrten auszufüllen. Mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit war er in genauer Verbindung, während er dem Einen philoſophiſche Fragen zur Beantwortung vorlegte, war er in Gemeinſchaft mit andern ſelbſt ein eifriger Geſchichtsforſcher. Er veranlaßte, ja er verfertigte ſelbſt mehrere Werke, und zwar in deutſcher Sprache, obwohl er aller übrigen im damahligen Europa üblichen Sprachen kundig, und als Geſchäftsmann an die lateiniſche gewohnt war. Er liebte und beförderte die zeichnenden Künſte, die unter ihm in Deutſchland, beſonders durch Albrecht Dürer blühten. Auch die mechaniſchen Künſte und die Mathematik liebte er und wandte ſie an auf die Kriegskunſt. Durch ihn erhob ſich die deutſche Kriegskunſt auf eine neue Stufe der Vollkommenheit, ſo daß das deutſche Fußvolk, die Landsknechte, dem ſchweizeriſchen jetzt gleich geſchätzt, den Deutſchen von den Kennern in der Kunſt der Verſchanzungen und Benutzung der Feuerſchlünde der Vorzug vor den andern Nationen gegeben ward.

Was ihn neben der raſtloſen Thätigkeit am meiſten auszeichnet, iſt die Vielſeitigkeit des Geiſtes, womit er die allerverſchiedenſten Gegenſtände umfaßte. Wegen der unausführbaren und unausgeführten Plane wird ihm niemand Vorwürfe machen, der die damahlige Zeit kennt, und weiß, was er bei allem dem doch unmittelbar und mittelbar gewirkt, oder im Geiſte ſeiner Zeit veranlaßt hat. Seine Fehler waren ſolche, die edlen, beſonders ſehr thätigen Menſchen eigen zu ſein pflegen: er war nicht ſparſam, er war im Zorne aufbrauſend, doch wußte ſein ſtarker Geiſt die Faſſung und Haltung bald wieder zu gewinnen, und er liebte das Vergnügen. — Der Charakter der deutſchen Nation war damahls in zwei ganz getrennte Formen getheilt; der deutſche Adel und die deutſchen Städte waren in Geiſt und in der Bildung verſchiedener als zwei Nationen von einander ſein können. Vom Maximilian kann man ſagen, daß er beide damahls vorhandenen Elemente des deutſchen Charakters und der deutſchen Bildung in ſich vereinigte. Den Rittergeiſt, der obwohl nicht mehr ſo milde und liebevoll, wie er in den frühern Zeiten und Darſtellungen erſcheint, doch immer noch den verwilderten Adel auszeichnete, und mit herrlichen Kräften ſchmückte; und die ſtädtiſche Bildung, den Kunſtfleiß, jenen tiefen ſinnenden Geiſt, der uns aus den Gebäuden, den Gemählden, den Schriften des damahligen Bürgerſtandes anſpricht. Man kann ohne Uebertreibung den Kaiſer Maximilian in Rückſicht der umfaſſenden Geiſtesfähigkeit den vollkommenſten, den vollſtändigſten deutſchen Mann ſeiner Zeit nennen.

Zwölfte Vorleſung.

Ehe ich es verſuche, ein Gemählde des Zeitalters der Reformation und Karls des Fünften aufzuſtellen, ſcheint es hier die ſchicklichſte Stelle zu ſein, den Zweck, den ich bei dieſen Vorträgen im Auge hielt, vollſtändig vorzulegen. Das Zeitalter, in dem wir leben, wird auch noch in den entfernteſten Jahrhunderten als eines der merkwürdigſten und außerordentlichſten erſcheinen, welche die Weltgeſchichte jemahls aufzuweiſen hatte. Wer möchte nicht gern den innern Zuſammenhang und verborgnen Grund ſo außerordentlicher Erſcheinungen mit Klarheit erkennen; nicht gern den Gang, welchen der menſchliche Geiſt in dieſer allgemeinen Erſchütterung nehmen ſoll und nehmen wird, zu errathen im Stande ſein! Wer vermöchte es, ſich dieſer großen Betrachtung ganz zu entziehen, wer kann ſich abſondern und unabhängig vom Zeitalter erhalten, wen ergreift es nicht mehr oder minder gewaltſam, ihn unwiderſtehlich mit hinein reißend in den Schwung ſeiner Bewegungen? — Man hat es auf verſchiedenen Wegen verſucht, dieſes an großen äußern Umwälzungen und an noch wichtigern innern Veränderungen ſo reiche Zeitalter, darzuſtellen, es zu erklären und zu begreifen. Eben darauf war auch meine Abſicht bei dieſen Vorträgen gerichtet. Daß es eine eigentliche Geſchichte unſres Zeitalters noch nicht geben kann, ſondern höchſtens nur Vorarbeiten dazu, iſt einleuchtend, weil keine Geſchichte möglich iſt von Begebenheiten, die noch nicht vollendet, die dem Auge noch zu nah, in denen wir ſelbſt noch befangen ſind. Geiſtvolle Schriftſteller haben es verſucht, als Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens und der Zeitgeſchichte, eine Charakteriſtik des Zeitalters nach den einzelnen Zügen zu entwerfen, die es auszeichnen. Viele ſolcher Züge erkennt man gern für richtig, findet die Bemerkung ſcharfſinnig; Andere erſcheinen zweifelhaft, unbeſtimmt, oder werden unrichtig erfunden; und am Ende, wenn auch das Einzelne, jedes für ſich genommen richtig wäre, ſo ſind es eben nur Einzelnheiten, wo der erklärende Begriff, der Zuſammenhang und Geiſt des Ganzen fehlt, den wir doch eigentlich verlangen. Von der andern Seite haben ſcharfſinnige Denker das Weſen des Zeitalters zu erfaſſen und mitzutheilen geſucht, dadurch daß ſie eine allgemeine Theorie aufſtellten von dem nothwendigen Gange der Vernunft und des Menſchen in ſeiner ſtufenweiſen Entwicklung, und daß ſie dem Zeitalter die Stelle beſtimmen, welche es in dieſem Gange, in der Reihe der Jahrhunderte und der Jahrtauſende einnimmt. Wenn aber eine ſolche Theorie auch auf allgemeine Uebereinſtimmung Anſpruch machen könnte, was nicht der Fall iſt, ſo würde es immer nur ein unbeſtimmter Umriß, ein leerer Begriff bleiben; und wenn wir durch einen Philoſophen dieſer Art erfahren, daß unſer Zeitalter ungefähr an der Gränze ſteht zwiſchen der äußerſten Entartung, und der zu hoffenden Wiederherſtellung und Verbeſſerung, ſo iſt dieſes bei weitem nicht hinreichend, ich will nicht ſagen, das Räthſel der großen Schickſale und Fügungen, deren Augenzeugen wir ſind, vollſtändig zu löſen, ſondern auch nur die wahren Urſachen und innere Beſchaffenheit aller dieſer Bewegungen und Erſchütterungen, dieſes Lebens und dieſer Zerſtörungen, woran wir Antheil nehmen, wenigſtens einigermaßen zu erkennen. Mir hat es geſchienen, daß der ſicherſte Weg zu dieſer von allen geſuchten richtigen Erkenntniß des Zeitalters, der geſchichtliche wäre; und da ſchon ehedem im Laufe der neueren Geſchichte, ähnliche Epochen allgemeiner großer Erſchütterung vorgekommen ſind, daß, wer das Zeitalter der Völkerwanderung, das Zeitalter der Kreuzzüge, und das der Reformation lebhaft gegenwärtig, wer dieſe Zeiten, ihren Gang und ihre Folgen, ihr unterſcheidendes Weſen durchdacht hätte, am beſten vorbereitet ſein würde, ſich durch die Erſcheinungen unſerer Zeit nicht irre machen zu laſſen, und ein feſtgegründetes klares Urtheil über ſie zu gewinnen. Nur in dieſer Beziehung glaubte ich, daß eine ganz auf dieſen Zweck gerichtete neue Zuſammenſtellung bekannter Thatſachen der Aufmerkſamkeit würdig ſein könnte, wenn es mir gelänge, jene drei großen Epochen allgemeiner Welterſchütterung erklärend darzuſtellen. Unfruchtbar iſt auch die geſchichtliche Deutung unſers Zeitalters durch die Vergangenheit, wenn man nur beim Einzelnen ſtehen bleibt, etwa nach einzelnen Anſpielungen ſtrebt, die doch nur ſpielend, nie ganz treffend, nicht wahrhaft erklärend ſind; oder auch wenn man Belege und ähnliche Beiſpiele zur Vergleichung, zur Rechtfertigung und Entſchuldigung für die Thatſachen der Zeitgeſchichte aus der ewigen Weltgeſchichte zuſammenſucht, wo man denn leicht für alles, mag es dem Gefühle noch ſo ſchwer zu dulden, der Vernunft noch ſo hart zu faſſen ſein, irgend einen ähnlichen Fall, eine ſcheinbar rechtfertigende Thatſache auffinden wird, und ſich in dieſer Beziehung das Wort des Sehers bewährt: daß nichts Neues unter der Sonne geſchehe. Wenn man nicht auf Einzelnheiten, ſondern auf das Ganze ſieht, giebt es allerdings kein beſſeres Gegengewicht gegen den Andrang des Zeitalters, als die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Aus dieſem Grunde glaubte ich der Erklärung der drei welterſchütternden Zeitalter der Völkerwanderung, der Kreuzzüge und der Reformation, ein ſo ſtarkes Gemählde von der ehemahligen deutſchen Nation hinzufügen zu müſſen, als ich es nur immer vermöchte; ſo wohl von ihrem älteſten Zuſtande, da ſie noch in urſprünglicher Freiheit und Stammesart lebte, als von ihrer Entwicklung und Bildung im Mittelalter. Dieſes erheiſchte eine beſondere erklärende Rückſicht auf die großen Kräfte und Formen des Staats, welche im Mittelalter herrſchend waren; auf das Verhältniß und Band der Kirche, und des alten Kaiſerthums in Deutſchland, Italien und Europa, und dann auf den Rittergeiſt. Um ſo mehr, da die Hauptfrage auch unſers Zeitalters, die große Frage von der geſellſchaftlichen Verfaſſung iſt, von der Möglichkeit, das weſentlich Gute und Wohlthätige der alten Verfaſſung, in den neu entſtandenen Weltverhältniſſen zu erhalten, von der beſten, zweckmäßigſten, gefahrloſeſten Vereinigung der alten Rechte mit dem, was der Andrang des neuen Lebens unvermeidlich erheiſcht. —

Dieß führt zum Nachdenken über die erſte Grundkraft des bürgerlichen Vereins und der geſellſchaftlichen Verfaſſung. Wenn nun Geſchichte und Theorie darin zuſammen treffen, dieſe Grundkraft des Staats in dem Adel zu erkennen, da alle andere Stände erſt an ihm und mit ihm ſich bilden und beſtimmen; ſo dürfte es einfacher und ſicherer ſein, was der Adel in ſeinem Weſen iſt und ſeiner Beſtimmung nach ſein ſollte, durch die bloße Zuſammenſtellung der Thatſachen zu erklären, durch die Darſtellung deſſen, was er urſprünglich war, und was er im Laufe der Zeiten, bald durch die ſchönſte Ausbildung und Verklärung, nach den Geſetzen und hohen Gelübden des Ritterthums, bald aber auch entartend und verwildernd im Fauſtrecht, und ungezähmter Kriegsluſt geworden iſt, als durch jene ſchwankende Theorien über den Staat, Verfaſſung und Geſetzgebung, deren unſer Zeitalter ſo viele hat entſtehen und verſchwinden ſehen. Unter allen frühern Zeitaltern allgemeiner Welterſchütterung liegt keines dem gegenwärtigen ſo nahe, als das Zeitalter der Reformation. Wenn es in dem der Völkerwanderung und der Kreuzzüge mehr nur ein neuer Schwung der Einbildungskraft war, was die allgemeine Erſchütterung hervor brachte; ſo war es im Zeitalter der Reformation eben wie in dem unſern der Verſtand, der Gedanke, der ſich da als weltherrſchende, welterhaltende oder zerſtörende Kraft bewährte. Daß der Gedanke, dieſer Gott in uns, wenn er auf das Göttliche gerichtet iſt, über die Welt und die Zeit ſo mächtig zu herrſchen vermag, iſt an ſich erhebend für die Würde des Menſchen. Wie furchtbar dieſe Gewalt und Wirkung werden könne, wenn Leidenſchaft und Eigennutz ſich der hohen Kraft bemächtigen, davon bietet jenes Zeitalter wie das unſere große Beiſpiele und Belehrungen dar. Eine genauere Betrachtung der Reformation und zwar nach ihren innern Gründen wird alſo in dieſer Reihe von Betrachtungen über die neue Weltgeſchichte ganz an ihrer Stelle ſein, einen nothwendigen, ja einen der wichtigſten Theile derſelben bilden. Welche Urſachen die lutheriſchen Unruhen herbeigeführt, wodurch ſie ſo ſchnelle Ausbreitung und ſo feſte Dauer gewonnen, warum endlich ſtatt einer allgemeinen Reformation der geſammten Kirche nur eine Trennung derſelben die Folge geweſen, das wird ſich am deutlichſten darſtellen laſſen, durch die Charakteriſtik vier großer und außerordentlicher deutſcher Männer.

Reuchlin, Ulrich von Hutten, Luther und Melanchton, alle vier Gelehrte, obwohl der erſte auch anſehnliche Staatswürden bekleidete, der zweite auch Soldat und Ritter war, haben als Gelehrte durch die Wirkung ihrer Schriften und ihrer Beredſamkeit einen Einfluß auf ihre Zeit und die Welt gehabt, wie wenige der Herrſcher und Fürſten ihrer und anderer Zeiten. Die beiden erſten, Reuchlin und Hutten, weil nur vorbereitend und theilnehmend, treten weniger hervor in der Geſchichte, doch iſt ihr Einfluß darum nicht minder groß. Reuchlin war ein Mann, von dem man ſagen kann, daß wenn ſein Geiſt herrſchend geweſen wäre, wenn ein ſo ſeltener und tiefer Geiſt allgemein ſein könnte, es wohl zu einer Reformation im höheren Sinne, zu einer philoſophiſchen Erhellung und Wiederherſtellung des durch ſcholaſtiſche Streitigkeiten verdunkelten Chriſtenthums, aber nie zum Proteſtantismus, nie zu einer Trennung der Kirche hätte kommen können. Ulrich von Hutten nebſt Luther erklären die Trennung, den gewaltſamen allem Vereine widerſtrebenden Charakter, welchen die Reformation gleich anfangs nahm; und wenn es noch möglich geweſen wäre, den geſtörten Frieden, nachdem die Spaltung ſchon ein Menſchenalter dauerte, wieder herzuſtellen, ſo würde dieſes Werk welches der große Kaiſer ſo ſehnlich wünſchte, unter allen Proteſtanten durch den milderen Melanchton und die ihm ähnlich Geſinnten am erſten gelungen ſein. In ſpäteren Zeiten iſt die Denkart ſehr verändert, der Geiſt der Proteſtanten ein ganz andrer geworden. Will man aber jene große, an Folgen ſo reiche Weltbegebenheit, in ihren inneren philoſophiſchen Gründen genauer erkennen, ſo muß man ſich ganz in jene erſte Zeit zurückverſetzen, die Reformation ganz ſo betrachten, wie ſie urſprünglich war.

Reuchlin, einer der erſten Gelehrten, die Deutſchland jemahls hervorgebracht hat, in Italien eben ſo einheimiſch wie in ſeinem Vaterlande, vereinigte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in ſich alle Bildung, alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, welche beide Länder damahls nur irgend darbothen. Der erſte Kenner und Wiederherſteller der jetzt neu auflebenden griechiſchen Literatur, ward er, nicht befriedigt durch ſie, zugleich der Stifter und Schöpfer des orientaliſchen Studiums für ganz Europa. Aber nicht wie die ſpätern Gelehrten und Literatoren, war es ihm bei dieſen Studien nur um die Sprachkenntniß, um hiſtoriſche Sammlung und ſchönredneriſchen Prunk allein zu thun; er bezog alles das auf die höchſte Erkenntniß, die dem forſchenden Manne immer die erſte und wichtigſte bleibt, auf die Erkenntniß des Menſchen, der Natur und der Gottheit.

Er war ohne Vergleich der tiefſinnigſte Philoſoph ſeines Zeitalters; in jener ſeltneren Tiefe, die mit Klarheit verbunden iſt, ſtand er noch über Leibnitz. In Rückſicht der Fülle und des Umfanges der Kenntniſſe, konnte ihm in der damahligen Welt etwa nur noch ein Jüngling in Italien, das Erſtaunen ſeiner Zeitgenoſſen, der Fürſt Picus von Mirandola an die Seite geſtellt werden; doch iſt dieſer durch einen frühzeitigen Tod dahingeriſſen, nie zu gleicher Klarheit gelangt wie Reuchlin. Mit der äußern Welt, dem Leben und dem Staate war er ſo bekannt, wie es ein Mann ſein mußte, der in der genaueſten Verbindung ſtand mit den meiſten Gelehrten und mit vielen gebildeten Großen und Fürſten ſeiner Zeit in Italien und Deutſchland. Durch ſeine Neigung zu orientaliſchen Sprachen und zur orientaliſchen Philoſophie ward Reuchlin einigen der beſchränkteren Geiſtlichen und Theologen verhaßt und verdächtig. Der Streit war lebhaft und kam bis nach Rom; eben in Rom ward er für die gute Sache und für Reuchlin entſchieden. Rom war damahls mehr als jemahls der Sitz der Gelehrſamkeit, der Kunſt und wahren Geiſtesbildung; es herrſchte daſelbſt kurz vor dem Ausbruche der Reformation eine Denkfreiheit, über die man jetzt faſt erſtaunen muß. Nicht als ob hier, wie man es oft darſtellt, eine nur nicht öffentlich kund gegebene, im Verborgenen darum deſto allgemeiner herrſchende Freigeiſterei und Gleichgültigkeit nachſichtig und duldſam gemacht hätte über Gegenſtände des Glaubens, wenn ſie nicht die Verfaſſung der Kirche betrafen; eine ſolche Denkart äußerte ſich wohl hie und da in Italien, bei den Erſten aber, bei den Würdigern und Beſſern ging die freie Anſicht hervor aus einer gründlichen und tiefen Kenntniß der Philoſophie wie der Religion und der Kunſt, und aus der Ueberzeugung von ihrer gegenſeitigen Uebereinſtimmung. Reuchlins Philoſophie überſteigt ſehr weit das Maaß und die Schranken gewöhnlicher Fähigkeit und Anſicht. Einzelnes darin mochte dem Beſchränkteren leicht gefährlich ſcheinen; das Ganze ſtreitet nicht mit dem chriſtlichen Glauben, aber weit entfernt iſt es von den Anſichten und der Lehre der Proteſtanten, ja es kann vielmehr zum beſten Beweiſe dienen, daß Reuchlin ſeinen eigenen Meinungen nach keinesweges den Proteſtanten angehöre. Nur weil jener Streit über orientaliſche Sprachen und Philoſophie mit in den Strudel der proteſtantiſchen Angelegenheiten hinein gezogen ward, zählte man nachher auch Reuchlin mit unter die Stifter und Urheber der Reformation, die er allerdings wie viele andre, ohne es zu wollen und voraus zu ſehen, mit veranlaſſen half.

Wenn man in den geſchichtlichen Darſtellungen der Reformation den Urſprung derſelben gewöhnlich ableitet aus der Ablaßkrämerei, und den fromm gemeinten Geldbeiträgen, welche für Rom in Deutſchland geſammelt wurden, um den Bau der herrlichen Peterskirche zu vollführen, aus dieſem oder irgend einem andern einzelnen Mißbrauche, ſo bleibt man bloß bei der erſten äußern Veranlaſſung ſtehen, die ſich leicht hätte wegräumen laſſen, ohne ſo große Folgen zu haben, ohne eine Begebenheit und eine Erſchütterung herbei zu führen, welche auch ohne jene Veranlaſſung etwas früher oder ſpäter doch erfolgt ſein würde. Dieſer wahre Grund der Reformation iſt weit tiefer als in jener zufälligen Veranlaſſung zu ſuchen, und war lange vorhanden, ehe es zu dem letzten Ausbruch kam. In der Philoſophie lag er; oder vielmehr in der Vernachläſſigung und Entartung derſelben. In der Philoſophie, d. h. in der wiſſenſchaftlichen Grundlage des höhern Unterrichts und in dem innern Geiſte der öffentlichen Meinung. Das erſte war die Philoſophie damahls mehr als je; das letzte, der innere Geiſt und die erſte bewegende Urſache der öffentlichen Meinung und herrſchenden Denkart iſt ſie zu allen Zeiten geweſen. In dem unſichtbaren Gebiete der Philoſophie, in dem Geiſt der ſelbſtdenkenden Menſchen jedes Zeitalters iſt immer zuerſt die Veränderung vorgegangen, diejenige Denkart entſtanden, welche, wenn ſie dann ein oder mehrere Menſchenalter ſpäter allgemein herrſchend geworden, als öffentliche Meinung in der äußern Welt Wirkungen hervorbringt, die oft nur allzu groß, allzu ſichtbar ſind. Zwar ſollte man glauben, daß die Philoſophie nicht erſt wie andere Wiſſenſchaften mit der Zeit zunehmen und wachſen, daß es überhaupt keine Veränderung in ihr geben dürfe; wenn anders, worauf es für die Philoſophie ankommt, nur die Erkenntniß des Ewigen iſt, welches wir im Gefühl unſrer eigenen Unvollkommenheit, Gott, in Beziehung auf unſre ſittliche Beſtimmung, Tugend und Gerechtigkeit, in Rückſicht unſerer Hoffnungen aber, Unſterblichkeit der Seele nennen. Denn eine ſolche Erkenntniß iſt zwar mannichfach verſchiedener Ausdrücke, aber an ſich keines Zuſatzes fähig. Es ſind die großen Fortſchritte und die Entdeckungen, deren die Philoſophie ſich von Zeit zu Zeit rühmt, nur Entdeckungen, die vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden auch von andern ſchon gemacht worden, nur in andrer Geſtalt und Sprache. Aber eben die Art, wie jene Erkenntniß ausgedrückt, entfaltet und mitgetheilt wird, iſt von der äußerſten Wichtigkeit für die allgemeine Denkart, die früher oder ſpäter immer von der wiſſenſchaftlichen beſtimmt wird. Noch mehr iſt dieß der Fall, wenn der Geiſt in einer zerſtörenden Richtung gegen jene Erkenntniß wirkt, welche dem Menſchen und dem Leben allein feſte Einheit zu geben vermag; oder wenn es verſäumt wird, die ſchädlichen Einflüſſe dieſer zerſtörenden Beſtrebungen zu vernichten, ſo lange es noch Zeit iſt. Wo irgend ein Staat oder Glauben im öffentlichen oder geheimen Widerſpruch iſt mit der herrſchenden Philoſophie, da kann man gewiß ſein, daß jene allmählig untergraben und gewaltſamen Veränderungen unterliegen werden. — Von der früheſten Zeit, von ſeinem Urſprunge an war das Chriſtenthum ſchon durch einige ſeiner erſten Lehrer mit der Philoſophie auf das engſte verbunden, zum ſichern Beweiſe, daß dieſe Verbindung nicht zufällig, ſondern dem Chriſtenthume weſentlich ſei. So hatten ſelbſt die alten Vertheidiger den Sieg desſelben über den Glauben und die Grundſätze des Alterthums, vornehmlich durch das Uebergewicht der chriſtlichen Philoſophie über die ſtoiſch platoniſche erſt ganz entſchieden. Wie nachtheilig mußte jetzt der Religion ſelbſt der Verfall und die Verwilderung der Philoſophie ſein, welche durch mehrere ungünſtige Umſtände herbei geführt, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte eine ſo große Höhe erreichte. Dieſe Umſtände waren der auf den großen freien Univerſitäten, ohnehin ſich leicht entzündende und herrſchende Sectengeiſt, die Zwietracht und die Eiferſucht der verſchiedenen gelehrten Orden, welche Wiſſenſchaft und Erziehung vorzüglich in Händen hatten. Auch die neu aufgenommene römiſche Jurisprudenz hatte der philoſophiſchen Streitluſt Nahrung gegeben. So war die auf allen europäiſchen Univerſitäten herrſchende Philoſophie in ein leidenſchaftliches Sectenweſen, eine dialektiſche Streitluſt und leere Formenſpielerei ausgeartet; die beſſere höhere Philoſophie einzelner Selbſtdenker, deren Deutſchland, von Albertus Magnus bis auf Reuchlin fortgehend, mehrere hervorgebracht hat, konnte nicht in die allgemeine Denkart übergehen und keine Ausbreitung erlangen, weil jene andre Philoſophie ſchon herrſchend war. Es fehlte dabei nicht an der beſtändigen heimlichen Gegenwirkung einer falſchen, von Gott entfernten Philoſophie, deren Geiſt dem Chriſtenthume allerdings entgegen geſetzt iſt. Sobald die wahre Philoſophie vernachläſſigt wird, tritt eine falſche unvermeidlich an ihre Stelle. Beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit dem Morgenlande, hatte Unglauben und Schwärmerei nie aufgehört, ſich in manchen Geſtalten im Stillen zu verbreiten. Kurz vor der Reformation ward die Neigung zum aſtrologiſchen Aberglauben und zu magiſchen Künſten beſonders ſichtbar, in welchen einige nicht allgemein bekannte Naturkenntniſſe mit vielen abſichtlichen Täuſchungskünſten vermiſcht, auf den Geiſt und die Sitten gleich nachtheilig wirkten. Einer durch Geiſteskraft beſonders ausgezeichneten philoſophiſchen Abentheurer dieſer Art, der unter dem Nahmen des Doctor Fauſt eine Volksfabel geworden iſt, ſtand mit vielen bedeutenden Männern damahliger Zeit in Verbindung; er lebte auf Franz von Sickingens Schloß, und ſein Beiſpiel hatte verderblichen Einfluß auf die Gemüther. Auch der erſte große Verſuch einer gänzlichen Kirchenumwälzung durch Arnold von Brescia, war ganz von einer ſchwärmeriſchen Philoſophie ausgegangen. Die verſchiedenen Oppoſitionen und Neuerungen der folgenden Jahrhunderte bis auf die Kirchentrennung hatten ihren erſten Urſprung alle aus der Philoſophie genommen, und ſelbſt Luthern befeuerte weniger der Gedanke an die Abſtellung einiger Mißbräuche, als die ihm eigenthümliche Glaubensanſicht, von der er nicht ablaſſen, und die er gewaltſam durchſetzen wollte.

Wenn Reuchlins Einfluß und Geiſt uns hinleiten kann auf die allgemeinen tiefern Urſachen der Reformation, ſo wird aus einem Charakter, wie Ulrich von Hutten dagegen die ſchnelle Ausbreitung klar, und die politiſche Wichtigkeit, welche ſich gleich anfangs erhielt. Zugleich Soldat und Gelehrter beſaß er eine unwiderſtehliche hinreißende Beredſamkeit, welche er als ein leidenſchaftlicher Patriot oftmahls nicht bloß gegen die Mönche, ſondern auch gegen die Türken, die Franzoſen, oder andere beliebte Gegenſtände der Art ausließ. Noch mehr als durch ſeine Beredſamkeit wirkte er durch ſeinen beißenden Witz und durch ſein geſellſchaftliches Talent, durch welches er mit allem, was nur irgend gebildet oder von Bedeutung in Deutſchland war, in Verbindung ſtand. Seine Kenntniſſe wie ſeine Fähigkeiten waren mehr die angenehmen, leichtern, welche deſto allgemeiner wirken, als die ernſten wiſſenſchaftlichen. Je mehr Blößen die herrſchende Philoſophie zeigte, je mehr hatte ſich die mit der neubelebten alten Literatur entſtandene Claſſe der Freunde derſelben ganz ihrer Liebhaberei überlaſſen, und es war bei dem großen Haufen derſelben, den ſogenannten Humaniſten, eine Entfremdung und Abneigung vor aller ernſten Wiſſenſchaft, eine gewiſſe bloß auf das Angenehme gerichtete leichtſinnige Freidenkerei entſtanden, die um ſo gefährlicher war, je ausgebreiteter dieſe Menſchenclaſſe wirkte zu einer Zeit, da die lateiniſche Sprache nicht bloß als Geſchäfts-, ſondern auch als Geſellſchaftsſprache diente. Ein Epigramm von Hutten ward in kurzer Zeit in allen Hauptſtädten Europa's verbreitet und geleſen. Ein ziemlich abentheuerlicher Lebenslauf hatte ihn durch halb Europa hin und her getrieben und ſeinen unruhigen raſtloſen Geiſt nur noch mehr entwickelt; Muth hatte er, alles, ſelbſt das Gefährlichſte zu unternehmen. So hatte er als geübter Ritter einſt vier Franzoſen, die von dem Kaiſer unehrerbiethig geſprochen, zugleich im Zweikampfe beſiegt, wofür ihn Maximilian mit hohen Ehrenbezeigungen belohnte. Seine Feder war noch kühner und ſchneidender als ſein Degen. Als Herzog Ulrich ſeinen Vetter Johann von Hutten umgebracht hatte, wußte ſeine Rachgier alles gegen dieſen mächtigen Feind in Bewegung zu ſetzen. Ulrich von Würtemberg ſuchte jene aus Eiferſucht über ſeine Gemahlin, eine geborne Fürſtin von Baiern, oder wahrſcheinlicher wegen eines Liebesverſtändniſſes mit des jungen Huttens Frau entſprungene Gewaltthat damit zu entſchuldigen, daß er als Vehmrichter, als einer der Oberſten des heimlichen Gerichts dazu befugt geweſen ſei. Es kann ein Bild geben von der zerrütteten Verfaſſung jener Zeit, daß eine geheime Geſellſchaft, welche freilich auch einen Kaiſer vor ihren Richterſtuhl zu fordern ſich erkühnte, deren Wiſſende wie ſie ſich nannten, alle andern nicht Eingeweihten für bloße unbedeutende Schatten hielten, öffentlich zu ſolchen Thaten genannt werden durfte. Es iſt übrigens in dieſem merkwürdigen geheimen Bunde, der wohl mit den ältern Geſellſchaften gleicher Art zuſammen hängen mochte, ſichtbar, daß derſelbe bei dem damahligen Streite des Adels mit den andern Ständen auffallend den erſten begünſtigte. Ulrich von Hutten war einer von jenen gefährlichen Charakteren, welche als Kennzeichen der Zeit meiſtens hervortreten, wenn dem Staate und der Nation eine große Gährung und Umwälzung bevorſteht. Er war zum Volksführer geboren, und wohl der Mann, mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit eine halbe Welt in Aufruhr zu bringen. Es ſchien damahls in Deutſchland alles reif zu einer allgemeinen Staatsumwälzung, wovon der mehrmalige Aufſtand des Landvolks, der Zuſtand in Schwaben und Niederſachſen, wo die großen Fehden faſt zu einem offenbaren Bürgerkriege ausgebrochen waren, welcher auch von Frankreich aus heimlich begünſtigt ward, der furchtbare Bauernkrieg, Franz von Sickingens Unternehmungen, und ſpäter hin die Unruhen der Wiedertäufer unter Johann von Leiden, nur als einzelne Erſcheinungen zu betrachten ſind. Der Grund zu einer ſolchen Revolution lag in dem ſtarken Sittenverderbniſſe einiger Stände, bei doch noch ungeſchwächter Geiſtes- und Körperkraft der Nation; in der Gährung der Meinungen, in dem herrſchenden Fehdegeiſt, am meiſten aber in den innern Verhältniſſen der Verfaſſung und der Stände ſelbſt. Der Adel, obwohl immer noch die alte Fehde gegen die reichen Städte erneuernd, mochte es wohl fühlen, daß die eigentlichen Feinde ſeiner Unabhängigkeit und Macht die Fürſten ſeien, und wenn dieſe wegen der anderweitigen großen Gewalt des neuen Kaiſers nicht ohne Beſorgniß waren, blieb dagegen der Adel wie überhaupt die Nation dem Kaiſer ganz ergeben. Ein ehrgeiziger Kaiſer, der vielleicht die Abſichten gehabt hatte, deren man Karl den Fünften auch in Rückſicht Deutſchlands beſchuldigt hat, durfte ſich nur an die Spitze dieſes Adels ſtellen, den allgemeinen Wünſchen etwas mehr entgegen kommen, um ſeinen Zweck ganz zu erreichen und unumſchränkter Herr zu werden. Erwartungen dieſer Art verrathen nicht nur Sickingens, zum Anfange gegen einen geiſtlichen und anerkannt franzöſiſch geſinnten Fürſten gerichtete Unternehmungen, ſondern auch manche andre Aeußerungen der Zeit. Wie ſehr Luther auf den Adel rechnete, ihn als die wahre Kraft und den Kern der Nation betrachtete, durch welche Erwartungen und Ausſichten dieſem Adel die neue Lehre auch außer der eignen Ueberzeugung noch ſchmeicheln und ihn gewinnen und fortreißen konnte, das ſieht man deutlich aus Luthers merkwürdiger Schrift:

An den Adel deutſcher Nation, einer der wichtigſten Urkunden für die damahlige Zeitgeſchichte und den innern Zuſtand Deutſchlands. Von dieſer politiſchen Seite ergriff Hutten Luthers neue Lehre und die damahligen Streitigkeiten; denn von Huttens Philoſophie, oder der Theilnahme ſeines Herzens an den Angelegenheiten des Glaubens, erregen ſeine Sitten und ſeine Schriften nicht die vortheilhafteſte Meinung. Er ſah in Luthers Sache den Keim einer deutſchen Revolution, und er war unermüdet geſchäftig, das Feuer der einmahl entzündeten Zwietracht nach Kräften auszubreiten, und in helle Flammen zu bringen. Die bewunderungswürdige Kunſt des Bücherdrucks, welche anfangs ihrer wahren Beſtimmung gemäß in Italien wie in Deutſchland angewandt ward, die herrlichſten Denkmahle des Alterthums und des Mittelalters, nebſt den Schriften der Alten auch die beliebteſten großen Dichterwerke in der Landesſprache mit ruhmwürdigem Wetteifer zu vervielfachen, gab jetzt ein gefährliches Werkzeug und leichtes Mittel an die Hand, tauſende von Flugſchriften ſchnell unter das Volk zu verbreiten. Daß in dem Bauernkriege die Gährung gerade nach einer andern Seite hin ausbrach, als man zuerſt erwartet hatte, darf uns nicht Wunder nehmen. Wenn die Kraft der Maſſe einmahl frei gegeben, die Flamme der Volksleidenſchaft einmahl entzündet iſt, ſo nimmt ſie ihren eigenen zerſtörenden Lauf, gehorcht ſelten mehr der lenkenden Hand deſſen, welcher den erſten Anſtoß gegeben hat.

Daß die Reformation gleich im Anfange nicht ganz eine ſolche Revolution wurde, das verdankt man vorzüglich Luthern, und dadurch hat er der Reformation vorzüglich Dauer gegeben, ſo wie Ulrich von Hutten und die ihm Aehnlichen für die ſchnelle Verbreitung derſelben geſorgt haben. Hätte Luther ſich nicht mit aller Kraft den gefährlichen Irrthümern, in die gleich anfangs einige ſeiner Anhänger geriethen, entgegengeſtellt; hätten dieſe Schwärmereien von allgemeiner Gleichheit, und von Abſtellung aller weltlichen Obrigkeit, als die nun bei dem neuen Zuſtande der Dinge überflüſſig ſei, die Oberhand behalten, wäre die ſogenannte Reformation des Glaubens und der Kirche ganz und gar eine Revolution des Staats und der Nation geworden; ſo würde die erſte Erſchütterung des Bürgerkriegs unſtreitig viel ſchrecklicher und allgemeiner geworden ſein, wahrſcheinlich wäre ſie aber alsdann, wenn der Sturm ausgetobt hätte, durch ſich ſelbſt beſiegt, und eine Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge das Ende des Ganzen geweſen. Daß Luther die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen kräftig mitgewirkt, wußten ihm beſonders die Fürſten Dank, ja ſelbſt bei denen, welche ſeine Lehre und ſein Verfahren nicht billigten, mußte er dadurch an Achtung gewinnen. Ueberhaupt war ſein perſönlicher Charakter ganz dazu geeignet, ſeiner Parthei Dauer und Feſtigkeit zu geben. Die große Kraft, welche ihm ein ſo entſchiedenes Uebergewicht vor allen andern der mit ihm in gleichem Sinne Wirkenden gab, erhielt die Einheit, ſo viel als es nur immer in dem gährenden Zuſtande möglich war. Bei der leidenſchaftlichen Hitze, mit welcher Luther ſich ausdrückte und äußerte, hielten ſeine Grundſätze und ſeine Denkart dennoch in manchen Stücken gerade das Maaß, was nöthig war, um ſeine Parthei als abgeſonderte Parthei zu erhalten. Wenn er gleich anfangs weiter gegangen wäre, wenn er gar in jene Schwärmereien mit eingeſtimmt hätte, ſo würde ſich das Ganze weit eher aufgelöſt haben. Grade daß er anfangs von dem alten Glauben ſich nicht weiter entfernte als er es that, das verſchaffte ihm ſo viele und ſo bedeutende Anhänger, und dem Anhange ſelbſt dieſe Feſtigkeit. Bei den großen Eigenſchaften, mit denen er unläugbar begabt war, laſſen ſich alle Fehler, die man ihm Schuld geben muß, in den einzigen Vorwurf zuſammen faſſen, daß er von einem ganz unbiegſamen Starrſinne und Hochmuth beſeſſen war. Selbſt ſeine treueſten Anhänger und Freunde führten oft bittere Klagen darüber. Aus dieſer einzigen Eigenſchaft des ſtarrſinnigen Hochmuths, läßt ſich alles ableiten, was in ſeinen Schriften durch leidenſchaftliche Hitze oder ſonſt jedem tadelhaft erſcheint, ja auch alles, was in der ihm eigenthümlichen Glaubensabſicht dem milden und liebevollen Geiſte des Chriſtenthums nicht entſpricht. Wer das Chriſtenthum auf ſeine urſprünglich reine Geſtalt zurück führen will, der muß in eben dem reinen und liebevollen Geiſte wirken. So haben Borromäus und die heilige Thereſia mit Strenge aber liebevoll, die Kirche wahrhaft reformirt. Gränzenlos aber war Luthers Hitze gegen ſeine Feinde nicht nur, ſondern auch gegen die Freunde und Gleichgeſinnten, wenn ſie nicht ganz dachten wie er. Unglaublich für unſere Zeit iſt, was er ſich gegen König Heinrich den Achten zu ſagen erlaubte. Seine Heftigkeit gegen die Reformirten und gegen andre von ihm abweichende Schüler, die er wie abtrünnige Rebellen zu betrachten ſchien, übertrifft an leidenſchaftlichem Ausdrucke noch das, was er gegen den Antichriſten in Rom — wie er den Papſt zu nennen pflegte — zu äußern gewohnt war. Selbſt die Abſtellung der Mißbräuche und die Verbeſſerung der kirchlichen Verfaſſung zu erreichen, war die ſtürmiſche Hitze nicht der beſte Weg, da bei dem genauen Zuſammenhange der Kirche und des Staats hier entweder mit äußerſter Schonung verfahren werden, oder große Zwietracht erfolgen mußte. Am wenigſten konnte auf einem ſo ſtürmiſchen Wege dem, worin doch eigentlich die Quelle des Uebels lag, abgeholfen, die Philoſophie wahrhaft reformirt, d. h. nicht bloß die alte weggeräumt, ſondern auch eine beſſere an die Stelle geſetzt werden; durch einen Mann, welcher den großen Lehrer des Alexander nicht anders als einen verdammten, ſchalkhaften, todten Heiden zu nennen wußte.

Luthers Beredſamkeit machte ihn zum Manne des Volks, und eben jene Unbiegſamkeit, über die auch ſeine Freunde klagen, gab, verbunden mit dem Umſtande, daß ſeine Grundſätze ungeachtet des leidenſchaftlichen Ausdruckes, im Weſentlichen ſowohl in Hinſicht des Staats als auch des Glaubens, dennoch in gewiſſen Schranken blieben, ſeinem Anhange deſto mehr Feſtigkeit und Einheit, der neuen Parthei aber dauernde Kraft.

Wenn nun Luthers perſönlicher Charakter ſehr viel mitgewirkt hat, der neuen Parthei als einer abgeſonderten Parthei dieſe Feſtigkeit und Dauer zu geben, ſo ſchien der Charakter Melanchthons, der nach Luther als das Haupt der Proteſtanten verehrt wurde, ganz geeignet, die völlige Trennung, wenn es überhaupt noch möglich geweſen wäre, zu verhüten, und die geſtörte Eintracht in dem chriſtlichen Europa wieder herzuſtellen. Es war die Hoffnung unzählig vieler Gutdenkenden, wie der größten für das öffentliche Wohl beſorgten Staatsmänner, daß dieſer allerdings ſchwere Verſuch durch den ruhig forſchenden, ſanft geſinnten Melanchthon erreicht werden könnte, welchem ſelbſt ſeine Mitbrüder oft die zu große Nachgiebigkeit zum Vorwurfe machten. Dieſem Verſuche, die Eintracht wieder herzuſtellen, und ſtatt einer Trennung der Kirche, eine Verbeſſerung derſelben einzuleiten, widmete ſich Kaiſer Karl in der letzten Hälfte ſeines Lebens mit dem ganzen Ernſte aller ſeiner Kräfte; und der Erſte an Anſehen unter den Proteſtanten kam von der andern Seite dazu entgegen. Mußte dieſer Verſuch vergeblich ſein? war die Trennung wirklich ganz nothwendig? Man entſcheidet in ſolchen Fällen meiſtens nach dem Erfolge, obwohl mit Unrecht. An und für ſich nothwendig war die Trennung nicht; noch war eine Wiedervereinigung möglich. Luthers ihm eigenthümliche Lehre von der Nichtfreiheit des Willens war von ſeinen Nachfolgern theils verlaſſen, theils ſo weſentlich verändert worden, daß man über dieſe Hauptlehre der Vereinigung oft ſchon ganz nahe kam. Wichtig war allerdings auch die Neuerung in Betreff der mit den Geheimniſſen des Chriſtenthums verbundenen Gebräuche; denn durch ihre Abſchaffung und Veränderung war die Gewohnheit des alten Gottesdienſtes unterbrochen worden. Da aber das Weſentlichſte, die Anerkennung des Geheimniſſes, mit Ausnahme der zwingliſchen Parthei, von den übrigen Proteſtanten zugeſtanden ward, ſo wäre auch hier möglich geweſen, zuſammen zu kommen. Andre äußere Verſchiedenheiten hatten weder gegen die Vereinigung der griechiſchen und der römiſchen Kirche ein Hinderniß geſchienen, noch auch die Wiederherſtellung des Friedens nach den huſſitiſchen Unruhen unmöglich gemacht. Ueber die geiſtlichen Güter, die Staatsverhältniſſe und Verfaſſung hätte man ſich leicht vereinigen mögen, wenn man den Frieden allgemein gewollt hätte, da dieß bloße Aeußerlichkeiten der Kirche, nicht das Weſen des Glaubens betraf. Daß Hadrian der Sechſte ſo bald der Welt entriſſen ward, daß der Kaiſer und die geiſtliche Gewalt nachmahls nicht immer in Uebereinſtimmung wirkten, Melanchthons Geſinnung eben auch bei den Proteſtanten nicht die herrſchende war, daß überhaupt der Verſuch früher durch Staatsereigniſſe verhindert, dann zu ſpät gemacht wurde, als die Trennung ſchon zu ſehr verjährt und zur Gewohnheit geworden war, das, nebſt andern zufälligen Umſtänden, hat der Reformation gerade den Ausgang gegeben, welchen ſie gehabt hat, und welchen man anfangs voraus zu ſehen weit entfernt war. Wohl mag es wahr ſein, daß im höhern Sinne nichts zufällig iſt in der Weltgeſchichte, daß alles, was wir, wenn es uns vor Augen ſteht, Zufall nennen, in einer umfaſſendern höhern Anſicht, als eine geheimnißvolle Fügung ſich kund giebt, und ſo wollen wir es gern mit Dank erkennen, daß die Reformation ſpäter auch wohlthätige Folgen für die Entwicklung des Menſchengeiſtes gehabt habe. Hätte ſie dieſe nicht gehabt und haben ſollen, ſo würde ſie nicht geſchehen ſein. Nur den großen Kaiſer tadle man deßfalls nicht, daß er an jenes Werk der Eintracht ſo viele Anſtrengung, und faſt ſein halbes Leben verſchwendet; denn jene ſpäteren wohlthätigen Folgen, die uns jetzt mit der vorübergehenden Zerrüttung und Trennung ſelbſt ausſöhnen, waren damahls noch im Dunkel der Zukunft verhüllt; was aber jeder von Karls Staats- und Weltkenntniß ohne Sehergaben mit Gewißheit vorausſah und vorausſehen konnte, war das, was wirklich erfolgt iſt, daß nähmlich Europa auf ein Jahrhundert wenigſtens, wo nicht auf länger, von blutigen Bürgerkriegen würde zerriſſen werden. Ueberhaupt ſoll der Menſch der Vorſehung nicht vorgreifen, ſonſt wäre die Entſchuldigung für jeden ſchon gefunden, der irgend einem Strome des Verderbens folgt aus Schwäche, oder aus theilnehmendem Ehrgeize. Der Menſch ſoll nur auf die Stimme der Ehre, der Gerechtigkeit und der Liebe hören, wo er dann meiſtens ſich zum ſteten Kampfe gegen das Schlechte berufen fühlen wird; was aus dieſem Schlechten einſt durch Gott Gutes entſtehen kann, das ſoll er Gott und der Zukunft überlaſſen. — Alles, was Karl voraus ſah, und was ſein Gemüth drückte, das war nun einmahl beſchloſſen, und die völlige Trennung war lange ſchon in den Gemüthern innerlich vollendet, ehe ſie durch die tridentiniſche Kirchenverſammlung auch für die äußere Welt geſetzlich ausgeſprochen ward. Wenn der Ausſpruch deſſelben im Gegenſatze gegen die neue Lehre nichts andres ſein konnte, als eine Beſtätigung des alten Glaubens, wenn für die Verbeſſerung der Kirchenzucht, und Abſtellung einzelner Mißbräuche und Gebrechen faſt mehr zu Trient geleiſtet worden iſt, als ſich unter ſo ſchwierigen Umſtänden erwarten ließ, ſo ward dennoch das Uebel, da wo eigentlich der Grund deſſelben lag, nicht gehoben, was auch durch eine Kirchenverſammlung nicht geſchehen konnte. Die geſtörte Eintracht zwiſchen der Philoſophie und dem chriſtlichen Glauben war nicht wieder hergeſtellt, ſelbſt die Einrichtung er wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die Verfaſſung der Univerſitäten und der geiſtlichen Geſellſchaften, deren Händen der höhere wiſſenſchaftliche Unterricht anvertraut war, ward nicht aus dem Grunde verbeſſert; der Keim des Uebels blieb. Der Mißbrauch der Philoſophie und der Denkfreiheit, der ſo große Zwietracht veranlaßt, ſo unglückliche Folgen gehabt hatte, führte jetzt zum entgegengeſetzten Uebel, zur Beſchränkung, ja zur Unterdrückung. Die bloße Unterdrückung einer falſchen Philoſophie und mißbrauchten Denkfreiheit, wo das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, wo nichts Beſſeres an die Stelle geſetzt wird, veranlaßt jedesmahl eine um deſto ſchlimmere und gefährlichere Gegenwirkung. Dieſe iſt denn allgemein auch erfolgt, und hat ihren weit verbreiteten Einfluß bis auf die Umwälzung der neueſten Zeit erſtreckt.

Dreizehnte und vierzehnte Vorleſung.

Verkannt zu werden iſt das gewöhnliche Loos der wahren Größe. Außerordentliche Kraft und Thätigkeit, mit den gemeinen nur weiter greifenden eigennützigen Zwecken, die werden leicht verſtanden und von allen geprieſen. Cäſar findet bei der Menge mehr Bewunderer als Alexander, weil jener kalt berechnete, wo dieſer begeiſtert war. Noch mehr aber findet jene Verkennung Statt, wo die außerordentliche Kraft und Thätigkeit, allein auf große Ideen gerichtet, um ſie auszuführen, die Welt öfter zu bekämpfen als zu benutzen ſtrebt, wo das tiefe Gefühl von dieſen großen Gegenſtänden durchdrungen, in den äußern Handlungen bisweilen einige Ungleichheit hervorbringt.

Daher die vielen widerſprechenden, ungünſtigen, wenigſtens tief unter ſeiner wahren Würde und Größe bleibenden Urtheile über den großen Kaiſer Karl den Fünften. Was Haß und Vorurtheil gegen ihn verbreitet haben, konnte nur darum bis auf neuere Zeiten ſo viel Eingang finden, weil nicht jeder Sinn und Gefühl hat für die Gedanken und die Handlungsweiſe eines in allem ſo weit von dem gewöhnlichen Maßſtabe entfernten Geiſtes, deſſen Wirkungen richtig zu beurtheilen, auch eine ſorgfältige, umfaſſende Kenntniß ſeines ganzen Zeitalters erfordert wird, weil er in alle Erſcheinungen deſſelben eingriff und verflochten ward, eines

Zeitalters, das unter allen zu den vielſeitigſten und mannichfaltigſten gehört.

Das Glück hatte reich für Karln geſorgt, noch ehe er in das Alter trat, ſelbſt zu handeln: es hatte die ſchönſten Kronen Europa's entweder mit Gewißheit aber mit faſt ſicherer Erwartung zu einem reichen Erbe auf ſein Haupt zuſammen gehäuft. Indeſſen lag in den Schickſalen, welche ihn ſchon als Knaben und Jüngling umgaben, auch vieles Schmerzliche oder Gefahrdrohende. Sein Vater Philipp der Schöne, ein ritterlich edler, wohlwollender, aber leidenſchaftlicher, nur dem Vergnügen ergebener Fürſt, war nach einem kurzen Genuſſe des herrlichen Königreichs vom frühzeitigen Tode den Hoffnungen und der Liebe ſeiner Kaſtilier entriſſen, hatte Karln noch als Kind fremder Obhut hinterlaſſen. In meiſtens feindlicher Entfernung ſtanden die beiden Großväter, Maximilian und Ferdinand der Katholiſche von Arragonien gegen einander. Liebe und Eiferſucht hatten ſeine Mutter Johanna in Schwermuth, und endlich nach dem Tode ihres Gemahls in einen ſtillen Wahnſinn geſtürzt, der ſie gegen alles gleichgültig und unempfindlich machte, die eine Empfindung und Sorge für den Leichnam des Geliebten ausgenommen, welchen ſie im Sarge mit ſich führte, und noch jetzt eiferſüchtig bewachte. Daß Karls jüngerer Bruder im fremden Spanien erzogen in den frühern wankelmüthigen Erbverordnungen des Großvaters wie durch die Liebe einiger ſpaniſchen Großen, zum ſpaniſchen Throne beſtimmt worden war, mußte die brüderliche Liebe des Jünglings gegen eben den Ferdinand, der künftig in Geſchäften und Gefahren ſich ſtets als ſeinen treueſten Freund bewährte, in Sorge und zurückhaltendes Mißtrauen umwandeln. Selbſt ſeine beiden Erzieher, der gelehrte Adrian, nachheriger Papſt, und Chievres, ein ſtaatskundiger Niederländer, der Karln wie jener in die Welt der Kenntniſſe, ſo er in die Welt der Geſchäfte einführte, wirkten nicht übereinſtimmend, ſondern in ganz entgegengeſetzten Geſinnungen auf den Jüngling. Alles dieſes konnte und mußte beitragen und bewirken, daß er, der von Natur ſeinem Vater ähnlich, ganz zu ritterlichen Leibesübungen und kriegeriſchen Spielen geneigt war, ſich dennoch ſchon frühe durch eine ſeltene Beſonnenheit und Bedachtſamkeit auszeichnete. Dieſen nachdenklichen und gefühlvollen ſinnigen Ausdruck hat das Bildniß des fünfzehnjährigen Jünglings von einem groſen deutſchen Künſtler entworfen. Da Karl von Meiſterhand faſt in jeder Stufe ſeines Lebens abgebildet worden, ſo iſt es merkwürdig, den Uebergang in dieſen verſchiedenen Abbildungen zu ſehen, wie in jene regelmäßige und ſchöne Geſichtsbildung des Jünglings die Welt allmählig immer tiefere Furchen des Nachdenkens und des Leidens eingegraben hat.

Wie große Urſache fand Karl bei ſeiner Ankunft in Spanien zur Sorge und zur aufmerkſamſten Beachtung ſeiner ſelbſt, ſeiner Verhältniſſe und der Welt. Das Reich enthielt ſchon damahls den Stoff zu allen den Gährungen, die bald in ſo gewaltige Flammen ausbrachen. Ein mächtiger Adel, erſt ſeit kurzem an eine ſtrengere Handhabung der königlichen Gewalt gewöhnt, eine freie Verfaſſung, reiche und ſtolze Städte; Partheien mancher Art durch Ferdinands Druck, ſelbſt durch Ximenes wohlmeinende Begünſtigung der Städte, durch ſeine heilſame aber noch neue geſetzliche Strenge, durch Ferdinands des Katholiſchen Zwieſpalt mit Philipp und Maximilian erregt und entzündet; dabei eine günſtige Gelegenheit für jede Parthei, eine dem jungen Könige entgegengeſetzte Regierung mit einigem Rechtsſchein aufzuwerfen in der Perſon ſeines in einem frühern Teſtament vom Großvater zum Erben eingeſetzten jüngern Bruders Ferdinand; oder auch in der Königin Mutter Johanna, deren Unfähigkeit zu herrſchen ungeachtet ihrer Schwermuth noch nicht geſetzlich ausgemacht und gewiß ſchien. Man hat Karln unter andern auch aus ſeinem Undank gegen Ximenes einen großen Vorwurf gemacht. Dieß möchte gelten, wenn der Vorfall um einige Jahre ſpäter wäre; billigerweiſe aber ſollten die Handlungen des ſiebzehnjährigen Jünglings, der in einer ſo ſchweren Lage in ein ihm fremdes Reich kam, nach einem andern Maßſtabe beurtheilt werden. Es mochte denen, die Karln umgaben, ſehr daran gelegen ſein, eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Ximenes zu verhindern. Wer weiß, was ein Geſpräch mit dem erhabenen und ſtaatskundigen Greis in der Seele des Jünglings alles gewirkt haben, wie ſehr diejenigen dabei verloren haben würden, die vom Knabenalter her noch am meiſten Einfluß und Gewicht bei ihm hatten. Daſſelbe gilt in Beziehung auf den Mißbrauch, welchen die Niederländer anfangs von ihrem Einfluß in dem fremden reichen Spanien machen konnten. So frühe Karl auch ſelbſt arbeitete, ſo ſehr er ſpäterhin in allem ſelbſt ſah, ſelbſt urtheilte und entſchied, ſo gehört es mit zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er erſt allmählig allein wandeln und ſich ſelbſt beſtimmen lernte; er war gleich entfernt von dem herrſchſüchtigen Ungeſtüm ſolcher Jünglinge, die zu früher Herrſchaft gelangt, ihre Kräfte erſt durch den Mißbrauch kennen lernen; und der Schwäche derjenigen, welche ſich und den Staat der fremden Leitung willig für immer hingeben. Nondum — war ſein ſchöner Wahlſpruch, als er im Turniere zu Valadolid alle Zuſchauer durch ſeine Geſchicklichkeit in ritterlichen Spielen in Erſtaunen ſetzte; er fühlte gleich ſehr, was er wohl werden könnte, als daß er es jetzt noch nicht ſei. Lehrbegierig, arbeitſam, beſonnen war er von Jugend an, aber es bedurfte einige Zeit, ehe er Zutrauen zu ſeinem eignen Urtheile gewann und ſelbſtſtändig ward.

Die erſte Begebenheit, die man als ſeine That, als den Anfang ſeiner Geſchichte und Regierung betrachten kann, iſt der Entſchluß, Spanien zu verlaſſen, um die angetragene Kaiſerwürde in Deutſchland perſönlich anzutreten. Er führte dieſen Entſchluß aus, gegen den Rath und die Warnung vieler ſeiner Getreueſten. Es war vor Augen, daß die Gährung in Spanien zum Ausbruche kommen müſſe; aber auch Deutſchland bedurfte ſeiner und rief ihn mit Ungeduld herbei. Seit Jahrhunderten war keine Wahl ſo wichtig, ſo groß geweſen, von ganz Europa als ſo groß und wichtig anerkannt worden. Karl hatte den Sieg davon getragen, über den mächtigen durch Kriegsruhm glänzenden König Franz. Kam der neuerwählte Kaiſer bald, die angetragene Würde zu führen, ſo konnte ſie in ſeiner Hand wieder das werden, was ſie einſt war, die höchſte Stufe und Gewalt der europäiſchen Chriſtenheit; zögerte er, ſchwand die Hoffnung, die man auf ihn geſetzt hatte, einmahl dahin, ſo würde dieſer Augenblick nie wiedergekehrt ſein, die kaiſerliche Hoheit dann mit einem Mahle alle Kraft und Bedeutung verloren haben. Karl war in die Schranken des Ruhms gerufen; er folgte unerſchüttert dieſem Rufe, der drohenden Gefahr nicht achtend. Spanien verließ er in einem Zuſtande, wo die Gährung faſt ſchon in Flammen ausbrach; in Deutſchland wartete auf ſeine Entſcheidung der große Kampf des Zeitalters, der Kampf, auf welchen die Augen aller Nationen der ganzen Mitwelt mit der geſpannteſten Erwartung geheftet waren, wie noch jetzt die Betrachtung der Nachwelt oft dabei verweilt. Zur ſelben Zeit als er Spanien verließ, und den neuen größern Schauplatz betrat, erreichte ihn die Bothſchaft, daß Mexiko, daß ein neues großes Reich und Kaiſerthum in einem andern Welttheile für ihn erobert ſei. Eindrücke wie dieſe, waren es, welche den zwanzigjährigen Jüngling ſchnell zum Manne reiften, ihn zum Herrſcher bildeten, und die Kraft in ihm entwickelten, eine Welt in ſeinem Geiſte und ſeiner Vorſorge zu umfaſſen, aber auch die Kraft in ſeinem Herzen, dem Andrange einer Welt mit ruhiger Faſſung zu widerſtehen. Von dieſer Zeit an wird man in dem öffentlichen Gange ſeiner Geſchichte eben ſo wohl, als in den urkundlichen Denkmahlen ſeines Fleißes, jene lebhafte Thätigkeit, jene Klarheit bemerken, mit welcher er alle Geſchäfte ſeines ſo viele Gegenſtände und Völker umfaſſenden Reichs, unermüdet betrieb bis zu jenem Augenblick, da er ſich der Welt überdrüßig, von Krankheit und Leiden gebeugt, in eine heilige Einſamkeit zurückzog.

So war alſo Karls Eintritt in die Welt. Jetzt betrachten wir die Zeit ſeiner Regierung, ſeinen Kampf mit der Welt, die Ideen, die ihn leiteten, die Eigenſchaften die ihn dabei auszeichnen, die Plane, die Gegner, die Freunde und Diener, die er hatte; die wichtigſten Begebenheiten in der Kürze berührend bis dahin, wo er ermüdet vom langen Kampf auf eine Weiſe Abſchied von der Welt nahm, die ſeinem innerſten Gefühle eben ſo gemäß, als ſeiner Geſinnungen würdig war.

Seinen Kampf mit der Welt und mit dem Zeitalter eröffnet die erſte große Begebenheit ſeiner Regierung, der Reichstag zu

Worms. Keine Idee ſcheint ihn damahls ſo ſehr beſeelt zu haben als die, ſeinem Ahnherrn Maximilian gleich, mit Sorge für den innern Frieden, die kaiſerliche Würde zu ihrem ehemahligen Glanze wieder herzuſtellen. Der Zwieſpalt der Meinungen und des Glaubens war indeſſen ſchon faſt zum Bürgerkriege gediehen, und forderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Willig lieh er der Unterſuchung der neuen Lehre ſein Ohr, ſo lange er glaubte, daß von einer Verbeſſerung der Kirche, wie alle Gutdenkenden ſie wünſchten, daß von einer Wiederherſtellung des reinern Chriſtenthums die Rede ſei; ſo bald er ſah, daß es auf eine gänzliche Veränderung des alten, ewigen Glaubens abgeſehen, daß die Einheit der Kirche bedroht ſei, ſo war ſein Entſchluß unerſchütterlich gefaßt, und es erfolgte die Achtserklärung Luthers, welche, da ſie nicht ganz in Erfüllung gehen konnte, als die gewiſſeſte Loſung vieler blutigen Kriege zu betrachten war. Sie würden nicht minder erfolgt ſein, wenn der Kaiſer in ſeinem Betragen ſchwankend geweſen wäre. Es läßt ſich dabei nur das tadeln, daß man Luthern überhaupt auf dem Reichstage erſcheinen ließ, die Glaubensſtreitigkeit zu einer Nationalangelegenheit machte, denn dadurch ſtieg die Gährung zu einer ſo gefährlichen Höhe; aber dieß war nicht mehr zu ändern und konnte nicht rückgängig gemacht werden, weil es zu ſpät war, weil die Fürſten es verlangten, ja die ganze Nation es forderte, und jene Sache längſt ſchon als allgemeine Nationalangelegenheit ergriffen hatte und behandelt wiſſen wollte. Es war ein unvermeidliches Uebel. Entſchloſſen war Karl, den alten Glauben und die alte Verfaſſung zu vertheidigen, aber keineswegs vermochte leidenſchaftlicher Eifer ihn über die Gränzen der Gerechtigkeit wegzureißen. Als ihn der Churfürſt von Brandenburg mit allen Scheingründen, die nach damahliger Denkart dazu bewegen konnten, zuredete, Luthern ungeachtet des gegebenen Geleits in Verhaft nehmen zu laſſen, blieb er ſeinem Ehrgefühle und ſeinem Worte treu.

Daß jener hohe Begriff von der Kaiſerwürde, der ſich in Karls eignen Geſchäftsſchriften ſo vielfältig kund giebt, nur auf die Würde ging, auf den hohen Beruf und den Ruhm, nicht auf eine unumſchränkte Gewalt im Innern, oder Eroberungsſucht, das zeigt ſich deutlich in Karls Behandlung der deutſchen wie der italieniſchen Angelegenheiten. Es iſt oft bemerkt worden, daß Karl die damahligen deutſchen Unruhen leicht hätte benutzen können, um ſeine Gewalt auszubreiten; die ganze Nation hing an ihm, Adel und Städte waren den Fürſten entgegen, die Fürſten unter ſich uneins; auch die Proteſtanten waren Karln ungeachtet der Achtserklärung Luthers und der Geſetze, die ja doch nicht ganz in Erfüllung gingen, und die ſie nicht ihm ſelbſt, ſondern dem Einfluſſe anderer zuſchrieben, nicht durchaus feind; ſie rechneten immer noch auf ihn. Der Adel war ihm ganz ergeben, und Sickingen, auf den Aller Augen gerichtet waren, wie auf den Helden der Nation in dieſer Zeit der Unruhe und Gefahr, würde alles für den Kaiſer gethan und gewagt haben. Der Kaiſer hätte ſeine Macht unermeßlich vermehren können, wenn er die geiſtlichen Fürſten von Deutſchland unter dem Vorwande der Kirchenverbeſſerung nur auf die Stufe hätte herabſetzen wollen, auf welcher die Biſchöfe in andern chriſtlichen Reichen ſtanden; dabei hätte er es doch immer in ſeiner Macht behalten, zur rechten Zeit wieder einige Schritte zurück zu thun, um mit der Kirche nicht ganz zu brechen. Aber eine ſolche ehrgeizige Benutzung unruhiger Zeiten mit Hintanſetzung der alten Verträge und des rechtlichen Beſitzſtandes kam nie in Karls Sinn. Sickingen handelte für ſich und fiel; mit ihm die beſte Kraft und Hoffnung des Adels. Unter allen eigenmächtigen Helden und Fürſten Deutſchlands war er dem Kaiſer am aufrichtigſten ergeben, und es iſt zu bezweifeln, ob einer der andern beim Gelingen ehrgeiziger Abſichten für Deutſchland ſo viel Großes im Sinne hatte, ſo viel bewirkt haben würde als er. Welch ein allgemeiner Zuſammenhang ſeinem Unternehmen zum Grunde lag, das liegt aus vielen Beweiſen am Tage. Noch bei dem Bauernaufſtande nahmen mehrere vom Adel ſehr bedeutenden Antheil, die nicht alle, wie Götz von Berlichingen behaupten konnten, ſie ſeien gezwungen geweſen. Die erſten Forderungen des Landvolks waren nicht unbillig, und ſo läßt ſich hier ſchwer entſcheiden, was bei jener Theilnahme des Adels Zufall, wohlmeinende Abſicht oder weit ausſehender Ehrgeiz war. Bei der ſchrecklichen Wendung und dem unglücklichen Ausgange, welchen das Ganze bald nahm, wurde dieß ohnehin vergeſſen und wie in ſolchen Fällen immer geſchieht, durch den mißlungenen Verſuch eine grade entgegengeſetzte Wirkung hervor gebracht. Die Gewalt der Fürſten verſtärkte ſich nach dem unglücklichen Ausgang der erſten Freiheitsverſuche im Allgemeinen, bei den Proteſtanten aber zwiefach durch die eingezogenen Bisthümer; und ſo ward der erſte Keim gelegt zu dem Fürſtenkriege, der nach den ſchnell verbrauſenden Unruhen der erſten Zeit ſich faſt ein Menſchenalter hindurch, drohend vorbereitete, ehe er zum Ausbruch kam.

Karl war als Schirmherr von Deutſchland, als König von Spanien, Beherrſcher beider Sicilien, am nächſten zum Kampfe gegen die Türken und den furchtbaren Soliman aufgefordert; zum rechtlichen Widerſtande gegen die Neuerer hielt er ſich als Kaiſer verpflichtet. Jetzt kam noch der franzöſiſche König als der dritte und gefährlichſte Gegner hinzu. Franz der Erſte hatte den Krieg, ohne doch ihn gleich in eignem Nahmen eingeſtehen zu wollen, auf die gehäſſigſte Weiſe begonnen, indem er theils die Unruhen in Deutſchland durch heimliche Anſtiftungen unterhielt, theils den großen Volksaufſtand in Spanien zu einem Einbruche in Navarra benutzte. Dieß Letzte brachte grade die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Schon der demokratiſche Charakter, welchen der Aufſtand der ſpaniſchen Städte gleich anfangs annahm, hatte den Adel bewogen, die Parthei des Königs zu halten; der franzöſiſche Angriff erweckte die ganze Nation, ſo daß dieſe ſelbſt durch ihre eigne Kraft die Unruhen ſtillte, und zur Ordnung zurück kehrte. Karl wußte dieß Glück bei ſeiner Rückkehr in Spanien durch die Großmuth zu verdienen, welche er gegen die Theilnehmer an den Unruhen bewies; von dieſer Zeit an ſcheint er die ganze Liebe der Spanier gewonnen zu haben, die ihm ſo ergeben blieben, wie ſelten eine Nation ihrem Könige geweſen iſt. Er iſt als der eigentliche Schöpfer der ſpaniſchen Größe zu betrachten, nicht bloß der äußern Macht, ſondern der ſittlichen Größe und innern Stärke, zu welcher die Nation unter ihm und durch ihn ſich erhob; vorgearbeitet war ihm durch Iſabella und Ximenes; wie wenig aber Verfaſſung und

Denkart ſchon ganz geſtaltet waren wie ſie es ſeyn ſollten, das beweiſen eben jene Unruhen. Wenn er für Deutſchland, für Italien, für Europa als Kaiſer nur der Vertheidiger des alten Glaubens, der alten Verfaſſung und der Gerechtigkeit war, ſo zeigte er als König von Spanien durch manche der vortrefflichſten, ganz auf den Geiſt der Nation gegründeten Einrichtungen, daß es ihm neben dem Muthe das Alte zu vertheidigen, auch nicht an der Kraft und dem Geiſte fehlte, Neues zu ſtiften und hervorzurufen, da wo er ungehinderter wirken konnte, bei einer Nation, die eines Sinnes und eines Herzens war mit ihm. Die Wendung, welche der Volksaufſtand in Spanien genommen hatte, brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er den Adel fernerhin, man kann nicht ſo wohl ſagen, begünſtigte als vielmehr ehrte und liebte, und eben dadurch dem ſpaniſchen Adel jenen hohen ſittlichen Geiſt einflößte, der ſelbſt in den Zeiten des ſchon ſichtbaren Verfalls unter Philipp dem Zweiten noch einen ſolchen Glanz über die ſpaniſche Monarchie verbreitete, daß kaum in dieſer Zeit eine andre Nation gegen den gerechten Stolz der ſpaniſchen in die Schranken treten durfte. — So weit war indeſſen Karl entfernt, bei der Begünſtigung des Adels den dritten Stand, die Städte, oder gar die freie Verfaſſung Spaniens zu unterdrücken, daß er vielmehr ſelbſt dieſe aufrecht erhielt, obgleich er einige Mahl Nachtheil davon empfand, und Spanien damahls in Rückſicht auf ſtändiſche Rechte für die freieſte Monarchie in Europa gelten konnte. — Unläugbar iſt es, daß Karl Spanien immer lieber gewann, und zuletzt am meiſten liebte; doch ward er Deutſchland darum nicht entfremdet, und noch in ſeinem letzten rührenden Abſchiede nannte er es ſein Vaterland, wiewohl es für ihn, wie von jeher für viele ſeiner Helden und großen Männer, kein dankbares Vaterland geweſen war. Karl hatte bei dem großen Umfange ſeiner Pflichten, die er alle mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen ſtrebte, das Schickſal, daß er ganz entgegengeſetzte Vorwürfe über ſich ergehen laſſen mußte; während man ihn in Deutſchland als einen ſtolzen harten Spanier ſchilderte, klagte man in Spanien über ſeine Liebe für Deutſchland, und ſeine häufigen Reiſen dahin.

In dem erſten Kriege mit Frankreich begünſtigte Karln das

Glück ſo ſehr, daß zur ſelben Zeit, als ſein Reich jenſeits der Meere ſtets erweitert ward, und die Goldquellen der neuen Welt ſchon ſein waren, er durch ſeine Kriegshelden den franzöſiſchen König als ſeinen Gefangenen, und wenigſtens dem äußern Anſcheine nach ſich als Herrn von Europa ſah, dem fernerhin nichts zu widerſtehen vermöge; welchen äußern Anſchein ſeine Neider und Feinde nur all zu gut zu benutzen wußten. Zwar verdankte er jenen ruhmvollen Sieg nicht ſich ſelbſt, ſondern den Kriegshelden, deren er viele beſaß. Aber eben das muß ihm zum Ruhme angerechnet werden, wenn wir auf den ganzen Lauf ſeines Lebens ſehen, daß er überall, im Kriege wie in Staatsgeſchäften, zu Lande und zur See, von ſo großen Männern umgeben war, daß er ihren Werth zu erkennen, daß er ſie zu gebrauchen, ſie um ſich zu verſammeln, und an ſich zu ziehen wußte. Wie ganz anders König Franz, von dem ſelbſt ſeine Lobredner geſtehen müſſen, daß er unfähigen Günſtlingen oft ſein Ohr geliehen, ſeinen wahren Feldherrn aber den Sieg nicht gern gegönnt, ein kleinliches Mißbehagen dabei empfunden habe. Karl ehrte den großen Mann, er erkannte ihn für den, der er war, und dadurch zog er ihn an ſich, daß er dem Könige Franz in Bourbon den erſten ſeiner Vaſallen, zugleich einen der beſten Feldherrn der damahligen Zeit, und ſpäter den großen Doria abgewann, das war einer der ſchönſten Siege von allen, die er über ihn erhielt. Bourbons That, die durch gewaltſame Schritte gegen ihn faſt nothwendig gemacht, wo nicht ganz gerechtfertigt, doch entſchuldigt wird, darf übrigens nicht nach den Grundſätzen des ſpätern Staatsrechts, ſie muß nach dem damahligen Verhältniſſe großer Vaſallen beurtheilt werden; auf keinen Fall darf es Karln verübelt werden, jenen Umſtand benutzt zu haben, da Franz ſich gegen ihn noch ganz anderer, und überhaupt aller Mittel und Vortheile bedient hatte. Auch die deutſchen Fürſten waren damahls noch Vaſallen des Kaiſers, aber wenn ſie ſich mit dem franzöſiſchen Könige verbündeten, ſo konnte dieß wohl mit Recht als ein Beweis unvaterländiſcher Geſinnung, aber nicht als Staatsverbrechen angeſehen werden. Bei der Darſtellung und Beurtheilung des Königs Franz wird meiſtens ein Fehler begangen, der nicht ungewöhnlich iſt in der Anſicht, die man ſich von berühmten Charakteren bildet. Man ſieht ſie zu ſehr als ſich ſelbſt in allen Epochen gleich bleibend an, man macht ſich ein Bild von dem Charakter nach derjenigen Epoche, welche die auffallendſte iſt, und ſieht dieß als den Charakter ſelbſt an, ohne auf die Veränderungen Rückſicht zu nehmen, welche derſelbe im Laufe ſeiner Entwicklung etwa erfahren hat. Allerdings giebt uns der jugendliche Held, der zuerſt die für unüberwindlich geachteten Schweizer beſiegte, und auf dem Schlachtfelde von ſeinem Bayard zum Ritter geſchlagen wurde, ein ſchönes Bild von dem jungen Könige und es geht vom Bayard und von den ritterlichen Tugenden, welche den franzöſiſchen Adel damahls überhaupt auszeichneten, noch mehr Glanz auch mit auf ihn über. Allein im fernern Laufe ſeines ſpätern Lebens hofft man vergebens dieſe glänzenden Züge wiederholt zu ſehen. Es gehörte Franz zu jenen nicht ſeltenen Charakteren, die nach einem ſchnellen Auflodern in der erſten Jugendblüthe nachher erlöſchen und die erregte Hoffnung täuſchen. Die Unthätigkeit ſeines ſpätern Lebens, die Auflöſung der innern Verwaltung; der Einfluß bald der Mutter, bald einer Geliebten oder eines Günſtlings in den Gang der Staatsgeſchäfte, ſo viele unſittliche Züge und ungerechte Handlungen im Einzelnen, der Geiſt der Unordnung im Ganzen, machen einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die innere ſittliche Stärke und geſetzliche Ordnung des damahligen Spaniens, die raſtloſe Thätigkeit Karls, die ruhige Würde, welche in allem herrſchte, was ihn umgab. König Franz folgte dem Beiſpiele Karls des Achten und Ludwigs des Zwölften, welche auch die Größe ihres Reichs in fernern Eroberungen, nicht in der innern Vervollkommnung ſuchten, welcher letztern Frankreich doch damahls am meiſten bedurft hätte, und durch deren ſtäte Vernachläſſigung Frankreich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſo tief ſank, daß es ſeinem Untergange nahe kam. Die beſtändigen Kriege hatten das große an Hülfsmitteln ſo reiche Land erſchöpft, und doch vermochte König Franz durch alle dieſe Kriege Karln nichts abzugewinnen, ſondern nur das zu erreichen, daß er für alle die großen auf die Wohlfahrt aller Nationen Europa's zielenden Unternehmungen Karls, eine ſtäte Hemmung war. Das Betragen des Königs Franz bei dem Madrider Frieden, da er einen feierlichen Eid ablegte, und durch ſein ritterliches Ehrenwort beſtätigte, mit dem heimlichen Vorbehalt und Vorſatz, beide zu brechen, hat noch keiner ſeiner Lobredner als ruhmwürdig zu preiſen vermocht. Karln fällt dabei der Fehler zur Laſt, daß er den Mittelweg einſchlug in einem Falle, wo die Staatskunſt durchaus erfordert hätte, entweder das Eine oder das Andere ganz zu thun: entweder den König nicht aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen, und ſich in der Verwirrung, welche dieß in Frankreich erregt haben würde, von dieſer Seite für immer vor aller Gefahr ſicher zu ſtellen, oder aber ſich Franzen durch unbegränzte Großmuth ganz zum Freunde zu machen; wozu in dem bisherigen Verhältniſſe wenig Hoffnung lag. Es war der größte Staatsfehler, den Karl je beging, und der für ſein ganzes Leben ſtörende Folgen hatte. Vergebens warnte ihn der treue einſichtsvolle Gattinara, und weigerte ſich, einen Frieden zu unterzeichnen, von dem er voraus ſah, daß er nicht würde gehalten werden. Karl ſcheint ganz auf Franzens ritterliches Ehrenwort gebaut, für die Zukunft aber auf die Verbindung des Königs mit Eleonoren gerechnet zu haben. Auch mochte er von der Gerechtigkeit ſeiner Forderungen ſelbſt in Rückſicht auf das Herzogthum Burgund überzeugt ſein. Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften und Franz des Erſten Verfahren gegen Maximilian, Philipp und Karl war ſo ſehr eine fortgehende Kette von Verletzungen, willkührlich übertretenen Verträgen, und nicht erfüllten Verſprechungen, daß es nicht befremdend iſt, wenn Karl auf die urſprünglichen Rechte und Anſprüche zurück ging, wie es oft war vorbehalten worden. Hätte König Franz den Frieden halten und ſich mit Karl gegen die Türken verbinden wollen, ſo hätte er unſtreitig jedes Opfer von ihm erwarten dürfen. Was aber den König Franz zu immer erneuerten Kriegen antrieb, war ſeinem Charakter nach zu urtheilen weniger Habſucht oder Schmerz über einen Verluſt, als ſein auf's äußerſte gekränkter Ehrgeiz; denn, wenn ſeine eigne Lobredner eingeſtehen, daß er die Vortheile ſeiner Feldherrn nicht ohne Neid betrachten konnte, ſo läßt ſich denken, wie ſehr jener tiefe Fall bei Pavia ihn kränken und erſchüttern mußte. Karl war an ſich und von Anfang ſo wenig geneigt zum Kriege mit Frankreich, daß man vielmehr ſagen kann, es war ein Familiengrundſatz des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, den Krieg mit Frankreich auf jede Weiſe zu vermeiden, durch Unterhandlung, Bündniſſe, und Familienverbindungen ein friedliches Einverſtändniß mit dem königlichen franzöſiſchen Hauſe zu erhalten. Nach dieſem Grundſatze hatten auch ſchon Maximilian und Philipp der Schöne gehandelt; ſo oft jene Verbindungen von franzöſiſcher Seite aufgelöſt waren, wurden ſie dennoch von öſterreichiſch-burgundiſcher Seite immer von neuem angeknüpft. Noch war es in nahem Andenken, wie Karl der Achte ſein Verlöbniß mit Margarethen getrennt hatte, als Philipp der Schöne, welcher dem franzöſiſchen Hauſe ganz beſonders geneigt war, ſchon wieder eine zwiefache Familienverbindung feſt ſetzte, um das Einverſtändniß zwiſchen dem franzöſiſchen und öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſe feſt zu knüpfen, und als auch Claudia, die Karln verſprochen war, dem Franz von Angouleme, nachmahligem Könige zu Theil ward, wurde die Verbindung doch bald für die jüngere Schweſter Renata wieder angeknüpft. Auch Karl der Fünfte befolgte denſelben Grundſatz; denn indem er Franzen ſeine geliebte Schweſter Eleonore verband, hatte er ganz unſtreitig ein dauerndes Freundſchaftsbündniß im Sinne. Der Grund von jenem frühern friedlichen Syſteme lag eines Theils in dem Wunſche der Niederländer, welche die Folgen eines franzöſiſchen Kriegs allemahl zuerſt nachtheilig ſpüren mußten, und dann in der Anſicht, die beſonders Karl hatte, daß alle chriſtlichen Könige nur eine europäiſche Republik und Familie bilden ſollten, wo der Zwiſt rechtlich entſchieden, oder wenn Krieg unvermeidlich wäre, er doch mit Schonung und wie ein ritterlicher Zweikampf geführt, die ganze Kraft der europäiſchen Nationen aber allein zum ernſten Krieg gegen die Erbfeinde, die Mahomedaner, gerichtet werden müßte. Daher die faſt bei jedem Friedensſchluſſe wiederhohlte Bedingung, daß König Franz mit ihm gegen die Türken gemeine

Sache machen ſollte. Selbſt bei der berühmten Herausforderung, welche Karl an Franz erließ, muß dieſe Anſicht nicht vergeſſen werden; eine Herausforderung, welche nach den damahligen Sitten nicht ſo befremdlich war als nach den unſrigen. Es iſt ihm unſtreitig Ernſt damit geweſen: Karl war von Natur, und aus Grundſatz friedliebend, und ſchwer zu beleidigen, war er aber einmahl geweckt und gereizt, im Kampf dem aufgereizten Löwen gleich. Nur fortgeſetzte Beleidigungen, immer erneuerte Angriffe brachten Karln dahin, einigemahl andre Grundſätze anzunehmen und gegen das Innere von Frankreich ernſte Entwürfe zu machen, die nicht ohne Erfolg geblieben ſein würden, wenn England ſtatt des launenvollen, nur auf die innere Allgewalt gerichteten, zu großen Abſichten unfähigen Heinrich den Achten, einen kriegeriſchen Eduard oder Heinrich den Fünften gehabt hätte, und Karl nicht zwiſchen zu viele Feinde ſeine Macht hätte theilen müſſen.

Er gehörte zu den Charakteren, die man, weil ſie beſonnen ſind, und im Aeußern ruhig, für kalt hält, da es doch oft gerade das edlere tiefere Gefühl iſt, was ſich von der Oberfläche zurück zieht, und der Welt verbirgt, um in dem äußern Betragen nur den Verſtand, Mäßigung und Würde herrſchen zu laſſen. So heftig Karl auch ſein konnte, wenn er einmahl aus der ihm gewohnten Mäßigung durch ſtäte Angriffe heraus geriſſen war, ſo blieb er dennoch immer leicht verſöhnlich, wie er es in den wiederhohlten Friedensſchlüſſen mit König Franz bewährt hat. Welche Opfer er gern gebracht haben würde, wenn Franz ſich nur zu ſeinen übrigen großen Unternehmungen für die Sicherung und den Frieden von Europa hätte mit ihm vereinigen, ihn darin nicht hätte ſtören wollen; das kann man unter andern aus dem letzten Frieden ſehen, welchen er mit ihm ſchloß, wo er ihm, da er als Sieger zwei Tagreiſen weit von Paris ſtand, und dort alles flüchtete, die vortheilhafteſten Bedingungen machte, und einem ſeiner Söhne entweder einen beträchtlichen Theil der Niederlande, oder das lang beſtrittene Mailand abtreten wollte, damit nur der franzöſiſche König ihn in Deutſchland nicht weiter hinderte, Eintracht und Ruhe wieder herzuſtellen, und ſich einmahl aufrichtig mit ihm vereinte. Wohl möchte es nicht rathſam geweſen ſein, jene errungenen Fortſchritte allzuraſch zu verfolgen, aber Karl war doch entſchieden im Vortheile, und brauchte auf keinen Fall ſo große Opfer zu bringen. Der ſonderbarſte aller Vorwürfe, den man Karln gemacht hat, iſt wohl der, daß er ſich auf wiederhohlte Einladung des Königs und ſeiner Schweſter, ſo weit auf des Königs Ehre verließ, daß er durch deſſen Land zu reiſen wägte. Wundern muß man ſich vielmehr, daß am franzöſiſchen Hofe ſo laut an die Möglichkeit gedacht werden durfte, das Völkerrecht und das Wort des Königs zu verletzen, und daß Karl wirklich aller ſeiner ruhigen Faſſung bedurfte, um ſich, während er dort war, mancher unbeſcheidenen Zudringlichkeit zu erwehren. Wie viel Würde und Feinheit liegt nicht in der Antwort, welche er dem Könige gab, als dieſer ihm die Herzogin d'Eſtampes mit den Worten vorſtellte: „Seht, auch dieſe Dame rath mir, Euch zurück zu halten." — „„Wenn der Rath gut iſt, ſo muß man ihn befolgen,"" erwiederte Karl; und dieſer ſtille Vorwurf drückte gewiß ſchonend aber deutlich aus, was er bei der Aeußerung des Franzoſen fühlen mußte.

Der franzöſiſche König war ein Gegner für Karln, der ihn ermüdete, wenn gleich Karl im Kriege ſelbſt ſtets den Vortheil hatte, der ihn in allem ſtörte und hemmte, für ihn um ſo quälender, da er eigentlich den Frieden mit ihm wünſchte. Ein ganz anderer und furchtbarer Gegner war Soliman, von perſönlichen Eigenſchaften nicht unedel. Soliman hatte zur ſelben Zeit den Thron der Osmanen beſtiegen, da Karl in ſeinen erſten großen Reichsverhandlungen den Schauplatz der Weltgeſchichte betrat. Soliman war ganz von Ruhmbegier beſeelt, er las Cäſars Geſchichtsbücher in ſeiner Sprache überſetzt; er verweigerte Karln den Kaiſernahmen. Er als Herr der byzantiniſchen Hauptſtadt wollte römiſcher Kaiſer und Weltbeherrſcher ſein, dergleichen es wie einen Gott und eine Sonne am Himmel, auf Erden nur Einen geben könne. Er war Kenntniſſen und Künſten nicht abgeneigt, auch duldſam, und da man ihn einſt ermahnte, die Chriſten und Juden in ſeinem Reiche zu verfolgen und auszurotten, zeigte er auf den blühenden Garten vor ihm, und fragte: ob der Garten nicht eben durch die Mannichfaltigkeit der Blumen und Gewächſe, ſchön und herrlich ſei? Dem ungeachtet konnte er doch durch Liebe, oder von andern Leidenſchaften beherrſcht, ſelbſt gegen die Seinigen grauſam ſein, und was fruchtete es, wenn der Sultan für ſich milder und edler dachte, während der Geiſt des türkiſchen Staats und Volks, damahls noch in dem Verhältniſſe zu den Chriſten völlig fanatiſch, ihre Weiſe den Krieg zu führen, und die eroberten Länder zu beherrſchen, durchaus barbariſch blieb, ſo daß die Türken zu jener Zeit mit Recht als die allgemeinen Feinde der geſitteten europäiſchen Welt und der Menſchheit zu betrachten waren. So dachten und urtheilten auch alle europäiſchen Nationen, und man hat ſehr Unrecht, wenn man die ſpätern Verhältniſſe, worin die Türken ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegen das chriſtliche Europa getreten ſind, auf jene ältern Zeiten überträgt. Selbſt der franzöſiſche König fühlte dieß ſowohl, daß er ſein Bündniß mit den Türken kaum ganz offen zu geſtehen wagte; es war nach dem damahligen Völkerrechte und den Zeitverhältniſſen allerdings das, wofür es von dem ganzen Zeitalter gehalten wurde, ein Verrath der allgemeinen Sache und Wohlfahrt der europäiſchen Republik.

Soliman dachte bei ſeinen Anſprüchen auf das Kaiſerthum ernſtlich an die Eroberung nicht bloß von Wien, ſondern von Deutſchland. Dieſen Anmaßungen wenigſtens ſetzte Karl durch ſeinen großen Heereszug nach Ungarn einen Damm entgegen, wenn gleich es zu keiner entſcheidenden Schlacht kam. Doch ließ der Rückzug des großen türkiſchen Heers den Vortheil ſo ſehr auf Karls Seite, daß er entſchloſſen war, ihm nachzueilen und die günſtigen Umſtände zu benutzen, und nur ungern gab er den Vorſtellungen der andern, mit der Natur des Landes und den Schwierigkeiten des Gelingens genauer bekannten Feldherrn nach. Karl war als Regent milde und behutſam, als Feldherr dennoch immer für die kühnſten, ja oft für die gefährlichſten Entſchlüſſe entſchieden. Wenn Europa ruhig, wenn wenigſtens Deutſchland einig geweſen wäre, ſo würde die Geſchichte ein großes Schauſpiel mehr aufzuweiſen haben: Karln, im Kampfe mit einem ſeiner würdigen Gegner. Wenn auch die Hoffnungen eines ſeiner großen Feldherrn, des berühmten Marquis del Guaſto überſpannt ſein mochten, der da meinte, man müſſe den Türken alles wieder abnehmen, was ſeit Gottfried von Bouillon verloren gegangen ſei; Ungarn wenigſtens wäre gewiß befreit, Deutſchland und Oeſterreich gegen ſo manche zerſtörende Einfälle der türkiſchen Macht im voraus geſichert worden. Der kürzeſte Aufſchluß darüber, warum von dieſer Seite nicht mehr gewonnen werden konnte, ſpricht vielleicht aus folgendem Zuge. Als Karl vor dem abtrünnigen Moritz von Inſpruck flüchten mußte, ſagten ihm die deutſchen Reiter, die ſeine Begleitung ausmachten, treuherzig: Wenn er doch nur in Rückſicht des Glaubens nachgeben wollte, ſo würden die Deutſchen ihm ein Heer geben, mit dem er Conſtantinopel erobern könne. „Um dieſen Preis,“ erwiederte Karl, „möge er ganz Europa nicht haben.“ Jene Aeußerung war keineswegs übertrieben, Deutſchland war damahls ſo ſtark, daß es vereinigt, nicht nur jeder andern europäiſchen Kriegsmacht überlegen, ſondern auch der türkiſchen vollkommen gewachſen geweſen ſein würde.

Daß Karl zum großen Feldherrn geboren ſei, erkannten ſeine Zeitgenoſſen einmüthig, er bewies es nicht nur durch die Unerſchrockenheit in jeder Lage und Gefahr, ſondern beſonders auch durch die Gegenwart des Geiſtes, die klare Ueberſicht des Ganzen, die er am Tage der Schlacht zeigte. In friedlichen Gewohnheiten und Staatsgeſchäften aufgewachſen, ſchien er zur entſcheidenden Stunde die Gefahr zu lieben, von dem großen Augenblicke begeiſtert zu ſein; nie verlor er die ihm eigne klare Beſonnenheit, doch immer geneigt, die kühnſten Maßregeln vorzuziehen. Das unterſchied ihn am meiſten von den großen Feldherrn, die ihn umgaben; dadurch war er es, der den großen Sieg bei Tunis erſt recht vollkommen und glänzend machte, und als bei dem Unglücke vor Algier Sturm und Ungewitter ſeine Flotte vernichtet, die Waffen verderbt, ſein Heer zerſtreut hatte, da war er es wieder, der unter allen am unerſchrockenſten blieb, der Allen Muth einſprach, überall half, jede Noth, jede Entſagung mit dem gemeinſten Krieger theilend, keine Gefahr achtend, und faſt der letzte das Ufer der Barbaren verließ. Dieſe Unternehmung gegen Tunis und die afrikaniſchen Raubſtaaten war für das Bedürfniß der ſpaniſchen und italieniſchen Küſtenländer zunächſt erforderlich; auch für die Freiheit des geſammten Europa war es ſehr wichtig, der türkiſchen Seemacht vor allen Dingen ſich entgegen zu ſetzen. Hätten die Türken die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere ferner behauptet, ſo würde das ſüdliche Italien wahrſcheinlich in ihre Hände gefallen ſein. Karl hat die ſpaniſche Kriegsſeemacht auf die Stufe gebracht, durch welche es unter ſeinem Nachfolger möglich ward, den Türken in einer entſcheidenden Schlacht die Herrſchaft der Meere für immer zu entreißen. Dieß war für die Freiheit Europa's eben ſo weſentlich und nothwendig, als der Widerſtand zu Lande. Von der Wichtigkeit der afrikaniſchen Küſte für Spaniens Wohl, wie in gleicher Ueberzeugung ſchon Ximenes ganzer Eifer dahin ſich richtete, war Karl ſo durchdrungen, daß noch in ſeiner letzten Abgeſchiedenheit die Nachricht von einem daſelbſt erlittenen Verluſte der Spanier, ſein Gemüth ergriff, und ſeine Krankheit verſchlimmerte.

Herablaſſend und gütig, wie er überhaupt gegen alle war, wußte er auch die Liebe der Soldaten zu gewinnen; vertraulich miſchte er ſich unter ſie, legte mit Hand an die Arbeit, ward Vater von ihnen genannt und über alles geliebt, ungeachtet er die Kriegsgeſetze, wo es das Recht und die Nothwendigkeit forderte, ſtreng erfüllen ließ. Gränzenlos war die Ergebenheit ſeiner großen Feldherrn gegen ihn; und hierin war er ſehr glücklich. Pescara, Bourbon und Frondsberg in ſeiner frühern Zeit, Doria, Leyva, der Marquis del Guaſto, Alba vor allen, und ſo viele Andere bildeten einen Kreis von Helden um ihn her, dergleichen die Geſchichte aller Zeiten nur ſelten aufzuweiſen hat. Peru's und Mexico's Goldquellen waren ſein, in einer Zeit, wo kein Heerbann mehr galt, noch keine geſetzliche allgemeine Werbung eingeführt war, wo der freie Kriegsmann um den Sold diente, Geld allein nicht bloß ein Heer erhalten mußte, ſondern auch es nur erſt zu verſammeln nothwendig war. Mit ſo großen Gaben und Vortheilen zum Feldherrn, ja zum Eroberer ausgerüſtet, hat er, den ſeine Feinde des Strebens nach der Univerſal-Monarchie beſchuldigen, hat Karl nur die ererbten Reiche erhalten, keine einzige ungerechte und überhaupt bedeutende Eroberung in Europa durch die Waffen gemacht. Es ſchien ihm der Ruhm, den eine chriſtliche Nation im Kriege mit der andern erreicht, nicht erwünſcht. Gern und mit ganzer Seele war er nur bei dem Kriege, wenn derſelbe gegen den Erbfeind der ſpaniſchen und der deutſchen Nation und überhaupt des chriſtlichen Europa gerichtet war. Als er zu Tunis zwei und zwanzig tauſend Chriſtenſklaven der Freiheit und ihrer Heimath wiederſchenkte, da ſagte er: dieß allein lohne den Feldzug, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte.

* * *

Nur in Spanien erreichte Karl der Fünfte ganz das, was er wollte. Der ſtäte Kampf mit Frankreich verhinderte, daß Europa damahls überhaupt den türkiſchen Angriffen wirkſamer entgegen treten konnte. In Deutſchland erwartete Karln der ſchwerſte von allen Kämpfen, die er zu beſtehen hatte, und wenn ſeine großen Anſtrengungen für dieſes Land auch nicht ohne wohlthätige Folgen blieben, ſo gelang wenigſtens das, was er ſelbſt gewollt hatte, hier nicht. In Italien erreichte er einiges Gute, wo nicht alles, doch das, was ſich unter den damahligen Umſtänden noch erreichen ließ.

Frankreich war, ſeit Philipp der Schöne die Freiheit der Kirche unterdrückt hatte, ſeit ſtäte Annäherung zum vollkommenen Despotismus hier Grundſatz geworden war, ein gefährlicher Nachbar für Deutſchland, eine Störung und Quelle von Unruhe für Europa, und Urſache der Zerrüttung für Italien geweſen. Tadelhaft war demnach vielleicht das fortdauernde Friedensſyſtem des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, indem über dieſe Neigung zum Frieden oft die günſtigſten Gelegenheiten, das Uebel an der

Wurzel auszurotten, verſäumt, und der Keim künftiger Kriege und Zerrüttungen in jedem neuen Friedensvertrage übrig gelaſſen wurde. Es war ſeit Ludwig dem Eilften nicht ſchwer, das verderbliche franzöſiſche Syſtem, für das was es war, für die Quelle alles Uebels und alles Unglücks in Europa zu erkennen. Als ſolches ward es von mehreren Regenten richtig erkannt und beurtheilt, nur daß ſie zu oft den Weg einer milden und ſchonenden Gegenwirkung den entſcheidenden Mitteln vorzogen. Erſt dann würde es möglich geweſen ſein, das chriſtliche Europa kräftig nach außen zu vertheidigen und zu befeſtigen, wenn Ruhe und Eintracht zuvor im Innern begründet, hier die Quelle des Uebels vertilgt worden wäre. Es war dieſe Neigung zum Frieden mit Frankreich ſo ſehr Familiengrundſatz des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, daß ſelbſt mehrere der durch große Regenteneigenſchaften ausgezeichneten Fürſtinen dieſes Hauſes, wie die ältere Margaretha, auch Karls Schweſtern ſo dachten, und mit allem Eifer in dieſem Sinne zu wirken ſuchten. So ſehr man auch nach dem Erfolg dieſe unzeitige Friedensliebe des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes zu tadeln geneigt ſein möchte, ſo darf man doch den edlen und großen Begriff, der dabei zum Grunde lag, nicht verkennen; der Begriff von einem chriſtlichen Staatenvereine, und einer durch Verträge und Ehrgefühl bedingten milden Schlichtung aller in ihm entſtandenen Zwiſtigkeiten, von einem, nur zu dieſem Ende immer enger zu knüpfenden Familienbande zwiſchen den großen herrſchenden Dynaſtien Europa's.

Das wird man leicht zugeben, wenn man die Geſchichte, die Charaktere und die Beſtrebungen jenes Zeitalters genauer kennt, daß ſich nicht leicht ein größeres Unglück für Europa hätte denken laſſen, als wenn die ſehr weit ausgreifenden und tief begründeten Plane des despotiſchen Ludwigs des Eilften, des eroberungsſüchtigen Karls des Achten, und der übrigen in Verträgen leicht veränderlichen, im Zwecke immer gleich geſinnten franzöſiſchen Könige wirklich ganz zur Ausführung gekommen wären. Aber, wird man ſagen, war denn Karls des Fünften weit verbreiteter Einfluß, war dieſe Art von Oberherrſchaft, die er ungeachtet aller Widerſtrebungen dennoch über den größten Theil von Europa behauptete, der allgemeinen Freiheit und der Selbſtſtändigkeit der Nationen nicht auch entgegen geſetzt, und einem wahren Ideale eines auf Gerechtigkeit gegründeten chriſtlichen Staatenvereins der abendländiſchen Völker nicht eben ſo nachtheilig und widerſprechend, als es der Ehrgeiz der franzöſiſchen Könige nur immer hätte ſein können, wenn es ihnen gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen? —

Diejenigen, welche von der allgemeinen Idee des Staats, eines öffentlichen Lebens, und einer Nation ausgehen, ſind nur zu ſehr geneigt, ſich alles dieß als ein ganz abgeſondertes, für ſich allein beſtehendes Weſen zu denken. Aber weder ein Staat, noch eine Nation iſt je in dieſer Einzelnheit beſtanden; die Weltgeſchichte lehrt, und es bedarf nur einiges Nachdenken, um einzuſehen, daß in einem Syſteme von Staaten und Nationen, welche, wie die von Europa ſeit Jahrhunderten in einem ſo innigen, vielfachen, geographiſch und moraliſch unvermeidlichen und nothwendigen Verkehre ſtehen, ein Mittelpunkt nothwendig ſei, von irgendwo aus ein lenkender oberſter Einfluß über das Ganze ausgehen müſſen. Alſo nicht, daß ein ſolcher Einfluß, der immer war und immer ſein wird, vorhanden, ſondern von welcher Beſchaffenheit er ſei, von wem, und wie er ausgeübt werde, dieß iſt es, worauf es ankommt, woran die Freiheit des Ganzen hängt, und was jeder Anſtrengung der Edelſten werth iſt. Nicht das Kaiſerthum an und für ſich, wenn es erlaubt iſt in der Sprache des Mittelalters, jenen oberſten durch ſittliche und religiöſe Grundſätze und Zwecke beſtimmten und bedingten oberſten Einfluß im freien Vereine der chriſtlichen Staaten, ſo zu nennen; nicht das wahre Kaiſerthum in jenem Sinne des Mittelalters, iſt an und für ſich ſchon ein Eingriff in die allgemeine europäiſche Freiheit, und eine Form der Ungerechtigkeit. Wohl aber iſt das falſche Kaiſerthum, der nicht auf ſittliche und religiöſe Ideen, ſondern bloß auf egoiſtiſche Herrſchſucht, auf einen todten, allgemeinen Mechanismus ausgehende und gegründete oberſte Einfluß, das größte Unglück, welches die Menſchheit betreffen kann. Während der alten Zeit des chriſtlichen Kaiſerthums im Mittelalter war vielmehr dieſe Form der allgemeinen Freiheit äußerſt günſtig, und bei manchen Mängeln und Gebrechen kein Zeitalter der Entwicklung aller eigenthümlichen Kräfte ſo vortheilhaft, von jeder Art allgemeiner Alleinherrſchaft ſo entfernt geweſen, wie das damahlige. Deutſchland war es, welches den oberſten Einfluß beſaß und ausübte in dem europäiſchen Staatenvereine; aber nicht Deutſchland, nicht der Kaiſer allein, ſondern mit ihm Italien und das Oberhaupt der Kirche. Und eben dieſe Zwiefachheit der beiden oberſten, innigſt verknüpften, gegenſeitig auf einander ſich gründenden, durchaus beziehenden, und doch von einander unabhängigen Gewalten, war der allgemeinen Freiheit außerordentlich günſtig; hier waren zwar einzelne despotiſche Handlungen, wie deren beſonders die Hohenſtaufen ſich viele zu Schulden kommen laſſen, aber keine durchaus despotiſche Verfaſſung möglich; ſelbſt der gewaltthätigſte, herrſchſüchtigſte Kaiſer vermochte nicht das Oberhaupt der Kirche auf die Dauer zu unterjochen und niederzudrücken, eben weil deſſen Gewalt in einem ganz andern, ihm unerreichbaren, auf den Glauben und die öffentliche Meinung gegründeten Gebiethe lag, und ſonach ſchon durch dieſes ihr Verhältniß, von ſelbſt eine wohlthätige Schutzwehr der Freiheit wurde. Als nun jene Europa früher lenkende Form von ihrer Kraft und Bedeutung ſchon ſehr viel verloren hatte, da fühlte Europa und Deutſchland bei dem Andrange der türkiſchen Eroberer, daß Maximilian einen Nachfolger haben müſſe, der wieder Kaiſer ſein könnte, und Kaiſer wäre im alten Sinne des Worts. Es ſchwankte die Wage, bis die große Wahl endlich für Karln, für Deutſchland und Spanien entſchied. Ohne nun dieſe Entſcheidung, ob ſie die rechte war, nach bloß perſönlicher oder nationaler Vorliebe und Rückſicht beurtheilen zu wollen, kann ein ſehr einfacher, für alle Jahrhunderte geltender Grundſatz vielleicht am beſten dienen, dieß zu beſtimmen. Der lenkende europäiſche Einfluß, welchen eine unbeſchränkte oder despotiſche Monarchie beſitzt und ausübt, wird auch unbeſchränkt monarchiſch oder despotiſch ſein; der Einfluß, welchen eine Republik auf den europäiſchen Staatenverein auſübt, wird in dem Sinne republikaniſch ſein, daß er die kleinern und ſchwächern Staaten und Nationen gegen die ſtärkern zu begünſtigen und zu unterſtützen geneigt iſt; welches, wenn es gelingt, zu einer größern Theilung der Staaten und Nationen, wenn es mißlingt, grade zur völligen Unterjochung und Einverleibung der kleinern Staaten in die größern führt. Der Einfluß, welchen ein föderativer, ſtändiſch freier Staat hat, ein Staat, der ſelbſt ein Syſtem von verbündeten Nationen und Staaten iſt, wie Oeſterreich unter Karl dem Fünften es war, wird gleichfalls von föderativer Art ſein, d. h. an Verträge gebunden, ohne Gerechtigkeit gar nicht haltbar, von Natur und einzelne Ausnahmen abgerechnet, zum Frieden geneigt, und wo nicht perſönliche Gründe entgegen ſtehen, an ſich der Freiheit günſtig. Dieſer Grundſatz kann vielleicht am beſten dienen, den überwiegenden öſterreichiſchen, franzöſiſchen, engliſchen Einfluß der damahls und in den neuern Jahrhunderten miteinander kämpfte, und wechſelsweiſe die Oberhand hatte, nach ſeinem wahren Werthe für das Wohl von Europa zu würdigen. Wie ganz unpaſſend der von den Feinden gewählte Ausdruck einer Univerſal-Monarchie ſei, für jenen Einfluß, welchen Karl als Kaiſer, als König von Spanien, und Beſchützer von Italien allerdings auf Europa hatte, und zu behaupten geſonnen war, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Nur diejenigen, welchen der Begriff des wahren Kaiſerthums, eines gerechten, milden, die Freiheit ſchützenden, und der Menſchheit wohlthätigen europäiſchen Einfluſſes ganz fremd war, weil ſie nichts kannten und wollten, als die eigennützige Politik des Truges und der Habſucht nach Außen, ſo wie den unbeſchränkten Deſpotiſmus im Innern, konnten jene hohe ſittliche Idee ſo entſtellen, indem ſie ihre eigene Unrechtlichkeit zum Maaßſtabe nahmen und auf jenes Verhältniß übertrugen. In wiefern aber und in welchem Sinne das ganze damahls unter Karl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten ſtehende Oeſterreich ein föderativer Staat zu nennen war, und nach Karls Abſicht auch durch die Verbindung der ſpaniſchen und der deutſchen Linie immer bleiben ſollte, das wird aus Karls letztem Plane, ehe er die Welt verließ, am deutlichſten hervorgehen.

Jetzt wenden wir unſere Betrachtung auf das, was er in Italien zu Stande brachte, und was er in Deutſchland gewollt, aber nicht erreicht hat. Nach dem Siege bei Pavia, wo die Gefangennehmung des franzöſiſchen Königs die Welt in Erſtaunen ſetzte, hatte es den Anſchein, als ſei Karl nun unwiderſtehlicher Gebiether von Italien, ja von Europa; und eben dieſer Anſchein erregte ihm Neider und Feinde. Schon unter Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten war neben dem alten Lieblingswunſche einer vollkommnen italieniſchen National-Unabhängigkeit und National-Einheit, die Abneigung gegen die franzöſiſche Herrſchaft immer ungleich ſtärker geworden; ſie hatte ſich verhaßt gemacht, und man hatte gefühlt, von welcher Seite die ſchlimmſte Gefahr drohe. Jetzt, da Karls Uebergewicht entſchieden war, regte ſich wieder die alte zweideutige Politik der Italiener, die Franzoſen durch die Spanier und Deutſchen, die Deutſchen und Spanier durch die Franzoſen aus Italien zu vertreiben; eine Politik, deren nothwendige Folge war, daß Italien lange Zeit der Schauplatz verwüſtender Kriege wurde, deren natürlichſte Folge es geweſen ſein würde, Italien gerade in die härteſte fremde Abhängigkeit zu bringen. Clemens der Siebente war der Urheber dieſer Gegenwirkung, und als auch dießmahl Karls Feldherren den entſcheidendſten Sieg davon trugen, und er nun in der That als Herr und Schiedsrichter von Italien auftreten konnte, wie benutzte er ſeinen Sieg, als er zum zweitenmahle nach zehn Jahren Spanien verließ, um erſt Italien, und dann Deutſchland zu ordnen? Mit einer, für ſein Glück und ſein jugendliches, dem Ehrgeize am empfänglichſte Alter, ſeltnen Zurückhaltung und Schonung, mit einer Großmuth gegen Einzelne, gegen Clemens und Sforza, die man gar nicht erwartete, und die ihm auch, wo nicht alle, doch ſehr viele Herzen in Italien gewann. Ueberall den rechtlichen Beſitzſtand wieder herſtellend, die erblichen Anſprüche ehrend, die größeren Mächte ſchonend und vergleichend, gab er Italien die beſte Verfaſſung, deren es damahls noch fähig war, eine föderative Verfaſſung, die unabhängig genug war, daß er den Gedanken faſſen konnte, alle ſpaniſchen Kriegsheere wegzuziehen, und die Unabhängigkeit des Landes der Vertheidigung eines italieniſchen Bundesheeres überlaſſen zu wollen. Selbſt das eigennützige Venedig gewann er zuletzt einigermaaßen durch ſeine friedlichen Grundſätze. — Es konnte Italien damahls durchaus nichts anderes als ein föderativer Staat, und nur darüber die Frage ſein, weil jedes föderative Staatenſyſtem eines Mittelpunktes und eines das Ganze vorzüglich lenkenden Mitgliedes bedarf, welche der drei durch Geiſt, Würde, oder Ausdehnung bedeutendſten Mächte, Florenz, der Papſt, oder Venedig dieſen Vorrang haben ſollte? Florenz war, obwohl im Geiſte am gebildetſten, nicht ſtark genug, und im Innern zu gährend. Venedigs Macht war die größte; aber ſein Uebergewicht würde für das übrige Italien drückend und zerſtörend geweſen ſein; denn als die erſte See- und Handelsmacht würde Venedig, wenn es die Herrſchaft über Italien erlangt hätte, nach der es allerdings ſehr ernſtlich ſtrebte, dieſelbe unfehlbar gebraucht haben, den Handel und die Seemacht der andern zu unterdrücken. Ein ſolcher Mißbrauch war nicht vom Papſte zu befürchten, deſſen oberſten Einfluß ſich die andern Staaten um ſo mehr gefallen laſſen konnten, als dieſe Macht einer von allen andern verſchiedenen Art und Würde, auch ihrer Natur nach im Friedensſtande am geſichertſten war, wie es für den Mittelpunkt eines Bundesſtaates erwünſcht und zweckmäßig iſt. Ein friedliches föderatives Syſtem, deſſen erſtes Mitglied, wo nicht förmlich als ſolches aufgeſtellt, doch durch ſtillſchweigende Anerkennung der Papſt wäre, war die paſſendſte Verfaſſung für Italien; und wenn der Papſt und die übrigen Staaten für ſich nicht ſtark genug waren, dem franzöſiſchen Angriffe zu widerſtehen, ſo blieb nichts andres übrig, als daß der Beherrſcher von Neapel und Mailand, die Gränzen und die Unabhängigkeit jenes friedlichen Staatenbundes ſicherte. Eine ſolche Verfaſſung hat Karl Italien gegeben; dieſer Verfaſſung und Karln verdankt Italien die glückliche Ruhe, welche es ſeit der völligen Vertreibung der Franzoſen unter ihm und in den nächſten Zeiten nach ihm genoß, während die übrigen Länder von Europa durch Bürgerkriege zerriſſen wurden; und nicht bloß Italien, ſondern die Welt, den herrlichen Flor aller

Künſte, der ſich auch im ſechzehnten Jahrhunderte noch in Italien entfaltete. Denn wenn gleich in der Philoſophie und Gelehrſamkeit, in der Poeſie und ſelbſt in den bildenden Künſten, die Zeit der italieniſchen bürgerlichen Kriege, vor Karl dem Fünften und in der erſten Epoche ſeiner Regierung an Geiſtern und Erfindern der erſten Größe vielleicht noch reicher war, als die nachfolgende, ſo iſt doch nach dem erſten Aufſchwunge, den der Geiſt in der Zeit der Gährung oft am meiſten nimmt, zur weitern Entfaltung die Ruhe unumgänglich nothwendig, welche Karl Italien ſicherte, indem er mit derſelben Hand, welche den geliebten Dichter der Nation krönte, auch die Verfaſſung und den Frieden gründete, in deſſen Schatten Mahlerei und Baukunſt, Poeſie und Beredſamkeit ſich wetteifernd bildeten. In Spanien hatte Karl eine ganz neue Welt erſchaffen, auch in der Gelehrſamkeit, Bildung und Dichtkunſt, während vor ihm die Spanier noch ganz nur kriegeriſch waren, wetteiferten ſie unter ihm mit den Italienern in einem Reichthume an gelehrten Männern in allen ernſten Fächern. In der Geſchichte, Landesſprache und Dichtkunſt entfaltete ſich der Geiſt der ſpaniſchen Nation eben ſo reich und erfinderiſch, als ganz ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe gemäß. So groß war der neue Aufſchwung des ſpaniſchen Geiſtes unter Karl in allen Zweigen der Erfindung und Bildung, daß ſelbſt die lange Regierung eines Philipp ihn nicht niederzudrücken vermochte. So herrlich war die Ausſaat unter Ximenes und Karl, daß die Früchte davon unaufhaltſam und unvertilgbar auch unter Philipp noch aufwuchſen, und erſt ſpät dieſe ganze glänzende Erſcheinung des ſpaniſchen Geiſtes, deren Brennpunkt und Seele Karl der Fünfte war, erloſchen und ermattet iſt. Italien aber gab Karl grade das einzige, was Italien ſich ſelbſt nicht zu geben vermochte, und was das Weſentlichſte war für die weitere Entwicklung des italieniſchen Geiſtes, der in allen Erfindungen ſchon ſo herrliche Beweiſe ſeiner Kraft gegeben hatte.

Die Oberherrſchaft, welche Karl über Italien allerdings hatte und behauptete, war ſo gemäßigt, war durch manche unabänderliche Rückſicht und nothwendige Schonung ſo bedingt und beſchränkt, daß ſelbſt ſein Nachfolger Philipp, der ſie von ihm ererbte, keinen weſentlichen despotiſchen Mißbrauch, wozu er doch ſonſt ſo geneigt war, davon machen konnte. Die Wiedereinſetzung der Sforza in Mailand, der Medicäer in Florenz, ungeachtet der erſte von ihm abgetreten, Clemens der Siebente der Haupturheber des zweiten Krieges geweſen war, iſt der beſte Beweis von Karls ſchonendem Verfahren in Italien. Man könnte ihn eher darüber tadeln, daß er Mailand nicht lieber ſeinem Pescara gegeben, der ſo große Anſprüche auf eine Belohnung hatte. Pescara, kühn und erfinderiſch, war nicht nur der erſte Feldherr, ſondern der größte Mann ſeiner Nation, der das wahre Wohl und Heil derſelben hell überſah, und wohl die Fähigkeit gehabt hätte, als Eroberer ſelbſt eine Krone zu erſchwingen, Karls Dienſten aber mit unbeſchränktem Eifer ergeben war, weil er in ihm und ſeinem ſchützenden Einfluſſe das Heil ſeines Volkes ſah. Er war ihm ergeben, aber nicht knechtiſch, ſondern wie ein freier Mann, mit offenem Tadel, oder Unzufriedenheit, wo er Grund und Recht zu haben glaubte. Daß ſeine Treue und ſeine Abſicht zweideutig geweſen, aus Ehrgeiz etwa wie Wallenſtein, das iſt eine von den vielen Unrichtigkeiten in Karls des Fünften Geſchichte, mit denen üble Abſicht und Vernachläſſigung der Quellen ſie angefüllt haben. Daß Pescara'n jener verdiente Lohn nicht zu Theil ward, war gewiß nicht Mangel der Anerkennung von Karls Seite, ſondern das große Gewicht, welches erbliche Anſprüche, und ein irgend rechtlich gegründeter Beſitzſtand ſtets bei ihm hatten. Daß Karl den Florentinern die Freiheit nicht wiedergab, läßt ſich wohl rechtfertigen; denn wie lange hatten die Florentiner nun ſchon bewieſen, daß ſie die Freiheit zu ertragen unfähig ſeien, und wenn ſie nicht zu einer dauernden republikaniſchen Form wie Venedig, gelangen konnten, wenn ſie einen erblichen Beherrſcher haben mußten, wer hatte gegründetere Anſprüche darauf, als die Medicäer? — Wenn indeſſen etwas an Karls Verfahren in Italien Tadel verdient, ſo iſt es vielleicht, daß er gegen die beiden Päpſte, Clemens den Siebenten und Paul den Dritten in ihren italieniſchen Verhältniſſen und Privatbeſtreben allzu nachgiebig war. Wenn früher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Päpſte mit allem Eifer darnach geſtrebt hatten, den Kirchenſtaat wieder herzuſtellen, alles was davon abgekommen war, wieder zu erlangen, ſo ließ es ſich rechtfertigen, weil die ihre Sorge doch nicht auf ihre eigne Perſon, ſondern auf die Sicherheit, die Würde und Unabhängigkeit des römiſchen Stuhls gerichtet war. Unangenehme Betrachtungen aber erregt es, daß jene beiden Päpſte, Clemens der Siebente, und beſonders Paul der Dritte, deren lange Regierung gerade in eine für die Kirche und die Welt ſo gefährliche Zeit fiel, auf nichts ſo eifrig bedacht ſchienen, als ihrer Familie ein Fürſtenthum erblich zu ſichern. Wenn wir die vielen großen Männer betrachten, welche Karln in Italien und Spanien umgaben, und dann fragen, wer unter den deutſchen Großen, außer dem brüderlichen Ferdinand, Karls geiſtiger Stellvertreter und Mitwirker an ſeinen großen Zwecken war, ſo findet man hier wenig Antwort. Die Urſache war nicht, daß es damahls in Deutſchland an Männern von Geiſt und Kraft gefehlt hätte; aber es waren die vorhandenen Kräfte durch die allgemeine Gährung zerſtreut und meiſtens von dem Kaiſer abgewandt, wo nicht ihm entgegen wirkend. Unter allen deutſchen Fürſten war Pfalzgraf Friedrich Karln am ergebenſten. Auch ohne Churfürſt zu ſein, hatte er durch ſeine Thätigkeit auf Karls Wahl großen Einfluß gehabt. Ein treuer Diener ſchon ſeines Vaters Philipp des Schönen, war der Pfalzgraf von Jugend an ein Freund und Geſpiele Karls geweſen; weder eine den Verhältniſſen nicht angemeſſene Leidenſchaft für Karls Schweſter Eleonore, noch nachher die vergebliche Bewerbung um Marien, die verwitwete Königin von Ungarn, konnte je das gute Verhältniß ſtören. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte der Pfalzgraf mit ähnlichen Bewerbungen hin; unermüdet war er, zwiſchen Spanien und Deutſchland hin und her zu reiten; mehr ein Fürſt von liebenswürdigen Eigenſchaften als von ausgezeichneter Kraft. Er war keiner der hitzigſten Anhänger der neuen Lehre, indeſſen folgte er dem Strome, und ſie war es, die ihn zuletzt von Karln entfernte. Wie tief auch bei dieſem die alte Freundſchaft gewurzelt hatte, zeigte ſich an den Beweiſen der Rührung, die er bei der Ausſöhnung mit ihm gab, nach der Zerſtreuung des ſchmalkaldiſchen Bundesheers. Unter den jüngern Fürſten hatte keiner Karls Gunſt und Zutrauen ſo ganz zu gewinnen gewußt, wie Moritz von Sachſen, der ihn nachmahls verließ. Durch Verſtand und Thätigkeit war er ausgezeichnet, und als Feldherr von großer Anlage. Beſonders möchte die Beſonnenheit, die äußere Mäßigung und Würde Karls Neigung gewonnen haben, um ſo mehr, da bei vielen andern deutſchen Fürſten der damahligen Zeit mehr noch ein gewiſſer ritterlicher Ungeſtüm in den Sitten herrſchend war, als ein abgemeſſener feiner Anſtand. Karl liebte die beſonnenen, gehaltenen Charaktere, wie Wilhelm von Oranien und Moritz von Sachſen. Je länger Karl herrſchte, je mehr ſcheint es ihm zur Gewohnheit geworden zu ſein, ſein eignes Gefühl zu verläugnen, und zur feſten Ueberzeugung, daß die Welt nur durch den Verſtand beherrſcht werden könne. Aber die äußere Würde und beſonnene edle Zurückhaltung, die ſo viel verſpricht, und bei einigen wie bei Karln, im Innern ein tiefes Gefühl, große Zwecke und edle Geſinnungen verbirgt, kann auch einen gemeinen Eigennutz und der Ehrſucht zur Hülle dienen, und das eingeflößte Vertrauen auf das grauſamſte täuſchen, wie es Karln mit Moritz geſchah.

Was Karl in Deutſchland wollte, war wie ſchon erwähnt, nichts anders, als die zerſtörte Eintracht wieder herzuſtellen und die Kirchentrennung zu verhüten. Auch über dieſen Punkt hat er in damahliger Zeit die entgegengeſetzten Vorwürfe dulden müſſen, und während es in Rom hieß, er greife dem Papſte in ſein Amt, indem er ſich in die kirchlichen Angelegenheiten eigenmächtig einmiſche, wurde in Deutſchland ausgeſprengt, er wolle alle Lutheraner ausrotten. Dieß beſtätigt die Geſchichte nun ſo wenig, daß neuere Darſteller dagegen einen andern viel künſtlichern Vorwurf ausgeſonnen haben, nähmlich: er habe die Proteſtanten eigentlich heimlich begünſtigt, aber nur in der eigennützigen Abſicht, um dadurch den Papſt zu demüthigen. Dieſe Hypotheſe iſt daher entſprungen, weil dieſe Schriftſteller ſich zu wenig in Karls Geſinnung, und überhaupt in die Denkart damahliger Zeit haben verſetzen mögen; aus dem Geiſte unſrer Zeit, und ihrer eignen Denkart ſcheint es ihnen unbegreiflich, daß Karl als ein ſo kluger Monarch, für den ſie ihn doch halten, keinen andern Zweck gehabt haben ſollte, als den, welchen er wirklich hatte, daß er es nach ſeiner Denkart für die erſte und heiligſte ſeiner Pflichten, für den theuerſten ſeiner Wünſche, ja für den Zweck ſeines Lebens halten konnte, das Unglück einer Kirchentrennung zu verhüten. Der Vorwurf einer eigenmächtigen und gewaltthätigen Einmiſchung in Kirchenſachen, kann Karln nicht treffen. Zu tadeln war nur der erſte ſehr folgenreiche Schritt, Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage, da deſſen eigenthümliche Meinungen vom Glauben, von der Gnade, und der Knechtſchaft des Willens keineswegs geeignet waren, an dieſem Orte von den verſammelten Fürſten und Churfürſten ausgemittelt zu werden; die Beſchwerden der deutſchen Nation gegen Rom, beſonders in Rückſicht des Geldes, welches häufig aus dem Lande ging, hätten, wie oft geſchehen war, auch ohne ihn ausgemittelt werden mögen. Nachdem die Proteſtanten aber keine Kirchenverſammlung, noch weniger Rom anerkennen, und ſich mit der geiſtlichen Gewalt in keine Art von Unterhandlung einlaſſen wollten, ſo blieb nichts anders übrig, als daß der Staat und des Staats Oberhaupt mit ihnen unterhandelte. Hätte Karl ſo ſehr geſtrebt, die Kirche und beſonders das Oberhaupt derſelben zu beſchränken, wie die neuern Schriftſteller es ſich ausgedacht haben, ſo würde er damit unſtreitig wohl in Spanien ſelbſt den Anfang gemacht haben, und man würde den damahligen Zuſtand von Spanien ſehr verkennen, wenn man glaubte, er hätte dieß wegen der Denkart der Nation nicht gedurft. Wie überhaupt die gegenſeitigen Gränzen der biſchöflichen und der päpſtlichen Gewalt oft ein Gegenſtand des Streits geweſen waren, ſo fehlte es auch den ſpaniſchen Biſchöfen, wie denen andrer Nationen, nicht an alten Beſchwerden, Anſprüchen und Streitigkeiten, die Karl zu ſolchen ehrgeizigen Abſichten hätte benutzen können, wenn er ſie gehabt hätte; um ſo mehr, da man aus allen damahligen ſpaniſchen Schriftſtellern erſieht, daß die beiden Päpſte, Clemens der Siebente, und Paul der Dritte, perſönlich bei der ſpaniſchen Nation äußerſt verhaßt waren. Daß er die Proteſtanten begünſtigt habe, kann nicht von Karln geſagt werden; nachgebend war er, ſo weit es ſeine Ueberzeugung litt, weil er nicht den Krieg mit ihnen, ſondern den Frieden ſuchte, und immer von neuem die Hoffnung faßte, die Ausſöhnung und Wiederherſtellung ſei noch möglich. Aus dieſer Ueberzeugung entſprang die Langſamkeit ſeines Verfahrens. Er hoffte die Gährung der Gemüther würde von ſelbſt, wo nicht aufhören, doch ruhiger werden; und wenn er übrigens den Augenblick, wo Deutſchland von dem furchtbarſten türkiſchen Angriffe bedroht ward, nicht gerade dazu wählte, den Streit mit den Proteſtanten zur Entſcheidung zu bringen, oder noch heftiger anzufachen, ſo kann er deswegen wohl nicht getadelt werden. Es war dieſe äußere Ruhe vor dem Ausbruche des deutſchen Krieges nur ein täuſchender Schein. Zu tief hatte ſchon die Spaltung in den Gemüthern Wurzel gefaßt. Gegen einen Karl, einen Melanchthon, gab es viele tauſende, die in wilden Haß entflammt und gränzenlos erbittert waren, einzelne auch, die ehrgeizige Nebenzwecke im Auge hatten. Es trug ſich in jener Zeit, wo die ſteigende Erbitterung ſchon den Bürgerkrieg vorausſehen ließ, ein Ereigniß zu, das, wiewohl es nur Einzelne betraf, doch auf das ganze Zeitalter einen großen Eindruck machte. Von zwei ſpaniſchen Brüdern war der eine in Deutſchland der neuen Lehre beigetreten; der andre hierüber in Unwillen, kam auch nach Deutſchland, traf den Bruder; gegenſeitige Erbitterung und Wuth führte bis zur Ermordung des einen durch den andern. So großen Eindruck machte dieſer, obwohl einzelne Vorfall, daß kaum ein Schriftſteller jener Zeit gefunden wird, der ihn nicht mit Umſtänden erzählte, nicht mit einem eignen Schauder dieſes Brudermords erwähnte. Es war wie ein unglückliches Vorgefühl von dem Fluche der Verblendung, der ſeit dem ſchrecklichen Zwieſpalte des Glaubens auf der Menſchheit ruhte, von allem dem Bruderblute, welches im Laufe von anderthalb Jahrhunderten in Frankreich und Spanien, in den Niederlanden, in England und Deutſchland, auf Schlachtfeldern und Blutgerüſten vergoſſen werden ſollte.

Mit einer unbeſchreiblichen und ganz unermüdlichen Geduld, arbeitete der Kaiſer in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges, an dem Werke des Friedens und der Eintracht, unterſtützt von mehreren, durch Kenntniſſe, ſittliche Würde und Billigkeit am meiſten geachteten Gelehrten beider Partheien. Aber vergeblich; die entgegengeſetzten Verbündungen der proteſtantiſchen und der katholiſchen Fürſten, geriethen immer heftiger aneinander; immer mehr Thaten geſchahen, welche auch ohne Rückſicht auf den Glauben und auf die Kirche, kein Kaiſer, der es mehr als dem Nahmen nach ſein wollte, dulden durfte. In keiner andern Zeit hat Karl gleich wie in dieſer die ganze Stärke ſeines Charakters und ſeines Feldherrn-Talents entwickelt, als in dieſem ſchmalkaldiſchen Kriege. Ganz rettungslos ſchien ſeine Lage am Anfange desſelben, aber ſo wie ſein Zutrauen, man kann ſagen ſeine Heiterkeit mit der Gefahr ſelbſt ſtieg, wie er ſeine Krieger durch ſich, durch ſeine Liebe und herablaſſende Vertraulichkeit zu dem Unmöglichen zu begeiſtern wußte, ſo bemächtigte ſich eine unbegreifliche Verblendung und Verwirrung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes. Tapferkeit und Klugheit als Haupt der Seinigen hatte der Landgraf oft bewieſen; jetzt an dem entſcheidenden Tag der Gefahr täuſchte auch er das Zutrauen, das alle auf ihn allein geſetzt hatten. Es war Karls innigſtes Gefühl, als er nach der Schlacht bei Mühlberg, da die größte Gefahr, die ihn je bedroht hatte, unverhofft beſiegt war, mit Erinnerung an Cäſars berühmte Worte ſchrieb: Ich kam, ich ſah, und Gott ſiegte. Unglaublich war die Wirkung, die dieſer plötzliche unerwartete Umſchwung der Dinge in Deutſchland, wie außer Deutſchland hervorbrachte. In Deutſchland unterwarf ſich ihm alles, wie von einem wunderbaren Schrecken befallen, ohne Rückhalt und ohne Bedingung. Im übrigen Europa ſchien, daß er Deutſchland, welches man damahls noch für das erſte und mächtigſte aller Länder hielt, aus der gefährlichſten Lage, faſt ohne Hülfsmittel, als die ſein unerſchütterlicher Muth ihm gab, im Schlachtfelde, und auch geiſtig in Zeit von wenigen Monathen ganz beſiegt und bezwungen hatte, ſo groß, daß alle Nahmen des Ruhms auf ihn gehäuft, er dem Cäſar und Alexander an die Seite geſtellt wurde. Eine Geſandtſchaft des moskowitiſchen Zaars, des

Chans der Tartaren, wie ſchon der Kaiſer von Perſien ihm zu ſeiner Thronbeſteigung durch eine Geſandtſchaft Glück gewünſcht hatte, dienten ihm in den Augen der Menge um ſo mehr, als den erſten Monarchen Europa's zu verherrlichen. —

Er hätte im erſten Augenblick des Sieges in Deutſchland thun und gebiethen können, was er nur wollte, denn groß war ſein Anhang, und die Zahl ſeiner treuen Freunde und Diener, und ganz von Schrecken befallen die, welche ſeine Feinde geweſen waren. Es war die rechte Zeit, um die deutſche Verfaſſung aus dem Grunde zu ändern, wenn er das gewollt hätte; was er auch ohne Verletzung des Rechts thun konnte, denn welcher der kriegführenden Fürſten hatte nicht die Verfaſſung auf eine oder die andre Art zuerſt übertreten? Es war um ſo mehr alles alte Verhältniß aufgehoben, und ein ganz neuer Zuſtand der Dinge eingeleitet, da die kriegführenden Fürſten ihn gar nicht mehr als Kaiſer erkannt, ihn bloß Karln von Gent genannt hatten. Er bediente ſich ſeines Glücks und ſeines Siegs allein, um das Werk der Eintracht, an dem er ſo lange mit Eifer, aber mit unglücklichem Erfolg gearbeitet, nun deſto wirkſamer durchzuſetzen. Und mit welcher Billigkeit that er dieß! Daß es nicht gelingen konnte, weil er ſo weit über ſeine Zeitgenoſſen erhaben war, weil dieſe ſo weit entfernt waren von ſeiner großen milden Sinnesart, weil er mit dieſer Billigkeit in ſeinem Zeitalter ſo ganz einzeln und allein da ſtand, ſoll man ihm das zum Vorwurf machen? Mit ſorgfältiger Schonung hatte er es zu verhindern gewußt, daß der Krieg nicht eigentlich den Nahmen und den Charakter eines Religionskrieges erhielte. Und er war es auch nicht; nicht bloß weil ein proteſtantiſcher Fürſt es mit Karln hielt, andre proteſtantiſche wie katholiſche neutral blieben, ſondern ſelbſt die Art wie der Krieg geführt ward, welche Art freilich in der folgenden Zeit nicht mehr die nähmliche blieb, bewies es, daß er es nicht ſei. Jedes Große und Gute, wenn es auch dem äußern Scheine nach mißlingt, hat unausbleibliche und unvertilgbare Folgen. Daß in Deutſchland, nachdem die verſuchte Wiedervereinigung unmöglich ſchien, doch wenigſtens ein wahrer Frieden zwiſchen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthei ſogleich möglich war, daß er ein halbes Jahrhundert beſtehen konnte, während in Frankreich und England das Blut ſchon ſtromweiſe floß, wem anders verdankte dieß Deutſchland, als Karls unermüdlichen Friedensbeſtrebungen, wodurch nicht nur die Geſinnungen einiger wenigen Beſſern gemildert, ſondern auch die Formen eines ſolchen, den Menſchen noch ganz neuen Verhältniſſes und Glaubensfriedens mehr entwickelt wurden? Daß der Frieden nach einem halben Jahrhunderte dennoch brach, und der ſchrecklichſte Krieg ſich entflammte, darf nicht angeführt werden, um jene Wohlthat herabzuſetzen; wenn Karls Geiſt nur wirkſamer in Deutſchland geblieben wäre, wenn er nur mehr ähnliche Geſinnungen geweckt hätte, ſo wäre es nie zu einem dreißigjährigen Kriege gekommen. Nur einen großen Fehler der Staatskunſt beging er auch hier; daß er abermahls in einem Falle, wo nur die ganz entſchiedene Maaßregel, nur eines von den zwei entgegengeſetzten, vollkommne Strenge, oder unbedingte Milde, wirkſam zum Zwecke führen konnte, den Mittelweg einer ſich gegenſeitig bedingenden Gerechtigkeit und Schonung wählte. Dieß gilt von ſeinem Betragen gegen alle kriegführende Fürſten, am meiſten gegen den Churfürſten Johann Friedrich. Alba beſchwor ihn, wenn er, um den Vorwurf der Eroberungsſucht nicht auf ſich zu laden, ſeinen Bruder nicht mit Sachſen belehnen wolle, ſo ſolle er es zerſtückeln, die Städte zu freien Reichsſtädten erheben, die Länder unter die verſchiedenen kleinen Fürſten theilen; wenn er auch dieß nicht wolle, ſo ſolle er dann das Ganze ungetheilt dem Johann Friedrich wieder geben, der durch dieſe Großmuth vielleicht gewonnen werden könnte; nur Moritzen ſoll er es auf keinem Falle geben. Auch der treue Ferdinand war gegen Moritz; aber umſonſt, Karl hatte ſein Wort gegeben, er erfüllte es, und ward ſchrecklich getäuſcht. — Für den Churfürſten Johann Friedrich gewann Karl während ſeiner Gefangenſchaft ſelbſt Achtung, ja Freundſchaft. Er war anfangs auf ihn am meiſten erbittert, weil Johann Friedrich ſeinen Vereinigungsverſuchen immer unter allen den unbiegſamſten Widerſtand entgegengeſetzt hatte; auch in der

Gefangenſchaft wollte er, nachdem er für ſich und ſeine Nachkommen bedeutenden Ländern entſagt hatte, Karls Vereinigungsformel, das Interim, nicht unterſchreiben, weil er es gegen ſeinen Glauben und ſein Gewiſſen hielt; dagegen der Landgraf, wenn er auf dieſe Bedingung frei werden könnte, ſich gleich dazu bereit zeigte. Eben dieſe Unbiegſamkeit Johann Friedrichs war eine Folge, und ein Beweis, wo nicht eines umfaſſenden Verſtandes, doch eines biedern Herzens, und bei Karln mochte die Theilnahme für den rechtſchaffnen Fürſten wohl um ſo höher ſteigen, je mehr er ſich in ſeinem bisherigen Günſtlinge Moritz betrogen fühlte.

Als dieſer ſein Feldherr ſich gegen ihn wandte, ihn überfiel und zur Flucht nöthigte, da ſah Karl ein, daß ſeine Abſicht, die Kirchentrennung zu verhüten, unausführbar ſei; einen für dieſe Lage und die bleibende innere Trennung erträglichen Frieden zu ſchließen, wie überhaupt die deutſchen Angelegenheiten, überließ er von nun an ſeinem Bruder Ferdinand. Man würde irren, wenn man glaubte, er habe, weil er im erſten Augenblick der Ueberraſchung ohne Macht zum Widerſtande war, überhaupt keine Hülfsmittel mehr gehabt. In wenigen Monathen ſtand er durch die thätige Mitwirkung ſeiner Schweſter Maria, an der Spitze eines Heeres von mehr als funfzig Tauſenden. Daß es ihm nicht ſchwer werden konnte, auch proteſtantiſche Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, ſieht man an dem Beiſpiele eines der unternehmendſten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in ſeine Dienſte trat. Immer war Karls Anhang noch ſehr groß in Deutſchland. Hätte er ſich nur an Moritz rächen, den Churfürſten Johann Friedrich wieder einſetzen, jenes große Heer in Deutſchland gebrauchen wollen, ſo würde er noch jetzt leicht die Oberhand gewonnen haben. Nur in Rückſicht des Glaubens hätte er nachgeben müſſen, ſo wäre ihm noch damahls ganz Deutſchland zugefallen. Aber das eben konnte und wollte er nicht, und ſeitdem er ſah, daß die erwünſchte Wiedervereinigung, an die er ſo viele Jahre der Anſtrengung verſchwendet hatte, bei dieſer herrſchenden Stimmung der Gemüther durchaus unausführbar ſei, ſo verlor er alle Theilnahme an Deutſchland, und ſichtbar iſt an ihm ſeit dieſer Zeit eine entſchiedene Abneigung und Gleichgültigkeit gegen alle deutſchen Angelegenheiten.

Bei der Gefangenhaltung der beiden Fürſten Johann Friedrich und des Landgrafen, hatte Karl keinen andern Zweck, als den, dieſe beiden, wovon der eine durch ſeine unerſchütterliche Unbiegſamkeit, der andre durch ſeine unruhige Thätigkeit, der von Karln ſo ſehr gewünſchten Wiedervereinigung am meiſten im Wege ſtanden, ſo lange außer Einfluß zu ſetzen, bis die Wiedervereinigung durch ſich ſelbſt Feſtigkeit genug erlangt hätte. Bei dem Landgrafen hatte er ſich auch hierin ſo wenig verrechnet, daß derſelbe noch in der Gefangenſchaft erbötig war, das Interim anzunehmen, und als er wieder frei ward, gar nicht mehr derſelbe ſchien, die eigne Kraft, den Muth und alles Anſehen verloren hatte. Ueber die Gefangennehmung des Landgrafen hat man Karln unwürdige Vorwürfe gemacht, deren Ungrund jetzt völlig erwieſen iſt. Karl iſt hierin von allem Vorwurf ganz frei; die Unterhändler waren es, die dem Landgrafen mehr verſprochen haben, als Karl wußte und wollte. Tadel aber verdient Karls Verfahren von Seiten der Staatskunſt vielleicht, hier wie in mehreren andern Fällen, daß er in einem Zeitalter gewaltſamer Umwälzung und allgemeiner Spaltung nicht immer die entſchiedenſten Maaßregeln ergriff, zu oft den gemäßigten Mittelweg einſchlug. Im Ganzen jedoch mißlang die von Karln beabſichtigte Wiedervereinigung nicht wegen einer einzelnen falſchen Maaßregel, ſondern weil die Spaltung, die Gährung und Erbitterung der Gemüther zu allgemein war.

Moritz hatte ſich zum Retter der deutſchen Freiheit aufgeworfen, aber die Stimme des Volks war nicht für ihn. Das war auch nicht wohl möglich; ein doppeltes Betragen wird nie von der öffentlichen Stimme verziehen. In eben dem Sinne wie Moritz, nannte ſich der franzöſiſche König einen Beſchützer der deutſchen Freiheit, indem er einige wichtige Städte des Reichs an ſich riß, die ihm Moritz, als ob das Reich ſchon ſein wäre, in dem Bündniß mit ihm abgetreten hatte. Gegen dieſen Eingriff wandte nun

Karl ſein Kriegsheer, zum letztenmahle die Waffen führend für die Ehre und Unverletzlichkeit des Reichs und für die Sicherung ſeiner Niederlande. Er war auch hier nicht glücklich, und konnte Metz nicht wieder gewinnen. Doch erlebte er noch in ſeiner Einſamkeit den großen Sieg bei St. Quentin unter ſeinem Nachfolger; welcher Sieg von dieſer Seite gegen Frankreich volle Sicherheit, ja mehr als das zu gewähren ſchien.

Den Wunſch, welchen Karl ſchon lange gehegt hatte, ſein Leben in ruhiger Einſamkeit, und ſtiller Beſchäftigung mit ſeinem Innern zu beſchließen, führte er jetzt aus. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Kampf geweſen; ſeine Herrſchaft hatte er von Anfang an als einen Beruf, eine große Pflicht und Würde betrachtet, und gefühlt; ein Menſchenalter hindurch, hatte er die Laſt auf ſeinen Schultern getragen, das im Sturm der Zeit gewaltſam ſchwankende Europa mit feſtem Steuer gehalten. Er war ſo wenig ohne Gefühl, daß man eher einen Hang zur Schwermuth in ihm finden könnte; der große Eindruck, welchen der Tod ſeiner Mutter, die nach langem ſtillen Wahnſinn kurz vor ſeinem Ende ſtarb, auf ihn machte, iſt in dieſer Hinſicht bedeutend. Und doch hat auch dieſer Entſchluß, ſich in die Ruhe zurückzuziehen, zu den ſeltſamſten Auslegungen Anlaß geben müſſen; ein Entſchluß, von dem es bekannt iſt, daß er ihn ſchon ſehr frühe, auf dem Gipfel des Glücks, und in der Fülle der männlichen Kräfte gefaßt, und mehrmals geäußert hatte. Obwohl aber von ernſtem tiefen Gefühl in ſeinem Innern, war er im Aeußern heiter, geiſtvoll im geſellſchaftlichen Geſpräch, und für Freundſchaft äußerſt empfänglich. Viele und rührende Beweiſe ſind vorhanden, von dieſer gefühlvollen Anhänglichkeit an ſeine Geſchwiſter, beſonders die beiden Königinen Eleonora und Marie, die ihn bei ſeinem Abſchiede von der Welt nach Spanien begleiteten, überhaupt aber an alle, die ihm nahe waren, und einem ſolchen Gefühle nur irgend entſprechen konnten. Freundſchaftlich war ſein Verhältniß gegen ſeine großen Diener im Felde wie im Staate, herablaſſend war er gegen alle, und nicht zu zählen ſind die treffenden Antworten, die geiſtvollen Züge und bedeutenden Ausſprüche, die ſein Zeitalter von ihm aufbewahrt hat. Wenn in einem ſolchen Fall einem großen Manne vielleicht auch manches nicht genau nacherzählt wird, ſo würde, wenn man nur die beſten und zuverläſſigſten Züge wählen wollte, ſich leicht ein Buch davon ſammeln laſſen, das in ſeiner Art zu den lehrreichſten gehörte.

So trat der Mann wieder aus der Welt zurück, der als König von Spanien ohne Vergleich der erſte und beſte war, von allen die vor ihm und nach ihm geweſen ſind, der Spanien zu dem gemacht hat, was es zwei Jahrhunderte hindurch war; der als Kaiſer den edelſten Zwecken in unermüdetem Kampfe nachgeſtrebt hatte; der Mann, welcher Europa und ſein Zeitalter, alle ſchwer zu löſende Verwirrungen, alle furchtbar drohende Schickſale deſſelben in ſeiner Bruſt und ſeinem Geiſte umfaßte, trug und überſchaute. Bei ſeinem Tode wetteiferten die chriſtlichen Staaten in Trauerfeſten von beiſpielloſer Pracht, ſeinen Nahmen und ſeine Größe zu verherrlichen; ſelbſt in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs ehrte ein edler Feind durch eine öffentliche Todtenfeier das Andenken des großen Monarchen, der die Welt verlaſſen hatte. Europa ſchien es zu fühlen, daß der Held und Kämpfer des Zeitalters nicht mehr war, welches, nachdem auch dieſe letzte Kraft der Einheit verſchwunden war, einem Jahrhunderte von Krieg und Zerrüttung um ſo gewiſſer entgegen ging.

Fünfzehnte und ſechzehnte Vorleſung.

Das Zeitalter, dem Europa nach Karls Tode entgegenging, war wohl geeignet, den, welcher es im Geiſte vorausſah, mit Schwermuth zu erfüllen. Lange bürgerliche Kriege waren die erſte und nothwendigſte Folge der Kirchentrennung. Sie zerrütteten Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, die ſpaniſche Monarchie, und England, von dem Bauernkriege an zu rechnen bis auf die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten, während voller anderthalb Jahrhunderte, bis endlich zuerſt in Holland, dann ſeit der Königin Anna in England und Kaiſer Joſeph dem Erſten neue mildere Grundſätze in Europa herrſchend wurden. Nicht lange nachdem in Deutſchland durch Karl den Fünften und ſeinen Bruder Ferdinand, der erſte Religionsfrieden gegründet worden, brachen die innern Kriege in Frankreich und in den Niederlanden aus. Kaum war für Frankreich mit Heinrich dem Vierten ein ſchöneres Zeitalter angebrochen, und Hollands Freiheit nach langem Kampfe anerkannt, als in Deutſchland von neuem der lang zurückgehaltene Krieg mit verdoppelter Wuth ausbrach; als endlich nach dreißig Jahren der Zerrüttung und des Blutvergießens hier der Bund des Friedens eben unterzeichnet ward, mußte in England nach vielen andern grauſamen Hinrichtungen, der unglückliche König Karl ſelbſt das Blutgerüſt beſteigen; und als ſchon in England aus dem Kampfe der ſtreitenden Elemente eine neue Form geſetzlicher Freiheit hervorzugehen begann, erging noch unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich eine allgemeine Verfolgung gegen die Proteſtanten; nicht minder grauſam und ungerecht als alles, was Philipp den Zweiten bei der Nachwelt in den Ruf eines Tyrannen gebracht hat. Es waren jene Bürgerkriege eine unvermeidliche Folge der Kirchentrennung, nicht nur wegen der innigen Verknüpfung des Staates und der Kirche, ſondern auch weil die neue Lehre meiſtens nicht bloß im Glauben, ſondern auch in Beziehung auf den Staat eine eigne und neue Lehre und Parthei war. Zwar die erſten politiſchen Schwärmereien der Wiedertäufer in Deutſchland waren ſogleich allgemein von beiden Seiten verabſcheut, vertilgt und wieder vergeſſen worden. Eben daher hatte auch der Religions-Zwieſpalt in Deutſchland, in dem Zeitraume von Karl dem Fünften bis zum dreißigjährigen Kriege, weniger als in allen andern Ländern eine politiſche Richtung, in Frankreich aber war bei Calvins Anhängern, nicht in zügelloſen Schwärmereien wie bei jenem erſten Ausbruche der deutſchen Unruhen, ſondern in den durchdachteſten, und eben darum dauernder wirkenden Grundſätzen, dieſe politiſche Richtung ſehr ſichtbar; noch mehr bei den Puritanern in England. Dazu kam die Gelegenheit, die ſich einer unſittlichen Politik in dem vorhandenen Gährungsſtoffe von ſelbſt darbot, ſich der bürgerlichen Unruhen als eines Werkzeuges zu herrſchſüchtigen Abſichten zu bedienen. Die franzöſiſche Regierung hatte zuerſt angefangen, es als den Beweis einer vorurtheilsfreien Staatskunſt anzuſehen, wenn man die Proteſtanten in Paris foltern und hinrichten laſſe, in Deutſchland aber ſie unterſtütze. Aber auch ohne dieſen vortrefflichen Grundſatz eines neuen an die Stelle des alten ſich bildenden Völkerrechts, der bei den andern Nationen noch keine Nachfolge fand, brachte der natürliche und unvermeidliche Zuſammenhang jeder Glaubens-Parthei in den verſchiedenen Ländern allgemeine und vielfache Verletzungen der Gerechtigkeit mit ſich. Wenn die Königin Eliſabeth die Hugenotten in Frankreich unterſtützte, ſo war es auch nicht zu verwundern, wenn die Freunde und Glaubensgenoſſen der unglücklichen Maria der Ankunft einer ſpaniſchen Flotte mit Sehnſucht entgegen ſahen. Eine ſolche Verknüpfung der Dinge mußte das gegenſeitige Verhältniß der Staaten nicht nur, ſondern auch der Regenten und des Volks im Staate im höchſten Maaße verſchlechtern, vergiften und unſittlich machen.

Mehr noch als ſelbſt die Bürgerkriege und das viele vergoſſene Blut, war der Verluſt und die allgemeine Beſchränkung ſowohl der bürgerlichen, als auch der Denkfreiheit zu beklagen, welche die Kirchenſpaltung zur nächſten Folge hatte. An jene umfaſſende und tiefe Geiſtesbildung, an jene wahrhafte und große Denkfreiheit die unter Lorenzo und Leo in Italien, unter Maximilian in Deutſchland geherrſcht hatte, und von da ihren wohlthätigen Einfluß über ganz Europa erſtreckte, war nun gar nicht mehr zu denken. Es mußte vor allem nur der Staat und ſein Daſein gerettet und geſichert werden, mochte auch noch ſo viel zu Grunde gehen, mochte es auch noch ſo große und blutige, oder für den Geiſt ſchmerzliche und der Bildung nachtheilige Opfer erheiſchen. Dieß war nicht bloß in der alten Kirche, ſondern eben ſo ſehr auch in dem Gebiethe der neuen Lehre der Fall. Es war in dem proteſtantiſchen Deutſchland nicht minder gefährlich von dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe abzuweichen, als es in dem katholiſchen Europa geweſen wäre, die tridentiniſche Kirchenverſammlung anzugreifen. Wurde doch ſelbſt in Sachſen, dem Vaterlande der Reformation, im Jahre **1574** ein Gelehrter wegen des ſogenannten Krypto-Calvinismus, der Beſchuldigung, ein heimlicher Anhänger von Calvins Parthei zu ſein, in peinliche Unterſuchung gezogen, ein angeſehener Staatsmann und Kanzler im Jahre **1601** aus der gleichen Urſache öffentlich enthauptet. Nicht bloß die Denkfreiheit, ſondern auch die bürgerliche hat in vielen Staaten Europa's durch die Kirchentrennung ſehr gelitten, beſonders in Deutſchland, wo der Bauernaufſtand, und die Gährung des Adels, die Veranlaſſung, die durch die eingezogenen geiſtlichen Güter und durch Verbündung vermehrte Gewalt der Fürſten die Urſache zu vielen Beſchränkungen der ehemahligen

Freiheit enthielten. In der ſpaniſchen Monarchie mußten die großen Volksaufſtände, je weniger die Regierung ſie überall zu beſiegen im Stande war, bei gereizter Erbitterung das Syſtem derſelben immer mißtrauiſcher und härter machen. Es iſt wahr, daß eben die ſteigende Beſchränkung gewaltſame Gegenwirkungen und dadurch Freiheit und republikaniſchen Geiſt veranlaßte; wahr, daß in einigen Staaten der Kampf der gährenden Elemente endlich in ein Gleichgewicht ſich ſetzte, welches wenigſtens eine Zeit lang blieb, wie dieß nebſt Holland am meiſten in England der Fall geweſen iſt, durch eine kunſtreiche Verknüpfung der alten Formen mit dem neuen Geiſte; ſo wie in Oeſterreich durch die mit der Aufrechthaltung des alten Syſtems verbundene Nachgiebigkeit gegen das neue. Im Ganzen der europäiſchen Geſchichte, wovon ſelbſt England nicht immer eine Ausnahme macht, blieb es in der Verfaſſung wie in der Geiſtes-Entwicklung bei eben dieſem Wechſel eines ſtarken Drucks und eben ſo gewaltſamer Ausbrüche der Freiheit. Kann aber der beſtändige Uebergang von einem Aeußerſten zum andern, der beſtändige Umſchwung und Wechſel von Despotismus und völliger Geſetzloſigkeit, der Haß gegen alle Philoſophie auf der einen, Verachtung der Religion auf der andern Seite in der Verfaſſung wie in der Denkart ſo ſicher zu einer wahrhaft geordneten und dauernden Freiheit und Bildung führen, als die gleichförmige innere Entwicklung der frühern Zeit? Zu dieſer war in dem Zeitalter vor der Reformation für den Geiſt und die Bildung ſchon die herrlichſte Anlage, für die europäiſchen Staaten aber wenigſtens die Möglichkeit eines glücklichen und rechtlichen Verhältniſſes vorhanden geweſen.

Der Charakter der neuern Nationen und Staaten in den letzten Jahrhunderten wird, wo nicht ausſchließend, doch vorzüglich beſtimmt durch die Form, welche die Reformation bei einer jeden angenommen, den Einfluß, welchen dieſe auf ſie hatte. Am glücklichſten war unter den wichtigſten Ländern Europa's in dem erſten Jahrhunderte nach der Reformation unſtreitig Italien, eben weil es außer der entfernten und mittelbaren Einwirfung der allgemeinen Veränderung von jenem Einfluß frei, von bürgerlichen Religionskriegen verſchont blieb. Die öffentliche Ruhe erheiſchte hier kein andres Opfer, als etwa nur die Verfolgung oder Verbannung eines oder des andern Gelehrten, deſſen Denkart und Lehre jetzt für die öffentliche Sicherheit gefährlich ſchien, da er zu andern Zeiten vielleicht den Ruhm Italiens vermehrt und verſchönert haben würde. Es hatte Italien damahls nebſt Spanien, weil auch da Einheit im Ganzen war, allein eine wahre Nationalbildung des Geiſtes, und eine dieſe darſtellende Literatur. Weil aber die Philoſophie aus Furcht vor dem Mißbrauche und den Neuerungen davon ausgeſchloſſen, oder auf eine todte kraftloſe Form herabgeſetzt, weil dieſe ganze Geiſtesbildung zu ſehr nur auf die Fantaſie beſchränkt war, ſo trug dieſe in den Künſten, in der Poeſie und Literatur ſo glänzende italieniſche und ſpaniſche Geiſtesbildung den Keim der innern Ermattung und Erſchlaffung in ſich; denn nur aus der harmoniſchen Entwicklung aller Kräfte kann wahre Bildung dauernd hervorgehen. In England und Deutſchland gingen durch Erinnerung anderer Zeiten und alter Sagen auch in dieſem Jahrhunderte noch manche einzelne Blumen nordiſcher Dichtkunſt aus dem vaterländiſchen Boden hervor; zu einem fortgehenden Ganzen von Geiſteswerken und Geiſtesbildung, zu einer Literatur wie in Spanien und Italien, konnte es nicht kommen. Der Sturm der Bürgerkriege riß alles, wie es aufgeblüht war, wieder in Vergeſſenheit dahin, und ſelbſt die Sprache verwilderte in Deutſchland, als auf ein volles Jahrhundert von Glaubensſtreitigkeiten, die immer mit Erbitterung, oft mit Rohheit, meiſtens mit falſcher Spitzfindigkeit, ſelten mit Geiſt und Tiefſinn geführt wurden, ein verwüſtender allgemeiner Krieg folgte, deſſen Ende viele als Männer und Greiſe erlebten, die ſeinen Anfang als Kinder und Jünglinge geſehen hatten. Auch in Frankreich war damahls alle Theilnahme und Kraft auf die bürgerlichen Unruhen und das Spiel der Partheien ausſchließend gerichtet, erſt als Richelieu die Einheit wieder hergeſtellt hatte, ſollte die franzöſiſche Geiſtesbildung ihr Zeitalter beginnen, die er anfangs auch nur zu politiſchen Zwecken hervorzurufen bemüht war. Nächſt Italien war in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der Zuſtand von Deutſchland vom Religionsfrieden, bis da der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herannahte, verhältnißmäßig noch am glücklichſten. Zwar war es ein falſcher Frieden, der den Zwieſpalt nicht aus dem Grunde hob, ja nicht einmahl die Gränzen der feindlichen Parthei ganz unzweifelhaft feſt ſetzte; aber auch ſo war es eine Wohlthat, verglichen mit den Gräueln ſelbiger Zeit in England und in Frankreich. Dieſen Vorzug, daß es zuerſt einen Religionsfrieden hatte, verdankte Deutſchland zunächſt den Vereinigungsverſuchen Karls des Fünften, und den dadurch wo nicht gemilderten Geſinnungen, doch hier früher entwickelten Eintrachtsformen und Bedingungen. Den obwohl im innern Weſen kraftloſen und ſchwankenden Frieden ſo lang in Dauer zu erhalten, dazu trug es weſentlich bei, daß beide Partheien in Deutſchland, wo nicht völlig gleich, doch beide groß und mächtig genug waren, um einander fürchten und ſchonen zu müſſen; nächſtdem das friedliebende nachgiebige Syſtem der erſten öſterreichiſchen Kaiſer aus der deutſchen Linie nach Karl dem Fünften; und der ſeit den Gräueln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer zum Grundſatze gewordene Abſcheu der deutſchen Lutheraner vor allen bürgerlichen Unruhen, vor unrechtlichen Eingriffen oder gewaltſamer Umwälzung der alten Verfaſſung. Calvins Anhänger hingegen, deren Grundſätze und Geiſt überall und vom Anfange an mehr auch auf den Staat, auf bürgerliche Verhältniſſe und Veränderungen gerichtet waren, konnten, da ſie in den Religionsfrieden nicht eingeſchloſſen, von den Lutheranern ſelbſt verabſcheut waren, nur kaum und allmählig geduldet wurden, erſt ſpät in Deutſchland zu einigem Einfluſſe gelangen. Ganz anders in Frankreich und England, wo die Partheien nicht ungefähr gleich, wie in Deutſchland, ſondern in beiden Ländern, in Frankreich die katholiſche, in England die proteſtantiſche Parthei die herrſchende, und überwiegend genug waren, um die geringere oft nach Willkühr bedrücken zu können. Verſchwörungen waren in beiden Ländern an der Tagesordnung. In England erregen die Hinrichtungen würdiger und unſchuldiger Perſonen, von Thomas Morus bis auf die unglückliche Maria von Schottland, ſelbſt durch die gerichtliche Form der Grauſamkeit noch größeren Unwillen, ſo wie der gewaltſame Wechſel der Grundſätze und des Glaubens, der nach der jedesmahligen Denkart deſpotiſcher Herrſcher blutig durchgeſetzt werden ſollte. In Frankreich iſt das Spiel der Partheien am Hofe unter den letzten Valois und überhaupt der verworfenſten Intrigue mit dem Heiligthume des Glaubens, mit der Wohlfahrt und dem Blute des Volks vorzüglich empörend. Von wie ſtarker und zerſtörender Natur der neue Gährungsſtoff ſei, der jetzt in die Welt gekommen war, zeigte ſich beſonders in England. Faſt noch heftiger und blutiger als der allgemeine Haß der Anhänger des alten und des neuen Glaubens, war der Haß der beiden Partheien, in welchen ſich der neue Glaube hier getheilt hatte, der Haß der biſchöflichen Proteſtanten und der Puritaner. In dieſer Beziehung war England Deutſchland am ähnlichſten; nur daß ſich in England ganz entwickelte, wozu in Deutſchland nur erſt der Keim vorhanden war. Wäre in Deutſchland die katholiſche Parthei ganz verdrängt worden, hätten die Reformirten etwas mehr Ausbreitung gewinnen können, ſo würde es wahrſcheinlich, nach der gegenſeitigen Geſinnung und Erbitterung zu ſchließen, auch in Deutſchland zu einem bürgerlichen Kriege zwiſchen den Anhängern Luthers und Calvins gekommen ſein.

In der ſpaniſchen Monarchie zeigte ſich die Kraft der neuen Lehre, und die Reaction der Freiheit in der gefährlichen Form großer Volksaufſtände. Holland erkämpfte die Freiheit, die Moriſken im ſüdlichen Spanien unterlagen und wurden ausgerottet. Wie ſehr eine deſpotiſche Regierung, die einen Volksaufſtand veranlaßt, durch eben dieſen in ihrer Strenge noch verhärtet wird, das beweiſt ein dritter, bloß politiſcher großer Volksaufſtand unter Philipp dem Zweiten in Arragonien. Eine andre Folge der Reformation war, daß die europäiſchen Staaten und Nationen ſich mehr vereinzelten, daß das allgemeine Band, welches ſie vorher verknüpft und umſchlungen hatte, loſer ward, oder gar verſchwand. Deutſchland war von ſeiner alten Größe beträchtlich herabgeſunſen, meiſtens auf ſich beſchränkt. England und Frankreich waren ganz nur in ſich und mit ihren innern Bürgerkriegen beſchäftigt. Nur Spanien behauptete fortdauernd die Oberherrſchaft über Italien, nebſt Portugall den faſt vollkommenen Alleinbeſitz des Welthandels und der neuentdeckten Länder, zu Zeiten ein fühlbares Uebergewicht über Frankreich und England, eine Art von vorherrſchendem Einfluſſe in dem ganzen weſtlichen Europa, bis die heller Sehenden bemerkten, daß die ſpaniſche Größe, deren Ruhm und Glanz von Karl dem Fünften her immer noch über ganz Europa ſich verbreitete, nicht mehr das ſei, was ſie geweſen war, und wofür ſie von der Menge noch gehalten ward, daß die große Monarchie unverkennbar und unaufhaltſam im Sinken ſei.

Ehe wir die Geſchichte Philipps des Zweiten, dieſes ſeinem Vater ſo wenig ähnlichen Nachfolgers des großen Karl, die fernern Schickſale ſowohl des ſpaniſchen, als die Grundſätze des deutſchen öſterreichiſchen Hauſes betrachten, iſt es nöthig, noch einiges zu erwähnen von Karls Abſichten und Grundſätzen für ſein Haus und ſeine Nachkommen, für die öſterreichiſche Dynaſtie in Spanien wie in Deutſchland. Einer ſeiner letzten Plane war bekanntlich der, daß Philipp römiſcher König werden ſollte. Keine von Karls Maaßregeln ſcheint ſo ſehr dem Tadel ausgeſetzt als dieſe, wenn man nicht nach der Abſicht, ſondern nach dem Erfolge urtheilt, und von Karln verlangt, daß er den Charakter ſeines Sohnes ganz ſo vorausgeſehen haben ſollte, wie wir ihn beurtheilen, nachdem ſich dieſer Charakter in einer zwei und vierzigjährigen Regierung der Nachwelt entfaltet, auch während dieſer langen Zeit immer mehr verhärtet und verſchlimmert hat. Zwar ſcheint der bloße Gedanke, was aus Europa geworden ſein würde, wenn Philipps des Zweiten Gemahlin, Maria von England länger gelebt hätte, ihre Ehe fruchtbar geweſen, er im langen Beſitze der Mitregentſchaft wirklicher Beherrſcher von England, und als König von Spanien, von Neapel, Herr der neuen Welt, nun auch noch deutſcher Kaiſer geworden wäre. Aber nur aus ſeinem perſönlichen Charakter würde die Gefahr hervorgegangen ſein, nicht aus der Vereinigung dieſer Reiche, welche vielmehr durch ihre nicht zu ändernde Verſchiedenheit und Entfernung ſich eine ſichere gegenſeitige Gewährleiſtung ihrer Freiheit gegeben haben würden. In Italien konnte Philipp auch ſo, obwohl durch keine äußere Macht gehindert, nicht Deſpot ſein; noch weniger würde er es in England haben ſein können, wenn er auch bei längerm Leben Maria's, bei der damahligen Stärke der katholiſchen Parthei ſich behauptet, ja die Gemüther für ſich zu gewinnen gewußt hätte. In Spanien würde er ganz ohne Zweifel weit weniger unumſchränkt geweſen ſein, als er es wirklich war, wenn er zugleich deutſcher Kaiſer geweſen wäre. Am wenigſten hätte er in Deutſchland je unumſchränkt werden mögen; gerade hier hätte er nachgiebigere Grundſätze annehmen müſſen, oder wenn er unbiegſam ſtreng geblieben wäre, würde der einzige Erfolg der geweſen ſein, daß der Krieg, der ſpäterhin doch ausbrach, ſchon früher ſich entflammt hätte, und vielleicht ein halbes Jahrhundert früher durch einen weſtphäliſchen Frieden beſchloſſen worden wäre. Eine gänzliche Unterdrückung der einen Parthei war hier nicht zu beſorgen, dazu waren beide zu ſtark. Ganz anders als die Vereinigung ſo verſchiedener Reiche, und weit Gefahr drohender wird die Wirkung da ſein, wo ein großer Staat in ſich abgeſchloſſen und in ſeinen Gränzen abgerundet, von Nachbarn umgeben wird, deren jedem er einzeln genommen an Stärke überlegen iſt. Denn hier werden die Gelegenheiten zur regelmäßigen Erweiterung in der Folge der Zeit nie fehlen, die Erweiterung eines ſolchen Staats aber nicht nach dem bündiſchen Grundſatze einer bloßen Verknüpfung geſchehen, ſondern mit Einverleibung in das Hauptland, Verſchmelzung in die allgemeine Maſſe, mit deren Ausdehnung nothwendig auch die Allgewalt im Innern immer höher ſteigen, immer unbeſchränkter werden muß. Wie dem aber auch ſei, und wie viel glücklicher und erwünſchter für Deutſchland auch die milden Regierungsgrundſätze der erſten öſterreichiſchen Kaiſer aus der Deutſchen Linie waren, als jenes Ereigniß geweſen ſein würde, in Karls Abſicht lag ſo wenig der Gedanke, alle Kronen auf ein Haupt zuſammen zu häufen, oder gar alle Staaten und Nationen in einen Staat und eine

Nation zu verſchmelzen, daß wir gewiß ſein dürfen, wenn er einen zweiten rechtmäßigen Sohn gehabt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich eine der Kronen abgeſondert, ihm Neapel oder die Niederlande zum Erbe gegeben haben. Dieß geht auch aus ſeinem brüderlichen Verhältniſſe mit Ferdinand hervor. Nicht Mißtrauen gegen dieſen, oder Abneigung war es, was bei Karln jenen Gedanken erzeugte, ſondern einzig und allein die natürliche Betrachtung, wie ſchwer, ja unmöglich es Ferdinanden ſein würde, bei der mäßigen Macht, die er übrigens beſaß, die kaiſerlichen Rechte und Pflichten mit Nachdruck zu behaupten und mit Wirkſamkeit zu erfüllen. Den beſten Aufſchluß über die Abſicht, welche dabei zum Grunde lag, kann uns die Form des Plans geben, in welcher die beiden Brüder zuletzt über denſelben einſtimmig geworden zu ſein ſcheinen. Philipp ſollte römiſcher König werden, und dann Ferdinanden in der Kaiſerwürde folgen; Maximilian aber, Ferdinands Sohn, wieder als römiſcher König Philippen zur Seite ſtehen, wie ſein Vater Karls Stelle ſo oft in Deutſchland vertreten hatte. Der allgemeine Widerſtand, welchen dieſer Plan in Deutſchland erregte, war natürlich in Rückſicht auf Philipps ſchon damahls nicht beliebten Charakter; weniger gegründet war der Vorwurf, man wolle die Kaiſerwürde erblich machen. Es war in den kraftvollſten Zeiten der deutſchen Verfaſſung, unter den ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Kaiſern Herkommen geweſen, nicht ohne große Urſache von dem Herrſcherhauſe abzugehen, wohl aber die Freiheit der Wahl, in dem Vorzuge einer Perſon vor der andern in demſelben Hauſe und Geſchlechte zu behaupten. Es fühlten die deutſchen Fürſten nachher ſelbſt, ſogar während ſie zum Theile uneinig, ja im Kriege mit dem öſterreichiſchen Hauſe waren, daß bei dieſem Hauſe zu bleiben, eine Art von Erblichkeit nicht zwar als Grundſatz, aber doch durch die That einzuführen, das einzige Mittel ſei, der ſo ſchwer geſchwächten Kaiſerwürde noch einige Kraft zu erhalten; was für die Erhaltung der innern Ordnung ſowohl, als für die Vertheidigung gegen die Türken alle wünſchten und als wünſchenswerth anerkennen mußten. — Nach Karls Meinung ſollte wohl nicht bloß die Kaiſerwürde beiden Linien ſeines Hauſes gemeinſchaftlich, ſondern es ſollten überhaupt dieſe beiden Linien innigſt verbunden ſein, das geſammte öſterreichiſche Haus eine Familie, und die verſchiedenen öſterreichiſchen Nationen und Staaten eine einzige verbündete Macht bilden, wie auch er und Ferdinand, obwohl ſehr entfernte Länder beherrſchend, im Kriege wie im Frieden zuſammen doch nur eine Macht, einen öſterreichiſchen Bundesſtaat ausgemacht und gebildet hatten. Mehrere andere ſolcher Anſtalten verrathen dieſen ſeinen Gedanken, und den Wunſch einer allgemeinen öſterreichiſchen Familien-Einheit, und engen Verknüpfung der beiden Linien. Maximilian, mit Philipps Schweſter vermählt, ward von ihm während ſeiner letzten Abweſenheit zum Statthalter in Spanien angeordnet, wobei er ſich die allgemeine Liebe der ſpaniſchen Nation zu erwerben wußte. Von eben dieſem Maximilian und ſeiner Gemahlin, ließ der Kaiſer ſeinen geliebten Enkel, den unglücklichen Karlos erziehen. Karls Geiſt, ſeine Geſinnung hatte erblich bleiben müſſen in ſeinem Hauſe, um jene Einheit wirklich zu erhalten. Aber ſo wenig als es dem guten Kaiſer in Deutſchland gelungen war, die in Haß entbrannten und verwilderten Gemüther zur Eintracht zurück zu führen, und wieder zu vereinigen, eben ſo wenig gelang es ihm, jene gewünſchte Verbindung und Einheit bei ſeinen Nachkommen zu erhalten, ja die Mittel ſelbſt, die er gewählt hatte, um beide Linien zu verknüpfen, wurden durch den gehäſſigen Charakter Philipps gerade die Veranlaſſung der noch größern Entfernung, welche nach Karls Tode zwiſchen beiden Linien eintrat, und erſt ſpäter wieder ausgeglichen ward. Philipps in Vorſchlag gebrachte, aber nicht durchgeſetzte Königswahl in Deutſchland, hat, wo nicht einige Erkaltung zwiſchen beiden Brüdern ſelbſt verurſacht, doch gewiß eine entſchiedene Entfernung und Abneigung zwiſchen Ferdinand und Philipp erweckt. Daß Maximilian als Statthalter in Spanien die Liebe der Nation ſo ganz gewonnen hatte, konnte bei der übrigen großen Verſchiedenheit ihrer Denkart, und bei Philipps Gemüthsart die Abneigung zwiſchen ihm und jenem leicht noch vermehrt haben. Und gewiß waren die freieren Grundſätze, welche der junge Karlos in der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09688/012

Erziehung Maximilians eingeſogen hatte, bei dem ungebändigten und aufbrauſenden Charakter des Jünglings, und bei dem argwöhniſchen haſſenden Gemüthe des Vaters, die erſte Veranlaſſung von der Zwietracht zwiſchen dem Vater und dem Sohne, und von Karlos unglücklichem Schickſale.

So unveränderlich die Weltgeſchichte ihr Urtheil über Philipp den Zweiten ausgeſprochen hat, ſo darf man doch in der Auffaſſung ſeines Charakters nicht vergeſſen, daß er, wie der römiſche Tiberius, welchem er in der argwöhniſchen und haſſenden Gemüthsart ähnlich ſcheinen kann, dennoch neben dieſer auch große Eigenſchaften beſaß: tiefen Verſtand, Kraft und Thätigkeit in vollem Maaße. Auch war er keinesweges von Anfang ſchon ganz ſo, wie er erſt allmahlig geworden iſt, und ſich immer mehr verhärtet hat. Das iſt das Schlimmſte bei einer ſtrengen, argwöhniſchen, haſſenden Gemüthsart, daß dieſes Uebel mit der Zeit immer tiefer wurzelt. Der Anfang zu Philipps deſpotiſchen Grundſätzen war wohl die Ueberzeugung, daß er, bei dem allgemeinen Tadel, welcher über die zu große Nachgiebigkeit und Milde Karls, beſonders in Rückſicht des Glaubens erging, den Fehler zu verbeſſern meinte, wenn er, wie oft geſchieht, zu dem andern Entgegengeſetzten der äußerſten Strenge überging. In vielen Fällen und Lagen ſind die ganz entſchloſſenen und äußerſten Maaßregeln die einzigen, die helfen und retten können; aber gefährlich iſt es, ſie zu ergreifen, denn es liegt eine Kraft in ihnen, die oft der Hand Meiſter wird, welche ſie lenken will. Dieſe äußerſten und entſchloſſenen Mittel und Schritte, welche in der Ausführung ſo leicht grauſam werden, mögen ſie nun von den Grundſätzen der Einheit und Herrſchaft, oder von dem Gedanken der Freiheit ausgehen, haben das Eigene, daß ſie nicht zurückgenommen werden können, daß die einmahl aufgeregte und in Wirkſamkeit geſetzte Grauſamkeit wie eine ſelbſtſtändige Kraft alsdann ihren Gang für ſich fortwälzt, und es von dem Tyrannen ſelbſt endlich gar nicht mehr abhängt, ob er ferner ein Tyrann ſein will, oder nicht, ſondern er wie von einem eiſernen Schickſale, von jener unſichtbaren Kraft mit fortgeriſſen wird.

Die erſte Zeit der Regierung Philipps des Zweiten war glänzend; der Krieg gegen Frankreich, zu welchem dieſes ſelbſt von Rom, aus Haß gegen Karls Nachgiebigkeit und vermeinte Einmiſchung in Glaubensſachen angereizt worden war, dieſer Krieg war ruhmvoll und ſiegreich wie nur je einer geweſen war. Die türkiſche Seemacht ward gebrochen zu einer Zeit, da ſich die Folgen des niederländiſchen Aufſtandes noch nicht ahnen ließen. Zwei große Eigenſchaften hatte Philipp von ſeinem Vater ererbt: die Würde und Hoheit des äußern Anſtandes, und dann die Kunſt große Männer um ſich zu verſammeln, ſie zu erkennen, zu ehren und zu gebrauchen. Groß war noch von Karl her der ſpaniſche Nahme in ganz Europa, und ſehr wirkſam das Gewicht dieſes Ruhms in der öffentlichen Meinung. Alles was Spanien damahls unternahm, hatte ein gewiſſes Gepräge von Würde und Größe. Die Fortdauer des alten Glanzes verdankte die Monarchie beſonders dem ſpaniſchen Adel, welcher durch Karl zum erſten von Europa erhoben worden war. Man könnte ihn und dieſe neue Form deſſelben zur Unterſcheidung von allen den ältern Formen und Epochen, in welchen der Adel ſeit der germaniſchen Zeit im Mittelalter ſich entwickelt hatte, den königlichen Adel nennen; denn gränzenloſe Ergebenheit, Treue und Aufopferung im Dienſte des Königs, war die Seele und der erſte Grundſatz deſſelben. Der Lehensadel war ausgegangen von der Waffenfreundſchaft; durch die Belohnungen, anfangs nur im Gefühle der Großmuth und edler Dankbarkeit gegeben und genommen, war bald Eigennutz an die Stelle der begeiſterten Ruhmbegier und uneigennütziger Waffenfreundſchaft getreten, und mit dem Eigennutze waren eine Menge verwickelter, dem Staate auf alle Weiſe durchſchneidender und hemmender Eigenthumsverhältniſſe entſtanden. Durch den Rittergeiſt ward dann im Mittelalter der Adel von neuem geläutert und verklärt; anſtatt des Eigennutzes ward der Sinn auf hohe Zwecke allgemeiner Wohlfahrt hingelenkt, und die brüderliche Liebe edler Waffenfreunde und Kriegsgefährten, durch jenes gemeinſame Band hoher Gelübde und Geſinnungen noch feſter verknüpft. Aber das Ritterthum blieb unvollendet, ward nie allgemein herrſchend, und in der Verwirrung, die aus der Auflöſung der alten großen politiſchen Formen entſprang, nahm der Adel die ſchlimmſte aller Formen, die eines gewaltthätigen Fauſtrechts und Fehdegeiſtes an. Der Adel ward ſeiner urſprünglichen kriegeriſchen Beſtimmung zum Theile beraubt und entſetzt, als neben der adelichen Reiterei, die bisher die Grundkraft des Krieges geweſen war, ein unbezwingliches Fußvolk aus dem ſtarken Menſchenſchlage freier Gebirge ſich bildete, und nebſt den Schweizern durch die deutſchen Lanzknechte bald allgemeines Bedürfniß jedes Kriegsheers wurde; die gewaffneten Bürger unabhängiger Städte aber, in der kunſtreichen Bearbeitung und Behandlung des Geſchützes, leicht am geſchickteſten waren. Die Fehde, welche der Adel im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte gegen das freigeſinnte Landvolk und gegen die Städte führte, war ein Kampf einer neu entſtehenden Kriegskunſt gegen die alte, in welchem Kampfe die neue ihre Stelle behauptete. Der ausſchließende Beſitz des Kriegsdienſtes und der Kriegsehre konnte nun nicht mehr das Weſentliche des Adels ſein; die alten verwickelten Lehns- und beſondern Eigenthums-Verhältniſſe verloren ſich je mehr und mehr bei der ſteigenden königlichen Gewalt. Aber eben durch dieſe erſt jetzt ſich ganz entwickelnde königliche Gewalt erhielt der Adel eine ganz neue Beſtimmung, die nähmlich, ein Mittelglied zu ſein zwiſchen dem Könige und dem Volke. Nicht als ob der König, wenn er das iſt, was er ſein ſoll, der lebendige Mittelpunkt ſeines Volks, eines künſtlichen Stützwerkes zu ſeiner Erhaltung bedürfte; auch nicht um ein die Volksfreiheit unterdrückendes Streben nach unumſchränkter Allgewalt mitwirkend zu theilen, ſondern um die Einheit des Ganzen zu vollenden, und das lebendige Band zwiſchen dem Könige und dem Volke deſto vielfacher zu verknüpfen. Was iſt der König im Volke ſeinem urſprünglichen Begriffe nach anders als das lebendige Geſetz, die ſichtbare Gerechtigkeit? Ein Adel, der in demſelben ſittlichen Geiſte denkt und handelt, der dieſe königliche Kraft der geſetzlichen Ordnung und ſittlichen Würde gleichſam vervielfacht, der in der Aufopferung für den König, in den

Grundſätzen einer ſtrengen Gerechtigkeit und Sittlichkeit, in den Ruhm und Glanz ſeines Volks die eigne Ehre ſetzt, der entſpricht jenem hohen Begriffe, welchen ſich Karl der Fünfte von der Beſtimmung des Adels gemacht hatte; und man darf ſagen, daß durch Nachwirkung ſeines Geiſtes und durch die ſittliche Würde der Nation ſelbſt der ſpaniſche Adel damahliger Zeit dieſem hohen Maßſtabe vor dem ganzen übrigen Europa wohl am meiſten entſprach, dem Ziele am meiſten ſich näherte.

Unter den großen Männern, welche Philipp noch von ſeinem Vater erbte, nimmt Alba die erſte Stelle ein. Auch dieſen Charakter, der in ſeinem langen Lebenslauf drei ganz verſchiedene Epochen unterſcheiden läßt, beurtheilt man einſeitig bloß nach der ſpäteſten und ungünſtigſten. Ein treuer Diener und Freund des großen Karl, acht Jahre jünger als er, war Alba ſchon in früher Jugend zu hohem Ruhme gelangt. Was damahls der Inbegriff des Lebens für jeden edlen Spanier ſchien, Liebe, ritterliche Spiele und Dichtkunſt, kriegeriſche Thaten und kriegeriſcher Ruhm, das erfüllte auch Alba's Jugend; er galt für die Zierde des ſpaniſchen Adels, er war das Vorbild aller ruhmbegierigen Jünglinge, der Liebling ſeiner Nation. Es erregt ein trauriges Gefühl, wenn wir dieſes ſchöne Bild von Alba's Jugend mit der Grauſamkeit vergleichen, die er als Greis in den Niederlanden ausübte, von der ſchrecklichen Einwirkung und Veränderung, welche ein halbes Jahrhundert, in bürgerlichen Unruhen und in Religionskriegen verlebt, auch in einem urſprünglich edlen Charakter hervorzubringen vermag. In der mittleren Zeit ſeines Lebens, da er Karln in Deutſchland als großer Feldherr zur Seite ſtand, war er noch ſo wenig ganz der, als den man ihn gewöhnlich ſchildert, daß die Rathſchläge und Warnungen die er Karln gab, beſonders in Rückſicht des Churfürſten Johann Friedrich ſogar für die Schonung, überhaupt aber ſehr weiſe waren, und eine große Sachkenntniß der deutſchen Staats- und Fürſten-Verhältniſſe zeigen. Die Würde des öſterreichiſchen Hauſes, die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, die Ehre Spaniens, dieß waren die Zwecke ſeines Lebens, dieß war das einzige was Werth hatte in ſeinen Augen, wofür begeiſtert er als Krieger und

Staatsmann kämpfte, und wofür er ſelbſt auch jedes Opfer zu bringen bereit war. Seine Grauſamkeit in den Niederlanden iſt unleugbar; daß er aber von der vollkommenen Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt war, und daß er nur die äußerſten und gewaltſamſten Maaßregeln für wirkſam hielt, das hat er mit vielen gemein, deren Leben in das unglückliche Zeitalter bürgerlicher Kriege gefallen iſt; auch erhielt er von Philippen, der das Gehäſſige von ſich auf ihn wälzen wollte, ſtets geſchärfte Befehle zur Strenge. Wenn man einem Sulla, einem Pompejus und Cicero, Cato und Brutus nicht alle großen Eigenſchaften abſpricht, weil ſie theils in Leidenſchaft, theils aus Grundſatz und um der Meinung willen Bürgerblut vergoſſen, oder Antheil an ſolchen Handlungen genommen haben, ſo ſoll man auch Alba nicht aus der Reihe der großen Männer auslöſchen.

Der Abfall und die nachmahls erkämpfte Unabhängigkeit der Niederlande waren in ihren Folgen eine der wichtigſten Weltbegebenheiten. Wollte man die erſten Forderungen und Schritte der Unzufriedenen einzeln durchgehen, ſo würden nicht alle gegründet und gerecht, auch die Häupter und Anführer nach ihren beſondern und geheimen Abſichten keineswegs ganz in dem vortheilhaften Lichte erſcheinen, in welches der Ruhm des glücklichen Erfolgs, und die Dankbarkeit der Nachwelt ſie geſtellt hat. Sieht man aber auf den ganzen Gang und Geiſt der Regierung Philipps des Zweiten, ſo kann man den Aufſtand der Völker nicht anders als natürlich finden. Das Verlangen, welches eine bedeutende Parthei in den Niederlanden äußerte, unter der Herrſchaft eines öſterreichiſchen Erzherzogs von der deutſchen Linie zu ſtehen, bringt auf den Gedanken, daß es wohl glücklicher geweſen wäre, wenn Karl der Fünfte ſeine Niederlande der deutſchen Linie zugetheilt hätte. Bei den milden Grundſätzen der erſten Kaiſer dieſes Hauſes würde der damahlige Krieg wahrſcheinlich verhütet, auch Holland kein eigner Staat geworden ſein; was für ganz Europa nachmahls von den wichtigſten, wohlthätigſten Folgen, mehrmahls von dem entſchiedenſten Einfluß für das Ganze der Weltbegebenheiten geweſen iſt. Nebſt dem Abfall der Niederlande, iſt die Eroberung Portugalls das wichtigſte Ereigniß in der Regierung Philipps des Zweiten. Mit dem Tode Sebaſtians war die kurze Blüthezeit der portugieſiſchen Macht und Größe erloſchen. Dieſer Enkel Karls des Fünften, nicht minder unglücklich als der andre Enkel, der ſpaniſche Don Karlos, ſcheint durch das ruhmvolle Vorbild ſeines Großvaters am meiſten zu ſeiner großen afrikaniſchen Unternehmung entflammt worden zu ſein. An ſich thöricht kann man dieſe Unternehmung nicht nennen, da ſchon nach Ximenes und Karls des Fünften Ueberzeugung für den innern Flor der pyrenäiſchen Halbinſel nichts ſo wichtig und ſo weſentlich ſein mußte, und auch für die Folge geblieben ſein würde, als ein dauernder Einfluß auf der afrikaniſchen Küſte, feſte Beſitzungen, unter deren Schutz vielleicht allmählig hier blühende, chriſtliche Colonien aufgeſtiegen, und jenes mit Europa weſentlich verknüpfte Küſtenland wieder wie ehedem von geſitteten Nationen bewohnt, und mit der pyrenäiſchen Halbinſel eng verbunden worden wäre, ſtatt daß jetzt die feindliche afrikaniſche Küſte den ſüdlichen europäiſchen Ländern oft Verderben gebracht, ihrem höhern Flor ein unüberwindliches Hinderniß entgegen geſtellt hat. Wäre Sebaſtians Unternehmung gelungen, ſo würde man ihn den größten Siegern und Helden gleichſtellen; es urtheilt die Welt meiſtens nach dem Erfolge. Für Sebaſtian ſpricht die ſchwärmeriſche Liebe ſeines Volks zu ihm, die ſich nicht bloß nach dem Unglücke und wegen des traurigen Zuſtandes nach ihm, ſondern noch vorher kund gab. Er hatte die ganze Nation für ſich und ſein Unternehmen zu begeiſtern gewußt, was nicht geringe Fähigkeiten verräth. Daß aber Sebaſtian, trunken von jugendlicher Ruhmbegier, ſo zu ſagen die Macht ſeiner Nation mit einemmahl auf's Spiel ſetzte, das hatte, da er das gewagte Spiel verlor, die traurige Folge, daß mit ihm auch ſeine Nation unterging. Wohlmeinend und mit Eifer hatte ihn Alba gewarnt, kalt und mit ungewiſſen Aeußerungen ſein Onkel Philipp ihn entlaſſen, welcher ſich jetzt des Reichs bemächtigte, ſcheinbar dadurch ſeine Macht vermehrte, im Grunde aber durch die ungerechte Eroberung Spaniens Verfall vorbereitete. Denn eben dieſe gegen die Neigung und Ueberzeugung der meiſten Portugieſen gewaltſam durchgeſetzte Beſitzergreifung Portugalls, die ohnehin bald eine neue Umwälzung veranlaßte, machte es den Holländern möglich, eine groſze Seemacht zu werden, indem ſie einen anſehnlichen Theil des portugieſiſchen Welthandels und der portugieſiſchen Beſitzungen in Indien an ſich riſſen. Wie ganz anders war auch hierin Philipps Verfahren und Denkart, und die ſeines Vaters Karl! Mit der größten Sorgfalt hatte Karl die Eintracht der beiden Nationen und Reiche begründet und ſtets geſchont; da es einem eroberungsſüchtigen Könige von Spanien leicht geweſen ſein würde, des zu Lande ſchwächern Portugalls ſich zu bemächtigen. Schon unter Iſabella war der alte Nachbarshaß mehr und mehr in dauernde Eintracht verwandelt worden, wozu die berühmte Scheidungslinie, vermittelſt welcher der Papſt die neue Welt zwiſchen beiden Nationen theilte, auch das ihrige beitrug. Sie verdient als der letzte wichtige Act von ſchiedsrichterlicher Gewalt des Papſtes zwiſchen europäiſchen Mächten eine Stelle in der Geſchichte, und iſt oft auch zum Gegenſtande der Spötterei gemacht worden. Gern kann man zugeben, daß dem Papſte die neue Welt ſo wenig als das Meer zu eigen gehörte; wenn aber ohne ſeine Theilungslinie ein zerſtörender Krieg wie bei allen durch Handelseiferſucht entflammten Völkern, zwiſchen den Spaniern und Portugieſen unvermeidlich geweſen wäre, ſo war wenigſtens die Wirkung wohlthätig, und möchte man bei manchen Handels- und Seekriegen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl gewünſcht haben, daß es noch eine Macht gäbe, welche ohne andre Gewalt als die der Ueberzeugung eine ſolche Friedenslinie auf dem Globus zu ziehen die Kraft gehabt hätte. Die Einheit und Verbindung der pyrenäiſchen Halbinſel zu einem Ganzen mochte an ſich natürlich und wünſchenswerth ſcheinen! Iſabellens und Karls Weisheit bereitete ſie vor auf dem gelinden Wege der Familieneintracht und Verbindung, wo ſie in der Folge der Zeit von ſelbſt erfolgt ſein würde. Philipps übereilte und gewaltſame Beſitznahme brachte grade das Gegentheil hervor; eine Empörung und ewige Trennung. Mit Sebaſtian ſank die Kraft der Nation ganz darnieder. Ob unter den mehreren angeblichen Sebaſtianen der letzte, der in Venedig zuerſt auftrat, und der in einem ſpaniſchen Gefängniſſe ſein Leben endete, nicht der wahre geweſen ſei, iſt noch zweifelhaft. Iſt dem ſo, dann würde die Anzahl der verborgenen Grauſamkeiten Philipps in ſeinem Hauſe, dadurch vermehrt werden.

Merkwürdig iſt die furchtbare Reue, welche nach dem Zeugniß und der ausführlichen Darſtellung ſpaniſcher Geſchichtſchreiber den alten Philipp in den letzten Jahren ſeines Lebens ergriff und marterte. Keine Vorſtellung von Philipp würde unrichtiger ſein, als wenn man ſich ihn als bloß eigennützigen Unterdrücker ohne Gefühl, ja vielleicht auch ohne eigenen Glauben dachte. Eine ſolche Reue, wie die, welche er fühlte, beweiſt, daß die Erinnerung erhabener Ideen in ſeiner Bruſt nicht erloſchen war. Weniger gewiß iſt es, auf welche Gegenſtände dieſe Reue eigentlich ging. Schwerlich auf das, was die Nachwelt Philippen am meiſten zum Vorwurf und zum Verbrechen gemacht hat: die Unterdrückung der Freiheit, und die Grauſamkeiten wegen des Glaubens; hierin war ſeine Ueberzeugung zu feſt, um zu wanken. Hat er ſich vielleicht diejenigen Fehler am meiſten zum Verbrechen angerechnet, die er ſtets ſo ſorgfältig zu verbergen bemüht war, und welche die Nachwelt ihm am leichteſten verziehen haben würde, wenn er ſonſt den Wünſchen der Menſchheit entſprochen hätte? Oder war es manches, was er im eignen Hauſe, und ſeiner nächſten Umgebung im Verborgenen gethan und thun laſſen? Waren es die Geiſter des unglücklichen Karlos, des Don Juan, vielleicht auch des Sebaſtian, die ihm hier erſchienen?

L

* * *

In dem nächſten Zeitraume nach dem Tode Karls des Fünften war es, als ſeien nicht bloß die Staaten und Nationen der bis dahin vereinigten öſterreichiſchen Macht unter die zwei Linien ſeines Hauſes getheilt worden, ſondern auch ſeine Geſinnungen und Eigenſchaften ſchienen mit getrennt und getheilt zu ſein, indem das ſpaniſche, wie das deutſche Oeſterreich, beide nur eine Seite ſeiner umfaſſenden Denkart ergriffen, und als Richtſchnur befolgten. Karl hatte unermüdliche Geduld und Nachgiebigkeit, wo irgend noch

Frieden zu hoffen, unerſchütterlichen Heldenmuth aber, wenn Kampf und Krieg unvermeidlich war, gleich ſehr bewieſen. In dem ſpaniſchen Oeſterreich hielt man ſich einzig an jene ſtrenge Anhänglichkeit, an den alten Glauben und an die alte Verfaſſung, die ſeine eignen Geſinnungen beſeelte und die er nur in Spanien befriedigen konnte, übertrieb die Strenge weit hinaus über die Gränze, die ſolch' eine Geſinnung, wie Karl ſie hegte, irgend billigen konnte. Im deutſchen Oeſterreich dagegen ward nach dem Vorgange von Karls gemäßigtem Verfahren in Deutſchland mit einer immer weiter gehenden Milde und Nachgiebigkeit gegen die neuern Grundſätze es dahin gebracht, daß die Erhaltung des Hauſes, ſo wie der angeſtammten Staaten nur durch den an das Wunderbare gränzenden Heldenmuth eines unerſchütterlichen Kaiſers von ganz andern Grundſätzen verhütet, und dem reißenden Strome des empörten verwilderten Zeitgeiſtes wenigſtens noch Ein feſter Damm entgegengeſetzt werden konnte.

Es war dieſe ſo weit gehende Nachgiebigkeit der erſten öſterreichiſchen Kaiſer des deutſchen Hauſes nach Karl eine, aber nicht die einzige Urſache des dreißigjährigen Krieges, in welchen Deutſchland mehr oder minder ganz Europa hineinreißend, nach einem Zeitraume von täuſchendem innern Frieden, und ſichtbarer äußerer Ohnmacht wieder ſeinen alten Rang behauptete, dasjenige Land in Europa zu ſein, von deſſen Zuſtand und Schickſal mehr oder minder der Zuſtand des Ganzen, das Schickſal der übrigen Länder und Nationen Europa's abhängt, und immer abhängen wird.

Ehe ich aber dieſen großen Krieg, mit dem eine neue Epoche in der Weltgeſchichte beginnt, zum Gegenſtande meiner Betrachtung mache, iſt es nöthig, noch einen Blick zu werfen auf die frühern bürgerlichen Glaubenskriege in andern Ländern, auf den Zuſtand Europa's, während die ſpaniſche Macht, geſondert von dem deutſchen Oeſterreich, einen bedeutenden Einfluß über alle weſtlichen Länder erſtreckte, bald aber auch unzweideutige Merkmahle den herannahenden Verfall verriethen.

So wie die neue Glaubensparthei in England und in Frankreich von Anfang an, am meiſten eine politiſche Richtung gehabt hatte, ſo hat ſie auch hier dieſen Charakter am längſten, ja bis auf die Kämpfe der neueſten Zeit erhalten, die uns zu den Reformationskriegen und Partheien als zu ihrer erſten Quelle hinleiten, ſo oft wir den Gang der Begebenheiten aus der Vergangenheit uns zu erklären verſuchen. Ich habe die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten als die letzte große Begebenheit bezeichnet, unter allen durch die Reformation veranlaßten Religionsunruhen, Burgerkriegen, Volksaufſtänden oder Volksbedrückungen; weil ſeitdem, beſonders ſeit der Verbündung Englands und Oeſterreichs im Zeitalter der Königin Anna, Eugens und Kaiſer Joſephs des Erſten, durch eben dieſe Verbündung, dem Europa die Wohlthat allgemeiner Glaubensduldung mehr als allen andern Urſachen verdankt, mildere Grundſätze wenigſtens im Ganzen in Europa herrſchend, durch die öffentliche Meinung ſeit dieſem Zeitraum immer mehr als die beſſern anerkannt wurden. Nur in Rückſicht auf dieſe beſſern Grundſätze und ihre allmählich ſich ausbreitende Herrſchaft, nur in Ruckſicht auf die herrſchende öffentliche Meinung, kann jene Epoche als das Ende der Religionskriege betrachtet werden; denn wollte man auf einzelne Begebenheiten ſehen, die noch ſpäter eine Ausnahme machen, ſo darf ich nicht erſt daran erinnern, welche bedeutende Bewegungen und Unruhen die drückenden Verhältniſſe der Katholiken in Großbritannien, beſonders in Irland, noch in ſehr neuen Zeiten erregt haben. So ſehr iſt die Reformation, und die beſondere Form, welche ſie in jedem Lande angenommen, die vorherrſchende Kraft in der neuen Geſchichte, noch über den indiſchen und amerikaniſchen Welthandel, daß ſelbſt das beſondere Verhältniß Englands und ſeiner amerikaniſchen Colonien vorzüglich dadurch beſtimmt, die Unabhängigkeit der letztern dadurch vorbereitet worden iſt. Die heftigſten, oder doch von dem im Mutterlande herrſchenden Syſtem am meiſten abweichenden proteſtantiſchen Secten waren es, die ſtets aus dem Mutterlande vorzüglich auswanderten, wo man oft froh war, ſich des Gefahr drohenden Feuerſtoffs auf dieſem milden Wege zu entladen, und die eben dadurch in der Bevölkerung und in dem Geiſte der Colonien ein entſchiedenes Uebergewicht erhielten. Zwar haben ſich im Laufe der Zeiten die Verhältniſſe ſo vielfach verſchlungen, ſo mannigfach geſtaltet, daß es zu allgemein ſein würde, zu ſagen: Großbritannien ſei ein proteſtantiſches Königreich, nach den Grundſätzen der gemäßigten, die biſchöfliche Hierarchie und alte ſtändiſche Verfaſſung beibehaltenden Proteſtanten; das engliſche Amerika eine Republik von Puritanern. Doch wird man die Grundzüge der britiſchen und der nordamerikaniſchen Verfaſſung, die große Verſchiedenheit des nordamerikaniſchen und des britiſchen Geiſtes nie befriedigend zu erklären im Stande ſein, wenn man nicht auf dieſe ihre erſte Quelle, auf die Reformation, die Reformations-Partheien und Kriege zurückgeht. So wie in der Zeit dieſer erſten Unruhen, der Kampf und der Haß zwiſchen den beiden Zweigen, in welche die neue Parthei ſich theilte, zwiſchen den gemäßigten und den ſtrengen Proteſtanten, den die biſchöfliche und königliche Gewalt behauptenden, und den mehr für Freiheit und Gleichheit geneigten Secten faſt noch heftiger und erbitterter war, als zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens überhaupt, ſo war auch in Frankreich der Kampf zwiſchen den ſtrengen und gemäßigten Katholiken, den Guiſen und ihrer Gegenparthei nicht minder erbittert. Es iſt leicht zu bemerken, daß in England jene alten Partheien, der für die biſchöfliche und königliche Gewalt geneigten, und der republikaniſchen Proteſtanten, der Epiſcopalen und der Puritaner, nur unter veränderten Nahmen als Tories und Whigs, bis auf die neueſten Zeiten geherrſcht haben; in Frankreich aber an die Stelle der gemäßigten und der eifrigen Katholiken, die ſo heftig gegen einander kämpften und Krieg führten, mit einiger Modification des alten Zwiſtes, der Kampf zweier Partheien trat, die ebenfalls beide katholiſch waren, der Kampf der Jeſuiten und Janſeniſten: welcher für Frankreichs Schickſal ſo entſcheidend gewordene Zwieſpalt ſich ungefähr bis an die Zeit erſtreckte, da ſchon die Vorbothen des letzten Umſchwungs aller Dinge ſichtbar wurden. So iſt der aus dem Glaubenszwieſpalt entſtandene innere Krieg in England und Frankreich bis auf die neueſten Zeiten, wiewohl unter verändertem Nahmen mit ſtarker Erbitterung und mit den entſcheidendſten Folgen für Staat und Volk fortgeführt worden; ja die Elemente dieſes Zwieſpalts ſind noch gegenwärtig nicht in wahre Eintracht verſetzt. Anders aber war der Einfluß, welchen die Reformation auf Spanien hatte, der Gang, den ſie in Deutſchland nahm. In England und in Frankreich war die geringere Parthei dort die katholiſche eines, die puritaniſche andern Theils, in Frankreich die der Proteſtanten zwar ſchwach genug, um gedrückt und verfolgt werden zu können, aber auch ſtark genug, um alle Vernichtungsverſuche durch gefährliche Reaction zu erwiedern. In Spanien und in Deutſchland hingegen erfolgte Frieden, aber auf verſchiedene Art; in Spanien dadurch, daß aller Einfluß der Reformation niedergedrückt und vernichtet, das einzige Land, wo dieß nicht gelang, von der Monarchie abgeſondert wurde. Die Strenge, zu welcher der Staat durch die ſtäten Volksaufſtände bewogen, und in dieſer Strenge und Ueberſpannung beſtärkt ward, enthielt den Keim der Erſtarrung und des Todes, welcher dem Frieden und der Einheit, die hier erreicht und erhalten wurde, unter dem anfangs täuſchenden Scheine des äußern Glanzes die innere Lebenskraft nahm. In Deutſchland ward auch Frieden, nicht wie in Spanien durch den Sieg des Einen, ſondern gerade durch das gleiche Gewicht der Beiden; durch die Unmöglichkeit, daß Eines ganz ſiegen konnte. Daß die katholiſche und die proteſtantiſche Macht in Deutſchland beide ſo ſtark waren, das ſchob den Kampf ſo lange hinaus, es machte ihn deſto fürchterlicher und dauernder, nachdem er einmahl entbrannt war, und es führte einen Frieden herbei, der nur aus der Ermüdung der kriegführenden Mächte hervorgegangen, den Zwieſpalt nicht hob, außer durch gegenſeitige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, den andern Theil zu überwältigen, die darauf gegründete Anerkennung eines gegenſeitigen Beſitzſtandes, und feſte und genaue Gränzbeſtimmung beider Theile auf ewige Zeiten. Spanien hatte einen Frieden und Einheit mit Aufopferung der Freiheit errungen und erkauft. Der Frieden, welchen Deutſchland am Ende der Glaubenskriege erhielt, war nur ein feſtgehaltener Zwieſpalt, was die äußern Verhältniſſe betrifft. Die Geſinnung und die Leidenſchaft des Zwieſpalts, welche in Frankreich und in England immer noch ſich rege zeigte, erloſch hier durch die von beiden gefühlte Unmöglichkeit des Gelingens; die Gährung, die in jenen Ländern fortdauerte, hörte in Deutſchland auf, es ward Frieden in der Denkart. So wenigſtens ſchien es, vielleicht hätte es auch wirklich werden können. Was aber ward, war keine wahre Einheit, ſondern nur Gleichgültigkeit, die bei jener Verfaſſung, welche die beiden entgegenſtehenden Theile und Kräfte nicht wahrhaft verband, ſondern nur in einer nach gerechtem Gleichgewichte abgemeſſenen Entfernung auseinander hielt, zur völligen Auflöſung des Ganzen früher oder ſpäter nothwendig führen mußte. Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage zu Worms war die erſte Urſache, welche die Auflöſung des deutſchen Reichs und die Trennung der deutſchen Nation in der Folge der Zeiten herbeiführen mußte.

Ich nannte die Partheien, die in England und Frankreich ſo blutig kämpften, gemäßigte und ſtrenge Proteſtanten, gemäßigte und eifrige Katholiken. Allein dieſes bedarf einer Erklärung, und iſt das Beiwort der gemäßigten Parthei nur zur Unterſcheidung von der andern gewählt, nicht in dem eigentlichen Sinne zu verſtehen. Die Anhänger der anglikaniſchen Kirche waren allerdings in vielen Stücken der katholiſchen Anſicht näher als die Puritaner, die ihnen eben dieſe Annäherung oft vorwarfen, und ſie desfalls haßten, und inſofern waren ſie gemäßigt zu nennen; die Art aber, wie jene oft ihre Begriffe von der unbedingten königlichen Allgewalt in Ausubung ſetzten, ſo wenig milde als ihre Verfügungen gegen die minderen Partheien. Noch weniger verdient diejenige katholiſche Parthei, welche der ſtrengen in Frankreich entgegengeſetzt war, das Lob der wahren Mäßigung. Zwar war dieſe Hofparthei unter den letzten Valois weit eher geneigt, ſich mit den Proteſtanten in Verbindungen einzulaſſen, was die eifrige Parthei der Guiſen durchaus verabſcheute; aber jene Verbindungen entſprangen nicht aus wahrer Friedensliebe oder gar aus einem Grundſatze von Geiſtesfreiheit, ſondern es lag dabei einzig die unſittliche Denkart zum Grunde, die Religion bloß als ein Werkzeug, die furchtbare allgemeine Gährung als einen Spielraum der eigennützigen Politik zu betrachten. Weit weniger der blinde Eifer derer, die nach einem oder dem andern Glauben leidenſchaftlich, oder auch nach Grundſätzen ſtreng und grauſam handelten, als jenes ſchrecklich leichtſinnige Intriguen-Spiel mit dem Glauben und den Leidenſchaften des Volks war es, was zu allgemeinem Blutvergießen oder zu einzelnen Unthaten führte, und man wird in der ſittlichen Beurtheilung ſchwerlich umhin können, den Guiſen im Vergleiche mit der gränzenloſen Entartung des Hofes unter den letzten Valois den Vorzug zu geben. Was ſie bei großen Eigenſchaften und feſten Grundſätzen für Frankreich gefährlich machte, war, daß ſie als die ſtreng Katholiſchen, in ihren Beſtrebungen um den Thron auch eine ſpaniſche Parthei waren. So weit war alſo das große Frankreich, das unter Franz dem Erſten, Karls des Fünften Macht entgegen zu treten vermochte, durch innern Zwieſpalt gekommen, daß es eine ausländiſche, eine ſpaniſche Parthei im Reiche gab und mehr als ein Mahl der Augenblick nahe ſchien, wo Frankreich ganz unter ſpaniſchen Einfluß und in ſpaniſche Abhängigkeit gerathen würde.

So wie in Frankreich, ſo hatte ſich auch in England der Glaubenszwieſpalt und Partheigeiſt nebſt dem Volke, auch des Throns und der herrſchenden Dynaſtie bemeiſtert. Wenn man die Regierungsgeſchichte der Tudors und der Stuarts betrachtet, ſo ſollte man denken, daß gewiſſe Eigenſchaften, ein beſtimmter Charakter in Familien erblich ſein, durch mehrere Menſchenalter hindurch ſich gleich bleiben könne. Alle diejenigen Tudors, welche ihre Denkart in einer langen Regierung Zeit genug hatten zu entfalten und zu offenbaren, ſehen wir unverrückt nach einem und demſelben Ziele despotiſcher Allgewalt ſtreben. Daß dieß ſchon bei Heinrich dem Siebenten der Fall ſei, iſt aufmerkſamen Geſchichtsforſchern nicht entgangen. In Heinrich dem Achten zeigt ſich dieſe Geſinnung mit unverhohlener Grauſamkeit; im Innern hatte ſeine Tochter Eliſabeth wohl die gleiche Denkart vom Vater ererbt, nur im Aeußern war ihr Betragen abgemeſſener. Kalt und undurchdringlich verſchloſſen, Meiſterin in der Verſtellungskunſt wie Wilhelm von Oranien, glich ſie dieſem auch in der unermüdlichen Beharrlichkeit, nur auf einen Endzweck gerichtet. Viel hat ſie durch dieſe Eigenſchaft nicht bloß für die Sache der Proteſtanten, ſondern auch für England gethan, weßhalb ihr großes Lob zu Theil geworden iſt. Wollte man ihren perſönlichen Charakter ganz wie er iſt, in ihrer Geſchichte zum Hauptaugenmerk machen, ſo würde ihr Herz ſchwerlich in einem viel günſtigern Lichte erſcheinen, als das ihres mächtigen Gegners, Philipps des Zweiten. Bei den Kriegen, welche dieſer gegen ſie führte, kann außer dem Glaubenszwieſpalte auch noch perſönliche Erbitterung einiges beigetragen haben. Als Philipp der Zweite mit ſeiner Gemahlin, der Königin Maria von England, daſelbſt war, befand ſich Eliſabeth in Folge der Unruhen, welche Maria's Thronbeſteigung vorangingen, im Gefängniſſe, und nur Philipps Vorbitte verdankte ſie die Freiheit und die Erhaltung des Leben Dieſes mochte Philipp der Eliſabeth ſchwerlich vergeſſen können, welche ihm nachher durch Unterſtützung der Niederländer ſo empfindliche Schmach zufügte. Daß er England durch ſeine berühmte Armada, welche der Sturm beſiegte, habe erobern wollen, iſt kaum glaublich; denn das Recht der Stuarte an den Thron war zu klar, und eben der Gedanke, die unglückliche Maria, die wegen des Glaubens leiden müſſe, zu retten, war es, was die Spanier zu dieſem Kriege begeiſterte, denſelben bei der Nation beliebt machte. Allerdings aber konnte bei glücklichem Erfolge ein allgemeiner Aufſtand der Katholiken möglich ſcheinen, der Eliſabeth wohl den Thron gekoſtet haben würde, und in dieſem Falle würde, wenn die Stuarte ihn beſtiegen hätten, der ſpaniſche Einfluß in England ſehr groß und fuhlbar geworden ſein. Von der unglucklichen Maria bis zur Königin Anna, der letzten, welche aus dieſer Dynaſtie in England geherrſcht hat, wird man faſt bei allen Stuarts Geiſt, Kenntniſſe, Fantaſie, Bildung, liebenswürdige Eigenſchaften im vollen Maaße finden; nur die abgemeſſene Zurückhaltung, die Kälte, die kluge Beharrlichkeit der Tudors fehlte ihnen oft zu ihrem Unglucke. Bei jenen Eigenſchaften und Sitten, konnten ſie ohnehin dem Sinne der ſtrengern proteſtantiſchen Parthei in England nie ganz entſprechen, wenn auch nicht mehrere unter ihnen dem katholiſchen Glauben in der That geneigter geweſen wären. Daß ſie bei dieſer Neigung und ihren frühern Familienverbindungen gemäß dem Auslande anhingen, erſt in ſpaniſchen Verbindungen, ſpäterhin unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtanden, das hat ihnen, wie die gleiche Urſache den Guiſen in Frankreich Verderben gebracht. In Frankreich wie in England war das Gefühl der Nationaleinheit immer ſo ſtark, daß jede oft vielleicht nur ſcheinbare Verletzung derſelben hart beſtraft ward. Nur in Deutſchland konnten ſeit Moritz von Sachſen Partheien und Partheihäupter ungeſtraft unter ausländiſchem Einfluſſe ſtehen.

In Frankreich ſchien Heinrich der Vierte nach geendigtem Bürgerkriege ein neues goldnes Zeitalter zu verſprechen. Außer allen dem, was er als Feldherr, durch Geiſt und perſönliche Liebenswürdigkeit war, hatte er im langen Kampfe der Partheien, fern vom Throne und der Hoffnung dazu aufgewachſen, auch gelernt, ſich den Umſtänden zu fügen, auf die Gemüther gerade ſo zu wirken, wie es ſeine Abſicht forderte. Er war bei aller natürlichen Offenheit ſehr klug, gewann die Herzen gleich ſehr durch das, was er war und was er ſchien. Vor ihm war eine ſchreckliche Zeit geweſen, man fand nach ihm oft genug Urſache, ihn zurück zu wünſchen; dieß mußte den Glanz ſeiner Eigenſchaften in der Bewunderung und Liebe ſeines Volks erhöhen. Auch alles was Sully gethan, gewollt und gedacht hat, geht in den Augen der Nachwelt zum Theile mit Recht auf Heinrich über, macht ſeine kurze Geſchichte noch ruhmvoller und bedeutender.

Seine politiſchen Geſinnungen und Grundſätze in Beziehung auf Europa überhaupt, waren nur dem beſſern Anſcheine nach, nicht im Weſen, von der Politik der übrigen franzöſiſchen Könige verſchieden. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdient hier ſeine Idee von einer allgemeinen chriſtlichen Republik, nach welcher Europa in mehrere Erb- und Wahlkönigreiche und Freiſtaaten eingetheilt, und ungefähr wie in dem deutſchen Staaten-Syſteme auf der deutſchen Reichsverſammlung und in Reichsgerichten die innern Streitigkeiten geſchlichtet wurden, ſo auch da vor einem allgemeinen europäiſchen Parlamente die Streitigkeiten der Mächte entſchieden werden ſollten. Daß Frankreich dabei nicht vergeſſen war, und wer, wenn das Ganze ausgeführt worden wäre, dabei den Vorſitz geführt, und den herrſchenden Einfluß gehabt haben würde, läßt ſich leicht denken. Bei dieſem berühmten Plane einer chriſtlichen europäiſchen Republik iſt es zuerſt nur ein auffallender und trauriger Beweis, wie ſehr durch die Glaubenskriege alle reinern Grundſätze und Ideen der frühern Zeit vergeſſen, wie tief Europa durch dieſe Erſchütterungen in der politiſchen Sittlichkeit herabgeſunken war, daß jetzt der Gedanke von einem ſittlichen Bande und Vereine aller chriſtlichen Staaten und Völker, nachdem er Jahrhunderte lang in Deutſchland und in Italien allen öffentlichen Verhältniſſen und Handlungen zum Grunde gelegen hatte, deſſen vollkommnere Ausführung am meiſten nur durch die eigennützige Politik der franzöſiſchen Könige verhindert worden war, jetzt nichts deſto weniger als eine neue franzöſiſche Erfindung aufgeſtellt wurde, die nur zu vortrefflich ſei, um ausgeführt werden zu können, daher man es ſich auch vorbehielt, in der Anwendung andere Grundſätze zu befolgen. Unausführbar mochte der Plan freilich ſein, ſo wie er für das Einzelne ſchon in Gedanken ausgemahlt war, weil die Macht, über ganz Europa nach Belieben zu ſchalten, doch noch nicht erreicht war. Ueberall leuchtet aus den Zügen dieſes Gemähldes nichts anders hervor, als die alten, aus der frühern franzöſiſchen Geſchichte ſchon hinreichend bekannten Vergrößerungsplane, nebſt der Feindſchaft gegen das öſterreichiſche Haus. Ein Krieg Frankreichs gegen Spanien konnte gerecht gefunden werden; Spanien hatte einen ſtarken Einfluß und vielen Anhang in Frankreich gehabt. Spanien hatte ſich in Frankreichs innere Unruhen gemiſcht, und ſo konnte hier wenigſtens das Recht der Vergeltung angeführt werden. Welche Gefahr aber konnte wohl damahls das franzöſiſche Reich von Deutſchland oder von Oeſterreich beſorgen? Es war hier auch nicht die entfernteſte Veranlaſſung zu einem gerechten Kriege gegeben. Daß er die unterdrückte Glaubensfreiheit in Deutſchland vertheidigen wolle, konnte Heinrich nicht einmahl zum Vorwande nehmen, außer etwa auf die Art wie ſein Vorfahr, Heinrich der Zweite, ſich den Beſchützer der deutſchen Freiheit nannte, indem er einige Stücke des Reichs an ſich riß. Die Glaubensfreiheit war ſo wenig unterdrückt, die Macht beider Glaubenspartheien in Deutſchland ſo groß, daß wenn ja an wirklicher Macht auf einer Seite einiges Uebergewicht, dieſes auf Seiten der Proteſtanten war. Auch war in Deutſchland ſchon lange Frieden zwiſchen beiden Partheien, ihr gegenſeitiges Verhältniß rechtlich und geſetzlich beſtimmt und entwickelt, mehr als damahls noch in Frankreich oder überhaupt in irgend einem andern Lande Europa's Statt fand. Daß Heinrich alles that, was er vermochte, um dieſen Frieden aufzulöſen, um den ſchrecklichſten Bürgerkrieg über Deutſchland herbei zu führen, das läßt ſich ſchwerlich rechtfertigen als nach derſelben unſittlichen Politik, welche die franzöſiſchen Könige ſchon früher befolgt hatten, indem ſie die Proteſtanten in Paris hinrichten ließen, in Deutſchland aber zum Kriege gegen den Kaiſer aufreizten, und überhaupt den Glauben und die Glaubenskriege als ein Spiel und Werkzeug zu eroberungsſüchtigen Abſichten gebrauchten. Heinrich iſt unter allen am meiſten der heimliche Anſtifter des dreißigjährigen Kriegs geweſen, er hat jene ſchreckliche Flammen angefacht, und in dieſer Beziehung nach keinen andern Grundſätzen gehandelt als die, durch welche Richelieu nach ihm der Urheber von ſo vielem Unglücke für Deutſchland geweſen iſt; nur daß Heinrich, wenn er länger gelebt hätte, bei ſeinen glänzenden Eigenſchaften als Feldherr und König, Deutſchland noch ungleich mehr Verderben gebracht haben würde, als es Richelieu vermochte.

Einen weit wirkſamern Einfluß als Heinrichs Projekt, um die Idee einer chriſtlichen europäiſchen Republik, eines rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſes aller Staaten und Völker von neuem zu beleben, hat ein Staat gehabt, der erſt jetzt zu bilden ſich anfing. Holland, ein Staat von geringem Umfange, der aber im ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte behauptete, ſo daß von ihm ſpäterhin ein ganz neues europäiſches Staatenſyſtem, eine neue Epoche in der Geſchichte ausgegangen iſt. In dem Kampfe, welchen die Niederländer erſt für die Erhaltung der alten Rechte, dann für die völlige Unabhängigkeit beſtanden, waren Katholiſche und Proteſtanten gleich anfangs verbunden geweſen. Allerdings hatte dieſe Verſchiedenheit auch die Folge, daß das Ganze ſich trennte, die brabantiſchen Niederlande ſich mit Spanien wieder vereinten, Holland ſich ganz losriß. Es blieben die Wirkungen der Vereinigung aller verſchieden Glaubenden zur gemeinſchaftlichen Selbſterhaltung und Vaterlandsliebe ſehr groß. In Holland zuerſt entwickelten ſich Grundſätze der Duldung und eine Eintracht, die nicht wie in England und Frankreich mit Niederdrückung des einen Theils und bloß zu Staatszwecken beabſichtigt, noch auch wie in Deutſchland, zwar ein Frieden mit gegenſeitiger rechtlicher Anerkennung, aber mit bleibender Zwietracht, eigentlich alſo nur eine Friſt, nur ein langer Waffenſtillſtand, ſondern eine wirkliche Eintracht war, auf innere Ueberzeugung und ein ſittliches Band gegründet. Die vortheilhafte Wirkung davon zeigte ſich ſogleich in der wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Cultur, worin Holland allen den Ländern, welche an der allgemeinen Erſchütterung Antheil genommen hatten, bald ſehr zuvoreilte. Seit Europa getrennt war, hatte ſich auch die Literatur und die wiſſenſchaftliche Bildung eines jeden Landes und jeder Nation mehr auf ſich beſchränkt, der literariſche Verkehr und Verein, der ſonſt Statt hatte, war verſchwunden oder loſer geworden. Holland beſaß zuerſt ſeit der Kirchentrennung im Hugo Grotius wieder einen europäiſchen Gelehrten, wie ſie vor der Reformation und früher gebildet, auch noch in den erſten Jahren derſelben vorhanden geweſen war; einen Gelehrten, der den größten Einfluß auf ſein Zeitalter, auf ganz Europa, man kann ſagen auf die Weltgeſchichte hatte. Sein großer Antheil an der Ausbildung des neuen Völkerrechts kann dieß allein ſchon bewähren; und wie ſehr er durch umfaſſende Kenntniß und Geſinnung über ſein Zeitalter der Streitſucht erhaben war, erhellt ſchon daraus, daß er, der ohne Vergleich der erſte proteſtantiſche Gelehrte war, von der alten Kirche gleichwohl ſo geehrt ward, daß dieſe ihn faſt für einen der ihrigen hielt. Es entging Hugo Grotius ſelbſt in Holland nicht aller Verfolgung der beſchränkter Denkenden; damahls hätte in einem der andern Länder ein Geiſt wie der ſeinige kaum entſtehen, ſich ſchwerlich zu dieſer Mäßigung und Höhe der Anſicht ausbilden können. Wenn Holland nicht ganz ohne Gährung blieb, ſo kam es doch nie zu ſo ſchrecklichen Ausbrüchen wie in Frankreich und England, was bei der nicht großen Ausdehnung und der gefährlichen Lage dieſes Staats ſchon durch die ſtets nothwendige Sorge für die Selbſterhaltung begünſtigt ward.

Nach der Kirchentrennung hatten ſich die Länder und Nationen ſehr vereinzelt, der allgemeine Zuſammenhang Europa's hatte faſt aufgehört. Nur das weſtliche Europa blieb unter Spaniens noch immer überwiegendem Einfluß in lebhafter Verbindung. Seit dem Zeitalter Karls des Fünften war der dreißigjährige Krieg, an dem faſt alle Mächte Antheil nahmen, und aus denen ſich ein neues Staatenverhältniß, eine neue Geſtalt für Europa entwickelte, wieder die erſte europäiſche Weltbegebenheit. Die Erklärung desſelben erfordert alſo noch einen Blick auch auf die übrigen Länder Europa's und auf die eigenthümliche Geſtalt, welche die Reformation bei ihnen annahm. Zunächſt auf die nordiſchen Reiche, beſonders Schweden, das bald eine ſo große Stelle im Schauplatz der Weltgeſchichte einnehmen ſollte. Selbſt die Art, wie die neue Lehre in dieſe Länder eingeführt ward, iſt merkwürdig und eigenthümlich. In das angränzende Dänemark hatte ſich dieſelbe zwar gleich mit dem erſten Strome von Deutſchland aus verbreitet, aber in dem äußerſten Norden fand die neue Lehre wenig Anhang. In Norwegen, in Island, mußte man ſie einzuführen faſt Gewalt brauchen. In Schweden war die Stimmung des Volks für die neue Lehre durchaus ungünſtig, die Anhänglichkeit an den alten Glauben ſo ſtark, daß Guſtav Waſa, außer dem Glanze und der Liebe, die er noch als Jüngling durch die Befreiung des Vaterlandes ſich erworben hatte, alle der nachgiebig ſtandhaften, unermüdlich beharrlichen Klugheit bedurfte, woran er dem Wilhelm von Oranien und der Eliſabeth von England nichts nachgab, um das, was er faſt zum einzigen Geſchäfte ſeiner langen Regierung machte, durchzuſetzen, und endlich zu bewirken, daß Schweden lutheriſch wurde. So wie bei dem Hirtenvolke in dem gebirgichten Theile der Schweiz, ſo mochte auch bei jenen Söhnen des Nordens, welche den Alpenbewohnern in ſo vielem ähnlich ſind, außer der ſolchen Völkern immer eigenen Anhänglichkeit an das Alte, die neue Lehre, welche zunächſt den Verſtand in Anſpruch nahm, weniger verführeriſch ſein, um ſo mehr, da vielleicht manches Verderbniß, welches der alten Kirche, manche Unſittlichkeit, welche ihren Mitgliedern vorgeworfen ward, von ihrer Sitteneinfalt entfernt, ihnen unbekannt geblieben war. Daß der Norden lutheriſch ward, Zwingli's und Calvins Lehre hier keinen Eingang fand, begründete für die Folgezeit Schwedens großen Einfluß in Deutſchland, wo die lutheriſche Parthei bei weitem die überwiegende war; und eben dieſem Umſtande verdankt der Norden vielleicht noch eine andere glückliche Eigenthümlichkeit, wodurch er ſich von den andern Ländern auszeichnete, welche an der neuen Bewegung Antheil genommen; den innern Frieden nähmlich, und daß es hier nicht zu Bürgerkriegen gekommen iſt. So gering oft der Unterſchied zwiſchen Luthers und Calvins Lehre geſchienen hat, ſo iſt er gleichwohl für die Weltgeſchichte von ſo großen Folgen geweſen, daß wir in allen Ländern, wo nebſt Luthers Lehre die des Calvin Einfluß gewann, viele neue politiſche Ideen ſich entwickeln, aber auch große politiſche Gährungen entſtehen ſehen. Wie ſehr Luthers Lehre ſeit der Unterdrückung der erſten Volksgährungen der Fürſtengewalt in Deutſchland günſtig war, iſt ſchon erwähnt; noch mehr mußte dieſe Wirkung im Norden eintreten, wo die neue Lehre nicht durch den Strom einer unwiderſtehlichen Volksbewegung ſich verbreitet hatte, ſondern vorzüglich in Schweden allein durch den Willen des Herrſchers eingeführt worden war. Leicht begreiflich wohl iſt, daß eine Lehre von Zwingli und Calvin, in der Schweiz veranlaßt und geſtiftet, ausgebildet in Holland, und von da aus, wie aus einem ſichern Schutzhafen über Frankreich und andere Länder verbreitet, eine ungleich mehr republikaniſche Richtung haben mußte, welche ihren höchſten Gipfel bei der proteſtantiſchen Oppoſitionsparthei der Puritaner in England erreichte. Dieſer ſo ganz verſchiedene politiſche Geiſt der beiden Hauptzweige der neuen Parthei iſt bis auf Nord-Amerika und die neueſte Zeit herab von ſo großen welthiſtoriſchen Folgen geweſen, daß es unzureichend ſein würde, bei jener bloß äußern Veranlaſſung ſtehen zu bleiben, und erforderlich ſcheint, auch auf den innern Grund dieſer merkwürdigen Verſchiedenheit in wenigen Worten hinzudeuten. Man hat von der Lehre der Proteſtanten geſagt, ſie ſei ein reiner Verſtandesglauben; einige haben es als einen Vorzug geprieſen, daß Einbildungskraft und Sinnlichkeit hier durch Erkenntniß und Sittlichkeit aufs ſtrengſte beherrſcht, andre es als nachtheilig getadelt, daß das freie Leben der Einbildungskraft dadurch zu ſehr beſchränkt werde, und daß dieß auch inſonderheit der Entwicklung der ſchönen Künſte ungünſtig ſei. In dieſer Hinſicht nun waren die beiden proteſtantiſchen Hauptpartheien, im erſten Zeitalter der Reformation im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte ganz verſchieden, und aus eben dieſer Verſchiedenheit erklärt ſich auch ihre ſo ganz entgegengeſetzte politiſche Richtung, da die eine der Monarchie günſtig, die andre mehr republikaniſch war. Der Grund der Verſchiedenheit liegt gerade in dem Unterſcheidenden der Lehre, ſo wenig dieſes nach der oberflächlichen Anſicht unſeres Zeitalters dem erſten Anblicke weſentlich ſcheinen mag. Das, wodurch das Chriſtenthum ſich von jedem andern, gleichfalls auf die Lehre von einer allmächtigen Gottheit und einer vergeltenden Unſterblichkeit gegründeten Glauben unterſcheidet, iſt, daß die chriſtliche Lehre von der Gottheit nicht bloß einen reinen Vernunftbegriff aufſtellt, wie es in der natürlichen Religion der Philoſophen, oder auch in Mahomets Lehre geſchieht. Weit entfernt, anzunehmen, daß die Fülle der Gottheit durch die Vernunft erſchöpft werden könne, ſtellt die chriſtliche Lehre das Weſen der Gottheit vielmehr als ein der Vernunft unbegreifliches Geheimniß dar; daher gleich die erſte Verſchiedenheit in der Anſicht von der Gottheit zwiſchen Mahomets Lehre und dem Chriſtenthume. In dieſem wurde außer dem Weſen der Gottheit, auch die Art, wie Gott ſich dem Menſchen offenbart und mittheilt, und die Art, wie der Menſch ſich mit ihm wieder verbinden, ſich ihm wieder annähern kann, als ein Geheimniß aufgefaßt und dargeſtellt, was der Verſtand gar nicht ganz begreifen und faſſen kann, und politiſchen Einfluß geweſen ſind, aus der reformirten hervorgegangen. Es war in ihr urſprünglich ein Princip immer fortgehender Veränderung und fernerer Neuerung, wie alles worin der Verſtand herrſcht, nothwendig von ſtets in neuen Gegenſätzen fortſchreitender Natur iſt. Daher übertraf auch die reformirte Lehre in der erſten Zeit die lutheriſche ſehr bald an intellectueller Ausbildung; in dem Principe der immer fortſchreitenden Entwicklungen und immer neuen Veränderungen liegt der Keim zu ſtäter Gährung. In der lutheriſchen Parthei iſt es zwar viel ſpäter hie und da zu einer Art von innern Auflöſung, wie auch in einem bedeutenden Theil der katholiſchen Kirche gekommen, neue Secten aber, an denen die reformirte Parthei immer ſo fruchtbar war, hat ſie faſt keine erzeugt; ja ſie ſtimmte urſprünglich darin mit der alten Kirche überein, daß in dem Glauben an den wahren Gott, ſo wie er nun einmahl offenbart ſei, im Weſentlichen keine Veränderung ſtatt finden könne. Am wichtigſten aber iſt der Einfluß, welchen die eine Grundverſchiedenheit auf die politiſche Denkart haben mußte. So wie im Gebiethe des Glaubens die unbegreifliche, auch auf Herz und Einbildung wirkende Idee ſich zur reinen Verſtandeserkenntniß von Gott verhält; gerade ſo auch im Staate der Könige, der lebendige ſichtbare Stellvertreter der Gerechtigkeit, der nicht bloß dem Verſtande und dem Willen, was Pflicht und Rechtens iſt, vorzeichnet, ſondern auch das Herz und die Liebe des Volks in Anſpruch nimmt, und ſelbſt auf die Einbildungskraft durch den Glanz der äußern Erſcheinung wirkt, gegen das todte Geſetz, welches der Verſtand im Staat fordert. Wo der Verſtand, die Anſicht und der Glaube des Verſtandes allein herrſchen, da wird man die alleinige Herrſchaft des Geſetzes als das Weſen des Staats betrachten, welches jede fremde Zuthat nur verunſtalte, wird den lebendigen Stellvertreter des Geſetzes höchſtens als eine ſolche an ſich unweſentliche Zugabe, als einen für die nicht rein verſtändige Menge zur Zeit noch erforderlichen Nothbehelf anſehen und dulden. Aber es ſind außer dem Verſtande noch andre Kräfte im Menſchen, welche der königlichen Würde eine ganz andre Bedeutung und Würde geben, und ſie nicht als eine mit den Fortſchritten der Bildung verſchwindende Unvollkommenheit des Staats, ſondern als das rechte Weſen desſelben anſehen lehren. Nicht alſo zufällig, ſondern weſentlich iſt die Verſchiedenheit, daß die alte Kirche, worin die ältern Lutheraner mit ihr einſtimmen, mehr monarchiſch, die Gemeinde der Reformirten nach Zwingli und Calvin in der Schweiz, in Holland, England und Nord-Amerika mehr republikaniſch geſinnt war. Nicht zum Tadel iſt dieß geſagt, ſondern zur Entwicklung des innern Grundes von dem, was wirklich geſchehen iſt; denn wer wollte läugnen, daß jener rupublikaniſche Geiſt neben der vorübergehenden Gährung auch ſehr wohlthätige, der Menſchheit ruhmvolle und große Erſcheinungen in den genannten Ländern hervorgebracht habe!

Siebzehnte und achtzehnte Vorleſung.

So wie die Schweiz gleich nach dem erſten gelungenen Kampfe der Unabhängigkeit eine anſehnliche, ja eine große kriegeriſche Macht wurde, ſo auch Schweden, nachdem es ſich von Dänemark frei gemacht hatte. Ueberhaupt haben in Europa Mächte von dem Anſcheine nach geringer Größe gewöhnlich den entſcheidenden Umſchwung herbeigeführt, oder doch ſeinen Gang am meiſten beſtimmt. So Venedig zur Zeit der Kreuzzüge, die Schweiz in den burgundiſchen und italieniſchen Kriegen, und wie Holland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Europa eine neue Geſtalt gegeben, ſo hat Schweden im ſiebzehnten Jahrhunderte geherrſcht, in der erſten Hälfte desſelben das große Frankreich an Glanz übertroffen. Aehnlich an kriegeriſchem Muthe, Sitteneinfalt und der ganzen Stammesart war die Schweiz und Schweden. Gleichwohl fand ein großer Unterſchied Statt. In der Schweiz waren von frühern Zeiten an zwei ganz verſchiedene Hauptbeſtandtheile; Bern, kriegsmuthig wie alle Schweizer, auch eroberungsluſtig zu den weitausſehendſten Entwürfen; dann die Alpenvölker, die eigentlich nur die Freiheit wollten auf ihren Bergen, jenen weitausſehenden Entwürfen dann und wann überredet, doch nicht von Herzen folgten, oft auch nicht; dazwiſchen Zürch, verſchieden noch in ſeinen Grundſätzen von jenen, feſter in den deutſchen Zuſammenhang verflochten, ſo mancher andern Verſchiedenheiten und fremdartigen Beſtandtheile nicht zu erwähnen. Hätten jene kühnen Entwürfe obgeſiegt, ſo wäre wohl, wie es mehr als einmahl möglich ſchien, ein Theil von Schwaben, Elſaß, Tirol, Savoyen, Mailand mit vereint, an den Ufern des mittelländiſchen Meers für den Handel des Freiſtaats eine günſtig gelegene Gränze erreicht, und das kriegeriſche Bern etwa ſo mächtig geworden, wie Rom vor dem zweiten puniſchen Kriege. Aber es wirkte die große Kraft nie ganz vereint, wie ſie es bei gleichem Kriegsmuthe in Schweden war, unter einem Könige, dem geliebten Könige ſeines Volks aus Guſtav Waſa's, des Befreiers Stamme. Doch ſchien es unter Guſtav Waſa's erſten Nachkommen, als würde durch die neue Dynaſtie ſelbſt der katholiſche Glauben über den neuen proteſtantiſchen wieder obſiegen, was bei der Art, wie der letzte durch Guſtav Waſa hier eingeführt worden, nicht Wunder nehmen kann. Auch war die erſte Unternehmung des freigewordenen, kriegeriſchen, eroberungsluſtigen Volks und ſeines Königs zunächſt auf die Herrſchaft im baltiſchen Meere und an ſeinen Küſten, gegen die ſtreitigen Küſtenländer des deutſchen Ritter-Ordens gegen Pohlen und Preußen gerichtet. Der proteſtantiſche Glaube ſiegte, und der Kampf gegen Pohlen ſtählte nicht nur die Kraft, ſondern ward ſelbſt die Veranlaſſung zur Einmiſchung Schwedens in die deutſchen Kriege. Pohlen, obwohl ſeit der Verbindung mit Litthauen eine bedeutende Macht, hatte bloß mit ſich und ſeinen Nachbarn, den Preußen, Ruſſen und Türken beſchäftigt, keinen Antheil genommen an den großen Kämpfen Europa's unter Karl dem Fünften. Erſt jetzt, nachdem der alte jagelloniſche Stamm erloſchen war, ward es eben dadurch mit verflochten in die allgemeinen Verhältniſſe und Streitigkeiten. Denn es ſchien vermuthlich, um den Streit zwiſchen den gleich Mächtigen unter den Einheimiſchen zu vermeiden, rathſamer, einen Auswärtigen zu wählen; auch konnten unter ſolcher Herrſchaft alle, die ſtark genug waren, es zu wünſchen und den Wunſch zu behaupten, völlige Freiheit deſto eher erwarten, als unter einem Gebiether aus ihrer eigenen Mitte. Der erſte Verſuch mit einem franzöſiſchen Könige, dem nachmahligen Heinrich den Dritten, endigte ſchnell mit gegenſeitigem Ueberdruße und mit der heimlichen Flucht des Fremdlings. Daß ein Fürſt von Siebenbürgen zugleich König von Pohlen ſei, konnte ſchon wegen des gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Türken vortheilhaft ſcheinen. Sollte ein ausländiſcher König bei der beſtehenden Verfaſſung nicht ganz bloß ein Schattenbild ohne Kraft und Anſehen bleiben, ſo mußte er aus einem nicht zu entfernten Nachbarsreiche ſein; ja wenn er ſelbſt auch Beſitzer und Beherrſcher eines ſolchen Reiches war, konnte die Freiheit dadurch noch nicht gefährdet ſcheinen, eben weil dieſe anderweitige Macht eine entfernte fremde, keine einheimiſche war. Gedanken dieſer Art müſſen die Mächtigſten der Nation wohl geleitet haben, da wir bei allem Wechſel fortgehend zwei Partheien im Reiche finden, eine ſchwediſche und eine öſterreichiſche, die zu verſchiedenen Zeiten, mehrere aber nicht zur Ausführung gekommene Wahlen öſterreichiſcher Fürſten veranlaßte. Von öſterreichiſcher Seite ward dieſe Wahl ſo wenig geſucht, daß ſie das erſte Mahl ganz unerwartet kam; es waren jene allgemeinen ſchon angeführten Gründe der Partheien, welche ihr Verfahren beſtimmten. Für Oeſterreich ſprach das alte Verhältniß mit Ungarn, das Band der gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Türken, und die Gleichheit der herrſchenden Religion. Das ſchwediſche Haus behielt dennoch die Oberhand; weil aber Siegmund katholiſch war, verlor er Schwedens Krone, und ſchloß ſich auch durch die Bande der Verwandtſchaft an das kaiſerliche Haus von Oeſterreich; nur daß er im Kampfe gegen Guſtav Adolph eher Hülfe von dieſem erwartete, als daß er mit ſo vielen andern nachbarlichen Kämpfen beſchäftigt, ſie ihm hätte gewähren können. In größere Erſchütterungen gerieth Rußland, welches in Maximilian des Erſten Zeitalter nach den mongoliſchen Verwüſtungen unter Waſiliewitſch dem Großen ſich ſchon zum Range einer der erſten Mächte erhoben hatte, jetzt von neuem durch das Erlöſchen des alten Herrſcherſtammes. Pohlen und Schweden rangen um den Preis der ruſſiſchen Krone, beide drangen tief in das Innere des Reichs. Endlich ermannte ſich die Nation unter einer neuen einheimiſchen Dynaſtie, und erhielt ihre Selbſtſtändigkeit, wenn gleich mit dem Verluſte einiger Provinzen. Geſchieden war Rußland noch immer von dem übrigen Europa, nicht ſowohl durch die Entfernung als dadurch, daß es der griechiſchen Kirche angehörte. Auf dieſe hatte die Lehre der Proteſtanten ungeachtet mehrerer Verſuche nicht den mindeſten Einfluß. So weit aber die katholiſche Kirche ihr Gebieth, ſo weit erſtreckte der neue Glauben ſeinen Einfluß, auch auf Pohlen und Ungarn ſehr bedeutend. Der Unterſchied von der Einwirkung auf andre europäiſche Länder war hier zunächſt nur der, daß nebſt den in Deutſchland und allen nordiſchen Ländern anerkannten Proteſtanten auch ſolche Secten, die in Deutſchland und ſelbſt im übrigen Europa gar nicht geduldet wurden, ſich nach Pohlen und Siebenbürgen wandten. Duldung der verſchieden Glaubenden war hier ſchon lange eingeführt durch die Nothwendigkeit, da ein ſo großer Theil des Volks der getrennten griechiſchen Kirche angehörte; und wenn es auch nicht reiflich durchdachter, anerkannter Staatsgrundſatz geweſen wäre, ſo war hier Schutz für die anderwärts nicht geduldeten leichter zu finden, ſchon wegen der nach Art orientaliſcher Reiche weniger ſtrengen innern Einrichtung und Verwaltung; in Ungarn und Siebenbürgen um ſo mehr, da jenes zwiſchen öſterreichiſcher und türkiſcher Herrſchaft getheilt war, dieſes zwiſchen beiden wechſelnd ſchwebte. Es hatte der Einfluß der Reformation, der wegen der innigen Verbindung mit Deutſchland in Ungarn beſonders ſtark war, in dieſem Reiche zunächſt nur die Folge, die Verſchiedenartigkeit der Beſtandtheile, aus denen dieſe Reiche ſelbſt in Rückſicht der Abſtammung und der Sprache zuſammengeſetzt ſind, noch zu vermehren. Ob dieſe Verſchiedenartigkeit der innern Beſtandtheile dereinſt zu deſto allgemeinern Grundſätzen der Glaubensduldung, wie ſie ſelbſt in Holland und Deutſchland nicht Statt fanden, führen; ob die Verſchiedenartigkeit ſelbſt zu einer deſto reichern Geſtaltung des Ganzen verknüpft werden, oder zur innern Uneinigkeit und Auflöſung führen ſollte, das blieb noch der Zukunft, dem Geiſte, der ſie beſeelen, den Helden, die ſie herbeiführen würde, überlaſſen. Mehr als einen großen Geſetzgeber und Volksbildner hatte Ungarn unter ſeinen Königen gezählt; nur daß, was ſie gewirkt, nebſt den Früchten deutſcher und italieniſcher Bildung in der türkiſchen Verwüſtung großentheils wieder zu Grunde ging. Pohlen, von dieſem Unglücke zwar verſchont, hatte unter vielen durch kriegeriſchen Ruhm ausgezeichneten Königen gleichwohl keinen beſeſſen, den großen Ludwig ausgenommen, welcher beide Reiche beherrſchte, der als großer Geſetzgeber, Stifter, Volksbildner, das für Pohlen geweſen wäre, was Stephan im Mittelalter, Mathias Corvin in der Zeit aufblühender Wiſſenſchaften für Ungarn waren. Die nächſte Wirkung der ſich hier ausbreitenden Reformation mußte bei der damahls herrſchenden Erbitterung der Gemüther die ſein, daß für das Haus Oeſterreich dieſer Theil ſeiner Macht viel unwirkſamer ward. Außerdem war in Ungarn unter Kaiſer Maximilian dem Zweiten gegen die Türken wieder einiges gewonnen worden; unter Kaiſer Rudolph dem Zweiten ließ es ſich auf das günſtigſte an, daß nebſt Siebenbürgen ſogar die ganze Wallachei, welche durch eigne Kraft unter einem muthvollen Fürſten ſich vom türkiſchen Joche frei gemacht hatte, unter kaiſerliche Hoheit und Schutzherrſchaft kommen würde. Allein durch den Einfluß der Glaubenstrennung und der daher entſtandenen Zwietracht und Kriege ſchwand jene Hoffnung bald wieder, und ſelbſt Ungarn im Glauben getheilt, vermehrte weniger die Macht als die Gefahren des kaiſerlichen Hauſes zu der Zeit, da Ferdinand der Zweite es vom gänzlichen Umſturze rettete.

Schon unter Ferdinand dem Erſten zeigte ſich die große innere Gährung, welche durch die Ausbreitung der neuen Lehre veranlaßt, in Rudolphs des Zweiten letzten Jahren eine ſo furchtbare Höhe erreichte. Gegen die, welche im ſchmalkaldiſchen Kriege in Böhmen ſich ihm abtrünnig gezeigt hatten, glaubte der ſonſt gewiß weder harte noch herrſchſüchtige Ferdinand Strenge zeigen zu müſſen. Wie duldſam er übrigens in Glaubensſachen handelte und geſinnt war, iſt bekannt. Noch mehr als er, Karls geliebter Maximilian der Zweite; lobenswerth zwar an ſich, vielleicht aber zu nachgiebig für jene Zeiten. Wo einmahl zwei Partheien im entſchiedenen Kampfe gegen einander ſtehen, da darf bei dem, der zum Haupte und Führer der einen Parthei berufen iſt, die Mäßigung gegen die andere nicht ſo weit gehen, daß die eigne Parthei das Zutrauen zu ihrem Führer verliert, oder gar viele, die eigne Fahne verlaſſend, zu den Grundſätzen und Meinungen der andern übergehen. Nicht die Abgeneigtheit des römiſchen Hofes, welcher den erſten öſterreichiſchen Kaiſern der deutſchen Linie ſo vieles zum Vorwurfe machte, was zu verhüthen oder zu verändern leider gar nicht in ihrer Macht geſtanden hatte; nicht des Churfürſten von der Pfalz Erwartung und öffentliche Aufforderung an Kaiſer Maximilian den Zweiten ſich für die Proteſtanten zu erklären; wohl aber die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils über ſeine wahre Meinung bei Katholiſchen, ſo wie bei Proteſtanten, und die Wirkungen, welche dieſe Ungewißheit nothwendig haben mußte, leiten uns darauf hin, die erſte Urſache von der großen innern Gährung, die am Ende von Rudolphs Regierung in den öſterreichiſchen Staaten ausbrach, in Maximilians zu großer Nachgiebigkeit und Milde zu ſuchen. Daß er dabei ganz uneigennützig, daß er für ſich ſelbſt auch nichts weniger als ſchwankend, daß es nur Duldſamkeit war, die jenem Betragen zum Grunde lag, das kann ihn hinreichend rechtfertigen für den ſchönen Fehler, daß ſeine Geſinnung zu weit von der ſeines Zeitalters entfernt war, als daß er ihr ohne Gefahr für die Zukunft hätte folgen dürfen. Mag alſo auch wahr ſein, daß er durch ſeine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur deſto mehr vorbereiten helſen, ſeine Abſicht darf deshalb nicht verkannt werden. Auch würde er, hätte er länger gelebt und geherrſcht, wahrſcheinlich die Nothwendigkeit eingeſehen haben, Feſtigkeit mit der Milde zu verbinden, und dann die großen Erwartungen, die man als Kaiſer von ihm hatte, ganz erfüllt haben. Ausgezeichnete Eigenſchaften des Geiſtes wie des Herzens, beſaß er im vollen Maaße, auch von Tapferkeit und kriegeriſcher Fähigkeit hatte er unzweideutige Beweiſe gegeben. Die im Schatten jener Milde angewachſene Gährung wieder zu beruhigen, war Rudolph der Zweite nicht geeignet, obwohl er an Geiſt und Kenntniſſen den meiſten Zeitgenoſſen weit überlegen war. Seine Gedanken waren ſelten auf der Erde daheim: wie mußte die damahlige Zeit mit ihren erbitterten Leidenſchaften, oft kleinlich eigennützigen Streitigkeiten dem erſcheinen, der gewohnt war, und nichts mehr liebte, als ſich einzig mit Tycho Brahe und Keppler am geſtirnten Himmel mit dem Anblicke der ewigen Ordnung und Eintracht zu erfüllen! Es war jene Neigung nicht eine müßige Liebhaberei; er folgte nicht bloß den großen Männern in ihren Gedanken und Betrachtungen; er war ſelbſt Forſcher, Kenner in mehr als einem Fache der Naturkunde. Um ſo weniger freilich konnte er das ſein und das leiſten, was an ſeiner Stelle in jenem Andrange drohender Verhältniſſe und herannahender Gefahr von ihm erwartet und gefordert ward. Doch war ſeine bei dieſer Sinnesart ſehr begreifliche Abneigung vor den Geſchäften nicht Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl. Selbſt in ſeinem letzten Zuſtande, da er ganz in ſich gekehrt war und krank im Gemüthe ſchien, arbeitete er an Entwürfen des allgemeinen Friedens. Aber wo ſollte der Frieden, der in der Betrachtung und der Liebe der Natur dem Herzen zu Theil wird, damahls Eingang finden in die erbitterten Gemüther des kämpfenden Zeitalters? — Dieſe unglückliche Geiſtesrichtung und endliche Geiſteskrankheit Rudolphs, nebſt der ungeduldigen Heftigkeit des ehrgeizigen Mathias, welchen erſt die Uebereinkunft der Fürſten des Hauſes, und ſodann Deutſchland berief, das ſchwankende Steuer der Herrſchaft an Rudolph's Statt zu ergreifen, erregte nun in dem herrſchenden Hauſe ſelbſt eine Zwietracht und Gährung, wodurch die des Volks und des Staats erſt recht gefahrvoll ward. Schon in der Jugend hatte Mathias, nach den Niederlanden während den erſten Unruhen berufen, gezeigt, daß es ihm an kluger Mäßigung fehle. Er wenigſtens durfte ſich nicht mit Oranien verbinden und Don Juan gewaltſam vertreiben; auch verfehlte er dadurch ganz den großen und ſchönen Zweck zu dem er berufen war, ein Erhalter der Niederlande, Vermittler und Friedensſtifter zwiſchen ihnen und Spanien zu ſein, und vermehrte nur das Mißtrauen und die Entfernung, die ohnehin ſchon zwiſchen dem ſpaniſchen und dem deutſchen Oeſterreich obwaltete. An des verdrängten Bruders Stelle getreten, entwickelte Mathias nicht die glänzend großen und wohlthätigen Eigenſchaften, die allein ehrgeizige Schritte vergeſſen machen können. Wie ganz anders, da der unvermeidliche Drang der Umſtände ihm ein gleiches Schickſal zu drohen ſchien, als das, welches er ſeinem Bruder bereitet hatte, mit welcher Würde und Mäßigung betrug ſich Ferdinand, an die gefahrvolle Stelle tretend, die er, wie alle fühlten, mit Ruhm zu behaupten, allein den Muth und die Kraft beſaß. Wie einſt Karl durch die entſcheidende Wahl auf den großen Schauplatz der Weltgeſchichte berufen worden, ſo waren auch jetzt aller Augen auf Ferdinand gerichtet, auch er war zu einem nicht minder großen und wichtigen, aber ſchweren und gefahrvollen Kampf berufen. — Schon erhob ſich von allen Seiten der wilde Sturm jenes Krieges, der lange drohend über Deutſchland geſtanden, wie ein ſchweres Ungewitter, das ſich zu entfernen ſcheint, dann wiederkehrend, nun mit verdoppelter Wuth ausbricht.

Die Anlage dazu war lange vorhanden. Der Friede ſelbſt, den, als Karl Deutſchland verlaſſen hatte nach Moritzens Abfall, ſein Bruder Ferdinand ſchloß zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, war nur ein Waffenſtillſtand, und zwar kein durchaus beſtimmter. Nur die Friedensliebe der Kaiſer, und nach Moritzens Tode auch die der vornehmſten lutheriſchen Fürſten erhielten ihn. Als Moritz von Sachſen durch einen frühzeitigen Tod ſeinen ehrgeizigen Entwürfen entriſſen ward, da ging wohl die erſte und größte Gefahr vorüber. Bei ſeiner durchdringenden Klugheit und Verſtellungskunſt hätte ſein Ehrgeiz leicht, wo nicht die Herrſchaft über Deutſchland erreicht, denn dazu fehlte ihm der Glaube und das Vertrauen des Volks, welches Guſtav Adolf ſo ſehr an ſich zu feſſeln wußte; gewiß aber doch lange Kriege veranlaßt. Schon zu dieſer Zeit hatte der Markgraf von Brandenburg das Geheimniß entdeckt, welches der Schlüſſel war zu allen Unternehmungen der Helden des dreißigjährigen Krieges; das Geheimniß, ſich durch den Krieg ſelbſt die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu verſchaffen. Wie der Graf von Mannsfeld, und Chriſtian von Halberſtadt im Anfang des dreißigjährigen Krieges, ſo machte auch der Markgraf Albrecht ſchon ſechzig Jahre früher die wehrloſen geiſtlichen Staaten zum vorzüglichen Schauplatz ſeiner verheerenden Streifzüge. In der deutſchen Verfaſſung, in dieſer Menge von kleinen, den Krieg zu führen, zu ſchwachen, gleichwohl den Krieg zu nähren hinreichend reichen und ergiebigen Staaten, welche, ſeitdem die kaiſerliche Macht wirkſam zu ſein aufgehört, ſo loſe zuſammenhingen; darin, und in dem allgemeinen Wohlſtande bei einer ſo wenig zuſammenhängenden und zum Theil wehrloſen Verfaſſung lag die Möglichkeit, daß Deutſchland dreißig Jahre der Schauplatz eines Krieges ſein konnte, welcher nun, nachdem er einmahl entzündet war, wie eine verheerende Flamme ſich ſelbſt ernährend fortbrannte. Die einzelnen Streitſachen hätten bei der Friedensliebe der Kaiſer und auch der vornehmſten lutheriſchen Mächte, beſonders Sachſens, alle wieder ausgeglichen werden mögen, wie ſelbſt Gebhards, des Churfürſten von Cöln Verſuch, ſein Land, nachdem er Proteſtant geworden war, als weltlicher Fürſt zu behaupten, und die daraus entſtandene Fehde, die Ruhe nicht lange ſtörte. Auch der Erbſtreit über das erledigte Herzogthum Jülich und Cleve, hatte zu keinem allgemeinen Krieg geführt, obwohl es vielleicht geſchehen ſein würde, wenn Frankreich nicht nach Heinrichs des Vierten Tode von neuem in innere Unruhen verſunken, und dadurch von der Anſtiftung des Krieges abgezogen worden wäre. Es lag aber in dem allgemeinen Verhältniß der Katholiſchen und der Proteſtanten etwas, das mehr und mehr beide Theile zum Krieg ſtimmen mußte. Dem Anſcheine nach war beider Macht ungefähr gleich, im Weſentlichen fand eine große Verſchiedenheit Statt. Die Katholiſchen hatten mehr das Anſehen, da ſelbſt proteſtantiſche Churfürſten nicht ſelten ſich an den Kaiſer ſchloſſen, ſie hatten die alte Verfaſſung, die Formen, meiſtens auch die Mehrheit in den verfaſſungsmäßigen Verſammlungen und Gerichten für ſich, die Proteſtanten hingegen, die Stimme des Volks, und den Schwung des Zeitgeiſtes. Ein gefährliches Verhältniß, bei welchem der Vortheil meiſtens nur zu ſehr auf Seiten der Proteſtanten war. Man hat oft erinnert, daß die eingezogenen geiſtlichen Güter größtentheils zu guten Zwecken des öffentlichen Wohls verwandt ſeien; dieß kann hinreichend ſein für die kleinern mittelbaren. Hat man aber zu allen Zeiten die eigenmächtige Beſitznahme einer, wenn gleich nicht beträchtlichen freien Reichsſtadt, ſo lange noch die deutſche Verfaſſung beſtand, als einen Bruch derſelben, ja als einen hinreichenden Grund zum gerechten Kriege einmüthig angeſehen, wie viel mehr ward ſelbſt das Gleichgewicht der Macht unter den erſten Fürſtenhäuſern verändert, durch die Einziehung ganzer fürſtlicher Bisthümer, welche ſelbſt bedeutende Glieder und Theile des Reichs geweſen waren! Daß eine ſolche Veränderung wenigſtens nur, wenn ſie nicht einſeitig, ſondern nach einem einſtimmigen Beſchluß des ganzen Reichs und Reichsoberhauptes geſchehen wäre, rechtlich hätte genannt werden können, das iſt wohl eben ſo einleuchtend, als daß ein lebenslänglicher Wahlfürſt, wie der deutſche Hochmeiſter und jeder geiſtliche Churfürſt es war, wenn er der erſten Bedingung ſeiner Wahl und ſeines Amtes öffentlich entſagte, auch an die mit dieſer Bedingung verknüpfte Würde und Herrſchaft weiter keinen Anſpruch zu machen berechtigt ſein konnte. Man ſollte kaum glauben, daß es für dieſen ſo einfachen Rechtsgrundſatz noch eines ausdrücklichen geiſtlichen Vorbehalts bedurft hätte. Gleichwohl wollten die Proteſtanten dieſen nicht anerkennen, und groß war allerdings die Verſuchung, wenn ſich ihnen eine günſtige Gelegenheit zeigte, die Macht ihrer Parthei anſehnlich zu verſtärken und ihre Lehre zu verbreiten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch von der andern Seite Einige anfingen den Frieden ſelbſt, da er doch keine Sicherheit gewährte und immer wiederhohlte Eingriffe erfolgten, für ein Uebel zu halten, vielleicht im Stillen zu wünſchen, daß der Drang der Umſtände ihn nie herbeigeführt hätte, zu bereuen, daß man ſo viel nachgegeben hatte, wie denn allerdings in dem Kampfe gegen eine neu anwachſende, der alten Verfaſſung entgegenſtrebende Macht durch die erſte rechtliche Anerkennung mehr eingeräumt wird, als irgend ein Kriegsglück, das noch ſo glänzend immer noch dem Zufall unterworfen bleibt, je gewähren kann. Natürlich auf der andern Seite, ja unvermeidlich ſcheint der lebhafte Antheil, welchen proteſtantiſche Fürſten an dem Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen unter katholiſchen Herren nahmen. Und doch war eben dieſer Antheil von den gefährlichſten Folgen für das gegenſeitige Verhältniß des Volks und der Fürſten. Wie leicht konnte der Schutz, welchen die anders Glaubenden bei einer ausländiſchen Macht ſuchten, die unvorſichtige Menge über die Gränze des Erlaubten hinüberführen, üble Abſichten Einiger ſie zu eigentlich ſtrafbaren Verbindungen mißleiten? Man darf überhaupt die jetzigen Verhältniſſe gar nicht auf die damahlige Zeit übertragen. Wenn bei dem erſten Ausbruche der niederländiſchen Unruhen in drei Tagen vierhundert Kirchen zerſtört, wenn noch vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs proteſtantiſche Unterthanen eines katholiſchen Fürſten die entflammten Reden ihrer Lehrer mit der laut geäußerten Ueberzeugung verließen: daß es doch noch beſſer ſei, unter türkiſcher Herrſchaft zu ſtehen, als unter einer katholiſchen, ſo war gewiß nicht von einer bloßen Verſchiedenheit der Denkart die Rede, ſondern der Staat ſelbſt unmittelbar gefährdet. Jetzt nachdem die Leidenſchaften längſt erloſchen ſind, wird es dem Staate leicht, jeden Mitbürger ſeiner Ueberzeugung ruhig folgen zu laſſen. Damahls würde der größte Duldungslehrer aus unſerm Jahrhunderte, dorthin und auf den mächtigſten Thron verſetzt, nicht vermocht haben, den Geiſt der herrſchend war, die Menſchen und die Verhältniſſe der Staaten mit einem Mahle zu ändern, und durch den bloßen Willen das wirklich zu machen, was erſt die allmählige Frucht der Zeit ſein konnte. Zu frühzeitige Milde und die Friedensliebe eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, auf die gefahrvollen Verhältniſſe des Staats übertragen, wie es von Maximilian und Rudolph geſchah, konnten ſogar den Ausbruch noch beſchleunigen, oder eher gefährlicher machen als verhüthen. Wir haben auch in neueren Zeiten geſehen, wie gewaltig Meinungen, die wenn gleich nicht unmittelbar den Glauben betreffend, doch nicht ohne Beziehung auf ihn und von verwandter Natur ſind, in den Staat und in das Schickſal der Völker eingreifen können. Damahls waren die Meinungen noch tiefer vielleicht eingewurzelt, die Leidenſchaften heftiger entflammt, ungleich verwickelter die Verhältniſſe wegen der innigen Verflechtung auch des äußern Kirchenvereins mit dem Staate, deren Band ſich in neuen Zeiten immer mehr von einander getrennt und aufgelöſt hat. Die Reformation hatte es herbeigeführt, daß die Fürſten ſich einer großen Gewalt in Glaubensſachen gebrauchten, wenn gleich in Deutſchland nie ein ſolches Supremat gelehrt ward, wie es in England eingeführt war. Denn da die proteſtantiſchen Fürſten hierin keinen Richter über ſich erkannten, ſo geſchah, was ſie darin wollten, oft nicht ohne Willkühr und Gewaltſamkeit im Verfahren. Es war die Pfalz nach dem Willen ſeiner Beherrſcher den Glauben in kurzer Zeit mehrmals zu ändern genöthigt; in kurzer Zeit erſt calviniſch, dann lutheriſch, dann wieder calviniſch geworden, wobei mehrere tauſend Lehrer und Beamte, die ſich der Veränderung nicht fügen wollten, das Land verlaſſen mußten. Was ſo viele Katholiſche von ihren proteſtantiſchen Fürſten ſich hatten müſſen gefallen laſſen, was ſich eine proteſtantiſche Parthei gegen die andere erlaubt hielt, war es zu tadeln, wann katholiſche Fürſten gegen proteſtantiſche Unterhanen das Gleiche für Recht hielten? Doch geſchah dieß in Oeſterreich erſt dann, als ſichtbar kein anderes Mittel mehr blieb, den Staat zu retten. Verſetzen wir uns alſo in die Verhältniſſe der damahligen Zeit, ſo werden wir uns überzeugen müſſen, daß, wenn nicht etwa eine Parthei ganz obſiegen, ſondern Katholiken und Proteſtanten ferner in Deutſchland zu gleichen Theilen leben ſollten, keine andere Maaßregel möglich blieb als der Grundſatz, welcher Ferdinands des Zweiten Verfahren im Allgemeinen zum Grunde lag, den Proteſtanten nähmlich vollkommen freien Abzug zu geſtatten. Hart war es allerdings nach unſerer Anſicht, beſſer aber doch, als wenn mit bleibendem Mißtrauen zwiſchen Fürſten und Volk, ſtets erneuerte Aufſtände und Unruhen grauſame Beſtrafungen und harte Geſetze nach ſich zogen. Weniger hart auch war dieſe Maaßregel als der Ausweg, welchen in England die ſiegende königlich geſinnte proteſtantiſche Parthei der unterliegenden republikaniſchen mindern Parthei offen ließ, ſich nähmlich neue Wohnſitze in einem andern Welttheile zu ſuchen. In Deutſchland konnten dagegen, bei der Menge und Verſchiedenheit größerer und kleinerer katholiſcher und proteſtantiſcher Staaten, die Ausgewanderten faſt gewiß ſein, irgendwo in einem nahen deutſchen Lande bei Glaubensgenoſſen Schutz, gute Aufnahme, und eine neue Heimath zu finden. — Ein Verluſt für den Staat war allerdings die Auswanderung ſo vieler arbeitſamen Mitglieder, auch war dieſe einfachſte aller Bemerkungen den damahligen Staatsmännern wohl nicht ſo ganz verborgen als man vorausſetzt; aber man hatte noch nicht gelernt, die Freiheit der Menſchen dem Geldvertrage ihrer Anzahl unterzuordnen. Einer beträchtlich ſpätern in vielen Beziehungen cultivirtern Zeit, Ludwig dem Vierzehnten war die Maaßregel vorbehalten, indem er die Einheit des Glaubens in ſeinem Reiche durch Gewalt erzwingen und doch auch der Schatzkammer den empfindlichen Verluſt erſparen wollte, die Proteſtanten zu gleicher Zeit durch militäriſche Gewalt zu bekehren, und ihnen die Auswanderung zu verbiethen. — So wie nach bürgerlichen Kriegen jederzeit eine Amneſtie eintreten muß, ſo ſollte auch die Geſchichte jener Zeiten in einem ſolchen Geiſte der Amneſtie betrachtet werden. Wenn man Guſtav Adolphen, der mehr als das halbe Deutſchland für ſeine Ueberzeugung verwuſtete, der auch gegen ſeine deutſche Glaubensgenoſſen Schritte that, die wohl ſchwerlich anders als aus dem Rechte der Waffen abgeleitet werden können, große Geiſteseigenſchaften nicht abſpricht, ſo ſollte auch Kaiſer Ferdinand der Zweite eben ſo beurtheilt werden, deſſen unerſchütterlichen Heldenmuth ſelbſt ſeine Feinde ihm nie abgeſprochen, und daß er aufrichtig nach feſter Ueberzeugung handelte, nie bezweifelt haben. Nur da, wo ſichtbar Habſucht und böſe Abſicht, nicht Ueberzeugung und Begeiſterung für ſeine Sache die alleinige Triebfeder iſt, wie bei Richelieu, ſoll das Urtheil der Nachwelt und der Geſchichte ohne Schonung verdammen.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staatsmänner iſt, welche in dem langen Kriege mitgewirkt und ſich einen Nahmen gemacht haben, ſo ſind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter dieſe Begebenheit beſtimmt ward, und welche auf den Gang derſelben und auf den Geiſt ihres Zeitalters mächtig und ſelbſtſtändig gewirkt haben. Ferdinand der Zweite, Wallenſtein, Guſtav Adolph und Richelieu; vier Männer von dem verſchiedenſten Geiſt und Glauben, gaben jeder dem Kriege auch einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle andere Helden des dreißigjährigen Krieges waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten, oder ſolche, die gegen das Ende des Krieges, da die Begebenheit, die nun ſchon in ſich vollendet ihren ferneren Lauf von ſelbſt nahm, die Erfolge desſelben benutzten. Von Kaiſer Ferdinand darf nur der falſche Schein hinweggeräumt werden, ſo zeigt ſich die einfache Seelenſtärke dieſes Charakters von ſelbſt in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand der Zweite den öſterreichiſchen Staat unläugbar errettet, für ſeine Glaubensgenoſſen, da ſie ohne ſeine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigſtens das erkämpft, was ſich unter ſolchen Umſtänden erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines geſetzlichen Beſitzſtandes. Daß Pflichtgefühl und feſte Ueberzeugung allein ihn mit Heldenmuth beſeelte, der ihn nie verließ während des ſchweren Kampfes, zu welchem er ſich berufen glaubte, berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatſachen urtheilt. Daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmals auch in der Hitze dieſes erbitterten Kampfes bewieſen. Die ſanftern Gefühle, für die er bei der Strenge ſeiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe, beſonders für ſeine erſte Gemahlin, beweiſen, daß er ſelbſt, obwohl in einem Zeitalter des Haſſes und der Zwietracht lebend, nicht von haſſendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der ſeinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jeſuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, iſt um ſo ſonderbarer, da die damahls ſo innige Verbindung der Glaubens- und Kirchenſachen mit dem Staate, geiſtliche Rathgeber für einen Fürſten nothwendig machte, was ſelbſt bei Proteſtanten der Fall war. Unter den ſo unbedingt verdammten Geiſtlichen, welche unter Ferdinand in Oeſterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürſt Cardinal Dietrichſtein, welcher als Staathalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pazmany, der in der Geſchichte von Ungarns Cultur nie vergeſſen werden wird.

In Wallenſteins ſonderbarem Charakter war ſein aſtrologiſcher Wahn wohl das, woraus alles erklärt werden muß. Daher der gränzenloſe Stolz, die Verachtung aller andern Menſchen, als Weſen geringerer Art. Mehr als durch ſeine letzten zweideutigen Anſchläge, die ſeinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verſchuldet und Unglück über Deutſchland gebracht, daß ſein Ehrgeiz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg ſo groß machte und durch die kundgegebene Abſicht eine Herrſchaft auf der Oſtſee an ſich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beiſtand, den der Kaiſer ſeinem Schwager Sigmund gegeben hatte, ſchon gereizt war, ſelbſt nach Deutſchland herbeilockte. Jener in ſich gekehrte Stolz und ſein Wahn bei der innern Gluth der Leidenſchaften könnte Wallenſteins großen Verſtand in ſich ſelbſt verwirrt haben, und ſo die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die einiges in ſeinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf dieſe Verwirrung ſeines Gemüths deuten. Was ihn in die Zahl der erſten Männer ſeiner Zeit ſetzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunſt andere übertroffen haben, oder ihm gleichgekommen ſind, das iſt nicht bloß ſein erfinderiſcher Geiſt, ſondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutſchland geworden ſein, wenn der ſonderbare aſtrologiſche Held ſeine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgeſiegt hatte? So viel iſt gewiß, wenn Oeſterreich von einer herrſchſüchtigen und eigennützigen Politik beſeelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, ſo wäre nichts leichter geweſen, als mit dieſer vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutſchland abzuhalten, und es in ſeine Gränzen zurückzuweiſen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenſtein ein Königreich abzuwerfen. Dazu aber war Oeſterreichs und auch Schwedens Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenſtein ein Gebiether der Oſtſee zu ſein wähnte, dann bald Guſtav Adolph einen großen Theil von Deutſchland ſo ſchnell als ſiegreich durchzog, als Augsburg dem ſchwediſchen Könige huldigte, da ward ein ganz neuer Umſchwung der Dinge erwartet, da erinnerte man ſich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung, und an die alten Heereszüge der ehemahligen Gothen; nach der Eroberung von Deutſchland, von Pohlen und Ungarn, ſchien ſelbſt ein Zug der ſiegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich.

Guſtav Adolphs Sinnesart war in anderer Weiſe eben ſo einfach, als die Ferdinands. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden ſeiner Parthei auszeichnete, beſaß er von ſeinem Ahnherrn Guſtav Waſa auch die Gabe, durch glänzende Thaten die Liebe ſeines Volks zu begeiſtern; eine Gewalt, wie er ſie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war ſeit Luther von Niemand der Seinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf ſich ſelbſt hatte, flößte auch andern denſelben unerſchütterlichen Glauben ein. Daß Ehrſucht und Eroberungsſucht bei ihm mit der Ueberzeugung für die gute Sache zu kämpfen, verbunden und verwebt geweſen, darf kaum erinnert werden.

Nach Guſtavs, Wallenſteins und Ferdinands Tode, war das Große aus dem Kriege verſchwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerſtörenden Zwecke im Auge, die verwüſtende Flamme, ſie zu erhalten unabläſſig bemüht. Die alten franzöſiſchen Entwürfe gegen Spanien und Deutſchland verfolgend, nur behutſamer und mit deſto ſichererm Erfolge, im Innern aber Ludwigs des Eilften Grundſätze vollſtändig auszuführen, nur gewaltſamer und entſchloſſener, das war der Geiſt von Richelieu's Herrſchaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Guſtav Adolph und Ferdinand für ihren Glauben aufrichtig kämpften, Wallenſtein mit ſeinem großen Verſtande dem aſtrologiſchen Wahne nachhing, ſo kann jenes Syſtem der Ungerechtigkeit und der Unſittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel ſieht, welche Richelieu ſich erlaubte, deren keins ihm zu ſchrecklich oder zu ſchlecht war, jene abſichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politiſche Atheismus betrachtet werden.

Der weſtphäliſche Frieden, der den langen Kriegsleiden Deutſchlands endlich ein Ziel ſetzte, war ſchon früh gehofft, und mehrmahls und vielfältig verſucht, mißlungen, wieder mühſam bearbeitet, bis er zuletzt dennoch zu Stande kam. Keiner hatte beim Anfange gleich die ganze Dauer dieſes Kriegs vorausſehen können, der nicht ſo wohl ein einzelner Krieg war, als eine fortlaufende Reihe mehrerer verſchiedener ſich an einander kettenden Kriege des pfälziſch-böhmiſchen, des däniſchen, des ſchwediſchen, an den ſich zuletzt noch ein franzöſiſcher ſchloß. Als der Churfürſt von der Pfalz aus Böhmen vertrieben, er ſelbſt aus ſeinem Lande verbannt, in die Acht erklärt war, ſchien der Krieg geendet. Aber es war ein täuſchender Schein. Nicht ohne ſpaniſche Hülfsvölker hatte Ferdinand jenen Krieg beenden können; die Einmiſchung einer auswärtigen Macht führte auch die der andern herbei; es machten die proteſtantiſchen Mächte gemeinſchaftliche Sache, und zufällige Umſtände beſtimmten es, daß nicht Schweden, ſondern Dänemark zuerſt als Kämpfer auftrat. Die deutſchen Fürſten, beſonders die proteſtantiſchen ſelbſt hätten dieſe gefährliche Einmiſchung der fremden Mächte, durch die der Krieg ſo Unglück bringend für Deutſchland wurde, am beſten verhüten können; wenn ſich mehrere, gleich Sachſen, aber auch dieſes mit mehr entſchiedener Kraft an den Kaiſer angeſchloſſen, und gemeine Sache mit ihm gegen den Churfürſten von der Pfalz gemacht, deſſen Unternehmung ſie ohnehin nicht billigten, dagegen alle auswärtigen Mächte vom Reiche ausgeſchloſſen hätten. Weit entfernt, die Sache ihrer Glaubensgenoſſen dadurch zu verlaſſen, würden ſie vielmehr gerade als Bundesgenoſſen es am beſten in der Hand gehabt haben, die Rechte der Ihrigen zu ſichern. Den auswärtigen Einfluß abzuwehren, die Streitigkeiten bloß durch die inneren eigenen Kräfte zu ſchlichten, das muß das erſte Geſetz ſein in jedem Bundesſtaate, der beſtehen ſoll. Als Ferdinand auch in dieſem zweiten Kriege den entſcheidendſten Sieg davon trug, trat Schweden an die Stelle, und jetzt ward der Krieg am furchtbarſten und gefahrvollſten. Das war der große Stoß, welchen Richelieu den Kaiſerlichen beibrachte, daß er es durch ſeine Anſtiftung bei den katholiſchen Fürſten, beſonders bei Baiern dahin brachte, daß Ferdinand, den allgemeinen Klagen nachgebend, Wallenſtein verabſchiedete. Die Klagen mochten an ſich gerecht ſein, nur war die Frage, ob Wallenſteins Bedrückungen und Art, den Krieg zu führen, nicht in der Nothwendigkeit und der Lage der Sache gegründet ſei. Leichter würde es immer für Deutſchland geweſen ſein, jene Bedrückung noch eine kurze Zeit zu ertragen, als achtzehn Jahre lang die verwüſtenden ſchwediſchen Kriegsheere mit eigenen Kräften gegen ſich ſelbſt zu nähren und zu waffnen. So waren es Ferdinands eigene Bundsgenoſſen und Werkzeuge ſelbſt, die ihn oft am meiſten mitten im ſchönſten Gelingen hemmten. Nicht leicht hat wohl überhaupt ein andrer Fürſt mit ſo geringen Hülfsmitteln, von Gefahren und Feinden aller Art umringt, ſelbſt in denen, die mit ihm und für ihn kämpften, und die er zu brauchen nicht umhin konnte, oft neue und die größten Hinderniſſe findend, dennoch mit ſo immer gleichem Muthe und freudiger Kraft ſeinem Ziele nachgeſtrebt. Wie große Opfer hatte er nicht bereitwillig gebracht, um ſich Baiern als Bundesgenoſſen, Sachſen in Frieden zu erhalten; wie viele Rückſichten mußten nicht ſtets auf Spanien genommen werden; wie viel verdarb nicht Wallenſtein, noch mehr aber, daß die Häupter des katholiſchen Fürſtenbundes, nichts Arges ahnend, den franzöſiſchen Eingebungen ſo zugänglich waren. Was Ferdinand als Kaiſer für ſich und ſeine ſiegreichen Feldherren gethan, und man ihm vielfältig vorgeworfen hat, das findet ſeine beſte Rechtfertigung, wenn man es vergleicht mit den Gewaltſchritten und Forderungen der Schweden, als ſie Sieger waren. Allerdings hat die Zurückforderung der geiſtlichen Güter viel beigetrogen zum ſchnellen Ausbruche zu bringen, was in der franzöſiſchen Abſicht und der ſchwediſchen Eroberungsſucht ſchon lange vorbereitet lag; aber an ſich ungerecht kann man nicht finden, daß Ferdinand einen Frieden als entſcheidenden Maaßſtab des rechtlichen Beſitzſtandes zum Grunde legen, auf einen Frieden zurückgehen wollte, der ſeinen Vorfahren von der ſiegenden Gegenparthei eigentlich war abgenöthigt worden. Karl der Fünfte, die Lage der Dinge und die Welt wohl kennend, war auch als Sieger in Rückſicht der geiſtlichen Güter nachgiebiger; beſſer wäre es vielleicht geweſen, Ferdinand hätte gleich zugeſtanden, was er nachher doch bewilligen mußte; daß aber nicht der gewöhnliche Eigennutz des Siegers, ſondern Geſinnungen ganz anderer Art ſein Beweggrund bei dieſem Schritte geweſen, iſt hinreichend bekannt. Wallenſtein, der, was der Graf von Mannsfeld und Chriſtian von Halberſtadt im Kleinen gethan, im Großen nach Grundſätzen übte, und eben dadurch die nothwendige und einzige Art des Gelingens in dieſem Kriege zeigte, konnte und mußte in einem Kriege dieſer Art eine große Belohnung erhalten; daß ſie ihm nicht Belohnung, ſondern nur Zunder ſeines unbegränzten Ehrgeizes ward, das lag in ihm ſelber. Nach ſeinem, und noch mehr nach des Kaiſers Hintritte, ward der Krieg wieder wie er begonnen hatte. Einzelne Abentheurer und Heerführer auf dem großen Kriegsfelde, die Verwüſtung mit Blitzesſchnelle bald hier, bald dorthin leitend, zeigten mehr das Schauſpiel einer zerſtörenden Naturbegebenheit, eines einmahl entflammten nun geſetzlos ſich verbreitenden Feuers, als einen großen Entwurf, den Gedanken eines großen Mannes. Der Zweck des Krieges ward im Kriege ſelbſt vergeſſen, die Erbitterung des Glaubenshaſſes erloſch in der Wuth des Glaubenskrieges ſelbſt; ja ſchon in Wallenſteins Heere, vorzüglich während ſeines zweiten oberfeldherrlichen Laufes war nicht die Begeiſterung für den einen oder den andern Glauben herrſchend, und die beſeelende Kraft des Ganzen, ſondern ein eigenthümlicher, gegen die Glaubensmeinung eher gleichgültiger, von ihr ganz unabhängiger Soldaten-Geiſt. — Epoche machte der endlich durch die Nothwendigkeit herbeigeführte Frieden für Europa, eben als Glaubensfrieden als anerkannte Unmöglichkeit, den Kampf zwiſchen dem alten Glauben und der neuen Lehre durch die Waffen zu ſchlichten, und Feſtſtellung eines rechtlichen Verhältniſſes zwiſchen den Anhängern des einen wie der andern.

* * *

Man kann alle die Unruhen und einzelnen Kriege, welche nach der Glaubenstrennung die Niederlande, Frankreich und Deutſchland mit Blutvergießen erfüllten, an denen Spanien, England, Dänemark und Schweden Antheil nahmen, wegen dieſes Antheils faſt aller Nationen, des innern Zuſammenhangs und der Verflechtung der Begebenheiten, als einen allgemeinen europäiſchen Krieg betrachten, welcher von dem erſten Ausbruche der niederländiſchen Unruhen bis zum weſtphäliſchen Frieden volle achtzig Jahre gedauert, während dieſer Jahre die meiſten Länder Europa's betroffen, einige der wohlhabendſten verwüſtet und zu Grunde gerichtet hat. Wenn man dieſen achtzigjährigen Krieg der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthei als einen zuſammenhängenden, fortgehenden Kampf betrachtet, ſo könnte es mit Rückſicht auf das Ganze ſonderbar ſcheinen, daß die katholiſche Parthei, bei einer dem Anſcheine nach ſo großen Uebermacht in Europa, nicht die Oberhand behalten, und einen vollkommenen Sieg davon getragen habe. Mit Rückſicht auf einzelne Epochen des achtzigjährigen Kampfs, möchte man eher die Frage aufwerfen, weßhalb die Proteſtanten einmahl ſo weit gekommen, nicht noch weiter ihr Glück verfolgt haben, und ganz Sieger geworden ſeien. Die geſammten katholiſchen Mächte als eine der kriegführenden Partheien betrachtet, ſo lag die Urſache ihrer geringen Wirkſamkeit bei ſcheinbarer Größe nicht ſowohl in Spaniens Verfall; denn nach der kraftloſen Regierung Philipps des Dritten erhob ſich das Reich unter Philipp dem Vierten doch wieder mit neuem Glanze und neuer Thätigkeit; ſondern in dem Mangel an Einheit unter den verſchiedenen Mächten. Selten war Eintracht unter den beiden Linien des öſterreichiſchen Hauſes; ungeachtet der häufigen Familien-Verbindungen beider Häuſer hatte die mißtrauiſche Entfremdung unter Philipp dem Zweiten zu tief und zu lang gewirkt, als daß ſie ſo leicht wieder gehoben werden konnte; ja auch, als durch die Bemühung eines großen Staatsmanns, zwiſchen Philipps des Vierten regerer Thätigkeit und Ferdinands des Zweiten großen Zwecken eine Verbindung zu Stande kam, war die Eintracht dennoch nicht immer vollkommen, ſo wie ſie hätte ſein ſollen, die Verſchiedenheit der Grundſätze und der Abſichten oft noch von fühlbaren und nachtheiligen Folgen für die gemeinſchaftliche Wirkſamkeit. Dem römiſchen Hofe hätte es eigentlich obgelegen, das Band zu ſein zwiſchen den beiden Mächten, die Eintracht zwiſchen ihnen ununterbrochen feſt zu knüpfen; er hätte als Vermittler zwiſchen ihnen, das Gleichgewicht des Ganzen erhalten und auf die wohlthätigſte neue Weiſe abermahls die Würde eines Schiedsrichters der europäiſchen Angelegenheiten behaupten mögen. Einigemahl hat allerdings der römiſche Hof dieſe Obliegenheit erfüllt, und iſt das gemeinſchaftliche Band der katholiſchen Mächte geweſen, aber bei weitem nicht wirkſam, nicht fortdauernd genug. Nichts erliſcht leichter, als der lebendige Geiſt eines Bundes; ein halbes Jahrhundert der Eintracht und des vereinten Wirkens kann oft nicht wieder erſetzen, was in einem ungleich kürzern Zeitraume gegenſeitigen Mißtrauens, eigennütziger Vereinzelung der Zwecke verſäumt ward, und verloren ging. Wenn der römiſche Hof gegen die öſterreichiſchen Kaiſer anerkannter Maaßen oft nicht nachgebend genug war, von ihnen zu fordern ſchien, was die deutſchen Verhältniſſe jenen zu leiſten und zu erreichen ſchlechterdings unmöglich machten, ſo muß man es ihnen noch ungleich mehr zum Vorwurfe machen, den wahren Sitz des Uebels nicht erkannt, gegen Frankreich faſt immer zu nachgiebig geweſen zu ſein. Denn darin lag die eigentliche Schwäche der katholiſchen Macht in Europa, daß Frankreich nur dem Scheine nach, und ſelbſt nach dieſem nicht immer zur katholiſchen Parthei gehörte, in der That durch ſeine durchaus eigennützige Politik eine eigene Parthei für ſich bildete. In Rom hätte man es einſehen und vorausſehen müſſen, daß ein Guſtav Adolph an der Spitze eines ſiegreichen proteſtantiſchen Heeres der Kirche lange nicht ſo gefährlich ſei, als der bloß politiſche Schein-Katholicismus der letzten Valois, in der ſtarken Hand eines Richelieu. In ihrem Schooße hat von jeher die Kirche ihre größten Feinde und Verderber gehabt, mehr zu fürchten, als alle äußern Gegner. — Wer dieſe innere Schwäche der katholiſchen Parthei allein im Auge hat, möchte ſich faſt wundern, daß ſie nicht ganz unterlegen ſei, daß die Proteſtanten nicht vollkommen obgeſiegt haben. Aber in Holland und England durchkreuzten ſich die politiſchen und religiöſen Grundſätze und Zwecke der verſchiedenen politiſchen und religiöſen Partheien viel zu ſehr, als daß auch nur in England die katholiſche Parthei ganz hätte unterdrückt werden, geſchweige denn wie in Schweden der Geiſt auf Eroberungen ſich hätte lenken können; was Hollands gefahrvolle Lage und geringe Ausdehnung ohnehin von ſeiner Geſinnung entfernte. Hier war ein hartnäckig unbezwinglicher Widerſtand und erkämpfte Unabhängigkeit das einzige, was die Proteſtanten beabſichtigen und erreichen konnten. Deutſchland war das einzige Land, wo der Sieg vollkommen, wo der Proteſtantismus erobernd werden, und dann freilich, wenn er einmahl hier geſiegt hatte, ſein Uebergewicht auch auf das ganze übrige Europa erſtrecken konnte. In Deutſchland allein war der neue Glauben durch eine wahre Volksbewegung verbreitet worden, deren Kraft auch nach dem erſten gewaltſamen Umſchwunge nicht ganz erloſchen war, bis zum weſtphäliſchen Frieden. Dieſe in dem großen, volkreichen, damahls ſo ganz kriegeriſchen Lande alle Berechnung überſteigende Volkskraft des ganzen Deutſchlands ſtand mehr als ein Mahl jedem ſiegreichen Fürſten der Parthei, der ſie zu brauchen gewußt hätte, zum vollen Gebrauche und zu den kühnſten Entwürfen frei. Aber eben an einem ſolchen Fürſten, an einem großen Helden, den einzigen ſeiner Laufbahn früh entriſſenen Guſtav Adolph ausgenommen, fehlte es, ſonſt würde Deutſchland ohne Zweifel ganz proteſtantiſch, würde mit dem einen Sieger zugleich unter Einen Herrn gekommen, und nach Aufhebung aller geiſtlichen Fürſtenthümer bei der damahligen Bevölkerung wieder wie im Mittelalter der erſte aller europäiſchen Staaten, ja wahrſcheinlich eine erobernde Macht geworden ſein. Dem Schwedenkönige, ſo gewiß er als Herr von ganz Deutſchland dieß, und nicht Schweden als das Hauptland ſeines Reichs hätte behandeln müſſen, würde doch in der öffentlichen Meinung das immer geſchadet haben, daß er ein Ausländer war, wenn er auch länger gelebt, und fortdauernd geſiegt hätte; der einzige deutſche Fürſt, der vor Guſtav Adolph gleich große Entwürfe auszuführen vermocht haben würde, Moritz von Sachſen, hätte wegen ſeiner zu kundbar gewordenen Zweideutigkeit nie die gleiche Gewalt auf die Gemüther des Volks erlangen können, wäre ihm auch nicht ein eben ſo frühes Todesloos gefallen, wie dem ſchwediſchen Helden.

Wenn man die wichtigſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte aufmerkſam betrachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß die wenigſten ganz das geworden ſind, was ſie anfangs zu werden beſtimmt ſchienen. Die größten Entwürfe der Helden und Herrſcher ſind bei dem vollendetſten äußern Gelingen, dennoch durch die Einwirkung der Nebenumſtände anders gewendet und nur unvollkommen ausgeführt worden; die größten Bewegungen der Zeit und der Völker haben meiſtens einen ganz andern Ausgang genommen, als der ihnen anfänglich beſtimmt ſchien, ſich weit entfernt von dem Ziele, auf welches ſie zunächſt gerichtet waren. Es iſt daher keine müſſige Grübelei, in der Geſchichte zu fragen, was unter gewiſſen Umſtänden hätte geſchehen mögen, zu bemerken, an wie wenigem es oft lag, daß der Ausgang nicht ein ganz anderer war als der er wirklich geworden iſt. Das wirft oft am meiſten Licht auf die Begebenheiten, auf ihren wahren Gang und Geiſt, wenn man ſich bei der Beurtheilung zurückverſetzt in die Mitte derſelben, da ſie noch unentſchieden waren, um den verſchiedenen möglichen Ausgang nebſt ſeinen Folgen zu überdenken. Was würde wohl die Folge geweſen ſein, welche Geſtalt würde Europa wohl gewonnen haben, wenn die katholiſchen Mächte in jenem langen Kampfe ganz obgeſiegt hätten, wenn auch in Frankreich die Parthei der Guiſen und der ſpaniſche Einfluß, wenn mit Hülfe eben deſſelben in England die katholiſche Parthei die Oberhand behalten, in Schweden die ganze Dynaſtie wie einige der Mitglieder zu denſelben zurückgekehrt, in Deutſchland der alte Glauben wenigſtens der herrſchende geworden wäre? Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht unwichtig, ſelbſt für die Richtigkeit mancher Grundſätze und Anſichten über Verfaſſung der Staaten und Bildung der Menſchen. Spanien und Oeſterreich hätten alsdann, wie man nach Kaiſer Ferdinand des Zweiten erſtem Siege allgemein zu fürchten ſchien, das entſchiedenſte Uebergewicht in ganz Europa erhalten. Aber eben der Theilung wegen hätte dieß der Freiheit nicht nachtheilig werden, noch weniger die gefürchtete Univerſal-Monarchie herbei führen können, um ſo mehr, da der römiſche Hof als natürliches Band und unabhängiger Einheitspunkt zwiſchen beiden das Gleichgewicht und die Freiheit zu erhalten, durch alle Beweggründe aufgefordert geweſen ſein würde. Für die Denkfreiheit, für die Entwicklung des Geiſtes würden die Folgen ſchwerlich ſo nachtheilig geweſen ſein, als man nach dem erſten Scheine vorausſetzen möchte. Denn die Beſchränkung der Freiheit war ja bloß durch die Gährung und die Trennung herbeigeführt, mit dem Siege würde der Zwang von ſelber nachgelaſſen haben; mit der wieder hergeſtellten Einheit würde auch die Freiheit und gleichförmige Geiſtesentwicklung zurückgekehrt ſein, welche vor der Trennung in ununterbrochenem Wirken Statt fand. Nur mit einem wichtigen Unterſchiede: ſo wie die neuere europäiſche Bildung, in welcher der proteſtantiſche Geiſt das Uebergewicht erhalten hat, mehr von der einſeitigen Entwicklung des Verſtandes ausgegangen iſt, dieſer immer das entſchiedenſte Uebergewicht darin behauptet hat, ſo würde in jenem Falle die Bildung mehr von der Fantaſie ausgegangen ſein, wie dieß in Spanien und in Italien der Fall war, bis etwa bei nachlaſſendem Zwange die gleichförmige Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte ſich wieder hergeſtellt hätte. In welchem Falle glücklicher, das zu entſcheiden, gehört kaum noch der Geſchichte an; nicht bloß eine andre Geiſtesbildung, ſondern auch eine andre Weltgeſchichte würden die letzten anderthalb Jahrhunderte alsdann aufzuweiſen haben. Denn daß die größten Bewegungen derſelben in den Grundſätzen und derjenigen Richtung der öffentlichen Meinung ihren Grund haben, die aus jener herrſchend gewordenen, einſeitigen Verſtandesbildung hervorgegangen ſind, und hervorgehen mußten, das iſt wohl einleuchtend.

Wenn auf der andern Seite ganz Deutſchland proteſtantiſch geworden, unter einen Sieger und Herrn gekommen, und wieder ein durchaus kriegeriſcher, vielleicht erobernder Staat geworden wäre, welches würden die Folgen geweſen ſein? Glänzend vielleicht für die politiſche Macht und die Entwicklung der Nationalkraft. Schwerlich für die Geiſtesfreiheit im Anfange ſo günſtig als man vorauszuſetzen geneigt iſt. Daß die ältern Lutheraner in Rückſicht der unabänderlichen Glaubensbeſtimmung nicht minder ſtreng geweſen, als die alte Kirche, iſt ſchon erinnert worden. Ja es war die Norm des Glaubens in der alten Kirche eigentlich einfacher, bloß die Idee und die Thatſache enthaltend, welche alle chriſtliche Partheien als Grundlage des Chriſtenthums anerkennen, nebſt einigen negativen Beſtimmungen gegen die abweichenden neuen Lehren gerichtet; wobei der Philoſophie übrigens ſehr freier Spielraum blieb, wie die Geſchichte der Zeit vor der Glaubenstrennung zur Genüge beweiſt. Bei den ältern Lutheranern war aber die Norm des Glaubens in den ſymboliſchen Büchern ein ganzes ausführliches Syſtem, der Geiſt inſofern ungleich mehr beſchränkt. Es würde auch in der ſiegenden lutheriſchen Kirche die Freiheit nur erſt dann ſich haben entwickeln können, wenn der Zwang, der im Grunde von beiden Seiten vorzüglich nur durch den Kampf veranlaßt und auf den Kampf berechnet war, mit dem vollendeten Siege und Kampfe weggefallen wäre. Sehr verſchieden aber würde der Gang der europäiſchen Bildung in dieſem Falle des in ganz Deutſchland und von da wohl auch in einem großen Theile Europa's ſiegenden Proteſtantismus geweſen ſein, als der er nach feſtgeſetztem Gleichgewichte beider Partheien geworden iſt. Alle jene Wirkungen, die wir in der Geſchichte der neuern Jahrhunderte einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft als ihrer innern Urſache zuſchreiben können, würden dann um ſo viel ſchneller und allgemeiner ſich entwickelt haben. Daß es zu innern Unruhen und Kriegen unter den Proteſtanten ſelbſt gekommen ſein würde, läßt ſich leicht vermuthen. Außer dem Johann von Leiden hätte vielleicht auch Deutſchland dann einen Cromwell und andre ſeltſam fürchterliche Erſcheinungen geſehen. Der Uebergang von einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft zur Schwärmerei iſt nicht ſchwer; jede unterdrückte Kraft rächt ſich gern durch einen verdoppelten Ausbruch. In Deutſchland war die mit dem erſten Ausbruche der Glaubenstrennung zu gleicher Zeit frei gewordene Schwärmerei zwar nicht öffentlich ſichtbar und politiſch wirkſam; aber weit verbreitet war ihre Kraft im Verborgenen. Meinungen der Art wie jene, denen der ſeltſam außerordentliche Wallenſtein nachhing, waren überall verbreitet, und nicht ohne gegenſeitigen Zuſammenhang. Vielleicht daß ſelbſt Wallenſteins ſchnelles Emporkommen, ein Theil von ſeinen außerordentlichen Mitteln aus ſolchen geheimen Verbindungen ſeine Erklärung findet. Gewiß würde, wenn er alle ſeine Entwürfe hätte ausführen können, eine ganz eigenthümliche von der neuen Lehre eben ſo ſehr als von der alten Kirche verſchiedene Geſtalt des öffentlichen Lebens und der Meinung zum Vorſchein gekommen und herrſchend geworden ſein.

Keiner von dieſen äußerſten Fällen ſollte eintreten, weder die alte Kirche noch die neue Lehre ſollte einen vollkommenen Sieg davon tragen; vielmehr war das an dem Frieden, der den langen Kampf endlich beſchloß, das wichtigſte; es war die ausgeſprochene Entſcheidung der Weltgeſchichte, daß jener Kampf durch Gewalt nicht ausgemacht und gelöſt werden könne. Hätte die alte Kirche in jenem Kampf ganz geſiegt, ſo würde, weil er durch ſolchen Kampf errungen, der Sieg doch nur eine Frucht der Gewalt geſchienen haben; wäre die neue Lehre ganz die herrſchende geworden, ſo würde mit der alten Kirche auch unermeßlich viel von der alten Bildung und Verfaſſung unwiederbringlich mit zerſtört worden ſein, was in ſpätern ruhigern Zeiten erkannt worden iſt und genutzt. In ſo fern muß die damahls bleibende Trennung als ein Gut, oder doch als das mindere Uebel von beiden Partheien anerkannt und betrachtet werden. Außerdem hat die Trennung in einigen Fällen vielleicht gedient, gegenſeitig die Geiſteskraft durch den Kampf zu ſchärfen und zu erhöhen. Oefter war jedoch die Folge der Trennung die, daß der zerſtörende Geiſt der Streitſucht wie ein freſſendes Gift alles immer mehr ergriff, und die lange Anſpannung mit Erſchlaffung und gegenſeitiger Auflöſung endete. Nicht durch den Geiſt der Trennung wird die wahre Bildung befördert, ſondern durch den Geiſt der Eintracht, durch harmoniſche Thätigkeit und Entwicklung aller Kräfte. — Das alſo waren die politiſchen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem ſchwankenden wogenden Zuſtand, bevor man die neue Erſcheinung erſt ganz faſſen lernte, welcher Zuſtand fünfzig Jahre währte, und die erſten einzelnen Kriege in Deutſchland und der Schweiz umfaßte, folgte ein achtzigjähriger allgemeiner Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltſamen Entſcheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, ſo erfolgte durch die feſtgehaltene Trennung allmählig eine innere Auflöſung aller, das Leben lenkenden, beſtimmenden, beherrſchenden Grundſätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuſchendſten Schein von Mäßigung und Frieden führte auch dieſe große innere Veränderung endlich zu gewaltſamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren, als jene frühern, und immer deutlicher bewährte ſich's, daß der Geiſt, daß der Gedanke die bewegende Kraft der Weltgeſchichte ſei.

Als europäiſcher Glaubensfrieden; das war er wenigſtens ſeinem Zuſammenhange und ſeiner entferntern Wirkung nach, obgleich einzelne Thatſachen noch ſpäter an die frühere Zeit der erbitterten Glaubenskriege, beſonders in England erinnert haben; als europäiſcher Glaubensfrieden, war der weſtphäliſche Frieden wenigſtens das Ende eines großen und langen Uebels. Für Deutſchland waren ſeine Folgen, ſo wie die des vorangegangenen Krieges durchaus nachtheilig. Jetzt war der Einfluß fremder Mächte ſo anerkannt, ſo verfaſſungsmäßig feſtgeſetzt, daß ſich im Frieden ſelbſt der deutliche Keim zu fernern Unruhen, Eingriffen, weitern Kriegen, wie es alles erfolgte, ja zur völligen Trennung und Auflöſung leicht erkennen ließ, und nur etwa die längere oder kürzere Friſt, in welcher die verſchiedene Art und Weiſe wie dieſe Auflöſung erfolgen würde, zweifelhaft ſein konnte. Seit dieſer Zeit iſt auch die Macht des bürgerlichen Standes in Deutſchland allmählig wieder in Abnahme gekommen; zwar blieben noch die unabhängigen Reichsſtädte zum Andenken der ehemahligen Freiheit, und in mehreren Ländern behielten die von Fürſtengewalt abhangigen Städte dennoch einen Antheil an den landſtändiſchen Rechten; allein bei der ganz veränderten Kriegskunſt und der immer ſteigenden Fürſtengewalt, war es mehr ein äußerer Schein als eine wahre große Macht, wie vor der Glaubenstrennung die der Städte im ſüdlichen und rheiniſchen Deutſchland, den Fürſten wie dem Adel ſelbſt im Krieg gewachſen, oder zur Zeit der blühenden Hanſe bis auf den dreißigjährigen Krieg. Dieſer Krieg war es, der den alten Wohlſtand und großen Reichthum Deutſchlands vernichtete. Zwar hatte Deutſchland ſchon durch die Entdeckung der neuen Welt gelitten, gegen deren Gold- und Silbererguß die alten vaterländiſchen Quellen edler Metalle zu ſehr zurückſtanden; auch war die alte Richtung des morgenländiſchen Handels über Italien, und dann über Deutſchland dem letztern vortheilhafter. Doch war dieſer Verluſt noch nicht für den Wohlſtand tödtlich geweſen; ja bis auf den dreißigjährigen Krieg war Deutſchland zwar nicht ſo glänzend reich wie Portugall und Spanien, übertraf aber an wahrem Wohlſtande und lebendigem innern Reichthume vielleicht alle durch die neue Welt zu plötzlichem Glück gelangten Länder. Die Quelle des deutſchen Reichthums lag darin, worin ein großer Theil der Reichthümer Englands im achtzehnten Jahrhundert, in den Manufakturen; denn in dieſen behauptete damahls durchaus durch die Menge, in einigen Fächern auch durch die Vortrefflichkeit, Deutſchland den Vorzug vor allen andern europäiſchen Ländern, wie England in neuerer Zeit. Und dieſe wurden im dreißigjährigen Kriege zerſtört; zahlloſe Schaaren von Arbeitern wanderten aus, ergriffen das Kriegsleben, verarmten, kamen um. In jeder ausführlichen Geſchichte des dreißigjährigen Krieges findet man erſtaunenswerthe Beiſpiele von einzelnen deutſchen Städten, wo vor dem Kriege die Anzahl der Arbeiter eines Gewerbes nach Tauſenden gezählt, nach dem Kriege nur noch wenige Einzelne gefunden wurden. Planmäßig benutzten England, Holland und Dänemark, Deutſchlands nachtheilige Lage, um den eignen Handel empor zu bringen. Die verminderte Bevölkerung vollendete den Verluſt und machte ihn dauernd. Lehrreich würde die Unterſuchung ſein, den wie vielten Theil ſeiner Bevölkerung Deutſchland in dieſem Kriege eingebüßt habe, ob die Hälfte derſelben, oder ob etwa bis an zwei Drittheile, denn wenige Kriege in der Weltgeſchichte kommen in den verwüſtenden Folgen dieſem gleich.

Nicht bloß die Zahl, auch der Geiſt des übrig bleibenden Geſchlechts war verändert, und wurde es dauernd durch den Frieden. In allen Zeiten waren die Deutſchen eine kriegeriſche Nation geweſen, lange Zeit hindurch auch getheilt, vereint immer die erſte in Europa; ſelbſt in den Jahrhunderten, als Handel und Gewerbe einen großen Theil des Volks beſchäftigte, waren nebſt dem Adel auch die Städte von kriegeriſchem Geiſte und Muth beſeelt geblieben. Jetzt wurde der größte Theil des deutſchen Reichs, die ganze Maſſe der kleinern Staaten in einen ewigen Friedensſtand verſetzt, denn nur einige wenige der größern Fürſten waren etwa noch mächtig genug zu bedeutenden kriegeriſchen Unternehmungen, die auch ihnen ſchwer gemacht wurden durch die künſtliche Verflechtung der Verhältniſſe, und den Weiſeſten in der neuen Ordnung der Dinge ſelten rathſam ſcheinen konnten. Gut und heilſam möchte dieß genannt werden in Beziehung auf die innere Ruhe; bei der geringen äußern Sicherheit, welche der Frieden übrigens verſprach, hieß es nichts anders als Deutſchland der Zukunft und ſeinem kaum vermeidlichen Schickſale wehr- und waffenlos überliefern.

Als der Friede endlich in Deutſchland ſchon geſchloſſen war, dauerte gleichwohl dieſelbe Kriegsflamme, die ſich hier entzündet hatte, an den entgegengeſetzten Enden von Europa noch geraume Zeit fort. Nur eine Fortſetzung des allgemeinen Krieges war der noch zehn Jahre fortdauernde Kampf zwiſchen Spanien und Frankreich. Im Norden ſchien die einmahl rege gewordene Eroberungsluſt Schwedens unter dem raſtloſen kühnen Karl Guſtav alle benachbarten Staaten jetzt noch mehr zu bedrohen, als ſelbſt unter Guſtav Adolph. Wäre es Karl Guſtav gelungen, die Eroberung von Dänemark zu vollenden, ſo hätte er alsdann ſein Reich auf lange als das erſte im Norden gründen mögen. So waren ſeine Eroberungen, wie ſpäterhin die Karls des Zwölften mehr glänzend und ſchreckend, wie ein vorübergehendes Meteor, als für die Dauer begründet. Es zeigte ſich an Schweden, daß ein Eroberer in Europa wenigſtens, und ganz ſeltne Fälle ausgenommen, an geographiſche Geſetze gebunden ſei. Ungleich ſicherer daher als Schwedens glänzende Epoche, war der langſame aber ſtarke Anwachs der ruſſiſchen Macht unter der Herrſchaft des Romanow'ſchen Hauſes. In dem pyrenäiſchen Frieden, welcher zehn Jahre nach dem weſtphäliſchen, den Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien beſchloß, war nun endlich ganz entſchieden dargelegt, was bisher immer noch zweifelhaft hätte ſcheinen können, Frankreichs Uebergewicht und Spaniens Verfall. Wohl war ſchon unter Philipp dem Zweiten der Grund dazu gelegt worden, durch ſeine unbiegſame Strenge und Ueberſpannung aller Kräfte, am meiſten durch die gewaltſame Beſitznahme von Portugall und durch die, aus der Erbitterung der Glaubensſtreitigkeit auch im Innern hervorgegangene Unterdrückung der Volksfreiheit. Zwar hat weder Philipp der Zweite, noch haben ſeine Nachfolger die ſpaniſche Verfaſſung weſentlich in ihrem Grunde angetaſtet, oder gar umſtoßen wollen; allein daß die Könige nach Sitte morgenländiſcher Sultane meiſtens in der Verborgenheit ihres Pallaſtes zurückgezogen lebten, konnte nicht ohne große Wirkung bleiben auf den Geiſt, auf das Leben des Staats und der Verwaltung. Was vielleicht mehr als alles andere zum Verfall Spaniens beitrug, war, daß man verabſäumte die Nationalkraft durch Verſammlung der allgemeinen Cortes von Zeit zu Zeit mit neuem Schwung zu beleben. Gleichwohl war unter Philipp dem Zweiten die Kraft des Staats, und vorzüglich der Nation immer noch ſehr groß; es konnte noch viel auf Rechnung der alten Größe geſündigt werden, ehe ſie ganz vernichtet war. Wie ſehr auch Philipp der Zweite noch gewußt, das Ganze mit ſtarker Hand zuſammen zu halten, und ſelbſt zu herrſchen, das zeigte ſich am meiſten unter ſeinen Nachfolgern. Philipp der Dritte war mit der ängſtlichſten Sorge dahin erzogen, daß nur ja ſein Gemüth nicht in unzeitigem Ehrgeize ſo leidenſchaftlich aufbrauſend werde, als es mit dem unglücklichen Don Karlos der Fall geweſen war, wie denn überhaupt die Menſchen einen Fehler meiſtens dadurch gut zu machen glauben, daß ſie zu dem entgegengeſetzten übergehen. Daher vermochte Philipp der Dritte bei vielen guten Eigenſchaften nicht den Mißbrauch der Gewalt durch große Staatsdiener, ſeine erſten Stellvertreter und Statthalter zu verhüthen. Sehr nachtheilig wirkte dieſer Mangel an Disciplin im Staate auch in Italien, da einzelne ſpaniſche Große, wie in der bekannten Verſchwörung des Marquis von Bedmar zu Venedig, durch den Mißbrauch der Gewalt dem ſpaniſchen Ruhme und Einfluſſe in der öffentlichen Meinung einen unglaublichen und nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Daher entſtanden heftige Gegenwirkungen, Venedigs nicht unwichtige Feindſchaft, und dadurch ward es Richelieu'n möglich, der ſpaniſchen Größe in Italien den erſten großen Stoß beizubringen. Die Vertreibung der Morisken unter Philipp dem Dritten, muß vielleicht, wie die Revolution Portugalls unter Philipp dem Vierten, den erſten Gewaltſchritten Philipps des Zweiten, die nicht wieder gut gemacht werden konnten, als unvermeidliche Folge ſeiner Fehler zugeſchrieben werden. Unter Philipp dem Vierten erhob ſich übrigens die ſpaniſche Monarchie in vieler Hinſicht noch einmahl mit neuem Glanze; vielleicht war nur das der Fehler, daß man zuviel auf einmahl wollte, daß man alle begonnene Kämpfe wieder erneuerte; auch traten erſt jetzt manche Nachwirkungen der frühern Staatsfehler als unvermeidliche Folgen derſelben hervor. Daher war Spanien ſeinen Feinden nicht mehr gewachſen; die Minderjährigkeit nach Philipps des Vierten Tode führte einen neuen Verfall herbei, der unter Karlos des Zweiten Herrſchaft nur immer weiter ſich entwickelte; der Kampf um die Erbſchaft des Reichs nach ſeinem Tode war für Spanien zerſtörend, und verloren blieb unter den franzöſiſchen Beherrſchern der alte ſpaniſche Ruhm und Einfluß auf Europa.

So war alſo Richelieu's Wunſch gelungen, Deutſchland in einen dauernden Zuſtand von Ohnmacht zu verſetzen, Spaniens Macht zu untergraben. Es war in dieſer Rückſicht Ludwig dem Vierzehnten mit ſtarker Hand vorgearbeitet. Dieſes kann indeſſen nicht dienen, ſeinen Ruhm zu ſchmälern; jede glanzvolle Epoche der Geſchichte iſt, ehe ſie ſich ganz entwickelte, ſchon früher vorbereitet, und im Keime oft lange vorhanden geweſen, ehe ſie äußerlich erſcheint und die Welt mit Ruhm und Erſtaunen erfüllt. So war auch Karl dem Großen, und Karl dem Fünften vorgearbeitet worden. Wie Karl der Fünfte war auch Ludwig der Vierzehnte von vielen großen Männern im Felde und Staate, wie in den Wiſſenſchaften und in der Geiſtesbildung umgeben. Dieſes kann ihm ſelbſt nicht zum Nachtheil gereichen, vielmehr iſt die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft für den Beherrſcher einer großen Monarchie eben dieſe königliche Kunſt, mit großen Männern umzugehen, das Verdienſt, das Genie zu erkennen, es zu gebrauchen und um ſich zu verſammeln. Das hat Ludwigs Ruhm groß gemacht; auch die Kunſt beſaß der franzöſiſche Monarch, welche Philipp dem Zweiten in ſo hohem Maaße noch eigen geweſen war, allem was ihn umgab und was er that, ein Gepräge von Würde zu verleihen. Gleichwohl findet, wenn wir Ludwigen mit Karl dem Fünften vergleichen, ein großer Unterſchied Statt; denn nicht leicht wird man z. B. von Karl dem Fünften anführen können, daß neben den großen Männern auch minder fähige und würdige ſo großen Einfluß bei ihm gehabt haben, wie dieß bei Ludwig oft der Fall war, wo beſonders in der letzten Zeit ſeiner Regierung die großen Talente im Felde und im Staate durch untaugliche erſetzt wurden. Wenn die glänzende Epoche Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten am meiſten der innern Nationalkraft ſelbſt, nach endlich wieder hergeſtellter innerer Ruhe zugeſchrieben werden muß, ſo hat Ludwigs Zeitalter dieß mit allen glänzenden und großen Epochen der Geſchichte gemein. Fragen wir nach dem Gebrauch, den er von dieſen herrlichen Mitteln gemacht, nach den Zwecken und Planen, die er vorzüglich gehabt, ob ſie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, ſo iſt die Antwort, welche die Geſchichte auf dieſe Frage giebt, weniger günſtig als Ludwig von den Lobrednern ſeiner Nation dargeſtellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches faſt ſchon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, ſelbſt in Holland mit Hinderniſſen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Erſten ſeiner Zeit, bloß durch beſonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er ſeinem Vorfahr Wilhelm von Oranien glich, im Stande geweſen iſt, Holland in unabhängiger Freiheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigſten und kraftvollſten Staaten umzuſchaffen, Europa aber eine neue Geſtalt zu geben; das iſt eines der erhebendſten Beiſpiele, welche die Geſchichte aufſtellt von dem was Einſicht und ſtandhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Uebermacht vermögen. — Das deutſche Oeſterreich wollte Ludwig durch die türkiſche Macht vollends vernichten. Aber ſo wenig gelang dieſe Abſicht, daß gerade die mißglückte türkiſche Unternehmung es war, welche Oeſterreichs kriegeriſchen Geiſt nach dem Zuſtande von Schwäche der auf den dreißigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Oſten einen großen Umſchwung der Dinge herbeiführte, ſo daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, ſchon eher Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungariſchen Nebenlande gedacht werden konnte. — Wenn es Ludwigen endlich doch noch gelang, ſein Haus auf dem ſpaniſchen Throne zu erhalten, ſo iſt bekannt, daß er dieß nur dem Zufalle und den Fehlern des Gegentheils, einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfaſſung liegen, und Urſache ſind, daß dieſe Macht glückliche Kriege ſelten durch einen vortheilhaften Frieden zu benutzen wußte. Gelungen ſind Ludwigen ſeine Vergrößerungsabſichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfaſſungsmäßige Ohnmacht verſetzten deutſchen Reichs; auf eine Weiſe betrieben, die ſelbſt ſeine Lobredner kaum ganz zu entſchuldigen vermögen. Nicht bloß als an ſich ungerecht, ſondern auch weil man eine Habſucht dieſer Art mehr an einem Staate von minderer, oder von der zweiten Größe erwarten und verzeihen würde; für einen großen Staat iſt auch unter der Vorausſetzung einer ganz eigennützigen Politik, wenigſtens der Schein der Großmuth und der Würde für die Dauer unentbehrlich, und ſelbſt für die wahre Kraft oft wichtiger als eine geringe Erweiternng. — Daß Ludwig des Vierzehnten ſtäte Kriege Frankreichs Kräfte erſchöpft, der Zuſtand von Schwäche in welchen es nach ihm abermahls zu ſinken drohte, alſo nicht bloß ſeinen Nachfolgern zuzuſchreiben, ſondern die erſte Quelle davon in ſeinem unausgeſetzten Ehrgeize zu ſuchen ſei, das iſt oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichſte Wunde aber ſchlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Proteſtanten, und überhaupt durch die gewaltſame Einmiſchung in Kirchen- und Glaubensſachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geiſtige Gegenwirkung, welche ſo ſtark war, daß ſie ſpäterhin ganz Frankreich erſchüttert hat.

Dieſer unzeitige Verfolgungsgeiſt war es, welcher jenen Charakter der heftigſten und leidenſchaftlichſten Oppoſition vorbereitete, welcher die franzöſiſche Literatur und Philoſophie im achtzehnten Jahrhunderte ſo ſehr auszeichnete, und ſie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Jene geiſtige Oppoſition hatte ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte einen ſichern Zufluchtsort und einen feſten Wirkungspunkt vorzüglich in Holland, oder auch in der Schweiz. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaire's Vorgänger und Quelle, Bayle, auf Frankreich wirkte, das war in ſeinen Folgen vielleicht wichtiger, als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

An der franzöſiſchen Literatur, deren glänzende Epoche Ludwigs Zeitalter mit dem bleibendſten Ruhme umgeben hat, iſt in dem Anfange jener Epoche unter Richelieu, und bei den frühern Schriftſtellern derſelben, der noch ſehr ſichtbare ſpaniſche Anſtrich und Geſchmack, auch in politiſcher Hinſicht merkwürdig, als ein Beweis, wie mächtig und wirkſam der ſpaniſche Einfluß in Frankreich ſelbſt auf den Geiſt geweſen war. Richelien's nächſter Zweck, eine franzöſiſche Literatur zu bilden, war unſtreitig der, durch den Glanz dieſer neuen Erſcheinung die Aufmerkſamkeit von ſo manchen drückenden Gefühlen des Elends, oder empörenden Anblicken ungerechter Allgewalt abzulenken, nebſt dem aber den Hof und den Thron zum Mittelpunkte aller geiſtigen Kräfte der Nation, und eben dadurch deſto ſicherer zum Beherrſcher auch über den Geiſt und die Meinung zu machen. — Die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Literatur unter Ludwig für Frankreich ſelbſt, in dem was die Grundlage und der wahre Maaßſtab aller Nationalbildung iſt, dem Anbau nähmlich der Landesſprache, erhellt am beſten, wenn man die Sprachvollkommenheit der erſten Schriftſteller aus Ludwigs Zeit auf der einen Seite, mit dem theils verworrnen, theils ungebildeten Ausdrucke der frühern franzöſiſchen Schriftſteller vergleicht, auf der andern Seite aber in Erwägung zieht, wie wenig es ausgezeichneten

Talenten der nachfolgenden Zeit gelungen iſt, in dieſer Beziehung die einmahl erreichte Vollkommenheit und Sprache auf neuem Wege zu übertreffen. In Rückſicht auf Kunſt und Geſchmack, wurden im Ganzen die Grundſätze in der franzöſiſchen Literatur herrſchend, die in der ſpätern Zeit auch in Italien immer mehr geltend geworden waren; in allen Fächern der Kunſt und der Darſtellung ward die Nachahmung der Alten als die Grundlage der Vortrefflichkeit anerkannt; eine Nachahmung der Alten, welche weder dem Geiſte und den Sitten des neuen Europa ganz angemeſſen, noch auch mit einer richtigen Kenntniß des Alterthums verbunden war. In einer Hinſicht nahm der franzöſiſche Geſchmack eine ganz andere, von der italieniſchen Kunſtart ſehr abweichende Richtung. Dort war ſeit der Glaubenstrennung die Philoſophie ausgeſchloſſen oder unwirkſam und kraftlos geweſen, eben dadurch aber die ganze Bildung, Kunſt und Literatur Italiens und Spaniens, mehr eine Cultur der Einbildungskraft als des Verſtandes geworden, welche einſeitige Herrſchaft der Fantaſie im ſiebzehnten Jahrhunderte ſchon in allen Arten der Kunſt und Literatur die nachtheiligen Folgen der geſtörten Harmonie in manchen Erſcheinungen verrieth. Das Gefühl dieſer Fehler veranlaßte in der franzöſiſchen Literatur und Kunſt eine Gegenwirkung, woran vielleicht nur das zu tadeln iſt, daß mit dem Mißbrauche der Fantaſie, zugleich dieſe ſelbſt durchaus gefeſſelt oder ausgetilgt worden. Doch dieſe Betrachtungen gehören mehr der Literatur an; wichtiger in ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Folge iſt es, daß auch in der franzöſiſchen Literatur wie in der gallikaniſchen Kirche die Trennung der Philoſophie und Religion zum großen Nachtheile beider, immer mehr anerkannt und als Grundſatz aufgeſtellt wurde. Dadurch ward die Sache des alten Glaubens, welche zugleich auch die der alten Verfaſſung war, von der gefährlichſten Seite wehrlos gelaſſen, und den Angriffen der immer leidenſchaftlicher und gefährlicher anwachſenden Oppoſition im voraus Preis gegeben. Je verſchiedenartiger die Elemente dieſer Oppoſition waren, welche von der reformirten Parthei zuerſt gebildet, durch die Streitigkeiten der Janſeniſten genährt, und in philoſophiſcher Zweifelſucht vollends entwickelt worden, in Frankreich erzeugt, in Holland gepflegt, von da auf Frankreich und auf das ganze übrige Europa zurück wirkten; je mehr Kraft hatte ſie, eine allgemeine Auflöſung aller alten Grundſätze und Meinungen zu bewirken.

Neunzehnte, zwanzigſte und ein und zwanzigſte Vorleſung.

Mit einem freudigen und erhebenden Gefühle, oft auch mit einer gemiſchten Empfindung der Wehmuth und Rührung verweilen wir bei dem Bilde der alten Zeiten, wo unter einer ſchlichteren und ſtrengeren Außenſeite die Kraft im Herzen deſto lebendiger und reiner wirkte, und den beſchränkteren Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verſchönte. Ganz anders, ernſter und herber iſt das Gefühl, mit dem wir die Geſchichte der letzten Jahrhunderte in ihrer Verkettung bis auf die Begebenheiten unſerer eigenen Zeit begleiten. Wie wenn trübe Wolken plötzlich den heitern Himmel verdunkeln, oder wie bei der drohenden Stille vor dem Ungewitter, ſo erfüllt ſich die Bruſt mit ängſtlicher Erwartung, wenn wir ſehen, wie die alten Bande immer mehr ſich löſen, und unter dem täuſchenden Scheine von einer neuen Bildung und Freiheit, von Schonung und Frieden, im Innern etwas Furchtbares ſich vorbereitet, alle Begebenheiten in unſichtbarer Verkettung immer mehr ſich einem großen, gefahrvollen und unvermeidlichen Verhängniſſe entgegendrängen, welches unaufhaltſam alles in ſeinem Schwunge mit ſich fortreißt. Wenn auch einzelne große Menſchen oder Thaten uns mit einem Gefühle der Bewunderung erfüllen, wenn jenes dem Menſchengeſchlechte herannahende Verhängniß ſelbſt uns mit erhabenem Staunen erfüllt; ſo iſt es doch mehr nur eine Belebung des Muthes zum ſchweren Kampfe, ein ſtarkes Gefühl von dem, was Pflicht, was die große Beſtimmung eines verhängnißvollen Zeitalters iſt, als reine ungetrübte Freude.

Schaudervoll iſt der Blick auf die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges; aber noch trauriger und quälender für das Gefühl jener lange Zuſtand von Ohnmacht, von Erniedrigung und Schwäche, der auf den verwüſtenden Krieg folgte. Zwar erhohlte ſich Deutſchland zu neuem Wohlſtande, Oeſterreich durch die Fülle ſeiner nie verſiegenden Kraft hob ſich wieder zu der alten Würde empor. Eine neue Sonne von Glück ging auf über Europa, als Oeſterreich im höchſten Glanze des kriegeriſchen Ruhms ſtrahlte, England die hohe Stufe der Macht, welche es noch jetzt behauptet, plötzlich erſtieg; und beide vereint als der Mittelpunkt eines großen Staatenbundes, Europa nach ſo vielen Stürmen endlich eine allgemeine Herrſchaft, wo nicht der ſtrengen Gerechtigkeit, doch der gegenſeitigen Ausgleichung und Schonung, ein fortdauernd mildes Verfahren nach Gefühlen und Grundſätzen der Billigkeit zu verheißen ſchienen. Aber es zeigten ſich nach dem kurzen Genuſſe dieſes täuſchenden Zeitraums von äußerer Mäßigung und anſcheinender Friedensliebe nur zu bald die Vorbothen und Anfänge jener allgemeinen Erſchütterung, welche alles verſchlungen hat.

Der Zuſtand von Schwäche, in welchen nicht nur Deutſchland, ſondern auch Oeſterreich nach dem dreißigjährigen Kriege verſank, war von der Art, daß Kaiſer Ferdinand der Dritte, der nebſt manchen andern ruhmvollen Eigenſchaften auch kriegeriſchen Geiſt, als Sieger in der wichtigen Schlacht bei Nördlingen noch als römiſcher König erprobt hatte, von allen Tugenden, zu denen er Hoffnung gab, faſt nur die eine der ſtandhaften Geduld zu üben Gelegenheit fand. Nur durch dieſe, und durch die Unermüdlichkeit des Grafen Trauttmansdorff kam der von den zermalmten Völkern heiß erſehnte, von dem ſich durchkreuzenden Eigennutze der Staatskunſt vielfach gehemmte und gehinderte Frieden endlich dennoch zu Stande. Derſelbe Zuſtand der Dinge dauerte fort, in der erſten Hälfte der Herrſchaft Kaiſer Leopolds des Erſten, Ludwigs anfangs an Macht ſo ungleichen, am Ende ſeines Lebens unerwartet ſiegreichen Gegners. Mit den rechtlichſten und beſten Geſinnungen und mannichfaltigen Kenntniſſen aller Art, verband dieſer Monarch eine Standhaftigkeit ſelbſt im äußerſten ganz verzweifelten Unglücke, welche Ferdinand des Zweiten nicht unwürdig geweſen wäre. Gleichwohl war der große Umſchwung der Dinge, und Oeſterreichs hoher Glanz in den letzten Jahren der Herrſchaft Kaiſer Leopolds nicht zunächſt ihm ſelbſt, noch auch allein dem großen Eugen, ſondern der wieder auflebenden Kraft der geſammten Nation und der allgemeinen Veränderung des Zeitalters und aller Verhältniſſe zu verdanken. Wie vieler Zeit und langſamen Anſtrengungen es bedurfte, ehe Oeſterreichs Kraft nach dem tiefen Falle des allverwüſtenden Krieges und des noch unglücklicheren Friedens, ſich wieder erheben konnte, das geht am anſchaulichſten hervor aus Montecuccoli's Art und Verfahrungsweiſe; jenes Helden, der als Gelehrter, Forſcher und Erfinder in der Kriegskunſt nicht minder Epoche gemacht hat, als er durch ſein behutſames Zaudern und Zögern, wie es den geſchwächten und ſparſamen Kräften ganz angemeſſen war, berühmt geworden iſt. Ein nur auf das Große ſinnender, kühner, raſcher Feldherr wäre für dieſe erſte Stufe der wieder auflebenden öſterreichiſchen Macht noch gar nicht an ſeiner Stelle geweſen.

Um die Geſchichte und die Verhältniſſe jener Zeit unter Leopold in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts überhaupt richtig zu beurtheilen, muß noch eine Wirkung in Erwägung gezogen werden, welche der weſtphäliſche Frieden für alle deutſche Staaten in ihrem innern Zuſtande hatte; der ſichtbare Einfluß desſelben auf den eigenthümlichen Charakter, durch welchen ſeit jener Epoche die deutſchen Staatsbeamten ſich auszeichnen. Es iſt überhaupt der in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden ſehr verſchiedene Geiſt der Staatsbeamten als eines abgeſonderten Standes, einer der wichtigſten Gegenſtände der geſchichtlichen Beobachtung. Im Allgemeinen läßt ſich als ein faſt unvermeidliches Ereigniß das feſtſetzen: je mehr die Staaten altern, um ſo mehr nimmt auch die Zahl der Staatsbeamten zu. Nicht immer, nicht nothwendig wird der Geiſt dieſes Standes auch ein ſich ſelbſt und ſeinen Vortheil von dem Staate abſondernder, dem öffentlichen Wohle mithin verderblicher Geiſt; oft aber geſchieht es allerdings, daß die allgemeine Entartung, ſich auch in dieſem weſentlichſten Beſtandtheile des Ganzen zunächſt und am auffallendſten kund giebt, ſo daß der Staat am Ende nur um der Staatsbeamten willen vorhanden zu ſein ſcheint. Nur geſchieht dieß meiſtens in verſchiedenen Staaten auf ganz verſchiedenem Wege. In Frankreich ging der Geiſt der unbeſchränkten Herrſchaft von dem Mittelpunkte der Allgewalt natürlich auch auf die Maſſe der Staatsdiener über. Nur in einem Punkte iſt doch ſelbſt die ſcheinbare Allgewalt unbeſchränkter Alleinherrſcher meiſtens abhängig, in Rückſicht des Geldes nähmlich, und der Finanzen. Dieß bewährte ſich vor allem in Frankreich. In keinem andern Staate Europa's wird man ſeit Ludwig dem Vierzehnten, die Zahl und den Einfluß der Finanz-Staatsdiener ſo groß wie hier, dieſen Geiſt in der ganzen Maſſe ſo herrſchend finden. In England entwickelte die Freiheit und der alte Streit der republikaniſchen und der königlichen Grundſätze, der Whigs und der Tories ausgezeichnete Kräfte und einen edlen Ehrgeiz bei den höhern Staatsbeamten, aber mit dieſen auch den leidenſchaftlichen Partheigeiſt, welcher die großen Talente oft zu nachtheiligen oder unwürdigen Schritten verleitet hat. Den Charakter der deutſchen Staatsbeamten beſtimmte vorzüglich der weſtphäliſche Frieden. Schon früher machte die Verbindung der römiſchen und der verſchiedenen deutſchen Rechte die Geſchäfte verwickelt. Noch nie aber war ein Frieden geſchloſſen worden wie der weſtphäliſche, die ſtreitigen Rechtsverhältniſſe nach allen Förmlichkeiten bis in das Geringfügige genau beſtimmend. Dieſes Syſtem von rechtlichen Förmlichkeiten ward nun Grundlage wie des geſammten deutſchen Staates, ſo auch für die Einrichtung der einzelnen Länder und für den Geiſt der Beamten. Aber nicht bloß dieſer, nicht bloß der Gang der eigentlichen Staatsgeſchäfte, ſondern mit ihnen zugleich auch alles, was geſchah im Kriege und Frieden, der Gang der Begebenheiten ſelbſt nahm dieſe Richtung und dieſen Charakter einer ſchwerfällig langſamen aber rechtlichen Förmlichkeit an.

Dieſer Gang aller Staatsgeſchäfte und Geiſt der Staatsbeamten, hatte auch auf den beſondern Charakter des deutſchen Adels ſeine Wirkung, weniger auf den von Oeſterreich. Diejenige neue Form des Adelsſtandes, welche nach Aufhebung des Fauſtrechts entſtanden war; jene Form desſelben, da der Adel als die wahre Stütze und Grundlage des Throns, als ein unentbehrliches verbindendes Mittelglied zwiſchen dem Volke und dem Könige, und die ſtrengſte und höchſte Aufopferung im Dienſte des letzteren als die höchſte Beſtimmung des Adels betrachtet wird, hatte in Spanien zuerſt die vollkommenſte Ausbildung und den höchſten Glanz erhalten; nächſtdem in Frankreich. In Spanien wirkte der Geiſt dieſes Adels noch lange fort in lebendiger Kraft, als dieſe Kraft auf dem Throne ſelbſt ſchon erloſchen war; mehr und mehr aber mußte der deſpotiſche Schlummer, welcher im Mittelpunkte herrſchend ward, ſich auch über die ganze Maſſe verbreiten. In Frankreich konnte die Unſittlichkeit, welche unmittelbar nach Ludwig am Hofe Ton ward, da ſchon Ludwig ſelbſt bei aller Würde, die ihn umgab, manche perſönliche Neigungen und Schwächen öffentlicher hatte kund werden laſſen, als es der königlichen Würde ziemt und zuträglich iſt, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf einen Theil des Adels bleiben, mit den alten ſtrengen Sitten auch die Grundſätze auflöſend. In England führte die eigne Verfaſſung, noch mehr aber der Welthandel einen ganz neuen, großen Einfluß des Geldes und des Reichthums auf alle übrigen Verhältniſſe und auch auf den Adel herbei. Alles dieſes fand in Deutſchland entweder gar nicht, oder doch nur in geringem, ungleich minder wirkſamen Maaße Statt. Mit der Trennung Deutſchlands in mehrere kleine Fürſtenſtaaten, ſo wie der weſtphäliſche Frieden ſie feſtſetzte, ging das Nationalgefühl verloren, welches in einer großen Monarchie den Adel ſtets mit edler Ruhmbegier beſeelt; und weil die meiſten kleineren Staaten in der innern

Einrichtung ein Nachbild des geſammten Reichskörpers mit allen ſeinen Förmlichkeiten werden wollten, ſo trat oft an die Stelle des wahrhaft königlichen von hohem Nationalgefühle beſeelten, in der ruhmvollen Aufopferung für den König ſeine Beſtimmung ſuchenden Adels, ein mehr nur für die äußere Form allein berechneter, und in dieſer glänzender Hof- und Staats-Adel. In Oeſterreich und Ungarn jedoch erloſch der kriegeriſche Geiſt nie, auch in dem Zuſtande von Schwäche, welcher auf den dreißigjährigen Krieg folgte. Es war nicht der Geiſt eines Einzigen, ſondern die geſammte Nationalkraft, welche den großen Umſchwung der Dinge gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bewirkte, und eine neue Epoche des glänzender als je wieder auflebenden Oeſterreichs unter Montecuccoli, den beiden Starhembergen und dem großen Eugen herbei führte. Und wie viele andere Nahmen ſind nicht noch neben dieſen den Jahrbüchern der Geſchichte jenes glorreichen Zeitraums eingegraben! Alles was der ſpaniſche oder auch der franzöſiſche Adel immer zu der blühendſten Zeit jener Königreiche für Beweiſe von kriegeriſchem Geiſte und vaterländiſchem Ehrgefühle gegeben hatte, das ward in Oeſterreich und Ungarn erreicht oder übertroffen in jenem Zeitraume der Befreiung Wiens und Ungarns von der drohenden türkiſchen Uebermacht bis da Maria Thereſia die Erhaltung des Reiches ihrer eigenen Standhaftigkeit, und der von Ehrgefühl und Liebe zu ihr begeiſterten Tapferkeit ihrer treuen Völker verdankte.

Schon hatte ſich noch vor dem türkiſchen Angriffe auf Wien unter Montecuccoli die öſterreichiſche Kriegsmacht zwar langſam, aber deſto ſicherer wieder erhoben; da war es eben die Erſchütterung eines gewaltigen Angriffs und die drohende große Gefahr, was die ſchlummernde Kraft ganz weckte, und dem mißlungenen Unternehmen der Türken gegen die Kaiſerſtadt die Befreiung von Ungarn zur glorreichen Folge gab. Dadurch trat Oeſterreich wieder ein auf die Stufe einer Macht von der erſten Größe, und damit war der eine Grundſtein der europäiſchen Freiheit im achtzehnten Jahrhunderte gelegt, und der feſte Tragepunkt eines rechtlichen und ſittlichen Gleichgewichtes der Staaten gefunden.

Die innere Urſache von den großen Veränderungen der öſtlichen Reiche und Nationen Europa's am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert lag in dem Verfall der aſiatiſchen Mächte. Früher ſchon hatte der Untergang der mogoliſchen Herrſchaft im nordweſtlichen Aſien den Grund zu Rußlands Größe gelegt; auch Perſiens innere Erſchütterungen blieben nicht ohne Einfluß auf das öſtliche Europa. Am meiſten wirkte das ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts entſchiedene Sinken des türkiſchen Reichs. Es hätte daſſelbe in ſeiner ſonderbaren Zuſammenſetzung aus ſo vielen unterjochten Nationen, welche zahlreicher als die herrſchende waren, nur durch eine andere Behandlung und Verfaſſung in ſeiner geographiſchen Lage aber nur als große Seemacht, und durch die Herrſchaft im mittelländiſchen Meere vollkommene Feſtigkeit und Einheit gewinnen mögen. Um eine zum Theil auf ſo künſtlichem Grunde beruhende Macht von ſehr zuſammengeſetzter Art in fortdauernd geſunder Kraft zu erhalten, hätte es daher einer Geiſtesbildung, einer ſtrengen Staatseinrichtung und regen Thätigkeit bedurft, wozu die natürliche Beſchaffenheit der Nation, noch mehr aber der Glaube derſelben es nicht ſo leicht kommen ließ. Unaufhaltſam ſank daher die türkiſche Macht, ungeachtet der kriegeriſche Muth der Nation immer derſelbe blieb; und mehr als einmahl verdankte das Reich ſeine Erhaltung nur der Uneinigkeit oder den ſich durchkreuzenden Zwecken der verbündeten europäiſchen Mächte.

Drei Verhältniſſe ſind es vorzüglich, welche den Gang und den Charakter der europäiſchen Staaten und Nationen in den letzten Jahrhunderten beſtimmt haben. In den weſtlichen Ländern war es der Welthandel, welcher ſeinen herrſchenden Einfluß auf alles erſtreckte und allem andern ſeine Richtung gab. Er hatte die Wirkung, daß diejenigen Länder, welche mit Amerika, oder mit Indien verbunden waren, wie Spanien und England, ſich im Laufe der Zeiten immer mehr von dem übrigen Europa abſonderten; entweder durch eine geringere Theilnahme an den europäiſchen Begebenheiten und Verhältniſſen, wie es früher ſchon mit Portugall, und im achtzehnten Jahrhundert auch mit Spanien der Fall war;

oder aber dadurch, daß die außereuropäiſchen Beſitzungen, Verhältniſſe und Vortheile, wie in Holland und England, immer größeren Einfluß auch auf die Entſcheidung und Richtung der europäiſchen Angelegenheiten erhielten. In den mittleren Ländern Europa's hingegen, in Frankreich und in Deutſchland ſind die Entwickelung, die Veränderungen und Erſchütterungen der öffentlichen Meinung von der Reformation bis zur Revolution dasjenige geweſen, was die Geſchichte der Staaten und die Schickſale der Nationen am meiſten beſtimmt und entſchieden hat. Zwar hat auch England Antheil genommen an dieſen Bewegungen, ſo wie Frankreich an dem Welthandel. Aber was hat in England den Streit der öffentlichen Meinungen eigentlich ſtets geſchlichtet, was hat das innere Gleichgewicht und Ruhe unter den ſtreitenden Kräften wieder hergeſtellt, als der große Welthandel, das erſte Ziel, Bedürfniß oder Geſetz der Nation? Wenn Frankreich hingegen am Welthandel, an Indien und Amerika einigen nicht unbedeutenden Antheil nahm ſo war dieſer doch weder an ſich ſo groß, wie in Spanien oder England, noch war auch der Einfluß auf das Mutterland ſo ſtark und alles entſcheidend, wie in jenen Ländern. Geringeren und nur entfernten Einfluß hatte der Welthandel auf die öſtlichen Reiche und Nationen; und wenn auch hier die Erſchütterungen und Trennungen des Glaubens und der öffentlichen Meinung nicht unwirkſam blieben, ſo waren es doch nur Nachwirkungen von jenen Bewegungen, welche in den mittleren Ländern, in Deutſchland oder Frankreich zuerſt entſtanden und von da ausgegangen waren; ſo wie auch für die Fortſchritte der Bildung mehr oder weniger das weſtliche Europa dem öſtlichen als Beiſpiel und Quelle diente. Das wichtigſte Verhältniß für dieſe öſtlichen Reiche und Nationen blieben die orientaliſchen Begebenheiten. Wie einſt die plötzlich anwachſende Größe und herannahende Eroberung der türkiſchen Macht es war, was ſie alle erſchütterte, zerſtörend oder auch neue Kräfte in ihnen entwickelnd, ſo war es jetzt wieder der Verfall derſelben türkiſchen Macht, welcher in der Geſchichte der öſtlichen Reiche eine neue Epoche machte. So unabhängig ſich Europa wähnt, ſo ſehr es ſelbſt nicht bloß der Mittelpunct, ſondern der Inbegriff der ganzen Menſchheit zu ſein glaubt, ſo herrſchend im achtzehnten Jahrhundert der europäiſche Einfluß nebſt Amerika auch in Aſien geworden iſt, mehr faſt, als unter Alexanders Nachfolgern oder Roms Cäſaren; ſo iſt dennoch Europa eben durch dieſe Herrſchaft, durch dieſe außereuropäiſche Macht vielfach gebunden, und die erſte Quelle der Veränderungen, welche hier vorgehen, meiſtens in den Bewegungen und Erſchütterungen entfernter Welttheile zu ſuchen. Seit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts war der Antheil, welchen jedes der öſtlichen Reiche an dem Verfall der türkiſchen Macht nahm, der Vortheil, welchen es davon nicht bloß durch äußere Erweiterung, ſondern beſonders auch durch innere Benutzung zog, von alles entſcheidendem Einfluſſe. Rußland und Ungarn nehmen in dieſer Hinſicht die erſte Stelle ein. Zwar nahm auch Pohlen unter dem ruhmvollen Nationalkönig Sobieski, einen glorreichen Antheil an den gemeinſchaftlichen Kriegsthaten und an der Befreiung des zum letztenmahle von der türkiſchen Uebermacht bedrohten Oeſterreich wie des eignen Vaterlandes; denn es war Oeſterreich von dieſer Seite wie Deutſchlands, ſo unſtreitig auch Pohlens Vormauer, welches nach der Beſiegung jener Länder um ſo gewiſſer gefallen ſein würde. Auf dieſem Wege fortwandelnd, hätte Pohlen, um groß zu werden und zu bleiben, dann nur noch eines Geſetzgebers bedurft, wie ihn Rußland in Peter dem Großen fand. Aber der Geiſt der Partheien und der ausländiſche Einfluß behielt wieder die Oberhand; und ſo ward Schwedens letzte erobernde Kraft unter Karl dem Zwölften nur angewandt, um Pohlen zu zerſtören; denn ſeit der Eroberung Pohlens durch Karl und dem Gebrauche, welchen er von dieſer Eroberung machte, ward die Saat der Anarchie noch allgemeiner über die Nation verbreitet, und faßte tiefer Wurzel als je zuvor. Schweden zerſtörte zugleich ſich ſelbſt in dem unverhältnißmäßigen Kampf, und mit Schwedens Fall war auch Rußlands Uebermacht und Größe entſchieden. Daß ſie dauernd ward, iſt Peters des Großen Werk. Einzig, wie der Sieger Eugen, der Wiederherſteller Oeſterreichs und der europäiſchen Freiheit, in der Zeitgeſchichte der ſüdlichen und weſtlichen Staaten erſcheint, deren Verhältniſſe er mit ſo hellem Blick überſchaute und ordnete, in der wahren Staatskunſt nicht minder groß, als im Kriege, eben ſo trat auch Peter der Große auf, als Schöpfer und Stifter eines neuen Reichs, als Wohlthäter des Nordens. Die Geſchichte jenes Zeitraums iſt reich und voll von Leben, weil nicht einer allein Alles war, ſondern mehrere Männer der erſten Größe von verſchiedenen Seiten her gleichzeitig zuſammen wirkten, um die herrliche Erſcheinung des neuen gebildeten Europa hervorzurufen. Man kann alles, was an Peter dem Großen getadelt wird, in dem Einen Geſtändniß zuſammen faſſen, daß er ein Deſpot war. Es läßt ſich aber mit Recht fragen, ob in einem Reiche, wo eine nicht geregelte, deſpotiſche Adelsherrſchaft, wie in mehreren ſlawiſchen Ländern des Nordens, die einzige beſtehende Verfaſſung war, um zu innerer Stärke, Einheit, und einer zweckmäßig wirkſamen Einrichtung zu gelangen, etwas anderes zunächſt an die Stelle treten konnte, als eine Monarchie, welche für den Anfang auch deſpotiſch ſein mußte. Es hat ein ſolcher Deſpotismus, der mehr auf einen Zuſtand von Barbarei berechnet und angemeſſen erfunden worden iſt, den Vorzug, daß in der Folgezeit, wie die ſpätere ruſſiſche Geſchichte es beweiſt, wenigſtens Milderungen der anfänglichen Härte möglich bleiben. Dieß iſt nicht der Fall, wenn der Deſpotismus nicht auf Barbarei gegründet, ſondern aus der Anarchie, aus der allgemeinen Auflöſung aller Geſetze, Sitten und Grundſätze hervorgegangen iſt, wie bei den Tyrannen des entarteten Rom. Hier iſt, ſobald die deſpotiſche Gewalt nachläßt, nicht Milderung zu hoffen, ſondern nur neue Erſchütterungen und Umwälzungen.

Erſt durch die innere Benutzung ward der Zuwachs der äußern Erweiterung für Rußland wahrhaft ergiebig und dauernd, und weil dieß Peters erſtes Ziel war, wird er der Große genannt. Wohlthätig für Rußland war es beſonders, daß Holland und England zunächſt ſeine Vorbilder in der Cultur, für das Seeweſen, für Schiffahrt und Handel wurden; daß nicht bloß nach ſchnellem äußern Glanze geſtrebt, ſondern dieſer durch die ſichere Grundlage nützlicher Künſte am beſten für die Zukunft vorbereitet ward. Ferner, daß mit der höheren franzöſiſchen Bildung in ſpäteren Zeiten auch die deutſche, weit allgemeiner auf alle Stände wirkende, Eingang und Einfluß gewann; da hingegen die franzöſiſche ganz vom Thron und von der Hauptſtadt ausgegangene Bildung mehr nur den höheren Ständen angemeſſen bleibt, und wo ſie allein herrſcht, leicht nur eine für den Staat nicht minder als für den Geiſt, nachtheilige gänzliche Trennung veranlaßt, zwiſchen einem durchaus rohen und barbariſchem Volke, und einer geringen Anzahl von Mächtigen, welche in aller Schwelgerei einer ausländiſchen Bildung verweichlicht, ſich ſelbſt fremd fühlen unter ihrer Nation.

Ein ganz anderer Weg als der, auf welchem Rußland gegründet ward, mußte es ſein, auf welchem Ungarn von alten Zeiten her durch deutſche und italieniſche Cultur bereichert, nach allem was unter der türkiſchen Herrſchaft verloren und verwüſtet worden war, zu der ehemahligen Größe wieder hergeſtellt werden ſollte. Es wäre dem Reichthume der innern Kräfte nach wohl leicht geweſen, wenn nur nicht hier, wie in Deutſchland der Zwieſpalt des Glaubens, die dadurch genährten Partheiungen, und das herrſchende Mißtrauen, dem Guten und dem Fortgange der Bildung im Wege geſtanden hätten. Daher erntete das reiche Land die Früchte von Eugens Siegen erſt ſpäter, am meiſten unter der milden raſtlos verbeſſernden und wohlthätigen Herrſchaft Karls des Sechſten. Man hat an Leopold dem Erſten getadelt, daß er durch die Strenge, zu welcher ihn die feſte Anhänglichkeit an den alten Glauben führte, jener innern Zwieſpalt und die Hinderniſſe nur vermehrt habe, welche Urſache waren, daß, was ſo glorreich wieder erobert worden, nicht auch ſogleich dem Ganzen in dem Maaße zu Gute kam, wie ſich nach der innern Stärke und dem neuen Schwunge der Thätigkeit ſonſt wohl hoffen ließ. Nicht ganz ungegründet im Allgemeinen iſt jener Tadel. Denn wenn gleich die Geſinnungen durch die äußern Umſtände unverändert, in allen Zeiten dieſelben bleiben ſollen, ſo müſſen allerdings doch die Grundſätze der Anwendung und Ausführung mit den Verhältniſſen und Zeiten ſich ändern. Wenn daher Ferdinands des Zweiten Standhaftigkeit mitten in der Hitze des ſchrecklichen Kampfs mit Recht bewundert wird, ſo kann dennoch eine ähnliche Strenge in ſpätern Zeiten nicht angemeſſen gefunden werden. Andere Tugenden werden entwickelt am Tage der Schlacht, andere, wenn die ſtreitenden Mächte die Hand der Verſöhnung ſich wieder gereicht haben. Was würde aus Europa, aus Deutſchland, aus Oeſterreich geworden ſein, wenn dem Eroberer Guſtav Adolph, dem Andrange der im Gemüth verwilderten und empörten Völker, dem unruhigen, aufgeregten Ehrgeize, ſo vieler einzelnen Fürſten und Heerführer ein minder entſchloſſener Kaiſer entgegen geſtanden hätte, als Ferdinand der Zweite? Nachgiebigkeit und unzeitige Milde würden in ſeiner Lage das Uebel nur ärger gemacht und alles verdorben haben. Anders aber, nachdem ein ewiger Glaubensfriede geſchloſſen und von ganz Europa anerkannt war; jetzt war es an der Zeit, die Gemüther mehr und mehr zu beruhigen, die gegenſeitigen Verhältniſſe zu ſchonen, und Grundſätze der Duldung zu entwickeln. Wollte man gleichwohl nicht bei dieſer allgemeinen Anſicht ſtehen bleiben, ſondern im Einzelnen prüfen, ſo würde man den Kaiſer im Ganzen vollkommen gerechtfertigt, und die erſte Urſache von dem, was unter Leopold in Ungarn Bedauernswerthes geſchah, meiſtens in dem Betragen des Gegentheils finden. Denn auch hier nahm die Gegenparthei den gefährlichen, der wahren Nationalwürde, Einheit und Wohlfahrt gewiß eben ſo ſehr als dem Hofe entgegengeſetzten und widerſtreitenden Charakter einer Verbündung mit den ausländiſchen Mächten, mit Frankreich und den Türken an. Glücklich alſo, daß bald andere Grundſätze herrſchend, und die Eintracht zwiſchen dem Könige und der Nation beſonders durch Karl den Sechſten dauernd wieder hergeſtellt wurde. Ihm und dem wohlthätigen Einfluſſe ſeiner innern Verwaltung auf die Gemüther wie auf den äußern Wohlſtand, gebührt ein großer Antheil an jener Liebe der Nation für die Erbin Maria Thereſia, an jener glorreichen Entwicklung der Nationalkraft, welche damahls, als Thereſia von Feinden umringt war, und von Allen verlaſſen ſchien, den alten Kaiſerthron gerettet hat.

Die neuauflebende Macht Oeſterreichs war der eine Grundpfeiler der europäiſchen Freiheit, den andern gründete König Wilhelm, welcher mit geringen Mitteln durch ſtandhafte Klugheit Ludwigs Uebermacht allein beſiegte, in dem von ihm geretteten und wieder hergeſtellten England. Es hatte der Glaubenseifer der Proteſtanten einen ſehr weſentlichen Antheil an Wilhelms Unternehmen und Gelingen, nicht nur Holland unabhängig zu erhalten, ſondern auch England durch eine große Gegenwirkung frei zu machen von dem franzöſiſchen Einfluſſe, welchen es unter den letzten Stuarten erlitten hatte. Auch war das Verhältniß der Katholiſchen in England im Ganzen, es waren manche einzelne Begebenheiten während der Gegenwirkung und Revolution keineswegs einer vollkommnen Gerechtigkeit oder auch nur einer gegenſeitigen Schonung und Duldung gemäß. Aber es war doch nicht die Sache des Glaubens allein; dieſe war nur mitwirkende Kraft, die Hauptbeziehung blieb immer der Widerſtand gegen Ludwigs nach allen Seiten um ſich greifende Erweiterungen. Mit Recht alſo verbündete ſich Oeſterreich, obwohl es nie nach Frankreichs Beiſpiel im Innern deſſelben die Hugenotten zu unterſtützen oder anzuſtiften auch nur den Willen gehabt hatte, jetzt ohne Rückſicht auf den Glauben mit der erſten proteſtantiſchen Macht für die Erhaltung der europäiſchen Freiheit. Und eben dieſe neue Verbündung der freieſten proteſtantiſchen und der rechtlichſten katholiſchen Macht hat am meiſten dazu beigetragen, Grundſätze der Duldung zu entwickeln und einen Geiſt der ſittlichen Schonung über alle Staatenverhältniſſe in ganz Europa zu verbreiten. Selbſt in der geſitteteren Art den Krieg zu führen, zeigte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer neuen Bildung. Wie ſehr ſticht nicht gegen die Grauſamkeiten, gegen die Erbitterung und die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, das gegenſeitig herrſchende feinere Ehrgefühl, die Anerkennung ſittlicher Grundſätze und Verhältniſſe im ſpaniſchen Erbfolgekriege ab! Leider muß man bemerken, daß dieſe noch an den Einfluß des ehemahligen Rittergeiſtes erinnernde, auf feineres Ehrgefühl gegründete Mäßigung faſt in jedem der nachfolgenden Kriege des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehr abnahm und dem Kriegsungeheuer auch dieſer letzte wohlthätige Schleier des äußern Anſtandes endlich entriſſen ward.

Nicht die vollkommene Gerechtigkeit war die feſte Grundlage, aber eine ſolche wenigſtens mehr als bisher anerkannte und herrſchend werdende Billigkeit war der herrſchende Geiſt der europäiſchen Staatenverhältniſſe und Friedensverhandlungen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Der in den Friedensſchlüſſen meiſtens angenommene und befolgte Grundſatz, die gemeinſchaftliche Ausgleichung durch die gemäßigte Befriedigung Aller zu ſuchen, nur mit äußerſter Vermeidung einer jeden für das Gleichgewicht gefährlichen Uebermacht mußte doch nothwendig zur Auflöſung eben dieſes Gleichgewichts führen. Denn es ließ ſich bei dieſer Behandlung der europäiſchen Angelegenheiten und Verhältniſſe leicht vorausſehen, daß die kleineren Staaten immer mehr zur Befriedigung der mächtigern aufgeopfert, Europa alſo, wenn auch nicht dem Nahmen, doch der That nach, unter wenige große Staaten getheilt werden würde, oder wenn man die Gewichte in der Wagſchale allzu oft veränderte und hin und her legte, der Zufall auch plötzlich einmal dazwiſchen treten, die Wagſchale auf eine Seite umſchlagen und das Kunſtwerk des Gleichgewichtes für immer vernichten könnte.

Obwohl nun dieſe dem Anſcheine nach gemäßigte Politik des Gleichgewichts der Billigkeit und ſchonenden Formen den Keim ihrer innern Auflöſung ſchon in ſich trug, ſo wollen wir doch gern anerkennen, daß nächſt der vollkommnen Gerechtigkeit als dem höchſten, dem Menſchen aber ſchwer zu erreichenden Gute, nur zu oft die Billigkeit, wenn wir ſie ſchmerzlich vermiſſen, als das zweite nach ihr, und oft ſchon das als ein hohes Gut erkannt wird, wenn nur ſchonende Formen in den menſchlichen Angelegenheiten beobachtet und geehrt werden; und daß unſtreitig viel gewonnen ſei, wenn nur jede entſchiedne Ungerechtigkeit in den allgemeinen Verhältniſſen, ſo wie damahls öffentlichen Widerſpruch findet. Nach dieſer Anſicht wird der Zuſtand der europäiſchen Staaten von der Wiederherſtellung Oeſterreichs, der Befreiung Wiens und dem Umſchwunge der Dinge unter König Wilhelm in England bis auf Maria Thereſia immer als eine der beſſern Epochen in der Geſchichte erſcheinen, am meiſten, wenn man ſie mit derjenigen vergleicht, welche unmittelbar vorherging oder bald darauf folgte.

Für Europa wurde dieſe Epoche wohlthätig, für Oeſterreich war und iſt ſie die ruhmvollſte. Durch Eugen, den Großen und den ihm ganz gleichgeſinnten hochanſtrebenden Kaiſer Joſeph den Erſten, ward der hohe alte Begriff von Oeſterreich der Welt wieder im vollſten Glanze dargeſtellt; in Rückſicht der geographiſchen Lage und Verhältniſſe, vielleicht in dieſem neueren nach Eugens Sinn gebildeten Umriſſe noch glücklicher und günſtiger als ſelbſt unter Karl dem Fünften; der Begriff von Oeſterreich, als derjenigen Macht, welche mit allen andern Mächten innig verknüpft, und fern von den beſchränkten Grundſätzen einer kleinlichen politiſchen Selbſtſucht vielmehr auf das Große und Ganze gerichtet, der Mittelpunkt der geſitteten europäiſchen Staaten zu ſein, die alte Würde und Verfaſſung Deutſchlands und Italiens zu ſchützen, überhaupt aber die allgemeine Gerechtigkeit in Europa aufrecht zu erhalten, vor allen andern berufen ſei.

Nachdem ſo manche große Erwerbungen, auf das Recht gegründet, durch ſiegreiche Waffen behauptet waren; Erwerbungen, die aber im politiſchen Sinne erſt urbar gemacht, und durch den weitern Anbau zu ihrer vollen Blüthe gebracht werden mußten; da war eine vorzüglich nur auf die innere Verwaltung und Wohlfahrt gerichtete Regierung, wie die, Kaiſer Karls des Sechſten unſtreitig die wünſchenswertheſte und die wohlthätigſte. Dieſem Zwecke und Geſchäfte widmete er ſich ganz, ſo lang er herrſchte, er, der als Jüngling in Spanien und Barcellona die raſcheſte Thätigkeit und einen unerſchütterlich ſtandhaften Muth genugſam bewährt hatte. Wenn ihn nur nicht die vielfachen, nach jener Berechnung des Gleichgewichts der Staaten ſich immer mehr verwickelnden und verſchlingenden äußern Verhältniſſe von dieſem ſeinem liebſten Ziele oft wieder abgezogen hätten! Am meiſten trug jedoch zu den weniger glücklichen Ereigniſſen am Ende ſeiner Regierung der eine Fehler bei, welchen mehrere Beherrſcher dieſes Hauſes begangen haben; der Fehler, daß er auf Verträge, feierlich angenommen, beſtätigt und beſchworen von den andern Mächten, viel feſter baute und ſich verließ, als dem klugen Eugen rathſam ſchien, und als der Erfolg wünſchen ließ. — Die erſten blühenden Zeiten Eugens müſſen überhaupt als das goldene Zeitalter der neuern Geſchichte betrachtet werden. Die Verbindung der Seemächte mit Oeſterreich bildete damahls, was eigentlich immer die Verfaſſung von Europa ſein ſollte, eine wahrhaft europäiſche Eidgenoſſenſchaft, zum Schutze der allgemeinen Freiheit und Gerechtigkeit. Nur zu bald aber zeigte ſichs, daß dieſer hohe Begriff nur von wenigen verſtanden ward. Schon unter Walpole's Einfluß und in Karls des Sechſten letzten Zeiten, trat das Schwankende eines todten Gleichgewichts an die Stelle jener hohen Bundestugenden und Begeiſterung für europäiſche Freiheit und Bildung. Das gefahrvolle Spielwerk der immer von neuem nach Willkühr veränderten Bündniſſe, wie ſie damahls dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege vorangingen, bezeichnet die erſte Stufe der allgemeinen Auflöſung Europa's und aller beſtehenden Verhältniſſe.

Wie groß und wie allgemein unter dem täuſchenden Schleier eines herrſchenden ſittlichen Ceremoniells im Innern dennoch der Verfall der Ehre und aller Grundſätze in ganz Europa war, davon giebt das Betragen der Regierungen, vorzüglich aber der deutſchen Fürſten bei Karls des Sechſten Tode ſolche Beweiſe, welche der Nachdenkende auch jetzt noch nicht ohne Schmerz und Unwillen betrachten kann. Von der glorreichen Standhaftigkeit, durch welche Maria Thereſia alle Gefahren dennoch überwunden, und die Würde des alten Throns behauptet hat, iſt das Andenken den Herzen der Gutgeſinnten zu lebendig und gegenwärtig, als daß es einer erneuerten Darſtellung bedürfte. Unter allen königlichen Frauen, welche in alten oder neuern Zeiten einen Thron mit Ruhm und Würde behauptet haben, wird man außer Iſabellen von Caſtilien nicht leicht eine finden, welche ihr in allen weiblichen und fürſtlichen Tugenden als Königin und Mutter ihres Volks an die Seite geſtellt werden könnte. Ihre Thaten haben das ſaliſche Geſetz, welches die Frauen vom Throne ausſchließen will, am beſten widerlegt. Das Geſetz lebendig darzuſtellen als die ſichtbare Gerechtigkeit, die Einheit des Volks in ſich zu tragen, das iſt der göttliche Beruf der Könige. Aber ſo wie uns ſelbſt die Natur in rührenden Beiſpielen lehrt, daß nichts die Gewalt der Mutterliebe überſteige, um die Ihrigen zu retten und zu erhalten; ſo zeigt uns auch die Geſchichte Zeiten und Lagen, wo jene göttliche Gerechtigkeit, durch die Stärke weiblicher Tugend, durch die treuen und liebevollen Gefühle einer Mutter, vereint mit den Geſinnungen und Grundſätzen einer fürſtlichen Sinnesart am beſten erhalten und wirkſam gemacht werden konnte.

Das ganze Europa, die Welt mit allen ihren Verhältniſſen im Blicke zu umfaſſen, wie Karl der Fünfte; dieſen Beruf eines wahren Kaiſers vermochte die Fürſtin nicht zu erfüllen. Wohl aber verdiente ſie ein König, wie der treue Ungar ſie nannte, zu heißen, auch durch männliche Standhaftigkeit; als Mutter ihrer Völker wird noch das ſpäteſte Andenken derſelben ſie ehren.

Wenden wir jetzt den Blick von dem allgemeinen Zuſtande Europa's und von Oeſterreich, das abermahls der Mittelpunkt desſelben geworden war, auf den innern Zuſtand von Deutſchland und einige Erſcheinungen der Geiſtesbildung, die von wichtigem Einfluſſe auf die ſittlichen Verhältniſſe waren.

Ungeachtet des Zuſtandes von Ohnmacht, in welchem Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden während der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts verſetzt blieb, erhohlte es ſich durch den Reichthum ſeiner innern Hülfsmittel dennoch bald. Noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als alle Fürſten herbei eilten zu der Rettung von Wien, zeigte ſich der deutſche Nationalgeiſt mit einer Kraft und Würde, die man kaum in jenem Zeitraume hätte erwarten ſollen. Die Stelle, welche Deutſchland im achtzehnten Jahrhunderte in Europa einnahm, war ſehr bedeutend und in mancher Beziehung die wichtigſte. So groß war die innere Kraft, daß, obwohl die meiſten der kleinern Reichsſtaaten verfaſſungsmäßig in einen fortdauernd friedlichen und wehrloſen Stand verſetzt waren, mehr als die Hälfte alſo der deutſchen Macht unangewandt und unentwickelt blieb, dennoch unter den vier kriegeriſchen Hauptmächten Europa's, zweie Deutſchland angehörten. Bei vielen andern üblen hatte der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der ſiebenjährige wenigſtens die eine gute Folge, daß Oeſterreichs und Preußens Kriegsmacht durch den gegenſeitigen Kampf auf eine ſo hohe Stufe der Kraft und der Vervollkommnung getrieben wurden, daß ſie einzeln genommen, jeder andern gewachſen, beide vereint allen überlegen geweſen ſein würden. Wenn Deutſchland ſchon in dieſer Hinſicht im achtzehnten Jahrhunderte wieder wie ehemahls, als der mächtigſte Staat von Europa erſchien, ſo wurde der äußere Glanz und Einfluß wenigſtens dem Anſcheine nach noch dadurch vermehrt, daß deutſche Fürſtenhäuſer in ſo manchen der umgebenden Reiche zur Herrſchaft gelangten. Auf einem der erſten Throne Europa's, in England, herrſchte mit ununterbrochener Sicherheit ein uraltes deutſches Fürſtenhaus; in Pohlen, obwohl nicht ohne Wechſel, doch glänzend das ſächſiſche. Auch in Schweden gelangte, wie ſchon früher in Dänemark ein deutſches Haus auf den Thron; in Rußland iſt nachmahls die herrſchende Dynaſtie durch vielfache Familienverbindungen, obwohl noch den alten Nahmen tragend, der Wahrheit nach eine deutſche geworden. Aber nicht bloß die Dynaſtie betraf es; auch deutſche Denkart, Sprache und Bildung hatte in Rußland und Dänemark durch den Beſitz deutſcher Länder ſtarken Einfluß, und fand in England aus der gleichen Urſache wenigſtens einen Punkt des Anhalts und Eingangs. Wie groß, wie wohlthätig hätte nicht der deutſche Einfluß auf Europa werden können, wenn dieß alles benutzt, wenn ausgeführt worden wäre, was durch dieſe Vortheile im Keime ſchon vorhanden und gegeben war! In Deutſchlands Mitte ſelbſt ſchwang ſich eins der erſten Fürſtenhäuſer, Preußen, durch behutſame Benutzung der äußern Verhältniſſe, und angeſtrengte Anwendung der innern Hülfsmittel zur königlichen Würde, und bald auch zur königlichen Macht empor. Weniger glücklich ſtrebte ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Baiern bald nach der Krone von Spanien, bald nach dem Kaiſerthume. Auch durch ausgezeichnete Geiſteskraft glänzten mehrere der deutſchen Fürſten und Könige.

Gleichwohl war jener äußere Glanz nicht mit wahrem Vortheile und wohlthätigem Einfluſſe verbunden; der Ehrgeiz der Fürſtenhäuſer war dem Vaterlande nicht heilſam. Englands Verbindung mit Hannover war nicht diejenige, welche für England die wünſchenswertheſte, und für Europa in ihren Folgen wahrhaft wohlthätig ſein konnte. Die damahlige Herrſchaft des ſächſiſchen Hauſes in Pohlen, diente nur den Stoff des Zwieſpalts und des Mißtrauens in Europa und auch in Deutſchland zu vermehren. Wie Preußen, nachdem es ſelbſt die alte Verfaſſung Deutſchlands vollends aufzulöſen am meiſten beigetragen, daß eine neue beſſere an die Stelle treten konnte, durch ſeine ſchwankende Politik ſtets gehindert; wie Baierns Ehrgeiz mehr als einmahl Unglück über Deutſchland gebracht hat, das lehrt die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts nur allzudeutlich. Schon Preußens Größe an und für ſich war für ein bloßes Mitglied des Reichs zu übermächtig; noch mehr aber war durch die Art, wie es zu dieſer Größe gelangte, die deutſche Verfaſſung in ihrem innerſten Grunde erſchüttert worden. Als das geſammte nördliche Deutſchland unter Preußens und Englands Einfluß im ſiebenjährigen Kriege ſich vom Reiche und vom Kaiſer abſonderte, da war dieſe Verfaſſung eigentlich aufgelöſt und vernichtet; eine völlige Trennung ſchien kaum zu vermeiden. Nur daß dieſelbe Macht, welche die große Trennung zuerſt verurſachte, durch ihr nie ſchlummerndes Mißtrauen und durch Zweifel im entſcheidenden Augenblicke gehindert hat, daß die Trennung nicht vollkommen wurde, was vielleicht in mehr als einer Rückſicht das Heilſamſte geweſen ſein möchte.

Auch für den Charakter und den Geiſt der Nation war das ehrgeizige Streben der deutſchen Fürſtenhäuſer nicht vortheilhaft, um ſo mehr, da dieſelben ihren Vortheil und ihren Ruhm ſo oft nur in der ausländiſchen Abhängigkeit ſuchten. Seit dem weſtphäliſchen Frieden war dem deutſchen Geiſte ſeine Laufbahn unwandelbar vorgezeichnet. Die alte kriegeriſche Macht der Nation, welche ſie in den vorigen Zeiten gehabt hatte, ward durch unzählige Bande gehemmt und gefeſſelt; der größte Theil der innern Kräfte war unwirkſam gemacht worden. Ob je wieder ein großer Gebrauch davon gemacht werden ſollte, das hing von dem guten oder üblen Willen der Fürſten und davon ab, ob ſie von edler Ruhmbegier, oder von gemeinem Ehrgeize beſeelt und geleitet wurden. Auch möchte man wohl fragen, ob denn die ausſchließende Richtung auf kriegeriſchen Ruhm und Einfluß auch die wünſchenswertheſte für das Vaterland, die wohlthätigſte für Europa ſei oder geweſen ſein möchte. Welthandel und Seeherrſchaft hatten eine andre Richtung genommen, der Kunſtfleiß der Deutſchen war immer noch derſelbe, im Einzelnen bewundernswerth; wann es aber möglich ſein würde, was auswärtige Länder in dieſer Hinſicht von Deutſchlands Unglück für Vortheil gezogen hatten, wieder zu erſetzen, das mußte im achtzehnten Jahrhunderte wie auch noch jetzt ſehr zweifelhaft erſcheinen. Derjenigen Eigenſchaft, welche noch keiner ihrer Feinde der deutſchen Nation abgeſprochen hat, der raſtloſen und unermüdlichen Thätigkeit blieb, nachdem die kriegeriſche Macht gehemmt, der Handel weggeleitet, der Kunſtfleiß dadurch gelähmt war, kaum ein andrer Spielraum frei, als der innere der Erkenntniß. Nach Erkenntniß mit unermüdlicher Treue zu forſchen, Erkenntniſſe aller Art in ſich aufzunehmen, das ward jetzt unterſcheidendes Streben, Ziel und Beruf des deutſchen Geiſtes. Schon von dem weſtphäliſchen Frieden an war dieſe Richtung merklich; nur, daß die Nachwirkungen des verwüſtenden Krieges nicht bloß die äußere Wohlfahrt, ſondern auch den Geiſt lähmen mußten. Schädlicher noch wirkte ſpäter, als die Kräfte ſich wieder erhohlt hatten, der ſtets auf das Ausland gerichtete Ehrgeiz der größern Fürſtenhäuſer, und dann der neue Bürgerkrieg, welcher Deutſchland in dem langen Kampfe zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſpaltete. Dennoch aber hat ſich der deutſche Geiſt in dieſer Richtung mehr als bei andern Nationen wirkſam gezeigt, und es iſt ſelbſt nach der Auflöſung der äußern Nationaleinheit die deutſche Bildung in Wiſſenſchaften und Künſten eine europäiſche Weltkraft geblieben, die, wenn gleich keiner der großen deutſchen Herrſcher bis jetzt ſie angewandt und benutzt hat, wie ſie ſich hätte anwenden und benutzen laſſen, ihre Wirkungen noch in ferne Zeiten erſtrecken wird.

Das raſtlos unermüdliche Streben nach Erkenntniß iſt der unterſcheidende Vorzug dieſer deutſchen Geiſtesbildung; und ſo wenig als die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Literatur in dem, worin ſie vollkommen iſt, in der Sprachbildung und im darſtellenden Ausdrucke, durch die einſeitigen Grundſätze Einiger oder durch den übermüthigen Mißbrauch Anderer aufgehoben wird, eben ſo wenig wird die Mannichfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntniſſe, welche den wiſſenſchaftlichen Unterricht und den gelehrten Stand in Deutſchland vor allen Ländern Europa's auszeichnen, durch den oft fühlbaren Mangel an Einheit oder auch dadurch aufgehoben, daß nicht alles von dieſer Erkenntniß ſogleich brauchbar erſcheint und unmittelbar in's Leben eingreifen kann. Dieſe Fehler der deutſchen Geiſtesbildung lagen bis jetzt mehr in den Staatsverhältniſſen als in dem Geiſte ſelbſt. Die Spaltung des Glaubens und der Staaten mußte natürlich auch auf die Geiſtesbildung ihren Einfluß haben; und die Ohnmacht, die Unbedeutendheit, in welcher ein großer Theil der kleineren deutſchen Staaten ſich befand, konnte keine andere Folge hervorbringen, als eine völlige Gleichgültigkeit, ja eine gewiſſe Geringſchätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf. Daher jene ausſchließend wiſſenſchaftliche Richtung des deutſchen Geiſtes, die Neigung ſich mit den allerentfernteſten Gegenſtänden angelegentlich zu beſchäftigen, während die nächſten oft ſo dringend einer Hülfe zu bedürfen und die ganze Aufmerkſamkeit zu erfordern ſchienen.

War es zu verwundern, wenn bei ſo kleinlichen Verhältniſſen der Staatsverfaſſung und des öffentlichen Lebens der gleiche Geiſt anfangs auch in den Wiſſenſchaften die Oberhand gewann? Daß es aber nur in den Verhältniſſen, nicht in der Natur lag, zeigte manche Erſcheinung. Selbſt in dem erſten Zeitraume der Ohnmacht nach dem unglücklichen Frieden, hatte Deutſchland in Leibnitz einen Mann aufzuweiſen, deſſen ſich ſchwerlich damahls ein anderes Land rühmen durfte. Er war wieder, wie früher Hugo Grotius, ein europäiſcher Gelehrter, durch den Umfang ſeiner Verhältniſſe wie ſeiner Kenntniſſe und durch den Einfluß, welchen er hatte. Obwohl er nach alter Sitte meiſtens lateiniſch, Gelegenheitsſchriften, auch franzöſiſch ſchrieb, und nur einmahl gezeigt, wie vortrefflich er, wenn er gewollt, er die deutſche Sprache zu gebrauchen wiſſe; ſo gehört er dennoch nicht bloß Europa, ſondern auch Deutſchland insbeſondere an, durch den Einfluß, welchen er vorzüglich hier gehabt, durch die ganze Natur und Art ſeines Geiſtes, und auch durch die Epoche, in welche er fällt, und der er ſeine Bildung verdankt; jene glänzende und glückliche Epoche, Eugens Zeitalter, da durch die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England die allgemeine Freiheit erhalten, eine neue Duldung verbreitet und beſonders in Deutſchland auch der Geiſt von neuem geweckt und erregt wurde. Groß war Leibnitz durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe, noch mehr aber durch die Richtung derſelben, durch den Gebrauch, welchen er davon machte. Er war es, der vorzüglich, ja faſt allein jener ſchon damahls ſich bildenden falſchen Philoſophie und geiſtigen Oppoſition, welche zuerſt den Glauben, dann alle Grundſätze, Sitten und Verfaſſungen untergraben hat, entgegen arbeitete, um die Religion zu vertheidigen, und die wahre Philoſophie wieder herzuſtellen. Dieſes war eben dasjenige, deſſen das Zeitalter am meiſten bedurfte. Wenn Leibnitz allein nicht vermocht hat, den hereinbrechenden Strom des Unglaubens und der geiſtigen Verwirrung und Verwüſtung ganz abzuwehren, ſo darf ſein großes Verdienſt darum nicht verkannt werden. Es hat ihm vielleicht nur das gefehlt, was überhaupt der deutſchen Geiſtesbildung nach ihm; die zu große Vielſeitigkeit ſeiner Wißbegier, die zu große Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und gelehrten Beſchäftigungen hat der Kraft und der Einheit geſchadet. Sein Charakter, der Gebrauch, welchen er von ſeinem Geiſte und ſeiner Erkenntniß machte, läßt ſich vielleicht durch ein Gleichniß aus der Geſchichte der Zeit, welcher er angehört, erklären. Wenn es erlaubt iſt, ſo verſchiedenartige Thätigkeiten mit einander zu vergleichen, und den Denker neben jene beide berühmten öſterreichiſchen Feldherren zu ſtellen, welche den Geiſt ihrer Zeit und die Stufe der ſich allmählig wieder erhebenden deutſchen Kraft ſo vortrefflich bezeichnen;

ſo hatte Leibnitz als Gelehrter und Philoſoph weit mehr von der behutſamen Kunſt des Montecuccoli als von der kühnen Größe ſeines erhabenen Freundes und Gönners Eugen.

Dichter und Redner gehören ihrer Sprache und ihrem Vaterlande an; die meiſten Gelehrten nur der Wiſſenſchaft. Einige aber, durch den großen Einfluß auf ihr Zeitalter, oder als Bild und Inbegriff ſeiner Denkart, nicht bloß ihrem Volke, ſondern der Welt und dem ganzen Menſchengeſchlechte. Solche in die Weltgeſchichte eingreifende Denker und Gelehrte waren im Alterthume Plato und Ariſtoteles; Albertus Magnus im deutſchen Mittelalter. Von Geſchichtſchreibern und Lehrern der Staatskunſt Tacitus bei den Römern; Machiavelli, durch kühnen Geiſt nicht minder ausgezeichnet als durch nachtheilige Wirkungen, in der Zeit der blühenden italieniſchen Bildung. Nach der Glaubenstrennung waren Hugo Grotius und Leibnitz die größten und die erſten, welche ſich über die Verwirrungen der Streitſucht hinweg wieder zu einer umfaſſendern und reineren Philoſophie des Lebens, des Rechts und des Glaubens erhoben haben.

Nicht minder gehören der Weltgeſchichte, obgleich nicht im wohlthätigen Sinne, die Nahmen einiger franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts an, jene anfangs bloß wiſſenſchaftliche Oppoſitions-Parthei, welche nun allmählig zur Reiſe und endlich zum Ausbruche kam. Wohin das Ganze ziele, konnte wohl nicht mehr undeutlich ſein, nachdem Helvetius den ſinnlichen Eigennutz zu allgemeinem Beifalle als die einzige vernünftige Denkart, alles ubrige als bloßes Vorurtheil darſtellte; Diderot, als der Anſtifter und Mittelpunkt einer Geſellſchaft von mehreren, zum Theile anonym wirkenden Schriftſtellern, unverhohlnen Atheismus predigte, nicht bloß die chriſtliche oder überhaupt die geoffenbarte, ſondern ſelbſt die naturliche Religion angreifend, mit einem ſonderbar leidenſchaftlichen Haß, aber ſyſtematiſch und nicht ohne einen täuſchenden Anſchein von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit. Schädlicher noch als jene beiden wirkten vielleicht Rouſſeau und Voltaire, gerade durch ihre beſſern Eigenſchaften und größern Talente. Die hinreißende Beredſamkeit des erſten war ganz geeignet, auch das Herz der Edleren zu ergreifen. Der Witz, die Dichtergaben, die Mannichfaltigkeit literariſcher Formen und Kenntniſſe des Letztern trugen um ſo mehr dazu bei, die neue zerſtörende Denkart auch unter den höhern Ständen der Geſellſchaft zu verbreiten, da ſich dieſelbe durch ihn wenigſtens in den Formen noch an die ältere der Nation ſo werthe franzöſiſche Geiſtesbildung anſchloß. Gemein war ihnen bei ſonſtiger großen Verſchiedenheit der Anſicht die zerſtörende, den Glauben, die Sitten und alle geſellſchaftlichen Grundſätze, wie den Staat auflöſende Richtung und Denkart. Und wie groß war nicht außer den genannten wichtigſten Schriftſtellern, die Zahl derjenigen, welche in jeder Art des Vortrags die neue Lehre zu verbreiten ſuchten ! Seitdem bei der gebildetſten Nation des Alterthums mit einem Mahle eine Schaar von Sophiſten auftrat, welche durch glänzende Beredſamkeit, Witz und neue Wendungen des Scharfſinnes nicht bloß den Glauben und die Gebräuche des Volks, ſondern auch die reinere Erkenntniß der Philoſophen, ja überhaupt alle Sittlichkeit und Gerechtigkeit verſpotteten und lächerlich machten, ſo daß in kurzer Zeit die Erziehung und die Denkart, ja die ganze Lebenseinrichtung der Griechen verändert ward, worauf der Untergang der freien Staaten folgte; ſeit dieſer Zeit war noch kaum ein ähnliches Schauſpiel geſehen worden.

Der politiſche Einfluß der franzöſiſchen Geiſtesbildung im achtzehnten Jahrhunderte, die Richtung, welche die öffentliche Meinung hier nahm, wurden alſo mehr und mehr die allergefährlichſten. Ganz anders war es in England. Ungeachtet mancher Uebereinſtimmung in den erſten Grundſätzen, ja obgleich die engliſchen Schriftſteller nicht ſelten die Quelle waren, aus welcher die franzöſiſche der Religion und dem Staate entgegenarbeitende Parthei ihre Gedanken ſchöpfte; ſo nahm hier doch dieſelbe Erſcheinung eine durchaus andere Wendung. Wie im Staate ſelbſt, ſo iſt auch in der Geiſtesbildung, in der Literatur und Philoſophie Englands eine Art von geſetzlicher Verfaſſung, eine gewiſſe conſtitutionsmäßige Beſchränkung eingeführt, indem durch das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt und von den Grundſätzen, welche zu ihrer Erhaltung nothwendig ſind, die ſtreitenden Kräfte auch in dieſem geiſtigen, dem Scheine nach ganz freien Gebiethe, ſtets in ein feſtes Gleichgewicht geſetzt, darin erhalten und gefährliche Ausbrüche einer allgemein ſchädlichen und zerſtörenden Denkart abgewehrt wurden. Nie hat es daher in England zu einer ſo allgemeinen ſittlichen Auflöſung kommen können, wie in Frankreich. Wo nur immer die ſteigende Zweifelſucht den erſten Stützen der geſellſchaftlichen Verfaſſung, den Grundſätzen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit Gefahr zu drohen ſchien, da war man patriotiſch bemüht, wenn auch nicht durch tiefere Erkenntniß das Uebel in der Wurzel zu heben, ſo doch wenigſtens die wankende Grundlage der ſittlich nothwendigen Meinungen durch irgend eine Wahrſcheinlichkeit oder Annahme äußerlich zu ſtützen und aufrecht zu erhalten, damit das Gebäude des geſellſchaftlichen Lebens nicht umſtürze.

Was die Mehrheit der Denker und Gelehrten oder vielmehr der Nationalgeiſt ſelbſt in England bewirkt hat, das wollte für Deutſchland Kant allein zu Stande bringen; der wiſſenſchaftlichen Denkart nähmlich eine dauernde Geſtalt und Verfaſſung zu geben; ſo wie ſie der allgemeinen Wohlfahrt in allem was die höchſte Erkenntniß, das Leben und den Menſchen betrifft, gemäß wäre; ein Verſuch, welcher in Deutſchland durchaus nicht gelingen konnte. Indeſſen hat Kants Philoſophie wenigſtens das Gute gehabt, daß ſie dem unverhohlen atheiſtiſchen Geiſte und Einfluß der neuern franzöſiſchen Literatur entgegenarbeitete, auf Leibnitz und überhaupt auf die ältere, beſſere Philoſophie zurückzugehen veranlaßte. In vielen Stücken war dennoch die Lehre der deutſchen Philoſophen den auflöſenden Grundſätzen des Zeitalters nicht ungünſtig. Es wird dieß Niemanden befremden, der ſie genauer durchforſcht, weil ſich dann zeigt, daß ungeachtet aller ſcheinbaren Ehrfurcht vor der Erfahrungswiſſenſchaft und dem Glauben an das Ueberſinnliche der innere Geiſt dieſer Philoſophie unter einer etwas andern Form dennoch kein anderer iſt, als eben jener Vernunftſchwindel, welcher ſich als die allgemeine Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts offenbart hat. Nur daß dieſes Uebel bei dem deutſchen Philoſophen viel tiefer aus der Wurzel hervorgeht, und ſich zu einer ungleich vollkommneren wiſſenſchaftlichen Geſtalt entwickelte. Zwar wollte der Stifter ſelbſt dieſer Vernunftſchwärmerei noch einigermaßen Bande anlegen und gewiſſe conſtitutionsmäßige Schranken ſetzen. Aber vergeblich war dieſer Verſuch. Bei dem paſſiven Zuſtande des größten Theils von Deutſchland, bei dem Mangel einer zuſammenhaltenden Staatsverfaſſung und ſtark wirkenden Nationaleinheit, konnte nichts entfernter ſein von dem Charakter der deutſchen Geiſtesbildung und öffentlichen Meinung, als jene conſtitutionsmäßigen Schranken, welche die Literatur und Philoſophie der Engländer durch das Gefühl des Gemeinnützigen und für die öffentliche Wohlfahrt Erforderlichen in einem erträglichen Gleichgewichte erhalten. Dagegen hatte es in Deutſchland, wenn ſelbſt die ſchädlichſten Lehren der franzöſiſchen Philoſophie einzelne Anhänger fanden, hier nie den unmittelbaren praktiſchen Schaden. Vielmehr verbreitete ſich bei der durchaus nicht politiſchen Wendung der deutſchen Geiſtesbildung und Denkart eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, eine Vielſeitigkeit der Anſicht, an der ſchon das ſehr gefährlich war, daß man ſich dabei ſo leicht in alles finden und alles gefallen laſſen konnte, wenn man nur die Freiheit behielt, es ſich auf ſeine eigene Weiſe zu geſtalten; daß man einer gebietheriſchen Meinung, welche durch äußere Verhältniſſe oder Gewalt aufgedrungen werden ſollte, keinen feſten innern Widerhalt entgegenzuſtellen vermochte. Es konnte in Deutſchland nie aus der Vernunftſchwärmerei jene leidenſchaftliche Zerſtörungsſucht entſtehen, wie in Frankreich; ſondern höchſtens nur die Auflöſung, welche ohnedieß in den Verhältniſſen des Zeitalters lag, auch in der Denkart immer allgemeiner verbreitet und beſchleunigt werden. Wiſſenſchaftliche Schwelgerei ward das unterſcheidend Eigenthümliche der deutſchen Geiſtesbildung; wobei es nicht an einer ſittlichen Stimmung und an Gemüth fehlt, wohl aber an Kraft und an Einheit, wenn nicht veränderte Umſtände in der Folgezeit bei erwecktem Gefühle deſſen, was uns fehlte, es eben dadurch herbeiführen.

Die wiſſenſchaftliche Denkart hat im achtzehnten Jahrhunderte einen ſo großen und allgemein ſichtbaren Einfluß ſelbſt auf die äußere Geſchichte, auf den Gang und das Schickſal der Staaten und der Völker gehabt, daß dieſe kurze Erwähnung hier nicht an der unrechten Stelle ſcheinen wird.

In der öffentlichen Meinung lag der eine tiefe, und nachdem das Uebel eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, kaum mehr abzuwendende Grund zu einer allgemeinen Erſchütterung Europa's. Der andere lag in den veränderten Staatsgrundſätzen Frankreichs und in den neuen Verhältniſſen Deutſchlands, deſſen Macht nicht minder groß als der Zwieſpalt derſelben gefährlich war. Die erſten Vorbothen des herannahenden Ausbruchs waren die Aufhebung der Geſellſchaft der Jeſuiten, die Theilung von Pohlen und der nordamerikaniſche Krieg, bis dann in den Niederlanden und in Holland, in eben dem Lande, wo das Staatsſyſtem des achtzehnten Jahrhunderts ſeinen Urſprung genommen hatte und begründet worden war, das Feuer zuerſt aufging. Der Mittelpunkt aller großen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts iſt die bekannte Veränderung der Staatsgrundſätze von Oeſterreich, da ſtatt der alten Verbindung mit England, welche das glänzende Zeitalter Eugens begründet hatte, nach des Fürſten Kaunitz Plan das Bündniß mit Frankreich geſchloſſen ward. Von dieſem wichtigen Ereigniſſe erhalten alle nachfolgenden Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts ihr Licht, ja ſelbſt bei den frühern muß man den durch jenes Ereigniß erfolgten Umſchwung der Dinge ſchon im Auge haben, um ſie auch in ihrem Einfluſſe und in ihren Wirkungen zu verſtehen.

Wollte man nach den Folgen urtheilen, ſo dürfte jenes Syſtem des Fürſten Kaunitz in mancher Hinſicht als nachtheilig erſcheinen. Wie ſehr es aber aus der ganzen damahligen Lage von Europa hervorging, das erfordert nur einen Blick auf die übrigen europäiſchen Mächte. Es war in Frankreich das Staatsſyſtem gleichfalls ganz verändert worden. Viele franzöſiſche Schriftſteller ſind geneigt, das achtzehnte Jahrhundert bis auf die Revolution durchaus als eine Epoche des fortgehenden Verfalls der franzöſiſchen Macht anzuſehen. Mit Recht in Hinſicht auf das Verderbniß der öffentlichen Meinung; manches mag auch für jenes Urtheil ſprechen, wenn man die Stärke der kriegeriſchen Landmacht zum einzigen Maaßſtabe nimmt; ja auch an den Intriguen des Hofes; welche in Frankreich immer ſo öffentlich bekannt wurden, mochte ſich manches Zeichen der Schwäche wahrnehmen laſſen. Ganz anders aber fällt das Urtheil aus, wenn man weniger auf den äußern Kriegsruhm, als auf die innere Wohlfahrt und den blühenden Gewerbfleiß ſieht. Wenn indeſſen der Verfall auch in der letzteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich in mehr als einem Zweige der Staatsmacht deutlich kund gab, ſo lag die Urſache doch keinesweges in dem neuen Staatsſyſteme ſelbſt, ſondern nur darin, daß es nicht vollkommen glücklich ausgeführt ward, daß es eigentlich mißlang. Die beſtändigen Eroberungskriege Ludwigs des Vierzehnten hatten den innern Wohlſtand durchaus zerrüttet; daher die Neigung zu friedlicheren Grundſätzen. Es war nicht ſchwer einzuſehen und die ältere franzöſiſche Geſchichte enthielt ſogar genug Belege dazu, daß die Eroberung und die Beherrſchung der angränzenden Länder Frankreich ſelbſt nur wenig wahren Vortheil gewähren könnten, daß Frankreich nie blühend in ſeinem innern Wohlſtande werden würde, als wenn es eine Seemacht, Colonien und einen bedeutenden Antheil am Welthandel erhielte. Dahin ging immer mehr das franzöſiſche Streben im achtzehnten Jahrhundert. Daß Frankreich bei dieſem Streben ungleich friedlichere Grundſätze in Europa annehmen, daß es aufhören mußte, ein erobernder Staat zu ſein, wie unter Ludwig dem Vierzehnten, das lag in der Natur der Sache. Für den innern Wohlſtand von Frankreich war es unſtreitig das Beſte, und ſehr wahrſcheinlich würde es auch für die Ruhe von Europa wohlthätig geweſen ſein, wenn dieſes Streben gelungen, wenn dieſes Syſtem herrſchend geblieben wäre. Aber es mißlang vollkommen. England ward als Vorbild nachgeahmt und zugleich als Nebenbuhler bekämpft, da hier keine glückliche Gränzlinie die Beſitzungen der beiden Nationen in den andern Welttheilen, wie einſt zwiſchen Portugall und Spanien ſchied, ſondern vielmehr die geographiſche Verflechtung der franzöſiſchen und der engliſchen Colonien in Weſt-Indien, in Nord-Amerika und Oſt-Indien zu ſtäten Streitigkeiten den Stoff und Anlaß enthielt. Um ſich greifende Unternehmungen Frankreichs, welche keine andere Abſicht zu haben ſchienen, als die, ganz Nord-Amerika an ſich zu reißen, veranlaßten zunächſt den ſiebenjährigen Krieg, welcher zur See und zu Lande ein gedoppelter war. Zur See war er entſcheidend unglücklich für Frankreich, ſiegreich für England; für Europa hatte er keine andre Folgen, als daß Preußen von Rußland und Oeſterreich, als eine der Hauptmächte Europa's anerkannt wurde, und es deren ſtatt drei nun vier gab.

Frankreichs Streben nach Seeherrſchaft und Welthandel mißlang nicht bloß durch Englands Uebergewicht an Hülfsmitteln in dieſem Gebiethe; ſondern auch weil die neue Handelsrichtung dem franzöſiſchen Geiſte von Natur nicht ſehr entſprach. Man darf nur die Geſchichte der franzöſiſchen Colonien nach ihren eigenen Schriftſtellern durchgehen, ſo wird man leicht in der dieſer Nation, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird, eignen Veränderlichkeit den Grund finden, warum ihr Handel und ihre Colonien ſich oft ſchnell wieder zum Verfall neigten, oder wenigſtens nie das große und ſichere Wachsthum erreichten, welches beharrliche Geduld und ausdauernde Feſtigkeit dem Welthandel und den Colonien der Spanier, der Holländer und der Engländer gaben. Auch das war unſchwer vorauszuſehen, daß dieſe für den Wohlſtand von Frankreich allerdings angemeſſene und vielleicht nothwendige Richtung auf Seeherrſchaft und Welthandel, wie die äußere ſo auch die innere Politik weſentlich verändern mußte. Was gäbe es wohl in einem Staate, worauf der Welthandel, wenn er ſtarken Antheil daran nimmt, und Colonien nicht Einfluß hätten? Vielleicht war bei einem ſo großen Welthandel, als Frankreich ihn wünſchte, eine Veränderung der Verfaſſung ſelbſt nicht ganz zu vermeiden. Aber es war nicht hinreichend, daß die Regierung nach loſen Grundſätzen eine unbeſtimmte Freiheit ließ. Sie ſelbſt hätte mit ſtarker Hand das Steuer ergreifen und den National-Charakter, ſo weit als dieſe neue Richtung der Dinge es forderte, umbilden müſſen; dagegen aber, gleichwie in England bei großer Freiheit manche Strenge der alten Formen deſto unerbittlicher beibehalten wird, ſo auch die öffentliche Meinung mit Kraft lenken, die gefährliche Oppoſition niederſchlagen, und ſelbſt eine durchgreifende Reformation einleiten ſollen, damit eine Revolution vermieden würde. Dazu war die Regierung zu ſchwach, das neue Handelsſyſtem der Wohlfahrt der Nation zwar am angemeſſenſten, aber nicht ſo ihren Eigenſchaften. Der Verſuch, ein welthandelndes Volk zu werden, hatte keinen glücklichen Erfolg, der mißlungene Verſuch war eine der nächſten Veranlaſſungen der Revolution, und die ganze Kraft warf ſich nach den innern Erſchütterungen auf den Eroberungskrieg zurück.

Das ließ ſich nicht vorausſehen. Und wer hätte ſich nicht gern der Hoffnung hingegeben, daß in Frankreich und eben damit auch in Europa, nicht durch Geſinnung oder Laune eines Herrſchers allein, ſondern durch eine neue Richtung der Nationalkraft ein friedliches und gerechtes Syſtem endlich herrſchend werden würde?

Sehen wir auf England, ſo finden ſich auch hier Gründe genug, um Oeſterreichs neues Syſtem zu erklären. Allerdings war die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England in Eugens Zeitalter als eine natürliche, ja für die Freiheit und Erhaltung von Europa nothwendige Verbindung anzuſehen! Aber hatte wohl auch England ſie immer ſo betrachtet; oder hatte es hohen ſittlichen Grundſätzen der allgemeinen Gerechtigkeit und Staatenfreiheit nicht allzu oft bloß mechaniſche Begriffe vom Gegen- und Gleichgewichte untergeſchoben? Wie ſehr enthüllte ſich dieſe verderbliche Anſicht nicht gleich in dem erſten auf Marlboroughs und Eugens ruhmvolle Siege gegründeten Frieden! Wie viel hatte nicht England verſchuldet, ehe Maria Thereſia ſich entſchloß, in jene neuen Grundſätze einzugehen! Das ganze Verhältniß geſtaltete ſich nach einem ruhmvollen Anfange durchaus nicht ſo wie es hätte ſein ſollen. Wäre damahls, wie es in jener Epoche auch mit Schonung der alten Formen leicht geſchehen konnte, England mit Holland Eine Macht, ja Ein Staat geworden und geblieben, ſo würde ſein Einfluß auf Europa ungleich wohlthätiger geworden ſein. England bedurfte eines Beſitzes auf dem feſten Lande; Hannover aber konnte dieſen Zweck nicht angemeſſen erfüllen. Weit entfernt, durch jene Verbindung übermächtig zu werden, hätte Frankreich vielmehr alsdann in Hollands abhängiger Lage die Mittel gefunden, ſich die Freiheit und Gleichheit auf den Meeren und im Welthandel zu erringen, wornach es in ſeinem neuen Syſteme ſtrebte. Hollands Verfall war die unmittelbarſte Folge davon, daß jener Verein nicht zu Stande gekommen iſt, und ſeine Bedrückung die erſte Schuld, welche England beigemeſſen werden konnte. Daß England nach einem durchaus ſiegreichen Kriege, Spanien in franzöſiſche Abhängigkeit gerathen ließ, konnte durch einen Zuſammenfluß unglücklicher Zufälle und Umſtände einigermaßen entſchuldigt werden. Daß England in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege ſo wenig that, daß es die Beraubung der Monarchie zuließ, an deren ungetheilter Aufrechterhaltung ihm alles gelegen ſein mußte, das enthüllt die Gebrechen ſeiner ſonſt ſo ſiegreichen und glänzenden Staatskunſt.

Würde es aber nicht beſſer geweſen ſein, wenn Oeſterreich, ſtatt ſein Syſtem ganz zu verändern, mit den beiden großen Continental-Mächten friedliche und freundſchaftliche Verhältniſſe zu erhalten geſucht, in dem Kampfe gegen Preußen aber ſich ganz allein auf ſeine eignen Kräfte verlaſſen hätte? So dürften jetzt wohl die Meiſten urtheilen, nachdem die neuere Zeitgeſchichte es immer mehr bewährt hat, daß Oeſterreich nie ſtärker war, als wenn es nur auf ſich ſelbſt trauend, die eignen Hülfsmittel ganz zu benutzen wußte. Indeſſen war der König von Preußen an der Spitze ſeiner Kriegsheere ein in der That furchtbarer Gegner; zu einer Zeit, da Oeſterreich noch die Nachwirkungen von manchem Verluſte zu empfinden hatte, und ſeine Kraft bei weitem noch nicht ſo angeſpannt und vollkommen entwickelt war, wie dieß ſpäterhin geſchah. Und würde nicht die eine jener beiden großen Mächte, wenn ſie nicht mit Oeſterreich geweſen wäre, unfehlbar wider daſſelbe in den Kampfplatz getreten ſein?

Dieſes alles iſt wohl mehr als hinreichend, die Kaiſerin gegen die oft gemachten Vorwürfe deßfalls zu rechtfertigen, daß ſie einem Syſteme beitrat, zu welchem der erſte Gedanke gewiß nicht von ihr kam; ſo wie ſie auch nur zögernd zu der Aufhebung der Jeſuiten, ungern zu der Theilung von Pohlen ihre Einwilligung gab. Das erſte Ereigniß konnte, ja es mußte die weſentlichſten Veränderungen in der innern Verfaſſung aller katholiſchen Staaten zur Folge haben, durch das zweite wurde eine neue Politik der allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe aufgeſtellt, welche für die Unabhängigkeit und Sicherheit aller kleineren und ſchwächeren Staaten große Beſorgniſſe erregte. Es war das Zeitalter der alleinherrſchenden und alles entſcheidenden ſtrengen Kriegsgewalt gekommen; ein Syſtem, welches auf die Anſprüche und Rechte der minder Mächtigen oft wenig Rückſicht nahm, und auch im Innern nicht ohne Härte und mannichfachen Druck zur Vollkommenheit gebracht werden konnte. Preußen hatte dasſelbe zuerſt entwickelt und vornehmlich herbeigeführt. Es iſt als die zweite Stufe zu betrachten, der ſich jetzt immer ſchneller entwickelnden Auflöſung von Europa im achtzehnten Jahrhunderte. Als erſte Stufe derſelben bezeichneten wir früher den Zeitpunkt, wo der Begriff eines todten künſtlichen Gleichgewichts an die Stelle der wahren europäiſchen Eidgenoſſenſchaft für allgemeine Gerechtigkeit und Staatenfreiheit trat, und ſich durch den ſchnellen Wechſel willkührlich geknüpfter und gelöſter Bündniſſe ankündigte.

Es ſchien ſich wieder eine glücklichere Epoche zu nahen. In den letzten Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia, als der von neuem entflammte Seekrieg zwiſchen Frankreich und England die Ruhe des Continents dennoch nicht zu ſtören vermochte; als ſelbſt die über Baiern wieder erwachte Eiferſucht und Kampfluſt Preußens gegen Oeſterreich noch friedlich ausgeglichen ward; als der letzte König in Frankreich mit einer in dieſem Reiche nie geſehenen Milde herrſchte, in Preußen eine Denkfreiheit, ganz wie der Zeitgeiſt ſie wünſchte, begünſtigt ward; von Amerika über ferne Meere die Nachricht von einem dort in Freiheit aufblühenden neuen Staate, die bewunderten Nahmen eines Franklin und Waſhington nach Europa herüber erſchollen, die in langem Frieden angewachſne Kraft des gebildeten Europa in allgemeinem Wohlſtande ſich kund gab; als nach Thereſia's geſegneter Regierung Kaiſer Joſephs des Zweiten kühne Verbeſſerungen und Veränderungen in den erſten Jahren ſeiner Regierung noch weitere Ausſichten eröffneten: da überließen ſich alle Gemüther den unbegränzteſten Hoffnungen von allgemeinem Menſchenglücke, von neuen herrlichen Zeiten der herrſchenden Vernunft und einer unaufhaltſam ſteigenden Vervollkommnung und Aufklärung, vor welcher alle bisher noch erduldeten Kriegs- und Staatsübel bald auf immer würden weichen müſſen. Gleichwohl war es nur eine täuſchende Hoffnung und der damahls ſcheinbar glückliche Zuſtand Europa's nur jene gefährliche Stille, welche dem Ausbruche eines furchtbaren Ungewitters oftmahl vorangeht. Noch in die letzten Jahre Kaiſer Joſephs des Zweiten fielen die erſten Anzeichen, daß die Auflöſung von Europa nunmehr die dritte und gefährlichſte Stufe erreicht habe; die der Anarchie nähmlich, und des Aufruhrs der Völker.

Kein anderer Monarch von Europa war durch ſeine Verhältniſſe und Lage, die Macht und angeborne Geiſteskraft ſo ganz dazu berufen, den großen Kampf des Zeitalters zu beſtehen, und die kaum noch ganz abzuwendende Veränderung mit ſtarker Hand zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken, als Kaiſer Joſeph der Zweite. Gleichwohl dringt ſich zu allen Betrachtungen, zu welchen die Geſchichte ſeines thatenvollen Lebens den Stoff darbiethet, keine dem Nachdenkenden ſo ſehr auf als die Frage, warum ſo ſelten ein glücklicher Erfolg Kaiſer Joſephs Abſichten, ſeine angelegentlichſten Wünſche und angeſtrengteſten Beſtrebungen gekrönt hat?

Ehe wir es aber verſuchen, uns dieſe Frage, ſo weit die Geſchichte es vermag, zu beantworten, ſei es erlaubt, einige Augenblicke bei dem Gefühle zu verweilen, mit welchem der Anblick der herannahenden Kataſtrophe uns erfüllt.

Wandelbar und vergänglich iſt die Weltherrſchaft. Aus ihrem uralten Sitze, an den großen Strömen Aſiens, in Perſiens reichen Thälern und Höhen kam ſie an das kunſtgebildete, frohgeſinnte Volk der Griechen; dann an das ernſte Rom, in des ſchönen Italiens Mitte; ſpäter je mehr und mehr in den Norden, an die Deutſchen, an Oeſterreich und Spanien, an Frankreich, England und Rußland. Staaten verſchwinden, die mächtigſten Reiche tragen oft in ihrem Entſtehen ſchon den Keim ihres Unterganges in ſich. Selbſt die Völker, obwohl die Zeit vorüber iſt, da noch ganz neue entſtehen, ſelbſt dieſe verändern ſich; nur das Leben des Menſchen bleibt daſſelbe, ſo wie es auch von Anfang war; das wahre Leben nähmlich, das Leben des innern Gefühls. Noch jetzt wie vor Jahrtauſenden iſt die unbewußte Schönheit des Kindes das Bild eines reineren Daſeins als das irdiſche; noch fühlt ſich die Jugend ergriffen von einem wehmüthig ſüßen Gefühle unverſtandner Liebe und ahnungsvoller Erwartung. Es bemeiſtert ſich der Bruſt des Mannes, wenn die vergängliche Blüthe erſtorben iſt, ein unermeßnes Streben, raſtlos zu wirken; nicht aus eitler Ruhmbegier um des bloßen Nahmens willen, ſondern im vollen Gefühle der Kraft und aus dem Bedürfniſſe, ſie zu üben und zu gebrauchen. Die Verhältniſſe der Welt hemmen, der Zufall durchſchneidet die größten Entwürfe; Unglück ermüdet endlich die Kraft auch des Standhaften, der Tod oder Zwieſpalt der Geſinnungen trennt die Befreundeten. Das Beſte, was dem Geiſte des Menſchen übrig bleibt, wenn er den Reichthum der Natur bis zur Sättigung genoſſen, wenn er ſich im Kampfe mit der Welt hinreichend geübt und bewährt hat, iſt am Abende des Lebens zur Erkenntniß zu gelangen; das nun klar zu ſehen, was ihn als dunkles Gefühl im Sehnen der Jugend, als erhebender Glauben im thätigen Handeln ſtärkte und leitete. Das allein, die Entwicklung der innern Geiſteskraft iſt das Leben; um ſo kraftvoller, und im Gefühle verdoppelter, wo viele gemeinſchaftlich in ſolchem Leben zuſammenwirken und Eins ſind, und dieſe geiſtige Wirkſamkeit nicht bloß die eines Einzelnen, ſondern eines ganzen Geſchlechts und umfaſſenden Vereins iſt. Dieſes Leben iſt nicht um des Staats und der künſtlichen Staatseinrichtung willen und bloß als ein Stoff und Werkzeug für dieſelbe vorhanden, ſondern vielmehr der Staat ſelbſt iſt vorzüglich um der Entwicklung jenes geiſtigen Lebens willen als gut und nützlich zu preiſen. In ihr und nicht in ſich ſelbſt hat der Staat ſeinen Zweck. Wollte man nur bei dem nächſten Ziele des Staats ſtehen bleiben, ſo iſt dieſes Zweifels ohne die Gerechtigkeit. Gleichwohl wenn man in Beziehung auf dieſes Ziel allein den Zuſtand der Freiheit, nicht wie ihn einige erträumt haben, ſondern wie er noch jetzt in einigen Ländern Aſiens vorhanden iſt, ehedem in dem größten Theile Europa's wirklich war; den Zuſtand, da jeder als ſein eigner Herr nach dem Gefühle der Ehre, nach geheiligter Sitte der väterlichen Gewalt, der Gaſtfreundſchaft und der Blutrache ſelber ſein Recht übt, vergleicht mit der Lage der Dinge in künſtlichen Staaten; ſo könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, welcher Zuſtand vorzuziehen ſei für die Gerechtigkeit und für das unmittelbare Gefühl und Wohl des Einzelnen: ob das Leben im Stande der Freiheit oder aber die künſtlichen Staaten, welche ihren Endzweck meiſtens ſo unvollkommen erreichen, die kleineren Uebel der einzelnen Ungerechtigkeiten zwar verhindern oder ſtreng beſtrafen, deſto drückendere und verheerendere Uebel dagegen im Großen herbeiführen. Was aber dieſe Uebel dennoch alle aufwiegt, und die künſtlichen großen Staaten als heilſam für die Menſchheit betrachten läßt, das iſt ihre Nothwendigkeit für die höhere Bildung. Wo wäre dieſe möglich ohne jene Gemeinſchaft der früheren und der ſpäteren Zeitalter, der verſchiedenen Völker, der entfernten Länder, durch welche die Menſchheit erſt ein zuſammenhängendes Ganzes wird! — Dieſes bewirken die großen künſtlichen Staaten, und dadurch vergüten ſie die andern Uebel, welche ſie mit ſich führen; was irgend ſonſt gut und groß iſt, jeder Genuß, und jedes Gefühl des Lebens, iſt möglich auch im Stande der Freiheit, nur nicht die Erkenntniß, welche immer zunimmt. Keines Menſchen Geiſt iſt je fähig geweſen, für ſich allein und abgeſondert die Wahrheit zu erfinden! Auf jeden, der einmahl in den Bezirk der Erkenntniß eintritt, wirkt, wenn gleich ihm unbewußt, die ganze Vorwelt, und ein großer Theil der Mitwelt ein. Alſo nicht in dem, worauf ſie zunächſt auszugehen ſcheinen, ſondern in einer entfernteren Wirkung liegt die Nothwendigkeit und die Heilſamkeit der Staaten; ſie dienen einem höhern unſichtbaren Zwecke geiſtiger Gemeinſchaft, deren Fäden ſich vom Anbeginne der Weltgeſchichte durch alle Zuſtände und Zeitalter hindurch bis zur letzten Auflöſung des menſchlichen Geſchlechts erſtrecken. Es iſt mit dem Menſchen im Ganzen wie im Einzelnen, mit der Weltgeſchichte wie mit dem Leben; Anfang und Ende ſind dunkel, nur die Mitte iſt klar. So wenig jemand des erſten Erwachens ſeines Bewußtſeins ſich zu erinnern vermag; ſo wie der Augenblick der endlichen Auflöſung, wie oft wir ihn auch an Andern betrachtet haben mögen, wie er bei einigen furchtbar, bei andern mühſelig, wie ihr Leben war, bei einigen erhaben, wie eine ſichtbare Verklärung erſcheint, bei jedem faſt eine andere Geſtalt annimmt, für uns ſelbſt doch immer ein Geheimniß bleibt; eben ſo wenig vermag auch das menſchliche Auge hindurch zu dringen bis zum Anbeginne der Geſchichte, oder bis in die entferntere Zukunft derſelben. Gleichwohl darf man den Blick über die Zeitalter, welche uns zunächſt umgeben, nur etwas ausdehnen nach jener nicht ganz erreichbaren Ferne hin, um inne zu werden, wie alle Werke und Einrichtungen des Menſchen ihrem Weſen nach nicht anders ſein können, als vergänglich, vorübergehend, nur für eine beſtimmte Zeit, für eine Stufe der Entwicklung ſeines Geiſtes beſtimmt.

Dieſes gilt auch von den künſtlichen Staatsanſtalten und einzelnen Einrichtungen. Es iſt der Staat nicht die einzige größere Verbindung, welche unter dem Menſchengeſchlechte Statt findet. Weniger ſtreng im Aeußern geſchloſſen, aber deſto umfaſſender, iſt die Geſellſchaft der Kirche und die Verbindung des Welthandels. So wie jede andere Kunſt, ſo hat auch die Staatskunſt ihre unüberſteiglichen Gränzen, und nur allzuoft hat das achtzehnte Jahrhundert Aufgaben für die Menſchheit herbeigeführt, welche der eigentlich ſo zu nennenden Staatskunſt auch der umfaſſendſten und vollendetſten allein zu löſen unmöglich fiel. Die Beſchränktheit der gewöhnlichen Staatskunſt aber zeigt ſich am auffallendſten, wenn ſie dieſe beiden großen Weltkräfte, die Kirche und den Handel, nicht als ſolche, als von ſich unabhängig anerkennen, und nur ihrer Einwirkung auf den Staat gewiſſe Gränzen ſetzen, ſondern vielmehr ſie ſelbſt ganz unterwerfen und ſich einverleiben will, zum eignen empfindlichen Schaden des Staats.

Zu Betrachtungen dieſer Art über das, was in den Einrichtungen und Kraftäußerungen der Menſchen vergänglich und gebrechlich oder von dauerndem Werthe iſt, giebt die Geſchichte der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts manche Veranlaſſung, in welchem kurzen Zeitraume faſt alle Staaten ſo bedeutende Veränderungen und Erſchütterungen erlitten haben. Außer den einzelnen Veranlaſſungen zu dieſen Staatsveränderungen gab es noch eine allgemeine. Es war ein innerer Zwieſpalt, nicht bloß in der Staatskunſt, ſondern auch in der Staatskraft und Richtung vorhanden, welcher ſich bald als Kampf des Alten und des Neuen, bald als Streit zwei verſchiedener Syſteme der Staatsverwaltung ankündigte. Am richtigſten könnte man ihn dadurch bezeichnen, wenn man ſagte, der Geiſt und der Körper des Staats ſei mit einander uneins, oder vielmehr ihr richtiges gegenſeitiges Verhältniß verkehrt worden. Die ältere Staatseinrichtung und Staatskunſt beruhte mehr oder minder auf den Grundfeſten der Religion, auf Nationalſitten, kurz auf moraliſchen Triebfedern. Mit dem achtzehnten Jahrhunderte kam eine neue Staatskunſt auf, welche nicht auf die unbeſtimmte Wirkung ſittlicher Triebfedern, ſondern zunächſt alles auf die Entwicklung der materiellen Staatskräfte berechnete, durch dieſe Berechnung und die ſorgfältigſte Benutzung derſelben, die Mechanik der künſtlichen Staatseinrichtung am ſicherſten zur Vollkommenheit zu bringen glaubte. Dieſe berechnende und mechaniſche Staatskunſt hatte ihre nächſte Urſache in dem Welthandel, deſſen Einfluß und Früchte erſt jetzt anfingen, in vollem Maaße auf Europa zu wirken, und die materiellen Staatskräfte, Verhältniſſe und Bedürfniſſe unverhältnißmäßig zu vermehren und zu vermannichfaltigen; demnächſt aber darin, daß Europa unter vier große Landmächte getheilt war, welche, wenn auch nicht ganz gleich, dennoch mächtig genug waren, um jede den erſten Rang behaupten zu wollen. Der gegenſeitige Wetteifer dieſer großen Mächte ließ es das erſte Ziel der neuen Staatskunſt ſein, die materiellen Staatskräfte auf das Aeußerſte zu ſpannen, und mit der angeſtrengteſten Gewalt auf den höchſten Gipfel zu treiben. Die kleineren Staaten folgten dieſem Beiſpiele. Nicht bloß die innere, auch die äußere Politik ward dadurch ganz verändert. Durchgehende Gleichförmigkeit, wo auch Gewohnheit und Recht, Sitten und ſittliche Beziehungen und Schranken, welche in anderer Hinſicht vielleicht ſehr wohlthätig wirkten, im Wege ſtanden; dieß war das Ziel im Innern. Für die Abrundung und Abſonderung nach außen wurde keine der Aufopferungen und Anſtrengungen zu groß geachtet, welche man ſonſt in ältern Zeiten für die Ehre und für die Gerechtigkeit, um der öffentlichen Meinung, des Glaubens oder einer andern ſittlichen Triebfeder willen leichter als für irgend eine geringe Gränzerwerbung gemacht haben würde. Daß die äußerſte Anſtrengung der Kräfte zur Erſchlaffung führe, das zeigte ſich mehrmahls in den großen Landkriegen des achtzehnten Jahrhunderts, da es an Geld fehlte, um die ſo gewaltſam zuſammengezwungenen Kräfte zu gebrauchen, der Krieg von den Finanzen und Subſidien ſo ganz abhängig wurde, wie er es in dem Grade doch ſonſt nicht geweſen war. Wie ſehr aber das bloße Berechnen, wo es am Ende doch auf Muth, Geiſt und Willen, auf ſittliche Kraft ankommt, fehlſchlagen müſſe, das zeigte ſich unter andern auch darin, daß ſelbſt die Finanzen, während ſie in vielen Staaten immer mehr das alles entſcheidende Ziel und Princip des Ganzen wurden, je mehr man einzig und allein ſie zum Augenmerke der Staatskunſt machte, nichts deſto weniger in den meiſten Staaten in größere Unordnung als je zuvor geriethen. Einige Schriftſteller haben daher dieſe neue Berechnungsweiſe der materiellen Staatskräfte, die Statiſtik, und die auf die Grundſätze und Tabellen der Statiſtik gerichtete und gegründete Staatsverwaltung, als eine durchaus verderbliche Wiſſenſchaft, ja als die Hauptquelle der Uebel, die über Europa gekommen ſind, ſchildern wollen. Dieſes heißt aber wohl die Sache ſelbſt mit dem Mißbrauche verwechſeln. Es iſt als wollte man den Grund von der atheiſtiſchen Denkart des achtzehnten Jahrhunderts in den bewundernswürdigen Fortſchritten der Phyſik ſuchen, welche manchmahl freilich, obwohl ſehr unverſchuldet, eine oberflächliche Freidenkerei veranlaßt oder befördert haben.

Nicht in der künſtlichen Berechnung und Benutzung der materiellen Staatskräfte lag das Uebel, ſondern darin, daß man die Ordnung der Dinge umkehrte, die moraliſchen Staatskräfte den materiellen unterordnete, oder ganz aufopferte, daß der Geiſt der

Staaten immer mehr erloſch, während man den Körper derſelben, auch nicht als lebendigen Körper, ſondern als todte Maſchine immer vollkommner zu machen ſuchte. Herrlich und groß iſt der Reichthum phyſiſcher Kräfte, wenn ſie dem Geiſte dienen; verderblich, wenn in dieſem Reichthume der Geiſt erſtickt und vergeſſen wird. Nicht im Welthandel und nicht im Luxus an und für ſich, auch nicht in den ſtehenden Heeren, den ſteigenden Abgaben, nicht in der politiſchen Oekonomie und Statiſtik lag das Uebel, ſondern darin, daß die moraliſchen Triebfedern, ſo wie jene neuen Künſte ſich vervollkommneten und ſteigenden Einfluß erlangten, immer mehr erloſchen; von welcher Erſchlaffung die erſte Urſache in der Gleichgültigkeit und in der falſchen Weisheit lag, welche aus der Glaubenstrennung hervorgegangen war. Daß die mathematiſche Staatsanſicht und Staatskunſt allerdings aber nach Alleinherrſchaft ſtrebend, das alte ſittliche Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft und Bildung wankend zu machen geeignet war daß eine ſoche ausſchließend mathematiſche und bloß materielle; Anſicht im Gegenſatze der moraliſchen das eigentliche Weſen und der innre Geiſt des neuen Syſtems und aller daraus erfolgten Revolutionen, der lockende Nahme der Freiheit nur die täuſchende äußre Hülle geweſen ſei, das iſt wohl einleuchtend.

Unter allen Staaten Europa's, welche die Erſchütterung zuerſt erlitten, ſind gleichwohl die Revolutionen in Pohlen, Schweden, Holland, die weniger merkwürdigen, weil ſie nicht ganz aus dem eignen Innern hervorgingen, und größtentheils durch ausländiſchen Einfluß geleitet wurden. England und Rußland verdanken ihre große Stärke im achtzehnten Jahrhunderte zum Theil auch dem Umſtande, daß ſie ihre Revolution ſchon früher gehabt hatten, und eben dadurch gegen die neuen Erſchütterungen geſichert waren. England hatte, nach überſtandenem Kampfe, ein glückliches Gleichgewicht zwiſchen den alten Formen und ſittlichen Grundfeſten und den neuen materiellen Reichthümern und den daraus hervorgehenden Verhältniſſen zu finden gewußt; ein Gleichgewicht, welches als bloßes Kunſtwerk nicht von Dauer geweſen ſein würde, wenn nicht der Nationalgeiſt es fortdauernd gehalten und getragen hätte

In Rußland aber waren die materiellen Staatskräfte und die moraliſchen wenigſtens ganz in eine Hand gebracht, ſomit jeder bedeutende Zwieſpalt gehoben und wenigſtens eine Form des Staats gefunden, welche nach Außen mächtig, im Innern ſicher, wenn auch an ſich nicht unbedingt zu loben, doch dem Geiſte und dem Zuſtande angemeſſen war.

Es war die Erſchütterung überhaupt eine durchaus allgemeine. Nicht bloß die Völker ſondern auch die Regierungen wurden von dem herſchenden Vernunftſchwindel befallen. Wenn es in vielen Ländern den Anhängern des neuen Syſtems des politiſchen Materialismus allerdings gelang, das Volk zur ſchwärmeriſchen Theilnahme fortzureißen an dem, was doch eigentlich ſeinen innerſten Gefühlen und altem Glauben widerſprach; ſo verurſachte in andern Ländern die Abneigung gegen das neue mechaniſche Verfahren, und die Anhänglichkeit an das alte moraliſche, den Nationalſitten angemeſſene Gebäude, bedeutende Volksbewegungen und allgemeinen Widerſtand. Zum Beweiſe, wie ſehr zu ſolcher Erſchütterung die allgemeinen Gründe nicht bloß bei dieſer oder jener Nation allein, ſondern in dem Zeitalter und in den Verhältniſſen derſelben vorhanden waren, mußten ſelbſt bei derjenigen Nation, die zu neuen Staatsideen am wenigſten geeignet war, im türkiſchen Reiche, durch die Einführung eines neuen Kriegsſyſtems, welches mechaniſch vollkommner, und bei dem allgemeinen Wetteifer der gebildeten Staaten nothwendig ſchien, in unſern Tagen nicht unbedeutende Bewegungen und Kataſtrophen entſtehen.

Ganz frei von der allgemeinen Erſchütterung Europa's blieben vor's erſte nur zwei der größern proteſtantiſchen Staaten, in welchen mit der alten Einrichtung der Dinge auch die ſtändiſche Verfaſſung ſchon früherhin ganz vernichtet, wo alſo nichts mehr vorhanden war, was dem neuen Syſteme noch weſentlich im Wege geſtanden hätte, und noch zu zerſtören geweſen wäre. Ungleich größer mußte die Erſchütterung in den größern katholiſchen Staaten ſein; am größten in Frankreich und Oeſterreich. Spanien war durch die Ausſchließung alles Fremdartigen, durch ſeine innere Einfachheit für den Anfang wenigſtens mehr geſichert. Italien und die kleineren deutſchen Staaten hingen ab von Oeſterreich oder von Frankreich. Der Keim zu der Staatsveränderung in Frankreich lag zunächſt in dem Schwanken zwiſchen dem Kriegs- und dem Handelsſyſteme, was ſelbſt in den Finanzen die zweifachen Syſteme und Partheien der Manufaktur und des Ackerbaues zur Folge hatte. Gleichwohl nahm die europäiſche Revolution nicht hier, ſondern in einem andern Staate zuerſt ihren Anfang. In Oeſterreich lag die Veranlaſſung zu manchen Reformen und weſentlichen Neuerungen in der Verſchiedenartigkeit der Theile der Monarchie ſelbſt; ſchleunig herbeigeführt und hervorgerufen wurden ſie durch Kaiſer Joſephs gewaltigen Geiſt, der ganz von dem Streben und Glauben ſeines Zeitalters ergriffen und durchdrungen war.

Wer ſchien mehr dazu berufen, als Kaiſer Joſeph der Zweite, nicht von ſeinem Zeitalter fortgeriſſen zu werden, ſondern es ſelbſt zu beherrſchen und mit ſichrer Hand die große Bewegung zu lenken? Denn wer war, außer der Kraft und dem Verſtande, welche dazu erfordert wurden, ſo feſt überzeugt, daß er das Rechte wolle, und wer wollte, was er wollte, ſo entſchloſſen und ſo ausdauernd? Warum dieſe großen Hoffnungen gleichwohl nicht ganz erfüllt worden, warum Kaiſer Joſephs erlauchter Nachfolger den Ruhm ausgezeichneter Weisheit zum Theil darin ſuchen müſſen, daß er mit einer ſeltnen Abgemeſſenheit und Verbindung von Standhaftigkeit und Nachgiebigkeit, einen Theil der Entwürfe und Anfänge Kaiſer Joſephs wieder zurücknahm; dieſe Frage iſt ſchon früher aufgeworfen worden. Mit ihrer Beantwortung, ſo weit die Geſchichte dieſelbe darbiethet, beſchließe ich die gegenwärtigen Betrachtungen. Ich beſchränke mich dabei bloß auf dieſen allgemeinen Geſichtspunkt; das Einzelne der Plane, Grundſätze und Entwürfe Kaiſer Joſephs, wie ſie theils, obwohl die wenigſten ganz ausgeführt, theils zurückgenommen worden, theils aber unvollendet und in der Hälfte der Ausführung ſtehen geblieben, iſt für jetzt noch mehr ein Gegenſtand der lebhafteſten unmittelbaren Theilnahme und Unterſuchung nach allen Gründen dafür und dawider, als der Geſchichte und ihrer ruhigen Betrachtung.

Die meiſten Schriftſteller ſuchen den allgemeinen Grund von dem unvollkommenen Gelingen der Joſephiniſchen Entwürfe allein darin, daß der Kaiſer zu raſch verfahren ſei, daß er die Früchte gleich nach der Ausſaat habe erndten wollen und dem ſtillen Wachsthume keine Zeit gelaſſen habe. So erklärbar auch dieſe Erſcheinung aus Joſephs Lage, Erziehung, Schickſalen und Charakter, ſo richtig die Bemerkung daher im Allgemeinen ſein mag, ſo iſt ſie gleichwohl nicht auf alles anwendbar. Nicht alle nützlichen Verbeſſerungen kommen einem Staate, wenn man nur die Zeit erwarten wollte, ohne ſein Zuthun und wie von ſelbſt. Manche Veränderungen, wenn ſie einmahl als heilſam und gut ſind anerkannt worden, können nur mit einem Mahle oder gar nicht ausgeführt werden; wo denn auch die ſchonenden Formen nicht immer beobachtet werden können.

Mir ſcheint, was Kaiſer Joſephs Entwürfen entgegenſtand und ihr Gelingen oftmahls hinderte, am meiſten darin zu liegen, daß er es zu ſehr vernachläſſigte, die öffentliche Meinung zu gewinnen und zu lenken.

Welche große Hinderniſſe und oft unüberſteigliche Schwierigkeiten ihm dieſes Verſäumniß in den Weg legte, in den Niederlanden und in Ungarn, in der katholiſchen Kirche und bei proteſtantiſchen Mächten, in ſeinem eignen Reiche und in Europa überhaupt, das bedarf keiner weitern Auseinanderſetzung.

Die Gegner wußten Vortheil davon zu ziehen. So geſchah es, als derjenige, welcher die alte Form und das Recht zuerſt in Deutſchland vernichtet hatte, unter dem ſchönlautenden Nahmen eines Fürſtenbundes ſich zum Beſchützer der deutſchen Freiheit aufwarf, in demſelben Sinne, wie dieſes auch in ältern Zeiten von andern Feinden des Reichs und des deutſchen Nahmens geſchehen war; daß dieſes ſchon oft benutzte, ärgerlich ernſthafte Poſſenſpiel bei der allzugutmüthigen und leichtgläubigen Nation abermahls Glauben fand, und der Feind die öffentliche Stimme entſchieden für ſich gewann.

Auch in Rückſicht der Religion ward Kaiſer Joſephs Abſicht durchaus verkannt und unrichtig beurtheilt. Die Geſellſchaft der Jeſuiten war nun einmahl durch einen im Verborgenen vorbereiteten Schlag geſtürzt worden, wozu die Eiferſucht der übrigen Orden mitwirkte; dieſe Geſellſchaft, welche, nachdem andre geiſtliche Inſtitute längſt in gänzliche Unthätigkeit verſunken waren, für das Beſte der Kirche in Europa und in den andern Welttheilen ſtets thätig und unter allen am wirkſamſten blieb, und welche durch ihre Verdienſte um Wiſſenſchaften und Erziehung den Bedürfniſſen des Zeitgeiſtes am meiſten entſprach. Welcher andre Orden konnte jetzt noch mit Recht hoffen, daß er durchaus unverändert beſtehen, daß für ihn allein eine Ausnahme gemacht werden würde, und welche Veränderung in der kirchlichen Verfaſſung konnte jetzt noch unausführbar oder auch nur ſehr ſchwierig ſcheinen, nachdem jener große Schlag den Gegnern einmahl gelungen war?

So unvermeidlich gewiſſe Reformen waren, ſo heilſam hätten ſie auch werden können, wenn man nicht bloß das Alte zerſtört und weggeräumt, ſondern auch Neues geſtiftet, das viele Gute in dem Beſtehenden nur richtig erkannt und verſtanden; alles Entartete und Erſchlaffte aber auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückgeführt, die Thätigkeit kräftig angeſpornt, den Geiſt belebt, das Ganze nach den veränderten Umſtänden der Zeit überall zweckmäßiger eingerichtet hätte. Dieſes heißt wahrhaft reformiren, und iſt allerdings ein ſchweres, mühevolles Werk; der Zeitgeiſt neigte ſich meiſtens zu dem, was das Leichtere iſt, dem bloßen Hinwegnehmen, ohne etwas andres an die leere Stelle zu ſetzen. Wenn man auf einige der minder verſtändigen Lobredner der neuern Kirchen-Reformen ein Gewicht legen wollte, welches ſie freilich nicht verdienen, ſo ſollte man faſt glauben, es ſei die Abſicht geweſen, eine unnatürliche Verſchmelzung des katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubens zu bewerkſtelligen oder gar ſich von der allgemeinen katholiſchen Kirche abzuſondern, durch die Einführung eines eigenthümlich öſterreichiſchen National-Chriſtenthums. Alles dieſes war ſehr weit entfernt von dem großen Verſtande Kaiſer Joſephs und eben ſo weit von ſeiner rechtſchaffnen Geſinnung. Diejenigen Darſteller, welche ihn perſönlich am genaueſten kannten, haben es hinreichend bewieſen, daß ſeine eigne Geſinnung und Ueberzeugung in dieſer Hinſicht durchaus gut und der Religion angemeſſen war.

Alles Einzelne, was dagegen ſcheinbar angeführt werden könnte, iſt entweder minder erheblich, oder es rührt nicht von ihm ſelbſt her, ſondern von dem Mißverſtande und der Uebertreibung der Ausleger oder von dem Einfluſſe der Rathgeber, deren der einſichtsvollſte Monarch bei aller Selbſtkraft für das Einzelne doch nie entbehren kann.

Es würde überflüſſig ſein, alle die Punkte anzuführen, in welchen Kaiſer Joſeph auf ähnliche Art verkannt worden iſt, weil er ſo viele Feinde, und weil er ſelbſt es vernachläſſigt hatte, ſich der öffentlichen Meinung zu bemeiſtern. Es iſt dieſe Verſäumniß um ſo mehr zu beklagen, da die öffentliche Meinung bald eine ſo große und furchtbare Gewalt erhielt und dem Zeitalter faſt ausſchließend ſeine Richtung gab. Und wie viele Mittel ſtanden nicht eben ihm zu Gebothe, ſich der öffentlichen Meinung ganz zu bemächtigen, das Steuer des Zeitalters zu ergreifen und es zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken? Er, der Erbe und Enkel Maximilians und Karls des Fünften, der Nachfolger Matthias Corvins, Kaiſer von Deutſchland, Beherrſcher der deutſchen und franzöſiſchen Niederlande, Herr und Beſchützer der gebildetſten und kunſtreichen Provinzen Italiens, der Mann von durchdringendem Geiſte und von raſtloſer Kraft und Thätigkeit, in den nützlichen Kenntniſſen gründlich unterrichtet, die verſchiedenen Länder und Völker Europa's aus eigner Anſchauung kennend, ſo vieler Sprachen Meiſter, im Umgange unwiderſtehlich und hinreißend; er hätte alle Gemüther beherrſchen und der erhaltende Genius von Europa werden müſſen, der dem androhenden Zerſtörungsſturme Stillſchweigen gebothen hätte!

Auch auf ihn ſelbſt würde es wohlthätig zurückgewirkt haben wenn er ſich mit der öffentlichen Meinung in lebhafte Berührung geſetzt, wenn er ſie mehr beachtet und erforſcht hätte. Er würde dann nicht einſeitige Theorien und vorübergehende Syſteme einzelner Schriftſteller mit dem verwechſelt haben, was das allgemeine Bedürfniß der Zeit und der neuen Verhältniſſe wahrhaft erforderte; wie man dieß gegen ſeine Anſicht über einzelne Punkte der Geſetzgebung und der innern Staats-Verwaltung bemerkt hat.

Kaiſer Joſeph wollte in Hinſicht des Staats, nur ungleich ſtärker und entſchiedner, ſonſt aber unſtreitig daſſelbe, was die meiſten Regenten des achtzehnten Jahrhunderts gewollt haben; innere Einheit des Staats und geſchloſſene Abſonderung nach außen. Das Letzte war der beſondren Natur des öſterreichiſchen Staates nicht angemeſſen, da dieſe Monarchie, die ſchon ihrer Lage nach zu iſoliren kaum möglich ſein würde, ihrer urſprünglichen Beſtimmung nach, als das Herz und der Mittelpunkt von Europa, mit allen bedeutendſten Staaten in der innigſten Verbindung, von jeher am meiſten ein allgemeiner, wahrhaft kaiſerlicher Weltſtaat war, und es zu ſein auch wahrſcheinlich nie ganz aufhören kann. Dieſe mithin an ſich ſchon vielen Zweifeln ausgeſetzte Staatsabſonderung und Schließung der Gränzen zeigte ſich vollends ganz unausführbar, ſo lang als der Beherrſcher von Oeſterreich zugleich auch Kaiſer von Deutſchland war.

Die Einheit hingegen aller einzelnen Theile der Monarchie, beſonders eine immer vollkommenere Verbindung zwiſchen Ungarn und dem deutſchen Oeſterreich war unſtreitig das erſte und wünſchenswertheſte Gut. Aber nicht eine mechaniſche Gleichförmigkeit in den äußern Verwaltungsformen, nicht eine materielle Verſchmelzung war es, was zu wünſchen ſtand, ſondern vorzüglich nur, daß die alten moraliſchen Bande, welche zwiſchen Ungarn und Oeſterreich beſtanden, immer feſter geſchlungen und immer allgemeiner erkannt würden. Eine Vergleichung wird die Sache am deutlichſten machen können. Der größte unter den Vorfahren Kaiſer Joſephs, Karl der Fünfte, beherrſchte eine Monarchie, welche wo möglich aus noch verſchiedneren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war, als Oeſterreich im achtzehnten Jahrhunderte. Unter allen vortrefflichen Inſtituten, welche dieſer große Monarch geſtiftet hat, iſt nicht leicht eines tiefer gedacht, als die Einrichtung, welche er dem Vereine der ſpaniſchen Granden gab, und der Geiſt, womit er das Ganze beſeelte. Die mächtigſten und größten Männer der geſammten Nation bildeten auf dieſe Weiſe einen glänzenden und erhabenen Senat um den Thron, wodurch zuerſt Caſtilien und Arragonien ohne zerſtörende materielle Verſchmelzung, und ohne widerrechtliche Vernichtung der beſondern Privilegien völlig vereint, ſodann auch die Niederlande und Neapel feſter an das Hauptland geknüpft wurden; denn auch die Erſten dieſer Länder konnten an jener hohen Würde Antheil nehmen. Daher die Einheit und innere Größe der ſpaniſchen Monarchie. Während italieniſche Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft in Spanien aufblühte, herrſchte die kriegeriſche Macht, und die auf erhabenere Ideen gegründete Staatskunſt der Spanier in dem geſunkenen Italien, und richtete es auf aus dem Verderben, worein es ſich ſelbſt geſtürzt hatte. Und während in den Niederlanden ſpaniſche Sprache und Sitte allgemein Wurzel faßte, hielt es der erhabene Kaiſer nicht unter ſeiner Würde, mit der Einführung der niederländiſch-burgundiſchen Kleidertracht in Spanien ſich angelegentlich zu beſchäftigen. Man darf ſagen, daß in dieſem hohen Vorbilde ein für jedes aus verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Reich gültiges Geſetz enthalten ſei; und wenn die beſondern ſtändiſchen Verfaſſungen und Verſammlungen in jedem einzelnen Lande, was daſſelbe nach dem Charakter, den beſondern Rechten und Sitten, der Sprache, und dem alten Herkommen insbeſondere erfordert, zu beſorgen haben, die Einheit des Ganzen durch einen ſolchen, aus den Magnaten aller Nationen gebildeten, und den Thron umgebenden Senat am beſten und dauerhafteſten erhalten werde.

Was Ungarn betrifft, ſo ſollte man die Einwürfe gegen Kaiſer Joſephs Reformen am wenigſten aus der Conſtitution hernehmen. War es denn wohl möglich, während alles in Europa ſich verändert hatte, daß nur in Ungarn es ganz ſo bleiben konnte, wie es vor einem halben Jahrtauſend geweſen war? Matthias Corvin und Stephan der Heilige hatten ſehr vieles zu ihrer Zeit nicht ohne Willkühr verändert, Altes aufgehoben und Neues eingeführt, und werden gleichwohl von der Nation ſelbſt als große Könige verehrt. Kaiſer Joſeph nach ſeiner Geiſteskraft durfte ſich wohl zu einem ähnlichen Werk berufen fühlen; aber unglücklicherweiſe wurden durch die Art, wie man dabei verfuhr, die Gemüther beleidigt, und es blieben mit den verwerflich befundenen und verworfenen Reformen auch die andern wahrhaft nothwendigen und heilſamen unausgeführt.

Von allen Veränderungen und Neuerungen, welche die gegenwärtige Zeit wirklich herbeigeführt, oder herbeizuführen geſtrebt hat, iſt der Adel, das ausſchließende Vorrecht und die urſprüngliche Beſtimmung desſelben der eigentliche Mittelpunkt; mögen wir jene Bewegung nun da betrachten, wo die Frage bloß als Gegenſtand der ruhigen Unterſuchung behandelt ward, oder da, wo ſie als das eigentliche Ziel des heftigſten Kampfes ausgemittelt werden ſollte. Ich habe in dieſer Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter der neuern Geſchichte den Adel als die unter allen Veränderungen der äußern Form immer bleibende Grundkraft des Staats bezeichnet. Ein kurzer Rückblick auf dieſen Begriff wird daher die gegenwärtigen Betrachtungen am vollkommenſten beſchließen, und ich habe nur noch die eine Frage zu beantworten: welche neue Geſtalt und Form des Adels die großen Veränderungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl herbeiführen werden? Hierauf dient folgendes nicht ſowohl zur vollſtändigen Beantwortung als zur Andeutung und fernern Anregung, wie über einen Gegenſtand, welcher bis jetzt nicht der Geſchichte angehörig, ſondern noch im Kampfe und in der Entwicklung begriffen iſt.

Offenbar giebt ſich die Bewegung des Zeitalters vorzüglich als ein Kampf des Alten und des Neuen kund. Der Adel hat am meiſten den Beruf gehabt und auch gefühlt, der Vertheidiger des Alten zu ſein, und hat für dieſen Beruf allerdings ruhmvolle Thaten in Menge verrichtet. Nur iſt es nicht hinreichend, das Alte bloß als ſolches und bloß weil es alt iſt, zu wollen und zu verfechten. Die Geſchichte lehrt es hinreichend, daß das Weſen des Adels nicht in irgend einem einzelnen Vorrechte oder einer äußern Form, wie dieſe auch Nahmen haben mag, beſtehe. Vielmehr ſehen wir aus der Geſchichte, und dieß eben habe ich mich zu zeigen bemüht, daß die Formen des Adels oft gewechſelt haben, derſelbe aber dennoch unter den verſchiedenſten Geſtalten und einzelnen äußern Rechten in dem Weſentlichen ſeiner innern Beſtimmung dasſelbe blieb.

Frevelhaft iſt die Anſicht derjenigen Anhänger des Neuen, welche nur das Alte zerſtören wollen oder glauben, das wahrhaft Neue ſei irgendwo hier und dort in dieſem oder jenem Syſteme, als Erfindung irgend eines Einzelnen zu finden. Das wahrhaft Neue kann nicht durch einen Einzelnen, ſei er auch noch ſo groß an Geiſt oder an Macht, ſondern nur durch den allgemeinen Gang der Menſchheit, oder um der Wahrheit angemeſſener zu reden, durch eine höhere Fügung göttlicher Vorſehung entſtehen und herbeigeführt werden. Aber auch nur diejenige Vertheidigung des Alten iſt die rechte, welche in den Geiſt und die hohe Geſinnung des Alterthums ganz eindringt, und ſelbſt davon durchdrungen iſt. Dieſes iſt der hohe Beruf des Adels, und darum wird kein Adel, der nicht zugleich ein Adel des Geiſtes iſt, den Kampf des Zeitalters ſiegreich beſtehen.

In Deutſchland, wo die Adelsverfaſſung des neuern Europa ihren Urſprung nahm, und beſonders in Oeſterreich hat dieſelbe noch jetzt am tiefſten Wurzel gefaßt. In dem großen nordiſchen Reiche, welches Europa und Aſien verbindet, iſt alles einer unbeſchränkten Einheit ſtreng untergeordnet. In den weſtlichen Ländern, urſprünglich römiſchen Provinzen, hat die deutſche Adelseinrichtung nicht ſo tief wurzeln können, daß nicht auch ſchon früher als in den neueſten Zeiten mancherlei Gegenbewegungen des Volks, dieſelbe auszuſtoßen oder weſentlich zu verändern verſucht hatten. In Deutſchland und in Oeſterreich iſt der Hauptſitz des alten germaniſchen Adels; mit dem Geiſte wird auch die Kraft deſſelben wachſen oder fallen. Ein Adel, der nicht national wäre, der bloß die Stütze des Throns ſein wollte, ohne auch zugleich die höchſte Kraft und Blüthe der Nation zu ſein, würde ſchon dadurch ſich als verwerflich ankündigen, und könnte nicht anders als von einem durchaus verderblichen Geiſte beſeelt ſein.

Das Gift der Zerſtörung, welches in unſerm Zeitalter die Staaten und Völker wie die Einzelnen zu Grunde richtet, iſt nicht bloß Erſchlaffung, Selbſtſucht und Stumpfſinn; es iſt ein poſitives Uebel, der Geiſt der Lüge iſt es, der nicht bloß in den

Schriften der [illegible] und in der falſchen Aufklärung, ſondern auch im öffentlichen Leben wie in den Verhandlungen und Sitten der Einzelnen alles vergiftet. Dieſen Geiſt der Lüge vermag nur die Wahrheit, wo ſie vollſtändig erſcheint, zu beſiegen. Dahin führt der Ernſt einer unerſchrockenen Geſinnung und jene höhere, auf Gott gerichtete Erkenntniß, vor welcher alle eitle Schwärmerei der Vernunft verſchwindet.

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Ueber den Werth der Geſchichte, und von dem älteſten Zuſtande in Europa und Deutſchland. 9
Zweite und dritte Vorleſung. Von den Germanen. 33
Vierte und fünfte Vorleſung. Von den Gothen und von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen. 67
Sechſte und ſiebente Vorleſung. Vom deutſchen Kaiſerthume. 103
Achte Vorleſung. Von den Kreuzzügen. . . 133
Neunte und zehnte Vorleſung. Fernere Geſchichte des Mittelalters, und Entwicklung der einzelnen europäiſchen Nationen. 147
Eilfte Vorleſung. Das Zeitalter Kaiſer Maximilians. 177
Zwölfte Vorleſung. Von der Glaubenstrennung. . 193
Dreizehnte und vierzehnte Vorleſung. Geſchichte Kaiſer Karls des Fünften. . . . 211
Fünfzehnte und ſechzehnte Vorleſung. Geſchichte von Europa unter Karls Nachfolgern. . . . 249
Siebzehnte und achtzehnte Vorleſung. Vom dreißigjährigen Kriege bis auf Ludwig den Vierzehnten. . 265
Neunzehnte, zwanzigſte und einundzwanzigſte Vorleſung. Betrachtungen über das achtzehnte Jahrhundert. 321

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

[illegible]

[illegible]

[illegible] des [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

12

Zwölfter Band.

6

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Opp. 55: 11/12

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Philoſophie des Lebens.

In fünfzehn Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1827.

Vorrede.

Dieſes Ganze von fünfzehn Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens ſoll in einem möglichſt klaren und durchaus darſtellenden Vortrage, folgende Gegenſtände umfaſſen. Die fünf erſten Vorleſungen handeln von der Seele, als Mittelpunkt des Bewußtſeins, und als Mittelpunkt des ſittlichen Lebens, dann von der Seele in Verbindung mit dem Geiſte in der Wiſſenſchaft, in Beziehung auf die Natur, und im Verhältniſſe zu Gott. Die drei nächſtfolgenden Vorleſungen handeln von dem Geſetze der Weisheit und der göttlichen Ordnung in der Natur, in der Gedankenwelt und in der Geſchichte. Der Gegenſtand der ſieben letzten Vorleſungen iſt die Entfaltung des Geiſtes im Bewußtſein und in der Wiſſenſchaft, dann im äußern Leben und in den großen

Weltverhältniſſen, im Kampfe der Zeit und im Gange ihrer Wiederherſtellung, nach den verſchiedenen Entwicklungsſtufen des Menſchengeſchlechts, bis zum Schluß und Ziele der Vollendung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſte Vorleſung.

Von der denkenden Seele, als dem Mittelpunkte des Bewußtſeins, und von dem falſchen Gange der Vernunft.

„Es giebt viele Dinge im Himmel und auf der Erde," heißt es bei einem eben ſo geiſtreichen als tiefſinnigen Dichter, „wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt." — Dieſer zufällig hingeworfene genialiſche Ausſpruch iſt auch auf unſere jetzige Philoſophie größten Theils noch anwendbar, und ich möchte ihn mit einer geringen Veränderung ganz zu dem meinigen machen; indem ich für meinen Endzweck nur noch hinzu ſetzen würde: und auch „zwiſchen Himmel und Erde" giebt es viele ſolche Dinge, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Eben weil die Philoſophie mehrentheils nur träumt, wiſſenſchaftlich träumt, weiß ſie ſo vieles nicht, ahnet gar nichts davon, was ſie eigentlich wiſſen ſollte. Sie verliert ihren wahren Gegenſtand aus den Augen, verliert den feſten Grund und Boden, auf dem ſie ſicher ſtehen, und ungehindert wirken könnte, wenn ſie die ihr eigenthümliche Region verläßt, und immerwährend nur auf der einen Seite ſich in den Himmel verſteigt, dort allerlei metaphyſiſche Luftgebäude oder dialektiſche Hirngeſpinnſte bildet, oder ſich in die Erde verirrt, und gewaltſam in die äußere Wirklichkeit eingreifend, da alles nach ihren Ideen neu geſtalten und reformiren will. Zwiſchen dieſen beiden Abwegen würde der rechte Weg in der Mitte liegen, und die eigentliche Region der Philoſophie iſt eben die des geiſtigen inneren Lebens zwiſchen Himmel und Erde. Auf beiden Seiten iſt auch ſchon in den früheren Zeiten des gebildeten Alterthums mannichfach gefehlt worden. Selbſt Plato, der größte unter den griechiſchen Denkern, hat in ſeiner Republik das Urbild einer idealiſchen Staatsverfaſſung aufgeſtellt, welche in dieſer Hinſicht die Prüfung nicht beſtehen kann. Und obgleich ſein Vorhaben in der damahls ſchon ganz entſchiedenen Auflöſung und Zerrüttung der größern und kleinern griechiſchen Republiken, in deren Mitte er lebte, eine Entſchuldigung findet; obgleich dieſes ſein Werk durch die hohe Vollendung im Style des Ganzen und in der ausgeführten Darſtellung, durch einen Reichthum an vortrefflichen Ideen und erhabenen Gedanken, in ernſter Würde gegen die ſchnell vorübereilenden Conſtitutions-Dichtungen unſeres Zeitalters daſteht: ſo bleibt es doch mehr die ſchwache Seite des großen Mannes. Man braucht eben kein Plato zu ſein, um einzuſehen, wie ganz unausführbar, ja wie praktiſch widerſinnig ſo viele Züge in dieſem Platoniſchen Staats-Ideale ſind; und iſt dadurch vielfältig und immer, ſchon damahls bei den Zeitgenoſſen, wie auch ſpäter bei der Nachwelt, nur zum Spotte der Unverſtändigen, und zum Tadel der Verſtändigen Anlaß gegeben worden. Es kann von dieſer Seite angeſehen nur Bedauern erregen, eine ſo große, ſo herrliche Geiſteskraft in der falſchen Richtung auf einen unmöglichen Zweck verſchwendet zu ſehen. Wenn auf der andern Seite die älteſten unter den griechiſchen Philoſophen, gleichſam als die erſten kühnen Seefahrer auf dem weiten Ocean des Denkens, ſich die Elemente der Dinge, Feuer, Waſſer und Luft, oder auch die Atome, und dann den dieſes Alles ordnenden göttlichen Verſtand, ein jeder auf ſeine eigenthümliche Weiſe in ihrem Geiſte zuſammen ſtellten, zu einem bald ſo, und bald anders geordneten Welt-Syſteme, und eigenen Naturglauben: ſo müſſen wir freilich dabei eingedenk ſein, daß die bloß dichteriſche Volks-Religion und fabelhafte Mythologie des Alterthums, da ſie auf alle dieſe Fragen über das Weſen der Dinge, und über die erſte Urſache, nicht bloß keine befriedigende, ſondern überhaupt gar keine Antwort enthielt, jenen erſten Denkern unmöglich genügen, und ſie daher wohl veranlaßt ſein konnten, ſich jeder einen eigenen Weg der Naturverehrung und Anſicht über das höchſte Weſen zu ſuchen und zu bilden. Seitdem aber iſt die Menſchheit um dritthalb tauſend Jahre älter geworden; wollte man nun auch jetzt noch in unſerer heutigen Philoſophie dieſe zwei tauſend oder dritthalb tauſend Jahre, und alles was darin mit dem Menſchengeſchlechte geſchehen, oder ihm zu Theil geworden iſt, mit einem Mahle als gar nicht vorhanden anſehen, und zur Veränderung die Menſchheit wieder von vorne anfangen: ſo würde ein ſo gefährliches Experiment ſchwerlich zu glücklichen Reſultaten, ſondern wahrſcheinlich und nach den bisherigen Erfahrungen nur zu endloſen und unauflöslichen Streitfragen führen. Ein ſolcher, von allem früheren Daſein rein gemachter, aufgeräumter Boden, und gleichſam glatt polirte Marmortafel im Denken, wie man die tabula rasa der früheren Zeit-Philoſophie nennen könnte, würde wohl nur dem nutzloſen Hazardſpiele gewagter Speculationen zum Schauplatze dienen, nicht aber die ſichere Grundlage eines gründlichen Denkens, und bleibend ſich fortgeſtaltenden geiſtigen Lebens bilden können. Zu wundern iſt es an ſich nicht, wenn jugendliche Gemüther zu früh, oder auf eine verkehrte Weiſe von dieſen großen Ideen von der Natur, von Gott, der Freiheit, Vernunft und dem fortſchreitenden Denken ergriffen werden: daß ſie alsdann völlig überwältigt und ganz hingeriſſen, bald auf der einen Seite, ſich eine eigene und neue Religion zu bilden, und ſelbſt gleichſam zu machen, den falſchen Trieb oder die Verſuchung in ſich fühlen, bald auf der andern Seite alles Beſtehende tadeln und ändern, und nur gleich die ganze Welt nach den kaum erlernten Ideen reformiren möchten.

Daß dieſer zweifache Abweg und Mißbrauch des philoſophiſchen Denkens ein ſolcher, daß er allgemein ſchädlich, für die Erziehung und für die Welt verderblich ſei, iſt ſo einleuchtend, daß es kaum nöthig ſein wird, dabei zu verweilen. Ich möchte vorzüglich nur darauf aufmerkſam machen, wie nachtheilig dieſes für die Philoſophie ſelbſt iſt. Denn eben dadurch iſt es dahin gekommen, daß beſonders bei Männern, deren Verſtand mehr im practiſchen Leben, und in den großen Verhältniſſen deſſelben umfaſſend gebildet worden, die Sache ſelbſt, obwohl in dieſer Allgemeinheit mit Unrecht, in ein übles Licht gekommen iſt, und Philoſophiſch nun faſt eben ſo viel bedeutet, als Chimäriſch, oder wenigſtens praktiſch unbrauchbar; wie wir auch bei vielen der großen römiſchen Staatsmänner eine ähnliche Art von Geringſchätzung gegen das unnütze Weſen der griechiſchen Philoſophie bemerken. Und doch liegt gewiß eine ſehr edle Anlage, und recht geleitet, auch ſehr heilſame Kraft dieſem ganzen Streben zum Grunde, welche der griechiſche Nahme auch ſehr glücklich bezeichnet: da in dieſem ſchönen Worte, nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung, das Wiſſen zuerſt nicht als ganz vollendet und ſchon fertig, ſondern mehr nur als ein Gegenſtand des Suchens und Forſchens, einer edlen Wißbegier und reinen Begeiſterung für die höhere Wahrheit hingeſtellt, zugleich aber der weiſe Gebrauch eines ſolchen Wiſſens mit darin eingeſchloſſen wird. Daß man die Abwege einer falſchen Philoſophie bloß hemmt und hindert, iſt allein auch nicht hinreichend; nur dadurch, daß man den rechten Weg der Philoſophie des Lebens zu ebnen und zu bahnen ſucht, kann dem Uebel aus dem Grunde abgeholfen werden. Die Philoſophie alſo ſoll, das Gegebene von Oben, das Beſtehende von Außen ehrend, nicht feindlich ſich dagegen richten, nicht gewaltſam darin eingreifen wollen; und gerade wenn ſie ſich in den Gränzen ihrer eignen mittleren Region des innern geiſtigen Lebens beſcheiden haltend, weder der Theologie, noch der Politik dienſtbar ſein darf, kann ſie ihre Würde und Selbſtſtändigkeit hier auf ihrem eigenthümlichen Gebiethe am beſten behaupten. Gerade dann, wenn ſie ſich jeder Einmiſchung in das Poſitive, Wirkliche enthält, kann ſie oft auch nach außen hin, indirect ſehr heilſam wirken, indem ſie die Gegenſtände in einem allgemeineren und freieren Lichte betrachtet und betrachten lehrt; und ſo wird ſie gleichſam von ſelbſt auf ihrem Wege vielleicht manchen Nebel zerſtreuen, der einen gefährlichen Mißverſtand über ganze Sphären des menſchlichen Daſeins verbreitet, oder manchen Stein des Anſtoßes wegräumen können, der die Zeit und die Gemüther verwirrt, und in Zwietracht ſetzt, und alſo auf dieſe Weiſe ihre verſöhnende Kraft am ſchönſten bewähren, und dadurch zugleich ihre eigentliche Beſtimmung erfüllen. — Der Gegenſtand der Philoſophie iſt alſo das innere geiſtige Leben, und zwar in ſeiner ganzen Fülle, nicht bloß dieſe oder jene einzelne Kraft deſſelben, in irgend einer einſeitigen Richtung. Was aber die Form und Methode betrifft, ſo ſetzt die Philoſophie des Lebens nur das Leben voraus, nähmlich ein, in und mit demſelben ſchon mehr angeregtes und vielſeitiger entwickeltes Bewußtſein; weil ſie ja eben das vollſtändige Bewußtſein, und nicht bloß eine Seite deſſelben zum Gegenſtande hat, und zur Erkenntniß bringen ſoll. Zu dieſem Endzwecke aber würde eine allzu geſuchte, oder ausführlich weitläufige Form und ängſtlich künſtliche Methode eher hinderlich als fördernd ſein. Darin liegt nun der große Unterſchied zwiſchen einer Philoſophie des Lebens und der Philoſophie der Schule. Wird die Philoſophie bloß als ein Beſtandtheil des wiſſenſchaftlichen Elementar-Unterrichts überhaupt betrachtet: ſo iſt der Unterricht in der Methode, es mag dieſe nun nach alter Gewohnheit Logik, oder wie ſonſt immer benannt werden, die Hauptſache; denn hier auf dieſer Stufe kommt es nicht ſo auf den Gegenſtand an, der noch entfernter ſteht, und in Ermanglung einer hinreichenden eignen innern Lebenserfahrung noch nicht ganz gefaßt werden kann, als auf eine für die Zukunft nothwendige, und auf alle Gegenſtände anwendbare Uebung im methodiſchen Denken. Allein die Vorübung im philoſophiſchen Denken iſt nur die Vorbereitung zur Philoſophie, und nicht die Philoſophie ſelbſt. Am fruchtbarſten kann der wiſſenſchaftliche Schulunterricht in der Philoſophie vielleicht gemacht werden, wenn er ſich auf die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes richtet. Was könnte anziehender ſein, als eine in den Geiſt eindringende, mit Klarheit entwickelte Darſtellung aller dieſer verſchiedenen Syſteme des erfinderiſchen Scharfſinnes der Griechen; oder wenn dieß auch noch weiter ausgedehnt wird, auf die Wiſſenſchaft der Aegypter, oder anderer aſiatiſchen Völker, bis auf die nicht minder merkwürdigen verſchiedenen Syſteme der Indier, dieſer Griechen der Urwelt! Aber dieſes greift ſchon ganz ein in das Gebieth der eigentlichen Gelehrſamkeit, es kann nicht für Alle ein gleiches Intereſſe haben, und in jedem Falle iſt die Geſchichte der Philoſophie, nicht die Philoſophie ſelbſt. Der Unterſchied zwiſchen der Philoſophie des Lebens, und der Philoſophie der Schule wird allerdings ganz verſchieden aufgefaßt, je nach der Verſchiedenheit der Philoſophie ſelbſt, und der in ihr vorherrſchenden Anſicht. In jener andern Philoſophie, welche ſich in dem dialectiſchen Kreiſe abſtracter Begriffe herum bewegt, wird ihrem beſondern Charakter gemäß, eine künſtlich geübte, dann immer höher und auf das Höchſte, und wieder über alle Gränzen hinaus noch höher geſteigerte Abſtraction vorausgeſetzt und gefordert; ja es wird, wie ſich dieß wohl in der neuern deutſchen Wiſſenſchaft nachweiſen ließe, zuletzt die Unverſtändlichkeit als eine Art von weſentlichem Kennzeichen der wahren und wahrhaft wiſſenſchaftlichen Philoſophie aufgeſtellt. Ich geſtehe, daß ich immer ein großes Mißtrauen hege gegen dieſe Philoſophie, die in einem unzugänglichen Lichte wohnt, wo der Erfinder zwar ſelbſt in einer unerreichbaren Gewißheit und Klarheit der Einſicht ſich zu befinden verſichert, dabei aber nicht minder zu erkennen giebt, daß er wohl einſehe, wie ihn von den andern Sterblichen faſt niemand, oder auch vielleicht, ſtreng genommen, gar niemand verſtehe, noch verſtehen könne; wo es denn wohl mehrentheils nur das falſche Licht irgend einer innerlichen Blendlaterne ſein wird, was dieſe Täuſchung des Unverſtändlichen, oder vielmehr des Unverſtandes hervorbringt. Auf dieſem Wege des ganz abſtracten und unverſtändlichen Denkens wird natürlich die Philoſophie der Schule als die Hauptſache betrachtet, und als das eigentlich wahre Wiſſen, nähmlich das unverſtändliche; die Philoſophie des Lebens aber iſt nach dieſem Syſteme nichts als eine Art von Ueberſetzung in eine populäre Darſtellung und in das gemeine Menſchenbewußtſein, wo es ſich dann oft zeigt, daß auch bei einem nicht geringen Talente im Ausdrucke und in der Darſtellung, dieſe, ungeachtet der anſcheinenden Klarheit, genau betrachtet, immer noch unverſtändlich bleibt, weil nähmlich das Innere dieſer abſtracten Gedanken von Anfang an verwerren und unverſtändlich war, und alſo auch durch keine Darſtellung klar gemacht werden kann. Ganz entfernt iſt die lebendige Philoſophie von dieſer Verſteigung in das Unverſtändliche der leeren Abſtraction, und da die Gegenſtände keine andern ſind, als die jeder Menſch von einem ſchon einigermaßen vollſtändiger entwickelten Bewußtſein in ſeinem Innern hat, und kennt: ſo hindert nichts, daß auch der Vortrag durchaus klar, leicht und lebendig ſein kann. Hier iſt das Verhältniß alſo gerade umgekehrt: die Philoſophie des Lebens ſelbſt iſt in dieſem Syſteme die Hauptſache und das Erſte; die Philoſophie der Schule aber, oder der wiſſenſchaftliche Schulunterricht in derſelben, iſt an ſeiner Stelle ſehr achtungswerth und nothwendig, doch gegen das Ganze gehalten, nur das Zweite, Abgeleitete, der Nebenzweig, oder die Anwendung von jener. In der Philoſophie des Lebens muß auch die Methode eine lebendige ſein, und darf keineswegeſ vernachläſſiget werden; aber nicht überall braucht ſie in gleichem Maaße angewandt zu werden, und ſichtbar hervor zu treten, ſondern überall nur ſo viel als es der Zweck erfordert. Zur Erklärung kann ein Gleichniß aus dem praktiſchen Leben dienen, in welchem überhaupt die wichtigſten Künſte und Geſchäfte auf der Mathematik beruhen, welche gleichſam die Methode derſelben bildet; aber nicht immer iſt es thunlich, oder hat man Zeit, auf dieſe Elemente in methodiſcher Ausführlichkeit zurück zu gehen; man ſetzt dieſe als bekannt voraus, und denkt nur an die zum Zwecke weſentlichen Reſultate. Die ökonomiſche Verwaltung des größten wie des kleinſten Hausſtandes beruhet am Ende auf den erſten Anfangsgründen der Arithmetik; aber wo wollte es damit hinaus, wenn man im Einzelnen nun erſt wieder auf dieſe, und auf das Einmahl Eins zurück gehen, und dieſes von neuem durchdenken und prüfen wollte, ob es auch wirklich damit ſeine Richtigkeit habe, und dasſelbe mit Sicherheit praktiſch angewandt werden könnte? So beruhet auch die Kriegskunſt auf der Geometrie; wenn aber der Feldherr ſein Heer zum Treffen ordnet, ſo kann er nicht wieder zu den Lehrbüchern der Mathematik zurück gehen, um aus dieſen erſt ſeine Ordnung in gründlichen Beweiſen abzuleiten. Endlich wird ſelbſt der Aſtronom, obgleich ſein Geſchäft am meiſten auf

Berechnung beruhet, wenn er uns irgend ein Phänomen am Sternenhimmel zeigen will, nur darauf ſein Augenmerk richten, ohne denen, welche er für jenes Phänomen intereſſiren möchte, mit der verwickelten Berechnung läſtig zu werden, die er vielleicht für ſich angeſtellt hat. Mit allen dieſen Künſten und Verrichtungen des praktiſchen Lebens hat auch das intellectuelle Geſchäft des Denkens, des gemeinſamen Denkens, und der Mittheilung dieſes Denkens eine Art von Aehnlichkeit und Verwandtſchaft. Es iſt doch unſtreitig wenigſtens mit die Aufgabe der Philoſophie, eine weiſe Oekonomie, gute Wirthſchaft und geregelten Haushalt, in dieſe beſtändig rege und curſirende Gedankenmaſſe einzuführen, die unſer intellectuelles Vermögen und Eigenthum bildet; was um ſo nothwendiger iſt, bei dem allerdings ſehr großen Gedankenreichthume unſerer Zeit, bei dieſem höchſt raſchen und lebendigen Ideen-Verkehr und Umſatz, wo doch Einnahme und Ausgabe nicht immer gehörig ins Gleichgewicht geſetzt werden, damit nicht eine leichtſinnige Verſchwendung und Verſchleuderung der edelſten Geiſtesgüter einreißt, oder ein bodenloſes falſches Credit-Syſtem im Denken, wo es an einem bleibenden und feſten Capital von ſicher angelegten Grundgedanken und praktiſch ausdauernden Wahrheiten fehlt. Was das zweite Gleichniß betrifft, ſo wünſche ich allerdings, nicht zwar für Sie, aber mit Ihnen einen Sieg zu gewinnen, über ſo manche, die Zeit und die Gemüther trennende, die Harmonie des Lebens ſtörende, und den Frieden auch in der innern intellectuellen Welt untergrabende Irrthümer, oder falſche und täuſchende Scheingedanken. Und was das dritte betrifft, ſo würde ich mich vorzüglich freuen, und dann mein Ziel am meiſten erreicht zu haben glauben, wenn es mir gelingen könnte, hie und da Ihre Aufmerkſamkeit und Ihren Blick auf irgend ein unbekanntes oder nicht ganz und nicht recht erkanntes Geſtirn in der höhern Region hinzulenken.

Vorzüglich aber muß ich hier noch bemerken, daß, ſo wie die Philoſophie ganz ihren Gegenſtand und angewieſenen Inhalt darüber verliert, wenn ſie in die Theologie übergeht, und ſich auflöſ't, oder wenn ſie in die äußere Politik eingreift: eben ſo auch ganz ihre wahre Form verfehlt, wenn ſie dieſe in künſtlich berechneter Methode der Mathematik nachmachen will. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren faſt alle deutſche Lehrbücher in den meiſten Wiſſenſchaften in dieſer, der Mathematik nachgeäfften Form abgefaßt, und jeder einzelne Satz in der ganzen Schlachtordnung dieſer endloſen Paragraphe ſchloß mit dem vollendeten Akte ſolcher demonſtrativen Redensart. Man weiß aber wohl, daß eben in jener Zeit die Philoſophie, die in ſolcher unpaſſenden Weiſe und Form vorgetragen wurde, ganz voll willkührlicher, jetzt zum Theile vergeſſener Hypotheſen, ja faſt nur ein Gewebe von ſolchen geweſen iſt, daß man alſo damit der Wahrheit um keinen Schritt näher gekommen war; jener Wahrheit nähmlich, welche die Philoſophie ſucht, und die etwas Höheres iſt als ein gemeines Rechenexempel. Immer noch, obgleich es jetzt freilich in ganz anderer Weiſe angewandt wird, als ehedem, iſt die deutſche Philoſophie nicht ganz frei von dieſem algebraiſchen Formelweſen, worin ſich Alles, auch das Entgegengeſetzteſte, leicht hineinbringen und zuſammengießen läßt. Wie dem aber auch ſein möge, es führt dieſe ängſtlich demonſtrirende Gedanken-Mechanik niemahls eine wahre, innere, volle Ueberzeugung mit ſich. Es iſt eine ganz andere, mehr geiſtige und durchaus innere Methode, deren die Philoſophie bedarf, und um ſie gleichnißweiſe zu erklären, müßte die Vergleichung eher aus dem Leben und aus der Natur hergenommen ſein, als aus der Mathematik. Wie an einem Gebäude, wo alle Theile übereinſtimmen, und leicht und wohlgefällig im Auge zuſammengefaßt werden können: ſo iſt auch in jeder philoſophiſchen Mittheilung die feſte einfache Grundlage einmahl vorausgeſetzt, die Ordnung des Ganzen das Weſentlichſte für die innere Richtigkeit, damit ſich nichts Fremdartiges anſetze und einſchleiche, ſo wie für die äußere Klarheit. Indeſſen aber hat dieſe Anordnung des Ganzen doch weit mehr Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit einem lebendig fortwachſenden Naturgegenſtande, als mit einem todten ſteinernen Gebäude. Man denke ſich z. B. einen großen, in viele Aeſte und Zweige ſchön und herrlich entfalteten Baum; ſcheinbar, und für das äußere Auge bildet er ein ziemlich regelloſes und nicht ſtreng abgeſchloſſenes Ganzes, ſo wie nun eben der Stamm aus der Wurzel hervorgewachſen iſt, ſich in ſo oder ſo viele Aeſte und Zweige und Blätter getheilt hat, und wie dieſe ſich in der freien Luft lebendig bewegen. Wenn man ihn dann aber genauer unterſucht, welche vollkommene Structur des Ganzen welche wunderbare Symmetrie und zarte Regelmäßigkeit bemerkt man in dem ganzen Gebilde, bis auf jedes einzelne Blatt, und jede einzelne Faſer desſelben! Eben auf ſolche Weiſe müßte auch, glaube ich, der immer fortwachſende Baum des menſchlichen Bewußtſeins und des menſchlichen Lebens in der Philoſophie dargeſtellt werden und ſich darſtellen, wenn er nicht von der falſchen Erkenntniß entblättert und entwurzelt werden, ſondern von der wahren Wiſſenſchaft lebendig aufgefaßt, und für den Geiſt in ſeinem Leben hingeſtellt und feſtgehalten werden ſoll. Aber wie die Anordnung des Ganzen, ſo iſt auch der Zuſammenhang der einzelnen Gedanken in einer philoſophiſchen Entwicklung oder Mittheilung, von einer höhern Art, als die bloß mechaniſche Verknüpfung, mittelſt deren man etwa zwei Breter aneinander nagelt, oder zuſammen leimt. Sollte ich ein Gleichniß aus der lebendigen Natur dafür wählen, ſo würde ich daran erinnern, wie die eiſerne Nadel einmahl telluriſch angeregt und aufgeweckt, ſogleich mit dem ganzen Erdkörper und ſeinen entgegenſtehenden Welt-Enden und Polen in Verbindung und unſichtbare Berührung tritt; und wie nun dieſer magnetiſche Faden zuerſt den Weltumſegler über die weiten Meere zu unbekannten Welttheilen geführt hat: ſo iſt auch der innere lebendige Zuſammenhang der einzelnen Gedanken in der Philoſophie weit eher ein ſolcher magnetiſcher, als daß die oben erwähnte rohe, mechaniſche, im Grunde bloß äußerliche Gedankenverknüpfung ihr genügen könnte. Die höchſte innere Einheit aber in der philoſophiſchen Denkart oder in einem philoſophiſchen Ideengange, iſt doch noch von anderer Art, als alle die bis jetzt erwähnten; nicht der Natur, ſondern dem Leben gehört ſie an, und zwar nicht gleichnißweiſe iſt ſie aus demſelben entnommen, ſondern ſie iſt ſelbſt ein Theil und Beſtandtheil des Lebens, und geht bis auf den tiefſten Grund

und die Wurzel des ſittlichen Daſeins. Es iſt die Einheit der Geſinnung, die ich meine, der ſich ſelbſt treu bleibende feſte Charakter, die innere Conſequenz der Denkart, die im Leben wie im Syſteme und der philoſophiſchen Anſicht immer einen großen und tiefen Eindruck auf uns macht und Achtung erweckt, auch wo unſere Ueberzeugung nicht ganz die nähmliche ſein ſollte. Dieſe iſt aber von keiner Form abhängig, und kann auch durch keine bloße Methode erreicht werden. Wie oft tritt nicht der Fall ein, daß wir in einer denkwürdigen politiſchen Rede z. B., wenn gleich ſie auch nur ganz rhapſodiſch nach dem Erforderniſſe des Moments hingeworfen worden iſt, dieſen Charakter in der Denkart, dieſe Conſequenz der Geſinnung ſogleich erkennen und ehren; während wir in einem andern, vielleicht noch ſo ausführlich und methodiſch abgefaßten und ſcheinbar gründlichen Geiſteswerke, ſobald wir durch die ſyſtematiſche Oberfläche durchgedrungen ſind, ſehen, daß im Grunde, das alles doch nur ein übel zuſammenſtimmendes und zufällig entſtandenes Gemiſch iſt, von fremden angenommenen, hie und da entlehnten Meinungen und eigenen halben Anſichten, ohne innern Grund und feſten Halt, ohne Charakter und eigentliche innere Einheit. — Wenn es mir nun bei dieſer hier beginnenden Reihe von Vorträgen gelingen könnte, Ihnen das Ganze mit einer ſolchen Klarheit darzuſtellen, daß Sie dasſelbe leicht in ſich aufnehmen, und nach der Uebereinſtimmung der einzelnen Theile bequem überſehen und beurtheilen können: ſo hoffe ich wohl, daß Sie die Uebereinſtimmung der zum Grunde liegenden Geſinnung und Denkart in dem Ganzen nicht vermiſſen werden. Und wenn ich dann die Bitte hinzu fügen darf, daß Sie dieſe Geſinnung nicht ſogleich nach einzelnen Aeußerungen, beſonders im Anfange, ſondern mehr nach dem Ganzen, im ſchon weiter entwickelten Fortſchreiten desſelben, beurtheilen wollen: ſo darf ich auch noch die zweite Hoffnung hinzufügen, daß dieſe mit Klarheit ausgeſprochene Denkart eines Einzelnen, ſelbſt da, wo manche Verſchiedenheitspunkte in der Ueberzeugung zurück bleiben, dennoch keinen abſtoßenden Eindruck auf Sie machen, ſondern vielmehr hie und da eine anziehende, und vielleicht für ſo manchen Zwieſpalt des Denkens und des Lebens verſöhnende Kraft als die ſchönſte Frucht der wahren Philoſophie, auch hier unter uns bewähren ſoll.

So weit ging unſere Betrachtung über den Gegenſtand und die eigentliche Sphäre der Philoſophie des Lebens, dann über die ihr angewieſene Form der Mittheilung oder der andern Methode, welche ihrem Weſen eigentlich fremdartig iſt. Sehr wichtig und entſcheidend für den Gang, und die ganze weitere Entwicklung der philoſophiſchen Forſchung, iſt demnächſt der Anfangspunkt, von welchem ſie ausgeht; man muß aber nicht glauben, dieſen bloß in den Sätzen und Behauptungen ſchon gefunden zu haben, die an die Spitze eines Syſtems vorangeſtellt werden, ſondern man muß dazu vielmehr die innere Grundlage, die Wurzel aufſuchen, aus welcher das Charakteriſtiſche einer philoſophiſchen Anſicht hervorgeht. Wenn man, wie es in der Philoſophie des Lebens wohl nicht anders ſein kann, das vollſtändige Bewußtſein nach allen ſeinen verſchiedenen Seiten und Kräften zum Grunde legt, und die Seele als den Mittelpunkt desſelben betrachtet: ſo kann man dieſe ſo einfache Grundlage auf ſehr verſchiedene Weiſe näher entwickeln, und es iſt, möchte ich ſagen, faſt gleichgültig, von welchem Punkte des Umkreiſes oder der Peripherie man ausgeht, um zu dem Mittelpunkte zu gelangen, und dieſen als Grundlage weiter zu entwickeln. Um aber dieſen zwiſchen den zwei ſchon früher bezeichneten Abwegen die Mitte haltenden Weg der einfachen Auffaſſung des innern geiſtigen Lebens aus ſeinem rechten Mittelpunkte und wie es damit gemeint ſei, durch den Gegenſatz deutlicher hervor zu heben, möchte ich nur mit kurzen Worten den falſchen Anfangspunkt charakteriſiren, von welchem die herrſchende Zeit-Philoſophie, ſowohl die franzöſiſche des achtzehnten Jahrhunderts, als die neuere deutſche, bisher mehrentheils ausgegangen iſt; falſch aber erlaube ich mir ihn zu nennen, ſowohl wegen der Reſultate, wohin er geführt hat, als auch wegen ſeiner innern Beſchaffenheit. Man ging dabei auf der einen wie auf der andern Seite, immer von irgend einer Streitfrage der Vernunft aus, von einer Oppoſition gegen dieſelbe, unter welcher aber oft nur eine Oppoſition mit derſelben gegen ein anderes Geltendes verſteckt lag. Der eine und erſte Weg, welchen die ausländiſche Philoſophie hiebei einſchlug, war, daß ſie alles auf die Sinnlichkeit, im Gegenſatze mit der Vernunft reducirte, alles allein aus jener herleitete, ſo als ob auch die Vernunft ſelbſt nur ein abgeleitetes Vermögen, keine urſprüngliche Kraft für ſich, und im Grunde genommen, gar nichts wäre, als eine Art von chemiſchem Niederſchlage und Bodenſatze aus allen jenen materiellen Eindrücken. So viel man aber auch dieſen und den äußern Sinnen einräumen, und wie groß man ihren Antheil an der ganzen innern Habe des denkenden Menſchen beſtimmen mag: ſo iſt doch einleuchtend, daß die Auffaſſung dieſer ſinnlichen Eindrücke, der innere Zuſammenhang, mit einem Worte, die Einheit des Bewußtſeins, in welchem ſie geſammelt werden, niemahls von außen in das Bewußtſein hinein kommen kann; wie es auch oft von der andern Seite eingewandt iſt. Darauf war es aber auch in jener Lehre gar nicht allein oder vorzüglich abgeſehen, ſondern das Reſultat, wohin man mit jenem Vorderſatze kommen wollte, war bloß das Ueberſinnliche jeder Art, alles was nur irgend über die materiellen Eindrücke und die ſinnliche Erfahrung hinaus geht, ſo wie alle mögliche Erkenntniß davon und den Glauben daran, nicht bloß in Beziehung auf das Poſitive desſelben ſelbſt, ſondern überhaupt alles Edle, Schöne, Große, alles was irgend auf ein Ueberſinnliches und Göttliches hinführen und bezogen werden könnte, in jeder Sphäre, im Leben wie im Denken, in der Geſchichte wie in der Natur, ja ſelbſt in der Kunſt, zu läugnen, verdächtig zu machen, anzufeinden, umzuwerfen und alles herabzuziehen in die materielle Gemeinheit, oder in den ſkeptiſchen Abgrund eines vollendeten Unglaubens. Der Anfang in dieſem Syſteme wurde gemacht mit einer ſcheinbaren Herabſetzung der Vernunft unter die Sinnlichkeit, als ein Abgeleitetes, ein bloßer Abfall von dieſer; der Krieg gegen das Ueberſinnliche aber wurde nachher ganz mit den

Waffen der Vernunft geführt, freilich nicht der geſunden, wiſſenſchaftlich gebildeten, ſittlich geregelten, ſondern einer durchaus ſophiſtiſchen und ganz verkehrten Vernunft, aber mit allen Waffen des glänzendſten ſkeptiſchen Witzes, und in unzählig variirten Wendungen des geiſtreichſten Vortrages. Hier, wo nun nicht mehr die Rede von der Verwerfung eines einzelnen Poſitiven iſt, ſondern wo die Richtung gegen alles Göttliche die allgemein herrſchende in der Philoſophie geworden iſt, kann man wohl nicht umhin, eine ſolche Philoſophie als atheiſtiſch zu bezeichnen, wie ſie es ihrem innerſten Geiſte nach war, und auch in ihren Folgen, hiſtoriſch eine ſolche geweſen iſt. Der andere Weg, welchen die ausländiſche Philoſophie in der, der Revolution vorangehenden Epoche nahm, nicht mit den Waffen des Witzes, ſondern mit einer feurigen Beredſamkeit vorgetragen, durch die ſelbſt von Natur edle Gemüther leichter ergriffen und hingeriſſen werden konnten, hat eben deßhalb, wo möglich noch verderblichere Folgen gehabt, als die erſte. Die Vernunft, als der eigenthümliche Charakter des Menſchen im civiliſirten Zuſtande iſt — ſo wurde es hier dargeſtellt, — ſo wie dieſer ſelbſt, etwas bloß Erkünſteltes, und im Grunde ganz Unnatürliches, und der wilde Naturzuſtand iſt der einzige, dem Menſchen eigentlich angemeſſene. Als Rettungsmittel gegen den erkünſtelten und verkehrten civiliſirten Zuſtand wurde nun der bekannte bürgerliche Vernunft-Contrakt aufgeſtellt. Unſer ganzes Zeitalter hat die Belehrung theuer genug erkaufen müſſen, daß dieſer praktiſch, und im Großen angewendet, zwar wohl einen Despotismus der Freiheit und des Waffenglücks, aber eben ſo wenig eine wahre Wiederherſtellung des civiliſirten Zuſtandes, als eine Rückkehr zu dem natürlichen bewirken könne; ſo daß es unnöthig ſein würde, jetzt noch bei den verderblichen Reſultaten oder der innern Unhaltbarkeit dieſes Syſtems irgend verweilen zu wollen. Bemerkenswerth iſt es aber, daß auch hier der Anfang gemacht wurde, mit einer Oppoſition gegen die Vernunft, und einer Herabſetzung derſelben, als eines erkünſtelten Zuſtandes und einer Abweichung von der Natur, um dann nachher der Vernunft ſich und die beſtehende Weltordnung ganz in die

Arme zu werfen, und ihr eine unbedingte Herrſchaft über alle menſchlichen und göttlichen Dinge einzuräumen. Etwas Aehnliches läßt ſich überall bemerken, und dieſen Gang wird es immer nehmen, wo die Philoſophie von irgend einer beſtimmten Vernunftfrage und Oppoſition ausgehen, und dieſes dialectiſche Vermögen allein nach einſeitigem Standpunkte ihren Forſchungen zum Grunde legen wird.

Die neuere deutſche Philoſophie, in Form und Geiſt von der franzöſiſchen ganz verſchieden, iſt in ihrem engern metaphyſiſchen Spielraum viel weniger allgemein wirkend geweſen, und wenn ſie auch hie und da einige Anarchie hervorgebracht hat, ſo iſt es mehr nur eine Anarchie der Begriffe geweſen. Dennoch iſt auch hier in anderer Art ein ähnlicher Gang der Umkehrung zu bemerken, der mit einer ſehr ſtrengen und faſt abſoluten Beſchrankung der Vernunft und Oppoſition gegen ihre Anmaßungen beginnend, dennoch in kurzem mit unbedingter Herrſchaft, ja mit einer Vergötterung derſelben geendet hat. Der Stifter der neuern deutſchen Philoſophie fing ſeine Lehre mit dem weitſchichtigen Beweiſe an, daß die Vernunft ganz unfähig ſei, irgend eine Erkenntniß des Ueberſinnlichen zu erreichen, und daß ſie ſich dadurch nur in endloſe Streitigkeiten und Widerſprüche verwickle. Auf dieſe Unfahigkeit der Vernunft zum Ueberſinnlichen wurde nun das Bedürfniß, die Nothwendigkeit eines Glaubens, ſo wie dieſer ſelbſt gegründet. Dieſer ſelbſtgemachte Glauben ſchien jedoch zu ſich ſelbſt eben kein rechtes Vertrauen zu haben; auch war es, näher betrachtet, doch nur wieder die alte Vernunft, die an der Vorderſeite des philoſophiſchen Pallaſtes feierlich ausgeſtoßen, nun zur praktiſchen Hinterthür unter der fremden Maske von neuem hereingeſchlichen kam. Von ſolchem Zwieſpalte unbefriedigt, wählte das philoſophiſche Ich nun einen andern und neuen Weg des unbedingten Wiſſens, wo es mit lebendiger Kraft in dem ideellen Spielraum anfangs frei ſchalten und walten mochte. Nachdem es aber mehr und mehr deutlich wurde, daß hier in dieſer idealiſtiſchen Lehre nur von einem bloß innerlichen Vernunft-Gotte, ohne eigentliche objective Wirklichkeit, die Rede ſein könnte, und daß eigne abſolute Ich mit dem Göttlichen auf ſolche Weiſe identificirt und verwechſelt werde, ſo erhob ſich gegen dieſes egoiſtiſche Wiſſen der Verdacht, und endlich der Vorwurf des Atheismus. Freilich ſollte man Bedenken tragen, dieſes Wort da anzuwenden, wo nicht von einer rohen Abläugnung, ſondern nur von einer ſehr irrigen Verwechslung der Begriffe die Rede iſt, ſollte wenigſtens dieſe letzte durch die Benennung eines wiſſenſchaftlichen Atheismus unterſcheiden, um zu bezeichnen, daß der Tadel und der Nahme nur dem Irrthume des Syſtems gelte, und nicht dem Charakter der Perſon; da mit einem ſolchen wiſſenſchaftlichen Atheismus übrigens der ſtrengſte Stoicismus in der Sittenlehre, wie das auch hier wirklich der Fall war, ſehr wohl vereinbar iſt. Eine ſtarke idealiſtiſche Verwechslung hat aber dabei wohl allerdings Statt gefunden. — Die deutſche Philoſophie ſchlug nun andere Wege ein, und wandte ſich mehr auf die Seite der Natur, der ſie ſich, der transcendenten Leerheit jener ideellen Vernunft und des bloß dialektiſchen Denkens ganz überdrüſſig, mit voller Bewunderung in die Arme warf, als wo allein Leben und die Fülle desſelben zu finden ſei. Obwohl nun dieſe neuere Natur-Philoſophie manche herrliche Früchte der Wiſſenſchaft getragen hat, ſo ging ihr doch das Trugbild des Abſoluten auch hier nach, und ſie iſt nicht frei geblieben von dem Vorwurfe einer pantheiſtiſchen Natur-Vergötterung. Eigentlich und genau genommen, war es aber nicht die Natur, ſondern eben jenes ihr zum Grunde gelegte Vernunft-Fantom, welches als das Höchſte aufgeſtellt und vergöttert wurde; es war eben wieder nur das alte metaphyſiſche Einmahl Eins, in einer neuen Anwendung und einer lebendigeren Form. Alſo auch hier hatte das Syſtem angefangen, mit einem ſcheinbaren Ueberdruſſe an der Vernunft und mit einer Herabſetzung derſelben unter die Natur, um dann mit dem unbedingten Principe derſelben zu enden. Als philoſophiſche Naturwiſſenſchaft genommen, ſind es oft wohl mehr nur einzelne fehlerhafte und verkehrte Auswüchſe geweſen, als daß der darin eingewebte Irrthum überall ganz conſequent und ſyſtematiſch bleibend durchgeführt wäre, und allerdings iſt auch ein großer Unterſchied zu machen, zwiſchen den verſchiedenen Bearbeitern und Verkündigern derſelben. In der letzten Zeit iſt die deutſche Philoſophie theilweiſe auch wieder ganz zurückgekehrt in den leeren Raum des abſoluten Denkens. Obgleich hier nun dieſes und der darin erfaßte abſolute Vernunft-Abgott nicht mehr bloß innerlich verſtanden, ſondern objectiv genommen, und als das Grund-Princip alles Seins aufgeſtellt wird: ſo ſcheint doch dabei, wenn wir erwägen, wie das Weſen des Geiſtes ausdrücklich in die Verneinung geſetzt wird, und wie auch der Geiſt der Verneinung in dem ganzen Syſteme der herrſchende iſt, faſt eine noch ärgere Verwechslung Statt zu finden, indem vielmehr anſtatt des lebendigen Gottes, dieſer ihm entgegenſtehende Geiſt der Verneinung in abſtrakter Verirrung aufgeſtellt und vergöttert wird; ſo, daß alſo auch hier wieder nur eine metaphyſiſche Lüge an die Stelle der göttlichen Wirklichkeit tritt. — Es findet ſich eine ſonderbare innere Correſpondenz und Verwandtſchaft in den Irrwegen unſerer Zeit, wo oft die entfernteſten Geiſtes-Extreme, die äußerlich in gar keiner Berührung ſtehen, plötzlich auf demſelben Punkte des täuſchenden Lichts, oder vielmehr einer glänzenden Finſterniß zuſammentreffen. Während ein wunderbarer britiſcher Dichter, vielleicht der größte, gewiß aber der merkwürdigſte Dichter unſerer Zeit, in ſeiner tragiſchen Darſtellung des älteſten Brudermordes, als den Anſtifter dieſer That, den Feind des Menſchengeſchlechts und König des Abgrundes, als den großen Tadler der göttlichen Weltordnung, und das Oberhaupt aller unzufriedenen Geiſter und der Oppoſition in der ganzen Schöpfung dargeſtellt, ihn auf eine Weiſe, wie es noch nie geſchehen iſt, mit einer ſolchen ergreifenden und erſtaunenswürdigen Wahrheit geſchildert, und ganz wie nach dem Leben gezeichnet hat; ſo daß alle früheren ähnlichen Darſtellungen auch der berühmteſten Dichter dagegen nur als willkührliche Fantome ohne Wahrheit erſcheinen, gegen dieſe Darſtellung, die dabei doch nicht ohne einige insgeheim durchſchimmernde Vorliebe entworfen iſt, indem der Dichter allen magiſchen Zauber ſeiner Fantaſie über dieſe dunkle Figur ausgegoſſen hat, ſo wird nun hier eben dieſes feindliche Princip, dieſer abſolute, d. h. der böſe Geiſt der Verneinung und des

Widerſpruchs, auf den letzten Abwegen der deutſchen Philoſophie, obwohl in abſtracter Unverſtändlichkeit, in der Mitte des verworrnen Syſtems auf den Thron geſtellt; daß alſo durch eine ſeltſame Art von vorherbeſtimmter Harmonie, der antichriſtliche Dichter, und dieſe antichriſtlichen Denker auf einem Punkte der falſchen Herrlichkeit unvermuthet zuſammentreffen. Dieſes iſt in jedem Falle wohl das dritte Stadium der idealiſtiſchen Verirrung, die höchſte, und gewiß auch die letzte Stufe des wiſſenſchaftlichen Atheismus. Sollte ich nun meine Ueberzeugung und das Verhältniß dieſer Philoſophie des Lebens, die ich Ihnen vorzutragen wünſche, zu der herrſchenden Wiſſenſchaft und Philoſophie der Zeit, ſowohl der ausländiſchen, als der deutſchen, in kurzem wiederhohlen, ſo würde ich dieſes etwa ſo zuſammenfaſſen. Ich ehre und bewundere die unermeßlich folgenreichen wiſſenſchaftlichen Entdeckungen in der Phyſik unſerer Zeit, beſonders auch das Große in der franzöſiſchen Naturwiſſenſchaft, in ſo ferne es reelle Fortſchritte des menſchlichen Wiſſens enthält und begründet, ſo weit ich dieſelben kenne, und in meiner Sphäre verſtehe; aber die materialiſtiſche Beimiſchung der früheren franzöſiſchen Philoſophie, die immer noch ſo zahlreiche Anhänger hat, kann ich nicht anders, als ganz verwerflich finden. Ich ehre und liebe die überall herumforſchende, und allumfaſſende deutſche Wiſſenſchaft, und auch die deutſche Natur-Philoſophie noch mehr, als jene des Auslandes, da ſie dieſelben großen Entdeckungen nur noch geiſtiger auffaßt; die idealiſtiſche Verirrung aber, welche nebenher geht, und damit verwebt iſt, von welcher das Ganze ausging, und von der auch jetzt das Syſtem noch bei weitem nicht völlig rein und befreit iſt, kann ich nur fur eine ſolche, fur eine intellectuelle Verirrung, von der ſchädlichſten, den Geiſt ſtörenden und zerſtörenden Art und Wirkung halten.

Von nun an werde ich dieſe Hinblicke auf die andere Seite der entgegengeſetzten Philoſophie nicht mehr bedürfen, ſondern einzig auf die ruhige Entwicklung deſſen, was ich angekündigt habe, und hier mittheilen ſoll, bedacht ſein können. Nur für den erſten Anfang ſchien es mir nöthig, durch den Gegenſatz zwiſchen dem falſchen Anfangspunkte und dem rechten Mittelpunkte der Philoſophie, dieſen deutlicher hervor zu heben.

Es iſt nicht hinreichend, wie es ſo viele Denker gethan haben, immer nur von der einen Seite des Bewußtſeins auszugehen, und dieſes dialectiſche Vermögen der Abſtraktion, welches in dem Denker ſelbſt natürlich das vorherrſchende, und am meiſten entwickelte iſt, zum Grunde zu legen, um dann ſchnell zu dem Ziele eines vermeinten unbedingten Wiſſens zu gelangen, oder wenn der Sinn mehr dahin gerichtet iſt, zu einem unbedingten Nichtwiſſen, und Verwerfen alles Wiſſens, was im Grunde eben ſo falſch, und in ſo fern ganz einerlei iſt. Auf dem rechten und ſichern Wege einer vollſtändigen Nachforſchung, muß vor allen Dingen erſt das Bewußtſein vollſtändig, nach der ganzen Fülle ſeiner lebendigen Entfaltung, und nach allem Vermögen und Kräften, die dazu gehören, aufgefaßt werden; um dann, wenn man den ganzen Umfang desſelben von ſeinem Mittelpunkt aus überſchauen kann, allenfalls die Frage aufzuwerfen, welche Art, und welchen Grad von Wiſſen der Menſch, auch von dem, was außer ihm und über ihm iſt, mit ſolchem Bewußtſein erreichen kann, und in wiefern dieſes denkbar und möglich iſt. So wie nun die Seele überhaupt das Princip alles Lebens in der Natur iſt, ſo iſt die denkende Seele der Mittelpunkt des menſchlichen Bewußtſeins. In der denkenden Seele aber iſt ſowohl die unterſcheidende, verbindende, folgernde Vernunft, als die ſinnende, erfindende, ahnende Fantaſie mit inbegriffen; beide Kräfte umfaßt ſie, in der Mitte zwiſchen ihnen ſtehend. Aber auch zwiſchen Verſtand und Willen bildet ſie den Wendepunkt des Uebergangs, und füllt, als das verbindende Mittelglied, die Kluft aus, welche zwiſchen beiden liegt und beide trennt. Alle Arten und Stufen der Vorſtellungen umfaßt ſie, von den ganz nothwendig und feſt beſtimmten, unabänderlich bleibenden, bis zu den halb unwillkührlich vorübereilenden; von den nicht ganz deutlich entwickelten, bis zu denen zur höchſten Klarheit des Verſtandes geſteigerten; von den faſt gleichgültig ruhigen, bis zu denen, die zugleich ein leiſes Wünſchen enthalten, oder auch bis zum heftigſten Wollen anwachſen. Die denkende Seele iſt das gemeinſame Behältniß, welches den ganzen Kreislauf aller dieſer Vorſtellungen in ſich aufnimmt; ja ſie ſelbſt iſt, wenn man ſie im Allgemeinen beſchreiben ſoll, nur das innere Pulſiren dieſes Denkens, wie der Pulsſchlag im lebendigen Körper. Freilich iſt dieſe allgemeine Beſchreibung noch bei weitem keine hinreichende Erklärung, und führt noch nicht ganz zu dem gewünſchten Ziele. Vielleicht wird es uns durch eine andere, ſcheinbar gewagte Wendung gelingen, viel einfacher dahin zu gelangen, worauf es hier ankommt; nähmlich das Eigenthümliche des menſchlichen Bewußtſeins und das Charakteriſtiſche, wodurch dasſelbe ſich von andern, mit Bewußtſein begabten, endlichen Naturen unterſcheidet, genauer bezeichnen zu können. Die vernünftige Seele, die Vernunft unterſcheidet den Menſchen von den Thieren; das hört man oft genug wiederhohlen. Aber es iſt nur die eine Seite des Gegenſtandes, und ſollen wir denn immer nur nach unten den Blick hinwenden, niemahls nach oben? Ich will damit ſagen: vorausgeſetzt, daß es noch andere erſchaffene Geiſter, und endliche Intelligenzen gebe, würde nicht vielleicht die Vergleichung und der Gegenſatz mit ihrem rein geiſtigen Bewußtſein dazu dienen können, das Unterſcheidende des menſchlichen Bewußtſeins von der andern, gewöhnlich vernachläſſigten Seite, vorzüglich klar in's Licht zu ſtellen? — Ich bin weit entfernt, die Sache ſelbſt hier zum Gegenſtande einer Unterſuchung machen zu wollen; ich nehme es bloß als eine Vorausſetzung, aus der allgemeinen Ueberlieferung, und zum Behufe jener Vergleichung, hier ſo an. Allgemein aber kann dieſe Ueberlieferung genannt werden, da im Ganzen übereinſtimmend mit dem, was unſere Lehre ſagt, auch die älteſten und gebildetſten Völker der Vorzeit, unter denen ich nur die Aegypter, ganz beſonders die Perſer, und auch die Indier nennen will, das Daſein ſolcher endlichen und erſchaffenen, dem Menſchen unſichtbaren, aber doch nicht ganz fremden Intelligenzen und Geiſter, als eine ausgemachte Thatſache angenommen haben. Wenn die Griechen und Römer von dem Genius des Sokrates, wie von etwas Auffallendem reden, ſo war dieß nur, weil dieſer weiſe Athenienſer über dieſen Gegenſtand in ſo beſonderer Weiſe ſprach, und weit mehr zu ſagen wußte, als ſonſt gewöhnlich war; denn übrigens war es auch bei den Griechen und Römern der allgemeine Glaube, daß jeder Menſch ſeinen Schutzgeiſt und Genius habe. Dieſe Vorausſetzung nun einmahl angenommen, wie wird, und wie ward die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer geiſtigen Weſen der allgemeinen Ueberlieferung und Vorſtellung gemäß bezeichnet? Als rein geiſtig werden ſie gedacht, alſo ohne einen ſolchen irdiſchen Körper, wie der Menſch; oder wenn ſie ja einen Körper, als Organ und Träger ihres geiſtigen Thuns, bedürfen und haben, ſo iſt es ein ganz anderer, dem menſchlichen Auge unſichtbarer ätheriſcher Lichtkörper. Doch dieß Unkörperliche iſt mehr nur ein negativer Unterſchied. Eine mehr poſitive, tiefere Verſchiedenheit dürfte vielleicht darin liegen, daß ſich dieſe, dem Menſchen ſo ganz eigenthümliche, ſoll ich ſagen Charakterſchwäche oder Gebrechlichkeit, dieſe tief innerliche Veränderlichkeit, dieſes unentſchiedene Schwanken zwiſchen Thun und Laſſen, dieſer Wechſel zwiſchen Anſtrengung und Ermüdung, dieſe weite Kluft zwiſchen dem Wollen und Vollbringen, dem Gedanken und der Ausführung, daß ſich, ſage ich, alles dieſes durchaus auf jene ganz geiſtige Weſen nicht anwenden und übertragen läßt, wenn nicht der ganze Begriff ſelbſt wieder aufgehoben werden ſoll. Man kann ſie ſich entweder gar nicht, oder nur ſo denken; eilend wie der Blitz, und ſchnell wie das Licht, ſind ſie unermüdet in ewiger Thätigkeit, und bedürfen keiner Ruhe außer der geiſtigen Anſchauung, welche ihr Weſen ausmacht; alle ihre Gedanken gehen in dieſen Einen zuſammen, der Gedanke iſt zugleich That, und der Wille und daß er geſchieht, nur Eins. Alles in ihnen hat das Gepräge der Ewigkeit; und dieſes hat freilich auch ſeine nachtheilige Seite: einmahl von ihrem Mittelpunkte abgewichen, gehen ſie ewig in die Irre. — Doch iſt dieß Alles mehr nur noch eine Beſchreibung der ganzen Idee, die ich mir bloß erlaube habe, um ſie als Uebergang zu brauchen zu dem Punkte, auf welchem es eigentlich ankommt; und dieſer beſteht darin, genau zu bezeichnen, welche Kräfte, oder Vermögen des Geiſtes und der Seele, von denen, die der Menſch beſitzt, ihnen in jener einmahl angenommenen Vorausſetzung ihres Daſeins, beigelegt werden und werden können, und welche nicht? Ich finde den ganzen weſentlichen Unterſchied ſehr treffend angedeutet, in dem bekannten Ausſpruche eines unſerer berühmten Dichter: „Dein Wiſſen," — alſo redet er den Menſchen an — „dein Wiſſen theileſt du mit vorgezogenen Geiſtern;" vorgezogen, denn in der Klarheit des ewigen Wiſſens ſtehen ſie allerdings weit über dem Menſchen." — Dann fährt er fort: „Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein." — Was iſt aber die Kunſt anders, als die ſichtbar gewordene, und gleichſam körperlich in Geſtalt und Wort und Klang heraustretende Fantaſie? Alſo dieſe iſt es, die leichtbewegliche, vielgeſtaltige, immer erfinderiſche Fantaſie, welche den gefährlichen Vorzug des Menſchen bildet, und jenen reingeiſtigen Weſen nicht beigelegt wird. Eben ſo wenig läßt ſich ihnen auch dieſe menſchlich vermittelnde, folgernde, vergleichende Vernunft beilegen; ſie haben ſtatt deſſen den anſchauenden Verſtand, wo das Verſtehen und das Sehen Eins iſt. Und wenn ihnen in einem genauern Sinne weder das eine noch das andere dieſer beiden zukommt, ſo läßt ſich ihnen auch, ſtreng genommen, keine Seele, als ein eignes, vom Geiſte noch verſchiedenes, mehr paſſives Vermögen der inneren Fruchtbarkeit und Veränderung, und des innerlichen Fortwachſens beilegen. Um es alſo kurz zuſammen zu faſſen: Einfach iſt das Daſein der Thiere, weil bei ihnen die Seele in den organiſchen Körper ganz verſchmolzen und aufgelöſt, und mit ihm Eins iſt, ſo daß mit der Zerſtörung desſelben auch die Seele den Elementen wieder gegeben wird, oder in die allgemeine Naturſeele zurück kehrt: zweifach iſt das Weſen der erſchaffenen Geiſter, die außer jenem ätheriſchen Lichtkörper nichts ſind, als Geiſt; dreifach aber iſt die Natur des Menſchen, der aus Geiſt, Seele und Leib beſteht. Und dieſe dreifache Beſchaffenheit und Eigenſchaft, dieſes dreifache Leben des Menſchen iſt zwar noch nicht ſelbſt derjenige Vorzug: aber es hängt doch dieſes nah zuſammen mit dem Vorzuge, welcher den Menſchen vor allen andern erſchaffenen Weſen auszeichnet und unterſcheidet; ich meine jenen Vorzug, vermöge deſſen er allein in der ganzen Schöpfung mit dem göttlichen Ebenbilde bekleidet iſt. Dieſes dreifache Princip iſt die einfache Grundlage der geſammten Philoſophie: und dieſe Philoſophie, welche von ſolcher Grundlage ausgeht, iſt eben die Philoſophie des Lebens, und darum hat ſie auch Worte des Lebens. Sie iſt keine müßige Spekulation und keine unverſtändliche Hypotheſe; ſie iſt nicht ſchwieriger, und braucht nicht dunkler zu ſein, als jede andere Rede von geiſtigem Inhalte: ſie kann und darf eben ſo leicht und klar ſein, wie das Verſtehen einer Schrift, die Beobachtung der Natur und die Erkenntniß der Geſchichte: denn ſie iſt überhaupt nichts anderes, als eine, aus dem Leben ſelbſt geſchöpfte, einfache Theorie des geiſtigen Lebens, und das bloße Verſtehen deſſelben. Iſt ſie aber abſtract und unverſtändlich, ſo iſt dieß nur eine Folge, und meiſtens auch ein unfehlbares Kennzeichen davon, daß ſie in die Irre gerathen war. Wenn wir das geſammte menſchliche Individuum in Gedanken vor uns ſtellen, ſo iſt außer Geiſt und Seele der organiſche Leib der dritte Beſtandtheil oder das dritte Element, nebſt jenen beiden, aus welchem das Ganze beſteht, und zuſammengefaßt iſt. Die Structur des organiſchen Leibes aber, ſeine Kräfte und Geſetze bleiben der Naturwiſſenſchaft überlaſſen: die Philoſophie iſt nur die Wiſſenſchaft vom Bewußtſein, hat es zunächſt alſo mit Seele und Geiſt zu thun, und muß ſorgfältig wachen, in keiner Beziehung ihre Gränzen zu überſchreiten. Das Dritte aber, außer Geiſt und Seele, in welchem dieſe beiden zuſammenwirken, braucht nicht immer, ſo wie oben, der organiſche Leib zu ſein; in andern Beziehungen des Lebens iſt dieſes Dritte, in welchem dieſe beiden vereinigt ſind, oder welches ſie vereinigt hervorbringen, das Wort, die That, das Leben ſelbſt, oder die göttliche Ordnung, von welcher beide abhängen. Und dieſes ſind die drei Gegenſtände, welche ich angekündigt habe. Um aber jene Stufenleiter des Lebens zu vollenden, will ich noch hinzuſagen: dreifach iſt das Weſen des Menſchen, vierfach aber iſt das menſchliche Bewußtſein, weil ſowohl der Geiſt als die Seele wieder in zwei Kräfte oder Hälften ſich ſcheiden und zerfallen, oder getheilt und zerſpalten ſind; nähmlich der Geiſt in Verſtand und Willen; die Seele in Vernunft und Fantaſie. Dieſes ſind die vier Endpunkte, oder wenn man will, die vier Weltgegenden, für dieſe innere Welt des Bewußtſeins. Die andern, dem Menſchen zukommenden Seelenvermögen oder Geiſteskräfte ſind nur Nebenzweige dieſer vier Hauptäſte; der lebendige Mittelpunkt des Ganzen aber iſt die denkende Seele, und dieſes war der Gegenſtand meiner erſten Betrachtung.

Zweite Vorleſung.

Von der liebenden Seele, als dem Mittelpunkte des ſittlichen Lebens, und von der Ehe.

Die Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeins nach dem dreifachen Principe ſeines Daſeins, oder ſeiner aus Geiſt, Seele und dem beſeelten Körper zuſammengeſetzten Natur, muß mit der Seele anfangen, und nicht mit dem Geiſte, obwohl dieſer das Höchſte im Bewußtſein iſt. Die Seele aber iſt das Erſte in dem Stufengange der Entwicklung, und auch im wirklichen Leben der Anfang und die bleibende Grundlage, ſo wie die urſprüngliche Wurzel des geſammten Bewußtſeins. Viel ſpäter erſt entwickelt ſich der Geiſt des Menſchen, in oder aus, an oder mit der Seele. Aber auch ſchon entwickelt iſt der Geiſt, zu welchem außer dem durchblickenden Verſtande, der freie Wille gehört, nicht immer und nicht überall gleich wirkſam im Menſchen; man kann in dieſer Hinſicht auf ihn anwenden, wie es von dem Alles bewegenden und belebenden Winde in der äußern Natur heißt: man hört wohl ſein Wehen, aber man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Die denkende Seele dagegen iſt eigentlich im Stillen beſtändig wirkſam, und es kann als ſehr wahrſcheinlich angenommen werden, daß ſie, ſtreng genommen, immer Vorſtellungen hat, wenn auch nicht klar bewußte, ſo doch unbewußte; wie ein großer deutſcher Philoſoph der frühern Zeit, mit dem ich mich oft und auch vorzüglich gern zuſammentreffe, es ausdrücklich in ſeinem Principe der unbewußten Vorſtellungen als einen Grundſatz der Pſychologie aufgeſtellt hat. Angewandt auf den wechſelnden Zuſtand des Wachens und der Ruhe im äußern organiſchen Leben, würde dieß nun ſo viel heißen, daß wir im Schlafe immer und auch dann träumen, wenn wir uns deſſen gar nicht erinnern können. Die große Mehrzahl der Träume, auch wenn wir im Augenblicke des Erwachens noch ein Andenken davon haben, ſind ohnehin nichts als ein Abdruck der körperlichen Stimmung und jedesmahligen Temperatur des Lebens und der Geſundheit, vermiſcht mit einem verworrenen Nachklange ſolcher Vorſtellungen, die uns im vorangehenden Wachen am meiſten beſchäftiget haben. So wie nun aber unter der großen Menge von bloß verworrenen und nichts ſagenden Träumen manchmahl einzelne, ſehr klare und zuſammenhängende, gleichſam helle Träume hervortreten, in welchen das Gefühl eine tiefere Bedeutung ahnen möchte, oder die wenigſtens die Fantaſie als bedeutſame Bilder anſprechen: ſo giebt es, ſo wie alles Entgegengeſetzte an irgend einer Stelle ſeinem Gegenſatze näher liegt, und ſich in ſolchen gegenſeitigen Uebergangspunkten eine Verwandtſchaft zwiſchen den beiden Gegenſätzen zeigt, auch im wachen Zuſtande eine ziemliche Maſſe von weniger klaren und beſtimmten Vorſtellungen, welche nicht viel deutlicher ſind, und auch nicht viel mehr geordnet, als die Reihe der Bilder in einem Traume, an der Seele vorüberziehen; doch würde man ſehr irren, wenn man annehmen wollte, daß ſie keine Spur in der Seele zurücklaſſen, da vielmehr in dieſen unentwickelten Anfängen von Gedanken ſehr oft der Keim liegt zu den beſtimmteren Ideen, beſonders zu den eigenthümlich aufgefaßten, ſo wie auch zu den zuerſt ſich bildenden Antrieben und Entſchließungen, in irgend einer beſtimmten Regung und Richtung des Willens. Wie nun das äußere Leben abwechſelt zwiſchen der Thätigkeit im Wachen und dem Zuſtande des Ausruhens im Schlafe: ſo iſt auch die denkende Seele getheilt zwiſchen der unterſcheidenden, ordnenden Vernunft, und der ſinnenden Fantaſie. Es ſind dieß alſo gleichſam die zwei Hälften der Einen denkenden Seele, oder auch die beiden Seiten derſelben, wovon wir die eine als die poſitive, die andere als die negative betrachten können. In Hinſicht auf das innere fruchtbare Denken ſelbſt, auf die Entſtehung und Hervorbringung der Gedanken iſt die Einbildungskraft als das productive Denkvermögen, die poſitive Seite des Ganzen; die eigentlich ſogenannte Fantaſie, die dichteriſche oder auch in den Neigungen und Leidenſchaften mitwirkende Fantaſie, iſt nur Eine Art und Eine Richtung der Wirkſamkeit dieſes productiven Denkvermögens, welches ſich noch in vielen andern Richtungen und Sphären des menſchlichen Thuns und Denkens kund giebt, indem z. B. ſelbſt die umfaſſende Combinationsgabe der großen Erfinder in der Mathematik noch mit unter dieſen Begriff gehört. Dieſem productiven Denkvermögen gegenüber, bildet in dieſer Beziehung die ordnende, das durch jene andere fruchtbare Kraft Gegebene, weiter verarbeitende und näher beſtimmende oder beſchränkende Vernunft, vielmehr die negative Seite des Ganzen. In Beziehung auf das äußere Leben, und in dieſem ſelbſt, hat die Fantaſie, und alle anderen zu ihr gehörenden Seelenkräfte und Eindrücke oder Regungen, nur die untere dienende Stelle einzunehmen, um in den vorgeſchriebenen Gränzen, dieſe ihre Fülle von innerer Lebenskraft zu dem rechten Ziele zu verwenden, und die innere Idee wirklich zu machen und ins Leben zu ſetzen. Hier gebührt der ordnenden, entſcheidenden Vernunft die erſte Stelle, und hier ſoll ſie das Steuer führen, in welcher Hinſicht man ſie auch das dirigirende Denkvermögen nennen könnte. Freilich, wenn die Vernunft ſo zu ſagen nur die halbe Seele iſt, ſo kann ſie auch in den Angelegenheiten der Seele nicht allein entſcheiden wollen; eben ſo wenig iſt aber von der andern Seite dasjenige, was wir uns auch als den innerſten Wunſch des Lebens feſtſetzen und einbilden, allemahl ein wahres und bleibendes Gut der Seele. — Ich nannte Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, die vier Hauptäſte des menſchlichen Bewußtſeins, von welchem die andern, dem Menſchen beigelegten Geiſteskräfte oder Seelenvermögen, welche dieſen untergeordnet ſind, nur die Nebenzweige bilden. Von dieſen untergeordneten, oder wie ich, weil ſie in andrer Beziehung doch auch wieder die höhere Stelle einnehmen können, lieber ſagen möchte, zugetheilten Seelenvermögen, gehören zur Region der verknüpfenden und unterſcheidenden Vernunft, vorzüglich das Gedächtniß und das Gewiſſen; denn auch das Gedächtniß iſt, obwohl in anderer Weiſe, ein verknüpfendes, ſo wie das Gewiſſen ein unterſcheidendes Denkvermögen; das letztere aber nicht bloß in anderer, ſondern auch in viel höherer Weiſe. Dieſe Seite des Ganzen weiter zu entwickeln, wird ſich ſpäter die rechte Stelle finden. Auf der andern Seite ſtehen unter dem Einfluſſe der Fantaſie oder wenigſtens in der nächſten Berührung, und auf demſelben Boden mit ihr, vorzüglich die Sinne und die Neigungen oder die Triebe. Was zuerſt die Sinne betrifft, ſo möchte ich hier nur auf das Eine aufmerkſam machen, wie das dreifache Princip des menſchlichen Daſeins, nach welchem dasſelbe aus Geiſt, Seele und dem lebendigen Körper oder der körperlichen Wirklichkeit zuſammengeſetzt iſt, ſich auch in jeder engern und beſondern Sphäre des menſchlichen Bewußtſeins gleichſam im Kleinen wiederhohlt, und wie dieß beſonders auch mit den äußern Sinnen der Fall iſt. In dieſer Beziehung würde man alsdann nur drei Sinne zu zählen haben, anſtatt der gewöhnlichen fünf, indem man die drei niedern zuſammennehmend, dieſe nur als Einen, und zwar den vorzugsweiſe körperlichen Sinn, im Gegenſatze der andern und höhern zwei betrachtet; indem hier in den drei niedern Sinnen nicht bloß eine materielle Berührung, ſondern wie auch beim Geruche, eine chemiſche Durchdringung und Aſſimilation mit dem wahrgenommenen und eingenommenen Stoffe vor ſich geht. Freilich geſchieht wohl unſichtbar auch eine Berührung der Nerven im Auge und im Ohre durch das Licht, oder durch die Schwingungen der Luft; doch in viel anderer Weiſe, und es wird in dieſer Berührung noch etwas anderes mit empfunden und wahrgenommen, was viel höher iſt, nähmlich die Verhältniſſe des Tons, der Farbe, der Geſtalt oder Form. In dieſer Beziehung iſt das Auge der geiſtige Sinn für die Schönheit der Form und die Anmuth der Bewegung, und zwar iſt dieſes nicht bloß in dem Kunſtſinne oder dem künſtleriſchen Auge ſo, ſondern viel allgemeiner im Leben überhaupt iſt dieſes geiſtig fühlende Auge verbreitet; obgleich es immer eine beſondere Gabe, oder vielmehr eine höhere Zugabe iſt, die nicht in jedem Menſchen und auch nicht in gleichem Maße ſich vorfindet, ſo wie auch das muſikaliſche Gefühl nicht allgemein, ſondern ſehr ungleich vertheilt iſt, in welchem das Gehör ſich als der eigentliche Sinn der Seele offenbart. Dieſe höhere Zugabe nun in den äußern Sinnen des Menſchen, denn die Thiere, in welchen dieſe ſonſt eben ſo entwickelt ſind, als bei dieſem, haben dieſelbe nicht; dieſe höhere Zugabe im Auge und Ohr, vorzüglich der natürliche Kunſtſinn für die ſchöne Form und das muſikaliſche Gehör ſind ein hinzugekommenes Element und Geſchenk der dem Menſchen eigenthümlichen Gabe der Fantaſie, und eben darum ſind ſie auch, wie dieſe ſelbſt, ungleich vertheilt, aber darum nicht weniger wirklich und unläugbar vorhanden. — Die Thiere, ſagte ich, haben dieſelben nicht: einige melodiſche Gänge in dem Geſange der Vögel, eine gewiſſe Freude an der menſchlichen Muſik bei einigen beſonders gutartigen oder vorzüglich verſtändigen Landthieren bemerken wir zwar wohl; ich möchte es einzelne Anklänge der Fantaſie nennen, weil die freie Wahl und Fortbildung, der innere Zuſammenhang fehlt; es iſt alles nur abgeriſſen, und bildet kein Ganzes. Eben ſo wie auch die Kunſttriebe und Kunſtarbeiten gewiſſer anderer Thiere, wohl eine Art von Aehnlichkeit mit dem Wirken der Vernunft haben; ſo merkwürdig und ſcheinbar aber auch dieſe Aehnlichkeit ſein mag, ſo bleibt es doch nur eine ſolche, und dieſer bloße Inſtinkt, von der Vernunft ſelbſt immer noch durch eine unendliche Kluft geſchieden. Es ſind das alles nur wie die halbverwitterten Züge einer alten, größtentheils erloſchenen Inſchrift, wie die einzelnen Accorde einer ſehr entfernten Muſik; eben daher machen dieſe Dinge auch einen ſo anziehenden, und zum Theile wehmüthigen Eindruck auf das Gefühl, indem allerdings wohl in dieſen Spuren, in denen ſich etwas Menſchliches zu regen ſcheint, eine verlorne Hindeutung liegen mag, auf eine urſprünglich innigere Verwandtſchaft, oder nähere Stellung der beſeelten Natur in ihren auf's höchſte entwickelten Lebensformen zu dem Menſchen, als ihrem ehemahligen Beherrſcher und von Gott dazu eingeſetzten König der irdiſchen Schöpfung.

Wenn aber der Einfluß und die Einwirkung der Fantaſie auf die äußern Sinne ſchon ſo unverkennbar iſt, ſo iſt er doch noch weit ſichtbarer, entſchiedener und größer in den Neigungen, den Trieben und Leidenſchaften, als dem zweiten der Fantaſie untergeordneten Seelenvermögen. — Es ließe ſich leicht zeigen, wie ſelbſt der einfache Trieb der Selbſterhaltung oder die Befriedigung der natürlichen Lebensbedürfniſſe im Menſchen nicht ohne einen bemerklichen Einfluß der Fantaſie bleiben, und mannichfach dadurch modificirt werden. Ungleich größer aber iſt dieſer noch in den höher geſteigerten Neigungen und Trieben, wenn wir dieſe in ihrer gewaltſamſten und heftigſten Entwicklung, als Leidenſchaft betrachten, wo ſie dann zugleich in dieſem Uebermaaße und in der falſchen Richtung der zu etwas Höherem beſtimmten Geiſtesanlagen der Seelenkräfte, eben ſo viele ſittliche Gebrechen und Charakter-Fehler bilden. Ich möchte zuerſt darauf aufmerkſam machen, wie in allen dieſen, bis zur Unſittlichkeit geſteigerten Leidenſchaften, die Fantaſie weſentlich mitwirkend und einwirkend iſt, und dann wie auch hier, eben ſo wie in den äußern Sinnen, in den Hauptformen der ungeregelten Leidenſchaft, jenes dreifache Princip des menſchlichen Daſeins wieder zur Anwendung kommt, und ſich in den verſchiedenen Formen und der Abtheilung dieſer beſondern Sphäre nochmahls wiederhohlt.

Die erſte dieſer falſchen Richtungen und ſittlichen Gebrechen, ein unbegränzter Stolz und Hochmuth, iſt im Weſentlichen eine Verblendung, eine Verirrung des Geiſtes; die Täuſchungen der Eitelkeit ſind dasſelbe Uebel, nur in einer andern, ſchwächern Geſtalt. Die Quelle des Fehlers liegt allerdings in einer unbegränzten Selbſtliebe; in dem eingebildeten Selbſtgefühle aber zeigt ſich auch ſogleich die Fantaſie, als mitwirkendes Element. — Den zweiten von dieſen, das höhere Leben ſtörenden und zerſtörenden Charakter-Fehlern, die ſinnliche Leidenſchaft nähmlich, oder die leidenſchaftliche Sinnlichkeit möchte ich am meiſten, als eine Verwilderung, eine Krankheit, einen fieberhaften Zuſtand der Seele betrachten, es mag dieſelbe nun als hitziges Fieber im heftigen Paroxysmus austoben, oder als ſchleichendes Fieber die beſſere Seelenkraft heimlich verzehren, und allmählig untergraben. Allemahl liegt hier die eigentliche Quelle des Uebels, die hinreißende Gewalt, und die falſche Magie dieſer Leidenſchaft in der Fantaſie; in einer überreizten, getäuſchten, oder auch ſchon vergifteten Fantaſie. Dem Naturtriebe ſelbſt, in ſo fern er naturgemäß und angeboren iſt, läßt ſich eigentlich keine Schuld beimeſſen: dieſe liegt allemahl in dem Mangel an Grundſätzen oder der Charakterſchwäche, welche dem Naturtriebe eine unbedingte Herrſchaft halb freiwillig einräumt, oder doch keinen hinreichenden Damm eines höhern Willens entgegen zu ſetzen weiß. Die dritte fehlerhafte Richtung des menſchlichen Strebens, welche nebſt jenen beiden die menſchliche Geſellſchaft am meiſten in Verwirrung ſetzt, und ſelbſt die eigene innere Zufriedenheit verkümmert, iſt eine unbeſchränkte Gewinnſucht, Eigennutz und Geiz. Zwar in einem gewiſſen gemäßigten, oder viel geringeren Grade geſchieht wohl nur Weniges in der Welt, nach dem eigenen Urtheile derſelben, ohne irgend eine, wenigſtens feinere eigennützige Abſicht. Richten wir unſre Blicke aber auf den höher geſteigerten Grad einer unerſättlichen Habſucht, eines krankhaften Geizes: ſo iſt einleuchtend, welchen großen Antheil auch hier die auf den Einen Punkt des materiellen Eigenthums und des klingenden Gewinns gerichtete Fantaſie an dieſer ſittlichen Krankheit hat, wo Geiſt und Seele, in dem verſchloſſenen Geldkaſten mit verſchloſſen und vergraben werden, und beide völlig erſtarren und verſteinern, wie bei der Verknöcherung des Herzens unter den äußern organiſchen Krankheiten.

Das höhere ſittliche Lebensorgan wird durch dieſe drei verderblichen Leidenſchaften auf verſchiedene Weiſe angegriffen und zerſtört. In dem erſten Falle der Geiſtesverblendung durch Stolz und Eitelkeit, wird das ſittliche Urtheil verkehrt und verfälſcht. In dem zweiten Falle der Seelenverwilderung, durch ein der ſinnlichen Leidenſchaft hingegebenes Leben, wird das ſittliche Gefühl getrübt, mit verwildert und endlich zerrüttet. In dem dritten

Falle einer gänzlichen Erſtarrung des innern Lebens durch Eigennutz und Habſucht, geht zuletzt der ſittliche Begriff völlig mit verloren, erliſcht und ſtirbt ab; indem der todte Mammon, als das höchſte Gut und einzige Zweck des ganzen Daſeins betrachtet, an die Stelle aller andern höhern Geiſtes- und Seelengüter geſetzt wird. Allen dieſen drei Leidenſchaften liegt noch ein poſitives Streben zum Grunde, obwohl im falſchen Uebermaaße oder ganz verirrter Richtung. Es ließe ſich nun die Betrachtung nach demſelben Standpunkte noch weiter fortführen, und in weiter fortſchreitender Entwicklung ausdehnen und anwenden, auch auf die feindlichen Leidenſchaften, denen ein lediglich negatives auf den Angriff oder die Vernichtung und Zerſtörung ihres Gegenſtandes gerichtetes Streben zum Grunde liegt; ich meine die Leidenſchaft des Haſſes, nach den drei verſchiedenen Elementen oder Formen und Arten derſelben, nähmlich Zorn, Neid und Rache. Dieſes aber noch weiter zu erörtern, würde hier nicht an der Stelle ſein. Ueberhaupt habe ich ſo allgemein bekannte Gegenſtände hier nur bloß von der pſychologiſchen Seite betrachten und darſtellen wollen; eines Theils um zu zeigen, wie das dreifache Princip des menſchlichen Daſeins nach Geiſt, Seele und dem Dritten, in welchem beide zuſammenwirken, auch in der engern Sphäre der Neigungen, der guten wie der böſen, ſo wie in der der äußern Sinne, ſeine Anwendung findet, und ſich im Kleinen wiederhohlt; andern Theils um bemerklich zu machen, wie die Herrſchaft der Fantaſie über die ihr untergeordneten Seelenvermögen der äußern Sinne und der Triebe, ſich auch in den verderblichen Leidenſchaften, als ein ſchädlich einwirkendes Element kund giebt, ja eine Hauptquelle der darin vorherrſchenden Verirrung bildet.

Man kann dieſe drei Hauptleidenſchaften und Charakter-Fehler, welche die innere Zufriedenheit untergraben, und das äußere Leben verwirren, als eben ſo viele aus der Quelle einer irdiſch entzündeten Fantaſie hervorkommende ſtygiſche Fluthen und unterirdiſche Gluth- und finſtre Feuerſtröme betrachten, welche in die Region des Willens niedergehen, und von dort aus in geſetzwidrige Handlungen und gewaltſame Kataſtrophen ausbrechen, oder auch, was vielleicht noch ſchlimmer iſt, ein im Ganzen zwecklos vergeudetes oder nichtig gemeines Leben hervorbringen.

Nachdem wir aber auf dieſe Weiſe den ſchädlichen Einfluß einer verirrten Fantaſie auf die verderblichen und zerſtörenden Leidenſchaften in ſeiner ganzen Stärke vor uns hingeſtellt haben, können wir um ſo freier den Blick auf die andere Seite richten, wie ſich dieſes wunderbare, im Guten nicht minder, als im Böſen lebendig rege und fruchtbare, dem Menſchen vor allen andern geiſtigen Weſen eigenthümliche Seelenvermögen der Fantaſie, auch in dem höhern Streben der guten Triebe, einer edlen Neigung und wahren Begeiſterung, als eine Leben ſchaffende und den Geiſt erweckende und hervorrufende Kraft offenbart. — Zuvörderſt muß ich hier noch die Bemerkung voran ſchicken, wie überhaupt auf dem ſittlichen Gebiethe, und in ſittlichen Dingen und Verhältniſſen, es oft nur eine feine Linie des Unterſchiedes iſt, welche das Rechte von dem Unrechten trennt, indem der Fehler bei dieſem zunächſt mit in dem unerlaubten Uebermaaße liegt, oder in der irrigen Richtung und falſchen Anwendung. Stolz und Eitelkeit ſind die gewöhnlichſten Gegenſtände des Tadels und des Spottes in dem Urtheile der Welt. Wer möchte aber wohl das wahre Ehrgefühl, oder eine edle Ruhmbegierde aus dem Leben verbannen, und wie würde das geſellſchaftliche Leben allen Klang und Ton verlieren, wenn man dieſes edle Metall herausſcheiden wollte! Habſucht und Eigennutz bringen eine Unzahl, man kann ohne Uebertreibung ſagen, nicht bloß Tauſende, ſondern viele Hunderttauſende von Verwirrungen, Prozeſſe oder auch anders verfolgte Streithändel im bürgerlichen Leben hervor, ſo daß ein großer Theil, und gleichſam die beſten Kräfte der innern Staatsherrſchaft bloß von der Schlichtung aller dieſer tauſendfachen Zwietracht über das Mein und Dein abſorbirt werden. Eine nützliche Thätigkeit aber, die alſo doch auf den Nutzen und auch mit auf den eigenen Nutzen gerichtet iſt, Arbeit und Fleiß, die keinen andern Zweck haben, als den erlaubten Gewinn und billigen Vortheil, wenn dabei nur die Rechte der Andern nicht verletzt, auch auf ihr Intereſſe eine billige Rückſicht genommen wird, werden als ein weſentliches Element des geſellſchaftlichen Körpers allgemein anerkannt; ja ſie bilden gleichſam den ernährenden Lebensſaft, der durch alle Adern desſelben das wohlthätige Gefühl der Geſundheit und der vollen Kraft verbreitet. — Jener andere Naturtrieb endlich, welcher, eben weil er der ſtärkſte iſt, am meiſten ſittlich gehalten, und getragen zu werden bedarf, wird unter ſittlich gebildeten Nationen, in Zeiten, die nicht ganz verwildert und entartet ſind, bei den edlern Naturen mehrentheils ſchon von ſelbſt mit irgend einem höhern Elemente durch mannichfache ſittliche Beziehung; ja auch bloß als Neigung genommen, ſchon an ſich verwandt und näher verbunden ſein. Eine ſolche ſtarke Neigung nun und innige Liebe, zum Bunde der Treue geadelt, erhält dadurch eine höhere Weihe, und wird ſelbſt nach der göttlichen Weltordnung, als ein Heiligthum betrachtet, und iſt auch in Wahrheit das ſittliche Heiligthum des irdiſchen Lebens, auf welchem der älteſte göttliche Segen ruht, und das zugleich die Grundlage bildet, auf welcher das Heil der Geſchlechter und der Nationen in ihrer ſittlichen Wohlfahrt gegründet iſt. Aus dieſem Seelenbande der Liebe, welches den Familien-Verein begründet, gehen alle die andern ſtarken Bande und ſchönen Verhältniſſe der Mutterliebe, der Kindespflicht und der brüderlichen Freundſchaft zwiſchen Geſchwiſtern und Anverwandten hervor, welche zuſammen den unſichtbaren Lebensgeiſt und gleichſam den innern Nervenſaft der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen. Hiebei iſt noch nicht einmahl die große Familien-Aufgabe der Erziehung in Anſchlag gebracht; der Erziehung, d. h. der ſittlichen Geſtaltung der geſammten kommenden Generation; als eine Sache und Angelegenheit der Familie aber muß die Erziehung vorzüglich betrachtet werden, weil doch, wie viele und vortreffliche Inſtitute der Art auch der Staat, oder ſonſt dazu berufene Männer, für einzelne Zweige, einzelne Epochen und Stufen, einzelne Zwecke der Erziehung gründen mögen, im Ganzen genommen die Erziehung immer in der Familie ihren erſten Anfang nimmt, und dort auch zum Schluſſe kommt und vollendet wird, in dem Augenblicke, wo der völlig ausgebildete junge Mann, die erwachſene Tochter das väterliche Haus verlaſſen, um nun ſelbſt eine neue und eigene Familie zu gründen. Gerade in den Zeitaltern der Gefahr und der ſchon ſichtbar hervortretenden Entartung, pflegt es oft zu ſpät, am deutlichſten erkannt zu werden, wie ſo ganz die menſchliche und die bürgerliche Geſellſchaft auf dieſem Fundamente der Familien-Bande beruht. Ja, nicht bloß in Beziehung auf die Phänomene unſerer Zeitgeſchichte, ſondern auch aus dem Beiſpiele der gebildetſten Völker des Alterthums, der Griechen und Römer, ließe ſich dieſe Wahrheit hiſtoriſch beſtätigen, und aus ihren großen Hiſtorikern ſelbſt mit Stellen belegen. Immer und überall iſt ſchon die ſittliche Revolution im Innern der Familien vorangegangen, ehe die allgemeine Anarchie öffentlich zum Ausbruche kommt, die Länder verwirrt, und die Ordnung der Staaten erſchüttert. Wenn erſt alle weſentlichen Fugen am ganzen Gebäude aus einander gegangen, alle die zuſammenhaltenden Bande bis tief unten auf die Fundamente herab aufgelöſt ſind: ſo kann alsdann der erſte Sturm des Zufalls das ganze Gebäude leicht erſchüttern, oder durch den erſten beſten Brennſtoff in Flammen ſetzen.

Nächſt dieſem Seelenbande einer edlen tugendhaften Liebe, welche auf die innigſte Verbindung des ganzen gemeinſamen Lebens gerichtet iſt, zeigt ſich eine andere Art oder Form, eines höhern, guten und ſchönen, ja ſelbſt erhabenen Strebens in dem, was wir Begeiſterung nennen. Es hat dieſelbe einen Gedanken zum poſitiven Gegenſtande, den die Seele in dieſem Falle geiſtig erfaßt, und von dem ſie dann wieder ganz ergriffen und erfüllt iſt; aber die innere Idee allein genügt ihr nicht, wie es bei dem bloßen Denken oder Bewundern irgend eines erhabenen Gedankens der Fall iſt, ſondern das Unterſcheidende liegt darin, wie jene Neigung und Begeiſterung darauf gerichtet iſt, dieſe ihre Idee, von der ſie ſo ganz ergriffen und erfüllt iſt, auch wirklich auszuführen, oder doch in der Wirklichkeit durch die That, und ſelbſt mit den größten Aufopferungen zu bewähren. Die am allgemeinſten vorkommende Form oder Art der Begeiſterung iſt die patriotiſche oder die Vaterlandsliebe, welche ſich am beſten kund giebt in Zeiten der Gefahr. So wie das tägliche Menſchenleben im Kleinen zwiſchen Arbeit und Ruhe wechſelt, und im erquickenden Schlaf die Kräfte wieder erſetzt werden, welche die Anſtrengung des Tages verzehrt hat; ſo iſt es auch im Großen des öffentlichen Lebens, und wenn der Frieden mit Recht als das höchſte aller Güter im öffentlichen Leben geprieſen und ſorgſam erhalten wird; ſo kann doch die Bemerkung, ſobald der entgegengeſetzte Fall einmahl eingetreten iſt, zu einigem Erſatz und zum Troſtgrunde dienen, daß auch viele Tugenden, und ſchlummernde Kräfte im Menſchen durch den Kampf der Gefahr erweckt werden, welche im ſteten Frieden unentwickelt bleiben würden. Auch hier aber, wie überall im ſittlichen Gebiethe, ſteht eine unechte Begeiſterung ganz nahe bei der echten und rechten, und muß ſorgfältig davon unterſchieden werden. Indem ich nun hier von der Vaterlandsliebe reden ſoll, und die echten Kennzeichen derſelben beſtimmen, freue ich mich, daß ich auf einem verwandten Boden ſtehe, und daß Sie mich alle auf das erſte Wort verſtehen werden, wenn ich ſage, daß die rechte Begeiſterung der Vaterlandsliebe ſich am meiſten im Unglücke bewährt, im entſchiedenen, dauernd anhaltenden Unglücke. Das andere Kennzeichen iſt, wenn dieſe Begeiſterung ihren Gegenſtand oder Anlaß nicht willkührlich und eigenmächtig ſelbſt ergreift, wohl aber auf den erſten Ruf des angeſtammten, väterlichen Herrſchers freudig in die Reihen tritt; mit Gehorſam alſo, aber mit einem Ueberſchuß von Kraftentwicklung des bereiteſten Willens, der weit über alles hinaus geht, was gefordert werden kann; wo dann zugleich auch die rechte und wahre Gleichheit eintritt, nähmlich die Gleichheit der Aufopferung, wo die höheren und edelſten Stände in großmüthiger Hingebung der theuerſten Güter und der eigenen Perſon mit allen andern wetteifern. — Eine andere allgemein bekannte und anerkannte Art der Begeiſterung, die künſtleriſche nähmlich, iſt nicht ſo allgemein auf die Grundanlagen der menſchlichen Natur überhaupt gegründet, wie das patriotiſche Gefühl; ſondern ſetzt beſondere Anlagen und Naturgaben, oder Geiſteskräfte voraus, kann daher auch bei weitem nicht in einem ſo weiten Wirkungskreiſe Statt finden.

Auch hier aber bewährt ſich die Begeiſterung als eine ſolche Eigenſchaft oder Stimmung der Seele, welche nicht bloß mit dem Gedanken allein ſchon innerlich zufrieden iſt, wie etwa in einer ruhigen philoſophiſchen Betrachtung und Bewunderung, ſondern welche vielmehr die Idee, welche ſie aufgefaßt hat, und von der ſie ergriffen iſt, auch in der Wirklichkeit ausführen, und vollendet darſtellen will, und eher keine Ruhe und Befriedigung findet. Nicht auf die Sphäre der Kunſt allein iſt dieſe ideelle Begeiſterung beſchränkt, auch in der Wiſſenſchaft findet ſie Statt, und iſt ſie die beſeelende Triebfeder aller großen Entdecker oder Stifter und Gründer in jedem Gebiethe des Lebens geweſen. Columbus würde ohne eine ſolche nicht alle Gefahren und Hinderniſſe haben beſiegen können, bis er das Ziel erreicht hatte. Hier iſt alſo der Gegenſtand der Begeiſterung nicht das Ideal wie beim Künſtler, ſondern irgend ein Neues und Großes im Gebiethe des nützlichen Wiſſens, oder des wirklichen Lebens. Allemahl aber iſt der Gegenſtand der Begeiſterung ein Poſitives, Wirkliches, wann dieſes auch nicht bloß als ein Schönes und ausgezeichnet Hervortretendes, ſondern ſelbſt als ein Erhabenes mit dem Gefühle der Bewunderung aufgefaßt wird. Ganz anders iſt dieſes bei der Sehnſucht, einem unbeſtimmten Gefühle des tiefſten Verlangens, welches von keinem einzelnen, wirklich irdiſchen Gegenſtande, oder auch Ideale ausgefüllt wird, ſondern nur auf das Ewige und Göttliche überhaupt gerichtet iſt. Obwohl ſie kein eigentliches Genie, oder beſondere Talente vorausſetzt, ſondern unmittelbar aus der reinen Quelle der von Gott erſchaffenen, unſterblichen Seele, und aus dem ewigen Gefühle dieſer liebenden Seele hervorgeht; ſo wird ſie rein entwickelt, doch aus begreiflichen Gründen faſt noch ſeltner gefunden als die künſtleriſche Begeiſterung. Zwar ein gewiſſer Anhauch von Sehnſucht iſt dem jugendlichen Alter bei einigermaßen glücklichen Anlagen und freien Entwicklungsverhältniſſen überhaupt eigen, und wird oft genug an ihm bemerkt und eben darin, in dieſer ſanften Schwermuth, die doch verbunden iſt mit dem halb unbewußten aber angenehmen Gefühle der blühenden Lebensfülle, liegt das Anziehende in dem Eindrucke, welchen die Jugend, auch bloß in der ruhigen Betrachtung und ſtillen Rückerinnerung, ſelbſt auf ältere Perſonen macht. Das Kennzeichen des echten Gefühls und des unechten, wird ſich auch hier ſehr leicht finden, und eben ſo einfach beſtimmen laſſen: indem wir die Sehnſucht überhaupt als den vorangehenden Zuſtand einer noch unentwickelten Liebe erklären, wo dann nur die Frage übrig bleibt, welche Liebe und von welcher Art dieſes zu verſtehen oder geweſen ſei? Wenn nun die jugendliche Sehnſucht ſogleich mit der Entwicklung der Leidenſchaften, und mit der erſten Befriedigung derſelben, in die gemeine Wirklichkeit hinüber tritt, ſo iſt es keine echte, ſondern eine bloß irdiſche, ſinnliche Sehnſucht geweſen. Wenn aber die Sehnſucht bleibt, auch nachdem die Zeit der jugendlich aufwallenden Gefühle ſchon mehr vorüber iſt, wenn ſie nur immer tiefer wird, durch kein irdiſches Glück befriedigt, und durch kein irdiſches Unglück entkräftet; wenn ſie mitten im Kampfe des Lebens und im Drange der Welt, wie ein Licht ſuchendes Auge, aus den ſturmbewegten Wellen im Meere der Zeiten, zum Himmel hinaufgewendet bleibt, ob ſie nicht dort einen Stern der ewigen Hoffnung fände: dann iſt dieſes die echte Sehnſucht, welche auf das Göttliche gerichtet, und welche ſelbſt göttlichen Urſprungs iſt. Aus dieſer Wurzel geht faſt alles geiſtig Schöne und Große hervor, ja auch ſelbſt dieſe Liebe zu dem geiſtigen Wiſſen, und innern Verſtehen des Lebens, die Philoſophie hat keine andere Quelle, und man könnte dieſelbe auch in dieſer Beziehung eben ſo paſſend die Lehre von der Sehnſucht, oder die Wiſſenſchaft der Sehnſucht nennen. — Aber auch die jugendliche Sehnſucht iſt oft eine echte, und wenigſtens die erſte Grundlage jener andern höhern, wenn auch noch nicht ſo rein entwickelt, und durch das Leben geläutert, wie dieſe ſelbſt. Ich füge noch eine allgemeine Bemerkung hinzu. — Dieſe ſchöne jugendliche Sehnſucht, eine fruchtbare Fantaſie, eine liebevolle Seele, ſind die höchſten Gaben der liebevoll austheilenden Natur; oder vielmehr nicht der Natur, ſondern des wundervollen Geiſtes, der in ihr und über ihr waltet. Sie bilden gleichſam einen blühenden Garten des geheimen Lebens im Innern des Menſchen; aber ſo wie der erſte Menſch in den Garten der Erde geſtellt wurde, nicht bloß zum müßigen Genuß, ſondern wie es ausdrücklich geſagt wird, daß er dieſen Garten anbauen und bewachen ſollte: ſo geſchieht es noch jetzt, und iſt oft, wenn dieſes nicht beachtet wird, das Innere auch der vorzüglichſten Menſchen, und der am reichſten begabten Naturen, nur wie ein verwildertes Paradies.

Ich habe bei dieſen drei Formen, oder Arten des höhern Strebens, der Sehnſucht, der wahren Liebe und der echten Begeiſterung den mitwirkenden Einfluß der Fantaſie, der hier, ſo wie er in den verderblichen Leidenſchaften ſchädlich, entzündend und vergiftend war, dem auf das Gute und Göttliche gerichteten Verlangen wohlthätig mitwirkend, das belebende Feuer und die erhöhte Kraft verleiht, überall ſtillſchweigend vorausgeſetzt; da dieſer Einfluß auch wohl von Niemandem bezweifelt wird oder bezweifelt werden kann. In der reinen Sehnſucht iſt die ſinnende Fantaſie ſchon ganz in dem nicht mehr irdiſchen Gefühle aufgelöſt und mit der liebenden Seele völlig Eins geworden. In der auf einen wirklichen Gegenſtand gerichteten Liebe und Begeiſterung iſt es die nährende Lebensflamme und der höhere Aufſchwung, welche dieſer Quelle entſpringen, und auf dieſe Mitwirkung hindeuten. Es kann ſein, daß die reinen Geiſter bloß mit dem anſchauenden Verſtande, und durch den reinen Willen, ohne alle beigemiſchte Fantaſie, von jener liebevollen Bewunderung der Gottheit durchdrungen und erfüllt ſind, welche ihr glückſeliges Daſein ausmacht. Eine menſchliche Liebe und eine menſchliche Begeiſterung ohne alle Fantaſie und allen Einfluß derſelben, wird ſich ſchwerlich auffinden, oder auch nur mit der Farbe der Wahrheit denken laſſen. Es liegt auch darin gar kein Tadel oder Vorwurf gegen die Liebe, oder die Begeiſterung, wie wenn ſie etwas Falſches und auf Unwahrheit Beruhendes wären, indem es ganz irrig iſt, anzunehmen, als ob die Fantaſie nothwendig immer unwahr und täuſchend oder ſelbſtgetäuſcht ſein müßte. Dieſes iſt nur von der einen Seite derſelben, nähmlich von der dichteriſchen Fantaſie hergenommen; wiewohl auch dieſe, wenn ſie echt iſt, unter dem ihr in dieſer Weiſe geſtatteten und erlaubten Scheine der äußern Unwahrheit eine reiche Fülle und lebendige Quelle großer und tiefer Wahrheit, aber von einer andern und ihr eigenthümlichen Art der innern Naturwahrheit enthält; oder es iſt hergenommen von der Abart und Ausartung dieſes Vermögens in der allerdings getäuſchten Fantaſie der verderblichen Leidenſchaften. An und für ſich, und nach ihrem ganzen Umfange genommen, iſt dieſe Seelenkraft der Fantaſie überhaupt das lebendige productive Denken, das Vermögen der innern Fruchtbarkeit, welches auch das äußere Leben mit den äußern irdiſchen und den höhern Sinnen auffaßt, und in dem guten, wie in dem niedern Streben lebendig ergreift, und das Erfaßte auch wieder lebendig zu geſtalten, und im Leben zu erreichen oder auszuführen und wirklich zu machen ſucht. Sie würde alſo an ſich, und in ihrem reinen unverderbten Zuſtande genommen, mit der göttlichen Wahrheit, welche nicht immer dieſelbe iſt mit der gemeinen Wirklichkeit, gar nicht ſtreiten, ſondern damit ſehr wohl vereinbar ſein, wie dieſes ſpäterhin an einer andern Stelle weiter auszuführen ſein wird. Geſetzt aber auch, — da man die menſchlichen Dinge auch nach menſchlichem Maaßſtabe, und mit Billigkeit beurtheilen ſoll, — es fände ſich ſelbſt bei einer wahren Liebe, bei einer echten Begeiſterung ein vorübergehender Gedanke, eine einzelne Regung und Aeußerung, welche über die genaue Linie der wahren Wirklichkeit hinausgehen, ſo hört darum dieſe Liebe und dieſe Begeiſterung noch nicht auf, eine wahre und eine echte zu ſein; es iſt auch nicht alles Uebertreibung, was einem ganz fremden, unbegeiſterten Verſtande ſo erſcheint. In jedem Falle aber bleibt gewiß, daß es Fälle genug im menſchlichen Leben giebt, wo die bloß mathematiſchen Grundformeln der Sittlichkeit nicht ausreichen, und wo man nur durch ein über alle allgemeine und gemeine praktiſche Vernunft weit hinausgehendes Opfer der Liebe, durch eine höhere Kraft und entſchiedene That der Begeiſterung aus der Verwicklung heraus kommen, und an ein glückliches Ziel gelangen kann. Zum wenigſten alſo ſoll auch dieſe Seite der menſchlichen Natur und des Lebens nicht verkannt oder übergangen werden, geſetzt, daß auch hier wie überall ſich Spuren der menſchlichen Unvollkommenheit beigemiſcht finden, woran es auf der andern Seite auch nicht ſehlt, in demjenigen Theile, wo die formelle Vernunft alles beſtimmt und das Vorherrſchende iſt.

So wie alſo die denkende Seele der lebendige Mittelpunkt des Bewußtſeins, ſo iſt hinwiederum die liebende Seele der Mittelpunkt und die Grundlage des ſittlichen Lebens, wie ſich dieſes in jenem Seelenbande der Liebe zeigt, welches die Ehe bildet, und in ihr geſchloſſen und vollendet wird. Einige Worte über dieſe Verbindung, welche ſich geſchichtlich genommen, als der eigentliche Anfangspunkt des civiliſirten Lebens darſtellt, ſind daher hier im Zuſammenhange des Ganzen hinzuzufügen weſentlich. So wie es nun in der Philoſophie und allgemeinen Betrachtung überhaupt manche Gemüther giebt, die alles nur aus der materiellen Sinnlichkeit herleiten, das Höhere jeder Art herabziehen, oder völlig wegläugnen möchten; ſo geſchieht es auch hier, mit dieſer nach den öffentlich anerkannten Grundſätzen ſo heilig gehaltenen Verbindung ſehr häufig in dem Urtheile der Welt, daß man alles nur aus vorübergehender Leidenſchaft, ſinnlichen Eindrücken, oder etwa andern eigennützigen Nebenabſichten herleiten, eigentlich aber keine wahre Liebe recht will gelten laſſen. Nun kann man es erſtens, bei einer Verbindung, die den ganzen Menſchen umfaßt, nach der ſinnlich vernünftigen, oder wie ich lieber ſagen möchte, nach der irdiſch geiſtigen Natur und Beſchaffenheit des Menſchen, derſelben nicht zum Vorwurfe machen, daß beide Elemente ſeines ganzen Weſens darin vorhanden ſind; ja es iſt eigentlich ſchon Unrecht, daß man dieſe beiden Elemente, die gerade bei ſehr unverdorbenen Naturen und reinen Charakteren auf das innigſte in einander verwebt und verſchmolzen ſind, in der Beurtheilung gewaltſam auseinander reißt, und einer feindſelig zerſtörenden Analyſe unterwirft. Es dürften auch der Unterſchied und die Kennzeichen einer echten und unechten Liebe gar nicht ſo, ſondern auf einem viel einfacheren Wege, wie wir ſolches früher, bei der Begeiſterung und Sehnſucht verſucht haben, zu beſtimmen ſein, bloß nach dem Erfolge im Ganzen. Wenn eine Neigung dieſer Art, anfangs noch ſo heftig erſcheint, ja mit einer der äußern Farbe nach durchaus geiſtigen Schwärmerei, mit der höchſten Vergötterung der Leidenſchaft ſich ankündigt, dann aber im Zuſammenleben bald Ueberdruß oder Gleichgültigkeit an die Stelle tritt, Mißverſtändniſſe oder Mißtrauen, Zwieſpalt und endlich eine unheilbare Disharmonie der Gemüther: dann iſt es auch ſchon anfangs keine Liebe geweſen, ſondern bloße Leidenſchaft. Wenn hingegen in einer ſolchen Verbindung, ſelbſt wenn die erſte jugendliche Heftigkeit ſchon vorüber iſt, ſtatt ihrer, gegenſeitiges Wohlwollen und Vertrauen ſich immer reiner entwickelt, Aufopferung und Ausdauer im Glück und Unglück ſich gleich ſehr bewährt, in derſelben innigen Zuneigung und milden Freundſchaft: dann iſt es ſchon damahls Liebe geweſen. Es iſt, wie ſehr der äußere Anſchein im menſchlichen Leben oft dagegen ſprechen mag, auch in der Natur und höhern Region keine Liebe ohne Gegenliebe, und alle wahre Liebe iſt gegenſeitig; ſo wie auch jede wahre Liebe bleibend iſt, und unzerſtörbar, oder um es menſchlich zu ſagen, weil ſie ja eben das innerſte Leben ſelbſt iſt, ſo iſt ſie auch treu bis in den Tod. Außerdem iſt es ganz in der Ordnung, daß bei einer Verbindung, die ſich auf das ganze Leben erſtreckt, auch auf viele andere Verhältniſſe desſelben mehr oder minder Rückſicht genommen wird. Nur ein allgemeiner Maaßſtab läßt ſich dafür nicht aufſtellen, und auch die göttlichen Geſetze, als die heiligen Wächter der Ehe, überlaſſen dieſes alles der individuellen Entſcheidung; nur auf das Eine ſehen, dringen, und wachen ſie bei dieſer Verbindung, daß kein Zwang dabei Statt finde, indem die freie Einwilligung als die weſentliche Bedingung derſelben betrachtet wird. Da aber dieſer gegenſeitige freie Wille, doch kein unbeſonnen überraſchter oder durch irgend etwas anderes eigennützig beſtochener Willen ſein ſoll, wie man dieſes wenigſtens ſo vorauszuſetzen berechtigt iſt: ſo iſt eben darin auch ſchon ausgeſprochen, daß nach dem Sinne jener heiligen Geſetze, dieſe Verbindung als auf gegenſeitige Zuneigung gegründet, und als ein feſtgeſchloſſenes Seelenband der Liebe betrachtet wird, und nicht bloß als ein bürgerlicher Kauf- und Tauſch-Contract über Stand und Vermögen. Dieſes, ſo wie alles Andere ſind nur Nebenumſtände, das Weſentliche nach der göttlichen Lebensordnung, welche der Grund und Geiſt jener heiligen Geſetze iſt, bleibt der Wille ſelbſt, die gegenſeitige Zuneigung, die ſich in dieſem Willen, wenn er frei iſt, ausſpricht, und die Zuſammenſtimmung der Gemüther, durch welche ſie bleibend erhalten wird; nächſtdem aber wird nur darauf gewacht und dahin geſehen, daß dieſe allen Völkern heilige Verbindung auch unverbrüchlich bleibe, womit dann auch die Einheit der Ehe, als das chriſtliche Grundgeſetz derſelben, zuſammenhängt. Selbſt bei den nicht chriſtlichen gebildeten Völkern des Alterthums iſt ſie, obgleich nicht in dieſer Weiſe Geſetz, doch aber nach einem richtigen Gefühle der rechten und edlen Menſchenſitte, mehrentheils herrſchend geweſen. So wichtig iſt die unverletzte Erhaltung dieſes heiligen Begriffs, ſo unermeßlich und verderblich ſind die Folgen für die ganze Menſchheit, wenn ſie hier in ihrem Mittelpunkte verwundet wird, daß ich wohl glaube, ohne Uebertreibung ſagen zu dürfen: eine Religion, welche dieſes Heiligthum der Ehe zerſtört und verwirft, und damit zugleich das weibliche Geſchlecht auf eine unwürdige Stufe der Unterdrückung herabſetzt, giebt ſich dadurch allein ſchon als eine ſolche, die nicht wahr iſt, und nicht göttlichen Urſprungs ſein kann, entſchieden zu erkennen. Wo aber die edle Sitte und weibliche Würde erkannt, bewahrt und geachtet werden, da findet in dieſem geheiligten Seelenbande der Liebe, nebſt der leiblichen Verbindung zugleich auch eine ſehr vielfache, heilſame und ſchöne gegenſeitige geiſtige Einwirkung Statt, zur weitern Entwicklung und höhern Bildung nicht bloß der Seele und des Charakters, ſondern auch des Geiſtes; ſo daß hier alle drei Principien des menſchlichen Daſeins, Geiſt, Seele und Leib, in dieſer erſten und innigſten aller Verbindungen vollſtändig und im gemeinſamen Leben beiſammen ſind. Dieſes geiſtige Verhältniß, nach dem verſchiedenen Charakter des Bewußtſeins und aller Seelenvermögen und Geiſtesanlagen in den beiden Geſchlechtern, nach der daraus hervorgehenden gegenſeitigen geiſtigen Entwicklung des einen durch das andere, iſt nun auch von der pſychologiſchen Seite eine ſehr merkwürdige und fruchtbare Erſcheinung; und ich konnte nach meinem Standpunkte, überall von dem Leben ſelbſt und dem Mittelpunkte desſelben auszugehen, nicht umhin, in dem vorgezeichneten Stufengange der Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeins, gleich hier auch dieſen reichhaltigen Gegenſtand, wenigſtens von einer Seite mit in die Betrachtung zu ziehen. Worauf die Zuſammenſtimmung der Gemüther, welche die Grundlage der häuslichen Zufriedenheit und einer glücklichen, d. h. einer guten wohlgelungenen Ehe bildet, in einem individuellen Falle beruhe, das läßt ſich, nach der überaus großen und unberechenbaren Mannichfaltigkeit der menſchlichen Natur, gar nicht im Einzelnen mit Beſtimmtheit angeben; die Nächſtſtehenden täuſchen ſich nicht ſelten darüber in ihrem Urtheile, indem diejenigen Gemüther in der Wirklichkeit oft ſehr gut zuſammenſtimmen, von denen man es vorher nicht glauben wollte, andere wieder nicht, von denen man es nach der gewöhnlichen Menſchenkenntniß, und dem geſellſchaftlichen Urtheile für wahrſcheinlich gehalten hatte. Indeſſen giebt es doch einen allgemeinen Grund dafür, wie es kommt, daß auch ein geiſtiges gegenſeitiges Bedürfniß die beiden Geſchlechter an einander feſſelt, und das innere Leben und Bewußtſein des einen durch das innere Leben und Bewußtſein des andern ergänzt, oder auch erhöht und weiter entwickelt wird. Denn, wie eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter und des Eigenthums, wenn auch nicht als Geſetz und allgemein, doch wenigſtens factiſch für den täglichen Gebrauch und bis zu einem gewiſſen Grade, in der Ehe Statt findet: ſo wird auch durch dieſen gegenſeitigen Austauſch ſo vieler Gedanken und Gefühle, eine Art von Gemeinſamkeit des Bewußtſeins hervorgebracht, welche eben durch den verſchiedenen geiſtigen Charakter der beiden Geſchlechter ſeinen Reiz und ſeinen Werth erhält. Indem ich dieſes näher zu bezeichnen verſuchen ſoll, fühle ich wohl, wie ſchwer eine ſolche nähere Beſtimmung des geiſtigen Charakters im Allgemeinen iſt, und wie unvollkommen ſie immer bleiben muß; ſo wie es ſchon da der Fall iſt, wo man ganze Nationen oder Zeitalter in ſolcher Hinſicht im Allgemeinen zu charakteriſiren, und durch den Gegenſatz deutlicher zu begreifen, und ſchärfer zu beſtimmen ſucht. Wenn man z. B. ſagt, bei den Griechen war der Verſtand das Vorherrſchende, jede Art desſelben, der wiſſenſchaftliche wie der künſtleriſche, der Tiefſinn wie der Scharfſinn, der lebendig klare, wie der kritiſch zergliedernde: die Römer ſind mehr ausgezeichnet, durch die Energie des Willens, Seelenſtärke und Größe des Charakters, ſo iſt dieß im Allgemeinen zwar nicht unwahr, aber wie viele nähere Beſtimmungen, Einſchränkungen, Modificationen ſind nicht hinzu zu fügen, wenn es nicht bei dieſer an ſich richtigen, geſchichtlichen Antitheſe, und bloßen Rubrik bleiben, ſondern vielmehr ein volles und vollſtändiges Bild des wahren geſchichtlichen Lebens beider Völker in der ganzen Fülle der geiſtigen Entwicklung in Gedanken erfaßt, und in Worten hingeſtellt werden ſoll. Eben dieß würde auch da gelten, wenn man z. B. im Allgemeinen freilich ſehr wahr, von dem Mittelalter ſagen wollte, daß die Fantaſie in demſelben vorwaltend war, dagegen in der neuern Zeit die Vernunft immer mehr alleinherrſchend geworden iſt. Wie vieles müßte hier noch hinzugefügt, wie vieles im Einzelnen näher beſtimmt werden, wenn nicht die Wahrheit des Lebens in der Allgemeinheit des Begriffes verloren gehen ſoll. Noch weit mehr muß aber dieß der Fall ſein, wenn nicht bloß von Nationen und Zeitaltern, ſondern von der geiſtigen Charakter Verſchiedenheit des einen oder des andern ganzen Geſchlechts die Rede iſt. Man muß ſolche Grundzüge bloß als das geben und für das nehmen, was ſie ſein können; als einen bloßen Gedankenumriß, der aber doch oft weiter, und zu einem anwendbaren Reſultat führen, oder wenigſtens einen falſchen und irreführenden Scheingedanken ablenken kann.

Dahin würden wohl die meiſten Stimmen ſich vereinigen, daß unter den bisher bezeichneten, verſchiedenen Kräften und Seiten des Bewußtſeins das Ueberwiegende der Seele, bei den Frauen am meiſten hervortritt; und jener Prophet, welcher geſagt hat, oder geſagt haben ſoll, die Frauen hätten keine Seele, iſt eben ein falſcher Prophet geweſen. Vielmehr liegt gerade in dem Seelenvollen ihres ganzen Weſens und Thuns, der Reiz des geſellſchaftlichen Umgangs unter gebildeten Völkern, ſo wie das Anziehende des nähern Geſprächs, und ein Theil jener harmoniſchen Einwirkung auf den Geiſt, in der innigen Verbindung des gemeinſchaftlichen Lebens. — Indeſſen glaube ich, würde man ganz die Wahrheit verfehlen, wenn man nun dem Gegenſatze zu Liebe ſofort hinzufügen wollte, daß auf gleiche Weiſe bei den Männern der Geiſt allgemein überwiege, und bei ihnen immer weit mehr vorherrſchend ſei als in den Frauen. Denn erſtens iſt das Maaß der angebornen Geiſteskraft und der erworbenen Geiſtesbildung ſchon an ſich, und auch nach den mannichfachen Arten und Sphären der Anwendung desſelben, ſo überaus verſchieden, daß ſich daraus ſchwerlich eine allgemeine Charakter-Beſtimmung für das ganze Geſchlecht hernehmen läßt. So wie es eine ganz unwahre Uebertreibung ſein würde, wenn man den Männern die Seele, und das Seelenvolle des Gefühls überhaupt abſprechen würde, da bloß von einem Uebergewichte auf der andern Seite die Rede ſein könnte; eben ſo wenig dürfte man wohl den Frauen den Geiſt abſprechen, oder in zu beſchränktem Maaße beilegen. Denn wenn ihnen auch jene grübleriſche Abſtraction der ſcientifiſchen Vernunft weniger eigen und angemeſſen iſt, ſo wird die geſunde Vernunft, und das geſunde Urtheil deſto häufiger bei ihnen angetroffen. Der Verſtand, welchen ſie haben, iſt weniger ein trocken erkennender, oder kalt berechnender, als ein lebendiger und überall in das Leben eingreifender Verſtand; dieſer lebendige Verſtand iſt aber eben das, was wir als Eigenſchaft des Einzelnen „Geiſt“ nennen. —

Vielleicht führt eine andere Wendung des Gedankens viel näher und richtiger zum Ziele. So wie auch die äußere Wirkſamkeit der Frauen nach der Regel, denn auch hier ſind ſehr große und bedeutende Ausnahmen zu machen, im Ganzen gewöhnlich auf eine engere Sphäre der nächſten liebevollen Verhältniſſe oder ähnlicher Beziehungen in dem weitern geſellſchaftlichen Kreiſe beſchränkt bleibt, ſo iſt dieß auch innerlich mit ihrem Bewußtſein der Fall; alle Kräfte und einzelne Aeußerungen desſelben, liegen näher beiſammen, wenn man ſo ſagen darf, wie im befreundeten Umkreiſe um den gemeinſamen Mittelpunkt der gefühlvollen Seele. Ich will ſagen, auf der einen Seite, in der Vergleichung der beiden Geſchlechter nach ihrer geiſtigen Verſchiedenheit, ſcheint mir eine harmoniſche Fülle des Bewußtſeins zu überwiegen, auf der andern eine excentriſche Entfaltung desſelben; nicht als ſollte der Geiſt bei dem zur äußern Thätigkeit am meiſten berufenen Geſchlechte ſeinen höhern Mittelpunkt des innern Lebens verlaſſen, oder ſich kometenähnlich in weite regelloſe Bahnen genialiſch verirren und verlieren, wiewohl auch dieſes häufig genug bemerkt wird; aber in weitern Kreiſen darf und ſoll der männliche Geiſt ſich bewegen. Die Extreme des Bewußtſeins, wenn ich ſo ſagen darf, die äußerſten Enden der Vernunft und Fantaſie, ſind mehr dem thätigen Geſchlechte eigen; die harmoniſche Vereinigung von beiden in der Seele, dem gefühlvollern. Solche allgemeine Charakter-Beſtimmungen können immer nur ſehr unvollkommen ſein; doch glaube ich, dürfte man ſagen, daß bei glücklichen Anlagen und edlen Naturen, die man bei ſolchen Bemerkungen immer vorausſetzen und zum Grunde legen muß, der Gewinn bei jener geiſtigen Einwirkung und Gemeinſamkeit des ſich gegenſeitig ergänzenden Bewußtſeins, auf der einen Seite; in einer größern Entwicklung des Geiſtes und Erhöhung der Seele auf der andern aber in einer mehr harmoniſchen Beruhigung und Beſänftigung des Geiſtes, und in einer viel regern Entwicklung der Seele zu ſuchen und zu ſetzen ſei. Immer aber ſind in dieſer innigſten Verbindung, da wo ſie als eine geheiligte betrachtet wird, und auch in der Wirklichkeit als eine ſolche ſich darſtellt, Geiſt und Seele, von der einen wie von der andern Seite, zweifach mit vereinigt, und auf das innigſte verbunden, und wenn man ſo ſagen darf, mit vermählt; wodurch, indem das äußere Leben ſittlich begründet worden, zugleich das innere Leben geiſtig erneut, oder neu befruchtet und verdoppelt wird.

Dritte Vorleſung.

Von dem Antheile der Seele an dem Wiſſen, und von der Offenbarung.

In dem erſten Abſchnitte dieſer Darſtellung wurde die Aufmerkſamkeit hingelenkt auf die denkende Seele, als den Mittelpunkt des geſammten menſchlichen Bewußtſeins; in dem zweiten verſuchte ich, die liebende Seele als den Mittelpunkt der ſittlichen Welt aufzufaſſen, und lebendig zu ſchildern; in dieſer dritten Abtheilung iſt die Aufgabe, den Antheil der Seele an der Wiſſenſchaft, welche der Menſch erreichen kann, deutlich zu machen und näher zu beſtimmen. Im Allgemeinen zwar iſt dieſer Antheil, dieſes Element, welches die Seele hergiebt und von ihrer Seite beiträgt zu dem menſchlichen Wiſſen, nicht ſo ſchwer anzugeben; im Einzelnen aber findet ſich vieles vor, was auf's ſorgfältigſte erwogen und abgewogen werden muß. Es iſt die Sprache, welche die Seele dem erkennenden Geiſte, zum Ausdrucke ſeines Wiſſens leiht, und das iſt eben das charakteriſtiſche Kennzeichen alles menſchlichen Wiſſens, daß es an die Sprache gebunden iſt, und daß dieſe einen weſentlichen Beſtandtheil und das Organ derſelben bildet. Die Sprache aber, dieſe discurſive, und doch auch wieder lebendig bildliche Menſchenſprache, iſt ganz ein Produkt der Seele, welche ſich hier zuerſt, und vornehmlich als eine fruchtbar bildende und hervorbringende Kraft kund giebt; beide Kräfte und Vermögen, welche zuſammen die Seele ausmachen, die Fantaſie und die Vernunft, haben gleich ſehr Antheil an dieſem wundervollen Gebilde ihrer Hervorbringung. Der Fantaſie gehört der ganze figürliche und bildliche Theil derſelben an, dann auch der melodiſche Gang und beſeelte Ton; und noch überdem gehören auch das innre Grundgewebe und die urſprünglichen Naturwurzeln, dem uranfänglichen innigen Naturgefühle, mithin der Fantaſie an; wenn man ſie nicht etwa noch lieber gleich der tiefern naturverwandten Seele ſelbſt zuſchreiben will; die logiſche Ordnung aber, und der grammatiſche Gliederbau, ſo wie die regelmäßige Fügung bilden den Antheil der Vernunft an dem Ganzen. Welchen Theil man wichtiger halten, oder höher ſtellen will, das hängt von der Verſchiedenheit des Standpunktes ab, welchen man dabei jedes Mahl zum Grunde legt, oder von der Beziehung, aus welcher man das Ganze betrachtet, und auf die man dabei vorzüglich Rückſicht nimmt. Beide Elemente aber ſind gleich weſentlich und unentbehrlich; und unter allen bisher vorgekommenen Beziehungen, in welchen das gegenſeitige Verhältniß der Vernunft und Fantaſie in Betrachtung gekommen iſt, wo faſt immer noch ein entſchiedenes Uebergewicht auf der einen oder der andern Seite ſich zu erkennen gab, dürfte kaum ein ſolches Verhältniß gefunden werden, wo beide, Vernunft und Fantaſie, ſo innig zuſammen wirken und einen ſo ganz gleichen Antheil an dem gemeinſchaftlich Hervorgebrachten haben, als in der wunderbaren Hervorbringung der Sprache, ſo wie in dieſer ſelbſt; welches ſowohl von der Sprache im Allgemeinen, und überhaupt, als auch von jeder höhern Anwendung und Art derſelben gilt. Die Gebundenheit des erkennenden Geiſtes an dieſes Organ einer discurſiven, und faſt immer noch bildlichen Sprache, die innige Verwebung der Erkenntniß ſelbſt mit dieſer Sprache, iſt nun gerade das charakteriſtiſche Kennzeichen des menſchlichen Wiſſens. Der Fehler bei ſo vielen bloß ſpeculativen Denkern liegt eben darin, daß ſie den menſchlichen Maaßſtab verlaſſen, daß ſie, wenn man ſo ſagen darf, ein unmenſchliches, d. h. ein unbedingtes Wiſſen mit Gewalt erringen und erobern wollen, was ſie aber doch nicht im Stande ſind zu erreichen, und worüber ſie dann auch das menſchliche Wiſſen, was ſie wirklich erreichen und haben könnten, mit verlieren, und ſo am Ende nichts in Händen behalten, als das unbedingte Nichtwiſſen und den endloſen Streit. Wenn bei jenen im Wiſſen den Menſchen vorgezogenen Geiſtern eine Mittheilung Statt findet, wie ſich das wohl nicht anders annehmen läßt, ſo muß doch dieſe unmittelbare Geiſterſprache eine ganz andre ſein als unſre ſinnlich-vernünftige oder irdiſch-himmliſche Natur- und Menſchenſprache, da ſie eben als eine reingeiſtige, auch nur eine unmittelbare ſein könnte, ohne Bild, und ohne dieſe erſt zertheilte, und dann wieder zuſammengefügte Form. Nach den zwei Eigenſchaften oder Kräften, welche das Weſen des Geiſtes bilden, könnte es nur ſein eine Mittheilung, Uebertragung, Erweckung, Hinſendung des Gedankens, irgend eines ganz beſtimmten Gedankens, durch den Willen; oder eine Mittheilung, Erregung und Hervorbringung des Willens, irgend eines ganz beſtimmten Willens, durch den Gedanken. Es kann ſein, daß hie und da etwas der Art, etwas dem nicht ganz Unähnliches auch in dem menſchlichen Wirken ſich vorfindet, daß dieſe unmittelbare Geiſterſprache, als ein ganz verborgenes, unſichtbares Lebens-Element auch in der Menſchenſprache als ein einzelner höherer Beſtandtheil mit eingeſchloſſen, und in dem äußern Körper gleichſam eingehüllt wäre, der alsdann aber nur an den höchſten Momenten und Lichtpunkten aller Sprachwirkung bemerklich werden würde, wo die magiſche Kraft der Rede, und des in ihr waltenden wollenden Gedankens am meiſten hervortritt. Im Ganzen genommen aber iſt die Menſchenſprache keine ſolche unmittelbar und magiſch wirkende Geiſterſprache, ſondern mehr eine bildliche Naturſprache, in welcher ſich die ſtehenden großen Hieroglyphen derſelben, im kleinen Maaßſtabe und in leichter Beweglichkeit zurück ſpiegeln, in der ganz gewöhnlichen vernünftigen Geſprächsform, wobei oft viele grammatiſche Umſtändlichkeiten und Umſtände erfordert werden, deren jene vorgezogenen Geiſter zu ihrer unmittelbaren Mittheilung wohl nicht bedürfen, und wobei auch nach menſchlicher Weiſe, manche große und kleine grammatiſche Verſehen, wenn man ſo ſagen darf, mit unterlaufen, die im Wiſſen und Denken, ja auch im Leben oft nicht unbedeutende Folgen haben. Die Sprache iſt nächſtdem auf das engſte verbunden und zuſammengewachſen mit der Ueberlieferung, der heiligen ſowohl, als der geſchichtlichen, ſo wie mit allem geſchichtlichen Wiſſen; und wie das Wort die urſprüngliche Wurzel iſt, aus welcher der ganze Stamm dieſes geſchichtlichen und menſchlichen Wiſſens, der Ueberlieferung, mit allen ſeinen Aeſten und Zweigen hervorgeht: ſo iſt es auch in der Rede, der ſchriftlichen Darſtellung und der höhern Erkenntniß ſelbſt, welche gleichſam die Blätter, Blüthen und Früchte an dieſem großen Baume der lebendigen Ueberlieferung bilden, wiederum das Wort, mit welchem das Ganze endet und geſchloſſen wird. Um nun aber den Antheil der Seele, als dem hervorbringenden Vermögen der Sprache, an dem menſchlichen Erkennen und Wiſſen, noch vollſtändiger zu entwickeln, und ſchärfer zu beſtimmen, iſt es nothwendig, vorher noch das Weſen der Vernunft, beſonders in Beziehung auf die ihr zur Seite, und mit ihr in der engſten Verbindung ſtehenden, und untergeordneten Vermögen, etwas näher zu erwägen, und beſonders den Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand ſo genau und ſorgfältig als möglich zu beſtimmen, damit jeder einzelnen Geiſteskraft, jedem einzelnen Seelenvermögen, ihr Antheil an dieſer gemeinſchaftlichen Frucht, oder dem gemeinſamen Werke des menſchlichen Wiſſens, zugemeſſen, jeder unter ihnen ihre Gränzen, und ihre rechte Stelle in dem Ganzen darnach angewieſen werden könne. — Als die Seelenvermögen, welche mit der Vernunft in eben ſo naher Beziehung ſtehen, wie die Sinne und die Triebe oder Leidenſchaften mit der Fantaſie, wurden angegeben, Gedächtniß und Gewiſſen. Ich betrachte das Gedächtniß hier nicht als eine Gabe, nach der mindern oder größern Stärke des Umfangs und der Dauerhaftigkeit deſſelben, oder als eine Kunſt, um es zu ſtärken und durch allerlei Hülfsmittel zu erleichtern, noch auch als eine Aufgabe, in wiefern die Uebung deſſelben einen weſentlichen Theil der intellectuellen Entwicklung und Bildung ausmacht; ſondern lediglich in ſeiner weſentlichen Verknüpfung mit der Vernunft und Vernunftfähigkeit, welche an dieſe

Bedingung gebunden erſcheinen, wenn man nähmlich das Gedächtniß vorzüglich nur als den innern Faden der Erinnerung und des Zuſammenhangs im Bewußtſein betrachtet. Man kann, und ich möchte ſagen, man muß faſt unermeßlich vieles vergeſſen in dieſem lebhaft wechſelnden Gedankenſtrome und Ideenwechſel; ſobald aber jener Faden des Zuſammenhanges in dem innern Selbſtgedächtniſſe abreißt, oder erliſcht und verloren geht, ſo wird jederzeit auch die Vernunft mit leiden, gehemmt und gelähmt, oder endlich verwirrt und zerrüttet werden. Wenn bei dem höchſten Grade der Altersſchwäche das Gedächtniß völlig erliſcht, ſo entſteht auch allemahl eine Art von Blödigkeit, und die Vernunft hört in demſelben Grade auf, thätig und wirkſam zu ſein. Freilich wird das Bewußtſein regelmäßig im Schlafe unterbrochen, aber es wird auch beim Erwachen gleich wieder angeknüpft; wenn das Gegentheil geſchähe, wenn wir uns, plötzlich erwacht, gar nicht beſinnen und zurecht finden könnten, wie wohl manche Erfindungen der Art bei den Dichtern vorkommen: ſo würden wir auch völlig an uns ſelbſt, und an unſerm ganzen Bewußtſein irre werden. Irgend eine gewaltſame Unterbrechung, oder Abreißung in dem innern Gedächtniſſe der Selbſterinnerung findet faſt allemahl beim Wahnſinn Statt, und es iſt ein Hauptkennzeichen desſelben. Ich will hier in Beziehung auf ähnliche frühere Bemerkungen nur darauf aufmerkſam machen, wie ſich auch in dem traurigen Zuſtande der Geiſteszerrüttung, und in den verſchiedenen Arten und Formen desſelben, das dreifache Princip des menſchlichen Daſeins nach Geiſt, Seele und Körper, in derſelben dreifachen Eintheilung, wieder zu erkennen giebt und abermahls wiederhohlt. In dem eigentlichen Wahnſinne, dem ſtillen nähmlich, wo neben einer einzelnen grundfalſchen fix gewordenen Idee, oft in allem übrigen ein Uebermaaß von Scharfſinn gefunden wird, und ſehr wohl damit zuſammen beſtehen kann, iſt es zunachſt eine eben durch einen ſolchen fixen Irrgedanken, der nun der falſche Mittelpunkt aller andern Gedanken und des ganzen Bewußtſeins geworden iſt, entſtandene Verwirrung und ſeltſame Verſetzung des Geiſtes, welche ſich in dieſer Form des zerrütteten Bewußtſeins kund giebt. Bei der eigentlichen Wuth und

Raſerei aber, iſt es vielmehr die Seele, welche aus allen Fugen und Banden der Vernunft und der vernünftigen Gewohnheit losgeriſſen, und einer feindlich tobenden wilden Naturkraft anheim gegeben erſcheint. In dem Blödſinne endlich, wenn er nähmlich angeboren iſt, und bei übrigens vollſtändigen äußern Sinnen gefunden wird, muß wohl immer ein organiſcher Fehler, ein innerer Defect im Gehirn, oder ſonſt in dem verborgenen Denk- und höheren Lebensorgane angenommen werden, während bei jenen andern beiden Formen wenigſtens ſehr oft, auch moraliſche Urſachen in hohem Grade mitwirkend ſein können. Bei den Taubſtummen, wenn ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen blieben, wurde es wahrſcheinlich dasſelbe ſein; da ihnen mit dem Sprachvermögen zugleich eine Hauptbedingung des vernünftigen Charakters abgeht. Diejenigen Männer aber, welche ſich dem Geſchäfte widmen, dieſe unglückliche Menſchenclaſſe dennoch zur Vernunft zu bilden, können dieſes nur dadurch erreichen, daß ſie ihnen eine andere Zeichenſprache beibringen, als die gewöhnliche lautbare Gehörſprache, deren ſie beraubt ſind; ſo daß es ſich auch hier nur von neuem bewährt, wie nahe das Sprachvermögen in jeder Beziehung mit dem vernünftigen Charakter zuſammenhängt. Das Nähere der Unterſuchung über dieſen Gegenſtand gehört der Naturwiſſenſchaft an; nur der dreifache Charakter jenes pſychologiſchen Uebels oder Unglücks, als eine neue Beglaubigung des allgemeinen Princips der menſchlichen Bewußtſeins-Lehre, auch in dieſer engern und beſondern Sphäre der krankhaften Seelen- und Geiſtes-Zuſtände, konnte hier eine Stelle finden, und dieſe Erwähnung im Vorübergehen veranlaſſen. Die äußern, und beſonders die höhern Sinne, könnte man wegen der Herrſchaft der Fantaſie, unter welcher ſie ſtehen, ſehr ſchicklich eine angewandte Einbildungskraft nennen: ſo wie man ebenfalls auch die Neigungen und Triebe, die guten wie die verderblichen, als eine ſolche, oder eine in's Leben übergegangene Einbildungskraft bezeichnen mag. Auf gleiche Weiſe ließe ſich auch das Gedächtniß, als eine angewandte und in der Anwendung gleichſam mechaniſch, und zur Gewohnheit gewordene Vernunft betrachten; da allerdings die logiſche Ordnung im Gedächtniſſe die Hauptſache iſt, der hohe Werth ſo wie die wiſſenſchaftliche Brauchbarkeit deſſelben vorzüglich von dieſer abhängt. Die ganz zum bewußtloſen Mechanismus gewordenen erlernten Vernunftfertigkeiten, die anfangs doch mit dem Gedächtniſſe aufgefaßt werden müſſen, wie bei dem gewöhnlichen Auswendiglernen, oder auch dem allgemeinen Erlernen einer fremden Sprache, der Muſik, oder einer andern ähnlichen Kunſtfertigkeit, ſind eine wieder zum Inſtinkte gewordene Vernunft; ſo wie die Kunſttriebe und Kunſtfertigkeiten der Thiere und ihr Inſtinkt, als ein bewußtloſes Analogen der Vernunft bezeichnet werden. Auch in dieſem Nebenvermögen des Gedächtniſſes, zeigt ſich die Vernunft nach ihrem eigenthümlichen Charakter, als ein nützlich dienendes Vermögen; ſo wie im Gewiſſen, als der höchſten Function derſelben, mehr als ein negatives Vermögen. In beiden Beziehungen, als dienendes und als negatives Denkvermögen, kann die Vernunft an ihrer Stelle den höchſten Werth behaupten. Alle die hier und da vorkommenden Gegenbemerkungen und einſchränkenden Erinnerungen, hervorgerufen durch den oft allzu hoch überſchwellenden Vernunft-Andrang der Zeit, haben überhaupt keinen andern Zweck und Sinn, und ſind einzig und allein gerichtet gegen diejenige unechte Art der Vernunft, welche ſouverain ſein will, und um dieſe Anmaßung durchzuſetzen, productiv zu ſein behauptet: wovon ſie das Eine nicht ſein ſoll und das Andere nicht ſein kann. Das unterſcheidende, abtheilende, zergliedernde Denken, ſo wie auch das verknüpfende, ſchließende, folgernde Denken, als welche beide zuſammen das Vernunftvermögen bilden, kann nach beiden Seiten in's Unbeſtimmte und Unendliche fortgeſetzt werden, bis es zuletzt allen Gegenſtand verliert; und dieſes endloſe Denken ohne Gegenſtand, iſt die Quelle des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welcher immer nur aus jenem leeren Raume im Denken hervor geht, und auf ein Gedanken-Nichts, ein nichtiges und falſches Denken hinführt. Ganz anders da, wo ein mit dem fruchtbaren Stoffe geiſtiger Erfahrung angefülltes Gedächtniß, die Grundlage faſt aller nützlichen menſchlichen Thätigkeit und Erkenntniß bildet; oder wo der Gegenſtand, wie in der Wahrnehmung des Gewiſſens, wenn auch weniger Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, doch ſchon in ſich die höchſte Wichtigkeit hat. Wie die Vernunft überhaupt ein Vermögen, nicht bloß der Verknüpfung und des Zuſammenhanges im Denken, ſondern vorzüglich auch das unterſcheidende Denkvermögen iſt, ſo iſt auch das Gewiſſen ein ſolches Unterſcheiden im Gedanken und innern Bewußtſein, aber in einer beſondern und höhern Beziehung, und auch in andrer Form, als der ſonſt gewöhnlichen discurſiven, nähmlich als einfaches Gefühl, und unmittelbare Wahrnehmung nach dieſem einfachen Gefühle der innern Stimme, zwiſchen dem, was Recht und Unrecht, Gut und Böſe iſt: der höchſten und wichtigſten aller Unterſcheidungen. Dieſe unter allen Völkern vernehmbare innere Stimme des Gewiſſens, welche ſich freilich nach dem Einfluſſe der herrſchenden Ideen, nach ſo mannichfach verſchiednen Sitten, Zeiten und Jugendgewohnheiten wohl in etwas verſchiedenen Mundarten und Dialekten ausſpricht, wobei aber doch, was Hauptdinge, und den durchgehenden Grundton betrifft, immer noch im Ganzen die nähmliche Eine Sprache und Stimme der Menſchennatur und nicht erlernten, ſondern angebornen Gottesfurcht darin unverkennbar bleibt, wird von vielen als die Eine Hauptquelle der höhern und göttlichen Wahrheit bezeichnet, womit ich gern einverſtanden bin, inſofern es nicht die einzige ſein, und keine andere dadurch ausgeſchloſſen werden ſoll. Es iſt wohl bedeutſam, wie denn jede Sprache beſonders glückliche Beziehungen der Art, manchmahl ſo, manchmahl anders darbiethet, daß im Deutſchen ſelbſt das Wort und der Nahme der Vernunft, von dieſem innern Vernehmen herkommt, welches ihre höchſte Function ausmacht. Was wird denn, möchte man fragen, nun eigentlich wahrgenommen in dieſem wunderbaren Vernehmen, wenn der Wille ſelbſt, vor dem, was er eben noch wollte, innerlich zurücktritt? Die warnende Stimme wird es genannt unter allen Völkern und zu allen Zeiten; es iſt wie Einer, der warnt und dagegen ſpricht, in uns, in unſerm Ich; es iſt alſo nicht dieſes unſer eignes Ich, ſondern ein Andrer iſt es, ein andres nach dem Gefühle viel höheres, fremdes Ich in uns. Nun erſcheint uns auch jener frühere Willen in uns, ebenfalls als ein andres, aber ein niederes, lockendes, falſches Ich, als eine fremde, uns ſelbſt und unſer eigentliches Ich mit fortreißende Gewalt; nur das eine Ich, welches zwiſchen jenen andern beiden, der höhern warnenden Stimme und der fremden fortreißenden Kraft, in der Mitte ſteht, und zwiſchen ihnen mit freier Wahl entſcheiden ſoll, bleibt uns als unſer eigenes und eigentliches Ich und Selbſt zurück und übrig, nachdem die zerſetzende Scheidung und Unterſcheidung zwiſchen der guten Stimme und der böſen Regung in dem noch nicht ganz entſchiednen Willen und dem gemiſchten Zuſtande deſſelben einmahl geſchehen iſt. Dieſe innere Stimme, und dieſes innere Vernehmen derſelben, iſt einer von den Ankern, an welchem das Schiff des Daſeins auf dem fluthenden Meere des Lebens, und des hin und wieder ſtrömenden Wollens gehalten wird: ein göttlicher Licht- und Anhaltspunkt der Wahrheit. Doch aber muß bemerkt werden, daß das Verſtehen dieſes innern Vernehmens, wie ich es ſo eben geſchildert habe, nicht mehr der Vernunft angehört, welcher allein das Vernehmen ſelbſt zukommt. Das Verſtehen deſſelben aber, die innere höhere Bedeutung und Erklärung, die hinzugefügte oder darin erkannte Beziehung deſſelben auf Gott, muß eben, weil es ein Verſtehen iſt, dem Verſtande zugeſchrieben werden. Hier iſt nun der Punkt, wo der für die ganze Theorie des Bewußtſeins, und das philoſophiſche Verſtändniß deſſelben, ſo wie alles Wiſſen höchſt wichtige Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft, näher erörtert werden ſoll. Ich möchte dazu eine etwas ungewöhnliche und dem erſten Anſcheine nach gewagte Wendung nehmen, die aber vielleicht um ſo ſchneller zum Ziele führen, und den geſuchten Unterſchied in volle Klarheit ſetzen wird. So wie die früher angewandte hypothetiſche Vergleichung mit den vorgezogenen Geiſtern uns zum Uebergange diente, um das Vermögen der Fantaſie als den charakteriſtiſchen Unterſchied des menſchlichen Bewußtſeins auf das anſchaulichſte hervorzuheben: ſo möchte ich nun noch einen Schritt weiter gehen, um aus dem anerkannten Charakter des göttlichen Bewußtſeins, einiges über die verſchiedenen Functionen des menſchlichen, und ihre Stellung gegen einander und gegen das Höhere abzuleiten. Ich werde aber auch hier nichts vorausſetzen, als das Allerbekannteſte und allgemein Verſtändliche. Gott iſt ein Geiſt, ſo heißt es überall, wo nur irgend der Glaube an den Einen Gott und der Begriff desſelben erkannt und verbreitet iſt; Gott iſt ein Geiſt, und deßwegen wird ihm dann ein allwiſſender Verſtand, und ein allmächtiger Willen beigelegt. Dieſer Ausſpruch, mit welchem ein einigermaßen verſtändiges Kind doch ſchon eine Art von Sinn verbinden kann, iſt zugleich das Grund-Axiom, welches ſchon vieles des Weſentlichſten von allem, was der tiefſte Denker nur irgend von Gott zu wiſſen vermag, in ſich ſchließt. Dieſelben Kräfte alſo, welche das Weſen und die beiden Functionen der erſchaffnen Geiſter ausmachen, Verſtand und Willen, können auch dem unerſchaffnen Geiſte unbedenklich beigelegt werden, obwohl nach einem erhabenen Maaßſtabe des großen Abſtandes zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe; aber doch werden ſie Ihm im eigentlichen Sinne, und nicht bloß bildlich beigelegt. In der heiligen Schrift, in der Sprache des frommen Gefühls und Gebethes, auch bei andern Völkern, werden nun Gott eine Menge Eigenſchaften, Kräfte und Sinne in ganz menſchlichen und ſinnlichen Ausdrucken und Bildern beigelegt; da iſt von ſeinem Ohre, ſeinem Auge, dem allmächtigen Hauche ſeines Mundes, ſeiner führenden Hand, ſeinem ſtarken Arme die Rede, noch anderer viel kühnerer Bilder nicht zu gedenken. Inſofern dieß anerkannt nur Bilder ſind, iſt nichts dagegen einzuwenden, und nicht leicht ein Mißbrauch davon zu fürchten. Dieß gilt auch noch weiter von ſolchen Ausdrucken, wo nur ein bildlicher Sinn in der Anwendung auf Gott denkbar und möglich iſt; wie z. B., wenn Ihm Leidenſchaften, wie die des Menſchen beigemeſſen werden, da ſie eigentlich und ganz buchſtäblich genommen, alle etwas Unvollkommenes in ſich ſchließen würden. Eben ſo kann auch von dem Gedächtniſſe, da wo kein Vergeſſen möglich iſt, nur in einem bildlichen Sinne die Rede ſein. Noch weniger dürfte Ihm die Eigenſchaft des Gewiſſens im menſchlichen Sinne beigelegt werden; Seine Wagſchale der Gerechtigkeit, Sein richtender Gedanke iſt etwas andres als unſer Gefühl davon; das hieße den Richter verwechſeln mit demjenigen, der vor ihm ſteht. Selbſt der erſte Menſch, ſo lange er noch vollkommen war, kannte das Gewiſſen nicht, da das Gefühl der Schuld und das Vermögen dieſer Wahrnehmung, erſt mit der Schuld ſelbſt, und nach ihr entſtehen konnte. In jenen bildlichen Ausdrücken von der Gottheit, mag eine große Freiheit geſtattet ſein; die Frage aber, worauf es an dieſer Stelle der Philoſophie vorzüglich ankommt, iſt die: ob in einem mehr eigentlichen Sinn, eben ſo wie Verſtand und Willen, auch dieſe andern drei den Menſchen beſonders auszeichnenden Vermögen, Fantaſie, Seele und Vernunft, Gott beigelegt werden können? Nun iſt ſogleich einleuchtend, wie ganz unpaſſend es ſein würde, weit mehr als alle jene bildlichen Ausdrücke, Gott eine Fantaſie beizulegen; man fühlt deutlich, daß man damit ſogleich den mythologiſchen Boden betreten und das Gebieth der Wahrheit verlieren würde. Jene innere Fülle der geiſtigen Fruchtbarkeit, welche der Menſch nach ſeinem ſchwachen Maaßſtabe in dem Vermögen der Fantaſie findet, iſt bei Gott ſchon in dem allmächtigen Willen mit eingeſchloſſen, welcher ſeinen Gegenſtand ſelbſt erſchafft und hervorbringt, nicht aber wie bei den erſchaffnen Weſen auf gegebene Gegenſtände, oder die Wahl zwiſchen ihnen beſchränkt iſt. Hier iſt alſo der allmächtige Willen ſelbſt, das volle, alle Geſchöpfe umfaſſende, ernährende und tragende Vaterherz; oder auch der lebendige Mutterſchooß der ewigen Erzeugung, und bedarf es dazu keines neuen und eigenen Vermögens. Der Ausdruck von einer Seele Gottes findet ſich wohl bei einigen weniger bekannten Schriftſtellern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte; iſt aber nachher ganz wieder abgekommen, vielleicht weil man beſorgte, dadurch zur Verwechslung mit einer bloßen Welt-Seele Anlaß zu geben. In jedem Falle aber iſt die Seele ein mehr paſſives Vermögen, was alſo ſchon inſofern nicht angemeſſen iſt, Gott beizulegen. Das Dritte, welches in Gott zu jenen beiden erſten Eigenſchaften eines allwiſſenden Verſtandes und eines allmächtigen Willens noch hinzukommt, kann nicht Seele Gottes genannt werden, ſondern es iſt der Geiſt der Liebe, in welchem jene beiden Eins ſind. Und wenn dieſes Dritte zu jenem erſten Axiom hinzugefügt wird, ſo iſt in dieſen zwei Worten, dem weſentlichen Inhalte nach, ſchon alles eingeſchloſſen, was der Menſch überhaupt, und auch der tiefſte Denker von Gott eigentlich wiſſen kann; alles andere iſt mehr nur Erläuterung oder weitere Anwendung, aus jenem Einen Grundgedanken abgeleitet. Wenn aber Gott weder eine Fantaſie noch die Seele beigelegt werden kann, ſo iſt auch die Vernunft nicht in der Art und in dem eigentlichen Sinne, wie Verſtand und Willen eine weſentliche Eigenſchaft Gottes zu nennen. Gott iſt der Urheber der Vernunft, und das iſt eben die geſunde Vernunft, die an dem Mittelpunkte der Wahrheit feſt hält, wie Er ſie erſchaffen und angeordnet hat. Aber daraus folgt nicht, daß Er ſelbſt dieſe von ihm erſchaffene Vernunft oder mit ihr Eins iſt. Wäre dem alſo, ſo hätten die Anhänger des unbedingten Wiſſens, die Rationaliſten, Recht; dann wäre die Erkenntniß Gottes eine Vernunftwiſſenſchaft, da das Gleiche nur durch das Gleiche erkannt werden kann. Iſt aber nicht die Vernunft, ſondern der Verſtand im Menſchen, die Mitwirkung aller andern Geiſtes- und Seelenkräfte dazu vorausgeſetzt, das eigentliche Organ der Erkenntniß Gottes, und das Mittel um ſich darüber zu verſtändigen: ſo iſt die Erkenntniß Gottes ganz einfach eine Erfahrungswiſſenſchaft, wie jede andre, obwohl von höherer Art und von beſonderer Beſchaffenheit, wegen der menſchlichen Beſchränktheit und Schwäche, im Vergleich mit einem ſolchen Gegenſtande. Wie die Fantaſie ein Auffaſſen oder Ergreifen des Gegenſtandes iſt, die Vernunft ein Verknüpfen und Unterſcheiden: ſo iſt das Verſtehen ein Durchdringen deſſelben, wovon die höchſte Stufe das klare Durchſchauen iſt. Wir verſtehen eine Erſcheinung, eine Anſchauung, einen Gegenſtand alsdann, wenn wir den innern Sinn, den eigenthümlichen Charakter, die eigentliche Bedeutung deſſelben gefunden haben; eben ſo iſt es auch, wenn dieſer Gegenſtand eine an uns gerichtete Mittheilung und Rede iſt, ein uns zum Verſtehen gegebenes Wort oder Geſpräch; wenn wir die Abſicht, die darin liegt, erkennen, wie es eigentlich gemeint iſt, und wo es hin will, ſo haben wir dieſe Eröffnung verſtanden, geſetzt auch, daß im Ausdruck einige Nebenumſtände übrig blieben, die uns nicht ſo deutlich wären, die wir, weil ſie nicht weſentlich zum Ganzen gehören, unbeachtet zur Seite liegen laſſen. Es giebt daher auch viele Stufen und Grade im Verſtehen; ſehr verſchiedene und mannichfaltige Seiten und Arten deſſelben. Ein ganz leichtes Beiſpiel wird die Sache vielleicht anſchaulicher machen. Setzen wir z. B. den Fall, es würde eine höchſt ſeltene und merkwürdige, aber ganz unbekannte Pflanze aus einem fremden Welttheile herbeigebracht. Der Natur-Hiſtoriker beobachtet ihre Kennzeichen und urtheilt darnach, daß ſie unter dieſe beſtimmte Claſſe der höheren botaniſchen Hauptgattung gehört, und da eine ſolche Nebenart oder Ausnahme bildet; der Chemiker, wenn ihm dieſelbe Pflanze dargebothen wird, vermuthet wieder aus anderen Kennzeichen, daß ſie aus den und den Grundſtoffen beſtehen möge; der Arzt hingegen, daß ſie etwa in dem und dem Falle vielleicht als Heilmittel, eben ſo oder noch beſſer als die bisher dazu gebräuchliche Pflanze, dienen würde. Wenn die letztern beiden richtig geurtheilt haben, wenn ihre Vermuthung durch den Verſuch und die Erfahrung beſtätigt wird: ſo haben ſie alle drei die Pflanze verſtanden, und den innern Charakter derſelben, jeder von ſeiner Seite erkannt und begriffen. Wie langſam, ſtufenweiſe, allmählig geht das Verſtehen bei einer fremden, alten, ſchweren Sprache von Statten; bei dem Entziffern einer Schrift oder Inſchrift, wo uns das Alphabet vielleicht nicht einmahl ganz, ſondern nur unvollſtändig bekannt und gegeben iſt; bis dann doch mit einem Mahle durch irgend ein hinzugekommenes Licht, der wahre Sinn glücklich gefunden wird. Ein wunderbares Beiſpiel aus unſerer Zeit kann die Sache erläutern und wohl als ein Beweis gelten, wie auch im Gange der Wiſſenſchaft eine höhere Fügung waltet. Mehr als anderthalb Jahrtauſende lang haben die alten Hieroglyphen unverſtanden vor der fremden Nachwelt dageſtanden, bis die neueſten Welterſchütterungen ſie durch einen glücklichen Zufall mit einem Mahle an's Licht gebracht haben. Man erinnert ſich noch der anfangs ſo glänzend ſcheinenden Unternehmung gegen Aegypten, des kühnen Gedankens, dort unter den Pyramiden eine Anpflanzung Europäiſcher Art und Geiſtesbildung zu gründen; wie ganz Europa darüber in Bewegung kam, die Unternehmung ſelbſt ſcheiterte, und bald auch wieder vergeſſen wurde, über andre noch wichtigere Begebenheiten und noch größere Umwälzungen. Das einzige, was davon übrig geblieben iſt, wenn man ſo ſagen darf, und allerdings eine neue und große Epoche in dem ſtillen Gebiethe der Wiſſenſchaft gemacht hat, iſt das mitgebrachte unſcheinbare Denkmahl mit der dreifachen Inſchrift. Ein Menſchenalter hindurch bemüht man ſich, ſie zu entziffern; anfangs ſehr unvollkommen und mühſam, endlich zeigt ſich ein glückliches Zuſammentreffen, der Schlüſſel iſt gefunden, und wenn gleich von ungefähr ſiebenhundert der geheimen Bilderzeichen, erſt etwa einhundert enträthſelt ſind, ſo iſt doch auch damit ſchon eine neue Welt eröffnet, in dem großen Gebiethe der dunkeln Urgeſchichte des Menſchen. Und das zu einer Zeit, wo man eben angefangen hat zu lernen, auch aus dem Alphabet der Natur einige Buchſtaben zuſammen zu finden, und hie und da ein einzelnes Wort aus ihrer Hieroglyphen-Sprache zu entziffern; während neue Quellen auch im Gebiethe des geſchichtlichen Wiſſens, aus dem entfernteſten Alterthume des Menſchengeſchlechts von allen Seiten zuſtrömen, wodurch das Beſte, was wir ſchon früher beſaßen, nur beſtätigt, und in erhöhtem Lichte klar gemacht wird, ob wir endlich nicht vielleicht auch die dunkle Hieroglyphe unſerer eigenen Zeit, und des in ihr beginnenden furchtbaren Geiſterkampfs möchten verſtehen lernen.

Dieſes iſt der Gang und die höhere Fügung in dem Gange, und nur darauf wollte ich mit dieſer Digreſſion aufmerkſam machen; ſo langſam und allmählig ſind die Fortſchritte, der Anwachs und die Entwicklung des wahren menſchlichen Wiſſens, welches auf der Erfahrung, der innern wie der äußern, der höhern wie der niedern, auf der Ueberlieferung der Sprache, und der Offenbarung beruht; während jenes falſche, und wie ich es vorhin nannte, unmenſchliche und unbedingte Wiſſen, welches alles mit einem Mahle umfaſſen, und uns mit einem Mahle in Beſitz des ganzen Alls der Erkenntniß ſetzen will, ſich wie zwiſchen Sein und Nichtſein ſchwankend, ſofort wieder in Dunſt auflöſt und uns nichts zurückläßt, als ein leeres Nichts von unbedingtem Nichtwiſſen.

Uebel wäre es mit der Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge beſtellt, wenn dieſelbe der Erfindung der menſchlichen Vernunft überlaſſen bleiben, und gleichſam erſt durch dieſelbe hervorgebracht werden ſollte. Es würde, wenn das ganze Denkgebäude ſonſt auch noch ſo gut zuſammenſtimmte und vollendet wäre, immer der Zweifel bleiben, ob denn das Alles, eben weil es ganz aus dem eignen Denken hervorgegangen iſt, nicht etwa bloß unſre eignen Gedanken wären, und bloß in ihnen ſeine Wirklichkeit hätte, welcher Zweifel eben allem Idealiſmus zum Grunde liegt, und unter mannichfach verſchiedenen Formen des Irrthums oft wiederkehrend, denſelben immer von neuem wieder erzeugt und anders geſtaltet; und iſt alſo auch ſchon von dieſer Seite hier keine lebendige Gewißheit und volle Wirklichkeit zu erreichen. Leicht zwar iſt es, auf dieſem Boden die Begriffe des Unendlichen, Unermeßlichen, Unbeſchränkten und Unbedingten zu entwickeln, und iſt an ſolchen Entwicklungen kein Mangel. Aber dieſes ſind nur lauter Negationen, durch welche wir gerade von dem, was uns am meiſten Noth thut, nichts erfahren. Ich wäre begierig zu ſehen, wie man aus jenem metaphyſiſchen Lieblingsbegriffe des Abſoluten irgend eine poſitive Eigenſchaft Gottes, z. B. die Geduld oder Langmuth herleiten wollte, und alſo den Beweis führen würde, daß dieſer abſolute Gott, oder wie man ſtatt deſſen meiſtens lieber ſagt: Das Abſolute, nicht umhin kann die Eigenſchaft der Geduld zu beſitzen, eine Eigenſchaft, an welcher uns doch vorzüglich viel gelegen ſein muß. Es wird überdem jener Charakter des Unbedingten in einer Weiſe auf Gott angewandt, welche durchaus falſch und irrig iſt. Daß Gott in der Weiſe ſeines Daſeins unbedingt iſt, daß die erſte Urſache nicht wieder von einer andern abhängig, und durch ſie bedingt ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt eigentlich eine bloße Tautologie. Aber auf das innere Weſen Gottes, und die weſentlichen Eigenſchaften desſelben in ſeinem Verhältniſſe zum Menſchen und zur Schöpfung, läßt ſich dieſer Charakter des Unbedingten durchaus nicht anwenden. Wehe allen Menſchen, könnte man ſagen, wehe allen erſchaffenen Weſen, wenn Gott unbedingt wäre; wenn z. B. ſeine

Gerechtigkeit, die doch die erſte aller ſeiner Eigenſchaften iſt, unbedingt, wenn ſie nicht durch die Milde, die Schonung, die Geduld, die Gnade, mit einem Worte, vielfältig modificirt, beſchränkt und bedingt wäre. Vor einer ſolchen unbedingten Gerechtigkeit Gottes, wenn ſie mit einem Mahle offenbar werden ſollte, würde die ganze Welt vor Schrecken in Staub und Aſche zerfallen. Aber dem iſt nicht ſo: wir dürfen hoffen, wir ſollen es glauben, man mag dreiſt hinzuſetzen, wir können es wiſſen, daß Seine Gerechtigkeit nicht unbedingt iſt, ſondern ganz überaus bedingt, durch Seine Vaterliebe, Nachſicht und Güte. Freilich darf auf der andern Seite nicht vergeſſen werden, daß auch Seine Liebe und Gnade bedingt iſt durch die Gerechtigkeit; was in einer gewiſſen, weichlichen Theologie der letztern Zeit faſt verkannt zu werden ſchien, obwohl dieſer Abweg einer allzu ſentimentalen Beurtheilung der göttlichen Dinge, jetzt auch ſchon als ſolcher erkannt, und mehrentheils wieder verlaſſen iſt, welches auch hier außer unſerem Umkreiſe liegt. Daß nun die Gerechtigkeit und die Gnade Gottes ſich gegenſeitig bedingen, darin liegt doch gewiß nichts Unverſtändliches oder in dieſem Sinne Unbegreifliches: wie es allerdings mit dem nichtigen Fantom des Abſoluten der Fall iſt, wo die leere Phraſe in der ewigen Wiederhohlung nur immer unverſtändlicher wird. Wie viel richtiger haben hier die großen Philoſophen des Alterthums, beſonders die Pythagoraer unterſchieden. Sie bezeichneten gerade das Gränzenloſe, das Unbedingte als das Unvollkommene und Böſe, und dieß betrachteten ſie als das charakteriſtiſche Denkmahl deſſelben: das faſt Beſtimmte und Poſitive aber, welches zugleich der Grundkern des Perſönlichen iſt, galt ihnen als das Gute. Und allerdings iſt auch die Perſönlichkeit Gottes der Grundbegriff, das eigentliche, allgemeine Dogma aller Religionen, die den Einen, wahren Gott erkennen, der eigentliche Punkt, um welchen ſich die ganze Unterſuchung dreht; indem die Frage iſt, ob die Philoſophie dieſe nur bloß äußerlich, und dem Scheine nach ſoll beſtehen laſſen — denn ſie ausdrücklich und offenherzig zu verneinen, hat doch auch in Deutſchland nur Einer den Muth gehabt, — dabei aber ſie heimlich bei Seite ſchieben und innerlich untergraben, indem ſie nur eine natürliche Gefühlstäuſchung darin ſehen kann; ob die Philoſophie eben dadurch mit dem allgemeinen, tief gewurzelten Menſchenſinn in den ſchneidendſten Widerſpruch treten, und einen ewigen Zwieſpalt, eine unheilbare Trennung nicht bloß zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, ſondern auch zwiſchen dem Wiſſen und dem Leben begründen ſoll oder nicht? Dieſes aber iſt die Leben zerſtörende Wirkung des Rationalismus. — Wenden wir uns ſtatt deſſen von dem Abſoluten der Vernunft, zu dem lebendigen, perſönlichen Gotte der Gläubigen unter allen Völkern und Zeiten. Iſt die Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge nicht eine Erfindung der grübelnden Vernunft, ſondern können wir davon eben nur ſo viel verſtehen, als uns gegeben oder mitgetheilt wurde: dann gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen. Hat Gott ſich dem Menſchengeſchlechte mitgetheilt, hat er zu ihm geſprochen, ſich ihm offenbart, wie es die gemeinſame Ueberlieferung aller alten Völker, je älter ſie ſind, um ſo einſtimmiger beſtätiget: dann iſt die Möglichkeit des Verſtehens dieſer göttlichen Mittheilung an ſich ſchon zugleich mitgegeben, man mag dieſes Verſtehen als noch ſo menſchlich beſchränkt und überaus unvollkommen annehmen. Denken wir uns daſſelbe, um es recht gering anzunehmen, etwa ſo, wie ein Kind von anderthalb Jahren ſeine Mutter verſteht; vieles verſteht es gar nicht, andres falſch, oder es merkt nicht recht darauf, es antwortet vielleicht auch ſehr ungeſchickt, einiges hat es aber doch verſtanden, dieß bemerken wir deutlich. Es würde uns darin auch gar nicht irre machen, wenn irgend ein Theoretiker, Zweifel dagegen erheben, und uns beweiſen wollte, wie es gar nicht möglich ſei, daß dieſes Kind ſeine Mutter verſtanden haben könne, weil es dazu nothwendig die Elemente der Sprachlehre vorher hätte gründlicher und methodiſch erlernen müſſen. Wir glauben aber doch, was wir ſehen, wie unvollkommen auch jenes Verſtehen wirklich ſein, und wie ganz ähnlich jenem anderthalbjährigen Kinde das Verhältniß des Menſchen zu Gott ſein mag, mit den anderthalb Organen, die ihm zur Erkenntniß deſſelben gegeben ſind; dieſem ſo mannichfach beſchränkten Geiſt, der wohl ein

Funke iſt des ewigen Lichts, aber doch nur Ein Funke, Ein Tropfen aus dem Ocean des Ganzen, und dann dieſer halben Seele: halb aber können und müſſen wir ſie in dieſer Beziehung nennen, weil ſie zur einen Hälfte dem Irdiſchen zugewendet, und ganz noch mit der Sinnenwelt verſchwiſtert iſt, und nur mit der andern Hälfte für das Göttliche empfänglich und zu dieſem hinauf gerichtet. Dieſes kindliche, demüthige Wiſſen nun will der ſtolzen Vernunft nicht genügen, und darum geht ſie immer wieder jenem andern unbedingten Wege des falſchen, eingebildeten und unmenſchlichen Wiſſens nach. Im Grunde aber würden jene zwei Worte, welche der Menſch ungefähr von Gott eigentlich wiſſen kann, da Gott ſchon jedem Geſchöpfe ſein rechtes Maaß zutheilt, vollkommen genug ſein, wenn der Menſch ſie immer nur gut anwenden und treu bewahren möchte. Man könnte nun an jene erſte Vorausſetzung gleich noch eine zweite Frage knüpfen, und in dieſer fortfahren: Wenn Gott ſich dem Menſchengeſchlechte mitgetheilt, zu ihm geſprochen, ſich ihm offenbart hat, ſollte er nicht auch eine Anſtalt getroffen haben, um dieſe ſeine Offenbarung weiter fortzupflanzen, allgemeiner zu verbreiten, und ſowohl ſie ſelbſt, als die Erklärung und das Verſtehen derſelben, rein zu bewahren? Dieſe Frage aber begnuge ich mich nur anzudeuten, und kann ſie hier nicht weiter verfolgen; denn ſie liegt nicht mehr innerhalb der vorgezeichneten Gränzen der Philoſophie, ſondern tritt ſchon ganz auf den hiſtoriſchen Boden hinüber, und geht unmittelbar auf das Poſitive des Glaubens. — Wohl aber gehört jene erſte allgemeine Frage, ob die Erkenntniß von Gott, die wir haben und haben können, ein unbedingtes Vernunftwiſſen ſei, oder ein bloſſes Verſtehen des Gegebenen, alſo eine Erfahrungswiſſenſchaft und auf der Offenbarung beruhend, ganz in dem Umkreis derſelben, und bildet ſogar ihre erſte und weſentlichſte Aufgabe; indem es recht eigentlich die Frage vom Sein oder Nichtſein, des wahren und menſchlichen, oder des leeren und eingebildeten Wiſſens iſt, welche hier zur Entſcheidung gebracht werden muß. Darum iſt auch ſelbſt der genaue und richtige Sprachgebrauch in dieſer Hauptangelegenheit der philoſophiſchen Entſcheitung von Wichtigkeit, und verdient es wohl bemerkt zu werden und unſere Aufmerkſamkeit zu erregen, wie nirgends in der h. Schrift, nirgends im ganzen Alterthume, bei keinem der großen Philoſophen und Lehrer der Vorzeit, von einer Vernunft Gottes die Rede iſt, überall nur der Verſtand, der allwiſſende Verſtand ihm beigelegt wird, und wie dieſe Verwechslung nur allein unſerer modernen Zeit und Epoche der abſoluten Vernunftherrſchaft, und der dadurch entſtandenen neuen babyloniſchen Sprachverwirrung in der Wiſſenſchaft vorbehalten war. Die einzige Ausnahme, die ſich etwa im Alterthume gegen die hier aufgeſtellte Bemerkung finden ließe, möchte ſich wohl auf einen oder den andern Stoiker beſchränken; da es aber bekannt iſt, wie ſehr dieſe in dem Kapitel von der Gottheit, der Vorwurf ihrer Lehre von der unabwendbaren Nothwendigkeit, und einem blinden Fatum trifft: ſo dient dieſe ſcheinbare Ausnahme vielmehr nur zur Beſtätigung der Regel, daß dieſer falſche Sprachgebrauch immer aus der Quelle einer rationaliſtiſchen Denkart hervorgeht, oder auch ſelbſt wieder ſolchem Irrthume zur Veranlaſſung dient, und deſſen Quelle wird. Gott iſt allerdings der Urheber der Vernunft; will man nun die göttliche Ordnung, die überdem nicht Er ſelbſt iſt, eine göttliche Vernunft nennen, ſo kommt es freilich nicht auf die Ausdrücke, ſondern auf den Sinn an, den man damit verbindet, und möchte dieß inſofern als gleichgültig erſcheinen. Immer aber würde ich lieber einen Sprachgebrauch und Ausdruck vermeiden, der zu ſo großem Mißverſtande Anlaß geben kann; um ſo mehr, da hier ſehr genau unterſchieden werden muß, zwiſchen der geſunden und wahren Vernunft, und derjenigen, die es nicht iſt. Gott iſt der Urheber der geſunden, d. h. der göttlichen Ordnung folgenden, gehorſamen Vernunft; der Urheber der andern, abtrünnigen Vernunft aber, iſt vielmehr der Gott widerſtrebende Geiſt der Verneinung, der einen ſo großen Theil der Schöpfung nach ſich geriſſen hat, und der nun, eben weil er ſeinen Mittelpunkt verloren hat, auch in ſich ſelbſt keinen findet, mit der unbeſchreiblichſten Begierde und wüthendſten Heftigkeit, in der verwilderten Sinnenwelt, und in der edelſten Zierde derſelben, in der Seele des Menſchen, dem eigentlichen Kleinode der Schöpfung, einen andern Mittelpunkt zu gewinnen, und dieſe an ſich zu reißen ſucht; und dieſes iſt eben der Urſprung der abtrünnigen Vernunft. Abtrünnig aber iſt jede Vernunft, welche von ihrem Mittelpunkte in der liebenden Seele, welche ſelbſt wieder ihren Mittelpunkt in Gott hat, abgetrennt wird, und eben damit den Liebesgehorſam, dieſes heilige Seelenband der göttlichen Ordnung, von ſich wirft. In wie fern nun in der jetzt gährenden Vernunftmiſchung des Zeitgeiſtes die geſunde, der göttlichen Ordnung willig folgende und dienende Vernunft, oder aber die abtrünnige, in ſich ſelbſt abſolute Vernunft die Oberhand hat, und den größern Beſtandtheil des Ganzen bildet, das kann ich jedem, im Leben wie in der Wiſſenſchaft Erfahrnen ſelbſt zur Beurtheilung überlaſſen.

Dieſe Philoſophie, welche ich hier zu entwickeln unternommen habe, könnte den ſchon früher bezeichneten, und ausgeſchiedenen Irrthümern des Materialismus und des Idealismus gegenüber, wenn einmahl eine Bezeichnung dieſer Art, wenigſtens für den Gegenſatz als nöthig erachtet würde, wohl nicht anders als Spiritualismus genannt werden; da ſie, von der Seele, als dem Anfange und dem Erſten ausgehend, den Geiſt aber dennoch als das Höchſte aufſtellt; und auch in der Lehre von Gott, dem Rationalismus darin ganz entgegenſtehend, dieſen als den lebendigen Geiſt, und perſönlichen Gott, nicht aber als eine abſolute Vernunft, oder bloße Vernunft-Ordnung auffaßt und aufſtellt. Da aber dieſe Lehre kein ſolches Vernunft-Syſtem iſt, wie die andern, ſondern eine innere Erfahrungswiſſenſchaft der höheren Ordnung, ſo iſt auch eine ſolche Syſtem-Bezeichnung nicht ganz paſſend und in jedem Falle überflüſſig, und kann ſie am beſten mit dieſem einfachen Nahmen, wie hier geſchehen, bezeichnet und bloß Philoſophie des Lebens genannt werden.

Es darf übrigens die Offenbarung, in welcher Gott ſich den Menſchen kund giebt, nicht auf das geſchriebene Wort allein beſchränkt werden. Auch die Natur iſt ein auf beiden Seiten nach außen und von innen beſchriebenes Buch, in welcher überall der Finger Gottes ſichtbar iſt. Es iſt auch ſie, eine Art von heiliger

Schrift, in ſichtbarer Form und körperlicher Geſtalt, gleichſam eine in lebendigen Bildern entfaltete Lobrede auf die Allmacht des Schöpfers. Nebſt dieſen beiden großen Zeugen von der Herrlichkeit Gottes, der Schrift und der Natur, enthält auch ſchon die Stimme des Gewiſſens eine innere Offenbarung des Gottes in uns und eine erſte Hinweiſung auf jene andern beiden größern und allgemeinern Quellen der offenbarten Wahrheiten, und auch die Weltgeſchichte ſtellt nächſtdem noch eine vielfache Anwendung und weitere Entwicklung derſelben Offenbarung in der Wirklichkeit vor Augen, durch den überall durchſchimmernden Faden einer höhern göttlichen Fügung: wie denn auch in der beſondern Geſchichte der verſchiedenen Zeiten und Völker, ja ſelbſt im Leben des Einzelnen dieſe darin waltende und den Menſchen liebevoll führende Hand der Vorſehung überall ſichtbar iſt.

Vierfach alſo iſt die Offenbarung, aus welcher die Erkenntniß Gottes geſchöpft, Sein Wille erlernt und Sein Wirken verſtanden werden kann; im Gewiſſen, in der Natur, in der Schrift und in der Weltgeſchichte. Die letztere Offenbarung iſt oft auch von jener ernſten furchtbaren Art, worauf man wohl im Großen anwenden könnte, wie es heißt: Wer nicht hören will, der muß fühlen. Wenn ein gewaltiges Gebäude des Glücks, welches aber ſeinen falſchen Glanz und ſchnellen Anwachs, mehr nur einer böſen Kraft verdankt, als daß es auf dem Grunde und Boden der Wahrheit und göttlichen Ordnung gegründet geweſen wäre, plötzlich wie von dem unſichtbaren Hauche einer höhern Macht getroffen, zuſammen ſinkt, ſo erkennt das öffentliche Gefühl wohl darin die Hand, die jeder welthiſtoriſchen Verwegenheit, jedem Uebermaaße von falſcher Sicherheit ihr Ziel ſetzt, ihre letzte Friſt beſtimmt, und der ehemahlige Begriff, die für die Menſchen der jetzigen Zeit ſchon veraltete Sage von den großen göttlichen Strafgerichten, tritt mit erneuerter Bedeutung ein in das wirkliche Leben. Nur daß auch hier die erhabene Lehre ſchnell wieder vergeſſen wird, und alles von neuem zurückkehrt in die gewohnte Ruhe der falſchen Sicherheit, den älteſten Erbfehler des Menſchengeſchlechtes. Die heilige Schrift, ſo wie ſie uns überliefert iſt, und vor jetzt etwa drei und dreißig Jahrhunderten zuerſt begonnen und begründet ward, ſchließt eine ältere heilige Ueberlieferung in den vorangegangenen vier und zwanzig Jahrhunderten, eine mannichfache Erleuchtung des Menſchengeſchlechts, und demſelben zu Theil gewordene urſprüngliche Offenbarung nicht aus; vielmehr enthält ſie eine ſehr ausdrückliche Hinweiſung darauf, daß eine ſolche dem Erſten Menſchen zu Theil geworden, ſo wie auch demjenigen, welcher der zweite Stammvater des Menſchengeſchlechtes nach der Zerſtörung der gigantiſchen Urwelt geweſen iſt. Weil aber dieſe aus der Quelle geſchöpfte Erleuchtung und höhere Erkenntniß, ſich nach allen Seiten nur in freien Strömen über die nachfolgenden Generationen, und aus jenem erſten Stamme erwachſenen Völker ergoß: ſo wurde die heilige alte Ueberlieferung bald verfälſcht und mit Dichtungen und Fabeln überdeckt, wo neben einer Fülle von merkwürdigen Spuren, und herrlichen Zügen der göttlichen Wahrheit, oft auch unſittliche Myſterien und bacchantiſche Gebräuche genugſam beigemiſcht ſind, und die Wahrheit in dem Uebermaaße von reizenden Bildern, wie in einem zweiten Chaos von widerſprechenden Symbolen zuletzt ganz untergeht. Daraus entſtand nun jene babyloniſche Sprach- und Sagen- und Bilder-Verwirrung, die wir überall bei den alten und auch ſchon bei den älteſten Völkern, als allgemeine Thatſache vorfinden. Bei dem großen Werke der Wiederherſtellung und Reinigung der wahren Erkenntniß Gottes, welche man ſonach vielmehr als eine zweite Offenbarung, oder als eine zweite Stufe derſelben betrachten muß, war alſo eine ſtrenge Ausſchließung jener heidniſchen Dichtungen und aller damit verwebten Unſittlichkeit das erſte und weſentlichſte Erforderniß. Allein in dem als Einleitung des Ganzen vorangeſtellten Evangelium der Schöpfung, wird jene ältere Offenbarung des Erſten Menſchen und des zweiten Stammvaters ausdrücklich zum Grunde gelegt; und zugleich iſt der Schlüſſel der älteſten Geſchichte und Offenbarung der Urwelt, ja überhaupt die wahre Geneſis der Welt, ſo wie aller Weltgeſchichte und Weltwiſſenſchaft darin niedergelegt. Dieſen zwiefachen Geſichtspunkt der ausdrücklichen Anerkennung einer urſprünglichen Offenbarung und göttlichen

Erleuchtung der erſten Stammväter, von der das älteſte und reinere Heidenthum noch ſo viele Spuren enthält, auf der einen Seite; auf der andern aber die ſtrenge Verwerfung des entarteten bösartig gewordenen Heidenthums, mit allem ſeinen Fabelwerke und falſchen gottloſen Myſterien, in dem Anfangstheile unſerer heiligen Schrift, muß man wohl feſthalten, was noch immer nicht hinreichend geſchieht; ſonſt entſtehen daraus verwirrende Zweifel, ſchiefe Anſichten, wodurch endlich das einfache Verſtändniß der ganzen Offenbarung, ja ſelbſt der richtige Begriff derſelben gefährdet ſein würde.

Wenn nun nebſt der philoſophiſchen, überhaupt auch alle höhere Erkenntniß, eine innere Erfahrungswiſſenſchaft iſt; denn das formelle Wiſſen der Mathematik iſt nicht ſowohl ein poſitives Wiſſen, nähmlich die Erkenntniß eines Wirklichen, als ein vortreffliches und mannichfach anwendbares Werkzeug und Hülfsmittel für alles andre Wiſſen: ſo kann man jedes der vier Hauptvermögen, welche ich früher die vier Enden oder Hauptäſte des Bewußtſeins genannt habe, auch als einen beſondern Sinn für ein beſtimmtes Gebieth der Wahrheit und des Wiſſens betrachten. Denn alle Erfahrung und alles Wiſſen der Erfahrung, beruht auf einem Sinne der Erkenntniß als Organ der unmittelbaren Wahrnehmung. Die Vernunft, welche ſich auch ſchon im Gewiſſen, als ein unmittelbares Gefühl, als ein innerer Sinn für Recht und Unrecht kund giebt, wird als das Vermögen der Gedankenentwickung und Gedankenmittheilung der Gemeinſinn genannt; es iſt das durch die Sprache und das Sprachvermögen bedingte Band des Zuſammenhanges unter den Menſchen und ihren Gedanken, und könnte auch der Menſchenſinn genannt werden, und bildet in dieſer Beziehung die Grundlage und erſte Stufe aller übrigen höhern Erkenntnißſinne und unmittelbaren Organe desſelben. Die Fantaſie, ſelbſt nur ein Abdruck des Lebens, und der lebendigen Kraft in der Natur, iſt das innere Naturgefühl, der Naturſinn, der auch der Naturwiſſenſchaft erſt ihre rechte Bedeutung, und den lebendigen wahren Sinn verleiht und ſichert; wie ſpäterhin deutlicher entwickelt werden ſoll. Der Verſtand, da das volle Verſtändniß eines jeden Gegenſtandes nur aus dem Ganzen, dem Sinne und Geiſte des Ganzen hervorgeht, iſt der Sinn für den in der Sinnenwelt ſich offenbarenden Geiſt, es mag dieſes nun ein menſchlicher, natürlicher, oder ſelbſt der höchſte göttliche Geiſt ſein. Der Verſtand iſt das Erkenntniß-Organ, der Sinn für den Geiſt der Offenbarung, und die Offenbarung des Geiſtes, inſofern alſo auch ſchon ein weſentlich mitwirkendes Organ der Gottes-Erkenntniß. Für den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen würde ich aber doch nicht ſowohl den die Offenbarung und den Geiſt auffaſſenden Verſtand, als den Willen halten, inſofern hier durch die eigene Erfahrung Gott unmittelbar erkannt wird; was ich in der Folge ſuchen werde, an ſeiner Stelle vollſtändig zu entwickeln.

Wenn wir nun jene vierfache Offenbarung Gottes, im Gewiſſen und in der Natur, in der heiligen Schrift und in der Weltgeſchichte, als eben ſo viele lebendige Quellen oder fruchtbringende Ströme der höhern Wahrheit betrachten dürfen: ſo ſetzen ſie doch alle einen guten Boden voraus, der das Waſſer des Lebens und den guten Samen der göttlichen Erkenntniß in ſich aufnimmt; indem alle Offenbarung dem Menſchen nichts helfen würde, ohne das Organ der Empfänglichkeit für das Gute, um das von oben göttlich Gegebene in ſich aufzunehmen. Die für das Gute und Göttliche, von außen wie von innen, und von allen Seiten empfängliche Seele iſt dieſes Organ, welches die Offenbarung in ſich aufnimmt, und dieſes iſt, nebſt dem früher erwähnten Gebilde der Sprache als der äußern Form für das menſchliche Wiſſen, ihr Antheil an der Wiſſenſchaft, nähmlich an dem innern Wiſſen; ja ſelbſt bei dem Verſtande, als dem Sinne für den Geiſt der Offenbarung und bei dem Verſtehen derſelben iſt ſie mitwirkend, da nichts Göttliches, bloß mit dem Begriffe und aus demſelben allein verſtanden werden kann, ſondern allemahl das Gefühl deſſelben ſchon vorangegangen ſein muß, oder mit erfordert wird zu dem vollſtändigen Verſtehen. Alſo als das Gefühlsvermögen des Göttlichen iſt die Seele, die um das Göttliche mitwiſſende, oder im Wiſſen deſſelben mitwirkende; und dieſe, die göttliche Wahrheit ſuchende und liebende Seele iſt eben, wenn ſich dieſes Suchen und dieſe Liebe im Denken entfaltet, und in Worten kund giebt, die Philoſophie, nicht die todte Sophiſtik der Schule, ſondern die ſelbſt lebendige Philoſophie des Lebens. Dieſe um das Göttliche mitwiſſende, das göttliche Wort ganz in ſich aufnehmende, und treu bewahrende Seele iſt nun der gemeinſame Mittelpunkt, der jene vier Quellen des Lebens oder Ströme der Wahrheit in ſich aufnimmt und in freier Betrachtung vereinigt. Daher iſt auch die natürliche und älteſte Form der Philoſophie, die eines Geſprächs, welches eine einfache Erzählung oder die eingeflochtene Erklärung eines höhern Ausſpruchs nicht ausſchließt; und man könnte die Philoſophie ſelbſt, ihrer Form nach, erklären, als ein Seelengeſpräch der freien Betrachtung über die göttlichen Dinge. Dieſe Form hatte ſie auch bei den älteſten und edelſten Philoſophen des Alterthums, dem Pythagoras und Plato; zuerſt wirklich im Leben wie bei jenen und dem Sokrates, und in der ſchriftlichen Darſtellung vollendet beim Plato. Nur an die Edelſten und Beſten von verſchiedenen Ständen, von jugendlichem und von reiferem Alter, von einem und von dem andern Geſchlechte, haben dieſe erſten Männer des Alterthums ihre Philoſophie mitgetheilt, ſo wie ſie es der Natur, und auch der Würde der Sache am meiſten angemeſſen fanden. Zuvörderſt hat der Erſtgenannte dieſen Weg gegründet; im Ganzen haben aber auch Sokrates und Plato denſelben befolgt, und ihre Philoſophie mehrentheils nur einem auserwählten Kreiſe mitgetheilt, faſt wie unter dem Siegel der Freundſchaft, oder doch in einem nähern und mehr vertraulichen Verhältniſſe des lebendigen Umgangs, außer wo ſie etwa im Kampfe gegen die Sophiſten zu dieſem Behufe die Waffen und die Weiſe derſelben einigermaßen mit annehmen mußten, was Plato vielleicht etwas zu oft, oder hier und da allzuſehr gethan hat. Die Sophiſten haben alsdann ihre falſche Wiſſenſchaft, auf eine eben ſo falſche Weiſe unter das Volk gebracht, und als eine gemeine Partheiſache auf öffentlichem Markte verhandelt und durchgeſtritten, wo bei einer ſolchen Behandlung ſelbſt die wahre Wiſſenſchaft unfehlbar zu Grunde geben würde; was auch in jedem Sinne verderblich war. Endlich hat Ariſtoteles alles frühere philoſophiſche Wiſſen, als den geſammten, vielfach durchdachten und neu geordneten Gedanken- und Erkenntniß-Vorrath ſeines ganzen Zeitalters in die Lehrbücher eingeſchloſſen und auf die Schule gegründet. So wenig man nun dem Meiſter des menſchlichen Scharfſinns einen Vorwurf daraus machen kann, weil damahls auch alles wahre geiſtige Leben, zugleich mit dem öffentlichen unter den Griechen, durch die demokratiſche Verwirrung und die macedoniſche Waffenherrſchaft, ohnehin ſchon längſt untergegangen war: ſo bleibt es an ſich doch immer bedauernswerth, wenn die Wiſſenſchaft, und beſonders die Philoſophie, welche zwiſchen dem führenden Geiſte der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechtes und der äußern bürgerlichen Rechts- und materiellen Staatsgewalt in der Mitte ſtehend, die eigentlich belebende Weltſeele in der Entwicklung der Zeiten und des Menſchengeſchlechtes ſein ſollte, dieſer großen Sphäre eines allgemeinen Wirkens und dem Leben ſelbſt entzogen wird, um in dem engen Raume der Schule gebannt und eingeſchloſſen zu bleiben.

Vierte Vorleſung.

Von der Seele in Beziehung auf die Natur.

„Unſer Wiſſen iſt Stückwerk,“ ſo ſagt der redliche Gottesmann in der heiligen Schrift mit ſeinem Feuereifer: „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſer Weiſſagen iſt auch Stückwerk.“ — Wie ſehr das erſte der Fall iſt, ſelbſt mit jenem Wiſſen, welches allein der Mühe lohnt, und den Nahmen verdient, nähmlich mit der Erkenntniß Gottes, darauf hat uns die vorige Betrachtung vielfältig hingeleitet; die zweite Hälfte dieſes Ausſpruchs, welche mich vorzüglich in der heutigen Betrachtung beſchäftigen wird, kann vorzüglich auch auf die Naturwiſſenſchaft angewendet werden. Denn alles unſer Wiſſen von der Natur, ſobald nähmlich von dem Ganzen und von dem Innern derſelben die Rede iſt, iſt doch nur ein Ahnen, Rathen und Errathen, Vermuthen, Suchen und immer von neuem Verſuchen: ob es uns nicht endlich gelingen möchte, das Geheimniß des Lebens zu entſchleiern, und den wunderbaren Proteus wiſſenſchaftlich zu ergreifen und zu feſſeln; oder auch die ſibylliniſchen Inſchriften auf allen dieſen übereinander gehäuften Reihen und Schichten von Gräbern, aus welchen der große Körper der alternden Natur beſteht, vollſtändiger als bisher zu entziffern, und ſo etwa den Schlüſſel heraus zu finden, um das bei weitem größere und größte aller Räthſel, das

Räthſel des Todes, für das innere Verſtändniß zu erklären und zu entſiegeln. Nun finden ſich allerdings wohl auch in der Natur einzelne Fingerzeige und Winke, entfernte Hindeutungen auf die letzte Kriſis und Vollendung, durch welche auch in der Natur, und in dieſer Sinnenwelt der äußern Elemente, das Leben von dem Tode rein ausgeſchieden werden, der Tod ſelbſt aber dann nicht mehr ſein und aufhören ſoll. Sehr zu beachten, und nicht zu vernachläſſigen ſind dieſe Winke, obwohl ſie ohne eine hinzukommende höhere Auslegung, unverſtanden bleiben würden. Wie nun überhaupt die Natur nur das ſtumme Echo, und der irdiſche Wiederhall iſt von der göttlichen Offenbarung: ſo iſt es daher nicht ohne Grund und Bedeutung, wenn in jenem ſchönen Hymnus, den Verheißungen des heiligen Sehers, auch das Zeugniß jener alten Naturprophetin hinzugefügt wird, von dem herannahenden letzten Schöpfungstage, welchen auch die Natur, als den großen Tag ihrer Auferſtehung feiern ſoll, und dem ſie ſich als die ſeufzende Creatur, mit einer unbeſchreiblichen Sehnſucht entgegen ſehnt, die nirgend ſo unnachahmlich geſchildert, ſo ſtark und lebendig ausgeſprochen iſt, als in der heiligen Schrift. Die heilige Schrift konnte und kann kein Syſtem der Wiſſenſchaft, weder der Vernunft-Philoſophie, noch auch der Naturwiſſenſchaft enthalten; ja ſie würde uns in dieſer Form eines Lehrbuchs und methodiſch abgefaßten Compendiums der göttlichen Erkenntniß, gar kein Vertrauen einflößen, weder als Offenbarung, noch auch für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Ganz zu dem menſchlichen Bedürfniß, auch in der Form und Sprache ſich herablaſſend, beſteht vielmehr die heilige Schrift in ihren zwei Theilen in einer Sammlung von ganz praktiſchen Gelegenheitsſchriften, unmittelbar aus dem Leben und für dasſelbe; und enthält gewiſſer Maaßen nur die Grundbücher und geſellſchaftlichen Statuten, einerſeits des prophetiſchen Volks, anderntheils der apoſtoliſchen Gemeinde; geſchichtlichen, geſetzlichen lehrenden, ermahnenden, tröſtenden, und auf die Zukunft hinweiſenden Inhalts; mit einer Fülle von ganz ſpeciellen Beziehungen, überall ſich dem individuellen Bedürfniſſe und den Lokalumſtänden anfügend und mit verſorgender Liebe in dieſelben eingehend. Und grade in dieſer göttlichen Herablaſſung liegt vielmehr noch ein neues Kennzeichen der echten Offenbarung, als daß dieſe in ihrer Art einzige, und auf wunderbare Weiſe doch auch ſo ganz menſchliche Form dieſer Schriften, mit dem göttlichen Charakter derſelben ſtreiten ſollte. Nur der erſte Grundſtein, und der letzte Schluß- und Eckſtein machen eine Ausnahme und umfaſſen im weiten Umkreiſe, den Anfang der Natur auf der einen, das Ende der Welt auf der andern Seite, und bilden ſo gleichſam die haltenden Endringe und Handhaben, an der geſchriebenen Bundeslade der Offenbarung; und während an der einen wie an der andern Seite, in dem Anfangs- wie in dem Schlußſtücke, wo in der bedeutſamen Kürze, faſt eben ſo viele Geheimniſſe als Worte enthalten ſind, der ſiebenarmichte Leuchter geheimer Bedeutung aufgeſtellt iſt, ſo könnte auch wohl alles andre, was ſonſt noch in der heiligen Arche enthalten und verſchloſſen iſt, von hier aus ein hinreichendes Licht und volle Klarheit erhalten. Uebrigens iſt auch hier der Vortrag der einer einfachen Erzählung in ganz ſchlichten und ſchmuckloſen Worten; und wenn ſchon die Meiſter in ſolcher Beurtheilung im claſſiſchen Alterthume, einzelne Züge aus dem Anfange Moſis als Beiſpiele der höchſten Erhabenheit des Styls angeführt haben, ſo fanden ſie dieſe grade in der Einfachheit und hohen Einfalt des Ausdrucks. Es gehen ohnehin vielfältige Fäden und Adern von beiden Endpunkten, von dieſer erſten Wurzel, wie von der letzten Krone des Buches aus, welche durch das ganze Gewebe ſich hindurch ſchlingen, und es noch mehr zu einer lebendigen Einheit feſt verknüpfen; daher es auch mit Recht, obwohl aus ſo verſchiedenartigen Büchern beſtehend, als Eins betrachtet, und nur ſchlechtweg das Buch genannt wird. Ein Syſtem der Wiſſenſchaft alſo, ſoll man, wie geſagt, in dieſem göttlichen Buche der Menſchen nicht ſuchen, wohl aber finden ſich darin, auch über die Natur und ihre Geheimniſſe, einzelne Worte, hingeworfene Winke, und zufällig ſcheinende Aeußerungen ausgeſtreut, welche über vieles Verborgene in ihr einen hellen und vollen Aufſchluß gebend, auch für die Wiſſenſchaft eben ſo viele Naturſchlüſſel enthalten. Nicht überall gleich, hier und da reichlich, und dann wieder ſparſamer ſind ſie ausgeſtreut. Es iſt dabei, beſonders im alten Teſtamente, wo nicht bloß der äußere Reichthum, und die ſichtbare Herrlichkeit der Natur geſchildert, ſondern auch die verborgne Kraft derſelben und die innerſten Lebensgeheimniſſe berührt werden, eine gewiſſe abſichtliche, ſoll man ſagen ſorgſame Behutſamkeit, oder ſtrenge Wachſamkeit bemerklich, als hätte man hier und da nicht weiter reden, nicht mehr ſagen wollen, um nicht etwa bei der damahls herrſchenden heidniſchen Naturvergötterung zum Mißbrauche, oder zu einem all zu leichten Mißverſtande Anlaß zu geben. Im neuen Teſtamente, wenn man es ſo natürlich und menſchlich ausdrücken darf, wie es die Weiſe der Schrift ſelber iſt, geht der heilige Geiſt, in dem Punkte der Natur, ſchon viel deutlicher mit der Sprache heraus. Es iſt alſo im Ganzen ein eignes, zartes und wunderbares, nicht gleich auf den erſten Blick verſtändliches, oder nach einem ſcharf abgeſchnittenen Begriff, ſo grob zu faſſendes Verhältniß, in welchem die göttliche Offenbarung und heilige Schrift, zu der Natur und Naturwiſſenſchaft ſteht; welches vielleicht durch ein Gleichniß aus der Schrift ſelbſt entlehnt, am leichteſten deutlicher gemacht werden kann. Wie von dem Erſten unter denjenigen ſchlichten Männern, welche der Erretter der Welt, zur weitern Fortführung ſeines Werkes erwählt, und welche er dazu mit einer beſondern Kraft ausgerüſtet hatte, von der man wohl ſehen konnte, und noch ſehen kann, daß es nicht ihre, ſondern Seine Kraft geweſen iſt; wie es von dieſem Erſten unter denſelben Männern erzählt wird, daß ſelbſt im Vorübergehen eine heilende Kraft, und wie ein unſichtbarer Lebensſtrom, ihm ſelbſt vielleicht unbewußt, oder wenigſtens unbeachtet von ihm ausging, und die hingelagerten Kranken, wie es heißt, bloß durch ſeinen Schatten, ſo wie er an ihnen vorüberging, geheilt wurden: ſo ſind auch an dem vorüberziehenden feurigen Wagen der göttlichen Offenbarung, die auf dem Wege in einzelnen Worten und Bildern, zufällig herausſprühenden Lichtfunken genug, und iſt der Abglanz und bloße Schatten der Offenbarung Gottes hinreichend, um ein neues Licht zu erwecken und anzuzünden im Gebiethe der Natur, wodurch auch die Wiſſenſchaft derſelben erſt feſter geſtellt, innerlich aufgeſchloſſen, und mit dem Ganzen in Zuſammenhang gebracht wird.

Es iſt ſchon mehrmahls bemerkt worden, wie die Vernunft-Philoſophen dem menſchlichen Wiſſen ganz im Allgemeinen, in irgend einer beſtimmten Weiſe, jeder nach ſeiner beſondern Anſicht, gewiſſe abſolute Gränzen ſetzen, und für immer vorzeichnen wollen, welche ſie ſpäterhin meiſtentheils mit irgend einer veränderten Wendung dann ſelbſt zuerſt übertreten, um nur Alles, was hineingeht, und was nicht hineingeht, in ihrem Syſteme eines unbedingten und todten Scheinwiſſens mit zu umfaſſen. Ganz anders aber iſt es nach der Wahrheit, und dem hier zum Grunde liegenden Syſteme des lebendigen Wiſſens beſchaffen. Da nun ſowohl der Geiſt als die Seele des Menſchen, welchen mannichfachen Irrthümern ſie auch ſonſt ausgeſetzt ſein mögen, dennoch der eine wie die andre des Göttlichen empfänglich ſind; und nachdem der Menſch nur diejenigen höhern Erkenntniſſe haben, und nur das von den göttlichen Dingen wiſſen kann, was ihm gegeben iſt und wohin er geführt wird; und wenn es in der erſten Quelle Gott ſelbſt iſt, der ihm die Erkenntniß mittheilt und offenbart, der ihn zur Wahrheit führt: wer kann denn hier das Maaß beſtimmen, oder das Ziel ſetzen, wie viel Erkenntniß und Wiſſenſchaft Gott einem Menſchen mittheilen kann und will, oder nicht, oder wer darf es wagen, Ihm die Gränzen vorzuſchreiben, bis wohin die Erleuchtung gehen ſoll und weiter nicht? Dieſe kann hinreichen bis zu einer Weite, die man anfangs gar nicht für möglich gehalten hätte; alles mit Einem Worte kann der Menſch wiſſen durch Gott, ſobald Gott es will, nichts aber aus ſich ſelbſt, allein aus der eignen Vernunft, ohne höhere Hülfe. Aber ganz auf eine andre Weiſe iſt das menſchliche Wiſſen in der Wirklichkeit beſchränkt; nicht daß ihm eine abſolute Gränze geſetzt wäre, aber eben weil es ein Wiſſen iſt, gemiſcht aus der äußern Ueberlieferung und der innern Erfahrung, weil es auf der Wahrnehmung der äußern oder der innern Sinne beruht, ſo iſt es aus vielen Einzelnheiten zuſammengeſetzt, ſehr langſam fortwachſend, von allen Seiten dem Irrthume ausgeſetzt, und von keiner Seite vollendet und fertig, und faſt niemahls fehlerfrei; daher im Ganzen, und als ein ſeinſollendes Ganzes betrachtet, recht eigentlich immer nur Stückwerk. Dieſen Charakter hat aber alles wirkliche und aus der Erfahrung der Sinne geſchöpfte Wiſſen; ſehr ſelten iſt der erſte Eindruck rein von beigemiſchtem Irrthume; unzählig viele, oft wiederhohlte Beobachtungen, Vergleichungen, Verſuche, Experimente und Berichtigungen, die oft mehrere Jahrhunderte, um nicht zu ſagen Jahrtauſende hindurch fortgeſetzt werden müſſen, ſind nothwendig, ehe man zu einem ganz reinen und feſten Reſultat gelangt. Auf dieſe Weiſe iſt das wahre menſchliche Wiſſen unvollkommen und Stückwerk; das falſche eingebildete Wiſſen dagegen, ſcheint gleich von Anfang vollkommen fertig und vollendet; aber über Nacht fällt es wieder zuſammen. Wohl zeigt ſich dieſes unſer Stückwerk, wie in allen andern Dingen, ſo auch in der Naturwiſſenſchaft; dritthalb tauſend Jahre iſt ſie jetzt ungefähr alt, ſeit den erſten griechiſchen Naturforſchern bis auf unſre Zeit, in ununterbrochner Fortbildung, und dritthalb Schritte etwa hat ſie ſeitdem gemacht, ſobald nähmlich nicht von Einzelnem die Rede iſt, ſondern von einem Verſtändniſſe des Ganzen, und des Innern der Natur. Dieſe ſo äußerſt ſchwere und langſam fortrückende Entwicklung und allmählige Vollendung, die in einem gewiſſen Sinne doch immer noch Stückwerk bleibt, findet übrigens in jeder Sphäre des menſchlichen Wiſſens Statt, ſo daß es auch hier von dem Entwicklungsgange des menſchlichen Geiſtes im Wiſſen heißen kann: Tauſend Jahre ſind vor Gott wie Ein Tag, und Ein Tag wie tauſend Jahre. Alle aus der Erfahrung und den Sinnen geſchöpfte Erkenntniß iſt an dieſe Bedingung gebunden; es mag nun zunächſt von der äußern Erfahrung, und den gewöhnlichen niedern Sinnen, die Rede ſein, und man mag dieſe nun nach den beſondern Organen, wie gewöhnlich als fünf, oder nach einem mehr wiſſenſchaftlichen Princip nur für drei rechnen. Es gilt aber auch eben ſo gut von jenen in der letzten Betrachtung nachgewieſenen vier höhern und eigentlich wiſſenſchaftlichen Sinnen und Erkenntniß-Organen der innern und höhern Erfahrung, dem Vernunftſinn und Verſtandesſinn, dann dem Naturſinn oder der Fantaſie, und dem eigentlichen Gottesſinn, in dem innern freien Willen des Menſchen. Nicht bloß als das Ahnungsvermögen im Menſchen iſt die Fantaſie als der höhere und innere Naturſinn zu betrachten, oder weil von dieſer Seite des Bewußtſeins die Verwandtſchaft des Menſchen und der menſchlichen Seele mit der Natur ſich am meiſten kund giebt; ſondern auch in der beſondern Form der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung des Natur-Phänomens zeigt ſich dieſes. Das dynamiſche Spiel des innern Lebens, und das Geſetz der lebendigen Kräfte darin, als welches das Weſen in jedem wahren Natur-Phänomen ausmacht, iſt ein fließendes und ſchwebendes, welches ſich, wie überall, ſo auch hier, nur mit der Fantaſie auffaſſen läßt, da im abſtracten Begriff erfaßt, das Leben ſogleich entflieht, und nur eine todte Formel zurückbleibt; wie dieß von den tiefern Naturforſchern jetzt auch wohl allgemein erkannt wird. Jede Auffaſſung eines Lebendigen aber in Gedanken, worin daſſelbe grade in ſeinem beweglichen Leben, und dem ſchwebenden und fließenden Zuſtande deſſelben aufgefaßt und feſt gehalten werden ſoll, iſt ein Act der Einbildungskraft, obwohl dieſes wiſſenſchaftliche Erfaſſen der Einbildungskraft, wie natürlich von ganz andrer Art iſt, und ſehr verſchieden von der künſtleriſchen oder dichteriſchen Fantaſie. Bemerkenswerth iſt es, daß ſelbſt die charakteriſtiſchen und glücklich treffenden Ausdrücke, die bei neuen und großen Entdeckungen der tieferen Natur-Phänomene, um ſie zu bezeichnen, gebraucht werden, meiſtentheils etwas bildlich Kühnes, oft auch Symboliſches an ſich haben, ſo daß ſich ſelbſt darin noch die Verwandtſchaft der das rege Naturleben wiſſenſchaftlich auffaſſenden Fantaſie mit dieſer ſelbſt kund giebt. Es wurde bemerkt, daß in den äußern Sinnen, als einem der Fantaſie untergeordneten Seelenvermögen, eine höhere geiſtige Stufe als eine beſondere Naturgabe, oftmahls ſich kund gebe und gefunden werde, nähmlich der Kunſtſinn, oder das Auge für die Schönheit der Form, und das muſikaliſche Gefühl in der Sphäre des Gehörs. Aber auch in der Sphäre des niedern Sinnes der mehr bloß organiſchen Gefühle, entwickelt ſich eine höhere Stufe und beſondre Art von mehr geiſtigen Wahrnehmungen, die aber nicht in die Sphäre des Kunſtgefühls gehören, ſondern wieder eine eigne und beſondre Art von Naturſinn bilden. Es gehören dahin die Gefühle der Sympathie und innern Wahlverwandtſchaft, und manche lebendige Vorgefühle von eigentlicher Ahnung; von welchem allen auch bei manchen Thieren einige Spuren gefunden werden, ſo wie auch in der Sphäre der muſikaliſchen Gefühle und Töne ein Anklang entfernter Verwandtſchaft zwiſchen der Seele des Menſchen und der in den höhern Thieren ſich ausſprechenden Naturſeele ſchon früher erwähnt und bemerkt wurde. Ueber die unzählige Menge ſolcher Ahnungsgefühle aus allen Zeiten, Gegenden und Sphären des Lebens, wohin denn auch die bedeutenden Träume mit zu rechnen ſind, iſt es nach der ganzen Natur dieſer Erſcheinungen, und der dabei ſo mannichfach mit zu erwägenden menſchlichen Erzählungs- und Beobachtungsweiſe, im Einzelnen wohl oft ſehr ſchwer, ins Reine zu kommen, und ein ganz beſtimmtes Endurtheil zu fällen. Läugnen läßt ſich im Ganzen die Sache aber eben ſo wenig, wie auch die meiſten der unbefangnen und tiefern jetzigen Naturforſcher dieß längſt nicht mehr zu thun pflegen. Wenn nun aber ein ſolches unmittelbares Gefühl des unſichtbaren Lebens, und des unſichtbaren Lichts als eine entſchiedene Kraft und ein durchaus beſtimmter Zuſtand ſich frei entwickelt, deutlich und klar hervortritt: ſo iſt damit allerdings ein neues Organ und eigner Naturſinn eröffnet, der eben ſo wenig unfehlbar, wie jeder andre Sinn iſt, der aber doch die Quelle ſehr merkwürdiger Erſcheinungen werden kann, die mehr als jede andre die ſtrengſte Unterſcheidung erfordern. Nur kann dieſe freilich nicht durch einen bloßen Querſtrich der Willkühr gefunden werden: eben ſo wenig, als man durch einen ſolchen die elektriſchen Erſcheinungen aus der Natur und der Atmoſphäre, wo ſie nun einmahl wirklich vorhanden ſind, würde ausſcheiden oder wegſchaffen können. —

Billig iſt es und recht, und dem wahren menſchlichen Wiſſen gemäß, wenn auch die Naturwiſſenſchaft mit dem Menſchen anfängt; ſichrer aber ſcheint es, um ihn von der Naturſeite zu betrachten, daß man zuvörderſt ſuche, über das Ganze ſeiner Beſchaffenheit in dieſer Beziehung eine klare und leitende Idee zu gewinnen, als ſich zu früh in das einzelne Phänomen einer beſondern Sphäre zu verlieren. Für das Ganze der menſchlichen Organiſation oder den organiſchen Leib, als den dritten Beſtandtheil des menſchlichen Daſeins, will ich nur anmerken, daß ſo wie jenes dreifache Princip desſelben, von Geiſt, Seele und Körper ſich in der beſondern und engeren Sphäre der Sinne, der Triebe und Leidenſchaften, dann auch in der dreifachen Form und Verſchiedenheit des zerrütteten Bewußtſeins wiederhohlt; es ebenfalls auch auf den organiſchen Leib überhaupt wieder angewandt werden kann. Dieſer ganze wunderbare Gliederbau, die Structur der Knochen und Muskeln, das äußere organiſche Gebilde, iſt gleichſam wieder der Körper, der vorzüglich materielle Beſtandtheil, im lebendigen Körper; die Seele des Menſchen, hier alſo die organiſche Seele, iſt im Blute, und in den fünf oder ſechs innern Blut-Organen, welche zur Bereitung, dann zum Kreislaufe desſelben beſtimmt ſind, oder auch um die Flamme des Lebens auf dem innern Heerde, durch das Athmen, und den lebendigen Wechſel mit der äußern Luft beſtändig zu erhalten. Ein drittes Element, und zwar das höhere unter den dreien, iſt aber noch durch ſeine Wirkungen auf das Gehirn bemerklich, in den höhern Sinnen und Functionen, überhaupt in dem ganzen Nervengeflechte. Aber es liegt nicht in der Nervenfaſer; die Anatomie mag es nicht erfaſſen, da es nicht einmahl dem Auge ſichtbar iſt, daher Einige es auch Nervenäther genannt haben, um ſein geiſtiges Weſen zu bezeichnen; geiſtig nähmlich im Verhältniſſe und im Vergleiche mit den andern beiden Beſtandtheilen, der Blutſeele, und dem äußern Gliederbau, als der Geiſt des Lebens im organiſchen Leibe. Sehr genau und ſcharf unterſcheidet die heilige Schrift dieſen geiſtigen Körper, wie ſie ihn nennt, im Menſchen, von dem Leibe der Seele, oder der organiſchen Blutſeele, und nennt ihn das Samenkorn der Auferſtehung, weil eben dieſer unſichtbare Lichtkörper des Menſchen, im Momente des Todes aus der irdiſchen Hülle heraustritt, um dann zu ſeiner Zeit auf eine ſchönere Weiſe wieder damit vereinigt zu werden. Und der Tod ſelbſt iſt aber nichts anderes, als dieſes gänzliche Heraustreten und ſchmerzliche Loßreißen deſſelben von dem äußern organiſchen Leibe, wo dann nach der Trennung der unſterblichen Pſyche, dieſer unſichtbaren Lichtpflanze der Ewigkeit, aus dem abgeſtreiften Leichname, ſogleich die Züge und das Gepräge, man könnte ſagen die Phyſiognomie der Verweſung ſich einſtellt. Dieſer unſichtbare innere Lichtkörper, iſt zugleich auch das Organ und der Träger aller höhern Kräfte und geiſtigen Erſcheinungen in der menſchlichen Organiſation: indem es ſich wohl begreifen läßt, wie ein partielles Hervortreten, dieſes im geſunden organiſchen Leben latenten Lebenslichts, ſolche ungewöhnliche Phänomene erzeugt, während ein vollkommnes Hervortreten oder Losreißen deſſelben den Tod zur Folge haben, oder vielmehr ſelbſt der Tod ſein würde. Leicht kann eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Naturanſicht in dieſen Begriff, wenn er ſo geſtellt und ſo gefaßt wird, eingehen, oder ihn gelten laſſen, allein der wahre Maaßſtab, und die Richtſchnur der richtigen Beurtheilung für die Erſcheinungen dieſer Art, kann nur in einer höhern Region geſucht und geſunden werden, weil dieſelben eben ſchon an der äußerſten Gränze des natürlichen Lebens und der Natur liegen, und zum Theile ſchon über dieſelbe hinausgehen.

Wir folgen alſo lieber dem ſehr langſamen, aber feſten Entwicklungsgange der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, ſo wie dieſelbe vor noch nicht vollen dritthalb tauſend Jahren bei den Griechen begonnen hat. Im Grunde hat ſie auch dort mit der Erkenntniß des Menſchen, ſeiner Erkrankung und Heilung angefangen. Denn wenn unſre heutigen Phyſiker noch nicht allgemein geneigt ſein möchten, die Natur-Ideen der erſten griechiſchen Philoſophen, als einen Anfang der Wiſſenſchaft gelten zu laſſen; jene Ideen, vom Waſſer als dem Weſen aller Dinge, oder von der Luft und dem Feuer in der gleichen Anwendung, ſo ſehr ſich dieſelben auch als lebendige Anſchauungen, durch die Einfachheit ſelbſt, als erſte Anfänge eines klaren Denkens über die Natur, oder einer höhern Anſicht derſelben empfehlen können; ſondern dieſelben nur als dichteriſche Kosmogonien meiſtens noch in das Gebieth der Fantaſie hinüber weiſen: ſo verehren dagegen die Meiſter der Heilkunde mehrentheils auch jetzt noch, weit dankbarer, mit voller Anerkennung den Hippokrates als den Stifter der Kunſt. Und zwar als ſolche, nicht eigentlich als Wiſſenſchaft, oder doch weit mehr als Kunſt, wurde die Heilkunde von dem Stifter ſelbſt, und den ihm nachfolgenden Meiſtern betrachtet, als die Kunſt der Kriſis und der Heilung, wo der ſichere Takt eines geübten und richtig treffenden Urtheils entſcheidet, wo der genialiſche Tiefblick in die geheime Werkſtätte des Lebens, oder in die verborgene Quelle des Todes eigentlich die Hauptſache iſt und immer bleibt. Die bloß hiſtoriſche Kenntniß der verſchiedenen Krankheitsformen und Heilmittel, Botanik, Anatomie und Kenntniß des menſchlichen Körpers und ſeiner Organe, bilden nur die Materialien-Sammlung, die äußere Sphäre des mediciniſchen Wirkens; das Weſentliche in dieſem ſelbſt bleibt aber eben jener Blick in das Innere; und die ihn am meiſten beſaßen, haben am wenigſten geglaubt, darin ſchon eine vollſtändige Wiſſenſchaft zu beſitzen. Weil aber gleichwohl das die einzige Erkenntniß der Natur iſt, welche verdiente, eine Wiſſenſchaft derſelben genannt zu werden, wenn man dahin gelangte, das Leben zu verſtehen, und den Tod zu begreifen oder zu erklären; und der Blick des wahren Arztes doch am tiefſten dahin eindringt, in den mannichfachen Wechſel und Kampf zwiſchen beiden, und in die Geheimniſſe dieſes Kampfes, ſo iſt dieß wohl eigentlich als der erſte Lebenskeim der künftigen Naturwiſſenſchaft zu betrachten, der während des noch unentwickelten Zuſtandes derſelben, die erſten anderthalb oder zwei Jahrtauſende hindurch, im Innern der Heilkunſt und Heilkunde wie im embryoniſchen Zuſtande verborgen ſchlummerte. Die an ſich ſehr achtungswerthen naturhiſtoriſchen, geographiſchen, aſtronomiſchen Beobachtungen dieſer ganzen Vorbereitungszeit, bilden wohl einen reichen Vorrath der nützlichſten Materialien, aber ſie geben uns nicht das innere Wiſſen, wovon allein jener heilkundige Blick in das Leben und in den Zuſammenhang desſelben, den erſten Anfang oder ſchwachen Verſuch enthielt. So verhält es ſich überhaupt mit der Naturwiſſenſchaft, und mit der Möglichkeit derſelben: wenn die Natur eine lebendige Kraft iſt, wenn das in ihr waltende Leben einigermaßen mit dem Leben des Menſchen und der Menſchen Seele, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad verwandt iſt, wenn gleich in einem ziemlich weiten Abſtande der Entfernung; dann iſt eine Erkenntniß der Natur ſehr denkbar und recht wohl möglich, denn nur das Gleiche, oder auch das Aehnliche und Verwandte, kann durch das Gleiche erkannt werden; wenn gleich auch dieſe Erkenntniß höchſt unvollkommen ſein mag, und immer nur Stückwerk bleiben wird. Wäre die Natur eine todte, ſteinerne Maſſe, wie es ſich manche wohl ſo zu denken, oder einzubilden ſcheinen, ſo wäre es ganz unbegreiflich, wie dieſe fremdartige Steinmaſſe in unſer Ich hineinkommen könnte, und es würde am Ende der idealiſtiſche Zweifel ganz begründet erſcheinen, ob nicht dieſes alles am Ende ein bloß in unſern Gedanken exiſtirendes Fantom des äußern Wiederſcheins von uns, und Produkt unſers eignen Ich ſein möchte. Es iſt oft von angebornen Ideen des Menſchen in der Philoſophie die Rede geweſen; eigentlich aber ſind die weſentlichen Functionen und verſchiedenen Acte des Denkens und Begriffe derſelben nichts als die natürliche Eintheilung unſers Denkvermögens, und iſt es nicht nöthig, deswegen eine ſolche vorangegangene Einſchachtelung dieſer allgemeinen Begriffe in demſelben vorhergehen zu laſſen. Eben ſo wenig iſt es nöthig zur Erklärung der Erkenntniß von Gott, welche wir haben, eine angeborne Idee von Gott im Geiſte des Menſchen anzunehmen, was überdem auf die ganz willkührliche Vorausſetzung, einer ſchwer zu faſſenden Präexiſtenz des Geiſtes oder der Menſchen Seele führen würde. Und da kein erſchaffenes Weſen eine Idee von Gott haben kann, außer dem Er ſie mittheilte oder verleihen, und ſich zu erkennen geben will, ſo geſchieht dieß auch in demſelben Augenblicke, wo Er es will, ohne daß es dazu eigentlich einer angebornen Idee bedürfte. Wohl aber möchte ich eine andre Art von angeborner Idee im Menſchen, wie er jetzt iſt, und wie ich glaube, nicht ohne Grund, annehmen, und zwar nur dieſe Eine: nähmlich die eingeborne Idee des Todes, welche als eine falſche Lebenswurzel und wahrhaft geiſtiges Contagium das todte Denken hervorbringt, und alle todten und todtgebornen Begriffe erzeugt. Dieſen der Seele eingeimpften oder angeerbten Todes-Begriff überträgt nun der menſchliche Geiſt, als den ihm eigenthümlichen Grundirrthum, auf alles um ſich her, wo ihm dann auch die ihn umgebende Welt, und die ganze Natur in ſeinem todten Denken, als eine ſolche todte und ſtarre Maſſe erſcheint, ſo lange ſein Geiſt noch unter dieſen innern Schatten des geiſtigen Todes ſitzend, ſich nicht hinreichend zum Lichte aus ſeinem Gefängniſſe herausgearbeitet hat; während er, was wirklich und wahrhaft todt iſt, in ihm Selbſt und in ſeinem Innern ohne höhere Hülfe faſt gar nicht, und mit dieſer nur ſehr ſpät und langſam, als das, was es iſt, als etwas nichtiges und todtes nähmlich, erkennt und erkennen lernt. — Eine andere Art eines ſolches falſchen und todten Naturbegriffs iſt mehr nach der Form der Mannichfaltigkeit abgefaßt, indem man ſich die Natur gleichſam als einen ungeheuern Sandhaufen vorſtellt, wo die einzelnen Sandkörner, außer der Anhäufung und dem Haufen, den ſie zuſammen bilden, gar nicht unter ſich zuſammenhängen, übrigens aber ſchon abgezählt ſind, ſo als ob es nur eben noch darauf ankäme, ſie richtig nachzuzählen. Allein der Sand läuft immer wieder durch das Sieb einer ſolchen in lauter Einzelnheiten zerbröckelten Naturanſicht und Atomiſtik hindurch; man mag noch ſo oft dieſen unendlichen Naturſand berechnen oder auszumeſſen verſuchen. Die mathematiſche Berechnung und Ausmeſſung, iſt in der Naturwiſſenſchaft, wie das Conjugiren und Dekliniren und alles andre grammatiſche Weſen, was auch eine Art von mathematiſchen Grundformeln in der lebendigen Sprache bildet. Es ſind auch dieſe nothwendig, ein nicht leicht entbehrliches, trefflich förderndes Hülfsmittel der Erlernung einer fremden und beſonders einer todten Sprache; eben ſo iſt auch die Mathematik das unentbehrliche Hülfsmittel und vortreffliche Werkzeug für die Erkenntniß der Natur, aber damit allein lernt man noch nicht ein Wort, geſchweige denn einen ganzen Satz aus der uns anfangs ſo fremd klingenden und ſchwer ſcheinenden Hieroglyphen-Sprache der Natur verſtehen. Etwas anderes iſt es, wenn man die lebendige Geometrie in der Natur ſelbſt aufzufinden und zu verſtehen trachtet; welche Stelle z. B. in dieſer die Kugel und die Eiform, von dieſer ſelbſt bis zur Sphäre des ſideriſchen Kreislaufs hinauf, dann das Dreieck, Quadrat, Sechseck u. ſ. w., in der Stufenleiter ihrer Bildungen einnimmt; oder auch wenn in ähnlicher Weiſe die wirklich herrſchende Regel in der Zahlenlehre des Lebens aufgeſucht und glücklich gefunden wird; jene Zahlen, welche der Arzt in den Entwicklungs-Perioden des Lebens, in den wechſelnden Zuſtänden der abnehmenden oder zunehmenden Erkrankung wahrnimmt, und nach denen er die kritiſchen Tage unter gewiſſen Bedingungen im voraus beſtimmt. Noch höherer Art iſt jene geiſtige, man dürfte faſt ſagen göttliche Chronologie, welche den innern Entwicklungs-Perioden des Menſchengeſchlechts in der Weltgeſchichte zum Grunde liegt, nach den auch hier Statt findenden Lebensſtufen oder Weltaltern, im wechſelnden Zuſtande der abnehmenden oder zunehmenden Erkrankung, und den großen kritiſchen Zeiten und Tagen der Entſcheidung, wo aber Gott ſelber der Führer und der heilende Arzt iſt. Mit Rückſicht auf eine ſolche Zahlenlehre und in dieſem oder einem ähnlichen Sinne, mögen wohl die Pythagoräer gelehrt haben: die Zahlen ſeien oder enthalten das Weſen der Dinge; und eine ſolche Arithmetik des Lebens, und Geometrie der Natur iſt eine poſitive Erkenntniß und ein wirkliches Wiſſen; da ſonſt die Mathematik im gewöhnlichen Sinne nur ein formelles Wiſſen iſt und enthält, d. h. mehr nur ein Werkzeug und Hülfsmittel des Wiſſens als ſelbſt ein Wiſſen. Wie kann man aber nun wohl zweifeln, daß die Natur, wenn ſie nicht als todt gedacht, ſondern lebendig aufgefaßt wird, d. h. alſo hier, wo von der nächſten Umgebung des Menſchen in derſelben die Rede iſt, daß die Erde dem Menſchen verwandt ſei? Iſt er nicht aus dem Leim der Erde gebildet und inſofern der Sohn, und zwar der erſtgeborne Sohn derſelben? nährt er ſich nicht von ihr, und giebt er nicht die irdiſche Hülle, wenn er von oben abgerufen wird, zunächſt in ihren Schooß zurück? Sagen uns nicht die Chemiker, wie der Grundſtoff des reinſten Fruchtkorns, mit der Subſtanz des Menſchenbluts ſehr nahe verwandt ſei; iſt nicht auch von dem Grundmetalle der Erde, dem Eiſen, ein Beſtandtheil dem Blute beigemiſcht? Sind nicht auch das Gold und die andern Metalle wirkſame Heilmittel oder tödtliches Gift? Iſt nicht faſt eine unermeßliche Fülle von beiden in der wunderbaren Mannichfaltigkeit der Kräuter und Pflanzen der Erde für den Menſchen enthalten? Entſpringen nicht allen Felſen und Adern der Erde belebende und heilende Quellen? Iſt nicht, um nur von den mit der Erde am nächſten verknüpften Geſtirnen zu reden, die Sonnenwärme, von welcher alles Leben auf der Erde erweckt wird, zugleich für den Menſchen unter mildem Himmel ein ſanft erquickendes Bad, ſpecifiſch verſchieden von jeder andern Art von Wärme? Iſt nicht das andere kleine Licht, der Mond, der nächtliche Diener und Mitgefangene der Erde, der Urheber ſo vieler, dem Ackerbaue von Alters her wichtigen Veränderungen in der Witterung und in der Atmoſphäre? Wird ihm nicht der große Pulsſchlag des Meeres in Ebbe und Fluth beigemeſſen, und auch ſo manche Entwicklungs-Perioden der Lebenszeiten? Und iſt er nicht in allzu großer Einwirkung oder heftiger Erregung, der Urheber einer beſondern Krankheit im Menſchen? Wie alſo ſchon die einzelnen muſikaliſchen Anklänge im melodiſchen Geſange der Vögel ein verwandtes Echo in der Bruſt des Menſchen finden und hervorrufen, ſo iſt überhaupt die lebendig pulſirende und organiſch fühlende Blut-Seele des Menſchen auf das innigſte mit der Erde und dem ganzen Erdkörper verwandt und verſchwiſtert. Iſt nicht vielleicht dieſe Einwirkung zwiſchen der Erde und dem Menſchen eine gegenſeitige? Sollte nicht auch das Athmen von Neunhundert Millionen Menſchen auf die Atmoſphäre einen Einfluß haben? Iſt die Luft vielleicht ſelber zugleich mit dem Menſchengeſchlechte entartet und verderbt, und ebenfalls ſchlechter geworden; ſo wie gewiſſe Contagien noch jetzt, ohne materielle Anſteckung und Berührung, durch die Luft ſelbſt in einer gewiſſen telluriſchen Richtung fortgepflanzt und fortgeführt werden? Sollte man hier die mathematiſche Berechnung ſo vieler Kubik-Meilen der atmoſphäriſchen Erdoberfläche entgegen ſetzen, und wie der Athem und die Ausdünſtung von noch ſo vielen Millionen Menſchen zu gering ſei, um darauf einen Einfluß zu haben: ſo könnte man die eben ſo ungeheuere mathematiſche Berechnung entgegenſetzen, von allen den Millionen Sekunden und Pulsſchlägen des Athemholens, durch die Zeit von hundert und mehr Menſchen-Generationen hindurch. In jedem Falle aber ſcheint wohl, daß die Luft früherhin reiner, balſamiſcher und lebensvoller oder ernährender geweſen ſein müſſe, da die Menſchen vor der Sündfluth weder der Fleiſch-Nahrung, noch des Weins bedurft haben, während ſie doch, nicht bloß an Lebensdauer, ſondern auch an Körperſtärke und nicht bloß an dieſer, ſondern auch an Energie des Willens, und an Geiſteskraft die Söhne der ſpätern Zeit weit übertroffen haben, da ſie grade durch den frevelhaften Mißbrauch ſo großer Kräfte und Gaben, die göttliche Rache auf ſich herabrieſen. Und wenn endlich die Erde überhaupt kein Leben in ſich hätte, wie hätte ſie bei der Schöpfung dieſer Creatur der jetzigen Planetenwelt, dem Aufrufe des Schöpfers Folge leiſten können, wie er am Anfange des ſechſten Tages an ſie erging: „Und die Erde bringe lebendige Thiere hervor, ein jedes nach ſeiner Art.“ Höchſt wichtig und bedeutend, für die richtige Anſicht und Beurtheilung der Natur und des ganzen Naturreiches aus dem göttlichen Standpunkte, iſt übrigens dieſer weite Abſtand des Unterſchiedes jener Hervorbringung der Thiere durch die Erde, nach dem Willen und dem Aufrufe Gottes, wie ſolches in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte bezeichnet wird, gegen die Erſchaffung des Menſchen gehalten, wo es heißt: „Laſſet Uns einen Menſchen machen, Uns zum Bilde und Gleichniſſe.“ —

Nachdem nun die Naturwiſſenſchaft in äußerſt langſamen Fortrücken die beſtimmte Zeit und Anzahl von Jahrhunderten, anderthalb oder beinahe zwei Jahrtauſende hindurch, in jenem embryoniſchen Zuſtande durchlebt hatte, erfolgten endlich bei einem ſchon mehr beſchleunigten Laufe der Zeiten jene wenigen Schritte, die ſie bis jetzt gemacht hat, um endlich, dem reiferen Alter des Menſchen ſelbſt gemäß, auch gleichſam mündig hervor zu treten, obgleich ſie dieſes zum Theile wohl immer noch nicht ganz iſt. Als den erſten dieſer Schritte der Naturwiſſenſchaft, zu einem mehr mündigen Bewußtſein, möchte ich den allgemein gewordenen Gebrauch der Magnetnadel bezeichnen; weil dieſe Erſcheinung ſchon an ſich ein Grund-Phänomen des allgemeinen Erdlebens darbiethet, wo die mathematiſche Größen-Berechnung völlig verſchwindet, und das kleine Stück von wunderbarem Eiſen, dem ganzen Erdkörper gegenüber als das lebendige Agens auf die andre Seite tritt; theils aber, und mehr noch wegen der wichtigen Folgen, da dieſer magnetiſche Fingerzeig zur Entdeckung der neuen Welt, und einer richtigern Kenntniß des ganzen Erdkreiſes, und durch die nun erweiterten geographiſchen und aſtronomiſchen Betrachtungen und Thatſachen, bald auch zu einer erweiterten und größern Anſicht dieſer ganzen Planeten-Welt hinführte. Von der neuen Welt an der andern Erdhälfte findet ſich allerdings eine verlorne Spur ſchon im Alterthume, in der Sage von der Inſel Atlantis. Die allgemeine Beſchreibung dieſer Inſel, welche früherhin im weſtlichen Weltmeere gelegen, allein ſo groß ſei wie Aſien und Afrika zuſammengenommen, paßt ungemein gut auf Amerika; nur wird der fabelhafte Umſtand hinzugefügt, daß ſie nur in uralten Zeiten vorhanden geweſen, dann aber wieder vom Meere verſchlungen ſei. Ich möchte den Schluß daraus ziehen, daß die ganze Sage nicht phöniziſchen Schiffern, wie man hat vermuthen wollen, ihren Urſprung verdanke, die wohl von dieſer Seite, wenn gleich ſie Afrika umſchifft hatten, nie ſo weit gekommen ſein mögen; ſondern vielmehr, wie ſo vieles eben ſo Große, und noch Größere einer urſprünglichen Ueberlieferung aus der Urwelt, wo der Menſch dieſes ſein ganzes Wohnhaus der Erde, den Umkreis und die Beſchaffenheit deſſelben, unſtreitig viel genauer gekannt hat, als in der Zeit der erſten, und noch ſehr beſchränkten griechiſchen Wiſſenſchaft und des fernern gebildeten Alterthums. Weil nun aber ſelbſt die phöniziſchen Schiffer, ſo weit ſie auch gekommen ſein mögen, von jener Inſel Atlantis gar keine weitere und hiſtoriſch beſtimmte Kunde zu geben und zu bringen wußten, ſo wurde die Hypotheſe erdichtet und endlich der Sage hinzugefügt, daß die Inſel wieder vom Meere verſchlungen ſei. — Die neue Aſtronomie war dem allgemeinen Menſchengefühle anfangs ſehr widerſtrebend, welches ſich ganz an die alte Weltform gewöhnt hatte. An dem beſchränkt egoiſtiſchen, eitel ſich ſelbſt in die Mitte ſtellenden Sternen-Syſteme des Ptolomäus, was im vollen Sinne des Worts, ungenügend und abgeſchmackt genannt werden kann, war wohl in jedem Falle wenig verloren. Auf der andern Seite aber war es ſtörend, und macht noch jetzt einen ſtörenden Eindruck, wenn nach dem Maaßſtabe dieſer ungeheuern mathematiſchen Entfernungen und Berechnungen die Erde, für welche Gott doch ſo unermeßlich viel gethan, der Er ſo große und hohe Gaben verliehen hat, als ein gar ſo unbedeutender und geringfügiger Splitter im ganzen ungeheuern Weltenraume erſcheint und geſchildert wird. Allein die wahre und tiefere Naturwiſſenſchaft laßt auch jenen ausſchließenden Maaßſtab der mathematiſchen Größe und Ausdehnung für den Werth der Dinge in der Natur und in der natürlichen Weltordnung durchaus nicht gelten, ſondern findet die Hinweiſung auf den Mittelpunkt des Lebens in irgend einer größern oder kleinern Sphäre des Daſeins in ganz andern Kennzeichen. Trifft doch auch auf unſerm Erdglobus der magnetiſche Lebens-Pol keineswegs mit dem mathematiſchen Nordpunkte zuſammen, ſondern liegt um ein ziemliches entfernt davon, nebenbei; könnte es nicht in dem ganzen Planeten-Syſteme, der neuern Aſtronomie unbeſchadet, der nähmliche Fall ſein? Die erſte Natur-Anſchauung iſt überall ſelten fehlerfrei und ſchließt oft mit der weſentlichen Wahrheit zugleich auch große Irrthümer in ſich; aber der erſte friſche Eindruck, das anſchaulich Lebendige empfiehlt ſie dem allgemeinen Gefühle, in welchem ſie tief wurzelt; der erſte Begriff einer neuen Natur-Entdeckung dagegen verletzt nicht ſelten mitten durchſchneidend dieſes zur Lebens-Sitte und heiligen Gewohnheit gewordene, von den Vätern ererbte Hausgefühl von der alten Erde, und Erdenwelt in der ehemahligen Geſtalt und alten Form. Späterhin aber treffen beide, das alte Gewohnheits- und Natur-Gefühl, und die neue wiſſenſchaftliche Entdeckung, wenn ſie mehr vollendet wird, oft wieder freundlich zuſammen. An nichts hing der innere Naturglaube, und das tief eingewurzelte ſideriſche Gewohnheitsgefühl aller alten Völker ſo feſt, als an den ſieben Planeten; daß dabei auch die Siebenzahl ſehr mit in Anſchlag kam, war ganz natürlich, da dieſe Zahl, die drei Dimenſionen der Zeit, und die vier Weltgegenden des Raums zugleich umfaſſend, in ſo viel Lebens-, Gedanken- und geſchichtlichen Verhältniſſen, ſich als eine bedeutende offenbart. Jetzt, nachdem erſt ſtatt der ausgeſchiedenen Sonne und dem Monde, die Erde ſelbſt in die Zahl der Planeten dafur eingetreten iſt, dann der noch fehlende letzte Planet in unſerer Zeit dazu entdeckt worden, ſind eben auch wieder ſieben Planeten, wie im Anfange; denn daß noch hinter dem Uranus ein anderer vorhanden ſein und entdeckt werden könnte, iſt auf's mindeſte zu ſagen, höchſt unwahrſcheinlich; daß aber die kleinen Weltkörper in der Mitte zwiſchen dem Mars und dem Jupiter durchaus fur keine eigentliche Planeten zu halten ſeien, wird allgemein anerkannt, da auch die Aſtronomen ſie durch eine eigne Benennung von den andern unterſcheiden. Nur von Einer Seite, in der man anfangs viele Schwierigkeiten gefunden hat, hätte man an der neuern Aſtroncmie niemahls Anſtoß nehmen ſollen; in Beziehung nähmlich auf die heilige Schrift, die natürlich, wie überall ſo auch hier, die allgemeine Menſchenſprache des täglichen Lebens redet, da ſie doch keineswegs für die Aſtronomen allein, oder auch nur zunächſt für dieſe beſtimmt iſt. Wenn nun, wie in dem Pulsſchlage des organiſchen Lebens, neben der herrſchenden Regel oft ein beſchleunigter Lauf, oder ein momentaner Stillſtand bemerkt wird, ſo auch in dem pulſirenden Kreislaufe jener großen Lebenskörper der Planetenwelt, nicht immer eine ſolche mechaniſche Gleichförmigkeit wie in einem todten Uhrwerke gefunden wird, ſondern auch manche kleine Abweichung und Unregelmäßigkeit dabei Statt findet, wenn ein ähnlicher Stillſtand, durch eine höhere Kraft, und ein Einwirken von außen, wenigſtens denkbar und möglich bleibt; ſo iſt es, wenn nun von einem ſolchen wunderbaren Anhalten der Zeit, unmittelbar durch den Willen Gottes die Rede wäre, ganz einerlei, ob von dieſem wunderbaren Momente geſagt wird, die Sonne ſoll ſtille ſtehen, oder ob es die Erde war, welche angehalten und ſtillgeſtanden iſt. Eben ſo ſind auch für die wechſelnden Erſcheinungen des aſtronomiſchen Tages, die gewöhnlichen Ausdrücke und die wiſſenſchaftlichen, gleich wahr und gleich bedeutend. Der Aufgang der Sonne, die Morgenröthe, iſt für alle Menſchen ein Bild, oder vielmehr eine Thatſache von hoher Bedeutung; die untergehende Sonne aber, erfüllt uns mit einem wehmüthigen Gefühle des Scheidens. Eben ſo wahr aber, und noch ernſter auch in der bildlichen Bedeutung iſt es, wenn wir nach der wiſſenſchaftlichen Seite der Sache ſagen: Erſt muß die Erde untergehen, ehe die Sonne aufgehen kann; oder auch: wenn die Erde empor ſteigt, dann wird es Nacht, und Finſterniß wird über die Welt ausgebreitet. Oder auch im wiedererwachenden Frühlinge, wenn man anſtatt des Ausdrucks: die Sonne nähert ſich uns wieder, iſt wieder zu uns zurückgekommen, ſagen würde: Die Erde, d. h. unſre Seite derſelben iſt der Sonne wieder näher gerückt, hat ſich wieder zu ihr hingeneigt; wäre dieß wohl eben ſo ſchön und bedeutend geſagt, und glücklich wäre wohl die Zeit-Periode zu nennen, wo auch im bildlichen und ſittlichen Sinne dieſe im Wechſel der Zeiten vorherrſchende Erd-Seele, die ſogenannte öffentliche Meinung ſich in Wahrheit und allgemein, ihrer Sonne mehr genähert und wieder zu ihr hin geneigt hätte. Sehr merkwürdig und faſt wunderbar iſt es, daß ſchon im Alterthume die Pythagoräer dieſes wahre Welt- und Planeten-Syſtem der neuern Aſtronomie gekannt haben, wenn ihnen gleich die mathematiſch genaue Berechnung der Entfernungen fehlen mußte. Sehr auffallend iſt es aber, daß ſie alles Uebrige ſehr gut wiſſend, und eben ſo ſtellend und kennend, wie noch jetzt, in ihrer Sternkunde zwei Geſtirne mitzählten, die der unſrigen fehlen; wovon ſie das eine als Geiſter-Sonne doch über die ſichtbare Sonne ſtellten, das andere aber unter dem Nahmen der Gegen-Erde zunächſt auf dieſe bezogen; ſo daß es ſcheint, als hätten ſie dieſe beiden Geſtirne für die beiden unſichtbaren Mittelpunkte der ganzen Sternenwelt, und gleichſam für die Chorführer aller dieſer, dem Anſcheine nach ſo regellos hingeſtreuten himmliſchen Sternenſchar gehalten. Sind

Bayerische Staatsbibliothek

dieſe Sterne etwa wieder erloſchen, war ihr Licht zu ätheriſch und fein, um durch die dicker gewordene Atmoſphäre durchzudringen, oder iſt es vielleicht, wie ſo vieles andere, nur eine übrig gebliebene Ueberlieferung aus der Urwelt? Das wäre aber nur eine ganz willkürlich hingeworfene Hypotheſe; die Sache an ſich unterliegt keinem Zweifel, nähmlich, daß ſie in der That ſo lehrten, und auch wirkliche Sterne meinten, und nicht etwa bloß eine bildliche Andeutung darunter verſtanden haben; und iſt auch neuerdings die Lehre der Pythagoräer darin genau unterſucht worden. In jedem Falle alſo müſſen ſie wohl auf einem andern Wege zur Kunde von dieſen Sternen gelangt ſein, als durch die Teleſkope unſerer Aſtronomen, die ihnen wiederum fehlten; und es kann wohl nur irgend eine neue Beobachtung oder Erſcheinung am Sternenhimmel ſelbſt den Aufſchluß darüber geben, und unſre Sternkunde vielleicht noch um eine Stufe höher führen, wenn dieſelbe ihre kunſtreich verwickelte Berechnung etwa doch vielleicht zu früh abgeſchloſſen haben ſollte. Nachdem der Menſchengeiſt, wenigſtens in Hinſicht auf den gewonnenen größern Umkreis des Weltſyſtems und die vollſtändigere Ueberſchauung des eignen Wohnhauſes dieſes Erd-Planeten nun den erſten Schritt der Mündigkeit in der Naturwiſſenſchaft gethan hatte, ſo iſt der zweite Schritt in dieſer langſamen Fortrückung viel ſpäter durch die großen chemiſchen Entdeckungen der neuern Zeit, beſonders der franzöſiſchen Chemie hinzugekommen. Die bloß negative Seite derſelben lag in dem Reſultate, daß die alten für einfach gehaltenen Elemente, wie das Waſſer, die Luft, ſelbſt wieder aus mehreren Beſtandtheilen und Luftarten zuſammengeſetzt ſeien: denn daß ſo große Naturgewalten, wie dieſe es dennoch ſind, und es, ſo lange die Creatur dieſer Welt beſteht, auch immer bleiben werden, nur in dem dynamiſchen Wechſel mehrfacher mit einander ringender Kräfte beſtehen könnten, würde ein tieferer Naturblick ſchon ohnehin von ſelbſt vermuthet und vorausgeſetzt haben. Bei der faſt auf alle materiellen Gegenſtände ausgedehnten Analyſe bilden die in beſtimmter Anzahl gefundenen chemiſchen Grundſtoffe, nur gleichſam die feſtſtehenden materiellen Buchſtaben und Conſonanten dieſer uns umgebenden Erdnatur; während in dem Grund-

Phänomen des Erd-Magnetismus, zuſammen genommen mit der Erfaſſung der elektriſchen Erſcheinungen, der optiſchen Zerlegung des Lichts, und der chemiſchen Kette in der Metall-Säule, das innere Leben der Erdkraft und der ewig bewegten Atmoſphäre, und die darin pulſirende Seele ſich ſchon vernehmlicher ausſprechen, wie ein Laut aus der innerſten Tiefe, ähnlich den Vocalen der Menſchenſprache; ſo daß man nun aus dieſem, wenn gleich noch ſehr unvollſtändigen Alphabet der Natur wenigſtens Ein oder das andere ganze Wort, zuſammen zu buchſtabiren wenigſtens den Anfang machen könnte. Vorzüglich wichtig aber iſt für das Verſtändniß der Natur im Ganzen, wie die neue Chemie mehrentheils alle feſten Körper, ſo wie auch das Waſſer ſelbſt in die verſchiedenen Formen des Luft-Elements zerſetzt und aufgelöſt hat, und dadurch dieſen Schein der Erſtarrung und Verſteinerung, die äußerlich allein ſichtbare körperliche Maſſe, völlig vernichtet hat in der Natur. Ueberall alſo ſind lebendige Elementarkräfte verborgen und eingeſchloſſen in dieſem ſtarren Schein; der Antheil des Waſſers in der Luft iſt ſo groß, daß es, in dieſe Form zurückkehrend, hinreichend wäre, für mehr als eine Sündfluth; eine ähnliche Ueberſchwemmung von Licht würde entſtehen, wenn alles in der Finſterniß verborgene und latente Licht mit einem Mahle frei würde; wie auch alles in Feuer aufgehen würde, wenn dieſes, in der Menge, in welcher es wirklich vorhanden iſt, mit einem Mahle entbunden würde, und zum Ausbruche käme. Die wohlthätigen Bande, in welchen dieſe Elementargewalten im Gleichgewicht erhalten, eine durch die andre gebunden und in die vorgeſchriebenen Gränzen eingeſchloſſen werden, will ich hier nicht in Erwägung ziehen; ſo wie die Frage, ob dieſe Bande nicht doch vielleicht von höherer Art ſind, als die Phyſiker gewöhnlich glauben. Das bei weitem wichtigere Reſultat für das Ganze iſt aber: wie alſo alles aus lebendigen Kräften beſteht in der Natur, wie alles voll iſt von verborgnem Leben; nichts eigentlich an ſich ſtarr und todt in der Natur. Dieſes Rieſengebirge von verſteinerten Mumien, welches die Natur im Ganzen bildet; dieſe Pyramide von über einander geſchichteten Gräbern, iſt alſo zwar ein geſchichtliches Monument von der ganzen Vergangenheit und allen Weltaltern in dieſer fortſchreitenden Entwicklung des allgemeinen Todes; aber es iſt darin ein verborgenes Leben, es ſchlummert unter dieſem ungeheuern Grabesſteine der ſichtbaren äußern Natur, eine uns doch nicht ganz fremde, und noch halb und halb verwandte Seele. Sie iſt nur ſcheintodt, dieſe geſammte planetariſche Sinnenwelt, und darin gefangene Erd-Seele. Die Natur ſchläft nur, und kann alſo vielleicht wieder erweckt werden, und dieſer ſchlummernde Zuſtand, ja der Schlaf überhaupt iſt, wo nicht ſelbſt das Weſen, doch ein weſentliches Kennzeichen und charakteriſtiſches Merkmahl der Natur. Alles in der Natur hat dieſe Eigenſchaft an ſich; nicht bloß die Thiere, auch die Pflanzen ſchlafen, und auch in dem Kreislauf der Jahreszeiten auf der lebendigen Oberfläche der Erde, auf dem ganzen Planeten ſelbſt, wechſelt ebenfalls das Erwachen des Lebens mit der ſchlummernden Kraft. Und alles auf der andern Seite, was den Schlaf kennt, und des Schlummers bedarf, ſteht in der Natur, und gehört der Natur an. Die Mahler bilden uns wohl ſchlafende Engel oder Genien vor, aber die Geiſter ſchlafen nicht, ſie bedürfen nicht dieſer Ruhe, und ſind nicht dieſem Wechſel unterworfen. Die Vergleichung eines Worts in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte mit einer ähnlichen, aber ganz anders gewendeten Stelle in der indiſchen Schöpfungslehre, wird die Sache in ein noch helleres Licht ſtellen. Dort heißt es: „Gott ruhte aus am ſiebenten Tage." Dieſes kann nicht auffallend gefunden, und es braucht nicht bloß bildlich verſtanden zu werden; denn nicht von Gottes innerm Weſen, in welchem freilich kein Wechſel und kein Bedürfniß der Ruhe iſt, ſondern von ſeinem Wirken nach außen iſt hier die Rede geweſen. Ueberall aber, wo ein Einwirken Gottes Statt findet, in der Geſchichte, wie in der Natur, iſt der Herablaſſung Gottes zu dem Geſchöpf gemäß allerdings ein Wechſel zwiſchen einem erſten göttlichen Impuls, und einem nachfolgenden Zwiſchenraum, nicht bloß denkbar, ſondern auch wirklich zu bemerken, wo ſich die göttliche Kraft oder Hand nun gleichſam wieder zurückzieht, damit jener Impuls ſich vollends in der Creatur entfalten, dieſe ihn ganz in ſich aufnehmen, ihn weiter fortführen, oder auch ſich ſelbſt darnach entwickeln könne. In der indiſchen Schöpfungslehre heißt es ſtatt deſſen: „Brahma ſchläft," und während er ſchlummert, ſinken denn alle die Welten, Schöpfungen und Weltentwicklungen wieder in ihr Nichts zurück, und mit dieſem Einen Worte und Schritte, fühlt man ſich von dem Boden der Wahrheit und göttlichen Offenbarung entnommen, und ſteht im Gebiethe der Mythologie. Zwar von Einem, der höher ſteht als alle erſchaffnen Geiſter, wird es wohl ſtillſchweigend angenommen, und auch einmahl ausdrücklich berichtet, daß er geſchlafen habe, ruhig mitten im Sturm, auf dem unſcheinbaren Schiff, unter den mit Angſt erfüllten Seinen: und da er erwachte, ſchwieg der Sturm. Aber hier iſt auch der Fall ganz anders. Neben der andern größern Abſicht und Bedeutung kann der erwähnte Umſtand auch mit dahin gedeutet werden, wie auch mehrere andre Stellen in ähnlicher Weiſe darauf hindeuten, daß er alſo gewiß nicht eine bloße Scheingeſtalt, ſondern einen wahren Menſchenleib angenommen habe, und in Wahrheit ein Menſch geweſen ſei, der auch des Schlummers bedurfte, und ſo könnte man weiter folgern: So ſehr iſt der Schlaf der Charakter der Natur, daß, wenn Gott ſelbſt in dieſe Region herabſteigt, und Menſchennatur annimmt, alsdann auch dieſe der Natur weſentliche Bedingung des Schlafs zugleich darin aufgenommen und mit darunter begriffen iſt. — Die hohe Bedeutung des Schlafs, in der Natur nicht bloß, ſondern auch in dem erſtgebornen Sohne derſelben, dem Menſchen, zeigt ſich auch darin, daß, als die erſte Begebenheit der Menſchengeſchichte, und zwar noch in dem paradieſiſchen Zuſtande und Abſchnitte derſelben, jener wunderbare Schlaf erzählt wird, welchen Gott auf den Adam fallen ließ, während deſſen er ihm die Seite öffnete und den feinen Lebensſtoff heraus nahm, der dann im vollendeten Gebilde mit der irdiſchen Hülle bekleidet, als die milde Lebens-Gefährtin vor dem Erwachten da ſtand. Aeußerſt bedeutend iſt dieſe große Verſchiedenheit, wie die materielle Erſchaffung des Mannes und der Frau erzählt wird. Er wird aus dem Leim der Erde gebildet, und darum auch ſpäterhin in der Schrift, der Vater des ganzen Erdkreiſes genannt, gleichſam der untergeordnete Naturverweſer und Stellvertreter deſſen, von dem alle Vaterſchaft herkommt, auf Erden; die Frau aber iſt aus der Bruſt oder aus dem Herzen des Mannes genommen und erſchaffen. Welcher Menſchen-Geiſt hätte wohl je dieſen Gedanken Gottes, das höchſte Wunder der ſchaffenden Allmacht, aus ſich erſinnen, oder auch nur für möglich halten, und irgend ahnen können? — Dieſes war im Paradieſe, und mit dem Verluſte desſelben, ſind unſtreitig auch jene höheren Lebenskräfte und Naturgeheimniſſe, die der erſte Menſch früher beſaß, ihm größtentheils entzogen worden; da er auch nach dem Leibe dieſer irdiſchen Hülle, welche nun dem Tode anheim ſiel, jetzt ſchlechter geworden war, und ſelbſt in der organiſchen Beſchaffenheit desſelben, wie es ausdrücklich angedeutet wird, um eine ſtarke Stufe tiefer in die Sinnenwelt, und dem Thieriſchen näher iſt herabgeſetzt worden; und eben darum ward auch der heilige Wächter mit dem flammenden Schwerte vor die Pforte geſtellt, damit er nicht etwa wieder die Hand ausſtrecken möchte nach den ehemahls beſeßnen Vorrechten und Vorzügen, die ihm jetzt nur zum frevelhaften Mißbrauch und zu deſto größerm Verderben gedient haben würden. Seitdem aber ſind auch wieder mehrere große Schöpfungstage verfloſſen; das ganze Verhältniß, in welchem Gott zu dem Menſchengeſchlechte ſteht, iſt ſeitdem völlig verändert, und damit auch das Verhältniß des Menſchen zur Sinnenwelt und Natur, und den in ihr waltenden Geiſtern und Kräften, wieder ein andres geworden. Nachdem der Anfang gemacht, und der Grund gelegt iſt zur Errettung der Welt, wird nun ſogar dem Menſchen ſelbſt, und jedem, der ſich nur redlich an die Fahne des Erretters anſchließen will, jenes göttliche, flammende zweiſchneidige Schwert des Geiſtes, oder des Worts und des mit Gott vereinigten, durch ihn erleuchteten, nur Ihn wollenden, und aus Ihm erfaßten Gedankens nicht bloß verheißen, ſondern angeboten. Darin findet alſo auch die Frage von den Naturgeheimniſſen, da dieſe nun doch einmahl nicht mehr verſchloſſen ſind, ſchon von ſelbſt ihre Antwort: „ob nähmlich unreine, frevelhafte Hände ſie an ſich reißen ſollen, oder ob es nicht beſſer iſt, wenn ſie von gewiſſenhaften und redlichen Händen mit ſchonender Ehrfurcht, und frommem Zartgefühl berührt und treu bewahrt werden? —“ Der Zuſammenhang des Gegenſtandes hat mich ganz von ſelbſt auf den vorhin erwähnten dritten Schritt geleitet, welchen in dem von Gott vorgezeichneten Gange, der menſchliche Geiſt in der Naturwiſſenſchaft und zur Erkenntniß des Innern derſelben, endlich noch in dieſer letzten Zeit gemacht hat. Es beſteht derſelbe eben in der nähern Beachtung und anfangenden Kenntniß des verborgenen pſychiſchen Lebensfadens, und des innern pſychiſchen Zuſammenhanges in der Natur. Die Sache und die Kraft ſelbſt iſt ſo alt als die Welt, und alle Sphären des Daſeins, alle Blätter der Ueberlieferung und Geſchichte, ſind voll von den Erſcheinungen und Wirkungen, die dahin gehören. Allein die mehr methodiſche Beobachtung und Behandlung derſelben, und darin beſteht doch eigentlich die wiſſenſchaftliche Seite, hat kaum erſt ſeit einem halben Jahrhundert angefangen mehr bekannt zu werden: ſie iſt alſo nach dem Zeitmaaße im langſamen Entwicklungsgange der Wiſſenſchaft zu reden, ſo zu ſagen von geſtern und ehegeſtern. Eben deßhalb nannte ich dieſen dritten und letzten Schritt in der höhern Naturwiſſenſchaft nur einen halben; weil es nur ein Anfang iſt, der noch keinen ganz feſten Grund und Boden in dem Urtheile der Welt gewonnen hat, und wo auch mehrere mögliche Abwege neben dem rechten und graden Wege ſich zeigen. Dieſen einzigen graden Weg, den gleich anfangs erwähnten höhern Maaßſtab der richtigen Beurtheilung, als leitende Richtſchnur für dieſe Sache, kann die Philoſophie nirgend ſuchen und finden als in jenem göttlichen Schwerte des Geiſtes, welches bis ins innerſte Mark des Lebens eindringt, Geiſt und Seele ſcheidet, und auch die Geiſter zu unterſcheiden lehrt. Sollte noch ein andrer Maaßſtab, und eine höhere Richtſchnur dafür verlangt oder aufgeſtellt werden, ſo muß ich dieſes Andern überlaſſen, die vielleicht mehr davon wiſſen, oder vollgültiger darüber entſcheiden können. Der geiſtige Kampf ſelber aber läßt ſich ohnehin nicht länger umgehen noch vermeiden; möchte man darin nur die heilige Schrift zum Führer nehmen, welche ohnehin das ganze Leben und jeden wichtigen Moment deſſelben als einen Kampf gegen die unſichtbaren Mächte betrachtet; ſo wie ſie überall ſtillſchweigend vorausſetzt, oder ausdrücklich andeutet, daß man in der Sinnenwelt nichts anders ſehen ſoll, als eine faſt durchſichtige, und ohnehin ſo leicht vergängliche Decke der Geiſterwelt. Dem erſten unter den feindlichen Geiſtern aber legt ſie eine ſo große Macht in der Schöpfung bei, daß ſie ihn den Fürſten, ja einmahl ſelbſt den Gott dieſer Welt nennt, den Beherrſcher der großen Gewalten und Kräfte in ihr, und damit man nicht etwa denke, daß dieß bloß bildlich, von der ſittlich verderbten Menſchenwelt zu verſtehen ſei, ſo werden dieſe geiſtigen Kräfte an andern Stellen ausdrücklich als die Elementar-Gewalten der Natur, dieſer aus Finſterniß und Licht gemiſchten, zwiſchen Leben und Tod noch kämpfenden Luft, in dieſer finſtern planetariſchen Welt bezeichnet. Der Aufſchluß über das Ganze aber dürfte in dem einfachen Ausſpruche liegen: daß der Tod durch die Sünde in die Welt gekommen iſt. So wie nun der Tod durch den Abfall des Erſten Menſchen, der nicht zum Tode erſchaffen, und urſprünglich nicht zum Tode beſtimmt war, ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht fortgeerbt hat; auf gleiche Weiſe iſt durch den früher vorangegangenen Abfall desjenigen, welcher zuvor der Erſte und Herrlichſte unter allen erſchaffenen Geiſtern geweſen war, der Tod auch in das ganze Weltall gekommen, der ewige Tod nähmlich, deſſen Feuer unauslöſchlich iſt. Darum heißt es dann: Finſterniß lag auf dem Abgrunde, und auch die Erde war wüſte und leer, als die bloße Grabesdecke jenes ewigen Todes; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer, und darin lag der erſte Lebenskeim der neuen Schöpfung. — Hierin liegt nun der große Unterſchied zwiſchen aller heidniſchen Natur-Philoſophie, und einer göttlichen, d. h. einer in Gott erfaßten Erkenntniß der Natur, ſo wie der eigentliche Schlüſſel für die letzte.

Wird das dynamiſche Spiel der lebendigen Kräfte in der Natur, die allerdings ein Lebendiges iſt, und ein Leben in ſich hat, aber nicht aus ihr ſelbſt, wird dieſer dynamiſche Wechſel zwiſchen Leben und Tod, bloß als Thatſache, und ohne daß ein Höheres hinzukommt, aufgefaßt und bleibt man dabei ſtehen, dann iſt es eben immer nur daſſelbe Eine, allgebährende und allverſchlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer, es mag dieſes nun dichteriſch wie in der Mythologie oder in den wiſſenſchaftlichen Formeln der Phyſik ausgedrückt werden. — Ganz anders aber verhält ſich die Sache, wenn dieſe große Natur-Pyramide nur auf der Grundlage des ewigen Todes auferbaut wurde. Dann iſt die ganze Creatur dieſer irdiſch planetariſchen Sinnenwelt nur ein anfangendes Leben, was, ſo lange die Pyramide noch unvollendet, noch nicht fertig iſt, theilweiſe immer wieder in den Tod zurückſinkt; in den wirklichen Tod, oder auch in Krankheiten und Gebrechen mannichfacher Art, welche nur eben ſo viele Todeskeime oder Anfänge des Todes ſind. Dann iſt die Natur ſelbſt nichts anders als die Stufenleiter der Auferſtehung, welche aus dem Abgrunde des ewigen Todes Schritt vor Schritt hinauf führt zu dem Gipfel des Lichts in der himmliſchen Verklärung oder vielmehr hinaufgeführt wird. Denn in dieſem Sinne iſt es nicht einmahl möglich, ſich die Natur auch nur zu denken, ohne die göttliche Hand, welche jene Pyramide erbaut hat und das Leben aus dem Tode durch dieſe Stufenleiter hinauf führt. — Nun erklärt es ſich auch, warum der ſchlummernde Zuſtand der Natur ſo weſentlich, das beſtändige Dahinſinken in den Schlaf, der uns dem Tode ſo nahe verwandt ſcheint, der eigentliche und eigenthümliche Charakter der Natur iſt. Aber ſo wie das freſſende Feuer des Todes in den höheren Stufen des organiſchen Lebens ſchon mehr beſiegt und gefeſſelt erſcheint, zur erquickenden Lebenswärme hinaufgeſteigert oder gemildert: ſo iſt auch der Schlaf nur der ſchon halb und halb verklärte Zwillingsbruder des Todes und ward ſelbſt von den Völkern des Alterthums, als ein ſolcher und als ein lieblicher Geiſterbothe der unſterblichen Hoffnung bezeichnet; und was für ſie nur ein dichteriſch ſchönes Bild geweſen, das iſt für uns zur höchſten Wahrheit geworden. — Darin liegt nun das höhere Verſtändniß des Lebens, daß es nicht bloß als ein dynamiſches Spiel der wechſelnden Kräfte, ſondern ganz geſchichtlich in ſeiner Entwicklung als ein erſt anfangendes, immer noch in den Tod wieder zurückſinkendes, zum Schlummer hinneigendes, langſam durch alle die Stufen zum Lichte hinauf ſich erhebendes, oder vielmehr hinauf erhobenes und liebevoll geführtes betrachtet wird. — Jene unter dem ungeheuren Grabesſteine der äußerlich ſichtbaren Natur ſchlummernde Seele aber, die uns doch nicht ganz fremd und halb und halb verwandt erſcheint, iſt getheilt zwiſchen der trüben und ſchmerzvollen Erinnerung des ewigen Todes, aus welchem ſie ihren Anfang nahm, und zwiſchen den einzelnen Lichtblumen, die auf jenem dunkeln Grunde dazwiſchen mit eingeflochten ſind, als eben ſo vielen lieblichen Ahnungen himmliſcher Hoffnung; indem dieſe irdiſche Natur, wie die h. Schrift ſagt, zwar der Nichtigkeit unterworfen iſt, doch ohne ihren Willen und ohne ihre Schuld, alſo auf Hoffnung Deſſen, der ſie dahin geſtellt hat; auf die Hoffnung, daß auch ſie frei werden und Theil haben ſoll an der allgemeinen Auferſtehung und vollendeten Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, über welche auch der Tod und die Natur erſtaunen werden; welchem letzten großen Schöpfungstage der Zukunft auch ſie ängſtlich ſeufzend und mit der tiefſten Sehnſucht entgegen harrt.

Fünfte Vorleſung.

Von der Seele des Menſchen im Verhältniſſe zu Gott

Wenn die Natur nicht bloß als ein endloſes Spiel lebendiger Kräfte und der dynamiſche Wechſel derſelben aufgefaßt wird, wie in der heidniſchen Natur-Philoſophie, ſondern vielmehr wahrhaft im Ganzen und im Zuſammenhange dieſes Ganzen betrachtet wird; von dem erſten Urſprunge auf welchem ſie auferbaut iſt, bis zu dem letzten Ziele, welches ihr Gott zu erreichen beſtimmt hat; nach der göttlichen d. h. der auf Gott ſich beziehenden und gründenden Erkenntniß der Natur: ſo erſcheint in dieſer Betrachtungsweiſe die Natur zuerſt als eine Brucke, die über den Abgrund des ewigen Todes und der ewigen Nichtigkeit ausgeſpannt iſt. Allerdings zeigt ſie ſich, dieſem Urſprunge oder dieſer Begründung auf dem ewigen Tode gemäß, zunächſt als ein Haus der Verweſung, welcher Charakter ihr auch noch in der Folge und weiter hinauf bis auf einen gewiſſen Grad verbleibt. Dieſes Haus der Verweſung wird alsdann durch die Allmacht des gütigen Schöpfers in eine Werkſtätte der Wiedergeburt umgewandelt, und endlich zu einer Stufenleiter der Auferſtehung erhoben, welche von Stufe zu Stufe, bis zum höchſten Gipfel der irdiſchen Verklärung, an welcher auch der Natur verheißen iſt, mit Antheil zu nehmen, hinanſteigt oder vielmehr hinaufgeführt wird. — Dieſes war der Gegenſtand der vorigen Betrachtung; und es ſchließt ſich nun ganz natürlich die Frage an, ob ſich dann nicht auch für die Seele des Menſchen, welche, obwohl der mütterlichen Erde und der Natur überhaupt mannichfach verwandt, doch viel höher ſteht und vielmehr ihrer anerſchaffnen Würde nach, als der Gipfel und die Krone der irdiſchen Schöpfung betrachtet werden muß, ein ähnlicher Stufengang der Erhöhung bezeichnen ließe, wie ſie aus den Tiefen des vergänglichen Daſeins und der innerlichen Nichtigkeit ſich allmählig mehr zu Gott erheben, ſich ihm annähern und ganz mit Ihm vereinigt werden, oder doch wenigſtens in bleibender guter Harmonie mit den höhern Kräften der reinen und göttlichen Region verbunden ſein könnte? Und dieß wird der Inhalt dieſer gegenwärtigen Betrachtung ſein, in welcher ich dieſen Gegenſtand aber mehr nur von der pſychologiſchen Seite, nähmlich mit Beziehung auf die Theorie des Bewußtſeins ſuchen werde in's Licht zu ſetzen; da die moraliſche Erörterung dieſes Gegenſtandes wenn ich ſie nicht ohnehin als bekannt vorausſetzen dürfte und müßte, überdem auch einem andern Gebiethe angehört. — Die erſte Bemerkung, welche ſich hier dem Nachdenken natürlich darbiethet, iſt wohl die, daß die Seele mit dem Einen Weſen, welches in ſich ſelbſt lauter Harmonie iſt, und auch den Grund und die Quelle der Einheit aller andern von ihm abhängigen Weſen in ſich hat, unmöglich Eins ſein oder zu einem harmoniſchen Verhältniſſe mit ihm gelangen kann, wenn ſie nicht zuvor mit ſich ſelbſt Eins iſt. Dieſes iſt aber an ſich ſo wenig der Fall, daß vielmehr das menſchliche Bewußtſein, ſo wie es wirklich iſt, als zuſammengeſetzt aus lauter unendlichem Zwieſpalte ſich darſtellt. Vierfach, ſagte ich, iſt das menſchliche Bewußtſein; und jene vier entgegenſtehenden Kräfte deſſelben, Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, nannte ich die vier Endpunkte und Hauptäſte, oder auch die vier Weltgegenden deſſelben, für dieſe innere Gedankenwelt. Wie ſelten aber ſtimmen Verſtand und Willen wirklich zuſammen? Ein jedes von dieſen beiden Vermögen geht mehrentheils ſeinen Gang für ſich. Wie ſelten wollen wir wahrhaft und bleibend, was wir doch als das Beſſere erkennen, ſehr wohl einſehen und vollkommen richtig verſtehen! Und wiederum verſtehen wir oft ſehr wenig oder gar nicht, was wir am entſchiedenſten und heftigſten wollen und im tiefſten Grunde der Seele begehren und wünſchen. Vernunft und Fantaſie vollends, ſtehen im innern Denken und im Großen des äußern Lebens faſt immer feindlich gegen einander uber. Die Vernunft möchte lieber die Fantaſie ganz wegwerfen oder auch gar wegläugnen; während die Fantaſie mehrentheils völlig unbekümmert um die Vernunft, wo ſie die ältere und ſtärkere Schweſter im Hauſe iſt, ihren Gang für ſich allein weiter geht. Der Willen iſt noch außerdem faſt immer auch mit ſich ſelbſt im Streite und in ſich zerſpalten; und die Vernunft, allein und für ſich genommen, gelangt in der Entwicklung ihres endloſen Denkens nur in ein Labyrinth von unauflöslichen Widerſprüchen. Der Verſtand hat ſo verſchiedene Grade und Stufen, und theilt ſich in ſo verſchiedene Sphären und Arten, daß man wohl in dieſer Beziehung ſagen könnte: Dieſer Eine Verſtand verſteht den andern gar nicht, obwohl es doch in ſeiner Art auch ein ganz richtiger und richtig verſtehender Verſtand iſt. Auch im einzelnen Menſchen iſt ſein Verſtand, nähmlich der Inbegriff deſſen, was er wirklich verſteht, meiſtens nur aus Fragmenten und einzelnen Stucken zuſammengeſetzt, die oft gar nicht recht ubereinſtimmen oder zuſammengehen, und ſich faſt nie oder äußerſt ſelten in eine vollkommene Harmonie bringen laſſen. Die ſubjectiven Anſichten und Einbildungen, die Täuſchungen der Sinne, die ſchnell wechſelnden Meteore und nichtigen Fantome der menſchlichen Leidenſchaft, in allem was zur Fantaſie gehört, ſind allgemein bekannt und von ſelbſt einleuchtend. So tief iſt die innerliche Zwietracht, von aller moraliſcher Vermehrung derſelben noch ganz weggeſehen, bloß pſychologiſch genommen, in die ganze Structur unſers Bewußtſeins, ſo wie es jetzt iſt, bis auf die erſte Grundlage deſſelben mit eingewebt; daß man ſtatt zu ſagen, vierfach iſt das Bewußtſein des Menſchen, nach der wahren Beſchaffenheit deſſelben, eben ſo richtig und noch viel richtiger ſagen könnte und ſagen ſollte: geviertheilt oder in vier Stücke, wo nicht in noch mehr, zerriſſen iſt, dieſes unſer jetziges Bewußtſein. Man hat oft von Thatſachen des Bewußtſeins geredet; mehrentheils aber wird bei den Philoſophen das bloße Gedanken-Denken in dieſem ewigen leeren Wiederdenken darunter verſtanden, jener Selbſtgedanke des denkenden Ich, vermöge deſſen dasſelbe gleichſam auf der That ertappt werden ſoll, um dann als der Anfangspunkt und der eingebildete Schöpfer und Demiurg dieſer ideellen Welt, wie ein angenagelter Schmetterling an die Spitze des ganzen Syſtems geſtellt zu werden. Die einzige Thatſache des Bewußtſeins dagegen, welche wirklich ſo zu heißen verdiente, wäre dieſer nicht bloß im Denken zwiſchen dem Ich und Nicht-Ich ſich vorfindende, ſondern durch alle Zweige oder Theile und Formen, Arten und Sphären des Bewußtſeins, in Geiſt und Seele, Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, und durch das Ganze hindurchgehende und überall ſich kundgebende Zwieſpalt des geſammten Menſchenbewußtſeins und des innern Lebens, von welchem die tauſendfache materielle Zwietracht des äußern Lebens nur der Reflex und Widerſchein, eine natürliche Folge und weitere Entwicklung desſelben iſt. Von dieſer Thatſache des ſo mannichfachen und vielgeſtaltigen Zwieſpalts im menſchlichen Bewußtſein könnte eine Darſtellung der Philoſophie auch recht gut ausgehen; um dann von dieſem Punkte aus, die Löſung ihrer Aufgabe und den Weg zu dieſem Ziele zu ſuchen; welche Aufgabe, von dieſer Seite erfaßt, dann in der Wiederherſtellung des urſprünglichen, natürlichen, rechten, mit ſich ſelbſt einigen und harmoniſchen Bewußtſeins beſtehen würde und geſucht werden müßte. Es iſt ein Hauptirrthum der Philoſophen, daß ſie das menſchliche Bewußtſein nur ſo nehmen, als ob es ſchon ganz das rechte wäre, welches nur höher geſteigert zu werden brauchte, um es von der anklebenden Gemeinheit des gewöhnlichen Menſchenſinns bei den Unwiſſenden und Nicht-Philoſophen zu ſaubern, und dann in ſeltſam künſtliche und ſcheinbar tiefſinnige Formeln zu faſſen. Allein durch die bloß höhere Steigerung kann dem Uebel nicht abgeholfen werden, ſondern es wird der Irrthum dadurch nur weiter fortgeführt und mit geſteigert, da es vielmehr ſchon in der erſten Grundlage und innerſten Structur des Bewußtſeins geſucht werden muß.

Auch kann das Bewußtſein nicht urſprünglich ſo beſchaffen, in ſo vielfachen Streit geſpalten, zerriſſen und geviertheilt geweſen ſein. Es iſt der Zwieſpalt des menſchlichen Bewußtſeins im wahren Sinne des Worts eine Thatſache; die einzige, die gewiß jeder Menſch beſtätigen muß, und von der er aus eigner Erfahrung ein unmittelbar aus der Quelle geſchöpftes und eigenthümliches Zeugniß ablegen könnte. Als die Urſache dieſer durchaus geſchichtlichen Thatſache muß diejenige Begebenheit angeſehen werden, welche die Offenbarung uns mittheilt, wovon aber auch Jeder in ſeinem Innern die Spuren findet und erkennt: jene Verfinſterung der Seele nähmlich, welche dem jetzigen Zuſtande des Menſchen voranging, und ihn begründet, und welche dadurch veranlaßt wurde, daß ein fremdes, feindliches Weſen zwiſchen ihr und die ſie erleuchtende Sonne eingetreten iſt. Wenn aber die Seele, die denkende ſowohl, als die liebende, der Mittelpunkt des Bewußtſeins iſt, ſo iſt mit jener allgemeinen, großen Seelenfinſterniß zugleich auch das geſammte Bewußtſein und zwar bis auf die innerſte Grundlage und ganze Structur desſelben, mit alterirt worden, und gegenwärtig auch bloß philoſophiſch genommen und von aller beſondern moraliſchen Fehlerhaftigkeit in einzelnen Acten, üblen Gewohnheiten und Leidenſchaften der einzelnen Individuen noch ganz weggeſehen, nicht mehr ſo, wie es urſprünglich geweſen und von Gott erſchaffen iſt und zu bleiben beſtimmt war.

So iſt nun alſo das geſammte menſchliche Bewußtſein mit lauter Zwieſpalt und Zweiheit angefüllt, nicht bloß nach der vernünftig ſinnlichen oder irdiſch geiſtigen Natur desſelben: ſondern auch das Denken ſelbſt iſt mit dem Leben überhaupt in Widerſtreit, im Denken aber wieder das Innere und das Aeußere, das Glauben und das Wiſſen, im Leben aber das Unendliche mit dem Endlichen, oder auch das Ewigbleibende mit dem vorübergehend Vergänglichen, in feindlichen, gegenſeitig ſich ſtörenden und zerſtörenden Gegenſatz gekommen. Die Aufgabe der Philoſophie kann bei dieſer Beſchaffenheit der Dinge und von dieſer Seite angeſehen, wie ſchon früher geſagt wurde, wohl keine andere ſein, als die Wiederherſtellung des urſprünglichen Bewußtſeins und der wahren Einheit dieſes Bewußtſeins, ſo weit dieſelbe nach menſchlichen Kräften möglich iſt. Denn daß die wahre und bleibende Einheit des Bewußtſeins, wenn ſie überhaupt erreichbar iſt, nur in Gott gefunden werden kann, darf man ohnehin vorausſetzen und könnte nur von demjenigen bezweifelt werden, der dieſe Einheit und ihre Wiederherſtellung überhaupt für unmöglich erklärte; worüber ſich leicht viel hin und her ſtreiten läßt, was aber, da das Streiten doch nie hilft, am beſten durch die That ſelbſt, wenn der Verſuch nähmlich gelungen iſt, entſchieden werden kann. Daher denn auch die Philoſophie überall Gott zum Grunde legen, von Gott ausgehen und alles aus dieſer Quelle ſchöpfen muß. Dann aber, und auf dieſem Wege wandelnd, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt ſie keine müßige Betrachtung und bloße Beobachtung des innern Seins und Denkens, kein todtes Wiſſen allein, ſondern ein lebendiges Streben und denkendes Wirken, zur Wiederherſtellung des verderbten und entarteten Bewußtſeins in ſeine einfache Natur und urſprüngliche Einheit. Dieſer Weg iſt auch derjenige, der hier zum Grunde gelegt, oder vielmehr das Ziel, welchem, wenn auch nur unvollkommen aus beſten Kräften nachgeſtrebt werden ſoll. Eine jede von den vier bis jetzt mitgetheilten Betrachtungen enthielt nun, obwohl in freier darſtellender Form, den Verſuch, irgend einen beſtimmten Zwieſpalt des Bewußtſeins, unter denen die am allgemeinſten herrſchend ſind, und das ganze Daſein am weſentlichſten ſtören, zur glücklichen Auflöſung zu bringen, und zu verſöhnen; in wiefern die Aufgabe mehr oder minder unvollkommen oder befriedigend in dieſen vier Anfangsverſuchen wirklich gelöſt und glücklich erreicht ſei, wird ſich am beſten näher prüfen laſſen, nach eben dieſer Idee von der Philoſophie, als der Wiederherſtellung des verdorbenen Bewußtſeins in den geſunden Zuſtand, in ſeine urſprüngliche Einheit und volle Lebenskraft, als worin die wahre Beſtimmung derſelben zu ſuchen iſt.

Der erſte Zwieſpalt, welchen ich mich aus dem Wege zu räumen bemühte, war der zwiſchen der Philoſophie ſelbſt und dem Leben. Wenn aber nicht das abſtracte Denken und die dialektiſche Vernunft der Mittelpunkt des Bewußtſeins iſt, ſondern die denkende und die liebende Seele; ſo fällt die eingebildete Scheidewand zwiſchen der Philoſophie und dem Leben von ſelbſt weg. In der zweiten Betrachtung ſuchte ich, weil der Zwieſpalt zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, zwiſchen dem Ewigen und dem Vergänglichen, nur durch die That und durch das Leben zu löſen iſt, wenigſtens den Weg zu zeigen, auf welchem dieſe Einheit und Ausgleichung gefunden werden kann, und die Ueberzeugung lebendig zu begründen, daß es wohl eine wahre Begeiſterung giebt, wo das unendliche Gefühl ſich auch als ein wirkliches bewährt; und wie auch die irdiſche Neigung und Liebe, in dem geheiligten Bunde der Treue und Ehe, das Gepräge des Unverbrüchlichen und Ewigen annimmt, und eine Quelle wird von ſehr vielen göttlichen Segnungen und ſittlichen Banden, die ſtärker ſind und mehr wirken für die ſittliche Begründung des Lebens, als alle allgemeinen Vorſchriften und bloßen Begriffe einer mehr aus dieſen als aus dem Leben ſelbſt geſchöpften Sittenlehre. In der reinen Sehnſucht endlich wurde ein höheres Streben nachgewieſen, welches allerdings auf ein Unendliches, Ewiges, Göttliches gerichtet iſt; aber freilich muß auch dieſes ſich als ein wirkliches bewähren, durch die Früchte, die es hervorbringt; worüber etwas näheres zu beſtimmen, ſich gleich unten die Stelle finden wird. Die dritte Betrachtung hatte den Zwieſpalt zwiſchen dem Innern und Aeußern im Denken und im Wiſſen zum Gegenſtande, ſo wie die Auflöſung deſſelben. Wenn alles Wiſſen ein bloßes Vernunft-Wiſſen wäre, ſo würde dieſer Zwieſpalt zwiſchen dem Innern und dem Aeußern ganz unauflöslich ſein und es völlig unbegreiflich bleiben, wie jemahls ein Fremdes und Andres von außen in uns und unſer Ich hineinkommen und von demſelben erkannt werden könnte. Iſt aber alles Wiſſen ein poſitives Wiſſen, iſt auch die Erkenntniß des Geiſtigen und Göttlichen nur eine innere und höhere Erfahrungswiſſenſchaft; ſo iſt mit dieſer Idee von der Offenbarung, der Schlüſſel der Erklärung und die Möglichkeit einer Erkenntniß Gottes und des Göttlichen zugleich gegeben und gefunden. Selbſt auf die Natur läßt ſich dieſes anwenden, ſobald von dem Ganzen und Innern derſelben die Rede iſt, von der in ihr waltenden lebendigen Kraft oder dem ſie beſeelenden Geiſte, oder von der Erkenntniß dieſes Innern und Ganzen; denn auch dieſes läßt ſich nicht mit Händen greifen, wohl aber ſpricht die Natur zu uns, für den, der ihre Sprache zu verſtehen weiß, was freilich iſolirt genommen und ohne Beziehung auf Den, der ihr den Urſprung gegeben und ihr Ziel beſtimmt hat, und wenn alſo die beiden Endpunkte alles Verſtehens der Natur weggeworfen werden, nicht wohl möglich ſein dürfte. Nachdem aber nun die Menſchen den angebornen Zwieſpalt ihres innerſten Bewußtſeins auch auf alle äußre Gegenſtände ſo weit übertragen, daß ſie ſelbſt Gott und die Natur, die irdiſche Sinnenwelt und den Schöpfer derſelben, aus einander reißen und gegen einander ſtellen, und die Naturwiſſenſchaft mit der Erkenntniß Gottes und ſeiner Offenbarung in feindliche Oppoſition bringen; ſo war die vierte und letzte Betrachtung dem Verſuche gewidmet, auch hier eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen, oder wenigſtens den erſten Grund zu legen und den Weg anzudeuten, wie eine ſolche gefunden und zu Stande gebracht werden könnte. Eine Aufgabe, die um ſo wichtiger iſt, weil dieſer Zwieſpalt nicht bloß im Wiſſen Statt findet und auf das Gebieth des Wiſſens beſchränkt iſt, ſondern auch im wirklichen Leben dieſe verſchiedene Anſicht und Denkart in eben ſo viele Partheien ſcharf getrennt erſcheint und ſich feindlich gegenüber ſteht. Und obgleich dieſe bloß nach der Form und Richtung des Denkens geſchiednen Claſſen nicht ſo öffentlich unter beſtimmten Nahmen, wie die andern Partheien im Glauben oder im Staate zu unſrer jetzigen Zeit hervortreten; ſo iſt der Zwieſpalt darum nichts deſto weniger ein ſehr wirklicher und auch allgemein und überall im wirklichen Leben bemerklicher. Die erſte und bei weitem größere Anzahl bildet wohl die Claſſe der bloßen Vernunftdenker, die alles gleichgültig bezweifeln und mehrentheils alles nach dem Standpunkte dieſes Zweifelns beurtheilen; die zweite Parthei iſt die der ausſchließenden Anhänger der Natur, welche unter den wiſſenſchaftlichen Menſchen ſehr zahlreich ſind; die dritte Claſſe derjenigen endlich, welche die Richtſchnur ihres Denkens und den Maaßſtab der Beurtheilung allein aus der poſitiven Quelle der göttlichen Entſcheidung ſchöpfen wollen, würde am leichteſten, wenn ſie nur noch um einige Stufen tiefer aus dieſer nähmlichen Quelle ſchöpfen möchte, jeder Kraft und jeder Wahrheit in allem übrigen Denken und Wiſſen, ihre rechte Stelle aus jenem Mittelpuncte anweiſen können, und eben dadurch den allgemeinen Zwieſpalt am meiſten zu löſen und zu verſöhnen im Stande ſein. Inſofern ſie aber nicht dieſen verſöhnenden Weg, gegen das andre, wahre, natürliche, geſchichtliche oder künſtliche Wiſſen einſchlagen, ſondern bloß den einer abſoluten Verwerfung oder negativen Beſchränkung und Umzäunung; ſo ſinken ſie eben dadurch, was ſie gerade am wenigſten ſollten, auch nur zu einer Parthei wie die andern herab, da ſie eigentlich doch viel höher ſtehen würden als dieſe, und tragen nun ihrerſeits auch noch dazu bei, den Zwieſpalt im Bewußtſein und die Zwietracht im geiſtigen Leben recht feſt zu begründen und dauernd zu erhalten. Dieſe drei Partheien, welche die Zeit und das Leben unter ſich theilen und nach der in Jedem vorherrſchenden Denkart, beherrſchen, ſind alſo die der Vernunftdenker, der Naturanhänger und die der abſoluten Entſcheider aus der höhern und göttlichen Autorität; ſo lange die Entſcheidung und Richtung dieſer letzten bloß negativ bleibt, und alſo für das Ganze des Lebens ungenügend iſt.

Nachdem wir nun gleich zum Anfange nach vier verſchiedenen Seiten die Betrachtung hingelenkt haben, um jene wichtigſte Thatſache des wirklichen Bewußtſeins, jenes große Phänomen des allgemeinen Zwieſpalts in demſelben, in eben ſo vielen verſchiednen Sphären und Formen aufzufaſſen und darzuſtellen; nachdem in gleicher Weiſe auch in derſelben vierfachen Richtung der Verſuch hinzugefügt worden iſt, dieſen, dem menſchlichen Bewußtſein durch die urſprüngliche Verfinſterung der Seele anklebenden Erbfehler eines eben ſo allgemeinen und tief eingreifenden, als mannichfach ſich geſtaltenden und in viele Arten und Formen theilenden Zwieſpalts, einer verſöhnenden Ausgleichung näher zu führen, als erſter Anfang der Rückkehr und Annäherung zur urſprünglichen harmoniſchen Einheit: ſo wird es nun wohl nicht mehr zu früh oder voreilig ſcheinen können, daßſelbe Problem nun auch allgemeiner zu faſſen, für das geſammte menſchliche Bewußtſein überhaupt und im Ganzen genommen; wobei wir uns zunächſt aber darauf beſchränken, dieſe Frage und ganze Angelegenheit nur bloß von der pſychologiſchen Seite in Erwägung zu ziehen. Wie nun das menſchliche Bewußtſein viel einfacher und harmoniſcher ſein könnte, und wie es etwa, ohne dieſe eigentlich doch nur zufällige Zertheilung der einzelnen Seelenvermögen zu denken wäre; das iſt im Allgemeinen wohl nicht ſo gar ſchwer anzugeben. Einer der erſten unter den neuern deutſchen Philoſophen ſagt einmahl von der Seele, daß ſie etwas ganz Ueberflüßiges und eine bloße Erdichtung ſei. Dieſe Aeußerung kam eben daher, daß er den Mittelpunkt des Lebens und des Bewußtſeins in ſeinem Syſteme ſchon verlaſſen hatte. Wer dieſen feſthält, der wird jener Behauptung gewiß nicht beiſtimmen, welche dem allgemeinen Menſchengefühle widerſtreitend, ohnehin keiner beſondern Widerlegung bedarf. Was aber die beiden Hälften oder Seiten der denkenden Menſchenſeele, in welche dieſelbe zerfällt oder geſpalten iſt, die Vernunft und die Fantaſie betrifft; ſo ſind dieſe beiden Vermögen freilich keine Erdichtung, ſondern ſie ſind wahrhaft und wirklich im Bewußtſein vorhanden, wo ſie abgeſondert, wie auch im Leben ſelbſt, oft in feindlicher Richtung einander gegenüber ſtehen. Ueberflüſſig iſt nun dieſe Abſonderung und Eintheilung zwar wohl nicht zu nennen, aber als ſchlechthin nothwendig und ſchon urſprünglich weſentlich läßt ſie ſich auch nicht betrachten. Wenn alles Denken ein lebendiges, wenn die denkende und die liebende Seele in ihrem Mittelpunkt Eins geblieben wäre: dann würde das äußerlich geordnete Denken und Schließen, und das innerlich fruchtbare Denken, Sinnen und Erfinden gar nicht getrennt und geſondert ſein, wenigſtens nie in Zwietracht und Oppoſition gegen einander ſtehen, ſondern beides harmoniſch zuſammen verbunden ſein, in dem lebendigen Denken der liebenden Seele. Auch die verſchiednen Formen einer höhern Liebe und eines höhern Strebens, ja auch jede erlaubte irdiſche Neigung würde in dem Ganzen dieſes harmoniſchen Seelenlebens mit verflößt ſein und nicht mehr als ein einzelnes Vermögen, oder als eine abgeſonderte, dem Ganzen oft widerſtreitende Kraft betrachtet werden können. Selbſt das Gewiſſen würde nicht als eine ſolche, als einzelner Act und eine einzelne Function des Urtheils ganz eigner Art abgeſondert hervortreten; ſondern es würde nur wie ein inneres Zartgefühl und das lebendige Pulſiren des ſittlichen Urtheils mit verflößt ſein in dem Leben des Ganzen. — Sinne und Gedächtniß ſind ohnehin nur dienende Vermögen, die als einzelne nur in der jetzt herrſchenden Abſonderung und Zerſpaltung erſcheinen; ſie würden dann in dieſer Vorausſetzung eines viel einfacheren und noch harmoniſchen Bewußtſeins nicht mehr als ſolche, als einzelne, abgeſonderte Seelenkräfte, ſondern bloß als leibliche Organe zählen. Es würde alſo, wenn die Seele nicht verfinſtert, wenn ſie ganz klar und licht und ruhig in Gott geblieben wäre, das menſchliche Bewußtſein viel einfacher ſein, als jetzt nach allen dieſen abgeſonderten Vermögen, die wir ſchon an demſelben aufgefunden und unterſchieden haben. Es würde daſſelbe alsdann bloß aus Verſtand, Seele und Willen beſtehen; denn wollte man auch dann noch die Seele in der dreifachen Richtung derſelben, als die denkende, fühlende und liebende Seele unterſcheiden, ſo würde doch dieſer Unterſchied kein Zwieſpalt und innrer Streit ſein, ſondern es würde die denkende, fühlende, liebende Seele harmoniſch unter ſich verbunden, und in dieſer harmoniſchen Verbindung mit ſich ſelbſt Eins ſein. Der Unterſchied zwiſchen Verſtand und Willen würde fortbeſtehen, da er allen erſchaffenen Geiſtern weſentlich iſt und ſelbſt dem unerſchaffenen Geiſte noch in einem gewiſſen Sinne beigelegt wird; allein auf dem fruchtbaren Boden dieſes harmoniſchen Denkens und Fühlens, in dieſem Seelen-Garten des innern Lichts würden ſie befreundet zuſammen wandeln und mit einander wirken, niemahls aber als abgeſonderte Weſen in feindlich geſchiedener Richtung aus einander gehen, oder wie mehrentheils im wirklichen Leben durch eine große Kluft von einander getrennt ſein und außer aller Berührung ſtehen. — So ungefähr alſo, oder doch auf ähnliche Weiſe, müßte man ſich das menſchliche Bewußtſein denken und anſchaulich zu machen ſuchen, wie es urſprünglich nicht finſter, zerriſſen und in den Zwieſpalt gebannt, ſondern durchaus harmoniſch und viel einfacher war. —

Was nun Verſtand und Willen, als eine dem Geiſte überhaupt weſentliche Eigenſchaft und Eintheilung der Kraft, die aber nicht disharmoniſch zu ſein braucht, betrifft; ſo wird mir für das, was ich noch darüber hinzuzufügen habe, die ſchon früher berührte Aeußerung eines der andern neuern deutſchen Philoſophen zum Uebergang und Stützpunkt dienen. Nach dieſem merkwürdigen Ausſpruche über den Geiſt, welcher dem oben angeführten über die Seele zum würdigen Seitenſtucke dienen kann, beſteht das Weſen des Geiſtes überhaupt in der Verneinung eines Entgegengeſetzten. Was dieß für einen Sinn geben würde, wenn es auf den unerſchaffnen Geiſt und Schöpfer aller andern Geiſter angewandt würde, kann ich hier noch nicht berühren. Was aber die erſchaffnen Geiſter betrifft, ſo beſteht ihr Weſen grade umgekehrt in der ewigen Bejahung, die ſie aber nicht von ſich ſelbſt haben; ſondern es iſt die Bejahung desjenigen Einen, zu dem ſie Gott ausſchließlich beſtimmt hat; und eben weil es nicht aus ihnen iſt, ſondern aus Gott und Seiner Kraft, von welcher jene Geiſter nur Ein Strahl ſind, oder ein Funke Seines Lichts; ſo iſt in dieſem Einen Strahl nicht bloß das Sehen und das Verſtehen, ſondern auch der Gedanke und die That, das Wollen und Vollbringen völlig Eins und ganz ungetrennt, worin ſie eben ſo ganz von dem Menſchen verſchieden ſind. Dieſer von Gott ihnen zugetheilte Lichtſtrahl iſt eben der Gedanke ihrer Beſtimmung, der Auftrag, zu dem ſie erſchaffen ſind, ihre Sendung mit einem Worte, um es ganz menſchlich und nach der gewöhnlichen Sprache auszudrücken; wie dann in allen alten Sprachen, die Benennung der erſchaffnen reinen Geiſter von dieſer Sendung hergenommen iſt, die ſelbſt ihr Weſen ausmacht, welches ihr Weſen, mit jener göttlichen Sendung oder eingebornen, ewigen Bejahung, völlig Eins iſt, ſo lange ſie nähmlich derſelben getreu bleiben. Auf die abgefallenen, böſen Geiſter paßt aber jene oben angeführte Erklärung von dem Weſen des Geiſtes ganz vortrefflich: ihr Weſen beſteht nicht in der göttlichen Bejahung oder in der Sendung, die ſie verlaſſen haben, ſondern in der ewigen, obwohl vergeblichen Verneinung des ihnen Entgegengeſetzten, und dieſes Entgegengeſetzte iſt eben die göttliche Ordnung, die für ihren hochfahrenden Verſtand, für ihren durchſchneidenden Willen wahrſcheinlich viel zu liebevoll und unverſtändlich, für ihren alles tadelnden Sinn nicht conſequent, nicht unbedingt, nicht abſolut genug ſchien oder war.

Alles bisher Geſagte geht nun in folgendes Reſultat zuſammen. So wie durch die erſte Seelenverfinſterung auch der organiſche Leib des Menſchen ſchlechter geworden iſt, der eben damit, wie er früherhin unſterblich erſchaffen war, dem Tode anheim fiel und den Keim zahlloſer Krankheiten oder Todeswurzeln in ſich aufnahm und aufzunehmen fähig ward: welches aber nicht die Schuld ſelbſt, ſondern die natürliche Folge der Schuld iſt: eben ſo iſt auch dem menſchlichen Bewußtſein dadurch und ſeitdem ein nichtiges und falſches Denken, als ein geiſtiger Todeskeim und mannichfacher Saame des Irrthums eingepflanzt und angeerbt, der aber auch an ſich nicht ſelbſt eine neue Schuld, ſondern bloß eine natürliche Folge der erſten Schuld und des urſprünglichen Seelenverderbens iſt. In vierfacher Form, nach den vier weſentlichen Haupt-Enden und Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeins zeigt und entwickelt ſich dieſer angeborne Irrthum und fruchtbare Keim des irrigen und falſchen Denkens. Es war zuerſt ſchon früher die Rede von dieſer in der Mitte alles Denkens wurzelnden nichtigen Idee der Ertödtung alles Lebens, in dem todten Begriffe und der leeren Formel; und wie dieſelbe dem menſchlichen Geiſte, ſo wie er jetzt beſchaffen iſt, urſprünglich anhaftet, und wie es daher ſo ſchwer iſt, beſonders auch für den, welcher die Natur nicht bloß erforſchen, ſondern wirklich verſtehen und in ihrem lebendigen Wirken erfaſſen will, dieſes dynamiſche Geſetz und innere Pulſiren ihrer lebendigen Kraft in Gedanken nachzubilden, da es dem abſtracten Begriffe entflieht und das wahre Leben ſchon in der Auffaſſung ſolcher todten Formel ſelbſt ſogleich erliſcht. Dieſes alſo iſt die erſte Art und Quelle des irrigen und todten oder nichtigen Denkens in dem abſtracten Verſtande. Da nun grade ein ſolches nicht mehr lebendiges, ſondern ſchon ertödtetes Denken abſtracter Begriffe, nach allen Seiten, verknüpfend und folgernd, oder zergliedernd und theilend, in's Unendliche fortgeſetzt werden kann, als worin eben das Weſen und die

Function der Vernunft beſteht, und welches zu dem endloſen Streit und unendlichen Widerſpruch führt: ſo iſt alsdann dieſe dialectiſch immerfort ſtreitende oder ſkeptiſch auf ſich ſelbſt Verzicht leiſtende, ſich aber doch nie wahrhaft fahren laſſende Vernunft die zweite Quelle des Irrthums oder des falſchen Denkens; und zwar iſt dieſes falſche Denken der die abſtracten Verſtandesbegriffe weiter fortführenden oder zergliedernden dialectiſchen Vernunft ſchon an ſich aus der Beſchaffenheit und Natur des menſchlichen Bewußtſeins, wie es jetzt beſchaffen iſt, hervorgehend, ohne daß ſich davon dem einzelnen Individuum die eigentliche Schuld beimeſſen läßt, oder daß dieſe bei noch ſo verkehrten Folgerungen und verderblichen End-Reſultaten allemahl in moraliſchen Gründen und unmoraliſchen Nebenabſichten zu liegen brauchte. Bei der Einbildungskraft brauchen wir nicht einmahl eine in der Leidenſchaft dämoniſch entzündete und dämoniſch getäuſchte Fantaſie in Erwägung zu ziehen, oder die immer zu ſehr auf die materielle Seite hinneigende Richtung derſelben in Anſchlag zu bringen, da die Einbildungskraft auch ſelbſt in der höchſten Steigerung und Reinheit der Geſtalt, doch immer nur eine ſubjective Anſicht und Form der Auffaſſung im Denken bleibt und ſchon dadurch eine Quelle von mannichfachem Irrthume wird. Wie höchſt ſelten aber eine Einbildungskraft gefunden wird, die nicht mehr ſubjectiv zu nennen iſt, das zeigt ſich grade auf der höchſten Stufe ihrer Entwicklung, in den Producten der darſtellenden Künſte. Unter den einzelnen Genies, die in einzelnen Zeitaltern oder Nationen, aus der ganzen Maſſe hervorragend, zu dem ſo äußerſt ſeltnen wahren Künſtlerruhme gelangen, ſind es aus der kleinen Anzahl der berühmten Nahmen wieder nur die allerwenigſten, von denen man ſagen und rühmen kann: Hier in dieſer Darſtellung iſt es wirklich und wahrhaft das Leben und die Natur ſelbſt, die ſich ganz objectiv darin ausſprechen, vollſtändig entfalten und kund geben, und nicht mehr eine bloß genialiſche Anſicht und eigenthümliche Fantaſie eines Einzelnen. Dasſelbe kann aber auch auf das wiſſenſchaftliche Gebieth und auf das Denken überhaupt und beſonders in der Naturwiſſenſchaft und im geſchichtlichen Wiſſen angewandt werden. In der Sphäre des Willens iſt es nun ebenfalls nicht das unſittliche und eben dadurch fehlerhafte und falſche Wollen, was wir hier als die Quelle des irrigen Denkens und des geiſtigen Irrthums in Erwägung ziehen, ſondern es iſt dieſe Quelle des Irrthums, von welcher hier die Rede iſt, ſchon in der bloßen Form des Willens gelegen: wenn der Gegenſtand und das Ziel desſelben auch an ſich ganz erlaubt und völlig fehlerfrei wäre, nähmlich in dem abſoluten Wollen. Daß ein ſolches abſolutes Wollen, d. h. menſchlich ausgedrückt nach der gewöhnlichen Sprache, Eigenſinn und Starrſinn, ein rechter Grund- und Erbfehler des jetzigen Menſchen-Charakters iſt, der ſich eben als ſolcher, zugleich mit den erſten Regungen der Vernunft ſchon bei den kleinſten Kindern kund giebt, und wie nothwendig es ſei, demſelben einen Damm entgegen zu ſetzen, das weiß jeder Erzieher und jede Mutter weiß es. Aber auch in den größten und umfaſſendſten Lebensverhältniſſen, ja in der Weltgeſchichte ſelbſt, offenbart ſich dieſes abſolute Wollen, als die verderblichſte unter allen Quellen des Verderbens und des Irrthums in der Seele und in dem Leben des Menſchen; geſetzt auch, daß der Gegenſtand und das Ziel eines ſolchen abſoluten Willens an und für ſich nicht grade ganz tadelnswerth und vielleicht ſelbſt ein Großes und Würdiges zu nennen wäre. Eben durch dieſes abſolute Wollen wird der Tyrann, wenn er auch ſonſt mit einem großen und umfaſſenden Verſtande begabt wäre und manche achtungswürdige ſittliche Kraft und Tugend beſäße, der alles um ſich her zerſchmetternde und vernichtende Tyrann; oder auch, wo nicht Einer allein herrſcht, ſondern die Macht unter mehrere vertheilt iſt: da werden durch dieſen abſoluten Willen, die verſchiednen Anſichten, die ſonſt wohl, ruhig erwogen, jede einen Antheil des Wahren für ſich beſitzen und in Anſpruch nehmen könnten, in eben ſo viele wüthende Partheien verwandelt, welche die Welt zerreißen und in Flammen ſetzen und alles mit Anarchie erfüllen.

Die todten Begriffe eines abſtracten Verſtandes alſo, der dialectiſche Vernunftſtreit, die bloß ſubjective Auffaſſung der Gegenſtande einer einſeitig getäuſchten Einbildungskraft und der abſolute Willen: das ſind die vier Quellen, aus welchen noch ohne alle Rückſicht auf die Verirrung der Leidenſchaft, oder eigenthümliche Charakterfehler und beſondere Erziehungsvorurtheile und die dadurch veranlaßten falſchen Urtheile und unrichtigen Begriffe ganz bei Seite geſetzt; das ſind, ſage ich, die vier Quellen, aus denen der Irrthum der in der irdiſchen Wirklichkeit noch egoiſtiſch befangenen Seele zuſtrömt, und der auf dieſem Boden erzeugt, ernährt und weiter fortgepflanzt wird. Wo könnte nun wohl das Heilmittel gegen dieſe mannichfachen Quellen und Formen des Irrthums zu ſuchen und zu finden ſein, als in einer näheren und innigeren Verbindung der Seele mit Gott, als der Quelle aller Einheit, aller Wahrheit und alles Lebens? Das Organ einer ſolchen näheren Verbindung und unmittelbaren Erkenntniß von Gott iſt aber nicht der Verſtand, obwohl dieſer als der höhere Erkenntniß-Sinn für die Offenbarung des Geiſtes und den Geiſt der Offenbarung, uns die erſten Schritte zum Verſtändniſſe unſerer Selbſt und des Schöpfers führt; denn ſo lange es bloß beim Verſtehen bleibt, iſt dieß nur eine Annäherung von außen, und nur Hilfsmittel und Vorbereitungsſtufe. Erſt dann, wenn die göttliche Idee nicht bloß auf der Oberfläche des Verſtandes ſtehen bleibt, ſondern tiefer in den Mittelpunkt unſers Weſens eingreifend, dort Wurzel faßt, kann ein unmittelbares Schöpfen aus dieſer erſten Quelle alles Lebens zu dieſem Endzwecke Statt finden. Das weſentlich dazu mitwirkende Organ iſt der Wille, und darum nannte ich dieſen, der dann aber ſchon aufgehört haben muß, abſolut zu ſein, den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen. Ehe ich aber weiter gehe und frage oder aufzufaſſen und deutlich zu machen ſuche, wie dieſe gegenſeitige Wirkung zu geſchehen hat, oder überhaupt denkbar iſt, muß ich noch eine weſentliche Bemerkung voranſchicken. So wie ich für jede verſchiedene Sphäre und höhere oder niedere Stufe und Region des Daſeins, ein beſonderes, charakteriſtiſches Merkmahl hervorzuheben und feſtzuſtellen ſuchte, und in dieſem Sinne z. B. bemerkte, das eigentliche Kennzeichen der Natur und alles deſſen, was zur Natur gehört, ſei der ſchlummernde Zuſtand oder auch der Schlaf; die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen, die ihn vor allen andern geiſtigen Weſen auszeichnet, ſei die Fantaſie; der eigentliche Charakter der erſchaffenen reinen Geiſter ſei in jenem Gepräge der Ewigkeit zu ſuchen, welches allem ihren Thun aufgedrückt und eigen iſt, und vermöge deſſen ſie das Eine, was ſie einmahl zu thun angewieſen ſind, in raſtloſer Thätigkeit, immer und ewig thun, ohne Wechſel und ohne Bedürfniß der Ruhe, und vermöge deſſen ſie auch ſo, wie ſie einmahl ſind, immer und ewig bleiben: ſo möchte ich nun dieſelbe Betrachtungsweiſe bis in die höchſte Region fortführen, um auch dort ein charakteriſtiſches Kennzeichen aufzuſuchen, an dem man ſich feſthalten und zurecht finden könnte. Und ſo würde ich denn in der gleichen Abſicht für unſer menſchliches Faſſungsbedürfniß fortfahren und ſagen: Das charakteriſtiſche Kennzeichen nicht etwa des göttlichen Weſens, denn das wäre nach dieſem Maaßſtabe des für uns Erreichbaren allerdings zu viel geſagt, wohl aber das eigenthümliche Merkmahl der göttlichen Wirkſamkeit und Einwirkung auf die Schöpfung und die erſchaffenen Weſen, beſteht in der ganz unglaublichen Herablaſſung Gottes gegen dieſe Seine Geſchöpfe und beſonders gegen den Menſchen. Unglaublich aber kann oder darf und muß ſie genannt werden, weil ſie nicht bloß allen Begriff überſteigt, ſondern auch allen Glauben, ſelbſt den ſchon ganz vertraulich und kindlich gewordnen, und ihn immer wieder noch bei weitem übertrifft und von neuem überraſcht. Es wird nur die Frage ſein können, ob die hier gewählte Bezeichnung auch einfach und treffend genug, mithin richtig gewählt iſt; denn die Thatſache jener göttlichen Herablaſſung ſelbſt, und daß dem wirklich ſo iſt, das wird durch jede Zeile und jedes Wort in allen Offenbarungen Gottes, ich meine nicht bloß die geſchriebenen, ſondern überall, wo Gott und Seine Kraft und Einwirkung oder Führung irgend offenbar wird, in der Geſchichte und im Leben wie in der Natur, überall und von allen Seiten beſtätigt; und über nichts ſind alle Stimmen, die darüber als gültige betrachtet werden können, ſo ganz einig und einverſtanden, als über dieſe wunderbare Eigenſchaft Gottes, die mithin, den allgemeinen Glauben an den Einen lebendigen Gott einmahl vorausgeſetzt, als über alle

Zweifel erhaben betrachtet werden kann. — Um uns nun die weſentlich nothwendige Mitwirkung des Willens zu jedem lebendigen Verhältniſſe mit Gott, was mehr als ein bloßes Verſtehen ſein ſoll, anſchaulich zu machen, nehmen wir an, daß Gott ſich einem Menſchen, nach dieſer ſeiner unglaublichen Herablaſſung, ganz kund gäbe, ſo wie es in den Erſten Büchern unſrer heiligen Schrift ſteht, daß Er mit dem Moſes umgegangen ſei, ſo ganz vertraulich, wie ein Freund mit dem Freunde ſpricht; nehmen wir alſo an, daß Gott einem Menſchen alle Geheimniſſe im Himmel und auf der Erde offenbarte, ohne Rückhalt; daß Er ihm zugleich auch Seinen Willen und verborgnen Rathſchluß ganz entdeckte, nicht bloß überhaupt und im Allgemeinen, ſondern auch deutlich und beſtimmt, was Er grade von ihm will, grade jetzt will und mit ihm vor hat: daß Er ihm auch alle Mittel und Wege anzeigte, um es ausführen zu können, vielleicht auch noch die höchſten Verheißungen hinzufügte: ſo würde dieß alles demſelbigen Menſchen gar nichts fruchten und helfen, wenn er nicht einwilligte, wenn er in ſeinem alten, aus übler Gewohnheit, Furcht und ſinnlicher Begierde gemiſchten, verworrnen Egoismus ſtecken bliebe, und an dem eng beſchränkten Selbſt und eignen Ich feſtklebend, ſich nicht davon losreißen könnte.

Dieſe innere Einwilligung und Zuſtimmung in den Willen Gottes, dieſe ſtille Bejahung desſelben iſt es allein, welche dem Menſchen, der nun einmahl auch Gott gegenüber frei erſchaffen iſt, helfen und ihn wirklich zu Gott führen kann: und darum bezeichnete ich den Willen und nicht den Verſtand als den eigentlichen Gottes-Sinn im Menſchen. Aber bloß die innere Einwilligung wird hier zunächſt gefordert, nicht auch die Kraft der Ausführung in gleicher Weiſe: denn dieſe iſt ſehr verſchieden, ſelbſt nach dem Maaßſtabe der Natur, d. h. desjenigen, was einem Jeden von oben gegeben iſt; denn aus ſich ſelbſt hat niemand die Kraft zu etwas Höherem, nur der Wille des Menſchen iſt ſein eigen. Jene innere Einwilligung nun und Uebergebung des eignen Willens in den höheren, göttlichen Willen iſt freilich nicht denkbar ohne daß zugleich auch der menſchliche Wille von der Sinnenwelt die ihn mit den mannichfachſten Banden ſo eng umſchloſſen hält, in einem gewiſſen Grade ſich zurückzieht, und von dem engen Selbſt, an welchem das Ich ſo feſt klebt, ſich gewiſſermaßen frei macht und mehr und mehr ablöſt. Nun entſteht die natürliche Frage, welches ſind die rechten und richtigen Gränzen dieſer Weltentſagung, dieſer Selbſtaufopferung, über welche auch die Platoniſche Philoſophie ſo vieles gelehrt hat, wie nothwendig ſie ſei, um Gott, als dem höchſten Gute und vollkommenſten Weſen, wenigſtens um Eine Stufe oder doch um Einen Schritt näher zu kommen? Der indiſche Einſiedler und Büßer bleibt nach dieſem Begriffe von der nothwendigen Weltentſagung, um ſich mit Gott zu vereinigen, dreißig Jahre auf demſelben Orte ſitzen, die Augen unverwandt auf Einen Fleck gerichtet; ſo daß er nicht bloß alle Gränzen der menſchlichen Natur überſchreitet, ſondern ſelbſt alle Spuren derſelben bis zur Unkenntlichkeit in ſich auslöſcht und zerſtört. Oder auch, er beſteigt nach einem falſchen Begriffe von Selbſtaufopferung, um deſto ſchneller mit Gott vereinigt zu ſein, den flammenden Scheiterhaufen; da es doch eine ganz einfache Betrachtung und Regel bloß nach der geſunden Vernunft wäre, daß der Menſch, ſo wie er ſich nicht ſelbſt das Leben ertheilt hat, eben ſo wenig auch ſich dasſelbe zu nehmen befugt iſt. Dieſe rieſenhaften Uebertreibungen, wie wir ſie bei den aſiatiſchen Urvölkern finden, wo der zum Grunde liegende Begriff im erſten Keime wohl etwas Schönes und Wahres enthält, was aber in der verkehrten Anwendung völlig zum Ungeheuren entſtellt wird, ſind weit entfernt von der Wahrheit. Ein einfaches Gleichniß von den verſchiednen Lebensſtufen hergenommen, wird vielleicht am leichteſten deutlich machen können, worauf es hier in dieſer Einwilligung des Menſchenwillens in den Willen Gottes ankommt, und in welchem Sinne und Maaße der menſchliche Wille allerdings nicht ganz der Welt hingegeben ſein und nicht bloß an ſich ſelbſt feſtkleben darf, um ſeine aufrichtige, innere Zuſtimmung geben zu können zu der höhern Stimme und der führenden Hand, welche die Erziehung des Menſchengeſchlechts im großen Ganzen wie im Kleinen jedes einzelnen Menſchenlebens und Lebensalters mit der gleichen Sorgſamkeit leitet. Das Kind alſo darf, ja es ſoll ſpielen, zu deſto freierer Entwicklung ſeiner Kräfte iſt dieß ſogar nöthig und heilſam; aber wenn die Mutter ruft, und dieſes iſt für das Kind die höhere Stimme, ſo ſoll es aufhören zu ſpielen. Die Jugend ſoll ſich freuen und des grünenden Frühlings genießen; wenn aber die Ehre und die Pflicht dazu aufrufen, dann gilt es eine ernſte Thätigkeit; oder wird etwa auf die andre Seite und Hälfte der Jugend geſehen, die Gränze der Sittſamkeit in dieſer jugendlichen Fröhlichkeit zu nah berührt und könnte vielleicht übertreten werden, dann muß nach dem erſten Winke darüber, die Luſtbarkeit lieber aufhören. Der Mann ſoll ſich in der Welt verſuchen und im Kampfe des Lebens mit ihr durchſchlagen, wo dann zu müßigen Gefühlen und Gedanken mehrentheils nicht viel Zeit übrig bleibt; nur ſoll er nicht jeden höheren Gedanken und Aufblick zu Gott und dem Göttlichen, die eigentlich doch auch keine äußere Anſtalt und Zeitverluſt erheiſchen, mit Geringſchätzung, als nur für Knaben gehörend und nur für das unreife Alter paſſend, von ſich weiſen. Oder wenden wir den Blick mehr auf die andre leidende Seite des Menſchenlebens, und denken wir uns eine Frau, die vollkommen glücklich iſt, an der Seite eines Mannes, den ſie liebt; ſie lebt ganz in ihren Kindern, hat auch von den äußern Gütern alles, was ſie wünſcht. Jetzt verliert ſie dieſes alles auf einmahl, die geliebten Kinder, den Mann, Schlag auf Schlag, vielleicht auch die Geſundheit, zum Theile ſelbſt den vortheilhaften Stand in der Welt; wie es oftmahls ſo in dieſem veränderlichen Menſchenleben geſchieht. Wer kann es hindern, oder wer ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie leidet und klagt? — Niemand! wir dürfen vielmehr annehmen, daß auch noch höhere Augen als menſchliche, voll Mitleid auf ſie herabſehen. Nur das Eine muß man von ihr verlangen und erwarten, weil es ſchon in der geſunden Vernunft liegt: daß ſie nicht ganz an ſich ſelbſt verzagen, und daß ſie dennoch nicht gegen die Vorſehung murren ſoll. — Alſo mehr als die Menſchen einer von dem andern fordern, in den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen, mehr fordert Gott auch nicht von dem Willen des Menſchen, der eigentlich das Einzige iſt, was er fordert; in Hinſicht auf jene freie Einwilligung und innere Zuſtimmung, die uns allein ſelbſt und perſönlich mit Gott verbinden und ihm annähern kann, wozu das bloße Verſtehen aller möglichen Offenbarung, der geſchichtlichen wie der geſchriebenen oder auch der in der Natur gegebenen, durchaus nicht hinreichend iſt.

Nur ſo viel iſt es und mehr nicht, was zu dieſer weſentlichen Zuſtimmung des eignen menſchlichen Willens in den göttlichen, nach den allgemeinen Lebensverhältniſſen gefordert wird. Iſt aber von einem beſondern Berufe und eignem Stande die Rede; fühlt jemand die Neigung in ſich, ein Diener des göttlichen Worts, ein Werkzeug und Träger der göttlichen Mittheilungen zu ſein: dann treten allerdings höhere und ſtrengere Forderungen ein, wie bei jedem beſondern Stande und eigenthümlichen Berufe. Welcher Stand iſt allgemeiner für den wehrhaft gebornen Mann als der eines Kriegers und Vertheidigers ſeines Vaterlandes! und erfordert derſelbe nicht gleichwohl einen unerſchütterlichen Muth und Todesverachtung, unzählige Entbehrungen und Abhärtungen? Welcher Beruf kann einfacher und mehr in der Natur gegründet ſein, als der dem ſchwächeren Geſchlechte zugetheilte Beruf, Mutter zu werden? Wie iſt gleichwohl auch dieſer mit Leiden, Sorgen und Gefahren umringt; und wie iſt die Mutterliebe, die reinſte und wahrhafteſte Liebe, die irgend unter Menſchen gefunden werden kann, doch ſo ganz nur aus einer Unzahl von kleinen und großen Mühſeligkeiten zuſammengeſetzt! Das iſt es aber eben, wo es in der menſchlichen Liebe am meiſten fehlt, daß ſie zu ſehr nur in einer beſtimmten Richtung, in einer vorübergehenden Epoche des Lebens, in einer einzelnen Handlung der Großmuth oder der Aufopferung ſich kund giebt, nicht immer im Kleinen des alltäglichen Lebens, in den unzähligen Mühen und Sorgen desſelben, ſich mit der gleichen Treue und wohlwollenden Thätigkeit bewährt. Und wie mit der Liebe, ſo iſt es auch mit dem Glauben der Menſchen; er geht nicht genug in's Einzelne, er iſt nicht perſönlich, nicht kindlich, nicht vertraulich genug; er wird nicht genug auf uns ſelbſt bezogen. Wohl haben die meiſten Menſchen von ihrem eignen Werthe eine zu hohe Meinung, auf ihre eigne Kraft ein zu großes Vertrauen; wenigſtens iſt der entgegenſtehende Fehler eines übertriebenen Kleinmuths nur die ſeltnere Ausnahme. Aber von ihrem Berufe, von ihrer Beſtimmung haben die Menſchen, im Ganzen genommen, faſt immer eine viel zu geringe Meinung; ſie glauben nicht daran, und halten dieſe ihre Beſtimmung und ſich ſelbſt aus dem Standpunkte des ganzen Weltalls angeſehen, für etwas Geringfügiges und Unbedeutendes. Und darin liegt eben der große Fehler, und dieſes iſt ganz unrichtig. Jeder Menſch iſt ein Individuum, eine eigne innere Welt voller Leben, ein wahrer Mikrokosmus, wie man ſonſt ſagte, in den Augen Gottes und in dem Plane der ganzen Schöpfung. Jeder Menſch hat einen beſondern Beruf und eine eigenthümliche Beſtimmung; könnten den Menſchen mit einem Mahle die Augen darüber eröffnet werden, ſie würden erſtaunen über all das Unendliche, was ſie verſäumt haben und was ſie hätten erreichen können, und was überhaupt in der Welt verſäumt wird und unerreicht bleibt. Unter vielen Tauſenden aber, die dieſes trifft, gelangen nur ſehr wenige dazu, das mit Klarheit zu erkennen, wozu ſie beſtimmt ſind. Und das kommt daher, weil der Glaube der Menſchen zu ſchwach, beſonders aber weil er zu allgemein und flach iſt, nicht tief genug eingreifend, nicht perſönlich und kindlich genug. Der kindliche Glaube und die bis an's Ende geduldige Liebe: das ſind ſchon die rechten Seelenbande zu einer innigeren Vereinigung mit Gott für den Menſchen. In der Hoffnung, ſo wie ſie unter den Menſchen gefunden wird, fehlt es wohl am meiſten; denn dieſe ſollte grade heldenmüthig und ſtark ſein, ſonſt iſt ſie nicht das, was der Nahme ſagt. Wenige Menſchen giebt es vielleicht, ganz ohne allen Glauben und ohne alle Liebe; nur gehen beide nicht genug in's Einzelne und Kleine des Lebens, wie es doch das menſchliche Bedürfniß erforderte; denn in ihnen ſoll das Göttliche in den Gedanken und in der That hinabkommen. In der Hoffnung aber ſoll der innere Menſch zu dem Göttlichen ſich erheben und hinaufſteigen; und darum muß ſie ſtark ſein, wenn ſie helfen ſoll. Eben darum dürfte ſie verhältnißmäßig weit ſeltner ſein, als Glaube und Liebe, nach menſchlichem Maaßſtabe genommen; dagegen vielleicht viele Menſchen gefunden werden, die innerlich faſt ganz hoffnungslos ſind.

Die früherhin beſchriebne Sehnſucht nach dem Ewigen und Göttlichen iſt das Suchen Gottes; jene innere ſtille Einwilligung, wenn ſie mit einem ſolchen kindlichen Glauben und geduldiger Liebe durch das ganze Leben in ſtandhafter Hoffnung durchgeführt und treu bewahrt wird, iſt das wirkliche Finden desſelben in uns, und das Feſthalten an Ihm, wenn wir Ihn erſt gefunden haben. Als die Wurzel alles des Edelſten und Beſten in uns, kann die Sehnſucht nicht hoch genug geſtellt werden, und nirgends wird ſie ſo unnachahmlich beſchrieben und ſo hoch geſtellt als in der heil. Schrift; ſo ſehr, daß ſelbſt ein Prophet, ein Mann, der von Gott zu einem außerordentlichen Werke beſtimmt und geſendet und auch mit einer wunderbaren Kraft von Ihm dazu ausgerüſtet iſt, dort nur geradezu der Mann der Sehnſucht genannt wird. Gleichwohl aber iſt die Sehnſucht nur die Quelle, die Wurzel des Urſprungs, aus welcher jene dreifache Gnadenblume in dem ſchönen Symbole von Glauben, Hoffnung und Liebe hervorgeht, die dann in die mannichfachſten geiſtigen und ſittlichen Früchte, durch alle Stufen und über alle Sphären des Lebens ſich auf das reichſte entfaltet. Wohl läßt man ſich jenen Dreiklang heiliger Gedanken und Gefühle in einer ernſten oder geiſtreichen Darſtellung, als ein ſinnvolles Bild im Allgemeinen recht gern gefallen, ohne doch allemahl in die genaueren Erforderniſſe, in die tiefere Bedeutung gehörig einzugehen. Für unſern Zweck der Lebens-Philoſophie, d. h. alſo, der Erkenntniß des Bewußtſeins, iſt die pſychologiſche Seite des Gegenſtandes die vorzüglich wichtige und weſentlich zu berückſichtigende. Ich will ſagen, wie das menſchliche Bewußtſein, welches ſonſt und an ſich, in lauter Zwieſpalt zerriſſen, in unauflösliche Gegenſätze geſpalten erſcheint, durch Glauben, Hoffnung und Liebe, von dieſer Zweiheit errettet, aus dem angebornen Zuſtande des irrigen und todten Denkens und des eben ſo todten und nichtigen abſoluten Wollens emporgehoben und mehr und mehr in ſich verſöhnt und ausgeglichen, und harmoniſch vollendet wird. Durch den Glauben, wenn nicht bloß das gleichgültige Wiederhohlen einer todten Gewohnheitsformel darunter verſtanden wird, ſondern ein lebendiger und perſönlicher Glauben an den lebendigen und perſönlichen Gott und Erretter, tritt auch der lebendige Geiſt der Wahrheit an die Stelle, welche ſonſt das bloß abſtracte Denken eines verkehrten Verſtandes in dem ehemahls todten Bewußtſein einnahm. Wo die reine Güte und Liebe in Geduld und Ausdauer die Seele des ganzen Daſeins geworden iſt, da kann von keinem verſteinerten oder leidenſchaftlich wilden abſoluten Wollen mehr die Rede ſein; ſondern da iſt auch im Willen alles ſchon Leben, und zwar ein verſöhntes, nicht mehr zwieſpaltiges, ſondern harmoniſches Leben geworden. In dem kühnen Vertrauen der liebenden Seele zu Gott, in der ſtarken, göttlichen Hoffnung ſodann, die ſich heldenmüthig auf das Ewige gründet, iſt die alles leitende, ordnende und ſchlichtende Vernunft und die das Unendliche ahnende Fantaſie ſchon völlig wieder Eins geworden, und wird dadurch die Harmonie des Bewußtſeins vollendet. Die Fantaſie, ſagte ich früher, ſei das eigenthümliche Merkmahl und die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen, im Vergleiche mit andern geiſtigen Naturen; denn die Vernunft, als ein bloß negatives Vermögen, kann auch nur ein negatives Kennzeichen des Unterſchieds etwa im Gegenſatze mit den vernunftloſen Thieren abgeben. Vollſtändiger umfaſſend, tiefer eingreifend und zugleich genauer bezeichnend, können wir aber jetzt in der gleichen Beziehung und dem gleichen Sinne ſagen: Die Hoffnung iſt das innerſte Weſen des Menſchen und die am meiſten charakteriſtiſche Eigenſchaft deſſelben.

Hier in der heiligen Hoffnung, iſt die wunderbare Seelenblume der Sehnſucht nun ſchon zur vollen und herrlichen Frucht gediehen. Sieht man auf das Ziel, welches erreicht werden ſoll, ſtell man ſich in Gedanken neben dieſes: ſo erſcheint die Liebe als da Höchſte unter den Dreien; denn die Hoffnung hört auf, wo di Erfüllung eintritt, an die Stelle des Glaubens tritt das Schauen aber die Liebe bleibt ewig. So lange man aber noch nicht am Ziele iſt und noch auf dem Wege dorthin begriffen, muß vielmehr die Hoffnung als das Wichtigſte betrachtet werden; denn ſie iſt die nährende Lebensflamme des Glaubens wie der Liebe und alles höheren Daſeins. Es iſt die heilige Hoffnung, die innere Fruchtbarkeit und Befruchtung der unſterblichen Seele durch den göttlichen Geiſt der ewigen Wahrheit und der lichte Mittelpunkt und Brennpunkt der Gnade, in welchem die finſter und zwieſpaltig gewordne Seele wieder hell und mit ſich ſelbſt und mit Gott einig wird.

Sechſte Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Natur, und von dem Verhältniſſe der Natur zu jenem Leben und zur unſichtbaren Welt.

Wenn von dem innern Weſen der Gottheit ſelbſt die Rede iſt: ſo kann dasſelbe gar nicht hoch und erhaben genug hingeſtellt werden, als welches keine Begriffe und keine Gedanken ganz zu erfaſſen vermögen, und welches keine Worte hinreichend ſind, irgend vollſtändig zu ſchildern oder genügend auszudrücken. Die Einwirkung Gottes in ſeiner Schöpfung dagegen, die führende Hand ſeiner höheren Leitung im Laufe dieſer irdiſchen Welt kann man ſich nicht einfach genug, nicht leicht zu natürlich und liebevoll annähernd denken, nach jenem Principe der göttlichen Herablaſſung, welches mir in der letzten Betrachtung zum Stützpunkte diente. Anerkannt wird dieſes im Allgemeinen wohl auch, aber bei weitem noch nicht hinreichend genug; man macht es ſich nicht klar, was alles darin liegt und daraus folgt und ſich entwickelt, und man fällt immer wieder allzugern in den hochtrabenden und feierlichen Ton, da doch die Stimmung des kindlichen Gefühls hier vielmehr die rechte und allein angemeßne wäre, um das Verhältniß des liebevollen Schöpfers zu ſeiner Schöpfung und beſonders auch zu dem Menſchen ſo einfach und natürlich aufzufaſſen, als es wirklich iſt. Ich ſagte, natürlich; weil es allerdings in der Natur der Sache liegt, daß, wenn Gott einmahl freie Weſen, wie den Menſchen, hat erſchaffen wollen, er ihnen wohl alles geben, ſie beſtändig im Auge halten, ihnen überall eine hülfreiche Hand biethen kann. Aber von Zeit zu Zeit wird er auch wieder die führende Hand gleichſam zurückziehen, ſie auf einen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen; denn ſonſt würden ſie eben aufhören, frei zu ſein. Es iſt damit ungefähr, wie wenn eine Mutter ihr Kind will gehen lernen: ſie wird es erſt ſorgſam und gut ſtellen, auch den Boden vorher unterſuchen, ob er nicht zu hart iſt, und das Kind, wenn es etwa doch fallen ſollte, allzu großen Schaden nehmen könnte. Sie wird es noch eine Weile halten, aber endlich läßt ſie es doch los, und tritt einige Schritte zurück, ob das Kind wohl ſchon auf eignen Füßen zu ihr kommen wird. Daß ſie auch jetzt noch aufmerkſam beſorgt zuſieht und gleich herbei eilen würde, ſobald das Kind wirklich doch fallen ſollte, iſt überflüßig hinzu zu fügen. Dieſes ungefähr, oder doch ganz ein ähnliches und eben ſo einfaches iſt das Verhältniß Gottes nicht bloß zu dem einzelnen Menſchen, ſondern auch zu dem Menſchengeſchlechte im Ganzen genommen; in der höheren Führung und göttlichen Erziehung deſſelben, welche eben ſo gut ihre Stufen und ihren natürlichen Stufengang der Entwicklung hat, wie ein ſolcher in der menſchlichen Erziehung zum Grunde gelegt, und wie er auch in den Bildungen der Natur beobachtet wird. — Vorausgeſetzt, daß Gott nicht bloß freie und reine Geiſter, ſondern daß Er auch eine Natur erſchaffen wollte, und daß Er es ſo gewollt hat, iſt eine Thatſache, die wir vor Augen ſehen; wenn Er alſo nebſt der Geiſterwelt auch eine Natur wirklich erſchaffen hat, d.h. eine lebendige, fruchtbare Kraft, die ſich nun weiter entwickeln und fortpflanzen ſoll; ſo kann und darf dieſe Natur zwar nicht als ſelbſtſtändig betrachtet werden, da ſie nicht aus ſich ſelbſt anfangen konnte; und ſie würde ſich auch nur als eine blinde Kraft bewegen und als ſolche bloß zerſtörend und verwüſtend äußern, wenn ihr der gütige Schöpfer nicht auch das lichte Ziel vorgeſteckt hätte, wohin ihre Kraft endlich hinauf gelangen ſoll. Sie iſt auch nicht frei wie der Menſch, ſie iſt aber auch kein todtes Uhrwerk, das, wenn es einmahl aufgezogen iſt, ſo lange mechaniſch anſchlägt, bis es wieder abgelaufen iſt. Es iſt ein Leben in ihr, und wenn einige abſtracte und oberflächliche Denker dieß nicht erkannt oder es ausdrücklich geläugnet haben: ſo iſt das allgemeine Menſchengefühl dagegen fortwährend im Widerſpruche. Man fühlt es wohl, wie in dem Baume, der ſich mit allen ſeinen Zweigen und Aeſten, Blättern und Blüthen, in der freien Luft hin und her bewegt, ein Leben rauſcht und er ein Lebendiges ſei, im Vergleich mit jener noch ſo künſtlich eingerichteten, aber dennoch todten Uhr. Grade die tiefere Naturwiſſenſchaft erkennt es wohl und zeigt uns, daß z. B. auch in den Pflanzen ein Schlaf iſt, eine wahre Befruchtung und Erzeugung, wie bei den Thieren, obwohl in andrer Weiſe. Ja, die Natur ſelbſt iſt im Ganzen auch ein ſolcher Lebensbaum, deſſen Blätter und Blüthen ſich immerwährend entfalten, und Nahrung einſaugen aus der balſamiſchen Himmelsluft, deſſen Aeſte ſich regen und bewegen, wo der Saft aus der tief verborgnen Wurzel in den Stamm empor ſteigt, und in deſſen Krone die unſichtbaren Mächte hin und wieder rauſchen. Eine ſeichte und oberflächliche, ja eine grundfalſche Naturwiſſenſchaft iſt diejenige, welche die ganze Natur mit allen Wundern der Herrlichkeit, die ihr der Schöpfer verliehen hat, wirklich nur als ein todtes Uhrwerk betrachtet, wo dann der Schöpfer ſelbſt auch in dieſem Syſteme bloß als ein großer mechaniſcher Künſtler erſcheint, dem allerdings unendliche Kräfte zu Gebothe ſtehen; wo er aber, wenn das alles nur todt wäre, und aus lauter Todtem zuſammengeſetzt, doch nur wie ein allmächtiger Uhrmacher hingeſtellt würde, wenn man einen ſo widerſinnigen Ausdruck ſich erlauben darf, um das Verkehrte einer ſo widerſinnigen Anſicht recht treffend zu bezeichnen. Sollen wir aber einmahl nach unſerer Beſchränktheit, ſo geringe und faſt kindiſche vom Menſchen hergenommene Gleichniſſe auf den Schöpfer der Natur anwenden: ſo wollen wir Ihn noch lieber einem allwiſſenden Gärtner vergleichen, der aber die Bäume und Blumen, die Er pflanzt, ſelbſt erſchaffen hat, und auch den guten Boden dazu ſelbſt gegründet, und auch die Frühlingsluft und den erquickenden Thau und Regen und den Sonnenſchein ſelbſt herbei ſchafft, als daß wir Ihn einem ſolchen todten Maſchinenkünſtler gleichſtellen.

Wenn nun ein Leben in der Natur iſt, ſo iſt auch eine lebendige Entwicklung in ihr, wie es der Augenſchein lehrt und das allgemeine Menſchengefühl ſo dafür annimmt; und ein gleichmäßiger Gang in der Entwicklung dieſes Lebens, eine innere Regel der Bewegung. Freilich iſt nicht bloß der Anfang und das Ende der Natur dem Schöpfer vorbehalten; auch in der Mitte und überall, kann der Wille des Allmächtigen eingreifen, wo und wann und wie Er will. Er kann dieſe natürliche Entwicklung plötzlich ſtill ſtehen machen, den Lauf der Natur anhalten, oder auch das, was früher ſtill ſtand oder todt war, plötzlich erwecken und neu beleben; überhaupt aber die Geſetze der Natur ſuſpendiren, oder auch einen unmittelbaren Griff hinein thun, und einen einzelnen höheren Act, als Ausnahme von dem Naturgeſetze dazwiſchen treten laſſen; denn wie im bürgerlichen Leben, wer die Geſetze gegeben hat, auch für einen einzelnen Fall davon nachlaſſen, oder eine beſondere Ausnahme darin verfügen kann, eben ſo iſt es ganz einfach auch hier. — Dieſes einzeln und ſtellenweiſe ſich vorfindende Einwirken einer höheren Kraft und Eingreifen derſelben in die Ordnung der Natur iſt es ja eben, was den Begriff der Wunder begründet und bildet, deren Möglichkeit im Allgemeinen der geſunde und natürliche Menſchenſinn ſich wohl nie beikommen läßt, zu läugnen. Wenn es aber nicht Ausnahmen wären, und bloß als ſolche, als Ausnahmen gedacht würden von dem gewöhnlichen Gange der Naturgeſetze; ſo wären es eben keine Wunder, und fiele der ganze Begriff wieder hinweg. Wohl muß man hiebei bemerken, daß dieſe wunderbaren Ausnahmen von den Naturgeſetzen nicht immer geradezu „gegen" die Natur zu ſein brauchen; aber „über" die Natur, und über den natürlichen Maaßſtab derſelben hinausgehend, ſind ſie immer. Ausnahmen alſo ſind es, wobei auch der natürliche Lauf und Ablauf der lebendigen Entwicklung im Ganzen fortbeſteht; wie es der Weisheit des irdiſchen Schöpfers gemäß iſt, ſo lange dieſe irdiſche Natur einmahl fortbeſtehen ſoll und bis ihre Endzeit gekommen ſein wird, dieſelbe in der einmahl vorgeſchriebenen Ordnung durch ſeine Allmacht zu erhalten. — Man könnte dagegen ſagen, ſo iſt es im Grunde genommen einerlei; die Naturgeſetze kommen eben ſo gut vom Schöpfer her, als die Ausnahmen, die man Wunder nennt, und auch jene Geſetze ſind höchſt wundervoll. Dieſes iſt ganz wahr, und eben darum ſoll auch der Menſch nicht eigentlich wunderſüchtig ſein; aber es bleibt doch ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen einer unmitttelbaren Einwirkung, oder aber ob der Schöpfer eine lebendige Kraft hervorbringt, dieſem erſchaffnen Weſen ein inneres Geſetz der Entwicklung einpflanzt, die weitere Entwicklung ſelbſt aber dann dieſer Kraft in ihrem eignen Gange überläßt. Wenn ein ſolches Weſen, wie dieſe irdiſche Natur, von gemiſchter Beſchaffenheit iſt, gemiſcht aus einem Principe der Zerſtörung und einer Kraft der fruchtbaren Entwicklung und Fortbildung, wenn ihr Leben ein beſtändig mit dem Tode ringendes iſt: dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß nur durch dieſelbe Hand, welche ſie zuerſt gebildet und ihr das Geſetz gegeben und die Ordnung vorgeſchrieben hat, auch die beſſere und göttliche Ordnung in ihr erhalten werden und der Fortbeſtand der organiſchen Entwicklung des Ganzen, gegen die beſtändig wieder zum Ausbruche ſich vordrängende elementariſche Zerſtörung geſichert, und dieſe letzte zurückgehalten werden kann. Geſchieht das letzte einmahl nicht, wird die zerſtörende Kraft der wilden Elemente einmahl ganz los und frei gelaſſen, wie die Erde wohl die Spuren davon an ſich trägt, daß ſolches ſchon in vollem Maaße geſchehen iſt: dann wird eben dieſes auch als eine Ausnahme betrachtet, und aus höheren Gründen der göttlichen Zulaſſung erklärt: obwohl es in ganz anderer Art und Weiſe, als göttliches Strafgericht in der Natur, eine Ausnahme, und ein Wunder zu nennen iſt, als jene andern eigentlich ſo genannten Wunder, wo eine höhere Gotteskraft heilend oder belebend die Natur weit über den Gang ihrer eignen Entwicklung und über ſich ſelbſt hinaus hebt.

Auf dieſe Weiſe, glaube ich, muß man alles in der Natur auf den Schöpfer und Lenker der Welt beziehen, ſowohl nach dem Laufe ihrer gewöhnlichen Ordnung, als auch in den ungewöhnlichen Erſcheinungen und Spuren einer höheren, mehr unmittelbar göttlichen Einwirkung; gleichwohl aber dabei die Natur doch immer als eine lebendige Kraft mit dem Vermögen eigner Entwicklung betrachten. Die Natur iſt nicht frei, wie der Menſch, mit bewußter und ſelbſt entſcheidender Wahl; aber wie alles Leben ſchon den Keim einer freien Bewegung und Entwicklung in ſich enthält, wie in allem weiter entwickelten Leben ſchon ein noch ſchlummerndes Bewußtſein verborgen iſt und ſich zu regen anfängt: ſo iſt auch ein Anfang von Freiheit oder wenigſtens eine Vorbereitungsſtufe derſelben in der Natur, wo nicht vollkommen ausgeſprochen, ſo doch wenigſtens angedeutet und kann dieſelbe in dieſer Beziehung mit Wahrheit als eine Vorhalle der Freiheit betrachtet werden, die dann endlich ſelbſt, in dem nach dem göttlichen Ebenbilde erſchaffenen Menſchen, als der Krone der ganzen irdiſchen Schöpfung, in vollem Maaße hervortritt. Von einer andern Seite betrachtet, iſt die Sinnenwelt überhaupt nur die verhüllende Decke der Geiſterwelt, das leicht bewegliche, beinahe durchſichtige, überall bedeutſame Gewand der unſichtbaren Mächte. Von keiner Seite darf man die Natur als eigentlich ſelbſtſtändig oder unabhängig von ihrem Schöpfer betrachten; nirgends alſo iſolirt und ohne Beziehung auf ein Höheres, überall aber als eine lebendige Kraft und als bedeutſam, zwiefach bedeutſam, von innen und von außen, worauf eben in jenem Gleichniſſe von dem auf beiden Seiten beſchriebenen Buche hingedeutet wird. Dieſe beiden Ideen von dem freien Willen des Menſchen und von der lebendigen Entwicklung der Natur müſſen zum Grunde gelegt werden und als Stützpuncte dienen, wo irgend der Verſuch gemacht werden ſoll, auf die göttliche Ordnung in der Natur hinzuweiſen; und darum wurden ſie auch hier vorangeſchickt, da dieſes das Thema der gegenwärtigen Betrachtung ſein ſoll. — Wenn nun dieſe Hinweiſung auf eine göttliche Ordnung in der Natur ſchon an ſich eine Art von Theodicee, ſo weit dieſe nach menſchlichen Kräften zu erreichen ſteht, mit zu umfaſſen ſcheint: ſo würde ich meinestheils doch lieber mehr eine Theodicee für das Gefühl, in einem durchaus liebevollen Sinne dabei vor Augen haben, als ſonſt etwa eine künſtliche Hypotheſe der Art, wobei eine Menge von Abſichten Gottes ſcharfſinnig in die Natur hineingelegt werden, von denen man weder recht wiſſen noch auch beſtimmt nachweiſen kann, weder ob es wahrhaft Abſichten Gottes ſind oder genannt zu werden verdienen, noch auch ob ſie wirklich ſo in der Natur liegen. Man muß in dieſer ganzen Angelegenheit und Sphäre des Nachdenkens nicht alles zu genau, und beſonders nicht zu ſyſtematiſch beſtimmen wollen; vorzüglich aber muß man ſich hüten, nicht die logiſche Nothwendigkeit, die uns angeboren und für uns ein unentbehrlicher Behelf unſrer Beſchränktheit geworden iſt, nun noch weiter auf die äußre Natur oder ſelbſt auf Gott, wie es ſo viele Denker thun, übertragen zu wollen; was denn nur auf das Fantom von einem Schickſal, auf die irrige Idee von einem blinden Fatum hinführen kann. Dagegen giebt es gewiſſe fragende Gefühle in der menſchlichen Bruſt, die oft bei dem Anblicke der Natur rege werden, welche bei weitem noch keine Zweifel oder Einwürfe ſind, wenigſtens keine wiſſenſchaftlich anmaßende oder beſtimmt ausgeſprochne, die aber eben deswegen und um ſo mehr eine Antwort zu erfordern ſcheinen. Das klagende Geſchrei eines wehrloſen, gutartigen Thieres, wie es der Menſch tödtet, oder auf der andern Seite das giftige Ziſchen einer bösartigen Schlange, der Anblick eines ſcheußlichen Würmerhaufens in dem Leichname der Verweſung; das ſind ſolche ſtumme Ausrufungen, die gleichſam die Frage nur eben zurückhalten: „Sind denn das die Hervorbringungen, die Geſchöpfe des vollkommenſten Weſens, des höchſten Geiſtes? —“ Die Leiden der Thiere ſind wohl ein Thema für das Nachdenken des Menſchen, und ich würde nicht einſtimmen können, wenn man dieſen Gegenſtand, als keiner weitern Erwägung würdig, ſo wie das Mitleiden mit den Thieren ſelbſt von der menſchlichen Bruſt ganz weg und völlig zurückweiſen wollte. Es kommt dabei eigentlich auf die Frage von den Seelen der Thiere an, und es wäre der Philoſophie gewiß nicht unwürdig, wenn es ihr gelingen könnte, den Mittelweg anzudeuten, den man dabei wählen müßte, zwiſchen den übertriebenen Annahmen der älteſten Völker, und der Gefühlloſigkeit der modernen

Wiſſenſchaft, die nichts achtet und keinen Schmerz mit zu empfinden, überhaupt nichts zu begreifen weiß, was nicht grade dieſen Charakter der menſchlichen Vernünftigkeit ganz in derſelben Weiſe und in dem gleichen Maaße an ſich trägt. In der irdiſchen Lehre von der Seelenwanderung dagegen wird nicht nur den Thieren eine unſterbliche Seele beigelegt, ſondern es wird auch angenommen, daß Menſchen-Seelen zur Strafe früherer Verſchuldung in den Thierleibern eingeſchloſſen ſeien. So ſchön aber auch das ſchonende Mitgefühl iſt mit den Leiden der Thiere, welches aus dieſer Anſicht hervorgeht, und danach als eine heilige Pflicht betrachtet wird: ſo läßt ſich doch ſchon die willkührliche Annahme ſelbſt und die übertriebene Ausdehnung der Seelenunſterblichkeit auf dieſe unſre Erdthiere durch nichts rechtfertigen und begründen, und als Zuſtand der dazu verurtheilten Menſchen-Seelen iſt dieſe Hypotheſe mit der göttlichen Ordnung ohnehin ganz unvereinbar; indem eine ſolche obwohl zeitliche Strafe der abgeſchiednen Seelen gar kein heilſames Reſultat der Reinigung oder der Vorübung haben, mithin ganz zwecklos und widerſinnig ſein würde. — Zweifelhaft könnte es wohl ſcheinen, ob man den Thieren eine individuelle Seele eigentlich beilegen kann. Bei den mit dem Menſchen am meiſten umgebenden Thierarten entſteht zwar wohl, wie durch eine Art von geiſtiger Anſteckung der Schein einer Individualität und Charakter-Verſchiedenheit der einzelnen Individuen; ſo wie der Inſtinkt in den Kunſtfertigkeiten der Thiere ein ſchwaches Analogon der Vernunft darbiethet, und wie ich die melodiſchen Gefühle und Aeußerungen bei einigen derſelben in dem gleichen Sinne Anklänge der Fantaſie genannt habe. Bei den Gattungen aber, die ungeſtört in ihrem Natur-Charakter feſt bleiben, hat die ganze Gattung den gleichen Charakter, und alſo auch dieſelbe gemeinſame Seele. Die Gattung ſelbſt iſt nur Ein Individuum; die verſchiedenen Gattungen aber wären dann nur als eben ſo viele verſchiedene Lebensformen der allgemeinen organiſchen Kraft und beſeelten Natur zu betrachten; da eine Unſterblichkeit der einzelnen Thierſeelen wohl auf keine Weiſe angenommen oder anzunehmen zugelaſſen werden kann.

Unter jenen fragenden Gefühlen, wie ich ſie oben nannte, über die Natur und das Beſeelte in ihr, wende ich mich zunächſt zu dem zuletzt angeführten Beiſpiele von dem Gewürme der Verweſung; denn hier zeigt es ſich am allerdeutlichſten, wie die Natur ſelbſt ein Lebendiges iſt. So ſehr und in ſolchem Maaße, daß ſie ſelbſt im Tode und in der Verweſung, in der Fäulniß und in der Krankheit noch lebendig wirkt und wieder Lebendiges erzeugt; freilich nur ein Leben der allerniedrigſten Stufe, ein falſches Leben, wenn man will, aber doch ein Leben. Kann man nun wohl ſolche krankhafte Erzeugniſſe der Natur, wie z. B. die Würmer, die ſich in gewiſſen Krankheiten in den Eingeweiden erzeugen, als eigentliche Geſchöpfe betrachten? — Nichts ſind ſie, als der zerfallende, aufgelöſte Lebensſtoff, der aber ſelbſt in der Auflöſung noch lebendig iſt. Und nicht bloß auf die organiſche Verweſung und Krankheit iſt dieſes beſchränkt. Auch das Element, das friſche Waſſer der Quelle iſt ein Lebendiges; und je mehr es dieß, je mehr es klar und gut iſt, je reiner iſt es auch von jenen nur teleſkopiſch ſichtbaren Thierchen, die es immer mehr erfüllen, je mehr es abſteht und in Fäulniß übergeht, bis ſie endlich bei zunehmender Verweſung des Waſſers, z. B. wo das Trinkwaſſer auf Schiffen lange verwahrt werden muß, größer anwachſen und nun als ſichtbare Würmer darin herum ſchwimmen. Und noch auf viele andere Weiſe bewährt ſich jene Erzeugung von Gewürmen und Ungeziefer aus der Fäulniß als ein allgemeines Natur-Princip. Und ſind nicht auch jene Heuſchrecken-Schwärme, welche unter dem aſiatiſchen Himmel, als eine allgemeine Landplage, dichte und ſchwarze Wolkenzüge bilden, ein krankhaftes Erzeugniß der durch irgend ein anſteckendes Element in Verweſung übergegangenen oder zerfallenden Luft? — Daß auch dieſe unſre Luft und irdiſche Atmoſphäre ein Lebendiges ſei und zwar ein höchſt Lebendiges, aber von höchſt gemiſchter Art und Beſchaffenheit, wo der erquickende balſamiſche Frühlingshauch, mit dem verdorrenden Winde der Wüſte, mit mancherlei anſteckenden Dünſten noch im chaotiſchen Kampfe wechſelt, das ſetze ich hier als etwas Bekanntes voraus; und was iſt denn das Anſteckende überhaupt anders, als eine lebendige Fortpflanzung des Todes und der Fäulniß oder der Verweſung? Und ſind nicht auch viele Gifte, beſonders die thieriſchen, ein wahrhaft Lebendiges? Dürfte man nun nicht jene Betrachtungsweiſe und die Thatſache von den krankhaften Erzeugniſſen eines falſchen Lebens und dem Gewürme der Verweſung noch weiter ausdehnen auf andere bösartige Producte der Natur? Könnte man nicht die Schlangen z. B. als ſolche krankhafte Erzeugniſſe und gleichſam wie die Eingeweidewürmer der Erde betrachten? Daß auch die feindlichen Geiſter nicht ohne Einfluß auf die Natur ſind, und an manchen Stellen derſelben ihre bösartige Einwirkung ſehr deutlich zu bemerken iſt; das iſt wohl unläugbar. Auch die Affen ſind von Manchen ſchon nicht ſowohl für ein urſprüngliches Geſchöpf gehalten worden, als für einen ſataniſchen Einfall zur boshaften Parodie auf den Menſchen, als den beneideten Liebling Gottes in der irdiſchen Schöpfung. Daß der Fürſt dieſer Welt, welcher Ausdruck durchaus nicht bloß von der verderbten Menſchenwelt zu verſtehen iſt, ſondern ſehr deutlich und ausdrücklich mit auf die jetzige Natur und verderbte Sinnenwelt bezogen wird, auch auf die Productionskraft dieſer entarteten und verderbten Natur hier und da, bis auf einen gewiſſen Grad, einen giftigen Einfluß haben kann; daß es alſo auch eine Productionskraft des Böſen in der Natur gibt, läßt ſich wohl nicht läugnen und ſteht auch mit der Offenbarung gar nicht im Widerſpruche. Nur aber muß jene vergiftende Einwirkung, als in beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen, gedacht werden; indem Derjenige, dem die Welt und auch der Fürſt dieſer Welt unterworfen ſind, jenem giftigen Einfluſſe, nach ſeiner Weisheit, wie bei aller Zulaſſung des Böſen, ſchon ſein beſtimmtes Maaß und Ziel geſteckt haben wird. — Wenigſtens aber dürfen wir nicht ſo geradezu annehmen und glauben, daß wir noch einen ganz reinen und unverdorbenen Gottes-Text in dem Buche der Natur vor uns haben, wie er urſprünglich aus den Händen des Schöpfers hervorging. Sehr wichtig iſt es für die Beurtheilung der göttlichen Ordnung in der Natur, dieſes ja nicht unbeachtet zu laſſen; und darum iſt jener Unterſchied ſo wichtig, welchen der ſchon früher erwähnte

Ausdruck der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte in ſich ſchließt: „Und die Erde bringe hervor“ u. ſ. w.; damit nicht alle Hervorbringungen dieſer Erde, und einer jetzt ſo unvollkommenen, hier und da krankhaften, zum Theil auch ganz ſichtbar unter feindlichen Einflüſſen ſtehenden Natur, ſogleich unmittelbar der Weisheit des Schöpfers zugeſchrieben werden. — Manche Schriftſteller, welche wohl die gute Abſicht haben, die göttliche Ordnung in der Natur nachzuweiſen und gegen die Einwürfe des menſchlichen Vorwitzes zu vertheidigen, verſehen es darin, daß ſie eine viel zu eng gefaßte Anſicht in ſehr gewagten Behauptungen allzu ſcharf auf die Spitze ſtellen, indem ſie dabei jenen moſaiſchen, dem Anſchein nach geringen, im Grunde aber höchſt weſentlichen Unterſchied ganz aus den Augen laſſen; und ſo der guten Sache, die ſie durchführen möchten, mehr Zweifel und Gegner erwecken, als Nutzen bringen. Die beſte Löſung ſolcher Zweifel, die am meiſten genügende Antwort auf alle ſolche und ähnliche Fragen oder fragende Gefühle liegt in dem Zwecke der jetzigen Natur im Ganzen und überhaupt; nach ihrem dreifachen Charakter und der dreifachen Beſtimmung ihres Daſeins, wie ſolche ſchon früher angegeben werden; nach welcher dieſe jetzige irdiſche Natur zunächſt iſt und ſein ſoll eine wohlthätige Grabesdecke und rettende Brücke über den Abgrund des ewigen Todes. Eine Brücke aber, die man nicht ſo einfach, grade und breit, wie eine von Menſchenhänden gemachte, ſich denken muß; ſondern es iſt wie eine mannichfache, in viele Aeſte und Zweige getheilte, und auch ſelbſt beſeelte und lebendige Brücke des Lebens; hier und da auch nur wie ein ſchmaler Fußſteig, von dem man leicht bei dem erſten Fehlſchritte wieder in den Abgrund hinunterſtürzen kann. Zweitens aber iſt die Natur nach dieſer auf das Fortſchreiten begründeten und gerichteten Anſicht, eine wunderbare Werkſtätte der mannichfachen, vielgeſtaltigen, allgemeinen Wiedergeburt; und endlich eine glorreiche Stufenleiter der Auferſtehung bis zur höchſten und letzten irdiſchen Verklärung hinauf. Jene Werkſtätte nun iſt mehr in dem verborgenen Innern der Natur zu ſuchen, dieſe Stufenleiter aber iſt auch in der herrlichen äußern Structur aller dieſer organiſchen Gebilde ſchon ſichtbar und vorbedeutend zu erkennen. Iſt die Natur aber, wie man wohl annehmen darf und annehmen muß, nach der urſprünglichen Abſicht und Schöpfung ein Paradies geweſen, für die ſchon früher erſchaffenen ſeligen Geiſter und erſtgebornen Söhne des Lichts, ſo iſt ſie es doch nicht geblieben und iſt es jetzt nicht mehr, eben ſo wenig wie der Erſte Menſch im Paradieſe geblieben iſt. Zwar iſt noch hier und da, und an vielen Orten eine Fulle der lieblichſten Schönheiten über die Erde ausgegoſſen, die uns wenigſtens den Eindruck machen, wie vorübereilende Bilder einer paradieſiſchen Unſchuld, herübertönende Accorde einer reineren Welt, wehmüthige Erinnerungen einer ſeligen Kindheit der Schöpfung. Aber durch die hereinbrechende Macht der Finſterniß und der feindlichen Geiſter iſt auch die Natur mit verwüſtet worden und mit verwildert. Der Garten der Erde, in welchen der Erſte Menſch geſtellt wurde, um ihn zu „bauen und zu bewachen," wird das Paradies genannt; und gewiß iſt er auch unendlich ſchöner, wundervoller, reiner, lebendiger geweſen als alles, was uns etwa noch jetzt an den geſegnetſten Stellen der Erde von einer beinahe himmliſchen Naturſchönheit zu ſein bedünkt. Aber dieſes wird nur von der unmittelbaren Umgebung, dem nächſten Wohnorte, dieſem von den vier Strömen bewäſſerten Garten und durch Gott vorgezogenen oder geſegneten Theile der Erde geſagt. Die geſammte übrige Natur, die ganze übrige Erde konnte damahls kein Paradies mehr ſein: denn wie wäre ſonſt die Schlange ſogleich hereingekommen? So daß alſo, nach dem einfachen Verſtande dieſer Andeutungen, vielmehr die alte Schlange ſchon mitten drinnen ſteckte in der Natur. Und war es nicht vielleicht mit die Beſtimmung des Menſchen, wenigſtens die Eine Naturſeite derſelben, daß er von dieſem göttlichen Anfangspuncte des ihm bereiteten und ihm gegebenen Paradieſes aus, auch die übrige Natur und die ganze Erde ebenfalls in ein Paradies umwandeln ſollte? — Dieſe Beſtimmung aber hat er nicht erfüllt und damit hat er auch dieſen Anfang und feſten Boden des erſten Paradieſes verloren; die Nahmen der vier Ströme werden wohl in den Gegenden von Aſien nachgewieſen, welche zum Theil noch jetzt die geſegnetſten ſind und auch geſchichtlich am früheſten bewohnt waren. Allein die Eine Quelle, aus welcher ſie alle vier entſprungen ſind, iſt verſchwunden und wird nirgends mehr gefunden. So daß alſo auch hier auf der Erde, als dem Wohnhauſe des Menſchen, mit dem verlornen Paradieſe, wie für den Menſchen ſelbſt, alles verändert iſt.

Der Weg der Rückkehr aus dem jetzigen verwilderten, oder, wenn man will, herabgeſunkenen und herabgeſetzten, zum Theil ungeſunden und kranken Zuſtande dieſer irdiſchen Sinnenwelt — und dieſer Weg der Rückkehr iſt eben die göttliche Ordnung und der Gang derſelben in der Natur — bezeichnen nun jene drei Stufen ihres innern Charakters und Strebens und ihrer höheren Beſtimmung. Und in dieſen und in dem Zwecke des Ganzen iſt allein der Schlüſſel und der Aufſchluß über daſſelbe, und die Antwort auf ſo manche Naturfragen in der Schöpfung zu finden oder zu ſuchen, welche nicht bloß den wißbegierigen Verſtand beſchäftigen, ſondern noch weit mehr die mitfühlende Seele des Menſchen anziehen und oft in wehmüthigen, zweifelnden oder heiter hoffenden Ahnungen und Gefühlen an ihr vorüber ſchweben. Ich ſagte mit Bedacht, die Antwort auf manche dieſer Fragen, nicht auf alle; denn daß ſie alle beantwortet werden könnten, befriedigend und ſchon jetzt, auf dieſem jetzigen Standpunct der Wiſſenſchaft, oder auch überhaupt in dieſem engbeſchränkten, kurzen und nach allen Seiten hin auch ſehr kurzſichtigen Erdenleben; das wäre gar nicht dem Gange und der ganzen Einrichtung der menſchlichen Dinge gemäß. Eine durchaus vollendete und allzu ſyſtematiſche Nachweiſung der göttlichen Ordnung in der Natur, worin vollſtändig und haarklein alles beantwortet und alles erklärt werden ſollte, würde mir eben deswegen grade gar kein Vertrauen einflößen und am wenigſten Eindruck machen. Vieles in der Natur wird uns wohl noch eine geraume Zeit lang dunkel und verborgen bleiben; vieles werden wir erſt jenſeits ſehen, wenn uns erſt der Tod die Augen geöffnet und uns auf dem einen oder dem andern Wege hellſehend gemacht hat. Aber der Anfang und das Ende ſind uns ſchon hier und gleich jetzt klar und verſtändlich hingeſtellt; wenn wir nähmlich nur wollen und an dem gegebenen Lichte feſthaltend, den Anfang und das Ende, wie überall ſo auch hier, auf den Schöpfer und auf Gott beziehen. Ohne dieſe Beziehung, ohne dieſe beiden Endpuncte in Gott, iſt ohnehin kein Verſtand in das Ganze der Natur zu bringen, und jede wiſſenſchaftliche Beſtrebung, dieſes Ziel ohne Gott zu erreichen, ohnehin ganz vergeblich und auch jederzeit vergeblich geweſen und ganz widerſinnig ausgefallen. Daher kommt es nun, daß wir, ſo ſonderbar es auch klingen mag, den Zweck der Schöpfung im Ganzen, ihren Sinn und ihre Bedeutung viel beſſer verſtehen und viel klarer erkennen können, als den Zweck manches einzelnen Gegenſtandes in der Natur, das gegen das Ganze gehalten, nur unbedeutend und gering erſcheint. Denn jene Klarheit über den Zweck der Natur kommt unmittelbar aus dem Lichte Gottes, welches wir, ſo weit es uns gegeben iſt, auch ſehen und in ſo weit alſo auch verſtehen können. In den finſtern Gängen, in dem unterirdiſchen Schachte der dunkeln Sinnenwelt aber, kann die prophetiſche Leuchte der emſig nachgrabenden Naturwiſſenſchaft, geſetzt auch, daß ſie dieſelbe zum Theil mit an jenem höheren Lichte angezündet hatte, doch nicht überall hinkommen, nicht alles ganz erhellen in dieſer Gruft der Finſterniß.

Der Zweck der Schöpfung aber, ſo wie er uns ganz klar und verſtändlich gegeben iſt, wird am deutlichſten hervortreten durch den Vergleich und Gegenſatz eben dieſes Zweckes der Schöpfung, ſo wie er, als ein ſelbſterdachter der Vernunft ſich darſtellt. Wenn die ſchon früher angeführte Erklärung eines der letzten deutſchen Philoſophen, das Weſen des Geiſtes beſtehe in der Verneinung eines Entgegengeſetzten, wie ich ſchon damahls im voraus mich darauf bezog, auf den unerſchaffnen Geiſt und Schöpfer der Welt angewandt wird, ſo iſt der darin liegende Sinn folgender. Dieſes Gott oder dem Schöpfer Entgegengeſetzte iſt das Nichts; und in ſo weit iſt die Sache ganz richtig, daß man nicht anders als behaupten kann, daß Gott die Welt aus Nichts erſchaffen hat. Denn wenn man, wie einige alte Philoſophen, eine von Ewigkeit her vorhandene Materie annehmen wollte, aus welcher der göttliche Verſtand die Welt nicht ſowohl erſchaffen als hervorgebildet habe: ſo wären dieß zwei, und zwar eigentlich beide unvollkommene und beſchränkte Götter, ſtatt des Einen vollkommnen und ſelbſtgenugſamen Gottes. Iſt aber Gott bloß ein Nicht-Nichts, iſt der Zweck der Schöpfung bloß die Verneinung des Nichts, ſo wird dem Nichts erſtlich dadurch eine Art von erdichteter Wirklichkeit beigelegt; und ſodann hieße das, die Welt ſei erſchaffen, um das Nichts abzuſchaffen oder um der ewigen Leerheit zu entfliehen; was ungefähr darauf hinaus kommen würde, falls man ſich eine ſolche Leſſing'ſche Kühnheit des Ausdrucks erlauben dürfte, wie wenn man ſagen wollte: Gott habe die Welt aus Langweile erſchaffen. Ueberall führen die ſkeptiſchen Anſichten und Negationen des leeren Idealismus in ſolcher Weiſe auf ein widerſinniges Nichts. — Nach der Wahrheit hat Gott die Welt aus Liebe erſchaffen, und zwar aus einem Uebermaaß von Liebe; das dürfen wir ſagen, und zwar darf man es eine Thatſache nennen, daß dem wirklich ſo iſt, und daß die göttliche Liebe der Zweck der ganzen Schöpfung iſt. Ein Uebermaaß von Liebe in Gott aber muß der Zweck oder der Grund der Schöpfung genannt werden; weil er freilich nicht deſſen, nicht der Liebe der Geſchöpfe und überhaupt nicht der Schöpfung und nicht der Welt bedurfte; weil er Sich Selber vollkommen genug ſein konnte in Seinem innern Weſen, wo ein Abgrund der ewigen Liebe dem andern ewig die volle Antwort entgegen ruft. Dennoch aber iſt es ſo, es iſt dieſes Uebermaaß von Liebe in Gott wirklich vorhanden; denn Er hat die Welt erſchaffen; und Er will von den Geſchöpfen geliebt ſein, dazu hat Er ſie eben erſchaffen; und weil Er ihre Liebe haben will, ſo hat Er ſie frei erſchaffen, die freien Geiſter und auch den Menſchen mit dem freien Willen. Das ganze Geheimniß in dem Verhältniſſe der erſchaffenen Weſen und beſonders auch des Menſchen zu Gott liegt eben darin, daß Er ſie aus Liebe erſchaffen hat, daß Er von ihnen geliebt ſein will. Es liegt zum Theil vielleicht ſogar etwas Furcht Erregendes in dieſer Forderung und in dieſem Verhältniſſe eines ſchwachen, unvollkommnen Geſchöpfes, der Liebe fordernden Allmacht gegenüber. Aber es iſt nun einmahl ſo; wir ſind wirklich frei und ſind alſo wirklich von Gott aufgefordert, Ihn zu lieben. Frei aber kann ein Geſchöpf und endliches Weſen nur ſein, in wie fern es Gott frei läßt; welches ganz ſo zu denken iſt, wie nach dem früher angeführten Gleichniß von der liebevollen Mutter, welche ihr Kind will gehen lernen, und zu dieſem Endzweck es auf einen Augenblick losläßt und um einige Schritte zurücktritt. Kein Geſchöpf würde frei ſein, wenn nicht Gott es in ähnlicher Weiſe frei ließe und nach dem erſten Impuls der Erſchaffung gleichſam zurückträte, d. h. Seine Kraft ſelbſt zurückhielte. Sobald Er dieß nicht thäte, ſondern ohne allen Rückhalt mit Seiner ganzen Allmacht auf jenes Weſen fortwährend einwirkte: ſo würde dieſem, von der Allmacht völlig niedergedrückt, durchaus keine Freiheit bleiben, die nur durch jene aus dem Uebermaaße der ſchöpferiſchen Liebe hervorgehende Selbſtbeſchränkung Gottes möglich wird. Nun können wir zwar wohl in der Kraft oder in dem Weſen Gottes, den Verſtand und den Willen, die Allwiſſenheit und die Allmacht unterſcheiden; völlig aus einander reißen aber dürfen wir ſie nicht, denn ſie ſind Eins in Ihm und in Seinem Wirken, wie alles in Ihm Eins iſt. Darum würde es auch ein ganz leerer Gedanke ohne allen Inhalt ſein, wenn man grübleriſch fragen wollte: „Warum hat Er aber jene Geiſter erſchaffen, wenn Er doch vorher wußte, daß ſie abfallen und ewig verloren ſein würden?“ Es iſt eine bloße logiſche Täuſchung, wenn wir unſre zwiſchen dem denkbaren Möglichen und dem Scheine der Nothwendigkeit in der Mitte ſchwebende Denkform auch auf Gott übertragen. Unſre Freiheit beſteht eben in der Wahl zwiſchen einer und der andern Möglichkeit, oder auch in der unbeſtimmten Möglichkeit, welche zwiſchen einer und der andern Nothwendigkeit in der Mitte übrig bleibt. Aber Seine Freiheit iſt nicht unſre; in Gott giebt es weder eine leere Möglichkeit, noch eine unbedingte Nothwendigkeit; ſondern alles iſt wahrhaft wirklich, lebendig und poſitiv in Ihm. Seine Freiheit liegt eben in jenem Uebermaaße, nähmlich daß Er nicht durch ein inneres Geſetz von göttlicher Nothwendigkeit gebunden iſt, Sich an Seiner Fülle innerlich genügen zu laſſen. Sonſt wäre es mehr ein Fatum, als der lebendig freie Gott; und dahin ging z. B. auch die Lehre der Stoiker. Sehr ſchwer würde es ſein, in einem ſolchen Syſteme und Begriffe von einer innerlich nothwendigen und an dieſe Nothwendigkeit gebundenen Gottheit, die Erſchaffung der Welt, als der Selbſtgenugſamkeit Gottes ſcheinbar widerſprechend, damit zu vereinigen. Daher man auch in einigen ſolchen Vernunft-Syſtemen der alten Zeit auf den Gedanken gerathen iſt, die Erſchaffung der Welt einem untergeordneten Geiſte beizulegen, und dieſen Zweiten Gott, als Weltſchöpfer oder Demiurg, tief unter die Vollkommenheit des höchſten und ſelbſtgenugſamen Gottes herabzuſtellen; wodurch man denn, wie es mehrentheils geſchieht, aus dem erſten Irrthume in einen zweiten noch größern und ganz ungeheuren gerathen iſt. Es iſt aber nichts als eine logiſche Täuſchung und Uebertragung unſrer beſchränkten Denkform auf das göttliche Weſen, welches dieſe verderblichen Irrlehren von einer unbedingten Vorherbeſtimmung erzeugt, die im Grunde wieder in einen blinden und heidniſchen Fatalismus zurück führen. —

So viel wird im Zuſammenhange genug ſein, und zwar nur von der philoſophiſchen Seite angeſehen, nicht in Beziehung auf die Sittenlehre, ſondern nur im Verhältniſſe zum Ganzen der Schöpfung, über die ſo ſchwere Materie der Freiheit, ſo wohl der frei erſchaffenen Geiſter, als der Freiheit des Willens im Menſchen. Schwer iſt dieſe Materie aber nur deßwegen, weil jene logiſche Täuſchung, woraus die Verwirrung, der Streit und der Irrthum hervorgeht, unſrer beſchränkten Denkform, die wir dann noch auf den Schöpfer übertragen, dermaßen angeboren iſt, daß, wenn man ſie ſchon längſt für das, was ſie iſt, erkannt hat, man doch, ſo oft man bei einem bloß logiſchen Denken ſtehen, und darin befangen bleibt, ſehr leicht ohne es nur zu merken, immer von neuem wieder darein verfällt.

Wie nun die Erſchaffung freier Weſen aus der Liebe Gottes, als dem Zwecke der Schöpfung, ganz natürlich hervorgeht: ſo iſt hinwiederum die Zulaſſung des Böſen eine bloße Folge von der Freiheit, in welcher die dazu erſchaffnen Weſen die ihnen beſtimmte Zeit hindurch zu beſtehen haben. Denn dieſe Freiheit iſt mit Beziehung auf Gott und auf die Zukunft, oder auch auf die eigne Unſterblichkeit der Seele, nichts anders als die Zeit der Prüfung und dieſer Prüfungszuſtand ſelbſt. Wenn alſo der Menſch fragen möchte: „Warum vernichtet denn nicht Gott, durch Einen ſtrafenden Blick, durch Einen Hauch Seiner Allmacht, wie Er es ſo leicht könnte, jene ganze Schar der abtrünnigen Geiſter ſammt ihrem Oberhaupte, dem Fürſten dieſer Welt, und reinigt alſo auch die äußere Schöpfung und ſichtbare Natur von ihrem verwüſtenden Einfluſſe?“ — So liegt die ganz einfache Antwort darin: daß der Menſch zum Kampfe hier auf der Welt iſt, und daß dieſer Kampf noch nicht vollendet iſt; und daß auch die lebendige Entwicklung der Natur, in dem Gange, den Gott ſie bis zur endlichen Verklärung hinauf führen will, nicht übereilt und in der Mitte abgeriſſen werden ſoll, bis die Zeit gekommen iſt, wo Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde, wie es die Offenbarung ausdrückt, einrichten und die ganze Schöpfung vollenden wird.

Frei iſt der Menſch, ganz unfertig aber, durchaus unvollendet noch iſt die Natur oder die Sinnenwelt und materielle Schöpfung: und daher iſt die Unſterblichkeit der Seele der Schlußſtein und auch der Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Ganzen, da dieſer bloße Anfang der Schöpfung unverſtändlich bleiben würde, ohne den andern Endpunkt der Vollendung in der Zukunft; und auch die eine Hälfte des menſchlichen Lebens diesſeits nicht begriffen werden kann, wenn nicht die andre Hälfte jenſeits zur Ergänzung der erſten und zur Erklärung des Ganzen mit hinzu genommen wird. — So wie die göttliche Zulaſſung des Böſen in dem Prüfungszuſtande der Freiheit und dem letzten Liebeszwecke der Schöpfung, ſo finden auch alle Leiden der freien Weſen darin ihre Erklärung und den Schlüſſel ihrer Auflöſung. Denn es giebt keine zweckloſen Leiden der freien Weſen, weder diesſeits noch jenſeits, ſie dienen alle zur Prüfung, Uebung, Stärkung in dieſem irdiſchen Vorbereitungszuſtande, oder auch zur Reinigung von allen Schlacken und zur vollendeten Heilung der Seele. Faſt niemahls kann der Krankheitsſtoff auch aus dem organiſchen Leibe ausgeſchieden und fortgeſchafft werden, ohne Kampf, ſehr ſelten ohne Schmerz; im Feuer wird das Gold geläutert, der Schmerz aber iſt das reinigende Feuer der Seele. Dieſer Glaube ſollte wohl am wenigſten jemahls Zweifel erregt haben, als dem einfachen Menſchengefühle ſo ganz entſprechend; denn wie eng müßten wohl ſonſt unſre Hoffnungen für die Zukunft beſchränkt werden, da doch nichts, was irgend unrein iſt, in den Himmel, d. h. in das Allerheiligſte der Gegenwart und der Anſchauung Gottes eingehen kann? — Es kann nicht meine Abſicht ſein, dieſe beruhigende und in ſo fern beſeligende Hoffnung eines Liebe ſehnenden Herzens hier zum Gegenſtande einer Streitfrage zu machen, was ganz außer meinen Gränzen liegen würde. Nur will ich daran erinnern, daß in dem Ausſpruche: „Es ſind viele Wohnungen in meines Vaters Hauſe;" gewiß unter dem Hauſe des Vaters auch die jenſeitige Welt mit inbegriffen werden muß. Es ſind alſo auch dort und jenſeits wie hier, manche Abtheilungen und viele Stufen, verſchiedne Zuſtände und mancherlei Uebergänge, nicht bloß möglich und denkbar, ſondern auch als wirklich vorhanden anzunehmen; wenn wir uns gleich jeder voreiligen Entſcheidung in dem, was jene verborgne Region angeht, enthalten ſollen. Nur die mitten durchſchneidende gerade Linie, wo bloß auf der einen Seite Schwarz liegt, auf der andern Weiß, iſt ſehr ſelten die Linie der Wahrheit, und dieß iſt meine Ueberzeugung in allen Beziehungen und in jeder Anwendung; vielmehr iſt dieſe zwiſchen Schwarz und Weiß mitten durchſchneidende gerade Linie des grellen Gegenſatzes nur eine von den uns angebornen intellectuellen Täuſchungen, vermöge deren wir die beſchränkte menſchliche Denkform und Denkart ſo leicht und ſo gern auf das ganze Weltall übertragen. Alle Leiden alſo und alle Schmerzen in der Schöpfung, diesſeits und jenſeits, dienen zur Uebung und Stärkung, zur Heilung und Reinigung der noch unvollkommnen Weſen; nur das Eine Unglück ausgenommen, ganz und auf ewig ſich ſelbſt überlaſſen zu ſein. Doch findet auch hier noch, obwohl ohne Hoffnung eines heilſamen Reſultats, eine Art von ungekehrter Zweckmäßigkeit Statt. — Nachdem es die Aufgabe der Philoſophie iſt, nur die äußerſten Endpunkte der Natur zu erfaſſen, in welchen eigentlich der Sinn und die Bedeutung des Ganzen ſelbſt liegt, indem ſie den ganzen mittleren Zwiſchenraum der innern Lebensentwicklung gern der eigentlichen Phyſik überläßt: ſo iſt hier wohl der Ort, nachdem wir in dem Paradieſe, als dem ſeligen Kindheitszuſtande der noch ſchuldloſen Schöpfung, vor dem Aufruhre der abtrünnigen Geiſter gegen Gott, und vor dem Abfalle des erſten Menſchen, den Einen Endpunkt der Natur und der irdiſchen Schöpfung bezeichnet haben, nun auch noch die Region der äußerſten Finſterniß, als den andern entgegenſtehenden Endpunkt in der gleichen Abſicht mit einem Worte zu berühren. Man kann zwar zugeben, daß die bildlichen Vorſtellungen nicht bloß der Mahler und Dichter, ſondern hier und da vielleicht auch der Redner, oft ziemlich grell und ungeſchickt zuſammengeſetzt ſind, die Farben ſo dick aufgetragen, daß das Ganze dadurch für das Gefühl eher ein unwahrſcheinliches Anſehen gewinnt und eben daher mehrentheils keinen ſehr tief gehenden Eindruck macht. Die geiſtige Bedeutung aber dieſer Leiden, und die Art von Zweckmäßigkeit, die auch in dieſem widernatürlichen Zuſtande, an dem äußerſten Rande der Schöpfung Gottes, noch Statt findet, läßt ſich vielleicht durch ein andres, obwohl auch ſehr einfaches Gleichniß am leichteſten deutlich machen. Gewiß wird ſich ſchon ein irdiſcher Vater ſehr ſchwer entſchließen, einen geliebten und erſtgebornen, aber ganz verwilderten und völlig ungerathenen Sohn förmlich aus dem Hauſe zu ſtoßen und gerichtlich enterben zu laſſen; wenn aber auch ein irdiſcher Vater ſich im Zorne übereilen und wirklich zu hart oder ungerecht ſein könnte: ſo dürfen wir kühn annehmen, daß der himmliſche Vater an Nachſicht und Güte alle in der irdiſchen Welt zu findende väterliche Liebe gewiß weit übertrifft. Wenn es aber wirklich bis dahin kommt, ſo wird der Enterbte, nun in die Finſterniß hinausgeſtoßen, dann unter die Räuberbande gerathen, die in der Nacht um ſeines Vaters Haus herum ſchleicht, um zu ſuchen, wo ſie etwa einbrechen könnte. Es wird ihm keine andre Wahl bleiben, als nun ſelbſt ein Räuber zu werden; er muß nun auch, er mag wollen oder nicht, dem Räuberhauptmanne folgen und gehorchen; beſſer erzogen aber und weichlicher wie er von Natur iſt, wird er viele Mißhandlungen erdulden müſſen, ehe er ganz ſo wird, wie die andern, eben ſo hartherzig wie dieſe Mörder von Anfang, die doch nur mit Hohn und Verachtung auf ihn herabſehen werden. — Ich will damit ſagen: es ſind gewiß viele Stufen nöthig und ohne Zweifel ſehr qualvolle Stufen, ehe der von Gott verworfne Menſch ganz und vollkommen in einen böſen Geiſt umgewandelt wird; und dieſes iſt wohl die eigentliche Bedeutung und der weſentliche Charakter, unter dem man ſich jene unendlichen Qualen der geiſtigen Vernichtung und Zerſtörung zu denken hat. Wenn übrigens der ewige Tod oft als ein ewiges Feuer bezeichnet wird, ſo liegt doch auch hierin, wie ungeſchickt und unpaſſend ſonſt die in's Einzelne gehenden bildlichen Vorſtellungen über die Zuſtände der jenſeitigen Welt vielleicht gewählt ſein mögen, in ſo fern ſelbſt naturwiſſenſchaftlich genommen, etwas Wahres, als das Feuer überhaupt und auch in der obern Welt und ſichtbaren Natur das eigentliche Element der Zerſtörung iſt, nähmlich an ſich genommen und elementariſch frei gelaſſen. In der ſanften Sonnenwirkung und im beſeelten Blute der Lebendigen, iſt es gebunden und zur heilſamen Lebenswärme gemildert; an ſich und elementariſch wirkend, iſt es vielmehr zerſtörend und ſteht darin den andern Elementen eher entgegen. Zum Lichte iſt alles Leben hingewendet, in der Luft athmet und pulſirt es, vom Waſſer nährt es ſich wenigſtens theilweiſe mit; nur zufälliger Weiſe werden Luft und Waſſer zerſtörende Elemente, das Feuer iſt es ſchon an ſich. Ein völlig organiſirtes Thier, das mitten in den Flammen lebte, würde uns gewiſſermaßen erſchrecken, als völlig außer der uns bekannten und befreundeten Natur ſtehend. Daher auch viele der alten Philoſophen das Ende der ſichtbaren, äußern Sinnenwelt im Feuer mittelſt einer allgemeinen Verbrennung gelehrt haben.

Die Zulaſſung des Böſen hängt unmittelbar zuſammen mit der Erſchaffung freier Weſen. Obwohl es nun als eine Thatſache betrachtet werden darf, daß Gott freie Geiſter, und daß Er auch den

Menſchen frei erſchaffen hat: ſo muß man ſich doch ſehr hüthen und wohl Acht geben, um jede Idee von einem Zwange, oder einer eingebildeten und ſelbſterdachten Nothwendigkeit, die man dann in Gott hineinlegt und Gott andichtet, davon entfernt zu halten und nicht etwa die Sache ſo zu faſſen, als ob Gott durchaus freie Weſen hätte erſchaffen müſſen, und keine andre als freie hätte erſchaffen können; was ſehr gefehlt wäre. Denn wer könnte oder dürfte ſeiner Allmacht Gränzen ſetzen wollen? Und dieß iſt es eben, was fehlerhafter Weiſe bei einer zu ſyſtematiſchen oder bloß logiſchen Auffaſſung dieſer Gegenſtände ſogleich geſchieht. Hat Gott in Seiner Allmacht nicht auch Kräfte und Gewalten erſchaffen können, die obwohl es lebendige Kräfte und beſeelte Machtweſen waren, aber ohne das Vermögen, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und ohne eigentliche Freiheit, die alſo doch eines andern, wenn gleich ſelbſt erſchaffenen, geiſtigen Führers bedurften? In dieſem Sinne iſt wohl von gewiſſen Naturgeiſtern, beſeelten Elementargewalten und lebendigen Kräften die Rede, welche als früher von der böſen Macht dahin geriſſen und in Beſitz genommen, nachher aber von der erretenden Macht befreit und wieder an Gott angeknüpft und Gott von neuem unterworfen bezeichnet werden; wobei beſonders das zu beachten iſt, wie überall in den Ausſprüchen und Andeutungen der ewigen Wahrheit dieſe jetzige irdiſche Natur immer vorzüglich nur als der Kampfplatz der unſichtbaren Mächte, der noch ſtreitige Boden, der von beiden Seiten kämpfenden guten und böſen Geiſter, Kräfte und Elemente hingeſtellt wird. — Konnte Gott nicht andre von ihm erſchaffne Weſen, wenn es ihm ſo gefiel, mit einem Mahle über die Gefahren der Freiheit hinweg heben und in vollkommner Heiligkeit, ohne alle Gefahr eines Abfalls, in ewiger Liebe an ſich feſt ſchließen? — Ich habe bis jetzt, überall wo ich das menſchliche Bewußtſein durch die Vergleichung mit den Verſtandes- und Willenskräften der erſchaffenen Geiſter, deutlicher und ſchärfer zu charakteriſiren ſuchte, der größeren Einfachheit wegen, immer nur bei dieſem Gegenſatze die eigentlichen reinen Geiſter, Genien oder Engel vorausgeſetzt. Wenn aber Gott etwa noch andre geiſtige Naturen mit einem organiſchen Leibe, mit einer, wenn auch nicht menſchenähnlichen, doch ſonſt ſehr edlen Thierform hat erſchaffen wollen, verſteht ſich mit einer unſterblichen ewigen Seele, mit der Erkenntniß Gottes begabt, wer kann Seiner Allmacht die Gränzen vorſchreiben? — Waren ſie nun, auf die obgedachte Weiſe, in vollkommner Heiligkeit erſchaffen und vor jedem Abfalle geſichert: ſo läßt es ſich wohl begreifen, wie ſie in dieſer Hinſicht über den unvollkommnen Menſchen hinaufgeſtellt werden, und mehr als zu dem Geiſterreiche, wie zur Menſchenwelt oder jetzigen Natur gehörend, angeſehen werden müßten. Alles dieſes ſind nicht ſowohl ganz unbefugte Vermuthungen und bloße Einfälle, als vielmehr nur leiſe berührte Fragen zur Erklärung über beſtimmte Ueberlieferungen und Punkte der Offenbarung. — Hat Gott endlich vor allen andern und über allen andern Geſchöpfen Eines noch vollkommner erſchaffen wollen, als den zunächſt an Ihm ſtehenden Spiegel und Abglanz Seiner eignen unendlichen Vollkommenheit, und manches Wort in der heiligen Schrift ſcheint wohl auf etwas der Art zu deuten: dann ließe ſich begreifen, wie der früherhin angeführte alte Ausdruck von einer Seele Gottes doch auch einen beſſern Sinn haben könnte. Als eine Seele und mehr paſſives Weſen müßte jenes über allen erſchaffenen Geiſtern ſtehende Geſchöpf in jedem Falle verſtanden werden; denn ſonſt würde dasſelbe Gott Selbſt zu nahe ſtehen. Und es verſteht ſich, daß auch ſo der immer unermeßlich bleibende Abſtand zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe, wenn es auch das vollkommenſte wäre, dabei immer auf das ſorgſamſte beachtet werden muß; und jener Ausdruck ohnehin niemahls weder auf die zweite noch auf die dritte Perſon in der Gottheit angewandt oder damit verwechſelt werden darf, indem ſonſt jene Benennung eine ganz falſche und durchaus verwerfliche ſein würde. Die Offenbarung enthält einen unermeßlichen und nie zu erſchöpfenden Abgrund von Wahrheiten; und nur darauf habe ich vorübergehend hindeuten wollen. Beſonders aber muß es für den philoſophiſchen Standpunkt feſtgehalten werden, wie man ſich die Schöpfung Gottes in jeder Hinſicht nicht groß und frei, nicht reich und mannichfaltig genug denken kann. Die ſyſtematiſch abgegränzte enge Einſchachtelung iſt auch hier faſt immer der Tod der Wahrheit; ſo wie auch jene ſchon erwähnte, der menſchlichen Urtheilsform angeborne gerade Linie, mitten zwiſchen Schwarz und Weiß hindurch; wo denn, wenn ſie auch an ſich nicht immer ganz unrichtig iſt, an beiden Seiten oft ſo vieles unberührt und unverſtanden liegen bleibt. Ich erlaube mir in dieſer Hinſicht noch eine weniger bekannte Meinung zu berühren, die ich, wenn ich ſie nicht bei Gewährsmännern von dem allergrößten Gewichte in dieſem Gebiethe gefunden hätte, kaum wagen würde, auch nur anzuführen, da man in dieſer Region des geiſtigen Wiſſens, ſich lieber an die einfache Hauptwahrheit halten ſoll, als bloßen Meinungen zu viel Aufmerkſamkeit ſchenken. Sie findet ſich bei dem heiligen Hieronymus, d. h. bei demjenigen Kirchenvater, der in Hinſicht auf das theologiſche Urtheil ungefähr als der Erſte und Größte von allen anerkannt iſt; bei dem heiligen Franciscus von Sales, dieſem heiligen Manne der geiſtigen Liebe, der eben darum auch an philoſophiſchem Tiefblicke viele hundert Scholaſtiker vor ihm und eben ſo viele Ideologen nach ihm, ſo weit übertrifft; und endlich bei Leibnitz, welcher unter allen gelehrten Philoſophen faſt am meiſten den feinfühlenden geiſtigen Takt beſeſſen hat, ſich bis in alle die verborgenſten Fugen eines großen, wenn gleich ihm zum Theile fremden Gedanken-Syſtems hinein zu denken. Es bleibt auch ſo nur eine ganz problematiſche Meinung, über die aus dem Standpunkte des poſitiven Glaubens nichts entſchieden iſt, und ſich auch wohl ſo leicht nichts entſcheiden läßt, und ſie beſteht darin, daß bei dem Aufruhre der abtrünnigen Geiſter, während die guten und treu gebliebenen ſich nur deſto feſter an ihren Schöpfer anſchloſſen, auch eine bedeutende Anzahl, unentſchieden und furchtſam zwiſchen dem Guten und Böſen ſchwankend, recht nach dem menſchlichen Charakter, möchte man ſagen, in dem Kampfe neutral geblieben ſeien; die dadurch alſo ihre urſprüngliche Stelle in der Hierarchie der himmliſchen Heerſcharen eingebüßt haben, ohne doch auch ganz zu den Verworfnen zu gehören. Ich hätte als den vierten Gewährsmann für dieſe Meinung noch den Dante anführen können; dieſer iſt wohl ein Dichter, aber allerdings ein theologiſcher und theologiſch-gelehrter Dichter, der etwas dieſer Art nie willkührlich erdichtet oder ſelbſt erſonnen hat, auch nicht aufgenommen haben würde, wenn er es nicht bei andern vorgefunden und eine geltende Autorität dafür gehabt hätte. Als ein guter Ghibelline war er übrigens kein Freund der neutralen Geiſter, weder in dieſer noch in jener Welt; und er ſpricht auch das härteſte Verwerfungsurtheil über dieſe Weſen aus, die der Himmel, wie er ſagt, ausgeſtoßen hat, und die auch die Hölle nicht aufnehmen will. — Was würde denn nun wohl, wenn wir dieſe Frage mit etwas mehr philoſophiſchem Gleichmuthe aufwerfen wollen, über dieſe unentſchiednen Zwiſchengeiſter, nach der ſonſtigen Weiſe der göttlichen Oekonomie und liebevollen Gerechtigkeit, beſchloſſen worden ſein? — Am erſten ließe ſich wohl denken, daß ſie von neuem geprüft werden ſollten; ſo wie ein Feldherr Kriegerſcharen, die in einem unglücklichen Augenblicke wenig Muth bewieſen haben, an einer andern Stelle wieder in die Schlacht zurückführen läßt. — Wenn ſich annehmen ließe, daß dieſer oder ein ähnlicher Gedanke, oder eine Ueberlieferung der Art mit Einfluß gehabt haben könnte, bei der von Indien aus ſo allgemein verbreiteten Lehre von der Präexiſtenz der Menſchen-Seelen, welche auch die der Platoniker und ſelbſt einiger chriſtlichen Platoniker der erſten Jahrhunderte war; ſo ließe es ſich eher begreifen, wie man auf dieſe ſonſt ſo willkührliche Annahme und grundloſe Hypotheſe habe verfallen können. Grundlos aber muß ſie genannt werden, weil ſie nicht bloß unbegründet iſt, ſondern auch der Natur der Sache und der Seele nicht gemäß; ſo daß ſie, ſelbſt von dieſer Seite angeſehen, wenn ſie für einen einzelnen Fall wirklich aufgeſtellt werden ſollte, doch nur als eine Ausnahme von dem Naturgeſetze und ein Wunder Gottes begriffen werden könnte. Eine bloße Präexiſtenz der Geiſter allein aber würde keine wahre Präexiſtenz ſein; indem, mit der hinzukommenden Seele verbunden, das Ganze nun doch ein ganz andres und neues Weſen ſein würde. Ueberdem wird in jener Hypotheſe, ſo wie ſie in der indiſchen und platoniſchen Lehre weiter entwickelt wird, auch noch der ganze Charakter und die wahre Beſtimmung des menſchlichen Lebens völlig verkannt, indem daſſelbe als ein Ort und eine Zeit-Periode der Beſtrafung bezeichnet wird, da es vielmehr durchaus nur als ein Kampfplatz und als eine Uebungsſtufe und Vorbereitungs-Epoche für die Ewigkeit richtig begriffen und auch philoſophiſch nur ſo verſtanden werden kann. — Es iſt die Aufgabe und die Beſtimmung der Philoſophie, nicht bloß die Wahrheit einfach und klar darzuſtellen, ſondern wo es vorübergehend ohne zu große Schwierigkeit geſchehen kann, hier und da auch bedeutende und merkwürdige Irrthümer, beſonders der alten und älteſten Völker und Zeiten zu erklären. Unter dieſen auch geſchichtlich bedeutenden Irrthümern geſtehe ich wohl, daß die indiſchen und platoniſchen in meinen Augen eine beſonders hohe Stelle einnehmen. Einen Irrthum philoſophiſch erklären, das heißt nicht, ihn als widerſinnig mit kurzen Worten ausſtoßen, ſondern dazu muß man vielmehr ihn zuerſt verſtehen, d. h. bis auf einen gewiſſen Grad in denſelben eingehen, und vielmehr den beſten Sinn, d. h. denjenigen, welcher der Wahrheit noch am nächſten ſteht, darin aufſuchen; demnächſt aber doch den Punkt ſcharf bezeichnen, wo der Irrthum anfängt und die Wahrheit verletzt wird.

Dieſes alles mag nun im Weitern auf ſich beruhen; ich habe dabei bloß auf die wunderbare Mannichfaltigkeit der großen Schöpfung Gottes aufmerkſam machen wollen, auch in dem reichen Thema von der Unſterblichkeit der Seele, wobei ſelbſt die mannichfachen Anſichten davon zu berühren nicht ohne Nutzen iſt; um die einfache Wahrheit deſto klarer zu faſſen und feſter zu halten. In der letztvergangenen Zeit hat man die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, — da doch die eigentliche indiſche Seelenwanderung, ſo wie wir ſie jetzt genau aus den Quellen kennen, zu ernſthaft und traurig iſt, um bei unſerm Zeitalter viel Beifall und Glauben zu finden, — ſtatt deſſen nun ganz in's Romantiſche hinüber zu ziehen, und jenes Leben als eine Art von aſtronomiſchem Spazierenfahren von einem Sterne zum andern mit lebhaften Farben zu ſchildern geſucht. So wenig nun über die Möglichkeit davon, nach unſerm beſchränkten menſchlichen Wiſſen ſo leicht entſchieden oder gradezu abgeſprochen werden kann: ſo dürfte es doch rathſamer und dem menſchlichen Sinne und Maaßſtabe des Wiſſens angemeßner ſein, wenn der Menſch auch in dieſer Hinſicht den Blick zunächſt nur auf ſich und ſein eignes Wohnhaus, die Erde, richten möchte, forſchend, ſcheidend und ahnend, als ſich ſogleich in den ganzen Sternenhimmel zu verflüchtigen, da der Menſch, was er ſo ſehr im Weiten ſucht, vielleicht ungleich näher hat, als er ahnet; und vielleicht, dieſer Planet unſrer Erde ſelbſt ſchon manche von den unterirdiſchen Gängen und verborgenen Kammern des jenſeitigen Todes, zugleich mit den Lichtſaalen der künftigen Auferſtehung in ſeinem Innern umſchließt.

Dieſes mag einem andern Orte, näher in Erwägung zu ziehen, vorbehalten bleiben. Hier will ich zum Schluße nur noch hinzufugen, wie jener ſchon mehrmahls erwähnten Stufenleiter, welche die große Natur-Pyramide in Beziehung auf Gott und auf ihre eigne lebendige Entwicklung bildet, eine andre Stufenleiter der Natur, für den Menſchen, bloß für ſein Bedürfniß, nach ſeiner beſchränkten Einſicht und ſeinem Standpunkte gegenüber ſteht. Nach dieſer iſt die Natur, d. h. die den Menſchen zunächſt umgebende Natur, alſo in dieſem Sinne, der uns tragende und nährende Planet dieſer Erde, zuerſt das mit Leben erfüllte, und ſelbſt lebendige Wohnhaus des Menſchen, in welchem er immer noch hier und da ſehr fremd iſt. Auf der zweiten Stufe, dieſer zunächſt auf den Menſchen und das menſchliche Bedürfniß ſich beziehenden Naturanſicht und Naturerkenntniß wird die Natur, wie ſie jetzt iſt, erkannt und aufgefaßt, als der Kampfplatz oder auch das Schlachtfeld, und der ſtreitige Boden des noch unentſchiednen oder doch noch nicht beendigten Kampfs zwiſchen den guten und den böſen Mächten und Geiſtern; und je lebhafter dieſer Kampf von neuem zu werden anfängt, je nothwendiger wäre es wohl, auch dieſe Seite des Gegenſtandes nicht ſo ganz zu vernachläſſigen. Die dritte Stufe der Naturanſicht für den Geiſt des Menſchen in ſeiner jetzigen Beſchränkung iſt die, vermöge deren die Natur erkannt und verſtanden wird als die ſichtbare und überall mit Sinnbildern reich geſchmückte Hieroglyphen-Decke der unſichtbaren Welt. Und eben weil die Natur ſelbſt ein ſymboliſches Weſen iſt, kann ſie auch, wo von ihrem innern Leben und von ihrem Geiſte, oder ihrer Bedeutung im Ganzen die Rede iſt, d. h. wo nicht ſie bloß phyſiſch, ſondern auch philoſophiſch erkannt und verſtanden werden ſoll, mehrentheils nur ſymboliſch aufgefaßt und in wiſſenſchaftlichen Gleichniſſen und lebendigen Symbolen darüber geſprochen werden.

Siebente Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in dem Reiche der Wahrheit, und von dem Kampfe des Zeitalters mit dem Irrthume.

Gott iſt ein Geiſt der Wahrheit, und in dem Reiche der Wahrheit iſt auch die göttliche Ordnung, und das darin waltende Geſetz der ewigen Weisheit, mit beſonderer Klarheit hervorleuchtend; mehr oder deutlicher als in der für uns mehrentheils noch halbdunklen, oder doch höchſtens nur helldunklen, aus Licht und Finſterniß gemiſchten Region der Natur. Der Menſch aber, mitten in die Natur hingeſtellt, aus dem Leim der Erde gebildet, als der erſtgeborne Sohn, oder der irdiſche König der Natur, iſt auch von dieſer Seite ein Naturweſen; ſelbſt in der Empfänglichkeit für die höhere Wahrheit, iſt er an einen ähnlichen Stufengang der natürlichen Lebensentwicklung gebunden; der nicht gewaltſam unterbrochen, wo auch nicht willkührlich etwa eine Stufe überſprungen werden darf, ohne daß ein ſolcher naturwidriger Gang ſich durch die nachtheiligſten Folgen beſtraft. Schon in der Erziehung zeigt ſich dieß, nach den natürlichen Stufen der verſchiedenen Lebensalter. Dem Knaben, der ohnehin bei glücklichen Anlagen einen offenen Sinn hat zum Lernen, wenn es ihm in der rechten und lebendigen Form dargebothen und eingepflanzt wird, ſucht man den Sinn noch mehr zu öffnen, zu üben, zu ſtärken, zu nähren und durch das rechte Maaß von geiſtiger Nahrung immer mehr zu entwickeln. Von der ſittlichen Seite wird ſich hier die Erziehung mehr nur darauf beſchränken, gute Gewohnheiten zu gründen und verderbliche Angewöhnungen oder ſchädliche Anſteckung ſorgſam entfernt zu halten. Von Grundſätzen und Geſinnungen kann bei dem noch zu weichen Sinne kaum die Rede ſein; anders aber iſt es ſchon bei dem Jünglinge; denn wenn hier nicht neben der weitern wiſſenſchaftlichen Ausbildung zugleich durch Geſinnungen und Grundſätze auch der ſittliche Charakter befeſtigt wird; ſo iſt dieſes für immer verſäumt, und wird es ſchwerlich noch jemahls in der Folge geſchehen. Hat dieſe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung aber ihr Ziel erreicht, dann erſt wird der junge Mann, deſſen Geiſt nun anfangt ſich freier zu regen und mündig zu werden, in das volle Licht der Wiſſenſchaft, oder auch in das äußere wirkliche Leben hinaus, und an den Prüfſtein der Erfahrung herangeführt.

Auch im Großen und ſelbſt in der geſchichtlichen Entwicklung und im Gange der Zeiten wird eben dieſe Stufenfolge bemerkt; und das ſind überall die wirklichen Stufen des Bewußtſeins für den Menſchen, wie er jetzt iſt. Erſt muß der Sinn angeregt und geöffnet werden; dann muß die Seele auf das Gute und Göttliche hingelenkt, es muß daſſelbe nicht bloß mit dem erſten Blick des Erſtaunens ergriffen, ſondern mit dem vollen Gefühl und inniger Liebe dafür, in die Seele gepflanzt und feſtgeſchloſſen, und dieſe ganz damit erfüllt, und eben dadurch neu erregt und dann auf das rechte Ziel bleibend, und für immer hingewendet werden; und nun erſt kann der freie Geiſt, die göttliche Wahrheit ſelbſt ergreifen, lebendig nach dieſer Erkenntniß wirken und handeln, je nach dem Standpuncte in der großen Gotteswelt, der ihm angewieſen und auf den er geſtellt iſt. — Dieſe Ordnung kann nicht überſchritten, und keine dieſer Stufen kann überſprungen werden. Wenn nicht zuerſt der Sinn angeregt und geöffnet iſt, ſo wird man ſich vergeblich bemühen, das Herz zu gewinnen und zu befeſtigen, oder die Seele zu der ewigen Sonne der göttlichen Wahrheit wieder zurück zu wenden. Und darum ſieht man in der Welt und in der Zeit ſo viele ſittliche Beſtrebungen im Großen und im Kleinen unwirkſam und ohne Erfolg bleiben, weil es an dem vorangehenden Lichte der erſten Stufe und erſten Erleuchtung fehlt, durch welches nur erſt die Aufmerkſamkeit geweckt, der Sinn erregt, das Auge geöffnet werden ſoll. Wird hingegen das volle Licht des Geiſtes mitgetheilt und errungen, während die Seele noch finſter geblieben iſt, und in ihren üblen Gewohnheiten feſtklebt, ohne irgend eine höhere Erhebung; ſo wird zwar hier nicht derſelbe Fall eintreten, wie bei dem fehlerhaften Ueberſpringen der erſten Stufe, daß das Ganze ohne Wirkung bleibt, und keinen Eindruck macht. Aber es wird die Wiſſenſchaft, während die ſittliche Seite des Menſchen noch ganz vernachläſſigt, roh oder verwildert und entartet bleibt, nur wie ein zerſtörendes Element wirken, es wird auf ſo ſchlechtem Boden ſelbſt das wahre Wiſſen in ein falſches Wiſſen umgewandelt werden, und je tiefer es erfaßt, je lebendiger und kraftvoller es ergriffen wurde, um ſo ſchädlicher, verderblicher und zerſtörender wird es wirken. — Man braucht die Beiſpiele und Belege, wie ſchädlich eine zu ſchnell entwickelte wiſſenſchaftliche Aufklärung bei allgemein herrſchendem Sittenverderbniß und Verwirrung der die Völker erhaltenden Principien ſein kann, gar nicht bloß von unſerem Zeitalter herzunehmen; ſie ließen ſich eben ſo gut auch ſchon früher aus der Geſchichte der Griechen und Römer welthiſtoriſch nachweiſen. Allein dieß liegt hier außer meinem Umkreiſe, und iſt nicht das Ziel, wo ich mit dieſer Betrachtung hinwill. Ich möchte hier vorzüglich nur darauf aufmerkſam machen, wie auch die ewige Weisheit, und das iſt eben die göttliche Ordnung in dem Reiche der Wahrheit, als das Thema meiner heutigen Betrachtung, denſelben allmähligen Stufengang der natürlichen Entwicklung des Bewußtſeins, in der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts beobachtet; ſich darin der menſchlichen Schwäche oder Beſchränktheit und dem irdiſchen Bedürfniß liebevoll bequemend und anſchmiegend, nach eben jenem ſchon früher aufgeſtellten Princip der göttlichen Herablaſſung, welches überall in dem Wirken oder Einwirken Gottes auf die Welt und auf den Menſchen ſichtbar und bemerklich iſt. So geht oder ging alſo auch in der, den Menſchen durch höhere Fügung und aus der Quelle ſelbſt mitgetheilten Erkenntniß, eine erſte Erleuchtung des Sinnes voran, und das im Heidenthum für die einfache Wahrheit erblindete Menſchenauge nur erſt für den wahren Gott wieder zu eröffnen, bloß als Vorbereitung für die Zukunft; die zweite Stufe der Offenbarung aber war oder iſt geweſen eine Erleuchtung der Seele, oder auch eine lebendige Erneuerung und gänzliche Umwendung derſelben aus dem Zuſtande der Verfinſterung, zu dem ewigen Lichte und der Sonne der Gerechtigkeit zurück; die dritte und letzte Stufe aber, oder die volle Erleuchtung des Geiſtes, obgleich auch dieſe ſchon in der zweiten anfängt und mit umſchloſſen liegt, ſo wie die zweite in der erſten, in dieſer durchaus lebendigen Entwicklung des höchſten Lebens, welches eben das göttliche Licht des Geiſtes iſt; dieſe volle Offenbarung des Geiſtes alſo wird für das Ende und die letzte Zeit, als der Schluß und die Vollendung des Ganzen in der Offenbarung ſelbſt ausdrücklich beſtimmt und alſo bezeichnet.

Zwei allgemeine Bemerkungen muß ich noch voranſchicken, ehe ich die göttliche Ordnung in dieſem Gange der Offenbarung zur Erziehung des Menſchengeſchlechts weiter verfolge. Die erſte beſtehet darin, daß wenn Sinn, Seele und Geiſt hier als die Stufenleiter des Bewußtſeins in aufſteigender Linie bezeichnet werden, nach der Empfänglichkeit desſelben für die höhere Erkenntniß, Geiſtesbildung und Wahrheit überhaupt, ganz beſonders aber für die göttliche; der allgemeine Wahrheitsſinn, der dabei vorausgeſetzt, und zum Grunde gelegt wird, alle die einzelnen Arten und Seiten oder Zweige desſelben, die ſchon früher erwähnt worden, zuſammen umfaßt. Ich meine, der Gemeinſinn der geſunden Vernunft, dann der Naturſinn und der Verſtand, den ich als den Sinn für die Offenbarung des Geiſtes, oder den Geiſt der Offenbarung erklärte, und zwar jeder Offenbarung, nicht bloß der geſchriebenen, ſondern auch der geſchichtlichen; alle dieſe ſind mit umfaßt in jenem Einen und allgemeinen Wahrheitsſinn, und bilden denſelben eben in ihrer Zuſammenwirkung, indem in der beſondern Anwendung bald der eine, bald der andere mehr hervortritt; oder auch der Eine und allgemeine Wahrheitsſinn bald von dieſer bald von jener Seite mehr in Anſpruch genommen wird, oder mitwirkend iſt. Auch jene innere Nachgiebigkeit und innerliche Einwilligung, welche ich in dem Willen als den eigentlichen Gottesſinn nachzuweiſen verſuchte, gehört als ein weſentliches Stück und Beſtandtheil des Ganzen mit zu dem allgemeinen Wahrheitsſinn; denn daß der entgegengeſetzte Fehler, daß Eigenſinn und Starrſinn ein vorzügliches Hinderniß des Guten auch in der Erkenntniß und in der Anerkennung der Wahrheit ſind, das lehrt die Erfahrung ſchon aus den erſten Anfangs-Epochen in der Erziehung. Aber auch in den höchſten metaphyſiſchen Gedanken-Syſtemen der größten Denker und Philoſophen, tritt dieſer Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung noch als das herrſchende Princip, als das größte Hinderniß der Wahrheit, und die fruchtbare Quelle des Irrthums hervor. Die zweite Bemerkung, welche noch zu machen war, geht dahin, daß dieſer natürliche Stufengang in der lebendigen Entwicklung des Bewußtſeins, nicht bloß in der ſittlichen Erziehung ſondern auch in der Empfänglichkeit für die hohe und göttliche Wahrheit, nur für den Menſchen, wie er jetzt iſt, gilt und in Anwendung kommt; wo nähmlich der Sinn nicht ſchon von Anfang an offen und licht iſt, wo die Seele nicht etwa ſchon rein und frei iſt, ſondern erſt aus der Finſterniß erweckt und zurückgeführt werden muß. Nichts hindert dagegen anzunehmen, vielmehr ſpricht alles dafür, daß die älteſte Offenbarung des Menſchengeſchlechts, die Erleuchtung welche dem Erſten Menſchen zu Theil ward, und ihm als ſein himmliſches Erbtheil auf die Erde mitgegeben wurde, eine volle Erleuchtung des Geiſtes geweſen ſei: denn ſein Sinn war offen und hell, ſeine Seele noch unverdorben, rein und frei, beide zu Gott hingewendet, und mit der Natur Eins und verbunden, um die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes ganz in ſich aufzunehmen. Es iſt ein Irrthum und Mißverſtand, wenn man annimmt oder ſich einbildet, daß dieſe Reinheit und Unſchuld eine Unwiſſenheit geweſen ſei, wie die eines Kindes oder des wilden Naturmenſchen. Der ganze Baum des vollen Lebens war ihm übergeben, und auch die Herrſchaft über die Natur, deren erſte

Lebendigen Gott ihm unterordnete und zuführte, um ſie zu benennen, und über ſie zu beſtimmen: nur die Erkenntniß des Todes war ihm abſichtlich verdeckt, und alſo wohl auch das Daſein der böſen Geiſter verborgen, weil eben darin ſeine Prüfung beſtehen ſollte. Und ſo läßt ſich beides vereinigen, ſowohl dieß höchſte Wiſſen im hellſten Lichte der Natur, welches von dem Erſten Menſchen in der heiligen Ueberlieferung aller Urvölker ſo ſtark angedeutet iſt; als auch dieſe Unwiſſenheit des Todes, die ihm ausdrücklich beigelegt wird. Auch würde er, wenn er das Gefühl Gottes nur lebendig und klar im Herzen behalten hätte, ſeinen Feind ſogleich erkannt und ihn eben dadurch auch beſiegt haben, und dann würde Er der Erlöſer der Natur geworden ſein, ſtatt daß er nun nachdem er dieſe Beſtimmung verfehlt hatte, ſelbſt eines Erretters bedurfte. Es iſt alſo dieſe erſte Offenbarung im Anfange, wie wir wohl annehmen dürfen, ſo wie es auch am Ende wieder ſein wird, eine volle Erleuchtung des Geiſtes geweſen, die aber bald wieder verfinſtert worden. So ſtellt ſich die Sache ebenfalls dar in der Sagen-Geſchichte aller Urvölker der alten Zeit, und dieſes iſt der lichte Faden, welcher aus dem allgemeinen Labyrinth der Sagen- und Sprachen- und Bilder-Verwirrung des älteſten Heidenthums, an den klaren Anfangspunct der reinen Offenbarung Gottes zurückführt. Wie nun während der dritthalbtauſend Jahre, oder vier und zwanzig Jahrhunderte des erſten Weltalters durch die göttliche Vorſehung und höhere Fügung jener Lichtfaden der urſprünglichen Wahrheit doch immer im Stillen fortgeführt, und von Zeit zu Zeit erneuert worden iſt, dieſe an ſich höchſt anziehende Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in der Urwelt, liegt hier für jetzt noch außer unſerem Umkreiſe. Nachdem die Seelenfinſterniß einmahl eingetreten und allgemein herrſchend geworden war, der urſprünglich dem höheren Lichte offene Sinn, geſchloſſen und nun unter einem Chaos von wahren und falſchen oder halbwahren Bildern und Sinnbildern verdeckt und begraben lag, trat im vollen Maaße jenes Naturgeſetz der geiſtigen Entwicklung nach dem angegebenen Stufengange ein, wo zuerſt der erſtorbene Sinn wieder erweckt und geöffnet, dann die Seele gereinigt, erneuert und umgewendet werden muß, ehe beide empfänglich ſein können, für die volle und höchſte Erleuchtung des Geiſtes; und nur dieſes Naturgeſetz im menſchlichen Bewußtſein, und in der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts, dieſen Stufengang der ihm beſtimmten und zugetheilten göttlichen Offenbarung nachzuweiſen, iſt hier meine Aufgabe.

Die erſte Stufe oder der erſte Abſchnitt deſſelben, beſtand darin, daß nachdem jene heidniſche Sagen- oder Mythen- und Bilderverwirrung den höchſten Grad eines ſo geradezu ſchon unheilbar gewordenen Uebels erreicht hatte, nun wenigſtens Ein Volk als Werkzeug für das Ganze ausgeſondert wurde, um ihm die Augen über den Abgrund des Irrthums, in welchem die ganze Welt verloren lag, zu öffnen, und ſeinen Blick ausſchließlich auf die Zukunft zu richten. Viele Propheten wurden ihm geſendet, es wurde anfangs ganz von Propheten geführt und geleitet, und richtiger kann man den Charakter und die Geſchichte dieſes ſo beſondern Volkes unter allen übrigen Völkern der alten Welt nicht auffaſſen, als wenn man daſſelbe auch überhaupt nach ſeiner Beſtimmung genommen, als das prophetiſche Volk ſich denkt, das eben dazu und nur zur Hindeutung auf die Zukunft beſtimmt und deſſen leitende Ideen und innerſte Exiſtenz ganz an die Zukunft geknüpft, und in eine ferne Zeit hinein gelegt war. Nur aus drei Strichen oder Worten beſteht dieſe höchſt einfache Offenbarung der erſten Stufe; dem erſten Lichtpuncte zum Anfang, in welchem zugleich der Schlüſſel und das löſende Wort verborgen liegt für das ganze Sagen-Chaos und alle Räthſel der Urwelt und Urgeſchichte; dann einer ſtrengen Linie der Abſonderung auch in den Sitten von allen übrigen heidniſchen Völkern; und endlich einem großen Strahl der Hoffnung, in die weite Zukunft hinaus deutend. Der lichte Anfangspunct ward wenig beachtet und wenig verſtanden; die Linie der Abſonderung oft aus ſehr gemeinen Gründen und Lockungen übertreten, zuletzt aber nur ganz geiſtlos, bloß nach dem äußern Buchſtaben feſt gehalten, und ſo ward auch jener höchſte Strahl der Hoffnung, in einem ganz beſchränkten National-Sinn, nach dem Begriffe eines irdiſchen Erretters und Befreiers von dem Römer-Joche völlig mißverſtanden. Dieſes, und wie höchſt undankbar, mithin das mitgetheilte Licht im Ganzen von denen, welchen es zunächſt verliehen war, aufgenommen worden, iſt ſchon oft von ernſtgeſinnten hiſtoriſchen Schriftſtellern mit ſtarken Zügen geſchildert und gerügt worden; nur weiß ich nicht, ob ſich in dieſer Hinſicht über die nachfolgenden Stufen der weiter entwickelten göttlichen Offenbarung ein viel anderes und günſtigeres Urtheil wird fällen laſſen. Volle Zeit zur Entwicklung iſt dem prophetiſchen Volke ſelbſt, und auch dem übrigen Menſchengeſchlechte gelaſſen; anderthalb Jahrtauſende nach den dritthalbtauſend Jahren des erſten Weltalters, ſind für dieſe erſte Stufe der Offenbarung beſtimmt geweſen. Nachdem nun dieſe vierzig Jahrhunderte der Vorbereitung und Erwartung, und die ganze lange Winternacht der alten Götterwelt vorüber war, kam die welthiſtoriſche Entwicklung des Menſchengeiſtes an ihren großen Wendepunkt, und mit dem Frühlings-Solſtitium dieſer neuen Erſcheinung trat die zweite Stufe in dieſem Stufengange der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts ein. Alles charakteriſirt dieſe zweite Entwicklungsſtufe gleich bei ihrem erſten Auftreten, daß ſie nicht ſein ſollte eine volle und vollendete Offenbarung des Geiſtes, und des Wiſſens, die nur erſt für die Zukunft verheißen ward; vielmehr trat ſie in dieſer Hinſicht in ſchneidenden Gegenſatz mit der gebildeten, aber mehr und mehr ſinnlich gewordenen Wiſſenſchaft der Griechen. Sondern es ſollte zunächſt nur ſein eine völlige Umwendung der Seele aus der vorigen irdiſchen Finſterniß zu dem ewigen Lichte und der Einen Sonne der Wahrheit zurück; und eben damit auch eine gänzliche Erneuerung und Umgeſtaltung des Lebens in allen ſeinen Gewohnheiten, Sitten und Einrichtungen. Nur dieſes Eine wollte Gott, und ruhmvoll, ſchön und rührend war auch der Kampf, welchen dieſe ganz neu vom Himmel herabgekommene Geſinnung mit der widerſtrebenden Welt zu beſtehen hatte.

Die Menſchen aber zerfielen immer wieder in die alte Zweiheit und in den Zwieſpalt; und gerade dieſen auch durch die nachfolgenden Epochen hindurch hervor zu heben, iſt hier unſre ſchmerzliche Aufgabe. Denn nur auf dieſem Wege, wenn man betrachtet, wie der Menſch ſich in jeder Welt-Periode und Stufe der göttlichen Offenbarung geſtellt, und ihr gegenüber geſtanden hat, läßt ſich in dem Stufengange des fortſchreitenden Zwieſpalts der Lichtfaden der darin waltenden göttlichen Ordnung bis an ihr vorgeſtecktes Ziel und bis zum Schluße der Vollendung verfolgen. In den erſten drei oder fünf Jahrhunderten wäre der ſo einfache neue Glauben auf der einen Seite und zuerſt bald wieder in ein Chaos philoſophiſcher Dichtungen nach alt-aſiatiſcher Art umgewandelt worden; auf der andern Seite verſteckte ſich ein feiner heimlicher halber Unglauben hinter Worte; wogegen man ſich denn auch wieder hinter Worten vertheidigen mußte, und es erhielt in dieſer Zeit-Periode der Geſchichte dieſer ſubtile, geiſtige Wortſtreit zum erſten Mahle eine ſo große und welthiſtoriſche Wichtigkeit und Bedeutung. Die einfache Grundlage des Glaubens wurde wohl gegen alle Angriffe aufrecht erhalten, aber an der erſten Liebe war viel verloren gegangen. Daher war auch dieſes aus der neuen Lehre hervorgegangene neue Leben nun nicht mehr hinreichend, die verderbte alte Römerwelt, wie man anfangs wohl hätte hoffen ſollen, vollſtändig wieder herzuſtellen, und ganz in Gott zu erneuern, wenn nicht ein äußeres und bloß natürliches Element, die friſche Kraft der nordiſchen Völker zu dieſem Endzwecke wäre herbei geführt und mit hinzugenommen worden. So waren nun wieder drei Jahrhunderte vergangen, als es noch am Schluße dieſer erſten Periode mit einem Mahle hervorbrach, wie wenig der alte Geiſt des Zwieſpalts wirklich ſchon ganz beſiegt und beſänftigt ſei. Der Glaube, hieß es jetzt, ſei im Weſentlichen ganz derſelbe, aber eine Trennung ſei und bleibe es demungeachtet; das bedeutete alſo ſo viel, als der morgenländiſche Gott und Welt-Retter ſei doch freilich ein andrer als der abendländiſche; ſo wurde der Eine Gott und der Eine Glaube im Leben wieder in Zwei getheilt, und dieſe ſeltſame Trennung ohne eigentlichen Gegenſtand, dauert bis auf den heutigen Tag der Menſchheit fort. In der nachfolgenden großen Periode blühte nun wohl ein neues Leben in reicher Entfaltung aus jener Offenbarung der Liebe auf, die eigentlich nun erſt vollſtändig in's Leben trat, ſo daß auch alle Lebenseinrichtungen, Sitten, Künſte, die Staatsordnung ſelbſt durchaus neu und ganz anders geſtaltet wurden, als es bei den gebildeten Völkern des Alterthums geweſen war; und von der liebevollen, von der ritterlichen Seite betrachtet, wird dieſe Welt-Periode leicht unſern Sinn anziehen und gewinnen können. Aber auch hier brach ein furchtbarer Zwieſpalt aus, der die Welt in dieſer Periode feindlich aus einander riß. Beide Gewalten, welche vereint zu einem Zwecke Gottes zuſammen wirken ſollten, die zwei Schwerter, von denen der Herr geſagt hatte, daß es genug ſeien, das Eine Schwert des Geiſtes im Reiche der Wahrheit und des Glaubens, und das andere irdiſche Schwert der Gerechtigkeit, richteten ſich feindlich gegen einander, und weit mehr noch wurden dadurch die Gemüther innerlich zerriſſen, als der äußere Frieden geſtört. Nicht bloß als Gegenſatz tritt dieſer Zwieſpalt auf, ſondern auch in der Form einer gewiſſen Verwirrung und gegenſeitigen Verwechslung des einen und des andern Gebieths, giebt er ſich zu erkennen. Zwar wenn eine edle Tapferkeit in der geiſtlichen Ritterſchaft ganz dieſe Farbe annimmt, ſo können wir uns wohl noch leicht mit dieſer anfangs freilich wunderbar auffallenden Erſcheinung, und Zuſammenſchmelzung zweier verſchiedenartigen Elemente ausſöhnen. Größere und ſchwerer zu löſende Colliſionen gab es, wenn der den geiſtlichen Hirtenſtab führte, zugleich den weltlichen Fürſtenſtuhl einnahm; doch wurde auch hier oft die nicht leichte Aufgabe einer ſolchen doppelten Beſtimmung mit Würde und großem Verſtande gelöſt und erfüllt. Wenn aber derſelbe, der den friedlichen Hirtenſtab führen ſollte, auch den kriegeriſchen Panzer anlegte, dann gab es unvermeidlich noch mehr Anſtoß, und verwirrte mehr noch die Gemüther. So vergingen nun wieder ſieben Jahrhunderte, zuſammen alſo fünfzehn, ſeit dem welthiſtoriſchen Mittelpunkte der innerlichen Sonnenwende in dieſem Erdenleben; mit den vorangehenden fünfzehn, ſeit dem erſten Anfange der uns gegebenen Offenbarung alſo dreißig. Und abermahls wurden drei hinzugelegt, nach dem äußerſt langſamen Gange der göttlichen Weltlenkung und unerſchöpflichen Geduld Gottes in der Erziehung ſeines Menſchengeſchlechts. In dieſer letzten Periode kam der Geiſt des Zwieſpalts nun erſt ganz vollſtändig und viel allgemeiner zum Ausbruche, indem er mehr und mehr faſt alle Gebiethe des Wiſſens und alle Einrichtungen des Lebens ergriff und umfaßte. Durch mehrere wunderbar zuſammentreffende große Entdeckungen auf ganz verſchiednen Gebiethen des Wiſſens, allerdings zur Mündigkeit aufgerufen, und dieſe Mündigkeit fühlend, nahm der Geiſt in dem erſten Gebrauche ſeiner neuen Kraft mehr die Richtung des Streits und der Trennung, als des ruhigen Fortſchreitens zur Vollendung auf der gegebnen Bahn. Gleich von Anfang an iſt ein feindlicher Gegenſatz ziemlich bemerklich zwiſchen dem neuen Wiſſen und dem alten Glauben, der aber nachher noch viel deutlicher hervortretend, größer und allgemeiner geworden iſt; dann ergriff der Zwieſpalt den Glauben ſelbſt, der in zwei Stücke aus einander brach. Späterhin kam noch ein neuer und mehr allgemeiner Zwieſpalt zwiſchen dem Glauben überhaupt, und dem öffentlichen und geſellſchaftlichen Leben dazu, dem im achtzehnten Jahrhunderte hier und da ſeine religiöſe Grundlage ganz entzogen wurde. Und nachdem nun dem Leben ſeine höhere geiſtige Bedeutung genommen war, machte der letzte Zwieſpalt, nähmlich der zwiſchen dem Wiſſen und dem Leben, den Beſchluß; da das auf ſolche Weiſe entgeiſtete Leben ganz natürlich den eingebildeten Idealen eines zum Theile falſchen Wiſſens, gar nicht entſprechen wollte und nicht mehr genügen konnte. Dieſer letzte Gegenſatz kam dann auch in furchtbarer Weiſe öffentlich und in der Wirklichkeit zum Ausbruche.

Dieſer vierfache Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, dann im Glauben ſelbſt, und wieder zwiſchen dem Glauben und dem Leben, und endlich zwiſchen dem an die Stelle des weggeſchobenen Glaubens eingetretenen neuen Wiſſen und dem Leben, mit allen ſeinen Aeſten und Verzweigungen bis in jede Sphäre des menſchlichen Daſeins ſich verbreitend, liegt nun noch jetzt als das unaufgelöſte Problem des Lebens und der Zeit vor uns. — Und wer ſollte, wer kann es auch wohl löſen, als Gott allein? Als Streitfrage läßt ſich dieſes Problem und die innere Wurzel deſſelben, der Zwieſpalt des Glaubens, durchaus nur im Sinne der Liebe und des gegenſeitigen Vertrauens, zwiſchen zwei nahe befreundeten Geiſtern, die in den meiſten Puncten ſchon übereinſtimmen, nur in wenigen andern noch verſchieden denken, mit Nutzen behandeln. Es ließen ſich auch wohl würdige Werke von beiden Seiten anführen, die in einem ſolchen annähernden und verſöhnenden Geiſte abgefaßt ſind, der natürlich der Philoſophie am meiſten zuſagt, deren Streben überall kein anderes ſein kann, als jeden tiefgewurzelten Zwieſpalt in der menſchlichen Natur ſo viel als möglich zu verſöhnen und auszugleichen. Zu einer Entſcheidung für das Ganze aber kann es auf dem Wege des Streites wenn er noch ſo wiſſenſchaftlich gründlich, würdig ſchonend und milde geführt wird, niemahls kommen, und iſt dieſes eine ganz verlorne Mühe. Es fehlt dazu an einem gemeinſamen, von beiden Theilen anerkannten Forum, da weder die mit unbedingter Freiheit im Forſchen fortſchreitende Vernunft auf der einen Seite, noch die in letzter Inſtanz entſcheidende Autorität im Glauben auf der andern Seite, von dem Gegentheile als gültig und competent anerkannt wird.

So tief einſchneidend in das Innerſte der Menſchheit, ſo verwundender Natur iſt dieſer Zwieſpalt, daß man ihn kaum berühren kann, ohne faſt unwillkührlich mit davon ergriffen und mit verwundet zu werden; und wenn ich denſelben hier aus dem bloß menſchlichen Standpunkte einer wiſſenſchaftlichen Streitfrage zu behandeln hätte, was aber ganz außer dem mir vorgezeichneten Umkreiſe liegt, ſo würde ich beſorgen müſſen, daß auch wir bei dieſem Gegenſtande wieder in zwei Hälften uns theilen würden. Ich hege aber nicht die geringſte Beſorgniß dieſer Art; da meine Aufgabe einzig und allein die iſt, die göttliche Ordnung in dem Stufengange der dem Menſchengeſchlechte gegebenen Offenbarung aufzuſuchen, und an dieſem Lichtfaden das Nachdenken bis zum Schluſſe der vollendeten göttlichen Erziehung fortzuführen, wo alsdann in der Zeit der Vollendung, und in dem vollen Lichte derſelben, auch kein Streit mehr ſein wird. Aus dieſem beſondern

Geſichtspunkte fand ich mich immer vorzüglich angezogen, weit mehr als durch den öffentlich geführten Streit, ſo welthiſtoriſch wichtig dieſer auch ſein mag, durch die einzelnen mehr in ſich zurückgezogenen Geiſter, von der einen und von der andern Seite, die an dem öffentlichen Streite wenig Antheil nahmen, indem ihr Auge ganz nur auf die Zukunft gerichtet war, in forſchender Erwartung jener lichten Vollendung, und aller daran geknüpften Verheißungen, wozu dann auch der allgemeine Glaubensfriede gehört, als der letzten Offenbarung des göttlichen Geiſtes. Nur fielen einige dabei in einen großen Irrthum, und andre ſtanden wenigſtens nahe daran, indem ſie jene dritte Stufe der Offenbarung des Geiſtes, als eine eigentlich neue betrachteten, da es doch klar iſt, daß es nur die Vollendung der frühern Stufen ſein kann, nicht aber eine neue, indem eine Offenbarung des Geiſtes, die ſich als eine neue ankündigte, abgetrennt und unabhängig von der heilenden Erleuchtung der Seele auf der zweiten Stufe, die wir ſchon haben, von dieſer göttlichen Offenbarung des Herzens, der Liebe und des Lebens im Glauben, die Niemand verborgen iſt, und die Jedermann kennt, ſich eben dadurch als eine falſche zu erkennen geben würde. Ein neuer Himmel und eine neue Erde ſind wohl für das dritte und letzte Weltalter ſehr beſtimmt verheißen; auch iſt da von einem Evangelium die Rede, welches alsdann allen Völkern in allen Sprachen verkündigt werden, und über die ganze Erde ſich ausbreiten ſoll. Dieſes Evangelium aber wird keineswegs ein neues genannt, weil es an dem alten genug iſt, wie für das Leben, wenn es beobachtet, ſo auch für das Wiſſen, wenn es nur ganz verſtanden würde; ſondern es wird das ewige Evangelium genannt, und iſt darunter alſo wohl nur eben dieſes volle Licht des göttlichen und in Gott vollendeten Wiſſens, das mit dem Glauben ſchon wieder Eins geworden, und eben dadurch auch mit dem Leben völlig ausgeſöhnt iſt, zu verſtehen. Es iſt hier in dieſem Gebiethe und im geiſtigen Sinne nicht nöthig, daß der ſchöne Morgenſtern des Glaubens, der uns in der Nacht geführt, und in der Morgendämmerung geleuchtet hat, auslöſchen muß, wenn die volle Sonne am Himmel aufgeht; vielmehr ſoll er dann noch heller glänzen, oder vielmehr dieſer ganze Unterſchied findet hier gar nicht Statt, und es iſt eben der Morgenſtern ſelbſt, der ſich zur vollen Sonne entfalten, und das ganze Weltall mit ſeinem Lichte erhellen wird. Um ſo geduldiger ſollen wir dieſen Zwieſpalt ertragen, ſo lange wir noch darinnen ſtehen, um ſo ſchonender ihn berühren, da wir ihm auf Hoffnung unterworfen ſind. Keine falſche Unpartheilichkeit iſt damit gemeint, die meiſtens nichts iſt, als eine verſteckte Gleichgültigkeit über die wichtigſten Fragen der Zeit und der Menſchheit, oder eine vornehmthuende indifferente Geringſchätzung, welche letztere uns vielmehr noch tiefer verletzt, als die eine oder die andre entſchiedene Geſinnung, wo ſie mit redlichem Gemüthe erfaßt iſt und ſich ausſpricht. Eben ſo wenig auch die angemaßte Entſcheidung eines Einzelnen nach eigenthümlicher Anſicht und einem ſeinſollenden höhern Geſichtspuncte, wo etwa beiden Theilen Unrecht gegeben wird, und dann wieder in andern Puncten Recht, dem einen hier, dem andern dort. Daß auf beiden Seiten in der erſten Zeit-Epoche dieſes Zwieſpalts, große hiſtoriſche Charaktere ſich finden, glänzende wiſſenſchaftliche Talente durch alle Epochen hindurch, aber auch manches Unrecht im Einzelnen auf beiden Seiten, das iſt wohl gewiß; aber was entſcheidet das Unrecht der Menſchen über das Recht der Sache, ſobald wir dieſe, wie wir es doch müſſen, als die Sache Gottes betrachten? — Das Schmerzliche dieſes Zwieſpalts liegt eben darin, daß Gott ſelbſt gewiſſermaßen hier der Gegenſtand des Zanks geworden iſt. In der geheiligten Lehre und Ueberlieferung, vorzüglich in der Offenbarung, war Gott ſelbſt gleichſam ein Kind geworden, und hatte ſich in dieſer kindlichen Sprache des Herzens, und in der vertraulichſten Geſtalt dem Menſchengeſchlechte in die Hände gegeben. Nun wird aber eben dieſes wunderbare Kind und göttliche Wort von den Streitenden hin und her geriſſen; ganz ſo wie in der alten Geſchichte oder Parabel, wo zwei Mütter vor den Richterſtuhl des Königs treten, im heftigen Streite, welcher von beiden das eine noch lebende der zwei Kinder gehöre, von welchen das andere im Schlafe erdrückt war. Die rechte Mutter, denn geſchlafen hatten ſie beide, wurde daran erkannt, daß ſie nicht zugeben wollte, daß das Kind durch das Schwert des Richters von einander gehauen würde, ſondern eher es noch der andern überlaſſen; woran der weiſe König dann die rechte Mutter erkennend, ihr das Kind zurück zu geben befahl. —

Für unſer Zeitalter iſt der große Richterſpruch der welthiſtoriſchen Entſcheidung, der allein dieſen Zwieſpalt ſchlichten kann, immer noch nicht erfolgt. Wohl aber liegt in den Symptomen des in zunehmender Progreſſion anwachſenden geiſtigen Kampfs ſelbſt, ein Beweis mehr für den herannahenden Tag der Entſcheidung, wo dann mit dem vollendeten Siege der göttlichen Offenbarung, mit der Feuertaufe des Geiſtes, die alsdann dieſer letzten Zeit ertheilt werden ſoll, zugleich jener lange verheißne allgemeine Seelenfrieden eintreten wird, wo unter dem Einen unſichtbar ſichtbaren göttlichen Führer, alle die auf Ihn hoffen und das ganze Menſchengeſchlecht, in Einer Liebe und in Einer Ordnung vereinigt ſein werden. Einem vollkommenen Frieden dieſer Art, dem letzten, welcher dem Menſchengeſchlechte nach der göttlichen Verheißung zu Theil werden ſoll, muß begreiflicher Weiſe auch ein ſehr gewaltſamer Kampf, ebenfalls als der letzte in ſeiner Art, zum Schluße vorangehen; und einen ſolchen haben wir freilich auch in unſerm Zeitalter auf eine Weiſe ſich entwickeln ſehen, wie dieß noch in keiner der vorangehenden Welt-Perioden geſchehen war. Dieſem Kampfe des Zeitalters, beſonders auch in dem Verhältniſſe der Wiſſenſchaft zu demſelben, muß ich nun noch einige Worte widmen.

Unläugbar war der Geiſt des Menſchen in jener ſchönen Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft in mannichfacher Weiſe aufgerufen, ſich für mündig zu halten; er fühlte ſich auch mündig, in einer oder der andern Beziehung mochte er es wirklich ſein; was in noch vollerm Maaße auch im achtzehnten Jahrhunderte wieder der Fall geweſen iſt. — Muß denn nun aber, wenn wir die Sache ſo ganz nach der geſunden Vernunft, wie im gewöhnlichen bürgerlichen Leben beurtheilen wollen, muß, ſage ich, ein junger Mann, wenn er majorenn geworden, oder allenfalls auch noch einige Zeit früher durch den Willen des Vaters für mündig erklärt iſt, muß er nun alle Liebe, welche ihm die Mutter erwieſen hat, mit einem Mahle vergeſſen, muß er die große Abſicht in jenem Entſchluße des Vaters ſo ganz verkennen, muß er alle nützlichen Lehren, welche er in der Schule nach dem Maaße ſeines Alters empfangen hat, weil er etwa bemerkt, oder erfährt, daß es doch manches andre im Leben giebt, was in dieſer noch nicht berührt wurde, mit einem Mahle von ſich werfen und in den Staub treten? Wenn wir dieß im geſellſchaftlichen Leben ſähen, ſo würden wir von einem ſolchen jungen Manne, der mit einem Mahle keinen Zügel mehr kennt, ein übles Vorurtheil faſſen, und wohl beſorgen, daß er früher oder ſpäter, vielleicht ſehr bald, von neuem unter eine andre ſtrengere Aufſicht gerathen wird, nachdem er der väterlichen Herrſchaft nun einmahl entwachſen iſt. Warum urtheilen wir alſo im Gebiethe der Wiſſenſchaft und der Wahrheit anders? Aller Augen und Aller Erwartung war auf die Wiſſenſchaft gerichtet, und darin hatten ſie auch Recht, daß der Gang der Menſchheit nun im Laufe der herannahenden letzten Zeiten vorzüglich auf dieſe geſtellt ſei. Wenn aber ſchon diejenigen, wie früher angedeutet ward, in einen gefährlichen Irrthum verfallen ſind, welche obwohl ganz im Glauben ſtehend, die verheißene Vollendung und den vollendeten Sieg der alten ewigen göttlichen Offenbarung, ſich als eine neue Offenbarung, und faſt als eine neue Religion dachten; wie viel größer iſt der Irrthum derjenigen geweſen, welche eine unendlich fortſchreitende Wiſſenſchaft im Sinne hatten und zu erreichen dachten, ganz ohne Gott, oder doch völlig zur Seite neben Ihm vorbeigehend, und ohne irgend in lebendige Berührung mit Ihm zu kommen. Aber man kommt nicht ſo unberührt neben der Allmacht vorbei, und jedes Streben in der höhern Region, was ohne Gott ſein ſoll und begonnen iſt, wird auch bald gegen Ihn gerichtet ſein; und jedes, auch das höchſte Wiſſen, und dieſes grade am meiſten, ohne Gott, iſt nur ein falſches Licht des Geiſtes, was unvermeidlich, ſehr bald, und ſehr ſchnell in die alte Seelenfinſterniß zurück führt. So geſchah es denn, daß unter dieſer glatten Oberfläche einer ſcheinbaren Sittenmilde das Gift, welches darunter verborgen lag, wie in einem furchtbaren Geſchwüre der Zeit mit einem Mahle zum Ausbruche kam, alles weit umher mit anſteckend; und grade ſo wird es auch in dem heiligen Buche der Zukunft bezeichnet. — Aus dem Kampfe gegen das Uebel erhob ſich aber dieſes ſelbſt in einer unerwarteten und neuen Geſtalt, wie aus dem Meere hervorſteigend, und wurde nun die geſittete Welt auch in ein Meer von Blut verwandelt; und ſo iſt es auch in jenen prophetiſchen Blättern über die Räthſel der letzten Zeit angemerkt. In dieſer ganzen großen Welt-Kataſtrophe, in ſo fern ſie wieder als eine eigne und beſondre geſchichtliche Gottes-Warnung und Offenbarung des göttlichen Willens betrachtet werden kann, zeigt ſich nun wieder derſelbe Stufengang der Erleuchtung bei den beſſer Geſinnten, wie er in dem Gange der Weltgeſchichte im Großen iſt nachgewieſen worden, nach den fortſchreitenden, und immer erweiterten Stufen von Sinn, Seele und Geiſt. Der Sinn und die Augen wurden wohl vielen Einzelnen mehr und mehr eröffnet, je mehr ſie den Abgrund hiſtoriſch erkannten, an welchen die Zeit herangeführt worden war; nach der Epoche der Wiederherſtellung trat auch eine allgemeine Umwendung der Geſinnung, der ſittlichen Grundſätze und des herrſchenden Strebens ein. Nur die dritte Stufe der rechten und bis in die letzte Tiefe eindringenden Erkenntniß aus dem Standpuncte der vollen wiſſenſchaftlichen Geiſteserleuchtung fehlt noch, oder iſt wenigſtens nur noch ſehr unvollkommen vorhanden. Dieſes iſt eigentlich der mangelhafte Punct in dem Problem des Zeitalters und in allen Verſuchen zur Auflöſung desſelben. Das falſche Wiſſen, eben jenes ſchon oft bezeichnete unmenſchliche und gottloſe Wiſſen, kann nur durch die wahre Wiſſenſchaft beſiegt und überwunden werden; die bloße Methode der Verneinung allein, die überhaupt ſelten die rechte iſt, iſt auch hier nicht zureichend. Zwar wenn dichte Staubwolken die Luft verdunkeln, widrige Inſektenſchwärme ſie erfüllen, kann man wohl Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er ſein Fenſter zumacht, da es doch ſein Fenſter iſt; nur wenn ein furchtbares Gewitter am Himmel ſteht, iſt durch jenes Eine zugemachte Fenſter, für das Haus im

Ganzen noch keine Sicherheit gewonnen, wenn nicht dafür durch einen guten Blitzableiter geſorgt iſt. Was iſt aber dieſer? und wie iſt man darauf gekommen? Dadurch, daß man die elektriſche Erſcheinung verſtanden hat, daß man ganz nach demſelben Geſetze eine Gegenwirkung und Ableitung in der gleichen Weiſe für den drohenden Donnerſchlag als Schutzwehr hingeſtellt hat. Eben ſo muß es auch in der Wiſſenſchaft und im Gebiethe der Wahrheit geſchehen; nur durch die gute Kraft der gleichen Art kann die Macht des Böſen beſiegt werden. Eben darum und in dieſem Sinne iſt aus dem Munde der Wahrheit eine ſo ernſte Warnung ausgeſprochen worden, gegen diejenigen, welche den Schlüſſel der Wiſſenſchaft hinwegnehmen wollen, ſelber nicht hineingehen, und diejenigen verhindern, welche hineingehen wollen, während ſie doch auf dem Stuhle Moſes ſitzen. — Und welch ein ganz anderes Beiſpiel ſtellt uns hier die heilige Schrift in dem herrlichen Charakter des Moſes auf! — Zwar die eigentliche Vorbereitung zu dem ihm beſtimmten Werke, das Volk, welches ihm Gott übergeben wollte, aus der alten Finſterniß durch das furchtbare Blutmeer und alle Irrgänge der langen Wüſte, glücklich bis an das verheißene Ziel zu führen, dieſe erhielt er wohl in der vierzigjährigen Einſamkeit unter dem edlen Hirtenvolke, wo er dieſen Zeitraum ſeiner Verbannung verlebte. Doch aber wird es nicht ohne Bedeutung erzählt, wie die ägyptiſche Fürſtentochter den gefundnen Knaben aus dem Waſſer an ſich genommen, und als ihren Sohn gehalten habe; und recht mit Abſicht wird es hervorgehoben, wie er in aller Weisheit und Wiſſenſchaft der Aegypter ſehr wohl erfahren geweſen ſei. Zuerſt muß man ſich an dieſem umfaſſenden Sinne und großen Maaßſtabe der Beurtheilung in der heiligen Schrift erfreuen, daß während über kein heidniſches Volk ein ſo hartes Verwerfungsurtheil in Hinſicht ſeiner ſittlichen Entartung ausgeſprochen wird, als über die Aegypter; zugleich doch dabei anerkannt wird, daß ſie allerdings eine Wiſſenſchaft beſaßen, die ſich wohl der Mühe verlohnte, und wodurch eben die Irrthümer, mit welchen ſie dieſelbe bedeckt hatten, in ihrem Uebermaaße von Entartung, nur um ſo ſtrafbarer erſcheinen. Seichte, oberflächliche

Gegner könnten nun das benutzen, wie es auch wohl geſchehen iſt, und ſagen: da ſieht man es eben, von den Aegyptern und aus den Hieroglyphen hat er Alles hergenommen. — Dem iſt aber nicht alſo; wohl ſind die zehn erſten, wie die zwölf letzten hebräiſchen Buchſtaben Hieroglyphen, wie ſelbſt der Nahmen es beweiſt; aber deſſen ungeachtet iſt die hebräiſche Sprache ſchon in den erſten Naturwurzeln, und vollends im Geiſte und Gange und Tone des Ganzen, eine durchaus ganz andre als die hieroglyphiſch Aegyptiſche. Gelernt aber hat Moſes dort alles, was da für ihn zu lernen war, um ſo mehr konnte er die ägyptiſche Finſterniß zerſtreuen, und um ſo weniger brauchte er die falſche Kunſt der ägyptiſchen Schlangenbeſchwörer zu fürchten. Genommen hat er dort alles, was er für ſeinen Zweck brauchen konnte: aber ganz neu gemacht und anders gewendet hat er es durch eben dieſen Zweck, auf welchen er es richtete: geraubt hat er ihnen die goldnen und ſilbernen Gefäße, mit einem im Gebiethe der Wahrheit und des Wiſſens erlaubten Raube, wenn man der böſen Macht entreißt, was man in ungewandter Richtung zur Verherrlichung der Sache Gottes, und ſeiner Offenbarung gebraucht: und was man dann beſſer anzuwenden, geiſtiger zu ſtellen, und ihm eine höhere Bedeutung zu geben weiß. Das alles iſt auch noch heute, eben ſo wie damahls und wie von jeher. — Möchten doch ſo manche verdiente Männer unſrer Zeit, die ſich dem wichtigen Werke der Wiederherſtellung der beſſern Geſinnungen und Grundſätze gewidmet haben, hierin dem großen Beiſpiele dieſes von Gott ſo ſehr hervorgezogenen Mannes gefolgt ſein. Allein mit geringer Ausnahme des einen oder des andern, kann man von ihnen nicht, wie von Moſes rühmen: daß ſie in aller Wiſſenſchaft der Aegypter erfahren ſeien; und daher kommt es dann auch wohl, daß ſie verhältnißmäßig, mit einem ſo unbegränzten Eiſer doch nicht mehr gegen die Aegypter und die neue ägyptiſche Finſterniß unſrer Zeit ausrichten.

Ein geiſtiger Kampf um die Wahrheit, und zwar um die göttliche Wahrheit, iſt der Kampf unſrer Zeit: das erkennt man zum Theil wohl ſchon, wird es aber immer noch mehr und mehr erkennen. Gott iſt ein Geiſt der Wahrheit, und darum wird auch der ihm entgegenſtehende Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung der Lügner vom Anfange genannt; und unter allen Kräften und Mächten des Böſen iſt die Lüge die erſte. Ich finde hier auf meinem Wege vorübergehend einen Punct in unſerer Sittenlehre zu berühren, wiewohl dieſe ſonſt in ihrem nächſten Zwecke und eigentlichem Gebiethe genommen, außer dem mir vorgezeichneten Umkreiſe liegt; nähmlich eben dieſen Punct der Lüge und Unwahrheit, welcher in derſelben oft zu nachläſſig behandelt, nicht ſcharf genug gerügt, und nicht hinreichend nach ſeiner ganzen Wichtigkeit hervorgehoben wird. Die äußern Uebertretungen des Geſetzes gehören mehr in die Rechtslehre als in die Sittenlehre, in dieſer werden die vornehmſten Charakterfehler und Leidenſchaften ſehr richtig als eben ſo viele Krankheiten der Seele betrachtet und aufgeführt; die wichtigſten darunter als tödtliche, d. h. als ſolche, die zum Tode der Seele führen können, bezeichnet; die Lüge aber, im vollen Sinne des Worts, die innere eigentliche Seelen-Lüge als herrſchender Charakterfehler der Unwahrheit, und ein zur Lüge gewordenes ganzes Leben, iſt weit mehr als das, ſie iſt der Tod ſelbſt, und iſt eben jene Sünde, jene heimliche Empörung und tiefe Verwundung des Geiſtes, nähmlich des göttlichen Geiſtes der ewigen Wahrheit, von welcher es in der Offenbarung heißt, daß ſie weder in dieſem noch in jenem Leben kann nachgelaſſen werden. In dieſem Puncte, glaube ich, kann die Sittenlehre gar nicht ſtreng genug auftreten in ihren Vorſchriften, auch ſelbſt für den einzelnen Menſchen. Es kommt freilich nicht auf die Worte an, ſondern auf ihre Bedeutung und wie ſie gemeint ſind, und es giebt in dieſer Hinſicht auch eine falſche Gewiſſensängſtlichkeit. Wenn man indeſſen bedenkt, wie in gewiſſen Epochen der Geſchichte mit den Eiden geſpielt wird, Millionen Eide verſchwenderiſch ausgeſchüttet werden, die denn oft wieder anders, und nochmahls wieder rückwärts geſchworen worden ſind, und welche Folgen dieſes auf den ſittlichen Charakter einer Nation und eines Zeitalters hat und haben muß; ſo möchte man faſt eine Art von Entſchuldigung darin finden, für den Eigenſinn gewiſſer kleiner Gemeinden, die ſich dem Eide ſchlechthin entziehen. Denn wenn von einer Seite gefehlt werden ſoll in der Sittenlehre, ſo mag es lieber durch zu große Strenge geſchehen im Puncte der Wahrheit und der Lüge, als durch den entgegenſtehenden Fehler einer zu großen Nachgiebigkeit, oder ganz irrigen und falſchen Geringachtung dieſes Gegenſtandes. Doch dieß liegt außer meinem Kreiſe, und iſt nur zum Uebergangspuncte angeführt worden. —

Wenn aber ſchon für den Charakter des Einzelnen nichts ſo gefährlich nach innen und außen, nichts ſo tief bis an die Wurzel des Charakters heran vergiftend iſt und wirkt, als die Unwahrheit und der Geiſt der Lüge; wie vielmehr muß dieß der Fall ſein, da, wo er ein allgemein herrſchender, einer von der Wahrheit weit verirrten und in Haß gegen ſie befangenen Zeit geworden iſt? — Auf dieſen Lügengeiſt, ſeinen falſchen Glanz und die Rieſenherrſchaft deſſelben, als den letzten Kampf, welchen die Wahrheit auf Erden wird zu beſtehen haben, gehen eben die furchtbarſten unter den ſchon eben erwähnten Weiſſagungen; und die Anwendung davon iſt wohl leicht zu finden, wenn ein großer Theil dieſer warnenden Drohungen zu unſrer Zeit ſchon wirklich in Erfüllung gegangen iſt. Wenn nun dieſer Rieſengeiſt der Zerſtörung und der Unwahrheit ſchon in der Wiege ſtark genug war, um zwei Welttheile zu erdroſſeln; was würde es erſt ſein, wann der geſtattete Zwiſchenraum der Ruhe wieder unbenutzt verſtrichen wäre, und nun derſelbe Geiſt der Lüge und der Zerſtörung, in viel größerer Geſtalt und ungleich magiſcher ausgerüſtet, während einer viel längern Zeit-Periode den Erdkreis mit eiſernen Füßen zu zertreten, den Spielraum gewänne? — Diejenigen, welche auf einem großen Standpunkte des practiſchen Lebens, oder in einem umfaſſenden geiſtigen Wirkungskreiſe ſtehend, in der Lage ſind, alle die Elemente, Grundſätze und Kräfte der Zerſtörung, welche in dieſer Zeit rege ſind, mit ihrem Blick zu umfaſſen, werden nicht ſo leicht Beſorgniſſe der Art ſehr übertrieben finden; während ſich andre vielleicht noch eine Zeitlang Illuſion darüber machen können.

Ich finde nur noch drei Betrachtungen zum Schluße des

Ganzen darüber hinzu zu fügen. Die erſte betrifft die Zulaſſung des Böſen von Seiten Gottes, als Nachtrag zu der ſchon früher aufgeſtellten Theodicee, ſo wie ſie für uns menſchlich erreichbar iſt, mehr nur für das Gefühl, als in ſtreng beweiſender Form; es mag nun dieſes in der Zukunft noch zu Befürchtende ſchon uns angehen, oder erſt auf eine ſpätere Zeit ſich beziehen. Wenn aber das Menſchengeſchlecht wirklich krank und in einem kranken Zuſtande iſt, was ſich wohl nicht läugnen läßt; ſo muß man die göttliche Führung in den Weltbegebenheiten dann ganz ſo beurtheilen, wie das Verfahren eines weiſen Arztes ſein würde. Denn ſo wie dieſer ſehr leicht dahin kommen könnte, daß er bei einem zum Tode gefährlichen Kranken einen recht großen Paroxysmus wünſchte, und vielleicht ſogar mit herbei zu führen ſuchte; eben ſo könnte es auch hier die Abſicht in jenen ſo ſonderbar ſcheinenden und doch ſo deutlich ausgeſprochenen Vorherbeſtimmungen ſein, daß die Macht der Finſterniß ſich einmahl noch in der Zeit des letzten Kampfs ganz austoben ſoll auf der Erde, damit der übrige Theil deſto reiner und geſunder aus der Kriſis hervorgehe und die göttliche Wahrheit ſo einen ganz vollen Sieg davon trage. — Die zweite Betrachtung geht auf uns ſelbſt und auf alle Gutgeſinnten dieſer jetzigen Zeit und den darin auch unter den Beſſeren herrſchenden Zwieſpalt. Wenn zwei Staaten von einem ſehr verſchiedenartigen, innern Regierungs-Syſteme, zwei Nationen, die ſich in Sprache und Sitten ganz fremd und eher entgegenſtehend ſind, ſich von einem gemeinſchaftlichen und allgemeinen furchtbaren Feinde bedroht ſehen; ſo vergeſſen ſie alle dieſe Charakter-Verſchiedenheit und ſonſtige frühere Disharmonie, und ſchließen einen redlichen Bund zur gemeinſamen Vertheidigung und zur gemeinſamen Rettung. Möchten alſo auch die Gutgeſinnten von beiden Seiten des Glaubens, wie ich ſie heute bezeichnet habe, wenn auch ihre innere Verſchiedenheit noch nicht gleich ganz weggeräumt oder ausgeſöhnt werden kann, wenigſtens für's Erſte und zunächſt gegen den gemeinſamen Feind aller Wahrheit und alles Glaubens, einen aufrichtigen Frieden und feſten Verein mit einander ſchließen; denn daß unſre Zeit in geiſtiger Hinſicht von großen Gefahren bedroht ſei, das wird wohl

Niemand läugnen, wenn er ſich dieſelben auch unter andern Formen denkt, als die hier bezeichneten. — Die dritte Betrachtung endlich iſt nicht bloß der ausgeſprochne Wunſch, ſondern die volle und gewiſſe Ueberzeugung, daß wie ſchwer und groß auch dieſer letzte Kampf der Menſchheit ausfallen möge; dennoch die gute Sache nicht verloren gehen und der große Kampf einen guten Ausgang nehmen wird, im vollendeten Sieg der göttlichen Offenbarung, wo alsdann die göttliche Ordnung in dieſem Reiche der Wahrheit erſt in ihrem vollen Lichte hervortreten wird.

Achte Vorleſung.

Von der göttlichen Ordnung in der Menſchengeſchichte und in dem Staaten-Verhältniſſe.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgerichte;“ ſagt einer unſerer berühmten Dichter. Hat er damit ſagen wollen, daß man weiter kein anderes Weltgericht erwarten ſoll, als das, was ſchon in der Weltgeſchichte gegeben iſt: ſo würde eine ſolche Meinung, daß das Menſchengeſchlecht in ſeiner jetzigen Weiſe, und dieſem nähmlichen Erdenleben immer fort beſtehen werde, wohl eben ſo grundlos ſein, als der fantaſtiſche Einfall, daß das Menſchengeſchlecht von Ewigkeit her beſtanden habe, wenn etwa irgend einer von den philoſophiſch Träumenden im Alterthume auch auf dieſen Gedanken einmahl verfallen iſt, oder noch jetzt irgend ein Antipode des gewöhnlichen Denkens darauf verfallen ſollte. Dem Dichter ſelbſt würde es als dramatiſchem Denker und Künſtler ſehr ſchlecht gefallen haben, wenn man ihm ein großes, aus vielen Acten und Scenen zuſammengeſetztes Drama vorgelegt hätte, an welchem aber der Anfang abgeriſſen geweſen wäre, und welches in der gleichen Weiſe fortgehend, und ſich immer wieder von neuem verwickelnd, oder wie eine ſchlechte Zeitſchrift nur immer auf die Fortſetzung ſich beziehend, gar kein wahres Ende, und keinen Schluß und rechten Ausgang gehabt hätte. Hat er aber, und unläugbar liegt auch dieſer Sinn mit darin, damit ſagen wollen: daß der in der Weltgeſchichte waltende Geiſt, ein weltrichterlicher Geiſt iſt, und daß die größten Epochen und Ereigniſſe in der Weltgeſchichte, einen weltrichterlichen Charakter, und eine weltrichterliche Bedeutung haben: ſo iſt dieſer ſeinem ernſten Charakter und Verſtande wohl zuſagende Sinn ganz auch der unſrige; und iſt eben dieſer das Thema dieſer gegenwärtigen Betrachtung über die göttliche Ordnung in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Es wird alſo das Menſchengeſchlecht, ſo wie es einen Anfang gehabt hat, auch nicht immer in dieſer jetzigen Weiſe fortbeſtehen, ſondern ein Ende nehmen. Ob nun aber für dieſe Dauer deſſelben ſechs große Gottestage beſtimmt ſeien; um nach dem Zeitmaaße der göttlichen Chronologie zu reden, wo tauſend Jahre für Einen Tag gerechnet werden: oder vielleicht ſieben; wer kann, wer darf das ſogleich ſagen und entſcheiden wollen? Genug, wir ſtehen an der Gränze des vierten Weltalters, und auf dem Uebergangspuncte von dem dritten, zu dieſem letztern; und nicht unrichtig iſt es für das klare Verſtändniß des Ganzen, dieſe Abtheilungen und großen Epochen deſſelben richtig zu faſſen. Als das erſte Weltalter ſind gleich zu Anfang die dritthalb tauſend Jahre der dunkeln Urgeſchichte zu rechnen; die nächſtfolgenden anderthalb Jahrtauſende bilden dann das zweite Weltalter der Vorbereitung, bis auf die Mitte und den Wendepunct der uns bekannten Menſchenwelt, von welchem die neuere Geſchichte anhebt. Auch in der älteſten Sagengeſchichte der andern gebildeten Völker des Alterthums kommt man mit irgend haltbaren Angaben und hiſtoriſchen Anhaltspuncten, nirgends irgend höher hinauf, und das kaum, als fünfzehn Jahrhunderte vor unſerm Anfange der neuern Geſchichte und Zeitrechnung. Die nächſtfolgenden fünfzehn Jahrhunderte nach dieſem, bilden alsdann den Umkreis des dritten Weltalters, in welchem jener neue Lebens-Anfang in der geiſtigen, ſittlichen, bürgerlichen Ordnung ſich vollſtändig entwickelt und ausgebildet hat. Ich habe in der obigen Angabe auch noch die letzten drei Jahrhunderte zu dieſer Welt-Periode mit hinzu gerechnet; will man dieſelbe aber vielmehr ſchon als die erſte Epoche des vierten und letzten Weltalters anſehen: ſo kann man auch dieſe Eintheilung, obwohl ſie mir weniger genau und richtig ſcheint, gelten laſſen. In dem einen wie in dem andern Falle aber muß es erkannt und vorzüglich die Aufmerkſamkeit darauf hingelenkt werden, daß wir in unſerer Zeit, gegenwärtig, etwa von den letzten vierzig Jahren an zu rechnen, an einer großen und entſcheidenden Welt-Epoche, und auf einem kritiſchen Uebergangspuncte aus einer Welt-Periode in die andere ſtehen. Eines von den Kennzeichen, durch welches ſolche wichtige Momente allgemeiner Umwendung in dem Gange der Weltgeſchichte, mehrentheils ausgezeichnet ſind und erkannt werden, ſind die in einen engen Zeitraum zuſammengedrängten und ſchnell auf einander folgenden Ereigniſſe; oder auch der beſchleunigte Lauf der Zeiten. Man hat es ſchon bemerkt, wie in der politiſchen Geſchichte des Zeitalters, das jetzige Europa, alle die Epochen der alten Römerwelt von den erſten Partheiungen der Republik, dem Kampfe mit dem ſeebeherrſchenden Karthago und den römiſchen Bürgerkriegen, die Zeit der erſt beſſer und friedlich ſich anlaſſenden, dann grauſam drückenden und zerrüttenden Herrſchaft der Cäſaren hindurch bis zur endlichen Völkerwanderung in dem kurzen Zeitraume von zwei und zwanzig Jahren durchlaufen hat: und ſolche einfache Bemerkungen könnten allein ſchon hinreichen, um zu beweiſen, daß jetzt ein anderes Geſetz in der Weltgeſchichte waltet, ein anderes Leben darin pulſirt, wie in den ruhigen Zeiten von ehemahls. Ob dieſes Leben nun ein durchaus geſundes, oder ein in gewiſſem Sinne krankes und fieberhaftes ſei, das iſt wieder eine andere Frage. Aber auch auf der geiſtigen Seite im Gebiethe der Wiſſenſchaft, iſt ein ähnlicher Gang der raſcheren Entwicklung zu bemerken geweſen. Nur war der Gang oder die Richtung hier ein anderer im Vergleiche mit den Bildungs-Epochen des Alterthums, die wir vielmehr von dieſer Seite genommen, von rückwärts, oder von unten herauf, mit der gleichen Schnelle durchlaufen haben. Ich will ſagen zuerſt und in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts war die Denkart der Epikuräer, oder doch eine dieſer ganz ähnliche, die auch in unſerm Zeitalter vorzüglich herrſchende, dann mit und neben dieſen die ſcholaſtiſchen Spitzfündigkeiten und Streitigkeiten, und dabei auch wohl der gelehrte Sammlerfleiß der ſpätern griechiſchen Schulen, etwa bis zu der Zeit und dem allgemein verderblichen Volks-Einfluß der glänzenden Sophiſten hinauf. Alle Syſteme und Irrthümer, die ungefähr in dem Umkreiſe des menſchlichen Geiſtes liegen, und in ſeinen weſentlichen Anlagen gegründet ſind, oder in irgend einem gleichſam angebornen Mißverſtande ihre natürliche Veranlaſſung finden, wie ſie ſich bei den Griechen mehrere Jahrhunderte hindurch nach einander und aus einander entwickelt haben, hat unſre Zeit in eben ſo vielen Jahrzehenden ſchnell durchlaufen; wobei ich doch hoffe, mich in der Vorausſetzung nicht ganz zu täuſchen, daß wir in dem bemerkten umgekehrten Gange der fortſchreitenden Rückkehr zur Wahrheit, in dieſer aufſteigenden Linie ſchon wieder näher an die beſſere Zeit der erſten großen Philoſophen Griechenlands, eines Plato, Sokrates, oder Pythagoras hinauf gekommen ſein werden. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß hier eben ſo, und noch mehr als in der bemerkten Analogie der politiſchen Geſchichte, und überhaupt in ſolchen welthiſtoriſchen Parallelen, nur von einer allgemeinen Aehnlichkeit die Rede ſein kann, die jedoch immer ſehr merkwürdig bleibt, nicht von einer ängſtlichen, oder gewaltſam in's Einzelne durchgeführten Gleichſtellung, die nur auf falſche Reſultate führen würde. Wie ſehr nun der Kampf unſerer Zeit ein geiſtiger ſei, liegt ſchon im Begriffe der öffentlichen Meinung, und in dem großen Einfluſſe derſelben. Es liegt dabei in dem Worte ſelbſt, und in dem Begriffe der Meinung, etwas ſehr Schwankendes und Unſicheres. Zwar iſt der Menſch äußerſt beſchränkt in dem, was er eigentlich wiſſen kann; wir können über vieles nur eine Meinung haben, und müſſen uns deſſen beſcheiden; ja auch vieles von dem, was wir wiſſen, weil nicht alles Wiſſen ſich allgemein mittheilen läßt, iſt beſſer und heilſamer nur als eine Meinung vorzutragen, damit es nicht ſcheint, als wollten wir jenes höhere Wiſſen dem Geiſte der Andern gewaltſam aufdringen. Was läßt ſich aber nicht alles bei einer im Vorurtheile befangnen, oder leidenſchaftlich aufgeregten Menge zur Meinung machen, wo mehrentheils die weſentlichſten und nothwendigſten Bedingungen einer hinreichenden Sachkenntniß und Einſicht fehlen, um ein irgend richtiges Urtheil fällen zu können? Wenn von einem öffentlichen Gewiſſen die Rede wäre, ſtatt der öffentlichen Meinung, die allerdings eine große Kraft iſt, aber oft, wenn ſie eine falſche Richtung genommen hat, eine ſehr gefährliche; dieß würde mir einen viel tiefern Eindruck machen. Ich will ſagen, jener allgemeine Eindruck z. B., welchen das ſchreckliche Ereigniß vom Jahre **1793** auf das Gefühl von ganz Europa machte, oder jene große Regung des Unwillens, welche der letzten Welt-Kataſtrophe unter allen Völkern von Europa voranging, das ſind noch ſolche Erſcheinungen, auf welche der alte Spruch: die Stimme des Volks iſt die Stimme Gottes, allenfalls angewendet werden kann. In ſolchen Gefühlen liegt ein wahrhaftes Urtheil der höhern Art, oft auch ein richtiges Vorgefühl, geſetzt auch daß in der Aeußerungsweiſe ſich hier und da noch etwas leidenſchaftlich Uebertriebenes, oder manches bloß Individuelle beimiſchte. Wie ſelten aber findet ſich in dem hin und her fluthenden, bald hierher bald dorthin ſchwankenden Strome der öffentlichen Meinung etwas, das in Wahrheit auch ein öffentliches Urtheil genannt zu werden verdiente! Und das iſt es doch, worauf es hier in dieſer Beziehung und für unſer Thema vorzüglich ankommt. Es iſt hier der Ort, eine bis dahin noch gebliebene Lücke, oder vielmehr offen gelaſſene Stelle in der bisher entwickelten Theorie des Bewußtſeins nun auszufüllen und zu ergänzen. Der Urtheilskraft oder dem Vermögen des Urtheils habe ich bisher noch nicht ſeine Stelle in dem Ganzen angewieſen. Die Vernunft mit dem ihr zunächſt beigeordneten Gedächtniſſe und Gewiſſen; die Fantaſie mit den ihr untergeordneten Sinnen und Neigungen, bilden ſechs, dann Verſtand und Willen zuſammen acht Vermögen des innern Menſchen. Das neunte iſt die denkende, liebende, fühlende Seele, die obwohl der Mittelpunct des geſammten Bewußtſeins, doch auch wieder als ein eignes Vermögen betrachtet werden kann: das Gemüth, wie einige das ſittliche Zartgefühl der Seele eigenthümlich bezeichnen, welches noch ganz von dem Gewiſſen, ſo wie auch von der Liebe unterſchieden werden ſoll, iſt alſo vielmehr nur eine Art der Anwendung in jener dreifachen Beziehung und Function der Seele, als ein eignes Vermögen. Das zehnte Vermögen aber, durch welches der ganze Umkreis des Bewußtſeins und der Theorie deſſelben vollendet wird, und welches als der Gipfel deſſelben betrachtet werden kann, iſt die Urtheilskraft, oder auch der urtheilende Geiſt. Wenn man die Urtheilskraft bloß in einem logiſchen Verſtande nimmt, als diejenige Verknüpfung oder Beziehung im Denken, vermöge deren man z. B. dem Objecte A das Prädicat B beilegt: ſo iſt dieſes etwas ſehr Untergeordnetes, und es wäre eigentlich ganz überflüßig, dieſe denkende Beziehung, oder dieſes beziehende Denken von dem übrigen logiſchen Geſchäfte abzuſondern, und daraus ein beſonderes Vermögen zu machen. Die Kraft des Urtheils iſt etwas anderes Höheres, als dieſes bloße Verknüpfen von irgend einem beſondern A mit einem allgemeinen B; das Verſtehen iſt das Erkennen eines Geiſtes, und das von ihm Ausgeſprochene, das Urtheil, iſt die Entſcheidung zwiſchen zweien Verſtandenen, oder die Unterſcheidung der Geiſter. Welche Zuſammenwirkung von einer ganzen Menge der geiſtigſten Beziehungen ſetzt ein wiſſenſchaftliches Urtheil voraus, oder auch ein Kunſturtheil! und doch ſind dieſes nur ganz anſpruchsloſe Privaturtheile, die einen übereinſtimmenden Sinn vorausſetzen, und außerdem keine geltende Kraft haben. Aus dem practiſchen Leben kann vorzüglich die richterliche Function in der Staatsgewalt einen Maaßſtab abgeben für die hohe Stelle, welche das Urtheilsvermögen im ganzen Umkreiſe des Bewußtſeins einnimmt. Hier iſt zugleich ein Verſtehen nach gehörig genommener Sachkenntniß und das Unterſcheiden zwiſchen zwei Verſtandnen mit in dem Urtheile begriffen, und zugleich liegt darin ein Entſcheiden für den Willen; denn wenn gleich die wirkliche Ausführung, wenn ſogar das eigne und wirkliche Wollen noch etwas davon Verſchiedenes und Abgeſondertes iſt: ſo liegt doch das erſte entſcheidende Motiv für den Willen in dem poſitiven Urtheile; es ſind alſo beide Functionen des Geiſtes, das Verſtehen und das Wollen, in dieſer Einen des eigentlichen Urtheilens zugleich mit umfaßt; und wie die liebende Seele der Mittelpunct des Bewußtſeins, ſo iſt der urtheilende Geiſt, der höchſte Act in dem Ganzen deſſelben. — Es iſt in dem Buche der

Wahrheit ein andrer Ausſpruch enthalten, der ſich ganz hierauf anwenden läßt: „Wer iſt gut?“ heißt es dort; „Niemand iſt gut, als Gott allein.“ — So äußerſt ſtreng und rauh dieß anfangs lautet, ſo findet es ſich doch bei einigem Nachdenken vollkommen gegründet. Der Menſch iſt nie ganz rein gut, ſondern immer noch fehlerhaft, und mit einigen Unvollkommenheiten vermiſcht. Geſetzt aber, es fände ſich ein Menſch, der nicht mehr dieſe Beimiſchung von Unvollkommenheit hätte, der ganz fehlerfrei und vollkommen gut wäre: ſo iſt er es doch nicht von Anfang an geweſen. Und wollte man ſagen, daß doch wenigſtens die guten Geiſter, welche ſo geblieben ſind, wie ſie erſchaffen waren, auch von Anfang gut geweſen: ſo ſind dieſe wenigſtens nicht aus ſich ſelbſt gut, ſondern daß ſie gut ſind, das haben ſie einzig von Gott, als der Quelle alles Guten. Ganz in dem gleichen Sinne könnte man auch ſagen: Wer urtheilt richtig? Niemand urtheilt richtig, außer Gott! Er iſt ſelbſt die Wahrheit, und hat auch allein den Maaßſtab der Wahrheit in ſich, und alle Wahrheit hat ihren Grund nur in Ihm. Ein jedes entſcheidende Urtheil in was immer für einer wichtigen Sache hat ſeinen Grund immer, unmittelbar oder mittelbar, in dieſer göttlichen Grundlage, und muß nach dieſem Maaßſtabe gewürdigt werden. Dieſes darf uns aber nicht auf eine falſche Weiſe ängſtlich machen; denn es wird niemahls von Gott etwas Unmögliches gefordert, und wird alſo die Forderung immer ſchon nach dem Maaßſtabe der menſchlichen Beſchränktheit ſelbſt wieder bedingt. Ein gewiſſenhafter Richter, der nach den beſtehenden Geſetzen, nach der genaueſten Unterſuchung der vorliegenden Sache, ſo wie ſie ihm vorgeſchrieben iſt, nach der ſorgfältigſten Abwägung aller Gründe, dennoch hintergangen, oder durch ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden getäuſcht wird, iſt völlig tadelfrei, wenn er ein unrechtes Urtheil fällt, und z. B. das Unglück haben ſollte, einen Unſchuldigen zu verurtheilen. Obwohl es ihm für ſein Gefühl ſchmerzlich ſein muß: wer kann ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht allwiſſend war? Wer an der beſten und ſicherſten göttlichen Grundlage im Denken, Wiſſen und Glauben, die er irgend zu finden weiß, oder die ihm irgend gebothen wird, feſthält, der darf ruhig ſein; er hat alles geleiſtet, was in ſeinen Kräften ſtand. Nur wer ſchlecht anwendet, was er ſchon hatte, und was ihm gegeben war, hat als ungetreuer Haushalter die Rechenſchaft zu fürchten. Dieſe Beziehung aller richterlichen Ausſprüche, dieſe Begründung derſelben durch eine göttliche Autorität, iſt ein Begriff, der ſelbſt den republikaniſchen Völkern des heidniſchen Alterthums nicht fremd war, wie ſich dieß an der Art zeigt, in welcher ſie ſich über die unverbrüchliche Heiligkeit der Geſetze, und über die Unverletzlichkeit der oberſten richterlichen Gewalt ausdrücken, und an den Grundſätzen, die ſie auch practiſch darüber aufſtellten. Sie ehrten hierin ein Höheres und Göttliches, wovon ſie in der Theorie keine ganz klare Erkenntniß hatten, was ſie aber nach einem richtigen Gefühle der geſunden Vernunft und des natürlichen Gewiſſens im wirklichen Leben ſehr genau zu unterſcheiden, und deutlich und feſt zu beſtimmen wußten. Für uns iſt es noch mehr eine allgemein anerkannte Lehre geworden, daß alle Obrigkeit und die Gewalt der Könige von Gott ſei; und daß aller Gehorſam gegen die Geſetze, und gegen die oberſte Staatsgewalt auf dieſer göttlichen Grundlage und Autorität beruhe. Und wenn man auch eine kurze Epoche hindurch alles in dem Staate auf die Vernunft und die unbedingte Freiheit derſelben hat gründen wollen: ſo hat ſich der Irrthum gerade in der Erfahrung am meiſten als Irrthum gezeigt und durch die That ſelbſt widerlegt, und iſt man in der Theorie allgemein wieder zu dem Rechte und der göttlichen Autorität, als Grundlage der oberſten Staatsgewalt zurückgekehrt. Nur glaube ich, iſt es hier ſehr nöthig, ſorgfältig zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, in welcher Beziehung eigentlich der oberſte Staatsbeherrſcher Gottes Stelle vertritt. Die unbeſtimmten Titel der Vergötterung, wie ſie bei den morgenländiſchen Herrſchern üblich ſind, waren der abendländiſchen Sitte von jeher fremd. Allein wenn auch die unſerm Gefühle widerſprechenden Uebertreibungen vermieden werden, ſo iſt es noch nicht genug damit, wenn die Berufung auf die göttliche Autorität ſo ganz unbeſtimmt und bloß im Allgemeinen auf Gott überhaupt geſchieht. Gott ſelbſt iſt uns ſo überhaupt genommen, jederzeit unbegreiflich; nur in ſeinem Einwirken auf uns, in ſeinem Verhältniſſe zu uns, können wir uns ihn beſtimmt denken, und einen deutlichen Begriff von ihm faſſen, als Weltſchöpfer, z. B. als Geſetzgeber der Natur, oder als Wohlthäter und Erretter des Menſchen u. ſ. w. Iſt nun z. B. der oberſte Staatsherrſcher ein Stellvertreter Gottes als Weltſchöpfer? Wer könnte das ſagen! Zwar beruht wohl die väterliche Gewalt des irdiſchen Erzeugers, und das allen Völkern gemeinſame Gefühl von der Heiligkeit der väterlichen Gewalt, auf einer äußerſt entfernten, faſt doch nur bildlich zu nehmenden Aehnlichkeit mit dem unſichtbaren Vater im Himmel; und allerdings kann auch die Herrſchaft eines wahrhaft väterlich geſinnten Monarchen, als eine erweiterte väterliche Gewalt über ſein ganzes Reich betrachtet werden; allein ſolche entfernte, wenn gleich ſinnvolle Analogien bilden keinen beſtimmten Rechtsbegriff, worauf es doch hier ankommt. Wohl ruht in dem Volke, wenn es gütig und weiſe, das heißt, eben väterlich regiert wird, eine gewiſſe wunderbare Naturkraft; von der Seite der productiven Arbeit nähmlich, der anwachſenden Cultur und Bevölkerung, ein gleichſam unerſchöpflich ſich vermehrender Segen, wenn nähmlich die unglücklichen Zeiten dieſes nicht hemmen, und alles dieſes geſchieht nur, ſo lange das Volk der väterlich herrſchenden Hand mit liebevollem Vertrauen folgt; ſobald aber das Volk ſouverain ſein will, ſo verwandelt ſich jene große Naturkraft des Volks in ein furchtbares Element allgemeiner Verwüſtung. Fragen wir nun, in wiefern der oberſte Staatsbeherrſcher als Geſetzgeber, dem Geſetzgeber der Natur verglichen werden kann: ſo iſt auch hier der Unterſchied ſo groß, daß faſt alle Analogie verſchwindet. Heilig allerdings ſind die Geſetze des Staats, in Hinſicht auf die Pflicht des Gehorſams, welche ſie fordern; allein dieſes erfolgt nicht von ſelbſt, ſondern muß erſt durch Strafe und Zwang erhalten werden. Iſt nicht von ſtrengen Rechtsgeſetzen die Rede, ſondern von ausgleichenden Geſetzen zur Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes; dann ſind dieſe noch mehr der menſchlichen Unvollkommenheit und mannichfacher Veränderung unterworfen. Es wird z. B. in einem Lande von der oberſten Staatsgewalt ein

Geſetz gegeben, um das Landeigenthum und die Fabrikarbeit in ein erwünſchtes Gleichgewicht zu ſetzen; nach einigen Jahren zeigt ſich aber, daß nun erſt das Elend von beiden Seiten recht groß geworden iſt, und das Geſetz muß alſo wieder verändert werden. Das iſt freilich anders als mit den Geſetzen, welche Gott der Natur eingepflanzt hat, und welche niemahls ihres Erfolges verfehlen. Fragen wir weiter, ob der oberſte Staatsbeherrſcher der Stellvertreter Gottes iſt, als Erretter, Befreier, Erlöſer? — ſo wohnt ihm freilich das ſchöne Vorrecht der Begnadigung bei, welches eine Art von Analogie und Aehnlichkeit mit dem Begriffe von Gott unter dieſem Charakter darbiethen könnte. Eigentlich aber gehört das doch, als die einzelne Ausnahme von der allgemeinen Regel, mehr zur richterlichen Function. Außerdem kann der väterliche Staatsbeherrſcher viel Unglück abwenden oder lindern, viele Wohlthaten und viel Segen verbreiten; aber der unglücklichen Seele kann nur Einer helfen. Um durch den Gegenſatz den Unterſchied deutlicher zu machen, will ich nur daran erinnern, daß, wo der Geiſtliche nicht bloß als Volkslehrer, ſondern, wie bei dem größern Theile der abendländiſchen und morgenländiſchen Chriſtenheit, als ſtellvertretender Prieſter betrachtet wird, dieſe öffentliche Stellvertretung ſich zunächſt auf den Erlöſer bezieht; die richterliche Function für das Gewiſſen darf gar nicht ſichtbar öffentlich hervortreten, ſondern bleibt ganz dem Gewiſſen ſelbſt überlaſſen, unter dem Geheimniſſe deſſelben ſtreng verſchloſſen. Und darin liegt der große Unterſchied und das Eigenthümliche in der Beziehung der oberſten Staatsgewalt auf Gott, die auf Ihn grade als Richter geht; in dieſer Beziehung aber nicht eine bloße entfernte Aehnlichkeit und ſchwache Analogie iſt, nach dem Maaßſtabe der menſchlichen Schwäche und Unvollkommenheit, ſondern eine wahre und öffentlich anerkannte, und öffentlich wirkſame Stellvertretung. Und darum iſt es auch die oberſtrichterliche Gewalt, welcher unter allen verſchiedenen Elementen der Staatsherrſchaft, obgleich dieſelbe im Grunde nur Eine und untheilbar iſt, noch eine ganz beſondere Heiligkeit beigelegt wird, wie ich ſchon oben darauf aufmerkſam machte. Der oberſte Staatsbeherrſcher iſt mit einem

Worte, der Verweſer der göttlichen Gerechtigkeit, der Stellvertreter des Weltrichters; er iſt ein göttlicher Beamter, und ſo zu ſagen ein Bevollmächtigter des Weltgerichts; und dieſes dürfte der Geſichtspunct ſein, aus welchem ſich alle dahin gehörigen Fragen und Angelegenheiten am vollſtändigſten beantworten, und am richtigſten beurtheilen laſſen. Damit aber dieſe erhabene Würde nicht all zu ſtreng auffalle, muß ich hier in Erinnerung bringen, daß dieſer ewige Richter, eben der iſt, welcher nicht bloß als Ausnahme, ſondern immer, ſo lange es nähmlich nur irgend möglich iſt, Gnade für Recht ergehen läßt; und hier kommt der früher aufgeſtellte Grundſatz zur Anwendung, daß Gott keinesweges unbedingt, ſondern daß vielmehr ſeine Gerechtigkeit ganz überaus bedingt iſt durch die Liebe und Gnade, freilich aber auch dieſe wieder durch die ſtrenge Gerechtigkeit, und beide gegenſeitig unter einander. Wer nur irgend den Gedanken Gottes lebendig in ſeiner Bruſt beſtehen läßt, der wird auch gegen jene Vereinigung der Gerechtigkeit und Gnade in ſeinem Weſen nicht den mindeſten Zweifel erheben können. Wenn ein nordaſiatiſcher Eroberer aus der Zeit der Völkerwanderung ſich ſelbſt die Geißel Gottes nannte: ſo war dieſes alſo in einem ganz entgegengeſetzten Sinne gemeint, als der hier aufgeſtellte iſt. Er wollte ſich damit als eine furchtbare und zerſtörende böſe Naturkraft hinſtellen, die Gott gewähren und austoben laſſe, um die entartete Welt zu züchtigen, und wollte er die Völker mit dieſem Begriffe ſchrecken; und Erſcheinungen dieſer Art ſind nicht grade bloß auf das Zeitalter der Völkerwanderung beſchränkt geblieben. — In jenem Begriffe von der Stellvertretung des Weltrichters durch die oberſte Staatsgewalt, iſt aber neben dem Ernſte der ſtrengen Gerechtigkeit, der allerdings nöthig und heilſam iſt in dieſer Beziehung, auch die höchſte Milde vereint; denn wo gäbe es wohl eine Milde, die größer wäre, oder größer ſein könnte als die göttliche! — Beſonders aber iſt darin die überaus große Gewiſſenhaftigkeit nach ihrem vollen Gewichte mit darin ausgedruckt, die hier erfordert wird; und dürfte der Vorzug dieſes Begriffs, vor andern viel zu unbeſtimmt abgefaßten

Erklärungen ähnlicher Art, eben darin beſtehen, daß beides darin umfaßt iſt, und unzertrennlich vereint: ſowohl daß der oberſte Staatsbeherrſcher niemand verantwortlich iſt als Gott, zugleich aber mit der daran geknüpften Bedingung, daß er dieſem allerdings verantwortlich iſt, und in welchem Sinne, und in welcher Weiſe er es iſt. — Wenn jede große, Epoche machende Begebenheit in der äußern und politiſchen Völker- und Weltgeſchichte betrachtet werden muß, als ein ſchon beginnendes Weltgericht, wenn auch nur ein partielles, über ein einzelnes Volk oder Reich, oder über ein Zeitalter überhaupt, oder auch als ein immer wieder noch zurückgehaltenes Weltgericht, ſo gilt das ganz insbeſonders auch von jedem über Krieg und Frieden entſcheidenden Act der Staaten; da ohnehin das Recht, den einen zu erklären und den andern zu ſchließen, das charakteriſtiſche und eigentlich entſcheidende Merkmahl der oberſten Staatsgewalt iſt. Der einfachſte Maaßſtab zur Beurtheilung des einen wie des andern, wäre vielleicht zu ſagen: wenn die Kriegserklärung, oder auch der Friedensſchluß, ſo ganz auf die Wahrheit gegründet ſind, ſo entſprechend dem gerechten und richterlichen Charakter Gottes, daß man ſie allenfalls dem Weltrichter vorlegen könnte, um ſie mit zu unterzeichnen; dann ſind ſie gewiß gut und rechtmäßig, wie auch immer der Erfolg ſein mag, oder das Urtheil der Welt darüber. — Iſt dem aber nicht ſo; ſind in der Kriegserklärung nur ſeichte Scheingründe gewaltſam zuſammengerafft, Beſchönigungen, die ſelbſt für das Auge der Welt zu durchſichtig ſind, um die Vergrößerungsſucht des Eroberers, das bloße Zerſtörungs-Princip einer alten National-Eiferſucht mit irgend einigem Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit verdecken zu können; iſt in dem Friedensſchluſſe unter zweideutigen Worten und argliſtigen Ausdrücken ſorgfältig gleich wieder das Saamenkorn für den nächſten Krieg mit hineingepflanzt, damit das Unheil in der politiſchen Welt ſich ja vom Anfang bis zum Ende der Tage forterbe und vermehre: dann iſt nicht jenes Auge der ewigen Gerechtigkeit mit ſeinem Schutze und Segen dabei waltend geweſen, wohl aber hat alsdann ein andrer, obwohl auch unſichtbarer Mitarbeiter die

Hand dabei im Spiele gehabt. Jener Geiſt der Unwahrheit und des Verderbens, des Zwieſpalts und der Zerſtörung nahmlich, den keine Benennung ſo treffend bezeichnet, als die eines Lügners von Anfang. — Wie nun nicht bloß die Vernichtung des ganzen Giganten-Geſchlechts der Urwelt in der großen Fluth, mit welcher unſre jetzige Geſchichte beginnt, und auf die jede alte Ueberlieferung hinweiſt, ſondern auch der partielle Untergang einer einzelnen Nation, die tragiſche Schluß-Kataſtrophe irgend einer beſondern Welt-Periode, gleichſam ein Vorſpiel von dem letzten Gerichte über alle Völker am Schluße der Zeiten enthält: ſo zieht ſich auf der andern Seite auch das urſprüngliche Verderben und jene Lüge von Anfang, in forterbendem Unheile durch alle Geſchlechter von Jahrtauſend zu Jahrtauſend, von Jahrhundert zu Jahrhundert hindurch. Immer noch könnte das fruchtbare Erdreich des bürgerlich vereinten Menſchenlebens in geſegneten Zeiten und bei ungeſtörtem äußern und innern Frieden, nicht zwar mehr wie ein ſeliger Garten der Unſchuld, wohl aber wie ein glücklicher Wohnort der Ruhe betrachtet werden; immer aber von neuem ſchleicht ſich jener Geiſt des Unfriedens und der Unwahrheit wieder dort ein, und immer wiederhohlt ſich in den ablaufenden Zeiten der Weltgeſchichte dieſelbe Scene der Verführung. In der zwiefachen Richtung nach unten und oben flüſtert derſelbe Lügengeiſt der Zwietracht, dem einen Theile, beſonders der jüngern Generation, ungefähr in folgendem Sinne ſeine Gedanken ein: „Das iſt eben die rechte Erkenntniß und Wiſſenſchaft, die man Euch vorenthalten will, aber ſucht nur erſt frei zu werden, ſchüttelt dieſen unwürdigen Gehorſam von Euch, dann wird Euch alles Herrliche und geiſtig Große ohnehin zu Theil werden; auf demſelben Wege, und auf keinem andern, iſt es auch in den alten Zeiten immer erreicht worden.“ — Oder von der andern Seite ſich hinaufrichtend, flüſtert er einem einzelnen Mächtigen zu, und wenn er ein unrechtmäßiger iſt, ſo iſt er ohnehin ſchon zur Hälfte ſein, und iſt er von Urſprung aus rechtmäßig, ſo iſt er darum doch nicht immer ſolchen Einflüſterungen ganz unzugänglich: „Was ſiehſt Du immer ſo furchtſam zurück, nach dem, was die Leute das Recht nennen! Das alles ſind ja nur kindiſche Begriffe, die man die Schüler auswendig lernen läßt, und die practiſch ganz unbrauchbar ſind. Es iſt auch Niemanden ein Ernſt damit; die Welt glaubt ſelbſt nicht an dieſe Komödie. Mit einer eiſernen Hand muß man ſie faſſen, das allein weiß ſie zu achten, und verehrt den, welcher die Kraft dazu hat; und ſo wird ſie auch Deine Geiſtesgröße und Charakterſtärke anbethend verehren, wenn Du ſie nur ohne dieſe ängſtliche Rückſicht einmahl ernſthaft in Beſitz nehmen willſt. Iſt nur einmahl deine Herrſchaft von innen ganz befeſtigt, von außen arrondirt, ſo kannſt Du auch zu Deinem bleibenden Ruhme bei der Nachwelt noch manches andre Gute ſtiften." — Auf ſolche Weiſe pflanzt ſich nun das Erbtheil des alten Unheils für die politiſche Welt in der zwiefachen Form der Volks-Anarchie und der despotiſchen Herrſchſucht und Eroberungsluſt aus der Einen alten Lügenquelle von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter fort. Näher ſtehen beide Uebel neben einander, als es im Leben auf den erſten Eindruck ſcheint; wie auch darin die Geſchichte, als die Lehrerin der Wahrheit, das Zeugniß davon giebt. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß in großen Republiken der Bürgerzwiſt durch einen ſiegreichen Feldherrn geſchlichtet wird, dem dann alle Partheien, des Zwieſpalts müde, über die unverhoffte Wohlthat höchſt dankbar ſind; aber beim dritten, wo nicht ſchon beim zweiten Schritt, verwandelt ſich der glorreiche Friedensſtifter meiſtentheils ſchon in einen planvollen Welteroberer. Die ganze Weltgeſchichte iſt eigentlich nur ein fortgehender Kampf zwiſchen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte, und dieſem in der zwiefachen Geſtalt der Anarchie und des Despotismus immer von neuem ſich regenden politiſchen Lügengeiſte. Noch aber iſt zu bemerken, daß man ſich wohl hüten möge bei der anerkannt göttlichen Autorität des oberſten Staatsherrſchers, den an ſich ſchon höchſt gefährlichen und irrthumsſchwangern Begriff des Unbedingten und Abſoluten mit darin aufzunehmen, der nicht einmahl, wie ſchon früher bemerkt wurde, für die Gottheit anwendbar iſt, ohne den größten Mißverſtand zu veranlaſſen. Und wenn in irgend einem Lande, die Parthei der rechtlich Geſinnten, da doch einmahl jetzt die Gerechtigkeit ſelbſt zur Parthei geworden iſt, ſich die Abſoluten nennen; ſo könnte dieſer Ausdruck allein ſchon Beſorgniß einflößen, ob nicht bei ſo abſoluter Denkart und Geſinnung in ſolchem Falle noch irgend ein Unheil unter der Aſche ſchlummere; da ein Abſolutes, d. h. ein Unbedingtes und Zerſtörendes, immer auch das andre hervorruft. Unbedingt, wenn einmahl dieſes verderbliche Wort ausgeſprochen werden ſoll, mag man die Gewalt des legitimen Staatsoberhaupts nennen, in ſo fern daſſelbe Niemandem verantwortlich iſt außer Gott. Wäre aber in einem Staate der oberſte Herrſcher ſelbſt verantwortlich, ſo iſt er es eben nicht, ſondern dann ſind es diejenigen, denen er verantwortlich iſt. Unbedingt kann man außerdem die oberſte Staatsherrſchaft nicht nennen, vielmehr iſt ſie vielfältig bedingt, durch die beſtehenden Verträge mit andern Mächten; durch die früher verordneten Geſetze, ſo lange dieſe nicht abgeſchafft ſind; durch die eignen Hausgeſetze über die Erbfolge, mit allem, was dazu gehört. Will der, welcher die Macht in Händen hat, willkührlich in alles dieſes eingreifen, und es gewaltſam umwerfen, ſo wird zwar vielleicht ſich Niemand finden, der berechtigt wäre, ihm Einſpruch und Widerſtand zu thun; aber er ſelbſt wird durch ſolche Willkühr und Gewaltſchritte, das Fundament ſeiner eignen Macht und Herrſchaft untergraben, und iſt alſo dieſelbe auch in dieſem Falle durch die nothwendige Rückſicht darauf, gar ſehr bedingt. Wie ſehr iſt nicht endlich, wenn man nicht bloß auf das Recht ſieht, ſondern auf die wirkliche Ausführung und Macht, ſelbſt die mildeſte Regierung und väterliche Herrſchaft oft bedingt und beſchränkt durch die unglücklichen und unheilſchwangern Zeiten! Nichts iſt überhaupt mit der Natur und dem Leben ſelbſt mehr ſtreitend und ihnen entgegenſtehend, als der Begriff des Unbedingten und alles, was abſolut oder zerſtörend iſt. — Auch noch von einer andern Seite iſt die oberſte politiſche Gewalt an weſentliche Rückſichten gebunden, auf die Grundfeſten der religiöſen Geſellſchaft, z. B. welche auch auf einer göttlichen Autorität beruht, die eben ſo unverletzlich, aber von ganz andrer Art, und andern Urſprungs iſt, als die des Staats. Wenn nun hier der politiſche Herrſcher ſich nicht an der mitwirkenden Theilnahme, der Oberaufſicht über die religiöſe oder kirchliche Geſellſchaft, an einem mitlenkenden Einfluß begnügen läßt, ſondern auch dieſe Sphäre ganz ſeiner Willkühr unterwerfen will, ſo wird zwar Niemand leicht der Gewalt, Gewalt entgegen ſetzen können, und iſt auch Niemand befugt dazu. Aber eben damit, wie überhaupt mit jeder religiöſen Unterdrückung, untergräbt die oberſte Staatsgewalt ihr eignes Fundament. Wenn dieſelbe z. B. bei einer großen Nation das eine Drittheil derſelben in die gefährliche Alternative ſetzt, oder darin läßt, zwiſchen der göttlichen Autorität, und der menſchlichen, oder um es richtiger auszudrücken, zwiſchen der einen und der andern göttlichen Autorität, die Unheil bringende Wahl zu treffen, wie ebnet ſie da nicht ſelbſt den Weg, der zu ihrem Untergange führt! Hier in der geiſtigen Gemeinde des Glaubens zeigt ſich das Erbtheil des alten Unheils in ähnlicher Art auf zwiefache Weiſe; in der einen Richtung rückwärts auf die Vergangenheit, in der andern aber von dem gegenwärtigen Momente vorwärts hinaus in die unbeſtimmte Weite ſich richtend, und zwar ganz unabhängig von der äußern Form, oder von dem Inhalte des Glaubens; daher beide Abweichungen von der Wahrheit des Lebens eben ſowohl im alten Bunde oder auf der erſten Stufe der göttlichen Offenbarung ſich vorfinden, als in der zweiten. Der erſte dieſer beiden Erbfehler iſt die Erſtorbenheit, in etwas andrer Weiſe die Lauigkeit, oder auch das buchſtäbliche Feſtkleben am Alten und an der bloßen Form deſſelben, mit einem Worte, der geiſtige Tod. Denn mit welchem Uebermaaße von Liebe Gott ſich auch in ſeiner Offenbarung dem Menſchengeſchlechte mittheilen, eröffnen und hingeben mag; ſo bleibt das Aufnehmen derſelben doch immer Sache der Freiheit und des guten Willens des Menſchen, und zeigt ſich daher auch hier ſehr oft der angeborne und angeerbte innere Tod. Der zweite dieſer Erbfehler aber, oder derſelbe unter einer andern Form, iſt der Geiſt der Neuerung, oder ein falſches Scheinleben, durch welches im Grunde der innere Tod nur fortgepflanzt wird. Ueber beide Fehler und falſche Denkarten, oder Krankheiten des Glaubens, außert ſich die Offenbarung gleich ſtreng, faſt noch ſtrenger über den erſten. Was aber den Geiſt der Neuerung betrifft, ſo iſt gewiß jede Neuerung in dieſem Gebiethe, welche bloß menſchlich iſt, und nicht ſichtbar und augenſcheinlich göttlichen Geiſtes und göttlichen Urſprungs, eben darum ſchon falſch. Möchten nur jene, die von dieſem Geiſte ergriffen und angelockt ſind, und deren ſind viele auf beiden Seiten des getheilten Glaubens, nicht bloß auf der einen Seite; denn auch bei jenen, welche urſprünglich die Neuerung angefangen haben, ſind jetzt viele von der Liebe, und einer innigen Anhänglichkeit an das tiefere Alte beſeelt; ſo wie viele Neuerungsſüchtige unter denen gefunden werden, welche urſprünglich jenem Anfange der Neuerungen einen Damm entgegen ſetzten; möchten alſo nur alle dieſe von dem neuernden Geiſt Ergriffnen und in die Zukunft vorwärts Strebenden noch weiter, und bis an den Schluß und die Vollendung derſelben mit ihren Gedanken hinaus rücken. In der Wiſſenſchaft des Weltgerichts, und was iſt denn dieſe Philoſophie der Offenbarung anders als eine ſolche Erinnerung an den Tod und an das Ende, wie die Philoſophie ſchon vor Alters als eine ſolche erklärt wurde; nähmlich nicht in der engherzigen Beſchränkung auf unſer eignes Ich, ſondern im weiter ausgedehnten Sinne und theilnehmender Allgemeinheit für die Schluß-Kataſtrophe des ganzen Menſchengeſchlechts; in jenen darüber ſchon ſo oft und ſo lange mitgetheilten Andeutungen und Warnungen würden ſie den Aufſchluß finden über alles das, was ſie ſuchen, und würden weiter keiner menſchlichen Neuerungen bedürfen, da durch jenen Schlüſſel nun alles Alte und Ewige eine dreifach erhöhte Bedeutung und ein verdoppeltes neues Leben für ſie erhalten würde.

Einen dritten, obwohl viel kleinern aber doch in ihren Wirkungen nicht unwichtigen geiſtigen Wirkungsverein, neben dem politiſchen Körper und neben der Glaubensgemeinde bildet die Wiſſenſchaft; entweder freier und mehr formlos ſich verbreitend, oder eng geſchloſſner in der Schule. Geiſtig in ihrem Inhalte und in ihrer Ausbreitung, ſteht ſie jedoch ohne göttliche Sanction, unter der Garantie und Aufſicht des Staats, wenigſtens nach dem jetzt herrſchenden Verhältniß dieſer letzten Zeitalter; oder ſie findet Gedeihen und Wachsthum unter dem Schirme und durch die Pflege der kirchlichen Inſtitute, wie es ehedem der Fall war. In der Mitte zwiſchen den andern beiden Geſellſchafts-Vereinen ſtehend, dem Inhalte nach mehr der einen verwandt, den äußern Anhaltspunct aber von der andern entlehnend, iſt ſie auch von gemiſchter Natur zwiſchen beiden getheilt. Der eigenthümlich der Wiſſenſchaft eingeborne Erbfehler aber iſt ganz derſelbe, wie im politiſchen Leben, und zeigt ſich in dem zwiefachen Abwege einer feindlichen Oppoſition gegen das Beſtehende von außen, und das göttlich Gegebene von oben, alſo im Sinne und Geiſte der Anarchie; oder aber in einer vorherrſchenden Syſtem-Sucht und dem wiſſenſchaftlichen Sectengeiſte, der nicht ſelten eben ſo fanatiſch werden kann, wie der politiſche Partheigeiſt, und oft ganz verwandter Natur mit demſelben iſt.

Welches nun die göttliche Ordnung und der ſtreng richtende Geiſt derſelben in der Weltgeſchichte ſein kann, das wird nach allen dieſen vorangeſchickten Prämiſſen im Weſentlichen wohl einleuchtend ſein. Es iſt eben der durch das Ganze hingehende Kampf zwiſchen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte, und jenem Erbtheile des alten Unheils in Anarchie und Despotismus, in geiſtiger Erſtorbenheit und Erſchlaffung des Glaubens, oder in zerſtreuender Neuerung; wie dieſes reinigende Feuer auf einzelne Nationen oder für ſich geſchloſſene Zeit-Epochen der Weltgeſchichte einwirkt, und ſie neu geſtaltet, und wie ſich dasſelbe endlich immer weiter ausdehnt, und zuletzt auch das Ganze umfaßt. Es verſteht ſich übrigens wohl, daß man die Feuerſpuren jenes richtenden Geiſtes in ſeinem ernſten Gange durch die Jahrhunderte nur in ehrerbiethiger Ferne nachforſchend verfolgen ſoll, ſo wie er iſt, und wie er ſich findet, um daran zu lernen, ohne ihn zu früh in eine enge Regel zuſammen zu faſſen oder ihn auf eine feſtbeſtimmte Definition zurück führen zu wollen. Vielmehr muß man ſich ſorgfältigſt hüten, der Vorſehung nicht zu viele und zu künſtliche Abſichten in der Leitung des Menſchengeſchlechts unterzulegen, die vielleicht nur von uns erſonnene Gedanken ſind. Im Allgemeinen aber kann man wohl ſagen, daß die ſichtbaren Nebenabſichten, und höheren Zwecke in den Haupt-Kataſtrophen der einzelnen Nationen und Reiche, oder ganzer Zeitalter vorzüglich jenen in der letzten Vorleſung dargelegten Stufengang der göttlichen Offenbarung betreffen werden, der auf das ganze Menſchengeſchlecht angelegt und berechnet iſt. Nur beiſpielsweiſe als Beleg für die Anwendung der aufgeſtellten Idee will ich noch wenige Worte über einige der wichtigſten Momente und Kataſtrophen der Weltgeſchichte in dieſer Beziehung hinzufügen. — Durch die ernſte Scheidewand der allgemeinen Fluth, von welcher der ganze Erdkreis auf ſeiner Oberfläche ſo vielfache und große Spuren und Beweiſe darbiethet, iſt das frühere Menſchengeſchlecht von dem nachfolgenden abgetrennt, von welchem es wahrſcheinlich auch ſehr verſchieden geweſen iſt, ſowohl in ſeiner ganzen Lebensweiſe, als auch in ſeinen phyſiſchen und geiſtigen Anlagen und Kräften; vielleicht auch ſelbſt in der Weiſe ſeines ſittlichen Verderbens, und ſeiner Entartung. Und ſo will ich denn dieſe wenigen Betrachtungen auch erſt dießſeits dieſer großen Scheidewand anfangen. Die nächſtfolgende Kataſtrophe, die ausdrücklich als eine ſolche angegeben wird, und ſich auch hiſtoriſch als eine ſolche, obwohl nicht in dem Grade allgemein als die vorige, nachweiſen läßt, die ſogenannte babyloniſche Sprachen-, und was unzertrennlich damit zuſammenhängt, mythiſche Sagen- und Ideen-Verwirrung und Völkerzerſtreuung iſt mehr nur angedeutet, und bei weitem nicht ſo klar und ausführlich entwickelt als jene. Auch die Zeit iſt nicht angegeben, wohl aber die Gegend, welches auch nach allen andern hiſtoriſchen Hinweiſungen eben diejenige des weſtlichen Mittel-Aſiens war, von wo aus das anſteckende Uebel der politiſchen Eroberungsſucht zuerſt ausging, oder wo dieſe unglückliche Erfindung, wenn man ſo ſagen darf, zuerſt iſt gemacht worden. Die Völkerzerſtreuung ſelbſt aber als die natürliche Strafe, und das chaotiſche Zerfallen einer jeden falſchen politiſchen, oder auch bloß geiſtig unwahren Einheit, iſt eine hiſtoriſche Thatſache, nähmlich in dieſem Umkreiſe der weſt-aſiatiſchen, ſüd-europäiſchen, obern afrikaniſchen Völker in dieſer rund um das Mittelmeer her gelegenen Welt der Alten; ſo daß wir uns kaum aus dem Labyrinthe ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft und Abſtammung in dieſem Sprachen-Gewirre, und dem ganzen Sagen-Chaos ihrer ſich hundertfach widerſprechenden Natur-Ideen und hoch aufgethürmten Götter-Genealogien und Herleitungen ihrer Heroen-Geſchlechter aus der Götterwelt hindurch finden können. In dieſen chaotiſchen Widerſprüchen der übermüthigen heidniſchen Dichtung lag der Grund ſelbſt zur Auflöſung ihres alten Glaubens, und daraus hat ſich nachher wieder eine ſehr wohlthätige Folge entwickelt. — Es ward dadurch Raum gewonnen, beſonders bei den Griechen, von denen alles dieſes noch ganz beſonders und vorzüglich gilt: für eine freie Entwicklung der Philoſophie, welche, wie viele Syſteme des Irrthums ſie auch ſelbſt durchirrt, und durchwandert haben mag, doch weil ſie ein aufrichtiges Suchen der Wahrheit und der Wiſſenſchaft geweſen iſt, auch als Vorbereitung und Einleitung zu der höhern Erkenntniß und Aufnahme der Offenbarung gedient hat, und betrachtet werden kann; nachdem die Griechen einmahl als das zweite Volk erwählt waren, welches als Träger und Werkzeug für die weitere Verbreitung der Offenbarung in dem Entwicklungsgange der Menſchheit an die Reihe kommen ſollte; nachdem auch der irdiſch klare Sinn für das Schöne, und das ſinnvolle helle Denken im menſchlichen Leben und über die Natur, wie wir an dieſem Beiſpiele ſehen, Gott ebenfalls ſehr wohlgefällig iſt. In dem politiſchen Leben der Griechen war der Abweg und der Hang zu einer unruhigen Freiheit und Anarchie überwiegend; und da dieſelbe bis zu Ende ausgewüthet hatte, folgte die natürliche Strafe derſelben, wie immer auf dem Fuße nach, nähmlich die despotiſche Waffenherrſchaft in der macedoniſchen Zeit, obwohl es nur wie ein kurzdauernder Paroxysmus war, bis zur Unterjochung durch die Römer. Bei dieſen trat beides zugleich ein, und war auf das engſte verbunden; um der innern Anarchie zu entgehen, warfen ſie ſich auf die Eroberungsſucht nach außen; und nachdem die Anarchie auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, und eben damit auch ein Ende nahm, war auch der Despotismus nach innen und außen vollendet. Es iſt ſchon gleich oben bemerkt worden, daß dieſe ganze

Ideenmiſchung, Sagenverwirrung, dieſer beſtändige Wechſel zwiſchen Anarchie und Despotismus in ſeinem ganzen Entwicklungs-Laufe von der erſten Völker-Zerſtreuung bis zur Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft in der heidniſchen Vorzeit zunächſt nur von dieſem weſt-aſiatiſchen, ſüd-europäiſchen Völker-Syſteme gelten kann und zu verſtehen iſt. Zwei große Völker oder Reiche im Oſten von Aſien, welche zuſammen mehr als ein Drittheil, wo nicht nah an die Hälfte von der Bevölkerung der ganzen Erde ausmachen, ſind von allem dem größtentheils ganz abgeſondert geblieben; und es iſt, als ob Gott ſie für dieſe letzte Zeit mit beſondrer Abſicht aufbewahrt und zurückgelegt hätte. Drei bis vier Jahrtauſende hat Indien in ſeiner Kaſten-Verfaſſung und ſeinen weſentlichen Sitten unverändert beſtanden; und es muß wohl allerdings als eines der merkwürdigſten Zeichen unſrer Zeit betrachtet werden, wenn dieſes große, fruchtbare und merkwürdige alte Reich, mit einer geſitteten Bevölkerung, die etwa der von ganz Europa gleich kommt, jetzt mit einem Mahle von den ſeeherrſchenden britiſchen Inſeln aus, welche die Alten nur die Zinn-Inſeln nannten, oder als den äußerſten letzten Rand des bewohnten Erdkreiſes bezeichneten, erobert und beherrſcht iſt. Man ſoll bei ſolchen auffallend großen hiſtoriſchen Zuſammenſtellungen nicht ſogleich die Abſicht des in der Weltgeſchichte waltenden Geiſtes, denn daß eine Abſicht dabei obwalten muß, und zwar eine große, das fühlt ſich wohl, vorſchnell beſtimmen, ſondern nur mit aufmerkſamer Erwartung der weitern Entwicklung entgegen ſehen. Die Erweiterung des geſchichtlichen Wiſſens durch die von dorther gekommenen Quellen, iſt allein ſchon ſo groß, daß dadurch ein ganz neuer Zuſammenhang in unſre Kenntniß von der alten und älteſten Zeit, und dem Anfange des Menſchengeſchlechts gekommen iſt, indem dadurch auch die göttliche Wahrheit immer nur mehr beſtätigt und feſter begründet worden. Jenes andre himmliſche Reich mit der einſylbigen Sprache iſt auch bis auf dieſe letzte Zeit hinter ſeinen Mauern meiſtentheils unvermiſcht und abgeſondert von der übrigen Welt beſtanden, und obwohl mehrmahls vom Norden aus erobert worden, doch in ſeinen Sitten im Weſentlichen daſſelbe geblieben. Nun iſt es aber in dieſer letzten Zeit der allgemeinen Gährung und Veränderung auf dem ganzen Erdkreiſe gleichfalls in Bewegung gekommen, und ſo weit ein eroberndes geworden, daß daſſelbe jetzt, in den frühern Jahrhunderten nur eben dem Nahmen nach fabelhaft bekannt, der unmittelbare Gränznachbar zweier großen europäiſchen Mächte iſt.

Den Schluß der alten Weltgeſchichte nach der Weſtſeite des Erdkreiſes gegen unſre Abendländer zu, macht der tragiſche Untergang des jüdiſchen Volkes, und die furchtbare Zerſtörung von Jeruſalem. Begebenheiten, welche recht eigentlich als ein partielles Weltgericht über eine einzelne Nation bezeichnet werden, wie ſie ſchon lange im voraus verkündigt waren, und auch bei den heidniſchen Schriftſtellern ſich in der gleichen Weiſe und mit ganz ähnlichen Farben geſchildert finden. Wenige Dinge in dem ganzen Laufe der Weltgeſchichte machen einen ſo traurigen und niederſchlagenden Eindruck, und biethen zugleich eine ſo ſeltſame und auffallende Erſcheinung dar, als dieſe durch ſo viele Jahrhunderte fortgehende gänzliche Auflöſung und Unterdrückung des über alle Welttheile zerſtreuten jüdiſchen Volks, welches gleichwohl auf den Ideen-Gang und auf die höhere Entwicklung des Menſchen-Geiſtes, auch bloß natürlich und wiſſenſchaftlich genommen, einen ſo großen und entſchiednen Einfluß gehabt hat. Um ſo mehr darf man es wohl auch als eines der Zeichen, und zwar als ein hoffnungsvolles, und ſchönes freudiges Zeichen unſrer Zeit anſehen, wenn jetzt dieſes ſo lang unterdrückte Volk mit einem Mahle wieder erwacht oder wieder erweckt iſt, in vielfacher geiſtiger, ſittlicher und bürgerlicher Thätigkeit zur freiern Entwicklung und Bildung; um ſo mehr, da eben dieſes Wiedererwachen des ſo lange niedergebeugten Volkes ſchon in den älteſten Weiſſagungen deſſelben auf die letzten Entſcheidungstage der Weltgeſchichte ſich vorher beſtimmt findet. — In dem Mittelalter der neuern Geſchichte finden ſich zwar alle Elemente des chriſtlichen Staats, und einer danach reiner erfaßten Monarchie viel höher geſteigert, und viel mannichfaltiger entwickelt, als in dem heidniſchen Alterthume. Mit dem eingetretenen Zwieſpalte aber, und dem Kampfe der eben dadurch oft bis zum Deſpotiſchen geſteigerten zwei Gewalten, verfiel alles mehr und mehr in eine neue Art von Anarchie; wie auch in unſerer Zeit, nachdem ein großer Theil der chriſtlichen Welt in der Geſinnung wieder heidniſch geworden war, als die natürliche Folge der herrſchenden Denkart, ein großer Rückfall eintrat, in das zwiefache Uebel einer wilden Volks-Anarchie, und einer noch zerſtörenderen despotiſchen Waffenherrſchaft; zwiſchen welchen beiden Uebeln die ganze alte Geſchichte der heidniſchen Vorwelt nur immer hin und her geſchwankt und gewechſelt hatte. In dem chriſtlichen Abendlande hat ſich doch, wie jetzt ſo auch im Mittelalter, die Hinneigung zu dem einen Abwege der Anarchie mehr vorherrſchend gezeigt. Bei den mohamedaniſchen Völkern iſt dagegen vom erſten Anfange ihrer Religion an, mehr die despotiſche Eroberungsſucht einheimiſch und der angeborne Erbfehler geweſen, und fand in dieſer Religion ſelbſt eine Nahrung. Aber auch hier haben ſich große Veränderungen zugetragen; das größte von allen mohamedaniſchen Reichen, nähmlich das in Indien, iſt in unſerer Zeit völlig untergegangen, und bis auf die letzte Spur verſchwunden, und ſind dort nach einer natürlichen Umwendung der Dinge, die erſt ſiegreiche Eroberer waren, nun wieder beſiegt und erobert worden; wie an der andern Abendſeite die, welche früher die Exiſtenz des geſitteten Europa bedrohten, jetzt ſelbſt wieder in ihrer Exiſtenz an Europa und das herrſchende Friedens-Syſtem deſſelben weſentlich angeknüpft ſind. Dieſe ganz veränderte Stellung der mohamedaniſchen Reiche im Allgemeinen aber gehört unſtreitig auch mit zu den charakteriſtiſchen Zeichen, die nebſt ſo vielen andern unſre Zeit auszeichnen. — In den drei Jahrhunderten der neuern Geſchichte, welche den Zwiſchenraum ausfüllen, zwiſchen dem Mittelalter und der Revolutions-Epoche unſerer Zeit, iſt die ſittlich geordnete Monarchie zwar weit mehr als irgend früher entwickelt worden; die auffallendſte Begebenheit dieſer Welt-Periode bildet aber wohl die traurige und niederſchlagende Erſcheinung der Religionskriege, als eine zwar nicht nothwendige, und auch keinesweges natürliche, aber doch erklärbare unglückliche Folge des Zwieſpalts im Glauben. In den andern Ländern, wo die eine Parthei von der einen oder der andern Seite, wie in England und Frankreich die ſchwächere war, und gänzlich beſiegt und unterdrückt wurde, bietet dieſes Unglücks-Phänomen vollends den am meiſten widrigen Anblick dar. Eine andre Wendung aber nahm die Sache in Deutſchland, wo ſich eine höhere Erſcheinung daran geknüpft hat. Denn nachdem bei ungefähr gleichen Kräften beider Theile, nach einem fruchtloſen langen Kampfe von dreißig Jahren, in welchem die beſten Kräfte der Nation untergingen, doch kein entſchiedner Ausgang gewonnen werden konnte; ſo gelangte man endlich zur Beſinnung und Anerkennung der gegenſeitigen Rechte, und zu einer friedlichen Auseinanderſetzung für das gemeinſame bürgerliche Leben. Dieſer berühmte und große Religionsfrieden, der ſchon bloß als gründliche Friedens-Arbeit betrachtet, für ein Meiſterwerk ohne Gleichen gilt, und die Baſis aller Friedenskunſt und Friedensgeſchäfte der nachfolgenden Zeiten wurde, iſt für Deutſchland nun eine Art von angeborner Naturnothwendigkeit, und zweiter National-Charakter geworden, worin daſſelbe im Vergleiche mit andern Ländern, für manche ihm mangelnden Vorzüge eine volle Entſchädigung findet, und wodurch allein ihm ſeine große Weltſtellung auch für die Zukunft angewieſen iſt. Welthiſtoriſch angeſehen, kann man wohl nicht umhin, dieſem in Deutſchland unvertilgbar begründeten Religionsfrieden, eine höhere Bedeutung beizulegen, ſo wenig dieſelbe gewöhnlich auch begriffen wird, und ihm als den Hoffnung verheißenden Vorbothen eines andern viel größern und vollern Religionsfriedens zu betrachten, vermöge deſſen nicht bloß der Zwieſpalt im Glauben ſelbſt ausgeſöhnt werden ſoll, ſondern auch der viel allgemeinere, zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, wenn erſt das Wiſſen mit dem Glauben ausgeglichen und wieder Eins geworden, und dadurch mit dem Leben wieder vereinigt, und in lebendige Berührung getreten ſein wird; wenn anders Gott, der immer nur den Frieden und die Einheit will, die Oberhand behalten, und ſtärker ſein wird, als der Menſch, der den Zwieſpalt ſucht und liebt, oder auch ohne ihn zu ſuchen und zu lieben, dennoch immer wieder in denſelben zurück fällt. In ſolcher oder ähnlicher Weiſe ließe ſich nun etwa eine religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte und der göttlichen Ordnung in dieſer weiter entwickeln, welches jedoch niemahls allzu ſyſtematiſch geſchehen darf, um nicht willkührlich falſche Abſichten gewaltſam hinein zu legen.

Ich habe mich nach dem vorgezeichneten Umkreiſe, nur auf dieſe wenige Andeutungen beſchränken müſſen, und in dieſen vorzüglich nur auf die Beziehung mit unſerm Zeitalter aufmerkſam zu machen geſucht, und auf die vielfachen welthiſtoriſchen Hinweiſungen, auf die ausgezeichnete und merkwürdige Beſtimmung deſſelben. — In Ein Reſultat zuſammengefaßt waren dieſe charakteriſtiſchen Zeichen unſrer Zeit alſo folgende: Die beiden größten heidniſchen Völker und Reiche, welche ſeit Jahrtauſenden für ſich abgeſondert fortbeſtanden hatten, ſind mit Europa in die innigſte Berührung getreten, die mohamedaniſchen Reiche zerfallen überall viel ſchneller, als man erwartet hatte; das Volk der Hebräer fängt an ſich wieder zu erheben; in den chriſtlichen Ländern iſt hier und da noch viel Hinneigung zu dem alten Uebel der Anarchie ſichtbar; und wenn der Menſchenfrieden, der ſeit zwölf Jahren die Zeit noch zuſammengehalten hat, an einigen Puncten, hier und da etwas unzureichend oder wenigſtens von innen gefährdet erſcheint, ſo iſt dieß nur, weil es an der feſten Grundlage der innern Geſinnung fehlt. Was könnte alſo wohl Glücklicheres geſchehen, welche beſſere Wendung könnte das Zeitalter nehmen, als wenn durch einen ſolchen dreifachen Gottesfrieden, wie der eben vorhin angedeutete, auch der äußere Frieden neu begründet und befeſtigt würde, und wenn dieß etwa nach Gottes Abſicht das Thema für die nächſtfolgende Welt-Epoche ſein ſollte! —

Neunte Vorleſung.

Von der eigentlichen Beſtimmung der Philoſophie; und von dem ſcheinbaren Zwieſpalt und der weſentlichen Einheit des rechten Glaubens und des höchſten Wiſſens, als dem Mittelpuncte des Lichts und des Lebens im Bewußtſein.

Die Philoſophie des Lebens kann keine bloße Vernunftwiſſenſchaft ſein, am wenigſten eine unbedingte; denn dieſe führt erſtlich in ein Gebieth von todten Abſtractionen, welche dem Leben fremd ſind; und durch den der Vernunft angebornen dialectiſchen Streit wird dieſes Gebieth in ein Labyrinth von widerſprechenden Meinungen und Begriffen verwandelt, aus welchem die Vernunft allein mit allen ihren dialectiſchen Waffen niemahls den Ausweg finden kann; und eben dadurch wird das Leben, das innere und geiſtige Leben nähmlich, geſtört und zerſtört. Und dieſes, das Leben ſtörende und zerſtörende Princip der dialectiſchen Vernunft iſt grade dasjenige, was vorzüglich vermieden und beſiegt werden muß. In der bloßen Form des abſtracten Denkens allein liegt an ſich noch nichts der Wahrheit durchaus Widerſtreitendes, was alſo ſchlechthin und immer vermieden werden müßte, oder niemahls und in keinem Falle angewendet werden dürfte. So gewiß eine Philoſophie auf dem falſchen Wege iſt, welche ihre Methode von Anfang bis zu Ende der Mathematik nachbilden und ſie von dieſer entlehnen will; ſo kann es doch einzelne Puncte in dem Stufengange ihrer Entwicklung, einzelne Stellen in dem Syſteme des Ganzen geben, wo ſie auch einmahl jener Formeln und abſtracten Gleichungen ſich vorübergehend mit Vortheil bedienen mag, wie ich vielleicht grade in der heutigen Betrachtung ſelbſt in dieſem Falle ſein werde: aber nur gleichnißweiſe und vorübergehend als Epiſode, und hoffe ich es auf ſolche Weiſe in Anwendung zu bringen und deutlich zu machen, daß die Klarheit des Vortrages nicht darunter leiden ſoll. Die Philoſophie, als das allgemeine Wiſſen, welches den ganzen Menſchen umfaßt, kann ſo wie es die Gelegenheit mit ſich bringt, in den Fall kommen, von allen andern Wiſſenſchaften, bald von dieſer, bald von jener, die äußre Form und die ihr eigenthümlichen Formeln zu entlehnen und ſich vorübergehend derſelben mit Nutzen zu bedienen; nur muß es immer ein freier Gebrauch ſein, der ſich eben in der abſichtlichen Wahl und Abwechslung bewährt. Es darf die Methode des freien Denkens, d. h. eben die Philoſophie nicht wie ein eiſernes Panzerhemd aus einer unzähligen Menge von ganz gleichförmigen kleinen Ketten und Ringeln, oder aus ſolchen ſcientifiſch verknüpften Ringelſätzen und wieder höhern logiſchen Verkettungen derſelben, wie es wohl in der Mathematik der Fall iſt, mechaniſch abgemeſſen zuſammengeſetzt werden; es darf die Methode überhaupt keine einförmige ſein, und nie darf der Geiſt der Methode dienſtpflichtig, das Weſen der Form aufgeopfert werden. Es iſt mit jener Allgemeinheit des philoſophiſchen Denkens und Wiſſens und der eben daher rührenden Mannichfaltigkeit und freien Abwechslung in der Methode, ungefähr eben ſo, wie auf einer andern Seite es unter den darſtellenden Künſten der Poeſie, als die auch den ganzen Menſchen umfaßt und umfaſſen ſoll, am meiſten frei ſteht, ihre Gleichniſſe oder Farben und mannichfachen bildlichen Ausdrücke aus allen Sphären des Daſeins, des Lebens und der Natur, bald aus dieſer, bald aus jener zu entlehnen, ſo wie es ihr grade jedesmahl am angemeſſenſten ſcheint. Und wie man der Poeſie nicht unbedingt vorſchreiben kann, alle ihre Gleichniſſe und bildlichen Ausdrücke etwa von Blumen und Pflanzen herzunehmen, oder aus der Thierwelt, oder auß den verſchiedenen menſchlichen Beſchäftigungen, z. B. ausſchließend aus dem Schiffer-, Hirten-, Jäger Leben oder von andern Handwerken und künſtlichen

Arbeiten; indem grade durch eine ſolche ängſtliche Manier der freie Dichtergeiſt und die lebendige Fantaſie, ertödtet werden würde; obwohl alle jene Gleichniſſe, Farben und Ausdrücke, da wo ſie an ihrer rechten Stelle ſind, in der poetiſchen Darſtellung gebraucht werden dürfen und keine Art derſelben ganz ausgeſchloſſen zu ſein braucht. Eben ſo kann auch die Philoſophie zu Zeiten ganz in der Form einer moraliſchen Geſetzgebung oder einer gerichtlichen Discuſſion auftreten; ein andres Mahl wieder als naturhiſtoriſche Beſchreibung, oder als eine geſchichtlich genealogiſche Entwicklung und Herleitung der Begriffe, die Gedanken darſtellen, welche ſie im Zuſammenhange deutlich machen will. Ein andres Mahl wird ſie vielleicht in der Form eines wiſſenſchaftlichen Naturverſuchs, eines Experiments der höhern Naturlehre, die unſichtbare Kraft, welche ſie nachweiſen ſoll, darzulegen ſuchen; oder auch einmahl in einer algebraiſchen Gleichung, in einer mathematiſchen Form, die für ſie im Grunde aber nur ein Bild und die ſichtbare Hieroglyphe für etwas unſichtbares Höheres iſt, eben dieſes höhere Ziel am bequemſten erreichen. Jede Methode und jede wiſſenſchaftliche Form iſt gut, oder kann doch, recht gebraucht, gut ſein; keine aber darf ausſchließend ſein, keine darf mit Zwang gleichförmig durchgeführt und im ermüdenden Einerlei überall angewandt werden.

So wenig nun die Philoſophie des Lebens eine bloße und unbedingte Vernunftwiſſenſchaft ſein kann oder ſein darf; eben ſo wenig ſoll oder kann ſie auch bloß eine Natur-Philoſophie ſein; nähmlich eine ausſchließende, die nur das wäre und nichts weiter. Aus einer ſolchen ausſchließenden Natur-Philoſophie, die nur das allein wäre, und ſonſt nichts, möchte ſie auch noch ſo wiſſenſchaftlich reich ſein, und reichhaltig an Geiſt und Tiefſinn, bloß von dieſer Naturſeite angeſehen; würden ſich nicht einmahl für das Leben des Menſchen die richtigen Grundſätze und leitenden Begriffe überall leicht und ohne Zwang herleiten laſſen, weil eben der Menſch in ſeinem Leben mehr iſt als bloße Natur und ein bloßes Naturweſen; noch weniger aber würde ſich Gott, die durchgehende Beziehung auf welchen, den Menſchen eben zu dem macht, was er iſt, aus einer ſolchen bloßen Natur-Philoſophie nachweiſen, herleiten oder verſtändlich und klar machen laſſen; indem es dann immer, aus dieſer Quelle allein hergeleitet, doch nur ein bloßer Naturzweck wäre und ſein würde. Weder die Ausſprüche der geſunden Vernunft und beſonders des Gewiſſens, oder ſelbſt die Dialektik, in ſo fern ſie nützlich angewandt wird, und wenigſtens ihre Kenntniß, um den Irrthum zu vermeiden, nothwendig iſt, noch auch die Naturwiſſenſchaft, und der höhere Geiſt derſelben, ſind auf irgend eine Weiſe von den Gränzen der Philoſophie und von dieſer ſelbſt ausgeſchloſſen; vielmehr kann und ſoll ſie beide Elemente, aber auf ihre eigenthümliche Weiſe, in ſich aufnehmen und in einem allgemeineren Sinne und Geiſte für ihr höheres Ziel verwenden. Zunächſt aber iſt ſie als Philoſophie des Lebens eine durchaus menſchliche Wiſſenſchaft und Erkenntniß des Menſchen; und eben darum, und weil der Menſch nur mittelſt ſeiner durchgängigen Beziehung auf Gott über der Natur ſteht, und etwas Höheres iſt als ein bloßes Naturweſen, und etwas Höheres als eine bloße Vernunft-Maſchine; iſt die Philoſophie des Lebens auch wirklich und in der That eine wahre Gottes-Philoſophie. Dieſes und nicht eine bloße Vernunft- oder Natur-Philoſophie, iſt die Philoſophie des Lebens auch deßwegen und in dem Sinne, weil das höchſte Leben und der Urquell alles andern Lebens ja eben Gott iſt. Dieſes höchſte Leben nun, welches Sein Leben in Sich Selbſt hat, iſt jetzt der Gegenſtand meiner Betrachtung; weil eben mit dem vollen und rechten Begriffe dieſes höchſten Lebens, der Geiſt der Wahrheit in das Bewußtſein des Menſchen eintritt, wo es dann Licht wird, in dem bis dahin wüſte und leer gelegenen Innern desſelben, mit jenem Lichte, welches nie finſter wird, und von welchem eben dieſer Geiſt der Wahrheit geſagt hat, daß es gut war, wie es denn auch ewig gut bleiben wird. Dieſer göttliche Lichtpunct des Anfangs nun, iſt die erſte Stufe in der durch die nachfolgenden Stufen von hieraus immer weiter fortſchreitenden Entwicklung des Geiſtes, und des innern Lichtes, und der Wahrheit in dem menſchlichen Bewußtſein und im menſchlichen Leben; welche Entwicklung des Geiſtes eben den Inhalt und Gegenſtand für die letzten ſieben Abhandlungen oder Betrachtungen unter dieſen Vorträgen über die Philoſophie des Lebens bilden ſollte. In den bisherigen acht Abhandlungen habe ich mich bemüht, von Stufe zu Stufe in aufſteigender Linie immer höher bis zu dieſem letzten Ziele zu gelangen; der Culminationspunct des Ganzen iſt nun erreicht, und dieſes höchſte Leben, welches, wie geſagt, der Urquell alles andern Lebens iſt, und welches Sein Leben in Sich ſelbſt hat, und der volle und rechte Begriff dieſes Lebens, iſt jetzt der Gegenſtand unſerer gemeinſamen Betrachtung; und von dieſem Gipfel des Lichts und der Wahrheit aus, für welchen ich daher Ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehme, werde ich alsdann Ihr Nachdenken und das meinige, durch alle Stufen der geiſtigen Entfaltung hindurch mit raſchen Schritten wieder abwärts in alle die verſchiedenen Sphären des Bewußtſeins und des Lebens, und in die volle Wirklichkeit zurück zu führen ſuchen.

Wenn nun aber die Philoſophie des Lebens dieſem zu Folge, wie die Philoſophie nun einmahl überall und immer in jeder Sphäre bis zu dem Höchſten hinauf ſteigt, und wenn das höchſte Leben Gott iſt, nichts anders als eine wahre Gottes-Philoſophie ſein kann; wie iſt ſie denn von der Theologie unterſchieden? — Da ich gleichwohl ſchon ganz zu Anfange feſtgeſtellt hatte, daß die Philoſophie überhaupt und beſonders auch dieſe Philoſophie des Lebens, zwar in Hinſicht der gemeinſamen Gegenſtände, oft und in ſehr nahe und vielfache Berührung mit der Theologie kommen müſſe; gleichwohl aber doch von derſelben in ihrem ganzen Weſen, weſentlich und völlig verſchieden ſei, und auch auf das ſtrengſte davon abgeſondert und in ihren Gränzen zurückgehalten, bewahrt bleiben ſolle, um weder in das Gebieth der Theologie willkührlich gewaltſam einzugreifen, noch auch mit Aufopferung ihres eigenthümlichen Charakters und ihrer eigenthümlichen Beſtimmung derſelben bloß dienſtbar zu ſein. Das richtige Verhältniß, die nahe Verwandtſchaft beider Wiſſenſchaften, bei einem Gegenſtande, der ſo oft faſt ganz derſelbe iſt, und die dennoch ſo äußerſt ſcharf abgeſonderten Gränzen, laſſen ſich vielleicht durch eine Vergleichung mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften am anſchaulichſten deutlich machen. Die Dogmatik oder die Wiſſenſchaft des poſitiven Glaubens iſt wie die reine Mathematik. Auch können in ihr die Begriffe, Formeln und Beweiſe nicht ſtreng und einfach genug, mit einer wo möglich mathematiſchen Schärfe abgefaßt werden; indem der Willkuhr des Einzelnen hier nicht der mindeſte Spielraum oder Einfluß geſtattet werden kann, ohne daß auch ſogleich das Weſentliche und Poſitive des Glaubens dadurch gefährdet würde. Die Philoſophie hingegen, in ſo fern ſie eben dieſe Gegenſtände zum Ziele oder zum Inhalte hat, oder auch derjenige Theil der Philoſophie, von welchem dieß gilt, iſt vielmehr der angewandten Geometrie, z. B. in der eigentlichen und praktiſchen Feldmeßkunſt, oder in der mathematiſchen Grundlage der Befeſtigungskunſt und der Strategie, zu vergleichen. Es iſt eine angewandte Theologie, wenn man ſo ſagen darf, mittelſt derer die Philoſophie, dieſe allgemeinen Ideen von dem Einen lebendigen Gott und einer allwaltenden Vorſehung, und was ſehr nah damit zuſammen hängt, von der Unſterblichkeit der Seele und der Freiheit des Willens, nun auf dem ganzen, faſt unermeßlichen Felde alles geſchichtlichen Wiſſens und der geſchichtlichen Entwicklung des Menſchen, ſo wie auch aller übrigen Erfahrungswiſſenſchaft und Naturkunde, oder auch auf dem Gebiethe der wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten und menſchlichen Meinungen, und der kämpfenden Syſteme, in ſehr vielfache practiſche Beziehung und fruchtbare Anwendung bringt. In den Ausdrücken und Formeln braucht die Philoſophie ſich dabei gar nicht ſo ängſtlich an die Sprache der andern Schweſterwiſſenſchaft zu binden, und nur bloß dieſe nachſprechend zu wiederhohlen. Es iſt vielmehr ſogar vortheilhaft und beſſer, wenn ſie ſich hierin freier bewegt, und wenn die Ausdrücke lieber verändert und gewechſelt werden, da ſie doch nicht auf die gleiche Strenge und Autorität angewieſen iſt und Anſpruch machen kann; ihr vielmehr — ſo wie in den algebraiſchen Gleichungen oftmahls auch eine bloß hypothetiſche Berechnung, die ſich doch nachher praktiſch ſehr anwendbar und vielfältig nützlich bewährt, mit aufgenommen wird; — alſo auch ihr ebenfalls ein ſolcher hypothetiſcher Gebrauch der theologiſchen Größen oder Grund-Ideen, wenn man ſo ſagen darf, für ihren bloß wiſſenſchaftlichen Zweck frei ſteht und geſtattet iſt. Jene oben angeführten allgemeinen Glaubens-Artikel; — und das Nähere und im Einzelnen ſchärfer Beſtimmte des poſitiven Glaubens, woran und worin ſie auch nichts zu beſtimmen hat, braucht die Philoſophie wenigſtens zunächſt und unentbehrlich für ihren Zweck nicht; — jene allgemeinen Glaubens-Artikel aber von der allwaltenden Vorſehung, dann der Unſterblichkeit der Seele und der Freiheit des menſchlichen Willens, die wohl, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten und beſtimmten Begriff, wenigſtens als Anlage und Gefühl, in ſo fern ſie nicht durch dialectiſche Scheingründe ſchon angenagt und zerſtört ſind, in jeder davon noch unberührten und in ſo fern geſunden Menſchenbruſt vorhanden ſind, wenn ſie gleich oft tief darin ſchlummern mögen; dieſe kann und darf die Philoſophie dreiſt vorausſetzen. Ja ſie ſoll es ſogar, und wenn ſie es nur auf die rechte Art thut; ſo wird ſie darin keinen irgend bedeutenden Widerſpruch oder Widerſtand finden; vielmehr wird ſie grade dadurch jene in dem menſchlichen Gemüthe noch ſchlummernden allgemeinen Glaubensgefühle um ſo ſicherer erwecken und anregen, und allmählig zu feſten Anhaltspuncten der Ueberzeugung für das weitere Fortſchreiten und die weitere Entwicklung derſelben ausbilden und geſtalten können. Und darin ſollte ſie doch eigentlich ihre Kunſt oder vielmehr ihre geiſtige Kraft über die Gemüther am meiſten zeigen und auch vorzüglich ihre Aufgabe ſuchen. Setzt ſie dieſelbe aber vielmehr darin, das Daſein Gottes, z. B. nebſt dem natürlichen Zubehör der andern ewigen Wahrheiten, der Unſterblichkeit der Seele und der Freiheit des Willens, in der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Form herausdemonſtriren zu wollen; ſo wird dadurch ſchon gleich von Anfang an das rechte Ziel verfehlt, weil man ſich eben ein falſches vorſetzt. Wäre es erreichbar, und käme es wirklich alſo zu Stande: ſo wäre damit doch im Weſentlichen gar nichts erreicht; indem nun natürlich das Daſein Gottes und Gott Selbſt von demjenigen, aus welchem dieſes abgeleitet und erwieſen worden, abhängig gemacht würde, und uns alſo nicht mehr als der ſchlechthin Erſte, ſondern als das Zweite und Abgeleitete erſchiene. Ja auch von dieſer menſchlichen Erkenntniß und eignen Vernunftwiſſenſchaft würde jene erſte Grundurſache alsdann abhängig gemacht, wenn dieſe ihr erſt das Daſein ſichern müßte, und erſt aus eigner Macht und Vollmacht zu ertheilen hätte. Es wäre das eine völlige und vollſtändige Umkehrung der Dinge aus ihrer rechten und natürlichen Ordnung in die unrechte und verkehrte, wie ſich dieſes auch nur gar zu oft alſo in der Erfahrung vorfindet und gezeigt hat. Alles dieſes iſt zu verſtehen von dem ſtrengen Beweiſen und Beweiſenwollen; Hinzeigen, Nachweiſen, Vergleichen, Erklären, Beſtätigen iſt etwas ganz anders, und alles dieſes kann ſehr wohl Statt finden. Andemonſtriren und eindemonſtriren aber läßt ſich einmahl Gott den Menſchen nicht, die ihn nicht annehmen wollen; wie überhaupt das Leben, ſo muß auch dieſes höchſte Leben, aus dem Leben und aus eigener Erfahrung, ſelbſt erlernt und ergriffen, lebendig ergriffen werden.

Wollen wir nun einen Augenblick auf die ehemahlige Schulform und üblichen Schulbenennungen der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften, zur Vergleichung mit der hier zum Grunde liegenden Eintheilung derſelben, zurückſehen; ſo waren die erſten fünf Abſchnitte dieſes Ganzen allerdings ausſchließend der Pſychologie gewidmet, aber nicht in dem gewöhnlichen, eng beſchränkten, ſondern in einem viel weiter ausgedehnten und auf das ganze Univerſum angewandten Sinne dieſes Worts. In dieſem größeren Verſtande und Umkreiſe wurde die Seele beachtet, in Beziehung auf die geſammte Philoſophie und ihre verſchiedenen Syſteme; dann in Beziehung auf das ganze ſittliche Leben; ferner im Verhältniſſe zur Offenbarung, zur Natur und zu Gott Selbſt. Die drei nächſtfolgenden Betrachtungen waren ausſchließend der göttlichen Ordnung in den verſchiedenen Sphären des Daſeins, und der Hinweiſung auf dieſelbe gewidmet; alſo einer Art von Theologie, aber einer ganz empiriſch aufgefaßten und geſchichtlich durchgeführten, in der Natur und in der Geſchichte ſelbſt, ſowohl geiſtig genommen, nach dem innern Stufengange in der Entwicklung der Wahrheit, als in der äußern Weltgeſchichte; ganz entſprechend mithin dem hier aufgeſtellten Begriffe von einer angewandten Theologie, als der eigenthümlichen Sphäre und Aufgabe für dieſen auf die Lehre vom höchſten Weſen, und die Erkenntniß deſſelben gerichteten Theil oder Zweig der Philoſophie. Sollte es nun nach der ehemahligen Eintheilungsform und Schulbenennung auch eine eigne Ontologie geben können, als die philoſophiſche Wiſſenſchaft und Erkenntniß von den wahrhaft wirklichen Dingen und dem wahren und wirklichen Weſen derſelben; ſo iſt klar, daß dieſelbe auch nur in dem Sinne einer ſolchen angewandten Theologie denkbar und möglich ſein könnte. Denn in wie fern ſind denn die Dinge wahrhaft wirklich, und können auch als ſolche nach ihrer innern Weſenheit erkannt werden; außer in wie weit ſie in Gott gegründet und durch Ihn feſt beſtimmt ſind, und auch nach dieſem ihrem Grunde in Gott und dieſer ihrer Beſtimmung aus Gott erkannt werden? In jedem Falle aber müßte die Benennung einer natürlichen Theologie, wie man die philoſophiſche Erkenntniß von Gott immer noch hier und da zu bezeichnen pflegt, eher vermieden werden, da ſie ſo ganz nur auf einem Mißverſtande und auf einer verderblichen Umkehrung der Begriffe beruht. Eine jede Theologie, die nicht übernatürlich iſt oder ſein will, ſondern überhaupt alles, insbeſondre aber auch Gott und die Erkenntniß Gottes bloß natürlich nehmen und ableiten, oder gar nur aus der Natur ableiten will, iſt eben darum ſchon eine falſche, ihren eignen Gegenſtand und Zweck ganz verkennende und verfehlende, mithin überhaupt gar keine. Eigentlich bedarf es auch gar keines beſondern Wortes, oder einer beſonderen Abtheilung und eignen Benennung einer Wiſſenſchaft dazu; ſondern iſt der Nahme der Philoſophie überhaupt, oder der Gottes-Philoſophie insbeſondere vollkommen zureichend für dieſe Unterſuchung über das Wiſſen und das Glauben, über das gegenſeitige Verhältniß von beiden, über ihren fortwährenden Zwieſpalt oder deſſen harmoniſche Ausgleichung und ihrer beider innere Uebereinſtimmung. Und das iſt doch eigentlich der Punct, auf den es ankommt, und das Weſentliche des Gegenſtandes, der hier zu erörtern iſt.

Den innern Zwieſpalt des poſitiven Glaubens unter ſich, wie ich zurück von dieſer Entwicklung, als außer dem Umkreiſe der Philoſophie liegend, oder vielmehr an einen höhern Richterſtuhl hinauf, indem ich meine Ueberzeugung ausſprach, daß Gott allein denſelben aufheben könne, nähmlich allgemein und entſcheidend für das Ganze; womit gar nicht geſagt ſein ſoll, daß nicht hiſtoriſch gründliche, wiſſenſchaftlich lichtvolle Werke über dieſen Gegenſtand, wenn ſie in einem großen Sinne und Verſtande abgefaßt ſind, der allemahl auch ein gerechter und friedliebender iſt, Vieles zur Widerlegung des Irrthums, zur gegenſeitigen Annäherung in der Geſinnung dadurch geſchehen könnte, und zur Aufhellung einzelner Puncte, die wenn ſie gleich eigentlich nicht unmittelbar zu dem Weſentlichen oder Weſentlichſten der poſitiven Lehre gehören, doch oft ſehr viel und ſehr bedeutend zur gegenſeitigen geiſtigen Entfremdung und zur Entfernung der Gemüther mitwirken; oder als ob ſolchen Werken ihr hohes Verdienſt dadurch irgend benommen und geſchmälert werden ſollte. Alle ſolche Beſtrebungen aber bleiben mehr oder minder in einem beſchränkten Wirkungskreiſe auf dieſe oder jene Individuen oder einzelne Claſſen eingeſchloſſen. Eine gänzliche Umwendung des geſammten Zeitgeiſtes, eine neue Erleuchtung oder Wiedererweckung ganzer Nationen aber läßt ſich nur nach dem Stufengange der göttlichen Ordnung im Reiche der Wahrheit durch einen höhern und allgemeinen Impuls von oben her erwarten. Zur Vorbereitung aber für einen noch diesſeits, ſo höchſt beſtimmt, wiederhohlt und vielfach verheißnen Gottesfrieden in allgemeiner Glaubens-Einheit, würde nichts in gleichem Maaße wirkſam ſein, als wenn der ebenfalls ſchon früher angedeutete dreifache Zwieſpalt gehoben und ausgeglichen werden könnte, welcher den innern Menſchen theilt, und der in der Sphäre des Bewußtſeins und der Wiſſenſchaft liegend, allerdings mit in den Umkreis dieſer und der Philoſophie gehört, welche nach ihrer überall vermittelnden und verſöhnenden Tendenz, die Ausgleichung desſelben wiſſenſchaftlich verſuchen, immer von neuem dahin ſtreben, und die Wiederherſtellung der vollſtändigen, innern Harmonie des Bewußtſeins und des Lebens ſich ſchlechthin zum Ziel ſetzen ſoll und muß.

Der erſte Zwieſpalt, nähmlich der wirkliche oder vermeinte zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, erfordert allerdings eine gegenſeitige Verſtändigung und Ausgleichung. Der zweite Zwieſpalt, zwiſchen dem Glauben überhaupt, auch dem bloß philoſophiſchen und natürlichen Glauben, und dem ſo allgemein verbreiteten und in der Zeit herrſchenden Unglauben, kann nur mit einem vollendeten Siege der Wahrheit enden und als geſchloſſen betrachtet werden; wodurch das volle Licht der göttlichen Erkenntniß und Wahrheit, durch eine ſiegreiche Darſtellung dieſes Lichtes und durch die magiſche Kraft einer ſolchen Darſtellung über die Gemüther, Zweifel und Unglauben völlig verzehrt und aus denſelben hinweggenommen werden. Der dritte Zwieſpalt zwiſchen beiden, dem Glauben ſowohl als dem Wiſſen auf der einen, und dem Leben auf der andern Seite, erfordert nicht ſowohl eine Ausſöhnung, einen Vergleich über die ſtreitigen Puncte, zur Löſung aller Mißverſtändniſſe; als vielmehr eine fruchtbare Vereinigung und reichhaltige Anwendung, wo ſich dann durch die That ſelbſt der lebendige Glauben und das lebendige Wiſſen als ein ſolches, und als auf das ihnen bis dahin ſo entfremdete und fern von ihnen abſtehende Leben, wahrhaft und heilſam einwirkend bewähren müſſen. Der zweite und dritte Zwieſpalt bleibt den beiden nächſtfolgenden Betrachtungen vorbehalten; der erſte zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen aber iſt der Inhalt und die Aufgabe der gegenwärtigen Betrachtung.

Sollte nun dieſer Zwieſpalt wohl wirklich in der Sache ſelbſt und in der Natur derſelben gegründet ſein; oder ſollte nicht vielmehr immer nur die Schuld an den Menſchen liegen und an einer fehlerhaften Auffaſſung und Form? Ich will ſagen, der lebendige Glauben und das lebendige Wiſſen würden nie im Streit ſein, wenigſtens nie weſentlich. Freilich wenn der Glauben mehr im Gedächtniß und auf einigen erlernten Begriffen beruht, als daß er tief in der Seele wurzelte; oder wenn er auch mit Liebe in der vollen Seele erfaßt iſt, aber mehr nur oder wenigſtens zu ſehr und zu ausſchließend von der Seite einer [illegible]ſtig regen Fantaſie, ohne hinzukommende Klarheit des Ver[illegible]es oder die Beſonnenheit des unterſcheidenden Urtheils, da [illegible]ch alle Kräfte des Bewußtſeins zur vollen innern Entfaltung und Geſtaltung nach außen der göttlich mitgetheilten Wahrheit mitwirken ſollten; wenn auf der andern Seite ein anmaſſendes Wiſſen mehr nur ſich ſelbſt ſucht als die Wahrheit, mehr an ſich ſelbſt feſt hält, als an dieſer; dann iſt der Zwieſpalt, das gegenſeitige, vollkommne Nichtverſtehen des Einen wie des andern, der endloſe Streit zwiſchen beiden vollkommen begreiflich. Was iſt denn aber der Glauben an ſich genommen, als das Aufnehmen der göttlichen und göttlich mitgetheilten Wahrheit in der Seele; und das Wiſſen, als das Ergreifen eben dieſer göttlichen Wahrheit mit dem Geiſte? Gibt es denn zwei Wahrheiten, wovon die eine oder die andre auch wieder nicht wahr iſt? Freilich wohl giebt es neben dem Geiſte der Wahrheit noch einen andern Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung; aber dieſer iſt kein Geiſt der Wahrheit, ſondern eben der ſchon oft bezeichnete wirkſame und kräftige Geiſt der Unwahrheit und des Irrthums, welcher überall obſiegt, ſo bald der nach dem Wiſſen ſtrebende Menſchengeiſt ſtatt der Wahrheit nur ſich ſelbſt ſucht, und alſo auch überall nur ſich ſelbſt findet, ergreift und feſthält; und dem auf der andern Seite auch die Seele auf halbem Wege entgegen kommt, wenn ſie nicht das Leben und den Geiſt im heiligen Glauben zu umfaſſen und feſtzuhalten weiß, wenn dieſe ſchnell entfliehen und ihr nur der todte Buchſtabe und die leere Formel zurück bleiben; wo dann, wenn der Geiſt der Wahrheit einmahl entflohen iſt, auch mannichfacher Irrthum auf einem oder dem andern Wege leicht ſeinen Eingang finden wird. Iſt es denn nicht Eine und dieſelbe Kraft der Wahrheit, welche aus der Einen Offenbarung redet, und von der einen Seite in die Menſchen-Seele als das gebietende Wort der Liebe, Glauben fordernd eindringt; von der andern Seite ſich dem Geiſte des Glaubenden herablaſſend ſelbſt als Geheimniß darbietet und hingiebt, ob er etwa den Sinn und das Licht, welches darin verhüllt und eingeſchloſſen liegt, auch darin finden und ergreifen und an ſich nehmen möchte? Soll denn nun ein Bürgerkrieg und Partheienkampf ſein im Innern des Menſchen zwiſchen Geiſt und Seele, den beiden Elementen ſeines Daſeins, wie in einem ſchlecht organiſirten Staate, wo neben der oberſten Staatsgewalt, noch eine andre als Oppoſition auch eine Macht ſein und auch Geſetze geben will? Soll die Seele etwa heimlich liberal ſein und allerlei ſolchen Gelüſten und Begierden nachhängen, in einem innerlichen halben Unglauben, während der Geiſt legitim denkt und correct redet? Oder ſoll die Seele redlicher Weiſe Ultra ſein und aufrichtig legitim in ihrem feſten Glauben, während der Geiſt ſeiner Seits auf allerlei liberalen Wegen in die Irre geht? — So wenig, daß ſelbſt im äußern Leben dieſe Nahmen und dieſe Partheien ganz aufhören und völlig verſchwinden würden; wenn nur einmahl nicht die Parthei, ſondern die Kraft und die Erkenntniß und die Begeiſterung des Lebens, des höchſten Lebens, d. h. Gottes, alle Gemüther ergreifen, neu beſeelen und geiſtig erwecken möchte, in Einem Geiſte und Einer Flamme des Einen Glaubens und des Einen Wiſſens. Das Mittelglied aber, welches das Wiſſen mit dem Glauben verbindet, die mittlere Function zwiſchen beiden, welche ſich in dem Umkreiſe des Bewußtſeins und der Philoſophie nachweiſen läßt, iſt das Erkennen. Es iſt ein andres Erkennen, welches unterſcheidet zwiſchen dem Recht und dem Unrecht, z. B. alſo abſondernd nach außen auf den Gegenſatz gerichtet iſt; und ein andres Erkennen, vermöge deſſen wir ſehen und einſehen, oder verſtehen und erkennen, daß zwei ſcheinbar verſchiedne eigentlich und weſentlich nur Eines und daſſelbe ſind; und dieſes nach Innen gerichtete und innre Erkennen iſt es, von dem hier die Rede iſt, durch welche höchſte Function im Denken und das Innre des einen wie des andern Gedanken durchſchauende und beide gleichſtellende Urtheil wir einſehen und erkennen, daß dieſes Wiſſen und jenes Glauben weſentlich Eins ſind. Das Erkennen in dieſem Sinne iſt alſo etwas Höheres als das Wiſſen; es iſt ein zweites Wiſſen, oder wenn es ſo mathematiſch ausgedrückt werden darf, ein Wiſſen der höhern Potenz; und in dieſem liegt eben die Wiederherſtellung der Uebereinſtimmung, und die Ueberzeugung von der weſentlichen Einheit, oder die Ausgleichung zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben. Wird nun dieſes zweite und höhere Wiſſen, oder dieſes Wiſſen von dem Wiſſen bloß auf das eigne Ich und Selbſt bezogen und beſchränkt, wie ſolches wohl ſchon geſchehen iſt, ſo führt das nur aus dem gemeinen Irrthume der gewöhnlichen Selbſttäuſchung, in einen noch tiefern und viel künſtlicheren wiſſenſchaftlich geſteigerten Irrthum, den ich auch ſchon früher als einen ſolchen bezeichnet habe.

Nur in dem gemeinſamen Gegenſtande, kann die Einheit des Wiſſens mit dem Glauben geſucht oder gefunden und erkannt werden; in der Wahrheit alſo, d. h. in Gott, welcher der Inbegriff aller Wahrheit iſt. — Bloße Negationen, wie der Gedanke des Unendlichen, der Begriff des Unermeßlichen, welche beide auch auf eine bloße Natur anwendbar wären, oder des Unbedingten, von welchem letzteren leicht auch manche ſehr irrige Anwendung gemacht werden kann; dergleichen Negationen alſo, oder auch eine bloße Aufzählung einzelner Prädicate und Eigenſchaften ohne innern Zuſammenhang, können uns keinen irgend genügenden Begriff von Gott geben. Wenn aber eine Erkenntniß, ein Verſtändniß des Lebens überhaupt erreichbar iſt, welches anzunehmen und darnach im Leben ſelbſt zu verfahren, ſich der geſunde Menſchen-Sinn noch niemahls von der ſkeptiſchen Zweifelſucht hat abhalten oder darin irre machen laſſen; dann iſt auch der Begriff des höchſten Lebens an ſich nicht für unmöglich oder völlig unerreichbar zu halten. Dieſen Weg nun hat die tiefere Wiſſenſchaft und Philoſophie immer eingeſchlagen in dieſer Beziehung; und in den drei verſchiedenen Gewalten, die dennoch wieder nur Eine ſind, in der dreifachen Kraft und Beſchaffenheit der Einen Grundurſache aller Dinge, hat ſie dieſen höchſten Begriff gefunden. In ganz verſchiedenen Zeitaltern und unter ſehr entfernten Nationen, hat ſie denſelben Begriff des höchſten Wiſſens auf ganz ähnliche Weiſe, obwohl in den Nebenbeſtimmungen nicht immer frei von irriger Beimiſchung, aufgeſtellt; und hat es wohl erkannt, wie in dem höchſten Leben, welches Sein Leben in Sich Selbſt hat und den Urquell alles andern Lebens in ſich enthält, zugleich ein erſchaffender Verſtand und Gedanke mit beſchloſſen liegt, welcher von Anfang, als das ewige Wort, gebietend und ſelbſtſtändig aus demſelben hervortrat; und wie das Licht, welches von dieſem ausging, ſelbſt wiederum das erſte Leben war. So wie aber jenes urſprüngliche Leben von Anfang, nicht bloß ein unendliches iſt, wie das der Natur, ſondern ſelbſt der Quell alles andern unendlichen und endlichen Lebens; wie dieſes Leben ein leuchtendes iſt, welches ſich ſelbſt und alle andern Dinge erleuchtet, ſo iſt auch dieſes Licht ein lebendiges, und nicht etwa bloß ein geiſtig immaterielles, denn das könnte allenfalls auch noch ein natürliches ſein, ſondern ein durchaus übernatürliches und heiliges, ja wenn man will, furchtbares Licht, welches alle Finſterniß von ſich ausſtößt und auf ewig wegwerfend vernichtet. Dieſes Leben nun, und dieſes Wort, und dieſes Licht, dieſe drei verſchiedenen Gewalten in der Einen Kraft und in dem Einen Weſen, welches eben darum das Höchſte genannt wird; das iſt zugleich das Höchſte alles Wiſſens und der Mittelpunct und Grundquell alles Glaubens. Und dieſes Wiſſen von dem Höchſten, auch nur bloß von dieſer Einen Seite des Wiſſens angeſehen, ſtellt ſich nicht dar, als ein von dem Glauben ganz abgeſondertes Wiſſen, ſondern ſteht ſelbſt ſchon in Berührung mit dem Glauben, und enthält auch bloß als Wiſſen genommen, ſchon eine Zuſtimmung und Mitwirkung von Glauben in ſich. Es läßt ſich nähmlich wohl auf ſehr viele und verſchiedene, ja faſt auf unendlich mannichfache Art nachweiſen, darauf hinzeigen und beſtätigen, daß ohne dieſen vollen und rechten Begriff von dem höchſten Weſen, auch alles andre Daſein und alles andre Wiſſen ohne Zuſammenhang und eigentliche Bedeutung, ja ohne rechten Sinn ſein würde; allein eine ſtrenge Nothwendigkeit, wie ſchon oft erinnert worden, ein logiſcher Zwang zur Anerkennung für den, welcher es einmahl innerlich anders will, und in ſeinem Sinne anders beſchloſſen hat, liegt nicht darin. Und ſo mußte es auch ſein; der letzte Schluß der Ueberzeugung bleibt immer der freien Anerkennung überlaſſen, jener ſchon früher erwähnten ſtillen innerlichen Einwilligung, welche den Menſchen überhaupt mit Gott in wirkliche Verbindung bringt, und ihm den Sinn für das Göttliche immer mehr öffnet, da ſie ſelbſt ſchon dieſer Sinn, oder der Anfang desſelben iſt. Und dieſe zu dem höchſten Wiſſen hinzugefügte Ergänzung aus freier innerer Zuſtimmung iſt eben ſchon ein Glauben; und dieſer volle und rechte Begriff des höchſten Weſens iſt der geheimnißvolle Ring, in welchem das Wiſſen und Glauben im erſten Anfange unauflöslich verbunden ſind; nur die Verkehrtheit und Kurzſichtigkeit der Menſchen auf beiden Seiten, auf der des Wiſſens und des Glaubens, reißt beide wieder aus einander, ſcheidend, was in Gott Eins iſt, und was Gott verbunden hat, bringt beide, das Wiſſen und den Glauben, in einen feindlichen Gegenſatz, das eine durch das andre hemmend und zerſtörend. Uebrigens aber iſt dieſer höchſte Begriff und Inbegriff alles höchſten Wiſſens, doch nur ſo zu ſagen der wiſſenſchaftliche Gipfel oder wiſſenſchaftlich geſteigerte Ausdruck des allgemeinen Menſchenglaubens an den Einen lebendigen Gott. Denn wenn dieſer Eine Gott ein Lebendiger ſein ſoll, ſo will ich nur daran erinnern, daß ſelbſt die Naturkunde nicht, und überhaupt Niemand in keiner Sphäre des Daſeins, ein Leben faſſen, verſtehen, und ſich denken kann, ohne eine Mehrheit, oder wenigſtens zwei zuſammenwirkende Kräfte; ſoll es aber ein in ſich vollendetes Leben ſein, ſo muß ein drittes lebendig Wirkſames oder Wirkendes hinzukommen. Alſo auch von dieſer Seite iſt der höchſte Begriff des an ſein Ziel und den Gipfel alles Daſeins und aller Erkenntniß gelangten Wiſſens, mit dem allgemeinen Wahrheitsgefühle und dem natürlichen einfachen Glauben ganz in Uebereinſtimmung. Wenn nun aber das höchſte Wiſſen und der göttliche Glauben innerlich und weſentlich eigentlich Eins ſind, und in ihrem ewigen Anfang unzertrennlich zuſammenhängen; ſo wird es nur auf das rechte Verhältniß, und eine richtige Proportion zwiſchen beiden Kräften und Elementen des menſchlichen Daſeins ankommen und davon abhängen, daß ſie auch in der weitern Anwendung und im wirklichen Leben Eins bleiben, und nicht in feindlichen Gegenſatz und Zwieſpalt gerathen. Die glaubende Seele ſoll als die Frau vom Hauſe, dort die erſte Stelle behalten und behaupten; der wiſſende, oder nach dem Wiſſen ſtrebende Geiſt, mag als der Mann in der innern Familie, auch außer dem Hauſe dieſem oder jenem Geſchäft nachgehen; nur aber ſoll er immer wieder an den heimathlichen Heerd zurückkehren, und ſich dort an der rein empor ſteigenden Flamme der Andacht und der frommen Betrachtung oft von neuem erwärmen. Und wenn er etwa in ſeinen Wanderungen vorzüglich in dem reichgeſchmückten Garten der Natur ſich ergangen hat; ſo mag er von den mitgebrachten ſeltnen Saamenkörnern oder edlen Holzarten, auch eines oder das andre in die Flamme werſen, um zu dem leuchtenden und erwärmenden Glanze derſelben, noch einen ätheriſchen Wohlgeruch hinzu zu fügen. Oder um es ſtatt der Bilder in beſtimmtern Begriffen auszudrücken: der glaubende Theil ſoll nach jener richtigen Proportion des Ganzen, nicht die wahre und göttliche Wiſſenſchaft zugleich mit der falſchen, gottloſen und zerſtörenden wegwerfen und ausſcheiden; der wiſſende Theil ſoll ſich aller feindlichen Eingriffe gegen das andre Gebieth und gegen den poſitiven Glauben enthalten, den er vielleicht noch gar nicht einmahl hinreichend kennt, vielweniger denn ganz verſtanden hat; und wenn eben dieſer wiſſende Theil, und ſo ſollte es bei dem rechten Wiſſen ſein, und darin beſteht eben dasſelbe, ſchon über ſich ſelbſt ſorgſam wacht, und alle willkührlichen, anmaaßenden, ſelbſtſüchtigen Meinungen und Ideen, Regungen oder Gedankenanſänge, als worin eben ſchon der erſte Anſatz zu jedem falſchen Wiſſen, und allem Irrthum enthalten liegt, ſelber ſtreng zurück hält; ſo darf er nicht erſt von der andern Seite her in Schranken gehalten, und gehemmt werden. Immer aber ſollte man voraus ſetzen, daß der Fehler in den Menſchen liegt, niemahls aber annehmen, daß der Zwieſpalt in der Sache ſelbſt gegründet ſei; denn die Sache iſt ja eben die Wahrheit ſelbſt, die nicht zwiefach, ſondern nur Eine iſt und ſein kann, da Gott ſelbſt dieſe Wahrheit, und der volle Inbegriff derſelben iſt. Immer ſollte man daher von der Einen Seite den Glauben durch den alten Geiſt neu erwecken und neu beleben, indem man ihn auf ſeine eignen ewigen Grundlagen zurück führt, um die beſtändig drohende Gefahr der innern Erſtorbenheit, und der Herrſchaft des todten Buchſtabens abzuwenden; und niemahls ſollte man aufhören, und nicht müde werden, das höhere philoſophiſche Wiſſen immer mehr von allen egoiſtiſchen Schlacken willkührlicher Meinung und apodiktiſch eingebildeter Entſcheidung zu reinigen: es immer mehr zu vollenden ſuchen, nach der dreifachen Dimenſion, wenn man ſo ſagen darf, jenes ſo ganz unermeßlichen Weſens der ewigen Wahrheit, welches eben der Gegenſtand und das Ziel des höhern Wiſſens iſt: indem man immerwährend ſich vor die Augen ſtellte, dieſe unergründliche Tiefe, jene unerreichbare Höhe, und dann die unverſiegbare ſelige Mitte jenes Einen, mit keinem Maaßſtabe jemahls auszumeſſenden Weſens. Denn immer liegt der Fehler und der Grund des Zwieſpalts in dem todten, nicht hinreichend verſtandnen oder erleuchteten Glauben auf der einen, oder in dem willkührlich anmaßenden, einſeitig entſcheidenden, und eben darum wenigſtens ſchon zum Theile irrenden und falſchen Wiſſen, niemahls in der Sache ſelbſt. Weil aber jene Fehler und Urſachen des Zwieſpalts zum Theile in der menſchlichen Beſchränktheit und Unvollkommenheit ſelbſt ihren Grund haben, ſo muß man ſich begnügen, wenn man auch nicht mit einem Mahle alles ſchlichten kann, wenn man nur im ſteten Kampfe gegen dieſe Erbfehler des angebornen Irrthums langſam, aber ſicher fortſchreitet, und ſich in ſolcher ſicher fortſchreitenden Progreſſion dem Ziele der Wahrheit und der vollkommen erkannten Einheit des höchſten Wiſſens und des göttlichen Glaubens mit jedem Schritte mehr nähert. Darin wird oft ſehr gefehlt, beſonders von Einzelnen, die oft mit dem redlichſten Willen und Wahrheit liebenden Gemüthe, über irgend einen einzelnen Streitpunct zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen, nicht mit ſich Eins werden, und ganz ins Klare kommen können, und ſich nun, weil ſich dieſes innre Gedanken-Problem für ihr Gefühl nicht ſogleich löſen will, um nur ſchnell damit fertig zu werden, in eine übereilte Entſcheidung von der einen oder der andern Seite hinein ſtürzen. Langſam aber, ſehr langſam iſt der Stufengang der Erleuchtung für den Menſchengeiſt in dem Reiche der Wahrheit; und wenn ſelbſt der Gang der Vorſehung nach dem allmähligen Stufengange der göttlichen Ordnung in dieſem Gebiethe nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden zählt; ſo müſſen auch im Leben der einzelnen Menſchen hier wohl die Jahre, ja ſelbſt die Jahrzehende nur für Tage und Stunden gerechnet werden. Wenn ein ſchwerer, kaum in beſtimmte Worte zu faſſender, ganz innerlicher Glaubenszweifel, ein drückendes Problem der eigenthümlichen Denkart und Anſicht, ſich nicht in drei Stunden, oder drei Tagen ausgleichen und löſen läßt, ſo wird es vielleicht in drei Jahren geſchehen; ſind drei Jahre zu wenig, ſo wird ſich vielleicht in dreißig Jahren, während wir im äußern Leben dem Wege unſers Berufs indeſſen ununterbrochen fortgingen, manches in uns ganz anders geſtaltet haben, und werden wir nun bei veränderter Anſicht und weiter erworbnen Einſichten völlig beruhigt und klar über dasjenige ſein, was uns früherhin ganz dunkel erſchien, uns unentſchieden hinhielt und verworren bedrückte. Dieſen und keinen andern Weg müſſen diejenigen gehen, welche vor allen Dingen an dem göttlichen Glauben feſthalten wollen, dabei aber auch das höhere Wiſſen nicht aufgeben möchten. Und iſt nicht eigentlich jeder Gutgeſinnte in dieſem Falle, der zu unſrer Zeit mit der Wiſſenſchaft irgend in Berührung ſteht, oder dieſelbe zu dem Zwecke ſeines Lebens bedarf? Auf dieſem Wege des langſamen Fortſchreitens, den wir ja z. B. auch in der Naturwiſſenſchaft beobachten, da ganz natürlich finden, und für den einzig rechten halten; gewinnt man dafür aber auch in dieſem innerlichen Forſchen der Philoſophie den feſten Boden und bleibenden Standpunct der ewigen Wahrheit; ſtatt der ſonſt ſo ſchnell wie die Mode wechſelnden Syſteme, oder wie die tauben Blüthen in jedem Frühjahre fruchtlos gleich wieder niederfallenden Hypotheſen dieſer oder jener Schule und Secte. In Hinſicht auf dieſe der wahren Philoſophie gewiß durchaus angemeſſene Langſamkeit im Fortſchreiten, kann ich mich auf mein eignes Beiſpiel berufen, und in dieſer Hinſicht mag dieß vielleicht geſtattet ſein. Es ſind jetzt eben neun und dreißig Jahre, ſeit ich die ſämmtlichen Schriften des Plato in griechiſcher Sprache zum erſten Mahle mit unbeſchreiblicher Wißbegierde durchlas; und ſeitdem iſt neben mancherlei andern wiſſenſchaftlichen Studien, dieſe philoſophiſche Nachforſchung für mich ſelbſt eigentlich immer die Hauptbeſchäftigung geblieben. Viele Syſteme des Wiſſens, des Zwieſpalts und des Irrthums, der Zeit und der Vorzeit, habe ich auf dieſem Wege zu durchwandern gehabt; weil ich aber weder bei andern, noch in mir ſelbſt volle Befriedigung fand, ſo fühlte ich mich eben dadurch zurückgehalten, öffentlich damit hervorzutreten, und nur ſehr unvollſtändig, ganz zufällig und fragmentariſch iſt in verſchiedenen Epochen mir eins und das andre von dieſer meiner immer noch im Werden begriffnen, und nicht vollendeten Philoſophie, in meinen übrigen und frühern literariſchen Arbeiten und Werken zum Vorſcheine gekommen, oder herausgefahren; eine Erklärung, die ich für diejenigen, welche dieſelben kennen, hier nicht überflüſſig finde. Je mehr ich aber dieſe beiden Endpuncte des göttlichen Glaubens und des höchſten, und in ſo fern auch göttlichen Wiſſens feſthielt, je mehr gewann ich auch feſten Boden auf jenem Standpuncte und in jener Mitte des ewigen Anfangs, in welchem beide Eins ſind und nicht mehr ſtreiten, ſondern innig zuſammenhängen und ſich gegenſeitig nur immer mehr erhöhen, beleben und verſtärken. Ich glaube jetzt an denjenigen Punct gelangt zu ſein, wo ich dieſe in Gott gegründete Einheit des Wiſſens und des Glaubens, nachdem ich ſie für mich gewonnen habe, nun auch andern mitzutheilen und öffentlich für die Welt hinzuſtellen und zu entwickeln wünſchte; und ich kann mich nur darüber freuen, daß ich damit eben jetzt und grade hier und auf ſolche Weiſe den Anfang habe machen können.

Noch auf eine andre Weiſe, außer den oben ſchon angegebnen Beziehungspuncten zwiſchen dem höchſten Wiſſen und dem Glauben, iſt jenes, das höhere Wiſſen nähmlich, in ſeinem alles umfaſſenden Begriffe von dem dreifachen Leben der erſten Grundkraft auf den Glauben hingewieſen, und zwar auf den poſitiven und ſeine göttliche Autorität; um nähmlich in dieſem die entſcheidende Richtſchnur und den rechten Maaßſtab zu finden und zu erhalten, für die weitere Anwendung und Entwicklung jenes höchſten Grundbegriffe, und um alle irrigen Auswüchſe davon abzuwehren; wovon ſich die Nothwendigkeit am einfachſten durch einige hiſtoriſche Beiſpiele wird erörtern laſſen. Wenn wir die alten Schriften der Indier öffnen, es mögen nun wiſſenſchaftliche Syſteme, oder Sitten- und Geſetzbücher für das practiſche Leben, oder bloß mythologiſche Dichtungen ſein: ſo finden wir überall den Begriff der göttlichen Dreieinigkeit darin zum Grunde gelegt, zum Theile auch mit ganz ähnlichen Worten und Ausdrücken bezeichnet. Weil ſie aber die Einheit und einfache Wahrheit darin verlaſſen und drei Götter daraus gemacht haben: ſo iſt nun jene Metaphyſik, die doch unläugbar ſo viele und große Spuren der alten Wahrheit enthält, und jene indiſche Dreieinigkeit eine ganze Mythologie geworden, die eben ſo lange Götter-Genealogien enthält, wie jede andre; dieſe Mythologie ſelbſt aber hat dadurch einen durchaus theologiſchen Anſtrich erhalten, wodurch ſie eben ſo ſeltſam mit der uns bekannteren griechiſchen Mythologie contraſtirt, obwohl ſie von der andern Seite und in dem bloß dichteriſchen Theile auch mit dieſer ſtarke Züge von Aehnlichkeit und Verwandtſchaft darbiethet. So finden ſich nun in dieſem wunderbaren Chaos von ganz entſtellter Wahrheit, ungeheurem Irrthum, und bloßer Dichtung, zehn fabelhafte Menſchwerdungen ſtatt der Einen wahren, von welcher die Indier erſt ſeit den letzten drei Jahrhunderten, eine beſtimmtere und dauernd begründete Kunde erhalten haben. Ferner, in der Ausübung und im Leben ſelbſt, eine Weltentſagung und körperliche Abtödtung, welche ſelbſt die Strenge der erſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten noch ſehr übertrifft, mit einer weit über die Gränzen der menſchlichen Natur hinausgehenden Uebertreibung und Ueberſpannung: und daneben wieder unſittliche Gebräuche und durch den Irrthum und Aberglauben geheiligte Ausſchweifungen, wie wir ſie früher nur an dem bloß ſinnlichen Heidenthum der Alten, ich meine unſere alten Völker in dieſem weſtlichen Abendlande, zu kennen gewohnt waren. In ſolche Abgründe von Verirrung kann eine ſehr geiſtige Metaphyſik gerathen, oder wenigſtens damit vereinbar ſein, wenn ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt und aller göttlichen Richtſchnur nach dem einfachen Maaßſtabe einer höhern und von oben gegebnen Autorität völlig entbehrt. Auch in der Entwicklungsgeſchichte des griechiſchen Geiſtes iſt noch in einer ſehr ſpäten Epoche ein ähnlicher Verſuch gemacht worden. Die Neu-Platoniker nähmlich kannten ebenfalls ſehr gut die Lehre und den Begriff von der göttlichen Dreieinigkeit; ſo wie derſelbe auch ſchon in der ältern Philoſophie des Plato ſelbſt allerdings gefunden wird. In wie fern die Ausdrücke und Formeln in der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung dieſes Begriffs, bei den erſtgedachten Schriftſtellern vollkommen richtig waren; dieſes näher zu prüfen, würde mich hier zu weit führen und liegt für jetzt außer meinem Umkreiſe; da auch dann, wenn dieß geſchehen ſollte, die einzelnen Denker und Syſteme, welche alle unter dieſe Claſſe gehören, genau unterſchieden werden müßten. Genug aber, weil dieſe ſo tief in die Metaphyſik eingehende Neu-Platoniſche Schule, zu deren Parthei auch der Kaiſer Julian gehörte, auf der andern Seite mit dem Chriſtenthume in eine höchſt feindliche Oppoſition gekommen war; ſo wollte ſie nun, um dieß als Mittel und Werkzeug für ihren Oppoſitionszweck zu brauchen, die alte griechiſche Mythologie, an welche der Glaube ſelbſt beim Volke ſchon ſehr abgenommen hatte, nach ihren Anſichten und Begriffen, in eine ganz theologiſche Geſtalt und Richtung bringen, wodurch ſie denn der indiſchen viel näher gekommen und ungleich ähnlicher geworden ſein würde, und glaubten dieſelbe dadurch neu beleben und wieder erwecken zu können. Wenn aber auch ihre eigne Nebenabſicht dabei, und ihr ganzer Zweck und Sinn keine ſo feindliche Richtung gegen die Wahrheit genommen hätte; ſo konnte doch jenes Unternehmen ſchon an ſich nicht anders als mißlingen. Denn wenn auch die griechiſche Mythologie in ihrer älteſten Zeit und Geſtalt, an einigen weniger in's Auge fallenden und mehr verdeckten Stellen, bloß eſoteriſch genommen, ebenfalls einige ſymboliſche Lehren und halb und halb theologiſche Begriffe enthalten hat, wie gründliche Forſcher der neueſten Zeit dieſes wohl erkannt und nachgewieſen haben; welches alles man als eben ſo viele Spuren und Ueberbleibſel aus der alten Ueberlieferung von dem erſten Wiſſen und mannichfachen Offenbarung in der Urzeit zu betrachten hat;

ſo hatte doch die griechiſche Mythologie nachher und im Ganzen eine ſo ausſchließend und überwiegend bloß dichteriſche Entwicklung und Ausbildung gewonnen, der ſelbſt die politiſche Richtung, die in manchem Einzelnen ſich zeigt, ſehr untergeordnet blieb; daß es ein höchſt widerſinniges Unternehmen war, dieſe ſchöne Fabelwelt nun ſo lange hintendrein in eine erdichtete Metaphyſik und rieſenhafte Myſtik nach indiſcher Art und Weiſe umgeſtalten zu wollen; und iſt daſſelbe auch, wie jedes andre grundfalſche und zeitwidrige Streben in der Geſchichte, am Ende ſpurlos vorübergegangen. Bei dem in dem ganzen heidniſchen Alterthume des Abendlandes ſo allgemein herrſchenden Hange zu dieſem dichteriſchen Abwege einer vielgeſtaltigen Naturvergötterung und Vielgötterei, iſt es nun wohl ſehr begreiflich, wenn in dem erſten hebräiſchen Theile unſrer Offenbarung vorzüglich und zunächſt nur auf die Einheit des lebendigen Gottes ſcharf gedrungen und ſtreng gehalten wird. Das übrige von dem ewig ſchaffenden Worte, dem belebenden göttlichen Geiſte, ſind gleichſam nur geheimnißvolle Andeutungen für den heller Sehenden und tiefer Forſchenden. Wie häufig dieſelben gleichwohl ſind, wie zahlreich die Beziehung auf die drei Gewalten und Perſonen, auf die dreifache Kraft und Eigenſchaft des Einen höchſten Weſens, da eine ſolche Hinweiſung ſelbſt ſchon in den verſchiednen hebräiſchen Benennungen der Gottheit liegt; das wiſſen und erkennen diejenigen wohl, die es nicht etwa ſich ſelbſt und andern gern wegläugnen möchten. In der hebräiſchen Ueberlieferung, welche außer dem geſchloſſnen Umkreiſe der heil. Schrift liegend, neben derſelben fortläuft, und die für uns zwar keine eigentliche Autorität hat, aber doch eine ſehr nützliche, viel zu wenig benutzte Hülfsquelle der Erklärung darbiethen könnte, iſt die Lehre und der Begriff von der göttlichen Dreieinigkeit vollends ganz klar und deutlich, und ohne allen Rückhalt ausgeſprochen; geſetzt auch, daß in der Art und Weiſe der Auffaſſung noch einiges gefunden würde, was einer Berichtigung bedürfte. In der zweiten Offenbarung, mit welcher unſre neue Zeit beginnt, trat nun aber zugleich mit dem jetzt in Erfüllung gegangenen und vollendeten Glauben dieſes höchſte

Wiſſen ganz klar hervor. Wenn auch in den erſten Ausſprüchen und Lehren, ſo lange das Ganze meiſtens nur innerhalb dem Umkreiſe des hebräiſchen Volkes eingeſchloſſen blieb, noch eine gewiſſe Behutſamkeit und einiger Rückhalt ſichtbar iſt; wegen des dieſem Volke ſo tief eingeprägten Begriffs von der Einheit Gottes, nachdem dieſer, ſo wie alles andre, nicht mehr lebendig aufgefaßt, ſondern ganz nur nach dem todten Buchſtaben genommen wurde; ſo wurde doch auch dieſer letzte Schleier von dem Allerheiligſten bald hinweg genommen und das Geheimniß ſelbſt dem vierten und letzten Evangelium als Anfang vorangeſtellt. Eben daher habe ich auch dieſe Bezeichnung deſſelben, ſo wie ſie für die Wiſſenſchaft die angemeſſenſte iſt, entlehnt: von dem höchſten Leben, welches die Allmacht, von dem ewigen Worte, welches die Allwiſſenheit, und von dem unerſchaffnen Lichte, welches die Heiligkeit ſelbſt iſt.

Wohl haben auch ſchon ſonſt große Denker, wenn ſie auch in andrer Hinſicht nicht zu den eigentlich chriſtlichen gehören, den tiefen Sinn in dieſem evangeliſchen Anfange erkannt und anerkannt; nur daß ſie, nach der feindlichen Zergliederung, welche man in der letzten Zeit, wie auf ſo viele andre Gegenſtände und Werke der Vorzeit, ſo auch auf dieſes göttliche Denkmahl hingerichtet hat, ſich dabei in allerlei überflüſſige Hypotheſen verloren haben, wo das etwa hergenommen oder zu welchem Zwecke es gerade dorthin geſtellt ſei. Viel einfacher wäre, ohne ſolche künſtliche Erklärung, die göttliche Wahrheit eben ſo unbefangen hinzunehmen, wie ſie uns gebothen wird, und bedarf es keine andre beſondre Abſicht dabei vorauszuſetzen; als daß, nachdem das Evangelium des Lebens und der damit beginnenden neuen Zeit, als Geſchichte für den Glauben in dreifacher Erzählung hinreichend dargelegt worden war, nun auch dieſes ewige Evangelium vom Anfange hinzugefügt werden ſollte; als das Evangelium nach dem Geiſte von dem höchſten Wiſſen, in ſo fern daſſelbe mit dem göttlichen Glauben völlig Eins iſt, und von nun an auch immer Eins bleiben ſoll. Es war ganz in der natürlichen Ordnung, daß jenes Wort, welches zu Anfange der irdiſchen Schöpfung ausgeſprochen ward und der erſten Offenbarung zum Grunde liegt, nun auch zum Anfange der zweiten Offenbarung und dieſer zweiten innern Schöpfung einer neuen Zeit wiederhohlt wird; obwohl hier in einem andern und höhern Sinne, für die Seelen in dem geiſtigen Reiche der Wahrheit: „Gott ſprach: Es werde Licht; und es ward Licht.“

Zehnte Vorleſung.

Von dem zwiefachen Geiſte der Wahrheit und des Irrthums in der Wiſſenſchaft,
und von dem Kampfe des Glaubens mit dem Unglauben.

Wenn es in der irdiſchen Schöpfung, in dem Reiche der Natur einmahl heißt: „Gott ſprach, es werde Licht;" dann kommt die Erfüllung auch gleich hinterdrein, und es folgt jenem erſten Lichte und Leben ſchaffenden Worte auch unmittelbar und von ſelbſt, ohne Hinderniß und Widerſtand, jenes zweite Wort, in dem freudenvollen Nachſatze: „Und es ward Licht!" Anders aber iſt es in dem Leben und in der Welt des frei erſchaffnen Menſchen, in dem Stufengange ſeiner geiſtigen Entwicklung, in der Geſchichte ſeines Geiſtes, ſeines fortſchreitenden, oft auch wieder rückſchreitenden Wiſſens und Denkens. Hier erfolgt, wenn auch der erſte Aufruf zum Lichte und zur göttlichen Erkenntniß nicht ganz unerwiedert, unbeantwortet und unbeachtet an der Verſchloſſenheit ſeines Herzens vorübergeht, ein langer Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Erkenntniß und Unwiſſenheit, zwiſchen Glauben und Unglauben, wo der Sieg nicht ſelten unentſchieden bleibt, in dem ewigen Hin- und Herſchwanken zwiſchen dieſer und jener Seite, von einem Extreme zum andern; und oft Jahrhunderte und Jahrtauſende vergehen, ehe mit vollem Rechte das Wort der Erfüllung und Vollendung ausgeſprochen und hinzugefügt werden kann: „Und es ward Licht." Wenn es nicht gar geſchieht, daß in dem langen Streite und endloſen Kampfe, das

Ziel deſſelben noch auf dem Wege dorthin, in den erregten Staubwolken des unnützen Treibens ganz aus dem Auge gerückt wird, und völlig verloren geht von dieſer Seite, und nun erſt ein neuer Weg von einer ganz andern Seite her aufgeſucht oder eröffnet werden muß. Fünfzehn Jahrhunderte waren verfloſſen, ſeit jener große prophetiſche Geiſt und Beſieger der alten ägyptiſchen Finſterniß des damahls ſchon ſo ganz verwilderten und greuelhaft gewordnen Heidenthums, jene erſten Lichtworte der innern wie der äußern Schöpfung, ſoll ich ſagen, nachgeſprochen, oder niedergeſchrieben hatte; und gewiß hatte er damit auch für das Volk ſeines Stammes ein zweites Werde und neues Daſein, und einen neuen Lichtanfang deſſelben im Sinne. Und nun bei ſo großen und herrlichen Gaben und Erkenntniſſen, nach anderthalb Jahrtauſenden eines ſolchen abwechſelnden Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß war dieſes Volk ganz entartet, verkünſtelt, auf der einen Seite verwildert, auf der andern geiſtig todt und abgeſtorben, nur noch wie ein Schatten von ehemahls, unter fremdem Drucke ſein Daſein fortziehend, und auch im Glauben in feindliche Secten und Partheien getheilt und zerriſſen. Die eine derſelben, die ſich allein für legitim hielt, und es in Hinſicht auf den Buchſtaben des Geſetzes, und auf das äußere Recht auch wirklich war, dabei aber ſchroff und ſtarrſinnig, nur an dem todten Buchſtaben feſt klebend, dem Geiſte der Liebe und Verſöhnung ganz fern ſtehend und fremd geworden, ſo daß ſelbſt der Nahme der Phariſäer in dieſer Hinſicht ſchon ganz verrufen, verhaßt, und völlig zum Sprüchworte geworden iſt; verkannte durchaus den tiefern Sinn der ihnen zu Theil gewordenen Offenbarung, und eben daher auch die Zukunft, auf die ſie doch hingewieſen waren, ſelbſt die nächſte ihres eignen Volks und ihres eignen Zuſtandes, daher ſie auch dieſen und das vor ihnen liegende Problem der Gegenwart ſelbſt ganz unrichtig beurtheilten, und in ihrem beſchränkten Parthei-Sinne völlig verkehrt auffaßten. Wohl waren noch einzelne wahrhaft Fromme und Gutgeſinnte, und auch milder Denkende unter dieſer Parthei, wie ſich dieß grade aus dem erſten Anfange der neuen Zeit, und aus der einfachen Geſchichte dieſes Anfangs ergiebt; Männer, welche das Rechte, und die nach der Zukunft hindeutenden und führenden Wege Gottes wohl erkannten; die im Stillen ſeufzten über den abſtoßenden Starrſinn, und die egoiſtiſche Beſchränktheit ihrer Mitgenoſſen; doch aber nicht öffentlich ihnen zu widerſprechen, und anders zu lehren wagten, weil auch wirklich das Recht, das todte und äußere Recht ganz auf ihrer Seite war; Männer außerdem von großen Kenntniſſen und Talenten und einem brennenden Eifer für Recht und Wahrheit. Die andre Parthei aber, die allerdings andre Grundſätze und Neuerungen lehrte, war die der Sadducäer, der weichlichen Aufklärer in der Theologie, die auf dieſem Wege ſo weit gingen, daß ſie ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele im Schatten ſtellten, bezweifelten, oder auch ganz und gar läugneten; für das bürgerliche Leben, die Sitten und den Staat, die eigentlichen liberalen Freidenker der damahligen Zeit. Mitten zwiſchen dieſen beiden finſtern, oder nur im falſchen Lichte und Glanze täuſchend ſchimmernden Parth eiwolken, erhob ſich nun die neue Morgenröthe und Sonne der Wahrheit, anfangs auch von Niemandem erkannt und verſtanden, ſo wie alles von jenen Wolken verdeckt war; und zwar war dieſes neue Werde, und dieſes volle Licht nun nicht mehr ausſchließend für Ein Volk beſtimmt, ſondern es hat ſich allmählig über zehn oder zwölf große Völker verbreitet, die zwei Welttheile erfüllen, und auch den größten Theil des älteſten dritten inne haben und lenken, und überall auf den entlegenſten Endpuncten des ganzen Erdkreiſes, durch die geiſtige Ueberlegenheit und Bildung, welche ſie doch nur jenem Anfange und erſten Lichte verdanken, die herrſchenden geworden ſind, und noch ſind. — Achtzehn Jahrhunderte ſind wieder ſeitdem verfloſſen; ungerecht würde es vielleicht ſein, wenn man das Gemählde von dem zerriſſenen Zuſtande der Chriſtenheit, dem damahligen am Schluſſe der alten Welt und jener erſten fünfzehn Jahrhunderte, und dem ſittlichen Zuſtande und Charakter eines einzelnen, ſeinem Untergange mit ſchnellen Schritten entgegen eilenden, ganz verblendeten Volkes, oder auch der übrigen damahls in Anarchie und Unglauben ſchon völlig aufgelöſten heidniſchen Römerwelt, allzu ähnlich und allzu gleichförmig in ſo vielen einzelnen Zügen entwerfen wollte. Wahr aber iſt es, und kann nicht geläugnet werden, daß der Menſch immer wieder in den Zwieſpalt, in den Gegenſatz, in den Partheienkampf zurückſinkt, während ihm von oben, durch die lenkende Hand der welthiſtoriſchen Schickſale und Fügungen, in immer erneuten Epochen nur immer von neuem Wahrheit und Licht, Heil und Frieden gebothen wird. Und jeder mag ſich ſelbſt die Frage beantworten, ob denn jenes große Werde von Licht und Wahrheit, jene göttliche Bothſchaft von Frieden und Heil ſchon ganz in Erfüllung gegangen iſt, ob jene Sonne der Gerechtigkeit ſchon alle Verhältniſſe des Lebens bis in die innerſten Fugen des Geiſtes und der Seele erfüllt und durchleuchtet hat; ob man mit vollem Rechte in Beziehung auf die ganze Menſchheit hinzuſetzen könnte: „Und es iſt Licht geworden;" — mit jenem Lichte nähmlich, welches allein gut iſt, weil es ewig bleibt; denn die in der allgemeinen Finſterniß und Nacht wechſelnden Licht-Meteore ſich gegenſeitig durchkreuzender und eben ſo ſchnell wieder verlöſchender Syſteme, die blitz- und unheilſchwangern Wolkenzüge der öffentlichen Meinung, die zum größten Theile nur eine öffentlich hervortretende Parthei-Leidenſchaft iſt, ſind kein bleibendes, kein heilſames, alſo auch kein wahres Licht. Statt aber die vielleicht düſter ſcheinenden Ausſichten in die Zukunft weiter auszumahlen, wollen wir vielmehr, eben weil dieſer Kampf zwiſchen der göttlichen Wahrheit und dem menſchlichen Zwieſpalte, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Glauben und Unglauben als das Thema dieſer gegenwärtigen Betrachtung ein ſo ſchweres Problem, ein ſo dornichtes Thema darbiethet, um deſto ſorgſamer und gewiſſenhafter, alle die, ruhigen und hellen Anhaltspuncte aufſuchen und hervorheben, welche auf dem ſteinichten Wege zu dem glücklichen Ziele des innern und geiſtigen Friedens führen können, der auch dem äußern und bürgerlichen Frieden weſentlich mit zur Grundlage dient und ſeine Dauer ſichert.

Wenn die Rede davon iſt, wie das Denken der Einzelnen, in dem Zwieſpalte zwiſchen dem von Gott gegebenen göttlichen Glauben auf der einen, und dem höhern, ja dem höchſten Wiſſen auf der andern Seite hin und her ſchwankend, langſam und allmählig auf dem Wege zur vollſtändigen Wahrheit fortſchreitet, bis es mehr und mehr zur rechten Erkenntniß gelangt, und endlich ein klares Erkennen wird, daß dieſe zwei Verſchiedenen eigentlich und im Grunde nicht verſchieden, ſondern daß ſie innerlich, und nach ihrem innern Weſen vollkommen Eins ſind; dann iſt jene wiſſenſchaftliche Geduld, auf die ich in der letzten Vorleſung aufmerkſam zu machen ſuchte, der Hauptpunct, um zu verhüten, daß nicht eine übereilte Entſcheidung zu früh gefaßt, und entweder das Heiligthum des Glaubens dem Wiſſen, oder auch das wahre, und eben darum auch für das höhere Leben unentbehrliche, ja für die Sicherung des Glaubens nothwendige und dienliche Wiſſen aufgeopfert und weggeworfen werde. Und wie ſollten wir uns nicht, auch in dem Streben nach Wahrheit, dem eigentlichen geiſtigen Thema und höhern Inhalte in dem ſonſt ſehr flachen Drama des ganzen Menſchenlebens, zu einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Geduld, wie ich ſie nannte, geneigt fühlen, und ſie nicht als heilſam und unentbehrlich für das menſchliche Bedürfniß gelten laſſen, und in ihr wohl eine eben ſo nothwendige, geiſtige Tugend erkennen, als die ſittliche Geduld iſt; da auf dieſer letztern ja jedes große und kleine Geſchäft im Leben, und faſt jeder Zuſtand deſſelben beruht, wenn er einen glücklichen Ausgang erreichen, und ſein Ziel nicht verfehlen ſoll. Dieſer dem Menſchen überall gleichſam als die unentbehrliche Mitgift des Erdenlebens zugetheilten Geduld, bedarf nicht bloß der Kranke auf ſeinem Lager in der langſamen und läſtigen Befolgung aller noch ſo genauen Vorſchriften des Arztes zu ſeiner Heilung; nicht bloß der Erzieher in ſeinem mühſamen Geſchäfte der langſamen erſten Entwicklung; nicht bloß der Richter, der den verworrenen Streit zweier Partheien ſchlichten ſoll, von der jede ihn ganz in Anſpruch nimmt, ihn ganz für ſich haben, und für ſich gewinnen will; ſondern auch der Krieger, den die Ehrbegier für ſich ſelbſt, und für das Ganze unruhig vorwärts drängt, der ſo viele harte Entbehrungen, und vielfältige Mühſeligkeiten erdulden muß, ehe er endlich an das erſehnte Ziel des entſcheidenden Kampfes gelangt; und ſelbſt der im Großen wirkende und gebiethende Staatsmann, bedarf ihrer nicht minder, um alles zu berückſichtigen, und mit ſeiner Vorſorge zu umfaſſen, was er überſehen ſoll, damit nicht der organiſche Gang des Ganzen ſtocke, wenn irgend ein einzelnes Glied oder lebendiges Rad vernachläſſigt worden, oder unbeachtet bleibt. Wieder aber giebt es andre Momente im menſchlichen Leben, wo es weniger auf eine beharrliche und gleichförmige Ausdauer in fortſchreitender Thätigkeit ankommt, als auf den Muth einer entſchloſſnen Wahl und einer entſchiednen Geſinnung; und zu dieſen gehört in geiſtiger Hinſicht der Zwieſpalt zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, und die Wahl am Scheidewege zwiſchen Beiden. Meine Abſicht iſt nicht etwa, den einen zu erheben, zu empfehlen, zu beſtätigen, den andern herabzuſetzen, anzugreifen und zu befehden, wovon das Eine außer meinem Umkreiſe liegen, das andre mich in ein unermeßliches Gebiet von Einzelnheiten aller wirklich vorhandenen, oder denkbaren Vorurtheile oder Irrthümer führen würde; ſondern vielmehr nur ein treues, aber welthiſtoriſch umfaſſendes, pſychologiſch erklärendes, und begründetes Bild von dem einen wie von dem andern zu entwerfen, und ſie zur Wahl und Entſcheidung in ſolcher Weiſe einander gegenüber zu ſtellen. Der ſcheinbare, oder zwar wirkliche, doch nur zufällige Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben iſt zunächſt ein innerlicher, oft ſehr tief im Innern verſteckter, heimlich verborgener, der auch nur innerlich geſchlichtet und aufgehoben oder ausgeglichen werden kann; und erſt dann, wenn dieſes innerlich in dem Einzelnen geſchehen, und auf eine oder die andre Weiſe entſchieden iſt, tritt dieſe Entſcheidung als Sieg der Wahrheit, in der Einheit des Wiſſens und des Glaubens, oder als Unglauben und Zweifel, als beſtimmte Oppoſition gegen dieſe Einheit oder gegen den Glauben äußerlich hervor, im Falle der Zwieſpalt zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben definitiv für unauflöslich erklärt und gehalten wird. Oeffentlich ausgeſprochen alſo, gehen dieſe zwei Anſichten über den erſten Zwieſpalt ganz über in den zweiten Zwieſpalt und Kampf zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, der, obwohl das Problem ſelbſt ein urſprüngliches und inneres iſt, doch ſchon weit mehr als ein praktiſcher Zwieſpalt des wirklichen Lebens auftritt, und ſich auch hiſtoriſch als ein ſolcher entwickelt und nachweiſen läßt. Damit aber die Gegeneinanderſtellung und Parallele vom Glauben und Unglauben im vollen practiſchen Sinne des Worts nützlich und hiſtoriſch anwendbar für das Leben ſei, müſſen wir uns den Unglauben nicht als bloß auf Willkühr, Abneigung, Eigenſinn, im Grunde alſo auf Unwiſſenheit gegründet denken, ſondern mit aller Kraft des Geiſtes, und mit aller Macht der Wiſſenſchaft ausgerüſtet; denn ein ſolcher bloß individueller und lediglich verneinender Unglauben ohne einen tiefern Grund und wenigſtens ſcheinbare Kraft des Wiſſens, würde für das Ganze nicht ſehr gefährlich ſein, und beſonders auch für die philoſophiſche Betrachtung wenig oder gar kein Intereſſe darbiethen. Dann aber muß auch auf der andern Seite der Glauben, damit er den Kampf gegen einen ſolchen mit aller Macht der Wiſſenſchaft ausgerüſteten Unglauben beſtehen, den Vergleich mit ihm aushalten kann; in ſeinem natürlichen Verhältniſſe, und der richtigen organiſchen Vereinigung und Zuſammenwirkung mit dem an ſeiner rechten Stelle, und in die rechte Ordnung geſetzten wahren Wiſſen aufgefaßt und hingeſtellt werden. Noch muß ich eine zweite vorläufige Bemerkung hier voranſchicken, daß ich nicht etwa den Glauben als den gemäßigten wahren Mittelweg zwiſchen den beiden Extremen des Aberglaubens und des Unglaubens betrachten kann, wie es wohl oft geſchieht; ſondern ich rechne den Aberglauben mit zum Unglauben, und kann ihn nicht anders als mit zu dieſem ſtellen. Iſt von irgend einer Ueberſpannung oder Ueberreizung des ſittlichen und religiöſen Gefühls bei Einzelnen die Rede, ſo läßt ſich dafür, eben weil es etwas ganz Individuelles iſt, ſchwerlich ein allgemeiner Maaßſtab als entſcheidende Richtſchnur aufſtellen. In jedem Falle aber liegt dieſes völlig außer dem Umkreiſe der Philoſophie, und gehört die Sorge für die geiſtige Geſundheit, und geſunde Diät der glaubenden, und aus dem Glauben lebenden und liebenden Seele vor ein ganz anderes Forum als dieſes philoſophiſche. Soll mit jenem Worte und Begriff von Aberglauben aber bloß der kindliche Irrthum bezeichnet werden, welcher die Bilderſprache und bildliche Form der Fantaſie noch nicht gehörig von dem Weſen der innern Bedeutung zu ſcheiden und zu unterſcheiden weiß, der dieſe bildlichen Ausdrücke mit der Wirklichkeit verwechſelt, und für etwas Wirkliches hält: — kindlich aber kann dieſer Irrthum genannt werden, weil er dem Verſtande der Kinder allgemein eigen und faſt natürlich iſt, — ſo liegt in einer ſolchen innerlichen optiſchen Täuſchung an ſich, und ganz einfach genommen, nichts als eine bloße pſychologiſche Unvollkommenheit, und ganz natürlicher intellectueller Schein. Wird derſelbe aber ſyſtematiſch durchgeführt, und im Großen angewendet, auf das Ganze und Weſentliche des Glaubens übertragen, und hat einen tiefern Grund und Sinn: dann gehört ein ſolcher Aberglauben unſtreitig mit unter eine der nachfolgenden und gleich näher zu bezeichnenden Klaſſen des Irrthums. Iſt nähmlich unter dem Aberglauben ein wirklich poſitiver Irrthum mit eingeſchloſſen, und wird ein ſolcher darunter verſtanden, dann gehört dieſes mit zum Unglauben, welcher überhaupt mehr ein falſcher Glauben iſt, als eine bloße Abweſenheit desſelben: es iſt vielmehr ein Irrglauben, wie auch jeder wirkliche Aberglaube ein ſolcher iſt, und würde dieſe Bezeichnung mit dem Nahmen des Irrglaubens, vielleicht richtiger und genauer, oder weniger dem Mißverſtande unterworfen ſein, als die gewöhnliche. Aller Unglauben nähmlich, um bei dem gewöhnlichen Worte zu bleiben, iſt entweder eine mehr materielle Naturvergötterung und Anbetung der ſinnlichen Lebenskraft, oder es iſt eine mehr abſtracte Vergötterung der abſoluten Ichheit, und reinen Vernunft, und ihres unendlichen Denkens und Wiſſens. Selbſt wenn dieſes bloß ſkeptiſch als ein abſolutes Nichtwiſſen aufgefaßt wird, iſt es auch in dieſem Falle, eben dieſer ganz einſam und iſolirt, über alle Vorurtheile der andern Menſchen erhaben ſtehende, und in ſeiner Verneinung ſich ſehr genialiſch fühlende und dünkende Verſtand, welcher als das Höchſte aufgeſtellt und ergriffen, und eben damit in einem gewiſſen geiſtigen Sinne auch vergöttert wird. Selbſt die böſe genialiſche Kraft, und böſe kann wohl eine jede ſolche genannt werden, die ſich über das Recht und die Geſetze wegſetzen zu dürfen, oder die Stimme des Gewiſſens und über das ſittliche Gefühl der gewöhnlichen Gutmüthigkeit weit erhaben zu ſein glaubt; ſelbſt eine ſolche böſe genialiſche Kraft kann der Abgott eines Menſchen werden, der einmahl der einfachen Wahrheit und Gott den Rücken gewandt, und ſich ganz in eine hochmüthige Oppoſition gegen den Einen und gegen die andre geworfen hat. Ja ich behaupte, man kann es faſt als einen allgemein geltenden Grundſatz, und ſicher anwendbare Regel annehmen, daß wer irgend den Glauben und den Gedanken an den Einen gütigen und gerechten Gott verloren oder verlaſſen, oder von ſich geworfen hat, zuverläſſig irgend einen andern mehr oder minder gefährlichen Abgott in ſeinem Innern beherbergen, und aufgenommen haben wird; es ſei nun ein Abgott der Ichheit, oder was ſonſt irgend für einer Leidenſchaft, oder auch irgend ein feſtes und ausgebildetes Syſtem von Vernunft- oder Naturvergötterung; oder auch bloß das falſche Kraftgefühl jenes böſen genialiſchen Geiſtes, der alles verachtet und verſpottet, außer ſich ſelbſt. — Der vollſtändige Begriff, oder das Gedankenbild und Schema von dem reinen Glauben im organiſchen Vereine, Zuſammenwirkung und rechtem Verhältniß mit dem höhern und mit dem natürlichen, oder irdiſchen Wiſſen, muß nach dem dreifachen Bewußtſein, oder nach dem dreifachen Eintheilungs-Princip deſſelben von Geiſt, Seele und Sinn entworfen und aufgefaßt, oder kann doch auf dieſe Weiſe am leichteſten ganz klar gemacht, und am genaueſten nach ſeiner weſentlichen Eigenſchaft und Beſchaffenheit begriffen, und von allen fremdartigen Beſtandtheilen und Zuſätzen unterſchieden werden. Der Unglaube aber, und der Zweifel und Zwieſpalt, von dem er ſeinen Urſprung nimmt, ſo wie der Irrthum, welcher daraus hervorgeht, hat ſeinen Sitz in dem vierfachen Bewußtſein, d. h. in demjenigen, welches getheilt und in mehrfachem Zwieſpalte befangen iſt, der ſich beſonders in dem Widerſtreite zwiſchen der Vernunft und Fantaſie zu erkennen giebt, und dann auch den Gegenſatz zwiſchen Verſtand und Willen in Disharmonie bringt, und in einen disharmoniſchen verwandelt. Dieſer doppelte Zwieſpalt des Bewußtſeins aber iſt die Quelle alles philoſophiſchen Irrthums, und aller falſchen Syſteme, die er hervorbringt, und dieſer wiſſenſchaftliche Irrthum, ſobald er ſich bloß practiſch ausſpricht, und in einer lebendigen Form in das Leben eintritt, oder eingreift, iſt eben der Unglaube. — In dem urſprünglich noch nicht geſpaltenen, natürlichen, und lebendig zuſammenwirkenden dreifachen Bewußtſein, nach dem dreifachen Principe von Geiſt, Seele und Sinn, wenn dieſes auf den Glauben und das Wiſſen, und die organiſche Vereinigung und Zuſammenwirkung von beiden angewendet werden ſoll, muß die Seele aber, und dieß iſt der vorzüglich zu beachtende Punct, als das Princip des Glaubens betrachtet werden. Sehr oft aber geſchieht dieß nicht, und wird der Glauben, oder wie es vielmehr hier, wo nicht von dem Inhalte, ſondern bloß von der innerlichen Function die Rede iſt, heißen ſollte, das Glauben aus dem zwieſpaltigen und vierfachen Bewußtſein ſehr unvollſtändig, ungenügend und bloß äußerlich abgeleitet; indem man das Weſentliche deſſelben ſetzt, und das Glauben ſelbſt begründet, auf ein gewiſſes inneres Zurückhalten des Verſtandes oder des Willens, oder auch auf eine ähnliche Beſchränkung der Fantaſie und ſelbſt der Vernunft und Anerkennung dieſer Schranken und dieſer Beſchränktheit. Nun müſſen wir uns zwar wohl beſcheiden, daß es manches geben kann, was unſer forſchender Verſtand nicht zu ergründen, und nicht zu durchſchauen vermag, worüber wir alle unſer Urtheil zurückhalten müſſen; und iſt dieſer Beweis nicht ſehr ſchwer zu führen, und noch leichter der, daß unſer Willen nicht immer ſelbſt das Geſetz ſein kann und ſich oft unter ein höheres Geſetz gefangen geben muß. Daß unſre von Urſprung aus ſinnlich materielle, und immer fort ſehr ſubjectiv geſtellte Einbildungskraft, vielen Täuſchungen unterliegt, auf die wir weiter keinen Werth legen, oder die wir ſo viel als möglich von uns entfernen müſſen, wenn wir in das innere Weſen der höhern Wahrheit eindringen wollen, was ja eben der Glauben erfaſſen ſoll, das giebt jeder gern und bereitwillig zu; daß aber auch die Vernunft ihre eigenthümlichen, und faſt möchte man ſagen, angebornen optiſchen Täuſchungen, ſo gut wie die Fantaſie mit ſich führt, das iſt niemandem fremd, der auch nur einige

Schritte in der dialectiſchen Kunſt, und Erkenntniß dieſes Vermögens mit philoſophiſcher Kritik über den Anfang hinaus gekommen iſt. Allein alles dieſes ſind nur negative Beſtimmungen; mit aller dieſer Erkenntniß und Anerkennung, daß wir unſern Verſtand und unſer Urtheil hier, wo von einem höhern Glauben die Rede iſt, wohl beſcheiden, und zurückhalten können und ſollen, oder auch daß die abſolute Vernunft und ihr logiſches Denken und Denkgeſetz hier nicht allein zu entſcheiden haben, ſondern eine Schranke finden, die ſie nicht überſteigen können; mit allem dieſem iſt vielmehr nur die bloße Möglichkeit eines ſolchen über alle dieſe Schranken hinausgehenden, und nicht daran gebundenen Glaubens gerechtfertigt und begründet, als vollkommen wohl denkbar, und zwar, obwohl über der Vernunft gelegen, doch auch vernünftig, und mit der geſunden Vernunft ſelbſt im vollkommenen Einklange denkbar, keineswegs aber iſt dadurch ſchon ein Glauben ſelbſt als wirklich gegeben. Es iſt dieſes alles mehr nur eine Vorbereitung zum Glauben, als der wirkliche lebendige Glauben ſelbſt. Der lebendige Glauben iſt aber nichts anders als die Aufnahme der göttlich gegebenen Wahrheit (wobei hier nur auf die Function ſelbſt und nicht auf das Nähere und Einzelne des poſitiven Inhalts derſelben geſehen wird) in die Seele; und weil die Seele vom Urſprunge aus eine liebende, und ſelbſt das Vermögen der Liebe iſt, ſo kann ein lebendiger Glaube auch gar nicht ohne die ihn begleitende Liebe gedacht werden und vorhanden ſein; und iſt eben dieß das Kennzeichen des lebendigen Glaubens. Wo z. B. für irgend eine beſondre Form und Richtſchnur des poſitiven Glaubens, der Verſtand und die Vernunft, als incompetent für das definitiv entſcheidende Urtheil in dieſer höhern göttlichen Angelegenheit, anerkannt und in freiwilliger Selbſtbeſchränkung zurückgehalten werden, und ſelbſt der äußere Willen dem poſitiven Geſetze ſich unterwerfend aufopfert; wenn aber doch dieſes alles nur äußerlich bleibt, und ſo lange die Seele nicht innerlich dabei iſt, was eben in dem Mangel, oder an der Abweſenheit der Liebe unfehlbar erkannt wird, ſo iſt es doch nur mehr ein todter Glauben, wenn er auch äußerlich als legitim gilt, oder erkannt wird, und auch als ſolcher erkannt werden muß. Lebendig iſt er nur dann, wenn er ganz in die volle Seele aufgenommen iſt, welches ſich nebſt der Liebe ſelbſt, auch an der innern Fruchtbarkeit im geiſtigen Denken und ſittlichen Leben kund giebt. Es iſt die glaubende Seele, eben jene denkende und liebende Seele, die wir früher als den Mittelpunct des geſammten Bewußtſeins, und als den Mittelpunct des ſittlichen Lebens betrachtet haben; nur daß ihr Denken jetzt in dem höhern Glauben feſt und gleich geworden iſt, und ihr Lieben in Gott vollkommen rein und beharrlich bleibend. Iſt aber die Seele das Princip des Glaubens in dem dreifachen Bewußtſein, dann iſt der Geiſt in eben demſelben das Princip des höhern Wiſſens, des freien Denkens, des vollen und vollſtändigen Erkennens und des letzten und höchſten Entſcheidens und Unterſcheidens; welches höhere Wiſſen eben keinen andern Gegenſtand hat, als die ewige Wahrheit, und Denjenigen, welcher der Inbegriff und die Quelle derſelben iſt. Der Sinn aber iſt alsdann in dem einfach dreifachen Bewußtſein das Princip des untern ſinnlichen, irdiſchen, natürlichen Wiſſens, wozu auch alles geſchichtlich menſchliche gehört, und nebſt der geſchichtlichen Ueberlieferung auch alle Sprache, Kunſt, und darauf ſich beziehende Gelehrſamkeit. Außer der Naturwiſſenſchaft gehört auch die Mathematik dahin; da ſie doch an die ſinnliche Bedingung von Zahl, Maaß und Gewicht, mithin von Zeit, Raum und der materiellen Raumerfüllung, oder Dichtigkeit und Schwere gebunden iſt. In jede noch ſo verborgene Tiefe mag dieſes ſinnlich irdiſche, natürliche, oder menſchlich geſchichtliche Wiſſen vordringen oder vorzudringen ſuchen. Nur ſeine Mitte ſoll der forſchende Sinn nicht verlaſſen, d. h. nicht feindlich gegen dieſe Mitte des Bewußtſeins, welches eben die glaubende Seele iſt, ankämpfen, und durch ſie hindurch brechend, oder an ihr vorbeigehend, gewaltſam und widerrechtlich in die Höhe hinauf ſteigen; ſonſt wird er, wenn er ein Höchſtes aus ſich, aus ſeinem Boden und aus ſeiner Tiefe allein erzeugen will, nur lauter falſche und bloße Naturgötter hervorbringen, oder ſonſt geſchichtliche Fantome, und bloß patriotiſch eingebildete Abgötter, wie in dem Heidenthume der Alten, welches aber ſehr gut auch ohne ſolche Bilder und ſolche Altäre in wiſſenſchaftlicher Form erneuert werden kann, wie wir das wohl vor Augen geſehen haben, oder wenn wir wollen, auch noch ſehen können. Eben ſo wenig darf auch der freie Geiſt der höchſten Erkenntniß aus ſeiner Höhe, jene Seelen-Mitte des Glaubens und der Liebe nicht achtend, in die Tiefe des forſchenden Sinns, und aller Reichthümer des natürlichen und ſinnlich geſchichtlichen Wiſſens, als Herrſcher niederfahren, ohne mit dem Lichtgewande des reinen Glaubens und der reinen Liebe angethan und zuvor bekleidet zu ſein; ſonſt wird er nur aus einem Irrwege in den andern gerathen, aus dem erſten Abgrunde in einen zweiten, noch tiefern ſtürzen. Der reine und lebendige Glauben der in Gott befeſtigten liebenden Seele, iſt recht eigentlich die Mitte des Bewußtſeins, der natürliche Durchgang des Lebens für den in die Höhe hinaufſteigenden Sinn, wie für den in die Tiefe hinabblickenden Geiſt: und iſt das bindende Mittelglied, welches beide nicht nur ausſöhnt, ausgleicht, verknüpft und verbindet, ſondern auch harmoniſch vereinigt. In der vorigen Betrachtung habe ich den Begriff der Wahrheit, in welchem das höchſte Wiſſen und der göttliche Glauben zuſammen fallen und Eins ſind, in Hinſicht auf den Inhalt, nähmlich als den vollen rechten Begriff Desjenigen, der die Wahrheit ſelbſt, der Inbegriff und Quell aller Wahrheit iſt, alſo mehr von der objectiven Seite zu bezeichnen geſucht. Hier ſind wir demſelben von der andern ſubjectiven Seite, auf dem weiter fortſchreitenden Wege, wieder begegnet, und haben ihn noch einmahl vorgefunden, und dießmahl mehr in Hinſicht auf die Form erfaßt und kennen lernen; als Antwort auf die Frage nähmlich, wie das Bewußtſein geformt und beſchaffen, wie es organiſch eingetheilt und zuſammenſtimmend ſein muß, in ſeiner Höhe, Mitte und Tiefe, wenn es im Denken und Erkennen, im Glauben, Lieben und Wiſſen, im Forſchen und Lernen in der Einen ewigen Wahrheit begründet ſein und ſeinen bleibenden Ruhepunct in ihr finden, nicht aber in Zwieſpalt und Zweifel getheilt ſein ſoll. Je mehr aber der lebendige Glauben zur Liebe wird, je mehr geht er auch durch das unmittelbare Gefühl und die eigne Lebenserfahrung in ein Wiſſen über. Denn was wir ſelbſt in uns und an uns erleben, erfahren, und unmittelbar empfinden und fühlen, das wiſſen wir auch, worin uns ſelbſt die dialectiſchen Scheingründe des Gegentheils und die ſkeptiſchen Angriffe und Einwürfe, daß ein ſolches unmittelbares Empfinden und Wiſſen eines Höhern nicht möglich ſei, nicht irre zu machen vermögen; ſelbſt dann nicht, wenn wir auch nicht gleich im Stande ſein ſollten, den Zweifel, der gegen die Möglichkeit unſers Lebens gerichtet iſt, zu widerlegen. Wir laſſen ihn an uns vorübergehen, und leben indeſſen in der Wirklichkeit ſo fort, bis ſich vielleicht in einem andern Momente auf einem andern Wege, die Löſung und die Antwort auf jene gegen das innere Leben, und die perſönliche Erfahrung gerichteten Vernichtungsgedanken unverhofft, und wie von ſelbſt findet. Und wie das höchſte Wiſſen, ſobald es ſich ſelbſt erkennt und verſteht, auch zugleich ſeines Glaubens und ſeines Zuſammenhanges mit dem Glauben inne wird, und auf ihn geſtützt, durch ihn ergänzt und vollendet, in unmittelbare und lebendige Berührung mit ihm tritt; ſo wird auf der andern Seite der höhere Glaube an das Göttliche, je lebendiger und je wirkſamer er in der Liebe iſt, um ſo mehr auch ein unmittelbares Gewißſein, und ſelbſt erlebtes Wiſſen aus der eignen Erfahrung.

Jene Seelen-Mitte des Glaubens aber im ganzen Bewußtſein mag man ſich in bildlicher Vergleichung wohl denken, wie das ausgeſpannte blaue Himmelszelt in der alten Vorſtellungsweiſe, die vielleicht auch manches Wahre noch jetzt in ihrer bildlichen Einkleidung enthält, nach dem ſchönen Begriffe vom Firmamente; wo man ſich dasſelbe dachte, als die ſcharf beſtimmte Gränze und lebendige Scheidewand zwiſchen Himmel und Erde, wo oben in der höhern Region der freie Licht-Aether ſich weit umher ergießt und ſich in die unermeßnen Räume erſtreckt; in der untern umſchloßnen Region aber der erfriſchende Lebenswind ſich hin und her bewegend, bald in dem erquickenden Thau und befruchtenden Regen niedergeht, oder die wäſſerigen Wolkengebilde erzeugt, und unmittelbar ſelbſt die verborgnen Lebensquellen und mächtigen Ströme aus den Tiefen der Erde mitwirkend und mit erregend an's Licht zieht. Es iſt das Himmels-Firmament des Glaubens im Bewußtſein, alſo die Scheidewand zwiſchen dem obern und dem niedern Strömen des geiſtigen Lebens und des innern und äußern Wiſſens; wird dieſe Scheidewand weggenommen, oder gewaltſam durchbrochen, ſo ſind Licht und Finſterniß auch nicht mehr geſchieden, ſondern fließen ungeordnet und verworren durch einander. Das eigentliche Licht wird finſter, es erliſcht mehr und mehr, und wird völlig todt; die Finſterniß aber fängt an zu leuchten mit einem falſchen Glanze und dunkelſchimmernden Lichte verderblicher Täuſchung; das alte Chaos des Irrthums und des Zweifels bricht wieder herein, und das ganze Bewußtſein wird von neuem, wie es früher geweſen, „wüſte und leer," in ſeinem angebornen Zwieſpalte. Bleibt hingegen das dreifache Bewußtſein in jener ſchönen Ordnung und Harmonie, wo die geiſtige Höhe, die Seelen-Mitte, und die ſinnliche Natur-Tiefe zwar geſondert und geſchieden ſind, aber nicht getrennt oder feindlich gegen einander geſtellt, ſondern vielmehr die Höhe wie die Tiefe, und alles in dem ganzen Umkreiſe des geiſtigen Lebens, in dieſer Seelen-Mitte des Glaubens organiſch vereinigt und Eins iſt; dann kann man dieſe weitere Entwicklung der fortſchreitenden Erkenntniß und Wahrheit, als die zweite Stufe der innern Schöpfung nach dem Fortgange des Lichts in dem Bewußtſein und dem Wiſſen betrachten, während die erſte klare Einſicht und innere Erkenntniß, daß das höchſte Wiſſen und der göttliche Glauben nicht weſentlich verſchieden, ſondern daß ſie beide im Grunde Eins ſeien, als der erſte Schritt und Anfang bezeichnet wurde, mit welchem der Geiſt der Wahrheit in das Menſchenbewußtſein eintritt. Dieſem lebendigen Bilde und Begriffe des Glaubens, und eines im Glauben und Wiſſen organiſch vereinten und harmoniſch zuſammenſtimmenden Bewußtſeins, müſſen wir nun den vollen Begriff eines in Zweifel, oder Zwieſpalt, Unglauben und Irrthum befangnen Bewußtſeins gegenüber ſtellen, zur freien Wahl und Entſcheidung in dem Kampfe zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben. Denn alle Motive zur Entſcheidung liegen ſchon in der bloßen richtigen und einfachen Gegeneinanderſtellung von beiden, mit welcher alſo das

Problem eigentlich von ſelbſt ſeine Löſung findet und erhält. Mehrmahls ſchon habe ich darauf aufmerkſam gemacht, welche Anlage zum Zwieſpalt und natürliche Dispoſition zum Irrthume ſchon in dem vierfachen Bewußtſein an ſich, und in den vier Endpuncten desſelben gefunden wird, und begründet iſt; beſonders aber ſuchte ich bemerklich zu machen, wie Vernunft und Fantaſie, in dieſem feindlichen Gegenſatze gegen einander, und dem innern Zwieſpalte mit ſich ſelbſt, wie ſie jetzt ſind, und jetzt gegen einander ſtehen, nicht als urſprüngliche Vermögen des menſchlichen Bewußtſeins betrachtet werden können. Erſt nachdem die denkende und liebende Seele, welche beide umfaßt, als die im Glauben und in der Wahrheit lebende und wirkende und im göttlichen Geiſte eben dadurch befeſtigte und mit Ihm vereinigte Seele, dieſe ihre Einheit verloren hatte, und finſter oder zwieſpaltig geworden war, konnte ſie in dieſe zwei Hälften oder Vermögen des denkenden Lebens zerfallen und getheilt werden: in ein bloß nach, d. h. hinterdrein und abſtract, alſo mehr oder minder todt denkendes, und an ſich kraftloſes Directions-Vermögen an der einen, und in eine blinde Productionskraft, als wilder, obwohl allerdings lebendiger Naturtrieb und Naturſinn im Denken und Dichten, auf der andern Seite. Dieſe beiden halben Wahrheits-Vermögen, wenn eben die Wahrheit eine halbe ſein könnte, Vernunft und Fantaſie, ſind daher auch, ſo iſolirt genommen, und ſobald ſie allein herrſchen wollen, und nicht in einem Höhern wieder vereinigt, und aus dem Zwieſpalt herausgezogen werden, die rechte Quelle des vollen Irrthums, und der eigentliche Sitz desſelben. Die Eine Art des Irrthums alſo, zu dem der Menſch ſich hinneigt, ſeit der Mittelpunct ſeines Bewußtſeins entzwei gegangen, und aus ſeinen Fugen gewichen iſt, iſt die ſubjective Geſtaltung des materiellen Scheins; und daß jede Fantaſie, auch die beſte, umfaſſendſte und reinſte, immer noch ſubjectiv bleibt, wird man eben ſo wenig läugnen wollen oder können, als daß die Einbildungskraft von den ſinnlichen Eindrücken der materiellen Welt ihren Anfang nimmt, ohne daß man dabei noch auf die Möglichkeit dämoniſcher Einflüſſe und Einwirkungen irgend Rückſicht nimmt, oder dieſe mit in die Unterſuchung zieht. Dieſes nun, eine ſubjective Geſtaltung des materiellen Scheins, bildet die Grundlage und iſt die ganz allgemeine Erklärung jeder Mythologie oder der Begriff des Heidenthums: es liegt ſchon in der Erklärung ſelbſt, daß ſehr mannichfache und verſchiedenartige Geſtaltungen oder Formen und Entwicklungen davon denkbar und möglich ſind, wie ſich denn auch in der Wirklichkeit eine ſo äußerſt große Verſchiedenheit und Abſtufung von dem roheſten Götzendienſte bis zur höchſten künſtleriſch gebildeten Mythologie darin vorfindet. In der wirklichen Ausführung und Anwendung aber, im practiſchen Leben, hat ſelbſt die letztere doch immer noch einige Verwandtſchaft mit dem erſten, beruht wenigſtens ganz auf der ähnlichen Grundlage einer bloß dichteriſchen Religion, oder mehr reell gefaßten Naturanſicht und Naturvergötterung. Und zwar wird hier das Heidenthum auf die einfachſte Weiſe, und ganz im Allgemeinen nur als ein dichteriſch ausgeſprochner Materialismus genommen, der allerdings auch mit dem Pantheismus leicht in Berührung tritt, ſobald die poetiſche Einkleidung einmahl als eine ſolche erkannt iſt. Wenn eine gründliche hiſtoriſche Unterſuchung über die alte heidniſche Vorſtellungsweiſe, tiefer in das Einzelne eingeht, ſo ſtößt ſie auf ſo vielerlei magiſche Gebräuche, daß ſie bei der erkannten Beſchaffenheit derſelben, wohl nicht mehr ſo geneigt ſein möchte, auch die Möglichkeit einer dämoniſch afficirten Einbildungskraft geradezu wegzuläugnen, wozu auch philoſophiſch genommen, gar kein zureichender Grund vorhanden iſt; doch dieſes ſoll hier, wie geſagt, noch gar nicht mit in die Betrachtung gezogen werden. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieſer Irrthum einer heidniſchen Naturvergötterung bloß auf die alte Welt beſchränkt ſei, oder auf jene großen und gebildeten heidniſchen Urvölker im äußerſten Aſien, welche gleichſam als ein lebendiges Denkmahl von der frühern Epoche der Menſchheit auf der erſten Stufe ſtehen geblieben ſind, und noch darauf ſtehen. Auch die Naturwiſſenſchaft und Natur-Philoſophie in ſehr wiſſenſchaftlichen Zeitaltern kann eine heidniſche ſein; wenn ſie auch fern von allem ſymboliſchen Ausdruck, in der höchſten Steigerung des dynamiſchen Wiſſens und in rein wiſſenſchaftlichen Formeln auftritt. Sie kann es ſelbſt dann ſein, wenn ſie auch äußerlich ſehr geiſtig erſcheint, wenigſtens von allem eigentlichen und gemeinen Materialismus weit entfernt; und ſie iſt es jederzeit, wenn ſie bloß die unendliche Lebenskraft, und das dynamiſche Spiel und Geſetz derſelben, als das Höchſte erkennt, mithin die Natur vergöttert, und bleibt es ſo lange ſie nur dieß thut. Es iſt dieß gleichſam ein Rückfall der Wiſſenſchaft in das Heidenthum, und in das alte Reich der Fantaſie, welche letztere in dieſem Falle aber freilich nun auch eine andre mehr geometriſche, und wiſſenſchaftlich reich geſchmückte Geſtalt annehmen, und endlich völlig dynamiſch werden, und eine ganz mathematiſche Sprache reden muß. Der Indifferenz-Punct, der poſitive und der negative Pol alles Daſeins, ſo lange eine ſolche Philoſophie durchaus nichts Andres und nichts Höheres erkennt als dieſes, ſind alsdann die neuen Götter, welche in dieſen wiſſenſchaftlichen Dichtungen, an welchen die letzte Zeit reich genug geweſen iſt, bald ſo, bald anders geſtellt und verherrlicht werden, und wo ſie eine ähnliche Stelle und denſelben Rang einnehmen, wie Jupiter und Venus, oder Mars und Apollo in der alten Mythologie. Sieht man aber auf das ganze Zeitalter und den herrſchenden Ton desſelben, in Epochen der überwiegenden Wiſſenſchaft und einer wahren oder falſchen wiſſenſchaftlichen Aufklärung; ſo erſcheint dieſer Eine philoſophiſche Irrthum eines ausſchließenden Naturalismus, und wiſſenſchaftlichen Naturvergötterung, doch mehr nur als Ausnahme und Epiſode und ſteht faſt noch in einer beſchränkten Oppoſitions-Stellung, gegen den andern viel allgemeiner und viel despotiſcher herrſchenden Irrthum. Ich meine den Rationalismus, als das eigentlich neue Heidenthum der Vernunft in wiſſenſchaftlichen Zeiten; und hier, in der dialectiſchen Unendlichkeit, und in dem endloſen dialectiſchen Streit des abſtracten und leeren Denkens, ſo wie in dem falſchen Schein einer logiſchen Nothwendigkeit in dieſem dialectiſchen Streite, liegt eben die Quelle des andern und zweiten philoſophiſchen Haupt-Irrthums. Alle falſchen Syſteme, die philoſophiſchen Irrthümer, wie die falſchen Religionen, jede Art des theoretiſchen oder des practiſchen Unglaubens und Irrglaubens, oder auch des wiſſenſchaftlichen Aberglaubens, liegen zwiſchen dieſen beiden Endpuncten des falſchen Denkens in der Mitte umſchloſſen und umfaßt: dem Naturalismus auf der einen Seite, es mag nun ein ſymboliſch-dichteriſcher, oder ein dynamiſch-wiſſenſchaftlicher ſein; und dem Vernunft-Abſolutismus und ſeinem todten Formelweſen auf der andern Seite. Jeder religiöſe, und jeder philoſophiſche Irrthum iſt nur eine Unterart oder Abart des einen oder des andern, oder eine Miſchung, ein mittleres Zuſammengeſetztes von beiden; ſehr mannichfaltig aber und von nicht zu beſtimmender Anzahl ſind die verſchiedenartigen Formen und Zuſammenſetzungen, welche aus dieſen beiden Elementen alles Irrglaubens und Unglaubens hervorgehen können oder wirklich hervorgehen. Weil dieſe beiden aber die Haupt-Elemente ſind, aus denen alle die andern Formen des Irrthums ſich erzeugen, ſo ſind auch Vernunft und Fantaſie als die eigentlichen Wurzeln und Quellen desſelben im Bewußtſein zu betrachten; die wiſſenſchaftliche productive Einbildungskraft nähmlich, als der ungeläuterte Naturſinn, ehe und bevor, oder ohne daß der Geiſt Gottes über dieſem Meere des unendlichen Lebens ſchwebt; und die egoiſtiſch denkende, und nur von ſich ſelbſt wiſſende Vernunft in ihrem abſoluten Streben. Hier auf dieſem Boden gewinnt auch der philoſophiſche Irrthum erſt eine ſyſtematiſche Geſtalt und Ausbildung. Es iſt damit ungefähr eben ſo, wie wenn man bei der einfachen Thatſache ſtehen bleibend, ſagen würde, daß Fieber und Gicht als zwei Hauptformen der menſchlichen Erkrankung ihren Sitz in dem Blut-Organe und deſſen Kreislauf, oder in dem Muskel- und Knochen-Syſteme, und allem, was damit in Berührung ſteht, haben; womit gar nicht geſagt ſein ſoll, daß nicht der erſte Anlaß oder die tiefere Urſache, von dem einen wie von dem andern Uebel, in einem mehr verborgenen und höhern Lebensorgan des menſchlichen Körpers, und in einer Verſtimmung oder Störung desſelben liegen, und ihren eigentlichen Grund und Sitz haben kann. Nur in der äußern Wirkung und Erſcheinung ſind jene beiden Sphären in dem Organismus diejenigen, welche das eine oder das andere von jenen beiden Uebeln nun ganz in Beſitz nimmt, um dort auszutoben. Eben dieſes gilt auch von jenen beiden intellectuellen Krankheiten, dem Rationalismus; und dem abſoluten Natur-Syſteme, in Beziehung auf Vernunft und Fantaſie; daß ſie hier ihren Hauptſitz haben, und daß dieſes das Gebieth iſt, wo die falſchen Producte der irrigen Syſteme ausgeboren werden, und zum Vorſchein kommen, oder auch die Stelle, wo der Paroxysmus ihres Zwieſpalts, ihres innern, gegenſeitigen Streits zum vollen Ausbruch kommt; wobei auch die mancherlei Complicationen, die in dem intellectuellen Krankheitszuſtande vorkommen können, eben ſo ſorgſam zu berückſichtigen ſind, wie im ähnlichen Falle des organiſchen Uebels. Die erſte Urſache aller intellectuellen Erkrankung, oder jedes wiſſenſchaftlichen Irrthums und ſyſtematiſchen Unglaubens, oder uberhaupt jedes Irrglaubens, kann alſo dennoch tiefer verborgen liegen, oder höher hinauf zu ſuchen ſein; und unſtreitig iſt auch die erſte Urſache alles menſchlichen Irrthums nirgend anders zu ſuchen, als in der Wegwendung des Geiſtes von Gott und ſeinem ewigen Lichte, und in der daraus erfolgten Verfinſterung der Seele, und Erblindung oder Verirrung und Verwirrung des Sinns, nähmlich des wiſſenſchaftlichen oder höhern Wahrheits-Sinns; der dann erſt allmählig wieder zurecht geführt, geordnet, und mehr und mehr geöffnet werden muß, ſo wie die Seele von neuem erleuchtet wird, wenn der Geiſt erſt ſeinen lichten Mittelpunkt in Gott wieder gefunden hat; wo alsdann, wenn dieß geſchehen iſt, das ganze innre Erkenntnißvermögen wieder hergeſtellt iſt.

In dem äußern Bewußtſein aber, wie es in der materiellen Sinnenwelt, und im practiſchen Leben befangen und gefangen iſt, ſind die abſolute Vernunft, und die ganz in die Natur verſunkene Fantaſie, die beiden Endpuncte des philoſophiſchen Irrthums; daher es im Weſentlichen auch nur jene zwei in dem bisherigen vielfältig bezeichneten Syſteme desſelben giebt, obwohl unzählig viele Mitteltinten, oder chemiſche Verbindungen zwiſchen beiden Statt finden können. Verſtand und Willen, nähmlich der fehlerhafte ſophiſtiſche Verſtand, und der fehlerhaft unbedingte oder abſolute Willen ſind zwar weſentlich mitwirkend bei der Ausbildung und Vollendung des einen wie des andern wiſſenſchaftlichen Grundirrthums; außerdem aber ſind die mehr perſönlichen oder leidenſchaftlichen Irrthümer und Vorurtheile des Verſtandes und des Willens zunächſt im wirklichen Leben practiſch wirkſam; wenigſtens werden ſie iſolirt genommen, und ohne Mitwirkung jener andern beiden Vermögen nicht ein wiſſenſchaftliches Syſtem des Irrthums erzeugen. Um aber ihre Mitwirkung an der Ausbildung des einen wie des andern philoſophiſchen Irrthums näher zu bezeichnen, muß ich noch einige Worte wiederhohlen und naher beſtimmend hinzuſetzen, über die jedem dieſer Vermögen eigenthümliche Form des ihm beſonders eignen, und gleichſam eingebornen Irrthums. Für den Willen ſetzte ich dieſelbe in dem Unbedingten, oder in dem abſoluten Wollen, welches im Leben immer ſtörend oder zerſtörend erſcheint, obwohl in ſehr verſchiednem Maaße der Wichtigkeit nach der geringern oder mehr erweiterten Wirkungs-Sphäre, in welcher es ſeinen Spielraum hat. Immer aber bleibt es daſſelbe ſtörende und zerſtörende Princip des abſoluten Wollens, welches am unbedeutendſten in dem Eigenſinn des Kindes erſcheint, wo es aber doch das vorzüglichſte Hinderniß der Erziehung bildet, was dieſe eben überwinden ſoll; und zugleich mag dieſes ſcheinbar ſo kleine Phänomen deßwegen angeführt werden, weil es zum Beweiſe dient, daß dieſe Unart ſelbſt in der Natur des Menſchen und des Bewußtſeins, ſo wie ſie jetzt ſind, wurzelt, und ihr gleichſam mit angeboren wird. Nehmen wir für die zweite und mittlere Stufe eines ſo mannichfach ſich geſtaltenden, und unzählige viele Stufen des Lebens durchlaufenden menſchlichen Uebels, den leidenſchaftlich in der einmahl gefaßten Meinung beharrenden Starrſinn des Sectenſtifters, oder ſonſt eines andern etwa politiſch gefährlichen Partheihauptes; ſo ſind hier die verderblichen Folgen dieſes Princips oft ſchon äußerſt ausgedehnt und furchtbar. In ſeiner vollen Kraft zeigt es ſich dann endlich, in der nichts ehrenden, und nichts ſchonenden Herrſchſucht, und in dem abſoluten Herrſcherwillen des despotiſchen Welteroberers. Der zweite Moment der Vergleichung in dieſer Stufenleiter iſt eigentlich der, welcher mit der vorliegenden Aufgabe der Erklärung des intellectuellen Irrthums zunächſt in Berührung ſteht; denn auch die Wiſſenſchaft hat ihre Sectenſtifter, und auch in das ſtille Gebieth der Philoſophie, wenn wir dieſes nähmlich ſo bezeichnen, wie es als die innere Befriedigung und Erkenntniß unſrer Selbſt und der Natur in der Wahrheit und in Gott ſein ſollte, weiß der leidenſchaftliche Partheigeiſt ſeinen Eingang zu finden. In dem Vorurtheil und in dem Syſtem-Geiſt der einmahl gefaßten Anſicht und Meinung, wirkt nun dieſer abſolute Sinn und abſolute Willen, der zunächſt mehr noch ein Charakterfehler als ein Verſtandes-Irrthum iſt, allerdings auch zur Befeſtigung des philoſophiſchen Irrthums ſehr weſentlich mit, aber bloß von der formellen Seite. Wird das Abſolute aber ſelbſt als Gegenſtand genommen, wie es bei den wiſſenſchaftlichen Sectenſtiftern und im philoſophiſchen Syſtemgeiſte ſehr leicht und meiſtentheils geſchieht, ſo iſt das Streben nach dieſem, und die Idee des Unbedingten eben das, was den einen wie den andern Irrthum auf den höchſten Gipfel ſteigert, und ihm die Krone aufſetzt. Auf die Natur, und irgend eine poſitive Naturanſicht, und beſtimmtes Natur-Syſtem angewendet, giebt es dieſem grade das Ausſchließende und Abgeſchloſſene, wodurch es von dem Höhern und eigentlich Göttlichen losgetrennt, und ganz allein in ſich ſelbſt begründet, zur pantheiſtiſchen Selbſtgenügſamkeit und Vergötterung der falſchen Einheit hingeführt wird. Auf die in der Ichheit befangne Vernunft übertragen, erzeugt das Streben nach dem Abſoluten, und die Idee deſſelben den idealiſtiſchen Irrthum, veranlaßt ihn wenigſtens ſehr leicht, welcher ſelbſt ſchon der erſte Schritt, oder wenigſtens der gewöhnliche Uebergang iſt zu dem wiſſenſchaftlichen Atheismus. Als die eigenthümliche Irrthumsform des Verſtandes, wurde in einer der frühern von dieſen Betrachtungen das abſtracte Denken erwähnt. Gewiß iſt, daß auch der Verſtand ſich ganz in ein bloß abſtractes und todtes Denken und in lauter abſtracte Begriffe verlieren kann, ſo daß er gar kein anderes, geiſtvoll lebendiges Denken mehr kennt; und ein ſolcher Verſtand iſt dann unſtreitig auch ein fehlerhaft organiſirter, oder falſch gebildeter, ſelbſt irrender, den Irrthum weiter fortpflanzender Verſtand. Allein genau genommen und ſchärfer beſtimmt, iſt das abſtracte Denken nicht ſowohl dem Verſtande, als der Vernunft eigen, die eben das Vermögen der Abſtraction iſt, welche letztere übrigens abgeſehen von dem vielfachen und großen Mißbrauch, an ihrer rechten Stelle, und in ihren wahren Gränzen allerdings auch ein natürliches Bedürfniß, und eine weſentliche Function des menſchlichen Bewußtſeins bildet. Der Verſtand beruht auf dem Verſtehen, er ſetzt mithin ein geiſtiges Durchblicken, ein lebendiges Durchſchauen ſeines Gegenſtandes voraus, es mag dieſer Gegenſtand nun ein äußerer der Natur oder des wirklichen Lebens ſein, oder ein innrer und bloßer Gedanke und Begriff, oder das denſelben bezeichnende Wort, wo jene geiſtige Durchdringung alsdann auf den rechten und urſprünglichen Sinn dieſer Idee, oder die geiſtige Bedeutung des Begriffs, oder des Worts gerichtet iſt. Ein Verſtand, der ganz nur in abſtracten Begriffen verloren wäre, würde in einem ſolchen bloß abſtracten Denken ſelbſt mit untergegangen ſein. Ganz geiſtlos und ohne Leben kann der Verſtand nach ſeinem eigenthümlichen Charakter nicht ſein; es würde alſo dann mehr eine gänzliche Abweſenheit oder doch ein ſehr mangelhafter Zuſtand dieſer Geiſteskraft dadurch bezeichnet und indicirt ſein. Will man aber den einem Vermögen des Bewußtſeins beſonders eigenthümlichen Fehler oder Irrthum beſtimmen, ſo muß man daſſelbe nicht in einem mangelhaften, oder weniger glücklich entwickelten Zuſtande dabei zum Grunde legen, ſondern daſſelbe vielmehr in ſeiner vollen Kraft und glücklichſten Entwicklung annehmen und vorausſetzen. Nun aber iſt auch ein äußerſt geiſtreicher, heller und lebendiger Verſtand mit dem vereinbar, was ich oben als den böſen genialiſchen Geiſt, die falſche genialiſche Kraft bezeichnet habe; und hier iſt der eigentliche Sitz des verkehrten Verſtandes, oder der ihm eignen Verirrung; daher wohl die Benennung eines ſophiſtiſchen Verſtandes, die kürzeſte und treffendſte iſt für die demſelben eigenthümliche

Irrthumsform. Und dieſer ſophiſtiſche Verſtand, iſt ja eben das Werkzeug der Ausführung, und das ausübende Organ aller falſchen Syſteme, zu dem ſie früher oder ſpäter alle ihre Zuflucht nehmen. Was den Einfluß und die Mitwirkung des ſophiſtiſchen Verſtandes auf den philoſophiſchen Irrthum betrifft, und ſeinen Antheil an dem Geiſte und Inhalte des falſchen Syſtems der Unwahrheit, ſo findet hier wohl eher ein Gegenſatz von der idealiſtiſchen Verirrung des abſoluten Wollens und Strebens, unter der herrſchenden Idee des Unbedingten, eine Hinneigung und ein Uebergewicht zu einer realiſtiſchen Weltanſicht Statt, nach dem angenommenen Grundſatze von der allgemeinen Nichtswürdigkeit aller Dinge nicht bloß in moraliſcher Beziehung oder im practiſchen Leben, und in dem hiſtoriſchen Gebiethe, ſondern auch in der Natur und in der ganzen Schöpfung; und eine ſkeptiſche Verachtung aller Andersdenkenden, oder aller der gemeinen Geiſter, die ſich nicht zu dieſem ſelbſtbewußten Nichtwiſſen und Unglauben erheben können; daher auch dieſe Tendenz und dieſer Irrthum des ſophiſtiſchen Verſtandes am meiſten in Berührung ſteht, und am nächſten verwandt iſt mit dem dialectiſchen Gewirre der ewig ſtreitenden Vernunft. So wie aber das abſolute Wollen und Streben nicht ohne eine gewiſſe Verkehrtheit des Verſtandes denkbar iſt, ſo kann auch der ſophiſtiſche Verſtand nicht leicht Statt finden, ohne eine Beimiſchung von üblem Willen, und einem abſichtlichen Verſchließen gegen die Wahrheit. Ungeachtet dieſes innerlichen Zuſammenhanges beider intellectuellen Fehler ſtehen dieſelben aber ſonſt, äußerlich genommen, und im wirklichen practiſchen Leben noch weit genug aus einander. Den Begriff des ſophiſtiſchen Verſtandes könnte man wohl nicht leicht in der Kürze anſchaulicher erklären als durch die Erinnerung an den berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, dem an dieſer Zeit und ihrem Zeitgeiſte ein ſo großer Antheil beigemeſſen werden muß. Wenn ich es nöthig gefunden hätte, das philoſophiſche Streben nach dem Unbedingten durch Beiſpiele deutlich zu machen, ſo hätte ich dafür wohl ohne Zweifel die von einigen deutſchen Philoſophen der letzten Zeit und

Schule anführen müſſen; was aber den ſophiſtiſchen Verſtand betrifft, ſo wird gewiß nicht leicht ein ſolches Uebermaaß deſſelben, weder vorher noch nachher, gefunden werden, als bei dieſem, ſeine Zeit vergötternden, und auch von ihr wieder vergötterten, ſonſt aber alles verhöhnenden, die Welt verſpottenden antichriſtlichen Weltgeiſte. Was die beiden entgegengeſetzten Syſteme des Unglaubens und des Irrthums betrifft, den Rationalismus und das falſche abgöttiſche Natur-Syſtem, ſo ſind ſie in ihrem innern Weſen beide gleich irrig und gleich verderblich, und läßt ſich darin kein Maaßſtab und keine Gradation der Verwerflichkeit zwiſchen ihnen beiden aufſtellen. Auch nach dem theologiſchen Urtheil wird der Pantheismus als das Extrem der einen Natur-Seite kaum minder verwerflich und falſch erſcheinen, als der Atheismus, als das Extrem des Irrthums auf der andern ideellen Seite; es werden beide auf dieſelbe Linie geſtellt, und iſt beides eine gleich große, gleich vollkommne Verkennung der Einen Wahrheit und des lebendigen Gottes. Auf die äußere Erſcheinung und Wirkung geſehen, könnte eine ganz heidniſch geſinnte Natur-Philoſophie, wenn man ſie in irgend einer recht grellen und doch anziehend verführeriſchen Form auffaßte, faſt noch gefährlicher und verderblicher erſcheinen, als der Rationalismus, wenn man dieſen etwa in einer beſonders gemäßigten, recht geſchmeidigen, und geſchickt modificirten Darſtellung daneben ſtellt. Iſt aber nicht von der Sache ſelbſt und im Allgemeinen, wo das Urtheil und die Verwerfung ganz gleich ausfallen muß, ſondern von unſerm Zeitalter und von dem Kampf deſſelben insbeſondre die Rede; ſo nehme ich keinen Anſtand, den Rationalismus ganz entſchieden für das größere und gefährlichere Uebel unter beiden zu halten; weil er viel tiefer in dem Zeitgeiſte wurzelt, allgemeiner verbreitet iſt, und beſonders auch weil er viel biegſamer iſt, ſich der Wahrheit und dem Syſteme der Wahrheit anzuſchmiegen, immer wieder mit dem Gegentheile zu capituliren, und unter die mannichfachſten Formen ſich von neuem zu verſtecken weiß; ſo daß ſich kaum beſtimmen läßt, wo der Punct erreicht, oder zu erreichen wäre, da man ſagen kann, daß das Uebel und dieſer

Irrthum ſelbſt an der Wurzel, und für immer ausgerottet ſei. Nur durch das Leben ſelbſt, durch das höhere geiſtige Leben, und durch die Philoſophie dieſes Lebens in dem dreifachen innern Erkenntnißvermögen und Bewußtſein, kommt man aus dem Dilemma dieſes Vernunft-Zwieſpalts heraus, und findet den Ausweg aus deſſen dialectiſchem Gewebe. Eine falſche Natur-Philoſophie dagegen, — und falſch nenne ich eine jede ſolche, die in feindlicher Oppoſition mit der Religion ſteht, oder ſich ſelbſt an die Stelle derſelben ſetzen will — wird, wenn ſie bloß empiriſch aufgefaßt iſt, nicht von großer Wirkung und nicht ſehr gefährlich ſein, und bald wieder von ſelbſt niederfallen. Iſt aber ein wahrhaft höheres geiſtiges Streben, ein wirklich großer, umfaſſender Geiſt in ihr, ſo wird ſie bald dieſer Gränze und ihres Mißverſtandes inne werden, und den Uebergang finden zu dem Göttlichen, was über ihr gelegen iſt. Streng ſyſtematiſch abgeſchloſſen kann ohnehin die Natur-Philoſophie nicht leicht ſein, oder doch nicht lange bleiben, wegen des beſtändigen Fortwachſens dieſer Wiſſenſchaft des Lebens. Sobald dieſelbe aber ſich ſelbſt als das Zweite und als der höhern Gottes-Philoſophie untergeordnet erkennt, dann iſt ſie auch kein Irrglauben mehr, und iſt mit der Wahrheit ſchon ganz verſöhnt, oder wenigſtens auf dem entſchiedenen Wege zu dieſer Ausſöhnung. Dieſes mildere Urtheil darf aber keinesweges ausgedehnt werden auf die entſchiedene, und abſolut heidniſche Naturvergötterung der falſchen pantheiſtiſchen Wiſſenſchaft.

So wäre nun die Gegeneinanderſtellung des Glaubens und des Unglaubens vollendet, und das Gemählde entworfen von dem Bewußtſein und dem Wiſſen, wie es zu dem einen gehört, und aus dem andern hervorgeht; zur freien Entſcheidung und eignen Wahl nach dem Urtheil eines jeden Denkenden, über ſich ſelbſt und die Wahrheit Nachdenkenden, die Wahrheit Suchenden und Liebenden. Dieſe Gegeneinanderſtellung ſelbſt iſt die eigentliche Aufgabe der Philoſophie; und wenn der Umriß und die Schilderung des einen und des andern Zuſtands und Bewußtſeins nicht ganz unvollſtändig nach den hier geſtatteten Gränzen gegeben wurde, ſo iſt die Aufgabe im Weſentlichen als gelöſt zu betrachten; obwohl der Kampf ſelbſt zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, der Welt und der Zeit anheim geſtellt bleibt; die Entſcheidung aber, oder der Sieg der Wahrheit, auch vielleicht noch andern höhern Mächten und Kräften, als den bloß menſchlichen. Ueber die Natur und Beſchaffenheit dieſes intellectuellen Kampfs aber, und über die einzelnen Momente desſelben, ſind auch von Seiten der Philoſophie noch einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Zuvörderſt glaube ich, daß es nach allem Vorangeſchickten nun wohl einleuchtend ſein wird, warum die Polemik im gewöhnlichen Sinne des Worts, auch bei den beſten Geſinnungen, dem reinſten Eifer für die Wahrheit, dem redlichſten Bemühen, dem größten Scharfſinne, und vollkommner Erkenntniß der guten Sache der Wahrheit, und ihrer weſentlichen Grundſätze, doch meiſtens einen ſo geringen Erfolg hat, und auch im beſten Falle ſo äußerſt langſam wirkt, während die Anſteckung des Irrthums oft ſo furchtbar ſchnell fortſchreitet; was nicht etwa von der großen Rhetorik herrührt, die ihm beiwohnt, oder weil er immer die beſſern Talente auf ſeiner Seite hätte; ſondern die Urſache liegt darin, daß in einem ſolchen Falle die geiſtigen Miasmen des Verderbens immer ſchon in der ſittlichen Atmoſphäre weit umher verbreitet ſind. Es iſt eben mit der höhern Wahrheit, und mit der Widerlegung des philoſophiſchen Irrthums, ganz und gar nicht ſo beſchaffen, wie mit einem bürgerlichen Proceſſe vor einem weltlichen Richterſtuhle, wo es genug iſt, und man ſeine Sache gewonnen hat, wenn man nur die Scheingründe des Gegners vollſtändig widerlegt hat, und den Beweis für das eigne Recht in der ſtrengſten richtigen Verkettung gehörig darzulegen weiß. Was würde es aber in dem Gebiethe der Philoſophie und der höhern Wahrheit helfen, wenn man irgend ein geſchriebnes Syſtem des Irrthums auch noch ſo vollſtändig und gründlich widerlegen wollte, während unterdeſſen vielleicht zwei oder drei von neuem aufwachſen, die eben ſo ſehr der Widerlegung bedürfen, als jenes erſte! Der grade Weg einer möglichſt ruhigen und einfachen, möglichſt klaren und vollſtändigen Entwicklung der höhern Erkenntniß ſcheint mir daher auch ein weit geeigneteres Mittel zur Befeſtigung und Verbreitung der Wahrheit, als die directe Bekämpfung irgend eines in der Zeit und Welt herrſchenden Irrthums oder falſchen Syſtems, bei welcher, wenn der Streit gründlich geführt werden ſoll, man in alle die verworrnen Irrgänge desſelben mit hineingezogen, und oft mit verworren wird, und im glücklichſten Falle der vollkommnen Widerlegung, zuletzt doch nichts gewonnen wird, als das reine Nichts oder die Unwahrheit des widerlegten Syſtems, mit dem vollſtändigen Beweiſe dieſes Nichts. Auch iſt ja doch die Abſicht dieſes Kampfes nicht eigentlich gegen Bücher und Blätter, Sätze und Worte gerichtet; ſondern aus dem Geiſte, aus der Seele des Menſchen möchte man den verderblichen Irrthum verſcheuchen, verbannen, entfernen und vertilgen, und dagegen die Wahrheit, das lebendige Wirken und die ganze Fülle derſelben an die Stelle ſetzen, und den Geiſt und die Seele der Menſchen dafür gewinnen. Dieſes iſt aber nur auf eine ganz individuelle Weiſe, und im perſönlichen Gedankenwechſel möglich, da ſich der Irrthum ſowohl als die Wege und Uebergänge zur Wahrheit auf ſo tauſendfach verſchiedne Weiſe in jedem Individuum, ja faſt in jeder Lebens-Epoche desſelben wieder anders geſtalten. Sollte oder wollte daher die Philoſophie ſich dieſes als ihr Hauptgeſchäft zum Zwecke ſetzen, ſo könnte es nur in der Form des Geſprächs, ſich der Individualität und Perſönlichkeit überall auf's genaueſte anſchmiegend, geſchehen; und in dieſem Sinne, und darum haben auch Plato und die andern Schüler des Sokrates in ihrem Kampfe gegen die Sophiſten durchgängig den dialogiſchen Vortrag, und dieſe Darſtellungsform für ihre Philoſophie gewählt. Aber auch der geſchriebene Dialog kann doch nur eine Art von mittlerem Durchſchnitte enthalten, für die unendliche Mannichfaltigkeit von individuellen Anſichten, Ueberzeugungen und Charakteren. Und was muß denn eigentlich geſchehen, um dieſe von dem Irrthume zu entfernen und zu befreien, und mit der Wahrheit zu verſöhnen und zu erfüllen? — Es muß zuerſt der innre Sinn und das geiſtige Auge geöffnet, der Geiſt zurückgeführt und wieder hingelenkt werden auf ſeinen verlornen Mittelpunct. Die Seele aber ſoll angezogen, gewonnen, ganz umgewendet und neu belebt werden. Iſt dieſes wohl möglich ohne eine höhere, göttliche Kraft? Kann es in Wahrheit bewirkt werden durch unſre gewöhnliche, menſchliche Disputir-Kunſt, wie ſie etwa für die bürgerlichen Gerichtshändel zureicht, oder mit einem logiſch geordneten Beweiſe und einer vielleicht an ſich geſchickten dialogiſchen Wendung, wenn nicht eine tiefer eindringende Seelengewalt hinzukommt? — Und wohl giebt es eine ſolche höhere Kraft und wirkendes Wort der Wahrheit, welches in der Sprache der Schrift, das Schwert des Geiſtes genannt wird, welches bis in das innerſte Mark eindringt, und Geiſt und Seele von einander ſcheidet. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſem Ausdrucke von dem gewaltſamen Scheiden zwiſchen Seele und Geiſt, und wird der allerhöchſte geiſtige Seelenſchmerz ſehr treffend damit bezeichnet. In dem gewöhnlichen Tode wird nur die unſterbliche Seele aus dem irdiſchen Körper ausgeſchieden und losgeriſſen, aber Geiſt und Seele bleiben beiſammen und vereinigt. Hier alſo findet ein noch viel tieferes und gewaltſameres Scheiden und Losreißen Statt; was aber nothwendig iſt für den Sieg der Wahrheit in dieſem Kampfe auf Tod und Leben. Denn in dem Irrthume, wenn es ein innerlicher iſt, der in die Tiefe geht, und bis in die Mitte eingedrungen iſt, wachſen beide, Geiſt und Seele, völlig feſt in einander, und nicht anders kann der Irrthum gelöſt werden, als durch jene gewaltſame Losreißung, wo dann dem Geiſte plötzlich ein Licht aufgeht über den Abgrund, an dem er ſteht, und die Seele aus allen Angeln ihres falſchen Lebens mit einem Mahle herausgeriſſen, völlig umgewendet und umgekehrt wird. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß die Wahrheit ſelbſt den Sieg gewinnt über den Irrthum und den Unglauben; nicht immer braucht dieſes Mark und Bein durchdringende, Geiſt und Seele ſcheidende Schwert des Geiſtes auch ein eigentlich ausgeſprochenes, oder geſchriebenes Wort zu ſein. In irgend einer erſchütternden Kataſtrophe unſers eignen Lebens tritt es oft deutlich und ſprechend genug hervor, und bewirkt in dem Einzelnen eine gänzliche Umwendung ſeines Sinnes und ſeiner Denkart. Aber wie gegen einzelne Individuen, ſo kann ſich dieſes flammende Schwert des richtenden Geiſtes auch gegen ganze

Nationen, und ganze Zeitalter hinwenden, um ſie aus dem Irrthume und Unglauben emporzureißen, und zur Wahrheit zurück zu führen; ja endlich auch gegen den ganzen Erdkreis und die geſammte Menſchheit; und auf dieſes der jetzigen Welt-Epoche ſo nahe vor Augen gerückte Thema werden uns auch die nächſtfolgenden dieſer Betrachtungen noch in mannichfacher Weiſe näher hinführen.

* * *

Eilfte Vorleſung.

Von dem Verhältniſſe der Wahrheit und der Wiſſenſchaft zum Leben; oder von dem Geiſte in ſeiner Anwendung auf die Wirklichkeit.

Die Einheit des höchſten Wiſſens und des göttlichen Glaubens, und die Anerkennung und Erkenntniß dieſer Einheit, iſt der erſte Schritt des Geiſtes im Gebiethe der Wahrheit und des Bewußtſeins dieſer Wahrheit, oder auch die erſte Stufe dieſes in der Wahrheit fortſchreitenden Geiſtes und Bewußtſeins; und es iſt der Grundbegriff der Wahrheit ſelbſt, welcher dieſen Anfang bildet. Die durchgreifende Unterſcheidung alsdann, das entſcheidende Urtheil zwiſchen dem Glauben, dem einfachen, allgemeinen Gottesglauben, in ſeiner Vereinigung mit allem natürlichen und höheren wahren Wiſſen auf der einen, und zwiſchen dem Unglauben und dem falſchen Wiſſen oder den Syſtemen des Irrthums auf der andern Seite, bildet die zweite Stufe, oder den zweiten Schritt in dieſem Stufengange der fortſchreitenden Wahrheit und des Geiſtes der Wahrheit in dem Bewußtſein des Menſchen, des einzelnen Menſchen ſowohl, als auch des geſammten Menſchengeſchlechts, oder irgend eines beſtimmten Zeitalters in ſeiner Entwicklung. Dieſe beiden Gegenſtände waren der Inhalt der beiden vorigen Abhandlungen. Die dritte Stufe in der fortſchreitenden Entwicklung des Geiſtes der Wahrheit im Bewußtſein und im Wiſſen iſt nun die fruchtbare Anwendung deſſelben auf das wirkliche Leben, oder auch die reelle Darſtellung und die practiſche Ausführung deſſelben, wodurch erſt jener göttliche Grundbegriff von der Wahrheit und dann das große, die Wahrheit und die wahre Wiſſenſchaft von dem Irrthume ſcheidende und zwiſchen ihnen unterſcheidende Urtheil ihren vollen Schluß und ihre Vollendung in der Wirklichkeit erhalten; und dieſes iſt der Inhalt nicht bloß der gegenwärtigen Erörterung, ſondern auch aller übrigen nachfolgenden Vorträge. — Ehe ich aber dieſes neue Thema zu entwickeln beginne, und dieſes dritte Problem von der wirklichen Anwendung des wahren Wiſſens auf das Leben und von ſeiner fruchtbaren Vereinigung mit demſelben zu löſen verſuche; möchte ich noch als Uebergang von dem vorigen Gegenſtande und Abſchnitte einige hiſtoriſche Bemerkungen über den Inhalt der letzten Betrachtung hinzufügen, die zugleich als ergänzender Nachtrag zur weitern Erklärung deſſelben dienen können. Der Streit und Wechſel zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben, wie bald der eine, bald der andre mehr die Oberhand gewinnt in dem Sinne der Menſchen und die Zeit beherrſcht, oder auch der Kampf der Wahrheit und des wahren Wiſſens mit den Syſtemen des Irrthums in den verſchiedenen Entwicklungs-Epochen des Menſchengeſchlechts und der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, iſt ein Gegenſtand von hohem Intereſſe für die philoſophiſche Beobachtung, die ſich grade hier in dieſer hiſtoriſchen Anwendung vorzüglich lehrreich und fruchtbar bewährt. Ich werde mich dabei nur auf einige wenige Beiſpiele beſchränken, die für unſern Zweck am nächſten liegen oder die wichtigſten Folgen darbiethen. Aus der ganzen alten Weltgeſchichte werde ich vorzüglich nur zwei Momente ausheben: erſtens den zwiefachen, geiſtigen Zuſtand der älteſten Urzeit und dann die höchſte Entwicklung des Denkens und Wiſſens in dem gebildeten Zeitalter der Griechen, in ihrer erſten Blüthe und baldigen Entartung. Beides vorzüglich in der Abſicht, um zu zeigen, wie die Wahrheit überall zuerſt gefunden wird, immer den Anfang macht und dem Irrthume vorangeht. Aus der neuern Welt- und Zeitgeſchichte werde ich alsdann ebenfalls nur einige wenige beſonders fruchtbare Momente hervorheben, um daran zu zeigen, wie ſich das Problem des Wiſſens in manchen Welt-Epochen ſo verwickelt geſtaltet, daß es in ſeinem Verhältniſſe zum Leben oder in ſeiner Anwendung auf daſſelbe zu keiner reinen Auflöſung gelangen kann; oder auch, wie es oft nach einem herrlichen Anfange mit einem Mahle wieder eine falſche Richtung nimmt, und wie es dann ebenfalls ſein Ziel verfehlt, und als Problem der Zeit genommen, in ſeiner Anwendung auf das wirkliche Leben, unaufgelöſt bleibt. Dieſe Betrachtung des wirklichen Verhältniſſes zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben, wie es hiſtoriſch in dieſem oder jenem beſtimmten Zeitalter geweſen iſt oder auch noch iſt, nebſt den Schwierigkeiten und verwickelten Fragen, die dabei vorkommen, kann zugleich als Einleitung dienen für dieſes ganze Thema und die befriedigende Erklärung und richtige Theorie von der Anwendung des wahren Wiſſens auf das Leben, und von der fruchtbaren Vereinigung zwiſchen beiden.

Wenden wir den Blick nun zuerſt auf den Anfang des Menſchengeſchlechts und auf die erſte Urzeit zurück, ſo finden wir überall die Sage und Ueberlieferung von dem göttlichen Urſprunge deſſelben, mit den andern Bildern und Fabeln des Heidenthums verwebt und vermiſcht; und wir ſind gewohnt, das ganze Heidenthum überall und ohne Unterſchied als etwas durchaus Unwahres und Abgöttiſches, oder wenigſtens Thörichtes und Fabelhaftes vorauszuſetzen. Iſt dieſes aber wohl dem natürlichen Gange der Dinge gemäß: und ſollte nicht, oder muß nicht vielmehr dieſer chaotiſchen Bilder- und Sagenverwirrung anfangs wenigſtens eine einfachere Geſtalt des Irrthums zum Grunde gelegen haben, wenn es denn einmahl und auch gleich vom Anfange durchaus nur Irrthum geweſen ſein ſoll? — Zwar wir treffen überall das Heidenthum, auch bei den erſten Völkern, ſelbſt in den früheſten Sagen und Gebräuchen der älteſten Zeit, ſo weit wir dieſe kennen, ſchon mehr oder minder in einem ſolchen Zuſtande der fantaſtiſchen Verworrenheit, als ein wahres Chaos von ſymboliſchen Naturbildern, mit einzelnen unentwickelten geiſtigen Gedanken-Umriſſen und höhern Ideen-Anklängen, oder auch mit zum Theile räthſelhaften hiſtoriſchen Sagen verwebt und vermiſcht, und das alles nach ganz eigenthümlichen National- oder Familien- und erblichen Stammgefühlen, ganz in den Local-Farben dieſer beſondern Lebens-Sphäre entwickelt, und oft noch mit der höchſten dichteriſchen Willkühr wieder anders geſtellt oder neu verknüpft. Wie könnte man hoffen, den einfachen Ausgang aus einem ſolchen Labyrinthe ſo leicht zu finden; oder wer möchte uns den Faden der Ariadne dazu geben und reichen? — Sehr hoch ſteigt zwar überhaupt unſre hiſtoriſche Erkenntniß und Gewißheit nicht hinauf; jene große Fluth, auf welche die Ueberlieferung aller Völker hinweiſt, und welche alle telluriſchen Wiſſenſchaften, Geographie und Naturgeſchichte und Geognoſie, oder wie ſie ſonſt Nahmen haben, in ſo vollem Maaße beſtätigen, bildet eine faſt unüberſteigliche Kluft zwiſchen unſerm jetzigen ſpätern Menſchengeſchlechte und jener erſten Rieſenzeit der untergegangenen Urwelt. Dennoch aber weiß eine ſorgſame Kritik und hiſtoriſche Unterſuchung auch in jener chaotiſchen Anhäufung aller der verſchiednen Mythologien, wohl noch die einzelnen Schichten und Epochen zu unterſcheiden, und das Urgebirge der früheren Naturſage von den ſpätern Mythenbildungen abzuſondern. Allerdings iſt nun auch dieſes Urgebirge in der Sage der Vorzeit, dieſe erſte und älteſte, einfachere Grundlage des Heidenthums, ſelbſt wieder eine Miſchung und nur ein Niederſchlag einer noch älteren und früher vorangegangenen Zerſtörung. Wenn aber alle Sagen und alle Mythologien und alle Ueberlieferungen darin übereinſtimmen, daß das Menſchengeſchlecht nicht ohne Gott angefangen hat, und daß dieſer Erſte, unmittelbar von Gott ausgehende Menſch gleichwohl als der erſtgeborne Sohn der Erde, als unſrer und auch ſeiner nächſten Natur, mitten in dieſe hingeſtellt war; ſo führt uns dieſes, da der von Gott ausgehende und von Gott anfangende Menſch doch nicht ohne die Erkenntniß deſſelben geweſen ſein kann; ich ſage, es führt uns dieſes auf den Begriff von einer Erkenntniß, und zwar von einer unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniß Gottes in der Natur und aus ihr, und zwar zunächſt und vorzüglich nur in oder aus der Natur, und wiederum auch von einer unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniß der Natur in Gott. Dieſes iſt aber grade das alte und wahre Heidenthum der heiligen Urväter; wenn wir nähmlich die erſte Natur-Religion des älteſten Menſchengeſchlechts und jener frommen Patriarchen darunter verſtehen, wie ſie nach der Sprache und Analogie der heiligen Schrift und in der an dieſe ſich anſchließenden Ueberlieferung alſo bezeichnet wird. Nach dem einfachen Stufengange der Wahrheit, der auch der Stufengang Gottes und ſeiner Erkenntniß iſt, war aber dieſe Naturoffenbarung die erſte und älteſte, dem Menſchen auf die Erde mitgegebene, welche von jener andern und ſpätern oder zweiten, poſitiven göttlichen Offenbarung in einem geſchriebenen Geſetze und geſchriebenen Worte oder Buche des Geſetzes ſorgfältig unterſchieden werden muß, und auch in dieſer ſelbſt überall ſehr genau davon unterſchieden wird. Das göttliche Geſetz, welches allerdings auch in dieſem erſten Weltalter der Naturoffenbarung Statt fand, aber nicht auf ehernen Tafeln eingegraben, ſondern ſo wie es anſchauend in der Natur ſelbſt geleſen und aus ihr verſtanden, und in dem Herzen und Gewiſſen der Menſchen unmittelbar vernommen wurde, war viel einfacher, mithin leichter und weniger drückend, als das ſpätere Geſetz der zweiten Offenbarung, welches zur Errettung eines ſchon ſehr entarteten Volkes und zur Bewahrung desſelben mitten unter andern, noch viel mehr verwilderten Völkern beſtimmt war; minder ſchwer auch, oder weniger hoch geſteigert, als das für alle Völker ausgeſprochene Geſetz der neuen Zeit in dem dritten Weltalter, welches nicht mehr für die erſte glückliche Kindheits-Epoche der Menſchheit beſtimmt war, ſondern um in dem letzten, ſchweren, entſcheidenden Kampf den vollkommnen Sieg zu gewinnen und die völlige Befreiung von der alten Schuldenlaſt und dem feindlich drückenden Joch. Für jedes Alter der Menſchheit hat der weiſe Vater ein eignes und eigenthümlich angemeſſnes Geſetz geordnet; ein leichtes Geſetz des Lebens, der vollen anwachſenden Lebenskraft und der blühenden Entwicklung für die erſte Kindheits-Epoche; ein Geſetz der ſtrengen Vorbereitung und der Verheißung oder der Erwartung für das Jünglingsalter; ein Geſetz des entſcheidenden Kampfs und der ſiegenden

Liebe des Unſichtbaren, ja der Vollkommenheit für den reifenden Mann; und ſo wird auch wieder eine neue Anwendung deſſelben Geſetzes, und eine neue Stärkung in demſelben Kampfe für die letzte Zeit der Vollendung Statt finden. Aber nicht bloß das göttliche Geſetz der Natur für den Menſchen im erſten Weltalter, war ein andres als das Geſetz der ſpätern Zeit und nachfolgenden Stufe der ſich weiter entwickelnden Offenbarung; ſondern auch dieſe unmittelbare Natur-Offenbarung und anſchauende Erkenntniß der Natur ſelbſt, war eine ganz andre als unſre künſtlich zuſammengeſetzte und verwickelte Naturwiſſenſchaft, welche vielmehr den Weg der Rückkehr zum Leben und zur vollen Wahrheit der Natur bezeichnet und zu durchwandern hat; obwohl ſie auf dieſem Wege der Rückkehr, auch da, wo ſie am weiteſten gekommen ſcheint, noch nicht ſo gar nah an dieſem Ziele ſein dürfte. Für das Auge des erſten Menſchen aber, wie es Gott in der Natur erkannte und nicht bloß verſtand, ſondern unmittelbar wahrnahm und gleichſam ſah, war eben deßwegen auch die Natur in Gott gewiſſermaßen durchſichtig. Und wenn gleich dieſe ſeine Erkenntniß der Natur höchſt einfach geweſen iſt, ſo war ſie dabei doch tief eindringend in das Innerſte und durchaus lebendig und wirkſam; ja ſie war ſelbſt vielmehr eine der äußern verwandte Naturkraft in ihm; wie denn überhaupt der Menſch in dieſem erſten Weltalter eine ſolche lebendige Gewalt in der Natur und über dieſelbe, und höhere Kräfte der Art beſaß, die ihm nachher ganz ſind entzogen worden, oder welche in der ſpätern Zeit doch nur eine ſeltne Ausnahme und einzelne wunderbare Erſcheinung bilden. Wir denken uns vielleicht überhaupt das alte Menſchengeſchlecht, jenſeits der großen Scheidewand der allgemeinen Fluth, der ſpätern jetzigen Zeit und Gattung viel zu ähnlich, und weder im Guten noch im Böſen groß und wunderbar genug. Zuerſt iſt ſelbſt die Atmoſphäre damahls höchſt wahrſcheinlich eine viel andre geweſen als die jetzige, mithin auch die Nahrung und Nahrungsweiſe des Menſchen. Wenn man auf die beſten und älteſten hiſtoriſchen Zeugniſſe in ſolchen Dingen einigen Werth legt, ſo wird man kaum bezweifeln können, daß dieſe alte Menſchengattung, wenigſtens in der letzten Zeit vor der Zerſtörung, von rieſenhaftem Körperbaue geweſen ſei, dem aber auch die innere Geiſteskraft oder Gewalt entſprach. Um ſo weniger kann auch die mit allem übrigen vollkommen übereinſtimmende Angabe der Schrift von einer gegen unſern jetzigen Maaßſtab gehalten, ebenfalls rieſenhaft langen Lebensdauer im erſten Weltalter an ſich ſchon für ſo unwahrſcheinlich gehalten werden, daß man ſie durch erkünſtelte, und im Grunde doch unhaltbare Hypotheſen der Auslegung müßte auf die Seite zu ſchieben ſuchen. Wie ſehr aber bei ſolcher Körperkraft und Lebensdauer, dieſe in dem lebendigen Naturglauben gegründeten höheren Gaben und anſchauenden Erkenntniſſe jener erſten Stammväter des Menſchengeſchlechts, bei einem guten und auf Gott gerichteten Gebrauche derſelben anwachſen mußten; wie furchtbar auf der andern Seite bei einer frevelhaften und verbrecheriſchen Anwendung und Geiſtesrichtung ausarten, das leuchtet wohl von ſelbſt ein: obwohl wir uns vielleicht weder von dem einen noch von dem andern Zuſtande einen nach dieſem großen Maaßſtabe ganz angemeßnen Begriff machen können. Immer aber bleibt es eine allgemeine Naturbeobachtung und Grundregel aller Geſchichte und Entwicklung: Das Größte und Herrlichſte, wenn es einmahl entartet und ganz verwildert, nimmt alsdann in dieſer Entartung und Verwilderung grade die ſchrecklichſte und grauenvollſte Geſtalt an. So ſcheint es auch wohl mit dem in jedem Sinne größeren und großartigen Menſchenſtamme des erſten Weltalters vor der großen Fluth geweſen zu ſein. — In unſrer neuern Zeit hat ein großer deutſcher Philoſoph zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, der dabei ein eben ſo großer hiſtoriſcher Gelehrter als mathematiſcher Erfinder war, den merkwürdigen Ausſpruch gethan, die letzte Secte in der Chriſtenheit, in dieſer ganzen Entwicklungsgeſchichte der chriſtlichen Offenbarung und der neuen Zeit bis an's Ende, die letzte Secte, und zugleich auch die allgemeinſte und furchtbarſte, werde der Atheismus ſein. Dieſer Ausſpruch, der damahls an dem Uebergangspuncte von dem geängſteten und bedrängten ſiebzehnten zu dem aufgeklärten und ſelbſtgefälligen achtzehnten Jahrhunderte als eine bloße Paradoſie erſcheinen mußte, ergreift uns ſchon jetzt, wo die Erfüllung deſſelben unſerm Auge und Verſtande ſo viel näher gerückt iſt, mit einem Gefühle des Erſtaunens, um nicht zu ſagen, des leiſen Erſchreckens über die tiefe divinatoriſche Wahrheit. — Vielleicht aber, wie ſich Anfang und Ende oft berühren, iſt auch die erſte Secte geweſen, was wieder die letzte ſein wird. Zwar ein todter Unglaube und bloß verneinender Atheismus des kalten Verſtandes kann wohl damahls eben ſo wenig Statt gefunden haben, als ein bloß ſymboliſch verwildertes und auf dem unſittlichen Wege wieder materiell gewordnes Heidenthum; denn erſt nachdem die höhere magiſche Kraft dem Menſchen genommen war, iſt die Fantaſie in dieſem Sinne und in ſolchem Uebermaaße bildlich geworden, oder eine bloß bildliche Fantaſie von jener verlornen Kraft zurückgeblieben, wo ſich denn im natürlichen Gegenſatze gegen dieſe, das andre Extrem des abſtracten Denkens mehr und mehr entwickelt hat. Und man kann wohl mit Grund annehmen, daß ſelbſt das Bewußtſein des Menſchen ſeit jener furchtbaren Kataſtrophe weſentlich alterirt und verändert worden. Den verwilderten Zuſtand des älteſten Menſchengeſchlechts, unmittelbar vor der Vertilgung deſſelben, wird man ſich nicht richtiger denken können, als unter dem Bilde einer offenbaren Rebellion und förmlichen Empörung gegen den Schöpfer und Geber alles Guten; als eine vollkommne und ſichtbare Herrſchaft des böſen Princips und aller böſen Geiſter auf Erden und innige Verbindung mit ihnen, wie man etwa in alten Büchern die künftige Zeit des Antichriſt im voraus geſchildert findet; und dieſes kann denn wohl mit vollem Rechte auch Atheismus genannt werden. Doch wie dem auch ſein, und wie man ſich dieſes im Einzelnen ſo oder anders denken und hiſtoriſch ausbilden möge; hier auf dieſem Gebiethe, wo doch alles nur eine mehr oder minder wahrſcheinliche Anſicht und Vermuthung oder geſchichtliche Hypotheſe bleibt: ſehr herrlich iſt in jedem Falle die geiſtige Kraft und Entwicklung jener Ahnherren dieſer Welt und großen Stammväter des Menſchengeſchlechts in dieſer erſten Zeit des reinen Naturglaubens geweſen; ſchrecklich aber der Abfall und die nachfolgende Verwilderung, die eben aus dem Mißbrauche jener

Kraft hervorging, und bei noch ungeſchwächter geiſtiger Productionskraft und Naturherrſchaft des Menſchen mußte dieſes nach allen Seiten hinaus wilde Auswüchſe und vieles Ungeheure erzeugen. Daher auch bei einem ſo großen und ſo allgemein herrſchenden Uebel und Unheil kein anderer Rathſchluß übrig blieb, als die Vertilgung des ganzen Geſchlechts und eine gänzliche Erneuerung und zweiter Anfang deſſelben.

Wenn aber auch nach einem kleineren Maaßſtabe, ſo iſt ſelbſt in den ſpäteren Zeiten der Abfall noch oft ebenfalls wieder ſehr groß geweſen, und ſehr ſchnell der Uebergang vom Guten zum Böſen. — Es verſteht ſich übrigens wohl von ſelbſt, daß in dieſer erſten Zeit des lebendigen Naturglaubens, und des vollen Naturlebens, die ſpätere, eigentlich ſo unnatürliche Trennung der Wiſſenſchaft vom Leben noch nicht Statt gefunden haben kann und hier gar nicht denkbar ſei; ſondern daß vielmehr das Wiſſen und Leben völlig Eins geweſen ſein müſſe: ſowohl das gute Wiſſen in der erſten glücklichen Periode des goldnen Weltalters, als auch die böſen Ideen und das dämoniſche Streben des Irrthums in der nachfolgenden Epoche der gigantiſchen Verwilderung und herrſchenden Feindſchaft gegen Gott. Und eben wegen dieſer Einheit des Wiſſens und des Lebens im Anfange, gehörte dieſer Moment mit in die Stufenleiter von dem gegenſeitigen Verhältniſſe beider in den verſchiedenen Zeiten.

Ganz anders war es in dieſer Hinſicht mit der griechiſchen Philoſophie in der gebildeten Zeit des claſſiſchen Alterthums beſchaffen, die wir durchgehends mit dem Leben, beſonders dem öffentlichen, politiſchen und religiöſen Leben ſchon in einer entſchiednen Oppoſition, oder auch ganz eſoteriſch von demſelben zurückgezogen und demſelben völlig entfremdet ſehen. So wie aber dem ſpäterhin ſo ſehr verwilderten und ſchrecklich entarteten Heidenthume, nach allen Gründen der Analogie ein reiner Naturglaube, als die einfache Religion der erſten Stammväter vorangegangen iſt: ſo habe ich auch die griechiſche Philoſophie, als das zweite Beiſpiel und einen vorzüglich wichtigen Moment aus der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte der alten Welt hervorheben wollen, um daran zu zeigen, daß auch hier die wenigſtens verhältnißmäßig beſſere und höhere Anſicht, und die reinere Wiſſenſchaft und Wahrheit, den ſpätern ganz verderblichen Syſtemen und Secten des Irrthums vorangegangen iſt. Wenn man jene älteſten, joniſchen Philoſophen, welche das Waſſer, die Luft, das Feuer für den Grund und Anfang aller Dinge hielten und ihre Erklärung der Natur darauf bauten, deßfalls des Materialismus zeihen und beſchuldigen wollte, ſo würde man ſich wahrſcheinlich ſehr irren. Sie erfaßten dieſe Elemente in einem mehr geiſtigen und ganz lebendigen Sinne, als die Elemente des allgemeinen Lebens, und verkannten dabei nicht einen höheren in der Natur und über ihr waltenden Geiſt und ordnenden Verſtand Gottes. Vom Heraklit, der das Feuer als die weſentliche Grundkraft der Natur und das Princip aller Dinge betrachtete, wiſſen wir dieſes ganz beſtimmt und hiſtoriſch gewiß, daß ſeine Weltanſicht und Philoſophie übrigens höchſt ideell und geiſtig geweſen iſt, eben ſo auch vom Anaxagoras, deſſen Schüler Sokrates war. Vieles Rühmliche auch für den allgemeinen Geiſt des damahligen Denkens und Wiſſens, könnte auch von dem allverehrten Stifter der wiſſenſchaftlichen Heilkunde aus dieſer Schule angeführt werden, wenn hier der Ort dazu wäre. Und eben deßwegen, weil auch Sokrates aus dieſer joniſchen Schule hervorgegangen iſt, wäre ich geneigt, von dem Ganzen derſelben eher ein günſtiges Urtheil zu fällen, obgleich von einigen der älteren dieſer Denker, unſre Kenntniß zu unvollſtändig und die Angaben zu unſicher ſind, um darüber völlig entſcheiden zu können. Wenn übrigens von dem religiöſen Geiſt und Gehalt der griechiſchen Philoſophie überhaupt, oder einer beſonderen Art und Schule oder Epoche derſelben die Rede iſt; ſo muß man dabei, als Maaßſtab der Beurtheilung, nur das allgemeine Dogma des reinen Menſchengefühls zum Grunde legen, den Glauben an den Einen lebendigen und perſönlichen Gott und ewig waltenden Geiſt, an die Unſterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens, nebſt den unwandelbaren Grundſätzen und Geſinnungen des Rechts, der Ehre, der Sitte und der Tugend; von allen andern in's Einzelne gehenden Lehren des poſitiven Glaubens, muß man aber in einem ſolchen Falle noch abſtrahiren, und nicht ſchon dort in einer ſo frühen Zeit fordern oder zu finden erwarten, was erſt einer nachfolgenden Entwicklungs-Epoche und dem volleren Lichte einer ſpäteren Offenbarung angehört. Weit entfernt, uns darüber zu wundern, oder ihnen einen großen Vorwurf daraus zu machen, wenn ſich unter den Lehren des Pythagoras oder Plato einige Ideen finden, die genau genommen, nicht mit dem Chriſtenthume vereinbar ſind; müſſen wir vielmehr darüber erſtaunen und uns freuen, daß ſie ſchon ſo viel gekannt und gewußt, geahnet und gelehrt haben, was erſt ſpäterhin in ein noch volleres Licht geſtellt, und ein Allgemeingut aller Menſchen geworden iſt. So haben auch die größten und einſichtsvollſten unter den Vätern der chriſtlichen Lehre und Wiſſenſchaft in den erſten Jahrhunderten die Sache angeſehen und darüber geurtheilt. Dieſe hohe religiöſe Richtung und Erkenntniß im Pythagoras z. B. oder im Plato, dieſes wiſſenſchaftliche Vorgefühl von den Ideen des Chriſtenthums und den Grundſätzen, welche ſonſt der chriſtlichen Welt-Epoche angehören, iſt gewiß nicht ohne Gott geweſen, und muß wohl eine höhere Fügung darin erkannt werden, nach welcher dieſe griechiſche Philoſophie, ihrem beſſern Geiſte und Beſtandtheile nach, nun auch ihrerſeits als eine evangeliſche Vorbereitung und ſcientifiſche Einleitung zum Chriſtenthume, auf ihrem beſondern und eigenthümlichen Wege erſcheint. Am höchſten unter allen ſtanden unſtreitig die Pythagoräer, deren Sinn und Wiſſen oder Streben durchaus auf das Göttliche gerichtet war. Es iſt ſchon früher darauf hingedeutet worden, wie ſie auch in der Naturwiſſenſchaft das Weſentlichſte und Beſte von dem gekannt und gewußt haben, worauf unſre Geſchichte der Entdeckungen ſeit drei Jahrhunderten ſtolz iſt, und vielleicht hier und da noch etwas mehr, und wie auch jene Myſterien der Schöpfung ihnen nicht fremd waren, über die unſre Natur-Philoſophie ſeit einem halben Jahrhunderte ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt iſt; wie auch, daß unter ihrer Zahlenlehre wohl nicht gemeine mathematiſche Formeln und das gewöhnliche wiſſenſchaftliche Spiel mit dieſen zu verſtehen ſeien, als vielmehr das innere göttliche Entwicklungs-

Geſetz der Natur und des Lebens nach ſeiner ewigen Structur und bleibenden Grundlage, oder nach dem Ablaufe ſeiner kritiſchen Zeiten und Tage. Wenn man nun fragen wollte, wo ſie dieß alles her hatten, z. B. die Kenntniß des wahren Welt-Syſtems in der Aſtronomie ohne Teleſkop und bei einer noch viel mangelhafter entwickelten Mathematik und Berechnungskunſt, und etwa die Hypotheſe aufſtellen, daß ſie dieß alles von den Aegyptern entlehnt und erlernt haben, wodurch im Grunde aber die Frage nur weiter hinaus oder höher hinaufgeſchoben würde, ohne dadurch beantwortet zu werden; ſo würde dieß, auf den weſentlichen Fragepunct für die Pythagoräer und den Urſprung ihrer Wiſſenſchaft ſelbſt geſehen, ihnen in ähnlicher Weiſe, wie dieß bei einer andern Gelegenheit ſchon früher in Beziehung auf den Moſes und das hebräiſche Volk bemerkt worden, nur zu deſto größerem Ruhme und Verdienſte gereichen, wenn ſie grade das Beſte und Weſentlichſte, was ſie dort fanden, aus der ägyptiſchen Wiſſenſchaft genommen, ſo vieles andere Verderbliche, was gewiß dort auch zu finden war, ſo manchen irreführenden oder böſen magiſchen Aberglauben aber zur Seite haben liegen laſſen. In ganz ſpätern Zeiten, und noch bis gegen die unſrige herab, hat wohl der Nahme der pythagoräiſchen Schule und Wiſſenſchaft auch einer verderblichen Geheimnißkrämerei zum Deckmantel dienen müſſen, wie auch der der Neu-Platoniker ſo oft das Loſungswort für jede Art von Schwärmerei geworden iſt. Wenn ſich aber wirklich ein hiſtoriſcher Zuſammenhang zwiſchen jenen ſogenannten Pythagoräern der ſpäteren und ſpäteſten Zeit mit den alten nachweiſen ließe, was doch wohl ſehr zu bezweifeln ſteht; ſo würde daraus nichts weiter folgen, und nur eine neue Beſtätigung darin liegen: daß das Edelſte, Schönſte und Größte, wenn es einmahl entartet und verdirbt, dann grade in der Entartung und im Verderben den höchſten Grad erreicht, und in der wildeſten Unform ſich darſtellt. Was die Einwirkung auf's Leben betrifft und den politiſchen Zweck und Einfluß, der allerdings bei den alten Pythagoräern mit in ihrer Abſicht lag; ſo muß alles dieſes nach den griechiſchen Sitten und Begriffen, und der damahls ſchon ſo ganz zerrütteten Lage der griechiſchen Staaten beurtheilt werden. Dieſes vorausgeſetzt aber, ſcheint wohl, daß ihrem Bunde eine hohe und reine Abſicht zum Grunde gelegen; um durch eine große Ariſtokratie der höchſten Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, der edleren Sitte und Tugend, eine beſſere Staatsform zu finden und zu begründen, gegen die herrſchende Anarchie und revolutionäre Volksherrſchaft in allen den größeren und kleineren Republiken des damahligen Griechenlandes. Allein das Uebel war ſchon zu ſtark und mächtig geworden; das ganze Unternehmen ſcheiterte, und der Bund der Pythagoräer fand ſelbſt darin ſeinen Untergang. Manche ähnliche Abſichten und politiſche Anſichten, die Plato hinternach in ſeine Philoſophie mit aufgenommen hat, ſind bloße Ideen ohne wirklichen Erfolg geblieben. Deſto größeren Einfluß auf das Leben, hatten die Sophiſten, welche von der politiſchen Seite betrachtet, recht eigentliche und gefährliche Demagogen und Volksſchmeichler im vollſten Sinne des Wortes waren, und nicht bloß die dichteriſche, äußere Volks-Religion, ſondern auch die innere Religion der guten Grundſätze und ſittlichen Geſinnungen untergruben und einen wahrhaften ſittlichen Atheismus des Lebens practiſch lehrten und im Leben geltend und herrſchend machten. Hier in der griechiſchen Philoſophie zeigt ſich alſo zum erſten Mahle das auffallende Phänomen, daß das wahre, gute und auf das Göttliche gerichtete Wiſſen keinen bleibenden und durchgreifenden Einfluß auf das Leben gewinnen konnte, ſondern von demſelben ausgeſtoßen und ihm endlich ganz entfremdet wurde, während das falſche und ſophiſtiſche Wiſſen mehr und mehr alleinherrſchend ward in dem unſittlichen Leben und in der immerwährenden Anarchie der entarteten und aus einer Revolution in die andre fallenden Staaten; ja ganz Eins mit demſelben war, in ſo fern zwei zerſtörende Principien unter ſich Eins ſein und Eins werden können. — Jene gänzliche Zurückziehung der beſſern Wiſſenſchaft von dem Leben, beſonders dem öffentlichen, zeigt ſich nun gleich ſehr entſchieden an dem größten Geiſte unter den griechiſchen Philoſophen der ſpätern Zeit, am Ariſtoteles und an der ganzen Stellung deſſelben zu ſeinem Zeitalter. Alles jenes ausgezeichnete Wiſſen oder merkwürdige Denken der früheren Zeit, ſammelte dieſer ſcharfſinnige Denker, mit ſorgſamen Sinn und Fleiß, beurtheilte und zergliederte es mit kritiſchem Geiſte, und ordnete es mit umfaſſendem Blicke zu einem neuen Ganzen und eigentlichen Syſteme, wie es in ſolchem Umfange früher noch nie geſchehen war. Wie hoch man aber auch dieſen Meiſter des menſchlichen Scharfſinns von Seiten des Verſtandes und des Wiſſens und ſelbſt als Schriftſteller ſtellen und bewundern mag; in ſeinem Syſteme lag gleichwohl der Keim und die deutliche Anlage zu beiden Hauptformen des philoſophiſchen Irrthums, zu dem Naturalismus auf der einen, und zu dem Rationalismus auf der andern Seite; und beide ſind auch in der ſpätern Zeit der nachfolgenden Jahrhunderte, ſo wie die Gelegenheit für das eine oder für das andre falſche Syſtem günſtiger war, daraus hervorgegangen und weiter entwickelt worden. In der Lehre von Gott, möchte er wohl am wenigſten eine ſtrenge Beurtheilung aushalten; und in manchen Puncten, wie in ſeinem Begriffe von der abſoluten Selbſtthätigkeit der Vernunft, neigt er ſich ganz zu der idealiſtiſchen Anſicht, die wir ſchon früher als den Uebergangspunct zu dem wiſſenſchaftlichen Atheismus kennen lernten und bezeichnet haben. Erſt in einem viel ſpätern Zeitalter hat er ſeine größte und volle Wirkung gehabt; in ſeiner eignen Zeit hat er nur eine ſehr kleine Schule begründet, die weit weniger Einfluß auf das öffentliche Leben gehabt hat, als zwei andre Secten, welche den Beſchluß machen in der Entwicklungsgeſchichte der griechiſchen Philoſophie. Das Syſtem der Stoiker, mit ſeiner ſchroffen und eben darum auch ganz unpractiſchen Sittenlehre, mit ſeiner Lehre von einer unbedingten Nothwendigkeit und dem blinden Fatum, kündigt ſich gleich ſelber als ein herber Rationalismus an; während der weichliche Naturalismus der Epikuräer durch ſie faſt allgemein herrſchend ward und allmählig die Stelle des alten mythiſchen Heidenthums, das mehr und mehr zu erlöſchen begann, einnahm, in andrer und neuer Form, aber in der gleichen, heidniſchen Geſinnung, wo die indifferente und um nichts ſich kümmernde Gleichgültigkeit in ſeligem Müßiggange und Selbſtgenuſſe, ſo wie ſie den Göttern beigelegt und angedichtet ward, nun auch von den Anhängern dieſer Secte, als die wahre Weisheit geprieſen und in das Leben eingeführt ward. So wurde dadurch auch von dieſer Seite der Grund gelegt, zu jener furchtbaren Gefühlloſigkeit, mit der man dem immer weiter um ſich greifenden Verderben und dem allgemeinen Untergange zuſah; und von der andern Seite war die Apathie der Stoiker wenigſtens auch nicht die rechte Geſinnung, welche jener ſybaritiſchen Abſtumpfung entgegen treten und entgegengeſtellt werden konnte. In Hinſicht auf das öffentliche Leben, die bürgerliche Geſellſchaft und den Staat, erſcheint die Denkart der Stoiker allerdings als die würdigere und beſſere; weshalb ihr auch die großen römiſchen Staatsmänner von den letzten Zeiten der Republik an, bis in die ſpätern Jahrhunderte der römiſchen Kaiſerzeit herab, mehrentheils zugethan waren. An und für ſich und rein wiſſenſchaftlich genommen, kann man aber in beiden Syſtemen und Formen des Irrthums nichts ſehen, als die letzte chemiſche Zerſetzung oder den beginnenden Verweſungs-Zuſtand des höheren Wiſſens und philoſophiſchen Nachdenkens unter den Griechen. So hat alſo die Wiſſenſchaft und Philoſophie im Ganzen bei den Griechen entweder gar keinen Einfluß auf das Leben gehabt, oder doch keinen entſcheidenden, oder einen durchaus ſchädlichen.

Jetzt aber, recht in der Mitte der Menſchengeſchichte, an dem Uebergangspunkte von der alten zur neuen Welt, trat in ganz andrer Form, allerdings ein neues Weſen hervor, welches wieder wie im Anfange, mit dem Leben Eins war; wenn anders eine neue geiſtige Lebenskraft ſo genannt werden kann, durch welche alle Geſinnungen, Anſichten und Grundſätze, wie im Leben der Einzelnen, ſo auch im öffentlichen Leben, die herrſchende Denkart der Zeit und der Welt ganz verändert und völlig umgewendet worden, welche geiſtige Kraft ſtark genug war, um nicht bloß das Heidenthum ſelbſt, ſondern auch die Wiſſenſchaft und Philoſophie der gebildetſten Völker deſſelben zu beſiegen. Dieſes neue Denken nun, welches mit der vollen Gewißheit des entſchiedenſten Glaubens und der höchſten innern Klarheit auftrat, war, wenn man es auch inſofern ein Wiſſen nennen darf und nennen muß, fern von aller gewöhnlichen und bisherigen Form deſſelben, ganz aus dem Leben hervorgegangen, und durch die Liebe, die göttliche nähmlich, erſt vollkommen ausgerüſtet und bekräftigt worden. Mithin war es ein durchaus lebendiges Wiſſen, oder auch ein ſich ſelbſt klares und gewiſſes, mithin wiſſendes, neues Leben; welches übrigens von dieſem erſten Anfangspuncte aus, auch leicht in alle ſonſtigen Formen des öffentlichen Lebens und der früheren Wiſſenſchaft eindringen, ſie aufnehmen, neu geſtalten und ſich ſelbſt darin allgemein und weiter fort entwickeln konnte. — Allein auch hier traf der göttliche Impuls von oben auf den gewöhnlichen ganzen oder halben Widerſtand von unten. Es iſt daher dieſes neue lebendige Wiſſen, welches ſchon in ſeinem Weſen mit dem Leben Eins war, und weiter entwickelt mit demſelben überall und immer mehr Eins werden mußte, erſtens nicht allgemein angenommen, und nicht allgemein herrſchend geworden. Oder wo es auch angenommen und herrſchend ward, war dieß oft mehr nur äußerlich, ohne daß es ganz lebendig in alle Tiefen der Seele eingeſchloſſen worden, oder in alle Gänge und Wege des Geiſtes eingedrungen wäre. Oder ward es auch, in einem gewiſſen Grade wenigſtens, wahrhaft innerlich und mit voller Liebe aufgenommen; ſo blieb es doch oft mehr nur als ein verſchloſſenes Samenkorn der Zukunft und des höhern Lebens, einzeln und für ſich abgeſondert und verborgen in dem Innern; ohne zugleich auch alle andern Lebens-Elemente des Bewußtſeins und Producte des Wiſſens zu durchdringen, neu zu beleben und neu zu geſtalten. So konnte alſo der Irrthum auch hier wieder ſeinen Eingang finden, und merkwürdig iſt es, daß die beiden Hauptformen deſſelben, wie ſie in oft veränderter Geſtalt die Geſchichte der Philoſophie in den verſchiedenen Epochen ihrer Entwicklung darbiethet, auch hier gleich ganz deutlich und in ſehr kenntlichen Zügen der geiſtigen Phyſiognomie und in eben ſo deutlichem Kontraſte der innern Verſchiedenheit, wieder hervortreten. Den ſämmtlichen gnoſtiſchen Secten lag eine mehr oder minder ſchwärmeriſche Natur-Philoſophie zum Grunde, und mit ihrer langen Reihenfolge erdichteter Emanationen der Gottheit, den heidniſchen Genealogien der alten Götter nicht unähnlich, würden ſie, wenn ſie obgeſiegt hätten, das ganze Chriſtenthum ſehr bald von neuem in eine nur mehr philoſophiſche Mythologie umgewandelt haben. In den Arianern dagegen, und andern ihnen verwandten oder doch ähnlichen Partheien vor und nach ihnen, giebt ſich mehr der Geiſt des Rationaliſmus zu erkennen, der mit einem Anſtriche von Strenge und Genauigkeit auf irgend einem Puncte des Lebens oder der Theorie beharrend, ſcheinbar um Worte ſtreitet, bis dann der Grund der weſentlichſten Begriffe ſelbſt untergraben iſt. — Alle dieſe Partheien, während der erſten drei oder fünf oder acht Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, entſtanden und gingen wieder vorüber; ſo daß alle auch ihr verderblicher Einfluß damahls noch nicht tief in das Leben einſchneiden konnte, wenigſtens nicht allgemein wurde und nicht bleibend war. Doch ging dabei an der erſten Liebe, und damit auch an dem vollen Leben und ſelbſt an dem tiefſten Wiſſen viel verloren. Ein in ſeiner Art einziges Phänomen aber biethet es dar, wie ein einzelner großer Geiſt und Schriftſteller des Alterthums, der zu ſeiner Zeit weniger allgemein wirkend geweſen war, für das ganze Mittelalter nun ſeltſamer Weiſe das Problem und der Mittelpunct alles Wiſſens wurde, und wie mehrere Jahrhunderte hindurch der menſchliche Geiſt ſich an dieſem, von ihnen ſelbſt wenigſtens dem innern Sinne nach unverſtandenen Ariſtoteles (denn um ihn zu verſtehen, fehlte es ihnen an den erſten weſentlichen Bedingungen und nothwendigen Hülfsmitteln) müde kämpfte; und wie dennoch dieſer anſcheinend zweckloſe Kampf und dieſes unaufgelöſte Problem nicht ohne großen und mannichfachen Einfluß auf die damahlige und nachfolgende Zeit und auf das Leben geblieben ſind. Bei einem ſehr großen Theile der damahligen Welt, war es nach den zwei ganz verſchiedenen Seiten, welche die Philoſophie des Ariſtoteles, wie ſchon oben bemerkt wurde, darbiethet, wahrſcheinlich mehr die Sehnſucht nach einer vermeintlich ſehr großen und geheimen Naturwiſſenſchaft, als die für verbothen gehaltene Erkenntnißfrucht der damahligen Zeit, welche eine ſo unglaubliche Begierde nach dieſem vorenthaltnen Geiſter-Schätze und alles umfaſſenden und alles wiſſenden Syſteme erregte. Zunächſt konnte, bei der damahligen Abſonderung der Länder und Völker, nur erſt aus den arabiſchen Ueberſetzungen und Commentaren geſchöpft, und dieſen wieder die lateiniſchen nachgebildet werden; wo ſich alſo leicht denken läßt, in welchem weiten Abſtande von dem wahren Verſtändniſſe und dem ſo ganz kritiſchen Geiſte des erſten Urhebers dieß geſchah und fern von ſeinem Ziele zurück bleiben mußte. Denn wie hoch man auch den Geiſt der Araber in ihrer eignen Geſchichte, in der Poeſie oder ſelbſt in einer oder der andern Wiſſenſchaft anſchlagen oder ſtellen mag; ein gänzlicher Mangel an Kritik iſt es, was ſie durchgehends und überall auszeichnet; beſonders im Vergleiche mit den Griechen, von welchen aller wahre und aller falſche kritiſche Scharfſinn ausgegangen iſt und bei ihnen ſeinen Gipfel erreicht hat. Wenn nun Männer von großem Geiſtes-Talente und eben ſo großer Autorität, ſich dieſer ganzen Sache und des viel beſtrittenen Schriftſtellers, dieſes wunderbar umkleideten Ariſtoteles in ſeinem neuen arabiſch-lateiniſchen Sprachgewande, ſo wie des geſammten darauf gerichteten wiſſenſchaftlichen Strebens ihrer Zeit zu bemächtigen ſuchten, ſo muß dieſes, — wie ſeltſam es auch anfangs auffallen mag, den von Grund aus heidniſchen alten Meiſter alles philoſophiſchen Denkens und Wiſſens, mit einem Mahle unter die Theologen aufgenommen und mitten unter ihnen gleichſam Sitz und Stimme nehmen zu ſehen, — etwa in dem gleichen Sinne beurtheilt werden, wie wenn ein denkender Arzt einen allgemein verbreiteten Krankheitsſtoff und einmahl unvermeidlich gewordenes Miasma lieber ſelbſt inoculirt, um es deſto ſicherer beherrſchen zu können. Und man muß, ſo wie die Sache nun einmahl liegt, in dieſen großen Männern allerdings zwei verſchiedene Perſonen unterſcheiden; einmahl den heiligen Kirchenlehrer und ſcharfſinnig entſcheidenden Theologen ſeiner Zeit, und dann den ſcholaſtiſchen Erklärer des für unſer chriſtliches Mittelalter nun ſchon zum nothwendigen Uebel gewordenen Ariſtoteles. Dieſes und was ſonſt der Inhalt und Gegenſtand ſolcher grübleriſchen Streitigkeiten war, wurde bald genug vergeſſen. In der ſcholaſtiſchen Streitkunſt aber waren, nach der Sitte der damahligen Zeit, die Kämpfer, Roß und Mann, von Kopf bis zu dem Fuße, in ein ſchweres eiſernes Panzerhemd von unzählig vielen Gedankenringeln und Begriffsketten eingehüllt und faſt unkenntlich geworden. Die ganze ſchwere Zurüſtung ging darauf hin, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Oft aber prallte der Stoß ab, da die Waffen von beiden Seiten ſo ziemlich gleich waren, oder ſie ſtachen an einander vorbei; und mehrentheils waren wohl beide philoſophiſche Kämpfer am Ende des Streits auf dem alten Flecke geblieben, oder wieder dahin zurückgedrängt. Die Scholaſtik nun, nähmlich ihrer Form nach, als die hier auf's Höchſte ausgebildete logiſche Turnierkunſt in der philoſophiſchen Schule, iſt allerdings ein dauerndes Uebel auch für die nachfolgende Zeit geblieben und hat ein weſentliches Element gebildet für den Partheienkampf der nachfolgenden, ſo wie für den Rationalismus der ſpätern Zeit. Durch die Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerreiches und die Entdeckung der neuen Welt floß nun mit einem Mahle eine ſolche Fülle des mannichfaltigſten hiſtoriſchen, phyſikaliſchen und philoſophiſchen Wiſſens in das europäiſche Abendland zuſammen, daß in dieſer glänzenden Periode des fünfzehnten Jahrhunderts wohl eine neue Welt auch hier, eine neue Wiſſenſchaft und eine wahrhafte Reformation des ganzen chriſtlichen Lebens ſich damahls hätte begründen und geſtalten müſſen, wäre nur nicht zu gleicher Zeit das Sittenverderbniß in ganz Europa und die politiſche Verwirrung ſo über alle Beſchreibung groß geweſen. Aber auch ſo und noch jetzt, wenn man einen dieſer großen platoniſchen Schriftſteller des fünfzehnten Jahrhunderts, deren auch Deutſchland damahls nächſt Italien ſo viele und hochberühmte hervorgebracht hat, zur Hand nimmt; wenn man dieſes umfaſſend freie wiſſenſchaftliche Streben darin betrachtet, dieſen großen und milden alten Sinn, dieſe edle Form und Anerkennung des Schönen: ſo kann man nicht anders als mit Bedauern hinüberblicken auf die nachher aus dem zerſtörenden Partheienkampfe hervorgegangne neue wiſſenſchaftliche Barbarei des ſechzehnten und zum Theile noch des ſiebzehnten Jahrhunderts. Endlich war doch wieder Friede und Ruhe geworden in den chriſtlichen Ländern und unter den Staaten, und nach und nach auch in den Gemüthern; und nun war es, als wollte aus dieſem anſcheinenden Frieden auf der Oberfläche, ein neues Wiſſen oder doch ein neues Licht und eine neue Verbreitung deſſelben emporſteigen, im achtzehnten Jahrhunderte und beſonders gegen die Mitte deſſelben. Bloß aus dem Standpuncte der Wiſſenſchaft ſelbſt angeſehen, iſt gleich in dem erſten dieſer Vorträge von dieſem philoſophiſchen Streben des achtzehnten Jahrhunderts, und von den merkwürdigſten Syſtemen, die es hervorgebracht hat, ſchon die Rede geweſen. Hier iſt zunächſt nicht die neue, wahre oder falſche Wiſſenſchaft ſelbſt, ſondern der Einfluß dieſer neuen Denkart in ſeiner allgemeinen Verbreitung auf die Zeit und das Leben, der Gegenſtand der Betrachtung. Vieles war allerdings entdeckt oder hinzugelernt worden in der Naturwiſſenſchaft oder in der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit; vieles auch im philoſophiſchen Denken wenigſtens kühn gewagt und neu verſucht. Allgemeiner als es noch je geſchehen war, wurde dieſes neue Wiſſen, unter das Volk und in der Zeit ausgetheilt und umhergeſtreut; das angenehme Gefühl dieſer nun herrſchend gewordnen Geiſtesmilde trug noch mehr bei zu der immer weiter ausgedehnten und immer ſchneller gemachten Verbreitung. Später aber freilich iſt dieſe überall herumgetragne ſchnelle Aufklärung, die überdem auch nur in einem ganz negativen Sinne verſtanden ward, als eine ungenügende und noch ſehr oberflächliche erkannt worden; und die daran geknüpfte vernünftig ſein ſollende, oder auch vernünftig ſein wollende Volksfreiheit hat die bitterſten Früchte getragen. Es war das Ganze, auf das gelindeſte ausgeſprochen, nur der übereilte Gedanke eines noch ganz unfertigen und unvollendeten Wiſſens, der zu früh in's Leben übertragen ward. Nachdem nun der beſchleunigte Lauf dieſer in ihrer Art einzigen Zeitgeſchichte und die große, durch ſie herbeigeführte Welt-Kataſtrophe ſelbſt, dem Menſchengeſchlechte die Augen geöffnet hatten über den Abgrund, an welchen ſie durch die Uebereilung der Wiſſenſchaft gerathen waren; haben ſich allerdings wohl große Talente und geiſtreiche Denker in mannichfacher Weiſe und unter verſchiedenen

Nationen dem Werke der Wiederherſtellung auch in der Geſinnung, Denkart und Wiſſenſchaft ruhmvoll gewidmet. Allein einerſeits ſcheinen die erſten Principien jener zerſtörenden Grundſätze, wenn gleich unter weniger auffallenden, biegſameren oder verſteckteren Formen immer noch vorhanden zu ſein. Auf der andern Seite wird auch die beſſere Denkart, Geſinnung und Wiſſenſchaft mehrentheils nur in äußerlich ſtrenger Form aufgeſtellt, faſt nirgends aber hinreichend bis auf die innerſte Tiefe des geiſtigen Lebens, bis auf den erſten Urſprung und wahren Grund des Göttlichen und ewig Guten zurückgeführt. Und dieſes wäre doch eigentlich die Aufgabe, und darin allein könnte die Löſung des großen Zeit-Problems gefunden werden. Denn ſo viel iſt einmahl aus dem Zuſammenhange dieſer ganzen Ueberſicht einleuchtend, und nur wegen dieſes Reſultats und nur in dieſer Abſicht habe ich es gewagt, den ganzen geiſtigen Verlauf in der Entwicklung der Menſchheit vom Anfang bis zum Ende, nach allen Haupt-Epochen in der Geſchichte der Philoſophie, mit ſo wenigen Zügen in dieſem kurzen Umriſſe zu entwerfen: wie am Anfang und in der Mitte das Wiſſen und das Leben lebendig zuſammenwirkend und völlig Eins geweſen ſind; und wie uns in den dazwiſchen liegenden Welt-Epochen und Intervallen, im gebildeten Alterthume bei den Griechen, und dann in unſerm Mittelalter beide mehr entfremdet auseinander getreten erſcheinen; ſo werden auch am Ende wieder beide Eins ſein. Schon neigt ſich auch in unſrer jetzigen Zeit alles dahin, daß es alſo geſchehe, es ſei nun, im guten oder im böſen Sinne, und daß entweder das Leben durch das wahre, gute und göttliche Wiſſen wieder hergeſtellt und feſt geordnet, neu geſtärkt und geſtaltet, oder aber durch das falſche und irrige Wiſſen völlig zerſtört und für immer zu Grunde gerichtet werde.

Nachdem wir nun das Problem von dem Verhältniſſe des Wiſſens, ſowohl des wahren und göttlichen, als des falſchen und irrigen, zum Leben, zum einzelnen und öffentlichen Leben, von der hiſtoriſchen Seite in dieſer gedrängten Ueberſicht uns vor Augen geſtellt haben: bleibt nur noch übrig, dieſelbe Frage auch von Seiten der Theorie zu unterſuchen und zu beantworten. Aus dieſem Standpuncte aber betrachtet, ſcheint es, daß die Nicht-Einwirkung der Wiſſenſchaft auf das Leben, oder die Entfremdung und Entfernung des einen von der andern, allemahl nur aus zufälligen Urſachen und bloßen Localhinderniſſen zu erklären und herzuleiten ſei; wie ſie in einzelnen Welt-Epochen ſich wohl begründet finden, oder auch aus gewiſſen Unvollkommenheiten von der einen oder von der andern Seite herrühren können. Denn an und für ſich genommen, iſt das Wiſſen überhaupt gar nichts anders, als eben dieſe Einheit des Denkens und des Lebens; und liegt alſo die lebendige Einwirkung und Wirkſamkeit ſchon mit in dem Begriffe des höhern Wiſſens, wenn dieſes anders ein wahres und richtig geordnetes iſt. Entweder alſo iſt das Wiſſen ein zum Gedanken geſteigertes und eben dadurch zum Denken umgewandeltes Leben, oder aber ein wirklich ausgeführter, in's Leben eingetretner und übertragner, und eben dadurch und durch das Leben ſelbſt bewährter und nun vollkommen gewiß gewordner Gedanke; alſo ein zum Leben gewordnes Denken. Drei Stufen giebt es in dem Wiſſen nach dieſem Geſichtspuncte, daß dasſelbe beſtehe in der gegenſeitigen Annäherung und der endlich erreichten und vollendeten Einheit zwiſchen dem Leben und dem Denken; nach dem überall im Bewußtſein Statt findenden dreifachen Stufengange und dreifachen Eintheilungs-Princip desſelben. Die erſte Stufe iſt die der Reflexion, und dieſe iſt, in einem tieferen Sinne genommen, nichts anders als das innere Fühlen, Hören und Sehen des eignen Denkens; mithin ein dem ſinnlichen ähnliches Wahrnehmen desſelben, wodurch dieſes innere Denken doch ſchon etwas mehr in die äußre Wirklichkeit hervorgehoben und herausgeſtellt wird. Dieſer Zuſtand der Reflexion iſt aber mehr nur ein paſſiver Seelenzuſtand der innern, eignen Beobachtung; und in dieſer engen Sphäre eingeſchloſſen bleibend, dreht er ſich ewig in dem gleichen Kreiſe herum, ohne eigentliche weitere Folgen eines auch für das äußre und wirkliche Leben anwendbaren und fruchtbaren Wiſſens. Die zweite Stufe oder der zweite Moment des Wiſſens iſt die Abſtraction, vermöge deren, aus der ganzen Fülle der Merkmahle und Kennzeichen eines Gegenſtandes oder vielmehr eines Gedankens, eines als das weſentliche herausgehoben und für die Mittheilung bezeichnet wird; denn alle Mittheilung und Sprache beruht auf dem Vermögen der Abſtraction und iſt dieſelbe ein willkührlicher Act des freien Geiſtes. Obwohl aber durch dieſe Bezeichnung, Verallgemeinerung und Mittheilung der innere Gedanke noch um einen Schritt weiter in die äußre Welt und Wirklichkeit des Lebens, auch unter den andern und mit den andern hinausgeführt wird; ſo iſt dadurch allein doch die Wirklichkeit des Gedankens noch keineswegs hinreichend geſichert, indem grade dieſe Freiheit in der Wahl der Bezeichnung, der Verknüpfung und des allgemeinen Zuſammenfaſſens, der Willkühr einen gränzenloſen Spielraum eröffnet; wie man dieſes ſchon an der zahlloſen Menge unnütz erſonnener und wieder in Vergeſſenheit gerathener Terminologien ſieht, als die eben ſo viele einander fremde und ſich gegenſeitig nicht verſtehende philoſophiſche Dialecte, in dem ewig wiederhohlten methodiſchen Thurmbau der wiſſenſchaftlichen Syſteme bilden; nachdem auch dieſe abſtracte Gedankenmittheilung, ſelbſt da, wo ſie vollkommen gelingt, noch keine Einſtimmung zur Folge hat, ſondern nur das Thor und die Bahn eröffnet zu einem endloſen dialectiſchen Streite. Alſo weder die im engen Kreiſe des eignen Innern ſich ewig herumbewegende Reflexion, noch auch die willkührlich in allen weiten Räumen des Möglichen herumirrende leere Abſtraction können zu dem Ziele der vollkommnen Gewißheit und des eigentlichen Wiſſens führen. Die practiſche Ausführung im wirklichen Leben allein iſt es, welche einen ſpeculativen Gedanken zum Schluß und zur Vollendung der Gewißheit bringt, und zum vollkommnen, wahren Wiſſen erhebt. Ich würde dieſe höchſte Stufe deſſelben am liebſten mit dem Begriff und Nahmen der Conſequenz bezeichnen, worunter alsdann aber nicht bloß eine logiſch richtige Gedankenverkettung, ſondern vorzüglich auch eine treu durchgeführte Conſequenz der Geſinnung und des Lebens — als die Beharrlichkeit im Guten — verſtanden, zugleich aber erinnert werden muß, daß das böſe Princip, obgleich ſolches oft von ihm gerühmt wird, doch immer nur ſcheinbar und nicht in dieſem Sinne conſequent, ſondern immer leidenſchaftlich in ſeinem Innerſten zerriſſen, eigentlich vielmehr höchſt inconſequent iſt, als ſeinem eignen erſten Anfange und Urſprunge, den es wie alle erſchaffenen Weſen aus Gott genommen und empfangen hat, im höchſten Grade widerſtreitend. Wahrhaft conſequent kann man gar nicht ſein, als in der Wahrheit, d. h. in Dem, aus Dem alle Wahrheit und von Dem alles Daſein abgeleitet und hergekommen iſt; oder in Gott. Das Wiſſen iſt alſo überhaupt ein angewandtes, d. h. ein zum Leben und eben dadurch wirklich und gewiß gewordnes Denken; und nur auf dem practiſchen Wege, durch die wirkliche Ausführung oder reelle Darſtellung läßt ſich die höchſte Stufe desſelben erreichen, und die Wahrheit einer Idee oder ſpeculativen Anſicht vollkommen bewähren. Die Ideen, nach dem urſprünglichen Sinne dieſes Wortes, ſind eben die ſelbſt lebendigen Gedanken des höheren Lebens, zum Unterſchiede von den bloßen Thatſachen des ſubjectiven Bewußtſeins im Gebiethe der Reflexion, und von allen bloß willkührlichen Denkformeln der leeren Abſtraction. Da aber ſelbſt hier ein falſches oder krankes und nichtiges Scheinleben dem wahren untergeſchoben ſein könnte; ſo betrifft dieß zunächſt nur die Form der lebendigen Gedanken im Gegenſatze gegen den ſinnlichen Schein oder den todten Begriff. Denn daß die göttliche Idee wahrhaft eine ſolche ſei, muß erſt durch jene Conſequenz bewährt und bewieſen werden, nähmlich durch die göttliche Wirkſamkeit und Wirkung im Leben. Nicht ganz richtig wird dagegen von vielen philoſophiſchen Denkern die innre Gewißheit des ſpeculativen Denkens mit dem Nahmen und unter der Form der intellectuellen Anſchauung bezeichnet, und wird dadurch zu vielfachem Mißverſtande Anlaß gegeben. Wenn wir aber auch nach jenem früher gegebenen vollen Begriffe der ewigen Wahrheit und Deſſen, welcher die Quelle und der Inbegriff derſelben iſt, jenes göttliche Leben wahrhaft in uns empfinden und fühlen könnten, jenes ewige Wort hören und hörbar vernehmen, jenes heilige Licht wirklich ſehen; ſo würde eine ſolche geiſtige Anſchauung von der Herrlichkeit Gottes wohl mehr für jenes Leben geeignet ſein, als für dieſes, und würde ſich auch, wenn gleich dieſelbe, als von oben gegeben, in ſolcher Weiſe als denkbar angenommen wird und werden kann, doch nicht weiter mittheilen oder zu dem gemeinen Gebrauche der philoſophiſchen Begründung eines menſchlichen Syſtems verwenden laſſen. Unter dieſer Form einer ſeinſollenden intellectuellen Anſchauung, wenn es wirklich eine ſolche und nicht unter dem angenommenen andern Nahmen wieder bloß eine Formel des abſtracten Denkens iſt, würde alſo das ſpeculative Wiſſen mehr nur den Charakter einer zweifelhaften Viſion und möglichen geiſtigen Täuſchung annehmen. Denn zu der vollen innern Befriedigung und Gewißheit, ſo weit dieſelbe für Menſchen erreichbar iſt, führt ſelbſt in dieſem Falle, als Kennzeichen und Beweis, daß dieſe Anſchauung oder Wahrnehmung des göttlichen Lichtes, eine wahrhafte geweſen, allein jene oben bezeichnete Conſequenz eines in Gott begründeten Denkens und Wiſſens; wozu auch die Uebereinſtimmung mit jeder andern ſchon als wahr erkannten göttlichen Idee und Offenbarung, als unverbrüchliche Regel der Beurtheilung und des Lebens, wie natürlich mit gehört.

Der in der neunten Abhandlung entwickelte und volle und rechte Begriff der ewigen Wahrheit, iſt als die lebendige Idee des höchſten Weſens, allerdings der ſpeculative Grundbegriff und die innre, geiſtige Baſis, auf welcher dann alles andre höhere Wiſſen, in der Beharrlichkeit und Conſequenz des rechten Denkens und der unerſchütterlichen Wahrheit gegründet iſt, oder auch der Quell, aus welchem es bleibend hergeht. In allen drei letzteren Vorträgen aber, wo der Inhalt mehr wiſſenſchaftlich ſpeculativ und metaphyſiſch war, obwohl überall auch von einer hiſtoriſchen Entwicklung begleitet und erhellt, iſt überall eine Beziehung auf die Wiſſenſchaft der Logik mit zum Grunde gelegen. In der Geſtal., wie wir dieſe Wiſſenſchaft oder Diſciplin von den Griechen erhalten haben, iſt wohl manches bloß Zufällige, nach dem beſondern Localbedürfniß mit eingemiſcht und hinzugekommen. Bei keinem Volke hat jemahls die Rhetorik einen ſolchen Einfluß und eine ſolche Wichtigkeit im Leben gehabt, wie bei den Griechen; bei keinem hat auch die Sophiſtik ſoviel gewirkt und geſchadet.

Und darum wurde dann auch allen Gegenmitteln der dialectiſchen Kunſt, allen Wegen und Irrwegen und Schlingen derſelben, eine unverhältnißmäßig ausgedehnte Entwicklung und Zergliederung bei ihnen gewidmet und gegeben, die für uns nicht mehr in dem gleichen Maaße nothwendig und practiſch brauchbar iſt. Auch die Indier haben von alten Zeiten her ein wiſſenſchaftliches Syſtem der Logik beſeſſen, ſo daß ſelbſt die Sage aufgekommen iſt, Ariſtoteles habe durch Alexander den Großen die indiſchen Bücher der Logik erhalten, und daraus die ſeinige entnommen, oder doch darnach gebildet. Ich ſollte jedoch aus dem angeführten Grunde vermuthen, daß die indiſche Logik wahrſcheinlich viel einfacher abgefaßt ſein mag, als die griechiſche; wo in dem Uebermaaße von Zergliederung und in dem Gewirre dieſer endloſen Begriffszerlegung, oft das einfache Ziel der Wahrheit und der geſuchten Richtſchnur derſelben ſo ganz verloren geht. Für den Schulunterricht könnte vielleicht die Logik am fruchtbarſten gemacht werden, wenn ſie nebſt der hiſtoriſchen Entwicklungsgeſchichte des menſchlichen Denkens, beſonders auch mit der Theorie der Sprache in die genaueſte Beziehung gebracht würde, da der Gedanke und die Rede einmahl ſo unzertrennlich mit einander verbunden ſind, wo denn freilich die Logik auch mit auf die Einbildungskraft und ſymboliſche Sprache und die Grundregel derſelben ausgedehnt werden müßte. Für die wiſſenſchaftliche Erziehung würde vielleicht eine Logik des Gedächtniſſes, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt, noch ſehr fruchtbar zu benutzen ſein, da eine geordnete Gedankenregel hierin gewiß vieles zur Erleichterung und Uebung, überhaupt zur Gymnaſtik des Gedächtniſſes, als der Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Erziehung beitragen könnte. Für das Leben iſt gewiß nichts ſo wichtig und wünſchenswerth, als die rechte Logik des Gewiſſens, zur Unterſcheidung aller innern Täuſchungen des Egoismus und der feinern Sophiſtik des Eigennutzes, in dem Puncte der aufrichtigen Wahrheit und der verſteckten Unwahrheit; und das hängt denn nah zuſammen oder führt ganz hin auf den Begriff der geſunden Vernunft, welche vor allen Dingen ein gewiſſenhaftes Wahrheitsgefühl erheiſcht.

Eine Logik für das höhere Wiſſen aber muß nothwendig in einem viel umfaſſenderen Sinne genommen werden, als dem gewöhnlichen; und dieß iſt eben hier verſucht worden. Die Logik überhaupt hat drei Gegenſtände: den Begriff, das Urtheil und den Schluß; und ſoll zugleich eine allgemeine Grundregel und entſcheidende Richtſchnur der Wahrheit, ſo weit dieſes erreichbar iſt, in ſich enthalten. Weil aber in dieſem Gebiethe die ewige Wahrheit nur Eine iſt; ſo iſt für das höhere Wiſſen eigentlich auch nur ein Begriff für das Weſentliche zureichend, ſo wie Ein Urtheil, welches alle andere umfaßt, und Ein Schluß, welcher das Ganze vollendet. Das Verſtehen wurde erklärt als die Vollendung des Begriffs; und der volle und rechte Begriff der ewigen Wahrheit oder Desjenigen, welcher der Inbegriff aller Wahrheit iſt, war der Gegenſtand der neunten Abhandlung. Das Erkennen wurde erklärt als die Vollendung des Urtheils; und dieſes zwiſchen der Wahrheit und dem Irrthum unterſcheidende und entſcheidende Urtheil war der Inhalt der zehnten Abhandlung. Das Wiſſen aber iſt die Vollendung alles Denkens, welches eben dadurch und in der wirklichen Ausführung auf das Leben angewendet, mit demſelben Eins und in ſich zum Schluß gebracht wird. Dieſes nun war das Ziel, wohin die gegenwärtige Entwicklung führen ſollte; die weitere Ausführung nach den verſchiedenen Gebiethen und Sphären des Lebens bleibt den nächſtfolgenden Vorträgen vorbehalten.

Zwölfte Vorleſung.

Von der ſymboliſchen Natur und Beſchaffenheit des Lebens, in Beziehung auf die Kunſt und auf die ſittlichen Verhältniſſe des Menſchen.

Wie ſchwer es dem Menſchen überhaupt wird, ein Innerliches äußerlich zu machen, wie ſelten es ihm vollſtändig damit gelingt, die innere Idee ganz heraus zu bringen, und vollkommen zu erreichen in der reellen äußern Darſtellung: das zeigt ſich unter andern an dem Beiſpiele der ſchönen Künſte, oder an der Kunſt des Schönen. Daher auch die Theorie deſſelben, oder die ſogenannte Aeſthetik, die aber viel richtiger Symbolik genannt werden könnte, das natürliche Seitenſtück und Gegenſtück zu der Logik bildet; wenn dieſe letztere nicht in der gewöhnlichen Weiſe auf die verſchiedenen Begriffsarten, oder Urtheils- und Schlußformen beſchränkt, ſondern in einem höhern Sinne auf die ewige, mithin göttliche Wahrheit und die innere ebenfalls göttliche Richtſchnur derſelben bezogen wird. Denn ſobald nicht von einer materiellen oder bloß ſubjectiven Wahrheit, ſondern von einer höhern, göttlichen Wahrheit die Rede iſt; ſo bildet auch die Schönheit, jene nähmlich, welche die Kunſt im Auge und zum Gegenſtande hat, und die auch eine göttliche, mehr als menſchliche und übernatürliche ſein will und ſein ſoll, nur die andere bildliche Seite derſelben Einen, ewigen Wahrheit, und iſt keineswegs gänzlich von dieſer abgeſchieden oder gar ihr entgegengeſetzt; vorausgeſetzt, daß die Kunſt ſich wirklich auf jener Höhe hält, und auch den ſinnlichen Reiz, deſſen ſie zum lebendigen Ausdruck des Lebens und für die äußere Erſcheinung bedarf, nur als Bild und wegen dieſer höhern Bedeutung, welche ſie ihm leiht und hineinlegt, aufnimmt, und ihn nicht ſeiner ſelbſt wegen ſucht und liebt, oder ſchon in ihm ihren Zweck erfüllt ſieht. Die bei weitem größere Anzahl aller Kunſtprodukte ſind aber nur Wiederhohlungen eines anderen ſchon früher Dageweſenen oder Nachahmungen; nicht in dem gewöhnlichen wegwerfenden Sinne dieſes Wortes, ſondern auch von wirklich künſtleriſchen Hervorbringungen gilt dieſes, als gelungenen Bildungen aus der zweiten Hand. Nur äußerſt wenige ſind der originelle Ausdruck oder Abdruck einer eigenthümlichen innern Idee; und unter dieſen ſind wieder ſehr viele nur unvollendete Anfänge eines ſolchen Abdrucks, die oft nach lange und vielfach wiederhohltem Streben erſt in einer ſpäter nachfolgenden Kunſt-Epoche den Gipfel der Vollkommenheit oder einer wahrhaft gelungenen und reell vollendeten äußern Darſtellung jener innern Idee erreichen. Als eine Idee aber muß dieſes Innere, was die Kunſt äußerlich zu machen ſtrebt, und was in ihr äußerlich hervortreten ſoll, wohl immer betrachtet werden. Selbſt in der Tonkunſt, als der Darſtellung der Seelengefühle, in ihrem Wechſel und Kampf der disharmoniſchen Zuſtände bis zur endlichen harmoniſchen Auflöſung, iſt es nicht ſowohl das unmittelbare, einfache, einzelne Gefühl ſelbſt, welches als der bloße Schrei der Leidenſchaft nicht mehr künſtleriſch ſein würde, als die Idee dieſes Gefühls, was der Künſtler im Sinne hat, und was den Gegenſtand ſeiner Darſtellung bildet: nähmlich das Ganze und das Schöne oder Wunderbare in dem Gange deſſelben, und der innere Lebenspuls in dieſem wechſelnden Steigen und Sinken, dieſen unerwarteten Uebergängen, dieſer plötzlich ſich findenden Zuſammenſtimmung, oder geſteigerten Wiederhohlung bis zum vollen befriedigenden Schluß, oder wenn dieſer abſichtlich unaufgelöſt bleiben ſoll, bis zum ſchmerzlichen Abreißen, oder ſtillen Verhallen und Erlöſchen des klagenden Tons, oder der ſehnſüchtigen Stimme. Es beſtätigt ſich auch hier wieder die dreifache Natur und Eintheilung des Menſchenweſens, in der dieſer ganz entſprechenden Verſchiedenheit und Ordnung der ſchönen Künſte. Unter den das Schöne darſtellenden Künſten iſt die

Muſik nähmlich die Kunſt der Seele; die Sculptur die am meiſten körperliche. Aber auch hier iſt es nicht die wirkliche Geſtalt und der Körper ſelbſt, ſondern die Idee deſſelben, welche der Künſtler im Sinne hat, und welche den Gegenſtand ſeiner Darſtellung bildet; alſo die vollkommne Structur und organiſche Entwicklung, die richtige Symmeterie und hohe Schönheit der Form, welcher ſelbſt der Ausdruck des Charakters und der Leidenſchaft in einem gewiſſen Grade untergeordnet wird. Grade weil das äußere Medium der Darſtellung in der Sculptur, die Maſſe, in welcher dieſe hineingelegt, oder daraus hervorgearbeitet wird, der todte Stein und der kalte Marmor iſt, ſetzt die wahre Sculptur, weit entfernt von der Einförmigkeit und todten Ruhe der ägyptiſchen Götterbilder, gern ihr Ziel und ſucht ihren Triumph darin, die Geſtalt in der heftigſten Bewegung, das Leben in dem gewaltigſten Kampfe, mit der höchſten nur irgend erreichbaren Wahrheit und Treue nachzubilden, und mitten in ſeinem Leben zu ergreifen, im Fliehen gleichſam feſt zu halten, und in ihren Bildungen für die Ewigkeit bleibend hinzuſtellen. Zum Beweiſe aber, daß es auch hier nicht die, wenn gleich noch ſo ſchwere und wundervolle Nachahmung der Wirklichkeit iſt, welche das Ziel oder den Gegenſtand, und überhaupt das Princip dieſer wie aller andern Kunſt bildet, bleibt die Farbe mit allem ihrem Zauber, als zu täuſchend und der Wirklichkeit zu nahe ſtehend, von der plaſtiſchen Kunſt und ihrer körperlichen Darſtellung ausgeſchloſſen, indem dadurch das künſtleriſche Ideal oder Götterbild, faſt eben ſo ſehr wie durch eine mechaniſch hervorgebrachte und nachgekünſtelte Gliederbewegung, unfehlbar in eine Kinderpuppe verwandelt werden würde. Niemahls alſo iſt die Wirklichkeit und wirkliche Geſtalt und ihre täuſchende Nachahmung oder Nachbildung der eigentliche und nächſte Zweck der bildenden Kunſt; aber auch nicht immer iſt die Schönheit der Form, wenigſtens nicht allein und ausſchließend der einzige Zweck derſelben; ſondern nur bedingungsweiſe und mit Rückſicht auf die andern gegebenen Verhältniſſe und Beziehungen des Ausdrucks, des Charakters, und der äußern Beſtimmung und ganzen [illegible]. Immer aber und überall iſt es ein Gedanke, die

Idee des Gegenſtandes oder der Geſtalt, als der innere Sinn und die innere Bedeutung deſſelben, worin das Weſentliche des Kunſtwerkes beſteht, und worauf die Kunſt ausgeht; oder mit andern Worten, alle Kunſt iſt ſymboliſch. Und zwar gilt dieſes nicht bloß von der bildenden Kunſt, ſondern auch von aller andern höhern Kunſt, das Medium ihrer Darſtellung mag nun das Bild ſein, oder der Ton wie in der Muſik, oder auch das Wort wie in der Poeſie; und eben darin liegt der Unterſchied der höhern Kunſt von einer andern, ſcheinbar ihr verwandten, die aber einen äußern und practiſchen Zweck hat, deren Weſen und Geiſt alſo nicht bloß ſymboliſch ſein kann. Von dieſer Art iſt der Unterſchied der Rhetorik, zum Beiſpiel, die gewiß auch eine Kunſt iſt, und wenigſtens bei den Griechen ganz als eine ſolche behandelt wurde, von der Poeſie; und ſehr weſentlich iſt es, dieſen Unterſchied feſt zu halten, da mit demſelben grade der eigenthümliche Charakter und wahre Werth der höhern Kunſt des Schönen ganz verloren gehen würde. Im Grunde aber auch der der andern Kunſt, welche auf den äußern und practiſchen Zweck gerichtet iſt; ein Redner, der bloß eine dichteriſch ſchöne und wohllautende Rede geſprochen hätte, aber ohne ſchlagende Beweiſe und die Kraft, durch dieſe die Gemüther auf ſein Ziel unwiderſtehlich hinzuführen, würde wenig Wirkung hervorbringen; und einen Dichter von Nahmen kann man nicht tiefer tadeln, als wenn man von ihm ſagt: er hat und kennt nichts als die Rhetorik der Leidenſchaft, ohne wahre Poeſie; welcher letzte Zuſatz ſich dann ohnehin von ſelbſt verſteht.

Wenn nun unter den ſinnlichen Künſten des Schönen und einer idealiſch bedeutenden, d. h. ſymboliſchen Darſtellung, die Muſik die Kunſt der Seele iſt, die Sculptur aber die der körperlichen Gebilde und organiſchen Entfaltung der reinen Schönheits-Idee: ſo iſt unter dieſen drei Schweſterkünſten die Mahlerei, wie das Licht nebſt dem davon abhängigen Farbenſpiel in der Natur ſelbſt das geiſtige Element bildet, wie das Auge der geiſtigſte unter den Sinnen iſt, alſo auch ſie die geiſtigſte und die dem ſymboliſchen Geiſte in ihren geheimnißvollen Darſtellungen am meiſten ſich anſchmiegende Kunſt. Sie iſt ganz auf das geiſtige Auge allein gerichtet, und nur auf dieſes; während die Plaſtik durch das Auge auch dem körperlichen Sinn und Gefühl ein Vollkommnes darzubiethen ſtrebt. In der Mahlerei iſt aber nicht bloß die abſtracte Schönheit, wenn man ſo ſagen darf, und die richtige und ſchöne Structur der Geſtalt der Gegenſtand der Darſtellung, ſondern die ganze dem Auge erreichbare, ſichtbare Welt-Erſcheinung, in dieſem wunderbaren Wechſel von Licht und Schatten, in allem dieſem magiſchen Farbenglanz, wo nicht bloß das Ganze, ſondern auch das Einzelne, alles mit einem Worte, und zwar nicht bloß auf eine Art und in einem Sinne, ſondern auf die mannichfachſte Weiſe bedeutend, für den Sinn reizend, für das Auge neu und wunderbar anziehend, für den Geiſt aber geiſtig bedeutend und ſymboliſch iſt. Eben darum iſt dieſe wunderbare Kunſt der Mahlerei auch am meiſten geeignet, die höchſten Geheimniſſe der göttlichen Liebe in der Religion und Offenbarung, ſoll man ſagen, darzuſtellen oder anzudeuten? Kein Wunder alſo, wenn in der neuern chriſtlichen Zeit, Muſik und Mahlerei, die Kunſt oder die Symbolik der Seele und des Geiſtes überwiegen und die höchſte Entwicklung und Vollkommenheit erreicht haben; während die organiſch vollkommne Entwicklung der Geſtalt und ſinnlichen Körperſchönheit durch die Sculptur in dem claſſiſchen Alterthume eine Höhe und Vollendung erreicht hat, die vielleicht nie in der Art und dem Grade allgemein ganz wieder zu erreichen, oder wenigſtens nicht zu übertreffen möglich ſein dürfte. Hinreichend aber ſcheint es, drei ſymboliſche Künſte für die höhere Darſtellung des Schönen und göttlich Bedeutenden anzunehmen; indem die Architectur, obwohl an verſchiedene Bedingungen des äußern Zwecks gebunden, dennoch im Weſentlichſten mit zur Sculptur gehört und mit derſelben auf einer Linie ſteht; denn jene ſchöne Structur, jene erhabne Proportion und reizende Symmetrie, welche das Grundgeſetz der plaſtiſchen Darſtellung bildet, iſt auch das Ideal der Baukunſt. Da wo ſie die reichſte und größte Entfaltung erhielt, bei den Griechen und Römern, nähern ſich ſelbſt die Formen, die Verhältniſſe und die Regel derſelben der organiſchen Geſtaltung und ſind ihr zwar nicht äußerlich und bildlich, aber nach der innern Beſchaffenheit in einem gewiſſen Sinne ähnlich und gleichartig, oder doch verwandt. Und die mehr mathematiſche Geſtaltung der ägyptiſchen Baukunſt, ſo wie die durchaus vegetabiliſche ſproſſen- und blumenähnlich aufrankende Form in der himmelanſtrebenden gothiſchen Baukunſt, bilden gleichſam nur die äußerſten Endpuncte dieſes organiſchen Charakters der Baukunſt, durch welchen ſie mit der von ihr umfaßten und eingeſchloßnen Sculptur eigentlich nur Eine und dieſelbe Kunſt bildet; wie es auch natürlich iſt, daß diejenige Kunſt, welche die angemeßne Umgebung, und den natürlichen Boden für die andere eigentlich darſtellende Kunſt der Sculptur und ihre Götterbilder darbiethet, ſelbſt einen gleichartigen Charakter mit derſelben hat oder annimmt. Leicht zu bemerken iſt übrigens, wie in der ägyptiſchen und gothiſchen Baukunſt mehr das Symboliſche hervortritt, in der antiken aber mehr die reine Form, obwohl auch hier das Symboliſche ſich ſelbſt in den Proportionen nachweiſen ließe, aber nur mehr verhüllt und verborgen iſt. Auch die Poeſie iſt keine vierte Kunſt neben jenen dreien, als nähmlich auf der gleichen Linie ſtehend und erſt die ganze Zahl voll machend; ſondern ſie iſt die allgemeine ſymboliſche Kunſt, welche in einem andern Medium, alle die drei andern darſtellenden Künſte des Schönen umfaßt und in ſich vereinigt; und während ſie durch den Rhythmus und ſonſtige Verskunſt, als eine Muſik in Worten erſcheint, enthält ihre Bilderſprache einen immer fließenden Strom von beweglichen Gemählden im lebendigen Farbenſpiele der wechſelnden Beleuchtung; in der Structur des Ganzen aber, welches weder ein rein hiſtoriſches noch ein bloß logiſch-geordnetes oder rhetoriſches Ganzes ſein darf, ſucht ſie daneben eine ſchöne organiſche Entwicklung und Gliederung, eine architectoniſch große und doch richtige Anordnung zu erreichen. Den ſchöpferiſchen Anfangspunct der Poeſie bildet allemahl irgend ein großer und eigenthümlicher Lichtſtrahl der ſymboliſchen Sage, welcher zugleich die ehrwürdige Vergangenheit umfaßt und in eine ahnungsvolle Zukunft wenigſtens ſcheinbar hinaus deutet; indem ſchwerlich eine große epiſche Hervorbringung der alten Zeit gefunden wird, die nicht auch dieſes dichteriſch-prophetiſche, oder die geheimnißvolle Tiefe der einen und der andern Welt berührende Element in ſich enthielte. Die mittlere Region bildet dann die Poeſie des Gefühls und jene Seelenmuſik oder Dichterſprache des Geſanges, in welcher die tiefe Sehnſucht des Moments und verzehrende Leidenſchaft des Augenblicks, eingetaucht und verklärt in dieſem unſterblichen Element, als eine ewige erſcheint. Den höchſten Gipfel der organiſchen Entwicklung in der Poeſie aber bezeichnet die dramatiſche Kunſt, als die dritte Stufe der dichteriſchen Form, welche den vollen Kampf des Lebens zum Gegenſtande hat, und dieſen in der lebendigſten Anſchauung wirklich zu machen und gleichſam körperlich vor Augen zu ſtellen ſucht. Es iſt eine ſichtbare Analogie zwiſchen den einzelnen Beſtandtheilen und den verſchiedenen Hauptgattungen oder Arten der Poeſie, und jenen drei materiellen Künſten des Schönen; und ſo wie dieſe durchaus ſymboliſch ſind, im Gegenſtande, Ausdruck und Zweck ihrer Darſtellung; ſo iſt auch die alle jene drei Sphären zugleich umfaſſende Kunſt der Poeſie dieſes eben ſo ſehr und in noch höherem Maaße. Und dieſes war das Ziel, wohin ich wollte, da die ſymboliſche Bedeutung des ganzen Lebens hier der Gegenſtand iſt, der jetzt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Denn wenn jenes höchſte Wiſſen, welches weſentlich Eins iſt mit dem göttlichen Glauben, wirklich auf das Leben angewandt werden, wirklich mit demſelben Eins werden, und ganz in Leben und wirkliches Daſein verwandelt werden ſoll, wovon ich die Ueberzeugung in dem letzten Vortrage zu begründen ſuchte; ſo kann dieſes nur auf dem ſymboliſchen Wege geſchehen, oder wenigſtens iſt die ſymboliſche Bedeutung des Lebens entweder ſelbſt die Grundlage, oder doch ein unentbehrliches Hülfsmittel und eine nicht zu umgehende Uebergangsſtufe einer ſolchen Vereinigung und der Vollendung derſelben. In den darſtellenden Künſten des Schönen aber tritt dieſe ſymboliſche Bedeutung und Eigenſchaft am deutlichſten hervor, hier wird ſie auch am allgemeinſten anerkannt und am leichteſten verſtanden; und darum wählte ich dieſen Uebergang hier an dem Wendepuncte der früheren bisherigen und der nachfolgenden letzten dieſer Vorträge. Zwar iſt die äſthetiſche Seite des Menſchen und des Lebens an ſich merkwürdig, anziehend und auch in ihren Folgen und Einfluß wichtig und reich genug, um eine ſolche Epiſode ſchon an ſich zu rechtfertigen und auch dieſem Gegenſtande eine Stelle in der philoſophiſchen Betrachtung einzuräumen, um zu zeigen, wie ſich auch in dieſem Gebiethe das hier gewählte und überall durchgeführte Grundgeſetz der pſychologiſchen Erkenntniß und dreifache Eintheilungs-Princip des menſchlichen Bewußtſeins nach Geiſt, Seele und Sinn zur Anwendung bringen ließe, und als eine neue Beſtätigung der ganzen Anſicht und Denkart dienen könnte. Die weitere Ausführung dieſer erſten Andeutungen und Grundlinien über die Kunſt liegt aber jetzt außer meinem Kreiſe, wo der Zweck dieſer Philoſophie zunächſt das Leben ſelbſt iſt; ſowohl das innere des Einzelnen, als das öffentliche, und hier alſo deſſen ſymboliſche Beziehung oder Bedeutung, welches mit der Betrachtung über die göttliche Grundlage des Lebens und die demſelben zu ertheilende göttliche Richtung, ſehr nah und unzertrennlich zuſammenhängt.

Leicht ließe es ſich zeigen, wie nebſt der Kunſt, auch die Erziehung, ſowohl die häusliche als die gemeinſame und öffentliche der geſammten jüngern Generation, weſentlich ſymboliſch iſt und auch ſein muß, wenn ſie nicht in einen ganz gemeinen Mechanismus ausarten ſoll. Und eben darin dürfte zum großen Theile der Unterſchied beſtehen zwiſchen einer geiſtloſen Erziehung, die wenn ſie auch in der ſittlichen Strenge untadelhaft ſein ſollte, dann doch ertödtend ausfallen muß und wenig fruchtbringend ſein wird, und einer andern mehr gediegnen und der menſchlichen Natur angemeſſnen, daher auch, wenn gleich anfangs unſcheinbar, aber deſto nachhaltiger wirkenden. Wie empfänglich der jugendliche Sinn aber für alles in ſeinem Kreiſe liegende Symboliſche iſt, wie lebendig er es ergreift, wäre es hinreichend, um dieß anſchaulich zu machen, nur an einige der gewöhnlichſten Jugendſpiele für die verſchiedenen Epochen des Knabenalters oder der Jünglinge zu erinnern, in welchen die Beſchäftigungen, Stände und Zuſtände des wirklichen für ſie noch zukünftigen Lebens in mannichfacher Weiſe kindiſch, aber doch oft ſinnvoll nachgebildet oder vielmehr vorgebilbildet werden, und wie viel Bewegung dieß unter der kleinen Geſellſchaft verbreitet, welche vielfache und bleibende Spuren es in ihrem Geiſte zurückläßt, mehr als manche Lehrſtunden vielleicht, wenn dieſe durch die gewöhnliche Ueberladung ihren eigenen Zweck verhindern. Freilich darf das Spiel nicht Spielerei werden, denn nur im Gegenſatz der Arbeit und der Strenge der Vorſchrift, bleibt das Spiel eine Erhohlung und eine Luſt. Uebrigens aber iſt auch der Ernſt, die Arbeit und die ſtrenge Seite in dieſem, aus zwei verſchiedenen Elementen des Schweren und des Leichten gemiſchten und zuſammengeſetzten Geſchäfte und Zuſtande der Erziehung ſehr wohl einer ſolchen geiſtigen Beziehung und lebendigen Bedeutung fähig. Und wenn die ganze Erziehung nichts iſt als die Vorbereitung auf das künftige Leben und der Zuſtand dieſer Vorbereitung: ſo iſt wohl einleuchtend, daß nicht genug und nicht zuviel ſolcher lebendigen Beziehungen und geiſtigen Andeutungen auf das künftige Leben, nach ſeiner allgemeinen Beſchaffenheit und nach dem beſondern Stande, den man dabei gerade vorzüglich im Auge hat, in die Erziehung und alle ernſten oder ſpielenden Beſchäftigungen und Elemente derſelben hineingelegt werden können. Denn nur auf dieſem Wege wird der Sinn der Jugend und die jugendliche Fantaſie von dem zum Grunde liegenden Zweck und Geiſt des Ganzen lebendig ergriffen und durchdrungen werden, was man durch eine bloße trockne Definition des künftigen Standes z. B. oder der Beſtimmung des Menſchen überhaupt, auf dem dürren Wege der gewöhnlichen Logik niemahls erreichen wird. Nicht zu wundern iſt es aber, wenn ſich dieſe ſymboliſche Natur und Anlage des Menſchen ſchon in ſeiner früheſten Entwicklung eben ſo ſehr als in den höchſten Hervorbringungen der genialiſchen Kunſt ſo unverkennbar kund giebt; wir mögen dabei nun auf den ganzen jetzigen Zuſtand des Menſchen, oder auf ſeine urſprüngliche und weſentliche Beſchaffenheit im Verhältniß zur Welt und zu Gott unſere Gedanken richten. Es iſt ſchon früher bei mehreren Veranlaſſungen erinnert worden, daß der Menſch, nachdem ihm die höhern Kräfte, die er mißbraucht hatte, entzogen wurden, eben dadurch, weit mehr als es urſprünglich der

Fall geweſen ſein mochte, unter die Herrſchaft der bildlichen Fantaſie herabgeſunken ſei, und daß ſein ganzes Daſein und Bewußtſein in dieſer Hinſicht wahrſcheinlich um vieles von dem, was es anfangs war, iſt verändert worden. Hat der Menſch urſprünglich und von Anfang die Kraft und das Vermögen gehabt, durch den bloßen Willen, ohne das äußere Hülfsmittel der jetzigen Sprache, andern ſeine Gedanken innerlich mitzutheilen; ſo beſitzt er nun dieſe Kraft nicht mehr, und wenn irgend dem einigermaßen ähnliche Erſcheinungen gefunden werden, ſo bilden ſie mehr nur eine wunderbare Ausnahme, nicht als die Regel des menſchlichen Daſeins und Bewußtſeins, wie dieſe jetzt ſind. Nach dieſer befindet er ſich alſo vor allem jetzt in einem ſymboliſchen Zuſtande, als Bedürfniß auch ſelbſt für den irdiſchen Zweck, als Nothbehelf und Surrogat der verlornen unmittelbaren Kräfte; noch ganz abgeſehen von der freien Wahl und dem freien Gebrauch der Symbole im höchſten geiſtigen Leben. Nachdem der Menſch auch ſchon urſprünglich auf die Erde als der erſtgeborne Sohn derſelben iſt geſtellt worden, mitten in dieſe ſichtbare telluriſche, d. h. erdhafte, der Erde verwandte und ähnliche Planeten-Welt; und da dieſe irdiſche Natur durchgängig in allen ihren organiſchen Hervorbringungen und kämpfenden Elementen des Lebens eine ſymboliſche iſt; während in einer andern Sternen-Sphäre, in der uns unſichtbaren reinen Geiſterwelt vielleicht alles mehr weſenhaft und unmittelbar, und nicht ſo bildlich und materiell eingehüllt, d. h. eben ſymboliſch ſein mag, oder wenigſtens denkbarer Weiſe ſein kann; ſo befindet ſich der Menſch nun auch, von dieſem Geſichtspuncte ausgenommen, in einer durchaus ſymboliſchen Umgebung und von Grund aus bildlichen Sinnenwelt. Und wenn wir der großen Verheißung mit welcher unſere Offenbarung beginnt, trauen dürfen oder vielmehr trauen wollen; ſo war ja auch die erſte und höchſte Beſtimmung des Menſchen eine ſymboliſche, nähmlich die des göttlichen Ebenbildes. Und wenn nun das Naturbedürfniß und die Naturanlage des Menſchen ſchon ſymboliſch ſind, und wenn ſein jetziger Zuſtand in der Schöpfung, ſeine ganze Weltſtellung, ſeine hohe und göttliche Beſtimmung es ebenfalls ſind, kann oder darf es uns befremden, wenn ſelbſt die Religion mehrentheils im ſymboliſchen Gewande bekleidet auftritt? und zwar nicht bloß der verwilderte Schößling des ganz dichteriſch gewordenen Heidenthums, ſondern ſelbſt die urſprüngliche, alte, reine Religion der Natur, als die erſte, und die ſich ſelbſt zum Opfer bringende Liebe, als die zweite Offenbarung Gottes? Und ſo findet es ſich auch; in der alten Welt oder dem alten Bunde, wie man ſonſt ſagte, iſt die aufdämmernde Sonne des Glaubens noch mit dem vollen Sternenſchmuck der ganzen ſymboliſchen Schöpfung, wie mit einem glänzenden Diadem herrlicher Naturbilder umgürtet; und auch die neue Zeit der ſchon höher und heller aufſteigenden Morgenröthe trägt noch den leuchtenden Morgenſtern der Kunſt an ihrer Stirne. Sollten wir aber die Kunſt an und für ſich genommen, in demſelben Bilde oder im Gegenſatz deſſelben iſolirt betrachten, ſo wäre ſie eher dem Scheine des Mondes zu vergleichen, wie er mit ſeinem wunderbaren Halblichte das Gebieth der Nacht und die dunkle Region der ſchöpferiſchen Fantaſie durchleuchtet. Es iſt auch hier nur ein Wiederſchein der wahren Sonne, ein Abglanz von dem andern höhern Lichte, welcher das Dunkel erhellt; und während alle die wundervollen Sternbilder der ganzen am Tage verdeckten Geiſterwelt in dieſem magiſchen Dämmerlichte nun ſichtbar hervortreten, können freilich auch täuſchende Fantome und rieſenhafte Luftgeſtalten ſich mit unter die übrige vorüberfliegende Schaar der irdiſchen und nur aus irdiſchem Dunſte gebildeten Schatten miſchen. Dennoch aber und allerdings alſo iſt auch die Kunſt des Schönen, wenn ſie eine wahrhafte iſt, im Weſentlichen durchgehends auf das Göttliche gerichtet, und daher nicht bloß äußerlich der Religion zur Zierde dienend, ſondern auch ihrem Urſprunge nach, unter allen Völkern und in allen Zeiten, derſelben nahe verwandt und aufs engſte mit ihr verſchwiſtert geweſen; wie weit entfernt von dieſem ihrem erſten Urſprunge und Ziele, wie ganz eitel, nichtig und ſinnlich auch ſehr viele von ihren Hervorbringungen in den Zeitaltern der Entartung vor dem Auge einer ſtrengen Kritik erſcheinen mögen. Hiſtoriſch läßt ſich aber dieſer göttliche Urſprung der Kunſt überall nachweiſen, und iſt ſo einleuchtend, daß er gar nicht bezweifelt werden kann; und nie kann und wird auch die höhere Kunſt ihren Anſpruch an eine göttliche Kraft und Weihe oder Beglaubigung dieſer Kraft aufgeben. Wäre es denkbar, daß irgendwo und zu irgend einer Zeit, die Religion ganz aufhören, nicht bloß die poſitive Lehre und Offenbarung in Vergeſſenheit gerathen, ſondern auch überhaupt aller Glaube an das Göttliche völlig in der Menſchheit ausſterben und untergehen, dieſes Licht eines höhern, überirdiſchen Strebens und Denkens alſo auslöſchen, dieſer Ton der Ewigkeit und einer ewigen Liebe in der fühlenden Bruſt des Menſchengeſchlechts für immer verſtummen könnte; dann würde in demſelben Augenblick auch alle höhere Kunſt demſelben entzogen werden und wieder verſchwinden. In unſerm Zeitalter iſt übrigens der Fall wohl eher gerade umgekehrt; während in dem allgemein herrſchenden politiſchen Unglauben, der eine natürliche Folge des religiöſen Unglaubens iſt, das ganze Leben, beſonders auch das öffentliche, nach ſeiner ſymboliſchen Bedeutung und Würde nicht mehr erkannt und nicht mehr verſtanden wird, und dadurch auch der Staat und alles Große deſſelben viel von ſeinem alten ehrwürdigen Glanz und ſeiner ehemahligen Heiligkeit verloren hat; während ſelbſt das religiöſe Gefühl, was wirklich noch vorhanden iſt, mehr oder minder in den Partheienkampf hinabgeriſſen wurde und kaum eine reine Freiſtätte des einfachen frommen Glaubens, die unverletzt und unangefochten wäre, mehr zu finden weiß: iſt für eine ſehr große Anzahl von Menſchen aus der gebildeten Klaſſe, die Kunſt und das Schöne das letzte ihnen übrig gebliebene Kleinod des Göttlichen, und wird auch als ein ſolches und als das eigentliche Palladium des höhern und innern Lebens von ihnen betrachtet; was es, ſo iſolirt genommen, doch in keiner Weiſe ſein kann. Unſer Zeitalter iſt in dieſer Hinſicht einem ehemahls reichbegüterten, nun aber herabgekommenen edeln Hauſe zu vergleichen. Während Hab' und Gut durch Unglücksfälle, üble Wirthſchaft, Verſchwendung längſt verloren ſind, Haus und Hof verpfändet und verſchuldet, iſt nur der alte Familienſchmuck und die ererbten Ehrengefäße aus der beſſern Zeit allein noch gerettet und erhalten worden. Ohne Zweifel iſt auch hier mancher unächte Stein unter die ächten alten Diamanten eingeſetzt worden, falſches Metall an die Stelle des gediegenen Goldes von ehemahls; indeſſen ſcheinbar iſt doch das Ganze noch beiſammen geblieben, als die letzte Spur von dem vormahligen Glanze des ſonſt ſo feſt begründeten Reichthums. So zehrt unſer Zeitalter für das innere höhere Leben nur noch an dem äußern Zierathe der Kunſt, während das große Capital des alten Glaubens, welchem unter ſo vielen andern guten Früchten auch jener Schmuck und jene Schönheit ihr Daſein verdanken, für die große Mehrzahl des Zeitgeiſtes längſt aufgegeben iſt.

Es bildet aber das ſymboliſche Gewand, in welchem die Religion überall auftritt, nur die eine Hälfte ihrer äußern Form. Die andere Seite dieſer Form zeigt ſich und beſteht in dem lebendigen innern Zuſammenhange aller Theilnehmenden und im Glauben Vereinigten; nähmlich darin, daß die Religion durchaus nicht einzeln, iſolirt und abgeriſſen, nur für das Individuum allein gedacht werden und vorhanden ſein kann; daß es mit einem Worte keine eigentliche Religion giebt, noch geben kann, ohne Gemeinde. Zwei oder drei müſſen wenigſtens auf die gleiche Weiſe glaubend in Gott vereinigt ſein, dann kann ſeine Kraft unter ihnen ſichtbar werden. Und zwar iſt dieſer Zuſammenhang ein durchaus lebendiger, und wie ein inniges Seelenband geiſtiger Anziehung und Verkettung unter den einzelnen Gliedern. Wie der electriſche Schlag die ganze Kette der unter einander verbundenen Leiter in einem Momente durchläuft, und an dem andern Ende der zündende Funke erſcheint, der von dem erſten Puncte ausging; wie durch den Einen Magnetſtein in der beſtimmten Berührungsweiſe, alle Eiſennadeln, ſo viele man deren auch nehmen will, auf die gleiche Weiſe in eben ſo viele Magnete verwandelt und in ein neues höheres Verhältniß mit dem ganzen Erdkörper hinaufgerückt werden: ſo iſt es und ſo geſchieht es auch hier und geht alles durch lebendige Mittheilung von dem Einen erſten Anfangspuncte aus. Wie in der aus zwei verſchiedenartigen Körpern oder Gliedern abwechſelnd gebildeten Metall-Säule, auf der einen Seite der Eine chemiſche Grundſtoff der telluriſchen Kraft und Lebensluſt oder Atmoſphäre dieſes Planeten producirt und erzeugt wird, an der entgegenſtehenden aber der zweite, andre; ſo iſt es auch hier in dieſer geiſtigen Verkettung des Glaubens und in der lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen den verſchiedenartigen Gliedern dieſer Seelenkette, welche ſelbſt Träger und activ fortleitende Werkzeuge ſind, und den andern, welche mehr im paſſiven Verhältniſſe das unſichtbare Leben nur einſaugen und an ſich ziehen: daß an der einen Seite die Macht der Segnung und die Kraft der Weihe in der Wirkung ſelbſt entwickelt, geſtärkt und zu Tage gefördert wird, während von der andern die Gnade als eine wirkſame Kraft und Gabe des Heils empfangen wird. Eines aber muß hier noch ganz vorzüglich bemerkt werden. Wenn es nähmlich unläugbar iſt, daß auch die Offenbarung und die wahre Religion ſelbſt, jenes ſymboliſche Gewand an ſich trägt, und damit umkleidet iſt, welches dem menſchlichen Zuſtande und der menſchlichen Natur ſo ſehr zuſagt und ſo angemeſſen iſt; ſo läßt ſich zwar für alles Sinnbildliche, was nicht weſentlich iſt, und bloß zur äußern Einkleidung und zum Vehikel der verſtändlichen Mittheilung dient, ſchwerlich ein allgemeiner Maaßſtab und eine entſcheidende Richtſchnur für Alle entwerfen, da ſich dieſes nach dem verſchiedenen Bedürfniſſe der Individuen richtet, und alſo auch darnach ganz verſchieden und individuell iſt und ſein muß. Wenn aber ein Symbol unmittelbar von Gott ſelbſt ausgeht, ſo kann es nicht anders als weſentlich, es kann nicht bloß Zeichen, ſondern es muß zugleich ein Wirkliches ſein; ſonſt wäre es, als wenn man dem ewigen Logos, welcher der Grund alles Daſeins und aller Erkenntniß iſt, Worte ohne Inhalt und ohne Kraft zuſchreiben oder beilegen wollte. Sehr natürlich, d. h. der Natur der Sache vollkommen angemeſſen, obwohl an ſich ſelbſt freilich übernatürlich, ja unbegreiflich und allen Begriff überſteigend, iſt es daher, wenn jenes höchſte Symbol, welches das eigentliche Einheitsprincip und den lebendigen Mittelpunct des ganzen Chriſtenthums bildet, dieſen Charakter an ſich trägt, daß es zugleich ein Zeichen iſt, und doch ein wahrhaft Wirkliches oder die Sache ſelbſt. Nachdem nähmlich auf dem Altare dieſer Religion der göttlichen Liebe, ſeit das höchſte Opfer derſelben längſt vollendet iſt, kein anderes Feuer mehr angezündet wird, als die Flamme des Gebeths und des auf Gott gerichteten und mit Gott vereinigten Willens; ſo beſteht der Act, durch welchen jenes Seelenband, worin das Weſen aller Religion beſteht, eigentlich zuſammengehalten wird, bloß darin, daß hier die weſentliche Subſtanz der göttlichen Kraft und der göttlichen Liebe zu den Menſchen, lebendig mitgetheilt und empfangen wird, als das wunderbare Siegel der Vereinigung mit Ihm. Wie einfach oder wie reich geſchmückt der Altar ſein ſoll, darüber iſt es, wie ſchon oben erinnert wurde, ſchwer einen allgemeinen Maaßſtab feſt zu ſtellen. Wollte man ſich aber ein Chriſtenthum, im ſtrengſten Sinne ganz ohne Altar denken, oder ein ſolches verlangen und einzurichten ſuchen; was doch unter der großen Menge der ſo verſchiedenen menſchlichen Anſichten und Religionsmeinungen nur einer äußerſt kleinen Anzahl kaum vorübergehend eingefallen iſt, ohne bleibende und entſchiedene Wirkung für das Ganze; ſo würde ein ſolches von allem Symbol und Geheimniſſe entkleidete Chriſtenthum nur eine philoſophiſche Anſicht und Meinung, höchſtens eine Schule der Art ſein, aber keine Religion; und ſelbſt das Bibel-Studium, wenn man dasſelbe auch ſelbſt in dieſer verzweifelten Lage noch feſt halten wollte; würde alsdann nichts mehr ſein, als eine gelehrte Liebhaberei, wie jede andre antiquariſch merkwürdige Unterſuchung. Sollte im Gegentheile aber eine Gemeinde und Religion ganz ohne Altar, zwar nicht in ſolcher Weiſe auf einer philoſophiſchen Meinung oder bloß gelehrtem Studium und Liebhaberei beruhen, ſondern auf dem Gebethe und der geiſtlichen Rede oder Predigt allein gegründet werden; ſo könnte dieſes faſt nur unter der Vorausſetzung einer immer fortgehenden und überall verbreiteten unmittelbaren Inſpiration denkbar ſein; welches einen leichten Uebergangspunct zu dem furchtbarſten Fanatismus darbiethen würde, wovon diejenigen, welche die innere Geſchichte der mohamedaniſchen Völker und Secten in alten und neuen Zeiten, wo es im

Weſentlichen grade ſo iſt, etwas näher kennen, leicht im Stande ſind, ſich einen ſehr anſchaulichen und abſchreckenden Begriff zu bilden.

Wohl ſcheint nun in dieſem ganzen Religions-Verhältniſſe und in einer ſolchen geforderten oder doch als weſentlich und nothwendig gewünſchten und erſehnten Verbindung der Seele und des innern Menſchen mit Gott, als wohin die höhere Philoſophie der Alten nicht weniger ſtrebte, als unſere Offenbarung und Religion, etwas ſehr Schönes und kaum Begreifliches, ja faſt Unmögliches zu liegen; wie in den verwickelten algebraiſchen Gleichungen, für die es keine Auflöſung giebt, oder wenigſtens, ſo wie ſie erſcheinen, ehe dieſelbe gefunden iſt. Dieſes beſchränkte, veränderliche, nach allen Seiten hin unvollendete und noch nicht einmahl hinreichend, wenigſtens nicht vollkommen beſtimmte A unſeres eigenen Selbſt, womit wir denn freilich das ganze Alphabet unſeres Denkens wie unſeres Lebens immer wieder von vorne anzufangen gewohnt ſind, ſoll mit dem ganz unbegreiflichen X der unermeßlichen Gottheit in eine Gleichung und Verbindung gebracht werden. Wie ſoll dieß nun möglich ſein, und wie kann es wohl jemahls wirklich werden? — Eigentlich iſt auch das Ich des Menſchen nicht einmahl ein ſolches A, und kann nicht ſo bezeichnet werden, in dieſer wunderbaren algebraiſchen Gleichung unſeres innern Lebens und höhern Strebens; denn nirgends findet der Menſch ſich als ein Erſtes, ſondern immer nur als ein Abgeleitetes und Zweites, wo er auch immer anfangen oder den Anfang ſuchen mag. Und nicht nur führt das Alphabet unſeres Daſeins weiter hinaus und gegen das Ende auf ein völlig unbegreifliches X; ſondern es iſt ſchon von vorne herein mangelhaft, und gleich der Anfang und das erſte A, was den Anfang machen ſollte, fehlt. Und auch ſelbſt das B, wenn wir bei dieſem ſtehen bleiben, iſt nirgends rein, und wie es an und für ſich iſt, oder urſprünglich war, zu finden; überall iſt es noch mit einem andern ebenfalls Unbekannten verſtrickt und verwickelt; ſo, daß wir es alſo mit zwei unbekannten Größen zu thun haben in dieſer Gleichung unſeres Lebens, mit jenem unbegreiflichen

X und mit dieſem überall uns entgegentretenden und widerſtrebenden Y, wie wir es indeſſen bezeichnen wollen. Und als Thatſache giebt ein jeder dieſes angeborne Hinderniß gern zu, wenn gleich er es als böſes Princip nicht zu erklären weiß, oder die ihm gegebene Erklärung der Wiſſenſchaft und Offenbarung darüber nicht annehmen will. Wie ſoll nun dieſes unſer B auf ſein erſtes urſprüngliches A zurückgeführt, wie ſoll es von dem böſen Y befreit, und wie ſoll es mit dem höchſten X verbunden werden? — Die Antwort und die Auflöſung der unmöglich ſcheinenden Gleichung kann nur auf jenem Wege und nach jenem Principe gefunden werden, nach welchem es eben bemerkt wurde, wie das Weſen der Religion allein beſtehe in der von dem erſten Anfangspuncte ausgehenden und durch die ganze geiſtige Kette fortwirkenden lebendigen Mittheilung der höhern Kraft. Um aber dieſen Gedanken und den daraus hervorgehenden Begriff der glücklichen Auflöſung des menſchlichen Lebens-Problems ganz anſchaulich zu machen, erlaube ich mir noch eine kurze epiſodiſche Anführung und Erklärung der ägyptiſchen Hieroglyphen, als das paſſendſte Beiſpiel dafür. Da die ſymboliſche Natur und Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes und des ganzen menſchlichen Daſeins, der Hauptgegenſtand war, mit deſſen Entwicklung dieſe gegenwärtige Erörterung anfing; ſo kann es auch als Ergänzung und zum Schlußſteine für dieſes ganze Kapitel dienen und angeſehen werden, wenn zu allem vorigen noch dieſes hinzugefügt und mit wenigen Worten gezeigt wird, wie und in welchem Sinne auch die älteſte Schrift und Bezeichnungsweiſe des Menſchen eine ſymboliſche geweſen iſt. Wenigſtens von den weſt-aſiatiſchen und den aus dieſen abgeleiteten abendländiſchen Alphabeten, dem hebräiſchen, phöniziſchen und griechiſchen, kann man es jetzt ſchon mit Gewißheit behaupten, daß ſie aus den Hieroglyphen abgeleitet und ſämmtlich hieroglyphiſchen Urſprungs ſind. Nicht ſo entſchieden dürfte dieſes von dem indiſchen, von allen jenen ſo ganz verſchiedenem Alphabet gelten; ſo wie ich auch allein deßwegen nichts im Voraus über das höhere oder mindere Alter dieſer eigenthümlichen indiſchen Schriftart im Vergleiche mit der ägyptiſchen feſtſtellen möchte. Die hieroglyphiſche Bezeichnungsart aber beruht nach der bis jetzt gemachten, obſchon noch nicht ganz vollendeten und alles erklärenden, doch aber in ihrer Grundlage ſehr feſt ſtehenden Entdeckung, wie ſie ſo merkwürdiger Weiſe unſerm Zeitalter vorbehalten war, auf einem ſehr einfachen Principe, welches obgleich ganz ſymboliſchen Urſprungs, doch auch den Keim der alphabetiſchen Bezeichnung und Schrift ſchon vollſtändig in ſich enthält. Es beſteht daſſelbe nähmlich darin, daß das Bild, welches ein Wort der Art ausdrückt oder bedeutet, zugleich den Buchſtaben bezeichnet, mit welchem dieſes Wort anfängt. Da die hieroglyphiſche Schrift auf jede Sprache eben ſo gut anwendbar iſt, als auf die ägyptiſche; ſo kann uns hier ein deutſches Wort eben ſo gut als Beiſpiel zur Erklärung dienen, als irgend ſonſt eines aus einer andern Sprache. Noch muß ich aber bemerken, daß in dieſer Bezeichnungsweiſe nur die Hauptbuchſtaben und weſentlichen Elemente des Wurzellauts angedeutet, die nicht betonten oder bloß ergänzenden Vocale und andern Buchſtaben aber ausgelaſſen und nicht beſonders bezeichnet, ſondern dem Verſtändniſſe zu errathen überlaſſen werden. Das Wort Leben z. B. würde mit den drei Hauptbuchſtaben deſſelben alſo bezeichnet ſein: ein flammendes Licht, weil dieſes Wort mit einem L anfängt, würde dieſen Buchſtaben L bedeuten; ein Baum, den Buchſtaben B, und der Buchſtabe N, könnte durch das Bild von irgend einem Naß, durch einen herunterſtrömenden Waſſerſtrahl oder durch eine wellenförmige Linie als Zeichen der bewegten Oberfläche deſſelben angedeutet werden. Ein Licht, ein Baum und eine Wellenfläche würden alſo mittelſt der Buchſtaben L, B und N das Wort Leben bezeichnen; wobei man zugleich ſieht, daß dieſe Bezeichnungsweiſe und Schriftart, obwohl im Grunde ſchon eine alphabetiſche, doch zugleich auch eine ſymboliſche Farbe hat, wie ich dieß in dem gewählten Beiſpiele auszudrücken verſuchte, da ſowohl das Licht oder die leuchtende Flamme, als die fortwachſende Natur des Baumes, oder der fließende Strom und Wellenſchlag den innern Charakter des Lebens und die einzelnen Merkmahle oder Beſtandtheile und Elemente deſſelben ſehr gut ausdrücken und bezeichnen können. Und in dieſer Zugabe von ſymboliſcher Farbe und Bedeutſamkeit liegt eben bei der ſonſt vieldeutigen und inſofern unbequemen alphabetiſchen Bezeichnung durch Hieroglyphen die eigenthümliche Schwierigkeit und auch das intellectuell Anziehende dieſer Schriftart. Dieß iſt nun die eine ſchon bekannte hieroglyphiſche Bezeichnungsweiſe, die andre aber, ſo weit als die Entdeckung und Entzifferung derſelben bis jetzt vorgedrungen iſt, erſcheint ungleich ſchwerer und räthſelhafter; ja man muß hier faſt ſchon wiſſen, was bezeichnet oder angedeutet wird, um es irgend verſtehen oder errathen zu können. Nach dieſer bedeutet das Bild von dem Wort, welches mit dem einen Buchſtaben anfängt, ſchon allein auch das andere Wort, welches mit dem gleichen Buchſtaben anfängt; nach dem oben gewählten Beiſpiele alſo würde ſchon das Bild eines flammenden Lichtes allein auch das Wort Leben und dieſen Begriff ſelbſt bedeuten. Es iſt, wenn man ſo ſagen ſoll, ein Spiel der kühnſten algebraiſchen Gleichungen mit ſolchen bloß angedeuteten und angefangenen Räthſelbildern, die das Verſtändniß des Wiſſenden erſt ergänzen muß, denn ein anderer wird es ſchwerlich mit Sicherheit entziffern können. Und dieß führt mich wieder zurück auf unſere obige noch unaufgelöſte algebraiſche Gleichung über das Räthſel des menſchlichen Daſeins, welches in dieſem Gleichniſſe von den Hieroglyphen, wie ich es auch nur deßwegen hier eingeſchoben habe, ſeine Auflöſung finden kann. Die Hieroglyphen-Schrift iſt nähmlich nach der gegebenen Erklärung eine ſymboliſche Bezeichnung durch den Anfangsbuchſtaben, wodurch denn freilich alles, auch das ſcheinbar Gewöhnliche, einen geheimnißvollen Charakter annimmt, und in dieſe wunderbare, bildlich bedeutende Sphäre hinüber tritt. Die Auflöſung jenes allgemeinen Problems aber liegt darin, daß das X, eben jenes unbegreifliche X der unermeßlichen Gottheit, als der ewige Logos, zugleich [illegible] d. h. lebendig und in der Menſchheit wirklich geworden, oder geweſen iſt, und ſolches auch wirklich und wahrhaft noch iſt; nähmlich der neue Anfang und von Gott gegebene Anfangsbuchſtabe für das ganze menſchliche Daſeins-Alphabet, welcher ohnehin dem X ſchon urſprünglich zum Grunde lag und ihm von jeder fehlte, und an welchen ſich nun dieſes und jeder andere nachfolgende Buchſtabe anreihen und anſchließen, mit ihm verbinden und ihm gleich werden kann und in dieſer Gleichſtellung mit demſelben, da jetzt das X = A iſt, ſelbſt zu der mit dem ſonſt unerreichbaren X fähig werden, zugleich aber auch von dem ewig hinderlichen und ſtörenden — Y ganz und auf einmahl und für immer befreit werden kann, da dieſes — Y dem X gegenüber doch nur eine negative Größe wird, und alſo in Nichts aufgeht. Wie man aber auch immer durch dieſe oder andre wiſſenſchaftliche oder bildliche Gleichniſſe das Unausſprechliche zu faſſen und auszudrücken verſuchen mag; immer bleibt dieſe Thatſache, daß das göttliche X ein menſchliches A geworden, daß der ewige Logos wahrhaft und wirklich menſchlich lebendig geworden und noch iſt und der Glaube an dieſe Thatſache, der Anfangspunct eines neuen und höheren Daſeins, und der Ring, welcher die Menſchheit zuſammen hält, auf welches erſte Glied in der geiſtigen Lebenskette alles zurückführt und von welchem alles ausgeht.

So hätte ich nun die ſymboliſche Bedeutung des menſchlichen Lebens, von der ſinnbildlichen Darſtellung und Kunſt des Schönen anfangend, und durch verſchiedene Sphären denſelben Begriff weiter entwickelnd, bis zur höchſten Hieroglyphe alles Daſeins hinaufgeführt. Und wie ich in den drei vorigen Betrachtungen das ewige Wort, als das Grundgeſetz der Wahrheit, mehr bloß von der wiſſenſchaftlichen Seite entwickelt habe; ſo war nun noch übrig, es in den drei nachfolgenden und letzten auch als das alles löſende und alles lenkende Wort für das ganze Problem des menſchlichen Daſeins, in dem Kampfe des Lebens und den wichtigſten Verhältniſſen und Verwicklungen desſelben darzuſtellen. Denn nicht bloß für das höhere Streben und innere Leben des Einzelnen gilt alles dieſes, ſondern eben weil es das Ganze und Alles umfaßt, iſt es auch allgemein anwendbar; alſo auch von dem äußern und öffentlichen Leben, von der Geſellſchaft und von dem Staate gilt es; und jene höchſte Hieroglyphe, welche der Anfang des neuen Daſeins iſt, bildet auch die göttliche Grundlage des Staats und deſſen geheiligten Charakter.

Und eben weil dieſe Anwendung der chriſtlichen Wahrheit und des chriſtlichen Grundbegriffs derſelben auf den Staat gewöhnlich ſo ſehr verkannt wird, habe ich geglaubt, für dieſen Zweck etwas weiter ausholen, etwas höher anknüpfen und tiefer ſchöpfen zu müſſen, damit ich dann mit deſto ſicherer Feſtigkeit zu dem Reſultate gelangen und dieſes dahin ausſprechen könnte: Der chriſtliche Staat iſt der ſymboliſche und der eben dadurch auch hiſtoriſch geheiligte; während der bloße Natur-Staat oder auch der unheilige und falſche, wenn gleich künſtlich geordnete Vernunft-Staat entweder ein bloß dynamiſcher oder auch ein abſoluter iſt. Dreierlei Gewalten giebt es im menſchlichen Leben und in der menſchlichen Geſellſchaft, welche eine ſymboliſche Bedeutung und einen Charakter von Heiligkeit an ſich haben und auf einer göttlichen Grundlage beruhen: die väterliche Gewalt, die geiſtliche oder prieſterliche, und die königliche oder die oberſte Staatsgewalt. Die liebevolle Vorſorge und Pflege des irdiſchen Erzeugers bietet zwar nur eine ſchwache Analogie dar, mit der allwiſſenden Güte und Obhut des ewigen Vaters und iſt faſt nur ein bloßes Bild davon. Auch läßt ſich die väterliche Gewalt und das auf jenen liebevollen Lebens-Anfang des Kindes gegründete Recht nicht in ſo ſcharf bezeichnete Formen faſſen oder in eine ſo ſtreng gezogene Linie einſchließen. Und wenn gegen jenes innere Familien-Recht und dieſe väterliche Liebes- und Seelengewalt, von der bürgerlichen Seite und Geſetzgebung aus, nun doch die Gränzen näher beſtimmt und in einzelnen Punkten feſtgeſtellt werden, ſo geſchieht dieß nur als Nothbehelf und zur Schutzwehr gegen einen möglichen unnatürlichen Mißbrauch des ſo ganz natürlichen Rechts und auf die Natur gegründeten Verhältniſſes. Wenn aber nach altrömiſchen Grundſätzen, ſogar das Recht über Leben und Tod mit hineingelegt ward, ſo fühlt man wohl, daß dieß eine zu weite Ausdehnung iſt, daß hier die Gränzen der verſchiedenen Gewalten nicht gehörig getrennt wurden, und daß ein Vater, der von jenem ihm zugetheilten Recht Gebrauch machen wollte, eben dadurch ein unnatürlicher ſein würde. Für eine mehr als gewöhnliche und bloß vertragsmäßige, und für eine in jedem Sinne heilige Pflicht aber wird die Ehrerbiethung gegen die Aeltern, nach einem richtigen Naturgefühle unter allen wilden oder barbariſchen, verfeinerten und civiliſirten Völkern gleich ſehr gehalten; und das göttliche Sittengeſetz in der alten Offenbarung ſtimmt hierin mit der vollen Kraft des heiligen Ausdrucks ganz überein. Nach dem chriſtlichen Rechte bildet auch, gegen das geiſtige Gebieth hin, der Punct der Glaubensfreiheit und freien Glaubensverſchiedenheit eine natürliche Gränze der älterlichen Gewalt. Wie ſehr aber auch beſondere Umſtände, Altersſchwäche, Gemüthskrankheit, Charakterfehler oder bürgerliche Uebertretungen in einem einzelnen Falle die väterliche Gewalt und Würde einſchränken oder näher beſtimmen und anders modificiren mögen: immer bleibt ſelbſt in dem unglücklichſten Falle die ehrerbiethigſte Behandlung für das ganze Verhältniß, die zarteſte Schonung in allen Puncten, eine über den ganzen bewohnten Erdkreis ſich laut ausſprechende Forderung des menſchlichen Sittengefühls. Es iſt das in der Natur ſelbſt gegründete Seelenband der älterlichen Liebe und der kindlichen Pflicht, woraus die Heiligkeit dieſes Begriffs, das ganze Familien-Verhältniß und die eigenthümliche Art und Beſchaffenheit der väterlichen und älterlichen Gewalt hervorgeht. Der Geiſtliche und Prieſter da, wo die Religion ihn als ſolchen anerkennt, nähmlich als einen nicht bloß zur Verkündigung, ſondern auch zur lebendigen Mittheilung beſtimmten Träger und Ausſpender der göttlichen Gnade, iſt in ſo fern und in dieſer Function und in dem geheiligten Acte derſelben, ein Stellvertreter Gottes, nähmlich nicht etwa des ewigen Schöpfers oder Geſetzgebers der Natur, ſondern desjenigen, der gekommen iſt, die Menſchen zu befreien und zu erlöſen. Alſo auch die geiſtliche oder prieſterliche Gewalt hat eine göttliche Grundlage und beruht auf ſolcher; da das Seelenband der Vereinigung mit Gott aber nur im Glauben und im Geiſte des Glaubens Statt finden und erreicht werden kann: ſo iſt dieſe an ſich genommen heilige Gewalt ihrer Natur nach auch bloß auf das geiſtige Gebieth beſchränkt. Die richterliche Function dabei bleibt auch da, wo ſie dogmatiſch anerkannt wird, wenigſtens dem andern erlöſenden und Gnade ſpendenden oder ſegnenden Charakter untergeordnet; denn eine richterliche Gewalt, die ganz von der freien Wahl abhängt, wo alles bloß innerlich iſt, und auch der weitere Erfolg in der Ausführung dem eigenen Willen überlaſſen bleibt, iſt ſtreng genommen keine ſolche; eben ſo wenig als das geſalbte Staats-Oberhaupt durch dieſen Act der Weihe und der Salbung ſchon einen eigentlich geiſtlichen Charakter in ſeiner Gewalt annimmt. Alle dieſe drei heiligen Gewalten haben übrigens eine Art von Analogie und innere Verwandtſchaft unter einander, welches aber nicht ſtreitet mit einer weſentlich nothwendigen und ſcharf zu haltenden Abſonderung der verſchiedenen Gränzen der einen oder der andern. Selbſt das Innere des Hauſes, das Familien-Verhältniß und Familien-Leben in ſeinem abgeſchloſſenen Bezirk, wird in den meiſten Geſetzgebungen als ein Heiligthum betrachtet, welches in der Regel unverletzt bleiben, und in welches die äußere Staats-Gewalt wenigſtens nicht ohne Noth oder beſondere Veranlaſſung ſtörend eingreifen ſoll. Wenn auf der andern Seite das väterliche Verhältniß oft auf die beiden andern Gewalten, in der Sprache des Lebens übertragen wird; ſo iſt dieß bei der geiſtlichen eine bloße Benennung der Ehrfurcht; bei der oberſten Staats-Gewalt aber dient es mehr, um den Charakter einer beſondern Milde und Güte der Regierung zu bezeichnen, als daß es ganz im Allgemeinen für ein eigentlich ſpecifiſches Merkmahl von der oberſten Staatsgewalt und ihrer eigenthümlichen Natur gelten, und zur Erklärung derſelben angewandt werden könnte. Es kann dieſelbe vielmehr nicht immer eine bloß väterliche, noch ſoll ſie es vielleicht auch überall ſeyn. Strenge Unpartheilichkeit z. B. iſt das Erſte, was von dem Richter gefordert wird; und wäre es wohl möglich, wäre es eigentlich billig, eine ſolche von dem Vater immer zu fordern? Der richterliche Charakter aber iſt in der Staats-Gewalt das vorherrſchende Element, und die oberſt-richterliche Function iſt die weſentlichſte Seite derſelben, mit welcher auch die andern Merkmahle und Kennzeichen oder ausſchließenden Vorrechte der ſouveränen Macht auf das innigſte zuſammenhängen. Und eben darum umfaßt auch dieſe oberſt-richterliche und ſouveräne, Gott allein verantwortliche Staatsgewalt — während die väterliche Gewalt zunächſt nur auf dem Seelenbande der gegenſeitigen älterlichen und kindlichen Liebe beruht und gegründet iſt, die prieſterliche Gewalt aber auf das geiſtliche und geiſtige Gebieth beſchränkt; — es umfaßt, ſage ich, dagegen dieſe dritte und ſtärkſte unter den drei als heilig verehrten Gewalten, die ganze und volle, und wenn man ſo ſagen darf, körperliche Wirklichkeit des geſammten öffentlichen Lebens. Und in dieſer Sphäre der hiſtoriſchen Wirklichkeit ſo wie ſie mitten in dem bewegten Kampfe des Lebens und der Zeit erſcheinen, werde ich alle dieſe Begriffe demnächſt weiter zu entwickeln ſuchen, und das wird das Thema meiner nächſtfolgenden Betrachtung ſein. Zum Schluß der gegenwärtigen füge ich noch hinzu: Heilig ſind alle jene auf die Natur, auf die göttliche Offenbarung und das hiſtoriſche Recht gegründeten drei Gewalten; der gute d. h. der verſtändige und liebevolle Vater, der fromme Prieſter und der gerechte König ſind alle drei, obwohl in verſchiedenem Sinne und Maaße und in verſchiedener Weiſe des Rechts und der Gewalt, wirkende, und in das Leben eingreifende ſichtbare Stellvertreter Gottes auf Erden. Der letzte aber iſt eigentlich nicht bloß Stellvertreter, ſondern zugleich der bevollmächtigte Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit. Dieſe göttliche Grundlage derjenigen Gewalten, welche einen unverletzlichen Charakter von Heiligkeit an ſich tragen und mit ſich führen, bildet nun die praktiſche Seite von jener ſymboliſchen Bedeutung des Lebens, welche nebſt dem höchſten Gipfel dieſer Bedeutung das Ziel und das Thema der gegenwärtigen Entwicklung war.

Dreizehnte Vorleſung.

Von dem Geiſte der Wahrheit und des Lebens, in ſeiner Anwendung auf die öffentlichen Verhältniſſe; oder von der chriſtlichen Staats-Verfaſſung und dem chriſtlichen Rechtsbegriffe.

Der aſiatiſche Titel einer unbeſtimmten Vergötterung für den irdiſchen Weltherrſcher, wie König der Könige, Umſpanner des Erdkreiſes, Abglanz Gottes, und dergleichen, iſt dem chriſtlichen Begriffe des geſitteten Abendlandes, eigentlich von jeher fremd geweſen, und mußte es auch ſein. Dem chriſtlichen Begriffe oder Grundlage, daß alle Obrigkeit von Gott ſei, liegt eine höchſt beſtimmte Idee, und ſehr durchdachtes Princip zum Grunde; welches darin beſteht, daß das Staatsoberhaupt die göttliche Gerechtigkeit handhaben ſoll, und daß eben dieſes ſein Amt und ſeine Würde bildet, daß er aber in dieſer Verwaltung und höchſten Function Niemand verantwortlich ſei als Gott. Würde aber irgend ein Staat gefunden, oder uns hiſtoriſch bekannt, wo nach der beſtehenden Verfaſſung der Inhaber der oberſten Gewalt, und executiven Macht, noch einem andern wieder verantwortlich wäre; ſo würde dann dieſer vielmehr der wahre Souverain ſein, und nicht der Erſte, der ſelbſt noch Jemand verantwortlich iſt. So glaube ich wohl, daß ich nach unſerm ſchärfer beſtimmten Begriff von der ſouverainen Gewalt, und ihrem eigenthümlichen Charakter und ihren charakteriſtiſchen Merkmahlen und Kennzeichen, dieſelbe in der Verfaſſung von

Sparta z. B., weit eher bei den Ephoren finde, als bei den oberſten Inhabern der executiven Macht, obwohl ſie Könige hießen, und ſogar erblich waren; nur waren ihrer zwei, wodurch der Begriff der ſouveränen Macht, die nur Eine ſein kann, eigentlich auch ſchon wieder aufgehoben wird; noch weit mehr aber durch die in gewiſſen Fällen Statt findende Verantwortlichkeit unter das Cenſoramt jener andern ſpartaniſchen Obrigkeit. Auch in den andern alten Republiken, deren Verfaſſung natürlich ganz auf einer künſtlichen Theilung der Gewalten, und zwiſchen ihnen Statt findendem Gegenſatze, und geſetzmäßig eingerichtetem Gegengewichte beruht, wo alſo unſer Begriff von einer oberſten und ſouveränen Staatsgewalt kaum anwendbar iſt, finde ich dieſen doch noch weit eher in dem beſondern Charakter einer unverletzlichen Heiligkeit und Würde einiger oberſt-richterlichen Aemter und Obrigkeiten ausgedrückt, wie in dem Areopag zu Athen, oder in dem Cenſoramte des römiſchen Staats während der republikaniſchen Zeit, als in der wechſelnden Verwaltung der executiven Macht, über welche auch jene richterliche Gewalt in gewiſſen Fällen ſich ausdehnen, und ſelbſt auf ſie mit erſtreckt werden konnte. Die eigentliche und ſachliche, oder perſönliche Theilung der Gewalten, iſt immer ein republikaniſches Verfaſſungs-Princip; will man aber die einzelnen Functionen und Beſtandtheile der vollen ſouveränen Gewalt wenigſtens im Begriffe, oder in der Idee theilen: ſo iſt einleuchtend, daß die richterliche, wohl zu merken, die oberſte richterliche Gewalt vorzüglich die charakteriſtiſchen Kennzeichen und ſpecifiſchen Merkmahle der ſouveränen Macht in ſich enthält, aus welchen alle andern Vorrechte oder Eigenſchaften derſelben nur erſt abgeleitet ſind, oder als nothwendige und natürliche Folgen daraus herfließen. Das ſchöne Vorrecht der Begnadigung z. B. iſt ſelbſt ſchon an ſich nur ein natürliches Prädikat der oberſt-richterlichen Gewalt. Was die Geſetzgebung und geſetzgebende Macht betrifft, ſo kann nach der beſtehenden Verfaſſung irgend eines beſtimmten Staates, dazu auch eine bedeutende Mitwirkung, vorgängige Berathung, ſelbſt der erſte Entwurf oder Vorſchlag zu einem Geſetz, von einer andern Seite her Statt finden. Oder es kann dieſes auch durch die freie Wahl und den eigenen Willen des Monarchen ſelbſt zuerſt veranlaßt werden, da dieſer doch ohnehin nicht alles allein ſelbſt machen und ausarbeiten kann; und läßt ſich darüber im Allgemeinen ſchwerlich eine Gränzlinie ziehen, von welcher keine Abweichung geſtattet ſein könnte; inſofern nähmlich, und ſo lange als nur von einer Mitwirkung, oder theilnehmenden Berathung über die abzufaſſenden Geſetze die Rede iſt. Allein die letzte Sanction, wodurch ein Geſetz eigentlich ein Geſetz wird, oder wodurch es auch wieder aufgehoben und zurückgenommen werden kann, muß dem Souveräne vorbehalten ſein, ſonſt hört er auf dieſes zu ſein. — Selbſt das Recht, Krieg zu erklären, und Frieden zu ſchließen, iſt, wenn man ſo ſagen darf, eine richterliche Function im Großen und in der Anwendung nach außen; es iſt, wenn man es nicht bloß als einen Act der Willkühr, was es doch nicht ſein ſoll, betrachten will — ein Urtheilsſpruch über das beſtehende Rechtsverhältniß mit dem andern Staat, wo alsdann freilich, weil die Partheien hier dem Rechte nach inſofern einander gleich ſind, daß ſie keinen höhern gemeinſamen Richter über ſich erkennen, ein abſoluter Zuſtand der Gewalt eintritt oder ein dynamiſcher Kampf, bis die Umſtände in ſo weit verändert ſind, daß das Rechtsverhältniß mit gegenſeitiger Einſtimmung wieder hergeſtellt werden kann. Die kriegführende Partheien ſind in dieſem mit den Waffen durchgekämpften Proceſſe auch ſelbſt die Richter in ihrer eignen Sache, wo ſie denn entweder ihr eignes Unrecht einſehend von ihrem Rechte nachlaſſen müſſen, oder höchſtens etwa einem andern, dritten und neutralen Staat die Rolle der vermittelnden Entſcheidung, und ſchiedsrichterliche Function übertragen können. Die allgemeinen Inſignien der königlichen Würde ſelbſt, Scepter und Thron, ſind nur die um eine Stufe höher hinaufgerückten Zeichen der richterlichen Gewalt, und haben auch ſelbſt hiſtoriſch genommen ihren Urſprung in dem Richterſtuhle und Richterſtabe. Nur die Krone bleibt der höchſten Stelle und Würde allein vorbehalten und ausſchließend eigen, und wird mit Recht eine glänzende Laſt genannt; denn da ſie von der einen Seite den, welcher ſie zu tragen beſtimmt iſt, über alle irdiſche Abhängigkeit und Verantwortung, über alle gewöhnlichen menſchlichen Verhältniſſe hinaus hebt, erinnert ſie durch das ſchwere Gewicht dieſes Glanzes ſelbſt, beſtändig an die große Rechenſchaft, und die ſtrenge Verantwortung über ſo vieles, die derjenige gegen Gott als den höchſten Richter und den vollkommnen Inbegriff aller Gerechtigkeit, abzulegen hat, dem dieſe viel umfaſſende und hohe Pflicht mit der Krone einmahl von Gott zugetheilt, oder auferlegt worden iſt. Ganz etwas andres noch war das ſymboliſche Zeichen des nach allen vier Winden oder Weltgegenden hinaus bewegten Schwerts, als der Inſignie des ehemahligen Kaiſerthums im Mittelalter, nach dem damahligen Begriffe und der damahligen Verfaſſung desſelben. Denn nach dieſer war es nicht bloß eine Verſchiedenheit der Macht, des Ranges oder im Titel zwiſchen der einen und der andern, der kaiſerlichen und der königlichen Würde; ſondern es fand eine totale Verſchiedenheit Statt, in dem Begriffe und dem Zwecke des Einen und des andern geheiligten Amts, zwiſchen dem gewählten Kaiſer und dem erblichen Könige oder Herzoge und Fürſten, obwohl jener in der Regel nur aus dieſen gewählt wurde, und gewählt werden konnte. Es war derſelbe, der mit dem Schwerte der ganzen Chriſtenheit bewaffnete Vertheidiger für das ganze Syſtem der abendländiſchen Staaten, für einen Inbegriff oder einen Verein von mehreren Königreichen, und darauf deuteten jene kriegeriſchen Inſignien. Auf dieſe alte Idee von dem chriſtlichen Kaiſerthum wird uns die Unterſuchung und Entwicklung dieſer politiſchen Begriffe vom Staate und ſeiner göttlichen Grundlage noch an einer andern Stelle zurückführen, in dem Abſchnitte von dem in einem ganzen Syſteme von Staaten, in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe unter einander herrſchenden Rechts- oder Staats-Principe, und wie dieſes meiſtentheils, entweder ein abſolutes iſt, der überwiegenden Macht und Präponderanz eines oder mehrerer einzelnen Staaten, oder auch ein künſtlich dynamiſches nach dem Syſteme des ſogenannten Gleichgewichts; wo dann natürlich die Frage entſteht, ob nicht doch etwa für den Inbegriff der geſitteten Staaten der civiliſirten Völker ein weniger unvollkommnes und höheres gemeinſames Princip der chriſtlichen Gerechtigkeit aufgefunden und aufgeſtellt werden könnte? — Denn durchaus fehlerhaft bleibt nun einmahl jeder bloß abſolute Zuſtand, ſo wie auch jedes nur künſtlich zuſammengehaltne dynamiſche Verhältniß; es mag dieſes nun auf die innre Beſchaffenheit und Verfaſſung des einzelnen Staats bezogen, oder auch auf das gegenſeitige Verhältniß aller geographiſch in Berührung ſtehenden Staaten unter ſich und im Großen angewendet werden.

Nach dem hier gewählten Wege einer göttlichen Grundlage, und chriſtlichen Begründung des Staates, welche ich aus der ſymboliſchen Bedeutung des Lebens und ſymboliſchen Beſtimmung des Menſchen in ſeinem Verhältniße gegen Gott ſelbſt herzuleiten verſuchte; iſt alſo der oberſte Staatsherrſcher und König oder überhaupt der Monarch, ſowohl als der Geiſtliche oder Prieſter, ein Stellvertreter der höhern göttlichen Macht, die er auf Erden repräſentirt, nur mit dem Unterſchiede, daß jener mehr den lehrenden, obwohl in der Lehre auch warnend gebiethenden, dann den Gnade verheißenden, und wirklich auch Gnade lebendig ertheilenden Gott zu verkündigen hat und repräſentirt; dieſer aber den mächtig gebiethenden und richtenden, in Gerechtigkeit waltenden und das Unrecht ſtrafenden. Es hat alſo die eine ſowohl als die andre Gewalt, nach dem chriſtlichen Begriffe von den zwei Gewalten, der weltlichen und der geiſtlichen, einen repräſentativen Charakter, der aber freilich ſehr von dem gewöhnlichen Begriffe dieſes repräſentativen Weſens und einer ſolchen Verfaſſung abweicht, und vielmehr den entſchiedenſten Kontraſt damit bildet. Und welcher Gegenſatz könnte in der That wohl ſchneidender ſein, als der zwiſchen einer ſolchen repräſentativen Macht und Würde, und der Verwaltung der göttlichen Gnade für Geiſt und Seele, oder der göttlichen Gerechtigkeit im geſammten irdiſchen Leben, mit dem, was nach dem andern Syſteme Volks-Repräſentanten, ſchrecklichen Andenkens, genannt wurden, oder noch in ähnlicher Weiſe ſo bezeichnet wird. Wenn es aber auch ausgemacht wäre, daß das Volk eben ſo, wie das unſichtbare

Weſen der Gottheit, repräſentirt werden müßte und könnte, ſo würden ſich doch noch große Zweifel dagegen erheben, ob dieß auf dem gewählten Wege eigentlich möglich iſt. Wird die ganze mannbare Bevölkerungsmaſſe eines Staats atomiſtiſch in eine Stimm-Lotterie nach den repräſentativen Grundſätzen dieſer Art verwandelt; ſo ſind die auf ſolche Weiſe erzielten politiſchen Gewinnſte oder heraus ballotirten Menſchen nun zwar mitzählende Nummern, für einen gewiſſen Antheil der geſetzgebenden Macht, auf eine beſtimmte Zeit-Epoche. In Hinſicht auf Grundſätze und Geſinnungen, den vorherrſchenden Geiſt und Charakter, ſind aber die auf ſolche Weiſe Gewählten gewöhnlich mehr nur Repräſentanten des gegenwärtigen Zeitmoments, und eben herrſchenden Zeitgeiſtes in ſeiner unruhigen Bewegung, als des Volks ſelbſt, weil dieſes ſo atomiſtiſch genommen, und nach der gleichzeitigen Abzählung, nur eine elementariſche Maſſe bildet, die eben darum auch ſehr leicht, nach Art alles Elementariſchen, ſo vereinzelt, und in ſeiner Auflöſung wirkend, eine zerſtörende Richtung und Wendung nimmt, und eigentlich kein organiſches Ganzes und Individuum bildet. Dieſes kann nur in den organiſchen Gliedern eines Ganzen, und den einzelnen Standen, oder weſentlichen Corporationen gefunden werden, in denen der Staat und die Nation hiſtoriſch fortlebt und ſich fort entwickelt, und lebendig erhält; nur in dieſem Sinne bildet eine Nation, ein lebendiges Ganzes und großes Individuum, und nur in dieſem Sinne kann es wahre Volks-Repräſentanten geben, welches für eine jede Nation die wahrhaft hiſtoriſchen Menſchen derſelben ſind, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt. Dieſes ſind diejenigen, in welchen ſich der Geiſt und Charakter, die ganze Richtung, eigenthümliche Sinnesweiſe, Geſinnung und Denkart einer Nation für eine beſtimmte Epoche, und auch noch weiter hinaus, am entſchiedenſten und hervorragendſten ausſpricht; was aber mit jener an ſo viele Zufälligkeiten gebundene Deputirten- oder Repräſentanten-Wahl natürlich nur ſehr ſelten zuſammentrifft, und an und für ſich gar nichts damit zu ſchaffen hat. Scipio und Cato würden Repräſentanten des römiſchen Charakters und Geiſtes ſein, auch wenn ſie gar kein Amt bekleideten, und in der Verbannung lebten; auch andre bloß geiſtig wirkende Naturen können als ſolche hiſtoriſche Charaktere und ſtellvertretende Individuen gelten. Selbſt Horaz, und gewiß wenigſtens Tacitus, waren es vielleicht für ihre Epochen nicht minder als die Obgenannten; und zwar ganz unabhängig von der untergeordneten Stelle oder Würde, welche der eine oder der andre, im Kriege oder im Frieden politiſch bekleidet haben. Cicero würde es eben ſo ſehr, und vielleicht noch mehr geweſen ſein, wenn er ſich auch weniger in den bürgerlichen Partheienkampf gemiſcht hätte, für den er nicht paßte, und mehr bloß geiſtig gewirkt hätte. Indeſſen ſind freilich bei weitem nicht alle berühmte Schriftſteller, oder auch politiſch glänzende Redner ſchon für hiſtoriſche Menſchen in dieſem Sinne zu halten. Nebſt dem epochemachenden Talent, was freilich zuerſt vorausgeſetzt wird, ſind es vorzüglich auch Eigenſchaften des Charakters, welche dazu erfordert werden, und Geſinnungen und Grundſätze, die ſich im Leben bewähren, und dieſe Vereinigung dürfte nicht ſo oft gefunden werden. Ein eigentlicher practiſcher Wirkungskreis gehört nicht zunächſt, und nicht nothwendig dazu; wohl aber muß der Einfluß ſolcher Schriftſteller, die dieſe Benennung verdienen ſollen, nicht ein bloß literariſcher, oder künſtleriſcher, er muß zugleich ein wahrhaft nationaler, oder wie ich lieber ſagen möchte, ein hiſtoriſcher ſein. Das ſind die eigentlichen und wahren, nähmlich die hiſtoriſchen Volksrepräſentanten, und Männer ihrer Nation. Die andern oben erwähnten Wahlmänner können und werden nur da, wo ſie einer beſtimmten Corporation angehören und dieſe vertreten, im bleibenden und dauernden Intereſſe des organiſch gegliederten Ganzen wirken; aus welchen Corporationen, als ihren organiſchen Gliedern eben die Nation in ihrem einzig wahrhaften, d. h. dem hiſtoriſch entwickelten Daſein beſteht; nicht aber, wenn ſie bloß atomiſtiſch aus der ganzen Maſſe herausgezählt ſind. Eine ſolche atomiſtiſche Zerſplitterung des geſammten Staatskörpers, oder wenn man will, Nationalvereins, iſt immer ſchon ſelbſt eine elementariſche Auflöſung, oder führt doch unmittelbar und gradezu dahin. Selbſt die re-

republikaniſche Verfaſſung, wenn ſie eine wohlgeordnete ſein ſoll, wird mehr auf jenen Corporationen und einer organiſchen Theilung der Stände beruhen, als auf der numeriſchen Abzählung und Gleichheit, die im Allgemeinen genommen immer als ein Element, und früher oder ſpäter mehrentheils auch als eine poſitive Quelle der Anarchie ſich hiſtoriſch bewährt und entwickelt. Nicht bloß eine Uebertreibung aber, ſondern ein vollkommner Irrthum würde es ſein, wenn man den republikaniſchen Staat als ausgeſchloſſen von dem chriſtlichen Grundſatz, daß alle Obrigkeit von Gott ſei, oder als nicht damit vereinbar, und demſelben entgegenſtehend betrachten wollte. Vielmehr iſt die Pflicht des Gehorſams, und die wirkliche Abhängigkeit von der Obrigkeit nach dem hiſtoriſch beſtehenden Rechte, für denjenigen, der dieſem Staate durch die Schickung der Geburt oder durch eigene Wahl und übernommene Pflicht angehört, hier ganz die nähmliche wie in der erblichen Monarchie. Höchſtens mag man behaupten, daß das chriſtliche Staatsprincip ſich mehr zu dieſer letzten Form hinneigt, jedoch ohne irgend eine förmliche Ausſchließung oder unbedingte Excluſive der andern Staatsform; wie ſich dieſes allerdings auch hiſtoriſch ſo zeigt, und aus der ganzen neuern Geſchichte nachweiſen ließe. Der Grund jener überwiegenden Hinneigung, und jenes Vorzugs liegt vornehmlich wohl darin, daß der geheiligte Charakter in der göttlichen Grundlage des Staats, viel weniger ſichtbar dort hervortritt, wo die Verantwortlichkeit der oberſten Beamten ſich in einem endloſen Kreiſe von einem Puncte zum andern der bloß menſchlichen Sphäre herumbewegt, als wo ſie, wie in der erblichen Monarchie, an einem Puncte wenigſtens, als dem erſten Ringe der das Ganze zuſammenhält, unmittelbar an die Gottheit und göttliche Gerechtigkeit, und die allein vor dieſem Richterſtuhle abzulegende Rechenſchaft angeknüpft iſt. Auch in einer andern Hinſicht wird das politiſche Leben in der erblichen Monarchie, viel eher und leichter in einem religiöſen Sinne aufgefaßt, und behandelt oder ertragen, als in dem republikaniſchen Staate. Nachdem alle menſchlichen Dinge dem Wechſel der Veränderung, und der Unvollkommenheit unterliegen; ſo wäre es wunderbar, wenn dieß mit den politiſchen Verhältniſſen und dem Staate anders ſein, und dieſer allein eine Ausnahme davon machen ſollte; es wäre ſeltſam und gegen die Natur, ja eigentlich auch gegen alle Vernunft, wenn man dieſes fordern oder auch nur erwarten wollte. Wo einmahl ein weiſer Salomo, um gleich ein Beiſpiel von dem Volke zu nehmen, welches Gott ſo ganz beſonders und mehr unmittelbar geführt und geleitet hat, den Thron eine lange geſegnete Zeit-Periode durch, glücklich inne gehabt und mit Glanz erfüllt hat, können ein andresmahl die Zügel der Herrſchaft in die Hände eines ſchwachen unmündigen Kindes fallen, wo dann auch noch ohne eine perſönliche Verſchuldung, alle feindlichen Elemente hervortreten, und die nachtheiligſten, politiſchen Folgen verurſachen. Und ſelbſt den Salomo hat ſeine Weisheit, die in vieler Hinſicht doch mehr als eine menſchliche geweſen, nicht vor jedem Abweg oder Irrthum ſichern können, indem ſelbſt in dieſem Falle jene höhere Erleuchtung und von Gott ihm verliehene Weisheit, weil ſie einem freien Menſchen gegeben wurde, auch übel angewendet werden kann, und wie alles immer noch dem möglichen, menſchlichen Mißbrauche unterliegt. Es liegt überhaupt nicht in der Natur der Dinge, daß eine Regierung wie die andre, in demſelben Staate, nach der wechſelnden Reihenfolge der Zeiten, gleich milde und väterlich, gleich geſegnet und glänzend, gleich weiſe und glücklich ſein könne. Es hängt dieß auch gar nicht immer, und nicht allein von den perſönlichen Eigenſchaften des Regenten ab, ſondern noch weit mehr von den Zeitumſtänden und den allgemeinen Weltverhältniſſen. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, oder behaupten wollte, daß dieſer Wechſel von glücklichen und geſegneten, oder von minder glücklichen und unglücklichen Zeit-Epochen in republikaniſchen Staaten weniger Statt finde, oder daß dieſe davon ausgenommen ſeien; die ganze Geſchichte, und unzählige hiſtoriſche Beiſpiele aus derſelben würden einer ſolchen Meinung und Behauptung durchaus entgegen ſtehen. Vielmehr findet jener Wechſel hier in der Regel faſt noch mehr Statt, und nimmt der Verfall eines Staates meiſtentheils nach einer viel ſchnellern Progreſſion überhand, weil nähmlich in einem republikaniſchen Staate, ſobald er eine größere Ausdehnung und Macht hat, und dieſemnach auch in mannichfachen ſolchen Verhältniſſen ſteht, die innre Bewegung überhaupt viel größer, und die Veränderung viel ſchneller und raſcher iſt. Der große und wichtige Unterſchied liegt aber darin, daß in einer erblichen Monarchie der Unterſchied und Wechſel einer ſehr ausgezeichneten und einer minder glücklichen Regierung, ein hiſtoriſch gegebner iſt, der nach dem natürlichen richtigen Gefühle als eine höhere Fügung aufgenommen, und wo der religiöſe Sinn noch im Leben und in den Anſichten des Lebens vorwaltet, auch als eine ſolche ertragen wird; ſo daß es nun noch in einem andern als dem bloß rechtlichen Sinne heißen, und geſagt werden kann, daß alle Obrigkeit von Gott ſei; nähmlich auch nach dem hiſtoriſchen Begriffe von einer göttlichen Fügung, und offenbar iſt jener chriſtliche Ausſpruch und Grundſatz, auch in dieſem zweiten Verſtande gemeint, und umfaßt auch dieſe religiöſe Seite und Anſicht, oder Beurtheilung aller politiſchen Dinge und Begebenheiten mit in ſich. Nun umfaßt zwar die göttliche Fügung und Vorſehung alle Verhältniſſe der Welt und alle Ereigniſſe in derſelben; und jede Zulaſſung des Böſen, im Großen wie im Kleinen, jedes über uns verhängte Unglück oder Leiden, müſſen wir nach dieſem Standpuncte betrachten, als ein ſelbſt verſchuldetes Leiden, oder aber als eine ſchwere Prüfung, als einen heilſamen Schmerz, Kampf oder ſchmerzlichen Durchgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit, inſofern wir nähmlich eine religiöſe Auffaſſung und Beurtheilung unſers eignen Schickſals und Lebens, ſo wie aller Weltbegebenheiten in unerſchütterlich feſten Glauben an die göttliche Allmacht und Weisheit treu befolgen und in uns feſthalten wollen. Selbſt für das phyſiſche Leben und deſſen Erhaltung oder Heilung, bedarf der Menſch den Schmerz und den Kampf; noch weit mehr aber zu ſeinem moraliſchen Gedeihen. Für eine mehr religiöſe, oder aber bloß menſchliche Erſcheinungsform und Beurtheilungsweiſe der politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten liegt, ungeachtet jenes allgemeine Princip von der göttlichen Fügung an ſich überall gleich anwendbar iſt, dennoch ein ſehr großer weſentlicher Unterſchied darin, daß in dem republikaniſchen Staate, eben weil hier alles von der Wahl und Willkühr der Menſchen, oder wenn man will, von ihrem Verdienſte und Verſtande abhängt und abhängig gemacht wird, auch von jedem großen oder kleinen, vermeinten oder wirklichen Regierungsfehler die volle Schuld ſogleich den Menſchen beigelegt wird. Ein von Menſchen uns zugefügter Schaden erregt Bitterkeit, Widerwillen und Widerſtand, dagegen ein von Gott über uns verhängtes Unglück, welches als ein ſolches erkannt und betrachtet wird, und von welchem wir keinem Menſchen individuell die Schuld beimeſſen können, weit eher wenigſtens ein heilſames Nachdenken erweckt. So iſt es ganz in der Natur der Sache und des geſunden menſchlichen Gefühls gegründet, daß der Wechſel eines unfruchtbaren Jahres gegen andre geſegnete eher mit Geduld und Ergebung ertragen wird; tritt dagegen eine allgemeine Theurung ein, oder ſonſt ein großes Unheil und Mißverhältniß der Art, in den erſten Subſiſtenz-Bedingungen eines Gewerbe oder Handel treibenden Volks, wovon die Urſache in einer falſchen Maaßregel, oder in einer egoiſtiſchen Nebenabſicht derer, auf welchen die Staats-Adminiſtration laſtet, wirklich liegt, oder wenigſtens angeblich geſucht wird; ſo gerathen alle Gemüther ſogleich in die größte Gährung und in vollen Aufruhr. Und in der That iſt der Ausſpruch jenes fromm geſinnten Königs in der heiligen Geſchichte: „Ich will lieber in die Hände Gottes fallen, als in die Hände der Menſchen," ganz der Analogie und natürlichen Beſchaffenheit des menſchlichen Gefühls gemäß. Daher wird denn auch in derſelben heiligen Geſchichte der alten Zeit, wie in allen Epochen des vorwaltenden, religiöſen Sinns, eine ſolche Unglücks-Periode für ein Volk oder einen Staat, und eine unglückliche, oder ſelbſt ſchlechte Regierung, als eine wohlverdiente Strafe von Gott, als eine ſchwere Prüfungszeit und höhere Fügung beurtheilt, und von den gut und recht Geſinnten nicht aus Menſchenfurcht ſondern mit Gottesfurcht, ſo weit das Recht geht, mit männlicher Geduld ertragen. Aus den republikaniſchen Zeiten und Geſchichten ließen ſich dagegen unzählig viele Beweiſe vom Gegentheile, und Beiſpiele anführen, wie ein anfangs nicht ſehr bedeutender, obwohl in der Sache wirklich gegründeter und in Wahrheit ſo zu nennender Verſtoß und Regierungsfehler von der einen Seite, bei der andern Parthei einen Widerſtand und eine Oppoſition, eine allgemeine Unzufriedenheit und heftige Reaction veranlaßte, welche hundertmahl verderblicher waren und wirkten, als jenes erſte, an ſich vielleicht geringe und bloß menſchliche Verſehen, in irgend einer die Meinung verletzenden Form, und daß oft genug ſo erſchütternde Kataſtrophen daraus hervorgingen, über welche jener erſte geringe Anlaß völlig aus den Augen verloren und endlich ganz vergeſſen wurde, bis alles zuſammen in Einen Ruin verſchlungen war. Bis hieher und etwa in dieſer Weiſe, glaube ich, daß man ſagen könne, das chriſtliche Staats-Princip neige ſich mehr zur erblichen Monarchie als zur republikaniſchen Verfaſſung; aber auf dieſer Gränze und ſo abſichtlich unbeſtimmt, muß der Satz gehalten werden und bleiben; denn eine ſtreng ausgeſprochne Excluſive gegen den republikaniſchen Staat, als ob er eigentlich nie ganz rechtmäßig ſein könne, würde dem chriſtlichen Staats-Principe und religiöſen Grundbegriffe von allen politiſchen Verhältniſſen und Begebenheiten, gewiß durchaus nicht gemäß und vielmehr widerſprechend ſein. Denn jenes chriſtliche Rechts-Princip läßt zuerſt alles hiſtoriſch Beſtehende, auch das Unvollkommne in ſeinem Recht gewähren, und iſt darin dem revolutionären Streben ganz entgegengeſetzt, welches immer mit der Nicht-Anerkennung des hiſtoriſch Beſtehenden, und hiſtoriſch Gegebnen anfängt, und ſeinem innerſten Weſen nach antihiſtoriſch iſt. Außerdem liegt in jenem chriſtlichen Begriffe auch neben dem ſtrengen Recht jederzeit ein förmlich anerkanntes Princip der Billigkeit, da die chriſtliche Geſinnung das Ganze und alle Verhältniſſe desſelben in liebevoller Milde umfaßt und auf alle hiſtoriſch wirklichen Nebenumſtände mit Rückſicht nimmt, als worin eben der Begriff der Billigkeit liegt. Endlich iſt auch die chriſtliche Lehre und der daraus hervorgehende Begriff des menſchlichen Lebens, vielmehr ein der wahren Freiheit günſtiger, obwohl in einem ſehr großen Sinne dieſes Worts, wo zunächſt immer erſt die geiſtige, ſittliche und innere Freiheit gemeint iſt, und feſtgeſtellt ſein muß, ehe dieſe auch eine äußerliche und geſellſchaftliche oder bürgerliche werden darf; nach dem erhabenen Ausſpruche: „Nur der iſt wahrhaft frei, den der Sohn frei macht;“ wo es für jeden, für welchen dieſer Satz überhaupt einen Sinn und eine Bedeutung hat, wohl überflüſſig ſein wird, noch erſt hinzu zu fügen, was ſchon von ſelbſt einleuchtend iſt, daß der Sohn gewiß niemanden frei macht, als ſo wie Er ſelbſt es war, nähmlich durch den Gehorſam, und zwar durch einen vollkommnen, ſich ſelbſt und die eigne Selbſtheit ganz zum Opfer bringenden Gehorſam gegen den Vater.

Wie ſehr ſich jene überwiegende monarchiſche Hinneigung der neuen chriſtlichen Zeit, und des chriſtlichen Staats-Princips auch hiſtoriſch bewährt und nachweiſen läßt, das iſt ſo allgemein bekannt, daß es faſt überflüſſig ſein würde, daran zu erinnern: wie nicht bloß in unſrer Zeit, ſondern auch ſchon anderthalb Jahrhunderte früher, ein großes chriſtliches Reich ganz in eine republikaniſche Verfaſſung gerathen, ganz davon ergriffen und fanatiſch begeiſtert war von dieſen Ideen der Gleichheit und durchgehenden Volksfreiheit; und wie gleichwohl auch damahls, ſo wie zu unſrer Zeit, jener vorübergehende fanatiſche Zuſtand, als ein völlig fremdartiges Element ſehr bald wieder gewaltſam ausgeſtoßen ward, und eben dieſes der erſte Anlaß ward von der dynamiſchen, auf einer Theilung der Gewalten und einem künſtlich abgemeſſnen Gleichgewicht derſelben beruhenden, in unſrer Zeit ſo fein ausgebildeten, und ſo hoch bewunderten engliſchen Staats-Verfaſſung. Ueberflüſſig wäre es auch in Erinnerung zu bringen, wie ein bedeutender Seeſtaat des zweiten Ranges, nachdem er einen ganz republikaniſchen Anfang genommen, ſich der monarchiſchen Form immer mehr genähert hat, bis er ganz in dieſe übergegangen; wie ein andres zwar monarchiſches Wahlreich, welches eben deßwegen eine Republik genannt wurde, und zum Theile auch wirklich war, durch den anarchiſchen Partheienkampf, der daraus hervorging, ſeine alte Größe und ehemahlige glänzende

Exiſtenz zugleich mit dieſer Form verloren hat: ſo daß zuletzt in dem ganzen chriſtlichen Abendlande und Europa nur kleinere Republiken von geringerem Umfange in fortwährendem Beſtande geblieben ſind; da ohnehin die republikaniſchen Colonial-Staaten der andern Welt noch viel zu neu ſind, auch ſelbſt den älteſten unter ihnen nicht ausgenommen, als daß ſich von ihnen, was man ein hiſtoriſches Urtheil im eigentlichen und großen Sinne nennen dürfte, ſchon jetzt fällen ließe. Indeſſen läßt ſich doch auch aus der neuern chriſtlichen Zeit ein merkwürdiges Phänomen von einer ſehr großartigen und ganz eigenthümlichen republikaniſchen Staats-Verfaſſung anführen, zum Beweiſe, daß dieſe keineswegs von dem Geiſte derſelben, und ſeinem rechtlichen oder geſchichtlichen Princip ganz ausgeſchloſſen ſei. Dieſes iſt das altdeutſche, chriſtlich-römiſche Kaiſerthum im Mittelalter, während einer ganzen Welt-Periode vieler Jahrhunderte des blühenden und kraftvollen Zuſtandes deſſelben. Als ein Wahlreich, obwohl monarchiſch in der Einheit des Ganzen, hatte es ſchon inſofern eine mehr republikaniſche Richtung und Geſtaltung; nachdem auch ſelbſt da, wo hiſtoriſch eine lange Reihenfolge deſſelben Stammhauſes gleichſam erblich im Beſitze der höchſten Krone blieb, es doch auch hier immer einer feierlichen Sanction durch die Wahl bedurfte, wobei auch oft genug eine Ausnahme oder Unterbrechung in der ſchon als hiſtoriſch angenommenen Erbfolge Statt fand. Außerdem aber war dieſes große Staaten-Syſtem auch aus ſehr mannichfaltigen, zum Theile durchaus republikaniſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, oder beſtand doch wenigſtens aus verſchiedenartigen Elementen jeder Staatsform und Verfaſſungsweiſe. Die urſprünglichen vier großen National-Herzogthümer bildeten nebſt den andern ſpätern erblichen Herrſchaften mehr den monarchiſchen, obwohl auch ganz nationalen und hiſtoriſch volksmäßigen Beſtandtheil des Ganzen; die geiſtlichen Fürſtenthümer daneben, als ganz von der Wahl abhängig, bildeten eine große Ariſtokratie; aber nicht bloß der Geburt, ſondern zugleich der Wiſſenſchaft und höhern Geiſtesbildung für die damahlige Zeit, und überhaupt der Verdienſte. Die Gewerbe und

Handel treibenden Städte endlich mit ihren kaiſerlichen Freiheiten und Reichs-Privilegien bildeten dann ein wahrhaft demokratiſches Element unter den übrigen; aber im edelſten und größten Sinne des Worts, nicht nach der numeriſchen Gleichheit und gewöhnlichen Volks-Anarchie, ſondern nach den geſchloſſnen Corporationen und Rechten des hiſtoriſch groß gewordnen Bürgerſtandes; und der Nahme der Hanſe iſt allein hinreichend, um daran zu erinnern, welchen großen, welthiſtoriſchen Wirkungskreis auch dieſes einzelne Element des Ganzen ſelbſt ſchon in den Zeiten des Verfalls, noch ſich zu verſchaffen wußte. Zwar hat auch dieſe germaniſch freie, und republikaniſch große altchriſtliche Kaiſer-Monarchie viele Erſchütterungen des innern Partheienkampfs zu durchlaufen gehabt, und iſt endlich auch vorübergegangen; ſo daß ſie jetzt kaum mehr von der ganz modern gewordnen Staats-Theorie in ihrer vollen Tiefe, Bedeutung und Größe erkannt, und vollkommen richtig verſtanden wird. Gewiß aber bleibt dieſe politiſche Verfaſſung des Mittelalters in der beſten Zeit deſſelben eine höchſt merkwürdige, ganz chriſtlich eigenthümliche, und in ihrer Art ſehr große hiſtoriſche Erſcheinung; eben ſo kraftvoll und würdig an der monarchiſchen Seite, als irgendwo ſonſt in den glänzendſten Epochen der Welthiſtorie, und noch mannichfaltiger und reicher nach der innern Entwicklung in den republikaniſchen Beſtandtheilen und Gliedern, ja wahrhaft freier als ſelbſt unter den geprieſenſten jener gemiſchten Conſtitutionen der modernen Zeit; indem es jetzt die hiſtoriſche Erfahrung, als die große Lehrmeiſterin der politiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, wohl einleuchtend darthut, wie in dieſem dynamiſchen, auf der Theilung der Gewalten, und einem künſtlich abgemeſſenen Gleichgewichte derſelben beruhenden Staate, es meiſtentheils doch nur die Miniſter und die Oppoſition ſind, welche den Staat ſelbſt, und das entſcheidende Urtheil darüber, nebſt der Macht dazu unter ſich herum und hin und her reißen, während die geheiligte Figur des erblichen Monarchen nur dazu dient, damit alle Partheien in deſſen Schatten deſto bequemer Sitz nehmen und ihren endloſen Streit durchzanken können. Die chriſtliche Staats- und Weltanſicht iſt nun, wie ſchon oben bemerkt wurde, gegen keine Form des politiſchen Daſeins ſchlechthin excluſiv oder wegwerfend gerichtet, ſondern erkennt alles und läßt alles, was irgend hiſtoriſch begründet und veranlaßt iſt, an ſeiner Stelle, und in ſeinem urſprünglichen und wahren Sinn und Recht, gelten und beſtehen; alſo auch die dynamiſche Staatsform, obgleich ſie dieſelbe nicht für ſo vollkommen halten kann, als ſie von ihren leidenſchaftlichen und einſeitigen Anhängern geprieſen wird, und ſelbſt den abſoluten Zuſtand, obwohl derſelbe nur als ein fehlerhafter und ſehr untergeordneter erſcheinen kann. Beide können nur hiſtoriſch verſtanden, begriffen und erklärt werden, nähmlich als ein nothwendiges Uebel unter der glimpflichſten Form, als das minder Verderbliche und Gefährliche nach gewiſſen einmahl vorhandnen und gegebnen Prämiſſen, oder auch als die Heilungs-Methode eines ſchon krankhaften Zuſtandes der bürgerlichen Geſellſchaft, für die mögliche Rückkehr in einem künftigen beſſeren. — Der gewöhnliche und natürliche Gang und Uebergang aus der Volks-Anarchie, wenn ſie lange genug gedauert, gleichſam ausgetobt, und ſich in ſich ſelbſt erſchöpft hat, iſt der zur abſoluten Herrſchaft, oder der immerwährenden Dictatur, unter was immer für einer Form, aber ohne die höhere und göttliche Sanction. Daher auch dieſe Staatsform, oder da es eigentlich doch nur eine Unform iſt, dieſer politiſche Zuſtand ſorgfältig von der hiſtoriſch rechtmäßigen, erblichen Monarchie getrennt werden muß, von welcher er auch in ſeinem ganzen Charakter immer ſehr weſentlich unterſchieden iſt und bleibt. Zwar wenn das Revolutions-Uebel den höchſten Grad erreicht hat, ſo wird der glückliche Uſurpator, wie ein ſolcher im Grunde auch der geprieſene Auguſtus in dem alten Rom geweſen iſt, wenn er anfangs ganz in dem vermittelnden und friedeſtiftenden Charakter auftritt, wenn er beſonders auch zum Umſturz der alten Regierung nicht eigentlich perſönlich und unmittelbar mitgewirkt hat, die Welt leicht mit ſich ausſöhnen können. Er wird allmählig anerkannt werden, wenn auch anfangs nur relativ und bedingungsweiſe, und könnte es endlich hiſtoriſch werden, wenn er der beſſeren Richtung treu bliebe, und bis an's Ende Folge leiſtete. Tritt aber jetzt an die Stelle der ſich ſelbſt aus ihrer Aſche immer wieder erneuernden Revolution, oder der Anarchie von unten, nur eine andre Form derſelben, nähmlich eine unruhige und nichts ehrende, alles ſtörende und zerſtörende Eroberungsſucht, bloße Militär-Herrſchaft, als die Anarchie von oben; dann iſt das zweite Uebel freilich ärger als das erſte geweſen war, welches es zu heilen verſprach, und auf welche verſprochne Heilung ſeine ganze Anerkennung und innere moraliſche Begründung gebaut war. Und wohl haben wir eine ſolche Erſcheinung nah genug in der Zeitgeſchichte vor Augen gehabt, um das ganze Phänomen eines ſolchen Uebergangs aus der Anarchie in die abſolute Herrſchaft ſehr anſchaulich verſtehen und begreifen zu können. Viel langſamer und mehr organiſch geordnet, und daher auch hiſtoriſch dauernd, hat ſich dieſer Uebergang in der alten Welt, beſonders in dem großen römiſchen Staatskörper entwickelt und geſtaltet, und hier iſt auch darum dieſe Entwicklung, und eigenthümliche Form derſelben ganz vorzüglich lehrreich, und auch für die Theorie beſonders aufhellend und fruchtbar. Ein ſolches ganzes Syſtem von republikaniſchen Staaten der mannichfachſten Form, als herrſchende Verfaſſung der ganzen civiliſirten Welt, wie in dieſer blühenden Zeit des Alterthums, wo damahls nebſt den griechiſchen Staaten, Rom, Karthago, und den andern italiſchen Städten, auch die unabhängigen Völkerſchaften im mittlern Europa und im Norden, entweder ganz oder zum Theile eine republikaniſche Verfaſſung hatten, biethet die neuere Geſchichte nirgends dar, welches daher dort auch für uns und für die wiſſenſchaftliche Politik ein Phänomen aufſtellt, welches die höchſte Aufmerkſamkeit verdient. Wie ſehr uns aber auch die damit vereinigte freie Geiſtesbildung, die einzelnen glänzenden Momente patriotiſcher Tugend, große Charaktere und heroiſche Thaten dafür einnehmen mögen; im Ganzen kann man doch nicht anders ſagen, als die Erfahrung hat ganz dagegen, und dahin entſchieden, daß ein ſolches Syſtem durchaus nicht ausführbar, noch dem Entwicklungsgange der Menſchheit angemeſſen erſcheint, und nach einem vielverſprechenden Anfange nur Verwirrung und endlich Zerſtörung und Barbarei herbei führt. Ueberall zeigt ſich ſehr bald und entwickelt ſich unaufhaltſam ſchnell, derſelbe unheilbare Hang zur politiſchen Auflöſung und Anarchie, der dann den Uebergang zu einem eben ſo formloſen Zuſtande abſoluter Gewalt bahnte. Die großen Denker und politiſchen Schriftſteller des Alterthums, waren ſelbſt am meiſten in Oppoſition mit dieſem demokratiſchen Geiſte ihrer Verfaſſung und ihres Vaterlandes, deſſen Untergang ſie aus dieſer Quelle vorherſahen und vorherſagten, ohne ihn irgend hindern zu können; wie Plato in Athen, und auf andre Weiſe und in geringerm Maaße Cicero in Rom, der jedoch ſelbſt in den Partheienkampf hineingezogen wurde. Die Philoſophen und politiſchen Denker, ja ſelbſt die ernſtgeſinnten Staatsmänner des Alterthums, ſuchten das Gegenmittel und den Weg zur Heilung gegen dieſen demagogiſchen Zerſtörungsgeiſt ihrer Zeit mehrentheils nur in einer allerdings großartigen, aber doch ſehr einſeitigen Ariſtokratie, die aber unſerm Gefühle auch eben ſo wenig zuſagen, als uns wiſſenſchaftlich befriedigen würde; denn der eigentliche Begriff der erblichen und geſitteten Monarchie, war damahls, ſo zu ſagen, faſt noch unentdeckt, da er ſeinem wahren Weſen und vollen Charakter nach, im Grunde chriſtlichen Urſprungs iſt, und kaum ſind in der alten Welt einige ſchwache Anfänge davon hier und da zu bemerken. Wie nun die ſämmtlichen griechiſchen Freiſtaaten, durch innern und äußern Zwieſpalt zerfielen, und unter die macedoniſche Herrſchaft geriethen, und die daraus hervorgegangnen halb aſiatiſchen, halb helleniſchen Mächte, das dient wohl nur zur allgemeinen Beſtätigung von dem gewöhnlichen Gange der Volks-Anarchie, und dem daraus folgenden Untergange der republikaniſchen Verfaſſung in Zeiten des Sittenverfalls; ein ungleich höheres Intereſſe aber biethet doch derſelbe Uebergang in dem römiſchen Weltreiche dar, weil er hier weit mehr mit Beſonnenheit und Bewußtſein, nach durchdachten Grundſätzen, deutlichen Begriffen, und in einer feſtbeſtimmten Geſinnung geſchah. Als nun bei dem ſchon voll angehäuften Uebermaaße der ſchrecklichſten Bürgerkriege, und der eben ſo furchtbaren, nun ſchon zur Nothwendigkeit gewordnen Eroberungsſucht, die lang vorhergeſehene Kataſtrophe endlich eintrat, ſuchte man die bloße Militärgewalt ſo viel als möglich in eine friedliche umzuwandeln, die abſolute Herrſchaft, mit allen

Formen alter Heiligkeit und Würde auszuſchmücken, und ſelbſt der erblichen Monarchie ſo viel als möglich anzunähern. In dieſen aufkeimenden beſſern Ideen liegt die Apologie und in dem ganzen hiſtoriſchen Hergange die Begründung und Rechtfertigung, ſo weit dieſe möglich iſt, für dieſen ganzen abſoluten Zuſtand des politiſchen Daſeins in der damahligen Welt, der an ſich aber immer ein formloſer und höchſt unvollkommner bleibt. Zu einer wahren hiſtoriſchen Erbfolge und Familien-Reihe, konnte es dabei auch ſehr ſchwer kommen, da durch die gränzenloſe Willkühr der Eheſcheidungen und Adoptionen, die Ehe und das ganze Familien-Verhältniß ohnehin zu ſehr zerſtört war bei dem allgemeinen Sittenverfalle, dem auch die beſſern Imperatoren vergeblich Einhalt zu thun ſuchten. Wenn man nun auch durch prieſterliche Functionen und Titel, nach der herrſchenden Volks-Religion, die Würde des Herrſchers deſto heiliger zu machen ſuchte; ſo lag darin doch kein reeller Zuwachs von Macht, nachdem in dieſem Zuſtande von Auflöſung, welcher in der Religion nicht minder Statt fand, als im Staate und in den Sitten, das damahlige Heidenthum nur noch in dichteriſchen Sagen, äußern Gebräuchen, feſtlichem Gepränge, und hier und dort etwa einer philoſophiſchen Meinung beſtand, ohne eigentlichen innern Gehalt, und feſten Zuſammenhang, oder eine prieſterliche Verfaſſung, wie dieſes alles ſich in dem ältern indiſchen Heidenthume noch jetzt findet. Es wurden die innern Widerſprüche nur dadurch vermehrt, und das ganze Schauſpiel um ſo empörender gemacht, wenn ein ſolcher allgemein verhaßter Welt-Tyrann, nachdem er erſt ſeine Zeit hindurch ziemlich unmenſchlich regiert hatte, dann auf eine ſehr menſchliche, oder zum Theile auch wieder unmenſchliche Art auf die Seite geſchafft war, nun endlich zum Beſchluſſe unter die Götter verſetzt wurde. Die beſſere Zeit der Mark Aurele und Antonine war kurz vorübergehend, weil ſie durchaus nicht hiſtoriſch befeſtigt und moraliſch begründet war, noch ſein konnte, wie in der erblichen Monarchie der chriſtlichen Zeiten und Staaten. In der Jurisprudenz, als Wiſſenſchaft, und auch practiſch genommen, ſind die Römer in allen Zeiten groß geweſen, alſo auch in dieſer letzten; um ſo mehr vielleicht, als die wahren Rechtsfreunde, die es noch gab, ſich nur um ſo lieber von allem politiſchen Einfluſſe und dem öffentlichen Leben zurück zogen, und hinüber flüchteten in das noch unangefochtne Gebieth der alten juriſtiſchen Begriffe und ihrer Entwicklung. Allein wo der ganze geſellſchaftliche Zuſtand, und das innerſte Princip des bürgerlichen Daſeins Unrecht iſt, und auf Unrecht gegründet, was helfen da einige richtige Geſetze über das Mein und Dein, über Diebſtahl und Betrug, oder über den Mord und andre Verbrechen, die doch mehrentheils und im Weſentlichen ungefähr überall dieſelben ſein müſſen, oder die ſcharfſinnigen Syſteme der richterlichen Erörterung über dieſe Begriffe? Es iſt eben ſo, als wenn man von einem großen und höchſt gefährlichen Syſteme des philoſophiſchen Irrthums rühmen, oder zur Entſchuldigung deſſelben anführen wollte, daß die gewöhnlichen Regeln der gemeinen Logik darin nicht verletzt, oder auch vorzüglich gut beobachtet ſind, was ohnehin mehrentheils wirklich ſo der Fall iſt, wodurch aber der Irrthum nicht gehoben oder verbeſſert, ſondern nur um ſo ſcheinbarer und leichter eingänglich gemacht wird. — Für die ſpätere Epoche der germaniſch chriſtlichen Wiedergeburt des römiſchen Reichs, waren dieſe beſſern Elemente deſſelben allerdings folgenreich und von guter Wirkung. Mit der germaniſchen Geſetzgebung aber ſtimmt das chriſtliche Staats-Princip im Ganzen beſſer überein, als mit dem römiſchen Rechte, weil in den germaniſchen Gewohnheiten dem Rechte der Billigkeit noch mehr Rückſicht und Einfluß gegeben und geſtattet iſt. Nun hat zwar die römiſche Wiſſenſchaft den ſchönen Begriff deſſelben mit beſonderm Scharfſinne aufgeſtellt und entwickelt, eben weil es dort nur als eine Ausnahme von dem ſtrengen Rechte, wie das römiſche vom Urſprunge her durchaus ein ſolches war, und um dieſe urſprünglich ſchroffe Härte deſſelben zu mildern, geltend gemacht und anerkannt wurde. Nach dem chriſtlichen Geſetze aber ſoll das Recht der Billigkeit mit dem ſtrengen Rechte überall innigſt verbunden und ganz mit demſelben in Eins verſchmolzen ſein, wie dieſes ſchon aus dem bloßen Begriffe der chriſtlichen Geſinnung hervorgeht. Darin liegt nun eben der große und weſentliche Unterſchied, und nach dieſem Principe wäre wohl eine durchgehende chriſtliche Rechtswiſſenſchaft weiter auszuführen, und in dem gleichen Geiſte zu vollenden. Nächſt dieſem Charakter der Milde und der Billigkeit, liegt das zweite unterſcheidende Merkmahl des chriſtlichen Rechts und Rechts-Begriffs darin, daß es mehr als jedes andre Recht ein hiſtoriſches iſt. Zwar als bloße Naturanlage iſt auch das germaniſche Herkommen auf eine ganz hiſtoriſche Geſetzgebung, ſelbſt in bürgerlichen und Privat-Verhältniſſen, vorzüglich gerichtet, und eben darum auch mit dem chriſtlichen Rechts-Principe ſehr gut, und beſonders leicht vereinbar. Allein im vollen und ausgedehnten Sinne des Worts, wo es ſich auch auf den Staat, und den Inbegriff aller in geographiſcher Berührung ſtehenden Mächte der ganzen civiliſirten Welt miterſtreckt, kann nur das chriſtliche Rechts-Princip ein vollſtändig hiſtoriſches ſein, weil auch nur die chriſtliche Weltanſicht, das Ganze der Menſchheit wahrhaft umfaßt und erklärt. Wäre nicht der Menſch gleich zu Anfang mit ſich ſelbſt, und unter einander, mit der Natur und mit Gott, in Zwieſpalt und Unfrieden gerathen, ſo würde es ja gar nicht dieſer zwingenden Macht in der Geſellſchaft bedürfen, oder dieſen Staat des Zwanges; denn was iſt denn derſelbe anders als eine bewaffnete Friedensanſtalt, ein Richterſchwert gegen das Unrecht im Einzelnen wie im Großen, eine Schutzwehr und ein Bollwerk gegen den ungerechten Angriff und Krieg? Denn woher anders als aus dieſem allein vollſtändigen Syſteme der chriſtlichen Wahrheit, und aus dem erſten Anfangspuncte derſelben, ſoll man die Erklärung hernehmen für dieſe Fortpflanzung des alten Unheils und des alten Fluchs, oder die hiſtoriſche Herleitung für den Staat und deſſen Urſprung, wie aus dieſem erſten Unrechte und dem älteſten Brudermorde, als der göttlichen Gegenwehr gegen dieſes dem Menſchengeſchlechte eingeborne Unrecht? Findet ſich noch irgend wo ſonſt eine wahre und beſtimmte Hindeutung auf die gleichen Begriffe, ſo iſt ſie gewiß unmittelbar aus derſelben Quelle geſchöpft. Die göttliche Sanction des Staats aber enthält auch ihre wahre Befeſtigung und Erklärung erſt aus dem zweiten neuen und göttlichen Anfangspuncte des Menſchengeſchlechts wie dieß ſchon in der letzten Vorleſung zu entwickeln verſucht wurde; in welchem zweiten Anfangspuncte zuerſt wieder der wahre, innere und höhere Frieden der Menſchheit verkündigt und gegeben wurde. Nicht zwar der vollendete Frieden ſelbſt, denn dieſer iſt die Frucht und der Lohn des vollendeten Kampfs; wohl aber eine neue feſte, ewige Baſis des zukünftigen, und ſchon von jetzt an immer fortwachſenden Friedens. So iſt denn auch jeder nicht bloß ſcheinbare und argliſtige, ſondern redlich gemeinte und inſofern chriſtliche, wenn gleich noch unvollkommne und bloß partielle Menſchenfrieden ein Schritt weiter auf der großen Stufenleiter, eine Annäherung und eine Vorarbeit zu dem allgemeinen, allumfaſſenden Frieden Gottes, der höher iſt als alle Vernunft, und aller Streit um dieſe, oder aus dieſer. Wenn das Unrecht unter den Menſchen jemahls aufhören, wenn der Frieden Gottes auf der Erde wirklich werden könnte, dann wäre der Zweck erreicht, und die Anſtalt dazu nicht mehr nöthig. Das Recht iſt nur für den Zuſtand des Kampfs, und für die Dauer desſelben, und iſt ſelbſt nichts anders als der Kampf gegen das Unrecht; die chriſtliche Rechtsanſicht und Theorie iſt eben darum die höhere, und auch wiſſenſchaftlich allein befriedigende, weil ſie noch etwas Höheres kennt, als das Recht, und allein den hiſtoriſchen Schlüſſel für das Ganze, und Anfang und Ende in ſich enthält. Hiſtoriſch aber iſt der chriſtliche Rechtsbegriff nicht bloß durch dieſe vollſtändige Erklärung des erſten Anfangs, und durch die hiſtoriſche Herleitung der göttlichen Sanction des Staats; ſondern auch in dem Sinne, daß er nach dem nun auch auf größere politiſche Verhältniſſe ausgedehnten Principe der Billigkeit, und der dieſer Geſinnung eigenthümlichen ſtaatsrechtlichen Toleranz auch das Unvollkommne und minder Richtige gelten läßt; da wo es durch den Lauf der Dinge herbeigeführt, und als das kleinere Uebel, und wenigſtens relativ Beſſere, oder Unvermeidliche, hiſtoriſch veranlaßt und begründet iſt. Daher es denn auch wohl begreiflich iſt, wie die chriſtliche Rechtsgeſinnung ſelbſt mit der abſoluten Form oder Unform, in dem ſpätern römiſchen Welt-Reiche ſich ausſöhnen, allmählig verbinden und verſchmelzen, und eben dadurch deſſen

Wiedergeburt bewirken, und die herrliche Erſcheinung des chriſtlichen Kaiſerthums hervorbringen konnte.

Nicht in dem gleichen Maaße konnte dieſe friedliebende Anerkennung der unvollkommnen politiſchen Zuſtände und Formen da Statt finden, und zur Anwendung kommen, wo das Verderbliche und Abſolute eines politiſchen Strebens nicht in einer hiſtoriſchen Veranlaſſung, nach dem natürlichen Gange und Uebergange der Entwicklung aus einem Uebel und fehlerhaften Zuſtande in den andern, ſondern gleich in der erſten Idee ſeinen Grund hatte, wie in der Weltherrſchaft des Mahomed und ſeiner unmittelbaren Nachfolger, wo das Princip einer fanatiſchen Eroberungsſucht, gleich vom Anfange und ſchon im erſten Keime mit voller Macht hinein gelegt war, und das eigentliche Fundament, und die beſeelende Lebenskraft des Ganzen bildete. Wie ſehr uns aber auch der perſönliche Glanz und Charakter der erſten Chalifen einnehmen mag und die Fantaſie leicht beſtechen kann, ſo ſteht doch nach dem hiſtoriſchen Urtheile der abſolute Staat ſelbſt in den Zeiten der höchſten Entartung der alten Römerwelt noch nicht ſo tief als in dieſem Reiche des zerſtörenden Fanatismus. Dort war es mehr die perſönliche Willkühr einzelner Tyrannen, hier iſt es ein Princip des Deſpotismus was ſelbſt bei ruhmvollen großartigen Charakteren daſſelbe bleibt; denn das iſt das eigentliche Weſen des Deſpotismus, wenn die geiſtliche und die weltliche Macht ganz in Einer Hand und in einem gemeinſamen Mittelpuncte und Oberhaupte vereinigt ſind. Noch von einer andern Seite fällt der hiſtoriſche Vergleich in der moraliſchen Würdigung zwiſchen der römiſchen Weltherrſchaft, und der mahomedaniſchen, zum Nachtheile der letztern aus. Durch die herrſchende Unſittlichkeit in der ſpätern Römerwelt war die Ehe und das ganze Familienverhältniß ſchon zerſtörend genug afficirt; hier iſt es durch die falſche Religion ſelbſt völlig vernichtet; ſo daß auch ſchon von dieſer Seite die moraliſche Begründung, und hiſtoriſch befeſtigte Familien-Einheit, wie ſie der chriſtlich geſittete monarchiſche Staat erheiſcht, nicht in der gleichen Art Statt finden kann. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir in jener Geſchichts-

Periode der arabiſchen Weltherrſchaft den mahomedaniſchen Staat, dem chriſtlichen noch ungleich fremder und feindlicher gegenüber ſtehend finden, als ſelbſt den heidniſchen in der alten Römerzeit. Deſſen ungeachtet aber finden wir von der andern Seite auch alle dieſe hiſtoriſchen Erſcheinungen und politiſchen Verhältniſſe, nach dem ſelbſt auf dieſe ſich ausdehnenden chriſtlichen Friedens-Princip, mehrentheils und im Fortgange der Zeiten immer mehr, in dem milden Sinne einer jede billige Rückſicht umfaſſenden und vollſtändigen hiſtoriſchen Gerechtigkeit und höhern Staaten-Toleranz beurtheilt und behandelt; was auch, ſo bald es nur verſtanden wird, gewiß keinen Tadel verdienen kann. Aus dem Grunde gehoben könnte das Uebel nur werden, durch einen vollſtändigen Sieg der chriſtlichen Wahrheit über jene falſche Baſis und Grund-Idee des fanatiſchen Irrthums. Wie ſchwer und wie ſchwierig es aber auch nach einem beſchränkteren Geſichtspuncte bloß hiſtoriſch angeſehen ſcheinen mag, daß die mahomedaniſchen Völker und Staaten mehr und mehr chriſtliche Sitten, Einrichtungen und Grundſätze annehmen könnten; in dem großen Gange der Weltgeſchichte, d. h. alſo nach den Fügungen der Vorſehung und den Abſichten Gottes, darf nichts was dieſen Abſichten Zweifelsohne entſprechend iſt, für durchaus unmöglich gehalten werden; und es ließen ſich im Einzelnen ſchon manche charakteriſtiſche Züge aus der neueſten Zeit von einem gefühlten Bedürfniſſe der Art, als eine Hindeutung auf eine ſolche höhere Hoffnung anführen. Eine Art von Mitwirkung, eine allmählige Annäherung zu dieſem großen Gottes-Ziele, ſo weit ſie mit andern Pflichten und Rückſichten vereinbar iſt, liegt vielleicht nicht ganz außer dem Kreiſe einer wahrhaft chriſtlichen Staatskunſt und Friedens-Politik, in ihrem Verhältniſſe zu den nichtchriſtlichen Staaten. Das Verderblichſte von allem, das am meiſten Gefahr und Unheil Drohende aber iſt unſtreitig, wenn der chriſtliche Staat, ſeiner Natur und Beſtimmung ganz entgegen, ſelbſt von ſolcher fanatiſchen Eroberungsſucht befallen und ergriffen wird. Wie viel, oder vielmehr wie wenig Schritte aber unſer gebildetes Europa zu machen hätte, wenn dieſelbe Gedankenverwilderung und ſittliche Zerrüttung aller Begriffe und des ganzen politiſchen Lebens, welche in der Revolution öffentlich zum erſten Mahle ganz hervortrat und zum vollen Ausbruche kam, und dann in einem äußerſt kurzen Zeitraume in ſo furchtbar ſchneller Fortſchreitung weiter entwickelt ward, eine längere Epoche hindurch herrſchend werden könnte; um in eine völlig heidniſche Militärgewalt als die Revolution von oben herab, in einen weltlich-geiſtlichen Deſpotismus, nach Art jenes frühern erwähnten, zurück- oder herabzuſinken, das haben wir wohl allzu nahe vor Augen gehabt, als daß es noch einer weitern Erörterung bedürfte.

Das Weſen des Deſpotismus, ſagte ich, liegt darin, wenn die geiſtliche und die weltliche Macht vereinigt wären, oder wenn eine und dieſelbe, und in dieſer Zuſammenſetzung alſo höchſt fehlerhafte Monarchie unförmlicher Weiſe zugleich eine geiſtliche und eine weltliche wäre. Und da nun der Unterſchied zwiſchen beiden Gewalten, ſchon in dem chriſtlichen Begriffe des Staats liegt; ſo iſt es auch von weſentlicher Wichtigkeit für dieſen, die Gränzlinien zwiſchen dem einen und dem andern Gebiethe ſorgſam zu beachten. Schwer würde es ſein, für alle wirklich gegebnen, oder möglicher Weiſe denkbaren Colliſionsfälle einen allgemeinen Maaßſtab feſtzuſetzen; da dieſes nach den beſtehenden Verträgen, Local-Bedürfniſſen, und der beſondern Verfaſſung für jeden Staat und jede Nation unendlich verſchieden ſein und in mannichfacher Weiſe anders modificirt werden kann. Die Hauptſache liegt in dem Geiſte und der Geſinnung, oder auch in dem guten Willen und in der redlichen Abſicht, vorzüglich aber auch in der richtigen Idee ſo wohl von der einen als von der andern Macht, welche beide eine höhere Sanction, eine göttliche Grundlage und einen geheiligten Charakter haben, jede in ihrer Art und in ihrer Sphäre; um dieſes auch überall und jeder Zeit zu erkennen, und alle Gegenſtände dieſer Art dem gemäß zu behandeln. Es giebt hier viele und oft ſchwierige Colliſionsfälle, und es iſt in manchen Zeiten, und ſchon in den frühern, auch ſehr im Großen dagegen gefehlt worden, von beiden Seiten; aber auch vieles oft mit Unrecht, aus Unkenntniß der Zeiten und der Sache, getadelt worden. In einer jüngſt verwichnen Epoche war es in dieſer Hinſicht Sitte geworden, beſonders einige Päpſte des Mittelalters zur Zielſcheibe einer unbedingten Kritik zu machen. Man muß es der deutſchen Unpartheilichkeit zum Ruhme nachſagen, daß es grade proteſtantiſche Geſchichtsforſcher waren, welche jene in ihrer Zeit großen Charaktere zuerſt gerechtfertigt, und hiſtoriſch erklärt und wahrhaft beurtheilt haben. Wie ſehr aber auch von dieſer einen Seite, damahls oder auch ſpäter, in einzelnen Fällen perſönlich wirklich gefehlt worden ſein mag, was gar nicht geläugnet werden ſoll; ſchwerlich iſt dieß jemahls, oder irgendwo in dem Maaße oder vielmehr ſo über alles Maaß hinaus geſchehen, als von der andern Seite der durch Heinrich VIII. von England, der unbeſchränkter Monarch und zugleich auch ein ſolches Oberhaupt im Geiſtlichen zu ſein ſtrebte. Dieſer abſoluteſte aller Könige ſeines Reichs iſt dadurch, daß er die anglikaniſche Kirche geſtiftet hatte, ganz ohne es zu wollen und zu wiſſen, der wahre Urheber jener ſo bewunderten eigentlich doch ganz auf jener Grundlage beruhenden engliſchen Verfaſſung geworden, in welcher der dynamiſche Staat, als das einzige noch übrige Heilmittel gegen eine ſonſt unheilbare Oppoſition, Spaltung und Anarchie, hier eine in der That ſo höchſt vollkommne Entwicklung und Geſtaltung gewonnen hat. Der Zwieſpalt in der Religion, welcher in einer großen Anzahl von chriſtlichen Staaten, ſeit den letzten Jahrhunderten ihre Aufgabe nur um ſo ſchwieriger, ihre innern Verhältniſſe und Lage ſo viel zarter und verletzbarer machte, hat dort durch jenen königlichen Reformator, eine ſo höchſt verwickelte Form angenommen, daß er noch bis auf den heutigen Tag ein unauflösbares Problem iſt, was von ſehr vielen auch, doch wohl nur nach menſchlicher Weiſe zu urtheilen, für ganz unauflöslich gehalten wird.

Die Reſultate, welche aus dieſen Prämiſſen und erſtem Umriſſe der Idee einer vollſtändig chriſtlichen, zugleich alſo auch ein Princip der Billigkeit mit umfaſſenden und wahrhaft hiſtoriſchen Gerechtigkeit hervorgehen, bleiben der nächſtfolgenden Abtheilung vorbehalten.

Vierzehnte Vorleſung.

Von der Theilung der Stände, und dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Staaten unter einander nach dem chriſtlichen Begriffe; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der Verletzung oder Anerkennung dieſer Macht.

Wenn die Philoſophie nach irgend einem ſelbſterſonnenen Princip, in das Gebieth der Religion oder der Politik eingreift, ſo iſt dieſer Eingriff allemahl auch ein Angriff. Wird dieſer Angriff, da, wo er in der Idee einmahl wirklich vorhanden iſt, äußerlich und ſcheinbar auch zurückgehalten und verſchwiegen, accommodirt ſich die Wiſſenſchaft aus einer äußern Rückſicht und wegen eines ſolchen Zweckes an irgend ein beſtehendes Syſtem des Glaubens oder des Rechts: dann iſt es nur um ſo ſchlimmer, wenn die innere Feindſeligkeit der Geſinnung durch die äußere Dienſtbarkeit einer ſervilen Sprache bloß verdeckt und oberflächlich überkleidet wird, indem dann die nachtheilige Wirkung nach außen, doch nicht ganz unterbrochen und aufgehoben, oder wenigſtens die heilſame, welche Statt finden ſollte und könnte, gleich im Keime erſtickt und vernichtet wird, und zugleich die Würde der Wiſſenſchaft, die ſie nur da bewahren und behaupten kann, wo ſie unabhängig auftritt, unvermeidlich mit verloren geht. In dieſem Sinne habe ich mich gleich anfangs in der erſten dieſer Vorleſungen, ganz entſchieden gegen jede ſolche Einmiſchung der Philoſophie in ein ihr eigentlich fremdes Gebieth erklärt; und ich glaube dieſe erſte Erklärung auch noch bis jetzt und immerwährend feſtgehalten zu haben. Wenn aber die Philoſophie bloß ſich ſelbſt, und den Menſchen in ſeinem innern Bewußtſein und ſeinem äußern Daſein, in ſeinem Verhältniſſe zur Natur und zu Gott, zur Welt und zur Geſellſchaft, zurecht zu finden und zu orientiren, oder zu verſtändigen ſtrebt, dann kann und dann darf ſie füglich, wenn ſie den Mittelpunct des innern und höchſten Lebens, ſo wie er uns gegeben iſt, anerkannt und wirklich gefunden hat, nun von dieſem Mittelpuncte aus auch die höchſten Begriffe und Intereſſen des Lebens auf ihre Weiſe und aus ihrem Standpuncte ins Auge faſſen und zur Erörterung bringen; mehr nur um das wirklich Vorhandne zu erklären, ſelbſt zu verſtehen, und andre darüber zu verſtändigen, als um ſelbſtgeſchaffne Ideale und vielleicht unausführbare Geſetze und Vorſchriften, für bloß möglich denkbare Zuſtände unter willkührlichen Vorausſetzungen, oder für eine ganz erdichtete Welt aufzuſtellen. Dieſem Begriffe und dieſer Unterſcheidung gemäß, glaube ich alſo mich auch in den letzten Vorträgen nicht von jener zuerſt ausgeſprochnen Regel entfernt zu haben. Inſofern aber in einer Philoſophie des Lebens der Vortrag nicht anders als ein lebendiger, mithin auch mit hiſtoriſchen Beziehungen und Anſichten vielfach verwebter ſein kann, bitte ich in der Beurtheilung nur auf den Zuſammenhang der weſentlich zum Grunde liegenden Gedanken, oder die innere Conſequenz der Denkart zu ſehen; alles Einzelne in den Beiſpielen und einzelnen Beziehungen aber, bloß als eine ganz unbefangene Privat-Meinung und Geſinnung eines Einzelnen aufzunehmen. — Nachdem ich zum Anfang dieſer Vorträge, für die Natur der menſchlichen Seele, in ſich ſelbſt betrachtet, und nach ihren wichtigſten Verhältniſſen im Leben, zur Natur und zu Gott, eine feſte Grundlage für das Ganze zu gewinnen geſucht; dann aber durch die Aufſuchung der göttlichen Ordnung in der Natur, im Reiche der Wahrheit, und in der Geſchichte einen weitern feſten Anhaltspunct zu gründen ſtrebte; habe ich demnächſt den Gang zu verfolgen und zu entwickeln mich bemüht, wie der Geiſt der ewigen Wahrheit in der Wiſſenſchaft und im Leben ſich immer weiter fortſchreitend geſtaltet und vollendet. Zuerſt alſo wie dieſer Geiſt der ewigen Wahrheit Einer und derſelbe iſt im höchſten Wiſſen und im göttlichen Glauben, dann wie er ſiegreich hervorgeht, aus dem alten Zwieſpalt und Kampf zwiſchen dem Glauben und dem Unglauben; und endlich wie er nicht bloß in dem engen Bezirk der Wiſſenſchaft eingeſchloſſen, auch in das Leben wirkſam eingreifen kann und ſoll. Wie dieſes nun aber wirklich geſchieht, ſuchte ich als Thatſache zu zeigen, in der ſymboliſchen Bedeutung des Lebens, und in der daraus abgeleiteten göttlichen Grundlage und höhern Sanction deſſelben, und beſonders auch des öffentlichen Lebens oder des Staats; wovon die Idee der allgemeinen chriſtlichen und wahrhaft hiſtoriſchen Gerechtigkeit die nähere Anwendung und weitere Ausführung enthielt, welches der Gegenſtand der letzten Entwicklung war. — Eben deßwegen ſuchte ich auch dieſen Begriff ganz in der Sphäre der hiſtoriſchen Wirklichkeit und nur aus dieſer ſo anſchaulich als möglich darzuſtellen; und ſelbſt die entgegenſtehenden Begriffe und zur Seite abweichenden Nebenformen des abſoluten und des dynamiſchen Staats in lauter hiſtoriſchen Beiſpielen, nach ihrer charakteriſtiſchen Beſchaffenheit und den weſentlichſten Grundzügen in entſchiedner Deutlichkeit aufzuſtellen und klar zu machen; den Begriff des abſoluten Staats an dem Beiſpiele aus der alten Römer-Welt, und der Geſchichte der Chalifen; den dynamiſchen Staat aber in der Verfaſſung von England, wo er bis jetzt gewiß den höchſten Gipfel der Vollkommenheit in ſeiner Entwicklung erreicht hat. Es muß dieſes dynamiſche Meiſterwerk der politiſchen Kunſt, wo eine nicht mehr abzuändernde Oppoſition in den Staat ſelbſt mit aufgenommen, eben dadurch legitim und weniger ſchädlich gemacht wird, grade ſo beurtheilt werden, wie wenn die Heilkunde ein Miasma, was ſich einmahl nicht mehr wohl vermeiden läßt, lieber ſelbſt durch künſtliche Anſteckung in dem Körper hervorbringt, um das Uebel deſto mehr in der Gewalt zu behalten, ihm Ziel und Maaß zu beſtimmen, die Zeit der Kriſis ſelbſt, und die nicht zu überſchreitenden Gränzen deſto ſchärfer bewachen zu können. An ihrer rechten hiſtoriſchen Stelle kann daher auch dieſe Verfaſſung ihre vollkommen befriedigende

Erklärung und Rechtfertigung finden, ja die höchſte Achtung, Anerkennung und ſelbſt Bewunderung verdienen. Nur aber eben weil alles darin ſo ganz individuell und hiſtoriſch iſt, und mit der geringſten Local-Verſchiedenheit bei einer andern Nation, oder in einem andern Staat, ganz andre Verhältniſſe, Bedürfniſſe, und nicht geahnete Schwierigkeiten eintreten, ſoll man ſich wohl hüten, wie es denn überhaupt mit der Nachahmung von originellen Kunſtwerken aus bloßer Modeſucht eine ſehr mißliche Sache iſt, eine ſolche Conſtitution nach dem geprieſenen Muſter, nicht ſchon an und für ſich als eine für alle Völker gleich anwendbare und überall gültige politiſche Glückſeligkeits-Formel anzuſehen, die man nach Belieben weiter verpflanzen, und durch bloße Correſpondenz wie einen Wechſel verſenden und giriren könnte. — Wenn aber der eigentliche gordiſche Knoten in dieſem Kunſtwerk der anglikaniſchen Verfaſſung ein immer noch unaufgelöſtes Problem iſt, indem die große Klugheit und die Kunſt ſich eben darin zeigt, wie der jeden Augenblick auszubrechen drohende Religionskrieg immer noch wieder zurück, und in ſeinen einmahl gegebenen Schranken feſtgehalten wird; ſo mag darin wohl eine neue Beſtätigung und Rechtfertigung liegen für das von mir früher ausgeſprochne Lob über den in Teutſchland für uns zum zweiten National-Charakter und zur andern Natur gewordnen Religionsfrieden, der uns ſtatt jener Conſtitution, als Gewährleiſtung der innern Freiheit und als Unterpfand einer andern noch höhern Einheit dienen muß. Er ſteht nicht mehr bloß auf dem Papier geſchrieben, ſondern er iſt ſchon eine Macht in den Gemüthern geworden; und wenn auch einmahl die Inhumanität einer übereilten Aeußerung in irgend einem wirklich bedeutenden Schriftſteller, ein einzelner Act der Kränkung von irgend einem politiſch wichtigen, oder mächtigen Manne mit einer Verletzung dieſer Art zu drohen ſcheint; ſo erklärt ſich gleich das allgemeine Gefühl laut dagegen, der einzelne Mißton wird in ſeine Gränzen zurückgewieſen, und verliert ſich wieder meiſtens ohne ſehr tief einſchneidende oder allgemein ſtörende Folgen zurückzulaſſen. Nicht alſo der Zwieſpalt ſelbſt iſt wünſchenswerth, oder war mit jenem Lobe gemeint, wohl aber hat in ſolchem Zwieſpalte ein ſolcher Friede einen hohen Werth, deſſen ganze Wohlthat, immer noch nicht genug von denen erkannt wird, die ſie beſitzen, und erſt aus der Parallele mit dem Zuſtande dieſer Verhältniſſe bei andern hochgebildeten Nationen recht verſtanden und ganz gewürdigt werden kann. Und wenn ſchon jeder gewöhnliche Staatsfrieden, ſobald er nur wahrhaft gründlich angeordnet und redlich gemeint iſt, eine Bedeutung hat für den innerlich fortſchreitenden Geiſt in dem Entwicklungsgange der Geſchichte, und gleichſam eine ſtille Hinweiſung enthält auf einen höhern allgemeinen Gottesfrieden; wie ſollte denn nicht dieſer ſo beſondre und innre Geiſterfrieden auch ein Zeichen ſein für eine ſichere und vollere Zukunft, und ein Symbol der künftigen Vollendung und endlichen Einheit? —

Nachdem nun, nebſt dem Zwieſpalt im Glauben ſelbſt, letzthin auch Erwähnung geſchehen iſt, von dem möglichen Zwieſpalt zwiſchen den beiden höhern und geheiligten Gewalten, der geiſtlichen und der oberſten weltlichen, nach der ſchon in dem Begriffe des chriſtlichen Lebens liegenden Unterſcheidung von beiden; ſo finde ich nöthig, oder wenigſtens doch nicht überflüſſig, um jeden denkbaren Mißverſtand zu verhüten, noch eine kurze Bemerkung hinzu zu fügen, für den unglücklichen Fall, wo eine ſolche Colliſion den höchſten Grad einer offenbaren Rechtsverletzung und wirklichen Gewalt erreicht. Iſt nun die politiſche Macht der angegriffne, und in ſeinem Gebiethe beleidigte Theil, ſo wird ſie ſich wenigſtens in unſrer Zeit ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen, und hat auch das vollkommne Recht dazu; wobei dann nur zu wünſchen bleibt, daß die Anwendung davon in den Schranken und Formen der höchſten Mäßigung, wie ſie der ſtärkern Macht angemeſſen iſt, gehalten werden möge. Iſt aber der Angriff vielmehr von dieſer Seite ausgegangen, und gegen die andre Macht gerichtet, ſo darf doch der rechtmäßige Widerſtand, und das war hier noch übrig zu erinnern, gegen die politiſche Uebermacht, niemahls ein materieller und darf niemahls eine offenbare und wirkliche Gegengewalt ſein, weder unmittelbar noch mittelbar, durch das, was man Machinationen nennen könnte; denn ſonſt würde das geheiligte

Fundament der öffentlichen Sicherheit, und der beſtehenden ſittlichen Ordnung damit völlig untergraben werden. Es würde in dieſem Falle die Religion ſich ſelbſt ihren wohl erworbenen Stützpunct in dem Staat, ſo lange dieſer noch ein chriſtlicher iſt, nehmen; welches die wahre Religion nie thun kann, und auch nie thun wird; und auch diejenigen nicht, welche ſie in dieſem ihrem ächten frommen Geiſte leiten oder zu vertreten haben. Es darf alſo ſelbſt der rechtmäßige Widerſtand immer nur ein paſſiver ſein; es iſt auch nicht nöthig, künſtliche Definitionen oder ſcharfſinnige Diſtinctionen dafür aufzuſuchen, welche für die Mannichfaltigkeit in der Verwicklung und individuellen Beſchaffenheit aller denkbaren, oder auch wirklich vorkommenden Fälle, ohnehin ſelten ganz ausreichen; da einige hiſtoriſche Beiſpiele, die uns ganz nah liegen, den Begriff von dem, was hier beſtimmt werden ſoll, auf einem viel kürzern Wege und in größter Anſchaulichkeit deutlich machen können. Das iſt, in dem unglücklichen Falle eines ſolchen großen und offenbaren Zwieſpalts zwiſchen dem Staat und der Kirche, der rechte und rechtmäßige Widerſtand, von der geiſtlichen Seite, welchen in der jüngſtverwichenen Epoche unſers Zeitalters, jener apoſtoliſche Greis, welcher für die eine Hälfte der europäiſchen Chriſtenheit die höchſte prieſterliche Würde bekleidete, dem damahligen militäriſchen Gewaltherrſcher auf dem Continent, auch in der Gefangenſchaft entgegenſetzte, und der auch von der andern Hälfte des chriſtlichen Europa ſo ehrenvoll, und mit perſönlicher Bewunderung anerkannt wurde. Oder ſoll es ein Beiſpiel mehr aus den Privat-Verhältniſſen ſein, ſo nehmen wir dazu die Geſchichte von dem Landes-Patron des Königreichs Böhmen, die man doch nicht unter die Legenden rechnen kann; und die in jedem Fall ein ſchönes, einfaches Beiſpiel darbiethet von einer edlen, ganz erlaubten, und völlig legitimen, geiſtlichen Standhaftigkeit, gegen eine im perſönlichen Unrecht befangne oberſte Staatsgewalt. — Nur durch einen ſolchen Widerſtand, wie durch einen andern, auch ſchon in den frühern Zeiten und erſten Jahrhunderten, iſt das anfangs ſo unſcheinbare Chriſtenthum auch äußerlich feſt und groß, und endlich die Religion der ganzen geſitteten Welt geworden. Eigentlich aber iſt der offenbare Zwieſpalt, und ſelbſt der heimliche Unfrieden zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht, zwiſchen Staat und Kirche, immer ein großes, Gefahr bringendes und Verderben drohendes Unheil für beide. Auch der Staat untergräbt ſeine eigne Grundlage, die durchaus nur eine religiöſe ſeyn kann, wenn er eine feindliche Richtung oder Stellung gegen die Religion annimmt. Nicht die finanzielle Zerrüttung, oder andre ſolche theilweiſe Wunden, wenigſtens dieſe niemahls allein, ſo lange noch ſittliche Energie im Ganzen und im Mittelpuncte eines Staats iſt; ſondern der politiſche Unglauben, welcher eine ganz natürliche und unmittelbare Folge des religiöſen iſt, enthält die erſte und wahre Urſache zu dem Untergange der Staaten. Beide Lebens-Principien der Menſchheit, beide Mächte ſollten daher, obwohl weſentlich und nothwendig getrennt, dennoch in Frieden und höchſter Einigkeit zuſammen wirken, da die eine, ganz auf dem durch die andre erſt ſittlich urbar gemachten Boden ruht, während dieſe auch nur in der geſicherten Sphäre der andern ihren vollen Wirkungskreis findet. Wäre die Religion in ſich Eins und von dem innern Partheienkampf frei und vollendet, und auch der Staat, wie das öffentliche Leben mit ihr in Harmonie, und ganz von ihrer heiligenden Kraft durchdrungen, dann wären wir ſchon um einige Stufen weiter in der Menſchheit vorgerückt, näher an den Zuſtand eines göttlichen Friedens, nach welchem doch auch jeder unvollkommne Menſchenfrieden nur ein inneres, immerwährendes Suchen, ein nie ganz erfülltes, und doch nie aufzugebendes Streben ausdrückt. Die Trennung aber zwiſchen den beiden Gewalten, welche für dieſen noch im Streben begriffnen, noch im Kampf befangnen Zuſtand der Menſchheit nothwendig iſt und ihm weſentlich eigen, iſt viel älter als man gewöhnlich denkt oder weiß. Sie muß ſchon in dem erſten Weltalter, und früheſten Heidenthum Statt gefunden haben; denn in dem älteſten Volke, welches wir kennen, in dem indiſchen, dem treueſten und übrig gebliebenen Denkmahle von dem Menſchengeſchlechte in der Urgeſchichte, findet ſich dieſe ſcharfe Abſonderung urſprünglich ausgeſpro-

, und als unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen der prieſterlichen und der königlichen Würde feſtgeſtellt. Auf den prieſterlichen Stand und deſſen Verfaſſung bei den alten Griechen und Römern dürfen wir in dieſem Puncte unſre Blicke um ſo weniger ausſchließend richten, da das Heidenthum in dieſer viel ſpätern Epoche ſo ſehr entartet, und bei dieſen gebildeten Völkern ſchon ſo ganz leicht und flüchtig, und mehr formlos geworden war. Bei jenem ältern indiſchen Volke iſt es noch jetzt eben ſo wie ehedem, daß ein Brahmine, welcher den Thron beſteigen oder an ſich reißen wollte, oder auch ein Raja, der ſelbſt wie ein Brahmine ſein, der den Brahminenſtand planmäßig unterdrücken oder vernichten wollte, ein Gräuel in ihren Augen ſein, und dieſes ihnen wie ein Verbrechen gegen die menſchliche Natur und gegen die göttliche Ordnung erſcheinen würde; und eine Vermiſchung oder Verwirrung der Stände oder Kaſten, bedeutet ihnen ſo viel als die Gräuel der Anarchie, womit ſie in einem eignen Worte die Revolutions-Zeiten bezeichnen, die aber dort immer nur vorübergehend waren, und an dieſer ewig beharrenden und innerlich feſten alten Sitten-Verfaſſung jedesmahl wieder geſcheitert ſind. Es findet hier in einer andern Rückſicht auch noch die Familienähnlichkeit mit der germaniſchen Verfaſſung Statt, wie ſie die Grundlage der meiſten europäiſchen Reiche bildet; daß auch dort der Adelſtand, der die Pflicht des Kriegsdienſtes darum vorzüglich auf ſich hat, zugleich den Stand der das Land beſitzenden Gutsherren bildet, wovon ſelbſt der Nahme hergenommen iſt. Selbſt einige der urſprünglichen allgemeinen Lehns-Verhältniſſe hat man dort wieder gefunden, wenn gleich nicht unſre künſtlicheren Feudal-Verwicklungen, welche erſt aus jenen einfachern abgeleitet ſind. Zu dieſem landbeſitzenden Adelſtande gehören auch die Fürſten, und ſelbſt die Rajas; da es dem zufälligen Anwachſe der einzelnen edeln Familien überlaſſen bleibt, zu welcher Stufe der Macht ſie ſich im Laufe der Zeiten erheben, oder wieder davon herabſinken; indem zwiſchen dieſen einzelnen Abſtufungen keine ſtrenge, und ſchlechthin unüberſteigliche Scheidewand gezogen, ſondern das Ganze für Eine Kaſte und Gattung des Standes gehalten wird. Die demokratiſchen Schriftſteller der jüngſt verwichenen

Epoche haben wohl eben deßwegen, nach einem in ihrem falſchen Syſteme ſehr richtigen Gefühl, einen tiefen innerlichen Abſcheu und heftigen Haß auf dieſe erbliche Kaſtenverfaſſung geworfen, die ſie überall mit allen Zeichen der Verachtung und Wegwerfung zu bekämpfen ſuchten. Rein hiſtoriſch genommen, ſollte ich dagegen glauben, daß dieſes alte, große und volkreiche Land, vielmehr grade jener von jeher dort herrſchenden Theilung der Stände, ſo unvollkommen wir auch noch manches darin finden mögen, den feſten Fortbeſtand ſelbſt in den Sitten, den unzerſtörlich bleibenden Wohlſtand bei ſo vielfach erlittenen Eroberungen in frühern und neuern Zeiten verdankt. Freilich wohl fehlt jener indiſchen Theilung der Stände, im Vergleiche mit der europäiſchen, noch das Siegel der chriſtlichen Vollendung und Milde; und inſofern kann die Vergleichung auch vorzüglich belehrend ſein, um darauf aufmerkſam zu machen, und deſto deutlicher hervorzuheben, wie eine chriſtliche Theilung der Stände in einigen Puncten nach ihrem Princip anders iſt, und im Gegenſatze mit jenem Zuſtande der alten Welt, wo dieſes göttliche Element noch fehlt, überhaupt ſein ſollte. Der geiſtliche Stand kann zuerſt nach dem chriſtlichen Begriffe deſſelben, nicht von der Geburt, ſondern nur von einem eigenthümlichen höhern Berufe abhängen; mithin kann dieſer Stand nicht erblich ſein, ſondern nur aus den andern erblichen Ständen ſeine Zahl erhalten. Eben damit wird aber auch die unbedingte und ganz unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen den andern, im Ganzen genommen wohl allerdings erblichen Ständen inſofern aufgehoben, daß einzelne Ausnahmen der Ueberſchreitung dieſer Gränze für das Verdienſt, oder aus andern wichtigen Gründen offen gelaſſen bleiben. Wie es nun ſchon in der chriſtlichen Geſinnung, oder wie es hier ausgedrückt wurde, in dem mit dem chriſtlichen Rechtsbegriff überall und nothwendiger Weiſe auf's innigſte verwebten Princip der Billigkeit liegt, auch der untern dienſtbaren Klaſſe, welcher durch die Schickung der Geburt, d. h. alſo in unſerer Anſicht, durch höhere göttliche Fügung ohnehin das ſchwerſte und drückendſte Loos zu Theil geworden, jede nur irgend mögliche Erleichterung zu verſchaffen, welche mit der Wohlfahrt des Ganzen, und mit den feſder beſtehenden Rechte der Einzelnen nur immer vereinbar iſt; das iſt ſo von ſelbſt einleuchtend, daß es keiner weitern Erinnerung darüber bedarf. Eben ſo muß auch dieſe auf einer chriſtlichen, milden Abſonderung und Theilung der Stände beruhende, organiſch-geordnete Staats-Verfaſſung jedes hiſtoriſch Neue aufmerkſam beachten, und ſobald es ſich wahrhaft als ein ſolches bewährt, rechtlich anerkennen, und in ihre alte Ordnung einfügen. Ich will hiebei nur an das große und lehrreiche Beiſpiel erinnern, und an die herrliche Art, wie in der germaniſchen Verfaſſung des Mittelalters, und beſonders in dem deutſchen Kaiſer-Reiche, Städte und Gewerbe, die bisher ein ſehr geringes und verhältnißmäßig unbedeutendes Element in dem Ganzen geweſen waren, ſo wie der neu emporgekommene Bürgerſtand, gleich bei ihrer erſten Erſcheinung politiſch und moraliſch verſtanden, und in großer Weiſe organiſch geordnet, und an das Alte lebendig angeknüpft worden. Vielleicht giebt es auch in unſrer vielbewegten, und wie viel falſche Blüthen ſie auch neben den guten Früchten treiben mag, doch im Ganzen gewiß nicht unfruchtbar zu nennenden Zeit, manches Neue, was ein wahrhaft Hiſtoriſches iſt, oder doch werden könnte, daher auch die ſorgſamſte Beachtung verdient, indem es nie ohne großen Nachtheil und die natürliche hiſtoriſche Strafe unbeachtet bleibt. Eine übertriebene harte, einſeitig beſchränkte, oder wenn man ſo ſagen ſoll, geiſtlos ſchroffe Ariſtokratie, wie ſie vielleicht in der früheren Epoche des letzten Jahrhunderts hier und da gewaltet hat, wird grade den Freunden der alten Ordnung am ſchmerzlichſten mißfallen, weil ſie ſich ſelbſt am meiſten ſchadet und geſchadet hat, indem jede Ueberſpannung, und jedes Extrem früher oder ſpäter, nach der hiſtoriſchen Ordnung der Dinge ſeinen Gegenſatz und eine Reaction von der andern Seite in einer oder der andern Form hervorruft. Die erbliche Monarchie als die älteſte Staatsform in der Geſchichte, könnte in dieſem milden und gemäßigten Sinne der chriſtlichen Sitte gehalten, auch die am längſten dauernde und beſte für das Menſchengeſchlecht bleiben; da der in dieſer Weiſe einer chriſtlichen und billigen Trennung und Unterſcheidung der Stände organiſch gegliederte Staat in jedem verſtändigen Urtheil gewiß den Vorzug verdient, vor dem künſtlich dynamiſchen, auf einer Theilung der Gewalten und ihrem Gleichgewichte beruhenden, dabei aber ſo manchen Gefahren, in einer ſtets unruhigen Bewegung ausgeſetzten Staate, der immer nur im Gegenſatze gegen den abſoluten und willkührlich deſpotiſchen Staat, als der vorzüglichere erſcheint und ſeine Anhänger gewinnt; welcher letztere ſelbſt wieder, wenigſtens da, wo er mit Verſtand geführt und verwaltet wird, nur als einziges noch übriges Rettungsmittel gegen die Volks-Anarchie erträglich gefunden wird, und hiſtoriſch gerechtfertigt erſcheint.

Das eine und das andre Extrem, der abſolute, und der dynamiſche Zuſtand, ſind aber nicht bloß auf den einzelnen Staat, und deſſen verſchiedenartige Formen, oder im Glücke und Unglücke der Zeiten abwechſelnde Epochen deſſelben anwendbar; ſondern es kann auch das ganze Syſtem aller chriſtlich größeren Staaten der civiliſirten Welt, die mit einander in Berührung ſtehen, in ſeinem Zuſammenhange mehr auf dem Einen Fundamente des abſoluten Uebergewichts, einer auf alle andern drückenden und über alle hervorragenden Uebermacht beruhen; welcher Zuſtand und welches Verhältniß aber allgemein verwerflich gefunden und von niemand anerkannt, oder auch nur gern eingeſtanden wird. Oder es kann die ganze Staatenwelt nach einem Syſteme des Gleichgewichts, alſo in künſtlich dynamiſcher Weiſe geordnet oder gegen einander abgewogen, und gegenübergeſtellt ſeyn; wie ein ſolches Syſtem im achtzehnten Jahrhunderte herrſchend war, und in der erſten Epoche ſeiner Ausbildung allgemein bewundert ward. Beides aber hat ſich in der Erfahrung ganz ungenügend und practiſch unhaltbar erwieſen; ja das kaum mehr in einem andern Sinne als in dem eines über den ganzen Erdkreis ausgedehnten geographiſchen Zwieſpalts eine wirkliche Anwendung davon denkbar iſt, oder Statt finden kann; wo es aber auch nur zu gegenſeitigem Schaden, nicht zu irgend einem heilſamen Zwecke mehr dienen würde. Im Mittelalter fand das Kaiſerthum, nachdem es nicht mehr ganz rein, und ſeinem chriſtlichen Urſprunge vollkommen treu geblieben war, ein ſolches heilſames Gegengewicht nach der damahligen Zeitform wohl in der geiſtlichen Macht; und der eben ſo ſichtbar auch im Politiſchen und in den Staatsgeſchäften, wie leidenſchaftlich und im Sittlichen ſchneidend hervortretende eiſerne Charakter der Ghibellinen iſt wohl die beſte Rechtfertigung für dieſes Gegengewicht überhaupt, und für die andre eigentlich milder geſinnte Parthei der großen Guelfen. Nachdem aber dieſer altpolitiſche Unterſchied zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht für unſer aufgeklärtes Zeitalter ſchon viel zu veraltet, und nach ſeinem alten Sinne völlig erloſchen war; ſo iſt nun ſtatt deſſen, da doch ein Gegenſatz in der Menſchheit, wie es ſcheint, einmahl ſein muß, nur der elementariſche Unterſchied zwiſchen Waſſer und Land, als das in manchen Fällen eingetretene politiſche Schema, zwiſchen dem Weltmeer und dem Continent übrig geblieben. In der That iſt auch jenes große Inſel-Reich, welches alle Meere durchkreuzt und beherrſcht, und ſeine weltherrſchenden Zubehörden an den verſchiedenſten Puncten aller vier oder fünf Welttheile anklammert, wo es will oder gut findet, ein eigentliches See-Kaiſerthum; wenn nähmlich Kaiſerthum zum Unterſchied vom Königreiche eine Monarchie genannt wird, welche mehrere Reiche, Staaten und Völker von verſchiedener Art und Verfaſſung umfaßt, und ſteht inſofern mit dem geſammten Continent völlig auf Einer Linie. Obwohl nun die Möglichkeit einer ziemlich allgemeinen Weltſperre und politiſchen Scheidung der beiden Elemente, des feſten und des flüſſigen, über den ganzen Erdkreis, in der Erfahrung ſich wohl erwieſen hat; ſo iſt doch eben dadurch auch das beſtätigt worden, daß auf dieſem Wege ſich zwar beide Theile unendlich weh thun und gegenſeitig verwunden können; aber ohne daß dadurch allein ſchon ein entſcheidendes Reſultat herbeigeführt wird, weil es dazu an den Mitteln der unmittelbaren Berührung fehlt. Wie jede dynamiſche Macht und Bewegung nur in dem Zeitbedürfniſſe und dem geiſtigen Gegenſatze gegen einen abſoluten Zuſtand, oder die Gefahr deſſelben ihre Rechtfertigung und Anerkennung in dem Ganzen findet; ſo konnte auch nur während der vorübergehenden Eroberungs-Epoche, das Meer ſo hoch in der öffentlichen Meinung des Landes ſelbſt demſelben gegenüber empor ſteigen. Seitdem war das Staatsintereſſe der großen Mächte ohnehin weit mehr auf die Erhaltung des Friedens, als auf Vergrößerung gerichtet; nachdem ſie an dem unruhigen Zeitgeiſte einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen haben, der noch bei weitem nicht beſiegt iſt. Wenn ein abſolutes Uebergewicht aber allgemein verhaßt, ein dynamiſches Verhältniß in dem ganzen Staaten-Syſteme theils ungenügend für ſeinen Zweck, theils nicht mehr recht anwendbar iſt; ſollte es nicht denkbar ſein, ſtatt des einen oder des andern gleich fehlerhaften Zuſtandes, in einem höhern Principe der chriſtlichen Gerechtigkeit einen gemeinſamen moraliſchen Einheitspunct für die europäiſche Staaten-Welt zu finden und allmählig zu gründen? Sollte dieſe erhabene Idee wirklich nur die edle Aufwallung eines großmüthigen Charakters geweſen ſein; und iſt ſie darum ſchon für unmöglich zu halten, weil ſie Schwierigkeiten fand, da doch alles Große immer auch ſchwer iſt? Und da dieſer höchſte politiſche Einheitspunct nur auf dem Geiſt und der Geſinnung beruhen kann, ſo würde eine übereilt ſchnelle, oder irgend durchgreifend gewaltſame Ausführung grade hier ſehr verfehlt geweſen ſein, und die Idee ſelbſt verletzt und in ihrer urſprünglichen Reinheit alterirt haben. Anerkannt mußte ſie freilich zuförderſt ſein, um eine heilſame Kraft des Guten im Kampfe gegen das böſe Princip der Zeit, und eine allgemeine Baſis der chriſtlichen Gerechtigkeit für die politiſchen Verhältniſſe zu werden. Nun ſchien zwar der eine abſolute Endpunct der europäiſchen Staatenwelt, der gegen ſeine ehemahlige Uebermacht ſehr zerfallen iſt, ſchon durch die Natur der Sache von der Idee dieſer Vereinigung ausgeſchloſſen; wenn es aber wahr iſt, daß derſelbe ſchon wirklich mehr und mehr ein europäiſcher geworden ſei, als welcher er ehemahls nicht betrachtet wurde, ſo könnte eine wenigſtens bedingte Art von untergeordneter Anknüpfung an das allgemeine europäiſche Staaten-Princip ſelbſt hier nicht gleich im voraus für ganz unſtatthaft und widerſinnig gehalten werden. Der andre dynamiſche Endpunct von Europa iſt allerdings mit einer zwar in der Form ſehr gemäßigten und nur bedingten Oppoſition, von dieſer Idee halb und halb zurückgetreten; welcher Zurücktritt aber doch nach dem gewichtigen Urtheil mancher ſehr competenten Beurtheiler, als ſehr bedeutend, und von durchgreifenden, für die Harmonie des Ganzen aber minder günſtigen Folgen betrachtet wurde. Das hiſtoriſche Bedürfniß der Zeit, nach einer ſolchen oder der ähnlichen Idee, liegt einmahl in der, grade nach der Befreiung von dem allgemeinen Druck, ſo lebhaft anerkannten Nothwendigkeit einer innern und ſittlichen Wiederherſtellung von Europa, die aber nicht bloß in der Wiſſenſchaft deducirt und aufgeſtellt, ſondern auch als eine Macht im Leben geltend wäre. Und wie ſollte wohl in chriſtlichen Staaten dieſe innre Wiederherſtellung anders erreicht und bewerkſtelligt werden, als dadurch, daß man ſie mehr wieder auf ihre religiöſe Grundlage zurückführte und in dieſer neu befeſtigte? Weil nun aber jenes Bedürfniß wirklich vorhanden iſt, ſo muß auch das darauf gerichtete Problem ſelbſt für ein geſchichtliches gehalten werden; und wird auch die hiſtoriſche Zeitentwicklung, ganz abgeſehen von dieſer oder jener zufälligen Form des erſten Verſuchs, unfehlbar früher oder ſpäter auf das Weſentliche dieſer Idee wieder zurückführen.

Früher im Mittelalter iſt der chriſtliche Einheits- und Mittelpunct der europäiſchen Staaten, welcher aber doch bei weitem nicht das ganze Syſtem derſelben umfaßte, ein monarchiſcher geweſen, nähmlich das alte Kaiſerthum; ſpäterhin iſt das Staatenverhältniß in dem neuen Völkerrechte mehr und mehr ein ganz republikaniſches geworden, welches aber ebenfalls große Unvollkommenheiten, Schwierigkeiten, und ſchwer zu löſende Verwicklungen mit ſich geführt hat. Wird nun vielleicht in der jetzt beginnenden oder herannahenden Geſchichts-Periode eine feſter geſchloſſene große Staaten-Corporation nach einem friedlichen Princip der chriſtlichen Gerechtigkeit, an die Stelle treten, und ſich aus jenen beiden frühern und nirgend mehr ganz ausreichenden Zuſtänden allmählig entwickeln? Als eine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dürfte man dieſes wohl gelten laſſen. — Ganz anders alſo, als die müßigen Hypotheſen von einem ewigen

Frieden, wie die Philoſophie dieſelbe wohl ſonſt in ihren Schul-Syſtemen zur intellectuellen Unterhaltung aufgeſtellt hat, erſcheint dieſer durchaus practiſche Gedanke von einem ſolchen Staatenverein nach dem chriſtlichen Rechtsbegriff und an den allgemeinſten religiöſen Mittelpunct lebendig angeknüpft; welches letzte freilich als die weſentliche Bedingung ſeiner innern Haltbarkeit betrachtet werden muß. Und wenigſtens ſo viel läßt ſich mit Beſtimmtheit als Reſultat der hiſtoriſchen Betrachtung philoſophiſch hierüber ausſprechen: Ein ſolcher von jenem Anfangspuncte ausgehender höherer und allgemeiner Religionsfrieden, in welchem nicht bloß die einzelnen Glaubenspartheien ausgeſöhnt, und in friedlicher Annäherung endlich vereinigt, ſondern in welchem auch die weltliche und die geiſtliche Macht, der Staat und die Religion, und die Macht derſelben oder die Kirche, zur innigſten Harmonie verbunden wären; iſt eigentlich das, was der Menſchheit am meiſten Noth thut. Niemahls aber kann oder wird dieß erreicht werden, als wenn auch die Wiſſenſchaft mit der Religion und mit dem Leben, beſonders dem öffentlichen Leben, oder dem Staate, innerlich übereinſtimmte, und alle dieſe drei Lebens-Principien oder Daſeins-Fundamente des Menſchengeſchlechts in vollkommner Eintracht zuſammenwirken. Ein ſolcher innrer Frieden wäre freilich ſchon mehr als ein bloßer Staatenfrieden und ſeine vorübergehende Wohlthat, er wäre faſt ſchon als ein neuer geheiligter Gottes- und höherer Geiſter-Frieden zu betrachten, oder wenigſtens als der proviſoriſche Anfang, und die beſte Initiative dazu. Aber nicht durch die diplomatiſche Kunſt, ſo wenig als aus einer wiſſenſchaftlichen Hypotheſe kann derſelbe hervorgebracht werden, oder zu Stande kommen; ſondern nur durch eine unmittelbare Gotteswirkung und das Ganze ſchon bis jetzt auch allein zuſammenhaltende und vielleicht auch noch weiter hinaus rettende Gotteskraft. Auf dieſes Ziel und dieſes Band nur bloß hinzudeuten, und auf die wirklich dahin deutenden, hiſtoriſch gegebenen Spuren aufmerkſam zu machen; damit ſoll ſich die Philoſophie begnügen. Nachdem auch der Kampf des Zeitalters gewaltſamer als je alle Kräfte deſſelben in Anſpruch nimmt, mag es genug ſein, nur einen Blick auf das ſchöne Ziel gewagt und geworfen zu haben; und wenden wir dieſen nun wieder zurück auf die noch im vollen Kampf aller verſchiedenartigen Geiſter und geiſtigen Kräfte ringende Entwicklung. So viel iſt wohl einleuchtend, daß, wenn die Wiſſenſchaft, die Religion und der Staat, und alle in dieſen drei verſchiedenen Gebiethen vorhandnen Kräfte, Partheien und Mächte, ſo wie bisher, eine jede ihren Gang für ſich, und eine gegen die andre, ſo fortnehmen wie bisher, die Welt alsdann einem ziemlich chaotiſchen Zuſtande mit ſtarken Schritten ſchnell entgegen geht. Daher mag es auch der Philoſophie wohl geſtattet ſein, wenn ſie jene beſſere Hoffnung der Menſchheit, nach ihrem beſcheidnen Geſichtskreiſe aus allen Kräften aufrecht zu erhalten, wenn ſie einige wiſſenſchaftliche oder hiſtoriſche Anhaltspuncte für jene Hoffnung ſichtbar zu machen ſtrebt.

Wenn das Zeitalter noch nicht ganz geheilt, wenn es immer noch in einem kranken Zuſtande, wenn der innre Krankheitsſtoff in der erſten furchtbaren Kriſis bei weitem noch nicht vollkommen ausgeſtoßen iſt; wenn vielmehr der geſammte Körper der europäiſchen Menſchheit noch an vielen Stellen davon bedrängt, wenn er bis in die geheimſten Lebensfaſern innerlich davon durchdrungen iſt; wenn der erſte Grund davon eben in den falſchen Ideen, oder in dem gänzlichen Mangel derſelben, in dem über das ganze öffentliche und Privat-Leben in formloſer Flüchtigkeit und unendlicher Zertheilung verbreitetem philoſophiſchen Irrthum, in dem religiöſen und politiſchen Unglauben liegt: wie kann der Irrthum nicht bloß äußerlich widerlegt werden, denn das nützt oft wenig, ſondern auch innerlich beſiegt, und wirklich weggeräumt, als durch die Wahrheit und den Geiſt derſelben in der höhern Wiſſenſchaft, nähmlich der echten und rechten, auf das Göttliche gerichteten Wiſſenſchaft? — Der unruhige anarchiſche Zeitgeiſt, der verkehrte abſolute Weltgeiſt, die beide weſentlich Eins ſind, iſt eben doch ein Geiſt, wenn gleich ein falſcher, oder wenn man will auch ein oberflächlich ſeichter, ſinnlich nichtiger Geiſt, aber immer ein Geiſt; durch eine bloße Verneinung läßt er ſich daher nicht überwinden, ſondern ſtemmt ſich nur mit erneuter Bitterkeit und deſto mehr angeſtrengter Kraft dagegen; dem göttlichen Geiſte der Wahrheit gegenüber, erſcheint er als ein innerliches Nichts in ſeiner Blöße und verſchwindet. Der directe Streit aber gegen den Irrthum führt den Nachtheil mit ſich, daß derſelbe dadurch zu ſehr als eine poſitive Macht des Böſen anerkannt wird, was er doch an ſich gar nicht iſt; ſondern er wird es erſt durch die atomiſtiſche Zerſplitterung und Verbreitung der falſchen Ideen, und durch die Maſſe ſeines Anhangs, den er leicht findet, ſobald einmahl erſt alles elementariſch aufgelöſt iſt. Außerdem führt auch ein Extrem der Uebertreibung, während man ſich im Streite dagegen, darauf einläßt, oder damit verwickelt, leicht auf das entgegenſtehende Extrem einer auch ihrerſeits zu weit getriebenen, oder wenn auch nach der Strenge genommen, an ſich wohl buchſtäblich richtigen aber wenigſtens zu ſcharf ausgeſprochnen, und in der Anwendung nicht heilſamen Härte. Es bleibt daher ein zu bedauernder Mangel an ſo manchen hochverdienten Talenten, beſonders im Auslande, die ſich dem großen Geſchäfte der moraliſchen Wiederherſtellung des Zeitalters von der wiſſenſchaftlichen Seite gewidmet hatten, daß ſie zu ſehr dieſe polemiſche Richtung genommen, und zu ausſchließend dieſe Behandlungsweiſe gewählt haben; und zum Theile iſt wohl auch deßwegen ihre gute Einwirkung eine immer noch ſehr beſchränkte geblieben, und auch nicht überall eine ganz unvermiſchte geweſen. Wenn man nur vor allem zuerſt die innere Einheit des höhern Wiſſens mit dem göttlichen Glauben ſo klar als möglich entwickeln und darſtellen möchte, ohne Leidenſchaft und Nebenabſicht; ſo würden die weitern Folgen der angewandten Wahrheit für das Leben ſich von ſelbſt daraus ergeben, und aus dieſer einfachen und reinen Quelle in vollen Strömen über das geſammte Gebieth, und alle Verhältniſſe deſſelben, dann immer weiter ausbreiten. Gott iſt die Wahrheit, und darum kann auch der Geiſt der Wahrheit in der rechten und guten Wiſſenſchaft nur ein göttlicher ſein. Ihr eigenes Streben iſt ebenfalls auf das Göttliche gerichtet; und eben daher giebt es allerdings keine indifferente Wiſſenſchaft; denn diejenigen, deren Streben oder Sinn und Geiſt nicht auf das Göttliche gerichtet iſt, die ſeichte und oberflächliche, ſinnlich nichtige, und vernünftelnd eitle Wiſſenſchaft iſt eben darum eine falſche, und in der äußern Wirkung alsdann eine böſe, verderbliche, und ſchädliche. In aller dieſer Hinſicht und Beziehung habe ich die Wiſſenſchaft als die dritte, obwohl nur geiſtige Macht des Guten, neben der Religion, und dem chriſtlich rechtlichen Staate mit aufgezählt, in dem gemeinſamen Kampfe gegen die unſer Zeitalter ſo ganz beſonders bedrohenden Principien des Verderbens. Die Macht der Wiſſenſchaft kann nur in der geiſtigen Sphäre ihre Wirkung finden und haben, aber dieſe geiſtige Sphäre ſelbſt iſt von großem Einfluße auch auf jeden andern höhern Wirkungskreis. Die Religion hat zunächſt die Seele und ihr Heil oder ihre Vereinigung mit Gott zum Gegenſtande, und dieß iſt die ihr eigenthümliche Region; aber ſie ſteht auch mit der höhern Wiſſenſchaft in vielfacher Berührung, und greift ſchon ſelbſt ein in das wirkliche, ja auch in das öffentliche Leben. Die organiſch geordnete Form des letztern aber, oder der Staat iſt es alsdann, welcher das Göttliche als Geſetz, und auch als höhere Idee der Gerechtigkeit, mit dem ergänzenden Zuſatze der Milde, und einer gerechten Billigkeit, erſt ganz vollſtändig in die Wirklichkeit des äußerlichen körperlichen Daſeins, und der hiſtoriſchen Sinnenwelt, als den irdiſchen Boden und Träger des Menſchenlebens einführt, und da reell vollendet. Aber auch der Staat hat keine andere als eine religiöſe Grundlage, er ruht auf der Religion und bedarf der Wiſſenſchaft. Durch die ſichtbare Beziehung, und von ſelbſt ſich ergebende vergleichende Parallele dieſer drei großen ſittlichen Lebens-Potenzen des öffentlichen Daſeins, der Wiſſenſchaft, der Religion und des Staats, auf das urſprüngliche dreifache Eintheilungs-Princip nach Geiſt, Seele und Körper, als dem einfachen Grundbegriffe der chriſtlichen Philoſophie, (ſo ſehr dieſelbe auch dem aufgeſtellten Grundſatze zur Beſtätigung ſeiner Fruchtbarkeit in der lebendigen Anwendung dient) ſoll aber keineswegs eine gänzliche Abſonderung und Losreißung dieſer drei Sphären, die vielmehr ganz unnatürlich ſeyn würde, aufgeſtellt oder behauptet werden; da überdem im politiſchen Sinne wie im pſychologiſchen, dieſe drei Grund-Principien lebendig zuſammenwirken und innigſt vereinigt ſein müſſen, um ein Vollſtändiges in der einen oder in der andern Sphäre hervorzubringen. Wenn nun aber auch die Wiſſenſchaft, nähmlich die wahre und göttliche, als eine Macht der höhern Art betrachtet werden kann und ſoll; ſo iſt ſie dieſes doch auf ganz andre Weiſe, als die Religion oder der Staat. Der letztere ruht auf einer göttlichen Grundlage des ewigen Rechts, und darin beſteht ſeine innere Lebenskraft. Die Religion iſt die rechtmäßige Form in der lebendigen Mittheilung der göttlichen Kraft und der göttlichen Gnade; die wahre Wiſſenſchaft iſt ein höheres Streben des Geiſtes in der göttlichen Richtung nach der rechten Erkenntniß, und das iſt das unterſcheidende Merkmahl derſelben von dem falſchen Wiſſen. Im Staate alſo beruht der höhere Charakter desſelben auf der geheiligten Grundlage des Rechts ſelbſt; Unrecht iſt es, und ein großer verderblicher Irrthum, in irgend einer äußern Form oder Formel das innere Weſen desſelben, und das wahre politiſche Heil ausſchließend zu ſuchen; da dieſe äußere Form ohnehin nur ſo oft ein bloßes National-Spiel, und politiſche Theater-Darſtellung darbiethet. Aber auch noch in andrer Beziehung iſt die Form hier in dieſem Gebiethe des Staats, dem Weſen und dem Rechte ſehr untergeordnet. In dem legitimen Staate, der erblichen Monarchie z. B. iſt zwar die Krönung ein ſehr ſchöner, höchſt bedeutender, ſogar weſentlicher heiliger Gebrauch; allein, ganz beſondre Fälle und poſitive Beſtimmungen einer einzelnen beſtehenden Landesverfaſſung ausgenommen, iſt das Recht ſelbſt nicht davon abhängig, und der Monarch auch noch vor dem heiligen Salböl wahrhaft Souverän. Ganz anders aber iſt es ſchon da, wo die politiſche Macht eine bloß mitgetheilte oder übertragne iſt, wie bei einem Geſandten, oder Bevollmächtigten zu einem beſtimmten Staatsvertrage. Denn hier iſt das ganze Recht, und die Autorität desſelben einzig und allein von dem Creditiv, als dem geſetzlichen Acte der Uebertragung jener Macht oder jenes Rechts abhängig, und ohne dieſes völlig nichtig. Dieß erſtreckt ſich auf alle Fälle und auf jede Sphäre der rechtmäßigen Mittheilung einer höhern Autorität, wenn dieſe auch die göttliche wäre, und eben darum iſt in der Religion, als der eigentlichen Sphäre der göttlichen Kraft- und Gnaden-Mittheilung, die Form ſo höchſt wichtig und durchaus weſentlich, eben ſo ſehr als die Sache, oder das mitgetheilte Licht des Geiſtes ſelbſt, und eigentlich von dieſer ganz unzertrennlich. Ganz anders iſt es mit der Wiſſenſchaft beſtellt; denn dieſe ruht nur auf der durchaus menſchlichen, und dem Menſchen eben angebornen Grundlage der ewigen Sehnſucht; wird dieſe aber rein bewahrt, und anharrend bis zu Ende durchgeführt, ſo kann allerdings eine göttliche Richtung daraus werden. Auch die Form der Mittheilung in der Wiſſenſchaft iſt eine durchaus menſchliche, durch die Sprache, als das geiſtige Medium der Darſtellung für die Wahrheit. Wird indeſſen, in dieſer höhern Richtung, der volle Mittelpunct der lebendigen und göttlichen Wahrheit, nach menſchlichen Kräften erreicht, ſo kann allerdings auch hier eine höhere, und ſelbſt göttliche Kraft mitwirkend hinzutreten; aber eine ſtreng beſtimmte Form, eine äußere Sanction und Weihe giebt es nicht dafür, und kann es dem Weſen der Sache nach nicht geben. Das Göttliche in der Wiſſenſchaft muß alſo ſeiner Natur nach mehr frei, und ohne ſolche Form bleiben; es kann nur unmittelbar als eine höhere Kraft wirken und ſich ſein eignes Geſetz ſelbſt ſuchen, zwiſchen dem des Staats und der Religion, oder auch in dem einen und dem andern zugleich, aber auf eigne eigenthümliche Weiſe. Wo es ächt und wahrhaft vorhanden iſt, da wird es ohnehin nie mit dem wahren Geſetze ſtreiten, weder mit dem einen noch mit dem andern, weil die Wahrheit nur Eine, und überall dieſelbe iſt. Sollte nun die Wiſſenſchaft, auch ihrer äußern Form und geſellſchaftlichen oder bürgerlichen Exiſtenz nach, ganz mit der Religion, und mit dem geiſtlichen Stande in Eins verſchmolzen, und demſelben völlig zu eigen gegeben werden, wie etwa nach der oben angeführten indiſchen Kaſten-Einrichtung, oder ägyptiſchen Prieſterverfaſſung; ſo kann man wohl zugeben, daß dadurch der freie Wachsthum des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, deſſen er zu ſeiner Entwicklung in der ihm eigenthümlichen Sphäre bedarf, zu ſehr gehemmt, und einſeitig beſchränkt werden dürfte.

Wenn aber auf der andern Seite auch das falſche Wiſſen ſich dieſes geiſtige Götter-Recht des freien Wirkens, welches der himmliſchen Wahrheit in ihrem unſichtbaren Reiche in einem gewiſſen Sinne wohl allerdings geſtattet ſein, von ihr auch nie mißbraucht werden kann, noch ſie darin zu hindern eigentlich möglich iſt, anmaßen und es gewaltſam an ſich reißen will; ſo kann dieſe Herleitung wohl allerdings dienen, um den Urſprung des weitverbreiteten Irrthums begreiflich zu machen, und es zu erklären, wie dieſes Vorurtheil, und geforderte Recht der unbedingten Gedankenfreiheit, oder vielmehr der unbedingt freien Mittheilung derſelben, ſo tief in den Gemüthern wurzeln kann. Allein als wirklich recht und gegründet kann man es darum doch keinesweges gelten laſſen und anerkennen; weil eben da, wo alles wie in dieſem geiſtigen Wirken, bloß unmittelbar, und ohne beſtimmte Form der äußern Sanction iſt, auch das Recht dazu nur ein unbeſtimmtes und individuelles ſein könnte. Wohl möchte es eine wichtige Aufgabe unſrer Zeit, oder wenigſtens eine Frage der Art ſcheinen, ob nicht dieſe ganze Sphäre der Wiſſenſchaft, die geſammte Gelehrten-Republik, nicht bloß der Schulunterricht, ſondern das ganze Erziehungsweſen überhaupt, die Literatur und die darſtellenden Künſte mit eingerechnet, in eine mehr organiſch geordnete Form, dem Zeitbedürfniſſe gemäß gebracht werden, und dadurch den andern beiden großen Sphären des öffentlichen Lebens im Staate und der Religion näher gebracht, und in einem richtigen Verhältniſſe angeſchloſſen werden könnte; nach etwas größern und umfaſſendern Ideen, als die gewöhnlich gangbaren, da die herkömmlichen alten, zum Theile erſtorben, oft auch nicht mehr recht paſſend ſind; die neuen aber, die hier überall mitwirken, mehrentheils noch unreif und übereilt, faſt nirgends aber ganz durchgeführt ſind. Aber nach langem vieljährigen Nachdenken über ein Problem, welches meinem eignen Intereſſe, perſönlich genommen, ſo nahe lag, habe ich mich überzeugt, daß für jetzt wenigſtens noch eine durchgreifende Veränderung hier zu früh kommen würde, und kaum wünſchenswerth ſein, oder wenigſtens keine durchaus heilſame Folgen verſprechen dürfte. Es iſt noch alles in dieſer ganzen Sphäre zu iſolirt, das

Gute und beſonders das Beſte zu einzeln und zu formlos, ſo daß es ſich ſchwer ſchon jetzt in allen Stücken und einzelnen Puncten, unter eine feſte Regel und beſtimmte Form würde bringen laſſen, und man durch eine zu früh gegebene organiſche Ordnung und Geſetzgebung, vielleicht nur mehr hemmen würde, als fördern und entwickeln. Nur das Schlechte und Gemeine hat in dieſem jetzigen chaotiſchen Zuſtande der Wiſſenſchaft einen Zuſammenhang und bildet ſich in Maſſen; und wenn nun gegen dieſe unermeßliche atomiſtiſche Vertheilung und Verbreitung aller möglichen und irgend gedenkbaren, gefährlichen und verderblichen, nichtsſagenden und gleichgültigen, mitunter auch guten und nützlichen Ideen, gegen dieſe vollſtändig elementariſche Auflöſung und chemiſche Zerſetzung des menſchlichen Geiſtes, und des geſammten menſchlichen Gedanken-Syſtems eine negative Schranke, als proviſoriſche Nothwehr der Vertheidigung, als einſtweiliges Surrogat einer beſſern und höhern Ordnung der Dinge, gezogen und behauptet wird; ſo ſind die dagegen erhobenen Klagen und Vorwürfe im Ganzen genommen, und inſofern vom Princip die Rede iſt, um ſo weniger gerecht und gegründet, da ſich überall, wo dieß beſondrer Umſtände wegen, in irgend einem Staate nicht geſchieht, oder nicht geſchehen kann, mehrentheils die gefährlichſten Inconvenienzen, und ſchreiende Disharmonien, für das ganze öffentliche Leben, und die wichtigſten Verhältniſſe desſelben, als unmittelbare Folgen davon entwickeln. Wenden wir aber unſre Blicke von der kleinlichen Polemik unſrer Zeit, die mehr und mehr eine Zeitungswelt zu werden droht, hinauf zu größern, mehr hiſtoriſchen und Epoche machenden Erſcheinungen dieſer Art: ſo iſt es dann an dieſen wohl ſichtbar, wie die Wiſſenſchaft wirklich eine Macht iſt, und ſein kann. Nicht bloß aus der jetzigen Welt-Periode, ſondern ſchon überhaupt aus den letzten Jahrhunderten ließen ſich zum Beweiſe dafür große Talente und Kräfte genug nachweiſen im Gebiethe der Wiſſenſchaft, von einer mehr oder minder weltumfaſſenden Wirkung, wie man ſie ohne Uebertreibung nennen mag. Nur haben ſie eben in dieſer Periode ſehr oft ſchon eine mehr oder minder zerſtörende, oder doch die ewige Wahrheit wiſſenſchaftlich untergrabende Richtung genommen. Wollen wir aber unſern Blick weiter umher richten auf alle die verſchiednen Welt-Perioden und den Gang des menſchlichen Geiſtes in denſelben; ſo zeigt ſich hier allerdings wohl die höhere Macht der göttlichen Wahrheit, auch im guten Sinne, als eine reine und ächte geiſtige Theokratie der Wiſſenſchaft, in deren Gebieth auch jener Begriff einer unmittelbaren höhern Geiſtesherrſchaft und Gotteskraft, mehr als in jedem andern anwendbar iſt.

Fünfzehnte Vorleſung.

Von dem wahren Begriffe der Theokratie, und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der endlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeins.

Der Begriff der Theokratie wird von der Gegen-Parthei oder Oppoſition in dem politiſchen Gebiethe und der wiſſenſchaftlichen Theorie über daſſelbe meiſtens in einem nicht ganz richtigen Sinne genommen; ich nenne aber die Gegen-Parthei diejenige, welche die religiöſe Grundlage, die höhere Sanction und göttliche Autorität des Staats öffentlich bekämpft, oder heimlich anfeindet; und darum auch der religiöſen Geſinnung überhaupt nicht eben zugethan iſt. Dieſe nun wenden den Begriff der Theokratie an, und brauchen das Wort in dem Sinne, um damit die vorherrſchende geiſtliche Gewalt, etwa wie die ägyptiſche Prieſterherrſchaft geweſen ſein mag, oder wie ſie ſich dieſelbe denken, oder auch eine mit dieſer geiſtlichen Macht im Einklange wirkende Staats-Verfaſſung, oder oberſte Staats-Gewalt zu bezeichnen. Auch von den Vertheidigern der guten Sache jener höhern Principien, wird aber derſelbe Begriff ſehr oft auch nicht genau und beſtimmt genug, und faſt eben ſo unrichtig genommen; als ob darunter nur die göttliche Autorität des Staats und der Kirche und ihre gegenſeitige Begründung und Zuſammenwirkung gemeint, oder darunter zu verſtehen ſei. Dieſes iſt aber ganz irrig, da ſowohl die königliche als die prieſterliche Würde in Hinſicht auf die ihnen beiwohnende göttliche Autorität, eine ſtellvertretende, oder repräſentative iſt, und keine unmittelbare. Wollen wir nun auf die Quelle zurückgehen, nähmlich auf die hiſtoriſche Grundlage unſrer eignen chriſtlichen Offenbarung, und den Begriff der Theokratie aus dieſer ſchöpfen, ſo verhält ſich die Sache ganz anders, als in jenen von beiden Partheien ſtillſchweigend als ſich von ſelbſt verſtehend gemachten Vorausſetzung. Eigentlich läßt ſich auch die Theokratie des Staats, nur an dem Beiſpiele des hebräiſchen Volks, und aus der Geſchichte desſelben, als eine wirkliche, hiſtoriſch vorhandne, und hiſtoriſch gegebne Staatsform, vollſtändig entwickeln, und auf dem leichteſten und kürzeſten Wege verſtändlich und klar machen. So wie ſich der Uebergang aus Revolution, Bürgerkriegen und Anarchie in eine abſolute Staatsform, genetiſch am lehrreichſten und fruchtbarſten in der römiſchen Geſchichte nachweiſen läßt; ſo wie ſich die Natur des dynamiſchen Staats beſſer aus der wirklichen, hiſtoriſch gegebnen und hiſtoriſch bewährten Beſchaffenheit desſelben in England erkennen und verſtehen läßt, als aus irgend einer bloßen Theorie darüber, oder auch aus einer als vorläufiges Recept für ein erſt noch anzuſtellendes Staats-Experiment geſchriebenen Conſtitution; welches Experiment doch in der Regel wohl erſt eine Zeit und Dauer von einigen Generationen, oder mindeſtens einem halben Jahrhundert erfordert, ehe ſich beurtheilen läßt, ob es gelungen iſt, und als hiſtoriſch wirklich beſtehen wird; ſo läßt ſich auch der eigenthümliche Charakter und das Weſen der Theokratie nirgend ſo gut als aus der hebräiſchen Geſchichte entwickeln, und in ſeiner eigentlichen Idee auffaſſen; ja eigentlich wohl nur hier, weil nur bei dieſem Volke allein die Theokratie als Staatsform hiſtoriſch beſtanden hat, und wenigſtens während der erſten vier Jahrhunderte ſeiner Geſchichte die herrſchende war, was ſie nie bei irgend einer andern Nation geweſen iſt. So gering nun die Stelle iſt, welche der jüdiſche Staat neben den großen erobernden Nationen der Perſer, Griechen und Römer, auf dem welthiſtoriſchen Schauplatze einnimmt; ſo iſt das prophetiſche Volk, deſſen Wichtigkeit allein in dieſer Bedeutung, und ſeiner Beſtimmung für die Zukunft geſucht werden kann, doch auch in Hinſicht auf ſeine ſo ganz eigenthümliche Geſetzgebung und Staatsform, ein hiſtoriſch ſehr merkwürdiges geweſen; da in der wahren geſchichtlichen Würdigung, der Umfang der Macht gewiß nicht als der einzige Maaßſtab der Wichtigkeit gelten kann; und iſt dieß ſchon vielen, in Hinſicht auf dieſen Gegenſtand, und von der religiöſen Seite gewiß ſehr unbefangnen und unpartheiiſch zu nennenden Geſchichtsforſchern eben ſo erſchienen; ſo wie auch die Art, wie dieſes Volk den Untergang ſeines Staats überlebt, und zwei Jahrtauſende nach demſelben, gleichförmig abgeſondert fortbeſtanden hat, ſchon oft als ein ſehr auffallendes, und in ſeiner Art einziges Phänomen bezeichnet worden iſt. — Moſes, von dem jene Theokratie zuerſt ausgegangen iſt, oder mit dem ſie angefangen hat, war nicht Hoher Prieſter, ſondern ſein Bruder war es; er ſelbſt ſollte, und wollte es nicht ſein. Er hatte auch kein Erbrecht, war auch nicht vom Volke erwählt; und doch ſtand er Niemand im Wege, und hat auch Niemand verdrängt. Und ſo kann man ihn, wenn wir auch die theologiſche Anſicht hier völlig bei Seite ſetzen, und für einen Augenblick ganz vergeſſen wollen, auch nach dem ſtrengſten juriſtiſchen Begriffe, gewiß nicht für einen Uſurpator im demagogiſchen Sinne des Worts halten. In einer frühern Lebens-Epoche ſcheint er wohl auf dem Wege geweſen zu ſein, ein bloßer Volksbefreier im gewöhnlichen Sinne des Worts, obwohl auch in dieſem kein eigentlich unrechtmäßiger zu werden, und hat ſich dadurch zu einer übereilten Handlung gegen einen Frevler aus den Unterdrückern hinreißen laſſen. Späterhin aber, nachdem er ſeine Sendung erhalten hatte, wird man auch ſelbſt dem ägyptiſchen Könige gegenüber kein Unrecht in ſeinem Betragen gegen denſelben nachzeigen können, ſelbſt nach dem bloß juriſtiſchen Begriffe. Die Macht aber, welche er über ſein eignes Volk ausübte, und womit er dasſelbe führte, beruhte auf der ihm verliehenen unmittelbaren göttlichen Kraft, welche eben ſo unmittelbar anerkannt ward, und keinen irgend erheblichen Widerſtand fand; daher auch eigentlich kein Zweifel gegen das allein in dieſer Kraft liegende Recht dazu erhoben ward, wobei auch keine Art von Förmlichkeit oder ein beſtimmter Act der äußern Sanction vorkommt. Es war eben eine prophetiſche Gewalt, die er hatte; nicht in dem ſpätern und uns näher liegenden Sinne, von bloß warnenden, verheißenden, lehrenden und weiſſagenden Propheten; ſondern zugleich mit dem Begriffe einer im Handeln und im Leben wirkſamen, herrſchend eingreifenden, höhern und göttlichen Gewalt. Ganz allgemein genommen, und bloß für den als möglich denkbaren Fall, daß Gott auch in einer andern Zeit, oder einem andern Volke einen zweiten Moſes geſandt haben, oder ſenden könnte, würde freilich der früher angeführte Umſtand, wie dieſer Niemand gewaltſam verdrängt, und nichts widerrechtlich umgeſtoßen hat, mit zum Maaßſtabe der Beurtheilung genommen werden müſſen, und könnte eben das auch als Kennzeichen der Unterſcheidung einer ächten Sendung von einer unächten mit dienen; indem eine wahrhaft göttliche und von Gott ausgehende Kraft, gewiß nie irgend ein wirklich beſtehendes, und wenn auch nur dadurch geheiligtes, oder auch an ſich heiliges Recht, weder über ſich, neben ſich, noch unter ſich, das kleinſte ſo wenig als das größte verletzen, oder gewaltſam umwerfen wird. Dieß habe ich nur zur nähern Beſtimmung des rechten Geſichtspunctes hinzufügend erinnert, wenn man dabei etwa an eine Vergleichung und Zuſammenſtellung mit dem Mahomed denken wollte, oder an den ältern indiſchen Mahomed, den man gewöhnlich Buddha nennt, ob dieß gleich nur ein erhebender Beinahme, und kein hiſtoriſcher Nahme der Perſon iſt, und eben daſſelbe gilt auch für jeden andern durch die Religion herrſchenden Welt-Reformator, welchem Zeitalter er auch angehören, oder irgend einen neuen Mahomed, in welchem Welttheile er auch aufſtehen möchte. In Hinſicht auf die Religion ſelbſt, oder auf den Inhalt der gegebenen Offenbarung, dürfte noch ein äußeres, wenn auch bloß negatives Kennzeichen zur Unterſcheidung der ächten Sendung von der unächten, welches ich, weil es ein bloß hiſtoriſches iſt, hier zugleich mit anführen will, darin liegen: daß die ächte Offenbarung in der Lehre, die ſie verkündigt, gewiß allemahl zugleich alt und neu ſein wird; neu nähmlich in Hinſicht auf die Anwendung und Erfüllung im Leben, in Hinſicht auf die belebende Kraft und geiſtige Erweckung; alt aber, inſofern ſie immer auf die frühere Offenbarung zurück führt und auf die noch ältere Quelle des Lichts, bis zu dem reinen Borne der ewigen Wahrheit; wie dieß eben mit der moſaiſchen Offenbarung der Fall iſt, daß ſie den Forſcher immer höher und weiter hinauf und immer tiefer zurück, bis an dieſe Quelle des ewigen Lichts leitet, daher ſie auch von der chriſtlichen oder göttlichen Geiſtes-Philoſophie als eine ſolche, und Moſes ſelbſt immer als der Stifter derſelben von jeher erkannt und verehrt wurde. Abſolut neu würde im Gebiethe der Religion ohnehin nur eben ſo viel bedeuten können, als falſch, oder bodenlos, nähmlich ganz losgeriſſen von dem ewigen alten Grunde, ohne allen Zuſammenhang mit dieſem, mithin einzeln und willkührlich. In Beziehung auf den obigen Charakter der ächten Offenbarung, und im Gegenſatze mit dieſem, iſt in der unächten dagegen mehrentheils alles eben ſo wenig wahrhaft neu, als wirklich alt; wie dieß nahmentlich mit der Lehre und mit dem Buche des Mahomed der Fall iſt, ſo viel Rühmens man auch, bloß als Poeſie, oder wegen der rhetoriſchen Kunſt und Kraft, davon gemacht hat. Nicht wahrhaft alt iſt der Inhalt und die ganze Lehre, weil alles doch nur aus jüdiſchen und chriſtlichen Begriffen und Gebräuchen entlehnt und gemiſcht und mit ſichtbarer Abſicht zuſammengeſetzt iſt; nicht alt aber, weil es überhaupt gar nicht tief und nicht weit zurückgeht, nicht einmahl bis an den Anfang der Natur und des Menſchen, geſchweige dann bis an die dreifache Quelle des göttlichen Lebens. Was nun den Moſes betrifft, ſo dürfte ein hiſtoriſcher Beurtheiler der gewöhnlichen Art, der in die religiöſe Anſicht von dieſem Charakter, und ſeinem Amte gar nicht einginge, vielleicht ſagen: Es iſt das eine uns ſehr fremde Welt, eine von der unſrigen weit entlegne Zeit; vieles in dieſer Geſchichte ſchwer erklärbar und ſehr dunkel. So viel ſcheint aber wohl aus allem hervorzugehen, daß dieſer Mann eine außerordentliche Geiſtesgröße für ſeine Zeit wenigſtens beſaß, und eine eben ſo außerordentliche Charakterſtärke; und ſo darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn er alles vor ſich nieder- und mit ſich fort geriſſen hat, durch die Macht ſeines Genies. Alſo auf die genialiſche Kraft eines heroiſchen Charakters würde ſich in dieſer Anſicht alles reduciren, ſtatt der unmittelbaren und höhern göttlichen Einwirkung und der darauf gegründeten prophetiſchen Gewalt. Wenn ſich eine ſolche, der göttlichen Erklärung ausweichende oder vielmehr ſich umkehrende falſche Anſicht, nun auch auf den Moſes ſcheinbar und täuſchend genug anwenden ließe, wegen der Fülle der genialiſchen Kraft, die er allerdings nebenher beſitzt, oder wegen ſeiner auch von heidniſchen Schriftſtellern der Griechen erkannten und bewunderten Erhabenheit des Styls; ſo iſt ſie doch ganz und gar nicht anwendbar auf die ganze Reihe der zum Theile höchſt einfachen Männer, die ihm in dem gleichen Amte, während der ganzen Periode dieſer Theokratie und unmittelbar göttlichen oder prophetiſchen Herrſchaft, bis auf die Zeit der Könige nachgefolgt ſind. Auch ſie herrſchten nicht durch ein Erbrecht oder durch eine förmliche Wahl, ſie waren auch keine Prieſter, ſo wenig wie Moſes; unmittelbar von Gott berufen, ſtanden ſie mit einem Mahle da, wurden eben ſo unmittelbar und ohne Widerſtreit anerkannt, als zur oberſten richterlichen Würde erkoren, und damit war ihre Sendung und ihre Herrſchaft geſchloſſen; ohne alle äußere Feierlichkeit und Sanction und ohne alle beſtimmte Rechtsform. Der gewöhnliche Zuſtand des hebräiſchen Volkes daneben war wohl die Verfaſſung eines edlen und nicht ungebildeten Nomadenvolks, welche man ja nicht mit dem ſogenannten Naturſtande oder der Rohheit der eigentlichen Wilden verwechſeln muß; ſo wie etwa die ſtammverwandten Araber vor Mahomed unter den vornehmſten Stammhäuptern, als kleinen Hirtenfürſten, in angeerbter Freiheit ihr wanderndes Leben führten, zum Theile in dem innern Arabien noch in einem ſolchen Zuſtande leben mögen. Eine dieſer ähnliche oder doch nicht unähnliche Lebensweiſe und geſellſchaftliche Verfaſſung tritt auch bei dem hebräiſchen Volke in den Zwiſchenräumen während dieſer ganzen Periode der Richter ziemlich ſichtbar hervor. Erſt ganz gegen das Ende derſelben kommen einige dieſer Art vor, die zugleich auch mit der prieſterlichen

Würde bekleidet waren, welche demnächſt den Uebergang zu der königlichen Herrſchaft und zu der Epoche derſelben bilden. Denn da nun das Volk einen eigentlichen König, wie die andern heidniſchen Völker, verlangte; ſo wurde dieſem und dem ganzen dazu beſtimmten Geſchlechte und neuen Königshauſe jede nur denkbare höhere Sanction und prieſterliche Weihe ertheilt; jedoch mit einer ſorgſamen und ſtrengen Abſonderung von der prieſterlichen Würde ſelbſt, oder von aller Vereinigung und Verſchmelzung mit der prieſterlichen Macht und Herrſchaft. Jenes ungeſtüme und wilde Verlangen aber des Volks oder der öffentlichen Meinung, welches damahls auf einen heidniſch glänzenden König gerichtet war, wie ſpäterhin und auch zu unſrer Zeit ſo oft auf eine heidniſch lockende Freiheit, wurde ihnen darum als ein ſo großer Abfall und religiöſe Untreue angerechnet und als ſolche geſchildert, weil in jener frühern Epoche der unmittelbaren Theokratie, Jehova ſelbſt eigentlich ihr wahrer und unſichtbarer König geweſen war, jene andern Führer und Richter aber nur die von ihm geſendeten Bevollmächtigten, wie dieß ſehr ausdrücklich und beſtimmt geſagt wird. In den erſten Königen iſt nun noch manches von den höhern Kräften und ihrer unmittelbaren Gewalt und Wirkung, aus der frühern theokratiſchen Zeit in der hiſtoriſchen Darſtellung der heiligen Bücher bemerklich; ſpäterhin aber ganz und gar nicht, ſondern vielmehr, nachdem der große Abſchnitt einmahl gemacht war, der Kontraſt in der perſönlichen Kraft und in dem der ſonſtigen politiſchen Geſchichte jener aſiatiſchen Länder ganz ähnlichen Charakter der ſpätern Könige vielmehr ſehr ſchneidend. Hiemit wird nun, glaube ich, der wahre Begriff der Theokratie im Staate, ſo wie dieſelbe hiſtoriſch wirklich geweſen iſt, vollkommen klar hervortreten; und da auch zu unſrer Zeit und in dem jetzigen Partheien-Kampfe dieſe Idee ſo mannichfach, mehrentheils aber in einem ganz mangelhaften oder falſchen Sinne, zur Sprache gekommen iſt; ſo habe ich geglaubt, dieſe Erörterung aus der Quelle hier nicht übergehen zu dürfen. Merkwürdiger Weiſe aber iſt nun auch in der Periode des Königthums bei den Hebräern ein einzelnes Element aus jener frühern und urſprünglichen Theokratie der alten

Zeit zurückgeblieben, zwar nicht mehr als die oberſte Staatsgewalt, welche jetzt die Könige hatten, ſondern in einem förmlich anerkannten Gegenſatze gegen dieſe, als eine beſtimmte und in ihren Schranken als ganz rechtmäßig geltende Oppoſition, die man hier eine göttliche legitime nennen kann, und die ſich in der Stellung der ſpätern Propheten dieſer letzten Zeit kund gab, wo ſie bei einer fehlerhaften Regierung, oder da in jener ſchlichten alten Zeit alles mehr perſönlich war, auch vor einem Könige ſelbſt, der ſeines hohen Berufs etwa ganz vergeſſen hatte, warnend und ſtrafend auftraten; ohne doch ſonſt irgend eine eigentlich politiſche Macht oder Würde zu bekleiden. Dieſe eigenthümliche Form einer als ſolche für ganz rechtmäßig und erlaubt anerkannten Staats-Oppoſition, als Ueberreſt der ehemahligen ausſchließlichen Theokratie und vollſtändigen prophetiſchen Herrſchaft, in dem jüdiſchen Reiche während der Periode der Könige bildet eine in ihrer Art einzige und höchſt merkwürdige Erſcheinung. Und diejenigen, welche die Oppoſition überall ſo ſehr lieben, hätten es, wenn ſie nicht immer nur an den Formen unſrer Zeit und den abſtracten Schulbezeichnungen derſelben klebten und hängen blieben, wohl bemerken können, daß ein Elias z. B. dieſes Amt einer großartigen und doch wohlbegründeten und erlaubten Oppoſition im Staate, vielleicht mit eben ſo viel oder noch mehr Einſicht und Geiſteskraft, Charakterſtärke und Sinn für die Gerechtigkeit durchgeführt haben möge, wie nur irgend die Ephoren in Sparta, ein Demoſthenes zur Zeit des macedoniſchen Uebergewichts in Athen, die würdigſten Cenſoren und beſſern Volkstribunen im alten Rom, oder auch das Parlament in England. Erſt in der letzten Epoche des gänzlichen Verfalls des iſraelitiſchen Staats kurz vor der Römerherrſchaft und während des Anfanges derſelben, war die königliche Würde und das Hohenprieſteramt auf eine ſolche Weiſe in derſelben Familie verknupft, obwohl auch da noch abwechſelnd in der Perſon und nicht ganz in Eins verſchmolzen, wie man es jetzt unter dem Worte der Theokratie zu verſtehen pflegt.

Ganz anders aber war und ward dieß alles in der chriſtlichen Welt. Die erſten apoſtoliſchen Begründer der neuen Gnadenlehre und wahrhaft und im göttlichen Sinne neuen Zeit, beſaßen gewiß nicht weniger von jener unmittelbaren wunderbaren Kraft, als Moſes oder Elias; allein ſie brauchten dieſelbe bloß zur Verbreitung und Verherrlichung der Religion. Höchſtens hat einmahl der Erſte unter ihnen, für die innere Hierarchie und reine Ordnung der Gott geheiligten Gemeinde, von der ihm verliehenen Gewalt einen richterlichen Gebrauch gemacht, um einen Uebertreter, der um des Geldes willen die Sache Gottes und der Wahrheit verrathen hatte, durch den ſtrafenden Blick ſeines mit Gott als dem ewigen Richter vereinigten Willens zu tödten. Aber niemahls haben ſie ihre Kraft gegen den Staat gerichtet, oder in Oppoſition gegen denſelben geltend gemacht; obſchon der damahlige despotiſche Römer-Staat in Hinſicht auf die überwundenen oder überliſteten und unterdrückten Völker wohl ein ziemlich uſurpirter hätte ſcheinen können. Ja nicht einmahl zu ihrer eigenen Vertheidigung und Befreiung, ſelbſt in Martern und Banden, machten ſie Gebrauch von der ihnen verliehenen theokratiſchen Macht. Es iſt nothwendig jetzt, wo von der Idee der Theokratie eine ſo mannichfache und zum Theil unrichtige Anwendung gemacht wird, daran zu erinnern, wie wenig dieſelbe nach dem richtigen Begriff davon, in der chriſtlichen Staatsanſicht oder Staatstheorie nach dem erſten und einfachen Anfang derſelben gegründet iſt. Auch in allen nachfolgenden Epochen des Chriſtenthums hat eine ſolche, von Zeit zu Zeit hervortretende und perſönlich verliehene außerordentliche Gewalt, immer nur zur Verbreitung desſelben, zur innern Entfaltung und Verherrlichung gedient, oder auch zur neuen Beſtätigung der alten Wahrheit, und nicht zu irgend einer äußern Machtbegründung oder gar politiſchen Herrſchaft. Da indeſſen die wahre Theokratie, ſo wie ſie wirklich geweſen iſt, gar nicht von irgend einer Theorie abhängt, ſondern als eine unmittelbare Kraft und Gewalt Gottes ganz allein von dem Willen desſelben; ſo würde es auch übereilt ſein, wenn man aus irgend einem Principe darüber im Voraus entſcheiden und es gradezu für unmöglich erklären wollte, daß dergleichen je wieder Statt finden könne. Das

Wunder der Theokratie läßt ſich überhaupt nur hiſtoriſch nehmen, ſo wie ſie ſelbſt auch nur ein hiſtoriſch Gegebenes iſt, und kann aus der bloßen Theorie gar nichts darüber entſchieden werden. Das Verhältniß zu der natürlichen Menſchen-Geſchichte, oder auch zu dem gewöhnlichen Laufe der äußern Natur iſt aber dieſes. Allgemein genommen und in ſeinem erſten Grunde kommt freilich alles von Gott als ſeiner erſten Urſache her. Etwas anderes aber iſt die bloße Zulaſſung des Böſen, in der Menſchenwelt oder auch in der Natur; etwas anderes, die nach dem erſten Impuls weiter hin ſich ſelbſt und ihrem eignen Gange innerer Entwicklung auf eine Zeit lang überlaſſene Natur oder Menſchenwelt; etwas anders die in dieſer letzten auf einem göttlichen Geſetz und Recht beruhende höhere Autorität; und etwas anders die unmittelbare göttliche Einwirkung und wunderbare Kraft derſelben. So wie alſo der Lauf der Natur im Ganzen ein natürlicher iſt, und was darüber hinaus geht, nur als eine ſeltne Ausnahme jene gewöhnlich vorherrſchenden Naturgeſetze unterbricht; ſo iſt auch der Lauf der Weltgeſchichte im gewöhnlichen Gange der Zeiten ein natürlich menſchlicher und bloß geſchichtlich geregelter. Höchſtens kann man dazwiſchen einzelne theokratiſche Augenblicke, einzelne höhere Momente von einer mehr göttlichen Einwirkung und Kraftentwicklung annehmen oder bemerken; welche großen und folgenreichen Momente irgend einer ganz unerwarteten, welthiſtoriſchen Umwendung aller vorigen Verhältniſſe, mehrentheils auch von dem allgemeinen Gefühl, im erſten Augenblicke des ſiegreichſten Erfolgs, oder einer kaum gehofften Befreiung ſehr richtig und dankbar, als ein Höheres und Göttliches empfunden und laut anerkannt werden; nur daß die Begeiſterung der Dankbarkeit gegen Gott, wenn ſie das Menſchengeſchlecht auch einmahl vorübergehend ergreift, faſt noch ſchneller zu verrauſchen pflegt, als jede andre menſchliche Begeiſterung. Unſere eigne Zeitgeſchichte hat wohl ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel der Art dargeboten, ſo daß es an der bloßen Erinnerung genügt, und keiner weitern Erörterung bedarf. Aber nicht bloß in einer ſolchen wunderbaren Umwendung zum Guten, oder glücklichen Befreiung von der Macht des Böſen, können ſich dieſe höhern göttlichen Momente, oder theokratiſchen Augenblicke in der Weltgeſchichte ankündigen, ſondern auch in irgend einem durch höhern Impuls, und mit einer von Gott verliehenen Kraft mit einemmahle im günſtigen Augenblick ſiegreich hervortretenden Anfange eines wahrhaft hiſtoriſch Neuen, kann dieß geſchehen. Manche Beiſpiele der Art ließen ſich anführen, wenn hier der Ort und die Zeit dazu wäre. Der erſte Triumph des Kreuzes und des Chriſtenthums, der auch für die Welt ein öffentlicher war, unter Conſtantin dem Großen, iſt wohl von dieſer Art geweſen, und ich würde auch den im rechten Augenblicke ſich ſo glücklich entwickelnden Anfang des chriſtlichen Kaiſerthums im Abendlande unter Karl dem Großen dahin rechnen. Die mehr oberflächlichen hiſtoriſchen Beurtheiler ſind oft in Gefahr, dieſe ſchöpferiſchen Anfangspuncte, dieſe rettenden Umwendungs-Momente der höhern Art bloß nach ihrer äußern Farbe mit einem gewöhnlichen Revolutions-Ereigniß, oder gar mit einem gewaltſam zum Ziele eilenden Uſurpations-Schritt zu verwechſeln, von denen ſie aber durch ihre innre hiſtoriſche Begründung, und den ganzen Zuſammenhang, und mehrentheils auch durch ein ganz eigenthümliches, reines und großes Gepräge für den langſamer Beobachtenden, und tiefer Blickenden deutlich genug getrennt, und ihrem Weſen nach auch ganz davon verſchieden iſt.

Es wird nun aus dem bisherigen ſchon einleuchtend und klar ſein, in welchem Sinne ich letzthin von einer Theokratie der Wiſſenſchaft ſprach; da auch die Macht der Wahrheit in der guten, und auf das Göttliche gerichteten Wiſſenſchaft, nach ihrem großen Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht, von höherer Art, und ſelbſt eine göttliche iſt: aber nur in der unmittelbaren Kraft, ohne eigentlich äußere Sanction, und eine beſtimmte Form derſelben. Eben ſo iſt auch der Irrthum, und allerdings und ganz unſtreitig iſt derſelbe im vollen Sinne des Wortes eine Macht, in der verderblichen Wirkung; und zwar nicht einem bloß ſinnlich materiellen, oder von Seiten des

Geiſtes bloß negativen Sinn: ſondern er kann auch eine dämoniſch verwirrende und verſtrickende Macht des Böſen ſein; und iſt es wirklich ſehr oft, zu unſrer Zeit wenigſtens gewiß. Wie ſehr nun die Wiſſenſchaft wirklich eine Macht ſein kann, das tritt nicht ſo deutlich hervor, wenn man die Betrachtung allein auf die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes in unſerm Geſichtskreiſe, nach der gewöhnlichen Sphäre der europäiſchen Geiſtesbildung beſchränkt. Bei den Griechen z. B. war die rhetoriſche Kunſt ganz dem ſchon ſo äußerſt verderbten Staate dienſtbar, und folgte ihm in allen ſeinen Verwirrungen nach. Die Poeſie diente freilich auch der heidniſchen Religion und religiöſen Götter-Sage, aber als Kunſt und Spiel der Fantaſie, mit weit mehr Freiheit; daher auch in den beſten, den reinſten und größten der alten Dichter eine tiefer bedeutende Symbolik des Lebens zum Grunde liegt und durchſchimmert, welche ſelbſt der höhern und höchſten Wahrheit, d. h. der chriſtlichen, im rechten Verſtande und mit freiem Geiſte aufgefaßt, gar nicht ſo ganz fremd, oder immer ganz entgegen iſt. Doch bilden dergleichen glückliche Anklänge eines göttlich begeiſterten und in der Begeiſterung für das Göttliche klar gewordnen Gefühls, freilich noch keine eigentliche Macht der Idee, und einen wirklich beſtimmenden Einfluß derſelben auf das Leben. Die Philoſophie und Wiſſenſchaft aber ſtand bei den Griechen von Anfang an und faſt durchgehends in der entſchiedenſten Oppoſition mit der Volksreligion, und mit dem öffentlichen Leben oder dem Staate. Sie hatte daher entweder gar keinen Einfluß auf das wirkliche Leben, oder doch niemahls einen unbeſtrittnen; und in jedem Fall nur einen äußerſt geringen. Alles, was im Gebiethe der Wiſſenſchaft, oder der Idee von den Griechen geſagt werden kann, gilt mit einiger Veränderung und in geringerm Maaße immer auch von den Römern. Im Mittelalter gilt für die ganze romantiſche Seite, Sage und Dichtung ungefähr das nähmliche in etwas verſchiedner Anwendung, was eben von der alten Poeſie und Kunſt geſagt worden; ſo wichtig auch dieſe Veredlung der Fantaſie in ihrem Einfluſſe auf die Sitten und das ſittliche Leben erſcheint, ſo kann doch hier der Begriff von einer Macht der Wiſſenſchaft kaum eine Anwendung finden. Für dieſe ſelbſt war das Streben des Mittelalters in einem Zwieſpalt und Verhältniß des Zwieſpalts befangen: von der einen Seite herrſchte ein ſichtbares, geheimes Verlangen nach der verbotnen, oder doch für verboten gehaltnen heidniſchen Philoſophie; auf der andern ein Bemühen mit dieſer, nachdem ſie einmahl nicht mehr zu vermeiden war, eine billige Ausgleichung zu treffen, oder auch eine chriſtlich vernünftige Anwendung davon und beſonders von dem in dieſer Vorausſetzung alle Wiſſenſchaften als Monarch beherrſchenden Ariſtoteles zu machen. Unter dieſen Umſtänden, und in dieſe Bande eingeengt, konnte ſich hier die Macht der chriſtlichen Wiſſenſchaft allerdings nicht völlig rein entwickeln, oder auf die Zeit und das Leben wirken; dem chriſtlichen Leben ganz angemeſſen erſcheint ſie vorzüglich nur in ſolchen Schriftſtellern jener Zeit, welche außerhalb der Scholaſtik ſtehen, wie der heilige Bernhardus; denn in dieſer, in der eigentlichen Scholaſtik konnte nach ihrem Urſprunge, aus einer ſo durchaus heidniſchen Dialektik, nicht einmahl die Methode und Gedankenform eine rein chriſtliche ſein.

Wie groß die Macht der Wiſſenſchaft ſeit den letzten Jahrhunderten geweſen, und in unſrer Zeit geworden ſei, davon iſt ſchon oft Erwähnung geſchehen; aber auch wie dieſe Macht hier mehr und mehr eine zerſtörende Richtung genommen hat, oder wenigſtens doch noch ganz in einem großen, heftig angeſtrengten und eigentlich immer noch unentſchiednen Kampf befangen iſt, zwiſchen der zerſtörenden Geiſtesrichtung und zwiſchen der auf die Wiederherſtellung gerichteten Kraft des Guten und Wahren. Und nur etwa auf dieſe letzte in ihrem Kampfe gegen das böſe Princip des Unglaubens und der Läugnung alles Göttlichen ließe ſich jener Begriff von einer wiſſenſchaftlichen Theokratie und ſolchen höhern Macht der Wahrheit hier anwenden, als die ihr allein den Sieg verſchaffen kann, in dieſem der Zahl nach ſo ungleichen Kampfe. Richten wir unſere Blicke aber nach einem erweiterten Standpuncte auch mit auf die ältern aſiatiſchen Völker und überhaupt mehr auf die religiöſe Seite der Wiſſenſchaft und ihrer Denkmahle; ſo findet ſich hier vieles, auch in der Form und Wirkungsweiſe, was weit mehr dieſem Begriffe entſpricht und ſchon an ſich ein mehr theokratiſches Gepräge hat, daher auch ſehr dienen kann, dieſe Idee weiter zu erhellen. Das ganze wiſſenſchaftliche Gedankengebäude der Indier zuerſt, in allen Formen der heiligen Geſetze, der Syſteme und ihrer authentiſchen Commentare, der Geſchichte, Sage und Poeſie, faſt eben ſo mannichfach und reich als die Literatur und Philoſophie der Griechen, bildet Ein Ganzes, wo alles aus Einem Stücke und wie aus Einem Guße iſt, auf der gleichen für göttlich gehaltenen Grundlage in allen noch ſo mannichfach entwickelten Formen beruhend und von dieſer getragen. Und darin liegt eben die unermeßliche Kraft deſſelben zum unerſchütterten Fortbeſtande durch mehrere Jahrtauſende; ſo wie auch die große Macht und beinah alles beſtimmende Einwirkung dieſes Ganzen auf das indiſche Leben, welches allein dadurch eben ſo feſt in ſich beſteht und unerſchütterlich fortdauert; ſo daß man faſt ſagen kann, daß hier die Wiſſenſchaft oder dieſes vollſtändige, höhere Gedanken-Syſtem ganz zum wirklichen Leben und zur zweiten Natur geworden iſt. Und nicht den vielen und großen Irrthümern, welche dieſem indiſchen Glaubens- und Gedanken-Syſteme beigemiſcht ſind, möchte ich dieſe große und unerſchütterliche innere Lebenskraft und fortdauernde Einwirkung auf's Leben beimeſſen; ſondern ungleich mehr wenigſtens der Kraft des Wahren, welches auch darin liegt und ſich aus der heiligen Ueberlieferung der Urzeit und der erſten Stammväter, obwohl mannichfach verfälſcht und vermiſcht, doch daneben in vielen und großen Zügen erhalten hat. Und doch hat ſich ſelbſt hier in das ſonſt ſo gleichförmige Gebäude manches Buch oder auch ganze Syſtem aus der Oppoſition mit eingeſchoben; obwohl der Widerſtreit im Ganzen viel weniger vorherrſchend iſt, als bei den Griechen, oder ſonſt in der europäiſchen Geiſtesgeſchichte, denn obwohl jener rein geiſtige und idealiſtiſche, aber höchſt dämoniſche und eben darum recht eigentlich antichriſtliche philoſophiſche und religiöſe Sectenſtifter, welcher ungefähr eben ſo viele Jahrhunderte vor unſrer Zeitrechnung gelebt hat, als Mahomed nach derſelben, mehrentheils nur in der öſtlichen Halb-Inſel und in den andern ſüd-öſtlichen tatariſchen und chineſiſchen Ländern ſeine Religion zur herrſchenden hat machen können, wo ſie noch jetzt etwa den dritten Theil von der Bevölkerung der ganzen Erde mit ihren Anhängern einnimmt; ſo iſt doch auch das große, alte, eigentliche Indien nicht frei von dem Einfluße der vernichtenden buddhiſtiſchen Ideen geblieben, welche unter allen religiöſen oder philoſophiſchen Secten und Irrthümern die verderblichſten und die zerſtörendſten für den menſchlichen Geiſt geweſen ſind und noch ſind. Sehen wir demnächſt hinüber auf die heiligen Schriften der Hebräer, aber nicht etwa inſofern ſie als das göttliche Geſetz des Glaubens betrachtet werden, für dieſe Nation und auch für alle andern Völker der chriſtlichen Zukunft und Nachfolge; obwohl in höchſt individueller Sprachform und ſo ganz national ausgedruckt, daß es eben dadurch oft dunkel und ſchwer verſtändlich wird; und überhaupt nicht in der theologiſchen Anſicht. Denn ſonſt würde das gewählte Beiſpiel für die Theokratie der Wiſſenſchaft freilich ganz mit der Sache ſelbſt zuſammenfallen; ſondern bloß als das geſchriebene Wort der erſten Herkunft und Abſtammung, des ganzen Lebens, geſetzlich und geſchichtlich, für dieſe Eine Nation, die weitere Verheißung für daſſelbe in alle Zukunft hinaus mit dazu gerechnet; als die Geſchichte, Poeſie und Weisheit, das Staats-Geſetz und die ganze Hoffnung grade dieſes Volks: ſo iſt hier ebenfalls bloß von der menſchlichen und geſchichtlich nationalen Seite genommen, der dauernd feſte, hiſtoriſche Eindruck und die große, durch alle Zeiten fortgehende, unzerſtörbare Wirkung auffallend; vermöge deren dieſes unter allen andern Völkern auf eine ſo einzig merkwürdige Art zerſtreute Urvolk nach drei und dreißig Jahrhunderten der ſchriftlichen Abfaſſung jener erſten Offenbarung, Eins und in der Zerſplitterung, ja faſt möchte man hinzuſetzen, im halben Unglauben an ſich ſelbſt, doch immer noch Ein Volk iſt.

In der neuen Zeit und zweiten Epoche der Offenbarung bildet die heilige Geſchichte ſelbſt in vierfacher Darſtellung, nebſt den mannichfachen lehrenden Zuſchriften und der Einen großen Weiſſagung zum Schluße des Ganzen, nur den erſten innern Lichtkern, auf den ich hier auch nicht zunächſt Rückſicht nehme, weil ſonſt wieder, wie ich ſchon oben ſagte, das Beiſpiel mit der Sache ſelbſt zuſammenfallen würde. Aus dieſem erſten innern Lichtkern, ſo wie er in der lebendigen Ueberlieferung fortwirkte, entwickelte ſich nun aber in den nächſtfolgenden fünf oder ſechs erſten Jahrhunderten ein ganzes chriſtlich wiſſenſchaftliches Gedankengebäude, ein vollſtändiges Syſtem von neuer Literatur in allen Formen der Lehre oder Geſchichte, der Beredſamkeit oder Polemik, in den beiden gebildeten Sprachen des claſſiſchen Alterthums, welches von dem folgenreichſten Einfluße für die nächſten Jahrhunderte und die ganze Nachwelt geweſen iſt. Denn obwohl auch hier, beſonders in den erſten Zeiten der frühern Jahrhunderte, manche einzelne Abweichung, Oppoſition gegen das vorherrſchende Syſtem, oder bloß beſondre Meinung, und ſelbſt unläugbare Verirrung ſich hier und da mit eingeſchoben findet; ſo bildet doch das Ganze, ungeachtet dieſer kleinen in der Maſſe kaum bemerklichen Disharmonien, ein Syſtem von Gedanken und eine geiſtige Macht, welche ſo groß war, daß man die Urheber, oder vielmehr nicht die Urheber, ſondern nur die Wortführer derſelben, mit vollem Rechte die Väter oder irdiſchen Erzeuger und Stifter dieſer Kirche, das heißt der neuen Zeit, und der in ihr unverändert fortſtrömenden und fortwachſenden und ſich fortpflanzenden Wahrheit genannt hat. Alle dieſe Beiſpiele, von ſo ganz bekannten Gegenſtänden hergenommen, habe ich nur gewählt, um darauf aufmerkſam zu machen, wie unſer hier aufgeſtellter Begriff von einer Theokratie der Wiſſenſchaft, oder einer göttlichen Macht der Wahrheit in derſelben, zur endlichen Beſiegung, ja zur völligen Vernichtung des Irrthums, nicht auf einer einzelnen noch ſo genialiſchen Kraft beruhen kann, ſondern nur auf einem gemeinſamen Zuſammenwirken, auf einem ſolchen Syſteme von Kräften, auf einem großen, ſehr umfaſſenden und in ſich übereinſtimmenden Gedankengebäude von mannichfaltiger Zuſammenſetzung und Geiſtesart, oder Form des Ausdrucks. Nur aber muß eine göttliche Richtung in dem Ganzen herrſchen, eine göttliche Grundlage ſein, auf der es ruht, und von der es getragen wird. Der einzelne Lichtſtrahl, wenn er, an ſich genommen, noch ſo rein und hell, und wahrhaft göttlich zu nennen wäre, der einzelne Schwertſtreich, wenn auch noch ſo ſcharf und durchſchneidend geführt, die einzelne hemmende Schranke, wenn auch mit noch ſo umfaſſendem Verſtande, was weit mehr ſagen will als bloße Klugheit, gezogen und bewahrt: dieſe alle können nicht helfen, gegen dieſe neue Sündfluth von Irrthum und Unglauben, von gottloſen Gedanken, nähmlich von Gedanken, die ganz ohne Gott und ohne Beziehung auf Gott ſind, von Frevel und dämoniſcher Täuſchung. Gegen dieſen von allen Seiten hereinbrechenden Atheismus des Lebens aber, vermag nur die göttliche Kraft oder Theokratie der wahren Wiſſenſchaft eine neue Bundesarche der Rettung für die Zeit der geiſtigen Sündfluth zu erbauen; wobei es aber eben am meiſten darauf ankommt, daß ſie ein Ganzes, und als ſolches wohl zuſammengefügt ſei, und feſt zuſammen halte; und wobei diejenigen, welche dazu mitwirken möchten, auch wie der Baumeiſter der frühern Arche in der erſten Sündfluth, mehr die bevorſtehende Zukunft im Auge haben müßten, als die Gegenwart, mit ihren oft ſehr in's Kleine gehenden Streitigkeiten. — Dieſe wahre Theokratie der Wiſſenſchaft, welche auf der eingebornen aber ſelten ganz rein zu findenden, noch ſeltner ganz rein bis an's Ende beharrenden göttlichen Richtung derſelben beruht, kann ihre äußere Sicherung, und ungehinderte Wirkungs-Sphäre, nur durch den Staat, der ſich in ſeiner göttlichen Grundlage ſelbſt erkennt und verſteht, und ihr inneres Leben nur in der göttlichen Gnaden- und Kraft-Mittheilung der wahren Religion finden; der Einzelne kann hierzu nur mitwirken, und in dem Verhältniſſe eines Mitwirkenden ſtehen, die Kraft ſelbſt muß immer von oben, und von der Quelle alles Guten und aller Wahrheit ausgehen.

Wiſſenſchaftlich genommen aber, beruht das Wiſſen und die göttliche Richtung deſſelben, auf dem Bewußtſein, in dieſer ächten und guten Richtung, auf der göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeins, in welcher und durch welche auch das Wiſſen ſelbſt erſt zur Vollendung gelangen kann. Wie das menſchliche Bewußtſein, ſo wie es jetzt iſt, unvollendet ſei, oder auch nicht mehr unverdorben, zerrüttet und in ſich geſtört, im Vergleiche mit dem, wie es im Anfange, unmittelbar von ſeinem Schöpfer aus war, in der erſten friſchen Lebenskraft, und in der ganzen vollen Wirkſamkeit derſelben; das war der Anfang aller meiner Bemerkungen in der ganzen Reihenfolge dieſer Vorträge. Der natürliche Schluß derſelben liegt alſo in dem Begriffe von der göttlichen Wiederherſtellung und göttlichen Vollendung des menſchlichen Bewußtſeins; wodurch auch die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft erſt ihr ganz ſicheres Fundament, und ihr dann gewiß nicht mehr zu verfehlendes Ziel erhält. — In dem kalten, abſtracten und todten Verſtande, in dem leidenſchaftlich blinden und abſoluten Willen, in einer dialektiſch ſtreitenden, oder dynamiſch ſpielenden, und auf dieſem Wege nie ihr Ziel erreichenden Vernunft, in einer nach Bildern ſehnſüchtig jagenden, in Bildern träumend lebenden, und ganz darin verſunknen und berauſchten Fantaſie, in dieſen fehlerhaften Formen des durch die Sünde und den Abfall von Gott zerrütteten Bewußtſeins, mögen die Gegenſtände jenes fehlerhaften Denkens und Wollens auch an ſich noch ſo ſchuldlos, gleichgültig oder ſelbſt uneigennützig und nichtſinnlich erſcheinen; liegt die erſte Quelle des mannichfachen Irrthums, Unglaubens und aller zerſtörenden und verderblichen Gedanken. Die Seele iſt in der Mitte dieſer vierfachen Quelle des falſchen Denkens und Wollens, vielfach getheilt und zerriſſen, gebunden und wie gelähmt und erſtorben; aber doch bleibt ſie die ewig unſterbliche, und von hieraus muß auch die neue Lebenderweckung beginnen, und die Wiederherſtellung geſchehen. Eine göttliche aber iſt die Wiederherſtellung und Vollendung des menſchlichen Bewußtſeins darum zu nennen, weil ſie nur auf dieſem Wege erreicht werden kann; nähmlich nur durch die volle Anſchließung der ganzen Seele an jenen ſchon früher erwähnten zweiten neuen und göttlichen Anfangspunct des menſchlichen Daſeins. Je mehr aber die zur Unſterblichkeit erſchaffne, und das Unſterbliche an ſich liebende und liebend umfaſſende Seele, jenes neue große Menſchenwort, jenen zweiten Gottes-Anfang in ſich aufnimmt und wieder von ihm befruchtet wird; je mehr hören auch Vernunft und Fantaſie auf, mit einander im Gegenſatze, überhaupt auch ſtreitende, getrennte und vereinzelte Vermögen zu ſein, und verſchmelzen endlich ganz in die Eine denkende und liebende Seele. Dann hört auch der Verſtand auf ein todter, kalter und abſtracter zu ſein; er wird ein lebendig erwachter, d. h. eben ein Geiſt, ein in dieſem neuen Leben freier und wirkender Geiſt. Auch der Willen iſt dann nicht mehr ſo blind, und kann nicht mehr leidenſchaftlich abſolut ſein; der ſehende Willen aber iſt Eins mit dem Sinne, als dem dritten Gliede des Bewußtſeins, und ganz bewaffnet und armirt mit dieſem. Denn der äußere ſonſt bloß paſſive Sinn, wird nun in dieſem ſehend gewordnen Willen auch activ und ein lebendig wirkender; der innere moraliſche, früher bloß ſubjective Sinn aber, wird nun auch ein äußerlich durchblickender. — Dieſes iſt das Ziel der Vollendung und nur auf dem Wege dieſer göttlichen Wiederherſtellung des Bewußtſeins, in ihrem geordneten Stufengange kann auch die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft ihr Ziel und ihre Vollendung erreichen. Mit dieſem Ziele und der Erreichung deſſelben, würde eine wahrhaft neue Zeit beginnen; das verwickelte Problem unſerer Zeit aber, liegt eben darin, daß in ihr eine wahrhaft neue Zeit, und eine falſche neue Zeit mit einander ringen und im Kampfe liegen, und ſich gegenſeitig zu vernichten ſtreben. Die wahre neue Zeit kann erſt dann ſich erheben und emporblühen, wenn die falſche neue Zeit abgemäht, und auf die Seite geſchafft iſt. Dazu muß der jetzige falſche Zeitgeiſt, der nur ein verkehrter Weltgeiſt iſt, des Todes ſterben; nur durch das Schwert des Worts, oder der ewigen Wahrheit kann dieß geſchehen, welches Schwert das Innerſte bis auf Mark und Bein durchdringt, und Geiſt und Seele ſcheidet; denn eben die ewige, von Gott erſchaffne und ihm eigen erworbne Seele der Menſchheit, ſoll von dem falſchen, aus ſo mancherlei trüben, falſchen, halben und böſen Geiſtern vermiſchten Zeitgeiſte geſchieden und losgeriſſen werden. Dieſer ſelbſt ſoll ganz umgewendet, zur Erkenntniß ſeines Irrthums und zum offnen Bekenntniß deſſelben gebracht werden, und wenn die ganz erſtorbenen Stellen deſſelben erſt zum ewigen Tode bezeichnet ſind, dann in den Feuer-Fluthen der wahren neuen Zeit, auch wieder hergeſtellt und gereinigt werden. — Bei dieſer göttlichen Wiederherſtellung und Theokratie des Bewußtſeins aber, kann ſich der Menſch doch nur ganz leidend verhalten, und iſt es genug, wenn er nur nichts hindert und verdirbt; da er in der Theokratie der Wiſſenſchaft noch allenfalls in einem gewiſſen Grade wenigſtens mitwirkend ſein kann. Auch jenes Ziel, auf welches die wahrhaft neue Zeit, die von der falſchen noch ganz verdeckt, und wie verſchüttet iſt, hingeht, jener Gottesfrieden, von welchem ſelbſt der höhere und beſte Religionsfrieden, nur ein vorbedeutendes Symbol, und die erſte ſchwache Stufe dazu iſt; kann nicht durch menſchliche Kunſt und Kraft herbeigeführt werden. Nicht durch eine gegenſeitige diplomatiſche Nachgiebigkeit, die hier ſtrafbar wäre; nicht durch ein in dieſer Sphäre widerſinniges Amalgamiren, kann dieſer Frieden zu Stande gebracht werden, in welchem nach der, doch gewiß nicht leeren Verheißung Ein Hirt und Eine Heerde ſein ſoll, ſondern allein durch Den, welcher von Ewigkeit der Hirt aller erſchaffenen Weſen immer geweſen iſt, und noch iſt.

Hier an dieſer Stelle, nach dem nun erreichten Schluß durch den Begriff von der göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung des menſchlichen Bewußtſeins, erlaube ich mir einen augenblicklichen Stillſtand und kurzen Rückblick auf das Ganze, zur nochmahligen Ueberſicht und deſto klareren Eintheilung deſſelben; wo ich in der Bezeichnung und Abtheilung ſelbſt, abſichtlich die Beziehung auf die gewöhnliche Schulform und Benennung dieſer einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften beibehalte. Die fünf erſten Vorträge handelten von der Seele, aber nach dem urſprünglichen Umfange ihrer großen Verhältniſſe im Leben und auch zur Natur und zu Gott, mithin in einem ſehr erweiterten Sinne der mit dieſem Gegenſtande beſchäftigten Wiſſenſchaft der Pſychologie. Die drei nächſtfolgenden Vorträge hatten die göttliche Ordnung der Dinge zum Gegenſtande, als eine Art von natürlicher Theologie; aber nach einer durchaus lebendigen, in's Einzelne, und in's wirkliche Leben ſelbſt hiſtoriſch eingehenden Weiſe und Beziehung. Von den ſieben letzten Vorträgen waren die drei erſten mehr der Unterſuchung über die Wahrheit ſelbſt gewidmet; nach dem Grundbegriff derſelben von der Einheit des höhern Wiſſens und göttlichen Glaubens; nach dem unterſcheidenden Urtheile über die Wahrheit in dem Kampfe zwiſchen Glauben und Unglauben; und nach dem endlichen Schlußſatze von der Einheit eben dieſes höheren Wiſſens und Glaubens mit dem wahren Leben, und ihrem Einfluße auf daſſelbe. Dieſe höhere Logik als das wahre Weſen der Dinge betrachtend, könnte auch als Ontologie bezeichnet werden; oder weil doch alles aus dem göttlichen Princip abgeleitet iſt, zugleich auch als angewandte Theologie, wie in den mathematiſchen Wiſſenſchaften dieſe Benennung üblich iſt, nämlich als der erſte Theil dieſer angewandten Theologie. Den zweiten Theil bildet alsdann die Metaphyſik des Lebens, als die Wiſſenſchaft von dem was über der Natur iſt, die Nachweiſung der höheren und über der Natur gelegenen Principien in dem ganzen Umkreiſe des Daſeins und der wirklichen Welt, ſo wie dieſe dem Menſchen gegeben iſt, welche alſo nach der alten Schulſprache und Eintheilung auch als Kosmologie im geiſtigen, ſittlichen und menſchlicher Weiſe philoſophiſch erreichbaren Sinne des Worts bezeichnet und genannt werden könnte. Die ſymboliſche Kraft und göttliche Mittheilung in der Religion, die göttliche Grundlage des Staats, die göttliche Richtung der Wiſſenſchaft, und die göttliche Wiederherſtellung des Bewußtſeins, bilden nur gleichſam die vier Cardinalpunkte oder Hauptregionen aller dieſer über das Natürliche hinausgehenden Principien. Ueber den Schluß der Vollendung in dieſem göttlich wiederhergeſtellten Bewußtſein ſind nur noch einige Worte hinzu zu fügen, über die gleiche und göttliche Vollendung nicht bloß im Bewußtſein, ſondern in allem Daſein überhaupt, oder in der Natur ſelbſt; wodurch denn eben dieſer ganze letzte Abſchnitt einer Kosmologie, ſo weit ſie aus dem göttlichen Princip menſchlich erreichbar iſt, auch von dieſer Seite ſeinen Schluß erhält. Durch jene in Gott erlangte Vollendung des menſchlichen Bewußtſeins, wird zuförderſt auch die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen erreicht. Die nun in Gott gereinigte, und wieder vollſtändig gewordne Seele wird dann auch wieder geiſtig fruchtbar, und in dieſer innern Fruchtbarkeit, welche die reinen Geiſter nicht beſitzen, obwohl in unermeßlich weitem Abſtande und einem bloß abgeleiteten Sinne, dem productiven Vermögen des Schöpfers ähnlich. Der lebendig wirkende Geiſt in dem Geſchaffenen iſt eben dieſem in dem von Ewigkeit unerſchaffenen Weſen ähnlich; der lebendig thätige Sinn aber, als das dritte Glied oder Element des vollſtändigen Bewußtſeins, iſt in ſeiner Bedeutung dem wirkenden göttlichen Worte ähnlich und entſprechend. In dieſem lebendig erweckten, und vollſtändig wieder hergeſtellten Bewußtſein, tritt der Menſch dann auch zur Natur und zur ganzen übrigen Welt wieder in das urſprünglich rechte und klare Verhältniß zurück. Durch die Seele iſt er zuerſt mit Gott vollkommen vereinigt; in dem lebendig gewordnen Geiſt ſteht er nun mit allen andern verwandten Geiſtern in lebendiger und klarer Berührung; und durch den in ſich klar, und in Gott wirkſam gewordenen Willen, iſt er wieder gegen die Natur in das urſprüngliche Verhältniß, als ihr erſtgeborner Sohn und rechtmäßiger Beherrſcher zurückgetreten. — Die Natur ſelbſt aber, als die ſeufzende Creatur, harrt auch ihrer göttlichen Wiederherſtellung und Vollendung entgegen; und dieſes iſt die einzige in der Wahrheit gegründete und chriſtliche Anſicht von derſelben. In dieſem Begriffe von der ſeufzenden Creatur liegt zugleich das prophetiſch Ahnungsvolle der Natur; und der in dieſer ſo vorherrſchende ſchlummernde Zuſtand, erregt auch die Hoffnung von einem großen und allgemeinen Erwachen derſelben; während bis jetzt noch die Naturwiſſenſchaft ſelbſt, aus dem Grabe ihrer todten Begriffe kaum erſt ſeit anderthalb oder zwei Menſchenaltern zu erwachen angefangen hat; und faſt alles noch in der Natur, wie in der Erkenntniß davon, in den gleichen Scheintod verſunken iſt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn dieſe chriſtliche Anſicht von der Natur, und eine bloß dynamiſche Naturwiſſenſchaft ſo gar nicht zuſammenſtimmen, da in dieſer letzten die Natur immer als etwas Abſolutes, und in ſich ſchon vollkommen Fertiges vorausgeſetzt wird, was ſie doch ganz offenbar nicht iſt. Ja, es iſt auch manche mehr erbauliche theologiſche Betrachtung über die Zweckmäßigkeit der Natur, und die darin ſich zeigenden Abſichten des gütigen Schöpfers, von der Seite oft etwas mangelhaft, daß dabei immer vorausgeſetzt wird, unſre jetzige Natur ſei noch eben ſo und eben dieſelbe, wie Gott ſie urſprünglich erſchaffen hat. Dagegen ſpricht aber die ſo ganz ausdrücklich und mit der beſtimmteſten Klarheit gegebne Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde für die letzte Zeit, womit alſo ſchon ausgeſprochen iſt, daß auch die Natur einer großen Wiederherſtellung bedarf, die über den gewöhnlichen Lauf ihrer eignen Entwicklung hinaus geht, und auch nur durch eine unmittelbare Einwirkung der göttlichen Kraft oder himmliſchen Idealkraft für dieſe Sphäre in jener Periode des allgemeinen Erwachens denkbar wäre. Wir ſind viel eher geneigt der Macht des Böſen einen großen Einfluß und weitern Spielraum in der Menſchenwelt zuzuſchreiben als in der Natur. Doch dürfte wohl auch hier mehr der Zuſtand eines Waffenſtillſtandes mit den zerſtörenden Kräften, die ehedem viel mehr gewaltet haben, als bloße Zwiſchenſpiele eines in gewiſſen Schranken gehaltnen Streites Statt finden, und der Wahrheit gemäß ſein, als der eines ſchon ganz vollendeten Naturfriedens. Die äußerliche und für den Menſchen zerſtörende Wirkung darf dabei nicht zum Maßſtabe genommen werden, und kann bloß zufällig ſein, wie die gewöhnlichen Ueberſchwemmungen zur Oekonomie des elementariſchen Gleichgewichts gehören, und die im Einzelnen auch oft verderblichen Gewitter offenbar eine zur innern Geſundheit der Atmoſphäre höchſt nothwendige Reinigungsprozeß von der heilſamſten Art ſind. Manche mediciniſche Erfahrungen, und beſonders Krankheits-Phänomene, oder auch ſonſt falſche organiſche Hervorbringungen, wie jene ſchreckliche Inſekten-Erzeugung in der Atmoſphäre, oder auch auf der Erdoberfläche, manche krankhafte Zuſtände in der einen oder andern, ſcheinen wohl, nämlich auch bloß elementariſch genommen, und ganz abgeſehen von dem gewöhnlichen epidemiſchen Anſteckungs-Princip, ſelbſt auf einen innerlich mehr bösartigen und urſprünglich dämoniſch wilden Charakter in der Sphäre der Natur zu deuten, wenn gleich derſelbe jetzt nur noch als Ausnahme hervorbricht. Wie zerſtörender Art ſelbſt ein örtlicher Einfluß ſein kann, beweiſt wenigſtens die Thatſache der Mondſucht. Daß auch ſelbſt in jenen himmliſchen

Gefilden des Lichts und der leuchtenden Sternenſchar, welche als die ſchönere und verborgne Seite der Natur erſt in der Nacht hell wird, und vor die ſtille Seele tritt, doch nicht alles ſo in Einklang und harmoniſch vollendet iſt, wie es nach dem erſten Eindrucke empfunden wird; dahin deutet ſelbſt die Unregelmäßigkeit jener zwar ſeltner erſcheinenden, aber an ſich doch ziemlich zahlreichen excentriſchen, und das Element der Erde bald flüſſig, bald feurig ſtark aufregenden Revolutionsgeſtirne, deren Bahn die Aſtronomie wohl berechnet hat, aber ohne daß ſie derſelben immer Folge leiſteten. Unſer ganzes übriges und bloß hiſtoriſches Wiſſen von der Natur, d. h. in dieſem Sinne alſo von der Erde, geht nur auf die Oberfläche, mithin nur auf die eine Seite derſelben; vielleicht iſt grade die andre, uns verſchloſſne innre, die tiefer bedeutende, mehr dem Ewigen verwandte. Die wirkliche Natur, wie ſie innerlich iſt, mag wohl derjenigen, die wir äußerlich ſehen, ſehr wenig ähnlich ſein. Mit jedem Schritte ſtoßen wir nur auf neue Beweiſe unſrer Unwiſſenheit; dazwiſchen aber auch auf manches, was uns die Ahnung erregt von neuen unbekannten Welten. Ueberhaupt iſt die ganze Natur für uns nur einer angehäuften Pyramide von durch einander geworfnen Hieroglyphen zu vergleichen, wo wir mit Mühe kaum zwei oder drei zuſammen bringen, und uns der Schlüſſel und Zuſammenhang des Ganzen fehlt, den wir auch auf keine Weiſe in der Natur ſelbſt, wie es nach einer fehlerhaften Vorausſetzung ſo oft geſchieht, ſondern nur in dem göttlichen Principe ſuchen können; und ſelbſt jenes Unverſtändliche muß hier ſeinen Aufſchluß finden. Auf jener einen Seite der Oberfläche ſcheint, nebſt der Geſchlechtsverſchiedenheit, welcher mit dem Thierreiche auch die ganze Pflanzenwelt unterworfen iſt, ja die in einem gewiſſen Sinne, ſelbſt noch in der Atmoſphäre und in den elementariſchen Lebensorganen derſelben Statt findet, kein Naturgeſetz ein ſo allgemeines, als das Geſetz des Todes. Wenn es aber wahr iſt, daß durch jenen Geiſt, oder jene Macht des Böſen, welche ſich zuerſt von Gott losriß, der Tod in die Welt, und alſo auch in die Natur gekommen ſei; ſo muß auch ſelbſt der irdiſche und jetzt natürliche Tod, von dem

Urheber des ewigen Todes hergeleitet werden. Sehr zu bezweifeln dürfte es demnach ſein, ob die erſten und urſprünglichen Natur-Geſchöpfe andre als unſterbliche geweſen ſeien. Wenn Der, deſſen Weſen die Allmacht iſt, Hieroglyphen denkt, ſo ſind es lebendige Geſchöpfe; aber könnte Er denn, an ſich genommen, wohl etwas anders denken als Ewiges, und etwas anderes ſchaffen als Unſterbliches? Noch ruht der alte Fluch auf der Natur, in welche jener erſte Urheber und Erfinder des Todes ſich ſo tief einzuwurzeln gewußt; und er iſt durch den erſten Menſchen nicht gehoben, ſondern eher verſtärkt worden; und ſelbſt noch nach dem zweiten göttlichen Anfange des Menſchen, wurde derſelbe Fluch gegen den Natur-Baum des irdiſchen Lebens, daß er noch ferner im Reiche des Todes dahin dorren ſoll, erneuert ausgeſprochen. Erſt mit der Vollendung des Menſchen kann der Tod beſiegt werden, und jene Theokratie und göttliche Wiederherſtellung der Natur eintreten, nach welcher denn auch in ihr alles unſterblich werden, und dadurch die Harmonie der ganzen Schöpfung vollendet ſein wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

Seite

Erſte Vorleſung. Von der denkenden Seele, als dem Mittelpunkte des Bewußtſeyns; und von dem falſchen Gange der Vernunft. . . . 3

Zweite Vorleſung. Von der liebenden Seele, als dem Mittelpunkte des ſittlichen Lebens; und von der Ehe. . 29

Dritte Vorleſung. Von dem Antheile der Seele an dem Wiſſen; und von der Offenbarung. . . 52

Vierte Vorleſung. Von der Seele in Beziehung auf die Natur. 79

Fünfte Vorleſung. Von der Seele des Menſchen im Verhältniſſe zu Gott. 107

Sechſte Vorleſung. Von der göttlichen Ordnung in der Natur; und von dem Verhältniſſe der Natur zu jenem Leben und zur unſichtbaren Welt. . . . 132

Siebente Vorleſung. Von der göttlichen Ordnung in dem Reiche der Wahrheit; und von dem Kampfe des Zeitalters mit dem Irrthume. . . . 160

Achte Vorleſung. Von der göttlichen Ordnung in der Menſchengeſchichte und in dem Staaten-Verhältniſſe. . 193

Neunte Vorleſung. Von der eigentlichen Beſtimmung der Philoſophie; und von dem ſcheinbaren Zwieſpalte und der weſentlichen Einheit des rechten Glaubens und des höchſten Wiſſens, als dem Mittelpunkte des Lichts und des Lebens im Bewußtſeyn. . . . 209

Zehnte Vorleſung. Von dem zweifachen Geiſte der Wahrheit und des Irrthums in der Wiſſenſchaft; und von dem Kampfe des Glaubens mit dem Unglauben. . 233

Seite.

Eilfte Vorleſung. Von dem Verhältniſſe der Wahrheit und der Wiſſenſchaft zum Leben; oder von dem Geiſte in ſeiner Anwendung auf die Wirklichkeit. . . 263

Zwölfte Vorleſung. Von der ſymboliſchen Natur und Beſchaffenheit des Lebens, in Beziehung auf die Kunſt und auf die ſittlichen Verhältniſſe des Menſchen. . 290

Dreizehnte Vorleſung. Von dem Geiſte der Wahrheit und des Lebens, in ſeiner Anwendung auf die öffentlichen Verhältniſſe; oder von der chriſtlichen Staatsverfaſſung und dem chriſtlichen Rechtsbegriffe. . . . 314

Vierzehnte Vorleſung. Von der Theilung der Stände und dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Staaten unter einander nach dem chriſtlichen Begriffe; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der Verfaſſung oder Anordnung dieſer Macht. 340

Funfzehnte Vorleſung. Von dem wahren Begriffe der Theokratie; und von der Macht der Wiſſenſchaft, und der endlichen Wiederherſtellung und Vollendung des Bewußtſeins. 363

* * *

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Schlegel
13

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

114 g. 7.1 [illegible]

Philoſophie der Geſchichte.

In achtzehn Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1828.

Erſter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Philoſophie der Geſchichte.

Erſter Band.

Vorrede.

Der nächſte Gegenſtand und die erſte Aufgabe der Philoſophie iſt die Wiederherſtellung des verlornen göttlichen Ebenbildes im Menſchen; ſo weit dieſes nähmlich die Wiſſenſchaft und ihr ganzes Gebieth angehet.

Soll dieſe Wiederherſtellung bloß im innern Bewußtſein erkannt und verſtanden werden, und auch wirklich geſchehen; ſo iſt dieſes der eigentliche Inhalt der reinen Philoſophie an ſich.

In Anwendung auf das ganze Menſchengeſchlecht aber, auch in der äußern Erfahrung und Entwicklung des Lebens, den Gang derſelben Wiederherſtellung in den verſchiedenen Welt-Perioden hiſtoriſch nachzuweiſen, bildet das Ziel für die Philoſophie der Geſchichte. Auf dieſem Wege wird die Ueberzeugung gewonnen, wie in dem erſten Weltalter das urſprüngliche Wort der heiligen Ueberlieferung und älteſten

Offenbarung den feſten Anhaltspunkt des Glaubens für die dereinſtige Wiedervereinigung in dem zerſtreuten Menſchengeſchlechte bildete; wie ferner bei der verſchiedenartigen Macht, welche die weltherrſchenden Nationen, politiſch oder geiſtig, auf ihre Zeit, nach dem ihnen beſtimmten Maaße, in der mittlern Welt-Periode ausgeübt haben, es allein die höhere Kraft der ewigen Liebe in dem Chriſtenthume war, welche die Menſchheit wahrhaft befreit, und wirklich errettet hat; und wie endlich das reine Licht dieſer höheren Wahrheit, überall in der Welt, und auch in der Wiſſenſchaft allgemein verbreitet, als das Ziel aller chriſtlichen Hoffnung und göttlichen Verheißung, deren Erfüllung und Entwicklung den letzten Zeiten der Vollendung vorbehalten iſt, den Schluß des Ganzen in dem Stufengange dieſer Wiederherſtellung bildet.

Daß aber dieſer Stufengang der allgemeinen Wiederherſtellung in der Weltgeſchichte, nach dem Worte der Kraft und dem Lichte Gottes, nebſt dem Kampfe mit allem, was dieſem göttlichen Principe im Menſchengeſchlechte feindlich entgegen ſtand, und entgegen wirkte, nur in einer lebendigen Charakteriſtik der verſchiedenen Nationen und einzelnen Zeit-Perioden entwickelt und dargeſtellt werden könne; dafür ſind die Gründe an mehreren Orten in dem Werke ſelbſt angegeben worden. Dem gemäß habe ich auch vieles unter dem Vorzüglichſten von der reichen Ausbeute, welche die neuere hiſtoriſche Forſchung der letzten Jahrzehende, uns für die älteſte Welt-Periode, für das Verſtändniß ihrer Denkmahle, ihren Geiſt, und ihre Sprache gewonnen hat, ſo weit jene Entdeckungen in meinem Bereiche lagen, für den Zweck dieſer Darſtellung zu benutzen geſucht. Außer den allgemein bekannten Nahmen von Champollion, Remüſat, Colebrooke, meinem Bruder A. W. von Schlegel, beiden Freiherren von Humboldt; dann für alles Naturgeſchichtliche G. H. Schubert, die ich im Texte ſelbſt dankbar genannt, iſt für den chineſiſchen Abſchnitt, auch noch Windiſchmanns Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte erſter Theil, rühmlichſt zu erwähnen; für die hebräiſche Ueberlieferung aber, auch nach der esoteriſchen Lehre und aus den andern jüdiſchen Quellen, die hier auf das reichhaltigſte benutzt ſind, ein zu Frankfurt 1827, unter dem Titel: Philoſophie der Tradition, erſchienenes ſehr gehaltvolles Werk, welches dem ungenannten Verfaſſer nicht anders als zur größten Ehre gereichen kann. Ich könnte dieſen noch die Nahmen von Niebuhr, Raumer u. a. hinzufügen; in der ſpätern Geſchichts-Periode kam es jedoch weniger auf neue Forſchungen über ſpecielle Gegenſtände an, als auf richtige Beurtheilung und rechte Zuſammenſtellung des ſchon Bekannten und des Ganzen. Das eigentlich Hiſtoriſche ſoll und kann in der Philoſophie der Geſchichte nicht ſo ſehr zum Beweiſe, als nur zum erhellenden Beiſpiele, und erklärenden Belege in der lebendigen Darſtellung dienen; und ſollte irgend eine hiſtoriſche Einzelnheit, da wo die gelehrte Unterſuchung des Alterthums noch nicht abgeſchloſſen iſt, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, irgend mangelhaft aufgefaßt oder geſchildert ſein; ſo wird das Reſultat des Ganzen doch, wie ich hoffe, in keinem Falle weſentlich darunter leiden können.

Für die Aufeinanderfolge der einzelnen Vorleſungen, und zur leichtern Ueberſicht des Ganzen, mag noch die folgende wiſſenſchaftliche Inhalts-Anzeige hier ſtehen. Die zwei erſten Vorleſungen umfaſſen, nebſt der allgemeinen Einleitung, die Frage von dem Verhältniß des Menſchen zur Erde, von der Theilung des Menſchengeſchlechts in mehrere Nationen, und von dem zweifachen Zuſtande deſſelben in der Urwelt. Die in den nächſtfolgenden ſieben Vorleſungen erörterten Gegenſtände ſind: das chineſiſche Alterthum, und die Idee des chineſiſchen Reichs; die indiſche Geiſtesbildung, Lebensverfaſſung und Philoſophie; die ägyptiſche Wiſſenſchaft, und Verderbniß; die Beſtimmung des hebräiſchen Volks zur reinen Aufbewahrung der göttlichen Offenbarung, nebſt der beſondern Führung und den Schickſalen dieſes Volks; dann die Charakteriſtik derjenigen Nationen der klaſſiſchen Vorwelt, denen ein weltherrſchender Einfluß, und große hiſtoriſche Macht verliehen war: alſo der Perſer, nach ihrem Naturglauben, in ihren Sitten und Eroberungen; der Griechen, nach dem Geiſte ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Herrſchaft; und der Römer, ſo wie des von ihnen zuerſt begründeten Europäiſchen Welt-Reichs. Die fünf nächſten Vorleſungen handeln von dem Chriſtenthume, und deſſen Befeſtigung und Ausbreitung in der Welt; von der germaniſchen Völkerwanderung und ihren Folgen, und von der arabiſchen Weltherrſchaft, in dem glänzenden Zeitalter der erſten Chalifen. Dann folgt die Darſtellung der verſchiedenen Zeit-Epochen und Entwicklungs-Perioden des chriſtlichen Lebens und Denkens und des chriſtlichen Staates in dem neuern Europa, nach dem Gebrauche und der Anwendung, welche die chriſtlichen Völker von dem ihnen zu Theil gewordenen Lichte der Wahrheit gemacht haben. Zunächſt alſo ſind die hier behandelten Gegenſtände: die Begründung des chriſtlichen Kaiſerthums in dem ältern deutſchen Reiche; und das große Schiſma, und der Kampf des Mittelalters in dem Zeitalter der Kreuzzüge, bis zur Entdeckung der neuen Welt, und dem neuen Aufblühen der Wiſſenſchaften.

Die drei nächſtfolgenden Vorleſungen handeln von den Religionskriegen, von der Epoche der Aufklärung, und von der Revolutionszeit.

Die achtzehnte und letzte Vorleſung handelt zum Schluß von dem herrſchenden Zeitgeiſte, und von der allgemeinen Wiederherſtellung.

Was dieſes ganze Unternehmen eines neuen Anfangs der Philoſophie, und des ſämmtlichen philoſophiſchen Wiſſens betrifft, ſo iſt im Allgemeinen noch Folgendes darüber zu bemerken.

Die erſte Erweckung oder Erregung des höheren Bewußtſeins zur wahren Erkenntniß und Erkenntniß der Wahrheit, iſt in der Philoſophie des Lebens verſucht und mitgetheilt worden.

Die Wiederherſtellung des ganzen Menſchengeſchlechts zu dem verlornen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verſchiedenen Weltaltern, von der anfangenden Offenbarung, bis zum Mittelpunkte der Rettung und der Liebe, und von dieſem bis zur letzten Vollendung, hiſtoriſch zu entwickeln, bildet den Gegenſtand für dieſe Philoſophie der Geſchichte.

Die vollſtändige Wiederherſtellung des Bewußtſeins, nach dem dreifachen göttlichen Principe, ganz ausgeführt, wird ein drittes Werk, als Wiſſenſchaft des lebendigen Denkens, auch im Gebiethe des Glaubens und der Natur, umfaſſen, mit Anwendung auf die Philoſophie der Sprache. Meinem Wunſche nach, würde dasſelbe, ſo wie die Umſtände es geſtatten, den beiden erſten hier gelieferten Werken ſehr bald folgen.

Wien, den 6. September 1828.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Anfang.

„Und die Erde war ungeſtalt und öde, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern." —

Unter Philoſophie der Geſchichte darf nicht etwa eine Reihe von Bemerkungen und Ideen über die Geſchichte verſtanden werden, nach irgend einem ſelbſt erſonnenen Gedanken-Syſteme, oder einer willkührlichen Hypotheſe, welche in die Thatſachen hinein gelegt wäre. Die Geſchichte kann gar nicht getrennt werden von den Thatſachen, und beruht durchaus nur auf der Wirklichkeit; und ſo muß auch die Philoſophie der Geſchichte, als der Geiſt oder die Idee derſelben, ebenfalls aus den wirklichen hiſtoriſchen Begebenheiten, und der lebendigen Schilderung, und geſchichtlichen Charakteriſtik der Thatſachen ſelbſt hervorgehen, als das reine Reſultat derſelben; nähmlich aus dem Ganzen, und aus dem weſentlichen Zuſammenhange dieſes Ganzen, wobei eine klare Anordnung eine weſentliche Bedingung, und vorzügliches Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniſſe ſein wird. Denn wenn gleich dieſes Ganze der Weltgeſchichte, wo wenigſtens der Schluß noch fehlt, in dieſer Hinſicht unvollendet zu nennen iſt, und nur als ein gewaltiges Bruchſtück erſcheint, wo auch einzelne Theile und Stellen uns minder bekannt und deutlich ſind, als andre;

ſo iſt es doch wohl weit genug vorgerückt, und ſind ſchon genug große Glieder und Theile deſſelben neben und nach einander gegeben und vor uns ſtehend, um durch eine ſolche klare Anordnung dieſer einzelnen hiſtoriſchen Maſſen und Welt-Perioden, auch mit dem Ganzen einen beſtimmten Gedanken verbinden, und einen deutlichen Sinn und Aufſchluß darin finden zu können.

Es iſt alſo die Abſicht, das was mit dem Menſchengeſchlechte überhaupt bis jetzt eigentlich vorgegangen und wirklich geſchehen iſt, im Ganzen und im Zuſammenhange dieſes Ganzen zu verſtehen und uns verſtändlich zu machen, ſo weit ſolches ſich erreichen läßt; die einzelnen welthiſtoriſchen Abſchnitte, Theile oder Glieder nach ihrem innern Gehalte und wahren Werthe, in Beziehung auf dieſen Gang des Ganzen, mit Unterſcheidung des Schädlichen, des Beförderlichen oder des Gleichgültigen richtig zu beurtheilen oder zu erkennen, und dadurch das Ganze ſelbſt, inſofern dieſes nähmlich nach den Schranken der menſchlichen Einſicht möglich iſt, auch einigermaßen zu begreifen. Dieſes Verſtehen, dieſes Erkennen, und richtige Beurtheilen, dieſes Begreifen der welthiſtoriſchen Ereigniſſe und Entwicklungen im Ganzen iſt es, was man wohl eine Wiſſenſchaft der Geſchichte nennen könnte, und ich würde ſelbſt hier dieſe Benennung vorgezogen haben, wenn dieſelbe nicht leicht manchen Mißdeutungen unterworfen wäre, und vielleicht mehr nur von ſpeciellen gelehrten Forſchungen verſtanden werden könnte, als jener andre Nahme, den ich ſtatt deſſen gewählt habe, um das hier Vorzutragende zu bezeichnen.

Soll aber das Ganze gefaßt und verſtanden werden, ſo müſſen wir auch den Blick auf dem Ganzen feſthalten, und darf derſelbe ſich nicht zu ſehr in das Einzelne verlieren, oder von der nächſten Umgebung zu ausſchließend angezogen werden. Nach dem Gefühle der hiſtoriſchen Gegenwart liegt unſerm Intereſſe nichts ſo nahe, als Krieg und Frieden; wie natürlich, da aus dem Geſichtspunkte des öffentlichen Lebens, und praktiſch genommen, beide, Krieg und Friede, als ein Höchſtes gelten, wo den einen tapfer und glücklich zu führen, den höchſten Ruhm gewährt, und den andern dauerhaft zu gründen und ſicher zu bewahren, für die höchſte Aufgabe der politiſchen Kunſt und menſchlichen Weisheit gehalten wird. Anders aber iſt es in der Weltgeſchichte, wenn dieſe wirklich als ſolche und im Ganzen gefaßt und verſtanden werden ſoll; denn hier nimmt die fernſte Vergangenheit, das hohe Alterthum, unſre Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr in Anſpruch als die vorübereilenden Ereigniſſe des Tages, oder die nächſten Beſorgniſſe unſrer Zeit.

Freilich, wenn ein ſolcher vielleicht vor mehr als zweitauſend Jahren geführter Krieg, wo die kriegführenden Staaten oder Mächte gar nicht mehr vorhanden ſind, wo alles ſeitdem verändert iſt, und eine ganze Reihe von geſchichtlichen Kataſtrophen zwiſchen dem damahligen Zuſtande und dem jetzigen in der Mitte liegt, der alſo für das nächſte Zeitverhältniß kaum eine entfernte Analogie, nirgends ein unmittelbares Intereſſe darbiethet, mit dem großen Verſtande eines Thucydides aufgefaßt, in dieſem hohen Kunſtſtyle nicht bloß redneriſch dargeſtellt, ſondern zugleich mit der durchdachteſten Kenntniß des Menſchen, des öffentlichen Lebens, und der innerſten Staatsverhältniſſe entfaltet wird, ſo bleibt dieß immer höchſt anziehend und vielfach belehrend; man vertieft ſich gern in das Einzelne eines für uns ſchon ſo weit entfernten Gegenſtandes, und iſt ein ſolches Studium, wenn auch nur als Uebung des politiſchen Nachdenkens, und Schule des hiſtoriſchen Urtheils im hohen Grade als nützlich zu ehren und zu achten. Eben das kann auch da ſeine Anwendung finden, wo der bloße innere Partheienkampf eines minder mächtigen Staats mit dem durchdringenden Geiſte, der feinen Unterſcheidung eines Machiavelli klar auseinander geſetzt, und mit der höchſten Deutlichkeit entwickelt und erklärt wird. Und noch mehr vielleicht, wo ein großer und merkwürdiger Friedenszuſtand, wie jener, welchen der Kaiſer Auguſtus der ganzen civiliſirten Welt der damahligen Zeit gab, oder zu geben verhieß, und auch eine Epoche hindurch zu ſichern wußte, in ſeiner weitern Entwicklung und dem fernern Gange ſeiner nachfolgenden Wirkungen von dem tiefſinnigen Blicke eines Tacitus durchdrungen und von ſeiner Meiſterhand im ausführlichen Weltgemählde entwickelt, und es nun ganz vor unſerm Auge enthüllt wird, wie die ſcheinbare Ruhe an der Oberfläche, überall nur ein inneres Verderben, die zahlloſen Keime der Zerſtörung, und einen Abgrund von Zerrüttung und Verbrechen ſchlecht verdeckte, wie dieſes innere böſe Princip des entarteten römiſchen Staates immer ſichtbarer hervortrat, und ſtufenweiſe unter einer Reihe ſchlechter Regenten immer ſchrecklicher zum Ausbruche kam.

Als Schule des politiſchen Nachdenkens, oder des hiſtoriſchen Urtheils, wie geſagt, bleibt das Studium ſolcher und ähnlicher claſſiſcher Werke in der Geſchichte, von unſchätzbar großem Werthe. — Davon weggeſehen aber, an und für ſich genommen, ſind alle dieſe zahlloſen Schlachten, dieſe endloſen und größten Theils auch zweckloſen Kriege, deren lange Reihe die Annalen der Geſchichte aller Völker ſeit mehreren Jahrtauſenden anfüllt, nur wie einzelne kleine Atome im Verhältniſſe zu dem Ganzen der Menſchheit und ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung. Eben das gilt auch mit geringem Unterſchiede von ſo manchen berühmten Friedensſchlüſſen und Friedens-Syſtemen der frühern Vergangenheit, wenn ſie für das praktiſche Leben und den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge kein Intereſſe mehr haben; welche oft mühſam zu Stande gebracht, und mit großer Kunſt zuſammengehalten, dennoch aber innerlich gebrechlich, früher oder ſpäter, und oft ſchnell genug, wieder auseinander gingen, und zuſammen ſtürzten.

Für die Philoſophie der Geſchichte geht aus allen Kriegsdarſtellungen und Friedensentwicklungen der frühern Jahrhunderte, die für unſre politiſche Gegenwart und die praktiſchen Verhältniſſe ſchon völlig erloſchen und dahingeſchwunden ſind, nur das Eine, allerdings nicht unwichtige Reſultat hervor: daß der innere Zwieſpalt, der im Menſchengeſchlechte und in der Menſchheit liegt, in jeder Zeit und in jeder Hinſicht ſehr leicht auch in einen äußern Kampf und wirklichen Krieg übergehen und ausbrechen kann; ja daß der Frieden ſelbſt, dieſes unwandelbare Ziel der höhern politiſchen Kunſt, aus dieſem Standpunkte angeſehen, nichts anders zu ſein ſcheint, als der durch eben jene Kunſt zurückgehaltne, und immer wieder am Ausbruche verhinderte Krieg, zu dem einige Dispoſition, und irgend ein veranlaſſender politiſcher Krankheitsſtoff faſt immer irgendwo vorhanden iſt. Ganz ſo, oder doch in ähnlicher Weiſe, wie der wiſſenſchaftlich denkende Arzt die Geſundheit des Körpers und die rechte Temperatur derſelben, nur als ein glückliches Gleichgewicht und eine leicht zu verlierende Linie der Mitte zwiſchen zwei entgegengeſetzten Uebeln, oder auch als eine ununterbrochen fortgehende, ſorgſame Vermeidung der Krankheit betrachtet, da faſt immer und eigentlich überall irgend eine Anlage dazu, unter der einen oder der andern Form der Erkrankung, in dieſer oder jener innern organiſchen Unvollkommenheit angetroffen wird, und vorausgeſetzt werden muß.

Die politiſchen Begebenheiten bilden überhaupt nur die eine Seite der Weltgeſchichte und nicht das Ganze des Menſchen und ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung. Alles Wiſſen des Einzelnen, wenn deſſen auch noch ſo viel und vielerlei wäre, bringt noch keine Wiſſenſchaft in philoſophiſchem Sinne zu Stande, die nur im richtigen Begriffe des Ganzen, um es ſo vollſtändig als möglich zu erfaſſen, liegen kann.

So wie die meiſten der neunhundert Millionen der geſammten menſchlichen Bevölkerung auf dem ganzen Erdkreiſe, nach dem höchſten Anſchlage derſelben in einer freilich nur ſehr ohngefähren Berechnung, geboren werden, leben und ſterben, ohne daß eine Geſchichte von ihnen möglich wäre, oder ohne daß ſie auch nur in der allgemeinen Geſchichte einzeln irgend mitzählen: ſo daß die äußerſt kleine Anzahl derjenigen, die man eigentlich hiſtoriſche Menſchen nennen kann, nur die ſeltne Ausnahme bildet, eben ſo kann es auch ganze Völkerſchaften und Länder geben, die nur etwa mit andern zuſammen genommen, auch zum Belege dienen für irgend einen untergeordneten hiſtoriſchen Zuſtand, oder für die allgemeine geographiſche Ueberſicht des Menſchengeſchlechts, ohne daß ſie darum in der Geſchichte des Ganzen, oder in dem Stufengange ſeiner Entwicklung, an und für ſich ſchon eine Stelle einnähmen, einen Theil und Glied des Ganzen bildeten, oder von irgend einer hervortretend bemerklichen Bedeutung und Wichtigkeit für dasſelbe wären. — Es giebt wohl einen Standpunkt, von welchem aus die Sache ganz anders erſcheint und auch wirklich iſt; vor dem allſehenden Auge der Vorſehung liegt gewiß in jedem Menſchenleben, wie kurz es auch abgemeſſen ſein, wie ganz unbedeutend es auch erſcheinen mag, irgend ein Punkt der innern Entwicklung und Entſcheidung, alſo eine Art von Geſchichte, die aber eben nur von jenem Auge erkannt wird, und nur ihm ſichtbar iſt, und iſt alſo keines völlig zwecklos; aber dieſes gilt nur auf dieſem nicht mehr geſchichtlichen Standpunkte, in Beziehung auf die Unſterblichkeit der Seele, und im Zuſammenhange unſers Lebens mit einer andern, uns unſichtbaren Welt. Unſer hiſtoriſches Wiſſen aber iſt auf das menſchliche Gebieth beſchränkt und müſſen wir uns darin auch an den menſchlichen Maaßſtab feſt halten.

Die geiſtige Entwicklung aber, inſofern ſie eine hiſtoriſche iſt, gehört eben ſo wohl mit in dieſes menſchlich geſchichtliche Gebieth, wie die äußern politiſchen Begebenheiten, und iſt keinesweges davon ausgeſchloſſen. Zu jenen ſeltenen Ausnahmen der hiſtoriſchen Menſchen gehört jener alte Meiſter des menſchlichen Scharfſinns, welcher der Lehrer des großen Alexanders geweſen, nicht minder und vielleicht in nicht geringerem Grade der Wichtigkeit, als dieſer Eroberer ſelbſt, obwohl dieſer die Natur, die Welt und das Leben umfaſſende Philoſoph in ſeiner eignen Zeit ungleich weniger anerkannt und berühmt war, als bei einer viel ſpätern Nachwelt. Hier in unſerm europäiſchen Abendlande beſtimmte Ariſtoteles, nachdem alle von dem macedoniſchen Eroberer geſtifteten Reiche längſt von der Erde verſchwunden, vergangen und vergeſſen waren, mehrere Jahrhunderte hindurch als unumſchränkter Monarch der chriſtlichen Schulen des Mittelalters, den Gang des geſammten menſchlichen Wiſſens und Denkens, mehrere Jahrhunderte hindurch: ob immer ganz richtig verſtanden, und in der rechten Bahn und Weiſe, oder nicht, das gilt hier fürs erſte noch gleich, wo bloß von dem vorherrſchenden Einfluſſe auf das Ganze und von der hiſtoriſchen Wichtigkeit die Rede iſt; ja auch in der ſpätern neuern Zeit diente er der beſſern, und auf Erfahrung gegründeten Naturkunde, in welcher er ſelbſt für ſeine Zeit ſo Großes geleiſtet, anfangs und noch lange als Führer und Lehrer.

Die erſte Grundregel des hiſtoriſchen Wiſſens und Forſchens, inſofern damit eine Erkenntniß des Ganzen beabſichtigt wird und erreicht werden ſoll, iſt alſo, daß man die Aufmerkſamkeit auf dieſes und das, was für dieſen Zweck weſentlich und wirklich bedeutend iſt, vorzüglich feſt hält, ohne ſich allzuſehr in das Einzelne der ſpeciellen Unterſuchungen und der hiſtoriſchen Thatſachen zu verlieren, da die Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände ſich in jeder Hinſicht nach allen Seiten in's Unermeßliche erſtreckt; auf welchem Ocean des einzelnen hiſtoriſchen Wiſſens ſonſt jenes Ziel dem Auge völlig verſchwindet. Der erſte gründliche Schul-Unterricht in der Geſchichte, bildet zwar einen nicht bloß wichtigen, ſondern durchaus weſentlichen Beſtandtheil der höhern wiſſenſchaftlichen, und überhaupt jeder gebildeten Erziehung. Eigentlich aber iſt es zunächſt, und für's erſte nur die Nomenclatur der wichtigſten Perſonen, berühmten Nahmen und Begebenheiten, das Skelett der hiſtoriſchen Eintheilungen, nach den chronologiſchen Abſchnitten und Zahlen, oder nach dem geographiſchen Grundriß, was hier dem Gedächtniſſe eingeprägt, und als nothwendig vorangehende Grundlage darin niedergelegt wird, um demnächſt, was erſt ſpäter bei reiferm Alter lebendiger und vollſtändiger erkannt und verſtanden werden kann, darin eintragen zu können. Es iſt alſo dieſe erſte Grundlage, als bleibender Anhaltspunkt im Gedächtniſſe, als leicht zu handhabendes Organ und bequemes Werkzeug einer klaren und richtigen Anordnung für alles nachher noch ſo ſehr erweiterte hiſtoriſche Wiſſen, mehr nur die allgemeine Vorbereitung zum Studium der Geſchichte, als ſelbſt ſchon die Wiſſenſchaft und vollſtändige Erkenntniß derſelben. Auf den höhern Stufen des akademiſchen Unterrichts nimmt der hiſtoriſche Vortrag natürlich eine andre Geſtalt an, je nach der beſondern Richtung des gewählten Studiums und Berufs; es iſt ein ganz andrer Theil und eine andre Seite der Geſchichte und des hiſtoriſchen Wiſſens, welche dem Theologen vorzüglich nothwendig iſt, und eine andre, welche dem Civilſtande oder dem Rechtsgelehrten als Hülfswiſſenſchaft dient. Für den Arzt, und überhaupt den Phyſiker, bleibt die naturhiſtoriſche Seite, und was dieſer auch in der Menſchengeſchichte am meiſten verwandt iſt, die anziehendſte: dem Philologen und Sprachgelehrten aber öffnet ſich von allen Seiten ein ſchwer zu überſehendes, faſt unermeßliches Gebieth von einzelnen antiquariſchen Unterſuchungen, beſonders jetzt, wo nebſt der claſſiſchen Gelehrſamkeit, und den gewöhnlichen morgenländiſchen Sprachen, auch die entferntern aſiatiſchen Sprachen und geſchichtlichen Alterthümer die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Gelehrten ſo ſehr auf ſich gezogen haben, und die Quellen von allen Seiten immer zugänglicher geworden ſind. — Aber auch das Gebieth der neuern politiſchen Geſchichte, woraus für die praktiſchen Staatsgeſchäfte ſo vieles geſchöpft und erlernt werden muß, iſt nicht minder unermeßlich; wenn man neben den claſſiſchen Werken der neuern Zeit dabei auch nur auf die unzählige Menge der einzelnen Memoiren und andern hiſtoriſchen Staatsſchriften ſieht; beſonders zu einer Zeit und in einer Welt, wo auch die Zeitſchriften und die Zeitungen eine Macht und eine Kunſt oder Wiſſenſchaft geworden ſind, und die ſelbſt immer mehr eine Zeitung zu werden droht. Will man in dieſem politiſch ſtatiſtiſchen Gebiethe vollends noch auf die ungedruckten Quellen mit Rückſicht nehmen, ſo iſt gewiß das Archiv manches Staats allein hinreichend, mehr als ein Menſchenleben hinreichend zu beſchäftigen.

Bei allen dieſen ſpeciellen hiſtoriſchen Fächern und beſondern Rückſichten wird das Ganze einem Nebenzwecke untergeordnet; und kann dieß hier auch nicht anders ſein. Es kann vielleicht nützlich ſein, ſelbſt für die ſachkundige Behandlungsweiſe des Ganzen der Weltgeſchichte, und das tiefere Verſtändniß derſelben; wenn man ſich in einer oder der andern jener beſondern Sphären des ſo mannichfachen hiſtoriſchen Wiſſens ernſtlich verſucht, und eine Zeit lang ganz in dieſen Einen Gegenſtand vertieft hat, was faſt niemahls ohne eine beſondere Neigung und faſt partheiiſche Vorliebe für denſelben Statt findet. Indeſſen bleibt dieſes immer nur eine Vorübung für das Ganze, für die Wiſſenſchaft und Philoſophie der Geſchichte, oder ein einzelner Beitrag dazu; aber es iſt noch nicht dieſe ſelbſt. So habe auch ich im Anfange meines literariſchen Lebens, eine geraume Zeit einem ganz ins

Einzelne gehenden Studium der Griechen gewidmet; ſpäterhin hat mich die jetzt zugänglicher gewordene indiſche Sprache und Geiſteseigenthümlichkeit ſehr angezogen. Im Kampfe des Lebens und unter den Gefahren der Zeit, iſt mir dann auch das patriotiſche Gefühl für die eigne vaterländiſche und nächſte Zeitgeſchichte nicht fremd geblieben, und vielleicht ſind einige unter meinen Zuhörern, die ſich noch der vor achtzehn Jahren in dieſem Sinne hier in dieſer Kaiſerſtadt gehaltenen hiſtoriſchen Vorträge zu erinnern wiſſen. Jetzt aber iſt mein Wunſch und vorgeſetztes Ziel, ohne irgend eine antiquariſche, oder ſonſtige aſiatiſche oder europäiſche Vorliebe für das Einzelne, nur das Ganze dieſer welthiſtoriſchen Entwicklung, nach ſeinen weſentlichen Theilen, Gliedern und Stufen zur vollſtändigen Erkenntniß zu bringen, und in vollkommener Klarheit allgemein verſtändlich zu entfalten.

Die erſte hier aufgeſtellte Grundregel, wenn man anders das Ganze im Auge und zum Zwecke hat — die Aufmerkſamkeit vorzüglich nur auf dieſes Eine, Weſentliche zu richten, und ſich nicht zu ſehr in's Einzelne zu verlieren und zu zerſtreuen, betraf mehr die Methode des hiſtoriſchen Wiſſens und Denkens. Die zweite geht auf den Inhalt und Gegenſtand ſelbſt, und ſteht beſonders mit dem Anfange und erſten Thema dieſer Verſuche, nähmlich dem von der Urgeſchichte, in beſonders naher und wichtiger Berührung. Ich würde dieſe zweite Grundregel des hiſtoriſchen Forſchens ganz einfach etwa ſo ausdrücken: Man muß nicht alles erklären wollen. Die hiſtoriſche Ueberlieferung darf man in der Wiſſenſchaft der Geſchichte niemahls verlaſſen, ſonſt verliert man allen feſten Grund und Boden. Allein es führt die, wenn auch noch ſo rein erfaßte und ſtreng geläuterte hiſtoriſche Ueberlieferung nicht immer eine völlige und gleichſam mathematiſch erwieſene Gewißheit mit ſich, wie dieß beſonders in der alten und älteſten Geſchichte nicht ſelten der Fall iſt. Hier bleibt nun nichts übrig, als das Beſte und Sicherſte, was uns die Ueberlieferung, ſo weit wir ſie haben, giebt, ſo wie es gegeben iſt, ſtehen zu laſſen, geſetzt auch, daß einiges darin uns ſehr fremd und dunkel ſchiene, oder noch räthſelhaft bliebe; wo vielleicht die Löſung des Räthſels ſich oft unerwartet an einer ganz andern Stelle, durch das Zuſammenhalten mit einem andern Zweige der hiſtoriſchen Erkenntniß, oder ſoll ich ſagen, Strome der Ueberlieferung, von ſelbſt findet. Sehr gewagt aber iſt es, immer gleich alles vollſtändig erklären, und was etwa lückenhaft ſcheint, gleich ergänzen und das Fehlende hinzuſetzen zu wollen; denn in dieſer Neigung liegt eben die eigentliche Veranlaſſung und der erſte Keim zu allen willkührlichen und gewaltſamen Hypotheſen, welche die Wiſſenſchaft der Geſchichte weit mehr als das offne Geſtändniß deſſen, was wir noch nicht wiſſen, oder wovon wir keine ſichre Kunde haben, erſchweren, oder vielmehr verderben; und eben dadurch, jeder im erſten Urſprunge vielleicht nicht ganz unwahren Anſicht wenigſtens eine ſchiefe Richtung, oder eine viel zu weite, falſche Ausdehnung geben. — Und wenn es bloß etwas Einzelnes iſt, was uns nicht recht erklärlich ſcheint, und was wir unerklärt ſtehen laſſen; ſo wird uns dieſes auch nicht immer hindern, das Ganze der hiſtoriſchen Entwicklung des Menſchen dennoch zu begreifen, ſo weit dieſes nach menſchlichem Maaßſtabe möglich iſt, und alſo zu verſtehen, wenn auch im Einzelnen noch irgend eine minder wichtige Lücke bleibt.

Ein einzelnes Beiſpiel, welches uns gleich mitten in den Gegenſtand und das vorliegende Thema hineinführt, wird die Sache am beſten deutlich machen können. Denken wir uns, wie kühne Seefahrer, und was ich hier bloß beiſpielsweiſe anführe, hat ſich mehr als einmahl auch wirklich ſo zugetragen, mitten auf dem großen Ocean zwiſchen Amerika und Oſt-Aſien auf eine von rohen Wilden bewohnte Inſel treffen. Dieſe Inſel liegt in einer ſehr weiten Entfernung von der nächſten Küſte des einen wie des andern Continents, und wenn es eine ganze Gruppe von kleinen Inſeln wäre, ſo gilt daſſelbe von dieſer eben ſo gut. Jene Wilde haben nur elende Fiſcherkähne von ausgehöhlten Baumſtämmen, mit denen nicht leicht zu begreifen iſt, wie ſie ſo weit gelangen konnten. Es fragt ſich alſo nun, wie ſind dieſe Wilden, wie iſt dieſer Menſchenſtamm zuerſt hieher gelangt? — Eine heidniſche Natur-Philoſophie zwar, die auch jetzt ihre Stimme oft wieder laut genug erhebt, würde mit der Antwort leicht fertig ſein: „Da ſieht man es eben recht vor Augen," würde ſie ſagen, „wie alles aus dem Grundbrei oder Urſchleim hervorgegangen iſt, wobei es der weitern Annahme eines eingebildeten Schöpfers gar nicht bedarf; ſo ſind auch dieſe von ſelbſt entſtandenen Erdmenſchen, die bekannten Autochthonen der Alten, als wahre Naturſöhne überall aus dieſem fruchtbaren Erdſchlamme heraufgeſtiegen, oder hervorgekrochen." Zwar eine wiſſenſchaftlich tiefere Phyſiologie wird auch bloß von der Seite des menſchlichen Organismus angeſehen, ſchwerlich dieſer chaotiſchen Anſicht und Schlamm-Hypotheſe beiſtimmen können. Denn es iſt auch dieſes Gebilde des organiſchen Menſchenleibes, der jetzt ein Leib des Todes geworden iſt, noch mit vielen und wunderbaren Kräften begabt und ausgeſtattet, und iſt auch noch immer das verborgne Licht ſeines ewigen Urſprungs darin eingeſchloſſen. — Ohne alſo auf jene Streitfrage, die eigentlich außer dem hier vorgezeichneten Kreiſe liegt, jetzt weiter einzugehen, wollen wir und werde ich vielmehr ſtillſchweigend vorausſetzen, daß, wenn gleich der Menſch, wie die alte Urkunde ſagt, aus dem Leim der Erde gebildet wurde, es gleichwohl dieſelbe Hand war, die jeden Einzelnen unſichtbar durch das Leben führt, die auch das ganze Geſchlecht mehr als einmahl vom Rande des Abgrunds errettete, welche dieſen wundervollen Leib gebildet hat, welchem Er ſelber dann den unſterblichen Lebensgeiſt einhauchte. Dieſen göttlichen Funken im Menſchen haben auch die Heiden anerkannt, jener Annahme von Autochthonen unbeſchadet, in der ſchönen Sage oder Dichtung vom Prometheus, und viele ihrer erſten Geiſter, Denker, Redner und Dichter, oder ſonſt ernſte Männer aus dem ſittlichen Leben, haben oft und laut und wiederhohlt der Wahrheit ein Zeugniß gegeben, in dieſer oder andrer Weiſe, unter mannichfacher Verſchiedenheit des bildlichen Ausdrucks, von dieſem dem Menſchen innewohnenden höhern Geiſte und göttlichen Funken. Dieſer ganz allgemeine Menſchen-Glauben nun an den himmliſchen Lichtſtrahl des Prometheus, oder wie man es ſonſt bezeichnen will, in unſrer Bruſt, iſt eigentlich das Einzige, was man hier vorausſetzen darf, und wovon überall ausgegangen werden muß. Bei der entgegenſtehenden Anſicht, bei einem entſchiedenen Unglauben an alles, was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht, iſt überhaupt keine Geſchichte, und keine Wiſſenſchaft derſelben möglich; und dieſes iſt das Einzige, was wir jenem, alles Höhere verneinenden Unglauben für jetzt hier entgegen zu ſetzen haben. Uebrigens iſt dieſe erſte Erſchaffung des Menſchen, oder wie es nach jener andern Anſicht heißen muß, die urſprüngliche Entſtehung dieſes Geſchlechts, ein Gegenſtand, der eigentlich außerhalb den Gränzen der Geſchichte gelegen iſt, und ganz der Offenbarung und dem Glauben überlaſſen bleiben muß; denn bis dahin reicht keine Geſchichte oder Wiſſenſchaft der Geſchichte, und hiſtoriſche Forſchung. Dieſe findet ihren eigentlichen Anfangspunkt, wie ſich dieſes gleich von ſelbſt näher beſtimmen wird, vielmehr in dem zweiten Schritt des Menſchen, der zunächſt ſteht an jenen verhüllten Urſprung und aller Geſchichte vorangehenden Anfang, und unmittelbar auf denſelben folgt. Um aber zu unſerm gewählten Beiſpiel von jener in der Mitte des Oceans gelegenen Inſel, mit den dort wohnenden Wilden und ihren armſeligen Fiſcherkähnen zurück zu kehren; ſo findet ſich leicht nachher die wirkliche Auflöſung des ſcheinbaren Räthſels, bei näherer Bekanntſchaft mit demſelben, wie es auch wirklich meiſtens hiſtoriſch ſo geſchehen, und alſo gelöſt worden iſt. Wird nähmlich die Sprache und die Sage jener rohen und wilden, oder wenigſtens verwilderten Stämme nun näher in Erfahrung gebracht, und vergleichend erforſcht, ſo findet ſich eine ſo auffallende Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit der Sprache und Sage der Stämme des einen oder des andern, obwohl noch ziemlich weit abliegenden Continents, daß über die gemeinſchaftliche Abſtammung von beiden, ſelbſt dem ganz ſkeptiſchen Gemüthe kaum noch ein Zweifel über die Wirklichkeit dieſer hiſtoriſchen Gemeinſchaft bleiben kann, die zu entſchieden, zu auffallend ſichtbar iſt, als daß ſie als bloßes Spiel des Zufalls mit irgend einiger Wahrſcheinlichkeit angenommen werden könnte. Iſt nun dieſes einmahl feſtgeſtellt, wie denn eine ſolche hiſtoriſche Sprachen-, Sagen- und Stammgemeinſchaft zwiſchen allen Völkern der Erde von den naturkundigſten und ſprachgelehrteſten Geſchichtsforſchern jetziger Zeit faſt allgemein ſo gefunden ward, und angenommen wird; ſo bleibt es gleichgültig, oder doch von minderer Wichtigkeit, wie und auf welche Weiſe jener erſte, wilde oder verwilderte Menſchenſtamm hier zuerſt hergelangt ſei; ſo daß es eine verlorne Mühe ſein würde, unter den hundert denkbaren oder undenkbaren Zufällen und Möglichkeiten, welche dieß veranlaßt oder verurſacht, oder dabei mitgewirkt haben können, irgend eine auszuwählen, um ſie als beſte Erklärung zu geben, und vielleicht eine ſinnreich erdachte Hypotheſe darüber aufzuſtellen, wie das Land hier von beiden Seiten vielleicht anders geſtellt geweſen ſein mag, ehe ein näherer Zuſammenhang mit jenem verlornen kleinen Eilande durch die zerſtörenden Fluthen unterbrochen ward; oder in welcher von den letzten großen Natur-Kataſtrophen der Erde dieſe Losreißung etwa geſchehen ſein kann. Man läßt dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſein, und geht mit dem Haupt-Reſultate zufrieden eben weiter in der hiſtoriſchen Unterſuchung und Ueberſicht der Erde. Denn freilich biethet uns dieſe in ihrer jetzt genauer erkannten, und ſorgſamer unterſuchten Oberfläche, noch ganz andere und viel wichtigere Räthſel, gerade in Beziehung auf den Menſchen und ſeine Urgeſchichte dar, als die in jenem erſtgewählten Beiſpiele liegen.

Es iſt allgemein bekannt, wie an ſehr vielen Orten in allen Welttheilen und überall auf der Erde, im Innern der Berge oder auch auf der Ebene, oft ganz nahe an der Oberfläche, manchmahl auch tiefer liegend, oder andremahle im Innern der Hochgebirge bis zu einer ſehr bedeutenden Höhe über der Meeresfläche hinauf, ganze Schichten von verſchütteten Gebeinen, jetziger oder auch ehemahliger und jetzt nicht mehr vorhandener Thierarten gefunden werden, als der chaotiſche Niederſchlag einer alles verheerenden Ueberſchwemmung; wobei denn jeder gleich an die allgemeine Ueberlieferung von der großen Fluth erinnert wird. An andern Orten ſind es wieder weit ausgedehnte Lager von Korallen, Seemuſcheln, und andern Seegewächſen und Meer-Produkten, unverkennbare Strecken von altem Meeresgrund, zum Theil ganz ſo, wie auch der jetzige noch beſchaffen iſt, die hier im feſten Erdboden eingeſchichtet ruhen. Es ſind aber dem Anſcheine nach, nicht bloß Denkmahle von Einer Naturbegebenheit, ſondern viele Räthſel ſehr mannichfacher Art treten uns aus dieſen elementariſchen Rieſengräbern der Urzeit entgegen, die zunächſt zwar nur die Erde, als das Wohnhaus des Menſchen, angehen, eben darum aber auch auf den Menſchen ſelbſt und ſeine Urgeſchichte, wo nicht unmittelbar doch mittelbar eine ſehr nahe Beziehung haben. Ein einzelner Fall wird auch hier am beſten dienen, um unter ſo vielen, was vielleicht nicht mehr erklärt werden kann, dasjenige zu bezeichnen, worauf es für die Geſchichte am meiſten ankommt, ſo wie das, worauf man ſich zu beſchränken, und woran man ſich zu halten hat. Vor nicht eben langer Zeit, erſt vor etwa neun Jahren, entdeckte man in der Provinz Yorkſhire in England, eine Höhle, meiſtens angefüllt mit den Skeletten und Knochen von Hyänen, von der Gattung, wie dieſe jetzt am Cap, an der Südſpitze von Afrika gefunden werden; dazwiſchen Gebeine von Tigern, Bären, Wölfen, dann von Elephanten, vom Rhinoceros und von andern Thieren, unter denen ſelbſt die alte größere Hirſchart auch jetzt nicht in England gefunden wird. Der ſinnig forſchende Natur-Philoſoph Schubert, den ich in Gegenſtänden dieſer Art, am liebſten zum Führer nehme, bemerkt in ſeiner Naturgeſchichte, über dieſe neu entdeckte Grabeshöhle einer andern, längſt untergegangenen Vorwelt der Natur, daß zunächſt der Gedanke ganz unſtatthaft ſei, als könnte dieſe ganze Schicht von Gebeinen durch die Fluthen aus einer weiten ſüdlichen Ferne ſo wohlbehalten bis hieher heran geſchwemmt worden ſein. Er macht vielmehr wahrſcheinlich, daß die ganze Höhle einer Heerde von Hyänen zum Aufenthalt gedient habe, und daß die andern Thier-Gebeine erſt von dieſen hieher zuſammengeſchleppt ſeien; indem dieſes furchtbare Raubthier ſich vorzüglich von Knochen nährt, die es wohl zu zermalmen weiß, weßhalb es auch gern die Leichen auszuſcharren pflegt. — Welch ein unermeßlicher Abſtand von dem jetzigen hoch civiliſirten Zuſtande, den blühenden Landſchaften, dem mit allen Gebilden des menſchlichen Fleißes, mit allen Gewerben künſtlicher Arbeit überdeckten und faſt überfüllten

Erdboden und geſchmückten Garten, dieſer alle Meere beherrſchenden Inſelkönigin, bis zu jener wilden Zeit, wo hier Heerden von Hyänen umherſchweiften, unter andern Rieſenthieren der ſüdlichen Zone und des tropiſchen Himmels! So muß man alſo annehmen, daß das Klima der Erde in irgend einer der lezten großen Natur-Kataſtrophen völlig verändert worden, und daß ehedem auch der jezt ſo eiſige Norden in glühender Wärme, der herrlichſten Fruchtbarkeit, und eines reichen Lebens in höchſter Fülle genoß. Noch entſchiedenere Thatſachen in Menge ſprechen für eben dieſe Annahme, oder man darf wohl ſagen Gewißheit, wo man im hohen Nord-Aſien und überhaupt in den Polarländern, ganze Palmenwälder, in jenen unterirdiſchen Schichten, oder auch die wohlerhaltenen Ueberreſte großer Heerden von Elephanten, und ſehr vieler andern ihnen nah verwandten, aber jezt nicht mehr vorhandenen Thiergattungen beiſammen gefunden hat. Lange bevor die meiſten dieſer Thatſachen bekannt und entdeckt waren, hatte Leibniz vermuthet, daß die Erde ehedem überhaupt, und auch im Norden eine viel höhere Wärme-Temperatur gehabt habe, als in der jezigen Welt-Periode des vorherrſchenden und zunehmenden Froſtes; und Büffon und andere haben darauf ihre Hypotheſe von einem großen Centralfeuer im Innern der Erde gegründet. Was nun zwar das eigentliche Innre, und dieſe innre Tiefe der Erde betrifft, ſo dürfte dieſe Region wohl dem Auge des ſterblichen Menſchen ganz verſchloſſen, und wenigſtens auf dieſem gewöhnlichen naturhiſtoriſchen und geognoſtiſchen Hypotheſen-Wege, durchaus unzugänglich ſein. Es dürfte die ganze, für den Menſchen und ſeine Exiſtenz, und auch für alles andre organiſche Leben individueller Geſchöpfe, beſtimmte Region, ſo wie auch die Sphäre des für den Menſchen in dieſer Weiſe ſinnlich Erkennbaren, wohl nur auf eine ſehr ſchmale Linie der Mitte zwiſchen dem Oben und Unten beſchränkt ſein, die im Verhältniß zu dem Erddurchmeſſer, oder auch dem Halbmeſſer äußerſt gering iſt, und nur die lezte Oberfläche und obere Haut, oder bloße Epidermis des ganzen Erdkörpers bildet. Schon in einer ſehr geringen Tiefe hört aller Wechſel der Jahreszeiten auf, und iſt ewig und immer die gleiche Temperatur, die eher der Kälte ſich nähert, als einer belebenden Wärme. Doch iſt von dieſer Seite die Gränze des irdiſch Zugänglichen noch nicht ſo genau abgemeſſen und ſcharf beſtimmt, als nach oben, wo nicht nur in den höhern Alpen und Eisgletſchern dieſe letzte erreichbare Gränze hinreichend bekannt iſt, ſondern auch in dem freien Aether der obern Luft ein durch ſein Unglück berühmter Luftſchiffer auf ſeine eigenen Koſten die Erfahrung gemacht hat, wie ſehr nahe uns nach oben jene Gränze ſteht, wo in der tödtenden Kälte alles Leben, und alle Beobachtung aufhört. Es iſt in der Natur eben ſo wie im menſchlichen Leben und im ſittlichen Verhältniß; es gehören auch hier zwei dazu, wo Licht und Wärme ſein ſoll, ehe dieß geſchehen kann: Eine Kraft, welche das Licht giebt und die Wärme mittheilt, und Ein Weſen, welches das eine und die andere zu empfangen und in ſich aufzunehmen fähig iſt. Wo es an dieſer Eigenſchaft fehlt, da iſt ewige Finſterniß, oder auch ewige Todeskälte; und ſo darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, verdient aber wohl beachtet zu werden, wie das ganze Spiel der Wärme und des dadurch erregten Lebens nur auf dieſe niedre Atmoſphäre der untern Luft beſchränkt iſt. Man kann nicht oft genug daran erinnern, wie nothwendig es überhaupt, und alſo auch in dieſer Hinſicht iſt, ſich zunächſt nur auf die kleine, ſo eng begränzte menſchliche Sphäre zu beſchränken, und in dieſen Gränzen zu bleiben. Es bedarf alſo eigentlich auch gar nicht jener Vorausſetzung eines plötzlich erloſchenen Centralfeuers, wie wenn ein Ofen kalt wird, oder anderer ſolcher gewaltſamer Hypotheſen, um die Thatſache zu erklären, daß die bewohnbare Erde ehedem auch im Norden ſo viel wärmer geweſen iſt, da eine bloße Veränderung der untern Atmoſphäre, wie ſie bei der letzten großen Natur-Kataſtrophe der allgemeinen Fluth ohnehin anzunehmen höchſt wahrſcheinlich iſt, dazu vollkommen hinreicht; wenn nähmlich dieſe Atmoſphäre ehedem ungleich reiner, balſamiſcher, lebendiger geweſen. Daß ſich die Stellung der Erdaxe gegen den Aequator verändert habe, und dadurch ein ſolcher Umſchwung im Klima verurſacht werden, mag als bloße Möglichkeit denkbar ſein, bleibt aber doch bis auf weitere Begründung eine ganz willkührliche Hypotheſe. Aber auch ohne ſich in ſolche Vorausſetzungen und mathematiſche Berechnungen zu verlieren, und ohne noch in jene verborgene Tiefe bis zu dem vermeinten Centralfeuer geognoſtiſch eindringen zu wollen, giebt es auf unſrer bewohnten Erdoberfläche ſelbſt, oder doch ganz nahe an derſelben, Denkmahle und Spuren genug in den noch jetzt thätigen Vulkanen, in ſo vielen andern ſchon erloſchenen, und in dem nah verwandten Phänomen der Erdbeben, von einem ehedem viel mächtiger gewirkten Feuer-Princip, von dem jetzt nur dieſe ſchwachen Nachwirkungen noch übrig geblieben ſind. Denn wenn nicht bloß die Baſalte, ſondern auch die Porphyre und Granite, und überhaupt die Urgebirge, ſo wie die dieſen zunächſt verwandten, nach geognoſtiſchen Grundſätzen, für eben ſo gewiß vulkaniſcher Natur gehalten werden müſſen, als in den Flözgebirgen das chaotiſch wirkende und bildende Element des Waſſers vorwaltet; ſo kann dieſe Lagerſtätte des unterirdiſchen, obwohl jetzt größtentheils ſchlummernden Feuers mit allen ſeinen vulkaniſchen Adern und Erdbebengängen, leicht eben ſo weit verbreitet ſein, als die gegenwärtig einen ſo großen Theil der Oberfläche unſers Planeten einnehmende Waſſerbedeckung. Weil aber die feuerſpeienden Berge auch im Weltmeer, oder vielmehr im Grunde und auf dem Boden deſſelben vorhanden ſind, und ihre Ausbrüche durch die Waſſermaſſe hindurch bis zur Oberfläche hinaufdringen, weil auch dort Erdbeben wahrgenommen werden, und nicht ſelten neue Inſeln durch vulkaniſche Kraft aus der Meerestiefe herausgetrieben und emporgehoben wurden; ſo ſchließen die Naturforſcher daraus mit Recht, daß jene vulkaniſche Grundlage der Erdoberfläche, wenn auch noch nah genug an dieſer, doch um etwas tiefer gelegen ſein muß, als der Meeresgrund; und die Annahme, welche dieſe Entfernung in die Tiefe, auf etwa 36,000 Fuß, oder anderthalb geographiſche Meilen unter der Meeresfläche beſtimmt, ohne ſich weiter mit Hypotheſen in das Unermeßliche der innern Tiefe zu verlieren, dürfte wohl die beſcheidnen Gränzen einer ſorgfältig abwägenden Wahrſcheinlichkeit nicht überſchreiten. In der jetzigen Natur-Epoche der

Erdoberfläche iſt überall noch das Element des Waſſers das vorherrſchende; wenn aber die tiefer liegende vulkaniſche Kraft, und überhaupt das damit verwandte Feuer-Princip für die Erd-Verhältniſſe in einer frühern Natur-Epoche eben ſo vorherrſchend und überwiegend war und wirkte, wie ſpäterhin das Waſſer; ſo iſt wohl begreiflich, wie dadurch auch die äußere Atmoſphäre weſentlich anders modificirt werden, und das Klima der Erde auch im Norden damahls ganz verſchieden von dem ſein konnte, wie es jetzt iſt. — Ueber die aus der alten Fluth zurückgebliebenen Knochen-Schichten, und hier begrabenen Ueberreſte der ehemahls Lebendigen, iſt noch eine Bemerkung hinzu zu fügen, die in Beziehung auf den Menſchen und ſeine Geſchichte in der Urzeit auf den erſten Blick nicht unwichtig ſcheint; daß nähmlich unter ſo vielen Gebeinen der übrigen größern und kleinern Landthiere, die doch ſonſt eine ſehr mannichfaltige und reiche unterirdiſche Naturalien-Sammlung bilden, faſt nirgends foſſile Menſchenknochen gefunden werden. Manchesmahl hat man wohl anfangs für menſchliche Rieſengebeine gehalten, was ſpäterhin doch als Thierknochen erkannt wurde. Sonſt aber iſt es eine ſo höchſt ſeltne und einzelne Ausnahme, daß ſich unter den andern Ueberreſten auch einmahl ein wirkliches Menſchengebein findet, eine Kinnlade, ein Menſchenſchädel, oder auch ein ganzes Menſchen-Skelett, wie in einem einzelnen Fall ein ſolches mitten im Kalkſtein eingeſchloſſen gefunden wurde, oder auch eine oder die andere Geräthſchaft der Urwelt, oder Waffe von Menſchenhand, ein ſteinernes Meſſer, ein kupfernes Beil, eine eiſerne Keule, ein alterthümlicher Dolch mitten unter menſchlichen Gebeinen; daß die Seltenheit der Ausnahme nur dient, um die Regel im Allgemeinen zu beſtätigen. Wollte man deßhalb nun ſogleich den Schluß ziehen, daß während aller dieſer Natur-Kataſtrophen der Menſch und das Menſchengeſchlecht vielleicht noch gar nicht vorhanden geweſen ſei, ſo wäre dieß wieder eine ſehr übereilte, grundloſe und völlig unhiſtoriſche Hypotheſe, gegen welche ſich auch von Seiten der Phyſik ſehr vieles einwenden ließe, was hier einzeln durchzugehen zu weit führen würde. Jener Umſtand, daß ſo äußerſt wenige und faſt gar keine foſſilen Menſchen-

Knochen unter den übrigen Reſten der Urwelt aus der großen Fluth gefunden werden, kann vielleicht ganz einfach bloß darauf beruhen, daß die Knochen des Menſchen, bei ſeiner künſtlich gemiſchten, gewärmten und gewürzten Nahrungsweiſe, nach ihrer chemiſchen Beſchaffenheit und Structur, der Zerſtörung mehr ausgeſetzt ſein, und weniger Widerſtand leiſten können, als die von andern Thieren. Ich möchte hier wieder in Erinnerung bringen, was ich ſchon früher bemerkte, und was beſonders hier gilt und auf die Geſchichte und den Zuſtand der älteſten Zeit und Urwelt ſeine Anwendung findet: daß man nicht Alles zugleich vollſtändig, und mit entſcheidender Gewißheit, ganz befriedigend, ſoll erklären wollen; und daß man demungeachtet von dem Ganzen und Weſentlichen ſich einen nicht ganz unrichtigen Begriff zu bilden im Stande ſein wird, wenn auch im Einzelnen fürs Erſte manches unerklärt ſtehen bleibt, oder wenigſtens nicht ganz erklärt werden kann. Eben ſo würde es auch übereilt, und nicht der hiſtoriſchen Behutſamkeit gemäß ſein, wenn man alle jene Natur-Kataſtrophen, von denen die jetzt in ihren Grabſtätten genauer erforſchte Erde, die ſprechenden Denkmahle und räthſelhaften Inſchriften zum Beweiſe liefert, durchaus und ganz ausſchließend auf die Eine reduciren wollte, welche der hiſtoriſchen Zeit am nächſten liegt, und auch von der hiſtoriſchen Ueberlieferung aller, oder doch der meiſten alten Völker am allgemeinſten und deutlichſten bezeugt und bezeichnet wird; da es wohl mehrere gewaltſame und große Natur-Kataſtrophen von mannichfacher und ſehr verſchiedener Art, wenn auch von minder allgemeiner Ausdehnung, neben, oder nach, und ganz beſonders vor dieſer Einen gegeben haben kann, und ſehr wahrſcheinlich auch wirklich gegeben hat. Der Durchbruch des ſchwarzen Meers in den thraciſchen Bosporus, wird von ſehr competenten Beurtheilern in dieſer Sache, für ein völlig hiſtoriſches, wenigſtens den hiſtoriſchen Zeiten ſchon näher liegendes verhältnißmäßig nicht ſo uraltes Ereigniß gehalten. Ein berühmter nordiſcher Naturforſcher hat als ſehr wahrſcheinlich nachgewieſen, daß das caspiſche Meer ſammt dem Aral-See ehemahls mit dem ſchwarzen Meere zuſammengehangen habe, während von der andern Seite das Nordmeer bis nahe an dieſe Gegend und tief in das Land hinein ſich erſtreckte, aber mit zum Theile anderen und von jenen der ſüdlichen Meere verſchiedenen See-Produkten und See-Gewächſen. Es muß überhaupt das Meer ehedem viel weiter auf der Erde und auch an manchen Stellen des jetzigen feſten Landes verbreitet geweſen ſeyn, wie ſich aus den großen, weit ausgedehnten Salzſteppen in Aſien, Afrika und ſelbſt noch hier und da im öſtlichen Europa ergiebt, die viele und unverkennbare Spuren und Kennzeichen von der Beſchaffenheit des Meerbodens an ſich tragen. — Nicht alle dieſe Veränderungen ſind durchaus nothwendig und allein, grade nur von der Einen, letzten allgemeinen Fluth herzuleiten; ſo wie der vermuthete Durchbruch des mittelländiſchen Meeres in den großen Ocean, ſo wie manche andre bloß partielle Erd- oder Meer-Kataſtrophe, auch noch ſpäter als jene und mehr einzeln für ſich Statt gefunden haben kann. — Die ehemahlige Herrlichkeit des Nordens, wie ſie aus dieſem Reichthume organiſcher Produkte des üppigſten Klima hervorgeht, ſtimmt ſehr überein, und erinnert an manches in den Sagen der älteſten, und beſonders auch der ſüdlichen aſiatiſchen Völker, wo der Norden ebenfalls ſehr hoch geſtellt, und ungemein verherrlicht wird. Ein gewiſſer Naturvorzug des Nordens ſcheint wohl auch in der Wahrheit begründet, und ſelbſt wiſſenſchaftlich nachgewieſen werden zu können. Sehr ungleich wenigſtens erſcheint die Nordſeite und das Süd-Ende unſers Planeten, wenn wir auch nur den Erdglobus betrachten, mit dem was er uns nach dem jetzigen Stande der geographiſchen Kenntniß bezeichnet und darbiethet. Während der alte und der neue Continent, Nord-Aſien und Amerika ſich mit ſtarken breiten Ländermaſſen hoch gegen den Nordpol hinauf drängen, ſo daß noch nicht überall die Gränze des Landes in dieſen Eisgegenden hat ganz beſtimmt werden können; iſt um den viel kältern Südpol das Waſſer ganz vorherrſchend, in welches ſich nur das Süd-Ende von Amerika, nebſt der letzten Inſel des fünften Welttheils von Polyneſien, als die äußerſte Spitze des eigentlichen Landes nicht ſehr weit hinein erſtrecken; und darüber hinaus, ſo weit die kühnſten Seefahrer auch vorzudringen geſucht, haben ſie überall nur Meer und Eis, nirgends aber ein eigentliches Polarland von irgend bedeutendem Umfange entdecken können. Es iſt alſo hier die kältere, wäſſerichte Seite, oder wie man in einem dynamiſchen Sinne ſagen würde, das negative ſchwächere Ende des Erdkörpers; während der Nordpol dagegen als der poſitive und kräftigere hervortritt, da auch der Mittelpunkt der magnetiſchen Anziehung und des magnetiſchen Lebens der Erde zwar nicht mit dem mathematiſchen Nordpunkte zuſammenfällt, aber doch hier in einer nicht ſehr großen Entfernung daneben liegt; ſo wie auch in andern Erſcheinungen und Sphären der Natur, der eigentliche Mittelpunkt des Lebens nicht immer mit der mathematiſchen Mitte Eins iſt, ſondern meiſt um etwas zur Seite davon entfernt, oder daneben gefunden wird. Ganz vorzüglich aber kommt hiebei noch der Umſtand in Betracht, daß auch am nördlichen Sternenhimmel bei weitem die meiſten herrlichen und großen Sterne und Sternbilder gefunden werden, deren zwar auch der Südhimmel nicht ganz entbehrt, doch aber bei weitem nicht in dieſem Grade, und in dieſer Menge damit geſchmückt iſt. Für ſolche Eindrücke waren die erſten Menſchen der alten Zeit gewiß viel empfänglicher, als die jetzige Welt; und es können wohl dunkle Naturgefühle dieſer Art, auf den wahren Naturvorzug des Nordens gegründet, und zum Theile daraus hervorgegangene dichteriſche Sagen, ſelbſt bei den früheſten Wanderungen und Völkerzügen mitgewirkt haben, um ihnen dieſe Richtung nach dem Norden zu geben, und eine ſehr frühe Anpflanzung und Bevölkerung deſſelben zu veranlaſſen; da in dieſer Urzeit des Menſchengeſchlechts ein ahnender Inſtinkt gewiß öfter die bewegende Urſache war, und auch als ſolche angenommen und vorausgeſetzt werden kann, als eine merkantiliſche Vortheilsberechnung, wie etwa in der ſpätern Zeit bei den Phöniciern und ihren Kolonien. Uebrigens muß hier noch die Bemerkung hinzugefügt werden, daß ſelbſt in der jetzigen Beſchaffenheit, der hohe Norden auch ſeine eigenthümlichen Schönheiten und Vorzüge hat, und daß ihm durch Menſchenfleiß eine weit größere Fruchtbarkeit abgewonnen werden kann, als man nach dem erſten rauhen Eindrucke vermuthen ſollte. In dieſem Sinne muß man alſo wohl die Sage der Alten von dem frommen und ſeligen Volke der Hyperboräer auffaſſen, und kann ſie dann leicht begreiflich finden und in jenem Sinne auch verſtehen, ohne jedoch allzuviel daraus folgern zu wollen. Wenn dagegen einige ſonſt geiſt- und kenntnißreiche Naturforſcher durch jene Gründe bewogen und eingenommen, faſt geneigt ſcheinen, das ehemahls ſüdlich warme Polarland des Nordens als einen der früheſten, oder gar als den allerfrüheſten Wohnſitz des Menſchengeſchlechts anzunehmen; ſo kann ich ihnen hierin darum nicht folgen, weil die hiſtoriſche Ueberlieferung damit nicht übereinſtimmt, ſondern uns in überwiegender und entſcheidender Allgemeinheit bei den meiſten und älteſten Völkern und mit den gewichtvollſten Zeugniſſen auf das mittlere Aſien hinführt und hinweiſt. Die Sage der Alten von der Inſel Atlantis ſcheint zwar als eine hiſtoriſche gemeint zu ſein und verſtanden werden zu müſſen; ſtatt eine glückſelige Nord-Inſel im Polarkreiſe darin zu ſehen, würde ich jedoch viel natürlicher finden, dieſe Sage auf eine dunkle Schifferkunde von Amerika zu deuten, oder von den nächſtgelegenen Inſeln, auf die auch Columbus zuerſt ſtieß, und bis wohin phöniciſche Seefahrer, nachdem ſie Afrika Zweifels ohne umſchifft haben, auch leicht einmahl verſchlagen worden ſein können. Ich habe es mir einmahl zum unwandelbaren Grundſatze gemacht, überall der hiſtoriſchen Ueberlieferung zu folgen, und ſelbſt da noch an dieſem Faden feſtzuhalten, wo uns manches in ihren Ausſagen und Angaben fremd erſcheint, oder faſt unerklärlich, und wenigſtens räthſelhaft bleibt; denn ſobald man dieſen Faden der Ariadne in der alten Welt und Geſchichte fahren läßt, findet man keinen Ausweg mehr aus dem Labyrinthe der willkührlich erſonnenen Syſteme und dem Chaos der verſchiedenen Meinungen. Aus eben dieſem Grunde kann ich auch der allzugewaltſamen Hypotheſe des zu Ende des vorigen Jahrhunderts hochberühmten Geognoſten de Luc über die Sündfluth nicht beiſtimmen, welche der vortreffliche Stolberg in ſein großes Geſchichtswerk mit aufgenommen hat; da der Urheber dieſer Anſicht, dieſelbe keinesweges der moſaiſchen Erzählung von der Noachiſchen Fluth entgegen zu ſtellen, oder dieſe etwa auf die Seite zu ſchieben, im Sinne hatte, ſondern vielmehr dieſelbe durch ſeine Hypotheſe auf das Vollſtändigſte zu rechtfertigen, und zu erklären glaubte. Ich kann ſie aber weder mit der heiligen Urkunde ſelbſt, noch überhaupt mit der hiſtoriſchen Ueberlieferung irgend vereinbar finden. Es beſteht aber dieſe Hypotheſe darin, daß die Sündfluth nicht bloß eine allgemeine Ueberſchwemmung auf der ganzen Erde nach der gewöhnlichen Annahme geweſen, ſondern daß dabei eine totale Umkehrung der flüſſigen und der feſten Hälfte der Erdoberfläche, eine gänzliche dynamiſche Verwechslung von Land und Meer Statt gefunden habe, ſo daß was ehemahls Land geweſen, jetzt Meer geworden, das jetzige Land aber aus dem ehemahligen Meere erſt ſeitdem entſtanden ſei. Dieſes iſt aber weit mehr als in dem alten Berichte von der Noachiſchen Fluth liegt, oder mit geſundem kritiſchen Sinne ſich irgend hinein legen läßt; und die Vorausſetzung, daß jene Nahmen von Flüſſen oder Landſchaften, die in der moſaiſchen Schilderung vorkommen, auf dem alten ehemahligen feſten Lande eben ſo gelautet, und nun auf ähnliche Gegenſtände in dem erſt mit, oder nach, oder aus der Sündfluth neu entſtandnen feſten Lande übertragen worden ſein, trägt allzuſehr das Gepräge des willkührlich Erdachten, als daß ſie bei jenen, welche an der hiſtoriſchen Ueberlieferung feſthalten, irgend Eingang oder einigen Glauben finden könnte. Wäre durch die geognoſtiſchen Thatſachen, in denen man wohl leicht Beweiſe, nicht bloß für Eine ſolche allgemeine Fluth wie die Noachiſche, ſondern für noch gewaltſamere Natur-Kataſtrophen, und für weit mehr, als eine Sündfluth hinreichend finden, und zu finden glauben kann; wäre durch dieſe geognoſtiſchen Thatſachen, wie ſie jetzt vor uns liegen, ein ſolcher totaler Wechſel und dynamiſcher Umſchwung zwiſchen Meer und Land wirklich erwieſen, was ich Andren zu prüfen und zu beurtheilen überlaſſen muß, ſo müßte von der hiſtoriſchen Seite, und im Vergleiche mit der moſaiſchen Urkunde angeſehen, dieſes wohl weit eher auf jene ältere Epoche bezogen werden, von welcher es dort heißt: „Die Erde war ungeſtalt und öde, und Finſterniß lag auf dem Abgrunde: aber der Geiſt Gottes ſchwebte über den

Waſſern;" — in welchen Worten, nebſt den erſten ſich ſchon meldenden Vorbothen eines neuen Morgens der Schöpfung, ein noch durchaus finſtrer und wüſter Zuſtand der Erde, zugleich aber auch eine damahls noch gewaltig vorherrſchende Macht des Waſſer-Elements auf das Deutlichſte angegeben und bezeichnet wird. Auch die Scheidung der Elemente, der obern und untern Gewäſſer und Fluthen am zweiten Schöpfungstage, die bleibende Begränzung des Meeres zur Bildung und zum ſichtbaren Hervortritte des feſten Landes, enthält wieder eine allgemeine Erdveränderung in ſich, und dient von neuem zur Beſtätigung, daß in der moſaiſchen Urkunde nicht bloß von Einer, ſondern von weit mehr als Einer großen Natur-Kataſtrophe die Rede ſei; was bei der geognoſtiſchen Erklärung und Auslegung derſelben, oft viel zu wenig beachtet worden iſt. Jener kühnen und nicht begründeten Hypotheſe tritt aber auch von Seiten der geognoſtiſchen Thatſachen, manches entgegen; indem mitten unter ſo großen Strecken und Schichten von altem Meeresgrunde, dazwiſchen auch wieder viele andre Stellen gefunden werden, mit den angehäuften Ueberreſten von Landthieren, oder auch Baumſtämmen und andern Produkten, und Spuren der Vegetation, welche nicht dem Meere, ſondern dem feſten Lande angehören. In der moſaiſchen Darſtellung von dem erſten Wohnſitze des Menſchen, iſt ganz unverkennbar und mit der beſtimmteſten Deutlichkeit jenes Mittelland von Weſt-Aſien bezeichnet, welches an den zwei großen Strömen, und zwiſchen den vier Halbmeeren, dem perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, dann dem caspiſchen und mittelländiſchen Meere gelegen iſt, und auf welches auch die älteſte Ueberlieferung der meiſten andern hiſtoriſchen Völker uns hinweiſt. Die alte Sage der europäiſchen Völker von ihrer eignen Herkunft und älteſten Geſchichte führt uns überall in die kaukaſiſchen Gegenden, nach Klein-Aſien, Phönicien und Aegypten, alſo in die Nähe, in die Umgebung und ſelbſt ſchon an die Küſte jenes Mittellandes. Unter den älteſten aſiatiſchen Nationen ſetzen die Chineſen den Sitz ihrer Cultur, und die Sage von dem Urſprunge und der Herkunft derſelben, in die ganz nordweſtlich gelegene Provinz Shenſi, die Indier aber im Norden des Himalaya.

Dieſes führt uns alſo auf Baktrien, welches nahe an Perſien gränzend, durch dieſes ſchon näher mit jenem Mittellande zuſammenhäng., von welchem das heilige Urland der perſiſchen Sage, Atropatene, d. h. das Feuerland, oder das jetzige Aderbidjan ſchon ſelbſt einen Theil bildet. Mit einer Deutlichkeit und Gewißheit, die gar keinen Zweifel zuläßt, werden in der moſaiſchen Beſchreibung, die beiden großen Ströme dieſes Mittellandes, der Euphrat und der Tigris, mit denſelben Nahmen, welchen ſie auch ſpäter führten, angegeben; und ſelbſt der Nahme Eden iſt noch bis in die ſpätere Zeit einer Gegend bei Damascus, und einer andern in Aſſyrien geblieben. Den dritten Strom des Paradieſes hat man mehr nördlich in der kaukaſiſchen Gegend geſucht, und obwohl nicht mit der gleichen Gewißheit, wie die erſten beiden, etwa in dem Phaſis zu finden geglaubt. Den vierten ſüdlichen, erklären die alten Ausleger meiſtens für den Nil; allein die Beſchreibung ſeines Laufs iſt ſo ganz verſchieden, und ſtimmt ſo gar nicht mit der gegenwärtigen Lage von dieſem und der ganzen jetzigen Geographie dieſer Erdgegend überein, daß hier wenigſtens auch eine ſehr große Veränderung mit demſelben vorgegangen ſein müßte, woraus ſich dieſe Verſchiedenheit der alten Schilderung dieſes Stromlaufes mit der jetzigen Geographie des Landes herleiten ließe. Aber noch in einem andern Umſtande, der meiſt zu wenig beachtet wird, zeigt ſich jene Verſchiedenheit und Disharmonie zwiſchen der moſaiſchen Beſchreibung und der Beſchaffenheit des Landes, wie es jetzt iſt, auch ſehr auffallend. Die Ströme des Paradieſes laſſen ſich wohl geographiſch nachweiſen, wenigſtens zwei oder drei, wenn auch der vierte ungewiß bleibt; allein der Eine Quell des Paradieſes, aus welchem jene vier Ströme ihren Urſprung nahmen, um nach allen Seiten hin ſich befruchtend über die Erde zu verbreiten; dieſer Eine Quell, welches doch gerade die Hauptſache wäre, wird nirgends mehr auf der Erde gefunden, mag er nun erloſchen, verſchüttet, oder wie ſonſt immer weggenommen und verſchwunden ſein. — Sollte alſo vielleicht, um ganz bei den Andeutungen der heiligen alten Urkunde, und in den Gränzen dieſer Auslegung ſtehen zu bleiben, vielleicht ſchon bei dem erſten über den Menſchen verhängten Strafgerichte ſeiner Vertreibung aus dem für ihn zubereiteten herrlichen Wohnorte und irdiſchen Vaterlande, eine Verwandlung mit dieſem durch irgend eine Natur-Kataſtrophe vorgegangen ſein? Doch müßte dieſe wohl der Analogie und ganzen Umgebung nach, worauf ein Wort in der heil. Ueberlieferung ſelbſt hindeutet, vielmehr eine feurigvulkaniſche geweſen ſein, bei welcher auch jetzt noch oft Quellen ausbleiben oder Ströme ihren Lauf ändern, als eine bloße Ueberſchwemmung, die man immer und überall als die einzig mögliche Natur-Revolution anzunehmen und vorauszuſetzen gewohnt iſt. Manche Spuren der Art ließen ſich vielleicht ſelbſt geognoſtiſch nachweiſen; um nur eine von dieſen anzuführen, ſo gehört das todte Meer in Paläſtina ſelbſt zu denjenigen Landſeen, welche die Kennzeichen und den Charakter eines vulkaniſchen Urſprungs am entſchiedenſten an ſich tragen. Doch ſoll dieß nicht ſowohl eine ſchon beſtimmt ausgeſprochne Conjectur, als vielmehr nur eine Frage der Wißbegier ſein, zur mannichfaltigeren Beleuchtung eines noch nicht ganz erkannten Gegenſtandes. So hätten wir nun einen Blick zur Ueberſicht auf die bewohnbare Erde, als das Wohnhaus des Menſchen, in ihrem frühern Zuſtande geworfen, ſo weit es für dieſen Zweck nöthig war; wo ich verſucht habe, in kurzen Zügen, ſo gut es ein Laye vermag, das Merkwürdigſte und Gewiſſeſte aus den geognoſtiſchen Thatſachen und Entdeckungen mit beſtändiger Rückſicht auf die älteſte hiſtoriſche Ueberlieferung, zu einem klaren Umriſſe zuſammen zu ſtellen. Nicht weiter gehindert von dieſen Naturgegenſtänden, können wir nun um ſo ſchneller der weſentlichen Hauptfrage entgegentreten: „Wie verhält ſich denn aber der Menſch ſelbſt zu dieſem ſeinen Wohnhauſe der Erde, welche Stelle nimmt er auf ihr und welchen Rang nimmt er unter den übrigen Erdgeſchöpfen und Mitbewohnern dieſer Erde ein; was iſt denn ſeine eigenthümliche und eigentliche Beſtimmung auf dieſer Erde und im Verhältniſſe zu ihr, und was iſt das, was ihn eigentlich zum Menſchen macht?“ —

Zwar jene ſchon früher erwähnte, unbedingte, und eben darum heidniſche Natur-Philoſophie hat in der neueſten Zeit, den nach dieſer einmahl ſo genommenen verkehrten Richtung vielleicht lobenswerthen Muth gehabt, den Menſchen gerade zu naturhiſtoriſch unter die Affen zu ſtellen, als eine ſpecielle Nebenart der ganzen Gattung. Nachdem nun die andern Kennzeichen dieſes Menſchen-Affen, der Reihe nach in der Zahl der Rückenwirbel, in den Fußzehen u. ſ. w. anatomiſch aufgezählt ſind, wird noch als unterſcheidendes Merkmahl, wie man ſonſt in dieſem Sinne, und als ſolches, wohl Vernunft, Perfektibilität oder Sprachfähigkeit zu nennen gewohnt war, bloß hinzugefügt: „Conſtitutionsfähig!" So wäre alſo der Menſch eigentlich ein liberaler Affe, und ſo wenig wir gegen den Urheber dieſer Meinung in Abrede ſtellen wollen, daß der Menſch dieß allerdings bis auf einen gewiſſen Grad werden kann; ſo läßt ſich doch die Meinung, daß der Menſch urſprünglich nichts andres ſei, als ein veredelter oder etwas beſſer abgerichteter Affe, weder hiſtoriſch, noch ſelbſt naturhiſtoriſch auf irgend eine Weiſe rechtfertigen oder annehmen. Die mögliche Anſteckung und Uebertragung mancher thieriſchen Krankheitsſtoffe und organiſcher Zuſtände oder Kräfte, beweiſt ſogar eine weit größere Sympathie und Verwandtſchaft des organiſchen Lebens und der animaliſchen Blutſeele des Menſchen mit der Kuh, dem Schafe, Kameele, dem Pferde oder Elephanten, als mit dem Affen, wenn man einmahl den Blick in die Erforſchung des Menſchenweſens durchaus nur niederwärts auf die Thierwelt richten will; ſelbſt mit der Giftſchlange und dem wüthenden Hunde, kann dieſe zerſtörende Blutgemeinſchaft und furchtbare innre Lebensberührung noch in andrer und näherer Weiſe Statt finden, als von dem Affen erwähnt wird. Auch die Gelehrigkeit des Elephanten und andrer edler Hausthiere, hat einen viel höhern Charakter von Vernunft-Analogie als die Verſchmitztheit des Affen, in welchem der unbefangen geſunde Naturſinn nur eine unglückliche oder verunglückte Nachahmung des Menſchen erblicken kann. Die aus der bildenden Kunſt und Sculptur wohl bekannte und in die ganze Mythologie und Symbolik der alten Völker verwebte Aehnlichkeit in dem phyſiognomiſchen Ausdruck und Geſichts-Charakter des Löwen, des Stiers und des Adlers mit dem menſchlichen Antlitze, beruht auf einem viel tiefern Geiſtergrunde als die bloße Vergleichung der todten Knochenſkizze im Thierſkelette irgend gewähren kann. Die Extreme des auf die äußerſte Spitze geſtellten Irrthums führen oft am ſchnellſten zur Anerkennung der Wahrheit; und ſo ſtellen wir jener Behauptung, daß der Menſch nichts anderes ſei, als ein liberal gewordener Affe, dreiſt den Grundſatz entgegen, daß der Menſch vielmehr urſprünglich und ſeinem Weſen nach der legitime Herr, und obwohl in einem untergeordneten Sinne, der eigentliche Beherrſcher der Erde, und der ihn umgebenden Welt, als der Statthalter Gottes in der Natur, zu ſein beſtimmt war. Und wenn er es nicht ganz ſo geworden iſt, wie er es hätte werden können und ſollen, ſo iſt er ſelbſt Schuld daran geweſen; wenn er es jetzt mehr nur indirect und durch mechaniſche Kunſt iſt, als durch die unmittelbare Kraft und Wirkung ſeines geiſtigen Vorranges, ſo iſt er es doch immer noch in einem hohen Grade, und iſt ihm Vieles von der anfangs zugetheilten Herrſcherwürde übrig geblieben; wenn er ſie nur auch überall gut anwenden möchte!

Die Art, wie man gewöhnlich das unterſcheidende Merkmahl und den eigenthümlichen Vorzug des Menſchen und ſeiner Natur oder Beſtimmung, ſo wie dieſe in dem allgemeinen Gefühle anerkannt ſind, als Vernunft oder Sprachfähigkeit bezeichnet; hat aber den Fehler, daß das Eine ein abſtractes Vermögen iſt, welches erſt eine pſychologiſche Erörterung oder Zergliederung erfordert, das andre aber eine bloße Anlage oder Möglichkeit, die erſt der Entwicklung bedarf, um etwas Wirkliches zu ſein oder zu werden. Mithin dürfte es wohl eine viel richtigere, und vollſtändiger umfaſſende Bezeichnung ſein, wenn man ſtatt deſſen ſagte: der dem Menſchen eigenthümliche Vorzug beſteht darin, daß ihm unter allen Erdgeſchöpfen allein das Wort verliehen und zugetheilt war. Das lebendig mitgetheilte, wirklich ausgeſprochene Wort, iſt nicht bloß ein todtes Vermögen, ſondern eine Thatſache, etwas hiſtoriſch Wirkliches und Gegebenes; und ſchon darum iſt dieſe Bezeichnungsweiſe für den Anfang der Geſchichte viel paſſender, als jene andre abſtracte. Es liegt zuerſt in der Idee des Wortes, als Grundlage der Menſchenwürde und eigenthümlichen Menſchenbeſtimmung, allerdings auch das innere Licht des Bewußtſeins und des eignen Verſtändniſſes; es iſt nicht bloß die Anlage zur Sprache, ſondern die fruchtbare Wurzel, aus welcher ſich der ganze Reichthum aller Sprache ſo herrlich entfaltet hat. Aber es iſt nicht allein hierauf beſchränkt, es iſt demnächſt auch die lebendig wirkende Kraft mit darin begriffen, denn es iſt das Wort nicht bloß und allein ein verſtandenes und verſtehendes, ein lehrendes und lernendes, ſondern zugleich auch ein liebevoll anknüpfendes, oder verſöhnend ausgleichendes, ein richterlich entſcheidendes und wirkſam gebiethendes, oder auch ein ſchöpferiſch fruchtbares, wie uns das Wort in jeder dieſer Bedeutungen aus der eignen Erfahrung und aus dem Leben ſelbſt, denn hinreichend bekannt iſt; und ſo umfaßt das Wort die ganze Fülle aller der Vorzüge und Eigenſchaften, welche den Menſchen eigenthümlich charakteriſiren. Auch die Natur redet in ihrer ſtummen Bilderſchrift eine Sprache; allein ſie bedarf eines erkennenden Geiſtes, der den Schlüſſel hat und zu brauchen weiß, der das Wort des Räthſels in dem Geheimniſſe der Natur zu finden verſteht, und ſtatt ihrer, das in ihr verhüllte innere Wort laut auszuſprechen vermag, damit die Fülle ihrer Herrlichkeit offenbar werde. Wem aber unter allen Geſchöpfen der Erde allein das Wort verliehen war, der iſt eben auch damit zum Herrn und Beherrſcher derſelben eingeſetzt worden. So wie er aber dieſen göttlichen Mittelpunkt in ſeinem Innern, dieſes ihm gegebene und mitgetheilte, oder anvertraute Wort des Lebens verläßt und verliert, ſo ſinkt er zur Natur herab, und wird nun, ſtatt daß er ihr Herr ſein ſollte, ihr unterthänig; und dieſes iſt der Anfang der Menſchengeſchichte.

Zweite Vorleſung.

Von dem Zwieſpalte in der Urgeſchichte, und von der Zertheilung des Menſchengeſchlechts.

„Im Anfange hatte der Menſch das Wort, und dieſes Wort war von Gott."

Der göttliche Funken des Prometheus in der Menſchenbruſt beruht alſo, genauer und ſchärfer bezeichnet, und mehr hiſtoriſch ausgedrückt, auf dem von Gott dem Menſchen urſprünglich verliehenen und eingebornen oder anvertrauten und mitgetheilten Worte, als worin eben ſein eigenthümliches Weſen, ſeine geiſtige Würde und auch ſeine höhere Beſtimmung beſteht und daraus hervorgeht. — Man könnte jenen inhaltsvollen Ausſpruch aus dem Buche des neuen Bundes über das Geheimniß und innere Weſen der Gottheit, mit einiger Veränderung, und wie ſich von ſelbſt verſteht, in dem weiten Abſtande von dem Geſchöpfe zum Schöpfer, eben ſo gut auch auf den Menſchen und ſeine primitive Beſchaffenheit anwenden und als Ueberſchrift oder Vorrede und Einleitung der älteſten Menſchengeſchichte etwa ſo ausdrücken: „Im Anfange hatte der Menſch das Wort und dieſes Wort war von Gott; und aus der lebendigen Kraft, welche ihm in und mit dieſem Worte gegeben war, ging das Licht ſeines Daſeins hervor." — Dieſes iſt wenigſtens die göttliche Grundlage aller Geſchichte; und obwohl nicht eigentlich ſelbſt zu ihr gehörend, doch der aller Geſchichte vorangehende Anfang derſelben. — Die hiſtoriſche Thatſache von dem Naturſtande der Wilden bildet keine Einwendung dagegen, weil es keineswegs entſchieden iſt, und nur ſo geradezu angenommen werden kann, daß dieſes in Wahrheit der urſprüngliche Zuſtand und auch der wirkliche Anfang geweſen iſt: oder ob nicht vielmehr der wilde Zuſtand des Menſchen überall und immer nur als ein Zuſtand der Ausartung und Verwilderung, mithin nicht als das Erſte in der Geſchichte, ſondern als ein zweites Phänomen in der Menſchheit betrachtet werden muß, und als etwas, was erſt aus dieſem zweiten Schritt nach dem Anfange, als die Folge desſelben hervorgegangen, mithin auch geſchichtlich ſpätern Urſprungs iſt.

Es iſt in der Geſchichte eben, wie in der Wiſſenſchaft überhaupt und im Leben ſelbſt, der Hauptpunkt, auf welchen das meiſte ankommt, und die alles entſcheidende Frage, ob man von Gott ausgeht und Gott als das Erſte, die Natur aber als das Zweite betrachtet, wo ſie immer noch eine ſehr große unverkennbar wichtige Stelle einnimmt; oder ob man in umgekehrter Ordnung die Natur voranſtellt, und wie es dann in conſequenter Weiſe immer geſchieht, eigentlich von ihr allein ausgeht, wobei alsdann Gott, wo nicht mit ausdrücklichen, unverhohlnen Worten entſchieden gelaugnet, doch im Grunde immer indirect auf die Seite geſchoben und wenigſtens ignorirt wird. Bloß auf dem Wege des dialectiſchen Streitens läßt ſich dieſe Frage und Verſchiedenheit der Meinung wohl ſehr ſchwer löſen und zu Ende bringen, und führt dieſes ſelten ganz zum Ziele. Der Wille iſt es, der hier meiſtens entſcheidet und nach der innern Geſinnung und Richtung des Charakters, unter beiden Wegen denjenigen wählt, welchen der Menſch im Denken und Wiſſen, im Glauben und Leben befolgen und behaupten will. So viel darf man aber wohl wenigſtens in Beziehung auf die Wiſſenſchaft der Geſchichte ſagen, daß diejenigen, welche auf dieſem Gebiethe von der Natur allein ausgehen und auch von dem Menſchen nur eine bloß naturgeſchichtliche Anſicht kennen und gelten laſſen, ungeachtet vieler auf den erſten Anblick täuſchenden Scheingrunde, ſich nie in der hiſtoriſchen Welt und Wirklichkeit zurecht finden werden, und daß ſie eigentlich nie zu einer wahrhaften Geſchichte, noch zu einer irgend verſtändlichen Darſtellung oder Darlegung derſelben gelangen können. — Auf der andern Seite, wenn man nicht allein und ausſchließend von der Natur, ſondern zuerſt von Gott und von dem durch Gott beſtimmten Anfang derſelben ausgeht; ſo iſt damit keineswegs eine Herabſetzung und Verkennung der Natur, oder gar eine Feindſchaft gegen die Natur gemeint oder beabſichtigt, was nur in einer ſehr fehlerhaften Behandlung oder Auffaſſung und irrig beſchränkten Anſicht ſeinen Grund haben könnte. Vielmehr wird es ſich durch die Ausführung ſelbſt am beſten bewähren, daß man grade auf dieſem Standpunkte und Wege dahin geführt wird, die Verherrlichung Gottes in der Natur und die Herrlichkeit der Natur ſelbſt ganz zu verſtehen; ſo wie auch die vollſte Anerkennung ihrer Rechte und des ihr gebührenden Antheils an der Geſchichte und an der Entwicklung des Menſchen damit ſehr wohl vereinbar iſt.

Der Menſch war frei erſchaffen, d. h. von der hiſtoriſchen Seite genommen; es lagen zwei Wege vor ihm, er konnte zwiſchen der einen und der andern Richtung wählen, der in die Höhe oder auch der in die niedre Tiefe, und es war ſomit wenigſtens die Möglichkeit von zweierlei Willen in ihm gegeben. Wäre er in dem erſten von Gott ausgegangenen Willen feſt und dem ihm von Gott eingebornen und vorgezeichneten Worte treu geblieben, ſo würde er immer nur Einen Willen gehabt haben; obwohl auch dann frei, nur wäre ſeine Freiheit dann wie die der ſeligen Geiſter geweſen, welche man darum nicht unfrei nennen kann, weil ſie nicht mehr im Kampfe ſtehen, und gar nicht mehr von Gott getrennt werden können. Es iſt übrigens ganz irrig, wenn man ſich den paradieſiſchen Zuſtand des Erſten Menſchen bloß als einen Zuſtand des ſeligen Müſſigganges vorſtellt, da es nach der Wahrheit ganz anders beſtimmt war, und ſo ausdrücklich und deutlich ausgeſprochen wird, daß der Erſte Menſch auf den Garten der Erde geſtellt war, um ihn zu bewachen und um ihn anzubauen. „Zu bewachen;“ alſo mußte doch ein Feind vorhanden ſein, gegen den es nöthig war, zu wachen und zu kämpfen; „zu bauen,“ vielleicht in einer ganz andern Weiſe, gewiß aber mit einem viel glücklicheren Erfolge und viel ſegensreicher als nachher, da die Erde um ſeinetwillen von neuem mit dem Fluche beladen ward; doch aber nicht ohne Arbeit. Dieſes erſte göttliche Naturgeſetz, wenn man es ſo nennen darf, vermöge deſſen Kampf und Arbeit ſchon von Anfang an in dem Berufe des Menſchen lag, gilt noch immer durch alle Zeiten hindurch, und auch noch jetzt für alle Stände und Völker, für das einzelne Menſchenleben, wie für das ganze Menſchengeſchlecht, in den größten, wie in den kleinſten Verhältniſſen. Wer für jeden Kampf zu ſchwach iſt und nirgends Widerſtand leiſten kann, wer gar keine Mühe und Arbeit auf ſich nehmen will, der kann weder ſeinen eigenen Beruf erfüllen, es mag derſelbe ſein, welcher er will, noch auch für die allgemeine Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes irgend etwas beitragen und mitwirken. — Seitdem aber der Zwieſpalt in den Menſchen getreten war, giebt es nun zweierlei Willen in ihm, einen göttlichen Willen und einen natürlichen; auch die menſchliche Freiheit iſt nun nicht mehr jene ſelige des himmliſchen Friedens, wie deſſen, der ſchon geſiegt und überwunden hat, ſondern wie auch jetzt noch die unſrige, eine Freiheit der noch zu treffenden Wahl und des ſchweren noch unentſchiednen Kampfes. Die Rückkehr zu dem göttlichen oder Gott gemäßen Willen zu finden, die Eintracht zwiſchen dem natürlichen und dem göttlichen Willen wiederherzuſtellen, und den niedern irdiſch-natürlichen Willen immer mehr in den höhern, göttlichen Willen umzuwenden und umzuwandeln; das bleibt nun die Aufgabe, wie für jedes einzelne Menſchenleben, ſo auch für das ganze Menſchengeſchlecht. Und dieſe Rückkehr, dieſe Wiederherſtellung und Umwandlung, die Verſuche dazu, die Fortſchritte oder Rückſchritte auf dieſer Bahn, bilden auch einen weſentlichen Theil von dem Inhalt der Weltgeſchichte, ſo weit nähmlich dieſe auch die innre ſittliche Entwicklung und den geiſtigen Stufengang der Denkart mit umfaſſen ſoll. — Die Thatſache aber, daß der Menſch, ſobald er den innern Mittelpunkt des Lebens und der Wahrheit verliert, oder das ewige Geſetz der göttlichen Ordnung verläßt, alſogleich auch in die Gewalt und Bothmäßigkeit der Natur geräth, und dieſer anheim fällt, kann jeder auch aus ſeinem Innern, aus der eigenen Erfahrung und aus dem Leben ſelbſt ſchöpfen, da die Verwirrung und hinreißende Macht der Leidenſchaft, doch auch nur eine blinde Naturgewalt in uns ſelbſt iſt. Obwohl alſo dieſe Thatſache eine hiſtoriſche, und zwar die erſte von allen hiſtoriſchen iſt, ſo kann ſie, weil ſie ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht fortgepflanzt hat und in jedem Einzelnen ſich wiederhohlt, doch auch als eine pſychologiſche Wahrnehmung und Thatſache des Bewußtſeins betrachtet werden. Und eben deßhalb liegt ſie ſelbſt eigentlich außerhalb den Gränzen der Geſchichte, und geht ihr voran; aber alles das, was daraus folgt oder folgen mag, und hiſtoriſch wirklich gefolgt iſt, gehört in den Umkreis der Geſchichte und weſentlich mit zu ihrem Inhalte.

Die nächſte Folge, welche nachdem der innere Zwieſpalt im Bewußtſein und im Leben des Menſchen einmahl eingetreten und wirklich geworden war, aus der weitern Entwicklung desſelben hervorgehen mußte, iſt die Zertheilung des Einen Menſchengeſchlechts in eine Mehrheit von Nationen und die damit zuſammenhängende Verſchiedenheit der Sprachen. So lange die innere Seelenharmonie noch nicht geſtört und zerriſſen und das Licht des Geiſtes dadurch verdunkelt war, konnte auch die Sprache nichts andres ſein, als der einfache ſchöne Abdruck oder Ausdruck der innern Klarheit; und es konnte mithin wohl nur Eine Sprache geben. Nachdem aber das innere von Gott dem Menſchen verliehene Wort verdunkelt und der göttliche Zuſammenhang verloren war, ſo mußte nun auch die äußere Sprache in Unordnung und Verwirrung gerathen. Die einfache, göttliche Wahrheit ward mit mannichfachen, ſinnlichen Naturdichtungen überſchüttet, unter täuſchenden Bildern vergraben, und ſelber endlich zum gräulichen Trugbilde entſtellt. Auch die Natur, die anfangs, wie ein heller Spiegel der Schöpfung Gottes, offen und durchſichtig vor dem klaren Auge des Menſchen ſtand, ward ihm nun mehr und mehr unverſtändlich, fremd und erſchreckend. Einmahl von der Gottheit abgekommen, gerieth er auch innerlich mit ſich ſelbſt immer mehr in Widerſtreit und Verwirrung. So entſtand denn dieſe Menge von ſich untereinander ſelbſt nicht mehr verſtehenden Sprachen, die nun auch ganz klimatiſch verſchieden wurden, jemehr das Menſchengeſchlecht moraliſch auseinander ging, geographiſch zertheilt und verſtreut ward, und ſich ſelbſt organiſch ſehr verſchiedenartig geſtaltete. Wenn der Menſch einmal unter die Herrſchaft und in die Gewalt der Natur geräth, ſo wird er dann ſelbſt in ſeiner organiſchen Beſchaffenheit klimatiſch verſchieden. Eben ſo wie eine Pflanze, eine Thierart in Amerika oder in Afrika eine ganz andre Form und Beſchaffenheit annimmt, als etwa in Aſien; ſo geſchieht es dann auch ihm, und es kann nun von Menſchen-Racen die Rede ſein, wie vom Negergeſchlechte oder von den kupferfarbenen Amerikanern und den oceaniſchen Wilden, als ſpecifiſch beſtimmte Varietäten der Menſchengattung; obwohl jener Ausdruck von Racen, auf den Menſchen angewandt, immer etwas für den höher gerichteten Geiſt Abſtoßendes und für ſeine innere, angeborne Würde ſehr Demüthigendes enthält. Indeſſen darf man dieſe Verſchiedenheit der Menſchengattungen nicht ſo weit über die Wahrheit hinaustreiben, daß daraus Zweifel gegen die Einheit der Abſtammung hervorgingen; da nach einem allgemeinen organiſchen Geſetze, was ſelbſt in der Naturgeſchichte der Thiere als gültig anerkannt wird, Geſchlechter, die ſich unter einander fruchtbar verbinden können, als zu Einem Stamme gehörend und Eine Gattung bildend, betrachtet werden. Selbſt das ſcheinbare Chaos der verſchiedenen Sprachen ordnet ſich in mehrere gleichartige Familien zuſammen, unter denen oft ſolche, welche über den halben Erdkreis weit von einander entfernt liegen, als ganz nah verwandte erſcheinen. Die erſten und hervorſtechendſten unter dieſen, durch Familien-Aehnlichkeit verbundnen Sprachen ſind eben ſolche, die durch ihre innere Schönheit und durch den edlen Geiſt, der in ihnen weht und in ihrer ganzen Structur ſichtbar iſt, am meiſten einen göttlichen Anhauch und höhern Urſprung verrathen; und alle dieſe noch ſo verſchiedenen Sprach-Familien erſcheinen dennoch nur wie Zweige oder Aeſte von Einem Stamme oder aus Einer Wurzel entſproſſen. Der amerikaniſche Menſchenſtamm ſchien vorzüglich ſeltſam und in mancher Hinſicht abſchreckend weit von dem übrigen Menſchengeſchlechte abzuſtehen; gleichwohl findet der größte europäiſche Kenner dieſer Völker, ſo wie auch ihrer Sprachen, vieles in den Sagen und Sprachen, oder auch ſelbſt in den Sitten und Gebräuchen derſelben, was entſchieden und unverkennbar auf Oſt-Aſien und die dort einheimiſchen Völker hinweiſt.

Wenn der Menſch und das Menſchengeſchlecht einmahl in's Verderben und in's Sinken geräth, ſo läßt ſich nicht wohl im Voraus eine Gränze beſtimmen, bis wohin er von Stufe zu Stufe herunterſinken und dem Thiere ſich annähern könne; eben weil er von Urſprung aus ein freies, dann ſo veränderliches und ſelbſt organiſch genommen, höchſt biegſames Weſen iſt. Noch weit unter dem Neger- herab, der ſchon wegen ſeiner organiſchen Kraft und Lebendigkeit, dann auch wegen ſeines gelehrigen und mehrentheils gutartigen Charakters noch gar nicht auf der tiefſten und letzten Stufe der Menſchheit ſteht; bis zu den unförmlichen Patagonen, den faſt blödſinnigen Peſcherähs, den gräulichen Menſchenfreſſern auf Neu-Seeland, von denen ſelbſt die Abbildungen Grauſen erregen, müſſen wir alſo nun dieſen Faden der Erklärung, als die einzige menſchlich richtige Anſicht feſthalten. Wie ſehr aber der Menſch ſelbſt mitten aus dem civiliſirten Zuſtande heraus verwildern und entarten, wie tief er auch da noch herabſinken kann, das wiſſen diejenigen wohl, welche Gelegenheit haben, mit der Kriminalgeſchichte merkwürdiger Verbrecher oder epochenweiſe auch ganzer Völker faktiſch genau und im Einzelnen bekannt zu werden. Jede Revolution iſt eine vorübergehende Epoche der Verwilderung, wo der Menſch, dicht vielleicht neben einzelnen Beweiſen heroiſcher Tugend und bewunderungswürdiger Aufopferung, wieder theilweiſe ein Wilder wird. Ja es kann auch ein mit großer Erbitterung und bis zum Extrem geführter Krieg, leicht in einen ſolchen oder dem ähnlichen Zuſtand ausarten. Darum beſteht der höchſte Ruhm der wahrhaft civiliſirten Völker eben darin, jenen Hang und Anſatz zur Grauſamkeit und Verwilderung im Menſchen, durch Ehrgefühl und ſtrenge Disciplin und eine gegenſeitig anerkannte edlere Kriegsſitte zu unterdrücken und in ſeinen Gränzen zu halten. Was die verſchiedenen Stämme der eigentlichen Wilden betrifft, ſo giebt es wohl manche unter ihnen, die ungleich gutartiger oder edler erſcheinen als die zuletzt erwähnten; indeſſen haben ſich faſt überall, nach dem erſten, noch ſo günſtigen Eindrucke, bei näherer Bekanntſchaft auch ſehr üble Charakter- oder Sittenzüge bei ihnen vorgefunden. Weit entfernt aber, mit Rouſſeau und ſeinen Anhängern in dem Naturzuſtande auch der beſten und edelſten Wilden den wahren Anfang der Menſchheit und die eigentliche Grundlage des geſellſchaftlichen Vertrages zu ſuchen, oder gar auf das Experiment zu verfallen, die bürgerlichen Verhältniſſe wieder auf jenes geprieſene Ideal in dem vermeinten Naturſtande des Menſchen zurückführen zu wollen, können wir darin nur einen Zuſtand der Verwilderung und eine Ausartung ſehen und erkennen.

Der Menſch iſt alſo ſeinem Urſprunge nach und von Haus aus, an und für ſich kein Wilder: wohl aber kann er es werden, immer und überall und auch noch jetzt; oft ſehr ſchnell und leicht; mehrentheils aber geſchieht es doch wohl nicht mit einem Mahle, ſondern nur durch ein immer tieferes Hinabſinken von Stufe zu Stufe. Und ſo wollen wir es gern annehmen, wie es auch wirklich aus manchen hiſtoriſchen Gründen wahrſcheinlich iſt, daß dieſes beſonders auch beim Anfange des Menſchengeſchlechts nicht ſogleich nach dem erſten Rückfalle und auch dann nicht gleich ganz, ſondern langſam und erſt Schritt vor Schritt geſchehen iſt; und daß daher alle ſogenannten Wilden, obwohl des gleichen Urſprungs aus dem Einen alten Menſchenſtamme, wie auch die edelſten und gebildetſten Völker, nur allmählig verwilderte und immer tiefer in die thieriſche Rohheit herabgeſunkene Menſchenſtämme ſeien.

Selbſt das Zerfallen des Einen Menſchengeſchlechts in eine Mehrheit von Nationen und in dieſe Menge chaotiſch verſchiedener Sprachen, ſcheint der hiſtoriſchen Ueberlieferung zu Folge erſt ſpäterhin in ſeinem vollen Maaße Statt gefunden zu haben, während anfangs nur von einer Theilung in zwei Stämme oder Völker und entgegengeſetzte Hälften der Menſchheit Erwähnung geſchieht. Ich nannte die hiſtoriſche Ueberlieferung überhaupt, weil hier die wenigen und faſt räthſelhaften, aber ſinn- und inhaltsvollen Worte, welche die moſaiſche Erzählung uns über dieſen erſten Gegenſatz und nun auch äußerlich und hiſtoriſch gewordenen Zwieſpalt der Menſchheit in der Urgeſchichte darbiethet, auf eine höchſt merkwürdige Weiſe, auch in den andern Völker-Sagen ſich wiederfinden, unter denen ich vorzüglich nur die Griechiſche und die Indiſche ausheben werde. Wenn gleich nähmlich dieſer älteſte Gegenſatz oder Zwieſpalt in der hiſtoriſchen Menſchheit, hier unter etwas verſchiedenen Lokalfarben und nicht ohne eine Beimiſchung von poetiſcher Ausſchmückung ſich darſtellt; ſo dient ſolches doch nur, wenn der weſentliche Inhalt aus jener Umgebung oder Beimiſchung rein herausgehoben wird, der allgemeinen hiſtoriſchen Grundwahrheit zu deſto größerer Beſtätigung. Ehe ich aber den Verſuch wage, jene erſte welthiſtoriſche Thatſache, welche den Inhalt der ganzen Urgeſchichte ausmacht, durch das Zuſammenſtimmen ſo verſchiedener und verſchiedenartiger Zeugniſſe in ein helleres Licht zu ſtellen, möchte ich eine dritte Grundregel des geſchichtlichen Studiums in Erinnerung bringen, die keines weitern Beweiſes bedürfen wird, und welche darin beſteht, daß man beſonders, wo von der älteren und älteſten oder der Urgeſchichte die Rede iſt, nicht gleich das, was uns fremd dunkt oder anfangs wunderbar ſcheint, bloß deswegen als unmöglich oder unwahrſcheinlich wegwerfen muß. Denn oft zeigt es ſich bei einem näheren Eindringen in die Sache, bei einem tieferen Verſtehen derſelben, daß gerade das, was uns beim erſten Eindrucke oder Anblicke als vorzüglich ſonderbar auffiel, das Wahre geweſen; während, wenn wir in einer von uns ſo weit entlegenen und von der unſrigen ſo ganz verſchiedenen Zeit und Welt, nur das bei uns Gewöhnliche und allgemein Bekannte, als das allein Wahre oder Wahrſcheinliche gelten laſſen, und auch dort uberall wiederfinden und einführen wollten, dieß gerade zu den irrigſten und gewaltſamſten Hypotheſen führen würde. Was den Gegenſtand ſelbſt betrifft, ſo muß zuerſt bemerkt werden, daß in der moſaiſchen Erzählung von der Urgeſchichte, dieſe und was wir die Weltgeſchichte nennen würden, eigentlich nicht mit dem Erſten Menſchen und deſſen Erſchaffung und weiteren Schickſalen beginnt, ſondern mit dem Kain und mit dem Brudermorde und Fluche des Kain.

Jenes Frühere betrifft, wenn man ſo ſagen ſoll, nur das Privatleben des Adam, wenn gleich dieſes für alle Nachkommen des Erſten Stammvaters eine tiefe Bedeutung gewonnen hat. Es iſt dieſe erſte hiſtoriſche Thatſache von dem Urſprunge des Zwieſpalts im Menſchen und von dem ſich durch alle Geſchlechter und Zeiten forterbenden Unheil dieſes Zwieſpalts, aber ihrer Allgemeinheit wegen, wie ich ſchon früher bemerkte, zugleich eine pſychologiſche; und während hier in dieſem erſten Abſchnitt alles nur auf die Geheimniſſe der Religion deutet und ſich auf dieſe bezieht, kommen zugleich mit dem Kain und mit der Flucht des unſtäten Verbrechers nach Oſt-Aſien, die erſten recht eigentlich hiſtoriſchen Umſtände und Thatſachen in Erwähnung. Zuerſt die Gründung der älteſten Stadt, unter der wir allerdings wohl eine große oder wenigſtens altberühmte Stadt in Oſt-Aſien zu verſtehen haben; dann der Urſprung verſchiedener erblicher Stände, Gewerbe, Künſte, beſonders derer, die auf der Erfindung, oder der erſten Erkenntniß und Behandlung der Metalle beruhen; und die auch allerdings in der Geſchichte der menſchlichen Künſte und Erfindungen die erſte Stelle einnehmen. Bei der Muſik, wo dieſe ſo wie hier aus jener früheſten Urzeit erwähnt wird, muß man wohl eher an den mediciniſchen oder auch magiſchen Gebrauch derſelben denken, als an die ſpätere Kunſt der ſchönen Melodie. Unter den andern Schmiedewerken und Geräthſchaften oder Kunſterzeugniſſen der Metall- und Bergkunde wird dann auch die epochemachende Erfindung des Schwertes beſonders hervorgehoben. Von den kurzen räthſelhaften Worten, die darüber ausgeſprochen und aufbewahrt ſind, weiß man nicht recht, ob man ſie als den Ausdruck eines kriegeriſch begeiſterten Gefühls, oder als einen erneuerten Fluch und furchtbares Wehklagen über alle nachfolgenden Jahrtauſende des forterbenden Mordes und des unter dem Siegel der göttlichen Zulaſſung immer fortſchreitenden Unheils verſtehen ſoll. Am wahrſcheinlichſten iſt wohl der Urſprung der Menſchenopfer nach der dabei zum Grunde liegenden dämoniſchen Abſicht gemeint, welche man vorzüglich als ein charakteriſtiſches Kennzeichen dieſes Stammes zu betrachten hat; und eine innere ſtrenge Traurigkeit des finſtern Sinnes ſcheint dieſe blutigen Opfer der Urwelt wohl bei vielen Völkern auch in den Sitten und Gebräuchen wie in der Sage und Geſinnung zu begleiten. Nicht bloß Städtebewohner aber werden von dieſem Stamme abgeleitet, ſondern ganz ausdrücklich auch nomadiſche Völker, wie deren ſo viele dort im mittleren Oſt-Aſien, wie auch jetzt noch, ſo vor Jahrtauſenden ſchon ihr wanderndes Leben führten; wo auch ſehr häufig große Ruinen von uraltem Bergbau gefunden werden. Bemerkenswerth iſt es wohl, wie unter dieſen, nahmentlich noch bei den Tſchuden, an dem metallreichen Erzgebirge, eine umgekehrte Kains-Sage, wenn man es ſo nennen darf, gefunden wird; die Erzählung nähmlich von dieſer Feindſchaft der erſten Menſchenbrüder, aber in dem andern Kainitiſchen Partheiſinne vorgetragen und umgeſtellt. Der älteſte unter den zwei Stammbrüdern ſei durch Gold- und Silbergraben reich geworden; der jüngere aber habe ihn beneidet und verjagt, wo dann jener gegen Oſten ſeine Zuflucht genommen und auch gefunden habe *). Alſo als ein kunſtliebender, metallkundiger, aber unfriedlicher und kriegeriſch gewaltſamer wird dieſer Stamm des Kain und der Kains Söhne gleich zu Anfang bezeichnet; wie ſie auch ſpäter wieder in der heiligen Urkunde als ein frevelhaft übermüthiges Rieſenvolk geſchildert werden. Auf der andern Seite aber wird vom Seth das Geſchlecht der in einfacher Gottesverehrung und frommer Sitteneinfalt friedlich lebenden Patriarchen hergeleitet. Dieſer zweite Stammvater der Menſchen nimmt auch in der Ueberlieferung anderer Völker eine große Stelle ein, und geſchieht noch beſonders von den Säulen des Seth Erwähnung, unter denen man wohl nur alterthümliche Denkmahle der heiligen Ueberlieferung, nach der Sitte der Urwelt, gleichſam die ſteinernen Bücher derſelben zu verſtehen hat. Ueberhaupt aber finden ſich dieſe zehn erſten heiligen Stammväter oder Patriarchen unter andern Nahmen nicht bloß in der indiſchen Sage, ſondern auch in der Ueberlieferung noch mehrerer aſiatiſchen Völker wieder; allerdings mit bedeutenden Variationen und nicht ohne mannichfa-

---

*) Bei Ritter, Erdkunde I. Th., S. 540., 1te Ausg.

che poetiſche Ausſchmückung. Da aber unverkennbar im Ganzen derſelbe Gegenſtand oder urhiſtoriſche Abſchnitt der Menſchheit gemeint iſt: ſo dient dieſe Verſchiedenheit ſelbſt nur um ſo mehr zur Beſtätigung und lebendig vollſtändigeren Auffaſſung des weſentlichen Inhalts. Es war eine hiſtoriſch irrige Beſchränkung in der Anſicht einiger Schriftgelehrten der neuern Zeit, wenn ſie jede ſolche, bei andern Völkern ſich findende urhiſtoriſche Uebereinſtimmung ſo auffaßten und darſtellten, als ſei alles das nur eben aus der Moſaiſchen Erzählung geradezu entlehnt, oder gleichſam aus einem wohlerhaltenen Exemplar unſerer Bibel abgeſchrieben. Richtiger und dem Gange der alten Welt gemäßer iſt, was auch unbedenklich zugegeben werden kann, daß dieſen Völkern ſelbſt manches aus der Quelle der älteſten Ueberlieferung zugefloſſen war; nur daß ſie alles das individuell anders und nach ihrer Weiſe auffaßten und darſtellten, und daß ſie jene Stimmen der Vorzeit, jene heiligen Sprüche, Bruchſtücke und Räthſel der Urwelt nicht ſo rein und einfach bewahrten, vielmehr mannichfach poetiſch ausſchmückten, ſo daß alles auf den erſten Blick oft ganz fabelhaft erſcheint, obwohl bei längerer und näherer Betrachtung die weſentlichen Grundzüge der darunter liegenden urhiſtoriſchen Wahrheit überall noch ſehr kenntlich hervorleuchten.

Unter zwei verſchiedenen Formen ſtellt ſich uns alſo die Urwelt in der Ueberlieferung dar, oder zwei ganz verſchiedene Zuſtände der Menſchheit ſind es, welche die Sage der Urgeſchichte ausfüllen. Von der Einen Seite ein Geſchlecht gottſuchender, friedliebender, in patriarchaliſcher Einfalt und Sitte lang lebender Menſchen, doch nicht ohne ein tieferes Wiſſen, in ſo fern dieſes bloß auf der heiligen Ueberlieferung oder der innern Anſchauung und Klarheit beruhen kann, und wie es in ganz andern Formen, in der alterthümlichen Schrift oder Bilderſchrift, nicht auf der vergänglichen Bücherrolle, ſondern im bleibenden Steindenkmahle für die ſpäteren Zeiten und Nachkommen niedergelegt ward. Auf der andern Seite ein Rieſenſtamm von gewaltthätig ſtarken, frevelhaft übermüthigen, vermeintlichen Götterſöhnen, oder himmelſtürmenden Giganten, wie ſie in der ſpätern Heldenſage erſcheinen. Dieſer Gegenſatz und Zwieſpalt, dieſe Zertheilung in zwei Hälften und nach zwei verſchiedenen Seiten, oder auch dieſe zwei ſich feindlich entgegenſtehenden Urvölker in ihrem Kampf ſind nun der weſentliche Inhalt der ganzen Urgeſchichte. Nachdem einmahl der Zwieſpalt in den Menſchen gekommen war und nun zwei Willen in ihm ſind, wie ſie es auch ſchon damahls waren, ein göttlicher oder wenigſtens gottſuchender Wille und ein natürlicher, nur die Natur wollender, leidenſchaftlich herrſchſüchtiger Wille; ſo iſt wohl begreiflich, wie gleich anfangs das Menſchengeſchlecht in zwei ganz verſchiedene Richtungen hat auseinander gehen und ſich trennen können. Obwohl jener Gegenſatz nun auch als eine Verſchiedenheit der Stämme oder zweier Völker bezeichnet wird; ſo darf dieſes doch durchaus nicht als die Hauptſache betrachtet und das Ganze als ein bloßer Unterſchied zwiſchen einem edleren Menſchenſtamme und einer ſchlechteren Race oder Menſchengattung aufgefaßt werden; in der Weiſe etwa, wie ein deutſcher Gelehrter der verwichenen Generation das Ganze aller noch beſtehenden, oder auch in der Geſchichte der ſpätern ſchon hiſtoriſchen Zeit vorkommenden Völker ſich in zwei Klaſſen abgetheilt hat; indem er überall, wo er edle Celten und den celtiſchen Stamm zu finden glaubte, den romantiſchen Edelmuth ſolcher Völker nicht hoch genug erheben kann, während er die unglückſeligen Mongolen und alles, was er von den Mongolen herleitet, mit unerbittlichem Haß über den ganzen Erdkreis verfolgt. — In jener alteſten Zeit aber war es weit mehr ein Gegenſatz der Geſinnung und geiſtigen Richtung, als eine bloße Verſchiedenheit der Abſtammung, was die Welt in zwei Hälften und gegen einander kämpfende Partheien theilte. In welcher weiten Ferne auch jene ganze Zeit und die damahlige Welt von unſerer jetzigen abſteht; ſo könnte doch dieſer erſte große Völkerzwieſpalt, von dem die Geſchichte Kunde giebt, auch eben ſo gut wie der zwiſchen zwei verſchiedenen Glaubens-Partheien oder zwei feindlich gegen einander ſtehenden Meinungs-Secten aufgefaßt und begriffen werden, nur freilich in anderer Form und Weiſe, unter ganz andern Naturverhältniſſen als die jetzigen. Es war mit einem Worte der Gegenſatz zwiſchen der Religion und Irreligion, aber in den großen Dimenſionen der Urwelt, und mit der gigantiſchen Kraft durchgeführt, welche die älteſte Ueberlieferung dieſer allgemein beigelegt.

In der griechiſchen Sage werden dieſe zweierlei Zuſtände der vorgeſchichtlichen Urzeit in der eigenthümlichen Form aufgefaßt, daß ſie als von Geſchlecht zu Geſchlecht auf einander folgend, alſo als ein von Stufe zu Stufe immer tieferes Herabſinken in das Verderben, in der bekannten Sage von den Weltaltern geſchildert werden, deren freilich mehr als zwei und vier oder fünf hier aufgezählt erſcheinen. Doch ſind es eigentlich nur die Extreme des ſeligen Zuſtandes in der goldenen Zeit und in dem ehernen Zeitalter der herrſchenden Gewaltthat, welche als die weſentlichſten Endpuncte aus dem Ganzen hervortreten, und dienen die andern Mittelglieder nur als Uebergangsſtufen oder Ergänzung, das Gemählde vollſtändiger auszufüllen. Das erſte den Göttern befreundete Geſchlecht der ſaturniſchen Zeit lebte in ſeligem Frieden und genoß einer ewigen Jugend, wo die Erde ihre Früchte und ihren Segen von ſelber gab, und auch das Ende war kein eigentlicher und ſchmerzlicher Tod, ſondern nur ein ſanftes Hinüberſchlummern in ein andres höheres Leben der unſterblichen Geiſter. Aber gleich das nächſtfolgende ſilberne Geſchlecht wird ſchon als ein frevelhaftes, die Götter nicht achtendes, gewaltthätig leidenſchaftliches geſchildert. In dem ehernen Geſchlecht erreichte dann dieſer Zuſtand des Frevels und der Gewaltthaten ſeinen höchſten Gipfel; gewaltige Kraft wohnte in den gigantiſchen Gliedern dieſer rohen Titanen. Kupferne Waffen und nur eherne Werkzeuge und Geräthſchaften hatten ſie, und bedienten ſich auch zum Bau ihrer Häuſer nur des Kupfers, denn „das ſchwarze Eiſen," wie der alte Dichter ſagt, „war damahls noch unbekannt;" welcher allerdings hiſtoriſche Umſtand wohl zu bemerken und bei allen Urvölkern, wo er ſich vorfindet, immer als charakteriſtiſch zu betrachten iſt. Dann wird das edlere Heroengeſchlecht der ſchon hiſtoriſchen Volks- und Dichterſage etwas fremdartig mitten hineingeſchoben, und den Schluß des Ganzen macht das eiſerne Zeitalter der Gegenwart als die letzte Welt-Periode und das Ende der immer fortſchreitenden Entartung.

Dieſe Idee von einem von Stufe zu Stufe mit jedem Zeitalter immer tieferen Herabſinken des Menſchengeſchlechts, ſcheint nun beim erſten Anblicke mit der hiſtoriſchen Angabe der heiligen Ueberlieferung von dem Zuſtande des Menſchen in der Urwelt nicht übereinzuſtimmen; denn hier werden die beiden Urvölker als gleichzeitig neben einander aufgeführt, und iſt ſogar Seth, der Stammvater des edleren und beſſeren Geſchlechts der frommen Patriarchen, bedeutend jünger als Kain. Indeſſen aber iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar, wenn wir erwägen, daß auch hier der frevelhafte und gewaltthätige Menſchenſtamm den andern mit in ſein Verderben fortreißt, woraus eben erſt die rechte gigantiſche Verwilderung entſteht, die nun immer zunimmt und mit geringer Ausnahme alles ergreift, wodurch denn nach der göttlichen Gerechtigkeit die große Vertilgung eines ſo ganz entarteten Menſchengeſchlechts in der allgemeinen Fluth herbeigeführt wird.

In der indiſchen Sage wird das Verhältniß der beiden Urſtämme als ein immer fortgehender oder wieder erneuerter Krieg dargeſtellt, mit welchem frevelhafte Rieſenvölker, ein oder das andere Brahmanen-Geſchlecht der frommen Altväter überziehen; die edleren und gottbegeiſterten Helden ſtehen dann dieſen bei und erringen wunderbare Siege über jene andern feindlichen Gewalten, und dieſes iſt mehrentheils der Inhalt aller großen epiſchen Gedichte der Indier und ihrer älteſten Heldenſage. Nach ihrer jetzigen Lebens-Ordnung und Denkart bezeichnen ſie jene gewaltthätigen Rieſenvölker als verwilderte Kriegerſtämme; und nennen als ſolche auch manche, noch in der ſpätern hiſtoriſchen Zeit bekannte Völkernahmen: wie die Chinas, die noch bei ihnen wie bei uns dieſen Nahmen führen, die Pahlavas, oder das eine Stammvolk der alten Meder und Perſer, wie auch die eine von den beiden heiligen Sprachen derſelben dieſen Pehlvi Nahmen führt, und die Yavanas oder die Jonier, nach der aſiatiſchen Benennung des griechiſchen Urvolkes. Sonſt ließe ſich wohl ſehr bezweifeln, ob eine eigentliche Kriegerkaſte, und ein erblicher Prieſterſtamm, nach Art der älteſten erblichen Ständetheilung, auch ſchon in der Urwelt Statt gefunden habe. Wie manche chronologiſche Verwechslung der Zeiten aber hiebei auch Statt gefunden haben mag, wie vieles aus einer ſpäteren Zeit und Geſchichte in die alte Sage vielleicht hineingetragen iſt, wie ſehr das Ganze dichteriſch ausgeſchmückt, oder rieſenhaft ausgemahlt und übertrieben worden; immer bleiben noch die Grundzüge der Wahrheit in dem bunten Sagen-Gemählde unverkennbar; und es iſt der feindliche Gegenſatz der beiden Urſtämme in der älteſten Welt-Periode an ſich, und in dieſer reinen Allgemeinheit für ein hiſtoriſch begründeter und für eine feſtgeſtellte Thatſache zu halten. Vielleicht alſo dürfte es ſich vor der ſtrengſten hiſtoriſchen Kritik bewähren, daß die Poeſie, d. h. die Sage oder die älteſte geſchichtliche Ueberlieferung, obwohl dichteriſch eingekleidet und ausgeſchmückt, näher bei der Wahrheit in ihrem Bilde von dieſer erſten Welt-Periode geblieben iſt, oder ſich doch wenigſtens nicht ſo ſehr davon entfernt hat, als eine immer nur aus der Analogie des Gewöhnlichen ſchließende Vernunftberechnung der Wahrſcheinlichkeit, die überall nur ſtumpfſinnige, halbthieriſche Wilde ſieht, oder ſehen will.

Was man aber hiebei vorzüglich feſt und immer im Auge behalten muß, iſt die Bemerkung, daß der Menſch die höhern Kräfte, die ihm anfangs verliehen waren, nicht ſogleich und ganz allgemein und durchaus mit einem Mahle verloren hat; ſondern daß ihm dieſelben erſt nach und nach, und von Stufe zu Stufe immer mehr in dieſer Allgemeinheit entzogen ſind, daß ihm vieles davon noch eine Zeitlang geblieben iſt, wodurch eben, wegen des ſchrecklichen Mißbrauchs, der ſich bei zunehmender Entartung davon machen ließ, jene Verwilderung und entſchiedne Ruchloſigkeit in der Urwelt ſo ungeheuer geworden iſt, wie ſie in der Offenbarung bezeichnet wird. Und dieſes iſt der eigentliche Schlüſſel für dieſes ganze Thema der Urgeſchichte und alles deſſen, was uns ſonſt rathſelhaft in ihr erſcheint. Dieſes Anfangs-Thema von dem großen Gegenſatze in der Urgeſchichte, als der erſten welthiſtoriſchen Thatſache, iſt nun auch für die ganze nachfolgende Entwicklung der hiſtoriſchen Völker und Zeiten von bedeutendem Intereſſe; da ſich dieſer urſprüngliche Gegenſatz und Zwieſpalt der Menſchheit, nach der zwiefachen Richtung eines gottſuchenden und göttlichen Willens oder eines von der Natur beherrſchten und herrſchſüchtig naturbegeiſterten Willens, oft auch in der ſpäteren Geſchichte noch im Kleinen und einzeln wiederhohlt hat, oder wenigſtens etwas Aehnliches davon, eine Art von wiederkehrendem Reflexe und entferntem Nachhall. Und ſelbſt in unſrer jetzigen Welt, welche den letzten Zeiten in jedem Fall doch ſchon näher ſteht als dem erſten Urſprunge, ſcheint es manchmahl faſt, als ob es darauf angelegt oder abgeſehen wäre, daß die Menſchheit auch wieder mehr und mehr, in zwei ganz entgegenſtehende Richtungen, im entſchiedenſten Gegenſatze feindlich auseinander gehen ſollte, ſo wie es im Anfange geweſen iſt. Und wenn ſich bei dem größten unter den deutſchen Philoſophen, bei Leibnitz, die merkwürdige Aeußerung findet, die letzte Secte in der Chriſtenheit und überhaupt in der Welt würde der Atheismus ſein; ſo iſt es nach aller Wahrſcheinlichkeit in der Urwelt ſchon eben ſo geweſen, obwohl unter einer ganz andern Form des äußern Lebens, der Sitte und der Menſchheit, und nach einem andern, gigantiſch größeren Maaßſtabe.

Es iſt über dieſes ganze Thema von der Urgeſchichte noch eine Bemerkung hinzuzufügen, die eigentlich nur einen Nebenumſtand betrifft, da wir es hier zunächſt doch nur mit der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung des Menſchen zu thun haben. Es darf aber dieſer Punct auch ſchon um deßwillen nicht ganz unberührt bleiben, damit jener Grundſatz, daß wir, was uns in der urweltlichen Natur oder Urgeſchichte des Menſchen als ſehr fremd und räthſelhaft oder wunderbar auffällt, wenn es wirklich in den Denkmahlen und in der alten Ueberlieferung ſo liegt, nicht nach der kleinen Regel des jetzt Gewöhnlichen und uns Wahrſcheinlichen allein abmeſſen dürfen, auch von dieſer Seite in Anwendung gebracht und von neuem in's Licht geſtellt und auch hier beſtätigt werden möchte. Und müſſen wir dabei wohl eingedenk bleiben, wie wir durch eine große Scheidewand und unüberſteigliche Kluft von jener Urzeit und Urwelt in der Geſchichte und in der Natur in weiter Entfernung und ganz abgeſondert daſtehen. Es betrifft dieſes die einſtimmige Angabe der älteſten Ueberlieferung von einem rieſenhaften Körperbaue der ehemahligen Menſchen und einer damit im Verhältniſſe ſtehenden, alles Maaß und jede Regel des jetzt bei uns Geltenden und Gewöhnlichen weit überſchreitenden langen Lebensdauer. Was nun zuerſt dieſe letzte betrifft, ſo wirken ſo unzählig viele Urſachen und Gründe zuſammen, um die Lebensdauer des Menſchen gewaltſam abzukürzen, daß wir hier jeden Maaßſtab, der noch als ein urſprünglicher gelten könnte, ganz verloren haben, und es keine kleine Aufgabe für eine tiefere wiſſenſchaftliche Phyſiologie ſein würde, dieſe urſprüngliche Grundregel der menſchlichen Lebensdauer, aus einem innern telluriſchen Grunde oder vielleicht nach näher erforſchten aſtronomiſchen Verhältniſſen, die oftmahls wohl auch eine Anwendung auf das Einzelne und im Kleinen geſtatten, wieder herauszufinden, und gleichſam von neuem zu entdecken. Bei einer andern einfacheren Nahrungs- und Lebensweiſe, als unſere ſo äußerſt gemiſchte, unnatürlich überreizte und verkünſtelte, kommen auch jetzt noch Fälle und Beiſpiele in Menge vor, von einer weit längern als der jetzt ſonſt gewöhnlichen Lebensdauer. In Indien iſt es gar nichts ſeltenes, bei einem weit mehr als hundertjährigen Alter, beſonders in dem Brahminenſtande, eine noch ſehr ſtarke und auch productive Lebenskraft zu ſehen; bei der arbeitenden, einfach lebenden Klaſſe in Rußland ſind auch die Beiſpiele von einem mehr als hundert oder hundert zwanzig, und ſelbſt hundert und fünfzigjährigen Alter zwar eine ſeltne Ausnahme, aber doch nicht in dem Grade, wie in den übrigen Ländern von Europa. Beſonders auffallend und merkwürdig ſind die Fälle, wo ſolche Alte nach dem gänzlichen Verluſte der alten Zähne noch einmahl neue Zähne vollſtändig wieder bekommen, weil hier gleichſam ein neuer Lebenstrieb und zweiter Nachwuchs aus dem Innern hervorgeht. Was bei der jetzigen phyſiſchen Entartung des Menſchengeſchlechts die ſeltne Ausnahme iſt, kann ehedem die Regel geweſen ſein, oder wenigſtens noch eine Hindeutung auf dieſe ehemahlige Lebensregel und eine verlorne Spur davon enthalten; wie ſich auch wohl in andrer Beziehung und in andren Theilen der

Naturwiſſenſchaft ein ähnliches Verhältniß vorfindet oder nachweiſen ließe. Jenſeits der großen Scheidewand der Vorzeit, dort in jener unbekannten Urwelt, kann alſo wohl leicht eine ganz andre Grundregel der Lebensdauer als die jetzige geherrſcht haben, und iſt dieß ſogar ſehr wahrſcheinlich; da es durch ſo viele Zeugniſſe beſtätigt wird, und auch in der heiligen Urkunde von dem göttlichen Urſprunge des Menſchengeſchlechts alſo begründet iſt. Um aber die bibliſchen Lebenszahlen richtig zu beurtheilen und mehr zu verſtehen, darf man den durchaus religiöſen Standpunct in dieſem immer bedeutſamen Zahlenverhältniſſe der göttlichen Chronologie nie aus den Augen verlieren. Man muß ſich alſo zuvörderſt ſtets gegenwärtig erhalten, wie alle Haare nach dem Ausdrucke der Offenbarung auf dem Haupte des Menſchen gezählt ſind; um ſo mehr alſo auch die Jahre ſeiner Lebensdauer, d. h. wie nichts hier als zufällig betrachtet werden darf, ſondern alles als nach der göttlichen Abſicht vorherbeſtimmt und abgemeſſen. Dann auch, wie ſo oft in der Schrift Erwähnung geſchieht, daß Gott nach dem verborgenen Rathſchluſſe Seiner Barmherzigkeit, die Dauer eines beſtimmten Zeitraums, z. B. einer nicht abzuändernden Leidens-Epoche aus Gnade abgekürzt, oder daß Er von der andern Seite einer vorher beſtimmten Gnadenfriſt oder Lebensdauer eine beſtimmte Anzahl von Jahren hinzugelegt, oder auch dieſe wieder von neuem verlängert habe, um zu ſehen, ob die eine oder die andere Regel der Beurtheilung in einem vorliegenden Falle anwendbar iſt. Bei der ſo äußerſt langen Lebensdauer der heiligen Altväter der Urwelt, die doch, wie es längſt erwieſen und anerkannt iſt, nur von gewöhnlichen aſtronomiſchen Jahren erklärt und verſtanden werden kann, dürfte im Ganzen wohl die zweite Regel der Beurtheilungsweiſe in Anwendung kommen und dieſelbe mehrentheils als eine wunderbar und übernatürlich verlängerte zu betrachten ſein *). In

---

*) Noch eine andere Art von auffallend merkwürdiger Zeitverlängerung oder von wunderbaren Aufſchub tritt beim Noah ein. Bei den erſten zehn Altvätern trifft die Fortpflanzung ihres Stammes nach einer mittleren

der Lebensdauer des Henoch aber, dieſes heiligen Propheten des erſten Weltalters, nachdem das Hinſcheiden deſſelben auch kein eigentlicher Tod war, ſondern das dem Menſchen urſprünglich beſtimmt geweſene, und welche ſchon deßfalls um ſo eher als die natürliche betrachtet werden dürfte, iſt die Uebereinſtimmung mit der aſtronomiſchen Tageszahl des Sonnenumlaufs der Erde um ſo merkwürdiger, da auch in der Zahl von **365** Jahren die Zahl **33** als Wurzel mit enthalten iſt, welche letztere in jeder Hinſicht und in der vielfältigſten Anwendung als die eigentliche telluriſche Grundzahl ſich zu erkennen giebt. Denn bis auf den geringen Unterſchied von Einem, entſpricht die Zahl von **365** Jahren der Summe von **333** mit hinzugefügten **33**; die Anzahl der Tage aber, welche genau in jenen **365** Jahren enthalten ſind, beträgt **4** mahl **33,000**, mit hinzugefügten **4** mahl **330** Tagen.

Hinſichtlich des rieſenhaft großen Körperbaus, welchen die Tradition allgemein und zwar in einem unverkennbar hiſtoriſchen Sinne, den man von der bloßen poetiſchen Ausſchmückung oder Uebertreibung wohl unterſcheiden kann, dem älteſten Men-

---

Durchſchnittszahl ungefähr in das hundertſte Lebensjahr; bei einigen nahe daran, bei andern beträchtlich früher, bei den andern um ein Bedeutendes ſpäter. Beim Noah aber ſind dieſer mittlern Zahl von hundert Jahren noch 400 Jahre zugelegt, und erſt im Alter von 500 Jahren hat er ſeinen Stamm fortgepflanzt. Der höhere Grund dieſer nicht bloß natürlich zunehmenden Verzögerung dürfte wohl darin liegen, daß der heilige Mann während dieſer langen prophetiſchen Vorbereitungs-Epoche zwar die der längſt entarteten und ganz verderbten Welt bevorſtehenden furchtbaren Strafgerichte Gottes mit vollkommener Gewißheit erkannte und vorausſah, daß ihm aber noch nicht in gleicher Weiſe offenbar und deutlich geworden war, wie Gott ihn ſelbſt beſtimmt hatte, als der zweite Stammvater des Menſchengeſchlechts, daſſelbe zu erneuern und fortzuſetzen; ſondern daß er in jenem bereits vom Henoch geweiſſagten und angekündigten großen Weltgerichte wahrſcheinlich ſchon das letzte Ende erwartete, und daher die Fortpflanzung ſeines Stammes vielleicht für den göttlichen Willen nicht gemäß halten mochte, bis ihm der verborgne Rathſchluß des Ewigen darüber vollſtändiger und genauer offenbart ward.

ſchengeſchlechte in der Urzeit beilegt; ſo iſt es auffallend, daß diejenigen, welche die Analogie der Natur ſonſt ſo gerne auch auf den Menſchen anwenden, in dieſem Puncte immer nur das jetzt Gewöhnliche als das allein Wahrſcheinliche oder unſtreitig Gewiſſe wollen gelten laſſen. Von dem Elephanten, Rhinoceros und Nilpferde, die noch jetzt vorhanden und die größten unter den jetzigen Thieren ſind, werden noch zwanzig bis dreißig andere verwandte Gattungen und Nebenarten, aus jenen ſchon oft erwähnten Ueberreſten der untergegangenen Vorwelt nachgewieſen. Von dem Mammuth, jenem Rieſenthiere der Vorzeit, deſſen Ueberreſte nicht bloß in Siberien und Amerika, ſondern auch in Europa und Deutſchland, bei Paris und ſelbſt hier ganz in der Nahe gefunden wurden, können aus eben dieſen Ueberreſten ebenfalls eine große Anzahl verſchiedener Gattungen nachgewieſen werden. Auch von mehreren noch ganz bekannten Thieren ſind Knochen und Ueberbleibſel von einer ſehr ungewöhnlichen und wahrhaft gigantiſchen Größe gefunden worden; Hörner vom Urſtier, noch an dem Stirnknochen zuſammengehalten und feſtgewachſen, oder Hirſchgeweihe und Elephantenzähne, die auf eine drei- oder vier- und ſogar fünfmahl größere Dimenſion dieſer Thiere ſchließen laſſen, als die jetzt gewöhnliche. Wenn nun in der älteren Epoche der organiſchen Natur und untergegangener Thierwelt dieſer Rieſenſtyl ſo durchaus vorherrſchend geweſen iſt, ſollte davon gar keine Anwendung auf den Menſchen gelten, in ſo ferne nähmlich bloß von dieſer ſeiner organiſchen Naturſeite die Rede iſt? beſonders da die älteſte hiſtoriſche Ueberlieferung und Sage unter allen Völkern dieſes ſo einſtimmig bezeugt und ausſagt? — Was unſere heilige Urkunde betrifft, muß ich jedoch noch hinzuſetzen und ausdrücklich bemerken, daß in derſelben mit der langen Lebensdauer auch ein viel größerer Körperbau bei dem älteſten Menſchengeſchlechte wohl ſtillſchweigend vorausgeſetzt und hinreichend angedeutet ſcheint; das eigentliche gigantiſche Uebermaaß aber wird vielmehr als eine nun organiſch gewordene Verwilderung und Ausartung dargeſtellt, die aus der unerlaubten Vermiſchung der beiden Urſtämme oder Urvölker, der

Kainiten und der Sethiten, als der Quelle alles Verderbens hervorgegangen ſei; wie denn auch das große Strafgericht der alles zerſtörenden Fluth vorzüglich durch den Uebermuth und die Frevelthaten dieſer Giganten herbeigeführt, und zunächſt am meiſten gegen ſie gerichtet war. — Aber auch in der ſpätern hiſtoriſchen Zeit werden jene Rieſenvölker, welche mehrere Provinzen des verheißnen Landes, wie Moab, Ammon, Baſan, die Umgegend der uralten Gigantenſtadt Hebron inne hatten, ehe das Volk Iſrael alle dieſe in Beſitz nahm, zwar als berühmte Heldenſtämme, aber doch als nur auf Krieg geſinnte wüſte Frevler, und ſelbſt einzelne Rieſen, die in dem Zeitalter des Moſes oder in der Geſchichte Davids noch vorkommen, als eigentliche Ungeheuer in der entſchiedenſten organiſchen Unförmlichkeit auf das beſtimmteſte charakteriſirt. Selbſt nach unſerer gegenwärtigen Erdkunde, bei dem einzigen wilden Völkerſtamme, unter den noch jetzt vorhandnen, von einer ungewöhnlich ungeheuern und faſt rieſenhaften Größe, bei den Patagonen in Amerika, hängt dieſes mit dem unförmlichen Körperbaue dieſer Wilden zuſammen. Es iſt nähmlich die obere Hälfte des Leibes bei ihnen von einer ſo ganz unverhältnißmäßigen Länge, daß wenn man ſie reitend erblickte, ſie in der That rieſenhaft groß erſchienen, daher ſie auch anfangs für eigentliche Rieſen gehalten wurden. Näher betrachtet aber, nach der ganzen Körperlänge im Gehen oder Stehen, ſind ſie zwar allerdings von einer weit mehr als gewöhnlichen Größe von ſieben bis acht Schuh, doch nicht in dem Maaße, wie man es zuerſt geglaubt hatte, nachdem ein ſo ungewöhnlicher Eindruck auch leicht Uebertreibungen veranlaßt.

Mit allem dieſem und dem Obenerwähnten ſoll überhaupt nichts weiter geſagt ſein, als nur das offne Geſtändniß, daß ich in dieſen beiden Puncten von der alles jetzige Maaß weit überſchreitenden langen Lebensdauer, und von dem rieſenhaften Körperbaue der erſten Menſchen, niemahls den Muth haben würde, der deutlichen Ausſage der heil. Schrift und dem allgemeinen Zeugniſſe der älteſten Ueberlieferung einen entſchiednen Zweifel mit voller Gewißheit entgegenzuſtellen; eine nähere Beſtimmung und beſtimmte Entſcheidung, die volle Auflöſung und das vollſtändige Verſtändniß darüber bleibt vielleicht einer nachfolgenden Zeit und tiefer eindringenden Naturwiſſenſchaft zur ſichern Begründung überlaſſen.

Es giebt auch noch Denkmahle oder vielmehr nur Fragmente von Bauwerken der älteſten Vorzeit, welche mit dieſem Gegenſtande zuſammenhängen, und daher hier noch mit einem Worte zu erwähnen ſind. Jene cykloviſchen Mauern nähmlich an mehreren Orten in Italien, deren ſich, wer ſie ſelbſt dort geſehen hat, wohl erinnern und den ſeltſam alterthümlichen Eindruck nicht leicht wieder vergeſſen wird. In dieſer ganz eigenthümlichen Bauart ſind, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen cubiſchen oder oblongen Form der Bauſteine, große Felsſtücke nur als unregelmäßige Polygone roh zugehauen und dann ſeltſam und künſtlich genug in einander gefügt. Selbſt der große, oft bewunderte unterirdiſche Waſſerleitungs- oder Kloakenbau des alten Rom, wird zu dieſer cykloviſchen Bauart gerechnet, von der ſich auch in Griechenland bei Argos und an mehreren andern Orten ähnliche Ueberreſte finden. Von den hiſtoriſch bekannten Völkern der ſpätern Zeit in dieſen Ländern können ſie einmahl nicht herrühren, da ſie ſchon auf dieſe ſelbſt den Eindruck machten, daß ſie nur von einem untergegangenen Rieſengeſchlechte der Urzeit erbaut und hervorgebracht ſein könnten; woher ſie eben jenen Nahmen erhielten. Wenn man ſich die Unvollkommenheit der Werkzeuge jener älteſten Zeit vorſtellt, und daß ſich hier auch noch keine ſolche Mechanik vorausſetzen läßt, wie z. B. die Aegypter ſie ſchon gehabt haben müſſen, um ihre Obelisken in die Höhe richten zu können; ſo iſt wohl begreiflich, wie man auf den Gedanken kommen konnte, daß ſtärkere Arme und andere Kräfte als die der jetzigen Menſchen, zu jenen Felſenbauwerken erfordert worden ſeien.

So hätten wir alſo nun den Urſprung des Zwieſpalts, der in der Menſchheit liegt und der die Grundlage aller Geſchichte bildet, ſo weit es für dieſen Zweck nöthig iſt, entwickelt; dann die allgemeine hiſtoriſche Ueberlieferung von dem feindlichen Gegenſatze zwiſchen den frommen Patriarchen und übermüthigen Titanen der Urwelt, oder doch von der durchaus verſchiednen und entgegengeſetzten Richtung der zwei Urſtämme oder Urvölker in der älteſten Welt-Periode der Geſchichte zu erklären und hiſtoriſch zu deuten, und ſo viel als möglich begreiflich und anſchaulich zu machen verſucht; zugleich aber auch den wilden Völkern oder verwilderten Menſchenſtämmen ihre für die Menſchheit allerdings bedeutende und wichtige, aber doch nur untergeordnete rechte Stelle in dem Ganzen angewieſen.

Dieſe weſentlichen und nicht zu umgehenden Grundzüge bilden alſo die Einleitung und die Pforte des Eingangs oder auch die Vorhalle der eigentlichen Weltgeſchichte und menſchlichen Cultur-Entwicklung in der ſpätern und ſchon hiſtoriſch bekanntern Zeit. — Nachdem nun einmahl die Menſchheit in eine Mehrheit von Nationen geſchieden und zertheilt war, beſteht die nächſte Aufgabe für die jetztfolgende Periode darin, den merkwürdigſten und gebildetſten Nationen unterſuchend nachzugehen, um zu entwickeln, wie ſich das dem Menſchen eingeborne oder ihm verliehene Wort, als der Inbegriff aller der Vorzüge und Eigenſchaften, die ihn als Menſchen charakteriſiren, bei jeder derſelben eigenthümlich geſtaltet hat, in ihrer Sprache und Schrift, heiligen Ueberlieferung und geſchichtlichen Sage, Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft. Es muß alſo hier in der alten Geſchichte für dieſe Philoſophie derſelben, die ethnographiſche Methode angewandt werden; bis erſt in der neuern und neueſten Zeit mehr und mehr die ſynchroniſtiſche Ueberſicht und Behandlungsweiſe an die Stelle jener andern tritt; wozu die Gründe ſich alsdann aus der Sache ſelbſt ergeben werden. Wir können uns in dieſem allgemeinen Umriſſe nur auf die wichtigſten großen Völker, die eine hohe Stufe eigenthümlicher Geiſtescultur erreicht haben, beſchränken; und werde ich dabei die Methode befolgen, daß ich zuerſt von den Sitten und von der Lebensverfaſſung, überhaupt von dem ganzen äußern Culturzuſtande und ſelbſt von der äußern Geſchichte jeder Nation, die hier eine wichtige und eigne Stelle einnimmt, eine oder die andre Epoche machende hiſtoriſche Thatſache, und wenigſtens den Stufengang des Ganzen, ſo weit es für den andern Zweck nöthig iſt, in kurzem Umriſſe mit wenigen Zügen in Erinnerung bringe, um dann die Entwicklung jenes geiſtigen Princips in der eigenthümlichen Bildung und Denkart deſto ſorgfältiger zu charakteriſiren. Die politiſche Geſchichte wird erſt in den ſpätern Epochen der nachfolgenden Zeit faſt die Hauptſache und der weſentliche Beſtandtheil in dem Gange der zu ihrem Ziele fortſchreitenden oder auch theilweiſe darin wieder zurückſchreitenden Menſchheit. — Es können für dieſes Weltgemählde der älteſten menſchlichen Geiſtescultur auch nur ſolche Nationen ausgewählt werden, die uns hinreichend bekannt, und wo die Quellen wenigſtens jetzt mehr zugänglich geworden ſind; weil wenn man alle auch minder bekannten Nationen mit darin umfaſſen wollte, dieſes zu endloſen und ganz ſpeciellen Unterſuchungen führen würde, ohne dadurch vielleicht andre oder neue Reſultate für das Ganze und Weſentliche zu gewinnen oder erreichen zu können. Ich habe für die erſte Periode des hohen Alterthums die Chineſen, Indier und Aegypter, außer dem auserwählten, wie man es ſonſt nannte, und wenigſtens ganz allein ſtehenden hebräiſchen Volke, hiezu herausgehoben; und indem ich von dem entfernteſten Culturlande in Oſt-Aſien, alſo von China ausgehe und anfange, muß ich jedoch gleich im Voraus erinnern und bemerken, daß durchaus keine Rangordnung oder Entſcheidung über das höhere oder mindere Alterthum dieſer Völker und dem einen oder dem andern zugeſprochener Vorzug darin liegen ſoll; da ohnehin in den eignen chronologiſchen Angaben und Anſprüchen dieſer Völker, die man manchmahl auch wohl chronologiſche Dichtungen nennen könnte, näher unterſucht, vielmehr aſtronomiſche Zahlen und Perioden zum Grunde liegen mögen; ſie alſo im ſtreng hiſtoriſchen Sinne eigentlich nicht einmahl urſprünglich chronologiſch gemeint, oder ſo zu nehmen ſind. Genug, daß alle jene drei genannten Völker derſelben Welt-Periode und Stufe oder doch einer ſehr nahe verwandten in dem Stufengange der geiſtigen Entwicklung des menſchlichen Weſens und Charakters angehören; wobei jene chronologiſche Streitfrage für den höhern Zweck eigentlich unweſentlich iſt, oder doch nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit hat. Es zeigt und entwickelt ſich ohnehin bei jedem, der an ſolchen Unterſuchungen lebendigen Antheil nimmt, leicht eine beſondre Vorliebe für die eine oder die andre Nation und den Vorzug ihres höheren Alterthums; wie der Menſch denn oft für die allerentfernteſten Gegenſtände gern Parthei nimmt. Um ſo mehr möchte ich dieſes hier ganz entfernt halten, und folge daher ſtatt deſſen lieber einer Art von geographiſcher Ordnung, an deren Stelle die mehr chronologiſche in den verſchiedenen Zeit-Epochen der neuern Geſchichte ſpäterhin dann ſchon von ſelbſt eintreten wird. — Ich ſage, eine Art von geographiſcher Ordnung; denn allerdings muß hier, für den beſondern Zweck dieſer hiſtoriſchen Umriſſe, ein etwas andrer Standpunct für die geographiſche Ueberſicht der Erde genommen werden, als ſonſt in andrer Rückſicht geſchieht. In der gewöhnlichen Erdbeſchreibung für den practiſchen Gebrauch wird wie billig der gegenwärtige Beſtand aller jetzt vorhandenen Staaten und Reiche zum Grunde gelegt. Eine andre, mehr naturwiſſenſchaftliche Erdkunde nimmt die Gebirgszüge und den Lauf der Ströme und ihre Thalbildungen und Waſſergebiethe zum Leitfaden ihrer Anordnung und Eintheilung der Erde. Für dieſe Philoſophie der Geſchichte wird dagegen die Reihenfolge der vornehmſten Culturländer eine ſolche Höhenkette bilden; und es ſind hier nicht die für den Handel und Wandel ſchiffbaren Flüſſe allein, ſondern vorzüglich iſt es der geiſtige Strom der Ueberlieferung und der die Menſchheit befruchtenden und in ihr fortwirkenden Ideen, dem ſie vom Oſten nach Weſten, oder auch in jeder andern hiſtoriſch erkannten Richtung zu folgen hat. So wie diejenigen Menſchen, die man eigentlich hiſtoriſche nennen kann, nur die ſeltnere Ausnahme bilden unter der übrigen Menge; ſo ſind auch nur eine gewiſſe Anzahl von Ländern, aus dem ganzen Umkreiſe des übrigen Erdkreiſes, für die Culturgeſchichte vorzüglich wichtig und eigentlich hiſtoriſch geworden. Der bei weitem größere Theil der bewohnten oder bewohnbaren Erde gehört nicht in dieſe Zahl oder iſt nicht zu dieſer Stufe gelangt, ſo wichtig und lehrreich für die Naturwiſſenſchaft auch ſonſt deſſen nähere Erforſchung ſein mag. Von ganz Afrika ſteht außer Aegypten nur die längs dem mittelländiſchen Meere ſich hinziehende Nordküſte in dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange mit der Cultur und hiſtoriſchen Entwicklung der übrigen civiliſirten Völker. Das ganze übrige Küſtenland rings um dieſen Welttheil herum, ſo wie die Südſpitze von Afrika biethet zwar wichtige Puncte genug für die Schiffahrt, den Handel, oder etwa für einen Verſuch von Kolonien dar; für die Naturkunde enthält das noch ſehr unbekannte innere Afrika vieles höchſt Merkwürdige und anziehend Wunderbare; aber in der intellectuellen Geſchichte, oder in der moraliſchen Entwicklung des Menſchen nimmt das eine wie das andre weiter keine beſondre und hiſtoriſch zu nennende Stelle ein. Das ganze weite Nord-Aſien iſt erſt, ſeitdem es eine Provinz des ruſſiſchen Reichs wurde, näher bekannt und gleichſam von neuem entdeckt worden. Von dem mittleren Aſien, gegen Oſten hin, in der ſüdlichen Tatarei, im Norden von China, ſind oft große Völkerbewegungen ausgegangen und Eroberungszüge, die ſich weit über die civiliſirten Länder und bis nach Europa hin erſtreckten. In dem Entwicklungsgange der menſchlichen Geiſtesbildung aber kann man dieſe Völker nicht eben ſo hoch ſtellen. Der ſogenannte fünfte Welttheil oder Polyneſien, obwohl an Größe Europa beinahe gleich, zählt in dieſer Hinſicht ſo gut wie gar nicht. Selbſt Amerika, der größte unter den ſogenannten vier Welttheilen, nimmt hier noch eine verhältnißmäßig untergeordnete Stelle ein, und iſt erſt in den letzten Jahrhunderten mit ſeiner Entdeckung zugleich in die Geſchichte eingetreten, wo denn ſeitdem auch ſeine Bevölkerung eine in Sprache, Sitten, Denkart und Verfaſſung größtentheils Europäiſche geworden iſt, da die noch übrigen Völkerſtämme der dort einheimiſchen Wilden wenig zahlreich ſind; ſo daß es gleichſam nur wie einen ſehr weit ausgedehnten Anhang oder eine Fortſetzung des alten Europa jenſeits des Weltmeers bildet. Wie ſtark nun auch in den letzten funfzig Jahren die Rückwirkung dieſes hier in der ehemahligen Wildniß aufgewachſenen neuen Europa auf das Mutterland geweſen; ſo bildet dieſes doch eben erſt in der Entwicklungsgeſchichte der neueſten Zeit ein Element und einen Charakterzug derſelben, wo dieſer Welttheil zuerſt eine Wichtigkeit und eine hiſtoriſche Bedeutung erhalten hat.

Von Seiten der Naturbeſchaffenheit aber ſteht dieſer neue Welttheil in einer weiten Entfernung ab von der alten Welt, mit einer Verſchiedenheit, die ungleich größer iſt, als die der einzelnen Haupttheile der alten Welt unter ſich. So wie ſich im Vergleiche von dem Nord-Ende des Planeten mit der entgegenſtehenden Süd- oder Waſſerſeite, eine auffallende Ungleichheit und beinahe entſchiedner Gegenſatz zwiſchen beiden zu erkennen giebt; ſo iſt eben dieſes auch der Fall, wenn man die Oberfläche des Erdkreiſes in der andern Direction von Oſten nach Weſten verrückend, in zwei gleiche Hälften in Gedanken theilt. Auf der einen Seite umfaßt dieſe erſte und vornehmſte Erdhälfte von der Weſtküſte von Afrika bis zur Oſtküſte von Aſien dann die drei alten Welttheile, welche auch von oben her und in der Mitte faſt den ganzen Raum dieſer Hälfte des Globus ausfüllen und einnehmen. Hier iſt das meiſte Land und auch das von Seiten der organiſchen Thierwelt am reichſten und herrlichſten ausgeſtattete. Nur an dem ſüdlichen Ende iſt wieder das Meer und Waſſer überwiegend, wo ſich von der äußerſten Südſpitze von Aſien, durch eine fortgehende Kette damit verbunden, dann der fünfte und letzte auſtraliſche Welttheil als ein Anhang von Aſien an dieſes anſchließt. Auf der andern amerikaniſchen Erdhälfte iſt nicht bloß an der ſüdlichen Seite, ſondern auch in der Mitte das Waſſer überwiegend; da die große Ausdehnung von Amerika doch keinen Vergleich aushält mit dem Flächeninhalte der übrigen Welttheile zuſammen genommen. Noch größer aber als das Uebergewicht von Land, iſt das Uebergewicht der menſchlichen Bevölkerung auf der einen aſiatiſch-europäiſchen Erdhälfte. Hier iſt der Hauptſitz der Bevölkerung und auch der vornehmſte Schauplatz der Menſchencultur und Völkergeſchichte. Die ganze Bevölkerung von Amerika, die, weil ſie größtentheils eine europäiſche, uns beinahe beſſer bekannt iſt, als die von manchen andern, uns näher gelegnen Weltgegenden, bildet bei dem höchſten Anſchlage von der geſammten menſchlichen Bevölkerung, nur etwa den dreißigſten, bei dem geringſten doch noch bei weitem nicht den vier und zwanzigſten Theil des Ganzen. Sie überſteigt an ſich genommen, ſo weit ausgedehnt dieſer ſparſam bevölkerte Welttheil auch iſt, kaum die Bevölkerung eines einzigen großen europäiſchen Landes, wie etwa Frankreich oder Deutſchland, denen ſie in dieſer Hinſicht ungefähr gleich kommt. Die Vegetation iſt zwar in Amerika die üppigſte und herrlichſte; doch fehlten hier von Anfang die beiden mit der älteſten Menſchengeſchichte ſo innig verwebten Edelpflanzen der Cultur, das Getreide und der Weinbau. In der organiſchen Thierwelt aber ſteht Amerika am weiteſten gegen die übrigen alten Welttheile zurück. Viele der edelſten, ſchönſten Thiergattungen fehlten hier urſprünglich ganz; andre wurden nur in einer viel unförmlicheren Geſtalt und ſchlechteren Abart gefunden. Für die wichtigſten und weſentlichſten Hausthiere des Menſchen und ſeine Cultur, die dort abgingen, geben einige einheimiſche Thierarten nur einen ſehr unvollkommen Erſatz. Man kann ganz dreiſt den in dieſer Allgemeinheit gewiß nicht irrigen oder übertriebenen Satz aufſtellen: auf der amerikaniſchen Erdhälfte iſt die Vegetation vorherrſchend, an der andern aſiatiſchen Erdſeite iſt die animaliſche Kraft überwiegend und voller entwickelt. Dieſes zeigt ſich auch in der organiſchen Naturbeſchaffenheit des Menſchen, und zwar nicht allein in dem Vergleiche der Bevölkerung. Auch an Körperkraft und organiſcher Stärke und Lebendigkeit ſteht der amerikaniſche Menſchenſtamm der alten Einwohner weit hinter dem afrikaniſchen zurück; und auch dem malayiſchen Stamme und den mongoliſchen Stämmen im mittleren oder nord-öſtlichen Aſien und in der ſüdlichen Tatarei, mit denen er wohl ſonſt noch am erſten einige Analogien darbietet, ſcheint er an Dauerhaftigkeit und productiver Fruchtbarkeit bei weitem nicht gleich zu kommen.

Weil dieſer ſonſt ſo unvollkommene amerikaniſche Welttheil aber von allen andern am meiſten iſolirt, und ſeine Form viel einfacher und weniger verwickelt iſt, als die der andern alten Welttheile; ſo dürfte er in dieſer Hinſicht wohl ſehr zu beachten, und der allgemeine Typus und richtige Naturbegriff von Einem Welttheile im höheren geographiſchen Umriſſe vielleicht daher zu entlehnen ſein. Der oberen Hälfte, mit der ganzen weit ausgedehnten Breite gegen den Nordpol gerichtet, iſt das bauchigte Untertheil mit der gegen Süden gekehrten Spitze, durch die ſchmale Landenge angehängt, und bilden beide in dieſem Zuſammenhange ſchon nach dem allgemeinen Gefühle nur Einen und denſelben Welttheil, und zeigt es ſich hier wohl nach dem einfachen Thatbeſtande, wie total verſchieden die Nordhälfte und die Südhälfte eines ſolchen ſein kann. Daß nun in jener Zeit, wo das ſchwarze Meer mit dem caſpiſchen noch zuſammenhing, das weiße Meer ſich viel tiefer in das Land hinein erſtreckte, das Uralgebirge eine Inſel, oder doch im Norden und Süden vom Meere umfloſſen war, Aſien und Europa im Norden wahrſcheinlich getrennt geweſen, darauf iſt ſchon früher hingedeutet worden. War Europa aber auf der einen Seite von Aſien getrennt, ſo könnte es dagegen leicht, wo es jetzt durch eine Meerenge von Afrika geſchieden wird, durch eine Landenge mit ihm verbunden geweſen ſein, und Einen zuſammenhängenden Welttheil mit ihm gebildet haben; ſo wie Auſtralien mit Aſien, wenn wir uns jene große und volle Inſelkette, durch die es demſelben angehängt iſt, als ein noch ununterbrochnes Continuum denken. Dann würde es alſo in Wahrheit nur drei Welttheile geben oder gegeben haben, von einer Form, welche der oberwähnten von Amerika ähnlich wäre; nur daß die zwei edleren Welttheile, in einander feſt gewachſen oder zuſammen verwickelt, jene urſprüngliche Form eben dadurch nicht ſo einfach und rein bewahrt hätten. Daß aber im Allgemeinen nur drei Welttheile anzunehmen im Grunde richtiger, und nicht bloß der Idee ſondern auch der Natur gemäßer ſein dürfte, dafür ließe ſich wohl noch manches anführen.

Abgeſehen von dieſen geognoſtiſchen Bemerkungen und Thatſachen, Ideen oder Vermuthungen ſind es aber für das hier vorgeſteckte Ziel einer Philoſophie der Geſchichte, aus dem ganzen Umfange des übrigen Erdkreiſes und auf dieſer aſiatiſch-europäiſchen Hälfte deſſelben, nur etwa fünfzehn größere und minder große hiſtoriſch wichtig geweſene Culturländer, die uns zur Grundlage dienen und gleichſam für das geographiſche Ge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCALEGEL,F. FN. 09689/013

bieth der höheren Geſchichte auf dieſem Standpuncte gelten können. Dieſe hiſtoriſche Länderkette oder auch dieſer weltgeſchichtliche Völkerſtrom bildet in der Richtung von dem Südoſt-Ende von Aſien bis zum Nord- und Weſt-Ende von Europa, einen Streifen mitten durch die alten Welttheile hindurch, der an ſich wohl von anſehnlicher Breite, doch aber gegen die ganze Ausdehnung dieſer Welttheile gehalten, von nicht ſo ſehr großem Umfange iſt, und läßt ſich in drei Klaſſen oder Ordnungen abtheilen, die ungefähr auch chronologiſch in ihrer hiſtoriſchen Blüthenzeit und Reihenfolge mit der Ordnung der verſchiedenen großen Zeitabſchnitte von der älteſten Welt-Periode bis zur neueſten Gegenwart zuſammenfallen. In die erſte Ordnung dieſer welthiſtoriſch merkwürdigen Culturgegenden, würde ich die drei großen und herrlichen Länder in Oſt-Aſien und im ſüdlichen Aſien ſtellen: China, Indien, zwiſchen welchen das alte Baktrien den Verbindungspunct und das Mittelglied bildet, und dann Perſien. Die zweite und mittlere Region nehmen dann vier oder fünf andre, immer noch große und ſchöne, beſonders aber auch hiſtoriſch wichtige und merkwürdige Länder ein, in der weitern Richtung gegen Weſten und auch etwas weiter nördlich als jene erſtern drei. Zuvörderſt jenes ſchon früher erwähnte Mittelland von Weſt-Aſien, welches an den zwei großen Strömen, dem Tigris und Euphrat gelegen iſt, und von den vier Halbmeeren umgeben und begränzt wird, dem perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, dann dem caſpiſchen Meere und dem mitteländiſchen. Ueber dieſes in jeder Hinſicht ſo merkwürdige Mittelland der alten Geſchichte will ich nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß es auch hier in dieſer Länderreihe der menſchlichen Culturentwicklung ungefähr die mittlere Stelle einnimmt; denn das Süd-Ende von Oſt-Indien iſt etwa eben ſo weit in dieſer Richtung auslaufend davon entfernt, als das Nord-Ende von Schottland in der entgegenſtehenden nördlichen Richtung. Und nicht viel weiter iſt die Oſtſeite von China nach dieſer Weltgegend hin davon abgelegen als die Weſtküſte der heſperiſchen Halbinſel nach der andern Seite gegen Abend. Dann gehören noch in dieſe zweite Ordnung die rund umher liegenden Länder, Arabien, Aegypten und Klein-Aſien nebſt den kaukaſiſchen Gegenden. Griechenland mußte man, da es ſchon in ſeiner blühenden Zeit der alten Geſchichte, weit inniger mit Klein-Aſien, Aegypten und Phönicien verkettet war, und in jeder Hinſicht faſt näher mit dieſen als mit den übrigen europäiſchen Ländern zuſammen hing, wohl auch eher zu dieſer mittel-aſiatiſchen Abtheilung zählen. Auf der andern Seite giebt es wohl kein andres Land in Europa, welches einzeln und für ſich genommen, den unterſcheidenden Charakter des ganzen Welttheils ſo ſehr an ſich trüge als dieſes. Es beſteht aber dieſer für menſchlichen Anbau und Cultur ſo höchſt wichtige, unterſcheidende geographiſche Charakter von Europa darin, daß kein anderes Länder-Quantum von dem gleichen mäßigen Umfang in den andern Welttheilen, dem Meere eine ſo weit ausgedehnte und mannichfache Küſte darböte und ihm hinwieder ſo viele größere und kleinere Ströme zuführte, als dieſes zwiſchen zwei Bienenmeeren und dem großen Weltmeere eingeſchloſſene Europa, und welches dabei auch in ſo vielen großen und wohlgelegenen Halbinſeln ausliefe, die herrlichen, zum Theil ſchon vor Alters hoch cultivirten großen Inſeln, wie Sicilien und dann die britiſchen mit dazu gerechnet. So wie nun aber Europa im Großen, ſo iſt Griechenland im Kleinen durchaus ein Küſten-, Inſel- und Halbinſelland. In ſeiner Naturbeſchaffenheit alſo mehr zu dem einen, in der hiſtoriſchen Verkettung mehr zu dem andern Welttheile gehörend, bildet Griechenland einen Uebergangspunct und das verbindende Mittelglied zwiſchen den aſiatiſchen und europäiſchen Ländern. Die übrigen ſechs oder ſieben Hauptländer von Europa, nach einer rein geographiſchen Eintheilung genommen, ohne hier noch auf die politiſche Gränzverſchiedenheit der alten, mittleren und neuen Zeit und Geſchichte Rückſicht nehmen zu wollen, bilden dann die Glieder der dritten Klaſſe oder Ordnung. Zuerſt die beiden herrlichen Halbinſeln, Italien und die hiſpaniſche dann Frankreich, im Süden wie im Norden von zwei verſchiedenen Meeren beſpült, und mit dem Vorſprunge einer nicht unbedeutenden Halbinſel im nördlichen Theile; ferner das britiſche Inſelreich, das alte Germanien, mit ſeiner an zwei Meeren ſich hinſtreckenden Nordküſte; an welches dann die cimbriſchen und ſkandinaviſchen Halbinſeln und Inſeln, auch wegen der alten Stammverwandtſchaft der inwohnenden Völker ſich zunächſt anreihen; dann das große Sarmatien, nach Norden und Oſten ſich tief bis in Aſien hinſtreckend, in der weiten Ausdehnung vom ſchwarzen Meere bis zum Eismeere. Von dieſem muß jedoch von Seiten der Naturlage, das große Donauland im Süden der Karpathen, bis zu der andern Gebirgskette im Norden von Griechenland, alſo das alte Illirien, Pannonien und Dacien, noch ganz abgeſondert und auch rein geographiſch als ein Glied für ſich in der ganzen Reihe betrachtet werden. Hiſtoriſch genommen gehört eigentlich auch die am mittelländiſchen Meere ſich hinſtreckende Nordküſte von Afrika mit zu dieſem europäiſchen Länder-Syſtem, nicht bloß wegen der früheren Handels- und Kolonien-Gemeinſchaft in der Zeit des noch beſtehenden Karthago, oder in dem erſten Zeitraum der römiſchen Kriege und Eroberungen. Auch noch bis in's vierte und fünfte Jahrhundert herrſchte hier europäiſche Sitten-Cultur und Sprache; und in der Epoche der arabiſchen Herrſchaft fand wieder hier, viele Jahrhunderte hindurch, der genaueſte und innigſte Wechſelverkehr mit Spanien Statt.

Dieſes wäre nun etwa nach einem allgemeinen geographiſchen Ueberblick des Erdkreiſes, die daraus hervortretende culturgeſchichtliche Landkarte, wenn ich es ſo nennen darf, welche den eigentlichen geographiſchen Schauplatz bildet, und die ich als das Grund-Schema betrachten und im Auge behalten möchte, für die nachfolgende Völker-Charakteriſtik, in welcher nun das für die Philoſophie der Geſchichte hier aufgeſtellte Princip von dem innern Worte, als dem weſentlichen Charakter des Menſchen, mit möglichſter Genauigkeit und Klarheit weiter zu entwickeln, und in der einzelnen Anwendung näher zu beſtimmen ſein wird.

Dritte Vorleſung.

Von der chineſiſchen Staats-Einrichtung und äußern Landes- und Sitten-Cultur; dann von der chineſiſchen Geiſtesbildung und wiſſenſchaftlichen Richtung.

„Der Menſch und die Erde," das war das Thema und der Inhalt alles des bisher Entwickelten, und könnte auch zur Ueberſchrift dienen für dieſen erſten Abſchnitt des Ganzen. Für den nun kommenden zweiten Abſchnitt in den nächſtfolgenden vier oder fünf Vorträgen iſt dieſes Thema die heilige Ueberlieferung, wie ſich nähmlich dieſe bei den größten und merkwürdigſten Völkern des erſten Alterthums, nach der eigenthümlichen Wendung, welche ſie bei jedem derſelben genommen hat, zu erkennen giebt, und aus den überall noch vorhandenen und ſichtbaren Spuren der göttlichen Offenbarung hergeleitet werden kann; um ſo viel als möglich den verſchiedenen Gang der Entwicklung, welchen dieſe heilige Ueberlieferung und göttliche Urſage oder Urkunde der Menſchheit, bei jedem dieſer Völker im Verlaufe der Zeiten genommen hat, mit forſchendem Blicke zu verfolgen; zugleich mit der Hinweiſung auf die Eine gemeinſame Quelle, ſo weit dieſe wirklich hiſtoriſch gegeben iſt, und factiſch nachgewieſen werden kann, welcher Einen Quelle dieſe verſchiedenen Ströme entſprungen ſind, um ſich von dieſem Mittelpuncte aus nach allen Weltgegenden und Regionen des Geiſtes und der Erde hin, befruchtend und belebend zu verbreiten, oder auch um in der dürren Sandwüſte der menſchlichen Irrthümer ſich wieder zu verlieren, zu erlöſchen und zu verſiegen. Es iſt alſo hier die Aufgabe, den jedem dieſer Haupt-Völker zugemeſſenen Antheil an der göttlichen Wahrheit, oder das ihnen verliehene Maaß und Erbtheil der höhern Erkenntniß, nebſt der beigemiſchten menſchlichen Ausartung oder Verirrung näher zu beſtimmen und zu entwickeln; womit dann zugleich die Charakteriſtik des innern Worts, als worin das eigentliche unterſcheidende Merkmahl und geiſtige Weſen des Menſchen und der Menſchheit beſteht, verbunden iſt; um wie ſich dieſes bei einem jeden derſelben, verſchiedenartig geſtaltet und eigenthümlich entwickelt hat, in ihrer Sprache, Schrift und Sage, Geſchichte, Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihrem Glauben, Leben und Denken, mit den weſentlichſten Grundzügen nachzuweiſen.

Ich mache in dieſer Entwicklung nach der gegebenen geographiſchen Ordnung, den Anfang mit dem chineſiſchen Reiche, weil dieſes an dem äußerſten einem Ende von Oſt-Aſien in dieſer Cultur-Linie der fünfzehn hiſtoriſchen Länder gelegen iſt. Die Benennung von Oſt und Weſt iſt hiebei freilich nur ganz relativ; und nicht ſo feſt und unabänderlich beſtimmt, wie der Nord-Pol, oder das Süd-Ende es für die ganze Erde nach jeder Richtung hin in gleicher Weiſe bleibt. Von Peru aus genommen liegt China dort im Weſten, und für Nord-Amerika oder Braſilien bildet Europa den Oſten, oder Nordoſt. Wir bleiben aber bei unſerm Sprachgebrauch, obwohl er nur als ein relativer gelten kann, und nehmen unſern Standpunct oder Geſichtskreis von dieſer aſiatiſch europäiſchen Erdhälfte aus, auf welcher wir uns ſelbſt befinden. Wollte man jene Reihe der wichtigſten Cultur-Länder in der Richtung von Sudoſt nach Nordweſt, auf dieſer für die Geſchichte der menſchlichen Bildung wichtigeren, und auch, hiſtoriſch genommen, früher gebildeten Erdhälfte, noch weiter gegen Weſten und über das atlantiſche Weltmeer hinaus nach Amerika fortſetzen, weil doch auch dieſes immer mehr eine wichtige Stelle in der Weltgeſchichte einnimmt; ſo könnte man zu den zuerſt bezeichneten fünfzehn alten und neuern Cultur-Ländern, noch drei in dem neuen Welttheile hinzurechnen, nach der dreifach verſchiedenen europäiſchen Abſtammung, und den dort ſich vorfindenden und neu bildenden Staaten und Ländern, von britiſcher, portugieſiſcher oder ſpaniſcher Abkunft, welche alsdann die neueſten oder letzten hiſtoriſch gewordnen Cultur-Länder in der ganzen Reihe bilden würden.

Das chineſiſche Reich aber bildet die größte von allen jetzt beſtehenden Monarchien der Erde, und kann ſchon in ſo fern die Aufmerkſamkeit und den Blick der hiſtoriſchen Forſcher wohl an ſich ziehen. Iſt das chineſiſche Reich aber auch nicht ſchlechthin das größte in Hinſicht der Ausdehnung, obwohl es auch hierin den größten ſehr nahe ſtehen, oder faſt gleich kommen wird: ſo iſt es dieſes doch höchſt wahrſcheinlich in Hinſicht der Bevölkerung. Spanien, wenn man ſein ganzes Amerika noch dazu rechnen könnte, würde wohl in Hinſicht der Ausdehnung mit das größte ſein. Eben ſo auch Rußland, mit den daran geknüpften Kolonial-Ländern, und unermeßlichen Provinzen von Nord-Aſien. Indeſſen leidet hier die Bevölkerung, ſo bedeutend ſie auch an ſich, und gegen die andern Staaten von Europa gehalten, iſt, mit der von China gar keine Vergleichung. England, mit ſeinem ganzen Oſt-Indien und allen Beſitzungen in den andern drei Welttheilen, Polyneſien, Afrika und Amerika dazu gerechnet, hat auch eine ſehr weite Ausdehnung, und möchte es mit den hundert und zehn Millionen, die in Indien unter ſeiner Herrſchaft ſtehen, dem chineſiſchen Reiche wohl am nächſten kommen. Auch dürfte die Bevölkerung von Indien für die von China, deren wahrer Betrag allerdings nicht mit Sicherheit und zuverläſſig bekannt iſt, noch am erſten einen Maaßſtab der ungefähren und wahrſcheinlichen Berechnung abgeben. Dem britiſchen Geſandten Macartney ward eine officielle Angabe mitgetheilt, worin die ganze Bevölkerung von China, auf die ungeheure Summe von 330 Millionen berechnet war. Wenn man aber hier auch eine ſtatiſtiſch genaue Berechnungsweiſe, wie in Europa, bei den Chineſen vorausſetzen könnte; ſo würde es immer noch ſehr zweifelhaft bleiben, ob man ſich auf ihre Wahrheitsliebe in einem ſolchen Falle, und in dieſem Verhältniß zu Ausländern und fremden Europäern verlaſſen könnte. Auch wird in einem andern, nur etwas früheren ſtatiſtiſchen Werke gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Bevölkerung nur auf 147 Millionen angegeben, und zugleich ſehr unglaublicher Weiſe hinzugefügt, daß ſie etwa hundert und fünfzig Jahre früher, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, nur 27 ¼ Millionen geweſen ſei; welche Schnelligkeit, oder welcher ungeheure Sprung in der Zunahme, allen Regeln und Beobachtungen über den Anwachs und den Stufengang der zunehmenden Bevölkerung, auch in den civiliſirteſten Ländern widerſprechen würde. Auf dieſem Wege alſo, und aus der chineſiſchen Statiſtik ſelbſt, wird man hierüber wohl zu keiner Gewißheit gelangen können. Indeſſen aber iſt das große Land überall von ſchiffbaren Strömen und Kanälen durchſchnitten, mit großen äußerſt volkreichen Städten überall beſäet, unter einem eben ſo fruchtbaren, oder noch fruchtbareren, und viel geſunderen Himmel gelegen als Indien, überall angebaut und äußerſt cultivirt, ſo wie dieſes, oder noch mehr, dem Anſcheine nach auch überall eben ſo bevölkert und überbevölkert; und kann daher Indien, deſſen ganze Bevölkerung noch bei weitem nicht ganz in jenen 110 Millionen der britiſchen Beſitzungen umfaßt wird, wohl am erſten hier den Maaßſtab einer ungefähren Schätzung zum Grunde gelegt werden. Wenn man aber nun erwägt, daß ſelbſt das eigentliche China größer iſt, als die weſtliche indiſche Halbinſel, und daß die andern zu China gehörenden großen Länder, wie Thibet und die ſüdliche Tatarei, auch zu den ſehr reichlich bevölkerten gehören, ſo dürfte die Vermuthung des britiſchen Schriftſtellers, aus dem ich dieſe kritiſchen Bemerkungen über die frühern Angaben der chineſiſchen Bevölkerung entnahm, und der ſie dennoch auf 150 Millionen ſchätzt, wohl nur eine ſehr gemäßigte Angabe enthalten, und dieſelbe auch wohl noch um ein beträchtliches höher angenommen werden können; ſo daß ſie alsdann nicht viel geringer wäre, als die geſammte europäiſche Bevölkerung, und wo nicht den vierten, doch wenigſtens den fünften Theil von der Bevölkerung der ganzen Erde ausmachte. Zuſammenſtellungen dieſer Art, wo ſie ſich von ſelbſt darbiethen, im Vorübergehen mit zu bemerken, oder nicht ganz unbeachtet zu laſſen, erlaube ich mir nur aus dem beſondern Grunde, weil die Culturgeſchichte, welche die hiſtoriſche Grundlage, und gleichſam den äußern Körper für eine Philoſophie der Geſchichte bildet, die bloß das innere und höhere Verſtändniß dieſes Ganzen ſein ſoll, nicht umhin kann, an dem geſammten Menſchengeſchlechte nach ſeinem ganzen Umfange, ein mitfühlendes Intereſſe zu nehmen; und wohl läßt ſich auch ein ſolches höheres Intereſſe, was nicht in den ſtatiſtiſchen Zahlen an ſich liegt, ſondern mehr auf den wirklichen Stand und Zuſtand der geſammten Menſchheit, auch äußerlich genommen, bloß als Grundlage des Innern und Höhern gerichtet iſt, an ſolche Zuſammenſtellungen anknüpfen. Das Intereſſe aber, welches die Culturgeſchichte an dem geſammten Menſchengeſchlechte, und an allen Völkern der Erde allerdings zu nehmen hat, darf nicht nach einem vermeinten Geſetze von einer völligen Gleichheit aufgefaßt werden, die alles, als von der gleichen Wichtigkeit, mit gleichem Sinne umfaſſen, und allem ohne Unterſchied die gleiche Aufmerkſamkeit zuwenden wollte; was hier nur einen Indifferentismus gegen das höhere Princip im Menſchen verrathen würde, oder eine Nicht-Erkennung deſſelben. Nicht bloß nach der Zahl in der Bevölkerung, nach der geographiſchen Ausdehnung des Landes, oder der äußern Macht, darf dieſes Intereſſe allein beſtimmt ſein, ſondern nach Zahl, Maaß und Gewicht: nach dem Gewichte des innern geiſtigen oder ſittlichen Werthes, nach dem Maaße der höhern Bildung, und der in ihr erreichten Stufe. Die Tunguſen, obwohl dieß ein ſehr ausgebreiteter Volksſtamm iſt, die Kalmüken, obwohl ſie allerdings im Vergleiche mit andern Völkern im mittlern Aſien ſchon manches charakteriſtiſch Merkwürdige darbiethen, können nicht das gleiche Intereſſe haben, und die nähmliche Stelle in der Culturgeſchichte des Menſchengeſchlechts einnehmen, wie die Griechen oder die Aegypter; obwohl das Land Aegypten eigentlich nicht beſonders groß iſt, und auch das Volk wahrſcheinlich niemahls ſehr zahlreich war, nach einem Maaßſtabe, wie wir ihn jezt gewohnt ſind. Eben ſo kann auch die mongoliſche Weltherrſchaft, von der auch China einen Theil bildete, uns für jenen höhern Standpunct nicht ſo wichtig erſcheinen, oder ſo anziehend ſein, als das römiſche Reich, ſein Entſtehen oder ſein Verfall in unſerm gebildeten Abendlande. Gleichwohl haben die Schriftſteller über die Geſchichte der Menſchheit, oder auch andre univerſal-hiſtoriſche, nicht immer dieſen Fehler vermieden, alles ohne Unterſchied zu ſehr auf einen und denſelben Fuß einer falſchen welt-hiſtoriſchen Völkergleichheit und nach Einem einförmigen Maaßſtabe des bloß naturhiſtoriſch, in ſeinen verſchiedenen Volks-Stämmen und Racen betrachteten Menſchengeſchlechts zu behandeln, wo das Höchſte und Herrlichſte oft neben dem Gewöhnlichſten und Niedrigſten als ganz derſelben Art und deſſelben Weſens, eingereiht wird, und im Grunde keinem, weder dem wahrhaft Großen, noch dem minder Bedeutenden in der Menſchheit, was aber doch auch nicht überſehen werden darf, ſeine rechte Stelle, wo es hingehört, zu Theil wird.

Eine ſehr ſtarke Bevölkerung, oder auch ein überbevölkerter Zuſtand der Menſchheit überhaupt, oder auch eines einzelnen Landes und Staates, iſt zwar ein weſentliches Element der politiſchen Macht für dieſen letztern, aber doch nur eines, und zwar bei weitem nicht das vornehmſte unter den andern Merkmahlen und Kennzeichen eines civiliſirten Zuſtandes für die erſte. Nur in dieſer letzten Beziehung konnte dieſelbe von China mit in Erwähnung kommen. Denn obwohl in dieſen letzten Zeiten, wo Europa den innern Vorrang ſeiner Bildung und ſeines Geiſtes über die andern Welttheile mehr und mehr auch in der äußern Herrſchaft über dieſelben geltend zu machen gewußt hat, England und Rußland gegenwärtig die Gränznachbarn des chineſiſchen Reichs gegen Norden und Weſten geworden ſind, ſo berühren doch dieſe Gränzverhältniſſe das übrige Europa nicht weiter, und kann China, den äußerſt wichtigen Handelsverkehr und merkantiliſchen Vortheil abgerechnet, als politiſche Macht in dem Syſteme des Ganzen nicht weiter mitzählen. Auch ſchon in den ältern und alten Zeiten wie in den neuern, hat China in die Geſchichte des weſtlichen Aſiens und der europäiſchen Völker, eigentlich nie eingegriffen, oder iſt irgend darin mit verflochten geweſen: es iſt immer wie eine Welt für ſich im fernen unbekannten Oſt-Aſien abgeſondert beſtanden, von der auch darum die Weltgeſchichte in dem beſchränkten Geſichtskreiſe und der Behandlungsweiſe der frühern Verſuche oft ſehr wenig oder kaum irgend eine Notiz genommen hat. Wie natürlich, da dieſen bei den aſiatiſchen Völkern, ihre Eroberungen und Eroberungszüge als das Wichtigſte und Weſentlichſte erſchienen. Es ſind aber niemahls Eroberungszüge von China aus irgend ſo weit oder bis in das weſtliche Aſien hinaus gegangen, wie z. B. der des Xerxes vom innern Perſien aus nach Athen, oder Alexanders des Großen von der kleinen väterlichen Provinz Macedonien aus, über den Indus und faſt bis an des Ganges hin, obwohl er dieſen zu erreichen, nicht möglich machen konnte. Alle Eroberungszüge gingen vielmehr nicht von hier, ſondern von dem mittleren Aſien, und von den tatariſchen Völkern aus, nach China hinein, und hat ſich die geiſtige oder doch ſittliche Cultur deſſelben, und die Macht des civiliſirten Zuſtandes nur darin bewährt, daß die tatariſchen Eroberer, in den früheſten Zeiten, wie auch jetzt bei dem letzten Umſchwunge dieſer Art, nach wenigen Generationen, ganz und gar die Sitten und Cultur des eroberten Landes angenommen haben, und mehr oder minder Chineſen geworden ſind. Aber nicht allein die große Bevölkerung oder die hohe Cultur des fruchtbaren Landes, die von Alters her bekannte und berühmte Seidencultur, der Anbau der Thee-Staude, die einen ſo wichtigen Gegenſtand des europäiſchen Handels bildet, beweiſen dieſen doch civiliſirten Zuſtand des Landes, nebſt ſo manchen andern ſelbſt mediciniſch wichtigen Natur-Produkten, oder auch in ihrer Art vortrefflichen und einzigen Erzeugniſſen des chineſiſchen Kunſtfleißes und ihrer Fabrikate. Wie ſollte wohl ein Land, oder ein Volk nicht einen hohen Rang oder eine der erſten Stellen in dieſer Hinſicht in Anſpruch nehmen, welches die Buchdruckerei, das Schießpulver, und ſelbſt die Magnetnadel, dieſe drei hochberühmten und hochgeprieſenen Gegenſtände in der Erfindungsgeſchichte der europäiſchen Künſte, um mehrere Jahrhunderte früher hatte, als Europa ſie kannte! Statt der eigentlichen Buchdruckerei zwar, mit beweglichen Lettern, welche für das chineſiſche Schriftſyſtem nicht paſſen würde, iſt es vielmehr eine Art von Lithographie, deren ſie ſich bedienen; doch für die Hauptſache bleibt es das nähmliche, und von dem nähmlichen Erfolge und Wirkungen. Das Schießpulver wird bei ihnen, wie anfangs überall, mehr zur Beluſtigung in künſtlichen Feuerwerken verwendet, als zum ernſthaften Gebrauche für die Befeſtigungs- oder Eroberungskunſt. Auch von der Magnetnadel, obwohl ſie dieſelbe kennen, haben ſie nicht die gleiche Anwendung im Großen zu machen verſtanden, da ſie es nie über eine beſchränkte Fluß- und Küſten-Schiffahrt gebracht, noch ſich auf den großen Ocean hinaus gewagt haben. Aber auch in den Sitten und geſellſchaftlichen Lebensformen findet ſich bei ihnen die höchſte Politur in den feinſten Manieren, und ſelbſt ein übertriebenes Ceremoniel der Höflichkeit und des Anſtandes. In mancher Hinſicht und in vielem Einzelnen von dem was bis jetzt erwähnt worden, gleicht ihre Cultur und Verfeinerung faſt mehr der europäiſchen, wenigſtens mehr als dem, was wir gewöhnlich, nach dem uns zunächſt gelegenen Morgenlande der Mahomedaner, unter orientaliſchen Sitten zu verſtehen pflegen. Eine einzige moderne, aus den jetzigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen entlehnte chineſiſche Erzählung, wie die von Remûſat überſetzte Novelle, könnte dafür zum hinreichenden Belege dienen. Doch findet ſich auch hier manches, in dieſen jetzigen Sitten und Moden, was dem europäiſchen Gefühle ſehr widerſtreitet; ich will nur die mit Fleiß ſo lang als die Vogelkrallen erhaltenen Nägel dieſer vornehmen Herren, Beamten oder Gelehrten, die künſtlich klein gequetſchten Füße der eleganten Frauen erwähnen. Beides dient wohl, wie es in der neueſten Schilderung eines ſehr verſtändigen Engländers erklärt iſt, nur darum zum Abzeichen des vornehmen Standes, weil das Eine wenigſtens zu aller körperlichen und groben Arbeit ganz unfähig macht, das Andre ſelbſt am Gehen hindert, oder doch einen hinfällig ſchwankenden Gang und eine intereſſante Schwäche und Kränklichkeit bei den Frauen dieſes Standes zur Folge hat. Man darf ſolche kleine Sittenzüge wohl ſchon darum mit in das ganze Gemählde aufnehmen, um gleich im voraus darauf aufmerkſam zu machen, wie auch in dem Allgemeinen, und in den größern Verhältniſſen der chineſiſchen Geiſtescultur noch manche andre Spuren und charakteriſtiſche Züge von Unnatur, kindiſcher Eitelkeit und übertriebener Verkünſtlung ſich vorfinden. Selbſt in der Grundlage von aller intellectuellen Bildung, in der Sprache, oder vielmehr in der Schrift der Chineſen, findet ſich dieſer Charakter einer über alles Maaß hinaus getriebenen und allen Begriff überſteigenden Künſtlichkeit, wobei doch von der andern Seite eine große innre Armuth oder geiſtige Dürftigkeit zum Grunde liegt. Für eine Sprache von nicht viel mehr als 300, und bei weitem nicht 400, nach dem neueſten kritiſchen Forſcher nicht mehr als 272 einſylbigen Grund-Worten ohne alle Grammatik, wo die oft nicht bloß ganz verſchiedenen, ſondern in gar keiner Verbindung ſtehenden Bedeutungen desſelben und völlig gleichlautenden Wortes, zunächſt bloß durch die abweichende Modulation der Stimme, nach einer vierfach verſchiedenen Betonung, demnächſt aber und ganz vollſtändig erſt durch die Schrift-Charaktere bezeichnet werden, belauft ſich nun die ungeheure Anzahl dieſer Schrift-Charaktere auf 80,000; während die Anzahl der ägyptiſchen Hieroglyphen ſich nur etwa auf 800 beläuft; und iſt dieſes chineſiſche Schrift-Syſtem das künſtlichſte auf der ganzen Erde. Ein Reſultat, welches dadurch nicht umgeſtoßen wird, daß von jener großen Anzahl aller wirklichen oder möglichen Schrift-Charaktere, vielleicht nur der vierte Theil im Gebrauche, und ein noch geringerer eigentlich zu wiſſen nöthig iſt. Da die Bedeutung, beſonders der mehr complicirten Begriffe, oder abſtracten Gedanken erſt durch dieſe künſtlichen Chiffern völlig fixirt und genau beſtimmt wird; ſo beruht die Sprache weit mehr in dieſen Schrift-Charakteren, als in dem lebendigen Laute, da ohnehin ein und derſelbe Laut oft durch 160 verſchiedene Schrift-Charaktere bezeichnet werden kann, oder auch eben ſo viele Bedeutungen hat. Es tritt nicht ſelten der Fall ein, daß Chineſen, wenn ſie ſich im Geſpräche nicht recht verſtehen, oder ſich nicht ganz verſtändlich machen können, zu der Schrift ihre Zuflucht nehmen, und erſt im Schreiben dieſer Chiffern einer den andern vollkommen errathen, und ſich gegenſeitig deutlich werden können

Sich in dieſem unermeßlichen Chaos von anfangs bildlichen, jetzt aber conventionell gewordenen Zeichen vollſtändig zu recht finden, d. h. mit andern Worten, ſchreiben und leſen zu können, wiewohl es doch auch für den Geübteſten noch große und ſchwere Probleme darin zu löſen giebt, das iſt nun der eigentliche Gegenſtand und Inhalt der wiſſenſchaftlichen Bildung eines Chineſen; was leicht für ein ganzes Menſchenleben zu thun giebt, da es ſelbſt für die europäiſchen Gelehrten, welche ſich darin eingelaſſen haben, keine kleine Aufgabe iſt, auch nur ein Syſtem auszudenken, wie und nach welchem Principe ein Wörterbuch, oder vielmehr ein ſyſtematiſches Verzeichniß aller dieſer Schrift-Charaktere abgefaßt werden müßte, um als ein brauchbarer Leitfaden auf dem ganzen Chiffern-Meere der chineſiſchen Bücher und Schriftzeichen dienen zu können. — Doch dieſes wird weiter unten noch einmahl in Erwähnung kommen, und erſt im Zuſammenhange mit der beſondern Eigenthümlichkeit der chineſiſchen Geiſtesrichtung ſeine Erklärung finden können, oder wenigſtens dort nach ſeiner wahren Bedeutung, oder auch ſeiner vielmehr bedeutungsloſen Zuſammenſetzung und Künſtlichkeit verſtändlich erſcheinen. Für den äußern Culturzuſtand aber, kann beſonders auch der ſo weit über das ganze Land ausgedehnte Kanalbau, und alles was, damit in Verbindung ſteht, allerdings als ein faktiſcher Beweis und in der Wirklichkeit gegebenes Dokument gelten. Nachdem nähmlich die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf den vielen großen, und minder beträchtlichen Strömen beruht, welche das Land bewäſſern und durchſchneiden, oft aber auch die flache Ebene mit ſtarken Ueberſchwemmungen bedrohen; ſo iſt der erſte Gegenſtand und die wichtigſte Sorge der innern Adminiſtration hier natürlich, dieſe Gefahren der Ueberſchwemmung abzuwehren, die fruchtbare Bewäſſerung über das ganze Land gleichmäßiger zu vertheilen, und durch Kanäle zugleich auch die, für die Induſtrie und den innern Verkehr ſo nöthige und vortheilhafte Waſſer-Communication nach allen Directionen zu erhalten und zu verbreiten. In keinem civiliſirten Staate ſcheinen wohl die Anſtalten dieſer Art ſo hoch getrieben, und ſo weit ausgedehnt zu ſein als hier; der große kaiſerliche Kanal in der Länge von 180 geographiſchen Meilen, findet, wie man ſagt, auf der ganzen Erde nicht ſeines Gleichen. Wenn gleich nun dieſer Kanalbau, und die ganze Waſſer-Adminiſtration erſt allmählig die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, auf der ſie gegenwärtig ſtehen; ſo beweiſet dieſes doch hinreichend für eine auch ſchon früher begonnene und zeitig entwickelte Culturſorge. Es geſchieht auch oft genug davon Erwähnung in den alten chineſiſchen Geſchichtsbüchern und Reichs-Annalen; und ſo wie in Aegypten der Nil und die Sorge für den Nil, die wichtigſte Regierungs-Angelegenheit war, ſo iſt es auch hier geweſen. Bei den immer wiederkehrenden, und oft ſich wiederhohlenden großen Ueberſchwemmungen und zerſtörenden Fluthen, die in jenen Annalen häufig angeführt werden, wird es immer als ein Kennzeichen und unterſcheidendes Merkmahl einer guten, weiſen und ſorgfältigen Regierung angeſehen, wenn dieſelbe alles für dieſe Waſſerangelegenheit Nöthige in's Werk ſtellte; dagegen als Beweis einer ſchlechten, nachläſſigen und Unglück bringenden Regierung, wenn dieſe wichtigſte unter allen adminiſtrativen Angelegenheiten vernachläſſigt ward, wo dann meiſtens auch noch anderes Unglück und irgend eine gewaltſame Kataſtrophe als wohlverdiente göttliche Strafe der unverzeihlichen Pflichtvergeſſenheit in der Geſchichte nachfolgt oder daran geknüpft wird. Ein anderes nicht minder geſchichtliches und noch wirklich beſtehendes Dokument für einen ſchon in frühern Zeiten verhältnißmäßig sehr civiliſirten Zuſtand des chineſiſchen Reichs, nebſt jenem kaiſerlichen Kanale biethet die große chineſiſche Mauer dar, welche an der Nordgränze des eigentlichen China, ſich in eine Länge von hundert und fünfzig geographiſchen Meilen ausdehnt; von einer ſolchen Höhe und Dicke, daß man berechnet hat, daß ihr cubiſcher Inhalt größer ſei, als die Bauſteine aller Gebäude in ganz England und Schottland zuſammengenommen; oder auch, daß dieſelben Materialien hinreichen würden, eine Mauer von gewöhnlicher Höhe und mäßiger Dicke um den ganzen Erdkreis zu ziehen. Dieſe große chineſiſche Mauer kann auf der einen Seite als ein charakteriſtiſches Kennzeichen, und gleichſam als ein Symbol des chineſiſchen Staates gelten, in ſeiner eigenthümlichen Richtung und innern Abgeſchloſſenheit gegen alles Ausländiſche und Fremde in den Perſonen, Sitten und Gedanken, was ihn jedoch ſo wenig als die Mauer ſelbſt gegen fremde Eroberungen, noch auch gegen das Eindringen ausländiſcher Secten immer hat ſchützen können. Eben in dieſer Hinſicht iſt die chineſiſche Mauer, deren Erbauung zwei Jahrhunderte vor unſrer chriſtlichen Zeitrechnung fällt, ein hiſtoriſches Denkmahl, welches den ſprechenden Beweis giebt, mehr als alle immer noch manchem Zweifel unterliegenden Berichte in den alten Annalen: daß auch ſchon in den ältern Zeiten, und lange vor der Eroberung durch die Mongolen, oder vor dem Anfange der jetzigen Dynaſtie der Mantchu-Tataren, das Reich ebenfalls von den tatariſchen Völkern im Norden vielleicht ſchon öfter erobert worden, oder wenigſtens immer bedroht war. Für die intellectuelle Entwicklung der Chineſen, und die Stufe ihrer Geiſtescultur, würde die ganze Reihenfolge der verſchiedenen inländiſchen Dynaſtien, Tſin, Han, Tang und Sung bis auf die Mongolen, und ihre weitläufige Annalen, wohl nur wenig wahrhaft fruchtbare Reſultate darbiethen, und es reducirt ſich alles das, was aus der ganzen Maſſe der äußern Geſchichte aus dieſem Geſichtspuncte, und für den hier aufgeſtellten Zweck eine Bedeutung hat, nur auf ſehr wenige, ganz einfache, hiſtoriſche Thatſachen. Der Anbeginn der eigentlich hiſtoriſchen Zeit und authentiſchen Geſchichte, wird von dem ſchon angeführten engländiſchen Schriftſteller, obwohl derſelbe ſich ſonſt eher zu einer ſkeptiſchen Beurtheilung und Anſicht neigt, doch ſchon mit der ältern Dynaſtie Scho, eilfhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung angeſetzt. Die erſte unter dieſen auch für die ſittliche und Geiſtescultur allenfalls bemerkenswerthe hiſtoriſche Thatſache iſt die, daß China anfangs aus mehreren kleinen Königreichen beſtand, und unter dieſen kleinen, minder mächtigen Fürſten mehr Freiheit genoß, und erſt zweihundert Jahre vor Chriſtus in Eine große Monarchie, und unbeſchränkte Alleinherrſchaft zuſammengewachſen iſt, und daß dem erſten allgemeinen Kaiſer des ganzen Reichs, Schihoangti, nebſt der großen chineſiſchen Mauer, auch die allgemeine Bücherverbrennung, von der gleich nähere Erwähnung geſchehen ſoll, zugeſchrieben wird, zu welcher Zeit auch Japan als chineſiſche Kolonie geſtiftet, oder politiſch gegründet worden. Aber auch noch ſpäter, wie im fünften Jahrhunderte, und wieder zur Zeit der mongoliſchen Eroberung unter Dſchingischan, war China in zwei Reiche, ein ſüdliches und ein nördliches getheilt. Wichtiger noch für den Standpunct der innern Cultur, und als Maaßſtab und Kennzeichen des civiliſirten Zuſtandes, iſt die zweite ſchon vorhin berührte hiſtoriſche Thatſache, daß, wie oft auch China von Mongolen und Tataren erobert worden, die Ueberwinder immer binnen kurzer Zeit, chineſiſche Sitten, Geſetze, und meiſtens ſelbſt die Sprache annahmen, durch das Uebergewicht der geiſtigen Cultur ihrerſeits wieder beſiegt, und überwältigt wurden, und daß alſo von dieſer Seite die chineſiſchen Einrichtungen im Ganzen unverändert geblieben ſind. Bemerkenswerth aber iſt noch beſonders folgendes Reſultat aus der chineſiſchen Geſchichte. Es biethet zwar kein Staat eine ſo ſtreng monarchiſche und abſolut vollendete innre Einheit dar, als der chineſiſche, beſonders nach der alten Einrichtung; denn obwohl mehr durch Sitten und Geſetze beſchränkt, und in dieſem Sinne keinesweges ſo bloß willkührlich despotiſch, wie wir es den uns hiſtoriſch näher liegenden orientaliſchen Völkern zuzuſchreiben gewohnt ſind; war hier vor der Einführung der indiſchen Religion des Buddha, nicht einmahl ein abgeſonderter Prieſterſtand, überhaupt kein Adel und keine erblichen Stände und Rechte; die Erziehung und Beförderung im Staatsdienſte überhaupt allein entſcheidend und geltend; die Gelehrten und Staatsbeamten in die eine Klaſſe der Mandarinen verſchmolzen, überhaupt aber der Staat Alles in Allem. Gleichwohl aber hat dieſe ſcheinbare abſolute Einheit zu keinem friedlich feſten und dauernd glücklichen Ziele führen können; denn die ganze chineſiſche Geſchichte iſt von Anfang bis zu Ende nur eine fortgehende Kette von Revolutionen, Empörungen und gewaltſamen Kataſtrophen, Uſurpationen, Anarchie und Dynaſtien-Wechſel, wie dieſes ſchon aus den trocknen Thatſachen ſich ergiebt, wenn gleich die officielle Sprache der Reichs-Annalen den endlichen Sieg des monarchiſchen Princips überall hervorzuheben ſucht.

Auch in dem Gebiethe der Wiſſenſchaft oder der herrſchenden Lehre und öffentlichen Meinung fanden ſolche gewaltſame Kataſtrophen Statt, wie die oberwähnte allgemeine Bücherverbrennung unter dem Erſten großen Kaiſer wohl eine ſolche war, bei der auch die Gelehrten, oder wenigſtens eine Parthei derſelben, mitverfolgt, und vierhundert und ſechzig derſelben aus der Schule des Confucius verbrannt wurden; und läßt dieſe Gewaltthat allerdings auf einen heftigen Partheienkampf, einen auch politiſch wichtig gewordenen Sectenſtreit, und eine geiſtige Umwälzung in der Denkart ſchließen. Zu gleicher Zeit führte ein Günſtling jenes gewaltſamen Regenten, auch ein neues Syſtem von Schrift-Charakteren ein, wodurch eine große Verwirrung, ſelbſt bei der Nachwelt entſtanden iſt. Eine ſolche geiſtige Revolution giebt ſich unſtreitig auch in der Einführung der indiſchen Religion des Buddha, oder Fo nach dem chineſiſchen Nahmen, zu erkennen, welche grade drei und dreißig Jahre nach dem Anfange des Chriſtenthums geſchehen iſt. Die Eroberung von China durch die Mongolen geſchah unter Dſchingischan zu derſelben Zeit, als dieſe ihre verheerenden Züge auf der andern Seite auch gegen Europa, über Rußland und Pohlen hinaus bis nach Schleſien erſtreckten. Die darauf erfolgte Reaction und Wiederherſtellung des chineſiſchen Reichs geſchah durch eine Volks-Revolution von einem gemeinen Chineſen, Nahmens Tſcheou, geleitet, der nachgehends als Kaiſer den Thron beſtieg, und eine neue, wieder chineſiſche Dynaſtie ſtiftete. Die Regenten der jetzt, ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts herrſchenden Dynaſtie der Mantſchou-Tataren, zeichnen ſich durch eine beſondre Vorliebe für die alt-chineſiſchen Sitten und Einrichtungen und auch für Sprache und Wiſſenſchaften aus, deren Beförderung manche größere wiſſenſchaftliche Unternehmung veranlaßt hat, welche auch den europäiſchen Gelehrten, die uns näher mit China bekannt zu machen auf ſich genommen haben, ſehr zu Statten und zweckdienlich entgegen gekommen iſt. Aber ſelbſt in dem gegenwärtigen Augenblicke iſt zu gleicher Zeit eine große Rebellion in dem nördlichen Theile des Reiches, und von der andern Seite eine mehr als gewöhnliche Chriſtenverfolgung ausgebrochen.

Dieſe wenigen Grundzüge aus der äußern Geſchichte werden hinreichend ſein, als Anhaltspunct für die innere, intellectuelle Entwicklung und geiſtige Cultur der Chineſen, um wenigſtens die Hauptmomente derſelben charakteriſtiſch anzudeuten, und auch äußerlich hiſtoriſch feſtzuſtellen. Nachdem aber die Geiſtesentwicklung und eigenthümliche Geſtaltung derſelben, bei einer jeden alten Nation auf das genaueſte mit der Sprache zuſammenhängt, oder weil bei den Chineſen, dieſe nach ihrer ganzen Ausdehnung, weniger im lebendigen Laut liegt, als in der Schrift, hier alſo mit dieſer; ſo muß eben darum über dieſe künſtliche chineſiſche Schriftart, die einzige in ihrer Art auf der ganzen Erde, hier noch Einiges bemerkt werden; aber nur über den allgemeinen Charakter derſelben, ohne uns in das ganze Chaos dieſer **80,000** Sprach-Chiffern, und aller darin liegenden Schwierigkeiten und Probleme, weiter einzulaſſen. Es iſt auch dieſe chineſiſche Schrift in ihrem erſten Grunde eine Bilderſchrift, obwohl die erſten rohen Grundzüge dieſer urſprünglichen Bilder in der aenigmatiſchen Abkürzung und in den verwickelten Combinationen der Charaktere, wie ſie jetzt im Gebrauch ſind, kaum noch erkannt werden können. Es iſt für die chineſiſchen Gelehrten ſelbſt keine leichte Aufgabe, durch eine ſichre Analyſe den unermeßlichen Reichthum ihrer Schrift-Charaktere auf ſeine einfachern Elemente und erſte Grundlage zurück zu führen; indeſſen iſt es ihnen doch gelungen, dieſe in den ſogenannten **214** Schlüſſeln oder Schriftbildern wirklich nachzuweiſen. Die erſten chineſiſchen Schriftzeichen der älteſten Zeit aber enthalten ſämmtlich, nur mit wenigen rohen Strichen angedeutet, eben ſo viele Abbildungen von wirklichen ſichtbaren Gegenſtänden, den erſten und nächſten, welche den noch in den einfachſten Naturverhältniſſen lebenden Menſchen umgeben; wie Sonne und Mond, die gewöhnlichſten Thiere, umgebenden Pflanzen, menſchlichen Werkzeuge, Waffen, oder Beſtandtheile der menſchlichen Wohnung. Eine rohe Bilderſchrift alſo, wie man ſie auch wohl bei andern Wilden, beſonders den amerikaniſchen, nahmentlich bei den Mexikanern gefunden hat. Der berühmte franzöſiſche Gelehrte, Remüſat, welcher zu unſrer Zeit in das ganze chineſiſche

Studium ein neues Leben, beſonders aber auch weit mehr Klarheit gebracht hat, als ſonſt darin gefunden wurde, geht dieſen erſten, noch ſehr dürftigen Grundriß der anfänglichen chineſiſchen Cultur, als worin er den ſehr beſchränkten damahligen chineſiſchen Ideenkreis verzeichnet findet, mit manchen geiſtreichen Bemerkungen, und hiſtoriſchen Folgerungen durch; und ſoll dieſe erſte Erfindung der chineſiſchen Schrift, nach ſeiner Vermuthung ein Alter von vier tauſend Jahren haben, das wäre alſo um drei oder vier Generationen nach der Sündfluth in unſrer gewöhnlichen Zeitrechnung, und iſt dieſe Angabe an ſich wenigſtens nicht übertrieben zu nennen. Wenn dieſer mit der chineſiſchen Geſchichte und Wiſſenſchaft ſo vertraute europaiſche Gelehrte, ſein Erſtaunen über die Dürftigkeit jener erſten Grundbilder und Schlüſſel der Schrift nicht genug zu erkennen geben kann; ſo beſitzt gewiß niemand beſſer als er, alles was dazu gehört, um den weiten Abſtand zwiſchen dieſer urſprünglichen Ideen-Armuth und dem nachher ſo unermeßlich gewordnen Reichthum in der ſpätern kunſtlichen Schrift-Verwicklung der Chineſen ganz zu ſchätzen und zu würdigen. Indem er aber unter andern darauf aufmerkſam macht, wie in dieſem älteſten Schriftverzeichniß ſelbſt der Charakter oder das Zeichenbild eines Prieſters hier fehle, welches ſonſt doch wohl mit dem Stande zugleich, ſelbſt bei den roheſten Völkern gefunden werden müſſe, ſo kann ich ihm hierin nicht beiſtimmen; indem er ſelbſt unter den ubrigen einen Schrift-Charakter mit anführt, der einen Zauberer vorſtellen oder bedeuten ſoll. Nun dürfte aber bei den heidniſchen Urvölkern der älteſten Zeit, der eine Begriff mit dem andern wohl ganz zuſammenfallen, wie es ſehr wahrſcheinlich auch ſchon bei den Kainiten eben ſo geweſen iſt. Aber auch die Zuſammenſetzung mehrerer unter jenen einfachen Grund-Charakteren, womit die mehr abſtracten Begriffe bezeichnet werden, ſcheint oft, oder doch anfänglich gar nicht nach einem tiefer bedeutenden Princip geregelt, ſondern nur aus den gemeinſten Wahrnehmungen oder Eindrücken des alltäglichen und gewöhnlichen Lebens hervorgegangen zu ſein. Der Schrift-Charakter z. B., welcher Glückſeligkeit bedeutet, iſt zuſammengeſetzt aus zweien andern, wovon der eine den geöffneten Mund vorſtellt, der andre aber eine Hand voll Reiß, oder überhaupt Reiß. Es iſt hier alſo keinesweges auf eine überſchwenglich und chimäriſch erhabene, oder myſtiſch geiſtige Idee gezielt, ſondern es beruht dieſe allgemeine Glückſeligkeit eines Chineſen, wie aus der Schrift-Bezeichnung deutlich hervorgeht, ganz einfach auf der Vorſtellung von einem immer mit gutem Reiß hinreichend angefüllten und geſättigten Munde. Noch ein anderes Beiſpiel von ziemlich ähnlicher Art führt Remüſat, faſt etwas ſchüchtern und halb zurückhaltend an, wie nähmlich der Schrift-Charakter, welcher ein Frauenzimmer, eine Perſon weiblichen Geſchlechts, bezeichnet, zweimahl neben einander geſtellt, Zank und Streit bedeutet, dreimahl wiederhohlt aber Unordnung, oder ſchlechte Aufführung und Unſittlichkeit. Sehr weit entfernt liegen ſolche triviale, und im Grunde platte Ideenverknüpfungen von jenem ſinnigen Gefühl für eine tiefere Naturbedeutung, wie ſich dieſes in mancher wohl fühlbaren, wenn auch nicht ganz entwickelten Ahnung derſelben, und überhaupt in den geiſtigen Sinnbildern der ägyptiſchen Hieroglyphen findet, ſo weit wir dieſe bis jetzt entziffern können; obgleich dieſe doch auch für die bequemere alphabetiſche Bezeichnung gebraucht und angewandt werden konnten, und wirklich wurden. In den Hieroglyphen iſt der ſie, neben der nackten Wortbedeutung noch umgebende ſymboliſche Anhauch wie ein beſeelendes Gewand des Lebens, wie das Weben eines inwohnenden höhern Geiſtes und tief gefühlter Bedeutſamkeit, als die ſchöne Mitgabe einer jeden für einen höhern Zweck beſtimmten Schrift oder Inſchrift, die noch hinzukommt zu dem bloßen Buchſtaben-Wort, welches den Nahmen oder das Faktum bezeichnet. — Indeſſen beſitzen die Chineſen, ganz abgeſehen von ihren andern chaotiſch unermeßlichen Schrift-Charakteren, allerdings auch ein Syſtem von wiſſenſchaftlichen Symbolen und ſymboliſchen Schriftzeichen, welche den Inhalt des älteſten unter ihren heiligen Büchern, des Yking ausmachen, welches ſo viel heißt, als das Buch der Einheit, oder wie Andre es erklären, das Buch von den Umwandlungen; und ſtimmt die eine wie die andre Benennung auch ſehr wohl alte Syſtem von myſtiſchen Strichen im wirklichen Leben und noch gegenwärtig als eine Art von Orakel-Frageſpiel dient, wie etwa bei uns in Europa das Kartenſchlagen oder Kartenlegen, und auch ſonſt zu manchen Aberglauben angewendet wird, beſonders auch um vermeintliche Fortſchritte in der Alchymie zu machen, welcher die Chineſen ſehr ergeben ſind. Doch dieß iſt nur ein Mißbrauch der modernen Zeit, wo man jenes uralte Syſtem von ſymboliſchen Zeichen und Strichen gar nicht mehr verſtand. Das hohe Alterthum desſelben und der acht Koua, läßt ſich um ſo weniger bezweifeln, da es ſelbſt mythologiſch dem Altvater der chineſiſchen Urzeit, Fohi beigelegt wird, der dieſe Striche auf dem Rücken einer Schildkröte erblickt, und eben daraus die Schriftzeichen erfunden habe; welche viele chineſiſche Gelehrte aus dieſen acht Koua oder Verknüpfungen der erſten ſymboliſchen Grundſtriche ableiten wollen und abzuleiten verſucht haben. Der ſchon mehrmahls erwähnte franzöſiſche Gelehrte aber, deſſen Urtheil hierüber wohl am meiſten ein competentes ſein dürfte, widerſpricht dieſer chineſiſchen Herleitung der geſammten Schrift-Charaktere aus den acht Koua auf das allerentſchiedenſte; und wohl ſcheint es, daß ſie als etwas ganz davon und von dem gemeinen praktiſchen Schriftgebrauch Verſchiedenes, und wiſſenſchaftlich für ſich Beſtehendes betrachtet werden müſſen. Vielleicht wird ſich der wahre Sinn dieſer Zeichen, der gar nicht ſo ſehr verborgen iſt, und ihre natürliche Erklärung ganz von ſelbſt ergeben, wenn wir eine Vergleichung der Grundbegriffe der ältern griechiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft dabei zu Hülfe nehmen; ſo wie nach den Grundſätzen derſelben in den Platoniſchen Schriften ſehr oft von dem Einen und dem Andern, oder auch von der Einheit und der Zweiheit die Rede iſt, als den urſprünglichen Natur-Elementen oder erſten Principien alles Daſeins. Es iſt damit die Lehre von dem erſten Gegenſatze, und den mehreren aus dem erſten abgeleiteten Gegenſätzen gemeint; ſo wie auch von der möglichen und denkbaren, oder geforderten und wirklich zu machenden Ausführung und Ausgleichung zwiſchen beiden und der Wiederherſtellung der erſten, allem Gegenſatze vorhergegangenen, und allen Zwieſpalt endlich wieder in ſich auflöſenden und allumfaſſend in ſich aufnehmenden Einheit und ewigen Gleichheit. So dürfte alſo wohl in jenen altchineſiſchen acht Koua und mathematiſchen Zeichen oder ſymboliſchen Linien, nichts enthalten ſein, als das trockne Grund-Schema alles dynamiſchen Denkens und Wiſſens; und iſt es ganz begreiflich und ſehr conſequent, wie das heilige alte Buch, in welchem dieſe Principien des chineſiſchen Wiſſens enthalten ſind, das Buch von der Einheit, oder auch von den Umwandlungen heißen und genannt werden konnte; da dieſes allerdings auf der Lehre von der abſoluten Einheit, als dem Grund-Principe aller Dinge, und allen aus dieſer Einheit erſt hervorgehenden Differenzen und Gegenſätzen oder Veränderungen beruht. Noch anſchaulicher wird dieſe Lehre vom Gegenſatze in allen Dingen, im Denken wie in der Natur werden, wenn wir uns dabei der neuern glänzenden Entdeckungen unſrer Naturwiſſenſchaft erinnern. Denn wie hier in der ſich entgegenſtehenden Oxygen- und Hydrogen-Seite der chemiſchen Metall-Säule, oder auch in dem poſitiven und negativen Ende der elektriſchen Erſcheinungen, an dem anziehenden, und dem abſtoßenden Pole der magnetiſchen Kraft, ein ſolcher Gegenſatz und dynamiſches Spiel der lebendigen Kräfte in den Natur-Phänomenen ſich offenbart und dargeſtellt wird; ſo iſt wenigſtens der abſtracte Begriff von dieſem Gegenſatze und dynamiſchen Wechſel des Daſeins auch ſchon dort erfaßt und wenigſtens in mathematiſcher Allgemeinheit, als Grundlage alles künftigen Wiſſens, angedeutet. Freilich iſt hier in unſrer höhern Naturlehre alles dieſes aus wiſſenſchaftlicher Erfahrung faktiſch nachgewieſen; und iſt auch überdem dieſes ganze dynamiſche Sein und Leben, ſo wie die Erkenntniß und das Wiſſen davon, nur das Eine Element und die Eine Seite deſſen, was da iſt, und deſſen, wie es erkannt und verſtanden werden muß; und bleibt eine Wiſſenſchaft, bloß und allein auf dieſes Eine dynamiſche Lebensgeſetz und Daſeins-Spiel gegründet, ohne alle Rückſicht auf die andre Seite und höhere Quelle der innern Erfahrung und des ſittlichen Lebens, der geiſtigen Anſchauung und göttlichen Offenbarung, immer nur eine ſehr einſeitige, gar nicht überall anwendbare; ſoll ſie aber überall angewandt werden, in endloſe Widerſprüche, Irrthümer und Mißverſtändniſſe führende Anſicht. Daß ein ſolches Syſtem des dynamiſchen Denkens und Wiſſens, wenn es auch da, wo es nicht faktiſch nachgewieſen werden kann, auf alle göttlichen und menſchlichen Dinge, wirkliche und mögliche oder unmögliche Gegenſtände ausgedehnt, allerdings zu einer ſolchen chaotiſchen Verwirrung der Ideen führt, davon hat man wohl das Beiſpiel an der deutſchen Natur-Philoſophie in der verwichnen Generation geſehen, deren Charakter eben dieſer war; wie er ſich in dieſem willkührlichen Gedankenſpiel mit Polaritäten und Gegenſätzen oder den Indifferenz-Puncten dazwiſchen, ſelbſt ausſpricht, der aber jetzt nach ſeinem wahren Werthe und innerem Gehalte längſt erkannt und in ſeine Schranken zurückgewieſen iſt. — So dürfte alſo wohl jenes Grund-Schema der chineſiſchen Gedanken-Symbole, deren Bedeutung allerdings rein wiſſenſchaftlich, und eine durchaus metaphyſiſche iſt, nur den neueſten Irrthum in der älteſten Form, uns vor Augen ſtellen, obwohl auch dieſes merkwürdig, hiſtoriſch wichtig und lehrreich genug iſt. Der Grundtext des heiligen alten Buches uber dieſe Lehre von der Einheit und den Gegenſätzen, welcher nun ganz verſtändlich ſein wird, lautet aber nach Remuſats wörtlicher Ueberſetzung im Weſentlichen ſo: „Das große Ur-Princip hat die zwei Gleichungen und Verſchiedenheiten oder Grundregeln des Daſeins erzeugt oder hervorgebracht; die zwei Grundregeln oder Gegenſätze aber, nähmlich Yn und Yang, oder Ruhe und Bewegung (das Ja und das Nein, wie man es auch nennen könnte), haben die vier Bilder oder Symbole hervorgebracht; und die vier Symbole haben die acht Koua oder Fügungen und weitern Zuſammenſetzungen hervorgebracht.“ Dieſe acht Koua ſind: Kien oder Aether; Kui, d. i. reines Waſſer; Li, d. h. reines Feuer; Tſchin oder Donner; Siun, d. h. der Wind; Kan, das gemeine Waſſer; Ken, nähmlich Berge; und Kuen, die Erde. Auf dieſer alten Grundlage des aus der Indifferenz zu den Differenzen fortſchreitenden chineſiſchen Wiſſens und dynamiſchen Denkens, wurde nun ſpäterhin das rein ſpeculative Vernunft-Syſtem gegründet, als deſſen Stifter Laotſeu, etwas früher als Confucius genannt wird. Die ihm nachfolgende Vernunft-Secte Tao-ſſe, iſt ſehr ausgeartet, und endlich entſchieden atheiſtiſch geworden, wovon jedoch die Schuld nicht dem Stifter ſelbſt beigemeſſen, ſondern der Tadel nur auf ſeine Schule beſchränkt wird; wiewohl es anerkannt iſt, daß dieſer Atheismus einer abſoluten Vernunftwiſſenſchaft ſich ſehr weit verbreitet hat im chineſiſchen Reiche, und eine Periode hindurch faſt allgemein herrſchend geworden iſt. Da es jedoch nöthig iſt, in dieſem Entwicklungsgange des chineſiſchen Geiſtes auch die chronologiſche Ordnung im Auge zu behalten; ſo iſt hier zunächſt noch die Bemerkung einzuſchalten, daß für den Gang der chineſiſchen Wiſſenſchaft und Religion zuſammen genommen, nach dem Reſultate des bisher bekannten, ſich drei Haupt-Momente oder auf einander folgende Epochen unterſcheiden laſſen. Die erſte Epoche iſt die der heiligen Ueberlieferung, und der darauf gegründeten alten chineſiſchen Staatseinrichtung und Idee des chineſiſchen Reichs, nebſt den urſprünglichen Sitten und Sittenlehren, auf welche dieſe ſich gründet. Die zweite Epoche, ungefähr ſechshundert Jahre vor unſrer Zeitrechnung, iſt die der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, welche zwei verſchiedene Richtungen nahm. Confucius wandte ſich ganz auf die practiſche Seite der Sittenlehre, womit denn auch die alte chineſiſche Staatseinrichtung, Geſchichte und heilige Ueberlieferung auf das genaueſte zuſammenhing; und hat dieſer eine Zweig der chineſiſchen Geiſtescultur in der reinen Sittenlehre des Confucius, die zuerſt näher in Europa bekannt wurde, die Bewunderung vieler europäiſchen Gelehrten im hohen Grade erregt; worunter die richtige Würdigung des Ganzen, nach dieſem etwas zu einſeitig genommenen Standpuncte wohl etwas gelitten haben möchte. Eine andere von jener practiſch ſittlichen ganz verſchiedne und durchaus ſpeculative Richtung, nahm die Philoſophie in dem Laotſeu und ſeiner Schule, aus welcher jene ſchon erwähnte Vernunft-Secte hervorging, die endlich atheiſtiſch wurde. Die Sage oder Vermuthung, und die Prüfung derſelben, ob Laotſeu eine Reiſe in den fernen Weſten gemacht, und alſo wenn er auch nur bis Weſt-Aſien gekommen wäre, ſein Syſtem vielleicht aus Perſiſchen oder Aegyptiſchen Lehren, oder mittelbar ſogar aus der griechiſchen Philoſophie habe ſchöpfen können; dieſe Frage und die Unterſuchung darüber, laſſe ich hier an ſeinen Ort geſtellt ſein; da die Sache ohnehin ſehr zweifelhaft iſt, und wenn dem auch ſo wäre, doch alles, was vielleicht urſprünglich aus dem Weſten entlehnt war, nun hier durchaus in chineſiſche Form eingekleidet, und völlig umgewandelt oder auch ganz einheimiſch geworden iſt. Offenbar enthalten auch ſchon die oben erwähnten Zeichen des Y-king die Grundlage zu einem ſolchen verneinend abſoluten, mithin weſentlich atheiſtiſchen Vernunft-Syſtem des dynamiſchen Gedankenſpiels. Den dritten Haupt-Moment, oder auch die dritte Epoche in dem Entwicklungsgange der chineſiſchen Denkart, macht die Einführung der indiſchen Religion des Buddha oder Fo; die vorhergegangene Erſchütterung der alten chineſiſchen Sitten und Lehren, und der herrſchende Sectengeiſt jener falſchen, abſoluten Vernunft-Philoſophie hatte der fremden buddhiſtiſchen Lehre, welche unter allen heidniſchen Nachäffungen der Wahrheit wohl die unterſte und letzte Stelle einnimmt, ſchon vorgearbeitet und hinreichend den Weg gebahnt.

Die heilige alte Ueberlieferung der Chineſen iſt durchaus nicht ſo mit Dichtungen überladen oder, durch Dichtungen entſtellt, wie die der meiſten andern aſiatiſchen Völker, z. B. der Indier, oder auch die der frühern heidniſchen Nationen des europäiſchen Abendlandes; ſondern ſie iſt mehr in einem rein hiſtoriſchen Sinn aufgefaßt und gedacht. Es iſt daher ſelbſt die Poeſie der Chineſen eigentlich keine mythiſche, wie die jener andern Völker; ſondern entweder eine lyriſche wie in dem von Confucius herrührenden oder geſammelten Buche der heiligen Geſänge, dem Shiking; oder ſie iſt in den jetzigen, aus mehreren Ueberſetzungen bekannten, modernen Erzählungen, als Novelle, ganz auf die Darſtellung des wirklichen Lebens und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gerichtet.

Die alte Ueberlieferung der Chineſen biethet vieles dar, was von verwandter Art iſt, oder doch erinnert an manches Aehnliche in der göttlichen Offenbarung der Moſaiſchen Urkunde, oder auch an die heilige Ueberlieferung andrer Völker in Weſt-Aſien, beſonders der Perſer; wo denn Einiges, was ſich dort findet, zur Beſtätigung des uns Ueberlieferten und ſchon Bekannten dient, oder wenigſtens zu einer anderweitigen Vergleichung damit Anlaß giebt. Von der eigenthümlichen chineſiſchen Anſicht oder Darſtellung von der großen Fluth, und wie die erſten Stammväter dieſe und die wilden Gewäſſer immerwährend bewältigten, andre ſchlechte oder nachläſſige Herrſcher dieſes dann wieder vernachläſſigten, und dadurch in's Verderben geriethen, iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen. Ich will nur noch einen einzelnen Zug herausheben, wo die Parallele beſonders bemerkenswerth iſt; wie nähmlich in dem Yking mit ausdrücklichen Worten von dem abgefallenen Drachen oder Drachengeiſte die Rede iſt, wie derſelbe aus Stolz, da er zum Himmel hinauffahren wollte, in die Tiefe hinabgeſtürzt wurde; ganz in derſelben oder doch ähnlichen Weiſe, wie in der heiligen Schrift von dem abtrünnigen Geiſte, oder bei den Perſern von dem Ahriman die Ausdrücke lauten. Nun iſt aber gleichwohl dieſer Drache ſonderbarer, man möchte faſt ſagen, naiver Weiſe, das Symbol und geheiligte Sinnbild des chineſiſchen Reiches und ſeiner Beherrſcher. Die väterliche Gewalt der letztern wird in einem etwas ſehr abſoluten Sinne genommen; er heißt nicht bloß der Herr des Himmels und der Erde, oder auch der Sohn des Himmels, oder vielmehr der Sohn Gottes; ſondern es wird auch wirklich ſein Wille, als ein göttlicher Wille verehrt, oder vielmehr mit demſelben völlig identificirt, und ſelbſt die entſchiedenſten Lobredner der chineſiſchen Staats- und Lebens-Einrichtung, können nicht ganz in Abrede ſtellen, daß dem Monarchen faſt eine eigentliche Anbetung gezollt wird. Das Chriſtenthum ſagt uns, daß alle Obrigkeit von Gott ſei; damit iſt aber nicht geſagt, daß dieſe mit Gott völlig Eins und ganz Einerlei ſei. Selbſt die Herrſchaft über die Natur und die Naturgeiſter, wird in China dem Staatsbeherrſcher, als dem erlauchten Herrn des Himmels und der Erde beigelegt. Einen erblichen Adel, oder ſonſt durch die Geburt geſonderte Stände, wie in Indien, gab es hier ohnehin nicht. Auch das große Opfer für den Herrn brachte in der alten Zeit der halb und halb mit ihm identificirte Monarch allein dar, auf den heiligen Höhen. Wenn einige europäiſche Schriftſteller in dieſer Beziehung die chineſiſche Regierungsform eine theokratiſche nennen, ſo liegt ſolches doch nur in der äußern Form oder herkömmlichen Urform; denn eine innre wahrhaft göttliche Kraft kann weiter nicht darin wahrgenommen oder nachgewieſen werden. Vielmehr bildet dieſes Ceremoniell von verkehrt angewandten religiöſen Redensarten, einen großen Kontraſt mit der wirklichen Geſchichte und mit der Kehrſeite der darin enthaltenen langen Reihe von ſchlechten Regierungen, unglücklichen Regenten und beſtändigen Revolutionen, die größtentheils den Inhalt derſelben bilden. Man würde jedoch irren, wenn man dieß alles bloß für orientaliſche Uebertreibungen und morgenländiſche Redeweiſe halten wollte. Auch von dem himmliſchen Reiche in dem Lande der Mitte, wie China bei ihnen heißt, ſelbſt reden ſie in einer ſolchen Weiſe, wie nicht leicht ein europäiſcher Schriftſteller vom legitimen Staat reden würde, ſondern in Ausdrücken, mit welchen etwa in der heil. Schrift oder in chriſtlichen Schriftſtellern das Reich Gottes bezeichnet wird. Sie halten es auch für undenkbar, daß die Erde zwei Kaiſer haben ſolle; es könne nur Einen ſolchen unumſchränkten Gebiether und Herrn der ganzen Erde auf derſelben geben; daher ſie auch jede feierliche fremde Geſandtſchaft nur als einen ſchuldigen Tribut der Anerkennung betrachten; nicht bloß ſo obenhin aus Eitelkeit oder Einbildung, ſondern es iſt wirklich ihr Glaube ſo, und ein ganz feſter Begriff der vollkommen mit dem Ganzen übereinſtimmt. Und dieſe politiſche Abgötterei mit dem Staat, deſſen Idee mit der Perſon des Beherrſchers bei ihnen identificirt wird, iſt doch auch eine heidniſche Verirrung. Jede Uebertreibung und jedes Abſolute ruft ſein Gegentheil hervor und erzeugt eine Reaction, oder doch den Hang dazu: daher in der chineſiſchen Geſchichte die neben dieſem geprieſenen Ideal der monarchiſchen Verfaſſung beſtändig herlaufende Kette von gewaltſamen Staats-Kataſtrophen und Revolutionen, als die unangenehme Begleitung, oder der ergänzende Commentar dazu, von der andern Seite erſcheint. Weder die reine Sittenlehre, in den als heilig verehrten alten Büchern, ſo weit eine ſolche bloß nach dem auch hier vorwaltenden und alleinherrſchenden Vernunft-Princip möglich iſt, noch auch die auf's höchſte geſteigerte Vernunft-Speculation und philoſophiſche Denkart in der wiſſenſchaftlichen Epoche hat die Chineſen bewahren können, ganz in den heidniſchen Götzendienſt herab zu fallen, und zwar in die verderblichſte Art deſſelben, und eine fremde Religion anzunehmen, welche unter allen falſchen Religionen wohl unſtreitig die verwerflichſte iſt. Man hat in dieſer Religion oder Secte des Fo eine Art von Aehnlichkeit mit dem Chriſtenthum finden wollen, theils wegen einiger äußern Einrichtungen und Gebräuche; und dann auch wegen der ihr allerdings zum Grunde liegenden, aber nicht minder als in der andern indiſchen Mythologie mißbrauchten und ſehr übel angewandten Idee der Menſchwerdung. Die Schriftſteller von der Oppoſition oder von der linken Seite des Zeitgeiſtes haben es ſeit Voltaire, nicht an der Benennung von Bonzen und andern witzigen gegen das Chriſtenthum gerichteten Anſpielungen der Art fehlen laſſen. Die Aehnlichkeit, die hier gefunden wird, iſt aber keine wahre, ſondern ſie iſt wie jene fratzenhafte Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen, welche auch ſchon manche in der Naturgeſchichte des letztern ſehr in die Irre geleitet hat; da der Affe mit dem Menſchen gar keine wahre Verwandtſchaft und innere Sympathie der organiſchen Beſchaffenheit hat, ſondern ihm nur ſo gleicht, wie etwa die boshafte Parodie mit der irgend ein böſer Geiſt dieſes als das Meiſterſtück der Schöpfung hingeſtellte Ebenbild Gottes hätte verſpotten wollen; wozu denn der entartete Menſch in ſeinen ſchwachen Seiten und ſchlechten Eigenſchaften, auch manche Veranlaſſung und Blöße darbiethet. Man könnte es vielmehr als einen allgemeinen Grundſatz und Regel der Beurtheilung aufſtellen, daß je ſcheinbar ähnlicher eine grundfalſche Religion der wahren iſt, bei einer innerlich ganz verſchiedenen geiſtigen Tendenz und ſittlichen Richtung, deſto verwerflicher iſt ſie, und deſto feindlicher ſteht ſie der Wahrheit gegenüber. Ein ganz nah gelegnes Beiſpiel wird dieſes eben ſo anſchaulich als einleuchtend machen können. Denken wir uns z. B. daß Mahomed, anſtatt ſich blos für einen Propheten auszugeben, von ſich geſagt hätte, er ſei der Sohn Gottes, das ewige Wort, die menſchgewordne Gottheit, der eigentliche wahre Chriſtus; ſo würde uns das noch weit widerwärtiger, noch viel abſtoßender ſein und erſcheinen, als ſo wie es jetzt iſt, und würde dieſer Eindruck auf jedes von europäiſcher Geiſtesbildung genährte, in chriſtlichen Gefühlen auferzogne, und wenn auch nur unbewußt davon durchdrungne Gemüth wohl der nähmliche und gleiche ſein. Grade ſo iſt es aber in der Religion des Buddha, und dieſes iſt die Lehre und charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit derſelben; da aber nicht bloß Er ſelbſt als incarnirte Gottheit angebetet wird, ſondern dieß auch auf ſeine Nachfolger und die oberſten ſeiner Prieſter übergeht, ſo wird der auf dieſe Weiſe ganz perſönliche Götzendienſt, immerwährend lebendig erhalten. Auch von Seiten der Sitten fallt der Vergleich zwiſchen der Religion der Buddhiſten und der Mahomedaner noch zum Nachtheil der erſten aus. Wie ſchädlich die Polygamie, und die damit nothwendig verbundene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts auf die Sitten und die Bildung der mahomedaniſchen Völker einwirken, iſt oft ſchon bemerkt worden, und unterliegt keinem Zweifel. Daß aber die andre jener entgegenſtehende Unform der Ehe, die bei den Buddhiſten geſetzlich herrſchende Polyandrie ungleich ſittenzerſtörender und widerſinniger ſei, und noch verderblicher für den Menſchen-Charakter wirken muß als jene, das wird wohl dem Gefühle eines Jeden von ſelbſt einleuchten und keiner weitern Auseinanderſetzung bedurfen. Nun finde ich zwar in den Schilderungen von China dieſes Umſtandes nicht erwähnt, und kann es wohl ſein, daß in dieſem Stücke die beſſere alte chineſiſche Sitte, wie auch ſonſt in einigen Puncten, hier ihren wohlthätigen Einfluß behauptet und das Uebergewicht behalten hat. In Thibet, dem Hauptlande der Buddhiſten, in verſchiedenen indiſchen und andern Ländern aber, wo dieſe Religion herrſcht, beſteht auch jene unnatürliche Sitte wirklich. Es iſt alſo die an den Buddhiſtiſchen Mongolen, von dem größten Kenner ihrer Sprache und Schriften, im Vergleich oder Gegenſatz mit den Mahomedanern gerühmte größere Sittenmilde, wohl nur in einem ſehr relativen Sinne zu nehmen, und bloß von der ſcheinbaren Politur im äußern Verhältniſſe und auf der Oberfläche zu verſtehen; da ſie auch geſchichtlich doch eigentlich nicht als eine entſchieden in den Thatſachen begründete erſcheint. Die unbeſchreibliche Verworrenheit in ihren mythologiſchen Erzählungen, und ihren bis zum Abgeſchmackten weitſchweifigen und unverſtändlichen, äußerſt zahlreichen metaphyſiſchen Büchern, worüber derſelbe Beurtheiler Remuſat ſich nicht ſtark genug ausdrücken kann, dient nur zum Beweiſe von der grundverkehrten Richtung der buddhiſtiſchen Denkart und Philoſophie, die auf ihrem dialektiſchen oder idealiſtiſchen Wege in ein Chaos von leeren Abſtractionen und ganz natürlich in das reine Nichts führt, wie denn mehr ſcientifiſche Beurtheiler ſie immer als entſchieden atheiſtiſch erkannt und bezeichnet haben. Sollten Neſtorianer, oder andre ganz entartete chriſtliche Secten auf die weitere Entwicklung des Buddhismus wirklich mit eingewirkt, und einigen Einfluß darauf gehabt haben; ſo iſt wenigſtens die weſentliche Verkehrtheit und die falſche Richtung und innre Unwahrheit des Ganzen nicht dadurch geheilt und verbeſſert oder abgeſtellt worden, ſondern immer gleich groß geblieben, oder wie es auch ganz begreiflich iſt, mit dem Fortgange der Zeit, das Uebel und der Unſinn vielmehr immer ärger geworden. Es iſt alſo dieſe Religion der Anhänger des Fo nicht deßhalb für eine dem Chriſtenthume ähnliche zu halten, weil ſie Klöſter haben, oder ſich auch einer Art von Roſenkränzen bedienen; ſondern, wie jene chineſiſche Abgötterei mit dem Staate und dem oberſten Staatsbeherrſcher weit abſteht von dem wahren Principe der chriſtlichen Staatskunſt und legitimen Weisheit, daß alle Obrigkeit von Gott ſei, ſo ſteht auch dieſe falſche Religion vielmehr weiter als jede andre von dem wahren Chriſtenthume ab, und demſelben vielmehr feindlich gegenüber, und iſt dieſelbe nicht eine der chriſtlichen halb und halb ähnliche, ſondern vielmehr für eine recht entſchieden antichriſtliche zu halten.

Das Reſultat des Ganzen iſt alſo etwa dieſes: unter den großen Völkern der erſten Urzeit, welche der alten Quelle der heiligen Ueberlieferung in dem Worte des Anfangs, am nächſten, oder doch ſehr nahe geſtanden, nehmen die Chineſen eine ausgezeichnete Stelle ein, und viele Beweiſe für dieſen urſprünglich hohen Stand, und merkwürdige Spuren der urſprünglich allgemeinen und ewigen Wahrheit, werden als einzelne Züge in ihrer älteſten Geſchichte, als ein Erbtheil alter Gedanken in den claſſiſchen Urkunden ihrer Vorzeit gefunden. Aber frühe ſchon hat die Wiſſenſchaft bei ihnen eine ganz falſche Richtung, zum Theile ſelbſt die Sprache auch eine ſolche, oder wenigſtens einen ſehr künſtlich verſchränkten Charakter angenommen. Von einer Stufe der politiſchen Abgötterei zur andern immer tiefer hinabſinkend, haben ſie endlich auch äußerlich einen fremden Götzendienſt angenommen, in jener dämoniſchen Nachäffung des Chriſtenthums, welche von Indien ausgegangen, in Thibet ihren Mittelpunct habend, in China herrſchend, in ganz Mittel-Aſien weit verbreitet iſt, und unter allen Religionen auf der Erde die größte Zahl von Anhängern hat.

Vierte Vorleſung.

Ueber die indiſche Verfaſſung, den Brahmanenſtamm, und das erbliche Prieſterthum, dann über die Lehre von der Seelenwanderung, als Grundlage des indiſchen Lebens und der indiſchen Philoſophie.

Als Alexander der Große endlich ſeinen ſehnlichſten Wunſch nun erreicht hatte, und den fabelhaften Zug des Dionyſius ſammt ſeinem bacchantiſchen Gefolge in der Wirklichkeit wiederhohlend nach Indien gelangte; fanden die Griechen das große, fruchtbare, herrlich angebaute, reichlich bevölkerte und mit blühenden Städten angefüllte Land, ſchon dießſeits des Ganges, denn bis an dieſen, das eigentliche Ziel ſeiner Wünſche, vermochte er, aller Anſtrengung unerachtet, doch nicht zu gelangen, in mehrere große und minder große Königreiche getheilt. Sie fanden daſelbſt eine erbliche Kasteneintheilung, wie die noch jetzt beſtehende, obwohl ſie derſelben nicht vier, ſondern ſieben zählen, was jedoch, wie wir weiter unten ſehen werden, keinen weſentlich andern, oder ganz verſchiednen Zuſtand in der indiſchen Stände-Eintheilung vorausſetzt; und bemerkten, daß das Land hinſichtlich der Religion in zwei Partheien oder Secten getheilt ſei, die der Brahmanen und der Samanäer. Die erſte bezeichnet die noch jetzt beſtehende, und feſter als alle einzelnen Secten begründete, und allgemeiner als dieſe verbreitete und herrſchende Religion des Brahma, dann des Viſchnu und Siva, nebſt dem darin geltenden vornehmſten und unterſcheidenden Dogma von der Seelenwanderung, welches auch in ſeinem Einfluſſe auf die ganze übrige Vorſtellungsweiſe, auf die Richtung der indiſchen Philoſophie, und auf das ganze indiſche Leben das wichtigſte iſt. Unter der griechiſchen Benennung der Samanäer aber, ſind um ſo gewiſſer die Buddhiſten zu verſtehen, da in der Religion des Fo, bei den rohern Völkern des mittlern Aſiens, und auch ſonſt, die Prieſter derſelben noch jetzt dieſen Nahmen der Schamanen führen, welche da faſt nur als Zauberer und Jongleurs erſcheinen, wie dieß auch bei andern heidniſchen Völkern, die noch auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtehen, oder am meiſten entartet, und in den roheſten Aberglauben verſunken ſind, mit ihren Prieſtern der Fall iſt. Das Wort ſelbſt aber iſt rein indiſch, und kommt ſehr häufig in allen ihren religiöſen und metaphyſiſchen Schriften vor, wie es denn auch urſprünglich, ehe es bei jenen buddhiſtiſchen Völkern ſo tief herabſank, einen durchaus philoſophiſchen Sinn hatte, und im Samſkrit noch jetzt hat. Es bezeichnet die Gleichheit, nähmlich die der ſittlichen Geſinnung, oder den vollendeten innern Gleichmuth, welcher nach der indiſchen Philoſophie zur vollkommnen Vereinigung mit Gott vorausgeſetzt wird, und ihr vorangehen muß, welche nur auf dieſem Wege erreicht werden kann. Es ſind überhaupt alle die Nahmen mit welchen Buddha ſelbſt, oder auch die Prieſter dieſer Religion, oder andre Hauptbegriffe und Momente derſelben, ſie mögen nun in Thibet, bei den mongoliſchen Völkern, in Siam und Pegu, oder in Japan vorkommen, durchaus indiſche Wörter, wie denn auch die hiſtoriſche Herleitung dieſer Secte ganz übereinſtimmend in der Tradition aller dieſer Völker auf Indien hinweiſt. Der Nahme Buddha aber, welchen die Chineſen in Fo verwandelt oder abgekürzt haben, iſt mehr nur eine Ehrenbezeichnung in Hinſicht auf die göttliche Weisheit, mit welcher der Stifter der Secte, nach der Meinung ſeiner Anhänger, begabt war, oder die vielmehr nach ihrem Glauben in ihm ſichtbar geworden und perſönlich erſchienen iſt; und wird er von Mehreren ſechshundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung, von Andern tauſend Jahre vor derſelben angeſetzt. Sein eigentlicher perſönlicher und hiſtoriſcher

Nahme war Gautama, und denſelben Nahmen führt auch der Urheber eines der vornehmſten ihrer verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme, der Nyaya-Philoſophie, von welcher weiter unten im Zuſammenhange mit der übrigen Philoſophie und den andern Syſtemen der Indier das Weſentliche, was davon zu ſagen iſt, in Erwägung kommen wird. Der dialektiſche Geiſt dieſer Nyaya-Philoſophie ſcheint wohl mit der verworrnen Metaphyſik der Buddhiſten ähnlicher Art und verwandten Urſprungs zu ſein. Die Perſonen aber werden, der Identität der Nahmen ungeachtet, als verſchieden bezeichnet; obwohl auch der Stifter jenes dialektiſchen Syſtems, wie faſt alle berühmte Nahmen der ältern indiſchen Geſchichte, Wiſſenſchaft und Sage, ganz in dem Charakter einer mythologiſchen Figur auftritt. Zuerſt aber, und zunächſt, müſſen wir auch hier einen Blick auf den ganzen äußern indiſchen Sittenzuſtand und Culturſtand werfen, um dann die Charakteriſtik und Beurtheilung ihrer geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bildung, und der eigenthümlichen indiſchen Ideen und Ideen-Entwicklung darauf folgen zu laſſen.

Nach der Weiſe wie ſich die griechiſchen Schriftſteller über dieſe zwei Religions-Partheien ausdrücken, in welche Alexander das Land getheilt fand, läßt ſich wohl kaum bezweifeln, daß die Buddhiſten damahls in Indien viel zahlreicher und weiter verbreitet geweſen ſind, als jetzt; und dieſes wird auch durch viele andre hiſtoriſche Zeugniſſe der Indier ſelbſt beſtätigt. Indeſſen, obwohl nur die Ausnahme und eine abweichende Secte bildend, ſind ſie auch auf der weſtlichen Halbinſel und in vielen Provinzen derſelben noch jetzt zahlreich genug, während ſie die öſtliche indo-chineſiſche Halbinſel ganz inne haben. Es giebt auch noch außer dieſer manche andre Abweichungen und Variationen in den Religions-Anſichten und Meinungen im eigentlichen Indien, unter andern die Secte der Jainas, welche das Mittel halten zwiſchen der von Alters her herrſchenden Religion des Brahma, und den Buddhiſten, indem ſie auch ſo wie dieſe die indiſche Kaſten-Eintheilung und Verfaſſung verwerfen. Selbſt die herrſchende Haupt-Religion, nach der altindiſchen Götterlehre, theilt ſich in drei verſchiedene Partheien, die wenn ſie auch nicht eigentlich ganz abgeſonderte Secten bilden, doch in Anſichten, Meinungen und Sitten noch ziemlich von einander abweichen; je nachdem eine jede von dieſen Partheien, den einen oder den andern unter den drei oberſten indiſchen Gottheiten, den Brahma, Wiſchnu oder Siva für den Höchſten hält, und ihm eine beinahe ausſchließend beſondre Verehrung zollt. Und obgleich in dem Reiche des Groß-Mogul die Zahl der Eroberer, und derer die mit ihnen in das Land gekommen ſind, gegen die indiſche Bevölkerung gehalten, ſehr klein war; ſo ſind nun doch nach der gänzlichen Auflöſung deſſelben, noch einige Millionen Mahomedaner im Lande zurück, oder übrig geblieben; und auch die perſiſche Sprache, oder der verderbte Dialekt derſelben, welchen ſie mitgebracht haben, iſt noch im gemeinen Leben, im Handelsverkehre und als Geſchäftsſprache an mehreren Orten im Gebrauche, wie in ähnlicher Weiſe auch das Portugieſiſche dort, in den Handelsſtädten an der See, oder die Lingua Franca in unſern orientaliſchen Hafenplätzen als bequemes und gemeinſames Organ der Verdolmetſchung dient. — Es iſt überhaupt die indiſche Sprache nicht die einzige oder alleinherrſchende auf der ganzen Halbinſel: in mehreren Provinzen, wie z. B. an dem ſüdlichen Küſtenlande, und auf Ceylon, iſt eine ganz andre Sprache die einheimiſche oder herrſchende des Landes, und das gebildete oder claſſiſche Alt-Indiſche hier unbekannt. Der Nahme Samſkrit, mit welchem dieſes bezeichnet wird, bedeutet eben ſo viel als die gebildete oder die kunſtreich vollendete Sprache; Prakrit aber, wie dieſes z. B. in den indiſchen Schauſpielen mit dem andern zugleich und abwechſelnd gebraucht wird, heißt die natürliche, kunſtloſe Sprache, und iſt nicht eigentlich ein verſchiedener Dialekt, ſondern nur eine weichere Ausſprache des Samſkrit, wo die harten oder angehäuften und zuſammen gedrängten Conſonanten abgeſchliffen, ausgelaſſen oder verſchmolzen, und auch die künſtlichern grammatiſchen Formen weniger beobachtet werden; und ſteht dieſes Prakrit, welches in den dramatiſchen Darſtellungen, beſonders den Frauen in den Mund gelegt wird, in Hinſicht der einfachern Grammatik etwa in eben dem Verhältniſſe zu dem Samſkrit, wie das weichere Italieniſch oder Portugieſiſch zu dem Alt-Lateiniſchen, doch ohne ſolche fremdartige Beimiſchungen. Aber auch abgeſehen von dieſer bloßen Varietät in der ſpätern ſchönen Dichterſprache, hat ſich das Indiſche in mehrere eigentlich verſchiedene, und zwar ſehr bedeutend verſchiedne Dialekte zerſetzt oder getheilt, wie das Malabariſche u. ſ. w., und faſt in jeder Provinz geſtaltet ſich die gemeine indiſche Landesſprache anders und eigenthümlich, wie dieß ſelbſt in Bengalen der Fall iſt. Als der eigentliche Hauptſitz des Samſkrit, wo es wenigſtens am reinſten geſprochen und am meiſten erlernt und verſtanden wird, iſt das Land am obern Ganges, beſonders Benares, berühmt. Jene andre Sprachen aber, die ganz von dem Indiſchen verſchieden ſind, gehören wohl zum Theile auch einem ganz andern Völkerſtamme, am meiſten vielleicht dem malayiſchen an; und iſt Indien gar nicht durchgehends von Einem Volke und demſelben Menſchenſtamme bewohnt, ſondern werden in mehreren Provinzen völlig von jenem verſchiedene Völkerſtämme vorgefunden und nachgewieſen. Gegen die abſolute Einheit und innere Gleichförmigkeit des chineſiſchen Reichs bildet dieſe große Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit des geſammten indiſchen Lebens, ſittlichen Zuſtandes und ihrer geſellſchaftlichen Verfaſſung einen auffallenden Contraſt. Auf dieſe uralte innere Verſchiedenartigkeit von Indien ließe ſich vielleicht ſelbſt die Benennung deuten, welche daſſelbe in den alt-mediſchen Religionsbüchern des Zoroaſter, wo es in den erſten Fargards das Vendidat, als die fünfzehnte von Ormuzd erſchaffne reine Erdgegend, unter dem Nahmen Hapte Heando aufgeführt wird; dieſer Nahmen aber heißt ſo viel als die Sieben Indien. So wie nun Indien noch jetzt in mannichfach verſchiedne Secten und Religionen, dann auch unter mehrere Völkerſtämme von verſchiedener Sprache getheilt iſt, wie ſchon Herodot dieſes wußte und bemerkt, ſo hat es meiſtens auch aus mehreren und verſchiednen großen und kleinen Staaten beſtanden, obwohl es ſeinen Naturgränzen nach, leicht in Eine Monarchie zuſammen wachſen konnte, und geographiſch genommen, wahrhaft nur Ein Land bildet. Die äußere Geſchichte von Indien würde vorzüglich nur die lange Reihe der fremden Eroberungen abzuhandeln haben, die von Alexander dem Großen bis auf Nadir Schah faſt alle immer von dieſer perſiſchen Seite im Nordweſten hergekommen ſind. Zwar wurde den Griechen geſagt, daß vor Alexander kein fremder Eroberer das Land betreten habe, und auch nach ihm und ſeit Sandrocottus, wo die Indier der kurzen griechiſchen Herrſchaft wieder entledigt waren, haben ſie eine geraume Zeit-Periode hindurch unter einheimiſchen Herrſchern in verſchiednen größern und minder großen Königreichen beſtanden, wie die von Magadha, Ayodhya u. ſ. w. Schon für die frühern Veränderungen unter ſo manchen verſchiednen inländiſchen Königreichen, noch mehr aber für die neuere Welt-Periode der abwechſelnden Herrſchaft unter fremden Eroberern, bleibt das vorzüglich Bemerkenswerthe für die innere Cultur der Sittengeſchichte und Geiſtesentwicklung, wie ſich die eigenthümliche Lebenseinrichtung und indiſche Kaſten-Verfaſſung dabei doch immer erhalten hat, und unter allem Wechſel der Zeiten und der Herrſchaft allein als ein lebendiges Denkmahl aus der Urwelt und ihren Sitten, unverändert ſtehen geblieben iſt. Auch für die innere Verwaltung und Beherrſchung konnte eine ſo ganz abſolute monarchiſche Einheit wie in China, und vollends eine unbegränzte despotiſche Willkühr, wie in andern orientaliſchen Reichen, hier nicht leicht Statt finden; indem ſchon jene erbliche Stände-Eintheilung, und die jedem zuſtehenden erblichen Rechte, welche nach der indiſchen Kaſten-Verfaſſung in dieſem Lande und bei dieſem Volke ſo tiefe und feſte Wurzeln gefaßt haben, und auf dem unerſchütterlichen Grunde des uralten Glaubens ruhend, nun zur zweiten Natur geworden ſind, ein unüberwindliches Hinderniß dagegen bilden, was auch wohl keinem Eroberer umzuwerfen gelingen würde. Es erklärt ſich daher wohl, wie die Griechen glauben oder behaupten konnten, daß es auch republikaniſche Staaten in Indien gebe; wenn ſie auch nach dem ihnen natürlichen Standpuncte damit etwas zu viel geſagt haben, oder mehr geſehen haben ſollten, als in der Wirklichkeit, genau unterſucht, ſich gefunden haben würde; ſo iſt doch die Sache inſofern wohl nicht ganz ohne

Grund, daß die indiſche Kaſten-Verfaſſung in manchen Stücken mehr zu republikaniſchen, oder den republikaniſchen wenigſtens ähnlichen Einrichtungen führt und neigt, als ſonſt in aſiatiſchen Staaten gefunden wird. Sehr unrecht, und ganz unhiſtoriſch iſt es wenigſtens gewiß, wenn diejenigen Schriftſteller der letzten Zeit, welche entſchiedne Gegner aller erblichen Stände und Rechte waren, die indiſche Kaſten-Verfaſſung immer mit großem Haſſe als die eigentliche Grundlage eines despotiſchen Zuſtandes, mit Verachtung bezeichnet, und den Nahmen der Kaſte als ein Partheiwort, ſelbſt auf die europäiſchen Verhältniſſe übertragen haben; obwohl es auch ſich wieder leicht erklärt, aus ihrer durchaus demokratiſchen Anſicht, oder vielmehr aus dem von ihnen angenommenen Princip der abſoluten Gleichheit, da doch dieſes vielmehr ſich immer im Gefolge des wirklichen Despotismus findet, ihn herbeiführt, oder aus ihm hervorgeht und eines ſeiner weſentlichen Merkmahle bildet. Zur Beſtätigung des Geſagten mag es dienen, daß auch noch jetzt in den indiſchen Städten, mehrentheils eine bürgerliche Communal Verfaſſung gefunden wird, deren der individuellen Wohlfahrt günſtige und überhaupt heilſame Wirkungen, engländiſche Schriftſteller aus der Erfahrung und Beobachtung im wirklichen Leben ſehr hoch ſtellen, und mit vieler Achtung davon reden. Der indiſchen Rechtslehre und bürgerlichen Geſetzgebung haben die Engländer überhaupt eine große Aufmerkſamkeit gewidmet, nachdem ihre Herrſchaft ganz auf der Baſis beruht, daß ſie die Indier nach ihren eignen Geſetzen, Sitten und Rechten regieren, während andre europäiſche Mächte, welche ehedem auch in Indien feſten Fuß gefaßt hatten, mehr an die mahomedaniſchen Mächte im Lande ſich anſchloßen und Bundniſſe mit ihnen anknüpften. Durch jenes einfache aber einſichtsvolle Princip in ihrer indiſchen Politik und Verfahrungsweiſe, haben die Engländer eben die Oberhand über alle andern Nebenbuhler oder entgegenſtehende Mächte erhalten, und ſind nun in Beſitz des ganzen herrlichen Landes gekommen, und die Herren deſſelben geworden. Das ganze indiſche Studium in Europa hat eigentlich von dieſer practiſchen Seite der Erforſchung und Ueberſetzung der indiſchen Rechtsgrundſätze und Geſetze, der

Quellen und Commentare darüber, angefangen, woran ſich alles andre erſt ſpäter angeſchloſſen hat. Die indiſche Rechtslehre und Civilgeſetzgebung kann allerdings auch ſehr mit zum Belege und Beweiſe dienen, für eine verhältnißmäßig hohe und ſehr alte einheimiſche Sitten- und Geiſtes-Cultur der Indier; und würde im Einzelnen, genauer durchforſcht, zu manchen intereſſanten Vergleichungen und merkwürdigen Uebereinſtimmungs-Puncten, theils mit den alt-athenienſiſchen, oder den älteſten römiſchen Geſetzen, dann auch mit der Moſaiſchen Geſetzgebung, und in einigen Stücken, ſelbſt mit der germaniſchen Verfaſſung Anlaß geben. Nachdem die indiſche Kriegerkaſte, welche zugleich der Stand der Land-Eigenthümer und Gutsbeſitzer iſt, und den dortigen Adel bildet, im Weſentlichen ganz auf demſelben Princip beruht, als der germaniſche Erbadel; ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn man hier in Indien, zwar nicht unſre künſtlichern Feudal-Verwicklungen, aber doch manches von dem einfacheren Lehnverhältniß gefunden hat. Indeſſen bleibt für den hier vorgeſetzten Zweck, bei den alten, und beſonders bei den älteſten aſiatiſchen Nationen, ihr Geiſt und deſſen Entwicklung, ihr wiſſenſchaftliches Streben und herrſchender Ideenkreis, beſonders auch die im Leben ſelbſt vorherrſchende Anſicht von den menſchlichen und göttlichen Dingen, überhaupt ihr religiöſer Sinn und die eigenthümliche Richtung deſſelben bei einem jeden dieſer alten Völker, das Vornehmſte und die Hauptſache. In der zweiten Hälfte dieſes Entwurfs und mit dem weitern Fortgange der Menſchheit in den neuern Zeiten, kann hier vielleicht eine Veränderung und Umwendung des Geſichtspuncts, und ein andrer Maaßſtab der größern Wichtigkeit im gegenſeitigen Verhältniſſe der innern geiſtigen Entwicklung und des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes Statt finden. In dem hohen Alterthume aber, was zunächſt an die Urwelt gränzt, bleibt, wie geſagt, der Geiſt, und die innere Denkart, oder Religion, das wichtigſte; die Civil-Geſetzgebung, und ſelbſt die politiſche Verfaſſung dagegen, ſo wichtig, merkwürdig und lehrreich ihre nähere Unterſuchung in andrer Hinſicht ſein mag, kann hier nur eine untergeordnete Stelle in dem Ganzen einnehmen, wo es mehrentheils genügt, irgend einen weſentlichen Hauptpunct, aus dem Ganzen hervorzuheben, als Grundlage oder Anhaltspunct für das Andre, Höhere der innern und geiſtigen Richtung und Entwicklung. Hier für Indien iſt dieſer Eine weſentliche Hauptpunct, als das Merkwürdigſte aus ihrem geſammten äußern Leben, dieſe indiſche Kaſten-Verfaſſung, welche im Weſentlichen ganz eben ſo auch in Aegypten Statt gefunden hat, und ſteht dieſes ſonderbare Phänomen des äußern indiſchen Lebens in einigen Puncten ſogar noch in Beziehung mit dem Haupt-Dogma ihres Glaubens und ihres innern Lebens, nähmlich der Lehre von der Seelenwanderung, die wir demnächſt ſuchen müſſen, näher ins Licht zu ſtellen und klar zu machen. Von der Kaſten-Verfaſſung will ich für den äußern Sitten-Zuſtand zuerſt noch im Allgemeinen bemerken, daß bei derſelben kein eigentlicher Sclavenſtand Statt findet, wie ſolches auch ſchon die Griechen bemerkt haben; nähmlich kein ſolcher Stand von gekauften Sclaven, von jenen zum Eigenthume und zur Waare gewordnen Menſchen, wie bei den alten Römern oder auch bei den Griechen, wie jetzt noch bei den mahomedaniſchen Völkern, oder auch, was die Neger betrifft, in den Kolonial-Beſitzungen der chriſtlichen europäiſchen Mächte. Außerdem aber ſteht die dienende Klaſſe der Schudras allerdings weit zurück gegen die Vorrechte der erſten Stände, und in großer Abhangigkeit von dieſen; jedoch haben auch dieſe Schudras ihre feſtbeſtimmten erblichen Standesrechte. Nur durch ein Verbrechen kann man in Indien dieſe, oder ſeine Kaſte verlieren; oder auch ſchon von der Geburt aus geht dieſes Recht und der Stand, oder die Kaſte für diejenigen verloren, welche aus einer unerlaubten Heirath und Kaſten-Vermiſchung entſprungen ſind. Das Loos dieſer letzten Unglücklichen iſt allerdings ſehr hart, faſt noch härter als das der eigentlichen Sclaven bei andern Völkern; ſie werden als ausgeſtoßne, gleichſam excommunicirte, fluchbeladne Auswürflinge der Geſellſchaft, ja faſt der ganzen Menſchheit betrachtet. Doch findet dieß nur in einzelnen, feſtbeſtimmten Fällen Statt; es giebt auch Ausnahmen, die ebenfalls beſtimmt ſind, wo eine Heirath aus einer andern Kaſte geſtattet iſt; nur hat ſie wenigſtens die Herabſetzung in eine niedre Klaſſe für die daraus Entſprungnen zur Folge. Die Regel aber im Allgemeinen bleibt, daß eine rechtmäßige Ehe nur mit einer Frau aus der gleichen Kaſte Statt finden ſoll. Die Frauen theilen alſo die Rechte ihrer Kaſte; den hohen Vorrang der Brahmanen, wenn ſie aus dieſem Stamme ſind, obwohl es in Indien keine Prieſterinen giebt noch gab, wie bei andern heidniſchen Völkern des Alterthums; oder auch den Adelſtand, wenn ſie der Kaſte der Kſchetryas angehören. Dieſes auch den Frauen mit zukommende und ihnen geſicherte Recht, und ihr Antheil an dem Standes-Vorzug, trägt unſtreitig viel dazu bei, die nachtheiligen Wirkungen der Polygamie zu mildern; ſie war von jeher, und iſt noch in Indien herrſchend, aber nicht in der Ausdehnung, und nicht mit dieſer gränzenloſen despotiſchen Willkuhr wie bei den mahomedaniſchen Völkern, ſondern nur unter Bedingungen geſtattet und nach gewiſſen geſetzlichen Beſtimmungen, mithin in der mildern Form, wie ſie meiſtens überall in der patriarchaliſchen Sitte der noch wenig bevölkerten Urwelt, unter dem aſiatiſchen Himmel gefunden wird, oder geſtattet war. Der ungleich höhere und beſſere bürgerliche Stand und ſittliche Zuſtand des weiblichen Geſchlechts bei den Indiern, zeigt ſich auch in dem Gemählde des indiſchen Lebens, welches uns ihre ſchönen Dichterwerke darbiethen, ſo wohl die der älteſten, als die der ſpätern Zeit, und in dem tiefen Zartgefuhle, in der liebevollen Schonung und Achtung, mit welcher die weiblichen Charaktere und Verhältniſſe hier behandelt ſind. Dieſe wenigen Zuge werden für die ſittliche Seite und Beurtheilung der indiſchen Kaſten-Verfaſſung hier zureichend ſein, um wenigſtens ein ganz im Allgemeinen abſprechendes Verwerfungs-Urtheil, oder allzu unbedingt verkennendes Vorurtheil zu beſeitigen, und den Gegenſtand nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit, auch in den nachtheiligen Folgen, aber wenigſtens der Wahrheit gemäß, näher in's Auge zu faſſen. In das innere Princip dieſer Entheilung, und ſo auffallend ſtrengen Abſonderung, in den hiſtoriſchen Urſprung dieſer ganzen ſonderbaren Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft, wünſchte ich, wegen des Zuſammenhanges mit dem Ganzen, etwas tiefer eindringen zu können. Wenn die Griechen, welche mit Alexander, oder bald nach ihm, nach

Indien kamen, ſieben Kaſten dort zu finden glaubten, und auch einzeln aufzählen, ſtatt der vier, welche die Indier ſelbſt allein kennen, und die noch jetzt da gefunden werden; ſo haben ſie vielleicht nach dem äußern Anſchein nicht unrichtig beobachtet und geurtheilt, ſind aber zu wenig in den indiſchen Begriff der Kaſte eingegangen, manches dabei mißverſtehend, wie ſich aus der Aufzählung ſelbſt im Einzelnen leicht ergiebt. Die Kaſte der Weiſen oder der Brahmanen wird auch in jenem griechiſchen Verzeichniß zuerſt genannt; und unter den Künſtlern iſt Zweifelsohne die Gewerbe und Handel treibende Kaſte der Vaiſchyas zu verſtehen. Die Aufſeher und Rathgeber oder Beamte der Könige und Fürſten aber, bilden keine eigne Kaſte, ſondern es iſt nur ein Amt und eine Function; ſollen es Rechtsgelehrte ſein, ſo gehören dieſe zur Kaſte der Brahminen, und müſſen aus dieſer genommen werden; außerdem findet hier wohl nicht immer eine ſtrenge Excluſive gegen die andern beiden obern Kaſten Statt. Die Viehzucht treibende, oder von der Jagd lebende Klaſſe, iſt nur eine Unterabtheilung in der Beſchäftigung oder dem Nahrungszweige, aber keine Haupt-Kaſte. Und wenn die Griechen aus den Ackerbauern und Kriegern zwei Kaſten machen, ſo betrifft dieſes wohl bloß den Unterſchied der dienenden Klaſſe und der Herrn, oder eigentlich Gutsbeſitzer. Selbſt der Nahme der Kſchetryas heißt ſo viel als Landeigenthümer oder Gutsbeſitzer, wie im alt-germaniſchen Heerbann dieſer auf die freien Landeigenthümer ging, wie die Vaſallenpflicht zum Kriegsdienſt für den höhern Adel an dem Beſitz des Gutes haftet; ſo ſind auch in der alt-indiſchen Verfaſſung, beide Begriffe von Landeigenthum und Kriegsdienſt, und der Verpflichtung dazu unzertrennlich verbunden. — Einige neuere hiſtoriſche Forſcher haben ein beſonderes Gewicht gelegt auf den allerdings ſehr bemerkenswerthen und großen Abſtand der letzten und dienenden Kaſte der Schudras von den drei obern Kaſten; und hat man auch eine große Verſchiedenheit in der organiſchen Beſchaffenheit, und in den Grundzügen der Phyſiognomie bei dieſer vierten und letzten Klaſſe, gegen die andern gehalten, bemerken, und darauf die Vermuthung gründen wollen, daß dieſe Kaſte von einem ganz andern Stamm und Menſchenſchlage, und urſprünglich verſchiedenem Volke ſei; welche als die roheren Urvölker, von einem andern ſchon gebildetern Stamme, dem jene drei obern Kaſten dann angehört haben ſollen, beſiegt, überwunden, und in dieſen dienenden Zuſtand, auf die niedrigſte Stufe der geſellſchaftlichen Verfaſſung herabgeſtoßen, und durch ſtrenge Geſetze bleibend darin erhalten ſeien. Dieſes iſt an ſich ſehr denkbar, und ſo iſt es in mehreren aſiatiſchen und auch europäiſchen Ländern in der That geweſen, und wie ſich hiſtoriſch nachweiſen läßt, wirklich geſchehen. Faſt überall finden wir im Hintergrunde der großen alten gebildeten Völker, ältere Urbewohner des Landes, welche von jenen verdrängt, allmählig in ſie verſchmolzen, oder wenigſtens anfangs von ihnen dienſtbar gemacht wurden; welche Urvölker im Vergleich mit der Bildung jenes nachfolgenden Stammes, und der ſpätern Zeit, meiſtens um vieles roher, oder wenigſtens rauher erſcheinen und auftreten, wenn gleich ſich auch bei ihnen ſchon mehrentheils alterthümliche Gebräuche und Künſte finden, die auf keine Weiſe mit dem vorausgeſetzten Begriff eines überall zu Grunde liegenden wilden Naturſtandes ganz übereinſtimmen. Es kann wohl ſein, daß auch in Indien der Gang der Dinge derſelbe geweſen; aber durchaus und an ſich nothwendig iſt es nicht; die Entwicklung der Menſchheit geſchieht in ſehr mannichfacher Weiſe, und auf ſehr verſchiednen Wegen, und folgt nicht überall Ein und demſelben einförmigen Geſetze; und ob, oder daß es wirklich ſo geweſen, ſcheint mir bis jetzt wenigſtens noch nicht vollſtändig hiſtoriſch nachgewieſen. Man hat auch die Vermuthung aufgeſtellt, daß die Kaſte der Krieger, oder des erblichen Adels und der Fürſten ehedem viel mächtiger geweſen ſei, und der Brahmanen-Stamm erſt allmählig dieſes große Uebergewicht erlangt, mit welchem er in der ſpätern Zeit erſcheint, und was er auch noch hat. Nun kömmt freilich in den alten epiſchen, mythiſch hiſtoriſchen Gedichten der Indier vieles vor von einem Zwieſpalt zwiſchen den beiden Ständen, und ſind die vergötterten Heroen der Indier eben die, welche dem von wilden und übermüthigen Kſchetryas angefeindeten frommen Geſchlechte weiſer Brahmanen ſiegreich beiſtehen. Dieſes indeſſen könnte wohl noch eine andre Bedeutung haben, und nicht bloß in einem ſolchen politiſchen Partheien-Sinn zu nehmen ſein. Daß aber der kriegeriſche Adel und Fürſtenſtamm in der glänzenden Zeit der einheimiſchen alten Königreiche und Dynaſtien, mächtiger und bedeutender geweſen ſei, als jetzt, das liegt in der Natur der Sache, und ſcheint allerdings gegründet zu ſein. Nach der indiſchen alten Sage und Geſchichtsanſicht ſelbſt aber könnte vielen Andeutungen zu Folge, weit eher die Adelskaſte der Kſchetryas, wenigſtens hier und da, und theilweiſe ſcheinen, eine fremde und von einem andern Stamme hergeleitet und geweſen zu ſein, als irgend eine der andern Kaſten; in jedem Falle bleibt dieſer einheimiſchen Anſicht zu Folge der Brahmanen-Stamm der weſentliche Hauptzweig und edelſte Theil, ja eigentlich die Grundlage des ganzen Syſtems.

Die erſte Entſtehung dieſer erblichen Kriegerkaſte nun, bloß dieſer allein, und an und für ſich genommen, möchte wohl im Allgemeinen am leichteſten zu erklären ſein, und es liegt zum Theil ſchon in der Natur der Sache, daß auch bei noch ſehr unbeſtimmten Rechtsverhältniſſen, der Sohn, beſonders der Erſtgeborne, das Land, das Gut, welches der abgeſchiedene Vater beſeſſen, beherrſcht oder verwaltet, und in vorkommenden Fällen vertheidigt hat, nun auch ſeinerſeits in Beſitz nehmen, verwalten und wehrhaft mit den Seinigen vertheidigen wird, wo es Noth thut. Werden dann die geſellſchaftlichen Verhältniſſe mehr und mehr rechtlich beſtimmt, entwickelt ſich ein größerer Verein, im allgemeinen Verbande, ſo wird auch dann noch das Recht des Landeigenthümers wie die Pflicht des Kriegsdienſtes zur Vertheidigung, wie ſie im Einzelnen an dem Grund und Boden haftete, ſo auch in dem Ganzen wieder nach dieſem abgemeſſen ſein, und für immer darauf gegründet bleiben; es mag ein ſolcher erſter Staatsverein ſich nun auf gemeinſame Unterordnung unter einen Höhern, oder bloß als ein gemeinſames Band zwiſchen mehreren Mächtigen in dieſer Urzeit der politiſchen Geſchichte zuerſt geſtalten, und dieſes iſt hiſtoriſch der Urſprung des erblichen Landadels in vielen Ländern geweſen. — Die erbliche Fortſetzung oder Fortpflanzung der Künſte und Gewerbe, wo der Sohn von dem Vater lernt und weiter anwendet, was dieſer erfand, oder als Geſchäft des Lebens trieb, hat auch nichts Befremdliches, und ſcheint ſich ganz von ſelbſt zu erklären. Nicht ſo, wenigſtens nicht in dem gleichen Maaße, dieſe ſtrenge und ſcharfe Abſonderung und beſtimmte Eintheilung, beſonders nicht mit dem religiöſen Sinn und Nebenbegriff, der unläugbar daran geknüpft iſt; noch weniger ein großer, erblicher, und in der Art erblich abgeſonderter Prieſterſtand, wie bei den Indiern und Aegyptern, der zu ſeiner Erklärung wohl auf einen hiſtoriſchen Urſprung zurück zu gehen erfordert, ſo weit es nähmlich möglich iſt, dieſen bis in die älteſte Zeit und Urwelt hinauf zu verfolgen. — Wenn ich der Kürze wegen mich des Ausdrucks von einem erblichen Prieſterſtande bediene ſo muß ich zu genauerer Beſtimmung hier noch hinzufügen, daß die Brahmanen nicht bloß auf die liturgiſchen Verrichtungen als Prieſter im alten Sinne beſchränkt ſind, ſondern zunächſt und vorzüglich ſind ſie eigentlich die Schriftgelehrten, da ſie allein die Veda's leſen dürfen und erklären ſollen, während die andern Kaſten davon nur was ihnen nöthig iſt, von jenen zu empfangen haben, die letzte Kaſte aber, die Veda's auch nicht einmahl anhören darf. Sie ſind zugleich die Rechtsgelehrten und auch die Aerzte, und haben daher die Griechen dieſe Kaſte nicht unrichtig die der Philoſophen genannt. Daß ſchon den Kainiten erbliche Gewerbe und Künſte beigelegt, und von ihnen hergeleitet wurden, in jenem Moſaiſchen Anfangsbuche aller Geſchichte, welches ein ſehr geiſtvoller deutſcher Schriftſteller die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts genannt hat, was es auch bloß von der hiſtoriſchen Seite genommen, im vollſten Sinne des Wortes iſt, darauf wurde ſchon früher hingedeutet. Und zwar ſind es zwei beſonders bemerkenswerthe: die Metallkunſt und die Muſik, auf die ich aufmerkſam machte. Ich nannte es die Metallkunſt mit einem allgemeinen Ausdruck, weil in jener älteſten Zeit, der Bergbau, oder doch das Entdecken, Auffinden oder Ausgraben der Metalle, mit der Kunſt der Verarbeitung derſelben, unzertrennlich verbunden war; und dieſe

Metallkunſt in der Urwelt, für die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts, eine ſo äußerſt wichtige Stelle einnimmt, wie denn zu deſſen höhern Cultur die künſtlich bearbeiteten Metalle überhaupt immer ſehr wichtig bleiben. Bei der hier erwähnten Muſik der Kainiten ſagte ich aber, dürfe man wohl nicht ſo ſehr an unſre hoch ausgebildete, erhabene Tonkunſt denken, ſondern es war dieſelbe in jenen alten Zeiten zunächſt für den gottesdienſtlichen Gebrauch beſtimmt; noch älter aber war vielleicht die mediciniſche, oder wenn man will, die magiſche Anwendung und Einwirkung der Muſik. Darauf wenigſtens weiſet die Mythologie und Sage aller Völker hin; und ſo würde es wohl dem Geiſte der alten Zeit am meiſten gemäß, und vorzüglich, oder wenigſtens mit in dieſem Sinne zu verſtehen ſein, und würde ich dabei eher an das in der älteſten chineſiſchen Bilderſchrift vorkommende Zeichen eines Zauberers erinnern, der dort noch die Stelle des in jenem engen Bilderkreiſe, nach Remuſats Bemerkung, fehlenden Prieſters vertritt. Ich fügte noch die Bemerkung hinzu, daß eine erbliche Kriegerkaſte bei den Kainiten wohl denkbar ſei, und ſelbſt wahrſcheinlich ſchon Statt gefunden haben möge; nicht ſo ſcheine mir dieß der Fall zu ſein mit dem erblichen Prieſterſtande. Wenn dieſe Einrichtung aber auch nicht von den Kainiten ausgegangen iſt, ſo kann ſie wenigſtens durch ſie veranlaßt worden ſein. Es wird nähmlich, wie ſchon früher erwähnt, in der moſaiſchen Darſtellung der Urgeſchichte das ganze, ſo gränzenlos und ungeheuer groß gewordne Verderben in der letzten Zeit jener alten Welt vor den vertilgenden Fluthen, allein aus der Vermiſchung des beſſern, Gott ergebenen Menſchengeſchlechts, mit dem ruchloſen Stamme des Kain hergeleitet. Dieſe ſetzt alſo eine gewiſſe Furcht und große Beſorgniß vor der Gemeinſchaft und Vermiſchung, mit jenem unheilſchwangern, fluchbeladnen Volke der Kainiten voraus. Könnte nun darin nicht der Entſtehungs-Grund, oder die Stiftung eines auf's Strengſte abgeſonderten, erblichen Standes und Stammes nicht ſo wohl von Prieſtern in dem ſpätern Sinne des Worts, als von Gott geweihten und gewidmeten, ganz in Gott ergebnen Menſchen ſeine Erklärung finden, und dieſe mithin bei den ſpätern Sethiten zu ſuchen, und von ihnen ausgegangen ſein?

Wir müſſen uns hiebei ganz in die alte Zeit der erſten Stammväter verſetzen und lebhaft vorſtellen, wie bei ſo manchen höhern Kräften, die ihnen noch aus der erſten Quelle geblieben waren, ihnen nichts ſo wichtig galt, als eine in die weite Ferne und Zukunft hinausblickende Vorſorge für ihre Nachkommen, ihren Stamm, und die Erhaltung deſſelben in ſeiner urſprünglichen Reinheit und angeſtammten hohen Würde. Auch die indiſche Sage und Ueberlieferung kennt und verehrt jene Reihenfolge der erſten Stammväter des Menſchen-Geſchlechts, unter dem Nahmen der ſieben großen Riſchis und Weiſen der grauen Vorzeit, oder Patriarchen und heiligen Altväter, obgleich mit vielen fabelhaften Ausſchmückungen umgeben und darin eingekleidet; ſie verſetzt ſie alle in die Urwelt und eignet ſie dem Brahmanen-Geſchlechte zu; und um ſo weniger kann jene Anwendung hier ganz unpaſſend erſcheinen. Man hat oft bemerkt, daß die Indier überhaupt keine eigentliche Geſchichte, keine hiſtoriſchen Werke und Wiſſenſchaft im ſtrenger beſtimmten Sinne des Worts beſitzen; weil nähmlich bei ihnen der Sinn für die Urwelt noch jetzt der lebendig wirkſame und die urhiſtoriſche Anſicht, d. h. ſobald der poetiſche Ausdruck hinzukommt, eine mythologiſche Auffaſſung aller Dinge und aller Begebenheiten, die ausſchließend vorwaltende iſt; ſo daß auch alle wirkliche Thatſachen der ſpätern hiſtoriſchen Zeit ſich unvermeidlich in dieſes Element auflöſen, oder wenigſtens ſtark davon tingirt erſcheinen. Eine Beſchränkung, die in ähnlicher Weiſe verſtanden und beurtheilt werden muß, wie die Lobredner der chineſiſchen Sprache z. B. darauf aufmerkſam machen, daß der faſt gänzliche Mangel aller Grammatik in derſelben, bei einer ſonſt ſo hohen Cultur des denkenden Scharfſinnes, nicht bloß als eine Armuth und Unbeholfenheit der erſten Sprachen-Kindheit zu erklären ſei, ſondern größtentheils daher rühre, oder doch nahe damit zuſammenhänge, wie in dem tiefen Urgefühle, aus welchem die erſten Sprachen hervorgegangen ſeien, dieſes ſo ganz in die Sache und in den Gegenſtand verſenkt, nur auf die unmittelbare Mittheilung des wirkenden Worts, oder Gedankens in der gedrängteſten Kürze bedacht ſei, ohne ſich in die feinern Unterſcheidungen und oft überflüſſigen Nebenbeſtimmungen dabei einzulaſſen, oder zu zerſplittern. —

Für den vorſorgenden Blick jener Stammväter der Urwelt, in die ferne Zukunft hinaus, für die Erhaltung und den fortdauernden Segen ihrer Nachkommen und ihres Stammes, ſind beſonders jene alterthümlichen, patriarchaliſchen Erzählungen nicht bloß in den andern urhiſtoriſchen Stammſagen, ſondern auch in unſrer heiligen Urkunde bemerkenswerth, wo dieſelben im hohen Greiſenalter den Söhnen und Enkeln die Kraft dieſes Segens, der wohl nicht bloß in einer Formel von leeren Worten beſtand, einzeln einem jeden wie zu ſeinem Erbtheile verleihen und übergeben; und wo neben dem ſichtbaren Vorrange des Erſtgebornen oder irgend eines ſchon von Anfang durch Gott ausgezeichneten und vorgezogenen Lieblings, oft auch ein Wort der Warnung hervorbricht, was die nachfolgende Geſchichte hinreichend beſtätigt, oder ein dunkles Gefühl tiefer Ahnung von irgend einem großen bevorſtehenden Unheile. Aber ſchon von dem Erſten Stammvater aller Völker und des ganzen Menſchengeſchlechts wird etwas erwähnt, was ganz hierher gehört. Nachdem die Unglücks-Epoche der älteſten feindlichen Brüder und des erſten Brudermordes vorüber iſt, heißt es nun weiter in der alterthümlichen Erzählung: Adam erzeugte Einen Sohn nach ſeinem Ebenbilde, und nannte ihn Seth. Das Erſte was uns hier auffallen muß, iſt der große, niederſchlagende, hier angedeutete Abſtand. Adam war nach dem Ebenbilde des allmächtigen Gottes erſchaffen worden; Seth aber iſt nach dem Ebenbilde des Adam erzeugt worden. Gleichwohl iſt nicht zu bezweifeln, daß hiemit nach dem Sinne und der Ausdrucksweiſe der heiligen alten Sprache, ein ſehr großer Vorzug zu verſtehen gegeben wird; daß nähmlich Adam dem Seth, als dem Erſtgebornen in dieſem zweiten Anfange, in dem Sinne jener bei den Altvätern ſo oft vorkommenden Segenvertheilungen unter ihren Söhnen und Nachkommen, alle die Vorzüge, höheren Kräfte und Gaben, die er noch aus der erſten Quelle geſchöpft, und nachdem er von neuem zu Gott zurück gekehrt war, wieder erhalten hatte, als ſein Erbtheil und den ihm ausſchließlich eignen Vorzug mitgetheilt und verliehen habe. Denn bei den andern Söhnen und Töchtern, die er nachher noch erzeugte, und durch welche noch andre Völker von ihm abgeſtammt ſein können, wird nichts dem Aehnliches erwähnt. Dieſes beſtätigt und erklärt den hohen Vorzug welcher dem Stamme des Seth in der heiligen Ueberlieferung gegeben wird. Was aber die höheren Kräfte betrifft, die der Erſte Stammvater noch erhalten, oder von neuem wieder erhalten hatte; ſo muß wohl angenommen werden, daß er nach dem Verbrechen und der Flucht des Kain, ſeine Verirrungen eingeſehen habe, um den beſſern Stamm des Seth gründen, und das Menſchengeſchlecht damit von neuem wieder anfangen zu können. So beruht dieſes auch nicht auf einer willkührlichen Annahme, da es in der heiligen Schrift ausdrücklich erwähnt wird, daß dieſer von Gott, zum „Vater des ganzen Erdkreiſes" eingeſetzte Erſte Menſch, wie er dort genannt wird, nachdem er ſich wieder zu Gott gewendet, der weiſeſte aller Menſchen, und zufolge der Ueberlieferung, der größte aller Propheten geworden ſei, der in ſeinem Seherblicke die Schickſale des ganzen Menſchengeſchlechts und aller Zeiten, bis an das Welt-Ende umfaßt habe. Alles dieſes ſoll eigentlich nur in einem hiſtoriſchen Sinne und Verſtande geſagt ſein, indem der eigentlich exegetiſche hier nicht berührt werden kann, und andern überlaſſen bleibt. Es iſt aber der Vorzug der Gott ergebnen und von Gott auserwählten Sethiten, allerdings ein hiſtoriſcher zu nennen, auf den auch die Sage und Ueberlieferung andrer aſiatiſchen Völker hindeutet, und viele Spuren davon enthält. Ja es iſt überhaupt der Gegenſatz zwiſchen den Sethiten und Kainiten, und das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden Stämme, der eigentliche Schlüſſel zu der Urgeſchichte der geſammten alten Welt, und meiſtentheils auch der einzelnen alten Völker. Denn daß nach der vorübergehenden gewaltſamen Unterbrechung durch die große Fluth, die Erinnerung an manches wieder aufleben, und ähnliche oder dieſelben Verhältniſſe, die dort in der alten Welt und für den Gegenſatz der beiden Urſtämme Statt fanden, ſich auch hier von neuem anknüpfen und zum zweiten Mahle ähnlich geſtalten und wiederhohlen konnten, das wird keiner weitern Erinnerung bedürfen; eben ſo wenig als daß bei einer zunehmenden Entartung des Menſchengeſchlechts, alles bald und immer mehr entſtellt ward und in Unordnung gerieth, und endlich meiſtens ganz unkenntlich geworden iſt; ſo daß es ſpäterhin eine Aufgabe für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft wird, die auffallendſten, merkwürdigſten und größten Phänomene, die noch aus den Zeiten der Urwelt übrig geblieben ſind, oder daran erinnern, auf die einfachen Elemente ihres Urſprungs zurück zu führen. —

Wenn ich es aber für nicht unmöglich noch unſtatthaft halte, die indiſche Kaſtenverfaſſung, und was eigentlich das Weſentliche davon iſt, den alten Brahmanen-Stamm, nähmlich die innre Idee davon, und den weſentlichen Begriff dieſes alten Inſtituts, an die bibliſche Geſchichte und heilige Ueberlieferung von den Sethiten anzuknüpfen; ſo muß ich nur noch bemerken, daß bei einer ſolchen allgemeinen und höhern Anknüpfung an die Stammväter der Urwelt, der jetzige Charakter und die gegenwärtige ſittliche Beſchaffenheit der Brahminen eben ſo wenig als Einwendung dagegen, oder Entſcheidungsgrund darüber gelten kann, als man z. B. den jetzigen unterdrückten Zuſtand des zerſtreuten jüdiſchen Volkes zum Maaßſtabe anwenden dürfte, für die höhern Kräfte, die großen Männer und gewaltigen Propheten, die ihm ehemahls verliehen waren, oder für Naturen, wie uns Moſes und Elias dargeſtellt werden.

Dieſes wird hinreichend ſein für das Eine Haupt-Phänomen der indiſchen Charakteriſtik; ehe ich aber das Zweite, nähmlich die Lehre von der Seelenwanderung näher zu erklären verſuche, die zugleich das innre Princip geworden iſt, welches der indiſchen Philoſophie, wo nicht ihre erſte Entſtehung, doch aber ihre eigenthümliche Richtung gegeben hat; muß ich vorher noch ein allgemeines Bild von dem Polytheismus voranſchicken; um ſo mehr, da unſer Begriff desſelben, der meiſtens nur von den Griechen hergenommen iſt, für die aſiatiſchen Völker der älteſten Zeit, durchaus nicht ganz ausreichend iſt.

Die bunte Fabelwelt und Götter=Sage der Griechen ſind wir gewohnt, nur als ein Spiel der Fantaſie, und eine ſchöne Dichtung zu nehmen; ohne eigentlich in das Einzelne, in ſeine ſittliche Bedeutung und Wirkung, genauer und tiefer einzugehen. Es iſt um ſo natürlicher, daß die griechiſche Mythologie uns bloß dieſen Eindruck macht, oder daß wir ſie nur aus dieſem Geſichtspuncte auffaſſen, da alle höheren Ideen und ernſteren Begriffe von der Gottheit und dem höchſten Weſen und ſeiner unendlichen Macht, von der ewigen Weisheit und Vorſehung, die Alles leitet und zu ſeinem Ziele lenkt, von dem unendlichen Geiſte, und höchſten Verſtande, von welchem alle Dinge erſchaffen ſind, der weit über die äußere ſichtbare Natur erhaben iſt, zwar bei den Pythagoräern, oder auch beim Anaxagoras und Sokrates, ſich mehr oder minder vollkommen entwickelt vorfinden, und beim Plato, wie bei den ihm nachfolgenden Philoſophen, oft auf das Lichtvollſte und Schönſte entwickelt werden. Aber in die griechiſche Volks=Religion iſt alles das niemahls übergegangen, und ſind dieſe höhern Ideen ihr größtentheils ganz fremd geblieben, da ſich in ihrer Mythologie wohl ſonſt vieles ſinnvoll und geiſtig Bedeutende findet, kaum aber nur als einzelne Ausnahme hier und da in verlornen Spuren eine Ahnung oder ein Anklang, ein aus dem Innern hervorbrechender Ausdruck, der wirklich einen Begriff verräth, oder wenigſtens hindeutet auf den klaren Begriff eines höchſten Weſens, allmächtigen Schöpfers aller Dinge, und Vaters der Menſchen. Ganz anders aber iſt dieſes in der indiſchen Mythologie; denn hier werden bei einer ſinnlichen Naturvergötterung, die noch viel entſchiedner und enthuſiaſtiſcher iſt, unter heidniſchen Dichtungen und Erdichtungen aller Art, die noch viel gigantiſcher ſind, als bei den Griechen, dicht daneben, und mitten darunter faſt alle Wahrheiten der natürlichen Theologie, wenn gleich nicht ohne mannichfache Beimiſchung von Irrthum, doch in großer Erhabenheit und Strenge ausgeſprochen; überhaupt aber auch die ſtrengſten wiſſenſchaftlich metaphyſiſchen Begriffe von dem höchſten Weſen, von Gott und ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen, gefunden und angetroffen; und dieß bildet eben den eigenthümlichen Charakter, der auf der einen Seite gigantiſch wilden und fantaſtiſch Naturbegeiſterten, auf der andern Seite philoſophiſch ſinnigen, und myſtiſch bedeutenden Mythologie der Indier. Wenn es den Pythagoräern gelungen wäre, wie es wohl wahrſcheinlich iſt, daß ſie dieſe Abſicht gehabt haben mögen, ihre höhern Ideen von Gott und dem Menſchen, von der Unſterblichkeit der Seele, und von der unſichtbaren Welt, allgemein geltend zu machen, und in die Volks-Religion einzuführen, indem ſie dieſe nicht grade ganz weggeworfen, ſondern nach ihren Principien durchaus umgewandelt, ihr dieſe höhere Deutung geliehen, oder in ſie hinein gelegt hätten; was die Neu-Platoniker und Kaiſer Julian im feindlichen Gegenſatze gegen das Chriſtenthum, da jene Zeit längſt vorüber war, viel zu ſpät, und ohne dauernden Erfolg verſuchten: nur dann würde die griechiſche Mythologie der indiſchen einigermaßen gleichen, und mit ihr verglichen werden können. In der indiſchen Mythologie und Götterlehre aber, iſt dieſes ſeltſame Beiſammenſein, dieſe widerſinnige Durcheinandermiſchung der höchſten Wahrheit, und des ſinnlichſten Irrthums, der wildeſten gigantiſchen Dichtung, und der abgezogenſten metaphyſiſchen, oder auch der reinſten natürlichen Theologie, wenn man anders die göttliche Offenbarung der Urwelt ſo benennen darf; dieſe Miſchung iſt, ſage ich, hier nicht erſt künſtlich herbeigeführt und abſichtlich hinein gelegt, ſondern es iſt gleich vom Urſprunge aus, beides ſo geweſen, mit und neben einander beſtanden. Nun muß man ſich auf der einen Seite wohl hüten, nicht zu leicht, oder zu ſchnell eine Uebereinſtimmung mit den uns gewohnten Begriffen der Wahrheit in jenen Bildern und mythologiſchen Begriffen finden zu wollen. Wie ſehr würde man z. B. irren, wenn man in dem indiſchen Bilde, oder Sinnbilde und Begriffe von der Trimurti, oder der göttlichen Dreiheit, ſogleich eine Analogie vorausſetzen wollte, ich will nicht ſagen mit dem chriſtlichen Begriffe, ſondern etwa mit der Lehre des einen oder des andern Platonikers von dem dreifachen Weſen oder der dreifachen Perſon der Einen Gottheit. Es ſind in jenem Sinnbilde die Häupter der drei oberſten Gottheiten der Indier, des Brahma, Viſchnu und Shiva, des ſchaffenden, erhaltenden, und zerſtörenden Gottes, in Einer Figur vereinigt und iſt damit allerdings auf die Eine gemeinſame Grundkraft in allen dreien hingedeutet. Wenn wir nun aber das Einzelne genauer durchgehen, ſo ſind allerdings, von der Fülle der poetiſchen Einkleidung und mythiſchen Umgebung abgeſehen, die dem Brahma beigelegten Eigenſchaften, die von ihm üblichen Ausdrücke, noch am erſten von der Art, daß ſie hier und da, faſt eben ſo auch nach der Wahrheit und im Sinne derſelben, von Gott gelten, oder geſagt werden könnten. Der alldurchdringende, in alle Geſtalten ſich verwandelnde Viſchnu, iſt ſchon weit mehr bloß der wunderbare Natur-Prometheus, als irgend ein als wahrhaft göttliches bezeichnetes Weſen. Der dritte aber in dieſer indiſchen Gott-Dreiheit, der zerſtörende furchtbare Shiva, kann nicht etwa auf die nach der Gerechtigkeit ſtrafende und die Welt richtende Gottheit bezogen, oder umgedeutet werden; ſondern es iſt dieſer Gott der Zerſtörung, deſſen Anhänger ſonſt in Indien die zahlreichſten geweſen zu ſein ſcheinen, ſo wie jetzt die des Viſchnu, mit ſeinem Schlangen-Symbole und ſeinem Armgehänge von Menſchen-Schädeln vielmehr ganz augenſcheinlich der feindliche Dämon des Verderbens, welcher auch der Erfinder des Todes in der ganzen Schöpfung geweſen, und der hier alſo widerſinnig genug, und ſeltſamer Weiſe, in das Bild und in die Conſtruction der geſammten Gottheit mit aufgenommen iſt. In andrer Weiſe geſchieht dieſe Vermiſchung oder Verſchmelzung der ewigen Vollkommenheit mit dem böſen Principe auch von den dortigen Philoſophen; da einige derſelben den Begriff der Trimurti oder der indiſchen Gott-Dreiheit, in Beziehung und Verbindung ſetzen mit dem Traigunyan, oder den drei Qualitäten. Dieſe drei verſchiednen Regionen oder Stufen, in welche alles Sein und Daſein nach der indiſchen Lehre ſich ſcheidet, ſind aber: die reine Welt der ewigen Wahrheit oder des Lichts, die mittlere Region des Scheins und der Täuſchung, und der Abgrund der Finſterniß. Den eigentlichen reinen und metaphyſiſchen Begriff von dem höchſten Weſen, bezeichnen die Indier indeſſen auch nicht mit dem Nahmen der beiden letztgenannten Volks- und Natur-Götter; ſie nennen ihn auch nicht Brahma, den Brahma als Perſon, ſondern mit einem Worte, welches ein Neutrum iſt, das Brahma, welches ſo viel heißt, als das höchſte Weſen. — Wenn nun aber einmahl beides neben einander im Menſchen da war, das alte Erbtheil oder die göttliche Mitgift der Wahrheit in der Offenbarung der Urwelt, und der Irrthum, oder wenigſtens die Anlage zum Irrthume in dem Menſchen ſelbſt, in ſeinem jetzt von Gott zur Natur abgewendeten und herabgeſunkenen Sinn und Geiſt; wie leicht konnte der Irrthum anwachſen, wenn jenes Kleinod der göttlichen Wahrheit, nicht auf beſondere Weiſe feſtgehalten, ſorgſam und treu in ſeiner Reinheit bewahrt blieb; und wie ſehr mußte die Wahrheit verdunkelt werden, je mehr der Irrthum in ſeiner ganzen verführeriſchen Kraft und furchtbaren Größe hervortrat und ſich immer weiter entwickelte! Beſonders bei einem Volke, bei welchem, wie bei den Indiern, die Fantaſie und auch ein ſehr tiefes, dabei aber doch immer noch ſinnliches Naturgefühl ſo überwiegend war. — So trat denn eine ſinnliche Naturvergötterung und wilde Naturbegeiſterung meiſtens an die Stelle der einfachen Gottesverehrung, und verdrängte oder entſtellte den reinen Begriff von dem unerſchaffnen ewigen Geiſte. Neben der in allen Geſchlechtern ſich fortpflanzenden und fort erzeugenden Lebenskraft wurden nun auch die großen Naturgewalten und Elemente, dann die himmliſchen Geiſter oder Heerſcharen, wie es in der alten Sprache hieß, oder der leuchtende Chor der Geſtirne, welche die ganze alte Welt freilich nicht für bloße Lichtkugeln und Feuermaſſen, ſondern für beſeelte Weſen hielt; dann die Genien und Schutzgeiſter, auch die der Abgeſchiedenen und Manen, anſtatt in ihnen den Schöpfer zu ehren, und ihrer in Gott mit zu gedenken, nun ſelbſt göttlich verehrt und als Götter gehalten. Und dieſes iſt, die erſte Umwendung des Menſchen von Gott weg zur Natur hin einmahl vorausgeſetzt, der ganz natürliche Urſprung des Polytheismus, und die allgemeine Grundlage aller heidniſchen Religion, die dann nur nach dem eigenthümlichen Leben oder der vorherrſchenden Lebens-Richtung bei einer jeden Nation eine verſchiedne

Geſtalt annimmt. Für die indiſche Lebensanſicht war nun dieſes Haupt-Dogma ihres Glaubens, welches als das unterſcheidend charakteriſtiſche, und auch in ſeinem Einfluſſe auf die Wirklichkeit, als das vorherrſchend wichtigſte aus dem Ganzen hervortritt, die Lehre von der Seelenwanderung. Zuerſt müſſen wir uns hiebei gegenwärtig erhalten und lebhaft vorſtellen, wie für dieſe Urvölker der Menſchheit im hohen Alterthume, die Unſterblichkeit der Seele nicht etwa eine wahrſcheinliche Hypotheſe war, wo es erſt, wie bei vielen in der neuen Zeit einer mühſamen Unterſuchung, eines weitläufigen Beweiſes bedurft hätte, um ſie davon zu überzeugen. Ja, man kann es nicht einmahl einen Glauben nennen, denn es war die lebendigſte Gewißheit, wie das Gefühl von der wirklichen Gegenwart und von der eignen Exiſtenz; und die feſte Idee von dieſem künftigen Daſein und ſeiner Beſchaffenheit ward eine vorherrſchende Rückſicht auch für alle dießſeitigen Angelegenheiten in der jetzigen vergänglichen Hülle, und oft ein Motiv zu viel größern Anſtrengungen in Thaten und Werken, als für irgend ein irdiſches Intereſſe ſo leicht würden unternommen worden ſein. Ich ſagte aber darum oben, daß die Lehre von der Seelenwanderung nicht ohne Beziehung ſei auf die indiſche Kaſtenverfaſſung; weil der eigentliche Ehrennahme eines Brahmanen, Tvija iſt, d. h. der zweimahl Geborne, oder Wiedergeborne; welches ſich einerſeits auf die innere Erneuerung und Wiedergeburt eines ganz Gott geweihten und reinen Lebens bezieht, als worin die wahre Beſtimmung eines Brahmanen, und das eigentliche Weſen ſeines Standes beſteht. Andrerſeits aber bezieht ſich dieſes auf den Glauben, daß die nach dem irdiſchen Tode durch mancherlei verſchiedene Thierformen und Naturſtufen des Daſeins hindurchgehende und wandernde Seele, in gewiſſen Fällen, nachdem ſie ihren vorgeſchriebenen Kreis aller dieſer verſchiedenen Daſeins-Formen durchlaufen habe, dann zur beſondern Belohnung zum zweiten Mahle auf dieſe Welt zurückkehre, und in dem Brahmanen-Stamme geboren werde. Dieſen Glauben nun von der entweder als Strafe ihrer Ungöttlichkeit und Fehlerhaftigkeit, über ſie verhängten, oder

oder doch zur vollkommnen Läuterung und höhern Vollendung derſelben, nothwendigen Wanderung der Seele durch vielerlei Thierleiber oder auch andre Formen des Daſeins, oder auch mehr als einmahl wiederhohlte Menſchen-Exiſtenz, haben die alten Aegypter grade eben ſo gehabt, wie er in Indien immer herrſchend geweſen, und es noch iſt; und iſt dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung in dem Glauben der beiden alten Völker durch hiſtoriſche Zeugniſſe über alle Zweifel erhoben, und ſelbſt in dem Einzelnen der Annahme, oder in den nähern Beſtimmungen über den Stufengang der Seele in dieſem Kreislaufe, und ſelbſt über die Zeit-Periode und Cyklen der Dauer deſſelben, hat ſich Vieles ganz übereinſtimmend bei beiden gefunden. Wie ſeltſam iſt nun auch hier der wunderbarſte Irrthum gemiſcht, ich will nicht ſagen mit der Wahrheit, aber doch wenigſtens mit einem Gefühle, welches noch gan aus dem innigſten Zuſammenhange der alten Wahrheit hervorgeht. Wenn auch in unſerm Jahrhunderte etwa einmahl Einer, aus Ueberdruß und Ekel an allen andern bekannten und neuen Syſtemen, oder den gewohnten Lehren, aus Hang zur Paradoxie, auf dieſe uralte Hypotheſe von der Seelenwanderung verfallen war; ſo iſt damit mehr nur ein bloßer Wechſel der Naturformen gemeint geweſen. Bei jenen alten Völkern aber ruht dieſe Lehre ganz auf einer religiöſen Grundlage, und war ein durchaus religiöſer Sinn damit verbunden. Das beſſere, und noch auf Wahrheit ruhende Element darin, iſt das tiefe Gefühl, wie es, nachdem der Menſch einmahl ſo weit von Gott abgekommen war, und von Ihm entfernt ſteht, nun eines weiten, langen, mühſamen Weges und großen Kampfes bedürfe, um ſich Ihm als der Quelle alles Guten, wieder zu nähern; wie auch die feſte Ueberzeugung und innige Gewißheit, daß nichts, was noch mangelhaft, unrein oder irdiſch befleckt ſei, in die reine Welt der vollkommnen Geiſter eingehen, oder wieder mit Gott auf ewig vereinigt werden könne, und daß alſo die unſterbliche Seele, noch mancher Läuterung und höheren Vervollkommnung bis zu dieſem letzten Ziele bedürfe. Nun läßt es ſich zwar wohl denken und begreifen, und iſt allenfalls ſchon aus dieſem jetzigen Leben verſtändlich, wie ein tiefer alldurchdringender

Seelenſchmerz, ein alle Fugen des Daſeins erſchütterndes geiſtiges Leiden, zu einer ſolchen Entledigung von allem Fremdartigen und Schlechten mitwirken, oder dazu erfordert werden könnte; etwa wie nach einem natürlichen Gleichniß, das edle Metall im irdiſchen Feuer ausgeſchmolzen und von allen Schlacken rein gebrannt wird. Wohl iſt es wahr, daß der Menſch, je tiefer er ausartet und herabſinkt, ſich meiſtens auch um ſo mehr dem Thiere nähert; wenn es alſo bloß als Strafe betrachtet würde, ſo ließe es ſich wenigſtens denken, wie man als ſolche, auf die Wanderung der unſterblichen Seele durch verſchiedne Thierleiber verfallen wäre; indem alſo nach dieſem Gedanken, der freie Menſch, der durch eigne Schuld und den Nichtgebrauch ſeiner Freiheit, immer thieriſcher geworden, nun endlich ſelbſt zum Thier würde. Allein wie hat man glauben können, daß dieß eine Stufe und ein Weg zur Vervollkommnung ſein könne, und eine Vorbereitung zur Annäherung an die höchſte Vollkommenheit, und zur völligen und ſeligen Vereinigung mit dem göttlichen Weſen, von welcher es die Menſchen-Seele ja immer weiter wegführen würde? Und was eine zweite Rückkehr in die Menſchenform und jetzige Exiſtenz betrifft, welcher denkende Menſch würde wohl jemahls wünſchen können, in dieſes zwiſchen Sehnſucht und Ueberdruß getheilte, hin und her ſchwankende, in inneren und äuſſeren Zwieſpalt vielfach aufgelöſte, und aus einigen Strahlen der Wahrheit, unter ſo viele Wolken des Irrthums gemiſchte, irdiſche Menſchen-Daſein, wie es jetzt iſt, noch einmahl zurück zu kehren, ſei es nun in dem von den Indiern als der höchſte verehrte Brahmanen-Stamm oder auch in einem noch ſehr vom Glück begünſtigten Fürſten- oder Königsgeſchlecht? Es iſt überhaupt in allem dem eine ſeltſame Verwirrung und Vermiſchung des Diesſeits mit dem Jenſeits, und wie ganz dieſes letzte von dem erſten durch eine unüberſteigliche Kluft geſchieden und getrennt ſei, ſcheinen ſie nicht deutlich erkannt zu haben. Beide alte Völker, die Aegypter wie die Indier, haben auch die von ihnen erwartete Seelenwanderung nicht etwa als einen Gegenſtand der freudigen Hoffnung betrachtet, ſondern im Ganzen, und bis auf wenige Ausnahmen, vielmehr als ein über die Seelen verhängtes Unglück, ſei es nun, daß ſie es bloß als Strafe betrachteten, oder als den nothwendigen Kampf der Prüfung und ein Leiden der Vorbereitung; als ein Unglück alſo, welches abzuwenden und zu mildern, oder ganz zu überwinden, man alles thun und verſuchen, und keine Anſtrengung und kein Opfer ſcheuen müſſe. In dem ganz verſchiednen Wege, welchen beide Völker aber darin einſchlagen, giebt ſich allerdings auch eine weſentliche Grundverſchiedenheit, wo nicht in der Abſicht oder erſten Idee, dem Glauben und der Lehre ſelbſt, ſo doch in der dabei genommenen, und von dieſem Anhaltspuncte ausgehenden Geiſtesrichtung, und in dem zwiefachen Wege derſelben kund. Bei den Aegyptern läßt ſich dieſe ihnen eigenthümliche Behandlungsweiſe des Gegenſtandes in Ermanglung der eignen Schriften und alten ägyptiſchen Bücher, wie wir deren jetzt von den Indiern in ſo großer Anzahl beſitzen, nicht ſo vollſtändig erkennen und verſtehen, und mit der gleichen Gewißheit beſtimmen, wie wir dieß bei den Indiern aus den vorhandnen Quellen im Stande ſind, die auch im Weſentlichen ganz mit den Nachrichten der Alten übereinſtimmen; ſondern mehr nur im Allgemeinen errathen, aus ihrer beſondern Verfahrungsweiſe mit den Todten und dem Körper der Abgeſchiedenen; aus dieſer erhabenen, und bei ihnen ſo wichtigen, weit umfaſſenden, und ſo hoch wie nirgend ſonſt getriebenen Grabes-Kunſt, wenn ich es ſo nennen darf; aus dieſer köſtlich ſorgſamen Leichenweihe, die wir noch in ihren Denkmahlen und Mumien bewundern und anſtaunen. Denn daß alles dieſes, mit allen dieſen religiöſen Gebräuchen, Inſchriften, von denen die ganze Sache umgeben war, mit denen die Gräber und die Mumien ſelbſt wie bedeckt ſind, auch einen durchaus religiöſen Sinn und Zweck hatte, und in der innigſten Beziehung ſtand mit der Seelenwanderung und ihrem Glauben daran, das unterliegt im Ganzen genommen keinem Zweifel; ſchwieriger aber iſt es wohl, die dabei vorwaltende Idee genauer mit Sicherheit zu bezeichnen. Haben ſie vielleicht geglaubt, daß die Seele nicht ſogleich ganz von dem verlaſſenen Körper getrennt werde, ſondern vielleicht erſt bei der vollendeten Zerſtörung und Verweſung deſſelben? Haben ſie den Körper vor dieſer durch ihre Kunſt bewahren wollen, um auch die Seele dadurch von der gefürchteten Wanderung zu befreien? Einen gewiſſen für eine Zeitlang wenigſtens noch fortdauernden Zuſammenhang der abgeſchiednen Seele mit dem verlaſſenen Körper ſcheint die ägyptiſche Todtenbehandlung wohl vorauszuſetzen; aber es ſo abſolut und in ſolcher Ausdehnung anzunehmen, dieſes würde wieder im Widerſpruche ſtehen, mit der ſo häufig vorkommenden ſinnvollen ägyptiſchen Darſtellung von dem gleich nach dem Tode über die Seele ergehenden Todtengericht, wo ein feindlicher Geiſt ſie auf das Strengſte anklagt vor dem in der Mitte ſitzenden Richter; der andre ſchirmend befreundete Genius gegenüber, ſie dagegen auf alle Weiſe zu entſchuldigen und ihre Losſprechung zu bewirken ſucht. Haben ſie vielleicht durch alle jene Gebräuche, als eben ſo viele magiſche Hülfsmittel, nur die feindlichen Dämonen von der Seele abwehren, und ihr den Beiſtand der guten und menſchenfreundlichen Götter zuwenden wollen? Darüber wird uns, nachdem einmahl die Pforte der hieroglyphiſchen Wiſſenſchaft in dieſer letzten Zeit geöffnet worden, das weitere Fortſchreiten in derſelben vielleicht einen nähern Aufſchluß bringen. Die Indier aber, welchen auch jene ägyptiſche Begräbnißweiſe und Todtenbehandlung fremd war, haben dazu einen ganz andern Weg eingeſchlagen, um die Befreiung des Menſchengeiſtes von der Seelenwanderung zu erlangen, nähmlich den der Philoſophie; durch den höchſten Aufſchwung des Gedankens zu Gott, und ein gänzliches immerwährendes Verſinken des Gefühls in den unerforſchlichen Abgrund des höchſten Weſens. Daß auf dieſem Wege eine vollkommne Vereinigung mit Gott auch ſchon hier erreicht werden könne, bezweifelten ſie gar nicht, und hielten auch für gewiß, daß dadurch die Seele aller weitern Veränderung und Wanderung durch verſchiedne Naturformen des irdiſchen Daſeins in dieſer Welt der Täuſchungen überhoben, und völlig davon befreit werden, und für immer mit Gott vereinigt bleiben könne. Dieß iſt das Ziel, zu dem alle indiſche Philoſophie von den verſchiedenſten Syſtemen ausgehend, hinführt, worin ſie ihr Ende findet. Ueber die Abſonderung von allem Irdiſchen, und die Vereinigung mit Gott enthält auch dieſe Philoſophie eine Fülle der erhabenſten Gedanken, und es iſt wohl kein Begriff der höhern Metaphyſik in dieſer Sphäre ihnen fremd geblieben. Indeſſen haben ſie dieſes Verſinken aller Gedanken und alles Bewußtſeins in Gott, in dem Einen bleibenden Gefühle der innigen und ewigen Vereinigung mit Ihm, bis zu einer Höhe geſteigert, und bis zu einem Grade durchgeführt, den man faſt eine innre, geiſtige Selbſtvernichtung nennen könnte. Es iſt daſſelbe, nur in andrer äußern Form, was man in der Geſchichte der europäiſchen Geiſtesbildung, und der hier vorgekommenen verſchiedenen Geiſtesrichtungen, als Myſtik bezeichnet hat, und ſo zu nennen pflegt. Wohl hat man auch hier den möglichen Abweg und den gefahrvollen Abgrund erkannt, und in einzelnen Fällen als ſolchen zu erkennen Gelegenheit gehabt, wo ſich irgend nur die Ichheit oder der Stolz insgeheim mit einſchleicht, oder auch ſobald dieſe gänzliche Verſunkenheit des innern Denkens gar kein Maaß, keine Schranken und kein Geſetz mehr erkennt. Im Ganzen jedoch bewahrt den abendländiſchen Geiſt ſchon ſeine gemiſchte und gemäßigtere Naturbeſchaffenheit, die mannichfachere intellectuelle Bildung, am meiſten aber doch wohl das reinere Licht der vollſtändig erkannten Wahrheit, vor ſolchen Abwegen der Myſtik, welche in Indien nicht bloß in der Idee, ſondern auch in der wirklichen Ausführung, und practiſchen Anwendung bis zu einem Extreme geführt werden, welches über alle Gränzen der menſchlichen Natur hinausgehend, ſelbſt die Gränzen der Möglichkeit, oder deſſen was man für möglich halten ſollte, weit überſchreitet. Und was hierüber die Griechen ſcheinbar Unglaubliches, über die indiſchen Einſiedler oder ſogenannten Gymnoſophiſten, wie ſie dieſe Yoghis nannten, vor mehr als zweitauſend Jahren berichtet haben, das findet ſich noch jetzt eben ſo, und wird durch den Augenſchein der Erfahrung, die Wahrheit ihres Berichtes vollkommen beſtätigt.

Fünfte Vorleſung.

Vergleichende Zuſammenſtellung der vier Haupt Nationen der älteſten Welt Periode, in der Geiſtesbildung der Indier und Chineſen, der Aegypter und Hebräer; dann auch der Perſer, nach dem ihnen eigenthümlichen Verhältniſſe und beſonderen Charakter.

So wie die Menſchheit, nachdem der Zwieſpalt einmahl in ſie eingetreten war, nun in eine Mehrheit von Völkern, Geſchlechtern, Sprachen, dann in feindlich gegen einander ſtehende Stämme, ſcharf geſonderte Kaſten, vielfach getheilte Stände, hiſtoriſch zerſpalten wird und aus einander geht; wie es auch der Natur, und ſelbſt der höheren Beſtimmung des Menſchen nach, die Trennung vom Anfange und den erſten Gegenſatz einmahl vorausgeſetzt, nicht anders ſein kann: ſo zerfällt nun auch der Menſch in ſeinem Innern und im Einzelnen, pſychologiſch betrachtet, in mehrere Gegenſätze oder auch auseinandergehende, einſeitige Richtungen ſeines Denk-Vermögens oder ſeiner Willenskraft. Es iſt die innere Structur ſeines Bewußtſeins die eines getheilten Zuſtandes, wo anjetzt in der getrennten Stellung der einzelnen Vermögen nicht mehr das volle Leben der in Eins zuſammenwirkenden Seele, des noch ungetheilten Geiſtes Statt finden kann, ſondern jedem derſelben nur noch eine beſchränkte oder vielmehr halbe Kraft zukommt. Die Wiederherſtellung der ganzen Wirkung und des vollen Lebens aus dieſen getheilten

Kräften kann jetzt nur als Ausnahme und höhere Gabe des genialiſchen Geiſtes, der mehr als gewöhnlichen Charakterſtärke, oder auch in einer göttlichen Begeiſterung der reinen Liebe und mehr als natürlichen Kraftverleihung gefunden und muß demnächſt auch als die höhere Aufgabe betrachtet werden, welche das letzte Ziel und Ideal alles geiſtigen und ſittlichen Strebens für den Menſchen bildet. Wenn ein in aller heilſamen Wiſſenſchaft groß gewordner und durchdringender, hell erleuchteter Verſtand und ein nicht bloß ſtarker, ſondern auch gerechter und reiner Wille in einem einzelnen Menſchen in völligen Einklang gebracht ſind, dann hat er ſein Ziel erreicht; wenn in einer ganzen Generation oder in dem Menſchengeſchlechte überhaupt die Wiſſenſchaft oder die wahre Aufklärung und das äußre Leben und ſittliche Streben, überhaupt der ganze moraliſche Zuſtand, die mit jenen ſo oft in Streit liegen, der allgemeine Wille mit einem Worte, einmahl harmoniſch vollkommen zuſammenſtimmen; dann wird man auch von der Menſchheit ſagen können, daß ſie ihre Beſtimmung erreicht habe. Es iſt ein Hauptmangel der gewöhnlichen Philoſophie und auch der vornehmſte Grund, warum ſie noch immer ſo weit von ihrem Ziel entfernt geblieben iſt, daß darin allzu ſchnell und voreilig die Vorausſetzung angenommen und davon ausgegangen wurde, das jetzige ganz veränderte und eigentlich zwiefach getheilte oder geviertheilte Bewußtſein des Menſchen, ſei noch eben daſſelbe, wie es urſprünglich geweſen iſt, und von Gott erſchaffen und eingerichtet worden; ohne irgend darauf Rückſicht zu nehmen, wie der Menſch doch augenſcheinlich ſeit der erſten Zerrüttung nicht bloß hiſtoriſch zerfallen, ſondern auch pſychologiſch nicht in der rechten Ordnung geblieben ſei. Geviertheilt aber kann das im Zwieſpalt befangene menſchliche Bewußtſein darum genannt werden, weil die vier Grundvermögen der menſchlichen Seele und des Geiſtes, Verſtand und Wille, Vernunft und Fantaſie in einem zwiefachen Gegenſatz einander gegenüberſtehen, oder auch, wenn man ſo ſagen ſoll, nach allen vier Weltgegenden des Daſeins aus einander gehen. Die Vernunft iſt das ordnende Denkvermögen im Menſchen und inſofern nimmt ſie alſo auch für das

Leben und die Ordnung oder das Geſetz des Lebens hier die erſte Stelle ein; ſie iſt aber an und für ſich nicht hervorbringend, ſelbſt in der Wiſſenſchaft kann ſie dieſes und wahrhaft productiv oder unmittelbar anſchauend niemahls ſein. Die Fantaſie dagegen iſt zwar fruchtbar und erfinderiſch, aber an ſich ſelbſt und ohne andre Führer blind, mithin den Täuſchungen hingegeben. Der beſte Wille ohne Einſicht und Verſtand wird wenig Gutes zu Wege bringen; noch weniger ein heller und ſelbſt der größte Verſtand bei einem verderbten und verkehrten Charakter, oder wenn er mit einem ſchwachen und immer veränderlichen Willen gepaart, der Menſch mithin charakterlos iſt und das Ganze ohne Nachdruck bleibt. Wie nun alle die andern ſonſt etwa noch aufgezählten Seelen- oder Geiſtesvermögen nur eine weitere Anwendung oder verbindende Mittelglieder, alſo nur untergeordnete Zweige oder Abtheilungen von dieſen Grundvermögen ſind; wie die allgemeine Zerſplitterung des ganzen Bewußtſeins ſich auf ſie erſtreckt, wie auch ſie in das Einzelne auseinander gehen und noch mehr beengt und zerſtückt erſcheinen; dieſes weiter zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und iſt um ſo weniger nöthig, da für die hiſtoriſche Betrachtung, in dem eigenthümlichen Charakter der verſchiedenen Nationen oder Zeitalter, und in der Auffaſſung derſelben, vorzüglich nur jene vier, als die bei der einen oder in dem andern vorherrſchenden geiſtigen Elemente hervortreten und bemerkt werden. Wie nun in dem geiſtigen Charakter der einzelnen Menſchen und Individuen, oder auch in einem gegebenen und vor uns liegenden Syſtem des menſchlichen Denkens, Dichtens und Wiſſens, überhaupt in jedem geſchloßnen Gedankenwerke und Gebilde, und hier zwar für eine treffende Charakteriſtik und vollendete Analyſe noch leichter und ſichrer zu erfaſſen, als in den vorüberfliehenden und beweglichen Erſcheinungen des wirklichen Lebens und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe; wie hier, ſage ich, meiſtens in jedem ſolchen geiſtigen Individuum und Gebilde des menſchlichen Denkens und Wirkens entweder eine ſyſtematiſch ordnende und ſittlich begründende Vernunft oder eine erfinderiſch fruchtbare Fantaſie, dann wieder ein durchdringender, heller Verſtand oder beſondre Willensſtärke und Charakterkraft als das überwiegende Element hervortritt und ſich deutlich kund giebt; ſo findet eben dieſes auch im Großen der ganzen Menſchengeſchichte und in der Anwendung auf jedes für ſich beſtehende oder abgeſchloſſene Syſtem des Lebens und des ſittlichen und geiſtigen Daſeins in dem verſchiedenen Charakter und der vorherrſchenden Geiſtesrichtung ganzer Zeitalter und der einzelnen Völker in der alten Weltgeſchichte Statt.

Es zeigt ſich hier bei dieſen, nicht bloß wie die heilige Ueberlieferung, als das äußre Wort der alten Sage, bei jedem derſelben ſehr verſchiedenartig aufgefaßt, weiter entwickelt oder entſtellt ward; ſondern auch, wie das innere Wort im Menſchen d. h. ſein höheres Bewußtſein und geiſtiges Leben bei einem jeden derſelben eine andre und eigenthümliche Richtung und Geſtaltung annahm. Ein ſolcher geiſtiger Gegenſatz giebt ſich wohl zwiſchen den beiden bisher charakteriſirten großen Völkern des höchſten Alterthums im fernſten Oſten und im ſüdlichen Aſien deutlich genug zu erkennen; und zwar dürfte es wohl der zwiſchen Vernunft und Fantaſie ſein, der hier am meiſten anwendbar iſt. Im Großen und hiſtoriſch genommen, in der Anwendung auf ganze Nationen und ihre Geiſtesbildung iſt nun die Vernunft wie überhaupt ſo auch hier, zuerſt das grammatiſch bezeichnende, logiſch folgernde, ſyſtematiſch ordnende, dann auch dialektiſch ſtreitende, und von der practiſchen Seite im Leben auch das göttlich ordnende Vermögen im Menſchen, inſofern ſie ſich nähmlich der höhern, göttlichen Ordnung anſchließt. Inſofern ſie dieſes aber nicht thut, und alles aus ſich ſelbſt und der Ichheit entnehmen will, iſt ſie dann die egoiſtiſch klügelnde, eigennützig berechnende, und in der größten Anwendung, auch die alle willkührlichen Syſteme des Wiſſens und des Lebens erſinnende und aufſtellende, alles in Secten und Partheien zerreißende, ausgeartete Vernunft. Die Fantaſie aber iſt nicht bloß als Dichtungsvermögen auf das Gebieth der Kunſt und Fantaſie beſchränkt; das wiſſenſchaftliche Erfindungsvermögen gehört auch dazu, und es iſt noch niemahls irgend eine große wiſſenſchaftliche Erfindung und Entdeckung ohne alle Fantaſie gemacht worden. Es giebt auch noch eine höhere, ganz ſpeculative Einbildungskraft, welche in einer ſolchen Myſtik, wie die indiſche ſich uns darſtellt und hier charakteriſirt wurde, wohl ihre eigentliche Sphäre findet. Und wenn eine ſolche Myſtik, wie die der indiſchen Philoſophie zum Grunde liegende, auch ganz rein wäre von aller Beimiſchung ſinnlicher Gefühle und ſelbſt ganz bilderlos; ſo würde man darum doch gewiß Unrecht haben, wenn man der Einbildungskraft ihren Antheil an einer ſolchen beſondern Geiſtesrichtung und an dieſem ganzen Phänomen abſprechen wollte. Wie nun bei den Chineſen in der ihnen eigenthümlichen Geiſtesrichtung nicht die Fantaſie, ſondern weit mehr die Vernunft das vorherrſchende Element war; das wird nach der oben zum Grunde gelegten, aus den beſten und neueſten Quellen und Gewährsmännern geſchöpften Charakteriſtik dieſer Nation, kaum nöthig ſein, noch im Einzelnen ausführlich nachzuweiſen; ſo ſehr geht es ſchon aus dem Ganzen hervor. Anfangs, da noch die alte chineſiſche Sitteneinrichtung in der einfachen, nicht ſo wie bei andern Völkern durch Dichtungen aller Art entſtellten Gottesverehrung im Geiſte und nach der beſſern Lehre des Confucius beſtand und erhalten war, iſt es allerdings die geſunde, richtig und ſittlich denkende und göttlich ordnende Vernunft geweſen, in welcher ſie das höhere Princip ihres Lebens und auch des Staats fanden, wie ſie denn ſelbſt das höchſte Weſen mit der Benennung der göttlichen Vernunft bezeichnet haben. Wenn indeſſen auch einige neuere Schriftſteller unſrer Zeit, das höchſte Weſen, wie die Chineſen, mit dem Nahmen der göttlichen Vernunft bezeichnen; ſo kann ich dieſen chineſiſchen Sprachgebrauch nicht zu den meinigen machen, weil nach der Ueberzeugung, von welcher ich ausgehe und die auch hier zum Grunde liegt und vorausgeſetzt wird, der lebendige Gott zwar ein Geiſt iſt; aber daraus folgt nicht, daß Gott die Vernunft oder die Vernunft Gott ſei. Es läßt ſich eigentlich und genauer genommen und nach der wiſſenſchaftlichen Strenge des Ausdrucks, Gott eben ſo wenig eine Vernunft beilegen, als das Vermögen der Fantaſie. Das Letzte geſchieht in der dichteriſchen Mythologie des alten Heidenthums; das Erſte, wenn es wirklich ſo gemeinet und nicht bloß, ein Fehler des unpaſſenden

Ausdrucks iſt, bezeichnet jederzeit den Rationalismus, oder das neue Heidenthum der Vernunft, zu welchem aber auch ſchon in ſehr frühen Zeiten und namentlich bei den Chineſen eine Anlage und Hinneigung gefunden wird. Es iſt auch bei ihnen bald genug ſtatt jener richtigen und geſunden, der göttlichen Ordnung gemäßen und folgenden Vernunft, die egoiſtiſch klügelnde, alles verkünſtelnde, und in Secten ſich theilende und ſtreitende, endlich auch die beſſere alte Grundlage und heilig geachtete Ueberlieferung nach ihrem neuen Syſtem revolutionär umwerfende Vernunft daraus geworden. Bei den Indiern dagegen zeigt ſich eben ſo entſchieden oder noch auffallender der ganz überwiegende Einfluß der Einbildungskraft ſelbſt in der Wiſſenſchaft und in der eigenthümlichen Richtung zur Myſtik, welche ſie der indiſchen Philoſophie gegeben hat. Die ſchöpferiſche Fülle einer dichteriſch kühnen Fantaſie aber zeigt ſich in den gigantiſchen Bauwerken, die am erſten mit denen der Aegypter verglichen werden können; in der Poeſie ſelbſt, die an Reichthum mannichfaltiger Erfindung der griechiſchen nicht nachſteht und oft auch in den ſchönen Formen ihr nahe kommt; überhaupt aber in der geſammten Mythologie, welche in den erſten Grundzügen, der tieferen Bedeutung und dem Zuſammenhange des Ganzen mehr der ägyptiſchen gleicht, in der poetiſchen Einkleidung und Ausſchmückung und in der hinreißend anziehenden Darſtellungsweiſe der griechiſchen ähnlich iſt. Es kann alſo wohl bei dieſer ſo entſchiednen, eigenthümlichen Richtung der ganzen indiſchen Geiſtesbildung, kaum einem Zweifel unterworfen ſein, welches Element und welches Seelen-Vermögen unter den verſchiednen Kräften des Menſchen hier das vorherrſchende und überwiegende ſei.

Ein ähnlicher und eben ſo entſchiedener Gegenſatz in der geiſtigen Richtung und in dem vorherrſchenden Elemente des Bewußtſeins, obwohl er doch wieder von andrer Art und noch tiefer in das Innre gehend iſt, wie der zwiſchen den Chineſen und Indiern, läßt ſich auch zwiſchen den Aegyptern und Hebräern bemerken; und ich erlaube mir denſelben gleich hier im voraus hervorzuheben und die bisher befolgte ethnographiſche, eine Nation nach der andern, jede fur ſich ſo treu und vollſtändig als möglich charakteriſirende Ordnung für einen Augenblick zu unterbrechen; um durch eine vergleichende Zuſammenſtellung der vier Hauptvölker des hohen Alterthums, welche für die erſte Welt-Periode der Menſchengeſchichte die wichtigſten ſind, ein allgemeines Bild für dieſen ganzen Abſchnitt zu entwerfen, welches als Mittelpunct und Reſultat für das Ganze dienen, und zugleich die Grundlage alles Nachfolgenden bilden kann. Die Ueberſicht der ganzen erſten Welt-Periode wird durch dieſe Zuſammenfaſſung ſehr erleichtert werden, und jedes Einzelne an ſeiner Stelle in dieſem Zuſammenhange des Ganzen dann um deſto klarer hervortreten. Wenn man die eigenthümliche Geiſtesrichtung und das in derſelben vorherrſchende Element bei den Aegyptern mit Einem Worte und in wenigen Zügen kurz zuſammenfaſſen wollte, ſo ungenügend auch ſolche allgemeine Schilderungen und Ausdrücke in andrer Hinſicht erſcheinen mögen; ſo könnte man nichts anders ſagen als: es beſtand ihr charakteriſtiſcher Vorzug in dem wiſſenſchaftlichen Tiefſinn, und war das hier Ueberwiegende ein in alle Tiefen und Geheimniſſe der Natur, bis in den verborgenſten Abgrund magiſch eindringender oder eindringen wollender Verſtand. Die vorherrſchende Richtung ihres Geiſtes und ihrer Bildung war ſo ganz die wiſſenſchaftliche, daß ſelbſt ihre Baukunſt eine aſtronomiſche Beziehung hatte, weit mehr noch als bei den andern alten Völkern der erſten Zeit; und mehrere ihrer großen Werke und Denkmahle der Architektur haben eine durchaus ſideriſche Bedeutung. Das Geheimnißvolle und tief Bedeutende in ihrer Todesanſicht und Leichenbehandlung, iſt ſchon früher erwähnt worden. In aller Naturwiſſenſchaft, in der Mathematik, Aſtronomie und ſelbſt in der Medicin ſind ſie einmahl die Lehrer der Griechen geweſen; und gerade die tiefdenkendſten unter dieſen, die Pythagoräer und dann Plato, haben hier den Anfang ihrer Ideen geſchöpft, oder doch den erſten Anſtoß dazu und die tiefere Richtung in ihrem Denken dort erhalten. Hier an der Quelle, wo die Hieroglyphen ihren Urſprung genommen hatten, war auch ein Hauptſitz der Myſterien; und Aegypten iſt in allen Zeiten das Vaterland vieler wahren und auch mancher falſchen Geheimniſſe geweſen. Dieſes Wenige wird hier zur Haupt-Charakteriſtik genug ſein; manche nähere Züge mögen ſpäter unten ihre Stelle finden und noch hinzugefügt werden, um das Bild des ägyptiſchen Geiſtes dadurch vollſtändiger zu entwerfen oder auch ſchärfer zu beſtimmen. — Alles das war nun ganz anders bei den alten Hebräern, die in der eigentlichen Schulwiſſenſchaft wie in den Künſten, jenen andern Völkern nicht zu vergleichen ſind und es läßt ſich dieſer Maaßſtab nicht auf ſie anwenden; der hervorſtechende Charakterzug in ihrer geiſtigen Tendenz oder auch der ihnen beſchiedne Antheil der höhern hiſtoriſchen Beſtimmung liegt vielmehr in der Sphäre des Willens und in einer ganz feſt beſtimmten Richtung desſelben. Moſes ſelbſt war allerdings, wie es von ihm heißt, „in aller Wiſſenſchaft der Aegypter wohl erfahren," wie er denn auch eine durchaus ägyptiſche Erziehung erhalten hatte, und zwar durch die Vorſorge der ägyptiſchen Fürſtentochter, die allerſorgfältigſte und ausgezeichnetſte, unter welcher mithin nach den dortigen Landesverhältniſſen und Sitten keine andere als eine durchaus wiſſenſchaftliche zu verſtehen iſt. Selbſt ſein Nahme iſt nach dem nicht zu verwerfenden Zeugniß mehrerer alten Schriftſteller ein urſprünglich ägyptiſcher geweſen, der dann nachher hebräiſirt worden; da eben Mo-üſcheh, wie ihn die ſiebzig Dolmetſcher Griechiſch nennen, auch auf Aegyptiſch der aus dem Waſſer Gerettete heißt. — Aber von dem hebräiſchen Volke gilt in Hinſicht der ägyptiſchen Wiſſenſchaft nicht das gleiche, was vom Moſes geſagt wird; da der Geſetzgeber vielmehr das meiſte von aller jener fremden Wiſſenſchaft, die er ſo wohl kannte, für ſeinen Zweck nicht brauchbar fand, und in vielen Stücken ſein Volk vielmehr davon entfernt zu halten ſuchte. Zwar ſind manche der Moſaiſchen Vorſchriften, beſonders ſolche, die ſich bloß auf die äußre Lebens- und Nahrungsweiſe, die Diät und die Geſundheit beziehen, und die zum Theile auch wohl einen klimatiſchen Grund haben konnten, ganz mit ägyptiſchen Gebräuchen übereinſtimmend, und finden ſich eben ſo bei dieſem Volke wieder; nachdem allerdings bei jenen alten Stiftern und Begründern der Völker in Aſien, auch mediciniſche Vorſchriften von ihrer das ganze Leben bis auf kleine Einzelnheiten vollſtändig umfaſſenden Sittengeſetzgebung nicht ausgeſchloſſen waren. Doch hat auch dieſen Vorſchriften oder Gebräuchen der hebräiſche Geſetzgeber meiſtens eine höhere Bedeutung gegeben und eine religiöſe Weihe verliehen. Man darf alſo deſwegen nicht glauben, daß er alles von dorther nur ſo geradezu entlehnt habe, oder ihm daraus einen Vorwurf machen, wie manche Tadler in dieſer neueſten Zeit gethan haben; da es denen, welche ganz in dieſem beſchränkten Zeitgeiſte befangen ſind, ſo ſchwer fällt, ſich lebendig in jenes ferne Alterthum zu verſetzen. Eben ſo würde es auch ein großer Irrthum ſein, wenn man behaupten oder glauben wollte, er habe dieſe Wiſſenſchaft, ganz ſo wie er ſie in ſeiner ägyptiſchen Erziehung erlernt hatte, nur dem Volke verbergen und allein für ſich und etwa einige wenige Vertraute zurückbehalten wollen. Denn es iſt, auch bloß hiſtoriſch genommen, noch ein andres höheres und nicht ägyptiſches Element in ihm und ſeinem ganzen Gedanken-Syſteme, als Geſetzgeber und Begründer des hebräiſchen Staats, ſo wie überhaupt in ſeinem Verfahren als Lehrer und Anführer ſeines Volks ſichtbar; welches andre und höhere Princip ſich wohl am meiſten während dem vierzigjährigen Aufenthalt des erhabenen Mannes in der arabiſchen Wüſte, bei dem Jethro, den man ſehr richtig einen Emir oder kleinen arabiſchen Hirten- und Stammfürſten genannt hat, aus deſſen ſieben Töchtern er die Eine zu ſeiner Frau wählte, in ihm vorbereitete und entwickelte, bis es endlich mit voller göttlicher Kraft hervorbrach. — Er behielt eben bei, von den ägyptiſchen Gebräuchen oder Kenntniſſen und allem, was er dort fand, oder auch, er benutzte mit freier und beſonnener Wahl und Abſicht, was ihm heilſam ſchien und für ſeinen Zweck brauchbar war. Vieles aber verwarf er auch ſtrenge, was mit dieſem Zwecke nicht vereinbar geweſen wäre, und was er als verderblich erkannte; oder er wendete es ganz anders, und ſetzte ein Höheres an deſſen Stelle; ſo wie ihn auch die geheimen Naturkünſte der ägyptiſchen Zauberer nicht aus der Faſſung bringen konnten, da es ihm nicht ſchwer ward, ſie vor den Augen des Königs durch eine höhere Gotteskraft zu beſiegen. Dieſes alſo iſt richtig verſtanden, ſein Verhältniß zu der ägyptiſchen Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, und er darin auch nach menſchlicher Anſicht ganz tadelfrei geweſen, ſo daß wir ſein Verfahren in dieſer Beziehung vielmehr der höchſten Bewunderung werth achten müſſen. Wenn wir z. B. wohl annehmen dürfen, daß Moſes, als der erſte und größte Schriftſteller in der hebräiſchen Sprache und auch in dieſer der feſte Begründer und Geſetzgeber, das hebräiſche Alphabet, wo nicht zuerſt erfunden, doch wenigſtens neu regulirt und beſtimmt feſtgeſtellt hat; ſo iſt leicht denkbar, daß er ſowohl die erſten zehn als die letzten zwölf hebräiſchen Buchſtaben aus den Hieroglyphen der Aegypter hat nehmen können, da die Hieroglyphen ſchon damahls, nebſt der urſprünglichen ſymboliſchen Bedeutung auch zu einer alphabetiſchen Bezeichnung gebraucht wurden und angewandt werden können. Wenigſtens iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich, da ſich mehrere der hebräiſchen Buchſtaben mit ganz unveränderter Geſtalt in dem hieroglyphiſchen Alphabete wiederfinden; ſchon jetzt, ſo unvollſtändig wir es auch noch kennen, und obwohl von allen Variationen der Buchſtaben-Symbole, die darin Statt finden mögen, etwa erſt der zehnte Theil entziffert iſt. Aber er wollte, um in dieſer Vorausſetzung weiter zu reden, eben nicht mehr daraus nehmen, als dieſe zehn und dieſe zwölf Buchſtaben-Zeichen; alle die andern Hieroglyphen und Naturbilder ließ er zur Seite liegen, da er ſie nicht brauchte. Ja er hat vielmehr dieſe ganze Natur-Symbolik ſtreng von ſeinem Syſteme und dem ſeinem Volke vorgezeichneten Wege ausgeſondert, und den ganzen Bilderdienſt, und alles was nur von fern dahin führen konnte, demſelben mit unerbittlicher Strenge unterſagt; weil er wohl einſah, daß wenn er über dieſen Punct nur im geringſten nachgeben und jenem natur-ſymboliſchen Bildergeiſte auch nur den mindeſten Einfluß geſtatten, oder nur irgendwo den kleinſten Zugang öffnen wollte; alsdann gar kein Einhalten mehr möglich ſein, und ſein Volk ſogleich von der Richtung, der es folgen und in der es bleiben ſollte, ganz abkommen und auf denſelben Weg, den alle andern heidniſchen Völker gingen, gerathen und nun auch nur dieſen gehen würde. Die nachfolgende hebräiſche Geſchichte hat es zur Genüge bewieſen und bewährt, wie wichtig und nothwendig in dieſem Einen Puncte die ſtrenge Ausſchließung und Abſonderung des Moſaiſchen Geſetzes von allem, was nur immer mit dem Bilderdienſte verwandt war, geweſen iſt. — Worin beſtand denn nun aber dieſe von ihrem Stifter und Geſetzgeber und allen ihren Stammvätern dem Volke der Hebräer vorgezeichnete eigenthümliche Richtung des Geiſtes, der ganzen innern Kraft und aller Gedanken? Ganz im Gegenſatze jener ägyptiſchen Wiſſenſchaft und eines in die verborgenſten Tiefen der Natur herniederfahrenden und alle ihre Geheimniſſe mit magiſcher Kraft durchdringenden Verſtandes, war hier das vorherrſchende Element vielmehr der Wille, ein mit herzlichem Verlangen und ganzem Ernſte den über alle Natur erhabenen Gott und Schöpfer in der Höhe ſuchenden und Seinem endlich erkannten Lichte, Seinen Vorſchriften und Winken der väterlichen Führung, geduldig und glaubensvoll mit unerſchütterlichem Muthe folgender und mitten durch das ſtürmende Meer und über die öde Wüſte hinaus immer nachgehender Wille. Es kann nicht die Meinung ſein, zu behaupten, als wäre das ganze hebräiſche Volk durchaus und gleichförmig immerwährend von dieſem reinen Geiſte durchdrungen, von einer ſolchen Geſinnung beſeelt geweſen; viele Blätter in ihrer eignen Geſchichte würden dagegen ſprechen, und zeigen nur zu gut, wie ſehr ſie ſich oft widerſetzten. Aber wohl war dieſes und dieſes allein oder doch mehr als alles andre, die zum Grunde liegende Abſicht, der erſte große Impuls, die bleibende Richtung, welche Moſes und alle andern Führer und auserwählten Männern dieſes Volkes ihm zu geben ſuchten und als bleibenden Charakter und ſein unterſcheidendes hiſtoriſches Gepräge aufgedrückt haben. Eben dieſer Charakter aber iſt auch der vorherrſchende ſchon bei den erſten und älteſten Stammvätern, in allen heiligen Schriften des alten Bundes. Nun iſt es aber, abgeſehen von den individuellen Zügen des National-Charakters und der beſondern Schickſale, auch philoſophiſch richtig, oder eine wenn man will auf pſychologiſchem Grunde ruhende Wahrheit, daß zuerſt und zunächſt nicht der Verſtand, ſondern der Wille das Erkenntniß-Organ für die göttlichen

Dinge im Menſchen iſt: nähmlich ein das Licht der Wahrheit, welche Gott iſt, aus der Tiefe der innigſten Sehnſucht ſuchender und wenn ihm dieſes Licht erſt klar geworden iſt oder doch klar zu werden anfängt, dann dieſem führenden Lichte und der innern Stimme der Wahrheit und ihren höhern Winken überallhin ſolgender Wille. Nicht der Verſtand iſt zunächſt und zuerſt das Erkenntniß-Organ für die göttlichen Dinge im Menſchen; d. h. nicht der Verſtand allein. Es kann zwar wohl auch dem Verſtande allein ein Licht aufgehen oder zugetheilt, und von ihm ergriffen werden; wenn aber der Wille nicht mit dabei iſt, wenn dieſer ganz andre Wege für ſich geht, ſo wird jenes Licht der höhern Erkenntniß ſehr bald verdunkelt, trübe und unſicher werden; oder es wird, wenn auch der Schein bleibt, das Licht ſelbſt nun in ein irreführendes Licht der Täuſchung verwandelt und umgewechſelt. Ohne die Mitwirkung eines guten Willens kann das Licht nicht feſtgehalten und rein bewahrt werden; ja mit dem Willen muß der Anfang gemacht und hierzu erſt der Grund gelegt werden, auch für die Wiſſenſchaft und Wahrheit, und für die künftige höhere Erkenntniß. Das heißt mit andern Worten: ſo wie der Gott, den wir als das höchſte Weſen verehren und erkennen, ein lebendiger Gott iſt; ſo iſt auch die Wahrheit, welche Gott iſt, eine lebendige: ſie kann nur aus dem Leben geſchöpft, durch's Leben errungen und im Leben erlernt werden. In dieſem jetzigen Menſchenleben, in dieſer Welt-Periode des Zwieſpalts und der herabgeſunkenen Kraft, der Mühſeligkeit und der Verwirrung, wie ſelbſt die Indier unſer jetziges, viertes und letztes Weltalter, unter dem Nahmen Kaliyug, als die Epoche des herrſchenden Unglücks und Elends bezeichnen; iſt dieſer dem Menſchen vorgeſchriebene Weg zur göttlichen Erkenntniß oder Wahrheit und zu einem höhern Leben, nur ein Weg der Erwartung, der Geduld und Ausdauer im Kampfe und einer mühſamen, an der Hoffnung feſthaltenden Vorbereitung. Die Sehnſucht oder die Liebe iſt der Anfang und die Wurzel alles höhern Wiſſens und aller göttlichen Erkenntniß; die Ausdauer im Suchen, im Glauben und im Kampfe des Lebens bildet die Mitte des Weges;

das Ziel aber bleibt für den Menſchen hier immer nur ein Ziel der Hoffnung. Die nothwendige Epoche der Vorbereitung, der mühſamen, langſamen Vorbereitung des allmähligen Fortſchreitens läßt ſich in dieſem edelſten Streben des Menſchen nicht überſpringen oder auf die Seite werfen. Die höchſte Vollkommenheit und volle Befriedigung, die vollendete Vereinigung des innerſten Geiſtes mit Gott, und Gott ſelbſt läßt ſich nicht auf dieſe Weiſe, bloß durch eine gewaltſame Concentrirung aller Gedanken auf den Einen Punct, durch eine Art von Allmacht und bloße Selbſtkraft des Gedankens nach eigner Willkühr ergreifen, an ſich reißen und feſthalten, wie es die indiſche Philoſophie in ihrem beſondern Wege glaubt, oder wie es die neuere deutſche Philoſophie eine Zeit lang auch zu wollen ſchien oder wenigſtens verſucht hat. Eben darum wird auch der Charakter und ſelbſt die Geſchichte des hebräiſchen Volkes ſo häufig mißverſtanden und nicht recht erkannt; weil die Menſchen dieſer Zeit, die ſich in ihrer ganzen Denkart immer mehr zum Abſoluten neigt, und in einer oder der andern Richtung immer abſoluter wird, ſich eben daher in jene für den Geiſt und die volle Erkenntniß nicht minder als für das Leben nothwendige Epoche der Vorbereitung und von Stufe zu Stufe ſich erweiternden Erwartung, durchaus nicht zu finden und nichts damit anzufangen wiſſen. Nun fällt aber das hebräiſche Volk und ſeine ganze Exiſtenz und Geſchichte oder Beſtimmung, grade nur in eine ſolche Haupt-Epoche der göttlichen Erwartung und füllt nur eine Stufe der Menſchheit aus in dieſem wunderbaren Stufengange der höheren Vorbereitung. Ihr ganzes Daſein war nur auf Hoffnung geſtellt, und der höchſte Mittelpunct ihres innerſten Lebens war in eine weite Ferne der Zukunft hinausgelegt. Darauf beruht auch eine große Hauptverſchiedenheit in der heiligen Ueberlieferung der Hebräer von der Art, wie dieſe ſich bei den andern alten aſiatiſchen Völkern darſtellt und geſtaltet hat. In den älteſten Urkunden und heiligen Büchern dieſer andern Völker, welche dem Anfange der Einen Quelle noch um ſo viel näher ſtanden, als die ſpätere Nachwelt im gebildeten Abendlande, iſt von den liturgiſchen Vorſchriften oder moraliſchen Anordnungen abgeſehen, in dem eigentlich hiſtoriſchen Theile der Blick mehr rückwärts nach der herrlichen Vergangenheit gerichtet, mit einem wehmüthigen Gefühle alles deſſen, was die Welt und der Menſch ſeitdem verloren haben. Und viele ſchöne Züge enthalten allerdings dieſe Urſagen alter Erinnerung von dem glücklichen ehemahligen Zuſtande, da auch die Natur noch eine ganz andre war, als die jetzige, ſchöner und näher mit der Götterwelt befreundet, von himmliſchen Genien bevölkert und umgeben, und nicht etwa bloß der kleine Garten der Erde im alten Eden, ſondern die ganze Schöpfung in paradieſiſcher Unſchuld und im Zuſtande der ſeligen Kindheit beſtand, ehe der Haß in der Welt angefangen hatte, und ehe der Tod erfunden war. Von der ganzen Fülle dieſer rührend heiligen Erinnerungen und aus der geſammten älteſten Urſage hat Moſes in ſeiner zunächſt für das Volk der Hebräer beſtimmten Offenbarung nach einem weiſen Geſetze der Sparſamkeit nur ſehr Weniges herausgehoben, und nur was das Unentbehrlichſte ſchien und durchaus nothwendig war für ſein Volk und ſeine oder vielmehr Gottes Abſicht mit demſelben. Auch in dieſem Wenigen, in der ſinnvollen Kürze dieſer erſten Blätter des moſaiſchen Anfangs iſt noch für uns in dieſer ſpäten Nachwelt viel tiefe Wahrheit enthalten, und wird auch eine Fülle von ſchon eigentlich hiſtoriſchen Aufſchlüſſen über die Räthſel der Urgeſchichte darin gefunden, wenn man nur den ſo einfachen Sinn auch eben ſo einfach herauszunehmen weiß. Alles Uebrige und überhaupt das Ganze war, wie das hebräiſche Volk ſelbſt und ſein geſammtes Leben und Daſein, ganz auf die Zukunft geſtellt, und ſein Blick faſt ausſchließend dorthin gerichtet. Und wie nun die ſämmtlichen heiligen Schriften des alten Bundes, die ſich eben in dieſer vorherrſchenden Richtung nach Vorwärts oder immer weiter hinaus, ſelbſt der äußern Form nach dadurch von den heiligen Büchern und Anfangs-Urkunden oder Urſagen der andern alten Völker ſo auffallend unterſcheiden; wie dieſe Schriften alle, vom Erſten Geſetzgeber, der ſeinen für dieſen Einen Zweck ſo beſonders auserſehenen Volksſtamm, auch im geiſtigen Sinne und der ganzen

Denkart nach, aus der ägyptiſchen Naturdienſtbarkeit herausgeführt und herausgehoben hat, bis zu dem prophetiſchen Könige und Sänger der Pſalmen, und bis zu der letzten in der Wüſte verhallenden Stimme der Warnung und Verheißung, dem äußern Inhalte und dem innern Verſtande nach prophetiſche Schriften ſind: ſo kann auch das Volk ſelbſt im höheren Sinne ein prophetiſches genannt werden, und iſt wirklich ein ſolches, ſelbſt hiſtoriſch genommen, in ſeinem ganzen Weltgange und wunderbaren Schickſale geweſen und geworden.

Zu dieſen vier alten Völkern, die in Hinſicht der verſchiedenartigen Wendung und Geſtaltung, welche die heilige Ueberlieferung und erſte Offenbarung bei einem jeden derſelben genommen hat, zugleich mit der in entgegenſtehende Richtungen ſich bei ihnen theilenden Entfaltung des Menſchengeiſtes, als des innern Worts und höhern Bewußtſeins in ihnen; kann, um die belehrend fruchtbare Vergleichung zu vollenden, noch ein fünftes hinzugezählt werden, und dieſes fünfte iſt das Volk der Perſer, welches in einigen Stücken dem einen, in andern wieder dem andern unter jenen vieren gleichend oder entgegengeſetzt, dem einen näher verwandt in den Ideen und geiſtigen Lebensanſichten, oder auch in der Sprache und Richtung der Fantaſie, mit dem andern wenigſtens in äußrer, politiſcher Berührung ſtehend, gleichſam eine mittlere Stelle zwiſchen ihnen einnimmt. Die Perſer bilden in der alten Völkergeſchichte den Uebergang von der erſten zu der zweiten Welt-Periode, und nehmen die erſte Stelle in dieſer ein, inſofern ſie mit der eigentlichen Welteroberung den Anfang gemacht haben; welche Gewohnheit dann von ihnen wieder auf die Griechen und weiter auf die Römer überging, wie ein von Geſchlecht zu Geſchlecht durch alle Zeitalter ſich forterbendes Princip innerer Schädlichkeit und Lebenszerſtörung, oder wie ein ſich immer wieder erzeugender und neu entzündender Krankheitsſtoff in der Menſchheit; wie denn auch dieſe erblich gewordne Völkergewohnheit in der neuern Geſchichte zu ſeiner Zeit wieder erwacht iſt. Von der geiſtigen Seite betrachtet aber, in Hinſicht ihrer Religion und heiligen Ueberlieferung, gehören die Perſer ganz und gar mit in den Kreis jener vier älteſten Völker der erſten Welt-Periode, und können nur mit dieſen verglichen werden; denn von den Phöniciern und Griechen ſind ſie in dieſem Puncte ſo ganz verſchieden, daß hier gar keine Vergleichung Statt finden und auch die Zuſammenſtellung, wo alles ſo ganz fremdartig iſt, keine fruchtbaren Reſultate gewähren kann. Den Indiern in der Sprache, Dichterſage und Poeſie am ähnlichſten, durch ihre tief in das mittlere Aſien hinein ſich erſtreckenden Eroberungen und dort gelegenen Provinzen mit dem fernen, von der übrigen Weſtwelt ganz abgeſonderten Oſt-Aſien und dem dort gelegenen himmliſchen Reich der Chineſen noch in einiger Berührung ſtehend, mit Aegypten in politiſchen Zwieſpalt verflochten, bis ſie endlich deſſen Eroberer wurden: ſtehen ſie in der heiligen Ueberlieferung und Lehre den Hebräern näher als die andern, oder ſind ihnen doch in allen ihren Anſichten von Gott und den göttlichen Dingen unter allen übrigen Völkern noch am meiſten verwandt. Von dem Könige des Himmels und Vater des ewigen Lichts und der reinen Lichtwelt, von dem ewigen Worte, durch welches alle Dinge erſchaffen ſind, von den ſieben großen Geiſtern, die zunächſt um den Thron des Lichts und der Allmacht ſtehen, von dem Glanze, der ihn umringenden himmliſchen Heerſcharen, dann von dem Urſprunge des Böſen und dem Fürſten der Finſterniß als dem Oberſten der abtrünnigen und allem Guten widerſtrebenden Geiſter: hatten ſie zum Theile ganz ähnliche oder doch ſehr nahe verwandte Begriffe und Lehren, wie die Hebräer. Daß dem allem manches beigemiſcht ſein mochte oder wirklich war, was die damahligen Hebräer oder auch wir für irrig halten würden, kann ſehr wohl ſein, oder verſteht ſich faſt von ſelbſt; allein jener ſtarken hiſtoriſchen Verwandtſchaft, auf die es uns hier zunächſt ankommt, thut dieß im Allgemeinen keinen Eintrag. Es iſt übrigens auffallend, wie Cyrus und das perſiſche Volk in den Geſchichtsbüchern des alten Bundes ſo ganz anders hingeſtellt und ſehr merklich ausgezeichnet und deutlich unterſchieden werden von den übrigen heidniſchen Völkern. Man kann ſie eigentlich auch auf keine Weiſe zu dieſen zählen; ja ſie fühlten gegen den ägyptiſchen Götter- und Bilverdienſt z. B. eine eben ſo entſchiedne und im politiſchen Leben practiſch noch gewaltſamer ſich äußernde Abneigung und Verabſcheuung als die Hebräer ſelbſt. Während ihrer Herrſchaft in Aegypten erging über daſſelbe eine recht eigentliche Religionsverfolgung, und ſuchten ſie unter Kambyſes den ägyptiſchen Götterdienſt planmäßig und ſyſtematiſch auszurotten. Auch Xerxes hat auf ſeinem Zuge nach Griechenland überall Feuerkapellen errichtet und viele Tempel zerſtört; wie denn überhaupt wohl religiöſe Ideen bei den perſiſchen Eroberungen wenigſtens im Anfange derſelben unſtreitig mitgewirkt haben; was auch gewiß nicht überſehen werden darf, um das Ganze dieſer Begebenheiten richtig zu verſtehen, und in die erſte Abſicht und den innern Sinn dieſer großen Weltbewegungen eingehen zu können. Wegen dieſer Feuerverehrung aber, darf man den alten Perſern nicht eine eigentliche Vergötterung der Elemente zur Laſt legen oder einen bloßen ſinnlichen Naturdienſt bei ihnen vorausſetzen; in ihrer ſo durchaus geiſtigen Religion war das irdiſche Feuer und Opfer doch nur das Sinnbild und Zeichen einer andern und höhern Andacht und Kraft. Bildliche Darſtellungen und Symbole waren überhaupt von ihrer Religion nicht ſo ſtreng ausgeſchloſſen, wie bei den Hebräern. Doch haben dieſe einen durchaus andern Charakter bei den Perſern, als in dem eigentlichen indiſchen oder ägyptiſchen Heidenthume und Bilderdienſte. Auch der edle Charakter der alten Perſer, in den Sitten und im Leben, der große und ſtarke Naturſinn, der ſich in allem dieſen kund giebt, hat für das Gefühl viel Anziehendes und Anſprechendes. Wollte man verſuchen, aus dieſen wenigen kurzen Zügen nur Ein Haupt-Reſultat bloß für den hier zunächſt vorliegenden Zweck zuſammenzufaſſen, ſo könnte dieſes etwa ſo ausgedrückt werden: Wenn eine poetiſche Erinnerung an das Paradies hinreichend wäre für die Beſtimmung des Menſchen, wenn das reine Lichtgefühl einer ſideriſchen Naturbewunderung und Begeiſterung allein ſchon alle Herrlichkeit des Geiſterreichs und der himmliſchen Heerſcharen aufzuſchließen und die Pforte des ewigen Lichts dem irdiſchen Auge zu öffnen vermöchte, wenn dieß das Eine wäre, was dem Menſchen Noth thut, und zwar zuerſt und zunächſt Noth thut; wenn es den göttlichen Abſichten gemäß wäre und gemäß ſein könnte, das ewige Reich des reinen Lichts, in hoher Begeiſterung des kriegeriſchen Ruhms und durch die ſittliche Großmuth und edle Tapferkeit eines ritterlichen Adels, wie der perſiſche allerdings ein ſolcher war, über den Erdkreis auszubreiten; dann würden wohl die Perſer den Vorzug haben und die erſte Stelle erhalten oder in Anſpruch nehmen können, zwiſchen dieſen andern vier alten Völkern, welche der heiligen Ueberlieferung aus der Urzeit und dem Urworte der erſten Offenbarung am nächſten ſtehen und geſtanden haben. Da dieſes aber nun nicht ſo iſt; da der Weg der Ausdauer in der Erwartung und des nie ermüdenden Kampfes in der langſamen Vorbereitung der für den Menſchen allein angemeßne und heilſame, und auch der ihm durch den göttlichen Willen ſichtbar vorgezeichnete Weg iſt; ſo ſind uns ganz natürlicher und begreiflicherweiſe nicht die ſonſt im Charakter allerdings ſehr edlen, und in ihren Weltanſichten geiſtig geſinnten Perſer, es ſind auch nicht die in allen Tiefen der Natur und der Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit ſo erfahrnen und eingeweihten Aegypter; ſondern es iſt das politiſch genommen, minder bedeutende und gar nicht irdiſch mächtige, überhaupt ſonſt unſcheinbare Volk der Hebräer, zur Brücke des Uebergangs und zum verbindenden Mittelgliede zwiſchen der erſten göttlichen Offenbarung im Anfange und der vollen Entfaltung in der neueren Zeit und bis auf das hellere Licht derſelben hinüber, in der Weltgeſchichte auserwählt und ſind ſie nun die Träger, und in mancher Hinſicht könnte man wohl ſagen, die Laſtträger der göttlichen Abſichten geworden, um dieſen Lichtfaden der älteſten Ueberlieferung und heiligen Verheißung vom Urſprunge des Menſchengeſchlechts bis zum Ende fortzuführen; während die ſo edle Nation der Perſer, in der reinen Erkenntniß der Wahrheit und in der geiſtigen Anſicht der göttlichen Dinge ſehr tief herabgeſunken iſt von dem, was ſie ſonſt hatten, und was ſie ehedem waren, bis zu dem antichriſtlichen Aberglauben der Mahomedaner herunter; das tiefſinnige Volk der Aegypter aber ganz erloſchen und bis auf die kleine Gemeinde der ägypti tiſchen Chriſten, bei der ſich ein ſchwacher Reſt der alten Sprache noch erhalten hat, gar nicht mehr vorhanden iſt.

Nachdem nun dieſes Grundbild von den verſchiednen Geiſteswegen und eigenthümlichen Richtungen, in welche das damahlige Menſchengeſchlecht ſich theilte und auseinander ging, für die älteſte Welt-Periode hier als Mittelpunct und Baſis des Ganzen in der vergleichenden Zuſammenſtellung der fünf Haupt-Nationen hervorgehoben und in Einen beſtimmten Begriff zuſammengefaßt worden; bleibt nur übrig, das angefangne Völkergemählde für dieſe ganze erſte Welt-Periode etwas mehr zu vollenden und weiter fortzuführen, indem die zur vollſtändigen Charakteriſtik der einzelnen Nationen noch fehlenden, weſentlichſten Züge hinzugefügt werden, um dann mit den Perſern in dieſer Betrachtung zu der zweiten Weltperiode der alten Geſchichte hinüberzugehen, die uns ſchon ſo viel näher ſteht, und auch viel leichter verſtändlich, heller und klarer vor das Auge tritt.

Von dem Urſprunge des alten Heidenthums konnte erſt bei den Indiern, bei den Chineſen aber deßwegen noch nicht die Rede ſein, weil wie oben erwähnt wurde, in der erſten und älteſten Zeit eine reinere und einfach patriarchaliſche Gottesverehrung dort in China beſtanden iſt und gefunden wird; und erſt nachdem durch die Vernunft-Secte der Tao-ſſe und den allgemein herrſchend gewordnen Rationalismus unter dem erſten allgemeinen, großen und mächtigen Kaiſer eine Revolution herbeigeführt worden, welche auf den Umſturz der alten chineſiſchen Lebens-, Glaubens- und Sitten-Einrichtung angelegt war, iſt alsdann etwas ſpäter das eigentliche Heidenthum und ein fremder Götzendienſt in der indiſchen Religion des Buddha eingeführt worden. Jene Umwälzung des geſammten alten Staats- und zugleich auch des ganzen alten Gedanken- und ſelbſt, was bei den Chineſen unzertrennlich damit verbunden iſt, des früheren Schrift-Syſtems, iſt aber recht eigentlich eine Revolution in der öffentlichen Meinung, in den Grundſätzen und Begriffen geweſen. Nachdem die mit der allgemeinen Bücherverbrennung verbundene Verfolgung und Hinrichtung vieler Gelehrten, allein gegen die dem alten Sitten- und Staats-Syſtreme anhängende Schule des Confu-tſe gerichtet war; ſo iſt es wohl keine ganz willkührliche und bloß aus der Luft gegriffne Vermuthung, wenn wir der entgegenſtehenden Parthei der Vernunft-Secte der Tao-ſſe einen großen Antheil an dieſer gewaltſamen Revolution und Ideen-Umwälzung zuſchreiben; wie denn auch der mächtige erſte Kaiſer Schihoangti ganz in dem Intereſſe dieſer Parthei geweſen ſein muß. Denn obwohl ſeine Regierung nach Außen glänzend war, durch die Errichtung der großen chineſiſchen Mauer und die Stiftung der chineſiſchen Kolonie in dem japaniſchen Staat, ſo iſt ſie nach Innen in ſeiner despotiſchen Willkühr durchaus revolutionär geweſen; und ſo biethet jene vor zwei tauſend Jahren Statt gehabte große Kataſtrophe im chineſiſchen Reiche, obwohl uns ſo fern ſtehend, in dem weiten Abſtande von Raum und Zeit, und unter ganz andern Formen und Sitten geſchehen, doch noch einige Aehnlichkeit oder Analogie dar mit manchem, was wir ſelbſt in unſrer Zeit-Epoche erlebt und geſehen haben. Um aber den Widerſpruch zu löſen, der darin zu liegen ſcheint, wenn wir von der einen Seite dieſe reinere, einfach patriarchaliſche Gottesverehrung von den Chineſen mit Lob erwähnt finden, überhaupt ſo vieles von einem verhältnißmäßig ſehr civiliſirten Zuſtande ſchon in den früheſten Zeiten, daneben dieſe obwohl entartete und übel angewandte, doch aber ſehr entwickelte und hoch geſteigerte Kunſt in ihrer wiſſenſchaftlichen Cultur; und dann von der andern Seite wieder manches angeführt wurde, was auf ſehr rohe oder wenigſtens geringe und beſchränkte Anfänge und Armuth der Begriffe in dem urſprünglichen chineſiſchen Ideen- oder Bilderkreis, in ihrem älteſten Schrift-Syſtem oder in der erſten Grundlage desſelben hindeutet: iſt nur noch hinzuzufügen, daß auch in dem großen chineſiſchen Lande, wie man dieſes in der Geſchichte mehrerer anderer gebildeten Völker gefunden hat, wo ſich im Hintergrunde des herrſchenden und in der hiſtoriſchen Zeit hochgebildeten Volksſtammes, bei genauerer Unterſuchung rohe oder wenigſtens rauher geſittete und in der Geiſtesentwicklung viel weniger vorgeſchrittene Urbewohner zeigen, dieſes eben ſo auch hier geweſen iſt. Sie werden hier unter dem eignen

Nahmen der Miao in verſchiednen Provinzen hiſtoriſch aufgeführt, und grade eben ſo, als die früheren, weniger gebildeten Urbewohner charakteriſirt, und hat ſich dieſer Stamm der Miao noch bis in die ſpäteren Zeiten erhalten. Ueberhaupt ſtößt die hiſtoriſche Forſchung in der erſten Welt Periode faſt überall auf eine zwiefache Völkerſchicht von älterem und jüngerem Stamm; in ähnlicher Weiſe, wie die geognoſtiſche Unterſuchung der Erdoberfläche zweierlei Gebirgs-Formationen und deutlich geſchiedne Bildungs-Epochen in dieſer unterſcheidet. So haben alſo auch in China die gebildeten Ankömmlinge und eigentlichen Stifter und erſten Begründer der nachherigen Nation und des Staats oder der erſten mehr geregelten Vereine der bürgerlichen Geſellſchaft, ſich in manchem nach den Sitten und Gewohnheiten, der Sprache und vielleicht ſelbſt der Bilderſchrift dieſer Halbwilden bequemt; ſo wie es auch die Europäer zum Theil eben ſo gemacht haben, als ſie die Mexikaner oder andere ſolche Völker der unterſten Culturſtufe civiliſiren, und durch den beſſern Unterricht bilden wollten, oder in ähnlichen Fällen noch machen würden; wie es auch nothwendig iſt, wenn die wohlmeinende Abſicht einen glücklichen Erfolg haben ſoll. Da wir nun mit der Herleitung der chineſiſchen Nation und Cultur überall immer nach Nord-Weſten, wo die Provinz Schenſi gelegen iſt, und über dieſelbe hinaus hingewieſen werden; ſo dient dieß nur der ohnehin ſehr wahrſcheinlichen und durch viele Zeugniſſe beſtätigten Idee von der allgemeinen Ableitung aller aſiatiſchen Geiſtes-Cultur in ihren erſten Anfängen aus dem großen Mittellande in Weſt-Aſien zur Beſtätigung. Für die ganz damit übereinſtimmende und ſchon früher, der inländiſchen Ueberlieferung zufolge, erwähnte hiſtoriſche Herleitung der indiſchen Sage und erſten Geiſtes-Cultur aus dem im Norden liegenden Gebirge Himalaya und der nördlichen Umgegend jenſeits desſelben, laſſen ſich auch noch die großen Ruinen, unermeßlichen Tempelgrotten und Felſentempel, in der Nähe der altberühmten Stadt Bamyan anführen. Obwohl dieſe nicht einmahl mehr im eigentlichen Indien, ſondern nördlicher in Hindukuſch gegen Kabul zu gelegen war; ſo ſind jene Ruinen doch ganz von derſelben Beſchaffenheit und Structur in der eigenthümlich indiſchen Bauart und in den koloſſalen Bildwerken, die ſie in großer Fülle enthalten, wie die andern großen Bauwerke der Indier zu Ellore, mitten in der ſüdlichen Provinz Dekhan, auf den Inſeln Salſette und Elephante in der Nähe von Bombay, auf der Inſel Ceylon, und neben Mavalipuram auf derſelben Küſte, wo Madraß gelegen iſt. Es ſind alle dieſe, großen in Felſenhöhlen oder von außen in dem ganzen Felſen ausgehauenen Tempel und Tempelhallen, wo oft mehrere über oder nebeneinander gereiht, mit den dazu gehörigen Gebäuden für die Brahminen und Scharen der Pilger, einen ſehr weiten Umkreis von einer halben Meile oder noch mehr in die Länge und Breite einnehmen, eigentliche indiſche Wallfahrtsorte, wo Hunderttauſende von Pilgern aus allen Gegenden von Indien zuſammenſtrömen; in der Angabe eines Schriftſtellers, und zwar eines Engländers, der als Augenzeuge im Lande ſchrieb, findet ſich die Menge dieſer Pilger auf die faſt unglaublich ſcheinende Zahl von dritthalb Millionen berechnet. Nebſt den koloſſalen Göttergeſtalten und Bildniſſen der geheiligten Thiere, des Elephanten oder des Nandi, wie der heilige Stier des Shiva genannt wird, ſind auch die Felſenwände in dieſen Tempelgrotten mit einer faſt unüberſehbaren Menge von ausgehauenen Figuren bedeckt, welche verſchiedene Scenen aus den mythiſchen Dichtungen der Indier darſtellen. Sie ſind ſo weit hervorſtehend aus der Felſenwand ausgehauen, daß ſie faſt nur mit dem Rücken an derſelben zu hängen ſcheinen. Die Menge der Figuren iſt außerordentlich groß, und wurde in den Ruinen bei Bamyan ihre Zahl auf zwölftauſend angegeben; wiewohl dieſes ſich vielleicht nicht ſo genau berechnen ließ oder nachgezählt werden kann, da auch das Dickicht der Wälder, welche ſolche jetzt verödete Ruinen umgeben, oft den Tiegern und Schlangen zum Aufenthalte dient und dadurch das Herannahen gefährlich macht. In den Ruinen von Bamyan ſind noch überdem viele der Figuren und auch einige der koloſſalen Göttergeſtalten durch die Mahomedaner zerſtört, die wenn zufällig etwa ein Kriegsheer von ihnen, oder eine Abtheilung desſelben hier vorbeizieht, niemahls unterlaſſen, einige Kanonen gegen dieſe ihnen verhaßten alten Götter- und Fabelbilder zu richten. Was die Bauart betrifft, ſo zeigt ſich die Kunſt derſelben beſonders in der mannichfachen Verzierung und ſchönen Arbeit der Säulen, von denen ganze Reihen, und oft wie ein Säulenwald der ſchweren obern Felſenlaſt zur Stütze dient. Ungeachtet der Verſchiedenheit, welche dieſe in den Grotten oder in die Felſenhöhlen hinein, oder oben aus dem ganzen Felſen herausgearbeitete Tempelbaukunſt hervorbringt, will man eine vorherrſchende Neigung zur Pyramiden-Form in der indiſchen Architektur finden; dagegen aber bemerkt wird, daß die Kunſt der Gewölbe ihnen weniger bekannt ſcheint, oder wenigſtens nicht ſo entwickelt und häufig angewandt iſt. Auch Mauerwerke, bloß aus großen Steinblöcken und roh zugehauenen Felsſtücken zuſammengelegt, den alten cyklopiſchen Mauern nicht unähnlich, finden ſich darunter. Den Liebhabern dieſer Gegenſtände ſind ſie durch die Prachtwerke der Engländer darüber näher bekannt geworden; da die ganze Beſchaffenheit und der eigenthümliche Charakter ſolcher Architectur ohnehin durch eine Beſchreibung in Worten ſchwer anſchaulich gemacht werden kann. — Von der äußern indiſchen Geſchichte läßt ſich um ſo weniger ſagen, da ſie eine eigentliche Geſchichte und wahrhaft hiſtoriſche Werke, die es in unſerm Sinne wären, kaum haben; indem dieſelbe bei ihnen ganz mit der Mythologie verwebt, faſt in Eins verſchmolzen, und alſo eigentlich nur in den alten mythiſchen Dichtungen, beſonders in den beiden hiſtoriſch-epiſchen National-Gedichten, dem Ramayan und Mahabharat, oder auch in den achtzehn Puranas, als den vorzüglich als claſſiſch auserwählten geſchichtlich mythiſchen Volks-Legenden, und etwa in den hiſtoriſchen Sagen von einzelnen Dynaſtien oder Provinzen enthalten und allein in dieſen Werken vorhanden iſt, die aber auch nicht immer bloß mythiſch hiſtoriſchen, ſondern größtentheils auch philoſophiſch theologiſchen Inhalts ſind. So wie nun die neuern, allerdings im Ganzen leicht genug zur Gewißheit zu bringende Geſchichte von Indien, ſeit der erſten mahomedaniſchen Eroberung um das Jahr **1000** unſerer Zeitrechnung, nicht näher in Berührung ſteht mit der eigenthümlichen indiſchen Geiſtesbildung, und keine weitern Aufſchlüſſe darüber geben kann, für dieſen allgemeinen Zweck und Geſichtspunct, mithin auch ohne beſonderes Intereſſe iſt; ſo iſt die einheimiſche ältere Geſchichte in ihrer früheren Epoche meiſtens eine fabelhafte, oder wenigſtens, um es milder und zugleich richtig genauer zu bezeichnen, eine durchaus ſagenhaft mythiſche, und würde es keine kleine Aufgabe ſein, aus der ganzen mythiſchen Einkleidung und Sagenumgebung das wahrhaft Hiſtoriſche rein auszuſcheiden, was durchaus noch nicht zureichend und mit dem dazu nöthigen kritiſchen Sinn geſchehen iſt. Auch die Chronologie theilt dieſes gleiche Schickſal mit der andern Schweſter-Wiſſenſchaft der Geſchichte ſelbſt, daß ſie in den früheren Epochen fabelhaft, und oft auch in der ſpäteren Zeit nicht hinreichend ſicher oder beſtimmt iſt. Die Berechnung der Dauer, und die für dieſelbe angegebenen Jahrzahlen der erſten drei Weltalter dürfte wohl weit eher eine aſtronomiſche Bedeutung haben, als ſie irgend für die hiſtoriſche Anwendung einen brauchbaren Maaßſtab abgeben kann. Nur die vierte Welt-Periode dieſer jetzigen letzten Zeiten des zunehmenden Unglückes und allgemein herrſchenden Elendes, im ſogenannten Kaliyug, kann zuerſt einigermaſſen als eine hiſtoriſche Zeit-Epoche gelten, deren Dauer auf 4000 Jahre angeſetzt wird, und die etwa 1000 Jahre vor unſrer Zeitrechnung begonnen hat. Ueber den weitern Gang und das Ende dieſer Welt-Periode, ſo wie ſie dieſelbe nach ihrem Charakter für die Menſchengeſchichte aufgefaßt, haben die Indier eine ſehr einfache Meinung. Sie glauben nähmlich, es müſſe erſt noch viel ſchlimmer kommen, hernach würde es aber beſſer werden mit dem Menſchengeſchlechte. Die eigentlich geſchichtliche Aera, mit welcher die chronologiſchen Angaben erſt anfangen, ſicherer zu werden, und nach welcher auch mehrentheils gerechnet wird, iſt das Zeitalter des Königs Vikramaditya, der etwas früher als der Kaiſer Auguſtus in dem abendländiſchen Weltreiche dort in dem gebildeten Theile von Indien geherrſcht hat, etwa 60 Jahre vor unſerer Zeitrechnung; an deſſen Hofe neun der berühmteſten Weiſen und Dichter aus dieſer zweiten Epoche der indiſchen Geiſtesbildung lebten, unter ihnen auch Kalidas, von welchem die ſchöne dramatiſche Dichtung Sakontala, durch die engliſche und deutſche Ueberſetzung allgemein bekannt iſt. Ueberhaupt fällt die eigentliche Blüthe der ſpätern indiſchen Literatur und Dichtkunſt, in welcher der Dichter Kalidas eine der erſten Stellen einnimmt, in dieſes Zeitalter des Vikramaditya. Die ältere indiſche Poeſie, beſonders auch die beiden ſchon oben genannten, großen epiſchen Gedichte, gehört noch ganz zu der früheren Welt-Periode der erſten fabelhaften Zeit; wenigſtens inſofern die Urheber derſelben, die Dichter ſelbſt, in dieſe hinaufgerückt werden und ſelbſt gewiſſermaßen fabelhafte Perſonen ſind. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß von dieſen älteſten epiſchen Werken, im Dichterſtyle, und zwar nicht bloß künſtleriſch, ſondern ſelbſt in der Sprache, ein ſehr großer Unterſchied und weiter Abſtand iſt bis zum Kalidas und andere ihm gleichzeitige Dichter, der wenigſtens ſo groß iſt, wie der vom Homer bis zum Theokrit oder den andern griechiſchen Idyllendichtern. Das älteſte der beiden epiſchen Gedichte der Indier, der Ramayan von dem Dichter Valmiki, beſingt den Rama, ſeine Liebe zu der ſchönen Königstochter Sita, und wie er Lanka oder das jetzige Ceylon, erobert hat. Obwohl in den alten hiſtoriſchen Sagen der Indier weitherrſchende Monarchen und überall ſiegreiche Helden genug aufgeführt werden, ſo erſcheint doch auch hier, wie in dem eben angeführten Falle, Indien noch nicht in Eine große Monarchie vereinigt, ſondern in mehrere Königreiche zertheilt, wie meiſtens auch in der ſpäteren Geſchichte vor der fremden Eroberung; und dient dieß um ſo mehr zur Beſtätigung, daß es wohl mehrentheils immer ſo geweſen und im Ganzen auch ſo geblieben iſt. Den vollſtändigſten Sagenkreis der alten mythiſchen Geſchichte von Indien enthält das andre große Epos des Mahabharat, deſſen Urheber oder wenigſtens Anordner, Vyaſa zugleich der Stifter der am meiſten verbreiteten und am höchſten geachteten Vedanta-Philoſophie geweſen. Dieß führt uns nun auf eine zweite, merkwürdige und eigenthümlich charakteriſtiſche, von dem Gange und gegenſeitigen Verhältniſſe der Philoſophie und der Dichtkunſt bei andern Völkern und nahmentlich bei den Griechen weit abſtehende und ganz davon verſchiedne Eigenſchaft der indiſchen Geiſtesbildung und Literatur.

Dieſes iſt die genaue Verbindung und innige Verſchmelzung der Poeſie und Philoſophie in derſelben. Viele der älteren philoſophiſchen Werke ſind metriſch abgefaßt, obgleich es ihnen ſpäterhin auch nicht an Producten einer ſehr weit getriebenen, logiſchen Zergliederung oder dialektiſchen Entwicklung gefehlt hat. Die großen alten Gedichte aber, ſo ſchön die Dichterſprache und ſo hinreißend ſonſt auch die Darſtellung in denſelben iſt, ſind durchgehends mit der tiefſinnigſten Philoſophie verwebt und durchflochten, und bei dieſem Volke geht ſelbſt die Geſchichte der eigentlichen Metaphyſik in das mythiſche Zeitalter hinauf; in Hinſicht der Urheber wenigſtens, denen die Erfindung der Haupt-Syſteme beigelegt wird, wenn gleich die nachfolgenden Commentare einer ſpätern, ſchon mehr hiſtoriſchen Zeit angehören. So enthält denn auch der Mahabharat als Epiſode ein philoſophiſches Lehrgedicht oder metaphyſiſches Geſpräch zwiſchen den mythiſchen Perſonen und Helden dieſes Gedichts, welches unter dem Nahmen Bhagavatgita in Europa bekannt geworden iſt, und auch in Deutſchland, ſowohl für den herausgegebenen Text der Urſprache, als auch in der deutſchen Erklärung an A. W. von Schlegel und W. von Humboldt vortreffliche Bearbeiter gefunden hat. Es werden die Grundſätze der Vedanta-Philoſophie ausführlich darin entwickelt, und es kann zugleich, da alle Philoſophie dort am Ende dieſe Richtung nimmt, für ein Handbuch der indiſchen Myſtik gelten, von welcher beſondern Richtung des indiſchen Geiſtes ſchon früher einige merkwürdige Züge ihrer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit angeführt wurden. Für den hier zum Grunde liegenden Zweck und für die eigenthümliche Stelle, welche die indiſche Geiſtesbildung überhaupt in dem Ganzen der erſten Welt-Periode einnimmt, iſt die Kenntniß und eine allgemeine Idee von ihrer Philoſophie wichtiger und nothwendiger als eine weitere Zergliederung oder Charakteriſtik aller dichteriſchen und künſtleriſchen Schönheiten der ſo äußerſt reichen indiſchen Poeſie; und dieſe wird alſo hier zunächſt nach den verſchiedenen Syſtemen in ihren weſentlichſten Grundzügen zu charakteriſiren ſein.

Sechſte Vorleſung.

Von der indiſchen Philoſophie. Gleichniß von der allgemeinen Sprachen-Pyramide. Von der eigenthümlichen Staatsform und theokratiſchen Führung des hebräiſchen Volks. Von der Moſaiſchen Völkertafel.

Für die wiſſenſchaftliche Anſicht und den ganzen intellectuellen Zuſtand des Menſchen in der erſten Welt-Periode, hat die indiſche Philoſophie, nach der Stelle, welche ſie in dem Entwicklungsgange des aſiatiſchen Geiſtes dieſer älteſten Zeit im Allgemeinen einnimmt, und bloß um den beſondern Charakter ihrer eigenthümlichen Tendenz richtig aufzufaſſen, ein hohes Intereſſe, faſt mehr noch als die ſonſt für das Gefühl ſo anziehende Schönheit der Poeſie dieſes alten Volkes; wiewohl auch hier und in dieſer ſich wieder vieles vorfindet, und den Dichterwerken ſelbſt eingewebt, oder beigemiſcht iſt, was ſich auf jene, ſchon mehrmahls erwähnte indiſche Myſtik, und die eigenthümliche Richtung des indiſchen Geiſtes zu derſelben bezieht, oder derſelben entnommen iſt. Eine richtige Idee und allgemeine Ueberſicht von dem Ganzen der indiſchen Philoſophie, wird ſich um ſo leichter und bequemer faſſen und beſtimmen laſſen, wenn ich zuerſt bemerke, daß unter den ſechs indiſchen Syſtemen, welche gewöhnlich als die vornehmſten aufgezählt, und als geltende, und wenn ſie auch in manchen Puncten nicht mit den Vedas übereinſtimmen, doch im Ganzen noch als nicht verwerfliche, oder wenigſtens nicht durchaus zu verwerfende, und in einem gewiſſen Sinn als orthodox betrachtet werden, immer je zwei und zwei zuſammen gehören, indem das erſte von jedem Paare nur den Anfang des andern hauptſächlichen, oder aber das zweite von der in dem erſten enthaltenen Grundlage, die weitere Anwendung und conſequente Vollendung, oder auch zu einem andern und höhern Ziele hinführende Umwandlung enthält. Es ſind alſo im Weſentlichen eigentlich nur drei verſchiedene Arten und Richtungen der Denkart, oder Wege des Geiſtes, und von einander abweichende Syſteme, welche das Ganze der indiſchen Philoſophie bilden; und wird der Begriff von denſelben, ſo weit es hier nöthig iſt, bloß für das Verſtändniß des Ganzen, hinreichend klar erſcheinen, wenn ich noch die Bemerkung hinzufüge, daß die erſte unter dieſen verſchiednen Richtungen oder Arten der indiſchen Philoſophie, von der Natur ausgeht; die zweite dagegen von dem Gedanken, oder dem höchſten Denk-Act, und denkendem Selbſt; die dritte aber ſchließt ſich ganz an die in den Veda's enthaltene Offenbarung an. Die zuerſt erwähnte von dem Natur-Princip ausgehende indiſche Lehre führt den Nahmen des Sankhya-Syſtems, welches wohl eines der ältern unter den andern zu ſein ſcheint, und bedeutet dieſer Nahme ſo viel als Zahlen-Philoſophie. Doch iſt dieß nicht in dem Sinne zu verſtehen, wie nach der Lehre der Pythagoräer, als wären die Zahlen der Principien aller Dinge, oder wie auch eine ſolche, oder wenigſtens die ſehr ähnliche Anſicht, in dem chineſiſchen Yking und den acht Koua, oder ſymboliſchen Grundſtrichen alles Daſeins, allerdings gefunden wird. Sondern es führt das Syſtem dieſen Nahmen bloß, weil darin die erſten Principien aller Dinge und alles Daſeins, zuſammen vier oder fünf und zwanzig an der Zahl, der Reihe nach aufgezählt werden. Da nun unter dieſen erſten Principien der Natur oben angeſtellt wird, der Verſtand aber, und zwar nicht bloß die menſchliche, ſondern ganz im Allgemeinen, und auch der unendliche, oder die Intelligenz, erſt die zweite Stelle enthält; ſo kann man dieſes Syſtem nur als eine ſehr einſeitig gefaßte, bloße Natur-Philoſophie betrachten, und iſt daſſelbe auch deßhalb von einigen indiſchen Schriftſtellern als atheiſtiſch betrachtet worden, und es ſcheint ſelbſt der gelehrte Engländer Colebrooke, deſſen Auszügen und Berichten wir die meiſten beſtimmten Kenntniſſe von dieſem ganzen philoſophiſchen Theile der indiſchen Geiſtesbildung verdanken, faſt geneigt, dieſem Vorwurfe auch ſeinerſeits beizuſtimmen. Es iſt indeſſen dieſes auf keine Weiſe von einer grob materiellen Abläugnung Gottes, und alles Göttlichen zu verſtehen. Die im Auszuge mitgetheilten Zweifel, ſind weit mehr gegen die Schöpfung gerichtet, als gegen Gott; ſie betreffen nähmlich den Beweggrund, welchen das höchſte Weſen, die Allvollkommenheit des unendlichen Geiſtes zur Erſchaffung dieſer äußern Welt gehabt haben könne, und wie dieſes möglich und denkbar ſei. Es war alſo vielmehr, wie wir es in unſrer jetzigen wiſſenſchaftlichen Sprache genauer beſtimmend nennen würden, ein Syſtem des vollendeten Dualismus, wo beides neben einander und für ſich beſtehend gedacht und angenommen wird; auf der einen Seite, eine aus ſich ſelbſt hervorgegangene oder immerwährend hervorgehende, ſelbſtſtändige Naturkraft, auf der andern Seite die ewige Wahrheit und das höchſte Weſen, als der unendliche Geiſt. Die indiſchen Philoſophen waren im Allgemeinen ſo geneigt, die ganze äußere Sinnenwelt bloß für ein Product der Täuſchung, für einen leeren Inbegriff des nichtigen Scheins zu halten, daß es wohl begreiflich iſt, wie ſie die Erſchaffung einer ſolchen Welt, wie dieſe in der ſinnlichen Erfahrung als wirklich gegebene, die ihnen allgemein nur als eine Welt der Finſterniß, oder auf der etwas höhern Stufe, doch nur als ein Mittelzuſtand des täuſchenden Scheins galt, nicht mit ihrem myſtiſchen Begriffe von der Allvollkommenheit des höchſten Weſens, und ewigen Geiſtes zu vereinbaren wußten; da ſie ohnehin und überhaupt auch im moraliſchen Sinne und Gebiethe, die Idee der höchſten Vollkommenheit nur in dem Zuſtande einer abſoluten Ruhe, nicht aber, oder wenigſtens nicht in dem gleichen Maaße der ſtrengſten Reinheit, in irgend einer activen Kraft oder Kraftentwicklung zu finden oder zu ſehen gewohnt waren. Wie groß indeſſen der Irrthum eines ſolchen Dualismus auch ſein mag, ſo iſt es doch etwas ganz andres, das wirkliche Daſein der Schöpfung zu läugnen, oder den Begriff der Erſchaffung nicht zu erkennen, oder wenigſtens nicht richtig zu faſſen, als das Daſein Gottes, ganz atheiſtiſch, ſo wie wir dieſes Wort nehmen, zu verwerfen oder zu läugnen, was jenen Philoſophen eigentlich nicht in den Sinn gekommen iſt. Der Begriff von einer ſelbſtſtändigen Grundkraft der Natur, oder die Welt als ewig anzunehmen, mag in andrer Beziehung, und etwa für die practiſche Anwendung, vielleicht als ein eben ſo großer Irrthum erſcheinen; in wiſſenſchaftlicher Hinſicht aber, müſſen wir hier genauer unterſcheiden, und dürfen jenen alten Dualismus nicht auf dieſelbe Linie ſtellen, mit einer grob materiellen, oder ſophiſtiſch zerſtörenden Gottesläugnung der Atomenlehre, oder einer ſpätern, eigentlich dialektiſchen Vernunft-Secte.

So ſchätzbar indeſſen auch ſolche Mittheilungen und Auszüge aus den Quellen, aus einer noch ſo wenig bekannten Region des menſchlichen Geiſtes und ſeiner erſten Entwicklung ſind, ſo iſt dieſes allein doch nicht hinreichend, ſondern wird vor allem eine gewiſſe Biegſamkeit des Geiſtes im wiſſenſchaftlichen Denken erfordert, um den eigentlichen ſpeculativen Sinn, und die eigenthümliche Richtung des Ganzen und der innern Tendenz in einem ſolchen alten Syſteme richtig zu verſtehen, und nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit als das, was es iſt, zu erkennen und zu würdigen. Zum Beweiſe aber wie die indiſche Philoſophie, wenn ſie auch zuerſt von einem andern und verſchiedenem Anfangs-Puncte ausgegangen war, oder wie immer ſonſt ihr beſondrer Weg oder Umweg und Abweg, mehr oder minder weit von dem allgemeinen Wege entfernt liegen mochte, ſchnell wieder umlenkt, und dieſelbe Eine Richtung nimmt, welche das Ende und Ziel aller indiſchen Philoſophie iſt, findet ſich gleich in dem zweiten Theile des Sankhya-Syſtems, welcher die Yogha-Philoſophie benannt iſt, ein ganz anderes Princip aufgeſtellt, und mit einer gänzlichen Umwendung oder Umwandlung der früher aufgeſtellten Anfangs-Lehre von dem ſelbſtſtändigen Natur-Principe, ſind hier jene Grundſätze der indiſchen Myſtik entwickelt, auf die wir von allen Seiten in dem Gange und in der Geſchichte der indiſchen

Geiſtesbildung hingeführt werden. Es wird hier, als das Höchſte nach dieſer Lehre, und als das Ziel alles höhern Strebens dargeſtellt, jene contemplative Verſunkenheit in den Einen Gedanken der Gottheit, jene vollendete Abſtraction von allen andern bloß ſinnlichen Gedanken und Eindrücken, jenes durch die Kraft des in dieſer Einen Richtung feſt beharrenden, ganz concentrirten Willens, bewirkte Innehalten alles äußern, und zum Theile ſelbſt des innern Lebens, von welchem die Indier glauben, daß es übernatürliche Erkenntniſſe und wunderbare Kräfte hervorbringe und ertheile. Das Wort Yogha ſelbſt bezeichnet eben jene vollkommene Vereinigung des ganzen Weſens und aller Gedanken mit Gott, durch welche allein die Seele befreit, d. h. von dem unglücklichen Verhängniſſe der Seelenwanderung errettet werden kann; und eben dieſes und kein anderes, iſt das Ziel aller indiſchen Philoſophie. Die indiſche Benennung eines Yoghui iſt von demſelben Worte und Begriffe abgeleitet, mit welchem auch jene Philoſophie bezeichnet wird. Der indiſche Yoghui iſt eben ein ſolcher Einſiedler oder Büßender, der in dieſer myſtiſchen Verſunkenheit oft Jahre lang auf einer Stelle unbeweglich bleibt. Um aber von einer Sache, die uns ſo fremd iſt, und als ganz unglaublich oder faſt unmöglich erſcheint, obwohl ſie von Augenzeugen ſo vielfältig beſtätigt und als Thatſache hiſtoriſch gewiß iſt, ein lebendiges Bild aufzuſtellen, nehme ich dazu die in ihrer Art anſchaulich lebendige, oder wie der deutſche Bearbeiter ſagt, furchtbar ſchöne Beſchreibung eines Yoghui aus der Sakontala des Dichters Kalidas. Der König Duſhmanta fragt den Wagenführer des Indra um den heiligen Aufenthalt deſſen, den er ſucht, worauf dieſer erwiedert: „Ein wenig jenſeits des Hains, dort wo Du einen frommen Yoghui unbeweglich ſtehen, und ſein dickes ſtruppiges Haar halten ſiehſt, die Augen auf die Sonnenſcheibe gerichtet. Gieb Acht, ſein Leib iſt halb bedeckt mit einem Termiten-Gebäude von Thon; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der prieſterlichen Schnur, und gürtet zum Theile ſeine Schenkel; viele knotige Pflanzen umwinden ſeinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelneſter ſeine Schultern.“ — Man darf dieſes nicht etwa für eine bloß dichteriſche Uebertreibung oder gar willkührliche Erfindung halten; denn ſehr zahlreich ſind die hiſtoriſchen Zeugniſſe von Augenzeugen, welche daſſelbe berichten, und mit ganz ähnlichen Zügen ſchildern. In jener Epoche der wunderbaren Erſcheinungen und übernatürlichen Kräfte, während der drei erſten chriſtlichen Jahrhunderte, kommt doch nur Ein Simon Stylites, oder Säulenſteher vor, der von den chriſtlichen Schriftſtellern auch keinesweges als ein Beiſpiel der Nachahmung angeführt, ſondern vielmehr als eine einzelne, höchſtens nur einmahl aus ganz beſondern Gründen geſtattete Ausnahme beurtheilt wird. In den indiſchen Wäldern und Einöden, und in der Nähe der oben erwähnten heiligen Wallfahrtsorte, werden viele Hunderte von ſolchen ſeltſamen Menſchen-Phänomenen der höchſten geiſtigen Verſenkung oder Verirrung gefunden. Auch die Griechen haben dieſelben ſchon gekannt, und ihrer unter den Nahmen der Gymnoſophiſten, unter ſo manchem andern Wunderbaren in ihrer Schilderung von Indien erwähnt. Ehedem würde man dieſes für ganz unglaublich gehalten, und gradezu für unmöglich erklärt haben; was aber doch, wo die hiſtoriſchen Thatſachen und Zeugniſſe ſo mannichfach beſtätigt und unläugbar bewährt ſind, nicht wohl angehen kann. Jetzt kennt man die wunderbare Biegſamkeit der menſchlichen Organiſation, und die auch in ihr verborgen ſchlummernden wunderbaren Kräfte ſchon etwas mehr, um nicht ſo leicht und ſchnell bei ſolchen Erſcheinungen darüber hin zu entſcheiden und abzuurtheilen. Es iſt das Ganze eben eine magiſch geiſtige Selbſterhöhung, durch die Kraft des feſten Willens in dieſer auf den Einen Punct concentrirten Richtung deſſelben; was aber ſo weit, und bis an dieſes Ziel oder über alles Maaß hinausgeführt, leicht zu einer nicht bloß allegoriſch zu nehmenden, ſondern wirklichen geiſtigen Selbſtvernichtung und zu einer eigentlichen Zerrüttung alles Denkens, und ſelbſt des Gehirns führen könnte. Während man auf der Einen Seite über die Kraft des doch im erſten Grunde auf einen durchaus geiſtigen Gegenſtand gerichteten Willens erſtaunen muß, welche einer ſolchen Ausdauer fähig iſt, erfüllt es auf der andern Seite mit tiefem Bedauern, dieſe

Kraft an einen irrigen Begriff in ſo ſchrecklicher Weiſe verſchwendet zu ſehen.

Die zweite Hauptgattung, oder von den beiden andern weſentlich verſchiedne, nicht von der Natur, ſondern von dem Gedanken-Princip, dem höchſten Act des Denkens und dem denkenden Selbſt zunächſt ausgehende Richtung der indiſchen Philoſophie, iſt in dem Nyaya-Syſteme enthalten, deren Erfinder oder erſter Begründer Gotama geweſen, welcher von einigen der frühern Schriftſteller und Bearbeiter der indiſchen Quellen, nahmentlich von Taylor im Prabodh' Chandrodaya *) S. 116, mit dem Stifter der Buddhiſten-Secte, für eine Perſon gehalten wird, weil beide denſelben Nahmen führen; dagegen eine genauere Nachforſchung ſie als verſchiedene Perſonen bezeichnet, und Colebrooke ſelbſt in der Sankhya-Philoſophie mehr Uebereinſtimmung oder Verwandtſchaft mit dem Buddhismus finden will, als in dem Nyaya-Syſteme. In ihrem zweiten Theile enthält dieſe von dem Acte des Denkens ausgehende Nyaya-Philoſophie, die weitere Anwendung dieſes Gedanken-Princips, in der Lehre von den Einzelnheiten, einzelnen Unterſchieden und Unterſcheidungen oder weitern Eintheilungen; und umfaßt dieſer Theil des Syſtems alles das, was bei den Griechen unter dem Nahmen der Logik oder Dialektik begriffen ward, zum Theile auch bei uns noch zu derſelben Rubrik gerechnet wird. Sehr viele Schriften und Commentare, ſind der ausführlichen Behandlung oder Entwicklung dieſer Gegenſtände und Begriffe gewidmet, die bei den Indiern faſt mit der gleichen Weitläufigkeit oder Vollſtändigkeit wie bei den Griechen, vorgetragen und auseinander geſetzt wurden. Wie die Indier ſelbſt, ſo hat auch der gelehrte Engländer, welcher bis jetzt der erſte und einzige Berichterſtatter aus dieſen Quellen geblieben iſt, dieſem zweiten Theile und Gegenſtande der Nyaya-Philoſophie, die verhältnißmäßig größte Aufmerkſamkeit geſchenkt; welcher logiſche Theil im Allgemeinen wohl einen Beweis mehr, wenn ein ſolcher noch nöthig wäre, für die, auch nach dieſer Seite hin, ſo äußerſt mannichfach entwickelte, und reiche

---

*) »Mondes-Aufgang der Erkenntniß.«

wiſſenſchaftliche Geiſtesbildung der Indier abgeben kann, für den hier zunächſt vorliegenden Zweck aber kein näheres oder unmittelbares Intereſſe hat. Doch bemerkt derſelbe ſelbſt, daß dieſe Philoſophie in ihren erſten Grundlehren, wie ſich verſteht, nicht bloß eine Logik im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ſondern vielmehr eine Metaphyſik alles logiſchen Wiſſens enthalte. Ueber dieſen Punkt oder über dieſen Theil des Ganzen würde ich am meiſten gewünſcht haben, in ſolchen authentiſchen Auszügen aus den Quellen, die Hauptbegriffe des Syſtems noch beſtimmter hervorgehoben zu ſehen, und darin die Entſcheidungsgründe zu einem Urtheile über den weſentlichen Charakter dieſer Philoſophie zu finden, ſo wie auch die Vergleichungs-Momente mit den andern Syſtemen, und mit der Philoſophie der Buddhiſten. Denn obwohl es im Allgemeinen als entſchieden und hiſtoriſch gewiß erſcheint, daß die Buddha-Lehre aus einer verkehrten indiſchen Philoſophie hervorgegangen iſt: ſo ſind doch die Uebergangs-Punkte dieſes Urſprungs bei weitem noch nicht hinreichend klar und beſtimmt in den indiſchen Syſtemen und aus den Quellen nachzuweiſen. Nur die Vedanta-Philoſophie muß hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, ausgeſchloſſen bleiben; denn mit dieſer ſteht der Buddhismus natürlich in derſelben Oppoſition, wie mit der alt-indiſchen Veda-Religion ſelbſt. Außerdem könnte wohl die ſchon oben erwähnte endloſe Verworrenheit und Unverſtändlichkeit der buddhiſtiſchen Metaphyſik am erſten auf eine idealiſtiſche Grundlage ſchließen laſſen, mit welcher ſich in der weitern Entwicklung und Anwendung vielfache andere Irrthümer leicht vereinigen, ſelbſt ſolche, die nach dem erſten Anfange am weiteſten davon abſtehen; da zwar jedes Syſtem des Irrthums im Beſitze der vollkommenſten Conſequenz zu ſein behauptet oder ſelbſt wähnt, dieſelbe aber in keinem wirklich gefunden wird. Die eigenthümliche Grundlage und vorherrſchende Richtung des Nyaya-Syſtems ſcheint aber allerdings aus dem bis jetzt Gegebnen und Bekannten zu ſchließen, eine durchaus idealiſtiſche zu ſein. Im Allgemeinen ließe es ſich wohl recht gut begreifen, wie eine von dem denkenden Selbſt und höchſten Denk-Acte ſelbſt ausgehende Philoſophie, eine idealiſtiſche Richtung nehmen konnte, im allerentſchiedenſten und ganz abſoluten Sinne des Worts, und wie alſo bei der ohnehin herrſchenden Neigung des indiſchen Geiſtes, die ganze Sinnenwelt für eine nichtige Täuſchung zu halten, und das Ich in der innigſten Vereinigung mit der Gottheit, mit dieſer ganz zu verſchmelzen, eine ſolche egoiſtiſch vollendete Selbſttäuſchung und dämoniſche Selbſtvergötterung daraus hervorgehen konnte, wie der Urſprung dieſer älteſten unter allen, recht eigentlich antichriſtlichen Secten ſie allerdings vorausſetzt. — Dem oben erwähnten zweiten Theil der Nyaya-Philoſophie, wird aus der Quelle ſchon eine Hinneigung zu der Atomenlehre beigemeſſen und zugeſchrieben. Es iſt hiebei noch zu erinnern, daß wie ſich überhaupt der indiſche Geiſt auch in der Philoſophie auf die mannichfachſte Weiſe und nach allen entgegenſtehenden Seiten hin auf das verſchiedenartigſte entwickelt hat, in derſelben auch außer den ſechs als gültig, und im Weſentlichen als religionsgemäß anerkannten Arten oder Zweigen der Philoſophie, noch mehrere andere Syſteme gefunden werden und bekannt ſind, die durchaus abweichen, und in Oppoſition ſtehen mit den beſtehenden Meinungen und anerkannten Begriffen von Gott und von den göttlichen Dingen. Unter dieſen verdient beſonders die Charvaka-Philoſophie, welche nach Colebrooke die Metaphyſik der Jina-Secte enthält, oder doch damit am meiſten übereinſtimmt, noch vorübergehend erwähnt zu werden. Es iſt ein Syſtem des entſchiedenſten Materialismus, nach der gewöhnlichen Atomen-Lehre, ſo wie Epikur dieſelbe mit großem Beifalle und Anhang, in der ſpätern Griechen- und Römerwelt gelehrt hat, und wie auch mehrere Neuere ſie in den letzten Jahrhunderten wieder aufgeſtellt haben, was aber bei dem tiefern Geiſt der jetzt weiter vorgeſchrittenen Naturwiſſenſchaft kaum mehr ſcheint, noch wieder Wurzel faſſen zu können.

Die dritte Hauptgattung, oder weſentlich verſchiedne Richtung der indiſchen Philoſophie iſt die ſich ganz an die Veda's und die darin enthaltene heilige Ueberlieferung und Offenbarung anſchließende. Der erſte Theil derſelben, die Mimanſa-Philoſophie ſoll dem Berichte nach, zunächſt nur auf die Auslegung gerichtet ſein, und wird alſo wahrſcheinlich die Grundregeln dieſer Kunſt enthalten, oder auch die leitenden Grundſätze für die Methode, um die ſelbſtdenkende Vernunft mit dem in der heiligen Ueberlieferung enthaltenen Worte der Offenbarung in Einklang zu bringen. Das vollendete Syſtem ſelbſt aber heißt die Vedanta-Philoſophie; das letzte Wort in dieſer aus zwei Wurzeln zuſammengeſetzten Benennung iſt ganz das nähmliche, wie das deutſche oder germaniſche Ende, aber mehr in der Bedeutung des lateiniſchen finis, als das Ende oder letzte Ziel alles Strebens, und den eigentlichen Zweck desſelben bezeichnend; und will alſo die ganze Benennung ſo viel ſagen, als eine Lehre oder Philoſophie, welche den innern Geiſt, den wahren Sinn und eigentlichen Zweck der Veda's und der in ihnen enthaltenen uralten Brahma-Offenbarung aufſchließen ſoll. Dieſe Vedanta-Lehre oder Philoſophie iſt nun eigentlich die allgemein herrſchende in dem ganzen Syſteme der indiſchen Literatur und des indiſchen Lebens; und könnte es wohl ſein, daß eines oder das andre unter den ſechs anerkannten, oder wenigſtens tolerirten Lehr-Gebäuden und Syſtemen, abſichtlich dagegen etwas in den Hintergrund geſtellt, oder auch wo es mit dem vorherrſchenden Syſteme allzu grell in Widerſpruch zu ſtehen ſchien, von den Anhängern jener Philoſophie nur mit einiger mildernden Modification beibehalten, und alſo auch nur in dieſer auf uns gekommen wäre. Für die weitere hiſtoriſche Forſchung und indiſche Kritik iſt hier noch ein weites Feld eröffnet. — In ſeiner ſpeculativen Bedeutung iſt dieſe Vedanta-Philoſophie in ihrer vorherrſchenden Richtung ganz entſchieden ein Syſtem des Pantheismus; doch aber nicht in der abſtracten Geſtalt, und in dem ganz abſoluten Sinn einiger neuern Pantheiſten nach einem mathematiſch abgeſchloßnen und negativ vernichtenden Syſteme des höchſten Wiſſens; da eine ſolche gänzliche Wegwerfung und Abläugnung aller Perſönlichkeit in Gott und aller individuellen Freiheit im Menſchen ſchon durch die Anſchließung der Vedanta an die heilige Ueberlieferung und alte Mythologie entfernt und verhindert wird, und demnach nur ein hiſtoriſch gemilderter, dichteriſch verſchönter, halb und halb ſelbſt zur Mythologie gewordner Pantheismus hier Statt finden und vorausgeſetzt werden kann, und auch wirklich ſo gefunden wird. Selbſt in der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und der Seelenwanderung iſt das darin liegende Perſönliche des alten Glaubens, durch jene neuere indiſche Philoſophie, obwohl ſie ſich im Allgemeinen von dem Vorwurfe des Pantheismus nicht freiſprechen läßt, nicht weggenommen oder vertilgt worden. Darin kommt aber mehr oder minder alle indiſche Philoſophie überein, daß ihr Zweck ein ganz practiſcher iſt; nähmlich, die Seele von dem alten Unheile, dem drohenden Verhängniſſe und dem ſchrecklichen Unglücke, durch ſo viele finſtre Regionen der Natur und mannichfache Thierformen wandern, und ihre irdiſche Geſtalt immer von Neuem wechſeln zu müſſen, endlich ganz zu befreien und für immer zu erretten. Der zweite Punct, in welchem meiſtens alle indiſche Syſteme und verſchiedene Arten der Philoſophie übereinſtimmen, iſt der, daß ſie die in den Veda's für dieſen Zweck vorgeſchriebenen Opfer theils an ſich nicht tadelfrei und fleckenlos finden, wegen des mit den Thieropfern verbundnen Blutvergießens, theils auch, wenn ſchon an ſich heilſam und ſonſt nützlich, doch für jenen Zweck der endlichen Seelenbefreiung nicht genügend oder hinreichend. Das Tödten der Thiere aber iſt darum nach dem überall zum Grunde liegenden Begriff der Seelenwanderung ſo äußerſt anſtößig, oder Beſorgniß erregend, weil man dadurch ohne es zu wiſſen und unverſchuldeter Weiſe in den Fall kommen könnte, eine nahe verwandte oder ehemahls befreundete Menſchenſeele in ihrer jetzigen Hülle zu verwunden und blutig zu verletzen. Indeſſen wird doch auch in den Veda's ſelbſt die Nothwendigkeit der höchſten, und über die Natur ſich erhebenden Erkenntniß zur vollen und vollkommnen Befreiung anerkannt; wie es in der merkwürdigen alten Veda-Stelle nach der wörtlichen Ueberſetzung von Colebrooke heißt: „Man muß die Seele erkennen, man muß ſie von der Natur unterſcheiden; dann kommt ſie nicht wieder, dann kommt ſie nicht wieder." Das letzte heißt ſo viel als: dann iſt ſie von der Gefahr der irdiſchen Ruckkehr, und von dem Unglücke der jenſeitigen Wanderung befreit, und bleibt auf ewig mit Gott vereinigt, wozu aber jene reine Unterſcheidung und Scheidung von der Natur, alſo die höchſte Erkenntniß erfordert wird, mit deren Aufruf der ganze Spruch beginnt.

Die Todtenopfer für die Seelen der Abgeſchiedenen, beſonders die der verſtorbenen Aeltern, welche als die heiligſte Pflicht der Nachkommenden und des Sohnes betrachtet werden, nehmen überhaupt eine ſehr wichtige Stelle ein, und bilden einen der am tiefſten in das wirkliche Leben eingreifenden Puncte in den Religions-Gebräuchen der älteſten Patriarchen-Zeit, wie es ſich aus dem ganzen Zuſammenhange aller dieſer indiſchen, und denen damit zunächſt verwandten Begriffe von ſelbſt ergiebt; und ſind gewiß auch eines ſehr alten Urſprungs, ſo daß ſie wohl leicht ſchon von dem erſten trauernden Stammvater des ganzen Menſchen-Geſchlechts und des erſten feindlichen Bruder-Paars herrühren könnten. Daran kann ſich nachgehends die ganze Fülle dieſer heiligen Gebräuche und Lehre, oder wunderbaren Lehrbegriffe von der unſterblichen Seele und ihren weitern Schickſalen angeſchloſſen haben. Eben darauf beruht auch die unerläßliche Pflicht der Ehe für den Brahmanen, um rechtmäßige Nachkommen zu haben, was überhaupt in der Zeit der Patriarchen, als einer der höchſten Zwecke des Lebens erſchien, weil nur der Sohn allein durch ſein Gebet die abgeſchiedene Seele des Vaters erretten und zur Ruhe bringen kann, und auch die nächſte und heiligſte Verpflichtung dazu hat. Ganz nah, und unmittelbar damit im Zuſammenhange ſteht auch die ganz auf demſelben religiöſen Grundbegriff ruhende hohe Verehrung der Frauen, bei den Indiern; wie es bei dem alten Dichter heißt:

„Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;

Iſt die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel des Retters auch."

Das letzte in dem Sinne, wie oben erwähnt, daß der Sohn der von Gott beſtimmte Retter für die Seele des abgeſchiednen Vaters iſt, der allein ſie durch ſein Gebet befreien kann.

„Freundinen ſind dem Einſamen ſie" — heißt es dann weiter — „zum Troſt mit ſüßem Geſpräch; in der Pflicht-Uebung wie Väter, tröſtend im Unglück, Müttern gleich."

Man ſollte es kaum für möglich halten, und es iſt merkwürdig für den urſprünglichen Reichthum, die mannichfaltige Grundanlage, und eben ſo mannichfach verſchiedne Entwicklung des Menſchengeiſtes, daß neben einer falſchen, ſo ganz in den Abgrund des ewigen Unbegreiflichen und Unerforſchlichen verſenkten und verſunknen Myſtik, wie die indiſche war, doch auch eine ſo herrlich entfaltete, ſo dichteriſch reiche, blühend geſchmückte, mannichfach ſchöne Poeſie habe Statt finden und dicht daneben gedeihen können. In dieſer hinreißenden Fülle des Welle an Welle dahin ſtrömenden Lebens, in der hohen Einfalt der rührend alterthümlichen Geſtalten, in dem ſinnigen Gefühl und der charakteriſtiſchen Bezeichnung, iſt die epiſche Darſtellung der alten indiſchen Gedichte ganz der Homeriſchen ähnlich. Doch iſt der Styl der Fantaſie ſelbſt in dem Stoff, in den zum Grunde liegenden mythiſchen Dichtungen, ungleich gigantiſcher, etwa wie hier und da in der Götterlehre des Heſiodus, und den andern Titanomachien, oder auch in dem beſondern Fabelkreis des alten Aeſchylus, oder des doriſchen Pindar. In dem Zartgefühl für die Liebe und Schönheit der Frauen, überhaupt für die weiblichen Charaktere und Verhältniſſe, iſt die indiſche Dichtung wohl dem Edelſten und Schönſten, was die Poeſie der chriſtlichen Jahrhunderte hierin aufzuweiſen hat, zu vergleichen; ſonſt aber, und im Ganzen genommen, mehr der antiken Dichtkunſt ähnlich, ſchon als eine im Inhalt durchaus mythiſche, in der äußern Form und Sprache auch mehrentheils rhythmiſche. Unter den ſpätern Dichtern möchte ich vergleichungsweiſe den Kalidas als den berühmteſten, und am meiſten geprieſenen in der dramatiſchen Kunſt der Indier, einen idylliſchen zartfühlenden Sophokles nennen. Die Poeſie der Indier iſt zum Theil ſchon mit in die herrliche Sprache, und zwar ſchon mit in die erſte Grundlage und innerſte Structur derſelben verwebt, und unverkennbar deutlich ſind ihr die Spuren deſſelben edlen und erhabenen Dichtergeiſtes eingeprägt, und iſt es ſchon deßwegen nothwendig in dieſem allgemeinen Bilde und Weltgemählde des älteſten Menſchengeiſtes, auch dieſer merkwürdigen Sprache noch mit einem Worte zu gedenken.

Im grammatiſchen Bau iſt das Indiſche ganz, und bis auf die geringſten Einzelnheiten dem Lateiniſchen und Griechiſchen ähnlich; nur iſt die grammatiſche Entwicklung in der Samſkrit-Sprache noch viel mannichfaltiger und reicher als in der römiſchen, und regelmäßiger als in der griechiſchen. In den Wurzeln und Wörtern ſelbſt, zeigt ſich alsdann auch eine ſehr ſtarke und merkwürdige Verwandtſchaft mit dem perſiſchen und mit dem germaniſchen Sprachſtamme; eine Verwandtſchaft, die oft auch über den Ideengang und die Entwicklung des Begriffs ſelbſt, bei dieſen alten Völkern, und wie die Bedeutung eines und desſelben Wortes und Begriffes, ſich bald weiter ausdehnt, bald enger zuſammenzieht, oder auf verwandte Gegenſtände übergeht und übertragen wird, und ſo ſelbſt über die erſten Natur-Eindrücke, oder Grundbegriffe des Lebens in jener erſten Zeit, intereſſante Aufſchlüſſe gewährt, oder wenigſtens zu belehrenden Vergleichungen Anlaß giebt. Um nur wenigſtens durch ein oder das andre Beiſpiel dieſe Sprachenverwandtſchaft zwiſchen ſo weit von einander entlegenen Völkern, die faſt durch die Entfernung von zwei Welttheilen geographiſch geſchieden ſind, und wie viel auch hiſtoriſch Merkwürdiges darin liegt, und durch dieſe Entdeckung gegeben iſt, anſchaulicher zu machen, will ich nur anführen, was an ſich wohl ſchon bemerkenswerth iſt, daß das deutſche Wort Menſch, im Wurzellaut und in der Bedeutung ſelbſt ganz mit dem indiſchen übereinſtimmt; nur daß hier das Wort Manuſchra zugleich auch ſeine Wurzel findet, aus welcher es entſprungen iſt, und regelmäßig abgeleitet wird, in dem Worte Manu, welches Geiſt bedeutet; ſo daß alſo Menſch eigentlich der erſten Wurzel nach ſo viel heißt, als der unter allen andern Erdgeſchöpfen vorzugsweiſe mit Geiſt Begabte, oder der Begeiſtete. Zugleich aber ergiebt ſich daraus, wie das lateiniſche Wort mens damit verwandt iſt, und zu derſelben Wort-Familie gehört; wie überhaupt die in den verſchiedenen Sprachen zerſtreuten Glieder des Einen Wurzellauts und Grundbegriffs, nun in der Zuſammenſtellung ſich an einander reihen, und gegenſeitig ergänzen. Als Beiſpiel einer merkwürdigen Erweiterung, oder Verengung eines und deſſelben Begriffs oder Worts in ſeiner Bedeutung, kann die Bemerkung dienen, daß daſſelbe Wort, welches im Deutſchen den eng beſchränkten Raum einer Oeffnung bezeichnet, in dem Lateiniſchen **locus** aber nebſt dem beſtimmten Ort zugleich den allgemeinen Begriff des Raums, in dem Indiſchen Lokas, das Weltall heißt; ſo daß das indiſche Wort Trailokas, oder Trailokyan, die drei Welten, die dreifache Welt, oder die Dreiwelt bedeutet, nähmlich die der Wahrheit, oder des ewigen Seins, die der Täuſchung und des nichtigen Scheins, und die letzte der Finſterniß; welche Zuſammenſtellung oder Eintheilung, einen der Grundbegriffe in ihrer ganzen philoſophiſchen Anſicht bildet, und aus zwei Worten Trai und lokas zuſammengeſetzt iſt, welche zu gleicher Zeit auch lateiniſch und deutſch ſind. — Ich will nur noch ein Beiſpiel hinzufügen. Nachdem mehrentheils alle alten Völker in Aſien, und auch ſelbſt in unſerm europäiſchen Abendlande, nach einem innern Naturgefühl, und einem, ganz abgeſehen von der Nomenclatur und den Claſſificationen unſrer Naturgeſchichte, vielleicht nicht unrichtigen Inſtinct, den Stier, das nützlichſte und wichtigſte unter allen, dem Menſchen befreundeten Hausthieren, als den Repräſentanten der irdiſchen Fruchtbarkeit, gleichſam für das Grundthier der Erde halten, und demnächſt auch das Sinnbild alles telluriſchen Daſeins und aller irdiſchen Kraft in ihm fanden; ſo iſt es wohl bemerkenswerth, wie A. W. v. Schlegel durch eine intereſſante Zuſammenſtellung der Worte, welche in den verſchiednen Sprachen verwandten Stamms, den einen oder den andern Gegenſtand oder Begriff bezeichnen, nachgewieſen hat, wie dieſe hier übereinſtimmen, und ſich gegenſeitig ergänzen. Das indiſche und perſiſche Gau, mit welchem auch das deutſche Kuh übereinſtimmt, trifft zuſammen mit der helleniſchen Benennung der Erde, in der altdoriſchen Form **γα**, das lateiniſche **bos**, in der Umbiegung **bovis** oder **bove**, ſchließt ſich an eine ganze Wort-Familie des Indiſchen, **bhu**, **bhuva**, **bhumi** u. ſ. w., welche die Erde, oder das Irdiſche, und was in der weitern Ableitung noch damit in Beziehung ſteht, bezeichnen. So wurde alſo die Erde und der Stier, urſprünglich in dieſer Sprache mit Einem und demſelben Worte bezeichnet. Zuſammenſtellungen dieſer Art, wenn ſie nicht durch etymologiſche Künſtelei erzwungen werden, ſondern wenn man nur bei dem, was factiſch gegeben, und augenſcheinlich klar iſt, ſtehen bleibt, können auch über den Ideengang, die Entwicklung und Verbindung der Begriffe in jener mythiſchen Urzeit, manchen Aufſchluß geben, oder wenigſtens dienen, die innere Beſchaffenheit des menſchlichen Auffaſſungsvermögens und der Gedankenweiſe der alten Völker, lebendiger und anſchaulicher vor Augen zu ſtellen, und ließen ſich leicht, ſtatt der wenigen, die hier als Beiſpiel hinreichen, viele hundert andre, ganz ähnliche, geben. Nachdem die Sprache überhaupt, die Eine geſchichtliche Grundlage der Menſchheit, und zwar nicht die unbedeutendſte bildet, und dieſe Mannichfaltigkeit von ſo vielen verſchiedenen, über die bewohnte Erde ausgebreiteten und zerſtreuten Sprachen, ſehr weſentlich mit in die allgemeine Geſchichte der Völker, und geſonderten Stämme eingreift: ſo wird es nothwendig ſein, über dieſen Gegenſtand noch einige Worte hinzuzufügen, nicht um in das ganze Labyrinth dieſes unermeßlichen Sprachen-Reichthums ſelbſt, tiefer als es hier zweckmäßig wäre, einzugehen; ſondern bloß um den Standpunct aufzuſtellen, wie eine allgemeine Ueberſicht davon, für den Zweck der philoſophiſchen Weltgeſchichte etwa aufzunehmen wäre, um das ſonſt unüberſehliche Chaos, wenigſtens in einen einfachern Begriff zuſammenzufaſſen. Der kürzeſte Weg dazu wäre vielleicht, wenn man ſich das Ganze aller, über die bewohnbare Erde verbreiteten Menſchen-Dialecte, und verſchiedenen Redeweiſen unter dem Bilde einer Sprachen-Pyramide dächte, von drei Stufen, die nach einem ſehr einfachen Eintheilungs-Princip von einander geſondert ſind. Die Baſis, und untere breite Grundlage dieſer Pyramide, würden die Sprachen bilden, welche größtentheils nur einſylbige Wurzellaute und Grundwörter kennen, entweder ohne alle Grammatik, wie die chineſiſche Sprache, oder doch nur mit den roheſten Anfängen und erſten Grundzügen einer äußerſt einfachen und unvollkommnen grammatiſchen Structur verſehen. Die Anzahl der Sprachen, welche zu dieſer Klaſſe oder erſten Ordnung gehören, iſt bei weitem die größte, und es ſind dieſe am weiteſten über alle vier Welttheile verbreitet; und werden ſie ſich kaum anders, als nach einer geographiſchen Eintheilung, als nord- und oſt-aſiatiſche, amerikaniſche, afrikaniſche u. ſ. w. zuſammenfaſſen, und in eine Art von Ordnung und Ueberſicht bringen laſſen, um den deutlichen Begriff des Ganzen zu erleichtern. Die chineſiſche Sprache iſt, eben weil ſie am meiſten dieſem Charakter einer durchaus einſylbigen Sprache ohne alle eigentliche Grammatik entſpricht, und dabei doch ſo äußerſt künſtlich entwickelt und vervollkommnet iſt, ſo weit es nähmlich bei den Sprachen dieſer Gattung möglich ſein kann, darum wohl als die wichtigſte und merkwürdigſte in dieſer Sphäre zu betrachten. Es iſt die Stufe der Kindheit in der Sprache, wie auch die erſten Sprachverſuche der Kinder ſich immer zum Einſylbigen neigen; es iſt der Schrei der Natur, der in dieſen einfachen Lauten ſich ausſpricht, oder die kindliche Nachahmung eines charakteriſtiſchen Schalls. Im Chineſiſchen wird dieſer erſte Grund-Charakter noch ganz unverkennbar gefunden; obwohl durch die künſtliche Schriftbezeichnung und hoch getriebene Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Begriffe, dieſe Stufe der Kindheit in der Sprache ſpäterhin eine ſehr weite Ausdehnung und auch eine ganz conventionelle Richtung nahm; wie denn eine ſolche Parallele oder Analogie zwiſchen den natürlichen Lebensaltern und den geiſtigen Bildungs-Epochen nie ſo ganz ſcharf und genau nach dem Buchſtaben verſtanden werden darf. Die nächſtfolgende Stufe von jener Pyramide würden alsdann die edelſten Sprachen der zweiten Ordnung einnehmen; und dieſes ſind jene ſo vielfach und merkwürdig unter einander verwandten Sprachfamilien, die indiſch-perſiſche, griechiſch-lateiniſche, und gothiſch-germaniſche. Hier ſind die Wurzeln, größtentheils wenigſtens zweiſylbig, und dieſe dadurch innerlich beweglichen, und gleichſam lebendig und productiv gewordenen Wurzeln, geben nun zu einer ſehr reichen grammatiſchen Entfaltung Raum und Anlaß. Der dieſe Sprachen unterſcheidende Charakter, iſt eine ſehr kunſtreiche Grammatik, und zwar in der erſten Grund-Structur der Sprache, die um ſo kunſtreicher und regelmäßiger iſt, je näher man dieſem Urſprunge kommt. In der weitern Entwicklung zeichnen ſich dieſe Sprachen dann aus durch eine poetiſche Fülle und große Mannichfaltigkeit in den darſtellenden Formen, und ſpäterhin ſelbſt durch die ſcharfe Sonderung in der wiſſenſchaftlichen Bezeichnung. Die dritte und letzte Ordnung, würden die ſogenannten ſemitiſchen Sprachen einnehmen; das Hebräiſche und Arabiſche, nebſt den verwandten Dialekten, welche dann das Ende, oder die Spitze jener ganzen Pyramide bilden würden. In dieſen Sprachen iſt das anerkannt herrſchende und geltende Princip, daß alle Wurzeln dreiſylbig ſind oder ſein müſſen, indem jeder von den drei Buchſtaben, aus welchen die Wurzel in der Regel beſteht, auch für eine Sylbe zählt, und als ſolche ausgeſprochen wird. Die Ausnahmen, welche ſich von dieſer Regel finden, werden auch nur als ſolche betrachtet. Es läßt ſich auch wohl gar nicht bezweifeln, daß dieſes Princip der dreiſylbigen Wurzeln, abſichtlich in die ganze Sprache und innerſte Structur derſelben hineingebildet iſt, und vielleicht nicht ohne Rückſicht auf eine gewiſſe in dieſer Dreifachheit der Wurzeln geſuchte, oder wenigſtens in der Ahnung des Gefühls darin ſich ausdrückende Bedeutſamkeit. In der innern Ableitungs-Regel der Worte ſelbſt nimmt das Zeitwort in dieſen Sprachen die erſte Stelle ein, und wird alles aus dieſem abgeleitet, wodurch ſie etwas ſehr raſch Bewegtes und feurig Lebendiges im Ausdrucke erhalten. Mit dieſer feſten Beſchränkung iſt aber eine ſo reiche grammatiſche Entfaltung, und ein völlig ſo kunſtreicher grammatiſcher Bau wie in den Sprachen der zweiten Ordnung vom indiſch-griechiſchen Stamme, nicht vereinbar; es neigen ſich jene dreiſylbigen Sprachen faſt zu einer gewiſſen Monotonie, die ganze poetiſche Mannichfaltigkeit, und die gleiche Biegſamkeit auch für die wiſſenſchaftliche Bezeichnung, wie jene andern Sprachen erreichen ſie nicht. Der vorherrſchende Charakter der ſemitiſchen Sprachen dürfte wohl darin beſtehen, daß ſie für die prophetiſche Begeiſterung und eine tiefe ſymboliſche Bedeutſamkeit vorzüglich geeignet ſind, und in ihrem Charakter beſonders dahin neigen. Es iſt hiebei von der Sprache ſelbſt, und ihrer innern Structur die Rede, nicht von dem Geiſte, der ſich in ihr ausſpricht; und will ich daher noch hinzufügen, daß der angegebene Charakter ſich im Arabiſchen, nach den Aeußerungen vieler der competenteſten Beurtheiler zu ſchließen, mit geringer Verſchiedenheit eben ſo wohl findet, als im Hebräiſchen, obwohl er dort ganz anders gewendet, und verſchiedenartig ausgebildet ward. Für die höhere geiſtige Beſtimmung der Hebräer, zum Ausdrucke der ihnen verliehenen prophetiſchen Offenbarung und Verheißung, war alſo die hebräiſche Sprache auch bloß als ſolche vorzüglich geeignet; und mag die ſemitiſche Sprache überhaupt auch in dieſer Hinſicht als der Gipfel der ganzen Pyramide betrachtet werden. Nicht aber kann ſie als die Baſis des Ganzen, oder als die Wurzel betrachtet werden, aus welcher alle andere Sprachen hervorgegangen wären, wie viele Gelehrte der ältern Zeit es oft angeſehen haben; wobei immer ſtillſchweigend vorausgeſetzt zu werden ſcheint, als könne ſchon Adam im Paradieſe keine andre Sprache geredet haben, als die hebräiſche. Allein dieſe Sprache des Erſten von Gott erſchaffnen Menſchen, die Gott Selbſt ihn gelehrt, dieſes Wort der Natur, welches er mit der Herrſchaft über alle andre Geſchöpfe und die ganze ſichtbare Welt zugleich, ihm Selbſt übergeben und unmittelbar mitgetheilt hat, wird wohl weder die hebräiſche, noch die indiſche, noch ſonſt irgend eine der jetzt vorhandnen und uns bekannten geweſen ſein; noch überhaupt eine ſolche, die wir zu erlernen und zu verſtehen, oder auch nach dem menſchlichen Maaßſtabe des jetzt Gewöhnlichen nur zu faſſen und irgend zu begreifen vermöchten; ſo wenig als irgend jemand die verlorne Eine Quelle des Paradieſes, aus welcher die vier Ströme ihren Urſprung nahmen, welche letzteren ſich zum Theile wohl noch auf der jetzigen Erde ſo wieder finden laſſen, im Stande ſein wird, geographiſch nachzuweiſen, und von neuem zu eröffnen. — Was die hebräiſche Sprache betrifft, ſo würde uns, glaube ich, dieſelbe bei tiefer eingehender Unterſuchung, von der indiſch-griechiſchen Sprach-Familie nicht ſo entfernt, und eher theilweiſe verwandt ſcheinen, wenn dieſe Verwandtſchaft nicht durch die abweichende Structur und den ſo ganz verſchiednen grammatiſchen Bau, dem Auge für den erſten Eindruck ſehr verdeckt würde. Ueberhaupt muß man dieſe ganze Eintheilung nicht zu ſtreng regelmäßig oder ſyſtematiſch gewaltſam durchführen wollen; es iſt genug nur einen Geſichtspunct der Einheit für das Ganze feſt zu halten, im Uebrigen aber iſt die Entwicklung des Menſchengeiſtes in dem Sprachgebiethe, ſehr reich, abwechſelnd, und verſchiedenartig ſich geſtaltend, und muß auch ſo aufgefaßt werden, wie das aufblühende Leben in der freien Natur, und die regelloſe Mannichfaltigkeit in einem dicht gewachſenen Walde, oder auf einer blumenreichen Wieſe. Zu den Sprachen der zweiten Ordnung vom indiſch-griechiſchen Stamme, gehört wahrſcheinlich auch der ganze große ſlawiſche Sprachſtamm, und bildet mit den andern zuſammen das vierte Glied in dieſer Klaſſe; worüber ich das beſtimmter entſcheidende Urtheil jedoch den Sprachgelehrten überlaſſen muß, die in dieſer Sphäre des geſammten Sprachgebiethes ſelbſt einheimiſch und ganz damit vertraut ſind. Es giebt auch noch eine Menge Mittelglieder, beſonders zwiſchen der zweiten und dritten Klaſſe, wie es bei der durch die ganze Weltgeſchichte fortgehenden Miſchung der Völker und Stämme auch nicht anders ſein kann, und ſich dieſes mehr oder minder auch auf die Sprache mit erſtrecken mußte. Ich meine hier vorzüglich ſolche Sprachen, die nicht ganz einſylbig ſind, und auch eine, wenn gleich nur ganz einfache und unvollkommnere, oder auch unförmliche und künſtlich ſeltſame, oder zweckwidrig unbequeme grammatiſche Structur haben; wie ſelbſt einige amerikaniſche Sprachen, die inſofern alſo nicht ganz zur dritten Klaſſe gehören, ohne doch mit denen der zweiten Ordnung in einer nähern oder ganz nahen Verwandtſchaft zu ſtehen. Die meiſten der in Europa noch vorfindlichen Sprach-Reſte aus der ältern Zeit, gehören wohl in dieſe mittlere Klaſſe der aus den andern beiden gemiſchten, oder doch zwiſchen ihnen in der Mitte ſtehenden Gattung von Sprachen, wie die celtiſche oder gäliſche, dann die finniſchen und andre ſolche antiquariſche Bruchſtücke für das allgemeine Sprach-Studium; wobei ſich oft eine patriotiſche Vorliebe, oder ſonſt gelehrte Partheilichkeit einmiſcht, und eine große Einſeitigkeit der Anſicht oder des Urtheils veranlaßt. Die edlern Sprachen der zweiten höhern Ordnung, ſind in Europa ſchon von Alters einheimiſch geweſen und nun allgemein herrſchend geworden. Die andern einzelnen Sprach-Fragmente, welche noch außerdem neben jenen gefunden werden, nähern ſich ihnen ſchon etwas in entfernter Verwandtſchaft, wie die verſchiednen celtiſchen oder gäliſchen Mundarten; oder ſie führen uns in die größern aſiatiſchen, vielleicht auch afrikaniſchen Sprach-Familien hinuber; denn einen eignen europaiſchen Sprachſtamm kann man in dieſem kleinen Welttheile, der in dem hiſtoriſchen Alterthume als der jüngſte die letzte Stelle einnimmt, wohl nicht zu finden erwarten. Bei dem vielfachen, und von der älteſten Zeit durch ſo viele Jahrhunderte fortgehenden, und ſich oft wieder erneuernden hiſtoriſchen Zuſammenhange zwiſchen Nord-Afrika, und der Sudküſte des weſtlichen Europa, beſonders der heſperiſchen Halbinſel, ſollte man wohl glauben, daß dieſes ſich auch in der Verwandtſchaft der Sprachen bewahren würde. Indeſſen aber finden die competenteſten Beurtheiler und Kenner der baskiſchen Sprache in derſelben keine Verwandtſchaft mit dem urſprünglich afrikaniſchen, ſondern eher mit dem ſcythiſchen Stamme der finniſchen Sprachen. An der andern Oſtſeite von Europa iſt dagegen die magyariſche Sprache eine ganz entſchieden aſiatiſche, aus denen der mittleren Region dieſes Welttheils angehörenden; im grammatiſchen Baue aber hat ſie Analogie mit jenen andern verwandten Sprachen der höhern Ordnung. Wenn ich zum Schluße noch eine Vermuthung hinzufügen dürfte, ſo wäre es die, daß zur vollſtändigen Ueberſicht des ganzen menſchlichen Sprachen-Syſtems, beſonders aber zur tiefern Einſicht in den innerſten Grund und Zuſammenhang deſſelben, vielleicht nichts ſo ſehr beitragen könnte, als wenn es der neuen, jetzt ſich bildenden Schule der ägyptiſchen Gelehrten gelingen könnte, uns aus den Hieroglyphen, mit Beihülfe des Koptiſchen, eine etwas nähere Kenntniß, und wenigſtens einen mehr in's Einzelne gehenden Begriff von der alt-ägyptiſchen Sprache zuzuführen. Und wollte man ja den Verſuch wagen, dem verlornen oder erloſchnen Quell der erſten Urſprache ſich etwas mehr in der Erforſchung zu nähern, ſo müßte man dabei wohl von vier verſchiednen Seiten ausgehen, und um ſich dem älteſten oder innerſten Mittelpuncte der menſchlichen Rede etwas mehr zu nähern, nebſt der indiſchen und hebräiſchen Sprache auch die älteſte chineſiſche und die alt-ägyptiſche, ſo weit ſie zu erforſchen möglich iſt, mit dazu nehmen. Wie überaus ähnlich das alte Aegypten und Indien, nicht bloß in der politiſchen Verfaſſung, ſondern auch in dem Götterdienſte, überhaupt in der Lehre und ganzen Weltanſicht, und dem herrſchenden Grundbegriffe derſelben, einander waren; davon hat man ſich in unſern Tagen, je genauer man beide Länder kennen lernte, und je näher man ſie erforſchte, immer mehr überzeugt. In einem merkwürdigen Zuge unſrer Zeitgeſchichte hat ſich dieſe innre religiöſe Uebereinſtimmung nach dem erſten Eindrucke und unmittelbaren Gefühle, recht auffallend zu erkennen gegeben. Als in dem ägyptiſch-franzöſiſchen Kriege eine Abtheilung des indiſchen Kriegsheeres im britiſchen Solde, von dort aus nach Aegypten übergeführt wurde, und dieſe indiſchen Krieger nun dort an's Land geſtiegen waren, und im weitern Vorrücken an die alten Denkmahle in Ober-Aegypten kamen, ſo warfen ſie ſich zur Erde nieder, indem ſie glaubten, hier die Götter ihres Vaterlandes zu erblicken. Indeſſen bleibt bei aller noch ſo großen Uebereinſtimmung, doch immer auch eine merkliche Verſchiedenheit. Von der einen Seite, erſcheint der ägyptiſche Geiſt, ſo wie wir ihn durch die Griechen kennen, als mit einer tiefern Naturwiſſenſchaft näher bekannt und inniger befreundet; von der andern Seite zeigt ſich das ägyptiſche Heidenthum überhaupt ſtark gezeichnet und ſehr entſchieden, dabei in den zum Grunde liegenden Haupt-Irrthümern faſt noch materieller, als das indiſche; und beſonders war der Thierdienſt hier nicht bloß in dem Gotte Apis, den man wohl noch mit dem Nandi, dem heiligen Stiere des Shiva vergleichen kann, ſondern auch in ſo manchen andern Formen und

Verzweigungen deſſelben, viel weiter ausgedehnt. Bei der fortſchreitenden Entwicklung des Heidenthums, kann es nicht ausbleiben, daß bald auch das, was anfangs nur als Symbol eines Höheren verehrt wurde, nun mit dem Gegenſtande allmählig verwechſelt oder identificirt, und ſelbſt vergöttert wird, wo dann die verirrte Anbetung zu einer tieferen Naturſtufe herabſinkt; wie denn der Irrthum, da er nicht bloß die Abweſenheit der rechten Erkenntniß iſt, ſondern eine falſche und nachgemachte Wahrheit, allerdings ſo wie dieſe, auch ein immerfort wachſendes, oder ein ſich ſelbſt weiter erzeugendes, innerlich wucherndes Princip in ſich hat. Mehrere Schriftſteller, welche um eine allgemeine Ueberſicht aller heidniſchen Religionen zu gewinnen, ſie gleichſam naturgeſchichtlich zu claſſificiren verſucht haben, räumen meiſtens die unterſte Stelle dem ſogenannten Fetiſch-Dienſte ein, welchen ſie zunächſt an den Thierdienſt, und noch unter dieſen ſtellen. Das Weſen dieſes Fetiſch-Dienſtes ſetzen ſie darin, daß dabei ein lebloſer körperlicher Gegenſtand göttlich verehrt werde; auf den höhern Stufen in dieſer Stufenleiter des heidniſchen Irrthums, laſſen ſie dann die ſinnliche Naturvergötterung oder perſonificirten Begriffe und Apotheoſe einzelner Menſchen, oder auch Anbetung der Elemente, der Naturgeiſter und Geſtirne folgen. So richtig und wahr dieſes alles in Einer Hinſicht ſein mag, ſo kommt es doch nicht allein darauf an, welche Gegenſtände der Verehrung gewidmet ſind, ſondern weit mehr noch, welche Abſicht, welcher Sinn und Begriff damit verbunden wird. Denn hier in dieſer innern Meinung zeigt ſich erſt entweder die halberloſchene Spur der verlornen Wahrheit, oder auch das volle Maaß, und der tiefe Abgrund des immer höher geſteigerten Irrthums. Wenn man jenen ſogenannten Fetiſch-Dienſt, der tief im innern Afrika am weiteſten verbreitet iſt, jedoch auch bei einigen nord-oſtaſiatiſchen und den amerikaniſchen Völkern gefunden wird, in der hiſtoriſchen Beſchreibung näher betrachtet, ſo ſieht man leicht, daß überall magiſche Gebräuche damit verbunden ſind, daß es eigentlich hierauf abgeſehen iſt, daß alle dieſe körperlichen Dinge nur als eben ſo viele magiſche Mittel und Träger der magiſchen Kraft, dienen ſollen; und daß die Religion dieſer Völker, welche darin allerdings auf der niedrigſten Stufe ſtehen, im Weſentlichen nichts enthält, als die rohen Anfänge einer heidniſchen Magie, ſo wie dieſelben den ſchon früher erwähnten hiſtoriſchen Andeutungen zufolge, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ſchon bei den Kainiten Statt gefunden haben. Eine gewiſſe Hinneigung des ägyptiſchen Geiſtes zu der magiſchen Richtung, obwohl in einem ganz andern, viel umfaſſendern, und auch wiſſenſchaftlich tiefer eindringenden Sinne läßt ſich im Allgemeinen wohl nicht ganz bezweifeln, da alle hebräiſchen, griechiſchen und einheimiſchen Zeugniſſe und Hindeutungen hierin zuſammentreffen. Sollten aber einmahl die verſchiedenen heidniſchen Religionen bloß nach den äußern Gegenſtänden oder Gebräuchen eingetheilt werden, ſo würde die Verſchiedenheit des Opfers wohl einen viel beſſern und den wichtigſten Eintheilungs-Grund abgeben. Schon bei dem Zwieſpalt der erſten feindlichen Brüder wird eine Verſchiedenheit in der Weiſe des Opfers als eine mitveranlaſſende Urſache erwähnt. Obwohl nun bloß dem menſchlichen Gefuhle nach, und für den erſten Eindruck, kein Opfer ſo kindlich, einfach und angemeſſen erſcheint, als das der Erſtlings-Früchte der Erde im wiederkehrenden Frühling; ſo wie das Blumenopfer der frommen Brahmanen, oder das reine Dankopfer dieſer Art bei den alten Perſern, und auch ſonſt; ſo wird gleichwohl jenem andern Thieropfer, wegen der tiefern Bedeutung und vorbildlichen Bezeichnung, dort der Vorzug gegeben, und auch bei den andern, und am meiſten gebildeten heidniſchen Völkern des Alterthums behielt dieſes die Oberhand, und wurde als das wichtigſte betrachtet; wie das große Pferdeopfer bei den Indiern, wo in der ältern Zeit auch der Stier zum Opfer gebraucht wurde, bis dieſen zu tödten ſpäterhin ſtreng verboten und als ſchweres Verbrechen angeſehen wurde. Immer aber war wohl auch hier ein ſymboliſcher Nebenbegriff damit verbunden, und wurde das aus den edelſten und reinſten Gattungen der den Menſchen umgebenden Hausthiere, wie der Stier, das Pferd oder Lamm, gewählte Opfer, nur als Stellvertreter eines Andern, und als Bild eines Höhern genommen. Es iſt ein Irrthum, wenn wir das alte Heidenthum immer nur bloß als Poeſie und angenehme Dichtung allzu einſeitig nehmen und beurtheilen. Sie ſelbſt hatten einen ſehr feſt beſtimmten und poſitiven Zweck damit im Sinne, und wollten entweder die feindlichen Mächte der Finſterniß beſchwichtigen, oder höhere Kräfte auf dieſem Wege erringen, oder auch die Gunſt der Gottheit überhaupt erwirken, und dieſe mit ſich ausſöhnen. Und für dieſen Zweck ſcheuten ſie keine Mittel, und war ihnen kein Preis und kein Opfer zu theuer, wie man dieſes wohl an den Menſchenopfern, beſonders auch denen der dargebrachten Kinder ſieht; und ich kann dieſen erſten Abſchnitt der älteſten Welt-Periode nicht zum Schluß bringen, ohne auch noch dieſes letzte Extrem der Verirrung in dem alten Heidenthum, wie es aus dieſer erſten Welt-Periode auf die zweite, gebildetere, und in mancher Hinſicht mildere Zeit ſich forterbend, hinübergegangen iſt, mit Einem Worte der genaueren Charakteriſtik zu berühren. Die bei allen phöniciſchen Völkern am meiſten verbreitete Form der Menſchenopfer war die, wo dem von unten erhitzten Götzenbilde des Moloch, die Kinder in die glühenden Arme gelegt wurden; auch in der puniſchen Stadt Karthago war dieſe grauſame Sitte herrſchend, und wurde noch unter der römiſchen Herrſchaft lange Zeit insgeheim fortgeſetzt. Auch bei den Römern und Griechen, wie bei den Aegyptern und Indiern fanden Menſchenopfer Statt; nur von den Chineſen, ſo weit mir die authentiſchen Berichte bekannt ſind, entſinne ich mich keiner davon geſchehenen Erwähnung. Bei den erſtgedachten alten Völkern des gebildeten Abendlandes aber, ward in der ſpätern mildern Zeit der alte Gebrauch allmählig abgeſchafft, oder durch ſtellvertretende Surrogate ſtillſchweigend beſeitigt. Es war aber außer jenen Kinderopfern noch eine andere Art von Menſchenopfern gebräuchlich, die beſonders auffallend, und in einer Hinſicht auch hiſtoriſch noch merkwürdiger iſt; nähmlich die von reinen Jünglingen. Ich möchte hier wieder den ſchon früher aufgeſtellten Grundſatz in Erinnerung bringen, daß grade der Irrthum der ſchrecklichſte iſt, der mit einem verworrnen Begriff, mit einem tiefen aber dunkeln Gefühl von der Wahrheit, in ſeinem erſten Urſprunge verwebt, oder in ſeinem innerſten Weſen verſchmolzen iſt. Dieſes einmahl vorausgeſetzt, dürfte die in der Moſaiſchen Charakteriſtik der Kainiten vorkommende räthſelhafte Wehklage des Lamech über ſeine geheimnißvolle Tödtung des Jünglings, wohl eine Hindeutung enthalten, daß die Menſchenopfer, und beſonders dieſe Art derſelben, bei dem in der antichriſtlichen Verirrung ſchon ſo weit gediehenen Stamm des Kain ihren Urſprung genommen; und daß dabei ein unſeliger Wahn, eine verworrene Ahnung von etwas wahrhaft Nothwendigem und zukünftig Wirklichem mitgewirkt habe. Was der heilige Stammvater des auserwählten Volks von dem Geheimniß der Wahrheit in begeiſterter Anſchauung prophetiſch ergriffen hatte, bei dem ihm von Gott geheißnen, aber durch Gott nicht vollführten Todesopfer des geliebten Sohns; davon dürfte wohl eine dämoniſche Nachäffung bedeutend miteingewirkt haben auf die erſte Grundlage und innerſte Abſicht der älteſten heidniſchen Menſchenopfer. Es waren aber ſolche Menſchenopfer weiter verbreitet, auch bei den nordiſchen Völkern und unter den Druiden, und ſie haben länger fortgedauert, als man ſich gewöhnlich denkt, oder gegenwärtig erhält; wie auch noch der antichriſtliche Kaiſer Julian ſie, zu den dämoniſchen Zwecken ſeiner finſtern Magie, wieder zu erneuern verſuchte. Wir ſind ſo gewohnt, die ſchöne alte Fabelwelt, und die Götter Griechenlands immer nur von der poetiſchen Seite, bloß als ſchöne Dichtung zu nehmen, daß wir faſt überraſcht und unangenehm betroffen werden, wenn wir unerwartet auf irgend eine hiſtoriſche Thatſache ſtoßen, welche uns den eigentlichen Geiſt, den innerſten Grund des ganzen Heidenthums aufdeckt, oder plötzlich näher vor Augen rückt, wie z. B. die, daß ſelbſt Themiſtokles, der Befreier von Griechenland, noch ein ſolches Menſchenopfer von drei Jünglingen dargebracht hat.

Je tiefer der Abgrund der Verirrung war, in welchen das alte Heidenthum auch bei den gebildetſten Völkern herabgeſunken iſt, und ſich verloren hatte, je genauer, vollſtändiger und ſchärfer dieß erkannt und zur Erkenntniß gebracht wird; um ſo mehr müſſen wir auch einſehen, wie nothwendig und heilſam jener langſame Weg der Rückkehr und der allmähligen Vorbereitung auf eine lichtere Zukunft war, in welchem ich oben die eigenthümliche Beſtimmung und Geiſtesrichtung des hebräiſchen Volks näher zu bezeichnen verſuchte. Für den allgemeinen Standpunct der Weltgeſchichte, und ihrer Philoſophie, hat das hebräiſche Volk nur durch dieſe beſondere, ihm ganz eigenthümliche Richtung in die Zukunft ein Intereſſe, und nur durch dieſe wird demſelben die ihm zukommende Stelle in der erſten Welt-Periode der menſchlichen Geiſtesentwicklung angewieſen. Das Specielle der weitern jüdiſchen Geſchichte in den einzelnen Charakteren oder Begebenheiten und weitern Schickſalen, hat nur für die eigentliche Religions-Geſchichte ein vorzügliches Intereſſe, da es nur in der practiſchen Anwendung, und in der durchgehenden ſymboliſchen Beziehung auf die weitere chriſtliche Entwicklung ſeine volle Bedeutung und richtige Würdigung erhalten kann. Nur allein die ganz eigenthümliche, und in ihrer Art einzige Staatsform des hebräiſchen Volkes in der erſten und älteſten Zeit, welche in dieſer Art und Weiſe nirgends ſo gefunden wird, kann für den allgemeinen Standpunct hier noch mit in Betrachtung kommen, weil ſie mit jener ausſchließend prophetiſchen Richtung in Verbindung ſteht, und ſelbſt auch ganz denſelben Charakter hatte. Man hat ſie wohl Theokratie genannt, und buchſtäblich genommen in dem eigentlich rechten und alten Sinne des Worts, bloß als Herrſchaft und Führung durch unmittelbare göttliche Kraft, könnte ſie auch ſo heißen, aber in dem jetzt gewöhnlichen Sinn, wo man unter Theokratie einen Prieſterſtaat oder eine Prieſterherrſchaft verſteht, iſt ſie es keineswegs und niemahls geweſen. **Moſes** war eben ſo wenig Prieſter, als König; und von ihm an, waren alle dieſe Männer der Sehnſucht, wie ſie von ihrem erſten innern Begründungs-Punct aus genannt werden, oder auch Männer der Wüſte, weil ſie ſelbſt in der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit der Wüſte vorbereitet, nun auch das Volk in einem oder dem andern Sinne wieder durch die Wüſte führen und leiten ſollten, eben nur die von Gott beſtimmten Männer und Führer, ohne alle weitere

Titel und Inſignien, außer dem Stabe, den ſie als Wanderer aus der Wüſte mitgebracht hatten; und nur durch die unmittelbare göttliche Kraft herrſchten ſie, und führten ſie das Volk. Wenn auch einmahl einer von ihnen die Waffen anlegte, und ein Heer führte, ſo war dieß nur vorübergehend; im Ganzen blieben ſie nur die prophetiſchen Männer Gottes und unmittelbaren Führer des Volks, und nichts weiter. Als das unaufhörliche Verlangen der Hebräer, auch wie die andern heidniſchen Völker, einen König zu haben, endlich erfüllt war; was ihnen nach der höhern Anſicht der heiligen Schrift als die ſtrafbare Verirrung eines bloß auf das Irdiſche gerichteten Sinns angerechnet ward; ſo traten die letzten unter jenen Männern nun zur Seite, und bildeten in einer ganz eigenthümlichen Weiſe, eine in ihrer Art eben ſo einzige prophetiſche Staats-Oppoſition, die doch eine durchaus gerechte und legitime war, und auch als ſolche anerkannt wurde. Und nachdem einigen unter ihnen, wie z. B. dem Elias, eine höhere und unmittelbare Gewalt über Leben und Tod, als worin doch das eigentliche Merkmahl der Herrſchaft beſteht, von Gott verliehen war, ſo dürfen wir uns eben nicht wundern, daß die Menſchen ihnen folgten, das Volk ſich vor ihnen beugte, und ſelbſt die Könige ſehr auf dieſe warnende Stimme hörten, wenn ſie auch nicht immer dem verkündigten Rathe Folge leiſteten. Diejenigen, welche überall die Oppoſitions-Seite mit Liebe hervorſuchen, könnten daher, wenn ſie ſich nur einmahl über ihre gewohnten Formen und Formeln zu erheben vermöchten, und nicht überall bloß das Echo ihrer eignen modernen Geſinnung wiederfinden wollten, an dem Elias z. B., wenn ſie dieſen Mann aufmerkſamer betrachten wollten, einen Oppoſitions-Charakter kennen und bewundern lernen, dem an Energie und brennenden Eifer für die Sache der Gerechtigkeit und der Wahrheit, d. h. Gottes, nicht ſo leicht irgend ein andrer hiſtoriſch bekannter aus den alten Republiken oder den neuen Monarchien gleich zu ſtellen ſein würde. Nachdem nun der jüdiſche Staat ein einzelnes National-Königreich von nicht ſehr bedeutendem Umfange geworden war, theilte er das Schickſal der meiſten andern kleinen Länder und Völker dieſer Weltgegend, und ward erſt eine Provinz des aſſyriſch-babyloniſchen Reichs, ſo wie nachher abhängig von den perſiſchen, und ſpäter von den griechiſchen Königen von Aegypten und Syrien, bis er dann zuletzt mit dieſen ſelbſt, in die allgemeine Maſſe der römiſchen Welt-Eroberung mitaufgelöſt ward. In dieſer letzten Zeit der Abhängigkeit des hebräiſchen Volks von den griechiſchen Königen, in der Epoche der Wiederherſtellung durch die Maccabaer, hatte der Hoheprieſter wohl einen mitwirkenden politiſchen Einfluß, und noch unter der drückenden Schutzherrſchaft der Römer hatte er dieſen, wenn auch nur als legislative und oberſtrichterliche Behörde für die innre Adminiſtration. Das alles bildet jedoch noch keinen Prieſter-Staat, und man kann es wohl eben ſo wenig Theokratie nennen, als man eine ſolche dem Patriarchen im türkiſchen Reiche zuſchreiben kann. Immer aber blieb die heilige Stadt Jeruſalem mit dem großen, alten, ſymboliſchen Tempelgebäude Salomo's, deſſen tieferen Sinn und eigentliche Bedeutung die Juden ſelbſt ſpäterhin gar nicht mehr verſtanden, der Mittelpunct ihres ganzen ehemahligen Lebens, aller alten Erinnerung, ſo wie aller zukünftigen Verheißung und neuen Hoffnung. Selbſt nach der furchtbaren Zerſtörung von Jeruſalem, blieb dieſe Idee der heiligen Stadt in der Erinnerung lebendig, und iſt ſelbſt noch in einem viel ſpätern Weltalter, ein die Gemüther erregendes Motiv, für die kriegeriſchen Nationen des Mittelalters, in dem nun chriſtlich gewordnen Abendlande geweſen.

Noch eine Bemerkung bleibt zum Schluße hinzu zu fügen, nicht ſowohl über das hebräiſche Volk ſelbſt und deſſen Geſchichte, als über die älteſten Geſchichtsbücher deſſelben, und beſonders über die ganze darin liegende hiſtoriſche Weltanſicht, wie ſie ſich zu der allgemeinen Völkergeſchichte der älteſten Zeit, und zur Philoſophie der Geſchichte überhaupt verhält, und in welcher Weiſe ſie darauf anwendbar iſt oder nicht. So wenig es nöthig oder ausführbar iſt, die hebräiſche Sprache, deßwegen, weil die göttliche Offenbarung in ihr niedergelegt worden, für die allgemeine Wurzel und erſte Quelle zu halten, aus welcher alle andern Sprachen auf der ganzen Erde hergeleitet werden müßten, eben ſo wenig iſt die Moſaiſche Völkertafel geeignet, zur Grundlage der allgemeinen Weltgeſchichte zu dienen, wie man es früherhin ſo oft verſucht hat, was aber nie ohne großen Zwang durchgeführt werden kann. Obwohl ſich ſchwerlich aus irgend einer der älteſten Urkunden der andern aſiatiſchen Völker, eine ſo vielfach belehrende, und beſonders auch hiſtoriſch klare Ueberſicht aller umher liegenden Nationen und Länder auf dem Erdkreiſe wird herausfinden laſſen; ſo läßt ſich doch der Moſaiſchen Offenbarung wohl eher jeder andre Zweck beilegen, oder darin ſuchen, als der, zu einem Schul-Compendium der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit zu dienen. Das Ganze in ſeiner Art nicht hoch genug zu ehrende Monument, iſt bei ihm offenbar zunächſt nur für ſein Volk und ſein Buch des Geſetzes beſtimmt; und Moſes geht dabei von ganz andern Geſichtspunkten aus, als die, welche die unſrigen ſind. Für uns iſt zum Beiſpiele die Sprachverwandtſchaft die Hauptſache in der Vergleichung und Anordnung verſchiedner Völkerſtämme; und nach dieſem Principe wurden wir das hebräiſche Volk mit dem phöniciſchen zuſammen ſtellen, und für eines verwandten Stammes halten. Beim Moſes ſtehen dieſe beiden grade am weiteſten von einander entfernt, und in feindlichem Gegenſatze getrennt, wie ſie es auch im Leben, im Glauben und in der Geſinnung waren. Es treten hier freilich auch von der hiſtoriſchen Seite Umſtände ein, bei der durch die ganze Weltgeſchichte fortgehenden beſtändigen Völkerbewegung und Völkervermiſchung, wodurch die Frage von der Abſtammung und Verwandtſchaft der verſchiednen Völkerſtämme weſentliche Modificationen erleidet, und darüber nicht mehr ſo leicht und einfach entſchieden, und alles darnach ſyſtematiſch geſondert und geordnet werden kann. Es geſchieht oft, und iſt in hiſtoriſch beſtimmten Fällen ſchon mehrmahls geſchehen, daß ein Stamm eine ganz andre Sprache annimmt, ohne daß darum der ganze Stamm in der Vermiſchung unterginge, oder völlig verſchmolzen würde, indem er vielmehr die deutlichen Spuren der erſten alten Abſtammung in ſeinem ſittlichen oder geiſtigen Charakter noch ſichtbar an ſich trägt und beibehalt; ſo daß alſo auch die Sprache hier wenigſtens allein nicht entſcheiden kann. Oft drückt auch der minder zahlreiche Stamm dem ganzen Volke, in dem ſittlichen Gepräge oder in der geiſtigen Richtung desſelben, vorzüglich ſeinen Stamm-Charakter auf. Die Abſtammung der Völker läßt ſich überhaupt nur da einfach verfolgen und ſondern, wo der Stamm rein bewahrt wird, und die Heirathen und alle Vermiſchung mit andern Völkern ſtreng ausgeſchloſſen bleiben. Dieß iſt aber nur bei einigen Völkern der Fall geweſen, und auch da, wo es Geſetz war, iſt es bei weitem nicht überall ſtreng beobachtet und immer gehalten worden, wie das Beiſpiel des hebräiſchen Volkes ſelbſt, in ſeiner oftmahligen Vermiſchung mit phöniciſchen Stämmen, obwohl dieſe ihm ſtreng unterſagt war, dafür zur Beſtätigung dienen kann. Die alten Geſetzgeber legten zwar auch auf die Abſtammung an ſich einen hohen Werth, wie eben jene beſchränkenden Geſetze über die Heirathen, um dieſelbe rein zu bewahren, es beweiſen; aber noch ein viel höheres Gewicht hatte bei ihnen das väterliche Erbtheil der alten Sitten, Verfaſſung, Geſinnung, und der ganzen geiſtigen Richtung, als worin ſie das Weſen des treu bewahrten Stamm-Charakters eigentlich ſetzen, und die Stufenordnung des Ranges unter den verſchiedenen Stämmen, vorzüglich darnach beſtimmen. Beſonders beim Moſes iſt dieſer geiſtige Charakter der Stämme, und der in ihnen fortlebende Geiſt, in der Geſinnung und ganzen Denkart, überhaupt der Faden der heiligen Ueberlieferung, und wie dieſe auf die verſchiedenen Völker überging und von ihnen bewahrt ward, die Hauptſache, und giebt dieſes erſt den richtigen Geſichtspunct für das Ganze an die Hand. Das große Mittelland in Weſt-Aſien, wo auch das wahre Eden, der urſprüngliche Wohnſitz des Erſten Menſchen und allgemeinen Stammvaters gelegen war, bildet in dieſer hiſtoriſchen Weltanſicht des Moſes die Mitte. Der weit verbreitete Stamm des Japhet bezeichnet und umfaßt die kaukaſiſchen Völker im Norden und weit umher in der dortigen Weltgegend, und auch im mittleren Aſien; geſunde und ſtarke, verhältnißmäßig minder verdorbne, aber doch keinesweges ganz rohe Naturvölker, die jedoch an der heiligen Ueberlieferung der älteſten Offenbarung nicht ſo unmittelbaren und nahen Antheil hatten, als die Völker vom Stamme des Sem, in jenem Lande der Mitte, deren unterſcheidender Charakter und hoher Vorzug bei Moſes eben darin beſteht. Im Süden bezeichnet und umfaßt der Völkerſtamm des Cham ſodann das entartete, und in der Geſinnung gegen das Göttliche feindlich gewordne Aegypten, welches Land in der einheimiſchen Sprache dort ſelbſt den Nahmen Chemi führte, und dann weiter hinaus alle die einer finſtern Magie vorzüglich hingegebnen afrikaniſchen Völkerſtämme. Wie ganz ſubjectiv, und nur für ſeinen Volksſtamm und großen National-Zweck abgemeſſen, die Moſaiſche Völkertafel ſei, geht unter andern auch daraus hervor, daß während man manche große Völker im entferntern Umkreiſe, oder im fernen Oſt-Aſien nicht ohne Mühe an der Stelle, wo ſie zu ſuchen wären, in dieſem Grundriſſe zu finden, oder ſie nicht ganz ohne Zwang darin unterzubringen vermag, von einem einzelnen befreundeten arabiſchen Volkszweige, oder auch feindlich gegenüberſtehenden phöniciſchen Stamme, zwölf oder dreizehn einzelne Geſchlechter angegeben ſind. In dieſem einfachen Geſichtspuncte aufgefaßt, iſt die Moſaiſche Ueberſicht der Völkerſtämme auf der bewohnten Erde ſehr klar, und wenn auch die Deutung mancher einzelnen Volksnahmen problematiſch bleibt, im Ganzen wenigſtens vollkommen verſtändlich, und geht auch ein ſehr großer hiſtoriſcher Sinn aus derſelben hervor.

Siebente Vorleſung.

Allgemeine Betrachtungen über das Weſen des Menſchen in hiſtoriſcher Beziehung, und über die zwiefache Anſicht der Geſchichte. Von den heidniſchen Myſterien, und von der perſiſchen Weltherrſchaft.

Statt der hundertfältig verſchieden commentirten, und nach dem angenommenen Syſteme der vorherrſchenden hiſtoriſchen Anſicht eines Jeden doch immer wieder anders ausgelegten Moſaiſchen Völkertafel, welche man ſonſt wohl jeder weltbiſtoriſchen Darſtellung glaubte zum Grunde legen zu müſſen, und die ſich in dieſer falſchen, willkührlichen Methode doch nie ohne Gewalt, allen ſonſt gegebenen geſchichtlichen Daten anpaſſen und in ſie hinein zwängen läßt, welches auch ganz offenbar, durchaus nicht die wahre Abſicht und der große Sinn derſelben iſt; findet ſich freilich wohl in dieſer heiligen Urkunde der göttlichen Wahrheit, ein anderes tiefer eingehendes Princip, welches allerdings für die allgemeine Geſchichte und die Philoſophie derſelben ſehr anwendbar und zugleich höchſt einfach, und doch ganz allumfaſſend iſt. Es iſt dieſes das gleich beim erſten Anbeginne des Menſchen und aller Geſchichte, in jener Offenbarung aufgeſtellte, und als das urſprüngliche zum Grunde gelegte Princip, oder der Begriff von dem göttlichen Ebenbilde des Menſchen, als worin ſeine eigenthümliche Natur, ſein wahres Weſen und ſeine endliche Beſtimmung beſtehe. Dieſes Princip nun iſt es, welches dieſer ganzen Entwicklung hier ebenfalls zum Grunde gelegt iſt; und wird es daher nothwendig ſein, hier am Schluße der älteſten Welt-Periode, und beim Uebergange zu der zweiten Abtheilung des Ganzen, dieſes etwas näher zu erörtern, und eine genauer beſtimmte Rechenſchaft darüber zu geben. Es giebt eben nur, je nach dem verſchiedenen Begriffe vom Menſchen, von welchem man dabei ausgeht, zwei verſchiedene Hauptanſichten der Geſchichte, oder auch zwei welthiſtoriſche Partheien in dem Gebiethe dieſer Wiſſenſchaft, und in dem Urtheile darüber. Daß bei einem ſolchen allgemeinen Gegenſatze, Schriftſteller, die bloß bei dem Einzelnen der gegebenen Thatſachen ſtehen bleibend, weiter keine Anſicht über das Ganze haben wollen, oder auch ſolche, die in ihren Gedanken hin und her ſchwankend, wenigſtens keine mit Klarheit erfaßte, und conſequent feſtgehaltene Anſicht haben, hier nicht mitzählen, liegt in der Natur der Sache, und bedarf keiner weitern Erklärung. Entweder alſo iſt der Menſch bloß ein veredeltes, allmählig bis zur Vernunft abgerichtetes, und endlich ſogar bis zum Genie geſteigertes Thier; und dann kann auch die ganze Culturgeſchichte keinen andern Inhalt haben, als die von Stufe zu Stufe immer weiter gehenden Fortſchritte auf dem Wege dieſer unendlichen Vervollkommnung. Dieß könnte man in einem gewiſſen Sinne, von der wiſſenſchaftlichen Seite, wohl die liberale Anſicht der Weltgeſchichte nennen; auch iſt ſie vielleicht nirgend ſo mathematiſch ſtreng, und rein durchgeführt worden, als von einem ſehr ausgezeichneten, ganz von dieſer Idee eingenommenen franzöſiſchen Denker, der allerdings für dieſe Grundſätze ſelbſt zum Märtyrer in ſeiner Zeit geworden iſt. In dem Zwieſpalte der allgemeinen Lebensanſicht, in dem alle Weltverhältniſſe umfaſſenden, oder durch ſie hingebenden Gegenſatz der Meinungen, ſind es weit weniger jene Dogmen, in welchen Jeder für ſein Gefühl und Gewiſſen, für ſein innerſtes Streben und für ſeine endliche Hoffnung, Aufſchluß, Hülfe und Stärke, oder doch Beruhigung findet; als vielmehr der einzige Glaubensartikel vom Menſchen und von dem, worin ſein eigentliches Weſen, ſeine innre Natur und höhere Beſtimmung beſteht, was die eine oder die andere Meinung be-

Condorcet?

gründet, und woraus die religiöſe Anſicht, oder wenn ich es ſo nennen darf, die Religion der Geſchichte, ſo wie die Irreligion derſelben hervorgeht. Jene Idee von der unendlichen Perfectibilität des Menſchen hat etwas für die Vernunft ſehr Entſprechendes; und ſobald es bloß als Anlage und mögliche Dispoſition genommen wird, enthält ſie auch unläugbar viel Wahres, nur daß ihr alsdann eine wenigſtens eben ſo große Corruptibilität des Menſchen zur Seite ſteht. Allein auf das große Ganze der geſammten Weltgeſchichte angewendet, hat dieſe ganze Anſicht eigentlich keinen rechten Anfang; denn jener ſchwankende Begriff von einem der unendlichen Veredlung und Fortſchreitung fähigen Thiere, iſt doch kein ſolcher, und es giebt auch überhaupt keinen wahren Anfang in der Wiſſenſchaft, ſo wenig als im Leben und in der Geſchichte, außer dem, der von Gott ausgeht. Und ſo hat ſie auch kein rechtes Ende; denn das bloße Fortſchreiten in's Unendliche, iſt doch kein ſolches, kein feſtbeſtimmtes Ziel und poſitiver Zweck. Aber auch in der Mitte, und in der Anwendung auf die ganze Maſſe der hiſtoriſchen Thatſachen, ſtößt man dabei auf große Schwierigkeiten, da dieſelbe jenem abſtracten Geſetze von der in's Unendliche fortſchreitenden Vervollkommnung gar nicht immer Folge leiſtet, ſondern ſehr oft nicht bloß bei einzelnen Nationen, ſondern in ganzen großen Welt-Perioden vielmehr das Geſetz eines natürlichen Kreislaufes, als das darin vorwaltende, ſo ſichtbar und augenſcheinlich hervortritt. Dieſes unangenehme Factum aber bleibt, nach jenem welthiſtoriſchen Vernunft-Syſteme, eigentlich immer unerklärbar; oder wenn es ſich auch erklären läßt, ſo kann ſich doch jene liberale Anſicht nicht damit ausſöhnen. So oft daher der Menſch und das Menſchengeſchlecht von dieſer ihm mathematiſch vorgezeichneten Bahn der unendlichen Perfectibilität in eine excentriſche Abweichung geräth, oder gar, wie es zu ihren beſtimmten Zeiten den Planeten unſers irdiſchen Himmels geſchieht, einmahl dem Anſcheine nach völlig rückgängig wird; ſo geräth der von dieſem Principe ausgehende Weltbeobachter oder geſchichtliche Denker ganz außer Faſſung, und es kann auch ein ſolcher gegen die erſte Grundregel anſtoßender Weltlauf oder Wendung der Zeit, kein andres Reſultat bei ihm haben und hervorbringen, als den höchſten hiſtoriſchen Unwillen, der von der Gegenwart aus, noch in die ferne Zukunft ſich erſtreckt, und zugleich die ganze Vergangenheit mitumfaßt, um auch ſie unter der falſchen Beleuchtung des leidenſchaftlichen Zeitgeiſtes, mit jenem liberalen Unwillen, ganz ſchief, oder doch ſehr einſeitig, wenigſtens gewiß nicht in dem rechten und vollen Lichte, und der Wahrheit gemäß zu beurtheilen. Iſt aber der Menſch nicht bloß ein veredeltes, bis zur Vernunft gebildetes, ja bis zum Genie geſteigertes Thier; ſondern beſteht ſein eigenthümlicher Unterſchied und Vorzug, ſein eigentliches Weſen, ſeine Natur und Beſtimmung in dem göttlichen Ebenbilde: dann geht daraus eine ganz andre welthiſtoriſche Grundlage und Anſicht hervor, als die eben geſchilderte; indem alsdann die ganze Menſchengeſchichte im Allgemeinen keinen andern Gegenſtand und Inhalt, als die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes und den Gang dieſer Wiederherſtellung haben kann. Denn, daß dieſe Vorausſetzung und dieſen erhabenen Urſprung des Menſchen einmahl angenommen, das göttliche Ebenbild auch in ſeinem innerſten Bewußtſein, ſo wie in dem ganzen Menſchengeſchlechte ungemein alterirt und zerrüttet, oder ſtark in Unordnung gerathen iſt, das brauchen wir nicht erſt aus den poſitiven Religionslehren zu entnehmen, indem einem Jeden ſchon ſein inneres Gefühl, die eigne Lebenserfahrung oder allgemeine Weltanſicht die hinreichende Ueberzeugung davon gewähren oder beſtätigen kann. Eben ſo wenig wird Jemand, der das Princip ſelbſt, von dieſem göttlichen Ebenbilde im Menſchen, deſſen alte halbverwitterte Schriftzüge noch auf allen Blättern der älteſten Weltgeſchichte gefunden werden, deſſen noch nicht ganz erloſchenes Gepräge in dem geöffneten Geheimniſſe jeder tiefer erfaßten Menſchenbruſt ſich dem nachſinnenden Gefühle kund giebt, nur einmahl feſt in ſeiner Ueberzeugung gefaßt hat, an der Hoffnung jemahls irre werden, oder ſie ganz verlieren können, daß, wie groß auch die Zerrüttung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen ſcheinen, oder wirklich ſein mag, die Wiederherſtellung deſſelben dennoch möglich bleibe. Wohl wiſſend aus dem Leben und aus der eignen Erfahrung, wie groß und wie ſchwer dieſes Werk ſei, wie viel Hinderniſſe ihm entgegenſtehen, und wie leicht auch nach einem ſchon theilweiſen Gelingen, was ſchon gewonnen ſchien, wieder verloren werden kann; wird er, wo auch einmahl in dem Menſchengeſchlecht oder in der Weltgeſchichte, ein wirklicher oder ſcheinbarer Stillſtand oder Rückfall ſichtbar wird, viel eher ſich darein finden, über die Sache ſelbſt weit billiger, und eben darum vielſeitig richtiger urtheilen, in jedem Fall aber, dem in dieſer welthiſtoriſchen Wiederherſtellung ſichtbaren Gange einer höhern Entwicklung und Leitung auch weiter vertrauen. Will man nun eine ſolche, auf das Princip des göttlichen Ebenbildes gegründete Philoſophie der Geſchichte, als die religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte im Gegenſatz jener andern aus dem Vernunft-Princip von der unendlichen Perfectibilität hervorgehenden, die legitime nennen; ſo kann dieſes inſofern wohl einen guten und richtigen Sinn geben, als wirklich alle göttlichen und menſchlichen Geſetze und Rechte, ſo weit ſie hiſtoriſch gegeben ſind, und mit in die Geſchichte eingreifen, in ihrem erſten Grunde auf dieſer Vorausſetzung von der höhern Würde und göttlichen Beſtimmung des Menſchen beruhen. Daher iſt dieſe Anſicht auch die einzige, welche dem Menſchen ſelbſt, nach dem eigenthümlichen Vorzug ſeines ganzen Weſens, ihr volles Recht wiederfahren läßt. Auch aller andern Wahrheit ſoll ſie aber ihr volles Recht wiederfahren laſſen; und ſie allein kann es auch, ihrem eignen Princip unbeſchadet, da dieſes, eben weil es das einfach wahre, auch ein vollſtändiges, und richtig in das Ganze eingreifende iſt. Sie darf und ſoll es auch erkennen, daß der Menſch neben ſeiner göttlichen Beſtimmung und höhern Würde, in phyſiſcher Hinſicht und im äußern Daſein, zugleich auch ein Naturweſen iſt und bleibt, obwohl nicht zuerſt und zunächſt, und nur dieſes allein, ſondern in einem, jenem höhern untergeordneten Sinne, und daß er alſo in dieſer Hinſicht, in ſeiner äußern Entwicklung, auch einem oder dem andern hiſtoriſchen bloßen Naturgeſetze unterworfen ſein kann. Eben ſo auch mag ſie es erkennen und nicht abläugnen, daß der freie Menſch auch da, wo er nicht von dem göttlichen Princip ausgeht, immer noch ein vernünftiges, mithin aus dem erſten Anfangspunct weiter folgerndes, fortbildendes, ſich weiter entwickelndes, mithin im Guten wie im Böſen weſentlich und gränzenlos, und man könnte faſt ſagen, furchtbar progreſſives Weſen bleibt. Die von dem höheren, göttlichen Standpuncte ausgehende legitime Weltanſicht ſoll eben durchaus, ſo weit es dem Menſchen erreichbar iſt, eine Erkenntniß des Wahren, und ein richtiges Verſtändniß des Wirklichen ſein, und dadurch eine Wiſſenſchaft der Geſchichte, d. h. alles deſſen werden, was durch Gott mit dem Menſchengeſchlecht geſchehen iſt. Sie darf alſo, um noch einen Augenblick in dieſem Gleichniß fort zu reden, keineswegs eine über das wahre Recht und die rechte Wahrheit allenfalls hinausgehende, und immer noch weiter in's Ultra hineinſchreitende Welt- und Lebensanſicht ſein, da ſelbſt in dieſer Zeitbenennung übrigens ſchon an ſich wohl einiger Mißbrauch oder Mißverſtand mit in den wahren Begriff hinein gezogen iſt. — Vielmehr ſollte dieſe religiöſe Anſicht der Geſchichte und des Lebens, eben darum, weil ſie dieſes iſt und ſein will, niemahls in ihrem hiſtoriſchen Urtheil, eine ſchroff verdammende und übereilt oder unbedingt wegwerfende ſein. Denn nachdem jene Moſaiſche Lehre und hiſtoriſche Grundlage von dem göttlichen Ebenbilde, den eigentlichen und unterſcheidenden chriſtlichen Begriff vom Menſchen, mithin auch von ſeiner Geſchichte, vollſtändig in ſich enthält; ſo liegt darin ſchon eine hinreichende Erinnerung, daß unter allen Geſetzen, welche aus jenem chriſtlichen Grundbegriff, und aus dem Chriſtenthum ſelbſt hervorgehen, in der Behandlungsweiſe und für das ganze äußere Verhältniß, das Geſetz der Liebe, das erſte und vornehmſte iſt, welches nicht bloß im Leben, ſondern eben ſo gut auch in der Wiſſenſchaft ſeine Anwendung findet, und ſeine volle Gültigkeit hat. Doch ſchließt die Liebe die Entſchiedenheit in der Anſicht nicht aus; die bloße Schlaffheit im Urtheil geht nur aus der Gleichgültigkeit, oder der Abweſenheit aller Geſinnung hervor; in welcher vielmehr alle Liebe mit der Wahrheit zugleich untergeht.

Das göttliche Ebenbild im Menſchen beſteht aber nicht etwa in einem, gleich dem Blitz vorüberfahrenden Lichtſtrahl, und einzelnen Gedanken, als dem zündenden Funken des Prometheus; noch auch gleich der Platoniſchen Gottähnlichkeit, in einer über die Sphäre des gewöhnlichen Denkens weit erhabenen Idee und ſolchen idealiſchen Richtung des menſchlichen Strebens: ſondern es liegt, eben weil es die Grundlage und das oberſte Princip des menſchlichen Weſens und Daſeins bildet, ſchon in der Natur und in den Grundzügen, oder der innern Structur des menſchlichen Bewußtſeins; und hängt ſelbſt die pſychologiſche Dreifachheit desſelben, und ſeines innern geiſtigen Lebens damit zuſammen. Vierfach iſt das in der äußern Welt in verſchiedne Richtungen getheilte Bewußtſein, im Zuſtande des Zwieſpalts; nach Vernunft und Fantaſie, oder Verſtand und Willen, ſo lange dieſe nicht im Einklange ſind. Dreifach aber iſt das innere Leben des Menſchen nach Geiſt, Seele und Sinn, in der harmoniſchen Wiederherſtellung des Bewußtſeins; und dieſes zu entwickeln und nachzuweiſen, war der Gegenſtand, Inhalt und Zweck der in einem frühern Vortrage entwickelten Philoſophie des Lebens. Und allerdings ſteht dieſer geiſtige Dreiklang des innern höhern Lebens, welcher dem Menſchen unter allen Geſchöpfen allein zukommt, in der innigſten Beziehung auf die dreifache Kraft und Eigenſchaft des Einen göttlichen Weſens, und bildet eben, ſo weit als der unermeßliche Abſtand zwiſchen dem Geſchöpf und dem Schöpfer es geſtattet, die wunderbare Analogie zwiſchen dem ſchwachen, veränderlichen Menſchen, und dem unendlichen Geiſte der ewigen Liebe. Die Wiederherſtellung des urſprünglichen harmoniſchen Bewußtſeins, und dreifachen innern Lebens, geſchieht aber in dem einzelnen Menſchen auf die Weiſe, daß zuerſt die früherhin zertheilte Seele durch ein höheres Licht, wenn ſie es als den erſten Strahl der Hoffnung mit Liebe erfaßt, und in ſich aufnimmt, wieder innerlich Eins, und ergänzt, oder von neuem ein Ganzes wird. Auf der Grundlage dieſes erſten Lichtanfangs kann alsdann der lebendige Geiſt, der nun nicht mehr bloß ein kalter, todter, abſtracter Verſtand iſt, das reine Wort der Wahrheit, welche mit der Liebe

Eins iſt, im lebendigen Glauben feſt halten, und ſich in dieſem Worte, und aus dieſem nun auch in der Welt, und in ſich ſelbſt zurecht finden; während der noch getheilte Verſtand, in ſeinem iſolirten und abſtracten Zuſtande früherhin innerlich und äußerlich nur zwiſchen bloßen Naturfantaſien, und den in ewiger Dialektik mit ſich ſelbſt ſtreitenden Vernunft-Sophismen, hin und her gezogen und getheilt war. Wenn nun alſo der verworrne gordiſche Knoten des in ſich ſelbſt verſchlungnen, und unauflöslich verwickelten Menſchenbewußtſeins durch die ſtarke Hand der alles lenkenden Liebe gelöſt worden, und dieſes nicht durch den innern Widerſtand ſelbſt verhindert wurde; dann wird auch das dritte Grundvermögen im Menſchen, der innere Sinn für das Göttliche, neu bewegt und erhoben. Es iſt nun nicht mehr ein bloß paſſiver Sinn für alles Höhere, ein unvermögender, oder unentſchiedner Willen für das Gute, ſondern es wird nun eine Kraft, die zum Leben wirkt, und ſelbſt Leben und That iſt. Etwas andres aber, als die innere Entwicklung des höheren Lebens in dem einzelnen Menſchen, iſt der Stufengang in jener Geſtaltung des Menſchen im Großen, welche den Inhalt der Weltgeſchichte bildet, oder was wir die Menſchheit und die Entwicklung und Bildung derſelben nennen. Hier kann das Eintheilungs-Princip für die verſchiedenen einzelnen Stufen der Entwicklung nicht von den drei Grundvermögen des innern Lebens und Bewußtſeins im einzelnen Menſchen hergenommen, ſondern es kann nur in dem göttlichen Impuls gefunden werden, ſo wie derſelbe hiſtoriſch gegeben iſt, welcher den höhern Anfangspunct eines neuen Lebens in dem Menſchengeſchlecht, für jede Stufe gebildet hat, wiewohl nach der Natur der Sache auch hier in dem Ganzen und in dem allgemeinen Gange der großen Wiederherſtellung, der Stufen ebenfalls drei ſind. Nach jener Grundlage von dem göttlichen Ebenbilde im Menſchen und von der Wiederherſtellung desſelben, als dem Inhalt aller Geſchichte; wird alſo für die erſte Stufe derſelben in der älteſten Welt-Periode, das dem Menſchen urſprünglich verliehene Wort der ewigen Wahrheit, worauf die heilige Ueberlieferung und göttliche Offenbarung aller Völker, auf ſo vielen verſchiednen Wegen, und in ſo mannichfach abweichenden Spuren und Bruchſtücken hinweiſt, die leitende Haupt-Idee für alles Einzelne in der hiſtoriſchen Unterſuchung und Erklärung bilden. Für die zweite Stufe aber, in jener vollen Mittags-Periode der höchſten Entwicklung des Menſchengeſchlechts, wo die ſiegreiche Kraft in dem Uebergewicht der vorherrſchenden Nationen nach allen Directionen ſo gewaltig hervortritt, wird uns der Begriff eben dieſer Kraft, und die Frage, in wiefern ſie eine höhere und göttliche war, oder aber eine zerſtörende, vielleicht dem Göttlichen ſelbſt feindlich widerſtrebende, oder wenigſtens von gemiſchter Beſchaffenheit, zum Maaßſtab der hiſtoriſchen Beurtheilung, und zum Kriterium der Unterſcheidung dienen. Für die letzte Stufe, und dritte Welt-Periode der neuen Zeit, kann nur in dem höhern Lichte der reinern Wahrheit, wie dieſes in der Wiſſenſchaft und im Leben ſelbſt hervortritt, der Geſichtspunct oder das Princip gefunden werden, worauf alles bezogen, oder nach dem alles beurtheilt werden muß, ſo wie auch nur aus dieſem ſich die etwa noch folgende Entwicklung und weitere Hinweiſung, für die übrige hiſtoriſche Zukunft, herleiten, oder wenigſtens andeuten ließe. Und ſo wäre alſo das dreifache göttliche Princip und der innere Eintheilungsgrund einer ſolchen Philoſophie der Geſchichte: das *Wort*, die *Kraft* und das *Licht*; welche einfache Eintheilung ſelbſt ganz auf der hiſtoriſchen Erfahrung und Wirklichkeit beruht und gegründet iſt. Denn das Vorhandenſein einer urſprünglichen Offenbarung in der älteſten Zeit, die Ausbreitung des Chriſtenthums, als der Anfang und die Kraft eines neuen Lebens, in der ſittlichen Welt, und der Vorrang der jetzigen europäiſchen Geiſtesbildung, mit welchem dieſe den andern Welttheilen, und ſelbſt den meiſten Perioden der Vergangenheit in vieler Hinſicht voranleuchtet, ſind ſolche drei weltgeſchichtliche Facta, oder Cultur-Thatſachen, welche in dieſer Allgemeinheit, als die unbezweifelten hiſtoriſchen Grundlagen für jenen Stufengang in der Entwicklung der Menſchheit gelten können; wo es nur darauf ankommt, eine jede derſelben, einzeln genommen, in ihrem vollen Umfange ganz zu würdigen, beſonders aber ſie in ihrem innern Zuſammenhange vollkommen zu verſtehen, und in dieſem Zuſammenhange des Ganzen richtig zu erklären. Daß den chriſtlichen Staaten und Völkern von Europa, mit dem höhern Lichte der reinern Wahrheit, zugleich ein ſolches auch für die Wiſſenſchaft und überhaupt für die geſammte geiſtige Bildung, und das ganze ſittliche Leben, ja auch für die geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe gegeben ſei, das erkennt wohl Jeder; eben ſo ſehr weiß und fühlt auch jeder, daß dieſe vorherrſchende Idee, oder dieſes hiſtoriſche Lebens-Princip in der neuern Zeit noch ganz in dem Kampfe ſeiner innern Entwicklung begriffen iſt; und dieſer innre Entwicklungskampf wird und muß eben vorzüglich der Gegenſtand der geſchichtlichen Betrachtung ſein in dieſem letzten Theile des Ganzen.

Eben ſo einleuchtend und unverkennbar iſt es in der zweiten Welt-Periode, zu welcher ich jetzt übergehe, wie bei jeder der in ihr weltherrſchend gewordnen Nationen, eine höhere geiſtige oder ſittliche Kraft ſichtbar hervortritt. Eine ſolche lag allerdings ſchon in dem tiefen und ſtarken Naturgefühle, welches in dem altväterlichen Gottesglauben, und in den rein gebildeten Sitten der alten Perſer ſich kund giebt, und woran ſich dann eine edle Begeiſterung des kriegeriſchen Ruhms und der Vaterlandsliebe ſo leicht anſchließen konnte. Die Kraft des erfinderiſchen Genies in den Wiſſenſchaften und in der Kunſt des Schönen wird Niemand den Griechen abſprechen, oder ihnen den Vorrang darin ſo leicht ſtreitig machen können; ſo wie die Römer hinwiederum in der Charakterſtärke und in der moraliſchen Kraft des Willens, in dem gegenſeitigen Kampfe der Völker und des Staats, den andern vorantreten. Es wird hier nur die Frage ſein können, ob dieſe höhere Natur-, Geiſtes- und Charakter-Kraft, welche dieſen weltherrſchenden Nationen verliehen war, auch immer gut angewendet worden; ob ſie auch, wenn gleich eine höhere, überall ſchon eine wahrhaft göttliche geweſen, oder was ihr vielleicht noch Irdiſches, Hemmendes, Zerſtörendes beigemiſcht war; und ob dieſe in ihrer Art allerdings große und bewunderungswürdige Kraft an ſich ſchon hinreichend geweſen ſei, um das herabgeſunkne

Menſchengeſchlecht wieder ſittlich und geiſtig aufzurichten; oder ob es dazu noch einer andern, viel reinern und höhern Kraft bedurfte. Für die Entwicklung und Darſtellung der älteſten, jetzt zum Schluſſe gebrachten Welt-Periode, würde ich glauben, der darin liegenden Aufgabe ein Genüge geleiſtet zu haben, wenn es mir gelungen iſt, in dieſem kurzen hiſtoriſchen Umriſſe, einerſeits die Ueberzeugung von dem Vorhandenſein einer urſprünglichen Wahrheit im Menſchen und im Menſchengeſchlechte, von einem Urworte der älteſten Offenbarung zu begründen, von welchem in der heiligen Ueberlieferung aller Völker jener erſten Zeit noch überall die deutlichſten Hinweiſungen und zerſtreuten Spuren, als eben ſo viele einzelne und für ſich genommen räthſelhafte Schriftzüge und abgeriſſene Bruchſtücke, gleichſam einzelne hieroglyphiſche Buchſtaben aus dem verlornen Ganzen ſich vorfinden; und zugleich auch die Ueberzeugung, daß wie ſehr dieſes Wort des Anfangs, mit der zunehmenden Entartung des Menſchen-Geſchlechts in dem ſpätern Heidenthume durch den beigemiſchten Irrthum aller Art verfälſcht, durch die zahlloſen hinzugefügten Dichtungen ganz verdeckt und verdunkelt, überhaupt in Verwirrung gebracht, und bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſein mag; doch bei der tiefer eindringenden Forſchung noch überall einzelne Lichtſtrahlen des gemeinſamen Urſprungs und der urſprünglichen Wahrheit genug daraus hervorleuchten und darin gefunden werden.

Denn auch das alte Heidenthum — und dieſe Eine Bemerkung bleibt hier noch als Reſultat hinzuzufügen — hat eine Grundlage der Wahrheit, und kann vollſtändig erkannt und ganz verſtanden, der Wahrheit ſelbſt nur zur Beſtätigung dienen; wie auch die tiefern Forſchungen der neuern Zeit über das mythiſche Alterthum und den hiſtoriſchen Urquell desſelben uns immer mehr, und von ſehr verſchiednen Geſichtspuncten aus, auf dieſes Reſultat und Ziel aller Alterthumskunde, oder wenigſtens bis ſehr nahe an dasſelbe hingeführt haben. Wenn es möglich wäre, oder wenn es gelingen könnte, die allem Heidenthume zum Grunde liegende Naturanſchauung und einfache Natur-Symbolik von dem beigemiſchten Irrthume, von der hinzugefügten Dichtung rein auszuſondern;

ſo würden dieſe hieroglyphiſchen Grundzüge des wiſſenſchaftlichen Inſtinkts der Erſten Menſchen, mit der Wahrheit und ihrer Erkenntniß in der Natur wohl nicht im Widerſtreite ſtehen, ſondern vielmehr einer jetzt freier entwickelten und reiner vollendeten Wiſſenſchaft des Lebens nur das belehrende Bild darbiethen, worin ſie den erſten Anfang ihrer höchſten Ideen erblicken könnte. Denn wenn der Menſch, der doch ſelbſt der höchſte Mittelpunct der Natur auf Erden iſt, nicht ſchon vom Urſprunge aus, einen wiſſenſchaftlichen Inſtinkt und unmittelbaren Blick in die Natur hätte; ſo würde er mit aller Kunſt, und bloß durch die Hülfe der Maſchinen und Inſtrumente, auch niemahls eine eigentliche Erkenntniß in dieſer Sphäre, und ein richtiges Verſtändniß der Natur, ihres innern Lebens, und ihrer verborgnen Kräfte erreichen können. Der bildliche Irrthum, welcher die Mythologie zur Folge hat, und ſelbſt wieder aus ihr hervorgeht, ich meine die Verwechslung des Symbols mit dem Gegenſtande ſelbſt, von welchem, als dem verborgenen Höheren, dasſelbe urſprünglich bloß das bedeutende Gleichniß war und ſein ſollte, könnte verhältnißmäßig noch als die verzeihlichere, und dem Menſchen, in ſeinem jetzigen, zwiſchen einer bildlichen Fantaſie und der discurſiven Vernunft getheilten Bewußtſein, faſt natürliche, oder wenigſtens zur pſychologiſchen Gewohnheit und andern Natur gewordne Art desſelben gelten. Doch würde auch dieſer nie haben Statt finden können, wenn nicht früher ſchon die Verwechslung des Höhern und des Untergeordneten, des Erſten und des Zweiten, der Gottheit und der Natur, und die Umkehrung der rechten Ordnung zwiſchen beiden, wenn auch noch nicht unbedingt, doch wenigſtens in einem gewiſſen Maaße vorausgegangen wäre, oder wenigſtens angefangen hätte. Der eigentlich verderbliche heidniſche Grundirrthum liegt in der ſinnlichen Naturvergötterung, wo jene Umkehrung der Dinge, und damit auch aller ſittlichen Begriffe nun vollendet, und recht eigentlich im menſchlichen Geiſte das Unterſte zu oberſt gekehrt wird; doch wird dieſer allzerſtörende Grund-Irrthum des Materialismus, auch außer dem eigentlichen Heidenthume, in der Atomenlehre, und in andern Syſtemen des falſchen wiſſenſchaftlichen Denkens gefunden. Nebſt der ſinnlichen Naturvergötterung, welche in der alten Mythologie und Volks-Religion das Vorherrſchende iſt, beſteht der andre Haupt-Irrthum in der magiſchen Richtung, d. h. in der materiellen niedern Anwendung, in dem unerlaubten Mißbrauche der höhern Naturkräfte, da wo dieſe wirklich erkannt werden, wo der Geiſt durch die äußere ſinnliche Hülle derſelben ſchon tiefer in das innere Leben der Natur eingedrungen iſt. — Dieſe höhere, und eben darum noch gefährlichere Verirrung war am meiſten wohl, nicht ſo ſehr in der alten dichteriſchen Volks-Religion, als in den enger geſchloſſenen Vereinen der heidniſchen Myſterien vorhanden, und wird da vorzüglich zu ſuchen, und mehrentheils auch zu finden ſein. — Obgleich die Lehren der Myſterien, welche nicht bloß in Aegypten, ſondern auch in Griechenland eine ſo wichtige Stelle in der öffentlichen Meinung, in der geiſtigen Bildung und ganzen Denkart, ja ſelbſt im Leben der Alten einnehmen, viel ernſter und tiefer waren, in Beziehung auf den Menſchengeiſt, ſeine Macht und urſprüngliche Würde, dann auf die verborgne Naturkraft und unſichtbare Welt, als die gewöhnliche Volks-Mythologie der Dichter, ſo darf man doch darum nicht glauben, daß ihr Einfluß überall ein durchaus heilſamer geweſen ſei, oder ihre innere Beſchaffenheit, und der in ihnen herrſchende Geiſt ein für den letzten Zweck immer lobenswerther. Man darf, wie ich dafür halte, bei den Aegyptern viel Wiſſenſchaft vorausſetzen, beſonders in der Natur, mehr vielleicht noch als die Griechen im Allgemeinen, und die Pythagoräer insbeſondere, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, von ihnen gelernt und entlehnt haben; allein ohne eine ſtarke Beimiſchung von Irrthum, ohne mannichfachen magiſchen Mißbrauch, dürfen wir uns dieſe ägyptiſche Wiſſenſchaft wohl nicht denken. Wenn die heilige Richtſchnur, und der innre Leitfaden der Wahrheit einmahl verloren, wenn die richtige Ordnung der Dinge und der Begriffe einmahl umgekehrt iſt, dann findet ſich im Menſchen und im Menſchengeiſte oft das Höchſte, das Geheimnißvollſte und das Wunderbarſte, mit dem Niedrigſten, dem Verkehrteſten und dem ganz Schlechten oder Bösartigen dicht neben einander. Mitten unter allen dieſen falſchen oder ſeltſamen Götterbildern, bloßen Natur-

Symbolen, und wenigſtens ſehr vieldeutigen Sinnbildern und Hieroglyphen, konnte der heilige Tempelſchlaf der Aegypter leicht auch Anſchauungen der Finſterniß und Viſionen des Irrthums herbeiführen; beſonders wenn jene magiſche Richtung, d. h. eine materielle und unerlaubte Nebenabſicht im Gebrauche der höhern Naturkräfte, ein in böſen Zwecken dämoniſch bewegter Wille hinzukam. Und dieſes iſt das, worauf es bei aller Wiſſenſchaft in ihrem Verhältniſſe zu der höhern göttlichen Wahrheit eigentlich ankommt, und was über ihren Werth entſcheidet; ob ſie gut angewendet wird, oder ob ſie eine zerſtörende Richtung auf das Verderbliche genommen hat, und ob die richtige Ordnung und Unterordnung der Natur als des Zweiten und alles Nützlichen unter das Göttliche und unter Gott, welcher das Erſte iſt, darin beobachtet iſt. Dieſes aber vorausgeſetzt, und an und für ſich genommen, würde alle Wiſſenſchaft, auch die am tiefſten in die Natur und ihr verborgnes innres Leben eindringende, nur zu deſto größerer Verherrlichung Deſſen, Der ſie erſchaffen hat, dienen können. Sind ja doch auch in den Schriften des alten Bundes und beſonders den Moſaiſchen, alle jene Naturgeheimniſſe und die eigentlichen Schlüſſel dazu in ſo manchen Andeutungen, einzelnen Stellen und Worten, als eben ſo viele wiſſenſchaftliche Goldkörner im vollen Maaße, aber nur gleichſam verloren, und wie nebenbei ausgeſtreut, die hier nur dienen, um den Weg zu ſchmücken und die Bahn zu bezeichnen, für das, was in allen dieſen Schriften, als die Hauptſache betrachtet und aufgeſtellt wird; nähmlich den wunderbaren Gang in der göttlichen Führung des Menſchengeſchlechts, die heilige Bundeslade der göttlichen Geheimniſſe und Verheißungen, wenn ich es ſo nennen darf, an dem ſtaunenden Auge vorüber zu führen. Alles iſt hier dem Göttlichen untergeordnet, und alles dient dem Höheren, und darin liegt eben der unterſcheidende Charakter und das Gepräge der Wahrheit, auch für das bloß Natürliche, und mit angedeutete oder unter der Hülle verborgne Naturgeheimniß.

Welche geringe Abweichung von der Wahrheit oft hinreichend iſt, zur erſten Veranlaſſung eines ſpäterhin immer weiter ſortwachſenden Irrthums, davon kann beſonders jene einfache Naturverehrung, und ihrer reinen Elemente und erſten Grundkräfte, des heiligen Feuers, und nicht der niedern atmoſphäriſchen, ſondern der reinen obern Himmels-Luft und des, dieſer eigentlichen Lebens-Luft inwohnenden beſeelenden Hauchs, beſonders aber des Lichts, wie ſie die Grundlage in der Religion der alten Perſer bildete, zum Beiſpiele dienen; welche in der fruheſten Zeit auch bei den Indiern vorzüglich herrſchend geweſen ſein muß, da die meiſten und älteſten Stücke in den Veda's meiſtens auf dieſe Elemente gehen und an ſie gerichtet ſind, dagegen ſo viele Nahmen der ſpätern indiſchen Gottheiten ihnen noch unbekannt ſcheinen. Vielleicht iſt dieſe einfache und reine Naturverehrung überhaupt die älteſte, und in der frühern patriarchaliſchen Welt noch viel allgemeiner ausgebreitet geweſen. Und ſo lag wohl auch nach der urſprünglichen Meinung gar keine eigentliche Naturvergötterung, noch eine Verkennung des höchſten Gottes darin; bis erſt ſpäterhin das Symbol, wie es ſo oft geſchehen, mit der Sache ſelbſt verwechſelt wurde und an die Stelle des Höhern trat, welches es anfangs bloß hatte bedeuten ſollen. Wie könnten wir aber wohl zweifeln, daß jene reinen Elemente und erſten Weſen in der erſchaffenen Natur, nicht zwar ein Ebenbild, denn das hat der Menſch allein, auch nicht ein bloß willkührliches Symbol, oder ein bloßes Dichtergleichniß, wohl aber ein durchaus natürliches, und ſeinem Weſen nach der Wahrheit angemeſſenes Bild der göttlichen Kraft für die Erſten, mit Gott noch näher befreundeten Menſchen in ſich enthalten haben; da in der göttlichen Offenbarung ſelbſt, an ſo vielen Stellen, um nicht zu ſagen überall, das reine Licht als ein ſolches, oder auch das heilige Feuer als ein Bild von der alldurchdringenden und alles Irdiſche verzehrenden göttlichen Gewalt und Allmacht gebraucht wird? Jener Stellen nicht zu gedenken, wo von dem beſeelenden Hauche und göttlichen Anhauche als der erſten Quelle des Lebens die Rede iſt, oder wo das ſanfte Wehen, das ſtille Säuſeln einer zarten Luft, dem Propheten als das Zeichen der unmittelbaren Gegenwart Gottes gilt, vor der er ſich ehrerbiethig verhüllt und niederwirft; was alſo doch nicht bloß als ein dichteriſch bildlicher Ausdruck verſtanden werden kann! Allerdings ſteht dieſem natürlichen Bilde oder einhüllendem Gewande der göttlichen Kraft in jenen reinen Elementen, in den Schriften der Offenbarung, nun auch ein böſes, unterirdiſches und zerſtörendes Feuer entgegen oder gegenüber, ein falſches Licht der feindlichen Lügengeiſter, ein giftiger Hauch der geiſtigen Anſteckung. Und wie ſollte es auch anders ſein? Iſt die Natur in ihrem Urſprunge nichts andres als ein ſchönes Bild und reiner Ausfluß, ein liebliches Spiel und wunderbares Geſchöpf Gottes in ſeiner Allmacht geweſen, ſo muß ſie, ſobald ſie von ihrem Urſprunge losgeriſſen, innerlich umgewendet und feindlich gegen Gott gerichtet wird, nun in ihr eignes Gegentheil verkehrt und ſelbſt bösartig werden. Iſt aber dieſe Abwendung von Gott in der Natur, dieſe Umkehrung der rechten Ordnung in der Stellung der Natur zu Gott, der eigentliche Irrthum, worin der erſte Grund und das Weſen desſelben beſteht, in dem alten Heidenthume und ſeinen falſchen Myſterien, oder dem magiſchen Mißbrauche der höhern Naturkräfte in demſelben; dann müſſen wir auf der andern Seite auch jede ähnliche Umwendung der Dinge und aller Begriffe und Umkehrung der göttlichen Ordnung, wenn ſie auch mitten auf chriſtlichem Grunde und Boden, in der chriſtlichen Wiſſenſchaft, oder Sittenlehre und Lebens-Ordnung ſelbſt, ſich erheben und kund geben ſollte, für ein, ſeiner Natur und wahren Beſchaffenheit nach, heidniſches Streben und Unternehmen halten, und als den neuen Anfang und die erſte Grundlage eines ſcientifiſchen Heidenthums, wenn dabei auch weder dem Apollo Altäre errichtet, noch der Iſis äußerlich Myſterien gefeiert werden.

Die reine Natur-Symbolik, oder den urſprünglich ſymboliſchen Ideenkreis der Aegypter, haben ſchon einige griechiſche Schriftſteller aus dieſer ganzen Maſſe von Götterbegriffen, Naturbildern und der hieroglyphiſchen Zeichenſprache auszuſcheiden verſucht; obwohl weder für die Sache ſelbſt, noch für unſer jetziges Bedürfniß genügend. Auffallend erſcheint in dieſer Hinſicht, daß in den Hieroglyphen, ſo weit ſie bis jetzt entziffert ſind, ſich nirgend eine Verſchiedenheit von geſonderten Epochen in denſelben zeigt, wie ſolche z. B. in dem Syſteme der chineſiſchen Schrift-Charaktere Statt gefunden hat; ſondern es iſt alles aus einem Stücke, und in demſelben Ideen- oder Bilderkreiſe und gleichem Style. Und da auch die Götterbilder in verkleinerter Figur unter den übrigen hieroglyphiſchen Zeichen ihre Stelle einnehmen, ſo müßten dem zufolge die Hieroglyphen ganz mit einem Mahle entſtanden, und nachher auch unverändert ſo geblieben ſein; und muß ihre Entſtehung in eine Zeit fallen, wo die ägyptiſche Götterlehre ſchon ganz ausgebildet und fertig war.

In der älteſten Welt-Periode, während der erſten drei und dreißig Jahrhunderte unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung, haben die einzelnen Nationen, in welche die Menſchheit zertheilt war, ſich mehr nur innerlich, und jede ganz getrennt, von innen heraus entwickelt, und zwei große alte Reiche oder Völker, China und Indien, ſind noch in dieſem iſolirten, und von der übrigen Welt mehrentheils völlig abgeſchloſſenen Zuſtande, bis auf unſre Zeit ſtehen geblieben. Das entſcheidende Merkmahl, was die zweite Welt-Periode ſchon von Anfang an charakteriſtiſch auszeichnet, iſt dagegen, daß hier ein viel näherer Zuſammenhang, ein gegenſeitiger Einfluß, lebendiger Verkehr und vielfache Wechſelwirkung zwiſchen mehreren Nationen, ja in dem geſammten Völkerkreiſe und der ganzen damahligen civiliſirten Welt, zugleich mit den erſten großen Eroberungen eintritt; mit welchem mehr entwickelten Völker-Zuſammenhange dann auch zugleich eine hiſtoriſch viel hellere, und in der von mehreren Seiten zuſammentreffenden Beleuchtung allgemeiner bekannte Zeit anhebt, welches alles erſt ſechs, oder höchſtens ſieben hundert Jahre vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung begonnen hat. Die erſten perſiſchen Eroberer gingen dabei mit raſchen Schritten ſchnell ihrem Ziele zu; denn nachdem der erſte Stifter Cyrus ſich zum Herrn in dieſem Mittellande von Weſt-Aſien, ſo wie auch von Klein-Aſien gemacht hatte, erfolgte unmittelbar darauf die Eroberung von Aegypten durch den Kambyſes, und nicht viel ſpäter auch der große Heereszug des Xerxes gegen Griechenland, der aber an dem

Muthe ſeiner Vertheidiger ſcheiterte. Aegypten, welches in ſeiner geiſtigen Richtung, Bildung und innern Verfaſſung mehr Analogie und Verwandtſchaft hat mit jenen beiden ſtreng abgeſchloſſenen großen Nationen der erſten Welt-Periode, gehört in ſeinen politiſchen Verhältniſſen ganz in dieſen perſiſch-phöniciſch-griechiſchen Völkerkreis von Weſt-Aſien und in den Umkreis des mittelländiſchen Meeres, und iſt daher das kurze Reſultat ſeiner äußern Geſchichte bis zur perſiſchen Eroberung, ſo weit es für den Zuſammenhang des Ganzen nöthig iſt, noch hier einzureihen. Die lange Reihe der alten Königs-Nahmen, aus mehr als zwanzig Dynaſtien der alten Pharaonen-Geſchlechte, biethet für den allgemeinen Standpunct der Weltgeſchichte und ihrer Philoſophie faſt nichts vorzüglich Wichtiges oder ſehr Bedeutendes dar. Bemerkenswerth iſt es jedoch, wie in jener ältern ägyptiſchen Vorzeit, ſo viele und große Eroberungszüge vorkommen; denn eigentlich iſt nur von ſolchen, und nicht von dem bleibenden Beſitze der eroberten Länder die Rede. Seſoſtris, nachdem er ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters Amenophis das arabiſche Küſtenland eingenommen, dann zuerſt Libyen und Aethiopien erobert hatte, ſoll ferner auch Baktrien überwunden, die ſcythiſchen Völker in den kaukaſiſchen Ländern, in Kolchis und bis an den Don beſiegt, und auch noch Thracien in Beſitz genommen haben. Die Abkunft der Kolchier von den Aegyptern, oder doch das Daſein einer ägyptiſchen Kolonie in dem dortigen Lande, betrachteten die Alten als eine hiſtoriſche Thatſache. Dem noch frühern Könige Oſymandyas wird ein Zug mit einem unermeßlichen Kriegsheere, um das von Aegypten abgefallene Baktrien wieder einzunehmen, beigelegt; und der ſiegreiche Völkerzug des Oſiris wird gar von der einen Seite bis an den Ganges, von der andern bis an die Quelle der Donau ausgedehnt. Hier entſtände nun wohl zuerſt die Frage, ob nicht die alten Aegypter auch ſolche Heldengedichte wie die Indier in ihrem Ramayan und Mahabbarat gehabt haben, und dieſe wunderbaren Begebenheiten aus dieſen entlehnt ſein könnten? Oder ob nicht dieſes alles bloß einen mythiſchen Sinn habe, wie ſich wenigſtens bei dem Zuge des Oſiris wohl vorausſetzen ließe?

Ein eigentlich welterobernder Staat iſt Aegypten in der bekannten hiſtoriſchen Zeit nie geweſen, wenigſtens nicht auf die Dauer eines lang und feſt geſicherten Beſitzes; aber vorübergehende Eroberungen, oder wenigſtens Eroberungszüge kommen auch in dieſer vor, überhaupt ziemlich weithin eingreifende politiſche Verhältniſſe mit andern Völkern und Staaten, und oft auch wieder ſtarke Reactionen und Gegenwirkungen von dieſen. Ein Theil von Libyen, die am rothen Meere gelegene arabiſche Seeküſte, ſo wie das ſteinigte Arabien, was dort gefundene Denkmahle mit Hieroglyphen zu beſtätigen ſcheinen, waren wohl längere Zeit im Beſitze und unter der Herrſchaft der Pharaonen; eben ſo auch Aethiopien oder wenigſtens ein großer Theil desſelben. Die Menge der großen alten Denkmahle und Bauwerke, die alle in der Thebaiſchen Provinz beiſammen vereinigt ſind, ſcheinen mehrere Menſchenhände erfordert zu haben, als das an ſich nicht ſehr große eigentliche Aegypten liefern konnte. So wie Aethiopien erſt von den Aegyptern erobert und in Beſitz genommen war, ſo drangen nun auch die Aethiopier wieder in Aegypten ein, und gründeten dort eine eigne Königs-Dynaſtie. Der zweite von dieſen äthiopiſchen Königen, Tirhaka, ſuchte ſeine Eroberungen beſonders in Libyen und an der Nordküſte von Afrika weiter auszudehnen, und ſoll bis an die Säulen des Herkules, oder die jetzige Meerenge von Gibraltar vorgedrungen ſein. Dagegen iſt ein hiſtoriſches Zeugniß vorhanden, daß auch Karthager, zur Zeit als die Familie Mago dort die herrſchende war, die ägyptiſche Königsſtadt Thebä erobert und eingenommen haben. Der ägyptiſche König, welcher in den hebräiſchen Geſchichtsbüchern Siſak heißt, der Jeruſalem vorübergehend erobert hat, kommt in den Pharaonen-Inſchriften unter dem Nahmen Sheſhonk vor. Bemerkenswerth iſt es auch, daß auf den alt-ägyptiſchen Denkmahlen Gemählde von Kriegs-Scenen vorkommen, mit Abbildungen von ſehr fremdartig geſtalteten, oder weit entlegenen feindlichen Völkern als Kriegsgefangnen, unter denen ſich welche mit rothen Haaren und blauen Augen, tättowirt an den Beinen, finden, ganz übereinſtimmend mit den Schilderungen mancher Alten von den ſcythiſchen Völkern. Schon in einer viel frühern Zeit hatte ein nomadiſches Volk von phöniciſchem, oder am wahrſcheinlichſten von arabiſchem Stamme, ſich des ägyptiſchen Throns bemeiſtert, und dort eine neue eigne Dynaſtie der Hykſos, d. h. von Hirtenkönigen geſtiftet. Man hat dieſe mit den Iſraeliten in Verbindung bringen wollen, allein es iſt bei der erſten gaſtfreundlichen Aufnahme der hebräiſchen Kolonie unter Joſeph, der nachfolgenden Unterdrückung, und dem endlichen gewaltſamen Auszuge derſelben aus Aegypten unter Moſes, nirgends die Rede, oder auch nur eine Spur zu finden, von einer ſolchen Herrſchaft des hebräiſchen Hirtenvolks in Aegypten, oder einer von ihnen geſtifteten Dynaſtie der Art, und auch die übrigen Umſtände paſſen nicht zuſammen. Es haben eben mannichfache und verſchiedenartige Verwicklungen mit mehreren angränzenden Völkern und Volksſtämmen in Aegypten Statt gefunden, die ſich in einigen Zügen wohl etwas ähnlich ſehen können, ohne darum doch dieſelben zu ſein. Wenn es aber gegründet iſt, daß Seſoſtris unmittelbar auf die von ſeinem Vater bewerkſtelligte Vertreibung der Hykſos gefolgt iſt, ſo könnte, weil auf eine ſolche von innen heraus erfolgte Reaction gegen eine fremde Herrſchaft und ausländiſche Dynaſtie, wo einmahl das kriegeriſche Princip erwacht iſt, leicht auch eine weiter gehende active Unternehmung zu folgen pflegt, darin eine Art von Möglichkeit gefunden werden, die Eroberungszüge des Seſoſtris, wenn ſie auch noch ſo ſehr übertrieben ſein mögen, als nicht ganz ohne allen hiſtoriſchen Grund ſeiend, darzuſtellen und zu rechtfertigen. So viel iſt gewiß, daß ſich an vielen, auch verhältnißmäßig ſehr weit von Aegypten entlegnen Orten, im Alterthume Niederlaſſungen von unzweifelhaft ägyptiſchem Urſprunge, beſonders prieſterliche, vorfinden und vorhanden waren, und daß nicht alle erſten Anſiedlungen zur höhern Cultur in Griechenland, und in den andern am mittelländiſchen Meere gelegnen Ländern von den Phöniciern allein herzuleiten ſind; da uns auch in Griechenland ſelbſt die Genealogie ſo vieler Königsgeſchlechter und alten Städte, ſo wie, wenn auch nicht aller, doch der meiſten Myſterien, beſonders der orphiſchen, auf Aegypten zurückführt. Und ſo wäre dann allenfalls denkbar, daß in jener frühern Zeit, wo ſo viele ſolche ägyptiſche Heereszüge erwähnt werden, auch wohl bewaffnete Kolonial-Sendungen von Aegypten ausgezogen ſein können, die nicht immer einen bloß merkantiliſchen Zweck, wie die phöniciſchen Anſiedlungen und Pflanzſtädte, gehabt zu haben brauchen; ſondern bei denen vielleicht ſelbſt ein religiöſer Beweggrund, wie ein ſolcher auch bei den erſten perſiſchen Eroberungen einen ſo entſchieden ſichtbaren Einfluß gehabt hat, mitwirkend geweſen ſein könnte, zur Ausbreitung der Myſterien, und um dadurch die Völker des damahls noch barbariſchen Abendlandes auf eine höhere Stufe der Cultur nach ägyptiſcher Anſicht und Meinung zu erheben, und zugleich an ſich feſt zu knüpfen. Auch einheimiſche Unruhen, und der innere Zwieſpalt können zu ſolchen weithin gehenden Unternehmungen nach außen, die uns aus der Ferne räthſelhaft oder zwecklos erſcheinen, eine mitwirkende Urſache enthalten. Ein ſolcher innerer politiſcher Zwieſpalt hat aber in mannichfacher Weiſe in Aegypten Statt gefunden. Das Land ſelbſt war oft in mehrere Königreiche getheilt; und wenn auch vereinigt, ſo bemerkt man auch dann noch ein gegen einander ſtreitendes Intereſſe der ackerbauenden Provinz von Ober-Aegypten, mit dem Handel und Gewerbe treibenden Nieder-Aegypten, wie ein ſolcher Streit der Intereſſen oft genug auch in neuern Staaten vorkommt. In der letzten Zeit vor der perſiſchen Eroberung, war die Kriegerkaſte, d. h. der ganze Adelſtand, in entſchiedner Oppoſition gegen die Könige, weil dieſe ſich ihrer Meinung nach, zu ſehr auf die Seite der Prieſterherrſchaft neigten, wie wir auch in Indien, auf die hiſtoriſche Erwähnung einer ſolchen Rivalität und politiſche Feindſchaft zwiſchen den Brahmanen und dem Stamme der Kſchetryas geſtoßen ſind. Unter dem ägyptiſchen Könige Pſammetichus, und eben dieſer ſoll die damahls Aſien oft ſiegreich bedrohenden ſcythiſchen Völker, zuerſt aufgehalten oder zurück gedrängt haben, hatte dieſe Abneigung der einheimiſchen Kriegerkaſte zur Folge, daß er ganze Scharen von Griechen in Sold nahm, und endlich Aegypten nur ein Heer von griechiſchen Söldnern zu ſeiner Vertheidigung hatte; wodurch, ſo wie auch durch die vielen gegenſeitigen Handelsverbindungen und griechiſchen Kolonien in Unter-Aegypten dieſes ſchon vor der perſiſchen Eroberung halb und halb griechiſch geworden war, und wurde dadurch jener und der nachfolgenden griechiſchen Eroberung ſchon ſo zu ſagen der Weg bereitet und das Thor geöffnet; wie meiſtens die Länder und Reiche ſchon, wenn auch nicht äußerlich ſichtbar, doch innerlich untergraben ſind, bevor ſie von außen erobert werden.

Die claſſiſchen Schriftſteller des Alterthums fangen ihre Weltgeſchichte mehrentheils mit dem aſſyriſch-babyloniſchen Reiche an, welches dem mediſch-perſiſchen voranging; und wo die fabelhaften Eroberungszüge der Semiramis in der erſten mythiſchen Vorzeit die Geſchichte in ähnlicher Art beginnen, wie es in den älteſten Sagen und Annalen auch der andern aſiatiſchen Nationen, in der gleichen Weiſe ſich vorfindet. Hiſtoriſcher ſchon erſcheint die Eroberung von Medien durch Ninus. Die einfachſte, und eben darum auch richtigere Anſicht des Gegenſtandes dürfte aber wohl die ſein, daß hier in dieſem großen Mittellande von Weſt-Aſien eben vier verſchiedene zuſammen liegende Hauptländer ſich finden, Babylonien und Aſſyrien, Medien und Perſien, die oftmahls geſonderte Reiche bildeten; oder wo, wenn ſie vereinigt waren, bald die eine, bald die andre Provinz die vorherrſchende war, während der in ihr einheimiſchen Dynaſtie, und wo denn auch die verſchiedenen großen Hauptſtädte dieſer vier Länder, Babylon oder Ninive, Ekbatana und Suſa oder Perſepolis, in ihrer blühenden und glücklichſten Periode den Mittelpunct des Ganzen bildeten. Man ſollte alſo dieſe ſogenannte erſte Welt-Monarchie des aſſyriſch-babyloniſchen Reichs, nicht ſowohl als eine abgeſonderte Geſchichts-Periode für ſich, ſondern mehr nur als die älteſte Dynaſtie des Einen großen aſiatiſchen Kaiſerthums betrachten, auf welche dann die mediſch-perſiſche als die zweite folgte; ſo wie auch die Nachfolger des macedoniſchen Alexander in dieſem Reiche eine neue und eigne Dynaſtie ſtifteten, und wie in einer noch ſpätern Zeit die urſprünglich etwas weiter gegen Nordoſt gelegene Nation der Parther eben daſelbſt noch eine neue wieder inländiſche, den Römern ſehr gefährliche Dynaſtie begründeten. Hier in dieſem großen Mittellande von Weſt-Aſien iſt das eigentliche Vaterland der Welt-Eroberung, und von hier iſt dieſe Erfindung oder dieſer Geiſt ausgegangen, da auch ſchon das Land ſelbſt von allen Seiten die günſtigſten Veranlaſſungen zu ſolchen Unternehmungen darbietet. Und hierhin legt auch die heilige Geſchichte in der Moſaiſchen Offenbarung den Sitz des erſten Weltherrſchers, und den Urſprungsort aller Eroberungsſucht. Noch jetzt finden ſich hier an der Stelle, wo das alte Babylon gelegen war, die unermeßlichen Ruinen, welche bei den Bewohnern der Gegend den Nahmen der Nimrodsburg führen, und welche auch die neuern Reiſenden unwillkührlich an die alte Erzählung von dem großen Thurmbau erinnerten, wie ſie denn höchſt wahrſcheinlich dem großen Belustempel angehörten, der ſich in acht Stockwerken, oder großen Abſätzen in eine unermeßliche Höhe erſtreckte, auf deſſen Spitze das koloſſale Bildniß des hier verehrten National-Sonnengottes aufgerichtet ſtand, wo noch jetzt die in großen Maſſen übereinander geſtürzten, theilweiſe wie von einem gewaltſamen Feuer verglaſeten Trümmer einen erhabenen Eindruck machen, und ſich ſo groß erheben, daß die Gewölke ſich um die Gipfel oben ziehen, während Löwen auf dem Gemäuer lagern, oder unten in den Höhlen hauſen. Hier ſucht man noch die Stelle aufzufinden und nachzuweiſen, wo die großen Terraſſen mit den hangenden oder ſchwebenden Gärten waren, wie es die Alten nannten, die der aſſyriſche Herrſcher ſeiner mediſchen Gemahlin zu Liebe, in dem ſonſt nicht baumreichen Lande anlegen ließ; und hier bezeugen die weit umher zerſtreuten Haufen und ganzen Hügel von Ziegelſteinen, mit der babyloniſchen Keilſchrift bezeichnet, das Daſein der großen Stadt und ihres ungeheuern Umfanges, für den nur andre ähnliche Städte in Aſien, nicht aber unſere europäiſchen zum Maaßſtabe dienen können. Und ſo iſt denn ganz natürlicher Weiſe durch alle Zeiten hindurch dieſer babyloniſche Thurmbau das Gleichniß geblieben für jedes himmelanſtrebende Gebäude der ſtolzen Uebermacht, wie es früher oder ſpäter, durch die Hand der göttlichen Nemeſis wieder auseinander geworfen, und weit umher zerſtreut wird: und in der Offenbarung ſelbſt iſt das vom Taumelkelch der Herrſchſucht ſchwindelnde, vom Blute der Völker trunkne Babylon, ein vom Anfang der Geſchichte bis zum Ende der Zeiten durch alle Welt-Perioden hindurch gehendes großes welthiſtoriſches Sinnbild für jedes völkerzerſtörende Beginnen eines zweckloſen heidniſchen Uebermuthes. Hier hat das Unheil begonnen, obwohl das erſte aſſyriſche Reich ſeinen Einfluß noch nicht ſo weit auf die andern Völker gegen Weſten erſtrecken konnte, und die eigentliche Epoche der großen Welteroberung erſt mit dem perſiſchen Cyrus beginnt; wo dann das alte Babylon ſeine Macht nur darin bewährte, daß es, wie es ſich ſo oft in der Geſchichte wiederhohlt hat, die Ueberwinder durch ſeine weichlichen Sitten geiſtig und innerlich wieder überwand, die hier ſelbſt ihre väterlichen Götter zu verlaſſen, und dem ganz ſinnlichen Naturdienſte der Babylonier auch zu huldigen anfingen. Die Perſer, als das jetzt herrſchende Volk, wurden nun in dem neu geſtifteten Reiche, mit den früher viel mächtigern Medern auf das innigſte verwebt, und wenigſtens politiſch zu einer Nation verbunden; doch waren ſie urſprünglich in Stamm und Sprache verſchieden, und auch noch ſpäter zeigen ſich einige Spuren gegenſeitiger Eiferſucht, etwa bei einem Regentenwechſel oder ſonſt gewaltſamen Thronveränderung. Was die Verbindung, äußerlich wenigſtens, noch feſter ſchloß, war das Inſtitut der Magier, welches der Stifter Cyrus in ſeinem Perſer-Reiche einführte und begründete; denn dieſe waren von mediſchem Stamm, wie auch die heiligen Zend-Bücher dieſer Religion urſprünglich nicht in der Perſer-Sprache abgefaßt ſind, ſondern in zwei verſchiednen mediſchen Dialekten, wenn nicht der Eine mehr ein baktriſcher geweſen. So waren die Magier nicht ſowohl eine erbliche Prieſter-Kaſte, als ein Bund oder Orden, mit einer Eintheilung, die ſich auch wohl bei andern Myſterien in ähnlicher Weiſe findet; nach der Stufenordnung, oder den Graden der Lehrjahre, der Meiſterſchaft und des vollendeten Meiſters. Ausländer konnten jedoch ſchwer in dieſen mediſchen Prieſter-Orden aufgenommen werden, wie es nur aus beſonderer Vergünſtigung mit dem Themiſtokles geſchah, auf ausdrückliches Verlangen des perſiſchen Königs, an deſſen Hofe ſich dieſer aufhielt. Ob die alte Perſer-Lehre und Lichtſage nicht ſchon von dem mediſchen Wiederherſteller oder Erneuerer derſelben, Zoroaſter, weſentlich verändert worden, ob ſie bei jenem Magier-Orden ganz rein erhalten ſei, das könnte wohl noch ſehr die Frage ſein; oder ließe ſich wenigſtens bezweifeln. Gewiß aber wird dieſe uralte Naturverehrung bei dem noch vorhandenen kleinen Ueberreſt der Secte der Guebern oder Feueranbeter, nur noch in einem Zuſtande der gänzlichen Entartung gefunden. Dem Orden der Magier lag in dem perſiſchen Reiche die Erziehung des Königs ob, dadurch mußte ihr Einfluß ſehr mächtig werden, auch ſtanden ſie bei der perſiſchen Pforte — wie ſchon damahls der Mittelpunct des Reichs, als Sitz des Herrſchers, dieſen aſiatiſchen Nahmen führte, — in hohem Anſehen, und nahmen auch an den Partheien, welche den Thron umgaben, oder in ſeiner Nähe ſich bildeten, den größten Antheil. In Griechenland, ſelbſt in Aegypten, hatten die Myſterien, als Prieſtervereine und Bund der Eingeweihten, meiſtens doch nur einen mitwirkenden, obgleich, nicht unwichtigen politiſchen Einfluß; in dem perſiſchen Staate ſind ſie zu einer politiſchen Hauptmacht angewachſen. Die andre Grund-Baſis deſſelben beruhte auf dem perſiſchen Adel, oder dem vornehmſten Stamme der Paſargaden, welcher den Thron zunächſt umgab und ſehr hohe Vorrechte genoß, und auch den eigentlich perſiſchen Kern des Heeres bildete. Auf der ſtreng ſittlichen kriegeriſchen Erziehung dieſes perſiſchen Adels, von welcher Xenophon ein idealiſch ſchönes Bild entworfen hat, beruhte die innere Stärke der Nation. Und gewiß wenigſtens war die Vernachläſſigung dieſer alt-perſiſchen Erziehung, eine Haupt-Urſache zu dem Verfall des Staats, der mit dem weichlichen Sittenverderbniß in reißender Schnelligkeit zunahm. Es iſt dieſes gleich nach dem erſten Aufſchwunge, und nachdem der ſtrengere Sittenſtyl des erſten Anfangs unter dem Stifter Cyrus vorüber war, ganz von der nähmlichen Art geweſen, wie es in allen großen orientaliſchen Reichen noch immer gefunden wurde. Dieſelben Uebel, welche die Satrapen-Herrſchaft in den Provinzen, eine Regierung aus dem Serail mit ſich führt, auch die Partheien, Verſchwörungen und Thron-Kataſtrophen in der herrſchenden Familie ſelbſt, und alle ſonſtige deſpotiſche Gewaltſamkeiten zeigen ſich hier unter ganz ähnlichen Zügen; und ſelbſt einzelne charakteriſtiſche Gewohnheiten oder Gebräuche einer ſolchen aſiatiſchen Herrſchaftsweiſe finden ſich noch in dem jetzigen perſiſchen Reiche eben ſo wieder, wie ſie in jener alten Zeit geweſen ſind, und berichtet werden. Auch das Kriegsheer beſtand ſeinem größten Theile nach nur aus den zuſammengetriebenen Scharen der überwundnen Völker, und um ſo größer es war, deſto weniger innern Zuſammenhang hatte es; daher es ſich wohl begreifen läßt, wie kleine griechiſche Scharen, wo aber die Krieger von patriotiſcher Tapferkeit beſeelt waren, und unter Feldherrn, die ſchon recht eigentlich einen taktiſchen Blick und Verſtand hatten, jenen unermeßlichen Heeren einen, der bloßen Zahl nach, faſt unglaublich ſcheinenden Widerſtand leiſten, oder auch unerwartete Siege über ſie erringen konnten; und wie der Umſturz des ganzen großen Reichs nach drei Schlachten unter Alexander dem Großen erfolgen konnte, da ohnehin im Innern alles zerfallen, und die Stützen, auf welchen der große Staat ruhte, ſo morſch waren. Nur die kurze Zeit von zweihundert und zwanzig Jahren hat das perſiſche Reich überhaupt beſtanden, von dem Anfange des Cyrus bis auf den letzten Darius, deſſen perſönlicher Charakter und Untergang uns wohl einen rührend tragiſchen Eindruck zurückläßt. Ueberhaupt hat die ſchnell vorübergehende perſiſche Welt-Eroberung faſt nur mit der Gewalt einer elementariſchen Naturkraft auf die Zeit gewirkt. Unerwartet und eilend wie ein Sturmwind, überzogen und eroberten ſie zu Anfang andre Länder und Reiche; der Zug des Xerxes nach Griechenland, iſt wie eine wahre Völkerüberſchwemmung geweſen; und wie ein verheerendes Feuer, wenn es hoch auflodernd alles weit umher ergriffen und verwüſtet hat, dann ſchnell wieder in ſich zuſammen ſinkt; ſo iſt es auch hier geſchehen. Die Einwirkung der perſiſchen Herrſchaft auf die andern ſchon früher gebildeten Nationen, iſt wenig bleibend geweſen; Aegypten blieb trotz der gewaltſamen Behandlung, die es unter Kambyſes erfuhr, vor wie nach, das alte Aegypten, und wurde es unter der milden, dem Lande und dem ägyptiſchen Geiſte ſelbſt angemeſſeneren Herrſchaft der Ptolemäer wieder mehr als je. Auch Phönicien, Paläſtina, Klein Aſien, iſt im Weſentlichen daſſelbe geblieben. Die Hauptwirkung der perſiſchen Eroberungs-Zeit in welthiſtoriſcher Rückſicht, iſt die geweſen, daß alle jene Völker von Weſt-Aſien, Aegypten mit dazu gerechnet, nebſt den griechiſchen Ländern, und den andern am mittelländiſchen Meere gelegenen Staaten, dadurch in die lebhafteſte Berührung und vielfache Verbindung kamen, die auch von da an ſich fortdauernd erhalten hat. Auf Griechenland iſt die Einwirkung der perſiſchen Macht und des Kampfes mit ihr, zwar eine ſehr große geweſen, aber mehr nur eine indirecte, als mitbeſtimmende Veranlaſſung für den innern Freiheits-Kampf der Griechen, und dann durch die Hervorrufung jener großen Reaction unter Alexander dem Großen. Dieſe griechiſche Rückwirkung, war ſelbſt im Geiſte und Charakter der vorangegangenen Aufreizung und dem eroberungsſüchtigen Angriff der Perſer in etwas ähnlich; wenigſtens in Alexander dem Großen ſelbſt iſt ein orientaliſches Streben unverkennbar, dem nicht bloß das kleine väterliche macedoniſche Erb-Reich wenig genügen konnte, ſondern welches überhaupt eigentlich ganz aus der Sphäre der griechiſchen Geiſtesbildung, den herrſchenden Begriffen und der ſonſtigen Denkart derſelben herausging; und ich möchte es eine aſiatiſche Begeiſterung nennen, was ihn bis an die Hauptſtadt des perſiſchen Reiches, und noch weiter bis über den Indus hinaus führte, oder unwiderſtehlich fortriß.

Achte Vorleſung.

Von der Mannichfaltigkeit des griechiſchen Lebens und Geiſtes. Von der Erziehung und ſchönen Kunſt, dann von der beginnenden Naturwiſſenſchaft und Philoſophie der Griechen, ſo wie von ihrer politiſchen Entartung.

Es gibt wohl nicht leicht einen auffallenderen Unterſchied, und ſo vollendeten Gegenſatz in dem ganzen Umkreiſe der geiſtigen Bildung, oder der ſittlichen Entwicklung der Völker, ſo weit das bekannte Gebieth der Weltgeſchichte irgend reicht, als der zwiſchen jener ganz in ſich abgeſchloſſenen Einheit des aſiatiſchen Geiſtes, und der mehrentheils unveränderlich feſt ſtehen bleibenden Einförmigkeit der orientaliſchen Lebens-Ordnung und geſellſchaftlichen Einrichtung, mit dieſer ſo vielfach verſchiedenartigen Regſamkeit, dieſer lebendigen Mannichfaltigkeit des griechiſchen Volkes, wie es ſich in ſeiner erſten und blühenden Zeit, ſchon vom Urſprunge und Anfange aus, kund giebt. Eine Mannichfaltigkeit der geiſtigen Entwicklung und ſittlichen Richtung, die nicht bloß in den verſchiedenartigſten Geſetzen und Staatsformen, Sitten, Gewerben und Lebensgebräuchen gefunden wird, ſondern ſchon in den zerſtreuten Wohnorten und mannichfach verſchiednen Anſiedlungen der Griechen, in ihrer ebenfalls aus ganz verſchiedenartigen Elementen gemiſchten Herkunft und erſtem Bildungs-Anfange; dann auch in der Zertheilung unter mehrere ſich entgegenſtehende Volksſtämme, ſo viele kleine und etwas größere Staaten, und ſelbſt in der Sage, Geſchichte und den daraus hervorgehenden Künſten und Kunſtarten oder Kunſtrichtungen, endlich in der durch lauter Gegenſätze von einem Syſteme zum andern fortſchreitenden, und im nie ruhenden Streite ſich bewegenden Wiſſenſchaft ſich kund giebt. In Aſien, ſelbſt da, wo wie bei den Indiern, eine ſehr mannichfaltige, und darin der griechiſchen äußerlich ähnliche Entwicklung des Geiſtes in der Poeſie, und in der ganzen Weltanſicht und den verſchiedenen Denk-Syſtemen Statt gefunden hat, wo auch das ganze Land oder Volk in der alten Zeit nie bleibend in Ein ſtreng geſchloſſenes Reich vereinigt war, iſt wenigſtens die innre Denkart und vorherrſchende Geſinnung im Ganzen, immer monarchiſch geweſen, von dem unendlichen Einen ausgehend, oder wieder zu dieſer ewigen Einheit zurückführend. In Griechenland dagegen, war auch die Wiſſenſchaft, wie das Leben ſelbſt, durchaus republikaniſch; und findet ſich etwa einmahl eine ſolche aſiatiſche, oder der ähnliche Einheitslehre bei einzelnen Denkern darunter, ſo iſt es nur eine Ausnahme, und ein nur zur Abwechslung angenommenes Syſtem, als Gegenſatz gegen die gewöhnliche, und im Allgemeinen herrſchende Denkart, daß Alles in der Welt und in der Natur wie im Menſchen in beſtändiger Bewegung, und in ſtetem Wechſel und freiem Leben ſei. Selbſt die fabelhafte Götterwelt der Griechen, wie ihre Dichter ſie ſchildern, hat einen ganz republikaniſchen Anſtrich; es iſt auch da alles veränderlich und immer neu ſich geſtaltend, im innern Natur-Zwiſt der kämpfenden Elemente, und in poetiſcher Feindſchaft der alten und der neuen, der obern und untern Götter, der Rieſen und Helden unter einander ſtreitend und ſich mannichfach durchkreuzend, und im Ganzen nur einen ziemlichen Zuſtand dichteriſcher Anarchie darſtellend. Es biethet daher auch die griechiſche Sage, ſelbſt die hiſtoriſche, und die älteſte Geſchichte ihrer früheſten Wohnorte, Anſiedlungen und Wanderungen der verſchiedenen Stämme, wie einen dicht verwachſenen Wald von Wahrheit und Dichtung, von dichteriſch eingekleideter Vermuthung, entſchiedner Fabel, und alter ehrwürdiger Kunde, und wie ein poetiſch geſchichtliches Labyrinth, dem Auge des Forſchers dar, in deſſen mannichfach verſchlungenen Gängen es der Kritik oft ſchwer wird, den rechten Ausgang und den führenden Faden der Ariadne zu finden oder feſtzuhalten, um alles Einzelne klar ordnen und richtig zuſammenſtellen zu können. Nicht bloß in dem eigentlichen Griechenland, auf der Halbinſel des Pelops und den nahe gelegnen Inſeln, in den ſüdlichen Thalgegenden des feſten Landes, wo die nördlichen Gränzen gegen andre nicht griechiſche Stämme, oft ſchwer genauer zu beſtimmen ſind, oder an den vordern Küſtenländern von Klein-Aſien hatten die griechiſchen Völker und Stämme ihre Wohnorte; ſondern bis in die entlegenſten Winkel des ſchwarzen Meeres, in dem ägyptiſchen untern Nil-Lande, wo ſchon lange vor den perſiſchen Kriegen ſo viele griechiſche Niederlaſſungen Statt gefunden haben, längs dem Rande von Nord-Afrika, wo das blühende Cyrene lag, an der ſüdlichen Meeresküſte von Spanien und Gallien, über ganz Unter-Italien und Sicilien, waren ihre Anſiedlungen in einer Menge von blühenden Pflanzſtädten und kleinen Staaten verbreitet. Selbſt bis in das baltiſche Meer iſt ihre Schifffahrt eingedrungen, wie die Reiſe des Pytheas bezeugen kann; wenn ſie auch nicht Afrika umſegelt haben, wie es ſelbſt von den Phöniciern noch bezweifelt wird, und haben ſie dieſelben auf jeden Fall an Regſamkeit im Handel, und in der mannichfachen Verbreitung und dem Reichthume der Kolonien eher noch übertroffen, als daß ſie darin hinter ihnen zurück geblieben wären. Sind die wunderbaren Denkmahle und großen Bauwerke der Aegypter auch im Ganzen von einem koloſſaleren Umfange; ſo ſind die Werke der Griechen dagegen, obgleich einige derſelben auch nach einem ſehr großartigen Maaßſtabe angelegt ſind, in der Architektur und Sculptur ungleich mannichfaltiger, reicher geſchmückt, lebendiger und ſchöner als die ägyptiſchen. Sie waren aber nicht bloß eine ſeefahrende und Handel treibende Nation, wie die Phönicier, oder in ſtolzen Bauwerken, die ſo viele Tauſende von Menſchenhänden erfordern, mit den Aegyptern wetteifernd; ſondern auch von den früheſten Zeiten an ein kriegsluſtiges, im Kriege ſich vielfach übendes Volk. Auch ganz abgeſehen noch von der patriotiſchen Begeiſterung und Vertheidigung des Vaterlandes, nur den Krieg als Lebensweiſe und Stand, oder Gewerbe betrachtet, liebten ſie dieſen; wie ſich wohl beſonders darin zeigt, daß die ägyptiſchen Könige in der letzten Epoche vor der perſiſchen Eroberung, und lange Zeit vor den griechiſchen Perſer-Kriegen nicht bloß einzelne bewaffnete Scharen von Griechen im Solde hatten, ſondern ihr ganzes Kriegsheer meiſtens aus ſolchen Söldnern beſtand; wie dieß auch mit den Karthagern der Fall war, und noch ſpäterhin die Perſer-Könige ſelbſt große Scharen und ganze Heere von Griechen im Solde und Dienſt hatten. Dieſe früh begonnene Gewohnheit der Griechen, fremden Staaten als Söldner im Kriege zu dienen, kann ihnen zwar wohl als eine vortreffliche Schule und Vorübung gedient haben, für die ſpätern großen Nationalkriege, obwohl in dieſen doch die erſten entſcheidenden Waffenthaten durch kleine Scharen von Sparta und Athen, oder aus den andern Freiſtaaten, alſo durch bewaffnete freie Bürger, und den auserwählten Kern derſelben errungen wurden; und für die National-Denkart oder ſittliche Geſinnung, und die gegenſeitigen Verhältniſſe der griechiſchen Stämme und Völker unter einander, konnte dieſe Sitte wohl durchaus keinen günſtigen und guten Einfluß haben. In jenen griechiſchen Pflanzſtädten und Anſiedlungen rings an den Küſten des mittelländiſchen Meers, wie faſt immer ſeefahrende Völker und ganz auf den Handel beruhende Städte und kleine Staaten, ſo lange ſie nicht einen größern Umfang gewinnen, zur republikaniſchen Verfaſſung neigen, war alſo auch dieſe meiſtentheils vorherrſchend. Doch fand auch hierin eine große Mannichfaltigkeit verſchiedner Staatsformen Statt; denn neben jener großen Anzahl von kleinen Gewerbe und Handel treibenden Staaten, gab es auch wieder andre, ganz oder größtentheils auf den Ackerbau und Grundbeſitz begründete, wie Sparta und andre. In dieſen bildete alsdann der erbliche grundbeſitzende Landadel den Hauptſtand im Staate; da die Griechen überhaupt auf die Herkunft der edlen Stämme und Fürſtenhäuſer von den alten Heldengeſchlechtern, einen ungemein hohen Werth legten. Die urſprüngliche Verfaſſung in vielen, faſt in den meiſten dieſer kleinen griechiſchen Republiken war, anfangs wenigſtens, eine ziemlich milde Ariſtokratie, wo oft auch ein erblicher Fürſt oder Stammkönig an der Spitze ſtand. In den einzelnen Staaten, wie z. B. in Athen, geſchah der Uebergang aus dieſer ältern Verfaſſung unter einem erblichen Stamm-Fürſten zu einer ganz republikaniſchen Verfaſſung, nur ganz allmählig, und Stufe für Stufe; wie denn auch das Andenken der ehemahligen Könige, z. B. des für das Vaterland gefallnen Kodrus, hier ſehr in Ehren gehalten wurde, und eher beliebt war. Der Volkshaß war in Athen bloß gegen die Staatsführer gerichtet, welche ihre anfangs bloß demagogiſch erlangte Macht, wie Piſiſtratus, nachher durch die Gewalt der Waffen, und durch fremde Söldner weiter auszudehnen oder für immer zu befeſtigen ſuchten. Auch Piſiſtratus hatte große Eigenſchaften, und herrſchte im Ganzen milde und den ſoloniſchen Geſetzen gemäß; indeſſen war ſeine Herrſchaft allerdings uſurpirt und auf unrechtmäßige Gewalt gegründet. Späterhin in der mehr und mehr demokratiſchen Zeit, wie es denn überhaupt kein undankbareres Weſen in der ganzen Natur giebt, als eine ſolche nach Laune und Willkühr entſcheidende ſouverän gewordne Volksmacht, richtete ſich der auf ſeine Freiheit mißtrauiſch eiferſüchtige, und leicht durch ſophiſtiſche Redner zu täuſchende Volkshaß, faſt gegen alle große Männer und hochverdiente Bürger dieſes Staats. Der Feldherr Miltiades ſtarb im Gefängniſſe; der gerechte Ariſtides, Cimon und viele andere fielen dieſem Oſtracismus zum Opfer, und ſtarben in der Verbannung, wie auch die großen Geſchichtſchreiber Herodot und Thucydides. Selbſt Themiſtokles, der eigentlich der Retter von Athen und Griechenland geweſen war, mußte zu dem perſiſchen Könige ſeine Zuflucht nehmen, wo er Schutz und gute Aufnahme fand. Dem weiſeſten Athenienſer, dem Lehrer des Plato, der ſich auch als Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes immer redlich und tapfer erwieſen hatte, ward der Giftbecher zum Lohne. Ein ſolcher Haß aber gegen die Könige, und gegen das Königthum ſelbſt, wie gleich von Anfang an in dem alten Rom, wird im alten Athen, und in den andern griechiſchen Republiken dieſer früheſten Zeit wohl nirgends gefunden. Beſtand ja doch in dem ſpartaniſchen Staate, mitten in der republikaniſchen Verfaſſung die königliche Macht und Würde bis auf die letzten Zeiten ununterbrochen fort: während in Macedonien ein neues Königthum heranwuchs, welches erſt eine Schutzherrſchaft über alle die andern Staaten, und zuletzt ein despotiſches Uebergewicht über ganz Griechenland zu behaupten wußte, und an ſich riß. Selbſt da, wo die Verfaſſung mehr demokratiſch war, d. h. nicht auf dem erblichen Adel und Grundbeſitze, ſondern zugleich und vorzüglich auf dem beweglichen Vermögen, dem Handel und Gewerbe beruhend, müſſen wir uns nicht jene arithmetiſche Freiheit und Gleichheit denken, und ſie hier ganz ſo zu finden glauben, wie in unſern neuern, z. B. in den nord-amerikaniſchen Freiſtaaten. Die Zahl der eigentlich freien, wahlfähigen und wählenden Bürger war überaus klein im Verhältniſſe zu dem Ganzen; der bei weitem größere Theil war es nicht, und eine Menge von gekauften Sklaven wurde zu den Arbeiten in den Fabriken, oder zum Anbaue des Landes verwendet, beſonders in den Handelsſtaaten; und dieſe allgemein herrſchende Sitte und harte Sklavenbedrückung bildet eine ſehr üble, unſerm Ideale gar nicht entſprechende, an ſich auch für die Menſchheit ſehr herabwürdigende Kehrſeite in den alten Republiken. In den mehr ariſtokratiſch eingerichteten Binnenländern, bildeten eine andre Art und Form des Sklavenzuſtandes, die von dem früher überwundnen Volke zurück gebliebenen Landbewohner, wie die Heloten in Sparta, die Peneſten in Theſſalien, welche von dem ſiegreichen Stamme in dem neu darauf gegründeten Staate, nun in den Stand, nicht bloß von hörigen Unterthanen, wie wir es nennen wurden, oder auch von Leibeignen, ſondern von eigentlichen Sklaven herabgeſtoßen waren, und mehrentheils mit großer Härte behandelt wurden. Dieſen einen Umſtand abgerechnet, war ſonſt die in den alten griechiſchen Republiken mehrentheils herrſchende Ariſtokratie, eine im Ganzen genommene ziemlich geordnete und durch manche Nebenumſtände ſehr gemilderte, in einzelnen Fällen auch hoch veredelte. Die altväterlichen Gebräuche und Sitten, die Kleinheit der Staaten ſelbſt milderte ſie: durch eine weiſe

Geſetzgebung wie die ſoloniſche, und andre dieſer ähnliche, ward ſie zugleich befeſtigt und ſchonend geordnet; veredelt aber durch die republikaniſchen Tugenden und den perſönlichen Charakter in der erſten beſſern Zeit einer noch nicht ganz entarteten Sitteneinfalt. In den meiſten Staaten gewannen Handel und Gewerbe ohnehin auch zunehmend an Einfluß und Gewicht, und es konnte keine ganz ſchroffe Erb-Ariſtokratie ausſchließend ſich bilden, oder in dieſer Schroffheit lange beſtehen. Selbſt die prieſterlichen Inſtitute, da hier an das herrſchende Uebergewicht einer erblichen Prieſterkaſte wie in Aegypten nicht zu denken, und wenigſtens dieſe politiſche Gefahr in Griechenland nicht vorhanden war, konnten, als die altväterlichen Sitten, Gebräuche und Rechte aufrecht erhaltend, ſo wie ſie auch wieder aus dieſen hervorgingen, nur einen mildernden Einfluß ausüben, inſofern ſie wenigſtens einer bloß eigennützigen Ariſtokratie das Gegengewicht hielten; oder der demagogiſchen Uebermacht manchmahl noch einen letzten Damm entgegen ſetzten. Beſonders übten auch die Myſterien, wo nicht immer wie anfangs beſſere Sitte, ſo doch ernſtere Lehre, und eine mehr geiſtige Weltanſicht verbreitend, einen mildernden und nebſt den olympiſchen und iſthmiſchen Spielen, für das Ganze ſehr wohlthätigen Einfluß aus, und wirkten in der ſonſt ſo vielfach getheilten, und in ſich zwieſpaltigen Nation der Hellenen als eine zuſammenhaltende Kraft. Ja durch dieſe in der feſtlichen Poeſie verherrlichten Volksſpiele des gymnaſtiſchen Lebens, wurde die ſonſt nur ſo loſe zuſammenhängende Nation noch am meiſten vereinigt, und in manchen gefahrvollen Zeitpuncten durch das Orakel zu Delphi aufgerichtet und zuſammengehalten. Denn wenigſtens waren die politiſchen Sybillen-Sprüche desſelben, inſofern keine falſche Orakel, daß ſie in ſolchen höchſten Momenten der Gefahr, meiſtens keinen andern Rath ertheilten, als einen durchaus patriotiſch muthvollen, verſtändig weiſen, auf ſtarke Eintracht hinweiſenden. So wie nun die Wohnorte und Anſiedlungen, die Lebensweiſe und Gewerbe, die Sittenverfaſſung und Staatseinrichtungen der griechiſchen Stämme und Völker ſchon urſprünglich ſehr mannichfaltig, und von einander abweichend waren; ſo ſind auch die erſten Bildungs-Anfänge derſelben ſehr verſchiedenartig geweſen. Der Phönicier Kadmus brachte der Sage zufolge die Buchſtabenſchrift, und mit ihr gewiß noch vieles andre in die Thebaiſche Stadt; der Aegypter Kekrops legte den Grund zu der älteſten Sittenbildung und Verfaſſungsordnung von Athen; der Thracier Orpheus, obwohl ſeine Lehre mehr der ägyptiſchen übereinſtimmend gefunden ward, ſtiftete die ſo weit verbreiteten Myſterien ſeines Nahmens, und ſuchte im Geſange die Schrecken der Unterwelt zu mildern, und die Macht der Finſterniß zu bewältigen. Sehr viele andere Nahmen ließen ſich dieſen eben erwähnten hinzufügen; unter dieſen auch manche, die nicht, wie ſonſt wohl freilich das meiſte, aus Phönicien oder Aegypten herzuleiten ſind, ſondern ſowohl ſie ſelbſt, als die mitgebrachte Lehre oder heilige Sitte, ganz beſtimmt mehr aus dem Norden; und wenn auch nur von Aſiaten an der nördlichen Seite des Kaukaſus, ſo waren doch auch dieſe mit andern höher gegen Norden, weiter gegen Weſten wohnenden Völkern nahe verwandt. Auf dieſe neben den andern durchaus nicht zu überſehende nordiſche Grundgeſchichte in dem erſten Anfange und der älteſten Geſchichte der Griechen, haben die tiefern Forſchungen mancher neuern Gelehrten wiederhohlt und übereinſtimmend aus ſo vielen Zeugniſſen der Alten hingewieſen, daß dieſe früher oft vernachläſſigte Seite des Ganzen durchaus nicht mehr unbeachtet bleiben kann. Auch die Herkunft der Griechen iſt in ihrem erſten Urſprunge eine ganz verſchiedenartige geweſen; und es laſſen ſich in den griechiſchen Ländern, nebſt den eigentlichen Hellenen, wo nicht mehrere, ſo doch deutlich noch zwei andre von jenen durchaus verſchiedne Hauptvölker, die aber dann ſpäter ganz oder doch theilweiſe mit jenen vermiſcht wurden, unterſcheiden: die Thracier, in den nördlichen, oder den dorthin zunächſt angränzenden Ländern, welche wohl am meiſten ein eigentlich nordiſcher Volksſtamm waren, den Herodot als den zahlreichſten auf der Erde nebſt dem indiſchen betrachtete; vielleicht von dem gleichen Stamme, wie andre bis an die Donau oder auch im Norden derſelben wohnende Völker; und dann die Pelasger, das eigentliche Urvolk von Griechenland, von denen jene gigantiſche Mauern und Bauwerke beſondrer Art, welche in Italien Cyklopiſche genannt werden, in Griechenland die Pelasgiſchen heißen, wie deren noch einige vorhanden ſind, deren außerdem aber beſonders im Peloponnes weit mehrere von den Alten erwähnt werden. Dieſe Urvölker oder Urbewohner kommen in vielen Ländern faſt unter denſelben, oder doch ſehr ähnlichen Charakterzügen vor; dahin gehören Bauwerke der erwähnten Art, einige Metallkunde, rohe gottesdienſtliche Gebräuche, aber ohne eine Götter-Sage, die erſt ſpätern Urſprungs iſt, ja ohne eigentliche abgeſonderte Götternahmen; dann Menſchenopfer, und wenn auch nicht eine völlig rohe Wildheit, doch ein ſehr rauher Sitten-Charakter, und eine immerwährende Unruhe und Neigung zum Herumwandern. Als der Ahnherr der eigentlichen Hellenen iſt allein Deukalion zu betrachten, von welchem alle die edelſten Helden- und Königsgeſchlechter ihren Stamm, ſo wie auch die ſpätern griechiſchen Völkerſtämme, die Aeolier, Jonier, Dorier, von ſeinen Söhnen ihre Nahmen herleiten. Dieſes war der ganzen Hinweiſung nach, ein kaukaſiſcher Stamm von Aſiaten, aus indiſcher, oder mit dieſer verwandten Abkunft. Nachdem dieſe Hellenen, Aeolier, Dorier, nun Theſſalien, die umliegenden Länder und den Peloponnes in Beſitz genommen, und ſich dort angeſiedelt hatten, wurden die Pelasger überall verdrängt oder unterdrückt, und traten in den Hintergrund zurück. Aber gewiß ſind ſie nicht ganz ausgerottet, noch auch in der ganzen vollen Anzahl ſämmtlich ausgewandert; ſondern es haben ſich unſtreitig die neuen und die alten Völkerſtämme in mannichfacher Weiſe mit einander vermiſcht, da ohnehin die Verbindung durch Heirathen hier nirgends, wie etwa nach einer indiſchen oder ägyptiſchen Kaſten-Einrichtung, verbothen oder ſtreng ausgeſchloſſen war, und ſind beide Völker allmählig zu Einem Stamm und zu einer Nation erwachſen, wie es gerade die Umſtände oder die beſondre Lage in dem einen Lande ſo, oder in dem andern wieder anders gefügt haben. Und ſo läßt es ſich denn wohl erklären, wie Herodot z. B. den Joniern vorzüglich viel Pelasgiſches beilegen kann, als ob ſie gleichſam nur unter dieſem neuen

Nahmen im Weſentlichen noch die alten Pelasger wären, oder doch mehr mit dieſen vermiſcht, und von nicht ſo rein helleniſchem Stamm wie die Dorier; da ſonſt die Pelasger und Hellenen urſprünglich als zwei ganz verſchiedene Völker genannt und charakteriſirt werden. Auch mit dem thraciſchen Stamm, wenn gleich dieſer noch viel ſpäter auch als ein eigner für ſich beſtehend fortdauerte, hat unſtreitig manche Vermiſchung der angränzenden, oder mit ihnen beiſammen und unter einander lebenden helleniſchen Völker Statt gefunden. Sehr roh in ihren Begriffen und rauh in den Sitten, waren die älteſten Bewohner von Griechenland überhaupt, bis mit jenem edlern Stamm der Deukalionen, den Söhnen des Prometheus, dort vom Kaukaſus her, auch die andern Anfangspuncte einer höhern Bildung, die phöniciſchen, oder ägyptiſchen, oder auch andern aſiatiſchen Urſprungs ſind, wirkſam wurden, und dem ganzen Volke, und ſelbſt dem Lande allmählig eine andre Geſtaltung gaben. Denn auch das ſpäterhin ſo ſchöne und von der Natur reich ausgeſtattete, und herrlich geſchmückte Land, ehe es ganz angebaut und urbar gemacht, und die Macht der tobenden Elemente darin gebrochen und mehr bewältigt war, lag anfangs in einem Zuſtande von Wildniß, und iſt der Schauplatz mancher gewaltſamen Natur-Kataſtrophen geweſen, die am natürlichſten wohl, noch als eine partielle Nachwirkung, nach dem kleinern Maaßſtab in den einzelnen Ländern, aus jener Epoche des auf dem ganzen Erdball einſt vorherrſchend geweſenen Waſſer-Elements. und der verheerenden Fluthen der ältern Zeit zu betrachten ſind. Noch war hier eine dunkle alte Kunde vorhanden von einem ehemahligen feſten Lande Lektonien, welches einen Theil des nachherigen griechiſchen Meeres eingenommen habe, und von welchem die Inſeln desſelben jetzt allein noch übrig geblieben, das andre aber zuſammengeſtürzt und eingeſunken ſei; zu der Zeit als das ſchwarze Meer, welches früher mit dem kaspiſchen Meere zuſammenhing, bei dem Bosphorus durchgedrungen, und ſeine Wogen in das mittelländiſche Meer ſtürzend, nun mit in dieſes ergoſſen habe. Ganz Theſſalien war in dieſer Urzeit ein großer See, bis in einer ähnlichen Natur-Kataſtrophe der Peneus ſich durch die Felſen einen Ausfluß in das Meer durchbrach. Der See Kopais in Böotien, ergoß, austretend, ſeine Fluthen weit über die Thalgegenden umher, zur Zeit des Ogyges, und ſo blieb denn auch ſpäterhin für jene Epoche der noch herrſchenden Urfluthen die Ogygiſche Sage und Vorzeit der bezeichnende Nahme.

Späterhin, als der Zuſtand der griechiſchen Nation mehr entwickelt war, recht in der vollen Blüthenzeit ihrer Macht und Geiſtesbildung, ſtanden die beiden Hauptſtämme derſelben, die Jonier und Dorier, in Sitten und Kunſt, in der Verfaſſung und Denkart, und ſelbſt in der Philoſophie recht entſchieden feindlich gegen einander; Athen an der Spitze des einen joniſchen Stammes, Sparta als das Oberhaupt des andern doriſchen Staatenbundes; und trug dieſer innere Staatenzwieſpalt nicht wenig bei zu dem völligen Ruin von Griechenland, und um die ohnehin alles mit ſich fortreißende innere und äußere Anarchie, in dem ganzen griechiſchen Volke zu vollenden. — Nachdem wir nun hier ein Gebieth betreten, wo alle äußern Begebenheiten, durch die claſſiſchen Geſchichtſchreiber, durch ſo viele andre aus dieſem Quell geſchöpften, oder doch ihrem erhabenen Vorbilde nachgearbeiteten Werke hinreichend, und zum Theil unübertrefflich ſchön dargeſtellt ſind; ſo hieße es nur das allgemein Bekannte unnützer Weiſe wiederhohlen, wenn ich hier eigentlich hiſtoriſch erzählend darſtellen und entwickeln wollte, wie nach einigen minder bedeutenden innern Stammfehden und kleineren Völkerzwiſtigkeiten, der helleniſche Ruhm ſich in dem Widerſtande gegen die perſiſche Uebermacht, auf das Glänzendſte bewährt habe; wie bald darauf Griechenland ſeine beſte innere Kraft in dem großen peloponneſiſchen Bürgerkriege zwiſchen Athen und Sparta, ganz verzehrt, und um den eitlen Ruhm der ſogenannten Hegemonie, oder des vorherrſchenden Ranges und Uebergewichts in dem ganzen griechiſchen Staatenſyſtem, ſich eigentlich beide zu Grunde gerichtet haben; bis dann nach einer kurzen Herrſchaft der Thebaner, unter ihrem einzig großen Epaminondas, die Macedonier mit einem deſpotiſchen Druck, der mehr von Dauer war, an die Spitze traten; und endlich alles in ſcheinbarer Befreiung, unter die großmüthige Protection der Römer gerieth, und bald darauf unter ihren Präfecten und Legionen in feſter Unterwürfigkeit erhalten wurde. Dergleichen grade in ihrer ganzen Ausführlichkeit und lebendigen Deutlichkeit belehrende, und man darf wohl ſagen, ewige Geſchichten, wollen eben in den claſſiſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt geleſen, erlernt, und von allen Seiten durchdacht ſein. Hier muß alles dieſes als bekannt vorausgeſetzt werden, und kann ich mich dagegen nur auf eine möglichſt lebendige Charakteriſtik des griechiſchen Geiſtes und innern Lebens überhaupt beſchränken, in ſeinem Verhältniß zu dem Ganzen, und nach der Stelle, die er in dieſem und für die allgemeine Geſchichte und die Philoſophie derſelben einnimmt.

Das aus dieſem Standpuncte betrachtet, allgemein Intereſſante in dem griechiſchen Charakter, Leben und Geiſte, wird ſich vorzüglich, am leichteſten und einfachſten unter dieſe drei Kategorien zuſammenfaſſen laſſen. Es iſt zuerſt vorzüglich das Göttliche in ihrer Kunſt, oder überhaupt dieſe in ihrer Sage und Dichtung, in ihrer ganzen Lebensverfaſſung, ja auch in die Sitte und Staatseinrichtung ſo innigſt verwebte Götterkunſt, was am meiſten unſer Erſtaunen und unſere Bewunderung erregt. Dann iſt es ihre Naturwiſſenſchaft, oder ihr ſo ganz natürliches, alle Gegenſtände der Welt und der Natur wie der Geſchichte, und auch den Menſchen mit hellem Geiſt und offnen Sinn, in der lebendigſten Klarheit des Ausdrucks, und der ſchönſten Sprache umfaſſendes Wiſſen, was ihnen von dem erſten Anfang deſſelben bis zur höchſten Vollendung im Plato und Ariſtoteles, bei der ſpätern Nachwelt ihren bleibenden Ruhm, und dauernden, tief in den Menſchengeiſt aller Zeiten eingreifenden und einwirkenden Einfluß geſichert hat. Die dritte und letzte Kategorie und Sphäre dieſer auf das Ganze des griechiſchen Charakters und der griechiſchen Geſchichte gerichteten Schilderung bildet endlich der, ganz auf die, unter dem heftigſten Widerſtreit der Partheien, endlich nach der öffentlichen Meinung ſiegreich gebliebnen Grundſätze und Zeitgedanken gegründete, und ganz von der zur politiſchen Macht gewordenen Rhetorik und Kraft der Beredſamkeit beherrſchte Vernunft-Staat der ſpätern griechiſchen Geſchichte. Was von den ältern griechiſchen Staaten und Verfaſſungen, und ihren republikaniſchen Tugenden wahrhaft Rühmliches zu ſagen iſt, das iſt ſchon oben in der Kürze angedeutet worden; wie alles endlich in Verfall und gränzenloſe Anarchie gerathen, und in der fremden Römerherrſchaft ſein Ende nahm, das läßt ſich erſt aus dem Verfall der griechiſchen Wiſſenſchaft und Denkart vollſtändiger erklären, welcher auch den der Sitten und der Geſinnung zur Folge hatte, und aus jener, in der ſonſtigen ältern Geſchichte wenigſtens, faſt in ihrer Art einzigen Herrſchaft der Sophiſten, von welcher auch das öffentliche Leben und der Staat mit ergriffen ward, und in dieſer gefährlichen Kunſt einer falſchen Rhetorik ſeinen Untergang fand, wo alles Große dann ein Ende nahm. Die wunderbar lebendige Götterſage in der herrlichen alten Poeſie nimmt hier billig die erſte Stelle ein, da auch alle andre ſpätere Kunſt, und ſelbſt die bildende, aus dieſem erſten Homeriſchen Quell ihren Urſprung genommen hat. Und dieſer friſche Lebensſtrom der alten Götterdichtung und Heldenſage, wie er ſich durch alle Völker und Zeiten des Abendlandes hindurch ergoſſen hat, und noch ergießt, bewährt uns eben in der großen welthiſtoriſchen Erfahrung, die alles, und auch das Schwerſte, milde entſcheidend zu ſeinem Ziele führt, wie es auch in der chriſtlichen Welt-Periode übereinſtimmend anerkannt worden iſt, und noch anerkannt wird: daß alle claſſiſche Erziehung und höhere Geiſtesbildung auf der Grundlage der Poeſie, d. h. auf einer ſolchen, die Welt mit klarem Geiſt umfaſſenden, aus der Quelle der Natur ſelbſt im lebendigſten Gefühl hervorſpringenden Poeſie, wie dieſe Homeriſche, beruht und beruhen muß; weil es keine allgemein umfaſſende Bildung und höhere Entfaltung des geſammten Menſchengeiſtes und vollſtändigen Seelenbewußtſeins geben kann, ohne daß auch dieſe Grundgefühle des Lebens, dieſe innerlich fruchtbare geiſtige Naturkraft im Menſchen, die wundervolle Fantaſie, mit erweckt und angeregt wird, und durch die Erweckung und Anregung herrlicher entfaltet, eine edle und ſchöne Geſtaltung gewinnen mag. Dieſes nun hat ſich für alle Jahrhunderte bleibend erwieſen, und darum iſt auch der Ruhm der Homeriſchen Geſänge, und der daraus hervorgegangenen griechiſchen Geiſtesbildung unvergänglich geworden. Wollte man die Geiſtesbildung eines Volkes ganz allein auf eine kalt abgeſonderte, tödtend abſtracte Wiſſenſchaft ohne alle Poeſie gründen; ſo würde ein alſo ganz mathematiſch gewordnes und mathematiſch geiſtig zugeſpitztes Volk, gewiß kein wahrhaft und vielſeitig gebildetes, wahrſcheinlich aber auch nicht einmahl ein wiſſenſchaftlich lebendiges, und lebendig-wiſſendes, oder das Leben wahrhaft erkennendes und verſtehendes Volk werden, oder ſein können.

Der charakteriſtiſche Vorzug in dieſer Homeriſchen, und überhaupt in aller griechiſchen Poeſie, iſt der, daß ſie ein weiſes Mittel hält zwiſchen den gigantiſchen Dichtungen der orientaliſchen Einbildungskraft, auch ſelbſt in der reineren Geſtaltung des indiſchen Geiſtes, und dem offnen Blick eines hellſehenden, und die Welt beobachtenden Naturverſtandes, in dem Zeitalter der klaren Proſa, bei ſchon mehr entwickelten und in ſich verwickelten Lebensverhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft; und daß ſie zwei ſonſt entgegenſtehende, oft ſich beinahe ausſchließende Eigenſchaften in ſich vereinigt: die friſche Begeiſterung des lebendigſten Naturgefühls aus der Quelle, und den hinreißenden Strom einer innerlich regen, fruchtbar in ſich fortwachſenden und blühenden Fantaſie, und einer hellen Lebensanſchauung, zugleich mit dem ſchönen Ebenmaaß, mit dem fein fühlenden Urtheil, welches alle Uebertreibung, und alles Unächte ausſchließt, und welches wenige Völker nach den Griechen, keines vielleicht in dem gleichen Maaße, wenigſtens keines vor ihnen in der gleichen Weiſe beſeſſen hat.

Es war dieſe Poeſie auf das innigſte in das ganze öffentliche Leben der Griechen mit verwebt; die öffentlichen Spiele, Volksfeſte und Wettkämpfe waren eben ſo viele Mittelpuncte desſelben; ja die Gymnaſtik und Muſik waren die Grundlagen, und bildeten faſt auch den ganzen Umkreis einer edlen und geſitteten höhern Erziehung unter den Griechen. Beides wohl in einem ſehr weit umfaſſenden und viel bedeutenden Sinn; die Gymnaſtik, als der Gegenſtand und das Ziel jener öffentlichen Wettkämpfe, oder die ſchöne und edle Entfaltung, und in jenen Kampfſpielen aller Art ſich übende Bildung des Körpers, ſtand in naher Berührung, und wurde zugleich die Grundlage für die bildende Kunſt und Sculptur, die ohne eine ſolche Anſchauung und Auswahl in derſelben, niemahls dieſelbe edle und freie Behandlung des Menſchenkörpers, und eine ſo mannichfaltige Schönheit in der Darſtellung deſſelben, hätte erreichen können. Die Muſik oder Kunſt der Muſen, umfaßte nebſt der Tonkunſt zugleich auch die im Geſange dargeſtellte Poeſie. Doch war der Begriff dieſer eigentlich griechiſchen Erziehung und höhern Bildung immer etwas beſchränkt, und allzu einſeitig aufgefaßt; und als ſpäter die Rhetorik hinzukam, betrachteten ſie auch dieſe, was ſie doch nie ſein ſollte, nur als eine Art Gymnaſtik des denkenden Geiſtes, oder wie ein öffentliches Spiel vor dem Volke, im Wettkampfe der ſchön geſetzten, aber um die Wahrheit ſich wenig kümmernden Rede. Und ſo war ihnen nach dieſem beſchränkten, und ausſchließend griechiſchen Erziehungs-Standpuncte ſelbſt die Philoſophie, als ſie Kunde von derſelben erhielten, nichts als eine Art von denkender Muſenkunſt, und innerer Harmonie der Gedanken und geiſtigen Beſtrebungen, oder Muſik des denkenden Bewußtſeins, bis ſie erſt ſpäter durch die Sophiſten und das Zeitalter verwirrenden Volksſchmeichler mit in den alles verderbenden, und alles verſchlingenden Abgrund der Rhetorik verſank, welche der Tod der wahren Wiſſenſchaft, ſo wie auch jeder ächten Kunſt iſt, und im metaphyſiſchen Gewande als Dialektik, die Schule nicht minder verwirrte, als die falſche politiſche Beredſamkeit das Leben und den Staat ergriffen hatte. Ein nicht unedler und wohl ſchön zu nennender Geſichtspunkt, vor dieſer ſophiſtiſchen Entartung, war jener urſprüngliche harmoniſche, der aber doch nicht für alle die höhern Aufgaben und Zwecke der Philoſophie und die tieferen Wege des forſchenden Menſchengeiſtes ausreichen und genügen kann. Aus dieſen öffentlichen Wettkämpfen und großen gymnaſtiſchen Volksfeſten und Spielen der Poeſie, welche ſelbſt für den Zuſammenhang des öffentlichen Lebens und des helleniſchen Volks in ſeiner Geſammtheit, von ſo wichtigen Folgen und großem Einfluſſe waren, ging nun mittelſt der für dieſe Gelegenheit beſtimmten Chorgeſänge, auch die dramatiſche Kunſt und das Theater der Griechen hervor; dieſe Poeſie, welche zwar weniger allgemein verſtändlich iſt für andre Völker und Zeiten, als die Homeriſchen Gedichte, weil ſie viel tiefer in das individuelle Leben der Griechen eingreift, aber darum nicht minder erfinderiſch groß und kunſtreich entfaltet und erhaben, nach dem hier zum Grunde liegenden Ideal des Schönen, im Charakter und edlen Styl der Geſinnung. Auch die doriſchen Chorgeſänge des Pindar erheben ſich in ihrer milden Weichheit ſchon oft zur tragiſchen Größe der nachfolgenden Dichter, oder zu der epiſch umfaſſenden Fülle des alten Homer. — Es hat noch keine Nation die Lieblichkeit und Anmuth des Homer, die Erhabenheit des Aeſchylus, und den ſchönen Adel des Sophokles erreichen mögen, und vielleicht iſt es ſchon Unrecht, nur darnach ſtreben zu wollen, da ſich das wahrhaft Schöne und Große doch nie auf dem Wege der Nachahmung erreichen läßt. Euripides, der ſchon ganz in die Zeit der herrſchenden Rhetorik fällt, wird nur von Solchen jenen Erſten beigezählt, welche den griechiſchen Geiſt nicht ganz in ſeiner Hoheit zu faſſen und zu würdigen, oder doch das Eigentliche der tiefen Bedeutung darin nicht genug zu unterſcheiden wiſſen. Merkwürdig iſt es vielleicht, und verdient wegen des allgemeinen Hanges des griechiſchen Geiſtes zu kühnen Gegenſätzen, erwähnt zu werden, wie unmittelbar neben jenen höchſten tragiſchen Hervorbringungen, die es auch für alle nachfolgenden Zeiten geblieben ſind, auch die alte Volkskomödie auftrat und ſich geſtaltete, deren erfinderiſche Fantaſie die kühnſten mythologiſchen Dichtungen und Götterſpiele des Witzes nicht ausſchloß, während ſie alle Lächerlichkeiten des gemeinſten Lebens auf das Grellſte aufzufaſſen, und ohne die mindeſte Schonung öffentlich hinzuſtellen, ſich zum eigentlichſten Geſchäft machte. —

Daß die allem Heidenthume, ganz vorzüglich aber, und faſt mehr als jedem andern, dem griechiſchen Heidenthume, zum Grunde liegende ſinnliche Naturvergötterung nur einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit der Griechen haben, daß der Mangel einer feſten, auf Gott und die Wahrheit gegründeten Sittenordnung, leicht auch ſchon bei noch einfacheren Lebens-Verhältniſſen, große Ausartung, und ſelbſt einzelne Unnatur zur Folge haben, und die einmahl herrſchend gewordne Sittenloſigkeit, wenn der Staat und die Zeit erſt ins Sinken gekommen war, dann in einem furchtbaren Grade zunehmen mußte; das verſteht ſich von ſelbſt, und es ließe ſich aus der zuletzt erwähnten Quelle der alten Volkskomödie, noch andre mit dazu genommen, leicht ein ſehr abſchreckendes Gemählde der griechiſchen Unſittlichkeit und Sittenloſigkeit daraus entwerfen und ausführen. Doch weiß ich nicht, ob dieſes für das Allgemeine, und den größern Welt-Standpunct der Geſchichte und ihrer Philoſophie gerade nothwendig und unentbehrlich, oder auch nur zweckmäßig und Vortheil gewährend ſein würde; um ſo mehr, da es vielleicht nicht ſchwer fallen dürfte, aus ähnlichen und andern Quellen der Immoralität und der ganzen jetzt üblich gewordnen Statiſtik der Verbrechen und des Laſters, ein Gemählde von dem unſittlichen Zuſtande auch bei einem oder dem andern der jetzigen chriſtlichen Völker zu entwerfen, welches mit der vorgefaßten Meinung von der hohen ſittlichen Veredlung unſrer neuern Zeit nicht überall ganz übereinſtimmen würde. Wir wollen uns alſo lieber hier mit dem allgemeinen Eingeſtändniß von dem großen ſittlichen Verderbniß des Menſchen-Geſchlechts begnügen, welches überall da Statt findet, wo nicht große Kräfte und mächtige Motive der höhern Art entgegen wirken, und welches um ſo ſichtbarer hervortreten muß, wo die herrſchende Religion, wie bei den Griechen, eine ſolche, die Sinnlichkeit an ſich befördernde und gut heißende heidniſche iſt. Was aber die Poeſie und auch die bildende Kunſt der Griechen betrifft, ſo muß man ſich faſt wundern, daß doch nicht öfter, und verhältnißmäßig nur an wenigen Stellen und in einzelnen Werken, dieſe heidniſche Sinnlichkeit auf eine ſolche für den edlen Styl und ſchönen Eindruck des Ganzen ſtörende Weiſe grell hervortritt. Wenigſtens dürfte es nicht Wunder nehmen, wenn dieſes weit öfter ſich fände, wenn man einmahl über die bei den Alten zum Grunde liegende Denkart und heidniſche Weltanſicht im Klaren iſt; da es meiſtens wohl auch weniger die ſtrengen Grundſätze einer reinen Sittlichkeit ſind, welche dieſes zurückgehalten haben, wie das feine Gefühl des Schicklichen, als der äußern Hülle, welches auch in der Kunſt die Schönheit umgiebt und begleitet. — Eine bloß conventionelle Verheimlichung und Verhüllung kann übrigens auch für die bildende Kunſt und Sculptur nicht als Geſetz aufgeſtellt werden; wenn die Darſtellung des Nackten in dem reinen edlen Styl gehalten wird, wie in den beſten Antiken, ſo beleidigt ſie das ſittliche Gefühl eigentlich nicht, welches weit mehr verletzt wird durch die verſtohlne Lüſternheit mancher modernen Kunſt-Produkte von unächtem Geiſte. Ueberhaupt haben die Griechen in der Kunſt und in ihrem dichteriſchen Kunſtleben die innre Harmonie noch am meiſten erreicht; wenigſtens in der großen alten Zeit und Blüthe derſelben, viel weniger in der Wiſſenſchaft, und am wenigſten im Leben, nähmlich im öffentlichen, welches faſt immer dem Zwieſpalte hingegeben war, und zuletzt ganz davon zerriſſen, zerſtreut und verſchlungen ward.

Die Wiſſenſchaft der Griechen aber nannte ich darum eine natürliche, die uns aber in dieſer Eigenſchaft, wo ſie eine in ſo hohem Maaße, und vollendete Ausbildung beſitzt, höchſt belehrend für das Ganze wird, und auch an ſich ſchon vorzüglich dadurch intereſſant erſcheint; weil ſie in ihrem Urſprunge zunächſt, faſt ausſchließend von der Natur ausging, und zwar ganz für ſich abgeſondert, einſam ihres Weges allein gehend, entfernt von aller Poeſie und der dort herrſchenden Mythologie, auch in entſchiedner Zurückgezogenheit vom Staate und allen öffentlichen Verhältniſſen des politiſchen Lebens, oft ſogar in einer beinah feindlichen Stellung und Oppoſition dagegen. Auch die eigentliche Naturlehre, und beſonders die Naturgeſchichte iſt von den Griechen ausgegangen, ſo wie die wiſſenſchaftliche Medicin, als deren erſter Meiſter immer noch Hippokrates verehrt wird; die Geometrie haden ſie ſyſtematiſch erweitert und vollendet, ſo wie die Aſtronomie nach dem ältern Syſteme, und beide ſo der Nachwelt überliefert. Demnächſt aber kann die griechiſche Wiſſenſchaft überhaupt auch als eine natürliche charakteriſirt werden, weil ſie weiter entfaltet, und allmählig auf alle Gegenſtände der Welt, des Lebens und den Menſchen ſelbſt angewandt, immer doch eigentlich dieſen Natur-Standpunct, und eine durchaus natürliche Anſicht der Dinge feſthielt, und auch in der Selbſterkenntniß und Lebenserfahrung oder Geſchichte, immer vorzüglich nur die Natur des Menſchen zu erkennen, zu erfaſſen, und in klaren Worten und aus dem Leben erfaßten Begriffen auszudrücken ſuchte; ſo daß es nur eine Ausnahme bildet, wie Alexander im Politiſchen, von der gewöhnlichen Regel des griechiſchen Geiſtes, und dem herrſchenden Maaßſtabe ſeines ſonſtigen Umkreiſes, wenn Plato und die ihm folgten, nun hier in der Philoſophie ihr Streben grade auf die über alle Natur und die Wirklichkeit des Lebens weit hinaus liegenden, und darüber erhabenen Ideen richteten. Endlich kann ſie auch darum noch eine natürliche genannt werden, weil hier die Philoſophie, auf der alten Grundlage der Poeſie und der claſſiſchen Bildung beruhend, mit der Geſchichte und ſymboliſchen Sage und Sprache befreundet, ſich mehrentheils in einer durchaus ſchönen und klaren, für den Menſchengeiſt naturgemäßen und lebendigen Form entwickelt und dargeſtellt hat; und wie ſehr ſie auch in dem dialektiſch Leeren umherſchweifen und vorübergehend ſich verlieren und verwirren mochte, doch nie in der abſtracten Verſteinerung gänzlich erſtorben und erloſchen iſt. Und auch Plato, der eigentlich doch mit ſeiner Philoſophie ganz über den griechiſchen Geiſt, und die ſonſtige Sphäre desſelben hinaus ging, und hinaus gehen wollte, war dennoch nach Sprache und Form in aller jener helleniſchen Beredſamkeit, Kunſt und Geiſtesbildung groß genährt, und ſelbſt der gewandteſte Meiſter darin.

Mit dieſem großen und erhabenen Naturſinne, haben nun die älteſten Philoſophen der Griechen, mehrentheils Jonier, wie Thales das Waſſer, Anaximenes die Luft, Heraklit das Feuer, als die erſte Grundkraft alles Lebens und aller Dinge aufgefaßt und hingeſtellt; und nur erſt durch Anaxagoras, den Lehrer des Sokrates, iſt zugleich der höchſte, die Welt ordnende und Natur bildende göttliche Verſtand, mit voller Klarheit hervorgehoben und in's Licht geſtellt worden. Früher zwar war dieß wohl auch, vielleicht beſſer, oder wenigſtens tiefer noch, ſchon durch Heraklit geſchehen, nur war es aus ſeinen dunklen Schriften weniger verſtanden worden. Anaxagoras nahm übrigens neben ſeinem oberſten Naturgeiſte, oder Weltverſtande auch noch Homoiomerien an; d. h. wohl nicht eigentliche Atome einer todten Materie, ſondern vielmehr einen beſeelten, und ſelbſt ſchon lebendigen Grundſtoff der materiellen Lebenskraft. Es war alſo ſeine, dem Sinne jener alten Zeit, wie es ſcheint, überhaupt entſprechende Weltanſicht, vielmehr ein einfaches Syſtem des alterthümlichen Dualismus, wie wir ein ſolches auch in dem Gange der indiſchen Philoſophie bemerkt haben. Dieſe alten joniſchen Philoſophen ſahen überhaupt nur auf das innere Leben in der Natur und in allem Daſein, auf die ſtäte Veränderung und innere Bewegung in der Welt, und in allen Dingen, ſo daß manche unter ihnen alles Feſte und Bleibende, ſehr zu bezweifeln, und endlich ganz zu läugnen anfingen. Nach dem Geſetze und Gange des Gegenſatzes, welchem der griechiſche Geiſt, bewußt und unbewußt, überall folgte, trat nun dieſen joniſchen Philoſophen eine andre Schule unter Parmenides entgegen, welche vielmehr das All und das Eine ausſchließend und allein aufſtellte, und als das Erſte und Einzige, wirklich und wahrhaft Daſeiende und ewig Bleibende anerkannte. Obwohl aber anfangs in Verſen vorgetragen, war es im Weſentlichen, und im herrſchenden Geiſte dieſer Denkart, durchaus kein dichteriſcher Pantheismus, wie etwa der indiſche, ſondern der intellectuellen Richtung der Griechen gemäß, vielmehr ein ganz dialektiſcher, der endlich auch alle Bewegung für Täuſchung und nichtigen Schein erklärte, und zuletzt entſchieden läugnete. In der Mitte zwiſchen beiden Extremen trat nun der große Schuler des Sokrates auf, und verſuchte auf einen ganz neuen, den Griechen ſonſt fremden Wege, die Rückkehr zu der über alle Natur erhabenen höchſten Gottheit zu finden, mittelſt der über die Sinnenwelt und äußere Erfahrung, wie auch über die bloße Dialektik ſich erhebenden Ideen des Göttlichen; aus unmittelbarer Anſchauung, urſprünglicher Offenbarung, oder tief innerlicher Erinnerung, die Erkenntniß des Göttlichen ſchöpfend. In dieſem, dem ganzen Syſteme zum Grunde liegenden Platoniſchen Begriff der Erinnerung, hat daſſelbe eine große Uebereinſtimmung, oder Verwandtſchaft mit der indiſchen Lehre von der Seelenwanderung, in der Vorausſetzung und Annahme einer frühern Exiſtenz der menſchlichen Seele. Eine ſolche Präexiſtenz, in dieſem buchſtäblichen Verſtande, würde nun die neuere Philoſophie in unſerm Denkſyſteme nicht leicht gelten laſſen, oder aufnehmen können. Wenn aber in einem mehr geiſtigen Sinne, auch ſchon das bloße Erwecken oder Erwachen des Bewußtſeins von dem uns eingebornen göttlichen Ebenbilde, und das Innewerden desſelben unter dieſer Platoniſchen Erinnerung verſtanden werden darf, wie dieß allerdings durch nichts verhindert wird; ſo würde dieſer Begriff alsdann ganz mit dem chriſtlichen Begriffe von dem göttlichen Ebenbilde im menſchlichen Bewußtſein und des durch die Wiederherſtellung desſelben innerlich erleuchteten Geiſtes übereinſtimmen; und darf es uns in keinem Falle Wunder nehmen, wie dieſes Syſtem der Platoniſchen Denkart, denn eigentlich iſt es mehr eine ſolche, als ein ganz geſchloſſenes Syſtem, als die erſte in den abendländiſchen Formen ſo groß angelegte und durchgeführte Offenbarungs-Philoſophie, von jeher auf die tiefern chriſtlichen Denker ſo anziehend gewirkt hat. Zu Plato's Zeit war ſchon aus dem dialektiſchen Widerſtreite der frühern Philoſophie, aus ihrer Verneinung und Abläugnung alles unveränderlich Feſten und ewig Bleibenden in der Natur, im Leben und in der Erkenntniß, zuſammen genommen mit dem demagogiſchen Zeit-Bedürfniſſe, bei der immer mehr überhand nehmenden Sittenloſigkeit, jene Schar von Sophiſten hervorgegangen und entſtanden, welche die öffentliche Meinung und Denkart vollends verwirrten, die Sitten und Grundſätze unheilbar vergifteten, und auch dem Staate, in Griechenland überhaupt, und beſonders dem athenienſiſchen, den Untergang brachten. Und eben aus Plato's meiſterhafter Darſtellung, lernt man ſie und ihre Art, ſo wie ihren ſchädlichen Einfluß auf den Geiſt der griechiſchen Nation, und auf dieſe ſelbſt am beſten, nach ſeinem ganzen Umfange kennen; und dieſer politiſche Einfluß der Sophiſten bildet dann das dritte Moment in der Charakteriſtik des griechiſchen Lebens, als dieſes durch jene Volksſchmeichler ganz demokratiſch geworden war, und mehr und mehr ſich in Anarchie auflöſte.

Die ältern griechiſchen Philoſophen ſtanden faſt alle in dem Verhältniſſe einer gänzlichen Zurückgezogenheit und Entfernung von aller politiſchen Theilnahme an dem öffentlichen Leben, oder gar in einer ſehr deutlich bemerkbaren innern Oppoſition zu den damahligen Republiken und Staaten ihres Vaterlandes. Sie waren faſt alle ohne Ausnahme keine Freunde der herrſchenden demokratiſchen Grundſätze, und die von ihnen etwa aufgeſtellten Staats-Ideale, ſo wie das Platoniſche, ſind vielmehr ganz in dem Geiſte einer äußerſt ſtrengen Ariſtokratie der Tugend und der Geſetze entworfen; mit einer immer noch ſichtbaren Vorliebe für dieſe Staatsform, ſo wie ſie unter den Griechen bei den Völkern vom doriſchen Stamme, obwohl auch ſchon ſehr entartet, vorherrſchend gefunden wurde. Nun hatten viel früher ſchon als Plato, die Pythagoräer ganz ähnliche Lehren, oder wenigſtens den ſeinigen nah verwandte vorgetragen; und zwar wohl in dem Sinne und mit der Abſicht, ihre Grundſätze auch in das Leben einzuführen, wodurch denn unſtreitig auch der Staat in das öffentliche Leben der Griechen, wie ihre ganze Denkart eine völlig neue und ganz andre Geſtalt erhalten haben würde. Aber bevor noch ihr in den griechiſchen Staaten von Unter-Italien ſchon ſehr ausgebreiteter Bund, dieſe Abſicht ausführen konnte, wurde derſelbe durch eine große Reaction der Andersgeſinnten von der entgegenſtehenden Parthei geſturzt, oder doch wenigſtens ihm ſein Uebergewicht, und alle politiſche Macht genommen. Die Zeit des Ariſtoteles fiel ſchon in die Epoche der macedoniſchen Waffenherrſchaft, dem natürlichen Ende aller Anarchie. Dem alten dialektiſchen Uebel, welches dem griechiſchen Geiſte ſchon zur Gewohnheit und andern Natur geworden war, ſuchte er ſeine ausführliche und gründliche Logik entgegen zu ſtellen; worin man alſo nicht ſowohl ein wunderbares Organon, und eine unverſiegliche Lebens-Quelle des wiſſenſchaftlichen Denkens ſehen, und darin ſuchen ſollte, als vielmehr das Ende oder Heilmittel jener ſophiſtiſchen Krankheit ſeiner, und der unmittelbar vorhergegangenen Zeit der bei den Griechen alles beherrſchenden Rhetorik, und der daraus erfolgten Umſtürzung der Wahrheit und Anarchie aller Begriffe auch im practiſchen Leben. Mit umfaſſendem Verſtande und entſcheidendem Scharfſinn, brachte er alles philoſophiſche, und alles hiſtoriſche Wiſſen der ältern Philoſophie und ſeiner Zeit, in ein klar geordnetes Lehrgebäude, zur reichen Belehrung für die Nachwelt; in einer oder der andern Sphäre, wie in der Naturgeſchichte, iſt er bis auf die neueſte Zeit herab der Hauptführer geblieben. In dem, was in der Mitte liegt zwiſchen dieſem Naturwiſſen und jenem alten Vernunftſtreit, in der tieferen Grundlage, und in den höchſten Principien des Ganzen, wenn dieſes ganz verſtanden wird, dürfte er vieles enthalten, was zu großem Irrthum führt, beſonders in der Lehre von Gott; obwohl man billigerweiſe nicht grade ihm den Mißbrauch beilegen kann, den man in ſpätern Zeiten von ſeiner Philoſophie gemacht hat. Bei allem Lobenswerthen, was ſeine Sittenlehre als eine bloß natürliche, oder vernünftige genommen, enthalten mag, bleibt er als Hinweiſung auf die höhere Wahrheit, als Grundlage für die Erkenntniß des Göttlichen, welches in jener ältern Natur-Philoſophie nicht recht verſtanden, durch ſeinen eignen vollendeten Rationalismus aber ganz verkannt wird, kein ſo guter Führer als Plato, und kann ſein Syſtem durchaus nicht ſo wie die Platoniſche Philoſophie, als eine wiſſenſchaftliche Einleitung in die chriſtliche Offenbarung und Erkenntniß der göttlichen Dinge betrachtet werden. Die ſpätern Secten und Syſteme der Griechen enthalten nur eine Wiederhohlung oder Variation mit verändertem Ausdrucke, oft auch nur bloße Miſchung und Compilation der ältern Philoſophie; oder auch eine gänzliche Entartung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, wie in dem atomiſtiſchen, und auch in der Sittenlehre, wie im Leben, atomiſtiſch wirkenden Syſteme des Epikur.

Die griechiſchen Staaten ſind längſt von der Erde verſchwunden: die alten Republiken ſowohl, als die von Alexander geſtifteten macedoniſchen Königreiche. Viele Jahrhunderte, und nahe an zwei Jahrtauſende ſind vorübergegangen, ſeitdem keine Spur mehr von aller dieſer ehemahligen Größe und vergänglichen Macht vorhanden iſt. Selbſt die berühmten Schlachten, und andre große Begebenheiten von damahls, kennen wir vorzüglich nur darum, oder nehmen noch jetzt einen lebendigen Antheil daran, weil ſie in den claſſiſchen Schriftſtellern ſo unübertrefflich ſchön, und mannichfach belehrend geſchildert ſind. Nicht alſo die republikaniſchen Verfaſſungen und die ſchnell vorübergehende Freiheits-Epoche der alten Griechen, welcher der Bürgerkrieg und die Anarchie auf dem Fuße nachfolgte; und nicht die macedoniſche Welt-Eroberung, welche auch nur von kurzer Dauer war, und ſich bald wieder unter das Joch der Römer oder der Parther beugen mußte, beſtimmen die Stelle welche die Griechen in dem großen Ganzen der allgemeinen Geſchichte einnehmen, und den wichtigen und großen Antheil, welchen ſie an der Entwicklung der Menſchheit haben. Dieſer ihnen beſchiedne und verliehene Antheil war das natürliche Licht der menſchlichen Wiſſenſchaft in ſeiner vollen Ausbreitung und der höchſten Klarheit der künſtleriſchen Darſtellung. Nur hier in dieſem geiſtigen Gebiethe haben ſie eine außerordentliche Kraft gehabt, und ſind ſie eine große Macht in der Welt durch alle Jahrhunderte geweſen, und auch für die Nachwelt geworden. Plato und Ariſtoteles, weit mehr als Leonidas oder Alexander der Große, das iſt ungefähr der kurze Inbegriff und weſentlichſte Gehalt alles deſſen, was von den Griechen dauernd und fortwirkend auf die Nachwelt übergegangen iſt; die claſſiſche Grundlage dieſer griechiſchen Wiſſenſchaft in der allgemeinen Geiſtesbildung, der ſchönen Kunſt, und beſonders der herrlich belebenden alten Poeſie, wie es ſich verſteht, mit dazu gerechnet. Auch iſt noch ein vorzüglich wichtiger und ſchöner Nebenzweig der griechiſchen Wiſſenſchaft, worin ſich dieſe grade in ihrer naturgemäßen Lebendigkeit und Klarheit, in ihrer durchgehenden Richtung auf den Menſchen, am glücklichſten bewährt, und auf das Schönſte entfaltet hat, beſonders zu erwähnen. Und dieſer eigenthümliche

Vorzug beſteht darin, daß die hiſtoriſche Kunſt ſo wie die hiſtoriſche Forſchung eigentlich von den Griechen zuerſt angefangen hat, beides in einer Vollkommenheit und ſolchen Weiſe, welche den aſiatiſchen Völkern faſt immer fremd geweſen und geblieben iſt, und welche auch die Neuern erſt ſehr allmählig aus den großen Vorbildern der Alten wieder zu erlernen angefangen haben. Den Vater der Geſchichte, den Herodot, hat man nicht mit Unrecht dem Homer verglichen, wegen der mannichfaltigen Anmuth und der Klarheit und Fülle ſeiner darſtellenden Erzählung. Man muß erſtaunen über den Umfang alles deſſen, was er von den andern Völkern der bewohnten Erde und von dem ganzen Menſchengeſchlechte und der Vorzeit ſchon wußte, erkundet, nachgedacht und durchforſcht hatte. Je umfaſſender die Forſchungen der neuern Gelehrten in dem hiſtoriſchen Gebiethe der alten Völkerkunde geworden ſind, je tiefer ſie eingedrungen ſind, um ſo mehr iſt das Anſehen des Herodot, und die Achtung vor ihm geſtiegen. Die ſpätern Hiſtoriker der claſſiſchen Zeit enthalten ſehr viel Rhetorik; aber das lag in der Natur der Sache, weil dieſe nun ſelbſt in ihrem politiſchen Einfluſſe auf das Leben, höchſt wichtig, und eine alles überwiegende Macht im Staate geworden war.

Die falſche Rhetorik, ſo wie dieſes eitle Wort-Gepränge der Tod aller ächten Poeſie und höhern Kunſt iſt, und wie in dem endloſen dialektiſchen Streite die rechte und richtige Wiſſenſchaft ihr Ende findet, und die Klarheit des denkenden Geiſtes und die Wahrheit des Urtheils darin verloren geht, hat auch dem Staate und dem rechten ſittlichen Verhältniſſe im bürgerlichen Leben in Griechenland den Untergang gebracht, durch die ausſchließend ſophiſtiſche Richtung, welche ihr ſchädlicher Einfluß der öffentlichen Meinung und Denkart gab. — Als die dritte Kategorie oder Sphäre in der griechiſchen Geiſtesbildung und Entwicklung der griechiſchen Menſchheit, neben der göttlichen Kunſt, und der natürlichen Wiſſenſchaft, und mannichfach begründeten oder begonnenen menſchlichen Erkenntniß, bezeichnete ich den Vernunft-Staat. Ich habe ihn ſo genannt, vorzüglich in Beziehung auf die letzte Epoche der griechiſchen Staaten, und mit Rückſicht auf das, was dieſe in Vergleich mit den aſiatiſchen Staaten, und mit den meiſten der neuern, beſonders Eigenthümliches haben, und was ſie charakteriſtiſch unterſcheidet. — In dem ſpätern Athen und in andern demokratiſchen Staaten, waren allerdings die Vernunft-Principien der Freiheit und Gleichheit die allgemein anerkannten und allein geltenden, und alles beherrſchenden Grundlagen der Entſcheidung geworden; überhaupt waren es die mit aller Macht einer ſophiſtiſchen Beredſamkeit, von allen Seiten durchſtrittenen, wenn auch nicht vollkommen durchdachten Grundſätze dieſer und ähnlicher Art, welche hier das Fundament des Staats bilden. Von dieſer hiſtoriſchen Seite aus betrachtet, liegt der Unterſchied der beiden Formen oder Hauptarten des Staats überhaupt darin, daß die Republik der Vernunft-Staat iſt, oder wenigſtens ſein will: die Monarchie aber auf den höhern Principien von Glauben und Liebe beruht. Doch kommt es hiebei weit mehr auf den herrſchenden Geiſt und den innern ſittlichen Styl und Charakter des Ganzen an, als auf die äußere Form. Republiken, welche auf den angeſtammten Sitten und Geſetzen, auf den alten Rechten und Gewohnheiten, auf dem Glauben an das alte rechtliche Herkommen und deſſen Heiligkeit, auf der Liebe zu den altväterlichen Sitten beruhen, wie dieſes allerdings auch von den ältern griechiſchen Republiken der erſten Zeit geſagt werden kann; dieſe ſtehen in ihrem Weſen der wahren Monarchie nicht feindlich gegenüber, ſind ihr vielmehr dem innern Princip nach befreundet. Das ſind eben jene glücklichen Staaten, die in dem beſchränkten Umkreiſe ihres Lebens und Wirkens, mit ſich zufrieden, und auch mit den andern Staaten in Frieden, ohne Ehrgeiz, in den alten Sitten und Rechten feſt beharren, von denen auf dem großen Völkermarkt der allgemeinen Geſchichte am wenigſten die Rede iſt, oder deren in der Zeitungswelt des Jahrhunderts kaum erwähnt wird. Für die Monarchie iſt die Liebe zu dem angeſtammten Herrſcher und Regentenſtamm die erſte Grundlage und feſteſte Stütze; es können viele Provinzen und große Schlachten verloren werden, wenn aber jenes Fundament der Liebe noch unerſchüttert geblieben iſt, und lebendig wirkſam, dann ſteht das Gebäude noch feſt. Es beruht dieſes nebſtdem auf dem Glauben an das alte Recht, das Erbe der väterlichen Gewohnheiten und Eigenheiten, in der Beſtimmung der gegenſeitigen Verhältniſſe und einzelnen Stände; und wohl ſoll man ſich hüten in einer Monarchie das durch die Zeit geheiligte Herkommen und Gewohnheitsrecht, nicht mit unſchonender Hand zu berühren und zu verletzen, oder ohne Noth zu verändern; denn dadurch wird das Fundament erſchüttert, auf welchem das Ganze ruht. Wo eine Monarchie auf einem geſchriebenen Vertrage, gleichſam auf einem innern Friedensſchluß, mit einer andern auch ſouverän ſein wollenden Parthei beruht, oder nur als ein wohlgelungenes Experiment für irgend eine aus jenem politiſchen Vernunft-Syſtem hergeleitete, wiſſenſchaftliche Staats-Theorie betrachtet wird; da hat dieſelbe ſchon im Weſentlichen aufgehört, eine Monarchie im alten Sinne des Worts zu ſein, wenn die äußere Form auch ſcheinbar dauernd fortbeſteht. Der abſolute Staat, er mag nun ein republikaniſcher ſein, nach dem Vernunft-Princip der Freiheit und Gleichheit, von welchem nach der Natur der Sache, und dem innern Weſen der Vernunft gemäß, auch ein progreſſives Streben nach außen, faſt allemahl unzertrennlich iſt, wie es der gewaltſame Ehrgeiz, die unerſättliche Herrſchſucht der großen alten Republiken, ſobald ſie demokratiſch wurden, und je mehr ſie in Anarchie verſanken, auch hinreichend beſtätigt; oder er mag auch bloß auf der deſpotiſchen Willkuhr einer ungerechten Militär-Gewalt beruhen, kann zunächſt nur in dieſer dynamiſchen Weiſe in's Gleichgewicht gebracht, oder in leidlichen Schranken erhalten, und wenigſtens phyſiſch in ſeiner Exiſtenz geſichert werden; der alte religiöſe Staat aber, d. h., der welcher auf Glauben und Liebe beruht, kann auch nur auf dieſem religiöſen Wege, nicht durch des ſtarren, todten Buchſtabens irgend einer äußern Doctrin, wenn es auch die reine dogmatiſche Wahrheit ſelbſt wäre, ſondern nur durch Glauben und Liebe, und durch die religiöſe Kraft dieſer erſten aller ſittlichen Lebens-Principien, wieder hergeſtellt, oder von neuem zum wirklichen Daſein erweckt, und dauernd hervorgerufen werden.

Neunte Vorleſung.

Charakter-Gemählde der Römer in ihrer Geſchichte und Weltherrſchaft. Von dem ſtrengen Rechte und dem Rechte der Billigkeit, in der hiſtoriſchen Anwendung, nach der Idee der göttlichen Gerechtigkeit, und von dem Anfange der chriſtlichen Liebe.

Statt der großen Mannichfaltigkeit verſchiedner Staaten, Verfaſſungen, Stämme, Charaktere in Kunſt und Sitten, Formen der Entwicklung und Richtungen des Geiſtes, in welchen das griechiſche Leben und die eigenthümliche Bildung deſſelben ſich gleich vom Anfang an theilte, und in der Theilung ſelbſt ſich deſto vielſeitiger und voller entfaltet hat; drängt ſich in Italien und in der alten Geſchichte deſſelben immer mehr und mehr alles in die Eine ewige und unvergängliche, ſtets blühende und immer wachſende, endlich alles in ſich verſchlingende Stadt Rom zuſammen. Zwar bietet die älteſte Vorzeit von Italien und die dortigen Urvölker der erſten Anſiedlung, Pelasger, denen ſchon die vielen dort vorhandnen cyklopiſchen, oder richtiger pelasgiſchen Mauern und Bauwerke ihre althiſtoriſche Stelle daſelbſt anweiſen; Etrusker, nach einigen von dem mehr nordiſchen Stamm der Rhätier, von welchen die Römer ſo vieles in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen und Geſetzen entlehnten, Sabiner und Samniten, Lateiner und Trojaner; dann Celten im obern, Griechen im untern Italien, in ihren gegenſeitigen Verhaltniſſen und mannichfachen Verſchlingungen der Abſtammung und Entwicklung, der hiſtoriſchen

Forſchung einen reichhaltigen Gegenſtand und hinreichenden Stoff für ſehr verwickelte Unterſuchungen und ſchwer zu löſende Probleme in Menge dar. Für den allgemeinen Standpunct der Weltgeſchichte aber und ihr vollſtändig richtiges Verſtändniß tritt alle dieſe alterthümliche Gelehrſamkeit in den Hintergrund zurück vor dem Einen Mittelpunct des Ganzen, der alles Uebrige und Einzelne im alten Italien und dieſes ſelbſt ſchnell verſchlungen hat, und der, wenn er auch urſprünglich aus verſchiedenartigen lateiniſchen, ſabiniſchen, etruskiſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war, doch ſchon frühe zu einer feſten innern Einheit des Charakters verſchmolzen iſt, wo nur die weitere Entwicklung und der anfangs langſame, bald aber eben ſo furchtbar ſchnelle als unermeßlich große Anwachs den Blick des hiſtoriſchen Beobachters vorzüglich an ſich zieht. Der Götterdienſt der Römer war ſelbſt in der ſpätern, noch mehr aber in der alten Zeit, viel weniger poetiſch entfaltet, geſchmückt und bereichert, als der griechiſche; viel einfacher, rauher und ernſter als dieſer. Schon das Wort Religion, man mag es nun in ſeiner erſten Bedeutung als Wiederanknüpfung oder als Rückkehr nehmen, ſpricht einen viel beſtimmteren, ernſteren Zweck aus, als in den mythiſchen Grundbegriffen der griechiſchen Volks-Religion meiſtens gefunden wird. Das ganze Leben der alten Römer war mit gottesdienſtlichen Gebräuchen auf das innigſte verwebt. So wie aber die von der Wölfin geſäugten Zwillinge des Mars, Romulus und Remus, als die Urheber des römiſchen Staats genannt werden; ſo wurde auch Mars ſelbſt, als der eigentliche Stammvater des römiſchen Volks und vornehmſte National-Gott hier verehrt; beſonders unter dem Nahmen Gradivus, d. h. der zur Schlacht Eilende, oder der auf dem Erdkreiſe hin und her Schreitende. Die heiligen ehernen Schilde, welche bei den dazu beſtimmten Feſten unter kriegeriſchen Waffentänzen umhergetragen wurden, nebſt dem Palladium, dem Scepter des ehrwürdigen Priamus, bildeten mit einigen andern ähnlichen Alterthümern zuſammen, die ſieben geheiligten Unterpfänder der ewigen Fortdauer und des immer blühenden Wachsthums für die unter drei verſchiedenen Nahmen verehrte Stadt der ſieben Hügel;

von welchen drei Nahmen der eine geheim gehalten wurde, die beiden andern aber auf die blühende Stärke, die durch alle Zeiten dauernde Kraft derſelben deuten. Es hatten wohl auch die andern alten Städte der Griechen und der ihnen verwandten, oder auch der andern italiſchen Völker, ihre Schutzgötter, beſondre Heiligthümer, ein hochverehrtes Palladium, irgend eine Art alte Orakel, und allem dieſem beſonders geweihte gottesdienſtliche Feſte und Gebräuche. Aber nicht leicht wird man noch ein andres Beiſpiel finden, wo die ſagenhafte Verehrung, man kann faſt ſagen die althergebrachte Vergötterung der Stadt ſelbſt, ſchon vom erſten Urſprunge an ſo feſt in den Gemüthern gewurzelt hätte und dieſer förmliche Cultus ſo tief in alle Gebräuche, Sitten, Begriffe des öffentlichen Lebens verflochten geweſen wäre, wie hier; und als aus dieſer Einen Stadt ſchon eine Welt-Monarchie geworden war, war es immer noch die Stadt ſelbſt, das ewige Rom, in welcher man nicht bloß den Mittelpunct, ſondern gleichſam den Inbegriff des Ganzen ſah, und in der man den perſonificirten Begriff des Staats, die Idee des ganzen Reichs zu finden gewohnt war. In der früheren hiſtoriſchen Sage der Römer (denn ſo ſehr auch gleich vom Anfange im Livius z. B. alles im hiſtoriſchen Gewande auftritt, ſo iſt doch wohl vieles geraume Zeit hindurch noch mehrentheils als Sage zu nehmen) iſt beſonders dasjenige zu bemerken, worin der ſtarke und ausdauernde aber harte römiſche Charakter, wie er ſich ſpäter immer gezeigt hat, auch in jenen erſten Anfängen ſchon ſichtbar hervortritt; wie denn bei keinem andern Volke die hiſtoriſchen Erinnerungen, ſelbſt aus der weiten Ferne der früheſten Vorzeit ſo gewaltig in das Leben einwirkten und tief in den Gemüthern wurzelten. Faſt ein halbes Jahrtauſend war vergangen ſeit dem erſten Brutus, als man dem zweiten in der nun ſo ganz anders gewordnen Römer-Welt den Zuruf hinwarf: „Brutus, du ſchläfſt," um ihn an die That zu mahnen, die der erſte an dem ſtolzen Tarquinius verübt hatte, durch welche dieſer gefeierte Nahme mit der Idee eines kühnen Befreiers gleichſam Eins geworden war. Ein brennender Haß gegen alle Könige und das Königthum ſelbſt, der von dort an immer in den Römern geblieben iſt, charakteriſirt dieſelben auch ſchon in dieſer älteſten Geſchichts-Periode. Auch zeigen ſich ſchon, nicht etwa bloß in den Gedanken und Bemerkungen der ſpätern Geſchichtſchreiber über jene erſte Zeit, ſondern in den Thatſachen ſelbſt, wie in der Begebenheit des Sp. Caſſius, hiſtoriſche Spuren von dem mit jenem Haſſe natürlich verbundnen leidenſchaftlichen Mißtrauen gegen mächtige Parthei-Häupter oder demagogiſch beliebte Volksführer, von denen man etwa glauben oder wahrſcheinlich finden konnte, daß ſie nach der oberſten Gewalt und unumſchränkten Herrſchaft ſtreben oder ſtreben wollen und ſich zu Tyrannen aufwerfen könnten; als ob die Römer ſchon damahls ein Gefühl deutlicher Ahnung gehabt hätten, welches Ende ein Staat wie dieſer unfehlbar nehmen müſſe, oder von welcher Seite her ihm der Untergang kommen werde. Gleich in dieſer erſten Zeit treten Patricier und Plebejer, und zwar nicht bloß, wie es faſt in allen alten Staaten und Städten ſo war, als abgeſonderte Stände, zwiſchen denen zu Rom anfangs auch keine Heiraths-Verbindungen Statt finden durften, ſondern als entgegenſtehende politiſche Partheien ſchon ganz entwickelt und deutlich hervor, von denen eine jede ſchon in ihrer Weiſe das Uebergewicht auf dem Forum und im Staate zu erhalten ſtrebte. Dieſe Menge von verſchiednen Geſetzgebungen, redneriſchen Rechts-Schriften, meiſtens nach demokratiſchen Grundſätzen, Staats-Theorien dagegen im ariſtokratiſchen Geiſte, welche die Griechen damahls ſchon hatten, waren den alten Römern in dieſer erſten Zeit wohl noch ganz fremd. Dagegen zeigt ſich bei ihnen ſchon im erſten Anfange ein tief durchgreifender practiſcher Sinn und großer Staats-Inſtinkt, der ſich auch in ihren älteſten politiſchen Einrichtungen kund giebt. Schon in der erſten Idee eines Volks-Tribuns, als einer regulirten Volksvertretung, und als das mit in den Staat aufgenommene Oppoſitions-Element, lag wie in einem Keime, die große Staatswirkung und Bewegung, die ſpäterhin ein Mann von mächtigem Charakter, wie Tiberius Gracchus in dieſer Stelle entwickeln konnte. Eine Wirkung, die in den rechten Schranken gehalten, auch wohlthätig für das Ganze hätte werden können; und worin Ein Mann von ſolchem Charakter, in dem ähnlichen Sinne eines wahrhaft patriotiſchen Oppoſitions-Geiſtes oft zu Rom mehr gewirkt hat, als zahlreiche Parlamente in den freien Staaten nach moderner Einrichtung. Die rein negative und doch nicht bloß richterliche, für das Perſönliche ſo wichtige Macht des Cenſor, die in der erſten Zeit des alten Römer-Charakters noch nicht ſo gefahrvolle Ausnahme der Dictatur, ſind faſt eben ſo viele, auf dem practiſchen Wege gemachte politiſche Entdeckungen, oder treffend und richtig beſtimmte Staats-Ideen, in denen ſich die politiſche Denkkraft der Römer wohl kund giebt, und die ſich auch in ſpätern Zeiten, bei andern Nationen und unter verſchiednen Formen als ein Poſitives und reell Wirkliches in dem Begriffe von der Staatskraft und ſeiner möglichen Anwendung bewährt haben. — Das Intereſſe dieſer beiden damahligen Partheien der Patricier und Plebejer, ſtimmte nur in einem Puncte vollkommen zuſammen; in der Begierde nähmlich, die benachbarten Völker immerwährend mit Krieg zu überziehen, und durch die gemachten Eroberungen für den Staat immer mehr Ländereien zu gewinnen. Die Plebejer hofften immerwährend und immer wieder irgend eine Art von Vertheilung der im Kriege gewonnenen Staats-Ländereien, zu ihrem Vortheile und für die ärmeren Bürger, durchzuſetzen und zu erreichen. Da aber die Patricier meiſt alle hohen Würden und Aemter im Kriege wie im Frieden bekleideten; ſo wußten dieſe ſchon den beſten Nutzen für ſich aus jeder ſolchen Eroberung und Gelegenheit zu ziehen, wie ſehr ſie dabei auch den eignen Privat-Vortheil als Individuen dem Vortheile des Staats in einzelnen Fällen nachſetzen mochten. Wenn auch von uneigennützigem Charakter in dieſer Einen patriotiſchen Beziehung, ſo lange die alte Geſinnung unverändert blieb, und von einfachen Sitten und ſtrenger Sparſamkeit im Privatleben; waren die Römer doch in den Unternehmungen nach außen, auch ſchon in der früheſten Zeit gewinnſüchtig oder vielmehr länderbegierig, weil nähmlich in den Ländereien und in dem Grunde und Boden ihr vornehmſter und faſt ihr einziger Reichthum beſtand. Die alten Römer waren ein durchaus ackerbauendes Volk; Gewerbe, Handel und Künſte fanden hier erſt ſpäter Eingang, und nahmen nur eine untergeordnete Stelle ein. Auch war der Ackerbau hochgeehrt bei den Römern; während faſt alle berühmten, und überhaupt die meiſten Eigennahmen der Griechen von Göttern und Helden hergeleitet, poetiſch glänzend und von herrlicher Bedeutung waren; iſt es wohl charakteriſtiſch, wie die Nahmen ſo mancher der angeſehenſten Römer-Familien, wie Fabius, Lentulus, Piſo, Cicero und viele andre, ganz vom Landbaue und von gemeinen Gartengewächſen hergenommen ſind; andere wie Secundus, Quintus, Septimius, Octavius, ziemlich proſaiſch bloß von den Nummern der alten Volksabzählung. Der Ackerbau und die Theorie darüber, gehört zu den wenigen Gegenſtänden, über welche die Römer Original-Schriftſteller beſitzen und hervorgebracht haben. Für die Wiſſenſchaft, in welcher die Römer vorzüglich einheimiſch waren, und die ſie am meiſten angebaut und am weiteſten entwickelt haben, die Jurisprudenz, ward auch ſchon damahls in der erſten römiſchen Geſchichts-Periode der Grund gelegt, durch die älteſte ſchriftlich abgefaßte Geſetzgebung; und iſt auch in ihrer älteren Rechtslehre das Agrariſche ſehr überwiegend. Als ein rüſtiges, ackerbauendes Volk waren ſie um ſo mehr zum Kriegsdienſte geeignet, und in der geübten Stärke und Ausdauer in allen Beſchwerden, übertraf das römiſche Fußvolk beſonders, mit den ſtarken Maſſen ſeiner Legion, auf die Länge alle, die ſich daran verſucht haben. Es war der römiſche Staat von ſeinem Urſprunge an und nach ſeiner erſten Geſtalt überhaupt im Ganzen nichts andres als eine wohl organiſirte Kriegsſchule und permanente Eroberungs-Anſtalt. Bei andern Völkern, wie bei den Perſern oder den Griechen, war die kriegeriſche Ruhmbegier oder Eroberungsluſt, mehrentheils nur eine durch beſondre Veranlaſſung und irgend ein großes Motiv hervorgerufene Begeiſterung, ein plötzlicher Einfall und Gedanke des Augenblickes. Bei den Römern iſt grade zu Anfange die planmäßige Langſamkeit in dieſem progreſſiven Streben, die conſequente Ausdauer, die nie raſtende Thätigkeit und wachſame Benutzung jeder vortheilhaften Gelegenheit in dieſer Hinſicht auffallend, und erklärt ſich daher ihr großes Gelingen in der Folgezeit. Den unerſchütterlichen Muth im Unglücke, der die Römer immer am meiſten charakteriſirt hat, bewährten ſie auch ſchon in jener erſten Periode bei der Eroberung der Stadt durch die Gallier; obwohl dieſe Gefahr oder das Unglück, wie das Volk ſelbſt, nur vorüberziehend war. Ueberhaupt aber entwickelten die Römer nie eine größere Kraft, als wenn ſie beſiegt waren, oder wenn ſie auf einen unerwarteten Widerſtand trafen. In einem äußerſten Nothfalle fanden ſich Heerführer wie der Conſul Decius Mus, welche ſich mit einer auserleſenen Schar, unter Anrufung der vaterländiſchen Götter, dem Tode weihten, und in das überlegene feindliche Heer ſtürzten, wo jene zwar als Opfer fielen, ſtatt der gedrohten Niederlage nun aber leicht ein herrlicher Sieg an die Stelle trat. Mit dieſem Charakter, dieſer conſequenten Ausdauer und Beharrlichkeit im Unglucke, bei einem ſo eingerichteten Staate iſt denn wohl begreiflich, wie ſie durch ununterbrochene kriegeriſche Thätigkeit in einem nicht ſehr langen Zeitraume, alle andren italiſchen Völkerſchaften und Staaten rund um ſich her beſiegen und ſich unterwerfen konnten. So wurden ſie Herren des ihnen ſtammverwandten lateiniſchen Völkerbundes, der rauhen Sabiner, dann nach jahrelanger hartnäckiger Belagerung der tuskiſchen Stadt Veji, Meiſter des hetruriſchen Staatenvereins, Herren des ſchönen Campaniens, Sieger über die kriegeriſchen Samniter auf dem apenniniſchen Gebirge und an der adriatiſchen Seeküſte. Jetzt warfen ſie ihre Blicke auf die reichen Provinzen des griechiſchen Unter-Italiens. In dem Kriege gegen Tarent, deren Bundesgenoſſe der König Pyrrhus von Epirus war, kamen ſie zum erſten Mahle mit den außer-italiſchen größeren griechiſchen Mächten in Berührung, und hatten hier den ungewohnten Anblick in dem feindlichen Heere auch nach aſiatiſcher Weiſe Kriegs-Elephanten ſich gegen uber zu ſehen. Nach dem Verluſte der erſten Schlachten ſiegreich auch hier, eroberten ſie nun ganz Apulien und Calabrien. Ein jeder Fortſchritt in der Eroberung zog wieder neue Verwicklungen, Anlaß und Stoff zu neuen Kriegen nach ſich. Syrakus, eine Zeitlang von Tyrannen beherrſcht, ſchloß ſich nach dem Abzuge des Pyrrhus an die Karthager, welche halb Sicilien beherrſchten, zum Schutze gegen die Römer, welche Bundesgenoſſen ihrer Feinde, einer andern Parthei in Sicilien, waren. Dieß veranlaßte den Erſten puniſchen Krieg mit jener das Meer beherrſchenden Republik. Mit dieſem Kriege gegen den Pyrrhus und gegen Karthago traten die Römer, welche bis dahin nur in dem abgeſonderten Kreis der kleineren italiſchen Völker eingeſchloſſen waren, zuerſt auf den größeren Schauplatz der damahligen Weltgeſchichte ein. Es bildeten in dieſem zunächſt auf Alexander den Großen folgenden Zeitalter, die verſchiedenen macedoniſchen und andern ſonſt irgend bedeutenden griechiſchen Mächte, nebſt Aegypten und Karthago, ein in vielfacher Berührung ſtehendes Staaten-Syſtem, in einer Hinſicht nicht ganz unähnlich dem des neuern Europa zu Ende des ſiebzehnten und während der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrſchend geweſenen. Denn auch dort ſuchte man ſich nach einer Idee von Gleichgewicht und Gegengewicht durch Allianzen zu ſtärken, und eine drohende Uebermacht in Schranken zu halten, ohne darum das Streben nach eigner Vergrößerung ganz aus den Augen zu verlieren. Daß bei dem ſchwankenden Zuſtande der innern Zerrüttung der andern Staaten, bei der friſchen Jugendſtärke der ausdauernden Conſequenz, der Beharrlichkeit des römiſchen Charakters, dieſes Staatenſpiel des Gleichgewichts im hin und her wechſelnden Kampfe, nur mit einem vollkommnen Siege und entſchiednen Uebergewichte der Römer endigen konnte, war leicht vorzuſehen und der Natur der Sache gemäß. Nach dem Erſten puniſchen Kriege fügten ſie der Eroberung von Sicilien nun auch Sardinien und Corſika hinzu, und unterwarfen ſich dann auch die in Nord-Italien diesſeits der Alpen wohnhaften Gallier. Nachdem vollends Hannibal, der furchtbarſte Römer-Feind, welchen die Republik je gehabt, und der ihren Charakter und die der Welt von ihnen drohende Gefahr wohl am tiefſten erkannt hat, nach ſo vielen in Italien ſelbſt gegen ſie gewonnenen großen Schlachten, ſo lange Jahre hindurch in dem Zweiten puniſchen Kriege, ſie wohl zu erſchüttern, aber nicht zu beugen vermochte; da konnte man die große politiſche Weltfrage aller civiliſirten Völker der damahligen Zeit als entſchieden anſehen, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß dieſe mit Recht die Starke genannte Stadt, ſchon vor Alters das Idol ihrer Alles für dieſen Zweck gering achtenden Söhne, die Welt beſiegen und ein Reich begründen würde, wie noch keines von den frühern Welteroberern geſtiftete geweſen war. Der Zweite puniſche Krieg endete unter dem ältern Scipio, vor den Mauern von Karthago, ſo gut als mit der Vernichtung der ſonſtigen Nebenbuhlerin, wenigſtens als politiſche Macht. Die Könige und Mächte, welche ſich, während es noch Zeit war, mit ſtandhafter Kraft gegen den gemeinſamen Feind hätten feſt verbünden ſollen, fielen nun einzeln unter dem Schwerte der Sieger und unter das Joch der Eroberung. Doch bei den nächſten weitern Fortſchritten ihrer Triumphe, wußten die Sieger noch einen gewiſſen edlen Charakter oder doch Anſtrich und wenigſtens den äußern Schein der Großmuth vor der erſchrockenen und ſie anſtaunenden Welt zu behaupten, wie z. B. als ſie nach der Beſiegung des macedoniſchen Königs Philippus das bethörte Griechenland für frei erklärten; oder als der große Antiochus, deſſen Uebermuth ſelbſt manche beleidigt hatte, und deſſen Sturz alſo auch viele erfreute, Klein-Aſien bis an den Taurus abtreten mußte, und die Sieger dann von den eroberten Provinzen oder Königreichen an die mit ihnen verbündeten Könige verſchenkten und noch durchaus nicht ſcheinen wollten, als wenn ſie alles nur für ſich zu erobern und zu behalten im Sinne hätten. Denn noch wäre es zu früh geweſen, wenn alle die Länder und Völker, welche noch nicht unterjocht waren, mit einem Mahle ſchon damahls erfahren hätten, daß ſie alle ohne Unterſchied, eines nach dem andern, mit nächſtem Provinzen der Einen Weltherrſchenden Roma werden ſollten. So hatten ſie nun alſo, über Griechenland hinausſchreitend, auch in Aſien feſten Fuß gefaßt, wo dieſem erſten Schritte bald genug noch andre und weitere nachfolgen mußten. Man hat in der Geſchichte wohl den entſcheidenden Moment bemerkt, wo Caeſar, einen Augenblick ſtaunend und zaudernd den Rubico überſchritt; aber man möchte nur weiter fragen, wann hat denn Rom ſelbſt ſeinen Rubico überſchritten, wo iſt die hiſtoriſche Scheidewand geweſen, oder die letzte Gränzlinie des Uebermuthes, nach deren Ueberſchreitung kein Zurücktreten und kein Aufenthalt mehr möglich, ſondern wo nun, nachdem alles rechte und gerechte, und irgend menſchliche Maaß und Ziel aus den Augen verloren war, das vergötterte Rom im vollendeten heidniſchen Uebermuthe mit beſchleunigtem Laufe der Zerſtörung, von einem Weltverbrechen zum andern, immer tiefer in den Abgrund des endloſen, innern und äußern Blutvergießens, aus der Mitte ſeiner Triumphe rettungslos hinunterſtürzen mußte, bis zum Caligula und Nero herab? — Man könnte als ein erſtes ſolches Merkzeichen des immer höher ſteigenden, zweckloſen Uebermuthes, den Umſtand und Moment charakteriſiren, wo der letzte König von Macedonien, nicht mehr als anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode Alexander des Großen, gefangen und gefeſſelt im Triumphe, zur Augenweide der römiſchen Volksmenge, in die Stadt der Sieger eingeführt wurde. Es lag in dem Gange der höhern Weltfügung in dieſer mittleren oder zweiten Periode der Völkergeſchichte, daß einer jeden erobernden Nation oder Macht, durch eine andre, ſpäter aus dem Dunkel heraustretende und noch ſchlechtere, ihr volles Recht widerfahren mußte, und dieſe zum Werkzeuge der Vertilgung oder der Unterjochung an ihr auserſehen wurde. — Noch weit entſcheidender aber, als jener charakteriſtiſche Zug in der römiſchen Eroberungsgeſchichte, war in dieſer Hinſicht die grauſame Zerſtörung von Karthago, in dem ganz willkührlich und zwecklos begonnenen Dritten puniſchen Kriege. Es war hier gar kein anderer Widerſtand mehr zu erwarten, als die Gegenwehr der Verzweiflung, welche auch in vollem Maaße Statt fand. Siebzehn Tage brannte die Stadt, und auf ſieben hunderttauſend Seelen rechnete man ihre Bevölkerung, welche eigentlich ganz ausgerottet ward, bis auf die in die Sclaverei verkauften Weiber und Kinder; ſo daß dieſe Schreckens-Scene ſchon als ein früheres Seitenſtück oder Vorſpiel gelten kann, zu der in der ſpätern Römerzeit erfolgten Zerſtörung von Jeruſalem. Die mildern und weiſeren Scipionen waren eigentlich nicht für dieſen Zerſtörungskrieg geweſen, und hatten dem eigenſinnigen Haß des ältern Cato zu widerſtehen geſucht; gleichwohl war ein Scipio hier der

Heerführer und letzte Sieger bei dem Brande und über der Aſche von Karthago. Und dieſer war noch als ein Mann von mildem Charakter und edlem Gemüthe allgemein geachtet und hoch geprieſen; er war es auch im Privatleben und ſeinen ſonſtigen Lebensverhältniſſen nach. Aber freilich iſt ein ſolcher Ruhm, nach außen wenigſtens immer nur im römiſchen Verſtande zu nehmen, wo ihnen allen, neben Rom und Rom gegenüber, das ganze übrige Menſchengeſchlecht und das Leben der Völker eben für nichts galt; auch ſtand es nicht eigentlich in der Macht des Feldherren, die Grauſamkeit in der einmahl angenommenen Kriegs-Methode zu ändern. Die erſte große Reaction der nun zu ſpät erwachten Völker ging von Griechenland aus, in dem Kriege des achäiſchen Bundes. Er endigte wie alle früheren; Korinth wurde verbrannt, und nun hier auch eine zahlloſe Menge der edelſten und herrlichſten Kunſtwerke einer ſchöneren Vorzeit mit zerſtört. Unter den noch in freier Naturverfaſſung lebenden Völkern im Norden und Weſten, die nun auch immer mehr in den Umkreis der römiſchen Eroberung hereingezogen wurden, zeichneten ſich die Spanier durch eine beſondere Hartnäckigkeit des Widerſtandes aus. Numantia konnte Scipio nicht erobern: das Volk, welches ſeine Freiheit hinter dieſer Bruſtwehr vertheidigte, zündete die Stadt an, und ihre noch übrigen Vertheidiger gaben ſich ſelbſt den Tod. Nur wenige rieſenhaft große Geſtalten der tapfern Luſitanier konnten in dem über ſie gehaltenen Triumphe mit aufgeführt werden. Nun fingen auch die Bürgerkriege an; zuerſt unter Tiberius Gracchus, dem damahligen Haupte der Volks-Parthei in Rom. Die vollſtändige hiſtoriſche Rechtfertigung irgend eines der damahligen römiſchen Parthei-Charaktere zu übernehmen, dürfte wohl nicht möglich oder nicht leicht ausführbar ſein; indeſſen darf man von dieſem älteren Gracchus wohl mit Recht annehmen und kann ganz entſchieden ſagen, er war der beſte Mann von ſeiner Parthei, ſo wie für die Scipionen daſſelbe gilt von Seite der andern Parthei der Patricier. Der Vorſchlag des Gracchus ging dahin, daß das Bürgerrecht auf ganz Italien ausgedehnt werden ſollte. Daß nun eine ſolche oder eine dem ähnliche Aenderung Statt finden mußte, wie es auch ſpäterhin geſchehen iſt, lag in der Natur der Sache; denn ſchon jetzt war das Mißverhältniß nach ſo vielen eroberten Provinzen, zwiſchen der Einen weltbeherrſchenden Stadt und der von ihr beherrſchten Welt und allen dieſen unterworfenen Ländern zu groß, als daß es lange hätte ſo bleiben können. Der bald nachher erfolgte bewaffnete Aufſtand aller italiſchen Völker beweiſt zur Genüge, wie nothwendig und zweckmäßig gedacht dieſe Maaßregel geweſen war. Allein der Stolz der herrſchenden Patricier wurde dadurch auf's Aeußerſte beleidigt; man betrachtete es als einen Verſuch zum Umſturze der alten Verfaſſung, welcher dem Tiberius Gracchus in dem dagegen erfolgten Aufſtande das Leben koſtete. Bald aber, und vorzüglich von dieſer Zeit an, waren oder wurden wenigſtens unverkennbar die Grundſätze, um die man ſich ſcheinbar ſtritt, von beiden Seiten nur ein leerer Vorwand; ſowohl das Recht und die Aufrechterhaltung der alten Verfaſſung von der einen, als die billigen Anſprüche des Volks und die nothwendigen Erforderniſſe der ſo ganz veränderten Zeitumſtände, von der andern Seite. Es war von nun an ein unverhohlner Kampf der Herrſchſucht zwiſchen einigen wenigen Parthei-Häuptern und ihrem Anhange, in dieſer furchtbaren Oligarchie des Bürgerkrieges. Bei den, durch den zweiten, jüngeren Cajus Gracchus veranlaßten Unruhen, die ganz denſelben Anlaß und Zweck hatten, wie die früheren, nur immer leidenſchaftlicher geſteigert und verbrecheriſcher ausgeführt, war das Blutvergießen ſchon viel größer; und von der andern Seite fiel auch der edle Scipio, der Held des dritten puniſchen Krieges, jetzt durch Meuchelmord. Ermordungen, auch Vergiftungen, wurden überhaupt nun immer gewöhnlicher: man fing an, Dolche unter dem Mantel zu tragen. Bei dieſer Gelegenheit wird eine Bemerkung hinzugefügt, die nicht etwa von einem Kirchenvater herrührt, oder ſonſt von einem chriſtlichen Verfaſſer moraliſcher Betrachtungen, ſondern von einem berühmten deutſchen Hiſtoriker, der übrigens ganz von der Begeiſterung für die republikaniſche Größe der Alten erfüllt und durchdrungen iſt: „Die weltbeherrſchende Roma, vom Blute der Nationen trunken, fing an, in ihre Eingeweide zu wüthen." —

Von den unmittelbar auf jene erſten nachfolgenden Häuptern der beiden Partheien, in dem nun immer weiter entwickelten Bürgerkriege, dem Marius und Sulla, iſt ſchwer zu entſcheiden, wer von beiden an Grauſamkeit und im blutdürſtigen Charakter den andern übertraf; roher und wilder war wohl Marius, aus Grundſatz und ſchonungslos grauſamer vielleicht Sulla. Beide waren große Heerführer und es mußten damahls ſolche immer erſt viele Triumphe über andre Völker gefeiert haben, ehe ſie daran denken konnten, nun auch gegen ihre eigene Vaterſtadt eben ſo zu wüthen, wie gegen das übrige Menſchengeſchlecht. Von der großen Gefahr, mit welcher der Einbruch der nordiſchen Völker, der gewaltigen Cimbern und Teutonen, als erſter Vorbothe der nachherigen Völkerwanderung, den Staat bedrohte, hatten die Siege des Marius Rom befreit. In der Zeit der Gefahr entwickelte ſich ihre Kraft am ſiegreichſten, und mit jeder Reaction wurde, nachdem ſie beſiegt war, ihre Weltherrſchaft noch feſter begründet. Die größte und gefahrvollſte unter allen dieſen war wohl die des Mithridates, Beherrſchers von Pontus; ſie begann mit der Ermordung von achtzigtauſend Römern in den dortigen Ländern, zu gleicher Zeit mit dem Aufſtande aller italiſchen Völker gegen die römiſche Bedrückung. Kein Feind der Römer ſeit Hannibal hatte wohl ſo tief durchdachte Plane genährt, als Mithridates, der im Sinne führte, alle nordiſchen Völker von den kaukaſiſchen Gegenden an bis an die Alpen und gegen Gallien hin, in Einem Bunde gegen Rom zu bewaffnen. Durch die Beſiegung dieſes Feindes bereitete ſich Sulla vor, zur Rückkehr in das vom Bürgerkriege zerrüttete und zerriſſene Rom, wo er dann wie in einer eroberten Stadt wüthete, proſcribirte und morden ließ, und die verabſcheuungswürdigſten Grauſamkeiten wurden dabei begangen. Ein ſeltſamer Charakterzug von noch übrig gebliebener Römer-Größe war es doch, daß Sulla nun, unmittelbar nach dieſem großen Blutvergießen, als ob es alles ſo ganz recht und in der Ordnung geweſen wäre, die Dictatur niederlegte, ruhig auf ſein Landgut ging und ſich beſchäftigte, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. In einem Stücke war jedoch auch er ein Volksſchmeichler; er ſcheint das römiſche Volk tief gekannt zu haben, denn er führte zuerſt die circenſiſchen Spiele ein, jene blutigen Thiergefechte und grauſamen Gladiatorkämpfe, welche nachher für das römiſche Volk unter den Imperatoren nebſt dem Brode zum unentbehrlichſten aller Bedürfniſſe wurden, ſo wie zur wichtigſten Sorge und Angelegenheit für den, der das Volk beherrſchen ſollte. In dieſen Spielen, wo das römiſche Auge ſich weidete, dem gewiſſen Tode entgegengehende Menſchen mit den furchtbarſten wilden Thieren kämpfen und ringen zu ſehen, brachte Pompejus einmahl 600 Löwen auf den Kampfplatz, und Auguſtus 420 Pantherthiere. So wurde der Blutdurſt, nachdem er ſchon lange die herrſchende Leidenſchaft der Anführer und Parthei-Häupter dieſes weltherrſchenden Volks geweſen war, nun auch das Bedürfniß und feſtliche Ergetzen der Menge. Und doch entwickelten ſelbſt in dieſer Zeit noch die Römer, wenn es bloß auf das Kriegführen, Schlachten, Gewinnen oder Siegen, und auf die in dieſer Sphäre und in dem politiſchen Partheien-Kampf bewieſene Charakterſtärke ankommt, eine oft bewunderungswürdige, man möchte manchmahl ſagen, faſt übermenſchliche Kraft; ſo daß man oft nicht weiß, wie man dieſes Erſtaunen und jenen nicht abzuwehrenden Abſcheu mit einander paaren ſoll. Es war, als ob nun jener von dem Romuliſchen Volke von Alters her ſo hoch gefeierte Kriegsgott Gradivus wirklich mit eiſernem Fuße über den ganzen Erdkreis dahinſchreitend einherginge, und überall neue Blutſtröme unter ſeinem Fußtritte hervorbrächen; oder auch als ob aus dem Abgrunde der ewigen Nacht der finſtre Pluto heraufgeſtiegen wäre, mit allen Rachegeiſtern der Unterwelt, allen Furien der Leidenſchaft und unerſättlichen Habſucht, von den blutdürſtigen Dämonen der Mordgier begleitet, um ihr ſichtbares Reich und ihren Herrſcherthron mitten auf den Gefilden der Erde aufzuſchlagen und auf ewig zu gründen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, wenn man die römiſche Geſchichte einmahl von der hergebrachten Rhetorik, dieſen vaterländiſchen Sentenzen und abgenutzten Gemeinſprüchen der politiſchen Weisheit entkleidet, dagegen aber mit einer recht ins Einzelne gehenden und factiſch genauen Charakteriſtik, lebendig und wie ſie wirklich war, hinſtellen möchte; ſo würde jedes noch irgend menſchliche Gemüth durch ein ſolches Gemählde der vollen tragiſchen Wahrheit, bis in's Innerſte erſchüttert und mit dem tiefſten Schauder und Entſetzen erfüllt werden. Denn auch in der ſittlichen Zügelloſigkeit waren die Römer rieſenhaft; ſo daß alle Sittenverderbniß der Griechen dagegen noch wie ein erſter kindiſcher Anfang in der Schule des Laſters erſcheint. — Die nachfolgenden Bürgerkriege haben den Charakter der erſten im Weſentlichen beibehalten, wenn gleich die ſchrecklich im Andenken gebliebene Erinnerung an die Zeit des Marius und Sulla, anfangs einige Behutſamkeit wenigſtens in den äußern Proceduren veranlaßte; doch drang das gewohnte Blutvergießen beim weitern Vorſchreiten immer wieder durch. — Der eigentliche Umkreis der römiſchen Eroberungen, in dem jetzt natürlich gewordnen Umfange dieſer über alle Länder rings um das mittelländiſche Meer her ſich erſtreckenden Weltherrſchaft, ward in der zweiten Periode oder Generation der Bürgerkriege unter Pompejus und Caeſar nun ſchon ziemlich vollendet; durch den Pompejus vorzüglich von der aſiatiſchen Seite, durch den Caeſar mehr von der ungleich wichtigeren und ſchwerer zu bekämpfenden nordiſchen Abendſeite. Die Eroberung von Gallien hat ein ſelbſt nach römiſchem Maaßſtabe ungewöhnlich großes Blutvergießen gekoſtet; überhaupt aber werden hier und bei der vollendeten Unterjochung von Spanien, den erſten Kriegen an den germaniſchen Gränzländern und in Britannien, ſo wie in Nord-Afrika gegen Juba, und gegen den Sohn des Mithridat in fünfzig dem Caeſar nachgezählten Schlachten, gegen 1,200.000 auf dem Schlachtfelde Gebliebene gerechnet; wobei, da er ſein eigner Geſchichtſchreiber war, die Angaben zum Theil aus ihm ſelbſt entnommen werden können. Gleichwohl ward auch er ſeiner Güte und des milden Charakters wegen geprieſen; was aber nach dem römiſchen Maaßſtabe verſtanden werden muß, und inſofern auf Wahrheit gegründet iſt, daß er nicht eigentlich rachſüchtig und überhaupt nicht leidenſchaftlich, noch auch ohne Zweck grauſam war. Wo es aber zu ſeinem Zweck erfordert wurde, ſcheint es wohl, daß er gegen alles mögliche Blutvergießen vollkommen gleichgültig geweſen iſt. Der Krieg zwiſchen Pompejus und Caeſar erſtreckte ſich faſt über alle Länder und Gegenden der damahligen Römer-Welt; als Sieger aber faßte und befolgte Caeſar den Plan, durch ein Syſtem von Milde und Verzeihung ſeinen Sieg zu vollenden und zu befeſtigen. Bei der raſtloſen Thätigkeit und großen Klugheit, dem ſich immer gleichen und beſonnenen ſtarken Charakter, ſcheint es, hatte er doch die eine Schwäche, daß ihm der Lorbeer allein, wenn gleich ihn in dieſer Weiſe und Ausdehnung noch keiner erreicht hatte, nicht genügte, wenn nicht auch ein Diadem hinzukam; wenigſtens gab er Anlaß, dieſes zu glauben. Und ſo wiederhohlte der zweite Brutus an ihm, was ſchon der erſte, in allen römiſchen Geſchichten darum ſo hoch geprieſene, gethan hatte. Der nachfolgende Bürgerkrieg des Brutus und Caſſius, die Ausſöhnung des Octavian und Antonius, welche den Tod des Cicero mit ſich brachte, der neue Zwieſpalt und Krieg zwiſchen dieſen beiden letzteren Nebenbuhlern, konnten nur dienen, dieſes Charakter-Gemählde von Rom und ſeiner Geſchichte in einer weitern Ausführung zu vollenden, und endigten mit der Alleinherrſchaft, in welcher derſelbe Octavianus, aus den bald vergeſſenen Blutſtrömen der ehemahligen Proſcriptionen und Bürgerkriege, nun als Auguſtus, Stifter und Begründer des allgemeinen Weltfriedens und erſter unumſchränkter Beherrſcher der geſammten Römerwelt, in der langen Periode ſeiner im Ganzen gegen die vorigen Zeiten höchſt glücklichen Regierung, ſchon bei Lebzeiten halb vergöttert, hervortrat. Zwar mußte die unumſchränkte Herrſchaft immer noch in die republikaniſchen Ausdrücke und alten Formen eingekleidet, und halb und halb verhüllt werden; um dieß nicht zu beachten, war die Erinnerung an Caeſars Schickſal dem behutſamen Auguſtus allzu gegenwärtig. Es ſchien wirklich, als ſollte die Welt wieder friedlich Athem ſchöpfen und noch einmahl von allen dieſen früheren Kriegen ausruhen, ehe ein anderer und höherer Frieden auf ſie herabkam und ihr offenbar würde; und mit dieſem andern, höhern und göttlichen Frieden zugleich, ein neuer, geiſtiger Kampf, nicht gegen die kriegführenden Partheien von ehemahls und auch nicht gegen die äußere, irdiſche Macht, ſondern gegen die innere Quelle alles dieſes Unfriedens und Unrechts in der Welt gerichtet. — Für jetzt aber ſollte noch zur Verzierung dieſes allgemeinen Römerfriedens, welchen der große Auguſtus der unterjochten Welt gegeben hatte, nun auch ein goldenes Zeitalter der Literatur und der Poeſie dienen und herbeigeſchafft werden; ſo gut dieſe noch am Ende und wie im Spätherbſt der ſchon zum Untergang neigenden heidniſchen Welt-Periode aufblühen mochte. Für uns können Plautus und Terentius nur als nicht ganz mißlungene Nachbildungen aus dem Griechiſchen zählen; der ſchöne Styl und Charakter in der Sprache und Poeſie des Virgil und Horaz können aus einem welthiſtoriſchen Geſichtspuncte, vorzüglich nur in Beziehung auf die veredelte Bildung der Sprache, welche für die neuere Welt und Zeit, ja auch für uns noch eine gemeingeltende geworden iſt, einen Werth haben; und alles dieſes, auch die etwas reichere Fülle in der erfinderiſchen Fantaſie des Ovid mit dazu gerechnet, kann bei der Nachwelt nur für eine ſehr ſparſame Nachleſe aus der vollen Blüthe und reichen Erndte des griechiſchen Dichter- und Kunſtgeiſtes gelten. Die eigentliche Poeſie des römiſchen Volkes lag ganz wo anders, als in dieſen geſchriebenen Kunſtgedichten der griechiſch Gelehrten. Sie iſt in den Circenſiſchen Feſtkämpfen zu ſuchen, die der vorſorgende Auguſtus niemahls verabſäumte; in dieſen Fechterſpielen, wo der mit dem Tode ringende Gladiator mit Anſtand zu fallen und zu ſterben wiſſen mußte, wenn er das Beifallklatſchen dieſes Volkes erhalten wollte; in jenem Circus, wo ſpäterhin ſo oft das Geſchrei des Volks gegen die ihm verhaßten Chriſten ertönte: „Zu den Löwen, fort mit ihnen zu den Löwen!“ –

In der hiſtoriſchen Darſtellung und Kunſt iſt es etwas anders als in der Dichtkunſt; hier giebt den Römern ihr großer, practiſcher Sinn, ihr tief eindringender politiſcher Verſtand, die viel umfaſſenderen Staatsverhältniſſe ihrer Welt, einen eigenthümlichen Vorzug vor den Griechen, unter denen ſich eigentlich kein Geſchichtſchreiber findet, von der einfachen Größe des Caeſar, in dem raſch wie ſeine Thaten zum Zweck eilenden Styl; noch auch von dieſer tief durchdringenden Einſicht des Tacitus in den ganzen Abgrund des herrſchenden Weltverderbens; und Livius kann wenigſtens manchem der erſten Griechen gleich geſtellt werden. Auch die politiſche Beredſamkeit und Philoſophie der Römer, erhält in dieſer Miſchung von beiden, wie beim Cicero, und durch die größere Umgebung und practiſche Wichtigkeit der Gegenſtände, welche beide zuſammen hier fanden, einen eigenthümlichen Reiz und Werth. Damahls wurde das Studium der griechiſchen Philoſophie faſt nur als Hülfsmittel der Redekunſt von den Römern geachtet und betrieben; und bei dem ohnehin ſchon herrſchenden Sittenverderben und der vollendeten Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Elend und allgemeine Blutvergießen, war natürlich die Philoſophie des Epikur vorzüglich beliebt. Erſt in der ſpäteren Zeit, als man unter den beſſeren Imperatoren den Wunſch einer ſittlichen Wiederherſtellung des römiſchen Reichs und Charakters unternahm, erſchien die ſtoiſche Philoſophie, welche der Strenge und Härte des römiſchen Charakters ohnehin ſehr zuſagte, als ein letzter Anhaltspunct der Rettung für die alſo Geſinnten, und fand zahlreiche Anhänger unter den Römern dieſer ſpäteren Zeit, wie auch ſchon früher, beſonders unter den römiſchen Rechtsgelehrten, viele derſelben geneigt waren. Die Rechtswiſſenſchaft iſt eigentlich dasjenige Gebieth aus dem geſammten Umfange der menſchlichen Geiſtesbildung, worin die Römer am meiſten gewirkt und am originellſten ſelbſt gedacht, und welches ſie durch ihre eignen Schriftſteller vorzüglich weit ausgebreitet und ſcharfſinnig entwickelt haben. Schon Caeſar dachte an eine allgemeine Sammlung der römiſchen Geſetze, welcher große Entwurf aber mit ſo vielen andern von ihm unausgeführt blieb; und das Zeitalter des Auguſtus war wenigſtens auch durch zwei große Rechtsgelehrte von verſchiedenen Schulen oder Syſtemen ausgezeichnet. Mehr als durch alles andre, haben die Römer durch die von ihnen auf die Nachwelt übergegangene wiſſenſchaftliche Jurisprudenz auf die ſpätere Welt-Periode eingewirkt. Zuerſt möchte es wohl auffallend erſcheinen, wie ein Volk, welches nach außen genommen, in einem ſolchen Uebermaaß des furchtbarſten Unrechts groß geworden und allein darauf ſeine Größe gegründet hat, dennoch in der Wiſſenſchaft des Rechts ſo ausgezeichnet hat ſein können, wie die Römer es wirklich geweſen ſind. Aber ſelbſt dieſes äußre Unrecht im Großen gegen die andern Völker oder Staaten, ſuchten ſie ſo ſehr als möglich in rechtliche Formen einzuhüllen und geſetzlich zu begründen, wobei ſie oft genug durch das inconſequente Thun und Laſſen der Andern, den äußern Schein und ſtarren Buchſtaben des ſtrengen Rechts für ſich zu gewinnen, und auf ihre Seite zu ſtellen wußten. Sodann ging jene Rechts-Theorie zunächſt auf das innere bürgerliche oder Privat-Recht und alle künſtlichen und regelrechten Formen desſelben; und ſo läßt ſich bei dem großen practiſchen Blicke und richtigem Sinne der Römer, bei ihrem ſo ausſchließend auf das bürgerliche Leben und deſſen Verhältniſſe gerichteten Verſtande wohl begreifen, wie ſie in dem Privat-Rechte und in der Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Theorie desſelben ſo ausgezeichnet ſein konnten, bei dem unermeßlichen practiſchen Unrechte im Großen auf dem weitern hiſtoriſchen Gebiethe des Völkerrechts, und findet darin wohl dieſer ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen Recht und Unrecht, wie ohnehin mehrere dergleichen in der menſchlichen Natur und Geſchichte gefunden werden, ſeine natürliche Löſung.

Es liegt aber noch ein andrer Widerſtreit in dieſem römiſchen Rechte an ſich, und auch im Verhältniſſe zu andern Rechten, deſſen Begriff auch in der Theorie desſelben ſelbſt ſehr ſcharf hervorgehoben und aufgeſtellt iſt, und der wohl zum Stützpuncte für ein allgemeines Urtheil über dieſe römiſche Geſetzwiſſenſchaft und alte Jurisprudenz, in ihrem Einfluſſe auf die ſpäteren Zeiten und auf die Nachwelt dienen kann. Es iſt dieſes der Unterſchied zwiſchen dem ſtrengen oder dem abſoluten Rechte, und zwiſchen dem Rechte der Billigkeit, d. h. dem hiſtoriſch bedingten. In dem germaniſchen Rechte, weil es ein Recht des Herkommens, der Gewohnheit, der alten Sitte, ein durch alle Zeitumſtände hiſtoriſch bedingtes iſt, überwiegt weit mehr das Princip der Billigkeit; und ſo dürfte man es wohl hier und da bedauern, daß dieſes einheimiſche urſprüngliche Recht der neuern europäiſchen Nationen, je mehr die alte hiſtoriſche Zeit unter ihnen verkannt und nicht mehr verſtanden wurde, etwas zu ſehr in den Hintergrund gedrängt worden iſt, durch die vorherrſchende wiſſenſchaftliche Jurisprudenz des römiſchen Rechts; welches auf ein ſtrenges Formelweſen gerichtet und an dem ſtarren Buchſtaben derſelben wie des Geſetzes haltend, weit mehr auf die Seite des ſtrengen und abſoluten Rechtes neigt; und hierin liegt auch noch etwas mit der völkerrechtlichen Härte der alten Römer Verwandtes in dem Geiſte derſelben. Iſt dieſes aber wohl der rechte Maaßſtab für die irdiſchen Angelegenheiten, kann es die wahre Richtſchnur für die menſchliche Gerechtigkeit überhaupt ſein, in der allgemeinen und großen Anwendung derſelben, auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte und beſonders auch im Verhältniſſe zu der göttlichen Gerechtigkeit? Jedes Abſolute, und ein ſolches iſt allerdings auch das ſtrenge Recht im Gebiethe des bürgerlichen Lebens, ſo wie auch und noch weit mehr in dem des öffentlichen Lebens der Staaten und Völker, ruft ſein Gegentheil hervor, und führt alſo, bis an's Ende fortgeſetzt, von einer Reaction zur andern fortſchreitend, zu einer gegenſeitigen Zerſtörung dem unvermeidlichen Reſultate eines jeden zum Extreme geführten Partheien-Kampfs, wo nicht ein höheres friedliches Princip ausgleichend und ſchiedsrichterlich, gleichſam wie nach einem göttlichen Rechte der Billigkeit dazwiſchen tritt. Erſcheint ein ſolcher verſöhnender Ausſpruch höheren Orts aber nicht, oder fügt man ſich ihm nicht; ſo wird dann aus dieſem alſo durchgeführten und hartnäckig fortgeſetzten Extrem des Rechts ein Extrem des Unrechts; ganz nach dem alten juriſtiſchen Sprichworte, was man nur im Großen anwenden dürfte, um die Welt und ihren Zwieſpalt menſchlich und hiſtoriſch richtiger zu beurtheilen. „Gerechtigkeit muß ſein," heißt es in der entgegenſtehenden juriſtiſchen Sinnesart nach dem ſtrengen Rechte und in ſeinem abſoluten Geiſte; „Gerechtigkeit muß ſein, und ſollte auch die Welt zu Grunde gehen." Und wohl könnte man ſagen: „Wehe allen Menſchen, wehe jedem Einzelnen, und wehe der ganzen Welt," wenn ihr nichts zu Theil werden ſollte, als ein Endurtheil nach der ſtrengen Gerechtigkeit, und nichts als dieſe von Dem, welcher allein die Macht hat, und auch allein befugt iſt, die Gerechtigkeit in dieſem Sinne zu vollziehen, und die Welt nach ihr zu richten. Weil nun aber dieſe vollendete und bis an's Ende durchgeführte Gerechtigkeit allein die göttliche, auch keines Irrthums fähige ſein kann, und jede menſchliche Gerechtigkeit nur die einſtweilen ſtellvertretende der göttlichen iſt; ſo muß ſie auch nothwendig eine milde und liebevolle, hiſtoriſch bedingte, nach dem Principe der Billigkeit möglichſt ſchonende ſein, ihrer menſchlichen Beſchränkung immer eingedenk bleibend. Und dieſes iſt auf die größten Verhältniſſe eben ſo gut anwendbar, als auf die geringſten, und greift in ſie alle ſo tief ein, daß je nachdem man den einen oder den andern Grundſatz des abſoluten, ſtrengen Rechts, oder aber der hiſtoriſch bedingten Billigkeit und Milde, wählt und zum Führer nimmt, auch eine durchaus verſchiedne Verfahrungsweiſe, Anſicht und Behandlung des ganzen Lebens und überhaupt der Welt daraus hervorgeht. Auch der Staat iſt zwar die einſtweilen ſtellvertretende und inzwiſchen verwaltende Macht der göttlichen Gerechkeit; und dieſe Würde, ſo wie auch die Rechenſchaft, die mit darin liegt, iſt wohl groß und erhaben genug; nicht aber iſt dieſe höchſte und oberſte menſchliche Gerechtigkeit, wenn ſie nicht ihre eignen Schranken, ſo wie die der Menſchheit ganz verkennen will, ſchon die göttliche Gerechtigkeit und unmittelbare göttliche Autorität, oder gar Gott ſelbſt. Der alte Erbfehler und eigentliche Grundirrthum des ganzen römiſchen Staats und auch des römiſchen Charakters war eben dieſe politiſche Abgötterei mit dem Staate, zu welcher aber auch außerdem die Theorie des ſtrengen, und der falſche Begriff des abſoluten Rechts ſehr leicht und ſchon von ſelbſt hinführen kann. Obwohl nun die abſolute Alleinherrſchaft damahls noch unter den alten Formen halb und halb verdeckt ward; ſo fing doch jene förmliche Vergötterung auch der herrſchenden Perſon, ſelbſt ſchon unter Auguſtus an; welche dann aber unter den nachfolgenden Imperatoren in den niedrigſten Schmeichelformen alles Maaß und Ziel überſtieg. Und wenn hier auch nicht ſo bloß ausſchließend die Perſon des Auguſtus oder eines Tiberius gemeint, ſondern unter dieſer noch einigermaſſen die Idee des Staats mitverſtanden und alſo der eigentliche Gegenſtand dieſer heidniſchen Vergötterung, ſo wie in der erſten Zeit dieſe ewig blühende, unvergänglich ſtarke, weltzerſtörende, völkerverſchlingende Roma, welcher alles aufgeopfert werden durfte, und zum Opfer fallen mußte, geweſen wäre; ſo war es darum nicht minder eine vollendete politiſche Abgötterei. Und wie die ſinnliche Naturvergötterung bei den Griechen am auffallendſten in dem ihnen eigenthümlichen dichteriſchen Götterdienſte hervortritt; wie uns die magiſchen Mißbräuche in den falſchen Myſterien am meiſten auf Aegypten hinführen; ſo iſt dieſer dritte und größte Abweg des alten Heidenthums in der politiſchen Abgötterei, als der Grund-Charakter des römiſchen Staats und das herrſchende Princip ihrer ganzen Geſchichte, vom Anfange bis in die ſpäteſten Zeiten, hier in ſeiner furchtbarſten Geſtalt erſchienen.

Das römiſche Weltreich war unter Auguſtus ſchon ziemlich vollſtändig in der Ausdehnung abgerundet; welche man nach der geographiſchen Lage, wie oben bemerkt worden, in dieſem Umkreiſe aller um das mittelländiſche Meer her gelegenen Länder, wohl als ſeine weit genug gezogenen Naturgränzen betrachten konnte. Die afrikaniſchen Küſtenländer wurden meiſtens ſchon durch die weiterhin daran gränzenden Sandwüſten gedeckt; von der am meiſten bedrohten Seite gegen den Norden und die nordiſchen Völker bildete die ſtark befeſtigte Rhein- und Donaugränze eine ſorgfältig bewachte Schutzwehr. Gegen Oſten in Aſien, waren die Parther wohl ein mächtiger und gefährlicher Feind; doch war es auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß ſie jemahls wieder ſo weit vorzudringen verſuchen würden, wie einſt die Perſer; und auf der andern Seite konnten die Römer auch kein wahres Intereſſe haben, ihre Eroberungen nach dieſer Weltgegend hin, in das Innere des mittleren Aſiens auszudehnen, was ſie zu weit von dem Mittelpuncte des Reichs und ihrer Macht entfernt haben würde, den nun einmahl unabänderlich Italien mit der alten ewigen Stadt bildete. — Der Sinn und die Gedanken aller beſſer geſinnten Römer waren ſchon damahls nicht mehr auf Erweiterung gerichtet, ſondern einzig und allein auf eine große und allgemeine innere Wiederherſtellung, beſonders in den herrſchenden Sitten der Zeit, und dann ſo viel als möglich auch in der Verfaſſung, nach dem Ideale, welches ſie ſich von dem ehemahligen alten Rom in ſeiner beſten und glücklichſten Zeit entwarfen; ungefähr in dem Sinne und Geiſte, wie die beſſern Imperatoren der folgenden Zeit, ein Trajan oder Mark Aurel eine ſolche Wiederherſtellung wirklich verſucht haben. Andre waren vielleicht mit Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllt, und mochten wohl auch damahls ſchon in ahnungsvoller Sorge denken: wenn das Sittenverderbniß unter ihnen immer ſo zunehme und eine Reihe unthätiger Imperatoren alles in Verfall bringe, ſo werde jene noch ſo ſtark befeſtigte Nordgränze ſie nicht mehr ſchützen können, und die nordiſchen Völker dann unaufhaltſam in das Reich eindringen. Dieſes iſt freilich wohl nachher, doch aber viel ſpäter erſt geſchehen; was aber alles noch vorhergehen, und von welcher Seite eigentlich das neue Princip in die Welt und in die Geſchichte kommen würde, welches zugleich das alte Rom beſiegen und die Zeit wiederherſtellen ſollte, das ahnete gewiß keiner der damahligen Römer, wenn ſeine Geſinnung auch noch ſo großartig, und ſein Verſtand noch ſo durchdringend und tiefdenkend war. Ja, als ſie zuerſt auf dieſe neue Erſcheinung in der Wirklichkeit ſtießen, zeigt es ſich nur allzu deutlich, wie ſie dieſelbe anfangs gar nicht verſtanden haben und durchaus nicht zu faſſen vermochten. — Und welches war denn nun dieſe Kraft, welche die irdiſchen Weltüberwinder wieder überwinden ſollte und überwunden hat? — Die alte perſiſche und die darauf folgende macedoniſche Welteroberung war längſt vorüber und von der Erde verſchwunden. Eine bloße Macht der Zerſtörung und drückende Militär-Herrſchaft, wie die römiſche es war, konnte damahls auch keine andre neben ihr oder gegen ſie aufſtehen, die ihr gleich gekommen wäre. Die Kraft der griechiſchen Wiſſenſchaft, ſchon früher entartet und herabgeſunken, war unter dem Joche der römiſchen Weltherrſchaft vollends entwürdigt worden, und war kaum hinreichend, dieſe irgend weſentlich und wahrhaft zu veredeln, noch weniger aber ſie ganz von Grund aus zu verändern und umzuwandeln. — Die göttliche Kraft der Liebe war es, die ſich auch im Leiden bewährt, und jener höheren Liebe nicht bloß das Leben ſelbſt, ſondern auch alle irdiſchen Wünſche zum Opfer bringt; aus welcher nie gehörte Worte eines neuen Lebens hervorgingen, und ein neues Licht der innern göttlichen Erkenntniß, eine ganz neue Anſicht der Welt, und eine noch nie da geweſene Geſtaltung des menſchlichen Lebens, und neue Ordnung der Dinge herbeiführend. Und ſo groß zeigte ſich dieſe Kraft der erſten chriſtlichen Liebe, in dem innern Zuſammenhange der feſten Vereinigung unter ſich, in ihrer ſchnellen Verbreitung durch alle Länder und über alle Völker der damahls bekannten Welt, in ihrem muthigen Widerſtande gegen alle noch ſo wüthende Angriffe, in ihrer innern Erhaltung durch ſorgſame Ausſcheidung alles Fremdartigen und Verderblichen, durch immer feſtere Begründung und mannichfachere Entwicklung in Worten, Werken und Thaten, in Schrift und Leben: daß ſie nach nicht vielen Generationen und nach wenigen Jahrhunderten eine die Welt lenkende, oder wenigſtens mitlenkende, innerlich aber mehr als alles andere bewegende und beſtimmende Kraft geworden war. — Auf das zuerſt ſo ganz unſcheinbare Beginnen dieſer großen Welt-Veränderung durch eine neue Gotteskraft läßt ſich ſehr gut eine ſchon früher erwähnte Stelle aus den heiligen Schriften der alten Zeit vom Elias anwenden. Als der Prophet ſich aus der tiefſten Seele nach dem Tode ſehnte, und vierzig Tage hindurch auf den heiligen Berg Horeb gewandert war, ſollte die Allmacht und Herrlichkeit Gottes ihm offenbart und an ſeinem ſterblichen Auge vorübergeführt werden. Es kam ein Sturmwind, welcher die Berge umkehrte und die Felſen zermalmte, aber Gott war, wie es dort heißt, nicht in dem Sturmwinde. Nach dieſem kam eine gewaltige Erderſchütterung mit Feuer; aber Gott war nicht in dem Erdbeben und nicht in dem Feuer. Nun erhob ſich ein ſanftes Wehen, oder ein lindes Säuſeln, wie von einer zarten Luft; da erkannte Elias in dieſem die unmittelbare Gegenwart Gottes und verhüllte ehrfurchtsvoll ſein Antlitz. — Eben ſo iſt auch im Vergleiche mit der welterſchütternden und völkerbeherrſchenden Macht der früheren erobernden Nationen und Reiche, der Anfang der neuen Zeit im Chriſtenthume geweſen.

In die letzten Jahre jenes Erſten vergötterten Auguſtus fällt die Geburt des Heilandes; in die Zeit des Tiberius aber der Anfang des Chriſtenthums ſelbſt, und unter dem Nero findet ſich die erſte ganz authentiſche Kunde von demſelben in der römiſchen Geſchichte aufgezeichnet. Zwar findet ſich ſchon früher eine Nachricht, daß Tiberius aus dem Berichte des römiſchen Landpflegers Pilatus Kunde von demſelben erhalten und im Senate den Antrag gemacht habe, Chriſtum nach römiſchem Gebrauche unter die Götter zu verſetzen, oder als der göttlichen Verehrung würdig zu erklären. Nun iſt zwar das Zeugniß des einzigen Tertullianus, auf welchem dieſe Erzählung beruht, nicht von ſo großem hiſtoriſchen Gewicht, noch von ſolcher Autorität,. daß ſich von dieſer Seite nicht viele Zweifel dagegen erheben ließen, die man aber vielleicht hier etwas zu weit getrieben hat. Immer bleibt es doch ein beſtimmtes hiſtoriſches Zeugniß über eine poſitive Thatſache, und ſo lange ſich dieſe natürlich erklären läßt, beweiſt es eine falſche hiſtoriſche Kritik oder vielmehr gar keine, überall nur immer Erdichtungen und untergeſchobene Schriften vorausſetzen zu wollen. Daß durch den damahligen Procurator der jüdiſchen Provinz eine erſte Kunde von der Sache nach Rom kommen konnte, ja beinah mußte, wird auch durch die gleich mit dem erſten hiſtoriſchen Berichte von den Chriſten im Tacitus verbundne Erwähnung deſſelben beſtätigt. Auch durch die römiſchen Hauptleute konnte ſolches geſchehen, von welchen der eine als Augenzeuge ein ſo großes Zeugniß für dieſen am Kreuze geſtorbenen Sohn Gottes abgelegt hat; da derſelbe auch nach der allgemeinen kirchlichen Ueberlieferung nachher ein Chriſt geworden iſt. In dem Charakter des Tiberius liegt nichts, was mit dieſer Erzählung im Widerſtreite wäre, denn ſo finſter, mißtrauiſch, grauſam und verderbt dieſer auch ſonſt war; ſo kann man ihm doch einen großen und durchdringenden Verſtand nicht abſprechen. Er war auch für religiöſe Eindrücke gar nicht unempfänglich, oder ganz gleichgültig über dieſe Dinge, folgte aber darin ſeinen eignen Anſichten und Meinungen; und es lag ganz in dieſen, daß er leicht aufmerkſam auf etwas Außerordentliches dieſer Art ſein konnte. Den ägyptiſchen Götterdienſt und auch die jüdiſchen Gebräuche konnte er nicht leiden, verfolgte beide, und ließ ihre prieſterlichen Kleider und Geräthſchaften verbrennen. Er glaubte dabei ſehr an das Fatum, war der Aſtrologie nicht abgeneigt, und fürchtete auch manche Himmelszeichen. Wenn man aus ſeiner Abneigung gegen die Juden oder Verfolgung derſelben einen Einwand gegen dieſe Erzählung hernehmen will; gleichſam als ſei es nothwendig, daß er die Chriſten mit dieſen habe verwechſeln müſſen; ſo iſt dieß auch nur eine willkührliche Vorausſetzung, und könnte man vielmehr ſagen, wenn er vom Pilatus oder durch die andern römiſchen Hauptleute nur einige ſichre Kunde von dem Leben und Tode des Heilandes erhielt, ſo war gewiß aus dieſer Quelle der Nachrichten, von Augenzeugen im Lande ſelbſt, auch die Angabe damit verbunden, wie ſehr die Juden Ihn haßten und verfolgt hatten. Das einzige, wie ſehr das Chriſtenthum mit dem heidniſchen Götterdienſt und ſeiner politiſchen Abgötterei, den Opfern z. B. vor dem Bildniſſe der Imperatoren, im Widerſpruche ſtand, konnte vielleicht damahls ganz im Anfange bei dieſem erſten Berichte von der Sache eigentlich Unkundigen, noch nicht ſo offenbar und ſchneidend hervortreten; denn ſonſt hätte der Eindruck auf einen durchaus römiſch Geſinnten nicht anders als abſtoßend und feindlich ſein können. Der Gedanke und der Vorſchlag ſelbſt, einen außerordentlichen Mann von göttlich wunderbarer Kraft, als Gott und der göttlichen Verehrung würdig zu erklären, hat nichts mit den römiſchen Gebräuchen und Gewohnheiten oder Anſichten von den Göttern und den unter die Götter verſetzten Menſchen Streitendes oder beſonders Unwahrſcheinliches. Das einzig wirklich Unwahrſcheinliche in der Sache iſt, daß der damahlige Senat dem Tiberius darin widerſtanden und widerſprochen haben ſoll. Indeſſen, wenn der Senat, wie es leicht denkbar iſt, gegen die Sache und gegen dieſen beſondern Gedanken des Tiberius beſtimmt war, ſo konnten ſie leicht eine ausweichende Form gefunden haben, um die Sache, welche als die altvaterländiſchen Gebräuche angehend, ganz zu ihrer Entſcheidung gehörte, indirect auf die Seite zu ſchieben und zu verhindern; wo alſo denn das Uebertriebne in der Erzählung bloß in dieſem einen Umſtande gelegen wäre. Und ſo ließe es ſich auch erklären, daß der nicht zur Ausführung gekommene Gedanke oder Vorſchlag wieder in Vergeſſenheit gerathen wäre, und Tacitus alſo nichts davon gewußt noch erfahren habe; wie deſſen Bericht wohl ſchließen läßt, da er ſonſt dieſes Umſtandes gewiß erwähnt haben würde. Wie dem auch ſein mag, merkwürdig und ſeltſam wäre dieſe Thatſache wohl, an ſich wichtig iſt ſie nicht; es bildet nur einen Zug mehr in dem Gemählde von dem widerſprechenden und ſeltſamen Eindruck, welchen die ganz neue Erſcheinung anfangs auf die Römer machte. Eine Verwechslung der Chriſten mit den Juden möchte eher bei der Stelle des Suetonius in der Geſchichte unter Claudius Statt finden und anzunehmen ſein, wo es von dieſem Imperator heißt: er habe die Juden, welche auf Antrieb des Chreſtus immer Unruhen erregten, aus der Stadt vertrieben. Chreſtus iſt in der griechiſchen Ausſprache gleichlautend mit Chriſtus; und ſo könnte wohl, was die Chriſten von ihrem unſichtbaren Herrn und Meiſter geſagt haben mochten, der ihnen dieſe oder jene heidniſchen Gebräuche verbiete, oder nicht zu vollziehen geſtatte, ganz begreiflicher Weiſe, bei einer den Römern ſo völlig fremd und unverſtändlich lautenden Sache, von einem wirklich noch lebenden Anführer und Partheiſtifter mißverſtanden worden ſein: ſo wie dann auch unter den erregten Unruhen nichts anders zu verſtehen wäre, als die gewöhnliche, und für die Chriſten nach ihren Grundſätzen nothwendige Weigerung, die zugemutheten heidniſchen Handlungen zu vollziehen. Ein volleres Licht giebt die Nachricht beim Tacitus unter Nero, welche, ſo ſehr das chriſtliche Weſen darin entſtellt iſt, doch ſchon einen ganz geſchichtlichen Charakter hat, und ſich in jener Entſtellung ſelbſt, wenn man ſie richtig verſteht und die geſchichtlichen Grundzüge herauszuſcheiden weiß, auch leicht vollſtändig erklären läßt. Als Nero auf dem Gipfel ſeiner Verbrechen und ſeines Uebermuthes Rom hatte anzünden laſſen, um ſich den Brand von Ilien dramatiſch lebhafter vor Augen zu ſtellen, wünſchte er doch hintendrein, den Haß dieſer Unthat von ſich abzuwälzen, und ſuchte die Schuld auf die Chriſten zu werfen, die damahls alſo ſchon ziemlich zahlreich in Rom geweſen ſein müſſen. Sie ſeien an dem ihnen zur Laſt gelegten Brande wohl nicht Schuld geweſen, meint Tacitus, deſſen Gefühl ſich übrigens doch empört gegen die ganz unmenſchliche Grauſamkeit, die Nero an den Chriſten verüben ließ; aber es werden ihnen ſonſt entſetzliche Dinge nachgeſagt, und beſonders habe man gefunden, daß ſie mit Haß gegen das ganze Menſchengeſchlecht erfüllt ſeien. Daß unter dieſem Haß gegen das Menſchengeſchlecht wohl nichts andres zu verſtehen ſei, als die ſtrenge chriſtliche Verwerfung der gottesdienſtlichen Gebräuche, der heidniſchen Grundſätze und Lehren aller in dem Irrthum befangenen Völker, leuchtet von ſelbſt ein und erklärt ſich leicht. Unter den entſetzlichen Dingen, die man ihnen Schuld gab, ſind am wahrſcheinlichſten wohl die Thyeſtes-Mahlzeiten zu verſtehen, welche in den Anklagen ihrer Feinde unter dieſem Ausdruck öfter vorkommen, und von dem Volke, welches ſie haßte, leichtgläubig angenommen wurden. Wenn aber dieſer Vorwurf auch ſpäterhin aus abſichtlicher Verläumdung als überlegte Unwahrheit wiederhohlt ward; ſo kann anfangs wohl ein grober Mißverſtand dabei Statt gefunden haben, der aus einer dunkeln, verworrnen Kunde von dem Geheimniß des heiligen Dankopfers, und von dem Genuß desſelben bei dem göttlichen Liebesmahle in den Zuſammenkünften der Chriſten hervorgegangen und ſo unglaublich falſch gedeutet war. Selbſt in dem an den Kaiſer Trajan im Jahre 120 überſandten Bericht des übrigens eher wohlmeinend geſinnten jüngern Plinius, als Statthalter in Bithynien und Pontus, zeigt ſich dieſe Verlegenheit des edlen Römers recht deutlich, wo er gar nicht weiß, wie er dieſe ihm völlig unverſtändliche und eben ſo unbegreifliche neue Erſcheinung nehmen ſoll, und wie er daher unentſchieden hin und her zweifelt, was er dabei thun und wie er die Sache behandeln ſoll. Nach den durch die Folter nach römiſcher Art herausgebrachten Geſtändniſſen, finde ſich wohl ein unbegränzter und höchſt verkehrter, ſeltſamer und fremdartiger Glaube oder Aberglaube bei ihnen; ſonſt aber ſeien es Leute von unbeſcholtenen Sitten, die an einem beſtimmten Wochen-Tage, alſo am Sonntage in der Früh zuſammenkämen, um Lieder zum Lobe ihres Gottes Chriſtus zu ſingen, ſich dabei die Erfüllung der weſentlichſten Tugendgebote angelobten, und Abends wieder zu einem ſchuldloſen einfachen Mahle vereinigten. Ihre Zahl ſei ſchon ſo groß angewachſen, daß die heidniſchen Altäre faſt verlaſſen wären; auch ſeien viele Frauen, Knaben und Kinder darunter. Wie er etwa zwiſchen dieſen in der Beſtrafung unterſcheiden ſolle, oder nicht; da dieſe doch einmahl nach den früher vorhandnen Geſetzen gegen die nicht vom Staat ſanctionirten Geſellſchaften und Verbrüderungen unvermeidlich ſcheine; darüber verlangt er nun weitere Befehle vom Imperator, in dem noch vorhandnen denkwürdigen Actenſtücke dieſes Briefes, in welchem uns die älteſte römiſche Chriſtenſchilderung erhalten iſt.

So ſtanden alſo in der damahligen Welt, in dem Wendepunct zwiſchen der alten und der neuen Zeit, recht in der vollen Mitte der Geſchichte, zwei Mächte gegen einander: auf der Einen Seite Tiberius, Caligula und Nero, als die irdiſchen Götter und unumſchränkten Weltherrſcher, in allem Glanz und aller Herrlichkeit des ehemahligen Heidenthums, gleichſam als die höchſten Gipfel und letzten Enden der nun zum Untergang ſich neigenden alten Welt; auf der andern Seite aber der unſcheinbare Anfang jenes äußerlich faſt noch unſichtbaren Lichtpunctes, aus welchem die neue Zeit hervorging; und deſſen immer weiter vorſchreitende Entwicklung und volle Entfaltung durch alle nachfolgenden Perioden den Inhalt der neuern Weltgeſchichte bildet.

Staats… MÜNCHEN

Inhalt

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung und Anfang. - - 11

Zweite Vorleſung. Von dem Zwieſpalte in der Urgeſchichte, und von der Zertheilung des Menſchengeſchlechts. - - - - - - 40

Dritte Vorleſung. Von der chineſiſchen Staats-Einrichtung und äußern Landes- und Sitten-Cultur; dann von der chineſiſchen Geiſtesbildung und wiſſenſchaftlichen Richtung. - - - - 73

Vierte Vorleſung. Ueber die indiſche Verfaſſung, den Brahmanenſtand und das erbliche Prieſterthum; dann über die Lehre von der Seelenwanderung, als Grundlage des indiſchen Lebens und der indiſchen Philoſophie. - 102

Fünfte Vorleſung. Vergleichende Zuſammenſtellung der vier Haupt-Nationen der älteſten Welt-Periode, in der Geiſtesbildung der Indier und Chineſen, der Aegypter und Hebräer; dann auch der Perſer nach dem ihnen eigenthümlichen Verhältniſſe und beſondern Charakter. 131

Sechſte Vorleſung. Von der indiſchen Philoſophie. Gleichniß von der allgemeinen Sprachen-Pyramide. Von der eigenthümlichen Staatsform und theokratiſchen Führung des hebräiſchen Volks. Von der Moſaiſchen Völkertafel. - - - - - 157

Siebente Vorleſung. Allgemeine Betrachtungen über das Weſen des Menſchen in hiſtoriſcher Beziehung, und über die zwiefache Anſicht der Geſchichte. Von den heidniſchen Myſterien, und von der perſiſchen Weltherrſchaft. - 189

Achte Vorleſung. Von der Mannichfaltigkeit des griechiſchen Lebens und Geiſtes. Von der Erziehung und ſchönen Kunſt; dann von der beginnenden Natur-Wiſſenſchaft und Philoſophie der Griechen; ſo wie von ihrer politiſchen Entartung. - - - 216

Neunte Vorleſung. Charakter-Gemählde der Römer in ihrer Geſchichte und Weltherrſchaft. Von dem ſtrengen Rechte und dem Rechte der Billigkeit, in der hiſtoriſchen Anwendung, nach der Idee der göttlichen Gerechtigkeit; und von dem Anfange der chriſtlichen Liebe. - 243

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

[illegible] 56

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Philoſophie der Geſchichte.

In achtzehn Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1828.

Zweiter Band.

Philoſophie der Geſchichte.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zehnte Vorleſung.

Von dem chriſtlichen Grundbegriff und Geſichtspunct für die Philoſophie der Geſchichte. Hiſtoriſcher Anfang des Chriſtenthums nach den äußern politiſchen Verhältniſſen, und Verfall des römiſchen Reichs.

Eine eigentliche Biographie des Heilandes, ganz in der hiſtoriſch erzählenden Form, wie jede andre Begebenheit vorgetragen, würde, wie es mir ſcheint, in der philoſophiſchen Weltgeſchichte nicht an ihrer rechten Stelle ſein. Der Gegenſtand iſt entweder zu groß für dieſen Ort, oder in ſeinem erſten Anfange zu unſcheinbar, je nachdem man auf die innere Bedeutung und Wichtigkeit ſieht, oder auf die äußere Erſcheinung in einer bloß hiſtoriſchen Anſicht und Auffaſſung derſelben. Ein denkender, und in ſeiner Art wohldenkender Römer, würde, wenn er aus dem Berichte des Landpflegers, oder der andern dort geweſenen römiſchen Hauptleute, etwas genauere Kunde davon eingezogen hätte, etwa ſo über das ganze Ereigniß gedacht haben: „Es iſt dieſes ein ganz außerordentlicher Mann, von wunderbarer, göttlicher Kraft geweſen;“ — denn dieſes in ſolcher unbeſtimmten Allgemeinheit anzunehmen, fiel einem Heiden, ſo lange er noch die Grundbegriffe und Anſichten ſeiner väterlichen Religion beibehielt, eben nicht ſchwer; — „welcher alſo eine große moraliſche Bewegung in den Gemüthern veranlaßte, auch nach dem zuverläſſigſten Zeugniß, von durchaus reinem Charakter und großer Sittenſtrenge geweſen ſei, und vieles Erhabene über die verborgne Zukunft und Unſterblichkeit der Seele gelehrt habe; dann aber ſei er durch ſeine Feinde angeklagt, und von ſeinem eigenen Volke dem Tode überliefert worden." So würde etwa ein Tacitus geurtheilt haben, wenn er genauer, und aus weniger verfälſchten Quellen darüber unterrichtet geweſen wäre. So lange dieſes alles aber in der kleinen dortigen Provinz eingeſchloſſen blieb, würde es dem beſten römiſchen Sinn und Urtheile kaum ein vorübergehendes Bedauern über die hier geſchehene merkwürdige Privat-Ungerechtigkeit erregt haben, im Uebrigen aber nach ſeinem römiſchen Standpuncte ihm kaum als eine Begebenheit erſchienen ſein, die als eine hiſtoriſche, und als ein Ereigniß auf dem großen Schauplatz der Geſchichte und in ſeiner Welt irgend mitzählen könnte. Erſt als das Chriſtenthum eine Kraft in der Welt, und das Princip eines neuen Lebens und einer von allen vorigen ganz verſchiednen neuen Lebensform geworden war, fing es an, auch im Allgemeinen die Aufmerkſamkeit der Römer, als eine nun hiſtoriſch gewordene Thatſache und Begebenheit, auf ſich zu ziehen. Wie ganz unverſtändlich, ſeltſam und wunderbar ihnen aber dieſe neue Erſcheinung anfangs, und eine geraume Zeit lang hindurch vorkam, wie verkehrt und widerſinnig ſie dieſelbe beurtheilten und behandelten; davon ſind ſchon oben einige charakteriſtiſche Züge im Einzelnen angeführt worden. Von der andern Seite aber, ſtellt ſich aus dem Standpuncte des Glaubens und unſerer ſpätern Zeit betrachtet, nach allem, was ſich in der Welt aus jenem ſcheinbar ſo geringen Anfangspuncte entwickelt hat, die Sache ganz anders dar, und ſcheint es vielmehr von dieſer Seite angeſehen, daß die Geheimniſſe und Wunder des Lebens und des Sterbens des Heilandes, ja auch ſelbſt das Ganze ſeiner Lehre, inſofern ſie doch auf das innigſte mit jenen andern Wundern und Geheimniſſen verwebt, und ſelbſt das größte Wunder und Geheimniß iſt, ausſchließend der Religion überlaſſen bleiben müſſen, nicht aber in der Geſchichte ſelbſt und in der gewöhnlichen hiſtoriſchen Darſtellungsweiſe derſelben, ihre Stelle finden können, weil ſie über die Sphäre derſelben hinausgehen. Ich werde daher auch dieſe Geheimniſſe als bekannt vorausſetzen, und ohne ſie näher zu berühren, nur die hiſtoriſche Umgebung und äußere Welt Lage, und die Verhältniſſe zu charakteriſiren verſuchen, unter welchen das Chriſtenthum in die Welt kam, und in die Geſchichte eintrat. Dazu gehören denn auch wohl einzelne aus dem Ganzen hervorgehobene Lehrpuncte, welche dieſes politiſche Verhältniß, ſo wie das hiſtoriſche, auch in Beziehung auf die Zukunft oder Vergangenheit betreffen; nicht aber gehört hiezu, das Ganze der chriſtlichen Lehre, vollſtändig charakteriſirend zu entwickeln und zu beurtheilen, wie etwa irgend ſonſt ein anderes großes und merkwürdiges Syſtem der Philoſophie oder der Lehre; was mir aus dem angeführten Grunde nicht angemeſſen ſcheint. Demnächſt aber werde ich vorzüglich mich auch zu zeigen bemühen, wie ſich dieſe höhere und göttliche Kraft hiſtoriſch wirkſam entwickelt, und wie ſich gleich vom Anfange, und dann immer weiter in der Folgezeit eine ganz neue Welt daraus geſtaltet hat. — Allerdings iſt die philoſophiſche Wiſſenſchaft der Geſchichte auch ein Zweig und weſentlicher Theil von der Erkenntniß der göttlichen und der menſchlichen Dinge, welche beide ſich in der Auffaſſung ſelbſt, und in der entwickelnden Behandlung ſelten oder nie ganz trennen laſſen; denn wie wäre es möglich, zu einem richtigen und rechten Verſtändniß der menſchlichen Dinge, in irgend einer Sphäre des Lebens oder der Wiſſenſchaft zu gelangen, ohne in Verbindung mit dem ihnen inwohnenden, oder ſie lenkenden göttlichen Princip und im Verhältniſſe zu dieſem? Es iſt jedoch auch hier ein gewiſſes Maaß zu halten, und feſt zu beſtimmen, und ſind die Gränzen genau und ſcharf zu ſondern, zwiſchen dem einen und dem andern Gebiethe, um nicht den einen Standpunct mit dem andern zu verwirren. Denn ſo wie es der Religion und ihrer Entwicklung ſehr nachtheilig iſt, wenn dieſelbe allzuſehr oder faſt ganz auf eine bloß hiſtoriſche Unterſuchung und die gelehrte Streitfrage darüber zurückgeführt wird; ſo könnte es auch für die philoſophiſche Geſchichte nur als zweckwidrig erſcheinen, wenn dieſelbe ſich ganz in eine religiöſe Betrachtung auflöſen wollte. Die Philoſophie der Geſchichte kann zwar, und ſoll wohl allerdings das göttliche Princip im Menſchen, oder das dem Menſchen anerſchaffene und eingeborne göttliche Ebenbild, auch für das Menſchengeſchlecht im Ganzen als das Weſentliche annehmen, und als das Fundament ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung aufſtellen, und die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes im Menſchen und im ganzen Menſchengeſchlecht als das Ziel derſelben und als den eigentlichen Inhalt aller Menſchengeſchichte betrachten. Sie mag alſo, wie ich es bis jetzt verſucht habe, die göttliche Wahrheit in der älteſten Offenbarung, als das urſprüngliche Wort bei den verſchiedenen Völkern der erſten Welt-Periode überall aufzuſuchen und nachzuweiſen ſich bemühen; ſie wird in der mittlern Welt-Epoche an dem entſcheidenden Wendepunct zwiſchen der alten und der neuen Zeit, in der göttlichen Kraft der wahren Religion allein das Princip finden können, welches aller nachfolgenden hiſtoriſchen Entwicklung zum Grunde dient; und ſie kann die geiſtige Bedeutung und den unterſcheidenden Charakter des dritten und letzten Weltalters nur in dem Lichte finden, welches aus jenem alten Erbtheil der Wahrheit in der göttlichen Offenbarung, und aus dieſer neuen Kraft der Liebe in der Religion des Erlöſers, mit dem Fortgange der Zeiten immer heller und ſtärker hervortritt, und endlich nicht bloß den Staat, und die Wiſſenſchaft, ſondern auch das ganze Leben chriſtlich geſtalten, und neu umwandeln ſoll. Hier liegt alſo ſelbſt der einfache Eintheilungsgrund für die Haupt-Perioden und den Grundriß des Ganzen, zu einer ſolchen Philoſophie der Geſchichte, in dem göttlichen Princip des Menſchen, und iſt auch für die hiſtoriſche Entwicklung des ganzen Geſchlechts von dieſem hergenommen. Es mag ferner geſtattet ſein, aus dieſem philoſophiſchen Standpuncte der Geſchichte, und in der Entwicklung und Ausführung deſſelben, auch die beſondern Wege und Abſichten der göttlichen Vorſehung, in der Führung und in den Schickſalen der einzelnen Völker oder auch ſonſt groß hervortretender Perſonen und hiſtoriſcher Individuen oder ganzer Zeiten, da wo ſie dem Gefühle ohnehin ſchon auffallend ſind, nun auch dem Auge bemerklich zu machen, und deutlicher hervorzuheben. Doch iſt es beſſer, wenn dieſes nicht ſogleich allzu ſyſtematiſch durchgeführt wird, ſondern nur gleichſam epiſodiſch und ſtellenweiſe an den einzelnen Geſchichtspuncten, die ſich von ſelbſt dazu darbiethen, in den Gränzen einer beſcheidenen Andeutung ſich haltend, da alles dieſes doch nur der eſoteriſche Geiſt und innere religiöſe Gedanke der Geſchichte ſein kann. Sonſt geräth man in Gefahr, ein nach menſchlichen Einſichten und Anſichten zu früh vollendetes Syſtem von göttlichen Abſichten, in das noch unvollendete Drama der Weltgeſchichte hineinzutragen, deſſen umfaſſende Größe und geheimnißvolle Verborgenheit, ohnehin das Maaß des Wenigen, was der Menſch eigentlich mit Gewißheit glauben und erkennen, beurtheilen, oder wiſſen kann, bei weitem überſteigt; ein Fehler, welchen manche Schriftſteller in ihren ſonſt ſo religiöſen Betrachtungen über die Univerſalgeſchichte nicht immer ganz vermieden haben. Inſofern aber ſolche Bemerkungen in den beſcheidnen Gränzen bloßer Andeutungen im Einzelnen ſtehen bleiben, ohne für den zum Grunde liegenden Plan des Ganzen der göttlichen Weisheit allzu früh vorgreifen, oder zu tief, und gleichſam gewiß und ſicher in das Einzelne eingehen und entſcheiden zu wollen; biethet ſich auch ſchon von ſelbſt mancher Anlaß und Stoff dazu dar, für die ſichtbare und abſichtliche Voranſtellung oder Auserwählung mancher Individuen, oder auch ganzer Nationen und Zeiten für einen ganz beſtimmten Zweck, für ein in einer beſtimmten Sphäre zu erreichendes höchſtes Ziel und glückliches Gelingen oder in ihrer Art einzige Größe; welche einzelne Kraft dann wieder zu ſeiner Zeit in das Ganze eingreift, um dort als Träger für dieſes und für alle andern, als Uebergang aus dem Vorigen, als Grund und Boden für ein ſpäter Nachfolgendes und göttlich Neues zu dienen, ſich eben darin offenbarend; und ſolche Zwecke, oder dem ähnliche, treten wohl aus dem Entwicklungsgange der Völker in der menſchlichen Geiſtesbildung oft genug ganz von ſelbſt deutlich hervor. Ja auch ſelbſt über die Zulaſſung des Böſen, da wo es in großer Kraft und in allgemeiner, phyſiſch oder geiſtig verheerenden Wirkung in die Welt und in die Geſchichte eintritt, und über die göttliche Abſicht in dieſer Zulaſſung, kann es manchmahl einem hiſtoriſch erleuchteten Urtheile gelingen, wenn auch nicht den verborgnen göttlichen Rathſchluß ganz zu durchforſchen, ſo doch den geheimnißvollen Schleier wenigſtens in etwas zu lüften, und hier und da wegzuheben; oder es darf eine ſolche beſcheidne Hinweiſung und Andeutung auf den letzten Zweck aller Ereigniſſe wohl auch da Statt finden, wo bei dem Untergange ganzer Nationen, wie z. B. der jüdiſchen, oder bei dem über eine lang entartete Zeit von allen Seiten hereinbrechenden Unheil, und unabwendbaren allgemeinen Unglück, darin wohl der vergeltende Maaßſtab einer höhern göttlichen Gerechtigkeit ſich kund giebt, und es mögen Kataſtrophen ſolcher Art von dieſem Standpuncte aus angeſehen, allerdings als ein partielles Weltgericht im Kleinen, oder in der einzelnen Anwendung erſcheinen, die auch nur als ein ſolches recht verſtanden und richtig beurtheilt werden können. Dieſe Idee der göttlichen Gerechtigkeit aber oder auch des Weltgerichts, inſofern es ein hiſtoriſches iſt, gehört allerdings mit in den Umkreis der philoſophiſchen Geſchichte, und bildet nebſt jenem erſten Fundamente des göttlichen Ebenbildes im Menſchen, das Zweite mehr practiſch auf die Wirklichkeit des Lebens und ſeiner großen Erſcheinungen gerichtete Princip derſelben. —

Das Gnadengeheimniß der göttlichen Erlöſung des Menſchengeſchlechts aber, geht über die Sphäre der Geſchichte und hiſtoriſchen Nachweiſung hinaus. Auch die chriſtliche Geſchichte oder Philoſophie der Geſchichte, wird es zwar ſtillſchweigend vorausſetzen, und als bekannt, und ſich unter den Gleichgeſinnten von ſelbſt verſtehend, annehmen, auch im innern Gedanken dieſes Glaubens, ſehr vieles, das meiſte, faſt alles in den hiſtoriſchen Erſcheinungen und Thatſachen darauf beziehen; jenes Geheimniß ſelbſt aber kann ſie nicht mit in ihren Umkreis hineinziehen, ſondern muß dieſes Heiligthum ganz der Religion überlaſſen bleiben. Eben ſo wie es auch jederzeit nur eine nachtheilige Wirkung haben kann, wenn die Philoſophie daſſelbe ihrem wiſſenſchaftlichen Denkſyſteme einverleiben, oder darin einreihen will, denn indem ſie daſſelbe eben dadurch ſchon zu erklären verſucht, und gleichſam deduciren möchte, hört das Geheimniß der Erlöſung nun auf ein göttliches Faktum zu ſein, da es doch nur als ein ſolches Religion, und die vollſtändige ewige Grundlage derſelben iſt, und ſein kann. Nur eine Meinung muß ich hier ganz ausdrücklich entfernt zu halten wünſchen, weil ſie durchaus unhiſtoriſch und auch für das Ganze weſentlich ſtörend iſt. Ich weiß ſie in der charakteriſtiſchen Kürze nicht ſchneller und treffender zu bezeichnen, als daß ſie darin beſteht, Chriſtus ſei, um es mit Einem Worte zu ſagen, ein jüdiſcher Sokrates geweſen, und es habe alſo der erhabenſte und edelſte unter allen reinen Sittenlehrern, nach der ganz natürlich zu nehmenden und zu verſtehenden Geſchichte, denſelben für die Menſchheit nicht minder beklagenswerthen Ausgang gehabt, der auch jenen athenienſiſchen Philoſophen und weiſeſten aller Griechen betroffen hat. Hierauf läßt ſich nur das Eine erwiedern: wenn Chriſtus nicht mehr geweſen iſt als dieſes, ſo war Er dann auch nicht einmahl dieſes. Aber nicht bloß deßwegen iſt dieſe Meinung eine unhiſtoriſche, oder vielmehr antihiſtoriſche zu nennen, weil ſie mit allen Verheißungen, Zeugniſſen, eignen Ausſprüchen, Berichten, ſo ganz in dem ſchneidendſten Widerſpruch ſteht; ſondern eben ſo ſehr und noch weit mehr deßwegen, weil, wenn dieſer göttliche Mittelpunct aus der Weltgeſchichte weggenommen wird, alsdann aller hiſtoriſche Zuſammenhang in derſelben verloren geht, der allein auf dieſer neuen Gotteskraft im Wendepuncte der Zeiten, und bis an's Ende bleibenden Gottes-Hoffnung beruht. Denn wiewohl ich dieſe ſelbſt nachzuweiſen, und entwickelnd zu begründen, außer dieſer geſchichtlichen Sphäre liegend finde; ſo beruht doch in dieſer Vorausſetzung, und in dieſem Glauben das Fundament und der Schlüſſel des Ganzen: ohne welchen die ganze Weltgeſchichte Nichts ſein würde, als ein Räthſel ohne Löſung, ein Labyrinth ohne Ausgang, ein großer Schutthaufen aus den einzelnen Trümmern, Steinen und Bruchſtücken von dem nun unvollendet gebliebenen Bau, aus der großen Tragödie der Menſchheit, die alsdann gar kein Reſultat haben würde.

Nach dieſen durch die Natur der Sache und die Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſelbſt vorgeſchriebenen Gränzen, die ich hier ſtreng zu bezeichnen für nothwendig hielt, richtet ſich unſer Blick für die hiſtoriſche Umgebung, unter welcher und in welcher der Anfang des Chriſtenthums in die Welt und in die Geſchichte eintrat, nun zunächſt auf den jüdiſchen Staat. Erſt von den griechiſchen Königen in Aegypten abhängig, dann von den Beherrſchern des neuen ſyriſchen Reichs in dieſer macedoniſchen Zeit unterjocht, bewieſen die Beſſern des hebräiſchen Volks, in der Religionsverfolgung, welche ſie unter dieſen letztern zu erleiden hatten, noch vielen Muth in dem alten Glauben ihrer Väter, für welchen mehrere aus dem Heldengeſchlechte der Maccabäer zu ſterben wußten. Gegen jene andre Mächte, nahmen die Römer ſie in ihren mächtigen Schutz, der aber, wie bei allen andern Völkern, ſo auch bei ihnen, bald in das Joch einer förmlichen und ſehr drückenden Beherrſchung umgewandelt ward. In dem Partheienkampf zwiſchen dem Pompejus und Caeſar, waren ſie inſofern mit verflochten, als eine jede der beiden Partheien einen andern Prätendenten als Beherrſcher von Judäa begünſtigte und für ihre Zwecke angemeſſen hielt. Unter der Alleinherrſchaft des Auguſtus, blieb der zuletzt in dieſem Partheienkampf begünſtigte Herodes, ſeit etwa vierzig Jahren vor unſrer Zeitrechnung der abhängige Tribut-König des jüdiſchen Landes. Noch ſtand der zweite, durch Vergünſtigung des Cyrus und der Perſer wiedererbaute Tempel von Jeruſalem in voller Pracht und Größe da. Zwar war derſelbe vom Pompejus und Craſſus vorübergehend heimgeſucht, dagegen aber jetzt von Herodes dem Großen, noch größer erweitert und noch herrlicher als ehedem verſchönert worden. Denn wie ſehr dieſer ſonſt zu den römiſchen Sitten oder auch mehr zu der griechiſchen Geiſtesbildung ſich hinneigen mochte; ſo war doch der Tempel, wenn auch nicht ſo ſehr als der geheiligte Sitz aller Offenbarungen des alten Bundes der Hebräer, doch ſchon als der Mittelpunct der jüdiſchen Nation, mitten in dieſer großen Handelsſtadt, einer der größten im ganzen weſtlichen Aſien, zugleich die Schatzkammer, und in enger Verbindung mit der befeſtigten Burg, die Schutzwehr der Stadt und des

Staats, auch für ihn das Centrum ſeiner Herrſchaft, und das Ziel ſeines Ehrgeizes. Es waren aber damahls zwei Partheien unter den Juden, welche, wie auch die der Patricier und der Volks-Parthei in den römiſchen Bürgerkriegen, nicht ganz denen unähnlich ſind, in welche ſich die jetzige Welt ſcheidet; obwohl in manchem auch wieder eine bedeutende Abweichung in ihrer gegenſeitigen Stellung zu einander, und nach ihrem innern Gehalte und Charakter, von dem jetzigen Zuſtande ſich darin findet. Wenn gleich, nach dem herrſchenden Geiſte, und der eigenthümlichen Verfaſſung des jüdiſchen Volks, der Unterſchied in der Anſicht und in den Grundſätzen der beiden Partheien, vorzüglich oder zunächſt mehr ein religiöſer war; ſo war doch auch die Beziehung auf das Politiſche nicht ganz davon ausgeſchloſſen, und umfaßte dieſer Gegenſatz eigentlich überhaupt das ganze Leben, und alle Verhältniſſe desſelben. Die Phariſäer waren recht eigentlich die vornehmen Schrift-, mithin Rechtsgelehrten, und im Staate hoch angeſehene Patricier des hebräiſchen Volks, welche den alten Glauben und den alten Staat, mit ſeinen Rechten und Geſetzen aufrecht zu erhalten ſuchten; freilich mit ſchroffer Härte und ſpitzfindiger Streitſucht, mehr nur an dem Buchſtaben des alten Geſetzes feſthaltend; während ihnen der göttliche Geiſt desſelben längſt entſchwunden war, und nicht ohne egoiſtiſche Geſinnung mit falſcher Nebenabſicht und entſchiedenem Eigennutze. Als an dem beſtehenden Rechte haltend, und dieſes in jedem Verhältniſſe ehrend und anerkennend, ſchloſſen ſie ſich an die Römer wenigſtens äußerlich, und nicht eben mit innerer Neigung an: und immer hofften ſie den beim Volke ſo beliebten Lehrer, noch in dieſe Falle zu locken, daß Er ſich gegen die Römer erklären ſollte, wie es auch nach ihrer beſchränkten Einſicht durchaus nicht anders möglich ſchien, als daß Er es früher oder ſpäter des Volks wegen, doch werde thun müſſen. Man darf aber, daß die Sache, welche die Phariſäer vertheidigten, im Ganzen doch die eigentlich legitime der damahligen Zeit in dem jüdiſchen Staate war, um ſo weniger bezweifeln, da der Heiland ſelbſt, von den Phariſäern, dieß anerkennend geſagt hat: „Sie ſitzen auf dem Stuhle

Moſes, und was ſie euch vorſchreiben, das ſollt ihr thun." — Grade weil ſie das alte Recht, und die Sache Gottes zu der ihrigen gemacht hatten, mußte deſto mehr von ihnen gefordert werden, und beurtheilte ſie der Heiland ſo ſtrenge; ſcheinbar faſt mehr als die Sadducäer, welche bei einer weichlichen Aufklärung, und liberalen Sittenlehre, vom Glauben ſchon faſt ganz abgekommen waren, die Schrift ſelbſt in einem bloß natürlichen Verſtande nahmen, und genommen wiſſen wollten, und ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele nicht mehr feſt hielten; wo alſo, wenn ein Einzelner noch zu etwas Beſſerem fähig ſchien, und für die höhere Wahrheit ſich empfänglich zeigte, man es vielmehr nur als einen glücklichen Fund und unerwartete Ausnahme anerkennen mußte. — Man darf übrigens bei den ſtrengen Urtheilen über die Phariſäer, welche in der Schrift vorkommen, niemahls vergeſſen, daß dieß nur die ausgearteten unter ihnen, eine große Menge, vielleicht die Mehrzahl derſelben trifft, und ſich auf dieſe bezieht; nicht aber die ganze Secte oder Gattung und daß es auch viele Beſſere unter ihnen gab. War doch auch was man wohl bedenken ſollte, der Apoſtel Paulus ein Phariſäer, und obwohl ein wohlmeinender, doch ein ſehr eifriger, wie auch alle ſeine Schriften noch dieſen Charakter zu erkennen geben, der zu den Füßen Gamaliels geſeſſen hatte; der wiederum ein Enkel des berühmten Hillel geweſen, welcher als einer der letzten großen Lehrer des hebräiſchen Volkes genannt wird, auf welchem noch die ganze Fülle der heiligen Ueberlieferung ruhte, und der ſelbſt eine der letzten Grundſäulen derſelben war. Sieben Arten der unächten Phariſäer nennt die jüdiſche Geſchichte oder Meinung, auf welche alle jener vom Heilande über ſie ausgeſprochne Tadel vollkommen paſſend iſt. Auch noch andre Phariſäer außer dem Apoſtel Paulus werden in der heiligen Schrift auf eine ſehr ehrenwerthe Art bezeichnet, als Freunde und Anhänger des Erlöſers, wenn gleich ſie nicht den Muth hatten, es öffentlich zu ſein.

Wo irgend ein ſolcher Conflict der Zeiten, und Wendepunct in der Geſchichte ſich kund giebt, pflegen mehrentheils wohl überall dieſe zwei entgegenſtehenden Partheien, in etwas veränderter Form oder Stellung, ſich zugleich mit zu entwickeln, und hiſtoriſch ſichtbar hervorzutreten: die eine Parthei, welche das Alte vertritt, oft aber mehr nur bei dem todten Buchſtaben des ſtrengen Rechts ſtehen bleibt, während das innre Weſen, und der lebendige Geiſt längſt entflohen ſind; die andre Parthei aber, welche in dem Erfahrungsgefühl, daß die Zeit ein Neues bedürfe und fordere, und daß auch ein Neues für ſie im Anzuge ſei, oft wohl nicht ganz Unrecht hat. Nachdem die Anhänger dieſer Parthei des Neuen aber mit dem Glauben an das göttliche Alte, zugleich die Einſicht verloren haben, daß alles wahrhaft Neue nur von Gott kommen, und von Gott ausgehen kann, glauben ſie nun dieſes Neue ſelbſt machen und hervorbringen zu können, und bilden ſich ein, es ſchon gefunden zu haben, während ſie doch Nichts vermögen in ihren Gedanken zu erringen, als bloß den Umſturz des Alten, und alle Wege die dahin führen; entweder gewaltſam, oder im gelindeſten und beſten Fall, durch eine gänzliche Schlaffheit in allen Geſinnungen und Begriffen, alſo auf dem Wege einer innern Auflöſung. In der Mitte zwiſchen jenen beiden Extremen in der kämpfenden Zeit, finden ſich dann auch wohl Einzelne ſolche, die aus allen dieſen Partheien hinaus flüchten, und ein höheres Aſyl, wenn auch nur für ſich allein, finden möchten. Dergleichen waren die kleinen contemplativen Gemeinden von einſiedleriſchen Frommen unter den damahligen Juden, der Eſſener im Lande ſelbſt, der Therapeuten in Aegypten; die aber neben jenen beiden herrſchenden Secten nur eine der Anzahl nach geringe Ausnahme bilden konnten. Zwiſchen dieſen beiden Haupt-Partheien, den buchſtäblich ſtarr und egoiſtiſch einſeitig gewordnen Legitimen des jüdiſchen Volks, und den liberalen Aufklärern auf der einen; auf der andern Seite aber zwiſchen den alten Verheißungen und jüdiſchen Erwartungen, und der römiſchen, nun rechtmäßig gewordnen, und als ſolche anerkannten Herrſchaft in der Mitte, trat der Heiland auf, wo es einer mehr als menſchlichen Klugheit bedurfte, um unberührt von beiden

Seiten mitten durch dieſe Partheien hindurch zu gehen. „Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt,“ lautete ſein einfacher Ausſpruch, da man ihn mit gemeiner Weltliſt zu fangen dachte; und iſt dieſer Ausſpruch ein Grundgeſetz des Chriſtenthums geblieben, der bis an das Ende der Tage unerſchütterlich fortdauert. Eben ſo aber auch jener andre Zuruf: „Du biſt ein Fels, und auf dieſem Felſen will ich meine Kirche bauen;“ als in welchem ſchon die ſehr beſtimmte und deutliche Vorſchrift lag wie ſich die Chriſten gegen jene heidniſche Zumuthung der Römer in Betreff auf die ihnen gewöhnliche politiſche Abgötterei, das Opfern vor dem Bildniß des Kaiſers, und dergleichen, zu verhalten, und wie ſie dort als Blutzeugen der Wahrheit, dieſe gegen alle irdiſche Uebermacht, mit ihrem Leben zu beſiegeln hätten. Der Hauptirrthum des jüdiſchen Volks beſtand eben darin, daß ſie unter dem ihnen verheißnen Erretter, jetzt allgemein einen irdiſchen Befreier von dem drückenden Römerjoch, und Wiederherſteller des National-Königthums in höchſter Blüthe und Herrlichkeit erwarteten. Und in dieſem Einen Puncte würde ſich, wenn ſie nur den Irrthum nicht bis an's Ende, und bis zu dieſem Extrem fortgeſetzt und durchgeführt hätten, wohl manches zu ihrer Entſchuldigung anführen laſſen. Nach der Natur der prophetiſchen Sprache und Darſtellung war in den alten Verheißungen, das Bild eines geiſtigen Erretters, in allem ſeinem Glanze und ſeiner wirklichen Herrlichkeit, mit ſo lebhaften Farben geſchildert und ausgemahlt worden, daß es leicht auch in manchen einzelnen Zügen wenigſtens, von einem irdiſchen Könige verſtanden werden konnte. Oder um es noch genauer und ſchärfer zu bezeichnen: es waren, wie es der eigenthümliche Charakter aller göttlichen Verheißungen iſt, das zunächſt Erfolgende, mit dem letzten Ziele, wohin es führen ſoll, unmittelbar in Verbindung zu ſetzen, in jenem prophetiſchen Gemählde von der glücklichen Zukunft des auserwählten Volks, oft manche Züge aus der weit entfernten Epoche der letzten Zeiten, und des am Ende der Tage über den ganzen Erdkreis triumphirenden Chriſtenthums, gleich angeknüpft und innigſt verwebt mit dem erſten Anfange der göttlichen Errettung. Ganz auf gleiche Weiſe, obwohl in einer andern Sphäre von Gegenſtänden, ſehen wir in den Weiſſagungen des Heilands ſelbſt den Weheruf über den nah bevorſtehenden Untergang von Jeruſalem und der jüdiſchen Nation, ganz dicht zuſammengerückt und faſt verſchmolzen mit den prophetiſchen Andeutungen über die furchtbaren Schreckensſcenen der letzten Zeit, und über den bevorſtehenden Tag der allgemeinen Rechenſchaft; obwohl auch dieſes als ein noch in der Zeit und auf dieſer Erde wirklich geſchehen Sollendes, für ein Hiſtoriſches zu halten iſt; ja ſogar mit der letzten Verklärung der Natur in der nun vollendeten Schöpfung, wo ein neuer Himmel und eine neue Erde ſein wird; ſo daß oft wohl eine nicht wenig geübte und ſorgſam angewandte Unterſcheidungsgabe dazu gehört, um alles zu ſondern, das Ganze zu ordnen, und jedes Einzelne an den Punct hinzuſtellen, wo es hingehört. Was aber wohl am meiſten zur Entſchuldigung des jüdiſchen Volkes in dieſer Hinſicht dienen kann, iſt der Umſtand, wie es ſo ganz deutlich aus der heiligen Geſchichte hervortritt, daß alle Anhänger des Heilands, und ſeine vertrauteſten Schüler, anfangs ſelbſt in dieſem Irrthum befangen, immer noch glaubten, daß nur noch der rechte Augenblick nicht gekommen ſei, Er dann aber gewiß auch als irdiſcher Befreier und König ſeines Volkes auftreten würde; und wie ihnen jeder Gedanke von ſeinem Leiden und Sterben ſo fremd war, daß ſie ſelbſt dagegen zu ſprechen, und ihm Gedanken der Art zu verweiſen ſich erkühnten; da ihnen erſt viel ſpäter die Binde von den Augen fallen ſollte. Und das iſt eben der weſentliche Tadel, welcher eigentlich die Juden trifft, daß ſie in ihrem, an ſich in der gegebenen Lage ſehr verzeihlichen Irrthum ſo hartnäckig feſt blieben, und nach Allem, was ſie hörten, ſahen und erlebten, nicht endlich die Augen öffneten. — Es iſt überhaupt gar nicht der hiſtoriſchen Wahrheit und dem innern Charakter und Geiſte dieſer großen Zeitumwandlung gemäß, wenn man von dem Verhältniß des Heilandes zu dem jüdiſchen Volke oft ſo redet, und es ſo ſchildert, als habe Er das Judenthum ſo zu ſagen, ganz abgeſchafft und völlig umgeworfen. Nur das äußere Gerüſt fiel jetzt weg, weil es nicht mehr nöthig war; ſo wie alles das, auch in den Geſetzen, was bloß auf die früherhin nothwendig geweſene ſtrenge Abſonderung der Juden, von den andern heidniſchen Völkern ſich bezog. Sehr vieles blieb, nur erhielt alles jetzt in der Erfüllung eine höhere geiſtige Bedeutung; wie natürlich, da ja auch in dem Judenthume ſelbſt, alles was nicht auf das locale Zeitbedürfniß, und bloß für die Dauer deſſelben berechnet war, ſchon früherhin und von Anfang an vorbildlich chriſtlich war. Die zwölf Apoſtel ſowohl, als die erſten zwei und ſiebzig Jünger ſind alle aus dem auserwählten Volke allein genommen worden, und es ſind an demſelben alſo auch von dieſer Seite die göttlichen Verheißungen vollkommen erfüllt, und ihnen buchſtäblich gehalten worden. Die alte hierarchiſche Ordnung iſt ganz ſichtbar auch die Grundlage der neuen chriſtlichen geblieben, in dieſem nun erweiterten Umfange eines höhern göttlichen Lebens. Mit dem Ausſpruche: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt" iſt nicht geſagt, daß es nicht in der Welt ſein ſoll, als eine reelle Kraft und Macht, in poſitiv beſtimmter Ordnung und Einrichtung. Manche haben in dieſen Ausſpruch ſo viel hineingelegt, oder ſo viel daraus gefolgert, daß dieſes dann die leichteſte und bequemſte Manier wäre, um dieſes Gottes-Reich der Wahrheit, und ſeine Realität, ganz aus der Welt heraus zu complimentiren. In den Stunden der höchſten Weihe eröffnete der Meiſter ſeinen Jüngern den verborgnen Sinn der alten Offenbarung, nach der ganzen Fülle der darin liegenden Geheimniſſe. Und ſo wie Er geſagt hat, daß jedes Wort, und jede Sylbe der alten Offenbarung buchſtäblich muß erfüllt werden; wie überhaupt die geheime geiſtige Bedeutung in den göttlichen Ausſprüchen, die buchſtäbliche Wahrheit derſelben, und ihre unverbrüchliche Heiligkeit nicht ausſchließt; ſo kann eben dieſes auch auf die neue Offenbarung angewendet werden, und wird auch in dieſer, jedes Wort und jede Sylbe, nach der prophetiſchen Bedeutung derſelben, vollkommen und ganz hiſtoriſch in Erfüllung gehen, ehe zur vorbeſtimmten Zeit die Epoche der Vollendung eintritt. Auch noch in einer andern, beſonders für den hiſtoriſchen Standpunct wichtigen Beziehung, iſt das Chriſtenthum nur als eine göttliche Fortſetzung, höhere Stufe des erweiterten Lebens, oder geiſtige Umwandlung des Judenthums zu betrachten, und nach der Abſicht des Stifters alſo gemeint geweſen: nähmlich in der ausſchließenden, und das ganze Leben, und die Anſicht desſelben beſtimmenden Richtung auf die Zukunft. Jenes Geſetz der göttlichen Weisheit, nach welchem das irdiſche Daſein durchaus nur ein Zuſtand der Erwartung, der Vorbereitung, des Kampfes ſein ſoll, und dieſe Anſicht des Lebens, die allein für den Menſchen und ſeine ganze Beſchaffenheit die angemeſſene bleibt, iſt auch hier in dem neuen Bunde in ſeiner vollen Gültigkeit geblieben. Der Tod war für den Chriſten jener erſten Zeit, wie der Heiland auch von ſich ſelber alſo ſprach, nur ein Hinübergehen, ein Zurückkehren zum Vater; das ganze irdiſche Leben aber ein immerwährender Kampf. Wer ihn treu bis an's Ende durchgefochten hatte, dem erſchien in dieſem nun nicht mehr der ſonſt gefürchtete Todes-Engel; ſondern es war ein friedlicher Himmelsbote, der ihm den leuchtenden Siegerkranz, und die Krone des ewigen Lebens brachte; in dieſem Glauben, und in dieſer Geſinnung lebten die Frommen, und ſtarben die Märtyrer. Und ſo wie der göttliche Führer und Freund jeder einzelnen Menſchenſeele, dieſe ſelbſt mit ſchonender Hand hinüberführt; ſo hat Er es auch für das ganze Menſchengeſchlecht in vielen verheißenden Worten verkündigt, daß Er, wenn die Zeit der Vollendung für dasſelbe herannahen würde, dann auch zur Erde wiederkehren, noch einmahl alles neu machen, und zum vollen Schluß durchführen würde. So gewiß war für die erſten Chriſten das Gefühl von der unmittelbaren Gegenwart ihres unſichtbaren Herrn und Führers, ſo lebendig die Hoffnung ſeiner baldigen Wiederkunft: daß eben darum, und damit eine ungeduldige Sehnſucht nicht allzu ſchnell zum Ziele eilend, das ſo ſehnlich erwartete Ende allzu nahe heranrücken möchte, es für nöthig erachtet wurde, daß der Prophet des neuen Bundes, zum Schluß der ewigen Offenbarung, nach dem Lichte ſeines Geiſtes, noch jene lange Reihenfolge von großen Zeit-Perioden des immer weiter im Menſchengeſchlecht ſich fort entwickelnden Kampfs hinzufügen mußte, welche durch alle chriſtlichen Jahrhunderte hindurch erſt noch vorangehen müſſen, ehe jene Verheißung in Erfüllung gehen, und mit der letzten Zeit der Vollendung dann jene Epoche des auf der ganzen Erde triumphirenden Chriſtenthums endlich eintreten kann, da Ein Hirt und Eine Heerde in der ganzen Menſchheit ſein ſoll. — Nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, und den ihm eigenthümlichen und vorgeſchriebenen Geſinnungen ſoll der Menſch immer, und jeden Augenblick bereit ſein, niemahls aber das von Gott geſetzte Ziel willkührlich übereilend an ſich reißen wollen. So wurden auch diejenigen, welche in der Zeit der heftigſten Chriſtenverfolgung unter den Römern, ſelbſt die Gefahr des Kampfs aufſuchten, und die Ehre des Märterthums nicht erwarten konnten, gewarnt, daß dieſes nicht dem göttlichen Willen gemäß ſei; wie dann oft diejenigen, welche ſich auf ſolche Weiſe, im zu großen Vertrauen auf ihre Kräfte, muthwillig ſelbſt auf den Kampfplatz gedrängt hatten, dem Schmerz unterlagen und abtrünnig wurden.

Wenn die jüdiſche Nation noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet, und dieſe ihnen alſo von Gott gegebene Erfüllung der alten Verheißung, die im Grunde weit höher und herrlicher war, als die welche ſie erwartet hatten, als die rechte anerkannt, und alle oder die Mehrzahl unter ihnen, das Chriſtenthum angenommen hätten; ſo würden ſie nun der erſte Grundſtamm und der welthiſtoriſche Anfangs- und Einheitspunct der ganzen neuen Zeit, und des neuen Lebens geworden ſein. Da ſie dieſer, durch die Natur der Sache, und ihre frühere Geſchichte, und alle ihnen vor andern Völkern ehedem verliehenen Vorzüge, an ſie geſtellten Forderung durchaus nicht entſprachen; ſo beſtand ihre nach der göttlichen Gerechtigkeit über ſie verhängte Strafe nun darin, daß ſie als Nation ganz aufgelöſt, unter alle Völker der Erde zerſtreut wurden, und in dieſem Zuſtande der Auflöſung und Zerſtreuung, jenen zum Beiſpiel dienen ſollten; was ihnen wohl, nach dem bloß äußerlichen Standpuncte der heidniſchen Völker, eine Geringachtung bei denſelben zuziehen könnte; unter chriſtlichen Völkern aber niemahls eine Veranlaſſung zur Unterdrückung oder Mißhandlung hätte werden ſollen; um ſo mehr, da es wohl noch ſehr die Frage iſt, ob irgend ein anderes Volk, ganz in derſelben Lage, und ſo im alten Irrthum und egoiſtiſchem Vorurtheil befangen, es viel beſſer würde gemacht haben; oder ob die Menſchheit überhaupt, wenn ſie noch einmahl in ſolcher Weiſe auf die Probe geſtellt werden ſollte, dieſelbe glücklicher beſtehen würde. Der alte Tempel in der heiligen Stadt, war nicht wie andre heidniſche Göttergebäude, ein bloßes mit aller Kunſt geſchmücktes und verherrlichtes Prachtdenkmahl des Nationalruhms; ſondern die ganze Idee und Anordnung desſelben, alles Einzelne bis auf die geringſte Kleinigkeit, jeder Stein und jede Zahl, war tief bedeutend und ſinnbildlich ſich beziehend auf jenen unſichtbaren Tempel, jene große Stadt, jenes göttliche Reich des Friedens, welches Chriſtus auf Erden zu gründen kommen ſollte, und nun wirklich gekommen war. Auch der Nahme der Stadt Jeruſalem, bedeutet nach dem hebräiſchen Wortſinn in der gleichen ſinnbildlichen Weiſe und Beziehung ſo viel als die Offenbarung und Begründung, oder die Stadt des Friedens, womit nicht bloß ein irdiſch vorübergehender, ſondern jener höhere Gottes-Frieden gemeint war, welcher den Inhalt aller Verheißungen für das auserwählte Volk bildet. Dieſer prophetiſche Sinn und ſymboliſch-Zweck der heiligen Stadt, iſt ſo innig mit dem erſten Urſprunge, und mit der ganzen Idee derſelben verwebt, daß Stellen genug in den Schriften der alten Offenbarung vorkommen, wo in der bildlichen Sprache die Ausdrücke ſo lauten, als ob das Thun und Laſſen der Menſchen, überhaupt das ganze Leben kein anderes letztes Ziel habe, als „daß die Mauern von Jeruſalem erbaut werden;“ in demſelben Sinne, wie etwa ein philoſophiſch-chriſtlicher Schriftſteller ſagen würde: der eigentliche Zweck und das letzte Ziel der ganzen Menſchheit und der geſammten Geſchichte aller Völker und Zeiten iſt das Reich Gottes, nähmlich daß die chriſtliche Wahrheit und Vollkommenheit immer weiter und dauernder auf Erden verbreitet, und immer feſter in dem menſchlichen Geſchlecht begründet werden. Nachdem nun aber der innere und geiſtige Sinn dieſer großen, hiſtoriſch daſtehenden, jüdiſchen Volks-Hieroglyphe ſo gar nicht verſtanden, nachdem die ihr zum Grunde liegende Wahrheit, gerade im Anfang ihrer vollen Entwicklung und Erfüllung ſo ganz verkanntund zurück geſtoßen worden war; was war natürlicher, als daß nun das Bild, welches ſeines Zweckes verfehlt hatte, zerbrochen, der Tempel zerſtört, die Stadt ſelbſt durch den Arm der göttlichen Gerechtigkeit zermalmt und zerſchmettert ward! Dieſes iſt die chriſtliche Anſicht der damahligen Zeit, von dieſer großen Zerſtörungs-Kataſtrophe von Jeruſalem und für die ganze jüdiſche Nation, unter Veſpaſian, mit welcher auch der hebräiſche Eindruck dieſer Begebenheit in etwas andrer Stellung und Farbe im Weſentlichen ganz übereinſtimmt. Daß bei jedem ſolchen allgemein verheerenden Unglück, welches über einen Theil des Menſchengeſchlechts mit einem Mahle durch göttliche Zulaſſung verhängt wird, die liebevolle Allwiſſenheit dennoch auch jede einzelne Menſchenſeele auf eigenthümliche Weiſe in vorſorgende Obhut zu nehmen, und wenigſtens in ihrem unſterblichen Theile zu ſchirmen und zu ſchonen wiſſen wird; das iſt wohl für jedes religiöſe Gemüth und Gefühl ohnehin einleuchtend, ohne daß es dazu einer beſondern Erinnerung bedarf. Wenn die Haare auf dem Haupte des Menſchen wie die Schrift ſagt, gezählt ſind, ſo wird daſſelbe ſich auf die Tage, ja die Stunden und Pulsſchläge jedes einzelnen Menſchenlebens anwenden laſſen; ja auch alle wirklichen Thränen, im wahren Seelenſchmerz vom menſchlichen Auge vergoſſen, werden im vorſorgenden Geiſte der ewigen Liebe gezählt ſein. Für den hiſtoriſchen Standpunct aber, muß jene religiöſe Betrachtung über das Schickſal der Einzelnen, und das menſchliche Mitgefühl mit demſelben, bloß vorausgeſetzt werden, die in ihrer Sphäre auch unberührt bleibt, von dem was hier das Hauptaugenmerk iſt: nähmlich die göttliche Gerechtigkeit in ihrem großen, durch alle Zeitalter und Jahrhunderte der Menſchheit hindurchſchreitenden Gange ſo weit es das menſchliche Auge vermag, aufmerkſam zu verfolgen und hiſtoriſch zu beherzigen.

Nachdem nun die Hoffnung der Juden auf einen von Gott geſendeten, und mit göttlicher Kraft ausgerüſteten Befreier aus dem harten Römerjoch nicht erfüllt worden, gerieth bei der immer höher ſteigenden Bedrückung, nach mehreren ſchon früher geſchehenen Empörungen, etwa drei und dreißig Jahre nach dem Anfange des Chriſtenthums, das ganze Land in Aufruhr von wüthenden Partheien zerriſſen, unter allen Gräuelſcenen des wildeſten Revolutionszuſtandes, war von fanatiſchem Haſſe zum Muthe der Verzweiflung beſeelt. Die grauſame Kriegs-Methode der Römer in einem ſolchen Vernichtungskampfe haben wir ſchon an Karthago kennen lernen; der in ſeinem perſönlichen Charakter gütig und milde geſinnte Titus konnte daran nichts ändern, und wird die Zahl der in der Belagerung und Zerſtörung der heiligen Stadt umgekommenen Menſchen auf 1,300,000 gerechnet, mit der kleinen Zahl, welche gefangen weggeführt, oder zum Triumphe bewahrt ward. — Kaiſer Hadrian ließ die ganz zerſtörte Stadt wieder erbauen, unter dem neuen heidniſchen Nahmen Aelia Capitolina, und auch dem Jupiter daſelbſt einen Tempel errichten; kein Jude aber durfte die Stadt betreten. Späterhin hat Kaiſer Julian im Sinne gehabt, Jeruſalem, und zwar für die Juden wieder herzuſtellen, auf welchen Gedanken ihn wahrſcheinlich bloß ſeine Feindſchaft gegen das Chriſtenthum geführt hatte; aber unerwartete Hinderniſſe und Naturereigniſſe ſetzten ſich der Ausführung entgegen.

Die jüdiſche Verheißung und alte Offenbarung der Hebräer war der Eine Grundſtein, auf welchem das Chriſtenthum beruhte; und die erſten Verkündiger desſelben waren die aus dieſem Volke erwählten Werkzeuge. In der griechiſchen Sprache wurden die Schriften des neuen Bundes abgefaßt, und mehrentheils auch die erſten Rechtfertigungsverſuche und andere Glaubens-Entwürfe oder Unterrichtsbücher der älteſten Kirchenväter waren darin abgefaßt; und dieß kann man als den zweiten Grundſtein in der hiſtoriſchen Entwicklung des Chriſtenthums betrachten. So wenig auch die politiſchen Folgen der macedoniſchen Eroberung in Aſien von Dauer geweſen waren, ſo war doch die hiſtoriſche Wirkung in dem intellectuellen Gebiethe und Zuſtande der Völker der damahligen civiliſirten Welt, und dieſer griechiſche Einfluß darauf, nicht unwichtig; vermittelſt deſſen jetzt griechiſche Wiſſenſchaft und Geiſtes-Cultur in dieſen vorder-aſiatiſchen Ländern und in Aegypten, zugleich mit der Sprache ſelbſt herrſchend geworden war, die jetzt alſo auch zur erſten Hauptſprache des Chriſtenthums gewählt ward, wie denn auch keine andre wohl damahls, weder ſo geiſtig gebildet, noch ſo allgemein verbreitet war. Wie in der menſchlichen Geſellſchaft jeder Stand und jede Claſſe, ja jedes Individuum bei den eigenthümlichen Rechten und Vorzügen, die jeder Einzelne für ſich genießt, doch auch wieder dem Ganzen dient, und für die andern wirkt oder mitwirkt, auch unbewußt, und ohne es eigentlich zu wollen; ſo ſteht auch in der Weltentwicklung und Völkergeſchichte alles im Zuſammenhange und wird Eines immer Hülfsmittel und Werkzeug oder Verbindungsglied des andern; und iſt es nicht als eines der unwichtigſten Reſultate der griechiſchen Wiſſenſchaft und Sprache anzuſehen, als worin der eigenthümliche Vorzug dieſer Nation, und die ihr beſonders verliehene Kraft am meiſten beſtand, daß beide gleich vom Anfange mit dem Chriſtenthume in ſo genaue und innige Berührung geſetzt wurden. Den dritten Grundſtein für die hiſtoriſche Geſtaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums bildete die römiſche Weltherrſchaft; denn der weite Umfang derſelben erleichterte ungemein die gleich von Anfang ſo unglaublich ſchnelle Verbreitung deſſelben, und gab den eigentlichen Grund und Boden her, auf welchem der Anbau der neuen Kirche zuerſt erwachſen iſt.

Man pflegt für die älteſte Kirchengeſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, wohl die einzelnen Zweige des Ganzen, welche für uns eben ſo viele verſchiedne Seiten deſſelben bilden, auch in der hiſtoriſchen Darſtellung zu ſondern, und ſo die Dogmen und Lehren in ihrer Entwicklung, die heiligen Gebräuche und Sacramente, die Liturgien und die Feſte, dann den ſittlichen Zuſtand und das äußere Verhältniß, jedes für ſich zu ſchildern; welches auch für die ſpeciellen Zwecke in einer ſolchen kirchenhiſtoriſchen Behandlung ſehr nützlich ſein kann. Für den allgemeinen Standpunct aber, und um den Geiſt des Ganzen anſchaulich zu faſſen, und ſich ein richtiges Bild nach der lebendigen Wahrheit von dem älteſten Chriſtenthum zu entwerfen, darf man vor allen Dingen über jene ſpäteren Rubriken nicht vergeſſen, wie alles bei den erſten Chriſten noch mehr ungetheilt und innerlich Eins war, in dieſer überſtrömenden Fülle des neuen Lebens, von welcher man ſich kaum noch einen vollſtändig anſchaulichen Begriff zu machen im Stande iſt; ſo wie von der wunderbaren Kraft der Liebe und des Glaubens, welche die nie verſiegende Quelle deſſelben war.

Es war überhaupt der erſte Anfang des Chriſtenthums in ſeiner Wirkung wie ein elektriſcher Schlag, der durch die ganze Menſchheit mit Blitzesſchnelle dahin fuhr; wie ein magnetiſcher Lebensſtrom, der alle, auch die entfernteſten Glieder derſelben im beſeelenden Pulsſchlag vereinigte. Das gemeinſame Gebeth und heilige Geheimniß war eine feſtere Geiſterkette der innigſten Liebe unter ihnen als ſonſt alle noch ſo heiligen Bande des Bluts und der irdiſchen Neigung. Man hat dieſe geheimen Zuſammenkünfte der erſten Chriſten, mit den heidniſchen Myſterien vergleichen wollen, und freilich durften ſie nur ganz in der Stille an wenig bemerkten Orten und verborgnen geweihten Andachtsſtätten ſich vereinigen, bei der furchtbaren allgemeinen Verfolgung. Aber nach dem uns hinreichend bekannten Sinne jener alten Myſterien, hatten ſie ungefähr mit jenen chriſtlichen Zuſammenkünften und Verbindungen, ſo viel Aehnlichkeit, als das göttliche Dankopfer der heiligen Erinnerung und der geweihte Kelch mit dem Blute des ewigen Bundes, etwa mit den Menſchenopfern der Kainiten. Sie fühlten und ſahen ihren unſichtbaren König und ewigen Meiſter mitten unter ſich; und wo die Seele überſtrömt von der Fülle des himmliſchen Geiſterlebens, wie hätten ſie das irdiſche Daſein ſo hoch achten können, oder es nicht willig aufopfern ſollen, in dem Kampfe gegen die Herrſchaft der Finſterniß, da dieſer Kampf ja eben ihr ganzer Beruf und der eigentliche Inhalt ihres Lebens war! — Daher begreift und erklärt ſich dann auch jene ſonſt ſo unglaublich ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums durch alle Provinzen des weiten römiſchen Reichs, und hier und da noch über dieſelben hinaus; wie eine himmliſche Lebensflamme, die ſich durch alle Adern des irdiſchen Daſeins ergießend, alles was ſie nur irgend im verwandten Anklange der Gefühle berührte, auch eben ſo ſchnell mit der gleichen Begeiſterung entzündete. Eben daher entſprang neben dieſer Liebeskraft des innigſten feſten Zuſammenhanges der erſten Gemeinden unter ſich, und der ſchnellen Verbreitung, dieſe erſte Glaubenskraft eines heldenmüthigen Widerſtandes, gegen die furchtbare, immer wieder erneuerte Chriſtenverfolgung der Römer. Die erſte unter Nero war nur die blutdürſtige Tyrannen-Laune des Augenblicks, und die vorübergehende Willkühr der perſönlichen Grauſamkeit dieſes Wüthenden. Das erſte eigentliche Staatsgeſetz gegen die Chriſten in dem römiſchen Reiche vom Jahre ſieben und achtzig, wegen der mit zum Majeſtätsverbrechen gerechneten Nichtanerkennung der vaterländiſchen Götter, nach der aus Judäa ſtammenden Sitte, rührt vom Kaiſer Domitian her. Der beſſere Nerva milderte jedoch das Geſetz dahin, daß Anklagen der Sklaven gegen ihre Herren nicht angenommen, ſondern vielmehr jene in ſolchem Falle deßhalb ſtreng beſtraft werden ſollten. Auch Trajan entſchied auf den ſchon erwähnten Bericht des jüngern Plinius vom Jahre einhundert und zwanzig unſerer Zeitrechnung, daß man die Chriſten, die damahls ſchon ungemein zahlreich waren, nicht abſichtlich aufſuchen, ſondern nur dann, wenn ſie angeklagt würden, nach den gegen ſolche Verbrüderungen und Religions-Geſellſchaften beſtehenden Geſetzen beſtrafen ſollte.

Ungeachtet aller jener ſcheinbaren Milderungen der beſſern Imperatoren aber, war das Criminal-Recht der Römer, gleich ihrer Kriegs-Methode, von Haus aus ſo grauſam, daß ſich jene in den alten Geſchichtſchreibern findenden hiſtoriſchen Züge und Andeutungen recht wohl und leicht, mit den Berichten der chriſtlichen Ueberlieferung, von den unerhörten Martern, die über die Chriſten in jenen Verfolgungen verhängt wurden, vereinigen laſſen. Im Ganzen folgte auch Hadrian dieſem mittleren und mildern Wege, den früher Trajan eingeſchlagen hatte; die geſetzlichen und gerichtlichen Verfolgungen der Chriſten billigte er, aber tumultuariſche Angriffe, aus bloßem Volkshaſſe entſtanden, ſolle man nicht geſtatten. So blieb es unter manchen Abwechslungen, bis endlich Diocletian das Chriſtenthum doch noch, und zwar ungleich planmäßiger, als die meiſten ſeiner Vorgänger, auszurotten ſuchte; worauf aber, da dieß nicht mehr möglich war, der erſte förmliche Staatsfrieden für die anwachſende Kirche unter Conſtantin erfolgte; wo es dann ſchon viel zu ſpät war, als der heidniſch begeiſterte Julian ſie noch wieder umſtoßen wollte. In dem Kampfe gegen die heidniſche Grauſamkeit und römiſche Verfolgung, in Feſſeln und unter Martern aller Art, hat ſich das Chriſtenthum, als eine unüberwindliche Kraft des göttlichen Widerſtandes ſiegreich bewährt, und es ſtehen nächſt den Apoſteln, dieſe in dem chriſtlichen Andenken ſo hoch verehrten Märtyrer in der zweiten Reihe unter denen, welche die neue Weltordnung begründet, und mit ihrem Blute beſiegelt haben. Damit aber niemand glauben ſoll, daß ſie als Menſchen durch ihre eigne Kraft ſo Unglaubliches in feſter Beharrlichkeit haben erdulden können; noch auch, daß es wie ein göttliches Fatum, ohne alle Mitwirkung des freien, reinen, feſten Willens, ihnen alſo gleichſam unbewußt, und ganz unwillkührlich gegeben worden ſei, fanden ſich neben den Standhaften, auch viele die es nicht waren, welche unter den Martern die heiligen Schriften auslieferten, oder auch gänzlich vom Glauben abfielen und den Göttern opferten; ſo daß es nachher ein Gegenſtand des Zwieſpalts in der verſchiedenen Meinung ward, in wiefern man dieſen Gefallnen verzeihen, und ſie wieder in die Gemeinſchaft aufnehmen könne oder nicht. —

Zu derſelben Zeit, nachdem die erſte Epoche der gleich nach Auguſtus folgenden, unmenſchlichen Tyrannen vorüber war, hatten mehrere der beſſern Imperatoren eine ſittliche Wiederherſtellung des römiſchen Staats und Volkes auf verſchiedenen Wegen verſucht. Trajanus, indem er altkriegeriſche Tugend und Gerechtigkeit ſelbſt übte, und wie ſie in der beſſern vorigen Römer-Zeit geweſen war, wieder einzuführen ſuchte, was wenn auch nur vorübergehend, doch ſehr wohlthätig wirkte. Hadrian ſuchte die heidniſche Religion, als das Fundament des Staats und des öffentlichen Lebens, neu zu beleben; beſonders das tiefere ägyptiſche, religiöſe Heidenthum, mit welcher Vorliebe denn auch der neu ägyptiſche Styl in dieſer ſpätern Kunſt-Epoche zuſammenhing. Aber nicht in der Aufrechterhaltung, oder tiefern Begründung des religiöſen Heidenthums konnte die feſtere Kraft und die Wiederherſtellung des öffentlichen Lebens und des Staates ſelbſt damahls geſucht, oder auf dieſem Wege gefunden werden; vielmehr lag eben in der irrigen Beſchaffenheit der erſten heidniſchen Grundbegriffe der Römer, die Haupturſache, warum ſelbſt in der jetzt ſo hoch geprieſenen alten, oder wenigſtens beſſern Zeit, niemahls eine wahrhaft gerechte und ſittlich feſte, moraliſch ausdauernde Staats- und Lebensordnung und Einrichtung hatte Wurzel faſſen, und gegründet werden können. Unter den beiden Antoninen wurde die ſtoiſche Philoſophie und ſtrenge Sittenlehre, als das belebende Princip der allgemeinen Wiederherſtellung, und als die höhere Grundlage einer neuen ſittlichen Ordnung der Dinge und des Staats betrachtet, und in Anwendung zu bringen verſucht. Und wenn der bloße Stoicismus und der todte Buchſtabe des ſtarren Rechts und der legitimen Grundſätze allein, ohne einen göttlich begründeten Glauben, und eine daraus hervorgehende höhere Liebe, dieſes vermöchte, und eine ſolche Kraft und innere Quelle des Lebens in ſich enthielte; ſo fehlte es wenigſtens nicht an dem ernſten Willen, und der Vortrefflichkeit des perſönlichen Charakters dieſer ſtoiſchen Weltbeherrſcher, um der alternden Zeit ein glückliches Gelingen dieſer letzten heidniſchen Hoffnung zu verſprechen. Aber was in ſich nicht auf dem Grunde der Wahrheit ruht, dem läßt ſich von Außen kein Leben anbilden; von Innen heraus läßt daſſelbe ſich nicht erneuern, wo es eben im Innern ſelbſt fehlt; und wenn der täuſchende Blüthenglanz der erſten Jugendkraft vorüber iſt, ſinkt es dann unaufhaltſam in ſeiner eignen innern Verdorbenheit zuſammen. „Wo nicht der Herr das Haus bauet," wie der prophetiſche Sänger ſagt, „da arbeiten umſonſt, die daran bauen wollen." — Gleich auf dieſe gute Zeit, unter den genannten drei oder vier großen Regenten, folgte ein Commodus; und ſo ging es unter einem ſteten Wechſel von guten, oder wenigſtens beſſern Regierungen, die aber oft nur von kurzer Dauer waren, dann von mittelmäßigen und charakterloſen, oder auch wieder ganz ſchlechten und wildtyranniſchen, bis zum Diocletian fort; nur daß es unter dieſen letztern, die an Grauſamkeit und deſpotiſcher Willkühr den erſten Nachfolgern des Auguſtus ähnlich waren, dabei ganz an Charakteren fehlte von ſo großem römiſchen Verſtande, wie Tiberius hatte; und alles ſchon immer mehr einen durchaus weichlichen und orientaliſchen Anſtrich nahm. Es war überhaupt nichts mehr dem Zufalle unterworfen, als die Regentenfolge in der römiſchen Weltherrſchaft, wo ſchon die Willkühr der römiſchen Adoption in dieſer Anwendung, dem Partheien-Kampfe ein weites Feld öffnete, ohne noch der häufig wiederkehrenden Verſchwörungen in ſolcher Militär-Herrſchaft zu gedenken, welche dieſen ihren Charakter und den Urſprung, welchen ſie von da aus genommen hatte, nie verläugnete. Auguſtus hatte ſein langes Leben, nicht ohne ſcheinbaren Erfolg, wenigſtens für eine Zeit lang, darauf verwendet, dieſer mit den Waffen errungenen Gewalt einen künſtlichen Anſtrich, und alle Formen einer legitimen Macht zu geben. Aber wie konnte es je vergeſſen werden, daß er ſelbſt ſo gut wie Caeſar, durch das Kriegsheer und mitten unter Partheiungen, Verſchwörungen und Bürgerkriegen Imperator geworden war? Die Soldaten wußten es immer nur allzu gut, und blieben deſſen wohl eingedenk, von wem eigentlich die oberſte Staatsgewalt ausgegangen war. Beſonders groß war anfangs der Einfluß der Prätorianer, welche die nächſte Stelle um den Imperator einnahmen und ihre bewaffnete Umgebung bildeten. Ihr Anführer hatte vermöge dieſer ſeiner Würde, eine Art von negativ beſchränkender Gewalt, wie die des Cenſor, oder des Volkstribun in der alten Republik geweſen iſt, nur daß dieſe jetzt eine gleich mit dem Schwerte eingreifende war, die aber von dem Imperator ſelbſt gewiſſermaßen anerkannt wurde, wie man es dem Trajanus zum hohen Verdienſte anrechnete, daß er dem Oberſten jener, den Herrſcher ſchirmenden, oft aber auch ſelbſt herrſchend entſcheidenden Soldatenſchar, das Schwert mit den Worten überreichte: „Für mich, wenn ich gut regiere; wider mich, wenn ich Tyrann werden ſollte.“ — Alles war auf dieſe Weiſe dem Zufalle und der Willkuhr überlaſſen, und es blieb, wie es ſeinen Anfang daraus genommen hatte, bis an's Ende im Weſentlichen nichts als eine Militär-Herrſchaft. Bald fingen aber die ſtärkſten Legionen, die in den wichtigſten Provinzen, beſonders in den Gränzländern ihr Standlager hatten, an zu fühlen, daß ſie der Zahl, und auch der innern Kraft nach, den Prätorianern der weichlichen Hauptſtadt wohl überlegen ſeien. Mehrere Imperatoren wurden von ihnen ausgerufen und erwählt, unter dieſen auch ſolche, die nicht Römer, und von barbariſcher Abkunft waren, wie denn auch unter den Legionen in den Provinzen ſelbſt viele Ausländer, in den abendländiſchen an der Nordgränze, beſonders auch viele Deutſche dienten. Mehrere dieſer von den Legionen gewählten Herrſchern, blieben und reſidirten da, wo der Mittelpunct ihrer Macht war; in dem Standlager, oder ſonſt in einer günſtig gelegenen Hauptſtadt der Provinz. Der Senat war ſchon ſeit lange nur noch ein leerer Schatten ehemahliger Größe; es fing auch die Hauptſtadt an, ſehr von ihrer Wichtigkeit zu verlieren. Zu gleicher Zeit begann der Einbruch der nordiſchen Völker in wiederhohlten Einfällen immer drohender zu werden; und das Unglück, welches man lange aus der Ferne befürchtet hatte, rückte in der Wirklichkeit nun immer näher heran. Schon der erſte Einbruch der Cimbern und Teutonen, wo auch nicht bloß ein Heer zum Raubkriege, oder um eine einzelne bewaffnete Kolonie zu gründen, ſondern ein ganzer Volksſtamm mit Weib und Kind herangewandert kam, hatte Rom auf dem Gipfel ſeiner kriegeriſchen Stärke zur Zeit der innern Bürgerkriege in den größten Schrecken verſetzt. Caeſar hatte keine Anſtrengung geſpart, um Gallien vollkommen zu erobern, was ſeitdem mehr und mehr in Sitte und Sprache ganz lateiniſch geworden war. Nirgends fand er ſo vielen Widerſtand als bei den germaniſchen Völkern; ſich gegen dieſe durch die ſtark befeſtigte, und mit den Waffen bewachte Rhein- und Donaugränze zu ſichern, blieb ſeitdem die erſte Sorge der römiſchen Weltherrſcher. Wie ſehr erſchütterte den Auguſtus die Niederlage des Varus, in dem Waldgebiethe des deutſchen Arminius! Schon unter Trajanus, obgleich dieſer ſo kriegeriſch groß, und faſt der letzte Eroberer unter den römiſchen Herrſchern war, fing man an, vor dem Einbruche der germaniſchen Völker ernſte Beſorgniſſe zu hegen. Der erſte größere in dieſer Art war der des allemanniſchen Volks, welches unter Marc Aurel in die rhätiſchen Provinzen einfiel, während ähnliche Bewegungen in Noricum und oſtwärts gegen Pannonien Statt fanden. Doch gelang es dem Marc Aurel, durch kräftigen und ſiegreichen Widerſtand dieſen erſten Verſuch zurück zu drängen und auf längere Zeit von ähnlichen Unternehmungen abzuſchrecken, und erſt hundert Jahre ſpäter wurden die Allemannen abermahls vom Aurelianus wieder aus Italien, über die Alpen zurück, bis an den Lech getrieben. Vorzüglich mächtig unter den deutſchen Völkern waren die Gothen, die von den ſkandinaviſchen Inſeln, weit im innern germaniſchen Lande, beſonders auch gegen Oſten, wie ſpäterhin gegen Weſten, ſich ausbreiteten. Man konnte ſie nicht hindern, in den nord-öſtlichen Provinzen, am ſchwarzen Meere, feſten Fuß zu faſſen. Der Imperator Decius blieb in dem Kriege gegen ſie; man mußte ihnen das jenſeitige Dacien durch einen feſten Vertrag abtreten. Conſtantin war wohl ſiegreich gegen ſie; aber auch er zog es vor, einen vortheilhaften Frieden mit ihnen zu ſchließen, ihre Freundſchaft für ſich, und ihre jugendliche Mannſchaft für das römiſche Heer zu gewinnen. Unter den ſpätern Regierungen war die des Diocletian eine der kräftigſten, nur daß ſeine grauſame Chriſtenverfolgung, an ſich tadelnswerth und auch bloß nach dem äußerlichen Zuſtande zu urtheilen, jetzt ſchon gar nicht mehr zeitgemäß war; daher auch ſein Zweck unerreicht blieb. Obwohl im Privatleben, nach der Abdankung noch ganz ein Römer, hatte er während der Herrſchaft ſich mit dem Glanze des Diadems, und den Formen der aſiatiſchen Anbethung zu umgeben für nöthig erachtet. Die Theilung des Reichs unter mehreren gemeinſam herrſchenden Mitregenten ſchien damahls ſchon, ſo wie auch unter Conſtantin und deſſen Nachfolgern, ein unvermeidliches, und jetzt nothwendig gewordenes Uebel; das heißt mit andern Worten, die einzelnen Theile, Glieder und Provinzen des großen römiſchen Reichs-Körpers, der ſich mehr und mehr ſeiner Auflöſung näherte, fingen an auseinander zu fallen; und die Theilung ſelbſt vermehrte auch wieder die Auflöſung, indem ſie oft ein Anlaß mehr ward für den innern Zwieſpalt und eine allgemeine Erſchütterung in der römiſchen Welt. Die durchgreifendſte von allen, und eine wahrhaft ſo zu nennende Wiederherſtellung hätte wohl die des Conſtantin ſein können, inſofern ſie grade die erſte fehlerhafte, und nun ganz morſch gewordne heidniſche Grundlage des römiſchen Staats und Weltreichs betraf, und nun ein neues

Lebens-Princip, eine höhere und ſtarke Kraft der göttlichen Wahrheit und ewigen Gerechtigkeit an deſſen Stelle eintreten konnte und ſollte. Allein noch war bei weitem das Chriſtenthum nicht die allgemeine Religion aller Römer, und des ganzen Reichs geworden; ſonſt wäre die große Reaction unter Julian gar nicht möglich geweſen; beſonders blieb das Landvolk noch längere Zeit dem alten Götterdienſte ergeben; daher der Nahme **pagani**. Selbſt Conſtantin, obwohl er ſich öffentlich für das Chriſtenthum erklärte, getraute ſich noch nicht gleich die Taufe zu empfangen, und dadurch in die volle Gemeinſchaft der Chriſtenheit und der Kirche wirklich einzutreten. Die römiſche Staatseinrichtung war ſo ganz mit heidniſchen Gebräuchen und Begriffen verwebt, daß dabei leicht anfangs bedenkliche Colliſionen eintreten konnten. Ueberhaupt aber blieben die herrſchenden Staatsgrundſätze und Staatsbegriffe noch lange Zeit hindurch auch nach Conſtantin die alt-römiſchen; und es war die Zeit noch nicht gekommen, wo auch der ganze politiſche Zuſtand der damahligen Welt von Grund aus hätte chriſtlich reformirt werden, und ein wahrhaft ſo zu nennender chriſtlicher Staat ſich aus dieſem ewigen Grunde hätte organiſch geſtalten, und im Glauben und Leben des Volks, ſo wie im chriſtlichen Volke ſelbſt hätte feſt wurzeln und fortwachſen können; was erſt der nachfolgenden ſpätern Zeit-Periode aufbehalten blieb.

Eilfte Vorleſung.

Von den alten Deutſchen und von der Völkerwanderung. Von dem Naturgange in der geſchichtlichen Entwicklung. Weitere Ausbreitung und innere Befeſtigung des Chriſtenthums; großes Verderben der Welt, und Anfang des Mahomed.

Der Götterdienſt der alten Deutſchen beſtand, nach dem weniger dichteriſch und künſtleriſch entwickelten Heidenthum der erſten Urvölker, in einer einfachen Naturverehrung, etwa wie bei den älteſten Perſern, mit denen ſie auch in Sprache und Abſtammung vorzüglich viel Verwandtſchaft hatten. Die Gegenſtände derſelben waren alſo die Geſtirne nebſt Sonne und Mond, die Geiſter, andre Naturkräfte und Elemente, beſonders auch die Mutter Erde ſelbſt, unter dem Nahmen der Göttin Hertha. In den deutſchen und engliſchen Nahmen der Wochentage ſind noch die Nahmen der Götter Thyn, Wodan, Thor und Freya erhalten, welche auch in der germaniſchen Götterlehre ganz denſelben auf unſrer Erde vorzüglich hell ſichtbaren Planeten entſprechen, dem Mars, Merkur, Jupiter und der Venus, von welchen die Benennungen dieſer Tage in den romaniſchen Sprachen hergeleitet ſind. Ein ſo förmlich entwickeltes und mächtig herrſchendes Prieſter-Inſtitut, wie die Druiden in Gallien bildeten, ſcheint bei ihnen nicht in der gleichen Art Statt gefunden zu haben; wohl aber geheime Gebräuche und einfache alte Myſterien, wie z. B. an dem Hertha-See auf der

Inſel Rügen auch Menſchenopfer, ein Jüngling und eine Jungfrau, gebracht und in dem einſamen See verſenkt wurden. Im Dunkel der Wälder, unter der heiligen Eiche, oder neben dem nordiſchen Zauberbaume der Linde, und auf Bergeshöhen, hielten ſie ihre Gebräuche, Geſänge und Feſte, oder legten die Runenſtäbe um die Zukunft zu erforſchen; und wie das delphiſche Orakel bei den Griechen, oft auch über die größten und wichtigſten Angelegenheiten der Nation in allgemeiner Gefahr befragt wurde, und Rath ertheilte, ſo waren weiſſagende Frauen die nordiſchen Sibyllen, welche, wie die von den Römern wohl erwähnte Velleda, oft auch einen ſehr entſcheidenden Einfluß auf die öffentlichen Berathungen hatten. Eine alte hiſtoriſche Dichterſage von Göttern, Helden, Rieſen und Geiſtern, in Vielem der alten perſiſchen ähnlich, bildete den Mittelpunct der geheiligten Erinnerung und des nationalen Lebens für die germaniſchen Völker. Ihrer Abkunft aus Aſien waren ſie noch lebhaft eingedenk, und war die Erzählung davon mit in jenen dichteriſchen Sagenkreis verwebt; und wie die Arier in der perſiſchen Ueberlieferung das edelſte Heldenvolk der Urzeit bilden, ſo ſind es hier die Aſen, welche in der nordiſchen Göttersage dieſelbe Stelle einnehmen. In dem ſkandinaviſchen Norden, der noch viele Jahrhunderte hindurch heidniſch blieb, als Deutſchland ſelbſt ſchon lange chriſtlich geworden war, haben ſich viele Denkmahle und Lieder der Art und ſolchen Inhalts erhalten; und auch überall ſonſt finden ſich einzelne Spuren davon in Menge. Selbſt auf das Leben und die Unternehmungen und Heldenthaten der Gegenwart, konnte jene hiſtoriſche Dichter-Sage und angeſtammte Poeſie, oft noch einen mitwirkenden oder mitbeſtimmenden Einfluß haben; und wie in dem heroiſchen Zeitalter der Griechen nach den Homeriſchen Sitten, ſo war auch hier der Sänger und Verkünder der alten Göttergeſchichte und Heldenſage, neben dem Fürſten oder Heerführer, und in der Nähe und Begleitung deſſelben, keine ganz unwichtige Perſon. Ein Königthum von ſo allgemeinem Umfange, wie ſchon ſehr frühe bei den älteſten Perſern ein ſolches geweſen, fand hier jedoch nicht Statt; es war in der Verfaſſung, wenn man es in dieſer noch ganz freien Zeit ſchon ſo nennen kann, mehr wie der heroiſche Zuſtand der älteſten Griechen, ſo lange bei dieſen noch die edlen Stämme und Stammfürſten herrſchten, und das Ganze unter dieſe, und viele kleine Königreiche getheilt war, die nur ſelten zu einer gemeinſamen Unternehmung in eine größere Verbindung und Bundesmacht zuſammen traten. Es war dieſe älteſte germaniſche Verfaſſung eine höchſt einfache Natur-Ariſtokratie der Freiheit; der Stamm, der ein Ganzes oder ein Volk bildete, war ein Bund oder Verein der Freien und Edlen unter einem erblichen Stammfürſten oder gewählten Heerführer und Herzog, aus denen erſt ſpäter bei einigen germaniſchen Völkern ein eigentliches Königthum hervorging. Jeder freie, und der Waffen, nach ſeinem Rechte, fähige Mann oder Wehre war ein Glied der Hermannie, was man ſpäter den Heerbann nannte; und von dieſer alten Hermannie iſt ſelbſt der römiſche Nahmen des germaniſchen Volkes und Landes hergeleitet. Knechte und Leibeigne dienten zur Arbeit, gekaufte oder kriegsgefangene, die überwundenen ältern Bewohner des Landes, oder ſolche die zur Strafe der Freiheit und des Adels verluſtig erklärt waren. Als die Römer mit den germaniſchen Völkern mehr bekannt wurden, waren dieſelben ſchon zum Theile ackerbauend geworden, mit denſelben uralten Gewohnheiten der abwechſelnd brach liegenden Felder, die ſich im nördlichen Deutſchland in der ſogenannten Dreifelderwirthſchaft ſo lange erhalten haben. Auch war der Grund und Boden noch nicht ſo durchaus als Privat-Eigenthum ſtreng abgemarkt und eingezäunt, vieles war Gemeingut oder Allmende, und um ſo leichter mochten die Stämme, bei ſonſtigem Anlaſſe dazu, den Wohnort wechſeln, und ſich zur Auswanderung entſchließen. Auch war der beginnende Ackerbau der Viehzucht und der Jagd, als einem Haupt-Nahrungs-Zweige, noch mehr untergeordnet. Die einzelnen, jetzt noch in Deutſchland vorhandnen Wälder, ſind nur übrig gebliebene Bruchſtücke von dem Einen damahligen großen, durch das ganze innere und mittlere Germanien ſich hinſtreckenden und unermeßlichen hercyniſchen Walde. Es war, wo noch ſo wenig Wald ausgerodet war, auch der Boden ſumpfichter, die Luft ungleich kälter; der Auerochſe, und das Elendthier, die in der ſpätern Zeit, bis auf die unſrige, nur als immer ſeltener werdende Ausnahmen gefunden werden, waren damahls ganz einheimiſche Thiergattungen in Deutſchland. Daß bei einem ſolchen Boden, und in dieſer Lebensweiſe in der anwachſenden Bevölkerung allein ſchon ein hinreichender Grund liegen konnte, für einen einzelnen Stamm oder ein ganzes Volk, wenigſtens zu einer theilweiſen, wenn auch ohne andre mitwirkende Nebenurſache, nicht immer gleich vollſtändigen Auswanderung der ganzen Schar, iſt wohl von ſelbſt einleuchtend. Innre Partheiungen und andre Stammkriege konnten einen ſolchen Grund abgeben zur Auswanderung für ein ganzes Volk, oder doch für die eine Hälfte desſelben. Sonſt war wohl das in der erſten Zeit gewöhnlichere, daß von der überflüßigen jungen Mannſchaft die jüngeren Brüder, oder auch eine beſtimmte Zahl durch's Loos ausgeſchieden wurden, um unter einem gewählten, oder durch ſeinen Ruf dazu beſtimmten Heerführer, ſich anderswo Wohnorte zu erobern, und auf das Abentheuer einer bewaffneten Anſiedlung ausgehend, ihr Glück gegen Morgen oder Abend, oder unter einem ſchönern Himmel in dem ſüdlichen Lande zu verſuchen. Eigentlich iſt es für jeden Staat und jedes Volk auch in dem ſchon mehr, und ſelbſt in dem auf's allerhöchſte civiliſirten Zuſtande, ein wahres Naturbedürfniß, wie ſoll ich ſagen, ſich ſeines Ueberfluſſes zu entladen, oder ſich lebendig fortzupflanzen, mit einem Worte, Kolonien zu gründen und Kolonien zu haben. Dieß iſt das herrſchende Geſetz, oder die natürliche Geſundheitsregel des Lebens in der Völkerentwicklung; und wo dieſes Bedürfniß nicht in der gleichen Weiſe ſich ankündigt, da iſt es nur die Ausnahme, und werden ſich immer auch beſondre Gründe auffinden und angeben laſſen, warum es wenigſtens zur Zeit noch nicht ſo iſt; denn früher oder ſpäter führt die Natur immer dahin. Nun ſind ſelbſt die Handels-Kolonien der Phönicier und Griechen, zum Theile wenigſtens auch mit den Waffen begründet, oder wenigſtens durch dieſe vertheidigt, erweitert und feſter begründet worden; und eigentlich iſt doch in den modernen Zeiten auch Peru und Mexiko nicht ohne Waffengewalt, eine ſpaniſche Niederlaſſung geworden. Bei jenen kriegeriſchen Naturvölkern des Nordens, in der alten Zeit aber, konnte dieſes Naturbedürfniß der Auswanderung faſt keine andre Geſtalt annehmen, und keinen andern Zweck haben, als den einer bewaffneten Anſiedlung. Mit einer ſolchen endete ſelbſt der erſte Einbruch der nordiſchen Völker, deſſen die Geſchichte erwähnt; der Heereszug der Gallier nach Thracien, dem bald darauf ein zweiter ähnlicher unter Brennus nach Macedonien und Griechenland folgte, wo dieſer galliſche Heerführer ſich auch des reichen delphiſchen Apollo-Tempels, und aller dort angehäuften Schätze bemeiſterte. Die nun von dem ganzen Heerhaufen übrig geblieben waren, erhielten dann endlich feſte Wohnplätze in Klein-Aſien, und gründeten dort die galliſche Anſiedlung in dem von ihnen ſo benannten Lande, Galatien. Bei dieſem erſten großen nordiſchen Heereszuge oder Völkereinbruch, ſind faſt alle Nahmen der Stämme, und auch der Anführer, Celtiſch; doch werden einige wenige Deutſche mit darunter gefunden, was um ſo begreiflicher iſt, da die Gallier damahls in weiter Verbreitung, wo ſie anfangs ſelbſt den Norden von Italien bewohnten, ohne Zweifel auch die Alpenländer mehrentheils werden inne gehabt haben, und ſich einzelne deutſche Stämme um ſo leichter an ſie anſchließen mochten. Wer weiß, welche wunderbare Sage oder fabelhafte Kunde, von dem ſchönen Himmel, den herrlichen Früchten des ſüdlichen Landes, mit den Erinnerungen von ihrer eignen ehemahligen Herkunft aus andern und mittäglichen Gegenden von Aſien, dazu beigetragen haben mag, die Cimbern und Teutonen von den ſkandinaviſchen Inſeln nach Italien zu führen. Hätten die Römer nicht das gefahrvolle Beiſpiel gefürchtet, und hätten ſie ihnen Land anweiſen wollen, ſie hätten leicht ſich friedlich mit ihnen ſetzen, und die tapferſte Mannſchaft für ihre Legionen dadurch gewinnen mögen; wie auch unter den ſpätern Imperatoren der Kern derſelben aus den gothiſchen Völkern beſtand. — Ganz anders noch ward das Verhältniß, als die Römer mit den germaniſchen Völkern, an der Gränze und im Lande, in Krieg und Frieden in nähere Berührung kamen; in den Feldzügen, welche Cäſar gegen den ſueviſchen Herzog Arioviſt, Tiberius gegen den Marbod, König der Markomannen, oder der Feldherr des Auguſtus gegen den Sachſenfürſten Hermann führte. Hier lernten ſie ihre Vorzüge und ſchwachen Seiten gegenſeitig wohl an einander kennen und aufmerkſam beobachten, und kamen überhaupt in die mannichfachſte Berührung; wie Hermanns Vater unter den Römern war, ſein Bruder einen römiſchen Nahmen führte, ſein Neffe in Rom erzogen ward. Auch Marbod war dort geweſen, begierig, als kluger Feind, den Mittelpunct der römiſchen Größe und Macht mit eigenen Augen zu ſehen. Es fehlte dabei nicht an innern Partheiungen im Lande und unter den Heerführern, auch gegen Marbod und Hermann ſelbſt; wie ſpäterhin, wo dieß noch mehr auf das Verhältniß zu den Römern und auf die auswärtigen Unternehmungen einwirkte. Die mit vielen Kaſtellen und einer Reihe von Städten und Burgen befeſtigte Römergränze längs der Donau und dem Rheine, lag ſelbſt größtentheils auf germaniſchem Grund und Boden, von germaniſchen Stämmen oder dahin gezogenen deutſchen Anſiedlern bewohnt. Hier ſahen nun die deutſchen Völker ihre ſtammverwandten Brüder, zwar unter den römiſchen Geſetzen wohnen, deſſen die noch Freien ſich wohl mit den Waffen zu erwehren gedachten; dagegen aber einen viel reicheren Anbau des Landes, mit allen Vortheilen des civiliſirten Zuſtandes, manchen Künſten des Lebens, vielerlei ſchönen Früchten, und dem Weinbaue geziert. Um ſo größer war die Lockung, wenn ſie bei den hier faſt nie ruhenden Gränzkriegen, wenig Widerſtand, oder eine Schwäche in der Vertheidigung bemerkten, das Glück zu verfolgen, und weiter vorzudringen in das ſchöne Land. So wie vor dreihundert Jahren fabelhafte Erzählungen von den in Amerika ſich findenden Goldhaufen und Silberbarren ganze Scharen von Spaniern und andern Europäern über das Meer, in den neu entdeckten Welttheil hinübertrieben; ſo waren die Reize des ſüdlichen Himmels, die herrlichen Früchte, und beſonders der Weinbau und die reichen Gärten in dem ſchön bebauten warmen Lande für die Fantaſie der Nordländer, oft auch ein mitbeſtimmender Grund zu ihren Heereszügen und bewaffneten Wanderungen. Die erſten allemanniſchen

Einbrüche unter Marc Aurel und ſpäter, ſcheinen in der erwähnten Weiſe ganz natürlich und unmittelbar aus dem immerwährenden Gränzkriege, bei dem erſten gewonnenen Vortheile, oder einer bemerkten Lücke und Schwäche im Widerſtande hervorgegangen zu ſein. Man muß hier an der Gränze um ſo mehr einen mit geringer Unterbrechung faſt immer fortgährenden Kriegszuſtand annehmen, da auch die germaniſchen Völker ihrerſeits der befeſtigten Römergränze eine lebendige Gränzmauer in einem oder dem andern bewaffneten Völkerbunde entgegenſetzten. Ein ſolcher Waffenbund zur Schirmung der Gränze, und nicht eigentlich die Stammbenennung eines Volks wird durch den Nahmen der Markomannen bezeichnet; und eben dieß gilt auch von den Allemannen. Die Römer haben in ihrer Darſtellung des germaniſchen Landes überhaupt oft, was nur ein Bund war, für ein Volk gehalten, oder auch die von der Naturbeſchaffenheit einer ganz kleinen Landſchaft, oder irgend einem beſondern Gewerbe hergenommenen Nahmen, als eben ſo viele Volksſtämme aufgezählt, hie und da nicht ohne einigen Mißverſtand, durch Unkunde der Sprache. Im Ganzen aber erkennt man in ihren Schilderungen und der damahligen Lage ſchon ſehr deutlich die drei oder vier deutſchen Haupt-Nationen, wie ſie auch nachher in Deutſchland gefunden werden, und wie ſie bei der Beſitznahme der Provinzen des ſich auflöſenden römiſchen Reichs, ſich in den romaniſchen Ländern verbreitet, und die Grundlage der verſchiedenen Nationen des neuern Europa in ihrer weitern Entwicklung gebildet haben. Dieſe drei den Römern als ſolche bekannte deutſche Haupt-Nationen waren die Sueven, Sachſen und Gothen, welche man am leichteſten nach dem Flußgebiethe des innehabenden Landes eintheilen kann. Die Sachſen in dem Flußgebiethe und an der Mündung der Elbe, Eider, Ems und Weſer, und längs der Seeküſte, mit Einſchluß von Jütland und Dänemark, und dem ganzen rheiniſchen Niederland mit der bataviſchen Küſte, angeſiedelt, in dem ganzen großen Lande, welches ſpäter Alt-Sachſen hieß, waren vielleicht als feſte Landſaſſen, denn erſt ſpäter wurde dieſer Volksnahme nach einer beſondern Nationalwaffe und Gattung des Schwertes umgedeutet, unter allen andern deutſchen Stämmen am wenigſten zur Auswanderung geneigt, daß ſie auch als Seefahrer ſich nur an der Küſte und in den Flüſſen hielten; bis dann in der Epoche, da die Völkererſchütterung ſchon auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, die große britanniſche Inſel von dieſem Alt-Sachſen aus, auch nicht bloß in Beſitz genommen, ſondern gleichſam neu bevölkert wurde; und es mag dieſer nicht weit umher zerſtreute, ſondern dicht beiſammen wohnende niederdeutſche Volksſtamm leicht ſchon damahls der zahlreichſte geweſen ſein. An dem obern Rhein und der obern Donau, hatten die Sueven ihren Sitz, vielleicht ein mehr gemiſchter Stamm, der auch unter dem Nahmen der Allemannen vorkommt, und beſonders zur unruhigen Bewegung und wandernden Unternehmungen geneigt war. Die Franken, welche in der nachfolgenden Geſchichte eine ſo wichtige Stelle einnahmen, ſind wohl urſprünglich eher ein Bund als ein Volk geweſen; ſo wie ſie in der geographiſchen Lage die mittlere Gegend einnehmen zwiſchen den Sueven und Sachſen, ſo ſind ſie auch ihrem Urſprunge und Charakter nach, als aus beiden gemiſcht zu betrachten; Sitten und Verfaſſung haben mehr Allemanniſches, während Stamm und Sprache, urſprünglich wohl dem Sächſiſchen näher verwandt ſein mochte. Wollte man ſie als eigenen Stamm betrachten, ſo würden vorzüglich die alten Chatten oder Heſſen, die immer zu den Franken gerechnet worden ſind, wohl als die erſte Wurzel und die Grundlage des ganzen Stammes zu betrachten ſein. Aber den eigentlichen zweiten, großen, urſprünglichen Hauptſtamm unter den germaniſchen Völkern, bildeten die Gothen, die am weiteſten ausgebreitet waren, von dem ſkandinaviſchen Norden, und den Ufern der Oſtſee, längs dem ganzen Flußgebiethe der Weichſel bis an das ſchwarze Meer hin. Ihre Sprache, in der noch vorhandenen gothiſchen Bibelüberſetzung iſt, was wir jetzt die oberdeutſche Mundart nennen würden, aber in höchſt alterthümlicher Form, und in einer noch ſehr rein bewahrten Structur, die nicht ohne eigenthumliche Schönheit iſt. Minder verwandt iſt dieſe gothiſche Mundart auch im Ton und Art, den ſächſiſchen und ſkandinaviſchen Sprachen, außer inſofern verwandte Zweige eines Stamms, je näher man an die Wurzel des erſten Anfangs kommt, um ſo mehr dieſen gemeinſamen Urſprung verrathen. In dem ſkandinaviſchen Norden berühren ſich auch geographiſch, die beiden germaniſchen Hauptſtämme, Sachſen und Gothen, die von dieſer Quelle ausgehend, dann in mannichfache Ströme und viele Verzweigungen ſich theilten. Des gleichen oder doch nah verwandten Stammes mit den Gothen waren die Burgundionen und Vandalen, welche dann die Reiche dieſes Stammes in Gallien und Spanien gründeten. Ein eigentliches erbliches Königthum hatte ſich unter allen deutſchen Völkern am meiſten bei den Gothen entwickelt, in zwei Abtheilungen; der Oſtgothen unter dem Heldengeſchlecht der Amaler, der Weſtgothen unter dem der Balten. Von ihrem kriegeriſchen Heldenſinne und Edelmuthe, ſo wie von ihrer hohen edlen Geſtaltung, ſind die damahligen römiſchen Geſchichtſchreiber voll. Die eigentliche Völkerwanderung rührt in ihrem Anfange zunächſt und allein von den Gothen her; ohne daß dabei in dieſer erſten Zeit eine aſiatiſche Völkererſchütterung mitgewirkt hatte, welche erſt viel ſpäter eintrat. Schon im dritten Jahrhundert nahmen die Gothen die Länder an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres in Beſitz, und überzogen von dort aus Griechenland bis Athen. Der Kaiſer Decius, ſiel in dem Kriege gegen ſie, und ſie erhielten in dem Frieden mit Aurelian, das jenſeitige Dacien abgetreten; wo ſie dann meiſtens in dem Verhältniß eines verbündeten Volks zu den Römern ſtanden, die den Frieden mit ihnen zu erhalten, und ihr Heer durch ſie zu verſtärken ſuchten. Erſt hundert Jahre ſpäter, wurden die Gothen nach dem Tode des Königs Hermanarich von den Hunnen in ihren Wohnſitzen am ſchwarzen Meer beunruhigt und bedrängt; welches Volk ſchon früherhin den chineſiſchen Jahrbüchern zu Folge, an der Nordgränze des chineſiſchen Reichs im öſtlichen Mittel-Aſien einheimiſch, dann weiter gegen Weſten vorrückend, eine Zeitlang an der Oſtſeite des caspiſchen Meeres gewohnt hatte, bis ſie in die kaukaſiſchen Länder, und an das ſchwarze Meer, in das Gebieth der Gothen eindrangen. Und nun erſt, während die Gährung und allgemeine Bewegung zu gleicher Zeit auch unter den germaniſchen Stämmen des Abendlandes immer höher geſtiegen war, und die alte römiſche Weltherrſchaft von allen Seiten in ſich zuſammen ſank, kam die eigentliche Völkerwanderung zum vollen Ausbruch, und erreichte ihren höchſten Gipfel. Früherhin, bei dem erſten Anfange der allgemeinen Bewegung ſind die Nahmen der Völker, ſo wie der Heerführer faſt ohne Ausnahme deutſche; jetzt ſtößt man auch auf viele fremde Nahmen darunter, aus welchen nebſt den aſiatiſch-hunniſchen, vorzüglich wohl die zu beachten ſind, welche uns die ſlaviſchen, vielleicht auch hie und da finniſchen Völkerſchaften bezeichnen können, die ohne Zweifel ſchon damahls unter den Gothen, und mit dieſen vermiſcht, in dem weiten Gebiethe und Reiche derſelben wohnten. Die Hunnen ſelbſt blieben aber noch funfzig Jahre nach dem erſten Einbruch in ihren neuen Wohnſitzen zwiſchen der Theiß und Donau, bis auf Attila in Frieden, ohne die Römer weiter zu beunruhigen. Die Gothen erboten ſich gegen dieſe zur Vertheidigung der Gränze, und erhielten dagegen das ſüdliche Donau-Land abgetreten. Das Chriſtenthum nahmen ſie bereitwillig an, nur wurden ſie Arianer, da dieſe chriſtliche Parthei eben in Konſtantinopel die herrſchende war, als man ihnen von dorther Lehrer, und den Gothen Ulfilas zum Biſchof ſchickte. Ein Umſtand, der nachher für ihr Verhältniß im römiſchen Reiche oft ein ſtörendes Hinderniß war, und ſehr nachtheilig darauf gewirkt hat; wie denn überhaupt dieſer neue innere Zwieſpalt auch in der Religion, eine von den mitwirkenden Urſachen zu dem Untergange des alten römiſchen Reichs geweſen iſt. Auch die zweite Eroberung von Rom durch den Vandalen-König Geiſerich, war beſonders dadurch verheerender, als die erſte unter dem weſtgothiſchen König Alarich, daß er als Arianer die katholiſche Parthei ſehr haßte und verfolgte. An ſich waren die Gothen eigentlich ſonſt nicht feindlich gegen die Römer geſtimmt, ſondern eher zur Bewunderung ihrer Vorzüge in der Cultur, und alles Großen, was ſie dort fanden, geneigt. Als in dem durch römiſchen Verrath veranlaßten gothiſchen Kriege unter Valens, dieſer gefallen war, wußte Theodoſius, als die Gothen ſchon vor den Thoren von Konſtantinopel ſtanden, doch einen vortheilhaften Frieden mit ihnen zu ſchließen, und nahm Vierzigtauſend von ihnen in Sold, um das ſchon von Conſtantin geſtiftete gothiſche Bundesheer wieder zu erneuern. Als der gothiſche Fürſt Athanarich in Konſtantinopel ſelbſt, alle dort vorhandne Pracht und Herrlichkeit ſtaunend betrachtet hatte, und zugleich von perſönlicher Verehrung gegen den Theodoſius durchdrungen war, erklärten dadurch bewogen, die Gothen dem Theodoſius, daß ſie, ſo lange er lebe, keinen andern König haben wollten als ihn. Unter den Söhnen des Theodoſius aber änderte ſich die Sache; und man wußte die Gothen nicht anders zu befriedigen, noch ſich ihrer zu erwehren, als daß man ſie gegen Italien aufzureizen, und von ſich abwendend den Sturm dort hinzulenken verſuchte; dieſes veranlaßte den Heereszug des weſtgothiſchen Königs Alarich gegen Rom, und die erſte Eroberung der ewigen Stadt auf den ſieben Hügeln. Der Zwieſpalt zwiſchen Rom, und dem neu byzantiniſchen Hofe, trug nicht wenig bei zu dem Untergange der römiſchen Herrſchaft; die Klugheit oder Argliſt, welche man zu Konſtantinopel bei dieſer erſten Gelegenheit, und auch ſonſt noch bei mehreren andern, anwendete, war für Italien oft verderblich. Ueberhaupt iſt die römiſche Weltherrſchaft, ſo wie ſie aus Bürgerkriegen emporgewachſen war, auch weit mehr an innerm Zwieſpalt und Verderben zu Grunde gegangen, als durch die Gothen, mit denen ſie ziemlich leicht ſich friedlich ſetzen und verbinden, und allmählig zu einem gemeinſamen Volke hätten verbrüdern können; wozu auch unter den beſſern Imperatoren, und in verſchiedenen Epochen ſchon der Anfang gemacht war. Dann würde, da die Gothen doch unter allen germaniſchen Völkern das ſtärkſte und mächtigſte war, mit deren Hülfe ſie ſich der andern leicht hätten erwehren können, die Völkerwanderung, d. h. die Verſchmelzung der geſunden germaniſchen Naturkraft, mit der ſchon in allzu tiefe Entartung verſunknen, und ſelbſt durch das Chriſtenthum im öffentlichen Leben und im Staate nicht ganz wiederhergeſtellten römiſchen Menſchheit und Geiſtesbildung, auf einem friedlichen Wege zu Stande gekommen ſein; und es hätte nicht dieſes langen chaotiſchen Kampfs und Zwiſchenzuſtandes bedurft. In den auf Alarichs erſte Eroberung von Rom folgenden Unruhen, riefen die Römer ſelbſt den Vandalen-König Geiſerich aus Afrika herbei, der als Krieger und Herrſcher, viel grauſamer als jener, Schrecken vor ſich her verbreitete. Dieſer gegen die Gothen argwöhniſch und mißtrauend, zog wider den Attila heran mit allen den Völkern, die ſein Kriegsruhm ihm unterworfen oder an ihn gekettet hatte, und veranlaßte ſeinen Heereszug in das Abendland, wo in der großen Völkerſchlacht an der Marne, zu beiden Seiten die Gothen einen hauptſächlichen Theil des Heeres bildeten. Die Hunnen ſelbſt, ſo wie auch einige andre der mit ihnen ziehenden Völker, waren noch Heiden; je fremdartiger, und ſich unter einander fremder die Völker, je zahlreicher die Heere, und gewaltiger zuſammengedrängt die Menſchenmaſſen ſind, deſto verheerender werden die Kriege, und das findet alſo auch dort und in dieſem ganzem Zeitalter ſeine volle Anwendung. Doch lag der Hauptgrund der drückenden Anarchie und Verwüſtung und des nachfolgenden Elends der damahligen Zeiten bei weitem nicht in den Kriegen und in den Schlachten allein; denn auch in den blühendſten Zeiten der höchſten Bildung des alten Rom, waren die Kriege faſt immerwährend und meiſtens noch zerſtörender und blutiger geweſen; wenigſtens nicht minder als die jetzigen. Von Rom wußte der römiſche Biſchof die Gefahr abzuwenden, und es blieb verſchont. Mit Attila's Tode hörten die Hunnen auf bedeutend zu ſein; die überhaupt nur den geringſten Theil ſeiner Macht bildeten, welche bloß auf ſeinen perſönlichen kriegeriſchen Charakter und Ruhm ſich gründete, und mit ihm zugleich unterging. Den Odoaker, Fürſten der Heruler und Rugier, ebenfalls gothiſcher Völkerſchaften, riefen die Römer ſelbſt aus dem deutſchen Donau-Lande herbei. Von ſeiner Eroberung rechnet man den Untergang des abendländiſchen Reichs, und der letzte römiſche Jüngling, den man dort mit dem Herrſchernahmen geſchmückt hatte, hieß auch wieder Romulus, 1229 Jahre nach dem erſten Romulus, dem Stifter und Gründer dieſer ewigen Stadt; welche nach der alſo beendigten materiellen und äußern Weltherrſchaft, in der folgenden Zeit-Periode, in ganz andrer Hinſicht, als der prieſterliche Mittelpunct des chriſtlichen Abendlandes, eine große und bedeutende Stelle in der Geſchichte behauptete, und wieder einnahm. Als die Herrſchaft der Heruler in Rom und Italien verhaßt wurde, verlieh der griechiſche Kaiſer Zeno, dem in Konſtantinopel erzogenen oſtgothiſchen Könige Theodorich in einer förmlichen Urkunde die Herrſchaft über Italien, welcher dann nach dem Sieg über Odoaker ſtatt der gothiſchen Nationalkleidung, den römiſchen Purpur anlegte. Er war hoch angeſehen in Rom ſelbſt und bei allen deutſchen Völkern weit umher; ſein Nahme, wie ſpäterhin der Karls des Großen, iſt hochgefeiert in der deutſchen Heldenſage, während politiſche Geſchichtſchreiber und hiſtoriſche Beurtheiler ſeine Tugenden und ſeinen Verſtand rühmen. Er war edel und großmüthig in ſeiner Macht, liebte und ehrte die Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie die Zeit ſie noch hatte, und die letzten römiſchen Schriftſteller Caſſiodor und Boethius waren die Zierde ſeiner Regierung. Partheiungen nach dem Tode dieſes großen Königs, ein an ſeinem nachgelaſſenen Hauſe begangenes Verbrechen, gaben dem thätigen Kaiſer Juſtinian auf dem Throne von Konſtantinopel Anlaß, durch den als Feldherrn glücklichen Beliſar, den griechiſchen Einfluß in Italien von neuem zu begründen. Feldherrn wie dieſer, einige beſſere und thätige Herrſcher und die ſchon erwähnte Politik, haben das byzantiniſche Reich erhalten, während Rom ſelbſt unterging, und Italien nach der gothiſchen Zeit unter die Longobarden kam, auf welche die Franken folgten, wo dann Rom ſelbſt, mit dem wieder hergeſtellten römiſchen Reiche deutſcher Nation, wenn auch meiſtens nur dem Nahmen nach, im Mittelalter verbunden blieb. Ein, ſo viel als in der Kürze möglich war, hiſtoriſches Bild, eine etwas lebendigere Charakteriſtik von der Völkerwanderung, ſchien um ſo nöthiger dem Urtheile darüber voranzuſchicken; da dieſe Epoche als die folgenreiche Grundlage, aus welcher die ganze germaniſch-romaniſche Geſtaltung der neuen Nationen von Europa in Verfaſſung und Sprache, in Sitten und Geſetzen, in der herrſchenden Denkart, und ſelbſt in der eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgegangen, für die ganze nachfolgende Geſchichte ſo ungemein wichtig iſt, und von manchen, entweder in der einſeitig antiken Begeiſterung, oder in bloß modernen Begriffen und Grundſätzen befangenen hiſtoriſchen Schriftſtellern, nicht immer ganz verſtanden, oder durchaus richtig beurtheilt wird, weil man immer und überall nur das Nähmliche und Gleiche zu wünſchen oder zu fordern gewohnt iſt, und auch nichts andres als dieſes in der ganzen Schöpfung und ſo auch in der großen Weltgeſchichte zu ſehen und zu finden weiß. Es iſt ſchon ſelten genug, daß ein hiſtoriſcher Forſcher ſich in das hohe Alterthum der Geſchichte, und in die mythiſche Urzeit der Völker mit biegſamer Fantaſie, und zugleich doch ſinnigem Gefühle und richtig treffendem Urtheile, ganz zu verſetzen fähig iſt. Hier aber, wo das Wunderbare der Begebenheiten und Geſinnungen, in dem großen Ganzen jener chaotiſchen Welt-Epoche, wo die alten Dichtungen und Titanomachien wieder wirklich geworden zu ſein ſcheinen, aus verworrnen und dürftigen Chroniken hervortritt, wo oft ſelbſt Bruchſtücke aus der Volks-Mythologie und heidniſchen Sage jener Zeit, mitten unter oder dicht neben einzelnen Zügen der proſaiſchen Wirklichkeit gefunden werden; iſt es faſt noch ſchwerer, alles zu ſondern und richtig zu deuten. Am meiſten fehlt es jedoch überhaupt an der Idee eines ſolchen Zuſtandes, weßhalb er denn auch ſo wenig verſtanden wird. Wenigſtens aus dem Standpuncte der Natur und der Naturwiſſenſchaft betrachtet, ſollte man doch eingedenk ſein, wie oft die ſchönſte Fülle der herrlichſten organiſchen Geſtaltung, und die eigentliche Blüthe des rechten Lebens, aus einem chaotiſchen Zuſtande des Kampfes hervorgeht, wo die elementariſchen Kräfte ſich lange ringend und ſtreitend durch einander bewegen, ehe ſie ſich in ein harmoniſches Gleichgewicht ſetzen und ordnen, und im ſchöpferiſchen Momente durch ſolche glückliche Miſchung gegenſeitig befruchten, aus welcher dann ein neues Daſein in reinſter Form, wenn der Kampf der Geburt vorüber iſt, ſiegreich an's Licht hervor tritt. Das alte Aegypten verdankt ſeine Fruchtbarkeit den regelmäßigen Ueberſchwemmungen des Nil, die, wenn man ſie nicht gekannt und zu dämmen verſtanden hätte, auch viele Verwüſtungen hätten anrichten mögen. Ja, iſt nicht dieſe uns nährende Erde, die wir bewohnen, mit dem über den ganzen Planeten weit verbreiteten blühenden Reichthum der herrlichſten Vegetation, dieſer Fülle aller Lebendigen in den mannichfachen Geſchlechtern der Thierwelt, ſammt dem geſitteten Leben der Menſchen darauf, deſſen Wohnhaus ſie bildet; iſt ſie nicht eine Grundlage der lebendigſten Befruchtung, ruhend auf den Rieſentrümmern einer in den alten Weltfluthen untergegangenen Urwelt, die eben ſo oft, auch von dem Ausbruche des unterirdiſchen Feuers zerriſſen, erſchüttert, oder hin und her geworfen wurde? Wohl iſt auch die Völkerwanderung ein Zuſtand des chaotiſchen Kampfs zwiſchen den verſchiedenartigſten Kräften und Elementen der Menſchheit, eine Art von neuer ogygiſcher Völkerfluth, mitten in der hiſtoriſchen Zeit geweſen; aber ſie iſt auch der fruchtbare Boden und die hiſtoriſche Grundlage einer neuen moraliſchen und intellectuellen Lebensentwicklung geworden. Als ein Kampf der elementariſchen Kräfte in der Menſchheit und ihrer Geſchichte alſo, ſind dieſe beſtändigen großen Völkerſtrömungen von Oſten nach Weſten, von Norden nach Süden, oder auch wieder nach Oſten zurück, und gegen Norden hinauf, zu betrachten; dieſe in allen Richtungen ſich verbreitenden gewaltſamen Ausſtrahlungen der Heereszüge von einem Mittelpuncte aus, oder auch wieder von allen Seiten zu ihm zurück hindrängend. Und freilich kann die erſte Wirkung einer elementariſch frei gewordnen Naturkraft, für das früher organiſch Beſtehende, nicht anders als zerſtörend, oder wenigſtens unterbrechend ſein; und es kann auch der verworrne Zwiſchenzuſtand ſelbſt, und beſonders die lange Dauer desſelben, auf das Auge des hiſtoriſchen Beobachters und Beurtheilers, keinen wohlthuenden oder angenehmen Eindruck machen. Was aber dieſen letzten Umſtand betrifft, ſo müſſen wir uns ein für allemahl beſcheiden, daß das äußerſt langſame Fortrücken, und das oft unerwartete Verzögern und Zaudern im Entwicklungsgange der Menſchheit, unſern Wünſchen und Erwartungen überhaupt, nicht immer oder nur ſehr ſelten entſpricht; ſo wie auch wieder an andern Stellen der Geſchichte, und in einzelnen Welt-Epochen das plötzlich ſchnelle Hervorbrechen von etwas ganz Außerordentlichem und Ungewöhnlichem, oder auch die unbeſchreiblich herrliche Blüthenzeit in dem Gebiethe der innern ſittlichen oder geiſtigen Bildung, und oft wie ein mit einem Mahle aufſteigender Morgenglanz des Frühlings, in Erſtaunen ſetzt. Das heißt mit andern Worten, die ſtarke und weiſe Vaterhand, welche die Schickſale der einzelnen Menſchen eben ſo wohl als die allgemeine Verkettung und den Ablauf der Welt-Perioden in der Weltgeſchichte lenkt und leitet, oder wie die Schrift ganz einfach ſagt: „Der Vater, hat ſich die Zeiten vorbehalten;“ und es iſt der Gang der Zeit gar nicht immer der, wie er nach unſern ſchnell zum Ziele eilenden Wünſchen ſein ſollte, oder nach unſerm Meinen und Hoffen ſein könnte. Abgeſehen aber von dieſer, ſoll man ſagen — furchtbaren Verzögerung des göttlichen Zieles und der Erreichung deſſelben in der endlich erreichten Beſtimmung des Menſchengeſchlechts woran wohl der Menſch ſelbſt die meiſte Schuld tragen mag; — oder ſoll man ſagen, von dieſem immer längern Aufſchub der göttlichen Gerechtigkeit, und immer wieder verlängerten Gnadenfriſt; — kann wohl durchaus nicht bezweifelt werden, daß das Reſultat der Völkerwanderung an ſich ein heilſames, und jene Vermiſchung der germaniſchen Stämme, mit der ausgearteten römiſchen Bevölkerung, und der geſunden und auch geiſtig ſtarken deutſchen Naturkraft mit der ſonſt unaufhaltſam dahin ſinkenden romaniſchen Menſchheit und Geiſtesbildung, eine fruchtbare geweſen ſei. Wer es irgend noch bezweifeln wollte, der mag, um ſeinen Unglauben hiſtoriſch vollſtändig zu löſen, nur die glänzend mannichfache hiſtoriſche Entwicklung, und reich blühende Geiſtes-Cultur, dieſer aus jenem germaniſch-romaniſchen Stamme entſprungenen neuen europäiſchen Nationen und Reiche, mit der ſpätern byzantiniſchen Geſchichte, und der dort herrſchenden Monotonie des erloſchnen Geiſtes, mit dieſer gänzlichen moraliſchen Erſtorbenheit vergleichen. Daß aber, unbeſchadet der, jeder menſchlichen Entwicklung in allen Formen und Sphären derſelben einwohnenden Vernunft-Progreſſion, und auch dem göttlichen Principe, welches ſich in dem Entwicklungsgange der Menſchheit und im Zuſammenhange der Zeiten, als der dieſelben verknüpfende höhere Einheitsfaden zeigt, unbeſchadet, daneben eine Naturkraft im Menſchengeſchlechte, ein unſichtbares Naturgeſetz und höheres Natur-Princip des innern Lebens in der Entwicklung und Geſchichte desſelben wirkt und waltet; das iſt ſchon mehrmahls erinnert worden, und iſt dasſelbe, ſobald es nur dem höhern Princip untergeordnet wird, auch nicht mit demſelben ſtreitend. Es läßt ſich dieſes in der Menſchengeſchichte waltende Naturgeſetz ſchon in dem Entwicklungsgange der einzelnen Nationen, wo derſelbe nicht etwa gewaltſam geſtört, oder unregelmäßig unterbrochen wird, ganz deutlich nachweiſen; wo man bloß dem Leitfaden der hiſtoriſchen Thatſachen ſelbſt folgend, gewöhnlich erſt eine zwar einfache, aber doch auch wieder wundervolle Epoche der Kindheit, dann die im erſten Glanze aufbrechende Jugendblüthe, ferner die in der vollen Manneskraft ſich entwickelnde Wirkſamkeit, und endlich das herannahende Alter, ein allmähliges Abſterben, und zweite Epoche der kindiſchen Schwäche, auf das Beſtimmteſte unterſcheiden kann und unterſcheiden muß. Beſonders zeigt ſich dieſe der Menſchheit nebſt ſeiner andern und höhern, göttlichen Beſtimmung, auch inwohnende, und ſelbſt in dem intellectuellen Gebiethe ſich offenbarende Naturkraft, in den oft unerwartet ſchnell aufblühenden Epochen der höchſten geiſtigen Entwicklung in dieſem Gebiethe der Kunſt und der Wiſſenſchaft; noch mehr aber vielleicht, oder wenigſtens eben ſo ſehr in jenen ſchon bezeichneten ſchöpferiſchen Momenten einer neuen, wenn gleich anfangs chaotiſchen Zeit und Geſtaltung der Menſchheit; inſofern nähmlich ſolche wirkliche ſchöpferiſche Befruchtungs-Momente, nicht als nachgemachtes Experiment, von einer bloß revolutionären Willkühr ausgegangen, ſondern wahrhaft aus dem innern Lebensborn der Natur ſelbſt hervorgequollen ſind. Die beſte Beſtätigung wird darin gefunden, wenn dieſe neue Lebensregung, mit der vollen ganzen Kraft, nur für die weitere Fortbildung des göttlichen Princips und für deſſen höhere Zwecke ſich dienend erweiſet, wie es in der Epoche der Völkerwanderung durchaus der Fall geweſen iſt; wo die ganze, an ſich zuerſt furchtbare Kataſtrophe nur zu deſto höherm Triumph des Chriſtenthums gereichte, durch welches jene ſtarken nordiſchen Naturvölker, erſt die höhere Weihe ihrer Weltherrſchaft erhielten, welche eben darum in der weitern Entwicklung immer viel herrlicher geworden iſt, als jemahls vorher die römiſche, oder ſonſt irgend eine altheidniſche geweſen war. Was aber die beiden an ſich ſtreitenden Elemente jener, aller neuern Bildung, und der ganzen neuen Zeit zum Grunde liegenden Befruchtungs-Epoche, die germaniſche Naturkraft, und die romaniſche Menſchheit, Geiſtesbildung und Sprache, in eine glückliche Harmonie vereinigt und zuſammengemiſcht hat, iſt unſtreitig einzig und allein das Chriſtenthum geweſen, welches auch ſchon darum als der alles verknüpfende Mittelpunct, und das alles beſeelende Einheits-Princip der geſammten neuern Geſchichte zu betrachten iſt. Das Chriſtenthum allein aber, ohne dieſes in den nordiſchen Völkern neu hinzugekommene Element der Lebenskraft, vermochte es nicht mehr, die entartete römiſche Menſchheit und Geiſtesbildung ganz wieder herzuſtellen, weil dieſe ſchon zu tief hinab geſunken war; und beſonders auch weil dieſe ſchon vom erſten Anfange aus, und bis in den innerſten Grund hinein tief verdorbene Unform des römiſchen Staats, gar nicht mehr verbeſſert und geheilt, ſondern nur durch die Zeit ſelbſt hinweggenommen und neu hergeſtellt werden konnte. Freilich aber war die Schuld des Uebels eine ganz allgemeine, indem der Zwieſpalt auch ſchon in das Chriſtenthum eingedrungen war; und wo auch die Wahrheit des Glaubens in ihrer Reinheit bewahrt wurde, war doch nach dem Ausdruck der heiligen Schrift ſchon viel von der erſten Liebe verloren gegangen. Sonſt hätte freilich die Wirkung des Chriſtenthums auf die römiſche Welt und das römiſche Reich noch eine viel größere ſein, und wie an einzelnen Leiden, auch an dem krankenden Welt-Staat, Wunder der Heilung geſchehen müſſen; und hätte, wie heilige Einſiedler über die Elemente der Natur und die wilden Thiere der Wüſte oft zu gebieten vermochten, ſo auch über die im wilden Kampf wogenden Elementar-Kräfte der Menſchheit eine göttlich ſchlichtende, nach mildem Geſetz ordnende Gewalt, ſchnell wirkend ſogleich im erſten Augenblick ausgeübt werden mögen: was nun erſt durch den mildernden Einfluß der Zeit, und den allmählig in den Gemüthern ſich immer weiter verbreitenden Geiſt des Chriſtenthums langſamer, und nur von Stufe zu Stufe geſchah.

Die erſte Folge oder Wirkung des immer höher ſteigenden Verderbens und der unaufhaltſam anwachſenden Zerrüttung in der heidniſchen Römerwelt auf das Chriſtenthum, war noch eine in gewiſſem Sinne fruchtbare, wenigſtens für die Zukunft folgenreiche zu nennen. Es hätte wohl eigentlich nicht einmahl des vollen Chriſtenthums in ſeiner göttlichen Reinheit, ſondern nur eines etwas höhern Menſchenſtrebens bedurft, um dieſe Welt der Gräuel und des Laſters, dieſes Reich der Lüge, dieſe Zeit-Epoche der Zerrüttung und der Verwilderung hinter ſich zu werfen, und lieber in der Einöde, in der Nachbarſchaft der Löwen und anderer Thiere der Wildniß, eine Zuflucht und einen Aufenthalt zu ſuchen. Und ſo wurde denn auch in jener Fluch-Periode der römiſchen Weltzerrüttung und unter ihren letzten Tyrannen, beſonders die thebaiſche Provinz von Aegypten, dort wo die alten Pyramiden und andere Denkmahle der grauen Vorzeit in der Wüſte noch zu dem Wandrer der Nachwelt ihre ernſte Sprache in ſtummen Zeichen reden, von chriſtlichen Einſiedlern bevölkert. Doch bildete für dieſe die innre Betrachtung ſelbſt nicht eine ſo ganz egoiſtiſch abgeſchloſſene Gedanken-Sphäre, wie bei den indiſchen Einſiedlern in derſelben, äußerlich genommen ganz ähnlichen Lebensweiſe. Wie die Kraft des Glaubens und der Liebe, in Thaten und Leiden, Worten und Werken der mannichfachſten Art, bei den erſten Chriſten ſich wirkſam erwies, und auf das reichſte entwickelte; ſo war für dieſe auch die Kraft des Gebetes die innere Pforte einer neuen unſichtbaren Welt, ein Geſchäft des wirkſamſten Lebens, und ein fühlbares Band des innigſten Zuſammenhanges, vermöge deſſen ſie nur von der Welt getrennt, mit allen aber, die eben ſo feſt als ſie in Gott vereinigt waren, auf das Genaueſte auch in der weiten Ferne verbunden blieben.

Die Kraft der feſten Liebe, und der göttlichen Hoffnung, zeigte ſich alſo bei den erſten Chriſten nicht bloß in dem heldenmüthigen Widerſtande gegen Angriffe und Verfolgungen, Martern und Leiden aller und der ausgeſuchteſten Art; ſondern auch hier in der Entſagung der Welt und aller irdiſch angenehmen Umgebung derſelben, in der völligen Nichtachtung und Flucht von ihr, die ohnehin auf ewig zerrüttet und unwiederbringlich verloren ſchien. Meiſtens aber ward mit dieſer innern Betrachtung in dem einſamen Leben auch eine einfache Handarbeit verbunden. Auf dieſer Grundlage, und aus dieſer Quelle der erſten heiligen chriſtlichen Einſiedler in Aegypten ſind alle ſpätern chriſtlichen Inſtitute des einſamen Lebens hervorgegangen, obwohl dieſe dem durchaus practiſchen Lebensgeiſte des Chriſtenthums gemäß, mehrentheils auch noch irgend einen andern nützlichen Zweck heilſamer Wirkung, für das Zeitbedürfniß im Ganzen, oder für einzelne Menſchen insbeſondere, in der Wiſſenſchaft und dem Unterrichte der Jugend, oder der Sorge für die Armen und Pflege der Kranken, und ſonſtigen guten Werken in ihrem Grundgeſetz dazu genommen und damit vereinigt haben. Die Einſiedler von einer ganz contemplativen Lebensweiſe bilden in dem Chriſtenthume nur eine verhältnißmäßig geringe und ſeltene Ausnahme, die nur darum geſtattet wurde, weil die menſchliche Natur an ſich, ſo unberechenbar mannichfaltig, und in ihren einzelnen Wegen und Richtungen oft eigenthümlich ſonderbar iſt. Einer nicht mindern Kraft, als zum Widerſtande in dem heldenmüthigen Kampfe des Marterthums nach außen, oder zur vollendeten Weltentſagung in der heiligen Einöde, bedurfte es aber für die erſten Chriſten nach innen, um auch dort dem Feinde, dem Geiſte des Zwieſpalts und der Auflöſung zu widerſtehen, und die Reinheit in den Sitten wie in den Wahrheiten des Glaubens unverletzt zu bewahren. In der letzten Hinſicht verdienen beſonders drei ſehr verſchiedenartige Abweichungen als eben ſo viele Kämpfe, welche das Chriſtenthum zu beſtehen hatte, hiſtoriſch bemerkt und bezeichnet zu werden. Die Gnoſtiker überließen ſich, ſchon von dem erſten Urſprunge des Chriſtenthums an, mit üppiger Fantaſie in orientaliſcher Weiſe allerlei theoſophiſchen Einbildungen, von mannichfachen göttlichen Emanationen und Ausſtrahlungen, Menſchwerdungen und Perſonen, in einer faſt mythiſchen Ideen Verknupfung: ſo daß, wenn es auf dieſem Wege fortgegangen, oder dieſer der herrſchende geworden wäre, das Chriſtenthum bald eine Art von metaphyſiſcher Dichtung geworden ſein würde, wie etwa in der wiſſenſchaftlichen Mythologie und dichteriſchen Theologie der Indier. Glücklicher Weiſe waren alle dieſe Secten wenig zahlreich, oft nicht von langer Dauer und unter ſich höchſt verſchieden, wie denn eine wahrhaft erfinderiſche Fantaſie, mehrentheils auch eine ganz eigenthümliche Richtung nimmt; obwohl ſie an ſich und bloß geiſtig genommen, in ihrer ſeltſamen Verirrung wohl merkwürdig bleiben. Bei manchen derſelben hat ſogar allem Anſcheine nach, wie es der Natur der Sache gemäß leicht genug geſchehen konnte, eine Miſchung mit den Meinungen anderer morgenländiſchen Secten von nicht chriſtlichem Urſprunge Statt gefunden. Bei einigen derſelben, die ſich in das innre Mittel-Aſien, unter einer Unzahl von andern Secten verloren haben, würde es, nachdem der Wahn und der Irrthum im Menſchen einmahl in's Unendliche fortſchreitend, und wie in ſeiner innern Natur, auch in den mannichfachen Verzweigungen unbegränzt fruchtbar, und immer anwachſend gefunden wird, oft ſogar ſchwierig ſein, den hiſtoriſchen Urſprung ob er noch chriſtlich ſei, oder wo ſonſt her, genau auszumitteln und beſtimmt zu entſcheiden. Nur die einzige Secte der Manichäer, welche dieſer Art und dieſes Urſprungs iſt, ſcheint ſich länger erhalten, und auch noch ſpäter in Europa, ſelbſt während des Mittelalters insgeheim fortgewuchert zu haben. Eine zweite Abart des Chriſtenthums, in der damahligen Zeit bilden die Arianer welche weit mehr dem entſprechen, was man in der neuen Periode der Aufklärung als Rationalismus bezeichnet, obwohl in einer andern, noch mehr altchriſtlichen Form. Daß es aber kein bloßer Wortſtreit ſei, ſondern die Hauptſache im Glauben, und eine eigentliche Frage von Sein oder Nichtſein über das Chriſtenthum; ob die weſentliche Grundlage, der innere Mittelpunct und der erſte Anfang desſelben, wahrhaft factiſch und hiſtoriſch, wirklich göttlich, aus Gott und Gott gleich ſei, oder bloß nur gewiſſermaßen und gleichſam Gott ähnlich, wie jede Platoniſche oder andere Philoſophie dieſes in ihrer Sphäre wohl auch annehmen und gelten laſſen, oder lehren könnte; das leuchtet wohl jedem aufrichtig und einfach nach der Wahrheit Urtheilenden von ſelbſt ein. Keine Secte iſt jemahls ſo weit ausgebreitet und feſt eingewurzelt geweſen wie dieſe; und mit allen nur möglichen Wendungen und Windungen eines unglaublichen Scharfſinns, wurde ſie unter dem beſtändigen Anſchein der höchſten Nachgiebigkeit vertheidigt. Hier zeigte ſich nun zuerſt die Nothwendigkeit und auch die Kraft der allgemeinen Concilien, um einem ſo vielgeſtaltigen und ſchwer zu faſſenden Geiſte des Irrthums in kurzen aber beſtimmten Worten, eine feſte, nicht leicht zu mißdeutende Grundformel des alten Glaubens, wie er in allen Chriſten noch innerlich lebte, und ihnen im Geiſte gegenwärtig und gewiß war, entgegen zu ſtellen. Es iſt dieſer zerſtörende Rationalismus der alten chriſtlichen Zeit damahls doch noch wieder beſiegt worden, und endlich ganz verſchwunden; nur die letzten Verzweigungen dieſer Secte, haben ſich in den Eutychianern bei den nicht katholiſchen Armeniern, und in den Neſtorianern bei den aethiopiſchen Chriſten bis auf unſere Zeit erhalten. Wie viel aber der unſelige Zwieſpalt der Arianer überhaupt zu dem allgemeinen Ruin in der damahligen Untergangs-Epoche der römiſchen Weltherrſchaft beigetragen und mitgewirkt habe, iſt ſchon früher erinnert worden. Noch auffallender faſt als in den eigentlichen Glaubensſtreitigkeiten, die inſofern ſie, und da wo ſie als eine Gewiſſensſache betrachtet werden müſſen, der höchſten Achtung und Schonung würdig erſcheinen, zeigt ſich die dialectiſche Streitluſt des Menſchen, d. h. der ihm zwar nicht angeborne aber doch zur zweiten Natur, und wie zu einer intellectuellen Erbſünde gewordne Hang zum Zwieſpalt deſſelben, in ſolchen Secten, welche eigentlich keinen Gegenſtand haben, nähmlich keinen weſentlichen Glaubenspunct betreffen, ſondern nur irgend eine Nebenſache der Meinung, einen Vorzug der Autorität, und welche bloß aus Hartnäckigkeit um nicht nachzugeben, fortgeführt wurden. Dahin gehören mehrentheils manche der kleinen, minder auffallenden und ausgedehnten Secten und Streitigkeiten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, wie die der Montaniſten, Donatiſten, u. ſ. w. die aber darum doch nicht für unwichtig in ihrem Einfluß, oder für die Charakteriſtik der damahligen Zeit zu halten ſind, und welche die dritte Form der Abweichungen von dem allgemeinen Chriſtenthum in der damahligen Zeit bilden; ſo wie auch in der etwas ſpätern Periode das große Schisma, welches die griechiſche Kirche von der abendländiſchen Chriſtenheit losgeriſſen hat, ganz in dieſe Kategorie gehört, da es in Hinſicht auf das eigentliche Weſen und Dogma des Chriſtenthums bekanntlich gar keinen Gegenſtand hat. Wie die ſich ſelbſt erhaltende und bewahrende, innerlich ſich immer feſter begründende Kraft des Chriſtenthums, und der chriſtlichen Denkart und Geſinnung in den allgemeinen Concilien der damahligen Zeit gefunden wird; ſo zeigt ſich die lebendig entwickelnde, und wiſſenſchaftlich ſich erweiternde Kraft des chriſtlichen Geiſtes und Glaubens, in den zahlreichen Arbeiten und Werken mannichfacher Art der von den nachfolgenden Jahrhunderten ſo hochverehrten Kirchenlehrer jener erſten Zeit. Was Styl und Sprache betrifft, ſo muß man ſie nach dem Ton und Maaßſtabe ihrer Zeit beurtheilen, und hier nicht die Attiſche Anmuth des Xenophon, oder die vollen kunſtreichen Perioden eines Livius, ganz in der gleichen Weiſe erwarten. Aber davon abgeſehen, findet ſich hier auf der ſichern Grundlage einer reinen liebevollen Geſinnung und geläuterten chriſtlichen Einſicht, eine Fülle von mannichfachen Talenten im Wiſſen und Reden, mit vielen reellen Kenntniſſen begabt, in der reichſten Entwicklung. Und um nur ein oder das andre Beiſpiel aus einer ſo großen Menge anzuführen, ſo bietet uns hier der heil. Biſchof Auguſtinus, in einer zwar ſchon etwas veränderten Sprache, aber doch in einer ganz ähnlichen Miſchung von Rhetorik, die Wahrheit ſuchender, und mit ſich ſelbſt ſtreitender Philoſophie, und mannichfachen hiſtoriſchen Kenntniſſen, das Bild eines chriſtlichen Cicero für dieſe ſpätere Zeit dar; auch nicht ohne eine denkende Anſicht, und einen urtheilenden Begriff von der politiſchen Welt; dabei aber mit einem weit entſchiedenern Talent zum ſpeculativen Denker, als jener alte Römer aus der Zeit der untergehenden Republik irgend hatte. Dann jener gelehrte heilige Einſiedler Hieronymus, der mit der auserleſenſten claſſiſchen Bildung eben ſo vertraut war, als mit den orientaliſchen Sprachen, im Ausdrucke und Gedanken von ſo genialiſcher Kraft des Geiſtes, und ſo tief eindringendem Blicke des Urtheils, wie in allen Zeitaltern nur ſehr wenige Redner und Denker gefunden werden. — Die Furcht vor der falſchen Gnoſis iſt in der damahligen Zeit, ſo wie auch noch oft nachher, ein Hinderniß für die Entwicklung der tiefern chriſtlichen Philoſophie geweſen. Die Hinneigung des großen Kirchenſchriftſtellers Origenes, beſonders in ſeiner Jugend, zu einigen gnoſtiſchen Begriffen und Lehren, veranlaßte jetzt lange nach ſeinem Tode noch Streit und Zweifel uber manche Puncte ſeines Glaubensſyſtems, und that wenigſtens der hohen Achtung, in der ſein philoſophiſcher Geiſt ſonſt ſtand, Abbruch. Vorzüglich auch weil die Arianer einige von jenen unſichern Gedanken des Origenes für ihr Syſtem benutzen wollten; wie es oft geſchieht, daß ſelbſt eine höhere Philoſophie, wenn ſie nicht ganz feſt begründet und tief vollendet durchgeführt iſt, oder wenigſtens einzelne Irrthümer derſelben, auch von dem flachen Neuerungsgeiſte eines oberflächlichen und halben Glaubens, in dieſe niedrige, und ihr eigentlich fremde Sphäre mit hinabgezogen wird.

Es iſt nur noch ein Irrthum, als ein Charakterzug in dem Gemählde dieſer erſten chriſtlichen Jahrhunderte zu erwähnen, oder vielmehr eine Täuſchung; denn eine abgeſonderte Secte, oder ein ausgebildetes falſches Syſtem, war es nicht, ſondern mehr nur eine bloße, hie und da übertriebene Meinung von Einzelnen, mitten in dem Chriſtenthume, und ohne ſonſt irgend eine dem Geiſte deſſelben entgegentretende Abſicht. Ich meine den ſogenannten Chiliasmus, der nur in Beziehung auf die ganze hiſtoriſche Richtung des Chriſtenthums in die Zukunft, ein vorzügliches geſchichtliches Intereſſe gewährt. Obſchon nähmlich der Prophet des neuen Bundes, für die Dauer des triumphirenden Chriſtenthums eine Zeit von tauſend Jahren ausgeſprochen hatte, grade um dadurch anzudeuten, daß dieſe Zeit ſich nicht menſchlich erforſchen und beſtimmen laſſe, nachdem es in der Schrift heißt, daß tauſend Jahre vor Gott ſind, wie ein

Tag, und umgekehrt; und obſchon er ausdrücklich die Beſtimmung hinzugefügt hat, daß auch dann, wie niemahls auf der Erde und im irdiſchen Leben, der Kampf noch nicht völlig vorüber ſei, ſondern noch ein letzter ſolcher vor dem Schluſſe ſein werde: ſo fanden ſich nun doch viele ſonſt fromme und achtungswürdige Männer, welche dieſes tauſendjährige Reich, mit den ſinnlichſten Farben einer ganz irdiſchen Glückſeligkeit ausmahlten, und ſo der für die Menſchheit und die Zeit ſo nothwendigen prophetiſchen Warnung, ſo wie dem Ideale von dem Reiche der göttlichen Wahrheit, ihre Grundlage und allen Glauben entzogen; oder auch mit übereilter Erwartung und in ganz falſcher Anwendung ſich und andre, wie es auch in der nachfolgenden Welt-Periode oft genug geſchehen iſt, zur Unzeit beunruhigten, da doch die lange Reihenfolge jener dort für das Chriſtenthum angedeuteten Entwicklungs-Perioden ſie ſchon hätte aufmerkſam machen ſollen, und eines andern belehren können. Das Weſentliche aber und die Hauptſache, was jener chiliaſtiſchen Uebereilung der damahligen und auch aller nachfolgenden Zeiten entgegenſteht und entgegengeſetzt werden muß, iſt die nothwendige Beſcheidenheit und Beſchränkung des chriſtlichen Urtheils in allem, wo vom verborgenen göttlichen Rathſchluſſe die Rede iſt; es mag nun den Einzelnen oder auch das ganze Menſchengeſchlecht angehen. Es könnte nichts erdacht werden, was mehr ſtörend und zerſtörend für das ganze Leben wäre, als wenn der einzelne Menſch lange vorher, und gleich von Anfang aus, Tag und Stunde ſeines Todes beſtimmt vorher zu wiſſen vermöchte; und ein größeres Unglück könnte ihm im Ganzen genommen nicht widerfahren, als wenn eine ſolche Offenbarung für ihn denkbar und möglich wäre. Eben das gilt natürlich auch von der Welt überhaupt, wo es ebenfalls nur große Verwirrung veranlaſſen könnte. Indeſſen, ſo wie wenn ein Kranker ſich in großer Gefahr befindet, bei immer zunehmenden tödtlichen Symptomen, obwohl niemand, und auch kein Arzt, ſondern nur Gott allein eigentlich beſtimmt wiſſen, und mit Gewißheit entſcheiden kann, was mit ihm geſchehen ſoll und wird, doch jeder Freund alsdann wünſchen wird, daß der

Kranke ſeiner ſelbſt inne werden, die Gedanken mit Gott vereinigen, und ſein Haus in Ordnung bringen möchte; ſo laſſen ſich auch wohl Fälle denken, wo nach dem gewählten Gleichniſſe eben dieſes auch auf das Menſchengeſchlecht im Ganzen vollkommen anwendbar ſein würde.

So war denn nun das erſte Chriſtenthum wie eine vom Himmel herabgekommene zarte Lichtpflanze auf dem römiſchen Grund und Boden in dieſer ehemahls ſo glänzenden Welt aufgewachſen. Für die weitere Entwicklung dieſes himmliſchen Saamenkorns aber, und die Geſtaltung der chriſtlichen Reiche und Völker in der äußern Wirklichkeit, muß man geſtehen, daß die ſtarke und weiſe Hand, welche die Schickſale der Menſchen und der Völker, den Lauf der Zeiten und den Gang der Dinge lenkt, damahls zunächſt ſehr gewaltſame, und wenn man es in dem Sinne der Heilkunde ſo nennen dürfte, faſt etwas heroiſche Mittel herbeizuführen, für nothwendig gefunden hat. Der Grund davon iſt ohne Zweifel allein darin zu ſuchen, daß das Menſchengeſchlecht im Ganzen genommen, immer noch, wie ſehr auch einzelne große und heilige Seelen in der Geſchichte dieſer Entwicklung zu loben ſind, oder geprieſen werden mögen, jenem erſten göttlichen Impuls, der mit dem Chriſtenthume der Menſchheit gegeben war, nur ſehr ungenügend und äußerſt unvollkommen entſprochen hatte; und ſchon ſo bald und ſchnell wieder in den mannichfachſten furchtbaren Zwieſpalt hinabgeſunken und verfallen war. Denn kaum war jene nordiſche Völkerfluth über den neu aufblühenden Garten der Chriſtenheit hereingebrochen; wovon, wie heilſam auch die entfernteren Folgen, und endlichen Reſultate ſein mögen, und als ſolche die Erklärung dieſer ganzen Epoche in einer Theodicee der Geſchichte nicht ſo gar ſchwer fallen dürfte, der erſte Eindruck, und die nächſte Wirkung doch nicht anders als erſchreckend und verheerend ſein konnte; ſo kam auf der andern, morgenländiſchen Seite jener große arabiſche Weltbrand unter den aſiatiſchen Völkern zum Ausbruche, deſſen Flammen die Söhne der Wüſte mit ihrem neuen Propheten des Unglaubens, mit der ganzen vollen Begeiſterung der Zerſtörung über die erſchrockene Welt ausſchütteten.

Ich weiß nicht, wie man es dieſer Religion des übermüthigſten, und doch eigentlich inhaltsleeren Stolzes noch zum beſondern Verdienſte hat anrechnen können, den Glauben an den Einen allmächtigen Gott beibehalten und rein bewahrt zu haben. Daran glauben, wie die Schrift ſagt, auch die wilden Dämonen in der ewigen Finſterniß, ohne dadurch ſchon gebeſſert zu ſein; und überhaupt vermag nur eine ſchon ganz an der Welt und an ſich ſelbſt irre gewordne Unwiſſenheit dieſen erſten Anfang alles Glaubens zu vergeſſen und ganz in ſich auszulöſchen. Was aber ſonſt Rettendes, Verſöhnendes, Ausgleichendes, Liebevolles, Beſeligendes für die Menſchheit in der ewigen Wahrheit und in dem göttlichen Glauben an dieſe Wahrheit liegt, das alles fehlte in der Religion des Mahomed. Es giebt wohl keinen ſchneidenderen Gegenſatz, als dieſen ſtillen Anwachs des neuen, innern, höhern Lichte in dem erſten Chriſtenthume mitten unter Druck und Verfolgung, in Demuth und Gehorſam gegen jedes beſtehende Recht, und auch, den Glauben allein ausgenommen, gegen die denſelben anfeindende, ſonſt aber rechtmäßige irdiſche Macht, in unermüdlicher Geduld und Liebe; verglichen mit der fanatiſchen Eroberungsſucht, welche von Mahomed ausging, und dem ausdrücklichen Gebothe, dieſen neuen arabiſchen Einheitsglauben, mit Feuer und Schwert, zerſtörend nach-allen vier Weltgegenden hin über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Statt für den innern Zwieſpalt und alten Streit über das gegenſeitige Verhältniß und Recht der weltlichen und der geiſtlichen Macht, aus der abendländiſchen Geſchichte und in der hiſtoriſchen Erforſchung und Darſtellung derſelben nur immer neuen Stoff und Anlaß herzunehmen und hervor zu ſuchen; ſollte man lieber ſich in der Geſchichte des alten Chalifats und der arabiſchen Welteroberung gründlich belehren und anſchaulich überzeugen, aus welchem Geiſte des Abgrundes dieſe antichriſtliche Einheit und vollkommne Vereinigung der weltlichen und geiſtlichen Macht hervorgeht, von welcher furchtbaren Beſchaffenheit ſie ſelbſt iſt, und welchen grauenvollen Zuſtand der ſittlichen Menſchheit ſie herbei führt.

Mit der Schnelligkeit eines verheerenden Feuers verbreitete ſich dieſes Unheil über die aſiatiſchen Länder und über Afrika hinaus, bald auch das äußerſte Ende von Europa bedrohend. Als Mahomed ſtarb, war er Herr von Arabien, welches faſt von jeher von der übrigen Welt getrennt, in ſich abgeſchloſſen beſtanden hatte, mithin wenn das Unheil hier ſtehen geblieben wäre, auf die andern Nationen und Reiche weiter keinen ſo wichtigen welthiſtoriſchen Einfluß hätte haben mögen. Aber ſchon wenige Jahrzehende ſpäter, und noch unter ſeinen nächſten Nachfolgern, war ſchon das ganze Weſt-Aſien zwiſchen dem Tigris und Euphrat, bis an das mittelländiſche Meer, Syrien und Paläſtina, bis an den Taurus und die Gränze von Klein-Aſien erobert, bald auch ganz Nord-Afrika bis nach Spanien hinüber; und das römiſche Abendland, und das Reich der Perſer gleich ſehr bedroht. Ueberall aber war es Grundſatz der Mahomedaniſchen Sieger in den eroberten Ländern, jede Erinnerung an das Alte zu vertilgen, und allem eine ganz neue Geſtalt zu geben; d. h. mit andern Worten, alle höhere und beſſere Geiſtes-Cultur in dieſen einſt ſo blühenden Ländern von Grund aus zu zerſtören und bis auf die letzte Spur zu vertilgen.

Zwölfte Vorleſung.

Charakterſchilderung des Mahomet und ſeiner Religion, ſo wie der arabiſchen Weltherrſchaft. Neue Geſtaltung des europäiſchen Abendlandes, und Wiederherſtellung des chriſtlichen Kaiſerthums.

Seit uralter Zeit lebten die arabiſchen Hirtenſtämme unter ihren Emirn in der Unabhängigkeit der nomadiſchen Völker, doch nicht ohne Städte, wie der Karavanenhandel ſolche veranlaßt und bedarf für ſeine Züge durch die Wüſte, als Ruheplätze auf dem Wege von einer bewohnten Provinz zu der andern. Einzelne Gränzſtriche und Küſtenländer von Arabien hatten einige der ältern ägyptiſchen Pharaonen inne gehabt; das ganze Land aber haben weder die Aſſyrer, noch die Perſer, noch die macedoniſchen Herrſcher jemahls unterjocht oder erobert. Eben ſo wenig auch die Römer; nur in dem Zeitalter des Trajan, des letzten unter den römiſchen Herrſchern, der noch auf Eroberungen ſann, war ein kleiner Gränzſtrich des felſichten Arabiens in Beſitz genommen und als römiſche Provinz dem Reiche einverleibt. Gleich nach dem Trajan kehrte man aber zu dem friedlichen Syſteme des Auguſtus zurück, der für gefährlich gehalten und erklärt hatte, das Reich durch fernere Eroberungen noch mehr zu erweitern; und dem zu Folge ward denn auch dieſe arabiſche Provinz von den Römern wieder verlaſſen und frei gegeben. Dieſe alte Freiheit und Unabhängigkeit des Landes von fremden Eroberern und Herrſchern trug nicht wenig bei, das Selbſtgefühl der arabiſchen Stämme zu erhöhen. Sie leiteten ihr den Hebräern zunächſt ſtammverwandtes Geſchlecht, als Joktaniden her von Heber, der ſelbſt ein Stammvater des Abraham war, oder von Ismael, dem in der Wüſte gebornen Sohne Abrahams. Bei ſolchen freien, kriegeriſchen Hirtenvölkern iſt das Stammgefühl, der Stolz auf eine edle Abkunft und der gefeierte Ruhm des alten Geſchlechts, dann aber auch die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbende Feindſchaft unter den Stämmen, die nie zu löſchende Blutrache, das beſeelende und herrſchende Princip des einfachen Lebens, ja beinahe der weſentliche Inhalt deſſelben. Dieſer arabiſche Stamm-Charakter hat auf den Urſprung und die erſte Entwicklung der mahomedaniſchen Religion einen ſehr weſentlichen Einfluß gehabt, und ihr ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Auch hat dieſelbe bei den nomadiſchen Völkern, welche auf der gleichen Stufe eines ſchon mit dem Karavanenhandel verbundnen und ſtädtiſchen Anbau nicht ganz ausſchließenden, freien Hirtenlebens ſtehen, nicht bloß am leichteſten Eingang gewonnen, ſondern auch am tiefſten Wurzel gefaßt und findet hier gleichſam ſeine natürlichſten Anhänger. Eine ſolche iſt mehrentheils auch die Lebensweiſe der tatariſchen Völker in dem innern Aſien, oder auch die der Berberſtämme, der urſprünglichen Bewohner von Nord-Afrika, wenn gleich ſich dieſe keiner ſo alten Herleitung und edlen Abſtammung rühmen können, als die, welche den Arabern beigelegt wird. Im Vergleiche mit der römiſchen Ausartung, mit dem Verderbniſſe des byzantiniſchen Hofes, mit der aſſyriſchen Weichlichkeit und der Sittenloſigkeit der großen aſiatiſchen Städte, kann nun allerdings wohl jener in der alten Freiheit rein bewahrte arabiſche Stamm-Charakter unverdorbner und ſittlich edler erſcheinen. Eine große, moraliſche Kraft des Willens und Stärke des Charakters läßt ſich den Arabern auch in der erſten Epoche ihrer Geſchichte keineswegs abſprechen, und ſelbſt in der Periode der Entartung ſind dieſe Eigenſchaften noch an ihnen ſichtbar. Dagegen aber ſind in einem ſolchen Stamm-Charakter und alle ſittlichen Verhältniſſe beſtimmenden Stammgefühl, Stolz, Partheihaß und Rachgier die vorwaltenden Elemente des Lebens, und die Leidenſchaften, denen alles andre dienen muß oder aufgeopfert wird. Das innre Verderben des Menſchengeſchlechts, die tiefe Zerrüttung des ganzen Menſchenweſens, wird eben ſo ſehr beſtättigt durch die beſtändige Hinneigung der civiliſirten Völker zu einer weichlichen Auflöſung in den Sitten, oder durch den angebornen Hang zum geiſtigen Zwieſpalt bei den für das höhere Denken gebildeten Ständen und Zeiten, als durch den rohen Stolz und Haß ſolcher Stämme, die bloß von der Naturſeite angeſehen, leicht als unverdorbner und reiner in den Sitten, oder als ſtärker und edler im Charakter erſcheinen könnten. Bei den Arabern haben jene herrſchenden Stammgefühle und Leidenſchaften von Stolz und Haß, Zorn und Rache ſich auch beſonders in ihrer alten Poeſie kund gegeben, und bilden ganz weſentlich und hauptſächlich den Inhalt derſelben; da außer den Gleichniſſen, Räthſeln und Spruch-Sentenzen, wie die Morgenländer ſie lieben, eigentlich keine mythiſche Dichtung, wie bei den Indiern oder Griechen, mit zu dem Umkreis derſelben gehört, und überhaupt außer jener Begeiſterung der Leidenſchaft auch keine erfinderiſch fruchtbare Fantaſie darin gefunden wird. Einen dichteriſch entwickelten, oder wiſſenſchaftlich geordneten Polytheismus, wie die Indier, Aegypter, Griechen, hatten die alten Araber nicht. Ihre hiſtoriſche Stammſage hat mit der heiligen Ueberlieferung der Hebräer noch am meiſten Analogie, und ſtimmt in vielen Puncten mit ihr überein; da auch ſie, vom Semitiſchen Urſprung ausgehend an den Abraham und die andern heiligen Patriarchen der Urwelt ihren Urſprung anknüpft. Die Erinnerung an den reineren Glauben und die einfache Gottesverehrung jener patriarchaliſchen Vorzeit konnte daher auch bei den Arabern wohl noch nicht ganz erloſchen ſein; dagegen berichtet freilich der zuverläſſige Herodot, daß die Araber die aſſyriſche Venus unter dem Nahmen Alilath verehrt haben. Um aber eine ſolche Miſchung der Begriffe und der angenommenen Lehre begreiflicher zu finden, darf man ſich nur an die Zeit-

Epoche in der Geſchichte des hebräiſchen Volkes erinnern, wo dasſelbe die moſaiſche Offenbarung und Geſetzgebung längſt hatte, und auch die ganze jüdiſche Lebenseinrichtung darauf gegründet war, während ſtrenge und große Propheten ſie wiederhohlt und immerwährend warnten, ſie aber doch immer wieder dem Baal nachgingen, und dem Moloch ihre Kinder opferten. Auch zu Mahomeds Zeit und kurz vor demſelben war allerlei ſolcher Götterdienſt von den benachbarten, wo nicht jetzt, ſo doch ehemahls heidniſchen Völkern bei den Arabern eingedrungen. Zu gleicher Zeit aber lebten mehrere jüdiſche Stämme dort, und auch chriſtliche Gemeinden, beſonders von einigen morgenländiſchen Secten, vermiſcht und mitten unter ihnen. Der benachbarte chriſtliche Beherrſcher oder Neguſch von Aethiopien hatte überhaupt vielen Einfluß unter den arabiſchen Stämmen und Gemeinden. Gegen allen heidniſchen Götterdienſt, ſo wie gegen alle Bilderverehrung fühlte Mahomed eine innere Abneigung; wohl aber mag es ſein, wie ein großer Hiſtoriker dafür hält, der ihn im Ganzen nicht ungünſtig beurtheilt, daß die jüdiſche Erwartung eines Erretters und Propheten, der noch kommen ſollte, ſehr ſtark auf ſein Gemüth und ſeine Einbildungskraft eingewirkt habe. So wie aber die Juden, damahls vielleicht ungleich lebhafter noch als ſpäterhin, Den erwarteten, welcher längſt gekommen war; ſo war dieß auch mit einigen chriſtlichen Secten der Fall, welche in gänzlichem Mißverſtande der nach ihrem eignen Sinne willkührlich ausgelegten Schrift befangen, glaubten, der heilige Geiſt und göttliche Paraklet, welchen der Erlöſer verheißen hatte, ſolle erſt noch kommen; ungeachtet der Heiland deſſen Ankunft gleich nach Seinem Hingange verheißen hatte, mit dem Hinzufügen, daß derſelbe ewig bei den Seinigen bleiben würde. Nun wußte zwar jeder, der ſich ein Chriſt nannte, aus den heiligen Schriften, von dem übernatürlichen Licht, welches gleich bei der erſten Verſammlung der von ihrem Haupte und Meiſter, wie ſie glaubten, verlaſſenen Apoſtel, über ſie gekommen war, und die bis dahin ſchwachen, in ſich ſelbſt unſichern, vor der Welt furchtſamen Schüler in von Gott erfüllte apoſtoliſche Männer, in demüthige aber ſtarke, und eben ſo heldenmüthige als erleuchtete Propheten der ewigen Wahrheit und der göttlichen Liebe umgewandelt hatte. Ganz ſichtbar war auch jener von Gott den Seinigen verheißne Beiſtand und Tröſter oder führende Paraklet, der ſich als ein Geiſt der Einſicht, Erleuchtung und Erkenntniß in den Geheimniſſen des Glaubens, als ein Geiſt der Kraft und des göttlichen Heldenmuthes im Leiden, an den Apoſteln und Märtyrern bewährt hatte, nun auch, nach chriſtlicher Anſicht, in den großen Kirchenlehrern und allgemeinen Concilien, der ſie leitende Geiſt der richtig urtheilenden und nur an der göttlichen Offenbarung feſthaltenden Weisheit geweſen. Dieß hinderte aber manche von jenen Sectenlehrern nicht, ſich ſelbſt in ihrer eignen Weisheit für dieſen auf das Elend der nachfolgenden Zeiten verheißenen Tröſter und Paraklet zu halten, oder doch von ihren Anhängern dafür halten zu laſſen. Die Vermuthung jenes großen Hiſtorikers, daß dieſe jüdiſch-chriſtlichen Erwartungen von einem noch kommen ſollenden Weltretter, Befreier und Lehrer der Zeit, oder neuen Propheten, wohl auf den Mahomed Einfluß gehabt und ähnliche Gedanken oder Einbildungen in ihm veranlaßt haben könnten, enthält eine Beſtätigung dadurch, daß ſich in dem Koran ſelbſt nicht ganz undeutliche Beziehungen und Anſpielungen auf die Idee des Paraklet finden, ſo wie auch auf eine übernatürliche, göttliche Kraft und Befeſtigung, unter derſelben bei den ſpätern Hebräern dafür gebräuchlichen Benennung, und mit dem dabei eigenthümlich ſanctionirten Worte. — Für die Araber zu ſeiner Zeit und kurz vor ihm war das größte Heiligthum der allgemeinen National-Verehrung, die Kaaba zu Mecca; eine einfache, heidniſche Wallfahrtskapelle, wenn man es ſo bezeichnen mag, mit dem von Alters her göttlich verehrten ſchwarzen Stein, welcher dort aufbewahrt ward. Die Anbetung oder abgöttiſche Verehrung eines ſolchen, ganz formloſen, oder als Kegel geſtalteten Steins iſt in dem alten Heidenthum nichts Fremdes oder Unerhörtes; auch in der griechiſchen Mythologie kommt dieſe Idee, nach helleniſcher Weiſe mannichfach fabelhaft ausgeſchmückt, vor; und beſonders fand ſie auch in dem Belus oder Baalsdienſte bei dem arabiſchen benachbarten ſyriſchen Volkes Statt. Die in den alten Geſchichten und Geſchichtſchreibern häufig genug erwähnten, vom Himmel gefallenen Steine, mögen wohl mehrentheils Anlaß und Gegenſtand dieſes beſondern Götzendienſtes geweſen ſein; und die Thatſache ſelbſt, wie es überhaupt mit den allgemein bezeugten Sagen des Alterthums jetzt oft geſchieht, iſt durch die bekannten Meteorſteine hinreichend beſtätigt, die auch für unſre neuere Naturkunde, obwohl chemiſch zerlegt und mineralogiſch nach allen Seiten unterſucht, immer noch ein in ihrer Entſtehung ziemlich räthſelhaftes Phänomen bleiben. — Mit der Bewachung und Beſchirmung dieſes Heiligthums, oder mit der Aufſicht über die Kaaba und jenen ſchwarzen Stein war nun der arabiſche Stamm, von welchem Mahomed entſprungen iſt, beauftragt, und ſetzte in dieſe ihm ertheilte Würde ſeinen höchſten Ruhm. Abraham ſoll nach der arabiſchen Sage die Kaaba zuerſt errichtet, die Amalekiten ſie dann erneuert haben. Als nun auch der mit dieſem hohen Ehrenamt damahls bekleidete Stamm der Koreiſchiten einen neuen Bau derſelben zu unternehmen hatte, wußte man erſt nicht, wie man den heiligen ſchwarzen Stein in die neu gebaute Mauer einfügen, und wer die Hand an das geweihte Werk legen ſollte; bis unerwarteter Weiſe durch Zufall geſchah, daß der fünfzehnjährige Jüngling Mahomed zu dieſer Ehre gelangte. Um ſo mehr darf man wohl dieſe von Alters her göttlich verehrte Kaaba, als ein wichtiges Hauptmoment unter den übrigen, ſein künftiges Leben beſtimmenden Jugendeindrücken dieſes außerordentlichen Mannes betrachten. Es iſt auch in der ganz ausgebildeten Religion der Mahomedaner jenes alte Heiligthum mit dem magiſchen Steinblock durch alle Jahrhunderte ein Gegenſtand hoher Verehrung geblieben, bis erſt zu unſrer Zeit die Wuth der Wechabiten gegen Mecca losgebrochen iſt, die, obwohl in andrer Richtung und Geſinnung, doch den alt-arabiſchen Charakter in ſeiner fanatiſchen Heftigkeit noch vollkommen treu darſtellen. Für den Mahomed und ſeine Lehre aber bildet jener ſchwarze alte Götzenſtein, ein bleibend charakteriſtiſches Merkmahl. In dieſer dem Volke heiligen Kaaba waren nun auch die ſieben höchſten Dichterwerke, welche vor allen andern den Preis erhalten hatten, in jener von Stolz und Haß begeiſterten alten Stamm-Poeſie der Araber, aufbewahrt und aufgehängt; und in dieſer nahm auch Mahomed eine der erſten Stellen ein, und gelangte weit früher durch ſeine, alle andern Mitbewerber weit überſtrahlende Poeſie zu hohem Ruhm und Anſehen, ehe er noch irgend daran dachte, als Prophet aufzutreten. Dazu faßte er den Entſchluß oder fühlte den innern Antrieb erſt in einem Alter von vierzig oder zwei und vierzig Jahren, nach langem, einſamen Aufenthalte in einer Höhle, in der von den Mahomedanern ſogenannten Nacht der göttlichen Rathſchlüſſe. Die Erſte, die an ihn glaubte und ihn als Propheten erkannte, war ſeine eigne Frau Chadidſche, welche als reiche Witwe durch ihre Hand ihn, dem ſein Vater nur fünf Kameele und eine pflegende Dienerin hinterließ, erſt zum wohlhabenden Manne gemacht und ihm einen unabhängigen Stand verſchafft hatte. Auffallend iſt dabei, daß er mehrentheils in den epileptiſchen Anfällen, an denen er litt, die wunderbaren Geſpräche mit dem Engel Gabriel hatte. Andre ſagen, er ſei mondſüchtig geweſen; und damit hängt wohl auch jene Erzählung zuſammen, wie er ſich ſeinen Anhängern in einem übernatürlichen Lichte verklärt zeigen wollte, und dieſe den Mond oder das Licht des Mondes ſich auf ihn herniederſenken, und bis unter ſein Gewand eindringend und ihn davon erfüllt werden ſahen. Die bei den Mahomedanern gebliebene Verehrung des Mondes, als National- oder vielmehr als Religionszeichen, kann vielleicht in einem älteren Aberglauben oder noch heidniſchen Götterdienſt der Araber ihren Grund haben. Es iſt ſchon von mehreren Hiſtorikern darüber geklagt, wie ſchwer es ſei, in der Geſchichte des Mahomed zur klaren Gewißheit zu gelangen, wegen der feindſeligen Beurtheilung auf der einen, der orientaliſchen Bewunderung auf der andern Seite. Wenn man aber auch nur den Schriftſtellern zu folgen rathſam findet, welche mit eigner Sprachkenntniß aus den arabiſchen Quellen ſchöpfen können; ſo findet ſich dann ſelbſt in dieſen vieles fanatiſch Verkehrte und in der unhiſtoriſchen Uebertreibung kaum Verſtändliche. Wenn man indeſſen ſelbſt von jenen allerdings vorhandnen Spuren und den darin liegenden Anſchein einer dämoniſchen Einwirkung und Einbildung, oder eines krankhaften Zuſtandes der Art ganz abſtrahiren will, ſo bleiben in den unbezweifelt hiſtoriſchen Thatſachen, Entſcheidungsgründe genug übrig, um ein ganz beſtimmtes Endurtheil über den Charakter des Mannes ſelbſt und ſeiner Religion fällen zu können. Obwohl bei den Arabern jener Zeit, ſo wie bei den alten Hebräern und bei den andern Völkern der damahligen Welt, die Meinung allgemein war, daß von einem Propheten übernatürliche Wirkungen zu erwarten ſeien, und eine höhere Wunderkraft zur Beſtätigung ſeiner göttlichen Sendung erfordert werde; ſo fand Mahomed doch für gut oder rathſam, zu erklären, Wunder ſeien für ihn deßwegen nicht erforderlich, weil er eigentlich gar keine neue Religion ſtiften, ſondern nur die alte, nähmlich die des Abraham und der andern Patriarchen in ihrer Reinheit wiederherſtellen wolle. Wenn wir nun auch nicht ſo beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe und Hinweiſungen hätten über den ahnungsvollen Glauben des Abraham und der andern Patriarchen des erſten Bundes, welcher ſie auf alle Geheimniſſe der Zukunft hinführte; ſo würde es ſchon an ſich wenig wahrſcheinlich, dem Gange und der Natur des menſchlichen Geiſtes gar nicht gemäß ſein, wenn man bei den frommen Altvätern jener grauen Vorzeit einen ſolchen ſogenannten reinen, eigentlich aber flachen und gedankenleeren Theismus, wie dieſen von dem angeblichen arabiſchen Reformator der Welt verkündigten, ſchon dort vorausſetzen wollte oder zu finden wähnte. Weit eher dürfte derſelbe nach dem innern Princip und von dem äußern National-Gewande der morgenländiſchen Sitte und Bilderſprache abgeſehen, der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, beſonders der ganz ſeichten und oberflächlichen, in der nähern Unterſuchung entſprechend gefunden werden; und hätte dieſe Philoſophie, wenn ſie aufrichtig und conſequent genug dazu geweſen wäre, nur den Muth haben ſollen, den Mahomed, wenn auch nicht als Propheten, doch wenigſtens als den wahren Reformator der Menſchheit und des

Glaubens, den erſten Verkünder und großen Lehrer der reinen Wahrheit, und den eigentlichen Stifter der geläuterten Vernunft-Religion laut anzuerkennen und öffentlich zu verehren.

Im Grunde würde auch ein ſolcher Allgemeinbegriff von Theismus und bloß negativem Einheitsglauben, als Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Vernunft-Theologie, vielmehr für ein Denk-Syſtem der Schule angemeſſen ſein, als es in dieſer Leerheit den Inhalt einer Religion bilden kann. Als ſolche und als Religion genommen, iſt die des Mahomed eigentlich weder alt noch neu, ſondern eines Theils ganz nichtig und inhaltsleer, andern Theils von gemiſchter Zuſammenſetzung. Neu iſt darin bloß die fanatiſche Eroberungsſucht, welche ſie lehrt und in der Welt verbreitet hat; alt aber das, was ſie aus der hebräiſchen Ueberlieferung oder aus der chriſtlichen Offenbarung entlehnt, oder mit Abſicht und Rückſicht auf die eine oder die andere aufgeſtellt, und etwa im Einzelnen aus der arabiſchen Sitte hinzugefügt hat. Als ganz im Anfange dieſer Religion und in dem erſten Partheienkampfe und Kriege über den Glauben an Mahomed, eine Anzahl ſeiner Anhänger zu dem chriſtlichen Beherrſcher von Aethiopien flüchten mußte, fragte ſie dieſer, ob ſie Chriſten ſeien. Sie führten einige Stellen an, aus den Sprüchen und Gedichten ihres Propheten über den Heiland, ſeine Geburt und die Jungfrau Maria. Er ſprach darin von der Geburt und dem Urſprunge des Heilandes, wie von einer gnoſtiſchen Ausſtrahlung oder Emanation der göttlichen Kraft; was freilich dem chriſtlichen Glauben an die Gottheit Chriſti gar nicht entſpricht, noch irgend Genüge leiſten mochte, wohl aber bei den Anhängern der einen oder der andern morgenländiſchen Secte auf den erſten Eindruck täuſchend wirken konnte. So günſtig aber auch dieſe einzelnen Aeußerungen auf den erſten Anſchein über das Chriſtenthum für die Unkundigen lauten mochten; ſo zeigt ſich in vielem auch wieder eine feindliche Abſicht gegen das Chriſtenthum. Vielleicht war ſelbſt das Verbot des Weins nicht ſo ſehr bloß als eine moraliſche Vorſchrift gemeint, die als ſolche eben nicht ſo ſtreng beobachtet ſein dürfte, als in der religiöſen Abſicht gegeben, um durch dieſe ausgeſprochne Verwerfung über den Wein, als den Einen weſentlichen Beſtandtheil des chriſtlichen Dankopfers, dieſes mit anzugreifen und dadurch eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ſeiner Lehre und dem Chriſtenthume zu ziehen. Den eigenthümlichen Geiſt und innern Charakter einer religiöſen Meinung muß man oft nicht ſo ſehr nach den ausgeſprochenen Worten der Lehre allein beurtheilen, als aus den in der Praxis geltenden Gebräuchen erkennen. Sehr auffallend wenigſtens in dieſer Hinſicht iſt die hergebrachte Gewohnheit, daß ein Jude, wenn er Mahomedaner werden will, zuvor die Taufe empfangen muß. So glaubte Mahomet alſo über dem Chriſtenthume zu ſtehen: und ſcheint dieſes als die zweite Stufe, das Judenthum als die unterſte und erſte, ſeinen Islam aber als die dritte und höchſte Stufe der Offenbarung betrachtet zu haben, oder wollte es wenigſtens ſo betrachtet wiſſen, während er doch gegen die Araber ſich bloß auf ihren erſten Stammvater und die Religion der Patriarchen berief. Ganz und durchaus bloß fanatiſch und ohne alle politiſche Nebenabſicht dürfte wohl ſein Charakter überhaupt nicht geweſen ſein; und wenn auch ein ſolcher feindlicher Hinblick auf die wahre Religion und ihre Geheimniſſe in ihm ſelbſt mehr nur unbewußt geweſen wäre; ſo konnte doch ein Anderer in ihm die beſtimmte argliſtige Abſicht dabei haben.

Dieſes war alſo nun die neue, oder wie der Stifter ſelbſt behauptete, die gereinigte alte Lehre des alles beſiegenden Islam und alles übertreffenden Glaubens, welchen dieſer angebliche Wiederherſteller der reinen Gottesverehrung des Abraham, und falſche Paraklet der mißverſtandenen Verheißung und eitlen Einbildung, der Welt verkündete und brachte: ein Prophet ohne Wunder, eine Religion ohne Geheimniß, und eine Moral ohne Liebe, welche den Blutdurſt befördert, und mit der entſchiedenſten Sinnlichkeit anfing und endigte. — Geſetzt auch, man wollte die erſte Grundlage dieſer Moral, die Wiedereinführung der Polygamie, in ſolcher Ausdehnung und in der damahligen Zeit, wo dieſelbe unter vielen Völkern ſchon förmlich abgeſchafft, bei andern außer Gebrauch gekommen war, mit der aſiatiſchen Sitte, dem klimatiſchen Bedürfniſſe, dem allgemeinen Vorurtheile der Nation oder wie ſonſt immer einigermaßen entſchuldigen: was ſoll man von einer Moral denken oder urtheilen, die doch eine göttliche zu ſein vorgiebt, und die dabei im Gegenſatze gegen den chriſtlichen Begriff von der reinen Seligkeit der ewigen Geiſter in der Anſchauung Gottes, zu welcher der unſterbliche Menſch ſchon hier ſtreben ſoll ſich vorzubereiten, um ihrer ſich nicht unwürdig zu machen oder verluſtig zu werden, kein andres Ideal von der höchſten Glückſeligkeit aufzuſtellen weiß, als einen unendlichen Harem und einen mit den ſinnlichſten Farben ausgemahlten himmliſchen Wolluſtgarten, der hier die ſonſt leer gelaſſene Stelle der unſichtbaren Welt einnimmt! Hinſichtlich auf den Nebenmenſchen iſt die einzige lobenswerthe Seite an dieſer Moral, die wir gern anerkennen und wünſchen wollen, daß ihr nicht bloß die chriſtliche Sittenlehre, ſondern auch die wirklich geltende Sitte und practiſche Ausübung unter den Chriſten darin nie nachſtehen mag, das Pflichtgeboth der Allmoſen. Außerdem aber geſtattet ſie nicht nur Haß und Rache, im Gegenſatze der dem Chriſten wiederhohlt verkündigten Lehre und tief eingeprägten Geſinnung, auch den Feinden zu verzeihen; ſondern ſie befördert und gebiethet ſogar unverſöhnliche Feindſchaft, ewigen Krieg und Mord, und den Glauben an dieſen blutbefleckten Propheten der Wolluſt und des Hochmuths über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Vielleicht ſind von allen heidniſchen Völkern auf der ganzen Erde, die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch, zuſammengenommen, den falſchen Göttern nicht ſo viele Menſchenopfer gebracht worden, als in dieſem neuen arabiſchen Götzendienſte mit dem hochgeprieſenen, antichriſtlichen Propheten gefallen ſind. Denn das Weſen der Abgötterei beſteht nicht in Nahmen und Worten, in Gebräuchen und Opfern, ſondern in der Sache und in dem, was im Leben wirklich geſchieht, in der unchriſtlichen Sitte und in der antichriſtlichen Geſinnung; und dieß iſt eben jener ſchwarze, alte Götzenſtein, von dem ich oben im ſymboliſchen Sinne ſagte, daß er in der Religion des Mahomed immerfort noch feſt ſtecke und ſtehen geblieben ſei. — Die Anfangs-Epoche des Mahomed und ſeiner Religion war auch nicht etwa ein Geheimniß des Glaubens, oder ein Punct der Lehre, ſondern ganz nach arabiſcher Weiſe der nun zum Ausbruche gekommene Krieg zwiſchen ſeiner Parthei und dem andern Stamm, welcher ihn nicht anerkennen wollte, und weßhalb er Anfangs von Mecca flüchten mußte. Er führte nun ſelbſt das Schwert in dieſer Fehde, und kämpfte tapfer mit gegen die Ungläubigen; die niederſtoßend, welche ihn nicht für einen Propheten hielten, um ſeine göttliche Sendung als durch die That und mit den Waffen in der Hand zu beweiſen. Er fand aber noch vielen Widerſtand, und hatte manche Parthei zu beſiegen, ehe er alle die verſchiedenen Stämme ſeiner Nation unter ſich gebracht hatte. Zehn Jahre dauerte es noch bis an ſeinen Tod, da er Herr von ganz Arabien geworden war; doch hatte er ſchon kurz zuvor ſehr übermüthige Schreiben an den Kaiſer Heraklius und an den großen König von Perſien geſchrieben, worin er ſie aufforderte, ihn anzuerkennen, und an ihn zu glauben. Beide antworteten mehr unſicher ausweichend, als geradezu abſchlagend; ſo groß war der Schrecken, welcher die Welt ſchon vor dieſer neuen Kraft der Hölle ergriffen hatte. Gleich nach dem Tode des Mahomed erhob ſich wieder ein großer arabiſcher Partheienkampf unter den Seinigen. Ali, der Schwiegerſohn des Propheten durch ſeine Tochter Fatime, von der einen, Abubeker, der Schwiegervater desſelben durch ſeine nachgelaſſene Witwe Aiſcha, von der andern Seite, an deſſen Stelle nachher Omar eintrat, ſtritten mit allen den Ihrigen um den Vorrang und die Herrſchaft; und dieſer blutige Familienzwieſpalt zerriß gleich zu Anfang die ſich eben bildende arabiſche Macht, und veranlaßte auch eine bis auf den heutigen Tag fortgeſetzte Religionsſpaltung unter der Geſammtheit der Mahomedaner. Eigentlich war es in ſeinem Urſprunge ein bloß perſönlicher und nicht etwa ein dogmatiſcher Streit, wie bei den chriſtlichen Partheien; da die Religion des Mahomed eigentlich keinen Stoff zu einem ſolchen darbiethet, und im Grunde keinen dogmatiſchen Inhalt hat, und überhaupt gar kein Dogma kennt, als jene beiden in den ſieben arabiſchen Worten der bekannten Glaubensformel enthaltenen; den einen bloß negativ gegen den chriſtlichen Begriff von der Dreieinigkeit gerichteten und gemeinten Ausſpruch von der ſich ohnehin von ſelbſt verſtehenden Einheit Gottes, und dann den angehängten Zuſatz von der göttlichen Sendung des Mahomed, welcher in der alles andre verachtenden und vernichtenden Verehrung, praktiſch genommen, eine neue Art von Abgötterei geworden iſt. Abubeker aber und Omar behaupteten allein die rechtmäßigen Chalifen und Nachfolger des Mahomed zu ſein; und da auch die Aliden einen ergänzenden Nachtrag zu den Ausſprüchen und Gedichten des Propheten, aus der mündlichen Ueberlieferung nicht anerkannten, ſo wurden ſie um ſo mehr von den andern für Schismatiker gehalten. In Perſien iſt bis auf den heutigen Tag die Parthei und Secte des Ali geltend; und da auch die alt-perſiſche Sage und National-Dichtung ſich hier zum Theile erhalten hat, und mit den mahomedaniſchen Begriffen in eigenthümlicher Weiſe vermiſcht worden iſt; womit ſich zugleich manche freiere und nicht ganz ſo beſchränkte Ideen entwickeln und Eingang gewinnen konnten: ſo mag es wohl ſein, daß bei genauerer Erforſchung hier ein ziemlich bedeutender Unterſchied des geiſtigen Charakters, ſich in der Vergleichung von beiden ergeben würde; wenn auch nicht ſo ſehr in den Religionslehren, wozu es hier im Grunde an dem Gegenſtande fehlt, als überhaupt in der Weltanſicht und Lebensgeſinnung

Die Fortſchritte der arabiſchen Weltherrſchaft und Eroberung wurden aber durch jenen inneren Zwieſpalt nicht gehemmt. Fünf Jahre nach dem Tode des Mahomed oder fünfzehn Jahre nach der erſten Anfangs-Epoche der Hegira ward Jeruſalem durch die arabiſchen Waffen erobert, und im achtzehnten Jahre der Hegira ward Aegypten mahomedaniſch. Noch vor dem dreißigſten Jahre derſelben war die Eroberung des perſiſchen Reichs vollendet, und war der letzte große Perſer-König aus dem Geſchlechte der Saſſaniden, Jezdegerd, in fremden Ländern umherfliehend und Schutz und Hülfe ſuchend, umgekommen. Im Jahre 50 der Hegira bedrohten und umlagerten arabiſche Schiffe Konſtantinopel, welches ſeine Rettung größtentheils nur dem griechiſchen Feuer verdankte. Im Jahre 90 nach ihrer Zeitrechnung, während auf der andern Seite ihre Eroberungen ſich ſchon über Indien ausdehnten, machten die Araber dem weſtgothiſchen Reiche in Portugall und Spanien ein Ende und wurden Herren der ganzen heſperiſchen Halbinſel; bis auf die unzugänglichen Gebirge, in welchen einige übrig gebliebene Flüchtlinge aus dem vorigen gothiſchen Herrſcherſtamm, und den alten Landesbewohnern ſich feſtſetzten, um dann von hieraus einen Freiheitskampf zu beginnen, der bis zur endlichen Eroberung von Granada und völligen Vertreibung der Mauren aus ganz Spanien noch an achthundert Jahre gedauert hat. Nach dem Untergange der erſten Chalifen Dynaſtie der Ommiaden bildete ſich unabhängig und losgetrennt von den ihnen in der Herrſchaft nachgefolgten Abbaßiden ein eignes Chalifat in dem arabiſchen Spanien, welches mehrere Jahrhunderte daſelbſt fortgedauert hat. Kaum hatten die Araber die Eroberung von Spanien vollendet, ſo trachteten ſie auch nach Frankreich und den dortigen weſtgothiſchen und burgundiſchen Ländern. Aber hier ward ihren Fortſchritten ein Ziel geſetzt, durch den großen Sieg des fränkiſchen Helden Martell zwiſchen Tours und Poitiers, über den Abderrhaman, der in der Schlacht mit der Blüthe ſeines Heeres fiel, zwanzig Jahre nach der Eroberung von Spanien, hundert und zehn Jahre nach der mahomedaniſchen Anfangs-Epoche; und ward die abendländiſche Chriſtenheit alſo von der drohenden Gefahr des völkerverwüſtenden Islam befreit und durch Karl Martell errettet. In Aſien ſelbſt aber gründete ſich die arabiſche Weltherrſchaft nur immer feſter; und der zweite Abbaßide, Almanſur erbaute als große Hauptſtadt des unermeßlichen Reichs, Bagdad, oder das neue Babylon, nicht weit von der Gegend, wo das alte gelegen war.

Dieſe neue Lehre und Weltherrſchaft war auch eine Art von arabiſcher Völkerwanderung, wie denn nach Spanien ein nicht unbeträchtlicher Theil von mauriſcher Bevölkerung gekommen iſt; und hat dieſe arabiſche Völkerwanderung in Aſien und Afrika, einen noch viel ausgedehnteren Einfluß in Herrſchaft und Sprache, Sitten, Verfaſſung und Geiſtesbildung gehabt als die germaniſche in den abendländiſchen Provinzen. Mit der arabiſchen verglichen, in Hinſicht auf die Gewaltſamkeit des erſten Urſprungs und Anfangs, und die zerſtörenden Wirkungen auch für den Geiſt und die höhere

Cultur, und die ganze durchaus deſpotiſche Staats- und Lebensform, welche dieſe überall mit ſich führte, erſcheint die germaniſche Völkerwanderung faſt als eine, wenn auch anfangs bewaffnete, doch im Ganzen mehr und mehr friedliche Anſiedlung, was ſie auch wurde, nachdem der erſte chaotiſche Zwiſchenzuſtand vorüber war, und die neuen Ankömmlinge mit den alten Bewohnern durch das Chriſtenthum immer inniger mit einander verbunden und zuletzt ganz in Eins verſchmolzen wurden.

Nach der Verheißung, welche der Urheber des Chriſtenthums den Seinigen hinterlaſſen hatte, daß eine höhere Gotteskraft ſie immer begleiten, ſchirmen und führen, der helfende und rathende Geiſt der Wahrheit, der friedlichen Ordnung und des thätigen Eifers ihnen nicht entzogen werden ſollte; zeigte ſich dieſes wohl auch ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande eines chaotiſchen Uebergangs, wenn gleich unter einer andern Form wie früherhin und ganz nach dem Bedürfniſſe der damahligen Zeit, wo es zunächſt nur darauf ankam, die ſtürmiſch bewegten Lebens-Elemente in dieſer neuen Völkermiſchung friedlich zu ordnen, bis ſie, ruhiger geworden, ſich allmählig organiſcher geſtalten und befeſtigen konnten; und dann das wiſſenſchaftliche Erbtheil der abendländiſchen Ueberlieferung und Geiſtesbildung nicht ganz verloren gehen zu laſſen, um für eine künftige, freie und reiche Landes- und Geiſtes-Cultur den erſten Grund zu legen. Und dieſes durch den mildernden und belebenden Einfluß des Chriſtenthums zu bewirken, war auch das Ziel, die Aufgabe und das Werk der ausgezeichneten Geiſtlichen, Biſchöfe und Vorſteher, oder ſonſt apoſtoliſchen Männer deſſelben in den damahligen Jahrhunderten. Die beiden großen Päpſte, Leo und Gregorius leuchten hier beſonders hervor, und waren in dieſer anarchiſchen Zeit eine Säule und ein Schild für das bedrängte Rom und Italien, überhaupt für das ganze Abendland und die chriſtliche Wiſſenſchaft; und beide werden in ihren practiſch lehrreichen Schriften, noch den alten Kirchenlehrern, als die letzten derſelben beigezählt, Leo auch in der reineren Sprache und im Ausdrucke der beredſamen Kraft. An Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit waren ſonſt die ſpäter nachfolgenden Vorſteher und Biſchöfe, zwar den alten Kirchenlehrern zunächſt nicht zu vergleichen; dagegen vereinigten ſie mit der chriſtlichen Frömmigkeit den practiſchen Verſtand, der in der Noth des Augenblickes und überall das Rechte zu finden weiß. Die vom h. Benedictus ausgegangenen Kloſterſchulen waren freilich viel anders als das ägyptiſche Einſiedlerleben der erſten Chriſten und ganz nach dem Bedürfniſſe der Zeit und des Abendlandes eingerichtet; als Zufluchtsörter und Pflanzſchulen des wiſſenſchaftlichen Lernens und Denkens, beförderten ſie dennoch auch den Ackerbau und veredelten Anbau des Landes dabei, nicht minder als die Pflege des Unterrichts; und es iſt in vielen Werken zur Genüge dargethan, wie ſie in ihrem Jahrhunderte hindurch ſo weit über alle Länder verbreiteten Einfluſſe, ſich um die Geiſtes-Cultur des neuern Europa hohes Verdienſt erworben und eigentlich den erſten Grund dazu gelegt haben. Durch den Biſchof Bonifacius ward das Chriſtenthum nun auch im innern Deutſchland begründet und weiter angepflanzt; früher ſchon hatten andre vom heiligen Eifer beſeelte Männer, deren vierzig Papſt Gregor der Große dorthin geſendet, es nach Britannien gebracht; wo es Theils unter den Picten und Scoten, und den alten Bewohnern von Erin, Theils auch von den Sachſen in England mit vorzüglicher Begierde angenommen wurde. An wahrer chriſtlicher Frömmigkeit, und auch in Kenntniß und Wiſſenſchaft, ſo wie die damahlige Zeit ſie hatte, behauptete England in dieſer ſächſiſchen Periode vor Alfred dem Großen und bis auf ſeine Zeit beinahe den Vorrang vor allen andern Reichen und Provinzen des Abendlandes. Auch jener Apoſtel der Deutſchen, Bonifacius, urſprünglich Winfried geheißen, war von England ausgegangen; und unter den Schriftſtellern jener Zeit behauptet und beſtätigt auch Alcuin dieſen Vorzug in der Geiſtes-Cultur der chriſtlichen Sachſen in England. So äußerſt beſchränkt aber auch das ganze Abendland im Allgemeinen damahls in Kenntniſſen und in dem engen Umkreiſe ſeiner ganzen Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit war; ſo finden ſich Schriftſteller von eigenthümlichem Geiſte und Charakter und einem originellen innern Leben, in dieſer Zeit, worin ſich dieſelbe auf eine merkwürdige oder belehrende Weiſe abſpiegelt, faſt nur in dieſem Abendlande, wenn gleich in einem barbariſch gewordnen Latein, oder in einer erſt halb entwickelten romaniſchen Nationalſprache; dagegen die ſpäteren byzantiniſchen Schriftſteller mit ungleich größeren Hülfsmitteln und einer bei weitem reicheren Sprachkenntniß nur noch gelehrte Compilationen aufzuweiſen haben.

Aber auch chriſtliche Helden, Könige und Geſetzgeber ſtanden jetzt in dem Abendlande auf, unter den Franken und Sachſen, wie Karl der Große und eben jener Alfred, welche als Menſchen nicht fehlerfrei, und auch durchaus nur nach dem Maaßſtabe und Charakter ihrer Zeit zu würdigen und zu beurtheilen ſind, ohne deſſen Kenntniß ihr Geiſt gar nicht richtig erkannt, noch verſtanden werden kann; die aber in Krieg und Frieden, auch den Staat auf chriſtliche Begriffe und Geſinnungen feſter zu gründen und neu zu geſtalten bemüht waren, und zum allgemeinen Schutz und Schirm aller chriſtlichen Staaten und geſitteten Völker des europäiſchen Vereins gegen barbariſche Eroberer und innre Anarchie, das abendländiſche Reich als chriſtliches Kaiſerthum wiederhergeſtellt haben. Wenn man dieſe fränkiſchen oder ſächſiſchen Könige und Kaiſer, wie ſie tapfer und ritterlich, auch wohl ruhmbegierig, doch aber Friede ſuchend und Friede ſtiftend, das Recht ehrend, und die Geſetze gründend oder wiederherſtellend, auf der einen Seite mit der Eroberungs- und Zerſtörungswuth der arabiſchen Weltherrſcher und Chalifen, auf der andern Seite mit der faſt immer gleichförmigen Verderbniß des byzantiniſchen Hofes und mit dem rettungsloſen Verfall des konſtantiniſchen Reichs zuſammenſtellt, und die einzelnen höheren Geiſtesfunken in den Schriften des Abendlandes, mit der geiſtloſen Monotonie auch in den byzantiniſchen Geiſteswerken und in ihrer ganzen Geiſtesbildung, während doch die Griechen an Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft und dem ſchriftlichen Vorrath dazu, dem übrigen Europa noch immer ſo außerordentlich weit überlegen waren, ſo liegt darin die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge und Thaten oder Charaktere in der Wirklichkeit und in der practiſchen Ausführung, wegen der neben den ruhmwürdigen Eigenſchaften auch in dieſer Geſchichts-Periode ſich daran findenden Mängel und Flecken, einmahl vorzügſetzt — wohl die beſte Lobrede und Ehrenrettung des katholiſchen Abendlandes und ſeiner älteren Geſchichte. Die früher ſo häufige Verunſtaltung derſelben durch leidenſchaftliche Uebertreibung und bloße Parthei-Urtheile, iſt zwar immer noch ſchädlich wirkend, für uns aber eigentlich nicht mehr an der Zeit; da wohl der Augenblick gekommen ſein dürfte, wo wir von dem rechten Mittelpuncte aus, den älteſten Anfang und das gebildete Alterthum, dann die mittlere Geſchichte und neuere Epoche bis auf die Gegenwart und die noch im Werden begriffene Entwicklung der uns bevorſtehenden und ſchon herannahenden Zukunft, das eine wie das andere mit einem allgemeinen Blick mehr im Ganzen und vollſtändiger zu umfaſſen, und auch im Einzelnen richtiger zu beurtheilen und nach ſeiner Stelle im Zuſammenhange des Ganzen beſſer zu verſtehen, und nach dem uns von Gott gegebnen Maaßſtabe, der allein der wahre iſt, zu würdigen anfangen könnten und ſollten. Ohne Vorliebe und ohne Abneigung für das Einzelne, was aber etwas mehr iſt, als der würdige und größte unter allen alten Hiſtorikern, von dem dieſer Wahlſpruch herrührt, wirklich geleiſtet hat und in ſeiner Zeit und Anſicht zu leiſten vermochte. Denn man iſt nur im Stande, ſich über das Einzelne der eignen oder fremden Nation und Zeit zu erheben, durch die Erkenntniß des Ganzen und das Verſtändniß deſſelben, nach welchem dann auch ſogleich das Gefühl und der Eindruck von allem Einzelnen in den hiſtoriſchen Thatſachen feſt und ſicher beſtimmt wird; wozu aber ihm und ſeiner ganzen Zeit noch der Schlüſſel fehlte, den uns erſt das Chriſtenthum für die Weltgeſchichte und ihren innern Zuſammenhang gegeben hat, und den auch, wer ihn hier nicht zu finden weiß, überall ſonſt gewiß vergeblich ſuchen wird.

Eine ſteigende Autorität in der innern Adminiſtration der Stadt und des römiſchen Gebiethes hat ſich in dieſem Zeitalter der Anarchie und während der longobardiſchen Herrſchaft für die Päpſte aus den Zeitumſtänden ganz von ſelbſt entwickelt; ſo wie auch ein allgemeiner politiſcher Einfluß auf ganz Italien, der aber mehrentheils ſehr wohlthätig und nur erhaltend für den Frieden und den öffentlichen Wohlſtand wirkſam geweſen iſt. Ich muß hiebei bemerken, daß dieſe den Umſtänden und der ganzen Lage der abendländiſchen Welt in der damahligen Zeit ſo natürlich angemeſſne und hiſtoriſch begründete, politiſche Stellung und Macht jener Päpſte in der erſten Epoche des Mittelalters vorzüglich zuerſt von nicht katholiſchen Schriftſtellern in ein helleres Licht zur richtigen Beurtheilung iſt geſtellt worden; da bei den politiſchen Geſchichtſchreibern von der katholiſchen Seite die ſo mannichfach rege geweſene Discuſſion über die gegenſeitigen Gränzen und Rechte der oberſten weltlichen und geiſtlichen Macht faſt überall noch in zu lebhaftem Andenken ſteht, um nicht auch auf ihre Anſicht und Darſtellungsweiſe der längſt vergangenen Zeit zurück zu wirken, wodurch denn die Unbefangenheit des rein hiſtoriſchen Urtheils etwas getrübt wird.

Nach dem Umſturz der oſt-gothiſchen Herrſchaft in Italien hatte die Ungnade oder auch die Unzufriedenheit des byzantiniſchen Feldherrn Narſes die Longobarden nach Italien hereingerufen, die zwar nicht ſo ausſchließend zur Parthei der Arianer gehörten, indem ein Theil von ihnen und auch einzelne unter ihren Königen ſich zur katholiſchen Chriſtenheit bekannten, doch aber bei weitem nicht den edlen, milden Charakter der Gothen hatten, und deren Herrſchaft in Italien oft drückend empfunden ward. Doch ſchien alles dort erwünſchter und eher erträglich, nach dem Urtheil mancher ſonſt ſehr unbefangner Hiſtoriker, als die drohende Gefahr der byzantiniſchen Herrſchaft. Als in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts der griechiſche Kaiſer Conſtans II. mit den Longobarden in Italien Krieg führte, und in Folge dieſes Krieges auch Rom erobert wurde, war die Plünderung beſonders der alten Kunſtſchätze ſo groß und außerordentlich, daß man alle früheren gothiſchen Zerſtörungen und den Schaden, welchen ſie angerichtet hatten, für nichts achtete, gegen dieſe griechiſche Verwüſtung. Die Schiffe aber, welche alle jene geraubten Kunſtſchätze nach Conſtantinopel führen ſollten, fielen den Arabern in die Hände und gingen zu Grunde, ſo daß man nicht einmahl weiß, wo ſie hingekommen ſind. So wahr iſt es, daß das alte Rom, einzig und allein durch ſich ſelbſt und den innern Zwieſpalt des eignen Verderbens unterging, nicht aber durch die Deutſchen oder Gothen. — Als nun zu Anfang des achten Jahrhunderts die Herrſchaft der rohen Longobarden drückend, die der Griechen unter dem bilderſtürmenden Leo noch weit mehr verhaßt war, und ſich alle Städte und Provinzen gegen denſelben erhoben, da ward der römiſche Papſt, Gregor II. ohne weitere Verabredung und mit einmüthiger Uebereinſtimmung an die Spitze dieſes Bundes geſtellt, oder als das Oberhaupt deſſelben betrachtet; obwohl er, gegen Uebereilung warnend, und zum Frieden ermahnend, die Hoffnung einer friedlichen Ausſöhnung mit dem byzantiniſchen Kaiſer zu erhalten ſuchte. Das ſtrenge Verbot des Bilderdienſtes konnte nur da an ſeiner Stelle ſein, wo es nicht bloß eine andächtige Verehrung blieb, ſondern eine wahre Anbetung und Götterdienſt zu werden drohte, und wo eine ſtrenge Abſonderung von dieſem und von allen Gebräuchen der heidniſchen Völker, das erſte und nothwendigſte Erforderniß war, wie beim Moſes und ſeinem Volke und in jener alten Zeit. Jetzt aber, wo die mahomedaniſche Verwerfung und ſchnöde Verachtung aller heiligen Symbole und frommen Andachtsbilder in einem durchaus antichriſtlichen und gegen das Chriſtenthum in der öffentlichen Wuth oder in den heimlichen Anſchlägen gleich feindſeligen Sinne geſchah; konnte jene byzantiniſche Bilderſtürmerei und antiſymboliſche Verfolgungswuth, die doch in ihren weiteren Folgen und conſequent genommen, ſehr weit hätte gehen können und müſſen, nur als eine faſt ſinnloſe Anſteckung des die Zeit beherrſchenden Irrthums und geiſtigen Verderbens erſcheinen. Nun hat zwar dieſer leidenſchaftliche Zuſtand und die krankhafte Anſicht auch dort aufgehört; und es ſind die Griechen des byzantiniſchen Reichs, wie im Dogma ſo auch in den Gebräuchen, Chriſten und der altchriſtlichen Ueberlieferung getreu geblieben. Gleichwohl aber hat dieſer Bilderſtreit und die dadurch erregte Parthei-Leidenſchaft und neu angefachte Eiferſucht zwiſchen dem katholiſchen Abendlande und der morgenländiſchen Chriſtenheit nicht wenig beigetragen zu dem ganz zweck- und gegenſtandloſen Schiſma der letzteren und ihrer unſeligen Losreißung von der allgemeinen Kirche.

Der fortwährende Zwieſpalt zwiſchen den longobardiſchen Königen und dem griechiſchen Exarchat am adriatiſchen Meere, während deſſen die Päpſte zu Rom wohl den Beruf fühlten, die Protector-Würde oder Pflicht für das ganze bedrängte Italien zu übernehmen, aber nicht die Macht hatten, ſie wirklich in Ausführung zu bringen, zog ganz natürlich die Franken als Schiedsrichter, und die fränkiſche Schirmherrſchaft über Italien herbei, und wurde eben dadurch der erſte Anlaß zur Wiederherſtellung des abendländiſchen Reichs, und zur Errichtung des chriſtlichen Kaiſerthums gegeben; deſſen erhabene Idee eigentlich erſt aus der Sache ſelbſt, nachdem ſie ſchon geſchehen war, vollſtändig hervorgegangen iſt, da ſie vorher wohl von niemandem auch nur beſtimmt geahnet, geſchweige denn deutlich erkannt oder vollſtändig verſtanden worden wäre. Daher kann man auch an jenen Ereigniſſen, die ſich eigentlich ganz von ſelbſt, durch den Drang der Umſtände und der Zeiten und nach einem glücklichen Impuls des höhern Gefühls, alſo geſtaltet haben, weder die Schuld noch das volle Verdienſt irgend Jemandem beimeſſen; oder über das Rechtmäßige oder die Unrechtmäßigkeit irgend eines einzelnen mit zu dieſem Ganzen gehörenden Schrittes, noch jetzt aus der weiten Ferne einer ſo ganz anders gewordnen Zeit einen förmlichen Streit in juriſtiſcher Weiſe beginnen wollen. Kein Land ward übrigens ſo von mannichfachen Beherrſchern und unter ſich widerſtreitender Herrſchaft bedrückt, als dieſes ehedeſſen den ganzen Erdkreis unter ſein Joch beugende Italien. Gränzenlos war der Jammer in dem durch die Araber eroberten Sicilien, zu welcher Eroberung durch die Mißhandlungen der griechiſchen Statthalter und Gewalthaber der erſte Anlaß gegeben war.

Die Franken hatten ſich ſchon im dritten Jahrhundert nach Gallien hinübergewendet; ihre Herrſcher waren vom erſten Anfang des fränkiſchen Reichs dem Chriſtenthume beſonders anhänglich und ergeben; außerdem aber in ihrem politiſchen Benehmen gegen die andern ſtammverwandten Völker oder ſonſt benachbarten und in irgend einer Berührung mit ihnen ſtehenden Mächte practiſch-verſtändiger und planmäßig-conſequenter als irgend ein andres germaniſches oder gothiſches Volk ſich in der Beſitznahme und der ferneren Beherrſchung der römiſchen Provinzen erwieſen hatte. Von Anfang aus, an der katholiſchen Parthei und Geiſtlichkeit feſthaltend, Sieger in dem weſt-gothiſchen Reiche in Gallien, Herren der burgundiſchen Länder geworden, während ſie im innern Deutſchland fortwährend ihre Herrſchaft mehr zu erweitern und feſter zu begründen ſtrebten, wurden ſie nach dem großen Siege über die Saracenen und dem dadurch der ganzen Chriſtenheit gewonnenen und verliehenen Schutz und Schirm, ſchon durch die natürliche Lage der Dinge und den Drang der Umſtände und der Zeit, weit mehr als durch den Papſt und die Römer nach Italien berufen, nun auch hier die alte oder irgend ſonſt eine zeitgemäße Ordnung wiederherzuſtellen und die Anarchie zu beendigen. Das fränkiſche Reich ward von nun an immer mehr die größte Macht in dem ganzen Abendlande, und überhaupt der Mittelpunct der civiliſirten Welt in damahliger Zeit auch für die Weltgeſchichte; ſo wie unmittelbar nachher, und in einem noch höheren Maaße und größerer Ausdehnung es das chriſtliche Kaiſerthum des Mittelalters in Deutſchland und Italien geworden und geweſen iſt. Denn hier zeigt ſich vorzüglich der höhere Faden in der Menſchengeſchichte, an dem wir feſthalten müſſen; einerſeits die Lichtſpur einer mehr unmittelbaren, göttlichen Führung, und dann der, unter dem Andrang der äußern Begebenheiten oft gleichſam verdeckte und ganz verborgene Gang einer innern geiſtigen Entwicklung in Wiſſenſchaft und Sprache, Denkart und Geſinnung, der eben mit jener göttlichen Führung zuſammengenommen, das Weſen und den weſentlichen Inhalt und Gegenſtand in der Entwicklung der Menſchheit bildet. Die Monotonie des immer tiefer in Geiſt und Leben, in den Sitten wie in der Verfaſſung dahinſinkenden byzantiniſchen Reichs der Griechen, oder auch die weiteren Fortſchritte und innre Zerrüttung der arabiſchen Weltherrſchaft, mit den gewaltſamen Thron-Kataſtrophen oder kriegeriſchen Revolutionen und häufigen Dynaſtien-Wechſel, bei der nicht minder monotonen und ſich immer gleich bleibenden, deſpotiſchen Willkühr, als dem herrſchenden Princip des Ganzen, biethen von der einen wie von der andern Seite in der damahligen morgenländiſchen Welt, für den höheren Standpunct der allgemeinen Geſchichte wenig Intereſſe dar. Es iſt die allmählige Geſtaltung des chriſtlichen Staates, was in dieſer Welt-Periode der Menſchheit, nach dem fortſchreitenden Stufengange derſelben, ſo wie in der noch ſpätern, die Entwicklung der chriſtlichen Wiſſenſchaft, was den nach allen menſchlichen Schickſalen und Angelegenheiten wißbegierigen Blick an ſich zieht, und ihn faſt ausſchließend, oder doch vorzüglich auf dieſes europäiſche Abendland richtet, wo alles voller Leben und in beſtändiger Bewegung war. Die inneren Fehden, Theilungen und Zwiſtigkeiten der fränkiſchen Könige unter ſich, können freilich für das Ganze auch wenig oder nur ein ſehr untergeordnetes Intereſſe haben; es iſt die Idee und der Entwicklungsgang dieſes Ganzen, worin eigentlich das Belehrende liegt und gefunden wird. Manche Mängel oder Flecken finden ſich auch noch in der erſten Ausführung dieſer großen Idee; wie z. B. die Kriege Karls des Großen gegen die Sachſen, und die andern ähnlichen Kriege der früheren Franken-Könige in der vorangegangenen Zeit, da eine Verbreitung des Chriſtenthums in ſolcher Weiſe ſich kaum entſchuldigen, aber niemahls ganz rechtfertigen läßt. Die Entſchuldigung dürfte wohl am meiſten darin gefunden werden, daß eine Fehde zwiſchen nah verwandten Volksſtämmen, wie ein innerer Familienzwiſt, oft gerade am meiſten mit hartnäckiger Erbitterung gegenſeitig geführt zu werden pflegt. Indeſſen war doch der mit den Sachſen im Jahre 784 geſchloſſene Frieden für dieſe ſehr vortheilhaft geweſen; und der überaus blühende, ſtarke und glückliche Zuſtand des ganzen Reichs und auch der nord deutſchen Länder unter dem erſten Könige Heinrich von ſächſiſchem Stamm, beweiſt wenigſtens, daß doch das Uebel in ſehr beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen war, und keine ſo großen Folgen langer Verwüſtung hinter ſich gelaſſen hat. Bei dem Wechſel der Kapetinger und der Karolingiſchen Dynaſtie aber darf man nicht vergeſſen, daß jedes deutſche Königreich damahls noch nicht ganz abſolut erblich, ſondern dem größern Theile nach ein Wahlreich war; und daß nur der, welcher ſich als ein tapfrer, kluger und mächtiger Schirmherr für das Ganze und die Nation bewährte, der Mann ihrer Wahl ſein konnte. Man hielt die Monarchie weit mehr noch für ein Amt, einen Beruf und eine Laſt, als für ein Erbe und Eigenthum nach gewohntem Recht. Die Idee des Ganzen aber lag für das chriſtliche Kaiſerthum in dem Begriff einer großen Schirmherrſchaft über alle chriſtlichen Länder und Völker, aus dem Mittelpuncte einer auf das Recht gegründeten Macht, und die zuſammenhaltende Kraft dieſes Ganzen wurde vorzüglich in der Einheit der chriſtlichen Geſinnung geſucht oder vorausgeſetzt. Sobald dieſe fehlte, mußte das ganze Gebäude zuſammenbrechen; und hat auch in dem Conflict der ſpäteren Zeiten, das künſtliche Verhältniß eines bloß dynamiſchen Gleichgewichtes und einer allgemeinen republikaniſchen Staatengleichheit, ohne alle chriſtliche oder ſonſt irgend feſte Geſinnung, wie die Erfahrung lehrt, nur ein ſehr ſchlechtes Surrogat für jene altchriſtliche Staateneinheit und Völkerverbindung des europäiſchen Abendlandes abgeben können, und nur zu einer civiliſirten Verwirrung und künſtlichen Anarchie in der allgemeinen unchriſtlichen Sitten-Revolution geführt. Ein faſt heroiſches, oder ſoll man ſagen altväterlich naives Vertrauen auf dieſe als immerwährend vorausgeſetzte Einheit der Geſinnung zeigt ſich beſonders auch in der Theilung des Karolingiſchen Reichs, zu welcher Theilung das Princip freilich ſchon in dem alten Herkommen und Erbrecht der großen Familien lag; indem man auf dieſe Weiſe glaubte, das Bedürfniß eines nahen Herrſchers für die innere Verwaltung in einem nicht allzu großen Lande, mit der Einheit des Ganzen in der geſammten Monarchie vereinigen zu können. Daß ſelbſt ein Mann von ſo großem und beſonnenem Verſtande wie Kaiſer Karl, mit weit hinausgehender und durchdachter Vorſorge, dieſes zu erreichen für möglich hielt, und die Einheit des Ganzen zugleich mit der brüderlichen Theilung in gemeinſamer Mitherrſchaft und Unterordnung unter den Aelteſten und Erſten im ganzen Erbe erhalten zu können glaubte, ſollte eigentlich wohl ein großes Gewicht für uns Spätere haben, um nicht gar zu vorſchnell nach den Begriffen unſrer Zeit und Politik darüber abzuurtheilen. — Jene erſte beabſichtigte Theilung ward durch Todesfälle verhindert; die vollſtändige Trennung des ganzen Karolingiſchen Reichs in drei verſchiedne Theile kam erſt durch Ludwig den Frommen zu Stande, wo der beſtändige Bruderzwiſt unter ſeinen Nachfolgern, die Schwäche oder Leidenſchaftlichkeit ihres Charakters und andre Partheiungen, die nach der erſten Abſicht fort beſtehen ſollende Einheit freilich unmöglich machten, und in bleibender Theilung zur gänzlichen Abſonderung und Auflöſung des alten Frankenreichs führten, wo dann der Kaiſerthron an eine andre Dynaſtie kam.

Auf eine viel weniger unvollkommne Art, war in der älteſten deutſchen Monarchie, durch die vier großen National-Herzogthümer unter dem Einen König oder Kaiſer des Reichs, das Bedürfniß einer einheimiſch nahen und väterlich häuslichen Landesherrſchaft mit der mächtigen Einheit des größeren Ganzen in Uebereinſtimmung gebracht; ſo lange die Verbindung innerlich feſt blieb und bis auch hier der Zwieſpalt überhand nahm. Es war überhaupt auch damahls, obwohl meiſtens in andrer Form, ſo wie ſpäter, eine Theilung der Gewalten im Staate und in der bürgerlichen Geſellſchaft wie in der Kirche; die Einheit in der Theilung aber, oder mit und neben ihr, ſuchte man allein in der nationalen oder chriſtlichen Geſinnung, und ſo lange dieſe beſtand, hielt auch das Ganze zuſammen. Es iſt übrigens auch noch zu keiner Zeit eine Verfaſſungsformel oder Staatsmanier entdeckt oder aufgefunden worden, welche den Mangel der Geſinnung auf die Dauer ganz erſetzen könnte. In den damahligen National-Verſammlungen der kleineren und größeren Staaten, dem berathenden Vereine der Herzoge und Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Herren, Edlen und Freien, wozu dann die ſtädtiſchen Communen, ſobald ſie ſich entwickelt hatten, mit ihren Privilegien und Gerechtſamen, hinzukamen, liegt der erſte Grundkeim aller nachfolgenden Parlamente und alten Reichsverſammlungen, aller ſtändiſchen und ſtädtiſchen Rechte, Freiheiten und Corporationen. Alles dieſes geſtaltete ſich und beſtand damahls in ganz lokaler Art und Weiſe, nach der lebendigen National-Sitte, nicht auf eine Vernunft-Theorie von allgemeiner Gleichheit, ſondern auf ein poſitives Herkommen und individuelles Recht gegründet; die Einheit und den Fortbeſtand des Ganzen aber ſuchte man nicht in dem berechneten Gleichgewicht einer künſtlichen Form, ſondern in der heiligen Gewohnheit der alten Sitte, mit einem Worte in der Geſinnung. Auf dieſer Baſis der zuvörderſt chriſtlichen und dann auch nationalen Geſinnung ruhen alle chriſtlichen Staaten von ihrem erſten Anfange an; und ſo wie dieſelbe weggenommen wird, fallen ſie in ſich zuſammen. Die geiſtliche Macht war damahls wirklich eine ſolche und hatte ihren eignen großen Wirkungskreis; obwohl in ihren Gränzen und in den einzelnen Berührungs-Puncten noch nicht ſo ſtreng geſchieden wie nachmahls, neben der weſentlichen Herrſchaft und mit ihr zugleich und zuſammen. Zum Beweiſe aber, daß auch in der getheilten Macht, die Einheit der Kraft und des Geiſtes in dem Ganzen möglich ſein kann, ſo lange die Geſinnung die rechte und auch im Leben chriſtlich Eins iſt; darf man nur an die hiſtoriſche Thatſache erinnern, daß alle chriſtlichen Reiche und Staaten aus einer ſolchen glücklichen Uebereinſtimmung der geiſtlichen und der weltlichen Macht hervorgegangen ſind und von daher ihren Urſprung genommen haben, und daß dieſes die Grundlage geweſen, auf welcher ihre Dauer beruhte. Und ſo lange beide im Einklang waren und in Harmonie blieben, war auch die Zeit gut, Friede und Gerechtigkeit im Zunehmen, und auch der Wohlſtand der Völker geſegnet und blühend. Das Chriſtenthum, ſagt ein großer Hiſtoriker, der ſonſt wohl mehr eine Vorliebe für das Alterthum oder auch für das Morgenland hat, aber nach ſeinem umfaſſenden Verſtande auch dieſes, welches uns als das Erſte gilt, oft ſehr richtig zu würdigen weiß, das Chriſtenthum war der electriſche Funken, der jene kriegeriſchen Völker des Nordens zuerſt weckte und ſie für eine höhere Geiſtesbildung empfänglich und fähig machte, und auch die aus der Miſchung entſtandenen neuen Nationen zuerſt in Charakter und Verfaſſung ordnete und ihre Form begründete. Und dieſem kann man noch hinzufügen: es war auch die zuſammenhaltende Kraft für das Ganze aller abendländiſchen Völker und Reiche, nicht bloß im Staat und im Leben, ſondern auch in der Denkart und Erkenntniß. Die Kirche war wie das ſchirmende Dach und alles umfaſſende Himmelsgewölbe, unter deſſen Obhut jene kriegeriſchen Völker ſich unter einander friedlich zu ordnen und geſetzlich und rechtlich einzurichten und zu geſtalten begannen. Auch die Pflege des Unterrichts, das Erbe der Kenntniſſe, die Beſorgung der Wiſſenſchaft und Entwicklung des Geiſtes, war ihren ſchirmenden Händen in Verwahrung gegeben und noch ganz in dem Umkreiſe der chriſtlichen Lehranſtalten beſchloſſen. Wenn auch nur von ſehr beſchränktem Umfang, doch für das damahlige Maaß der Kräfte und der Bildung, da man in dieſer nicht alle Stufen mit Einem Schritt überſpringen, ſondern nur eine auf die andre folgen kann, genügend, war die Wiſſenſchaft wenigſtens nicht ſo bloß in der Gelehrten Stube oder in Bibliotheken ungebraucht vergraben, wie ſpäterhin, oder wie zum Theil ſelbſt damahls, nähmlich bei den ſpäteren Griechen. Das Wenige, was man hatte, wurde in dem thätigen Abendlande, nach dem ihm und der beſſern damahligen Geiſtlichkeit eignen practiſchen Verſtande und Sinne überall fruchtbar auf das Leben angewandt. Denn es war auch das Wiſſen damahls noch nicht, wie in der ſpätern Periode ſeiner ſtolzen Uebermacht, mit dem reinen Glauben und mit dem wirklichen Leben ſelbſt in feindliche Oppoſition getreten; wo mithin die nützlichen Kenntniſſe und heilſamen Gedanken, wie ein erfriſchender Thau und befruchtender Regen auf das volle Erdreich jenes im Krieg und Frieden, in Künſten und Gewerben ſo mannichfach bewegten Lebens, nicht wie eine überſchwemmende Fluth, ſondern in mildem Strom von dem das Ganze umwölbenden Himmel des Glaubens niedergingen.

Dreizehnte Vorleſung.

Erſte Geſtaltung und feſtere Begründung des chriſtlichen Staates in der neuen Zeit, nach dem chriſtlichen Begriff des deutſchen Kaiſerthums.

Die erſten drei Jahrhunderte ſeit dem Anfange der neuern Geſchichte und unſerer chriſtlichen Zeitrechnung bilden die Epoche, wo ſich mit dieſem zweiten Fiat in der Schöpfung, das Licht des Chriſtenthums in dem ganzen damahligen römiſchen Weltreiche verbreitete, und mit Conſtantin endlich nach langen Verfolgungen ſich erhebend, aus der bisherigen Unterdrückung auch äußerlich ſiegreich hervorging. Die zweite Epoche von fünfhundert Jahren umfaßt den chaotiſchen Zwiſchenzuſtand in der Weltgeſchichte, oder den Uebergang aus dem untergehenden Alterthum zu der ſich aus dieſem ſeinen Untergange bildenden neuen Zeit, die gährende Miſchung ſo vieler und verſchiedenartiger durch einander fluthenden Geſchichts-Elemente. Als endlich die Ungewitter ſich entladen hatten, der Sturm ſich legte, die Wolken ſich zertheilten, und nun das reine Himmels-Firmament des chriſtlichen Glaubens der Entwicklung eines neuen Lebens zum ſchirmenden Obdach dienen konnte, und nachdem die wilden Waſſer in jener gewaltigen Völkerfluth ſich mehr und mehr zu verlaufen anfingen; da bildeten alsdann die germaniſchen Stämme mit der romaniſchen Grundlage in Eins verſchmolzen, den feſten Boden, aus welchem die neuen europäiſchen Nationen aufwuchſen und hervorgingen; nachdem mit Karl dem Großen das ſichre Fundament gelegt war, auf welchem das Gebäude des chriſtlichen Staats ruhen, und derſelbe ſeine weitere Entwicklung gewinnen und ſeine vollkommene Geſtaltung erreichen mochte. Auf dieſem Fundamente des chriſtlichen Staats und des chriſtlichen Lebens und unter dem Obdache jenes leuchtenden Sternenhimmels des göttlichen Glaubens und unter ſeinem beſeeligenden Einfluſſe mußte und ſollte nun aber auch die menſchliche Wiſſenſchaft, aus dem geringen Anfange des nach allen Zerſtörungen noch übrig gebliebenen Erbtheils menſchlicher Kenntniſſe und alter Bildung, ſich mit neuer Kraft zum vollen Wachsthume entfalten, und mehr und mehr eine chriſtliche und göttliche werden. Dieſe neue Entwicklung des Lebens im chriſtlichen Staate, ſo wie des Geiſtes in der chriſtlichen Wiſſenſchaft, iſt der eigentliche Inhalt der dritten Epoche der neuern Geſchichte, welche die auf die erſten drei und zweiten fünf nachfolgenden ſieben Jahrhunderte, von Karl dem Großen bis auf die Entdeckung der neuen Welt, und bis auf die letzte Periode des Kampfs umfaßt. Daß aber auch jene ſieben Jahrhunderte der innern chriſtlichen Entwicklung der neuern Nationen mit dem mannichfach reichen und vollen Wachsthum der Kraft und des Lebens zugleich auch ſchon eine Periode des Kampfes im Staate und in der Wiſſenſchaft geweſen ſind, daß auch in dem einen wie in dem andern Gebiethe dem Chriſtlichen noch vieles Unchriſtliche ſchädlich und ſtörend beigemiſcht war, ihm hemmend und feindlich entgegen trat; das verſteht ſich hiſtoriſch genommen ganz von ſelbſt, ſo wie auch, daß das eine oder das andre Element zu erkennen und zu unterſcheiden, ihr gegenſeitiges Verhältniß zu beſtimmen und zu verſtehen, hier die eigentliche Aufgabe des welthiſtoriſchen Urtheils bilden muß. Die Entwicklung des chriſtlichen Staats und der Anwachs der chriſtlichen Wiſſenſchaft ſind alſo der eigentliche Inhalt in dieſer Periode der Weltgeſchichte, ſobald nähmlich dieſe nicht bloß als eine Univerſal-Sammlung aller vorhandnen und möglichen Special-Geſchichten betrachtet wird, ſondern nach dem philoſophiſchen Standpuncte eine wahrhaft allgemeine ſein, und nur was ſich von der Menſchheit ſelbſt und dem Stufengange ihrer Entwicklung hiſtoriſch erkennen und wiſſen läßt, zum Gegenſtande haben ſoll. Dabei müſſen denn natürlich alle andern hiſtoriſchen Zwecke, wie die beſondre Vorliebe für eine einzelne Nation oder das eigne Vaterland, die practiſche Beziehung auf die politiſchen Verhältniſſe des einzelnen oder auch mehrerer und aller noch beſtehenden Staaten, die Rückſicht auf den merkantiliſchen Wirkungskreis und deſſen fortſchreitende Erweiterung oder auf die Fortſchritte der bloß materiellen Gewerbe-Cultur, und was etwa ſonſt noch in Beziehung auf Literatur und Sprachkunde oder auch in artiſtiſcher Hinſicht der Gegenſtand der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit und Wißbegierde, oder einer ſpeciellen, an ſich in dieſer beſondern Sphäre vielleicht ſehr anziehend lehrreichen und mannichfach nützlichen Unterſuchung ſein mag, entweder ganz wegfallen; oder es darf alles dieſes doch nur eine ſehr untergeordnete Stelle einnehmen neben dem, was für die Philoſophie der Geſchichte die Hauptfrage bleibt, und kann nur, in ſo fern es auf dieſe eine Beziehung hat, in Erwähnung kommen. In den erſten Zeiten der älteſten Welt-Periode iſt es oft ſchwer, grade über das, was das allein oder wenigſtens vorzüglich Wiſſenswürdige wäre, eine faktiſche Sicherheit, ganz beſtimmte Auskunft und hiſtoriſche Gewißheit zu erhalten; in der neuern Welt-Periode hingegen iſt es die weit ſchwerere Aufgabe, aus der unermeßlichen Menge und Mannichfaltigkeit alles deſſen, was ſich hiſtoriſch wiſſen und auch wohl zur hiſtoriſchen Gewißheit bringen läßt, dasjenige rein auszuſondern, was in Beziehung auf das Ganze das eigentlich Wiſſenswürdige iſt, und den allgemeinen Standpunct, unter dem Andrange aller dieſer Einzelnheiten, im richtigen Gleichgewichte und Verhältniſſe gegen dieſe feſt zu halten und rein zu bewahren.

Weit entfernt aber, alles dasjenige, was ſich in dieſer Periode des chriſtlichen Mittelalters in der Entwicklung und Geſchichte des Staats, oder auch der Wiſſenſchaften, überhaupt bei den neuern Nationen auch in der letzten Periode, merkwürdig Charakteriſtiſches oder epochemachend Bedeutendes zugetragen hat, bloß weil es hier in dieſem Gebiethe der chriſtlichen Welt- und Völſer Sphäre ſich vorfindet, ſchon darum mit zu der chriſtlichen Geſtaltung des Staats oder der Wiſſenſchaft zu rechnen; müſſen wir die Idee des einen wie der andern ſo rein zu erfaſſen ſtreben, daß auch das Beſte und Edelſte, was ſich in der einen oder der andern Beziehung in der hiſtoriſchen Wirklichkeit dafür darbiethen mag, nach der menſchlichen Unvollkommenheit vielleicht mehrentheils nur als ſchwache Annäherung, gegen den chriſtlichen Begriff und die Forderung ſelbſt gehalten, erſcheinen wird; nicht etwa nach dem unerreichbaren Maaßſtabe eines erkünſtelten Ideals, ſondern nach dem einfachen Begriffe der reinen chriſtlichen Wahrheit. Obwohl nun beides, das öffentliche Leben und die herrſchende Denkart und Geiſtesbildung, ſich eigentlich nicht ganz trennen und nicht überall ſich alles ſo ſcharf ſondern läßt, wegen der durchgängigen innigen Verbindung, und des gegenſeitigen hiſtoriſchen Einfluſſes von Staat und Wiſſenſchaft: ſo werden wir doch, weil dieſes das Fundament auch für die geiſtige Bildung darboth, und auch hiſtoriſch das früher Begründete war, dieſer hiſtoriſchen Ordnung folgend, zunächſt von dem chriſtlichen Staate ausgehen. Für den Begriff desſelben, will ich hier, wo es nicht auf ein höchſtes Ideal der vollendeten Vollkommenheit ankommt, und eigentlich auch nicht um einen mit der größten Schärfe ſcientifiſch beſtimmten Begriff von dem chriſtlichen Staate, für welchen es wenigſtens hier, wo nicht überhaupt für die Zeit und in der Welt noch zu früh ſein möchte, ſondern bloß um einen hiſtoriſchen Umriß dieſes Begriffes zu thun iſt, nur bemerken: daß der chriſtliche Staat vor allen Dingen doch nur ein ſolcher ſein kann, der auf einer religiöſen Grundlage in der Geſinnung beruht. Denn ohne Geſinnung läßt ſich eine ſolche Beziehung auf die Religion durchaus nicht denken; und würde dieſelbe, rein äußerlich und bloß factiſch genommen und durchgeführt, auch keine religiöſe mehr ſein. Der Staat aber, der auf einer religiöſen Grundlage beruht, oder der chriſtliche, iſt eben dadurch ſchon ein hiſtoriſch bedingter, der mithin alles Abſolute der despotiſchen Willkühr oder unbedingten Partheiherrſchaft ſchon aus ſeinem erſten Begriffe ganz ausſchließt. Sodann aber iſt dieſer, auf der religiöſen Grundlage beruhende Staat ein ſolcher, in welchem die Geſinnung, der perſönliche Geiſt und Charakter das Erſte, Weſentliche und Herrſchende ſein ſoll, nicht aber der todte Buchſtabe und die ſchriftliche Wortformel irgend einer künſtlichen Verfaſſung. In dieſer letzten Hinſicht mag man ſagen, daß der chriſtliche Staat ſich überwiegend hinneige zu der monarchiſchen Einrichtung; denn in dieſer iſt die geheiligte Perſon des Königs, der Charakter des Herrſchers, der Geiſt ſeiner Verwaltung, das Vertrauen auf ſeine Perſon, und die Liebe zu dem angeſtammten Königshauſe, das Weſentliche, die beſeelende Kraft und das belebende Princip des Ganzen. In der Republik aber ſoll nicht die Perſon, ſondern das Geſetz herrſchen, ja ſogar das geſchriebene Wort in der beſtehenden Form dieſes Geſetzes, iſt von der höchſten Wichtigkeit; und inſofern muß ſelbſt der todte Buchſtabe der Verfaſſung hier in einer gewiſſen Art faſt eben ſo heilig ſein, als in jenem andern Staate die nach dem göttlichen Rechte dazu beauftragte und geweihte Perſon. Weiter aber darf man in der Behauptung nicht gehen, als bis an dieſe Gränze, daß der chriſtliche Staat, als ein perſönlicher und auf der Geſinnung beruhender, überwiegend hinneige zu der monarchiſchen Verfaſſung, im Ganzen nähmlich; was aber manche republikaniſche Sitte und Einrichtung im Einzelnen gar nicht ausſchließt. Noch weniger aber darf jene Idee bis zu einer ſolchen negativen Uebertreibung ausgedehnt werden, als müſſe der chriſtliche Staat durchaus und nothwendig, auch der äußern Form nach ein monarchiſcher ſein, und als ſei die Republik immer und überall ohne Unterſchied verwerflich. Denn grade dieſer Abſolutismus in der Rechtslehre und Staats-Theorie würde uns am weiteſten von der chriſtlichen Geſinnung und religiöſen Grundlage des Lebens entfernen. Der unhiſtoriſche Vernunft-Staat, oder das revolutionäre Zerſtörungs-Princip, iſt freilich mit dem Chriſtenthume unvereinbar und ganz im Widerſtreite; eben weil dieſes zunächſt, alles rechtlich Beſtehende in ſeinem Rechte, wie es iſt, ohne auf den erſten Grund desſelben zurückzugehen, beſtehen läßt und anerkennt, ſo wie auch die damahlige Macht der Römer und des römiſchen Staats in den eroberten und einverleibten Ländern, im Evangelio nicht angetaſtet, ſondern in ihren Ehren und Rechten gelaſſen wird; weil mithin die ganze chriſtliche Rechtsanſicht eben ſo gut, wie auch die chriſtliche Staats-Theorie keine abſolute, ſondern eine durchaus hiſtoriſch bedingte iſt. Wo aber eine wirklich beſtehende republikaniſche Verfaſſung nicht ſo ſehr auf dem Vernunft-Principe der abſoluten Freiheit und Gleichheit beruht, als durch alte Sitte und rechtliches Herkommen, auf der freien Geſinnung und dem edlen Charakter, mithin auf der Perſönlichkeit; da wird eine ſolche Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft nicht einmahl dem wahren monarchiſchen Geiſt im innern Principe fremd, viel weniger aber dem chriſtlichen Rechtsbegriff im öffentlichen Leben entgegen ſein oder mit ihm ſtreiten. Die despotiſche Willkühr aber einer, wo nicht im erſten Urſprunge, doch wenigſtens in der Anwendung und Ausübung unrechtmäßigen Gewalt, wird ſchon durch den Begriff eines chriſtlichen Staates und ſeiner religiöſen Grundlage in der Geſinnung, ganz ausgeſchloſſen; während ſie auch mit dem hiſtoriſch bedingten Charakter desſelben völlig unvereinbar bleibt, welcher von allem Abſolutismus eben ſo entfernt iſt, als von dem Vernunft-Principe der unbedingten Freiheit und allgemeinen Gleichheit und der Umwerfung alles hiſtoriſch Beſtehenden, als dem eigentlichen Anfange aller politiſchen Zerſtörung. — Wie das Heil und der Werth des einzelnen Menſchen nach der chriſtlichen Lebensanſicht, nicht auf dem äußern Schein beruht oder auf einer bloßen Formel, ſondern auf der innern Geſinnung und auf der Wahrheit derſelben; ſo iſt es auch mit dem öffentlichen Leben und mit dem Staate. Der Geiſt und die Abſicht, der Charakter einer That, das Perſönliche in dem gegenſeitigen Verhältniſſe und dem ganzen öffentlichen Zuſtande; das iſt es und nicht die äußre Form, was in der einen oder der andern Hinſicht über die gute und göttliche, ſo wie auch über die entgegenſtehende Tendenz in einem hiſtoriſchen Stoff oder Gegenſtande, vorzüglich entſcheidet und worauf alles ankommt. Der chriſtliche Charakter und Ton in der Regierung des großen, wenn auch ſonſt nicht fleckenfreien Karl, liegt nicht darin, daß er, wie es auch Alfred nach ihm that, für ſeine bürgerlichen Reichs- und Landes- oder auch Provinzial-Geſetze, mehrentheils die berathende Mitwirkung ſeiner Biſchöfe mit hinzunahm, nachdem jene Geſetze auch ſo viele mehr moraliſche Vorſchriften enthielten, oder daß ihm der Papſt zu Rom die Kaiſerkrone aufſetzte; ſondern auf dieſer, ſeinem thatenreichen Leben zum Grunde liegenden Idee beruht derſelbe, auf dieſem ſeinem ganzem Begriffe vom Staat und der Kirche, und der die Völker und die Zeiten belehrenden und bildenden Wiſſenſchaft, auf ſeinem Gedanken von einem, alle geſitteten Völker umfaſſenden und ſchirmenden Weltreiche, von dieſem neuen Europa, zu dem Er doch eigentlich den erſten Grund gelegt hat, und ſeiner ganzen darin beruhenden Anſicht von der nachfolgen Zukunft und ſeiner eignen Zeit.

Wo wir alſo immer, ganz abgeſehen von der äußern Form, die Grundzüge einer liebevollen auf Gott begründeten Gerechtigkeit ſehen, und die Geſinnung der bereitwilligſten Aufopferung alles einzelnen Vortheils und des ganzen eignen Daſeins für dieſe und für die göttliche Weltordnung; da ſind es eben ſo viele charakteriſtiſche Merkmahle von der glücklichen Entwicklung des chriſtlichen Rechtsbegriffs und Staats. Und wo immer wir deſpotiſche Willkühr und Gewaltthat, oder was ſonſt für ein abſolutes Unrecht wahrnehmen, und wenn ſie auch mit dem Deckmantel der höchſten weltlichen oder geiſtlichen Macht verhüllt wären, da iſt das Beginnen ſelbſt gewiß auch ein unchriſtliches, ſobald es die Geſinnung war. Unter den verſchiedenen Formen dieſer politiſchen Krankheit aber, oder unter den mannichfachen, hiſtoriſch bekannten Arten einer deſpotiſchen Ausübung oder Anwendung der geiſtlichen oder weltlichen, militäriſchen oder merkantiliſchen, häuslichen oder ſtädtiſchen, gelehrten oder ariſtokratiſchen Macht oder Uebermacht, iſt übrigens der bekannte Deſpotismus der Freiheit gewiß eine der verwerflichſten im innern Charakter, und die zerſtörendſte in den Wirkungen geweſen.

Mit den Gebräuchen und Einrichtungen der germaniſchen Völker ſtimmte das Chriſtenthum in dieſer ſeiner eigenthümlichen Grundbeſchaffenheit überaus gut zuſammen; ungleich mehr, als mit der abſolut gewordnen Republik in dem römiſchen Welt-Staate, der in ſeinem weſentlichen Grund-Charakter auch nach Conſtantin immer heidniſch geblieben iſt. Die monarchiſche Erbverfaſſung war hier in den altdeutſchen Einrichtungen überwiegend vorherrſchend, aber fern von allem Abſolutismus, und mit manchem republikaniſchen Herkommen Geſetz oder Recht im Einzelnen verwebt, überhaupt alles auf der hiſtoriſchen Grundlage, der alten Sitte, der freien, adelichen Geſinnung der reinen Ehre, auf der Perſon und dem perſönlichen Ruhme, dem großen Geiſte und Charakter beruhend. Sobald zu dieſer ſittlichen Naturkraft der germaniſchen Völker nun die religiöſe Weihe hinzukam, und der Grundſatz der chriſtlichen Liebe in frommer Einfalt des lebendigen Glaubens in dieſe ſtarken Heldenſeelen aufgenommen und eingeſchloſſen ward; ſo waren auch ſchon alle Elemente des wahren Staats und öffentlichen Lebens in der chriſtlichen Gerechtigkeit damit gegeben. Man hat die politiſche Geſchichte jener alten Zeit mehrentheils nach einem practiſchen Zweck oder Intereſſe, und irgend einem herrſchenden Begriffe unſrer Zeit in allzu ſyſtematiſcher Entwicklung aufgefaßt und dargeſtellt; indem die Geſchichtſchreiber nur allen Scharfſinn aufwenden, um die erſte Entſtehung und allmählige Ausbildung irgend einer ganz beſtimmten Staatsform oder Rechts-Idee, wie der Landeshoheit auf der einen, oder der ſtändiſchen Verfaſſung auf der andern Seite, Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe auf das Genaueſte zu verfolgen und vor unſern Augen recht anſchaulich wiederhohlend hinzuſtellen und zum deutlichſten Begriff zu vollenden. Ganz unbekummert bleibt man dabei um alles Höhere, um Denkart und Sitte, den innern Charakter des damahligen Lebens, um Abſicht und Geiſt, um das Göttliche und Chriſtliche, oder auch das Feindliche und Antichriſtliche in der Geſinnung, und die richtige Beurtheilung und reine Würdigung deſſelben, nicht nach dem Maaßſtabe unſerer, oder irgend einer andern Zeit, ſondern nach dem der ewigen Wahrheit; wo nicht etwa einmahl ein einzelner Sitten- und Charakterzug bloß als Merkwürdigkeit, und um als Reizmittel einer geſchichtlichen Paradoxie das Intereſſe rege zu erhalten, aus dem Zuſammenhange und Verſtande ſeiner

Zeit herausgehoben, und von der Wurzel ſeines Lebens losgeriſſen, zur Schau geſtellt wird. Und doch werden in ſolchen einzelnen Charakterzügen des chriſtlichen Mittelalters, wenn ſie auch anfangs mehr nur des Ungewöhnlichen wegen bemerkt und nicht gleich ganz verſtanden werden, noch mehr Spuren der lebendigen, hiſtoriſchen Wahrheit gefunden, als in den nach einem beſtimmten politiſchen Zweck abgefaßten, ſyſtematiſchen Geſchichtsdarſtellungen, deren Ziel und Gegenſtand an ſich ſchon meiſtens nur eine künſtliche Zerſplitterung und gewaltſame Zerreißung desjenigen enthält, was in dem vollen chriſtlichen Volksleben jener altdeutſchen Zeit noch ungetrennt Eins und beiſammen war. Wenn aber das Beſte und Vorzüglichſte, was ſich aus jener erſten Entwicklungs-Periode des chriſtlichen Staats, für die Begründung oder Geſtaltung und weitere Ausbildung desſelben und einer chriſtlich-politiſchen Geſinnung und Denkart, in Grundſätzen und Begriffen, wie in der wirklichen Anwendung durch Wort und That anführen läßt, mehr nur ein edles Streben geweſen iſt, ein guter Wille und erſter Gedanke, eine noch unvollkommne Annäherung zu dem göttlichen Ziele; ſo kann es nur als ein hiſtoriſch Einzelnes ſich vorfinden, und muß auch als ſolches in ſeiner individuellen Natur belaſſen, und nicht zu früh in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gebracht, oder an ein beſtimmtes Rechts-Princip und deſſen regelrechte Form feſtgeknüpft werden; da in dem chriſtlichen Staat überhaupt die Geſinnung und das Perſönliche doch immer das Erſte und Weſentlichſte iſt und bleibt. Wenn ich die mir hier vorgezeichneten Gränzen der auf die einfachen und weſentlichſten Grundzüge in dem hiſtoriſchen Gange der Menſchheit eng beſchränkten Darſtellung in Etwas überſchreiten dürfte; ſo würde ich daher weit eher durch eine reiche Fülle von biographiſchen Zügen und ein lebendiges Charaktergemählde von der Regierungsweiſe und herrſchenden Geſinnung, aus dem Leben jener in ihrer Zeit ausgezeichnet großen Regenten, und chriſtlich frommen Könige und Kaiſer, Ritter und Helden, ein hiſtoriſches Bild von jener Zeit-Periode zu entwerfen ſuchen; wie jenes großen Karl, der dieſe Reihe wie billig eröffnet, des frommen Königs

Alfred, der in einer viel kleineren Sphäre nicht minder groß war, jener erſten ſächſiſchen Könige und Kaiſer von Deutſchland, deren redlicher und chriſtlich frommer Sinn, ſo wie ihr großer und gerechter Charakter die erſte glückliche Periode und goldene Zeit der auch im Leben noch herrſchenden chriſtlichen Geſinnung und des feſten Glaubens in unſrer Geſchichte bildet; um die eigenthümliche Natur und Beſchaffenheit, und das innere Weſen des chriſtlichen Staates nach dem Geiſte, aus ſolchen einzelnen großen Charakteren und Beiſpielen deutlich und recht anſchaulich zu machen, wo ſich ein practiſcher Lebensverſtand der natürlichen politiſchen Einſicht in der chriſtlichen Geſinnung mit dem großen und reinen Wollen einer ſtarken Heldenſeele zuſammenpaart; als mich ſtatt deſſen in die gewöhnlichen Debatten über die gegenſeitigen Verhältniſſe der geiſtlichen und der weltlichen Macht und aller darin vorkommenden Streitpuncte, oder in die Discuſſion über irgend einen wichtigen Incidentpunct oder ein entſcheidendes Entwicklungs-Moment für die Geſchichte der Landeshoheit und ihrer Rechte oder auch für die Ausbildung der ſtändiſchen Verfaſſung und verſchiedenen Corporationen zu verlieren; ſo nützlich und belehrend dieſe Unterſuchungen ſonſt für die Special-Geſchichte der einzelnen Länder ſein mögen. Und ſelbſt in dieſer letzten Hinſicht und beſonders in dem, was als das Beſte, Durchdachteſte und Lobenswertheſte darin erſcheint, machen jene ruhmwürdigen Nahmen auch hier eine Haupt-Epoche; und faſt in der Geſchichte eines jeden unter den größern Ländern des neuern Europa, treffen wir auf einen oder den andern heiligen König, von dem zugleich, als großem Regenten, die feſte Grundlage einer höheren civiliſirten Lebenseinrichtung und Sittenbildung oder auch Landesverfaſſung ausging, wie der heil. Stephan in Ungarn ein ſolcher war; oder der in einer ſchon mehr zerrütteten Zeit den beſſern Geiſt wieder hervorrief und das Verderben noch eine Zeitlang zurückhielt, wie der heilige König Ludwig in Frankreich. Aber auch andre, ohne dieſen heiligen Nahmen zu führen, ritterlich fromme und gerechtigkeitsliebende Könige, Helden und Kaiſer, wie Rudolf von

Bayerische Staatsbibliothek

Habsburg, können als chriſtliche Wiederherſteller der ſittlichen Ordnung und der rechten auf Gott gegründeten Geſinnung im Staat und im Leben für ihre Zeit geehrt und geprieſen werden. In einer biographiſchen Auswahl oder Reihenfolge, in der lebendigen Charakteriſtik ſolcher Männer und Herrſcher, die in einem chriſtlichen Sinne und nach dem Grundſatze und Begriff einer chriſtlichen Geſinnung groß und gut gehandelt und geherrſcht haben, würde ich das Gemählde von der wahren Beſchaffenheit des chriſtlichen Staats, in dieſer erſten Entwicklungs-Periode desſelben, weit eher und vollſtändiger zu finden ſuchen, als es ſich in einer künſtlichen Definition treffen und erſchöpfen läßt. Nebſt den einzelnen Charakteren finden ſich hier aber auch beſtimmte, wenn gleich nur kurz dauernde Zeit-Perioden, welche in einem ſolchen glücklichen Moment eine oder einige Generationen hindurch, in der Geſchichte der chriſtlichen Völker jener Zeit, in dieſer Hinſicht beſonders hell hervorleuchten; aber auch dieſes erſcheint nur als ein hiſtoriſch Einzelnes, und kann auch nur als ein ſolches betrachtet werden. Ja auch ſelbſt ſolche umfaſſendere und inſofern allgemeine Staats-Inſtitute, die ſich als ganz eigenthümlich chriſtliche jener Zeit zu erkennen geben, und die nirgendswo ſonſt gefunden werden, als nur zuerſt hier; wie der große Gottesfrieden, durch welchen man den kriegeriſch angeerbten Fehdegeiſt zuerſt in gewiſſe Schranken zurückzudrängen ſuchte; oder die geiſtliche Ritterſchaft in den zum Kampf für die Sache Gottes geweihten Orden der Johanniter und der Tempelherren, durch welche man demſelben ritterlichen Fehdegeiſte in dem Zeitalter der Kreuzzüge eine höhere Richtung gab und eine edlere Laufbahn anwies: können ſo wie ſie ganz aus dem Charakter und Bedürfniß ihrer Zeit hervorgingen, auch nur ganz individuell aus dieſer ihrer Zeitumgebung und dem herrſchenden Geiſte derſelben, alſo auch nur als hiſtoriſche Einzelnheit verſtanden werden. Wie ſie oft plötzlich ohne äußerlich ſichtbare Veranlaſſung und wie durch einen höhern Impuls entſtanden waren, ſo ſind ſie oft auch eben ſo ſchnell wieder vergangen, und iſt der reine Sinn und Geiſt, die wahre Bedeutung eines ſolchen Inſtituts oft nur wie ein vorübergehender Silverblick in der glücklichen Zeit der erſten Blüthe ſeines Entſtehens und ſeiner Dauer ganz bemerklich, und bald wieder entartet oder auch in etwas durchaus Andres und Verſchiednes umgewandelt worden; weil eben das Beſte und Edelſte im Menſchen, die Geſinnung und das Göttliche in ihr, am leichteſten verletzt wird, und am ſchnellſten vergeht oder verweht, oder in wirklicher Kraft äußerlich zwar fortbeſtehend, aber innerlich verändert und entartet, nun auf die andre Seite tritt und eine dem Guten und Göttlichen vielmehr entgegenſtehende feindliche Richtung annimmt. Auch die einzelnen Herrſcher-Charaktere von mächtig umfaſſendem Geiſte und Willen und großer auf ihre Welt und Zeit gebietheriſch einwirkender Kraft, deren Richtung und Wirkung aber eine verderbliche war, unter denen nebſt Barbaroſſa ſelbſt, Kaiſer Friedrich II. der heimliche Saracenen-Freund leicht der merkwürdigſte geweſen ſein mag, ſind nebſt andren ähnlichen als die erſten Urheber des großen Zwieſpalts zu bemerken. Nachdem dieſer aber einmahl in dem furchtbaren Kampfe der Guelfen und der Ghibellinen zum Ausbruch gekommen war, und die damahlige Chriſtenheit in zwei Stücke auseinander riß, ging er auch ferner, nun einmahl wirklich und allgemein geworden, unaufhaltſam als eine untergeordnete, aber ſelbſtſtändige Naturkraft, wie ein zerſtörendes Weltgeſetz ganz neuer Art in der zerrütteten Zeit, ſeinen Naturgang für ſich fort, wo das Perſönliche und deſſen Einfluß, in dem allgemeinen Princip feindſeliger Verwirrung ſich verliert, oder doch minder wichtig in den Hintergrund zurücktritt.

Nur mit einigen wenigen Zügen werde ich verſuchen, den allgemeinen hiſtoriſchen Gang in dieſer Entwicklungs-Periode der europäiſchen Menſchheit, und zugleich auch die eigenthümliche Natur und damahlige Beſchaffenheit des chriſtlichen Staats bemerklich zu machen; von jener Epoche, wo der große Karl zuerſt den feſten Grund zu einem dauernden Gebäude chriſtlicher Lebenseinrichtung und Staatenordnung gelegt hatte, bis zu dem Moment, wo der antichriſtliche Zwieſpalt auch hier wieder unheilbar eingetreten war, und endlich allgemein herrſchend geworden iſt. Zugleich werde ich ſuchen, den vollſtändigen hiſtoriſchen Umriß von dem geſammten chriſtlichen Abendlande, wie es für die nachfolgende Entwicklung die Grundlage geblieben, und der allgemeine große Welt-Schauplatz bis auf die letzte Zeit geworden iſt, in der Erinnerung feſtzuhalten.

Bei dem gewöhnlichen und von Seiten des hiſtoriſchen Erfolgs hinterdrein freilich leicht zu motivirenden Tadel gegen die herkömmlichen Theilungen des fränkiſchen und Karolingiſchen Reichs, oder auch der andern deutſchen Länder und Staaten, vergißt man ganz, daß nach dem alt-germaniſchen Begriff ein Königreich überhaupt nichts andres war, wie jedes andre große Stammgut oder fürſtliche Familien-Erbe, wo alſo auch daſſelbe Geſetz und Herkommen wie in dieſem beobachtet wurde. So war es von den älteſten Zeiten her geweſen, bei dem einen, wie bei dem andern Hauptſtamme der deutſchen Nation. Auf dieſe Weiſe finden wir das Volk der Gothen in zwei Königreiche getheilt; und wie die Sachſen im väterlichen deutſchen Nord- und Küſtenlande ſchwerlich jemahls unter Einem Oberhaupte alle vereinigt geweſen waren; ſo beſtanden nun auch in dem von ihnen beherrſchten und neu bevölkerten England ſieben Fürſtenthümer oder kleine Königreiche der Sachſen neben einander, die nur zufällig in wenigere verſchmolzen, oder nur vorübergehend in Eine Macht vereinigt waren. Man ſtellt hier eigentlich an die Menſchen und an den Geiſt der damahligen Zeit, eine für ſie gar nicht paſſende, noch anwendbare, durchaus moderne Forderung; nach den Begriffen unſerer Zeit von den ewigen Naturgränzen dieſes oder jenes Landes, von der Vorherbeſtimmung einer Nation zur politiſchen Einheit, oder von der nothwendigen National-Einheit jedes Staats und jedes politiſchen Ganzen; Begriffe oder Vorurtheile, die man für eben ſo viele mathematiſch erwieſene Axiome hält, indem man hierin die höchſte Staats-Idee findet, der man eine unverletzliche Heiligkeit beilegt, und ſie verehrend, oder in einigen Fällen könnte man wohl ſagen, faſt vergötternd, hoch über alles hinausſetzt und alles andre ihr opfern möchte. In jener ſchlichten alten Zeit aber ſchien der Vortheil und Vorzug einer häuslich milden, enger begränzten, väterlich ſtammverwandten und einheimiſch nahen Landesherrſchaft, in der leichteren und bequemen Verwaltung der kleineren Staaten, ſo überaus groß und durch gar nichts andres zu erſetzen: daß die, welche hier zu entſcheiden hatten, von ſelbſt und ohne den Ruf einer höheren Pflicht, wie ihnen die Errichtung eines chriſtlichen Kaiſerthums nach der göttlichen Weltordnung zum gemeinſamen Schirm der Kirche und alle zu ihr gehörenden Völker, als eine ſolche erſchien, und ohne das Gefühl von der Nothwendigkeit, ſich dieſer Bürde und ſchweren Laſt, ſelbſt mit Aufopferung eines Theils wenigſtens von der eignen National-Wohlfahrt, unterziehen zu müſſen, ſich wohl niemahls von dem gewohnten Glück jener väterlichen, alten Sitte eines königlichen Haus-Regiments und friedlichen Erbtheilung würden entfernt haben. Um ſo mehr, da auch der Ruhm, den ſie ſuchten, zunächſt nur ein ritterlicher, mithin ein bloß perſönlicher, unſer eigentlicher Zeitgötze der allgemeinen National-Eitelkeit aber, nach dem modernen Begriff, ihnen noch durchaus fremd und völlig unbekannt war. Ihre Einrichtung würde ebenfalls für unſre Zeit nicht paſſen, und hat auch ſchon für die ihnen zunächſt nachfolgende nicht mehr paſſen wollen; nur aber wäre zu wünſchen und ſollte beachtet werden, daß man jede Zeit für ſich, nach den ihr eignen Begriffen nehmen und beurtheilen muß, weil man nur ſo, ſie recht zu verſtehen und richtig zu würdigen, in den Stand geſetzt wird. Daß aber auch bei einer Theilung der Reiche, der Macht und des Landes, eine äußerliche Einheit des Ganzen in dem gemeinſamen Zweck erreichbar und möglich ſei, ſo lange die verſchiednen Machthaber in brüderlicher Geſinnung mit chriſtlicher Eintracht in dieſem gemeinſamen Zweck, als dem höhern alles zuſammenhaltenden Bande, innerlich vereinigt bleiben; davon ließen ſich auch viele hiſtoriſche, ruhmvolle und erfreuliche Beiſpiele aus der Geſchichte des früheren Mittelalters überhaupt, und aus der deutſchen Geſchichte insbeſondre anführen. Wollte man es aber als ein allgemeines hiſtoriſches Grundgeſetz und Axiom der Staats-Theorie aufſtellen, daß geſchiedne und getrennte, oder getheilte Reiche, Länder und Völker niemahls in Einem höhern Zweck vereinigt, und in der Geſinnung und chriſtlichen Gerechtigkeit Eins ſein, noch darin einig bleiben können; da auf der andern Seite die allein für vollkommen und abſolut richtig gehaltne Theilung nach den Naturgränzen, weil jeder nach ſeinem beſondern politiſchen Standpunct oder National-Vorurtheil, dieſe ewigen Gränzen anders ſieht und verſchieden beſtimmt, doch nur ein eben wie die Quadratur des Zirkels aller Berechnung ſtets wieder entfliehendes und immer unauflösliches Problem bildet; ſo bliebe dann, um aller Uneinigkeit und ſchädlichen Theilung ein Ende zu machen, nichts weiter übrig, als das gewöhnliche Zufluchtsmittel einer allgemeinen Welt-Monarchie und Militär-Herrſchaft, welches aber, ſo oft es auch ſchon verſucht worden, durch die hiſtoriſchen Wirkungen und Erfolge eben ſo wenig gerechtfertigt wird, oder empfohlen werden kann, als jene alterthümliche Theilungs-Gewohnheit der väterlichen Königreiche in dem früheren deutſchen Mittelalter. — Wohl iſt man auch hier früh genug auf die Gefahren eines bittern Bruderzwiſtes oder der ſich ihren Antheil gegenſeitig nicht gönnenden und beneidenden Erben der Reiche, ſobald dieſe eine größere Ausdehnung bekamen, aufmerkſam geworden. Bei der erſten, ſchon von Karl ſelbſt alſo beabſichtigten, aber erſt unter ſeinem ſchwächeren Nachfolger ganz zu Stande gekommenen Theilung des großen Karolingiſchen Reichs in drei Theile iſt noch beſonders zu bemerken, daß gerade für das Erbtheil des Erſtgebornen, und zum Kaiſer und Oberhaupt über die Andern beſtimmten älteſten Bruders Lothar, nebſt Rom und Italien, die ganzen zwiſchen Frankreich und dem innern Deutſchlande, von der Schweiz bis an das Meer hinauf gelegenen Rheinlande beſtimmt wurden, die von Alters her, wo hier die meiſten und ſchönſten römiſchen Pflanzſtädte erbaut geweſen, ungleich cultivirter waren, und in dieſer blühenden Landescultur hoch über den andern beiden Ländern und Reichen zu beiden Seiten ſtanden; und in der gleichen vorſorgenden Abſicht hatte Karl hier ſeine Reſidenz Aachen, in dem vorgezognen rheiniſchen Landſtrich als der eigentlichen Heimath des damahligen civiliſirten Zuſtandes hinverlegt. Zunächſt hatte bei dem nachfolgenden Bruderzwiſt und anderen Familien-Fehden und Partheiungen, dieſes, ſo wie es urſprünglich gemeint war, keinen Beſtand und keine andre bleibende Folge, als daß in den ſpätern Ländertheilungen oder ſonſtigem Dynaſtien-Wechſel das Land Lotharingien, als eignes Königreich oder Herzogthum, bis auf die neueren Zeiten beſtehen blieb, nähmlich in ſeiner weitern Ausdehnung gegen Frankreich; der Vorzug des rheiniſchen Landes in der deutſchen Cultur und der dortige Sitz des alten Reichs hat aber, unter einigen Veränderungen in der äußern Form, noch lange fortgedauert.

Kein andrer Regent aus dieſer dunkeln alten Welt des im Norden und unter den deutſchen Völkern aufblühenden Chriſtenthums leuchtet ſo hell unter ſeinen andern Zeitgenoſſen, nebſt Karl dem Großen und unmittelbar nach ihm, hervor, als der fromme Alfred, König von Weſt-Sachſen in England; und dieſes gilt nicht bloß von ihm, ſondern auch von England überhaupt in dieſer erſten chriſtlichen Zeit-Periode der neuern Geſchichte, während welcher es nicht bloß in Religion und frommer Sitte, ſondern auch in Wiſſenſchaft und Cultur weit vor allen andern Ländern der damahligen Zeit hervorſtrahlte. Der große Papſt Gregor hatte, wie ſchon erwähnt, hauptſächlich den Grund gelegt zu dem Chriſtenthume und der wiſſenſchaftlichen Cultur in England, durch die als Miſſionare dorthin geſandten vierzig Prieſter, und ſo thätig war ihr Eifer und ſo wirkſam ihr Einfluß, daß dann in der nachfolgenden Periode die wichtigſten Männer der Zeit von dieſer erſten Schule des Chriſtenthums in England auch für andre Länder ausgegangen ſind; wie der Deutſchen Apoſtel und Biſchof Bonifacius und Alcuin, der gelehrte Freund und Vertraute des großen Karl. Unter Alfred lebte daſelbſt, nebſt mehreren andern lateiniſchen Schriftſtellern aus dieſer noch blühenden Schule von England, auch der große chriſtliche Philoſoph Scotus Erigena, der weit über ſein Zeitalter erhaben, wenn auch vielleicht nicht überall frei von ſpeculativer Verirrung, als einer der merkwürdigſten Selbſtdenker, in vielen der nachfolgenden Jahrhunderte unerreicht, oder wenigſtens unübertroffen geblieben iſt. König Alfred, der als Sänger und Schriftſteller in der eignen ſächſiſchen Landesſprache, die lateiniſche Wiſſenſchaft nicht minder ſchätzte, und das Land gegen die Dänen ſtandhaft vertheidigte und ſchirmte, iſt zugleich, indem er die alt-ſächſiſchen Freiheiten und Gerechtſame, ſtändiſchen und ſtädtiſchen Einrichtungen, mit dem Verſtande eines Geſetzgebers, und in dem Geiſte friedliebender Ordnung wiederherſtellte, der eigentliche erſte Begründer der ſpäteren engliſchen Verfaſſung geworden. Nur ſeinem frommen Muthe, der auch im höchſten Unglucke immer gleich gelaſſen und beſonnen blieb, konnte es gelingen, das Eiland der Freiheit gegen die ungeſtüme Uebermacht der Dänen zu retten. Die erobernden Seefahrten der Normänner an alle Küſten von Europa, bis nach Sicilien und noch weiter hinaus, und die Einwanderung der Magyaren nach Europa, wo ſie den Nahmen der Ungarn erhielten, machen im neunten Jahrhunderte den Beſchluß, und bilden gleichſam den letzten Nachhall der großen Völkerwanderung, und ſind darum hier noch mit Einem Worte zu erwähnen. Mit einem kühnen und mächtigen Herrſcher in Norwegen, Harald dem Schöngelockten, begann dieſe letzte Völkerwanderung aus dem Norden zur See, wo nun von dort aus die erobernden Seefahrten, nicht bloß als gewöhnliche Seeräuberei oder einzelne Kriegsabentheuer, ſondern zur bleibenden Anſiedlung und Stiftung neuer Staaten, bald in alle Gegenden und an alle Küſten des Nordmeeres, ſo wie auch des mittelländiſchen ſich erſtreckten. In Frankreich war man froh, das von ihnen eroberte Land, als Herzogthum der Normandie anerkannt, durch die Vaſallen-Pflicht an den König zu binden, und dem Reiche einigermaßen, wo nicht einzuverleiben, doch anzuſchließen; in Neapel und Sicilien, von den Griechen gegen die Araber herbeigerufen, gründeten ſie ein eignes, fortwährend dort beſtehendes Königreich. Nachdem ſchon früher mit dem Chriſtenthume zugleich, der Anfang einer höhern politiſchen Lebenskraft und Ordnung nach Dänemark eingedrungen war, beherrſchte nun auch der mächtige Dänen-König, Canut der Große, in dieſem Zeitalter der Normanniſchen Herrſchaft, England; bis dann, nach einem kurzen Zwiſchenkampfe, ein andrer Normanne, **Wilhelm** der Eroberer, von Frankreich aus, dort eine neue Dynaſtie, und mit ihr auf dem Boden der alt-ſächſiſchen freien

Verfaſſung eine ritterliche Ariſtokratie des hohen Fürſten-Adels gründete. — Ein Völkergedränge im äußerſten Oſt-Aſien zwiſchen Uzen und Petſchenegen zog ſich mehr gegen Weſten hin, in die Wohnſitze der Chazaren, und führte endlich die Nation der Magyaren aus ihrem aſiatiſchen Stammlande nach Pannonien, wo damahls noch Avaren, nach der Angabe der Zeitgeſchichtſchreiber, Abkömmlinge der alten Hunnen, unter ihrem Chakan ſiedelten. Einmahl in Bewegung und Aufruhr gekommen, ſtürmten die noch heidniſchen Ungarn, an der ſüdlichen Seite nach Nord-Italien und in Griechenland bis vor Theſſalonik und in die Nähe von Konſtantinopel ſtreifend, in größeren Scharen weit gegen Weſten und tief in Deutſchland hinein, ja bis nach Sachſen hinauf; wo der edle König Heinrich ihren Einfällen zuerſt kräftigen Widerſtand leiſtete, und Otto der Große durch die Niederlage am Lech ihren Fortſchritten ein Ziel ſetzte; bis dann mit dem Chriſtenthume unter Geyſa, Stephans Vater, eine mildere Sittenordnung und Rechtsverfaſſung auch hier begann und von Stephan dem Heiligen in feſter Verbündung mit dem Deutſchen in voller Kraft begründet ward; wie zu gleicher Zeit auch Pohlen durch das Chriſtenthum in einer feſteren Sitten- und Rechtsordnung dem geſitteten Abendlande, und politiſch genommen vorzüglich Deutſchland angeſchloſſen ward. Als vorzüglich auffallend werden die günſtigen Wirkungen des Chriſtenthums für blühenden Ackerbau und eine höhere Landes- und Geiſtes-Cultur in den nordiſchen Thälern von Schweden bezeichnet, unter König Olav und Erich dem Heiligen, als endlich die alte Odins-Halle zu Upſala umgeſtürzt ward, und die neue Religion den Sieg behielt. Für die am weiteſten ausgedehnteſte und zahlreichſte ſlaviſche Nation der Ruſſen in dem weiten alten, ehedem von den Gothen beherrſchten Sarmatien, ward von den zur Zeit des Normanniſchen Ruhms und Glanzes herbeigerufenen Warägern eine neue Dynaſtie des Reiches zu Novogorod begründet; und wurde das Land, wegen dieſes Umſtandes oder auch in Beziehung auf die noch älteren Zeiten der gothiſchen Herrſchaft, von den angränzenden finniſchen Völkern auch ſpäterhin noch Gothia benannt. Das Chriſtenthum aber empfingen ſie von den Byzantinern, weßhalb ſie auch dem katholiſchen Abendlande in der nordiſchen Ferne um ſo mehr entfremdet blieben, da auch die mogoliſche Völkerüberſchwemmung und Verwüſtung dieſe Länder vorzüglich hart betraf und in dauerndem Drucke erhielt, bis ſie erſt gegen den Anfang der neueſten Welt-Periode, in dem Kampfe der Wiederherſtellung ſelbſt zu einer großen Macht erwuchſen. So war nun der vollſtändige Umkreis des chriſtlichen Abendlandes und aller dazu gehörigen Reiche ziemlich vollendet; und beſtand daſſelbe eigentlich aus zehn Hauptländern oder Nationen, wobei man weder auf ganz kleine National-Verſchiedenheiten und Unter-Abtheilungen ſehen, noch auf die oft wechſelnden Theilungen der Reiche und veränderten Gränzen der Herrſchaft, unter den verſchiednen, ſich durchkreuzenden oder auf einander folgenden Dynaſtien Rückſicht nehmen, ſondern nur das Ganze, wie es weſentlich und im Großen war und blieb, im Auge behalten muß. Deutſchland und Italien, als der Sitz des chriſtlichen Kaiſerthums und des kirchlichen Oberhauptes, bilden die Mitte des Ganzen; Frankreich und England, nebſt dieſen die thätigſten, wirkſamſten und einflußreichſten Glieder deſſelben auf dem großen Welt-Schauplatz, während Spanien vorzüglich und am meiſten mit ſeinem beſondern arabiſchen Kampfe beſchäftigt war, dann die ſkandinaviſchen Länder, mit dem deutſchen Reiche noch in einiger Berührung, Pohlen und Ungarn, ſeit ſie chriſtlich geworden, meiſtens ganz an daſſelbe angeſchloſſen; endlich als die beiden äußerſten und entfernteſten Glieder des Ganzen im fernen Norden und Oſten von Europa, das byzantiniſche Kaiſerthum, und das mit ihm durch die Religion zunächſt verbundne Reich der Moſkoviter. Dieſes war der vollſtändige Umfang, der geographiſche Umriß und das hiſtoriſche Ganze der damahligen Chriſtenheit.

Nach dem Falle des Karolingiſchen Hauſes wurde das Reich in neuer Kraft wieder hergeſtellt durch die Wahl, welche auf den edlen Konrad, Herzog der Franken, fiel. Dieſer ritterlich fromme, verſtändig tapfere König hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nicht immer war das Glück auf ſeiner Seite. Er hat aber ſein königliches Leben mit einer That beſchloſſen, die ihn hoch über viele andere berühmte Sieger und Herrſcher ſtellt, und folgenreicher für die Nachwelt war, als manche glänzende Regierungs-Periode; und in dieſer einzelnen That, wie an dem größten Edelſteine in der Krone des Ruhms jener Zeiten, leuchtet die eigentliche innere Natur der chriſtlichen Staatsgeſinnung und eines chriſtlichen Begriffs vom Staate und von der irdiſchen Herrſchaft ſo ganz beſonders deutlich hervor, daß eine kurze Erwähnung derſelben für dieſen Zweck wohl geſtattet ſein mag. Als er ſein Ende herannahen fühlte, und nun wohl inne geworden war, daß unter den vier damahligen deutſchen Haupt-Nationen die bei weitem mächtigſte und größte der Sachſen allein im Stande ſein könne, den ſchweren Kampf für das Ganze in dieſer gefahrvollen Zeit ſiegreich durchzuführen, beauftragte er ſeinen Bruder, dem Herzoge Heinrich von Sachſen, dem bisherigen Nebenbuhler ſeines Hauſes, der nebſt dem edelſten Charakter auch das Glück auf ſeiner Seite habe, die heilige Lanze und das geweihte Schwert der alten Könige, nebſt den andern Inſignien des Reichs zu bringen; indem er dieſen als den Nachfolger ſeiner Wahl bezeichnete, und in der Sorge für das Ganze, und um eine ſtarke Macht des Friedens zum Schirme der göttlichen Weltordnung in der Chriſtenheit zu erhalten, gern den Glanz des eignen Hauſes vergaß, und des Vorzuges der Eitelkeit für ſeine einzelne Nation nicht achtete. Dieſe Geſinnung einer eben ſo verſtandvoll beſonnenen als heldenmüthigen Aufopferung alles egoiſtiſchen Ruhms für das, was die göttliche Weltordnung einmahl erfordert, und was als ein ſolches höheres Zeit-Erforderniß deutlich erkannt wird, iſt aber eben die, auf welcher der chriſtliche Staat beruht, die ihn zum chriſtlichen macht, und worin das Weſen desſelben beſteht; und durch dieſe That iſt auch der König Konrad, nebſt Karl dem Großen, der zweite Stifter und Erhalter des abendländiſchen Reichs, und der eigentliche Begründer der deutſchen Nation geworden; da ohne dieſen Entſchluß ſeiner großen Seele, eine völlige Zerſplitterung derſelben ſchon damahls wohl kaum vermieden worden ſein würde. Der Erfolg rechtfertigte auch vollkommen ſeine Wahl. Der neue König Heinrich, ſiegreich nach allen Seiten, war aber noch weit mehr bemüht, Städte in großer Anzahl zu gründen, Friede und Gerechtigkeit wieder herzuſtellen, chriſtliche Sitten und Ordnung zu erhalten, und bereitete ſeinem mächtigeren Sohne, Otto dem Großen, den Weg zur Wiederherſtellung des chriſtlichen Kaiſerthums in Italien, wohin er dringend und einſtimmig gerufen ward. Ueberhaupt war dieſes erſte Zeitalter der ſächſiſchen Kaiſer für Deutſchland die glückliche Periode der größten Macht und geordneten Stärke, der innern Ruhe und des blühenden Wohlſtandes; ſo wie der beginnenden Geiſtes-Cultur in vielen ausgezeichneten vortrefflichen Werken und andern Schriften der lateiniſchen Schule, der auch die Entwicklung der eignen Landesſprache bald zu folgen anfing. Eben ſo unhiſtoriſch, aber noch viel thörichter, als jene den Karolingern und überhaupt dieſer alten Zeit, gemachten Vorwürfe wegen der unpolitiſchen Reichs-Theilung, ſind die wiederhohlten Klagen und das immerwährende Bedauern der neuern Hiſtoriker über die beſtändigen Heerfahrten der deutſchen Könige und Kaiſer nach Rom und nach Italien, und über das von ihnen als ein Unglück betrachtete Band zwiſchen der deutſchen Nation und der chriſtlichen Kaiſerwürde. Man geht dabei gar nicht ein in die Idee von dieſer, in das dringende Bedürfniß der Zeit nach einer ſolchen allgemeinen Schirmherrſchaft zum Bollwerke für die ganze abendländiſche Chriſtenheit, gegen innere Anarchie und gegen die Angriffe barbariſcher Völker, damit das Licht des Chriſtenthums nicht etwa in der allgemeinen Verwilderung wieder ausgelöſcht werden möchte. Man erkennt und verſteht bei ſolcher modernen Beurtheilung jener alten Zeit gar nicht das chriſtliche Hochgefühl, welches weit mehr eine Geſinnung der heldenmüthigen Aufopferung war, vermöge deren eine Nation, ihrer innern Stärke und natürlichen Lage nach, vor allen andern ſich dieſer Bürde zu unterziehen, und als der feſte Mittelpunct des Ganzen zum Schirme desſelben zu dienen, in der allgemeinen Meinung berufen war; was nicht ohne großen Verluſt und ſchwere Opfer an der eignen innern Ruhe und Wohlfahrt, und an der ausſchließenden Sorge für dieſe geſchehen konnte. Ohne einen ſolchen feſten, das Ganze zuſammenhaltenden Mittelpunct würde das chriſtliche Europa dem Andrange der mahomedaniſchen oder der mongoliſchen Völker, auf den erſten Stoß zuſammenſtürzend, unterlegen ſein; es würde ſich in eine Menge kleiner Staaten aufgelöſt haben und für immer in rettungsloſe Anarchie verſunken ſein; während jetzt, wie groß auch zu Zeiten die Verwirrung ſein, und der Fehdegeiſt anwachſen mochte, doch immer noch wieder ein Damm und Anhalt dagegen gefunden werden konnte. Wie das Gelübde des Ritters ſeinen Stand zu einem geiſtlichen Waffendienſte adelte; ſo ward auch das hohe Amt des Kaiſers, als ein zum Theile geiſtliches, er ſelbſt als ein mit dem oberſten Schwerte der allgemeinen Weltgerechtigkeit belehnter und Ihm vereideter und pflichtiger Dienſtmann Gottes betrachtet. Von der erhabenen Idee dieſer großen und ſchweren Pflicht ſehen wir weit mehr, als von den Gedanken oder Planen einer egoiſtiſchen Herrſchſucht und eitlen Ruhmbegier das Leben der thatenreichſten und mächtigſten alten Kaiſer erfüllt. Eben daher waren auch das Oberhaupt der weltlichen und der geiſtlichen Macht des Abendlandes in dieſer gemeinſamen Sorge für die ganze Chriſtenheit, nach dem Rechte und der Pflicht ihres Amtes, auf das engſte mit einander verbunden, und ſtanden in dem Verhältniſſe einer gegenſeitigen Abhängigkeit zu einander. Als der mächtige Kaiſer, Otto der Große, nach Italien berufen, in Rom den dortigen Zuſtand der Dinge und die herrſchend gewordne Entartung, wo unter den Partheiungen der Barone, welche den heiligen Stuhl umgaben, eine der mächtigeren Familien durch unwürdige Intriguen ſich deſſelben fortwährend und gleichſam erblich zu bemeiſtern ſuchte, mit eigenen Augen erkannte, bediente er ſich ſeiner kaiſerlichen Gewalt, um den auf ſo unrechtmäßigem Wege zu ſeiner Würde gelangten Papſt, über welchen die öffentliche Stimme der ganzen damahligen Welt längſt das Urtheil geſprochen hatte, ſeines Amtes zu entſetzen und einen würdigeren wählen zu laſſen. Es war noch in der Chriſtenheit unter den Gleichgeſinnten ein untrügliches Gefühl über den Werth oder Unwerth einer That, und über die eigentliche Bedeutung und innere Abſicht derſelben, wornach ſich alles, ohne ängſtliche Abmeſſung der Form, ſchnell und leicht entſchied. Nachdem aber die Gleichheit in der Geſinnung verſchwunden iſt, und damit auch die Geſinnung ſelbſt aufgehört hat, ein herrſchendes Princip des öffentlichen Lebens im Staate und in der Geſchichte zu ſein, iſt das politiſche Urtheil faſt ausſchließend auf die äußre Form, und den ſtreitigen oder zu behauptenden Rechtspunct in derſelben gerichtet und weil man in jeder hiſtoriſchen That eigentlich nur ein für die weitere Begründung fruchtbares oder aber in ſeinen Folgen gefahrvolles Präcedent ſieht, iſt man ganz aus der Gewohnheit gekommen, eine große That, bloß als ſolche, nach der darin liegenden Geſinnung, rein hiſtoriſch zu beurtheilen, und hat beinahe den Begriff einer ſolchen verloren. Das Urtheil der damahligen Welt und ganzen Zeit aber entſchied in übereinſtimmender Anerkennung für die kaiſerliche Gerechtigkeit des großen Otto in dieſer Handlung. Wenn indeſſen die Geiſtlichen zu Rom im erſten Dankgefühle der hohen Bewunderung, von der unerträglichen Anarchie, und aus den Schlingen jener unwürdigen Familie errettet, den Kaiſer baten, daß er auch ferner und für immer die Wahl eines würdigen Papſtes übernehmen wolle; ſo ließ ſich leicht vorausſehen, daß das Extrem eines ſolchen Vorrechtes mit der Unabhängigkeit der Kirche eigentlich nicht vereinbar, in der fortgeſetzten Durchführung leicht zu einer ſtarken Reaction von der andern Seite würde führen können. So geſchah es auch, etwa hundert Jahre ſpäter, da Gregor VII. ein Mann von großer Stärke des Charakters, als Reformator der Kirche und Wiederherſteller ihrer Unabhängigkeit gegen ſo viele widerrechtliche Eingriffe der weltlichen Macht auftrat. Und als nun ein kriegeriſcher, aber ſonſt charakterloſer und von einem unruhigen Geiſte beſeelter Kaiſer, der überhaupt Vorwürfe, Verantwortungen und Verſchuldungen vieler Art nach dem übereinſtimmenden Urtheile der damahligen Welt auf ſich geladen hatte, jenen zuerſt angriff und entſetzte, und derſelbe ihn dann wieder mit dem Kirchenbanne belegte; ſo war dieß nicht nur der herrſchenden Stimmung gegen die unheilvolle Regierung jenes weltlichen Oberhauptes ganz entſprechend, ſondern auch dem Rechtsbegriffe der damahligen Welt vollkommen gemäß, nach welchem derſelbe allerdings einer Verantwortung und Rechenſchaft unterliegen konnte. Heinrich IV. ſelbſt fand es eben daher auch viel gerathener, dieſen Kirchenbann durch eine anſcheinende Unterwerfung zu löſen, als ihn mit Gewalt zu bekämpfen; obwohl er nachher nie aufgehört hat, den Papſt zu verfolgen, deſſen Standhaftigkeit ſich aber auch im Unglücke und in der Verfolgung bewährte. Ueber den Charakter deſſelben hat man, daß er ganz rein war von egoiſtiſchen Nebenabſichten, und daß ſeiner durchgreifenden Kraft und Strenge kein anderes Motiv zum Grunde lag, als der Feuereifer eines kirchlichen Welt-Reformators, in den neueſten Zeiten wohl anerkannt, und ſeinen großen Eigenſchaften Gerechtigkeit widerfahren laſſen; beſonders von deutſchen Hiſtorikern, und zwar von der proteſtantiſchen Seite iſt dieß zuerſt geſchehen, und der Nahme Gregor VII. in ſeiner der unſrigen ſo fremden Zeit, hat längſt aufgehört, ein Loſungswort des Parthei-Streits für uns zu ſein. Aber über die Sache ſelbſt, d. h. über den Begriff der damahligen Welt davon wird es nöthig ſein, noch etwas zu erinnern. In den neuern Zeiten wird es als ein unwandelbares Axiom, und zwar als das erſte von allen in der Staats-Theorie betrachtet, daß der Souverän in nichts verantwortlich ſei; und nun entſteht über eine ſolche Behandlung eines wenn gleich noch ſo fehlervollen, und ſeiner Würde ſelbſt vergeſſenden Regenten in der Geſchichte des Mittelalters, der allerheftigſte politiſche Unwillen. Gegen den Grundſatz ſelbſt kann wohl niemand die Abſicht haben, über deſſen vollkommne Richtigkeit unter den gegebenen Bedingungen den mindeſten Zweifel erheben zu wollen. Wenn aber bloß von einer Parallele der Zeiten die Rede iſt; ſo ſind gegen jenen damahls zum fortwährenden Scandal in der Weltgeſchichte, mit dem Kirchenbanne belegten Regenten, in den letzten drei Jahrhunderten mehrere gekrönte Häupter öffentlich hingerichtet, viele andre ermordet worden: ſo daß von dieſer Seite die Geſchichte des Mittelalters viel reiner daſteht, und wir uns wenigſtens nicht ſo ſehr mit der Entſcheidung übereilen ſollten, über unſern weit höhern Standpunct der politiſchen Sittlichkeit und die größere Vollkommenheit der im öffentlichen Leben practiſch herrſchenden Grundſätze und Principien der neueren Zeit. Es fanden aber nach dem damahligen Rechtsgefühle und Staats-Begriffe eine gegenſeitige Controlle und Verantwortlichkeit Statt, zwiſchen der oberſten weltlichen und geiſtlichen Macht, und dem Einen und dem andern Oberhaupte. In den geprieſenſten Conſtitutionen der neuern Staaten iſt auch eine gegenſeitige Dependenz und mögliche Controlle; indem der Regent das Parlament auflöſen und beendigen, oder durch ein Veto der geſetzgebenden Berathung einen Damm entgegenſetzen, auf der andern Seite aber dieſes durch die verweigerte Zuſtimmung zu den Abgaben und Geldbewilligungen den Nerv der Regierung lähmen, und ſtatt des Regenten, als ob dieſer ſelbſt gar nicht mitzählte, die Miniſter zur ſtrengſten Rechenſchaft ziehen kann; wie die Regierung denn überhaupt kein ſicheres Fundament mehr hat, wo einmahl die Oppoſition fortdauernd in der entſchiedenen Majorität ſich befindet. Ob nun dieſe gegenſeitige Abhängigkeit und Controlle in der modernen Staatskunſt minder gefahrvoll iſt, als jene alte, dürfte wohl nicht ſo leicht zu entſcheiden ſein, und ſehr ſchwer zu behaupten. Wie alles im Mittelalter und in den Inſtituten deſſelben einen religiöſen Geiſt und Anſtrich hatte; ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch dieſer Gegenſatz dort ein religiöſer zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, und wenn die gegenſeitige Abhängigkeit des Einen und des andern Oberhauptes, eine ſolche auf die Religion und auf den religiöſen Zweck und Charakter nicht bloß der Einen, ſondern beider Würden gegründet war. Bloß durch die Extreme der aufgereizten Leidenſchaft, alſo durch unglücklichen Zufall und menſchliche Unvollkommenheit, was gar nicht in der Natur der Sache oder in dem Grundſatze und Begriffe ſelbſt lag, und durch das abſolute Verfahren von der einen wie von der andern Seite, iſt der Zwieſpalt ſo groß, langdauernd und oft faſt unheilbar geworden. Wie leicht aber auch damahls noch mit Einſicht und Verſtand, nachgiebigem und gutem Willen von der einen wie von der andern Seite, der Friede zwiſchen beiden Mächten hätte wieder hergeſtellt werden mögen;

das zeigte ſich wohl an der friedlichen Beendigung der Inveſtitur-Streitigkeiten unter dem Nachfolger Heinrichs IV.; wenn nicht ſolches in der Folge wieder durch die eiſerne Charakterhärte der Ghibelliniſchen Kaiſer, beſonders des Barbaroſſa erſchwert worden wäre; wo denn endlich in dem nun immer heftiger ausbrechenden Partheienkampfe zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen das politiſche Schisma allgemein wurde, und der Zwieſpalt wieder als das weltherrſchende Princip auch in der damahligen Zeitgeſchichte auftrat.

Vierzehnte Vorleſung.

Von dem Ghibelliniſchen Zeitgeiſte und Partheienkampfe. Urſprung der romantiſchen Dichtung und Kunſt des Mittelalters. Charakter der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und der alten Jurisprudenz. Anarchiſcher Zuſtand des europäiſchen Abendlandes.

Ein bloßer Umriß von dem hiſtoriſchen Gemählde des Mittelalters, wenn es auch nur wenige Züge lebendiger Charakteriſtik nach der vollen Wahrheit über den unerſchöpflich reichen Gegenſtand enthält, wird hinreichend ſein, um die Ueberzeugung zu begründen, daß große Charaktere, wie faſt ſonſt in keiner andern Geſchichts-Periode ſo viele, wichtige Intereſſen und hohe Motive, überhaupt erhabene Ideen und Geſinnungen hier mit einander in Kampf lagen, und daß alſo in dieſer ſogenannten Anarchie des Mittelalters, überall doch ein reiches Leben, und herrliches Streben vorhanden war, und auch göttliche Spuren einer höhern Kraft in Menge darin gefunden werden. Zugleich beſtätigt ſich der genauern Betrachtung, und der tiefern Erforſchung immer mehr das Reſultat, daß alles Gute und Große im damahligen Staate, nicht minder als in der Kirche ſelbſt, aus dem Chriſtenthume, und der wunderbaren Macht der herrſchenden religiöſen Geſinnung hervorging. Das Unvollkommne, Fehlerhafte und Schädliche, lag nicht in dieſer ſittlichen Grundlage ſelbſt, welche an ſich die edelſte und beſte, und ganz die rechte war, ſondern nur in dem leidenſchaftlichen Charakter der Menſchen, man möchte faſt ſagen, der Zeit überhaupt, der in der Heftigkeit des Kampfes, wenn er es auch in der erſten Abſicht nicht geweſen war, nun nothwendig egoiſtiſch wurde; wenn auch gerade nicht in dem Sinne des gemeinen Eigennutzes oder der gewöhnlichen Herrſchſucht, doch aber in jenem abſoluten Wollen und Wirken nach dem einmahl gefaßten Entſchluſſe oder Gedanken, welches von einem Extrem zu dem andern fortſchreitend, das eine durch das andre hervorruft, und immer wieder erzeugt. In einigen Fällen lag der Grund auch in dem Mangel an Einſicht und beſonders an Beſonnenheit und Ruhe bei dieſer heroiſchen Thatkraft und Begeiſterung, und bewundernswürdigen Energie des Willens und Stärke des Charakters. Das eigentliche böſe, und feindlich entgegenſtrebende Princip in dieſer Zeit aber, iſt aus dem angebornen, oder doch dem Menſchen zur zweiten Natur gewordnen Hange zum Zwieſpalt abzuleiten, der mit jenen andern großen Eigenſchaften derſelben zuſammengenommen, eine um ſo furchtbarere Geſtalt annahm.

Indeſſen kann auch bei weitem nicht die ganze Geſchichte des Mittelalters als ein Zuſtand der Anarchie geſchildert werden, wozu man in der neuern Zeit, wegen der großen Verſchiedenheit, der jetzt vielen kaum mehr recht verſtändlichen Staatseinrichtungen und äußern Lebensformen, nur allzu geneigt iſt. Man muß auch hier vor allen Dingen die verſchiednen Zeiten ſorgfältig unterſcheiden. So lange die religiöſe Geſinnung, auf welcher die Kirche und das Reich beruhte, noch Eins und ungetheilt war, iſt der große Unterſchied gegen die nachfolgende Zeit, und die innere Feſtigkeit in jener erſten glücklicheren Periode wohl bemerkbar. Einzelne Privat-Fehden aber, durch ritterliche Sitten und das Geſetz der Ehre in gewiſſen Schranken gehalten, oder auch der länger andauernde, und öfter wiederhohlte Kampf einer kriegeriſchen Nation gegen den Einbruch barbariſcher Völker, oder drohend unruhige Nachbarn, ſind noch kein hinreichendes Merkmahl allgemeiner Anarchie. Die Macht der Geſinnung aber, als die chriſtliche Grundlage des Staats, welche dort in den beſſern Epochen überhaupt herrſchend geweſen, lebendig zu erkennen und hiſtoriſch verſtehen zu lernen, iſt für uns und unſre Zeit um ſo wichtiger, nachdem in derſelben, ſeit die Geſinnung aufgehört, und die veränderliche Meinung des Augenblicks im öffentlichen Leben eine ſo große Gewalt erlangt hat, nun auch da, wo man ſich dieſer Herrſchaft wieder entziehen möchte, es doch noch zu keiner rechten Einheit und Feſtigkeit der Geſinnung kommen will, ſo ſehr man auch das Bedürfniß fühlt, dieſe und ihren rettenden Einfluß wieder herbei zu rufen. Sehr fruchtbar und folgenreich aber kann dieſe Parallele ſein, in der Gegeneinanderſtellung eines Zeitalters und eines Staats, deſſen Grundlage die Geſinnung war, und eines andern, wo es die Meinung iſt.

Daß alles Gute und Große im Mittelalter, wie ich ſchon gleich anfangs bei dieſem Thema bemerkte, nur ſo fragmentariſch war, was auch ſehr viel beiträgt, um den Anſchein der Anarchie für das Ganze dieſer großen Erſcheinung zu erhöhen, davon liegt die Schuld in dem mitwirkenden Einfluſſe ſo vieler ſtörenden Urſachen, oder in der entſchieden feindlichen Gegenwirkung. Die wunderbare Kraft der Wiederherſtellung, vermöge deren das Ganze der abendländiſchen Chriſtenheit, nach jedem noch ſo großen Ruin und chaotiſchen Zwiſchenzuſtande in Staat und Kirche, unter etwas veränderter Form immer von neuem ſich aufrichtete, und rettend erhoben ward, kann auch nur aus der erſten, durch ſo viele Jahrhunderte hindurch faſt unverwüſtlich erſcheinenden, religiöſen Grundlage, auf welcher das Gebäude der chriſtlichen Völker und ihrer Geſchichte beruht, hergeleitet werden. In vielen und ewig denkwürdigen Epochen der Wiederherſtellung hat ſich dieß von neuem erwieſen, und gleichſam wiederhohlt bis auf unſere neueſten Zeiten herab; wenn nicht etwa zuletzt doch dieſe ſonſt innerlich ſich ſelbſt herſtellende Heilkraft in dem Ganze der neuen Zeit, und der chriſtlichen Staaten wie der einzelnen Völker, mehr und mehr ermattend und dahinſterbend, endlich ganz auslöſchen ſollte.

Unter den charakteriſtiſch merkwürdigen, und ganz eigenthümlich chriſtlichen Inſtituten des Mittelalters, verdient beſonders auch noch der kirchliche Waffenſtillſtand, oder Gottes-Friede erwähnt zu werden, welcher dem anwachſenden, unruhigen Fehdegeiſte im

Anfang des eilften Jahrhunderts, einen mächtigen Damm entgegenſetzte. Ohne daß man genau angeben könnte, wie oder wo er zuerſt entſprungen, ward er an mehreren Orten als eine Stimme der Verſöhnung von oben, als eine unmittelbare Offenbarung und mildes Geſetz des göttlichen Willens überall zugleich verkündigt, und auch in frommem Glauben allgemein angenommen, und nun unter Glockengeläute von Mittwoch Abend bis Montag früh die geheiligte Waffenruhe verkündet, während der alle Fehde ruhen, und alle Feindſchaft aufhören mußte. Freilich würde man hier nach modernen Anſichten und Begriffen ſagen, oder fragen können: warum waren denn nur vier, und warum nicht gleich alle ſieben Wochentage beſtimmt, wo das Unweſen aufhören ſollte; und mit guten und ſtrengen Criminal-Geſetzen, und einer einſichtsvollen thätigen und tüchtigen Handhabung derſelben, wäre das alles gar nicht nöthig geweſen. Aber ſo redet oder denkt man freilich nur, ohne alle Kenntniß der damahligen Zeit; denn viele Fehden, Unruhen und Kämpfe gab es damahls, wie es deren wohl in allen Zeiten giebt, oder gegeben hat, die durch kein Criminal-Geſetz erreicht werden mögen: und wer wird es nicht der Klugheit gemäß finden, oder ſchon für einen großen Gewinn halten, wenn man einem noch nicht ganz erreichbaren Frieden, einſtweilen einen ſichern und rühmlichen Waffenſtillſtand voranſtellen, oder wenn man dem feindlichen Princip nur erſt vier Siebentheile ſeines böſen Einfluſſes, und ſeiner wirkſamen Zeit rauben und entziehen kann? Und wie glücklich dürfte man ſich nicht geſchätzt haben, wenn man auch in andern und viel ſpätern Revolutions-Zeiten, wo nichts mehr geehrt und geſchont, und alles Heilige gehaßt und verfolgt ward, ſolche Friedensweihe und Sicherheitsmauer, wenn auch nur auf einzelne Ruhetage, der allgemeinen Verwirrung hätte entgegenſtellen können! Zunächſt müſſen wir alſo wohl vielmehr hier die Kraft der Religion und der religiöſen Geſinnung bewundern, vermöge deren ein ſolches Geboth, ohne alle äußere Gewalt, oder irgend eine weltliche Autorität, mit der herrſchenden Leidenſchaft des Zeitgeiſtes im ſchneidendſten Widerſpruche ſtehend, in frommem Glauden allgemein angenommen, und in demüthigem Gehorſam wirklich befolgt wurde. Die Kraft der religiöſen Geſinnung und Begeiſterung war auch bei dem erſten Kreuzzuge die weſentlich entſcheidende Triebfeder, und haben dazu, wenigſtens anfangs und gleich damahls, die Feuerflammen der Beredſamkeit Peters des Einſiedlers, und ſeine rührende Schilderung von dem heiligen Lande, und den unter dem Druck der Saracenen ſeufzenden heiligen Stätten, weit mehr mitgewirkt, als die vermeinte Politik der Päpſte zur Schwächung der monarchiſchen Staatsgewalt und Emporbringung der ſtändiſchen Freiheit; welche Wirkungen alle, obwohl an ſich hiſtoriſch wahr und richtig, doch erſt viel ſpäter eintraten, und vorher noch gar nicht ſo bemerkt wurden, viel weniger denn im voraus berechnet werden konnten. Da dieſer erſte Kreuzzug in die Epoche des höchſten Glanzes und Ruhms der Normannen fiel, ſo nahmen auch die normanniſchen Helden, beſonders aus Frankreich, einen vorzüglich lebhaften Antheil daran. Der Krieg der Saracenen gegen die Chriſtenheit ward, und vielleicht damahls nicht mit Unrecht, als ein ganz allgemeiner und immerwährender betrachtet; eben ſo auch der ritterliche Kampf der chriſtlichen Vertheidigung und Gegenwehr gegen die Ungläubigen; und wohl konnte Jeruſalem und Aegypten, aus den nachfolgenden Begebenheiten zu ſchließen, auch militäriſch und politiſch als die Vormauer der Chriſtenheit in dieſem hiſtoriſchen Kriege, und langen Kampfe für Europa betrachtet werden. Unglaubliche, und völlig wunderbare Heldenthaten geſchahen hier im heiligen Lande, und mit dem Schluß des eilften Jahrhunderts war das ſiegreiche Kreuz in der heiligen Stadt aufgepflanzt, und der fromme Chriſten-Heros, Gottfried, zum König von Jeruſalem ausgerufen, obwohl er dieſen Titel, der allein dem göttlichen Sohne Davids zuſtehen könne, demüthig ablehnte. Hier an der heiligen Stätte entſtanden nun die beiden erſten unter den geiſtlichen Ritterorden; die Johanniter, welche zur Beſchirmung der Wallfahrer bewaffnet, auch die Pflege der erkrankten Pilger, mit der ritterlichen Fuhrung des Schwertes, in ihrem Gelübde vereinigten; und die

Tempelherren, nach dem alten Salomoniſchen Gebäude, und der Erinnerung dieſer merkwürdigen Geheimniſſe dort an Ort und Stelle alſo benannt. Ritterliche Inſtitute dieſer Art, in chriſtlicher Verſchmelzung der entgegenſtehendſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur, laſſen ſich nicht aus dem mathematiſchen Vernunftſtaat der alles rechtlich gleichmachenden Einheit, und allgemeinen Gleichheit, ohne Geſinnung und ohne Perſönlichkeit, herleiten und deduciren; aber die Stimme der Jahrhunderte hat durchaus zu Gunſten dieſer hiſtoriſch wunderbaren Erſcheinung entſchieden, und ihr bis auf die neueſten Zeiten unter allen Veränderungen der hin und her fluthenden Meinung, Achtung erhalten, und eine ehrende Schonung verſchafft.

Auch bei dem zweiten Kreuzzuge, über fünfzig Jahre ſpäter, als die Saracenen wieder Fortſchritte gemacht hatten, welche die heilige Stadt zu bedrohen ſchienen, war es weit mehr die fromme Beredſamkeit des heiligen Bernardus als irgend eine politiſche Berechnung, welche das Ganze in Bewegung ſetzte. Man rechnet die Anzahl der Kriegerſcharen und bewaffneten Pilger, welche unter Kaiſer Konrad und dem König von Frankreich nach dem heiligen Lande hinſtrömten, auf mehr als eine halbe Million. Nicht immer war die religiöſe Begeiſterung, und der ritterliche Heldenmuth, welche die Seele und die bewegende Kraft des ganzen Unternehmens bildete, auch mit hinreichender Beſonnenheit und kluger Umſicht vereint; wenigſtens in Hinſicht des klimatiſchen Einfluſſes, der materiellen Bedürfniſſe eines ſo großen Heereszuges, und in Hinſicht der geographiſchen Lage fehlte dieſe oft; und viele Tauſende ſind aus Mangel ſolcher Vorſorge und nöthigen Vorkenntniß, bei dieſem zweiten, ſo wie auch ſchon bei dem erſten Kreuzzuge umgekommen, wie mehrentheils bei allen Kriegen, wo ſolche große Volksmaſſen nach einem fremden Himmelsſtrich in Bewegung geſetzt werden. Es war wie eine neue Völkerwanderung, die in entgegenſtehender Richtung als die frühere, nun wieder von Europa ausgehend, nach dem alten Aſien rückwärts fluthend, ihren Weg nahm. Indeſſen enthält ſchon jene große Zahl ſelbſt, einen von dieſer Seite genommenen hinreichenden Erklärungsgrund, für dieſe merkwürdige hiſtoriſche Erſcheinung, als factiſcher Beweis, von der übermäßig anwachſenden Bevölkerung von Europa, deren ſich daſſelbe, auf dieſe Veranlaſſung und ſolche Weiſe zu entladen ſuchte. Und wenn dieſe große und zahlreiche Bevölkerung auch zur innern Unruhe und Anarchie mitwirken, und ihr um ſo mehr Stoff darbieten konnte; ſo kann es doch andrerſeits als ein Beweis angenommen werden, daß jene Anarchie nicht ſo ganz verwüſtender und entvölkernder Art geweſen ſein kann, als man nach manchen Schilderungen der neuern Hiſtoriker manchmahl zu glauben geneigt ſein möchte. — Der eigentliche Wendepunct in der deutſchen Geſchichte vom Guten zum Böſen, von der immer noch vorherrſchenden chriſtlichen Geſinnung in der früheren Zeit, zu dem unheilbar gewordnen Partheienkampf zwiſchen den Guelſen und Ghibellinen in dem ſpätern Mittelalter, iſt wohl vorzüglich mit Kaiſer Friedrich dem Erſten anzunehmen. Jene feindſelige Behandlung des alt-ſächſiſchen Stammvolkes, und die Vernichtung dieſes erſten und größten National-Herzogthumes der Deutſchen, welche durch den Neid der Oſt-Franken unter der Dynaſtie dieſes Stammes veranlaßt, ſchon unter der in jeder Hinſicht unheilvollen Regierung Kaiſer Heinrichs des Vierten begonnen worden war, und durch welche derſelbe ein ſo großes Unrecht gegen das Ganze der deutſchen Nation auf ſich geladen hatte, ward jetzt durch Barbaroſſa vollendet; und dadurch dem glorreichen Stamme des deutſchen Ruhms und der deutſchen Macht recht eigentlich im höchſten hiſtoriſchen Undank die Wurzel abgeſchnitten, da die glücklichſte und glänzendſte Periode der deutſchen Geſchichte grade die der großen ſächſiſchen Kaiſer geweſen iſt, wie ſie nie wieder eine ähnliche erlebt hat. — Mit der gleichen Härte, und unerhörter Grauſamkeit vernichtete dieſer Ghibelliniſche Kaiſer auch den lombardiſchen Städtebund, in welchem er die eben aufblühende ſchöne Cultur Italiens mitzerſtörte.

Dieſe beiden welthiſtoriſchen Partheien der Guelſen und der Ghibellinen, ſind die nähmlichen, die wir überall auch in andern Geſchichts-Perioden, und ſelbſt in unſrer Zeit, obwohl unter andern Rahmen, oft in einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen äußern Form, und auch nicht ganz in dergleichen gegenſeitigen Stellung zu einander, wiederfinden; beſonders aber treffen wir ſie dort auch in ganz andern, viel größern und rieſenhafteren Dimenſionen jener gewaltigen Helden-Charaktere des Mittelalters. Immer aber bleibt die eine Parthei, die des freiern Lebens der aufblühenden neuen Zeit, die andre aber die des unwandelbaren Feſthaltens an den alten Glauben, und der auf ihm beruhenden feſten Geſinnung. Daß die liberalen Grundſätze der Neuerung, nach der beſondern Phyſiognomie, welche dieſe in jedem Zeitalter annimmt, auch von der kaiſerlichen Allgewalt ausgehen, und durch kriegeriſche Macht ihre Herrſchaft in der Welt begründen können, iſt an ſich nicht undenkbar, und ließen ſich wohl noch andre Beiſpiele aus der Geſchichte dafür anführen. Und in ſolchem Charakter finden wir dieſe hiſtoriſche Richtung, als die im Mittelalter lange übermächtig geweſene, und endlich faſt ſchon herrſchend gewordne; dagegen die legitime Geſinnung für das alte beſtehende Glaubens-Princip ſich hier mehr auf Seiten der kirchlichen Oppoſition gegen die weltliche Uebermacht vorfindet. Aber ſelbſt unter Barbaroſſa kam durch die feierliche Ausſöhnung deſſelben mit dem Papſte, noch eine friedliche Ausgleichung zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Oberhaupte zu Stande, und ward die lange Fehde endlich wieder beigelegt. Auf einem neuen Kreuzzuge, den er, begleitet von Richard Löwenherz und dem Könige von Frankreich, unternahm, um das von Saladin den Chriſten wieder entriſſene Jeruſalem zu befreien, endete der gewaltige Kaiſer ohne dieſen Zweck erreichen zu können, ſein thatenreiches Leben. — Obwohl aber der letzte Ghibelliniſche Kaiſer, Friedrich der Zweite, von einem vorzüglich großdenkenden Papſte, den durch ausgezeichnete Geiſtesgaben hervorleuchtenden Innocenz **III.**, welcher als Vormund die Pflege und Beſchirmung ſeiner Kindheit übernahm, erzogen war; ſo brach doch unter ihm die alte Fehde heftiger und unverſöhnlicher als je, wieder aus; die auch mit ihm und ſeinem Hauſe wenigſtens, nicht mehr ausgeglichen ward, und mit dem Untergange der Hohenſtaufen, dem mächtigſten unter allen Herrſcherſtämmen des Mittelalters endete; obwohl der Ghibelliniſche Nahmen, einmahl der Welt in blutigen Charakteren eingeprägt, noch längere Zeit fortdauerte; und der Ghibelliniſche Geiſt noch Jahrhunderte hindurch der herrſchende in Europa geblieben iſt. Obwohl die ſpätern ſchwäbiſchen Kaiſer und Fürſten dieſes Hauſes, Freunde der Poeſie und des provenzaliſchen Geſanges waren, oder auch der deutſchen Minnelieder, wie Heinrich der Sechſte, und andere; ſo waren ſie doch an eiſerner Charakter-Härte einander alle gleich. Unerhörte Grauſamkeiten beging Heinrich der Sechſte in Neapel; der blutdürſtige Ezzelin, als lombardiſcher Statthalter Friedrichs des Zweiten, hat ein ſo ſchreckliches Andenken in Italien, und in der Geſchichte hinterlaſſen, daß ſein Nahme allein zur Erinnerung hinreicht, und ſtatt aller weitern hiſtoriſchen Einzelnheiten hier gelten kann. Nur der letzte des ganzen Stammes, Conradin, endete als das ſchuldloſe Opfer, für den Haß ſeiner Ahnen, auf dem Blutgerüſte zu Neapel, durch Karl von Anjou, Bruder Ludwigs des Heiligen, der dieſes Königreich, das rechtmäßige Erbe des fürſtlichen Jünglings, an ſich geriſſen hatte. — Dem für ſeine Zeit höchſt geiſtreich gebildeten, originell denkenden und genialiſch geſinnten Kaiſer Friedrich dem Zweiten, wurde nicht bloß vom Papſte, in dem über ihn ausgeſprochnen Bann, ein heimlicher Unglauben, und entſchiedne Abneigung und Feindſchaft gegen das Chriſtenthum vorgeworfen, ſondern auch in dem allgemeinen Urtheil der Welt, ſtand er in dem gleichen Verdacht. Nur durch einen klugen Frieden mit dem Sultan von Aegypten, endete ſein Kreuzzug glücklicher, als der ſeines Ahnherrn, indem er auf dieſe Weiſe wenigſtens die heiligen Orte wieder gewann, und ſich ſelbſt die Krone von Jeruſalem aufſetzte. Er brachte die arabiſche Ueberſetzung der ariſtoteliſchen Werke zuerſt nach Europa, und da in dieſem Zeitalter überhaupt, in der Wiſſenſchaft und Philoſophie des Mittelalters, eine größere Veränderung vorging, und auch in der Poeſie und Kunſt der abendländiſchen Nationen eine neue und lebendige Entwicklung eintrat; ſo wird es hier wohl der Ort ſein auch von dieſer Seite, was zur allgemeinen Charakteriſtik dieſer Zeit-Periode gehört, in wenigen Zügen zu bezeichnen. —

Die Zeit und die Geſchichte des Ritterthums, waren ſchon an ſich eine Poeſie in der Wirklichkeit und im Leben ſelbſt; was war es Wunder, daß dieſes Leben der Fantaſie nun auch in Liedern und Geſängen, in mannichfachen Ritter-Dichtungen und Erzählungen, mit alten Sagen und wunderbaren Mährchen verwebt, in Deutſchland und Frankreich, England und Spanien, wie ein neuer Frühling des dichteriſchen Geiſtes in voller Blüthe aufging; hier wo das Ritterthum vorzüglich auch im Leben das herrſchende Element war, und die reichſte Entwicklung gewonnen hatte! — Ich habe hier für den allgemeinen Standpunct einer Philoſophie der Geſchichte, für den Stufengang der Menſchheit in ihrer ernſten Entwicklung, die moraliſche Beſchaffenheit des Mittelalters, und ſeine politiſchen Begriffe, Grundſätze und Anſichten, ſo wie beide aus der Grundlage der religiöſen Geſinnung hervor gingen, oder auf der dieſer feindlich entgegenſtehenden Oppoſition beruhten, weit wichtiger für dieſe welthiſtoriſche Betrachtung und Charakteriſtik gefunden, als die äſthetiſche Seite des Mittelalters, von welcher man dem ſentimentalen Gefühl wohl leicht eine gewiſſe oberflächliche Liebe oder Vorliebe für die Ritterzeit überhaupt, für den romantiſchen Geiſt ihres Lebens, ſo wie auch ihrer Dichtungen, und der daraus hervorgegangenen neuen Kunſtart, abgewinnen kann; ohne daß damit noch alle die tiefer liegenden Lebens-Probleme jener großen Zeit irgend näher berührt, oder gelöſt, oder auch nur verſtändlich gemacht würden. — Ueber jene romantiſche Richtung, inſofern ſie auch eine mitwirkende Kraft im Leben ſelbſt, und ein unverkennbares Motiv von großem Einfluß in vielen der wichtigſten hiſtoriſchen Erſcheinungen der damahligen Welt bildet, will ich zur pſychologiſchen Erklärung, da dieſe eben ſo gut auf die vorherrſchenden Bewußtſeins-Formen und eigenthümlichen Geiſtesrichtungen ganzer Nationen und Zeitalter anwendbar iſt, als auf die Charakteriſtik einzelner Individuen, im Allgemeinen nur Eines bemerken. So wie da, wo die Meinung das vorherrſchende Princip des ganzen Lebens iſt, dieſe ſich meiſtens immer und ſehr ſchnell theilt, zerſplittert, verwirrt und auflöſt, in ein Chaos von allerlei Vernunft-Doctrinen, wo dann der endloſe und unauflösliche Partheienſtreit darüber, in allen Formen der öffentlichen Rhetorik, die Zeit, das Leben, und die Welt mit dieſem Stoffe ganz erfüllt, und völlig hinnimmt; eben ſo wird da, wo die religiöſe Geſinnung die Grundlage und Quelle, oder innre Lebenswurzel alles Daſeins iſt, ſo bald dieſe ſich mehr vereinzelt und zerſplittert, und von ihrer Mitte losgetrennt, nach irgend einer Seite hin, auf ein Aeußerſtes ſich richtet; alsdann, wo der innre Sinn und Gedanke ohnehin aus dieſem Lebens-Principe quellend, gleich zur That und zur wirklichen Bewegung wird, auch in den hiſtoriſchen Erſcheinungen des nationalen und allgemeinen Lebens ſelbſt, eine ſolche vorherrſchende Richtung der Fantaſie ſichtbar werden, wie dieſes zwar durchaus nicht von Anfang, aber in der ſpätern Periode des Mittelalters allerdings der Fall war, beſonders ſeit den Kreuzzügen, die hierin Epoche machen, und auch in der Geſchichte derſelben ſelbſt. So viele große Züge ihres edleren Urſprungs, aus dem alten Grundquell der religiöſen Geſinnung, nun auch dieſe und andre ähnliche merkwürdige hiſtoriſche Erſcheinungen dieſer Epoche noch an ſich tragen mögen; an und für ſich genommen, und in ſolchem Extreme der Einſeitigkeit bleibt aber eine vorherrſchende Richtung der Fantaſie, in ihrem Einfluß auf das wirkliche Leben, allemahl ſchon eine Folge der Zertheilung der ganzen vollen Kraft, oder ein Zeichen der Auflöſung der innern Harmonie, die niemahls im Leben und in der Welt herrſchend und bleibend werden kann, wenn ſie nicht zuvor ſchon im Bewußtſein erkannt und feſtgehalten wird. Der herrſchende Fehler des Mittelalters, nähmlich der in der letzten Periode deßſelben ſeit den Ghibellinen der hervorſtechendſte war, wenn man ihn in dieſer pſychologiſchen Allgemeinheit ſo abſtract auffaſſen und bezeichnen darf, findet ſich allerdings auch in der poetiſchen Eigenthümlichkeit, in der Kunſt und Wiſſenſchaft des Mittelalters wieder; und dieſe Seite und die Beziehung derſelben auf die Charakteriſtik des Ganzen, die vorherrſchende Eigenſchaft und der allgemeine Geiſt in dieſer Entwicklungs-Periode der chriſtlichen Menſchheit, hat hier zunächſt das größte Intereſſe, und eine vorzügliche Wichtigkeit. Es beſteht aber dieſer Fehler in der ſchon bezeichneten Neigung zum Extrem, oder dem Hange zum Abſoluten, im Herrſchen, Entſcheiden und Glauben, überhaupt im Wollen und eben ſo auch im Wiſſen, Denken und Dichten. Der Anfangs-Keim, oder die wenigſtens mögliche Anlage zu dieſem Fehler, liegt ſchon in dem erſten Urſprunge der neuern Nationen, beſonders bei jenen fünf, welche aus der Miſchung des altdeutſchen Stamm-Charakters und der germaniſchen Verfaſſung und Sitte, mit der lateiniſchen Grundlage, Bildung und Sprache in den romaniſchen Ländern entſtanden ſind, oder die ſich durch eine ſehr ſtarke römiſche Beimiſchung gebildet haben; dieſe ſind, die deutſche und engliſche, die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche. Wo nun der deutſche Stamm-Charakter und die germaniſche Natur- und Heldenkraft, mit dem römiſchen Weltverſtande durch die chriſtliche Liebe und religiöſe Geſinnung ganz in Harmonie geſetzt, und in Eins verſchmolzen war; da gingen jene großen und milden Charaktere aus dieſer glücklichen Miſchung hervor, auf die ich in der erſten Zeit-Periode des deutſchen Kaiſerthums und des Mittelalters überhaupt aufmerkſam gemacht habe. Sobald aber dieſe religiöſe Macht der chriſtlichen Geſinnung nachließ, und ihre Kraft verlor, oder getrübt und verdunkelt ward, zerfielen die beiden Elemente, die hier in der Menſchheit zur Vereinigung gebracht werden ſollten, wieder auseinander; und es zeigte ſich von der einen Seite bloß römiſche Klugheit, wie in der ſpätern italieniſchen und franzöſiſchen Geſchichte oft genug, oder auch von der andern germaniſchen Seite der kriegeriſche Ungeſtüm und ritterliche Uebermuth, ganz iſolirt, und ungemildert durch das höhere Princip. Oder vereinigten ſich ja die ſtrenge Conſequenz des alten römiſchen Herrſcherſinns und Weltverſtandes, mit jener nordiſchen Heldenkraft, ohne die Ausgleichung und Milderung dieſes höhern chriſtlichen Princips und ſeiner göttlich liebevollen Geſinnung; ſo offenbarte ſich dieſe Miſchung als die unglücklichſte von allen in jenen gewaltigen, aber furchtbaren Charakteren des Ghibelliniſchen Partheienkampfs. Wie nun der Hang zum Abſoluten, dieſer mit der Liebe auch alles Leben verwirrende und verſchlingende Abgrund im Menſchen, in dem politiſchen Weltverhältniſſe, die damahlige Zeit von einem Extreme zum andern fortriß, iſt für den hier vorliegenden Zweck ſchon zur Genüge erinnert worden. Aber auch in der Kunſt und Poeſie, ſo wie in der Wiſſenſchaft des Mittelalters, zeigt ſich dieſer Hang zum Abſoluten um ſo mehr, da beide ihre volle Entwicklung erſt in dieſer Periode erhielten, wo dieß ſchon ganz der herrſchende Ton der Zeit geworden war. Wie die ritterliche Dichtung auf der einen Seite, beſonders anfangs, ganz überwiegend fantaſtiſch war, ſo daß ſie auch erſt ſpäter eine ſchöne Form in milderm Ebenmaaße und im harmoniſchen Seelenklange der romantiſchen Kunſt gewinnen mochte; ſo verlor ſich auf der andern Seite die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft in ein Uebermaaß von Grübeleien, die eigentlich nicht einmahl metaphyſiſch, ſondern mehr nur bloß logiſch und oft ganz inhaltsleer waren. Die ſeltſame Weiſe nun, in welcher der italieniſche Dichter Dante dieſes Fantaſtiſche, welches nicht bloß auf die Sphäre der ritterlichen Dichtung beſchränkt, ſondern der damahligen Zeit und Einbildungskraft in jeder Richtung uberhaupt eigen war, dann die harte Ghibelliniſche Staatsgeſinnung, und die ſich daran knüpfende antike Römerverehrung, mit der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und ihren Diſtinctionen, als Meiſter in der claſſiſch gedrängten Sprache und tiefen Kunſt der Poeſie, in ſeinem großen Werke und Viſionen-Gebäude zu vereinigen, und durch alle drei Regionen der unſichtbaren Welt, durchzuführen wußte, hat zwar eigentlich keine allgemeine Nachfolge gefunden, und keinen bleibenden Weg für die ſpätere Kunſt gebildet; an ſich aber bleibt es ein charakteriſtiſch außerordentliches und wunderbares Phänomen, worin ſich der eigenthümliche Geiſt dieſer erſten ſcholaſtiſch-romantiſchen Epoche der europäiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft auf das Merkwürdigſte kund giebt. Sehr verſchiedenartige Elemente finden ſich hier beiſammen, und nicht immer iſolirt auf ihrem eignen Gebiethe ſich bewegend, ſondern oft auch in ſeltſamer Berührung, oder ſoll man ſagen Verwechslung der Sphären oder der Rollen untereinander. Und ſo iſt oft eine, ſelbſt in der Form mit abſichtlicher Kunſt nachgebildete, recht eigentliche Scholaſtik der Liebe, der Gegenſtand und Inhalt dieſer zarten romantiſchen Geſänge oder Sinnſprüche; und ſelbſt die logiſchen Gegenſätze, Schlußformen und Spitzfindigkeiten ſind hier in der Sprache und Reimkunſt, in ein liebliches Spiel der Fantaſie aufgelöſt; welches ſeltſam, wie es in mancher Hinſicht iſt, im Petrarca, der zugleich einer der erſten Wiederherſteller der alten Literatur, und gelehrten Bildung der Neuern war, immer noch das Gefühl anſpricht und anzieht. —

Noch eigenthümlicher vielleicht als in der Poeſie zeigt ſich dieſe Fülle der erfinderiſchen Fantaſie, in der wunderbaren Baukunſt des Mittelalters, wie ſo viele herrliche Denkmahle derſelben in Deutſchland ſelbſt, in England, einem Theil von Frankreich, dann in Nord-Italien und Venedig es noch bezeugen. Die erſte Grundlage dieſer gothiſchen Baukunſt bildete der byzantiniſche Kirchenſtyl, vielleicht konnte auch irgend ein fantaſtiſches Gebäude der Araber, noch hier und da veranlaſſend dazu mitwirken. Was ſich aber in dem künſtlich verzierten Style, und in der wunderbaren Fantaſie dieſer Bauart, am entſchiedenſten ausſpricht, das iſt der Geiſt des deutſchen Mittelalters. Am meiſten hat ſich die Mahlerei zu dieſer Zeit, obwohl ungleich ſpäter als die Baukunſt und am ſchönſten erſt im fünfzehnten Jahrhundert, in Italien und Deutſchland entwickelt, da ſie faſt ganz nur religiöſen, für die Kirche, oder ſonſt zur Andacht beſtimmten Gegenſtänden gewidmet war, als eine eigenthümlich chriſtliche Kunſt, in tiefer Bedeutung und vollendeter Meiſterkraft bis auf Raphael; wo alsdann ſtatt der religiöſen Richtung in der ältern chriſtlichen Kunſt, mehrentheils die heidniſch-antiquariſche Begeiſterung eintrat, welche aber nicht bloß hier, ſondern auch in der Literatur und Wiſſenſchaft der herrſchende Charakter in dieſer zweiten Epoche der europäiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, oder gelehrten Geiſtesbildung geweſen iſt. Und nicht wegen der Kunſt an und für ſich genommen, die in ihrer Sphäre, eine eigne Betrachtung und Entwicklung erfordern würde, ſondern nur als allgemeinen Beitrag zur charakteriſtiſchen Bezeichnung des Ganzen, und jeder beſondern Epoche und Stufe in dem Entwicklungsgange der neuern Geiſtesbildung, habe ich dieſe hier miterwähnen wollen.

Mit dem in's Arabiſche überſetzten oder traveſtirten, dann wieder aus dieſem in's Lateiniſche übertragenen, und dadurch endlich oft ganz unverſtändlich gewordnen Ariſtoteles, hat der Ghibelliniſche Kaiſer, Europa eben kein großes oder ſegensreiches Geſchenk aus dem Oriente mitgebracht. Die ältern chriſtlichen Philoſophen aus der erſten Zeit-Periode des frühern Mittelalters, Scotus Erigena, der Zeitgenoſſe des Alfred, der in der Theologie hochverehrte Anſelmus, auch in England, welches immer noch in der lateiniſchen Wiſſenſchaft und chriſtlichen Geiſtesbildung einen großen Vorrang behauptete, dann etwas ſpäter in Frankreich, Abälard und der heil. Bernardus, in deſſen ſüßer Beredſamkeit, die Fülle der Andacht und innere Myſtik des Gefühls ſich ſo anmuthig ausſpricht, ſind in Geiſt und Inhalt, in Gegenſtand und Ausdruck als Selbſtdenker und Schriftſteller, ungleich klarer und beſtimmter, als die ſpätern Scholaſtiker der nachfolgenden Zeit, und iſt ihnen jenes gränzenloſe Uebermaaß von logiſchen Spielereien, und inhaltsleeren metaphyſiſchen Grübeleien größtentheils noch ganz fremd. Die Naturwiſſenſchaft war damahls noch viel zu arm und zu dürftig, als daß ſie allein eine eigne Abtheilung und Disciplin oder Schule für ſich hätte bilden können; um ſo mehr ſtand die Philoſophie, wie es damahls überhaupt natürlich war, in der innigſten Verbindung mit der Religion und Theologie. Aber auch ganz abgeſehen von dieſen damahligen Zeitverhältniſſen, iſt es überall, und an und für ſich einleuchtend, daß die chriſtliche Philoſophie nur auf einer religiöſen, nicht aber auf einer ſolchen Grundlage beruhen kann, in welcher die Natur als das Erſte und Höchſte aufgeſtellt wird; nicht alſo in einer Lehre, welche nur die Keime enthält zu einer in wiſſenſchaftlicher Form erneuerten heidniſchen Naturvergötterung. Eben ſo wenig kann auch die chriſtliche Philoſophie ausgeben von dem Principe der Ichheit, oder des, nicht Gott und ſeiner Offenbarung ſich hingebend anſchließenden, ſondern in ſich allein concentrirten Selbſtgedankens, einer productiv ſein wollenden Vernunft. In beiden Hinſichten aber, würde ſelbſt der aus der Quelle und in der Urſprache ſelbſt deutlich erkannte und vollkommen verſtandne Ariſtoteles, ein äußerſt unſichrer, und ſehr leicht ganz irre leitender Führer geweſen ſein; ſowohl in der allgemeinen Natur-Philoſophie, als in den höhern metaphyſiſchen Fragen und Gegenſtänden. Die beſten und lehrreichſten unter ſeinen Schriften, nähmlich die moraliſchen, oder die auf Politik ſich beziehenden, konnten jene ſcholaſtiſchen Bewunderer des griechiſchen Weltweiſen gar nicht verſtehen, weil ſie in ihrer durchgehenden Beziehung auf griechiſche Sitten und Staatengeſchichte, nur im ganzen Zuſammenhange und durch ein vollſtändiges Quellen-Studium, in der Urſprache verſtändlich ſein können. Selbſt die logiſchen und rhetoriſchen Bücher erhalten ihr eigentliches lebendiges Intereſſe erſt durch ihre pathologiſche Beziehung auf dieſes dialektiſche Geiſtesübel der Griechen, und auf die bei ihnen ſo weit in alles eingreifende Herrſchaft der falſchen Rhetorik. Die gediegenſten Werke endlich des ſcharfſinnigen Alten über angewandte Phyſik und Naturgeſchichte vollſtändig verſtehen, benützen und würdigen zu können, wie es unſre Zeit etwa im Stande iſt, dazu fehlte es ihnen noch ganz an den hinreichenden Vorkenntniſſen und Hülfsmitteln. Wenn die chriſtliche Philoſophie des Mittelalters, ſtatt deſſen auf dem Grunde jener oben genannten erſten Selbſtdenker des chriſtlichen Abendlandes, oder auch der Kirchenväter, wenn auch zunächſt nur der lateiniſchen, da hier ohnehin die Platoniſchen Lehren, die einzigen unter den alten, welche mit einer Philoſophie der Offenbarung vereinbar ſind, auf dem Boden des Chriſtenthums längſt angepflanzt und einheimiſch geworden waren, weiter fortgebaut hätten, ſo würde ſie ſich haben viel ſchneller, leichter und klarer entwickeln, reiner geſtalten und vollenden mögen. Oder ſollten die griechiſchen Urquellen einmahl als ganz unentbehrlich für dieſen Endzweck betrachtet werden; ſo wäre zu wünſchen, es hätten die mächtigen, Künſte und Wiſſenſchaften befördernden Kaiſer und andre Machthaber, wenigſtens während jenes vorübergehenden Abentheuers des lateiniſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel, ſtatt daß man dafür nachher erſt auf die Zerſtörung von

Konſtantinopel warten mußte, lieber gleich von dorther jene Sprachſchätze herbei zu ſchaffen geſucht, ſtatt dieſes arabiſchen und im Lateiniſchen noch ärger gewordnen Unverſtandes eines ſo ganz ſinnlos entſtellten Ariſtoteles. Es war auch nur die Hinneigung zum abſoluten Denken im Zeitalter, zu der logiſchen Turnierkunſt auf der einen Seite, dann aber die im Stillen genährte Hoffnung, durch die vermeinte magiſche Kraft jener logiſchen Kunſtſtücke, manche verborgne Naturgeheimniſſe, wovon aber grade im wirklichen Ariſtoteles am wenigſten zu finden war, zu erfahren und in ſeine Gewalt zu bekommen, alſo eigentlich die unüberwindliche Begierde nach einer, wenigſtens für verbothen gehaltnen Frucht der Erkenntniß, was dieſen unwiderſtehlichen Drang zum Ariſtoteles, in welchem man damahls den Inbegriff des liberalen Wiſſens und Denkens zu finden glaubte, in dem Zeitalter hervorrief und herrſchend machte. Die ganze Grundlage der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft war alſo eigentlich eine durchaus und weſentlich falſche; und hat dieſelbe auch nicht bloß auf die Theologie, ſondern auf das ganze Zeitalter und deſſen Denkart, die ſchädlichſten und nachtheiligſten Folgen gehabt. Nachdem aber das Uebel ſelbſt eigentlich als unheilbar erſchien, oder wenigſtens der falſche Drang des Zeitalters in der Hauptſache nicht mehr unterdrückt werden konnte, war es ein großes Verdienſt, wenn klar und ſcharfſinnig denkende Theologen von philoſophiſchem Urtheile und Talente, wie der heil. Thomas von Aquin, wenn gleich auf der einmahl geltend gewordnen, verkehrten Grundlage dieſes alten Ariſtoteliſchen Rationalismus, ein Lehrgebäude errichteten, in welchem ſie dieſes Wiſſen doch mit dem weſentlichen Glauben und dem Dogma überall in Einklang zu ſetzen, und ſo wenigſtens von dieſer Seite die ſchädlichen Folgen dieſer falſchen Geiſtesrichtung in der Philoſophie, für ihre Zeit abzulenken ſuchten. — Doch war dieß im Ganzen und hiſtoriſch genommen, nur eine ſcheinbare Harmonie, und brach die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft, d. h. mit andern Worten der Rationalismus des Mittelalters, auch ſpäterhin noch oft wieder in eine hochmüthige Anmaßung oder feindſelige Oppoſition gegen die Lehren der Offenbarung aus.

Auch im Leben ſelbſt, und in andren Wiſſenſchaften, die dem Leben am nächſten ſtehen, beſonders in der Rechtsgelehrſamkeit, äußerte dieſer ſcholaſtiſche Zeitgeiſt des ſchon entarteten Mittelalters ſeinen ſchädlichen Einfluß: und es war ein eben ſo wenig ſegensreiches Geſchenk, als jener von Friedrich dem Zweiten nach Europa gebrachte arabiſche Ariſtoteles, als der erſte Ghibelliniſche Friedrich auf den Roncaliſchen Feldern das alte römiſche Recht und Geſetzbuch, nebſt allen für ihn daraus gefolgerten abſoluten Kronrechten und unbedingten Regalien feierlich beſtätigte, und damit alſo einer endloſen Rechts-Dialektik, Proceß-Gelehrſamkeit und Geſetz-Scholaſtik für die nachfolgenden Jahrhunderte den Eingang eröffnete. Anerkannt als ein noch geltendes, war zwar das alte römiſche Geſetzbuch und weitſchichtige Rechts-Corpus des Juſtinian ſchon früher unter den oſt-fränkiſchen Kaiſern, als der deutſche Rechtsgelehrte Irnerius in Bologna ſeine Schule in dieſer neuen Wiſſenſchaft eröffnete; für den Geiſt und die Denkart der Ghibelliniſchen Kaiſer aber, waren die in jenem Corpus ſich hier und da vorfindenden alt-römiſchen Weltherrſchafts-Formeln, noch ganz beſonders anziehend, deren ſie ſich auch in vorkommenden Fällen als deutlicher Spuren, oder wenigſtens ſinnvoller Andeutungen, der ihnen eigentlich zuſtehenden Univerſal-Monarchie gegen den griechiſchen Kaiſer und andre Könige, ziemlich unzuruckhaltend bedienten. Vorzüglich erſt von dieſer Ghibelliniſchen Zeit an, wurde wegen der Vorliebe für die abſoluten Grundſätze dieſes in den künſtlichen Formen ſeines ſtrengen Rechts mit dem Geiſte des Chriſtenthums, dem neuen Leben und deutſchen Sitten nirgend recht übereinſtimmende und ganz unpaſſende römiſche Geſetz-Corpus, eine Lieblings-Wiſſenſchaft, und neue Krankheit des Zeitgeiſtes. Die eigentliche Aufgabe für die Rechtswiſſenſchaft des chriſtlichen Abendlandes wäre vielmehr geweſen, jene alte Jurisprudenz, als eine in ihrer Art vollendet ausgebildete Kunſt, für die Form allenfalls zu benutzen, alles aber nach dem Principe und den Begriffen der chriſtlichen Rechtsgeſinnung zu reformiren; zugleich aber auch aus der einheimiſchen Quelle des eignen Landes und Stammes, und allen ältern germaniſchen Geſetzgebungen das vielfache Gute zu ſchöpfen; die zwar ſämmtlich ganz lokal, und höchſt individuell, mehrentheils auch nur für die einfachen Sitten, und den erſten Anfang einer kriegeriſchen Nation, nicht aber für den ſpäteren civiliſirten Zuſtand paſſend und gegeben waren, aber doch überall ſo viel Spuren und eine deutliche Grundlage der wahren Freiheit und einer höhern Billigkeit enthalten. Aber dieſes hätte in der frühern Zeit geſchehen müſſen, wo noch das Princip der chriſtlichen Geſinnung vorhanden war, welches allein ſo verſchiedenartige Elemente vereinbaren und in Harmonie bringen konnte, woran es ſpäter ſo ganz fehlte. In jener noch wahrhaft chriſtlich geſinnten, und darum auch politiſch großen Zeit aber fehlte es dazu an Wiſſenſchaft; und darum ſagte ich ſchon früherhin, daß in einer Hinſicht auch, nicht ſowohl die egoiſtiſche Abſicht, oder die feindliche Geſinnung, ſondern der Mangel an Kenntniß und Einſicht die Schuld trage an der unvollkommen gebliebenen chriſtlichen Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung. Und erſt in der ganz neuen Zeit hat man verſuchen können, dieſe von der frühern unerfüllt zurückgelaſſene Aufgabe zu löſen, oder dieſem alten Mangel einer chriſtlichen Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung abzuhelfen. Und wäre dieſes bis jetzt etwa doch noch nicht, wenigſtens nicht hinreichend und ganz durchgeführt, ungeachtet alle Bedingungen zur Löſung dieſer nothwendigen Aufgabe der europäiſchen Geſellſchaft längſt vorhanden ſind; ſo dürfte es wohl nicht rathſam ſein, es noch ferner aufzuſchieben und den gegebenen Zeitpunct nochmahls zu verſäumen.

Wie ſehr nun, nachdem der Partheienkampf immer allgemeiner, jene abſolute Denkart die herrſchende Richtung im Zeitgeiſte geworden war, der heftige Streit und Zwieſpalt zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Oberhaupte, zum großen Schaden und Ruin der einen wie der andern Macht gereichte, das iſt noch in Kürze zu berühren. Seit Friedrich des Zweiten letztem Banne, war ein Gegenkaiſer auf den andern gefolgt, erſt von deutſchen Fürſten, dann ein Prinz des engliſchen Hauſes, und ein König von Kaſtilien; keiner ward allgemein und ordentlich anerkannt, es war das große Zwiſchen-Reich der herrſchenden Anarchie und des allgemeinen Fauſtrechts; ein dunkles Interregnum in der ganzen Staatsordnung, und in allen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens, als ob die Sonne der Gerechtigkeit und des Friedens am Himmel der ewigen Wahrheit für die Welt der Verderbniß und des unverſöhnlichen Haders erloſchen und verdunkelt wäre; und eine volle Generation hindurch dauerte dieſer Zuſtand der verwilderten Unordnung und der Furcht vor noch größern Uebeln. Was den düſtern Eindruck für die damahlige Welt noch vermehrte, war, daß zu derſelben Zeit auch Jeruſalem und das ganze heilige Land für die Chriſten wieder verloren ging. Vergebens hatte Ludwig der Heilige in dem letzten Kreuzzuge gegen Aegypten alle Kräfte zur Rettung und Erhaltung der chriſtlichen Beſitzungen im Morgenlande, noch einmahl angeſtrengt; wo die Fortdauer eines chriſtlichen Königreichs in dieſen Ländern in der Folge auch als Bollwerk und Vormauer gegen den Andrang der mahomedaniſchen Macht in die Europa näher liegenden Provinzen, hätte dienen können. Doch war von dieſer Seite die Gefahr noch ſo nahe nicht; denn erſt hundert Jahre ſpäter drangen die Türken aus Klein-Aſien nach Europa ein, wo ſie zuerſt die nördlichen Provinzen des byzantiniſchen Reichs eroberten, und das chriſtliche Abendland zu bedrohen anfingen. Eine nähere und größere Gefahr wälzte ſich in der furchtbaren Macht der Mogolen, in eben dieſer Zeit des großen Zwiſchenreichs gegen Europa heran. Als ob der feindſelige Geiſt der Zerſtörung geahnet oder gewußt hätte, daß die Macht der Chriſtenheit im geſitteten Abendlande durch innern Zwieſpalt zerrüttet ſei, hatte ein Menſchenalter früher dem Jünglinge, der nachher Tſchingischan, d. h. Herr der Welt, hieß, und unter dieſem Nahmen in der Geſchichte bekannt iſt, ein Greis und Lehrer, oder Prieſter dieſes noch heidniſchen Volkes verkündet, daß er im Traumgeſichte den großen Geiſt auf ſeinem Flammenthrone habe ſitzen ſehen, um über die Völker der Erde zu richten; und durch deſſen Spruch ſei ihm, dem jungen Groß-Chan der Mogolen, die Herrſchaft über die Welt beſtimmt und zugetheilt. Von dieſem

Geiſte erfüllt, durchzog derſelbe nun die Erde mit ſeinen unermeßlichen Scharen: eroberte China, Thibet, Japan, überwand das ganze mahomedaniſche Reich in Chowaresmien, und drang bis an das kaſpiſche Meer. Die vier Söhne des Eroberers führten fort, was er angefangen hatte, und theilten unter ſich die Erde nach den vier Weltgegenden zur weitern Verwüſtung. Der Eine, dem der Weſten der Erde zu Theil ward, überzog mit ſeinen zahlloſen Scharen das chriſtliche Abendland; der Thron des Rurik, die größte Macht in dieſem chriſtlichen Norden ward umgeſtürzt, und mehrere Jahrhunderte lang blieb Rußland unter dem Drucke dieſer mogoliſchen Abhängigkeit dem Chanate von Kiptſchack einverleibt. Pohlen ward überſchwemmt von den alles zerſtörenden und verheerenden Scharen der Mogolen; der König von Ungarn beſiegt, und aus dem Lande zu fliehen gezwungen; Schleſien verheert, wo die blutige Niederlage des chriſtlichen Heeres bei Liegnitz das ganze Abendland mit Schrecken erfüllte. Doch drangen die Zerſtörer in der Folge glücklicher Weiſe nicht weiter gegen Europa vor, da ihre ferneren Eroberungen, wie durch eine ſchirmende Hand abgelenkt, vielmehr die Richtung gegen das arabiſche Chalifat zu Bagdad, welchem ſie ein Ende machten, dann gegen Indien und andre aſiatiſche und mahomedaniſche Reiche und Länder nahm. Es war alſo nur wie eine vorübergehende, aber furchtbare Warnung, daß die Chriſtenheit wohl eines mächtigen Schirmherrn bedürfe, und nur durch Eintracht hinreichend ſtark ſein könne gegen den Andrang, und die Einbrüche barbariſcher Völker; wovon das ſehr richtig gefühlte Bedürfniß der eine und erſte Grundſtein geweſen war, auf welchem die Idee des abendländiſchen Reiches, bei der erſten Stiftung der Wiederherſtellung deſſelben beruhte.

In dem deutſchen Kaiſerthume ward die Ordnung zuerſt wieder hergeſtellt durch Rudolph von Habsburg, der als Graf im Elſaß, nebſt den andern Stammgütern in den Alpen, bei weitem nicht ſo mächtig war, als andre Prätendenten, wegen ſeiner ritterlichen Tugenden aber bei vielen Fürſten in hohen Ehren ſtand. Ein glückliches, und faſt ſonderbares Zuſammentreffen zufälliger Umſtände, veranlaßte ſeine unerwartete Kaiſerwahl, die ihm ſelbſt, wie auch vielen andern, als ein höherer Ruf erſchien. Mit dem Papſte im friedlichen Einverſtändniſſe, blieb dennoch ſein Römerzug unausgeführt, da er nur vor allem andern bemüht war, das Fauſtrecht abzuſchaffen, und den Landfrieden einzuführen und feſt zu begründen, Ordnung und Gerechtigkeit, ſo viel es damahls möglich war, wieder herzuſtellen. Das hohe Verdienſt, was er ſich dadurch für ſeine ſo ſehr zerrüttete Zeit erwarb, hat die Geſchichte hinreichend anerkannt; und iſt er als Stifter dieſes Herrſcherhauſes, der Gründer einer Macht geworden, die in den nachfolgenden Jahrhunderten vorzüglich der erhaltende und zuſammenhaltende Mittelpunct für Deutſchland, und auch für Europa geblieben iſt. — Sehr oft aber erhob auch nachmahls wieder die Anarchie ihr Haupt, und nahm die Verwirrung überhand im Reiche, wie auch in andern Staaten, und in Europa überhaupt; wo man überall den Mangel einer großen und frei wirkenden ſchirmenden Macht, und noch mehr den Abgang der alles, im Leben wie im Staate zuſammenhaltenden chriſtlichen Geſinnung zu fühlen anfing, und ſich alles mehr und mehr zu einer allgemeinen Auflöſung und großen Kataſtrophe neigte. Unter Rudolphs Nachfolgern, bis auf Maximilian und Karl den Fünften, war der Wirkungskreis der Kaiſer meiſtens nur auf Deutſchland und deſſen innere Angelegenheiten beſchränkt, was uns hier alſo zunächſt nicht angeht. Auch die Römerzüge erhielten wohl das Andenken der alten kaiſerlichen Rechte und Anſprüche, aber ohne bleibenden Vortheil oder wirkliche große Macht-Erweiterung. Vorzüglich nur in der Zuſammenberufung der allgemeinen Concilien, deren Bedürfniß für die Chriſtenheit und für die Kirche bald ſo dringend gefühlt ward, kam die kaiſerliche Macht noch in eine wirkliche Ausübung für das Ganze.

Denn noch viel größer war das Unheil, und viel zerrüttender die Folgen, welche für die Kirche ſelbſt, und für das Oberhaupt derſelben, aus dem unſeligen Zwieſpalte mit der weltlichen Macht und dem Staats-Oberhaupte hervorging. In dem großen Kampfe der Päpſte und der geiſtlichen Macht mit den Kaiſern, war doch das wirkliche Recht der Gegenſtand des Streits geweſen, und zwar die erſte Grundlage und der höchſte Inbegriff alles Rechts im chriſtlichen Staate, und überhaupt in der menſchlichen Geſellſchaft; und wie viel Unrichtiges auch durch die abſoluten Uebertreibungen der ſpätern Zeit beigemiſcht ſein mag, es lag von der einen wie von der andern Seite, wenigſtens eine erhabene Idee zum Grunde. Mit Philipp dem Schönen in Frankreich, welches nun ſtatt der ehemahligen Kaiſer in dieſe Oppoſitions-Stellung der weltlichen Macht gegen die geiſtliche, und gegen das kirchliche Oberhaupt eintrat, beginnt eine ganz neue Epoche in der damahligen Staatskunſt von Europa, die nun ſchon aufgehört hatte, eine chriſtliche zu ſein. An die Stelle jener großen Motive und erhabenen Ideen, wie wir ſie bei einem Gregor dem Siebenten, oder Kaiſer Konrad und Barbaroſſa wahrnehmen, trat nun gemeine Politik, egoiſtiſche Habſucht und unwürdige Argliſt. In jeder Hinſicht kann Philipp der Schöne ſchon als der würdige Vorgänger Ludwig des Eilften betrachtet werden; und auch ſein Verfahren gegen den ganzen Orden der Tempelherren, ihre Hinrichtung oder gerichtliche Ermordung, zur Einziehung ihrer Güter war eine durch nichts zu rechtfertigende Gewaltthat; geſetzt auch, daß der Verdacht gegen einige Mitglieder, und einen verderbteren Theil des Ordens, wegen einiger aus dem Oriente mitgebrachten, nicht chriſtlichen Sitten und Lehren, Gebräuche oder Geheimniſſe, nicht ohne Grund geweſen ſein mag. Gewiß aber traf er nicht das Ganze, noch auch den damahligen würdigen Großmeiſter, wie es auch gleich damahls, und bald nachher vom Könige von Portugall, und vom Papſte ſelbſt anerkannt ward; und mußte in jedem Falle eine ſo wichtige kirchliche Angelegenheit anders unterſucht und anders geſchlichtet werden, als in dieſer deſpotiſchen Weiſe. In Beziehung auf den Papſt konnten Philipp dem Schönen die unzeitigen Uebertreibungen und abſoluten Anmaßungen Bonifaz des Achten, die nun von dieſer Seite faſt eben wieder ſo Ghibelliniſch lauteten, wie die der früheren Kaiſer in ihrem Partheiſinne ehemahls abgefaßt waren, ſehr willkommen ſein. Er fand darin eine Veranlaſſung, den Papſt nach Frankreich zu locken, dort bei der Erledigung des Stuhls einen neuen Papſt nach ſeinem Sinne wählen zu laſſen, und dieſen in Avignon feſt zu halten; wo er dann um ſo leichter deſſen Einwilligung zu allen ſeinen egoiſtiſchen Zwecken, wie in der Sache der Tempelherren, hier erpreſſen mochte, um nach ſeinem politiſch durchdachten Plane, die neue Reſidenz der Päpſte, für immer in ſeinem Reiche zu fixiren, wodurch dieſelben, ſiebzig Jahre hindurch, völlig in franzöſiſche Abhängigkeit geriethen. Und als es endlich einem der Päpſte gelang, aus dieſer Babyloniſchen Gefangenſchaft des heiligen Stuhls wieder nach Rom zurück zu kehren, ſo war die Folge, daß nun hier und dort Päpſte gegeneinander gewählt wurden; welches Schisma in der Kirche wieder vierzig Jahre fortdauerte, bis es endlich durch das Conſtanzer allgemeine Concilium völlig beendigt ward. Eine tiefere Wunde konnte dem Chriſtenthum nicht geſchlagen werden, als dieſer Zwieſpalt der Kirche ſelbſt, welcher die Gemüther völlig irre machte, und auch in allen Verhältniſſen des Lebens, und der öffentlichen Ordnung eine unbeſchreibliche Verwirrung hervorbringen mußte.

So wie, ohne die ſchirmende, und das Abendland in Ein Ganzes verknüpfende Macht der erſten chriſtlichen Kaiſer, Europa überhaupt und insbeſondere auch Deutſchland ſchon viel früher ganz in ſich zerfallen ſein würde, ohne alle ſichere Kraft des ausdauernden Widerſtandes gegen fremde Eroberer und den Andrang der barbariſchen Völker; ſo würde auch ohne die auf Einheit gerichtete und gegründete, und die Kirche zuſammenhaltende Macht des Papſtes, das Chriſtenthum ſelbſt ſehr bald in eine Menge von einzelnen Secten, kleinen Gemeinden und getrennten Partheien, wo nicht gar in ganz verſchiednen Religionen ſich aufgelöſt, und endlich aufgehört haben. Der orthodoxe Fortbeſtand der alten griechiſchen Kirche, wo doch der Patriarch nicht die gleiche geiſtige Macht, noch einen ſo umfaſſenden Einfluß auf das Leben hat, wie der Papſt im Mittelalter, kann hiegegen nicht als Einwendung gelten, oder angeführt werden; denn hier bei dem regen, beweglichen, unruhig lebendigen Geiſt des Abendlandes, in dieſer beſtändig wechſelnden, raſch fortſchreitenden Entwicklung ließ ſich wohl nicht ſo auf eine bloß von ſelbſt fortbeſtehende Monotonie der Denkart auch im Glauben rechnen, wie dort in dieſer Erſtorbenheit des Geiſtes, und in einem ſo ganz erloſchnen und eben dadurch einförmig gewordnen Zuſtande. Sobald nun aber die abendländiſche Kirche durch den Zwieſpalt mit der weltlichen Macht geſchwächt und erſchüttert war, mußten ſich auch in der Religion ſelbſt und in der innern Sphäre des Glaubens, die nachtheiligen und ſchädlichen Folgen davon zeigen. Anfangs zwar entwickelte ſich hier eine Kraft der geiſtigen Gegenwehr gegen das eindringende Verderben und die drohenden Uebel, und eine Kraft der ſittlichen Abhülfe, die aus der Religion ſelbſt hervorgegangen, auch ganz ihrem Geiſte gemäß, und eine durchaus chriſtliche geweſen iſt. Und es zeigte ſich auch hier wieder, wie jener ſtärkende Geiſt der Hülfe und des Raths, und von dem göttlichen Stifter ſelbſt ſeiner Kirche verheißene Paraklet in jeder Zeit-Periode, bei dem Andrang einer neuen Gefahr, auch das, gerade für dieſe Zeitumſtände angemeſſene und eigenthümliche Rettungsmittel herbei zu führen weiß, worin man den höheren Urſprung wohl erkennen mag, wenn es auch in der menſchlichen Anwendung und Ausführung nachher nicht ſo bleibt, wie es anfangs war, und bei weitem nicht alles wirkt, was es ſonſt vermocht hätte; oder wenn es auch endlich mehr und mehr wieder entartet.

Die großen Reichthümer der Kirche, bildeten zwar nicht den einzigen, aber doch einen Hauptgegenſtand der Streitigkeiten mit der weltlichen Macht, und waren auch ſonſt ein Stein des Anſtoßes für Viele, beſonders im Volke. Nun war zwar die ganze abendländiſche Cultur, zuerſt des Landes, und des Bodens ſelbſt, und der fruchtbaren Benutzung deſſelben, ſo wie auch die wiſſenſchaftliche des Geiſtes davon ausgegangen, daß man den Clerus auf Landbeſitz fundirt, und dadurch in der Nation und im Staat einheimiſch gemacht und eingebürgert, und im gränzenloſen Eifer mit Schenkungen aller Art ſehr reich ausgeſtattet hatte; und waren alſo die Klöſter, Aebte, Biſchöfe, und der ganze hohe Clerus reiche Herren, Landſtände und Fürſten geworden. Sie hatten ſich auch dieſes Reichthums und ihrer Macht, beſonders in der frühern Zeit, im Allgemeinen auf eine würdige, und für die Wohlfahrt des Ganzen heilſame Art gebraucht. Die Annalen aller neuern Nationen, und die Geſchichte jedes einzelnen großen oder kleinen Staats, ſind voll von den hohen Verdienſten, welche ſich würdige geiſtliche Männer im Mittelalter, um den Staat und das allgemeine Beſte, auch in ſtaatsbürgerlicher, und bloß äußerlicher Hinſicht erworben haben. Dieß wurde auch allgemein anerkannt; eine plötzliche Losreißung des hohen Clerus von dem Staate, und aus der Stelle, welche er in demſelben einnahm, würde für dieſen ſelbſt ein großer Verluſt geweſen ſein. Auch ging die Abſicht bei dem Streite der Kaiſer, und überhaupt der weltlichen Macht gegen die Kirche und das Oberhaupt derſelben zunächſt, und anfangs auch gar nicht auf das kirchliche Eigenthum ſelbſt, welches niemand anzutaſten im Sinne hatte, ſondern nur auf die Oberhoheit über daſſelbe, und die Anerkennung dieſer Oberhoheit. Indeſſen iſt leicht begreiflich, daß nicht bei allen Mitgliedern des hohen Clerus dieſe Verdienſte gleich einleuchtend geweſen, noch der Gebrauch ihres Reichthums gleich würdig und tadelfrei ſein konnte. Aber ganz abgeſehen von dem im Einzelnen Statt findenden Mißbrauch oder gegebenen ſchlechten Beiſpiel, blieb in den Augen des Volks, und auch vieler Geiſtlichen ſelbſt, dieſer große Reichthum des hohen Clerus, ſein Glanz und hoher Stand im Staate und in der Welt, ſchon an ſich ein Anſtoß, und ſchien mit der urſprünglichen Vorſchrift und evangeliſchen Armuth der erſten Chriſten wohl im Widerſpruche zu ſtehen; und dieß war der vornehmſte Gegenſtand, und gleichſam der Lieblingstext und erſte Anlaß für die Volks-Oppoſition, die ſich nachdem die Mächtigen und Herrſcher einmahl das Beiſpiel gegeben hatten, nun auch immer mehr gegen die Kirche zu erheben anfing. Ganz dem Bedürfniß und der Zeit gemäß, war es alſo, wenn ſich jetzt im Gegenſatz gegen dieſe vornehm gewordnen, und wenn auch rechtſchaffnen und verdienten, doch mit allzuviel weltlichem Glanz umgebenen Geiſtlichen, Männer von der innigſten Frömmigkeit beſeelt vereinigten; um mit der ſtrengſten Entſagung und Demuth ſich ganz dem Volke und gemeinen Manne gleich zu ſtellen, und ein Beiſpiel der vollkommenſten evangeliſchen Armuth zu geben; oder auch um ſich mit allem Eifer ausſchließend dem Volksunterrichte und Predigeramte zu widmen. Wahrhaft heilige, demüthig fromme und mit wunderbaren Kräften ausgerüſtete Männer betraten dieſen neuen Weg, und manche unter ihnen rügten auch mit großer Freimüthigkeit die Mißbräuche und ſittlichen Gebrechen in dem damahligen Zuſtande der Kirche und des Staats, und aller Stände. Sie fanden auch ſelbſt Widerſpruch und Gegner, und ſchon früh erhob ſich auch gegen ſie viel Tadel; wobei man die menſchliche Unvollkommenheit und einzelne Ausartung wohl unterſcheiden muß, von der erſten heiligen Grundlage und dem höhern Gottesfunken, im erſten Stiftungs-Anfange ſolcher, wie aller andern kirchlichen und geiſtlichen Inſtitute. Und ſo entwickelte ſich dann auch jene Volks-Oppoſition, zu welcher die weltliche Macht ſelbſt, und der Partheienkampf der Ghibelliniſchen Kaiſer vorzüglich den erſten Anſtoß gegeben hatten, immer kühner, größer und allgemeiner. Kaum hatten ſich die Waldenſer verloren, ſo traten die Albigenſer, als eine noch zahlreichere neue Religions-Parthei im ſüdlichen Frankreich auf, bei denen noch neben jener gewöhnlichen Volks-Oppoſition gegen die kirchlichen Mißbräuche und Reichthümer, wohl auch manche Begriffe und Irrthümer von morgenländiſchen Secten, die zur Zeit der Kreuzzüge den Weg hierher gefunden haben konnten, wahrgenommen wurden. Um ſo mehr hielt man ſich berechtigt, einen förmlichen Kreuzzug gegen ſie auszuſchreiben, und die Fürſten unterdrückten dieſe, ihnen auch wohl als Rebellion, nicht bloß gegen die Kirche, ſondern eben ſo ſehr gegen den Staat erſcheinende Volks-Secte, durch einen grauſamen Vernichtungskrieg, wo das Rettungsmittel alſo nicht minder tadelnswerth und verderblich war, als das Uebel ſelbſt. Als einzelner kühner Reformator trat zuerſt Wiclef in England auf, und bald nachher noch viel folgenreicher, Johann Huß in Böhmen; daß hiebei neben dem hergebrachten Tadel der wirklichen Mißbräuche auch viele willkührlich eigne Lehren und ungegründete Behauptungen, und Keime von Irrthümern beigemiſcht waren, machte die Sache, und die ganze Lage der Dinge, ſo wie überhaupt die allgemeine Aufgabe der Zeit nur um ſo ſchwieriger und gefährlicher. Huß wurde vor das Concilium nach Conſtanz berufen, dasſelbe, welches die Trennung und den Streit der zwiefachen Päpſte zu Avignon und Rom glücklich zu Ende gebracht hatte; und dort wurde er, ohne des kaiſerlichen Geleits zu achten, verurtheilt, und dem Tode übergeben. Wie aber ein Unrecht und blutiges Extrem immer das andere hervorruft, ſo wurden wenige Jahre nachher die Rathsherren zu Prag aus dem Fenſter herab geſtürzt; es war die Loſung zu einem allgemeinen Volks-Aufruhr, Ziska an der Spitze dieſer wüthenden Scharen, verwüſtete Böhmen, und fiel in die benachbarten deutſchen Länder ein, mit einem huſſitiſchen Kriegsheere von ſiebzig tauſend Mann, überall Schrecken verbreitend. Zwar ward auch dieſe Empörung damahls noch wieder gedämpft, aber Europa reifte immer mehr zu einer großen Kataſtrophe.

Eine neue drohende Gefahr, die man lange hatte kommen ſehen, rückte für dasſelbe von einer andern Seite nun in furchtbarer Nähe heran; nachdem die Türken ſchon faſt hundert Jahre die nördlichen Provinzen des byzantiniſchen Reichs in Beſitz genommen hatten, wurde jetzt auch Konſtantinopel erobert, und die alte Sophienkirche in eine Moſchee verwandelt. Die Vertheidigung gegen die weitern Fortſchritte der türkiſchen Uebermacht blieb nun für die zunächſt bedrohte Hälfte von Europa, für Deutſchland, Oeſterreich, Ungarn und Pohlen, mehr als zwei Jahrhunderte lang das dringendſte Haupt-Intereſſe, was beſonders auch die Kaiſer in allen andern Unternehmungen hemmte, und als das Ziel ihrer höchſten Anſtrengungen, ihre beſten Kräfte wegnahm, und in ſo fern auch ſehr ſtörend auf die damahligen Verwicklungen in Kirche und Staat, und auf das ganze Syſtem der europäiſchen Mächte einwirkte. Die nächſten Folgen aber, gleich nach der erſten Kataſtrophe und während derſelben, waren für die wiſſenſchaftlichen Studien und Geiſtes-Cultur, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, von ſehr anregender und befruchtender Wirkung, wo die nach Europa fliehenden Griechen, durch die claſſiſchen Kenntniſſe und lang entbehrten reichen literariſchen Schätze, die ſie mitbrachten, eine ganz neue glänzende Epoche in der europäiſchen Bildung und Wiſſenſchaft, zunächſt in Italien, dann auch in dem mit Italien damahls ſo eng verbundnen Deutſchland, und endlich im ganzen übrigen Abendlande veranlaßten und hervorriefen. Die Kenntniß ihrer claſſiſchen Sprache und alten Literatur war unter den griechiſchen Geiſtlichen und Gelehrten niemahls ganz erloſchen, obgleich es in ihren Händen mehrentheils nur ein todter Schatz geblieben war, der erſt nachher von dem regeren Geiſte der Europäer thätig benutzt und mannichfach für das Leben wirkſam gemacht wurde. Die beſſern unter den letzten byzantiniſchen Kaiſern, beſonders unter den Paläologen, hatten, zum Theil ſelbſt in gelehrten Kenntniſſen gebildet, die Wiſſenſchaften geliebt, begünſtigt und neu belebt. Schon in der herannahenden Zeit des Unterganges, und noch vor der Eroberung von Konſtantinopel, waren viele Griechen nach Italien geflüchtet, beſonders ſeit den mannichfachen Verſuchen zur Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der römiſchen; die aber, einzelne Individuen ausgenommen, welche zur katholiſchen Kirche übertraten, für das Ganze nur auf einen kleinen Theil der griechiſchen Nation beſchränkt blieb. Sie hatten dort Schulen der Sprache und Gelehrſamkeit errichtet, Bibliotheken angelegt, und wenn man zur Zeit des Petrarca noch die wenigen Einzelnen zählen konnte, welche in Italien der griechiſchen Sprache und Literatur kundig waren, zu deren eifrigen Beförderern nach ihm auch Boccaz gehörte; ſo wurde nun unter den Medicäern, dem erſten Cosmus und dem großen Lorenzo, Florenz eine blühende Pflanzſchule der griechiſchen Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung; und auch in Rom war das Haus des Cardinals Beſſarion, eine Platoniſche Akademie der Wiſſenſchaften. Selbſt das Studium der alten römiſchen Schriftſteller wurde dadurch in einem mehr claſſiſchen Sinne und Geiſte neu belebt. Lateiniſche, den alten Claſſikern nachgebildete Dichter und Hofgelehrte, auch politiſche Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, die damahls noch die diplomatiſche Geſchäfts-Sprache war; durch das Studium der Alten in der römiſch-griechiſchen Geſchichte und Staatskunſt gebildete Politiker und Staatsmänner vom entſchiedenſten Einfluſſe, gebildete Dilettanten des heidniſchen Alterthums der mannichfachſten Art, gaben jetzt den Ton an in dieſer neuen und zweiten Epoche der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung. Die eigenthümliche Richtung, der unterſcheidende Charakter und herrſchende Ton des Zeitgeiſtes ging ganz vorzüglich von dieſer neuerwachten griechiſchen Gelehrſamkeit und alten Literatur aus. Die durch die berichtigte Aſtronomie, und die nach Entdeckung des vierten Welttheils gewonnene umfaſſende Kenntniß des Erd-Planeten, ſo ſehr erweiterte Naturkunde, war noch zu wenig entwickelt, in ihrer innern wiſſenſchaftlichen Idee, als daß ſie ſchon damahls, wie ſpäter, wirkſam in das Ganze der Geiſtesbildung und der europäiſchen Wiſſenſchaft, hätte eingreifen und derſelben eine andre und neue Richtung geben können. Einzelne Männer in dieſer Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, wie Picus von Mirandola, beſonders auch der deutſche Reuchlin, richteten ihr Bemühen auf eine tiefere, mehr dem Platoniſchen Wege folgende Philoſophie; wie auch Beſſarion, Marſilius Ficinus und andre, die Platoniſche Philoſophie vorzüglich begünſtigten, und zu bearbeiten anfingen. Das waren aber nur einzelne Ausnahmen, und erſte auch nicht überall fehlerfreie Verſuche; wobei es im Ganzen ſehr zu beklagen bleibt, daß dieſer damahls gemachte Anfang einer beſſern und tiefern Philoſophie ganz unentwickelt geblieben iſt; da noch die alte Scholaſtik im Ganzen ſich mächtig entgegenſtemmte, bald nachher die mit dem neuen Partheienkampfe einreißende Geiſtes-Anarchie jedes höhere Streben wieder verſchlang oder in der Wurzel lähmte, und auch in dem blühenden Zeitalter der Mediceer ſelbſt die äſthetiſche Seite, und die politiſche Anwendung der alten Literatur, die vorzüglich und faſt allein in dieſer neuen Geiſtes-Cultur vorherrſchende blieb. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung, war alſo eine ganz unvollendet gebliebene, und höchſt unvollkommne, die nicht in einem allgemeinen Sinn eine ſolche geweſen iſt; und auch in den Wiſſenſchaften ſelbſt, war es mehr ein ſchnell aufblühender Glanz, als eine wahrhaft gediegene und feſte Grundlage, was man gewonnen hatte, und überall wetteifernd zur Schau ſtellte, und aufzuweiſen bemüht war. Viele von dieſen claſſiſchen Geiſtern waren im alten Rom oder Athen, überhaupt in der Welt, Geſchichte und Staatskunſt der Alten, oder auch in ihrer Mythologie, die nun auch wieder mit großer Liebe und Vorliebe an's Licht gezogen ward, und in der alten Götterwelt, viel mehr bewandert und eigentlich einheimiſch, als in ihrer eignen Zeit und den Verhältniſſen der damahligen Welt, oder überhaupt im Chriſtenthume, und in den Lehren und Grundſätzen desſelben. Nach der erſten ſcholaſtiſch-romantiſchen Epoche der europäiſchen Wiſſenſchaft im Mittelalter, war der vorherrſchende Charakter dieſer zweiten Epoche der aufblühenden Geiſtes-Cultur, nach der eigenthümlichen Richtung und dem Tone der neuen Denkart, und dem ganzen Styl des Lebens, der damit zuſammenhing, und von da aus mehr oder minder, in mannichfacher Weiſe und verſchiedner Modification, über alle Länder von Europa ſich verbreitete, eine auf's mindeſte doch ſehr einſeitige heidniſch-antiquariſche Begeiſterung, nicht bloß im Gebiethe des Schönen und der Kunſt, ſondern in der ganzen Literatur, ja auch in der Geſchichte und Staatskunſt, und ſelbſt im Leben. — Verglichen mit der nachfolgenden furchtbaren Kataſtrophe erſcheint dieſes, auf alle Verhältniſſe und das ganze Leben oft auch ſehr unpaſſend angewandte claſſiſche Streben, und die intellectuelle Wirkung desſelben in dieſer Zeit, wie ein berauſchender Zaubertrank, durch welchen der eben erwachte Geiſt der gebildeten europäiſchen Nationen, zu eigentlich fremdartigen Gegenſtänden hingeriſſen, im täuſchenden Selbſtgefühl des erkannten Schönen und dieſer neuen Bildung, ſeiner ſelbſt vergaß, und in falſcher Sicherheit, weder die Größe der Gefahr und des innern Verderbens, noch den drohenden Abgrund mehr erkannte, an deſſen Rande das damahlige Europa ſtand.

Fünfzehnte Vorleſung.

Allgemeine Bemerkungen über die Principien der Geſchichte. Von dem verderbten Zuſtande im fünfzehnten Jahrhunderte. Anfang des Proteſtantismus, und Charakter der Reformations-Zeit.

Nicht in den einzelnen Begebenheiten oder hiſtoriſchen Thatſachen liegt die Philoſophie der Geſchichte, d. h. das richtige Verſtändniß ihres wundervollen Ganges, die Auflöſung und Erklärung ihrer großen Probleme, und der verwickelten Räthſel der Menſchheit und ihrer Schickſale in dem Laufe der Jahrhunderte; ſondern nur in den Principien dieſer Entwicklung kann ſie gefunden werden. Die hiſtoriſchen Einzelnheiten dienen nur zur charakteriſtiſchen Bezeichnung der innern Motive, der herrſchenden Ideen, der entſcheidenden Momente und kritiſchen Wendepuncte dieſer hiſtoriſchen Entwicklung im Stufengange der Menſchheit, um die eigentliche Signatur jeder Stufe und jedes Zeitalters in der ganzen Verzweigung der geiſtigen Bildung und der ſittlichen Ordnung lebendig vor Augen zu ſtellen. Zu dieſem Endzwecke aber ſind ſie unentbehrlich; denn die bewegenden Kräfte in dieſer Entwicklung des Menſchengeſchlechts, ſind durchaus höherer Art, und nicht etwa bloß organiſche Naturgeſetze, aus denen man wie in der Phyſiologie, wenn nur die erſte Idee vollſtändig erfaßt iſt, die Beſchaffenheit der Erſcheinungen, die Kennzeichen, und die Regel des geſunden Lebens, die Diagnoſe der Erkrankung, ſo wie die Heil-Methode des kranken Zuſtandes, das Herannahen der Kriſis, und den natürlichen Ablauf derſelben, ſchon richtig ableiten, und zum Theile ſelbſt im voraus beſtimmen könnte, ohne grade das ganze Labyrinth aller jemahls vorhanden geweſenen Fälle, für jeden einzelnen, eben jetzt vorliegenden, immer von neuem wieder durchlaufen zu müſſen; oder wie in der Naturgeſchichte die Structur der verſchiedenen Pflanzen und Thiere ein zuſammenhängendes Syſtem von Gattungen und Arten in durchgehender Analogie bildet, und das Wachsthum, Aufblühen, Entblättern und Abſterben der Individuen nach einer einfachen Ordnung, wie Tag und Nacht, oder wie der Wechſel der Jahrszeiten gleichförmig abläuft. In dem hiſtoriſchen Gebiethe der menſchlichen Freiheit aber, nachdem der Menſch zwar wohl ein Naturweſen, aber ein mit der Freiheit des Willens, d. h. mit dem Vermögen der innern Entſcheidung eines zwiſchen dem guten und göttlichen Impuls, und zwiſchen dem böſen und feindlichen Princip wählenden und ſich beſtimmenden Willens begabtes Naturweſen iſt, bilden alle dieſe Naturanlagen und organiſchen Geſetze nur die materielle Grundlage ſeiner Entwicklung und Geſchichte; und das kaum, ſondern eigentlich nur eine bloß mögliche Dispoſition, deren Wirklichwerden, und dann die weitere Richtung und Anwendung in der Wirklichkeit, von dem Menſchen ſelbſt und von ſeiner Freiheit, oder von dem Gebrauche abhängt, den er von dieſer macht. Nur erſt dann, wenn dieſes höhere Princip des menſchlichen, frei erſchaffnen Willens erloſchen, zurückgetreten, unwirkſam geworden, geſtört, verdunkelt, und in völlige Verwirrung gerathen iſt, kann hernach jenes Naturgeſetz auch in das hiſtoriſche Gebieth eintreten; und können alsdann die Symptome einer kranken Zeit, die organiſch gewordnen Fehler einer Nation, die Vorbothen einer herannahenden allgemeinen Welt-Kriſis allerdings bis auf einen gewiſſen Grad, auch nach einem bloß naturwiſſenſchaftlichen Standpuncte und Begriff des erkrankten Lebens aufgefaßt werden. Nun iſt die Freiheit des Willens zwar ſchon nach dem allgemeinen Gefühl im menſchlichen Bewußtſein als ein Wirkliches gegeben; doch aber bleibt es im Sinnen und Nachdenken darüber, ein faſt unbegreifliches Räthſel, wovon ſich die Auflöſung nur im Glauben finden läßt; oder vielmehr ein Geheimniß, deſſen Erklärung und Schlüſſel nur in Gott und ſeiner Offenbarung zu ſuchen iſt; und eben das gilt von jedem andern Höheren, welches über die Natur und das bloße Naturgeſetz erhaben iſt. Neben dieſem über die Naturnothwendigkeit hinausgehenden, menſchlichen Princip der Willensfreiheit, giebt es aber noch ein anderes göttliches Princip der höhern Art, für die hiſtoriſche Entwicklung; und dieſes iſt die, in dem Gange der Geſchichte und der menſchlichen Schickſale, auch im großen Ganzen wie im Einzelnen, ſichtbare Hand der alles liebevoll lenkenden, und bis zum Ende leitenden Vorſehung. Aber auch die eigentliche Macht des Böſen iſt mehr als eine bloße Naturkraft, und gegen dieſe gehalten ſelbſt ein Höheres, und von rein geiſtiger Art. Es iſt nämlich diejenige, welche nicht in dem bloß ſinnlichen Naturtriebe wirkſam iſt, ſondern unter dem Scheine der falſchen Freiheit dem Menſchen ſeine wahre Freiheit zu rauben unabläſſig bemüht iſt. Und ſo iſt auch die Vorſehung nicht ein unbeſtimmter Begriff, und bloße Redeformel des Glaubens, oder nichts als ein Gefühl der frommen Ahnung, gleichſam nur wie eine göttliche Vermuthung; ſondern es iſt die hiſtoriſch wirkliche und factiſch-lebendige rettende Kraft Gottes, welche dem Menſchen, und auch dem ganzen Menſchengeſchlechte die verlorne Freiheit wieder giebt, und zugleich mit ihr die wirkliche und lebendige Kraft des Guten. Darin liegt eben das Problem des menſchlichen Daſeins, daß der Menſch, im großen Ganzen der Geſchichte wie im Einzelnen und Kleinen des individuellen Lebens, in die Mitte geſtellt iſt zur Wahl und Entſcheidung, zwiſchen der wahren göttlichen und in Gott feſt bleibenden, nur in ihr feſtwachſenden Freiheit, und der falſchen abtrünnigen Freiheit eines von Gott losgeriſſenen Egoismus. Die bloße Zügelloſigkeit der Leidenſchaft oder der ſinnlichen Triebe, iſt keine Freiheit, ſondern eine harte Dienſtbarkeit unter dem Naturjoche; jene verkehrte und bösartige Freiheit aber, die doch eine geiſtige iſt, ſteht eben darum ſchon über der Natur; und wird es alſo wohl der Wahrheit am angemeſſenſten ſein, denjenigen für den eigentlichen Urheber und erſten Gründer dieſer falſchen Freiheit zu halten, welchen uns die Offenbarung als den größten, mächtigſten und auch genievollſten Egoiſten unter allen erſchaffenen Weſen der ſichtbaren und der unſichtbaren Schöpfung kennen lehrt. Ohne dieſe im Menſchen liegende, und ihm eingeborne oder mitgegebene Freiheit der Wahl und der Entſcheidung zwiſchen dem göttlichen Impuls, und der höhern Richtſchnur ſeiner Beſtimmung, und der irreleitenden Macht des Böſen, würde es keine Geſchichte, und ohne die Vorausſetzung dieſer Idee, und den Glauben daran, keine Wiſſenſchaft derſelben geben: ſondern es würde, wenn die Freiheit des Willens nur eine pſychologiſche Täuſchung, eigentlich alſo auch keine Geſinnung, und wahrhaft ſo zu nennende That im Menſchen wirklich, wenn alles auch im Leben nothwendig vorherbeſtimmt, bloß Natur und blindes Fatum wäre; alsdann auch das, was wir Geſchichte nennen, oder die hiſtoriſche Beſchreibung des Menſchengeſchlechts, nur einen Theil der Naturkunde bilden: was aber dem allgemeinen Urtheile und dem innerſten Gefühle des Lebens im Menſchen widerſpricht, da nach dieſem, ganz einfach genommen, es eben der Kampf zwiſchen dem guten und göttlichen Princip auf der einen, und dem feindlichen und böſen auf der andern Seite iſt, welcher den Inhalt des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Geſchichte von Anfang bis zu Ende bildet. Ohne die Idee eines in dem Gange der menſchlichen Schickſale waltenden, alles lenkenden Vorſehung und rettenden Kraft Gottes aber, zur endlichen Befreiung des Menſchengeſchlechts, kann die ganze Weltgeſchichte nur wie ein Labyrinth ohne Ausgang erſcheinen, wie ein verworrner Schutthaufen über einander geworfner Trümmer der untergegangenen Jahrhunderte; wie ein großes Trauerſpiel ohne rechten Anfang, und wo der Schluß und die Auflöſung fehlt; und dieſen wehmüthig trauervollen Eindruck hinterlaſſen uns allerdings mehrere der großen Hiſtoriker der Alten, beſonders der tiefſte unter ihnen, Tacitus, mit ſeinem Rückblicke auf die Vergangenheit, am Ende der alten Zeiten. Das größte hiſtoriſche Geheimniß und tief verſchlungne Welt-Räthſel aber, iſt die Zulaſſung des Böſen von Seiten Gottes, welche eben nur in jener freien Stellung und unentſchiednen Weſenheit des Menſchen, in ſeiner Beſtimmung zum Kampfe zwiſchen zwei entgegenſtehend auf ihn eindringenden Mächten, ihre Löſung und Erklärung findet, und die ſchon mit der irdiſchen erſten Sendung Adams beginnt; und ſelbſt nichts anders iſt, als die volle wirkliche Ausführung, und göttlich veranſtaltete Prüfung dieſer dem Erſtlinge der neuen Schöpfung, und Ebenbilde Gottes verliehenen Gabe der Freiheit, im Kampfe und Sieg gegen alle feindlichen Geiſter und Verſuchungen. Nur wer die anfangs faſt unbegreiflich erſcheinende weite Ausdehnung in der göttlichen Zulaſſung des Böſen, und die dem böſen Princip, nach dem verborgnen göttlichen Rathſchluß geſtattete Macht nach ſeiner ganzen Größe erkennt, von dem Fluche des Kain, und dem ihm zum Fluchzeichen mitgegebenen Charakter der ungehinderten Fortdauer, durch alle Labyrinthe des Irrthums und der greulich entſtellten Wahrheit, durch alle falſchen Religionen der heidniſchen Völker, und alle Jahrhunderte des höchſten ſittlichen Verderbens, und der unerhörten, ewig ſich wiederhohlenden und immer höher ſich überbiethenden Verbrechen, bis zu der vollendeten Weltherrſchaft der Macht des Böſen, und des antichriſtlichen Princips hindurch, wo das Menſchengeſchlecht endlich, wenn es hinreichend vorbereitet und ausgerüſtet ſein wird, zu dieſem größten Kampfe, alsdann dem mit ſeiner vollſten Kraft ausgerüſteten Feinde noch in der letzten entſcheidenden Prüfung entgegengeführt werden ſoll; der, und nur der allein mag die welthiſtoriſchen Erſcheinungen in ihrer oft wunderbaren und räthſelhaften Verwicklung wirklich verſtehen, ſo weit ein menſchliches Auge in das Geheimniß jener verborgnen Zugängen eindringen kann. Wer aber alles in der Menſchheit, und ihrem Entwicklungsgange für bloß natürlich hält, und bloß natürlich erklären will, wenn auch mit einigem Ahnungsgefühle von der über alles waltenden göttlichen Vorſehung, oder einer frommen Deferenz gegen ihre verborgnen Wege und höheren Abſichten, aber ohne volle Anerkennung und tieferes Eindringen, wem jene Macht des Böſen dabei nicht klar und einleuchtend und verſtändlich geworden iſt; der wird immer nur an der Oberfläche der Welt-Begebenheiten und geſchichtlichen Thatſachen haften, und bei dem äußern Scheine ſtehen bleiben, ohne den Sinn des Ganzen zu begreifen, oder die eigentliche Bedeutung des Einzelnen völlig zu verſtehen. Das Weſentlichſte von allem aber iſt, den in der Geſchichte ſich offenbarenden, den Menſchenſinn erleuchtenden und führenden, das Menſchengeſchlecht errettenden und begleitenden, endlich auch die Zeiten und Völker ſchon hier richtenden, warnenden und ſtrafenden Geiſt Gottes in ſeinem Dahinſchreiten durch die Jahrhunderte wahrzunehmen, und die Flammenzüge und Spuren ſeines Fußtrittes zu erkennen. Dieſes dreifache Weltgeſetz der Geſchichte, und dieſe drei höheren Principien der hiſtoriſchen Entwicklung aber, die verborgenen Wege der Vorſehung, und die das Menſchengeſchlecht errettende und befreiende Kraft Gottes; dann der freie Wille des Menſchen, wie er zur entſcheidenden Wahl in den Kampf des Lebens hingeſtellt iſt, und jede aus dieſer Freiheit hervorgehende That und Geſinnung; endlich die dem böſen Princip durch göttliche Zulaſſung geſtattete Macht, laſſen ſich nicht ſo, wie irgend etwas im Wege der Natur oder aus bloßen Vernunftforderungen Abzuleitendes, ſchon im Allgemeinen als ein Nothwendiges aufſtellen und entwickeln. Es würde auch eine ſolche bloß allgemeine Ableitung und Entwicklung für dieſen Zweck und Gegenſtand gar nicht genügend ſeyn; ſondern in den charakteriſtiſchen Zügen der einzelnen Ereigniſſe und hiſtoriſchen Thatſachen müſſen die ſichtbaren Spuren der unſichtbaren Macht und Geſinnung, oder der höhern verborgnen Abſicht nachgewieſen werden; und darum kann die Philoſophie der Geſchichte nicht als eine für ſich beſtehende Theorie, von der Geſchichte ſelbſt abgetrennt werden; ſondern es müſſen ihre Reſultate aus der Mitte und Fülle der hiſtoriſchen Thatſachen und der lebendigen Charakteriſtik der Zeiten hervorgehen, und ſich aus der einfachen Beobachtung, nach dem Geiſte der Wahrheit, wie von ſelbſt ergeben. — Und darin liegt für das unbefangne Urtheil der Grund und die Rechtfertigung für den hier gewählten, ganz hiſtoriſchen Gang, da es in der Philoſophie der Geſchichte überhaupt nur auf das Verſtändniß der

Ganzen ankommt, und um die leitenden Ideen der hiſtoriſchen Beurtheilung zu thun iſt, nicht aber um ein Syſtem, oder eine Reihenfolge von abſtracten Begriffen, Sätzen und Folgerungen als bloßes Gebäude der Theorie.

Hier aber in der lebendigen Mitte der hiſtoriſchen Thatſachen, iſt mehrentheils alles, beſonders in einer Epoche des Partheienkampfes, von gemiſchter Beſchaffenheit, wo man in der Auswahl der charakteriſtiſchen Züge den grellen Gegenſatz eher vermeiden, als aufſuchen oder abſichtlich hervorheben ſoll. Denn während wir auf der einen Seite eines ſolchen welthiſtoriſchen Zwieſpalts das vollkommne Recht in der Hauptſache anerkennen müſſen, findet ſich oft mitten darin, oder dicht daneben eine ſchwache Stelle, oder ein ſchadhafter Fleck, der nicht von der Sache ſelbſt, und der innern Idee derſelben herrührt, ſondern nur der menſchlichen Unvollkommenheit zur Laſt fällt. Oder wo wir ein beſtimmtes Streben der Zeit im ganzen Zuſammenhange als ein verderbliches, und im Weſentlichen verwerfliches anerkennen und beurtheilen müſſen, wird oft im erſten Urſprunge und Anfange ein Motiv verborgen liegen, welches ſo rein genommen, und abgeſehen von der ſpätern Mißgeſtaltung, und den daraus hergeleiteten falſchen Folgerungen noch eine wichtige Indication des Rechten und Guten nach der höhern hiſtoriſchen Wahrheit enthält. Ueberall ſind Ausnahmen zu machen, und treten mannichfache Modificationen ein, für jede ganz allgemeine Behauptung; und wie in den hiſtoriſchen Begebenheiten ſelbſt, ſo iſt auch in der hiſtoriſchen Darſtellung und Beurtheilung nichts ſo ſtörend und hinderlich, als ein abſolutes Weſen und Wollen, Entſcheiden und Denken. — Dieſes mag hier als vorangeſchickte Bemerkung für den ganzen Abſchnitt der letzten Weltentwicklungen gelten, und für den verſöhnenden Geiſt, den eine philoſophiſche Anſicht nicht umhin kann, dabei zur Richtſchnur zu nehmen. — Erſt wenn man recht tief in die verwickelte Mitte, und die gemiſchte Beſchaffenheit der hiſtoriſchen Erſcheinungen, und den ganzen Zuſammenhang der charakteriſtiſchen Zeitumſtände eingeht, die einen kritiſchen Wendepunct, einen entſcheidenden Moment in der Geſchichte begleiten oder herbeiführen, treten die innern geiſtigen Elemente, die zum Grunde liegenden Ideen einer großen Begebenheit und Bewegung in der Menſchheit recht klar an's Licht. In jeder andern abſtracten Wiſſenſchaft, mag eine Ausnahme von der Regel immer wohl als eine Störung auffallen und erſcheinen; in der Wiſſenſchaft der Geſchichte dient jene wahre Ausnahme nur zur vollſtändigeren Erkenntniß und zum richtigeren Verſtändniſſe und Urtheile über das Ganze. — Eine ſolche bereichernde Ausnahme finde ich noch hinzuzufügen über den bemerkten Stufengang der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung, und die Charakterverſchiedenheit der erſten und zweiten Epoche derſelben, von welchen ich die erſte als die ſcholaſtiſch romantiſche, die andere als die der heidniſch-antiquariſchen Begeiſterung bezeichnete, wovon die erſte ungenügend für das Bedürfniß der Zeit und der Zukunft, die zweite aber als heimlich untergrabend für die alte chriſtliche Ordnung der Dinge erſchien. Allgemein genommen, nach dem in jeder Zeit herrſchenden Tone, würde ſich das Eigenthümliche dieſer zwei Epochen auch wohl nicht weſentlich anders beſtimmen oder bezeichnen laſſen. Doch hat ſich auch hier, in dem Gebiethe des wiſſenſchaftlichen und religiöſen Denkens, der Geiſt des Chriſtenthums als unabhängig von dem Gange und herrſchenden Tone der Zeit erwieſen, und finden ſich in der Mitte zwiſchen jenen beiden Extremen oder Epochen auch wieder einzelne Ausnahmen und Werke von einer ſpiegelhellen Klarheit des einfachen Ausdrucks, zugleich mit der höchſten Reinheit und Tiefe der chriſtlichen Geſinnung und des frommen Gefühls. Ich darf dafür unter mehreren andern nur den deutſchen Thomas a Kempis erwähnen, deſſen Werk ein europäiſches Andachtsbuch der frommen Betrachtung geworden iſt, während diejenigen den philoſophiſchen Geiſt, der auch in ſeinen andern Schriften herrſcht, wohl darin erkennen, die es wiſſen, wie derſelbe, wenn er in ſich klar geworden und an's Ziel gekommen iſt, auch ohne abſtruſe Schulform ſich in der einfachſten Sprache am liebſten mittheilt. Ich erlaube mir dieſe rühmliche Ausnahme eines zur chriſtlichen Klarheit gelangten Geiſtes von dem ſonſtigen Gange der europäiſchen Wiſſenſchaft in dieſem Zeitalter, hier um ſo eher anzuführen, weil ſie auch für den allgemeinen Charakter deſſelben merkwürdig und bezeichnend iſt. Wenn dieſes milde Licht der ſittlichen Wahrheit und der liebevollen Geſinnung, damahls nicht eine ſo höchſt ſeltne Ausnahme, wenn dieſer reine Geiſt des chriſtlichen Lebens nur in Etwas allgemeiner verbreitet geweſen wäre, in der damahligen Zeit: ſo hätten jene gewaltſamen Kataſtrophen in der nächſtfolgenden Generation gar nicht eintreten, noch Statt finden können, und hätten weder Anlaß noch Gegenſtand gefunden, und auch keine Quelle mehr gehabt. Für das öffentliche Leben und die allgemeinen Welt- und Staats-Verhältniſſe war es aber vielmehr ein mit jenem frommen Niederländer in dem ſchneidendſten Gegenſatze ſtehender, großer italieniſcher Schriftſteller, welcher die Denkart der Zeit beſtimmte, und als Lehrer und Führer im Leben ſo großen Einfluß auf ſie gewonnen hat. Ich meine den Machiavelli, der zum Beweiſe dienen kann, wie die heidniſch-antiquariſche Denkart und Geſinnung der damahligen Gebildeten, gar nicht auf das Gebieth des Schönen und der Kunſt, oder der müßigen Gelehrſamkeit beſchränkt blieb, ſondern auch mächtig in die Politik einwirkte; und wie ſehr man auch ſuchen mag, die eigentliche Abſicht ſeines einen Buches zu entſchuldigen oder anders zu deuten, ſo geht doch aus allen ſeinen politiſchen Schriften, klar und entſchieden hervor, daß ſeine Staatsgeſinnung keine andre war, als die altrömiſche, heidniſch-antike, einer unerbittlich ſtrengen Conſequenz in der egoiſtiſchen Klugheit. Er hat damit nur eigentlich das, was ohnehin ſchon die herrſchende Denkart ſeiner Zeit war, in größter Entſchiedenheit deutlich und beſtimmt ausgeſprochen, und eben dadurch vollends mit zur Reife bringen helfen. Nachdem das chriſtliche Vereinigungsband unter den Staaten und Mächten des europäiſchen Abendlandes ſo weſentlich und vielfach geſtört und völlig erſchlafft war, iſt mit der innern Geſinnung ſelbſt auch die äußere Politik wieder mehrentheils eine heidniſche geworden, welcher alle Mittel zum Zwecke gleich galten, der nichts heilig war, und deren Zwecke ſelbſt nur durch egoiſtiſche Habſucht oder Herrſchſucht beſtimmt wurden. In einem ſolchen Geiſte und in Grundſätzen dieſer Art befeſtigte Ludwig der Eilfte die abſolute

Macht ſeines Thrones im Innern, mit durchdachter Conſequenz des Charakters und großer politiſcher Klugheit, durch welche er auch nach Außen ſeine Macht gegen Burgund und andre Nachbarn zu behaupten wußte. An Ferdinand dem Katholiſchen in Spanien, der beide Königreiche, Arragonien und Kaſtilien dauernd vereinigte, der Herrſchaft der Araber mit der Eroberung von Granada ein Ende machte, und im Beſitze der amerikaniſchen Goldgruben gelangte, iſt beſonders die nun ganz herrſchend werdende abſolute Denkart und Behandlung der menſchlichen Dinge auffallend. Die barbariſche Vertreibung und Verfolgung der Juden aus Spanien, war gewiß für den Wohlſtand des Landes nachtheilig, ſchon an und für ſich eine tadelnswerthe Härte, und beſonders aber ein gefährlicher Anfang zu immer weiterer Ausdehnung und Anwendung deſſelben abſoluten Princips auch gegen die, in manchen Provinzen von Spanien noch ſehr zahlreiche, arabiſche Bevölkerung und die friedlichen Nachkommen der ehemahligen mahomedaniſchen Eroberer. Durch die, acht Jahrhunderte lang im Lande ſelbſt fortgeführte Fehde gegen die Mahomedaner, war hier der Religions-Krieg faſt mit in den Staatsbegriff aufgenommen; und ſo konnte ſelbſt der weiſere Sinn großer und milder denkender Regenten, wie Karl des Fünften, wohl die Uebel der Zeit lindern, und dem Strome der neuen Meinungen in Deutſchland, ſo lang er lebte, und ſo gut es gehen wollte, einen Damm entgegen ſetzen. Er vermochte aber weder den Durchbruch und die Losreißung von der Einen deutſchen Seite mit allen ſeinen friedlichen Bemühungen zu hemmen, noch auch den unaufhaltſamen Fortſchritten der abſoluten Regierungs-Grundſätze unter ſeinem Nachfolger in Spanien vorzubauen. Die Verwicklung der politiſchen und der kirchlichen und geiſtlichen Inſtitute und Begriffe fand überall Statt, und zwar in beſondern Lokal-Verhältniſſen feſt und hiſtoriſch begründet; wo es auch ohne tief in das Einzelne dieſer Lokal-Verhältniſſe einzugehen, und jedes genau zu ſondern und zu unterſcheiden, oft ſehr ſchwer hält, oder übereilt ſein würde, alles in einem allgemeinen Urtheile zuſammen zu faſſen, was bei allem Anſcheine einer gegründeten Verwerfung, doch oft nur dem an ſich gerechten

Tadel, eine falſche Richtung oder eine irrige Beimiſchung geben würde. Die Inquiſition in Spanien z. B. war in dem ganz eigenthümlichen und beſondern Charakter, den ſie dort annahm, weit mehr ein politiſches, als ein geiſtliches Inſtitut. Neben den abſoluten Eingriffen und gewaltſamen Maaßregeln der Staatsgewalt in kirchlichen Dingen und geiſtlichen Verurtheilungen, war aber auch die geiſtliche Macht ſelbſt in mancher Hinſicht unter dem Drange der Zeit zu weltlich geworden. Als die Päpſte endlich aus der Gefangenſchaft von Avignon nach Rom zurückkehrten, hatte die Erfahrung wohl gelehrt, wie nothwendig für ſie und ihre unabhängige Stellung gegen die weltlichen Mächte, der Beſitz eines ſouveränen Fürſtenthums und eignen, wenn auch nicht ſehr großen Staates ſei; ja, nachdem das Kaiſerthum eigentlich aufgehört hatte, oder doch nur dem Nahmen nach fortexiſtirte, mußte den weltlichen Mächten ſelbſt daran gelegen ſein, daß dem Päpſte in dem Kirchenſtaate auch äußerlich und politiſch ein ſichres Fundament, und damit zugleich auch eine Garantie gegeben wäre, daß er nicht wieder in eine ſolche ausſchließende Abhängigkeit von einer einzelnen unter den jetzt iſolirten, und unter ſich eiferſüchtigen Mächten gerathen könnte. Die Art und Weiſe indeſſen, wie einige Päpſte, beſonders aus der Familie Borgia, ihre ſouveräne Herrſchaft auf dem Territorium des Kirchenſtaates zu conſolidiren ſuchten, mußte nothwendig an dem geiſtlichen Oberhaupte der Chriſtenheit anſtößig erſcheinen, ohne daß auch noch die perſönlichen Aergerniſſe Alexanders des Sechſten hinzukamen. Und wenn gleich Julius der Zweite manche große und fürſtliche Eigenſchaften beſaß, ſo konnte es doch nur einen nachtheiligen Eindruck in dem Urtheile der Welt und des Volkes machen, wenn er ſelbſt als der oberſte geiſtliche Friedensfürſt, den kriegeriſchen Panzer anlegte und die Waffen führte. Der Nahme des Medicäers Leo des Zehnten, wird in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften mit Ruhm, und als die glänzendſte Epoche derſelben bezeichnend, genannt; er beſaß vielleicht alle Eigenſchaften, welche dem Thron eines weltlichen Monarchen zur höchſten Zierde gereichen würden; doch war er wohl nicht dasjenige Oberhaupt der

Kirche, welches alle die furchtbaren Gefahren und dringenden Bedürfniſſe der damahligen Zeit in geiſtlicher Hinſicht ganz zu erkennen, abwendend zu bekämpfen und ſiegreich zu beruhigen im Stande ſein konnte. Eine Reihenfolge ſolcher Päpſte unmittelbar vor und bis zum Ausbruche des Proteſtantismus, iſt hiſtoriſch nicht unbedeutend: es iſt, als hätte die allzu weltlich gewordne Kirche, durch ihren eignen Schaden, die Größe der Gefahr kennen lernen, und erſt dadurch wieder auf das Weſentliche ihrer Beſtimmung mehr zurückgeführt werden ſollen. Es fehlte überhaupt auch an politiſchem Brennſtoff nicht im damahligen Italien; noch während der Abweſenheit der Päpſte, hatte in Rom ſelbſt ein politiſcher Schwärmer, Rienzi, eine Revolution erregt, um die alte Republik wieder herzuſtellen; die innern Fehden und Bürgerkriege in Florenz waren ſonſt wohl nur die von einer ſolchen Staatsverfaſſung ſchwer zu trennenden Partheiungen. In der letzten Epoche bürgerlicher Anarchie nach Lorenzo's Tode aber, ſtand ein religiöſer Schwärmer, der Dominikaner Savanarola, an der Spitze der Staatsumwälzung bei dem ſich die Revolutions-Begriffe auf eine ſeltſame Weiſe mit ſeinen Religionsmeinungen vermiſcht hatten. Hier trat alſo unläugbar der Umſtand ein, der für die richtige Beurtheilung der damahligen Zeiterſcheinungen und Verhältniſſe überhaupt ſehr bemerkenswerth iſt; daß mit einem neu entſtandnen Fanatismus, oder einer Häreſie, nicht bloß in den entfernteren Folgen, wie bei den Huſſiten, ſondern gleich im erſten Urſprunge, auch eine politiſche Verirrung und ein Staatsverbrechen damit verknüpft und verbunden war. Nachdem das höhere Band der Einheit in der gemeinſamen religiöſen Geſinnung, unter den chriſtlichen Staaten meiſtens erloſchen, und ſo gut als nicht mehr vorhanden war, entwickelte ſich, wie gewöhnlich in jedem Syſteme von ſouveränen Staaten, die nach iſolirten Zwecken unter einander in politiſcher Berührung ſtehen, ein Wechſel von bald ſo, bald anders geſtellten Allianzen, nach einer Idee von einem bloß dynamiſchen Gleichgewichte, als ob ein Staat und die Macht der bürgerlichen Geſellſchaft auch im Chriſtenthume nichts andres wäre, als ein materielles Gewicht, und bloßer Hebel der phyſiſchen

Stärke. Beſonders war die Herrſchaft in Italien, nach der Spanien und Frankreich aus allen Kräften ſtrebten, der Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen ihnen, und der Zweck mancher Kriege, ſeit Karls des Achten Eroberungszug nach Italien die Gegenwehr weckte, und eine Reaction zur Folge hatte. Die andern mitzählenden Mächte und activen Theilnehmer in jenem Allianzenſpiel des Gleichgewichts waren: Venedig, Kaiſer Maximilian und der Papſt. Daß für dieſen letzten die active Einmiſchung in dieſe weltlichen Händel durchaus nicht angemeſſen ſein konnte, wird keiner Erinnerung bedürfen. Es war dieſes auch noch ſpäterhin der Anlaß zu einem großen Anſtoß für die öffentliche Meinung. Als nähmlich der Papſt ſich gegen Karl den Fünften mit dem König von Frankreich verbündet hatte, und nun das deutſche Kriegsheer des Kaiſers, unter welchem auch ſehr viele lutheriſch-denkende waren, Rom eroberte; ſo war dieß ſchon an und für ſich in der damahligen verhängnißvollen Zeit ein neu gegebenes Aergerniß. Ja, die lebhafte Unzufriedenheit des Kaiſers mit dem perſönlichen Benehmen des einen oder des andern Papſtes, wenn auch nur im politiſchen Verhältniß, zuſammengenommen mit ſeinen Friedensbemühungen gegen die deutſchen Proteſtanten, verleitete Manche ſogar an ſeiner aufrichtig katholiſchen Geſinnung zu zweifeln. So irrig und ungegründet dieß nun auch war; ſo trug doch alles dazu bei, und kam von allen Seiten vieles zuſammen, um die Begriffe des Zeitalters immer mehr zu verwirren.

Schon der gute und edelgeſinnte Kaiſer Maximilian, der ſo viele andre ſchöne Zwecke und große Beſtrebungen in ſich nährte, und zur Ausführung hätte bringen mögen, mußte ſich ſein ganzes Leben hindurch meiſt vergeblich bemühen, um bei einem großen Mangel an materiellen Hülfsmitteln, eine Abhülfe und Sicherung gegen die immer weiter vordringende türkiſche Uebermacht, oder ein Gegengewicht gegen Frankreich herauszufinden. Als aber das Glück die burgundiſchen Länder nebſt Spanien, auf dem Haupte Karls vereinigte, ſo fühlte man wohl das Bedürfniß eines mächtigen Kaiſers, der es noch einmahl wie in den alten Jahrhunderten ſein könnte, für die Gefahr der damahligen Zeit, indem man ihn wählte; da auch ſonſt Europa damahls zweifelsohne ganz auseinander gefallen, und der äußern Eroberung wie der innern Anarchie zum Raube geworden ſein würde. Er ſelbſt war ganz beſeelt von der alten Idee des chriſtlichen Kaiſerthums, und eine durchaus religiöſe Geſinnung und Denkart lag auch allen ſeinen politiſchen Begriffen und Unternehmungen zum Grunde. So ausgedehnt aber auch die Länder waren, die er beherrſchte, ſo groß ſeine Macht dieſer Ausdehnung, und dem Nahmen nach ſchien, ſo fehlte es ihm doch an der wirklichen Kraft und dem feſten Zuſammenhange ſeiner zuſammengeſetzten Monarchie, bei den verſchiedenartigen Zwecken, die er zu verfolgen hatte, in dem Kampf gegen die Uebermacht ſo vieler feindlich gegen ihn verbundnen Elemente. Der ſpaniſchen Monarchie hat er wohl einen großen Glanz verliehen, auch in Italien iſt er Herr geblieben; aber nur ſehr unvollkommen war ſein Gelingen gegen die mahomedaniſche Uebermacht, gegen welche die bedrängte, und noch weiter bedrohte Chriſtenheit zu ſchützen, damahls für die erſte Pflicht des Kaiſers, als des allgemeinen bewaffneten Schirmherrn derſelben, gehalten wurde. Sein Friedens-Syſtem, in Beziehung auf die deutſchen Proteſtanten, erreichte ſeinen Zweck nicht, da der Strom der unruhig bewegten Zeit und der einmahl in Gährung gebrachten Meinung alles mit ſich fortriß; und ſein Wunſch, durch ein allgemeines Concilium die Ordnung in der Kirche und in der Welt wieder herzuſtellen, und auch im Gebiethe des Glaubens und der Religion neu zu begründen, kam erſt nach ihm zur vollendeten Ausführung.

Was nun den erſten Ausbruch, und die ganze Erſcheinung des Proteſtantismus betrifft, will ich nur im voraus bemerken, daß ſowohl der Streit über das Dogma, als auch das Urtheil über das perſönliche Recht oder Unrecht, den moraliſchen Charakterwerth oder Unwerth der Perſon, eigentlich ganz außer meinem Kreiſe liegt; und daß mein Zweck einzig darauf gerichtet ſein kann, die verſchiedne Art, wie ſich der einmahl begonnene Religionskrieg, in den drei oder vier Ländern, welche er vorzüglich und am merkwürdigſten betroffen hat, ſo wie auch die in jedem Lande und bei jeder Hauptnation ganz von einander abweichende

Form des Ausgangs, die man endlich aus der Verwirrung gefunden oder genommen hat, hiſtoriſch treffend zu charakteriſiren; beſonders auch in dem Einfluß auf die chriſtliche Staatsentwicklung der neuen Zeit, und in der Rückwirkung auf die europäiſche Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, welche beide eigentlich das hauptſächliche Thema für den letzten Abſchnitt und den vollſtändigen Schluß dieſer Philoſophie der Geſchichte bilden. Nur der eigentliche Beziehungs-Punct der Perſon und des Dogma, auf das hiſtoriſche Ereigniß, welches allein hier der Gegenſtand bleibt, und ſo weit es für den hiſtoriſchen Zuſammenhang nöthig ſcheint, iſt noch mit einigen Worten in der Kürze zu berühren. Zuerſt verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß ein Mann, der eine ſo große Bewegung in allen Gemüthern, und in ſeiner ganzen Zeit hervorgebracht hat, auch mit einer außerordentlichen Kraft des Geiſtes und Stärke des Charakters begabt ſein mußte. Auch findet ſich in ſeinen Schriften eine erſtaunenswerthe Macht der kühnen Rede und des oft nicht minder ſtarken Gedankens, hinreißend oder erſchütternd in der leidenſchaftlichen Begeiſterung. Dieſe letzten Eigenſchaften ſind freilich nicht ſo vereinbar mit der Klarheit des Begriffs im beſonnenen, ruhig abwägenden, rein entſcheidenden Urtheil; überhaupt wird über die Anwendung, die von dieſer genialiſchen Kraft gemacht wurde, freilich das Urtheil nach denen Grundſätzen, welchen jeder von der einen, oder von der andern Seite folgt, nicht anders als verſchieden ausfallen können; die genialiſche Kraft und ausdauernde geiſtige Charakterſtärke ſelbſt aber, muß unbezweifelt anerkannt werden. Viele, die nachher der neuen Lehre keinesweges zugethan waren, glaubten daher auch anfangs, dieſer ſei der eigentliche Mann des Zeitalters, der einen höhern Beruf habe, für das große Werk der Wiederherſtellung, deſſen tiefes Bedürfniß damahls allgemein gefühlt wurde; denn eine gänzliche Umwälzung des Alten, hatte damahls noch Niemand unter den rechtlich und beſſer Denkenden im Sinne. Wenn man jetzt, ſo lange nachher, manche grelle Aeußerungen, ja ſogar einzelne, nicht bloß rauhe, ſondern rohe Worte, aus ſeinen Schriften ausheben, und für das Gegentheil anführen möchte, ſo kann dadurch dieſes nicht entſchieden, und überhaupt nicht viel dadurch erwieſen werden. Es war jene Zeit überhaupt, und auch nicht bloß in Deutſchland ſondern auch bei den andern am höchſten cultivirten Nationen, etwas derber in Worten und Sitten, und noch nicht von ſo ganz überverfeinertem, und endlich zu Nichts abgeſchliffnem Charakter. Dieß hätte keine weſentliche Störung gemacht; denn wohl wußten es die Verſtändigen, daß die Wunden der alten Mißbräuche auch ſehr tief, und bis in die Wurzel ſchadhaft ſeien; es ſtieß ſich niemand daran, wenn das Meſſer, welches den Schaden ausgraben ſollte, etwas tief einſchnitt. Und von einer Seite erwarb ſich Luther die hohe Achtung der Fürſten, auch ſelbſt derer, die gegen ihn geſtimmt waren; denn als kurze Zeit nach dem erſten Anfang, ein allgemeiner Bauern-Aufruhr ausbrach, ähnlich den Verwüſtungen der Huſſiten; ſo trat Er, weit entfernt ihn wie andre der neuen Lehrer, anzuſchüren, mit der ganzen Kraft ſeiner donnernden Beredſamkeit, und mit dem völligen Gewicht ſeines unbedingten Anſehens dagegen auf, wie er denn überhaupt in politiſchen Dingen und Verhältniſſen gar nicht demokratiſch, wie etwa Zwingli oder Calvin, geſinnt, ſondern ganz für die abſolute Fürſtengewalt, nur freilich in ſeiner proteſtantiſchen Weiſe und Anſicht geſtimmt war. Und eben dadurch, und vermöge der hiedurch erworbenen Autorität und Zuſtimmung der Staatsmacht, iſt der Proteſtantismus innerlich befeſtigt und conſolidirt worden, der ſonſt in allgemeine Anarchie wie bei den Huſſiten, und wie es ſich auch im Bauernkriege dazu anließ, ausbrechend, unfehlbar wieder ganz unterdrückt worden ſein würde, wie ſo viele der früheren Volks-Bewegungen, da bloß unter dieſer Form der Proteſtantismus ſchon etwas ſehr Altes, und ſchon um mehrere Jahrhunderte früher entſtanden war; da ohnehin keiner von den andern Häuptern und Führern der neuen Parthei die Kraft hatte, und im Stande geweſen ſein würde, den Proteſtantismus aufrecht zu erhalten, der ſo wie er noch beſteht, einzig und allein das Werk und die That dieſes, in ſeiner Art einzigen, und allerdings welthiſtoriſchen Mannes geweſen und noch iſt. Es war überhaupt viel auf die Seele dieſes Mannes gelegt, und iſt dieſes in jeder Hinſicht ein entſcheidender großer Wendepunct, in dem geſchichtlichen Gange der Zeiten und der Menſchheit geweſen. Die eigentliche Aufgabe wäre wohl geweſen, die unglückſelige Verwirrung der practiſchen Begriffe, nähmlich die durch die ganze Lage der Dinge in Europa, und durch den Urſprung der abendländiſchen Landes- und Geiſtes-Cultur ſelbſt veranlaßte Verwicklung, und nicht ſelten Verwechslung der kirchlichen und geiſtlichen Verhältniſſe, mit den weltlichen und politiſchen, überhaupt den alten Zwieſpalt zwiſchen dem Staat und der Kirche, zu löſen, und in friedlicher Schlichtung und Vermittlung zur klaren, chriſtlichen Entſcheidung zu bringen; wo dann von ſelbſt die vielen, überall aber nur fragmentariſch vorhandnen Lichtpuncte der wahren chriſtlichen Frömmigkeit und demüthigen Aufopferung, ſo wie auch die neu gegebenen Anhaltspuncte und Entdeckungsſpuren, für die immer fortſchreitende europäiſche Wiſſenſchaft, in immer ausgebreitetere und lebendigere Wirkſamkeit getreten ſein würden, was jetzt durch den allgemeinen europäiſchen Bürgerkrieg zwiſchen beiden Glaubens-Partheien ſo mannichfach gehemmt ward, und nun erſt ſo viel ſpäter, zur kräftigen ungehinderten Ausführung kommen konnte. Durch die gänzliche Losreißung aber von der hiſtoriſchen Ueberlieferung, worin vorzüglich das Abſolute und Fehlerhafte, oder für die Zeit Verderbliche dieſes ganzen Beginnens ſich ankündigte, wurde das Uebel unheilbar, und mußte ſelbſt für die hochgeprieſene bibliſche Sprachkenntniß und Wortgelehrſamkeit, der eigentliche Schlüſſel der wahren Auslegung, deſſen Geheimniß eben nur in jener heiligen Ueberlieferung zu finden iſt, mit verloren gehen, wie es die Folgezeit zur Genüge erwieſen hat. Und wie könnten, wenn dieß auch nicht ſo wäre, bloß gelehrte Inſtitute von bibliſcher Sprachkunde, verbunden mit einigen auf reine Moral gerichteten Volksſchulen ſchon hinreichen, um das Weſen und den Inhalt einer Religion zu bilden? Dieſes wird nirgend ſo deutlich gefühlt, und ſo klar anerkannt, als im jetzigen proteſtantiſchen Deutſchlande, wo doch die erſte Anfangswurzel, der bewegende Mittelpunct, und der über das Ganze waltende Geiſt, und das volle Herz, und die eigentliche Lebenskraft des Proteſtantismus gelegen iſt; und wo man nun, um jenen innerlich fehlenden Religionskern zu erſetzen, bald in einer äußern liturgiſchen Form, oder in der prunkenden Sprachgelehrſamkeit und Bibelforſchung, ohne den innern Schlüſſel dazu, bald in einer vermeinten philoſophiſchen Grundlage des Rationalismus, oder in den Irrgängen und Untiefen eines bloß innerlich umherſuchenden pietiſtiſchen Gefühls, das Gegenmittel zu finden bemüht iſt. Allerdings werden wohl auch in dem katholiſchen Gebiethe hier und da, die nähmlichen, oder doch ganz ähnliche Wege der vermeinten endlichen Auskunft, in einem ſolchen Rationalismus, in einer falſchen theologiſchen Aufklärung, wie in den letzten neologiſchen Zeiten, oder in einem nicht hinreichend feſt geſicherten und erprobten myſtiſchen Gefühl, wie bei einigen Janſeniſten, vorgefunden; wie denn die feindliche Abſtoßung zwiſchen zwei entgegenſtehenden Partheien, nicht immer die Nachahmung des Verkehrten, oder die krankhafte Anſteckung des Fehlerhaften ausſchließt; und um ſo weniger kann es einer Philoſophie der Geſchichte angemeſſen ſein, in dieſe Streitigkeiten ſpeciell näher, und individuell ſelbſt mit einzugehen. Für den erſten Anfang jener großen Weltbewegung, und für das damahlige Zeitalter, kann uns nur das Gefühl des Bedauerns zurück bleiben, daß die große Aufgabe desſelben und das demſelben auferlegte ſchwere Werk der allgemeinen Wiederherſtellung und einer wahren Reformation, in der durchaus revolutionären Wendung, welche die Sache nahm, ſo ganz unerfüllt geblieben, ja von den erſten Haupt-Charakteren jener Jahrhunderte, gar nicht einmahl geahnet und empfunden worden iſt. Die früheren Streitigkeiten zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Macht, hatten meiſt nur die Herrſchaft über die Länder, über Grund und Boden, überhaupt über das kirchliche Eigenthum, und beſonders die Oberhoheit über dieſes letzte zum Gegenſtande. Nun waren zwar wohl die geiſtlichen Güter, und die vortheilhaft anlockende Einziehung derſelben, eine mitwirkende Urſache bei der Ausbreitung des Proteſtantismus; ſo wurde gleich damahls Preußen, als die Heimath des deutſchen Ordens, nun in ein weltliches Familien-Herzogthum verwandelt und umgeſtürzt; und im innern Deutſchlande ſelbſt überzog ein tapfrer, berühmter deutſcher Ritter, nach den Begriffen der damahligen Fehde-Zeit, einen der geiſtlichen Churfürſten mit Krieg, da er deſſen Land, ſo wie alles geiſtliche Gut ohne Zweifel nun als eine jedermann offenſtehende redliche Beute anſah. Abgeſehen aber von ſolchen kleinen Nebenbewegungen und Seitenwirkungen, da in mehreren proteſtantiſchen Ländern auch, wie in England und Schweden, das kirchliche Eigenthum unangetaſtet, und ſelbſt die Episkopal-Verfaſſung aufrecht erhalten blieb, nahm der deutſche Proteſtantismus ſelbſt in ſeiner feindlichen Oppoſition gegen die Kirche, eine ganz andre, durchaus mehr geiſtige Richtung, und war vielmehr das Prieſterthum das religiöſe Ziel ſeines vernichtenden Strebens. Und dieſes iſt auch der eigentliche Punct, wo der dogmatiſche Streit in die hiſtoriſche Wirklichkeit eingreift; da das Prieſterthum natürlich ſteht und fällt mit dem Glauben an das Geheimniß. Dieſes letzte ſelbſt anzugreifen, wie es zwar bei der einen Hälfte der Proteſtanten in der Schweiz und in Frankreich, in den Niederlanden und in England geſchah, hat Luther nicht gut geheißen, vielmehr auf das heftigſte gemiß-billigt, ſondern nur durch eine Diſtinction das Geheimniß von dem Prieſterthume abzuſondern geſucht; wiewohl leicht vorauszuſehen war, daß mit dem Glauben an das Eine, auch die Annahme des Andern bald dahinſinken und erlöſchen muß, wie es ſich auch in der Wirklichkeit und fernern hiſtoriſchen Entwicklung genugſam bewährt hat. Da nun aber das große Religions-Geheimniß, auf welchem auch das chriſtliche Prieſterthum beruht, den einfachen, obwohl tiefen innern Mittelpunct aller andern Dogmen bildet; ſo war mit der Verwerfung, oder mit dem Angriffe auf dasſelbe, auch die völlige Losreißung von dem Mittelpuncte unvermeidlich, und ſchon im voraus entſchieden; und es konnten die mehrmahls verſuchten friedlichen Colloquien gelehrter und wohldenkender Männer von beiden Partheien, keinen eigentlichen, und wirklich zum Ziele führenden Erfolg haben, ungeachtet man wohl manchmahl, wie z. B. bei den Aeußerungen des ſanften Melanchthon, faſt in Verlegenheit ſein könnte, das Wenige darin zu bezeichnen und herauszufinden, was mit der alten katholiſchen Lehre nicht übereinſtimmt; ſo nah verwandt, und faſt gleichlautend ſcheint ſich alles darzuſtellen, wenn man bloß auf das Einzelne ſieht. Eben ſo fruchtlos war auch das Friedens-Syſtem, und die raſtlos redlichen Bemühungen Kaiſer Karls des Fünften, der mit ſeinem Interim nur Aufſchub bezweckte, im Stillen hoffend, die wogenden Fluthen jener Anarchie, und aller dieſer neue Ideenſtreit würde ſich mit der Zeit von ſelbſt wieder legen, und endlich ganz verlieren. Es iſt aber dieſes Interim von längerer Dauer geweſen, als es irgend in der erſten Abſicht lag, und es harret dasſelbe noch dem göttlichen Urtheilsſpruche, an dem großen Tage der welthiſtoriſchen Entſcheidung entgegen. Dieſer glücklich treffende Ausdruck iſt eigentlich auch für die nachfolgenden Zeiten noch gleich anwendbar, und kann auch jetzt immer noch, als der allein richtige, und auch für die Zukunft gültig bezeichnende betrachtet werden; wie auch damahls jeder Religionsfrieden nur als ein erneuertes, oder etwas anders modificirtes Interim erſcheint, auf welcher Idee eigentlich das Weſen, und die religiöſe Aufgabe desſelben beruht, deren voller Inbegriff zugleich die welthiſtoriſche Beſtimmung der deutſchen Nation, in dieſer deutlich ausgeſprochnen Indication mit umfaßt.

Luthers genialiſche Geiſteskraft nun, ganz abgeſehen von dem Gebrauche und der gemachten Anwendung, da auch der größte Komet, und wenn ſein Feuerſchein den halben Himmel erfüllte, niemahls als eine erwärmende und belebende Sonne wirken oder betrachtet werden kann; ſondern bloß als neuer Impuls des kühnen Denkens, als großes Talent der gewaltigen Rede betrachtet, iſt nicht bloß für die deutſche Sprache, in ſeiner Meiſterſchaft derſelben, epochemachend geweſen, wie dieß allgemein anerkannt wird, ſondern auch für den Stufengang der europäiſchen Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung überhaupt charakteriſtiſch. Nach der erſten Periode, welche ich die ſcholaſtiſch-romantiſche nannte, dann der zweiten, die ich als die der heidniſch-antiquariſchen Begeiſterung bezeichnete, und wo das einfach Chriſtliche und zugleich Tiefgedachte in den redenden Künſten und ſchriftlichen Werken des wiſſenſchaftlichen Denkens nur dazwiſchen in der Mitte liegt, oder als die ſeltne Ausnahme des Beſſern nebenbei ſich vorfindet; tritt nun eine dritte Epoche ein in dem herrſchenden Tone des Zeitgeiſtes und der dieſen beſtimmenden und dirigirenden Schriften, deren Charakter ſich nicht wohl anders wird bezeichnen laſſen, als indem wir ſie als die der polemiſch-barbariſchen Beredſamkeit auffaſſen und benennen. Bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt dieſer polemiſch-barbariſche Geiſt in dem Gebiethe der wiſſenſchaftlichen Meinungen und Streitſchriften in Deutſchland und England, der herrſchende geblieben, welcher von der kirchlichen Revolution, und der proteſtantiſchen Erſchütterung des Glaubens, mithin auch alles Denkens und Wiſſens, ſeinen Anfang genommen hat. Eine gewiſſe myſtiſche Tiefe des Gefühls und genialiſche Kühnheit der Gedanken und des Ausdrucks wie in Luthers Schriften, iſt dabei gar nicht ausgeſchloſſen, doch kann der ganze Charakter dieſer Geiſtes-Epoche nicht als ein glücklicher, noch auch als ein der wiſſenſchaftlichen Aufgabe der Zeit ganz angemeſſener und ſie vollſtändig erfüllender, betrachtet werden. In Beziehung auf deutſche Sprache und Geiſtesbildung inſonderheit, ſofern dieſes hier ein allgemeines Intereſſe haben kann, finde ich nur noch die Bemerkung hinzuzufügen: daß außer dem ſchon genannten Thomas von Kempen, auch noch mehrere andere ähnliche aber minder bekannte, chriſtliche Schriftſteller aus dem fünfzehnten Jahrhunderte und aus der frühern Zeit hätten genannt werden können; theils aus der vorherrſchenden lateiniſchen Schule, und in dieſer damahls allgemein üblichen Redeform, theils auch ſelbſt ſchon in deutſcher Sprache, wie Tauler; und wenn man die einfache Milde, die liebevolle Klarheit im Ausdrucke und in der Geſinnung dieſer Männer mit den Produkten jenes nachfolgenden polemiſch-barbariſchen Streitgeiſtes vergleicht, ſo kann dieſes den beſten Maaßſtab an die Hand geben, für den großen Abſtand, und die richtige Würdigung jener früheren und dieſer ſpätern Zeit.

Gegen dieſe, nicht bloß die bisherigen Streitfragen friedlich ausgleichende, die entgegenſtrebenden Elemente vermittelnde, die anerkannten Mißbräuche abſtellende, und alles verſöhnende; ſondern durchaus von dem Ganzen ſich iſolirt losreißende, das Alte völlig umſtürzende Oppoſition, konnte die Gegenwehr und Vertheidigung der Kirche in dem allgemeinen Concilium, unter dieſen Umſtänden, keine andre ſein, als eine negativ ausſchließende, ſich in ſich ſelbſt auf der Grundlage des alten Glaubens in concentrirter Kraft feſtſtellende; und ſo mußten auch in dieſer Hinſicht, die ſo lang als möglich gehegten, redlichen Friedenswünſche des frommen Kaiſers unerfüllt bleiben. Obwohl nun das Einzelne dieſer dogmatiſchen Streitfragen, in dem Tridentiniſchen Concilium, von der einen Seite für immer zu einer vollkommenen katholiſchen Entſcheidung gebracht iſt; ſo bleibt es doch, da dieſe von der einen Hälfte der Chriſtenheit als ſolche nicht anerkannt wird, von der andern Seite, in bloß welthiſtoriſcher Hinſicht, auch nur ein allgemeines Interim, wo erſt mit dem göttlichen Urtheil und Richterſpruch in der endlichen Wiedervereinigung und Rückkehr zu dem katholiſchen Mittelpuncte und ewigen Urſprunge, die allgemeine Anerkennung, und vollkommne Beſtätigung der Wahrheit gefunden werden kann.

Was aber jene kirchlichen Inſtitute betrifft, welche vom erſten Anfange an, zur weitern Ausbreitung und feſtern Begründung des Chriſtenthums, oder auch zur Erhaltung und Vertheidigung desſelben, die Arbeit übernommen und die Waffen geführt, und in dieſem geiſtlichen Kampfe und heiligen Gelübde, den Beruf ihres Lebens gefunden haben; ſo zeigte ſich auch hier wieder, wie es ſchon früher öfter geſchehen iſt, daß grade in ſolcher Form, oder geiſtigen Richtung und Art und Weiſe, wie es das dringendſte Bedürfniß der Zeit jedesmahl erforderte, auch die Gegenwehr und Abhülfe im rechten Augenblicke hervortrat. Die vornehm und machtig gewordenen Prälaten der großen alten Stifter, die ſich um die Cultur des chriſtlichen Abendlandes, ſo unvergeßlich hohe hiſtoriſche Verdienſte erworben hatten, waren, wenn auch ihrer urſprünglichen Beſtimmung und der Wiſſenſchaft nicht entfremdet, doch mit dem Staate allzuſehr verwickelt und in mannichfacher Abhängigkeit von ihm befangen. Die auf die evangeliſche Armuth geſtellten geiſtlichen Volksorden aber, konnten ſchon darum und dieſes ihres Charakters wegen, auf den Staat und die höhern Stände, nach der ihnen einmahl gewöhnlichen Form der Lebensſitte und der Redeweiſe, nicht immer ſo einwirken, wie es nöthig geweſen wäre; wenn auch ihr leidenſchaftlicher Eifer nicht mitunter das Maaß überſchritten hätte, ohne Rückſicht auf Zeit und Umſtände. Das dringende Bedürfniß der Zeit war alſo, im Gegenſatze des Proteſtantismus, ein geiſtlicher Orden, der nicht abhängig vom Staate, und ausſchließend nur der Kirche ergeben, mit aller neuen Wiſſenſchaft und gelehrten Bildung ausgerüſtet, die Welt und die Zeit ganz kennend und verſtehend, und dieſe Richtſchnur des überall Angemeſſenen, mit beſonnener Ueberlegung befolgend, die Vertheidigung der katholiſchen Sache und des katholiſchen Glaubens, ſo wie überhaupt die ſiegreiche Verbreitung deſſelben auch in andern Welttheilen und ganz fremden Regionen, auf ſich nehmen und würdig durchführen könnte. Ein ſolcher Orden aber iſt wohl ſeinem urſprünglichen Inſtitute nach, der Orden der Jeſuiten geweſen; und daß unter den Stiftern und erſten Mitgliedern deſſelben, viele wahrhaft fromme und heilige Männer, von den erhabenſten Geſinnungen der chriſtlichen Aufopferung beſeelt, von großen Geiſtesgaben und wunderbarer Gotteskraft, ſich befunden haben, wird eine unbefangene hiſtoriſche Forſchung nicht wohl läugnen können. Inwiefern die Vorwürfe, welche vielen aus dieſem Orden, in der Geſchichte der damahligen Zeit, wegen ihres politiſchen Einfluſſes und herrſchſüchtiger Intrigue gemacht worden, gegründet ſind oder nicht, mag hier unberührt bleiben, da es in jedem Falle nur die einzelnen Individuen, nicht das Inſtitut ſelbſt treffen würde, deſſen bloßer Nahme jetzt faſt ſchon das Loſungswort einer Zeitmeinung und des Partheienſtreits geworden iſt. Das entſchiedenſte Verdammungs-Urtheil, kommt aber meiſtens nur von der Seite her, wo auch eine leidenſchaftliche Abneigung gegen das Chriſtenthum und die Religion überhaupt ſichtbar iſt, und könnte alſo eher als der Grund für eine gunſtige Entſcheidung gelten und wirken; die aber, was die Gegenwart betrifft, und als Frage für dieſelbe, außer dem Umkreiſe dieſer geſchichtlichen Philoſophie gelegen iſt. Sollte ſich bei einem oder dem andern Mitgliede des Ordens in der damahligen Zeit, dieſelbe abſolute Denkart und Geſinnung im Leben, und den Grundſätzen der öffentlichen Verfahrungsweiſe, eben jener ſchon berührte polemiſch-barbariſche Geiſt und Ton in Schriften und im Gebiethe der Wiſſenſchaft finden, welche dieſe Epoche überhaupt charakteriſiren; ſo muß man nicht dem ganzen Inſtitute zur Laſt legen, eigentlich auch nicht einmahl den einzelnen Individuen, was nur der herrſchende Ton und allgemeine Fehler der Zeit war, von welchem ſich ganz frei und durchaus rein zu halten, der ſeltenſte unter allen menſchlichen Vorzügen iſt.

Ein gewaltſamer Aufruhr kann nicht anders als auch wieder gewaltſam gedämpft und niedergeſchlagen werden; aber ein jedes Schreckens-Syſtem, von welcher Art es auch ſein mag, ruft früher oder ſpäter, eine oft nicht minder ſchreckliche Reaction hervor; und wenn ein furchtbares Uebel bloß von außen gewaltſam unterdrückt, und in ſeiner eignen Gluth erſtickt wird, ohne daß die heilende Kraft und Bemühung bis in die innerſte Wurzel, oder Mitte und Quelle des Lebens und der Krankheit eindränge, ſo bleibt das Feuer nur unter der Aſche verborgen, und glüht im Stillen heimlich fort, wo der erſte Funke irgend eines unglücklichen Zufalls leicht bewirken kann, daß es von neuem nur um ſo wilder auflodert. Dieß glaube ich, ſind die einfachen Principien, nach denen man ſolche Revolutions-Zeiten, wie die damahligen, hiſtoriſch beurtheilen muß; Principien, die uns auch jetzt noch, nahe genug liegen.

In der erſten Gährungszeit des anfangenden Proteſtantismus, war der große Bauern-Aufruhr, zwar ſchnell wieder gedämpft, und mit voller Gewalt unterdrückt worden; etwa zehn Jahre ſpäter aber kam es zu einem neuen Ausbruch, im nördlichen Deutſchlande, der in ſeinem beſondern religiöſen Anſtrich noch widerwärtiger erſcheint, wo man das unſichtbare Reich Gottes mit Feuer und Schwert plötzlich in die Welt einführen wollte, und Johann von Leyden als der neue geiſtliche König, unter ſo vielen

Greuelthaten ſeinen triumphirenden Einzug hielt, bis auch dieſer wilde Fanatismus gebrochen ward, und, wie immer in ähnlichen Fällen, ein blutiges Ende nahm. Das ſeltſamſte Phänomen in dieſer entſcheidenden Epoche bildet König Heinrich der Achte von England, der im Dogma den alten katholiſchen Glauben feſthielt und gegen Luther eifrig vertheidigte, zugleich aber ſein Reich ganz von der Kirche losriß, ſich ſelbſt auch zum geiſtlichen Oberhaupte erklärte, und ſich in dieſer widerſinnigen und unchriſtlichen Vermiſchung der Gewalten, gleichſam als der Chalif von England mitten in der übrigen Chriſtenheit betrug. Sein Privatleben dazu genommen, mit dieſem beſtändigen Wechſel ſeiner Heirathen, den Hinrichtungen ſeiner Gemahlinnen, bildet dieſer Charakter vielleicht ein größeres Aergerniß für die Zeitgenoſſen, und ſelbſt jetzt noch in der hiſtoriſchen Erinnerung und Darſtellung jener Periode, als ſonſt irgend ein andres früher in Italien, oder wo ſonſt immer gegebenes, von denen mehrere ſchon vorhin berührt worden. Die religiöſen Hinrichtungen unter Heinrich, welche hier beide Partheien trafen, weil er mit beiden in Widerſpruch war, tragen hier einen beſonders gehäſſigen und blutdürſtigen Charakter. Ich finde über dieſen Punct nur noch Eine Bemerkung hinzuzufügen: es konnte bei der damahligen Verwicklung der geiſtlichen und der weltlichen Angelegenheiten der Kirche und des Staats, ſehr leicht der Fall eintreten, daß eine religiöſe Verirrung zugleich ein politiſches Verbrechen, und unzertrennlich mit dieſem verbunden war. Wo endlich die Anarchie, von einem religiöſen Anlaſſe ausgehend, in offne Gewalt ausbrach, wie bei dem Huſſitenkriege, bei dem deutſchen Bauern-Aufruhr da blieb nichts anderes übrig, als die Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen und niederzuſchlagen. Aber auch in einem ſolchen Fall hatte wenigſtens, nachdem die erſte Wuth gebrochen und vorüber war, wo möglich noch eine andre und wahrhaft religiöſe innere Heilung des Uebels eintreten müſſen; und nicht immer iſt dieſes, wenigſtens in der rechten, durchaus chriſtlichen und milden Form geſchehen. Die menſchliche Natur iſt immer und überall ſehr ſeltſamer Vermiſchungen und Ausgeburten in ihren Verirrungen fädig; wenn aber auch in der neueſten Zeit, und in der Umgebung eines ruhig geſitteten Landes, noch ſolche Phänomene vorkommen können, wo die religiöſe Verirrung zugleich mit einem verbrecheriſchen Attentat gegen das eigne oder fremde Leben verbunden iſt; ſo wird eine weiſe Geſetzgebung und eine chriſtliche Rechtsentſcheidung, auch ſelbſt dann mehr pſychologiſch verfahren, und es als Geiſteskrankheit behandeln, als nach dem dürren Buchſtaben der Criminal-Grundſätze. Wie viel mehr alſo da, wo die religiöſe Verirrung ganz in ihrer eignen Sphäre eingeſchloſſen bleibt, und noch gar keine practiſche Folgen hat! Es kann vielleicht oft nicht ganz leicht ſein, die wahre Gränzlinie zu finden, zwiſchen einer weiſen Vorſorge gegen den Andrang eines gefahrvollen Fanatismus, und einer durchaus unchriſtlichen Strafmanier. Das ganze damahlige kirchliche oder geiſtliche Criminal-Verfahren wenigſtens, war nicht nur dem Geiſte des Chriſtenthums, ſondern auch ausdrücklichen alten Kirchengeſetzen, und den dringendſten Ermahnungen der großen Kirchenlehrer entgegen, daß die Kirche alles Blut auf's ſtrengſte meiden ſoll. Man ſuchte dieſes weiſe und ſchöne Geſetz wohl dadurch zu umgehen, daß man die executive Vollziehung dem weltlichen Arme und dem Staate überließ und übertrug; allein wirkliche materielle Verbrechen, oder den Fall der Nothwehr gegen offnen Aufruhr ausgenommen, wurde dadurch der Geiſt und die innre chriſtliche Abſicht desſelben, immer auf's tiefſte verletzt und ganz übertreten. Ein leidenſchaftliches Criminal-Recht der aufgereizten Partheiwuth, durch die religiöſe Beziehung und Farbe des Ganzen nur um ſo anſtößiger für das chriſtliche Gefühl und Urtheil, wie damahls, bleibt immer ein großer Flecken für dieſe ganze Zeit-Periode, der aber nicht bloß Eine, ſondern eigentlich beide Partheien trifft, oder wenn auch nicht das Ganze, doch einzelne Theile oder Glieder derſelben. Die Anfänge zu dieſer großen Verirrung und Abweichung von dem Geſetz der Liebe, werden zwar ſchon in dem Mittelalter, und in dem erbitterten Partheienkampf jener frühern Zeit gefunden, aber wie gering ſind dieſe erſten Anfänge gegen das nachherige Uebermaaß? Wenn wir alſo oft das Mittelalter barbariſch zu nennen gewohnt ſind, oder alſo bezeichnen hören, ſo gilt dieß in noch weit vollerm Maaße von der wahrhaft barbariſchen Periode der Reformations-Zeit und der Religionskriege, bis auf die Epoche, wo der innre und äußere Frieden in der Welt und in den Gemüthern, wenigſtens ſcheinbar, wieder hergeſtellt ward.

Sechzehnte Vorleſung.

Hiſtoriſche Bedeutung und weitere Entwicklung und Ausdehnung des Proteſtantismus in der Epoche der Religionskriege und nachher, und von der verſchiedenen Wendung des Ausgangs derſelben in den vornehmſten europäiſchen Ländern.

Die wahre Reformation, ſo wie ſie als das dringendſte Bedürfniß der Zeit im fünfzehnten Jahrhundert, nicht bloß von der Menge, und der oft hin und her ſchwankenden öffentlichen Meinung, ſondern von den erſten rechtmäßigen Stimmführern derſelben im Staat und in der Kirche ſelbſt, laut gefordert wurde, wie der Begriff derſelben auch ſchon viel früher beſtimmt aufgeſtellt, hinreichend anerkannt und allgemein verbreitet war, hätte eine göttliche ſein müſſen; dann würde ſie auch ihre höhere Sanction ſchon von ſelbſt mit ſich geführt und durch die That erwieſen, und würde ſich auch niemahls, und unter keiner Bedingung von dem geheiligten Mittelpuncte und der ehrwürdigen Grundlage der alten chriſtlichen Ueberlieferung in Lehren und Gebräuchen definitiv losgeriſſen haben, um ohne alle Rückſicht auf die früheren oder jetzigen legitimen Entſcheidungen, den Zwieſpalt zu fixiren, und in der Verneinung ſelbſt ein neues und eignes Fundament für das Gebäude der abgeſonderten Meinung zu ſuchen, oder zu finden. Eine ſolche große, tief eindringende, allgemein wirkſame, alles neu belebende, aber den Umkreis des alten Glaubens nicht überſchreitende, in dem göttlichen Mittelpuncte deſſelben feſt beharrende Reformation der ganzen Kirche, iſt alſo damahls nicht zu Stande gekommen; denn die unter dieſes Kapitel gehörenden kirchlichen Disciplinar-Geſetze des tridentiniſchen Conciliums, enthielten und enthalten zwar unſtreitig ſehr weiſe Verordnungen, und viel Gutes und Heilſames, was ſich auch als ſolches in den verſchiedenen katholiſchen Ländern und Reichen, nach der Beſchaffenheit der Localumſtände eines jeden bewährt hat, die zugleich die Gradation in der verſchiedenen Annahme derſelben beſtimmten; da dieſe zur Abſtellung und Reformation verſchiedner Mißbräuche, und zur Wiederherſtellung der alten Ordnung beſtimmten Disciplinar-Geſetze auch in den katholiſchen Ländern nicht unbedingt und in gleicher Weiſe überall eingeführt und angenommen worden ſind. Für das Ganze und Weſentliche der proteſtantiſchen Frage konnten dagegen die tridentiniſchen Beſchlüſſe, der Natur der Sache nach, nur den Charakter der Abwehr, der Vertheidigung, der Selbſterhaltung haben. Statt der gehofften Reformation, hatte ſich der Proteſtantismus als eine neue Lehre und eigne Religion ſchon früh genug angekündigt, immer mehr als ſolche conſtituirt und befeſtigt; die Losreißung war ſchon vollendet, und das Uebel unheilbar geworden, als die Abhülfe und das Gegenmittel eintreten ſollte. Der Proteſtantismus, ſo wie er hiſtoriſch wirklich war und wurde, iſt ein Menſchenwerk geweſen, und ſelbſt in der eignen Selbſtgeſchichte ſeiner Entſtehung erſcheint er nicht anders. Zwar ward hier gleich anfangs als Kriterium der Beurtheilung der Grundſatz aufgeſtellt und proclamirt, daß, wenn es mehr als Menſchenwerk ſei, es beſtehen werde, wenn es alſo Beſtand habe, dieſes zum Beweis diene, daß es von Gott ſei. Allein dieſen Beweis wird wohl niemand für einen hiſtoriſch gültigen anführen wollen oder zu halten geneigt ſein; nachdem die mahomedaniſche Irrlehre, welche das göttliche Princip im Menſchen, mehr als jede andere verwüſtet und vernichtet, ſchon volle zwölf Jahrhunderte in der Welt beſteht, obwohl dieſelbe, wo nicht etwas Aergeres, doch gewiß nur Menſchenwerk geweſen. Auch als ſolches war der Proteſtantismus allerdings eine ganz außerordentlich große und epochemachende Weltbegebenheit, die, nachdem ſie von außen völlig conſolidirt war, wenn auch innerlich in ſteter Bewegung bleibend, nun und von da an, mehrentheils den Gang der neuern Zeit und die weitere Geſtaltung und Bildung der chriſtlichen Völker und Staaten, und überhaupt der europäiſchen Menſchheit auch in der Geiſtes-Cultur und in dem höhern Gebiethe der Wiſſenſchaft, die nachfolgenden drei Jahrhunderte hindurch, bis auf die Geſchichte unſerer Tage, wenn auch ſpäterhin nicht ganz allein und nicht ſo ausſchließend, wie in der erſten Epoche, doch mehr als alles andre beſtimmt hat, und überall weſentlich mitwirkend, die erſte bewegende Urſache ihrer ganzen hiſtoriſchen Richtung, und dieſer auch an politiſchen Veränderungen und neuen Erſcheinungen ſo reichen Entwicklung geweſen iſt. Man muß hier zunächſt bei dem großen Faktum ſelbſt ſtehen bleiben, um dieſes nur erſt rein hiſtoriſch nach ſeinem ganzen Umfange vollſtändig zu faſſen, und in allen ſeinen Folgen zu erkennen und zu verſtehen; und wenn man auch geneigt wäre, die lange Fortdauer des ſo allgemein gewordnen europäiſchen Zwieſpalts als ein Unglück für die Menſchheit zu bedauern und zu beklagen; ſo iſt doch ein ſolches, an ſich wohl nicht tadelnswerthes, und vielmehr natürliches Gefühl der allgemeinen Theilnahme, in der eignen Ueberzeugung an ſich noch kein zureichender Standpunct des welthiſtoriſchen Urtheils; und ſoll man wenigſtens in keinem Falle übermäßig deßfalls zu klagen, und mit dem Schickſale, d. h. doch eigentlich mit der waltenden Vorſehung, die es alſo fügte und geſchehen ließ, zu rechten anfangen. Die höhere Zulaſſung einer bloß menſchlichen, nicht von Gott ausgegangenen Unternehmung, ja ſogar eines allgemeinen und großen, unheilbar fortdauernden Zwieſpalts, und einer feindlichen Gegenwirkung mit allen ihren unglücklichen, wenigſtens äußerlich ſtörenden, und innerlich hemmenden Folgen, bildet, wie ich ſchon früher bemerkte, das eigentlich Räthſelhafte in den hiſtoriſchen Erſcheinungen, das wundervolle Geheimniß des verborgenen göttlichen Rathſchluſſes im Gange der Menſchheit überhaupt, ſo wie auch nicht ſelten und ſehr fühlbar in dem Leben der Einzelnen. Vielleicht wird das Räthſel erſt dann ſeine vollkommne Auflöſung erhalten, und alles klar werden, wenn dieſe Weltbegebenheit vollſtändig beendigt, und ganz zum Schluſſe gekommen iſt. Schon jetzt iſt ſelbſt nach der bisherigen Erfahrung, wie fragmentariſch und unaufgelöſt dieſe auch noch erſcheinen mag, wenigſtens das Eine einleuchtend, daß die Wirkung des Proteſtantismus, gar nicht bloß auf diejenigen Länder, Staaten und Völker beſchränkt geblieben iſt, wo derſelbe allgemein herrſchend geworden, oder wenigſtens öffentlich anerkannt und geſetzlich feſtgeſtellt war. Viel größer iſt vielmehr der Kampf und die Gefahr, viel tiefer erſchütternd die Bewegung da geweſen, wo es zu keiner eigentlichen Losreißung und förmlichen Trennung kam, oder wo dieſe, wenn auch epochenweiſe, doch nicht dauernd anerkannt und factiſch angenommen ward; ſondern wo der Proteſtantismus, nähmlich der Geiſt desſelben, die ganz gleiche, oder doch eine nah verwandte und durchaus ähnliche Tendenz, im Innern des von außen katholiſch fortbeſtehenden Staatskörpers eingeſchloſſen, und mit darin aufgenommen oder unentwickelt ſtecken geblieben, heimlich untergrabend fortwirkte, bis dann auch hier, wenn gleich ſpäter, aus dem täuſchenden Zuſtande der ſcheinbaren Ruhe, das lange zurückgehaltene Element der umwälzenden Neuerung, erſt in der öffentlichen Denkart und herrſchenden Wiſſenſchaft, dann auch in der Wirklichkeit und im Staate, nur deſto gewaltſamer zum Ausbruche kam. Für das Gewiſſen und ein Beruhigung ſuchendes Gemüth in der Erforſchung der Wahrheit und eignen Ueberzeugung, kann natürlich nur die einfache dogmatiſche Entſcheidung und Entſchiedenheit des Glaubens poſitiv oder negativ die feſte Grundlage auf der einen oder der andern Seite bilden; allein für die richtige hiſtoriſche Beurtheilung, kann dieſe einfach mitten durchſchneidende Scheidungslinie des Glaubens, keine hinreichende Richtſchnur bilden. Es kann eine ganz auf katholiſchem Grunde und Boden entſtandene Neuerung in der Lehre und Wiſſenſchaft, im Glauben oder Unglauben, in der herrſchenden Denkart und öffentlichen Meinung, wie man dieß in unſerer oder in der jüngſt verwichenen Zeit wohl geſehen hat, für den eignen Heerd und die Nachbarländer und Staaten ungleich gefährlicher ſein und wirken, als ein längſt ſchon mit ſich ſelbſt und mit der umgebenden Welt in ein feſtes Gleichgewicht geſetzter, und in bleibenden Ruheſtand gekommener Proteſtantismus. Daher iſt das Intereſſe und Staats-Syſtem von England z. B., welches doch auch als Staat mehr als jedes andre Land ein weſentlich proteſtantiſcher iſt, oft mit dem der größten altkatholiſchen Mächte Hand in Hand gegangen, und hat wohl der Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts eine geringere Umwälzung oder Welterſchütterung zur Folge gehabt, als der Proteſtantismus in ſeiner erſten Zeit, und ſelbſt in der Epoche der Religionskriege, ungeachtet jene Secte des Unglaubens keineswegs eine eigentlich abgeſonderte Parthei von beſtimmter Confeſſion bildete, ſondern nur wie ein allgemeines anſteckendes Contagium des Zeitgeiſtes, alles neben und um, über und unter ſich ergriff, wie es gerade der Wind des Zufalls, und einer leidenſchaftlich vernichtenden Aufklärung in jedem Augenblicke. hierhin oder dorthin jedesmahl führte?

Ich zwar würde, nach meiner individuellen Ueberzeugung und Anſicht, den theologiſchen Standpunct für die Weltgeſchichte, und dieſe Richtſchnur, als die allgemeingültige und zuletzt entſcheidende für das hiſtoriſche Urtheil vorziehen, und gern überall feſthalten; aber hier in dieſen letzten Zeiten, wo der theologiſche Geſichtspunct in ſich zerſpalten und in zwei getheilt iſt, die juriſtiſche Anſicht der Dinge aber, wo jeder für ſich ſelbſt das günſtige Urtheil in dem allgemeinen Partheienſtreit fällt, doch nur zu endloſem Streite führt, dringt ſich meiſtens die pathologiſche Anſicht der immer mehr und immer tödtlicher erkrankenden Menſchheit nach dem mediciniſchen Begriffe, ganz von ſelbſt und unwiderſtehlich in der hiſtoriſchen Forſchung auf. Nun hält man es ſelbſt für das organiſche Leben, auf dem Standpuncte der wiſſenſchaftlichen Heilkunde, für ungleich beſſer und heilſamer, wenn ein fremdartiges, und ſtörend einwirkendes Element im entſcheidenden, aber glücklich durchgeführten Kampfe auf Tod und Leben rein ausgeſchieden und abgetrennt wird, als wenn bei unterdrückter Kriſis der Krankheitsſtoff auf die innern Theile zurückfällt, und hier der Zwieſpalt die Lebenskraft an der Wurzel angreift und verzehrt. Läßt ſich aber dieſes Princip der Beurtheilung nicht auch im Großen auf das Ganze anwenden, wie es durch die Geſchichte der einzelnen Länder vielfach beſtätigt wird? Würde nicht der Proteſtantismus, wenn er auch damahls äußerlich unterdrückt und niedergeſchlagen worden wäre, innerlich vielleicht dennoch fortgewirkt haben, nähmlich das Eine Weſentliche desſelben, von dieſer Seite genommen, der Geiſt der umwälzenden Neuerung, der tödtenden Verneinung, des Rationalismus mit einem Worte; und würde dieſe innere Fortwirkung nicht ungleich gefährlicher und zerſtörender geweſen ſein, wie ſich das wohl aus den einzelnen Beiſpielen einer partiellen Erfahrung, wo es ſich ſo geſtaltet hat, ſchließen läßt? — Ich würde wünſchen, daß man dieſe und andre ähnliche, frühere Aeußerungen, nicht ſo wohl als kategoriſche Behauptungen aufnehmen möchte, da die dogmatiſche Frage ſelbſt, ſo wie deren keinem Zweifel unterliegende Entſcheidung, hier ganz außer meinem Kreiſe liegt, und auch die wahre Ausgleichung und vollſtändige Entſcheidung in der wirklichen Vollziehung hierüber, in keines Menſchen Macht ſteht, und allein von Gott herkommen kann; ſondern nur Verſuche zu einer verſöhnenden Anſicht, und höchſtens zu einer Theodicee der Geſchichte ſollen es ſein, wie ſie allein dem philoſophiſchen Standpuncte angemeſſen ſind. Unſtreitig hat auch die Gegenwirkung ſelbſt, und der fortdauernde Zuſtand des Kampfs, nicht bloß zum Wetteifer in den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, Uebungen und Anſtrengungen, und zu gegenſeitiger Wachſamkeit im Leben und in der ſittlichen Ordnung desſelben, ſo wie auch in der Einrichtung des Staates geführt, und dadurch beide Theile heilſam erweckt und in Anregung erhalten. Auch hat ſich in der innern Reibung des Kampfes zwiſchen den entgegenſtehenden Elementen, in einigen Ländern ein Drittes und hiſtoriſch Neues erzeugt, welches, wenn es auch nicht überall ein Erwünſchtes und durchaus Chriſtliches geweſen, doch aber als ein hiſtoriſch Fruchtbares und entſchieden Merkwürdiges, oder doch außerordentlich Wichtiges anerkannt werden muß. Unter den acht oder neun

Ländern, in welchen der Proteſtantiſmus feſte Wurzel gefaßt, und Grund und Boden für eine dauernde Exiſtenz gewonnen hat, ſind es vorzüglich drei, wo er ſich in ſolcher Weiſe productiv und hiſtoriſch fruchtbar erwieſen hat, und wo aus dem anfangs zerſtörenden innern Conflicte der ſtreitenden Elemente, endlich drei ganz neue Erſcheinungen für die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit hervorgegangen ſind: in Deutſchland der Religionsfrieden, welcher von da an auch deſſen eigentliche Grundlage der fernern Wohlfahrt bildet, das eigenthümliche, der Nation nun ſchon zum Charakter gewordne Weſen derſelben bezeichnet, und auch ihre ganze künftige geiſtige Beſtimmung andeutet und umfaßt; in England die hochgeprieſene, oder wie man dort ſagt, glückſelige Conſtitution, von welcher der bloße Wiederſchein und entfernte Abglanz, oder auch die äußere Form und der bloße Schein, oder todte Buchſtaben, ſchon das höchſte Ziel der Wünſche für ſo manche andre Nation geweſen und geworden iſt; endlich in Frankreich, die durch die indirecte Einwirkung des Proteſtantiſmus, und den innern Conflict ſo mancher halb oder ganz proteſtantiſchen Elemente, hervorgerufne, wiſſenſchaftliche Revolution, der bald auch eine ſchreckliche politiſche, dann aber nach der kurzen despotiſchen Uebergangs-Zeit, vorzüglich hier eine große Epoche der innern Wiederherſtellung, nach allgemeinen europäiſchen Grundſätzen folgte, die freilich noch unvollendet, und immer noch im lebhafteſten, faſt möchte man ſagen, halb unentſchiednen Kampfe vor uns liegt, darum aber nur deſto mehr der höchſten hiſtoriſchen Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Unter den an das deutſche Haupt- und Mutterland des Proteſtantiſmus zunächſt angränzenden Ländern, war in der Schweiz auch gleich anfangs ein heftiger Bürgerkrieg ausgebrochen, wo der Stifter der neuen Religion in einem der Gefechte ſelbſt auf dem Kampfplatze blieb. Indeſſen bewirkte der feſte ſchweizeriſche Bundesſinn, das gemeinſame Vertheidigungsbedürfniß, und die ungefähr gleiche Zahl und Macht der beiden Partheien, auch hier ziemlich bald einen Religionsfrieden; der indirecte Einfluß des Proteſtantiſmus von der franzöſiſchen Schweiz aus, auf Frankreich, iſt von Calvin bis Rouſſeau immer ſehr mächtig geblieben. In Ungarn, welches ohnehin von den Türken halb erobert und noch mehr bedroht war, kam es unter den öſterreichiſchen Beherrſchern, nach dem Vorgange des deutſchen Religionsfriedens, auch ſehr bald zu einem ſolchen, der auch hier Staatsgrundſatz, und als weſentlicher Theil derſelben mit in die Landesverfaſſung aufgenommen ward. Nach Pohlen drang in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, zwar nicht der urſprüngliche Proteſtantismus nach ſeinem erſten Anfang und deutſchem Lehr-Syſtem, ſondern eine der ſpätern Secten des Socinus, in welcher jetzt in dem gewöhnlich alſo fortſchreitenden Gange der einmahl losgebrochnen Neuerung und abgeſonderten Meinung, nun nebſt dem Myſterium der Andacht auch das weſentliche Grundgeheimniß der chriſtlichen Theologie, die Lehre von der Dreieinigkeit verworfen ward. Nicht ſehr zahlreich war damahls in Pohlen und auch überhaupt dieſe Parthei, ſo lange ſie noch, von allen andern ſtreng getrennt, bloß für ſich beſtand; in der Periode des herrſchenden Unglaubens, im achtzehnten Jahrhundert hat ſie in ganz Europa deſto mehr Anhänger gefunden, und iſt in manchen Ländern faſt die herrſchende geweſen. — Wie das Deutſche-Ordensland Preußen ein weltliches Herzogthum geworden, welches noch über ein Jahrhundert mit Pohlen im Nexus blieb, iſt ſchon früher berührt worden. In keinem Lande von Europa iſt das Chriſtenthum ſo ſpät eingeführt worden als in Litthauen, erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts; in den ehemahligen ruſſiſchen Provinzen war ein großer Theil der Bevölkerung, wie auch in den ungariſchen Ländern und Nebenländern von griechiſcher Religion. In dem nachfolgenden Kampfe, und den beſtändigen Kriegen gegen Türken, Schweden und Ruſſen, vermehrten alle dieſe heterogenen Elemente, ſo wie noch zuletzt die wirkliche oder ſcheinbare Anhänglichkeit der Diſſidenten an Schweden, die innere Gährung und Anarchie der Republik, bis zur endlichen innern Auflöſung und Theilung des pohlniſchen Reichs. Rußland, welches Iwan Waſiliewitſch der Große, der mit Kaiſer Maximilian in freundſchaftlicher Berührung ſtand, und die deutſche Hanſe in ſeinem Reiche beſtätigte, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit großer Macht wiederhergeſtellt hatte, blieb für jetzt noch ganz abgeſondert für ſich, und ausgeſchloſſen von aller nähern Einwirkung des Proteſtantismus, wie auf der andern Seite Spanien und Italien. Die ſkandinaviſchen Reiche waren zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in einem Staatskörper vereinigt geweſen, wo ſie, bloß geographiſch genommen, eine wohl gelegene und größere Macht im Norden dauerhaft hätten bilden können; und waren unter manchen Abwechslungen noch bis in das ſechzehnte Jahrhundert vereinigt geblieben. Doch war die Stimmung der Nationen ſelbſt, und die öffentliche Meinung gegen dieſe Verbindung; und Guſtav Waſa bewirkte und begründete in Schweden zugleich die gänzliche und definitive Trennung und Losreißung von Dänemark und von der Union, die Befeſtigung der eignen monarchiſchen Herrſchaft und Gewalt, und die Einführung des Proteſtantismus, die hier gar nicht wie in andern Ländern durch den Strom der Volksmeinung von ſelbſt herbeigeführt ward, ſondern ganz von oben herab, und vorzüglich vom Souverän ausging, der ſie mit beharrlicher Klugheit und großer Vorſicht, allmählig, langſam und vollſtändig durchzuſetzen wußte; doch wurde die Episkopal-Verfaſſung beibehalten. Durch den proteſtantiſchen Einfluß in Deutſchland, ſo wie auch zwiſchen Preußen und Pohlen, iſt Schweden im ſiebzehnten Jahrhundert, vorübergehend eine große europäiſche Macht geworden, wozu die Perſönlichkeit von Guſtav Adolf, ſo wie von einigen andern ſchwediſchen Königen, das Meiſte beigetragen hat. Im Innern hat ſich hier nichts Neues, Eigenthümliches, oder geſchichtlich Merkwürdiges aus dem Proteſtantismus entwickelt, wie etwa in England oder in Deutſchland ſelbſt. In Hinſicht auf die erſte Einführung des Proteſtantismus, iſt dieſelbe auch in Dänemark zwar nicht ganz in dem gleichen Grade, aber doch mehrentheils wie in Schweden, vorzüglich von oben herab bewirkt worden; in Island faſt gewaltſam. In dieſen ſtillen Nordländern waren der wirklichen Mißbräuche in der katholiſchen Kirche, und beſonders der gegebenen großen Aergerniſſe vielleicht nicht ſo viele geweſen, als in den andern Südländern; die Sitten waren einſacher, das Verderben ungleich weniger bekannt und verbreitet als ſelbſt in Deutſchland; ſo wurzelte denn die Anhänglichkeit an den alten Glauben um ſo feſter in den Gemüthern, und konnte nur mühſam ausgerottet werden. Der ſchwediſche Revolutionsgeiſt, der auch in der ältern Geſchichte in dem Partheienkampf der hohen Ariſtokratie oft ſichtbar geweſen war, fand nun als bewaffneter Proteſtantismus von oben herab, ein offnes Feld und weitern Spielraum in den pohlniſchen Unruhen, und ihrer Verwicklung mit Preußen und andern Nachbarn, beſonders aber in dem großen deutſchen Religionskriege; erſt als er ſpäterhin, nachdem die Zeit der ſchwediſchen Macht und Uebermacht in Europa vorüber war, mehr beſchränkt, und auf ſich ſelbſt zurückgedrängt ward, entwickelte er ſich auch in manchen innern Kataſtrophen. In England wurde erſt unter dem Nachfolger des despotiſchen Heinrich, der Proteſtantismus eigentlich eingeführt; aber unter zwei verſchiednen Formen, und mit zwei in heftigem Widerſtreite gegeneinander befangnen Partheien. In England ſelbſt blieb die Episkopal-Verfaſſung; in Schottland hatten die Puritaner, die Methodiſten der damahligen Zeit, die Oberhand. Aber es folgte noch eine katholiſche Königin Maria, des ſpaniſchen Philipps Gemahlin, und eine Reaction in dieſem Sinne; dann aber wieder eine andre im proteſtantiſchen Geiſte, der durch Eliſabeth's beharrliche Klugheit erſt recht conſolidirt ward, und welcher das Haupt der unglücklichen Maria Stuart zum Opfer fiel. Von einer Reaction zur andern, von der Hinrichtung des Königs zur Republik, und zum alleinherrſchenden Protector, unter manchen Kämpfen des ſchottiſchen und engliſchen Proteſtantismus und ganz verſchiednen Nationalgeiſtes, nach einer neuen Umkehr oder Zuneigung in der Geſinnung der Regenten zur katholiſchen Sache, ging es ſo fort; bis endlich König Wilhelm von Holland aus, hundert Jahre vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, dem Proteſtantismus in England den vollkommnen Sieg verſchaffte, und die glückſelige Conſtitution dieſes Inſel-Reichs zur Reife brachte, die nachher auch auf dem Continent und in den andern Welttheilen vielfältig wiederhohlt, variirt, und weiter angepflanzt worden. Auf dieſer Baſis, und aus derſelben entwickelte ſich dann auch in Anwendung auf das geſammte Völker- und Staaten-Syſtem von Europa, jener vollendete Proteſtantismus im Staate, welcher **England** in der neuern Zeit und während der Epoche ſeiner Macht ſo beſonders charakteriſirt, und welchem faſt gleichzeitig ein eben ſo entſchiedner Proteſtantismus der Wiſſenſchaft nachfolgte, oder zur Seite ging. Nur möchte ich im voraus bemerken, daß dieſer Proteſtantismus in der Wiſſenſchaft, durchaus nicht verwechſelt werden darf, ſondern noch ſorgfältig zu unterſcheiden iſt, von der wiſſenſchaftlichen Revolution und einer zügelloſen Anarchie in der Denkart und Geiſtes-Cultur, obwohl er in ſeiner Entartung und Verwilderung, auch ſehr leicht und ſchnell dazu werden kann. Denn das neue Heidenthum, und der offne Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts hat auf dem Continent bei weitem mehr Anhänger gehabt, und iſt hier viel entſchiedner aufgetreten, als in jener auch im Gebiethe der Wiſſenſchaft zwiſchen Wahrheit und Irrthum in kunſtreichem Gleichgewichte feſtgeſtellten Conſtitutions-Inſel. In den Niederlanden war der Proteſtantismus wohl eine bedeutend mitwirkende, aber nicht die einzige Urſache der Losreißung von Spanien, da der burgundiſche Geiſt auch früher ſchon oft ſehr unruhig geweſen war, und die abſolute Herrſcherweiſe der Spanier auch in andern Ländern Mißvergnügen, Abneigung und Gegenverſuche erregte. Nachdem die überwiegend proteſtantiſche Hälfte, in dem nun ſouverän gewordnen Holland abgetrennt war, iſt die Einwirkung deſſelben auf England auch in Hinſicht der religiöſen Meinung und politiſchen Wendung der Dinge, ſo wie auch die der Niederlande überhaupt auf Frankreich, immer ſehr bedeutend geblieben; etwas eigentlich Neues und ganz Eigenthümliches wie in Deutſchland oder England, hat ſich hier in Holland nicht aus dem Proteſtantismus entwickelt, man müßte denn die ganz allgemeine Toleranz gegen alle Secten, in einer ſo weiten Ausdehnung, wie ſie ſonſt durchaus nirgendwo Statt gefunden hat, dafür annehmen. Spanien hatte ſelbſt im Innern des vaterländiſchen Reichs ein ſchwieriges Problem zu löſen, oder auch eine alte und tiefe Volks-Oppoſition zu überwinden, in der ziemlich zahlreichen, immer noch an arabiſcher Sitte und Sprache, zum Theile wohl auch an mahomedaniſcher Lehre und Meinung hängenden Nachkommenſchaft der ehemahligen Herren und Eroberer des Landes; ein Kampf, der unter Philipp dem Zweiten mit ſehr ſtrengen Geſetzen gegen dieſe Moriſco's anfing, unter Philipp dem Dritten mit der noch härtern gänzlichen Zurücktreibung derſelben nach Afrika endigte. Daß bei der vielfachen und innig nahen Berührung zwiſchen Spanien und Deutſchland unter Karl dem Fünften, mit deſſen Kriegsheeren auch die deutſchen Meinungen vielleicht weit mehr Eingang dort gefunden haben mochten, als ſich jetzt noch im Einzelnen hiſtoriſch gewiß angeben, oder factiſch genau nachweiſen läßt, iſt im Allgemeinen wohl allerdings wahrſcheinlich, und kann wenigſtens zur Erklärung, wenn auch nicht zur vollen Rechtfertigung mancher ſpaniſchen Regierungs-Maßregel dienen. In jedem Falle aber, iſt der ſonſt ſo edle und grade, weder argliſtig eigennützige, noch leichtſinnig wankelmüthige, ſpaniſche Geiſt und Charakter, in dieſem langen Haſſe und Hader des erbitterten Religionskrieges immer einſeitig ausſchließender, und heftig abſoluter geworden. Doch blieben auch hier noch viele ritterliche Tugenden dieſer adelich geſinnten Nation eigen, und manche ſeltne Erſcheinung von hohen religiöſen Geiſtesgaben, wie in der heiligen Thereſia, und den wunderbaren Werken dieſer Frau, die bei dem heiligen Inhalt zugleich von ſo unnachahmlich ſchöner Sprache ſind. Bei keiner andern Nation hat ſich der Geiſt und Charakter des Mittelalters, und zwar nach ſeiner edelſten und ſchönſten Beſchaffenheit, in der ganzen Denkart und Richtung, in der geiſtigen Bildung, und ſelbſt in den Werken der Fantaſie und Dichtkunſt ſo lange erhalten und fortgeſetzt als bei den Spaniern; und nicht eigentlich zufällig, ſondern ſehr charakteriſtiſch und auch hiſtoriſch bemerkenswerth iſt es, daß die eigenthümliche Poeſie des Mittelalters erſt hier ihre letzte blühendſte Entfaltung und höchſte Vollendung erreicht hat. Auch in Italien blühte die Kunſt und Poeſie in der ſchönen Sprache, und auch die claſſiſche Gelehrſamkeit immer fort, während dieſer ſonſt ſo traurigen Zeit-Periode der europäiſchen Bürgerkriege und des allgemeinen Religions-Zwiespalts, und gelangte zur glücklichſten Entwicklung; immer aber ſcheint es, muß man dieſe ſchöne, herrliche, italieniſche Geiſtes-Cultur jener Jahrhunderte wie einen blühenden Garten betrachten, der auf vulkaniſchem Boden gelegen war. Eine nahe Gefahr war zu dieſer Zeit ſelbſt wohl nicht vorhanden, wenn auch die innre Denkart nicht bloß nach dem, was öffentlich galt, abzumeſſen iſt; es durften indeſſen jetzt ſolche einzelne gewaltſame Extreme von heidniſch-antiquariſcher Begeiſterung und Geſinnung nicht mehr ſo ungehindert und öffentlich laut hervortreten, wie früher in der Epoche der erſten Gährung und der falſchen Sicherheit, während des ſo glänzenden fünfzehnten Jahrhunderts. Ja, es wurde die eigentliche Wiſſenſchaft, durch die Furcht vor der Gefahr und dem Mißbrauche, eher hier und da im Einzelnen gehemmt, und überhaupt in ihrer Entwicklung im Allgemeinen zurückgehalten; und blieb daher die alte Scholaſtik länger als billig im hergebrachten Beſitze der ausſchließenden Herrſchaft; ſo wenig dieſe ſelbſt, als der ſtreitſüchtige, und zum Theile ſelbſt verneinende Rationalismus des Mittelalters, dem katholiſchen Bedürfniſſe einer wahrhaft chriſtlichen Wiſſenſchaft, irgend Genüge leiſten konnte. Man hätte bedenken ſollen, daß jeder neue Irrthum, oder jede neue Geſtalt des alten Proteus in dem jedesmahligen Zeitgeiſte, auch immer nicht ſowohl eine neue Wiſſenſchaft, da die Wiſſenſchaft ſelbſt, nähmlich die der göttlichen und menſchlichen Dinge, wie es die Alten nannten, in dieſem innerſten Umkreiſe der höchſten Gegenſtände und Fragen, allerdings an ſich, als ein durch alle Zeiten unwandelbares Gebäude, auf der ewigen Grundlage der göttlichen Wahrheit, betrachtet werden muß; aber doch eine neue Wendung und Form der Wiſſenſchaft, in der neu belebten höhern Kraft erfordert. Zwar hatte der ehrwürdige Biſchof und fromme Gottesmann Borromäus wohl in ſeinem Lehrbuche der Religion ſelbſt ein Beiſpiel aufgeſtellt, wie die gründliche Tiefe der heiligen Erkenntniß, meiſtens auch mit der ſpiegelhellen Klarheit des Ausdrucks und höchſten Einfalt des rein beſtimmten Urtheils vereinigt iſt. Allein die eigentliche Schulwiſſenſchaft blieb noch längere Zeit viel zu ſcholaſtiſch; und immer war es ein Nachtheil, oder Verluſt für die katholiſche Sache, wenn die erſten Anfangspuncte einer beſſern, oder doch ihrem höhern Ziele nicht ungetreuen Philoſophie, und überhaupt der gereinigten und erweiterten Wiſſenſchaft für die nachfolgende Zeit, im Baco und Leibnitz, jetzt von der andern Seite herkamen, oder dort zuerſt hervortraten. In Frankreich war der Proteſtantismus ſchon gleich bei der erſten Entſtehung und Entwicklung deſſelben aus der Schweiz, beſonders aus der franzöſiſchen, eingedrungen, wie ſchon der Nahmen der Hugenotten beweiſt. Die Religionskriege kamen erſt viel ſpäter zum Ausbruche, als in Deutſchland, und es nahm der religiöſe Partheienkampf hier die beſondere Wendung, daß die Prinzen und Fürſten der Oppoſition, überhaupt die Factionen der höhern Ariſtokratie, und ſelbſt die entgegenſtehenden Partheien am Hofe, ſich des Proteſtantismus, der zwar im Volke ſelbſt, und noch mehr im Staate, nur eine Minorität bildete, aber doch keine unbedeutende, und immer eine Macht war, als Werkzeug für ihre politiſchen Zwecke und Umtriebe bedienten. Aus dieſer beſondern Miſchung ging der eigenthümliche Charakter des franzöſiſchen Religionskampfes hervor, der ihn von dem deutſchen unterſcheidet. Der Religionskrieg dauerte dort zwar niemahls ſo ununterbrochen lange fort, wie in Deutſchland, und war auch wohl nicht von ſo ganz verwüſtender Art wie der dreißigjährige. Aber auch die Religionsfrieden waren hier meiſtens nur von ſehr kurzer Dauer, und wurden fünf bis ſechsmahl erneuert, weil immer bald wieder ein neuer Ausbruch folgte. Selbſt das Edikt von Nantes, welches der definitive Schluß der langen Anarchie ſein ſollte, verhinderte nicht den Ausbruch neuer Unruhen nach Heinrichs des Vierten Ermordung, und ward ſelbſt in einer ſpätern Epoche wieder umgeworfen. Damahls aber gab die kriegeriſche Staats-Intrigue der unzufriedenen Großen und anderen Partheihäupter von der Oppoſition, dem Religionskriege einen vorzüglich gehäſſigen, und der Geiſt oder der Hang zu einer leidenſchaftlichen Reaction, nach der in politiſcher Ebbe und Fluth ſtets wechſelnden Meinung und Herrſchaft, einen beſonders ſchwer zu überwindenden, jeder dauernden Friedensordnung zwiſchen den aufgeregten Elementen, hartnäckig widerſtrebenden Charakter. Jene gehäſſige Seite der franzöſiſchen Religionskriege, die jedoch auch in England gleich unter Heinrich dem Achten, ſelbſt unter Eliſabeth's argliſtiger Politik, ganz anarchiſch aber in der Revolution gegen Karl den Erſten bei ſeiner Hinrichtung, und unter Cromwell, in nicht minder empörenden Zügen ſich auszeichnete, iſt von den eignen inländiſchen Geſchichtſchreibern, oft und ſtark genug hervorgehoben und in's Licht geſtellt worden. Wichtiger aber für die ſpätern geſchichtlichen Reſultate iſt die allgemeine hiſtoriſche Bemerkung, daß der Kampf hier in Frankreich eigentlich unentſchieden blieb, wie er dieſen hin und her ſchwankenden Charakter auch gleich von Anfang an zeigte, und weder auf dem Wege der Conſtitution, wie in England, noch auf dem eines dauerhaft ſichern und unumſtößlich feſten Religionsfriedens, wie in Deutſchland, zu einem vollſtändigen Ausgange und wahrem Schluſſe gelangte, ſondern als unaufgelöſtes Staats-Problem, nach dem innern Keime und Zwieſpalte der religiöſen Geſinnung, welcher Zwieſpalt ſelbſt auch auf den katholiſchen Theil einwirkte und auch hier feſte Wurzel zu faſſen begann, auf die Nachwelt überging und forterbte. In Frankreich waren die Proteſtanten in der entſchiedenen Minorität, und erhielten bloß durch andre mitwirkende Nebenurſachen eine vorübergehende Macht und Wichtigkeit in jener erſten Epoche der Religionskriege; in England ſind ſie wahrſcheinlich ſchon frühe zu einer Majorität gelangt, wenn auch nicht zu einer ſo überwiegenden, wie die, welche ſie noch jetzt behaupten. Deutſchland aber war auch damahls ſchon in zwei ungefähr gleiche Hälften getheilt, zwiſchen der alten und der neuen Parthei, wie noch jetzt ſelbſt in der Volkszahl; und wenn gleich die politiſche Macht nicht allein von dieſer abhängt, wo ſo viele fremdartige Elemente hinzukommen, wie damahls, ſo waren doch die beiden kämpfenden Theile ſtark genug, um in dem Kampfe nicht ſo leicht zu erliegen. Dieſes hat in der Folge das dringende Bedürfniß eines wahren und dauerhaften Friedens, und die Erkenntniß von der höhern Nothwendigkeit deſſelben mitherbeigeführt. Zunächſt und zuerſt aber ward der Kampf dadurch noch hartnäckiger und lang andauernder; noch mehr aber trug dazu bei die Einmiſchung faſt aller großen europäiſchen Continental-Mächte, von der einen wie von der andern Seite. Nirgends iſt der Religionskrieg ſo weit umfaſſend und verwickelt, hartnäckig fortdauernd, und auf viele Generationen hinaus verwüſtend geweſen als hier. Dieſe dreißigjährige deutſche Verwüſtungszeit, in welcher die früher blühende Cultur, und die beſten Kräfte von Deutſchland zu Grunde gegangen ſind, bildet eine große hiſtoriſche Scheidewand zwiſchen dem ehemahligen Deutſchland, welches im Mittelalter das mächtigſte, blühendſte und reichſte Land von Europa geweſen, und dem neuen, aus der allgemeinen Zerſtörung und langer Ermattung allmählig ſich wieder emporhebenden, und wie aus dem Grabe oder der finſtern Todesnacht des alten Zwieſpalts, wieder zum Lichte und Leben zurückkehrenden Deutſchlande der letzten, glücklichern Epoche. Der Urſprung des Kriegs darf uns am wenigſten befremden; vielleicht iſt faſt noch zu wundern, daß er nicht ſchon eher zum Ausbruche kam; und ſelbſt daß der äußere Krieg nun ſchon ſo lange zurückgehalten war, kann zu der Heftigkeit und Erbitterung des erſten Kampfes beigetragen haben. Der frühere Religionsfrieden war im Grunde doch nur ein Waffenſtillſtand; ein wieder verlängertes Interim, wo genug Puncte übrig blieben, über die es ſelbſt bei dem redlichſten Willen von beiden Seiten, zu einer gerechten, friedlichen Ausgleichung, ſehr ſchwer, oft faſt unmöglich ſchien, dieſe wirklich zu erreichen. Der erſte unglückliche Zufall konnte die Flamme auflodern machen, wo überall ſo vieler Zunder und Brennſtoff vorhanden war; dieß geſchah zuerſt in Böhmen, wo die alten Huſſiten-Unruhen wohl mit Gewalt, wie es beim erſten Ausbruch nicht anders ſein konnte, niedergeſchlagen, aber wie es ſich jetzt zeigte, nicht bis auf die innerſte Lebensquelle zurückgehend, an der Wurzel des Uebels ſelbſt vollſtändig ausgeheilt waren, ſondern noch kranken Gährungsſtoff genug zurückgelaſſen hatten. Doch blieb dieſer erſte Anfang weder allein der Gegenſtand, noch war es auch der einzige Anlaß des Kriegs, den einige Hiſtoriker vielmehr als eine ganze Reihenfolge und verwickelte Complication von mehreren, zum Theile auch in ihrem Zwecke verſchiedenartigen Kriegen betrachten wollen. Das ganze Land, die Zeit ſelbſt ſchien ſich in Krieg aufzulöſen, der nun der allgemeine Zuſtand, die herrſchende Gewohnheit und bleibende Form des öffentlichen Lebens, und eine zweite Naturnothwendigkeit geworden zu ſein ſchien. Indeſſen ſind ſchon ſo viele der vornehmſten Theile und Abſchnitte aus dieſem großen Trauerſpiele, Ferdinands des Zweiten religiöſe Geſinnung und ſtandhafte Charakterſtärke, Guſtav Adolfs hoher Kriegsruhm und ſchwediſche Eroberungen, Wallenſteins Feldherrn-Talente und unglückliche Kataſtrophe, als eben ſo viele einzelne Acte und Scenen deſſelben herausgehoben und mit Meiſterhand geſchildert worden, daß es unnöthig ſein würde, bei dieſen großen Erinnerungen länger zu verweilen, obwohl der Stoff an ſich immer noch unerſchöpflich bleibt. Der Friede, der endlich durch eine höhere Nothwendigkeit hervorging, iſt dasjenige, was für dieſen hier genommenen Standpunct das Intereſſe am meiſten an ſich zieht. — In dem Kapitel von den Entſchädigungen iſt er allerdings nicht viel anders geweſen, als jeder andre allgemeine Frieden, wo es Länder und Länder-Parcellen zu vertheilen oder auch zu ſäculariſiren giebt, wo aber der Prätendenten für die Entſchädigungen noch weit mehr ſind, als vorhandne Austheilungs-Portionen. Als endlich wiederhergeſtellter, und ſo viel als möglich befeſtigter Reichsfrieden, beruhte er nun doch nicht mehr wie ſonſt auf der eigenen Kraft, ſondern war jetzt abhängig von dem geſammten europäiſchen Staaten-Syſteme, und dem in dieſem waltenden Principe des Gleichgewichts, deſſen Idee allgemeiner zu verbreiten und zu entwickeln er gleich damahls und noch mehr in der ſpätern Folge viel beigetragen hat. Hier aber betrachte ich ihn vornehmlich nur als Religionsfrieden, oder das definitive Ende alles Religionskrieges, da er von dieſer Seite weſentlich nicht wieder verletzt worden; als einen bleibenden Religionsfrieden der ſeinem weſentlichen Inhalte nach, auch noch in der Geſinnung feſtſteht, während jene beiden Beziehungen, in welchen er allerdings nur ſehr unvollkommen erſcheint, ſchon ihr practiſches Intereſſe größtentheils verloren haben. Hiſtoriſch in ſeinem Urſprunge und bis zur Vollendung betrachtet, hat er ſchon als bloße Arbeit des Fleißes in der Gerechtigkeit, und als endlich gelungenes Werk der unermüdeten Anſtrengung unter allen frühern Friedensſchlüſſen nicht ſeines Gleichen gehabt, und iſt eben daher auch die Grundlage des europäiſchen Völkerrechts, und zugleich das vornehmſte Quellen-Studium für die diplomatiſche Friedenswiſſenſchaft der neuern Zeit bis auf die unſrige herab, geworden. Eben daher auch ſeine unerſchütterlich feſte Dauer. Die Völker, und die ganze damahlige Zeit, ſegnete ihn als das Ende des langen Unheils, aber ungleich wichtiger noch iſt ſeine Wirkung auf die Nachwelt geweſen. Der Religionsfrieden, ſo wie er hier feſtgeſtellt wurde, iſt der deutſchen Nation zur zweiten Natur und zum eigentlichen National-Charakter in der neuern Zeit geworden: da ihre höhere hiſtoriſche Beſtimmung, auch in dem geiſtigen Gebiethe, entweder hier zu finden iſt, oder nirgends ſonſt. Man kann ſagen, daß es wie jeder Frieden, wo man über das erſte Princip und den innerſten Mittelpunct der ganzen Rechts- und Streitfrage nicht Eins iſt, und geſchieden bleibt, nur ein Waffenſtillſtand, und wieder nur ein bloßes Interim geweſen ſei; wohl aber ein geheiligter ewiger Waffenſtillſtand, ein göttliches Interim, d. h. ein bis auf die endliche göttliche Entſcheidung, die auch gewiß nicht ausbleiben wird, ausgeſtellter friedlicher Mittelzuſtand. Ganz gleichgültig für den Standpunct der welthiſtoriſchen Beurtheilung und Beziehung dieſes Friedens, für die Vergangenheit und über die Gegenwart hinaus, auf die entſcheidende Zukunft, iſt auch das juriſtiſche Bedenken, inwiefern, und unter welchen Reſtrictionen dieſer Frieden unter den veränderten Verhältniſſen der neueſten Zeit noch als wirklich geltend und politiſch bindend betrachtet werden könne. Denn er iſt nun doch ſchon ganz in's Leben übergegangen, und mehr als jeder andre zur Wirklichkeit geworden: und auf jenem weitern welthiſtoriſchen, auch die Zukunft mit umfaſſenden Standpuncte, iſt der allgemeine Zweck und Geiſt des Ganzen, oder höhere Sinn dieſes Religions-Friedens, nachdem das meiſte Einzelne darin allerdings ſeinen Werth, oder den Gegenſtand ſeiner Anwendung verloren hat, ſeiner eigentlichen Bedeutung und Erfüllung um ſo viel näher gerückt, als ehedem, wo es einzig auf den practiſchen Gebrauch für beſondre Fälle ankam. Es iſt alſo dieſer freilich bloß äußere, aber auf ewig geſchloſſene Religionsfrieden, oder auch Waffenſtillſtand und bloßes, aber geheiligtes Interim, nur die Einleitung und die Vorhalle zu einem andern, viel allgemeineren Geiſter- und höhern Gottes-Frieden, auf welchen unſre Zeit, und die ganze neuere Geſchichte für die Epoche der vollendeten Wiederherſtellung unwiderruflich angewieſen iſt. Wie könnte denn wohl das Chriſtenthum, d. h. die ewige Wahrheit ſelbſt für immer in Zwieſpalt zerriſſen bleiben? Die Auflöſung des großen Problems der letzten drei Jahrhunderte, und dieſer Zeit insbeſondre, iſt aber gewiß keine verwickelte, außer wenn man ſie dafür hält, und in dieſem Sinne behandelt, ſondern eine höchſt einfache. Denn wenn nur erſt das Wiſſen und der Glauben vollſtändig und lebendig Eins ſind, welches eben die Aufgabe aller wahren und höhern Philoſophie bildet, ſo wird auch der Glauben ganz von ſelbſt in ſich wieder Eins werden, und alsdann auch der Zwieſpalt und die Trennung aufhören.

Aber auch für die äußere Politik und öffentlichen Verhältniſſe der Zeit und der Gegenwart, iſt dieſes große und gründliche Friedenswerk eine neue Grundlage der chriſtlichen Weltgeſinnung für das europäiſche Völkerrecht und Staaten-Syſtem geweſen und geworden; welche, wo eine abſolute Gerechtigkeit, was ſo ſelten möglich iſt, noch nicht Statt finden kann, wenigſtens eine friedliche Ausgleichung, nach dem Principe der Billigkeit und dem chriſtlichen Geſetze der Liebe, allem andern voranſtellt; und iſt dadurch auch für die ganze nachfolgende Zeit der entſchieden friedliche Charakter in der erhaltenden Politik der großen deutſchen Hauptmacht von Oeſterreich für immer beſtimmt worden. Religionskriege ſind zwar in England und Frankreich noch einigemahle nachher geweſen oder begonnen; indeſſen waren es nur wie die letzten Bewegungen und Nachwehen dieſer furchtbaren Zeit des convulſiviſchen Kampfs. Bald legten ſich auch dieſe, und nach dem Beiſpiele und Vorgange dieſes überall hochgeprieſenen großen deutſchen Religionsfriedens, iſt derſelbe bald allgemein als ein unverletzliches und chriſtlich nothwendiges Princip für ganz Europa ſtillſchweigend anerkannt worden.

Zu den letzten und ſchrecklichſten Nachwirkungen der allgemeinen Kirchen-Revolution, gehört die des Zuſammenhanges wegen ſchon früher erwähnte unheilvolle Hinrichtung Karls des Erſten in England, unmittelbar und nur ein Jahr nach dem großen deutſchen Religionsfrieden; und erſt vierzig Jahre ſpäter erfolgte dann der bleibende engliſche Nationalfrieden, in der endlichen Conſtitutions-Beruhigung. In Frankreich gehört unter die bedaurungswürdigen Ereigniſſe und zu bemerkenden Charakterzüge dieſer Schreckenszeit, die mit einmahl geſchehene Zurücknahme des letzten und verhältnißmäßig wenigſtens etwas feſter ſcheinenden und ſchon länger dauernden franzöſiſchen Religionsfriedens in dem Edikte von Nantes, die uns zwar inſofern eigentlich nicht befremden kann, als jenes Edikt gegen das große und gründliche deutſche Friedenswerk gehalten, eigentlich ſo gut wie gar keine feſte und ſichre, weder innre noch äußere Garantie in ſich enthält, und alles hier von der abſoluten Willkühr abhing. Indeſſen kam jene im Lande ſelbſt, und auch auswärts für die damahlige Zeit und Welt erſchreckende Maaßregel ſo lange hinterdrein äußerſt unerwartet. Zu den Nachwehen, oder begleitenden Folgen derſelben, gehört auch der mit ſo großer Härte durchgeführte Vernichtungskrieg gegen den Volks-Proteſtantismus in dem Cevennen-Gebirge, wo derſelbe zum Theile wohl mit den ähnlichen Bewegungen der frühern Zeit zuſammenhängen und noch von den ältern Secten des Mittelalters herſtammen mochte. Ueber jenen Widerruf des Religionsfriedens, kann man, ganz abgeſehen von der beſſern Hoffnung eines friedlichen Rechtszuſtandes, bloß als Maaßregel der Gewalt beurtheilt, in rein hiſtoriſcher Anſicht nur ſagen: daß ein ſolcher Mißbrauch derſelben von Seiten der Majorität (und dem überwiegenden Einfluſſe derſelben wurde ſie doch ohne Zweifel in der öffentlichen Meinung zugeſchrieben), in dem Heimathslande der leidenſchaftlichen Reaction nicht anders als ein höchſt gefahrvolles Beiſpiel und Ereigniß ſein konnte; und ſo ſind denn auch noch in unſern Tagen die Emigranten das hiſtoriſche Seitenſtück zu den damahls ausgetriebenen und auswandernden Hugenotten geworden. Den eigentlichen und nächſten Zweck konnte jene gewaltſame Ausſcheidung des Proteſtantismus doch nicht erreichen; denn der Geiſt desſelben hatte ſchon allzu tieſe Wurzel in Frankreich geſchlagen, als daß das Uebel noch auf dieſe Weiſe, und ohne geiſtige Beſiegung und Heilung, hätte bloß mechaniſch abgewehrt werden können. Nicht einmahl die proteſtantiſche Einwirkung aus der franzöſiſchen Schweiz hat aufgehört, ſondern iſt erſt ſpäterhin recht mächtig geworden; eine ungleich tieſere Wunde aber wurde der katholiſchen Sache in Frankreich durch die Verbreitung der janſeniſtiſchen Lehren von den franzöſiſchen Niederlanden her geſchlagen, die durch große ſchriftſtelleriſche Talente unterſtützt, einen ſo mächtigen Einfluß in dem damahligen Frankreich gewonnen haben. Es war das Weſentlichſte von Calvins Nationalismus, mit pietiſtiſchen Gefühlen vermiſcht, und in einem äußerlich möglichſt katholiſchen Anſtriche vorgetragen. Nicht die kleine Parthei der von der Kirche ausgeſchloſſenen und von beiden Seiten völlig iſolirten Janſeniſten zu Utrecht, konnte Frankreich und der öffentlichen Lehre und geltenden Meinung daſelbſt ſchaden, ſondern der gemilderte oder verſteckte Janſenismus, welcher mitten in der gallikaniſchen Kirche drinnen blieb, und dort fortwucherte; und alle dieſe mehr oder minder entſchiednen oder verſteckten proteſtantiſchen Einflüſſe, erhielten ihre volle Sanction noch durch den von der oberſten Staatsgewalt ſelbſt ausgeſprochnen Begriff und Grundſatz einer gallikaniſchen Kirche. Denn wenn gleich in einer proteſtantiſchen Staatsverfaſſung, wie die von England, der Begriff von einer National-Kirche, wie die anglikaniſche, ſo ſehr derſelbe auch mit dem Weſen und erſten Grundſatze des Chriſtenthums ſtreitet, doch wenigſtens in dieſer Umgebung erklärbar, und aus ſolchem Urſprunge begreiflich iſt; ſo bleibt er auf katholiſchem Grunde und Boden, auf welchem das Gefühl der National-Abſonderung in dieſem Maaße keinen Eingang haben kann, vollkommen widerſinnig, wo ſchon der Begriff ſelbſt ſeine eigne Widerlegung mit ſich führt. Den älteren Begriff und Grundſatz einer germaniſchen Kirche darf man hier nicht herziehen, und als hiſtoriſches Beiſpiel dagegen einwenden; da dieſer bloß die äußern Verhältniſſe und Rechte betraf, um die Gränzen der Päpſtlichen und der Kaiſerlichen Macht näher zu beſtimmen, den innern Geiſt und die dogmatiſche Anſicht aber gar nicht berührte; gleichwohl hat ſich auch jenem Begriff in dem Zeitalter des Ghibelliniſchen Uebergewichts, manches Irrige, als erſter Keim der ſpäter vollendeten Abſonderungen beigemiſcht. In Frankreich aber hat dieſes halbe und verdeckte gallikaniſche Schisma, in der hiſtoriſchen Wirkung nicht minder verderblich, als das öffentlich ausgeſprochne der Griechen, zu dem Untergange der Religion, bis auf die Epoche der Wiederherſtellung, ſehr weſentlich mitbeigetragen. Nicht bloß der bis zu dieſem Extrem fortgeführte Zwieſpalt mit Rom, ſondern auch die vielfältig erneuerte Allianz mit dem ſchwediſchen Eroberer, und mit der zu jener Zeit noch die ganze Chriſtenheit bedrohenden türkiſchen Uebermacht, war für die öffentliche Meinung der damahligen Welt auf der katholiſchen Seite eine ſehr ſtörende Erſcheinung; und wenigſtens muß man geſtehen, daß die äußere Politik Ludwigs des Vierzehnten, faſt in keiner Hinſicht eine irgend noch chriſtliche geweſen, und daß dadurch der innern moraliſchen und religiöſen Auflöſung des Reichs unter den ſchwächern Nachfolgern ſehr vorgearbeitet, und dieſe ſelbſt eingeleitet worden ſei. Die monarchiſche Allgewalt hat Ludwig der Vierzehnte allerdings im Innern mit conſequenter Klugheit und Energie des Willens, wie auch ſchon mehrere ſeiner Vorgänger immer mehr zu conſolidiren, und noch abſoluter zu machen und zu ſtellen gewußt; allein dieſe großen Zeit-Probleme und Religionsfragen des allgemeinen Welt-Zwieſpalts, die auch ſchon damahls, als der immer noch ſtreitige Gegenſtand und das höchſte Ziel alles practiſchen Denkens und Beginnens, obwalteten, laſſen ſich durchaus nicht bloß durch die abſolute Willkühr und einſeitige Entſcheidung der bloßen monarchiſchen Gewalt zu einer ausdauernd genügenden, und für den Gang der Menſchheit befriedigenden Auflöſung bringen; und wenn bei einer ſolchen innern Befeſtigung der abſoluten Gewalt, nicht auch auf die legitimen Rechte von außen und von unten Rückſicht genommen wird, wo liegt die Garantie, daß ſolches dauern werde und könne? — Der epochemachende Glanz der damahligen franzöſiſchen Literatur, bildet eine hiſtoriſche Hauptſtütze für den Ruhm jener Regierung und ihres Jahrhunderts; obwohl die jetzt zur Reife gelangte Entfaltung dieſer beſondern Art und Form der neuern Geiſtes-Cultur in einer Sphäre liegt, die außer Berührung ſteht mit jenem politiſchen Zweifel oder religiöſen Tadel über das, was in der Geſchichte jener Regierung den erſten Keim der ſpätern hiſtoriſchen Beſorgniſſe und Unglücksfälle in ſich enthält. Das rein Aeſthetiſche in der Beurtheilung der Kunſt bloß als ſolcher, liegt hier ganz außer dem mir vorgezeichneten Kreiſe, in welchem die Gegenſtände dieſer Art, nur in Hinſicht deſſen, was den Charakter der Zeit und der Nation in ihrem allgemeinen Verhältniß und ihrer ganzen Weltſtellung bezeichnet, mit aufgenommen werden können. So wie nun in keinem Lande, der Geiſt des Mittelalters, und der ſcholaſtiſch-romantiſche Charakter der erſten Epoche der neuern europäiſchen Geiſtesbildung, auch im Ton des Gefühls, und in der Manier des Ausdrucks ſich ſo lange erhalten, und noch in ſpäter Zeit ſo ſchön entwickelt und vollſtändig entfaltet hat, wie in Spanien; ſo möchte ich das eigenthümliche Weſen der damahligen franzöſiſchen Geiſtesrichtung vielmehr darin ſetzen, daß man nun hier mit der ſtrengſten Sorgfalt und durchgeführteſten Genauigkeit die beiden Hauptfehler in den Geiſtes-Producten des Mittelalters, das Scholaſtiſch-Undeutliche und Verworrne in der Gedanken-Entwicklung und das bloß Fantaſtiſche in den Werken der Darſtellung von der andern Seite, auf das Aeußerſte zu vermeiden ſuchte. Auf dieſer Grundlage einer von allen Auswüchſen und Dunkelheiten gereinigten Präciſion beruht die Auswahl des guten Geſchmacks in allen dieſen Muſtern der weltlichen und geiſtlichen, geſchichtlichen, dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Beredſamkeit, an welchen jenes Zeitalter ſo reich geweſen; und iſt die franzöſiſche Sprache, durch die nach dieſem Begriff und Maaßſtab ihr angebildete Leichtigkeit und Beſtimmtheit, das allgemeine Vorbild und das bequemſte Werkzeug nicht bloß für die geſprochene, ſondern auch für die geſchriebene Converſation aller gebildeten Völker und Stände von Europa im achtzehnten Jahrhundert geworden. Nur kann in einer hiſtoriſch-umfaſſenden Anſicht und allgemeinen Ueberſicht der bloß äußere Maaßſtab jener angenehmen Form, nicht als der alleingeltende überall anwendbare, und höher als alles andere zu ſtellende betrachtet werden; und ſo möchte ich hier ohne alle Zuſammenſtellung ganz disparater Gegenſtände, und ganz in derſelben und verwandten Sphäre bleibend, nur die eine Bemerkung hinzufügen, daß, wenn gleich unter allen den claſſiſchen Schriftſtellern und Rednern jener Zeit Boſſuet im Styl der größte und zugleich auch der inhaltsvollſte und gedankenreichſte ſein mag, dennoch die naive Geſchwätzigkeit und kindliche Anmuth in der noch incorrecten, und mehr altfranzöſiſchen Sprache des heiligen Biſchofs Franciscus Saleſius, auch ihren eigenthümlichen Reiz und viel Anziehendes hat, der an philoſophiſcher Tiefe und Klarheit des chriſtlichen Geiſtes jenen in der Welt berühmteren Schriftſteller ſo weit übertrifft. In der eigentlichen Schulwiſſenſchaft war die lateiniſche Sprache im ſiebzehnten Jahrhundert mehrentheils noch die herrſchende; das Syſtem des Carteſius machte hier damahls Epoche, oder wenigſtens allgemeines Aufſehen. Seine willkührlichen Naturwirbel und ſtreng durchgeführten Vernunftbeweiſe von dem, was über alle Vernunft erhaben iſt, enthalten jedoch mehr nur den erſten Keim der verſchiedenen metaphyſiſchen und phyſiſchen Irrthümer der nachfolgenden Zeit, als ein ſicheres Fundament des einfachen Anfangs für die chriſtliche Philoſophie und Wiſſenſchaft des Geiſtes. Zunächſt ſchließt ſich Spinoza an ihn an, deſſen der äußern Form nach mathematiſch erwieſenes Vernunft-Syſtem des Pantheismus, zugleich durch eine, dem erſten Anſcheine und den allgemeinen Grundzügen nach, reine und edle darauf gebaute Moral unterſtützt, nach ſeiner innern metaphyſiſchen Bedeutung wohl vorzüglich nur in Deutſchland, wiſſenſchaftliche Nachahmer oder Beurtheiler gefunden hat. Aber in ſeiner negativen Richtung hat es ſchon gleich damahls auch in ſeiner Zeit, mit andern Schriften deſſelben Denkers und andrer, über und gegen die Offenbarung zuſammengenommen, einen allgemeinen Einfluß gehabt; und gehört als ein charakteriſtiſcher Zug oder bezeichnender Punct des Uebergangs mit in das wiſſenſchaftliche Gemählde dieſes Zeitalters. Socinus hatte ſeine Verneinung gegen das Geheimniß in dem Daſein des lebendigen Gottes nähmlich gegen die Idee der Dreieinigkeit und den chriſtlichen Glauben an dieſelbe, gerichtet. Im Spinoza ging der wiſſenſchaftliche Proteſtantismus, oder auch der progreſſive Geiſt der Verneinung noch um einen Schritt weiter; indem er nun auch gegen das perſönliche Leben, oder die lebendige Perſönlichkeit in Gott gerichtet war, wo denn nur das ausgeleerte Schema des Unendlichen für den Begriff der Gottheit übrig blieb. Es wurden dagegen das Syſtem des Baco und Leibnitz als die zwei verſchiednen philoſophiſchen Anfangspuncte dieſes Zeitalters für eine höhere und beſſere Philoſophie bezeichnet, welche in ihrer weitern Vollendung und harmoniſchen Vereinigung ſich dann zu einer vollſtändig chriſtlichen hätte geſtalten mögen. Faſt alle ſcientifiſchen Bemühungen von Leibnitz waren darauf gerichtet, die chriſtlichen Wahrheiten auch von der Seite der Wiſſenſchaft zu beſtätigen, feſter zu begründen, oder weiter anzuwenden. Der von ihm im Gebiethe der höchſten Erkenntniß aufgeſtellte, oder vielmehr angedeutete, über alle bloße Natur-Ideen weit hinausgehende Spiritualismus, ſtimmt, einige einzelne individuelle Gedanken und bloße Hypotheſen abgerechnet, vorzüglich gut mit dem in allen chriſtlichen Schriftſtellern und Lehrern der erſten Jahrhunderte vorherrſchenden geläuterten Platonismus zuſammen; und die reinen Grundzüge einer ſolchen Weltanſicht für die Wiſſenſchaft, wenn ſie ohne alle fremdartige Beimiſchung in einfacher Klarheit gedacht und aufgefaßt werden, ſind dieſelben, welche auch in der heil. Schrift, deren höherer Zweck zwar über die beſchränkte Form und in dieſer eingeſchloſſne eigenthümliche Sphäre der wiſſenſchaftlichen Begriffe hinausgeht, dennoch wenigſtens dem weſentlichen Geiſte nach, in den andeutenden Spuren, oder in der ſtillſchweigenden Vorausſetzung überall zum Grunde liegen. Wie ſehr Leibnitz das katholiſche Glaubens-Syſtem kannte und anerkannte, und ganz zu würdigen wußte, iſt erſt in unſern Tagen bekannt geworden und merkwürdiger Weiſe an's

Licht getreten; und einige einzelne, unter dieſen Umſtänden wohl verzeihliche Verſehen abgerechnet, gehört der philoſophiſche Abriß deſſelben von Leibnitz in ſeiner geiſtreichen Kürze, zu einer der gelungenſten freien Darſtellungen deſſelben, wenigſtens in allgemeiner Beziehung und der Welt gegenüber. Der andre epochemachende Anfangs-Punct der neuern Philoſophie, liegt in den Principien der Erfahrungswiſſenſchaft, welche nun in allen materiellen Entdeckungen und dem ganzen mannichfachen Gebiethe derſelben ſchon damahls einen reichen Anbau auf dieſer ſichern Grundlage erhalten hatte, und ſeitdem faſt unermeßlich weiter fortgebildet und angewachſen iſt. So wie der erſte Stifter dieſer Erfahrungs-Philoſophie, Baco, dieſe aufgefaßt hatte, iſt ſie wenigſtens im Ganzen und Weſentlichen, und abgeſehen von ſpeciellen Fehlern, oder bloß individuellen Irrthümern, keinesweges mit der chriſtlichen Philoſophie, der Offenbarung im Widerſtreit; da dieſe ſelbſt auch nur eine Erfahrungswiſſenſchaft, aber von andrer, höherer und geiſtiger Art iſt; welches anzumerken, und dieſen Geſichtspunct feſtzuhalten, um ſo nöthiger iſt, weil der ſonſt ſo gewöhnliche Abweg des Rationalismus kaum vermeidlich ſein dürfte. Etwas anderes iſt es freilich, wenn jene Principien der Erfahrungswiſſenſchaft, verneinend gegen alles Höhere, Uebernatürliche und Ueberſinnliche auch im Menſchen, und ſelbſt im Bewußtſein gerichtet ſind, wie bei Locke und deſſen Nachfolgern. Vermöge dieſes ſehr wichtigen und ja nicht zu vernachläſſigenden Unterſchiedes iſt auch Baco ein europäiſcher Philoſoph wie Leibnitz, Locke aber bloß ein engländiſcher; wo dieſer Proteſtantismus der Wiſſenſchaft, als eine natürliche Folge, von dem mit der Conſtitution herrſchend gewordnen, und völlig ausgebildeten Proteſtantismus des Staats, faſt gleichzeitig mit demſelben hervorgetreten iſt und ſich weiter fortentwickelt hat. Es iſt jedoch dieſer Proteſtantismus der Wiſſenſchaft in der Philoſophie der Engländer auch hier, dieſem Charakter getreu, in den ſkeptiſch bedingten Gränzen deſſelben, ſtehen geblieben, ohne je in ſolche revolutionäre Auswüchſe zu gerathen, wenigſtens nicht ſo entſchieden und allgemein, wie ſich von den gleichen Anfangs-Principien ausgehend, in dem Gange der franzöſiſchen Wiſſenſchaft, oder wiſſenſchaftlichen Welt-Anſicht, in der Epoche unmittelbar vor der Kataſtrophe der Umwälzung, daraus entwickelt haben. Die höhere Geiſtesbildung von England überhaupt aber iſt keinesweges auf jene verneinende Philoſophie beſchränkt, ſondern von ſehr eigenthümlichem Charakter geworden, ganz verſchiedenartige Elemente in beſondrer Weiſe umfaſſend; ſo wie dieſes auch mit ihrer Conſtitution der Fall iſt. Denn obwohl dieſe als das charakteriſtiſche Gepräge, und gleichſam als der Modeſtämpel der neuen und neueſten Zeit betrachtet wird, und von der einen Seite auch ſo betrachtet werden kann; ſo enthält ſie doch auch wieder die ganze Ariſtokratie des hohen Adels in ſich, und ſo vieles ſelbſt aus der Feudal-Verfaſſung des Mittelalters, mit dem andern neuen bürgerlichen und Welthandels-Element in Einklang oder wenigſtens in ein fortbeſtehendes Gleichgewicht gebracht. Der ritterliche Heldengeiſt und der ganze ſittliche Charakter des Mittelalters, iſt in der Geſchichte von England ſehr lange der vorherrſchende geblieben; und eben darum auch in ihrer Poeſie, vielleicht nächſt Spanien in keinem Lande ſo ſehr als hier. Der Kampf zwiſchen York und Lancaſter im fünfzehnten Jahrhundert, auch in der ſchroffen, oft faſt grauſamen Härte dieſer Helden-Charaktere, dem der Ghibellinen und Guelfen nicht unähnlich, bildet das heroiſche Zeitalter einer nicht ſo ſehr entfernt liegenden, ältern National-Geſchichte und hiſtoriſchen Sage für England, wo in dieſelbe Zeit auch die Epoche des glänzenden kriegeriſchen Ruhms, in ſo manchen auf franzöſiſchem Boden geſchehenen Schlachten und Ritterkämpfen fällt. Der große Nationaldichter der Engländer, der in jener hiſtoriſchen Heldenzeit ſeines Vaterlandes einen der vornehmſten Gegenſtände ſeiner Darſtellungen gefunden hat, hält auch gleichſam eine ſkeptiſche Mitte, oder ein kunſtreich poetiſches Gleichgewicht zwiſchen jener romantiſchen Begeiſterung der Vorzeit, und einem ſcharfſinnig modernen Verſtande; und in dieſem eignen Miſchungsverhältniß liegt wohl zum Theil mit das genialiſch Eigenthümliche, unergründlich Tiefe und für den Geiſt Anziehende ſeiner Werke. Wenn die Verfaſſung, d. h. das innre Gleichgewicht des öffentlichen Lebens in

England, aus dem ehemahligen großen Kampfe dieſes Lebens, und aus der Geſchichte deſſelben ſelbſt hervorgegangen iſt; ſo dürfen wir uns nicht wundern, auch in der höchſten Poeſie, welche nur ein Abbild und Wiederſchein deſſelben iſt, auch eine ſolche Verſchlingung des Entgegengeſetzten, und einen ähnlichen Mittelpunct der künſtlichen Verknüpfung zu finden. Eine tiefe Kunſt-Analyſe, ausſchließend abgeſondert bloß nach dieſem Standpuncte, wozu der deutſche Geiſt ſonſt vorzüglich, und oft vielleicht zu überwiegend hinneigt, liegt hier ſonſt aber eigentlich außer meinem vorgezeichneten Umkreiſe. Die charakteriſtiſchen Züge dieſer innern hiſtoriſchen Verwandtſchaft in den Geiſteswerken mit der Zeit und der Nation, der ſie ganz eigenthümlich angehören, zu bemerken, kann aber wohl dienen, den Begriff der wichtigſten Momente und entſcheidenden Wendepuncte deſto vollſtändiger und lebendiger aufzufaſſen; und in dieſer Hinſicht habe ich geglaubt, mir wie ſchon öfter, ſo auch hier, Parallelen dieſer Art, vorübergehend erlauben zu dürfen. Bis auf die neueſten Zeiten iſt dieſe entſchiedene Vorliebe für die romantiſche Welt des Mittelalters und der Ritterzeiten, oder auch das alle Schranken des Gewöhnlichen kühn durchbrechende Dichter-Genie, der unterſcheidende Charakter der engliſchen Dichtkunſt geblieben, die zum Theile auch darum bei den andern europäiſchen Nationen ſo beliebt geworden. Die verneinende Philoſophie der Engländer auf der andern Seite, hat ihren Charakter auch darin behauptet, daß ſie alles Höhere ausſchließend, es ſich mehrentheils zum Grundſatze machte, ſich bloß auf den Menſchen zu beſchränken, ohne in die Tiefen der Gottheit, oder auch ſelbſt in das Innre der Natur weiter einzugehen, oder eindringen zu wollen. Dagegen iſt für die höhere Erkenntniß nur einzuwenden, daß der Menſch eben kein iſolirtes Weſen iſt, ſondern ſo wie er einmahl von Gott in die Natur geſtellt worden, ſo läßt er ſich auch nur in dieſem Zuſammenhange mit Gott und der Natur erkennen, und nach ſeiner wunderbaren innern Beſchaffenheit und äußern Entwicklung verſtehen und erklären. — Allein für die hiſtoriſche Forſchung und Darſtellung, ſo lange ſie auf einzelne Gegenſtände, Abſchnitte und

Zeiten ſpeciell gerichtet bleibt, und nicht von einer umfaſſenden Idee für das Ganze ausgeht, oder die Philoſophie der Geſchichte umfaſſen möchte, ſchadet dieſe Beſchränkung auf den Menſchen nicht, da der ſo mannichfach rege poetiſche Geiſt von der andern Seite, ſo lange nicht etwa die ſkeptiſche Beſchränkung, und jener Proteſtantismus des Wiſſens die Anſicht vornehmlich beſtimmt, doch den Sinn offen hält, für alles geiſtig Höhere, charakteriſtiſch Eigenthümliche und genialiſch Große in der einzelnen hiſtoriſchen Erſcheinung. Daher bildet auch dieſer Theil der Geiſtesbildung in England, welcher die hiſtoriſchen Forſchungen und Darſtellungen umfaßt, einen vorzüglich fruchtbaren und allgemein europäiſchen Zweig derſelben.

Der mit der Conſtitution in England zur Vollendung gekommne Proteſtantismus des Staats, iſt während des achtzehnten Jahrhunderts, wo meiſtens England die vorherrſchende Macht war, in dem Syſteme des Gleichgewichts, auf ganz Europa ausgedehnt und angewandt worden. Der dort zuerſt entwickelte, und auch in dieſen Gränzen gebliebene Proteſtantismus des Wiſſens aber, nebſt dem allgemeinen Religionsfrieden, als die nothwendige Vorausſetzung und allgemeine Bedingung der Möglichkeit dieſer hiſtoriſchen Erſcheinung, bildet die Grundlage der Aufklärung und bezeichnet dieſe ganze Epoche derſelben vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Revolution.

Siebenzehnte Vorleſung.

Parallele des deutſchen Religionsfriedens mit dem Zuſtande in den andern Ländern von Europa. Herrſchendes Syſtem des Gleichgewichts, und Princip der Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte.

Die große Wohlthat des deutſchen Religionsfriedens, wie er auf hiſtoriſche Nothwendigkeit gegründet, und aus dieſer zuerſt hervorgegangen, nun auch in den Gemüthern immer feſter wurzelnd, endlich zur andern Natur und zu einem zweiten National-Charakter der Deutſchen geworden iſt, kann wohl am einleuchtendſten dargethan werden, durch die Vergleichung mit dem in dieſer Sphäre herrſchenden Verhältniß bei andern Nationen; und zwar denen, die ſonſt in jeder andern Hinſicht zu den gebildetſten von Europa in der neueren Zeit gehören, und dem von daher entlehnten Beiſpiele und dem Zuſtande, wie er noch jetzt iſt, oder wenigſtens noch vor ganz kurzem war. In Deutſchland ſelbſt iſt die ſchonendſte und ſorgſamſte Beibehaltung dieſes hier einheimiſchen Religionsfriedens, auf welchem ſeine ganze ſittliche Exiſtenz beruhet, und ohne welchen es im anarchiſchen Partheienkampfe untergehen würde, noch von neuem in der hiſtoriſchen Lage begründet, und um ſo nothwendiger geworden, wenn auch nicht in den gleichen alten Formen, doch aber nach dem weſentlichen Geiſte, der wirklichen Anwendung und der inneren Abſicht desſelben; nachdem in den neueſten Ländertheilungen, gegen die ſonſt in der herrſchenden Religion mehrentheils abgeſchloſſenen Territorien, eine ſo mannichfache Vermiſchung und Verflechtung in dieſer Hinſicht eingetreten iſt: daß derjenige Staat, welcher ſchon früherhin der größte unter allen proteſtantiſchen in Deutſchland war, und es auch jetzt noch mehr als ehedem geworden iſt, eine volle katholiſche Hälfte in ſeiner ganzen Bevölkerung zählt. Nicht ganz in der gleichen Ausdehnung, aber doch in ähnlicher Weiſe und auch nach einem ſehr bedeutenden Antheile des Ganzen, gilt dasſelbe in umgekehrter Beziehung von demjenigen katholiſchen Staate in Deutſchland, welcher nächſt dem Kaiſerſtaate ſelbſt, unter den übrigen der größte iſt. So feſt iſt auch ſchon dieſe Magna Charta der deutſchen Geiſtes- und Gewiſſens-Freiheit, welche kaum der äußeren Garantien mehr bedarf, jetzt nachdem die alten, in ihrer ehemahligen Form des noch beſtehenden politiſchen Reichsverbandes und der Reichsgerichte, nicht mehr in der gleichen Weiſe vorhanden, oder doch weſentlich modificirt ſind, in der allgemeinen National-Geſinnung und dem deutſchen Staats-Principe ſelbſt befeſtigt; daß er auch gar nicht mehr von dieſer Gleichheit der Maſſen oder dem Verhältniſſe der Zahl abhängt; indem z. B. in den katholiſch-deutſchen Staaten des öſterreichiſchen Kaiſerthums die gegen das Ganze gehalten, ſo äußerſt geringe Minorität der Proteſtanten ſich deſſen ungeachtet ſchon lange im Genuſſe der vollſten Religionsfreiheit befindet; und im Vaterlande des Proteſtantismus ſelbſt, die Religionsverſchiedenheit des katholiſchen Regentenhauſes, mit der gegen die Majorität der übrigen Bevölkerung gehalten, ſo äußerſt kleinen Anzahl derer, welche der gleichen Religion ſind, kein Hinderniß geweſen iſt, gegen die innigſte, tiefſte, feſte Anhänglichkeit an das angeſtammte alte, obwohl in der Religion verſchiedene Regentenhaus, wie das ganze Volk und alle Stände deſſelben ſie in allen Epochen des Unglücks auf das entſchiedenſte und rührendſte an den Tag gelegt haben. Sehen wir nun auf die andern mächtigen Staaten oder großen und gebildeten Länder in Europa, die auch wie Deutſchland, ein Jahrhundert oder noch länger, in dem Kampfe der Religionskriege mit ſich ſelbſt gerungen, und welchen Ausgang dieſe hier genommen, welche Reſultate ſich bei ihnen daraus entwickelt haben, ſo iſt freilich wohl in England kein innerer Krieg mehr. Ob man aber dieſen Zuſtand in dem Religionsverhältniſſe, auch nur zwiſchen der in ihrem politiſchen Vorrechte und Uebergewichte durch bloßen Zwang aufrecht erhaltenen anglikaniſchen Kirche und den andern proteſtantiſchen Partheien, die hier einen ganz andern Charakter als in Deutſchland oder auch ſonſt haben, und durch einen beſonders heftigen Sectengeiſt ſich auszeichnen, und vollends mit dem katholiſchen Irland eigentlich einen Frieden nennen kann, das weiß ich nicht; da das letzte auch noch in einer nicht ſehr entfernten Zeit-Epoche allerdings der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges geweſen iſt. Wenigſtens ein für immer dauernder und feſt geſicherter innerer Frieden, eine völlige Ausſöhnung auch in den Gemüthern, eine billige Ausgleichung in den gegenſeitigen Rechten und Anſprüchen zur beiderſeitigen Befriedigung und vollkommenen Beruhigung ſcheint es bis jetzt noch nicht zu ſein. Vielmehr iſt es nach jenen großen Parlaments-Verhandlungen in England zu urtheilen, in welchen dort nicht ſelten grade an den unſcheinbarſten und von dem oberflächlichen Auge kaum bemerkten Stellen die geheimſten Motive, die innerſten Triebfedern und Lebensfäden, oder auch die verborgenſten Beſorgniſſe und Staatsgedanken in dieſem wunderſamen Kunſtwerke des öffentlichen Lebens an's Licht kommen; als wenn eine hier ſehr deutlich hervortretende Furcht vor ſich ſelbſt, einen weſentlichen Charakterzug in dem politiſchen Bewußtſein der denkenden Engländer bildete. Eine Furcht, die bei jedem ernſten Rückblicke in den ehemahligen Abgrund des eignen inneren Zwieſpalts bei dieſer Nation um ſo leichter entſtehen muß, da ſie mehr wie jede andere ihre vaterländiſche Geſchichte allgemein kennt und vor Augen hat, und darin noch einheimiſch, in der Vergangenheit mit dem lebendigſten Gefühle der wirklichen Gegenwart gleichſam immer fortlebt; und da es jeder von ihnen nur zu gut weiß, wie die furchtbaren Gährungs-Elemente des großen ehemahligen Kampfes bei ihnen keineswegs innerlich ganz verſöhnt und wirklich vollſtändig beruhigt ſind, ſondern nur durch dieſe, eben deßfalls als die glückſelige geprieſene Conſtitution von einem Momente zum andern immer noch wieder zurückgehalten, und von neuem auszubrechen verhindert werden. Und muß ſich nicht jeder von ihnen ſelbſt die peremptoriſche Frage aufwerfen, wie denn ein Land frei ſein, oder auch nur genannt werden könne, wo der dritte katholiſche Theil der Bevölkerung fortwährend in unglaublich despotiſcher Unterdrückung, und nach der Wahrheit ganz eigentlich als erobertes Land behandelt wird?

In Frankreich herrſcht vielleicht über die Religion und Religionsverſchiedenheit ſelbſt mehr eine Indifferenz in der Geſinnung als ein ſo ſchroffer Gegenſatz und Partheihaß, wenigſtens bei der größeren Menge, und ſobald nicht die Frage mit andern politiſchen Beziehungen in Verbindung geſetzt, eine andere Geſtalt annimmt und ſelbſt eine andere wird. Auch in der alten Zeit und in dem verwichenen letzten Jahrhundert, ſind die Religionskriege hier, obwohl heftig genug, doch nicht ſo ununterbrochen lang andauernd, und ſo ganz allgemein verwüſtender Natur geweſen, wie in Deutſchland, und verhältnißmäßig wenigſtens nicht von ſo ſchrecklichen Phänomenen begleitet wie in England. Dagegen aber haben ſie auch nicht zu ſo feſt beſtimmten und bleibend großen Reſultaten geführt, in jener erſten Zeit-Periode, wie der Religionsfrieden in Deutſchland, die Conſtitution in England geweſen iſt. Und bei dem gegen die früheren Hoffnungen, Verträge und Rechte geſchehenen Widerruf des Ediktes von Nantes iſt dieſer in ſolcher Art und Weiſe innerlich unrechte Sieg der katholiſchen Parthei und Mehrzahl der Nation auch eben ſo, äußerlich nur ein täuſchend ſcheinbarer geweſen, wo alle Probleme unaufgelöſt im Innern zurück, und als feindliche halb oder ganz proteſtantiſche Gährungs-Elemente wirkſam blieben; bis endlich hundert Jahre nach jenem abſoluten Rückſchritte eine gränzenlos furchtbare Reaction in dem Ausbruche der großen Revolution erfolgte. Es muß dieſe ſelbſt und der ſie begleitende und von ihr ausgegangene europäiſche Völkerkampf um ſo mehr als ein fortwährender Religionskrieg betrachtet werden, da auch eine völlige und ganz entſchiedne Losreißung, nicht bloß von der Kirche, ſondern von allem Chriſtenthume und völlige Abſchaffung desſelben gleich anfangs damit verbunden war, welche neun Jahre dauerte, ehe man ſich, da die theophilanthropiſchen Verſuche zu einer öffentlich anerkannten und förmlich feſtgeſtellten reinen Vernunft-Religion durchaus keinen Erfolg gewinnen wollten, zu einer Art von wenigſtens äußerem Religionsfrieden entſchloß, nach welchem die Religion wenigſtens einſtweilen als ein noch nicht ganz entbehrliches Volksbedürfniß anerkannt ward. Perſönlich war dieſer Frieden nicht von langer Dauer, wie es ſich bald bei der Mißhandlung und Gefangenſchaft des kirchlichen Oberhauptes zeigte; es erneuerte ſich das Schauſpiel der alten Ghibelliniſchen Zeiten, und es wurden auch ganz ähnliche Ghibelliniſche Grundſätze und Abſichten dabei kund gegeben. Bei länger fortdauerndem Waffenglück würden ſich dieſe nach der geheimen inneren Neigung zu einer mahomedaniſchen Vereinigung beider Gewalten, der geiſtlichen, wie der weltlichen in der Einen eigenen Perſon, wohl noch ungleich deutlicher entwickelt haben, und viel weiter vorgeſchritten ſein; ungeachtet einem ſo durchdringenden Blicke nicht entgehen konnte, wie ſehr die öffentliche Meinung und europäiſche Geſinnung, wenn ſie auch gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt noch ſo gleichgültig geworden ſein mag, und einzelnen Eingriffen und Verwechslungen der Art aus Mangel an Urtheil darüber und Intereſſe dafür, leicht ihre Zuſtimmung giebt, dennoch ſich immer gegen die völlige antichriſtliche Verſchmelzung der beiden Gewalten entſchieden ſträubt. Der fanatiſch zerſtörende Charakter, welchen der Revolutionskampf gleich zu Anfange hatte, blieb unter etwas veränderter Form auch in der Eroberungs-Periode weſentlich derſelbe; und auch die allgemeine europäiſche Reaction behielt bis zu dem vollendeten Siege der Alliirten den gleichen Anſtrich eines zur Vertheidigung alles deſſen, was der Menſchheit heilig iſt, geführten Religionskrieges. Es iſt alſo dieſe ganze große Weltbegebenheit für einen ſolchen fünf und zwanzigjährigen Religionskrieg zu halten, oder wenn man es in dem erſten Anfang vielmehr einen Irreligionskrieg nennen will, ſo iſt dieſes eigentlich ganz daſſelbe, und verlohnt es ſich nicht, deßhalb um Worte zu ſtreiten. Eben darum mußte in dem Lande, von welchem dieſe ganze Bewegung zuerſt ausgegangen war, die monarchiſche Wiederherſtellung zugleich auch eine ganz unzertrennlich damit verbundene religiöſe Wiederherſtellung ſein, und nur in dieſer können daher diejenigen Staatsmänner jenes Reichs, welche es redlich mit ihrem Vaterlande meinen, und nicht den eitlen Glanz des abwechſelnden vergänglichen Kriegsruhms, ſondern die dauernde Wohlfahrt deſſelben vor Augen und im Sinne haben, die ſichere Befeſtigung der künftigen Exiſtenz ſuchen.

Dieſe erſte allgemeine Weltkriſis der letzten furchtbaren Zeit hat nun, nachdem ſie glücklich vorüber und vollſtändig überſtanden iſt, wie eine große Kluft und abſondernde Scheidewand zwiſchen der jetzigen Zeit und Gegenwart und dem verfloſſenen achtzehnten Jahrhundert gezogen; welches, wie es jene Kataſtrophe in ſeinem Schooße genährt, groß gezogen und endlich zur Wirklichkeit gebracht hat, jetzt da die Zeit nicht mehr in dieſem Kampfe und deſſen Täuſchungen mitbefangen iſt, viel reiner und leichter wahrhaft hiſtoriſch aufgefaßt, und auch um deſto richtiger gewürdigt oder beurtheilt, und im ganzen Zuſammenhange verſtanden werden kann. Denn während des Kampfes ſelbſt, und ſo lange man noch mit darin befangen iſt, ſcheint es nur wenigen Sterblichen gegeben zu ſein, über die Weltbegebenheiten ein Urtheil zu haben und zu fällen, welches man ein hiſtoriſches nennen könnte, was ſich meiſtens erſt aus einer gewiſſen Entfernung klarer zu geſtalten pflegt. — Hier in dieſem letzten Abſchnitte der Zeit und der Geſchichte, würde es überflüſſig und unnütz ſein, bei ſo allgemein bekannten Thatſachen mit der hiſtoriſchen Erinnerung irgend zu ſehr in's Einzelne gehen zu wollen. Deſto nothwendiger iſt es für die philoſophiſche Anſicht und Erklärung eines ſolchen uns ganz nahe ſtehenden Zeitalters, die alles das, was hier geſchehen iſt, leitenden und beſtimmenden Principien in einfacher Angabe aus der großen Menge und bekannten Maſſe der Ereigniſſe herauszuheben und genau zu bezeichnen. Dieſe, alles was da geſchehen iſt und geſchehen ſollte, oder unternommen ward, lenkenden und bewegenden Ideen im achtzehnten Jahrhunderte waren nun, wie es aus der Geſchichte und dem geiſtigen Charakter desſelben wohl von ſelbſt hervorgeht, das Syſtem des Gleichgewichts für das öffentliche Leben und Verhältniß der Staaten; und das Princip der Aufklärung für die innere Entwicklung, obwohl dieſes letzte nicht auf dieſe geiſtige Sphäre beſchränkt blieb, ſondern auch auf die wirkliche Welt einen großen practiſchen Einfluß hatte, und endlich eine gänzliche Umwendung derſelben bewirkte. Beides, das Syſtem des Gleichgewichts, als der Proteſtantismus des Staats nach Außen und das Princip der Aufklärung, die in ihrem anfangs bloß verneinenden Charakter mit dem Proteſtantismus des Wiſſens weſentlich zuſammenhängt, und nur als eine natürliche Folge oder weitere Anwendung desſelben betrachtet werden kann, ſind vorzüglich von England ausgegangen, und haben dort zuerſt, oder mehr als irgendwo ſonſt, ihre volle Entwicklung erhalten, welches Land auch von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zur großen Kataſtrophe am Schluſſe desſelben, der in allen Vorfällen und Begebenheiten meiſtens voranſtehende und Ton angebende Staat in dieſer Zeit-Periode geweſen, und der feſte Träger im Mittelpuncte für das Syſtem des Gleichgewichts geblieben iſt. Die Idee desſelben iſt zwar ſchon um mehrere Jahrhunderte früher auch in der neuern Geſchichte ſichtbar hervorgetreten, und als mitwirkendes Princip der politiſchen Unternehmungen und Begebenheiten in Anwendung gekommen, aber nur unter ſehr großen Einſchränkungen, die in den damahligen Weltbegebenheiten lagen, welche ein ganz anderes und höheres Geſetz der Entſcheidung erforderten und mit ſich führten. Auch dem römiſch-deutſchen Kaiſerthume im Mittelalter lag eine viel höhere Idee von chriſtlicher Gerechtigkeit zum Grunde; und erſt, nachdem die Macht desſelben an dem mannichfachen Widerſtande von Außen und in ſich ſelbſt ſchon ſehr gebrochen und geſunken war, in der zweiten Hälfte und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fing das Syſtem des Gleichgewichts an, ſich in vorherrſchendem Einfluſſe zu entwickeln. Italien war meiſtens der Spielraum und Schauplatz dieſer Entwicklung; Spanien, Frankreich, Oeſterreich, dann Venedig, der Papſt und auch die Schweiz die agirenden Mächte in dieſem wechſelnden Kampfe; Neapel und die Lombardei meiſtens das Ziel des Strebens und der Gegenſtand des Streits. Als aber die fortſchreitenden Eroberungen der türkiſchen Uebermacht von Außen, die ſich furchtbar entwickelnden Gährungs-Elemente der religiöſen Meinungen im Innern, Europa mit ſeinem Untergange oder wenigſtens mit der höchſten Gefahr desſelben bedrohten, da mußte das niedre und untergeordnete neue Princip der noch nicht ganz erloſchenen alten Idee und dem höheren Bedürfniſſe der Zeit noch einmahl weichen; man fühlte die Nothwendigkeit eines Kaiſers und Schirmherrn der Chriſtenheit, der ſo wie in den alten Zeiten, auch wirklich die Macht hätte, es zu ſein, und dieß war das Motiv zu der Wahl Kaiſer Karls des Fünften. Seine Macht war indeſſen mehr ſcheinbar, nach der Ausdehnung ſeiner vereinigten Reiche, als in der Wirklichkeit dieſem äußern Anſcheine gleich. Wenn damahls eine entſchiedne und drohende Uebermacht irgendwo Statt fand, ſo war ſie allein auf der Seite der in ihren Eroberungen noch immer weiter gegen Europa vordringenden Türken zu finden, die Karl nur wenig zu hemmen vermochte. Frankreich war in der Mitte, ohne alle Gefahr und Beſorgniß vor den Türken, ſtark und mächtig genug, um von keiner Seite etwas zu fürchten. Die Rivalität mit Spanien und die beſtändig fortwährenden Kriege gegen den Kaiſer, haben dieſen, in allem ſeinem für die ganze Chriſtenheit und die ganze äußere und innere Sicherung derſelben beabſichtigten Wirken gehemmt und gelähmt, und Europa ſehr geſchadet; am meiſten aber Frankreich ſelbſt, welches aller ſeiner Kraft nach Innen bedurft hätte, um hier in der ungetheilt entwickelten Thätigkeit, die nachher ſo verderblich zum Ausbruche gekommenen religiöſen Gährungs-Elemente zu beruhigen und in Wahrheit geiſtig zu beſiegen und zu ordnen. Die türkiſchen Eroberungen wurden damahls, und auch im ſiebzehnten Jahrhunderte noch ganz als Religionskrieg allgemein betrachtet, theils wegen der traurigen Folgen für das Chriſtenthum in den eroberten Landen, wenn es auch nicht grade ganz ausgerottet wurde, und dem damit verknüpften Zuſtand der Unterdrückung desſelben, und dann auch wegen des fanatiſch zerſtörenden Charakters dieſer Kriege ſelbſt. Die während der inneren Religionskriege des ſiebenzehnten Jahrhunderts, unter dem Deckmantel des Gleichgewichts, von Frankreich gegen das Intereſſe der eignen Religions- und Glaubens-Parthei mit den Schweden und Türken eingegangenen Verbündungen haben der katholiſchen Sache mehr als alles andre geſchadet, die chriſtliche Geſinnung tief verwundet, und die öffentliche Meinung der damahligen Zeit an ſich ſelbſt irre gemacht. Als das endliche Reſultat ging dennoch, gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, eine entſchiedne Uebermacht von Frankreich daraus hervor, die damahls wenigſtens allein Ludwig dem XIV. beigelegt werden konnte. Nachdem nun die früheren Religionskriege allgemein aufgehört hatten und beendigt waren, trat das eigentliche Zeitalter für das Syſtem des Gleichgewichts ein; wie immer, wenn kein höheres Princip da iſt, oder daſſelbe für eine Zeitlang zurücktritt oder aufhört, und wie die Cultur des achtzehnten Jahrhunderts eigentlich aus dieſer Baſis hervorgegangen iſt, ſo hat das Syſtem des Gleichgewichts auch in keiner früheren Geſchichts-Epoche eine ſo vollendete Ausbildung erhalten, als hier, und eine ſo glänzende Stelle in dem Ganzen eingenommen. England blieb der feſte Träger und eigentliche Mittelpunct für den großen Welthebel des europäiſchen Gleichgewichts, und die ſich in allen Jahrhunderten gleich bleibende Friedenspolitik von Oeſterreich, obgleich an ſich und innerlich auf einem viel höheren Fundament der religiöſen Geſinnung beruhend, bildete äußerlich und im Verhältniſſe der übrigen Staaten, den anderen Stützpunct auf dem Continent für dieſes nun im Zeitalter und im Ganzen der hiſtoriſchen Ereigniſſe, völlig herrſchend gewordne Syſtem des Gleichgewichts; und blieb dieſe feſte Allianz mehrentheils auch die äußere Baſis deſſelben, abgeſehen von manchen Schwankungen, welche in dem innern Weſen und Charakter jenes Syſtems ſelbſt liegen und gegründet ſind. — Man darf daſſelbe überhaupt nicht mit der erhaltenden Friedenspolitik, nach dem Principe des beſtehenden, und als gültig anerkannten Rechts, verwechſeln; denn obwohl es demſelben nahverwandt ſcheint, und ſich einer das Recht nicht achtenden Uebermacht gegenüber am leichteſten und ganz natürlich mit ihm zu alliiren pflegt, ſo iſt es doch nicht völlig Eins mit demſelben, ſondern in manchen charakteriſtiſchen Eigenſchaften, ja ſelbſt in der innerſten Grundlage von ihm noch weſentlich unterſchieden. Die Grundregel jener andern erhaltenden Friedenspolitik iſt das Recht; nicht ein allgemeiner Begriff oder ein reines Ideal von abſoluter Gerechtigkeit, und einem darnach abzumeſſenden oder einzurichtenden Staaten-Syſtem und Völkerzuſtande, ſondern vielmehr, wenn dieſer mathematiſche Ausdruck hier zur ſchnelleren Deutlichkeit benutzt werden darf, das angewandte, d. h. das wirklich beſtehende und als ſolches gültig anerkannte Recht. Denn auf den erſten Urſprung und letzten Grund alles Rechts und aller Gerechtigkeit zurückzugehen, das muß allein Gott als dem ewigen Weltrichter vorbehalten bleiben, der es wie über die Individuen, ſo auch über die Staaten und Völker iſt, der ohnehin jedes große politiſche Unrecht an dem zur Rechenſchaft beſtimmten Tage hiſtoriſch zu vergelten, unerwartet zu beſtrafen, und in oft furchtbarer Weiſe auf ſein Nichts zurückzuführen weiß. Sobald der Menſch aber, oder irgend eine irdiſche Macht an dieſes Werk Hand anlegen, ſich dieſe abſolute Gerechtigkeit zum Ziele ſetzen und darnach alles zu beurtheilen und zu modeln und die Welt dem gemäß neu einzurichten ſich anmaßen wollte; ſo könnte daraus nur eine gänzliche Umwälzung aller menſchlichen Verhältniſſe und vollkommene Zerſtörung aller beſtehenden Ordnung hervorgehen; und dieſes iſt eben die falſche Idee, welche jeder fanatiſchen Welteroberung und jeder, nicht bloß auf ein partielles Recht gerichteten, ſondern unbedingt allgemeinen Revolution zum Grunde liegt, oder zum Vorwande dient. Nur da, wo in dem vollſtändigen Syſteme des ganzen unter den Völkern und Mächten beſtehenden oder angewandten Rechts durch irgend ein eingetretenes Ereigniß eine Lücke entſteht, ſich ein Zwiſchenraum zeigt und eine einzelne Frage noch offen und unentſchieden blieb, oder es von neuem wurde, wird jene von dieſem Principe ausgehende Friedenspolitik alsdann, in einem ſolchen einzelnen Falle, auf das urſprünglich erſte, reine und ewige oder göttliche Recht zurückgehen können und auch wirklich zurückgehen. Für das Syſtem des materiellen Gleichgewichts aber iſt das Recht und das Unrecht überhaupt gar nicht das letzte Ziel, noch auch die einzige Richtſchnur im politiſchen Urtheilen und Handeln; ſondern jede für das Ganze gefährliche oder drohende Uebermacht zu verhindern oder abzuſtellen, iſt der nächſte Zweck. Sehr oft kann beides wohl zuſammentreffen, und in den meiſten Fällen wird es wirklich ſo ſein, da eine um ſich greiſende Uebermacht meiſtens auch mit einer Verletzung der beſtehenden Rechte verknüpft ſein oder leicht dazu führen kann. Allein durchaus nothwendig iſt es nicht; es läßt ſich doch auch der Fall denken, wo das Recht entſchieden auf der Seite der vereinigten Uebermacht ſtände, wie dieß wohl in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einmahl eingetreten iſt, und in andrer Weiſe auch zu Anfange desſelben das einfache Recht allein die Uebermacht zu begünſtigen ſchien: und dann wird das Syſtem des materiellen Gleichgewichts, ohne alle Rückſicht auf das Recht, ſeine Stimme in die andere Wagſchale legen, um nur den weiteren Fortſchritt der Uebermacht zu hindern. Aber noch in einer andern Hinſicht iſt der gewöhnliche Gang und Charakter desſelben von jener zunächſt nur auf den anerkannten Beſitzſtand ſeines eignen und des allgemeinen Rechts gerichteten Friedenspolitik verſchieden. Dieſe letztere wird nur durch einen wirklichen Angriff und eine factiſche Verletzung des allgemeinen Friedensſtandes ſich beſtimmen können, aus dieſem herauszutreten, und den Beſchluß zum Kriege zu faſſen. Nach dem Syſteme des Gleichgewichts dagegen iſt die drohende Uebermacht allein, oder die bloße Möglichkeit eines Mißbrauchs derſelben und die künftige Gefahr, ſchon ein hinreichender Grund zum Kriege, zu welchem ſich ein Staat, wo dieſes das alleinherrſchende Princip iſt, unſtreitig auch viel leichter und ſchneller entſchließt, als jeder andere, wie man es England auch oft vorgeworfen hat; um ſo mehr, da jener innere Anlaß zum leichter oder ſchneller als nöthig oder wünſchenswerth wäre, zu faſſenden Kriegsentſchluß, auch noch durch den Umſtand verſtärkt wird, daß ein in ſich und ſeiner Conſtitution begründetes und concentrirtes Inſelreich als iſolirte Seemacht, auch im Kriege mit ſeiner gewohnten Friedens-

und Handelsthätigkeit fortbeſtehen kann. England hat im achtzehnten Jahrhundert und in der Geſchichte deſſelben den höchſten Ruhm erreicht, und auch von ſeiner großen Macht einen mehrentheils für das Ganze äußerſt wohlthätigen Gebrauch gemacht, erweckend und nachhelfend, befreiend und ſichernd; und alles hier Geſagte iſt keinesweges als kritiſche Einſchränkung oder Einwendung gegen die wohlerworbene althiſtoriſche Größe von England gemeint, die an ſich ſehr überflüſſig und hier gar nicht an ihrer Stelle ſein würde. Nothwendig aber bleibt es für das richtige Verſtändniß des ganzen Charakters und der weſentlichen Eigenthümlichkeit dieſes an unſre eigne Epoche zunächſt angränzenden achtzehnten Jahrhunderts in politiſcher Beziehung, darauf aufmerkſam zu machen, wie das Syſtem des Gleichgewichts überhaupt, nur als das Surrogat eines Höheren, da wo dieſes nicht mehr Statt findet, oder nicht anwendbar iſt, gelten oder, wo ein höheres Princip wirklich Statt finden muß, und in der Geſchichte herrſchend eingetreten iſt, nur als Supplement oder ganz untergeordnet mitwirkende, und eine oder die andere Nebenfrage beſtimmende und entſcheidende Hülfsregel in Rückſicht genommen und in Anwendung gebracht werden kann. Mit der großen Kataſtrophe am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts aber war eine ſolche Epoche der nicht bloß politiſchen, ſondern auch geiſtigen Verwilderung und Verwüſtung eingetreten, wo nun dieſe für den gewöhnlichen Zuſtand eines civiliſirten Staaten-Syſtems genügende, eigentlich aber bloß verneinende Idee des Gleichgewichts nicht mehr anwendbar und zur Abhülfe hinreichend ſein konnte; ſondern es eines höheren Princips zur ſiegreichen Gegenwehr und endlichen Bekämpfung bedurfte. Eine poſitive Kraft des Böſen kann in keinem Gebiethe des menſchlichen Wirkens durch eine bloß negative Richtſchnur und Gegenwirkung wahrhaft überwunden werden, ſondern nur durch ein gleichartiges Höheres, ein göttlich Poſitives in ähnlicher Weiſe und auf demſelben Gebiethe. Ein großer, alles bis auf den innerſten Grund, und in allen Tiefen der geſitteten Exiſtenz erſchütternder Religionskrieg kann auch nur durch einen wahren Religionsfrieden, völlig und dauernd feſt beendigt werden; dieſer aber beruht auf einer inneren moraliſchen Kraft der Geſinnung, nicht aber auf dem materiellen Gleichgewicht und der ſorgfältigen Berechnung und Abmeſſung desſelben. Wie ſehr aber ſelbſt äußerlich genommen, während jener furchtbaren Kataſtrophe alles aus dem Gleichgewicht gekommen war, was auch, nachdem es einmahl geſchehen iſt, durch keine Macht ſo leicht abgeändert oder wieder zurückgeſchoben werden kann; davon kann England ſelbſt zum Beiſpiel dienen. Wenigſtens kann das bloß durch den Schiffsfaden der allgemeinen Seeherrſchaft an jenes Inſelreich angehängte Gewicht von dem ſüdlichſten aſiatiſchen Lande, welches das innerlich reichſte von allen andern Ländern der Erde, in ſeiner indiſchen Bevölkerung die der meerbeherrſchenden Inſel fünf- bis ſechsmahl überſteigt und der beſten Hälfte von Europa gleich kömmt, durchaus nicht mehr bloß nach der einfachen Regel des alten Gleichgewichts, in dem ehemahligen beſchränkten Sinne und Umfange desſelben, beurtheilt und darauf zurückgeführt, oder aus dieſem Geſichts-Puncte als verwerflich getadelt werden; nachdem ſo viel Wichtiges und Großes auch für Europa und Indien ſelbſt, aus dieſer höchſt ſeltſamen und in der Weltgeſchichte noch niemahls in dieſer Weiſe da geweſenen Verbindung ſchon hervorgegangen iſt und wahrſcheinlich noch hervorgehen wird, und auch ſonſt, nicht bloß die Verwaltung von Indien, ſondern die ganze Führung dieſer Angelegenheit durch die Engländer, ſich als ſo äußerſt weiſe und ruhmvoll bewährt hat. So wenig nun die Idee der Aufklärung, als das allein herrſchende Princip und höchſte Ziel alles Denkens und Wiſſens, ganz ſo oberflächlich und ſeicht, wie dieſe Idee in der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genommen ward, für den jetzigen Standpunct der Wiſſenſchaft noch ferner ausreichen und genügend ſein kann; eben ſo wenig mag auch das Syſtem des Gleichgewichts auf den damahligen Zuſtand der großen europäiſchen Kriege oder auf die jetzige, daraus hervorgegangene politiſche Lage der Dinge, noch ferner ſo wie ehedem anwendbar ſein oder hinreichen, um alles zu entſcheiden und zu berichtigen, und den gordiſchen Knoten des großen Welträthſels in dieſer letzten Zeit zu löſen.

Den zweiten hiſtoriſchen Charakterzug oder das andere beſtimmende Princip in der ganzen Geſchichte und in dem herrſchenden Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts nebſt dem Syſteme des Gleichgewichts für das äußere Staatenverhältniß, bildet alſo dieſe Idee der Aufklärung, ſo wie ihr Einfluß in die innere Entwicklung der beſondern Nationalbildung eines jeden europäiſchen Landes. Man iſt ſchon ſo gewohnt, den Begriff der Aufklärung nach dem Mißbrauch und nach der verkehrten Anwendung, die davon in dem letzten Jahrhunderte gemacht worden, zu nehmen, daß ich hier, wo es darauf ankommt, dieſe ganze Zeiterſcheinung nach allen ihren Wirkungen in hiſtoriſcher Vollſtändigkeit aufzufaſſen, wie daſſelbe dem unpartheiiſchen Beobachter und Beurtheiler in ſeiner geſchichtlichen Entfaltung und Geſtaltung ſehr viele und verſchiedene Seiten darbietet, vor allem in Erinnerung bringen muß: daß man neben der falſchen Aufklärung und dem unrichtigen Begriffe derſelben auch die wahre Idee nicht vergeſſen darf, und daß die Aufklärung nicht überall eine bloß verneinende, in allzu raſchem Gange übereilt fortſchreitende und endlich zerſtörende geweſen iſt. In ihrem erſten unſcheinbaren Anfange hatte ſie auch eine durchaus reelle, untadelhafte, gemeinnützige Seite und Grundlage. Es hatte die Naturwiſſenſchaft nach allen ihren mannichfachen Verzweigungen und in dem ganzen Umfange ihres Gebieths, noch im ſiebenzehnten Jahrhundert, während der allgemeinen Anarchie und des öffentlich herrſchenden Unglücks im Stillen außerordentlich große Fortſchritte gemacht, und eben ſo zahlreich waren auch die Vortheile und fruchtbaren Folgen, welche von dieſen vielfachen neuen Entdeckungen auf alle praktiſche Kenntniſſe und Künſte, beſonders in denen dieſer am meiſten bedürfenden handelnden Seeſtaaten ausgingen. Ein kühn denkender Erbe der größten nordiſchen Macht hatte ſich als Lehrling und faſt als Handwerker, ſelbſt alle dieſe wahrhaft nützliche Ausbeute der neuen Cultur an Ort und Stelle zu eigen gemacht, und brachte ſie nun in der Schiffahrt und in allen Gewerben, im Anbau der Städte und des Landes und ſeines Volkes ſelbſt in volle Anwendung, und iſt dadurch der eigentliche Stifter ſeines Reichs und der jetzigen ruſſiſchen Macht geworden, deſſen wahre Baſis fortan dieſe immer fortſchreitende, aber nicht bloß verneinende, ſondern reell nützliche, nicht übereilt raſche und endlich zerſtörende, ſondern in langſamer Einwirkung, über den ganzen Umkreis dieſer in zwei Welttheilen weit ausgedehnten Länder- und Völkermaſſe ſich verbreitende Aufklärung geblieben iſt. Erſt durch dieſe mit Peter dem Großen beginnende neue Cultur und ſolide Grundlage der wahren Volksaufklärung iſt Rußland ſeiner eignen Kraft ganz inne und ſelbſt Herr geworden und auch dadurch erſt in die Reihe des europäiſchen Staaten-Syſtems vollſtändig und von da an bleibend eingetreten. — Die Ablöſung der ruſſiſchen Kirche von dem griechiſchen Patriarchen, der nun ſelbſt unter türkiſche Abhängigkeit gerathen war, erſchien als eine nothwendige Bedingung, um der europäiſchen Geiſtes- und Lebens-Cultur hier den Eingang dauernd zu eröffnen, und kann, den Anfang des erſten Schisma einmahl vorausgeſetzt, als bloße Fortſetzung desſelben, eigentlich nicht weiter getadelt werden. Auch ſcheint nicht, daß hier von dem ſo einfach entſtandenen Begriff einer ruſſiſchen National-Kirche nach jener Trennung und mittelſt derſelben, der gleiche Mißbrauch und dieſelbe falſche Anwendung gemacht worden ſei, wie nach dem anglikaniſchen Irrwahn, oder dem nah daran gränzenden Oppoſitionsbegriff in einem oder dem andern katholiſchen Lande von Europa. Der Begriff einer ausſchließenden Staatsreligion bleibt indeſſen immer ein Gegenſtand der ſchonendſten Wachſamkeit, da ihm ſo leicht eine zu weite, für das chriſtliche Staats-Princip höchſt gefährliche Ausdehnung gegeben wird, welches durch nichts ſo ſehr verletzt und ganz untergraben wird, als durch jede Hinneigung zu einer mahomedaniſchen Verſchmelzung der beiden Gewalten in Einer Perſon. — Tadelnd bemerkt hat man oft die grelle Miſchung oder Zuſammenſetzung in dieſer ſo plötzlich entſtandenen und künſtlich beförderten Cultur und ruſſiſchen Aufklärung: nähmlich den Contraſt zwiſchen dem höchſten geiſtigen Luxus der übertriebenſten Verfeinerung in allen Mode-Sitten und Mode-Gedanken unter den höheren Ständen, und im Mittelpuncte des Ganzen, oder in der Nähe desſelben und in der Hauptſtadt, neben ſo manchen großen Maſſen in dem übrigen Ganzen, die noch auf der unterſten Stufe der eben erſt beginnenden Menſchen-Cultur ſtehen, oder in einem mehrentheils ganz oder halb barbariſchen Zuſtande ſich befinden. Allein eben wegen der mannichfachen Zuſammenſetzung und der retardirend wirkenden Schwere ſo verſchiedenartiger großen Maſſen entſtand daraus für das Ganze keine ſehr nachtheilige Folge, und wurde ſelbſt der Hauptfehler faſt aller andern europäiſchen Länder und Staaten im Gange der Aufklärung, nähmlich das allzu Raſche in der übereilten Schnelligkeit vermieden, oder vielmehr durch die Natur der Dinge ſelbſt beſeitigt. Das Einzige, was hier zu beſorgen ſtand und zu verhüten war, beſtand darin, daß nicht etwa zu viel verneinende und in der Folge alſo zerſtörende Elemente mit der übrigen europäiſchen Bildung und aus der in dieſer während des achtzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließend vorherrſchenden, ſchon damahls liberalen, und meiſtens ſogar irreligiöſen Richtung aufgenommen würden; daß der Proteſtantismus nach der weiteren und allgemeineren Bedeutung dieſes Worts, in der Denkart und Geſinnung nicht allzu ausſchließend alleinherrſchend würde. — Die erſte Grundlage dieſer neuen Aufklärung und Cultur unter Peter dem Großen war eine durchaus practiſch nützliche, zum Theil auch merkantiliſch fruchtbare, nach Art der holländiſch-engliſchen geweſen. Die unter Katharina der Zweiten eindringende franzöſiſche Philoſophie und Verderbniß der ſittlichen Grundſätze blieb zunächſt jedoch nur auf einen kleinen Kreis beſchränkt, und wurde durch die nachfolgende hiſtoriſche Zeitentwicklung auch als ein fremdartig ſtörendes, im Kampf des Zeitalters nicht genügend ausreichendes, ja auch im innerſten Grunde den Staatskörper an der Wurzel vernichtendes Element erkannt. In der uns näher liegenden Epoche wurden ſelbſt die aus andern Conſtitutions-Ländern nachahmend geſchöpften liberalen Revolutions-Gedanken dort nur als exotiſche Pflanze doch höchſtens als ein mitwirkendes Element in ein einzelnes verbrecheriſches Unternehmen mit eingehen können, ohne irgend einen nur denkbar möglichen bleibenden Einfluß auf das

Ganze zu gewinnen. Der eigentlich entſcheidende Punct aber für dieſes europäiſch-aſiatiſche Kaiſerthum der fortſchreitenden Aufklärung, ſo wohl für dieſes ſelbſt als auch für das übrige Europa, bleibt: daß dieſe Aufklärung, als die Baſis, auf der das Ganze ruht, dort nie eine irreligiöſe Richtung nehmen, ſondern daß ſie immer eine entſchieden religiöſe Richtung behalten möge; und in dieſer Hinſicht mehr als in jeder andern, iſt ein edler in der Schule des Unglücks groß gewordener Monarch als der zweite Begründer oder Vollender der ruſſiſchen Macht zu betrachten, weil er ihr dieſen Charakter ſo ganz entſchieden und für immer bleibend aufgeprägt hat. Daß damit keine fanatiſche Wirkung nach Außen, ſondern nur die innere geiſtig religiöſe Entwicklung gemeint ſein könne, ſo wie auch die innere feſtere Begründung der religiöſen Geſinnung, als allgemeines Staats-Princip dieſer neueſten und letzten Zeit für ganz Europa, iſt ohnehin und von ſelbſt einleuchtend.

In dem Begriff der Aufklärung, wenn er rein aufgefaßt wird, liegt nichts Tadelhaftes oder irgend mit dem Chriſtenthum Streitendes. So wie dieſes, wenn es nicht bloß im Dogma, ſondern auch in ſeinen Wirkungen und nach ſeinem ſiegreich herrſchend gewordenen welthiſtoriſchen Einfluß vollendet wäre, ſelbſt die wahre, nähmlich die göttliche Reformation, ſtatt der bisherigen menſchlichen, des ganzen Menſchengeſchlechts, und überhaupt der Welt und auch der ſichtbaren Schöpfung ſein würde; ſo iſt es auch ſelbſt die wahre Aufklärung, nach dem Begriffe, welchen uns die heilige Schrift von dieſer aufſtellt: nähmlich jenes Licht vom ewigen Lichte, welches ſchon im Anfange geweſen iſt, und welches Licht urſprünglich auch das Leben der Menſchen war, wie die Worte aus dem Munde der ewigen Wahrheit lauten, und in welchem ſie, die Menſchen, auch abermahls und von neuem wieder ihr Leben finden ſollen. — In der wirklichen Anwendung und geſchichtlichen Erfahrung aber müſſen wir ſchon von jenem erhabenen Begriff herunterſteigen, und auf das ſorgfältigſte zwiſchen einem wahren und bleibenden, und fruchtbar oder mannichfach belebenden, und einem falſchen, künſtlich nachgemachten oder täuſchend in die Irre führenden Lichte unterſcheiden. — Etwas anders iſt das erwärmende befruchtende Licht der im neu erwachten Frühling wiederkehrenden Sonne oder der volle Glanz der nach der langen Finſterniß endlich aufſteigenden Morgenröthe; etwas anders der vorübergehende Schimmer eines ſchnell erlöſchenden und in die vorige alte Nacht zurückſinkenden Freudenfeuers, ohne noch den falſchen Allarm eines blinden Feuerlärms zu erwähnen; etwas anders iſt die einſame Nachtlampe des ſtillen Denkers, der am dunkeln Wolkenhimmel vorüberfahrende Blitzſtrahl, die täuſchende Blendlaterne des im Finſtern herumſchleichenden Mörders, oder gar der Fackelſchein in der Räuberhöhle, wo man die Beute theilt und zum neuen Verrath die heimliche Abrede trifft. — Für alle dieſe charakteriſtiſch verſchiednen Andeutungen vom wahren und falſchen Licht ließen ſich hiſtoriſche Belege und Beweiſe aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und ſeiner wirklichen oder vermeinten und unächten Aufklärung anführen. — Man muß alſo hier, ohne das göttliche und wahre Licht auch in der Wiſſenſchaft und in ihrem Fortſchritte auf dem Gebiethe der geiſtigen Bildung zu verkennen oder zu läugnen, oder das natürlich heilſame und menſchlich nothwendige oder unentbehrlich vernünftige Licht zu verwerfen, oder mehr als billig zu beengen, doch das bloß täuſchend wechſelnde, bald wieder verſchwindende, ſo wie das unächte und in der Finſterniß nachgemachte und ſelbſtfabricirte Licht ſorgfältig von jenem andern unterſcheiden.

Die Kennzeichen des unächten Lichtes einer falſchen Aufklärung beſtehen eben darin, wenn es nicht bloß im erſten Anfang und in der äußern Anwendung, ſondern auch in ſich ſelbſt nur immerfort bloß vermeinender Natur, und eben darum auch ganz ſeicht und bloß oberflächlich iſt. Was aber von Anfang ohne einen Grund und feſten Halt und eigentlich innerlich leer war, das geräth um ſo leichter in eine raſch übereilte Bewegung, die dann endlich nur zu oft ſehr ſchnell durchaus zerſtörend wird. — Dieß iſt im kurzen und weſentlichen der Unterſchied der wahren und ächten, und der gewöhnliche Gang und Lauf der falſchen Aufklärung.

So allgemein vorherrſchend war aber das Princip dieſer Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte, im Staate und in der Kirche, in der Wiſſenſchaft und im geſellſchaftlichen Leben, in den politiſchen Verhältniſſen und in den geſchichtlichen Ereigniſſen, daß auch ſogar Spanien und der Kirchenſtaat nicht davon ausgenommen geweſen ſind, theils von der nützlich practiſchen Seite in manchen Reformen und Gegenſtänden der innern Adminiſtration, theils auch nach der ganz aus dieſem Geiſte hervorgegangenen Vertreibung der Jeſuiten, zuerſt in Portugall und Spanien, wobei die Eiferſucht der andern geiſtlichen Orden vorarbeitend mitwirkte oder zum Werkzeuge diente; das ganze Ereigniß ſelbſt aber einer hier im Verborgenen angewachſenen und nun ſchon ganz entwickelten, und in entſchiedner Kraft ſichtbar hervortretenden, zerſtörenden Aufklärungs-Parthei zugeſchrieben werden muß. Einer ſolchen werden geiſtliche Orden, die wirklich entartet, die ſehr unwiſſend oder ganz unthätig geworden ſind, gar nicht verhaßt, vielleicht für ihre geheimen Zwecke viel mehr willkommen ſeyn; wohl aber ein Orden, der thätig und der Kirche ergeben, in der Wiſſenſchaft geübt und gebildet iſt und zugleich die Welt kennt. Die kritiſche Unterſuchung über den Grund oder Ungrund der einzelnen Anklagen und Beſchuldigungen gegen die Jeſuiten, muß der Specialgeſchichte jener Länder und des Ordens ſelbſt überlaſſen bleiben; nur als charakteriſtiſcher Zug für das Jahrhundert der Aufklärung konnte dieſes Ereigniß in dem Gemählde deſſelben hier eine Stelle finden, und eine Erwähnung veranlaſſen. Die endlich erfolgte Zuſtimmung und gegen den Orden überhaupt gerichtete Entſchließung des Papſtes Ganganelli könnte man geneigt ſeyn, für eine durch den überwiegenden Einfluß der weltlichen Mächte abgenöthigte zu halten. Wenn dieſes aber auch an ſich haltbar wäre, ſo zeugt dagegen, daß die Wiederherſtellung des Ordens durch den frommen Papſt der letzten Unterdrückungszeit gerade damahls geſchah, als der eiſerne Druck der militäriſchen Uebermacht auch politiſch am drückendſten war.

Die wahren Fortſchritte der chriſtlichen Aufklärung im philoſophiſchen Forſchen und Wiſſen werde ich ſpäter zu erwähnen haben. Auf der Grundlage des deutſchen Religionsfriedens beruht natürlich auch, ſo wie ſie in dieſem geſetzlich feſt geſtellt iſt, die Toleranz, als das eine weſentliche Element der bürgerlichen Aufklärung. Sie ward nun allmählig faſt in ganz Europa allgemein herrſchend, doch iſt zu bemerken, daß hier in der beſondern Anwendung nicht Eine und dieſelbe gleiche Regel für alle Länder gelten kann, ſondern nach den Lokal-Umſtänden, die es aus der Entfernung oft ſchwer hält, richtig zu beurtheilen, manche Modification Statt finden darf und muß. Eine ſolche Menge von kleinen Secten nach der öffentlichen Duldung mit in das Volksganze aufzunehmen, wie in Nord-Amerika oder Holland ſchon ſeit früheren Zeiten, würde in andern Staaten nicht überall möglich oder rathſam ſein. Die in dem ruſſiſchen Reiche auch auf die Mahometaner und einzelne buddhiſtiſche und noch heidniſche Völkerſchaften und Stämme ausgedehnte Religionsfreiheit und Duldung würde in den meiſten andern civiliſirten Ländern keinen Gegenſtand finden. Ueberall geben hier aus der innerſten National-Eigenthümlichkeit und individuellen Staatsbeſchaffenheit ganz beſondere, oft ſonderbar ſcheinende Lokal-Umſtände und Verwicklungen hervor, über die man nicht gleich nach einer allgemeinen Regel, ohne das Nähere und Innere dieſer ganzen hiſtoriſchen Lage genau zu kennen, ſchnell aburtheilen muß. Während England auf dem eignen Mutterboden in Europa ſelbſt noch verfaſſungsmäßig intolerant iſt, herrſcht in Kanada die völlige nordamerikaniſche Religionsfreiheit, und beruht die ganze Herrſchaft der Engländer über Indien ganz und gar auf der Toleranz, d. h. auf der Politik, daß ſie die Indier nach ihren eignen Sitten, Geſetzen, Gebräuchen und Meinungen regieren. Dadurch ſind ſie eigentlich am meiſten Herren des großen und reichen Landes geworden und auch bis jetzt geblieben, im nahe liegenden und entſcheidenden Vergleiche ihrer verſtändigen Herrſchaft mit der früheren Bedrückung der das indiſche Heidenthum verabſcheuenden Mahometaner, obwohl daſſelbe weit mehr Spuren des Beſſeren und der höheren alten Wahrheit unter dem Chaos von Irrthümern und Fabeln enthält, als der fanatiſch verwirrende Aberglaube des Mahomed; nachdem auch die Franzoſen, da ſie noch feſten Fuß im Lande hatten, fehlerhafter Weiſe ſich meiſtens und mehr mit den Mahomedanern alliirten, als mit den einheimiſch-indiſchen Mächten. In Europa hat eine ſtrenge Excluſive gegen jede von der herrſchenden abweichenden Religion bis auf unſere Tage, auf der proteſtantiſchen Seite nur allein in Norwegen beſtanden, nicht bloß gegen die Katholiken, ſondern auch auf die Juden ausgedehnt; wie auf der andern katholiſchen Seite in Spanien und Portugall. Was aus der ganzen Lage eines Landes in ſolcher Weiſe hiſtoriſch hervorging, und nun ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten geſetzlich beſtanden hat und zur feſten Sitte und Lebensgewohnheit geworden iſt, ohne neue hiſtoriſche Veranlaſſung und überwiegend entſcheidende Gründe plötzlich abzuſchaffen, könnte leicht bedenklich ſcheinen und gefährlich werden; nur aber darf man niemahls glauben, daß eine ſolche abſolute Ausſchließung und ſtrenge Excluſive nach dem Geſetze und im äußern Leben, wie in Spanien, die ungleich gefährlichere verborgne Gegenwirkung einer geheimen Secte oder Geſellſchaft immer zu hindern vermag; wie ſich dieſes durch manche Thatſachen aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts in jenen Ländern wohl nachweiſen oder wahrſcheinlich machen ließe. In Italien hat jene ſtrenge Excluſive niemahls in der gleichen unbedingten Weiſe Statt gefunden; ſie war nicht auf die Juden, noch auf die Griechen ausgedehnt, und iſt in der neueſten Zeit auch nicht mehr ſo wie ehedem gegen die Proteſtanten durchgehend. In Deutſchland war die Toleranz ſchon durch den Religionsfrieden geſetzlich feſtgeſtellt, und bedurfte es alſo dazu nicht erſt des neuen Princips der Aufklärung, als der belebenden und alles bewegenden Kraft des achtzehnten Jahrhunderts; welches hier in ſeiner erſten vernünftigeren Epoche die Richtung mehr gegen Vorurtheile und Mißbräuche anderer Art nahm. In einigen proteſtantiſchen Ländern des nördlichen Deutſchlands hat die eigentliche Epoche der Aufklärung mit der Abſchaffung der Hexenproceſſe angefangen; gegen welchen beſcheidenen Anfang ſich wohl nicht das mindeſte einwenden läßt, wie denn überhaupt das aus dem ſpäteren ſchon ganz entarteten Mittelalter auf unſere Zeit herabgekommene Criminal-Recht dem Geiſte der Verbeſſerung beſonders viel Gegenſtände und barbariſchen Stoff zum Abſchaffen darbot. Die nächſten Reformen gingen dann gegen die unchriſtlich martervollen Todesſtrafen und gegen die Tortur; die gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe aber, auf welche jenes Streben der negativen Geſetzverbeſſerung in ſeinem weiteren Fortſchreiten auch bald gerichtet wurde, iſt nach der bisherigen hiſtoriſchen Erfahrung noch nicht für möglich oder ausführbar gehalten worden. Wer möchte es überhaupt läugnen, daß die Abſchaffung ſo mancher Mißbräuche, die Widerlegung und Wegräumung allgemein herrſchender Vorurtheile, beſonders im Anfange großen Theils auch ſolche betraf, die wirklich ſo zu heißen verdienen, und daß ſehr viele dieſer Reformen nothwendig und nützlich, erlaubt und heilſam geweſen ſind! Manchmahl ſcheint es wohl, daß ſolche ſchnell und eilends abgeſchaffte barbariſche Mißbräuche, unter andern Nahmen und Formen dennoch bald wiederkehren. Dieß wird immer da leicht eintreten, wo auch die nöthige und heilſame Reform nur an der äußern Oberfläche ſtehen bleibt, und nicht bis auf die innere Wurzel und den erſten Grund zurückgeht. — Vorzüglich aber iſt zu bemerken, daß, wo es daneben an der feſten, poſitiven Grundlage fehlt, das bloße Abſchaffen und rein negative Verfahren nicht allein zum erwünſchten Zwecke führen, noch eine ſichere Richtſchnur für ſich finden kann. Es wird bald eine übereilte und leidenſchaftliche Schnelligkeit im Gange des Verfahrens wie im Fortſchreiten der Zeit eintreten, und endlich Maaß und Ziel verloren gehen, und alles eine zerſtörende Wendung nehmen; und dieſes bezeichnet eben den Charakter der Uebergangs Epoche aus dem Jahrhunderte der Aufklärung in die Revolutionszeit. Was hielt man nicht bald alles für einen Mißbrauch oder ein Vorurtheil, nicht bloß in jenen die Humanität berührenden Gegenſtänden und Fragen, ſondern auch in jedem andern Gebiethe des öffentlichen Wirkens und des allgemeinen Denkens, die Religion ſelbſt und auch die politiſchen Verhältniſſe nicht ausgenommen! — In Deutſchland war bei der Thronbeſteigung der Kaiſerin

Maria Thereſia der altherkömmliche, ebendeßwegen ſo mühſam erhaltene und begründete Reichsfrieden, dem neuen Zeitgeiſte nur als ein lächerliches Vorurtheil unaufgeklärter Regensburger-Pedanten erſchienen; fünfzig Jahre ſpäter in dem atheiſtiſch-revolutionären Zeitraume der franzöſiſchen Philoſophie und nach der unmittelbar vor der Kataſtrophe ſo wie zu Anfange derſelben ſelbſt herrſchenden Denkart, ſchienen das Chriſtenthum und alle Religion nichts als völlig grundloſe, der Zeit nicht mehr angemeſſene Vorurtheile aus dem unmündigen Kindheitszuſtande des menſchlichen Geiſtes; die Monarchie aber, und überhaupt der civiliſirte Zuſtand der jetzigen europäiſchen Menſchheit kaum noch länger zu ertragende Mißbräuche. Erſt als man an dieſes äußerſte Ziel der geprieſenen Aufklärung gelangt war, fing das Erwachen an. Früher aber, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und in den erſten Jahrzehenden nach derſelben riß der unaufhaltſam gewordene Geiſt der Zeit alles mit ſich fort. Wie die Monarchen in den alten Zeiten nach dem Nahmen eines allerchriſtlichſten oder des katholiſchen geſtrebt hatten, ſo fanden ſich jetzt die an Macht und Verſtand obenanſtehenden gekrönten Häupter der Zeit durch den Titel der Aufklärung geſchmeichelt. Nicht ohne Anſtoß für unſer jetziges Gefühl bleibt die allzunahe Berührung, in der wir zu jener Epoche einen unter den Waffen und in Staatsgeſchäften ergrauten König, eine große Beherrſcherin des nordiſchen Reichs mit den verderblichſten Stimmführern des franzöſiſchen Unglaubens erblicken. Was aber den dritten unter den hervorſtehendſten Monarchen jener Aufklärungs-Epoche betrifft, ſo wird es gewiß niemahls von denjenigen, die darüber am meiſten ein competentes Urtheil haben, irgend verkannt werden können, wie neben den andern, von denen ſich dieſes nicht ſagen läßt, auch ſo viele unter den Joſephiniſchen Einrichtungen und Verfügungen aus der kurzen Regierung des thätigen Kaiſers auf ein wahres Bedürfniß der Zeit gegründet, und von den erſprießlichſten Folgen für Induſtrie und Geiſtes-Cultur geweſen ſind. Seitdem aber hat die ernſte Wendung der Dinge in der allgemeinen Umwälzung und neuen Geſtaltung der Welt, längſt hiſtoriſch darüber entſchieden, daß nicht bloß einer oder der andere, ſondern viele der thätigſten und einſichtsvollſten Regenten jenes Jahrhunderts den Grundſätzen des herrſchenden Zeitgeiſtes viel zu viel eingeräumt haben, und in zu raſcher Eile ſeinem unaufhaltſam alles mit ſich fortreißenden Gange gefolgt ſind.

In Frankreich ſelbſt hatte ſchon die Nachahmung der engliſchen Sitten unter dem Regenten, der dann bald auch die der engliſchen Literatur und Philoſophie folgte, zu den vielen ſchon früher vorhandenen innern Gährungs-Elementen noch ein neues nicht minder gefährliches hinzugefügt. Denn hier fehlte es, um jene alles auf die Sinnenerfahrung beſchränkende Philoſophie wenigſtens in einigen gemeſſenen Gränzen zu erhalten, an jenem den Engländern wie eingebornen, und durch die Conſtitution faſt inſtinktartig gewordnen Sinn für das Gleichgewicht, vermöge deſſen ſie, wie im Innern der Nation ſelbſt und wie im äußern Staaten-Syſteme auch in der wiſſenſchaftlichen Meinung noch an gewiſſen Schranken ſtehen bleiben, und ſelbſt die den Geiſt und das Göttliche eigentlich verneinende Richtung nicht ſo leicht und wenigſtens nicht ſo ſchnell eine ganz zerſtörende Wendung nimmt, wie es in Frankreich in jener eigentlich revolutionären Epoche der Literatur und der europäiſchen Wiſſenſchaft überhaupt geſchah, da die ſchädliche Influenz dieſes dort entwickelten Geiſtes gar nicht bloß auf den Mittelpunkt und erſten Boden ſeines Urſprungs beſchränkt blieb, ſondern von da aus ſich über alle Länder verbreitete. Dieſes iſt der wichtige und weſentliche Unterſchied zwiſchen der Philoſophie des Locke oder Hume z. B., welche ich früher obwohl verneinender Natur, in ihrer gegen alle überſinnlichen Ideen genommenen Richtung, wobei doch die meiſten Anhänger und weitern Begründer dieſes Syſtems noch mit dem Bedürfniſſe des Glaubens einigermaßen zu kapituliren und wenigſtens den an das innere moraliſche Gefühl aufrecht zu erhalten ſuchten — als bloßen Proteſtantismus des philoſophiſchen Denkens und Wiſſens bezeichnete, im Gegenſatz von jener vollendeten Revolution des Unglaubens in dem franzöſiſchen Natur-Syſteme des Atheismus. Das Reelle in dieſem war eine neue heidniſche Naturvergötterung, und ſelbſt die herrlichſten Entdeckungen der neuern Naturwiſſenſchaft, die im Grunde auf das noch Höhere hätten wenigſtens hindeuten ſollen und können, blieben nach ihrem wahren Geiſte und inneren Gehalte unbeachtet und unbenutzt, oder mußten ſelbſt der fanatiſchen Feindſchaft gegen Gott zum Deckmantel oder Werkzeuge dienen. Selbſt in der verhältnißmäßig beſſeren franzöſiſchen Natur-Philoſophie blieb die Grundlage im Weſentlichen doch die materialiſtiſche und jener ſinnliche Natur-Fanatismus der vorherrſchende Ton des Ganzen. Je glänzender die Talente waren, welche in dieſer neuen atheiſtiſch-revolutionären Richtung des europäiſchen Geiſtes den Ton angaben, um ſo allgemein verderblicher mußte die Wirkung ſein. Dieß war der Fall mit jenem, alle Formen, Gattungen und Manieren der alt-franzöſiſchen Bildung in ſich vereinigenden Geiſte des Spottes, der als Meiſter in dieſer Waffe des ruchloſen Witzes, dieſelbe ohne Unterlaß ſein ganzes Leben hindurch gegen alles Heilige und irgend Ehrwürdige geübt und gerichtet hat, von welcher Art es auch ſein und wo es immer gefunden werden mochte. — Wie aber die kräftigſten Irrthümer gerade die ſind, welche noch einen Theil der Wahrheit, mithin alſo eine wirkſame Macht der Ueberzeugung in ſich haben; ſo iſt auch Rouſſeau vielleicht von noch verderblicherem Einfluſſe geweſen, wie jener alles verſpottende Geiſt der allgemeinen Verneinung. — Man kann ihn nicht geradezu unchriſtlich nennen, wenigſtens iſt er es nicht überall und nicht ſo ganz unbedingt; und im Vergleiche mit jener atomiſtiſchen Naturlehre und heidniſch-atheiſtiſchen Naturvergötterung iſt ſein Natur-Fanatismus ein durchaus geiſtiger, und auch als Redner und großes Talent der Beredſamkeit nimmt er in ſeinem Zeitalter bei dieſer Nation vielleicht eben ſo entſchieden die erſte Stelle ein, wie Boſſuet, in ganz anderer religiöſer Geſinnung freilich, nur irgend in dem ſeinigen. Eine geringere Beredſamkeit wie dieſe, würde auch wohl nicht hingereicht haben, um dem ganzen Zeitalter jene von ihm verkündigte wilde Gleichheit einzureden, und es dafür zu begeiſtern, nach welchem Geſichtspuncte nun der Naturzuſtand der Karaiben und Irokeſen als die eigentliche Beſtimmung des in Europa völlig verkünſtelten Menſchen mit einem bedauernden Rückblicke auf jenen glückſeligen Urſprung in der wahren

Naturfreiheit dargeſtellt ward. Es war dieß auch nicht etwa bloß eine müßige Schwelgerei der Fantaſie, wie ſonſt in irgend einem andern falſchen Zauber des romantiſchen Gefühls, ſondern mit der ſtrengſten Conſequenz eines durchdachten und mathematiſch erwieſenen Vernunft-Syſtems ward dieſe Idee von der ſeligen Gleichheit der Wilden aufgeſtellt und verbreitet, und eben ſo auch mit voller Ueberzeugung und blindem Fanatismus practiſch in das wirkliche Leben eingeführt. Die Folge war jene Epoche der gottloſen, d. h. von Gott und jeder göttlichen Grundlage im Glauben und im Leben völlig losgeriſſenen Freiheit, welcher wie gewöhnlich die falſche despotiſch zermalmende Einheit, in nicht minder verachtendem Widerſpruche gegen alles Göttliche und wahrhaft Höhere im Menſchen und in der Welt bald genug auf dem Fuße nachfolgte; nur daß hier im furchtbar beſchleunigten Weltlaufe der zum Ende eilenden letzten Zeiten, alle auch ſonſt hiſtoriſch vorkommenden Stadien der Revolutions-Krankheit vom erſten Brutus — die Errichtung der Republik, die Kriege mit der Nebenbuhlerin Karthago, die reißend ſchnellen Eroberungen und den Uebergang zur Despotie mit eingerechnet — bis zum Tiberius oder Diokletian, in dem kurzen Zeitraume von kaum Einer Generation durchgegangen waren. [Es iſt eigentlich wohl eine Ungerechtigkeit, wenn man dieſe Revolution immer nur die franzöſiſche nennt, oder ausſchließend als eine ſolche betrachtet: es war eine politiſche Krankheit, ein epidemiſches Völker-Uebel des ganzen Zeitalters. In Holland und Belgien war ſie ſchon früher ausgebrochen, in Pohlen ungefähr gleichzeitig; denn obwohl die belgiſche, und beſonders die pohlniſche Revolution einen durchaus verſchiedenen Charakter hatten von dem der franzöſiſchen; ſo war es doch ein Beiſpiel, ein Phänomen der gleichen Art mehr, für den herrſchenden Ton und Zeitgeiſt. Die eigentliche Pflanzſchule aller dieſer zerſtörenden Principien, die revolutionäre Erziehungs-Anſtalt für Frankreich und das übrige Europa war Nord-Amerika geweſen. Ueber viele andre Länder verbreitete ſich das Uebel in natürlicher Anſteckung oder durch willkührliche Anpflanzung; immer aber blieb freilich Frankreich der Hauptmittelpunct und allgemeine

Feuerheerd der Zerſtörung. Auch nachdem die ganze Gewalt der Revolution ſich in der Perſon Eines Mannes concentrirt hatte, machte dieß in dem Gange derſelben keinen weſentlichen Unterſchied. Nach Außen blieb es in der Form und dem Verhältniſſe zu andern Mächten und Ländern ein 21 Jahre fortwährender Religionskrieg; denn dieſes war er ganz eigentlich, nicht nur ſeinem erſten Urſprunge nach, ſondern auch in ſeinem revolutionär-zerſtörenden Charakter und in dem fortwährend fanatiſchen Haß gegen alles Heilige. Es lag dieſem neuen Heidenthume der jetzigen Zeit auch etwas Poſitives zum Grunde. Die politiſche Abgötterei nähmlich, und es mochte der nächſte und unmittelbare Gegenſtand und jedesmahlige Götze des Tages nun die Republik und die Göttin der Freiheit, oder die große Nation, und endlich der Kriegsruhm und die reine Eroberungsluſt ſelbſt ſein, ſo macht dieß im Weſentlichen keinen Unterſchied. Es iſt immer der nähmliche Dämon der politiſchen Zerſtörung, der antichriſtliche Staatsgeiſt, welcher die Zeit verführt und die Welt beherrſchen will. Ein allgemeiner Religionskrieg konnte und kann auch nur durch einen neuen, großen, europäiſchen Religionsfrieden geſchloſſen werden; der eigentliche Abgrund des Untergangs für die jetzige Welt iſt aber jene politiſche Abgötterei, ſie mag eine Form annehmen und Nahmen tragen, welchen ſie will. Ehe dieſe nicht ganz weggeräumt, ehe jener Abgrund des Verderbens nicht vollkommen geſchloſſen iſt, kann auch das Haus des Herrn, wo Friede und Gerechtigkeit ſich umarmen, nicht auf dem neu gereinigten Erdreiche emporſteigen.

Achtzehnte Vorleſung.

Von dem herrſchenden Zeitgeiſte, und von der allgemeinen Wiederherſtellung.

„Ich komme bald, und mache Alles neu.“

Manche Erſcheinungen in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, ſind ſo plötzlich, und wie mit einem Mahle fertig, gegen alles Erwarten hervorgetreten, daß, wenn gleich bei genauerem Nachdenken eine hinreichende Urſache und Veranlaſſung in dem frühern Vorausgange, in der natürlichen Lage der Dinge, und ganzen Weltbeſchaffenheit, dafür aufgefunden werden kann, doch auch Manches auf eine mit Abſicht im Stillen geſchehene Vorbereitung der Begebenheiten ausdrücklich hinzudeuten ſcheint, wie denn auch manche wirkliche Hindeutung der Art hiſtoriſch gegeben iſt. — Dieſe geheime und myſteriöſe Seite der Aufklärung und ihrer Entwicklung, während der Epoche ihres herrſchenden Einfluſſes, wird nun noch mit einem Worte zu berühren ſein, um das Gemählde dieſer Zeit, und die lebendige Charakteriſtik dieſer Idee ſelbſt, als hiſtoriſch-wirkſames Princip zu vollenden, in ihrem Verhältniſſe zum Anfange und Geiſt der Revolution, die ſelbſt in ihrem fanatiſchen Begriffe eine Wiederherſtellung der Welt ſein ſollte und zu ſein wähnte, und im Verhältniſſe zu dem Charakter der wahren, auf der religiöſen Grundlage der chriſtlichen Gerechtigkeit beruhenden Wiederherſtellung. Als Gegenſtand der hiſtoriſchen Unterſuchung und Beurtheilung, findet hierbei das eigne Verhältniß Statt, daß diejenigen, welche als Augenzeugen aus der eignen Erfahrung am beſten darüber berichten könnten, dennoch nicht eben allemahl als die zuverläſſigſten Zeugen darüber gelten mögen; weil man niemahls genau weiß, oder wiſſen kann, was ſie mit Abſicht, oder einer beſtimmten Anſicht zu Folge und gemäß, ſagen oder nicht ſagen wollen, ganz oder zum Theile verſchweigen. Indeß iſt doch, bei der allgemeinen Erſchütterung und Durcheinanderrüttelung aller Dinge, von dieſem eſoteriſchen Faden in der neuern Geſchichte ſchon ſo viel an's Licht gekommen, daß es alles zuſammengenommen wohl hinreicht, um ſich einen nicht unrichtigen, und auch nicht ganz unvollſtändigen hiſtoriſchen Begriff über dieſes für das Ganze in ſeinem ſichtbaren Mitwirken und mannichfachen Einfluß allerdings wichtige Element der Aufklärung und der Umwälzung des wahren und falſchen oder täuſchenden Lichtes und des Irrthums zu bilden. Und nur aus dieſem hiſtoriſchen Geſichtspuncte, der aber für dieſen Zweck vollkommen hinreicht, und der einzige iſt, der hier in Erwähnung kommen kann, bin ich im Stande, dieſen Gegenſtand zu beurtheilen, oder wie es vielmehr heißen ſollte, dieſes Ereigniß zu charakteriſiren, und nur aus ſolchen geſchichtlichen Quellen, Hindeutungen und Thatſachen, iſt die nachfolgende Bezeichnung desſelben geſchöpft und darin begründet. Was zuerſt den europäiſchen Anfangspunct dieſer eſoteriſchen Einwirkung betrifft; ſo wird es, was man auch für Gründe oder Abſichten haben mag, um es läugnen oder ungewiß machen zu wollen, einer rein hiſtoriſchen Forſchung kaum zweifelhaft ſein können, daß der Orden der Tempelherren die Brücke geweſen, auf welchem das Ganze, wenigſtens in dieſer damahligen und ſo fort beſtehenden Form, nach dem Abendlande herüber gekommen iſt. Aus dieſen an die Ordensſtiftung ſelbſt angeknüpften Salomoniſchen Ueberlieferungen und Begriffen, erklären ſich denn auch die religiöſen Baumeiſter-Symbole, zu denen auch noch in andern Theilen und Stellen der heil. Schrift und heil. Geſchichte, Anlaß gefunden wird, und die ſehr gut auch in einem durchaus chriſtlichen Sinne und Verſtande genommen werden könnten; wie ſich denn ſelbſt an den gothiſchen Denkmahlen der altdeutſchen Baukunſt im Mittelalter Spuren dieſer Symbole finden. Indeſſen kann eine geiſtige Verbündung der eſoteriſchen Denkart, doch unmöglich eine rein chriſtliche geweſen, oder wenigſtens kann ſie es nicht geblieben ſein, die zugleich bei den Mahomedanern Statt findet und unter den Chriſten verbreitet iſt. Ja, es iſt der ganze Begriff ſelbſt von einer ſolchen bloß eſoteriſchen Verbündung und Lehre oder geheimen Fortpflanzung derſelben, mit dem Chriſtenthume eigentlich nicht recht vereinbar, denn dieſes iſt ſelbſt ſchon ein göttliches Myſterium, was aber nach der Abſicht des Stifters ſelbſt, vor Aller Augen offen da liegt, und auf allen Altären täglich emporgehoben wird. Eben darum aber kann hier ein ſolches Geheimniß, wie in den heidniſchen Myſterien, neben der Mythologie, und der öffentlich anerkannten Staats- und Volks-Religion unſichtbar fortlaufend, bloß für die Initiirten und wiſſenſchaftlich höher Gebildeten, im Gegenſatz der Allen gegebnen Offenbarung nicht Statt finden. Es würde dieſes immer eine Kirche in der Kirche ſein, die eben ſo wenig geduldet und gebilligt werden kann, als ein Staat im Staate; und in einem Zeitalter, wo die weltlichen Intereſſen, und öffentlichen oder geheimen politiſchen Abſichten bei weitem überwiegender ſind, als die religiöſen Geſinnungen oder Meinungen, würde aus jener paraſitiſch geheimen Kirche unſtreitig auch ſogleich ein geheimes Directorium für alle innern Staatsbewegungen und Veränderungen werden, wie es auch wirklich geſchehen iſt. Die ganz aufgeklärt verneinende, und in die Sentenzen der allgemeinen Menſchenliebe eingehüllte unchriſtliche Geſinnung in dieſem Bunde mag, ſchon aller geſchichtlichen Analogie nach, ziemlich modernen Urſprungs ſein; dagegen dürfte das wirklich vorhandene, wenn auch zu unſrer Zeit, in dem unglaublich mannichfachen Partheienkampfe dieſer Secte, nur bei einer ſehr kleinen Minorität noch vorhandene, chriſtliche Meinungs-Princip darin, dem hiſtoriſch angegebenen Urſprunge gemäß, mehr von der orientaliſch-gnoſtiſchen Art und Herkunft ſein. Der große oder doch wenigſtens bedeutende und immer nicht ganz unwichtige politiſche Einfluß läßt ſich wohl nicht mehr läugnen, wenn wir in den gewaltſamen Umwälzungen unſrer Zeit, die ſich aus unſerm Welttheile nun auch in die andern und auf den neu entdeckten wieder zurück gewälzt haben, erfahren, daß in einem Lande des letztern, an der andern ſüdlichen Hemiſphäre unſres Globus, die beiden Haupt-Partheien in den dortigen Staats-Revolutionen und noch nicht beendigten Unruhen, die Schottiſchen und die Yorkiſchen genannt werden, nach dem Gegenſatze der engliſchen Logen. Wer weiß, oder wer erinnert ſich nicht, wie ſehr der Beherrſcher der Welt in der letzt verwichnen Epoche, ſich dieſes Vehikels in allen eroberten Ländern, als Organ für die noch weiter irre zu leitende, und mit falſcher Hoffnung zu nährende öffentliche Meinung bediente; der eben darum der Mann des Zeitalters von ſeinen Anhängern genannt wurde, und wenigſtens der Diener des Zeitgeiſtes wirklich war? Eine eigentlich für das Ganze der Menſchheit wohlthätige, politiſch-richtige, in ihrer Abſicht und Richtung wahrhaft chriſtliche, kann wohl unmöglich eine Geſellſchaft geweſen ſein, oder genannt werden, aus deren Schooß, als der geheimen Werkſtätte des zerſtörenden Zeitgeiſtes, nach einander die Illuminaten, die Jakobiner und die Carbonari hervorgegangen ſind. Doch muß ich hierbei bemerken, daß es das unvermeidliche Loos und Schickſal der älteſten unter allen geheimen Geſellſchaften iſt, daß ſich jede neue Verſchwörung gern in ihre, den Initiirten ſchon bekannten ehrwürdigen Formen hüllt. Alsdann aber darf man nicht vergeſſen, daß jener Orden überall in ganz unzählige Partheien und verſchiedne Secten und Meinungen, in ſich zertheilt und zerſpalten erſcheint; daher darf man keineswegs glauben, daß jene furchtbaren Extreme und wilden Exceſſe von Irreligion, und den alles zerſtörenden, oder heimlich untergrabenden Revolutions-Grundſätzen ſo ganz allgemein darin herrſchend geweſen ſeien; vielmehr würde eine ſolche Annahme buchſtäblich durchaus falſch, und wenigſtens hiſtoriſch übertrieben ſein. Die bloße Notiz von allen den, wenn auch in dieſem Einen Puncte getäuſchten, doch ſonſt überaus achtungswürdigen Männern, allgemein rühmlich bekannten und hoch ausgezeichneten Nahmen des achtzehnten Jahrhunderts, welche Mitglieder der Verbindung geweſen ſind, würde hinreichen, um dieſes abſolute Urtheil zu widerlegen und zu berichtigen, oder doch ſehr weſentlich zu modificiren. Das darf man wohl auch nach mehreren Anzeichen als hiſtoriſch gewiß, oder wenigſtens höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß nirgends dieſe eſoteriſche Geſellſchaft und ihre Macht, mit dem Staate ſelbſt, und mit der ganzen beſtehenden Ordnung der Dinge noch ſo weit als möglich in Einklang geſetzt worden, als in dem Lande, wo überhaupt alle entgegenſtehenden Lebens- und Geſellſchafts-Elemente der neuen Zeit auf das künſtlichſte in's Gleichgewicht geſetzt erſcheinen, ſo lange es widerhält, nähmlich in England. Es hat übrigens unläugbar, wenn wir den Blick wieder auf das übrige Europa, und ſelbſt auf die Haupt-Revolutions-Länder richten, unter den vielen andern auch eine chriſtliche Parthei in dieſer Sphäre gegeben; und wenn gleich ſie der Zahl nach nur eine ſehr kleine Minorität bilden mochte, ſo war ihr geiſtiges Uebergewicht in den tieferen Ideen und wirklich intereſſanten Ueberbleibſeln der alten Ueberlieferung um deſto größer; wie ſich dieſes aus hiſtoriſchen Thatſachen und öffentlich gewordnen ſchriftlichen Denkmahlen ganz deutlich und unzweifelhaft nachweiſen läßt. Statt einiger minder allgemein bekannten deutſchen Beiſpiele, werde ich hier aber lieber zur Beſtätigung des Geſagten, einen franzöſiſchen Schriftſteller anführen, der für den innern und mehr verborgnen Charakter der Revolution ſehr bedeutend und bezeichnend iſt. Denn ganz iſolirt unter den übrigen Wortführern der damahls herrſchenden atheiſtiſchen Parthei ſteht doch in ſeiner Zeit dieſer theoſophiſch chriſtliche, aus dieſer Schule und Sphäre hervorgegangene St. Martin; der aber gleichwohl auch ein entſchiedner Revolutionär iſt, wenn ſchon ein uneigennützig ſchwärmeriſcher, bloß aus höhern, geiſtigen Gründen; in abſoluter Verachtung und Verwerfung des damahls beſtehenden moraliſchen und politiſchen Zuſtandes von Europa, wo man wohl nicht umhin kann, ihm in manchem Einzelnen, wo auch nicht ganz beizuſtimmen, doch wenigſtens negativ Recht zu geben; und dann in der begeiſterten Hoffnung einer allgemeinen chriſtlichen Wiederherſtellung, d. h. freilich nach ſeinem, oder nach dem Sinne dieſer Parthei. Unter den franzöſiſchen Schriftſtellern der Wiederherſtellung, hat wohl niemand dieſen merkwürdigen Philoſophen ſo ganz erkannt, und nach allen Tiefen ſeines Irrthums, ſo wie auch des vielen Guten, was er enthält, zu würdigen, hier und da auch mit den nöthigen Correctionen zu benutzen gewußt, als Graf Maiſtre. Dieſer eſoteriſche Faden in der Geſchichte der Revolution, darf zur Beurtheilung und vollſtändigen Charakteriſtik derſelben ja nicht überſehen werden; da er ſo viel beigetragen hat zu der Täuſchung ſo vieler eigentlich nicht Schlechtgeſinnten, welche in der Revolution nur die unabwendbar nothwendige, wenn gleich im erſten Anfang und Ausbruch hart und rauh auftretende Wiederherſtellung, aller ſo ganz von ihrer Beſtimmung abgewichenen chriſtlichen Staaten und Völker ſahen, und ſehen wollten. Beſonders wirkſam war dieſer Irrthum, und die täuſchende Einbildung von der falſchen Wiederherſtellung, in der Herrſchafts-Epoche jenes außerordentlichen Mannes, deſſen wahre Biographie, nähmlich das innere Verſtändniß und höhere Geſetz derſelben, oder der theologiſche Schlüſſel ſeines Lebens, wohl noch das Beurtheilungsmaaß unſers Zeitalters zu überſteigen ſcheint. Sieben Jahre waren ihm zum Wachsthum ſeiner Macht beſtimmt, vierzehn Jahre war die Welt in ſeine Hand gegeben; und ſieben Jahre wurden ihm noch zum einſamen Nachdenken gelaſſen, wovon er aber das erſte zur neuen Weltverwirrung ſehr übel angewendet hat. Welchen Gebrauch er nun von dieſer ihm verliehenen außerordentlichen Kraft, von dieſer ihm zu Theil gewordenen furchtbaren Vollmacht gemacht hat, darüber hat die Geſchichte und das hiſtoriſche Urtheil längſt entſchieden; nie aber geſchieht eine ſolche Zulaſſung, außer in den Zeiten und in der Abſicht einer großen Rechenſchaft und einer faſt noch mehr zu fürchtenden Prüfung im letzten entſcheidenden Kampfe. Mithin wenn ſeine Wiederherſtellung, d. h. die, welche ſeine verblendeten Anhänger ihm zuſchrieben, gewiß eine falſche war; ſo entſteht gleichwohl die Frage, ob auch die nachfolgende ſchon ganz die rechte, oder wenigſtens eine durchaus vollendete geweſen, oder was etwa noch daran fehlend geblieben ſein mag, und ergänzend hinzu kommen muß? —

Ein bloßer Länder-Traktat konnte und kann der allgemeine europäiſche Völker- und Gottesfrieden nicht ſein; die Wiederherſtellung der umgeſtürzten Throne, die bloße Wiedereinſetzung aller der vertriebenen Dynaſtien und Regenten, würde auch allein und an und für ſich weder eine geſicherte Dauer, noch bleibenden Beſtand haben und haben können, wenn ſie nicht zugleich in den Grundſätzen und Geſinnungen befeſtigt wäre. Ganz natürlich war alſo nach der unerwartet und ſtrafend eingetretenen neuen Warnung, die zuletzt hinzugefügte religiöſe Grundlage des Ganzen; und daß die Idee derſelben ſo unbeſtimmt gehalten wurde, kann nicht als ein Tadel gelten, denn gerade dieß war wenigſtens für den Anfang nothwendig, um jeden Mißverſtand einer falſchen Auslegung, und möglichen Argwohn einer egoiſtiſchen Nebenabſicht entfernt zu halten. Und nicht nur die Fortdauer und künftige Exiſtenz der chriſtlichen Staaten und civiliſirten Völker von Europa im Ganzen hängt an dem Bande dieſes innern religiöſen Zuſammenhanges, von dem man nur wünſchen kann, daß er immer feſter werden, immer beſtimmter ſich geſtalten möge; ſondern auch jede große Macht im Einzelnen iſt noch beſonders darauf hingewieſen. Wie die innre Kraft und Erhaltung des ruſſiſchen Reichs, nur auf dieſer religiöſen Grundlage ruhen kann, wie jede Abweichung von dieſem Geiſte nur zerſtörend und auflöſend auf die Maſſe des Ganzen wirken könnte, das iſt ſchon durch den im Unglück und Glück ausgezeichneten Monarchen der letzten Zeit, zum geltenden Staats-Grundſatz erhoben, und kann ſchwerlich jemahls mehr ganz verkannt werden. Nur dürfte hier, wo ohnehin ſchon die Elemente des Proteſtantismus in der Denkart, und in den Grundſätzen nach der allgemeinen geiſtigen Bedeutung dieſes Wortes, in dem erſten Anfange der aufklärenden Bildung, und in dem ganzen Umkreiſe des Staatskörpers ſo überwiegend ſind, niemahls die Toleranz, welche alles umfaßt, gerade der herrſchenden Mutterkirche des ganzen übrigen Europa, Pohlen mit inbegriffen, entzogen, oder die perſönliche

Religions-Freiheit in dieſer Hinſicht irgend beſchränkt werden. Eben ſo einleuchtend iſt es, daß in dem Lande der monarchiſchen Wiederherſtellung, dieſe mit der religiöſen unzertrennlich verbunden iſt, und mit der Hinwegnahme dieſer Grundlage ſelbſt wieder allen ſichern Boden verlieren würde. In der unerſchütterlich feſt in der gleichen alten Geſinnung fortbeſtehenden Friedens-Monarchie, iſt dieſe religiöſe Grundlage ohnehin die von jeher anerkannte, und mehr als jedes andere Princip für das Ganze geltende geweſen. Für die neu hinzugekommene fünfte deutſch-europäiſche Monarchie der letzten Zeit, kann auch nur in der dauernd feſtgehaltnen religiöſen Geſinnung allein das Mittel gefunden werden, um die einem ſolchen Staate eigne hiſtoriſche Unruhe zu calmiren, und ihm auch in der Zukunft ſeine Grundlage zu ſichern. Eine wenn auch nur ganz indirecte Anfeindung der katholiſchen Sache und Hälfte des Ganzen, eine der Freiheit der Individuen in dieſer heiligen Angelegenheit, die nicht bloß nach dem Buchſtaben der Geſetze, ſondern auch in der That und im wirklichen Leben geſichert ſein muß, irgend entgegenwirkende Oppoſition, im Widerſpruch mit der in dem übrigen Europa, beſonders aber in Deutſchland dennoch unaufhaltſam fortſchreitenden religiöſen Geſinnung, würde jene ſchon hiſtoriſch gewordene Grundlage nur ſtörend verletzen und wieder ſchwankend machen können; wie dieß bis jetzt auch wohl anerkannt wurde. Nur in England haben ſich gleich damahls anglikaniſche Zweifel gegen das religiöſe Band des allgemeinen chriſtlichen Zuſammenhanges unter den europäiſchen Staaten und Völkern erhoben, welche dort mit der immer noch ausſchließend proteſtantiſchen Staats-Verfaſſung und Conſtitution in Verbindung ſtehen, und daher in manchen Gelegenheiten leicht zu einer ſchismatiſchen Abſonderung von dem übrigen Europa führen können; wie man den wohl bei mehreren Veranlaſſungen mit Bedauern auf denn Gedanken geleitet wird, als ob das große England, welches im achtzehnten Jahrhunderte ſo glänzend und ſo mächtig auch in ſeinem vorherrſchenden Einfluß auf die europäiſche Denkart und Geiſtesbildung geweſen iſt, ſich jetzt im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr in gleicher Weiſe einheimiſch fühlte, noch recht zu orientiren wüßte. Für Europa überhaupt aber ſind die liberalen Grundſätze und Geſinnungen nichts als ein etwas verſchieden modificirter Rückfall in die Revolution, und bezwecken auch nichts andres; eine Majorität unter den Wohlgeſinnten und rechtlich Denkenden könnten ſie aber im Ganzen überhaupt, oder auch in einem einzelnen europäiſchen Staate nur gewinnen, durch entſchiedne Fehler und eine große Entartung derjenigen Parthei, die eigentlich gar nicht Parthei ſein, und auch nicht ſo heißen ſollte, nähmlich die, der im Staate monarchiſch, in der Zeit und der Welt gegenüber aber religiös und chriſtlich Geſinnten. Die hölzerne Regel eines bloß mechaniſchen Gleichgewichts, zur negativen Beſchränkung der Uebermacht, wie dieſes Syſtem ſonſt von England ausgegangen iſt, und im achtzehnten Jahrhunderte allgemein angenommen und herrſchend war, hat aufgehört, Europäiſch anwendbar und wirklich abhelfend zu ſein; da alle Mittel, die es noch darzubieten hat, das Uebel, wenn es einmahl dahin gekommen wäre, nur ärger machen könnten. In der religiöſen Grundlage kann allein die Rettung und Befeſtigung, die Hülfe und Abwehr für die ganze civiliſirte Welt, ſo wie für jeden ſelbſtſtändigen Staat im Einzelnen liegen; die größte Gefahr der Zeit, und der mögliche Mißbrauch der religiöſen Grundlage ſelbſt, liegt in dem Abwege des Abſoluten. Sehr nachtheilig und höchſt gefährlich iſt es, wenn in ſolcher Weiſe nach dem Geiſte einer leidenſchaftlichen Reaction das revolutionäre Verfahren und Weſen mit in die legitime Sache aufgenommen, wenn die Leidenſchaft ſelbſt zum Vernunftgrundſatz und zum allein gültigen und allein richtigen Syſteme erhoben, und das Heiligthum der religiöſen Geſinnung ſelbſt, als herrſchender Modegedanke ausgeſprochen und verbreitet wird, als ob die rettende Kraft des Glaubens und der Wahrheit für die Zeit und die Welt, in der äußerlich nachgeſprochenen Formel und in dem todten Buchſtaben liegen könnte; da das wahre Leben und die feſte Grundlage deſſelben doch allein aus dem lebendigmachenden Geiſte der ewigen Wahrheit hervorgehen kann. In der Wiſſenſchaft iſt das Abſolute der tödtende Abgrund der lebendigen Wahrheit, in welchem ſtatt ihrer nur der hohle Begriff und die leere Formel zurückbleibt; in der wirklichen Welt und Anwendung aber iſt das Abſolute in der Denkart und in der Ausübung ſelbſt, der allem Guten und der Fülle des göttlichen Lebens in der ewigen Wahrheit entgegenſtrebende falſche Zeitgeiſt, welcher die Welt mehrentheils beherrſcht, und ganz beherrſchen und für immer in die Irre und in die vollendete Verwirrung führen möchte. Immer beſteht die Weiſe dieſes, in allen Formen der Zerſtörung veränderlich wechſelnden Zeitgeiſtes, von Anfang an und ſeit er die ewige Wahrheit verlaſſen und zerrüttet hat, darin, nachdem die Irrthümer deſſelben, wenn ſie nicht einen Theil oder Anſchein des Wahren in ſich enthielten, auch gar nicht gefährlich oder täuſchend ſein und keine wirkſame Kraft haben würden: daß er irgend ein Einzelnes aus ſeinem hiſtoriſchen Zuſammenhange herausreißt, und es als den abſoluten Mittelpunct für Alles und den Zweck des Ganzen aufſtellt, unbedingt und ohne alle Schonung und hiſtoriſche Rückſicht. Der wahre Mittelpunct aber und der rechte Zweck des Ganzen, welcher es in der allgemeinen Menſchengeſchichte, wie für das Leben der Einzelnen iſt, läßt ſich gar nicht ſo aus ſeinem hiſtoriſchen Zuſammenhange und dem lebendigen Stufengange der natürlichen Entwicklung herausreißen und ohne Rückſicht abſolut ergreifen. Es würde in einer ſolchen leidenſchaftlichen Behandlung und Verfahrungsweiſe der lebendige Geiſt entfliehen, und nur die todte und auch wieder tödtende Formel zurückbleiben. Welche Idole in dem wechſelnden und leicht von dem einen Extreme auf das andre hinüberſpringenden Zeitgeiſte, nach einander Mode werden können, das läßt ſich im voraus gar nicht beſtimmen. Es könnte auch einmahl auf eine Zeit lang die ewige Wahrheit ſelbſt zu einem ſolchen Idole der Zeit mißbraucht und entweiht werden, d. h. die äußerlich nachgeſprochne Form derſelben; denn nur nach dieſem äußern Gewande wird der Zeitgeiſt haſchen und greifen, das innere Weſen und die lebendige Kraft ſelbſt mag er nicht faſſen oder feſthalten. Welches aber auch die wechſelnden Idole und herrſchenden Gegenſtände ſeiner jedesmahligen Abgötterei oder leidenſchaftlichen Rhetorik ſein mögen; er ſelbſt und ſein eigentliches Weſen bleibt immer daſſelbe, nähmlich abſolut, d. h. den Geiſt tödtend und das Leben zerſtörend. In der Wiſſenſchaft iſt das Abſolute die Gottheit der eitlen und leeren Vernunft-Syſteme, und nur dieſen todten, abſtracten Begriff derſelben heben und kennen ſie. Der Glaube des Chriſtenthums aber hat den lebendigen Gott und ſeine Offenbarung zum Gegenſtande und Inhalte, und iſt ſelbſt dieſe Offenbarung; eben daher iſt auch jedes andre, aus dieſem erſten Grunde und gemeinſamen Urquell abgeleitete Göttliche ein lebendig Poſitives. Die Behauptung der Wahrheit gegen die Irrthümer des Zeitgeiſtes kann daher nur dann einen dauernd glücklichen Erfolg gewinnen, wenn das göttliche Poſitive, in welchem Gebiethe es auch ſein mag, als ein Lebendiges erkannt und aufgefaßt, und mit der vollen Kraft des geiſtigen Lebens hingeſtellt wird; zugleich aber in ſeinem vollſtändigen hiſtoriſchen Zuſammenhange begründet, und mit billiger Rückſicht und gerechter Anerkennung gegen alles andre hiſtoriſch Beſtehende und poſitiv Wirkliche. Dieſe hiſtoriſche Ruhe des Urtheils und reelle Durchdringung der Gegenſtände, der factiſchen Ereigniſſe wie der intellektuellen Erſcheinungen, iſt die unzertrennliche Begleiterin der Wahrheit, und die unerläßliche Bedingung ihrer vollen Erkenntniß; um ſo mehr, da es der religiöſen Geſinnung, welche die Grundlage aller Wahrheit, und aller Erkenntniß derſelben bildet, ohnehin natürlich iſt, ſelbſt in den größten menſchlichen Verirrungen, ſie mögen nun practiſcher Art, oder bloß wiſſenſchaftliche ſein, den Faden der göttlichen Zulaſſung und einer höhern Fügung überall noch in dieſem Labyrinthe des Irrthums, mit aufmerkſamen Blick zu verfolgen. Der Irrthum dagegen iſt überall unhiſtoriſch, der Zeitgeiſt faſt immer leidenſchaftlich, und eben darum ſind beide unwahr. Der Kampf gegen die Irrthümer ſelbſt im Gebiethe der Wiſſenſchaft kann nicht beſſer geſchehen, und nicht ſchneller zum Ausgange geführt werden, als wenn man das Abſolute in jedem Syſteme des practiſchen, oder des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welches die erſte Grundlage, den innern Mittelpunct, oder letzten Zweck deſſelben bildet, nach der göttlichen Richtſchnur der innern vollen Erkenntniß, in ſeine zwei Beſtandtheile des Wahren und Falſchen zerlegt. Indem man das Wahre, was mit darin liegt, als ſolches anerkennt und hervorhebt, bleibt das übrige Leere ſchon von ſelbſt, als ein ſolches zurück, ohne daß es noch beſondere Mühe, oder einen großen Aufwand von Kraft und Zeit erforderte, um deſſen Nichtigkeit zu zeigen und einleuchtend zu machen. Im wirklichen Leben hört der Kampf freilich oft ſehr bald auf, ein bloß geiſtiger zu ſein, die materielle Kraft der Partheien geräth in einen unruhig fluthenden Zuſtand, und je mehr alle Partheien abſolut werden, je mehr nähert ſich alles dem Charakter eines Kampfes der gegenſeitigen elementariſchen Zerſtörung, welcher dem Werke der wahren religiöſen Wiederherſtellung, als der großen Aufgabe unſrer Zeit-Epoche, die aber bei weitem noch nicht ganz gelöſt oder erfüllt, viel weniger vollendet iſt, und den weitern Fortſchritten zu dieſer endlichen Vollendung am ſchädlichſten entgegenwirkt. In dieſer Hinſicht erſcheint es allerdings als ein bedenkliches Phänomen, wenn in einigen Regionen des europäiſchen Daſeins, oder ſelbſt in einigen ganzen Ländern, alle Partheien und alles Oeffentliche mehr und mehr einen abſoluten Charakter annehmen; denn daß es dabei nicht auf den Nahmen ankommt, und daß die andern oft in der That weit mehr abſolut ſind, als die ſo genannt werden, oder ſich auch ſelbſt ſo nennen, verſteht ſich von ſelbſt; nachdem hier auch wieder, wie immer in den Zeiten des heftigen Partheienkampfes, eine oft ſeltſame Willkühr, oder entſchiedene Fehlgriffe und Mißverſtändniſſe in den Benennungen, überhaupt manche Verwechslung der Begriffe, und eine neue babyloniſche Verwirrung der Sprachen, auch derjenigen, die ſonſt durch Klarheit und Beſtimmtheit am meiſten ausgezeichnet waren, einzureißen anfängt. Die Entſchiedenheit der Geſinnung, die Conſequenz der Denkart, die Feſtigkeit des Charakters, die dogmatiſch ſcharfe Beſtimmtheit des poſitiven Glaubens, als diejenigen Eigenſchaften, welche den Mann am meiſten als ſolchen im Handeln und Leben bewähren, dürfen keineswegs mit dem abſoluten Streben und Verfahren verwechſelt werden; da dieſes alles ſehr wohl vereinbar iſt, mit der hiſtoriſch bedingten Beurtheilung aller Dinge, und der gewiſſenhaften Rückſicht auf alles hiſtoriſch Beſtehende. Unter den franzöſiſchen Schriftſtellern der neueſten Epoche, welche ſich dem Berufe der religiöſen Wiederherſtellung der öffentlichen Denkart gewidmet haben, beſitzt wohl keiner die obgenannten Eigenſchaften in einem größern, oder in einem ſo ausgezeichneten Maaße, als der Graf Maiſtre; und gleichwohl kann man dieſem den Vorwurf, eine leidenſchaftliche Reaction zu begünſtigen, unter allen andern der gleichen Art am wenigſten machen, nach meiner eignen Ueberzeugung eigentlich durchaus gar nicht. Sollten indeſſen einige andre mehr rhetoriſche Wortführer dieſer religiöſen Grundſätze und Geſinnungen in Frankreich von einem ſolchen leidenſchaftlichen und abſoluten Geiſte im Sinne der Reaction nicht ganz freizuſprechen ſein; ſo ſchaden ſie unſtreitig der Sache, welche ſie zu vertheidigen wünſchen, ſelbſt mehr als alle Gegner. Manche Vorwürfe der Art werden aber auch von dem Partheigeiſte ganz ohne allen Grund vorgebracht; wie wenn die Oppoſition in dem gedachten Lande dieſen Vorwurf eines abſoluten Verfahrens, in den politiſchen Verhältniſſen, nach dem Geiſte der Reaction, auf die Regierung ſelbſt, und die verſchiednen Miniſterien, ſeit der Wiederherſtellung ausdehnt, ſo iſt wohl jedem einleuchtend, daß dazu in der Wirklichkeit gar kein Anlaß gegeben worden; denn daß, wo alle denkbaren Partheien und feindſelige Meinungen oder Denkarten geduldet werden, nun auch eine kleine Anzahl von Jeſuiten mit in die allgemeine Toleranz aufgenommen worden, konnte doch nur nach dem leidenſchaftlichen Partheigefühl der ganz unbillig Denkenden, Tadel oder Mißtrauen, und angebliche Beſorgniſſe erwecken, da vielmehr einem ganz unpartheiiſch geſtellten, und bloß hiſtoriſchem Beobachter aus der Ferne, die Gefahr vor einem neuen Rückfall aus den liberalen Geſinnungen in die revolutionären Grundſätze bei weitem als die größere, und näher drohende erſcheinen wird.

Die dogmatiſche Entſcheidung und Entſchiedenheit des katholiſchen Glaubens, die einmahl feſtgeſtellte eigne Religionsmeinung von der andern, proteſtantiſchen Seite, können ſehr gut mit einer hiſtoriſchen Beurtheilung der hiſtoriſchen Dinge beſtehen. Vielmehr dürfte grade dieſe, ſo ſchwer es auch unſerm abſoluten Zeit-Charakter eingehen mag, am entſchiedenſten auf den Weg deuten zu einem vollſtändigen Triumphe der Wahrheit, und der größten Verherrlichung des Chriſtenthums. Hierin liegt auch der große Unterſchied zwiſchen der wahren Toleranz und dem tödtenden Indifferentismus unſrer Zeit, und der ihr zunächſt vorangegangenen. Die wahre Toleranz beruht auf der demüthigen und darum religiöſen Geſinnung und feſten Hoffnung: indem man das, was einmahl hiſtoriſch da iſt, rechtlich beſtehen läßt, daß Gott es ſchon weiter führen, alles ſchlichten, und zu ſeinem beſtimmten Ende führen wird. Dieß iſt etwas ganz andres, als die vermeinte Gleichheit aller Religionen, wenn nur die Moral gut ſei, durch welche vollkommne Gleichgültigkeit alle Religion eigentlich aufgehoben wird. Die Intoleranz aber beruht allemahl auf dem ſtolzen, mithin irreligiöſen Wahn, alles ſo einrichten zu wollen, wie man glaubt, daß es ſein ſollte, ohne alle Rückſicht auf die Gränzen der menſchlichen Schwäche, wobei noch in Hinſicht auf den Erfolg, und äußerlich zu bedenken iſt, daß, was öffentlich mit Gewalt ausgeſtoßen wurde, nicht ſelten insgeheim, unter etwas veränderter Form, viel gefährlicher fortdauert; wovon ſich viele hiſtoriſche Beweiſe anführen ließen.

Es liegt dem abſoluten Zeitgeiſte und Parthei-Charakter immer ein angeborner und tief eingewurzelter intellectueller Stolz zum Grunde, der nicht gerade ein individueller oder perſönlicher zu ſein braucht, da er ſich mehr nur auf die hiſtoriſche Entwicklung des Menſchengeſchlechts überhaupt, und des Zeitalters insbeſondre bezieht; und vermöge deſſen ein Geiſt, von innerer Kraft erhoben, oder mit äußerer Macht bekleidet, nun glaubt, dasjenige hiſtoriſch wirklich machen zu können, was doch allein von Gott herkommen kann, wie alle die ſchöpferiſchen Momente einer großen, allgemeinen, wahren Wiederherſtellung, unter welchen die erſte Ausbreitung des Chriſtenthums ſelbſt, als eine allgemeine und große Welt-Revolution, im höhern und göttlichen Sinne des Worts, die erſte Stelle einnimmt, und wo es alles mögliche iſt, was man wünſchen kann, und kaum hoffen darf, wenn der Menſch mit dem, was er von dem ſeinigen hinzuthut, nur nicht ſehr vieles verdirbt an dem, was der großmüthige Monarch des Weltalls im vollen Ueberfluſſe der göttlichen Liebe über Seine Erde ausſchüttet. Schon ſeit den letzten drei Jahrhunderten regt ſich dieſer Menſchenſtolz der neuern Zeit, der die Geſchichte ſelbſt machen will, ſtatt ſie demüthig anzunehmen, zugleich mit der Stelle, die ihm ſelbſt darin angewieſen iſt, und ſie liebevoll nach allen Seiten und in allen Richtungen zu benutzen, in der weitern Anwendung und vollen Ausführung, ſo wie Gott ſie gefügt und gegeben hat. Was ich früherhin in Beziehung auf die Reformation geäußert habe, das leidet auch auf die Idee und Epoche der Aufklärung eine Anwendung. Der Begriff ſelbſt iſt ganz tadelfrei, und man hat Unrecht, ihn bloß auf den Mißbrauch und die falſche Abart beſchränken, und alles ohne Unterſchied verwerfen zu wollen. Aber nur ein ſehr kleiner Theil aus dieſer Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war aus der ſchon früher poſitiv gegebenen göttlichen Grundlage der chriſtlichen Wahrheit, nach dem reinen Lichte des wahren Glaubens, wirklich und richtig abgeleitet; alles übrige, und dieß war bei weitem das meiſte, war auch nur Menſchenwerk, eben daher eitel und nichtig, oder wenigſtens gebrechlich, im Einzelnen verkehrt, im Ganzen aber ohne feſten Grund, daher auch nicht von bleibender Dauer und Haltbarkeit. — Wenn erſt einmahl mit dem vollendeten Siege der Wahrheit die göttliche Reformation eintreten möchte; dann würde die bisherige menſchliche von ſelbſt wegfallen, aufhören, und von der Erde verſchwinden; und dieſes wäre dann zugleich die wahre chriſtliche Aufklärung, in dem überall triumphirenden Chriſtenthume, und zugleich auch die vollkommne religiöſe Wiederherſtellung der Welt und der Zeit, und ſelbſt des Staates. Vielleicht iſt dieſe Epoche nicht ſo ſehr weit entfernt von der unſrigen, als die nach jeder außerordentlichen Begebenheit wieder in den Todesſchlaf des gewöhnlichen Lebensganges zurückſinkende Trägheit des irdiſchen Menſchengeiſtes vielleicht glauben mag. Indeſſen kann dieſe höchſte religiöſe Hoffnung und inhaltsvolle hiſtoriſche Erwartung, nach dem menſchlichen Maaßſtabe, doch nicht anders als mit einer großen Beſorgniß gepaart ſein, vor dieſer alsdann in die Zeit wirklich eintretenden vollen Entwicklung der göttlichen Gerechtigkeit. Denn wie wäre eine ſolche religiöſe Wiederherſtellung denkbar, ohne daß zuvor alle politiſche Abgötterei jeder Art und Form, welchen Nahmen ſie auch führen mag, bis auf die Wurzel ausgerottet, und völlig von der Erde vertilgt würde? — Es iſt noch nie eine Zeit ſo ſtark und ſo nah, ſo ausſchließend und allgemein an die Zukunft angewieſen worden, als unſere jetzige. Deſto nothwendiger iſt es, auf das Genaueſte und Sorgfältigſte abzumeſſen und zu unterſcheiden, was der Menſch ſelbſt im langſam vorſchreitenden Stufengange der nie raſtenden Anſtrengung, in der friedlichen Schlichtung aller Streitpuncte, und innern geiſtigen Fortbildung, zu jenem großen Werke der allgemeinen religiöſen Wiederherſtellung im Staate, und in der Wiſſenſchaft ſelbſt beitragen und mitwirken, und was er nur in ſtiller Ehrfurcht von der höhern Fügung, und dem neuen ſchöpferiſchen Fiat dieſer letzten Zeit der Vollendung erwarten kann, ohne es ſelbſt irgend machen, oder auch nur veranlaſſen und hervorrufen zu können. Auf die Zukunft ſind wir angewieſen, weit mehr als auf die Vergangenheit; um aber die Aufgabe der Gegenwart recht zu faſſen in ihrer ganzen Größe, genügt es nicht, daß wir mit der Wiederherſtellung auf das achtzehnte Jahrhundert zurückgehen, welches in keiner Hinſicht ein ſehr lobenswerthes geweſen, noch auf Ludwig XIV. oder auf was immer für eine ſolche nah liegende Epoche des vermeinten Nationalglanzes. Der Urſprung des Chriſtenthums iſt hier der einzige feſte, erſte Anhaltspunct, auf den wir zurückgehen können, nicht um die vorigen Zeiten, in den Formen, die auf die unſrigen nicht mehr anwendbar ſind, wieder zurückzaubern und nachkünſteln zu wollen; ſondern nur um deutlich zu überſehen, was alles noch unvollendet geblieben, und noch nicht erreicht worden. Denn unſtreitig wird alles in den frühern Zeit-Epochen und Entwicklungsſtufen der chriſtlichen Weltgeſtaltung Verſäumte, in der vollendeten und wahren Wiederherſtellung nachgehohlt werden müſſen. Wenn die Wahrheit vollſtändig ſiegen, und das Chriſtenthum wirklich triumphiren ſoll auf der Erde und unter dem Menſchengeſchlechte, dann muß auch der Staat ein chriſtlicher ſein, und die Wiſſenſchaft gleichfalls eine chriſtliche werden. Beides aber iſt noch nie ganz allgemein und vollkommen geſchehen, obwohl viele Jahrhunderte hindurch die chriſtlich gewordene Menſchheit, nach dem einen oder nach dem andern Ziele gerungen hat, und dieſer Kampf und das innere Ringen dieſer geiſtigen Entwicklung, eben den Inhalt der neuen Geſchichte bildet. Das römiſche Weltreich, auch nachdem die wahre Religion ſchon die herrſchende geworden, war innerlich von Alters her bis auf die Wurzel viel zu ſehr verdorben, als daß dieſes noch ein wahrhaft ſo zu nennender chriſtlicher Staat hätte werden können. Weit eher geeignet dazu erſchien die geſunde und unverdorbene Naturkraft der germaniſchen Völker, nachdem dieſe in dem Chriſtenthume die höhere religiöſe Weihe hiezu empfangen hatten. Es war, wenn man ſo ſagen darf, die herrlichſte Anlage zu einer wahrhaft chriſtlichen Staats-Ordnung im Innern jedes einzelnen Volks oder Landes, und im Ganzen des allgemeinen Reichs gegeben; allein ganz entwickelt und vollendet iſt ſie nicht, nachdem der Zwieſpalt des Staates in ſich, dann des Staates mit der Kirche, und endlich in dieſer und in der Religion ſelbſt, die weitere Vollendung ſchon im erſten Anfange der glücklichſten Entwicklung unterbrochen hat. Für eine chriſtliche Wiſſenſchaft bildeten die Kirchenſchriftſteller der erſten Jahrhunderte wohl eine feſte Grundlage auf alle Zukunft hinaus; doch aber umfaßte dieſe nicht alle Zweige der Erkenntniß. Im Mittelalter wuchs jener kirchliche Anfang einer chriſtlichen Wiſſenſchaft allerdings nun im Einzelnen langſam fort, im Allgemeinen aber war der denkende Geiſt in der wiſſenſchaftlichen Speculation durch manche ſchädliche Zeit-Influenzen ſchon ſehr entartet, als im fünfzehnten Jahrhunderte ihm mit einem Mahle alle literariſchen Reichthümer der griechiſchen Vorzeit und alle neuen Welt-Entdeckungen in der Naturkunde dargebothen und zu Theil wurden. Kaum aber hatte er begonnen, dieſen großen Vorrath des alten und neuen Wiſſens zu überſchauen, um ihn chriſtlich zu geſtalten und zu ordnen, und ihn ſich und der neuen Zeit in dieſem Sinne anzueignen, als die Welt von neuem in Zwieſpalt zuſammenbrach, um auch dieſen ſchönen Anfang der chriſtlichen Philoſophie zu unterbrechen, und als Bruchſtück unvollendet für eine glücklichere ſpäte Zeit ſtehen zu laſſen. Dieſes bildet nun die zweifache Aufgabe der wahren und vollkommnen religiöſen Wiederherſtellung für unſer Zeitalter; die weitere Entwicklung des chriſtlichen Staats und der katholiſchen Staatsgrundſätze auf der einen Seite, im Gegenſatze gegen den bisher ſo ausſchließend herrſchenden revolutionären Zeitgeiſt und das antichriſtliche Staats-Princip; und die chriſtliche Philoſophie des allgemeinen religiöſen oder katholiſchen Wiſſens auf der andern Seite. So wie ich nun den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts im politiſchen Gebiethe, aber ohne alle Rückſicht auf die ſonſtige Nebenbedeutung dieſer Benennung, als bloßes Partheizeichen, ſondern in einem rein wiſſenſchaftlichen Sinne, bezeichnet habe durch den Proteſtantismus des Staats, welcher aber in einem altkatholiſchen Reiche ſeinen einen weſentlichen Stützpunct fand, und dann durch den Proteſtantismus des Wiſſens, für welchen ein andres großes, katholiſches Land der Schauplatz ſeiner vollen Entwicklung und ausgedehnteſten Wirkungen geworden iſt; wobei in ſeinem erſten Urſprunge keineswegees etwas Irreligiöſes gemeint war, ſondern etwas allerdings Religiöſes und Chriſtliches, was nur mehrentheils bloß verneinend, oder doch ausſchließend iſolirt auf Einen einzelnen Punct gerichtet iſt: ſo erlaube ich mir in ähnlicher Weiſe, den Zeit-Charakter der höheren Beſtimmung und das weſentliche Zeitbedürfniß des neunzehnten Jahrhunderts zu charakteriſiren, als auf der feſten Grundlage der Zukunft in dieſen katholiſchen Staatsgrundſätzen und auf dem unwandelbaren Fortgange und allgemeinen Streben zu dem katholiſchen Wiſſen beruhend. Ich verſtehe darunter hier bloß, ganz abgeſehen von dem Dogma, das allgemein Chriſtliche und nicht bloß negativ, ſondern poſitiv Religiöſe in der Geſinnung und in der Denkart, in einer rein wiſſenſchaftlichen Bedeutung. In der gewiſſen Vorausſetzung, daß dieſes nicht etwa in einem polemiſch ausſchließlichen Sinne mißverſtanden werden kann, will ich noch ausdrücklich hinzufügen, daß jene Grundlage der katholiſchen Staatsgrundſätze für die politiſche Zukunft von Europa, ſehr wohl auch von einer, oder mehr als einer, nicht katholiſchen Macht mitausgehen kann; und daß ich ſelbſt die feſte Hoffnung hege, daß ein zur Hälfte proteſtantiſches, nähmlich unſer eignes deutſches Vaterland, zur vollen Entwicklung der katholiſchen Wiſſenſchaft und einer wahrhaft chriſtlichen Philoſophie in allen Zweigen der menſchlichen Erkenntniß, vorzüglich und mehr als jedes andre mitwirken werde.

Die religiöſe Hoffnung einer wahrhaft ſo zu nennenden und vollen Wiederherſtellung des Zeitalters in dem chriſtlichen Staate und in der chriſtlichen Wiſſenſchaft bildet den Schluß dieſer Philoſophie der Geſchichte. Das feſte Band des innern religiöſen Zuſammenhanges zwiſchen allen europäiſchen Staaten wird um ſo ſtärker werden, um ſo entwickelter hervortreten, je mehr jeder einzelne Staat in der eignen religiöſen Wiederherſtellung in ſeinem Innern fortſchreitet, und je ſorgfältiger jeder Rückfall in die falſchen Idole einer täuſchenden Freiheit oder trügeriſchen Ruhmſucht als die Ueberbleibſel des ehemahligen Revolutions-Geiſtes vermieden, und auch jede andre Art oder neue Form von politiſcher Abgötterei weggeräumt wird; die ſich auch ſchon ihrer weſentlichen Natur nach, innerlich ſelbſt aufreibt oder gegenſeitig zerſtört, mithin nie von bleibender Dauer ſein kann. Für die chriſtliche Wiſſenſchaft bleibt die Philoſophie als der beſeelende Mittelpunct aller andern Wiſſenſchaften das höchſte Ziel und die weſentliche Hauptſache; doch darf auch die hiſtoriſche Forſchung, welche mit dem religiöſen Gebiethe ſo nah zuſammenhängt, und ſo mannichfach in dasſelbe eingreift, auf keine Weiſe ausgeſchloſſen oder von dem philoſophiſchen Streben ganz abgetrennt werden. Vielmehr iſt es gerade die zum Grunde liegende religiöſe Geſinnung und Denkart in dem vereint zuſammenwirkenden hiſtoriſchen Forſchen und philoſophiſchen Streben, was dieſe neueſte Epoche der beſſern europäiſchen Geiſtesbildung charakteriſirt, oder wie es vielleicht beſſer heißen ſollte, das erſte Stadium der Rückkehr in dieſem Stufengange der großen Wiederherſtellung bezeichnet; und wovon ich zu hoffen wage, daß ſie auch der vorherrſchende Charakter der deutſchen Wiſſenſchaft, wenigſtens in dem jetzigen neunzehnten Jahrhunderte immer mehr geworden ſei; und über dieſe, in ihrer Stellung zu dem Ganzen, nach dem eigentlichen Weſen, dem innern Bedürfniſſe und höheren Beruf dieſes letzten Zeit-Abſchnittes in der neuern Weltgeſchichte, in geiſtiger Hinſicht, habe ich hier noch einige Worte hinzuzufügen. Der politiſche Mittelpunct, oder die religiöſe Grundlage des öffentlichen Lebens, bringt faſt immer auch in dem Gange der Cultur und in den hervorragenden Geiſteswerken einer Nation, einen gleichen, oder wenigſtens ähnlichen Abdruck hervor, wie der Wiederſchein des im Spiegel zurückgeworfnen Bildes, oder wie das vorangehende Symptom der in der reellen Geſchichte erſt ſpäter nachfolgenden Kriſis. In England findet ſich das innere Gleichgewicht der, die feindſeligen Elemente zuſammenbindenden Conſtitution, auch in ihrer Philoſophie wieder; in der franzöſiſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, war das revolutionäre Streben lange vorher herrſchend, ehe es auch in der Wirklichkeit zum Ausbruche kam; und noch dauert der Kampf lebhaft fort zwiſchen den Wortführern und geiſtigen Begründern der monarchiſchen und religiöſen Wiederherſtellung und der neu erwachten liberalen Gegenwirkung. In gleicher Weiſe iſt auch der Religionsfrieden das Fundament geweſen, auf welchem die neuere deutſche Geiſtes-Cultur weſentlich beruht, überhaupt und auch beſonders in der Philoſophie, nachdem das deutſche Publikum zur Hälfte ein proteſtantiſches, zur Hälfte ein katholiſches war und noch iſt. Die ganze äſthetiſche Seite der deutſchen Literatur, in allen Arten der Kunſt und Poeſie, dieſe uns eigne künſtleriſche Begeiſterung, der Kampf der erſten Entwicklung im Anfange, die Nachbildung oder Gegenwirkung gegen die Vorbilder der Engländer oder Franzoſen, das ſo allgemein verbreitete Studium der Claſſiker, die wieder erwachte Neigung zu der eignen vaterländiſchen Sprache, alten Geſchichte, und den frühern Kunſt-Denkmahlen; ſind für dieſen allgemeinen europäiſchen Standpunct, von nicht ſo nahem Intereſſe, und bilden nur die Einleitung und Vorſchule für die deutſche Wiſſenſchaft und Philoſophie, auf die es hier zunächſt ankommt. Die hiſtoriſche Forſchung darf weder überhaupt, noch hier insbeſondre, um ſo weniger davon ausgeſchloſſen werden, weil in ihr grade das wirkſamſte Gegengewicht und Heilmittel liegt, gegen den in der deutſchen Wiſſenſchaft und ſpekulativen Richtung ſo beſonders vorherrſchenden Geiſt des Abſoluten. Die Kunſt und Poeſie bilden überhaupt dasjenige Gebieth, in welchem jede Nation am meiſten ihrer eigenthümlichen Richtung und Sinnesweiſe der Fantaſie folgt, und es iſt mehr nur für eine Ausnahme zu halten, wenn einmahl die Poeſie einer einzelnen Nation, wie z. B. in dem jetzigen Augenblicke die der Engländer, auch von den andern Nationen als eine allgemein europäiſche empfunden und angenommen wird. Die hiſtoriſchen Werke und Forſchungen, bilden am erſten ein Gemeingut der europäiſchen Geiſtes-Cultur für alle Nationen; es ließen ſich auch von den Engländern, welche in dieſem hiſtoriſchen Gebiethe immer ſo ausgezeichnet und thätig waren, aus der neueſten Zeit ſolche Arbeiten der eignen einheimiſchen Geſchichte anführen, welche recht eigentlich claſſiſche Werke der religiöſen Wiederherſtellung genannt werden können. Eigentlich ſollte es eben ſo auch mit der Wiſſenſchaft überhaupt, und beſonders mit der Philoſophie ſein, daß ſie gar nicht mehr eine engländiſche oder deutſche u. ſ. w. zu heißen brauchte, ſondern eine allgemeine europäiſche wäre. Und wenn dieß noch nicht ſo ganz der Fall iſt, wie es der Natur der Sache nach ſein könnte und ſollte; ſo liegt es bloß an der mangelhaften und individuell verwickelten Form; wie uns das Beiſpiel der franzöſiſchen Sprache davon überführen kann, da man doch weder bei dem Grafen Maiſtre den metaphyſiſchen Tiefſinn vermiſſen wird, noch einem Bonald, z. B. den dialektiſchen Scharfſinn abſprechen kann. Wenn nun gleich die abſolute Denkart und Geſinnung, die in dem jetzigen Stadium des europäiſchen Zeitgeiſtes noch als die vorherrſchende erſcheint, hier in Deutſchland im wirklichen Leben und in den öffentlichen Verhältniſſen ungleich ſeltner vorkommt, als in andern Ländern; ſo iſt dagegen der Gedanke, oder der falſche Begriff des Abſoluten recht eigentlich einheimiſch in der deutſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie, und lange Zeit hindurch das hauptſächliche Hinderniß geweſen, daß die ſonſt im Charakter der Nation ſelbſt liegende religiöſe Richtung und Geſinnung nicht ganz durchdringen konnte, oder wenigſtens gleich wieder eine verkehrte Anwendung bekam. Was die Religionsmeinungen ſelbſt betrifft, ſo hat ſich der Proteſtantismus in Deutſchland nicht wie in andern Ländern, wo er ausſchließend oder wenigſtens dem größten Theile nach vorherrſchend war, wie in England, Holland oder Nord-Amerika, wieder in mehrere verſchiedene neue und ſchroff abgeſonderte Secten getheilt; denn eine ſolche ſind eigentlich nicht einmahl die Herrenhuter geweſen. Erſt in der neueſten Zeit iſt dieſe pietiſtiſche Richtung als eine abgeſonderte gegen den Rationalismus hervorgetreten; daher iſt ſie auch hier noch viel zu wenig in beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen, als daß ſie eine Secte im eigentlichen Sinne des Worts genannt werden könnte. Sondern es war mehr ein tiefes aber unbeſtimmtes religiöſes Gefühl das überall vorwaltende, und dieſe große Mannichfaltigkeit verſchiedener Religionsbegriffe und Anſichten unter einander verſchmelzende. Allerdings hat nun dieſe bloß innerliche Gefühlsverſchmelzung, ſo wie auch die äußere vielfache Berührung und Verſchlingung der Intereſſen und der Begriffe der entgegenſtehenden beiden Religionen, und ſo mancher Privatmeinungen und individueller Anſichten, manche Extreme und ſeltſam eigenthümliche Zeit-Producte hervorgebracht; manche bloße Idioſynkraſie in einer halb katholiſchen Annäherung, oder auch in andrer ganz ſubjectiven Richtung auf der proteſtantiſchen Seite, oder die noch monſtruoſeren Miſchungen und beabſichtigten oder gewünſchten Neuerungen nach halb oder ganz proteſtantiſchen Begriffen von der katholiſchen Seite, welche während der Epoche der Aufklärung, in den Principien derſelben, und ſelbſt in den aufgeſtellten Staats-Maximen einiger Regenten einen Stützpunct, oder gar ihre erſte Veranlaſſung fanden. So ſehr man ſich aber nun im Einzelnen geneigt oder verbunden fühlen möchte, ſolchen Auswüchſen, ſobald von der practiſchen Anwendung die Rede iſt, mit ganzem Ernſte ſtreng entgegen zu treten; ſo glaube ich doch nicht, daß man daraus über das Ganze und die innere geiſtige Richtung deſſelben ein durchaus ungünſtiges End-Urtheil herleiten darf. Das eigentliche Grundübel des achtzehnten Jahrhunderts in dieſer Hinſicht, nähmlich die entſchiedene Gleichgültigkeit gegen alle religiöſen Dinge und Meinungen, der gefährliche Geiſt eines vollkommnen Indifferentismus, von deſſen Anſteckung ſelbſt manche rein katholiſche Länder nicht frei geblieben ſind, hat in Deutſchland weniger feſte Wurzel gefaßt, weniger allgemeine Ausbreitung gewonnen, wie in jedem andern Lande; das unvertilgbare tiefe religiöſe Gefühl iſt immer in dem Charakter der deutſchen Nation ſelbſt, ſo wie auch in dem philoſophiſchen Streben das vorherrſchende geblieben. An den vorübergehenden Paradoxien mancher einzelnen Erſcheinungen darf man ſich dabei nicht zu ſehr ſtoßen; ich erinnere mich dabei der Aeußerung eines alten, viel erfahrnen, fromm erleuchteten Geiſtlichen, der die deutſche Sinnesweiſe ſehr gut kannte, und der oft zu ſagen gewohnt war: „Wenn man den Deutſchen keine Religion giebt, ſo machen ſie ſich eine.“ — Selbſt in den größten wiſſenſchaftlichen Verirrungen wird ſich meiſtens die im Innerſten der Abſicht zum Grunde liegende religiöſe Richtung des ganzen Strebens leicht nachweiſen laſſen. Indeſſen erfordert die reine Entwicklung eines ſolchen tief gehenden philoſophiſchen Strebens, nach dem ihm zum Grunde liegenden unbefriedigten Bedürfniß der innern religiöſen Sehnſucht, in einer ſo religiös verwickelten, und chaotiſch gemiſchten Zuſammenſetzung und welthiſtoriſchen Lage, wie die von Deutſchland, allerdings eine geraume Zeit-Periode, um die volle Auflöſung im Innern zu finden, und auch äußerlich klar zu geſtalten. Wenn ich von den Engländern, in Beziehung auf den innern Kampf zwiſchen feindſelig ſtreitenden Elementen, den faſt jede unter den gebildeten großen Nationen des neuern Europa auf eine oder die andre Weiſe in ſich auszukämpfen und im glücklichen Gleichgewicht künſtlich zu erhalten, oder bis zur vollendeten Auflöſung ganz durchzuführen hat, geſagt habe: es ſcheine nach manchen Aeußerungen im dortigen Mittelpuncte des öffentlichen Lebens, von Solchen die auf der Höhe deſſelben ſtehen, und es wohl am beſten ganz durchſchauen können, als ſei eine geheime Furcht vor ſich ſelbſt, ein deutlich ſichtbarer Charakterzug des engliſchen National-Geiſtes; ſo möchte ich dagegen von unſrer deutſchen Nation, wo dieſer Kampf faſt am meiſten, oder wenigſtens zunächſt auf dem religiöſen und philoſophiſchen Gebiethe ſeinen Sitz hat, bemerken; als können die Deutſchen weniger leicht als andre Nationen recht mit ſich ſelbſt in's Reine und Klare kommen, und ganz aus ſich ſelbſt klug werden, wovon der Grund wohl nur in der noch unerreichten philoſophiſchen und religiöſen Beſtimmung, und in dem noch nicht aufgelöſten Widerſtreit der entgegenſtehenden Glaubens Elemente, und verſchiednen Denkformen und Richtungen des Wiſſens liegen kann. In der erſten Epoche der deutſchen Literatur hatten die Proteſtanten ſehr das Uebergewicht; ſeitdem aber hat ſich in der Wiſſenſchaft wenigſtens das Gleichgewicht ſchon vollkommen hergeſtellt. Es kommt hiebei ohnehin nur auf die innere religiöſe Geſinnung an, und kann die Trennung der äußern Confeſſion nicht zur allgemeinen Richtſchnur, und als Maaßſtab der wiſſenſchaftlichen Beurtheilung, oder Scheidung dienen; denn ſonſt würde ich, wenn ich hier in das Einzelne gehen könnte, unter den wenigen ganz liberalen, und entſchieden irreligiöſen Wortführern der deutſchen Philoſophie, oder Natur-Philoſophie, vielleicht grade, als eine doch glücklicher Weiſe ſehr ſeltne Ausnahme, einen oder den andern Schriftſteller anzuführen haben, welcher äußerlich genommen zu dem katholiſchen Deutſchlande zählt; unter den Erſten und Ausgezeichnetſten aber, welche die ächte Platoniſche Philoſophie wieder zu erneuern bemüht waren, oder in deren tiefer religiöſer Auffaſſung und Behandlung ſelbſt die Naturphiloſophie eine chriſtliche geworden iſt, ſolche, welche den Proteſtanten angehören. Das Dogma ſelbſt hat die Philoſophie nicht zu beſtimmen, noch zu erklären, und ſteht nicht in unmittelbarer Berührung damit. Das Weſentliche, worauf es ankommt, und wodurch die Philoſophie eine chriſtliche wird, iſt die innere Harmonie, oder der Einklang zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben, dann die Idee der göttlichen Offenbarung, als die Grundlage nicht bloß der Theologie, ſondern auch alles andern Wiſſens; und endlich daß auch die Natur und Naturwiſſenſchaft, in dieſem höhern göttlichen Lichte erkannt und verſtanden, und in ihm durchſichtig geworden, nun gleichſam wiſſenſchaftlich verklärt wird. Schon in dem erſten Anfange der neuern deutſchen Philoſophie, wo ſie der engländiſchen Schule noch ziemlich nahe ſteht, und meiſtens von denſelben Ausgangs-Puncten und Denk-Problemen beginnt, die ſie nur in einer tiefern Begründung und weitern Ausdehnung nimmt und durchführt, geht die letzte Abſicht doch im Grunde auch auf dieſe Harmonie zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben. Freilich verſteht ſie beides in einem noch ſehr beſchränkten Sinn von einem bloßen Vernunft-Wiſſen und Vernunft-Glauben, nach dem damahls, im ganzen Zeitalter, nicht bloß bei den Proteſtanten, ſondern auch in katholiſchen Ländern, nahmentlich auch in dem katholiſchen Deutſchland, ſehr allgemein verbreiteten Rationalismus. Zu gleicher Zeit aber ſuchten andre tiefe Denker in der Idee der Offenbarung, der Philoſophie eine andre und höhere Grundlage zu ſichern; theils nach einem bloß allgemein ſpeculativen, deßhalb aber doch nicht irreligiöſen Stand-Puncte, theils aber auch nach einem entſchieden chriſtlichen, des poſitiven Glaubens und des frommen Gefühls. Der eigenthümliche Grundfehler der deutſchen Philoſophie iſt das Abſolute, der wiſſenſchaftliche Reflex von dem allgemeinen Fehler des jetzt auch im Leben abſolut gewordnen Zeitgeiſtes, es mag derſelbe nun in der philoſophiſchen Geſtalt der abſoluten Ichheit, oder der pantheiſtiſchen Natur-Allheit, oder überhaupt als abſoluter Gedanke und abſolute Vernunft auftreten; und dieſes hat auch der deutſchen Natur-Philoſophie anfangs die falſche pantheiſtiſche Wendung gegeben; denn der eigentliche Materialismus, wie bei ſo vielen franzöſiſchen Natur-Philoſophen, konnte hier nach der vorwaltenden durchaus ideellen und geiſtigen Richtung des deutſchen Geiſtes wenig Eingang finden. Indeſſen iſt dieſer fremde Einfluß nicht von langer Dauer geweſen, gerade hier iſt die religiöſe Anſicht entſchieden durchgedrungen, und es iſt die deutſche Natur-Philoſophie in ihren erſten Repräſentanten ſchon jetzt eine chriſtliche geworden; und dieſen Fortſchritt in dem großen Werke der allgemeinen religiöſen Wiederherſtellung auch im Gebiethe der Wiſſenſchaft, betrachte ich als den höchſten Triumph derſelben, eben weil hier das Problem ſelbſt grade das ſchwerſte iſt; und nun erſt kann der unermeßlich reiche Schatz der herrlichen neuen Natur-Entdeckungen im ganzen Zuſammenhange der höheren und göttlichen Wahrheit erkannt und immer beſſer verſtanden, als ein Eigenthum der chriſtlichen Wiſſenſchaft betrachtet werden. Die abſolute Vernunft-Denkerei, die ſich ohnehin immer unter einander, und in ſich zerſtört, wird wegfallen, und auch der gemeine Rationaliſmus, der doch nur ein Ausfluß jenes höheren iſt, der mehrentheils noch in manchen niedern Regionen der deutſchen Literatur und in der öffentlichen Meinung, oder einzelnen Schulen herrſcht, wird von ſelbſt aufhören, je mehr die religiöſe Geſinnung in der deutſchen Philoſophie durchdringt, und ſich darin als ein poſitiv religiöſes, allgemein chriſtliches, mithin katholiſches Wiſſen, vollſtändig entfaltet. In der entſchiedenen Hoffnung, daß dieſes ganz gewiß geſchehen werde, habe ich dieſe erſten Verſuche der öffentlichen Entwicklung einer lange im Stillen vorbereiteten Philoſophie begonnen; wovon der erſte Verſuch das Bewußtſein, oder den innern Menſchen in der Philoſophie des Lebens zum Gegenſtande hatte; dieſe zweite aber den äußern Menſchen, in ſeiner durch alle Zeitalter fortgehenden Entwicklung der einzelnen Völker und Staaten nach dieſer hier zum Schluß gebrachten Philoſophie der Weltgeſchichte.

Daß in dem Gange derſelben eine göttlich führende Hand und Fügung zu erkennen iſt, daß nicht bloß irdiſch ſichtbare Kräfte in dieſer Entwicklung und in dem ſie hemmenden Gegenſatze mitwirkend ſind, ſondern daß der Kampf zum Theil auch unter dem göttlichen Beiſtande gegen unſichtbare Mächte gerichtet iſt; davon hoffe ich die Ueberzeugung, wenn auch nicht mathematiſch erwieſen, was hier gar nicht angemeſſen, noch anwendbar wäre, doch bleibend erweckt und lebendig begründet zu haben. Nur Ein Rückblick noch auf das Ganze in dieſer Beziehung deſſelben auf die unſichtbare Welt und höhere Region, aus welcher das Wirken in der ſichtbaren Welt hervorgeht, und in welcher alle ihre Grundlagen ihre Wurzel haben, ſo wie auch ihr leztes und höchſtes Ziel dorthin gerichtet iſt, mag hier den Schlußſtein des Ganzen bilden.

Das Chriſtenthum iſt die Geſchichte von der Befreiung des

Menſchengeſchlechts aus den feindlichen Banden des Gott verneinenden, und alle Erſchaffene ſo viel er kann, ihres führenden Geiſtes. Darum nennt ihn die Schrift den Fürſten dieſer Welt; er war es auch, oder eigentlich jener Angabe zu Folge, nur in der alten Geſchichte, wo er unter allen Völkern der Erde im vollen Glanz des kriegeriſchen Ruhmes, und in aller Fülle und Herrlichkeit des heidniſchen Lebens, den Thron ſeiner Weltherrſchaft aufgerichtet hatte. Seit dem göttlichen Wendepuncte in der Menſchengeſchichte, und dieſem Anfangsgrunde der Befreiung in der neuen Weltentwicklung kann er nicht eigentlich mehr ſo heißen, ſondern nur als Zeitgeiſt, der göttlichen Einwirkung und dem Chriſtenthume bei denen *entgegentreten*, welche nicht die Zeit und alles Zeitliche nach dem Geſetz und Gefühl des Ewigen behandeln und beurtheilen, ſondern vielmehr den Gedanken und Glauben des Ewigen, nach dem zeitlichen Vortheil oder Eindruck biegen und verändern, oder hintanſetzen und vergeſſen. In dem erſten Zeitalter der fortgehenden Entwicklung des Chriſtenthums erſchien er als verwirrender Sectengeiſt. Seine höchſte Vollendung erhielt dieſer in der neuen, dem liebevollen Chriſtenthum entgegenſtehenden Religion einer fanatiſchen Einheitslehre des falſchen Glaubens, wodurch ein ſo großer Theil der morgenländiſchen Chriſtenheit, und ganze Gegenden von Aſien für dieſe verloren gingen. Im Mittelalter offenbarte er ſich nicht ſo ſehr in den abgeſonderten Secten, als im ſcholaſtiſchen Zwieſpalt und Unfrieden zwiſchen Kirche und Staat, und im Innern des Staats wie der Kirche ſelbſt. Im Anbeginn der neuen Welt-Epoche forderte der Zeitgeiſt nichts ſo ſehr als dringendes Bedürfniß der Menſchheit wie die vollkommene Glaubensfreiheit, die aber mehr nur einen blutigen Zwieſpalt, und einen über ein Jahrhundert fortdauernden vernichtenden Kampf auf Tod und Leben zur nächſten Folge hatte. Als der Kampf beendigt, oder wenigſtens beruhigt und erloſchen war, kam eine vollkommne Gleichheit aller Religionen, wenn nur die Moral gut ſei, und eine eben ſo vollkommne Gleichgültigkeit und der Grundſatz des Indifferentismus an die Tagesordnung des Zeitgeiſtes. Dieſer ſcheinbaren Ruhe vor dem

Sturm folgte der revolutionäre Schwindel, und nachdem auch dieſer vorüber war, iſt nun der abſolut gewordne Zeitgeiſt der neueſten Epoche, d. h. die zur Parthei Leidenſchaft gewordne Vernunft, oder die zum Vernunft-Princip erhobene Leidenſchaft, als die jetzige Form und letzte Metamorphoſe des alten Zeitübels gefolgt.

Sehen wir aber auf den göttlichen Stützpunct und Anhalt der Hülfe in dieſem die Weltgeſchichte ausfüllenden Kampf des Menſchengeſchlechts gegen die eigne Schwäche, alle Hinderniſſe der Natur und der natürlichen Umgebung, und die Gegenwirkung des feindlichen Geiſtes; ſo habe ich mich zu zeigen bemüht, wie in den erſten Jahrtauſenden der älteſten Völkerkunde die göttliche Offenbarung, rein bewahrt in der Einen Urquelle auch in der heiligen Ueberlieferung der andern großen Nationen der älteſten Zeit ſich in vollen Strömen, wenn gleich durch manchen beigemiſchten Irrthum getrübt, doch immer ſelbſt in dieſer chaotiſchen Miſchung, nach ihrem einfachen göttlichen Urſprunge erkennbar, ergoſſen hat; und dieſes bildet den Inhalt und Anfang des Glaubens für eine religiöſe Anſicht der Weltgeſchichte. Und nur in einem ſolchen religiöſen Glauben und Sinn für die Spuren der göttlichen Offenbarung kann jene erſte Welt-Epoche der alten Geſchichte, richtig aufgefaßt, und wahrhaft verſtanden werden. An den göttlichen Wende-Punct der hier beginnenden Befreiung und Errettung des Menſchengeſchlechts in dieſer hiſtoriſchen Mitte der Zeiten können wir uns nun mit voller Liebe anſchließen, die um ſo feſter in ſich begründet wird, je reiner wir, was die Menſchen Anderes entgegengeſetzt oder beigemiſcht haben, von dem weſentlich Göttlichen und urſprünglich Ewigen in dieſer Offenbarung der Liebe rein auszuſcheiden wiſſen. Und nur in dem Geiſte der Liebe läßt ſich auch die Geſchichte der chriſtlichen Zeiten hiſtoriſch recht faſſen und chriſtlich richtig beurtheilen. In den letzten Jahrhunderten, wo der Zwieſpalt über die Liebe ſiegt, bleibt uns als der letzte Leitfaden in dem Labyrinth der Geſchichte, noch die hiſtoriſche Hoffnung übrig. Nur mit bewunderndem Dankgefühle, mit ſtaunender Ehrfurcht können wir in den einzelnen höheren Fügungen der weitern chriſtlichen Entwicklung und neuern Weltgeſchichte, das wundervolle Zuſammentreffen in den Begebenheiten für einen Zweck der göttlichen Liebe, oder auch den unerwarteten Ausbruch der lange verzögerten göttlichen Gerechtigkeit wahrzunehmen; wie ich ſolches an den geeigneten Stellen einigemahl wenigſtens anzudeuten verſucht habe. Den Schluß des Ganzen kann aber nebſt jenem uralten Glauben an die göttliche Offenbarung, und in der vollen Aneignung der chriſtlichen Liebe, nur jene mehrmahls ſchon ausgeſprochene, und auch für unſre Zeit, als die letzte Schwelle der herannahenden Zukunft, beſonders wiederhohlte religiöſe Hoffnung, für dieſe Philoſophie der Geſchichte bilden: daß in der vollendeten religiöſen Wiederherſtellung des Staats und auch der Wiſſenſchaft, die Sache Gottes und das Chriſtenthum vollſtändig auf Erden ſiegen und triumphiren werde.

Inhalt.

Seite

Zehnte Vorlesung. Von dem christlichen Grundbegriffe und Erklärungsworte für die Weltrechte der Geschichte. Historischer Anfang des Christenthums nach dem innern geistlichen Verhältnisse, und Verfall des römischen Reichs 5

Elfte Vorlesung. Von den alten Deutschen und von der Völkerwanderung. Von dem Uebergange in der geschichtlichen Entwicklung. Weitere Ausbreitung und innere Befestigung des Christenthums; großes Verderben der Welt, und Anfang des Mahomed . . 31

Zwölfte Vorlesung. Charakterschilderung des Mahomed und seiner Religion, so wie der arabischen Weltherrschaft. Neue Gestaltung des europäischen Abendlandes, und Wiederherstellung des christlichen Kaiserthums 61

Dreizehnte Vorlesung. Weitere Gestaltung und innere Begründung des christlichen Staats in der neuen Zeit, nach dem christlichen Begriff des deutschen Kaiserthums 86

Vierzehnte Vorlesung. Von dem Glaubenseifer des Zeitgeistes und Parteienkampfe. Ursprung der romantischen Dichtung und Kunst des Zeitalters. Charakter der scholastischen Wissenschaft und der alten Freigeisterei. Innerlicher Zustand der europäischen Menschheit . 111

Fünfzehnte Vorlesung. Allgemeine Bemerkungen über die Principien der Geschichte. Von dem verderblichen Zustande im fünfzehnten Jahrhundert. Anfang des Protestantismus, und Charakter der Reformations-Zeit 143

Seite

Sechzehnte Vorlesung. Historische Bedeutung und nähere Entwicklung und Ausbildung des Protestantismus in der Epoche der Religionskriege und nachher, und von der verschiedenen Wirkung des Ganges desselben in den verschiedenen europäischen Ländern 172

Siebenzehnte Vorlesung. Resultate des deutschen Religionsfriedens und dem Zustande in den andern Ländern von Europa. Herrschendes System des Gleichgewichts, und Prinzip der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert 201

Achtzehnte Vorlesung. Von dem herrschenden Zeitgeiste, und von der allgemeinen Weltverbesserung . 230

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gedruckt bei J. B. v. Ghelen.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Fünfzehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Philoſophiſche Vorleſungen

insbeſondere über

Philoſophie
der Sprache und des Wortes.

Geſchrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828
und in den erſten Tagen des Januars 1829.

Vorrede.

Hiemit werden die, von dem verewigten Friedrich von Schlegel im vergangenen Winter zu Dresden vor einem zahlreichen und ausgezeichneten Publikum gehaltenen philoſophiſchen Vorträge — das letzte Denkmahl ſeines Lebens und geiſtigen Wirkens — der literariſchen Welt übergeben. Manchem ſeiner unmittelbaren Zuhörer dürfte es willkommen ſein, durch Leſung des Selbſtgehörten ſich den Inhalt dieſer Vorträge, ſo wie das Bild des Mannes, welcher ſo unerwartet aus ihrer Mitte genommen wurde, um ſo beſtimmter zu vergegenwärtigen. In einem weit ausgedehnteren Kreiſe aber wird den zahlreichen Freunden und Verehrern des Verſtorbenen die Bekanntmachung dieſer Vorleſungen ohne Zweifel erwünſcht ſein; — und dieſes noch um ſo mehr, da dieſelben in manchen Stücken eine beſtimmtere Ausführung oder Verdeutlichung deſſen enthalten, was in den vor zwei Jahren über die Philoſophie des Lebens hier zu Wien gehaltenen Vorleſungen zum Theil noch unvollſtändig mitgetheilt oder weniger ſcharf bezeichnet war; — mit fortgehender Beziehung und Anwendung auf Sprache und Wert. Es tritt in dieſen reichen und wichtigen Bruchſtücken das Ganze der Idee und Anſicht Schlegels um ein Weſentliches mehr in's Licht, — welches indeſſen außer den drei jetzt vorliegenden Lehrkurſen auch noch in mehreren nachfolgenden immer vollſtändiger hätte mitgetheilt und entfaltet werden ſollen. — Zugleich dürfte aus den gegenwärtigen Vorträgen beſonders klar werden, was der Verfaſſer als Denker und Lehrer, bei dieſen zuſammenhängenden Mittheilungen zunächſt zu bewirken wünſchte und was zu geben ſeine Abſicht war; nämlich das lebendige, die Frucht vieljähriger Forſchungen in ſich faſſende, an alle Jene gerichtete Wort ſeines eigenen Geiſtes, welche Empfänglichkeit und Geneigtheit haben, auf irgend einem Punkte verwandten Beſtrebens und Suchens nach Erkenntniß, von dieſem ſeinem Worte berührt, ergriffen, gehoben, oder zum weiteren Vordringen angeregt zu werden. — Es würde alſo auf einem Mißverſtande beruhen, Anforderungen an dieſe Vorträge zu machen, welche mit jenem Zweck einer fruchtbaren Anregung, mit der Eigenſchaft, gleichſam ein lebendiges Geſpräch im höheren Sinne des Wortes zu ſein, unvereinbar wären, und welchen zu genügen der Verfaſſer, nach ſeinem Vorhaben, und nach der Art, wie er daſſelbe aufgefaßt hatte, vielmehr abſichtlich vermied. Es lag keineswegs in der Aufgabe, die er ſich geſetzt hatte, irgend einen einzelnen, abgezogenen Begriff durch nähere Ausführung und Darſtellung im Einzelnen klar zu machen, oder etwa ein ſolches feſtgeſchloſſenes Syſtem von deſinirten Begriffen und ſtehenden Wortbezeichnungen aufzuſtellen, deſſen weſentliches Verdienſt darin beſtände oder geſucht würde, daß es durch rationale, überall leicht ſichtbare Planmäßigkeit dem Leſer Bewunderung einflößte; — es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, in der einſeitigen Form bloßer Vernunft-Spekulation, Reihen von abſtracten Sätzen etwa als Vorgang und Muſter für ähnliche Uebungen aufzuſtellen, oder gar zur blinden Annahme aufzudringen. — Jene aber, welchen dieſe Vorträge, für das Ganze ihres Lebens und Bewußtſeins, nach dem eignen Ausdrucke des Verfaſſers, gleichſam „als eine Reihe von Anfragen erſcheinen mögen, auf welche ſie wenigſtens theilweiſe die ſtillſchweigend zuſtimmende Antwort in ihrem Innern geben, oder auf manche aus dem eignen Denken und Leben hervorgegangene innere Frage des Gemüths eine wo nicht völlig löſende, doch darauf eingehende und weiter hinausdeutende Antwort darin finden," — werden ſich des Gefühls einer gerechten Wehmuth nicht erwehren können, darüber, daß dieſe außerordentliche Stimme ſo plötzlich verſtummte, von welcher ſie noch ſo manche weitere Anfrage und mehr enthüllende Aufſchlüſſe zu erhalten begehrt hätten und daß Niemand zu finden ſein wird, welcher gleichſam als der Erbe des Geiſtes des Verſtorbenen, oder auch nur als vorzüglich kundiger Schüler, das noch Fehlende irgend zu erſetzen im Stande wäre.

Neben ſolchem wehmüthigen Gefühle wird kaum noch das Bedauern darüber auszuſprechen ſein, daß der Verfaſſer nicht ſelbſt mehr bei Herausgabe dieſer Vorleſungen jene leichten Verbeſſerungen in der Perioden Abtheilung oder ſonſt im Styl vornehmen können, welche ihm hie und da etwa nöthig geſchienen haben möchten. Ungern wird man jedoch nahmentlich einzelne kleine Zuſätze vermiſſen, welche derſelbe an einigen Stellen dürfte gemacht haben, wie denn eine, die Abſicht noch etwas zuzuſetzen oder verändert auszudrücken, andeutende Bezeichnung des Verfaſſers, ſich im Manuſcripte an den wenigen Stellen gefunden hat, welche beim Abdruck mit einem (†) angegeben ſind. — Es hat ſich übrigens von dem Verewigten nichts anderes vorgefunden, was auf den Plan und Gang des Ganzen Beziehung hätte oder insbeſondere auf den Inhalt der fehlenden letzten Vorleſungen näher hinweiſen könnte, als nur wenige kurze Andeutungen und Skizzen, welche man am Ende des Ganzen mittheilen zu ſollen achtet, theils weil ſie einige nicht unwichtige Winke in der beſagten Beziehung enthalten, theils aber als Beweis der Art, wie der Verfaſſer zu arbeiten pflegte, da er nähmlich nach ſolcher vorgängigen Skizzirung, oft auch ohne dieſelbe, das ganze reiche, in Gedanken lange vorbereitete Geiſteswerk, jedesmahl erſt unmittelbar vor dem mündlichen Vortrage desſelben verfaßte und niederſchrieb.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſte Vorleſung.

Unter der Benennung Philoſophie — und dieß iſt der geſchichtliche Urſprung und urſprüngliche ſchöne Sinn dieſes Begriffs, ſo wie er von den Griechen edel genommen, und vielfältig ſinnreich entwickelt ward, und wie wir ihn auch aus dieſer Quelle überliefert erhalten haben, — Unter der Philoſophie verſtehe ich demnach, dieſem erſten Wortſinne gemäß, bloß die dem Menſchen angeborne und natürliche Wißbegier, inſofern es eine allgemeine iſt, die nicht gleich von Anfang auf einen beſondern Zweck oder Gegenſtand beſchränkt iſt; die natürliche Wißbegier alſo, wie ſie durch das Räthſel des Daſeins, der äußern Welt, oder auch des eignen Ich und Bewußtſeins angeregt, ſich ſelbſt innerlich klar werden möchte, und in dieſer innern Klarheit, wenn ſie dahin gelangen kann, die eigentliche Bedeutung, oder wenn man es ſo nennen darf, das erklärende Wort des Lebens, des eignen innern, wie des äußern allgemeinen zu finden; und keinem Zweifel unterliegt es wohl, daß in dieſem wieder belebenden, und ſelbſt lebendigen Worte des Lebens, ſo wie wir es gefunden und uns zu eigen gemacht haben, zugleich auch eine erhöhte Kraft des fernern Lebens, des innern wie des äußern, für die wirkliche Anwendung uns zu Theil werden dürfte. Ein inneres Licht der geiſtigen Klarheit, oder des ſich ſelbſt klar gewordnen Geiſtes alſo, iſt dieſes Suchen und Finden der Wahrheit und der Wiſſenſchaft, in welchem wir das Wort oder den Sinn des Lebens, als eines Ganzen entdecken und erblicken, und durch welches alle Kräfte, Eigenſchaften und Vermögen der Seele nun auch wieder für das Leben neu geſtärkt, innerlich erhöht und fruchtbar verdoppelt werden. Will man dieſes erſte und höchſte Wiſſen, oder Streben nach der innern Gewißheit und göttlichen Wahrheit nun auch eine eigentliche Wiſſenſchaft nennen, ſo iſt es doch nicht ganz in demſelben Sinne, und kann es noch weniger ganz in derſelben und gleichen Form ſein, wie die andern auf einen beſondern Zweck gerichteten, auf einen beſtimmten Gegenſtand beſchränkten Wiſſenſchaften. Frei wie das Leben und wie der frei erſchaffne Geiſt ſelbſt, immer neu und wunderbar biegſam und mannichfaltig, und unberechenbar verſchiedenartig in der innern Structur und äußern Geſtaltung ſind die Wege des denkenden und wiſſenden Geiſtes, oder die dieſem philoſophiſchen Denken und Wiſſen eigenthümliche Form. Ein nahe liegendes und ſehr einleuchtendes Beiſpiel wird dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit und Freiheit oder Mannichfaltigkeit in den verſchiedenen Wegen, in der Art und Darſtellungsweiſe der Philoſophie noch deutlicher, und ganz anſchaulich vor Augen ſtellen, oder in Erinnerung bringen können. Die Werke und ſchriftlichen Geſpräche des größten Meiſters in der philoſophiſchen Darſtellung und Nachbildung eines ſolchen denkenden Geſprächs der Wiſſenſchaft und des lebendig wechſelnden Gedankenſpiels in ſeinem ernſt forſchenden Streben, des Plato, ſind vielleicht nicht minder verſchiedenartig in ihrem Gange, wunderbar mannichfaltig und genialiſch reich und eigenthümlich in der innern Anlage des Ganzen und äußern Entwicklung oder Ausbildung aller einzelnen Glieder und Beſtandtheile, als die poetiſchen Hervorbringungen des größten und wunderbarſten aller dramatiſchen Dichter: und diejenigen, welche mit der Kunſt und dem Geiſte des Einen wie des Andern, des Dichters wie des Denkers am meiſten vertraut ſind, werden mir darin am wenigſten entgegen ſein, und dieſe Zuſammenſtellung leicht begreiflich und ganz natürlich finden. Auf das Beiſpiel des Plato aber, kann und darf man ſich hierin um ſo eher berufen, da er nicht bloß in der Schönheit der Darſtellung, in der Fülle und lieblichen Anmuth des geiſtig lebendigen Ausdrucks unnachahmlich und einzig geblieben iſt; ſondern da, wie wir es wohl aus dem reichen Nachlaß ſeiner ſo mannichfach verſchiedenen Werke ſehen, dieſem erhabenen Geiſte auch jeder ſchon verſuchte, oder irgend noch mögliche und denkbare Weg und Abweg des dialectiſchen Scharfſinns vollkommen bekannt, und keine noch ſo tiefe oder hohe Region des wahren Wiſſens und ſpeculativen Denkens fremd geblieben iſt. Aus manchem einzelnen ſeiner vollendetſten Meiſterwerke ließe ſich daher durch eine genaue und erſchöpfende Charakteriſtik der darin verborgen liegenden Kunſt, ſelbſt für die wahre und fruchtbare Methode des lebendigen Wiſſens und erfindenden Denkens, vielleicht mehr lernen und mehr herleiten, als aus vielen oder den meiſten unſerer Compendien aller unbedingten Begriffe und metaphyſiſchen Erdichtungen, oder den jetzigen üblichen Syſtemen der unbedingten logiſchen Verneinung. Es iſt eigentlich aber unnöthig, für dieſe Anſicht und Behauptung, von einer wahrhaft, und auch in der Form lebendigen Philoſophie des Lebens, ſich auf ein einzelnes, wenn auch noch ſo glänzendes Beiſpiel, wie das der Sokratiſchen Schule und des größten Denkers, der aus dieſer Schule hervorgegangen iſt, des Plato, zu berufen; da im Grunde die geſammte Geſchichte der Philoſophie von Anfang bis zu Ende, zur Beſtätigung und zum Beweiſe dafür dienen kann, und uns auf die mannichfachſte Weiſe belehrt und überführt, daß in dieſem höhern Streben nach Wahrheit, ſehr verſchiedenartige, und ſelbſt ſcheinbar entgegengeſetzte Wege und Richtungen, dennoch zum Ziele, zu dem Einen, gemeinſamen Ziele führen können, und wirklich führen; und daß wie mannichfach auch die Wege dahin ſein mögen, das Ziel des Wiſſens, oder das Kleinod der geſuchten Wahrheit ſelbſt, durchaus nicht an eine unabänderlich feſte und ausſchließend geltende Regel einer beſtimmten Form oder Weiſe und alleinſeligmachende Methode des Denkens, für immer und in allen Fällen gebunden iſt, wie an eine Zauberformel, an der alles lage, und von der alles Heil und Gelingen hergeleitet werden mußte. Die Geſchichte der Philoſophie, ſagte ich, — und was iſt dieſe in ihrem vollen Umfange, im rechten Sinne und Geiſte, und in ihrer tiefen Bedeutung genommen, anders, als die innere Kehrſeite, die geiſtige Hälfte der ganzen Menſchheit in ihrer Entwicklungs-Geſchichte, nach dem beſondern und merkwürdigen Gange, welche hier der Menſch in ſeiner edelſten Anlage und Kraft oder Eigenſchaft, in dem Streben nach Wahrheit nähmlich, und nach Erkenntniß der Wahrheit, durch alle Zeiten hindurch bis jetzt genommen hat? Und wohl dürfte hier in dieſem Stufengange, beſonders an manchen charakteriſtiſch ausgezeichneten Stellen oder Uebergangs-Puncten und entſcheidenden Momenten des Kampfs in der allgemeinen Gährung, oder auch einer ganz neuen Wendung, und innern geiſtigen Entwicklung, und in dem Geſetz dieſer Entwicklung, eine viel höhere unſichtbare Führung und durchaus andre Weltordnung wahrzunehmen ſein, und ſich dem tiefer eindringenden Auge kund geben, als die ſich in der kleinen Regel unſerer gewöhnlichen Schulmethode feſtſtellen und erfaſſen, oder allein darnach abmeſſen und beurtheilen ließe.

Es iſt dieſes keineswegs ſo gemeint, und durchaus nicht meine Abſicht, die gewöhnliche Schulform in dem akademiſchen Vortrage der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, wo ſie nach einer ſtrengeren Methode gründlich durchgeführt wird, irgend herabſetzen, oder zur Seite ſchieben zu wollen; da dieſelbe vielmehr am rechten Orte und an der ihr gebührenden Stelle, für ihren beſonderen Zweck als nothwendig anerkannt werden muß, und nicht ohne Nachtheil vernachläſſigt werden könnte. Dieß iſt z. B. da der Fall, wo in der dem rechten Studium der Wiſſenſchaften vorzüglich und ausſchließend gewidmeten Epoche des Lebens, wo dann die Philoſophie natürlich mit den andern Wiſſenſchaften zugleich in den Kreis des akademiſchen Unterrichts eintritt, und auch im ſyſtematiſchen Lehrvortrage eine der jener andern Wiſſenſchaften mehr oder minder ähnliche Form annimmt. Es liegt ſchon in dem ſo eben aufgeſtellten, und in der Kürze beruhrten, wenn auch noch nicht vollſtändig entwickelten Begriff von der dem philoſophiſchen Denken und Wiſſen, ſeiner Natur nach eigenthümlichen, geiſtig freien, biegſam beweglichen, mannichfach verſchiedenen und wechſelnden Form, daß die Philoſophie, da wo die Umſtände es mit ſich bringen, und das äußere Verhältniß die Veranlaſſung, oder eine Gelegenheit dazu giebt, auch die gebundnere und weniger freie Form der andern Wiſſenſchaften annehmen und ſich aneignen, oder wie ich es faſt lieber ausdrücken möchte, ſich dazu herablaſſen kann und darf. Dieß iſt aber nur eine ſpecielle Anwendung, ein Nebenzweck oder Seitenweg, eine Abweichung und Ausnahme von der Regel, nicht dieſe ſelbſt; wenn wir unter dieſer nähmlich eine Regel der Natur verſtehen, oder das was das Urſprüngliche und Weſentliche, und eben darum auch das Einfache und Höhere iſt. Dieſes aber liegt für die Philoſophie, welche eine Wiſſenſchaft des Lebens, und nicht bloß der Schule iſt, und ſein ſoll, darin, daß im Ganzen genommen, und wo nicht von jener ſpeciellen Anwendung für den beſonderen Nebenzweck die Rede iſt, auch ihre Form eine freie und lebendige ſein muß; und eben darum kann ſie auch unter den übrigen Wiſſenſchaften, wo ſie einmahl mit dieſen zuſammen geordnet ſein ſoll, auf die erſte Stelle, und auf den Vorrang vor dieſen Anſpruch machen, weil ſie eben von andrer Art und Beſchaffenheit, und auch von ganz andrer Abkunft iſt, als die übrigen. Weit entfernt alſo, daß die Philoſophie, z. B. der Mathematik als Dienerin folgen, und nur bemüht ſein ſollte, ſie in der äußern Form des Wiſſens ängſtlich nachzuahmen, wie man oft dieſen Fehlgriff gethan, und was doch unmöglich war, immer wieder von neuem verſucht hat; ſo dürfte vielmehr nach der wahren Anſicht einer lebendigen Philoſophie, das ohne den höheren Geiſt leicht ertödtende, und dann auch ſelbſt todte mathematiſche Wiſſen erſt durch jene tiefere Auffaſſung nach ſeiner innern Bedeutung wirklich verſtanden, und zu einem wahren Verſtehen erhöht und verklärt werden. Die rechte Methode, die wirklich ſo zu heißen verdient, nähmlich die Methode der Wahrheit, beruht auf dem ganz einfachen Gange des Denkens und der lebendigen Gedanken-Entwicklung, wo eins aus dem andern von ſelbſt hervorgeht, und ſich von innen heraus entfaltet, alles Fremdartige und Störende aber ſtreng ausgeſchieden bleibt; nicht aber in den Paragraphen und numerirten Sätzen, und in dem äußern Prunk ihrer ſcheinbar ſtrengen Verkettung, wo bei genauerer Prüfung doch ſo oft das einzelne Glied in der ganzen Gedankenkette, todt und nichts ſagend befunden wird, oder wenigſtens ſchwach und gebrechlich, oder auch fehlerhaft an einer falſchen Stelle eingeſchoben, wo es eigentlich nicht hingehört, und nur ſcheinbar die Lücke ausfüllt. Eben ſo iſt es auch mit dem, was man Syſtem, oder ſyſtematiſch nennt, obwohl man dieſen Begriff in einem zwiefachen Sinne zu nehmen und zu gebrauchen pflegt; erſt in einem guten und lobenden, dann auch in einem tadelnd anklagenden und verwerfenden Sinne. In der letzten Abſicht und Meinung ſagt man, daß etwas bloß ein Syſtem, oder dieſem, oder jenem Syſtem gemäß ſei; indem man in der Beurtheilung eines Werkes oder ſonſt irgend eines Ganzen von wiſſenſchaftlichen Gedanken, darunter verſteht, nicht ſo wohl, daß es ganz ohne Grund, rein willkührlich ſelbſt erdacht und bloß erſonnen ſei, in welchem Falle kaum der Mühe werth ſein würde, weiter darüber zu reden; als vielmehr, daß es vielleicht einiges Wahre und manches Gute enthalten möge, daß aber, eben des Syſtems wegen zu viel hinein gelegt oder herausgefolgert, daß ihm alles gewaltſam angepaßt, und es weit über die Gränzen der Wahrheit hin ausgedehnt und überall angewendet ſei; mit einem Worte, daß der ſyſtematiſche Zuſammenhang nur ein äußerlich ſcheinbarer, oder täuſchend erkünſtelter ſei. Sehr oft iſt es auch wirklich ſo, und in vielen Fällen eben dieſes der gewöhnliche Gang der neuen wiſſenſchaftlichen Ideen oder Entdeckungen, beſonders in denen Wiſſenſchaften, welche mit dem phyſiſchen Leben und ſeiner Erhaltung in der nächſten Berührung ſtehen, mithin auch den wechſelnden Lieblings-Meinungen der Zeit am meiſten unterworfen ſind. Den Anfang macht ein allerdings glücklicher und genialiſcher Gedanke, eine erfinderiſche Idee und ganz neue Seite oder Wahrnehmung des Gegenſtandes; dann wird dieſer glückliche Gedanke des erſten Erfinders entweder von ſeinen Schülern und Nachahmern, oder auch wohl manchmahl gleich von ihm ſelbſt, in ein Syſtem gebracht, oder zu einem Syſtem aus einander geſchlagen; dieſes wird mit Leidenſchaft ergriffen, weiter ausgebreitet und fortgeführt; nun wird alſo eine Parthei oder eine Secte daraus, bis es endlich dann zur Mode herabſinkt, emporgetragen von dem Strudel des Augenblicks, oder wieder hinab gezogen und verſchlungen vom Strome der Zeit. Wenn die Sache erſt auf dieſen Punct gekommen, oder dieſes Stadium in der gewöhnlichen Krankheitsgeſchichte der menſchlichen Gedanken und Meinungen einmahl erreicht iſt, dann iſt jene erſte glückliche Idee und eigentliche Erfindung oder erfinderiſche Anſicht ſchon ſo gut als todt, oder wenigſtens als lebendig begraben zu betrachten, und iſt von dem urſprünglichen Geiſte, und der erſten genialiſchen Lebensregung, die von Anfang darin war, meiſtentheils nichts mehr zu erkennen. In einem guten und dem rechten Sinne aber könnte man ein Werk des Wiſſens oder ein Gedanken-Ganzes doch nur ein Syſtem, oder ſyſtematiſch nennen und als ſolches rühmen, wegen des innern Zuſammenhanges, und der durchgehenden ſich ſelbſt überall gleich bleibenden lebendigen Einheit. Wenn dieſer Zuſammenhang im Denken aber ein geiſtig innrer, und natürlich lebendiger iſt, ſo wird er ſich in der einfachſten Form und durchſichtigen Klarheit des Ausdrucks leichter zu erkennen geben und mittheilen laſſen; ohne daß es dazu des äußern ſyſtematiſchen Prunks einer weitläufig demonſtrirenden Beweisführung und ſcheinbar ſtrengen Paragraphen-Verkettung bedürfte, wo der erzwungene Zuſammenhang und die geharniſchte Schlachtordnung aller einzelnen Sätze und Gedanken den Mangel des innern Lebens und der innern Einheit oft nur ſchlecht verdecken kann. So iſt damit in der menſchlichen Gedanken-Wiſſenſchaft und Philoſophie gerade wie im äußern Leben und in der wirklichen Erfahrung. Nichts wird im geſellſchaftlichen Umgang und Verkehr, und ſelbſt im bürgerlichen Verhältniß höher geachtet als die innere Conſequenz einer großen Wirkſamkeit und eines feſten Charakters; — eigentlich aber iſt dieſes Beiſpiel nicht ſowohl ein Gleichniß als die Sache ſelbſt, oder derſelbe Gegenſtand, nur von einer andern Seite genommen, oder in einer andern Beziehung betrachtet. So wie nun dieſe hohe und ſeltne Eigenſchaft einer wahrhaft conſequenten Geſinnung, nicht auf der Menge vieler, zur Zeit und zur Unzeit ausgeſprochenen Sentenzen, oder den überall zur Schau getragenen ſittlichen Maximen beruht, ſondern ſich oft vielmehr ſchweigend, oder doch in ganz einfachen und klaren Worten, und eben ſo einfachen Thaten leicht und von ſelbſt zu erkennen giebt, denjenigen, welche ſie zu erkennen vermögen, und ſelbſt eine Geſinnung haben; eben ſo iſt es auch mit der Conſequenz des Denkens und der Denkart in der Philoſophie, daß dieſe innere und lebendige Einheit in einem ſolchen ganzen Gedanken-Syſteme, und der ſyſtematiſche Zuſammenhang nach der beſeelenden Idee des Ganzen auch in der freien Form des einfachern Ausdrucks wie im freundſchaftlichen Geſpräche, ſich klar und deutlich genug zu erkennen giebt, und nicht ausſchließend an irgend eine vorgeſchriebene oder übliche Schulform, oder künſtliche Methode gebunden iſt.

Nur über den akademiſchen Unterricht, und über die Stelle welche die Philoſophie darin einnimmt, einnehmen kann, oder einnehmen ſollte, finde ich noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Wenn ich nach dem urtheilen darf, was ich an mir ſelbſt erfahren, oder an andern in den verſchiedenen Epochen beobachtet habe, wo ich zuerſt als Jüngling und ſelbſt akademiſcher Mitbürger in den Studien-Jahren, dann als Gaſtfreund, und an aller Wiſſenſchaft theilnehmender Fremder, auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten lebte, vorübergehend auch wohl in eignen Lehrvorträgen mich verſuchte; ſo iſt doch immer noch ein gewiſſer Zwieſpalt bemerklich, und auffallend genug zwiſchen der Philoſophie und der eigentlichen Facultäts-Wiſſenſchaft für den künftigen Lebensberuf. Weniger iſt dieß wohl der Fall im mediciniſchen Fache, welches ſelbſt auf die Naturwiſſenſchaft angewieſen und begründet, mit der Philoſophie in einer nähern Berührung ſteht, obwohl es auch in dieſem Naturgebiethe ſich noch oft kund giebt, wie das allgemeine Intereſſe der Wiſſenſchaft überhaupt ganz andre Wege geht und ſucht, als die für die Erwerbung und Einſammlung der gediegenſten ſpeciellen Kenntniſſe, die vorzüglich gebahnten und am meiſten zu empfehlenden ſind. Noch weit mehr und am meiſten trifft dieſes aber die zahlreiche Claſſe der dem Civil Leben und künftigen Staatsdienſte ſich widmenden jungen Männer. So ganz nur ſeitwärts mitnehmen, ſo bloß als Nebenſache, und halb und halb überflüſſiger Luxus-Artikel beim Studieren läßt ſich die Philoſophie nun einmahl nicht; ſie will mit ganzem Ernſt und mit voller Liebe aufgefaßt und ergriffen ſein; und eben in dieſem denkenden Ernſt und in dieſer höhern Liebe und Begeiſterung liegt der wahre Anfang derſelben. Daher kann man dann leicht wahrnehmen und oft bemerken, wie einige der ſtudierenden jungen Männer mehr an dieſen allgemeinen Fragen des Menſchen-Geiſtes, von dieſen höchſten Nachforſchungen des Daſeins überhaupt angezogen, und oft wie von einer magiſchen Kraft darin feſtgehalten werden, ſo daß ſie die eigne früher ſelbſt gewählte Berufswiſſenſchaft darüber völlig vergeſſen, oder wenigſtens etwas verſäumen, und mehr als billig hintanſetzen; während andre, mehr practiſch geſinnte, ſich feſt und ſtreng ganz an ihre ſpecielle Wiſſenſchaft halten, und abſichtlich darin beſchränken, jene metaphyſiſchen Zauberformeln und verführeriſchen Syſtemen-Gewebe aber, wie eine gefährliche Lockung ſtreng von ſich weiſen, und es nicht achten, wenn jene andre, der Facultät untreu Gewordne und dialectiſch Bezauberte deßhalb auf ſie, als des Höhern und Höchſten unfähige Köpfe, herabſehen. Sollte ich eine Meinung darüber aufſtellen, wie dieſer Zwieſpalt über die Philoſophie oder mit derſelben in unſrer deutſchen Studien Einrichtung etwa aufgelöſt, oder ausgeglichen werden könnte, und wäre es hier der Ort dazu, dieß weiter auseinander zu ſetzen, ſo würde mein Wunſch oder Rath vielleicht noch am erſten dahin gehen, daß das Studium und der Vortrag der Philoſophie für die Akademiker auf irgend eine Weiſe ganz getrennt werden möchte von dem der Facultät, oder beſondern Wiſſenſchaft des künftigen Berufes, und am beſten könnte ſie dann wohl ſpäter, und erſt nach den vollendeten andern Studien, am Schluß der ganzen akademiſchen Laufbahn, dieſer die Krone aufſetzen, und als die letzte Stufe den Uebergang zum wirklichen Leben bilden. Zum müßigen Nachſinnen iſt ohnehin keine Zeit während der eigentlichen akademiſchen Jahre; eine für die Meiſten nie wiederkehrende Vorbereitungs-Epoche, die ganz practiſch, zum vollſtändigſten Einſammeln der ſpeciellen Kenntniſſe gewidmet bleiben muß. Weit eher findet ſich noch für den reifen Mann, nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Berufs-Studien, auch in dem thätigſten Leben, eine erübrigte Stunde und ſchickliche Gelegenheit, oder natürliche Veranlaſſung zu dieſem müßigen Nachſinnen, womit die Philoſophie gewöhnlich anfängt, welches in der Folge aber doch kein müßiges bleibt; oder zu dieſer ſcheinbar überflüſſigen Nachfrage, welche doch das betrifft, was dem Menſchen nothwendiger und weſentlicher iſt, als alles andre.

So viel — wenn es nicht vielleicht ſchon zu viel geweſen ſein ſollte — glaubte ich im voraus über die Form ſagen zu müſſen, nicht ſowohl um diejenige, welche ich hier in dieſem Kreiſe allein wählen und befolgen kann, zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen, als um die Unabhängigkeit, den freien Standpunct, den hohen Adel der Philoſophie auch von dieſer Seite zu retten und ſicher zu ſtellen. Wenn nun die Philoſophie nichts anderes iſt, als die ſelbſt lebendige Wiſſenſchaft des Lebens — und die ſkeptiſche Frage, ob ein ſolches Wiſſen wohl überhaupt möglich, oder für uns unerreichbar ſei, würde hieran nichts ändern; denn wenn nur der Zweifel über das Leben oder am Leben, auch aus dem Leben hervorgegangen, und alſo ſelbſt ein lebendiger iſt, ſo wird es daſſelbe ſein, und eben ſo gut von dieſem Zweifel, als von jenem Wiſſen gelten; — iſt es, ſage ich, nur der höhere Gedanke des innern Lebens, der ſeiner ſelbſt gewiß werden möchte, was hier geſucht wird: wie ſollte man wohl die eine Hälfte der Menſchheit, oder der Geſellſchaft und des geſitteten Lebens davon ausſchließen können oder wollen? Wie für die Kunſt iſt alſo auch für die Philoſophie das ganze gebildete Publikum die eigenthümliche Sphäre und der natürliche Kreis, in welchem ſie ſich zu bewegen und an den ſie ſich zu wenden hat. Der ſcheinbare Grund für jene Ausſchließung könnte nur in der gewöhnlichen Schulform geſucht oder gefunden werden, die aber, wie ich mich eben zu zeigen bemühte, nicht durchaus weſentlich, ſondern mehr nur zufällig, nicht an ſich nothwendig, ja auch nicht einmahl überall anwendbar iſt. Wenn nun der Gegenſtand der Philoſophie das Ganze des innern Lebens iſt — um den löſenden Gedanken der Antwort auf dieſe immer wiederkehrende Frage des ſinnenden Bewußtſeins zu finden, das Räthſel des Daſeins zu entziffern, oder wie man es ſonſt ausdrücken und bezeichnen will: — ſo iſt ſie denn auch etwas Anderes und etwas Höheres, als bloß eine unter den übrigen akademiſchen Vorbereitungswiſſenſchaften für dieſen oder jenen beſondern Zweck oder beſchränkten Gegenſtand und Beruf. Die Philoſophie des Lebens iſt nicht an dieſe oder jene Form gebunden, ſondern ſie kann ſie alle annehmen, wie es grade ſich fügt, oder gut und angemeſſen iſt, und ſetzt überhaupt gar nichts voraus als das Leben, ein inneres nähmlich. Nur da, wo in dem jugendlichen oder faſt noch kindlichen Gemüth, ganz an der Schwelle der Erwartung ſtehend, ſich dieſes innre Lebensgefühl oder Bewußtſein noch nicht einmahl bis zu einer ſehnſüchtig ahnungsvollen oder ſchmerzlich tiefen Frage geſtaltet hat, oder wo es ſich nicht wenigſtens zu dem erſten Gedanken-Ausruf des Erſtaunens erhoben hat, da iſt es noch zu früh für die Anregung der Philoſophie für dieſes innere Suchen und Finden des eignen Daſeins und Bewußtſeins, dieſe ſich ſelbſt ſuchende Unterſuchung, dieſe einer unbekannten Liebe entgegenſtrebende Vermuthung. Eine völlig unentwickelte, ganz unerfahrne Jugend, obwohl die wahre Gränze hier ſchwer ſo genau zu ziehen iſt, dürfte alſo eher mit Grund als ausgeſchloſſen von dieſem natürlichen Umkreiſe der philoſophiſchen Mittheilung erſcheinen. Ueberflüßig würde es auch ſein zu wiederhohlen, was von den weiſen Männern des Alterthums ſo oft iſt erinnert worden, daß da, wo das Leben ganz und durchaus in die äußern Geſchäfte, Vergnügungen oder gewinnſüchtigen Beſtrebungen zerſtreut und verloren iſt, ſo daß eigentlich gar nichts Inneres, kein ſolches Gefühl oder Geſinnung, ja auch nicht einmahl ein wirklich innerlicher Gedanke übrig bleibt und Raum findet, auch die Philoſophie kein Gehör für ihre Worte des innern Lebens finden kann, und kein verwandtes Echo für ihre höher ſtrebenden Gedanken und das tiefe Gefühl, von dem ſie ausgeht, hoffen darf. Sie ſetzt nichts voraus, ſagte ich, als das Leben, ein inneres Leben nähmlich; je vollſtändiger, vielſeitiger, mannichfacher aber in dem gegebnen Umkreiſe, dieſes von ihr vorausgeſetzte Leben und Gefühl des Lebens beiſammen und vereinigt iſt, und erſcheint; je leichter wird ihr das werden, je eher wird ihr das gelingen können, worin eigentlich allein ihr Geſchäft und ihre Aufgabe beſteht, die keine andre iſt, als nur ſich ſelbſt und Andern, dieſes höhere Leben, was ſie als ein gegebenes vorausſetzt, innerlich klar zu machen. Wie ſehr würde nun aber dieſe erſte Vorausſetzung und natürliche Grundlage der Lebens-Philoſophie beengt und einſeitig beſchränkt werden, wenn das vorzugsweiſe zart und tief fühlende Geſchlecht von dieſem Umkreiſe ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte? — Nach einem freier umfaſſenden und größern Geſichts-Punct und der wahren Beſchaffenheit gemäß ſind ſelbſt die jugendliche Begeiſterung der Schönheitsgefühle, die erſte und die höchſte Liebe, nicht bloß der Kunſt allein anheim gegeben; ſondern weil auch ſie Elemente, und gewiß ſehr bedeutende Elemente des Lebens ſind, können ſie auch nicht von dem Umkreiſe der Philoſophie ausgeſchloſſen ſein, ſondern bilden vielmehr einen nicht unweſentlichen Beſtandtheil ihrer ganzen Aufgabe. Wollte man hiegegen einwenden, daß dieſe ſchönſten und höchſten Gaben der liebevoll austheilenden Natur, nur allzu vergänglich ſind, daß ſie vor jeder rauhen Berührung der äußern Luft oder beſchränkenden Umgebung verſchwinden und entfliehen, und dem äußern Anſcheine nach kaum Stand halten, oder feſtgehalten werden können für den Ernſt der philoſophiſchen Betrachtung; daß oft ein unglückliches Verhängniß und der erſte Sturmwind des Schickſals ſie zerſtört und niederwirft, und den jugendlichen Baum des Lebens ſchon entblättert, bevor er vollkommen aufgeblüht iſt; ſo iſt dieſes zwar vollkommen wahr, aber ſehr oft liegt das zerſtörende Princip auch nicht in dem äußern Geſchick und Verhältniß, ſondern in der innern Heftigkeit und Leidenſchaft, im Eigenwillen, oder ſonſt einer Verdunklung und fehlerhaften Richtung des Charakters, wodurch das höchſte Seelengefühl in ein disharmoniſches und krankhaftes verwandelt wird. Wäre es alſo nicht glücklich, und allerdings rathſam, wenn man dieſe zarte und leicht verletzbare Blüthe des jugendlichen Gefühls mit der innern Klarheit und Beſonnenheit gleich von Anfang in Berührung und Verbindung ſetzen, und ihr eben dadurch mehr innere Feſtigkeit und Dauer geben möchte, um ſo die vergängliche Schönheitsblume des jugendlichen Daſeins, in die bleibende Frucht des reinen Wohlwollens, einer liebevollen Thätigkeit und innern Harmonie und Reife umzuwandeln? — Einen andern, natürlich leichtern, menſchlich einfachern Weg zu dieſem Ziele giebt es wohl nicht; nur durch die innere Klarheit und helle Geſinnung oder lichte Beſonnenheit, können wir zu dem harmoniſch ausgleichenden, jeden Zweifel löſenden, jeden Zwieſpalt verſöhnenden Wort unſers innern Daſeins durchdringen, dann auch darin die das höhere Leben zuſammenhaltende, vor jedem zerſtörenden Einfluß ſchirmende Kraft gewinnen. Das aber eben iſt die Philoſophie des Lebens, und darin beſteht das Weſen derſelben. Um nun gleich den Mittelpunct dieſer ganzen Frage, oder des vorliegenden Gegenſtandes, vor uns zu ſtellen, und im voraus wenigſtens zu berühren, was mit jedem nachfolgenden Schritt auf dieſem natürlichen Gedankenwege des Lebens und der Wiſſenſchaft des Lebens ſich vollſtändiger entfalten muß; ſo iſt ja die Seele überhaupt nichts anderes als das Vermögen der Liebe im Menſchen. Eben darum iſt auch die liebende Seele, wenn ich die Worte eines großen Lehrers hier ſo anwenden darf, der klare Spiegel, in welchem wir die göttlichen Geheimniſſe der ewigen Liebe im Bilde oder Sinnbilde, als eben ſo viele Räthſel erblicken, die uns zugleich aber als leuchtende und führende Geſtirne in dieſem dunkeln irdiſchen Daſein dienen. Und auch die immer grünende Pflanze oder verborgne Blume der Natur, erblicken wir, wie den dunkeln Grund der Tiefe durch das klare Waſſer im ſtillen See, am deutlichſten in dieſem hellen Seelenſpiegel, wo ſie uns nicht ſo fremd entgegen tritt, ſondern das verwandte Gefühl ſchon bekannter und näher befreundet anſpricht.

In dieſen wenigen Zügen und flüchtigen Andeutungen, wo ich ſo vieles, erſt in der Folge nach ſeinem vollen Inhalte zu Entwickelnde nur ganz kurz berühren konnte, liegt jedoch ſchon der hinreichend vollſtändige Grund, warum ich in der hier erörterten Frage von dieſer jetzt meiſtens gewöhnlichen Ausſchließung der einen Hälfte der Menſchheit, immer noch ganz derſelben Ueberzeugung bin, wie ich es vor mehr als dreißig Jahren, in der erſten Anfangszeit meines literariſchen Strebens war. Und wenn ich in dieſer Meinung oder Geſinnung auch in unſerm Zeitalter, oder demſelben gegenüber, ganz allein ſtehen ſollte, ſo würde ich in dieſem Einen Puncte doch lieber die Alten, die Sokratiſche Schule und den großen Meiſter derſelben, den Plato, zum Führer und Vorbilde wählen; da ſich auch, wenn es nöthig ſein ſollte, und hier der Ort dazu wäre, Beiſpiele genug aus der alten Geſchichte, wie aus den neueren Jahrhunderten anführen ließen, um das herrſchende Vorurtheil, wo es noch ein ſolches iſt, überflüſſig zu widerlegen.

Es darf alſo die Sphäre oder der Umkreis, in welchem die Philoſophie ſich bewegen ſoll, oder an den ſie ſich zu wenden hat, kein durch eine unbegründete Ausſchließung alſo beengter und beſchränkter, ſondern es muß ein ſo viel als möglich menſchlich vollſtändiger ſein. Und eben ſo muß oder darf auch die Philoſophie nicht mit oder von einem künſtlich zerlegten und einſeitig getheilten, und vom Leben abgeſonderten, alſo nur halben Bewußtſein anfangen, ſondern ſie kann nur von einem möglichſt vollſtändigen, ungetheilt vollen und ganzen Bewußtſein ausgehen, da eben in dieſem ſelbſt innerlich klar zu werden, und es auch Andern klar zu machen, ihr eigentliches Geſchäft und ihre ganze Aufgabe bildet. Es ſind zwar in der letzten Zeit der deutſchen

Philoſophie hie und da auch ſchon lebendigere Wege der Unterſuchung eingeſchlagen, theils in der dialektiſchen Vorbereitung und kritiſchen Vergleichung der verſchiedenen Anſichten, Syſteme und Meinungen, theils in der pſychologiſchen Forſchung ſelbſt, vorzüglich auch in der Natur-Philoſophie, im Ganzen aber wird immer noch faſt allgemein jenes reine, abſtracte und vom Leben abgeſonderte Denken, für den einzig rechten Weg für das Weſen der Philoſophie, ja für dieſe ſelbſt gehalten. Dieſes ſogenannte reine und abſtracte Denken läßt keine Vorausſetzung gelten, hat auch keine andre, und überhaupt gar keine Grundlage als ſich ſelbſt; es geht allein von ſich ſelbſt aus, und hat inſofern keinen eigentlichen Anfang, und eben daher auch kein Ende und kein Ziel, ſondern dreht ewig ſich in ſeinem eignen Zauberkreiſe in ſich ſelbſt und um ſich ſelbſt herum. Wo es nun ganz in dieſem engen Gedankenkreiſe bleibt, und eben auf dieſen die dialektiſche Kunſt und Darſtellung ſich beſchränkt, in einer wenn auch ſcharf geſonderten metaphyſiſch abgezogenen und eigenthümlich abſtracten, doch wenigſtens klar beſtimmten, verſtändlich geordneten, und geiſtig durchſichtigen Sprache; da dürfte das Reſultat ſolcher dialektiſchen Kunſtübungen noch am erſten ein fruchtbares, wenn gleich auch nur ein bloß negatives ſein; daß nähmlich auf dieſem Wege die Wahrheit und wahre Erkenntniß nicht zu erreichen ſteht, nicht zu ſuchen und nicht zu finden, und daß eben jene ganze dialektiſche Vorübung nichts weiter iſt, als eine ſolche und höchſtens als Uebergang und Einleitung für einen andern lebendigern Weg des fruchtbaren Denkens dienen, und da, wenn auch nicht für Alle, doch für Einige, die einmahl von dieſem Standpuncte auszugehen in dem Falle ſind, an ſeiner Stelle ſein kann. Die menſchliche Sprache iſt wunderbar biegſam, und kann ſich ſelbſt jenem künſtlich zerlegten und abſtract getheilten Bewußtſein anſchmiegen, und es in ihrem beweglichen Spiegel treu nachbilden und wiedergeben, indem ſie auch dieſes bloß logiſche Denken ohne Inhalt, noch klar ordnet und kunſtreich geſtaltet; ausgenommen da, wo die logiſche Einbildung des leeren Denkens im höchſten abſtracten Schwindel, auch dieſes grammatiſche Kunſtgefühl, einer wenigſtens dialektiſch klaren, wenn auch noch ſo abſtracten Darſtellung, als die letzte irdiſche Hülle mit Verachtung von ſich wirft, um als metaphyſiſches Dunſtgebilde, immer höher hinaufſteigend in das unzugängliche Dunkel des eignen ſo hoch geſteigerten Ich, ſich dem menſchlichen Auge nun ſo viel als möglich ganz zu entziehen. Eine verworrene Terminologie und vollendete Unverſtändlichkeit, ſind die beſtändigen Begleiter und eigentlichen Kennzeichen der falſchen Philoſophie, welche das Kleinod der Wahrheit und wahren Wiſſenſchaft in einer immer weiter fortgeſetzten künſtlichen Theilung des Bewußtſeins und Denkvermögens, in einer immer wieder noch höher geſteigerten Abſtraction zu finden wähnt; während doch ſelbſt die rein logiſchen Denkformen, wie ſie dem menſchlichen Geiſte angeboren, oder als die Anfangsſtriche und erſten Grundzüge ſeines Verſtehens und ſeiner denkenden Thätigkeit eingegraben ſind, nur aus dem lebendigen Ganzen des vollſtändigen Bewußtſeins, nach der Stelle, welche ſie in dieſem einnehmen, und nach der Art und Weiſe, wie ſie in daſſelbe eingreifen, eigentlich verſtanden, nach ihrer wahren Bedeutung erfaßt, und wahrhaft begriffen werden können. So oft nun aber aus jenem ſogenannten reinen, eigentlich leeren, und vom Leben und der lebendigen Wirklichkeit abgeſonderten, und ganz abſtracten Denken dennoch ein wirkliches Gebäude des wahren Wiſſens heraus entwickelt oder hervorgezaubert werden ſoll; ſo erneuert ſich immer wieder die alte Geſchichte vom Babyloniſchen Thurmbau und von der Babyloniſchen Sprachverwirrung. Jedes neue Syſtem der Art iſt nur wieder ein neu hinzukommender Abſchnitt und nachfolgender Zuſatz, zu jener in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes uralten Verwirrung der Sprachen, wie der Anſichten und Meinungen. Ein jeder unter dieſen Bauleuten des endloſen Irrthums beginnt damit, daß er den angefangenen Bau ſeiner unmittelbaren Vorgänger und aller Andern wegwirft, und indem er den eingebildeten Thurm ſeines Wiſſens auf den leeren Raum der frei gewordnen Stelle aufrichtet und gründet, hat er den feſten Willen, ihn immer noch höher, weit hinaus über alle vorigen hinauf zu führen. Keiner aber verſteht den andern eben ſo wenig als ſich ſelbſt; immer verworrner und dunkler wird dieſe neue Verwirrung der Begriffe, und nichts bleibt übrig zuletzt, als der unverſtändliche Schutthaufen ſolcher zerbröckelten Gedanken, die auch, da ſie noch ganz waren, nur einzelne todte Steine geweſen ſind, und alle die bald wieder vergeſſenen, und nur noch unverſtändlicher gewordnen Abſtractionen, deren urſprüngliches Wörterbuch und Alphabet, oder erklärender Schriftenſchlüſſel für alle dieſe ſeltſamen Chiffern, jetzt oft nur mühſam wieder gefunden werden kann.

Eine mehr lebendige Philoſophie kann nicht dieſen Weg einer immer geſteigerten Abſtraction als den einzig rechten wählen und verfolgen; ſie geht vom Leben aus und vom Gefühle des Lebens, und zwar von einem möglichſt vollſtändigen Gefühle und Bewußtſein; weit entfernt, daß ſie in einer weiter fortgehenden künſtlichen Theilung unſers Bewußtſeins ihr Heil ſuchen, und ihren Zweck oder das Ziel des wahren Wiſſens erreichen zu können, wähnen ſollte; da das menſchliche Bewußtſein, wenigſtens ſo wie es jetzt iſt, ohnehin ſchon nur mehr als zu ſehr getheilt, im Zwieſpalte befangen, in ſich getrennt, und durch dieſe Zertheilung gebunden, vereinzelt, gelähmt und geſchwächt erſcheint. Dieß iſt nun eben der Hauptpunct, auf welchen alles ankommt. Jene andere Philoſophie des ſogenannten reinen, von der Wirklichkeit abgeſonderten und abſtracten, oder eigentlich leeren Denkens, ohne Ende und ohne Anfang, ohne Grund wie ohne Ziel, weiß nichts von unſrer Vorausſetzung des Lebens, im menſchlich vollſtändigen Umfange und Sinne dieſes Worts; der darin befangene Denker kann auch dieſe Vorausſetzung nicht annehmen, und würde ſie nicht gelten laſſen, oder vielmehr, er weiß gar nichts davon, und würde auch nichts damit zu machen wiſſen. Dennoch wird auch bei dieſer Philoſophie etwas vorausgeſetzt, oder gleich im Voraus angenommen; und zwar iſt dieſe Vorausſetzung eine rein willkührliche, die ſich bei etwas näherer und ſtrenger Unterſuchung ſogleich als eine völlig grundloſe zu erkennen giebt. Sie beruht darauf, oder beſteht darin, als ob unſer Bewußtſein und Denken, ſo wie es jetzt iſt, noch ganz das rechte, und in ſeinem urſprünglichen Zuſtande völlig unverſehrt geblieben wäre; ſo daß es nur einer zweckmäßigen Eintheilung und Abtheilung, oder ſorgſam künſtlichen Zerlegung dieſes an ſich rechten und richtigen Bewußtſeins und Denkens bedürfte. Wenn wir uns dagegen dem Gefühle des innern Lebens hingeben und überlaſſen, und es nur, rein wie es iſt, aufmerkſam zu umfaſſen ſtreben; ſo iſt das Erſte, deſſen wir inne werden, und was uns auffallen muß, der Zwieſpalt und Gegenſatz, nicht bloß zwiſchen uns und der Außenwelt, ſondern der Zwieſpalt in uns ſelbſt, und recht im Innerſten und im Mittelpuncte unſers Bewußtſeins, welches in lauter Gegenſätzen auseinander fällt und zertheilt iſt. Kann nun wohl der Zwieſpalt, den urſprünglichen Zuſtand und die eigentliche Beſtimmung unſers, oder auch irgend eines andern Daſeins bilden, oder kann dieſes von Anfang ſo geweſen ſein? — Der Zwieſpalt herrſcht freilich überall im menſchlichen Leben, alles theilend in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in der freien Geſellſchaft des Umgangs, wie im Staate und ſelbſt in der Familie, im Glauben und Wiſſen, wie im Denken und Meinen, wo dieſe irgend das Leben berühren, oder auch ſchon an ſich, in feindliche Gegenſätze und Partheien. Aber hier iſt eigentlich nicht von dieſem Widerſtreit der Leidenſchaften, oder von der ſittlichen Zerreißung des innerſten Gemüthes, welche durch die Verwirrung und das Unheil der Leidenſchaften erregt wird, zunächſt die Rede; obgleich auch dieſer äußerlich ſichtbare, und gleichſam körperlich gewordne Zwieſpalt des Menſchengeſchlechts, in dem verborgenen Zwieſpalt des innerſten Bewußtſeins, nach der ganzen Beſchaffenheit deſſelben, in unſerm jetzigen Zuſtande und Denkvermögen, ſeinen erſten Grund hat, und hier die tiefere Quelle ſeines Urſprungs zu ſuchen iſt. Eben ſo wenig iſt dabei Rückſicht genommen auf die traurigen Zerrüttungen des menſchlichen Bewußtſeins in einem organiſch krankhaften Zuſtande deſſelben, oder auf das Mangelhafte, was aus einem beſondern Charakterfehler oder Geiſtesſchwäche und einer weniger glücklichen Organiſation hervorgeht. Der Zuſtand aber, den wir wenigſtens verhältnißmäßig und relativ den phyſiſch und ſittlich geſunden nennen, weil er von ſolchen auffallenden Störungen und Zerrüttungen frei und rein iſt, braucht deßhalb noch nicht ein vollkommen lebendiger und urſprünglich vollſtändiger zu ſein. Vielmehr kann auch in dem gewöhnlichen Bewußtſein, wie es im Allgemeinen jetzt iſt, und in dieſem Sinne alſo als ein geſundes und richtiges betrachtet wird, manches aus ſeinen Fugen gerückt, vieles in Unordnung gerathen ſein; und wohl werden wir auf eine ſolche Vermuthung und Annahme oder Vorausſetzung geleitet, wenn wir die einzelnen Beſtandtheile dieſes Bewußtſeins, meiſtentheils ſo ganz ſchwach, und wie gelähmt in einem gebundenen Zuſtande, die verſchiedenen Seelenvermögen aber faſt nie in einem rechten innigen Zuſammenhange, und im vollen Einklange mit einander finden. Es iſt eben dieſer innere Widerſtreit und urſprüngliche Zwieſpalt des denkenden Bewußtſeins, auf welchen ich hier die Aufmerkſamkeit zu richten wünſchte, wie er zwiſchen dem Denken, Fühlen und Wollen, rein pſychologiſch ſich kund giebt, und in uns wahrgenommen wird; nach welchem tief innerlich in uns wurzelnden Zwieſpalt, auch Verſtand und Willen, abgeſehen noch von dem Sittengeſetze und deſſen Befolgung, ſo äußerſt ſelten zuſammenſtimmen; Vernunft und Fantaſie aber meiſtens feindlich gegen einander ſtehen, oder ſich wenigſtens ganz fremd und gegenſeitig unverſtändlich bleiben. Dieſe unſere erſte, immer wiederkehrende, oft ſich von neuem wiederhohlende Wahrnehmung des innern Lebens und aufmerkſamern Selbſtgefühls von dem, faſt möchte man ſagen angebornen, oder wenigſtens angeerbten Widerſtreit und Zwieſpalt im menſchlichen Bewußtſein und Denkvermögen, der ein bloß pſychologiſcher iſt, ganz abgeſehen noch von allen partiellen Störungen oder Zerrüttungen der Leidenſchaft oder der Krankheit, kann uns freilich wohl, auch ſchon von dieſer rein intellectuellen Seite hinführen, wohin auch ſchon ſo manche andre moraliſche Erſcheinung oder hiſtoriſche Spur hinzudeuten ſcheint, auf die alte Erklärungsweiſe und Lehre nähmlich, welche eigentlich die Anſicht und Meinung aller alten Völker der Vorzeit geweſen iſt: daß der Menſch gleich von Anfang aus ſeiner urſprünglichen Harmonie heraus in den Zwieſpalt gefallen, oder von der Einheit abgewichen, daß er von ſeiner erſten und ihm anerſchaffnen hohen Würde um viele Stufen, tief und immer tiefer herabgeſunken iſt. Da nun aber dieſe urſprüngliche Verfinſterung, oder Zerrüttung und Entartung, die innerſte Wurzel unſers Daſeins betrifft, ſo iſt dann auch in dieſem, gar nicht bloß in dem Verhältniß zur Außenwelt, ſondern ſchon an ſich in dem reinen innern Denken, Fühlen oder Wollen, alles meiſtentheils zerfallen, einzeln unter ſich ſtreitend, in ſich ſelbſt zerriſſen; viel ſeltner aber noch in lebendigem Einklange fruchtbar zuſammenwirkend. Gewiß iſt unſere gewöhnliche Theorie des Bewußtſeins mehrentheils mit darum ſo ganz ungenügend, und überaus flach und ſeicht, weil ſie von dieſer großen, auch mit unſerm Denkvermögen geſchehenen Veränderung gar nichts in Erfahrung gebracht hat, und keine Notiz davon nimmt. Inſofern dieſes jedoch als eine geſchichtliche Thatſache betrachtet wird und auf der hiſtoriſchen Ueberlieferung beruht, liegt es hier außer unſerm Kreiſe und Gebiethe, und bleibt einer gründlich kritiſchen Forſchung überlaſſen. Die eigenthümliche Aufgabe der Philoſophie iſt zunächſt bloß, den pſychologiſchen Widerſtreit und innern Zwieſpalt zwiſchen den verſchiedenen Geiſtes- und Seelenvermögen unſers Bewußtſeins, vollſtändig und rein aufzufaſſen, und ganz wie er iſt hinzuſtellen; demnächſt aber auf die Puncte oder Stellen aufmerkſam zu machen und hinzuweiſen, von welchen aus die Rückkehr beginnen, oder wenigſtens die Wege welche dahin führen, gefunden werden könnten; die Wege der Rückkehr zu der verlornen, uns jetzt abhanden gekommnen, urſprünglichen Harmonie in unſerm Innern; oder auch die Mittel zur Wiederherſtellung eines lebendig vollſtändigen Bewußtſeins, und einer mehr harmoniſchen Zuſammenwirkung der ſonſt getrennten einzelnen Geiſtes- oder Seelenvermögen desſelben. Wenn ſich nun ſelbſt in der gewöhnlichen Erfahrung gewiſſe Stellen, oder glückliche Momente nachweiſen laſſen, wo durch eine beſondere Kraft des feſten Charakters, durch genialiſche Kunſt oder durch ſonſt eine ausgezeichnete höhere Seeleneigenſchaft dieſer innere Widerſtreit und angeborne, oder angeerbte Zwieſpalt zwiſchen Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie glücklich gelöſt wird, und dieſe ſonſt vereinzelt getrennten, oder feindlich gegen einander ſtrebenden Kräfte wenigſtens theilweiſe, und für eine einzelne Lebens-Erſcheinung oder Wirkung und Hervorbringung, fruchtbar zuſammenſtimmen und harmoniſch in Einklang gebracht werden; ſo ſind dieſes eben ſo viele in der Erfahrung gegebene Stütz- und Anhalts-Puncte für die Möglichkeit der Wiederherſtellung eines vollſtändigen Bewußtſeins und Lebens-Ganzen, aus den ſonſt zerſtreuten Elementen- oder zerſtückten Gliedern des innern Menſchen. Inſofern es aber doch immer nur Ausnahmen ſind, glückliche aber ſeltene Ausnahmen, ſo dienen ſie der herrſchenden Regel, oder der allgemeinen Wahrnehmung des innern Zwieſpalts in unſerm Denkvermögen und ganzem Bewußtſein nur zu deſto größerer und voller Beſtätigung. Um die Aufmerkſamkeit nicht gleich anfangs zu ſehr zu zerſtreuen, nehme ich dabei für jetzt noch keine Rückſicht auf manche untergeordnete, oder mehr zuſammengeſetzte, angewandte oder abgeleitete Geiſtes- und Seelenvermögen, wie das Gedächtniß und die äußern Sinne, die mannichfachen Triebe und das ſie bewachende Gewiſſen; ſondern beſchränke zunächſt den Blick auf jene vier Hauptvermögen: Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie; welche man gleichſam als die vier entgegenſtehenden Endpuncte der innern Welt betrachten kann, oder welche die vier verſchiedenen Weltgegenden des ganzen Bewußtſeins bilden; und auf den zwiſchen dieſen vier Grundkräften des Menſchen ſich kund gebenden vierfachen Zwieſpalt. Dieſer iſt ſo allgemein anerkannt und ſo allgemein herrſchend, daß er ſich auch in den alltäglichſten Erſcheinungen und Erfahrungen kund giebt. Wohin lautet das gewöhnliche Endurtheil über ſo viele, ja faſt die meiſten auch ſehr ausgezeichneten Menſchen, als daß Verſtand und Willen bei ihnen nicht recht zuſammen gehen? Welche Einſichten und umfaſſende Kenntniſſe beſitzt er nicht, heißt es von dem Einen; Scharfſinn, treffendes Urtheil; was könnte er nicht leiſten, wenn er nur wollte; aber er iſt ſo veränderlich und unzuverläſſig, unthätig und charakterlos; er weiß im Grunde ſelbſt nicht recht, was er will; wo alſo, wie wohl zu bemerken iſt, bei dieſem Urtheil, nicht von Leidenſchaften oder leidenſchaftlichen

Uebertretungen des Sittengeſetzes die Rede iſt, ſondern bloß von der innern Mangelhaftigkeit und Schwäche. — Er hat den beſten Willen, heißt es von einem Andern; iſt immer thätig, jeder Aufopferung fähig, und von feſtem unerſchütterlichen Muth; dabei aber iſt er ſo beſchränkt, unbeugſam, kurzſichtig, von ſo ganz unbezwinglichen Vorurtheilen eingenommen, daß eigentlich nichts mit ihm anzufangen iſt, daß alles ganz verkehrt ausfällt, wo er ſich irgend einmiſcht. — Wenn nun aber auch der Widerſtreit nicht immer ſo grell und ſchneidend ausfällt, ſo wird Jeder doch nach ſeinem eignen Bewußtſein leicht entſcheiden, und die Antwort auf die Frage finden und ſich ſelber geben können, ob dieſer Zwieſpalt zwiſchen Verſtand und Willen, oder wenigſtens die Anlage dazu, nicht dennoch tief in unſerm Innern wurzelt, und im Ganzen genommen, ein allgemeiner iſt. Woher anders rührt die hohe Achtung, die wir einem feſten Charakter zollen, als weil es die ſeltne Ausnahme iſt, wo Verſtand und Willen, die innere Denkart und die äußere Handlungsweiſe ganz conſequent zuſammenſtimmen; und zwar iſt es dieſer durchgeführte Zuſammenhang des Lebens, dieſer ſichere Einklang der Idee und der Ausführung oder der Kraft, dem wir zunächſt dieſe hohe Achtung zollen, wenn wir auch mit den Grundſätzen ſelbſt, die dabei zum Grunde liegen, nicht ganz einverſtanden ſind, oder auch in dem ganzen Betragen, an das höchſte Ideal der ſittlichen Vollkommenheit und Gerechtigkeit gehalten, ſogar manches Tadelnswerthe bemerken ſollten; wie ſich dieſes in der hiſtoriſchen Beurtheilung und Würdigung großer geſchichtlicher Charaktere wohl kund giebt; wo die hohe Bewunderung derſelben, noch keineswegs eine vollkommne Billigung alles Einzelnen in ſich ſchließt. Eine Vergleichung oder Zuſammenſtellung nach andrer Art, wird das Charakteriſtiſche des menſchlichen Bewußtſeins nach ſeinem jetzigen Zuſtande vielleicht noch deutlicher in's Licht ſtellen. Man richtet gewöhnlich den Blick mehr nach unten, auf die Thiere, um das eigenthümliche Weſen des Menſchen in ſeinem Bewußtſein nach dem Unterſchiede von dieſen zu bezeichnen, wo man dann mit Ruhe herausbringt, daß obwohl die menſchliche Organiſation und die innere Lebens-Flamme derſelben, die erwärmende Plaſtiſche, noch einigermaßen mit der thieriſchen verwandt iſt, der Menſch aber dennoch wenigſtens auch eine vernünftige Seele vor den Thieren voraushabe. Brauchbarer dürfte es noch ſein, den Blick wenigſtens bisweilen auch nach oben zu richten, und manche charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Bewußtſeins laſſen ſich am kürzeſten und ſchärfſten bezeichnen, durch eine Zuſammenſtellung mit den andern erſchaffnen, oder wie der Dichter ſie nennt, vorangegangenen Geiſtern, mit denen wir unſer Wiſſen theilen. Den an das Daſeyn ſolcher reinen Geiſter bei allen Völkern und der ganzen alten Welt allgemein verbreiteten Glauben, laſſe ich hier in ſeiner tiefern Begründung, oder in den etwa dagegen ſich erhebenden Zweifeln, auf ſich beruhen, und nehme bloß die allgemeine Idee von dieſen geiſtigen Weſen, ſo wie ſie von Anfang angenommen war, zum Stützpunkte der Vergleichung. Und hier möchte ich, nun jene eben erwähnte und geſchilderte Veränderlichkeit und Inconſequenz oder Schwäche, und ſelbſt Charakterloſigkeit, als den gewöhnlichſten Zuſtand und die dem Menſchen eigenthümliche Eigenſchaften bezeichnen, welche den reinen Geiſtern, in der angenommenen Vorausſetzung keineswegs in dem gleichen Maaße, oder überhaupt gar nicht, zukommt. Bei ihnen iſt Verſtand und Willen völlig Eins, jeder Gedanke ſogleich That, jede That vollkommen durchdacht, und mit bewußter Abſichtlichkeit durchgeführt, ewig und immer in der gleich lebendigen Wirkſamkeit und ununterbrochnen Thätigkeit, in der einen wie in der andern Richtung, im böſen wie im guten Sinne. Und ſo iſt es auch der Geiſt, in welchem Verſtand und Willen Eins ſind; ein lebendig wirkſamer Verſtand iſt ſelbſt ſchon Geiſt, und eben ſo auch ein ſich ſeiner ganz bewußter Wille. Ein geiſtiges Weſen aber, in welchem Verſtand und Willen uneins ſind, wie der Menſch, iſt von dieſer Seite betrachtet, ein zertheilter, oder zerriſſener, oder auch ein dem Zwieſpalte verfallener Geiſt, welcher erſt durch einen neuen hohen Aufſchwung zu ſeiner vollen Kraft und lebendigen Einheit wieder erhoben werden kann. — Noch viel ſchneidender und auffallender als der gewöhnliche und allgemein herrſchende Zwieſpalt zwiſchen dem Verſtand und dem Willen im Menſchen, iſt der Widerſtreit und Gegenſatz zwiſchen den beiden andern Grundvermögen oder entgegenſtehenden Endpunkten in der innern Welt des Bewußtſeins, nämlich der zwiſchen Vernunft und Fantaſie. Die Fantaſie iſt fruchtbar, ja ſie iſt das erfinderiſche und eigentlich ſchöpferiſche Vermögen im Menſchen, aber ſie iſt blind, und manchen, ja man muß wohl ſagen, vielen Täuſchungen unterworfen. Nicht alſo, wenigſtens nicht in der gleichen Weiſe, die Vernunft, als das Vermögen der Beſonnenheit im Menſchen, die innere Regel des ſittlichen Gleichgewichts in ſeinem Leben. Aber wirklich productiv ſein, etwas wahrhaft hervorbringen oder erzeugen, kann ſie mit allem ihren Raiſonniren nicht; oder wenn ſie es dennoch will, wie in der falſchen Philoſophie oder in der gewöhnlichen Vernunftdenkerei, ſo ſind es nur todte Ausgeburten und leere Denk-Fantome des reinen Nichts. Kaum wird es nöthig ſein, dieſen Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Fantaſie auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens noch weiter durchzuführen und zu begleiten, oder weitläufig zu erörtern, daß die recht vernünftigen Menſchen darum nicht zugleich auch vorzugsweiſe die genialiſchen ſind, ſo wie auch die äſthetiſchen Naturen nicht immer die vernünftigſten. Doch iſt das Kunſt-Genie mit darum eine ſo ſeltne Ausnahme, weil auch in ihm Geiſtesvermögen und Seelenkräfte, die gewöhnlich nur vereinzelt und getrennt gefunden werden, glücklich vereinigt ſind, und in harmoniſchem Einklange fruchtbar zuſammenwirken; die ſchöpferiſche Fantaſie nämlich, welche das Weſentliche iſt in allen Hervorbringungen des Genies, und die zart abmeſſende Beſonnenheit und ſinnig ordnende und geſtaltende Klarheit, welche in keinem wahren Kunſtwerke fehlen darf. Doch iſt freilich der künſtleriſche Verſtand noch etwas ganz anderes, und ſehr verſchieden von der praktiſchen Vernunft und Vernünftigkeit. Es giebt aber noch einen Zuſtand, oder eine Eigenſchaft der Seele im Menſchen, worin die ſonſt getheilte Vernunft und Fantaſie auf's innigſte vereinigt und ganz Eins ſind; und dieß iſt eine naturgemäße, reine, ſtarke Liebe, und das Vermögen dieſer Liebe, welches ſelbſt die Seele und das eigenthümliche Wein der geiſtig menſchlichen Seele iſt. Z. B. die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, die vorzüglich naturgemäß, ſtark und tief begründet iſt. Unvernünftig wird dieſe Liebe niemand nennen wollen, wenn ſie auch nach einem andern Maaßſtabe beurtheilt werden muß, und wenigſtens nicht bloß aus den logiſch abgewogenen Vernunftgründen abgeleitet werden kann, ſondern eigentlich über die Vernunft hinausgeht. Es iſt eben beides darin vereinigt; getrennt aber, und einzeln genommen, iſt die Vernunft nur die eine Hälfte der Seele, die Fantaſie aber die andere Hälfte; nur in der Liebe allein iſt die Seele ganz und vollſtändig beiſammen, und ſind hier beide Hälften des getheilten Zuſtandes, im vollen Bewußtſein wieder vereinigt.

Aber auch für den Verſtand und den Willen iſt eine reine, ſtarke, ſittlich geordnete Liebe, wenn ſie aus dem tiefen Naturgrunde hervorgegangen, ſelbſt zur andern Natur, und nachdem ſie die höhere, göttliche Weihe empfangen hat, zur Fülle und unſchätzbar bereicherten Seele des Lebens geworden iſt, die beſte und ſchnell zum Ziel führende Grundlage, um den tief eingewurzelten Widerſtreit zwiſchen ihnen auszugleichen, wodurch dann der innere Menſch mit ſich in Harmonie gebracht, und das ſonſt getrennte Bewußtſein, als ein Ganzes und lebendig Vollſtändiges wieder hergeſtellt iſt, und nun in der erhöhten Kraft fruchtbar fortwirken kann. —

Das kurz zuſammengefaßte Reſultat dieſer erſten pſychologiſchen Grundzüge, wie ſie für unſern Zweck und die vorliegende Aufgabe nothwendig und erforderlich war, iſt alſo etwa folgendes. Der gewöhnliche Zuſtand unſers jetzigen Bewußtſeins, ſo wie es ſich für uns in der innern Wahrnehmung, zuerſt als gegeben vorfindet, iſt alſo der eines in jenem zwiefachen Gegenſatz zwiſchen Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie befangenen, vierfach zerſpaltenen, oder wenn man ſo ſagen darf, geviertheilten Bewußtſeins. Das wiederhergeſtellte, lebendig vollſtändige Bewußtſein aber, iſt ein dreifaches, oder wenn der Ausdruck hier geſtattet wäre, dreieiniges Bewußtſein: die in der Liebe wieder vereinigte Seele; der in der Kraft des concentrirten Lebens neu erwachte

Geiſt, und endlich der innere Sinn für das Höhere und Göttliche; welches dritte Glied, als der äußere Träger und ein bloß dienendes Werkzeug für die beiden andern, ihre innere Harmonie nicht ſtören kann. Die Rückkehr nun aus jenem vierfach zerſplitterten und gebundenen, oder zertheilten Bewußtſein, in das lebendig dreifache oder dreieinige Bewußtſein, iſt der Anfang der lebendigen Philoſophie, ja auch des erneuten und erhöhten innern Lebens ſelbſt.

Zweite Vorleſung.

Wenn wir den ganzen Menſchen nach ſeiner äußern Exiſtenz in der Sinnenwelt und Natur betrachten, der er ſelbſt durch ſeinen Körper mit angehört und einen Theil von ihr bildet: ſo ſind in dieſer Hinſicht und von dieſer Seite angeſehen, die drei Stücke oder Beſtandtheile, aus denen ſein vollſtändiges Weſen und Daſeyn beſteht, Geiſt, Seele und Leib. Hier iſt nun der Zwieſpalt und Widerſtreit zwiſchen dem höhern, innern, geiſtigen Princip oder Daſeyn und der Außenwelt, zu der eigentlich auch die Sinnlichkeit in uns gehört, nicht ausgeſchloſſen. Das Naturbedürfniß und organiſche Naturgeſetz des körperlichen Lebens iſt ein anderes als das ſittliche Geſetz des innern Gefühls, die erhabene Forderung des ſich aufſchwingenden Gedankens, das tiefe Bedürfniß des reinen Geiſtes; und der Kampf zwiſchen dieſen beiden verſchiedenen Geſetzen oder Lebensordnungen, der höhern und der niedern, bildet eben mit die Hauptaufgabe, die der Menſch in ſeiner ſittlichen Beſtimmung hier zu löſen hat, oder wenigſtens den Anfang und die erſten Schritte in dieſer. Allerdings bietet uns auch dieſe wundervolle Organiſation und äußere Form des menſchlichen Leibes, in der Blüthe ſeiner Entwicklung, in manchem flüchtigen Lichtblick des beſeelten Ausdrucks, in den höchſten Momenten ſeiner glücklichſten Entfaltung und edelſten Geſtaltung das liebliche Bild oder den anmuthigen Wiederſchein einer ganz andern, höhern, geiſtigen Schönheit dar; und es iſt auch jetzt noch das Gepräge der himmliſchen Abkunft nicht ganz in ihm ausgelöſcht oder völlig vertilgt. Auf der andern Seite aber iſt derſelbe unzähligen Gebrechen, Leiden, Krankheiten und Verderbniſſen ausgeſetzt und unterworfen; ſo daß ein jeder wohl fühlt, mit wie vielem Rechte er in den Ausſprüchen der ewigen Wahrheit ein Leib des Todes genannt wird. Zu den beiden höhern Elementen des ganzen Menſchenweſens, Geiſt und Seele, bildet alſo in der äußern Exiſtenz dieſer organiſche Leib den dritten Beſtandtheil, in welchem eben mit ein Grund und der Anlaß des Widerſtreits und Kampfes liegt. In dem innern Menſchen für ſich genommen und jenen beiden Beſtandtheilen ſeines höhern Lebens, Geiſt und Seele, liegt an ſich kein Zwieſpalt; es kann zwar auch hier noch manches die Harmonie ſtören, und wird eine vollkommne Einheit vielleicht nur ſelten gefunden; aber wenigſtens iſt der Widerſtreit hier nicht ſchon in der weſentlichen Beſchaffenheit dieſer beiden Principien des Geiſtes und der Seele als eine Art von Naturnothwendigkeit begründet, wie der Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Fantaſie, Verſtand und Willen, in dem vierfachen Bewußtſein des gewöhnlichen Zuſtandes. Der Geiſt iſt ganz einfach das mehr active Vermögen dieſes geſammten höhern Princips und ſeines innern Lebens; die Seele aber die mehr paſſive Seite. Ich wählte mit Fleiß den unbeſtimmten Ausdruck von einem *mehr* activen oder paſſiven Vermögen des Geiſtes oder der Seele; denn völlig paſſiv und ganz unfrei iſt die fühlende und auch die liebende Seele keineswegs, und vollkommen frei und ganz unabhängig iſt auf der andern Seite auch der Geiſt nicht; denn er bedarf der begleitenden Seele und des belebenden Gefühls zu ſeiner innern Erwärmung und Erweiterung. Bis auf einen gewiſſen Grad iſt Geiſt und Seele, nähmlich das Uebergewicht des einen oder der andern ſelbſt von der Organiſation und organiſchen Verſchiedenheit des Geſchlechts abhängig. Im Allgemeinen kann man wenigſtens wohl ſagen und gelten laſſen, daß der Geiſt oder Gedanke bei dem Manne, Gefühl und Seele bei dem weiblichen Geſchlechte im Ganzen das

Vorherrſchende ſei; doch finden auch hier nach der unberechenbar großen Mannichfaltigkeit der menſchlichen Charaktere und Naturanlagen oder den ganz verſchiedenen Wegen und Formen der Erziehung und ſittlichen Bildung, ſehr viele Ausnahmen und weitere Verſchlingungen oder Abweichungen von dem urſprünglich einfachen Verhältniß ſtatt; und in keinem Fall darf dieſe Verſchiedenheit des vorherrſchenden Elements als eine ſcharfe Sonderung und zugleich Trennung aufgefaßt oder als ſolche verſtanden werden; es gibt vielmehr manche Uebergänge und Verſchmelzungen in der gegenſeitigen Einwirkung von Geiſt und Seele; und wie es eigenthümliche Gedanken, eine beſondere Art von Verſtand giebt, ein richtig ahnendes, ſicher treffendes Urtheil, was ganz nur ein Urtheil des Gefühls iſt und aus der gefühlvollen Seele hervorgeht, ſo finden ſich auch wieder manche Gefühlseindrücke, eine künſtleriſche Liebe und rein intellectuelle Begeiſterung, die zunächſt aus dem Gedanken und aus dem Verſtande ihren Urſprung nehmen. Ja, auch im Allgemeinen iſt jene Trennung eine ſolche, welche vielmehr nur eine deſto innigere Verbindung begründet, und ein neues Band der Einheit herbeiführt. Gedanke und Gefühl, beide bedürfen einander gegenſeitig; wie der Gedanke von dem reichern, leichter beweglichen, zartern und tiefern Gefühl, neu belebt wird und ſeine eigentliche Lebensnahrung aus ihm zieht, eben ſo wird das Gefühl von dem hohen Aufſchwung des kühn durchdringenden Gedankens zuerſt erwecket, geſtärkt und erhöht. Eben darauf beruht ja zum Theil wenigſtens der Reiz des geſelligen Umgangs, die Macht der Liebe, das Glück einer richtig gewählten, innerlich wohl begründeten, im Leben immer feſter zuſammengewachſenen Ehe, daß die eine Hälfte auch bloß geiſtig oder wenn man will, pſychologiſch genommen, in der andern die natürliche Ergänzung ihres eignen Weſens findet. Es kann aber eine ſolche Ergänzung für die Lücke, welche auch bei der glücklichſten Naturanlage, bei der reichſten Entwicklung und vielſeitigſten Geiſtesbildung immer noch in unſerm Bewußtſein und ganzem Innern übrig bleibt, auch noch auf eine andere Weiſe und in höherer Art gefunden werden, wenn wir ſie nähmlich in jenem Weſen ſuchen wollen, welches die

Fülle aller Macht und alles Seins, alles Lebens und aller Liebe in ſich enthält, und aus welchem beide, der Geiſt wie die Seele hervorgegangen ſind und ihren Urſprung genommen haben. Wollten wir uns nun den himmliſchen Zuſtand der höchſten Seligkeit denken, wie wir ihn wenigſtens in der ahnenden Hoffnung vorausſetzen und vorausſetzen können und dürfen; ſo würde dieß ein ſolcher ſein, wo beide, Geiſt und Seele, in dem Abgrund der ewigen Liebe verſenkt, vollkommen befriedigt ausruhen; oder vielmehr, wo ſie im lebendigſten Mitgedanken und Mitgefühl an dieſer unausſprechlichen Herrlichkeit den innigſten Antheil nehmen, mitverſchlungen in den nie verſiegenden Strom dieſer unendlichen Fülle der Gottheit. Der Körper iſt hier ſchon aufgelöſt und gar nicht mehr vorhanden, oder doch verklärt und ganz umgewandelt, und ſelbſt nichts mehr als die reine Lichthülle der unſterblichen Seele und des endlich ganz frei gewordenen Geiſtes; ſo daß er auch von dieſen eigentlich nicht mehr getrennt oder abgeſondert gedacht werden kann, und im Grunde nicht von ihnen unterſchieden iſt. Für dieſen Zuſtand der Seligkeit und vollkommenen Vereinigung mit dem höchſten Weſen, und ſelbſt für die einzelnen ſeltnen Momente des geiſtigen Entzückens, in welchen der Menſch ſich ſchon hier zu Zeiten in jenen Zuſtand wenn auch nur vorübergehend verſetzen und lebendig hineindenken kann; wäre alſo das dritte beide verbindende Mittelglied, was zu jenen beiden Grundkräften des innern menſchlichen Seins und Daſeins hinzukommt und ſie ergänzt und vollendet, Gott ſelbſt; ſo wie hingegen in der äußern Sinnenwelt der Körper dieſen dritten Beſtandtheil bildet, welcher nebſt den beiden andern zur vollſtändigen Exiſtenz des ganzen Menſchen in dieſer Außenwelt weſentlich mitgehört. Bloß pſychologiſch genommen, und wenn wir uns ganz in dem gegebenen Umkreiſe des innern Bewußtſeins halten und auf dieſes beſchränken, iſt das dreifache Princip des menſchlichen Weſens und Daſeins, nicht etwa Gott, Seele und Geiſt, wie für den höhern ſeligen Zuſtand; noch auch Geiſt, Seele und Leib, wie in der äußern Sinnenwelt; ſondern ganz einfach Geiſt, Seele und Sinn iſt dasjenige dreifache Princip des Bewußtſeins, welches uns als ſolches hier zunächſt angeht, und für alle nachfolgende Entwicklungen die weſentliche Grundlage bildet. —

Sehr vieles wird ſich noch an dieſen erſten Anfangs-Punct anknüpfen, oder daraus herleiten und entwickeln, ſo daß es den Blick nur verwirren würde, wenn wir die ganze Mannichfaltigkeit dieſer Folgerungen mit einem Mahle überſehen und gleich von Anfang hier zuſammenſtellen wollten; da Manches ſich ſpäter leichter anreihen und eher dort ſeine angemeſſene Stelle finden wird, als ſchon hier gleich damit vorzugreifen. Selbſt über das Verhältniß, in welchem der Sinn, als das dritte Glied zu jenen andern beiden Elementen des innern Menſchen und Bewußtſeins ſteht, und über die Stelle, welche er gegen ſie gehalten in dem Ganzen einnimmt, wird in der einfachen Ordnung dieſer Gedanken-Entwicklung weiter unten ſich der angemeſſenere Ort finden, dieſes zur Sprache zu bringen und in ein klares Licht zu ſetzen. Vorzüglich gilt dieß auch von der Frage, welche in dieſer Beziehung von der entſchiedenſten Wichtigkeit iſt; der Frage nähmlich, ob nicht auch noch ein oder das andere Geiſtes- oder Seelenvermögen als ein innerer Sinn, ſittlicher Inſtinct, oder unmittelbare Wahrnehmung und Anſchauung des Höhern betrachtet werden kann; wohin denn auch noch die Bemerkung gehört, daß ſelbſt in den gewöhnlichen äußern Sinnen, deren man wohl richtiger und wiſſenſchaftlich genauer drei als fünf zählen würde, der Funken einer höhern geiſtigen Wahrnehmung eingeſchloſſen liegt, als ein innerer Lichtkern der Fantaſie in dem äußern Sinnesorgan eingehüllt; wie das künſtleriſche Auge für die Schönheit der Form, die Anmuth der Farbe und Bewegung, oder das muſikaliſche Ohr einen ſolchen, in den materiellen Sinnen des Geſichts und Gehörs bildet; ſo daß ſelbſt dieſe äußern Sinne nicht ſo bloß körperlich, ganz materiell und grob ſinnlich ſind, als ſie auf den erſten Blick und nach dem gewöhnlichen Begriff ſcheinen möchten. Eine andere Frage aber, welche ſich uns hier zunächſt aufdringt, und die für die richtige Auffaſſung des Ganzen noch wichtiger iſt, als die von dem Verhältniß oder der Stelle, welche der Sinn gegen die beiden andern Elemente des innern Menſchen und

Bewußtſeins, gegen Geiſt und Seele einnimmt, beſteht darin, ob denn dieſe beiden, Geiſt und Seele, wirklich zwei und weſentlich verſchieden ſind; oder ob nicht vielleicht beide, die active und paſſive Kraft und Seite des höhern Princips im Menſchen, im Grunde genommen nur Eines und dasſelbe wären, und ſich alſo eigentlich nicht weiter trennen oder unterſcheiden ließen. Für eine relative Trennung der beiden Elemente, die im Menſchen allerdings vereinigt ſind und vereinigt ſein ſollen, ſpricht aber ſchon jenes oben erwähnte vorherrſchende Uebergewicht, wie es ſich im Leben bald auf der einen, bald auf der andern Seite findet. Ein anderer Grund, der noch entſcheidender iſt, daß es wirklich zwei Elemente ſind, und nicht bloß Eines unter den zwei Nahmen von Geiſt und Seele, würde in der Vergleichung mit andern erſchaffenen Geiſtern liegen, wenn es anders geſtattet ſein kann, dieſe ſchon früher verſuchte Parallele in der einmahl angenommenen Vorausſetzung hier nochmahls anzuwenden. Denn wie ſehr man auch die ganze Zuſammenſtellung als eine bloß problematiſche betrachten mag; ſo kann ſie uns doch ſehr dienlich ſein, um das charakteriſtiſch Eigenthümliche des menſchlichen Bewußtſeins ſcharf und genau zu bezeichnen. Wie ſehr nun auch die frei erſchaffenen reinen Geiſter, an Energie des Willens, überhaupt an Kraft und Thätigkeit, dann an Schnelligkeit und Klarheit des unmittelbar anſchauenden Verſtandes über den Menſchen hervorragen und ihn in dieſen Eigenſchaften, gegen die Veränderlichkeit und Schwäche ſeines ſchwankenden Willens, die Langſamkeit ſeines ſo oft fehlgreifenden Verſtandes gehalten, weit übertreffen mögen; ſo beſitzt der Menſchengeiſt dagegen in der ihm eigenthümlichen Fruchtbarkeit einen unterſcheidenden Vorzug, der jenen reinen Lichtnaturen nicht in dem gleichen Maße zukommt oder beigelegt werden kann. Und zwar iſt es die Seele, welche nicht bloß eine empfangende, ſondern auch eine innerlich hervorbringende, liebevoll bildende, neu geſtaltende iſt, auf welcher dieſes den Menſchen eigenthümlich auszeichnende ſchöpferiſche Erfindungsvermögen beruht, oder welches die innere Grundlage und Wurzel bildet, aus welcher dasſelbe hervorgeht. Die Fantaſie, und ihre ſichtbare äußere Geſtalt und Erſcheinung, die Kunſt, iſt nur die Eine Seite deſſelben: aber auch die andere Hälfte des ganzen Seelenvermögens, die Vernunft, iſt auf ihr rechtes Ziel gerichtet, und in ihren natürlichen Gränzen bleibend, eine Kraft der endloſen geiſtigen Entwicklung, unendlichen Fortſchreitung und Vervollkommnung; und längſt hat man ſchon die Behauptung aufgeſtellt, daß die Perfektibilität oder die unendliche Vervollkommnungs-Fähigkeit, der freilich eine eben ſo große und nicht minder unendliche Verſchlimmerungs-Möglichkeit zur Seite geht, der weſentlichſte und ganz eigenthümliche Vorzug und die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Menſchen ſei. Ueber die andere Seite derſelben Eigenſchaft, die fruchtbare Fantaſie nähmlich und ihre ſchöpferiſchen Hervorbringungen, iſt die gleiche Anſicht wie hier, und zwar in der nähmlichen Parallele und angenommenen Vorausſetzung in dem ſchon einmahl angeführten Dichterſpruche ausgedruckt: „Dein Wiſſen theileſt Du mit vorgezogenen Geiſtern, die Kunſt, o Menſch! haſt Du allein." — Nur muß hier die Kunſt in einem etwas größern und ganz umfaſſenden Sinne genommen werden, ſo daß die Sprache mit dazu gehört, ja ſie ſelbſt iſt eben die allgemeine, allumfaſſende Menſchenkunſt; und nirgends bewährt ſich die ihr eigenthümliche innere geiſtige Fruchtbarkeit, das ihr verliehene ſchöpferiſche Erfindungs-Vermögen ſo ſehr, als in dem wunderbaren Gebilde der vielgeſtaltigen Menſchenſprache. Der Menſch, könnte man überhaupt und im Allgemeinen von ihm ſagen, iſt ein vollſtändig zur Sprache gelangtes Naturweſen: oder auch, er iſt ein Geiſt, dem vor allen andern Weſen in der übrigen Schöpfung, das Wort, das erklärende und darſtellende, das lenkende, vermittelnde und ſelbſt das gebiethende Wort, iſt verliehen, mitgetheilt oder übertragen worden, und eben darin beſteht ſeine, die gewöhnliche Faſſung weit überſteigende, urſprüngliche, wunderbar hohe Würde.

Eben daher iſt es wohl auch natürlich und der Sache, d. h. der Natur und Würde des Menſchen angemeſſen, wenn die vergleichende Zuſammenſtellung und Parallele, wo ſie zur genaueren Charakteriſtik des menſchlichen Bewußtſeins und der ihm eigenthümlichen Kräfte und Eigenſchaften dienen kann, mehr nach Oben, wie ich ſagte, gerichtet wurde, als wie gewöhnlich immer geſchieht, nach unten auf die Thiere und das thieriſche Bewußtſein, inſofern man ihnen ein ſolches beilegen will. Ich möchte nun noch einen Schritt weiter gehen in dieſer vergleichenden Zuſammenſtellung; indem ich glaube, daß es für das vollkommene Verſtändniß des Ganzen, ſo wie für einen richtig genauen Begriff von den einzelnen Geiſtesvermögen oder Seelenkräften des Menſchen von Nutzen ſein kann, wenn man ſich die Frage aufwirft, welche unter dieſen der Gottheit beigelegt werden können und welche nicht. Es iſt nicht meine Abſicht, dabei in ſchwer verſtändliche Unterſuchungen einzugehen, welche hier nicht an ihrer Stelle ſein würden, oder vielleicht überhaupt über die Gränzen des menſchlichen Verſtandes hinausgehen möchten. Ich werde dabei nur das berühren und vorausſetzen, was nach dem allgemeinen Menſchengefühl überall anerkannt und auch eben ſo allgemein verſtändlich als leicht faßlich und klar iſt. Wenn ich aber den allgemeinen Menſchenglauben an Gott und an das göttliche Princip, hier als ſich von ſelbſt verſtehend, unbedenklich vorausſetze; ſo geſchieht es wohl mit überlegter Abſicht, indem der Zweifel, der gegen Alles und ſelbſt auf das Höchſte ſich richtet oder gerichtet iſt, ſo wie er auch aus dem Menſchengeiſte hervorgeht oder hervorgehen kann, erſt an einem viel ſpäteren Orte in dieſer Darſtellung oder Entwicklung des denkenden Bewußtſeins und lebendigen Wiſſens ſeine Stelle finden, und uns dann ſeine Löſung zur wichtigen Aufgabe dienen wird. Hier aber für den zunächſt vorliegenden Zweck der, wie das Beiſpiel ſelbſt lehren wird, allerdings fruchtbaren Vergleichung, beſchränke ich mich bloß auf dieſe Eine Bemerkung. Das Wenige, was wir von Gott wiſſen oder mit Gewißheit ſagen können, liegt ungefähr in den Worten: Gott iſt ein Geiſt; und eben darum legen wir ihm auch einen allwiſſenden Verſtand bei und einen allmächtigen Willen. Beide Eigenſchaften oder Kräfte ſind aber in Gott, wie ſich von ſelbſt verſteht, im vollkommenſten Einklange und können kaum von einander getrennt werden, während ſie im Menſchen ſo oft weit auseinander gehen, oder ſich auch ſeindlich entgegentreten und eine die andere nur hindern. Es entſteht nun die Frage, ob wir ihm auch von den andern Vermögen des Menſchen und den Kräften, deren der Menſch ſich bewußt iſt, oder die er in ſeinem Bewußtſein findet, auch andere beilegen können und dürfen, ſo wie Verſtand und Willen; wenn auch nach einem andern, größern Maßſtabe und in einem viel ausgedehntern Sinne? — Nun iſt zwar in der Schöpferkraft Gottes die Fülle aller Fruchtbarkeit mitumfaßt, und auch die nie verſiegende Quelle aller Erfindung, wenn man es ſo nennen darf, liegt darin. — Eine productive Einbildungskraft oder ſchöpferiſche Fantaſie können wir aber darum Gott doch nicht beilegen, wie es Jeder gleich fühlt, daß wir damit ſogleich in das Gebieth der erdichteten Götter und der Mythologie hinüber ſchreiten würden. Eben ſo wenig aber kann man ſtreng genommen, und nach einer genauen Bezeichnung des richtigen Ausdrucks, Gott das im Menſchen der Fantaſie entgegenſtehende Vermögen der Vernunft eigentlich beilegen. Die Vernunft iſt das verknüpfende, folgernde, vermittelnde Denkvermögen; alles dieſes aber und ein ſolches Aneinanderreihen der Gedanken oder Vorſtellungen iſt auf Gott nicht anwendbar, in welchem vielmehr alles nur mit einem Mahle und zugleich vor ihm ſtehend, oder aus ihm hervorgehend gedacht werden kann; daher ſich ihm ſtreng genommen und nach der genauen Schärfe einer durchaus richtigen Bezeichnung nur der unmittelbar erkennende und zugleich anſchauende Verſtand beilegen läßt, nicht aber die Vernunft, unter welcher man nur durch den höchſten Mißbrauch der Sprache und eine gänzliche Umdrehung der Begriffe, ein Vermögen der intellectuellen Anſchauung verſtehen kann. Es giebt nur eine Art von Vernunft, welche unmittelbar wahrnehmend iſt, das Gewiſſen nähmlich, oder der ſittliche Inſtinkt für das, was gut und böſe, recht oder unrecht iſt. Man könnte es eine angewandte Vernunft nennen, nähmlich eine auf den Willen und deſſen innerſte Regungen und erſt beginnende Entſchließungen, aus denen erſt die äußern Handlungen hervorgehen, angewandte Vernunft. Aber eben weil das Gewiſſen eine unmittelbare Wahrnehmung des Rechten und Unrechten, ein ſitlicher Inſtinkt für das Gute und Böſe, in der Form alſo von der folgernden, vermittelnden Vernunft ganz verſchiedenartig iſt, möchte ich es doch nicht ſo benennen, ſondern mehr als ein eignes, für ſich beſtehendes, zwiſchen Vernunft und Willen in der Mitte ſtehendes Seelen- oder Gemüths-Vermögen betrachten. In jedem Falle wird es überflüſſig ſein zu erinnern, wie unpaſſend es ſein würde, wenn man den warnenden oder ſtrafenden Richterblick, mit welchem Gott das Innerſte der Herzen durchſchaut und durchdringt, mit dieſem Nahmen belegen wollte; wenn gleich hier die urſprüngliche Quelle und Wurzel für die klaren Ausſprüche und einfache Offenbarung des Gewiſſens zu ſuchen iſt, welches jedoch als Eigenſchaft nur ſolchen Weſen beigelegt werden kann, welche wie der Menſch, das göttliche Geſetz weit über ſich erblicken, keineswegs aber jenem Weſen, welches ſelbſt den Inbegriff aller aus dieſer Quelle herfließenden Sittengeſetze bildet. Wenn nun gleichwohl, um zu der erſten Frage über das Prädicat der Vernunft zurückzukehren, in unſern jetzt herrſchenden Syſtemen, beſonders auch der neueſten deutſchen Philoſophie, Gott eine Vernunft beigelegt, oder die ewige, unbedingte, abſolute Vernunft ſelbſt Gott genannt, und ſein Weſen alſo bezeichnet wird; ſo hängt ſolches mit der immer noch vorherrſchenden pantheiſtiſchen Richtung dieſer Syſteme zuſammen, wo die Gottheit mit dem Weltall identificirt und in Ein Allweſen zuſammen verſchmolzen wird; und da dieſes denn doch nicht bloß die allverſchlingende, allerzeugende, allgebährende unendliche Lebenskraft der heidniſchen Natur-Syſteme ſein, ſondern mehr wiſſenſchaftlich bezeichnet werden ſoll, ſo bleibt für eine ſolche ganz abſtracte Bezeichnung des Einen Allweſens kein anderer Ausdruck übrig, als jenes Vermögen, welches das Princip der Einheit auch in dem menſchlichen Bewußtſein bildet. — Zwar haben auch wohl einige einzelne große Lehrer in den vergangenen Jahrhunderten, ſich ganz ähnlicher oder faſt derſelben Ausdrucke von der Vernunft in Anwendung auf die Gottheit bedient, mir ſcheint jedoch daß ſich dieſes nur als eine Ausnahme von der Regel aus dem individuellen Sprachgebrauch und Geſichts-Punct erklären oder rechtfertigen läßt, und in jedem Falle ſicher iſt, ſich in dieſem Puncte ganz an den alten Sprachgebrauch zu halten, den auch ich zu befolgen, mir zum Geſetz gemacht habe. Will man aber jenen alten Sprachgebrauch durchaus einmahl umkehren, und die Benennungen von Vernunft und Verſtand nach der bisherigen Bedeutung durchaus verwechſeln und umtauſchen, ſo kommt es natürlich auf die Sache und den innern Gedanken oder die eigentliche Meinung an, die dabei zum Grunde liegt, und könnte man ſich dann über den verſchiedenen Sprachgebrauch wohl leicht gegenſeitig verſtändigen und vereinbaren. Bei den meiſten der jetzigen Schriftſteller und neuern Philoſophen dürfte dieß jedoch gar nicht der Fall ſein; ſondern es iſt die wichtige Frage, welche dabei zum Grunde liegt, und auch über dieſen verſchiedenen Sprachgebrauch und entweder dem Verſtande oder der Vernunft eingeräumten Vorrang meiſtens entſcheidet, die: ob die Philoſophie überhaupt eine Vernunft-Philoſophie ſein ſoll, nach der Denkart des Rationalismus, oder eine höhere Philoſophie des Geiſtes und der geiſtigen Offenbarung oder auch der göttlichen Erfahrung. Wenn nun ferner in der alten Sprache Gott ein Gedächtniß beigelegt wird, oder ein Verlangen und Triebe, faſt wie die menſchlichen Begierden und Leidenſchaften mit ähnlichen Nahmen bezeichnet werden, ſo iſt dieß eben ſo, wie wenn von ſeinem allſehenden Auge, ſeinem Ohre, ſeinem ſtarken Arm die Rede iſt; es ſind bildlich-ſymboliſche Ausdrücke, und alſo ganz etwas anderes, als wenn Ihm in einem mehr ſcientifiſch genauen Sinne, Verſtand und Willen allgemein wirklich beigelegt werden, oder die Frage entſteht, ob Ihm in der gleichen Weiſe Einbildungskraft und Vernunft zugeſchrieben und beigelegt werden können. Eben ſo wenig kann Gott im eigentlichen Sinne, eine Seele beigelegt werden, weil dieſes doch ein paſſives Vermögen, in Ihm aber alles Kraft und Thätigkeit iſt; obwohl auch dieſer Ausdruck von einer Seele Gottes ſich ganz ausnahmsweiſe auch bei einigen wenigen alten Schriftſtellern findet. Richtiger kann man das, was dadurch bezeichnet werden ſoll, wohl ausdrücken, wenn man ſagt: Gott iſt die Liebe und eben dieß iſt ſein Weſen; oder wenn man mehr in der Form einer lebendigen Kraft und Eigenſchaft von dem göttlichen Vaterherzen redet, als dem Mittelpunkte ſeines Weſens, der Allmacht wie der Allwiſſenheit und der unendlichen Liebe, die aus beiden hervorgeht. Allerdings iſt auch dieſer Ausdruck von dem Vaterherzen oder überhaupt von dem Herzen Gottes, ein ſymboliſch-bildlicher, aber in einem höhern Sinne, und ein bloßes Bild ohne Bedeutung iſt es darum doch nicht; da auch die tiefer eindringende Geiſtes-Philoſophie von jeher, von Plato bis auf Leibnitz ſolche ſymboliſch-bildliche Ausdrücke für das, was eigentlich unausſprechlich iſt, oft abſichtlich gewählt und weit vorgezogen hat vor den abſtract leeren, eigentlich nichtsſagenden Begriffen der gewöhnlichen Vernunft-Syſteme unſerer todten Metaphyſik des Nichts.

So hat uns gleich der erſte Schritt oder Verſuch in dieſer vergleichenden Pſychologie einer höhern Ordnung faſt bis an die äußerſte Gränze des noch Erkennbaren geführt, wobei jedoch manche vorzüglich wichtige Momente und weſentliche Eigenſchaften und Kräfte, welche mit in den Umkreis dieſer ganzen pſychologiſchen Unterſuchung und des Bewußtſeins ſelbſt gehören, vorübergehend gerade auf dieſem Wege in ein vorzüglich helles Licht geſetzt werden konnten. Ich wende den Blick jetzt wieder zurück zu dem Puncte, von welchem wir ausgegangen ſind. Um die Philoſophie des Lebens recht in der vollen Mitte dieſes inneren Lebens und des ganzen Bewußtſeins anzufangen, gingen wir aus von der ſich dem unbefangenen Selbſtgefühle gleich zuerſt aufdringenden pſychologiſchen Wahrnehmung des allgemeinen und mannichfachen Zwieſpalts, welches unſer geſammtes Selbſt, und dann beſonders auch des tief begründeten Widerſtreits, welcher die vier Grundkräfte des Bewußtſeins im gewöhnlichen Zuſtande in ſich zertheilt, nach dem zwiefachen Gegenſatze von Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie. Ich will hier nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß noch eine andere weſentliche Grundeigenſchaft des Menſchen und ein ihm ebenfalls ganz eigenthümlicher und charakteriſtiſcher Zuſtand mit dieſem innern Zwieſpalt und durchgehenden zwiefachen Gegenſatz genau zuſammenhängt und mit darin begründet iſt: die Freiheit des Willens nähmlich und der Zuſtand des Zweifels. Eine ſolche Freiheit des Willens, wie ſie dem Menſchen zukommt, die eine ganz andere iſt, als die Freiheit Gottes oder auch als die Freiheit der zuerſt erſchaffenen reinen Geiſter. Jene Willensfreiheit iſt aber in unſerm innerſten Selbſtgefühl ſo tief und feſt begründet, daß die allgemeine Ueberzeugung davon durch keine noch ſo ſcharfſinnig geſtellten und ſcheinbar auf uns eindringenden Vernunftzweifel jemahls ganz an ſich ſelbſt irre gemacht und völlig in unſrer Bruſt ausgelöſcht oder vertilgt werden kann, da auch nach der größten Erſchütterung, welche unſer Glauben an uns ſelbſt, in dem Nachdenken oder Grübeln darüber erleiden kann, nach einer ſcheinbar noch ſo ſiegreich vollendeten Widerlegung, dieſes uns angeborne göttliche Vorurtheil, wenn ich es ſo nennen darf, unſrer innern Freiheit, dennoch gleich wieder emporſteigt, und ſich als die unbezwingbare höhere Lebensflamme des Geiſtes von Neuem wieder erhebt aus dem niedergebrannten Aſchenhaufen dieſer ertödtenden Zweifel, die aber ſelbſt nur aus den todten Begriffen und nichtigen Fantomen eines falſchen Gedankenſcheins entſtehen und entſtanden waren. Sie iſt eine Freiheit der Wahl, d. h. des zwiſchen zwei verſchiedenen Reihen von Gedanken von ſich entgegenſtehenden Gründen und Gegengründen des Verſtandes hin und her ſchwankenden, und endlich für das Eine oder das Andere ſich entſcheidenden Willens, der aber ſeiner Natur nach oft ſo wenig entſchieden iſt, und oft ſo ſchwer zur Entſcheidung kommen kann, daß er ſelbſt, wenn dieſe äußerlich ſchon erfolgt iſt, wieder an ſich ſelbſt ungewiß geworden, von Neuem unentſchieden hin und her zu ſchwanken anfängt. Oder es kann dieſe Freiheit der Wahl im Menſchen auch begriffen und bezeichnet werden, als eine ſolche des Verſtandes, nähmlich des zwiſchen zwei verſchiedenen Willen vergleichenden, alle Gründe und Gegengründe für den einen oder den andern ſorgſam abwägenden, und endlich dem einen oder dem andern in ſeinem Endurtheil den Vorzug zuerkennenden Verſtandes. Allerdings alſo hängt dieſe dem Menſchen eigenthümliche Willensfreiheit der Wahl noch genau und weſentlich zuſammen mit jenem ihm angebornen, oder wenigſtens zur andern Natur gewordenen Widerſtreit zwiſchen dem Verſtande und dem Willen. Ich nannte es die dem Menſchen eigenthümliche Willensfreiheit, weil es gar nicht nothwendig iſt, und eine ganz willkührliche Vorausſetzung ſein würde, wenn wir ſogleich annehmen wollten, daß, falls es noch andre frei erſchaffene Weſen giebt, unſre beſondre Art und Form dieſer Freiheit auch für jene die einzig mögliche und allein denkbare ſei. Wir dürfen uns eine ſolche allerdings hier bloß hypothetiſche Vergleichung und Zuſammenſtellung, wenn ſie nur dazu dient, uns unſre eigenthümliche Form des Bewußtſeins verſtändlich, klarer und leichter begreiflich zu machen, wie es der Verſuch oder das Beiſpiel ſelbſt ſchnell entſcheiden kann, lediglich zu dieſem Behufe wohl erlauben, und ſo würde man denn in ſolchem Sinne etwa noch hinzufügen können: Wir haben uns die Freiheit der ſeligen Geiſter, welche eine ganz andere iſt als die menſchliche, als eine ſolche zu denken von Weſen, welche längſt über die Prüfungszeit der noch unentſchiedenen Wahl oder des noch zu beſtehenden Kampfs hinaus ſind, oder welche gleich von Anfang derſelben durch den Rathſchluß des Schöpfers überhoben waren, und alſo ſchon die ewige Freiheit zugleich mit dem ungeſtörten, und auch durch nichts zu ſtörenden Frieden in Gott gefunden haben, welcher der Inbegriff und die nie verſiegende Quelle wie der unerſchöpfliche und unerforſchliche Abgrund und Urgrund aller Freiheit, ſo wie alles Lebens iſt.

Aber auch ganz abgeſehen von der freien Wahl für das wirkliche Leben und die einzelnen Gegenſtände und Momente deſſelben, abgeſehen alſo von der auf die äußern Handlungen und die innern Willensregungen, welche den erſten Grund und verborgenen Keim zu jenen enthalten, gerichteten Freiheit und dem daraus hervorgehenden, nicht ſelten lange hin und her ſchwankenden Zuſtande der Ungewißheit, giebt es auch in dem reinen Denken, bloß als ſolches genommen, einen ähnlichen Zuſtand des innern Schwankens oder des Zweifels, d. h. eines das eigene Bewußtſein und Denken ſelbſt anfeindenden und wieder untergrabenden und zerſtörenden, verneinenden und vernichtenden Denkens. Ganz uns ſelbſt überlaſſen, ohne alle Rückſicht auf das äußere Leben, ohne irgend ein beſtimmtes Streben nach einem wirklichen Erfolge, bloß dieſem innern Gedankenſtrome ruhig zuſehend, dringen von der einen

Seite die äußern Eindrücke und die mannichfachen Erzeugniſſe des eignen, nie ruhenden Denkvermögens auf das Gemüth ein, ſich deſſen zu bemeiſtern, und es mit ſich fortzuziehen; auf der andern Seite tritt die unterſcheidende und ſcheidende Vernunft fragend und zweifelnd, alles chemiſch zerlegend, und endlich es ganz in Nichts auflöſend dazwiſchen, und erklärt alles dieſes eigne Denken für grundlos und nichtig, für bloße Täuſchungen der Sinnlichkeit, Einfälle der Willkühr, Vorurtheile unſrer Beſchränktheit, Gebilde der Fantaſie. So bildet nun der immerfort wogende Gedankenfluß des innern Lebens und Denkens nicht ſowohl Einen von der hohen Quelle in das weite Meer durch die fruchtbaren Gefilde ruhig fortwallenden Strom, wo Welle in Welle ruhig hinübergleitet: ſondern es iſt wie eine zwiefache Strömung, wo dieſe ſich zwiſchen Felſen und Klippen in entgegenſtehender Richtung einander hemmen und gegen einander ſchlagend in der ſchäumenden Brandung des qualvollen Gedankenkampfs, oder noch gefährlicher bei der ſcheinbar ruhigen und glatten Oberfläche einen zum Abgrunde hinunter reißenden Strudel bilden, der den ſchwankenden Nachen des kleinen Menſchen-Daſeins, bei der erſten unvorſichtigen Annäherung in ſeinen Wirbel rettungslos mit hineinzieht. Es ſind meiſtens nur wenigſtens von Anfang ſehr ausgezeichnete und edle Naturen, in denen der Zweifel und innere Kampf des Denkens auf ſolche Weiſe zur Verzweiflung ſich ſteigert, oder die er endlich in den vollendeten geiſtigen Seelen-Untergang des höhern Selbſt und alles ſeines Glaubens ganz hinabzieht; die Anlage aber zu dieſem Kampfe und Zuſtande des Zweifels, welchen ich ſogar als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des menſchlichen Weſens betrachten möchte, iſt allgemein und ſchon in dem Zwieſpalte zwiſchen Vernunft und Fantaſie, der ſich ſo tief in uns feſtgeſetzt hat, begründet. Denn wenn auch in einem über ſich ſelbſt in's Reine gekommenen und im Leben feſt gewordenen Charakter, über die das Leben vorzüglich beſtimmende und lenkende Denkart und höhere Geſinnung keine Unſicherheit mehr obwaltet, ſondern alles ſchon zur entſchiedenen Kraft und beſtimmten Gewißheit gereift und gediehen iſt; ſo kehrt doch der Zweiſel, in einzelnen Fällen und über manche, wenn auch jenen erſten Grundgeſetzen des wahren Lebens untergeordnete, doch aber darum gar nicht unwichtige Gegenſtände, ſelbſt in jenem glücklichſten Falle eines ſchon gewonnenen ſichern Anfangs und feſten Grundes, noch oft genug zurück, um uns die Bemerkung aufzudringen oder das Geſtändniß abzunöthigen, daß dieſer Zuſtand überhaupt wohl mit zu der menſchlichen Eigenthümlichkeit und Beſtimmung gehören muß, und daß der innere Kampf des Denkens und die Anlage zum Zweifel, wohl mit einen Beſtandtheil bilden muß von dem uns angewieſenen Kampfe des Lebens überhaupt. Ich fand dieſe Anlage ſchon in dem erſten urſprünglichen Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und Fantaſie begründet, und habe mich hier wie überall der Kürze wegen dieſer Benennung bedient; will aber bei dieſer Gelegenheit nur bemerken, daß die Einbildungskraft nicht auf die dichtende oder bildende Kunſt und ihre Hervorbringungen beſchränkt, ſondern daß ſie, inſofern überhaupt alles productive Denken der Einbildungskraft zukömmt, wie das Verneinende der Vernunft, auch in dem wiſſenſchaftlichen Denken mitwirkend iſt, und daß hier zunächſt in dieſer letzten Beziehung von ihr die Rede war, nachdem der Kampf oder Zuſtand des Zweifels eben aus dem Widerſpruche zwiſchen dem productiven und verneinenden Denken hervorgeht.

Jener erſten pſychologiſchen Wahrnehmung von dem innern Zwieſpalt in unſerm vierfach getheilten Bewußtſein, welchen ich anfangs nur ganz leicht zu charakteriſiren ſuchte, dem ich aber hier eine tiefere Begründung zu geben, und ihn zu einer ſchon etwas höhern Bedeutung geſteigert aufzufaſſen bemüht war, ward als zweites Glied in dem Gedankengange dieſer philoſophiſchen Unterſuchung, die Idee von dem dreifach lebendigen und nun wieder vollſtändig wirkſam gewordenen Bewußtſein, nach der einfachen Eintheilung von Geiſt, Seele und Sinn angefügt, — welche uns auch bei allen nachfolgenden Entwicklungen in dieſem ganzen Umkreiſe des pſychologiſchen Selbſtdenkens zur bleibenden Grundlage dienen wird; da gerade der Uebergang von dem gewöhnlichen Zuſtande des mit ſich ſelbſt ſtreitenden und vierfach getheilten Bewußtſeins zu dem wiedervereinigten dreifach lebendigen, die Anfangsſtufe und den erſten Schritt in dieſer vom Leben ausgehenden und auch wieder zu einem höhern Leben hinführenden Philoſophie bildet. — Unter jenen glücklichen Anknüpfungs-Momenten oder höheren Eigenſchaften einer mehr concentrirten Kraft aber, welche ſelbſt in dem gewöhnlichen Zuſtande jenes vierfach getheilten Bewußtſeins, ein ſchon lebendiges Zuſammenwirken der ſonſt getheilten Geiſtesvermögen oder Seelenkräfte verrathen, und eine wenigſtens im Einzelnen und theilweiſe wiederhergeſtellte Harmonie jenes zerſtuckten Ganzen unſres innern Daſeins in ihren Wirkungen und Werken zur Folge haben; nannte ich zuerſt die innere Charakterfeſtigkeit eines durchaus conſequenten Wollens, Denkens und Handelns; dann das wahre Kunſtgenie in den ſchöpfer'ſchen Hervorbringungen der dichtenden und geſtaltenden Fantaſie; endlich eine uneigennützig ſtarke, großmüthig ſich ſelbſt aufopfernde Liebe, die über alle Gränzen der Vernunft hinausgeht und doch keine Einbildung oder Täuſchung der Fantaſie genannt werden kann, da ſie vielmehr eine tief innerliche Naturkraft der menſchlichen Seele bildet, ja ſelbſt das eigentliche Weſen derſelben ausmacht. Wie ſehr aber auch die äußere Wirkung und Erſcheinung dieſes höhern Seelen-Princips der Liebe durch die trübe Beimiſchung einer irdiſchen Heftigkeit und leidenſchaftlichen Verworrenheit geſchmälert und gehindert werden mag; ſo daß eine rein hervortretende Geſtalt dieſes Gefühls in ſeiner Vollendung vielleicht nicht minder ſelten im wirklichen Leben gefunden wird, als die glücklichſten Hervorbringungen des wahren Kunſtgenies: ſo iſt gleichwohl hier allein der Anfang zu finden und der wahre und erſte Grund zu ſuchen für das höhere lebendige Denken, und die Wiſſenſchaft dieſes lebendigen Denkens. Die wahrhaft liebende Seele bedarf nur der Anregung und Führung eines in der göttlichen Erfahrung gereiften Geiſtes; ſo iſt jenes wiedervereinigte und nun vollſtändig gewordene, in der dreifachen Kraft thätig wirkſame, volle Bewußtſein und innre Leben von ſelbſt und ſchon in jener erſten entzündenden Berührung mit gegeben; ſo wie hinwiederum auch der mit noch ſo hohem

Aufſchwunge nach dem Göttlichen ſtrebende Geiſt nur dieſer zündenden Berührung der liebenden Seele bedarf, um ſein erſehntes Ziel wirklich zu erreichen. Es giebt aber noch ein andres, großes und viel umfaſſendes, ſelbſt in dem äußern, wirklichen Leben und in der geſchichtlichen Erfahrung, als ein ſolches hervortretendes Phänomen, welches mit in die Reihe dieſer Verbindungs-Elemente oder Vereinigungs-Principien des ſonſt getheilten Bewußtſeins gehört; und dieſes iſt die wunderbar mannichfaltige und doch ſo kunſtreich geordnete Menſchenſprache. Sie iſt ein lebendiges Product des ganzen innern Menſchen, und alle ſonſt getrennten Geiſteskräfte oder Seelenvermögen haben, jedes in ſeiner Art, ihren vollen Antheil an dieſem gemeinſamen Erzeugniß; wenn gleich noch manche Spur der innern Zerſtückung darin äußerlich ſichtbar bleibt, und eine vollkommene Harmonie des vollſtändig ganzen und lebendig zuſammenwirkenden Bewußtſeins auch hier nur als ſeltne Ausnahme in den höchſten Hervorbringungen des dichtenden oder wie ſonſt immer in der Rede und Sprache ſich kund gebenden Kunſtgenies und meiſtens auch da nur in den ausgezeichnet hellſten Puncten und in einzelnen glücklichen Licht-Momenten derſelben gefunden wird. Alle die vier Grundkräfte des Bewußtſeins haben einen ungefähr gleichen Antheil daran. Der grammatiſche Bau und dieſe innere Struktur und Regel der Wortänderung oder Umbiegung und nächſten Wortverknüpfung gehört der Vernunft an, alles Bildliche in der Sprache aber, und wie weit erſtreckt ſich nicht dieſes, wie tief greift es nicht ein in die erſte, urſprüngliche, und nicht immer mehr verſtändlich gegenwärtige, natürliche Wortbedeutung, iſt ein Eigenthum der Fantaſie; die klar beſtimmte äußere Gliederung und deutlich ſchöne Geſtaltung irgend eines ganzen Sprachwerkes, es mag nun ein rein dichteriſches, geſellſchaftlich redneriſches, oder denkend wiſſenſchaftliches ſein, iſt das Werk des Verſtandes. Eben ſo auch das Charakteriſtiſche, welches nicht bloß in dem thieriſchen Naturſchrei liegt, oder in der kindlichen, oft auch kindiſchen Nachahmung eines äußern Schalles; ſondern jene viel tiefere und geiſtiger bedeutende Charakteriſtik, welche in den urſprünglichen Stamm-Sylben und erſten Wurzelwörtern einer gediegenen alten Urſprache gefunden wird, oder uns anzuſprechen ſcheint, muß dem alles Eigenthümliche tief ergreifenden und ſcharf bezeichnenden Verſtande angeeignet werden; wenn man ſie nicht lieber noch einem unmittelbar ergreifenden, wunderbar mit- oder nachempfindenden Naturgefühl zuſchreiben will. Die magiſche Kraft aber eines, alles bloß durch ſich ſelbſt dahinreißenden gebiethenden Willens, iſt wenigſtens an den einzelnen leuchtenden Stellen in einer Rede der höchſten Begeiſterung oder der dichteriſch vollkommenen Darſtellung bemerklich, wo ſie aus den ſcheinbar unausſprechlichen und doch ſo durchſichtig klaren Worten und Ausdrücken, wie ein elektriſcher Schlag auf die empfänglichen und verwandten Gemüther mit entzündend einwirkt.

Ehe ich nun aber tiefer in die Frage vom Urſprunge der Sprache, oder vielmehr von der richtigen Idee dieſes allumfaſſenden und wunderbaren Sprachvermögens als der merkwürdigſten Eigenſchaft und höchſten Eigenthümlichkeit des Menſchen einzugehen verſuche, möchte ich vorher noch aufmerkſam machen, auf den innigen Zuſammenhang zwiſchen dem Reden und Denken, der ein durchaus gegenſeitiger iſt. Denn ſo wie das Reden nur als ein äußerlich und ſichtbar gewordenes Denken betrachtet werden muß; ſo iſt auch das Denken ſelbſt nur ein innerliches Reden und immerwährendes Selbſtgeſpräch. — Durchaus einfach iſt wohl allem Anſcheine nach das Bewußtſein der Thiere, inſofern wir ihnen ein ſolches beilegen können, aber traurig in ſeiner dumpfen Beſchränktheit; obwohl auch hier die einzelnen melodiſchen Gänge einer vernunft- und ſcheinbar bewußtloſen Stimme, als eben ſo viele Anklänge eines andern beſſern Ehemahls, verlorne Spuren alter Erinnerung erſcheinen und nebſt dem durchdringenden Klagegeſchrei des tiefen ſchmerzlichen Verlangens, uns wohl den Begriff von einer ihrer Befreiung entgegenharrenden, ſeufzenden Creatur vollkommen deutlich machen könnten. Höchſt einfach in ganz anderer Weiſe iſt auch wohl das Bewußtſein oder der Gedanke der freien Geiſter in ihrer reinen Thätigkeit, ſo wie wir uns dieſelbe vorſtellen und vorzuſtellen haben; gleich dem, wie der Blitz herniederfahrenden und alldurchdringenden Lichtſtrahle. Wunderbar verſchlingen aber und räthſelhaft verworren iſt das ſo mannichfach reiche und zugleich ſo wandelbar bewegliche Menſchen-Bewußtſein —; und dieſen Eindruck macht uns jeder ernſte und forſchende Blick in die unergründliche Tiefe unſres eignen Innern. Faſt möchte man, wie in der dreifach wirkſamen Kraft des wieder lebendig und vollſtändig gewordenen Bewußtſeins noch eine ſchwache Aehnlichkeit mit dem ehemahligen göttlichen Ebenbilde im Menſchen allenfalls nachgewieſen werden könnte, auch in dieſem unerforſchlichen Abgrund des menſchlichen Bewußtſeins eine verlorne Spur der Art zu finden wähnen; die aber nun in ganz andrer Weiſe ſich kund giebt, und meiſtens vielmehr in ihr völliges Gegentheil umgewandelt erſcheint. Und oft wenn der ſeiner ſelbſt inne zu werden ſuchende Gedanke oder verborgene Denker in uns, auch ſchon glaubt, das Räthſel ſeines Bewußtſeins ganz gelöſt zu haben und die vielſinnig dunklen Worte dieſer innern Sphinx auf der höchſten Stufe des ſelbſtgefälligen Scharfſinns erklären und richtig deuten zu können; ſo iſt er gerade dann, wie der beklagenswerthe Oedipus ſeines eignen Verhängniſſes, oft nur mit deſto größerer, unheilvoller und unheilbarer Blindheit geſchlagen über den bodenloſen Irrthum, in den ſein ganzes Leben unterdeſſen dennoch gerathen war, und in welchen es ganz hinuntergezogen worden. Immer bemüht, den wandelbaren Proteus des eignen Selbſt zu faſſen, kann unſer ohne andern Leitfaden ſinnendes und ſuchendes Ich, oft über dieſe innern Räthſel des Daſeins in ein ſeltſames Erſtaunen gerathen, manchmahl auch wohl von einer leiſen Furcht ergriffen werden, niemahls aber vermag es, ganz allein und bloß aus ſich ſelbſt, den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht und den Ausgang aus dem eignen Gedanken-Labyrinth ſolcher tragiſchen Verblendung zu finden und mit ſich ſelbſt in Harmonie zu kommen.

So tief und feſt iſt übrigens dieſe innre Zwiefachheit und Duplicität — welchen Ausdruck ich aber hier nicht in dem gewöhnlichen moraliſchen Verſtande brauche, ſondern in einem rein pſychologiſchen und höhern, mehr metaphyſiſchen Sinne nehme — in unſerm Bewußtſein eingewurzelt, daß wir ſelbſt dann, wenn wir allein ſind, oder allein zu ſein glauben, immer eigentlich noch zu Zweien denken, und dieß auch ſo in unſerm Denken finden, und unſer innerſtes tiefſtes Sein als ein weſentlich dramatiſches anerkennen müſſen. Das Selbſtgeſpräch, oder überhaupt das innere Geſpräch iſt ſo ſehr die natürliche Form des menſchlichen Denkens, daß ſelbſt heilige Einſiedler der vergangenen Jahrhunderte, welche in der ägyptiſchen Wüſte oder auf der einſamen Alpenklauſe ein halbes Leben der Betrachtung der göttlichen Dinge und Geheimniſſe gewidmet haben, das Reſultat ſolcher Betrachtungen oft nicht anders nachzuzeichnen, es in kein andres Gewand zu kleiden, es in keine andre Darſtellungs-Form zu bringen wußten, als in die eines Geſprächs der Seele mit Gott. Und iſt nicht eigentlich das wahre Gebeth in allen Religionen auch eine Art von Geſpräch, eine vertrauliche Herzenseröffnung gegen den allgemeinen Vater, oder eine kindliche Anfrage bei Ihm? — Um aber gleich auf die ganz entgegenſtehende Seite des Gegenſtandes hinüberzuſpringen: ſo finden wir auch in den klaſſiſchen Werken des gebildeten Alterthums, zu einer Zeit, wo jene Tiefen eines liebevollen Gefühls noch nicht ſo allgemein entwickelt, nicht ſo vollſtändig entdeckt und enthüllt waren, dieſelbe Erſcheinung wieder, obwohl unter einer ganz andern Form, nähmlich der der höchſten geiſtigen Klarheit und Heiterkeit, im anmuthigſten Schmucke der auserleſenen Sprache. Ich meine jene den Reden und dem Lehrvortrage des Sokrates charakteriſtiſch eigenthümliche Ironie, wie ſie beſonders auch in den Platoniſchen Schriften gefunden wird, und wovon höchſtens nur in einigen der erſten Dichterwerke etwas Aehnliches bemerkt wird. Denn was iſt jene wiſſenſchaftliche Ironie des forſchenden Denkens und des höchſten Erkennens in dem Sokratiſchen oder Platoniſchen Sinne anders, als das über die geheimen Widerſprüche, gerade in ſeinem innerſten Streben nach dem höchſten Ziele, ſich ſelbſt klar gewordne und zur Harmonie gelangte Bewußtſein und Denken? — Ich muß jedoch hierbei in Erinnerung bringen, daß jenes Wort nach dem modernen Sprachgebrauch um einige Stufen tiefer von ſeiner urſprünglichen Bedeutung herabgeſunken iſt, und oft ſo genommen wird, daß es nur den gewöhnlichen Spott bezeichnet. In jenem urſprünglichen Sokratiſchen Sinne aber, und ſo wie ſie in den Platoniſchen Werken gemeint und entwickelt iſt, und auch in dem ganzen Gedankengange und der innern Struktur dieſer Werke im vollkommenſten Maaße und Ebenmaaße gefunden wird, bedeutet die Ironie eben nichts anderes, als dieſes Erſtaunen des denkenden Geiſtes über ſich ſelbſt, was ſich ſo oft in ein leiſes Lächeln auflöſt; und wiederum auch dieſes Lächeln des Geiſtes, was aber dennoch einen tief liegenden Sinn, eine andre, höhere Bedeutung, nicht ſelten auch den erhabenſten Ernſt unter der heitern Oberfläche verbirgt, und in ſich einſchließt. So ſehr aber iſt in dieſer durchaus dramatiſchen Entwicklung und Darſtellung des Denkens in den Werken des Plato, die Geſprächsform weſentlich vorwaltend, daß, wenn man auch die Ueberſchriften und Nahmen der Perſonen, alles Anreden und Gegenreden, überhaupt die ganze dialogiſche Einkleidung wegnehmen, und bloß den innern Faden der Gedanken, nach ihrem Zuſammenhange und Gange herausheben wollte, das Ganze dennoch ein Geſpräch bleiben würde, wo jede Antwort eine neue Frage hervorruft, und im wechſelnden Strome der Rede und Gegenrede oder vielmehr des Denkens und Gegendenkens ſich lebendig fortbewegt. Und allerdings iſt wohl dieſe innere Geſprächsform dem lebendigen Denken und dem darſtellenden Vortrage deſſelben, wenn ſie auch nicht überall gleich anwendbar und ſchlechthin nothwendig iſt, doch beinahe weſentlich und wenigſtens ſehr angemeſſen und höchſt natürlich; und in dieſem Sinne kann auch die zuſammenhängend ununterbrochene Rede des Einzelnen noch wie ein Geſpräch ſein oder die Art und den Charakter eines Geſprächs annehmen. Ja, ich geſtehe ſelbſt, daß nachdem ich mir die höchſte Klarheit der lebendigen Gedanken-Entwicklung hier zum Zwecke geſetzt habe, ich vorzüglich dann glauben würde, mein Ziel erreicht zu haben, wenn dieſe Vorträge einigermaßen dieſen Eindruck wie ein Geſpräch auf Sie machen könnten: wenn ſie Ihnen erſchienen, wie eine Reihe von Anfragen, auf welche Sie wenigſtens theilweiſe, und wenn auch nicht überall, doch hie und da die ſtillſchweigend zuſtimmende Antwort in Ihrem Innern geben würden; oder auch, und noch mehr, wenn Sie ſelbſt in dem Ganzen dieſer Darſtellung auf manche aus dem eignen Denken und Leben hervorgegangene innere Frage des Gemüths, eine wo nicht völlig löſende, doch wenigſtens auf die Frage ſelbſt eingehende und weiter hinaus deutende Antwort hier finden können und zu vernehmen glaubten.

Dritte Vorleſung.

Die wahre Ironie, — da es doch auch eine falſche giebt, — und dieſe eine Bemerkung habe ich nur noch zu dem Vorhergehenden anzufügen; iſt die Ironie der Liebe. Sie entſteht aus dem Gefühle der Endlichkeit und der eignen Beſchränkung, und dem ſcheinbaren Widerſpruche dieſes Gefühls mit der in jeder wahren Liebe mit eingeſchloſſenen Idee eines Unendlichen. So wie im wirklichen Leben, bei der Liebe, die auf einen irdiſchen Gegenſtand gerichtet iſt, der gutmüthige und leiſe Scherz über eine ſcheinbare, oder wirkliche kleine Unvollkommenheit des andern, gerade da an ſeiner Stelle iſt, und eher einen angenehmen Eindruck macht, wo beide Theile ihrer gegenſeitigen Liebe gewiß ſind, und die Innigkeit dieſer Liebe keinen Zuſatz mehr leidet; eben ſo gilt dieß auch von jeder andern, und ſelbſt von der höchſten Liebe, und kann auch hier der ſcheinbare, oder wirkliche, aber unbedeutende und geringfügige Widerſpruch die unendliche Idee, welche einer ſolchen Liebe zum Grunde liegt, nicht aufheben, ſondern dient ihr im Gegentheile nur zur Beſtätigung und Verſtärkung. Aber nur da, wo die Liebe ſchon bis zur höchſten Stufe der Entwicklung hinauf geläutert, innerlich feſt geworden, und vollendet iſt, kann dieſer in der liebevollen Ironie hervorgehobene Schein des Widerſpruchs keine Störung mehr in dem höhern Gefühle verurſachen. Und welche andre Grundlage könnte eine Philoſophie des Lebens wohl haben und als gültig erkennen, als dieſen Begriff einer ſolchen Liebe? Dieß iſt eben jene Vorausſetzung des Lebens, des innern nähmlich, von der ich ſagte, daß ſie die einzige ſei, deren dieſe Philoſophie bedürfe, und von welcher ſie ausgehen muß. Nur aber muß dieſe Liebe eine ſelbſt erlebte, oder innerlich gefühlte, und der Begriff derſelben ein aus dem eignen Gefühl und dieſes Gefühls Erfahrung geſchöpfter ſein.

Ganz im Gegenſatz der ſelbſt erdachten Vernunft-Syſteme der ſonſt herrſchenden Zeit-Philoſophie nähmlich, iſt die Philoſophie des Lebens überhaupt, eine innere geiſtige Erfahrungs-Wiſſenſchaft die nur von Thatſachen ausgeht, und überall auf Thatſachen beruht, wenn gleich es in manchen Fällen allerdings Thatſachen einer höhern Ordnung ſind, auf welche ſie ſich gründet, oder auf die ſie ſich zu beziehen hat. In einer ſolchen höhern Beziehung und im höchſten Sinne des Worts, kann die Philoſophie auch wohl eine göttliche Erfahrungswiſſenſchaft genannt werden. Wenn das geſammte Menſchengeſchlecht niemahls etwas von Gott in Erfahrung gebracht hätte, wenn der Menſch überhaupt Gott zu erfahren nicht fähig wäre, was könnte er denn von Ihm wiſſen? Ein ſolches Wiſſen ohne alle Erfahrung wäre ja doch nur ein ſelbſtgemachtes des eignen Ich, eine innere Einbildung und bloßer Wiederſchein der Vernunft und innern Nichtigkeit; und es möchte auf einem ſolchen Wege ein bloß idealiſtiſcher Begriff von Gott, oder wenigſtens der Zweifel, daß er nichts als ein ſolcher ſei, ſchwer abzuwenden ſein. In der That iſt auch in manchen Werken, Denk-Syſtemen, oder Begriffs-Entwicklungen der gewöhnlichen Selbſtdenkerei, auf eine ſo flache Weiſe von Gott die Rede, es wird uns ein ſo bloß formeller und leerer Begriff von Ihm aufgeſtellt; daß man wohl von einem ſolchen Gerede über das Höchſte ſagen könnte, wie es in andern Wiſſenſchaften oft der Fall iſt: ſo iſt es, oder ſo redet man nur ohne alle Sachkenntniß, wo, wie man gleich ſieht, nicht die mindeſte eigne Wahrnehmung, nirgends eine als wirklich gegebene Erfahrung zum Grunde liegt.

Inſofern nun die Philoſophie des Lebens, wenn auch nur in den höchſten Puncten und auf der oberſten Stufe, eine göttliche doch aber immer und überall eine innere und geiſtige Erfahrungs-Wiſſenſchaft iſt, begreift es ſich auch, warum ſie leicht und gern auch in die andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften eingeht, beſonders ſolche, die ſchon näher mit dem Menſchen in Berührung ſtehen, wie dieß ſelbſt mit der Natur-Wiſſenſchaft, in manchen Abſchnitten und einzelnen Zweigen derſelben der Fall iſt, noch mehr aber mit der Geſchichte und mit der Sprachkunde, die uns hier zunächſt angeht, um von ihnen manche erläuternde Belege, oder vergleichende Beiſpiele, zur größern innern Verdeutlichung und mannichfaltigern Entwicklung, oder auch zur weitern Anwendung für einzelne Fälle auf andre Gebiethe des Lebens oder des Wiſſens, zu entlehnen, und fruchtbar zu benutzen. Nur muß die Philoſophie dabei nicht ihre Gränzen überſchreiten, oder ihren Zweck vergeſſen, ſich alſo nicht zu ſehr in das Specielle jener andern Wiſſenſchaften verlieren, um nicht etwa ganz in ein fremdes Gebieth zu verirren, ſondern mehr nur auf jene den Menſchen, und vorzüglich den innern Menſchen berührende Puncte ſich beſchränken, und auf den Sinn und Geiſt des Ganzen, und nur an dieſem feſthalten, und dieſen beſonders hervorheben.

Die Frage nun vom Urſprunge der Sprache, oder richtiger ausgedrückt, die Frage: wie der Menſch denn eigentlich zu dieſer wunderbaren Fähigkeit oder Gabe der Sprache gekommen ſei, die einen ſo großen und weſentlichen Antheil ſeines geſammten Weſens bildet, liegt, wenn ſie bloß als ein Gegenſtand der hiſtoriſchen Forſchung und der philoſophiſchen Gelehrſamkeit genommen wird, und wenn bloß von dieſer Seite der ſpeciellen Sprachkunde, darüber debattirt und entſchieden werden ſoll, eben deßwegen außer dem hier vorgezeichneten Umkreiſe der innern Lebenserfahrung und des pſychologiſchen Denkens und Wiſſens. Nur zwei, immer noch ziemlich allgemein verbreitete Meinungen über den ſogenannten Urſprung der Einen allererſten Stammſprache des ganzen Menſchengeſchlechts, oder auch der gleichzeitig entſtandnen mehrfachen Urſprachen, wünſchte ich, weil ſie auch für die richtige Anſicht von dem weſentlichen innern Zuſammenhange der Sprache oder des

Redens und des Denkens, ſtörend ſind, hier entfernt zu halten: und will daher derſelben hier noch vorübergehend mit einem Worte erwähnen. Die eine derſelben gründet ſich auf eine irrige Vorausſetzung und iſt ſelbſt falſch, und mit den Thatſachen, ſo wie wir dieſe jetzt vollſtändiger kennen, im offenbaren Widerſtreit; die andre aber, wenn auch nicht an ſich eigentlich falſch, beruht dennoch auf einem großen Mißverſtande, oder ſchließt wenigſtens ſo wie ſie gewöhnlich vorgetragen wird, einen ſolchen in ſich. — Die erſte beſteht darin, daß die Sprache überhaupt, oder auch die mehreren gleichzeitig, jede für ſich und unabhängig eine von der andern, entwickelten Sprachen der ſelbſt von einander grundverſchiednen, und vielleicht überall auf der ganzen Erdoberfläche zufolge dieſer Anſicht aus dem Urſchleim aufgewachſenen, oder aus dem Urſchlamm hervorgekrochenen Menſchenſtämme, durchaus natürlich entſtanden ſei, bloß aus dem thieriſchen Geſchrei auf der einen Seite, und aus den mannichfachen, bald jauchzend frohlockenden, oder im zornigen Gebrüll ungeſtüm tobenden, durſtig verlangenden, oder ſchmerzlich wimmernden Naturlauten deſſelben; auf der andern Seite aber aus der ganz mechaniſchen Schallnachahmung und kindlichen, oder auch kindiſchen Nachäffung der verſchiedenen wahrgenommenen Klänge, wie wir jetzt noch die Kinder ſich oft mit ſolchen Klangwörtern und nachäffenden Wörterſpielen unterhalten ſehen; die Sprache aber von dieſem geringen Urſprunge aus nur erſt ganz allmählig und äußerſt langſam bis zur Vernunft und dieſer grammatiſchen Ordnung und Form derſelben, hinaufgeſteigert ſei. Daß beide Elemente, das thieriſche Naturgeſchrei und die mechaniſche Schallnachahmung zu der Entwicklung der Sprache mitgewirkt haben, darf nicht in Abrede geſtellt werden; doch findet dieſer mitwirkende Einfluß nicht überall in gleichem Maaße ſtatt. Am ſtärkſten iſt er bei ſolchen Sprachen, die überhaupt auf der niedrigſten Stufe ſtehen; bei andern gleich vom Anfang, und ſchon in ihrer früheſten Geſtalt ſehr geiſtig bedeutenden und ſchön gegliederten Sprachen, iſt er kaum noch ſichtbar. Als allgemeines und vollſtändiges Erklärungs-Princip aber für das ganze Sprach-Phänomen nach allen ſeinen Erſcheinungen und Verzweigungen, ſtreitet dagegen, daß eben die edelſten, und die gebildetſten Sprachen, je mehr die Forſchung in ihren älteſten Zuſtande hinauf gelangt iſt, hier gerade in der kunſtreichſten Form, mannichfach reich und zugleich höchſt regelmäßig und einfach gefunden werden; wie dieß nahmentlich mit der indiſchen Sprache, im Verhältniß zu den griechiſch-lateiniſchen, oder zu andern ihr verwandten Sprachen des Abendlandes und des Nordens der Fall iſt. Auf der andern Seite iſt an mehreren Sprachen, welche noch der allerniedrigſten Stufe der geiſtigen Entwicklung anzugehören ſcheinen, und überhaupt ſehr vereinzelt im Kreiſe der übrigen daſtehen, bei näherer Bekanntſchaft eine äußerſt ſeltſame Künſtlichkeit in ihrem Bau und ihrer ganzen Structur, bemerkt und nachgewieſen worden, wie dieß mit dem Baskiſchen und Lappländiſchen, und mit verſchiedenen amerikaniſchen Sprachen geſchehen iſt. Im Chineſiſchen hat ſich dieſe verſchrobene und ungeſchickte Künſtlichkeit auf das ſo ganz eigenthümliche und höchſt verwickelte Schrift-Syſtem geworfen; in der Sprache ſelbſt konnte ſie ſich nicht entwickeln oder nicht ſtatt finden, da dieſelbe ſehr arm, und ihre Grundlage faſt kindiſch einfach und ganz ungrammatiſch geblieben iſt, indem ihr ganzer Vorrath der Angabe nach, aus dreihundert und dreißig Wörtern, welche eben ſo viele einzelne Sylben bilden, beſteht, die nun in ihrer verſchiedenen Bedeutung durch achtzigtauſend Chiffern charakteriſirt werden; und wenn auch, wie die Kenner und competenten Beurtheiler verſichern, nur der vierte Theil etwa, von dieſer ganzen Anzahl wirklich nothwendig und im Gebrauch anwendbar iſt, ſo bleibt das Mißverhältniß doch immer noch ungeheuer groß, und beruht die ganze Sprache weit mehr auf dieſem künſtlichen Schrift-Syſteme als in dem lebendig geſprochnen Laut. Daher denn auch nicht ſelten der Fall eintritt, wenn gelehrte und gebildete Chineſen mit einander reden, daß ſie ſich durchaus nicht verſtehen können, — obwohl dieſes zu Zeiten freilich auch in andern Weltgegenden geſchieht. — Dort aber liegt der Grund in der Sprache ſelbſt, und können ſie oft, was ſie eigentlich ſagen wollen, nur erſt dadurch, daß ſie es niederſchreiben, dem andern verſtändlich machen. Die neueſten und ſachkundigſten Sprachforſcher haben der erwähnten Schwierigkeiten wegen, dieſe ganze, Alles aus dem Thieriſchen allein herleitende Sprachanſicht, wenigſtens ſo wie ſie gewöhnlich ſonſt vorgetragen wurde, eben darum wieder aufgegeben, weil die Thatſachen zu ſehr dagegen ſprechen. Wovor man ſich wohl beſonders zu hüten hat, bei der großen Mannichfaltigkeit und dem unermeßlichen Reichthum des ganzen Sprach-Phänomens, iſt, nicht alles aus einer Hypotheſe erklären und herleiten zu wollen, oder auf einem und dem nähmlichen Wege einer und derſelben Entſtehungs-Form. In der andern jener Natur-Hypotheſe ganz entgegenſtehenden Meinung über den Urſprung der Sprache aber kann uns wohl die Anſicht und Erzählung, daß Gott ſelbſt dem Menſchen die Sprache unmittelbar beigebracht, ſie ihn ſelbſt gelehrt habe, inſofern eigentlich keinen Anſtoß erregen, da doch alles Gute, und auch die dem Menſchen gleich von Anfang verliehenen großen Vorzüge, billig von Gott, als dem erſten Urheber müſſen hergeleitet werden. Jedoch aber wenn man glaubt, die Sprache, welche in dieſer Vorausſetzung der Erſte Menſch im Paradieſe geredet hat, als die Quelle aller ſpätern und jetzigen daraus abgeleiteten verſchiedenen Sprachen wieder auffinden, oder ſie in einer noch jetzt vorhandnen, wie etwa die Hebräiſche, wirklich nachweiſen zu können, ſo iſt dieß wohl ein großer Irrthum, und verräth eine vollkommne Unkenntniß, oder eine gänzliche Verkennung von dem unermeßlich weiten Abſtande, der uns von jenem erſten Anfange und Urſprunge trennt, und ſo weit entfernt hat. Von der Sprache, wie ſie dem Erſten Menſchen, ehe er die ihm von Anfang verliehene hohe Macht, Vollkommenheit und Würde verloren hatte, eigen ſein konnte, und beigelegt werden mag, dürften wir mit unſern jetzigen Sinnen und Organen, wohl durchaus nicht im Stande ſein, uns irgend einen, oder auch nur den allerentfernteſten anſchaulichen Begriff zu machen; eben ſo wenig wie von der Rede, mittelſt deren die ewigen Geiſter ſich durch die weiten Himmelsräume ihre Gedanken auf den Flügeln des Lichtes unmittelbar zuſenden; oder auch von jenen durch kein erſchaffnes Weſen je nachzuſprechenden Worten, welche in dem unzugänglichen Innern der Gottheit von Ihr ſelbſt ausgeſprochen werden; — wo ein Abgrund dem andern — wie es in dem heiligen Geſange heißt — die ganze Fülle der unendlichen Liebe, und der ewigen Herrlichkeit antwortend zuruft. — Wenn wir aber von dieſer unerreichbaren Höhe wieder herunterſteigen wollen, zu uns ſelbſt und zu dem Erſten Menſchen wie er wirklich geweſen iſt, ſo iſt die kindlich einfache Erzählung in jenem Buche unſrer erſten Urkunde des Menſchengeſchlechts, wie Gott den Menſchen die Sprache gelehrt hat, wenn wir bloß bei dieſem kindlich einfachen Sinne ſtehen bleiben wollen, mit dem natürlichen Menſchengefühl eigentlich wohl nicht ſtreitend. Denn wie könnte es das ſein, oder einen ſolchen Eindruck irgend machen, wenn uns jenes Verhältniß dort ſo dargeſtellt, wenn es ganz ſo genommen wird, wie etwa eine Mutter noch jetzt ihr Kind die erſten Anfänge des Redens lehren würde? — Allerdings aber liegt neben jenem einfach kindlichen Sinne, wie überall in dem von beiden Seiten beſchriebenen Buche, auch noch ein anderer, viel tieferer Verſtand darin. Der Nahme eines Dinges oder lebendigen Weſens, nähmlich wie es in Gott benannt, und von Ewigkeit bezeichnet iſt, enthält zugleich den Inbegriff ſeines innerſten Weſens, den Schlüſſel ſeines Daſeins, die Macht und Entſcheidung über ſein Sein oder Nichtſein; wie dieß oft in der heiligen Sprache ſo gebraucht, und überhaupt da mit dem Begriff des Wortes oft ein ſo heiliger und hoher Sinn verbunden iſt. Nach dieſem tiefern Sinne und Verſtande, wird alſo durch ſolche Erzählung bezeichnet und angedeutet, wie ich ſolches ſchon früher berührt habe, daß mit dem von Gott dem Menſchen unmittelbar verliehenen, ihm mitgetheilten, auf ihn übertragenen Worte, und eben dadurch, derſelbe zugleich als der Beherrſcher und König der Natur, ja recht eigentlich als der Stellvertreter Gottes in der irdiſchen Schöpfung hingeſtellt worden, ſo wie dieſes ſeine urſprüngliche Beſtimmung geweſen iſt.

Wenn nun aber auch keine vorhandne Sprache bis zu dieſem verhüllten Urſprung und uns unzugänglich gewordnen Anfang hinauf reicht, ſo iſt dennoch der Begriff von einer Urſprache, oder vielleicht auch von mehreren Urſprachen, gewiß kein hiſtoriſch ganz grundloſer; wenigſtens iſt es eine natürliche Vorausſetzung, und in der Sache gegründete Vermuthung, über die erſt nach genauer Unterſuchung entſchieden werden kann, und die nicht ſo geradehin zu verwerfen iſt. Nicht unwichtig wäre es auch, in jener Vorausſetzung oder Annahme, wenn ſie ſich als gültig bewähren ſollte, den Unterſchied zwiſchen den abgeleiteten oder gemiſchten Sprachen, richtig zu faſſen und überhaupt einen umfaſſenden Ueberblick zu gewinnen über das große Ganze des menſchlichen Sprachgebiethes in ſeinem faſt unüberſehlichen Reichthum; ſo weit ein ſolcher Ueberblick hier für unſern Zweck der Erkenntniß des Menſchen dienlich und fruchtbar ſein kann. Und wie ließe ſich dieſe fruchtbare Anwendung und Anwendbarkeit wohl bezweifeln, nachdem der genealogiſche Stammbaum der geſammten Menſchenſprache in ihrer mannichfachen Verzweigung, die von Epoche zu Epoche ſo kunſtreich fortſchreitende Sprachbildung, und nur eine ſchriftliche Gedächtnißtafel verhält von der hier gleichſam körperlich gewordnen und ſichtbar vor uns hingeſtellten Geſchichte des denkenden Bewußtſeins, aber nach einem ſehr vergrößerten welthiſtoriſchen Maaßſtabe, und nach den über den ganzen bewohnbaren Erdkreis erweiterten Dimenſionen? Daß alſo die Geſchichte des denkenden Bewußtſeins, mit der Wiſſenſchaft des lebendigen Denkens im innigſten Zuſammenhange, oder wenigſtens in ſehr naher Berührung ſteht, wird keiner weitern Erörterung, noch eines ausdrücklichen Beweiſes bedürfen.

Ich werde in dem Verſuch dieſer Zuſammenſtellung nur diejenigen Puncte herausheben, welche für das Verſtändniß und die Ueberſicht des Ganzen wichtig und von Intereſſe ſind, und dazu die ſicherſten und ganz klar gewordnen Reſultate der gründlichſten und neueſten Sprachforſchung benutzen; alles was nur irgend ungewiß ſcheinen könnte oder zu ſehr in die ganz ſpecielle Sprachkunde und Gelehrſamkeit führen würde, zur Seite laſſen.

Ein Beiſpiel aus der Naturwiſſenſchaft wird uns vielleicht auf dem kürzeſten und ſchnellſten Wege ſolcher Vergleichung zum Ziele führen; und wohl kann die Naturwiſſenſchaft inſofern hier eine verwandte genannt werden, weil dieſer geognoſtiſche Theil oder Zweig derſelben ja auch recht eigentlich die Geſchichte unſeres Planeten betrifft, die Alterthumskunde der Erde, die Urwelt der Gebirge, und die richtige Erklärung aller dieſer in ihnen verborgenen und vorhandenen Denkmahle des ehemahligen großen Ruins in den verſchiedenen Epochen des Untergangs und uralter Zerſtörung. Es iſt in die ganze geognoſtiſche Wiſſenſchaft und Kenntniß unſerer Erdoberfläche, nach ihrer innern Beſchaffenheit und erſten Entſtehung oder weitern Fortbildung aber erſt dann Licht gekommen, als man die beiden verſchiedenen Arten oder Reihen von Gebirgen, die durch die Fluthen angeſchwemmten Flötzgebirge, nach ihren mannichfachen Schichten von Kalk, Thon, zerbröckelten Knochen und Muſcheln, oder ſonſt alten Meeresgrund; dann die feſteren Urgebirge, Granitfelſen, und andre verwandte Arten derſelben Gattung, genau zu unterſcheiden anfing, und dieſen glücklich aufgefaßten Gegenſatz durch eine möglichſt genaue Unterſuchung und Schilderung der einen wie der andern Gebirgsart in allen Ländern, und den verſchiedenſten Klimaten, dann weiter durchzuführen und zur allgemeinen Charakteriſtik unſerer Erdoberfläche auszubilden ſuchte. Dieſer geognoſtiſche Unterſchied oder Gegenſatz nun, iſt auf die Sprachen ſehr anwendbar, und findet ſich auch in dieſem Gebieth eben ſo wieder. Die gemiſchten, oder aus einer Miſchung entſtandenen Aggregat-Sprachen ſind den angeſchwemmten Flötzgebirgen aus der neuen Bildungs-Epoche der Erde zu vergleichen; und ſo wie dieſe aus den Meeresfluthen hervorgegangen, oder durch dieſe gebildet ſind, ſo verdanken auch jene Miſchungs-Sprachen ihre Entſtehung der großen europäiſchen Völkerwanderung, oder können auch ſchon früher in den Morgenländern, durch ähnliche aſiatiſche Völkerwanderungen einer ältern Epoche, oder der Urzeit entſtanden ſein. Diejenigen Sprachen aber, die man wenigſtens im Verhältniß zu denen ſichtbar aus ihnen abgeleiteien, ſchon Urſprachen nennen kann, wie die römiſche unter denen von Europa, die indiſche unter den aſiatiſchen, ſtehen dann in der gleichen Reihe und Würde, wie die ſogenannten Urgebirge. Freilich entdeckt die tiefer eindringende Forſchung auch in ihnen wohl noch manche einzelne Spur von einer ebenfalls darin ſichtbaren Miſchung, die aber nicht ſo grell aus ganz unverändert heterogenen Beſtandtheilen zuſammengefügt, und mehr verdeckt und verſchmolzen iſt; ſo wie auch der Granit und die andern Felsarten dieſer Ordnung noch zuſammengeſetzt ſind, in ihrer innern mineraliſchen Beſchaffenheit, und in derſelben ebenfalls auf eine andre und ältere, dennoch aber gewaltſame Production in ihrer erſten Entſtehung deuten. Unſtreitig alſo bilden die Urgebirge die erſte Reihe und frühere Formation in den verſchiedenen Epochen der Erdbildung. Aber ſo wie es ein Irrthum ſein würde, wenn man daraus auf das Innere der Erde ſogleich einen Schluß ziehen wollte, da doch jene ganze geognoſtiſche Unterſuchung, und mineralogiſche Unterſcheidung der zwei Arten der Gebirge, nur für die äußerſte Oberfläche und oberſte Erdrinde gelten können, aus welcher Sphäre auch allein dieſe Erfahrungen geſchöpft ſind, und man damit nicht in ſolche Tiefe eindringen oder gar das innere Centrum unſers Planeten, und ſeine Beſchaffenheit erreichen kann, da jene letzte Gebirgsrinde deſſelben in dieſem Verhältniß faſt nur wie die dünne Oberhaut und Epidermis an einem organiſch lebendigen Körper zu betrachten ſein dürfte: — eben ſo iſt es auch mit den Urſprachen, die in einem gewiſſen Sinne wohl ſo heißen können, wenn man etwa glaubte oder wähnte, damit bis an den erſten verhüllten Urſprung aller Sprache gelangen zu können. Wenn man in ſolcher unbegründeten Vorausſetzung aus jener geognoſtiſch gewiß richtigen Anſicht nun ſogleich weiter folgern und glauben oder behaupten wollte, es müſſe auch eine Granitmaſſe, oder von was immer ſonſt für einer anderen Art ſolcher Urgebirgs-Formation den ganzen innern Raum der Erde ausfüllen oder wenigſtens der Kern im Mittelpunkte des Planeten ein Granit ähnlicher nach Art jener Urgebirge ſein; eben ſo würde es ein nicht minder großer Irrthum, oder wenigſtens Mißverſtand ſein, wenn man in gleicher Weiſe, voreilig und übereilt, denſelben Schluß im Gebiethe der Sprachen und Sprachkunde machen, und etwa die indiſche Sprache, weil ſie in dem Kreiſe der andern, zu dieſer Familie gehörigen Sprachen, allerdings die erſte Stelle einnimmt und als die älteſte unter dieſen ſich darſtellt, und im Verhältniß zu dieſen, allenfalls als eine Urſprache im genauer beſchränkten Sinne des Worts gelten, oder betrachtet werden kann, nun deßhalb für die allgemeine Urſprache, erſte Quelle und Mutter aller übrigen Sprachen auf dem Erdkreiſe halten und erklären wollte, ſo wie man ehedem wohl glaubte, dieſes von der hebräiſchen Sprache behaupten und durchführen zu müſſen.

Es iſt auch dieſer hiſtoriſche Vorrang des höhern Alters, oder ſelbſt die reiner bewahrte Urform, obwohl an ſich und in dieſer Hinſicht ein hoher Vorzug, nicht der einzige Maßſtab für die Vortrefflichkeit einer Sprache, oder das was allein über ihre Vollkommenheit entſcheidet. Das nahe liegende Beiſpiel der engliſchen Sprache, auf welche der Begriff einer gemiſchten Aggregat-Sprache mehr als auf jede andre europäiſche anwendbar iſt, und welche ganz dieſem Charakter entſpricht, kann uns zum Beweiſe dienen, welche hohe Ausbildung auch eine ſolche Miſchungsſprache, ſowohl für eine ſtarke und gediegne Poeſie, als für die darſtellende Proſa und ernſte Rhetorik, erreichen kann. Und doch bleibt es für das grammatiſche Gefühl bei der nähern Analyſe immer eine etwas heterogene Zuſammenſetzung zwei ganz verſchiedenartiger Elemente, deren anfangs vielleicht chaotiſche Miſchung, nun in ein ſo glückliches Gleichgewicht gebracht worden; ich meine die altdeutſche oder angelſächſiſche Grundlage und lebendige Wurzel auf der einen, und die vielen eingemiſchten, lateiniſchen, oder altfranzöſiſchen Wörter auf der andern Seite, welche inſofern doch auch immer als Fremdlinge erſcheinen, als ſie der grammatiſchen Umbiegung und Ableitung weniger fähig, keine lebendigen Wurzeln und fruchtbaren Stammwörter, gleich den urſprünglichen ſächſiſchen bilden. Unter den aſiatiſchen Sprachen iſt die perſiſche in dieſer Hinſicht ganz von derſelben Beſchaffenheit wie die engliſche; die weſentliche Grundlage und lebendige Wurzel des Ganzen iſt auch hier eine eigenthümliche, altnationale, der indiſchen und gothiſch-germaniſchen am nächſten verwandte; die arabiſche Einmiſchung aber iſt wenigſtens eben ſo groß, und auch ungefähr ganz in derſelben Art geſchehen und durchgeführt, wie die lateiniſch-franzöſiſche in der engliſchen Sprache. Gleichwohl wird auch die perſiſche als eine der herrlichſten und ſchmuckvoll lebendigſten für die Poeſie mit Recht geprieſen, und iſt zugleich als die allgemeine Geſchäfts- und geſellſchaftliche Converſationsſprache, auf ähnliche Weiſe wie bei uns die franzöſiſche, in einem großen Theile von Aſien geltend, und eingeführt. Auch die abgeleiteten Sprachen, welche den gemiſchten am nächſten ſtehen, theilweiſe mit zu ihnen gehören, und wo nun die grammatiſch ſtrengere Form ſchon mehr weggeſchliffen, und zum leichtern Handgebrauch bequemer abgerundet erſcheint, brauchen nicht immer der Mutterſprache, aus welcher ſie ſich entwickelt haben, in jeder Rückſicht nachzuſtehen, und können oft in manchem Stücke den Vorrang der Vollkommenheit vor ihr behaupten. Das Italieniſche ſcheint uns weicher und biegſamer für den Geſang, und iſt vielleicht für die Hervorbringungen der dichteriſchen Fantaſie reicher und anmuthig gefälliger, als die römiſche Mutterſprache; das Franzöſiſche hat wenigſtens als geſellſchaftliche Umgangsſprache, ſo wie für alle rednerische Gattungen einer ſcharf beſtimmten Proſa, einen hohen Grad von Abrundung und Vollkommenheit zum bequemen Gebrauch erreicht; die ſpaniſche Sprache hat neben dem Reiz einer würdevoll darſtellenden, oft auch ſinnreich witzigen Proſa, einen bewundernswürdigen Reichthum und eigenthümlichen Zauber für alle Spiele der dichtenden Fantaſie, vor ihren meiſten Mitſchweſtern voraus. Und dennoch iſt ſie zugleich eine abgeleitete und ſehr ſtark gemiſchte Sprache, da hier vielleicht der gothiſch-germaniſche Zuſatz faſt noch ſtärker ſcheint, als in manchen andern aus dem Lateiniſchen entſprungenen romaniſchen Mundarten und auch die arabiſche Einmiſchung nicht unbedeutend iſt. — Nicht um in grammatiſche Einzelnheiten der philologiſchen Gelehrſamkeit einzugehen, oder einen Ueberfluß von bloß äſthetiſchen Bemerkungen anzuhäufen, habe ich dieſe lebendigen Beiſpiele hier in Erinnerung gebracht; ſondern nur um alles einſeitig Falſche von dem Begriff einer Urſprache möglichſt zu entfernen, und es uns recht gegenwärtig zu erhalten, daß der Urſprung, d. h. die Entſtehung und Entwicklung der Sprache, gewiſſermaßen immer fortgeht, und zum Theil noch unter unſern Augen geſchieht, und wenn es auch nur einzelne Puncte für ganz beſtimmte Fälle ſind, wo wir dieſe lebendige Fortbildung der Sprache ſelbſt mit anſehen, und faſt unmittelbar oder wenigſtens ganz in unſerer geſchichtlichen Nähe beobachten können, ſo ſind ſie darum dennoch auch ſelbſt für das Ganze fruchtbar belehrend.

Was nun den Urſprung, nähmlich den wirklich hiſtoriſchen Urſprung, nicht der Sprache überhaupt, ſondern der einzelnen, noch jetzt vorhandenen, und poſitiv gegebenen Sprachen betrifft, beſonders derjenigen, die im Verhältniß wenigſtens zu den aus ihnen abgeleiteten und gemiſchten, als Urſprachen gelten können, ſo iſt der weſentliche Haupt-Punct für eine darüber zu gewinnende richtige Anſicht wohl, daß wir ſie ſelbſt und ihre Entſtehung und erſte Ausbildung, nicht bloß aus Miſchung und Ableitung, und einer Zuſammenſetzung aus lauter Einzelnheiten zu erklären, ſondern uns dieſelbe mehr als eine Hervorbringung im Ganzen vorzuſtellen ſuchen, etwa ſo, wie auch noch jetzt ein Gedicht, oder auch ſonſt ein anderes wahres Kunſtwerk, aus der Idee des Ganzen hervorgeht, und nicht bloß atomiſtiſch zuſammengeſetzt werden kann. Wir müſſen uns zu dieſem Behufe allerdings in einen etwas andern Styl und eine ältere Epoche des menſchlichen Denkvermögens verſetzen, wo wir es für dieſe Urzeit des Menſchengeſchlechts und der einzelnen Völker aber auch wohl unbedenklich zugeben können, daß damahls die productive Einbildungskraft, auch in dem Sprach-Product der erſten Wortbildung ſich genialiſch erfindſamer und fruchtbarer erwieſen haben mag, als ſpäterhin, wo auf den nachfolgenden Stufen der Geiſteskultur die analytiſche Vernunft mehr und mehr das Uebergewicht bekam.

Gewöhnlich erklärt man ſich den Urſprung ungefähr ſo, und redet in ähnlicher Weiſe darüber, wie wenn die Frage über die Entſtehung eines Gemähldes wäre, und man ſagen wollte, es ſei aus Oker, Bleiweiß, Lack, Asphalt und andern ſolchen farbigen Subſtanzen entſtanden, das Oehl mit dazu genommen, welches dann hier als das die übrigen Materien verbindende Medium die Stelle der grammatiſch ordnenden, und logiſch verknüpfenden Vernunft einnehmen würde. Von allen dieſen bunten Materialien ſei nun immer ein Pünctchen neben das andre geſetzt worden, bis es dann zu kleinen Strichen fortgegangen ſei, aus denen allmählig größere Umriſſe ſich entwickelt haben, bis endlich von Stufe zu Stufe eine ganze Geſtalt und Figur daraus geworden, dann ſogar Phyſiognomie und Ausdruck hinzugekommen, und ſo zuletzt das Gemählde vollendet ſei. Allein, wenn es nicht ſchon zuvor, und gleich von Anfang, als Gemählde, nach der Idee des Ganzen nähmlich, im Geiſte des Mahlers vorhanden war; ſo würde es auch niemahls als ſolches zur Wirklichkeit gelangt, und äußerlich aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen ſein, wenigſtens nicht als wahres Kunſtwerk des darſtellenden Genies, da ein ſolches immer nur aus der Idee des Ganzen hervorgehen kann.

Nicht ſtückweiſe alſo, ſondern aus dem vollen Innern und lebendigen Bewußtſein ging und geht auch die Sprache mehr mit einem Mahle als Eine Erfindung im Ganzen hervor, wenn wir uns in jene Urzeit verſetzen wollen, wo das Denkvermögen noch productiver wirkſam, und auch die Bezeichnung und der Ausdruck noch genialiſch beweglicher waren. Wenn aber das Reden dem Denken entſpricht, und die Sprache ſelbſt nur ein treuer Abdruck oder beweglicher Wiederſchein des Innern iſt; ſo möchte ich wohl die Frage aufwerfen, wenn ich die Ausdrücke dazu aus unſrer älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts entlehnen darf, da wir doch einmahl keinen beſſern und natürlichern, und näher liegenden und ſo angemeſſenen Leitfaden und Stützpunct für die alte Ueberlieferung und Urgeſchichte, und die Deutung derſelben haben, oder finden können: Konnte denn wohl die Sprache des fluchbeladenen, unſelig auf der Erde umher irrenden Kain, die nähmliche ſein, wie die jener andern frommen Patriarchen und großen Heiligen der Urwelt, die zum Theil unter andern Nahmen, obwohl nicht minder hochverehrt, auch in der Ueberlieferung der alten Perſer, in den heiligen Büchern der Indier und andrer aſiatiſchen Völker vorkommen; oder konnte ſie dieſelbe ſein wie die des Noah, des zweiten Stammvaters und Wiederherſtellers des ganzen Menſchengeſchlechts, welchen die Sage faſt aller Völker kennt? Allerdings nimmt auch der Stamm der Kainiten eine nicht unbedeutende Stelle in der älteſten Culturgeſchichte ein, da die Metallkunſt und die Erfindung ſo vieler andern Künſte dieſem Stamme zugeſchrieben wird. Aber dennoch mußte jener Unterſchied auch in der Sprache und der ganzen Beſchaffenheit derſelben ſehr groß und fühlbar bemerklich ſein; und dieß leitet uns auf die ſchon an ſich wenigſtens mögliche, in dieſer Beziehung aber wohl höchſt wahrſcheinlich zu nennende Vorausſetzung von mehreren Urſprachen, oder verſchiedenen Epochen der erſten Sprach-Production in der älteſten Vorzeit, die auch eben ſo viele natürliche Abſchnitte in dem Stufengange der ſich weiter entwickelnden und anders geſtaltenden Denkart jener Urſtämme bezeichnen würden. Sollte ich nun etwa einen Verſuch wenigſtens andeuten, wie dieſer Stufengang in ſeinen verſchiedenen Epochen, in dem ganzen Syſtem und der unüberſehlichen Menge aller über den Erdkreis verbreiteten Sprachen ſich allenfalls in der Idee entwerfen oder nachweiſen ließe; ſo würde ich dabei als von dem Sicherſten und Bekannteſten, zunächſt von der ganzen indiſchen Sprach-Familie ausgehen, d. h. von allen jenen Sprachen, unter welchen die indiſche als die älteſte, in ſich geſchloſſenſte und am meiſten vollendete, die erſte Stelle einnimmt. Dahin gehört nebſt der altperſiſchen, die gothiſch-teutſche, und die ihr zunächſt verwandten ſkandinaviſchen Sprachen, dann die griechiſche und lateiniſche, nebſt allen aus der letztern abgeleiteten, und endlich auch, nach dem Urtheil der ſachkundigſten Sprachforſcher, die ſämmtlichen ſlawiſchen Sprachen. Alle dieſe Sprachen, je nach dem Maaße, dem Umfange, der Höhe der Ausbildung, welche ſie erreicht haben, zeichnen ſich beſonders in ihrem primitiven Zuſtande des älteſten Sprach-Styls aus, durch eine überaus kunſtreiche Structur und ſchöne grammatiſche Gliederung und Ordnung; überhaupt durch die höchſte und edelſte poetiſche Geſtaltung, der eine nicht minder ſorgſam ſcientifiſche Beſtimmtheit auf dem Fuße nachfolgt. — Dieſes iſt jedoch nur Eine Sprach-Familie unter ſo vielen andern aus dem ganzen Syſteme, die bei weitem auf einer viel tiefern und niedrigern Stufe der Entwicklung und der Sprachvollkommenheit ſtehen. Unter denen zu dieſer niedrigſten Claſſe gehörenden, wie die tatariſch-chineſiſchen, die afrikaniſchen, nehmen beſonders auch die ſo merkwürdigen amerikaniſchen eine wichtige und charakteriſtiſche Stelle ein. Der größte Kenner der amerikaniſchen Volksſtämme und Sprachen, bemerkt an den erſten als vorzüglich auffallend, die aus ihrer primitiven Beſchaffenheit ſo tief herabgeſunknen menſchlichen Geiſtesfähigkeiten, und die Sprachen dieſes Menſchenſtammes ſelbſt, bezeichnet er als „traurige Ueberbleibſel eines großen Ruins, einer ungeheuern Zerſtörung." Ich lege um ſo mehr Gewicht auf dieſe Aeußerung des berühmten Reiſenden, die ſo ganz mit den hier entwickelten Ideen und den Reſultaten meiner Unterſuchungen über den Gang des menſchlichen Verſtandes in der älteſten Urzeit übereinſtimmt, da dieſe Anſicht bei ihm gewiß ganz rein aus dem Eindrucke der eignen Beobachtung hervorgegangen iſt, ohne irgend eine vorausgefaßte Meinung, oder jener Idee etwa günſtige Hypotheſe. Dieſer Eindruck, oder das ſichtbare Gepräge von einem ſolchen wehmüthigen Gefühle der tiefen Herabgeſunkenheit gehört vielleicht mit zu dem Charakter dieſer letzten Claſſe von Sprachen, die in ihren materiellen Beſtandtheilen wenig Analogie unter einander darbiethen und in eine unendliche Mannichfaltigkeit auseinander fallen, oder bildet wenigſtens Ein Merkmahl und Kennzeichen derſelben. Ich bezweifle kaum, daß die ägyptiſche Sprache, welche uns ſeit der theilweiſen Entzifferung der Hieroglyphen nicht mehr ſo ganz unzugänglich iſt, auch zu dieſer Claſſe gehörte, und daß ſie auch eine vorzüglich wichtige Stelle unter ihnen einnimmt, da ſie durch die ihr eigenthümliche Hieroglyphen-Schrift ſo merkwürdig ausgezeichnet iſt, welche die alphabetiſche Bezeichnung mit der ſymboliſchen vereinigt, und wo ſelbſt das Buchſtabenwort, nachdem die Wahl unter den verſchiedenen bildlichen Charakteren, welche Einen und Denſelben Buchſtaben bezeichnen, immer frei bleibt, wie von einem ſymboliſchen Gewande umgeben iſt, und alles einen hieroglyphiſchen Ton annimmt. Einige unter den Griechen hielten die ägyptiſche überhaupt für die älteſte Menſchenſprache; und die ernſte Traurigkeit, welche aus allen ägyptiſchen Denkmahlen uns anſpricht, iſt wohl auch als ein ſtummer Zeuge zu betrachten von den großen Ereigniſſen der untergegangenen Urwelt. Um dieſes Thema in dem kurzen Umriſſe wie es hier verſucht worden, vollſtändig abzuſchließen, bleibt nur über die hebräiſche Sprache noch ein Wort zur allgemeinen Charakteriſtik derſelben, und um wenigſtens die Stelle welche ſie in dem Ganzen einnimmt, richtiger beſtimmen zu können, hinzuzufügen. Sie ſcheint ziemlich iſolirt für ſich dazuſtehen, und weder der einen noch der andern von den beiden bis jetzt geſchilderten Claſſen ganz anzugehören; kann uns aber vielleicht Anlaß zu einer Vermuthung geben über eine neue und beſondere Hauptſtufe in der geſammten Sprach-Production jener älteſten Epoche, welche dann nebſt jenen andern beiden, die dritte ſein, oder bilden würde. Die innre Verwandtſchaft in den Stammwörtern mit den Sprachen von der lateiniſch-indiſchen Familie, dürfte bei genauer Erforſchung ſich größer zeigen, als ſie anfangs erſcheint, da ſie durch die von jenen total verſchiedne Structur und grammatiſche Sprachform, nur oft bis zum Unkenntlichen verdeckt, und ſelbſt durch die ganz andre hier vorherrſchende Geiſtesrichtung dem Auge entruckt wird; wie wir es ja übrigens auch hiſtoriſch wiſſen, daß die phöniciſche Sprache, welche doch nur als Dialekt von jener verſchieden war, nicht ohne allen Zuſammenhang mit der griechiſchen geweſen, und mannichfachen Einfluß auf ſie gehabt hat. Was aber jenen beſondern Charakter betrifft, ſo iſt alles in der hebräiſchen Sprache auf die höchſte Lebendigkeit und tiefe Bedeutſamkeit angelegt, ſelbſt in der grammatiſchen Beſchaffenheit, wo alle gegenſtändlichen und qualitativen Wörter dem beweglichern Zeitworte untergeordnet ſind; und auch die Dreifachheit der Wurzeln und Stammwörter, deren jedes in der Regel, wovon die

Ausnahmen nur ſelten ſind, aus drei Buchſtaben beſteht, die meiſtens auch eben ſo viele Sylben bilden — welches Princip hie und da ſogar ziemlich gewaltſam durchgeführt zu ſein ſcheint — iſt gewiß abſichtlich bedeutend gemeint und nicht ohne eine gewiſſe myſtiſche Nebenbeziehung. In dieſer tiefern Bedeutſamkeit, und kürzern Gedrängtheit, in der bildlichen Kühnheit und prophetiſchen Begeiſterung, weit mehr als in dem chronologiſchen Vorrange des Alters, beſteht der eigenthümliche Charakter und der hohe Vorzug der hebräiſchen Sprache, die in der klaren poetiſchen Geſtaltung und der mannichfach reichen Entwicklung, auch in der wiſſenſchaftlich beſtimmten Bezeichnung, jenen andern Sprachen wie der griechiſchen z. B. eher nachſteht. Es iſt dieſe Sprache ihrem innerſten Charakter nach, eine prophetiſche, wie auch das Volk ſelbſt ein ſolches genannt werden kann, bis auf die jetzige Zeit ſeiner traurigen Zerſtreuung herab, an welchem das lebendige Wort der zwiefachen alten Weiſſagung, nachdem es dasſelbe den andern Völkern überliefert hatte, zuerſt in Erfüllung gegangen iſt.

Das ganze Syſtem der Sprachen, oder die geſammte Sprachenwelt, iſt nur der äußerlich ſichtbar gewordne Abdruck und treue Spiegel des Bewußtſeins und innern Denkvermögens; die verſchiedenen Epochen in der älteſten Sprach-Production bilden eben ſo viele Bildungsſtufen in dem Entwicklungsgange des menſchlichen Geiſtes; und die Sprache überhaupt, als der Faden der Erinnerung und Ueberlieferung, welcher alle Völker in ihrer chronologiſchen Reihenfolge mit einander verbindet, iſt gleichſam das gemeinſame Gedächtniß und große Erinnerungs-Organ des ganzen Menſchengeſchlechts. Nur in dieſer gewiß wichtigen, und auch für den hier vorliegenden Zweck weſentlichen Beziehung, habe ich geglaubt, mir dieſe ganze Epiſode hier erlauben zu dürfen, wo vieles Einzelne wohl nur wenig anziehend ſein konnte, das Reſultat im Ganzen aber, über den Urſprung, oder vielmehr über die geſchichtliche Entſtehung und älteſte Entwicklung der Sprache, doch, wenn auch nur als wahrſcheinlicher Stoff zum weitern Nachdenken, von allgemeinerem Intereſſe ſein dürfte. Ich würde dieſes Reſultat etwa ſo ausdrücken, oder in der Kürze zuſammenfaſſen: Dießſeits von dem dunkeln Zwiſchenraum oder dem großen Riſſe, welcher uns von dem unzugänglich verhüllten Urſprunge trennt, iſt die erſte Stufe der älteſten Sprach-Production, durch die tiefe Herabgeſunkenheit ſelbſt, und durch das wehmüthige Gefühl derſelben bezeichnet. Doch iſt auch hier nicht alle ſinnige Kunſt ausgeſchloſſen, wie die in der ſchönen Symbolik der ägyptiſchen Bilderſprache ſich ausſprechende; noch auch alle verwickelte Künſtlichkeit, wie die des chineſiſchen Schrift-Syſtems. Die zweite Stufe für die weitere Sprachentwicklung bildet alsdann der erſte höhere Aufſchwung des dichtenden Geiſtes in den alten Sprachen, welche ſich durch ſchöne Form und vollkommne Structur, poetiſche Fülle und wiſſenſchaftlich klare Beſtimmtheit auszeichnen, und darin allen andern am meiſten voranſtehen. Die älteſten Bruchſtücke zeichnen ſich dabei oft noch durch einen eigenthümlich ſchönen prieſterlichen Ernſt aus, wie dieß ſelbſt mit manchen Ueberbleibſeln aus der früheſten Zeit der römiſchen Sprache der Fall iſt. — Die volle höhere Weihe der göttlichen Bedeutſamkeit und kühnſten religiöſen Begeiſterung, bildet jedoch für die Sprache und im geſchichtlichen Gange ihrer Entwicklung, eine eigne und beſondere Stufe, welche dann die dritte in jener älteſten Vorzeit wäre. Zum Beweiſe aber, daß die angegebene Charakteriſtik, nicht bloß aus dem Geiſte und Tone heiligen Schriften der Hebräer entnommen, und nur nach dieſen auf die Sprache übertragen ſei, ſondern daß ſie zum Theile ſchon in der Sprache und ihrer grammatiſchen Beſchaffenheit ſelbſt liege, will ich nur die Bemerkung noch hinzufügen, daß ſich viele von dieſen charakteriſtiſchen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten auch in der mit jener ſo nah verwandten arabiſchen Sprache wieder finden, obgleich die Araber ſchon früh von dem einfachen, frommen Glauben der alten Patriarchen abgewichen, einem magiſchen Aberglauben und zauberhaften Sterndienſte ergeben waren, ſeit Mahomed aber von einem unauslöſchlich fanatiſchen Haß gegen die tiefere göttliche Wahrheit und Religion der Liebe erfüllt ſind.

Ich nannte die Sprache überhaupt, als die Niederlage der Ueberlieferung, die von einer Nation auf die andere fortlebt, als den Faden der Erinnerung und des geiſtigen Zuſammenhanges, der ein Jahrhundert an das andre anknüpft: das gemeinſame Gedächtniß des Menſchengeſchlechts; — und dieſes Vermögen des Gedächtniſſes iſt es, welches ich nun in der Reihenfolge dieſer pſychologiſchen Entwicklung, nach der Stelle, welche es in dem ganzen Syſtem der Grundkräfte des Bewußtſeins, neben und unter den übrigen einnimmt, etwas näher in's Auge faſſen, und genauer charakteriſiren möchte. Zuvor aber möchte ich noch zur Beſtätigung, oder als Beleg für die Behauptung, daß man ſich die erſte Sprach-Production nicht als ſo bloß ſtückweiſe und atomiſtiſch aus lauter Einzelnheiten zuſammengeſetzt, ſondern mehr in einem Guß und unmittelbar aus dem Ganzen heraus nach Art einer wahren dichteriſchen oder künſtleriſchen Hervorbringung entſtanden oder entſtehend, vorſtellen müſſe, eine Thatſache oder Erſcheinung in Erinnerung bringen, welche zugleich auch mit der Frage und Unterſuchung vom Gedächtniſſe in naher Verbindung ſteht, da ſie ein wunderbares, oder wenigſtens merkwürdiges Ueberſpringen des Gedächtniſſes, oder wenigſtens der gewöhnlichen Art, wie dieſes ſonſt in einer Sprache eingeübt wird, in ſich ſchließt. — Ich meine das, was man ſonſt in dem alten, Ausdrucke, die Gabe der Sprachen nannte; wo alſo auch nach dieſem Begriffe, ſelbſt für unſre jetzigen ſchon ganz fertig ausgebildeten Sprachen, der Fall eintreten kann oder wirklich eintritt, daß das Bewußtſein mit einem Mahle und zwar unmittelbarer Weiſe den Eingang in das Ganze derſelben findet.

Die Erſcheinung nun, wo die Seele in die ihr ſonſt ganz unbekannte Sphäre, einer ihr früherhin völlig fremden, und nie von ihr erlernten Sprache mit einem Mahle verſetzt, oder wie eingeſenkt wird, ſo daß ſie die geſprochenen Reden oder geſchriebenen Worte derſelben durch unmittelbare innre Durchſchauung vollkommen verſteht, iſt freilich wohl keine dem gewöhnlichen Zuſtande eigentlich angehörige, ja wo ſie recht entſchieden und ſtark hervortritt, faſt ſchon an das Wunderbare gränzend; doch aber iſt ſie als Thatſache hinreichend bekannt, und eigentlich nicht ſo unerhört ſelten. Die höhere active Stufe aber derſelben Erſcheinung, wo nicht bloß ein Verſtehen, ſondern auch das Selbſtreden im eignen freien Gebrauche der ſonſt unbekannten, nie erlernten Sprache eintritt, und das iſt es eben, was man im alten Sinne die Gabe der Sprachen genannt hat, iſt allerdings ſchon eine eigentlich wunderbare Thatſache; doch iſt auch dieſe als ſolche gegeben und beglaubigt, und iſt gar kein Grund vorhanden, auch die ältern Zeugniſſe darüber bloß darum, irgend bezweifeln zu wollen.

Ich nannte dieſes ein wunderbares Ueberſpringen des Gedächtniſſes; und ſo untergeordnet uns ſonſt dieſes Vermögen im Vergleiche mit den überall hervortretenden Anſprüchen auf beſondere Genialität erſcheinen mag, ſo iſt doch auch vom Gedächtniſſe der erſte Anfang und Urſprung ein unerklärbar verhüllter, und manche Seite biethet es dar, die auf ſehr tief eingehende Fragen führen, oder in die wichtigſten Unterſuchungen eingreifen.

Die ganze pſychologiſche Ueberſicht des menſchlichen Bewußtſeins in der bisher verſuchten Entwicklung, ging aus von den vier Grundkräften desſelben, nach dem zwiefachen Gegenſatze von Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie. Außer dieſen vier Hauptvermögen, giebt es nun aber auch mehrere, oder vielleicht eben ſo viele, jenen andern, nicht ſowohl untergeordnete (da ſie in einer oder der andern Beziehung eben ſo wichtig und nicht minder weſentlich erſcheinen, als jene vier erſten) als vielmehr beigeordnete, oder zugetheilte und aus jenen erſten hergeleitete Nebenvermögen. Unter dieſen habe ich das Gewiſſen, als den ſittlichen Inſtinkt für Recht und Wahrheit, ſchon früher näher zu bezeichnen und beſtimmter zu charakteriſiren verſucht, indem ich es nannte eine auf den Willen angewandte Vernunft, oder vielmehr vorzog, es zu betrachten als ein eigenthümlich für ſich beſtehendes, zwiſchen Vernunft und Willen in der Mitte ſchwebendes Vermögen des unmittelbaren Gefühls und Urtheils über das, was Gut oder Böſe iſt in den menſchlichen Handlungen und Regungen. Ganz auf ähnliche Weiſe nun wie das Gewiſſen zwiſchen Vernunft und Willen, iſt das Gedächtniß ein mittleres

Vermögen zwiſchen Verſtand und Vernunft, unter beiden mitten inne ſtehend, und mit beiden im innigſten Zuſammenhange. Es iſt das Gedächtniß von der einen Seite die Vorrathskammer des Verſtandes, ja es iſt ſelbſt der bis jetzt erworbne, und ſchon durchgearbeitete, innerlich zurückgelegte und aufgeſammelte Verſtand; als Faden der Erinnerung aber begründet das Gedächtniß den Zuſammenhang im Bewußtſein, auf welchem der Gebrauch der Vernunft, und dieſe ſelbſt beruht. So ſehr iſt dieß der Fall, daß der theilweiſe, oder endlich totale Verluſt des Gedächtniſſes, aus Krankheit oder Altersſchwäche, zwar keine Verwirrung, aber doch eine große Abnahme und partielle Lähmung des vernünftigen Denkvermögens zur Folge hat, die oft bis zu einer allgemeinen Abſtumpfung, oder einem völligen Erlöſchen des Vernunftvermögens geben kann. Den nahen Zuſammenhang des Gedächtniſſes mit dem Verſtande, ſieht man beſonders an den Kindern, wo die erſten ſchwachen Anfänge des Verſtehens, ſich ganz gleichzeitig entwickeln, und zuſammenfallen mit dem erſten Sich merken und Behalten der äußern Eindrucke oder Zeichen. Der Verſtand iſt das individuelle Denken und Erkennen, was eben ein Verſtehen iſt; und ſo gehört das individuelle Merkmahl und charakteriſtiſche Kennzeichen in der Function des Gedächtniſſes dem Verſtande an; der Zuſammenhang ſelbſt aber unter den Vorſtellungen oder Zeichen, die bleibende Verknüpfung, iſt der Antheil der Vernunft am Gedächtniß; denn dieſe iſt das allgemeine Wiſſen und Bewußtſein im Zuſammenhange des verknüpften und folgenden Denkens. — Es entſteht nun die Frage, wie dieß auch bei der Unterſuchung über die Sprache der Fall war, ob nicht auch bei dem erſten Anfang und Erwachen, oder für den verborgnen Urſprung des Gedächtniſſes, ein göttlicher Impuls von oben, wenn man es ſo nennen darf, oder vielleicht eine höhere Grundlage von Jenſeits angenommen werden kann? oder vielmehr, da mancherlei Meinungen der Art ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden wirklich angenommen und ſchon vorhanden und im Umlauf geblieben ſind; was man von ſolchen Meinungen zu denken und zu urtheilen hat nach dem einfachen Standpuncte des lebendigen Bewußtſeins, und der Erkenntniß deſſelben aus dem innern Gefühl und Leben ſelbſt, und in wie fern man ſie in ihren gehörigen Gränzen gelten laſſen kann oder nicht? Von dieſer Art iſt die durch Leibnitz erneuerte Hypotheſe von den angebornen Ideen, oder wie man es in der neueſten Zeit lieber hat auffaſſen und ausdrücken wollen, von den der Vernunft weſentlichen, und ſchon im voraus im Grund-Schema ihr vorgezeichneten, oder gleichſam in ſie eingegrabenen Denkformen; welche Meinungen, nach allen Variationen, in denen ſie vorgetragen werden, ſämmtlich urſprünglich aus dem Platoniſchen Begriff von der dem menſchlichen Geiſte von ihm beigelegten Erinnerung aus einer frühern Exiſtenz herſtammen, und noch mit der urſprünglich indiſchen, aber auch bei vielen andern Völkern verbreiteten Lehre von der Seelenwanderung zuſammenhängen. — Eine eigentliche und wirkliche Präexiſtenz der menſchlichen Seele indeſſen, die ſich doch auch ſehr ſchwer irgend hiſtoriſch würde begründen laſſen, dürfte mit unſern Gefühlen, Anſichten und Geſinnungen auch in Beziehung auf Gott, und die göttliche Oekonomie in der Weltverwaltung und Seelenführung, nicht wohl vereinbar ſein, und der alte, obwohl ſehr merkwürdige Glauben an die Seelenwanderung vollends, kann uns faſt nur als eine willkührliche Erdichtung und eigne Art von Seelen-Mythologie erſcheinen. Was die Theorie von den weſentlichen Denkformen, und ihrem der Vernunft vor aller Erfahrung und ſelbſt vor dem Anfang des Bewußtſeins eingeprägten Grund-Schema betrifft; ſo liegt dabei die Vorſtellung zum Grunde von der Vernunft, als einer allumfaſſenden Denkſchachtel mit ſehr vielen kleinen und größern Abtheilungen und Unterabtheilungen. Es iſt das Reſiduum, oder der todte Niederſchlag von den natürlichen Functionen des lebendigen Denkens und dem darin waltenden innern Lebensgeſetz, welche auf ſolche Weiſe fixirt, in Reihe und Glied, wie die botaniſch-getrockneten Pflanzen, oder wie angeheftete Schmetterlinge, vor uns hingeſtellt werden, wo aber die wirkliche, innere, zartgeflügelte Pſyche, vor ſolcher mechaniſchen Behandlung längſt entflohen iſt. Und da man in der Philoſophie und Erkenntniß des Bewußtſeins vielmehr ſuchen ſoll, das lebendige Denken ſo viel als möglich in ſeinem Leben aufzufaſſen und auch eben ſo lebendig auszudrucken, oder wie nach dem Leben zu ſchildern, ſo iſt nicht abzuſehen, wozu dieſe umſtändliche Procedur überhaupt führen ſoll, und iſt die ganze Hypotheſe wenigſtens unnütz und überflüſſig. Nach dem Grundſatz oder der Vorausſetzung von den angebornen Ideen, der von jener andern Lehre doch noch ſehr zu unterſcheiden iſt, läßt ſich nun zwar wohl begreifen, wie es für den nach dem Ideal ſtrebenden Künſtler, und in manchen Fällen auch für den Denker, eine ganz richtige Methode oder wenigſtens eine erleichternde Denkformel ſein kann, ſich den Gegenſtand, den er eben in Gedanken vor ſich hat, und idealiſch auffaſſen will, ſo vorzuſtellen, wie er in dieſer Anſicht und Vorausſetzung vor dem göttlichen Verſtande erſcheinen, oder von dieſem angeſchaut werden könnte und mußte. Allein wenn von einer wirklich früher vorhergegangenen intellectuellen Anſchauung und ehemahligen Auffaſſung der reinen Ideen im göttlichen Verſtand dabei die Rede, und dieß die Meinung iſt; ſo führt uns dieß wieder auf den ſchwierigen und ſchwer anzunehmenden Begriff von einer eigentlichen Präexiſtenz. Ueberdem, wenn man nun dabei in's Einzelne gehen, und dieſe Anſicht auf einzelne Gegenſtände anwenden will, ſo weiß man doch nicht recht, was man ſich ſelbſt im künſtleriſchen Sinne bei der angebornen Idee von einem herrlich entfalteten Baum, einer ſchönen Blume, einem architektoniſch-großartig angelegten Gebäude oder andern Denkmahl, oder ſelbſt einer kräftigen Thier- oder edlen Menſchengeſtalt denken ſoll: eben ſo wenig wie im practiſchen Gebieth, wenn da von der angebornen Idee eines guten Kriegsheeres, oder einer weiſen Finanz-Verwaltung die Rede wäre. Man ſieht nicht recht, wozu es dienen und führen ſoll, und ſobald es für etwas anderes als eine bloße Fiction im Denken genommen wird, verwickelt man ſich in neue, oder auch von neuem in die alten unauflöslich gebliebenen Schwierigkeiten. —

Wenn aber in einem ganz allgemeinen Sinne, bloß die Frage aufgeworfen würde, ob der menſchlichen Seele nicht etwa ein ganzes Syſtem von Begriffen und Denkformen, oder eine

Welt von allen möglichen Ideen, ſondern nur Eine höhere Mitgabe von jenſeits zugetheilt oder eingeboren ſein könnte, die dann natürlich erſt mit dem vollen Erwachen und der deutlichen Entwicklung des übrigen Bewußtſeins, oder des Bewußtſeins überhaupt, mit erweckt werden, und mit zum Bewußtſein kommen würde, und der Seele auf dieſe Weiſe nicht anders als in der Form einer Erinnerung erſcheinen könnte, und auch im gewiſſen Sinne wirklich eine ſolche Erinnerung wäre, aber nicht ſowohl eine Erinnerung von Ehemahls, als eine Erinnerung von Ewigkeit, ſo glaube ich nicht, daß ſich dieſe Frage, ſo geſtellt, unbedingt verneinen läßt, noch daß dazu eine weſentliche Nothwendigkeit, oder irgend ein Grund vorhanden wäre, ſondern daß man ſie unter gewiſſen Einſchränkungen ganz unbedenklich zugeben oder annehmen kann und darf. Wie ließe ſich wohl bezweifeln, daß jedem geiſtigen Weſen, welches die ewige Liebe erſchaffen hat, ein Antheil an dieſem Urquell der ewigen Liebe, aus welchem es hervorgegangen iſt, für immer zu eigen bleibt; ſo lange nicht ſein Zuſammenhang mit jener höchſten Quelle ſeines Daſeins gewaltſam unterbrochen oder ganz abgeriſſen wird; und wenn ein ſolcher Antheil dem erſchaffnen geiſtigen Weſen fortwährend zu eigen bleibt, ſo muß ſie auch in dem Bewußtſein deſſelben eine beſtimmte Stelle einnehmen, ſo wie in der Entwicklung dieſes Bewußtſeins an ihrem Orte zum Vorſchein kommen. Von der menſchlichen Seele ſollte dieß wohl um ſo weniger verneint werden, da ihr der Vorzug einer höhern Gott-Aehnlichkeit oder des göttlichen Ebenbildes ſo ganz beſonders beigelegt wird.

Dieſer in der erſchaffnen Seele zurückbleibende, und nie, außer in dem Einen angegebenen Falle wieder in ihr auszulöſchende Antheil an Gott, als dem Urquell der ewigen Liebe, dieſe göttliche Mitgabe von Jenſeits in unſerm Bewußtſein, ließe ſich wohl nur als die Erinnerung der ewigen Liebe bezeichnen und auffaſſen, und dieſe Erinnerung der ewigen Liebe wäre dann die Eine angeborne Idee im menſchlichen Gemüthe, die man wohl annehmen kann und darf.

Der Gedanke von einer urſprünglichen Erinnerung im Menſchen, die eigentlich nicht von Ehemahls, ſondern von Ewigkeit iſt, und doch mit vollem Rechte eine Erinnerung genannt werden darf, führt uns auf den Begriff von Zeit und Ewigkeit, und auf die ganze Frage von ihrem gegenſeitigen Verhältniß, wovon die richtige und vollkommen klare Anſicht wohl eine ganz andere ſein dürfte, als die gewöhnlich herrſchende; wovon die weitere und vollſtändige Entwicklung aber, eine eigne Betrachtung erheiſcht.

Vierte Vorleſung.

Der Begriff von einer wirklichen Präexiſtenz der menſchlichen Seelen in einem früher vorangegangenen Daſein, iſt eine der Platoniſchen Lehre von der Erinnerung, oder von den angebornen Ideen angehängte Täuſchung, oder hinzugefügte willkührliche Erdichtung und bloße Hypotheſe, die uns in unzählige Schwierigkeiten verwickeln würde, ſich durchaus nicht auf irgend eine feſte oder auch nur wahrſcheinliche Weiſe begründen läßt, und die überhaupt nicht füglich angenommen werden kann. Ich bemühte mich aber, zu zeigen, daß der Begriff ſelbſt von dieſem ehedem beigemiſchten Zuſatz unterſchieden werden müſſe, und ſich ganz davon trennen laſſe; wenn man bloß an das Weſentliche ſich halte, was in dieſem Platoniſchen Begriff einer höhern Erinnerung, durch ſo manche Jahrhunderte hindurch auf viele der edelſten Gemüther und der tiefſinnigſten Denker, bis auf Leibnitz herab, eine ſo anziehende Kraft bewieſen, einen ſo anhaltend bleibenden und oft wiederkehrenden Eindruck gemacht hat. In einem ſolchen reinern und beſſern Sinne, und höhern oder vielmehr einfachern Verſtande, ließe ſich, war meine Meinung, zwar kein vollſtändiges todtes Fachwerk aller möglichen, unter einander im voraus eingeſchachtelten Vernunftbegriffe im menſchlichen Denkvermögen, wohl aber allenfalls, die Eine dem menſchlichen Gemüthe, von ſeinem göttlichen Urſprunge her eingepflanzte, oder angeborne Idee annehmen, die dann wohl nicht anders, und nicht einfacher bezeichnet werden könnte, als durch den dafür gewählten Ausdruck einer Erinnerung der ewigen Liebe. Dieſe Erinnerung aber, ſagte ich, ſei dann in dieſer einmahl angenommenen Vorausſetzung, nicht ſowohl eine Erinnerung von Ehemahls, was uns wieder zu einer wirklichen Präexiſtenz der Seelen führen würde, als eine Erinnerung von Ewigkeit, und müſſe in dieſem Sinne aufgefaßt werden, wenn der ganze Begriff überhaupt gelten ſolle. Dieß erfordert nun eine nähere Erörterung über das gegenſeitige Verhältniß, und den ganzen Begriff von Zeit und Ewigkeit. Jenes Vermögen einer ganz andern Erinnerung, als die in dem gewöhnlichen Gedächtniß liegende und gegebene, oder auch dieſen Zuſtand, dieſe Eigenſchaft, oder Kraft der Seele, oder wie man es ſonſt nennen will, könnte man, wenn es hier noch an der Zeit wäre, und überhaupt einen Nutzen brächte, die ſchon halb vergeſſene, verwickelte Terminologie der philoſophiſchen Schulen der jüngſt verwichnen Generation wieder zu erneuen, auch wohl ein tranſcendentales Gedächtniß nennen. Doch würde dieß nur ein andrer, oder wieder veränderter Ausdruck für denſelben Begriff und Gegenſtand ſein, was höchſtens dazu dienen kann, das Eigenthümliche in einem ſolchen ungewöhnlichen Begriff, oder neuen und ungewöhnlichen Sinne deſſelben, ſo wie den eigentlichen ſchwierigen Brennpunct in einer ganzen Gedankenfrage, oder Unterſuchung der Art, von mehreren Seiten deſto heller und deutlicher hervorzuheben. Der eigentliche Punct aber, auf welchem das Ganze und die Entſcheidung darüber beruht, oder auch von welchem die rechte Erklärung und das klare Verſtändniß darüber ausgehen muß, und allein ausgehen kann, iſt, wie ſchon oben geſagt, das gegenſeitige Verhältniß von Zeit und Ewigkeit, und der richtige Begriff von Beiden. Gewöhnlich, oder wenigſtens ſehr oft, wird die Ewigkeit ſo erklärt und verſtanden, als ſei es bloß das gänzliche Aufhören, die vollkommne Abweſenheit, oder die unbedingte Verneinung aller Zeit; dann würde darin aber zugleich auch die gänzliche Verneinung des Lebens und alles lebendigen Daſeins liegen (†), und es würde nichts übrig bleiben, als der nichtige Begriff eines durchaus leeren Seins, oder des eigentlichen Nichts. Statt der endloſen Widerſprüche, dem ewigen Abgrund des unbegreiflichen Nichts, worauf man den Ausdruck des engliſchen Dichters von der „ſichtbaren Finſterniß“ anwenden könnte, wohin uns dieſe leere Verneinung überhaupt, und beſonders die abſolute Zeitverneinung führen dürfte; könnte man den Begriff der Ewigkeit vielleicht weniger unbegreiflich und wohl auch verſtändlich klarer und richtiger faſſen, wenn man ſagte: Die Ewigkeit ſei die volle, vollſtändig allumfaſſende, vollendet vollkommne Zeit, die nähmlich nicht bloß nach Außen unendliche, nähmlich ohne Anfang und Ende fortlaufend immerwährende, ſondern auch innerlich unendliche, wo alſo in der unendlich lebendigen, durchaus lichten Gegenwart, und in dem ſeligen Gefühl derſelben, die ganze Vergangenheit, und auch die ganze Zukunft eben ſo lebendig, eben ſo klar und hell, ja eben ſo gegenwärtig wäre als die Gegenwart ſelbſt. Können wir uns den Zuſtand der Seligkeit nun wohl anders denken als in ſolcher Weiſe, ja iſt nicht dieſer Begriff der vollen Zeit, mit jenem Zuſtande, den wir uns doch wenigſtens denken können, und den wir eigentlich kaum umhin können, uns zu denken, ganz zuſammenfallend und Ein und daſſelbe? und iſt dieſes nicht auch die einzige auf das göttliche Bewußtſein anwendbare Form des Daſeins, in der Vorausſetzung und in dem Glauben einer nicht bloß ſeienden, ſondern daſeienden, ſich bewußten und lebendigen Gottheit? Daß wenigſtens der Begriff der Zeit überhaupt nicht ſo ganz unbedingt ausgeſchloſſen ſei von dem Daſein und Weſen, oder der Wirkſamkeit des lebendigen Gottes der Offenbarung, davon ſind die Andeutungen, Zeugniſſe und Beweiſe in ihr ſelbſt, genug und in Menge vorhanden, da faſt alle über dieſen Gegenſtand dort gewählten Ausdrücke, nur auf jene volle göttliche Zeit gehen, wo Geſtern und Morgen iſt, wie Heute, tauſend Jahre ſind wie Ein Tag, und wie noch unzählig viele andre ähnliche Ausdrücke daſſelbe bedeuten, und denſelben Sinn in ſich ſchließen, nicht aber auf den falſchen Begriff von der Ewigkeit als einer abſoluten Zeitverneinung gerichtet ſind. Selbſt der hebräiſche Name Gottes, enthält eine Beſtätigung dafür: und ich möchte mir erlauben, dieſen hier anzuführen, da es recht gut geſchehen kann, ohne in die Sprache ſelbſt einzugehen, und ſich auch ohne das in einer allgemeinen Umſchreibung und Ueberſetzung nach dem Sinne in unſre Sprache, recht gut deutlich machen läßt. Es ſind in der heiligen Sprache des alten Bundes vorzüglich zwei Benennungen für das höchſte Weſen im Gebrauch: die eine iſt ganz allgemein, und bezeichnet nur den Begriff von Gott, oder die Gottheit überhaupt; ſie wird auch von den Göttern der andern heidniſchen Völker gebraucht, bedeutet manchmahl auch bloß Geiſter. Der andre hebräiſche Nahmen Gottes aber, wird ganz ausſchließend immer nur dem wahren, lebendigen Gott der Offenbarung beigelegt. Er iſt von einer Wurzel abgeleitet, welche Sein, oder vielmehr, da wir in den alten Sprachen und den erſten Urbedeutungen ihrer Stammworte, niemahls ein bloß abſtractes Sein und den leeren Begriff desſelben zu ſuchen haben und vorausſetzen können, Leben und lebendiges Daſein bedeutet. An einer Stelle wird nun dieſer Nahme, der aus vier Buchſtaben beſteht, ſo erklärt und zergliedert, oder entwickelt, daß er bedeuten ſoll: „Ich bin, der Ich ſein werde;“ oder noch wörtlich genauer: „Ich bin, der Ich werde ſein.“ — Es heißt alſo dieſes ſo viel, als: Es iſt der lebendige wahre Gott der Offenbarung, derjenige, der ſich von Anfang an in ſeiner Schöpfung auf das Herrlichſte offenbart hat, der ſich noch dem ganzen Menſchengeſchlechte, und auch *jedem* einzelnen Menſchen, wenigſtens innerlich, wenn auch oft überhört, oder wenig bemerkt, immerwährend weiter offenbart, und der ſich am Ende der Zeiten, nähmlich dieſer irdiſchen Zeitläufe und wechſelnden Zeit-Perioden, in der Fülle der Zeiten, nach dem bibliſchen Ausdruck, oder wenn die Zeit überhaupt vollendet werden ſoll, noch herrlicher offenbaren wird. Hier iſt nun offenbar der Begriff der Zeit überhaupt, von dem Weſen und der Wirkſamkeit Gottes, nicht ganz unbedingt ausgeſchloſſen; ſondern es liegt dabei jener Begriff einer vollen Zeit zum Grunde, die von Ewigkeit zu Ewigkeit dauert, und zu welcher, wenn die Stunde da, und es an der Zeit ſein wird, d. h. wenn das Ende gekommen iſt, auch dieſe unſre irdiſche Zeit, in deren Banden dieſe Sinnenwelt gefangen liegt, erhoben, oder verklärt werden ſoll. Es iſt die Frage alſo eigentlich bloß von einem ganz abſoluten Gegenſatz zwiſchen der Zeit und der Ewigkeit, wo beide in gar keiner Berührung zuſammen ſtehen würden, und eine oder die andre dann ganz geläugnet werden müßte, oder von einem etwa doch vielleicht möglichen Uebergange aus der einen zu der andern. Und da dürfte dann, da das Abſolute überhaupt und überall, und in jeder Beziehung, das abſolute Denken ſo gut wie das abſolute Wollen das Zerſtörende im Leben iſt, die erſte Quelle nicht bloß der falſchen Syſteme, ſondern auch der metaphyſiſchen Vorurtheile des gemeinen Menſchenverſtandes und überhaupt aller tief eingewurzelten und angeerbten, oder angebornen Vernunft-Irrthümer ſein. Nach der hier zum Grunde liegenden Anſicht dagegen, ſtehen beide, Zeit und Ewigkeit nicht ſchroff, und ohne alle mögliche Berührung neben einander, wo dann der eine Begriff den andern völlig aufhebt, und ganz unmöglich machen würde, — ſondern es finden allerdings gewiſſe beſtimmte Verbindungs- oder Berührungs und Uebergangs-Puncte zwiſchen beiden ſtatt. Der Gegenſatz iſt nicht ein ſolcher unbegreiflich abſoluter der ewigen Verneinung, ſondern es iſt mehr ein lebendiger, wie der Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, oder auch zwiſchen dem Guten und Böſen. Es iſt nicht ſowohl der dem erſten täuſchenden Anſchein nach, ſo groß auffallende und niemahls auszugleichende Gegenſatz zwiſchen Zeit und Ewigkeit, der uns hier aus dem Labyrinth der äußern Erſcheinung und unſers innern und eignen Denkens darüber herausführen kann, als vielmehr der Begriff von einer zwiefachen Zeit, welche genau in's Auge zu faſſen und ſcharf zu beſtimmen, für uns die Aufgabe iſt; und der Unterſchied zwiſchen der einen, vollen, ſeligen Zeit, welche nichts iſt als der innere Pulsſchlag des Lebens, in der ohne Anfang und Ende fortlaufenden Ewigkeit, und zwiſchen der andern hienieden gefangenen und gefeſſelten Zeit, wo die ſtarre Gegenwart allein hervorragt und Alles despotiſch beherrſcht; die Vergangenheit ganz verdunkelt und in die Nacht des Todes verſenkt iſt; die Zukunft aber in trüber Dämmerung und im täuſchenden Zwielicht, ängſtlich und ungewiß wie ein Schatten hin und her ſchwebt, bis auch jene hochfahrend glänzende Gegenwart vorüber, auch wieder zu Nichts geworden, und in das allgemeine Todesdunkel der Vergangenheit und alles vergänglichen Daſeins begraben iſt. Eben ſo wie eine zwiefache Zeit, kann auch in Beziehung auf Gott und Welt, eine zwiefache Ewigkeit unterſchieden werden. Denken wir uns die ganze erſchaffne, nicht bloß dieſe ſichtbare Sinnenwelt, ſondern auch die unſichtbare Geiſterwelt mit dazu genommen, in derjenigen urſprünglichen Vollkommenheit, die ſie doch von Anfang, ſo wie ſie noch unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war, gehabt haben muß; oder auch in derjenigen Vollkommenheit, welche ſie nach dem Ablauf der irdiſchen Zeit, verklärt und vollendet, wo kein Tod mehr ſein wird, haben, und in welcher ſie in alle Ewigkeit fortdauern wird: ſo könnten wir in dieſer Beziehung, und ſo in ihrer urſprünglichen, oder am Ende wiederhergeſtellten Vollkommenheit gedacht, die Welt nicht beſſer bezeichnen, als wenn wir ſie die erſchaffne Ewigkeit nennten, Gott aber die unerſchaffne. Dennoch aber iſt jene erſchaffne Ewigkeit die Welt, nach dem was uns darüber gegeben iſt, dieſes nicht ganz; ſie iſt es nur von der einen Seite, in die ewig fortſtrömende, ſelige Dauer hinaus; nicht aber von der andern Seite ihres erſten Urſprungs. Es hat die Welt, wenn ſie, wie wir darüber belehrt ſind, aus Nichts erſchaffen worden, einen Anfang, einen ganz beſtimmten, zeitlichen Anfang gehabt; und es zeigt ſich auch von dieſer Seite, wie der Begriff der Zeit, der ſchon in dem eines Weltanfangs unvermeidlich und unläugbar mit eingeſchloſſen liegt, nicht ſo ganz unbedingt ausgeſchloſſen ſei von der Wirkſamkeit und dem Weſen Gottes, nähmlich des lebendigen und perſönlichen Gottes der Offenbarung. Ich will damit nur ſo viel ſagen: es iſt hier der entſcheidende Punct am Scheidewege, wo zwei verſchiedene Bahnen in entgegengeſetzter, oder doch weit auseinander gehender Richtung, zur Wahl vor dem Auge, und Urtheil des Menſchen liegen; und der klar ſehende Geiſt, der in der Geſinnung, der Denkart und ganzen Lebensanſicht, mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und auch conſequent darnach handeln möchte, wird in jedem Falle zwiſchen dem einen, oder dem andern Wege zu wählen haben. Entweder es iſt ein lebendiger und liebevoller Gott, eben der, welchen die Liebe ſucht und findet, an welchem der Glaube feſthält, und auf welchen alle unſre Hoffnung geſtellt iſt, und das iſt der perſönliche Gott der Offenbarung, und in dieſer Vorausſetzung iſt die Welt nicht Gott, iſt von Gott verſchieden, hat einen Anfang gehabt, und iſt aus Nichts erſchaffen; oder aber es iſt nur Ein höchſtes Weſen, auch die Welt iſt ewig und nicht von Gott unterſchieden; es iſt überhaupt nur Eines, und dieſes ewige Eine iſt allumfaſſend, und ſelbſt Alles, und iſt nirgends da ein weſentlicher Unterſchied wirklich vorhanden, und auch der vermeinte Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen, iſt nur eine Täuſchung der ſittlichen Beſchränktheit, oder der bürgerlichen Vorurtheile, die man als ſolche wohl gelten laſſen, und äußerlich in Ehren halten kann, die aber innerlich, und wiſſenſchaftlich ſtrenger genommen, eigentlich nichts bedeuten. — Es iſt auch unſrer am Scheidepuncte zwiſchen zwei Welten mitten inne ſtehenden Zeit, dieſe Wahl zur Entſcheidung ziemlich nahe gelegt; und es kann dabei im Großen und Ganzen genommen, auch nur von zwei Wegen die Rede ſein, weil alle die Zweifel oder Meinungen, welche in der Mitte zwiſchen dieſen beiden liegen, nichts ſind als das noch unentſchiedene Hin- und Herſchwanken ſelbſt, in irgend eine wenigſtens ſcheinbar wiſſenſchaftliche Form gebracht, oder auch ein eben ſo wenig zur Entſcheidung gekommenes unklares Gemiſch von beſchränkten und halben Anſichten. Frei aber muß die Wahl ſein, und anzwingen läßt ſich die Ueberzeugung Niemanden, die eine eigentlich wohl ſo wenig als die andere; denn was die innerſte Geſinnung und Denkart des Menſchen bildet, oder den erſten, letzten und tiefſten Grund dieſer Geſinnung, das läßt ſich nicht ſo wie ein Proceß im Zank bloß äußerlich, und ohne inneres Einverſtändniß durchfechten, oder ſo leicht wie ein Rechen-Exempel abmachen. —

Wenn nun aber die Ewigkeit nichts iſt, als die lebendig volle, ungehemmt vollſtändige und ſelig vollendete Zeit, wer hat denn dieſe andre irdiſch-gefeſſelte und zertheilte Zeit, welche nur als die große Geſangenkette der ganzen Sinnenwelt erſcheint, verurſacht, oder hervorgebracht, und was iſt denn dieſe Zeit? — Ich möchte dieſe natürlich ſich ergebende und von ſelbſt ſich aufdringende Frage bloß mit der Bemerkung erwiedern, daß der dichteriſche Ausdruck von der aus ihren Fugen gerückten Zeit, obwohl er urſprünglich und dort zunächſt, nur von einer beſtimmten Zeit, ganz hiſtoriſch gemeint iſt; auch mehr im Allgemeinen, und auf das Ganze ausgedehnt werden kann, und eine allerdings ganz metaphyſiſche Anwendung leidet. Was iſt denn überhaupt Metaphyſik, und was heißt metaphyſiſch, als das was über die gewöhnliche Natur, und ganz irdiſch beſchränkte Sinnenwelt hinaus geht? Wenn aber der Menſch nun nicht alle Hoffnungen und nicht alle Ausſichten in die Ewigkeit, überhaupt auch nicht alle Gedanken, welche über dieſe engen Schranken, zum Theil wenigſtens, hinausgehen, ganz von ſich weiſen, und ſie für immer aufgeben kann, er müßte es denn zugleich, und überhaupt, auch aufgeben wollen, ein Menſch im höhern, wahren, vollen Sinne des Worts zu ſein; ſo ſcheint mir, daß ſo oft ein Verſuch oder ein Gedankenflug in jene höhere Region einmahl gewagt werden ſoll, alsdenn auch die Worte und Ausdrücke über den gewöhnlichen Sinn und Sprachgebrauch hinausgehen müſſen. Das heißt nicht etwa, daß die Sprache der Philoſophie in der Bezeichnung der überſinnlichen Dinge und Begriffe, ängſtlich furchtſam alles Lebendige, jeden Schein von Leben fliehen ſollte (‡), was doch ſtreng genommen nie möglich, noch ganz erreichbar iſt, und nur in die abſtracte Nichtigkeit führen würde. Es ſind vielmehr die lebendigſten und kühnſten, das ſcheinbar Widerſprechende bildlich ſeltſam verknüpfenden Wendungen oder Formen des Ausdrucks, hier oft gerade die richtig bezeichnendſten und glücklich treffendſten. Ich würde die bibliſchen Ausdrücke, oder doch ſehr viele, und eine große Anzahl derſelben zur Beſtätigung, oder zum Belege dafür anführen; denn dieſe würden uns gerade, wo es die unſichtbare Welt und überſinnliche Regionen, oder die metaphyſiſchen Dinge betrifft, als die allerkühnſten vor allen andern erſcheinen, wenn wir noch den erſten friſchen Eindruck davon haden könnten; ſo wie ſie aber durch den vielen Gebrauch abgenützt und nun alltäglich geworden ſind, müſſen wir ſie erſt ſehr genau und ſcharf in's Auge faſſen, um ihren urſprünglichen Sinn in der eigentlichen Bedeutung von Neuem wieder zu finden. Aus dem uns näher liegenden Kreiſe, in der jüngſt verwichenen Epoche der Wiſſenſchaft, finde ich vorzüglich bei unſerm Leſſing eine einigermaſſen ähnliche Anſicht darüber; indem er, ſo oft er jene Region berührt, abſichtlich meiſtentheils eine ſolche freie und kühne Sprach-Methode befolgt, die ich hie und da auch zu der meinigen machen möchte. Wenn es nun zu Zeiten geſtattet ſein kann, in ſolcher Weiſe, poetiſche Ausdrücke, wie dieſe eben angeführten, von der aus ihren Fugen gerückten Zeit, auch viel allgemeiner und ganz metaphyſiſch anzuwenden, ſo würde ich über den vorliegenden Gegenſtand dieſer ganzen Zeitfrage, etwa alſo weiter fortfahren: Wenn die Ewigkeit urſprünglich und an ſich nichts anders iſt, als die volle, und eben daher in ſich vollſtändige und ſelige Zeit; ſo iſt die Zeit, nähmlich die aus ihren Fugen gerückte, zerrüttete und zerriſſene Sinnenzeit, nichts anders als die in Unordnung gerathene, oder die in Unordnung gebrachte Ewigkeit. Und hier knüpft ſich nun gleich die Frage weiter an: wer hat ſie in Unordnung gebracht, und dieſen ſtörenden Eingriff thun können in den urſprünglich harmoniſchen, und organiſch geſunden innern Pulsſchlag des allgemeinen Weltlebens? Nach demjenigen Syſtem, welches ich als den Einen der beiden uns zur entſcheidenden Wahl vorliegenden Wege bezeichnete, iſt alles dieſes nur eine Täuſchung, und bloßer Schein der ſinnlichen Beſchränkung; auch das Unglück, und ſelbſt der Schmerz eben ſo wohl, wie das ſogenannte Böſe; und iſt nur dazu da, um wenn es mit Sinn und Geiſt tragiſch aufgefaßt wird, uns einen vorübergehend zermalmenden, und doch auch wieder erhebenden Eindruck in der Poeſie zu machen. Auf dem andern Wege der hier zum Grunde gelegten Ueberzeugung aber, iſt die Antwort leicht zu finden oder vielmehr längſt gegeben und allgemein bekannt: wie alle erſten Grundkräfte und urſprünglichen Mächte in der erſchaffenen Welt, nur als geiſtige gedacht werden können, ſo iſt auch dieſe Kraft oder Macht, welche die Zeit und das Daſein, das allgemeine Leben und die Welt überhaupt zuerſt in Unordnung gebracht hat, keine andre geweſen, als die des ſich von ſeinem und dem allgemeinen Urquell wegwendenden Geiſtes der abſoluten Verneinung, des ewigen Widerſpruchs und der unendlichen Zerſtörung, welchen ich deßhalb an einem andern Orte, als den Erfinder des Todes bezeichnet habe, und deſſen Einfluß und Macht wir uns auch nicht ſo geringe oder eingeſchränkt denken dürfen, wenn er anders mit Recht der Fürſt und Beherrſcher dieſer Welt genannt wird. Es iſt nicht ſowohl der Zeitgeiſt, wenigſtens nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wo wir darunter nur den aus einer beſtimmten Zeit hiſtoriſch hervorgegangenen, in dieſer Sphäre alſo glänzend vorherrſchenden, wo es aber irgend über dieſe Sphäre hinaus gehen ſoll, nach einer andern ebenfalls großen, vielleicht noch erhabneren Vergangenheit rückwärts, oder auch auf der andern Seite in eine neue Zeit und Zukunft hinüber, doch vielleicht noch einſeitig beſchränkten, und endlich in jedem Fall, mit ſeiner Zeit, ſobald dieſe ſelbſt abgelaufen iſt, vorübereilenden und dahin ſchwindenden Geiſt verſtehen; ſondern es iſt vielmehr der Geiſt, welcher die ganze aus ihren Fugen gerückte Zeit dieſer Welt, zuerſt veranlaßt und hervorgebracht hat; alſo der Urheber der falſchen Sinnen-Zeit überhaupt, und der oberſte Beherrſcher und allgemeine König aller der zu ihr gehörenden und mit in ſie verketteten einzelnen Zeit-Perioden, ſo wie ſie ſich eine die andere aufheben und verſchlingen, und alle zuſammen, eine nach der andern, in den allgemeinen Abgrund des ewigen Nichtſeins unterſinken, ſo daß vielmehr alle dieſe, gewöhnlich ſogenannten Zeitgeiſter, nur aus jenem erſten und oberſten Zeitgeiſt, wenn man ihn noch ſo nennen will, bloß abgeleitet, und ihm unbedingt dienſtbar und unterworfen ſind. Der Glaube nun an eine ſolche geiſtige Macht des Böſen, und ſelbſt der Begriff davon, ſo einfach wie er uns ſonſt gegeben war, iſt unſrer Zeit faſt ganz abhanden gekommen; jene für den jetzigen Zeitgeiſt veralteten Ausdrücke des ehemahligen Glaubens, machen wenig Eindruck mehr, und werden meiſtens kaum beachtet, geiſtreich wegerklärt, oder vornehm belächelt. Neben der ertödtenden Monotonie einer alſo im Unglauben erſchlafften Weltanſicht, in der ſchon neutral gebornen, und endlich über Alles indifferent gewordenen Denkart, macht ſelbſt der große brittiſche Dichter des Kain, eine eher erfreuliche Ausnahme in dem kräftigen entſchiedenen Eindruck, der wenigſtens Ehre giebt, dem Ehre gebührt; das Kind bei ſeinem rechten Nahmen nennt, und den weltgebiethenden Geiſterkönig des ewigen Abgrundes in aller ſeiner finſtern Herrlichkeit wie nach dem Leben ſchildert; ſo daß man oft kaum weiß, wo er die Farben und Züge dazu hergenommen, und faſt fragen möchte, ob nicht dieſer über alle andere ähnliche Dichterverſuche ſo weit hervorſtrahlenden genialiſchen Schilderung, eine perſönliche Bekanntſchaft zum Grunde liege, oder ihr zu Hülfe gekommen ſei!

Indeſſen hat der zerſtörende Geiſt der abſoluten Verneinung, deſſen Nahme, außer in ſolcher Poeſie, kaum mehr gehört wird, ſeine Welt-Herrſchaft in der Zeit und ihrer Wiſſenſchaft darum noch nicht verloren, ja er wird in den ſelbſterdachten Syſtemen der herrſchenden Zeit-Philoſophie, als unbedingter Vernunft-Abgott, wenn auch nur in unbewußter Verehrung mehr als je allgemein anerkannt, überall hochgeprieſen, und faſt vergöttert. Es iſt in der That merkwürdig, wie in manchen auf die höchſte Spitze des Abſoluten getriebenen Vernunft-Syſtemen, der ganze theologiſche Abſchnitt mehrentheils ſo ganz auf jene andre verneinende Seite der göttlichen Wahrheit anwendbar iſt, und faſt alles, ohne auch nur die Ausdrücke irgend weſentlich umzuändern, auf jenen erſten und größten Gegner der ewigen Liebe und ihrer Offenbarung paßt, und viel beſſer von ihm ausgeſagt oder behauptet werden könnte.

In andern, weniger geiſtig verkehrten, oder etwas milder aufgefaßten Vernunft-Syſtemen wird, zwar minder auffallend, aber doch nicht weniger untergrabend für die richtige Erkenntniß der höchſten Wahrheiten, Gott immer noch, ſehr häufig wenigſtens, mit dem Nichts verwechſelt, aus welchem Er die Welt erſchaffen hat; oder es wird auch jenes ſtarre Zeitgeſetz der dem Unglücke preis gegebenen und zum Raube gewordnen Sinnenwelt ſelbſt, als das blinde Fatum einer eiſernen Nothwendigkeit, in einer mehr tragiſchen Weltanſicht, wenigſtens poetiſch vergöttert.

Wenn nun die Ewigkeit an ſich und urſprünglich nichts iſt, als die lebendig volle, noch unverdorbne und weſentlich wahre Zeit (‡): die irdiſch gefangene oder gebundene Sinnenzeit aber eine aus den Fugen gerückte, oder in Unordnung gerathene Ewigkeit; ſo iſt denn wohl begreiflich, wie beide nicht ganz außer aller Berührung ſtehen, und wie es manche Uebergangspuncte aus der einen Sphäre in die andre geben kann; wenigſtens iſt uns ein ſolcher Uebergang in der allgemeinen Erfahrung durch den Tod gegeben, wo er meiſtens auch gerade als ein ſolcher bezeichnet und betrachtet wird. So trivial auch der Ausdruck von einem Geſtorbenen „er hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt" gleich anderen ähnlichen lauten mag; ſo kann man doch den dabei zum Grunde liegenden Begriff, wohl nicht eigentlich unrichtig nennen. Da nun dieſe Frage von der Zeit und Ewigkeit, und nicht bloß in dieſem Zuſammenhange von Leben und Tod, ſondern auch in Beziehung auf alles Daſein und Bewußtſein überhaupt, jeden irgend nachdenkenden Menſchen ſo nah angeht, und ſo vielfältig berührt; ſo würde ich nicht beiſtimmen können, wenn man dieſelbe etwa von der Philoſophie des Lebens ganz ausſchließen wollte, als läge ſie außer den Gränzen des natürlichen Verſtandes aller gebildeten Menſchen, indem man damit dieſe ganze Materie in die Studierſtube der Theologen, oder anderer Gelehrten zurückwieſe, als wäre es bloß ein Gegenſtand mehr zum unnützen Diſputiren für dieſe; und habe ich es deßfalls für angemeſſen gehalten, nach dem hier genommenen Standpuncte und der daraus hervorgehenden Anſicht, wenigſtens den Verſuch zu wagen, ob ſich alles dieſes nicht auch in einer ganz klaren und allgemein verſtändlichen Sprache vortragen und darſtellen ließe. Manche fromme Gemüther reden wohl auch vom Sterben und vom Tode, wie von einer Rückkehr; entweder ſo überhaupt, oder auch noch mit dem beſondern Zuſatz einer Rückkehr in die Heimath. Ich will gern zugeben, daß ſolche Redensarten, beſonders wenn ſie bloß das ſind, und wenn ſie mehr wie nachgeſprochen, als ſelbſtgefühlt erſcheinen, oder am rechten und unrechten Orte zu viel wiederhohlt werden, nicht immer geeignet ſind, uns einen tiefen Eindruck zu machen; indeſſen kann doch auch ein ſchöner Ernſt und richtiger Sinn darin liegen, in welchem wenigſtens die eine rein-geiſtige Seite des Gegenſtandes vorzüglich hervorgehoben wird. Hier tritt nun zuerſt die Schwierigkeit, oder Frage ein: Wie kann man dahin zurückkehren, wo man eigentlich noch nie zuvor geweſen war, oder wie kann etwas im voraus eine Heimath genannt werden, die wir erſt hier ſuchen und finden, und als ſolche zu betrachten lernen; ganz in derſelben Art, wie ſich ähnliche Fragen auch bei dem Platoniſchen Begriff der Erinnerung, wenn dieſelbe nicht, ſo wie hier, als eine Erinnerung von Ewigkeit, ſondern ganz buchſtäblich als eine Erinnerung von Ehemahls, aufgefaßt werden ſoll, ergeben und aufdringen mußten. Wenn aber nach einem lebendiger aufgefaßten Begriff von Zeit und Ewigkeit, eine ſo ganz abſolute Trennung zwiſchen dem einen und dem andern Begriff herrſcht, ſondern mehrere Berührungs-Puncte oder Uebergangs-Momente aus der einen Sphäre in die andre gefunden werden, von welchen eben der Tod auch einer iſt; ſo fällt die ganze Schwierigkeit weg, ſo wird alles ganz verſtändlich, und erklärt ſich in dieſer Anſicht und Vorausſetzung leicht von ſelbſt. Es iſt wenigſtens die eine, und zwar die ſchöne Seite des Todes, welche durch dieſen Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit, oder aus der gebundenen und zerriſſenen Zeit, in die volle, wahre und ſelige Zeit bezeichnet wird; doch liegt allerdings noch mehreres andre darin, und iſt der Tod überhaupt keine einfache Begebenheit, ſondern eine ſehr complicirte Erſcheinung. Was im Allgemeinen meiſt am ſchreiendſten dabei hervortritt, und wodurch die andern höheren und mehr geiſtigen Elemente der ganzen Begebenheit nicht ſelten völlig verdeckt und verdunkelt werden, iſt das Leiden der oft ſo qualvollen Krankheit, der Schmerz einer ſich auflöſenden, auseinander gehenden Organiſation, im letzten angeſtrengten Kampf der ſich ſo äußerſt ſchwer vom Leben reißenden Natur. Indeſſen tritt doch auch hier, zuweilen wenigſtens, ein andrer Zuſtand ein, wo der Schmerz, auch phyſiſch, mit einem Mahle nachläßt, und ein beinah heiteres oder wenigſtens beruhigtes Wohlgefühl an deſſen Stelle tritt, welches oft als ein Vorbothe von dem herannahenden Ende betrachtet wird. Ja, es werden auch wohl in der mediciniſchen Beobachtung, deren nähere Beurtheilung ich freilich Andern überlaſſen muß, einzelne Fälle erwähnt, wo bei Wahnſinnigen oder Blödſinnigen, dieſe traurige Lähmung, oder Verwirrung des Denkvermögens, gerade in der letzten Stunde beim herannahenden Tode, plötzlich gelöſt ſcheint, und das volle geſunde Bewußtſein, oft mit einer beſondern Klarheit, auf dieſe wenigen Augenblicke des Scheidens noch einmahl wiederkehrt. Ganz unabhängig von dem organiſchen Schmerze der Auflöſung, und den mancherlei Modificationen, unter denen derſelbe erſcheint, oder den auffallenden Phänomenen, welche in einzelnen Fällen dabei wahrgenommen werden, iſt in dem Tode wohl noch ein anderes Element, oder Gefühl bemerklich; doch darf dieſe zurückweichende Empfindung vor dem entſcheidenden Uebergang, oder gewaltſamen Sprung in eine ganz neue Sphäre, durchaus nicht mit einer unmännlichen Furcht vor dem Tode verwechſelt werden. Auch ſteht ſie bei ſehr vielen Menſchen wenigſtens, in gar keiner Beziehung mit irgend einer drückenden Erinnerung, oder ängſtlichen Vorſorge für die Zurückbleibenden, noch mit ſonſt irgend einem innern Zweifel des beunruhigten Gewiſſens, und darf nicht allein darauf gedeutet und bloß ſo erklärt werden. Dieſes alles iſt wenigſtens noch ganz von jenem Gefühle verſchieden, welches ich hier im Auge habe, und bloß als eine leiſe geiſtige Scheu vor dem ganz Ungewiſſen und Unbekannten bezeichnen möchte, welche wenigſtens natürlich iſt, und eigentlich wohl einen Jeden in etwas berührt, ſobald jener Uebergang ihm bei noch ungeſchwächtem vollen Bewußtſein wirklich nahe tritt. Wo aber bei einem ſchon lange dorthin gerichteten Gemüth an die Stelle dieſer dunkeln Ungewißheit eine vertraute und innige Bekanntſchaft mit dem Gedanken der Ewigkeit, eine höhere Klarheit im hoffnungsvollen Glauben gefunden wurde, und zugleich in dem organiſchen Leben, nach dem Kampfe und vor der Auflöſung ein Intervall des letzten erzuckenden Aufathmens der ſcheidenden Naturkraft eintritt, da zeigt ſich eigentlich der Tod von der ſchönen Seite, die allerdings auch in ihm liegt. Selbſt auf der Phyſiognomie des eben Verſchiedenen bleibt oft dieſes rührende Gepräge eines ſo durchaus ſchönen Todes zurück, und wir ſehen mit Erſtaunen ein wehmüthig ſüßes Lächeln auf dem bekannten Geſichte ſchweben, faſt wie bei einem ſchlummernden Kinde, dem oft kaum noch eine leiſe Spur der Erinnerung an den vorangegangenen Schmerz beigemiſcht iſt. Wer irgend ihm werthe Angehörige oder Freunde ſo ſterben, oder geſtorben geſehen hat, dem wird die Erinnerung daran gewiß immer unvergeßlich bleiben. — Es iſt das was hier vorgeht, oder ſtatt gefunden hat, ein ſeliges Vorgefühl der Ewigkeit, welches durch die Schranken der Zeit hereinbricht, unmittelbar vor dem vollendeten Ablauf derſelben; und nur in dieſer Hinſicht iſt es hier miterwähnt worden, als einer von den factiſch gegebenen Berührungs-Puncten, oder Uebergangs-Momenten zwiſchen Zeit und Ewigkeit; da zur pſychologiſch-vollſtändigen Auffaſſung des menſchlichen Denkvermögens und ſeiner Entwicklung, doch auch dieſe letzte Kriſis des Bewußtſeins am Schluße ſeiner Vollendung weſentlich mitgehört. —

Es giebt aber auch mitten im Leben ſelbſt noch mehrere Erſcheinungen und Augenblicke, wo die Schranken der Zeit wenigſtens für die kurze Dauer eines ſolchen erhöhten Zuſtandes, gleichſam durchbrochen, oder wie aufgehoben zu ſein ſcheinen. Dahin gehören einzelne Momente des höchſten Entzuckens im Gefühle der Andacht, oder auch der eigentlichen Ekſtaſe, die, inſofern ſie eine wirkliche und wahre iſt, als ein Intervall der Ewigkeit mitten in der Zeit, oder auch als ein vorüberfliehender Lichtblick in jene höhere Welt des vollen und ungehemmten geiſtigen Lebens betrachtet werden muß. Selbſt das innere Gebeth ohne Worte, inſofern es ein wahres iſt, und wirklich etwas dabei in der Seele geſchieht und vorgeht, wo das Gemuth im Innerſten erſchuttert wird, iſt nur wie ein Tropfen von Ewigkeit, der mitten durch die Zeit in die Seele hineinfällt. Die wirkliche Ekſtaſe, inſofern ſie als eine wahre gelten kann, iſt dabei von der organiſchen Seite oft mit einem freilich bloß ſcheinbaren Anfange von Hinſterben, wenigſtens mit einem faſt täuſchenden Gefühle der Art verbunden, welcher dem höhern Lichtblicke oder Anklange von Jenſeits vorangeht. Indeſſen erfordern ſolche Erſcheinungen eine ſehr aufmerkſame Beobachtung zur ſtrengen Unterſcheidung; die Idee davon im Allgemeinen, läßt ſich an der Stelle des Bewußtſeins, wo ſie hingehört, leicht nachweiſen, und gehört auch weſentlich mit zur vollſtändigen Kenntniß und Anſicht desſelben; das richtige Urtheil im Einzelnen aber kann oft ſehr ſchwierig ſein, oder auch zweifelhaft bleiben; weßhalb es auch hier genug ſein mag, ohne tiefer in dieſe nothwendigen Unterſcheidungen und mannichfachen Zweifel über das Ganze ſolcher Erſcheinungen einzugehen, ihrer im Zuſammenhange des Ganzen, vorübergehend erwähnt zu haben, als eines von den nähern Verbindungs-Puncten, in welchen ſich Zeit und Ewigkeit berühren, oder gegenſeitig durchdringen. Es giebt deren noch mehrere andre Arten; eine der minder wunderbaren, eben ſo allgemein und wohlthuend auf die Seele wirkenden, als allgemein verſtändlichen, iſt die, welche in der wahren Kunſt und höheren Poeſie ſtatt findet. Denn auch hier iſt es unter der irdiſchen Hülle der ſinnlichen Erſcheinung, der zeitlichen Begebenheit, der bildlichen Dichtung, doch das Ewige was überall hindurch ſchimmert, und eben auf dieſer aus dem äußern Schmuckgewande hervorleuchtenden Kraft des Ewigen, beruht die hohe Würde und der hinreißende Zauber der wahren Kunſt und der höheren Poeſie; obwohl auch hier, eben ſo wie dort, jene ſtrenge Unterſcheidung zwiſchen dem echten Golde und dem unechten äſthetiſchen Flitterſtaat, oder bloßen Modeſchein, eintreten muß, wie überall, wo das Ewige und Himmliſche mit dem Irdiſchen und Vergänglichen in Berührung tritt. Die dem menſchlichen Gemüthe eingepflanzte, oder mitgegebne und angeborne, und hier aus dem Verborgnen wieder aufquellende Erinnerung der ewigen Liebe, wovon ich den urſprünglich Platoniſchen Begriff von allen fremdartigen Beimiſchungen und ſtörenden Zuſätzen zu reinigen, und eben dadurch zu erklären und zu rechtfertigen ſuchte, iſt nicht bloß eine Grundlage des höhern Lebens überhaupt, ſondern beſonders auch eine von den großen Lebensadern der wahren Kunſt und Poeſie; deren es jedoch noch mehrere andre, eben ſo weſentliche, und nicht minder reiche und ergiebige giebt. Eine ſolche iſt z. B. die Sehnſucht nach dem Unendlichen, welche mehr hoffend und ſtrebend in die Zukunft gerichtet iſt, als jene ewige Liebes-Erinnerung, die doch als ſolche mehr an der Vergangenheit haftet, und oft auch mit einem hiſtoriſchen Gefühle der wirklichen Vergangenheit zuſammenſchmilzt; während die eigentliche Begeiſterung im Leben wie in der Kunſt, an ein Höchſtes und Göttliches der Gegenwart, es mag nun ein wirkliches, oder ein wenigſtens dafür gehaltenes ſein, ſich unmittelbar anſchließt, und mit dem Gefühle dieſer Gegenwart und dem Glauben daran innigſt verbunden iſt. So ſind alſo dieſe drei Formen des höhern Gefühls im Menſchen, wie daſſelbe in das Unendliche hinausſtrebt, aus dem Ewigen hervorquillt, oder das Göttliche ergreifen möchte, dennoch auch wieder wie natürlich in ihrer verſchiedenen Richtung an die drei Zeiten, oder verſchiedenen Kategorien der irdiſch-getrennten Zeit gebunden. Die Erinnerung der ewigen Liebe iſt, was ihren Einfluß auf die Kunſt betrifft, zwar nur Ein Gefühl, oder Eine angeborne Idee, wenn man es ſo nennen will; dennoch aber kann ihre Wirkung eine allgemeine ſein, und ſich auf das ganze Gebieth des geſammten Bewußtſeins erſtrecken; indem nun auch alle andern Gefühle des innern Menſchen, alle Gedanken, Vorſtellungen und Ideen des Denkers, oder auch alle Bilder, Geſtalten, Ideale des Künſtlers, in dieſes Eine Grundgefühl der ewigen Liebe, wie in ein Meer, oder einen Strom des höhern Lebens eingetaucht, geiſtig verklärt, und zu einer reinern Schönheit und Vollkommenheit erhoben oder umgewandelt werden; und ſo läßt ſich dieſe idealiſche Anſicht aller Dinge und der Welt, überhaupt bei den Platoniſch Geſinnten, oder auch in der nähern Beziehung auf die Wiſſenſchaft und bildende Kunſt insbeſondere, wohl begreiflich finden und vollkommen erklären, und kann ſie auch in dieſem richtigern Verſtande, in den gehörigen Gränzen, und an derjenigen Stelle des Bewußtſeins, wo ſie wirklich hingehört, wohl zugegeben, und bis auf Weiteres angenommen werden. (†) Um nun aber auch jenen andern beiden höhern Gefühlen, welche die Bruſt des Menſchen als eben ſo viele göttliche Andeutungen der Ewigkeit eingepflanzt ſind; der Sehnſucht nach dem Unendlichen und der lebendig wirkſamen Begeiſterung, ihre rechte Stelle in dem Ganzen des Bewußtſeins anweiſen zu können, iſt es nothwendig, die pſychologiſche Ueberſicht deſſelben, in dem geſammten Umkreiſe aller dazu gehörenden Vermögen in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe, vollſtändiger weiter zu führen, und den vollendenden Schluß an das Bisherige hinzuzufügen. — Ich ging bei dieſem Grundriſſe des geiſtigen Lebens und Bewußtſeins aus, von den vier Grundkräften deſſelben; Verſtand und Willen, Vernunft und Fantaſie, als den entgegenſtehenden äußerſten Endpuncten und verſchiedenen Weltgegenden des innern Daſeins; das Gewiſſen und Gedächtniß charakteriſirte ich an den Stellen, die uns im fortſchreitenden Gange dieſer Entwicklung von ſelbſt auf dieſe Fragen führten, als mittlere Nebenvermögen der Vernunft, d. h. in der Mitte ſtehend zwiſchen Vernunft und Willen, wie das Gewiſſen, oder zwiſchen Verſtand und Vernunft wie das Gedächtniß. In der gleichen Weiſe möchte ich nun auch die Triebe, beſonders in der eigenthümlichen Form, wie ſie eben dem Menſchen, und im Vergleiche mit den Thieren nur ihm zukommen und zu Leidenſchaften werden, und demnächſt dann auch die Sinne erklären. Die Triebe, wo ſie irgend zur Leidenſchaft geſteigert erſcheinen, ſind nach der Analogie der bisher befolgten, und für dieſen Standpunct genommenen Anſicht, wohl für nichts anders zu halten, als für Regungen des Willens, oder für einen Willen, der in das Unendliche der Fantaſie hinübergeht, und der eben dadurch das innere Gleichgewicht, und endlich alle Freiheit, wenigſtens für den wirklichen Gebrauch verliert. — Dieſe mittlere Stellung der Triebe zwiſchen dem Willen und der Fantaſie, und die hier freilich ſchädliche und verkehrte Zuſammenwirkung beider Grundkräfte in der zum Charakterfehler geſteigerten Leidenſchaft oder Sinnlichkeit, zeigt ſich beſonders auch in den eigentlichen Naturtrieben, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, wo das Verderbliche immer, oder zunächſt wenigſtens, in dem gränzenloſen Uebermaaß, in der zerſtörenden Heftigkeit liegt. Wenn nun dieſes Uebermaaß oft ſo hoch ſteigen, und ſo zerſtörend werden kann, daß es die ganze Seele zerrüttet, ſelbſt die

Geſundheit aufreibt und den Geiſt tief erniedrigt, und man faſt von einem Gefühl der Beſchämung ergriffen wird, wenn man ein alſo durch eigne Schuld zu Grunde gerichtetes menſchliches Weſen mit den edlern und am vollkommenſten organiſirten Thierarten vergleicht, bei denen die einfachen Naturtriebe, und die Befriedigung derſelben meiſtentheils ſo regelmäßig ablaufen, wie Tag und Nacht wechſelt, oder wie die Geſtirne am Himmel auf und niederſteigen; worin liegt meiſtens der erſte Grund ſolcher Verirrungen? In dem beſſern Falle wenigſtens, und bei einem früherhin edler gearteten Sinne, iſt es anfangs gewöhnlich irgend ein falſcher Zauber der Fantaſie, der ſich des Gemüths mit magiſcher Kraft bemeiſtert, es immer weiter und weiter fortreißend; in jedem Falle aber iſt es eine verkehrte Anwendung, oder falſche Kraft des Unendlichen, mittelſt deren der einer ſolchen herrſchenden Leidenſchaft zum Raube gewordne Menſch, ſich nun ganz auf den Einen Gegenſtand, oder den zur tyranniſchen Gewohnheit gewordnen Lieblings-Hang hinüberwirft. Wie könnte auch ſonſt von den Täuſchungen der Leidenſchaft, die doch einen ſo großen Umkreis der verderbten Wirkſamkeit im menſchlichen Leben, und überhaupt in der Welt einnehmen, die Rede ſein, wenn nicht auch eine übel angewandte Fantaſie ihren Antheil daran hätte, oder mitwirkend dabei wäre? Auch jene Empfindungen und Regungen, welche zwar nicht auf die Befriedigung der Naturbedürfniſſe, wohl aber auf die Selbſt-Erhaltung und natürliche Vertheidigung der eignen Exiſtenz gerichtet ſind, und daher den Thieren ebenfalls zukommen, wie Furcht und Zorn, können auf ſolche Weiſe faſt in's Unermeßliche leidenſchaftlich geſteigert werden; beſonders der Zorn, wo er zur herrſchenden Gewohnheit geworden iſt, und in Verbindung tritt mit Haß, Neid, oder Rachgier, die nun freilich keine eigentlichen Naturtriebe mehr ſind, und in dieſer Form den Thieren kaum beigelegt werden können, ſondern Charakter-Fehler eines unſittlich gewordenen Vernunft-Weſens, wo denn die wilden Ausbrüche des böſen Princips im Menſchen, oft bis zur Wuth und Raſerei gehen. Aber auch in dem eigentlichen Geize, iſt es ein freilich ſeltſam verkehrter falſcher Zauber der Fantaſie, der in dem höhern Grade faſt ſchon an eine fixe Idee gränzt worin der erſte Grund, oder die innere Wurzel liegt zu dieſer unſeligen Verliebtheit in den irdiſchen Mammon; und wieder iſt dieſes in der unerſättlichen Habſucht die falſche Kraft des Unendlichen, welche nie befriedigt wird. Die weitere ſittliche Erörterung, oder Betrachtung über dieſe Verirrungen und Leidenſchaften, liegt hier außer meinem Kreiſe, wo bloß der pſychologiſche Zuſammenhang des Ganzen mich darauf geführt hat, um die Stelle nachzuweiſen, welche ſie darin einnehmen; und auch in dieſem, möchte ich, wie ich ſchon früher einmahl bei jenen dort angeführten Zuſammenſtellungen der vergleichenden Pſychologie bemerkte, den Blick nicht weiter als nothwendig iſt, nach unten, ſondern lieber ſo bald als möglich wieder nach oben wenden. Dieſes kann auch hier ſehr leicht geſchehen, und es genügt dazu die einfache Bemerkung, daß die Kraft des Unendlichen an ſich, und das Streben nach dem Unendlichen, dem Menſchen eigentlich natürlich iſt, und mit zu ſeinem Weſen gehört. Das Fehlerhafte, und der Grund aller jener Verirrungen liegt einzig und allein in dem gränzenloſen Uebermaaß, überhaupt in dem Abſoluten, was immer und überall, im Leben wie im Denken zerſtörend iſt und zerſtörend wirkt, oder auch in der verkehrten Anwendung jenes Strebens auf die irdiſch-vergänglichen ſinnlich-materiellen, oft ſo ganz unwürdigen Gegenſtände; da jenes dem Menſchen, wie es ſich ſelbſt in ſeinen Leidenſchaften und Fehlern noch zeigt, natürliche Streben nach dem Unendlichen, da wo es wahrhaft ein ſolches iſt, gerade durch keinen irdiſchen Gegenſtand, und keinen ſinnlichen Genuß oder äußern Beſitz, jemahls ausgefüllt und ganz befriedigt werden kann. Wenn nun aber dieſes Streben, rein von allen Täuſchungen der ſinnlichen Natur, und frei von den feſſelnden Banden der irdiſchen Leidenſchaft, wirklich auf das Unendliche, welches wahrhaft ein ſolches iſt, die Richtung nimmt; dann kann es auch nie ſtill ſtehen, ſondern muß von einer Stufe zur andern fortſchreitend, immer höher ſteigen, und dieſes reine Gefühl der unendlichen Sehnſucht, iſt nebſt jener Erinnerung der ewigen Liebe, der andre Himmelsflügel, auf welchem die Seele ſich zu dem Göttlichen emporhebt. Wohl iſt dieß auch von den Platoniſch Denkenden zu allen Zeiten anerkannt worden, und ließe ſich auch aus den früheren Jahrhunderten, manches tief bedeutende Wort über dieſe Idee der Sehnſucht zuſammenſtellen und anführen. Doch beſchränkt ſich dieſes nicht bloß auf die verhältnißmäßig ſehr neue Philoſophie des europäiſchen Abendlandes. Auch in unſern heiligen Schriften der Hebräer findet ſich ein ſchöner Ausdruck, der ſich darauf bezieht; indem nähmlich dort ein Prophet, d. h. ein mit mehr als gewöhnlicher Kraft ausgerüſtet, zu einer höhern göttlichen Beſtimmung oder Sendung Auserwählter, als mit dem eigentlichen für ihn angemeſſenen Nahmen, ein „Mann der Sehnſucht" genannt wird, als der natürlichen Vorbereitungs-Schule für eine jede höhere, geiſtige oder göttliche Wirkſamkeit. In einem daher entlehnten oder doch ganz nah verwandten Sinne, hat auch in unſrer Zeit ein franzöſiſcher Philoſoph, deſſen Grundſätze, Anſichten und Geſinnungen, ich allerdings nicht überall und unbedingt zu den meinigen machen kann, der aber wenigſtens das unbeſtreitbar große Verdienſt hat, mitten in der Zeit der Revolution, wo die herrſchende Denkart entſchieden materialiſtiſch war, ja mehrentheils eine durchaus atheiſtiſch-zerſtörende Wendung genommen hatte, doch in allen ſeinen Schriften eine höhere Richtung auf das Geiſtige und Göttliche im Menſchen und in der Welt, zu behaupten ſuchte und mit Begeiſterung verkündigte, eines der reichhaltigſten tiefgefühlteſten ſeiner Werke mit demſelben Nahmen bezeichnet. In einer frühern Epoche, als ich vor etwas mehr als zwanzig Jahren, in einem befreundeten Kreiſe, eben dieſe Philoſophie des Lebens, ſo weit ich ſie damahls aufgefaßt hatte, in franzöſiſcher Sprache, zu entwickeln verſuchte, glaubte auch ich den Anfangs-Punct dafür ganz aus dieſem Standpuncte, und allein von dieſer reinen Idee der höhern Sehnſucht hernehmen zu müſſen; was aber in jedem Fall zu ausſchließend, und eben daher ungenügend wäre; und wünſche ich wenigſtens hier alle höhern Elemente des Bewußtſeins, wie mannichfach ſie auch ſein, wie verſchiedenartig ſie auch erſcheinen mögen, in Ein Ganzes und zu einer vollſtändigen Ueberſicht derſelben zu verbinden.

Selbſt für die Kunſt und Poeſie giebt es mehr als Eine ſolche Urquelle, oder innere Lebensader des höhern Gefühls; und wenn die Erinnerung der ewigen Liebe als Eine derſelben anerkannt werden muß, wer könnte wohl zweifeln, daß auch die in der menſchlichen Bruſt ſo tief wurzelnde reine Sehnſucht nach dem Unendlichen ein zweites ſolches Anfangs-Element bildet? — In der Poeſie ſcheint wohl jenes Erſte, oder das Elegiſche vorzuwalten, wenigſtens in den einfachen erſten Dichtungen aus der älteſten Urzeit der Fantaſie; als wehmüthige Erinnerung an die untergegangene Götterwelt und Heldenzeit; oder auch als klagender Nachhall über die verlorne paradieſiſche Unſchuld und den erſten himmliſchen Zuſtand; oder endlich in einem noch allgemeinern und höhern Sinne, als verlorne Anklänge aus der ſeligen Kindheit der ganzen Schöpfung, ehe noch die Geiſterwelt durch den Zwieſpalt zerrüttet war, und vor allem Anfang des Böſen, und dem daraus hervorgegangenen Unglück der Natur. In dieſer Hinſicht könnte man nach der Analogie eines ſchon früher gebrauchten Ausdrucks die Poeſie überhaupt die tranſcendentale Erinnerung des Ewigen im menſchlichen Geiſte nennen, wie ſie, die urſprüngliche erſte und älteſte Poeſie nähmlich, als das gemeinſame Gedächtniß, oder das höhere Erinnerungs-Organ des ganzen Menſchengeſchlechts, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von einer Nation zur andern fortgeht, im wechſelnden Gewande der Zeiten aber, und durch alle Zeit hindurch, doch immer wieder auf jenes Erſte und Ewige zurückweiſt.

Die Muſik dagegen iſt wohl vorzüglich eine ſehnſüchtig hinreißende, und eben darum auch magiſch-ergreifende und alldurchdringende Kunſt; obwohl auch hier wie überall in der Kunſt, das Höhere und das Irdiſche, gleichſam als Leib und Seele mit einander verbunden ſind, die himmliſche Sehnſucht mit der irdiſchen oft in Einen Ton zuſammenſchmelzen und kaum mehr geſchieden werden können. Dieſe Verſchmelzung der Gefühle, wo aus der halb unbewußten irdiſchen Sehnſucht, überall eine höhere und ewige Sehnſucht herſchimmert, iſt es auch, welche über die Jugend und jugendliche Erſcheinung in der Epoche der erſten Gefühles-Entwicklung, der erſten erwachenden Liebe, einen ſo eigenthümlichen Zauberglanz verbreitet, wozu die innere Anmuth des jugendlichen Seelenzuſtandes vielleicht eben ſo viel, oder noch mehr beiträgt, als die Schönheitsblüthe der äußern Geſtalt. Freilich, ob in dieſer jugendlichen Sehnſucht wirklich eine höhere, ewig dauernde Liebe, als der innere, immer reiner ſich entwickelnde und ausbildende Lichtkern in der irdiſchen Hülle mit eingeſchloſſen, ob dieſe erſte Liebe auch ſchon die rechte war, oder ob alles nur ein flüchtig vorübereilender, bald wieder erlöſchender Schimmer der Täuſchung geweſen, darüber läßt ſich erſt nach dem Erfolg entſcheiden; nähmlich, nach dem ganzen daraus hervorgegangenen und nachfolgenden Leben. Es muß ſich dieſes bewähren in der feſten Treue, ich möchte ſagen, der innern und äußern Treue des Herzens und des ganzen Charakters, des ganzen Lebens und der höhern Liebe, jeder menſchlichen Art derſelben, und auch der göttlichen. Weil aber die Sehnſucht überhaupt eine ſo wichtige Stelle im Menſchen einnimmt, nicht bloß als die Kriſis des Uebergangs aus dem kindlichen, ſoll man ſagen Bewußtſein oder Unbewußtſein in das reifer entwickelte, oder als die Schwelle der jugendlichen Erwartung am Eingang des vollen Lebens, und der eigentliche Anfangs-Punct desſelben; ſondern auch von da aus immer fortwährend, ununterbrochen bis an's Ende die erſte, ſtärkſte und reinſte Triebfeder des innern Menſchen bleibt, und ihre nie erlöſchende Flamme immer reiner geläutert und ſtärker genährt, ihm den Weg zu einem höhern Daſein voranleuchtet; ſo möchte ich hier noch die Betrachtung hinzufügen, wie ſehr überhaupt die mit jener Sehnſucht nah zuſammenhängende Hoffnung in das Weſen des Menſchen verwebt iſt, ſo daß ſie faſt das charakteriſtiſch Eigenthümliche ſeines innern Weſens und ganzen Zuſtandes ausmacht. Auch die verworfnen Geiſter, heißt es, glauben und zittern; die Liebe iſt auch Gott weſentlich eigen, und ſelbſt Sein Weſen, und in einem gewiſſen Sinne iſt ſie auch allen von der ewigen Liebe Erſchaffenen gemein; ſelbſt in den verborgenen Lebensadern des beſeelten Naturlebens regt ſich dieſer Pulsſchlag der allgemeinen Liebe. Die Hoffnung läßt ſich Gott nicht beilegen, da in Ihm ſchon alles erfüllt iſt; die Natur kann für ſich ſelbſt nur ſeufzen und wehklagen, und wenn ſie auch nicht hoffnungslos unglücklich iſt, ſo kann ſie ſelbſt doch nicht eigentlich hoffen, wenigſtens nicht aus eigner Kraft. Der Menſch iſt vor allen andern Geſchöpfen, ein auf Hoffnung geſtelltes Weſen; man könnte ſagen, es iſt ein unſterblicher Geiſt im Zuſtande der Hoffnung, und ſo iſt er auch wohl vor allen andern Weſen in der Schöpfung zum Verkündiger der göttlichen Hoffnung beſtimmt und auserſehen.

Als die dritte innere Lebensquelle der wahren Kunſt und höhern Poeſie, neben jenen beiden zuerſt erwähnten in der Erinnerung der ewigen Liebe und der reinen Sehnſucht nannte ich die wahre Begeiſterung des Göttlichen; und unter den verſchiedenen Künſten, würde ich dieſe vorzüglich der bildenden Kunſt in ihrem ganzen Umfange, die höhere Architektur wie billig dazu rechnend, aneignen. In der Begeiſterung wird das Göttliche, von welchem ſie erfüllt iſt, nicht in der weiten Ferne der Vergangenheit oder Zukunft, wie bei der Erinnerung oder der Sehnſucht, aufgefaßt und hingeſtellt, ſondern als ein Gegenwärtiges und Wirkliches ergriffen, und dieſes gilt von der künſtleriſchen Begeiſterung eben ſo wohl, als von derjenigen, welche im ſittlichen und öffentlichen Leben oft Epoche macht und das wahrhaft Neue ſchafft und hervorbringt. Nun muß aber doch das Göttliche der Schönheit, wenigſtens in dem Geiſte des Künſtlers wirklich geweſen, und vor ſeinem geiſtigen Auge lebendig geſtanden haben und gegenwärtig erſchienen ſein, ehe es in der äußern Geſtalt ſichtbar hervortreten kann. Wie überall und auch in jeder andern Kunſt, die Vollendung auf dem Gegenſatz und auf der Ueberwindung deſſelben beruht, ſo verſteht es ſich, daß auch hier die höchſte Begeiſterung mit der durchdachteſten Beſonnenheit und gründlichen Ausdauer in der Ausführung verbunden ſein muß, um etwas Vollkommnes hervorzubringen. Es wird übrigens keiner Erinnerung bedürfen, daß die Künſte, nicht etwa deßwegen, weil in einer jeden derſelben eine beſondre Art des höhern Gefühls, oder Quelle des höhern Lebens zunächſt am meiſten vorherrſcht, nach allen Seiten ſo ſcharf begränzt, und in dieſen Gränzen unwiderruflich eng eingeſchloſſen ſind. Eine Kunſt geht oft in das Gebieth der andern hinüber, was nicht immer bloß ein Fehlgriff iſt, oder auf einer weſentlichen, und darum irrigen und ſchädlichen Verwechslung beruht. Beſonders iſt die Poeſie auch oft in den andern Gebiethen einheimiſch, und am meiſten unter allen übrigen, eine allgemeine Kunſt. Wenn auch jene älteſten und uralten Dichtungen, oder epiſchen Geſänge erhabener Erinnerung die erſte Stelle einnehmen, wer würde darum die tiefe, innere Sehnſucht, als das Divinations-Vermögen der höhern Liebe und ewigen Hoffnung, und überhaupt dieſe ganze Muſik der Gefühle von der Poeſie ausſchließen wollen, die ja eben den geiſtigen Inhalt, und das beſeelende Princip, oder eigenthümliche Weſen der lyriſchen Kunſt bildet? — Oder wer möchte es tadeln, wenn die Poeſie das, was ihren innern Geiſt und eigentliches Weſen bildet, in jenen göttlichen Erinnerungen und ſehnſüchtigen Vorgefühlen, nun auch in noch andrer Weiſe auszudrücken, und als dramatiſche Darſtellung den weſentlichen Gehalt ihres innern Seins, in der lebendigſten Wirklichkeit und ganz gegenwärtig vollendet hinzuſtellen ſtrebt; in welcher Hinſicht ſie dann wenigſtens darin der bildenden Kunſt wieder näher tritt, und manche mit dieſer verwandte Eigenſchaft annehmen kann. — Es iſt hier überhaupt ein mögliches Mißverſtändniß abzuwenden. Nicht ohne Grund zwar, glaube ich, wird vor allem auf die nothwendig ſtrenge Unterſcheidung gedrungen, um die wahre Kunſt und höhere Poeſie zu ſondern von dem unächten Schein. Eine Poeſie, welche der Leidenſchaft, der Mode, oder auch der Proſa, und was immer für bloß proſaiſchen Zwecken dienſtbar iſt, kann nicht dieſen Nahmen verdienen. Etwas anderes aber iſt es, wenn der Dichter ſeine Poeſie und durchaus poetiſche Weltanſicht, und dieſe iſt es doch eben, die den Dichter macht, und nicht die äußere Form allein, in die proſaiſche Wirklichkeit irgend einer Gegenwart, oder eines hiſtoriſch gegebenen Stoffes hinein arbeitet: oder wenn er das Gewirre der menſchlichen Leidenſchaften, keinesweges um es weiter fortzupflanzen, oder noch mehr zu entzünden, vielmehr mit klarem Verſtande, die ganze Verwicklung deſſelben tief durchſchauend, in einer kunſtreich-harmoniſchen Nachbildung zuſammenfaßt. Dieß könnte man, obwohl hier in einem ganz andern Gebiethe, aber doch in einem ähnlichen Sinne, wie bei den mathematiſchen Wiſſenſchaften, eine angewandte Poeſie nennen, und mehrere der höchſten künſtleriſchen Hervorbringungen aus ſehr verſchiedenen Zeiten gehören dahin.

Man ſoll die verſchiedenen Künſte oder auch die verſchiedene Richtung einer und derſelben Kunſt in den verſchiedenen Zeitaltern und Welt-Epochen, oder bei den in Sprache und Sitte, Styl und Geiſt mannichfach getheilten Nationen, nur als eben ſo viel verſchiedene Dialekte Einer und derſelben Sprache betrachten, die Eines Urſprunges, und ſich nah verwandt ſind, und wo auch noch ein gemeinſames Verſtändniß, nach dem innern, höhern Kunſtgefühl, durch alle Jahrhunderte und Völker hindurch geht, und ſie in dieſem geiſtigen Seelenbande einer liebevollen und in Liebe bewegten Fantaſie an einander kettet, und unter ſich verbindet. — Dieſe ewigen Grundgefühle in der menſchlichen Bruſt, als eben ſo viele Stammwörter oder Wurzel-Sylben der ewigen Erinnerung, der angebornen Sehnſucht und hoch aufſtrebenden Begeiſterung, ſtehen alſo unter ſich in dem innigſten Zuſammenhange, wenn gleich wir dieſen noch nicht ganz überſehen, oft mehr nur tief fühlen, als vollſtändig erklären können; und bilden gleichſam eine gemeinſame Sprache. Und wenn wir, wie früher erinnert wurde, äußerlich genommen, nach Einer gemeinſamen Urſprache, aus welcher alle andern abgeleitet wären, wohl geographiſch und etymologiſch über den ganzen Erdkreis vergeblich ſuchen möchten; iſt dieſe in das Gewand der Künſte eingehüllte, und durch daſſelbe hervorſchimmernde Sprache, wie ich es nannte, nicht eine ſolche uns ganz nah liegende innere geiſtige Ur-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09690/014

ſprache von andrer und höherer Art, von der die verlornen, und dem Zuſammenhange nach, vielleicht zerriſſenen Anklänge, durch die wahre Kunſt und höhere Poeſie von Neuem erweckt, wenigſtens als einzelne Accorde noch in unſrer Bruſt wiedertönen?

Fünfte Vorleſung.

Es war der allgemeine Gedanke des innern Lebens, von welchem, als der Grundlage der ganzen nachfolgenden Entwicklung ich bei dieſem Verſuch einer Darſtellung des geiſtigen Menſchen ausging; indem ich bemerkte, daß die Philoſophie des Lebens nichts anderes vorausſetze, als eben dieſes Leben ſelbſt, das innere nähmlich, und keiner andern Vorausſetzung bedürfe. Dieſen allgemeinen Gedanken des innern Lebens, ſuchte ich in den bisherigen Vorträgen zu einem vollſtändig entwickelten und ſchärfer beſtimmten Begriff des menſchlichen Bewußtſeins, nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen und innerm Zuſammenhange zu entfalten, und damit iſt die erſte Abtheilung von dieſem ganzen Grundriß der richtigen Erkenntniß unſeres Selbſt und des Lebens geſchloſſen, ſo bald ich das Wenige, was noch zur Vollendung des vollſtändigen Begriffs vom Bewußtſein fehlt, werde hinzugefügt, und das Ganze noch einmahl in Einem Ueberblick zuſammengefaßt haben, was eben hier in der Reihenfolge dieſer einfachen Gedanken-Entwicklung die nächſte Aufgabe bildet. Wegen des innigſt genauen und durchaus gegenſeitig lebendigen Zuſammenhanges zwiſchen dem Denken und Reden, diente mir ſchon in dieſer erſten Grundlage einer Charakteriſtik des menſchlichen Denkvermögens, die Sprache zum äußern Stützpuncte der vergleichenden Unterſuchung, und demnächſt auch die Kunſt, inſofern auch ſie als eine innere Sprache von höherer Art betrachtet werden kann; um ſo mehr, da wir in der Sprache ſelbſt, und in ihrer Entſtehungs- und Bildungs-Geſchichte, uns durch eine ſcharfe Unterſcheidung der abgeleiteten und gemiſchten von der ältern und älteſten Stammſprache einigermaſſen orientiren, und ſelbſt von dieſen den wahrſcheinlichen Stufengang ihrer Entwicklung zum Theil nachweiſen, und wenigſtens durch Vermuthung dieſen Gang im Geiſte verfolgen konnten; ſo fragmentariſch auch die ganze unermeßliche Sprachwelt und Sprachkunde, ſelbſt nach den großen Erweiterungen der neueſten Entdeckungen und Forſchungen, immer noch erſcheint; da ohnehin der erſte Urſprung der Sprache überhaupt, zugleich mit dem nicht minder unbegreiflich erſcheinenden erſten Gedanken, oder Anfang alles Denkens, in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt bleibt. Die Kunſt aber wurde nicht etwa in dem Sinne eine Sprache genannt, und als eine ſolche betrachtet, wie man wohl der Poeſie, wegen des bildlichen Schmuckes ihrer äußern Form eine Götterſprache beigelegt, und ſie ſelbſt alſo benannt hat, oder wegen der allegoriſchen Geſtalten und Andeutungen, und des ſymboliſchen Gewandes, welches auch die bildende Kunſt ſo oft umkleidet; ſondern es war dieſer vorübergehend mitberührte Gedanke dahin gehend und ſo gemeint, daß die Kunſt überhaupt nicht bloß in der äußern Form, ſondern ſelbſt ihrem innerſten Weſen nach (und nicht bloß in Einer Form oder Art derſelben, ſondern in allen, die weſentlich mit in ihren vollſtändigen Umkreis gehören) eine höhere geiſtige Naturſprache, oder wenn man will, eine innere Hieroglyphen-Schrift und Urſprache der Seele ſei; — welche dem dafür empfänglichen, und durch den Kunſtſinn irgend einer Art dafür geöffneten und zugänglich gewordenen Gefühle, ſchon von ſelbſt verſtändlich ſei. Denn der Schlüſſel dazu liegt nicht etwa in einer vorher getroffenen Verabredung, wie bei der ſinnreich ſchönen, aber doch bloß conventionell ſinnbildlichen orientaliſchen Blumenſprache, ſondern in dem Gefühl und in der Seele ſelbſt; deren ewige Grundgefühle hier, ſoll man ſagen — erweckt, oder wieder erweckt werden, in dieſem innern Seelenworte der wahren Kunſt, welches man, ſo wie man von einem Räthſel des

Lebens, oder einem Räthſel der Welt ſpricht, und darin wohl den Gegenſtand und die Aufgabe der Philoſophie ſucht, oder dieſe ſo beſtimmt, ein Räthſel der Hoffnung nennen könnte; der ewigen, göttlichen Hoffnung nähmlich. Ein Räthſel bleibt aber wohl dennoch auch die höhere Kunſt, wie das Leben und die Welt, und muß uns alſo erſcheinen, weil es eigentlich, oder wenigſtens meiſtens nur einzelne Anklänge ſind, die ſie uns giebt, ohne den vollſtändigen innern Zuſammenhang. — Eben wegen dieſes innigen Zuſammenhanges zwiſchen dem Reden und Denken, der Sprache und dem Bewußtſein, und weil der Menſch nach dem Inbegriff aller der ihm charakteriſtiſch-eigenthümlichen, und ihn weſentlich auszeichnenden Eigenſchaften, ſelbſt nichts anders iſt, als das erſchaffene Wort, — ein ſchwacher Nachhall, oder ein ſehr unvollkommnes Abbild des unerſchaffnen, ewigen — in der übrigen Schöpfung, zwiſchen der Natur und Geiſterwelt in der Mitte ſtehend; ſo werde ich auch noch ferner und immerhin in dieſer Darſtellung des innern Lebens, die Idee der Sprache und ſelbſt manche charakteriſtiſche Eigenſchaft, oder Eigenthümlichkeit derſelben, zum äußern Stützpunct der aufhellenden Vergleichung für ſo manche, ſonſt ſchwer in Worte zu faſſende, und ganz klar zu machende Puncte des innern Denkens brauchen; da überhaupt das lebendige Denken und eine Wiſſenſchaft dieſes lebendigen Denkens, ſich nicht trennen läßt von der Philoſophie der Sprache.

Ich ſagte, der allgemeine Gedanke des innern Lebens ſei die Grundlage der ganzen bisherigen Entwicklung geweſen, und dieſes ſei die einzige Vorausſetzung, welche eine Philoſophie des Lebens nöthig habe und machen dürfe. Nun könnte mir hier der Einwurf entgegen treten, daß ich bei den mannichfachen Digreſſionen, in welche mich die weitere Entwicklung dieſes Einen Grundgedankens, um ihn zu einem vollſtändigen Begriffe des Bewußtſeins zu entfalten, auf dieſem Wege geführt hat, doch manches Andere noch vorausgeſetzt, oder angenommen habe, wo nicht ausdrücklich, ſo doch ſtillſchweigend, wenn auch nicht nach einer bloß individuell willkührlichen, doch wenigſtens nach einer poſitiv beſtimmten Ueberzeugung. Dieſem ganz natürlich zu erwartenden Einwurfe kann ich nur dadurch begegnen, oder nur das Eine darauf erwiedern, daß wenn ich mich auch hie und da nicht problematiſch genug ausgedrückt haben ſollte, es doch ſo gemeint war, und jede bis jetzt etwa ſcheinbar angenommene andre Vorausſetzung außer jener Einen des innern Denkens und Lebens, hier durchaus nur als eine ſolche gelten ſoll, nur einſtweilen und proviſoriſch, bis auf weitere vollſtändige Unterſuchung und Entſcheidung, ohne die dabei zum Grunde liegende Ueberzeugung irgend anticipiren, oder im Voraus entſcheiden, und als ſchon feſtgeſtellt annehmen zu wollen. — Da der Zweifel einen unvermeidlich nothwendigen Zuſtand, oder eine weſentliche Grundeigenſchaft des vollſtändigen Menſchen, wie er wirklich iſt, bildet, ſo leitet mich ſchon der natürliche Gang dieſer Entwicklung darauf, dieſem Problem der mit ſich ſelbſt ſtreitenden Gedanken, und ſeiner möglichen Entſcheidung, einen eignen Abſchnitt zu widmen, der ſich zwar hier unmittelbar zunächſt anſchließt, und alſo gleich der nächſt folgende ſein wird. Wie es der Gegenſtand und Inhalt der erſten Abtheilung, oder die Aufgabe auf der erſten Stufe dieſer Entwicklung geweſen iſt, den einfachen und allgemeinen, in dieſer Allgemeinheit aber zu unbeſtimmten Gedanken des innern Lebens, Schritt vor Schritt zu einem vollſtändig umfaſſenden und richtig abgetheilten Begriff des Bewußtſeins zu erweitern, oder zu ſteigern, ſo wird es für die nächſtfolgende Abtheilung und Stufe der weſentliche Inhalt oder die eigentliche Aufgabe ſein, das in jenem vollſtändig verzeichneten Bewußtſein nun ſchon mitgegebne Gefühl der reinen Liebe, des innern Lebens, oder der höhern Wahrheit, wie man es immer bezeichnen will, und am beſten bezeichnen zu können glaubt, durch jene Kriſis des Zweifels zu einem beſtimmten Urtheil der innern Gewißheit und feſten Entſcheidung, oder wenigſtens der ſcharfen Unterſcheidung zwiſchen dem, was gewiß iſt, und was ungewiß bleiben muß, hindurch zu führen.

Zu jener in den bisherigen Vorträgen ausführlicher entworfenen, oder zu entwerfen verſuchten Charakteriſtik des menſchlichen

Bewußtſeins, mußten, wenn dieſelbe irgend vollſtändig ſein ſollte, auch jene höheren Elemente darin aufgenommen werden, welche von Manchen bezweifelt, von Einigen ſogar entſchieden geläugnet werden, und darin lag die Veranlaſſung, oder der natürliche Grund, ſie wenigſtens als von dem allgemeinen Menſchengefühl anerkannte Thatſachen des Bewußtſeins mitanzuführen, ohne darum einer tiefer gehenden Unterſuchung, oder auch dem auf's Höchſte und Aeußerſte getriebenen Zweifel im Voraus den Eingang in dieſe natürliche Reihenfolge der lebendigen Gedanken-Entwicklung irgend verſperren zu wollen. Halten doch Einige ſelbſt das wahre höhere Kunſtgefühl für eine bloße Einbildung der darin ihren Vorzug ſuchenden Genies und Dilettanten; andre nahmhafte Schriftſteller haben ſelbſt die Stimme des Gewiſſens und das Gewiſſen, für ein bloßes angelerntes, oder eingelerntes Vorurtheil der Erziehung erklärt, oder für eine täuſchende Angewöhnung. Wie noch viel mehrere Zweifel würden ſich nach einem ſolchen Syſtem der Abläugnung alles Höheren gegen die Platoniſche Erinnerung der ewigen Liebe, oder die von mir nachgewieſene Idee der reinen unendlichen Sehnſucht erheben laſſen? Wenn ſo viele Andre ſelbſt die Freiheit des Willens anfechten und beſtreiten, oder bezweifeln, ſo wird damit eigentlich der Wille geläugnet; denn ein Wille, der nicht frei wäre, iſt überhaupt gar keiner. Wenn wiederum Andere, in allem menſchlichen Denken, Dichten und Trachten, eigentlich nichts ſchöpferiſch Neues und originell Eigenthümliches anerkennen wollen, in allem dem nur eine Wiederhohlung und veränderte Zuſammenſetzung der von Außen erhaltenen Eindrucke ſehen, mithin dem menſchlichen Geiſte alles eigentliche Erfindungsvermögen abſprechen, dann wird damit ſelbſt die Fantaſie, als eine von den weſentlichen Grundkräften des Bewußtſeins geläugnet; es iſt alsdann alles im Grunde nur Gedächtniß, und das was wir gewöhnlich Fantaſie nennen, würde in dieſer Vorausſetzung nur ein in's Delirium gerathnes Gedächtniß ſein. Haben doch Andre ſelbſt die Vernunft und den weſentlichen Vernunft-Character des Menſchen, auf eine bloß etwas beſſer, als bei den vorzüglich gut abgerichteten Thieren, dreſſirte

Sinnlichkeit zurückführen wollen. Auf alle ſolche ſpecielle und abweichende Meinungen, die alle nur eben ſo viele einzelne Beiträge bilden, zu dem zweiten Thema von dem der Vernunft und dem Menſchen überhaupt angebornen Zweifel und Zuſtande des Zweifels, wo ſie im Ganzen ihre Löſung erwarten oder finden müſſen; kann man nicht gleich von Anfang an, und im Voraus eingehen und mit Rückſicht nehmen, da wo es zunächſt der Zweck iſt, vor allem nur einen vollſtändigen Umriß des menſchlichen Bewußtſeins nach allen höhern Elementen und Anlagen, welche es umfaßt, wie auch nach allen den irdiſchen und niedern Ingredienzen, die mit darin liegen können, zu entwerfen, und aus dem einfachen Denken und allgemeinen Gedanken des innern Lebens zu entwickeln.

Der Gedanke, wie jener allgemeine des innern Lebens, iſt ein an ſich und der Form nach noch unbeſtimmtes, doch aber ſchon auf einen beſtimmten Gegenſtand bezogenes, und ſeinem Inhalte nach auf dieſen beſchränktes Denken; der Begriff aber iſt ein nach Zahl, Maaß und Gewicht mathematiſch abgemeſſener Gedanke; d. h. ein nach der Zahl ſeiner einzelnen Beſtandtheile vollſtändig gegliederter und durchgezählter, nach ſeinem ganzen Umfange ausgemeſſener, auch nach ſeinem innern Werth und Gehalt, ſo wie im Verhältniß zu andern verwandten dergleichen, einer niedern oder auch noch höhern Ordnung, ſorgſam abgewogener, überhaupt in ſich vollendeter und innerlich durchgebildeter Gedanke. Es war bisher alſo eigentlich nur Ein Begriff, der uns beſchäftigte, und den Gegenſtand und die Aufgabe der ganzen Unterſuchung bildete, nähmlich der Begriff vom menſchlichen Bewußtſein; da diejenige Philoſophie, welche nicht darauf ausgeht, ſelbſt erdachte oder willkührlich erdichtete Begriffe, unter einem anſcheinenden Geſetz von nothwendiger Verknüpfung in endloſen Reihen an einander zu ketten, ſondern nur die Thatſachen, und zwar alle gegebenen Thatſachen einer beſtimmten Art und geſchloſſenen Sphäre, in Einen, verſtändlich klaren, vollſtändig lebendigen Begriff organiſch zu geſtalten, es überhaupt nur mit ſehr wenigen Begriffen zu thun hat, und zwei oder drei ſolche Begriffe, wie der vom

Bewußtſein, oder auch von der Wiſſenſchaft und vom Menſchen ſelbſt, ihr vollkommen genügen und hinreichend ſind, um jene drei, ihr wie uns allen, vorliegenden Räthſel des Lebens, der Welt und der höhern göttlichen Hoffnung, wo nicht ganz vollkommen und vollſtändig, ſo doch theilweiſe, nach dem Maaße und in den Gränzen, wie es uns möglich, geſtattet, fruchtbringend und heilſam iſt, zu löſen und zur bleibenden Entſcheidung zu bringen.

Indem ich nun jetzt zu dem Einen bis jetzt entwickelten vollſtändigen Begriff des menſchlichen Bewußtſeins, den letzten Schlußſtein und das noch Fehlende hinzuzufügen habe, werde ich dabei dieſelbe Gedanken-Methode, oder Darſtellungs-Manier, wie bisher, beobachten, jene große Entſcheidungs-Frage nähmlich, ob es überhaupt eine Wahrheit giebt, und ob der Menſch ſie zu erkennen vermag, oder in wiefern ſie für ihn erreichbar iſt, und welche Antwort er ſich auf dieſe Frage zu geben hat, hier, bis die Unterſuchung an den Ort gekommen iſt, wo ſie hingehört und ſich aus dem fortſchreitenden Gange derſelben von ſelbſt ergiebt, einſtweilen noch unberührt zu laſſen, und die im allgemeinen Menſchengefühl anerkannte Thatſache des Bewußtſeins, als ſolche gelten zu laſſen, und mit in den allgemeinen Umriß dieſes Begriffs aufzunehmen, und nur etwa da, wo ein dergleichen Phänomen des Bewußtſeins in einem noch etwas zweifelhaften Lichte erſcheint, ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, um einen möglichen Mißverſtand, oder auch eine übereilte Folgerung abzuwenden; und nur erſt das Factum, rein als ſolches, ſo weit es erfaßt iſt, für die weitere Ergründung und Beurtheilung hinzuſtellen.

Als die vier entgegenſtehenden Endpuncte in dem ganzen Umriß des getheilten und in Zwieſpalt befangenen Bewußtſeins, wurden bezeichnet die vier Grundkräfte deſſelben, Verſtand und Willen, wo jeder in ſich ſelbſt und in ſeiner eignen Erfahrung und nächſten Umgebung leicht die Ueberzeugung gewinnen kann, wie ſelten beide ganz harmoniſch zuſammenwirken; und wie der disharmoniſche Widerſtreit oft da am ſchneidendſten auffällt, wo beide Vermögen, oder eins von beiden in ungewöhnlicher Stärke und entſchiedenem Uebergewichte hervortritt; dann Vernunft und Fantaſie, deren ſcharfgeſchiedner Gegenſatz, ſelbſt im äußern geſellſchaftlichen Leben und im bürgerlich-öffentlichen Verkehr, als ein ſolcher ſich ankündigt, wo die mehr bloß äſthetiſchen Fantaſie-Menſchen und Künſtler- oder poetiſche Naturen, zu welcher Klaſſe doch, ſo ſelten auch die glückliche Ausnahme des eigentlichen Genies ſein mag, nach einem etwas weiter gefaßten Begriff eigentlich ſehr Viele mitgehören, und dann die practiſch-Vernünftigen und Brauchbaren, aber auf das Gemeinnützige dieſer practiſchen Vernünftigkeit mehr oder minder Beſchränkten, und auf jeden höhern Aufſchwung der Fantaſie oder des Gefühls mißtrauiſch hinüber Sehenden, (oder doch ſich unter einander ſchwer Verſtehende) Menſchengattungen bilden, die wenigſtens wohl nur ſelten ganz in den Standpunct der andern eingehen, und ſie mit Billigkeit und richtig zu beurtheilen wiſſen. Noch ſeltner aber dürften die Ausnahmen ſein, wo beide Sinnesarten und Fähigkeiten vollſtändig vereinigt beiſammen ſind. Neben dieſen vier Grundkräften der erſten Ordnung, wurden von den aus dieſen abgeleiteten und gemiſchten Nebenvermögen der zweiten Ordnung bisher nach ihrer eigenthümlichen Stelle und Stellung in dem Ganzen des menſchlichen Bewußtſeins charakteriſirt: Gewiſſen und Gedächtniß, und dann die Triebe und Leidenſchaften, als Willensregungen, die in das Unendliche der Fantaſie hinübergehen, und inſofern alſo die mittlere Stelle einnehmen zwiſchen dem Willen und der Fantaſie. Es iſt jetzt bloß über die äußern Sinne noch ein Wort hinzuzufügen, und iſt damit alsdann der ganze Umkreis des gewöhnlichen, im Zwieſpalt befangenen und vierfach getheilten Bewußtſeins vollendet und geſchloſſen. Nur möchte ich in Beziehung auf die zuletzt verſuchte Charakteriſtik der Triebe, noch auf eine beſondere Art derſelben aufmerkſam machen, welche für die vollſtändige Schilderung dieſer Seite des menſchlichen Bewußtſeins und Weſens, nicht ganz unwichtig iſt und weſentlich mitgehört, und die auch noch ein neues Beiſpiel abgeben kann, wie ſehr in der Natur ſelbſt ein Grund, oder wenigſtens die erſte Veranlaſſung zu manchen ſolchen Zuſammenſtellungen der vergleichenden Pſychologie liegt, wie ſich uns deren ſchon mehrere dargeboten haben. Ich meine die ſogenannten Kunſttriebe, welche auch an manchen der ſinnigern Landthiere, den arbeitſamen Inſecten, und überhaupt an noch manchen andern Thiergattungen eine ſo merkwürdige Erſcheinung und Verwandtſchaft darbiethen mit dem Kunſtfleiß der Menſchen, in welchem doch auch nicht alles bloß erlernt iſt, ſondern manches in den obwohl niedern, doch immer noch kunſtſinnigen und ſchönen Talenten mehr inſtinctmäßig wirkend, und wie unbewußt angeboren. Das eigentliche hohe Kunſtgenie kann man wohl nicht hierher rechnen, und ſcheint dasſelbe mehr in eine andre Sphäre zu gehören; denn es iſt darin das unbewußte Productions-Vermögen nicht ſo eng auf eine ganz beſtimmte Art und Richtung, oder Form beſchränkt, ſondern die weſentliche Grundlage desſelben bildet eine von dem All erfüllte, mit dem Unendlichen gleichſam ringende productive Einbildungskraft. Wohl aber dürfte dieſer aus der Naturwiſſenſchaft für die vergleichende Pſychologie entlehnte Begriff auf jenes reine Gefühl der unendlichen Sehnſucht anwendbar ſein, welches ich als das Höchſte in dieſer ganzen Sphäre, und überhaupt als das höchſte Streben im Menſchen bezeichnete; nach der Idee, welche ich davon aufzuſtellen verſuchte, könnte man dieſe tief innerliche, und durch Nichts ganz auszufüllende Sehnſucht, wohl den Inſtinct für die Ewigkeit im Menſchen nennen, oder auch einen, oft lange Zeit hindurch, zu Anfang wohl immer völlig unbewußten Kunſttrieb zu einem höhern Beruf und göttlichen Beſtimmung. — Die äußern Sinne nun ſind von der einen Seite die dienſtbaren Werkzeuge und Handhaben des Verſtandes in der materiellen Welt, und für die in dieſer zu machende Erfahrung oder Beobachtung und daraus zu ſchöpfende Wiſſenſchaft der Erfahrung; auf der andern Seite würde man ſie nicht unrichtig eine angewandte Fantaſie nennen, die hier in einer beſtimmten Richtung ganz in das Einzelne der materiellen Gegenſtände eingeht; denn das Nachbilden und Reproduciren des äußern Eindrucks im Organ, wie der ſichtbaren Geſtalt oder des verkleinerten Bildes im Auge, iſt doch immer nur eine Unterart oder ein Nebenzweig von der productiven Einbildungskraft überhaupt. Beſonders aber iſt auch wohl jener neue geiſtigere Sinn der höhern Potenz, der ſich, freilich nur als Ausnahme in dem bloß materiellen entwickeln kann, oder darin eingehüllt erſcheint, ich meine das muſikaliſche Kunſtgefühl im Gehör, und das Auge für maleriſche Schönheit und Form in der bildenden Kunſt, nur wie ein an jenem äußern Träger und Leiter fortgehender oder mitwirkender Lichtſtrahl der Fantaſie zu betrachten.

Für den Zuſammenhang des Ganzen, und um es durch ein Beiſpiel der vergleichenden Zuſammenſtellung mehr zu beſtätigen, wie das dreifache Lebens-Princip des menſchlichen Daſeins im Großen, ſich auch im Einzelnen oft wiederhohlt, und dort in verkleinerter Geſtalt, ſonſt aber in dem gleichen Verhältniß eben ſo nachgewieſen werden kann, dürfte die Bemerkung nicht ganz unwichtig, oder wenigſtens nicht überflüſſig ſein: daß, was man auch phyſiologiſch, oder ſelbſt anatomiſch für Gründe haben mag, die für jene naturwiſſenſchaftliche Sphäre auch vollkommen zureichend ſein können, um fünf äußere Sinne im Menſchen anzunehmen, es doch wohl pſychologiſch genauer, und auch für den philoſophiſchen Standpunct einfach richtiger ſein dürfte, deren nur drei anzunehmen. Denn daß in den Wahrnehmungen des Geſchmacks, nicht bloß eine mechaniſche Berührung ſtatt findet, ſondern es eine chemiſche Auflöſung des genoſſenen Gegenſtandes iſt, wodurch eigentlich die angenehme, oder auch die bittere und unangenehme Empfindung erregt wird; ſo wie ebenfalls beim Geruch, wenn auch keine ſichtbare Verdünſtung, oder Verdampfung vorgeht, es doch die flüchtig ätheriſche Subſtanz iſt, die von dem Körper ausgeht und wirklich eingezogen wird, iſt noch bei weitem kein hinreichender Grund, um daraus eigne Sinne zu bilden. Iſt es doch auch beim innern organiſchen Gefühl des eignen körperlichen Wohlſeins, oder in dem entgegengeſetzten Falle des Schmerzes in einem leidenden Zuſtande, nicht bloß eine mechaniſche Berührung von außen, was darin wahrgenommen, oder empfunden wird; weßhalb auch

Einige den Einen Sinn des materiellen Gefühls noch weiter haben abtheilen, und noch mehrere beſondere Sinne als gewöhnlich haben annehmen wollen, was wohl in jedem Falle überflüſſig wäre, da aus dem pſychologiſchen Geſichtspuncte wenigſtens, alle jene Abtheilungen als bloſe Modificationen und Nebenzweige oder Unterarten eines und desſelben Sinnes zu betrachten ſind. Rechnen wir nun alle dieſe materiellen Sinne nur für einen, und giebt es alſo eigentlich nur drei Sinne, ſo iſt es auffallend, wie dieſe dem dreifachen Weſen des Menſchen, und den drei Beſtandtheilen ſeiner vollſtändigen Exiſtenz, Geiſt, Seele und Leib, in dieſer kleinen und geringern Sphäre genau entſprechen. Das Auge iſt unter allen äußern Sinnen unſtreitig der vorzugsweiſe geiſtige; das Gehör, durch welches wir den Schall und die Stimme, das Wort und den Geſang und alle Muſik vernehmen, entſpricht wohl am meiſten der Seele; der materielle Gefühls-Sinn aber, iſt der eigentlich leibliche, der auch für die Erhaltung des organiſchen Körpers und Wohlſeins als dienſtbares Organ und Wächter beſtimmt, mit dem organiſchen Lebens-Princip zunächſt zuſammenhängt. Nach dem Verluſt des Geſichts oder des Gehörs, kann der übrige Körper oft ganz vollkommen geſund ſein und bleiben; dagegen eine Lähmung des Gefühls, ſobald ſie allgemein und vollkommen iſt, ſchon der anfangende Tod wäre, oder wenigſtens der ſcheinbare, da es auch bloß vorübergehende Krankheitszuſtände der Art giebt. Indeſſen iſt doch auch dieſer dritte körperliche Sinn des Gefühls, nicht immer ſo grob materiell und bloß äußerlich, ſondern es kann ſich darin wenigſtens ausnahmsweiſe, wie der höhere Kunſtſinn im Auge und Gehör ebenfalls nicht allgemein iſt, auch eine Wahrnehmungsform von mehr geiſtiger Art entwickeln, in dem pſychiſchen Gefühl des verwandten Lebens und des innern Lichts, woraus denn oft ein eigenthümlich merkwürdiger, unmittelbarer Naturſinn als ein Inſtinct für das Unſichtbare in den äußern Lebens-Erſcheinungen hervorgeht. Wenn nun Einige dieſe ganze Erſcheinung oder Fähigkeit lieber ganz läugnen möchten, ſo kann dadurch, inſofern ſie als Thatſache wirklich gegeben, und in der Erfahrung hinreichend beſtätigt iſt, wohl wenig entſchieden werden, und kann ſolches als ein bloß verneinendes Urtheil aus Unkenntniß, wenig Gewicht haben. Von der andern Seite iſt es wohl ein eben ſo großer oder faſt noch größerer Irrthum, wenn Andre dieſen, das Rechte allerdings oft wunderbar richtig treffenden Naturſinn, oder wenigſtens merkwürdig ahnenden Inſtinct, gleich nach den erſten auffallenden Erſcheinungen oder Erfahrungen, zu einer Art von untrüglich unſichtbarem, und gleichſam allwiſſenden Orakel machen, und es als ſolches betrachten und betrachtet wiſſen wollen. Denn ein ſolches giebt es überhaupt nicht in dem pſychologiſchen Gebieth und dem ganzen Umkreiſe aller dem Menſchen noch als ſolchem, und bloß für ihn ſelbſt ihm zukommenden Geiſteskräfte und Fähigkeiten, am wenigſten alſo wohl auf jenem kritiſchen Uebergangs- und Wende-Puncte aus dem gewöhnlichen Bewußtſein in eine vollkommene Bewußtloſigkeit, und aus dieſer wieder in ein anderes helles Bewußtſein, der eben deßfalls, zwiſchen Licht und Schatten mitten inneſtehend, auch mit der ganzen Traumwelt hie und da eine ſtarke Verwandtſchaft zeigt. Was die Beſchränkung der menſchlichen Geiſtesvermögen und Kräfte des Bewußtſeins überhaupt betrifft, ſo kann ja nicht einmahl die Vernunft, wie ſchon oft bemerkt wurde, für ein ſolches durchaus untrügliches Orakel, und ſchlechthin unfehlbares Wahrheits-Organ gelten; auch der hellſte Verſtand, und der geübteſte Kunſtſinn iſt es nicht immer, ſelbſt in der ihm ganz eigenthümlichen Sphäre; noch weniger Willen und Fantaſie. Selbſt die innere Stimme des Gewiſſens, obgleich der Nahme ſchon auf ein inneres Wiſſen und die Gewißheit deſſelben deutet, wird auch nicht immer und allgemein als eine ſolche ganz untrüglich unfehlbare anerkannt, ſonſt würden nicht manche Denker und Schriftſteller über ſolche Gegenſtände, für einzelne Fälle wenigſtens, den Begriff eines irrenden Gewiſſens aufgeſtellt haben. Sodann iſt jener Naturſinn, auch da, wo er am ſtärkſten und klarſten hervortritt, immer nur ein ganz individuell eigenthümlicher, und muß auch nur als ein ſolcher genommen und beurtheilt werden; und dieſe Bemerkung dürfte wohl die erſte Richtſchnur und wichtigſte Regel ſein, die man dabei im Auge behalten muß; und zweitens bedarf es auch da, wo er wirklich und recht entſchieden vorhanden iſt, er mag ſich nun als ein völlig bewußtloſer, halb unbewußter, oder auch wachend bewußter zeigen, immer erſt der ſtrengſten Aufmerkſamkeit und der ſorgſamſten Pflege in der langſam allmähligen Entwicklung, nicht minder wie das geiſtig-höhere Kunſtgefühl des Geſichts oder Gehörs einer ſolchen zu ſeiner vollendeten Ausbildung bedarf, wo daſſelbe eben auch den hellen innern Lichtpunct bildet, der mitten in dem materiellen äußern Sinne wie ein geiſtiger Kern eingeſchloſſen liegt, ein neuer innerer Sinn im äußern, ein zweites Auge im Auge, wie man wohl das künſtleriſche Auge im Verhältniß zu dem gewöhnlichen nennen könnte.

So hätten wir nun das geſammte menſchliche Bewußtſein in einer allgemeinen Ueberſicht zuſammengefaßt, deſſen äußeren Umkreis wenigſtens die acht bis jetzt charakteriſirten Beſtandtheile, oder Fähigkeiten deſſelben bilden; die vier großen Grundkräfte der erſten Ordnung, Verſtand und Wille, Vernunft und Fantaſie; und dann die vier Nebenvermögen der zweiten Ordnung, welche wenigſtens aus dem pſychologiſchen Geſichtspuncte als aus jenen erſten gemiſchte und abgeleitete ſich darſtellen: Gedächtniß und Gewiſſen, dann die Triebe und äußern Sinne. Jene vier erſten weſentlichen Grundkräfte werden oft in der herrlichſten Energie als genialiſche Natur-Anlagen oder auch in der lebendigſten Kraft-Entwicklung und ausgebildetſten Wirkſamkeit gefunden; meiſtens aber nur einzeln, mit einem ganz entſchiednen Uebermaaß und oft einſeitigen Uebergewicht der einen vorherrſchend iſolirten Kraft, die in der äußern Wirkung und im Ganzen des äußern Lebens oft nur dadurch gehemmt wird, daß es eben nur eine iſolirt einſeitige iſt, daß dieſe vier großen Hebel und Elementar-Kräfte des ganzen Menſchen, nicht immer glücklich zuſammenwirken, ſondern im Gegenſatz und Zwieſpalt befangen, eine der andern oft nur hindernd und hemmend entgegen treten. Aber nicht bloß in dem einzelnen Menſchen und in der äußern Lebens-Erfahrung treten dieſe vier Grundkräfte in ſolcher entſchiednen Stärke und lebendigen Energie hervor, ſondern auch in dem großen Entwicklungsgange des geſammten Geſchlechts und der ganzen Menſchengeſchichte iſt daſſelbe bemerklich. Wenn wir uns hier den bei den Griechen, im Leben nicht minder als in der Kunſt oder Wiſſenſchaft vorherrſchenden, ſinnreichen und tiefſinnigen Verſtand lebhaft vergegenwärtigen; dann die mächtig gebiethende, die Welt bezwingende, aber auch ſich ſelbſt oft rühmlich beherrſchende Willenskraft der Römer; die liebevoll dichtende, im Leben wie in der Kunſt kühn ſchaffende Fantaſie des chriſtlichen Mittelalters; dann die alles nach ihrem Sinne und Geſetze ordnende, alles, auch das Entlegenſte geſellig verbindende, und vermittelnd ausgleichende, oft aber auch gegen alles, und gegen ſich ſelbſt zerſtörend ſtreitende Vernunft der modernen Zeit: ſo tritt uns das Grund-Schema des menſchlichen Bewußtſeins, welches das erſte Reſultat der pſychologiſchen Unterſuchung in der Erforſchung oder Wiſſenſchaft des eignen Selbſt war, hier nun auch als ein welthiſtoriſches, nach dem großen Maaßſtabe, und in den erweiterten Dimenſionen der auf einander folgenden Zeiten und Jahrhunderte entgegen, als das zuerſt auffallende Reſultat in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit, während des ganzen Zeitraums der uns zunächſt liegenden, und auch hiſtoriſch näher bekannten dritthalb Jahrtauſende ſeit dem Ablauf derſelben. Wie viel hier nun auch für den Anfang, oder die Mitte noch fehlen mag und zu ergänzen bleibt, wie viel überhaupt hier zuzufügen, oder näher zu beſtimmen wäre, um auch nur ein ganz allgemeines Bild von dieſen vier Stufen oder Geſchichts-Epochen und Weltaltern der Bildung in der uns näher bekannten Region zu entwerfen, ſo wird für den hier vorliegenden Zweck, ſelbſt dieſe bloße Andeutung hinreichend ſein zur Beſtätigung, wie auch hiſtoriſch genommen, jede unter dieſen vier Grundkräften des Menſchen an ihrer Stelle mit der entſchiedenſten Stärke, und oft bis ins Unermeßliche und faſt wunderbar groß ſich entwickelt; wie aber auch hier das innere Gleichgewicht unter den verſchiedenen Kräften und ein harmoniſches Zuſammenwirken im allgemeinen nur als die ſeltene glückliche Ausnahme gefunden, im Ganzen aber eher vermißt, und vielmehr der Mangel eines ſolchen, wieder durchaus vollſtändigen Lebens, und lebendiger Zuſammenwirkung ſchmerzlich darin wahrgenommen und empfunden wird. — Ganz anders iſt es mit den vier aus jenen erſten abgeleiteten, oder gemiſchten und mittleren Nebenvermögen der zweiten Ordnung; auf die ſich im Ganzen wohl jenes ſchon früher angeführte Urtheil über die amerikaniſchen Völker und Sprachen anwenden ließe, in Hinſicht auf den auch an ihnen vorzuglich bemerklichen tiefen Verfall des Menſchengeſchlechts, der immer weiter gehenden Verſunkenheit, Schwäche und Zerſtückelung. Die äußern Sinne, ein armſeliger Nothbehelf der dürftigſten Erkenntniß für den, alles Daſein, die Gottheit, und das ganze Weltall in ſeinem Streben umfaſſenden Geiſt des Menſchen, und eng beſchränkt auf die nächſte materielle Umgebung; und wenn auch die Wiſſenſchaft aus ſo geringen, unſcheinbaren Anfängen hie und da manches Große und Herrliche zu entwickeln, und weiter zu folgern weiß; wenn auch in jenen äußern Sinnen ſelbſt, das rechte Kunſtgefühl, oder der klar gewordne Naturſinn, einen kleinen höhern Lichtfunken bildet, ſo unterliegt auch dieſer und deſſen ſichre Anwendung, noch ſehr vielen und großen Einſchränkungen. Das Gedächtniß iſt im Ganzen bloß eine mühſam erlernte mechaniſche Fertigkeit, die bald wieder abgeſtumpft und geſchwächt wird, und früh genug, wenigſtens theilweiſe zu erlöſchen pflegt. Die Triebe ſind unzähligen Abwegen und leidenſchaftlichen Verirrungen ausgeſetzt. Ob das Gewiſſen nicht auch meiſtens in einem Zuſtande von Mattigkeit und Schwäche, von halber Abſtumpfung gefunden wird, ob es überall ſo rein, ſtark und lebendig entwickelt und wirkſam iſt, wie es ſein könnte und ſein ſollte, das möchte wohl eher zu bezweifeln ſein; wenigſtens iſt die Bemerkung gewiß nicht ſchwer zu machen, daß wir bei dieſer innern Stimme, die zugleich ein Gehör iſt, nicht immer leiſe genug hören, und daß gar oft manches überhört wird. Die Frage, ob es Menſchen giebt, die in dieſer Hinſicht als vollkommen taub zu betrachten ſind, kann wohl nur in der genauern Special Geſchichte der menſchlichen Verbrechen ihre pſychologiſche Antwort finden, bei denen, welche den Beruf haben, ſich genau mit dieſer traurigen Kehrſeite des Lebens zu beſchäftigen und bekannt zu machen. Wenigſtens, glaube ich, dürfen wir wohl vorausſetzen, daß eine ſolche vollendete moraliſche Stumpfheit, eine Art von angebornem ſittlichen Blödſinn für jedes höhere, irgend edlere und rechtliche Gefühl, der aber oft mit einem in ſeiner Art ganz klaren Verſtande und großer inſtinktmäßiger Schlauheit zuſammen gepaart ſein kann, glücklicherweiſe doch nur eine äußerſt ſeltne Ausnahme in der Menſchheit bildet. Auf der andern Seite dürften die Fälle wenigſtens zu den ſeltnen gehören, wo dieſes ſittliche Zartgefühl oder innere Gehör auch bei den edlern Naturen ſo rein und ſtark entwickelt, ſo ſicher, ſcharf und feſt ausgebildet erſcheint, wie z. B. das muſikaliſche Ohr und Kunſtgefühl bei großen Muſikern, oder bei manchem Freunde und Kenner dieſer Kunſt. Vielleicht iſt es aber auch für unſern jetzigen herabgedrückten Zuſtand angemeſſen und eher wohlthätig, wenn nicht alle höhern Sinne und Organe für das Unſichtbare ſich immer in der höchſten Schärfe und alles zermalmenden Energie in uns äußern, und meiſtens dieſe Aeußerungen nur wie in einem gedämpften Lichte erſcheinen, oder auch nur wie durch eine umgebende Decke durchſchimmern; und ſelbſt vom Gewiſſen kann dieß noch in einigem Maaße gelten. Wenigſtens läßt ſich wohl nicht abläugnen oder verkennen, daß für die meiſten Menſchen eine Viertelſtunde von einem wahrhaft hell und vollkommen ſehend gewordnen Gewiſſen hinreichen würde, die Seele für immer aus allen Fugen zu reißen, und ſie in einen Abgrund nahmenloſer Schmerzen zu verſenken, für welche die menſchliche Sprache keine Worte zu finden weiß, und für welche auch die irdiſche Bruſt keine Klagelaute mehr hat; und daß es daher eher eine wohlthätige Einrichtung iſt, wenn die Scheidewand, welche uns die unſichtbare Welt bedeckt, auch dieſe Geheimniſſe von ewigem Geiſterſchmerze, neben dem jede ſinnliche Pein und jedes irdiſche Leiden völlig in Nichts verſchwinden würde, mit einem wohlthätigen Schleier verhüllt, der nur ſelten in einzelnen Ausnahmen gelüftet werden darf. — So wie nun aber überhaupt oft von dem äußerſten Abwege der tiefſten Verſunkenheit, von der unterſten Stufe der engſten Beſchränktheit aus, ſich wieder der erſte glückliche Impuls und höhere Anfangspunct erhebt, und gerade von da aus die Rückkehr zu einem neuen Leben beginnt; ſo dürfte es wohl auch hier mit allen dieſen ſo mannichfach beſchränkten und herabgeſtimmten, oder großen Verirrungen und Abwegen ausgeſetzten vier Nebenvermögen der zweiten Ordnung im gebundenen und zertheilten Bewußſein der Fall ſein, daß gerade die gemeinſame Baſis für ein anderes, lebendig vollſtändigeres, harmoniſch zuſammenwirkendes Bewußtſein aus ihnen hervorgeht. Denn ganz natürlich muß doch nun, nachdem der ganze Umkreis des menſchlichen Bewußtſeins in jenen acht Vermögen vollſtändig ausgemeſſen und nachgewieſen worden iſt, die Frage entſtehen, welches denn der gemeinſame Mittelpunct in dieſer ganzen Sphäre iſt, oder was in dieſem Mittelpuncte gefunden, oder nachgewieſen werden könnte. In dieſer Beziehung, und mit Rückſicht auf dieſes Ziel, ſuchte ich die Platoniſche Idee einer höhern Liebes-Erinnerung nicht ſowohl von Ehemahls, als von Ewigkeit, nach einem reinern Verſtande, als eine Art von tranſcendentalem Gedächtniſſe zu erklären, und in dieſem Sinne als annehmbar zu retten, und auch den reinen Begriff der unendlichen Sehnſucht in jener andern Region der menſchlichen Triebe und Begierden, als das höchſte Streben der menſchlichen Seele nachzuweiſen; ſo wie der genialiſche Kunſtſinn, und das innere Naturgefühl in ihrer Sphäre als ein Höheres ähnlicher Art ziemlich allgemein anerkannt werden, und niemand wohl wird läugnen wollen, daß das ſittliche Gefühl, als die natürliche Aeußerungsform jener innern Gewiſſensſtimme im geſellſchaftlichen Leben die erſte Grundbedingung und den ſicherſten Stützpunct für alle jene andern höhern Gefühle bezeichnet. Das Gefühl alſo iſt dieſer Mittelpunct in dem ganzen ſonſt getheilten und zerriſſenen Bewußtſein; ich möchte es aber nicht ſo ganz allgemein nur das ſittliche nennen, weil dieß doch nur Eine Seite und Kraft des Ganzen bildet, und auch das Kunſtgefühl, und jede andere Art von ächter Begeiſterung mit dazu gehört und nicht davon ausgeſchloſſen werden darf, ſondern lieber bloß das innere, zur Unterſcheidung von dem äußern und materiellen Gefühlsſinn. Weniger klar als der Verſtand, und nicht ſo entſchieden und beſtimmt als der Wille, lebendiger als die Vernunft, aber viel enger auf den nächſten Umkreis des eignen Daſeins beſchränkt, ſteht das Gefühl auch zwiſchen den vier Grundkräften eben ſo in der Mitte, wie zwiſchen den vier mittlern Vermögen der zweiten Ordnung. Es iſt eben die ſcheinbar indifferente, eigentlich aber fruchtbar volle Mitte des Bewußtſeins, wo die einzelnen Regungen aller andern iſolirten Kräfte ſich begegnen, zuſammentreffen, durchkreuzen, und ſich gegenſeitig neutraliſiren, oder auch zu einem neuen Leben einander durchdringen und harmoniſch vereinigen. Es iſt daſſelbe auch der verſchiedenſten Stufen der Kraft und Entwicklung, und jeder Art und jedes Grades von Steigerung fähig, von dem einfachen, faſt gleichgültig ruhigen Gefühle des reinen Daſeins, bis zu der höchſten ſich ſelbſt aufopfernden Begeiſterung, die keinen Tod achtet und über alles Leben hinausgeht, oder bis zu dem Zuſtande des höchſten Entzückens, der ſich bis an die Gränze des Bewußtloſen verliert. „Gefühl iſt Alles" könnte man in dieſer Hinſicht mit dem Dichter ſagen; die Mitte des Lebens und das Herz des Ganzen; jede vereinzelte und iſolirte Kraft aber, dagegen gehalten „nur Rauch und Schall, umnebelnd Himmelsgluth." Jedoch iſt dieſer Mittelpunct des Bewußtſeins nicht ein ſolcher, der in activer Kraft das Ganze, und alle jene ſonſt iſolirten Fähigkeiten und Beſtandtheile des menſchlichen Daſeins und Wirkens aus ſich ſelbſt, beherrſchend zuſammenhalten und organiſch ordnen könnte; in dieſer Hinſicht iſt es mehr ein paſſiver Zuſtand. Und genau genommen iſt das Gefühl auch nicht ſowohl ein eignes abgeſondertes Vermögen, als bloß der ganz unbeſtimmt formloſe, aber lebendig bewegte und fruchtbar erregte Zuſtand des Bewußtſeins, welcher die Uebergangsſtufe, oder den Durchgangspunct bildet, aus dem vierfach getheilten in das lebendig vollſtändige und dreieinig zuſammenwirkende Bewußtſein. Wenn Vernunft und Fantaſie nicht mehr getrennt und getheilt ſind, ſondern im lebendigen Gefühle wieder Eins geworden, und zur denkenden, liebenden Seele in einander verſchmolzen ſind; dann iſt dieſes der erſte Anfang und die allgemeine Grundlage zu dieſer Wiederherſtellung des harmoniſch vollen Bewußtſeins. Wenn der große Verſtand nicht mehr kalt und iſolirt unthätig für ſich daſteht, und der ſtarke Wille nicht mehr blind und ſtarrſinnig beſchränkt iſt und wirkt, ſondern beide zu Einer wirkſamen Macht des lebendig erleuchteten Geiſtes zuſammengewachſen ſind, wo jeder Gedanke zugleich eine That iſt, und jedes Wort eine Kraft, was auch nur in jenem Mittelpuncte einer höhern Liebe erreichbar und möglich iſt; dann bildet dieſes die zweite Stufe auf jenem Wege der Rückkehr zum urſprünglich vollen Bewußtſein. Ehe ich aber den ganzen Umriß deſſelben bis zur Vollendung durchzuführen, oder den letzten noch fehlenden Schlußſtein zu jener Stufenleiter hinzuzufügen verſuche, muß ich zuvor noch eine Frage einſchalten oder nachtragen, über die Urtheilskraft, der bisher in dieſem Entwurfe noch keine eigenthümliche Stelle angewieſen worden iſt, in wiefern ſie als ein eignes Seelenvermögen zu betrachten, in welchem Verhältniſſe ſie zu den andern Geiſteskräften ſteht, und welche Stelle ihr in dem denkenden Bewußtſein angewieſen iſt. In dem bloß logiſchen Sinne, wo unter dem Urtheile nichts verſtanden wird, als die Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt, wie z. B. in dem vollſtändigen Schlußſatz: Alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, alſo iſt Cajus ſterblich; bildet nur der mittlere Satz, wo der generelle Begriff ſpeciell angewandt, und alſo von dem Individuum ausgeſagt wird, ein ſolches Urtheil, und iſt nicht wohl einzuſehen, da die Vernunft überhaupt das logiſch verknüpfende Denkvermögen iſt, warum dieſer eine Act einer ſolchen Verknüpfung zwiſchen dem Prädikate und Subjekte von den übrigen abgeſondert, und als ein eignes beſonderes Vermögen für ſich aufgeſtellt und betrachtet werden ſoll, wodurch nichts erklärt wird, und nur die Unter-Abtheilungen in dem ohnehin ſchon genugſam getheilten Denkvermögen und menſchlichen Gemüth überhaupt, unnütz vermehrt werden. Ganz anders aber iſt es mit ſolchen Urtheilen einer beſtimmten Art, welche in der That ſo zu heißen verdienen, weil ſie in ihrer beſondern Sphäre wirklich entſcheiden, und auch als entſcheidend gelten und anerkannt werden, weil eine natürliche Anlage, ein geübter Blick, eine vielfältig erweiterte und ausgebildete Kenntniß in dieſem Fache, ſie begründet, und mehr oder minder als ſicher und zu-

Kunſt-Urtheil, und nicht bloß eine hiſtoriſche Unterſuchung iſt, auf einen oder den andern Punct ſtoßen, der ſich nicht gleichſam mathematiſch ſtreng erweiſen, und einem Jeden gewaltſam andemonſtriren läßt, ſondern der aus der unmittelbaren Wahrnehmung oder dem Kunſtgefühle hervorgeht, auf welchem das Urtheil in letzter Inſtanz beruht. Sehr richtig verbindet daher unſre Sprache beide Ausdrücke genau zuſammen, und es iſt das wahre Kunſt-Urtheil ſelbſt nichts anderes, als das auf einen beſondern Fall oder Gegenſtand angewandte, zur vollkommnen Klarheit durchgeführte, und in eine ganz beſtimmte Form gefaßte Kunſtgefühl. Eben ſo iſt es in der Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens, mit dem Urtheile über das Schickliche, und mit dem Gefühle des Schicklichen, wenn z. B. die Frage iſt, ob etwas, was in einem delicaten Verhältniſſe geſagt worden, wirklich nöthig und ganz das Rechte, und durchaus angemeſſen geweſen, oder ob es unpaſſend und verfehlt war; oder auch, ob für etwas, das noch geſchehen ſoll, dieſe oder jene Form und Weiſe ganz die rechte und am meiſten ſchickliche ſein würde, oder nicht. Aus wie vielen zarten Beziehungen, Wahrnehmungen des feinen Gefühls, Vorausſetzungen eines ſolchen, für die es oft ſogar ſchwer iſt, das ganz bezeichnende und glücklich treffende Wort zu finden, iſt nun nicht ein ſolches Urtheil im geſellſchaftlichen Geſpräche darüber zuſammengeſetzt, wobei man den Frauen meiſtens die entſcheidende Stimme darüber einräumt. Immer aber beruht das Urtheil darüber auf dem unmittelbaren Gefühl des Schicklichen, welches zwar wohl ein im Leben und in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen geübtes und erſt ganz entwickeltes, aber doch zugleich auch ein urſprünglich angebornes iſt und ſein muß; denn wo es das nicht iſt, läßt es ſich nicht bloß äußerlich anlernen, oder nachkünſteln, und der urſprüngliche Mangel des innern Gefühls durch keinen noch ſo glänzenden Firniß der äußern Bildung erſetzen. Eben ſo iſt es aber auch in andern Sphären, ſelbſt der Wiſſenſchaft, z. B. mit dem tief eindringenden, ſichern Blick des großen Arztes zur richtigen Diagnoſe der Krankheit; oder mit dem klar durchſchauenden Urtheil eines eigentlichen Richters in dem juriſtiſchen Sinne und Verhältniſſe, um in einem mehr als gewöhnlich verwickelten Proceß, oder in einem ſolchen nicht ganz deutlichen Kriminal-Falle gerade den rechten Punct zu treffen und herauszufühlen, auf welchen es ankommt, und wobei es neben dem, was ſich ſtreng erweiſen läßt, oder bloß factiſch gegeben iſt, oft noch manches giebt, wo erſt der pſychologiſch-richtige, und für ſolche Gegenſtände geübte Blick, der alle noch ſo feinen dialektiſchen Wendungen nicht bloß von Seiten der Anklage und des geſchickten Defenſors, ſondern auch der ſtreitenden Partei oder des ſchlauen Verbrechers ſelbſt, in der langen Erfahrung ſicher geworden, gleich zu durchſchauen weiß. Daſſelbe gilt in einer der zuletzt erwähnten wohl allenfalls verwandt ſcheinenden, aber doch noch weſentlich davon verſchiedenen und eigentlich weit entfernten Sphäre von dem ſichern Takt des erfahrnen Staatsmannes, nicht bloß als Menſchenkenntniß zur Durchſchauung der politiſchen Abſichten des Andern, ſondern in Hinſicht auf das richtige Urtheil und Gefühl über die großen Weltbegebenheiten ſelbſt, über die entſcheidende Wendung derſelben, und über den rechten Moment darin. In allen dieſen angeführten Fällen, denen ſich leicht noch andere hinzufügen ließen, iſt es eine unmittelbare Wahrnehmung, oder ein Gefühl des Richtigen, auf welchem zuletzt das eigentliche Urtheil beruht, und das bezeichnen eben jene Ausdrücke von dem treffenden Blick, dem ſichern Takt, oder was für ähnliche es noch dafür in unſrer, oder in andern geſellſchaftlich-entwickelten Sprachen geben mag. Man könnte daher ein ſolches Urtheil, und dieſes überhaupt ein Verſtandesgefühl nennen. Verſtand ſetzt es voraus, theils als ein angebornes Natur-Talent für dieß beſondre Gebieth, zu welchem der Gegenſtand gehört, über den das Urtheil gefällt werden ſoll; und dann auch einen in derſelben Sphäre reich entwickelten, in mannichfacher Erfahrung viel geübten und ſicher gewordnen Verſtand. Immer aber bleibt es dabei ein Gefühl, oder eine unmittelbare Wahrnehmung des Rechten und Richrigen, was eigentlich entſcheidet, und das Urtheil zu einem ſolchen macht. Ich möchte aber auch dem Verſtande allein nicht das Urtheilsvermögen ausſchließend zueignen; denn es liegt eigentlich mehr darin, als das bloße Verſtehen eines einzelnen Gegenſtandes, ſondern zugleich ein ſcharf beſtimmtes Unterſcheiden zwiſchen Zweien, oder ein Entſcheiden zwiſchen Ja und Nein. Und ſo könnte man das Urtheil vielleicht am beſten und vollſtändigſten erklären, wenn man ſagte, es ſei ein intelligentes Gefühl der richtigen Unterſcheidung in einer allgemeinen Form ausgeſprochen und zuſammengefaßt oder mitgetheilt; welches letzte bei dem Gefühl, ſo lang es bloß innerlich bleibt, nicht immer der Fall iſt, oder wenigſtens nicht nothwendig und weſentlich mit darin liegt. So hat uns dieſe Digreſſion, die doch eigentlich keine ſolche iſt, weil die Frage von dem Urtheilsvermögen und der Stelle, die es im Zuſammenhange des Ganzen einnimmt, doch weſentlich mit dazu gehört, wieder zurückgeführt zu dem Gefühl, welches als der volle Mittelpunct und das lebendige Centrum des ganzen Bewußtſeins alle Extreme desſelben in ſich vereinigt, von dem unſcheinbaren Zuſtande des ruhigen und faſt gleichgültigen Zuſehens, bis zur höchſten Aufregung der thätigſten Wirkſamkeit, von dem geringſten und unbedeutendſten Gegenſtande des Bewußtſeins bis zu dem höchſten und erhabenſten, von der alles mit ſich fortreißenden Begeiſterung, bis zu der klaren Beſonnenheit in dieſem geiſtigen Unterſcheidungsgefühle der Wahrheit, oder dem intelligenten Gefühl des Rechten und Richtigen, wie ich das Urtheil nannte. In dieſer Steigerung des geiſtigen Gefühls zur beſonnenſten Klarheit, wo es alsdann Urtheil genannt wird, verhält ſich dasſelbe zu dieſem, ſo wie der noch unbeſtimmte, erſt ganz allgemein gefaßte bloße Gedanke zu dem Begriffe, welchen letzten ich erklärte, als einen vollſtändig organiſch-gegliederten, nach außen und innen mathematiſch abgemeſſenen Gedanken. — Dieſes innere Gefühl nun nach dem vollen Sinne und ganzen Umfang des Wortes, iſt dasjenige, was ich früherhin als Sinn bezeichnete, an den Stellen, wo ich das dreifach lebendige Bewußtſein, als aus Geiſt, Seele und Sinn beſtehend, charakteriſirte; wobei ich mir vorbehielt, das eigentliche Verhältniß, in welchem dieſer allgemeine Sinn zu den beiden andern ſtehe, noch näher zu beſtimmen. Aber eben, weil uns der Begriff von Sinn, immer mehr auf einen beſtimmten, auf eine beſondre Sphäre beſchränkten, und nur für dieſe geöffneten führt, iſt der Ausdruck, wenn dieſes dritte Element des dreifachen Bewußtſeins bloß inneres Gefühl genannt wird, wohl eigentlich angemeßner, eben weil dieſes in ſeiner unbeſtimmten Allgemeinheit alle Gegenſtände des Bewußtſeins oder Arten des höheren Sinnes zugleich umfaßt. Dieſes allumfaſſende, höhere, innere Gefühl nun iſt der Anfangspunct für das vollſtändig wiedervereinigte, lebendig zuſammenwirkende, dreifache Bewußtſein; aber der letzte Schlußſtein deſſelben iſt es noch nicht. Es iſt bloß die innere Grundlage, oder auch die tiefe Quelle, aus welcher jenen andern beiden, dem Geiſt und der Seele, der reiche Nahrungsſtoff von allen Seiten zugeführt wird. In dieſen beiden beſteht eigentlich das ganze, innere Weſen des Menſchen, und da der Geiſt eine active Kraft, die Seele mehr ein paſſives, obwohl fruchtbar lebendiges Vermögen iſt; ſo könnte man das ungetrennte Beiſammenſein, und beſtändige Ineinander-Wirken dieſer beiden Kräfte, gleichnißweiſe auch wohl als eine innere geiſtige Ehe im Bewußtſein bezeichnen, ja bis auf einen gewiſſen Grad als ſolche betrachten, und nicht ganz unrichtig könnte man ſelbſt das Weſen des Menſchen ſo erklären, als ſei derſelbe ein mit der ihm zugehörenden Seele vermählter Geiſt, welche Seele dann ſelbſt wieder von einem organiſchen Leibe umkleidet iſt. Aber nicht immer iſt dieſe innere Ehe zwiſchen Geiſt und Seele im menſchlichen Bewußtſein, wenn ich in demſelben Bilde weiter fortfahren darf, eine durchaus glückliche und harmoniſch übereinſtimmende. Wenn die Seele von jedem äußern Eindruck und Reiz dahingezogen, ſich nach allen Seiten in die mannichfachen Wege und Abwege der Sinnenwelt, oder in die unſichre Ferne einer mit in jener umherirrenden Fantaſie verliert; wenn der Geiſt trotzend auf ſeine eigne Kraft, ſich allein in dieſer feſtſtellt, durchaus nichts über ſich anerkennend, und alles neben ihm ſtehende wenig achtend; dann kann dieſe innere Ehe nur eine leidenſchaftlich-verworrne, unfriedlich disharmoniſche ſein. Vielleicht kann es wohl auch hier, wie im äußern Leben gelten und heißen: Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Zwar eine wirklich vollzogene und gänzliche Scheidung iſt hier in dem innern Zuſammenhange des lebendigen Bewußtſeins kaum denkbar, und nicht wohl möglich außer durch den Tod, oder durch jenes flammende Schwert des richtenden Wortes, welches, wie es heißt, Mark und Bein durchdringt, und Geiſt und Seele ſcheidet. Wo aber die erſte Zuſammenfügung von Gott ausgegangen iſt, da muß ſie auch in dieſem höchſten Mittelpuncte fortwährend feſtgehalten, und immer mehr befeſtigt werden; wenn ſie anders ausdauernd bleiben, und endlich vollendet werden ſoll. Das geſchieht da, wo der Geiſt eine göttliche Richtſchnur über ſich erkennt, und bei allem ſeinen Denken, Wirken und Handeln, von dieſer höhern Grundlage ausgeht; und wo auch die Seele vor allem, dieſen ewigen Mittelpunkt der Liebe ſucht, und immer wieder zu ihm zurückkehrt; denn da ſind beide, Geiſt und Seele in Gott vereinigt, oder ſtreben wenigſtens nach dieſer Vereinigung. Und eigentlich wird damit nicht mehr von dem Menſchen verlangt oder gefordert, als man immer und überall von ihm gefordert hat; nur daß es freilich ſelten ganz erfüllt wird. So iſt alſo eigentlich Gott der Schlußſtein des geſammten menſchlichen Bewußtſeins, und dieſes war der Punct, auf welchen uns die Unterſuchung Schritt vor Schritt hingeführt hat, und nun iſt auch der Begriff, oder das ganze Bild und Schema des Bewußtſeins vollendet.

Die Grundlage desſelben, ſo wie wir es in uns finden, und den ganzen Umkreis desſelben, bilden jene zuerſt geſchilderten vier Grundkräfte, nebſt den vier mittlern Nebenvermögen der zweiten Ordnung. Das Gefühl, das innere nähmlich, alle höhere Arten desſelben mit umfaſſend, iſt der volle Mittelpunct des Bewußtſeins, ſo wie wir deſſen zuerſt inne werden, und zugleich der Uebergangspunct in ein höheres und lebendig wirkendes, harmoniſch-vereinigtes. — Das dreifache Leben des innern Menſchen aber beſteht aus Geiſt, Seele und Gott, als dem Dritten, worin jene beiden vereinigt ſind, oder doch ihre Vereinigung ſuchen.

So wie aber dieſer Schlußſtein aus dem menſchlichen Bewußtſein herausgenommen wird, ſo zerfallt dasſelbe in lauter iſolirte Kräfte und feindliche Gegenſätze; ja ſelbſt die einzelnen Kräfte ſinken immer tiefer herab, und gerathen von Stufe zu Stufe in immer größern Verfall. Und wenn ja noch irgendwo ein Uebergewicht von einer Seite, oder ein großes Uebermaaß genialiſcher Kraft an einer einzelnen Stelle hervortritt, ſo iſt es meiſtens nur in einer zerſtörenden Richtung gegen das Ganze, oder wenigſtens für den harmoniſchen Einklang deſſelben ſtörend, oft auch für die freie Entwicklung der andern eben ſo weſentlichen Kräfte unterdrückend und hemmend.

Sechſte Vorleſung.

Nach dem bisher entworfnen Bilde oder Grund-Schema des menſchlichen Bewußtſeins, beſteht alſo das ganze Alphabet desſelben, wenn man es ſo nennen darf, aus zwölf Buchſtaben oder Grund-Elementen, aus denen alsdann weiter die erſten Stamm-Sylben oder Sprachwurzeln der höhern Wahrheit und Erkenntniß hervorgehen und gebildet werden, und endlich ganze Wörter und zuſammenhängende Redeſätze in dieſer innern Sprache der wahren Wiſſenſchaft, die endlich wohl auch in Einen gemeinſamen Schlüſſel und allumfaſſendes Grund-Wort des Lebens zuſammengehen müſſen. Es iſt aber über den Einen Punct und zwar den höchſten in jenem innern Alphabet des Bewußtſeins, der eben das letzte Ziel, oder auch die erſte Grundlage, den lebendigen Mittelpunct und die vollkommne Einheit desſelben betrifft, noch eine nähere Erklärung zum richtigen Verſtändniſſe hinzuzufügen. Gott ſoll den Schlußſtein des ganzen menſchlichen Bewußtſeins bilden; und es wird auch nie ein wahrhaft andrer gefunden werden können. Nun iſt aber Gott außer dem menſchlichen Bewußtſein gelegen, oder vielmehr über demſelben; wie ſoll denn nun dasjenige in uns, im Bewußtſein bezeichnet werden, wodurch jener Schlußſtein und Mittelpunct der Einheit, den wir als über uns, und zwar ſehr weit über uns erhaben ſeiend, erkennen, von uns erfaßt, feſtgehalten und lebendig wirkſam gemacht wird? Ich weiß es nicht anders zu bezeichnen als mit dem Worte Idee; nähmlich die Idee des Göttlichen und der Gottheit ſelbſt. So wie das Gefühl den gemeinſamen lebendigen Mittelpunct bildet, für das mindere und gewöhnliche Bewußtſein, und deſſen acht Elementar-Vermögen: ſo iſt die Idee das dritte innere Princip, welches mit Geiſt und Seele zuſammengenommen, das höhere, dreifache, lebendige Bewußtſein bildet, die nicht bloß ſpekulative, ſondern fruchtbar wirkſame, nicht abſtract todte, ſondern ſelbſt lebendige Idee des lebendigen Gottes, von welchem alles andre Leben ausgeht. Der äußern Form nach, und im Vergleiche mit andern Functionen des Bewußtſeins, oder Acten des Denkvermögens, iſt die Idee ein Begriff, der zugleich Bild oder Symbol iſt; weil nähmlich alles, was nicht ſowohl unbegreiflich iſt, als uberbegreiflich, nähmlich über allen Begriff hinausgehend und erhaben, nicht anders als bildlich bezeichnet und ſymboliſch erfaßt oder begriffen werden kann. Das Wort ſelbſt deutet nach ſeinem urſprünglichen griechiſchen Sinne auf ein ſolches geſehenes Bild und bildliche Geſtaltung, die mit in dem Begriffe liegt. Alles Höchſte jeder Art, welches wir zu denken vermögen, kann nur durch ein ſolches Denken erfaßt werden, welches zugleich ein logiſches und ein ſymboliſches iſt, und in welchem das logiſche Denken der Vernunft und das ſymboliſche Denken der Einbildungskraft, der wiſſenſchaftlichen nähmlich, oder des innerlich productiven Erkenntniß-Vermögens wieder Eins geworden und innig verbunden oder ganz verſchmolzen iſt. Die Idee aber iſt nicht bloß ein Gedanke, der zugleich Begriff, und dennoch eben weil er ſich eigentlich nicht begreifen läßt und über allen Begriff hinausgeht, zugleich auch Bild iſt; ſondern die Idee iſt nicht ſo ſehr auf den Gegenſtand, als auf die innere Bewußtſeins-Form geſehen, auch ein Gedanke, der zugleich Gefühl iſt, und ohne dieſe Vorausſetzung des Gefühls, gar nicht Statt finden kann und, ſtrenge genommen, kaum denkbar iſt; wie ſich dieß aus dem nächſten Beiſpiele der Erfahrung leicht deutlich machen läßt. Wie wollten wir z. B. wohl jemanden die Idee der wahren Liebe beibringen, oder ſie ihm begreiflich und deutlich machen, der nie etwas der Art gefühlt hätte, eines ſolchen Gefühls überhaupt nicht fähig wäre? — Eigentlich aber und wiſſenſchaftlich ſtreng genommen, giebt es nur Eine wahrhaft ſo zu nennende Idee, und das iſt die Idee der Gottheit. Alles, was man ſonſt noch Ideen nennt, in eben dieſem höhern, oder doch demſelben verwandten und analogen Sinne des Wortes, wie in der Platoniſchen Philoſophie von angebornen Ideen in der unbeſtimmten Mehrzahl die Rede iſt, oder wie auch ich ſo eben von einer Idee der wahren Liebe ſprach, wie ich auch ſchon früher oft ähnliche Ausdrücke gebraucht habe, und mich dieſes frühern Sprachgebrauchs noch ferner bedienen werde, da wo es zur genauer unterſcheidenden, oder kraftvolleren Bezeichnung angemeſſen ſcheint, das kann doch nur gewiſſermaßen und gleichſam Idee genannt werden; indem allerdings nun auch alle andern, mit dem Höhern und Göttlichen irgend noch in Verbindung ſtehenden Begriffe und Gedanken, wenn ſie aus dieſem geiſtigen Mittelpuncte der göttlichen Idee betrachtet werden, dann in einem ganz neuen Lichte erſcheinen, und ſelbſt in dieſem Lichte gereinigt, und nun einige Stufen höher hinaufgerückt, und jener Einen höchſten Idee des lebendigen Gottes in ſeiner Vollkommenheit und Schöne in etwas angenähert werden können. Für durchaus und vollſtändig angeboren im menſchlichen Gemüthe aber kann dieſe Idee Gottes darum doch nicht gelten; höchſtens ſind es die einzelnen Elemente dazu, welche ich an den dafür beſtimmten und dazu geeigneten Stellen in dem ganzen Umriß des menſchlichen Bewußtſeins nachzuweiſen verſuchte, in der Erinnerung der ewigen Liebe, nach dem gereinigten Platoniſchen Begriff dieſer Erinnerung, in der unendlichen Sehnſucht, in der Stimme des Gewiſſens, von welchem Kreiſe, oder von welcher Vierzahl ſolcher höhern Elemente auch die ächte und höchſte Kunſt- und Naturbegeiſterung nicht ausgeſchloſſen werden darf. Alle dieſe höhern Elemente des Göttlichen im Menſchen als eben ſo viele einzelne verlorne Laute, oder Anklänge, bilden zuſammen nur wie einen ſchwachen Nachhall des Ganzen, oder auch ein erſtes kindiſches Anfangslallen jener Einen göttlichen Idee, wovon das Ganze ſelbſt in der vollen Kraft und Klarheit desſelben, nur gegeben, mitgetheilt und offenbart ſein, und nur als lebendig mitgetheilt und gedacht werden kann; und was ſo in der Erfahrung gegeben, und ſelbſt erfahren wird, kann auch nur im Glauben und durch die Liebe erfaßt, erkannt und feſtgehalten werden. Wer niemahls irgend etwas von Gott erfahren hat, wem alle Liebe fremd, und wer zu keiner Art von Glauben fähig iſt, dem würde es ganz vergeblich ſein, ſo lange er ſich in dieſem Zuſtande befindet, von Gott, oder von der Idee Gottes, und allem dem, was daraus hervorgeht, reden zu wollen. Sobald aber dieſe Idee Gottes nicht gegeben und offenbart wäre, ſondern bloß aus unſerm eignen Denken, als nothwendiger Vernunft-Begriff etwa, hervorgegangen; dann wäre ſie, als ein von uns erzeugter, ſelbſtgemachter Gedanke, nichts als der bloße fixirte Wiederſchein unſers eignen Selbſt, oder die objectiv hingeſtellte Ichheit; wie es auch in den Syſtemen dieſer Art durchaus ſo iſt, und die innere wirkſame, lebendige Kraft, die volle wahre Wirklichkeit der ganzen Idee damit völlig aufgehoben und eigentlich vernichtet wird. Iſt aber die Idee Gottes eine in der höhern Erfahrung gegebene, und kann ſie nur eine auf ſolchem Wege mitgetheilte ſein; dann dürfen wir auch die Idee ſelbſt eine göttliche nennen, da es allerdings nicht eine bloße, unfruchtbar todte Idee iſt, wie man wohl ſonſt in andern Beziehungen und Fällen ſagen, und es ſo nennen würde; ſondern es iſt zugleich eine wirkſame, ſelbſt lebendige und Leben wirkende Kraft mit darin begriffen.

Die zwölf Grund-Elemente des Bewußtſeins ſind alſo die acht allgemeinen beſondern Vermögen desſelben, mit dem Gefühl als dem lebendigen Mittelpunct dieſer erſten Baſis; und dann kommen hinzu als die drei Principien des höhern, innern Lebens, Seele, Geiſt, und eine ſo eben etwas genauer bezeichnete und beſtimmte göttliche Idee, und dieſes nannte ich das Alphabet des Bewußtſeins, welches ich in dieſem geſchloſſenen Schema, nach dem in Zahl, Maaß und Gewicht vollkommen abgemeſſenen Begriff, auch für alles Nachfolgende zum Grunde, und ſelbſt in dieſer geſchloſſenen Zahl und Form beibehalten werde. So vortheilhaft und ſelbſt nothwendig für die

Entwicklung des Ganzen es nun ſein mag, alle einzelnen Beſtandtheile eines ſolchen vollſtändigen organiſch-gegliederten, und mathematiſch von innen und außen abgegränzten und eingetheilten Begriffes ſcharf von einander zu ſondern, unter ſich zu ordnen, und ſelbſt in der Zahl genau zu beſtimmen: ſo muß man hierin doch auch nicht zu ängſtlich ſein, da ſelbſt die Sprachbezeichnung hier nicht immer ſo genau, und auch in den verſchiedenen Sprachen nicht überall ganz gleichförmig iſt, und einiges in dem ſchwankenden Sprachgebrauch bald ſo, bald anders geſtellt wird; manches als eigenes Geiſtesvermögen erſcheint oder charakteriſirt wird, was mehr nur ein Zuſtand, oder ein Uebergang aus einem Zuſtande und Puncte des Bewußtſeins in den andern iſt, als ein eigentliches abgeſondertes Vermögen, oder auch bloß ein angebornes Talent, oder vielmehr ein ſeltnes glückliches Zuſammentreffen und harmoniſches Zuſammenwirken von mehreren Seelenkräften, wie das eigentliche Genie. So beſchäftigte uns eben in dieſer Hinſicht die Frage über das Urtheil, und ob die Beurtheilungskraft als ein eignes Vermögen zu betrachten, und wie es überhaupt genau zu charakteriſiren ſei; und da finde ich nur noch über den Witz, der mit dem Urtheil, als intelligentem Gefühl, wie ich es erklärte, nahe verwandt iſt, und zwiſchen dieſem und dem Genie die Mitte hält, ein Wort hinzuzufügen, um, nachdem der Begriff des Bewußtſeins im Umriſſe vollſtändig entworfen iſt, auch ſo viel als möglich die Nebenzweige, die zur Seite liegen, mitzuumfaſſen, um auch ſolchen Eigenſchaften des Geiſtes oder der Seele, die nicht ſowohl einfache Haupt-Beſtandtheile und Grundkräfte des Bewußtſeins, als eine verwickeltere Erſcheinung der zweiten Ordnung, aus mehreren Elementen zuſammengeſetzt, bilden, ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen. Der Witz iſt auch ein unmittelbar treffendes intelligentes Gefühl, und der Ausdruck eines ſolchen; aber er iſt nicht immer mit einer beſondern Kenntniß und Einſicht in eine beſtimmte Sphäre einheimiſch; ſondern es geht derſelbe ſo gar oft aus einer naiven Unbekanntſchaft und Unkenntniß der ganzen Sphäre hervor, zu welcher der Gegenſtand gehört, auf den er gerichtet iſt.

Man könnte ſagen, es ſei die Anlage zum Witz vielleicht alſo ein ganz allgemeines intelligentes Gefühl, was auf keine beſondre Sphäre beſchränkt ſei, oder auf das Leben überhaupt gehe, und darin ſeinen Spielraum finde. Allein dieß würde mehr den Begriff von dem gewöhnlich ſogenannten geſunden oder natürlichen Menſchenverſtande bilden, welcher an ſich noch kein Witz iſt, und auch ganz ohne dieſen beſtehen kann. So viel iſt indeſſen wohl einleuchtend, daß wenn man einem Menſchen z. B. alle Beurtheilungskraft abſpricht, was alſo ungefähr eben ſo viel heißt, als daß er gar kein intelligentes Gefühl beſitze, in keiner Art oder Form, oder Sphäre des Lebens und des Denkens; in dieſem Falle dann weiter auch wohl nicht viel Witz bei ihm zu ſuchen, oder zu finden ſein wird. Was ferner den Witz vom Urtheil weſentlich unterſcheidet, und ihn am meiſten eigentlich charakteriſirt, iſt wohl das Unbewußte. Eben daher ſind auch die Kinder, wenn ſie aufgeweckt ſind, oft ſo witzig; und dieſer kindliche Witz bildet unter den mannichfachen Arten und Formen deſſelben gewiß eine der anmuthigſten. Wie ſehr aber dieſer kindliche Witz ganz auf dem Unbewußtſein beruht, und aus demſelben hervorgeht, das zeigt ſich oft darin (weßhalb man auch nicht zu viel Werth darauf legen muß, wenn Kinder in einem ganz frühen Alter manchmahl ungemein geiſtreich erſcheinen), daß, ſo wie ſie eine etwas höhere Stufe der Verſtandes-Entwicklung und des deutlichen Bewußtſeins erreicht haben, der Witz oft mit einem Mahle ganz wieder aufhört, und ſie dann eher einen trocknen feierlichen und kindiſch-ernſten Anſtrich annehmen. Das genialiſche Unbewußtſein, was auch dem ſchneidendſten Männer- und höchſten Dichterwitze noch eigen bleibt, bildet und beweiſt die Verwandtſchaft deſſelben mit dem Genie. Indeſſen aber iſt der Witz noch kein vollſtändiges Productions-Vermögen, und bringt es für ſich allein auch ſelten dazu; ſondern er iſt nur als einzelnes Element den ſchöpferiſchen Hervorbringungen der Fantaſie, oder allen andern Aeußerungs-Arten und Geiſteswerken einer genialiſchen und productiven Denkkraft als die letzte geiſtige Würze zugegeben. Er kann eben deßwegen auch in die verſchiedenſten Arten und Formen eingehen, und iſt nicht auf das geſellſchaftliche Leben, oder auf Kunſt und Poeſie beſchränkt: ſondern nimmt ſelbſt in der Philoſophie, der Sokratiſchen nämlich, als beigemiſchte Ingredienz der Ironie, ſeine eigne, nicht ganz unwichtige Stelle ein. Die Mannichfaltigkeit der verſchiednen Arten und Formen, in denen der Reichthum des Witzes ſich entwickelt, iſt noch eine Aehnlichkeit, oder gemeinſame Eigenſchaft mehr, in der man ihn auch mit dem Urtheil zuſammenſtellen könnte; doch hat dieſe ſo äußerſt mannichfache und verſchiedenartige Entwicklung bei dem einen und dem andern einen ganz verſchiedenen Grund. Das unmittelbare Urtheil oder intelligente Gefühl hat ſo viele beſondere Arten, weil der menſchliche Geiſt und Verſtand nicht in allen Sphären gleich einheimiſch iſt, ſondern gewöhnlich nur in einer oder der andern. Bei dem Witz aber iſt es die Biegſamkeit, ſich jedem Gegenſtande, oder andern Geiſtes-Production anzuſchmiegen und beizumiſchen, aus welcher dieſe große Mannichfaltigkeit der verſchiedenen Arten und Formen des genialiſchen Witzes entſpringt. Obwohl nun eine genauere Charakteriſtik dieſer verſchiedenen Formen und Arten des Witzes, und eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht des ganzen Reichthums dieſer genialiſch-überſprudelnden Geiſtesfülle ſelbſt wiſſenſchaftlich lehrreich ſein könnte, ſo liegt ſie doch hier für jetzt außer unſerm Kreiſe.

Weil aber ſchon nach dem hier genommenen Standpuncte und dem daraus hervorgehenden, oder dem angemeſſen vorgezeichneten Umkreiſe, die Idee der Sprache in fortlaufender Parallele neben dieſem Verſuch einer Entwicklung und Theorie des Bewußtſeins begleitend hergeht: ſo möchte ich in Beziehung auf jenes oben aufgeſtellte Grund-Schema, oder Alphabet des Bewußtſeins, noch ein Wort hinzufügen über das wirkliche Alphabet oder Buchſtaben-Syſtem in den verſchiedenen Sprachen, da auch dieſes noch eine und die andre bemerkenswerthe Analogie darbietet mit dem höhern Princip des innern Lebens und ſeinem ganzen organiſchen Gliederbau. Eigentlich zwar bilden die Sylben, und nicht die Buchſtaben, den erſten Grund und Boden der Sprache, und die lebendigen Wurzeln, oder auch den Urſtamm derſelben, aus dem alles andere hervorgeht und abgeleitet iſt. Die Buchſtaben ſind im

Grunde nur für die zergliedernde Analyſe vorhanden, da ſich viele derſelben einzeln ſehr ſchwer, manche faſt gar nicht ausſprechen laſſen; die Sylben, als ein mehr oder minder einfacher oder zuſammengeſetzter Complex von Buchſtaben, ſind das Erſte und Urſprüngliche, was in einer Sprache gegeben iſt; wie überall das Synthetiſche früher hervortritt, als die Elemente, in die es ſich hintennach auflöſen läßt. Die Buchſtaben alſo gehen erſt aus der chemiſchen Zerlegung der Sylben hervor, und ſehr abweichend iſt das Syſtem dieſer chemiſchen Sprachzerlegung in den verſchiedenen Sprachen, wie es ſich an dem Reſultate der ſo mannichfachen Alphabete kund giebt. Während wir in unſern Alphabeten meiſtens vier und zwanzig Buchſtaben zählen, ſteigt die Anzahl derſelben in manchen andern, beſonders auch in einigen der uns näher liegenden unter den orientaliſchen Sprachen, bis auf dreißig und weit darüber; in dem indiſchen Sprach-Syſtem gar bis auf fünfzig, welche alle mit unſern europäiſchen Schriftzeichen beſtimmt und deutlich zu bezeichnen, eine ſchwierige Aufgabe bildet, und die in der Ausſprache genau zu unterſcheiden, gewiß ein ſehr biegſames Sprach-Organ erfordern. Andre, beſonders philoſophiſch-tiefe Sprachforſcher haben im Gegentheil, indem ſie alles, was nur eine verſchiedene Modification desſelben harten oder weichen Tons, oder ſonſt bloß Variante eines andern Buchſtabens iſt, oder ſich irgend als ein zuſammengeſetzter Laut erklären läßt, nicht mitrechnen, das ganze Alphabet auf die ſehr kleine Anzahl von zehn Buchſtaben reduciren wollen. So viel ſcheint nach dieſem, nicht ohne Scharfſinn entwickelten Syſtem allenfalls einleuchtend, daß es eigentlich wohl nur drei Vokale giebt, obwohl wir deren fünf zählen, da das E doch nur ein gedämpftes I, das U ein dumpfes oder dunkles O iſt; die Diphthongen, und andere Mitteltöne zwiſchen den einfachen Vokalen, an denen unſre Sprache ſo reich iſt, ſind ohnehin nur als muſikaliſche Uebergänge, oder Mitteltinten von jenen zu betrachten. Als ein beſonders einfaches und innerlich bedeutend zuſammenhängendes, obwohl ſonſt orientaliſch alterthümliches Buchſtaben Syſtem, kann beſonders auch das hebräiſche angeführt werden. Die zwei und zwanzig Buchſtaben desſelben beſtehen aus zwei verſchiedenen Reihen. Die zehn Buchſtaben der erſten und höhern Ordnung, wie ich ſie nennen möchte, enthalten die drei Vokale, die Aſpirationen, von denen gleich mehr die Rede ſein wird, und dann die einfachſten, leichteſten, ich möchte ſagen die kindlichen Conſonanten B, D, G; die zwölf Buchſtaben der zweiten Ordnung enthalten dann die übrigen gröbern und mehr körperlichen ſchallnachahmenden Conſonanten. Die ſämmtlichen Buchſtaben, und beſonders die Conſonanten, pflegt man wohl ſonſt nach dem in jedem vorherrſchenden, oder doch vorzüglich mitwirkenden Sprachwerkzeuge, wie den Lippen, Zähnen, der Zunge, in eben ſo viele Claſſen einzutheilen, indem man wohl auch noch die naſalen Laute und Guttural-Buchſtaben beſonders unterſcheidet. Wie ſehr aber auch dieſe Eintheilung der Buchſtaben nach den Sprachwerkzeugen, anatomiſch-richtig, und ſelbſt phyſiologiſch begründet ſein mag, ſo iſt ſie für den pſychologiſchen Standpunct einer überall in der Natur ſelbſt zum Grunde liegenden Parallele zwiſchen der Sprache und dem Bewußtſein, und für die Analogie des äußern Lauts und Worts mit dem innern Geiſtigen, unfruchtbar oder auch ungenügend, weil ſie eben nur die eine Seite ausſchließend im Auge hat. Die gewöhnliche grammatiſche Eintheilung aber in Vokale und Conſonanten dürfte wenigſtens unvollſtändig, und wohl hinreichender Grund vorhanden ſein, neben jenen beiden auch die Aſpirationen als eine eigne dritte Claſſe zu betrachten, die ſich durch manche charakteriſtiſche Eigenſchaft von den andern beiden auszeichnen, obwohl ſie mit einigen Buchſtaben der einen wie der andern Claſſe verwandt erſcheinen, und oft ganz darin übergehen oder verſchmelzen können. Sie ſind dasjenige, was in den mannichfachen Buchſtaben-Syſtemen, als das am meiſten Individuelle hervortritt, und ſich auch am verſchiedenartigſten entfaltet, ſelbſt in der Bezeichnungsart; gleichſam als ob der ſchwebende geiſtige Hauch, ſich nicht ſo körperlich erfaſſen und fixiren ließe, wie die andern Sprach-Elemente. In einigen Sprachen, wie in der griechiſchen, nach dem herrſchend gebliebnen Syſtem der neuen Bildungs-Epoche, wird die Haupt-Aſpiration gar nicht wie ein Buchſtabe bezeichnet und betrachtet, ſondern nur wie ein anderer dem Buchſtaben angefügter Accent mitausgedrückt. Es nehmen die Aſpirationen, nach der verſchiednen Form, in welche ſie eingehen, in den orientaliſchen Sprachen, überhaupt aber in allen ältern Sprachen eine beſonders wichtige Stelle ein; es iſt, als ob der höhere Anhauch in der Sprache, je näher man an den Urſprung heraufrückt, um ſo ſtärker hervortritt. Es iſt auch für das Gefühl wohl bemerklich, wie dieſes Element, wo es noch in ungeſchwächter Kraft hervortritt, der ganzen Sprache dadurch einen mehr alterthümlich erhabnen Charakter verleiht, und den durchgehenden Ton eines hohen, geiſtigen Aufſchwungs, wie man ſolches wohl von der arabiſchen Sprache bemerkt hat, und wie es auch in der ſpaniſchen noch ſehr bemerklich auffällt; welcher feierlich hohe Ton in der vorherrſchenden Einſeitigkeit freilich auch wieder Monotonie werden kann. In unſrer deutſchen Sprache waren urſprünglich die Aſpirationen weit mehr vorherrſchend, als ſpäterhin und jetzt. Je mehr aber eine Sprache durch den alltäglichen Gebrauch abgeſchliffen, und bloß geſellſchaftlich verfeinert wird, je mehr verliert ſich dieſes höhere Gepräge des Alters daraus; und es tritt dann ſelbſt für die Bezeichnung in ſolchen Sprachen oft der Fall ein, daß die Aſpiration noch geſchrieben wird, aber nicht mehr geſprochen, wie im Franzöſiſchen. Wenn nun die Aſpirationen das geiſtige Element in dem ganzen Buchſtaben-Syſtem bilden, ſo herrſcht dagegen in den Vokalen die ſeelenvolle Stimme des Geſanges, und ſie ſind ſelbſt das muſikaliſch-beſeelende Princip in der Sprache. Je weniger eine Sprache mit Conſonanten überladen iſt, je voller die einfachen Grund-Vokale aus ihr hervortönen, deſto geeigneter iſt ſie für den Geſang und die Tonkunſt; dagegen die Conſonanten, die zum Theil ſelbſt ſchallnachahmend ſind, den materiellen Beſtandtheil der Sprache ausmachen, und wo ſie zu ſehr vorherrſchen, dieſelbe körperlich ſchwer machen, obwohl ſie für den Reichthum einer mannichfach-charakteriſtiſchen Bezeichnung auch wieder nothwendig ſind. Und dieſe bemerkenswerthe Analogie der drei Claſſen von Buchſtaben, nach der hier angedeuteten Eintheilung von Aſpirationen, Vokalen und Conſonanten, mit dem allgemeinen dreifachen Princip des menſchlichen Daſeins und Wirkens nach Geiſt, Seele und Leib, oder der körperlichen Aeußerlichkeit, wollte ich im Vorübergehen gern noch mitberühren und hervorheben.

Wollte man nun in dieſer gegenſeitigen Analogie und Parallele der pſychologiſchen Sprachvergleichung wieder von der andern Seite ausgehen, ſo würde ich in jenem Alphabet des Bewußtſeins, welches die einzelnen Elemente zu den einzelnen Sylben und ganzen Worten hergiebt, welche dann wieder die erſten Anfänge unſrer höhern Erkenntniß bilden; nachdem Gott ſelbſt den Schlußſtein des höhern Bewußtſeins bildet, das Gefühl aber den lebendigen Mittelpunct des gewöhnlichen und getheilten, ja ſelbſt des geſammten Bewußtſeins, als Vereinigungspunct mit dem höhern; die ewigen Grundgefühle des Göttlichen im Menſchen vorzüglich als die geiſtigen Vokale in jener höhern Sprache und innern Erkenntniß betrachten. Man pflegt dieſe Grundgefühle des Ewigen ſehr häufig als Glauben, Liebe und Hoffnung zu bezeichnen; wie oft man ſie aber auch zuſammenzuſtellen gewohnt iſt, ſo iſt dabei doch der innere pſychologiſche Zuſammenhang zwiſchen dieſen dreien nicht immer ſo klar nachzuweiſen. Vielleicht kann uns dazu eine andere Analogie mit dem äußerlich Sichtbaren auf dem einfachſten Wege führen und leichter dazu verhelfen, als es vielleicht durch eine directe Widerlegung geſchehen würde, oder durch eine ausführlich-kritiſche Beſchreibung deſſen, was dem einen oder dem andern in der pſychologiſchen Auffaſſungs-Form vielleicht Unrichtiges beigemiſcht iſt. Sind jene drei Gefühle oder Eigenſchaften, oder Zuſtände im Bewußtſein, als eben ſo viele Erkenntniß- und Wahrnehmungs-, oder wenn man das lieber will, wenigſtens Ahnungs-Organe des Göttlichen zu betrachten; ſo darf man ſie in dieſer Hinſicht und in Beziehung auf die einem jeden derſelben eigenthümliche Auffaſſungs-Form wohl mit den äußern Sinnen und Sinneswerkzeugen vergleichen. Da entſpricht denn die Liebe, in der erſten erregenden Seelen-Berührung, in der fortwährenden Anziehung, und endlich vollkommnen Vereinigung auffallend dem äußern Gefühlsſinne; der Glaube iſt das innere Gehör des Geiſtes, welcher das gegebene Wort einer höhern Mittheilung vernimmt, auffaßt und in ſich bewahrt; die Hoffnung aber iſt das Auge, deſſen Licht die mit tiefem Verlangen erſehnten Gegenſtände ſchon aus der weiten Ferne erblickt. Dieß führt freilich auf einen durchaus lebendigen Begriff vom Glauben, oder vielmehr, es ſetzt ihn ſchon voraus, nach welchem derſelbe kein bloß erkünſtelter Begriff, ſondern ein lebendiges, wenn auch durchaus geiſtig-intelligentes Gefühl iſt, aber doch ein Gefühl, und auch auf einem ſolchen, nähmlich auf dem der Liebe beruht, und ganz aus dieſer, als ſeiner Grundlage und Wurzel hervorgeht; ja ſelbſt nichts anders iſt als eine durch den reinen Willen mit Charakter feſtgehaltne Liebe, und dieſes iſt ſelbſt auf die edlern und innigſten menſchlichen Verhältniſſe anwendbar, und gilt auch da, und nicht bloß für die höhere und göttliche Beziehung. In einem ganz andern Sinne wird, oder wurde wenigſtens in der jüngſt verwichenen Epoche, der Begriff des Glaubens genommen, und über dieſen, zum Theil noch jetzt hie und da herrſchenden andern Sprachgebrauch wird es nöthig ſein, noch ein erklärendes Wort zur Unterſcheidung hinzuzufügen, und iſt die hiſtoriſche Veranlaſſung, oder die wiſſenſchaftliche Entſtehung dieſes andern Begriffs vom Glauben folgende geweſen. Nachdem in der frühern Epoche der ſogenannten Aufklärung, die Vernunft als allein gebiethend im Menſchen unbedingt aufgeſtellt, und als das Höchſte und Erſte faſt vergöttert worden war, nicht ohne manchen beigemiſchten Mißverſtand; und indem alles, was nicht ſogleich als vernünftig ganz leicht erklärbar in die Augen leuchtete, nun ohne Schonung als Vorurtheil erklärt ward und ſchnell abgeſchafft werden ſollte; begann die neuere deutſche Philoſophie damit, daß ſie eben dieſer alles beherrſchenden Vernunft, die auch ſie als das Erſte und Höchſte im Menſchen anerkannte, dennoch ein über alle Erwartung großes inneres Deficit für die Wiſſenſchaft und auch im Leben ſelbſt nachwies. Der Beweis wurde allerdings mit redlich ernſter Geſinnung ziemlich gründlich durchgeführt, obwohl man ſpäterhin den ganzen Standpunct nur als einen ſehr einſeitig beſchränkten wollte gelten laſſen. Nicht das gleiche Lob läßt ſich der wiſſenſchaftlichen Abhülfe ertheilen, welche man gegen dieſes alte, allgemeine Vernunft-Uebel zu finden, und der Weiſe wie man dieſe aufzuſtellen ſuchte; denn im Grunde war es nichts als ein freigebig großmüthiger, plötzlich eröffneter, oder auch willkührlich angenommener und ſelbſtgemachter, für alle Fälle gerechter, und mehr als ausreichender, ungemeßner Vernunft-Credit, durch den man jenes offenbar gewordne große Deficit wieder decken wollte; wodurch aber, wie immer bei ſo ganz zerrütteten Finanzen das Uebel nicht gehoben, ſondern eher noch ſchlimmer ward. Es war mit einem Worte die nähmliche alte Vernunft, welche vorn an dem Haupt-Eingange aus dem Tempel der Wiſſenſchaft, inſofern ſie eine überſinnliche ſein ſoll, feierlich herausgeſtoßen worden war; dann aber unmittelbar darauf zur Hinterthüre unter der Maske des Glaubens wieder hereingeſchlichen kam. Es war alſo ein bloßer ſelbſtgemachter Surrogat-Glauben der Vernunft, welcher dieſen neuen Nahmen angenommen hatte; dieſen aber wünſchte ich hier ſorgfältig von jenem lebendigen Glauben, welcher auf der Grundlage der Liebe ruht, und nur aus dieſer hervorgeht, zu unterſcheiden, und wie groß dieſer Unterſchied ſei, gleich von Anfang bemerklich zu machen. Wenn ich übrigens hier und auch bei mehreren Gelegenheiten ſchon früher, den unbedingten wiſſenſchaftlichen Forderungen und Anmaßungen der Vernunft, einige Einſchränkungen oder Gegenbemerkungen anfügen zu müſſen geglaubt habe; ſo iſt dieſes alles doch nur gegen eben dieſes Unbedingte jener Vernunft, die allein herrſchen will, gerichtet und gemeint, nicht gegen die Vernunft ſelbſt. In unſrer deutſchen Sprache, und weil mir dieſe vergleichende Parallele nun einmahl überall in dieſer Darſtellung zur Seite ſteht, ſo mag auch wohl dieſe kleine, doch aber nicht bedeutungsleere Sprachbemerkung hier eine Stelle finden, iſt die richtige Beſchränkung ſchon in dem Worte ſelbſt ausgedrückt. Denn ſo wie das Wort Verſtand vom Verſtehen kommt und einen Gegenſtand vorausſetzt, der eben vor dem Geiſte ſteht und von ihm durchdrungen werden ſoll; ſo ſetzt die Vernunft ein Vernehmen voraus, und iſt ſelbſt das Vermögen dieſes dreifachen geiſtigen Vernehmens: der uns kund gegebenen höhern Richtſchnur über uns, der innern Stimme des Gewiſſens und des reinen Selbſtbewußtſeins in uns, und des andern vernünftigen Denkens neben uns. Nur gegen jene Vernunft, welche durchaus nicht vernehmen will, oder wenigſtens nichts anders als allein ſich ſelbſt, ſind alle Gegen-Erinnerungen gerichtet; und wenn ſie erſt nichts mehr über ſich vernehmen und erkennen will, ſo wird ſie, nachdem ſie dieſes einmahl weggeworfen hat, meiſtens auch das Andre, was neben ihr vorhanden iſt, wenig mehr achten und nicht ſonderlich begreifen oder erkennen; am unrichtigſten aber wird ſie in dieſem Falle, das was ſie fortwährend wirklich in ſich findet und vernimmt, oder zu finden und zu vernehmen glaubt, aufſtellen und geſtalten. Die Vernunft iſt an ſich, und in ihren Schranken bleibend, zwar nur Eine, aber doch eine weſentliche Grundkraft des Menſchen, in dem gewöhnlichen Zuſtande und Umkreiſe des einſeitig getheilten, und im Zwieſpalt befangenen Bewußtſeins; und eben darum iſt ſie auch in dieſem einſeitigen Uebergewicht, ſobald ſie die Gränzen überſchreitet und alles Maß verliert, eben ſo wie jede andere von dieſen Grundkräften des Bewußtſeins, welche nur eine Seite des ganzen innern und äußern Lebens einnehmen, und den einen Endpunct desſelben bilden, ſehr großen und den allergrößten Abwegen ausgeſetzt. Sind aber, könnte man fragen, die möglichen Verirrungen der Fantaſie nicht wenigſtens eben ſo groß, ihre Täuſchungen nicht noch gefahrvoller? Ohne allen Zweifel, beſonders wenn die Frage ſo allgemein geſtellt wird. In der ſpeciellen Beziehung auf unſre Zeit und die Gegenwart, glaube ich aber, hat man doch noch weit öfter Gelegenheit auf die Nachtheile einer in die Irre gerathnen Vernunft aufmerkſam zu machen, als vor dem möglichen Mißbrauch der Fantaſie ängſtlich zu warnen; aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Vernunft eben unter den verſchiednen iſolirten Kräften des Menſchengeiſtes, die in dem jetzigen letzten Weltalter, und beſonders auch in unſerm Jahrhundert ganz entſchieden vorherrſchende iſt. Und ſo ſehen wir denn auch allenthalben die Beiſpiele klar vor Augen, in welche Abwege und Abgründe von Irrthum, für das Leben wie für die Wiſſenſchaft, eine ſtarke Vernunft, wenn ſie einmahl von einem falſchen Anfang, oder unrichtigen Standpuncte ausgeht, und dieſen Irrthum mit voller Conſequenz entſchieden durchführt, ſelbſt geräth, und andre, ja überhaupt ihre ganze Umgebung mit ſich fortreißt; wir ſehen es in allen Kataſtrophen der Zeit und in dem furchtbaren Partheienkampf der öffentlichen Denkart. Die Gefahren, welche aus dem Uebermaaß einer einſeitig vorherrſchenden Fantaſie entſtehen können, ſcheinen für unſre Zeit, bei weitem nicht ſo allgemein, ſo drohend oder dringend; ſchon darum, weil jenes Uebermaaß von einer genialiſchen Einbildungskraft viel ſeltner iſt, und nicht ſo ſehr häufig gefunden wird. Es iſt auch oft nur ein blinder Lärm; die vorübereilenden Wölkchen zertheilen ſich wieder, oder höchſtens nach einem kurzen gelinden Regenſchauer, wird der Himmel von neuem klar, und der ganze weite Horizont der alles umſpannenden Vernunft wieder ſo rein und heiter als man nur irgend wünſchen könnte. Ja, wenn auch wirklich einmahl ein Uebermaaß von einer wahrhaft großen genialiſchen Kraft im Gebiethe der Fantaſie hervortritt, ſo iſt die Wirkung, die im Allgemeinen daraus hervorgeht, höchſtens eine endlich allgemein gewordne Anerkennung, und auch dieſe wird oft nur ſchwer und mühſam allmählig erreicht; und wenn dieſe auch bis zur höchſten Bewunderung in einem beſondern Falle ſteigen ſollte, ſo daß die einzelnen und nebenbei herumſprühenden Funken derſelben in manchen gekünſtelten Ausdrücken und Floskeln der Uebertreibung faſt an eine eigentliche Vergötterung zu ſtreifen ſcheinen; ſo iſt die Bewunderung, und wenn ſie noch ſo groß und allgemein erſcheint, doch noch ganz getrennt von einem eigentlich Mitfortgeriſſen ſein, ja, ſie weiß meiſtens dieſes ſelbſt ſorgſam zu trennen und auseinander zu halten. Es fehlt ſehr viel daran, daß die Zeit, oder auch nur ein großer Theil derſelben, ſich auch von dem auf's Höchſte bewunderten und faſt vergötterten, großen Kunſtgenie, in dem oder zu dem, was entſchieden einſeitig und irrig, oder bloß willkührlich und bizarr eigenthümlich iſt, ſo allgemein mitfortreißen ließe, als wir dieſes in den Parthei-Syſtemen der abſoluten Vernunft in dem Kampfe des Zeitalters im Leben ſelbſt und auch in der Wiſſenſchaft vor uns ſehen. Jedoch bringt es ſchon der Zuſammenhang des Ganzen nothwendig mit ſich, und hat uns hier von ſelbſt darauf geführt, neben den Nachtheilen, welche eine deſpotiſche Alleinherrſchaft der Vernunft zur Folge hat, auch das Hinderniß zu berühren und zu charakteriſiren, welches dem Streben nach der Erkenntniß der höchſten Wahrheit und Gewißheit in den Weg treten und hervorgehen kann, wenn die Kunſt, als die exekutive Macht im Gebiethe der Fantaſie, eine unrichtige Stellung gegen das Ganze einnimmt, oder auch in der Beurtheilung unrichtig geſtellt wird, und wenn eine nur künſtleriſche und bloß poetiſche Weltanſicht ganz allein auf ſich ſelbſt ruhen will, und in ſich ſelbſt den letzten Grund und feſten Boden für ſich und alles andre finden zu können glaubt. Wie nun bei dem hier als Anfangs-Thema für die weitere Entfaltung der höhern Erkenntniß und Wiſſenſchaft der Wahrheit zum Grunde gelegten Begriff vom Glauben, Hoffnung und Liebe es vor Allem nothwendig war, den lebendigen Glauben, welcher ſich auf die Liebe gründet und aus der Liebe hervorgeht, und den bloß nachgemachten oder willkührlich ſelbſtgemachten Surrogat-Glauben der Vernunft, genau und ſorgfältig zu unterſcheiden: ſo bleibt nur noch in ähnlicher Weiſe nicht ſowohl eine bloße Unterſcheidung als eine Hindeutung auf das rechte Ziel und die erſte innere Grundlage zu machen für die Idee der Hoffnung und ihre innig nahe Beziehung, mit der Kunſt, und nach dem ganzen Zuſammenhange mit dieſer und mit der Zeit. Wie die höhere Hoffnung mit dem innerſten Charakter des Menſchen genau in Verbindung ſteht, einen Hauptbeſtandtheil ſeines eigenthümlichen Weſens bildet, und wie unſre ganze Exiſtenz eigentlich auf Hoffnung geſtellt iſt; ſo bildet auch für die Kunſt, welche darin wieder nur der treue Spiegel des menſchlichen Seins und Daſeins iſt, die heilige Hoffnung, das innere Ziel und den beſeelenden Lebensgeiſt ihrer Darſtellungen. Die durchaus wahrhafte, wenn auch künſtleriſch ausgedrückte Nachbildung einer höhern als wirklich gegebenen Liebe, von welcher Art dieſe auch ſein mag, kann zwar für ſich allein ſchon ein Kunſtwerk bilden, und iſt der natürliche Stoff oder Gegenſtand deſſelben; allein ſo ganz iſolirt, würde dieß nur ein Fragment des Gefühls für die Fantaſie bilden, ohne eigentlichen Anfang, und ohne Ende und Ziel, oder rechten Schluß. Der Glaube iſt nur wie eine gerade Linie, die einfache Richtſchnur der Geſinnung für dieſes, der Erwartung für jenes Leben. Nun bleibt aber noch über jede gegebene Liebe, und über jeden beſtimmten Glauben hinaus ein Ueberſchuß, wenn man es ſo nennen darf, von ſinnig ahnenden, ſehnſüchtig liebenden, und noch über alle Liebe hinaus hoffenden Gefühlen, und eine höhere Wahrheit wenigſtens träumenden Gedanken; und dieſer göttliche Ueberſchuß in der menſchlichen Seele, wenn ich mir dieſen kühnen Ausdruck erlauben darf, iſt nun eigentlich der höhere Stoff, der unſichtbare Gegenſtand und geiſtige Inhalt der wahren Kunſt und Poeſie. Nicht als ob dieſer innre Geiſt und Lebens-Aether der Kunſt und höhern Poeſie immer nur, auch der äußern Form nach, bloß als Gefühl der Sehnſucht ausgedrückt werden müßte, wie meiſtens in der Muſik, oder als ob er immer in der beſtimmten Richtung auf die Zukunft gerade zu als Hoffnung auch äußerlich hervortreten und ſich kund geben müßte, alſo vielleicht nur im lyriſchen Geſange, als der geſprochnen Muſik der begeiſterten Gefühle, was denn freilich auf eine ſehr monotone Beſchränkung führen würde. Vielmehr kann jene das Ganze innerlich beſeelende Idee der Hoffnung auch in ein vollendet durchgeführtes Kunſtgemählde einer wirklichen Gegenwart als der unſichtbare höhere Lebensfaden miteingeflochten ſein, und dieſe Einhüllung oder verhüllte Darſtellung und indirecte Offenbarung des Geiſtes, iſt oft ſogar nicht bloß die am meiſten künſtleriſche, ſondern ſelbſt die tiefer poetiſche und begeiſterte. Auch die wehmüthige Erinnerung an eine nicht mehr vorhandne, kindlich ſelige oder erhaben großartige Vergangenheit, iſt eigentlich doch nur ein Wiederſchein der göttlichen Hoffnung, und kann in dieſem weitern freien Dichter- oder Künſtler-Sinne ſelbſt mit zu ihr gezählt werden. Und wenn uns die alte Kunſt, und beſonders die alte Poeſie vorzüglich, oder doch mehrentheils nur anſpricht, wie ein rührendes Abendgefühl bei dem letzten ſcheidenden Himmelsglanze der ſinkenden Sonne, als ein trauerndes Nachblicken oder Hinunterſehen in die vorübergegangene alte Herrlichkeit; ſo kann doch die Poeſie, auch in der umgekehrten Richtung als eigentliche Hoffnung, den kühn begeiſterten Blick auch mehr nach der andern Seite der Zukunft hinwenden, als Morgenröthe im Aufgange, welche der aufſteigenden Sonne der Wahrheit, und einer neuen in ihr wurzelnden und begründeten Zeit voraneilt, als der erſte Schönheitsſtrahl der begeiſterten Verkündigung; und dieß dürfte vielleicht die Stellung ſein, welche der Kunſt für unſre Zeit, und in ihr, vorzüglich angemeſſen wäre. Ueber dieſe eigenthümliche Stellung der Kunſt zur Hoffnung, die innere Verwandtſchaft und das richtige Verhältniß zwiſchen beiden, in Beziehung auf unſre Zeit und im ganzen Zuſammenhange auch mit den übrigen beiden Elementen, in dieſem Grundaccorde des innern Lebens, nähmlich Glauben und Liebe; wird mich der ſinnvoll bedeutende Ausſpruch eines mir nah befreundeten Dichters über eben dieſen reinen Dreiklang des höhern Gefühls und der geiſtigen Erkenntniß, am ſchnellſten zu dem einfachen Reſultate führen, auf welches ich aufmerkſam machen möchte. Denn wiewohl jener Dichterſpruch zunächſt ganz auf unſre jetzige Zeit gerichtet iſt, ſo läßt er ſich doch ſehr gut auch auf die Kunſt im Allgemeinen anwenden: „Die Zeit“ — ſo lautet es dort — „hat Glauben nicht, noch Liebe; wo wäre dann die Hoffnung, die ihr bliebe?“ — In jener verhängnißvollen Zeit erſcholl dieſe Stimme, deren Beſorgniſſe und Gefahren ſo drohend anwuchſen, daß ſie wohl alle Hoffnung abzuſchneiden und zu vernichten ſchienen; indeſſen wurden jene drohenden Gefahren bald darauf doch abgewendet und es trat eine neue Wendung ein, die alles veränderte. Als Urtheil über unſere Zeit ſelbſt aber, finde ich daſſelbe in dieſer Allgemeinheit wenigſtens, viel zu ſtreng. Es iſt die Zeit nicht ſo ganz wie es hier ausgeſprochen wird, ohne Glauben. Wohl war ſie ſchon lange etwas lau, unſicher und hin und her ſchwankend darin geweſen, oder vielmehr — und dieß dürfte den eigentlichen Zuſtand am genaueſten ausdrücken — ſie war an ſich ſelbſt, und in dem zu früh gefaßten, und gleich unbedingt feſtgeſtellten Glauben an ſich ſelbſt, und überhaupt in allem Glauben, in jedem Sinne des Worts, vom höchſten bis zum gewöhnlichſten in dem äußern Lebensverhältniſſe, etwas irre und confus geworden, mitunter auch etwas vergeßlich, nicht bloß für das vergangene Alte und Aelteſte, ſondern ſelbſt für das neueſte und jüngſte Selbſt-Erlebte, und ſo zeigt ſie ſich dem urtheilenden Blicke meiſt als ohne eigentliche rechte innere Richtſchnur, überall im Innern herumſuchend. Wenn nun auch dieſes Suchen und Streben nach dem Glauben, hie und da mit jenem bloß nachgemachten und ſelbſterkünſtelten Vernunft-Surrogat zu früh befriedigt endete, ſo kann auch dieſes einzelne Symptom wohl auf einen theilweiſe kranken Zuſtand deuten, nicht aber zu einer ſo abſolut ungünſtigen Entſcheidung im Allgemeinen führen, oder einen ſolchen begründen. Denn in allen menſchlichen Dingen und Angelegenheiten oder Verhältniſſen, geht ein ſolches tiefes Streben, wenn es allgemein und fortwährend iſt, nicht ganz allein bloß aus dem Mangel hervor; ſondern es ſetzt zugleich eine natürliche Anlage und Fähigkeit voraus, wenn dieſe auch nicht vollſtändig und bis zur Feſtigkeit entwickelt und richtig ausgebildet ſind. Eben ſo wenig oder noch weniger läßt ſich der Zeit ſo im allgemeinen die Liebe abſprechen; wenn anders eine Begeiſterung, welche mit Leichtigkeit die größten Opfer bringt, mit zur Liebe gehört. Ich kann daher auch dem Schluſſe nicht beiſtimmen, welcher unſrer Zeit die Hoffnung ganz abſchneidet. Wenn auch manche Erwartungen, die wenigſtens ſehr übereilt, oder auch ganz unreif waren, die im Grunde, wie ſie auf Nichts beruhten, auch auf Nichts ausgingen, und ſelbſt in der geforderten Erfüllung auf Nichts ausgegangen ſein würden; ſo dürfen wir darum doch die höhere, göttliche, heilige Hoffnung nicht aufgeben; in der auch jede irdiſche Erwartung, inſofern ſie eine wahrhafte und in der Wirklichkeit begründete iſt, ihre endliche Erfüllung, und zwar in einem unerwarteten Uebermaaß derſelben findet. Ja, wenn auch wieder einige dunkle Wolken am Horizonte aufſteigen, wenn auch dieſe unſrer Zeit noch immer oder von Neuem androhende Gefahren, manchem erfahrnen Weltbeobachter, dem ſein hoher Standpunct in der Geſellſchaft eine weite Ueberſicht und Ausſicht in die Ferne gewährt, noch furchtbarer und ſchrecklicher erſcheinen ſollten, als alle die frühern, kaum erſt überſtandnen; ſo dürfen wir, nachdem wir ſchon in einem ganz ähnlichen Falle und unter ungefähr gleichen Verhältniſſen, durch die Erfahrung darüber belehrt ſind, und nachdem dieſe Belehrung auch damahls wenigſtens allgemein als eine nicht bloß menſchliche empfunden, und als eine höhere anerkannt wurde; dieſes alles dennoch im wirklich eintretenden ſchlimmſten Falle für nichts anders halten, als für eine wahrſcheinlich wohl alsdann auch nothwendige, und gewiß heilſame Kriſis des Ueberganges zu eben dieſer höhern göttlichen Hoffnung, die gerade unſrer Zeit ganz gewiß vorbehalten bleibt; und von der dieſe Andeutung hier um ſo mehr genug ſein mag, da alles, was ich jemahls in dem vergangenen Leben, wenn auch noch ſo unvollkommen und ſchwach auszudrücken verſucht habe, ſo wie Alles, was ich gegenwärtig in dieſem auserwählten Kreiſe mitzutheilen wünſchte, und auch Alles, was ich noch ferner irgend in der Welt zu ſagen habe, gar keinen andern Zweck oder Gegenſtand hat, gehabt hat, oder haben wird, als eben dieſe ewige heilige Hoffnung einer wahrhaft und nicht bloß irdiſchen, ſondern auch innerlich neuen Zeit und eines höhern geiſtigen Lebens in ihr, und zur vollendeten Herrlichkeit hinüber, andeutend zu verkündigen, immer feſter zu begründen und ſo weit meine Kräfte reichen, ſelbſt mit zu vollenden und in wirkliche Ausführung zu bringen. — Wenn nun aber jener ſchöne und ſinnvolle Dichterſpruch in der zunächſt darin liegenden Anwendung auf unſre eigne gegenwärtige Zeit allerdings vielen Einſchränkungen unterliegt und unterworfen werden muß; ſo möchte ich ihn dagegen wohl auf die Kunſt anwenden, wenigſtens leidet er dieſe Anwendung ſehr gut, aber auch hier nicht allgemein und unbedingt, wenigſtens nicht auf die jetzige Kunſt dieſer unſrer Zeit; denn ſonſt wäre das Urtheil auch für dieſe viel zu hart und zu ſtreng. Wenn es aber irgend eine Kunſt oder Kunſt-Epoche geben ſollte, ehedem gegeben hat, oder noch jetzt giebt, von der man es, wenn auch nicht ganz buchſtäblich und im ſtrengſten Sinne allgemein, doch wenigſtens ſo im Ganzen und Großen genommen, oder faſt allgemein genommen, mit Wahrheit ſagen könnte: „die Kunſt hat Glauben nicht, noch Liebe;" dann kann man dreiſt das Nächſtfolgende hinzuzuſetzen: „Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?"

— Ich muß es noch einmahl wiederhohlen: auf unſre deutſche Kunſt und Poeſie der jetzigen neuen Zeit angewandt, ſchiene mir das Urtheil durchaus viel zu ſtreng, um nicht zu ſagen, ganz ungerecht. Wenn aber dennoch der jener Kunſt, die ſelbſt nichts anders iſt, als die ſinnvolle Hieroglyphe und der rührend-erhebende Geſang jener ewigen Hoffnung, und nichts anders ſein kann; wenn, ſage ich, der ihr zum Grunde liegende Glaube, doch hie und da ein nicht ganz feſter, mehr nur erkünſtelt ſelbſtgemachter, oder wenigſtens bloß anempfundner und flüchtig vergänglicher, die Prüfung im Feuer nicht beſtehender, geweſen ſein ſollte, und die Liebe gleichfalls eine vielleicht unüberlegt nachgeſprochne, kunſtreich abgelauſchte, aber nicht eigentlich tief innerlich ſelbſtgefühlte; dann findet jener harte Ausſpruch und jene darin liegende traurige Schlußfolge wenigſtens in ſo weit hier ſeine Anwendung, daß gewiß allein darin, in jenem innern Seelendefect im Mittelpuncte des lebendigen Glaubens und der wahren Liebe, der Grund zu ſuchen iſt, und nur hierin liegen kann, warum in den letzten Kunſt-Epochen des jüngſt verwichenen halben Jahrhunderts, nach ſo manchem wunderbar-herrlichen Anfang, der Erfolg und die weitere Entwicklung, der erſten Erwartung oft ſo wenig und ſo unvollkommen entſprochen hat; und warum bei ſo manchen wahrhaft großen und genialiſchen Talenten, doch ſo vieles als taube Blüthe nebenbei abgefallen und in Nichtigkeit zergangen iſt, ohne in eine gedeihlich bleibende Geiſtesfrucht, zur vollkommenen Reife zu gelangen; — weil es nähmlich an einer erſten innern Grundlage fehlte, oder zum Theile auch, weil die Kunſt ſelbſt ihre rechte Stellung zu der Zeit und ihrer Hoffnung nicht ganz richtig zu nehmen und zu verſtehen, oder wenn auch das, doch nicht im bleibenden Liebesgefühl feſt zu halten wußte. Denn jene richtige Stellung darf allerdings nicht verkannt, und die natürliche Ordnung darf nicht umgekehrt werden, wenn die Kunſt ſelbſt wahrhaft gedeihen, und auch der Zeit ſelbſt der volle Genuß daran nicht verleidet und verkümmert oder verſchroben werden ſoll. Die wahre Kunſt und höhere Poeſie iſt der ſchöngeſchmückte Gipfel, die hoffnungsvolle Blüthe, ja ſelbſt die Blume der Hoff nung, an dem reich entfalteten Baume der Menſchheit und ihrer wundervoll mannichfaltigen höhern Geiſtesbildung; aber ſie kann nicht ſelbſt zugleich auch Wurzel ſein, oder wo ſie es ſein will, da iſt gewiß ſchon irgend eine andre große Verkehrtheit vorhergegangen, oder es liegt ein innerer weſentlicher Mangel zum Grunde. Wir vernehmen zwar wohl von einem in der Gartenkunſt, oder Pflanzenkunde glücklich gemachten Verſuch, wo man ein Gewächs umkehrt, und was bisher Krone war, nun in die Erde einſenkt, bis es dort Wurzel wird, was denn auch wirklich geſchieht, indem zugleich die ehemahlige alte Wurzel ſich zur neuen Krone entfaltet, aber in der Sphäre des menſchlichen Bewußtſeins und der vollendeten Geiſtesbildung läßt ſich dieſes halsbrechende Experiment wohl nicht anwenden, oder nachahmend wiederhohlen; die nach unten gekehrten Blüthen ſchlagen da keine Wurzel, und gedeihen nun auch nimmer zur wahrhaften Frucht. Eine unbedingt äſthetiſche Grundlage für das ganze Leben kann nicht genügend ſein, nicht einmahl für dieſes, noch weniger aber für jenes; eine bloß poetiſche Weltanſicht giebt ſelbſt auf das Räthſel des Lebens und der Welt, nur eine ſcheinbare künſtlich ausweichende Antwort, auf das Räthſel der Hoffnung, von der ſie dann ſelbſt den Faden verlieren muß, ſo gut als gar keine. Wenn jene ſchöne Morgenröthe der Hoffnung, die wahre Sonne zurückdrängen, oder ſelbſt Sonne ſein wollte, falls dieß möglich wäre, ſo würde ſie ſich bald zur trüben Wolke verfinſtern, und nur ein gleichgültig grauer Himmel ſtatt des gehofften herrlichen Tageslichtes den Erdkreis umſchatten. Jener innre Defect auf dem eignen Grund und Boden der dichtenden Fantaſie, giebt ſich, wie manchmahl auch in andern Sphären des menſchlichen Wirkens und Hervorbringens, durch ein wenigſtens ſcheinbares ſchwelgeriſches Uebermaaß an der andern Seite zu erkennen, die wenigſtens als ein Kennzeichen auf jene tiefere Lücke im Innern deutet. Ich meine einerſeits den übertriebenen Luxus, man könnte es manchmahl eine wahre Sündfluth nennen von überſchwenglichen und kaum noch verſtändlichen heiligen Gefühlen, die hie und da an einigen Stellen unſrer neu aufſtrebenden Poeſie bemerkt wird; oder auch auf der andern Seite eine eben ſo gränzenloſe Verſchwendung und Ueberſchwemmung von Witz und Scherz, ernſthaftem Humor in dem Witz, ſpottender Parodie über den Humor, und eine noch höhere Ironie, die geiſtig über beiden, und über dem ganzen Werke und allem andern, ja auch über dem geſammten Weltall erhaben ſchwebt. Nur in dieſem einſeitigen Uebermaaß, und in dem Abſoluten der auf der einen oder der andern Seite unbedingten Entſcheidung der Vernunft oder der Fantaſie liegt auch der erſte Grund zu jenem ſchon früher erwähnten, ſelbſt im wirklichen und öffentlichen Leben ſo ſchneidend hervortretenden, und auf dieſem gewöhnlichen Wege und nach dieſem Maaßſtabe auch völlig unverſöhnlichen Zwieſpalte zwiſchen den bloß rein äſthetiſch geſinnten, und Alles nur aus dieſem Standpunct nehmenden und beurtheilenden poetiſchen Naturen, und den practiſch-nützlichen Vernunft-Menſchen, die einander faſt ſo fremd und feindlich gegenüberſtehen, wie zwei ganz verſchiedne Menſchenſtämme, etwa ſo wie ſich dieſe ein bekannter Gelehrter zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auch hiſtoriſch in den Kopf geſetzt hatte, der auf dem ganzen Erdkreis überall nichts ſah, und nichts zu finden wußte, als edeldenkende, äſthetiſch zart empfindende Celten, und gemeine, ſtumpfſinnige, beſchränkte Mogolen. Ich muß jedoch auch hier die Bemerkung wiederhohlen, daß für unſre Zeit wenigſtens die größere Gefahr bei weitem mehr und ganz entſchieden auf der Seite einer unbedingt allein herrſchenden Vernunft liegt, indem die aus dieſem ganz einſeitig genommenen Standpuncte hervorgehende Denkart des Rationalismus auch gar nicht bloß auf die Schule und die wiſſenſchaftlichen Syſteme derſelben beſchränkt bleibt, ſondern ihre zerſtörenden Wirkungen, oder doch ihren vernichtenden, und alles Höhere lähmenden Einfluß oft genug über den ganzen Umkreis des öffentlichen Lebens weit erſtreckt; da hingegen jene kleinen äſthetiſchen Abweichungen, oder genialiſchen Uebertreibungen, wenn man ſie auch als ſolche will gelten laſſen, wo das wahre Kunſtgefühl ſchon ſo allgemein herrſchend, wie in unſerm Zeitalter, durchgedrungen iſt, ſehr leicht und bald wieder in das rechte Geleis zurückgelenkt werden.

Für die Grundlage des ganzen Lebens, des höhern wie des äußern, bedarf es einer feſten innern Gewißheit, und nicht bloß einer ſchönen Ahnung und poetiſchen Traumgeſtalt der begeiſterten Hoffnung, oder der ſich wiederum über dieſe ſich erhebenden Ironie. Wenn nun für dieſe innere Gewißheit und feſte Wiſſenſchaft des Lebens und der Wahrheit, das reine Denken zwar nicht den einzigen Weg und den erſten Eingang, doch aber ein überall mitwirkendes Werkzeug und brauchbares Organ bildet; ſo muß natürlich auf dem weiter fortgeführten Wege zu dieſer geſuchten Wiſſenſchaft des Lebens, aus dem geſammten Inbegriff und der bisher entwickelten Theorie des Bewußtſeins überhaupt, das Denken ſelbſt, an und für ſich genommen, wiederum, wie es gleich in dem zuerſt entworfnen Umriß angedeutet ward, der Gegenſtand einer eignen und beſondern Betrachtung werden. Wovor man ſich dabei wohl zuerſt und am meiſten zu hüten hat, das iſt das falſche Trugbild einer vermeinten mathematiſchen Gewißheit auch in der Philoſophie, und einer in dieſer Vorausſetzung von daher entlehnten Beweisform und der Mathematik nachgeäfften Methode, was aber, ſo oft man es auch ſchon verſuchte, noch nie zu einem glücklichen Ziele geführt hat. Es iſt dieſer Mißgriff im Gebiethe der Wiſſenſchaft faſt demjenigen in Etwas ähnlich, wie wenn man in der Poeſie das bloße Spiel mit den Tönen, den Reimen und Rhythmen, nach Art der Muſik, für das wahre innre Weſen der Kunſt, da es doch nur den äußern Schmuck zu dem bildlichen Gewande derſelben hinzufügt, halten, oder aus den maleriſch-beſchreibenden Gedichten, was eher eine fehlerhafte Manier bildet, oder doch leicht dazu werden kann, wie einige neuere Engländer, eine eigne Gattung machen wollte. Ich erklärte zwar früherhin den Begriff für einen vollſtändig nach innen und außen nach Zahl, Maaß und Gewicht mathematiſch abgemeſſenen Gedanken; aber dieſes dürfte auch wohl die einzige ſolche mathematiſche Grundformel ſein, welche in dem Gebiethe der Philoſophie allgemein anwendbar iſt, und zwar nur auf den Begriff und als Richtſchnur oder Grund-Idee zur Beurtheilung für die richtige Structur und organiſch vollſtändige Gliederung desſelben;

nicht aber für die weitere Verbindung der einzelnen Begriffe zu ganzen wiſſenſchaftlichen Redeſätzen und Schlüſſen, wie man jedes in ſich vollendete Syſtem des Wiſſens oder des ſpeculativen Denkens als Einen ſolchen vollkommnen Redeſatz und Syllogismus betrachten kann. Für den Begriff und deſſen Gegenſtand aber, iſt es allerdings von der höchſten Wichtigkeit, ob derſelbe ein durchaus einfacher, und als ſolcher zu betrachten iſt; oder aber, ob er zwiefacher Natur iſt, in einen innern Gegenſatz zerfallend, oder in Zwieſpalt befangen; ob er drei Beſtandtheile zählt, und in dreifacher Kraft lebendig zuſammenwirkt; ob er nach vier entgegenſtehenden Richtungen in zwiefachem Gegenſatz oder doppeltem Zwieſpalt auseinander geht; ob in der lebendigen Mitte, welche als das weſentliche Fünfte hinzukömmt, jene ſonſt getrennten vier Endpuncte zuſammengehalten und wieder vereinigt werden; ob das Ganze im dreifachen Gegenſatz, oder im doppelten Dreiklang eine Sechszahl bildet; oder Sieben im vereinigten Dreiklang und Quadrat, es ſei nun in der Gedankenwelt, oder in der äußern Erfahrung und im wirklichen Leben; oder Acht im gedoppelten Viereck in der einen oder der andern Beziehung; Neun als dreimahl wiederhohlte Dreikraft, in der immer fortſchreitenden innern Berechnung und lebendigen Entwicklung; oder wie endlich alle dieſe erſten Grundzahlen auf verſchiedne Weiſe in der Zehn vollendet und abgeſchloſſen erſcheinen. Die Zahlenlehre der Pythagoräer, wenn ſie richtig verſtanden würde, und man nicht etwa einzelne Behauptungen aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, mit Abſicht als unverſtändlich aufſtellen wollte, iſt vielleicht eben ſo wenig ohne allen innern Grund als die Platoniſche Lehre von der Erinnerung, ſo wie ich dieſe früher, in einem beſſern Sinne erklärend, zu rechtfertigen bemüht war; nur daß bloß hiſtoriſch genommen, bei dem Mangel der erſten und lauterſten Quellen jene erſte uns ſchwerer ganz richtig und unpartheiiſch zu beurtheilen fällt, als es dieſe war. Ueberhaupt ſtanden die Pythagoräer, als ganzer Verein, wohl am Höchſten über dem gewöhnlichen Maaß des ſonſtigen griechiſchen Geiſtes und ſeiner allgemeinen Bildung; denn Plato war nur ein einzelner großer Geiſt, der ſelbſt in der ſokratiſchen

Schule faſt ganz allein ſteht. Auch jene ſonſt in den griechiſchen Sitten und in der Staatseinrichtung gegründete Herabſetzung des weiblichen Geſchlechts, haben jene ernſtgeſinnte tiefdenkende Männer ganz verworfen, und einen durchaus entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen; und wenn etwas daran vermißt oder getadelt werden kann, ſo liegt es vielleicht mehr nur in dem unbedingten Uebermaaß auf der andern Seite, und daß ſie eine zu entſchieden und vollſtändig männliche Geiſtesbildung der Frauen im Sinne hatten, und in ihrer neuen Lebensordnung wirklich einzuführen ſuchten. Die Frauen waren mitſtimmende und mitwirkende Theilnehmerinen an dem herrſchenden Bunde der Pythagoräer, und ein weſentlicher Beſtandtheil in der großartigen Ariſtokratie dieſer durchaus neuen Lebenseinrichtung, gegen die ſich aber bald eine heftige Reaction erhob, und die dann in eine allgemeine Revolution, als zu ſehr mit den frühern helleniſchen Sitten ſtreitend umgeworfen ward. Indeſſen haben ſowohl Plato als auch Sokrates ſelbſt ihre Achtung vor den Frauen, und ihre ganze Anſicht des weiblichen Geſchlechts zunächſt aus dieſer Quelle geſchöpft, und dadurch zugleich den reineren chriſtlichen Begriff von dieſem und von der Menſchheit ſelbſt und ihrer inneren hohen Würde, mit richtigem Gefühl, wenn auch nur unvollſtändig anticipirt. Ueber die Zahlenlehre in dieſer alten Philoſophie, und ihren einfachen und richtigen Sinn, wäre etwa noch Folgendes zu bemerken. So wie es ein inneres chronologiſches Gefühl giebt, mittelſt deſſen der große Arzt die noch bevorſtehenden Kriſen einer Krankheit und ihren wahrſcheinlichen kritiſchen Ablauf in ſeinem Nachdenken darüber mit ſcharfſinniger Vermuthung zu erreichen ſtrebt, und wenigſtens zuweilen glücklich trifft; wie ein ähnliches, chronologiſches Gefühl den erfahrnen Staatsmann leitet, um das innere Zeitmaaß in der forteilenden Bewegung der Weltbegebenheiten, den Pulsſchlag des Lebens in den herandringenden Ereigniſſen richtig herauszufühlen; — welches Alles aber nicht als ein untrüglich gewiſſes, unfehlbar allwiſſendes Orakel, dergleichen überhaupt in dem ganzen Umfange des menſchlich-gegebnen Bewußtſeins nicht zu finden iſt, oder als eine prophetiſche Vorherbeſtimmung, wo nicht gar als eine prädeſtinirte Nothwendigkeit genommen werden darf, ſondern nur als ein feinfühlender Tact zu verſtehen iſt, der fehlen kann, deſſen Wahrnehmungen aber doch oft durch den Erfolg als richtig beſtätigt werden; eben ſo giebt es auch wohl einen unmittelbaren arithmetiſchen Tiefblick in das innere und weſentliche Zahlenverhältniß der Dinge überhaupt, und auch aller Gegenſtände der Natur und Lebens-Erſcheinungen, welcher allerdings einen weſentlichen Beſtandtheil zu dem angebornen Talent für das wiſſenſchaftliche Denken bilden dürfte. In dieſem einfachen Verſtande und Sinne könnte man die Lehre der Pythagoräer von der innern Lebenszahl in den Dingen und ihren mannichfachen Verhältniſſen wohl erklären und unter ſolchen Einſchränkungen allenfalls annehmen, oder wenigſtens gelten laſſen; wo es dann ſchon als ein Fortſchritt im wiſſenſchaftlichen Denken zu betrachten wäre, oder wenigſtens als ein Anfang dazu, wenn man in dieſer Betrachtungs-Weiſe der Dinge, in der Analyſe derſelben, oder im Begriff, innerlich bis Zehn, oder allenfalls bis Fünfzehn und noch weiter zählen könnte. Alſo für die Begriffe, aber nur für dieſe, kann die mathematiſche Anſicht und Behandlungsweiſe auch in der Philoſophie wohl angenommen und mit Nutzen angewandt werden; und in jedem Falle iſt es für die richtige Structur und organiſch-vollſtändige Gliederung eines jeden Begriffs, er mag einer Sphäre angehören, welcher er will, höchſt wichtig und durchaus weſentlich, die rechte innere Zahl desſelben und ſeines Gegenſtandes zu erkennen und zu treffen, womit dann auch das rechte Maaß und Gewicht dieſes Einen Begriffes in ſeinem Verhältniß gegen andre verwandte oder verſchiedenartige und überhaupt zu dem Ganzen, genau zuſammenhängt. Die weitere Verbindung der einzelnen Begriffe aber zu ganzen Redeſätzen, oder vollſtändigen Syſtemen der Wiſſenſchaft, kann in der Philoſophie wenigſtens, nicht eine mathematiſche, oder eine dieſer ähnliche ſein. Denn wenn die Philoſophie eine innere Erfahrungs-Wiſſenſchaft des höhern Lebens iſt, mithin auf der dreifachen Grundlage eines ſolchen von innen, von oben und von außen Gegebenen beruht: ſo kommt es natürlich nicht darauf an, die einzelnen Anſchauungen dieſes gegebnen Höhern, oder wenn man nur von Einer ſolchen ausgeben will, die einzelnen Momente derſelben als eben ſo viele Figuren oder bloße Formeln wie im mathematiſchen Wiſſen und Denken ſcheinbar ſtreng zu verketten, oder auch in mannichfacher Weiſe willkührlich zu verknüpfen; ſondern das Weſentliche iſt, jenes wirklich Gegebne der höhern Art rein zu ergreifen, es recht zu verſtehen, und auf eine richtige Weiſe zur Sprache zu bringen, oder in Worte zu faſſen, und in grammatiſch-richtiger Zuſammenfügung vollkommen klar und verſtändlich auszudrücken. Dann wäre alſo die wahre Denk-Methode in dieſer Selbſt-Erkenntniß des zur Sprache gelangten Lebens, auch von einer durchaus grammatiſchen Natur und Beſchaffenheit; und die höhere Logik, wenn man es ſo nennen, und dieſe als einzelne Elementar-Wiſſenſchaft iſolirt aus jenem lebendigen Zuſammenhange herausreißen wollte, würde dann auch nichts anders ſein, als die innere Sprachregel und richtige Grammatik des lebendigen Denkens. Und allerdings glaube ich, daß ſie durchaus ſo behandelt werden ſollte, und aus dieſem Standpuncte und nach der aufgeſtellten Idee einer ſolchen höhern grammatiſchen Gedanken-Richtigkeit, werde ich ſie auch hier nehmen, wo irgend dieſer Gegenſtand von der bloßen Form des Denkens und der rechten Methode des Wiſſens in Anfrage kommt, oder wenigſtens vorübergehend mitberührt werden muß. Ein Beiſpiel in der Anwendung wird den verſchiedenen Standpunct dieſer zwiefachen Beurtheilungsweiſe, und Methoden-Lehre vollkommen deutlich machen. Betrachten wir alſo nur ein Syſtem der Philoſophie nach jenem Gleichniß, welches aber der Wahrheit genau entſpricht, als einen ganzen Perioden des höhern Denkens, oder als einen vollſtändigen Redeſatz der Wiſſenſchaft; ſo würde es z. B. in der Beurtheilung deſſelben nach der gewöhnlichen Forderung einer mathematiſchen Gewißheit und Denkweiſe heißen: Dieſes Syſtem iſt bewundernswürdig und ganz vollkommen; denn es iſt alles darin auf's Strengſte erwieſen. Wenn aber auch wirklich im Einzelnen alles auf's Strengſte erwieſen ſein ſollte, ſo kann darum das ganze Syſtem doch grundfalſch ſein, wenn es nähmlich von einem falſchen Anfangspuncte ausgeht, oder überhaupt keinen rechten, wahrhaft wirklichen und bleibend reellen Inhalt ſondern nur irgend ein leeres Trugbild der wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft, oder der in's Unbedingte gerathenen Vernunft zum ſcheinbaren Gegenſtande hat. Von der andern Seite, und aus dem entgegenſtehenden höhern grammatiſchen Standpuncte für die wiſſenſchaftliche Denk-Methode in der Philoſophie betrachtet, würde es dann nur etwa heißen können: Das ſind alles leere Worte ohne innern Gehalt und Werth, weil nichts davon aus dem wirklichen Leben genommen, und in eigner Erfahrung ſelbſt gefühlt iſt. Wo aber der Inhalt der rechte und ein in der Wirklichkeit gegebener des innern Lebens iſt, da kann dann im Einzelnen Manches noch lückenhaft bleiben, hie und da ein Wort fehlen, der Periodenbau des ganzen Syſtems, oder die allgemeine Ordnung nicht klar und deutlich genug geſtellt, Einiges ſogar fehlerhaft ausgedrückt ſein; und das Ganze doch einen Fortſchritt auf dem Wege zur höhern Erkenntniß bezeichnen, und einen Beitrag zu dieſer liefern. Das Urtheil fällt hier in der Regel nicht ſo abſolut durchſchneidend aus, jenen einen Fall der totalen Nichtigkeit, und zugleich innern Leere und Verkehrtheit ausgenommen. Das wiſſenſchaftliche Denken überhaupt, und beſonders in der Philoſophie beſteht aus Begriffen, Urtheilen und Anſchauungen; wenn wir nähmlich unter Urtheilen nach dem gewöhnlichen logiſchen Sinne die Verbindungen der Begriffe oder Anſchauungen unter ſich, oder mit einander verſtehen. Von der wahren mathematiſchen Behandlungsweiſe der Begriffe, nach dem reiner und einfacher aufgefaßten Zahlengeheimniß der Pythagoräer, dann von der in ihrem innerſten Grunde eigentlich grammatiſchen Verknüpfungsweiſe in der Denk Methode, war ſo eben die Rede. Auf die innern Anſchauungen aber von jenem dreifach Gegebenen der höhern Art, iſt die mathematiſche Behandlungsweiſe durchaus gar nicht anwendbar, und auch jene grammatiſche Vergleichung nicht weiter fruchtbar, oder wenigſtens ungenügend. Am erſten könnte man noch wohl von der Natur-

Wiſſenſchaft, die ſelbſt ſo ganz auf der Anſchauung beruht, einen äußern Anhaltspunct der erklärenden Vergleichung zum leichtern oder volleren Verſtändniß hernehmen, für jene Wahrnehmung des Höhern, von welcher die Philoſophie ausgeht; beſonders von jenen Erfahrungen in der Natur-Wiſſenſchaft, in welchen die erſten Grund-Phänomene der Natur und ihres innern Lebens aufgefaßt ſcheinen, wiewohl das Experiment ſelbſt jene wundervollen Thatſachen, und die in ihnen offenbar gewordnen Geheimniſſe nur in ſehr verkleinerten Dimenſionen der wiſſenſchaftlichen Abkürzung, uns vor Augen ſtellt. Wie äußerſt diminutiv aber auch in dem ganzen Apparat unſrer electriſchen Vorkehrung die Nachahmung des Blitzes ausfallen mag; ſo hat doch dieſer erſte Funken ſelbſt wieder ein großes und allgemeines Licht angezündet in der ganzen Naturkunde und in dem richtigen Verſtändniß derſelben. Die anfangs nur als eine geringfügige Sonderbarkeit der Natur erſcheinende Magnetnadel, hat ſelbſt den Menſchen doch zuerſt auf ſeinem Erd-Planeten ſich orientiren, und endlich wieder zurecht finden gelehrt, und dadurch ſeit der erſten Entdeckung der neuen Welt, ſelbſt hiſtoriſch eine große Epoche in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes begründet; auch zeigt ſie nicht bloß auf den Nordpunct der Erde, ſondern deutet noch viel tiefer für den ſinnenden Forſcher hin auf den innerſten Mittelpunct der Natur ſelbſt; wo der Schlüſſel zum allgemeinen Verſtändniß in dieſem Geheimniß ihrer lebendigen Anziehung verborgen liegt. Wer möchte es auch dem ſinnigen Naturfreunde verargen, wenn es ihn freut, in dem prismatiſchen Bilde des farbig zerlegten oder entfalteten Lichts, den himmliſchen Regenbogen gleichſam ſelbſt im Kleinen hervorbringen oder nachbilden zu können? In dieſen ihren erſten Grund-Erſcheinungen nun, biethet uns die Natur gleichſam ſelbſt das ſchöne Sinnbild für eine noch viel höhere Erſcheinung in einer ganz andern innern Region dar; für das göttliche Phänomen der Wahrheit und ihrer lebendigen Ergreifung und innigern Aneignung zur immer feſtern Erkenntniß, denn dieſes iſt die innere Geneſis der Wahrheit und wahren Erkenntniß, und dieſes, wenn man ſo ſagen darf, die Entſtehungs-Geſchichte des lebendigen Wiſſens im menſchlichen Gemüthe, überall wo dieſes desſelben theilhaft, oder dazu erhoben wird, und ſich ſelbſt dazu erheben mag. Den Anfang macht der erſte zündende Funke der Wahrheit, der ganz wie im electriſchen Schlage wirkt, als der erſte Lichtſtrahl der Erkenntniß, der ſich dann immer weiter zur nährenden Liebes-Flamme ausbreitet. Den zweiten Schritt, oder weitern Fortſchritt bildet alsdann die magnetiſche Seelen-Anziehung, welche von der erſten Berührung bis zur vollkommnen Vereinigung den Gegenſtand ihrer Liebe immer inniger zu durchdringen und genauer zu erforſchen ſtrebt. Ich gehe hiebei von der Vorausſetzung aus, die noch öfter zur Sprache kommen wird, daß keine lebendige Erkenntniß möglich iſt, noch irgend gefunden wird, ohne eine vorhergehende lebendige Berührung und wirkliche Verbindung zwiſchen dem Erkennenden und dem Erkannten. Wenn dann der Moment der Vollendung gekommen iſt, ſo macht den Schluß auf dem Wege dieſes Strebens nach der höchſten Erkenntniß, jene volle Entfaltung des göttlichen Lichts, welches wie ein himmliſches Friedens-Zeichen der Verſöhnung oft noch mitten unter die Wolken des Unmuths tritt, und vor welchem alle Zweifel ſich löſen. Da nun die Philoſophie nach dem urſprünglich griechiſchen ſchönen Sinne dieſes Worts, keinesweges die höchſte Weisheit, die ewige Wahrheit ſelbſt, oder die vollkommne Wiſſenſchaft bedeutet; ſondern nur das reine Streben, die alles überwindende, und jedes Hinderniß geiſtig beſiegende Liebe zur rechten Erkenntniß der göttlichen Wahrheit; ſo iſt damit auch ſchon zugegeben, daß dieſe Wiſſenſchaft ganz von der Liebe ausgeht, und von keiner andern Grundlage ausgehen kann; von welcher Grundlage der Liebe für die Erkenntniß, jenes Natur-Symbol in ſeinem Stufengange uns die Grundzüge einer erſten Andeutung darbiethet; und bis zu dieſem Puncte habe ich dieſe gegenwärtige Unterſuchung gern fortführen wollen.

Siebente Vorleſung.

„Gefühl iſt Alles,“ möchte ich noch einmahl wiederhohlen; nur in den Worten liegt der Mißverſtand. Wenn die Philoſophie ausgeht von dem falſchen Schein eines nothwendigen Denkens, ſo kann ſie auch kein anderes Reſultat haben als eben dieſes, und kommt nie wieder heraus aus dieſem künſtlichen Gewebe der wiſſenſchaftlichen Täuſchung. Die abſtracten Ausdrücke, d. h. die zu leeren Formeln ertödteten, oder von ihrem lebendigen Sinn, wenn ſie je einen hatten, ausgeleerten, innerlich ausgelöſchten und erloſchenen Worte ſind leicht zu finden für dieſes identiſche Scheinwiſſen, oder vielmehr ſchon längſt gefunden; und wenn von Zeit zu Zeit doch die Ausdrücke gewechſelt, und eine ganz andre Terminologie angenommen wird, ſo geſchieht es nur, um neu zu ſcheinen, während es doch im Grunde immer nur derſelbe alte Irrthum iſt und bleibt, der in veränderter Form und Einkleidung vorgetragen wird; oder es geſchieht auch in der redlichen Abſicht und Ueberzeugung, daß man die Wahrheit und wahre Wiſſenſchaft glaubt in dieſer neueſten Zauberformel beſſer fahen und faſſen zu können, oder endlich wirklich eingefangen zu haben; weil man das Verwickelte, Dunkle, Unverſtändliche in der zunächſt vorhergegangenen Form wohl gefühlt hat, und es durch eine etwas veränderte Gedankenſtellung zu vermeiden glaubt. Jene Unverſtändlichkeit jedoch liegt gar nicht in den Worten und Ausdrücken, oder in der Terminologie, wie ſchwerfällig und barbariſch dieſe auch lauten mag, ſondern in dem ganzen fehlerhaften Geſichtspuncte und dem verkehrten Gedankengange dieſer identiſchen Welt-Anſicht ſelbſt, und kann durch keine Terminologie und keine noch ſo kunſtreiche Darſtellungsgabe völlig gehoben werden. Ganz anders iſt es da, wo die Philoſophie von dem wirklichen Gefühle deſſen ausgeht, was ſie will, und was ſie von jeher al. ihren Gegenſtand und Ziel vorausgeſetzt und geſucht hat. Hier liegt die Schwierigkeit nicht in der Sache ſelbſt, oder in der zum Grunde liegenden Anſicht; denn dieſe, wie ſie ſelbſt aus dem Leben und der innern Gefühlserfahrung hervorgegangen iſt, iſt auch eben ſo klar und verſtändlich wie die Geſtalt und Erſcheinung, oder der reine Eindruck des Lebens ſelbſt; hinreichend klar wenigſtens für das Leben und zur Anwendung in demſelben: und hinreichend verſtändlich für das verwandte Gefühl, auf welchem ſie ſelbſt beruht. Aber wie überall, ſo iſt es auch hier oft ſchwer, gerade für ein tief innerliches Gefühl die rechten, alles lebendig bezeichnenden Worte, die beſtimmt angemeßnen, und glücklich treffenden Ausdrücke zu finden. Daher glaube ich auch, daß es in der Philoſophie, wenigſtens für eine ſolche, welche von dieſem Standpuncte des Lebens und des lebendigen Gefühls ausgeht, durchaus viel beſſer und angemeßner iſt, wenn man, anſtatt ihre Gedanken und Begriffe in die Feſſeln einer ſtarr fixirten und unabänderlich beſtimmten Terminologie zu ſchlagen, was vielleicht für andre auf eine ganz beſtimmte Sphäre eng beſchränkte Wiſſenſchaften nützlich und heilſam ſein, und faſt nothwendig werden oder ſcheinen kann, hier dieſes ſorgfältig zu vermeiden ſucht, eben daher die Ausdrücke lieber recht oft variirt, den ganzen Reichthum der Sprache in der mannichfachſten Fülle der wiſſenſchaftlichen, und auch der bildlichen und dichteriſchen Bezeichnungsweiſe, ja ſelbſt in allen Wendungen der geſellſchaftlichen Sprache aus allen Sphären des Lebens benutzt, um nur die Darſtellung durchaus lebendig, und im beſtändigen Wechſel der lebendigen Bewegung zu erhalten, um vor allem jenem todten Formelweſen zu entfliehen, zu welchem der Hang unſrer wiſſenſchaftlichen Vernunft ohnehin wie angeboren und erbeigenthümlich eingepflanzt iſt. So wie die lebendige Philoſophie ein höheres und helleres Bewußtſein oder ein ſich ſelbſt klar gewordnes Wiſſen, eine Art von anderem zweiten Bewußtſein im gewöhnlichen Bewußtſein iſt, ſo bedarf ſie zu ihrer Bezeichnung und Darſtellung auch eine Sprache in der Sprache; nur aber muß es eine fließend lebendige ſein, nicht aber ein feſt gewordnes Syſtem von todten Formeln. Ueberall her kann und mag die Philoſophie des Lebens ihre Ausdrücke nehmen und entlehnen, zunächſt aus dem Leben ſelbſt, und auch die flüchtigen, ſchnell vorüberfliehenden Ausdrucks-Formen und Wendungen der geſellſchaftlichen Converſations-Sprache können ihr manchmahl zur treffenden Bezeichnung dienen. Aber auch aus allen andern Wiſſenſchaften laſſen ſich ſolche herausfinden; und ſelbſt aus der zum Theile ſchon veralteten, ungeſchickten Terminologie und barbariſchen Schulſprache der ehemahligen deutſchen Philoſophie läßt ſich für die Sprache und den Reichthum der Sprache, deſſen die lebendige Philoſophie bedarf, ein Gewinn ziehen, und hie und da von einem einzelnen Ausdrucke, in einer ganz veränderten Anwendung, und in einem durchaus neuen, und dadurch nun wieder, oder auch nun erſt verſtändlich gewordnen Sinne ein glücklicher Gebrauch zur treffenden Bezeichnung deſſen machen, was ſo ſchwer zu bezeichnen iſt, und aller Bezeichnung oft zu entfliehen ſcheint. Nur ein todtes Gerippe von einer feſten Terminologie, ein Syſtem von leeren Formeln darf es nie werden. So lebhaft und feſt iſt meine Ueberzeugung in dieſem Puncte, ſo genau ſcheint mir derſelbe mit dem innern Weſen und Geiſte der wiſſenſchaftlichen Wahrheit ſelbſt zuſammen zu hängen; daß wenn es dieſer von mir ſeit den letzten Jahren verſuchten neuen Entwicklung der Philoſophie wiederfahren ſollte, wie es wohl manchesmahl ſchon in der deutſchen Literatur, und mit den wiſſenſchaftlichen Schul-Syſtemen in derſelben geſchehen iſt, daß Naturen, die dazu geneigt ſind, einzelne Begriffe und Ausdrücke aus dem Zuſammenhange des Ganzen herausnehmen, um ſie einzeln, im Kleinen, als eine bequeme Scheidemünze von leichterm Gehalt, ſchnell weiter zu geben, und in allgemeinen Umlauf zu ſetzen, wo dann alles eigenthümliche Gepräge der innern Wahrheit bald abgeſchliffen wird und verloren geht; ſo würde ich dieſer Ertödtung des lebendigen Geiſtes in dem an und für ſich nichts ſagenden Buchſtaben, auf alle Weiſe zu widerſtreben und entgegenzuwirken ſuchen, und lieber wenn es möglich wäre, alle bisher gebrauchten Ausdrücke fallen laſſen, und noch einmahl ganz andre und neue für dasſelbe Thema zu finden, oder zu erfinden ſuchen. Die Philoſophie des Lebens, d. h. die von dem Standpuncte des Lebens und des lebendigen Gefühls ausgehende, kann nun zwar nicht in dem Sinne eine allumfaſſende ſein, oder ſein wollen, wie jene andre von der Vorausſetzung, oder dem Scheine des nothwendigen Denkens anfangende, daß ſie den Inbegriff alles gedenkbaren Möglichen nach ſeinem ganzen Umfange vollſtändig auszumeſſen, und für immer feſt zu ſtellen ſich zutraute, oder ſich ſelbſt dieſe logiſche Allwiſſenheit beilegte; wohl aber kann auch ſie in dem Sinne eine allumfaſſende Wiſſenſchaft genannt werden, daß ſie den lebendigen Mittelpunct alles Lebens, und alſo auch alles Denkens und Wiſſens berührt, und recht zu ergreifen und richtig zu erfaſſen ſtrebt. Und wenn ſie nur dieſen Mittelpunct nicht verliert, nur immer wieder zu ihm zurückkehrt; ſo kann es ihr wohl geſtattet ſein, wenn ſie ſich in bald enger, bald weiter gezogenen Kreiſen um dieſen Mittelpunct herum bewegt, um ihn von allen Seiten zu beleuchten, und nicht zu früh an einer beſtimmten Gedankenſtelle feſt zu halten, oder in eine beſtimmte Ausdrucks-Form einzufaſſen; wenn ſie alſo die Ausdrücke, aus dieſem ganzen Umkreiſe alles Lebens und Denkens nimmt, wo ſie ſie findet, mit freier Auswahl, wo ſie ihr irgend als die treffendſten und glücklich bezeichnendſten erſcheinen, für das volle Gefühl, was ſo ſchwer in Worte zu faſſen iſt und doch nie ganz darin aufgefaßt und gefangen werden kann; und wenn ſie auch ſelbſt in der Gedankenfolge und in den mannichfach veränderten Wendungen derſelben, oft zu demſelben Ausgangspuncte, aber in erneuerter Stellung und Anſicht zurückkehrend, ſich derſelben Freiheit bedient. Die wiſſenſchaftliche Richtigkeit der wahren Denk-Methode, die eine lebendige ſein ſoll, iſt eine innere; ſie iſt unabhängig von allen jenen kleinen Aeußerlichkeiten und ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten, und kann neben denſelben ſehr gut beſtehen. So wie man im wirklichen Geſpräche, wo man über einen wichtigen Gefühlspunct ſich ausſprechen, und ihn für das gegenſeitige Einverſtändniß zur Sprache bringen, oder für die gemeinſame Ueberzeugung klar machen und gewinnen möchte, vorher eine oder die andre leiſe Anfrage hinwirft, eine Erzählung die zur Einleitung, ein Gleichniß, welches zum Uebergange dienen ſoll, oder auch eine nähere Erklärung, um einen vorauszuſehenden möglichen Mißverſtand wegzuräumen, oder um eine vielleicht ſchon vorgefaßte Meinung näher und ſchärfer zu begränzen, um den zu beſorgenden oder ſcheinbaren Widerſtreit zu löſen, oder verſöhnend auszugleichen, damit dann das endliche Reſultat der vollen Mittheilung deſto klarer und deutlicher vor dem geiſtigen Auge des Hörenden daſtehen kann; ſo glaubte auch ich eine Entſchuldigung darin zu finden, wenn ich in dieſem Vortrage, von dem ich wünſchte, daß er den Eindruck eines innerlich-dialogiſchen machen möchte, eben ſo verfahre, mich in dem ſcheinbar-rhapſodiſchen Gedankengange derſelben Freiheit bediene, nicht jede ſich darbiethende Epiſode zurückweiſend, ſondern manche ſolche zum beſſern gemeinſamen Verſtändniſſe ſchneller hinführend, ſogar für weſentlich haltend, oft auf denſelben Hauptbegriff mit mancher Variante des veränderten Ausdrucks wieder zurückkomme, um ihn in mannichfacher Zuſammenſtellung immer heller in's Licht zu ſetzen; wobei ich doch hoffe, daß deſſen ungeachtet, am Schluſſe Alles in wenige einfache Gedanken deſto klarer und allgemein-verſtändlicher zuſammengehen, und dann auch die innere Sprachregel, und richtige Zuſammenfügung in dem Ganzen, die rechte Wortſtellung, wenn ich es ſo nennen darf, die innere grammatiſche Ordnung des lebendigen Denkens, von welcher ich früher ſprach, nicht darin vermißt werden ſoll, wie unvollkommen und mangelhaft auch manches Wort, und mancher in Ermanglung eines beſſern gewählte Ausdruck im Einzelnen erſcheinen mag. Immer bleibt jeder Ausdruck, auch der beſte und treffendſte weit hinter dem Gefühle zurück; Gefühl iſt Alles, die volle Mitte des innern Lebens, der Punct, von dem die Philoſophie ausgeht und zu welchem ſie immer wieder zurückkehrt; man könnte, wenn der ſo ſehr herabgewürdigte Ausdruck nicht allzu ſeltſam klingt und auffällt, ſagen: es iſt die Quinteſſenz des Bewußtſeins; nach dem urſprünglichen Sinne des Wortes aber, welches allerdings aus einer ältern wiſſenſchaftlichen, und nichts weniger als flachen oder ſeichten Anſicht herſtammt, wo es eben das weſentliche Fünfte bedeutet, welches zu den vier entgegenſtehenden Endpuncten eines innerlich zertheilten Daſeins, oder auch den vier auseinander gehenden Richtungen einer eben ſolchen äußern Wirkſamkeit hinzukommt, iſt dasſelbe für dieſe Mitte des Bewußtſeins gar nicht ſo unpaſſend: denn allerdings iſt das Gefühl ein ſolches weſentliches Fünftes, ſowohl in Beziehung auf die vier großen Grundkräfte des innern Menſchen, ſo wie er uns in der Erfahrung gegeben iſt, als auf die dazwiſchen liegenden vier Nebenvermögen der zweiten Ordnung. Es iſt aber nicht bloß für dieſe volle Gefühlsmitte des innern Lebens kein Ausdruck jemahls ganz adäquat, ſondern es iſt auch oft ſehr ſchwer, alle die feinern Wahrnehmungen, Unterſchiede und Unterſcheidungen, welche darin liegen, oder von dieſem Mittelpuncte ausgehen, eben ſo genau in Worten zu bezeichnen und ſcharf zu ſondern, wie es deutlich empfunden wird. Selbſt das Aechte und Unächte in dem höhern und höchſten Gefühl, ſo klar und beſtimmt es auch vor dem innern Sinn verſchieden iſt, und von ihm empfunden wird, iſt oft ſchwer in der Sprache eben ſo ſicher zu unterſcheiden und ſo richtig zu charakteriſiren, daß jeder falſche Nebenſinn abgeſchnitten wird und keine Verwechslung mehr möglich iſt. Wie groß iſt nicht z. B. der Unterſchied jener zwiefachen Ironie in den dialogiſch-darſtellenden Werken der Philoſophie, nach jener in der Sokratiſchen Schule hergebrachten Weiſe und Form, oder in andren ähnlichen der neuern Dialektik; wo entweder im höchſten Uebermaaße des ſkeptiſchen Scharfſinns der unendliche Zweifel ſelbſt in der dialektiſchen Darſtellung als das letzte Ziel feſtgehalten wird, mithin dieſe eben daher eigentliche herbe und bittre Ironie, bloß auf der allgemeinen Verneinung beruht; oder wo dieſelbe gutmüthige liebevolle Ironie, wie die Platoniſche, mit der höchſten Begeiſterung für das Göttliche der höhern Wahrheit, innigſt verwebt, und faſt ganz Eins mit derſelben, oder wenigſtens unzertrennlich von ihr iſt, weil ſie eben aus dem Gefühle des eignen Unvermögens hervorgeht, die Fülle jenes Göttlichen, ſo wie der Geiſt es nach der Wahrheit erkennt, jemahls in Worte zu faſſen, und mit der Sprache ganz erreichen zu können. Und doch gränzen die Ausdrücke, die Wendungen des Geſprächs oder der Darſtellung oft äußerſt nah aneinander, und ſcheinen faſt ganz dieſelben, oder doch einander ſehr ähnlich zu ſein, während die innere Abſicht, der Geiſt, die Richtung der Denkart eine ſo durchaus verſchiedene und faſt entgegengeſetzte iſt. Selbſt das wahre Kunſtgenie und die bloße Nachahmung desſelben wird zwar in ſeiner Aeußerungsweiſe und ſeinen Hervorbringungen im Gefühle ſelbſt wohl leicht erkannt, doch fehlt es uns oft an Worten, um den Unterſchied genau bezeichnend ſcharf zu charakteriſiren, und im beſtimmten Urtheile feſt zu halten. So iſt freilich wohl, um gleich bei dieſem Thema von Witz zu bleiben, ein gewaltſam erzwungner Humor, in der ermüdend-manierirten Wiederhohlung und Fortführung, jenes Uebermaaß des erkünſtelten Witzes und die leere Spielerei damit, ſehr unterſchieden von der überſchäumenden Fülle eines wahrhaft poetiſchen Witzes, wo das genialiſche Leben einer fröhlichen Fantaſie überall hervorſprudelt, und ſelbſt eine tiefere poetiſche Begeiſterung, durch die fliegenden Farbengewänder des bunten Scherzes hindurch ſchimmert: und doch iſt es auch hier oft ſchwer, ſich über den Eindruck und Unterſchied zu verſtändigen, ſo daß manche Täuſchung oder Verwechslung, ſelbſt in dem allgemeinen Urtheile darüber möglich bleibt, oder wirklich Statt findet. In der Sphäre des Gefühls iſt das bloß Nachgemachte, dem Urſprünglichen und Wahren nicht ſelten in der Sprache, wenigſtens im Einzelnen ſo täuſchend ähnlich, daß oft erſt am Ende und Schluſſe des Ganzen, das Urtheil ſich ganz beſtimmt entſcheidet, und zur Bezeichnung desſelben keine anderen Worte übrig bleiben, als die einfachen Worte: wahr und tief gefühlt; oder, unächt, bloß nachgeſprochen und innerlich leer. Glauben, Hoffnung und Liebe, dieſe drei ſo oft zuſammen genannten, und auch wirklich noch verſchwiſterten, und im innigſten Zuſammenhange mit einander ſtehenden geiſtigen Eigenſchaften, Seelenzuſtände, Lebens-Motive, oder innere Organe des ſittlichen Gefühls, oder auch entſchiedene Acte und mannichfache Aeußerungs-Formen einer auf das Gute und Göttliche gerichteten Geſinnung, und wie man ſie immer ſonſt noch bezeichnen mag oder will, werden uns von der Einen Seite als das vollſtändige Grund-Schema und allumfaſſend-bedeutende Symbol des ganzen höhern Lebens dargeboten, und wenn ſie das ſind, dann ſind ſie es zugleich auch für alles höhere Denken und Wiſſen, inſofern dieſes ein lebendiges ſein, und alſo auf dem Leben beruhen ſoll; auf der andern Seite ſehen wir dieſes allumfaſſend-bedeutende Symbol des innern höhern Lebens, wie ich es nannte, nur zu oft, und zwar nicht immer bloß in äſthetiſch-frömmelnden Gedichten, ſondern hie und da wohl in manchen ſehr flachen Erbauungs-Schriften, zu einer ganz leeren, im Grunde ſelbſt eiteln, und die Eitelkeit wieder nährenden Spielerei der erſchlafften Fantaſie mit den heiligſten Gefühlen; ſo daß auch hier eine ſtrenge Sonderung des Aechten und Unächten ſehr nothwendig iſt, und unſre ganze Aufmerkſamkeit verdient und in Anſpruch nehmen muß. Allein in dem feierlichen Ernſt und angenommenen Pathos, mit welchem jene Begriffe und Gegenſtände ausgeſprochen oder überall, wo man ihnen naht, berührt werden, liegt es nicht; vielmehr iſt es oft gerade der Pomp der äußern Redensarten, worin ſich das Unächte und bloß Affectirte anmeldet. Wenn aber jenes Symbol des innern religiöſen Dreiklangs zugleich den Grundaccord enthält von jedem dem Guten gewidmeten, und auf das Göttliche gerichteten höhern Leben, ſo muß dieß nicht allein von dem innern, ſondern auch von dem äußern Leben gelten; ja es muß ſich dieſes Schema der ſittlichen Grundbegriffe auch im gewöhnlichen Leben und in den wirklichen Verhältniſſen desſelben wieder finden; wo es denn der Wahrheit am angemeſſenſten iſt, auch in der natürlichſten Weiſe ganz ſchlicht und unbefangen von dieſen erſten Elementen alles innern, und jedes beſſern Lebens zu reden, wobei ſich die heilige Scheu vor dem, was das Höchſte in der Menſchheit iſt, doch wohl in dem innern Zartgefühl der Behandlung ſichern läßt, ohne alle Pedanterie der Erhabenheit oder den ſentimentalen Anſtrich der bloßen Förmlichkeit. Ich habe mit Hinſicht auf das Ziel der Wiſſenſchaft, vorzüglich nur bei jedem dieſer drei Elemente des höhern Bewußtſeins, das Wahre und Aechte von dem nebenher laufenden Unächten, und nicht auf dem rechten Grunde Beruhenden gleich zu Anfang ſtreng abzuſondern; beim Glauben, den innern, lebendigen, ſelbſtgefühlten, auf dem eignen Gefühl der ſelbſterlebten Erfahrung und der Liebe beruhenden Glauben von dem nachgemacht-erkünſtelten, bloß von außen angenommenen zu unterſcheiden geſucht; dann bei der Hoffnung mich zu zeigen bemüht, daß es neben der beſchränkt-egoiſtiſchen, leidenſchaftlichen Partei-Hoffnung, deren Erwartungen niemahls, oder nur zu ihrer eignen Strafe und Beſchämung in Erfüllung zu gehen pflegen, auch noch eine andre, höhere, allerdings göttliche und heilige Hoffnung giebt, die uns nicht bloß in der Kunſt und Poeſie ſo magiſch anſpricht, ſondern die wir auch im wirklichen Leben feſthalten dürfen und ſollen, und die, wenn ſie auch mit Recht die ewige genannt wird, doch in einzelnen Momenten und dazu vorherbeſtimmten Geſchichts-Epochen, oft nachdem ſie lange vergeblich erwartet war, vielleicht in andrer Geſtalt, als die, welche man ihr im Voraus geliehen hatte, ganz unerwartet und überraſchend in voller Herrlichkeit und Klarheit der endlichen Erfüllung hervortritt. Eben ſo nur iſt bei dem Begriff der Liebe, da die irdiſche Neigung ſo oft nur vorübergehend, oder mit dem Trugbilde der Leidenſchaft verwechſelt, vielleicht gar ganz blind iſt, hinzudeuten wenigſtens auf eine andre, höhere Liebe, die eine bleibende ewige, und die zugleich ſehend und eine wiſſende wäre; denn nur dieſe kann für die Erkenntniß der Wahrheit, für das Verſtändniß des Lebens, für die hier geſuchte Wiſſenſchaft vom Menſchen, beſonders vom innern Menſchen, einen eigentlichen Werth haben, und von einer wahrhaft fördernden Mitwirkung zum Ziele ſein. — Nachdem aber dieſe drei Principien, welche den Grund-Accord des höhern intelligenten Gefühls für jene Wiſſenſchaft und ſelbſt für die Religion bilden, zugleich auch, in einer etwas geringern Dignität genommen, die bewegenden Motive und herrſchenden Potenzen im wirklichen, äußern, gewöhnlichen Leben ſind; indem wir faſt keinen Schritt im Leben wirklich vorwärts thun können, ohne dabei irgend eine Vorausſetzung des Vertrauens, irgend eine nicht mathematiſch erwieſene Annahme, oder die wenigſtens jetzt, wo uns der Moment zum Handeln drängt, nicht mehr vollſtändig nach der Kunſt analytiſch genug zu zergliedern möglich iſt, im vollen Glauben auf das Ganze zum Grunde legen, und davon als erſter Baſis ausgehen; nachdem auch die Hoffnung, in irgend einer Richtung und Form als das eigentliche innere Triebrad unſrer ganzen Exiſtenz erkannt wird; die Liebe aber, irgend eine rechte oder falſche, höhere, gemiſchte, oder geringere, wo nicht bloß täuſchende, immer den ganzen Inhalt des Lebens und den vollen Genuß daran, ja eigentlich das Leben ſelbſt bildet: ſo möchte ich wenigſtens den Unterſchied zwiſchen einem bloß räſonnirten Vertrauen und einem aus Vernunftgründen, bloß von außen angenommenen Glauben, von dem ſelbſtgefühlten, aus der eigenen Erfahrung und Liebe mit innigſter Ueberzeugung lebendig hervorgegangenen, auch an einem oder dem andern Beiſpiele aus dem wirklichen Leben und den gewöhnlichen Verhältniſſen desſelben, nicht ſowohl nachweiſen, als nur in Erinnerung bringen, daß die Sache ſchon von ſich ſelbſt einleuchtet; um jenen Unterſchied ſelbſt auch in der höhern Region dadurch deſto deutlicher vor Augen zu ſtellen. Setzen wir z. B. daß für einen bedeutend Kranken in einem ſehr leidenden Zuſtande ein Arzt geſucht wird, der helfen und retten kann. Der, welcher uns empfohlen wird, hat einen berühmten Nahmen, neben der Wiſſenſchaft auch eine lange Erfahrung, ein feſtes Urtheil; es wird verſichert, daß er viele höchſt glückliche Kuren vollendet, daß er nie einen Kranken verwahrloſt hat; daß er dabei ſehr theilnehmend, aufmerkſam vorſorgend iſt. Alles dieß iſt ſehr empfehlend, aber er iſt uns fremd, es bleibt eine gewiſſe Scheu und Zurückhaltung, es iſt noch nicht das volle Vertrauen da. Wie ganz anders iſt es da, wo wir das alles ſchon ſelbſt erfahren, die große Anſicht, den Reichthum ſeiner Hülfsmittel, den genialiſchen Tiefblick im gefahrvollen Moment wirklich geſehen und erlebt haben, wenn wir ihm die Rettung eines geliebten Lebens, die eigne kaum gehoffte Herſtellung in dankbarer Erinnerung zuſchreiben müſſen? Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen einem räſonnirten Vertrauen aus vernünftigen Gründen, und einem perſönlichen Glauben aus eigner Erfahrung und lebendiger Ueberzeugung. Im Grunde iſt dieſes Gleichniß wohl nicht ſo weit entlegen, ſondern nahe an die Sache ſelbſt gränzend, wenn es anders wahr iſt, daß wir auch an der Seele oft krank, oder wenigſtens ſehr leidend ſein können, und daß uns auch in der Religion nicht bloß ein unerbittlicher Geſetzgeber der ſtarren Vernunft, ein ſtrenger Richter der ernſten Wahrheit, ſondern auch ein menſchenfreundlicher weiſer Arzt, theilnehmend und hülfreich entgegen tritt. Oder nehmen wir einen andern Fall, wo das gewählte Beiſpiel noch tiefer oder näher an die eigentliche Wurzel der innerſten geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſe tritt. Es ſoll ein ausgezeichneter Mann, wie es doch manchmal geſchieht, eine dauernde Verbindung mit einer jungen Perſon eingehen, die er nur ſehr wenig, oder ſo gut als gar nicht kennt. Von Seite des Standes, des Vermögens, ſelbſt der äußern Annehmlichkeit und Geſtalt, oder auch eines oder des andern hervorſtechenden Talents, ſind ihm alle nur zu wünſchende Verſicherungen gegeben. Es fragt ſich nun, ob er auch das Vertrauen in die Geſinnung und den Charakter haben kann, welches doch zu einer Verbindung für das Leben vernünftiger Weiſe vorausgeſetzt wird, oder vorangehen muß, nachdem der jugendlich verſchloſſene Charakter, alle ſittlich-ſchönen, edlen, herrlichen Anlagen, welche darin liegen, aber auch alle leidenſchaftlich gewaltſamen Elemente, welche vielleicht noch verborgen darin ſchlummern können, erſt mit der vollen Entwicklung der Liebe und des Lebens ganz zu entfalten pflegt. Sie hat die vortrefflichſte Erziehung erhalten, ſie hat den unbeſcholtenſten Ruf, die ganze Familie genießt der ausgezeichnetſten Achtung, ſie wird überall in der Geſellſchaft vorgezogen, nicht bloß der äußern Verhältniſſe, ſondern ihrer eignen liebenswürdigen Eigenſchaften wegen; eine andre Frau von ſchon ganz bewährtem Charakter hat die günſtigſte Meinung von ihr, liebt ſie als Freundin wie eine jüngere Schweſter oder eigne Tochter. Alles das ſind vielleicht hinreichende Garantieen, vernünftige Gründe zu einem vorgefaßten Vertrauen in einem ſolchen Falle, auch ohne nähere Bekanntſchaft. Wie groß aber iſt nicht der Abſtand, und wie ganz anders iſt das Verhältniß, wenn ſie ihm ſelbſt in der perſönlichen Bekanntſchaft, ſobald dieſe eintritt, durch ihr ganzes Benehmen dieſes volle Vertrauen einflößt, und er nicht bloß durch den äußern Eindruck beſtochen, ſondern noch ganz abgeſehen und unabhängig davon, alle die innern Eigenſchaften der Seele in ihr bemerkt, ſieht und empfindet, welche für ihn wenigſtens eine feſte Einigkeit und glückliche Innigkeit des gemeinſamen Lebens begründen können. Es laſſen ſich wohl ſchwer für die individuelle Anwendung allgemeine Regeln aufſtellen für die richtige Gränzlinie zwiſchen einem bloß anräſonnirten und nur äußerlich begründeten Vertrauen, und einem durchaus perſönlichen und innig ſelbſtgefühlten im Leben und in der wichtigſten Angelegenheit und den entſcheidendſten Momenten deſſelben. Sehr oft kann, was anfangs ein bloß vorgefaßtes allgemeines Vertrauen aus vernünftiger Ueberlegung war, ſchnell und ganz beſtätigt in das innigere Vertrauen des eignen Gefühls übergehen. Und ſo wie es im Leben iſt, — und eben dieſe ganz unbefangne und natürliche Vergleichung deſſelben und aller ſeiner Ereigniſſe und Verhältniſſe mit den entſprechenden Begriffen einer andern geiſtigen Region, dürfen wir nicht ängſtlich meiden, ſondern ſollen vielmehr durch ſie, und dieſe recht vertraut und anſchaulich machen, — eben ſo geſchieht es nun auch oft in der Sphäre des höhern Glaubens, in Beziehung auf Religion und Wiſſenſchaft, daß, was anfangs bloß ein Vernunftglauben war, ſpäterhin in einen tiefen und innigen Gefühlsglauben von Stufe zu Stufe umgewandelt, und immer feſter, perſönlicher, ja faſt bis zu einer innern Anſchauung der lebendigen Wahrheit geſteigert wird. Als erſten Anfang, um nur erſt aus dem Vernunftunglauben herauszukommen, als die Grundlage des Beſſern für eine weitere und höhere Entwicklung, mag daher auch der Vernunftglaube mit Achtung angeſehen, und nach Billigkeit beurtheilt werden. Als abgeſchloſſenes Syſtem aber, nach der wiſſenſchaftlichen Strenge, und eine Anſicht gegen die andre geſtellt, kann die Entſcheidung keine andere ſein, als daß der ſelbſtgemachte Vernunftglauben eigentlich doch nur ein Surrogat des Glaubens ſei, und nicht dieſer ſelbſt, der an ſich genommen, ein lebendiger und perſönlich ſelbſt gefühlter, und eben daher auch durchaus liebevoller ſein muß, der auf der Liebe beruht, und aus ihr hervorgeht. Eigentlich ſind alle dieſe drei Elemente des höhern Lebens unzertrennlich; und es läßt ſich für die individuelle Anwendung auch wohl ſehr ſchwer eine allgemeine, und für alle einzelnen Fälle unwandelbar geltende Regel aufſtellen, in welcher Ordnung dieſe drei Gefühlszuſtände und Stufen der innern Seelen-Entwicklung immer auf einander folgen müſſen oder folgen ſollen. Sie ſind weſentlich Eins und unzertrennlich; wie der Glaube und die Hoffnung auf der Liebe beruhen, ſo iſt auch die Liebe von jenen beiden abhängig, und zwar gilt dieß von jeder ächten Liebe im wirklichen Leben, wie auf dem höhern Gebiethe. Wird ihr der Glaube feindlich zerſtört, ſo verliert ſie auch die Hoffnung und die innre Wurzel ihres fernern Daſeins; wird ihr die Hoffnung ganz abgeſchnitten, ſo verliert ſie dadurch zwar noch nicht den Glauben an ſich und ihren Gegenſtand, aber ſie verzehrt ſich meiſt ſelbſt in eigner Zerſtörung. Dasjenige, worin alle drei völlig vereinigt ſind und ganz in Eins verſchmolzen, iſt die Begeiſterung. Jede ächte Begeiſterung beruht auf irgend einem erhabenen und erhebenden Glauben, ſie iſt ſelbſt eine Art und Form der höhern Liebe, und ſie ſchließt eine große und göttliche Hoffnung in ſich; dieß gilt auch von der Vaterlandsliebe und von der künſtleriſchen Begeiſterung, und nicht allein von der religiöſen, welche mit der wiſſenſchaftlichen am nächſten verwandt iſt, beſonders ſo wie die Alten dieſe — nähmlich die wiſſenſchaftliche — nehmen, und nach der Stelle, welche ſie vorzüglich in der Platoniſchen Philoſophie einnimmt. Indeſſen bleibt doch ein weſentlicher Unterſchied; die Begeiſterung iſt nur ein erhöhter Zuſtand des Bewußtſeins, der als ein bloß vorübergehender angenommen wird, wenn er auch an ſich bleibend ſein ſollte und könnte, und ſo, nähmlich von einem vorübergehenden Zuſtande pflegt man den Begriff ſelbſt ſchon zu verſtehen. Jene drei innern Elemente aber ſind die eines ganzen fortwährend erhöhten, oder überhaupt höhern Bewußtſeins. Und dieſes iſt eben jenes dreieinig wirkſame, vollſtändig wieder vereinigte, fruchtbar lebendige Bewußtſein, auf welches ich von Anfang an fortwährend hingedeutet habe, mit der Behauptung, daß wir aus dem gewöhnlichen vierfach getheilten, einſeitig zerriſſenen Bewußtſein, ſo wie es jetzt iſt, aber nicht alſo ſein ſollte, noch auch urſprünglich ſo geweſen ſein kann, wieder in jenes lebendige und höhere Bewußtſein zurückkehren, oder uns wieder dazu erheben müßten; welche Rückkehr zum wahren Bewußtſein, eben die Bedingung der wahren Philoſophie, ja eigentlich dieſe ſelbſt ſei. Will man nun dieſes wieder hergeſtellte, höhere oder auch erhöhte Bewußtſein, und jene drei Elemente desſelben in den Einen Nahmen der Begeiſterung zuſammenfaſſen, ſo muß hinzugefügt werden, daß es nur Eine, allgemeine, höchſte und auf das Göttliche gerichtete Begeiſterung ſei, und zwar eine dauernd bleibende, und mit der klarſten Beſonnenheit zugleich vereinbare und wirklich vereinte. Inſofern jedoch ein ſolcher allerdings ſehr hoch geſtellter und erhaben gefaßter Begriff von der wahren Begeiſterung in der Platoniſchen Philoſophie gefunden wird, und überall darin vorherrſcht, kann man ſagen, daß das Weſentlichſte von jenem Dreiklang der chriſtlichen Geſinnung ihr nicht ganz unbekannt geweſen, obwohl ſie die Idee des Glaubens und der Hoffnung in dieſer Form und Theilung oder Richtung nicht kennt, ſondern alles dieſes in Eins zuſammenfaſſend, von jenen Dreien eigentlich nur die Liebe in ſolcher Weiſe nahmentlich hervorhebt, welche ſie als die Grundlage der Wiſſenſchaft aufſtellt, jener Wiſſenſchaft, von welcher hier allein die Rede ſein kann, nähmlich der des innern und höhern Lebens; indem ſie dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt, nur als eine ganz zu Verſtande gekommne, und eben darin feſt gewordne und in die höchſte Klarheit aufgegangene Liebe betrachtet.

In Beziehung auf die früherhin ſchon öfter erwähnten drei Principien des lebendig-zuſammenwirkenden, ungetheilt-vollſtändigen Bewußtſeins, Geiſt, Seele und Sinn, dürfte das Verhältniß dieſer drei Eigenſchaften etwa folgendes ſein. Der Glaube iſt ein Act des Geiſtes, durch welchen das höhere Gefühl unterſchieden und von allen Unweſentlichen geſondert, reiner und geiſtiger erfaßt, als intelligentes Gefühl, mithin zugleich als Urtheil feſtgeſtellt, und im bleibenden Begriff zuſammengehalten wird. Die Liebe iſt die Richtung oder die Hinwendung der ganzen Seele auf das Höhere und Göttliche, ja auf Gott ſelbſt; die Hoffnung aber iſt das neue Leben, was aus beiden hervorgeht; und in welchem die göttliche Idee wirkſam und wirklich wird, oder auch der innere Sinn, und die fruchtbare Empfänglichkeit für dieſe göttliche Idee und ihre einwirkende Kraft.

Die nächſte Aufgabe iſt aber hier für dieſe Stelle und Stufe der ganzen Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeins, und der darin zu erreichenden Gewißheit, das innere Weſen der Wiſſenſchaft ſelbſt genau zu beſtimmen und zu bezeichnen, was denn das Wiſſen ſelbſt iſt? wie es geſchieht und zu Stande kommt? dann den Urſprung des der Wiſſenſchaft entgegenſtehenden und die Gewißheit heimlich täuſchenden, oder untergrabend vernichtenden Irrthums zu erklären; und eben dadurch auch den Zweifel und die Frage über den allgemeinen Zweifel zu löſen, nach dem die Stelle, welche ihm im menſchlichen Verſtande anzuweiſen iſt, beſtimmt ſein wird. Und dann erſt wird ſich über das Verhältniß vom Glauben und von der Begeiſterung, von der Liebe und Offenbarung zur Wiſſenſchaft, eine vollſtändige, beſtimmte und mehr befriedigende Antwort finden und geben laſſen.

Ehe ich aber die einzelnen Elemente, aus welchen das Wiſſen beſteht, das Verſtehen und Begreifen, welche beſondere Arten oder Stufen deſſelben bilden, dann das Erkennen, welches auch noch von dem Wiſſen überhaupt unterſchieden werden muß, endlich die verſchiedenen Formen des Denkens, das nothwendige der Vernunft und das mögliche der Fantaſie, ſo wie das wiſſende Denken eines Wirklichen beſtimmter aufzufaſſen, und in ihrer charakteriſtiſchen Verſchiedenheit genauer zu bezeichnen verſuche, um daraus alsdann eine vollſtändige Idee des Wiſſens ſelbſt und der Wiſſenſchaft zu ſchöpfen; möchte ich vorher noch eine allgemeine Bemerkung über die Art von Gewißheit und Wiſſenſchaft voranſchicken, welche man in der Philoſophie erwarten darf und zu ſuchen hat, nach dem hier zum Grunde gelegten Begriff von dieſer edelſten und höchſten menſchlichen Wißbegier, und werde dabei als äußern Stützpunct die Aeußerung eines ſehr berühmten Denkers über ſein eignes Syſtem zum Grunde legen, oder zur Veranlaſſung nehmen. Nun iſt zwar das Syſtem des Spinoza, denn dieſer iſt es welchen ich hiebei im Sinne habe, ſeiner Dunkelheit und Unverſtändlichkeit wegen ſehr verrufen; allein jene Aeußerung oder Selbſtbeurtheilung ſeines eignen Wiſſens, die mir hier zum bequemen Uebergange dienen ſoll, iſt ganz unabhängig davon, und iſt für ſich genommen durchaus klar und allgemein verſtändlich, wie es gleich von ſelbſt einleuchten wird, ſobald ich ſie mit ſeinen eignen Worten anführen werde. Die Unverſtändlichkeit ſeines Syſtems durfte übrigens wohl in der Sache ſelbſt, in dem Inhalte und dem ganzen darin genommenen Standpuncte des Denkers liegen, nicht aber in der Methode und Darſtellungs-Form. Denn dieſe iſt vielmehr, die Weiſe und den Gang des mathematiſchen Wiſſens auch für die Philoſophie einmahl zugegeben, ſehr vortrefflich, in der vollkommnen Beſtimmtheit und klaren Präciſion aller Begriffe und Beweiſe, ja ſelbſt im Vortrag und Ausdruck, ſo weit dieß in der neu lateiniſchen wiſſenſchaftlichen Schulſprache möglich iſt, die kaum irgendwo ſonſt ſo übereinſtimmend ausgebildet und mit dieſer Leichtigkeit behandelt erſcheint. Ueber das Syſtem ſelbſt und über die Stelle, welche demſelben nach dem hier für die Philoſophie des Lebens genommenen Standpuncte anzuweiſen iſt, wird es kaum nöthig ſein, mich weiter ausführlich einzulaſſen, oder zu erklären; da dieſes eigentlich ſchon geſchehen und das darüber zu fällende Urtheil ſchon in dem Vorhergehenden vollkommen enthalten iſt. Es liegt in jener Auseinanderſetzung wo ich von den zwei verſchiedenen Richtungen, oder Anſichten ſprach, welche dem Geiſte des Nachdenkenden in ſeinem höhern Streben nach Wahrheit und Wiſſenſchaft am Scheidewege des Zweifels oder des Glaubens, des einen oder des andern Wiſſens zur Wahl vorliegen, oder vorgelegt ſind. Die eine von jenen beiden Weltanſichten beruht auf der Idee von dem lebendigen, dreieinigen Gotte, welchen der Glaube feſthält, welchen die Liebe ſucht, und auf welchen unſre ganze Hoffnung geſtellt iſt; und in dieſer Vorausſetzung iſt alsdann, was ganz weſentlich und unzertrennlich damit zuſammen hängt, die Welt nicht ſelbſtſtändig, ſie hat einen Anfang gehabt, ſo wie wir es alle gelehrt worden ſind, und iſt von Gott aus Nichts erſchaffen worden. Oder aber nach dem andern Syſtem, und mehr als dieſe beiden dürfte es wohl für eine tief und gründlich eingehende wiſſenſchaftliche Philoſophie überhaupt im Weſentlichen nicht geben, hat die Welt keinen Anfang gehabt, iſt ſelbſt ewig und Eins mit Gott; ja es iſt überhaupt Alles Eins, und auch das nothwendige Denken und das nothwendige Sein ſind nicht eigentlich und weſentlich verſchieden, ſondern nur zwei verſchiedene Seiten oder andre Formen desſelben Einen, ewigen und nothwendigen Weſens. Für die mit der höchſten Conſequenz vollendet durchgeführte, gelungenſte wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſes Syſtems nun, wird das Werk des Spinoza, nach dem Urtheil aller Kenner der damahligen wie der jetzigen Zeit gehalten, ein Urtheil, welchem ich in ſo weit vollkommen beiſtimme. Welche Wahl nun eine Philoſophie des Lebens, welche alles Göttliche, Gott ſelbſt, wie er in dem innern und höhern Bewußtſein und Leben gefunden wird, nur ſich ſelbſt klar zu machen ſucht, und Ihn als ein Gegebenes der innern ſo gut als der äußern Offenbarung annimmt und betrachtet, zwiſchen jenen beiden Syſtemen zu treffen, für welche von jenen beiden Weltanſichten ſie ſich zu entſcheiden hat, entweder für den Glauben an den lebendigen Gott, oder für den Alles andre dann nach ſich weiter beſtimmenden Grundbegriff von dem Einen nothwendigen Weſen, welches zugleich Welt und Gott iſt, und nach welchem auch das Denken und Sein als identiſch betrachtet wird; darüber kann wohl nicht der mindeſte Zweifel obwalten, ja eigentlich nicht einmahl die Frage davon ſein, oder dieſelbe kaum noch als ſolche auch nur aufgeworfen werden. Es liegt darin ſchon von ſelbſt, der aus dieſem Standpuncte hervorgehende Ausſpruch über jenes andre nothwendige Welt-Syſtem des berühmten Denkers mit einbegriffen, daß dasſelbe ganz zu verwerfen, und grundfalſch ſei. Indeſſen braucht oder darf vielmehr hiebei nicht das mindeſte weiter Gehäſſige jenem Urtheil beigemiſcht werden. Gerade der ausgezeichnet große und ganz überlegene Geiſt, die einfache gerade Geſinnung, wenn ſie einmahl einen falſchen Ausgangspunct genommen haben, gerathen oft in die tiefſten, oder wie ſie wohl auch genannt werden, die kräftigſten Irrthümer. In jedem Falle aber muß der Mann ſelbſt von ſeinem Syſtem, wie ſtreng auch über dieſes das Urtheil ausfallen mag, getrennt werden. Eigentlich kann man es dem Spinoza, der als geborner Hebräer ganz außer dem Chriſtenthume ſtand, und daſſelbe wohl nie anders als mit angebornem entſchiednen Vorurtheil betrachtet hatte, nicht einmahl ſo ſehr zum Vorwurfe machen, wenn ſein Syſtem mit der Religion nicht übereinſtimmt, oder auf das Heftigſte gegen dieſelbe anſtößt; wenigſtens lange nicht ſo ſehr, und nicht in dem gleichen Maaße, wie es ſo vielen andern, die nicht dieſe Entſchuldigung haben können, zum Vorwurf gereicht, wenn ihre ganze Denkart und wiſſenſchaftliche Anſicht auf eine viel flachere, mehr triviale und ganz gemeine Art, durchaus gegen die Religion gerichtet, und feindlich zu ihr geſtellt iſt. — Die erwähnte Aeußerung des berühmten Denkers über ſich ſelbſt, ſein ganzes Unternehmen und Werk oder eignes Syſtem, iſt in den vertrauten Briefen enthalten, und lautet dahin: „ob ſeine Philoſophie die beſte ſei, das wiſſe er nicht, oder wolle er nicht entſcheiden; daß er aber die wahre gefunden habe, deſſen ſei er gewiß." Dieſes alles lautet ſehr beſcheiden; war es auch vielleicht wirklich in ihm der Geſinnung nach und ſo gemeint; dennoch liegt ein Anſpruch darin, den wir nicht können gelten laſſen. Spinoza nimmt hier das Wort Philoſophie, nicht in dem alten urſprünglich griechiſchen Sinne. Bei den Griechen hatten nur die Sophiſten ihren Nahmen hergeleitet von der vollendeten Weisheit und vollkommnen Wiſſenſchaft; die Anhänger der Philoſophie hingegen, beſonders ſeit Sokrates und in der ganzen Sokratiſchen Schule, erklärten die Philoſophie, wie auch der Nahme ſelbſt es bezeichnet, als die höchſte Wißbegier und als das wiſſenſchaftliche Streben nach der göttlichen Wahrheit; und dieſes iſt der weſentliche Punct einer totalen Verſchiedenheit der

Anſicht, uber dieſes ganze Streben, was nun ſchon ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden ſich in der Menſchheit fortentwickelt, ohne jedoch irgend jemahls noch zum ganz vollendeten Abſchluß, oder auch nur zu einer vollkommnen und allgemeinen Uebereinſtimmung gelangt zu ſein; ſo daß ſchon von dieſer Seite dieſer Sokratiſche Begriff der Philoſophie, welcher auch der meinige iſt, dadurch eine Art von hiſtoriſcher Beſtätigung erhält vor jenem andern mathematiſchen. Unſer Autor aber verſteht unter der Philoſophie, wie dieß ſchon aus ſeinem Syſteme ſelbſt hervorgeht, ebenfalls ein vollkommnes Wiſſen, die vollendete Wahrheit, oder wie man es ſonſt nennen würde, die ewige Weisheit. Iſt aber dieſes, wenn auch nicht in der Ausdehnung des alle Einzelnheiten wirklich in ſich enthaltenden Umfangs, doch wenigſtens intenſiv, eine eigentliche Allwiſſenheit, von der ſelbſt jene andre auch nach außen allumfaſſende nur die weitre Entfaltung und volle Entwicklung des innerlich ſchon Vorhandnen ſein würde; und kann eine ſolche unendliche Wiſſenſchaft und Allwiſſenheit wohl einem andern beigelegt werden als allein Gott? Wenn wir aber dieß einmahl anerkennen, ſo dürfte es dann auch der Wahrheit angemeßner ſein, zu ſagen und die Sache ſo anzuſehen, als befände ſich der Menſch hier nur in einem Zuſtande der Vorbereitung, und höchſtens einer von Stufe zu Stufe weiter fortſchreitenden allmähligen Annäherung zu dem höchſten Wiſſen. Wenn jener Theil von Wahrheit und Wiſſenſchaft, der uns beſchieden und der für uns erreichbar iſt, nur wirklich für das Leben hinreicht und hinreichend befunden wird; ſo könnten oder ſo müßten wir vielmehr wohl eigentlich damit zufrieden ſein. Vielleicht aber dürfte das, was an ſich erreichbar iſt, ſo groß und ſo umfaſſend ſein, daß es noch nie ein Menſch wirklich erreicht hat; und warum ſollten wir es nicht in jedem Falle erwarten können, wenn es dabei doch ſicher bleibt, daß jeder Menſch am Schluſſe dieſer Vorübungs-Stunde auf die Ewigkeit, die wir Leben nennen, auf einem oder dem andern Wege zur vollkommnen Gewißheit, Klarheit und Einſicht über ſich ſelbſt, über die Welt, und auch über Gott und deſſen Verhältniß zu beiden gelangen wird? — Wenn man die letzte Hälfte in dem eignen

Urtheile des berühmten Denkers über ſich ſelbſt, nur für eine reine aus ſeinem ganzen Syſteme ganz natürlich hervorgehende und weſentlich damit zuſammenhängende Selbſttäuſchung halten, und ſie nur als eine ſolche betrachten und dafür erklären kann; ſo iſt auch ſelbſt bei der erſten Hälfte der ganzen Selbſtbeurtheilung noch manche weſentliche Einſchränkung und andre Modificationen hinzuzufügen oder entgegen zu ſtellen. Die beſte Philoſophie kann die des Spinoza gewiß nicht genannt werden, da ſie auf ein in dieſem Gebiethe ganz irriges Ziel des mathematiſchen Wiſſens ausgeht, da ſie mit dem grundfalſchen Ausgangspuncte der eingebildeten unbedingten Nothwendigkeit, als der urſprünglich erſten und letzten Vernunft-Täuſchung anfängt; beſſer aber iſt ſie unſtreitig als ſo manche andre, nicht minder unrichtige, dabei aber ſeichte und flache, in ihrer Halbheit und Miſchung noch verderblichere Syſteme. Die kräftigen Irrthümer, wie es in der alten Sprache heißt, ſind es, welche der mitten in der halben Entwicklung ſtecken gebliebnen Wiſſenſchaft oder Denkkraft zum Durchbruche auf eine höhere Stufe der Wahrheit verhelfen, als heilſame Kriſis des Uebergangs; und inſofern mag jene an ſich nicht gute Philoſophie ſogar, obwohl in einem ſehr relativen Sinne eine gute, d. h. eine ſolche genannt werden, deren Studium ein vorübergehend heilſames und nützliches ſein kann, nähmlich für dasjenige Individuum, die Nation oder das Zeitalter, welches in dem Zuſtande der Kriſis zu einem ſolchen Uebergange ſich gerade befindet, und welches dieſer Nahrung gewachſen iſt, und ein ſolches Syſtem des kräftigen Irrthums in ſich gedeihlich, und zum Guten zu verarbeiten im Stande iſt. Daß dieſes Urtheil nicht allzu billig, oder übertrieben tolerant, daß dieſe Anſicht wenigſtens hiſtoriſch nicht ganz unbegründet iſt, mag gerade das Beiſpiel von unſrer neuern deutſchen Philoſophie der letzten Zeit beſtätigen; wo das Syſtem des Spinoza auf die deutſche Natur-Philoſophie in ihrem erſten Entwicklungs-Stadium einen ſo entſchiedenen und vorherrſchenden Einfluß ausgeübt hat, der aber nun faſt ſchon ganz wieder verſchwunden iſt; wo die außer allem Syſtem ſtehenden ausgezeichnetſten Selbſtdenker der ältern Schule oder der neuern Epoche demſelben und ſeiner Conſequenz, innern Einfachheit und Hoheit der wiſſenſchaftlichen Denkart, eine bewundernde Aufmerkſamkeit, obwohl nicht mit einer eigentlichen, und nirgend mit einer vollen Zuſtimmung in das Syſtem ſelbſt, geſchenkt haben; und es nun doch ſchon faſt ganz verarbeitet, und mit großem Nutzen und Vortheil innerlich überwunden und beſiegt iſt, ſo daß es im Ganzen kaum noch ſichtbar, in wenigen Köpfen die allein noch übrig gebliebene hemmende Schranke für die Wiſſenſchaft des Lebens und der Offenbarung bildet, als der letzte vor der aufgehenden Sonne des anbrechenden Tages entfliehende Schatten der innern Finſterniß und der dämoniſchen Täuſchung. — Wenn es nun tadelnswerth und unangemeſſen ſcheinen ſollte, daß ich in einem geſellſchaftlichen Kreiſe, wie der hier verſammelte, ein gefährliches Syſtem des durchaus metaphyſiſchen Irrthums zur Sprache gebracht habe, in deſſen Inneres nach dieſer beſondern Form ich gleich anfangs erklärt hatte, hier nicht näher eingehen zu wollen; ſo muß ich dagegen bemerken, daß eben jene, und ganz die nähmliche Weltanſicht, deren weſentliche Eigenthümlichkeit ich im Allgemeinen glaube hinreichend charakteriſirt zu haben, als eine der Hauptarten des menſchlichen Irrthums, ganz abgeſehen von jener Form, auch in unzähligen andern, leichter zugänglichen, und zum Theile auch dichteriſch faßlich und anziehend gemachten Darſtellungen in allgemeinen Umlauf gekommen und in unzähligen größern Zauber- oder kleinern Diminutiv-Geſtalten des dichteriſchen Pantheiſmus überall verbreitet iſt. Und nachdem auch ſo viele Dichter und ſonſt allgemein beliebte Schriftſteller eine Art von halben oder ganzen, bewußten oder unbewußten Spinoziſten in dieſem freiern und allgemeinen Sinne des Wortes ſind; würde es eine falſche Aengſtlichkeit ſein, und in jedem Falle die zu weit getriebene ſcientifiſche Vorſorge nur zu ſpät kommen, von dem allen keine öffentliche Notiz weiter nehmen zu wollen. Wenn jene andre göttliche Erfahrungs-Philoſophie einmahl in ihrer ganz andern Art und Form eben ſo vollendet durchgeführt wäre, wie dieſes im Stillen ſo weit herrſchende Vernunft-Syſtem des conſequenten Irrthums; dann würde man es erſt ganz vollſtändig und mit Erſtaunen einſehen, was dieſer Gegenſatz bedeutet, und wie viel er in ſich ſchließt.

Mir war es hier eigentlich weniger um eine polemiſch-ausführliche Widerlegung und Bekämpfung dieſes Syſtems zu thun, die für jetzt außer meinem Kreiſe liegt, und auch auf dem Standpuncte einer vom Leben, dem innern und höhern nähmlich, ausgehenden Philoſophie, als ganz überflüſſig und nutzlos erſcheinen muß; als um eine genaue Unterſcheidung und ſcharfe Sonderung des Sokratiſchen Begriffs der Philoſophie als einer allmähligen Annäherung zur ewigen Wahrheit und höchſten Wiſſenſchaft, und jenes falſchen mathematiſch eines ſein ſollend unbedingten Wiſſens, und einer ängſtlichen ſyſtematiſchen Allwiſſenheit; und an dieſer Unterſcheidung war mir ſelbſt in perſönlicher Beziehung auf mich und dieſes gegenwärtige Unternehmen ſehr gelegen, um in keiner Weiſe mißverſtanden zu werden. Nachdem ich jene drei Kategorien des erhöhten Bewußtſeins und innern Lebens, Glauben, Hoffnung und Liebe, zugleich auch ſchon als die weſentlichen Elemente und erſten Grundlagen alles höhern Denkens und Wiſſens, inſofern dieſes das Leben zum Gegenſtande und Inhalt haben, auf dem Leben beruhen, und ſelbſt aus dem Leben hervorgehen ſoll, anerkannt und ausdrücklich aufgeſtellt habe, ſo würde doch nichts meiner Denkart und Geſinnung ſo ganz fremd, und ihr mehr gerade entgegengeſetzt ſein, als die Abſicht, *mein* Syſtem des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, der Welt gewaltſam andemonſtriren, oder irgend jemand, wenn auch nur ſcientifiſch, aufdringen zu wollen. Ja, wenn mir auch die Macht gegeben wäre, durch eine magiſche Kraft der Ueberredung und hinreißenden Rhetorik, meine Ueberzeugung zu der allgemeinen der ganzen Welt zu machen, ſo würde ich es in ſolcher Weiſe nicht wollen und kaum wünſchen, und es wenigſtens auf dieſem Gebiethe der Philoſophie nicht angemeſſen finden, und nicht für das Rechte halten können. Denn die Philoſophie kann nur eine ſelbſtgedachte, und aus einem ſelbſtgefühlten Bedürfniß frei hervorgegangne ſein, ſonſt iſt ſie überhaupt gar nicht vorhanden; alle Mittheilung in der Philoſophie kann daher keinen andern Zweck haben, als nur eine lebendige Anregung zum rechten und richtigen Selbſtdenken, höchſtens mit einer Hindeutung auf den gerade zum Ziele führenden Weg, zur Unterſcheidung von den nebenher laufenden Abwegen. Jeder, der die Wahrheit ernſtlich ſucht, hat übrigens ſchon einen Anfang von Glauben, Hoffnung und Liebe im wiſſenſchaftlichen Sinne in ſich, in irgend einer Art oder Form; ja nicht bloß Anfang, ſondern Syſtem, wenn auch nicht in dieſer Form ausgeſprochen. Wenn es mir gelingen könnte, daß Jeder, der dieſer Entwicklung einige theilnehmende Aufmerkſamkeit widmet, ſich durch dieſelbe in derjenigen Grundlage des höhern Lebens und Glaubens, die es für ihn iſt, wenigſtens hie und da befeſtigt, oder zu ſeinem höchſten Hoffnungs-Ziele anregend erhoben, in dem was für ihn den Mittelpunct der Liebe und des Lebens bildet, vielleicht in einigen Puncten klarer entfaltet, oder ſeine Gedanken beſtimmter geordnet fände und fühlte, dann würde mein Zweck und mein Wunſch in dem erſten Verſuche dieſer Beſtrebung vollkommen erfüllt und befriedigend erreicht ſein.

Wenn wir aber das eigentlich unbedingte und ganz abſolute Wiſſen, welches abgeſehen von dem täuſchenden Trugbilde einer durchaus falſchen, und in dieſem Gebiethe gar nicht anwendbaren ſcheinbar mathematiſchen Gewißheit und Beweisform, doch immer, inſofern es ein poſitives ſein ſoll, auf eine Art von Allwiſſen hinaus laufen würde, Gott und der Zukunft überlaſſen, und uns darin in ſo weit beſcheiden und für den menſchlichen Standpunct des wirklichen Lebens, in den uns hier vorgezeichneten Gränzen, auf eine allmählige von Stufe zu Stufe immer höher fortſchreitende Annäherung zu der vollkommnen Wahrheit, wie ſie in Gott iſt, begnügen müſſen; ſo läßt ſich gleichwohl auch in dieſen Gränzen eine Idee der Wiſſenſchaft aufſtellen, die nicht bloß eine ſichere Grundlage der feſten Gewißheit, wie ſie für das Leben vollkommen hinreicht, in ſich enthält, ſondern auch einen freien Spielraum offen läßt, für die weitere Entwicklung alles wahren Denkens und Wiſſens, in der weiteſten Ausdehnung aller ächt geiſtigen Hoffnungen und reinen Wünſche der höhern Art, und auf keine Weiſe ſo ſehr engen irdiſchen Schranken unterliegt;

und die auf dem ſichern Boden der Erfahrung ruhend, auch von dem Zweifel, wie ſehr er auch in aller ſeiner Schärfe, auf die höchſte Spitze getrieben, und in's Unendliche ausgedehnt werden mag, wenig berührt, und nicht weſentlich verletzt oder untergraben werden kann. Ich nannte es eine Idee der Wiſſenſchaft, nicht aber einen Begriff, wie beim Bewußtſein; denn dieſes letzte iſt uns in der innern Erfahrung und Selbſtbeobachtung vollſtändig gegeben, und es kommt alſo nur darauf an, es in einem wohlgeordneten, und das Ganze umfaſſenden Begriff, eben ſo vollſtändig als es in der Wirklichkeit iſt, aufzuſtellen, oder im Umriſſe bezeichnend nachzubilden. Von der Wiſſenſchaft aber läßt ſich nur eine Idee geben, nähmlich als Richtſchnur, wie ſie erreicht werden kann und ſoll, und inwiefern, und inſoweit, und in welcher Weiſe ſie wirklich erreichbar iſt; welche Idee und Richtſchnur auf dem Wege zu dem geſuchten Wiſſen, ſelbſt nur aus der höchſten und göttlichen Idee, welches die ewige Wahrheit ſelbſt iſt, hergeleitet, und in der erſten Quelle nur von dort aus geſchöpft ſein kann. Und dieſe Idee der Wiſſenſchaft iſt nebſt dem früherhin aufgeſtellten, vollſtändigen Begriff des Bewußtſeins, und nach dieſem nun der zweite Schritt, das andre Reſultat, die zunächſtfolgende Stufe in dem Gange dieſer ganzen Gedanken-Entwicklung. Jene auf die Wiſſenſchaft als eine zu erreichen mögliche, und auch wirklich erreichbare, hinzeigende, und uns auch in der That zu ihr hinführende Idee derſelben, beruht nun erſtens darauf, daß wir die uns gegebne Wahrheit allmählig immer beſſer verſtehen lernen, und daß wir auch dazu im Stande ſind und es gewiß können, ſobald wir es nur wirklich und ausdauernd wollen. Wie ließe ſich auch wohl ſo ganz im Allgemeinen bezweifeln, daß wir die gegebne Wahrheit zu verſtehen überhaupt nicht unfähig ſind, da dieſes ſchon mit in dem Gegebenſein liegt, wenn gleich in einem ſehr beſchränkten Maaße, und das bloße Erfaſſen des Gegebenen ſchon der Anfang eines wenn auch noch ſo unvollkommnen Verſtehens iſt? Zweitens aber beruht die Idee der wirklich erreichbaren Wiſſenſchaft darauf, daß wir den Irrthum, der ganz auf unſerm Boden gewachſen iſt, als ſolchen zu erkennen, und uns eben dadurch von ihm, wenigſtens von ſeiner unbedingten Oberherrſchaft und tyranniſchen Allgewalt, wenn auch nicht von aller und jeder möglichen noch zurückbleibenden Einwirkung desſelben, zu befreien im Stande ſind. Denn da wir in dieſem Gebiethe unſers Irrthums ſelbſt einheimiſch ſind, ſo hindert nichts, daß wir dasſelbe vollſtändig überſchauen, und nach allen ſeinen innern Untiefen genau ausmeſſen können. Dieſe Forderung, ſo wie die Möglichkeit ihrer Erfüllung liegt im Grunde ſchon in dem alten griechiſchen Spruche: „Erkenne dich ſelbſt,“ — nach einem mehr wiſſenſchaftlichen Sinne ſeiner Bedeutung; an welcher Möglichkeit auch weiter kein Grund zu zweifeln vorhanden iſt; ſobald nur ein ſichrer Standort, gleichſam als der feſte Punct des Archimedes, außer uns, wenn man ſo ſagen darf, außer unſerm gewöhnlichen Bewußtſein und Zuſtande für uns gefunden iſt; dieſer iſt aber in der gegebnen höhern Wahrheit wirklich gefunden, und ſchon mit ihr zugleich gegeben. Daß das Erkennen des Irrthums, als ſolchen, wodurch wir alsdann zugleich von ihm befreit werden, möglich ſei, wird ſich am beſten in der wirklichen Ausführung, und durch dieſelbe bewähren laſſen, wenn wir nähmlich den in dem ganzen Gebiethe des jetzigen herabgeſunknen, zerſplitterten Bewußtſeins einer jeden Grundkraft eigenthümlich anhängenden, weſentlich wiſſenſchaftlichen Irrthum, oder wenigſtens den in ihr tief wurzelnden Hang dazu, vollſtändig nachweiſen; was auf dem höhern Standpuncte des in Gott harmoniſch wieder vereinigten Bewußtſeins ſehr wohl geſchehen kann. Wenn nun gleich nach dieſem ganzen Standpuncte eigentlich angeborne Ideen, wie ſchon früher bemerkt wurde, nicht wohl angenommen und zugegeben werden können, wenigſtens nicht in dem ganz buchſtäblichen und gewöhnlichen Sinne; ſo könnte man doch wohl, und faſt noch eher angeborne Irrthümer, in jenem zerſplitterten Bewußtſein nähmlich, und für den herabgeſunknen Zuſtand desſelben, annehmen; freilich auch nicht als unabwendbar blinde Nothwendigkeit, ſondern nur als falſchen Hang, als eine zur andern Natur gewordne böſe Gewohnheit, und nur als urſprünglich erſcheinende Unvollkommenheit; die zum Theil als eine ſolche in den Täuſchungen der Einbildungskraft, den Schranken der Vernunft, den möglichen Verirrungen des Verſtandes, ſchon oft anerkannt worden iſt, nur nicht vollſtändig genug, und nicht genug im Ganzen, und eben daher auch nicht hinreichend erklärend. Der Begriff ſelbſt aber von den dem menſchlichen Denkvermögen angebornen wiſſenſchaftlichen Irrthümern iſt gerade eben ſo zu nehmen, wie man die ſittliche Schwäche und Fehlerhaftigkeit des Menſchen, ſo wie er jetzt iſt, als eine ihm und dem ganzen Geſchlechte erblich eigenthümliche, und von einem auf den andern forterbend betrachtet. Dem Erkennen des Irrthums als eines ſolchen, ſteht gegenüber die Anerkennung der Wahrheit, nähmlich der höhern, göttlich gegebnen, als ſolcher, welche Anerkennung der Wahrheit eigentlich den feſten Punct der innern Gewißheit in allem Wiſſen bildet. Und hier könnte nun die Frage entſtehen, wie kann der Menſch eine Wahrheit, die ihm doch gegeben ſein ſoll, anerkennen, und ſich ſo gleichſam zum Beurtheiler und Herrn darüber machen? Oder wie mag er gleichſam wieder erkennen, was ihm doch erſt gegeben wird, und er alſo vorher nicht hatte? — In dieſer letzten Hinſicht verhält es ſich gerade ſo damit, wie mit den angebornen Ideen, die nur nicht buchſtäblich nach der Vorausſetzung einer wirklichen Präexiſtenz zu nehmen ſind, und mit der ewigen Erinnerung, die ſich daneben ſehr wohl rechtfertigen und in dieſem nachgewieſenen reinern Sinne annehmen läßt. Wenn der Menſch zu dieſer Anerkennung der göttlichen Wahrheit durchaus unfähig ſein ſollte; ſo müßte er vorher aller der hohen, ihm vor allen andern Naturweſen von Gott verliehenen Vorzüge beraubt, es müßte das göttliche Ebenbild bis auf die letzte Spur in ihm ausgelöſcht und vertilgt ſein. Unter jenen andern Vorzügen nimmt auch das, wenn man es ſo nennen will, gefährliche Geſchenk der Freiheit, nicht die letzte Stelle ein. Frei iſt der Menſch erſchaffen, und bleibt es auch Gott gegenüber, und iſt es alſo ein für allemahl in ſeine Wahl geſtellt, ob er Gott über ſich erkennen will oder nicht. Da dem nun einmahl ſo iſt, ſo liegt in dieſer freien Anerkennung, ſo fern nur jene Wahl die rechte iſt, noch keine Erhebung des eigenen Urtheils über das göttliche Geſetz; ſondern es iſt bloß eine freiwillige Zuſtimmung zu dem göttlichen Willen, zu welcher der Menſch aber durch ſeine Freiheit berufen, ja eben dazu eigentlich erſchaffen iſt. So wie nun der Menſch die ihm mitgetheilte höhere Wahrheit immer beſſer verſtehen, und den Irrthum, als ſolchen, immer deutlicher erkennen lernt, wird er ohne Zweifel alles Wirkliche der innern und äußern Erfahrung immer vollſtändiger und richtiger nach ſeinem innern Sinn und Zweck, und ſeiner wahren Bedeutung im Zuſammenhange des Ganzen zu begreifen im Stande ſein, und dieſes iſt das dritte Stück in der Wiſſenſchaft und in jener Idee derſelben. Ich ſagte der innern und äußern Erfahrung; zunächſt freilich der innern. Das von außen Gegebene und Wirkliche der andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften kann nur inſofern mit dazu gehören, als es in Beziehung ſteht mit der innern Erfahrung des Bewußtſeins und Erkenntniß der menſchlichen Natur, und mit der in jener innern zugleich enthaltnen höhern Erfahrung von der dem Menſchen durch Gott ertheilten und ihm kund gegebenen höhern Beſtimmung; und dieß iſt der Fall, und in einer ſolchen Beziehung auf das innere Wiſſen ſteht die Geſchichte oder die Sprache und wiſſenſchaftliche Erkenntniß derſelben. Aber auch aus dem übrigen Gebiethe und dem ganzen Umkreiſe der Kunſt und der Natur, ſo wie aller Naturwiſſenſchaft gehört alles mit dazu, oder kann wenigſtens dazu gehören, was mit jener innern oder höhern Erfahrung in Beziehung ſteht, oder inſofern es ſich damit in Beziehung ſetzen läßt. Dieſes immer klarer und heller werdende Verſtehen nun, der über den Menſchen gelegenen höhern Wahrheit, dieſes vollkommne Erkennen des Irrigen und Falſchen, dieſes immer vollſtändiger ſich entwickelnde Begreifen des Wirklichen, in ſoweit es mit in jenem Umkreiſe liegt, bildet die drei Grundlagen und Elemente, oder auch die drei Stufen und Sphären der Wiſſenſchaft, welche alſo nach dieſer Idee derſelben allerdings als eine möglich erreichbare und auf das Wirkliche begründete betrachtet werden darf. Dieſes letzte iſt ein Hauptpunct, denn ſonſt gehören die verſchiedenen Wege, Arten und Richtungen des Denkens mehr nur zur äußern Form, als zum innern Weſen der Wiſſenſchaft.

Weſentlich iſt allein die für alle Weiſen und Wege des Denkens geltende Richtſchnur, daß ſowohl das nothwendige Denken der Vernunft in ſeiner ſtreng logiſchen Verknüpfung, als das bloß mögliche Denken der wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft in ſeinem mehrentheils ſymboliſchen Gewande ſich durchaus an das Wirkliche, und das auf dem feſten Boden und Grunde der Erfahrung ruhende Denken des Wirklichen, wenn es nicht in die Irre gerathen, und endlich ganz nichtig werden ſoll, anſchließen, darauf ſtützen, und daran feſthalten muß. Nur wo das Nothwendige von einem Wirklichen ausgeht, iſt es wahrhaft nothwendig; und eben ſo iſt auch das Mögliche nur dann, wenn es auf dem Grunde des Wirklichen ruht, ein wahrhaft und in der That wirklich erreichbares Mögliche. Ohne dieſen innern Halt und Anhalt ſchwebt beides, die mathematiſchen Beweiſe von der einen Seite eben ſo gut, wie die kunſtreich erſonnenen Hypotheſen von der andern, nur wie Gedichte, und zwar nicht wie andere gute und wirkliche Gedichte, die doch einen innern oft ſehr tiefen Sinn haben, ſondern wie ganz ſinn- und zweckloſe Gedichte von leeren Gedanken im unendlichen Raume herum. Gegen die innere Wirklichkeit der Erfahrungs-Wiſſenſchaft des Geiſtes, welche auf jenem Anerkennen und Verſtehen des Gegebenen, Erkennen des Irrigen und Unächten, und Begreifen des Vorhandenen beruht, vermag auch der Zweifel wenig und eigentlich nichts. Sobald man aber von dem unbedingten Vernunftwiſſen ausgeht, und dieſes für ein ſolches hält, ſo iſt eigentlich keine Rettung mehr gegen den ſkeptiſchen Abgrund eines bodenloſen unendlichen Zweifels. Es kann alsdann für die innere Beruhigung des menſchlichen Gemüths, die aber doch keine wahre und vollſtändige ſein wird, zwiſchen dem ſelbſtgemachten Vernunftglauben, welcher jenes unbedingte Wiſſen, deſſen innere unheilbar tiefe Lücke gegen die göttliche Seite hin man wohl fühlt, ergänzen ſoll, und dem unendlichen Verſtandeszweifel eigentlich nur ein Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit, aber kein wahrer Friede, höchſtens nur eine Art von mühſam zu Stande gebrachtem, und immer noch ziemlich zweideutigen Concordat geſchloſſen werden, wo jeder in ſeiner Sphäre iſolirt und abgeſondert für ſich bleibt, und nur den andern, ſo lange es dauert, nicht feindlich zu berühren verſpricht; an ein vollſtändiges harmoniſches Zuſammenwirken der getheilten Erkenntnißkräfte, an ein lebendiges und wirkliches Wiſſen nach der wahren Idee desſelben, iſt aber alsdann gar nicht zu denken, und kann dieſes nur auf jenem andern Wege geſucht und gefunden werden.

Achte Vorleſung.

In der Kunſt ſind wir es ſchon gewohnt, von der Vorausſetzung auszugehen, daß zu den Hervorbringungen derſelben ein eigentliches Kunſtgenie zu der vollen Wahrnehmung und Durchdringung, zu der richtigen Würdigung und Beurtheilung der vom Genie hervorgebrachten Werke, ein beſonderer Kunſtſinn oder eigenthümliches Kunſtgefühl erfordert werde; ja kaum iſt es noch eine Vorausſetzung zu nennen, ſo allgemein geltend iſt dieſe Annahme geworden und als ſolche anerkannt. Auf eine ähnliche Weiſe nun nimmt auch die Platoniſche Philoſophie die Begeiſterung für die göttliche Wahrheit und die höhere Erkenntniß derſelben zu ihrer Grundlage, und wie ſie ſelbſt von einem durch die Begeiſterung erhöhten Bewußtſein ausgeht, ſo ſetzt ſie auch wieder ein ſolches voraus, um Eingang zu finden. Eben daher rührt auch die Verwandtſchaft dieſer Art und dieſes Weges in der Philoſophie mit der künſtleriſchen Anſicht und Begeiſterung zu allen Zeiten und bei den verſchiedenſten Nationen, wo ſich derſelbe irgend entwickelt hat, und in dialogiſcher oder in was immer ſonſt für einer anderen Form der ſchönen Darſtellung hervorgetreten iſt; und der, ſo weit dieß auf dem Boden und in dem Gebiethe der Wiſſenſchaft möglich, halb und halb künſtleriſche Standpunct dieſer Philoſophie. Je mehr in der neuern Zeit und in unſrer deutſchen Sprache, die Schulform in der Wiſſenſchaft überhaupt und beſonders auch in der Philoſophie alleinherrſchend geweſen iſt; um ſo mehr haben ſich vielleicht die Wenigen ein Verdienſt erworben, welche der Philoſophie auch dieſe kunſtähnliche Ausbildung zu geben und ihr zu erhalten oder für ſie zu gewinnen beſtrebt waren. Und wenn man auch den Werth dieſer Ausbildung und Begeiſterung für das Schöne in der Philoſophie nicht ſo hoch anſchlagen wollte, als es nach meinem Gefühl geſchehen kann und geſchehen ſollte; ſo müßte man dieſelbe doch ſchon als Beförderungsmittel für eine freiere Geiſtesumſicht und mannichfachere Geiſtes-Entwicklung in Schutz nehmen und eher günſtig dafür entſcheiden. Es iſt dieſes auch nicht auf die deutſche Sprache und Bildung und ihre zu der Kunſt des Schönen beſonders hinneigende eigenthümliche Geiſtesrichtung eingeſchränkt; ſondern es regt ſich darin ein allgemeines Zeit-Bedürfniß aller neueren Nationen, gerade im Gegenſatz gegen die hier im Ganzen vorherrſchende Schulform und überwiegende mathematiſche Weltanſicht oder wenigſtens Geiſtesrichtung. Und ſo hat auch Hemſterhuys in der franzöſiſchen Sprache, die ihm eigentlich der Geburt nach eine fremde war, eine große Meiſterſchaft in dieſer der künſtleriſchen ähnlichen ſchönen Darſtellungs-Weiſe und der Platoniſchen folgenden Anſicht der Philoſophie bewieſen. Eine Scheidung bleibt freilich dennoch, und muß immer bleiben, aller dieſer Verwandtſchaft und der gemeinſamen Begeiſterung für das Schöne ungeachtet, zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen Begriff von der Schönheit; und der bloß künſtleriſchen Weltanſicht von dieſer, nach welcher dem Dichter wie dem Künſtler die höchſte Schönheit zugleich für die Wahrheit, für ſeine Wahrheit und das zwar mit vollem Rechte gilt. Nach der wiſſenſchaftlichen Anſicht aber, bleibt zwiſchen dieſer, nähmlich der göttlichen und ewigen Wahrheit, und der Schönheit, auch der höchſten Schönheit, immer noch eine Stufe des Abſtandes, und wo nicht ein Zwiſchenraum, ſo doch eine Linie der Trennung zwiſchen beiden übrig und zurück. Die ewige Wahrheit iſt Gott ſelbſt; wenn nun auch in einigen Darſtellungen oder einzelnen Aeußerungen dieſer Platoniſchen Kunſt-Philoſophie das höchſte Weſen ſelbſt mit dem Nahmen der Urſchöne belegt und bezeichnet wird; ſo iſt dieſes doch der ſcharfen wiſſenſchaftlichen Richtigkeit nicht völlig und ganz genau entſprechend. Denn nach dieſer iſt ſelbſt die höchſte Schönheit wohl ein vollkommner Spiegel und reiner Abglanz der ewigen Vollkommenheit, aber nicht dieſe ſelbſt. Ich würde es übrigens, um dieſe vollkommene Reinheit von aller Beimiſchung und jedem, auch dem geringſten Flecken der Sinnenwelt, ſo wie auch von jedem irgend noch irdiſch umkleidenden oder begleitenden Nebel der Täuſchung auszudrücken, lieber die heilige Schönheit nennen, als die Urſchöne oder das höchſte Schöne; da jeder dieſes letzte doch immer noch nach ſeinem ſubjectiven Standpunct etwas anders und verſchieden zu beſtimmen pflegt, der eine es, entzückt und hingeriſſen, im Raphael erkennt, während ein anderer es nur im Apollo oder andern hohen Göttergeſtalten der vollendeten Antike zu finden glaubt. Was iſt denn nun aber dieſe Schönheit, nach dem reinen und urſprünglichen Begriff derſelben, in Beziehung auf die Wirklichkeit, nach dem hier für dieſe Philoſophie des Lebens angenommenen Grundſatz, alles auf die Wirklichkeit zurückzuführen, es ſei nun die bloß natürliche und irdiſche, oder auch die höhere, geiſtige und göttliche Wirklichkeit? Welche Stelle nimmt nun alſo die Schönheit ein in dieſer, wie verhält ſie ſich zu der übrigen Schöpfung, überhaupt zu der ganzen erſchaffenen Welt und zu der Gottheit ſelbſt, und was iſt ſie an ſich und nach der Wahrheit? — In der von den göttlichen Dingen handelnden heiligen Sprache und in dem dafür gewidmeten und ſorgſam abgewogenen Ausdrucke iſt die Rede von einer von Anfang und vor aller Zeit erſchaffnen Weisheit. Wird ſie eine erſchaffene genannt, ſo kann nicht damit gemeint ſein, und darf nicht damit verwechſelt werden, die unerſchaffene ewige Weisheit, wie wohl auch das allmächtige Wort genannt wird, durch welches die ganze Natur und alle Weſen in ihrer urſprünglichen Schönheit ſind erſchaffen worden. Dieſe erſchaffene Weisheit, die alſo ſelbſt ein Geſchöpf iſt, was iſt ſie anders als der Gedanke, ein Bild, der Ausdruck und Abdruck des verborgenen innern Weſens der Gottheit, in welchem die unzugängliche Tiefe, der unerforſchliche Abgrund derſelben, nun auch äußerlich ſichtbar hervortritt; alſo eben jener vollkommene Spiegel und reine Abglanz der göttlichen Vollkommenheit? Wie man es auch nennen und bezeichnen mag, immer muß das erſchaffene, wenn auch vor der ganzen übrigen Welt und vor allen Zeiten erſchaffene Weſen ſorgfältig unterſchieden werden von dem unerſchaffenen Sein der ewigen Allmacht, welche dasſelbe hervorgebracht hat. Wollte man den Ausdruck von einer Seele Gottes, der wohl ſonſt bei einigen vorkommt, den man aber aus Beſorgniß vor dem Mißverſtande, zu dem er führen könnte, wieder hat fallen laſſen, darauf anwenden; ſo könnte auch dieſes einen guten Sinn leiden, nur um jenes Erſte Geſchöpf in ſeiner reinen Urſchöne, von einer bloßen, wenn auch noch ſo idealiſch gedachten Welt- oder Natur-Seele zu unterſcheiden; nur müßte alsdann dabei ſorgfältig erinnert und in der Erinnerung feſtgehalten werden, daß dieß nur von einem Geſchöpf gelten und nur von einem ſolchen es ſo heißen könne; indem Gott ſelbſt, nach der genauen Richtigkeit der Sprache und Wortbezeichnung, keine Seele als ein mehr paſſives Vermögen, beigelegt werden darf noch kann, da in ihm Alles unendliche Kraft und reine Thätigkeit iſt, und immer als ſolche wirkt und wirkſam bleibt. — Es iſt dieſes Erſte unter allen übrigen erſchaffenen Weſen, welches als der liebliche Morgenſtern der ganzen übrigen kindlichſeligen, noch ſchuldlos unverdorbenen Schöpfung in ſeinem reinen Glanze hell voranleuchtet, die innere Süßigkeit, die geiſtige Blume der Natur, als der verborgene Lichtkern der in ihr immer noch eingehüllten urſprünglichen paradieſiſchen Lieblichkeit; eben jene heilige Schönheit, von welcher die ganze Seele des wahren Künſtlers erfüllt iſt, wenn er ſie auch nie vollkommen hervorzubilden vermag, und für welche der begeiſterte Denker vergebens die Worte und den Ausdruck, oder die Formen und Wendungen desſelben ſucht, die alle jenes Weſen nicht erreichen; beſonders ſo lange er dasſelbe nur als einen Gedanken oder Gedanken-Verhältniß betrachtet und für ein bloßes Ideal hält, und ſo lange er jenes Geheimniß der Liebe noch nicht in ſeiner Wirklichkeit begriffen und verſtanden hat. — Und hier möchte ich nun wohl jenen letzthin angeführten Ausſpruch eines großen Denkers von ſeiner eigenen Philoſophie und Wiſſenſchaft anwenden, und in dieſer Anwendung auf einen ganz anderen, obwohl doch auch mit dem höchſten Wiſſen noch in Beziehung ſtehenden Gegenſtand, darüber hinzufügen: Ob dieſer hier aufgeſtellte Begriff von der Schönheit für den Künſtler ganz der rechte, d. h. ob er der vollkommen genügende und allein hinreichende iſt, oder ob es dazu in der beſondern Anwendung auf eine beſtimmte Kunſtart und in der wirklichen Ausführung in dem gegebenen Gegenſtande, nicht noch andrer Mittelbegriffe und Uebergangs-Puncte bedarf, und noch verſchiedene ebenfalls weſentliche Elemente für dieſen Zweck hinzukommen müſſen, das weiß ich nicht, oder vielmehr ich behaupte das gar nicht, und ſehe ſehr wohl ein, daß dem ſo iſt, und daß zur Kunſt ſelbſt und zur Vollendung in ihr, noch etwas anderes nöthig iſt, außer der reinen Schönheit allein; das aber weiß ich und deſſen bin ich gewiß, daß dieſer hier, außer welchem auch wohl kein anderer zu finden ſein dürfte, der rechte und wahre chriſtliche Begriff der Schönheit iſt, von welchem alle heidniſche Göttergeſtalten, Natur-Fantaſien oder Geiſtes-Ideale nur die entfernten Hindeutungen und körperlichen Bilder, oder auch die mannichfach zerſtückten einzelnen Splitter enthalten. — Auch jener ſelige Kindheitszuſtand der ganzen Schöpfung, vor allem Anfange des Unglücks und vor der Störung des Böſen, deſſen ich erwähnte und wovon der Begriff, wenigſtens als ſolcher, überhaupt nicht ſo ganz vernachläſſigt werden ſollte, iſt für das höhere, geiſtige Ziel der Kunſt, und beſonders auch für das innere Weſen der Poeſie ein nicht unwichtiger und vielfach fruchtbarer Begriff. Ich nannte die höhere Poeſie, nach der darin waltenden göttlichen Idee der ewigen Hoffnung, eine Morgenröthe im Aufgange in dieſer Sphäre der geiſtigen Bildung und dichtenden Fantaſie; bemerkte aber zugleich, daß auch die wehmüthige Erinnerung, der traurende Nachblick in eine dahin geſchwundene große Vergangenheit, oder den verlornen kindlich-ſeligen Zuſtand des erſten Anfangs, nicht eigentlich damit im Gegenſatz oder gar im Widerſtreit, ſondern daß dieſes Gefühl auch nur als der Wiederſchein jener Hoffnung zu betrachten ſei, als der Reflex von der andern Seite, ſo wie ja auch der liebliche Himmels-Glanz der Abendröthe der aufſtrahlenden Morgendämmerung in dem Eindruck für die Fantaſie nahe verwandt iſt. Man könnte in dieſer Hinſicht von der Poeſie und ihrem innern Weſen überhaupt ſagen, ſie ſei ein geiſtiger Nachhall der Seele, ein Strahl der wehmüthigen Erinnerung an das verlorne Paradies; nicht als ob dieſes und die Geſchichte deſſelben, ſo wie ſie uns überliefert iſt und wie ſie der britiſche Dichter ſich erwählt und behandelt hat, der einzige oder auch nur ein beſonders glücklicher Gegenſtand für die Dichtkunſt wäre; ſondern mit Beziehung auf jenes allgemeine Paradies der Natur im ganzen Weltall, auf den verlornen ſeligen Kindheits-Zuſtand der Schöpfung, ehe dieſe durch den Abfall von Gott zerrüttet ward. Ein Ton der paradieſiſchen Erinnerung, ein wehmüthiger Nachhall von dieſer himmliſchen Unſchuld und Urſchöne des Weltalls im Anfange, kann ſich als der innere belebende Geiſt, als der höhere Lebensfaden überall durch die Geſänge und kunſtreichen Darſtellungen einer nicht ganz irdiſchen Poeſie hinziehen; nicht als ob dieſer Lichtſtrahl allein ſchon den Inhalt eines vollendet entfalteten Dichterwerkes bilden ſollte oder immer bilden könnte, deſſen äußerer Stoff und Gegenſtand meiſtens ein mehr körperlicher, geſchichtlich lebendiger zu ſein pflegt und auch ſein muß; ſondern ſo wie ich es früherhin von der göttlichen Hoffnung ſagte, daß auch bei den auf's Gründlichſte ausgeführten, bis auf die tiefſten Gründe und Einzelnheiten in allen Zügen genau durchforſchten und dem gemäß dargeſtellten Gemählde der Wirklichkeit, dieſelbe doch die in jener vollſtändigen Außenwelt der Darſtellung eingehüllte innere Seele des Ganzen ſein könnte. Wo aber in einem Werke der Darſtellung jener innere höhere Lebensfaden ganz fehlt, da wird es nur Proſa ſein und bleiben, wenn auch der Form nach in Verſen, Kunſt allenfalls, Witz, Geſchichte, Ironie, alles was man will, nur nicht Poeſie, deren Begriff, außer da, wo man ihn ſchon verloren hat, oder zu verlieren anfängt, nirgends von dem der Begeiſterung jemahls ganz getrennt werden kann. Eine durchaus kalte Verſtandes-Poeſie wenigſtens, wenn man ſie überhaupt noch als ſolche betrachten will, verhält ſich zu der wahren Poeſie der Begeiſterung, in jedem Falle doch nur wie der Surrogat-Glauben der reinen Vernunft zu dem lebendigen Glauben des vollen Gefühls, aus der eignen innigſten Ueberzeugung und Liebe.

Das volle Weſen der allumfaſſenden Begeiſterung nach dem hohen Platoniſchen Begriffe derſelben, iſt in dem chriſtlichen Dreiklange von Glaube, Hoffnung und Liebe gleichſam nach den drei Zeitformen auseinander gelegt. Denn obgleich der Glaube auch in der Gegenwart wurzelt, ſo bezieht er ſich doch jedesmahl zugleich mit auf irgend ein Vergangenes, der ſchon beſtehenden, oder auch einer früher gegebnen Offenbarung und heiligen Ueberlieferung, dasſelbe zugleich mit in ſich ſchließend; und ſelbſt bei einem hiſtoriſchen Glauben oder einem practiſch im gewöhnlichen äußern Leben (oder der ſonſt wie immer auch außer dem Gebiethe der Religion mit dem gegebenen Wiſſen der Erfahrung zuſammenhängt), wird ſich faſt immer irgend eine ſolche Beziehung auf ein Vergangenes nachweiſen laſſen. Die Hoffnung iſt in die Zukunft gerichtet, und in der Liebe herrſcht das volle Gefühl der Gegenwart, und ſelbſt in der ewigen Liebe Gottes, wird dieſelbe als ein ſolches volles und bleibendes Gefühl, der unendlichen, ohne Anfang und Ende ſelig fortdauernden Gegenwart verſtanden, und kann nicht anders als ſo verſtanden werden. Der zweite Unterſchied nächſt jener Zertheilung in drei Zweige oder Elemente, Arten und Formen, wodurch jene drei chriſtlichen Grundgefühle ſich weſentlich abſondern von dem Einen allumfaſſenden der Begeiſterung, iſt, wie ſchon früher erinnert wurde, daß dieſe urſprünglich doch nur einen vorübergehenden Zuſtand des erhöhten Bewußtſeins bezeichnet, jene drei Kategorien des chriſtlichen Bewußtſeins aber nicht bloß ein vorübergehend, ſondern ein fortwährend erhöhtes, oder auch ein wirklich höher gewordnes, in voller Beſonnenheit und innerer Klarheit bleibend höheres Bewußtſein und deſſen Begriff in ſich enthalten. Eben darum dürfte auch, wo von dem Verhältniſſe des Glaubens zum Wiſſen die Rede iſt, jenes Schema der chriſtlichen Grundgefühle, für die Philoſophie, welche den Zuſammenhang des Wiſſens mit dem

Glauben, oder den Uebergang des einen in den andern zeigen ſoll, viel angemeſſener ſein und nicht bloß leichter, ſondern auch ſicherer zum Ziele führen, als die Platoniſche Grundlage der Begeiſterung für alles höhere Wiſſen, ungeachtet der unverkennbar und immer bleibenden, weſentlich innern Verwandtſchaft der einen mit der andern Welt-Anſicht. Was nun das Verhältniß des Glaubens zum Wiſſen anbetrifft, ſo gehört das Poſitive eines dogmatiſch beſtimmten Glaubens, in ſeiner abgeſchloſſenen Form der Religions-Wiſſenſchaft an, und liegt ganz außer den Gränzen der Philoſophie; indem z. B. eine gelehrte Exegeſe der heil. Schrift zwar ganz unſtreitig philoſophiſchen Geiſt erfordert und vorausſetzt; aber ſie iſt nicht ſelbſt die Philoſophie. Eben das gilt auch von der neben der ſchriftlichen Offenbarung herlaufenden kirchlichen Ueberlieferung, nach dem Syſteme, welches ſich auf dieſe erweiterte Annahme und Grundlage einer zweifachen Erkenntniß-Quelle für die Glaubenswahrheiten gründet, und von der dogmatiſchen Beurtheilung derſelben, welche als in ein beſtimmtes hiſtoriſches Gebieth eingreifend, oder auch wenn man will, als kirchenrechtliche Streitfrage, der eigentlichen Theologie überlaſſen bleibt, und ganz außer den Gränzen der Philoſophie gelegen iſt. Dieſe hat es nun zunächſt nur mit dem Glauben überhaupt und mit dem allgemeinen Begriffe deſſelben im Verhältniſſe zum Wiſſen zu thun. Hier tritt nun der große Unterſchied ein zwiſchen den zwei Wegen in der Philoſophie, der Philoſophie des Lebens, welche auf der innern, höhern und äußeren Erfahrung beruht und ſelbſt eine Erfahrungswiſſenſchaft iſt, und der unbedingten Vernunft-Philoſophie, — daß das Verhältniß zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen in der einen oder in der andern ein durchaus andres und weſentlich verſchiedenes iſt. Nach der unbedingten Welt-Anſicht, welche auf das nothwendig reine Vernunftwiſſen ſich gründet, und aus dieſem hervorgeht, ſtehen beide, der Glaube und das Wiſſen, in einem abſoluten Gegenſatze zu einander, und der einzige Zuſammenhang, in welchem ſie möglicher Weiſe zu einander geſtellt werden können, iſt der, daß der Glaube dem Wiſſen als die fehlende Ergänzung am Schluße angefügt wird. Wenn nähmlich das unbedingte Wiſſen mit ſich ſelbſt nicht ganz fertig werden kann, oder am Ende auf ſeinem eignen Gebiethe und für ſich allein unbefriedigt bleibt, ſo geſchieht der Uebergang nun auf eine gewaltſame Weiſe, und wie durch einen großen und plötzlichen Sprung auf jenes entgegenſtehende durchaus andre Gebieth des Glaubens, um ſich dorthin zu flüchten und gleichſam vor ſich ſelbſt zu retten; und dieſes iſt dann der einzige Weg, der hier noch übrig bleibt, wo nicht zu einer völligen Ausſöhnung zwiſchen beiden, doch wenigſtens zu einer friedlichen Ausgleichung zwiſchen dem einen und dem andern Standpuncte, dem des Glaubens und dem des Wiſſens. Ganz anders aber iſt dieſes Verhältniß in der Philoſophie des Lebens nach dem Standpuncte der Erfahrung und des auf dieſe begründeten Wiſſens; denn erſtens iſt hier der Glaube und das Wiſſen gar nicht ſo ſtreng geſondert und abſolut geſchieden, wie auf jenem andern Geiſteswege und nach der daraus hervorgehenden Welt-Anſicht; und was die Ordnung und Aufeinanderfolge betrifft, ſo macht hier auf dem weiten Gebiethe der ganzen menſchlichen und natürlichen, innern und äußern Erfahrung vielmehr der Glaube mehrentheils den Anfang zu einem ſich erſt entwickelnden und noch nicht ganz vollendeten Wiſſen. Daß das Poſitive eines dogmatiſch beſtimmten Glaubens ein ſpecielles Gebieth der höhern Erfahrung für ſich bildet, nebſt der mit dazu gehörenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchung über dieſe ſpecielle Erfahrung und das ganze Gebieth derſelben, — iſt ſchon oben erinnert und darf nicht erſt weiter auseinandergeſetzt oder wiederhohlt werden, obwohl auch hier der Glaube, ſo wie er dogmatiſch gegeben iſt, die Grundlage bildet, oder das Erſte iſt und den Anfang macht; das Wiſſen aber in dieſer höhern Region, iſt alsdann die weitere Entwicklung oder Anwendung, die nähere und mehr in's Einzelne gehende Erklärung darüber; ſo lange nähmlich noch der Standpunct der Offenbarung feſtgehalten wird und vorwaltend bleibt über das Vernunft-Princip, bis ihn dieſes etwa zu verdrängen ſucht oder wirklich verdrängt. Auf dem Gebiethe aller andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Entdeckungen iſt die Ordnung dieſelbe, wie auch im wirklichen Leben ebenfalls alles Große mit dem Glauben anfängt und vom Glauben ausgeht, und eben daſſelbe beſtätigt ſich auch in den erſten noch ganz unſcheinbaren Anfängen des eben beginnenden Bewußtſeins. Im Glauben iſt Columbus in einem baufälligen alten Schiffe über das Meer gefahren, mit dem Compaß in der Hand, und im Glauben an denſelben, und in dieſem Glauben hat er die neue Welt entdeckt und dadurch ſelbſt auch in der Menſchengeſchichte und wiſſenſchaftlichen Geiſtesentwicklung eine neue Welt-Epoche für alle nachfolgenden Jahrhunderte begründet; denn all ſein Forſchen, Suchen, Erkunden, Vermuthen, Denken und Sinnen war doch noch kein ganz vollendetes Wiſſen zu nennen, und konnte er durchaus keine allgemeine Ueberzeugung dafür erwirken und finden, bis erſt als gegebene Thatſache und nicht mehr zu bezweifelndes Factum in der wirklichen Erfahrung, ſein kühner Gedanke nun ein wahres und vollkommenes Wiſſen wurde. Mehr oder minder ſind alle große wiſſenſchaftliche Entdeckungen in dieſer und ähnlicher Weiſe, und nach einem ſolchen, vom Glauben zum Wiſſen fortſchreitenden oder durchdringenden Gedankengange gemacht worden, und eben dieſen Charakter hat meiſtens auch jede entſcheidende That, jedes wichtige Ereigniß im wirklichen Leben, in der menſchlichen Geſellſchaft und in der geſchichtlichen Entwicklung ihrer Begebenheiten. Wollte man aber von der ganz entgegenſtehenden Seite der erſten faſt unmerklichen Anfänge eines noch kaum beginnenden Bewußtſeins ein Beiſpiel hernehmen oder verlangen, ſo würde ich, wenn ein Kind zum erſten Mahle mit deutlicher Abſicht die Bruſt ſeiner Mutter ſucht und ſelbſt zu finden weiß; — oder wenn man dieſes Beiſpiel, als bloß auf die Befriedigung des Bedürfniſſes gerichtet, nicht will gelten laſſen, ſo nehme man (was nahe daran gränzt, aber nicht ſo unmittelbar mit dem Inſtinkte zuſammenhängt oder als ganz Eins mit ihm erſcheint), den zweiten Moment, wo ein Kind ſeine Mutter zum erſten Mahle, ſcheinbar nachdenklich, oder doch wenigſtens ſinnend und aufmerkſam anſieht, als ob es etwas ſagen wollte, obwohl es noch nicht reden kann; und dieſes zum erſten Mahle ſinnig aufgeſchlagene Auge der Liebe, dieſer erſte Blick des Glaubens iſt doch wohl eher nur das, wenn er gleich auch ſchon ein Unterſcheiden und Erkennen in ſich ſchließt, es iſt ein Anfang von Bewußtſein, aber noch kein klares Wiſſen. Und iſt jenes zuerſt gewählte Beiſpiel nicht ganz das angemeſſenſte Gleichniß für das Verhältniß, in welchem der Menſch überhaupt zu Gott ſteht? Iſt nicht auch für ihn das große Vaterherz, welches als der lebendige Pulsſchlag der Allmacht im unendlichen Weltall, innen ſich regt und vernommen wird, die liebevolle Mutterbruſt, aus welchem der unſterblich erſchaffene Geiſt die erſte ſo wie alle Nahrung und Milch für die Ewigkeit einſaugt? — Auf dem lebendigen Standpuncte der Erfahrung berühren ſich ſehr oft die erſten noch ganz zarten und ſchuldloſen Anfänge des Gefühls mit dem höchſten Gipfel der klarſten und zum unendlichen Urquell erweiterten und erhobenen Erkenntniß. —

So wie nach dieſem Standpuncte des Lebens und der lebendigen Erfahrung Glaube und Wiſſen nicht ſo ſcharf geſondert ſind oder unbedingt entgegengeſetzt, ſondern ſich nur gegen einander verhalten, wie der Anfang und die Vollendung; ſo iſt es auch mit der Erfahrung und Offenbarung, als dem gegebenen Inhalte alles Wiſſens, die ebenfalls im unzertrennlichen Zuſammenhange mit einander ſtehen, und ſich nur ſo verhalten, wie die äußere Erſcheinung und die innere Kraft, die ſichtbare Geſtalt, und das dieſelbe beſeelende Lebens-Princip, oder der innere Lichtkern, welchem jene zum Organ und Träger oder zur Hülle und Umkleidung dient. Nicht bloß in der Geſchichte und in allen irgend noch hiſtoriſch zu nennenden Wiſſenſchaften, wo doch der Geiſt längſt als das Erſte und Einzige, was dem Ganzen erſt einen wahren Werth und eigentlichen innern Gehalt giebt, allgemein anerkannt wird; auch im Gebiethe der Naturwiſſenſchaft, deren Gebieth unter allen empiriſchen Erkenntnißzweigen für die Erfahrung das weitläufigſte und vielumfaſſendſte bildet, iſt es ganz derſelbe Fall, daß das von außen gegebene Phänomen der vorliegenden Thatſache oder Natur-Erſcheinung nur die äußere Umgebung bildet, welche als die Offenbarungsweiſe und ſichtbare Form des innern Lebens, ſo wie des auch in dieſem Leben innerlich herrſchenden Geſetzes angeſehen wird, und die man auf alle Weiſe forſchend zu durchdringen ſtrebt und bemüht iſt, um jene innere Lebensregel, als das Weſentliche und den in jener ſinnlichen Hülle eingeſchloſſenen und verborgenen Daſeinskern zu erfaſſen und zu begreifen. Manche einzelne phyſikaliſche Wiſſenſchaften, wie die Botanik, Mineralogie, ſind mehr nur wie ein Apparat, eine vorläufige Materialien-Sammlung zu der künftigen Wiſſenſchaft zu betrachten, und noch nicht als dieſe ſelbſt. Sobald aber alle dieſe mineralogiſchen Thatſachen in einen größern und allgemeinen geognoſtiſchen Zuſammenhang gebracht, ſobald alle die einzelnen anatomiſchen Erfahrungen auf einen gemeinſamen phyſiologiſchen Grundgedanken bezogen werden; oder wo vollends die Chemie, zerlegend und zerſetzend, in das Unſichtbare der Materie, und in die mannichfachen Formen dieſes Unſichtbaren in den verſchiedenen Luftarten und andern Imponderabilien eindringt; wo die höhere Phyſik in den großen Ur-Phänomenen des elektriſchen Schlages, der magnetiſchen Anziehung, der prismatiſchen Licht-Zerlegung und ihrer kunſtreichen Nachbildung für die Wiſſenſchaft, den letzten Schleier von dem innern Naturgeheimniß wegheben möchte; da ſieht man, wie das ganze naturwiſſenſchaftliche Streben unaufhaltſam auf das verborgene Centrum alles äußern Daſeins und Lebens hindringt, von deſſen innerm Lichtglanze die ganze körperliche Maſſe der Sinnenwelt und empiriſchen Erfahrungs-Wiſſenſchaft nur wie den chemiſchen Niederſchlag, den materiellen groben Bodenſatz, und reflektirt getheilten und gebrochenen Widerſchein bildet. Dahin zeigen, führen und deuten die Reſultate aller Wiſſenſchaft und jedes höhern wiſſenſchaftlichen Strebens im Gebiethe der Naturkunde; und das Daſein Gottes als Weltſchöpfers einmahl vorausgeſetzt und angenommen; was kann die Natur denn auch anders ſein, als eine Offenbarung Gottes und ſeiner ewigen Liebe, eine ſichtbare Offenbarung im äußern materiellen Stoff; und wie kann ſie jemahls anders verſtanden und begriffen werden? Geſetzt auch, daß uns ſelbſt nach dieſem Standpuncte, was ſich wohl für den Anfang zugeben läßt, manches Einzelne in ihr räthſelhaft, unverſtändlich, dunkel bliebe; ſo iſt dieſes Unerklärte oder Unerklärliche doch nur

Einzelnes, das Ganze ſelbſt aber alsdann durchaus klar und ſinnvoll befriedigend für das Gefühl nicht nur, ſondern auch für den forſchenden Verſtand. In der entgegengeſetzten Anſicht aber kann wohl Einzelnes in der Natur ſcharfſinnig erklärt und wiſſenſchaftlich verſtanden werden, das Ganze aber, wenn ſie nähmlich als ſolche keine Offenbarung Gottes iſt, ſondern für ſich ein eignes und ſelbſtſtändig beſtehendes Räthſelweſen, bleibt alsdann unauflöslich verworren, und ohne den höhern Zweck der göttlichen Bedeutung für den Menſchen völlig ſinnlos. Wird die Natur aber dem gemäß als die ſichtbare Entfaltung oder Offenbarung der verborgnen innern Herrlichkeit Gottes betrachtet, ſo bildet ſie alsdann Ein zuſammenhängendes Ganzes mit der andern ſchriftlichen Offenbarung in dem göttlichen Geſetz und der heiligen Ueberlieferung. Die Schrift und die Natur ſind nach dieſer Anſicht nur zwei ſich gegenſeitig erklärende und ergänzende Hälften an dem von beiden Seiten beſchriebenen Buche Gottes. Die innere Stimme des Gewiſſens hat man ſehr oft und eigentlich von jeher als eine Offenbarung ganz andrer Art, des ſittlichen Gefühls, und ſeiner eigenthümlichen, der Natur und dem Naturgeſetz oft entgegenſtehenden, wenigſtens von ihr ganz unabhängigen ſittlichen Geſetzgebung betrachtet. Aber auch dieſe innere Offenbarung iſt eine zweifache, wie jene äußere der Schrift und der Natur; denn ganz verſchieden iſt dieſelbe in der verneinend unterſagenden, leiſe oder furchtbar deutlich warnenden oder auch poſitiv gebiethenden Stimme des Gewiſſens, und in jener andern Form der innern Offenbarung, im Gefühle der Andacht, im geiſtigen Gebeth, oder auch in dem freien Raume der unendlichen auf Gott und alles Göttliche gerichteten Sehnſucht; und auf keine Weiſe darf die eine oder die andere Art und Form dieſer inneren religiöſen Offenbarung, wovon die eine ganz allgemein, obwohl intenſiv ſehr verſchieden iſt, mit der andern vermengt oder verwechſelt werden, die mehr nur als Ausnahme des beſonderen Berufs oder wenn man will, als ein beſonderes Genie der Frömmigkeit und ein höherer Sinn dafür ſich darſtellt. Dieſe vierfache göttliche Offenbarung, die zweifache äußere, der Schrift und der Natur, die zweifache innere, des Gewiſſens und der Andacht, hat ihren Sitz in den oftmahls ſchon angeführten und zuſammengeſtellten vier Nebenvermögen der zweiten Ordnung: in dem Gedächtniß als dem Organ der ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferung und Erinnerung, ja überhaupt der Schrift und der Sprache nach ihrem innern Faden des fortgehenden Zuſammenhanges; dann in dem Vermögen der äußern Sinne und ſinnlichen Natur-Anſchauung, von welcher aber ein unmittelbarer Blick in die innere Tiefe derſelben auch nicht ausgeſchloſſen iſt; in dem Gewiſſen endlich, und von der andern Seite in der Sehnſucht, als der auf's höchſte geſteigerten Stufe alles menſchlichen Strebens, des innigſten Seelenverlangens, oder der reinen Geiſterbegierde nach Gott. Denn hier in dieſen untergeordneten Vermögen, wo der innere tiefe Verfall, und der ſo weit herabgeſunkene Zuſtand des menſchlichen Bewußtſeins am auffallendſten ſich zeigte, regt ſich auch zuerſt wieder die Empfänglichkeit für das Beſſere, die Rückkehr und der neue Aufſchwung zu dem Höhern, und das göttliche Samenkorn der Auferſtehung und Wiedererweckung oder die neue Belebung des erſtorbenen Bewußtſeins zu der urſprünglichen Kraft und Würde deſſelben. Die innere Offenbarung der Andacht und des Gebeths aber muß als von der Philoſophie rein abgeſondert und ganz außer dem Umkreiſe derſelben liegend, betrachtet werden, ſo wie auch die gelehrte Schrifterklärung und das wiſſenſchaftliche Studium derſelben eine beſondere ſcientifiſche Abtheilung, eine eigne Region für ſich in dem ganzen höhern intellectuellen Gebiethe bildet. So wie die Philoſophie nicht mit dieſer vermiſcht werden darf, darf ſie auch nicht übergehen in eine bloße Myſtik der andächtigen Gefühle, oder wenn man will, eine Theorie des Gebethes und eine rein contemplative Betrachtung Gottes und der göttlichen Dinge, noch ſich mit dieſer unzertrennlich vermiſchen; ſchon aus dem Grunde, weil dieſe Andacht und Myſtik des Gefühls ſich nothwendig und durchaus anſchließen muß an das gegebene Poſitive des beſtimmten dogmatiſchen Glaubens, in welchem allein ſie nicht bloß die äußerlich ſchon entwickelte Geſtalt und feſt beſtimmte Form, ſondern auch die innere Sicherung und hinreichende Garantie gegen alle möglichen ſchwärmenden Abwege finden kann. Es darf dabei freilich auch nicht verkannt und vergeſſen werden, daß das Innere und Weſentliche der göttlichen Sehnſucht ſo wie aller andern heiligen Gefühle, der Philoſophie des Lebens, welche ſelbſt von dieſem Mittelpuncte der höhern Liebe ausgeht, nie ganz fremd werden oder erſcheinen, ſondern immer nahe verwandt und befreundet bleiben muß; ſo wie ſie auch, ohne darum bloß Exegeſe und geiſtige Schrifterklärung zu werden, einzelne geiſtig-fruchtbare und lebendig-kraftvolle Wendungen und Ausdrücke aus der heiligen alten Sprache entlehnen mag, und es eine ängſtliche Pedanterie oder ein übertriebener wiſſenſchaftlicher Purismus ſein würde, ihr dieſes verwehren zu wollen. Doch aber iſt es nothwendig, die ſcharfe Gränze zwiſchen der Religion und Philoſophie genau zu ziehen und ſorgſam zu beachten. Selbſt in das Gebieth der Moral, wo die innere Offenbarung des Gewiſſens die Grundlage für die ſittliche Geſetzgebung begründet, oder in das Gebieth der Naturwiſſenſchaft, darf die Philoſophie, inſofern ſie nicht etwa ganz und gar in der ſpeciellen Anwendung bloß Moral und Rechtswiſſenſchaft ſein, oder von der andern Seite Natur-Philoſophie werden will, nicht völlig hinüberſchreiten, ſo lange ſie nähmlich noch allgemeine Philoſophie des Lebens und des Denkens und Wiſſens an ſich und überhaupt bleiben ſoll; wenn ſie auch manchmahl tief eingreift, mit einem einzelnen Ueberblick auf das Ganze oder in Hinſicht auf einzelne daher entlehnte Thatſachen, fruchtbare Beiſpiele, bemerkenswerthe Erſcheinungen und erklärende Gleichniſſe aus jener entferntern Region ihrer eigenen Sphäre, zu der dieſelbe allerdings doch noch mitgehört. Sie hat genug an dem, was den Stoff, den Inhalt oder Gegenſtand ihres eigenen Umkreiſes bildet, um keines fremden zu bedürfen. — Zu jenen vier Arten, Formen oder Quellen einer höhern, innern oder äußern Offenbarung kommt als das weſentliche Fünfte, das gemeinſame Band, der Mittelpunct, in dem ſich alle berühren, durchdringen, gegenſeitig beleben und vermittelnd ausgleichen, oder auch erſt harmoniſch vollſtändig vereinigen, noch dieſe hinzu, welche man eben daher wohl nur mit dem allgemeinen Nahmen einer Offenbarung der ewigen Liebe bezeichnen kann, und zwar die Offenbarung der ewigen Liebe im Menſchen, nicht bloß wie man auch die Natur und die ganze Schöpfung als eine ſolche betrachten könnte; im Menſchen, aber nicht bloß in dem Gefühle der Andacht und der Religion, ſondern im allgemeinen Gefühl und dem innern oder erhöhten Bewußtſein deſſelben. Wenn aber die Liebe ſelbſt nichts iſt als der reine Begriff, der innere Geiſt, die weſentliche Kraft des wahren und beſonders auch jedes höhern Lebens, ſo muß eben dieſe Offenbarung der Liebe ganz beſonders und vor allen andern den Stoff, Inhalt und Gegenſtand der Philoſophie des Lebens bilden, als die innere volle Mitte unter jenen fünf heiligen Quellen der göttlichen Offenbarung, aus welchen alles höhere Leben, Denken, Glauben und Wiſſen in die empfängliche Menſchenſeele hinabſtrömt. So wäre alſo nun im Allgemeinen das rechte und richtige Verhältniß des Glaubens, ſo wie auch der Begeiſterung, nach dem Platoniſchen Begriff derſelben zum Wiſſen, dann auch der Offenbarung und ſelbſt der Liebe, für dieſe letztere jedoch nur nach dem erſten Anfange und allgemeinen Umriß hinreichend beſtimmt. Um aber die Idee der Wiſſenſchaft nach allen dieſen vorhergehend beſtimmten Verhältniſſen nach außen, an ſich vollſtändig auszuführen, und zum Schluß zu bringen, wird es nothwendig ſein, die einzelnen Beſtandtheile dieſer Idee in ihrem innern Zuſammenhange, zuvor noch an dem vollſtändig entwickelten Syſteme der angebornen Irrthümer durch den Gegenſatz heller in's Licht zu ſetzen. — Jene früherhin ſchon angegebenen und aufgezählten einzelnen Elemente und Stufen, oder Arten und Beſtandtheile, welche zuſammen das Wiſſen bilden, zuerſt das Verſtehen und Erklären, das Erkennen und Unterſcheiden, dann das lebendige Denken und vollſtändige Begreifen des Wirklichen, welches den eigentlichen Mittelpunct des Wiſſens oder dieſes ſelbſt bildet, und die damit verknüpfte unmittelbare Wahrnehmung, oder Anerkennung der Wahrheit und innere Gewißheit, werden durch die vornehmſten unter jenen angebornen wiſſenſchaftlichen Irrthümern verfälſcht und in die Irre geleitet, oder auch heimlich untergraben und endlich ganz umgeworfen und völlig vernichtet. Zuerſt wird das lebendige Denken in ein todtes umgewandelt, und von ſeiner natürlichen Richtung auf das Wirkliche weggelenkt und in das Nichtige und Leere hingewendet. Die daraus hervorgehende Unverſtändlichkeit und Verwirrung der Begriffe hebt alles klare und beſtimmte Verſtehen auf, und macht das reine Erkennen und richtige Unterſcheiden und Urtheilen unmöglich; und in dieſen leeren Abgrund verſinkt oder verſchwindet dann auch der feſte Boden des wirklich Wahren und der innern Gewißheit. Eine jede von den vier Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeins enthält in ſich die fehlerhafte Anlage oder den verderblichen Keim zu einer beſondern Art und beſtimmten Form des wiſſenſchaftlichen Irrthums, der ſich in ihr und dem Gebiethe derſelben feſtſetzt, vollſtändig entwickelt, und wie es die Umſtände geben, auch zum falſchen Syſtem geſtaltet. Als Irrthum wird eine jede dieſer Abarten oder Unformen des nichtigen und leeren Denkens, ſo wie er einmahl an dem Orte des Bewußtſeins, wo er ſeinen Sitz hat, nachgewieſen und nach ſeinem Urſprunge erklärt iſt, leicht erkannt an den ſichtbaren Folgen ſeiner weitern Entfaltung, ſo wie an dem innern Widerſtreit und dem grundloſen Anfang, auf dem er beruht; und in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie, ſo wie überhaupt aller Wiſſenſchaften iſt der beſondere Charakter einer jeden ſolchen Hauptgattung der wiſſenſchaftlichen Verirrung in großen Zügen deutlich zu leſen für Jeden, der dieſes Gemählde mit unbefangenem Blick verfolgen will. Der der Vernunft eigenthümliche und auf dieſem Gebiethe beſonders einheimiſche wiſſenſchaftliche Irrthum iſt jenes ſchon oft in Erwähnung gekommene Trugbild des Unbedingten, oder die Täuſchung der unbedingten Nothwendigkeit. Dieſer falſche Vernunftſchein von einem nothwendigen Wiſſen, nach Art der mathematiſchen Beweisform, entſteht unmittelbar, ſo wie die Vernunft, als das Vermögen der logiſchen Verknüpfung im Denken und des in dieſer Verknüpfung logiſch nothwendigen Denkens, den feſten Boden des Wirklichen verläßt, nach dem für alle Erkenntniß dem Menſchen dreifach, von innen, von oben und von außen Gegebenen, — in der innern, höhern und äußern, geſchichtlich-vernünftigen oder naturwiſſenſchaftlichen Erfahrung, — und ganz in ſich ſelbſt begründet auch aus ſich ſelbſt, was ſie nie vermag, allein ihren Anfang nehmen will. Als das Vermögen des logiſchen Denkens iſt die Vernunft zugleich ein Vermögen der unendlich fortſchreitenden Entwicklung in dieſem Denken; nur aber erfinden, aus ſich hervorbringen, kann ſie nichts, und verliert ihr eignes Gebieth der ihr angewieſenen und natürlich angemeſſenen Wirkſamkeit, ſobald ſie als Erfinderin und Productions-Kraft auftreten will, woraus denn alle die Ausgeburten der falſchen metaphyſiſchen Syſteme hervorgehen. Iſt aber einmahl der feſte Boden und ſichere Anfang irgend eines wahrhaft Wirklichen gegeben, dann kann jene fernere ſcientifiſche Entwicklung, Ableitung, Erweiterung aus jenem Erſten ungemeſſen fortſchreiten und iſt kein Grund vorhanden, derſelben irgend Gränzen zu ſetzen oder beſtimmen zu wollen, die vielleicht doch alle ſpäterhin als zu früh oder zu eng gezogen erſcheinen möchten; wie das mannichmahl in den einzelnen mathematiſchen Wiſſenſchaften ſo geſchehen iſt und ſich in ihrer Geſchichte bewährt hat. Und weil nun gerade in dem mathematiſchen Wiſſen das Gränzenloſe jener weitern wiſſenſchaftlichen Entwicklung, und zwar in der ſtrengſten Beweisform der vollkommenen Gewißheit, ſobald die ſichere Grundlage des erſten Anfangs einmahl gegeben iſt, ſich am auffallendſten und glänzendſten bewährt; ſo mag das von daher entnommene Beiſpiel hier um ſo angemeſſener und paſſender erſcheinen, da auch bei Einigen wohl noch das Vorurtheil gefunden wird, als ſei auch die erſte Grundlage des mathematiſchen Wiſſens eine ſelbſterdachte Vernunft-Erfindung, oder ein reines Selbſterzeugniß der innern Verſtandes-Anſchauung; und ſtehe alſo jene Wiſſenſchaft ganz allein und von allen übrigen Erfahrungs-Wiſſenſchaften, zugegeben daß dieſe es wirklich ſeien, völlig abgeſondert für ſich. In der erſten Entwicklung und Erlernung aber iſt ſie dieſes doch nicht ſo unbedingt; und wenn wir auch nur beobachten und uns gegenwärtig machen, wie lange Zeit es erfordert, bis ein Kind wirklich Drei zählen, ſich ſelbſt von dem äußerlich wahrgenommenen Gegenſtande deutlich abſondern, oder auch zwei ſolche Gegenſtände unter einander und von ſich ſelbſt unterſcheiden lernt; ſo können wir doch nicht umhin, dieſen erſten Anfang alles Zählens als eine empiriſche Grundlage, auf der alles andere mathematiſche Wiſſen aufgebaut iſt und beruht, zu betrachten. Die geometriſchen Linien und Figuren ſind eigentlich nur die im äußern Raume fixirten, und körperlich ſichtbar gewordenen oder geſtalteten Zahlen und arithmetiſchen Grundbegriffe. Wenn man aber auch die erſten geometriſchen Anſchauungen als davon unabhängig und für ſich ſelbſt beſtehend denken will, wie den Punct, die gerade Linie, den Kreis oder die einfache gerade Linie, die zweifache ſich durchſchneidende, und den Triangel, aus denen alles Uebrige zuſammengeſetzt iſt; ſo ſind dieſe urſprünglichen geometriſchen Thatſachen doch alle in der Erfahrung gegeben, und wenn ſie für die Wiſſenſchaft in einer abſtracten Reinheit hervorgehoben, ausgeſchieden und abgeſondert, für den Begriff vollendet ſind, wie ſie in dieſer Vollkommenheit in der groben Miſchung des äußern Sinnen-Eindrucks nie gefunden werden; ſo geſchieht dieß in andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften ebenfalls und eben ſo. Auf der höchſten Stufe der weitern Ausdehnung und Anwendung des mathematiſchen Wiſſens, in der Aſtronomie, iſt daſſelbe mit der Natur-Wiſſenſchaft ſchon völlig wieder in Eins zuſammengewachſen, und die verwickeltſten künſtlichſten Berechnungen und Rechnungs-Hypotheſen ſind darin mit den mannichfachen ſideriſchen Thatſachen, Erſcheinungen und Beobachtungen auf das innigſte mit einander verflochten. Eigentlich genommen und recht verſtanden, bildet daher das mathematiſche Wiſſen wohl keine Ausnahme von dem allgemeinen Grundſatz, daß alles Wiſſen auf der Erfahrung, auf jener dreifachen der innern, äußern, höhern Wahrnehmung beruht, und iſt eben daher nicht ſo ſehr ein der Art, als nur dem Grade nach von allen andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften größtentheils verſchiedenes Wiſſen; wobei dann auch nicht zu vergeſſen iſt, daß in ſo vielen Fällen der Anwendung des mathematiſchen Wiſſens im wirklichen Leben und in der Naturkunde, daſſelbe nicht ſowohl ein materielles Wiſſen, als vielmehr nur ein Organ und das Werkzeug zur Erhebung und weitern Verarbeitung eines ſolchen iſt. Nach einem höhern naturwiſſenſchaftlichen Standpuncte iſt die Mathematik ja überhaupt nichts anderes als der bloße Grundriß und Gliederbau der ganzen Structur und des innern Skeletts in dem geſammten Naturkörper, oder vielmehr die verhüllte Sprachregel in jener wundervollen Offenbarungs-Sprache des ſonſt verborgnen, und hier an's Licht getretnen Daſeins, die wir Natur nennen; die innere Grammatik und höhere Symbolik derſelben.

Man hat den, jedem Denker ſo leicht fühlbaren, und immer wenigſtens als möglich erkannten Mißbrauch der Vernunft, von der richtigen Anwendung dieſes weſentlichen Grund-Vermögens der menſchlichen Denkkraft in den natürlichen und rechten Gränzen dadurch hinreichend zu unterſcheiden, und ſicherer abwehren zu können geglaubt, daß man alle dem Menſchen geſtattete und erreichbare Erkenntniß und Gewißheit auf die Sinnenwelt beſchränken, im überſinnlichen Gebiethe aber, als über dieſe Gränzen hinausgehend, der Vernunft alles Urtheil, und dem Menſchen überhaupt alles Wiſſen abſprach. Das letzte kann um ſo weniger Statt finden, da, wenn alles Wiſſen ein mitgetheiltes iſt, ſich hier das Maaß und die Gränzen nicht im voraus beſtimmen laſſen, noch auch von dem Menſchen abhängen, ſondern es allein auf Denjenigen ankommt, von dem alles ausgegangen iſt, und der urſprünglich alles mittheilt und mitgetheilt hat, was er einem jeden ſeiner erſchaffnen Weſen mittheilen und zutheilen, oder überhaupt auferlegen will. Jene Mittheilung und Offenbarung aber einmahl zugegeben und angenommen, auf welcher alle Religion und Wiſſenſchaft derſelben beruht, darf die Vernunft keineswegs von dieſem überſinnlichen Gebieth, und von der mitwirkenden Bearbeitung desſelben, und einer freilich durchaus nur bedingten Beurtheilung darin ausgeſchloſſen werden; vielmehr findet, ſobald nur die erſte Grundlage eines wahrhaft Wirklichen auch in dieſer höhern Region einmahl gegeben, anerkannt und geſichert iſt, die Anwendung und der Gebrauch der Vernunft hier ſo gut Statt, als in dem Gebiethe der Sinnenwelt, und einer andern ganz auf dieſe gerichteten oder beſchränkten Erfahrungs-Wiſſenſchaft. Was hiemit gemeint, und wie es zu verſtehen ſei, wird vollkommen deutlich ſein und keinem Mißverſtande oder Zweifel mehr unterliegen können, wenn ich hinzufüge, daß zwar die Theologie, ſo wenig wie die Religion, wenn nicht ihr innerſtes und eigentliches Weſen vernichtet, und der Begriff ſelbſt ganz aufgehoben werden ſoll, jemahls aus der Vernunft allein geſchöpft oder ganz auf dieſe gegründet werden kann; daß aber demungeachtet nicht nur ganz möglich, ſondern auch ſehr wünſchenswerth ſei, daß die Theologie in der Anwendung oder Behandlungs-Weiſe, eine in dieſer Hinſicht, und in dieſem Sinne durchaus vernünftige ſei und immer bleiben möge; nicht nur um eine verderbliche Verwirrung der Begriffe, und aller Arten von ſchwärmendem Mißverſtand, ſondern auch um unnütze Streitſucht und liebloſe Gehäſſigkeit und Unvernunft abzuwehren, und den Geiſt der Liebe und einer höhern Eintracht ſtets aufrecht zu erhalten, und wie oft er auch angegriffen oder verletzt werden mag, immer von neuem wieder in Erinnerung zu bringen.

Die Anwendung und äußere Form alles Wiſſens kann und ſoll alſo überhaupt, und ganz im Allgemeinen genommen, eine vernünftige ſein, nicht aber der Inhalt von ihr abhängend, oder gar gegeben ſein. Da, wo ſie auch dieſen ſelbſt hervorbringen will, entſteht eben jenes metaphyſiſche Trugbild des unbedingten Seins und des unbedingten Wiſſens, oder der falſche Vernunft-Schein von der identiſchen Zweiheit und innern Einerleiheit des nothwendigen Seins und des nothwendigen Denkens, als den zwei unzertrennlich verknüpften Arten oder Formen des Einen ewigen Weſens, welches den Urgrund alles Daſeins wie des Bewußtſeins, über beiden ſtehend in ſich enthält; womit alſo der Begriff von einer perſönlichen Gottheit, über welcher ſich jene Vernunft-Einbildung weit erhaben dünkt, natürlich ganz wegfallen muß; — und dieſe aller Wahrheit tödtliche urſprüngliche Vernunft-Einbildung iſt freilich nirgend mit ſolcher Conſequenz durchgeführt, mit ſolcher Meiſterſchaft wiſſenſchaftlich dargeſtellt und entwickelt, als in dem Syſtem des Spinoza; — und eben deßwegen ſuchte ich einen allgemeinen Begriff davon ſchon im voraus mithinzuſtellen oder in Erinnerung zu bringen. Es iſt übrigens in dieſer Weltanſicht von dem zweierlei parallel neben einander herlaufenden nothwendigen Nichts, doch niemahls eine allgemeine Uebereinſtimmung wirklich erreicht worden, noch hat irgend ein Syſtem oder neue Form desſelben eine allgemeine Anerkennung finden können. Jeder Meiſter der mathematiſchen Gewißheit in dieſer methodiſchen Verneinung des ſyſtematiſchen Nichts ſucht vielmehr den Grund und die Urſache von der tief innerlichen, und bis in die verborgenſten Winkel und Faſern dieſer Anſicht ihr weſentlich einverwebten vollendeten Unverſtändlichkeit, in der beſondern Beſchaffenheit, und der individuellen Mangelhaftigkeit des unmittelbar vorhergehenden, oder zunächſt dicht neben ihm ſtehenden Syſtems, und findet ſich daher berufen, mit irgend einer etwas veränderten Wendung und Gedankenſtellung, oder neuen Form und Methode des alten Irrthums, als erſter Erfinder und Stifter der ſo eben erſt ganz neu fabrizirten Wahrheit aufzutreten, während es im Grunde immer eine und dieſelbe Täuſchung des leeren Vernunft-Scheins einer bloß logiſchen Nothwendigkeit iſt, welche dem alten zur Unterlage dient, und wie oft auch der Ausdruck und das äußere Kleid in dem Laufe ſo vieler Jahrhunderte gewechſelt worden ſein mag, der Irrthum ſelbſt von dieſer Seite wenigſtens, als identiſch anerkannt werden muß, und immer derſelbe geblieben iſt. — Wird nun die nothwendige Uebereinſtimmung der zwei parallel neben einander herlaufenden Welten des objectiven Daſeins und des ſubjectiven Bewußtſeins, ſo wie nach dem Gedanken von Leibnitz als eine vorherbeſtimmte Harmonie betrachtet, und als ſolche erklärend von Gott hergeleitet, ſo wird durch dieſe ſcheinbare Anerkennung der in der ganzen Schöpfung Alles lenkenden ſouveränen Hand der Allmacht eigentlich doch nur die äußere Form gerettet, während es im Grunde wieder nur der todte Mechanismus einer innern blinden Nothwendigkeit bleibt, vermittelſt deſſen die beiden von dem oberſten Künſtler gleichlautend geſtellten Uhren, die an ſich ſonſt in gar keiner Berührung ſtehen, nun ſo übereinſtimmend ablaufen; was auch weiter zu keinem eigentlichen Aufſchluß, oder ſonſt irgend befriedigendem Reſultate führt. Ganz anders erſcheint und zeigt ſich die innere Einheit, die aber keine Einerleiheit bildet, die lebendige Harmonie, die aber keine vorherbeſtimmte iſt, zwiſchen der äußern Sinnenwelt und Natur, und der innern Gedankenwelt des Bewußtſeins, auf dem Standpuncte des Lebens und einer von dieſem Standpuncte und dem Leben ſelbſt ausgehenden Philoſophie; denn nach dieſem iſt Alles auch in der äußern Wirklichkeit des körperlichen Daſeins eigentlich belebt, innerlich beſeelt und ſelbſt lebendig. In jedem Falle aber bildet hier das Leben die gemeinſame Quelle des Urſprungs, aus welcher beide hervorgehen, das materielle Daſein, wie das innere Denken, Leben oder Bewußtſein; und in dieſem Einen gemeinſamen Begriff des Lebens treffen auch das Daſein wie das Bewußtſein wieder zuſammen und verſchmelzen in einander. Der ganze Gegenſatz als ſolcher fällt durchaus weg; was davon als wirklich übrig bleibt, ſind bloß Grade des Unterſchiedes, Stufen des Uebergangs, ein Wechſel von einem Zuſtande und dem andern, wie der zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Schlaf und Wachen. Was wir Daſein nennen, iſt nur die ſichtbare Erſcheinung eines Gedankens, der äußere Ausdruck, die körperliche Geſtaltung eines innern Lebens; und wenn uns dieſes innere verborgne Leben der Natur gegen das vollkommne, klare und freie Menſchen-Bewußtſein, oder auch gegen ein anderes noch reineres und geiſtig ganz freies der höhern Weſen gehalten, als ein mehr bewußtloſes erſcheint, ſo iſt es doch nicht ganz, nicht für immer, wenigſtens nicht als ein urſprünglich ſolches zu betrachten, ſondern mehr nur wie ein in Schlummer und in einen traumähnlichen Zuſtand dahin geſunkenes, im Scheintod erſtarrtes, und wenn auch im wirklichen, aber doch noch nicht im ewigen Tode, erloſchnes Leben und Bewußtſein zu verſtehen und zu erklären; ſo daß es alſo auch von der andern Seite als ein in der Wiedererweckung eben erſt anfangendes, noch nicht vollſtändig erwachtes genommen werden kann. Und wird denn nicht auch in dem vollkommnen Menſchen-Bewußtſein ein eben ſolcher oder doch ganz ähnlicher Wechſel wahrgenommen und gefunden zwiſchen Schlafen und Wachen, Träumen und Denken, Vergeſſen und Erinnern, dem klaren Verſtehen, Begreifen und Erkennen, und der Nacht der Irrthümer, dem unauflöslichen Dunkel der unter ſich ſtreitenden und ſich leidenſchaftlich verwirrenden Gedanken? Es iſt da nirgend eine ſolche unüberſteigliche Scheidewand, oder gänzliche Abſonderung, ſondern überall giebt es Berührungspuncte und Stufen des Ueberganges in Menge, die leicht nachgewieſen werden könnten, aus dem Gebiethe und Zuſtande des Lebens und wachen Bewußtſeins, in den andern des Schlafes, oder der anſcheinenden gänzlichen Erſtarrung. Streng und genau genommen aber giebt es nach jenem Standpuncte des Lebens eigentlich keinen Tod, ſondern nur einen Wechſel des Lebens und ſeiner vorübergehenden Formen, wiewohl auch ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande nicht alle dieſe als durchaus vorübergehend betrachtet werden können. Es giebt keinen Tod in der Natur, d. h. der Tod iſt nichts weſentlich Urſprüngliches; er iſt erſt ſpäter und zufällig in die Schöpfung hineingekommen. Und beſonders auch für den Menſchen bildet die Unſterblichkeit der Seele, und der Begriff derſelben, nicht ſowohl einen Glaubens-Artikel der höhern Hoffnung, als ein augenſcheinliches Factum der Natur, eine Thatſache der nicht zu bezweifelnden, überall uns laut entgegen tretenden Geſchichte. Dieſe Vorausſetzung des wirklichen Lebens in allem Daſein, die man wohl die einzige erlaubte Gefühls-Hypotheſe der lebendigen Wahrheit nennen könnte, iſt ein nach dem innern Menſchengefühle urſprünglich bei allen Völkern der Erde beſtehender allgemeiner Naturglaube der älteſten Zeit und des ganzen Alterthums geweſen; bis erſt ſpäterhin der einſeitige Scharfſinn eines künſtlich entwickelten Wiſſens dieſe grelle Sonderung zwiſchen dem Sein und dem Denken, und eben damit die Ertödtung des einen wie des andern hervorgebracht und zur Folge gehabt hat; und nachdem das Daſein und das Bewußtſein einmahl von ihrer gemeinſamen Lebenswurzel abgetrennt und auseinander geriſſen waren, trat alsdann, um die große Lücke auszufüllen, der täuſchende Vernunftſchein einer unauflöslichen Schickſals-Verkettung und nothwendigen Vorherbeſtimmung aller Dinge an die leer gebliebene Stelle des ehemahligen Lebens. (‡)

Neunte Vorleſung.

Unter den mannichfach veränderten Formen und neuen Wendungen, in welchen das Vernunft-Syſtem des unbedingten Wiſſens und des nothwendigen Daſeins aufgeſtellt zu werden pflegt, findet ſich zu Zeiten auch eine oder die andere, worin die erſte Grundlage des Ganzen, nicht ſo ganz in der mathematiſchen Beweisform, wie alles Nachfolgende aufgeſtellt, ſondern die Vernunft, als das Vermögen der Ichheit ausdrücklich als innere Thatſache des Bewußtſeins erklärt wird; ſcheinbar alſo ganz auf dieſelbe Weiſe, wie auch in der vom Standpuncte des Lebens und vom Leben ſelbſt ausgehenden Philoſophie, die Theorie des Bewußtſeins, oder die Entwicklung des Begriffs desſelben, mit irgend einem ſolchen innern Denk-Factum, als dem Erſten in der Erfahrung von innen Gegebenen ihren Anfang nimmt. Ob aber jene Behauptung in einem Syſteme des Vernunftwiſſens bloß ſcheinbar oder wirklich ernſtlich gemeint ſei, in welchem Falle dann die ganze Philoſophie überhaupt für eine Erfahrungs-Wiſſenſchaft angeſehen und als ſolche erklärt werden müßte, das zeigt ſich bald an der weitern Folge und Entwicklung des ganzen Syſtems, und wird ſich an einigen ſehr einfachen und leichten Kennzeichen immer bald zu erkennen geben. Führt es nun, was die Form betrifft, wieder nur jenes alte ontologiſche Gewirre der abſtrakten Unverſtändlichkeit in der ſein ſollend mathematiſchen Beweis-Methode mit ſich, ſo läßt ſich ſchon als höchſt wahrſcheinlich vorausſetzen und faſt als gewiß annehmen, daß es, wenn auch etwas anders gewendet und geſtellt, im Weſentlichen derſelbe ſich immer gleich bleibende Irrthum des identiſchen Denkens und des unbedingten Seins iſt, was darin vorgetragen wird; das ſicherſte und ganz entſcheidende Kennzeichen aber, worin ſich dieſer wiſſenſchaftliche Fatalismus kund giebt, liegt in dem Inhalte des Syſtems, wenn nähmlich darin der jetzige zufällige Zuſtand der Natur und der Welt, des Daſeins und des Bewußtſeins, welcher in keiner Weiſe der urſprüngliche geweſen ſein kann, als ein nothwendiger nachgewieſen wird, oder angeblich nachgewieſen werden ſoll.

Nach der Wahrheit ſollte dagegen, auch jener zuletzt erwähnte, für den einzelnen Menſchen wie für das ganze Menſchengeſchlecht in allen dieſen Formen gleich ſehr geltende, wie Nacht und Tag, wie Schlaf und Wachen, wie Ebbe und Fluth auf- und niederſteigende Wechſel zwiſchen Leben und Tod, ſo wie er jetzt in der Natur beſteht und in der Welt erſcheint, immer nur als ein in der Erfahrung geſchichtlich Gegebenes, in der Wirklichkeit lebendig Vorhandenes, mannichfach ſich anders Geſtaltendes, zufällig und nach dem Laufe der mitwirkenden Freiheit bald ſo, bald anders beſtimmtes, veränderliches Ereigniß; niemahls aber weder für die Wiſſenſchaft ein gerade in dieſer Form des jetzigen vorübergehenden Zuſtandes Ewigbleibendes, noch auch in der Anwendung und für die einzelnen Fälle des wirklichen Lebens, als ein durch die unauflösliche Schickſals-Verkettung nothwendig Vorherbeſtimmtes genommen, oder wenigſtens nicht ohne große Einſchränkung immer nur ſo aufgefaßt und auch ganz allgemein und ausſchließend in dieſer Weiſe dargeſtellt werden.

Jenes Trugbild des Unbedingten, als der eigenthümliche Irrthum einer unrichtig angewandten und ganz ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft, und der daraus hervorgehende Vernunftſchein einer unauflöslich ſtreng vorherbeſtimmten Verkettung aller Erſcheinungen und Begebenheiten iſt übrigens gar nicht auf das Gebieth der Wiſſenſchaft und ihre innere Gedankenwelt eingeſchränkt, — ſondern es nimmt dieſer Schickſalsgedanke auch in der Poeſie eine große und wichtige Stelle ein; beſonders in der tragiſchen Dichtkunſt der Alten tritt er mit hohem Glanze als das blinde Fatum einer eiſernen Nothwendigkeit hervor. Nachdem jener Begriff, obwohl urſprünglich und an ſich genommen eine bloße Täuſchung, durch den allgemeinen Glauben daran, nun allerdings auch im Leben eine wirkliche, durch alle Jahrhunderte ſich furchtbar fortwälzende Macht geworden iſt, ſo gehört dieſe natürlich nun auch mit in den Umkreis einer künſtleriſchen Anſicht und Darſtellung des Lebens. Allerdings aber bleibt jene durch und durch tragiſche Welt-Anſicht immer eine innerlich und weſentlich heidniſche; und es ſteht auch ſelbſt die höchſte tragiſche Kunſt immer noch um eine Stufe tiefer, oder nimmt wenigſtens eine etwas untergeordnete Stelle ein, neben jenem vollen Urſtrom der alten und ewigen Erinnerung in den epiſchen Geſängen und Liedern der älteſten Vorzeit, denn dieſes iſt die Quelle, aus der alle andre Dichtung hervorgeht und abgeleitet wurde; — deſſen lebendiger Wellenſchlag einer noch ungetheilten Fantaſie alles magiſch mit ſich fortzieht, und wie das weltumfaſſende Meer alle Zeiten der Menſchheit und der Natur in ſeinem ewig wechſelnden Wogenſpiel umfluthet. Die epiſche Dichtung iſt die Poeſie ſelbſt, worin das Weſen derſelben zunächſt liegt und ſich ganz rein ausſpricht; jede andre Kunſtform derſelben aber bildet nur eine beſondere Art, oder iſt auch als eine angewandte Poeſie, im Gegenſatze jener urſprünglichen, zu betrachten. Denn ſo wie die Muſik eine Kunſt der Sehnſucht iſt, die bildende Kunſt aber der Ausdruck und das Werk der höchſten Begeiſterung für die ſichtbare Schönheit, ſo iſt die Poeſie der beweglich leuchtende Weltſpiegel auf dem immerfluthenden Liebesſtrom der ewigen Erinnerung. Die Begeiſterung ſchließt ſich immer feſt an ein einzelnes Poſitives an; und eben daher iſt auch die bildende Kunſt innerlich zwiefach und in ihrem Charakter weſentlich geſchieden, nach der heidniſchen Schönheit, welche in der alten Sculptur und Baukunſt, und nach der chriſtlichen Begeiſterung, welche in der neuern Mahlerei und Architektur ſo ſichtbar und entſchieden vorherrſcht.

Zum Theile mag dieſes auch auf die dramatiſche Dichtkunſt anwendbar ſein, welche dem innern Charakter und Geiſte nach, eben eine in jenes andre Gebieth der bildenden Kunſt zum Theile hinüberſchreitende, eigne Gattung der angewandten Poeſie bildet. In der epiſchen aber löſen ſich, wie alle Ströme im Meere zuſammenfließen, auch alle Gegenſätze auf; und in einem wahrhaft epiſchen Gedichte müßte ſelbſt die alte Mythologie nicht mehr den Eindruck einer heidniſchen machen, wenigſtens nicht ſo entſchieden, und nicht auf die gleiche Weiſe wie in der griechiſchen Tragödie. Eine vielſeitig geſellſchaftlich entwickelte, auch geiſtig und wiſſenſchaftlich hochgebildete Zeit bedarf, wenn ſie auch den Sinn und das Organ für jene höhere Ur-Poeſie noch nicht ganz verloren hat, doch vorzüglich und zunächſt jener angewandten Poeſie, in der die Kunſt ſich allerdings auch am reichſten entfalten und oft am höchſten geſteigert werden kann. Wenn aber in einer vollendet kalten Verſtandes-Poeſie, jene tragiſche Welt-Anſicht, nicht mehr in dem großen Style der freien Dichtung hin gezeichnet, ſondern ſtatt deſſen ganz in das künſtliche Gemählde einer proſaiſchen Wirklichkeit eingeflochten und mitverarbeitet wird; ſo wird der Eindruck um ſo zerreißender, in den ſkeptiſch-vernichtenden End-Gedanken und an der Stelle der eigentlichen dichteriſchen Wahrheit, jener erſten, alten und vollen Poeſie, von der hier kaum noch eine Spur gefunden werden kann, tritt nun eine im Grunde doch nur wiſſenſchaftliche Täuſchung des leeren Begriffs, in dem tiefen und bittern Gefühle der allgemeinen Verneinung.

In dem ganzen Syſteme der weſentlichſten wiſſenſchaftlichen Irrthümer, von denen einer jeden der vier großen Grundkräfte des zertheilten menſchlichen Bewußtſeins eine Form oder Art desſelben vorzüglich eigen, da beſonders einheimiſch und ihr gleichſam angeboren iſt, nicht als eine unvermeidliche und durchaus nicht zu hebende Schranke, ſondern bloß als fehlerhafte Anlage und angeerbter Keim der Abweichung; wurde das Trugbild des Unbedingten, der identiſche Schein des nothwendigen Seins und des unbedingten Denkens und Wiſſens, als der einer nicht in dem rechten Wege und in ihren natürlichen Gränzen bleibenden und wirkenden Vernunft, vornehmlich eigenthümliche nachgewieſen. Ich hielt es aber in dem Zuſammenhange des Ganzen und nach der durchgehends Statt findenden innigen Verkettung und gegenſeitigen Berührung zwiſchen allen den verſchiedenen Wegen, Formen und Arten der geiſtigen Entwicklung des Menſchen, nicht für überflüſſig, mit darauf aufmerkſam zu machen, wie dieſes Syſtem der Nothwendigkeit oder der wiſſenſchaftliche Fatalismus auch in die poetiſche Weltanſicht ſehr weſentlich eingreift, und wie er ſich da geſtaltet. Wie nun jener täuſchende Vernunftſchein, der ſo viele falſche Syſteme hervorgebracht hat, die im Grunde alle nur einen und denſelben unbedingten Irrthum in andrer Form wiederhohlen, zugleich doch auch in die Poeſie, und beſonders auch auf die innere Begründung der tragiſchen Kunſt mächtig eingewirkt und entſchiedenen Einfluß gehabt hat; ſo nimmt ebenfalls eine beſondere Gattung des wiſſenſchaftlichen Irrthums in der Einbildungskraft ſeinen Urſprung, und zwar wie es ſich wohl begreifen läßt, wenn jenes erfinderiſch-productive Denkvermögen ſich einmahl ganz auf die Seite der proſaiſchen Wirklichkeit und der körperlich handgreiflichen Erſcheinung wirft, hat dieſer Irrthum und das wiſſenſchaftliche Syſtem des Irrthums, welches daraus hervorgeht, gerade unter allen andern den dürrſten, trockenſten, materiell gröbſten Charakter. Jene lieblichen Täuſchungen einer noch in Bildern ſchuldlos ſpielenden Fantaſie, welche einem hier, wo von dem eigenthümlichen Irrthum der Einbildungskraft, obwohl nur der wiſſenſchaftlichen, die Rede iſt, wohl zunächſt einfallen könnten; ich meine die ganze ſchöne Fabelwelt und alle erdichteten Götter der alten Mythologie, thun gerade der Wiſſenſchaft und der Erkenntniß der wiſſenſchaftlichen Wahrheit am wenigſten Eintrag, ſo daß ſie von dieſer Seite allein betrachtet, kaum hieher gehören würden; da das Alles für uns nur noch eine poetiſche Wahrheit hat, oder höchſtens für den tiefer eindringenden Blick eine ſymboliſche Bedeutung, die allerdings auch eine gehaltvolle, und inſofern alſo wahre iſt. Anders war es bei den Alten, in dem noch als wirklich beſtehenden Heidenthum, weßhalb denn auch dort eine lebhafte Oppoſition dagegen ſich erhob, und nicht ſelten ein Alles zuſammen verwerfender Tadel von Seiten der ſtrengen Sittenlehre und der Philoſophie gegen die vaterländiſche Mythologie erging. So gültig uns dieſer Tadel nun auch, inſofern er gegen das willkührlich Erdichtete oder das Grobſinnliche in dieſen Dichtungen gerichtet war, erſcheinen mag; ſo kann man ſo ganz im Allgemeinen doch nicht immer beiſtimmen, findet den Standpunct oft etwas zu eng beſchränkt, und kann ſich nicht läugnen, daß die Alten ſelbſt oft den tiefern ſymboliſchen Sinn ihrer eignen Mythologie nicht hinreichend erkannten, wenigſtens bei weitem nicht den großen hiſtoriſchen Zuſammenhang in dem Allen, bei den verſchiedenen Völkern und Sagenkreiſen ganz überſehen konnten, und wenn ſie ja auch die ſymboliſche Bedeutung im Einzelnen verſtanden und an ſich gelten ließen, oder auch ſelbſt Gebrauch davon machten, ſo war dieß doch mehr nur ein bloßes Verſtandesſpiel für den engbeſchränkten Zweck des jedesmahligen moraliſchen Vortrages in der nächſten Umgebung. Nach dem weiter umfaſſenden und welthiſtoriſch-größern Ueberblick des ganzen Alterthums, wie er ſich unſerm Auge darbiethet, iſt es einer gründlich gelehrten und dabei geiſtvoll verſtehenden und ſinnig aufmerkenden Forſchung der neueſten Zeit gelungen, dieſe ſymboliſche Grundlage der alten Mythologie, im Ganzen wenigſtens, deutlicher als ſonſt zu erkennen, und damit zugleich den in jenen Dichtungen verborgen liegenden, innern Lebensfaden der höhern Wahrheit nachzuweiſen, da ſie urſprünglich und im erſten Anfang doch von dieſer ausgingen, wie weit ſie auch ſpäter nach allen Seiten hin davon abgewichen ſein mögen. Ja, wenn es erlaubt iſt, die einfache Religion der erſten Menſchen und großen Heiligen der Urwelt, da doch die wahre Religion urſprünglich nur Eine geweſen ſein kann, Chriſtenthum zu nennen; ſo kann und darf man wohl ſagen, daß ein Faden von Chriſtenthum und von wahrer Gottes-Erkenntniß in allem Heidenthum und den verſchiedenen Myſterien desſelben ſich immer noch ſichtbar hindurchſchlingt; und es kann ſogar vortheilhaft ſein, ſich den wunderbar verſchlungenen Gang des Menſchengeiſtes in ſeiner mannichfachen Entwicklung nach allen Seiten und den verſchiedenſten Standpuncten und Anſichten der Wahrheit, durch eine ſolche Varietät von Ausdrücken verſtändlicher und lebendig klarer zu machen. Indeſſen würde jenes Chriſtenthum der Urwelt, auch da, wo es rein und frei von beigemiſchten Dichtungen und Abweichungen bewahrt und erhalten worden, doch nur als ein Chriſtenthum im voraus oder in aufſteigender Linie, wenn auch nicht in einem durchaus gleichförmigen Gange, ſondern mit manchem ſcheinbaren Stillſtand und Rückſchritt, oder leeren Zwiſchenraum der letzten Erwartung, bis zum Gipfel der Vollendung in der ſichtbar wirklichen Erſcheinung zu nehmen und zu verſtehen ſein; wie hingegen das Chriſtenthum von da wieder abwärts wohl als ein ſolches in abſteigender Linie, wenn auch nicht in der wirklichen Ausführung und beſtimmteren Geſtaltung oder geiſtigen Entwicklung, ſo doch vielleicht in der innern ſittlichen Geſinnung und in der Kraft des lebendigen Glaubens, dem hiſtoriſchen Forſcher hie und da erſcheinen mag, und wohl bis auf einen gewiſſen Grad in mancher Rückſicht ſo betrachtet werden könnte.

Wenn es nun faſt ſchon allgemein anerkannt iſt und immer mehr anerkannt wird, daß in jenen Dichtungen, welche dem erſten Blick bloß als Spiele der Fantaſie erſcheinen, zugleich manche ſchöne Hieroglyphe der Natur und der Naturwahrheit zugleich mit verborgen liegt; ſo wird dieſe kurze Erinnerung daran für den Zuſammenhang des Ganzen hinreichend ſein, um uns dieſen für die vollſtändige Ueberſicht und Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeins immer gegenwärtig zu erhalten. Wollte man nun alle Täuſchungen der Fantaſie in einem pſychologiſchen Sinne ausführlich und in's Einzelne gehend, abhandeln; ſo wäre hier ein weites Feld eröffnet, ſo wie auch von der entgegenſtehenden Seite ſchon die Alten ausführliche Werke abgefaßt haben über alle möglichen logiſchen Fehlſchlüſſe und falſchen Syllogismen, irrige Gedankenreihen, täuſchende und nichtige Beweisformen; nebſt den Regeln, wie man ſie entdecken, ſich vor ihnen hüten und ſie ſelbſt vermeiden ſoll. Weil aber alle jene pſychologiſchen Täuſchungen der Fantaſie, die auch im wirklichen Leben ſo vielfältig wahrgenommen werden, ganz individuell und eben ſo veränderlich mannichfach ſind, als die Verſchiedenheit der Individuen unberechenbar groß iſt; da auf der andern Seite alle jene logiſchen Irrthümer und falſchen Vernunftſchlüſſe nur die Form betreffen: ſo können die einen wie die andern ſich jedem Syſteme der Wiſſenſchaft anſchließen, wie ſie auch in jedem Verhältniß des wirklichen Lebens vorkommen; und ſo nützlich für die praktiſche Anwendung die ausführliche Zergliederung und Auseinanderſetzung auch ſonſt ſein könnte, ſo liegt ſie doch hier ganz außer dem Kreiſe dieſer Entwicklung. Unter den wiſſenſchaftlichen Irrthümern, zu welchen in den Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeins, eine natürliche Anlage und Dispoſition vorhanden iſt, und die ich darum die angeborenen nannte, ſind eben nur ſolche grundfalſche Weltanſichten oder wiſſenſchaftliche Syſteme des Irrthums gemeint und zu verſtehen, welche aus der einſeitigen Richtung und der verkehrten Anwendung einer ſolchen Grundkraft hervorgehen. Es kann hiebei alſo von der dichteriſchen Fantaſie, oder auch von den pſychologiſchen Täuſchungen dieſes Seelenvermögens gar keine Rede ſein, ſondern bloß von einer durchaus wiſſenſchaftlichen Einbildungskraft, und die ſich ganz auf dieſe Seite und in dieſes Gebieth geworfen hat, wenn die Frage iſt, welches falſche Syſtem und welcher Irrthum in der Wiſſenſchaft überhaupt oder auch in der Naturwiſſenſchaft insbeſondere, aus einer verkehrten Anwendung dieſer Kraft hervorgegangen ſein kann. Mir ſcheint, es iſt kein andrer, als der allgemein bekannte Materialismus, die atomiſtiſche Naturanſicht, und was denn ſehr nah damit zuſammenhängt, das atomiſtiſche Denken überhaupt, wovon der beſondere ertödtende Charakter für die Philoſophie viel wichtiger und gefährlicher iſt, als jenes verrufene Natur-Syſtem, was ſich jetzt ſchon mehrentheils ſelbſt überlebt hat, und in der ehemahligen Form wenigſtens nur noch als ganz veraltet erſcheint. Für einen Vernunft-Irrthum kann man jene verkehrte atomiſtiſche Naturanſicht nicht halten oder erklären, da die Vernunft überall weit mehr nach einer unbedingten Einheit ſtrebt, als nach der unendlichen Mannichfaltigkeit dieſer erdichteten Atome, aus denen Alles zuſammengeſetzt ſein ſoll, wo alſo eigentlich nichts Eins, ſondern Alles in eine unzählige Menge von Einzelnheiten ſich auflöſen und zerfallen würde. Eine Verſtandestäuſchung iſt es wohl auch nicht zu nennen, da der wahre Verſtand nicht ſo bloß und allgemein, überall und zunächſt immer anatomiſch zergliedernd und zerſtückelnd verfährt, ſondern vor allen Dingen verſtehen, mithin den innern Sinn faſſen, die eigentliche Bedeutung ergründen, das Ganze begreifen und das Weſen ſelbſt nach ſeinem wahren Geiſte erkennen will, welches alles ein Lebendiges vorausſetzt und nur auf ein ſolches anwendbar iſt. Wo kein Geiſt und Leben iſt, da iſt auch nichts zu verſtehen, und jene einfachen kleinen Naturkörperchen oder nicht weiter theilbaren Weltſtückchen würden eben ein ſolches nicht weiter erklärbares oder irgend verſtändliches Aggregat, als Grundlage der geſammten Sinnenwelt und Natur bilden. Da nun auch die materielle Zergliederung und Anatomie der ſichtbaren Gegenſtände und Stoffe, niemahls ſo weit und bis dahin, an jene unendlich kleinen Urſtücke des Daſeins nähmlich gelangen kann, die chemiſche Zerſetzung der Körper uns vielmehr auf lauter flüchtige und allem ſolchen groben Erfaſſen gänzlich entfliehende lebendige Elemente in der Natur führt; ſo iſt die ganze Hypotheſe für eine durchaus willkührliche und eben ſo grundloſe reine Erdichtung zu halten, wenn gleich eine höchſt unpoetiſche und völlig fantaſieloſe, vielmehr alle Fantaſie ſo wie das Leben ſelbſt ertödtende, aber dennoch eine Erdichtung; und eben darum muß ſie auch der Einbildungskraft zugeſchrieben werden, und eben in dieſem Sinne und in dieſer Beziehung ſagte ich vorhin, daß, wenn die Einbildungskraft, die wiſſenſchaftliche nähmlich, ſich einmahl auf dieſe Seite der handgreiflich-körperlichen Erſcheinung werfe, der daraus hervorgehende Irrthum alsdann mehr als jeder andere, ein völlig dürres und trocknes Hirngeſpinnſt und von der materiell gröbſten Art ſei. Ich möchte es die Einbildung des Todes nennen, weil das Ganze eben doch auf dem Wahne und der Vorausſetzung beruht, daß alles todt ſei; ganz im Gegenſatz mit dem alten, ſonſt allgemein verbreiteten Naturglauben, daß alles auch in der ſichtbaren Erſcheinung und ſcheinbar todten äußern Körperwelt, innerlich belebt, lebendig und beſeelt ſei, wovon ſchon früher die Rede war. Die atomiſtiſche Naturanſicht ſelbſt, als ſolche, weiter zu bekämpfen oder ausführlich zu widerlegen, würde hier außer meinem Kreiſe liegen, da dieß ſchon ganz zur eigentlichen Naturphiloſophie gehört; und eigentlich wäre es auch wohl überflüſſig, da eine lebendige Naturphiloſophie nach einem durchaus andern, viel höhern Standpuncte ſchon längſt faſt allgemein an die Stelle jener geiſttödtenden Naturverläugnung getreten iſt. Das Einzige dürfte allenfalls noch hiſtoriſch bemerkenswerth ſein, daß, wenn Leibnitz jenen alten Atomen des Epikur ſeine Monaden, als eben ſo viele innerlich beſeelte und lebendige Einheiten, aus denen Alles zuſammengeſetzt ſei, entgegenſtellt, wobei jedoch im Grunde derſelbe Begriff der allgemeinen Zerſtücklung beibehalten wird, ſich auch darin wie in ſo manchen andern Zügen derſelbe Charakterzug des großen Denkers und in ſeiner Art gewiß erhabenen Geiſtes kund giebt, vermöge deſſen er den Irrthum mit einer Art von Halbheit und Connivenz behandelt, und mehr diplomatiſch zu umgehen, als aus dem Grunde wegzuräumen ſucht. — Viel tiefer eingewurzelt in allen Wiſſenſchaften, und viel verderblicher und gefahrbringender für die wahre lebendige Philoſophie als jene alten Atome und alle dieſe falſchen Natur-Syſteme von der materialiſtiſchen Art, die ihre Widerlegung ſchon in ſich ſelbſt mit ſich führen, iſt aber das atomiſtiſche Denken, zu dem allerdings auch eine natürliche Anlage und fehlerhafte Dispoſition in dem menſchlichen Erkenntniß-Vermögen liegt und nach ſeiner jetzigen Beſchaffenheit darin begründet ſcheint. Die wirkliche Anatomie iſt eine ſehr achtungswürdige und höchſt fruchtbar-ergiebige Wiſſenſchaft, weil ſie gar nicht wähnt, das längſt entflohene Leben mit dem Zergliederungsmeſſer noch wieder erhaſchen zu wollen, ſondern nur in der todten Hülle die zurückgebliebenen Schriftzüge von der allgemeinen Beſchaffenheit oder dem beſondern Krankheitszuſtande dieſes hier wirkſam geweſenen Lebens nachzuweiſen und zu entziffern ſtrebt. Die todte Gedanken-Anatomie führt aber nicht zu ſolchen glücklichen Reſultaten, eben weil ihr das Leben, was noch da iſt, unter der zerlegenden Hand erliſcht; und aus allen Wiſſenſchaften ließen ſich Beiſpiele in Menge anführen, wie vor dem Geiſte dieſer ertödtenden Analyſe alle höhere Wahrheit entflieht.

Dieſe beiden Hauptquellen des philoſophiſchen Irrthums, das Trugbild des unbedingten Seins und des identiſchen Denkens, mit allem was daraus in den verſchiedenartigſten Formen des wiſſenſchaftlichen Fatalismus oder des dichteriſchen Pantheismus und einer ſonſt verkehrten oder falſchen tragiſchen Weltanſicht von der einen Seite; von der andern die atomiſtiſche Naturanſicht, nebſt allen ſonſtigen mit dazu gehörenden materialiſtiſchen Denkarten, dann das atomiſtiſche Denken ſelbſt, und die todte Begriffs-Zergliederung und Gedanken-Zerſtücklung, nebſt der ſo tief im menſchlichen Gemüthe wurzelnden Einbildung des Todes, auf der ſie beruhen, bilden nun wie den von Anfang auf einer ſolchen uſurpirten Alleinherrſchaft und abſoluten Allgewalt der ſouverain-ſein wollenden Vernunft ruhenden Fluch der eignen Verblendung, — oder auch in dem andern Falle das erblich gewordene Krankheits-Symptom der zur andern Natur gewordenen Geiſtesdürre und innern Erſtorbenheit eines ganz in den materiellen Banden gefangen liegenden Denk-Vermögens. Es ſind mehr allgemeine Irrthümer, oder objective Denkfehler oder verkehrte Denkrichtungen, wobei das Perſönliche weniger Einfluß hat, oder doch bei weitem nicht ſo viel, als bei denjenigen Formen und Arten des wiſſenſchaftlichen Irrthums, welche in dem menſchlichen Willen und Verſtande ihren Sitz haben, wo nun Alles individuell iſt und wird, wo Charakter, Geſinnung, Leidenſchaft und der freie Entſchluß und die innere Wahl am meiſten entſcheiden. Eben daher hangen auch dieſe Irrthümer, als aus der gemeinſamen oder doch nah verwandten Quelle ſtammend, auf das Innigſte unter ſich zuſammen, und ſind ſo mit einander verwebt, daß es oft ſchwer fällt, den Antheil der einen bloß erkennenden Geiſteskraft und der andern wollenden, wirkenden und handelnden, rein auszuſcheiden und ſtreng abzuſondern. Den vorzüglich im Willen herrſchenden, obgleich oft ganz unwillkührlichen, und als erbliche Gewohnheit zur andern Natur gewordenen Irrthum möchte ich ganz einfach das Vorurtheil der Ichheit nennen; wovon leicht jeder die Exiſtenz eingeſtehen und zugeben wird, wie weit ſich der Einfluß deſſelben in allem menſchlichen Wirken und Denken und in allen Lebensanſichten erſtreckt, und daß ſelbſt in der geiſtigen Region dieſer Einfluß noch ſichtbar iſt, und auch das reinſte Streben nach der höhern Wahrheit nicht immer ganz frei davon bleibt. Selten jedoch geſtaltet ſich dieſer Irrthum zu einer entſchiedenen und vollſtändig idealiſtiſchen Weltanſicht und einem vollendeten Syſtem der Art im Gebiethe der Wiſſenſchaft. Denn ein ſolches findet rund um ſich her ſo viel Widerſpruch, verwickelt ſich auch in ſich ſelbſt ſo ſehr damit, daß es nie allgemein durchgeführt werden kann, wenigſtens nicht von langer Dauer zu ſein pflegt. Es ſteht mit dem innern Menſchengefühl ſo im Widerſtreit, daß man oft, wo es in dem engſten Erguß recht entſchieden, auffallend und abſtoßend vorgetragen wird, wohl noch in Zweifel gerathen kann, ob es auch wirklich innerlich ganz ſo buchſtäblich zu verſtehen oder im vollen Ernſte gemeint ſei. Oft geſchieht es daher, daß der erſte Stifter und Urheber eines ſolchen paradoxen Ich-Syſtems in der zweiten Ueberarbeitung manche ſehr weſentliche Modification hinzufügt oder gelten läßt, oder überhaupt eine ganz veränderte Stellung, und im Grunde durchaus neue Gedankenwendung annimmt; wovon aus der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes überhaupt, und ſelbſt aus unſrer Zeit mehrere auffallende und nah gelegene Beiſpiele ſich anführen ließen, wenn es hier der Ort dazu wäre. Eine ausführliche Zergliederung und Widerlegung des wirklich ſo zu nennenden und ganz entſchiedenen Idealismus würde daher an ſich kaum nöthig ſein, da er ſich eigentlich ſelbſt hinreichend widerlegt, — in jedem Falle aber außer dem Kreiſe dieſer darſtellenden Entwicklung des innern und höhern Lebens liegen; ſondern es kam hier bloß darauf an, auch dieſe ſcientifiſche Verirrung, als eine vorzüglich merkwürdige Form oder Gattung derſelben, in dem vollſtändigen Syſtem der wiſſenſchaftlichen Irrthümer mit aufzuführen, und für dieſen Zweck mit wenigen Zügen hinreichend zu charakteriſiren. Was aber von dem Syſteme gilt und geſagt werden kann, möchte ich nicht auch auf den idealiſtiſchen Zweifel anwenden und ausdehnen; denn dieſer kann, wie überhaupt der Zweifel, eine ſehr heilſame und wohlthätige Kriſis des

Uebergangs zur deſto feſtern und ſich ſelbſt völlig klar gewordenen Erkenntniß bilden. Ich ſollte vielmehr glauben, daß der idealiſtiſche Zweifel, ſo paradox er auch erſcheinen mag, und eben wegen dieſer auch innerlich fühlbaren Paradoxie in der Regel weit eher und leichter zu einer heilſamen Kriſis und Veränderung in der wiſſenſchaftlichen Anſicht und Erkenntniß führen könnte, als jener andere gegen die Freiheit des Willens gerichtete ängſtliche Lebenszweifel, den ich den moraliſchen nennen möchte, und der ſo überaus weit ausgebreitet, und für unglaublich viele Menſchen, auch ohne allen wiſſenſchaftlichen Anſpruch als bloßer Fatalismus des natürlichen Nachdenkens, die herrſchende Grundanſicht des Lebens bildet. — Hier handelt es ſich vorzüglich nur um den ſcientifiſchen Nachtheil der dem menſchlichen Bewußtſein in ſeiner jetzigen Form anhängenden Grund-Irrthümer; und ſo weit erſtreckt ſich dieſer bei dem Vorurtheil der Ichheit, auch da wo es nicht ſo öffentlich und abſtoßend hervortritt, in ſeinem verborgenen Einfluß auf alles menſchliche Wirken und Denken, ja über jede Region der Wahrheit, daß man wohl ſagen kann und eingeſtehen muß, wie ſelbſt in den am meiſten gelungenen, reinſten und vollkommenſten Darſtellungen der erkannten Wahrheit, es mögen dieſe Darſtellungen nun eigentlich und rein wiſſenſchaftliche, geſchichtliche, künſtleriſche, oder auch bloß redneriſche, und wie ſonſt immer practiſch für das Leben beſtimmte ſein, faſt immer noch ein gewiſſer ſubjectiver Farbenton gefunden wird und übrig bleibt, eben da wo er nicht hingehört, — und nicht ſo wie er etwa in der Kunſt und Poeſie, obwohl auch da nicht unbedingt und ganz allgemein geſtattet ſein kann; — eine eigenthümliche egoiſtiſche Beleuchtung nach dem eignen nächſten Lebens- und Gedankenkreiſe; vor deren Einfluß man ſich bei Andern und bei ſich ſelbſt ſorgfältig zu hüten hat. Dieſes iſt die einzige wahre und rechte, nicht bloß im Leben ſondern auch für die Wiſſenſchaft gültige Abſtraction, wenn man von ſich ſelbſt zu abſtrahiren weiß, was aber nicht eben ſo gemein iſt, und auch bei dem guten Willen dazu nicht immer ganz leicht, vollkommen durchzuführen; und da ſchon ſo oft von dem unverſtändlichen Gewirre der todten Abſtraction als leeren Gedanken-Formeln, die Rede geweſen iſt; ſo mag auch dieſe Bemerkung oder Berichtigung hier vorübergehend eine Erwähnung finden. Wohl mag es ſein und läßt ſich annehmen, daß jener Begriff der Abſtraction in einer ältern wiſſenſchaftlichen und mehr religiöſen Anſicht des Denkens, dieſen höhern und richtigen Sinn gehabt hat, da es wohl einleuchtend iſt, daß wir z. B. um über Gott und die göttlichen Dinge zu meditiren und ganz in dieſe Betrachtung zu verſinken, zuerſt die ganze äußere Welt vergeſſen, und unſer Denken von ihr zurückziehen, ſodann aber auch mit dieſem uns über uns ſelbſt erheben und aus uns und unſerm beſchränkten Selbſt oder Ich herausgehen müſſen. Faſt alle wiſſenſchaftlichen Begriffe haben urſprünglich einen höhern und großen Sinn der Wahrheit gehabt; und erſt ſpäter ſinken ſie durch den gemeinen Gebrauch abgenützt, zur leeren Formel des Irrthums hinab. Im Leben hat das Vorurtheil der Ichheit und eines darin befangenen und beſchränkten Willens, einen ſo weiten Einfluß und Spielraum, daß derſelbe faſt nicht minder ausgedehnt iſt, als das Leben ſelbſt und ſich über das ganze Gebieth desſelben erſtreckt. Der Eigenſinn der Kindheit bildet das vornehmſte Hinderniß, was die Erziehung zu beſiegen hat; und der unbeugſame Starrſinn, der leidenſchaftliche Partheigeiſt iſt die Macht, welche das öffentliche Leben beherrſcht und ſo viele Kataſtrophen desſelben herbeiführt oder wenigſtens die größten Gefahren desſelben bildet. Wollte man den Blick auf alle aus der egoiſtiſchen Beſchränkung hervorgehenden Vorurtheile und den im innern Menſchen und in der Außenwelt ſo weit ſich erſtreckenden Einfluß der Lieblings-Meinungen ausdehnen; ſo würde das Kapitel darüber in einem Syſteme oder Lehrbuche der practiſchen Menſchenkenntniß wohl leicht eben ſo ausführlich und weitläufig ausfallen können, als das von den falſchen Syllogismen oder allen im Denken und Leben vorkommenden Fehlern gegen die logiſch-richtige Vernunft-Form, oder das andre von den pſychologiſchen Täuſchungen der Fantaſie. Hier aber iſt der vorliegende Zweck, an den ich mich ſtreng zu halten habe, einzig und allein die weſentlichſten unter den wiſſenſchaftlichen Grund-Irrthümern, nebſt der fehlerhaften Anlage und natürlichen Diſpoſition dazu, im menſchlichen Bewußtſein, einen jeden an der ihm eigenthümlichen Stelle desſelben, im kurzen aber nicht unvollſtändigen Abriß nachzuweiſen. Für dieſe ſcientifiſche Seite des Gegenſtandes nun iſt die Bemerkung nicht unwichtig oder doch nicht ganz überflüſſig, daß hier das Verhältniß für die Irrthümer des Verſtandes und des Willens ein ganz anderes iſt, als bei der Vernunft und Fantaſie, und in dem gewohnten Gegenſatz der einen oder der andern einſeitig vorherrſchenden Kraft; da beide, Verſtand und Wille in einer viel nähern Verbindung der gegenſeitigen Einwirkung auf einander ſtehen. Bei manchem Irrthum, oder doch verkehrten und irrigen Denkart und Gedankenrichtung, wie z. B. bei dem vorherrſchenden Geiſte des Widerſpruchs, — einer zwar von außen angeregten und hervorgerufenen, aber nun ſelbſt durchaus leidenſchaftlichen Reaction, oder auch dem reinen Vergnügen an der Oppoſition, was doch auch an manchen und nicht ſelten bei ſehr ausgezeichneten Menſchen als ein ihnen eigenthümlicher Charakterzug oft ſichtbar genug hervortritt; welche Motive oder Tendenzen alle nicht bloß im Leben, ſondern oft auch im Gebiethe der Wiſſenſchaft großen Einfluß haben und ſich dort als eine Kraft oder ſtarke Gewalt des Irrthums nicht ſelten entwickeln; — weiß man oft kaum zu entſcheiden, was mehr Antheil daran hat, die Geſinnung und der Wille, oder die beſondere Gedanken-Richtung und Verſtandesart. Der Zweifel nun iſt wohl derjenige Zuſtand oder diejenige dem Verſtande eigenthümliche Richtung des Geiſtes, welche an ſich durchaus nicht tadelnswerth oder fehlerhaft, doch aber eine irrende ſein, und in der abſoluten Ausdehnung ſelbſt ein wiſſenſchaftlich verneinender Irrthum, und zwar der größte und zerſtörendſte von allen werden kann. Ich erwähnte ſchon mehrmahls vorübergehend und im voraus, daß der Zweifel einen von den charakteriſtiſchen Grund-Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Weſens zu bilden ſcheine; — ſo wie etwa der Schlaf für den äußern organiſchen Leib, im Gegenſatz der ewig wachen, reinen Geiſter, ſo wie wir uns dieſe denken und denken müſſen, einen ſolchen dem Menſchen ganz weſentlich eigenthümlichen Zuſtand des organiſchen Lebens bildet; — wie die der menſchlichen Seele eingeborne ewige Hoffnung, gleichſam als das höhere Gepräge und die göttliche Signatur derſelben erkannt wird; — daß eben alſo und in der gleichen Weiſe auch der Zweifel als der angeborne Charakter des Menſchengeiſtes, oder doch als ein unvertilgbarer Grundzug desſelben, zu betrachten ſei. Und wohl nimmt dieſer Kampf zwiſchen dem Zweifel und der Hoffnung, der in gewiſſer Weiſe, wenn auch ſchon nach vollkommen erreichter innerer Gewißheit und Beruhigung, dennoch für das Einzelne und die äußere Anwendung fortdauert, und hienieden eigentlich niemahls endet, in dem innern und geiſtigen Leben keine geringere, minder wichtige oder weniger ausgedehnte Stelle ein, als der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen in dem äußern organiſchen Leben und für das richtige Gleichgewicht der Kraft und der Geſundheit in demſelben. Dem Verſtande aber muß der Zweifel vorzüglich zugeſchrieben werden, und dieß iſt der eigenthümliche Ort desſelben in dem menſchlichen Bewußtſein, obgleich er ſich von da aus nachher über den ganzen Umkreis und jede andere Sphäre desſelben mit ausdehnen kann. Der eigenthümliche Vernunftſchein einer unbedingten Einheit oder Einerleiheit und Nothwendigkeit führt mehr auf ein falſches und bloß eingebildetes Wiſſen, in welchem er ſogar mehrentheils eine mathematiſche Gewißheit beſitzen will, oder zu erreichen glaubt. Und wiewohl der innere Widerſtreit in dieſer unbedingten Welt-Anſicht, ſo ſehr auch aller Widerſtreit und Gegenſatz gleich von Anfang darin geläugnet wird und ſcheinbar ganz daraus weggeſchafft werden ſoll, allerdings wenn er dennoch ſich regt und wieder wach wird, einen tief eingehenden wiſſenſchaftlichen Zweifel hervorrufen und veranlaſſen oder begründen kann; ſo iſt dieſes doch gewiß nicht der Ort, wo der Zweifel urſprünglich einheimiſch iſt und zuerſt ſeinen Urſprung nimmt. Das Verſtehen dagegen ſetzt eigentlich ſchon an ſich einen vorhergegangenen Zuſtand des Nichtverſtehens voraus; es muß der Gegenſtand oder Gedanke, der jetzt zum erſten Mahle verſtanden wird, ſchon da geweſen ſein, als ein Gegebenes, was vor uns ſtand, als Aufgabe für unſre urſprüngliche Unwiſſenheit, bis es uns gelingt, dieſelbe glücklich zu löſen. Ja, das Verſtehen iſt ſelbſt nichts als der Uebergang aus der Unkenntniß in die Einſicht, ein Uebergang, der aber nicht immer mit einem Mahle, ſondern meiſtens ſtufenweiſe, und oft nur ſehr allmählig geſchieht. Der Zweifel aber, als der Mittelzuſtand zwiſchen der urſprünglichen Unwiſſenheit und dem innern Suchen nach der Gewißheit bildet eben die Kriſis dieſes Ueberganges, und iſt daher urſprünglich und von der verkehrten Anwendung und der gränzenloſen Ausdehnung abgeſehen, im Weſentlichen gar kein Hinderniß des Wiſſens, ſondern vielmehr als ein unentbehrliches Hülfsmittel und nützliches Werkzeug zur vollen Erringung und inneren Vollendung der Wiſſenſchaft zu betrachten. Die Bewunderung, in dem Sinne, wie ſie an einigen Stellen in der Platoniſchen Philoſophie genommen wird, als das innere geiſtige Erſtaunen oder die ſtaunende Ueberraſchung der Seele bei dem glücklichen Funde der erſten beginnenden Entdeckung der Wahrheit; die Bewunderung, könnte man alſo ſagen, iſt die Mutter der Wiſſenſchaft, welche den erſten Keim derſelben in ſich trägt und an's Licht bringt; der Zweifel aber der Vater, durch welchen erſt die innere Begründung und auch die äußere Form der Wiſſenſchaft vollendet wird, und allein vollendet werden kann. Da nun die Wiſſenſchaft, wenn auch relativ genommen und etwa für eine beſtimmt gegebene Form, doch aber an ſich und im Allgemeinen, in Hinſicht ihrer äußern Ausdehnung und innern Steigerung eigentlich hienieden nie vollendet werden kann, ſo brauchte auch der Zweifel eigentlich nie ganz aufzuhören; wenn er aber eine immerwährend heilſam mitwirkende Kraft des Wiſſens bleiben ſoll, ſo muß man freilich das Einzige von ihm verlangen und fordern: daß er nie die Hoffnung und das Ziel der Wahrheit fahren läßt, und dieß innere Suchen nach ihr, dem er als Organ zu dienen beſtimmt iſt, nie ganz aufgiebt. Eigentlich geräth er auch durch dieſe unbedingt allgemeine Entſcheidung, in welcher doch die Anmaßung einer völligen Gewißheit, mithin eines vollkommnen, obgleich durchaus verneinenden Wiſſens liegt, mit ſich ſelbſt in Widerſtreit, und vernichtet ſeine eigene Grundlage. — Alſo nur der abſolute Zweifel iſt ein wiſſenſchaftlicher Irrthum, und muß als ſolcher anerkannt werden, wenn er nähmlich bis zur ſcientifiſchen Verzweiflung geſteigert wird, was nie geſchehen ſollte, und allein in dieſer gränzenloſen Ausdehnung liegt das Fehlerhafte. Ja, ſelbſt hier dürfte es ſchwer ſein, für einzelne Individuen, Nationen, Zeitalter, das äußerſte Maaß und die letzte Gränze zu beſtimmen, ſo lange nähmlich jene Verwirrung des unendlichen Gedanken-Zweifels mehr nur ein paſſiver Zuſtand des innern Kampfes bleibt und noch nicht zum bleibenden Grundſatze und ewigen Princip erhoben iſt; und läßt es ſich wohl ſonſt kaum im Allgemeinen entſcheiden, bis wohin der Zweifel gehen kann und darf, ehe alle Hoffnung verloren iſt; und ob er nicht ſelbſt in dieſem verderblichen Uebermaaß ſich doch noch wieder zum Guten umwenden, zu einer heilſamen Kriſis des Uebergangs mitwirken, und von ſich ſelbſt befreit den Eingang zum Ziele der Wahrheit, und zum mit einem Mahle ſich aufſchließenden Verſtändniſſe derſelben finden mag. Nur wo der abſolute Zweifel in der activen Kraft als das letzte End-Reſultat alles Denkens, als das höchſte Wiſſen ſelbſt, mit Abſicht bleibend aufgeſtellt, und mit der kälteſten Beſonnenheit entwickelt und auf Alles angewandt wird, da iſt alsdann dieſer Geiſt der allgemeinen Verneinung, ein durchaus irriger und verderblicher, mit dem Wiſſen ſelbſt auch alle Wahrheit zerſtörender, allem Guten feindlich entgegenſtehender, und auch in ſich ſelbſt allerdings bösartiger zu nennen. Und wer iſt denn auch der Urheber alles Böſen im Menſchen ſelbſt, und in allem ſeinen Denken, Wollen und Wiſſen, ſo wie in der ganzen übrigen Schöpfung, als dieſer finſtre Weltgeiſt der ewigen Verneinung; der ſich aber oft auch in das erlogne Licht der ſcheinbar heiterſten Klarheit einzuhüllen weiß. Nachdem wir nun bis zu dieſer Urquelle alles Irrthums hinauf oder vielmehr hinunter geſtiegen ſind, dürfte es nöthig ſein, über jenen erſten Urheber aller Unwahrheit noch eine Bemerkung hinzuzufügen, um wenigſtens Einen naheliegenden Mißverſtand abzuwehren. Indem derſelbe in der alten heiligen Sprache der Geiſt und Fürſt dieſer Welt genannt wird, iſt dieſes ſchon in alten Zeiten oft ſo mißdeutet worden, als ob er eigentlich der Demiurg und untergeordnete Weltſchöpfer dieſer ſo furchtbar zerriſſenen, in das tiefſte Verderben hinabgeſunkenen und zerrütteten Sinnenwelt ſei, da ihnen der innere Zuſtand dieſer jetzigen Natur ſo über allen Ausdruck unglückſelig und unheilvoll erſchien, daß ſie dieſelbe und deren Erſchaffung dem wahren Gotte beizulegen ſich nicht getrauten. Mag aber die Natur auch wirklich noch ſo ſchwer belaſtet oder gefangen und innerlich unglücklich ſein, wie ſie ja eben darum auch in dem Buche der Wahrheit die ſeufzende Creatur genannt wird, mag die Welt überhaupt weit mehr zerrüttet, verdorben und in fremder Gewalt gefeſſelt ſein, als dem erſten oberflächlichen Blicke erſcheint; ſo läßt ſich dieſe orientaliſche Welt-Anſicht von zwei Principien doch nicht annehmen, und hat auch nie angenommen werden können; denn dadurch würde die ohnehin ſchon genug zerrüttete Welt und Natur noch mehr auseinander geriſſen und vollends in zwei Stücke getheilt werden, wobei denn auch an keine Wahrheit weiter zu denken, noch auf irgend ein wahres und erfreuliches Wiſſen irgend zu hoffen wäre. Dieſe ſeltſame Religions-Verirrung der ſonſt ſo tief geſinnten aſiatiſchen Urwelt liegt jedoch von der gemäßigtern, um nicht zu ſagen kältern abendländiſchen Denkart ſo weit ab und iſt ihr ſo fremd, daß es ſogar ſchwer ſein würde, dieſelbe einem europäiſchen Geiſte, ganz ſo furchtbar, wie ſie wirklich iſt, auch nur verſtändlich oder anſchaulich klar zu machen. So ganz überflüſſig und eigentlich zweckwidrig es nun ſein würde, in das falſche Syſtem jenes uralten Dualismus einer orientaliſchen Welt-Anſicht hier tiefer eingehen zu wollen; ſo knüpft ſich doch eine Bemerkung daran, die noch weſentlich mit hieher gehört und ſich zunächſt an das Vorhergehende anſchließt. So wenig alſo jener erſte Urheber der Unwahrheit als eigentlicher Demiurg und Weltſchöpfer in der orientaliſchen Denkweiſe betrachtet werden kann oder darf; ſo hat gleichwohl, wie das Böſe überall, ſo im Groſſen und Ganzen, als im Kleinen und Einzelnen, das Trugbild und die Nachäffung des Guten iſt, jener allgemeine Geiſt der ewigen Verneinung allerdings ſeine eigene Welt für ſich, die ſein Product und in gewiſſem Sinne von ihm hervorgebracht iſt; nähmlich die nichtige Scheinwelt des leeren Nichts, welches aber nun allerdings in der Täuſchung und in dem Glauben daran, und in ſeinem Gegenſatze gegen das Gute, als dem wahren Etwas, ein reales Nichts geworden und als ſolches zu betrachten iſt. Die wirkliche Welt des liebevollen Schöpfers iſt aus Nichts erſchaffen, da Alles außer ihm eigentlich nichts iſt, als ein Spiegel ſeiner Vollkommenheit, ein bloßer Abglanz ſeiner unendlichen Kraft und Herrlichkeit; aber wenn ſie auch aus Nichts erſchaffen iſt, ſo iſt ſie doch zu Etwas erſchaffen, oder vielmehr zu ſehr Viel, nähmlich zur immer höher ſteigenden Annäherung und endlich vollkommnen Vereinigung mit Ihm. Dieſem guten und höchſten Etwas, als dem letzten Zwecke der wahren Weltſchöpfung tritt nun jenes real gewordne und eben darin böſe Nichts der finſtern Scheinwelt entgegen, die aus Etwas, nähmlich aus dem verdorbenen, abgefallenen und zerrütteten Theile der wahren Welt, wo nicht erſchaffen, ſo doch gebildet und hervorgebracht iſt, aber zu Nichts, zu jenem Nichts nähmlich, welches die eigentliche Welt, den Wirkungskreis und die Lebens-Atmoſphäre des böſen Princips bildet. Wenn man bei einem bis auf die höchſte Stufe geſteigerten Wahnſinn der Leidenſchaft, der vollendeten Verzweiflung an aller Wahrheit und der innern Seelenzerrüttung von einem Menſchen etwa ſagen würde, oder wirklich ſagt: er habe die ganze Hölle in ſich; ſo iſt dieſe Redensart, wie es oft mit ſolchen Bildern und Gleichniſſen geſchieht, die man braucht, ohne einen beſtimmten Gedanken damit zu verbinden, eigentlich im vollen Ernſte wahr, und nach dem metaphyſiſchen Sinne vollkommen genau und richtig.

Wenn der abſolute Zweifel, als höchſtes Princip alles Denkens und Wiſſens, in dieſem allgemeinen Geiſte der ewigen Verneinung, ſich immer ganz ſo darſtellte und zeigte, wie er wirklich innerlich iſt, wenn es gleich ganz deutlich und vollſtändig erkannt würde, wohin er am Ende führt und aus welcher Quelle er zuerſt entſpringt; ſo würde dieſe über alles menſchliche Ebenmaaß hinausgetriebene und geſteigerte, durch und durch ſkeptiſche Welt-Anſicht ungleich weniger ſchädlich ſein, und im Allgemeinen nicht viel Eindruck machen, oder ſo leicht Eingang finden können. Weil aber das zerſtörend verderbliche und widerſinnig Paradoxe hier lange nicht ſo grell auffällt, wie etwa in einer wirklich ſo gemeinten und nicht bloß zum Schein idealiſtiſchen Weltanſicht, ſondern ſich in der geiſtreichen Darſtellung, die gar nicht immer eine ſtreng-wiſſenſchaftliche zu ſein braucht, mannichfach einkleiden und verhüllen läßt, ſo zählt ſie doch weit mehr Anhänger als man glauben ſollte; faſt eben ſo wie der dichteriſche Pantheismus, mit dem ſie ſelbſt hie und da eine halbe Allianz oder ſcheinbare Verſchmelzung eingehen kann; und eben darum durfte auch dieſe Seite des menſchlichen Irrthums hier nicht mit Stillſchweigen übergangen oder bloß obenhin berührt werden. Alle dieſe Einwendungen und Einſchränkungen ſind jedoch nur gegen den abſoluten Zweifel gerichtet, und deſſen das Leben wie die Wiſſenſchaft in der verkehrten Anwendung zerſtörenden und vernichtenden Einfluß, ſobald er allgemein und weltherrſchend wird. Der wahre Zweifel in ſeinen natürlichen Gränzen und der Richtung auf des rechte Ziel, der nimmermehr zu vollendenden Erkenntniß, muß vielmehr als eine immerwährend mitwirkende Kraft für die Entwicklung der Wahrheit und der Wiſſenſchaft betrachtet werden. Eben daher handeln auch die beſtellten Wächter der öffentlich anerkannten und als ſolche allgemein geltenden Wahrheit im äußern Leben, auch im Staate und im Gebiethe des Glaubens ſelbſt wohl nicht immer richtig, wenn ſie jede Regung des Zweifels ohne Unterſchied ſogleich gewaltſam unterdrücken, und denſelben nirgends einen möglichen Zugang offen laſſen oder geſtatten wollen; denn dadurch wird das geiſtige Uebel, wenn ein ſolches wirklich ſchon vorhanden iſt, nur deſto ärger, da es auf dieſem bloß verneinenden Wege doch ſchwerlich jemahls ganz gehoben werden kann.

So wäre nun das Syſtem der wichtigſten wiſſenſchaftlichen Haupt-Irrthümer in ſeinen weſentlichſten Grundzügen wenigſtens vollſtändig nachgewieſen; und wenn ſie nach ihrem erſten Urſprunge und ganzen Charakter als ſolche, als Irrthümer deutlich erkannt werden, ſo muß dadurch die Idee der Wiſſenſchaft, nach den verſchiedenen Beſtandtheilen und Elementen derſelben, ſo wie nach dem ganzen Umkreiſe und dem Mittelpuncte der innern Gewißheit ſelbſt, ſchon durch den Gegenſatz an Klarheit und Beſtimmtheit ſehr gewinnen. Wollte man aber den gemeinſamen Charakter aller jener in dem menſchlichen Bewußtſein der Anlage nach liegenden Grund-Irrthümer, und dieſe ſelbſt, alſo — den falſchen Vernunftſchein der unbedingten Einheit und Nothwendigkeit im Wiſſen, die Einbildung des Todes in der Natur und in dem todten und atomiſtiſchen Denken, das Vorurtheil der Ichheit, und den die Wahrheit ganz aufhebenden Geiſt der ewigen Verneinung, unter einer allgemeinen Bezeichnung zuſammenfaſſen; ſo würde uns dafür wohl nur der Ausdruck einer leeren Gedanken-Formel des todten Abſoluten übrig bleiben, wenigſtens dieſer für den innern Indifferenz-Punct aller wiſſenſchaftlichen Unwahrheit durchaus angemeſſen ſein. Den dieſem gegenüberſtehenden Mittelpunct der rechten und richtigen Erkenntniß bildet alsdann die innere Gefühls-Quelle der ewigen Liebe, wie ſolches ſchon früher an mehreren Stellen angedeutet wurde, und auch ungefähr eben ſo in ähnlichen oder etwas andern Ausdrücken iſt bezeichnet worden. Dieſen lebendigen Mittelpunct aller höhern Wahrheit und wahren Wiſſenſchaft gegen die Angriffe des abſoluten Zweifels zu retten und zu ſichern, das war die Aufgabe; nicht aber den Zweifel ſelbſt ganz aufzuheben und für immer wegzunehmen, da derſelbe vielmehr als ein weſentliches Vervollkommnungs-Mittel und ein faſt unentbehrliches Entwicklungs-Werkzeug der lebendig fortſchreitenden Erkenntniß immer nothwendig bleibt. Wenn nun in dieſen ſo beſtimmten Schranken zur Ausſcheidung des abſoluten und zur Anerkennung und fortwährend richtigen Anwendung des ächten und heilſamen Zweifels, eine hinreichende Antwort auf jene Aufgabe und die große Frage von der Wahrheit und der Möglichkeit ihrer Erkenntniß nach dem menſchlichen Maaßſtabe hinreichend und genügend gefunden iſt; ſo wäre alſo auch damit die entſcheidende Kriſis des Zweifels im menſchlichen

Bewußtſein nun vollſtändig nachgewieſen und glücklich gelöſt; ſo wie dieſe Aufgabe früher beſtimmt und geſtellt ward. Und ſo wäre alſo nun, wie es dort gefordert ward, das innere Gefühl der Wahrheit in jenem Mittelpuncte der Liebe zum intelligenten Gefühl oder feſten Urtheil der innern Gewißheit und der unmittelbaren Wahrnehmung derſelben erhoben und geſichert worden; welches unmittelbare Urtheil der innern Gewißheit zum Uebergange von dem zuerſt entwickelten Begriff des Bewußtſeins zur eben jetzt näher beleuchteten Idee der Wiſſenſchaft dienen und das Mittelglied zwiſchen beiden bilden ſollte. Um nun dieſes Urtheil oder intelligente Gefühl der innern Gewißheit in der hier verſuchten Entwicklung ganz zum Schluß zu bringen, bleibt nur noch Eine Frage zu beantworten oder Eine Bemerkung hinzuzufügen übrig; und dieſe betrifft eben den innern Mittelpunct der Wahrheit in dieſer unmittelbaren Wahrnehmung ſelbſt; und jene Frage beſteht darin, was denn das Wiſſen ſelbſt und an ſich ſei, und was dabei in der Seele oder im menſchlichen Bewußtſein eigentlich geſchieht. Nun iſt es wohl von jeher anerkannt und im Grunde bei den tiefer Nachdenkenden nie ganz verkannt worden, wie das wahre Wiſſen eben darin beſteht, daß man die Dinge ſo erkennt, nicht wie ſie äußerlich erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind; und dieſe innere Weſenheit der Dinge wird von demjenigen begriffen oder verſtanden, der ſie ſo wahrnimmt, wie ſie aus Gott hervorgegangen ſind, wie ſie in Gott beſtehen, und wie ſie vor Ihm und ſeinem allwiſſenden Auge ſtehen und von Ihm geſehen werden. Was wäre denn nun das wahre Wiſſen, wenn ein ſolches dem Menſchen möglich wäre? Das Daſein Eines lebendigen Gottes einmahl vorausgeſetzt, — und wie könnte ohne dieſe allgemeine, urſprüngliche und ewige Vorausſetzung von einem Wiſſen und einer Wahrheit überhaupt noch irgend die Rede oder auch nur die Frage ſein? — ſo liegt in jener Vorausſetzung zugleich die der Allgegenwart Gottes, in welchem alle wirklichen Dinge leben, weben und ſind, obgleich dieſe nicht ſichtbar erſcheint, und dem äußern Auge verborgen bleibt. So wäre alſo das wahre Wiſſen, wenn man es ſo ausdrücken darf, ein Herausfühlen der latenten Allgegenwart Gottes aus den Gegenſtänden, wodurch zugleich das innere wahre Weſen derſelben ergriffen wird. Der erſte Anfang von dieſem geiſtigen Herausfühlen der verborgenen Wahrheit dürfte, wenn man die Stufen der innern Entwicklung dabei unterſcheiden will, als ein Wahrnehmen bezeichnet werden, nur noch wie von außen und mehr von ferne; die zweite Stufe wäre dann ein Empfinden, nähmlich das volle gewiſſe Inſichfinden einer Wahrheit; und die letzte Stufe der Vollendung wäre das geiſtige Anſchauen, wenn es auch nach der menſchlichen Beſchränkung nur ein indirectes, darum aber nicht minder innerlich eindringendes, bleibt, wo das, deſſen wir erſt in uns gewiß geworden ſind, nun auch äußerlich vollkommen hervortritt, und auch weiter mittheilbar werden kann. Und allerdings bildet auch für dieſe Philoſophie des innern und höhern Lebens, welche das rechte und richtige Verſtändniß deſſelben aufſchließen oder enthüllen ſoll, nach der erſten Stufe, welche den vollſtändigen Begriff des Bewußtſeins zum Grunde legte, und nach der zweiten, in welcher die Idee der Wiſſenſchaft entwickelt wird, dieſe Anſchauung der Wahrheit nun die dritte Stufe und zugleich das Ziel oder den Schluß und die Vollendung des Ganzen. Um aber zu begreifen, wie eine ſolche anſchauende Erkenntniß möglich ſei, dürfen wir uns nur erinnern, wie nicht wir es ſind, die ſich zu der göttlichen Idee erheben, ſondern es vielmehr dieſe iſt, welche uns ergreift, und mitgetheilt wird, und in uns wirkt. — Die vernichtenden Angriffe des Zweifels können wohl gegen ein unbedingtes Vernunftwiſſen mit Erfolg gerichtet ſein, wo dieſe den innern Widerſtreit hervorhebende Einwirkung oder Gegenwirkung im Grunde wünſchenswerth und heilſam iſt, um den falſchen Schein der eingebildeten Nothwendigkeit zu zerſtören. An der wirklichen Erfahrung aber gleiten alle Zweifel ab und verſchwinden völlig, ſo wie das zu früh oder zu nah und zu eng geſteckte Ziel der behaupteten oder geglaubten Unmöglichkeit durch die That überſchritten iſt. Sehr oft iſt es ſchon geſchehen, daß auch in den andern Erfahrungs-Wiſſenſchaften, was man früher nicht bloß bezweifelt, ſondern für faſt unglaublich, ja für völlig unmöglich gehalten und erklärt hatte, hinterdrein ganz unerwartet doch als wirkliche Thatſache bewährt und als unläugbar gewiß allgemein anerkannt ward. Wie vieles iſt nicht auch in den Naturerſcheinungen wunderbar zu nennen oder gränzt faſt an das Wunderbare, und macht wenigſtens dieſen Eindruck auf unſern Verſtand und bisherigen gewohnten Verſtandeskreis? Nach dem Standpuncte der Offenbarung dürfte es überhaupt ſchwer ſein, zwiſchen dem, was man in dem gewöhnlichen Sinne natürlich oder übernatürlich nennt, oder auch ſonſt ſo genannt hat, eine ſtrenge Gränzlinie zu ziehen und eine unüberſteigliche Scheidewand feſtzuſtellen. Und wenn alle höhere Wahrheit nur eine mitgetheilte iſt, und nicht anders als eine ſolche ſein kann; wer will denn auch hier die Gränze oder das Maaß beſtimmen und dem Mittheilenden ſelbſt ſein Ziel ſetzen? Wenn einmahl auch in der Philoſophie die Wiſſenſchaft und Wahrheit eine wirklich mitgetheilte wäre, und als ſolche verſtanden oder genommen und anerkannt; ſo würde man dieß wohl in Erfahrung bringen, ſobald man nur aus der rechten Quelle ſchöpfen, und die Philoſophie wirklich ganz als höhere Erfahrungs-Wiſſenſchaft nehmen und auch ſo behandeln wollte. Um aber zu zeigen, wie ſelbſt nach dieſem Standpuncte der mitgetheilten Wiſſenſchaft und daß alle höhere Erkenntniß nur eine ſolche ſei und ſein könne, — der Menſch nicht etwa nur ſo gerade zu in die Fülle der göttlichen Geheimniſſe hineingreifen und damit nach eigner Willkühr ſchalten und walten könne; ſondern wie die Entwicklung der Wahrheit im menſchlichen Gemüthe immer ſo ganz allmählig nur ſtufenweiſe und Schritt vor Schritt vor ſich geht; wie äußerſt langſam, auch wenn der volle Anfang und die feſte Grundlage wirklich ſchon gefunden oder vielmehr gegeben iſt, die innere Behandlung und äußere Anwendung der wahren Wiſſenſchaft ſich ferner entfaltet; wie vieles auch hier noch zu überwinden und zu verbeſſern, oder auch nochmahls zu durchdenken und zu überlegen übrig bleibt; und wie auch da noch oft ein faſt unmerkliches letztes Hinderniß eintritt, oder ein neuer Aufſchub der gewiſſenhaften Beſorgniß; habe ich noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Ich werde dabei nicht etwa verfahren, wie ich früherhin in den erſten Grundkräften des menſchlichen Bewußtſeins die Anlage zu der möglichen Verirrung bei jeder derſelben in ihrer ganzen Größe nachzuweiſen ſuchte, ſondern vielmehr die regſte Empfänglichkeit der Wahrheit liebenden Seele, oder die größte Thätigkeit und Kraft des Wiſſenſchaft ſuchenden und erkennenden Geiſtes, den reinſten Willen bei der glücklichen Anlage in einem durchaus ſchon gereinigten, neu belebten und erhöhten Bewußtſein vorausſetzen. Es findet ſich nicht ſelten auch in den edelſten Gemüthern bei einem offnen Sinne, einer innern Regſamkeit der gefühlvollen Seele für die höhere Wahrheit daneben noch eine geheime Scheu und innere Bangigkeit vor dieſer, die uns auch weiter nicht Wunder nehmen darf; es iſt nicht ſowohl die letzte Täuſchung, als vielmehr nur die dünne Scheidewand zwiſchen dem erſten neuen Eindrucke und dem gewohnten Selbſt, da uns freilich jede Einwirkung der höhern Wahrheit aus dieſem innern Gefühlskreiſe merklich wegzieht, oft auch etwas ſchmerzlich herausreißt; daher denn noch wohl dieſe leiſe Gegenwehr, welche mit der zarteſten Schonung behandelt werden muß, der vollkommenen Annäherung und der völligen Vereinigung vorangeht. Oder nehmen wir einen Geiſt an, der wirklich im Beſitze eines umfaſſenden höhern Wiſſens wäre; und gewiß wird er nicht ohne manche Kühnheit im lebendigen Denken dahin gelangt ſein, ohne welche ohnehin nichts wahrhaft Gutes und Schönes in keinem Gebiethe, noch weniger etwas Großes jemahls erreicht wird oder erreicht werden kann; und daſſelbe gilt auch vom Ausdrucke, da der kühne Gedanke natürlich auch eine kühne Sprache erfordert und mit ſich führt. Wo ſoll er nun aber das Maaß und die Schranke, den Leitfaden und die Sicherung vor ſeiner eigenen Kühnheit, wenn man ſo ſagen darf, ſuchen und finden, wenn dieſe auch wirklich aus der innigſten Liebe zur Wahrheit, aus der reinſten Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, hervorgeht oder hervorgegangen iſt? Von allen Seiten tritt ihm die Gefahr der Verirrung oder des Mißbrauchs, ja ſelbſt die höhere Verantwortung entgegen und erfüllt ihn mit Beſorgniß und Zurückhaltung. Man hat ſich wohl die Vorausſetzung erlaubt oder gleichnißweiſe erdichtet, daß, wenn einem Menſchen die volle Wahrheit, — und da ſich auf dem Standpuncte des mitgetheilten Wiſſens eigentlich keine allgemeine Gränze im voraus ziehen und feſtſetzen läßt, ſo will ich kühn hinzuſetzen, alle Wahrheit im Himmel und auf Erden — anvertraut und in die Hand gegeben wäre; dieſen alsdann vielleicht doch eine große Ungewißheit, Furcht und Zweifel befallen würden, ob er die Hand mit einem Mahle ganz öffnen, ob er ſie anfangs nur halb aufthun, oder ob er ſie vielleicht auf eine Zeitlang wenigſtens noch wieder zuſchließen ſolle. Wenn wir aber auch von dieſer über alles menſchliche Maaß hinausgehenden Fiction ganz wegziehen; ſo bleibt uns für die darin liegende und nothwendige Allmähligkeit und heilſame Langſamkeit oder doch Verzögerung in allen menſchlichen Wiſſen und in der Entwicklung desſelben, in den Gränzen der Philoſophie ſelbſt und im innern Umkreiſe des Bewußtſeins, nur der Begriff von einem logiſchen Gewiſſen übrig, als einer nothwendigen Eigenſchaft des wahren Denkers, um ihn vor jedem innern oder äußern Fehltritt zu bewahren. Daß es ein ſolches logiſches Gewiſſen, wenn man es ſo nennen darf, ganz abgeſehen von allen moraliſchen Verhältniſſen, äußern Pflichten oder Abſichten, wirklich giebt und geben kann oder ſollte, das iſt wohl einleuchtend; es iſt darunter nur eben jenes behutſame Abmeſſen und Abwägen aller Gedanken nicht nur, ſondern auch aller Ausdrücke und jedes Wortes gemeint und verſtanden, und ſoll jener Ausdruck auch nur dazu dienen, um die hohe Wichtigkeit dieſes innern ſcientifiſchen Zartgefühls für die wiſſenſchaftliche Wahrheit recht anſchaulich hervorzuheben, und die Stelle im Bewußtſein anzudeuten, wo dasſelbe eigentlich ſeinen Sitz haben und von welchem Grunde aus es ſeinen Urſprung nehmen muß. Mir würde wenigſtens die noch ſo bewundernswerthe genialiſche Kühnheit eines großen Denkers allein wenig Vertrauen einflößen, wo ich nicht auch jenes andere, eben ſo weſentliche Element der ſorgſamen Allmähligkeit jenem erſten beigemiſcht oder zugegeben und mit demſelben harmoniſch vereinigt ſähe. Im weſentlichen und in einer etwas andern Form und Stellung haben auch die Griechen jenen Begriff von einem logiſchen Gewiſſen in ihrer Philoſophie wohl gekannt und gehabt; da er zum

Theil ſchon in der urſprünglichen Bedeutung dieſes Wortes liegt, — welches die uneigennützige Liebe und das reine Streben nach der Weisheit und wiſſenſchaftlichen Wahrheit bezeichnen ſoll und alſo von ihnen erklärt wird. Noch deutlicher geht es aber durch den Gegenſatz oder den jenem Begriff entgegenſtehenden Begriff eines Sophiſten hervor, worunter ſie das gemeine Weisheits-Gewerbe oder auch einen eigennützigen und gewiſſenloſen Mißbrauch der wiſſenſchaftlichen Wahrheit verſtanden, nach dem eignen Sinn und Vortheil, andern egoiſtiſchen Nebenzwecken und Leidenſchaften oder auch bloß des eitlen Ruhms wegen; welches alles ſie als eine vollendete Nichtswürdigkeit entſchieden verwarfen, und es wäre wohl zu wünſchen, daß auch wir uns manchmahl dieſe ſittliche Strenge der Alten, in ihrem Begriff und Urtheil von der höhern Wahrheit und der Behandlung dieſes Heiligthums der wahren Wiſſenſchaft, wie ſie es als ein ſolches erkannten und verehrten, wieder ins Gedächtniß zurückrufen und auch für unſere Zeit in Anwendung bringen wollten.

Zehnte Vorleſung.

Wenn wir etwas Wirkliches in Gedanken erfaſſen, ſo enthält dieſes Denken des Wirklichen allemahl auch ein Wiſſen in ſich, weil es kein leeres Denken iſt, ſondern einen wahren Inhalt hat: wie unvollſtändig dieſes Wiſſen vielleicht auch noch in Hinſicht ſeines äußern Zuſammenhanges oder ſeiner innern Entwicklung ſein, wie mangelhaft es im Ausdruck oder in der Form erſcheinen mag. Es müßte denn ſein, daß wir dieſen Gedanken, welcher die erſte Auffaſſung eines Wirklichen enthielt, ſelbſt hinterdrein durch die verkehrte weitere Behandlung, unrichtige Zergliederung, oder wie ſonſt wieder zerſtören, in Nichts auflöſen oder innerlich ertödten, ſo daß uns zuletzt durch unſre eigne Schuld, obgleich der urſprüngliche Gegenſtand unſers Gedankens ein wahrhaft wirklicher geweſen, nur eine todte, nichts ſagende Wortformel übrig bleibt. Um dieſen weſentlichen Unterſchied, dieſen möglichen Abweg nun zugleich mit zu bezeichnen, müßte jene Erklärung über das innere Weſen des Wiſſens ſo abgefaßt werden: Wiſſen iſt das lebendige Denken eines Wirklichen. Der allgemeine unbeſtimmte Ausdruck Denken iſt hier der rechte und angemeſſenſte; denn dieſes umfaßt alle beſondre Arten des Wahrnehmens und Verſtehens, des Urtheilens und Begreifens, des Erkennens und Anerkennens, welche eben die einzelnen Beſtandtheile und beſondern Beziehungen, oder auch die verſchiedenen Stufen des Wiſſens, und der damit verknüpften intenſiven inneren Gewißheit bezeichnen. Es würde auch weniger genau ſein, wenn man ſtatt des lebendigen Denkens, ſagen wollte, das richtige Denken eines Wirklichen ſei das Wiſſen, obwohl dieſes ſchon mit in dem erſten liegt und nah damit zuſammenhängt. Wenn der ein Wirkliches erfaſſende oder umfaſſende Gedanke, unrichtig genannt wird, ſo heißt dieß ſo viel als, daß er Vieles oder Manches enthält, was ſich gar nicht in dem Gegenſtande vorfindet, was alſo mit dieſem nicht übereinſtimmt; was aber in dem wirklichen Gegenſtande nicht vorhanden iſt, das iſt inſofern und in Beziehung auf dieſen auch nichts Wirkliches, oder gehört nicht mit zu dieſem, und iſt alſo ohnehin ſchon ausgeſchloſſen von dem Begriff eines Denkens des Wirklichen, da es vielmehr das Denken eines Nichtwirklichen ſein würde. Oder es würde der Ausdruck von einem unrichtigen Denken des Wirklichen darauf hindeuten können und das bedeuten ſollen, wenn jenes Denken ein durchaus mangelhaftes und unvollſtändiges Wiſſen, wenn nähmlich vieles Weſentliche, was in dem wirklichen Gegenſtande gefunden, nicht mit dazu aufgenommen wäre, oder noch darin fehlte. Dieß wäre alſo da anwendbar und dafür der angemeßne Ausdruck, wenn man ein vollendetes und vollkommenes Wiſſen bezeichnen, und es von einem noch ganz unvollſtändigen und mangelhaften Wiſſen unterſcheiden wollte. Da das Wiſſen aber ein ſich erſt allmählig entwickelndes iſt, ſo muß billig der Begriff von Wiſſen überhaupt dem vom vollkommnen Wiſſen vorangehen. Das lebendige Denken eines Wirklichen, wie mangelhaft und unvollſtändig es auch noch ſei, enthält doch ſchon den erſten Anfang und Keim eines Wiſſens; nur aus einem todten Denken kann nie ein Wiſſen werden, ja es iſt eigentlich, wenn es bloß Formel iſt, ohne einen beſtimmten Sinn damit zu verbinden, überhaupt nicht einmahl ein wahres Denken. Das Wiſſen überhaupt alſo, iſt das lebendige Denken eines Wirklichen; das vollendete oder vollkommne Wiſſen aber iſt alsdann die richtige und vollſtändige Entwicklung dieſes Denkens, wodurch dasſelbe zugleich auch nach innen und außen ein vollkommen beſtimmtes wird. Immer aber bleibt das Wirkliche das Erſte, die Grundlage und der Anfang, von welchem alles Wiſſen ausgeht, und auf welches alſo auch das Denken zunächſt gerichtet ſein, und woran es ſich immer feſt anſchließen muß. In einer ältern Weiſe und Art der Philoſophie erklärte man das Höchſte, oder wie man es nicht für alle Beziehungen ganz angemeſſen nannte, das nothwendige Weſen, als dasjenige, deſſen Wirklichkeit ſchon in ſeiner Möglichkeit zugleich mit gegeben ſei, und wodurch alſo der Beweis ſeines wirklichen Daſeins aus dem bloßen Begriff jener Allvollkommenheit von ſelbſt folge. Es iſt dieſes eine unter den verſchiedenen Ausdrucks-Formen für die unbedingte Einheit des Seins und des Wiſſens, deren ſo viele und mancherlei vorkommen, und woran das Weſentliche, was darüber zu ſagen iſt, ſchon hinreichend erwähnt ward; und ſoll dieſes Beiſpiel hier bloß zum Uebergange, und nur durch den Gegenſatz, die andre Anſicht deſto ſchärfer herauszuheben und um ſo beſtimmter bezeichnen zu können, dienen. Auf demjenigen Wege der Philoſophie nähmlich, und nach dem Standpuncte, welcher nicht von dem todten und abſtracten Denken, ſondern vom Leben ſelbſt und auch vom lebendigen Denken ausgeht, und dieſes überall zum Grunde legt, iſt das Wirkliche, und das unmittelbare Gefühl dieſes Wirklichen in der innern Wahrnehmung ſo gut wie in der äußern Erfahrung, und ſelbſt auch in der höhern Offenbarung überall das Erſte und der Anfang, aus dem alles Uebrige ſich entwickelt, oder auch der feſte Punct, an den jedes Nachfolgende ſich anſchließt. Das Nothwendige, welches dieſem erſten Wirklichen zunächſt folgt, iſt bloß der innere, weſentliche und vollſtändige Zuſammenhang dieſes zuerſt gegebnen Wirklichen; das Mögliche aber, welches nun nicht ein bloß willkührlich erdachtes, und chimäriſch erſonnenes iſt, ſondern ein wahrhaft, und wie man wohl ſagen könnte, wirklich Mögliches, bildet nun den Schluß des aus jenen beiden, der Thatſache des Anfangs und der innern Weſenheit derſelben, ſich natürlich weiter Entwickelnden und Ergebenden. Dieſe einfache Reihenfolge oder natürliche Fortſchreitung in dem lebendigen Denken, bildet und beſtimmt nun auch zugleich die verſchiedenen Stufen des Verſtehens, und ſelbſt die innern Grade der Gewißheit und Klarheit in dem ſich immer weiter entwickelnden lebendigen Denken. Die Grundlage des Ganzen bildet das Gefühl eines Wirklichen, die Wahrnehmung der Thatſache, in dem ganzen Umkreiſe des dreifach Gegebnen, der innern, äußern und höhern Erfahrung. Die erſte höhere Stufe in der weitern geiſtigen Verarbeitung, nach jener erſten Auffaſſung, bildet der Begriff; ſo wie ich denſelben früher erklärte, als nach einem von innen und von außen, nach Zahl, Maaß und Gewicht vollſtändig und genau mathematiſch abgemeßnen Gedanken; wobei alſo alle einzelnen Beſtandtheile, welche zuſammengenommen jenen erſten Gedanken des Wirklichen bilden, in richtige Abſonderung gegen einander geſtellt, und wieder als organiſche Glieder in ein geordnetes Ganzes vereinigt, oder nach Art der Geometrie, in eine Conſtruction gebracht werden. Keinesweges aber iſt das Begreifen ein vollendetes Erklären, wie etwa durch eine an das äußerſte Ziel fortgeſetzte Zergliederung, wo denn gar nichts mehr zu erklären übrig bliebe; denn ſelbſt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche können wir von einem ganzen Syſteme, es mag nun ein wirkliches Erfahrungs- oder auch ein bloßes Gedanken-Syſtem ſein, auch außerhalb der Philoſophie in andern Gebiethen des Wiſſens, oder von ſonſt einem Gedankenwerke, oder auch einem Kunſt-Ganzen recht gut einen Begriff haben und uns bilden, und dabei doch manches darin nicht verſtehen, oder auch unverſtändlich und unerklärbar finden. Es iſt dieſes Begreifen oder Umfaſſen von Außen, in der richtigen Abgränzung des vollſtändigen Umkreiſes, und der deutlichen organiſchen Gliederung und Ordnung von innen, nicht etwa das vollendete Verſtehen, ſondern nur die erſte Stufe deſſelben. Dieſe erhält erſt dann ihre innere vollkommne Befeſtigung, und damit bildet ſich alsdann zugleich die zweite Stufe der Annäherung zum vollkommnen Verſtehen, wenn das Gefühl des Wirklichen, durch die Erkenntniß des darin oder darüber, oder dabei, möglicher Weiſe ſich ergebenden oder auch wirklich ſchon daran geknüpften Irrthums, und durch die dem Irrthume und der Erkenntniß deſſelben entgegenſtehende Anerkennung der Wahrheit, zum intelligenten Gefühle oder Urtheile der innern Gewißheit geſteigert wird; und dieß iſt das Weſentliche des Wiſſens ſelbſt. Eine andre und dritte Stufe der noch weitern Entwicklung, oder noch höhern Steigerung des erſten lebendigen Denkens, oder auch ſeiner fortſchreitenden Annäherung zum vollendeten Verſtehen, bildet die Idee, welche vom Begriffe darin ſchon der Form nach unterſchieden iſt, daß ſie nicht ſo wie der Begriff den weſentlichen und unter den gegebnen Bedingungen nothwendigen innern Zuſammenhang, und den vollſtändig geſchloßnen Umkreis des in der erſten Gefühlswahrnehmung erfaßten Wirklichen aufſtellt, als vielmehr nur den Gedanken von einem in einer gewiſſen Sphäre und beſtimmten Richtung oder Abſicht erreichbaren Möglichen; ſo wie hier in dieſer ganzen Entwicklung des innern und höhern Lebens auf den Begriff des Bewußtſeins, die Idee der Wiſſenſchaft, und die Unterſuchung oder die Frage, ob und inwiefern ſie möglich und erreichbar ſei, gefolgt iſt. Selbſt in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche beobachtet man dieſen Unterſchied, indem man z. B. ſagt, das iſt eine bloße Idee, um damit einen Gedanken zu bezeichnen, der nur etwas Mögliches, deſſen Wirklichkeit nur vielleicht noch problematiſch ſcheint, zum Gegenſtande hat; dagegen man unter der Benennung von Begriff doch genau genommen nur einen ſolchen Gedanken verſteht, der etwas wenigſtens relativ Wirkliches zum Inhalte hat, weil ſonſt eben nichts vorhanden wäre, was begriffen werden könnte. Eben daher kann auch die Idee nicht immer eine ſo vollſtändig abgeſchloßne und organiſch gegliederte Conſtruction ihres Gegenſtandes enthalten; ſondern es iſt mehr nur eine Indication und Richtſchnur, oder Regel des Möglichen, was erreicht werden ſoll, wie es erreicht werden kann, und etwa in welchem Stufengange es wirklich erreicht wird.

Eine wahrhaft wiſſenſchaftliche und wiſſenſchaftlich brauchbare Idee hängt aber eben deßwegen vor allem weſentlich und genau zuſammen mit dem Fundamente der innern Gewißheit für dieſe wirklich erreichbare Möglichkeit des Gegenſtandes, welcher ihre Aufgabe, oder der Aufgabe, welche ihren Gegenſtand bildet; alſo

Nachſtehendes ſind die in der Vorrede erwähnten Andeutungen und Skizzen, welche ſich im Nachlaſſe des Verſtorbenen vorgefunden haben.

Plan des Ganzen.

I. bis IV. Philoſophie der Sprache, die jedoch in V. bis VII., und VIII. bis XI. auch noch in Anwendung kommt, und zwar in einem höheren Sinne.

V. bis VII. Religions-Philoſophie oder Philoſophie der Offenbarung.

VIII. bis XI. Natur-Philoſophie, nähmlich chriſtliche, im höchſten Sinne.

In der Ankündigung war der Inhalt dieſer eilf Vorleſungen in folgender Weiſe angedeutet:

Die vier erſten werden zum Gegenſtande haben die Sprache, das Gedächtniß, die Kunſt, und das Denken ſelbſt. Die drei nächſtfolgenden handeln vom Glauben, inſofern alles Denken und Leben auf dieſem beruht; und vom Wiſſen, wie es aus der Offenbarung hervorgeht. Der Inhalt der vier letzten wird ſein die Bedeutung der Natur aus dem Verſtändniſſe des Ganzen, und die Beſtimmung des Menſchen nach der höchſten Erkenntniß.

In der unten mitzutheilenden Skizze von einem Theile der zehnten Vorleſung, als der Verfaſſer den Plan dahin abgeändert hatte, daß zwölf Vorleſungen gehalten werden ſollten, kommt folgende kurze Abtheilung vor: Glauben in I. bis V.; Geheimniß der Hoffnung in VI. bis IX.; Liebe in X. bis XII.

Erſte Vorleſung.

Von dem künſtlich zerlegten Bewußtſein im reinen Denken als dem gewöhnlichen Anfang der Philoſophie. Dagegen das ſo vollſtändig als möglich wieder vereinigte Bewußtſein hier. — Jene Philoſophie ohne Vorausſetzung ſein ſollend, — und ohne Grundlage, eigentlich auch ohne Anfang, und eben darum auch ohne Ende. — Vorausſetzung des Lebens. — Jugend, Schönheit und Liebe ſind auch Elemente des Lebens, nicht bloß für die Poeſie, ſondern auch für die Philoſophie, — in Sokratiſcher Weiſe und Platoniſcher Form. — Wegen der Frauen. — Diotima. — Nicht die Schulform. — Zwiefacher Zwieſpalt des Lebens. Geviertheiltes Bewußtſein und dreieiniges. — Wiederherſtellung desſelben. Stützpuncte für dieſe: Charakter, Liebe, Sprache. In der Sprache beides vereinigt, Fantaſie und Vernunft. Dieſes nachzuweiſen. Das Denken iſt bloß ein inneres Reden. Die Philoſophie iſt ſelbſt ein Geſpräch; — Frage und Antwort. — Urgebirge und Flötzgebirge. — Wegen der Urſprache: nicht des Paradieſes - nicht die Geiſter-Sprache. — Die Sylbe iſt mehr und früher, als der Buchſtabe. Alſo nicht bloß das Alphabet der Begriff, — ſondern die Sprachwurzeln und Stammſylben. Grammatik des Denkens. Ewige Grundgefühle in der menſchlichen Bruſt. — Zweck der Philoſophie. Licht, Wort und Kraft; — Klarheit, —Wort des Lebens, — und erhöhete Kraft eines neuen Lebens.

(Von dieſen Andeutungen findet ſich Vieles durchſtrichen, welches wohl auf veränderte Stellung oder Abtheilung der Vorleſungen Bezug hat.)

Dritte Vorleſung.

Bei Gelegenheit der Sprachen (zu erwähnen), daß die Philoſophie, eine innere Erfahrungs-Wiſſenſchaft, die Natur-Wiſſenſchaft, Geſchichte, Sprachkunde — gern braucht. — Doppelter Sinn der Erzählung vom Urſprunge der Sprache aus Gott, der kindliche und der tiefere. — Flözgebirge und Urgebirge. — Gemiſchte, abgeleitete und Urſprache. Ob Kain oder (und) Seth dieſelbe Sprache geredet? — Gabe der Sprache; — Entſtehung eines Gemähldes. — Vom Gedächtniſſe. Zwiſchen Verſtand und Vernunft. — Platoniſche Erinnerung und angeborne Ideen. — Erinnerung der ewigen Liebe. — Triebe und Sehnſucht. Kraft des Unendlichen, hineingelegt in die Leidenſchaft. Bei der Erinnerung (zu ſprechen) von der Zeit. — Jehovah; und von dem Zeitgeiſte. — Gefühl als Schluß des Ganzen; Centrum des Bewußtſeins. — Die Zeit iſt nur die in Unordnung gerathene, aus ihren Augen gebrachte Ewigkeit; — nicht aber iſt die Ewigkeit Verneinung aller Zeit.

Vierte Vorleſung.

Von Zeit und Ewigkeit bei Gelegenheit der Erinnerung. Jehovah — erſchaffne Ewigkeit und unerſchaffne. — Ausdruck von der Rückkehr. Der Tod. Aufgehobene Schranke der Zeit. — Zeitgeiſt und abſoluter Vernunftgott. — Eintauchen aller Gefühle und Gegenſtände, aller Gedanken und Bilder in dieſes Meer von Liebe. — Triebe, Leidenſchaften; — zwiſchen Willen und Fantaſie. — Mann der Sehnſucht. Sehnſucht nach dem Unendlichen und Göttlichen. — Sinne; drei Sinne nur: — Gefühl überhaupt, als Centrum des Bewußtſeins. — Alphabet des Bewußtſeins, oder Grundriß deſſelben. — Frage wegen der Urtheilskraft. Kein eignes Vermögen. Verſtandesgefühl. — Nicht ſittliches ſondern inneres Gefühl. Begeiſterung. — Ehe als das Weſen des Menſchen; zwiſchen Geiſt und Seele, aber in Gott. — Nachträgliche Bemerkung über die Sprachen und das Alphabet. — Die Kunſt, welche auf der dreifachen Grundlage der Erinnerung der ewigen Liebe, (gleich wehmüthiger

Erinnerung des verlornen Paradieſes) der Sehnſucht nach dem Unendlichen und der Begeiſterung für das Göttliche beruht, iſt die Entdeckung der inneren Urſprache. — Die Kunſt iſt nur auf Hoffnung geſtellt, ſie iſt die Morgenröthe im Aufgange. — Mahlerei auch. (?) Muſik iſt am meiſten Sehnſucht. Architektur, wohin? Zur Begeiſterung. Sculptur; — architectoniſche Behandlung. Die alte Muſik iſt wohl auch mehr rhythmiſch begeiſtert als melodiſch ſehnſüchtig; — harmoniſch unendlich. — Von der dienſtbaren Poeſie, — angewandten, — überhaupt der Mode.

Fünfte Vorleſung.

Gedanke des innern Lebens zum Begriffe des Bewußtſeins geſteigert. Sprache als Stützpunct und als ſolcher auch Kunſt. — Schlüſſel im Gefühle; — nicht wie bei der Blumenſprache. — Von der Methode. Grammatiſche — Mathematiſche Grundformel. Logik. — Bei der Logik von der Rhetorik, dann von der Nachahmung der Mathematik. — Vollendung dieſes Begriffe. — Sinne nur drei. Als Anhang zu den Sinnen: die Eintheilung der Buchſtaben. — Kunſttrieb. Kunſttrieb angewandt auf die Sehnſucht. — Auch die Kunſt auf Hoffnung geſtellt. — Gefühl, — inneres, nicht ſittliches. Urtheils Vermögen. — Geiſt und Seele in Gott. Ehe als das innere Weſen des Menſchen. — Symboliſch denken. Gedankenbilden. Wiſſen. Logiſch denken. Gedankenverknüpfen. Reden; Darſtellen; Erkennen; Zerlegen. — Begriff — Urtheil — Anſchauung. (Urtheil eines Richters.) Leben, — Anſchauung, — Gegebnes. — Elektr. Magnet. Licht. — Zahlen-Philoſophie von 1—10. — Widerlegung von Spinoza ad VI.

Sechſte Vorleſung.

Alphabet des Bewußtſeins. Etwas vom Surrogat-Glauben. Vernunft-Credit. Vernunft-Deficit. — Die wahre Wiſſenſchaft iſt erreichbar und liegt in der Mitte zwiſchen dem Verſtehen der Wahrheit (der gegebenen) und dem Erkennen des Irrthums. — Die Wiſſenſchaft iſt die zum Verſtande gekommene Liebe. Eben darum iſt es nicht ſowohl ein Begriff, als eine Idee, die ſich von ihr geben läßt. — Zur Erkenntniß des Irrthums das Schema deſſelben. Giebt es nicht auch eine Täuſchung des Verſtandes? Wohin die Unverſtändlichkeit? — Eigenſinn; dialektiſche Verneinung. Verwirrung des Zweifels. Geiſt des Widerſpruchs. Vernunft-Täuſchung, Vernunftſchein der Nothwendigkeit, oder Trugbild des Unbedingten. — Täuſchung der in's Materielle geworfenen Einbildungskraft. Atomiſtik; auch in jeder andern todten Analyſe. In der Mythologie und dem Symbole iſt die Fantaſie gerade nicht täuſchend, wie man an der Mythologie ſieht. — Egoiſtiſche Willkür, Beſchränkung, angebornes Vorurtheil der Ichheit im Willen. — Im Centro ſteht die todte Gedanken-Formel des leeren Abſoluten. Gegenüber: die lebendige Gefühls-Quelle der vollen Liebe, der göttlichen Liebe. — Regenbogen zur Kunſt; Morgenröthe, die Sonne ſein will.

Achte Vorleſung.

Von der fünffachen Offenbarung. Gränzen der Religion und Philoſophie. Auch die Natur iſt eine Offenbarung. Gränzen des Natürlichen und Uebernatürlichen. Kunſt u. ſ. w. Heilige Schönheit. Offenbarung der Liebe. — Das Wiſſen iſt ſelbſt das lebendige Denken. — Von dem Syſteme der angebornen Irrthümer. Aechte Abſtraction von uns ſelbſt. Der Zweifel entſpringt aus der Unverſtändlichkeit, und dieſe iſt das ontologiſche Gewirre der Vernunft. Vollſtändige Idee der Wiſſenſchaft. Außer den Elementen der Wiſſenſchaft, die innere Geneſis — nach dem Elekt. Magn. Prismat. — Die äußere Form in dem logiſchen, ſymboliſchen Denken; Grammatik und Alphabet des Wiſſens. — Gränzen des Wiſſens überhaupt zur Vernunft ꝛc. Weltſeele der andern Wiſſenſchaften. Alles iſt lebendiges Denken. — Schon vor der Offenbarung, gehört zum Vorurtheile der Ichheit. — Grammatik auch in Anwendung auf die logiſche Verknüpfung von Begriff — Urtheil — Anſchauung; und mit Beziehung auf die drei Claſſen der Redetheile: Platoniſch oder Chriſtlich: — Begeiſterung, Chriſtenthum des innern Gefühls. Offenbarung der Liebe als Inhalt der Wiſſenſchaft. Anſchauung der Wahrheit. — Columbus (zu erwähnen) beim Glauben, — dann das Kind. Keine ſo ſcharfe Gränze zwiſchen dem Wiſſen und Glauben; eher der Anfang, nicht der ergänzende Schluß. — Von dem realen Nichts (zu ſprechen) bei dem angebornen Irrthume. — Von der letzten Scheu vor der Wahrheit. Furcht. — Vernunft-Factum. — Jetziger Zuſtand der Welt als ein nothwendiger — iſt das Kriterium.

226

2[illegible]

Zehnte Vorleſung.

Urtheil der Gewißheit gegen den Zweifel. Stufen der Gewißheit. (Herausfühlen der Central-Allgegenwart Gottes; — als das Wiſſen ſelbſt. — Logiſches Wiſſen: Leiſe Scheu vor der Wahrheit. — Quellen und Formel.) Idee der Wiſſenſchaft mit Beziehung auf Philoſophie. Umkreis. Inneres Chriſtenthum des Gefühls und Platoniſches Alphabet des Wiſſens. Chriſtliches Denkgeſetz der Logik. Grammatiſche Form der Gedankenſtellung; fünf Redetheile. Lebendiges Denken des Wirklichen. Vollſtändige Rekapitulation der Idee des Wiſſens, kein Verſtehen ohne Liebe möglich. Elektr. Magn. Prismat. Stufen, nicht Elemente, wiederholt. Aeußere Form in dem zugleich logiſchen und ſymboliſchen Denken. — Glauben in I. bis V.; — Geheimniß der Hoffnung in VI. bis IX. — Liebe in X. bis XII.

* * *

Friedrich von Schlegel's

Biographie.

Wir haben den Keim zu Allem in uns, und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns ſelbſt.

Friedrich v. Schlegel.

Friedrich (eigentlich **Carl Wilhelm**) v. **Schlegel** war der jüngſte von den Söhnen Johann Adolf Schlegel's, des Ueberſetzers Batteur's. Der Vater, ein Mann von ſolider Bildung und gründlichen Kenntniſſen, ſelbſt ein geſchätzter Schriftſteller, ſchloß ſich an die damahligen Verkünder eines Evangeliums des reinen Geſchmackes an, die in die Korrektheit und Regelmäßigkeit, alſo in eine negative Eigenſchaft, den ganzen Werth eines Schriftſtellers ſetzten. Frankreich war die Wiege dieſes Evangeliums und Batteur ſein eifrigſter Apoſtel. Es iſt nicht unintereſſant, an dieſem unbedeutenden Umſtande die Entwicklung und Eigenthümlichkeit der beiden ſpäter berühmt gewordnen Söhne vergleichend zu bemerken. In Auguſt Wilhelm, dem ältern, mit einer minder ausgeſprochenen Perſönlichkeit, ſetzte ſich des Vaters Sinn und Beſtreben, nur zeitgemäß kolorirt, fort: Geſchmack und reine Form blieben die Vorzüge, die er am höchſten ſchätzte und am meiſten beſaß; im jüngern, Friedrich, der mehr Eigenthümlichkeit zeigte, ſcheint ſich, nach der Art ſolcher Naturen, während der jugendlichen Gährung ein polemiſcher Gegenſatz gegen das Angelernte geltend gemacht, und ihn mehr auf das Innerliche, Gehaltvolle, oft Formloſe hingedrängt zu haben, — obwohl auch bei ihm dieſe erſte Schule eines bildenden Geſchmackes ſich nie mehr verläugnen ließ. Doch, ohne Vorgriff, zur Geſchichte zurück.

Friedrich, um fünf Jahre jünger, als Auguſt Wilhelm, ward zu Hannover am 10. März 1772 (nicht, wie es in

Wachler's Literatur-Geſchichte heiſt: 1796; auch nicht, wie in der öſterreichiſchen National-Encyklopädie: 1792) geboren. Im älterlichen Hauſe herrſchte das liebevollſte Familien-Verhältniß, von dem Auguſt Wilhelm in dem ſchönen Gedichte „Neoptolemus an Diokles" eine rührende Schilderung gibt. Die Mutter, eine vortreffliche Frau, unterrichtete den ältern Sohn ſelbſt in der Religion; den jüngern hatte der Vater zwar vorläufig für den Handelsſtand beſtimmt, unterließ aber durchaus nichts, ihn vielſeitig auszubilden, ihm Befähigung und Freiheit für jede künftig mögliche Wahl zu geben. Seine früheſte Kindheit verlebte Friedrich bei ſeinem Oheime und ſodann bei ſeinem älteſten Bruder, welche beide Landgeiſtliche waren. Auch von dieſem Kolorite iſt ihm unverkennbar zeitlebens etwas geblieben. Der Knabe zeigte bei natürlichem Verſtande und lebhafter Imagination keine bedeutendere Spur eines ausgezeichneten Talentes, einer entſchiedenen Richtung. Allein, dem erwähnten Wunſche des Vaters gemäß, bei einem Kaufmanne in Leipzig in die Lehre gethan, regte ſich, im Widerſtreite gegen die äußern Anſprüche der Verhältniſſe ſein inneres Weſen, und ſeine Eigenthümlichkeit, durch dieſen Widerſtreit geweckt, ſprach ſich aus. Das Leben und Weben in der Welt des Calcüls war ihm unleidlich; er fühlte ſich unglücklich, und ruhte nicht, bis er wieder nach Hauſe kehren durfte, um ſich eine ihm gemäßere Welt zu ſuchen oder zu bauen. Er fand dieſe bald — in den Büchern. Ein unwiderſtehlicher Drang zog ihn in dieſen ſtillen Kreis, und bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele. Jetzt, in ſeinem ſechzehnten Lebensjahre, begann er mit dem glühenden Eifer freier Jünglingswahl ſeine eigentlichen Studien. Die Wirkung des erſten ſtreitenden Impulſes dauerte fort: es war die ideale Sphäre, der ſich ſeine Liebe und ſeine Beſtrebungen zuwandten. Beſonders konnte es nicht fehlen, daß das innerlich Große, rein Menſchliche der antiken Welt, die der modernen gegenüber, wie eine hiſtoriſche Idylle erſcheint, ihn im Gegenſatze zu ſeinen verhaßten Ziffern und Tabellen entzückte und mit ſich fortriß. Mit Enthuſiasmus überließ ſich Schlegel in der ſchönſten Zeit des Lebens dieſen herrlichen Eindrücken, und ſie haben die glückliche Folge gehabt, daß ihm ſein ganzes ſpäteres, wenn auch noch ſo verſchieden geſtaltetes Wirken hindurch ſtets eine gewiſſe edlere Haltung, ein harmoniſcher Ton, ein äſthetiſches Maaß geblieben iſt; Eigenſchaften, die dem gebildeten Sinne wohlthun und ihrem Beſitzer dauernde Geltung in der Literatur ſeines Vaterlandes ſichern. Er ſtudirte ein Jahr lang in Göttingen und dann in Leipzig mit Eifer Philologie, nahm den Doktorgrad der Philoſophie, und durfte nach Vollendung der akademiſchen Laufbahn ſich rühmen: jeden auf uns gelangten, nur einigermaßen nahmhaften Schriftſteller der Alten aus eigenem Studium zu kennen. In dieſen Beſchäftigungen entwickelten ſich ihm das geſchichtliche, das philoſophiſche, das äſthetiſche Intereſſe. Letzteres gewann den Vorrang, wollte ſich aber nicht zur eigentlichen poetiſchen Produktion ſteigern. Er ſelbſt zweifelte in jener Zeit an ſeiner poetiſchen Begabung, und erſt der Beifall, den zwei ſeiner Gedichte einige Jahre ſpäter in einem lebendig angeregten Kreiſe fanden, ſcheint ſeine Zweifel vollkommen beſchwichtigt zu haben. Aber ſelbſt dieſer Beifall war, genauer und unbefangen betrachtet, mehr auf Rechnung des Denk- und Zeit- als des poetiſchen Gehaltes jener Gedichte zu ſchreiben; und in der That zeigt ſich dem gereinigten Blicke der Nachwelt Fr. Schlegel's dichteriſches Hervorbringen im Ganzen in dieſem Lichte. Was immer von ſeinen Werken man als Gedichtetes anſprechen möchte, erſcheint entweder als Nachklang nicht klar feſtgehaltener Empfindung, oder als geſtaltloſes Spiel des Witzes und der Fantaſie, oder als verkleideter Gedanke, oder als Demonſtration irgend einer äſthetiſchen Maxime. Damit iſt keiner dichteriſchen Beſtrebung ihr Werth oder ihre hohe Bedeutung genommen. Aber den Dichter als ſolchen, den Dichter ſchlechthin bezeichnet eben das, daß er ſich für das Geſchöpf ſeiner Liebe, mit völliger Selbſtverläugnung hingibt; daß er in ihm, für die Zeit des Schaffens, alle andern Abſichten und Beziehungen vergißt, ſich auf den kleinſten Kreis beſchränkt, — aber dieſen mit wahrem, warmen, ſeelenvollen und körperlichen Leben ausfüllt, damit — nicht eine Idee, nicht eine Ueberzeugung, — ſondern ein neues, lebendiges Individuum entſtehe, welches, als ſolches, in die Gemeinſchaft der übrigen trete, Leid und Freud' theile und errege, und, menſchlich unter Menſchen, keinen höhern und keinen breitern Platz einnehme, als — ſeinen eigenen, den es zum Leben braucht. Schlegeln trieb es mehr in's Weite, in's Unendliche.

Sein Aufenthalt in Berlin war ſolchen Tendenzen günſtig. Hier gebildete Neigungen und Anſichten nahm er nach Dresden mit, wohin ihn alte, freundliche Erinnerungen und eine dort verheirathete Schweſter auch ſpäter öfters hinzogen. Zwei große Familien-Verluſte trübten die üppige Blüthen-Periode ſeines Jugendlebens. Im Jahre 1789, am 9. September, ſtarb zu Madras in Oſtindien, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, ſein dritter Bruder, Carl Auguſt Schlegel, der im Jahre 1782 mit einem Hannover'ſchen Regimente im Dienſte der engliſchen Kompagnie nach Indien gegangen war. Er hatte im J. 1786 als Ingenieur mit dem britiſchen General, Sir John Dalling, dem er durch einen Aufſatz über die Feſtungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reiſe von 800 engliſchen Meilen in das Innere jenes merkwürdigen Landes gemacht. Zwei Jahre ſpäter nahm er für ſich allein in den Grenzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermeſſungen vor. Eine große, von ihm entworfene Karte der dießſeitigen Halbinſel Indien hatte er dem Könige von Großbritannien überſendet. Eine, hauptſächlich militäriſche, Geographie von Indien iſt noch in der Handſchrift von ihm vorhanden und jetzt im Beſitze der Bibliothek zu Göttingen. Von ſeinen, durch den Tod leider unterbrochenen Arbeiten über das geſammte Indien iſt nichts in Hände gelangt, die es der Oeffentlichkeit hätten zu Gute kommen laſſen. Schmerzliche Erfahrungen bewölkten den frühen Abend ſeines Lebens, und nur kurz vor dem Untergange lächelte ihm ſeine Sonne noch einmahl freundlich zu. Auguſt Wilhelm ſetzte ihm ein rührendes

Denkmahl in der ſchönen Elegie: Neoptolemos an Diokles, und wir beklagen mit ihm den Verluſt eines Daſeins, das für die Welt ſo ſchöne Früchte zu bringen verſprach. Dieſem erſten Schlage geſellte ſich, dem alten Worte treu, bald der zweite. Den Sohn überlebte der Vater nicht lange. Johann Adolf Schlegel ſtarb im Jahre 1793, als General-Superintendent von Lüneburg. Es war dasſelbe Jahr, in welchem Friedrich zum erſten Mahle als Schriftſteller auftrat, deſſen literariſche Laufbahn er alſo nicht mehr erlebte.

Dieſen Debut machte der Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen in der Berliner Monatſchrift. Winkelmann's Begeiſterung hatte damahls die beſten jugendlichen Gemüther mit fortgeriſſen. Sein glücklicher Griff, der Kunſtgeſchichte der Alten dadurch Licht, Form und Bedeutung zu geben, daß er ihre Entwicklung nach vier auseinander und aus einander folgenden Stufen darſtellte, die ſowohl der Geſchichte und ihren Denkmahlen, als der Natur der Sache und dem Gange des menſchlichen Geiſtes vollkommen entſprechen, lockte zur Nachahmung. Was von den bildenden Künſten galt, ſollte es von den dichtenden minder gelten? ſollte nicht, auch hier, aus dem Rohen ſich das Große, aus dem Großen das Schöne ſich entwickelt, und dieſes zuletzt ſich in's Zierliche und Kleine verloren haben? ein Blick auf ſeine wohlbekannten helleniſchen Dichter beſtätigte Schlegeln dieſe Vorausſetzung. Er fand die Sprache der rohen, aber kräftigen Natur in der joniſchen, die der Größe in der doriſchen, die der Schönheit in der attiſchen, die der Künſtelei in der alexandriniſchen Dichterſchule. Die Darlegung dieſer Anſicht macht den Inhalt jenes erſten literariſchen Verſuches aus. Der Reiz einer klaren, angenehmen, geiſtreichen, man darf ſagen, weichen und üppigen Sprache iſt über den ganzen Aufſatz ergoſſen, und verliert ſich von da an nie ganz wieder aus Fr. Schlegel's Schriften. Dieſer Verſuch ſprach an; Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; beſonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienſt: den koſtbaren Schatz griechiſcher Poeſie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damahls noch zu verdumpfen drohte, — ihn dem Leben, dem Genuſſe, dem Lichte zugänglich zu machen, — was gerechte, warme Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantiſchen Schulmann, man hörte den geiſtathmenden, lebensfrohen, die Schönheit der Welt preiſenden Jüngling auch eine Dichtkunſt preiſen, die ja ſelbſt nichts als Kraft, Luſt und Leben war, und von Schule und Gelehrſamkeit nichts gewußt hatte. In dieſem Sinne ließ nun Schlegel eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgen, die nur immer mehr, dem Gegenſtande wie der Behandlung nach, ſich von der Schule entfernten, und, der Schönheit als dem Ideale des Lebens huldigend, ſich allgemeineren Intereſſen zuwandten. Dieſer Art waren die Aufſätze, welche Schlegel in den Jahren 1795 bis 1797 als Mitarbeiter an Reichardt's Journal: Deutſchland, ſo wie an deſſen Lyceum der ſchönen Künſte lieferte. Auch die guten kritiſchen Abhandlungen über Leſſing und Forſter ſind aus dieſer Zeit. Den Gipfel dieſer Blüthe-Periode jedoch bildete ſein erſtes größeres Werk: Griechen und Römer 1797, mit den Beigaben über die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern und über die Diotima, — und ſein zweites: Poeſie der Griechen und Römer 1798, — eine Fortſetzung, wo nicht des Buchſtabens, doch des Geiſtes und der Abſicht des erſten; Werke, deren Verdienſt auch von Heyne mit Achtung anerkannt wurde. Es beſteht vorzüglich in einer ausgebreiteten Kenntniß, einer im Weſentlichen richtigen Auffaſſung des Alterthums, in einer reinen, glatten, klaren, lebendigen Darſtellung, in dem ſchönen Enthuſiasmus, aus dem dieſe Schriften hervorgingen, und den ſie wiederum zu wecken und zu nähren nicht verfehlen konnten. Doch iſt dieſer Geſchmack an den Schönheiten der antiken Dichtkunſt, wie er ſich hier ausſpricht, von einer eigenen Art und Färbung. Es iſt nicht die feurige, kräftige Begeiſterung Winkelmann's, die uns aus dieſen Schriften anweht, — es iſt die ruhige, angenehme Befriedigung des geiſtreich Genießenden, die ſich uns mittheilt. Wie ein trefflich geübter und zart organiſirter Feinſchmecker die Vorzüge der köſtlichſten Sorten ſeiner Weine und ihrer Jahrgänge, ſo fühlt hier ein Kenner die zarten Eigenthümlichkeiten und Nüancen der einzelnen Dichter und Dichterſchulen heraus, und gibt ſie dem Leſer zu koſten. Er ſelbſt koſtet mit, und hat ſich nur zu hüten, daß er nicht berauſcht werde. Schlegel hütete ſich nicht genug. Es erging ihm, wie es hochbegabten, für Ideale empfänglichen Geiſtern ſo leicht, ſo oft zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtung in's Leben, und verwirren und trüben dadurch Beides. Das urſprünglich reine, äſthetiſche Ideal des Schönen verbreitete ſich in dem jugendlichen Gemüthe über Welt, Leben und Wirken; ihm ſollte Alles untergeordnet ſein, ihm jeder Zweck der Menſchheit, jede Pflicht des Menſchen dienen; in ſeinem ungeſchmälerten Genuß verlor ſich alles übrige Beſtreben. Und damit einer ſolchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieſes Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künſtleriſchen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen. Wirklich verband ſich damals Schlegel mit Schleiermacher zu einer Kritik des Platon, von welcher einige Bögen gedruckt wurden, die aber unvollendet blieb, wie ſeine beiden erſten, größern Werke. Auch dieſes Fragmentariſche charakteriſirt jene damaligen Verſuche. Sie entſprangen aus einem überſchwenglichen, ſich ſelbſt nicht völlig klaren Wollen, bei unzulänglicher, vorher nicht gehörig berechneter Kraft. Aus dieſer eigenthümlichen, ſeltſamen Gährung ging nun in Berlin, im Jahre 1799, jenes einſt viel beſprochene, berüchtigte Produkt der Schwärmerei und Ausgelaſſenheit: der Halb-Roman Lucinde hervor; ein Buch, das vielleicht öfter geprieſen, aber auch öfter verdammt, als in ſeiner Stellung und ſeinem Zuſammenhange aufgefaßt wurde. Jean Paul nannte es eine Metaphyſik der Wolluſt; Schlegel ſelbſt äußerte ſich noch in der letzten Epoche ſeines Lebens darüber gegen den Verfaſſer dieſer biographiſchen Skizze auf eine bezeichnende Weiſe. „Man hat — ſagte er — dieſem Büchlein zu viel Ehre angethan, es zu preiſen oder zu läſtern. Es iſt ein Fragment, und man hätte warten müſſen, was daraus werden wird. Ich habe es oft fortſetzen wollen, unterließ es aber, des Mißverſtändniſſes wegen. (Er hatte auch wirklich die Fortſetzung einmahl öffentlich angekündigt, und ſo erklärt ſich ſein Schweigen.) Der Hauptfehler des Buches iſt: daß es in Proſa geſchrieben iſt. Es müßte in Verſen ſein; denn es iſt ein Gedicht, welches eigentlich eine Art Apotheoſe der menſchlichen Schönheit und der Freude zur Abſicht hatte. Man hat als bare, gültige Münze genommen, was Schauſtück, — als Grundſätze, was freie Darſtellung war." — So wollte Schlegel in Spätjahren ſeines Lebens dieſe voreilige Frucht angeſehen — oder vergeſſen haben; und ſo eilen auch wir einer neuen Phaſe ſeiner Entwicklungen zu. Es war im Jahre 1800, daß ſich Fr. Schlegel als Privat-Docent in Jena niederließ, wo er mit großem Beifalle und unter lebhaftem Zuſtrömen einer geiſtig angeregten Jugend, philoſophiſche Vorleſungen hielt. Hier begann jene in der deutſchen Literatur-Geſchichte zum Abſchnitte gewordene, merkwürdige Zeit, wo, durch ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Perſönlichkeiten, Anſichten, Talenten und Stimmungen einerſeits und durch eine, in den damaligen Zuſtänden bedingte Sympathie im Publikum andrerſeits, ſich das noch in unſer Aller Angedenken lebende Doppelgeſchöpf aus Fantaſie und Metaphyſik bildete und geltend machte, welches, auf der dichteriſchen Seite, nur ſehr uneigentlich, die romantiſche Schule genannt zu werden pflegt. Hier begann denn auch, in und mit dieſer ſogenannten Schule, die eigentliche Einwirkung der Brüder Schlegel in die Literatur unſeres Vaterlandes, ihr Ruhm und ihre Bedeutung.

Es iſt ſchwer, ſich von dem Herankommen und der beſondern Geſtaltung dieſer Literatur-Periode, bis auf ihre erſten Keime zurück, Rechenſchaft zu geben. Leichter iſt es, die Elemente nachzuweiſen, aus denen ſie ſich zuſammenfand, und das Band, welches dieſe Elemente verknüpfte. Immer war es in Deutſchland die dichtende und ſtrebende Jugend, die, von einer ſchönen Begeiſterung für die Zukunft ergriffen, indem ſie wahre oder vermeintliche Feſſeln des Alten abſchüttelte, ſogenannte neue Schulen in Kunſt und Wiſſen begründet hat. Was wir in neueſter Zeit, wie auf Einen Impuls, ſich als „junges Deutſchland“ ankündigen hörten, war, im innern Grunde nichts anderes, als was zu Leſſing's Zeit gegen Gottſched und die Franzoſen, zu Goethe's Jugendzeit gegen allen Pedantismus, ja zuletzt gegen alle Form, ſtürmend andrang. Immer verband ſich feuriges Wollen mit einſeitigem Können, immer ward das Kind mit dem Bade verſchüttet, immer lehrten reifere Geiſter, welche Anerkennung fanden, oder es lehrte die allbelehrende Zeit wieder in Maaß und Schranken zurücklenken, immer fand ſich wieder eine neue Jugend, die einen neuen Ausweg erhaſchte. So war es und ſo wird es bleiben; und es iſt gut, daß es ſo bleibe, damit die Maſſe des Wiſſens und Hervorbringens nicht ſtocke und faule. Ein gleicher Drang erweckte jene damalige romantiſche Schule. Ein friſcher Aufſchwung in allen Bezirken des Denkens, Lebens, Erfindens und Entdeckens hatte ſich den Gemüthern mitgetheilt; nie gehegte Hoffnungen wurden wach, die Fantaſie entzündete ſich an beſeligenden Bildern, und die patriotiſche Aufregung, welche noch eben alle edlern Kräfte des ſchwer bedrängten deutſchen Vaterlandes in die höchſte Spannung verſetzt hatte, durch das ſiegreiche Gelingen in den freudigſten Enthuſiasmus verwandelt, vollendete die wirklich romantiſche Stimmung eines ganzen Volkes, das ſich in Liebe wiedergefunden hatte, und nun auch dem Glauben und der Hoffnung wiedergegeben war. Welcher Boden für die Saaten einer neuen Dichtkunſt aus den warmen Händen begeiſterter Jugend! Religiöſes Gefühl, vaterländiſcher Sinn, genährt durch fruchtbare Forſchung vorzeitlicher Denkmahle, neue Blicke in die wunderbare Tiefe der Natur, kühne Eroberungen im Gebiete der Spekulation, — Alles das vermittelt durch das Bindemittel eines gemüthlichen, ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner ſelbſt machenden Humors: das waren die Elemente, die ſich wunderſam hier zuſammenfanden. Ueber ſie alle waltete eine angeregte, entfeſſelte Fantaſie, welche, bei den dichteriſcheſten Flügen, nur leider den Wenigſten geſtattete, zu beſtimmter Form und organiſchem Leben zu gelangen. Religion, Philoſophie, Geſchichte, Dichtkunſt, Malerei, Muſik, Baukunſt begegneten ſich in dieſen Sphären, und reichten ſich, wie vielleicht nie zuvor, die Hände; man muß, bei Anerkennung manches ſchönen Gewinnes, nur beklagen, welche herrlichen Kräfte durch das Unbedingte dieſes Strebens verpufft und verknallt ſind! Intereſſant bleibt es immerhin, zu verfolgen, wie mannichfach in den mannichfachen Charakteren ſich die erwähnten Elemente kombinirten und ſpiegelten. Die Univerſität Jena ſtand eben auf dem Gipfel ihrer Blüthe. Fichte hatte das Denken bis in das Mark ſeines Weſens ergrübelt, Humboldt die Natur in ihrer größten Breite mit dem Auge faſt eines Dichters überſchaut, Schelling Natur, Gedanken und Kunſt in Ein wunderſames Band zu verſchlingen verſucht; in der Nähe verſammelte Weimar, unter Goethe's begünſtigender Leitung, Alles, was ſich in Kunſt und Wiſſen neu und verſprechend hervorthat; Ludwig Tieck hatte, ein Jahr vor Friedrich Schlegel's Ankunft in Jena, ſeine Genoveva dort vorgeleſen, und Auguſt Wilhelm Schlegel die Anweſenheit ſeines Bruders vorbereitet. In einem ſolchen Kreiſe mußte ſich dieſer natürlich heimiſch finden. Und der Kreis wirkte wiederum auf ihn zurück. Die Studien des Alterthums, ſeine bisher liebſte und dankbarſte Beſchäftigung, traten in den Hintergrund, ein freies Spiel der Fantaſie und des Denkens in den Vordergrund, — und es konnte nicht fehlen, daß der dichteriſche Drang der rings um ihn bezaubernd ſchaltete und waltete, nicht auch ihn ergriff und mit fortriß, ſo ſehr er früher an ſeinem productiven Vermögen gezweifelt hatte. Aber es war kein urſprüngliches, es war ein abgeleitetes Beſtreben, und wenn nicht, wie erwähnt, ſeine erſten veröffentlichten Gedichte: Terzinen an die Deutſchen und Herkules Muſagetes, die er damals in dem mit ſeinem Bruder herausgegebenen Athenäum*) und in den Charakteriſtiken und Kritiken *) mittheilte, ſo ſtoffartig gerade auf den Augenblick gewirkt hätten, ſo würde er wahrſcheinlich bald wieder in den mehr kontemplativen Bezirk, der ihm vor Allem zuſagte, zurückgekehrt ſein. Seitdem erſchienen Dichtungen in den vielfachſten Formen von ihm, für die Muſen-Almanache, welche Vermehren, Tieck und Auguſt Wilhelm Schlegel in jenen Jahren (1802 und 1803) herausgaben; und ſo vergingen, im innigen Vereine mit ſeinem Bruder und vielen gleichgeſinnten Gemüthern, in poetiſchen Arbeiten und Zuſtänden, ein paar glückliche Jahre. Es war noch ein homogenes Ganze, aus dem ſich dann die Einzelheiten, glücklicher oder minder glücklich entwickelt, ablöſten und ſtehen blieben.

---

*) Drei Bände dieſer Zeitſchrift (jeder zu 2 Stücken) erſchienen in Berlin 1798—1800.

Ludwig Tieck, der eigentliche Muſagetes dieſer deutſchen Romantik, blieb ganz in der rein poetiſchen Sphäre. Freie Spiele einer kindlich tändelnden, naiven, humoriſtiſchen Fantaſie, ſchienen ſeine erſten Werke der Art die Befreiung der Poeſie aus allen Banden des Verſtandes und äußerer Zwecke zu verkünden. Erſt als die friſche Produktionsluſt und Kraft ſich ausgetobt, trat die Reflexion über ſich ſelbſt ein, die aber auch noch in die Schranken des dichteriſchen Schaffens ſich begrenzte, und ſich erſt ſpät, in Geſtalt didaktiſcher Novellen, noch immer nicht ohne Nachgeſchmack der früheren Fühlsweiſe, über die weitern Beziehungen des Lebens ausbreitete. In ſeine Fußſtapfen trat, mit geſundem Sinne und kräftigem Vermögen, der nordiſche Oehlenſchläger, der, in beſtimmter ausgeprägter Formen, ſich dem lebendigen Wirken von der Bühne herab zuwendete. Werner's großes Talent, auf derſelben Bahn hoffnungsreich und glanzvoll beginnend, ſcheiterte leider an einer unglückſeligen Zerrüttung der edelſten Gemüthskräfte, wie das des armen Heinrich von Kleiſt an einer trüben, kranken Lebensverſtimmung, und beide verloren

---

*) Königsberg. 1801. 2 Bde.

ſich, nach ſchönen Verheißungen, in eine öde, abſtruſe Leere. Ueberhaupt war dieſe, in's Endloſe ſtrebende Romantik der beſtimmteſten aller dichteriſchen Formen: dem Drama, am wenigſten gedeihlich. Lebendiger, wenn gleichſam ſeltſam bis zum Bizarren, bewegte ſich Arnim's Romantik in einem halb hiſtoriſchen, halb romantiſchen Dämmergebiete. Novalis *), unſerem Schlegel, in gewiſſem Betrachte am nächſten ſtehend, ſuchte am meiſten die damaligen Bewegungen in den Regionen der Philoſophie, Naturforſchung und Religion für die Poeſie auszubeuten, ja in Poeſie zu verwandeln, mußte aber, bei den anmuthigſten Gaben, indem er Alles zugleich wollte, bald Alles aus dem Blicke verlieren. Auguſt Wilhelm Schlegel ward durch die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und Verſuchens, durch einen gewiſſen, in der Schule der Griechen erworbenen, äſthetiſchen Takt und vielleicht durch die, weniger in die Tiefe als in die Breite ſtrebende Richtung ſeiner Gemüths-Thätigkeit, noch am meiſten vor dem unglücklichen Zerfließen gerettet, in das alle ſchäumenden Ströme dieſer Romantik ſich zuletzt auflöſten. Friedrich machte, als Dichter, eigentlich nur kurze Zeit dieſe Periode mit, und kehrte ſodann, nur mit veränderten Beziehungen in ſeine betrachtende Sphäre zurück. Sein damahliger Verſuch, in der Tragödie Alarcos (1802), dem erſten größeren deutſchen Gedichte in Aſſonanzen, alle Formen und Farben der Dichtkunſt, die antiken, wie die modernen, in Ein Ganzes zu verſchmelzen, kann, als an ein hohles, lebloſes Gebilde verwendet, nicht gelungen genannt werden. Wenn Goethe die größte Sorgfalt daran wendete, dieſes Stück in Weimar zur Aufführung zu bringen, ſo iſt das nur dadurch zu verſtehen, daß Goethe damals die romantiſche Schule nur gegenüber der Intriguen Kotzebue's in Weimar begünſtigte, indem er ſie, nicht an und für ſich, ſondern als Repräſentation eines idealern Strebens gegen ein ge-

---

*) Er ſchloß ſich in Jena innig an Fr. Schlegel an, der ſpäter in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ihm zur Seite ſtand.

meines betrachtete; in der Art, wie einſt Schiller den edleren Matthiſſon gegen den derberen Bürger hervorhob. Alarcos kam denn auch wirklich — am 29. Mai 1802 — auf dem Theater in Weimar zur Darſtellung; aber der Erfolg war, wie man es hätte prophezeien können, ohne Goethe zu ſein — ungünſtig. Das Stück mißfiel gänzlich, während Auguſt Wilhelm's Jon gleichzeitig, wenn auch nicht Begeiſterung, doch mehrfache Theilnahme und Beifall erregte. Demungeachtet blieb freilich Friedrich Schlegel dem alten Goethe für ſolche Bemühungen ſehr dankbar, und unterließ nicht, ihm dieſen Dank, wo er Anlaß fand, zu bethätigen.

In dieſe Zeit fällt ein kurzer Aufenthalt Schlegel's in ſeinem lieben Dresden, und ein Schritt, von dem aus ein neuer, ſehr entſchiedener und unterſcheidbarer, Abſchnitt ſeines innern und äußern Lebens beginnt. Er vermählte ſich mit der Tochter des ehrwürdigen Mendelsſohn, die von ihrem erſten Gatten Veit getrennt lebte. Dorothea von Schlegel, jedenfalls eine bedeutende, wo nicht merkwürdige Frau, verdient wohl, daß wir einen Blick auf ihre Geſchichte werfen. Aus ihrer erſten Ehe hatte ſie zwei Söhne, welche beide als Künſtler in Rom lebten. Der jüngere, Philipp Veit, that ſich durch geniale Eigenthümlichkeit hervor, und erlangte in der Folge Ruhm und Stellung. Sie ſelbſt, gleichfalls im Zeichnen und Malen geübt, wendete ſich in der Blüthe des Lebens mit jugendlichem Feuer und reicher Bildung einer leichten, poetiſchen, freien Anſicht vom Leben zu, und begeiſterte ſich für die Ideen und Leiſtungen der jungen Romantik. Ja, ſie unterließ nicht, ihr wirklich allerliebſtes Talent, ihren zarten Geiſt, ihre gebildete Fantaſie ſelbſt thätig werden zu laſſen. So entſtanden dichteriſche Arbeiten, die, höchſt ſchätzbar, Anſpruch darauf haben, in Deutſchland nicht vergeſſen zu werden. Um ſo mehr Anſpruch, als ihn die Beſcheidenheit mit mehrerm Rechte machen darf. Nie ſchrieb Dorothea unter ihrem Namen. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn ſie ſich genannt hätte. Die bedeutendſte derſelben iſt der, leider

Fragment gebliebene Roman: Florentin; eine Erzählung, die, wenn gleich ſichtbar durch Wilhelm Meiſter veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteriſtik und Darſtellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geiſt hat, welches man nicht allzuvielen deutſchen Romanen nachzuahmen in der Lage iſt. Außer dieſem Buche, das in Leipzig im J. 1801 erſchien, ſchreibt man ihr noch die Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters (Leipzig 1804, 2 Theile), und die deutſche Ueberſetzung der Corinna der Frau v. Staël zu, die in Berlin (1807—1808, in 4 Theilen), noch vor dem franzöſiſchen Originale herauskam. In ſpätern Jahren gab ſie dieſe Beſchäftigung auf. Als ſie eben ein Hemd nähte, und man ſie fragte: warum ſie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete ſie lächelnd: „Es gibt ſchon zu viele Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe.“ — Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles, was Geiſt und Fantaſie bewegen kann, begabt, riß ſie die Begeiſterung jener Tage mit ſich fort, und ihre Theilnahme an der geſchilderten Richtung der Poeſie verwandelte ſich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich iſt, in perſönliche Theilnahme für den Dichter, der ihr dieſe Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, ſo blieb es bis an ihr Ende. Mit Hingebung und einer Art von Andacht überließ ſie ſeinem Geiſte den ihrigen, und theilte ſo alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war ſie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigſten Angelegenheit ihres Innern, im religiöſen Glauben, gefolgt; mit dieſem überkam ſie auch jede ſeiner übrigen Anſichten in der ſpätern Periode ſeines Lebens. Dennoch verlor ſie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüthe alle Ehre, daß ſie, ſelbſt noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an ſeinem Todestage das Andenken ihres edlen Vaters feierte, von dem ſie überhaupt ſtets mit der höchſten Achtung und Zärtlichkeit ſprach. Reiche Kenntniſſe, richtiges Urtheil, angenehmer Umgang, Güte des Herzens, Treue der Geſinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That, ſind die Eigenſchaften, welche man an dieſer ausgezeichneten Frau rühmte. Caroline Pichler, mit der ſie in Wien, in einem zwanzigjährigen, faſt ununterbrochenen Verkehr lebte, in [illegible] Hauſe Dorothea durch fünf Jahre wohnte, ſchildert ſie [illegible] eine fleißige Hausfrau, die ſich in den Stand ſetzte, bei geringen Mitteln ihr Haus ſo zu führen, daß ihre und mehr noch ihres Mannes Bedürfniſſe und Anſprüche auf geſelliges Daſein befriedigt werden konnten. Ihre Wohnung, ſtets ſehr anſtändig, nie elegant oder modern, trug das Gepräge von einem Zuſtande behaglicher Stabilität. Ihre Converſation am Theetiſche hatte nichts Gezierteſ, nichts Gelehrtes; ſie beſaß die größte Liebenswürdigkeit einer Hausfrau: nicht glänzen zu wollen. Ihre Religioſität war ohne Oſtentation, und der Vorwurf der Proſeliten-Macherei, den man ihr gemacht hat, iſt nach Frau v. Pichler's Verſicherung ungegründet. Ihr Aeußeres war nicht angenehm; ſie mochte kaum je hübſch geweſen ſein, und ihre ſtark ausgeſprochenen, männlichen Geſichtszüge gewannen nur durch den Ausdruck, den ihnen im Feuer des Geſpräches ihr ſeelenvolles Auge verlieh. Sie war älter als Schlegel und influenzirte ihn durch ihre bedeutenden Eigenſchaften vielleicht mehr, als ſie es Beide wußten. So war, in den allgemeinſten Zügen, die Frau, welche ſich Schlegel zur Lebensgefährtinn wählte. Im Jahre 1803 traten Beide, zu Kölln, zur katholiſchen Kirche über. Sie lebten dann mehrere Jahre in Paris. Hier widmete ſich Schlegel, im Kreiſe wiſſenſchaftlich-poetiſcher Freunde, unter welchen v. Chezy mit ſeiner Gattin zu nennen iſt, wieder ſeinen literariſchen Arbeiten, die aber nun, nach einem Uebergange durch ein Mittelgebiet von Dichtung und Geſchichte, das eigentlich poetiſche mehr und mehr verließen, und ſich dem hiſtoriſchen und poſitiven, und mit ihm der dritten Periode in Fr. Schlegel's ſchriftſtelleriſchem Leben zuwandten.

Er hielt in Paris Vorleſungen über Philoſophie, und gab die Zeitſchrift Europa heraus. In beiden ſprach ſich bereits der erwähnte Uebergang aus dem rein poetiſchen in das mehr geſchichtliche Terrain aus, und dieſes Gepräge tragen von da an alle weitern Arbeiten Fr. Schlegel's; mochten ſie nun in dichteriſcher oder proſaiſcher Form erſcheinen. Im J. 1804 war ihm die Benützung handſchriftlicher Quellen zu einer ſehr intereſſanten Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters behülflich geweſen. Eben ſo gab er über die Geſchichte der Jungfrau v. Orleans aus **Averdy's Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi** (Paris 1790) diplomatiſche Aufklärungen. Aber auch in weitere Regionen lockten ihn ſeine halb hiſtoriſchen, halb romantiſchen Meditations-Ausflüge. Gemeinſchaftliche Studien mit ſeinem Bruder, die dieſer ſpäter mit Vorliebe zu ſeiner Hauptaufgabe machte, eröffneten ihm die eigenthümliche Welt der indiſchen Dichtkunſt, und (wenn man ſo ſagen darf) Philoſophie. Man hätte im Vorhinein beſtimmen können, daß ſich nicht leicht ein Bezirk finden würde, der für Schlegel ſo viel des ihm Gemäßen und Heimatlichen vereinigte, als dieſer. Hier that ſich ihm ein noch wenig gekanntes Feld auf, wo für alle ſeine Lieblings-Spaziergänge: urzeitliche, mythiſche Geſchichte, theologiſche Metaphyſik, betrachtende Philoſophie, beſchauliche Poeſie, religiöſe Vertiefung und ſprachliche Forſchung verſchwenderiſch geſorgt war. Er fand ein halb faktiſches, halb ideales Element, in das alle ſeine Meinungen, Gefühle und Träume untertauchen, aus dem er ſie, in Eins zuſammengefloſſen und wie verklärt wieder herausheben und hinſtellen konnte. Dazu kam noch die perſönliche Erinnerung an ſeinen, in jenem Wunderlande zu früh geſtorbenen Bruder, deſſen Nachlaſſe er ſo manchen Behelf zu dieſen Arbeiten verdankte, und ſo ward Schlegel eine Zeitlang ganz Indier, wie er als Jüngling einſt Athenienſer zu ſein verſucht hatte. Wir verdanken dieſen Beſtrebungen des Jahres 1808 die lehrreiche und anziehende Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, und die darin, für Deutſchland (ja für Europa, denn

Jones Arbeiten ſind zu ſehr freie Bearbeitungen nach engliſchem Geſchmacke) zuerſt gegebenen Proben dieſer zwiſchen der feinſten und zarteſten Anmuth und dem abſtruſeſten Gehalte, ja ſelbſt bis zum Unſinne hin, ſeltſam ſchwankenden, jedenfalls höchſt merkwürdigen Poeſie.

Bald aber zog die mächtig bewegte Gegenwart den träumenden Dichter wieder in ſeine Zeit, in ſein Vaterland zurück. Das verhängnißvolle Jahr 1809 zog über Deutſchland herauf. Alle patriotiſchen Gemüther waren tief und lebhaft ergriffen; religiöſe und nationale Begeiſterung reichten ſich die Hände, und Schlegel beſchloß, nach Deutſchland zurückzukehren. Es war anfangs der Entſchluß, ein noch ungedrucktes hiſtoriſches Drama: Karl V., durch Benützung hiſtoriſcher Urkunden aus der kaiſerlichen Hof-Bibliothek zu vollenden, der ihn anregte, nach Wien zu reiſen, wo ſich ihm bald eine Stätte des Bleibens und Wirkens, nach ſeinem Sinne bereiten ſollte. Während ſeines Aufenthaltes in Paris im Jahr 1808 hatte Schlegel das Glück, die Bekanntſchaft des Fürſten (damaligen Grafen) von Metternich zu machen, der in jener Zeit den kaiſerlichen Botſchaftspoſten am franzöſiſchen Hofe bekleidete. Er ward von dieſem hochgeſtellten Staatsmanne, der ſeine ausgezeichneten Talente und ſeine patriotiſche Geſinnung zu würdigen wußte, mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit behandelt; und ſo eröffneten ſich ihm in Wien die angenehmſten Ausſichten. Auf der Rheinreiſe ergriffen ihn elegiſch-vaterländiſche Gefühle, die ſich in manchem ſchön empfundenen Gedichte ausſprachen. Betrachtungen über altdeutſche Kunſt und Art ſchloßen ſich an ſie. (Schon im Jahre 1806 hatte Schlegel in dem „poetiſchen Taſchenbuche“ ſich über die gothiſche — eigentlich deutſche — Baukunſt, nach ſeiner Weiſe ausgeſprochen.)

Frau v. Staël war eben von Wien abgereiſt, wohin Aug. W. Schlegel ſie begleitet hatte, als Friedrich Schlegel mit Dorothea daſelbſt eintraf. Seine und ihre Perſönlichkeit brachten hier eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Sie überraſchten, enttäuſchten und befriedigten zugleich. Man hatte in dem Mitbegründer der ſtürmenden romantiſchen Schule, in der geiſtvollen Dichterin des Florentin zwei ungemeine, vielleicht die geſelligen Schranken verachtende, überſchwengliche Kraftnaturen erwartet, — und ſiehe da! es erſchien ein geſetzter, gelehrter, behaglicher, geſelliger Mann, eine eben ſo geſetzte, ruhige, ſtille, häusliche Frau; — beide ganz ſo, wie ſie das gemüthliche Wien nur irgend wünſchen mochte. Sie waren denn auch ſehr bald hier eingebürgert, und ihr Haus ward binnen Kurzem ein anziehender Vereinigungspunct für Einheimiſche und Fremde, Gelehrte und Nichtgelehrte. Ein ſolcher Zuſtand ſagte Schlegel's Anſichten und ſeiner Lebensſtimmung vollkommen zu. Man gefällt ſich meiſt gegenſeitig; und in Schlegel's innerem Leben war eine Epoche des Ausruhenwollens eingetreten, wo, nach manchfachen Enttäuſchungen, Uebertreibungen und Schwankungen, endlich eine äußere behagliche Ruhe und ein innerer Friede ſich als das Wünſchenswertheſte herausſtellten. Hier nun fand Schlegel die Befriedigung ſeiner liebſten Wünſche, zu einer Zeit, wo die allgemeine Lage der Dinge ihm noch eine kurze Thätigkeit nach ſeinem Sinne und ſodann ein freundliches Aſyl gewährte. Die Beſonnenheit, Klarheit und Wärme ſeiner Feder, bei dem guten Klange ſeines Namens in Deutſchland konnte nicht verfehlen, ihm in höhern Kreiſen Anerkennung zu verſchaffen, und der Regierung, der er ſeine Kräfte anboth, in einer ſchwierigen Periode, dieſe Kräfte zu empfehlen. Schlegel, wie ſchon erwähnt, dem Grafen von Metternich ſeit dem vorhergehenden Jahre bereits perſönlich auf's Vortheilhafteſte bekannt, ward bald nach ſeiner Ankunft in Wien bei der kaiſerl. Staatskanzlei als Hofſekretär angeſtellt, und wirkte durch ſeine Proklamationen gegen Napoleon mächtig und eingreifend, als er im Jahre 1809 das Haupt-Quartier des Erzherzogs Karl begleitete, und dort die Armee-Zeitung ſchrieb. Nach wiederhergeſtelltem Frieden faßte der Graf von Metternich, der mittlerweile an die Spitze der auswärtigen Geſchäfte geſtellt worden war, den Gedanken, eine neue Zeitung, unter dem Titel „Oeſterreichiſcher Beobachter" in Wien zu gründen, zu deren Redakteur er ſeinen damahligen Privat-Sekretär, gegenwärtigen Regierungsrath von Pilat beſtimmt hatte. Dieſes Blatt erſchien zuerſt im März 1810, und da von Pilat ſich zu dieſer Zeit mit dem Grafen in Paris befand, beſorgte Schlegel eine Zeit lang die Redaktion desſelben, und nahm dann auch ſpäterhin, mit Pilat, Gentz und Adam Müller eng befreundet, thätigen Antheil daran. Durch dieſe Arbeiten, ſo wie durch manche glücklich verfaßte diplomatiſche Schrift erwarb ſich Schlegel das Zutrauen des Fürſten von Metternich, dem er dann ſpäter dankbar auch die nach ſeinem eigenen Urtheile vollendetſte ſeiner Schriften, das letzte Ergebniß ſeines Forſchens und Arbeitens gewidmet hat. In dieſen Verhältniſſen ward Schlegel (1815) Legationsrath der öſterreichiſchen Geſandtſchaft beim Bundestage in Frankfurt am Main. Von da an wurde erſt ſein, weit früher geſchehener Uebertritt zur katholiſchen Kirche in Deutſchland bekannter. Im Beginne des Jahres 1818 verließ Schlegel jene Stelle, um wieder nach Wien zurückzukehren, nachdem er vorher noch mit Dorothea in Rom geweſen war, um dort ihre beiden Söhne erſter Ehe zu beſuchen. Sein Bruder Auguſt Wilhelm hatte inzwiſchen (1813) den Adelsrang erhalten, und beide Brüder ſchrieben ſich ſofort, ſo wie auch in Folge ihrer Ernennung zu Rittern verſchiedener Orden*) und eines alten Familien-Diplomes: von Schlegel. Seit dem Jahre 1819 lebte Friedrich, frei von allen Staatsgeſchäften, wieder in Wien, und kehrte zu ſeiner gewohnten literariſchen Thätigkeit zurück. Er hatte ſchon in den Jahren 1811 und 1812 die Vorleſungen über die Literaturgeſchichte und neuere Geſchichte gehalten, welche den Inhalt ſeines berühmteſten Werkes bilden. Er hatte eben damals ein „deutſches Muſeum" herausgegeben, welche Zeitſchrift aber keinen Boden gewann; er hatte eine Darſtellung der europäiſchen Staaten-Verhältniſſe veröffentlicht, und glaubte ſo die ihm zugemeſſene Sphäre der Wirkſamkeit hinlänglich ausgefüllt zu haben. Auszeichnungen mancher Art waren ihm zu Theile geworden (in jener Zeit ward er auch Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künſte), und ſo entſchloß er ſich denn, wie zu einem Reſumé ſeines Lebens und Schaffens, zur Durchſicht und Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften, deren Reſultat hier dem Publikum vorliegt.

---

*) Friedrich erhielt den päpſtlichen Chriſtus-Orden.

Damit aber hatte er keineswegs im Sinne, ſich jeder weitern literariſchen Thätigkeit zu begeben. Noch im Jahre 1820 machte er, nach ſeiner Weiſe, durch eine Zeitſchrift: „Concordia“ den freilich bedenklichen Verſuch, die ſtreitenden Anſichten über Staat und Kirche zu vereinigen, ein Verſuch, der, wie alle ſeine Vorgänger, mißlang. „Concordia“ zog ſich bald aus den lärmenden Verhandlungen der Parteien zurück, und verſchwand vom Schauplatze des Haders. Von nun an erſchien Schlegel's Name nur ſelten mehr öffentlich, als etwa um das Buch eines debütirenden Schriftſtellers durch Bevorwortung zu empfehlen, einem Gemälde, das ſeinen Anſichten entſprach, das Wort zu reden, oder d. gl., bis er im Jahre 1827 ſich wieder angeregt fühlte, vor einem gemiſchten Publikum, welches auch Damen in ſich faßte, im Saale eines Gaſthofes Vorleſungen über die „Philoſophie des Lebens“ zu halten, die ein Jahr ſpäter gedruckt erſchienen. Sie liegen in dieſer Ausgabe mit vor, und ſo kann der weltkundige Leſer ſich leicht vorſtellen, welchen Effekt dieſe Vorträge, trotz ihrer trefflichen Einzelheiten, auf eine ſolche Hörerſchaft bei dem Begriffe machen mußten, den man ſich von jeher unter dem Worte „Lebens-Philoſophie“ gebildet hat. Das Syſtem (wenn man Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt, noch von Schlegel ſelbſt angeſprochen ward), in welches er hier die letzten Ergebniſſe ſeines Denkens zuſammengefaßt darlegt, ließe ſich am füglichſten als eine der Denkgeſchichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unſerer Zeit und unſerer Nation angeeignete Palingeneſie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Ob durch ſie — wie Krug (Handwörterbuch d. Schlegel) hoffte — der Schulphiloſophie für immer der Abſchied gegeben ſei, laſſen wir dahingeſtellt. Das größte Lob verdient an dieſen Vorträgen die Sorgfalt, — „das logiſche Gewiſſen," um mit Schlegel's eigenem Ausdrucke zu ſprechen — mit welcher, wenigſtens dem Grundſatze nach, Philoſophie, Theologie und Naturforſchung auseinander gehalten, und die Grenzen der erſten, innerhalb des rein Menſchlichen, dieſſeits des unbedingten Ueberſinnlichen, und jenſeits des Materiellen gezogen werden. Es iſt nur zu bedauern, daß Schlegel bei dieſen Vorleſungen ſehr ſkizzenhaft und eilig verfuhr, was man ſowohl im Vortrage, als bei der Selbſt-Lektüre zu bemerken Gelegenheit hatte. Doch ſcheint er ſeinen Mittheilungen eine weitere Folge und eine gewiſſe teſtamentariſche Ganzheit zugedacht zu haben, denn als er im Winter des darauf folgenden Jahres (1828—1829) in Familien-Angelegenheiten mit ſeiner Schweſtertochter, der talentvollen Künſtlerin Freiin von Buttlar in ſein geliebtes Dresden ging, eröffnete er auch hier Vorleſungen über Philoſophie, beſonders der Sprache, — aber er endete ſie nicht*). In der Mitte des Jänners (1829) langte plötzlich in Wien die Nachricht ein, daß Friedrich Schlegel am 12. (11.?) jenes Monates unverſehens an einem Schlagfluße geſtorben ſei. Die Vorboten desſelben, häufige Schwindelanfälle, waren ſchon ſeit längerer Zeit vorangegangen, und wiederholte Kränklichkeiten trübten ſeine letzten Jahre. Dorothea trug den Schlag mit all der Faſſung, die ihr religiöſer Sinn ihr verlieh. Aber ſpäter ward ſie von Tag zu Tage mehr in ſich gekehrt, und vermied, von ihm zu ſprechen. Sie machte ſich Selbſtvorwürfe darüber, daß ſie ihrem Gatten nicht die letzte Pflege hatte gewähren können, und war, ſo nach Art hypochondriſch-überzarter Naturen, ſelbſtquäleriſch bemüht, ihren Schmerz zu ſchärfen, zu erhöhen, zu pflegen. Ein Jahr nach Schlegel's Tode erging an ihren Sohn Philipp Veit, der mit ſeiner zahlreichen Familie in Rom lebte, der Ruf, als Direktor die Leitung des Städel'ſchen Muſeums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Dorothea trat mit ihm den Weg nach Deutſchland an, und fand hier, in einer liebereichen, großmütterlichen Thätigkeit den angemeſſenſten Troſt für ihren Verluſt. Ihre Schwiegertochter, eine Römerin, und ihre Enkel, in Rom geboren, ſprachen kein deutſches Wort, und ſo übernahm ſie die Leitung des ganzen Hausweſens, und erheiterte dadurch ihre letzten Jahre. Nach einem kurzen Krankenlager ſtarb ſie in Frankfurt am 3. Auguſt 1839. In ihrem Teſtamente gedachte ſie auch ihrer entfernten, namentlich der in Wien lebenden Freunde.

---

*) Sie erſchienen nach ſeinem Tode.

Fr. Schlegel's Aeußeres drückte den Charakter eines behaglichen, geſelligen, doch dabei etwas eigenen, oft in ſich gewendeten Gelehrten, aus. Ein lebenvolles, verſtändiges Auge, deſſen Blick die gewohnte, freie Thätigkeit der Fantaſie verrieth, bildete ein erfreuliches Gleichgewicht zu dem Materiellen ſeines vollen, breiten Körperbaues. In der Converſation lebhaft, beweglich, oft geiſtreich, erfreute er ſich gern des Paradoxen und Seltſamen, in Wort und That. Oft traf ſein Witz, ernſthaft oder im Scherze, mehr oder minder gerecht, die Zeitgenoſſen, mit denen er in den wenigſten Lebensfragen übereindachte, oft die Frauen, bei denen er wohl den Fehler wieder gut zu machen wußte. Ein Lieblings-Thema ſeines Unwillens und ſeiner Paradoxien war das moderne literariſche Treiben und überhaupt das Unheil, welches, ſeiner Meinung nach, die Erfindung der Buchdruckerkunſt angerichtet habe. Und freilich, wenn man auf Jahrhunderte ſieht, die in der Weltgeſchichte Minuten ſind, wenn man unſere Dichtkunſt z. B. mit jener der Griechen vergleicht, — ſo verliert dieſe Paradoxie ungemein viel von ihrer Paradoxie! Allein ein Blick auf die Geſammt-Entwickelung der in der Menſchheit liegenden Kräfte, die ſich weiter als auf die literariſche Wirkſamkeit beziehen, gibt eine andere Ausſicht; und jedenfalls iſt es am wenigſten der Schriftſteller, der bis an's Ende ſeines Lebens thätige Schriftſteller, dem man dieſe Klage geſtatten wird. Schlegel würzte gern durch ähnliche Behauptungen die Schaalheit der gewöhnlichen Geſellſchaft; die Geſellſchaft ſelbſt zu entbehren, lag nicht in ſeinem Weſen. Gerne überließ er ſich dem Vergnügen eines freundſchaftlichen

Mahles, und der Verfaſſer dieſer Skizze erinnert ſich mit Heiterkeit, bei ſeinem erſten Beſuche den berühmten Schriftſteller, eine Schürze um den Leib, aus der Küche tretend, kennen gelernt zu haben, wie er ſich tauſendfach entſchuldigte, daß er an ein Lieblingsgericht Hand angelegt hatte, welches ihm Niemand ſo recht nach Wunſch zu bereiten verſtünde. Dieſe ungetrübte Freude am Genuſſe des Daſeins verband ſich in Schlegel ungezwungen mit ſeinen ernſten, philoſophiſchen und religiöſen Anſichten. Ueberhaupt iſt es bezeichnend, daß ſich in ihm, wie in einem allgemeinen Menſtruum, die verſchiedenſten Elemente mit einander vertrugen, die in einem andern Charakter vielleicht den lebhafteſten Zwieſpalt erregt und zum Zerfallen mit ſich ſelbſt geführt hätten. Er fand ſich ſelten veranlaßt, ſeinen früheren Anſichten zu widerſprechen, eine Meinung zu desavouiren, eine Arbeit zu mißbilligen oder zu vernichten. Immer wußte er eine Brücke zu bauen, welche die eine freundlich mit der andern verband. So verſchmolzen Griechenland, Indien und das mittelalterliche Deutſchland in ihm zu Einer Welt, in der er ſich überall zu Hauſe fühlte. Dieſe Art Vielſeitigkeit mit harmoniſcher Färbung verfehlte nicht, einen angenehmen und bedeutenden Eindruck zu machen. So ſtellte ſich in den allgemeinſten Zügen Schlegel's Perſönlichkeit heraus.

Ueber ſeine Bedeutung als Schriftſteller hat die Geſchichte bereits entſchieden. Um ſich dieſelbe völlig verſtändlich zu machen, muß man die drei, im Verlaufe dieſer Erzählung angeführten und aus der Lebensgeſchichte entwickelten Epochen in Schlegel's Hervorbringungen unterſcheiden: die antike, die romantiſche und die, welche man die poſitive nennen könnte, und welche mehr ein Ausruhen nach verſchwenderiſch bethätigten Kräften darſtellt, wo das beunruhigte Gemüth, der raſtlos bewegte Geiſt endlich eine Stütze, ein Kiſſen ſucht und findet. Man pflegt die beiden Brüder gerne zu vergleichen, und ſodann für einen von Beiden Partei zu nehmen, je nachdem man eben dieſe oder jene Vorzüge höher zu halten gewohnt iſt. Auguſt Wilhelm liebte es, ſich mehr in die Breite zu ergehen, mit Virtuoſität in allen Formen und Farben der

Dichtkunſt zu glänzen, ohne je die zarte Grenze eines gereinigten Geſchmackes zu überſchreiten; Friedrich fühlte ſich mehr in die Tiefe gezogen, aus der er Schätze wunderſamer Dichtung und Betrachtung herausförderte, in die er ſich nur zu gerne und für immer, träumeriſch verlor. Beide Brüder haben ihr dichteriſches Verhältniß zu einander in zwei Gedichten lebendig ausgeſprochen, die ſie an einander richteten. Auguſt vergleicht ſie in dem ſeinen mit zwei in Einen Stamm verſchlungenen Bäumen, von denen der Eine die Wurzeln in den Boden, der Andere, er ſelbſt, die Blüthen in die Lüfte trieb, beide von Einem Mark genährt. Friedrich muntert in dem ſeinen den Bruder auf, ſich der Schwermuth und dem Verzagen zu entreißen, und muthig vereint mit ihm den Kampf für ihres Volkes Ruhm zu beſtehen. Das perſönliche Verhältniß der Brüder war ſtets, ſelbſt bei theilweiſe verſchiedenen Anſichten, ungetrübt. Auguſt verwahrte ſich (1828) auf das Beſtimmteſte gegen das Gerücht, daß auch Er das Glaubensbekenntniß ſeines Bruders theile; Friedrich nahm ihm dieſe Erklärung nicht im Geringſten übel; beide liebten und achteten ſich gegenſeitig.

An Reinheit, Klarheit, Beſonnenheit und ſanftem Fluße der Proſa, bei reichem Gehalte und vielſeitiger Bildung bleibt Friedrich Schlegel für immer, vor Allem aber für unſere Zeit unter den erſten Muſtern unſerer Sprache ſtehen. Wann hätte es mehr Noth gethan, als eben jetzt, in den Tagen krankhafter Aufregung, flüchtiger Oberflächlichkeit, leidenſchaftlicher Zerriſſenheit, überreizter Abſpannung, wieder einmal ein ſolches Muſter vor ſich zu nehmen, — ſich zu erinnern, daß es eine Form, ein Maaß und eine Schönheit gibt? Schlegel hat dieſe verworrene Richtung der Literatur gut gekannt und ihr mit prophetiſchem Blicke vorangeſehen. Aber er hat deßhalb die Kunſt nicht verloren gegeben. „Die Kunſt iſt deßhalb nicht verloren, weil der große Hauſe aller Derer, die nicht ſowohl roh, als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet ſind, ihre Einbildungskraft von Allem, was nur neu oder ſeltſam iſt, willig anregen laſſen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüthes mit irgend etwas anzufüllen, und, um der unleidlichen Länge ihres Daſeins wenigſtens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Name der Kunſt wird entweiht, wenn man das Poeſie nennt: mit abenteuerlichen oder kindiſchen Bildern ſpielen, um ſchlaffe Begierden zu ſtacheln, ſtumpfe Sinne zu kitzeln, rohen Lüſten zu ſchmeicheln. Viele der vortrefflichſten Werke der neuern Poeſie ſind ganz offenbar Darſtellungen des Häßlichen. Die Philoſophie verliert ſich in das Dichteriſch-Unbeſtimmte, und die Poeſie neigt ſich zu einer grübleriſchen Tiefe; die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe wiederum als Geſchichte behandelt. Selbſt die Dichtarten verwechſeln gegenſeitig ihre Beſtimmung: eine lyriſche Stimmung wird Gegenſtand eines Drams, und ein dramatiſcher Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. Die hervorbringende Kraft iſt raſtlos und unſtät, die allgemeine Empfänglichkeit iſt immer gleich unerſättlich und gleich unbefriedigt. Die Karikatur des Kunſtſinnes, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem neuen Abgotte. Jede neue, glänzende Erſcheinung erregt die Zuverſicht: jetzt ſei das Ziel erreicht, der Maaßſtab alles Kunſtwerthes gefunden. Nur daß der nächſte Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen den Abgott zerſchlagen, und in neuem, erkünſteltem Rauſche einen andern an ſeine Stelle ſetzen, deſſen Vergötterung auch nicht länger dauert! Die deutſche Poeſie ſtellt ein vollſtändiges geographiſches Naturalien-Kabinet aller National-Charaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der deutſche, ſagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgiltig gegen alle Form, nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum nichts, als das Intereſſe einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit oder den Effekt der Leidenſchaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur ſtark und neu iſt! Aber umſonſt führt man aus allen Zonen den reichſten Ueberfluß ſolcher materiellen Reize zuſammen. Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden heftiger, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt ſich immer weiter." (V. 22.) Wie richtig, wie wahr — wahrer als zu der Zeit, da ſie geſchrieben wurden — ſind dieſe Bemerkungen!

Sind auch die Hoffnungen, die Schlegel, der deßhalb die Kunſt nicht verloren gab, an demſelben Orte dennoch ausſprach, erfüllt werden? hat das erneute Studium des Alterthums, hat die Symbolik eines philoſophirenden Romanticismus, hat die religiöſe und vaterländiſche Begeiſterung uns jenes verlorne Paradies des Schönen wiedergebracht? Die Geſchichte erläßt uns die Antwort. Aber das Bedürfniß der Poeſie und mit ihm die ſchöpferiſchen Verſuche des Genius werden nie von der Erde verſchwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Dichtkunſt wieder ſuchen, finden und erkennen wird; und dann werden auch die Verdienſte ihrer Erwecker unter uns, unter welchen Schlegel's Nahme glänzt, befreit von den Schlacken vergänglicher Verhältniſſe und zeitlicher Hemmungen, rein und dauernd, ein unveräußerliches Eigenthum unſres Volkes bleiben!

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Friedrich Schlegel's
Philoſophiſche Vorleſungen

aus den Jahren 1804 bis 1806.

Nebſt Fragmenten

vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts.

Herausgegeben

von

C. J. H. Windiſchmann.

Erſter Theil,

enthaltend des erſten Bandes erſte Abtheilung.

Zweite Ausgabe.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Supplemente
zu
Fried. v. Schlegel's
# ſämmtlichen Werken.

Erſter Theil.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

V

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorerinnerung.

Die Ankündigung der in dieſem erſten und dem folgenden Band enthaltenen Vorleſungen und Fragmente hat das geehrte Publikum mit den Gegenſtänden derſelben ſchon bekannt gemacht, und wir haben nur noch Folgendes in Betreff des Inhaltes dieſer vorliegenden Abtheilung des Ganzen hinzuzufügen.

Die Vorleſungen über Propädeutik und Logik, ſowie über die Kritik der philoſophiſchen Syſteme wurden etwa um ein Jahr ſpäter als die übrigen gehalten; jene öffentlich, dieſe, wie ſchon angezeigt worden, vor drei vertrauten Zuhörern. Jene waren auf erſte Belehrung und Vorbereitung zum tiefern Studium der Philoſophie angelegt, dieſe ſollten in das philoſophiſche Denken tiefer einführen. Bei den öffentlichen Vorträgen wurde Manches aus dem früher gehaltenen Privatiſſimum benutzt; jedoch in ganz anderer [illegible] und Geſtalt. Es findet ſich daher in der Einleitung zur eigentlichen Philoſophie Manches wiederkehrend, was ſchon in der Kritik der philoſophiſchen Syſteme vorkommt; aber bei genauerer Vergleichung wird man ſich leicht überzeugen, daß an dieſem Ort die kritiſche Betrachtung der verſchiedenen philoſophiſchen Richtungen und Syſteme in jenem ſchon angegebenen Sinn einer erſten Belehrung, dort aber in der Weiſe eigentlich philoſophiſcher Kritik vorkommt;

mithin nicht ſowohl als Wiederholung anzuſehen, ſondern eine Betrachtung von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten aus iſt.

In der hiſtoriſchen Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung wird man die Darſtellung mehrerer philoſophiſchen Lehrgebäude zu kurz, manche andere, minder bedeutende, ganz übergangen finden; was daher zu erklären iſt, daß der Lehrer das Intereſſe hatte, ſeine Zuhörer mit einem oder dem anderen Hauptſyſtem, weil es in gedruckten Lehr- und Handbüchern nicht genügend behandelt war, vorzüglich bekannt zu machen, andere aber mehr nur beiläufig zu behandeln.

Was die Stellung der geſammten Vorleſungen zu der letzten Geſtalt betrifft, in welcher Fr. Schlegel die Philoſophie faßte und darſtellte, darüber werden wir uns in einem Anhang zum Ganzen ausführlich erklären. Er ſelbſt ſah ſein philoſophiſches Beſtreben wie eine Folge von Lehrjahren an, deren Charakteriſtik wir an jenem Ort beſonders beabſichtigen.

Der Herausgeber.

Propädeutik

und

Logik.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

I.

Stellung der Logik und der Philoſophie überhaupt zu den übrigen Wiſſenſchaften.

§. 1. Die **Logik** iſt die Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens. a) *)

Anmerk. 1. Dieſe Definition der Logik macht uns freilich noch ſehr wenig mit ihr bekannt. Sie kann dadurch nicht genugſam erklärt werden, denn dazu müſſen wir wiſſen, was Denken und Regeln des Denkens ſeyen. Was ſoll eine Definition ſeyn? — die vollſtändige Erklärung eines Gegenſtandes. Um aber einen Gegenſtand recht erklären zu können, muß man ihn ſchon ganz vollkommen kennen.

Es folgt hieraus, daß, wenn von einer Wiſſenſchaft die Rede iſt, wir ihre Beſchaffenheit nicht gleich zu Anfang vollſtändig erklären können, ſondern uns erſt eine genaue Kenntniß von ihr verſchaffen müſſen, daher auch die vollſtändige Definition einer Wiſſenſchaft ſich nur am Ende geben läßt.

Anmerk. 2. Die oben gegebene Definition der Logik iſt zwar noch nicht genau und vollſtändig beſtimmt, aber dagegen doch allgemein und ſchlechthin richtig. Die verſchiedenen Lehrer der Logik ſind in vielen Stücken uneinig, aber in dieſer Definition ſtimmen ſie alle überein.

Anmerk. 3. Wenn es zu Anfange einer Wiſſenſchaft nicht möglich iſt, eine genügende Definition von ihr zu geben, ſo läßt ſich doch ihr praktiſcher Werth hinlänglich ermeſſen.

---

*) Dieſe und die folgenden mit Buchſtaben bezeichneten Noten und Erläuterungen finden ſich am Schluß dieſer Vorleſungen

Anmerk. 4. Die Logik iſt eine Wiſſenſchaft des Denkens: nun gibt es aber kein Geſchäft des menſchlichen Lebens, wo nicht beinahe alles Gelingen von der Richtigkeit des Denkens abhängt. Man kann freilich, durch einen glücklichen Inſtinkt geleitet, richtig denken, ohne eben die Regeln des Denkens genau zu kennen, und die Gedanken nach den künſtlichen Berechnungen der Wiſſenſchaften abzumeſſen; wenn aber von einer Wiſſenſchaft die Rede iſt, ſo kann die Zulänglichkeit eines blos natürlichen Denkens durchaus nicht angenommen werden, denn hier iſt ja eben ein regel- und geſetzmäßiges Denken und Verfahren das unterſcheidende, hier reicht alſo der natürliche Verſtand nicht hin, ſondern ein geſetzmäßiges Denken nach den Regeln der Logik iſt zu jeder Wiſſenſchaft durchaus erforderlich.

§. 2. Der Nutzen der Logik nach der angegebenen Definition beſteht alſo darin, daß ſie ſchlechthin auf alle Wiſſenſchaften anwendbar iſt, weil man in allen Wiſſenſchaften nach Regeln verfahren muß, und weil das Denken allgemein iſt und zu allen Wiſſenſchaften erfordert wird.

Anmerk. Die Logik iſt in der Geſchichte, der Poeſie, der Rhetorik ꝛc. immer anwendbar. — So allgemein die Mathematik auch iſt, ſo iſt die Logik doch noch allgemeiner. Wir wollen die Logik zuerſt blos von der Seite ihres praktiſchen Nutzens betrachten, als Einleitung aber eine Ueberſicht aller Wiſſenſchaften und Künſte vorausſchicken. Die Lehre von den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Künſten, ihrem Inhalte, ihrem Weſen und Charakter und ihrem Zuſammenhange, nennt man die Encyclopädie oder Wiſſenſchaftskunde.

§. 3. Die Wiſſenſchaften ſind theils theoretiſche, theils praktiſche. — Bei dieſer Eintheilung iſt keineswegs von einer gänzlichen Trennung des Theoretiſchen und Praktiſchen die Rede, ſondern nur von dem Uebergewichte des einen oder des andern in einer Wiſſenſchaft, denn in einem gewiſſen Sinne muß jede Wiſſenſchaft theoretiſch und praktiſch zugleich ſeyn. Die bloße Praxis ohne Theorie wäre keine Wiſſenſchaft, und eine Wiſſenſchaft, die nicht praktiſch wäre, würde ohne allen Nutzen ſeyn. — Nimmt man aber die Eintheilung in dem obigen Sinne an, ſo ſind:

„praktiſche Wiſſenſchaften ſolche, deren Einheit und Zweck in einem Geſchäfte liegen, das ausgeführt, in einem Gute, das erworben werden ſoll;“

„theoretiſche, deren Einheit in dem Gegenſtande ſelbſt liegt.“

So iſt z. B. die Medicin eine praktiſche Wiſſenſchaft, die den Zweck hat, dem Menſchen die Geſundheit zu verſchaffen.

Anmerk. Die praktiſchen Wiſſenſchaften ſind nicht ſowohl jede eine Einzelne, als ein Inbegriff von Wiſſenſchaften, die zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke dienen, wie Medicin und Jurisprudenz, zwei der wichtigſten praktiſchen Wiſſenſchaften. Die Theologie iſt eine praktiſche Wiſſenſchaft, in ſofern ſich jemand ihr widmet, nicht um ſeine natürliche Wißbegierde zu befriedigen, ſondern als geiſtlicher und Volkslehrer religiöſe Ideen und Geſinnungen zu verbreiten, ſeine Mitmenſchen über den Werth ihrer erhabenen Beſtimmung und die Mittel, dieſe zu erreichen, zu belehren.

Jede der drei genannten Wiſſenſchaften iſt ein Inbegriff von mehreren andern, die alle zu dem nämlichen Zwecke hinführen.

Daraus, daß die praktiſchen Wiſſenſchaften auch theoretiſch ſeyn müſſen, erhellt, daß ſie nicht als iſolirt, ſondern als verbunden betrachtet werden können.

Die Theologie iſt zwar in dem oben gegebenen Sinne eine praktiſche Wiſſenſchaft; an und für ſich ſelbſt betrachtet hat ſie aber einen theoretiſchen Werth. Ihre Einheit liegt in dem Gegenſtande, der erkannt werden ſoll, dem Weſen der Gottheit; welche Erkenntniß für das ganze Menſchengeſchlecht von dem unbedingteſten Werthe iſt. Medicin und Jurisprudenz haben blos praktiſchen Werth. Zu den praktiſchen Wiſſenſchaften kann man auch die Technologie rechnen. — Es wäre nicht unzweckmäßig, wenn auch ſie eine vierte Fakultät bildete, und Baumeiſter, Fabrikanten, Landbauer und Kaufleute auf höhern Lehranſtalten ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in ihrem Fache erwürben. Allein bis jetzt haben die Regierungen ſie nicht dazu verpflichtet, da hingegen der Mediciner und der Juriſt zu wiſſenſchaftlichen Studien angehalten werden.

Die große, höhere Bedeutung des Zwecks ſelber macht hier neue, größere Sorgfalt und Aufmerkſamkeit nothwendig. Die Geſundheit, die der Arzt zu beſorgen hat, iſt zwar ein äußeres Gut, aber als ſolches ſind alle Reichthümer nicht damit in Vergleich zu ſetzen.

Auch der Juriſt hat ein wichtiges Geſchäft, von dem das Wohl und Wehe einzelner Bürger und oft ganzer Staaten abhängt: Recht und Gerechtigkeit aufrecht zu halten, und das Unrecht zu vertilgen.

Praktiſche Wiſſenſchaften ſind alſo:

Medicin, Jurisprudenz, Theologie und Technologie.

Man kann, da die praktiſchen Wiſſenſchaften ein Inbegriff von mehreren, in keiner derſelben etwas Gründliches leiſten, wenn man nicht eine Ueberſicht hat von dem ſämmtlichen Gebiete der Wiſſenſchaften und ihrem Zuſammenhange.

§. 4. Der Hauptunterſchied der theoretiſchen und praktiſchen Wiſſenſchaften beſteht darin, daß die Einheit der letztern in einem Zwecke, der erreicht, einem Gute, das erlangt werden ſoll, liegt; die Einheit der erſtern aber in dem Gegenſtande der Wiſſenſchaft ſelbſt, nicht in ihrer Anwendung, in dem äußern Gebrauche.

Unter den theoretiſchen Wiſſenſchaften nimmt die Theologie, oder die Wiſſenſchaft von dem höchſten Weſen, die bedeutendſte Stelle ein.

Hier liegt die Einheit der Wiſſenſchaft in der Einheit des Gegenſtandes. Alles was dazu dienen kann, uns mit dieſem näher bekannt zu machen, ſeyen es Schlüſſe und Speculationen der Vernunft, oder poſitive Offenbarungen, die vielleicht unſere Vernunft überſteigen, zu denen aber hiſtoriſche Nachrichten und Denkmale uns leiten, gehört in das Gebiet der Theologie, inſofern es ſich alles auf einen und denſelben Gegenſtand: die Erkenntniß der Gottheit, bezieht. Es ſcheint dieſe Wiſſenſchaft am weiteſten entfernt zu ſeyn von der menſchlichen Schwäche und am meiſten über dieſe erhaben.

Fragt man, welche andere theoretiſche Wiſſenſchaft uns wohl die nächſte und unſerer Schwäche die angemeſſenſte ſey, ſo antworten wir: die Geſchichte, die Kenntniß des menſchlichen Geſchlechts, der Veränderungen deſſelben. Sie iſt gleichfalls eine theoretiſche Wiſſenſchaft; denn obwohl die Geſchichte in ihrer größten Ausdehnung beinahe auf alle praktiſchen Wiſſenſchaften anwendbar iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſelbſt eine praktiſche Wiſſenſchaft. Geſchichte im engern Sinne hat nur die Veränderung des menſchlichen Geſchlechts zum Gegenſtande.

Dieſe beiden Wiſſenſchaften, Theologie und Hiſtorie, haben einen geiſtigen Gegenſtand. Von der Theologie iſt dies ganz klar, aber auch der Menſch in ſeiner Thätigkeit und Entwicklung iſt ein geiſtiges Weſen.

Dies führt uns auf die Nachfrage nach einer Wiſſenſchaft, die nicht ſo einen geiſtigen Gegenſtand zum Ziele ihrer Unterſuchung habe, ſondern das dem Geiſte entgegenſtehende Princip, den Körper. Eine ſolche Wiſſenſchaft iſt die Phyſik mit allen ihren Abtheilungen.

So wie bei der Theologie die Einheit ganz deutlich in dem Gegenſtande liegt, der Erkenntniß des göttlichen Weſens; ſo iſt dies auch der Fall bei der Phyſik, deren Einheit auch blos in dem Gegenſtande liegt: der Erkenntniß der Körperwelt; alles, was uns näher zu dieſer führt, uns mit den Geſetzen und Eigenſchaften der Natur genauer bekannt macht, iſt ein Theil der Phyſik.

Es findet bei dieſer Wiſſenſchaft eine wichtige Eintheilung ſtatt, indem an dem Körper vorzüglich zweierlei erkennbar iſt. Die innere Qualität und die Quantität. Dieſe Eintheilung iſt auf alle Körper anwendbar, iſt alſo allgemein und begründet. — Die Mathematik iſt die Wiſſenſchaft von der Quantität, die Phyſik die Wiſſenſchaft von der Qualität der Körper.

Dieſe vier theoretiſchen Wiſſenſchaften: Theologie, Geſchichte, Phyſik und Mathematik, von denen jede wieder viele Unterabtheilungen hat, ſind die wichtigſten.

Die Theologie verhält ſich zur Geſchichte gerade wie die

Mathematik zur Phyſik und umgekehrt. Theologie und Mathematik ſind mehr ſpeculative, Geſchichte und Phyſik mehr empiriſche Wiſſenſchaften.

Nun ſind noch zwei Erkenntniſſe übrig, die zu den theoretiſchen Wiſſenſchaften gehören, Philoſophie und Philologie.

§. 5. Philologie iſt Wiſſenſchaft und Kenntniß der Sprache, und alles deſſen, was dazu gehört, alſo mit einem Worte Gelehrſamkeit. Um eine Sprache recht und gründlich zu verſtehen, wird ein nicht geringer Aufwand von Fleiß und Aufmerkſamkeit erfordert; man bedarf dazu vielerlei Kenntniſſe, die ſich nur durch fortgeſetztes Studium erwerben laſſen. Beſonders gilt dies von der römiſchen und griechiſchen Sprache.

Man darf aber den noch nicht für einen Gelehrten halten, deſſen Studium nur dieſe beiden Sprachen umfaßt, ſondern es werden dazu noch viel ausgebreitetere Sprachkenntniſſe erfordert.

Die Kenntniß der orientaliſchen Sprachen wird gewöhnlich als eine Wiſſenſchaft für ſich getrennt von der Philologie im engſten Sinne des Worts, worunter man dann blos die Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen verſteht.

Man darf den Begriff der Philologie gar-nicht ſo enge faſſen, die orientaliſchen Sprachen gehören weſentlich dazu. Auch das Nahe, wenn es unſere Einſicht vermehret, und die Wiſſenſchaft befördert, muß nicht übergangen werden. Das Verſtehen der neueren Sprachen iſt daher zur Gelehrſamkeit eben ſo nothwendig, wie das der alten, ja ſogar die eigene Mutterſprache kann Gegenſtand eines gelehrten Studiums werden.

Zu dem nothdürftigen Gebrauche des gemeinen Lebens lernen die meiſten Menſchen durch Tradition und Uebung leicht ſoviel von der eigenen Sprache, um in bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen und Verrichtungen ſich fortzuhelfen. Allein für den Gelehrten kann eine ſolche blos natürliche Kenntniß der Sprache nicht hinreichen, ſondern er muß dieſe nach Regeln, mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit durchſtudiren. Zwiſchen der Sprache, wie Er ſie weiß, und der empiriſchen Sprachkenntniß des Bürgers iſt ein gewaltiger Unterſchied.

Die Philologie umfaßt alle Sprachgelehrſamkeit überhaupt.

Sie iſt als Sprachwiſſenſchaft zugleich ein Inbegriff von mancherlei Kenntniſſen, ſo wie dieſes bei den praktiſchen Wiſſenſchaften ſtatt findet. Um nur einen Hauptgrund anzugeben, kann man gleich ſagen, daß man die Worte nicht verſtehen kann, wenn man die Dinge, die ſie bezeichnen, nicht kennt.

Die Philologie iſt eine Wiſſenſchaft, die nicht blos um ihrer ſelbſt, ſondern als Hülfswiſſenſchaft zu höheren Zwecken erlernt und getrieben wird. Denn wozu nützte wohl alle Sprachkenntniß, wenn nicht Sachkenntniß dadurch herbeigeführt und erleichtert würde. Auch für die praktiſchen Wiſſenſchaften, ja ſelbſt für das praktiſche Leben iſt einige Sprachgelehrſamkeit ein unentbehrliches Erforderniß. Die Sprache iſt das allgemeine Werkzeug der menſchlichen Thätigkeit; in keinem Geſchäfte iſt ſie zu entbehren; der Juriſt, der Theologe bedürfen ihrer gleichmäßig bei der Ausarbeitung ihrer Berufsgeſchäfte.

Es leuchtet aus allem dieſem hervor, daß die Philologie einen außerordentlichen, und faſt unermeßlichen Umfang hat. Man ſehe nur auf den Umſtand, daß alle Sprachen, worin bedeutende Geiſteswerke und Denkmale enthalten ſind, zur Sprachgelehrſamkeit gehören; daß auch die ausgedehnteſten Sprachkenntniſſe demnach keinen vollkommenen Gelehrten und Philologen bilden, wenn er nicht die nöthigen Sachkenntniſſe damit verbindet.

Da die Philologie, die doch eigentlich nur eine Hülfswiſſenſchaft iſt, einen ſo ungeheuren Umfang hat, ſo kann man für jeden Studirenden wohl die Regel feſtſetzen, daß er ſich zunächſt nur auf das einſchränke, was ihm zu ſeinem Zwecke nothwendig iſt. Eine gar zu weit ſich verbreitende Neigung iſt dem Gelehrten, der nicht Philologe von Profeſſion iſt, oft eben ſo nachtheilig, als gänzliche Vernachläſſigung des philologiſchen Studiums.

In Rückſicht des großen Umfangs hat die Philologie mit der Hiſtorie und Phyſik eine nicht geringe Aehnlichkeit. Dieſe beiden Wiſſenſchaften gehen ſo ſehr ins Einzelne, daß es auch dem tüchtigſten Kopfe unmöglich wird, ſich ganz in dieſes einzulaſſen, und es vollkommen zu umfaſſen; ſondern jeder, der etwas Vorzügliches hierin leiſten will, muß ſich einem beſondern Fache widmen, und hier ſeine Aufmerkſamkeit oft auf ein ſehr kleines Gebiet einſchränken.

So wie nun aber der Hiſtoriker und Phyſiker, wenn er ſich gleich nur auf eine kleine Sphäre ſeiner Wiſſenſchaft beſchränkt, doch einen allgemeinen Begriff von derſelben haben muß; ſo iſt dies auch der Fall mit dem Philologen, dem gleichfalls eine allgemeine Ueberſicht des geſammten Gebietes der Sprachgelehrſamkeit nothwendig iſt, wenn gleich ſein Studium nur auf einen kleinen Theil derſelben ſich erſtreckt.

Einen Begriff der Sprachgelehrſamkeit überhaupt wird aber vorzüglich derjenige Theil darbieten, der ſchon am meiſten nach Regeln iſt behandelt worden. Solche gelehrte Sprachen, wo ſowohl die Grammatik als auch die claſſiſchen Meiſterwerke am gründlichſten ſind erklärt und beurtheilt worden, müſſen auch der erklärenden Philologie den reichſten Stoff hergeben. — In dieſer Hinſicht iſt das Studium des Lateiniſchen und noch mehr des Griechiſchen die Grundlage der Sprachgelehrſamkeit.

Die Philologie hat verſchiedene Theile und auch verſchiedene Namen, wodurch dieſe bezeichnet werden. — Man nennt die Philologie auch oft Kritik, inſofern bei der Sprachgelehrſamkeit auf richtiges Verſtändniß im Erklären und Deuten des Wortſinnes, auf regelmäßige Beurtheilung alles ankommt. Zur Philologie gehört ferner die Grammatik. — Grammatik iſt die Wiſſenſchaft von der Form der Sprache überhaupt, und da man die Form der Sprache wohl betrachten kann, ohne ſich auf beſondere Sprachen einzulaſſen, ſo erklärt es ſich, daß es auch eine allgemeine Grammatik gebe, die mit unſerer Wiſſenſchaft, der Logik, wohl in ſehr naher Verwandtſchaft ſtehen möchte.—

Die Philologie ſteht in naher Beziehung auf die Ausbildung des Menſchen als Menſchen, da der Gegenſtand der Philologie die Sprache iſt, das Hauptwerkzeug für den Ausdruck der geiſtigen Thätigkeit, und die Litteratur, oder der Inbegriff der vorzüglichſten Geiſteswerke.

Sprache aber iſt allen Menſchen nothwendig, und die

Kenntniß der Litteratur, als des Inbegriffs des Edelſten, was der menſchliche Geiſt je hervorgebracht hat, iſt ein unerläßliches Erforderniß für jeden, der eine höhere Bildung ſich zum Ziele ſeines Strebens geſetzt hat. Es erhellet hieraus der Zuſammenhang der Begriffe: Humaniora, — Litteratur, — Kritik, — Philologie.

Zu den beſondern Theilen, welche die Philologie umfaßt, gehört außer der Kritik auch noch die Grammatik. — Unter Grammatik verſtehen wir die wiſſenſchaftliche Anſicht von jeder Sprache, es ſei nun eine fremde oder die eigene Mutterſprache, denn auch von dieſer iſt eine wiſſenſchaftliche Kenntniß etwas ſehr Seltenes.

In dieſer letzten Beziehung nennt man Grammatik überhaupt auch allgemeine oder philoſophiſche Grammatik, um ſie zu unterſcheiden von der Grammatik jeder einzelnen Sprache.

Gewiß kann nur der eine Sprache gelehrt behandeln, der über die Natur und die Form der Sprache überhaupt ſchon richtige und feſte Grundſätze hat.

Mit dem Namen der Kritik wird die Sprachgelehrſamkeit bezeichnet, wenn man ſie als *Kunſt* betrachtet; Grammatik heißt der *wiſſenſchaftliche* Theil der Philologie.

Grammatik iſt Wiſſenſchaft der Sprache blos in der Abſicht, die Sprache zu kennen und zu verſtehen, es ſei nun eine beſondere Sprache oder die Sprache überhaupt. Grammatik iſt alſo die theoretiſche Erkenntniß der Sprache. Verbunden mit der Lehre von der Anwendung heißt die Sprachlehre Rhetorik. Dieſe iſt die praktiſche Erkenntniß der Sprache.

In der Rhetorik iſt nicht nur von der Richtigkeit, ſondern auch von der Schönheit und Künſtlichkeit des Ausdrucks die Rede. Man kann die Meiſterwerke großer Schriftſteller nicht gründlich verſtehen und erklären, wenn man die Kunſt in ihrer Sprache nicht gehörig zu unterſcheiden und zu würdigen weiß, und oft iſt es für praktiſche Zwecke nicht hinreichend, ſich blos verſtändlich und richtig auszudrücken, ſondern man muß der Rede durch die Schönheit und Kunſt des Ausdrucks eine höhere Bedeutung und Würde geben.

Die Rhetorik als Wiſſenſchaft des Künſtlichen und Schönen in der Sprache iſt nahe verwandt mit der Aeſthetik, oder der Wiſſenſchaft von der ſchönen Kunſt. Ja ſtreng genommen iſt die Wiſſenſchaft von der ſchönen Redekunſt nur ein Theil der Aeſthetik überhaupt. Die Aeſthetik gehört zur Philologie und iſt innig mit ihr verwandt. Es iſt unmöglich die alten Denkmale und Meiſterwerke der Kunſt richtig aufzufaſſen und zu erklären, ohne Sprachgelehrſamkeit und Antiquitätenkenntniß überhaupt. Außerdem ſetzt die Aeſthetik ein richtiges Urtheil voraus, und dieſes beruht wieder auf einem natürlichen Schönheitsgefühl und einem gebildeten Verſtande; ſie iſt von dieſer Seite ſehr nahe verwandt mit der Kritik, oder der Urtheilskunſt überhaupt, daher ſie auch oft mit dieſer verwechſelt wird.

Kritik iſt inſofern der allgemeine Name für das ganze Studium. Sie umfaßt ſowohl Sprachgelehrſamkeit, als auch Aeſthetik oder Beurtheilungskunſt des Schönen, wozu denn auch Rhetorik gehört. Ja ſogar die Grammatik und alle Theile der Philologie können mit dieſem Namen benannt werden. Kritik iſt im weitern Sinne das Studium der Sprache und Kunſt überhaupt.

Die andern theoretiſchen Wiſſenſchaften hatten zum Gegenſtande die Natur, den Menſchen, die Gottheit. Es bleibt hier nur noch Eins übrig, die Kunſt, und dieſe iſt nun Gegenſtand der Kritik. Daß Kunſt und Sprache hier zuſammengeſtellt werden, darf uns nicht befremden, da die Sprache ja das größte Kunſtwerk iſt, das den menſchlichen Geiſt in der ganzen Fülle ſeines Weſens offenbaret.

Sieht man auf die Kenntniſſe, die nothwendig ſind zur Philologie, ſo zerfallen ſie in folgende Gattungen: Antiquitäten (Archäologie), Mythologie und Etymologie, oder Kenntniß der urſprünglichen Bedeutung der Worte; dieſe iſt eben ſowohl Kenntniß der Sprache wie die Grammatik.

§. 6. Gott, Menſch und Natur ſind Gegenſtände der Theologie, der Hiſtorie und Phyſik. — Die Kunſt nebſt der Sprache, die mit dieſer genau verwandt iſt, ſind

Gegenſtände der Philologie oder Aeſthetik, welche beide, Sprachgelehrſamkeit und Theorie der ſchönen Künſte, man zuſammenfaßt unter dem Namen Kritik.

Welch ein Gegenſtand bleibt dann übrig für die Philoſophie? Die Antwort iſt, daß die Philoſophie gar keinen beſondern Gegenſtand hat; wie dies nun zugehe, mag folgende Erklärung deutlich machen.

Geſetzt, der menſchliche Körper ſolle eingetheilt und claſſificirt werden, ſo würde man die einzelnen Theile aufzählen, die äußern wie die innern. Wäre dieſes Geſchäft vollbracht, ſo bliebe nun doch in dem lebendigen menſchlichen Körper ein von dieſen Theilen und Gliedern Verſchiedenes zurück; dies iſt, was ihn zum lebendigen Körper macht; das Leben ſelbſt, welches alle dieſe Theile durchdringt, belebt und erhält.

Gerade ſo verhält ſich nun die Philoſophie zu den ſpeciellen Wiſſenſchaften. So wie jedes Glied des Körpers für einen beſtimmten Zweck eingerichtet iſt, ſo hat auch jede ſpecielle Wiſſenſchaft einen beſondern Gegenſtand.

Die Philoſophie aber iſt auf keine beſonderen Gegenſtände eingeſchränkt, ſondern iſt der Lebensgeiſt aller Wiſſenſchaften, die ohne ſie wie todte Leichname ſeyn würden, von keiner lebendigen Kraft beſeelet.

Die Philoſophie iſt die allgemeine Wiſſenſchaft, die als ſolche alle übrigen befaßt und begründet; ſie verbreitet ſich gleichmäßig über alle Gegenſtände, womit die andern ſich einzeln beſchäftigen. Die Gottheit wie die Menſchheit, die Kunſt und Sprache wie die Natur ſind das Ziel ihrer Unterſuchungen. Allein ſie erhebt ſich nicht allein zu den Gegenſtänden des theoretiſchen Wiſſens, der höhern Speculation, ſondern auch in das praktiſche Leben ſteigt ſie herab. Die erſten Begriffe und Grundſätze der praktiſchen Wiſſenſchaften, z. B. des Rechts, ſind eben ſowohl ihrem Gebiete unterworfen, wie jene der theoretiſchen.

Die Philoſophie iſt alſo die allgemeine Grundwiſſenſchaft, die alle beſondern ſowohl theoretiſchen, als praktiſchen Wiſſenſchaften umfaßt, und eben deswegen ſelbſt auf keinen beſondern Gegenſtand eingeſchränkt ſeyn kann.

Es iſt aber hier von großer Wichtigkeit, den Begriff einer Grundwiſſenſchaft nicht irrig aufzufaſſen.

Man denke ſich das Verhältniß der Grundwiſſenſchaft zu den gegründeten nicht etwa, wie das eines Fundamentes zu dem Gebäude, das auf ihm beruht. Es iſt dies blos ein körperliches mechaniſches Verhältniß, und das Fundament iſt ſelbſt nur ein ſpecieller Theil eines Gebäudes. Die Philoſophie iſt aber der Geiſt aller Wiſſenſchaften.

Das Verhältniß der Philoſophie zu den ſpeciellen Wiſſenſchaften muß man ſich vorſtellen, wie das Verhältniß der Lebenskraft in einem belebten thieriſchen Körper zu den einzelnen Gliedern und Werkzeugen.

Die Philoſophie iſt alſo nicht das Fundament aller übrigen Wiſſenſchaften, ſondern die Lebenskraft, der beſeelende Geiſt, der ſie durchdringt.

Betrachtet man die Philoſophie in ihrem Verhältniſſe zu den übrigen Wiſſenſchaften, ſo zerfällt ſie in ſo viele Haupttheile, als es Hauptgattungen und Klaſſen von Wiſſenſchaften gibt.

Die Haupteintheilung der ſpeciellen Wiſſenſchaften in theoretiſche und praktiſche iſt auch auf die Philoſophie anwendbar. Es ergeben ſich aus ihr zwei Haupttheile der Philoſophie:

a. Metaphyſik oder theoretiſche Philoſophie, welche die theoretiſchen Grundbegriffe und Lehren für alle beſondern theoretiſchen Wiſſenſchaften enthalten ſoll.

b. Moral oder der Inbegriff aller praktiſchen Grundbegriffe und Lehren.

Weil nun aber die Philoſophie keine ſpecielle Wiſſenſchaft, ſondern über alle anderen verbreitet ſeyn ſoll, um ſie zu begründen, zu lenken und zu leiten, ſo muß ſie ſich auch vorzüglich beſchäftigen mit der Methode, oder der Verfahrungsart in allen Wiſſenſchaften überhaupt, abgeſehen von deren beſondern Gegenſtänden, und ſie muß die Regeln und Geſetze für dieſelben aufſtellen.

c. Dieſe Regeln nun ſind es, die den Inhalt und Gegenſtand der Logik oder des dritten Haupttheiles der Philoſophie ausmachen.

Die Philoſophie zerfällt alſo in Logik, Metaphyſik und Moral.

Die Logik ſowohl als die Moral ſetzen die Kenntniß des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Seele voraus. Nur wenn ich den menſchlichen Geiſt ſelbſt kenne, und von den geiſtigen Thätigkeiten und Funktionen überhaupt einen Begriff habe, kann ich die Regeln des Denkens auffaſſen und darſtellen.

Die Moral erfordert die Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſeiner Neigungen, Triebe ꝛc.

Zu dem dritten Haupttheile der Philoſophie kommt alſo auch noch die Pſychologie hinzu, oder die Kenntniß des Menſchen, ſeiner Natur und ſeines Weſens, ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Kräfte und Anlagen.

Zur Logik gehört die Kenntniß der Natur unſeres Verſtandes, des Umfanges und der Gränzen ſeiner Thätigkeiten und Kräfte.

Zur Moral gehört die Kenntniß des praktiſchen Theiles unſerer Natur, der Neigungen, Triebe, Gefühle, mit einem Worte, des menſchlichen Herzens.

Zur Logik wie zur Moral iſt die Pſychologie alſo eine durchaus unentbehrliche Wiſſenſchaft.

Was die Metaphyſik betrifft, welche als theoretiſche Philoſophie die allgemeinſten Lehren und Grundſätze über die Gottheit, den Menſchen und die Natur enthalten ſoll, ſo iſt es einleuchtend, daß auch zu ihr Pſychologie nothwendig iſt.

Gott iſt freilich der höchſte Geiſt, aber doch immer ein Geiſt. Die Erkenntniß der Gottheit ſetzt alſo Begriffe und Kenntniſſe von der Natur des Geiſtes überhaupt voraus. Die Geſchichte hat es zwar vorzüglich mit dem äußern Menſchen zu thun, mit ſeinen äußern Handlungen, Schickſalen und Begebenheiten. Allein wie könnte man den äußern Menſchen wohl richtig beurtheilen und erkennen, wenn man nicht vorher ſeine innere Natur gehörig erforſcht und aufgefaßt hätte?

Was endlich die Phyſik betrifft, ſo läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen, ob Pſychologie dazu erfordert werde oder nicht. Dies hängt von der Verſchiedenheit der philoſophi ſchen Anſicht ab. Betrachtet man die Körperwelt als das Product eines geiſtigen Weſens, ſo ſetzt auch die Phyſik Pſychologie voraus. Dieſe iſt ihr aber ganz entbehrlich, wenn man von der Natur einen blos materialiſtiſchen Begriff hat.

Wenn wir nun gleich die erſte Anſicht für die einzig wahre, philoſophiſch richtige, begründete halten, ſo haben ſich doch viele Naturforſcher und Philoſophen zu der zweiten bekannt. Daher kann man über das Verhältniß der Pſychologie zur Phyſik nichts Beſtimmtes angeben; man kann nur ſagen, daß zur Geſchichte und Theologie Pſychologie durchaus erfordert wird, und nach jener Philoſophie, die die Natur als eine Hervorbringung des göttlichen Geiſtes anſieht, auch zur Phyſik. Mithin zu allen Theilen der Metaphyſik: zur Erkenntniß der Gottheit, des Menſchen und der Natur.

Die Pſychologie iſt demnach nicht ſowohl ein abgeſonderter Theil der Philoſophie, als Erforderniß und Ingredienz für alle Theile der Philoſophie.

Nur muß man den Begriff der Pſychologie richtig und feſt beſtimmen. Man redet oft von der Pſychologie als von einer Wiſſenſchaft, welche die mancherlei ſonderbaren Erſcheinungen im menſchlichen Gemüthe, z. B. Krankheiten, Raſereien ꝛc. erklären und herleiten ſoll. Wir verſtehen unter Pſychologie nur die Wiſſenſchaft von der Natur des innern Menſchen. Erſt wenn man dieſe im Ganzen aufgefaßt und erkannt, wenn man ihre allgemeinen Grundgeſetze und Fähigkeiten beſtimmt hat, werden auch die beſondern Abweichungen ſich erklären laſſen. Pſychologie iſt Theorie des Bewußtſeyns. — Es iſt früher geſagt worden, die Philoſophie habe keinen beſondern Gegenſtand, ſondern ſie ſey blos eine allgemeine Grundwiſſenſchaft; jetzt muß die nähere Beſtimmung hinzugefügt werden, daß nämlich die Philoſophie auf einen Gegenſtand ſich dennoch ganz beſonders bezieht, ob ſie gleich nachher von dieſem aus ſich nach allen Seiten und Richtungen verbreitet, die Gegenſtände aller andern Wiſſenſchaften umfaßt und in ſich aufnimmt. Dieſer eine Gegenſtand aber iſt die Kenntniß des innern Menſchen, der Natur unſerer Seele, unſeres Geiſtes, mit einem Worte, wir ſelbſt, nicht nach zufälligen Beſchaffenheiten und Erſcheinungen, ſondern nach den weſentlichen Kräften und Anlagen, nach den ewigen, unveränderlichen Geſetzen unſeres Ichs. — Hieraus erklärt es ſich, was es heiße, die Philoſophie ſey Selbſterkenntniß, ſie fange mit der Vorſchrift an: Nosce te ipsum.

§. 7. Die Logik oder die Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens iſt ein Theil, und zwar der erſte der Philoſophie; denn die Regeln des Denkens werden ſchon vorausgeſetzt bei der Moral und Metaphyſik. Sie iſt die Einleitung in die Philoſophie und als ſolche muß ſie behandelt werden, wenn ſie von Nutzen ſeyn ſoll. Es muß zugleich mit ihr eine encyclopädiſche Ueberſicht verbunden werden, denn ohne dieſe iſt es nicht möglich das Gebiet zu kennen, worauf die Regeln der Logik angewandt werden können. Die Logik als Inbegriff der Regeln des Denkens enthält das von der Philoſophie, was auf die ſpeciellen Wiſſenſchaften anwendbar iſt. Die theoretiſche Philoſophie gilt blos für die theoretiſchen, die praktiſche für die ſpeciellen praktiſchen Wiſſenſchaften. Die Gültigkeit der Logik aber erſtreckt ſich auf alle. Die Logik iſt daher der allgemeinſte Theil der Philoſophie, der für alles gilt, und zugleich iſt ſie die Anleitung zum Philoſophiren.

II.

Geſchichte und Begriff der Logik.

Die erſte Veranlaſſung zu der Entſtehung der Logik gab bei den Griechen die Sophiſtik der Rhetoren und Skeptiker. — Sophiſtik war bei den Griechen die Kunſt, durch ſcheinbare, aber unrichtige Schlüſſe andere zu täuſchen und irre zu führen, es mochte dieſe Täuſchungskunſt nun ausgeübt werden, um einen praktiſchen Zweck zu erreichen, wie dies bei öffentlichen bürgerlichen Verhandlungen der Fall war; oder auch in einem philoſophiſchen Streite, um den Gegner durch künſtlich verſteckte Trugſchlüſſe zu verwickeln und zu verwirren.

Sophiſt iſt jeder, der ſtatt wahrer und richtiger ſich falſcher, irriger Gründe bedient, den Irrthum aber unter dem täuſchenden Scheine der Wahrheit ſorgſam verſteckt, der mit dem Sinne und der Bedeutung der Worte willkührlich ſpielt, ſie abſichtlich entſtellt und verdreht, durch unrichtige, aber mit ſcheinbarer Conſequenz durchgeführte Folgerungen unſer Urtheil zu verwirren, unſern Verſtand zu hintergehen, und endlich durch redneriſchen Schmuck und Prunk unſre Einbildungskraft zu blenden, unſer Gefühl zu überraſchen und zu beſtechen ſucht.

Zwar war anfangs die Bedeutung des Worts nicht ſo ſchlimm. Σοφιστής bedeutete urſprünglich einen, der von der Weisheit Profeſſion machte, und wirklich finden wir bei den älteſten Griechen das Wort Σοφιστής gleichbedeutend mit dem Worte σοφός, und mehrere wahre Weiſen Sophiſten genannt. Allein dieſe edle würdige Bedeutung verlor ſich gar bald, und man bezeichnete am Ende mit dem Worte Sophiſt nur einen Menſchen, der die Philoſophie zu einem unedlen, trügeriſchen Handwerke herabwürdigte, das ſeinen eigennützigen Zwecken dienen mußte.

Die griechiſchen Sophiſten verbreiteten ihren Einfluß nicht allein über die Philoſophie, ſondern über alle Wiſſenſchaften, deren Grundſätze ſie dadurch erſchütterten und verkehrten, über alle bürgerlichen und politiſchen Geſchäfte, wo dieſe feile Scheinphiloſophie der größten Immoralität ungemeſſenen Spielraum gab.

Dieſem verderblichen Beginnen der Sophiſten hat Sokrates zuerſt ſich mit Glück entgegengeſetzt; mit Muth und Entſchloſſenheit bekämpfte er das Trugbild, das die ruhm- und wißbegierige Jugend Griechenlands durch Verſpiegelung eines glänzenden Zieles auf die verderblichſten Abwege führte, und das um ſo gefährlicher war, je mehr es der Eitelkeit, der Habſucht und allen Begierden und Leidenſchaften fröhnte, überall den

Irrthum und die Lüge beſchönigte, die Unſittlichkeit hegte und pflegte. Sokrates legte durch den Widerſtreit gegen die ſchändliche Kunſt der Sophiſten den erſten Grund zu der wahren Logik.

Der erſte Urſprung der Logik bei den Griechen war alſo nicht ſowohl eine Methodenlehre, wodurch die Grundſätze und Regeln und die wahre Verfahrungsart für jede Wiſſenſchaft beſtimmt und feſtgeſetzt wurden, als vielmehr eine Schutzwehr gegen jene trugvolle Verführungskunſt der Sophiſten. Es war eine Waffe in der Hand edeldenkender Männer, die, erleuchtet durch das Licht wahrer Weisheit, die dunkeln Irrgänge des Irrthums, der Heuchelei, der Unſittlichkeit durchdrangen und die verkappte Lüge bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgten.

Da nun der Name eines Sophiſten ſo ſehr herabgewürdigt war, ſo kam vorzüglich durch Sokrates und ſeine Schüler der Name Philoſophie in Umlauf, um dadurch den ächten Weisheitsfreund zu bezeichnen und ihn von jenen Irrlehrern, deren niedere und gefährliche Täuſchungskunſt man verabſcheute, zu unterſcheiden. Philoſophie oder Weisheitsliebe war die Benennung, die man dem Studium desjenigen verlieh, der mit ernſtem, redlichem Bemühen nach Wahrheit forſchte und ſtrebte. Auch wollte Sokrates durch dieſe beſcheidene Benennung den hochmüthigen Eigendünkel der Sophiſten beſchämen, die ſich ſelbſt Weiſe nannten, und mit der ſchamloſeſten Dreiſtigkeit behaupteten, daß ſie im Beſitze alles Wiſſens wären.

Sokrates hielt es der Sache angemeſſener mit dieſer anſpruchsloſen, aber aufrichtigen, wahren Benennung ſeine Lehre zu bezeichnen, um dadurch anzudeuten, daß der Menſch zwar die Weisheit lieben, ihr mit allen Kräften nachſtreben und mit ununterbrochenem Fortſchreiten ſich ihr immer mehr zu nähern ſuchen ſoll, daß aber die Beſchränktheit aller Thätigkeiten und Kräfte ſeines Weſens ihm nicht verſtatte, dieſes höchſte Ziel zu erreichen und ſich in den vollen Beſitz der Wahrheit zu ſetzen.

Auch ſollte jener Name anzeigen, daß im Gegenſatze jener Afterweiſen, welche die Philoſophie nur als ein Hülfsmittel anſahen, ſich Reichthum, Anſehen, politiſchen Einfluß und alle

Genüſſe des Lebens zu verſchaffen, der wahre Philoſoph, nur von dem edlen Triebe des Wiſſens angefeuert und geleitet, die Weisheit aus Neigung und Liebe ſuche.

Es war der Name Philoſophie und Philoſoph zwar ſchon vor Sokrates gebräuchlich, allein durch ihn und ſeine Schule ward er allgemein verbreitet, beſonders in der Bedeutung, wo man ihn der Sophiſtik entgegenſtellte, welche erſt in dem Zeitraume zwiſchen Pythagoras und Sokrates als eine eigene Wiſſenſchaft und Kunſt begründet und aufgeſtellt ward.

Die Logik war alſo bei den Griechen nicht Einleitung in die Philoſophie und Methodenlehre, ſondern nur Hülfsmittel gegen den Irrthum und die Verkehrtheit der Sophiſtik. Eine falſche Logik kann man dieſe nennen; die wahre entſtand, um dieſe zu bekämpfen und zu vertilgen. Die falſche war mit der Rednerkunſt immer verbunden; dies iſt der Grund, warum die griechiſche Logik in ſo großer Beziehung ſtand zur Rhetorik. Die wahre Logik ſollte die Sophiſtik vernichten, die zugleich falſche Logik und Rhetorik war.

Für falſch und verkehrt müſſen wir jede Rhetorik halten, die nicht im Dienſte der Wahrheit ſich einzig der Verkündigung ihrer erhabenen Lehren widmet, ſondern eiteln und eigennützigen Zwecken fröhnend die Kunſt und das Talent herabwürdigt, zu einer leeren Spielerei mit ſchwertönenden Worten und zierlich gebildeten Phraſen, oder gar im ſchlimmern Falle, um, ſtatt einer höhern moraliſchen Belehrung und Ueberzeugung, den Irrthum und die Lüge, durch die täuſchendſten Scheingründe verſteckt, mit dem glänzenden Schmucke einer üppigen Wohlredenheit ausgeſtattet, in die unbefangenen, ſorgloſen Gemüther einzuführen. Wer nicht für die Wahrheit redet, iſt ein Sophiſt; je größer ſein Talent und ſeine Kunſt iſt, deſto verwerflicher iſt der Mißbrauch, den er davon macht, deſto gefährlicher kann der Einfluß werden, den er durch die Macht ſeines Genies über die Gemüther ausübt. In dem Zeitraume zwiſchen Pythagoras und Sokrates hatten die Sophiſten in Griechenland den ausgedehnteſten Einfluß. Der Erſte, der in dieſer zweideutigen und höchſt gefährlichen Kunſt ſich auszeichnete, war

Gorgias. Ihm folgten Hippias und Protagoras, beide berühmte Sophiſten. Zeno war doch mehr Skeptiker, als eigentlicher Sophiſt. — Dieſe Männer zogen in Griechenland unzählige Schüler. Faſt alle Redner von Bedeutung befolgten ihre Grundſätze: ja ſelbſt Geſchichtſchreiber und Dichter bildeten ſich nach ihnen, und unter den Letztern vorzüglich Euripides. Der Grund dieſes außerordentlichen Einfluſſes der Sophiſtik bei den Griechen lag theils in dem Nationalcharakter des Volkes, welches im höchſten Grade redſelig, witzig, ſinnreich, lebhaft und beweglich, dabei für Kunſt und Schönheit ſehr empfänglich, durch Wohlredenheit daher auch leicht zu blenden und zu täuſchen, zu leiten und zu lenken war. Der zweite Grund lag in der Staatsverfaſſung. Die meiſten Staaten Griechenlands waren Republiken oder Demokratien, wo die Macht in den Händen des Volks war, welches in allgemeinen Verſammlungen über alle öffentlichen Angelegenheiten entſchied. Hier war alſo der Kunſt, jede mögliche Meinung aufſtellen, durchführen, auch den verkehrteſten Grundſatz in das vortheilhafteſte, ſchönſte Licht ſetzen, für die verworfenſten Maximen ſcheinbare Gründe auffinden zu können, der weiteſte Spielraum geöffnet. Bei der Menge darf man das reife, leidenſchaftsloſe, richtig und ſtill prüfende Urtheil eben nicht erwarten. Wer hier, um ſeine eigennützigen oder ehrgeizigen Plane durchzuſetzen und ſich Einfluß zu verſchaffen, der Eitelkeit der Menge ſchmeichelt, ihren Vortheilen huldigt und, indem er ſeine Abſicht klüglich verſteckt, nur ihre Macht und Herrſchaft preiſet und erhebt, nur ihre Entſcheidung anzuerkennen ſcheint, wer das Talent hat, durch kräftige, pathetiſche Schilderungen Leidenſchaften zu erwecken, das Gefühl zu beſtechen, durch glänzende, prunkvolle Darſtellungen die Einbildungskraft zu entflammen, durch künſtlich verwickelte, fein und methodiſch angelegte und fortgeführte Trugſchlüſſe den Verſtand zu hintergehen, das Urtheil zu verkehren, kann für ſeine Zwecke ſich den erwünſchteſten Erfolg verſprechen.

Dies war es, was in den griechiſchen Freiſtaaten der Redekunſt ſoviel Gewicht und Anſehen verſchaffte. Sie war in der Hand des Eigennutzes, des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, des Parteigeiſtes ein höchſt brauchbares Werkzeug, das ohne Unterſchied für alle Meinungen focht, allen Leidenſchaften, Abſichten, Zwecken diente. Das Volk von Athen war eben ſo eitel, eigennützig und verderbt, als es ſinnreich, klug und gebildet war. Wo ein ſolches Volk über Recht und Unrecht, Wahrheit und Unwahrheit zu entſcheiden hatte, waren dieſe gewiß ſehr ſchlechten Richtern anvertraut; und man darf ſich nicht wundern, daß die Kunſt, den Irrthum mit allen Farben und Reizen der Wahrheit ausgeſchmückt vor den blödſinnigen, trüben Blicken des leichtfertigen, thörichten Pöbels aufzuſtellen, ſo viele Anhänger und Verehrer fand. Die Sophiſten waren nicht nur ſelbſt Volksredner, ſondern ſie unterrichteten auch andere in dieſer viel geltenden Kunſt. Wer nur immer das Volk gewinnen, ſich einen Anhang verſchaffen, Anſehen und Ehre erlangen, oder was ſonſt noch ſo eigennützige Abſichten durchſetzen wollte, bildete ſich in dieſer Schule. Beſonders aber wurde die leichtſinnige Wißbegier und die hochſtrebende Ruhmbegierde der griechiſchen Jugend von den hochtönenden Orakelſprüchen und den vielverſprechenden Verheißungen der Sophiſten angelockt, welche behaupteten im Beſitz jener Weisheit zu ſeyn, die allein den leichten, ſichern Weg zu allen Würden und Annehmlichkeiten des Lebens bahne.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtete Sokrates und nach ihm Xenophon und Plato die Sophiſten. Sie erklärten ſie für die erklärteſten Feinde der Philoſophie, für abſichtliche Verfälſcher und Entſteller der Wahrheit, für die geſchäftigſten Pfleger und Verbreiter des Irrthums, für ſchaamloſe Betrüger und Verführer der Jugend und Zerſtörer der heiligſten Grundſätze aller Moral und Staatsverfaſſung. Von edlerem Eifer getrieben bekämpften ſie mit den ſiegreichen Waffen der Wahrheit und des Spottes die überall verbreiteten Irrlehren, ſie entlarvten die Heuchelei, den leeren Eigendünkel, den groben Eigennutz ihrer Urheber; ſie beleuchteten die oft gemeinen und niedrigen Kunſtgriffe, womit man Worte und Begriffe verdrehte und entſtellte, eine Schlußfolge nach Willkühr durchführen, oder verwickeln und verwirren, jeden beliebigen Satz mit überall zuſammengerafften Scheingründen unterſtützen, den entgegengeſetzten umſtoßen und entkräften konnte. Sie zerriſſen das künſtlich verflochtene, trugvolle Gewebe, womit jene Meiſter des Betruges die Wahrheit umſtrickten, ſie zeigten die Unphiloſophie in ihrer ganzen Blöße und gaben ſie ſo dem gerechten Abſchen jedes Wahrheit- und Sittlichkeitliebenden Preis.

Unter den Bekampfern der Sophiſtik zeichnete ſich vorzüglich Plato aus, auch Cicero folgte dieſem Beiſpiele unter den Lateinern, welche mit andern wahren und edeln auch wohl dieſe ſchlechte Kunſt von den Griechen überkommen hatten.

Um ſich deutlich zu überzeugen, wie gerecht die Vorwürfe waren, welche dieſe Männer den Sophiſten machten, und wie wenig übertrieben das Böſe und Schlechte, welches ſie ihnen zur Laſt legten, braucht man nur zu bemerken, daß die Sophiſten ſelbſt ſchamlos und verworfen genug waren, um in ihrer dummdreiſten Sprache öffentlich zu behaupten, daß ſie die Kunſt beſäßen und mittheilen könnten, Unwahrheit in Wahrheit zu verwandeln.

So verabſcheuungswürdig die Sophiſten ohne Ausnahme von dieſer Seite erſcheinen, ſo haben doch mehrere unter ihnen durch eminente Geiſtesgaben und ausgebreitete Gelehrſamkeit ſich vortheilhaft ausgezeichnet und um die Redekunſt und Sprachgelehrſamkeit ſich große Verdienſte erworben. Dies gilt beſonders von Gorgias, der die Rhetorik der Griechen zuerſt auf Grundſätze brachte und daher als ihr eigentlicher Stifter angeſehn werden kann. Um die Sprache hat Prodikus ſich ſehr verdient gemacht, den auch Sokrates vor allen andern ſchätzt. Wegen dieſer Verdienſte um die Redekunſt werden auch von Quinctilian die Sophiſten viel gütiger und ehrenvoller behandelt, als von Plato; ſelbſt Cicero beurtheilt ſie gelinder in ſeinen oratoriſchen Werken, wie in ſeinen philoſophiſchen, wo er meiſtens dem Plato folgt.

Als die eigentlichen Erfinder und Vollender der griechiſchen Rhetorik haben die Sophiſten ſich als ſehr ſcharfſinnige, geiſtreiche Männer gezeigt; an der griechiſchen Redekunſt ſelbſt [illegible] hat ſich dieſer Einfluß der Sophiſtik immer deutlich genug offenbart. Sie ſtrebten weit mehr nach äußerem Glanz und Prunk, nach Effekt und Ueberredung, als nach wahrer Belehrung und Ueberzeugung.

Von den Sophiſten muß man die Skeptiker billig unterſcheiden, weil man ihnen großes Unrecht thun würde, ſie jenen völlig gleich zu ſetzen. — Sie wurden nicht blos und einzig von Eigennutz, Gewinnſucht und Eitelkeit getrieben, ſondern ſuchten die Wahrheit ernſtlich, hielten ſich aber für überzeugt, daß der Menſch dieſe nicht erkennen könne, ja zweifelten, daß es überhaupt Wahrheit gebe, indem nur Schein, Täuſchung und Irrthum, nur Meinen, aber nicht Wiſſen ſey.

Der berühmteſte unter ihnen iſt Zeno, der in dem Zeitraume zwiſchen Gorgias und Sokrates lebte.

Wenn gleich die Skeptiker durch ihre perſönlichen Eigenſchaften, durch ihren Charakter, die Aufrichtigkeit ihrer Behauptungen von den Sophiſten ſich auszeichneten, und eine viel edlere Tendenz verriethen, ſo war der Skepticismus der Philoſophie ſelbſt doch nicht weniger gefährlich, wie die Sophiſtik, ja dieſe entlich von jenem noch neue und ſcharfe Waffen. Das ewige Zweifeln und Verzweifeln an der Wahrheit, die Behauptung, daß es nichts an ſich wahres gebe, ſondern alles nur Glauben und Wähnen, Vorurtheil und Irrthum ſey, mußte natürlich der Gewiſſenhaftigkeit den empfindlichſten Stoß geben. Wenn der Menſch von nichts ſich eine feſte, richtige Ueberzeugung verſchaffen kann, ſo iſt alle Philoſophie nur ein thörichtes, nutzloſes Streben nach eiteln, weſenloſen Chimären. Wenn es überhaupt nichts an ſich wahres gibt, ſondern alle Meinungen und Ideen gleichen Grad von Gewißheit haben, ſo fällt der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht, Sittlichkeit und Zügelloſigkeit ꝛc. natürlich weg; alles iſt der individuellen Beurtheilung und willkührlichen Entſcheidung überlaſſen, welche nach Lagen und Verhältniſſen, nach Zeit und Umſtänden, nach Abſichten und Zwecken, mit einem Worte, nach äußern wandelbaren Bedingungen modifizirt und beſtimmt wird.

Es iſt einleuchtend, wie die ſophiſtiſche Kunſt, welche ganz auf Schein und Täuſchung, Eigennutz und Willkühr beruhte, durch dieſe Lehre verſtärkt und vollendet wurde. Gorgias, der eigentliche Stifter der Sophiſtik, berief und ſtützte ſich hauptſächlich auf dieſen Skepticismus. Er behauptete: „es gebe keine Wahrheit. Wenn es eine gebe, ſo könne der Menſch ſie doch nicht erkennen. Und wenn der Menſch ſie auch erkenne, könne er ſie andern doch nicht mittheilen.“

Wir kommen nun zu der wichtigen Frage, wie es denn überhaupt möglich und leicht ſey, den Menſchen durch Redekunſt in dem Grade zu täuſchen, daß man ihm Unwahrheit als Wahrheit aufdringen könne?

Alle ſophiſtiſche Täuſchung wird hervorgebracht 1. durch Entziehung der Aufmerkſamkeit, welche von dem Hauptgegenſtande, worin der Irrthum eigentlich verborgen liegt, und der eine eigentliche gründliche Prüfung wohl nicht aushielte, auf Nebenvorſtellungen gelenkt wird, die deſto ſtärker herausgehoben werden, je mehr ſie die Fehler und Mängel der Hauptſache verſtecken helfen. Der Sophiſt muß alle Mittel ſeiner Kunſt aufwenden, um zu verhindern, daß in ſeinem Zuhörer kein richtiges, fortgeſetztes Urtheil ſich bilden könne. Er blende, überraſche, erſchüttere, halte das Gefühl, die Phantaſie in ewiger Bewegung, beſchäftige den Witz, damit nur der Verſtand nicht zum ernſtlichen Nachdenken komme. Dann wird es ihm möglich, durch künſtliche Täuſchung die Begriffe gleichſam unter der Hand zu entſtellen, zu verkehren und zu verwechſeln und immerdar an ihre Stelle andere zu ſchieben, aus denen er alle Folgerungen ziehen kann, welche er haben will.

2. Durch Verwirrung, wenn nämlich die Gedankenfolge ſo verwickelt iſt, daß es unmöglich iſt, ſie zu überſehen oder mit Bedachtſamkeit zu zergliedern. Dann wird es dem Sophiſten leicht, aus wahren und allgemein anerkannten Vorausſetzungen durch künſtlich verwebte Uebergänge mit anſcheinender Conſequenz ganz falſche, irrige Folgerungen zu ziehen, in die Kette der Begriffe fremde Mittelglieder einzuſchieben, die Lücken ſeines Raiſonnements zu verſtecken und das Unzuſam-

menhängende, Widerſprechende in ſcheinbaren Zuſammenhang zu bringen. — Der

3. nicht minder wichtige Quell ſophiſtiſcher Täuſchung beruht auf irrigen Annahmen und Vorausſetzungen des Eigennutzes, der Leidenſchaften und der parteiiſchen Vorliebe. — Man ſtelle dem Habſüchtigen irgend etwas als Mittel oder Werkzeug dar, ſeine Gewinnſucht zu befriedigen, man ſchmeichle dem Eigendünkel des Eiteln, dem Vorurtheile des Unwiſſenden, man entzünde in dem Sinnlichen die Begier des Genuſſes, und man iſt ſicher, einen durch die Leidenſchaften betäubten und beſtochenen Richter zu haben, der über Recht und Unrecht, Sittlichkeit und Unſittlichkeit mit Wahrheit zu entſcheiden unfähig iſt.

Gegen dieſe dritte Quelle ſophiſtiſcher Täuſchung, die ſich auf die Verwirrung der Leidenſchaften und der Selbſtſucht gründet, gibt es nur moraliſche Gegenmittel.

Vorzüglich iſt es die Unaufmerkſamkeit, welche ſo manchen Fehlſchluß in unſerm Urtheile durchlaufen läßt und unſern Verſtand unfähig macht, gründlich und mit Sicherheit zu entſcheiden. Geſchickte Redner und Sophiſten wiſſen dieſen Umſtand zu ihrem Zwecke zu benutzen und uns nach Abſicht und Willkühr irre zu leiten.

Wie durch Unaufmerkſamkeit ein Fehlſchluß zu Stande kommen kann, mag folgendes Beiſpiel deutlich zeigen. Alle richtigen Schlüſſe laſſen ſich auf folgende Grundform zurückführen:

$a = b$ $b = c$ ergo $a = c$.

Die Form der fehlerhaften Schlüſſe, die durch Unaufmerkſamkeit entſtehen, iſt:

$a = b + r$, $b = c$ ergo $a = c$.

Dies iſt aber, wird man ſagen, ein ſehr grober Fehler. Allerdings; dennoch liegt jedem Fehlſchluſſe ein ähnlicher zu Grunde, nur daß derſelbe in der täuſchenden und verwickelten Umkleidung der Sprache nicht ſo auffallend merkbar iſt, wie in den Zahlen und mathematiſchen Zeichen. In jedem Fehlſchluß iſt irgend ein Umſtand wie eben das (r) überſehen werden. Dieſes kann bei jedem der Glieder des Schluſſes ſtatt finden, und es kann, um uns mathematiſch auszudrücken, dieſer überſehene Umſtand eben ſowohl ein $(-x)$ als ein $(+x)$ ſeyn.

Wie nun ein ſolcher Mangel an Aufmerkſamkeit möglich ſey, beweiſt uns ſelbſt die Mathematik, indem wir im Zuſtande der Zerſtreuung uns ſehr leicht verrechnen und ganz ſo große Fehler machen, wie das eben angeführte Beiſpiel zeigt.

Daß aber in der Mathematik weit ſeltener ähnliche Fehlſchlüſſe vorkommen und weit leichter zu entdecken ſind, wie in der Rhetorik und philoſophiſchen Demonſtration, dies hat mehrere Gründe.

Der erſte liegt in der künſtlich verwickelten, und doch ſo unvollkommenen, unzulänglichen Einrichtung der Sprache. Der zweite aber in dem oft überwiegenden Einfluſſe der Neigungen und Leidenſchaften, wodurch das helle, geſunde Urtheil getrübt und verfälſcht wird.

Auch die wahre Philoſophie bedarf zur Bezeichnung und Mittheilung ihrer Begriffe der Sprache, wo Schwierigkeiten und Mängel aller Art ihrem Streben, ſich deutlich zu machen, im Wege ſtehen. Auch auf ſie hat, wo nicht grobe Leidenſchaft, doch größere Neigung und Vorliebe für eine oder die andere Meinung oft nicht unbedeutenden Einfluß, denn die Gegenſtände der Philoſophie ſind von höherm Intereſſe, wie jene der Mathematik, ſie ſind das heiligſte, womit der menſchliche Verſtand ſich nur immer beſchäftigen kann, von ihrer richtigen Ergründung und Erkenntniß hängt der ganze Werth der menſchlichen Beſtimmung ab. Es iſt alſo leicht erklärlich, wie hier das Intereſſe auf die lebhafteſte Weiſe erregt und in edlen Gemüthern ſelbſt der Enthuſiasmus für die Anerkennung und Verbreitung der höchſten und wichtigſten Wahrheiten, der kalten, ruhigen Beurtheilung und beſonnenen Prüfung nachtheilig werden kann.

Wir fügen hier noch die Formel für die ſkeptiſchen Schlüſſe hinzu. Geſetzt es wäre unwiderſprechlich $a = b$, $b = c$: nun unterſuchte man c, und fände c ſey $= -a$. Da nun $c = b$, b aber $= a$, ſo iſt auch $c = a$; welches in dieſem Falle als bejahend, als $+ a$ gedacht wird. c wäre alſo zugleich $- a$ und $+ a$; oder um es mit andern Worten zu ſagen, c wäre zugleich a, und auch nicht a, welches ſich freilich widerſpricht.

Aber eben dieſen Widerſpruch findet der Skeptiker überall. Er ſieht ihn als den unvertilgbaren Grundcharakter des menſchlichen Verſtandes an, der in allen Funktionen des Denkens zuletzt in unauflösliche Widerſprüche ſich verwickele, daher er auch alles Nachdenken für eine leere, fruchtloſe Beſchäftigung hält.

Fände ſich wirklich, daß c zugleich a und auch nicht a wäre, ſo hätte der Skeptiker Recht. Dann wäre es freilich rathſamer, alles Nachdenken als ein unnützes Streben nach nichtigen Gegenſtänden aufzugeben, indem der menſchliche Verſtand ſich ſelbſt widerſpräche und die Wahrheit für ihn durchaus unerreichbar wäre. Unter den Neuern hat vorzüglich Kant auf dieſe ſkeptiſche Weiſe am ſcharfſinnigſten philoſophirt, da er nämlich in der theoretiſchen Philoſophie zu zeigen ſuchte, die Erkenntniß des Unendlichen überſteige weit die Kräfte des menſchlichen Verſtandes; es verwickele ſich dieſer nothwendig in unauflösliche Widerſprüche, ſobald er die Erforſchung des Unendlichen zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung mache.

Von der ſokratiſchen und platoniſchen Dialektik.

Die Dialektik, welche Plato und die andern Sokratiker der Sophiſtik entgegenſetzten, war nach ihrer Meinung nicht eine abgeſonderte, für ſich beſtehende Wiſſenſchaft, kein eigner Theil der Philoſophie, ſondern die Form aller Philoſophie.

Was zuerſt den Namen der Dialektik betrifft, ſo heißt er im Griechiſchen *διαλεκτική*. Er kommt her von *διαλέγειν*, ſprechen, ein Geſpräch führen, daher Dialog. Dialektik heißt alſo wörtlich die Kunſt oder Wiſſenſchaft des Geſprächs. Dieſes bedarf einiger Erläuterung. Die Griechen hatten zur Zeit des Sokrates und Plato nur wenig geſchriebene Bücher, auch die Philoſophie ward vorzüglich durch Geſpräche mündlich gelehrt und mitgetheilt. Unter dieſen Geſprächen müſſen wir uns aber nicht eine ganz form- und regelloſe, blos zur Unterhaltung oder nothdürftigen Erklärung dienende Converſation denken, ſondern es waren ganz regelmäßige mit ſyſtematiſcher Genauigkeit und Conſequenz fortgeführte Dialoge, etwa wie die philoſophiſchen Diſputirübungen der Schule. In ſehr vielen Fällen heißt daher auch wirklich Dialektik ſo viel, als die Kunſt methodiſch und regelmäßig zu diſputiren. — Jedoch haben Sokrates und beſonders Plato noch etwas anders mit jenem Ausdruck Dialektik bezeichnet. Sie nannten die Kunſt des Selbſtdenkens und Nachdenkens darum Dialektik, weil ſie glaubten und behaupteten, das Nachdenken über philoſophiſche Gegenſtände ſey nichts anders, als ein fortdauerndes inneres Selbſtgeſpräch. Man wird hier fragen, wie es möglich ſey, daß der Menſch mit ſich ſelbſt ein Geſpräch führen könne, da zum Geſpräche doch zwei Weſen gehören, und ſonach der eine und derſelbe Menſch auch zwei Menſchen oder mehrere ſeyn müſſe? Dieſe ſonderbare Erſcheinung, daß der Eine Menſch, indem er über ſich ſelbſt urtheilt und zu Rathe geht, ſich gleichſam theilen kann, wird erſt ſpäter erklärt und erläutert werden; genug aber daß jeder in ſeiner Erfahrung es ſo findet. Auf dieſe innere Zwiefachheit der menſchlichen Natur, nach welcher der Menſch ſich ſelbſt fragen und antworten, mit ſich zu Rathe gehen und wie einen andern ſich ſelbſt beurtheilen kann, machten die Sokratiker ihre Schüler vorzüglich aufmerkſam. — Sie behaupteten, es ſeyen zwei Seelen im Menſchen; eine ſinnliche, niedere, leidenſchaftliche, und eine geiſtige, höhere, göttliche. — Das innere Selbſtgeſpräch nun entſpringt aus dem gegenſeitigen Verkehr, der Wechſelwirkung dieſer beiden Seelen aufeinander. Wie denn auch die mancherlei Widerſprüche in der menſchlichen Natur und der ſonderbare Widerſtreit, der ſich unſerm Innerſten oft ſo deutlich offenbart, aus dieſer ſokratiſchen Vorausſetzung, daß unſere Natur aus zwei verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt ſey, ſich natürlich würde herleiten und erklären laſſen.

Da dieſer ſokratiſchen Lehre zufolge alles Nachdenken ein inneres Selbſtdenken war, ſo konnte ihre Dialektik oder Kunſt des Nachdenkens auch keine eigene Wiſſenſchaft, oder ein beſonderer Theil der Philoſophie ſeyn, ſondern es war die Form aller Philoſophie überhaupt. Die Philoſophie des Sokrates, ſeiner Schule, und ſelbſt jene des Plato, war kein eigentlich geſchloſſenes und vollendetes Syſtem, ſondern es war vielmehr ein ſtets fortſchreitendes Philoſophiren, ein unermüdetes Forſchen und Streben nach Wahrheit und Gewißheit, ein methodiſches Bilden und Vervollkommnen des Denkens und Nachdenkens.

Vorzüglich ſahen ſie die Vernichtung des Vorurtheils und des Irrthums als das erſte Geſchäft der wahren Philoſophie an und glaubten, daß ihre wahren Prieſter damit beginnen müßten, alle ihr entgegenſtehenden Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, um ſo den Weg zu ihrem Heiligthume zu bahnen.

Wir finden auch, daß alle Schriften der ſokratiſchen Schule, die wir noch beſitzen, zunächſt beſtimmt ſind, gewiſſe damals allgemein verbreitete Irrthümer und herrſchende Vorurtheile zu beſtreiten und die eigne beſſere Lehre nur beiläufig vorzutragen, gleichſam nur anzudeuten. Eine ſolche Widerlegung von mancherlei irrigen und verkehrten Meinungen und Grundſätzen kann aber kein eigenes Syſtem bilden, denn es hängt von zufälligen Umſtänden ab, welche Irrthümer der Philoſoph in ſeinem Wirkungskreiſe herrſchend findet. Schon darum können die Schriften der ſokratiſchen Schule nicht ſyſtematiſch ſeyn, weil ſie meiſtens polemiſch ſind, d. h. mehr geneigt, die Unphiloſophie zu bekämpfen, als ein eigenes Syſtem von ſelbſt gedachten Wahrheiten zu entwickeln und zu begründen.

Es liegt aber noch ein anderer Grund in der ſokratiſchen, ſo wie in der platoniſchen Philoſophie, warum ſie nicht ſyſtematiſch ſeyn konnte.

Es ſcheint nämlich dem Sokrates und Plato der Gegenſtand der Philoſophie ſo ſehr erhaben zu ſeyn über die engen Gränzen des menſchlichen Verſtandes, ſo außer allem Verhältniſſe mit ſeiner beſchränkten Faſſungskraft, daß ſie behaupteten, auch bei der höchſten Anſtrengung könne es dieſem nie gelingen, ſich ganz zur Erkenntniß der unendlichen Wahrheit zu erheben und dieſe vollkommen zu erſchöpfen; nur ahnen, errathen und andeuten laſſe ſie ſich, nur annähern könne man ſich ihr immer und mehr durch ein raſtlos fortſchreitendes Streben, und eine ſteigend ſich vervollkommnende Bildung und Veredlung aller Geiſteskräfte und Thätigkeiten; aber ſie ganz zu erreichen ſey für den Menſchen ein unauflösliches Problem. Weit heilſamer und der Philoſophie zuträglicher ſey es daher, wenn man die groben Irrthümer, welche den höchſten Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß entſtellen und in den Augen wahrer Weisheitsfreunde herabwürdigen, zu zerſtören ſuche und damit den philoſophiſchen Wirkungskreis beginne, als wenn man gleich zu Anfang ein eigenes Syſtem aufſtelle. Die ſokratiſche und platoniſche Philoſophie muß nach dieſen Vorausſetzungen, um ſie gehörig zu charakteriſiren, angeſehen werden als ein methodiſches Erzeugen und Entwicklen der Begriffe und Ideen, ein kunſtmäßiges Denken und Nachdenken, wodurch der Verſtand durch Regel und Geſetz geleitet, und die Denkkraft durch Uebung vervollkommnet werde; es ſey nun, daß der Menſch im einſamen Nachdenken ſich mit der Entwicklung und Verbindung ſeiner eignen Gedanken beſchäftige; oder im philoſophiſchen Geſpräche zugleich mit andern denke, äußerlich darſtelle und mittheile. Aus dieſem Grunde ſind dann auch die Schriften der platoniſchen Schule ſo ganz vorzüglich geeignet, das Nachdenken, den Tiefſinn zu erregen, die Urtheilskraft zu ſchärfen, den Verſtand zur Selbſtbetrachtung und Prüfung aufzufordern, und ſomit den ächten, wahren philoſophiſchen Geiſt zu begründen. Dies iſt beim Anfange des philoſophiſchen Studiums das erſte, höchſte, dringendſte Bedürfniß. Denn hier kömmt es ja nicht etwa darauf an, daß man mit Mühe und Anſtrengung die Formen und Grundſätze irgend eines Syſtems allenfalls blos mit dem Gedächtniß auffaſſe, ſondern daß man ſelbſt denken und philoſophiren kann. So wie nun die ſokratiſche Schule kein eigentliches Syſtem der Philoſophie aufgeſtellt hat, ſo hat ſie auch keine eigentliche ſyſtematiſche Logik als beſonderen Theil der Philoſophie ausgeführt, welches Verdienſt zuerſt Ariſtoteles ſich eigen machte.

Indeſſen ſind alle Schriften der ſokratiſchen Schule, der Inhalt ſey nun moraliſch, oder metaphyſiſch, oder beides zugleich, in der beſten dialektiſchen Form abgefaßt, und man muß ſie in dieſer Hinſicht als die wahren, ewigen Muſter anerkennen. Syſtematiſch aber ſind ſie nicht. Durch dieſe Eigenſchaft zeichnen ſich mehr die Schriften des Ariſtoteles und jene der beſten neuern Philoſophen aus. Nachdem wir nun den Grundcharakter der ſokratiſchen und platoniſchen Dialektik aufgeſtellt haben, fügen wir noch ein Paar Bemerkungen über einige ihrer beſondern Formen hinzu. —

Zuerſt die Ironie. — Als Redefigur iſt dieſe aus der Rhetorik hinlänglich bekannt. In der ſokratiſchen Schule aber hat ſie noch eine ganz eigenthümliche Bedeutung. Es iſt ſchon bemerkt worden, wie Sokrates die Wahrheit vorzüglich dadurch zu befördern und ihr in die Gemüther Eingang zu verſchaffen ſuchte, daß er alle ihrer Verbreitung entgegenſtehende Vorurtheile und Irrthümer aus dem Wege räumte und zuerſt ächte Weisheitsliebe an die Stelle jenes eiteln, eigennützigen, unphiloſophiſchen Strebens der Sophiſten ſetzte. Wenn dieſe ihren Ruf und ihren Einfluß hauptſächlich der dreiſten Zuverſicht, dem ſtolzabſprechenden Uebermuthe verdankten, womit ſie ihr gehaltloſes Scheinwiſſen als vollendete Wahrheit aufſtellten, und mit der prahleriſchen Behauptung, alles zu wiſſen und zu lehren, die Gemüther der wißbegierigen, ehrgeizigen Jugend für ſich gewannen und ganz mit ihrem verderblichen Eigendünkel erfüllten, ſo richtete Sokrates ſeine vernichtenden Waffen vorzüglich gegen dieſen lügneriſchen, unphiloſophiſchen Hochmuth, welcher den Menſchen von dem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit entferne, indem er ihn durch die täuſchende Vorſtellung, ſchon ihres vollen Beſitzes zu genießen, von allem ernſthaften, mit unermüdeter Anſtrengung immer weiter fortſchreitenden Streben zurückhalte, wodurch doch allein eine endliche Annäherung zu dem Heiligthume der Weisheit möglich werde. Dieſes eitle, verkehrte Beginnen der Sophiſten in ſeinem wahren Lichte zu zeigen, bediente ſich Sokrates der Ironie. Er geſtand nämlich, daß er nichts wiſſe, und daß ſeine Weisheit gerade darin beſtehe, ſeine Unwiſſenheit deutlich zu erkennen. b)

Zuerſt wollte Socrates durch dieſe Aeußerung auf die unendliche Größe und Erhabenheit, die nie zu erſchöpfende Fülle und Mannichfaltigkeit der höchſten Gegenſtände der Erkenntniß aufmerkſam machen, und allen Wahrheitsforſchern die ihnen ſo nothwendige Geſinnung der Beſcheidenheit einprägen, welche er für den Menſchen nach dem geringen Maaße ſeiner Kräfte bei allem Denken und Thun für weit angemeſſener hielt, als jenen unphiloſophiſchen Eigendünkel, der ohne wahre, gründliche Selbſtkenntniß, unbekannt mit den Schranken, die eine hohe Nothwendigkeit aller ſeiner Thätigkeit geſetzt hat, im blinden Selbſtvertrauen auf Eigenſchaften, deren Umfang er nicht kennt, und deren Vorzüge er überſchätzt, die Gränzen ſeines Wirkungskreiſes überſpringt und weit von dem Ziele ſeines Strebens zu leeren, nichtigen Chimären ſich verirrt.

Dieſe mit ſo lobenswürdiger Beſcheidenheit frei und offen eingeſtandene Unwiſſenheit über die höchſten Gegenſtände aller menſchlichen Erkenntniß, die doch zugleich eine ſo hohe Einſicht in die Natur unſeres Geiſtes, und ein ſo redliches, ernſtes Streben nach Wahrheit verrieth, mußte mit der gehaltloſen Vielwiſſerei der Sophiſten, die ſich ſelbſt als Allwiſſenheit auszupoſaunen kein Bedenken trug, ſonderbar contraſtiren. Allein ſie gab auch dem Sokrates noch den beſondern Vortheil, ſeine unbedachtſamen Gegner mit ihren eignen Behauptungen zu verwirren und zu beſchämen. Er ſtellte ſich nämlich, als wenn er an ihrer Allwiſſenheit gar nicht zweifle, ſelbſt aber viel zu beſchränkt und zu unwiſſend wäre, die Wahrheit ihrer erhabenen Lehren einzuſehen und zu begreifen; daher er ſie denn bat, ſeiner Schwäche zu Hülfe zu kommen und ihm den Sinn und den Zuſammenhang ihrer philoſophiſchen Behauptungen deutlicher zu erklären. Da die ganze Weisheit der Sophiſten nur auf Schein und Täuſchung beruhte, ſo war es natürlich, daß ſie dieſer Anforderung nicht Genüge leiſten konnten, und daß Sokrates gehaltvolle überdachte Fragen, welche gerade auf die ſchlecht begründeten Principien ihrer Lehre gingen, ſie in nicht geringe Verlegenheit ſetzten. Sein gründlicher Forſchungsgeiſt zwang ſie das ganze Gewebe der künſtlich verworrenen Trugſchlüſſe zu zerlegen, ſein Scharfſinn entdeckte die Lücken und Blößen, die man vor der oberflächlichen Beurtheilung leicht zu verſtecken gewußt hatte, er machte die Verſtändigen auf die geheimen, oft kleinlichen, verächtlichen Kunſtgriffe aufmerkſam, womit man ſie bisher zu blenden und ihr Urtheil zu hintergehen gewußt hatte, und entlarvte allmälig das Trugbild der hochgeprieſenen Allwiſſenheit; den dummdreiſteſten Eigendünkel, die gröbſte Unwiſſenheit, die gefährlichſte, verworfenſte Verführungsſucht entdeckte er an ihrer Stelle, die billig dem Hohne und der Verachtung aller Edeldenkenden Preis gegeben werden müſſe.

Die zweite beſondere Form der ſokratiſchen Dialektik iſt die Analogie oder Induktion.

So ſtreng Sokrates auf der einen Seite gegen die grundloſen Anmaßungen und die täuſchenden Irrlehren der ſophiſtiſchen Unphiloſophie zu Werke ging, ſo ſehr beſtrebte er ſich andererſeits, ſeine eigene Lehre wahrheitsliebenden Männern, ſelbſt ungelehrten, verſtändlich zu machen; er wollte die Wahrheit von allem blendenden, künſtlichen Prunke, womit die Betrügerei der Sophiſten ſie umgeben und entſtellt hatte, entkleidet in ihrer natürlichen Schönheit und Erhabenheit darſtellen, um dadurch ihrem Dienſte alle Herzen zu gewinnen und ſie mit dem edlen Eifer zu entflammen, der Hoffnung ihres endlich zu erringenden Beſitzes alle Kraft und Thätigkeit zu weihen. Es iſt hier nicht der Ort von der ſokratiſchen Methode überhaupt zu reden, noch von der Kunſt, die ihm vorzüglich eigen war, den philoſophiſchen Sinn in ſeinen Schülern zu entwickeln, das Nachdenken, den Scharfſinn, die Urtheilskraft, den gründlich und tief eindringenden Forſchungsgeiſt in ihnen zu erwecken, durch immer fortſchreitende und allmälig höher ſteigende Bildung und Veredlung aller Geiſteskräfte ſie zur Erkenntniß der Wahrheit vorzubereiten. Wir reden hier blos von der beſondern Form der Analogie, deren er ſich bediente, um dem natürlichen Verſtande ungelehrter und mit den künſtlichen Abſtraktionen und Spitzfindigkeiten der Schule unbekannter Männer zu Hülfe zu kommen. Er ſuchte vorzüglich durch Beiſpiele und Vergleichungen, die aus dem gemeinen Leben und den Erſcheinungen der umgebenden Welt hergenommen waren, ſeinen Lehren die höchſte Deutlichkeit und Anſchaulichkeit zu geben.

Beiſpiele und Vergleichungen dieſer Art ſind immer und überall ein hauptſächliches und unentbehrliches Hülfsmittel eines populären und lebendigen Vortrags geweſen, nur daß Sokrates und ſeine Schüler eine ganz eigene Geſchicklichkeit darin beſaßen, und es iſt wohl gar keinem Zweifel unterworfen, daß jene beiden eigenthümlichen Formen der Dialektik oder des philoſophiſchen Geſprächs und Vortrags, die Ironie und Analogie, dem Sokrates ſelbſt als Erfinder oder doch als eigenthümlichem Ausbilder müſſen zugeſchrieben werden. Alle ſeine Schüler ſind ihm in dieſer Methode gefolgt, ſowohl der tiefſinnige Plato, als der leichtere, populäre Xenophon. Auch bezeugen ſie alle, daß er ſich dieſer beiden Mittel ſowohl in ſeinen philoſophiſchen Streitigkeiten, als in ſeinem Unterrichte durchgängig bedient habe.

Von der Logik des Ariſtoteles.

Ariſtoteles hat das Verdienſt, die Logik als Wiſſenſchaft und als beſonderen Theil der Philoſophie ſyſtematiſch aufgeſtellt zu haben. Er iſt in dieſer Hinſicht der eigentliche Stifter und Vater der Logik geworden. Sein Anſehen in dieſer Wiſſenſchaft hat ſich durch alle Zeitalter behauptet. Durchgängig iſt man ihm bei dem ſyſtematiſchen Vortrage der Logik gefolgt, oder hat ſich doch nur wenig von ihm entfernt; dies gilt nicht nur von den Griechen und Römern und dem ganzen Mittelalter, ſondern auch von der neuern Zeit, wo man doch immer wieder auf ihn zurück kam.

Die Geſchichte der Logik bei den Griechen zerfällt in drei Hauptepochen.

1. In die der Sophiſtik, als der eigentlichen Veranlaſſung der wahren Logik. Dieſe haben die Sophiſten gegen ihren Willen befördert; indem ſowohl ihre künſtlichen Trugſchlüſſe ſelbſt, als vornehmlich das Beſtreben dieſe zu widerlegen nicht wenig dazu beigetragen haben, den menſchlichen Verſtand zu ſchärfen.

2. Die zweite Epoche iſt die der ſokratiſchen Dialektik.
— Die

3. der ariſtoteliſchen Logik.

Die Geſchichte der ariſtoteliſchen Logik kann um ſoviel kürzer zuſammengefaßt werden, weil in dem Vortrage der Logik ſelbſt ſchon das Weſentliche von ihr vorkommt; wir begnügen uns daher blos ihre Haupttheile anzugeben. Der wichtigſte und umfaſſendſte Theil der ariſtoteliſchen Logik iſt die Syllogiſtik, die Lehre von den Schlüſſen, den Syllogismen. Dieſe Lehre nennt Ariſtoteles Analytik, welches ſoviel heißen ſoll als die Lehre, wiſſenſchaftliche Fragen und Aufgaben zu zergliedern und aufzulöſen. Ariſtoteles iſt in der Syllogiſtik für alle Zeiten Quelle und Urbild geblieben. Er hat ſie eigentlich erfunden und im weſentlichen vollendet. Alles, was die ſpätern hinzugefügt haben, betrifft nur Nebenſachen: in der Hauptſache iſt man immer nur ihm gefolgt.

Die einzige hiſtoriſche Bemerkung, die wir hier hinzuzufügen haben, iſt, daß Ariſtoteles auch wohl vorzüglich durch die Sophiſtik bewogen worden, ſeine Syllogiſtik mit ſoviel Scharfſinn, Gründlichkeit und ſyſtematiſcher Strenge auszubilden und zu vollenden.

Bei einer Nation und in einem Zeitalter, wo der ſophiſtiſche Geiſt weniger vorherrſchend geweſen wäre, würde auch die

Sophiſtik auf weit einfachere und nicht ſo ſcharf und fein beſtimmte, künſtlich verarbeitete Grundſätze zurückgeführt worden ſeyn. Allein dieſe ſophiſtiſche Täuſchungskunſt machte eine ſo große Strenge und Aufmerkſamkeit nöthig, und es war beſonders bei den Griechen ſehr natürlich, daß man ſich eben ſo künſtlicher Waffen bediente, ſeine Gegner zu ſchlagen. Es war Bedürfniß geworden, die ſophiſtiſchen Trugſchlüſſe methodiſch anzugreifen, in den Gang des Denkens und Urtheilens ſelbſt, wo möglich, Regel und Geſetz zu bringen, und dadurch ſowohl das eigene Urtheil vor Verwirrung zu ſichern, als es gegen fremde Irrthümer zu ſchützen. Wir dürfen indeſſen nie vergeſſen, daß die vielen Subtilitäten der griechiſchen Logik nicht allgemein begründete, nothwendige, weſentliche Regeln des Denkens ſind, die aus der Natur des menſchlichen Geiſtes ſich natürlich entwickelten, ſondern weit mehr herbeigeführt wurden durch den individuellen Geiſt der griechiſchen Philoſophie, und als Schutzwehr gegen ihre Täuſchungen dienen ſollten. Als Anfang zur Syllogiſtik, dem wichtigſten Theile der ariſtoteliſchen Logik, kann man die Abhandlung *von der Widerlegung der ſophiſtiſchen Fehlſchlüſſe* betrachten.

Der zweite Haupttheil iſt die *Topik*. Dieſe bezieht ſich ganz und gar nur auf die bei den Griechen ſtatt findende Verbindung der Logik und Rhetorik. Daher auch in ſpätern Zeiten, wo die Rhetorik überhaupt mehr vernachläſſigt, oder nicht mehr auf die Art, wie bei den Griechen, behandelt wurde, die Topik aus dem Gebiete der Logik verwieſen wurde.

Was die Bedeutung des Wortes betrifft, ſo heißt τοπικὴ sc. τέχνη die Wiſſenſchaft von den τόποις — oder locis communibus, und iſt eine Art rhetoriſcher Erfindungskunſt. Locus, oder im Griechiſchen τόπος iſt jede allgemeine Rubrik von Sentenzen, Urtheilsſprüchen, Begriffen oder Bewegungsgründen, die in einzelnen Fällen vorkommen, und mit Erfolg angewandt werden können. Topik war alſo die Kunſt aus ſolchen Gemeinbegriffen und Urtheilen das, was für jeden beſondern Fall zweckmäßig dienen kann, ſchnell und mit Sicherheit aufzufinden und zu brauchen. — Es erhellt hieraus, daß die Topik eben ſowohl zur Rhetorik gehört [illegible] Logik. Beim Ariſtoteles bilden die logiſchen und rhetoriſchen Schriften eine zuſammenhängende Reihe. Dies Verhältniß ward in ſpätern Zeiten aufgehoben, man behandelte die Logik allein für ſich, und die Rhetorik nahm gar nicht mehr jene bedeutende Stelle ein, die ſie bei den Griechen immer behauptet hatte, daher denn auch die Aufmerkſamkeit von der Topik ganz weggelenkt wurde.

Somit hätten wir alſo die beiden Haupttheile der ariſtoteliſchen Logik, die Topik und Syllogiſtik, in kurzem angegeben, allein es ſind in den Schriften dieſes Philoſophen noch einige Verſuche von geringem Umfange, aber von großer Wichtigkeit enthalten.

Die erſte kleine Schrift, welche die Lehre von der Bezeichnung, vom Ausdrucke, enthält, handelt von dem für die Erforſchung und Erkenntniß der Wahrheit ſo mächtigen Verhältniſſe der bezeichneten Begriffe und Gegenſtände zu den Zeichen, wodurch ſie bezeichnet werden, oder dem Verhältniſſe der Gedanken zur Sprache, des Geiſtes zum Worte. — Dies wäre alſo dieſelbe Lehre, welche wir früher philoſophiſche Grammatik genannt haben, und die für die Logik und die Philoſophie überhaupt gewiß von dem größeſten Nutzen ſeyn, und die bedeutendſten Reſultate liefern würde. Aber freilich finden ſich beim Ariſtoteles und andern ältern Philoſophen von ihr nur die erſten Keime und die roheſten Anfänge.

Der zweite Verſuch iſt in der Schrift von den Kategorien enthalten; Kategorie oder Prädikamentum bedeutet einen Elementarbegriff, d. h. einen abſtracten Begriff, der nicht weiter getheilt werden kann. Das Wort Kategorie *κατηγορία* kömmt her vom Verbum *κατηγορέω*, welches praedicare bedeutet. Betrachtet man die Begriffe und die Denkweiſe des menſchlichen Verſtandes, ſo findet ſich, daß alle Begriffe und Urtheile die Vorſtellung eines Gegenſtandes enthalten, und ſodann die Vorſtellung von allerlei Beſchaffenheiten und Verhältniſſen, welche dieſem Gegenſtande beigelegt werden. Dieſes Beilegen heißt nun praedicare und die beigelegten Beſchaffenheiten und Verhältniſſe Prädikamenta oder Kategorien.

Was die Unterſuchung über die Kategorien ſo wichtig macht, kann folgende Bemerkung zeigen.

Obgleich der Gegenſtände für die Anſchauung, Beobachtung und Erkenntniß ſo unendlich viele vorkommen, daß ihre Anzahl ſich durchaus nicht angeben läßt, ſo iſt dennoch die Anzahl der Beſchaffenheits- und Verhältnißbegriffe, welche dieſen Gegenſtänden beigelegt werden, nicht ſehr groß und wie es ſcheint ganz beſtimmt; wäre es nun möglich ihre Anzahl genau und ſicher zu beſtimmen, die Kategorien vollſtändig aufzuzählen, ſo wäre damit für die Philoſophie wirklich viel gewonnen, indem wir dadurch einen groſſen Theil der Geſetze des menſchlichen Verſtandes würden kennen lernen. Sind gleich die Gegenſtände zahllos und unbeſtimmbar, worauf der Verſtand jene einfachen Begriffe oder Kategorien anwenden kann, ſo wüßten wir doch, wenn wir das Syſtem jener Begriffe kennten, was der Verſtand zur Bearbeitung der Gegenſtände von dem ſeinigen hinzuthut. Wir erhielten zwar dadurch keine Einſicht in die Natur der Dinge ſelbſt, allein wir wüßten doch, in welche Fächer der menſchliche Verſtand ſie alle eintheilt, und nach welchen Geſetzen er ihren Stoff eintheilt und zerlegt.

Dieſe philoſophiſche Abſicht war es, die im Alterthume den Ariſtoteles auf die Unterſuchung über die Kategorien geleitet hat, um dieſe wo möglich vollſtändig aufzuzählen und dadurch das menſchliche Erkenntnißvermögen ſyſtematiſch kennen lernen.

In der neuern Zeit offenbart ſich bei Kant ein ähnliches Beſtreben.

Der Verſuch des Ariſtoteles über die Kategorien iſt übrigens unvollendet geblieben, daher er auch nicht unter die Haupttheile ſeiner Logik gerechnet werden kann.

Von der Logik des Mittelalters und der Scholaſtiker.

Es iſt ſchon erinnert worden, daß nach Ariſtoteles in der Logik nicht viel neues von den Griechen ſei erfunden und geleiſtet worden, nicht einmal von den Stoikern, die ſich doch unter den ſpätern philoſophiſchen Sekten am meiſten mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigten. Auch die Römer erweiterten oder begründeten ihr Gebiet nicht mehr, als es ſchon von den Griechen geſchehen war, denen ſie überhaupt in der Philoſophie blos folgten, ohne übrigens durch bedeutende Verſuche, zur Erkenntniß der Wahrheit ſich neue Wege zu bahnen, ſich auszuzeichnen.

Während des ganzen Zeitraumes vom Untergange des römiſchen Reichs, alſo vom vierten und fünften Jahrhundert bis zum ſechszehnten, erhielt die Philoſophie durch die chriſtliche Religion eine ſehr nahe Beziehung auf die Theologie. In der Philoſophie ſuchte man beſonders im Anfange dieſes Zeitraums den Plato mit Ariſtoteles zu verbinden; erſt in der letzten Hälfte erhielt dieſer das Uebergewicht, obgleich man eifrig bemüht war, jene Verbindungsverſuche durchzuſetzen, die ſich nicht nur auf die Philoſophie überhaupt, ſondern auch auf die Logik erſtreckten, daher man dieſe ganz in Plato's Sinn und nach dem Sprachgebrauche ſeiner Schule Dialektik nannte.

Dem Plato war die Wiſſenſchaft von dem höchſten Gute oder dem vollkommenſten Weſen die Dialektik, welche Wiſſenſchaft allein durch die Kunſt des wahren Denkens und Nachdenkens könne gefunden werden und mit dieſer Kunſt einerlei ſey. Ganz in dieſem Sinne ſah man auch im Mittelalter die Dialektik als das Werkzeug und die Methodenlehre der Gotteserkenntniß und der wahren Weisheit an.

In dem Begriffe des Ganzen und der Definition der Dialektik folgten die Kirchenväter und die Scholaſtiker mehr dem Plato; in der Ausführung der einzelnen Theile hingegen mehr dem Ariſtoteles, nur daß ſie hier immer neue Spitzfindigkeiten zu den alten häuften; bis die Wiſſenſchaft ſelbſt wieder zu einer wahren Sophiſtik herabſank, in leeres, gehaltloſes Wortſpiel und Formelnweſen ausartete, das nur zu eiteln, fruchtloſem Schulgezänke dienen konnte. — So lehrte alſo die Dialektik wieder zu jenem ſchlechten, verworrenen Zuſtande zurück, der bei den Griechen zur Erfindung der Logik den erſten Anlaß gegeben hatte, und aus dem ſie durch die vereinten Bemühungen der größten Wahrheitsforſcher mit ſoviel Aufwand von Kraft und Anſtrengung allmälig herausgezogen ward.*)

Auch die ſcholaſtiſche Logik enthielt nichts neues und eigenthümliches. Das Gute und Wahre, das ſie dem philoſophiſchen Denker darbot, war einzig und allein aus Plato und Ariſtoteles geſchöpft, ja ſelbſt die vielen Subtilitäten und Sophiſtereien, in die ſie ſich bei ihrer Ausartung verwickelte, waren die nämlichen, die ſchon die griechiſche Philoſophie ſo ſehr verunſtaltet hatten, und die hier vielleicht unter etwas veränderten Formen aus der dunklen Vergeſſenheit, wohin erleuchtete Männer ſie verwieſen hatten, und worin ſie zur Ehre und zum Heile der Philoſophie ewig hätten verharren ſollen, von neuem wieder ans Licht traten.

Hiſtoriſche Erläuterungen über die Logik oder die Dialektik der ſcholaſtiſchen Philoſophie.

Die Dialektik der Scholaſtiker erhielt eine beſonders nahe Beziehung auf die Theologie, eines Theils durch die Annahme des platoniſchen Begriffs, nach welchem dieſe Wiſſenſchaft ja nichts anders iſt, als Wiſſenſchaft von dem höchſten Gute, dem vollkommenſten Weſen, oder Gottesgelehrtheit, anderntheils durch die chriſtliche Religion und Philoſophie, zu deren Dienſte jene Dialektik von den Kirchenvätern und andern chriſtlichen Philoſophen angewandt wurde. — Endlich gehörte bei den Scholaſtikern, die Dialektik auch zu den ſieben freien Künſten; wir halten es für paſſend über dieſe hier einige hiſtoriſche Erläuterungen beizufügen.

Die ſieben freien Künſte theilte man in ein Trivium, eine Abtheilung von drei, und ein Quadrivium, eine Abtheilung von vier freien Künſten ein. Das Trivium enthielt die Grammatik, die Rhetorik und die Dialektik. Das Quadrivium die Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie. Dieſe Eintheilung iſt freilich nicht mehr die unſrige, aber es iſt dennoch zur Kenntniß des wiſſenſchaftlichen Zuſtandes der damaligen Zeit durchaus erforderlich, von ihr und ihrem eigentlichen Zwecke einen hiſtoriſchen Begriff zu haben, da ſie während des ganzen Mittelalters ſo wie ſchon früher bei den ſpätern Griechen und Römern herrſchend war.

Man darf nicht glauben, daß dieſe ſieben freien Künſte den ganzen Umfang alles Wiſſenswürdigen und Erkennbaren umfaſſen und erſchöpfen ſollten; es war vielmehr nur die Auswahl derjenigen Elementarwiſſenſchaften, welche wegen ihrer allgemeinen, praktiſchen Anwendbarkeit beim Schulunterrichte zum Grunde gelegt wurden. Unſtreitig iſt die Mathematik von dem allgemeinſten, praktiſchen Nutzen, da ſie faſt auf alle mechaniſchen Künſte und Beſchäftigungen anwendbar iſt. Dies gilt auch von der Arithmetik und der Geometrie. Die Aſtronomie iſt zwar nicht von ſo allgemein verbreiteter Gültigkeit und Brauchbarkeit, allein ſie verdankt ihre Stelle unter den ſieben freien Künſten ihrer theoretiſchen Würde und der möglichen Richtung auf den höchſten Gegenſtand alles Wiſſens. Sie macht den Menſchen auf die wundervolle Einrichtung des Weltenbaues aufmerkſam, ſie öffnet ſein Auge der entzückenden Pracht und Schönheit jener himmliſchen Körper, die in unbegreiflicher Harmonie und Ordnung nach ewigen Geſetzen ſich bewegen; ſie erweitert und erhebt ſeinen Verſtand, erfüllt ſein Gemüth mit Bewunderung, Liebe und Ahndung des unendlichen Schöpfers und Herrſchers und bereitet ihn dadurch auf die würdigſte Weiſe zur Erkenntniß des göttlichen Weſens vor. — Dazu kam noch im Mittelalter der äußere Umſtand, daß die chriſtlichen Feſte, welche von Geiſtlichen feſtgeſetzt wurden, nicht ohne Beihülfe der Aſtronomie beſtimmt werden konnten.

Wir müſſen es dieſen Geiſtlichen und Gelehrten des Mittelalters Dank wiſſen, daß ſie die Entdeckungen und Kenntniſſe des Alterthums in dieſer Wiſſenſchaft aufbewahrt und uns überliefert haben. Wenn gleich die Aſtronomie in unſern Tagen zu einem Grade von Ausbildung und Vollendung gediehen iſt, der ſie weit über die alte erhebt, ſo hat dieſe denn doch die erſten Entdeckungen und Beobachtungen hergegeben, auf welche man nachher weiter fortbaute, wie denn überhaupt dieſe Wiſſenſchaft nur durch die fortgeſetzten Bemühungen mehrerer Zeitalter gedeihen kann.

Die Muſik wurde bei den Griechen mit zu jenen ſieben Elementarwiſſenſchaften gerechnet, weil man von dem Werthe und dem Einfluſſe der Muſik außerordentlich hohe Begriffe hatte. Schon in den älteſten Zeiten hielten die Griechen die Muſik für eine nothwendige Bedingung der höhern Bildung und ſahen ſie in dieſer Hinſicht als einen Haupttheil der Erziehung an; zuweilen wurde unter dem Namen Muſik Poeſie mitverſtanden, als welche von Muſik begleitet war. Wir finden bei den klaſſiſchen Autoren oft Muſik und Gymnaſtik zuſammengeſtellt, die erſte für die Ausbildung der Seele, die zweite für die des Körpers beſtimmt.

Wir wiſſen zwar wenig von dem Weſen und Charakter der griechiſchen Muſik und können daher gar nicht den Grad und die Vollkommenheit dieſer Kunſt, und die Macht ihres Einfluſſes auf Bildung und Erziehung beſtimmen; allein nehmen wir auch nur die Muſik, wie wir ſie kennen, ſo laſſen ſich die hohen Begriffe der Griechen von ihrem Werthe leicht rechtfertigen, ſo abweichend dieſe auch immer von der Vorſtellungsart anderer Völker ſind. Die Muſik, wenn ſie in ihrer reinen und wahren Geſtalt zur höchſten Vollkommenheit und Schönheit ausgebildet erſcheint, iſt dann unter allen Künſten diejenige, die über das menſchliche Herz eine über alles gehende Gewalt ausübt, das Gefühl in ſeinen verborgenen Tiefen mit unwiderſtehlichem Zwange ergreift, erhebt und veredelt, und ſie [illegible] bildende Kraft auf die Quelle und Wurzel alles Bewußtſeyns erſtreckt.

Zu den äußern Gründen, welche der Muſik eine Stelle unter den freien Künſten verſchafften, gehört der Umſtand, daß ſie von den älteſten Zeiten an mit dem chriſtlichen Gottesdienſte verbunden war, und zwar weit mehr noch, wie dies bei den Heiden ſtatt gefunden hatte. Daher war ſie denn auch dem Geiſtlichen eine nothwendige Elementarwiſſenſchaft geworden.

Wenn wir bemerken, daß ſie in dem Syſtem der ſieben freien Künſte mit der Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie ein Quadrivium bildet, ſo führt uns dies auf die äußerſt intereſſante und lehrreiche Betrachtung, daß nämlich dieſe geheimnißvolle, wunderbare Kunſt, obgleich ſie auf das Gefühl ſo mächtig wirkt, doch ganz auf mathematiſchen Gründen beruht und den größten Theil ihrer Wirkungen durch mathematiſche Verhältniſſe hervorbringt, ja vielleicht iſt eben darum die Muſik in unſern Zeiten ſo ſehr in Verfall gerathen und ihrer hohen Beſtimmung ganz entgegen in eine leere, kindiſche Spielerei ausgeartet, weil man, unbekannt mit ihrem eigenſten und innerſten Weſen, die mathematiſche Grundlage ganz vernachläßigt hat.

Was das Trivium der Grammatik, Rhetorik und Dialektik betrifft, ſo erklärt es ſich von ſelbſt, warum dieſe zu den Elementarwiſſenſchaften gerechnet wurden. — Die Kunſt richtig und gut zu denken, zu reden und zu ſchreiben iſt für jeden, der nur auf irgend eine Art höherer Bildung Anſpruch macht, nothwendiges Hülfsmittel, ja ſelbſt zu den Geſchäften des gemeinen Lebens iſt ſie unentbehrlich.

Bei den Griechen kam zu dieſer allgemeinen Nothwendigkeit noch der beſondere Umſtand, daß bei ihnen faſt alle bürgerlichen Geſchäfte mündlich und in allgemeinen Verſammlungen verhandelt wurden. Hier war es alſo für den Geſchäftsmann noch weit mehr, wie bei uns, ein dringendes Bedürfniß, ſeine Gedanken ſchnell und in ihrer natürlichen Folge ſammeln, verbinden und mit Ordnung, Klarheit, Kraft, Nachdruck, Kunſt und Anmuth vortragen zu können.

Im Mittelalter blieb die erſtorbene lateiniſche Sprache fortwährend im Beſitze des ganzen Gebietes der Gelehrſamkeit. Als allgemeine Sprache der Kirche erſtreckte ſie ihre Herrſchaft über die ganze chriſtliche, wie über die gebildete Welt, ſie diente für den Gottesdienſt, die Geſetzgebung, für Philoſophie, Geſchichte, und überhaupt für alle Wiſſenſchaften. Die Erlernung dieſer Sprache mußte daher nothwendig einen Haupttheil der gelehrten Erziehung ausmachen. Eine todte Sprache aber kann nicht anders als wiſſenſchaftlich erlernt werden. — Die Grammatik und Rhetorik des Mittelalters beſchäftigte ſich einzig mit der lateiniſchen Sprache, als welche richtig verſtehen, reden und ſchreiben zu können für jeden Gelehrten und Gebildeten das dringendſte Bedürfniß war. — Die Dialektik oder die Kunſt richtig zu denken iſt mit der Kunſt richtig zu ſprechen ſo innigſt verbunden, daß es ſehr natürlich iſt, ſie beide zuſammengeſtellt zu ſehen.

Die ſcholaſtiſche Philoſophie zeichnet ſich vor der ältern griechiſchen durch den weſentlichen Unterſchied aus, daß dieſe die Erkenntniß der höhern Wahrheit, welche noch nicht aufgefunden und begründet war, zu erreichen ſtrebte; die ſcholaſtiſche hingegen, durch das Licht des Evangeliums und das Anſehen der Kirche über die göttlichen Dinge vollkommen erleuchtet und belehrt, dieſe Erkenntniß unmittelbar durch göttliche Offenbarung nicht blos empfangen zu haben, ſondern auch zu beſitzen glaubte. Auch gründete ſich dieſe Ueberzeugung zum Theil auf das große Anſehen des Ariſtoteles, den man für einen ſchlechthin vollendeten Philoſophen hielt, und ſeinen Grundſätzen daher die entſchiedenſte Allgemeingültigkeit zuerkannte. So erhielt die Philoſophie des Mittelalters einen ganz von der ältern verſchiedenen Charakter, war weniger ein Suchen und Ergründen, als vielmehr ein von der vollkommenſten, innigſten Ueberzeugung geleitetes, ruhiges, ſicheres Erklären, Zergliedern und Weiterausbilden der ſchon gefundenen Wahrheit.

Wenn man nun gleich zugeben muß, daß die Philoſophie des Mittelalters, auf den chriſtlichen Glauben und ſelbſt das Anſehen des Ariſtoteles gegründet, eine weit höhere, richtigere

Anſicht über die meiſten Gegenſtände philoſophiſcher Unterſuchungen befaßt und verbreitete, als die frühern griechiſchen Syſteme dieſe aufſtellen konnten, ſo iſt doch auf der andern Seite jene Ueberzeugung, daß man im vollen Beſitze der Wahrheit ſey, Urſache geweſen, daß die Philoſophie, durch kein entferntes, erhabenes Ziel zu einem kräftigen, ernſten Streben und raſtloſen Fortſtreiten gereizt, oder durch feindliche Angriffe zur Begründung und Vertheidigung der ſchon errungenen Wahrheit aufgefordert, im Genuſſe der höchſten Erkenntniß ihre Kraft und ihre Thätigkeit weniger auf das innere Weſen, deſſen Tiefen ſie hinlänglich offenbart glaubte, als auf die äußern Formen wandte. Die Dialektik, die jetzt den erſten Zweck, die Wahrheit zu erforſchen und zu begründen, nicht mehr hatte, wurde blos als eine philoſophiſche Disputir- und Uebungskunſt angeſehen, deren Beſtimmung es ſey, durch eine Menge künſtlicher Formen und fein verwickelter Spitzfündigkeiten die Urtheilskraft und den Scharfſinn kräftiger zu entwickeln und zu jenem Grade der Geſchicklichkeit und Gewandtheit auszubilden, von dem man ſich in jedem philoſophiſchen Streite das vollkommenſte Uebergewicht und den glänzendſten Sieg mit Gewißheit verſprechen könne. So ſank denn die Dialektik zu einer noch ärgern Sophiſterei herab, als die griechiſche je geweſen war, ſie verwandelte ſich in eine zweckloſe, leere Beſchäftigung, die als Verſtandesübung blos ſpielend betrieben wurde, oder als vollendete Streitkunſt der Eitelkeit diente.

Von der Logik der neuern Philoſophie.

Die große Entartung der ſcholaſtiſchen Dialektik zog dieſer allgemeine Verachtung zu, und ſo wie der Kreis alter Kenntniſſe zu neuen Entdeckungen ſich erweiterte, ſank auch allmälig das Anſehen der Scholaſtik, und die Herrſchaft, die ſie bisher unbeſtritten ausgeübt hatte, ſchwankte immer mehr und mehr, beſonders aber ward jene Ueberzeugung, daß man ſchon im vollen Beſitze der Wahrheit ſey, auf eine gewaltſame Weiſe erſchüttert; die Philoſophie, aus jener unthätigen Ruhe und trägen Sicherheit, in die ſie verſunken war, aufgeregt, erhielt eine ihrem Weſen angemeſſenere Richtung und ward durch den wiederentzündeten Trieb mit verdoppeltem Streben zu jenem höchſten Ziele hingeriſſen, das ſie irriger Weiſe ſchon errungen zu haben glaubte. Jene neuen Kenntniſſe und Entdeckungen aber, die ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts dieſe Revolutionen hervorbrachten, betrafen vorzüglich die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften und mechaniſchen Künſte, ſowie auch die hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften, die zwar außer dem Kreiſe der Philoſophie lagen, aber doch bald einen großen Einfluß auf ſie erhielten, welcher auf die Logik ſich gleichmäßig erſtreckte. In allen früher erwähnten Epochen, bei den Griechen ſowohl als bei den Scholaſtikern, hatte man die Logik betrachtet als einen Theil der Philoſophie oder als die allgemeine Form der Philoſophie, man war aber noch gar nicht auf den Verſuch gekommen, ſie mit andern Wiſſenſchaften in Verbindung zu ſetzen, die damals auch noch wenig ſyſtematiſch, alſo eigentlich wenig wiſſenſchaftlich ausgebildet waren. Jetzt wo die Wiſſenſchaften ſo ſehr erweitert und vervollkommnet wurden, ſuchte man auch auf ſie die Logik als Lehre von der wiſſenſchaftlichen Form überhaupt anzuwenden. Theils wollte man nun einen Begriff von dem Zuſammenhange und der wechſelſeitigen Befaſſung und Verbindung aller Wiſſenſchaften machen, theils glaubte man auch, die Logik als die eigentliche Kunſt des Urtheilens und Denkens müſſe für alle möglichen Zweige des menſchlichen Wiſſens die Grundformen und Regeln enthalten, die wahre Methode der Vervollkommnung und Erweiterung. Man ging alſo eigentlich darauf aus, die Logik zu einer allgemeinen Encyklopädie und Erfindungskunſt für alle Wiſſenſchaften zu erweitern. Nachdem der menſchliche Geiſt von dem Irrthume, die höchſte Erkenntniß ſich errungen zu haben, zurückgekommen war und einen neuen Antrieb zur Thätigkeit erhalten hatte, warf er ſich mit verdoppelter Anſtrengung auf die Erforſchung und Ergründung philoſophiſcher Wahrheiten. — Durch die Erkenntniß der vorherigen Täuſchung mißtrauiſch geworden auf ſeine eigene Kraft und Fähigkeit, mußte in ihm das Beſtreben entſtehen, auf allen Seiten nach Schutzmitteln gegen ähnliche Verirrungen ſich umzuſehen, — mit der Erweiterung des ganzen Umkreiſes hiſtoriſcher Erkenntniſſe erhielt man nun auch nach und nach eine hiſtoriſche Ueberſicht der verſchiedenen Syſteme anderer Zeiten und Nationen; man lernte die vielen oft ſo verſchiedenartigen und entgegengeſetzten Verſuche kennen, die von den größten Denkern aller Zeiten gemacht worden waren, zur Erkenntniß der höchſten Wahrheit durchzudringen, eine Philoſophie auf unbeſtreitbare, feſte Principien feſt und dauerhaft zu begründen; man überzeugte ſich, wie ungeachtet des ernſthafteſten und redlichſten Bemühens und eines ſo großen Aufwandes von Thätigkeit, Kraft, Talent und Genie der menſchliche Geiſt dem Ziele, wonach er ſo eifrig und beharrlich gerungen hatte, dennoch nur wenig ſich genähert, ja oft ſich völlig von ihm verirrt habe. — Eine ſo ernſthafte, lehrreiche Einſicht mußte natürlich die vielſeitigſten, gründlichſten Unterſuchungen veranlaſſen und das Bedürfniß einer Kritik der Philoſophie ſelbſt lebhaft erregen. — Der Widerſtreit ſo mannichfaltiger Syſteme machte eine kritiſche Prüfung und Vergleichung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, ihrer Uebereinſtimmung oder ihres Gegenſatzes, ihrer Mängel und ihrer Vorzüge nothwendig. Man ſuchte die wahre Philoſophie von der falſchen zu unterſcheiden und den Grund zu entdecken, warum die letztere oft auf ſo gefährliche Abwege gerathen ſey, die andere dem Ziele ihres Strebens ſich ſo wenig genähert, und was ſie oft auf halbem Wege zurückgezogen habe; man wollte genau beſtimmen, wie weit man überhaupt auf dem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit ſchon fortgeſchritten ſey, und was etwa für die Philoſophie noch zu thun übrig, um endlich die letzte Stufe der Vollendung zu erreichen. Endlich mußte ſogar das Mißlingen ſo vieler von den erſten Geiſtern aller Zeiten und Nationen mit Muth und Kraft und unbeſiegbar beharrlichem Streben unternommenen Verſuche auf die entſcheidende Frage führen, ob der menſchliche Geiſt überhaupt zur Erkenntniß der höchſten Wahrheit ſich erheben kann, und wenn die Natur ſeiner Kräfte und Thätigkeiten dies wirklich möglich macht, welche Mittel und Wege ihm dann vorgezeichnet ſeyen, auf denen er, vor aller Abweichung und Verirrung bewahrt, mit Sicherheit zu dieſem letzten Ziele ſeiner edelſten Beſtrebungen fortſchreiten kann.

So ward die Logik erweitert zu einer Kritik der Philoſophie und ihrer verſchiedenen Syſteme, und zur Kritik des ſpeculativen Verſtandes ſelbſt und ſeiner verſchiedenen Thätigkeiten und Kräfte.

Unter den Philoſophen neuerer Zeit, welche nach dieſer Anſicht die Logik behandelten als eine Encyklopädie aller Wiſſenſchaften, als Erfindungskunſt und als Kritik des menſchlichen Erkenntnißvermögens überhaupt, zeichnen Baco, Leibnitz und Kant ſich vorzüglich aus, — was andere Denker in dieſer Hinſicht leiſteten, iſt mit den Verſuchen dieſer Männer nicht zu vergleichen. Es haben ſich viele bemüht, die durch ſie aufgeſtellten neuen logiſchen Ideen und Anſichten mit einer Auswahl des Beſten aus der ältern ariſtoteliſchen und ſcholaſtiſchen Philoſophie zu verbinden; dies gilt beſonders von Wolf, Baumgarten und andern, welche Compendien der Logik geſchrieben haben.

Es bedarf wohl keiner näheren Erklärung, daß die neue Anſicht und Behandlung der Logik, welche von allen ältern Syſtemen ſo gänzlich verſchieden iſt, Vortheile und Ausſichten gewährt, welche für die Philoſophie von dem höchſten Intereſſe ſind und auf ihre Entwicklung und Vollendung den [illegible]tendſten Einfluß haben mußten; allein alles was bis jetzt geſ[illegible]hen, iſt nur Verſuch geweſen und nicht zur Reife gedi[illegible]. Um die Logik als Encyklopädie erſchöpfend zu behandeln, wird eine weit umfaſſendere, tiefer gegründete Einſicht in das Syſtem aller Wiſſenſchaften erfordert, als man wenigſtens im Anfange dieſer neuen Periode beſaß. Dies gilt auch von der Logik als Kritik der Philoſophie und des philoſophirenden Verſtandes; es gehört dazu eine Vollſtändigkeit der hiſtoriſchen Kenntniſſe und eine Bekanntſchaft mit allen merkwürdigen Syſtemen der alten Zeit, deren wir uns bis jetzt noch nicht rühmen können.

Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die gründlichſten und ſcharfſinnigſten Denker, die bis jetzt eine Kritik der Philoſophie und des philoſophirenden Verſtandes unternommen haben, durch Mangel an hiſtoriſchen Kenntniſſen vorzüglich an der Ausführung ihres Unternehmens gehindert worden ſind. Dies gilt auch von Kant, deſſen Kritik der reinen Vernunft ſchon darum unvollkommen iſt, weil es ihm ſo ſehr an genauer Kenntniß der alten Syſteme fehlt. Was aber endlich die Idee betrifft, die Logik als praktiſche Erfindungskunſt aufzuſtellen, ſo kann vielleicht überhaupt gezweifelt werden, ob ſie zu realiſiren ſey; gewiß aber läßt ſich behaupten, daß alles, was bis jetzt in dieſer Hinſicht geſchah, nur unvollkommner Verſuch geblieben iſt. Der Grund, warum dieſe Behandlungsart der Logik, welche im Falle ihres Gelingens ſo äußerſt lehrreich und fruchtbar ſeyn würde, bis jetzt noch mit ſo geringem Erfolg verſucht worden iſt, liegt einestheils in der Maſſe hiſtoriſcher und anderer ſcientifiſcher Kenntniſſe, die dazu erfordert wird, anderntheils aber auch in dem innern ſchlechten und verderbten Zuſtande der Philoſophie in den neuern Zeiten.

Nachdem man das Joch der ſcholaſtiſchen Philoſophie und ihre durch den Glauben unterſtützte Autorität einmal abgeworfen hatte, regte der philoſophiſche Forſchungs- und Prüfungsgeiſt ſich in allen denkenden Köpfen mit verdoppelter Kraft und Thätigkeit, und von ihm über alle Schranken der Mäßigkeit geführt, verfiel man bald in den kraſſeſten Unglauben und Materialismus, oder doch in unendliche, höchſt gefährliche Streitigkeiten. Je größer unter der Herrſchaft der Scholaſtiker die Sicherheit geworden war, womit der menſchliche Geiſt auf den allgemein anerkannten Grundlehren der Philoſophie, als auf unbezweifelten, und unerſchütterlich begründeten Wahrheiten beruht hatte, deſto raſcher und kräftiger entwickelte ſich nun, wo dieſe Ueberzeugung einmal gewichen war, in ihm der Trieb, alles zu unterſuchen und zu prüfen, und im Gebiete der Philoſophie keine fremde Geſetzgebung anerkennend, keiner Autorität vertrauend, alles der eigenen Beurtheilung zu unterwerfen, ohne Rückſicht auf allgemein anerkanntes, und durch ſo lange Ehrfurcht der Völker geheiligtes Anſehen, ohne Schonung für Vorurtheil und Irrthum, alle herrſchenden Meinungen und Syſteme bis in ihre letzten Gründe zu zerlegen und zu erforſchen, ſich endlich gegen jede Verwirrung zu verſichern, das menſchliche Weſen bis zu ſeiner Urquelle zu verfolgen und dort, noch unentſtellt von allem Wahn und Irrthum, in ſeiner reinen urſprünglichen Geſtalt aufzufaſſen.

Wenn dieſes kühne Streben die Philoſophie einerſeits aus dem Kreiſe der Autorität und des Glaubens in die ſo bedeutend erweiterte Bahn menſchlicher Erkenntniſſe führte, wo ihrem Entdeckungsgeiſte endloſe Ausſichten ſich öffneten; ſo zog es ſie auch andererſeits auf Abwege, wo einem gänzlichen Verderben ſie ſchnell entgegeneilte; von keinem höhern Geſetze gemildert, nur durch ſich ſelbſt geleitet, artete der Prüfungsgeiſt bald in die unbeſchränkteſte Zweifelſucht, den ſchonungsloſeſten Unglauben aus, der, von einer wilden Zerſtörungswuth ergriffen, in das Heiligthum der Wahrheit ſelbſt einbrach, es mit frevelndem Uebermuthe zu entweihen, zu ſchänden und zum Tummelplatze ſeiner Ruchloſigkeit zu machen.

In Italien gab es zwar anfangs vortreffliche Philoſophen, allein ſie verloren ſich bald. Der allzu große Mißbrauch, den die Philoſophie von ihrer Freiheit machte, mußte bald eine völlige Unterdrückung von dieſer herbeiführen. Der freie Forſchungsgeiſt, der in ſeinem ungebundenen Streben alle Schranken des Glaubens und des Anſehens überſtiegen und die Grundfeſten aller Wahrheit erſchüttert hatte, ward durch ein natürlich zu erklärendes Gegenſtreben der herrſchenden Gewalt in die engſten Feſſeln gelegt und in ſeiner Entwicklung auf alle mögliche Weiſe beſchränkt, gehemmt und aufgehalten. Die Philoſophie ſank hier bald in gänzliche Unthätigkeit. In Frankreich und England behielt der gröbſte Skepticiſmus und Materialiſmus die Oberhand; hier hatte der Unglaube ſeine eifrigſten Apoſtel, die ihre verderblichen Sitten kühn und ungeſcheut bekannten und mit raſtloſer Thätigkeit überall zu verbreiten ſuchten. In Deutſchland allein hielt ſich die beſſere Philoſophie aufrecht, wiewohl unter mancherlei Kämpfen und Streitigkeiten, mit abwechſelndem Glücke; — Männer wie Leibnitz und Kant ſchützten die Wiſſenſchaft gegen jede Entartung und Herabwürdigung und wußten ihr durch redlichen Eifer und überwiegendes Genie immer neue Anhänger und Verehrer zu gewinnen; vorzüglich aber war es der ächte philoſophiſche Geiſt und Charakter der Nation, der Freiheit und Mäßigung in ſchöner Harmonie vereinigt, welcher ſich weder ſo unterdrücken läßt, wie der Knechtſinn des Italieners, noch in die wilde Zügelloſigkeit des roheſten Materialismus und Atheismus ausartet, wie der Engländer und Franzoſe.

In der Epoche der neuern Philoſophie ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften beſtand alſo das Eigenthümliche in der Behandlung der Logik in den angegebenen fruchtbaren Ideen, die aber aus hinlänglich erklärten Gründen nur erſte Anfänge und unreife Verſuche geblieben ſind. Außerdem wurde aber auch durch die Erweiterung anderer Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe die Bearbeitung mehrerer Nebenzweige der Logik ſehr befördert. Vorzüglich die philoſophiſche Grammatik, welche zwar nach unſerer Eintheilung kein eigentlicher Haupttheil der Logik iſt, aber doch eine genau mit ihr verbundene Hülfswiſſenſchaft, — ſowie die Geſchichte der Philoſophie und Logik ſelbſt, deren Unentbehrlichkeit wohl nicht leicht zu verkennen iſt.

Uebrigens aber war, was die gründliche Ausführung betrifft, die Logik während dieſer ganzen Epoche in dem allerſchlechteſten Zuſtande. — Der allgemeinherrſchende Materialismus und Empirismus mußte natürlich auf ihre wiſſenſchaftliche Bildung und Vollendung den nachtheiligſten Einfluß haben, da die beſchränkte, gemeinſinnliche Anſicht, die er verbreitet, aller wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit ſo gerade entgegenſteht, daß durch ihn die Philoſophie ſelbſt am Ende als Wiſſenſchaft aufgehoben und jede höhere Erkenntnißart als Täuſchung und Irrthum verſchrieen wird. So weit ging wirklich der Empirismus des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich und England, daß er auch die Logik völlig läugnete. Die beſſere Philoſophie in Deutſchland erhielt freilich die alte Logik, aber dies war doch immer nur Ausnahme von der allgemein herrſchenden Denkungsart.

Es war dem ruhmvollen Streben der großen Männer unſerer Zeit aufbewahrt, die Philoſophie aus ihrem tiefen Verfall in verklärter Geſtalt zu neuem Leben und Wirken hervorzurufen, ſie von den groben Irrthümern und Entſtellungen, wenn ſowohl die Unwiſſenheit ihrer bisherigen Anhänger, wie die abſichtliche Verkehrtheit ihrer Feinde ſie überhäuft hatte, zu läutern und endlich in beſtändigem Kampfe gegen die Schlechtigkeit und Verderbtheit der Zeit, gegen die troſtloſe Gleichgültigkeit für alles wahrhaft Gute und Schöne, welche die Gemüther völlig erſchlafft und unempfänglich gemacht hatte, gegen eingewurzelte Vorurtheile und willkührliche Irrthümer, gegen die hämiſchen Angriffe beleidigter Eitelkeit und leidenſchaftlicher Parteiwuth den Verſuch zu wagen, von neuem das Reich der Wahrheit auf unerſchütterlichen Grundfeſten für die Ewigkeit zu verſichern.

III.

Darſtellung der Logik.

Erſtes Hauptſtück.

Pſychologie.

Wir ſchicken hier die Bemerkung voraus, das die Pſychologie ſonſt wohl eingetheilt wurde in rationale und empiriſche, wir aber hier weder die eine oder die andere meinen. Die rationale Pſychologie oder Wiſſenſchaft von dem Weſen der Seele und des Geiſtes überhaupt, nicht blos wie ſie in dem Menſchen erſcheint, ſondern wie ſie in dem ganzen Weltall ſich offenbart, kann erſt durch die Wiſſenſchaft von der Welt und der Gottheit begründet und aus dieſer hergeleitet werden, ſie ſetzt alſo philoſophiſche Theologie und Kosmologie voraus, ja iſt ſelbſt nur ein weſentlicher Beſtandtheil von dieſen, und zwar einer der höchſten und ſchwierigſten. Was die empiriſche Pſychologie betrifft, ſo iſt einleuchtend, daß die Seele und das geiſtige Weſen überhaupt nie der Gegenſtand eines ſinnlichen Eindrukkes oder einer eigentlichen Erfahrung ſeyn kann, daher denn auch ſtreng genommen gar keine empiriſche Pſychologie möglich iſt. Was unter dieſem Namen gewöhnlich abgehandelt wird, wie z. B. die Lehre von dem Traum, der Raſerei und andern ungewöhnlichen Zuſtänden der menſchlichen Seele, gehört meiſtentheils mehr in die Phyſik als in die Pſychologie, beſonders in die Anfangsgründe derſelben.

Die Pſychologie, von der hier die Rede, könnte, um ſie von jenen beiden zu unterſcheiden, freilich die reine Pſychologie oder auch die Denklehre genannt werden. Wir verſtehen darunter die Wiſſenſchaft von dem menſchlichen Geiſte, wie dieſer aus eigner vernünftiger Selbſtbeobachtung hervorgeht.

Inwiefern nun dieſe Selbſtbeobachtung keineswegs blos ſinnlich und empiriſch iſt, ſondern vielmehr durch freies, abſichtliches Denken erzeugt wird, könnte man die aus ihr hergeleitete Seelenkenntniß oder Pſychologie auch wohl rational nennen. Da man aber unter dieſer Benennung nun einmal die Lehre von allen beſeelten geiſtigen Naturen des Univerſums verſteht, ſo muß die gegenwärtige Denklehre, die ſich blos mit den menſchlichen Geiſtesthätigkeiten beſchäftigt, einen andern Namen tragen. In dieſem Hauptſtücke nun iſt enthalten die Lehre von den Begriffen, welche der Lehre von den Urtheilen und Schlüſſen vorangehen muß und zum Grunde liegt.

1. Der Menſch iſt ein vorſtellendes, d. h. ein in beſchränkter Weiſe denkendes Weſen.

Erläuterung. Vorſtellen iſt von Denken noch unterſchieden, Vorſtellen iſt ein beſchränktes Denken.

Jede Vorſtellung iſt die Vorſtellung von Etwas, alſo das Denken eines Gegenſtandes, welcher gedachte Gegenſtand von dem denkenden Ich verſchieden iſt. Jede Vorſtellung hat alſo einen Gegenſtand außer dem denkenden Ich, oder ein Nicht Ich, und kann daher nur beſchränkten Weſen beigelegt werden. Denn denkt man ſich den Verſtand eines unendlichen, allumfaſſenden geiſtigen Weſens, ſo kann man dieſem wohl Gedanken beilegen, aber keine Vorſtellungen, indem in jeder Vorſtellung ja die Beziehung auf ein Vorgeſtelltes liegt, einen außer dem vorſtellenden Ich exiſtirenden Gegenſtand, für das unendliche göttliche Ich es aber kein Nicht Ich, keinen außer ihm exiſtirenden Gegenſtand geben kann, weil das unendliche Ich ja alles iſt, alles in ſich enthält und umfaßt. Gäbe es außer der Gottheit noch irgend ein außer oder neben ihr beſtehendes Weſen, ſo wäre ſie ja nicht das Eine, höchſte, unendliche, allumfaſſende Princip, nicht der Inbegriff und der Quell aller Dinge, und ſomit ein beſchränktes Weſen, welches dem Begriff widerſpricht. *) — Daher iſt es ganz richtig, wenn [illegible] dem herrſchenden Sprachgebrauch der Gottheit zwar *ſchaffende Gedanken*, d. h. ſolche, die *ihren Gegenſtand ſelber erzeugen*, aber keine Vorſtellungen, die noch eines Gegenſtandes außer ſich bedürfen, beilegt. Dieſer Ausdruck würde hier durchaus unſtatthaft und dem Begriffe des göttlichen Weſens unangemeſſen ſeyn.

Folgerung. Weil der Menſch nur ein vorſtellendes, beſchränktes, denkendes Weſen iſt, ſo kommt ihm nothwendig zu das Vermögen der Sinnlichkeit, oder das Vermögen der Empfänglichkeit *für äußere Eindrücke*, das Vermögen der Verbindung *mit andern Gegenſtänden und Weſen außer ihm.*

Sinne alſo ſind dem Menſchen nothwendig, weil er vorſtellendes Weſen iſt, er bedarf ihrer als Werkzeuge der Verbindung mit äußern Gegenſtänden.

Man kann die Sinne eintheilen in höhere und niedere. Die höhern ſind das Geſicht und das Gehör. Das Geſicht iſt der Sinn für *ruhende*, *beharrliche* Gegenſtände und Geſtalten. Das Gehör hingegen iſt der Sinn für die *Bewegung und die beweglichen Veränderungen* der äußern Gegenſtände.

Wir glauben zwar auch Bewegung zu *ſehen*, eigentlich aber ſehen wir nur die veränderten Umriſſe der äußern Geſtalten und ſchließen nun, daß eine Bewegung vorgegangen ſey, die Bewegung ſelbſt aber ſehen wir nicht.

Im Allgemeinen alſo iſt das Geſicht das Werkzeug der Empfänglichkeit für die beharrlichen Geſtalten, das Gehör hingegen der Sinn für innere Veränderungen der Körper; dieſe beiden Sinne umfaſſen daher die Körperwelt in ihren zwei wichtigſten Beziehungen.

Es wird dies blos deswegen angeführt, damit man nicht auf den Gedanken komme, die Sinne des Menſchen, ihre urſprüngliche Beſchaffenheit, ihre Anzahl und ihr gegenſeitiges Verhältniß ſeyen etwas zufälliges, wie denn manche Philoſophen behauptet haben, daß andere dem Menſchen ähnliche und doch auch von ihm verſchiedene Weſen wohl noch ganz eigenthümliche, uns völlig unbekannte Sinne haben können; von den höhern Sinnen wenigſtens gilt dies nicht, da ſie gerade auf die beiden Seiten der Körperwelt ſich beziehen, welche die vornehmſten und urſprünglichſten ſind, die der Verſtand an ihr entdecken kann: äußere Geſtalt und innere Bewegung. Ganz anders verhält es ſich freilich mit den niedern Sinnen. Das Gefühl, der Geſchmack, der Geruch ſind im Grunde nur Ein Sinn. Es läßt ſich wohl denken, daß andere menſchenähnliche Weſen oder auch Thiere uns noch unbekannte Sinne der niedern Art beſitzen. Auch kann der Menſch einen von dieſen wohl entbehren ohne weſentlichen Verluſt für ſeine geiſtigen Thätigkeiten. Unter den niedern iſt nur das Gefühl nothwendig, weil dies nicht in einem beſondren Theile ſeinen Sitz hat, ſondern über den ganzen Körper verbreitet iſt, daher es auch nur mit dem Tode völlig erſterben kann.

Die höhern Sinne ſind beide für die geiſtigen Thätigkeiten durchaus unentbehrlich; das Gehör indeſſen noch mehr, wie das Geſicht. Der Blinde, beſonders der Blindgeborne, verliert mit der Anſchauung der äußern Welt freilich ſehr viel, doch iſt er Menſch, wie andere Menſchen, das kann man aber von dem Taubgebornen nicht ganz behaupten. Dieſer kann mit dem Verluſt des erſten und vollkommenſten Organs der Mittheilung und dem daraus nothwendig entſpringenden Mangel an geiſtiger Entwicklung nur einer halben Art von Vernunft theilhaftig werden.

Dieſe Sinne wirken in gewiſſen Mittelſtoffen (Mediis) oder feinen Elementen und Materien. — Das Geſicht in dem Lichte, das Gehör in der Luft.

Bei den niedern findet aber unmittelbare Berührung, ja Vereinigung und Verſchmelzung ſtatt; und dies iſt der Hauptunterſchied der höhern und niedern Sinne, wiewohl auch hier ein Medium, aber ein niedrigeres, nämlich das der Wärme und Feuchtigkeit ſtatt zu finden ſcheint.

Die ſinnliche Vorſtellung wird genannt Anſchauung, ein Wort, welches zunächſt freilich von dem Sinne des Geſichts entlehnt iſt und nur für dieſen ganz paßt, indem ſinnliche Voſtellung durch das Gehör wohl ſchicklicher Wahrnehmung genannt würde.

Die Vorſtellungen der niedern Sinne heißen Empfindungen, welches man wörtlich erklärt durch in ſich Findungen, weil nämlich hier der wahrgenommene Gegenſtand ſelbſt in uns und unſere Sinnorgane aufgenommen wird, oder doch in ſo nahe Beziehung mit uns tritt, daß wir ihn gleichſam in uns finden. Die ſinnliche Vorſtellung im allgemeinen nennt man meiſtens Anſchauung.

Man ſetze aber hier ja nicht voraus, als gebe es eine reine ſinnliche Vorſtellung ohne alle geiſtige Einwirkung, wir werden vielmehr in der Folge ſehen, daß in dem Menſchen als ſolchem nichts rein ſinnliche Vorſtellung ſey.

Anmerk. Anſchauung, obgleich dies Wort zunächſt nur die Vorſtellungen des Geſichts bezeichnet, wird meiſtens gebraucht für ſinnliche Vorſtellung überhaupt, inſofern dieſelbe als Werkzeug und Mittel der Erkenntniß betrachtet wird. In der Empfindung der niedern Sinne iſt der Eindruck, welchen der Gegenſtand in unſern Sinnesorganen hervorbringt, oft ſtärker, als die Vorſtellung des Gegenſtandes ſelbſt. In den Wahrnehmungen des Gehörſinnes iſt der Gegenſtand meiſtens zu ſchnell vorübereilend, als daß er gehörig erkannt werden könnte; daher man hier die vorzüglichſte Art für die Gattung überhaupt nimmt, und wenn von den ſinnlichen Vorſtellungen und ihrem Verhältniß zur Erkenntniß die Rede iſt, ſie alle Anſchauungen nennt.

2. Alle Vorſtellungen des Menſchen ſind Gedanken, oder mehr und minder vollkommene und unvollkommene Begriffe.

Zuerſt bemerken wir hier, daß dieſer Satz mit der Behauptung, es gebe im Menſchen, als ſolchem, durchaus keine rein ſinnlichen Vorſtellungen, ſondern in allen ſogenannten ſinnlichen Vorſtellungen ſey immer auch etwas geiſtiges enthalten, durchaus einverſtanden und übereinſtimmend ſey. Im Gegenſatz der von vielen behaupteten rein ſinnlichen Vorſtellung oder Anſchauung kann man den *Begriff* erklären als eine Anſchauung, die zugleich *Ahnung* und *Erinnerung* iſt.

Erinnerung heißt uns hier Vorſtellung des *vergangenen*, — Ahnung Vorſtellung des *zukünftigen*. Anſchauung Vorſtellung des gegenwärtigen, oder ganz reine ohne alle Beimiſchung von Vergangenheit und Zukunft. Eine ſolche blos und einzig auf die Gegenwart begründete und beſchränkte Vorſtellung gibt es in dem Menſchen nicht, wie dies ſpäter bewieſen werden ſoll. Gewöhnlich erklärt man den Begriff als *eine allgemeine Vorſtellung*, welche aus der Vergleichung und Verbindung mehrerer ſinnlichen Vorſtellungen hervorgeht; — nach dieſer Anſicht ſind die Begriffe *höhere*, die Anſchauung *niedere* Vorſtellungen. Jene ſtehen auf dem erſten, dieſe auf dem zweiten Grade. Betrachten wir dieſe Erklärung genau, ſo widerſtreitet ſie der vorhingegebenen gar nicht. — Denn Anſchauungen, welche zugleich Erinnerung und Ahnung ſind, *die Vergangenheit und die Zukunft umfaſſen*, können ſehr gut allgemeine Vorſtellungen genannt werden.

Uebrigens erklärt freilich die gegebene gewöhnliche Definition der Begriffe als allgemeiner Vergleichungs- und Verbindungsvorſtellungen dasjenige nicht, worauf es eigentlich ankommt; denn dazu müßte uns vorerſt geſagt werden, was jenes Vergleichen und Verbinden der Vorſtellungen denn eigentlich ſey, und wie es damit zugehe.

Andere haben den Begriff erklären wollen als eine Vorſtellung, die zugleich verbunden ſey mit der Vorſtellung der Vorſtellung, d. h. der Begriff ſey eine Anſchauung, bei der man *außer dem angeſchauten Gegenſtande* auch noch der eigentlichen *Thätigkeit im Anſchauen bewußt* werde und dieſe wieder anſchaue.

Nun iſt es zwar allerdings wahr, daß das Bewußtſeyn ſich ins unbeſtimmte erhöhen und verdoppeln läßt, indem wir bei jeder Anſchauung oder Vorſtellung von dem angeſchauten und vorgeſtellten Gegenſtande abſtrahiren und wegdenken können, und unſere *Aufmerkſamkeit lenken auf unſere eigene* dabei ſtattfindende Thätigkeit und die Form derſelben. (Uns fragen, was denn, indem wir nun anſchauen, in Uns vorgehe, auf welche Art und Weiſe unſere innere geiſtige Thätigkeit beſchäftigt ſey, und in welcher Form ſie erſcheine).

Es iſt vollkommen wahr, daß das Bewußtſeyn ſich erhöhen oder, mathematiſch ausgedrückt, ſich potenziren kann, allein mit der Annahme dieſes Satzes wird das eigentliche Weſen des Begriffs gar nicht erklärt, denn dazu müßte uns zugleich geſagt werden, welche Kraft denn in uns die Vorſtellungen auf dieſe Weiſe erhöhen und zu Begriffen machen könne. Die bisher üblichen Definitionen des Begriffs ſind alſo:

1. „Der Begriff ſey eine allgemeine Vorſtellung“, wie dies die Kantiſche, zum Theil auch die ältere Philoſophie annimmt.

2. „Der Begriff ſey eine potenzirte Vorſtellung“, nach der Fichtiſchen Anſicht. (So wäre die ſinnliche Vorſtellung die Wurzel, der Begriff das Quadrat).

Statt dieſer Definitionen, welche nur einzelne Unterſchiede des Begriffs, nicht aber das Entſtehen und das innere Weſen deſſelben erklären, geben wir folgende unſerer Meinung nach vollkommen beſtimmte und erſchöpfende Definition. „Der Begriff iſt eine durch den freien Willen und die Willenskraft beſtimmte und modifizirte Vorſtellung.“ Dieſes Beſtimmen der Vorſtellung kann nun freilich eineſtheils in Vergleichungen und Verbindungen mit andern Vorſtellungen beſtehen, wie es die erſte Definition nimmt, oder auch, wie die zweite vorgibt, darin daß in der Vorſtellung neben dem vorgeſtellten Gegenſtande zugleich auch die Vorſtellung (Anſchauung) unſerer eigenen Thätigkeiten in dieſem beſondern Acte enthalten iſt. — Wir haben daher die beiden Definitionen nicht als falſch und irrig verworfen, ſondern als unvollſtändig und den innern Grund des zu löſenden Problems nicht ganz durchdringend und erſchöpfend dargeſtellt, welcher unſerer Anſicht gemäß einzig und allein in der Willenskraft zu ſuchen iſt. — Ein Beiſpiel wird dieſe letzte Definition des Begriffs deutlich machen. — Geſetzt es iſt gegeben die ſinnliche Vorſtellung eines Baumes, und zwar eines der Art nach als individuell beſtimmten Baumes — dieſes nun iſt eine ſinnliche Vorſtellung. — Abſtrahiren wir nun von dem Umſtande, daß der angeſchaute Baum gerade der und der beſtimmte iſt, und ſehen wir nur auf die gemeinſchaftlichen Merkmale aller Bäume überhaupt, ſo iſt dieſe allgemeine Vorſtellung eines Baumes nicht mehr eine ſinnliche Vorſtellung, ſondern durch Vergleichung und Verbindung beſtimmt. Es iſt ein Begriff, aber es kann auch noch auf eine andere Weiſe aus jener ſinnlichen Vorſtellung ein Begriff entſtehen. Wenn wir nämlich in jener ſinnlichen Vorſtellung von dem Gegenſtande derſelben wegdenken und unſere Aufmerkſamkeit lenken auf unſere eigene Geiſtesthätigkeit und Handlung, die dabei ſtatt hat, ſo erhalten wir die Vorſtellung des Sehens, als einer unſerer geiſtigen Thätigkeiten, welche Vorſtellung nun keine ſinnliche iſt, ſondern die Vorſtellung der Vorſtellung oder ein Begriff.

Endlich iſt noch eine Art möglich, wie aus der ſinnlichen Vorſtellung ein Begriff entſteht. Wenn wir nämlich den Gegenſtand, den Baum z. B., nicht als einfach und als ein Ganzes betrachten, ſondern in mehrere Theile zergliedern, z. B. in Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter u. ſ. w. oder in jene Werkzeuge, welche zur Einſaugung des Nahrungsſtoffes, und jene, welche zur Fortpflanzung und Hervorbringung der Frucht beſtimmt ſind; ſo entſteht auch durch die Eintheilung eben ſowohl ein Begriff, wie durch die beiden vorhergehenden Funktionen. Was die Vorſtellung zum Begriffe macht, iſt nicht die Allgemeinheit oder höhere Dignität, ſondern es iſt die freie Richtung der Aufmerkſamkeit, welche wir bald auf dieſen, bald auf jenen Beſtandtheil der Vorſtellung hinlenken, während dem aber die andern mehr aus der Acht laſſen und als gar nicht vorhanden anſehen.

Ohne dieſe freie willkührliche Richtung und Bewegung der Aufmerkſamkeit iſt überhaupt keine Erkenntniß durch Vorſtellungen möglich, weder ſinnliche, noch geiſtige. Sie iſt es alſo, die unſere Vorſtellungen auf mancherlei Weiſe zu Begriffen bildet. Daher kann auch jede Vorſtellung zu einem Begriffe erhöhet werden, ſo lange wir dabei die Freiheit haben, unſere Aufmerkſamkeit darauf oder hinwegzulenken.

Der Hauptſache nach haben wir alſo in dem vorhergehenden geſagt, alle Vorſtellungen ſeyen Begriffe, mehr oder minder vollkommen.

Die Behauptung iſt einestheils gegen diejenigen gerichtet, welche im Menſchen nur ſinnliche Vorſtellungen annehmen, die geiſtigen, überſinnlichen aber für blos zuſammengeſetzte ſinnliche erklären, wie Locke und ſeine Schule; anderntheils auch gegen diejenigen, welche ſinnliche Vorſtellung oder Anſchauung und die mehr als ſinnliche Vorſtellung oder den Begriff ganz trennen, ſo daß ſich am Ende gar nicht begreifen läßt, wie beide denn doch im Menſchen beſtehen und vereint wirken können, welche unnatürliche Trennung bei Kant und ſeiner Schule ſtatt findet.

Die hier gegebene Anſicht aber ſtimmt unter den neuern am meiſten mit Leibniz überein.

Aus dem bisher geſagten folgt denn nun auch, daß das Prädikat der Allgemeinheit und der höhern Dignität, wodurch man in der gewöhnlichen Definition den Begriff von der ſinnlichen Vorſtellung unterſcheidet, nicht das eigentliche Weſen dieſes Unterſchiedes bezeichnet, welches einzig in der freien, willkührlichen Richtung der Aufmerkſamkeit beſteht, ſondern nur die verſchiedenen Arten und Weiſen, wie die ſinnliche Vorſtellung zum Begriffe ausgebildet werden kann.

Der Begriff alſo iſt eine durch Freiheit beſtimmte und ausgebildete Vorſtellung.

Die verſchiedenen Arten und Weiſen, wie Vorſtellungen beſtimmt und ausgebildet werden können, laſſen ſich folgendermaſen angeben:

1. Durch Combination, d. h. durch Vergleichung, Verbindung, Summirung mehrerer einzelnen Vorſtellungen.

2. Durch Reflexion; wenn man nämlich nicht blos auf den vorgeſtellten Gegenſtand, ſondern auch auf die vorſtellende Thätigkeit ſieht, wodurch die Vorſtellung zu einer höhern Dignität geſteigert wird. Z. B. Die Vorſtellung des individuellen

Baumes iſt eine niedere vom erſten Grade, die Vorſtellung des Sehens aber oder unſre beſondre Thätigkeit bei jener erwähnten Vorſtellung iſt eine höhere vom zweiten Grade, es iſt eine reflectirte Vorſtellung, oder ein Begriff. Reflexion iſt ſoviel als Zurückbringung der Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt. — Die

3. Art, wodurch Vorſtellungen beſtimmt und zu Begriffen gemacht werden, iſt die Abſtraction. Zuerſt bedeutet dies die Zerlegung des Ganzen in ſeine Theile, vermöge der willkührlichen Richtung der Aufmerkſamkeit, die ſich erſt auf den einen, dann auf den andern Theil eines Gegenſtandes wenden kann. Abſtrahiren heißt aber ſeine Aufmerkſamkeit von etwas abziehn, und die Vorſtellungen, welche durch dieſes Weglenken der Aufmerkſamkeit von einem oder dem andern Theile der niedern Vorſtellung entſtehen, heißen abſtracte Vorſtellungen oder Begriffe, obwohl dieſes Vermögen, unſere Aufmerkſamkeit willkührlich bald auf den einen bald auf den andern Theil zu lenken, auch zu den reflectirten und combinirten Vorſtellungen erfordert wird; daher man im allgemeinen wohl ſagen kann, alle abſtracten Vorſtellungen ſind Begriffe, und alle Begriffe ſind abſtracte Vorſtellungen, denn zu allen wird das Vermögen der freien Richtung der Aufmerkſamkeit erfordert.

Schlußanmerkung 1.

Es geht aus der gegebenen Definition deutlich hervor, daß die Begriffe nicht das Product ſind einer einzelnen abgeſonderten Fähigkeit in dem Syſteme menſchlicher Geiſtesthätigkeiten und Kräfte, ſondern das Reſultat ihres gemeinſchaftlichen Zuſammenwirkens; ſo wie in dem Menſchen überhaupt eine ſolche Abſonderung und Vereinzelung der verſchiedenen Thätigkeiten und Kräfte nicht ſtatt hat, ſondern alle zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden immer mit und ineinander wirken.

Gewöhnlich ſieht man die Begriffe als Erzeugniſſe der Vernunft oder des Verſtandes mit der Sinnlichkeit an, wogegen wir bewieſen haben, daß der freie Wille, oder die abſichtliche und willkührliche Richtung der Aufmerkſamkeit zu ihrer

Hervorbringung eben ſo nothwendig iſt. — Eben ſo muß auch das Gedächtniß mitwirken, denn was würde uns das Vermögen helfen, die Aufmerkſamkeit von einem zum andern Theile zu wenden, wenn wir nun dasjenige, wovon wir abſtrahirt hätten, gänzlich vergäßen; wir würden dann bei all unſerm Denken und Forſchen eben ſo viel verlieren als gewinnen und neues hinzudenken. — Zur Bildung der Begriffe gehört alſo auch nothwendig das Vermögen, diejenigen Vorſtellungen, wovon wir abſtrahirt und weggedacht hatten, im Gedächtniſſe feſt zu halten und nachher wieder zu merken. Das Gedächtniß muß man ſich aber nicht als ein blos paſſives Seelenvermögen denken, ſondern es hängt das wahre Gedächtniß ſehr genau zuſammen mit jener willkührlichen Aufmerkſamkeit, worin das Weſen des Begriffes beſteht; ohne das Vermögen, Vorſtellungen, welche unſerm Bewußtſeyn entſchwunden, wieder in daſſelbe zurückzurufen, würde auch nicht ein einziger Begriff zu Stande kommen, der als ein Ganzes aus Theilen zuſammengeſetzt iſt. Gehen wir nämlich ein Ganzes nach ſeinen Theilen in Gedanken durch, ſo richtet ſich unſere Aufmerkſamkeit in einem Momente vorzüglich auf einen oder einige Theile, während wir die andern mehr unbeachtet laſſen; ſind wir nun aber alle Theile durchgegangen, und ſoll nunmehr das Ganze in Eins zuſammengefaßt werden, ſo müſſen wir alle jene Theilvorſtellungen, die wir vorhin wechſelweiſe außer Acht ließen, nun wieder auf einmal auffaſſen und in unſerm Bewußtſeyn von neuem hervorrufen.

Endlich gehört auch die Einbildungskraft noch zur Bildung des Begriffes.

Die Einbildungskraft iſt von der ſinnlichen Empfänglichkeit dadurch unterſchieden, daß ihr die Vorſtellungen nicht wie der Sinnlichkeit gegeben werden, ſondern daß ſie ſolche urſprünglich hervorbringt und erzeugt, daher denn auch die Einbildungskraft vorzüglich die Vorſtellungen des zukünftigen umfaßt, ſo wie das Gedächtniß jene des vergangenen. Sie iſt, wie ſchon geſagt, zur Bildung des Begriffes unentbehrlich, denn um die Theile eines Ganzen ordnen und zuſammenfaſſen zu können, müſſen wir doch ſchon einige vorläufige Vorſtellungen von dem Ganzen ſelbſt haben, obgleich wir dies erſt nach vollendeter Erforſchung und Auffaſſung vollſtändig erkennen. Dieſe Anticipation deſſen, was erſt ſpäter näher beſtimmt werden kann, iſt ein Act der Einbildungskraft, und er hat einen viel größern Antheil an der Bildung der Begriffe, als man gewöhnlich vorausſetzt.

Schlußanmerkung 2.

Das Weſen des Begriffes liegt in der willkührlichen Begränzung und Beſtimmung, daher kann jede Vorſtellung, auch die ganz niedere und ſinnliche, zu einem Begriffe erhöht und ausgebildet werden. Aber auch diejenige, die ſchon beſtimmt iſt, kann immer noch mehr beſtimmt und entfaltet werden. Es kann dieſe Beſtimmung der Vorſtellung ins unendliche fortſchreiten, ſie hat gar keine Gränzen. Es muß wenigſtens jetzt noch zweifelhaft gelaſſen werden, ob es einen ganz vollſtändig beſtimmten, durchaus vollendeten Begriff geben könne. Ein ſolcher würde nicht mehr in die Klaſſe der übrigen gehören.

Schlußanmerkung 3.

Wir müſſen es uns noch einmal deutlich machen, daß der unterſcheidende Charakter des menſchlichen Vorſtellungsvermögens in der freien willkührlichen Bewegung der Aufmerkſamkeit beſtehe. Auch die Thiere haben Vorſtellungen. Sie haben dieſelben Sinne wie wir, und auch eine Art von Gedächtniß und Einbildungskraft kann man ihnen nicht abſprechen. Dasjenige aber, was den Menſchen zum Menſchen macht, und wovon ſich bei den Thieren auch nicht die geringſte Spur findet, iſt jene willkührlich freie Bewegung ſeiner geiſtigen Kraft und Thätigkeit.

Anmerkung. Begriff heißt in dem neuern Latein nach Baco und Leibnitz: idea. Im guten alten ciceronianiſchen Latein aber darf man dieſe Benennung nicht brauchen; das eigentliche ächt claſſiſche Wort iſt notio. Im ſcholaſtiſchen Latein endlich findet man für Begriff: conceptus.

Von den verſchiedenen Arten der Begriffe.

§. 1. Die allgemeinſte Eintheilung der Begriffe iſt jene in generiſche und ſpecielle und individuelle. Z. B. lebendiges Weſen iſt ein generiſcher Begriff; Menſch ein ſpecieller; Julius Cäſar ein individueller.

Dieſe Eintheilung betrifft eigentlich nur die Unterordnung der combinirten Begriffe. — Die combinirten Begriffe entſpringen durch Vergleichung und Verbindung der einzelnen Vorſtellungen.

Durch Verbindung aller gemeinſchaftlichen Merkmale, wodurch eine Anzahl gleichartiger Individuen gleichartig iſt, entſteht der Begriff einer Art (species). Verbindet man nun wieder mehrere Arten, ſo entſteht der noch höhere allgemeinere Begriff einer Gattung, eigentlich aber hat dieſe Verbindung und Steigerung der Begriffe keine beſtimmten Gränzen; — zwiſchen der höhern Gattung und der Art kann man entweder nur eine einzige Art in die Mitte ſetzen oder ſehr viele Untergattungen, Arten und Unterarten. Ferner iſt auch dieſe Steigerung und Combination der Begriffe darum nicht ganz beſtimmt, weil ſich die höchſte Gattung nicht wohl angeben läßt. Man hat zwar mehrere Verſuche gemacht, aber ohne hinreichenden Erfolg, — einige haben als den höchſten Gattungsbegriff, als das summum genus angegeben den Begriff des Dinges oder des Seyns, andere haben behauptet, der Begriff Etwas überſteige dieſen noch; wieder andere haben den Begriff der Einheit (unum) als den Urbegriff dargeſtellt.

Soll damit der höchſte Begriff, aus dem alle übrigen entſpringen, in den ſie zuletzt alle ſich wieder auflöſen, gemeint ſeyn, ſo geben alle dieſe Antworten keine befriedigende Erklärung, wie dies ſich zeigen wird, wenn wir eine beſſer erſchöpfende gefunden haben, oder jenen Begriff, der in dem angegebenen Sinne wirklich der höchſte iſt.

Sieht man aber blos auf die gewöhnliche Eintheilung der generiſchen, ſpeciellen und individuellen Begriffe und auf den praktiſchen Nutzen derſelben, ſo braucht man ſich gar nicht ſo hoch zu verſteigen, indem dieſe Subtilitäten doch von gar keinem Einfluß ſind auf die praktiſche Eintheilung und Unterordnung der Begriffe.

Wichtiger aber iſt der Unterſchied, daß einige Eintheilungen in Gattungen und Arten natürlich ſind, andere künſtlich; z. B. die Eintheilung Pflanzen als Gattung, Baum als Art, Lindenbaum als Unterart iſt natürlich. Die Eintheilung Schiff als Gattung, Ruderſchiff als Art iſt künſtlich. Und noch ungleich wichtiger ſind die Unterſchiede, welche ſtatt finden unter derjenigen Klaſſe von Begriffen, die man gewöhnlich unter dem Namen der abſtracten oder allgemeiner zuſammenzufaſſen pflegt. Gewöhnlich nimmt man unter der Benennung: abſtracte Begriffe, mehrere Arten von höheren Begriffen auf, die eigentlich noch davon unterſchieden ſind und ſeyn müſſen.

Vor allen Dingen unterſcheide man den blos generiſchen oder den Allgemeinbegriff von dem abſtracten. — Der generiſche Begriff bezieht ſich allemal auf einen ganzen Gegenſtand, wenn dieſer gleich ein allgemeiner, eine Gattung iſt; dahingegen der abſtracte eine willkührliche Trennung und eine Abſonderung von demſelben vorausſetzt; wie z. B. die Begriffe: Eigenſchaften, — Zuſtände, — Verhältniſſe, welche wir alle von den Gegenſtänden, woran wir ſie wahrgenommen haben, abzuſondern vermögen. Unter dieſen abſtracten Begriffen findet ſelbſt wieder eine ſolche Unterordnung und Eintheilung ſtatt, wie diejenige iſt, wodurch man die gewöhnlichen generiſchen und ſpeciellen Begriffe unterſcheidet. Es gibt unter ihnen wieder allgemeine und allgemeinere und andere mehr ſpecielle Begriffe.

Da das Weſen der Abſtractionsbegriffe auf der Abſonderung und Trennung oder Theilung beruht, ſo iſt das eigentliche Kennzeichen der abſtracten Begriffe im engern Sinne: daß allemal zwei ſich ſtreng einander entgegengeſetzt ſind, indem ſie ja durch Theilung entſtehen. Solche abſtracte Begriffe oder

Gegenſätze ſind z. B. Form und Stoff, Quantität und Qualität, Zweck und Mittel, Zeichen und Bedeutung, Urſache und Wirkung. Von den abſtracten Begriffen im engern Sinne müſſen noch ſorgfältig unterſchieden werden die intellectuellen und univerſellen, obgleich man gewöhnlich auch dieſe abſtracte Begriffe zu nennen pflegt, welches inſofern nicht unrichtig iſt, als die Geiſteshandlung der Abſtraction auch zu dieſen erfordert wird. Eigentlich aber ſind ſie nicht mit einander zu verwechſeln.

Intellectuelle Begriffe ſind ſolche, welche nicht eine Vorſtellung äußerer Gegenſtände enthalten, ſondern ſich auf unſere eigene geiſtige Thätigkeit beziehen; wie z. B. der Begriff des Denkens, der Einbildungskraft ꝛc. — Man könnte hier den Einwurf machen, auch dieſe ſeyen ja Theilbegriffe, welche einen Gegenſatz haben, ſo iſt der Geiſt entgegengeſetzt dem Körper, das Denken dem Wollen oder auch dem Anſchauen, die Einbildungskraft der Vernunft oder der Sinnlichkeit; allein dieſe Gegenſätze ſind gar nicht ſo ſtreng und nothwendig, als die Gegenſätze der eigentlich abſtracten Begriffe. Man kann zwar das Denken dem Wollen und Anſchauen entgegenſetzen, allein man kann von dem Denken ſich recht gut einen Begriff machen, ohne eben auf jene Gegenſätze Rückſicht zu nehmen, welches aber bei den abſtracten Begriffen nicht möglich iſt.

Univerſelle Begriffe ſind z. B. die Begriffe der höchſten Naturkräfte und Elemente, ſodann der Begriff der Natur und Welt ſelbſt, endlich die Begriffe der Grundzahlen, welche keineswegs durch Abſtraction von den ſinnlich gegebenen entſtanden ſeyn können.

Der Begriff der Natur oder der Welt iſt keineswegs ein generiſcher, denn ſein Gegenſtand iſt ein wirkliches, einziges Weſen oder Individuum; er iſt aber auch kein ſpecieller, weil in ihm alles reelle umfaßt wird; er iſt endlich auch kein abſtracter im engern Sinne, weil er ja die ganze Wirklichkeit umfaßt, nicht blos eine beſondere Eigenſchaft oder ein abſtrahirtes Verhältniß derſelben.

Die höhern Begriffe alſo, welche für die Theorie die größte Wichtigkeit haben, werden noch in drei verſchiedene Arten eingetheilt, die man ſorgfältig unterſcheiden muß:

1. **Abſtracte Begriffe im engern Sinne**, welches allemal vollkommene Gegenſätze ſind und ſich eben ſowohl auf die allgemeinſten Eigenſchaften der Körperwelt als der Geiſterwelt beziehen; wie z. B. Form und Stoff, Quantität und Qualität ꝛc.

2. Die **intellectuellen Begriffe**, oder die Begriffe von unſern eigenen geiſtigen Thätigkeiten und Kräften z. B. Wille, Geiſt.

3. Die **univerſellen Begriffe**, die ſich auf die allumfaſſenden Individuen beziehen. Z. B. der Begriff der Natur, der Welt, der Elemente, der Einheit und der Grundzahlen.

Für die Philoſophie nun iſt dieſe Eintheilung aller theoretiſchen und philoſophiſchen Begriffe in intellectuelle, univerſelle und abſtracte von der größten Wichtigkeit. In dem gemeinen Leben iſt eine ſo ſtrenge Unterſcheidung nicht nöthig; da pflegt man alle höhern philoſophiſchen Begriffe unter dem Namen abſtracte Begriffe zuſammen zu faſſen.

Sowie nun dieſe Eintheilung nur für die philoſophiſche Unterſuchung Bedeutung und Werth hat, ſo iſt die Eintheilung in generiſche, ſpecielle und individuelle von ganz praktiſchem Gebrauche. Wir würden gar nicht zweckmäßig denken und dem Gedachten gemäß handeln können ohne dieſe Unterordnung und Eintheilung der Begriffe. Die ganz unermeßliche Anzahl unſerer Vorſtellungen wäre ohne dieſe Claſſification für uns völlig unüberſehbar und anwendbar. Uebrigens darf man aber nicht glauben, daß durch dieſe Eintheilung der Begriffe in generiſche, ſpecielle und individuelle, ſo groß auch immer ihr praktiſcher Nutzen iſt, für die Erkenntniß viel gewonnen wäre. Auch die Natur claſſificirt: aber unſere Claſſificationen ſind größtentheils nach äußern Kennzeichen ſehr willkührlich und zufällig eingerichtet und gründen ſich gar nicht auf eine tief eindringende, wahre Naturerkenntniß.

Wir bemerken zuletzt noch folgende Eintheilungen der Begriffe:

1. Die in bejahende und verneinende.

Ein verneinender Begriff iſt ein ſolcher, der eine Negation in ſich ſchließt. Z. B. Unvollkommenheit. Hier iſt die Verneinung auch ſogar in der Sprachform ausgedrückt durch die particula negativa un; es gibt aber andere Verneinungen, wo dies nicht der Fall iſt; z. B. der Begriff: Irrthum, Beſchränkung. — Verneinende und bejahende Begriffe ſind übrigens nicht ſowohl Begriffe, als Urtheile, denn das Bejahen oder Verneinen, das Prädiciren oder Nichtprädiciren iſt nicht Sache des Begriffs, ſondern des Urtheils.

2. In relative und abſolute.

Auch dieſe Eintheilung bezieht ſich zum Theil auf Urtheile, die die Form des Begriffs annehmen, und nicht auf Begriffe im eigentlichen urſprünglichen Sinne. —

Man nennt relative Begriffe ſolche, die einem Gegenſtande nur beigelegt werden in Beziehung auf einen andern Gegenſtand und ſein quantitatives und qualitatives Verhältniß zu dieſem, die unter gewiſſen Einſchränkungen und unter gewiſſen Rückſichten von den Gegenſtänden prädicirt werden, z. B. hoch und niedrig, böſe und gut. Was in Vergleich mit dieſem Dinge groß iſt, iſt in Vergleich mit einem andern klein u. ſ. w.

Daraus erhellt nun, daß dieſe Eintheilung nicht ſo die Begriffe ſelbſt betrifft, als den Gebrauch derſelben. Ein Begriff, den man einem Gegenſtande ohne Einſchränkung beilegt, iſt ein abſoluter. — Eine

3. Eintheilung bezieht ſich nicht ſo auf die Begriffe ſelbſt, wie auf die Anwendung derſelben; die Eintheilung nämlich, oder vielmehr die Behandlungsart der Begriffe in abstracto und in concreto. Man kann einen und denſelben Begriff oftmals auf dieſe beiderlei Arten behandlen und z. B. den Begriff des Rechts oder des Schicklichen betrachten in abstracto, indem man den Begriff ſelbſt erörtert; oder auch in concreto, um in einzelnen Fällen zu unterſcheiden, was recht und ſchicklich ſey. —

Wichtiger aber iſt die

4. Eintheilung der Begriffe in einfache und zuſammengeſetzte.

Dieſe Eintheilung iſt zwar an und für ſich deutlich genug; die große Schwierigkeit liegt nur darin zu entſcheiden, ob es einfache Begriffe im Menſchen gibt und welche dieſe ſeyen. Die Beantwortung dieſer Frage, welche erſt ſpäter befriedigend gelöſt werden kann, wollen wir indeſſen hier ſchon vorzubereiten ſuchen. Zuvor aber bleibt uns noch die Frage übrig, ob es denn einen höchſten Begriff gebe? Die Antwort auf dieſe Frage kann uns vielleicht zum Aufſchluß dienen über die Eintheilung oder die Herleitung der ſubalternen Begriffe.

Sind Begriffe aus andern abgeleitet, ſo muß dieſe Ableitung doch irgendwo ſtille ſtehn, wir müſſen endlich auf einen Begriff kommen, welcher der erſte und höchſte iſt und ſich nicht weiter herleiten läßt. Solche höhere Urbegriffe nun, welche als die Quelle aller übrigen abgeleiteten und zuſammengeſetzten Begriffe angeſehen werden, nennt man in mehreren philoſophiſchen Syſtemen Ideen, wie dies bei Plato und ſeit Kant auch in der neuern deutſchen Philoſophie ſtatt findet.

Idee heißt urſprünglich Bild. Plato aber und alle ſeine Anhänger verſtehen unter Idee die ewigen Urbilder aller Weſen, wonach der göttliche Geiſt alle Dinge geſchaffen und gebildet hat, und wovon die äußern Erſcheinungen der wirklichen Welt nur mehr oder minder unvollkommene Nachbildungen ſind.

In der neuern Philoſophie aber, bei Kant, bezeichnet man mit der Benennung Idee gewiſſe, das eigentliche Verſtandesvermögen übertreffende Begriffe, welche denn auch, um ſie von den Verſtandesbegriffen zu unterſcheiden, Vernunftbegriffe genannt werden. Dies diene nur zu einer hiſtoriſchen Erläuterung.

Alle Begriffe ſind nur mehr oder minder beſtimmte und ausgebildete ſinnliche Vorſtellungen. Der einzige Begriff, welcher durchaus nicht aus irgend einer ſinnlichen Vorſtellung abgebildet werden kann, iſt der Begriff des Unendlichen. Dieſer Begriff des Unendlichen iſt dann auch der einzige, der als ein Begriff beſondrer Art und als der höchſte aller Begriffe unterſchieden zu werden verdient; der einzige, der Idee genannt werden kann, in dem Sinne, wo Idee bedeuten ſoll einen höheren überſinnlichen Begriff; — wir nehmen alſo nur eine Idee an, nämlich dieſen Begriff des Unendlichen, welche alle übrigen Begriffe beherrſcht und beherrſchen ſoll.

Von dem Urſprunge der Begriffe.

Die Frage von dem Urſprunge der Begriffe betrifft nichts weniger, als den Hauptpunkt der ganzen Philoſophie. Wird ſie befriedigend und zugleich beſtimmt und verſtändlich beantwortet, ſo hat man in der philoſophiſchen Unterſuchung einen großen Schritt vorwärts gethan und die bedeutendſte Schwierigkeit überwunden; iſt hingegen die Beantwortung falſch und unrichtig ausgefallen, wie z. B. bei den Empirikern, welche behaupten, alle Begriffe ſeyen nur ſinnlichen Urſprungs und für nichts anders zu halten, als für die Abdrücke der äußern körperlichen Dinge, ſo wird mit dieſer verkehrten Löſung des Problems zugleich ein Grundirrthum an die Spitze der Philoſophie geſetzt, aus dem nachher ein ganzes Syſtem von zuſammenhängenden Irrthümern ſich entwickelt.

Wenn aber auch die Beantwortung jener Frage nur mangelhaft, unbefriedigend oder dunkel und unverſtändlich ausfällt, wie dies bei Kant der Fall iſt, ſo kann man gewiß ſeyn, daß die nämliche Unvollkommenheit und Dunkelheit auch in der ganzen Gedankenfolge eines ſolchen Syſtems herrſchend wird.

Um die Frage zu entſcheiden, was in den menſchlichen

Begriffen einen höhern, überſinnlichen Urſprung haben muß, iſt es nothwendig dasjenige in unſern Vorſtellungen zu unterſcheiden, was aus ſinnlichen Eindrücken und Empfindungen nicht entſprungen ſeyn kann, weil es entweder über alle ſinnliche Anſchauung erhaben iſt, oder weil es von dieſer ſchon vorausgeſetzt wird und alſo ſchon früher in uns vorhanden ſeyn muß. — Eine ſolche Idee aber, die durch ſinnliche Anſchauung nicht empfangen und gegeben ſeyn kann, weil ſie die Schranken derſelben weit überſteigt, iſt die Idee des Unendlichen und zwar der unendlichen Mannigfaltigkeit und Fülle.

Zwar iſt in jeder Anſchauung eine Mannigfaltigkeit gegeben, allein ſey dieſe auch noch ſo groß und reich, ſie iſt immer doch nur eine endliche, beſchränkte; denn jede Anſchauung als auf einen Gegenſtand gerichtet, iſt dadurch ſchon beſtimmt und auf einen gewiſſen Raum, den der Gegenſtand nun eben einnimmt, eingeſchränkt. Eine unendliche Mannigfaltigkeit und Fülle aber kann auf keinerlei Weiſe in einer ſo beſchränkten Anſchauung aufgefaßt, noch in einem äußern Eindruck empfangen oder von einem äußern Gegenſtande gegeben werden. Es iſt aber noch etwas anderes in unſern Vorſtellungen enthalten, was gleichfalls nicht aus der Anſchauung äußerer Gegenſtände herzuleiten iſt, weil es allen ſinnlichen Eindrücken in uns vorhergegangen ſeyn muß. Dies iſt die Idee der unendlichen Einheit, welche Idee auf alle unſere Vorſtellungen angewandt wird und ſie alle beherrſcht. Denn jede Vorſtellung ſetzt ja, weil ſie ſich auf einen Gegenſtand beziehen ſoll, die Einheit dieſes Gegenſtandes und den Begriff der Einheit voraus. Es muß daher ein urſprünglicher Gedanke und Begriff der Einheit uns ſchon von Ewigkeit her beiwohnen und angeboren ſeyn, der allen äußern Wahrnehmungen vorhergeht, ja es würden dieſe ewig nur empiriſch ſinnliche Eindrücke bleiben, wenn ſie nicht durch jene urſprünglich aus uns ſelbſt hervorgehende Idee der unendlichen Einheit, welche man ſich als die eigentliche Wurzel der Geiſteskraft des Menſchen denken muß, zu Gedanken und Begriffen erhoben würden.

Die urſprüngliche uns angeborne Idee der Einheit aber kann, inſofern ſie auf alle Gegenſtände ohne Unterſchied anwendbar iſt, und auch wirklich angewandt wird, nicht eine beſondere, beſtimmte Art von Einheit ſeyn, ſondern Einheit überhaupt, allgemein umfaſſende Einheit.

Da ferner dieſe Einheit in allen Gegenſtänden nur auf eine mehr oder minder vollkommene Weiſe angetroffen wird, ſo muß diejenige Einheit, deren Idee in unſerm Bewußtſeyn allen ſinnlichen Wahrnehmungen äußerer Gegenſtände vorhergeht, eine ſchlechthin vollkommene ſeyn, und die mehr oder minder unvollkommene Einheit der äußern Gegenſtände muß aus der beſondern, individuellen Beſchaffenheit der beſchränkten Verhältniſſe dieſer erklärt werden.

Die urſprüngliche Einheit alſo, deren Idee uns angeboren iſt und allen ſinnlichen Eindrücken und Vorſtellungen vorhergeht, iſt — 1. eine allgemeine; 2. eine vollkommene Einheit; d. h. es iſt eine unendliche Einheit, denn eben weil ſie ſchlechthin allgemein und ſchlechthin vollkommen iſt, iſt ſie auch nothwendig unendlich. — 3. Findet ſich mithin in der geſammten Maſſe unſerer Vorſtellungen, was nicht von den äußern Gegenſtänden und ſinnlichen Eindrücken herzuleiten iſt, der Begriff der unendlichen Einheit und der unendlichen Fülle. Dieſe beiden, als weit über alle ſinnliche Vorſtellungen erhaben, als die Quelle, woraus alle andern einzelnen Begriffe hervorgehen und abgeleitet ſind, als das Ideal, zu dem die abgeleiteten Begriffe ſich nur wie höchſt unvollkommene Nachbildungen und als Annäherungsverſuche verhalten, werden deshalb von uns durch die eigenthümliche Benennung der Ideen unterſchieden.

Es gibt daher nach unſerer Anſicht zwei Ideen unter den menſchlichen Begriffen, die Idee der unendlichen Einheit, und die Idee der unendlichen Fülle.

Dieſe Behauptung iſt gar nicht im Widerſpruche mit der oben vorgetragenen, daß es nur eine Idee in dem menſchlichen Bewußtſeyn gebe: die Idee des Unendlichen; denn jene beiden Ideen, die wir nun aufgeſtellt haben, ſtehen in der unzertrennlichſten Beziehung auf einander, und ſind im Grunde nur eine und dieſelbe Idee in zwei verſchiedenen Richtungen und Geſtalten. Man könnte daher auch ſehr gut ſagen, es gibt in dem menſchlichen Geiſte nur die Eine Idee des Unendlichen, aber dieſes Unendliche iſt zweifacher Art; eine unendliche Einheit und eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit; man kann aber auch beides nun wirklich trennen und zwei verſchiedene Ideen annehmen, die aber in der innigſten Verbindung und Beziehung ſtehen. Wir haben nun noch zu erklären, wie denn jene beiden Ideen in den menſchlichen Geiſt hineinkommen, wie man ſich jenes angeboren ſeyn eigentlich zu denken habe. Ganz vollſtändig kann dieſe Erklärung hier freilich nicht gegeben werden, weil der Urſprung alles desjenigen im menſchlichen Bewußtſeyn, wodurch dieſes eigentlich ein menſchliches, höheres, der Gotteserkenntniß fähigeres Bewußtſeyn wird, nur allein aus der Fülle des unendlichen, göttlichen Weſens und Bewußtſeyns ſelbſt vollkommen herzuleiten iſt: ein Gegenſtand, der ganz in dem Gebiete der Theologie liegt, mit dem ſich alſo unſere Unterſuchung nicht gründlich beſchäftigen darf. — Doch wird ſich hier deutlich machen laſſen, was denn jene beiden Begriffe in dem menſchlichen Bewußtſeyn ſind, und wie ſie in ihm entſtehen, oder, da man ſie als vorhanden vorausſetzt, erwachen.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß der Begriff der unendlichen Einheit auf alle ſinnlichen Anſchauungen äußerer Gegenſtände ohne Ausnahme angewandt und von dieſen vorausgeſetzt wird, daß er alſo ſchon vor ihnen in unſerm Bewußtſeyn vorhanden ſeyn müſſe. Dieſer Begriff, deſſen Entſtehen aus der jetzigen Form unſeres Bewußtſeyns nicht herzuleiten iſt, kann daher nur aus einem frühern, von dem jetzigen ganz verſchiedenen Zuſtande dieſes Bewußtſeyns erklärbar ſeyn, und als eine zurückgebliebene Erinnerung von dieſem betrachtet werden.

Aus der Erinnerung eines ehemaligen Zuſtandes, wo unſer Ich mit dem göttlichen Bewußtſeyn der unendlichen Ichheit und Einheit ſelbſt noch Eins war, entſpringt dieſer Begriff der Einheit; es iſt das wiedererwachende Bewußtſeyn jener ur ſprünglichen Einheit ein Gedanke, den wir aus unſerm eigenen Bewußtſeyn in den Gegenſtand hinübertragen, und den unſere Einbildungskraft dann dort umfaßt; der aber in der Wirklichkeit weder in der ſinnlichen Anſchauung, noch in ihren Gegenſtänden enthalten ſeyn kann, da das eigentliche Weſen von dieſer ja in der Beſchränkung, mithin in der Endlichkeit beſteht. Es iſt alſo die unendliche Fülle, die wir oft in den Gegenſtänden der ſinnlichen Welt zu erblicken meinen, nur das Product unſerer eigenen Geiſteskraft und Thätigkeit, welches wir durch eine leicht zu erklärende Verwechſelung den Gegenſtänden ſelber leihen und dann in ihnen ſelber zu finden wähnen.

Wie kommt denn nun aber unſer Geiſt dazu, dieſen Gedanken der unendlichen Fülle in die Gegenſtände hineinzulegen, dieſe überall zu ſuchen und vorauszuſetzen? — Es läßt ſich dieſes nur erklären aus einem, dem menſchlichen Geiſte urſprünglich beiwohnenden, unvertilgbaren Streben nach dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit und Fülle. So zerfällt alſo das Weſen des menſchlichen Geiſtes in zwei Hauptthätigkeiten; die Erinnerung der unendlichen Einheit, und das Streben nach unendlicher Fülle. Die erſte iſt dem Menſchen aus ſeiner ehemaligen näheren Verbindung mit dem göttlichen Weſen ſelbſt übrig geblieben. Die letztere iſt ein aus der innern Natur der geiſtigen Thätigkeit ſelbſt ſich entwickelndes, urſprüngliches, nothwendiges Streben.

Dieſe beiden Beſtandtheile unſeres Bewußtſeyns ſind es eigentlich, welche den Menſchen zum Menſchen machen, ſie ſind die Quelle aller jener hohen Begriffe und Gedanken, die ihn über die Thierheit und die engen Schranken des blos ſinnlichen Lebens erheben; und was aus ihnen ausfließt in das menſchliche Denken, iſt gerade das, was man das göttliche nennen kann.

Von der logiſchen Vollkommenheit der Begriffe.

Nach der ſchon früher gegebenen Definition des Begriffs iſt es einleuchtend, daß die Begriffe einer mindern oder größern, immer höher ſteigenden Vervollkommnung fähig ſind; es fragt ſich nun, worin dieſe Vollkommenheit eigentlich beſtehe?

In der bisherigen Logik ſetzte man die Vollkommenheit der Begriffe vorzüglich in folgende drei Eigenſchaften, in die Klarheit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Allein es bedürfen dieſe Kennzeichen der Begriffe ſelbſt noch einer nähern Erörterung und Erklärung, um vollkommen befriedigend und fruchtbar zu ſeyn. Man muß die folgenden Erklärungen aber nur als vorläufige Worterklärungen oder Nominalerklärungen anſehen, denn das, wodurch ein Begriff die logiſche Vollkommenheit eigentlich erhält, kann erſt ſpäter erörtert werden.

Die Worterklärungen jener drei Beſtandtheile der logiſchen Vollkommenheit ſind folgende:

Beſtimmt kann ein Begriff genannt werden, wenn derſelbe in ſeinen äußern Gränzen von allen übrigen verwandten und angränzenden Begriffen hinlänglich geſchieden und abgeſondert iſt.

Klar nenne ich ihn, wenn der Punct der Einheit, worauf alle einzelnen Theile und Glieder des Begriffes zuſammenkommen, und worauf ſie ſich beziehen, vollkommen einleuchtend iſt.

Deutlich iſt ein Begriff, wenn auch die einzelnen Glieder und Beſtandtheile, die ein Begriff umfaßt, hinlänglich von einander unterſchieden ſind.

Die Beſtimmtheit bezieht ſich alſo auf die äußere Umgränzung des Begriffes; die Klarheit auf die innere Einheit; die Deutlichkeit auf die Anordnung und die gegenſeitige Unterordnung der einzelnen Glieder.

Die Lehre von der logiſchen Vollkommenheit der Begriffe iſt für die Logik ſelbſt von der äußerſten Wichtigkeit. Es werden hier weit häufigere und gröbere Fehler begangen, weit bedeutendere, gefährlichere Irrthümer veranlaßt und fortgepflanzt durch unbeſtimmte, dunkle, verworrene Begriffe, als durch falſche, fehlerhafte Schlüſſe. Die eigentlichen Fehlſchlüſſe ſind eher hier zu entdecken, aber wo einmal verworrene Begriffe herrſchend geworden ſind, da iſt der Irrthum oft tief verſteckt, eingewurzelt und äußerſt ſchwer auszurotten. Nicht in irrigen, verkehrten Schlüſſen, ſondern weit mehr in der logiſchen Unvollkommenheit der Begriffe liegt der Grund der hartnäckigſten, beharrlichſten Vorurtheile und Irrthümer in der gemeinen Denkart ſowohl, als in den Syſtemen der Philoſophen. Haben ſie ſich hier ſchon gleich in die erſten Grundſätze eingeſchlichen, ſo theilen ſie ſich auch allen übrigen aus dieſen entwickelten und abgeleiteten mit und pflanzen ſich durch die ganze Reihe der ſyſtematiſchen Folgerungen fort.

Die Lehre von der logiſchen Vollkommenheit der Begriffe iſt einerlei mit der Theorie der Definition. Die Definition iſt ein in Worten ausgedrückter und beſtimmter Begriff.

Die Theorie der Definition iſt die Lehre von den Regeln, nach welchen man bei der Beſtimmung und Erklärung eines Begriffes verfahren muß, oder auch die Lehre von dem Ideal, nach welchem jede Definition gebildet und dem ſie genähert werden ſoll. Denn da ſchon vorhin gezeigt worden, daß die Begriffe ins unendliche beſtimmbar ſind und ſich vervollkommnen laſſen, ſo folgt daraus, daß auch die Definition einer ſtäts fortſchreitenden, immer höher ſteigenden, aber nie einer vollendeten, abſoluten Vollkommenheit fähig ſey. — Die Definition wird in definitio nominalis und realis, Worterklärung und Sacherklärung eingetheilt; was dieſes heißen wolle, iſt an und für ſich deutlich genug.

Streng genommen ſind die Worterklärungen blos grammatiſche Definitionen, und die Erkenntniß, die man durch ſie erlangt, iſt eine bloße Sprachkenntniß. Für die Philoſophie, ja für alle theoretiſche Erkenntniß überhaupt ſind nur Realdefinitionen von Werth und Nutzen.

Für die Realdefinition pflegt man die Regel feſtzuſetzen, daß dieſe enthalten müſſe: 1. das genus; 2. die differentia specifica, oder den ſpecifiſchen Unterſchied eines Gegenſtandes; z. B. von einem Thier, einer Pflanze, einem Metalle gibt man zuerſt die Gattung an, und dann das eigenthümliche der beſonderen Art oder Species.

Das mangelhafte dieſer Annahme in philoſophiſcher Hinſicht wird ſich vollkommen deutlich machen laſſen. Nicht einmal zu erwähnen, daß es philoſophiſche Begriffe gibt, z. B. der Begriff der Gottheit, der Welt, der Natur, auf welche jene beiden Beſtandtheile der Realdefinition gar nicht anwendbar ſind, ſo iſt außerdem eine Definition, die beide enthält, zwar hinreichend, um den definirten Gegenſtand in praktiſcher Hinſicht von andern Gegenſtänden zu unterſcheiden, allein für die eigentliche Erkenntniß iſt dadurch gar nichts gewonnen; ein Beiſpiel wird die Sache klarer machen. Um zwiſchen Metallen zu unterſcheiden, mag es genügen, ein oder das andere äußere Merkmal zu kennen. Eine Münze von Silber werden wir von einer zinnernen oder bleiernen, oder eine falſche von einer guten unterſcheiden durch die Farbe, das Gewicht, den Klang. Für den blos praktiſchen Gebrauch des gemeinen Lebens, im Handel und Wandel, wo es blos darauf ankommt, höhere oder mindere, ächte oder unächte Münzſorten zu unterſcheiden, mag eine ſolche durch Beobachtung einzelner äußerer Merkmale erlangte Erkenntniß vollkommen hinreichen. Der Naturforſcher aber, der das eigentliche, wahre, innere Weſen der Metalle zu erforſchen ſtrebt, dürfte bei einer ſo oberflächlichen Auffaſſung äußerer Unterſcheidungszeichen gar nicht ſtehen bleiben. Ihm iſt eine chemiſche, phyſikaliſche Kenntniß der Metalle, ihrer Natur, ihres Verhältniſſes zu andern Körpern und Kräften ꝛc. durchaus unentbehrlich.

Für dieſes praktiſch gültige und anwendbare Unterſcheiden gilt jene gewöhnliche Regel der Definition, daß man zuerſt die Gattung eines Gegenſtandes kennen muß, und dann die unterſcheidenden Merkmale, oder den ſpecifiſchen Unterſchied, aber auch nur auf die gemein praktiſche Sphäre ſchränkt dieſe Regel ſich ein, für die philoſophiſche Unterſuchung müſſen wir uns nach einem höhern Ideale von Definition umſehen.

Worin beſteht aber nun dieſer Unterſchied der praktiſchen und philoſophiſchen Anſicht?

In dem praktiſchen Leben, wo es blos darauf ankommt, Dinge zu gewiſſen Zwecken und Abſichten zu gebrauchen und zu benutzen, wird es gar nicht erfordert, ſie ihrem innerſten Grund und Weſen nach vollkommen zu erkennen, ſondern es iſt hinlänglich nur diejenigen Eigenſchaften an ihnen zu unterſcheiden, die zu dieſem praktiſchen Gebrauche dienlich und zweckmäßig ſind, und wonach die Art und Weiſe dieſes Gebrauchs ſelbſt beſtimmt wird. Ganz anders verhält es ſich mit der philoſophiſchen Anſicht, bei der von Anwendbarkeit und Brauchbarkeit für gemeine praktiſche Abſichten und Zwecke durchaus nicht die Rede ſeyn kann, ſondern die einzig und allein darauf ausgeht, die Natur aller Dinge, ihr Entſtehen, ihre allmälige Entwicklung, ihre letzte und höchſte Beſtimmung, ſo wie ihren allgemeinen und nothwendigen Zuſammenhang, ihre mannigfaltigen Thätigkeiten und Kräfte, Formen und Geſetze den innerſten Gründen nach zu erkennen und zu begreifen.

Es erklärt ſich von ſelbſt, daß zu dieſer Erkenntniß ein bloß oberflächliches Auffaſſen und Unterſcheiden äußerer Merkmale und Eigenſchaften keineswegs zureiche, ſondern nur eine gründliche, erſchöpfende, tief und vollkommen den innern Gehalt der Gegenſtände durchdringende Erfahrung hier den beabſichtigten Zweck herbeiführen könne.

Welches iſt denn nun aber jenes Ideal von Definition, welches die philoſophiſche Unterſuchung fordert? Die allgemeine Regel, welche für jede philoſophiſche und theoretiſche Definition Gültigkeit hat, beſteht darin, daß jede Definition, die wiſſenſchaftlich ſeyn ſoll, genetiſch ſeyn muß; denn eine philoſophiſche Sacherklärung iſt nur dann befriedigend, wenn ſie mit der Auffaſſung der innerſten Natur eines Gegenſtandes die Ergründung ſeines erſten urſprünglichen Entſtehens natürlich zu verbinden ſucht.

Jede philoſophiſche Definition muß demnach genetiſch ſeyn, ſo wie jede wahrhaft genetiſche Definition philoſophiſch iſt. Wir machen beiläufig hier die Bemerkung, daß das, was man gewöhnlich in der Behandlung anderer nicht philoſophiſchen Materien *philoſophiſchen Geiſt* nennt, eigentlich nur in dieſer genetiſchen Erklärung beſtehe. Jeder wahrhaft philoſophiſche Kopf wird den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung, er ſey welcher er immer wolle, ſo hiſtoriſch wie möglich darzuſtellen ſuchen. So hoch ſein Forſchungsgeiſt nur immer ſich zu heben vermag, wird er bis zu der erſten Quelle durchzudringen ſtreben, um aus dieſer ſein urſprüngliches Entſtehen herzuleiten und zu erklären; dann wird er ihn durch alle Stufen der allmäligen Entwicklung, durch die mannigfaltig abwechſelnden Formen der Bildung hindurch bis zu dem Zuſtande verfolgen, worin er ihn in der Wirklichkeit findet, um ſo aus dem natürlichen Gange der Entwicklung das gegenwärtige Daſeyn eines Gegenſtandes, ſo wie die Form dieſes Daſeyns begreiflich zu machen. —

Iſt nicht von einem äußern Gegenſtande die Rede, ſondern von einer Meinung, einem Begriffe, ſo wird auch hier der philoſophiſche Geiſt damit beginnen, das erſte Entſtehen des Gedankens aus ſeinen einfachſten Grundelementen zu erklären, ihn in allen Modificationen und Formen, worin er nach und nach ſich entfaltete, aufzufaſſen und bis zu der Stufe von Ausbildung und Vollendung oder auch Verbildung und Entartung durchzuführen, worin er ſich in der Geſchichte darbietet.

Verſäumt man dieſe genetiſch hiſtoriſche Erklärungsart, ſo wird Unvollkommenheit, Verworrenheit, Dunkelheit, Mangel an Begründung und Zuſammenhang das ganze Syſtem der Darſtellung und Erklärung drücken, man möge noch ſo viel unterſcheiden, ſo ſcharfſinnig und conſequent raiſonniren.

Aus dem eben geſagten ergibt ſich natürlich, daß eine ſolche Behandlung der Gegenſtände für blos praktiſchen Gebrauch keineswegs erforderlich ſey; ja wollten wir, ehe wir die Gegenſtände gebrauchen, uns vorher in ſo hoch ſteigende, ſo weit ſich verbreitende, ſo künſtlich verwickelte, tiefſinnige Speculationen, oder ihre innerſten Gründe und ihr erſtes Entſtehen verlieren, ſo würden wir in manchen Fällen gar nicht zum Handeln kommen. Man muß daher den praktiſchen Geſichtspunkt und den philoſophiſchen ſorgfältig unterſcheiden.

Das zweite Erforderniß einer philoſophiſchen Definition iſt, daß ſie charakteriſtiſch ſey. Es iſt aber dieſes nicht ſowohl eine unnachläßliche Regel, ſondern es bezieht ſich vielmehr auf das Ideal der philoſophiſchen Definition, welchem ſich die beſondern Definitionen mehr oder minder annähern ſollen. — Daß die Definition genetiſch ſey, iſt ſchlechthin Regel und conditio sine qua non; daß ſie charakteriſtiſch ſey, darin beſteht ihre Vollkommenheit. Eine Definition, die nicht genetiſch iſt, iſt auch nicht philoſophiſch; die wahrhaft philoſophiſche Definition aber kann mehr oder minder charakteriſtiſch ſeyn, in ſehr verſchiedenen Graden, ohne daß ſie darum aufhörte philoſophiſch zu ſeyn.

Das Prädicat der Charakteriſtik iſt einer unbeſtimmten Steigerung fähig. Wir verſtehen darunter, daß man bei der Definition des Gegenſtandes ſich nicht damit begnügen ſolle, ein oder das andere unterſcheidende Merkmal aufzufaſſen, ſondern daß man alle Eigenthümlichkeiten und Individualitäten erforſchen und in dem Reſultate der Unterſuchung oder der Definition zuſammenfaſſen und bezeichnen ſoll, wenn nämlich unſer Zweck nicht irgend ein praktiſcher Gebrauch, ſondern eine philoſophiſche Erkenntniß iſt. Die Eigenthümlichkeiten eines Gegenſtandes aber ſind unbeſtimmbar und unzählig, weil alle Weſen unter ſich in Wechſelwirkung und Verbindung ſtehen, aus jedem neuen Verhältniſſe aber auch neue Eigenthümlichkeiten hervorgehen. So lehrt uns, um bei dem früher angeführten Beiſpiele ſtehen zu bleiben, jedes neue chemiſche und phyſikaliſche Verhältniß der Metalle auch neue charakteriſtiſche Unterſchiede an ihnen kennen, und ſo groß deren Anzahl auch immer ſey, ſo wird doch niemand behaupten, daß es nicht noch andere uns unbekannte geben könne.

Der eigentliche Grund nun der aufgeſtellten Regel, daß jede philoſophiſche Definition genetiſch und charakteriſtiſch ſeyn müſſe, wird erſt in folgendem deutlich bewieſen werden können.

Es iſt dies ein Punkt, von dem die richtige oder unrichtige Methode in der Philoſophie faſt allein abhängt. Eine in den alten Logiken gewöhnliche Claſſification der Prädicabilien bezieht ſich bloß auf das äußere Fachwerk der Definition, ohne über das innere Weſen derſelben den geringſten Aufſchluß zu geben. Doch iſt es wenigſtens hiſtoriſch nothwendig dieſe Claſſification zu kennen, die zum Theil ſchon aus dem vorhergehenden deutlich iſt.

Anmerk. **Praedicare** heißt einen Begriff auf einen Gegenſtand beziehen, ihn von dieſem ausſagen, praedicatum der auf den Gegenſtand bezogne und von dieſem ausgeſagte Begriff, praedicamenta die Allgemeinbegriffe, welche auf die Gegenſtände bezogen werden können, in abstracto betrachtet. Praedicabilia i. e. omnia quae praedicari possunt, heißen die Prädicate nach innerm Fachwerk und innerer Unterordnung der mindern oder größern Allgemeinheit und Weſentlichkeit betrachtet.

Gemäß dieſer Claſſification zählen die alten Logiker fünf praedicabilia: genus — species — differentia — proprium — accidens. — Die erſten drei beziehen ſich blos auf die Unterordnung der Merkmale und Prädicate nach ihrer mehrern oder mindern Allgemeinheit. Die beiden letztern beziehen ſich auf den Unterſchied der weſentlichen und zufälligen Prädicate, welche unterſcheiden zu können freilich ſchon Einſicht in das innere Weſen des Gegenſtandes vorausſetzt.

Von den theoretiſchen Vermögen des Menſchen, den einzelnen Zweigen und Theilen ſeiner Denkkraft nach ihrer Verſchiedenheit und ihrer gegenſeitigen Verbindung.

Wir haben in dem vorhergehenden die Erinnerung und die Einbildungskraft bezeichnet als die Vermögen vergangenwärtiger [illegible] zukünftiger Vorſtellungen, allein erſt jetzt, nachdem die Theorie der Begriffe abgehandelt worden iſt, kann das ganze Syſtem der zum Begreifen nöthigen Kräfte und Fähigkeiten dargeſtellt werden.

Das Vermögen der Begriffe überhaupt iſt der Verſtand. Da aber der Menſch in ſeinem Denken ein beſchränktes Weſen iſt, ſo hat er ſeine Begriffe nicht durch den reinen Verſtand allein, ſondern zur Bildung der Begriffe müſſen auch noch andere Vermögen mitwirken.

Zuerſt die Sinnlichkeit, d. h. das Vermögen Eindrücke von äußern Gegenſtänden zu empfangen. Dieſe ſinnliche Empfänglichkeit iſt nur auf die Gegenwart beſchränkt. Daß aber eine auf das Gegenwärtige beſchränkte Vorſtellung eine bloße Anſchauung und gar keine Erkenntniß gewähren, oder daß ſelbſt gar nicht zu einem Begriffe werden könne, iſt ſchon hinlänglich gezeigt worden. Damit der Menſch zu denken oder Begriffe zu erzeugen vermöge, ſind Erinnerung oder Gedächtniß und Einbildungskraft durchaus unentbehrlich; die erſte, um vergangene Vorſtellungen wieder zu erwecken und ins Bewußtſeyn zurückzurufen; die zweite, um die Zukunft zu anticipiren. Inſofern dieſe überhaupt über die engen Schranken der ſinnlichen Anſchauung und der gemeinen Wirklichkeit in das Ideal nach freien Geiſtesſchöpfungen ſich erhebt, wird ſie auch Dichtungsvermögen genannt.

Die Sinnlichkeit iſt unter dieſen Vermögen am meiſten beſchränkt, ſo wie die Einbildungskraft den weiteſten und freieſten Spielraum hat. Die Erinnerung ſteht in der Mitte von beiden, nicht ſo arm und beſchränkt, wie die ſinnliche Anſchauung, nicht ſo frei und ungebunden, wie die Einbildungskraft. Unter dieſen drei Vermögen, welche den Stoff alles Denkens und Erkennens herbeiführen, nimmt die Erinnerung als Mittelglied die Hauptſtelle ein. Dieſe Kraft iſt gleichſam die Quelle, aus der alle Gedanken hervorgehen, oder auch der Grund, worauf das Gebäude der Erkenntniß gegründet wird.

Außer jenen drei Vermögen, welche alle nur den Stoff der Begriffe liefern, müſſen aber auch noch andere da ſeyn, jenen gegebenen Stoff in Form zu bringen und die Begriffe anzuordnen.

Es iſt früher gezeigt worden, daß auch zu der gemächlichſten und beſchränkteſten Anſchauung das Vermögen einer willkürlichen Richtung unſerer Aufmerkſamkeit, mithin Freiheit gehört. — Dieſe willkürliche Richtung der Aufmerkſamkeit iſt alſo eine Verbindung des praktiſchen Vermögens mit dem theoretiſchen, die Anwendung des Willens auf die Denkkraft. — Und dieſe Anwendung des Willens auf die Denkkraft iſt es, was unter dem Namen Vernunft verſtanden werden muß. Man könnte die Vernunft definiren als praktiſchen Verſtand; ſo wie der Verſtand das Vermögen der Begriffe, ſo iſt die Vernunft das Vermögen der Geſetze, Zwecke.

Die Vernunft iſt dasjenige, was den Menſchen weſentlich unterſcheidet, — in dieſem Sinne heißt Vernunft die Möglichkeit eines freien Gebrauchs der Denkkraft. Jeder Menſch hat Vernunft, aber nicht jeder Menſch hat Verſtand, oder wenigſtens doch ein gleiches Maß deſſelben, denn der Verſtand iſt die ſpäte Frucht aller vereinten geiſtigen Kräfte des Menſchen, die nur durch eine angeſtrengte Uebung, eine ſtets fortſchreitende Entwicklung zur höchſten Ausbildung und Vollendung gedeihen kann.

Vernunft aber iſt die erſte Bedingung, ohne welche das ſinnliche Weſen ſich nicht aus der niedern Sphäre der Thierheit zur Würde des Menſchen erheben würde.

Als praktiſcher Verſtand iſt die Vernunft: der Verſtand angewandt auf die äußern Gegenſtände, oder auf die Sinnlichkeit, und iſt in dieſer Hinſicht dem eigentlichen Verſtande weit untergeordnet.

Wir wollen den höchſt wichtigen Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand durch einige Erläuterungen aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch etwas mehr ins Licht ſetzen. — Man redet z. B. wohl von einem göttlichen Verſtande, aber nie von einer göttlichen Vernunft, weil auch ſchon nach der Vorausſetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs Verſtand (intelligentia) das höhere, Vernunft (ratio) aber das niedere, das untergeordnete iſt.

Dieß ſtimmt mit der gegebenen Definition, Vernunft ſey der auf die äußern Gegenſtände und die Sinnlichkeit angewandte, praktiſch gewordene Verſtand, vollkommen überein. Daß man aber vorzüglich das praktiſche Erkenntnißvermögen unter Vernunft verſtehe, mag folgendes Beiſpiel aus dem gewöhnlichen Leben beweiſen. Man ſagt z. B.: Cajus hat ſehr viele Kenntniſſe, ſehr viel Verſtand, aber handelt unvernünftig, ein Zeichen, daß man bei dem Worte Vernunft vorzüglich auf die Anwendung des Denkens auf das Handeln und Thun des Menſchen Rückſicht nimmt. Ein anderes merkwürdiges Beiſpiel, welches die Annahme dieſes Unterſchiedes in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche beweiſet, iſt, daß man von Raſenden und Geiſteskranken nicht ſagt, ſie haben die Vernunft, ſondern ſie haben den Verſtand verloren.

Der Verſtand iſt das Vermögen der Begriffe, welches in ſehr verſchiedenen Graden von Vollkommenheit bei den Menſchen angetroffen wird, bei allen einer ſehr ſorgfältigen Pflege und Bildung bedarf und eben darum auch ſehr leicht zerrüttet und in Verwirrung gebracht werden kann, indem die Wirkungen heftiger Leidenſchaften, krankhafter körperlicher Zuſtände, eine ganz vernachläſſigte, ſchlechte, verkehrte Bildung hier die unheilbarſten Unordnungen verurſachen; darum man auch dieſen Zuſtand von Verſtandesabweſenheit, oder Unvermögen, *Verſtandesverwirrung* ſehr treffend nennt. Oder es werden einige Begriffe aus der Maſſe der übrigen dermaßen herrſchend, daß es von der Willkür des Menſchen nicht mehr abhängt, ſie zu ordnen und zu regieren, oder ſeine Aufmerkſamkeit freiwillig auf ſie zu lenken, daher man ſie denn auch in dem gemeinen Sprachgebrauche *fixe Ideen* zu benennen pflegt.

Zwar entbehrt der Raſende, Wahnſinnige auch der Vernunft, inſofern er unfähig iſt, nach Abſicht und Willkür vernünftig zu handeln, oder inſofern die Vernunft das Vermögen des auf Sinnlichkeit angewandten Denkens iſt und der allgemeinen Grundgeſetze dieſer Anwendung, oder das Vermögen der Schlüſſe. Inſofern hat der Raſende Vernunft, denn raiſonniren und zwar oftmals ſehr künſtlich und ſubtil raiſonniren, Schlüſſe an Schlüſſe reihen, das kann der ſeines Verſtandes beraubte zu Zeiten eben ſo gut, als der bei geſundem Verſtande iſt, nur daß er bei ſeinem Raiſonnement von falſchen Begriffen ausgeht, daß ſein Denken und Schließen, ſo ſyllogiſtiſch und ſcharfſinnig es auch in den einzelnen Theilen und Gliedern ſeyn mag, im ganzen doch ohne Anfang und Ende, ohne Plan und Zweck, Zuſammenhang und Ordnung iſt.

Nur bei den eigentlich Blödſinnigen, wenn bei dem äußerſten Grade des Uebels ihre geiſtige Kraft und Thätigkeit entweder völlig unentwickelt oder abgeſtumpft und gelähmt iſt, ſo daß ſie wirklich zur Thierheit herabſinken, könnte man ſagen, daß ſie auch nicht einmal Vernunft haben.

Wie wichtig eine genaue Unterſcheidung der geiſtigen Vermögen und Kräfte des Menſchen und ihres gegenſeitigen Werthes und Vorrangs ſey, kann aus folgendem erklärt werden.

Anmerk. Der Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft iſt ſo wichtig, daß z. B. der Gegenſatz der Kantiſchen und Leibnitziſchen Philoſophie auch mit darin beſteht, daß in der erſtern der Vernunft, in der andern dem Verſtande die erſte Stelle und der Vorrang eingeräumt wird.

Die drei den Stoff des Denkens herbeiſchaffenden Vermögen ſind die Sinnlichkeit, die Einbildungskraft und die Erinnerung. Je nachdem man bei dieſem Geſchäfte der Herbeiführung des Stoffes dem einen oder dem andern jener Vermögen den Vorrang oder den größten Antheil zuerkennt, entſteht eine andere Philoſophie; diejenige nämlich, welche den Stoff einzig von der Einbildungskraft hernehmen wollte, würde zur Schwärmerei führen; die ihn nur aus ſinnlichen Eindrücken und Wahrnehmungen herleitet, iſt jene verderbliche Denkart, die alles auf das Gebiet gemeiner Wirklichkeit beſchränkt und das höhere geiſtige gänzlich aus dem Bewußtſeyn vertilgt. Jene endlich, welche die Erinnerung als in der Mitte zwiſchen den beiden andern ſtehend, weder ſo beſchränkt wie die Sinnlichkeit, noch ſo frei und ungebunden, wie die Einbildungskraft, zum Grunde legen wollte, dieſe Philoſophie würde eine hiſtoriſche genannt werden können, und gewiß iſt es, daß nur eine ſolche hiſtoriſche Philoſophie für die Wiſſenſchaft wie für das Leben ſelbſt vollkommen lehrreich und fruchtbar ſeyn würde. Eine ſolche Philoſophie iſt aber noch nirgend ausgeführt und vollendet worden, indem auch die beſſern Philoſophen ihre Syſteme noch nicht genug von unnützen Subtilitäten, gehaltloſen Formeln und Abſtractionen gereinigt haben.

Noch ein Vermögen, das in dem bis jetzt aufgeſtellten Syſteme geiſtiger Kräfte nicht vorgekommen iſt, bleibt uns zu beſtimmen übrig, dies iſt die Urtheilskraft. Die Urtheilskraft iſt aber kein beſonderes, für ſich beſtehendes Vermögen, ſondern nur eine beſondere Aeußerungsart der Vernunft. Urtheilen heißt ſpecielle Gegenſtände unter allgemeine Begriffe ſubſumiren, oder allgemeine Begriffe auf die beſondern Gegenſtände beziehen und anwenden.

Iſt nun die Vernunft überhaupt das auf die äußern Gegenſtände angewandte Denken, ſo erhellt daraus, daß die Urtheilskraft nichts von der Vernunft verſchiedenes iſt, ſondern ein Theil und eine Aeußerung von ihr; das eigentliche Verhältniß, ſo wie die Einheit, die zwiſchen beiden ſtatt findet, kann erſt in der Lehre von den Schlüſſen ganz erörtert werden.

Zweites Hauptſtück.

Ontologie

oder die Lehre von den Grundſätzen.

Die Lehre von den Schlüſſen oder von der Verbindung und Verkettung der Begriffe iſt neben der Lehre von den Begriffen ſelbſt das wichtigſte Hauptſtück der Logik. — Denn man muß die Verbindung und Verkettung der Begriffe nicht als willkührlich anſehen, ſondern ſie beruht auf gewiſſen, ganz feſt beſtimmten Sätzen, die eben darum Grundſätze genannt werden.

Die Lehre von dieſen Grundſätzen wird der größern Deutlichkeit wegen von jener über die Schlüſſe abgeſondert und für ſich behandelt.

Sonach beſteht die Logik aus drei Haupttheilen, der Lehre von den Begriffen, den Grundſätzen, und den Schlüſſen. Daß die zweite der dritten vorhergehe, iſt darum nothwendig, weil die Schlüſſe ſich auf die Grundſätze ſtützen und von denſelben beherrſcht und beſtimmt werden.

Die Lehre von den allgemeinen Prinzipien alles Denkens oder den logiſchen Grundſätzen wird hier Ontologie genannt, d. h. Wiſſenſchaft von den Dingen, oder dem Daſeyn überhaupt, weil die allgemeinen Grundſätze des Denkens anwendbar ſind auf alles Daſeyn überhaupt, ohne Rückſicht auf eine beſondere Art oder Modification deſſelben.

Prüfung der logiſchen Grundſätze.

Ehe wir die allgemeinſten Regeln des Denkens aufſtellen, iſt es nothwendig diejenigen, welche gewöhnlich als logiſche Grundſätze angegeben werden, aufmerkſam zu prüfen.

Man nimmt gewöhnlich zwei logiſche Hauptgrundſätze an, den Satz des Widerſpruchs und den Satz des zureichenden Grundes. Beide fordern eine ſtrenge Kritik, und beſonders bedarf die Frage von ihrer Gültigkeit und Anwendbarkeit in der höhern Philoſophie der gründlichſten Unterſuchung. Der Grundſatz des Widerſpruchs iſt, daß ein Gegenſtand nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann, daß A nicht zugleich B und auch nicht B ſey. Da dieſer ein negativer Grundſatz iſt, ſo ſetzt er einen poſitiven voraus, aus welchem er nur abgeleitet wurde. Dieſer höhere logiſche poſtive Grundſatz, welcher auch von manchen Philoſophen als ein drittes Princip der Logik aufgeſtellt wird, iſt der Grundſatz der Identität oder der Einerleiheit, gemäß welchem jedes Ding ſich ſelbſt gleich, mit ſich ſelbſt ein und daſſelbe iſt: $a = a$. Es iſt einleuchtend, daß der Grundſatz des Widerſpruchs nur aus dieſem herfließt; a kann darum nicht zugleich b und auch nicht b ſeyn, weil ſonſt a nicht mehr = a, ſondern = nicht a ſeyn würde. Niemand wird ſich einfallen laſſen, die Richtigkeit und Gültigkeit des Grundſatzes der Identität und des Widerſpruchs in Zweifel zu ziehen; aber es iſt auch nicht abzuſehen, was dadurch für die Erkenntniß gewonnen werde. Der Satz: a iſt gleich a, iſt abſolut gewiß, aber er enthält nichts, was nicht ſchon in dem Begriffe a enthalten war. Ich weiß nur, daß a ſich ſelbſt gleich, d. h. a iſt, aber über die Natur deſſelben erhalte ich keine neue Aufſchlüſſe. Daher wird es immer ein verkehrtes, fruchtloſes Bemühen bleiben, dieſe Grundſätze mit Erfolg auf alles Denken überhaupt anzuwenden, indem ſie zwar abſolut gewiß und evident, aber auch vollkommen inhaltsleer, zum Gebrauche für die höhere Speculation durchaus untüchtig ſind; ſo gewiß und unbezweifelt es immer iſt, daß wir nicht zu gleicher Zeit einen Gegenſtand unter einem Begriffe denken und auch nicht denken können, ſo leidet doch die Anwendung jenes Grundſatzes auf äußere, von uns unabhängige Dinge noch große Schwierigkeit. So könnte z. B. der Philoſoph, wenn davon die Rede wäre, dieſe Grundſätze nicht blos auf unſere eigenen Gedanken, ſondern auch auf die Gegenſtände der äußern Welt anzuwenden, den Einwurf machen, daß es überhaupt kein eigentlich feſtes, beharrliches, ruhendes, abſolutes Seyn gäbe, ſondern daß alles in einer ſtäten Veränderung, ewigem Wechſel und Fluſſe ſich befinde; ſonach, würde jener ſagen, hat der Satz $a = a$ für die Philoſophie keine reelle Bedeutung; denn jener Gegenſtand, welcher a genannt wird, verändert ſich unaufhörlich; ſomit iſt a nach Verlauf eines unendlich kleinen Zeitraums, ſchneller, als man jenen Satz nur ausſprechen kann, nicht mehr daſſelbe a, ſondern ſchon etwas modificirt und verändert; freylich, muß man hinzufügen, iſt dieſe Veränderung ſo unmerklich, klein und unbedeutend, daß ſie auf das praktiſche gar keinen Einfluß hat, und hier der Zweck, den man mit dem Gegenſtande beabſichtigt, ſehr gut erreicht werden kann. Allein in theoretiſcher Hinſicht, wo es einzig darauf ankommt zu beſtimmen, was ein Gegenſtand iſt, müßte auf dieſe mögliche Veränderung die größte Rückſicht genommen werden. Daher denn auch hier die Anwendbarkeit jener Grundſätze ſehr in Anſpruch zu nehmen iſt. In wiefern aber jene behauptete Veränderlichkeit der Dinge gegründet iſt, oder nicht, dies kann erſt aus den ſpätern genauen Unterſuchungen hervorgehen. Gewiß aber haben jene Grundſätze praktiſche Gültigkeit, die auch der Skeptiker nicht beſtreitet.

Zugleich macht uns die vorgetragene Einwendung aufmerkſam auf die eigentliche Bedeutung jenes Grundſatzes, wenn er als ein theoretiſcher gebraucht wird; denn was bedeutet a in der Formel a = a? Wenn man in der Mathematik ſich ähnlicher Formeln bedient, ſo iſt die Bedeutung einleuchtend; a iſt dann jede beliebige bekannte Größe. Die philoſophiſche Formel iſt ſchwerer zu beſtimmen. Doch liegt die Auflöſung der Frage ſchon in dem erwähnten Einwurfe ſelbſt, es ſoll etwas ſeyn, was an und für ſich betrachtet wird, alſo etwas für ſich beſtehendes, eine *Subſtanz*. Der Satz a = a, theoretiſch verſtanden, bedeutet nicht blos eine Einerleiheit, ſondern eine ſich ſelbſt gleiche, unveränderliche, beharrliche Subſtanz, ein Begriff, der für die geſammte Philoſophie von der größten Wichtigkeit iſt; und dieſen Begriff eben greift jener Einwurf unmittelbar an: mit welchem Rechte, wird ſpäter ſich zeigen. Wir begnügen uns hier nur anzumerken, daß jene Zweifel gegen den Begriff einer beharrlichen Subſtanz, wenn ſie wirklich gegründet wären, und es in dem gegebenen Sinne gar kein a geben könne, die theoretiſche Gültigkeit der Grundſätze der Identität und des Widerſpruchs ganz aufheben würden.

Die praktiſche Anwendbarkeit kann, wie geſagt, der Skeptiker ſelbſt nicht in Zweifel ziehen, denn indem er ſie läugnen wollte, müßte er ſelbſt ſie befolgen. Daher gelten ſie auch ohne

Ausnahme für die untern Theile des logiſchen Geſchäfts, für daſjenige, was gleichſam der mechaniſche Theil des Denkens iſt; denn die Ausführung, die Mittheilung, die Darſtellung des Denkens iſt nur ein praktiſches Geſchäft und eine mechaniſche Sache; nur das Denken ſelbſt iſt etwas ungleich höheres, und jene Grundſätze dürfen ſchon darum nicht als die höchſten Denkgeſetze betrachtet werden, weil ſie zur mechaniſchen Ausführung der Gedanken mit erfordert werden, mithin eine ganz untergeordnete Stelle einnehmen. Zu der praktiſchen Gültigkeit des Grundſatzes vom Widerſpruche z. B. gehören die allgemein angenommenen Regeln: Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. — Man ſoll ſeinen eignen Grundſätzen treu ſeyn, — jederzeit beſtimmt wiſſen, was man will ꝛc. ꝛc. Durch die Befolgung dieſer und ähnlicher Regeln entſteht in dem Leben daſjenige, was man conſequent nennt, wodurch zwar unſer praktiſches Leben keine höhere moraliſche Vortrefflichkeit erhält, aber doch eine gewiſſe untergeordnete mechaniſche Vollkommenheit entſteht, und in unſere Handlungen gleichſam mathematiſche Richtigkeit kommt.

Der Grundſatz des *zureichenden Grundes* oder der Cauſalität, daß nämlich *nichts ohne Urſache* ſey, alles einen zureichenden Grund haben müſſe, hat auch eine vollkommene *praktiſche* Gültigkeit; wir ſollen nie ohne zureichenden Grund, d. h. immer vernünftig, verſtändig nach Abſicht und Zweck, mit Ueberlegung handeln. Die *theoretiſche* Anwendung dieſes Grundſatzes leidet aber gleichfalls große Einſchränkung; denn theoretiſch iſt er nur anwendbar auf die *einzelnen endlichen Dinge*; aber ganz ungültig, ſobald von dem *unendlichen Ganzen* die Rede iſt. Alles muß eine Urſache haben und einen Grund, nur daſjenige nicht, was ſelbſt *die Urſache und der Grund von allem übrigen* iſt. Der Grundſatz der Cauſalität führt uns auf eine Reihe und Verkettung von Urſachen und Wirkungen, wo eines immer aus dem andern entſpringt, begründet iſt und ſelbſt wieder den Grund eines folgenden in ſich enthält, wo wir auf dieſe Weiſe von einem Gliede zum andern immer weiter ſteigen. Dies kann aber nicht ins Unendliche fortgehn, wir müſſen endlich auf einen Punkt kommen, bei dem wir ſtille ſtehen, zu einer oberſten Urſache, die nicht wieder in einer andern begründet iſt, weil ſie ſonſt ja nicht das erſte, höchſte Prinzip ſeyn würde, ſondern die den Grund ihres Daſeyns in ſich ſelbſt hat und der Urſprung und die Quelle aller übrigen Dinge iſt; es wäre widerſinnig, nach der Urſache der Gottheit zu fragen, da die Gottheit die Urſache von allem iſt.

Somit ließe ſich dann der Grundſatz des zureichenden Grundes nicht auf dasjenige anwenden, was doch der Hauptgegenſtand der Philoſophie iſt, nämlich das unendliche, göttliche Weſen.

Nur in ſoweit die Philoſophie für das gemeine Leben Brauchbarkeit haben ſoll, muß man dieſem Grundſatze auch in der Philoſophie praktiſche Gültigkeit zugeſtehen; er nimmt dann aber in ihr nur eine untergeordnete Stelle ein und iſt durchaus nicht als einer der erſten ontologiſchen Grundſätze anzuſehen.

Wir wollen nun von der Verbindung, Verkettung und Verknüpfung der Begriffe handeln, worauf ſchon jene beiden kritiſch geprüften Grundſätze hindeuten.

Der Begriff von dem organiſchen Zuſammenhange aller Dinge iſt der allgemeine Grund- und Verbindungsbegriff, weil er uns lehrt, daß und wie alle Begriffe verknüpft werden ſollen. Nichts anders wird durch das Wort Grundſatz bedeutet, worunter man ſich nicht etwas von einem Begriffe verſchiedenes zu denken hat, ſondern es iſt der Grundſatz ſelbſt ein Begriff, aber ein durchaus allgemeiner und herrſchender Begriff, welcher den Grund für die Verbindung aller übrigen Begriffe enthält.

Da dieſer Grundſatz der Begriffsverbindungen nun ſelbſt ein Begriff ſeyn ſoll, ſo müſſen wir ihn herleiten aus jenen beiden höchſten Ideen oder Urbegriffen, aus welchen alle übrigen Begriffe abgeleitet und zuſammengeſetzt ſind: der Idee nämlich der unendlichen Einheit und der unendlichen Fülle. Verbinden wir dieſe beiden Begriffe, ſo entſteht der Begriff des organiſchen Zuſammenhangs. Denn organiſch heißt gerade dasjenige, worin Einheit und Fülle auf das innigſte verbunden ſind; was in ſich ſelbſt ganz und in ſeinen Theilen vollendet iſt, ein Ganzes, wo alle Glieder und Theile in ein Syſtem harmoniſch verſchmolzen, zu einem Zwecke wechſelſeitig zuſammen wirken, ſo daß jeder Theil für das Ganze nothwendig iſt, die einzelnen Theile und Glieder aber doch nur durch das Ganze beſtimmt und beherrſcht werden.

Anmerk. 1. Hier könnte der Einwurf gemacht werden, daß die organiſchen Weſen zwar allerdings die entgegengeſetzten Eigenſchaften der Einheit und Fülle in ſich verbinden, daß ſie aber doch endlich ſeyen, dahingegen in jenen Ideen von einer unendlichen Einheit und Fülle die Rede ſey; dieſer Punkt wird ſpäter erörtert werden.

Anmerk. 2. Es könnte ſcheinen, als ſey dieſer organiſche Zuſammenhang aller Dinge einerlei mit jener Verbindung und Verknüpfung, die auch der Satz des zureichenden Grundes und der Cauſalität fordert; allein es findet hier ein ſehr wichtiger Unterſchied ſtatt. Die Verknüpfung, welche das Geſetz der Cauſalität fordert und vorausſetzt, iſt eine bloß äußerliche, welche zwiſchen allen Gliedern in der ganzen Kette der Urſachen und Wirkungen ſtatt findet, wodurch jene zwar äußerlich zuſammenhängen, aber doch kein lebendiges Ganzes bilden. Dieſer Unterſchied zwiſchen der blos mechaniſchen Verknüpfung und jenem innern organiſchen Zuſammenhange, wovon hier die Rede iſt, iſt genau derſelbe, welcher ſtatt findet zwiſchen der künſtlichen Verbindung der verſchiedenen Theile eines mechaniſchen Werkzeugs oder Kunſtwerks und der lebendigen Einheit, wodurch die Glieder eines belebten Weſens und Körpers zu einem Ganzen vereinigt werden.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung kann man ausdrücken in den Axiomen: alles iſt in organiſchem Zuſammenhange, alles iſt organiſirt; nichts iſt in der unendlichen Weſenkette todt und mechaniſch, alles iſt von demſelben lebendigen Geiſte beſeelt und durchdrungen; überall offenbart ſich nur in höherm und niederm Grade die unendliche Kraft und Thätigkeit, die alles zu einem großen Syſteme verbindet und in dem Einzelnen, wie in dem Ganzen ſelbſt wirkſam iſt; nirgend iſt eine Lücke, ein Stillſtand, überall herrſcht der innigſte Zuſammenhang und eine ewig fortlaufende harmoniſche Wechſelwirkung und Einheit. So wie dies von den Dingen gilt, muß es auch von den Begriffen gefordert werden. Auch ſie ſollen in organiſchem Zuſammenhange ſtehen, ein organiſches Ganzes bilden, nicht blos ſcheinbar durch äußere mechaniſche Anordnung und Eintheilung zuſammengefügt und gereiht, ſondern durch wahrhaft lebendige innere Einheit verbunden ſeyn.

Hierdurch wird erſt der Sinn der gewöhnlichen Forderung deutlich, daß die Begriffe beſtimmt ſeyn ſollen. — Ein beſtimmter Begriff iſt ein organiſch gedachter, und die Beſtimmtheit der Begriffe iſt der organiſche Gliederbau derſelben, wo, weil der Begriff ein Ganzes umfaßt, die Beſtimmtheit und zum Theil auch die Klarheit von der wahrhaft vollendeten Umfaſſung und Eintheilung des Ganzen in ſeine Glieder, von der harmoniſchen Verbindung dieſer, nach ihrem innern natürlichen und nothwendigen Zuſammenhange, abhängt.

Iſt aber der Gegenſtand des Begriffes kein Ganzes, ſondern nur Theil eines Ganzen, ſo beſteht die logiſche Vollkommenheit in Rückſicht auf die Eigenſchaft, wovon hier die Rede iſt, darin, daß genau angegeben werde, von welchem Ganzen dieſer Gegenſtand ein Theil iſt. —

Die Lehre von den allgemeinen Grundbegriffen oder Grundſätzen aller Begriffsverbindungen und Verknüpfungen ſteht alſo in genauem Zuſammenhange mit der Lehre von der Eintheilung und Unterordnung, mit der Lehre von dem Gliederbau der Begriffe, und dieſe führt uns auf eine andere, welche in der ganzen Ontologie die wichtigſte iſt.

Lehre von den Kategorien.

Die Kategorien oder Prädicamente, die man zu deutſch Urbegriffe nennen könnte, ſind die allgemeinſten unter den allgemeinen Begriffen. Das Syſtem dieſer Kategorien iſt gleichſam das Fachwerk des menſchlichen Verſtandes und enthält die Rubriken, nach denen wir denken und unſere Gedanken ordnen. Hieraus erhellt der genaue Zuſammenhang dieſer Lehre mit der vorigen, von dem organiſchen Zuſammenhange, dem Gliederbau, der Eintheilung und Unterordnung der Begriffe.

Es iſt einleuchtend, daß man die Begriffe auch ſehr willkürlich anordnen und eintheilen könne, aber es wäre dann doch nicht alles willkürlich in dieſer Anordnung, ſondern es gäbe zugleich eine allgemeine unabänderliche Regel für die Eintheilung und Anordnung aller Begriffe, die auch hier befolgt werden müßte. Eine ſolche Grundregel enthält nun eben das Syſtem der Kategorien, welche in dieſer Hinſicht durchaus objective Begriffe ſind.

So willkürlich und verſchiedenartig die Begriffe im Einzelnen auch immer zuſammengeſetzt und angeordnet werden, ſo iſt das Vorhandenſeyn einer allgemeinen Grundregel für dieſe Zuſammenſetzung dennoch unläugbar, wenn dieſe gleich nicht immer deutlich gedacht und vollkommen beobachtet wird. Folgendes Gleichniß mag die Sache klarer machen. Wenn man das geſammte Wiſſen und die Erkenntniß als ein Product des menſchlichen Verſtandes mit einem regelmäßigen Gebäude vergleichen kann, ſo enthält das Syſtem der Kategorien den bloßen Grundriß zu dieſem Gebäude; dadurch wird denn auch der Werth der Kategorien richtig beſtimmt. Freilich iſt der Grundriß nicht das Gebäude ſelbſt, aber es iſt doch für die zweckmäßige Ausführung nicht gleichgültig, ob man nach einem guten, richtigen, oder nach einem ſchlechten, fehlerhaften Plane gebaut habe.

Man hat in Betrachtung der großen Aehnlichkeit, welche, wie das angeführte Gleichniß zeigt, hier ſtatt findet, die Lehre von den Kategorien auch wohl die Architektonik des menſchlichen Verſtandes genannt, d. h. die Wiſſenſchaft von dem Grundriſſe zu dem Gebäude des menſchlichen Wiſſens, welcher Grundriß eben das Fachwerk des Denkens iſt, das in dem Syſteme der Kategorien aufgeſtellt werden ſoll.

Bisher ſuchte man größtentheils dieſes Fachwerk des Denkens, oder das Syſtem der höchſten abſtracten Begriffe durch Vergleichung, Abſonderung und Schichtung der ganzen Maſſe menſchlicher Begriffe zu finden, ein Weg, der eben ſo weitläufig, als ſchwer und unſicher iſt. Hier ſoll im Gegentheile der Verſuch gemacht werden, die Kategorien abzuleiten aus jenen beiden Ideen, welche die Quellen aller menſchlichen Begriffe ſind, nach Anleitung des allgemeinen Grundſatzes vom organiſchen Zuſammenhang. Dieſe Ableitung wird zugleich weniger Schwierigkeiten unterworfen, weit deutlicher und beſtimmter ſeyn, wie die vorhin erwähnte Methode.

Der Wichtigkeit des Gegenſtandes wegen wollen wir unſerm Verſuche eine kleine hiſtoriſche Anſicht der Kategorientafel nach Ariſtoteles, den Scholaſtikern und nach Kant voranſchicken. Sowohl die ariſtoteliſchen als die kantiſchen Kategorien ſind ſo oft und mannigfaltig wiſſenſchaftlich angewandt worden, daß eine hiſtoriſche Kenntniß von ihnen für jede gründliche philoſophiſche Unterſuchung dringendes Bedürfniß wird, geſetzt auch, daß gegen ihre theoretiſche Gültigkeit ſich manches einwenden ließe.

Schon die Pythagoräer haben ein Syſtem der Kategorien aufzuſtellen geſucht. Da wir indeſſen von dieſem Verſuche uns nur eine höchſt mangelhafte, unzuverläſſige Kenntniß verſchaffen können, ſie auch überhaupt nicht von großem wiſſenſchaftlichem Einfluß geweſen ſind, ſo laſſen wir ſie beruhen und machen den Anfang mit den Kategorien oder Prädicamenten des Ariſtoteles, welcher folgende zehn aufſtellt:

substantia — quantitas — qualitas — relatio (Verhältniß) — actio et passio (Thun und Leiden) ubi — quando — (Raum und Zeit) situs et

Bayeriſche Staatsbibliothek

Dieſe zehn Kategorien enthalten zwar unſtreitig viele der weſentlichſten und wichtigſten Rubriken, nach welchen man einen Gegenſtand begreifen und kennen lernen kann, und jede Erkenntniß eines Gegenſtandes nach dieſen zehn Rubriken würde ſchon ſehr vollſtändig und befriedigend ſeyn.

Allein nicht zu erwähnen, daß in dieſer Kategorientafel ein oder der andere Begriff vorkommt, der völlig überflüſſig zu ſeyn ſcheint, weil er mit den andern derſelben Tafel zu nahe verwandt oder ganz identiſch iſt, wie z. B. die Kategorie situs, die Lage, gar nichts anders zu bedeuten ſcheint, als die Kategorie ubi: ſo iſt der weit größere Fehler ſogleich einleuchtend, daß dieſes Verzeichniß durchaus nicht ſyſtematiſch iſt. Die Kategorien werden da nur einzeln aufgezählt, weder wird ihr Zuſammenhang und gegenſeitiges Verhältniß deutlich gemacht, noch iſt man verſichert, daß dieſes Verhältniß durchaus vollſtändig iſt.

In dieſer Hinſicht iſt die kantiſche Tafel ungleich ſyſtematiſcher; ſie enthält zwölf Kategorien, die in vier Claſſen eingetheilt ſind, ſo daß eine jede Claſſe aus dreien Kategorien beſteht; ſie ſind folgende:

1. Claſſe. Kategorien der Quantität: Einheit, — Vielheit, — Allheit. —

2. Claſſe. Kategorien der Qualität: Poſition — Negation — Limitation (Bejahung — Verneinung — Begränzung) Poſition und Negation ſind wie das plus und minus der Mathematiker. Ueberhaupt iſt in dieſer kantiſchen Kategorientafel die dritte Kategorie allemal eine Verbindung der beiden erſten, oder ſoll es nach Kants Behauptung wenigſtens ſeyn, welches hier bei der Kategorie der Limitation wirklich eintrifft, denn Beſchränkung iſt zugleich Bejahung und Verneinung.

3. Claſſe. Kategorien der Relation, des Verhältniſſes der Gegenſtände zu einander: Cauſalität, Inhärenz und Wechſelwirkung; Cauſalität bezieht ſich auf das Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung. Inhärenz bezieht ſich auf den Zuſammenhang der einzelnen Eigenſchaften mit der Subſtanz, der dieſe beigelegt werden; Wechſelwirkung auf die Ge-

meinſchaft und gegenſeitige Einwirkung zweier thätigen Kräfte und Subſtanzen.

4. Claſſe. **Kategorien der Modalität.** Modalitas, ein ſcholaſtiſches Wort, iſt das Subſtantiv von dem Adjectiv modalis, welches ſelbſt von modus gebildet iſt. Dieſes Wort kann aber ziemlich willkürlich und eigenthümlich für das Verhältniß der vorgeſtellten Gegenſtände zu unſerer Ueberzeugung genommen werden. Kant verſteht alſo darunter das Verhältniß der Gegenſtände zu unſerer Vorſtellungsart von dieſen Gegenſtänden. Die Kategorien dieſer Claſſe ſind: Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit.

Wenn gleich dieſe kantiſche Kategorientafel bei weitem ſyſtematiſcher iſt, als jene des Ariſtoteles, ſo hat die Kritik doch ſehr bedeutende Einwürfe dagegen zu machen.

1. Die unter der Claſſe der Quantität aufgeſtellten Kategorien der Einheit, Vielheit und Allheit ſind eher Ideen als Kategorien zu nennen, ſie ſind als Ideen ſchon früher erklärt werden.

2. Die unter der Claſſe der Qualität aufgeſtellten betreffen eigentlich gar nicht die Qualität, ſondern gleichfalls die Quantität, weil ſie ſich ja gleichfalls auf die Schranken der Gegenſtände beziehen.

3. Die Kategorien der Relation enthalten nicht urſprünglich reine Begriffe, ſondern Begriffsverbindungen, ſind alſo vielmehr Grundſätze.

4. Jene der vierten Claſſe endlich betreffen gar nicht die Gegenſtände und unſere Begriffe von den Gegenſtänden, ſondern blos das Verhältniß dieſer Gegenſtände zum Daſeyn überhaupt, oder zu unſerer Erkenntniß und Ueberzeugung vom Daſeyn. Sie gehören demnach zu einer andern Lehre, die in der Folge erörtert werden ſoll.

5. Die drei in jeder Claſſe angegebenen Kategorien hängen zwar unter ſich ſehr gut zuſammen, allein der Zuſammenhang der vier Claſſen untereinander ſelbſt iſt gar nicht deutlich gezeigt und daher iſt dieſe Kategorientafel mehr dem Scheine nach als in der That ſyſtematiſch. —

Wir wollen nun unſererſeits verſuchen, ein Syſtem der allgemeinſten abſtracten Begriffe aufzuſtellen, welches für die wahre Realdefinition oder Charakteriſtik aller Gegenſtände brauchbar iſt und die nöthigen Rubriken dafür enthält.

Zuvor müſſen wir in Erinnerung bringen, was in der Lehre von den Begriffen über die Abſtraction iſt geſagt worden, daß nämlich die abſtracten Begriffe ſich dadurch vorzüglich von den univerſellen unterſcheiden, daß ſie Gegenſätze bilden, wie: Form und Stoff, Quantität und Qualität ꝛc. ꝛc. — Es hängt dies mit dem Weſen der Kategorien genau zuſammen; denn die Kategorien ſind ja abſtracte Begriffe, haben ſolche beſtimmte Gränzen und Gegenſätze, was dort zum Kennzeichen der abſtracten Begriffe gemacht wurde.

Bei der Ableitung der Kategorien gehen wir aus von dem aufgeſtellten Grundſatze der allgemeinen Harmonie und des organiſchen Zuſammenhangs aller Dinge.

Organiſcher Zuſammenhang und Einheit oder Organiſation kann nur ſtatt finden, wo Form und Stoff iſt. Alles, was organiſirt iſt, theilt ſich in Form und Stoff, und was Form und Stoff hat, iſt auch organiſch gebildet.

Form und Stoff ſind alſo die erſten Kategorien, die wir aufſtellen; zu dieſen geſellt ſich aber noch eine dritte, die weſentlich zu ihnen gehört.

Sehen wir nämlich auf die Form der Dinge und Gegenſtände, ſo iſt der Stoff dasjenige, was die Form beſchränkt, und wodurch die vollkommene Ausführung der Form oftmals gehindert wird. Wir bemerken, daß die Weſen gleicher Gattung in ihren Formen viel übereinſtimmendes haben, wiewohl jedes Individuum die allgemeine Form, nach der ſie alle ſtreben, auf eine eigenthümliche Weiſe ausdrückt.

Das gemeinſchaftliche Ziel, wonach die Weſen einer Gattung in ihrer Form ſtreben, iſt nicht mehr die ſichtbare und wirklich ausgeführte Form ſelbſt, ſondern etwas davon verſchiedenes, eine unſichtbare Grundform, das Vorbild und Urbild aller einzelnen ausgeführten Formen. Dieſer iſt der Begriff des Ideals, er iſt der dritte zu jenen zwei Begriffen von Form und Stoff. Dieſe drei machen alſo eine Claſſe: Ideal — Form — Stoff.

Anmerk. Die erſte Claſſe: Ideal, Form, Stoff kann die äſthetiſche genannt werden, nur muß das Wort nicht auf die ſchöne Kunſt allein beſchränkt, ſondern von dem ganzen Reiche der ſinnlichen Wahrnehmungen und Erſcheinungen verſtanden werden, wo dann freilich die ſchöne Kunſt mit einbegriffen iſt, als welche es mit ſinnlichen Erſcheinungen zu thun hat.

Form iſt der Mittelbegriff, weil durch die Form das Ideal im Stoffe dargeſtellt und der Stoff dem Ideale angenähert wird, wenn gleich nur unvollkommen. Aus dem Begriffe der Form laſſen ſich wieder mehr andere abſtracte Grundbegriffe oder Kategorien herleiten. Alle Form beruht auf einer Eintheilung des Ganzen und auf dem Zuſammenhange und Gliederbau der Theile: d.h. alle Form enthält eine Conſtruction.

Conſtruction iſt gerade jener Zuſammenhang oder organiſche Gliederbau des Ganzen und der einzelnen Theile.

Dieſer Begriff der Conſtruction ſetzt aber noch zwei andere Begriffe nothwendig voraus, nämlich daß in dem Ganzen Theile enthalten ſind, und dieſes iſt nicht möglich, ohne daß in dem Ganzen etwas entgegengeſetztes ſich finde, ein Unterſchied und Gegenſatz. Dieſer vollkommene Gegenſatz wird ausgedrückt in den Begriffen Poſitiv und Negativ. Es ſind dies Grundbegriffe der Arithmetik und Algebra.

Die zweite Klaſſe der Kategorien alſo, welche man die mathematiſche nennen könnte, enthält die drei Begriffe: Conſtruction, — das Poſitive — und das Negative, alle drei ſind hergeleitet aus dem Begriffe der Form.

Aus dem Begriffe des Stoffes in der erſten Klaſſe laſſen ſich nun gleichfalls mehrere andere herleiten. Der Stoff zerfällt und theilt ſich in Quantität und Qualität. Die innern Eigenſchaften und Kräfte eines Gegenſtandes liegen nicht in der Form deſſelben, ſondern in dem Stoffe. Da aber dieſe Kräfte ein beſtimmtes Maaß haben, ſo iſt der [illegible] der Quantität der nothwendige Begleiter des Begriffs der Qualität. Beide Begriffe ſind innigliċhſt verbunden, wie ſie denn auch in den verſchiedenſten Syſtemen immer zuſammengeſtellt werden, allein auch hier wird um das Ganze zu vollenden noch ein dritter Begriff erfordert. —

Man kann in jedem Weſen unterſcheiden die Eigenſchaften und Qualitäten, welche daſſelbe *wirklich beſitzt*, und die *ſtrebenden Kräfte*, welche dieſen Eigenſchaften zum Grunde liegen. Beides iſt noch weſentlich verſchieden; denn werden die ſtrebenden Kräfte eines Weſens *in ihrer Entwicklung* gehemmt und geſtört, ſo wird dies natürlich nicht in den Beſitz aller jener Eigenſchaften kommen, die es bei gehöriger Entwicklung hätte erlangen können. Die ſtrebende Kraft nun mit dem Nebenbegriffe, daß es noch unbeſtimmt gelaſſen wird, in wiefern ſie zu einer beſtimmten Entwicklung und Aeußerung gelangen und alle jene Eigenſchaften in der Wirklichkeit erzeugen wird, die der urſprünglichen Anlage nach in ihr gegründet ſind, heißt *Tendenz*, und dies iſt der dritte Begriff zu den beiden der Qualität und Quantität. Der mittlere Begriff iſt hier die Qualität, — das ganze innere Weſen und Streben eines Dinges heißt die Tendenz — die äußere Beſtimmung, Begränzung und Beſchränkung kommt hinzu durch die gegebene Quantität, und auf dieſen beiden Theilen beruht die Qualität. — Dieſe iſt das gemeinſchaftliche Reſultat des innern Strebens, der Tendenz, und der äußern Beſchränkung oder der Quantität. *Dieſe dritte Claſſe der Kategorien kann man die phyſiſche nennen.*

Die aufgeſtellten drei Claſſen der Kategorien enthalten alle weſentlichen Elemente und Rubriken zu einer reellen Definition oder Charakteriſtik, der Gegenſtand derſelben ſei nun welcher er wolle. — Es iſt vorzüglich Eine Kategorie jeder Claſſe, welche auf alle Gegenſtände ohne Unterſchied anwendbar iſt. — Dieſe drei auf jede reelle Definition anwendbaren Kategorien ſind: die *Conſtruction*, die *Form*, die *Tendenz*. — Von jedem Gegenſtande, den man unter dieſen drei Kategorien kennt, iſt man im Stande, eine Realdefinition oder

Charakteriſtik zu geben, ſo wie hingegen jede Definition, die in einem der angegebenen Theile mangelhaft iſt, keine reelle, vollſtändige Definition genannt werden kann.

Die Conſtruction enthält gleichſam den mathematiſchen Grundriß des Gegenſtandes, ſowohl des innern in Rückſicht des Verhältniſſes der Theile zum Ganzen, als auch des äußern, in Rückſicht des Verhältniſſes des Gegenſtandes zu dem großen Ganzen, wovon er etwa Theil iſt.

Die Tendenz betrifft das innere Weſen des Gegenſtandes. Das Wort Tendenz iſt abſichtlich gewählt worden, ſtatt des Wortes Weſen, weil in dem Worte Tendenz zugleich enthalten iſt der Begriff einer ſtrebenden Kraft, als worin das innere Weſen beſteht.

Die Form eines Gegenſtandes enthält auch alle Modificationen deſſelben, denn ſie iſt ja das Reſultat ſeiner ganzen innern Kraft und ſeiner äußern Verhältniſſe.

Bei dieſem Reſultate, daß vorzüglich dieſe drei Kategorien die Elemente und Bedingungen jeder reellen Definition enthalten, bleiben wir hier ſtehen; denn noch zu unterſuchen, warum die zwei übrigen Kategorien jeder Claſſe nicht ſo allgemein anwendbar ſind, ſondern nur für ihre Claſſe gelten, würde uns zu weit von unſerm Zwecke abführen. Auch kann hier nicht das ganze Syſtem aller abſtracten Begriffe aus dieſen Grundbegriffen abgeleitet werden, wir müſſen uns nur auf einige Anmerkungen über das Verhältniß der wichtigſten abſtracten Begriffe zu dieſem Syſteme der Kategorien einſchränken.

Erſte Anmerkung.

Die abſtracten Begriffe, Urſache und Wirkung ſind dieſelben, wie Leiden und Thun, activ et passiv, nur ruhend und ſubſtantiel gedacht, Leiden und Thun hingegen in Bewegung und Thätigkeit. Leiden und Thun aber iſt ein abſtracter Gegenſatz, der abgeleitet iſt aus den Kategorien Negativ und Poſitiv. Leiden und Thun iſt das theoretiſche Negative und Poſitive praktiſch, das Gute und Böſe.

Zweite Anmerkung.

Es gibt noch einige Hauptgegenſtände in dem menſchlichen Denken, die jedoch keineswegs in das Syſtem der Kategorien ſelbſt gehören; dergleichen ſind Raum und Zeit, welches nicht Kategorien, ſondern verſchiedene Formen des Unendlichen ſind. — Ferner Theorie und Praxis, ein höchſt wichtiger Gegenſatz, da ſich alles Thun und Streben des Menſchen in dieſe beiden Zweige theilen läßt. Sie gehören gleichfalls nicht in das Syſtem der Kategorien.

Einige andere abſtracte Gegenſätze und Begriffe, die wegen ihrer allgemeinen Anwendbarkeit eine Erwähnung verdienen, gehören nur zu den abgeleiteten. Die beiden Begriffe des Innern und Aeußern gehören mit unter die Kategorien von Form und Stoff, wiewohl man unter dem Innern nicht allemal den Stoff, ſondern auch die innere ſtrebende Kraft oder Tendenz verſteht.

Es ſind überhaupt unbeſtimmbar viele Combinationen und Modificationen dieſer einfachen Grundſätze möglich, welche einzeln aufzuzählen nicht wohl thunlich wäre; ſo z. B. die Begriffe des Ganzen und des Theiles ſind untergeordnet der Kategorie der Conſtruction und enthalten blos die Erörterung derſelben.

Wir haben drei Claſſen von Kategorien aufgeſtellt, eine mathematiſche, eine phyſiſche und eine äſthetiſche. — Nun iſt noch eine vierte Claſſe übrig, welche zwar keine neuen Elemente für die vollſtändige und reelle Definition enthält, aber für die Philoſophie höchſt wichtig, ja man könnte wohl ſagen, die wichtigſte iſt, ſo daß man ſie auch wohl die philoſophiſche Claſſe der Kategorien nennen dürfte.

Die Kategorien dieſer Claſſe ſind der Begriff des Ichs, der dieſem entgegengeſetzte Begriff der Subſtanz, oder des beharrlichen Dinges, und ſodann der zwiſchen dieſen beiden in der Mitte ſtehende Begriff des Objects.

Die philoſophiſche Claſſe iſt ihrer Wichtigkeit wegen gleichſam eine Claſſe für ſich, ihr Zuſammenhang aber mit den vorigen iſt folgender:

Zuerſt müſſen wir die ſchon früher gemachte Bemerkung wiederholen, daß der allgemeinſte und höchſte aller abſtracten Unterſchiede und Gegenſätze der zwiſchen dem Objecte und Subjecte, dem Ich und dem Dinge ſey. Auch findet ſich in den aufgeſtellten drei Claſſen durchaus nicht der Begriff der Subſtanz, der doch als einer der höchſten abſtracten Begriffe in der Logik überall vorausgeſetzt wird. Es läßt ſich aber doch der Zuſammenhang dieſes Begriffs mit den Kategorien der drei vorigen Claſſen leicht aufweiſen. — Die Qualitäten, die Formen, die wir wahrnehmen an den Gegenſtänden außer uns, müſſen doch irgendwo ein ruhendes Subſtrat haben, ſonſt würde uns alles verſchwinden, alles ſich in unſern Anſchauungen verwirren.

Jene ruhende Unterlage nun, die wir den veränderlichen Erſcheinungen zum Grunde legen, ohne jetzt noch unterſcheiden zu wollen, ob auch wirklich etwas beharrliches zum Grunde liegt, oder ob wir dieſes nur vorausſetzen und hinzudenken, iſt eben der Begriff des Dings, der Subſtanz, und dieſes iſt die urſprüngliche wahre Bedeutung des Begriffs.

Die Kategorien der erſten drei Claſſen betreffen alſo die reelle Definition des Objects oder der äußern Erſcheinungen. Zu dem Begriffe des Objects gehören aber nothwendig noch zwei hinzu; 1) der Begriff der ruhenden, beharrlichen Unterlage der veränderlichen Erſcheinungen; 2) der Begriff des Ichs, welches die Erſcheinungen auffaßt, anſchauet, denkt und begreift. Das Object wird ſo genannt in Rückſicht des anſchauenden, begreifenden Ichs, welches in dieſer Rückſicht Subject heißt. Bezieht man aber das Object auf den Begriff der Realität, ſo iſt daſſelbe nur ein Phänomen, eine Erſcheinung: τὸ φαινόμενον. — Das Erſcheinende iſt entgegengeſetzt dem Seyn: ὄν. — In Beziehung auf den Begriff der Subſtanz ſind alle Beziehungen des Objects nur accidentia und praedicata. Alle Beſtimmungen des Objects können wechſeln, aber jener unſichtbare Grund, der die beharrliche Unterlage der wechſelnden Erſcheinungen ausmacht, bleibt ſtäts derſelbe, und alle Beſtimmungen des Objects werden auf dieſe beharrliche Subſtanz bezogen.

Daraus folgt nun aber gar nicht, daß dieſe Subſtanz *etwas reelles* ſey, ſondern es folgt daraus nur, daß es *ein Geſetz des menſchlichen Bewußtſeyns* gebe: gar keine Erſcheinungen, ohne die Vorausſetzung einer ſolchen Subſtanz oder beharrlichen Unterlage, eines ſolchen Dinges an ſich wahrnehmen und denken zu können.

So viel bleibt denn doch immer klar, daß die Subſtanz nur von uns ſelbſt vorausgeſetzt wird, indem wir ſie nie wahrnehmen noch begreifen können. Was wir wahrnehmen, ſind immer nur Erſcheinungen, Eigenſchaften, Aeußerungen der Subſtanz, nicht aber ſie ſelbſt.

Sie bleibt alſo eine Hypotheſe, eine Fiction, wovon wenigſtens zweifelhaft iſt, ob ſie Realität und wiſſenſchaftliche Gültigkeit habe; wahrgenommen kann ſie einmal unmittelbar nicht werden; ob aber vielleicht auf einem andern Wege, durch den reinen Verſtand oder die reine Vernunft, ſich von ihr Erkenntniß und Gewißheit erhalten laſſe, ſoll ſich in der Folge zeigen.

Die drei philoſophiſchen Kategorien beziehen ſich auf die Realität, oder das Verhältniß dieſer Kategorien zur Realität: ſie ſind ſo wichtig, daß auf dieſem Puncte die Grundverſchiedenheit der entgegengeſetzteſten philoſophiſchen Syſteme beruht.

Zwar kann darüber kein Streit ſtatt finden, daß das Object nur eine Erſcheinung ſey und keine vollkommene wahre Realität, wie denn alle gründliche Philoſophen darin übereinſtimmen, daß in den Erſcheinungen wahres und falſches, Realität und leerer Schein gemiſcht ſeyen. —

Schwieriger aber iſt das Verhältniß der Subſtanz und des Ichs oder des Geiſtes zur Realität zu beſtimmen. Ueber dieſen Punkt weichen die Meinungen der Meiſten von einander ab. Hier erheben ſich die größten Widerſprüche, offenbart ſich die entſchiedenſte Differenz, die es auf dem Gebiete der Philoſophie gibt.

Diejenige Philoſophie, welche einzig und allein der Subſtanz alle Realität beilegt, wird eben deswegen Realismus ausſchließend benannt, weil ſie nur die Subſtanz, als das Eine wahre Reelle, das ens realissimum anerkennt, außer dieſem aber nichts beſtehen läßt, daher denn dieſes für Religion und Moralität ſo gefährliche Syſtem auch Pantheismus heißt, weil nach ſeiner Lehre das ens realissimum Eins und Alles, Natur und Gottheit zugleich iſt, und nirgend ein Unterſchied ſtatt findet. — Auch Spinozismus nennt man dieſe Anſicht nach Spinoza, der ſie vor allen andern am ſcharfſinnigſten durchgeführt und mit wahrhaft wiſſenſchaftlicher Conſequenz und Strenge begründet und vollendet hat. Sie hat in der neuern Zeit viele und bedeutende Anhänger gefunden.

Diejenige Philoſophie, welche den Begriff der Subſtanz, des Dings, des beharrlichen, unveränderlichen Seyns durchaus verwirft und nichts für Real anerkennt, als die lebendige, ewig beharrliche geiſtige Kraft und Thätigkeit, die Ichheit, wird Idealismus genannt, das einzige philoſophiſche Syſtem, das mit der Religion und Moralität in die vollkommenſte Uebereinſtimmung gebracht werden kann.

Ungeachtet der Streit zwiſchen dieſen beiden Anſichten, der wahrhaft moraliſchen und religiöſen, und jener die Religion und Moral gleich ſehr anfeindenden und zerſtörenden, der einzige Inhalt aller höhern philoſophiſchen Unterſuchung ſeyn muß, ſo halten wir es doch unſerm Zwecke gemäß, ſchon hier auf den Kampf dieſer zwei entgegengeſetzten Prinzipien aufmerkſam zu machen; die Unhaltbarkeit und Nichtigkeit des Begriffes der Subſtanz und mithin auch des auf ihn begründeten Realismus wird in der Folge der Unterſuchung genauer erörtert werden.

Schlußanmerkung.

Man hat in der alten Logik bei den Scholaſtikern und ſelbſt bei den Griechen, namentlich den Stoikern, oft und mannichfaltig geſtritten, welchen Begriff man im Grade der Abſtraction den höhern und höchſten nennen ſolle, ob entweder der Begriff des Dings, oder des Etwas, ob ens oder quid das summum genus ſey. Ens iſt die Subſtanz, quid iſt die Erſcheinung. 1) Beide Begriffe gehören alſo zuſammen und unter die nämliche Anordnung. Der Begriff des Etwas iſt in ſoweit der höchſte unter den drei philoſophiſchen Kategorien, als er der mittlere iſt. Inſofern aber dieſer Begriff derjenige iſt, welcher die vollkommenſte Realität hat, nimmt er die erſte höchſte Stelle ein, keineswegs der Nichtbegriff des ens, der beharrlichen Subſtanz, des Dinges.

Von dem Verhältniſſe des Unendlichen zum Endlichen.

Die geſammten Kategorien ſind hergeleitet worden aus dem aufgeſtellten Grundſatze des organiſchen Zuſammenhangs aller Dinge. Dieſer Begriff des organiſchen Zuſammenhangs war ſelbſt aber wieder abgeleitet worden aus den beiden Ideen des Unendlichen: der Fülle und der Einheit, den Urquellen aller menſchlichen Begriffe.

Es ſind aber die Kategorien der drei erſten Claſſen alleſammt nichts anders, als die Fächer für alle möglichen Beſtimmungen des Objects oder der Erſcheinung. Das Object hingegen, die Erſcheinung, das Ding im gemeinen Sprachgebrauche, iſt aber ja doch beſchränkt und endlich; wie kann man ſich denn nun denken, daß die aus dem Unendlichen abgeleiteten Kategorien darauf anwendbar ſind?

Anmerk. Im ſtrengen, philoſophiſchen Sprachgebrauche wird die Subſtanz nur im Ding oder ens beſtimmt.

Das Unendliche und das Endliche ſcheint durch eine ungeheure Kluft getrennt und geſchieden, woher käme denn da irgend ein Zuſammenhang, eine Verbindung, ein Uebergang von dem einen zum andern? Dieſes iſt die große Frage, das ſchwierigſte Problem nicht nur der Ontologie, ſondern der geſammten Philoſophie. Die Streitigkeiten und Widerſprüche der bedeutendſten philoſophiſchen Syſteme drehen ſich hauptſächlich um dieſen Punkt herum, das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen zu beſtimmen, ein vermittelndes Princip zwiſchen dieſen ſo ganz verſchiedenen und getrennten Welten aufzufinden.

So weit umfaſſend und verwickelt dieſe Streitfrage auch immer ſeyn mag, ſo ſehr ſie der ſorgfältigſten Unterſuchung und Prüfung bedarf, und daher erſt in dem ganzen Syſteme der höhern Philoſophie vollkommen klar gemacht werden kann, ſo ſoll ſie doch eben ihrer großen Wichtigkeit wegen ſchon in den Anfangsgründen nicht mit Stillſchweigen übergangen, ſondern vielmehr der Verſuch gemacht werden, eine befriedigende Auflöſung des Problems zu geben. Die mannigfaltigen Streitpunkte aber, die aus ihm ſich entwickeln, die vielen merkwürdigen Unterſuchungen, die mit ihm in Verbindung ſtehen, dürfen in unſere jetzige Unterſuchung nicht hineingezogen werden, ſondern bleiben dem eigenen weiter fortgeſetzten philoſophiſchen Studium überlaſſen. Wir gehen nun zur Beantwortung der Streitfrage ſelbſt über.

Zwiſchen einem unendlichen und endlichen Seyn iſt gar keine Verbindung möglich, noch auch ein Uebergang von dem einen zum andern, eine Verwandlung des einen in das andere denkbar. Dieſe Unmöglichkeit einer Gemeinſchaft zwiſchen dem endlichen und unendlichen Seyn hat grade die uralte Streitigkeit in dem Gebiete der Philoſophie und die Widerſprüche ſo entgegengeſetzter Syſteme veranlaßt.

Verbinden und vereinigen läßt ſich beides nicht. — Der Philoſophie alſo, die nur das Prinzip eines beharrlichen unveränderlichen Seyns anerkennt, bleibt nichts übrig, als ſich für das eine oder das andere zu erklären, dann aber das entgegengeſetzte ganz zu verwerfen.

Dadurch entſtehen zwei große Partheien in der philoſophiſchen Welt.

1. Die Empiriker, welche das endliche Seyn als das zuverläſſigſte und gewiſſeſte allein für real anerkennen, das unendliche Seyn hingegen gänzlich läugnen, oder doch als durch

als zweifelhaft an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen und behaupten, daß das unendliche Seyn, wenn es auch vorhanden wäre, von dem Menſchen, der blos auf das endliche beſchränkt ſey, doch durchaus nicht erkannt werden könne; dieſen ſtehen entgegen:

2. Die Intellectualphiloſophen, welche nur in dem unendlichen Seyn die einzig wahre vollkommene Realität finden, alle endlichen und einzelnen Dinge hingegen für nichts anders anſehen, als für vorübergehenden, wechſelnden, leeren Schein, der ſtreng genommen durchaus nichtig ſey; daher ſie denn auch behaupten, daß die Sinnenerkenntniß und Erfahrung durchaus keine Wahrheit enthalte, dieſe ſei einzig und allein in dem Inhalte aller Realität, dem unendlichen Seyn, zu ſuchen und könne nur von dem reinen Verſtande aufgefaßt werden.

Auf dem Standpunkte des Seyns der Subſtanz kann dieſer Streit gar nicht ausgeglichen und entſchieden werden, beide Anſichten haben hier wegen der gänzlichen Unauflösbarkeit des Problems völlig gleiche Rechte. Auch iſt die Gültigkeit von beiden gleich zweideutig und beſchränkt, denn wenn der Empirismus für das praktiſche Leben brauchbarer ſcheint, als das entgegenſtehende Syſtem, welches alle Erfahrung als höchſt trügeriſch, inhaltsleer und nichtig verwirft, ſo iſt er ſelbſt hingegen mit der Moral und Religion durchaus unverträglich und unvereinbar, indem er das Grundprinzip, worauf dieſe einzig und allein beruhen, die Idee des Unendlichen, leugnet und umſtößt.

Von dieſer Seite hat die intellectuelle Philoſophie einen unbeſtreitbaren Vorzug, welche den Menſchen aus der niedern Sphäre der Endlichkeit zu den höchſten unendlichen Weſen erheben will. Nur inſofern ſie auf jenen verkehrten Begriff der Subſtanz ſich gründet, iſt ſie mit mancherlei Irrthümern verbunden, und führt bei conſequenten Denkern nothwendig zum Pantheismus. Wir kommen aber jetzt auf die eigentlich entſcheidende Frage, ob denn der Begriff der Subſtanz hier mit Recht gebraucht werde, oder ob dieſer Begriff, der nun freilich allen Erſcheinungen zum Grunde liege, nicht bloſs eine ſubjective Eigenheit unſerer beſondern Geiſtesform ſey.

Daß wir ihn nicht von außen her empfangen, indem wir die innere Subſtanz der Dinge nicht unmittelbar zu ergreifen und aufzufaſſen vermögen, ſondern immer nur einzelne Erſcheinungen und Aeußerungen von ihr, iſt ſchon früher bemerkt worden.

Auf welchem Wege ſollen wir denn nun das ſchwierige Problem des Verhältniſſes des Unendlichen zum Endlichen zu löſen im Stande ſeyn?

Man mache den Verſuch und entferne aus dem Gegenſatze des Endlichen und Unendlichen den Begriff des ewigen, unveränderlichen, beharrlichen Seyn, und ſetze an deſſen Stelle den entgegengeſetzten Begriff des ewigen Lebens und Werdens, ſo fällt alle Schwierigkeit weg, und es zeigt ſich, daß nicht nur eine Verbindung zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen möglich, ſondern daß beide eigentlich eins und daſſelbe und nur dem Grade und dem Maaße nach verſchieden ſeyen.

Ein werdendes Unendliche iſt, inſofern es noch nicht ſeine höchſte Vollendung erreicht hat, zugleich doch auch endlich, ſo wie das werdende Endliche, inſoweit in ihm eine ewig bewegliche, wechſelnde, ſich verändernde, verwandelnde Thätigkeit wirkſam und lebendig iſt, trotz ſeiner äußern Beſchränkung doch eine unendliche, innere Fülle und Mannigfaltigkeit enthält. —

Wir haben damit gar nichts wunderbares und unbegreifliches behauptet, ſondern nur das Reſultat der Erfahrung ſelbſt, das bei der Betrachtung der innern und äußern Eigenſchaften eines organiſchen Weſens ſich aufdrängt, in einer höhern philoſophiſchen Bedeutung aufgefaßt. Denn das wird doch leicht ein Jeder eingeſtehen müſſen, daß kein Naturforſcher die große innere Mannigfaltigkeit, auch der kleinſten Pflanzen, auch des kleinſten Thierchens, vollkommen darzuſtellen vermöge. Wir gehen mit unſrer Annahme nun weiter und behaupten, daß alles in dem unendlichen Weltall organiſirt und belebt ſey, überall die eine unendliche Kraft und Thätigkeit ſich offenbare, daß auch das äußerlich beſchränkte Weſen von demſelben Prinzip des Lebens durchdrungen werde, und nur in einem mindern oder höherm Grade, mehr oder weniger verhüllt, eine unendliche Mannigfaltigkeit und Fülle in ſich faſſe.

Nur auf dieſem Wege kann durch Entfernung des Begriffes der Subſtanz und die Annahme einer unendlichen Thätigkeit, eines immer höher ſteigenden, immer mannigfaltiger und reicher ſich entwickelnden, ewigen Fortſchreitens und Werdens der abſolute Gegenſatz zwiſchen Endlichem und Unendlichem gehoben und der Streit geſchlichtet werden. Die wahre Philoſophie kann nirgends eine beharrliche Subſtanz, ein ruhendes, unveränderliches, ſtatuiren, ſie findet die höchſte Realität nur in einem ewigen Werden, einer ewig lebendig beweglichen Thätigkeit, die unter ſtets wechſelnden Formen und Geſtalten eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit aus ſich erzeugt.

Die wahre Bedeutung dieſer Behauptung läßt ſich noch auf eine andere Weiſe klar und deutlich machen.

Kant hat ſich viele Mühe gegeben, das ſubjective in unſern Vorſtellungen, nämlich dasjenige, was nicht von den Gegenſtänden ſelbſt, ſondern von der Eigenthümlichkeit unſerer Geiſtesformen herrührt, aufzufinden und abzuſondern. Als ſolche blos aus der urſprünglichen Einrichtung unſeres Vorſtellungsvermögens entſpringende ſubjective Formen ſah er nun den Raum und die Zeit, den Begriff der Einheit und den Begriff des Unendlichen an. Ein höchſt ſeltſames und der Natur des Menſchen widerſprechendes Syſtem, welches im Falle, daß es wirklich und wahrhaft erwieſen und gegründet wäre, nicht nur die höhere Erkenntniß des Unendlichen, ſondern auch alle Gewißheit und Erkenntniß überhaupt aufheben würde: wie denn auch in der That Kant's theoretiſche Philoſophie ganz ſkeptiſch iſt, und er nur in der praktiſchen wieder zur Gewißheit und Ueberzeugung zurückführt.

Grade nun wie Kant Zeit und Raum, Einheit und Unendlichkeit als blos ſubjective, nur dem menſchlichen Vorſtellungsvermögen eigenthümliche Anſchauungsformen und Begriffe mit Unrecht anſieht, ſo wird hier behauptet, der Begriff der Subſtanz oder des beharrlichen Dings ſei das ſubjective, blos aus unſerer individuellen Vorſtellungs- und Denkform herrührende;

dieſer Begriff aber ſey ein nicht allein dem Menſchen eigenthümlicher, und aus der irdiſchen Beſchränkung natürlich entſpringender, ſondern allen an Körper gefeſſelten Geiſtern einwohnender, unvermeidlicher Wahnbegriff. Unvermeidlich, nothwendig und allgemein iſt dieſer Begriff, wenn er wirklich abhängt von unſrer beſondern Lage in der Welt, von der Verbindung des geiſtigen Wahnes in uns mit einem Körper, daher er denn auch in dem Syſtem unſeres Vorſtellungsvermögens ſo tief eingewurzelt, ſo allgemein verbreitet und vorherrſchend iſt, und unter den mannigfaltigſten Formen und Geſtalten immer wieder zurückkehrt. Ein Wahnbegriff iſt er aber dennoch ohngeachtet ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die unter ſolchen Umſtänden nichts entſcheiden können für ſeine Gültigkeit. Er iſt demnach ein höchſt irriger und falſcher Begriff, eben weil er nur aus der eigenthümlichen Unvollkommenheit und Beſchränktheit unſerer irdiſchen Natur herrührt, und auf einer Täuſchung beruht, und einzig auf dem niedern Standpunkte, den wir in der Welt einnehmen, möglich iſt, und hier auch einem nothwendigen Bedürfniſſe entſpricht.

Wenn nun gleich der Begriff der (beharrlichen) Subſtanz für die theoretiſche Anſicht und Erkenntniß gar keine Wahrheit und Realität enthält, ſo kann ihm eine vollkommene praktiſche Gültigkeit und Brauchbarkeit für den Standpunkt des wirklichen Lebens nicht abgeſprochen werden. Dieſe iſt ſchon dadurch hinlänglich begründet, daß es ein ganz allgemeines und nothwendiges Vorurtheil iſt, welches aus der beſondern Form, die unſere geiſtige Thätigkeit in ihrer Verbindung mit dem Körper erhält, ſich natürlich entwickelt; welches aber in der Philoſophie die gefährlichſten Irrthümer veranlaſſen kann, weil es der objectiven Erkenntniß immer eine ſubjective Zuthat beimiſcht.

Der eigentliche Urſprung aber und die für uns ſubjectiv geltende Nothwendigkeit des Begriffs der Subſtanz könnte nur dadurch vollkommen deutlich und begreiflich gemacht werden, daß man zeigte, wie der freie unendliche Geiſt, in irdiſche Beſchränkung gefallen, durch körperliches, materielles Seyn überall umfangen und gefeſſelt werden ſey, eine Unterſuchung, welche allein der höhern Philoſophie aufbewahrt bleibt, die das Entſtehen aller Dinge aus ihrer erſten Urquelle aufzuzeigen hat. Wir begnügen uns blos mit dem aus den vorhergehenden Bemerkungen ſattſam einleuchtenden Reſultate, daß der Begriff der Subſtanz, des Dings, des beharrlichen, unveränderlichen Seyns theoretiſch ganz verworfen werden muß, und nur für das praktiſche Leben vollkommene Gültigkeit behaupte.

Anmerk. Man könnte hier vielleicht mit Grund einwenden, wie denn dem theoretiſch durchaus Falſchen praktiſche Gültigkeit zugeſprochen werden könne? Dieſer Einwurf iſt hier nicht befriedigend zu löſen, denn eine Entwicklung des ganzen Verhältniſſes zwiſchen Theorie und Praxis, ſo wie die eigenthümliche Verſchiedenheit dieſer beiden Arten von Anſicht, kann nur in dem Gebiete der höhern Philoſophie gefunden werden. Einige vorläufige Beantwortung dieſer Frage mag indeſſen durch folgendes Gleichniß gegeben werden. Wir ſagen im gemeinen Leben: die Sonne geht auf und unter, wir ſetzen voraus, die Sonne gehe um die Erde herum, und viele von den Geſchäften, die ſich nach dem Laufe der Sonne richten, wie z. B. der Ackerbau, leiden gar nicht unter dieſer falſchen Vorausſetzung, wie denn überhaupt zur Erreichung praktiſcher Anſichten und Zwecke ein allgemeiner oder allgemein geltender Anſchein oft eben ſo gut hinreicht, als die Wahrheit ſelbſt. —

Noch eine allgemeine Anmerkung finden wir hier am Schluſſe dieſer Unterſuchung nicht an unrechter Stelle. Der Begriff der Subſtanz, des beharrlichen Dings hängt genau zuſammen mit dem logiſchen und metaphyſiſchen Grundſatze des Widerſpruchs. Der Grundſatz des Widerſpruchs iſt nur der negative Ausdruck von dem Satze der Identität oder Einerleiheit, d. h. des beharrlichen Daſeyns; dieſes iſt ja aber gerade der Begriff der Subſtanz, wie wir ihn aufgeſtellt haben; daher gilt denn auch, wie wir dies ſchon früher auf eine andere Weiſe gezeigt haben, von dem Satze des Widerſpruchs daſſelbe, was von dem Begriffe der Subſtanz iſt behauptet worden, nämlich eine vollkommene theoretiſche Unbrauchbarkeit und eine blos praktiſche Gültigkeit. Dieſe erſtreckt ſich dann über das ganze Gebiet des praktiſchen Lebens und Wiſſens, zu dem in dem weiteſten Umfange auch die Mathematik gehört.

In dem letzten Kapitel dieſes zweiten Hauptſtücks wollen wir uns nun mit der Anwendung der aufgeſtellten Lehre von dem Verhältniſſe des Endlichen zu dem Unendlichen beſchäftigen.

Von den genetiſchen Geſetzen.

Genetiſch werden dieſe Geſetze darum genannt, weil es ja überhaupt nichts als ein unendliches Werden gibt, nirgend ein todtes, beharrliches Daſeyn, ſondern überall eine freie, lebendig wirkende Kraft und Thätigkeit angenommen werden muß. Aus der Betrachtung über das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen war ja dieſes Reſultat hervorgegangen, daß es überhaupt gar nichts ſchlechthin Unthätiges und Beharrliches gebe und geben könne, ſondern daß alles thätig, lebendig und in Bewegung und ſtetem Werden ſey und wirke.

Die genetiſchen Geſetze enthalten die Reſultate der aufgeſtellten Grundbegriffe und Grundſätze für die Ontologie oder die Lehre von dem Daſeyn überhaupt, weswegen auch dieſes Hauptſtück der Ontologie mit dieſer Lehre beſchloſſen wird. Allein an die Stelle des Daſeyns im ſtrengern Verſtande, d. h. an die Stelle des beharrlichen, ruhenden, unveränderlichen Seyns tritt hier der Begriff der Freiheit und der Thätigkeit und des ewigen Werdens. Daher heißen auch die Grundſätze, wovon hier die Rede iſt, nicht ontologiſche, ſondern genetiſche. Die Behauptung, daß alle allgemeinen Geſetze des Daſeyns keine ontologiſche, ſondern genetiſche ſeyen, ſteht in Verbindung mit der früher vorgetragenen Behauptung, daß alle Erkenntniß der Form nach genetiſch ſeyn müſſe, und daher auch nur durch die eigentlich genetiſchen Definitionen eine wirklich und wahrhaft philoſophiſche Erklärung und Einſicht gewonnen werden könne. Genetiſche Definitionen ſind nämlich ſolche, die nicht blos ſagen, was ein Ding ſey, ſondern die auch ſein erſtes Entſtehen, ſeine allmählige Entwicklung erklären, und alſo das Werden des Gegenſtandes und ſeine Thätigkeit in allen ihren Formen und Geſtalten darſtellen.

Es verſteht ſich übrigens, daß hier nur die allerallgemeinſten Geſetze des Daſeyns aufgeſtellt werden, weil nur dieſe in die Ontologie gehören, nicht aber die phyſikaliſchen Naturgeſetze, die viel zu ſpeciell ſind. Man kann es übrigens als ein Kennzeichen der wahren ontologiſchen oder allgemeinen Daſeynsgeſetze anſehen, daß dieſelben eben ſowohl auf den Geiſt und das Bewußtſeyn anwendbar ſeyn müſſen, wie auf die materielle körperliche Natur. Ein Geſetz, welches blos phyſikaliſch wäre, würde ungeachtet der größten Allgemeinheit in ſeiner Sphäre eben ſo wenig ein ontologiſches genannt zu werden verdienen, als ein andres Geſetz, das etwa blos pſychologiſch für den Geiſt und das Bewußtſeyn geltend wäre, nicht aber für Körper und Materie auf jenen Namen Anſpruch machen könnte.

Auf dieſe allgemeinen ontologiſchen Daſeynsgeſetze werden wir alſo unſere Unterſuchung einſchränken und ſelbſt unter ihnen nur die wichtigſten auswählen, um nicht durch eine allzuweit geführte Entwicklung die Aufmerkſamkeit zu ſehr von dem Hauptpunkte zu entfernen, und uns am Ende ganz in einzelne zu verlieren. — Von allem iſt hier wohl zu bemerken, daß unſerer Anſicht gemäß die totale Verſchiedenheit zwiſchen Endlichem und Unendlichem, die für den gemeinen Verſtand ſtatt findet, ganz wegfällt, daß beide nicht weſentlich, ſondern blos dem Grade nach verſchieden ſind. Das Endliche und Unendliche verhalten ſich zu einander, wie der Theil und das Ganze, aber nicht etwa, wie der Theil und das Ganze in einem blos äußerlich verbundenen, mechaniſch zuſammengeſetzten Dinge, ſondern wie in einem lebendigen organiſchen Weſen, wo jeder Theil wieder ein kleines Ganze für ſich iſt.

Die Geſetze des Werdens überhaupt gehen hervor aus der Unmöglichkeit einer abſoluten Ruhe und Beharrlichkeit, und der Nothwendigkeit einer ewigen Bewegung und Thätigkeit. Das erſte allgemeine Daſeynsgeſetz nun betrifft das *Ganze*, auch dasjenige Weſen, was in und für ſich ſelber beſteht und vollendet iſt. Iſt dieſes Weſen nun eine lebendige Thätigkeit und Kraft, die nicht ruhig und unthätig in ſich verharren kann, ſondern ihrer Natur gemäß ſich ſtets bewegen und verändern muß, ſo wird gemäß dem allgemeinen Geſetze des Werdens eine ſolche Thätigkeit und Kraft von ihrem erſten Keime und Anfange an ſich entwickeln, ausdehnen, verändern, wechſeln und ſteigen, ſo lange dies nur immer geſchehen kann. Iſt aber endlich die Möglichkeit des Wachſens und Steigens erſchöpft, hat die Kraft der Entwicklung und Ausdehnung einen äußerſten Grad erreicht, über den ſie nicht hinaus zu gehen vermag, ſo bleibt alsdann nichts mehr übrig, als daß ein ſolches Weſen, inſofern es in ſich geſchloſſen und vollendet iſt, und nicht in ein anderes übergehen kann, in ſeinen eigenen Anfang und Urſprung zurückkehre. Nun muß man aber nicht glauben, daß der Zuſtand nach dieſer Rückkehr gleich ſey dem des erſten Anfangs und Urſprungs, weil ja doch unmöglich anzunehmen iſt, daß die Thätigkeit und Kraft während der ganzen Entwicklung nicht beträchtlich verändert und modificirt werden ſey, vielmehr aus offenbar einleuchtenden und nothwendigen Gründen zugegeben werden muß, daß ſie durch die verſchiedenen Formen der Entwicklung und Bildung, die ſie durchlief, äußerſt vermehrt und bereichert zurückkehre, und das organiſche Weſen, wenn es nun noch einmal von dem nämlichen Punkte ausgeht, bei dieſem zweiten Anfange in einem weit gebildetern, reichern, mannigfaltigern Zuſtande unter einer von der erſten urſprünglichen gar ſehr verſchiedenen Form und Geſtalt erſcheinen müſſe.

Dieſes ontologiſche Geſetz des Werdens, welches ſich bezieht auf die Thätigkeit und Entwicklung der Weſen, inſofern dieſe ein für ſich beſtehendes Ganze ausmachen, kann *das*

Geſetz des ewigen Kreislaufes genannt werden. Es gilt für den himmliſchen Körper eben ſo gut, wie für den kleinſten organiſirten Atom; für die einzelnen Gedanken der einzelnen Geiſter, wie für die Entwicklung ganzer Nationen, Geſchlechter und Zeitalter.

Nur bemerke man hier wohl, daß das Geſetz des ewigen Kreislaufes durchaus nicht ſo zu faſſen iſt, als wenn die Weſen am Ende ihrer Entwicklung nur gerade wieder auf den nämlichen Punkt zurückkommen, von dem ſie ausgingen, welches dann ein ewiges Stillſtehen aller Bildung zur Folge hätte, indem dieſe nun über einen gewiſſen Grad der Bildung nicht heraufſteigen kann, und nur immer wieder in den erſten urſprünglichen Zuſtand wieder zurückfalle. Es iſt im Gegentheile bemerkt worden, daß in der vorhergegangenen Entwicklung die Kraft und Thätigkeit beträchtlich gewachſen und geſtiegen ſey, ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe verändert und modificirt, vermehrt und bereichert habe, mit neuen Kräften und Thätigkeiten ausgerüſtet jetzt alſo unter andern Formen und Geſtalten ihren Kreislauf zum zweitenmale beginnen, in dieſem dann aber auch einen weit höhern Grad von Bildung und Erreichung nothwendig erreichen müſſe. — Somit wäre dann mit dieſem Kreislaufe eine ewig fortſchreitende, immer höher ſteigende Bildung und Vollendung natürlich verbunden.

Das zweite allgemeine Daſeynsgeſetz bezieht ſich auf diejenigen Weſen, welche ſelbſt kein für ſich beſtehendes Ganzes, ſondern nur Theile eines Ganzen ſind. Die Theilung und Trennung der Weſen ſetzt immer einen Gegenſatz voraus, dem Theilweſen ſteht immer ein anderes entgegengeſetztes gegenüber. Hier bringt nun die Unmöglichkeit einer abſoluten Ruhe und die Nothwendigkeit der Bewegung ein andres ontologiſches Geſetz, als das zuerſt angegebene, hervor. —

Auch die den Theilweſen inwohnende Thätigkeit wird nicht ruhig in ſich verharren, ſondern ſich zu äußern und zu entwickeln ſtreben, ſie wird ſich bewegen, verändern, wachſen und ſteigen, ſo weit es die innere Kraft und die äußere Beſchränkung nur immer geſtatten. Hat ſie nun innerhalb der gegebenen Schranken ihr äuſſerſtes erreicht, kann aber bei dieſer nicht ſtille ſtehen, ſondern wird durch das ihr inwohnende Princip zu ewiger Bewegung fortgeriſſen, ſo wird hier jenes Geſetz der Rückkehr in den Anfang nicht eintreffen, weil es nur für jene Weſen gilt, die ein für ſich beſtehendes, in ſich vollendetes Ganze ſind. Die Theilweſen aber, inſofern ihnen als Stücken und Theilen eines größern Ganzen kein für ſich ſelbſt beſtehendes, in ſich beſchloſſenes, vollſtändiges Daſeyn zugeſchrieben werden kann, haben ſie auch keinen Anfang und Urſprung für ſich allein, ſondern der erſte Grund und Keim ihres Entſtehens muß gleichfalls in jenem Ganzen geſucht werden, in dem ſie als Theile und Glieder enthalten ſind. —

Was wird denn nun hier die Thätigkeit beginnen, die in ihrer Entwicklung den äuſſerſten Grad erreicht hat, und nun weder ruhig beharren, noch in ſich ſelbſt und ihren Anfang zurückkehren kann?

Hat die Thätigkeit eines Theilweſens ihre äuſſerſte Gränze erreicht, und findet ſie innerhalb ihrer eigenen Schranken keinen Spielraum mehr für ihre weitere Entwicklung, ſo bleibt ihr nichts anders übrig, als in das Gegentheil überzuſpringen. Daher ſehen wir auch oftmals bei einer einſeitigen Richtung eine Kraft oder Thätigkeit ein äuſſerſtes erreichen, und dann plötzlich auf die entgegengeſetzte Seite, wie vom Leben zum Tode (oder umgekehrt) übergehen, und nun der entgegengeſetzten Richtung folgen.

Dieſes zweite Geſetz wirkt eben ſo allgemein wie das erſte, nur daß durch dieſes mehr die ſtille, allmälige, harmoniſch fortſchreitende Entwicklung und Bildung der Natur und des Geiſtes begründet wird; in dem zweiten hingegen die Quelle jener großen Revolutionen zu ſuchen iſt, die mit überraſchender, allerſchütternder Gewalt dem Entwicklungsgange der phyſiſchen und moraliſchen Welt einen plötzlichen Umſchwung geben, die urſprüngliche Geſtalt der Dinge von Grund aus umkehren und verwandeln, und ganz neue Formen und Zeiten herbeiführen. — Begebenheiten dieſer Art zeigt uns die tägliche Erfahrung ſowohl als die Geſchichte im Kleinen wie im großen; im Reiche der

Natur ſowohl wie im Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt, in politiſchen und religiöſen Verfaſſungen, im menſchlichen Körper, wie im geiſtigen Bewußtſeyn. Kurz dieſes Daſeynsgeſetz gilt für die innere und äußere Welt, überall wo einzelne Thätigkeiten oder einſeitige Richtungen ſich offenbaren. —

Im menſchlichen Körper ſind Krankheiten und ihre ſchnellen Uebergänge und Veränderungen hieher zu rechnen.

Die allgemeinen Daſeynsgeſetze, ſo wie überhaupt alle Grundbegriffe und Grundſätze des Denkens ſind hergeleitet werden aus den beiden Ideen der unendlichen Einheit und der unendlichen Fülle, als Urquellen aller Weſen, Erſcheinungen und Begriffe, als höchſter allgemeiner Normen, ſo wie des letzten Endzieles alles Strebens, Denkens und Thuns.

Auf dieſe nun beziehen ſich beſonders noch zwei genetiſche Geſetze, die gleichfalls allgemeinſte Gültigkeit für die Körper ſowohl als für die Geiſterwelt haben — das Geſetz nämlich der Anziehung des Gleichartigen, und das Geſetz der Verknüpfung des Ungleichartigen. Den Urſprung dieſer Geſetze aus jenen beiden Ideen wollen wir näher erörtern.

Man denke ſich, daß ein in der Ausdehnung unendliches, mit ſich ſelbſt durchaus einiges gleichartiges Weſen, welches durch innern Zwieſpalt oder äußere Störung aber in ſich ſelbſt entzweit, getrennt und getheilt worden ſey, ſo werden die abgeſonderten Theile dieſes zerſpaltenen Ganzen, vermöge des nothwendigen Zurückſtrebens aller Dinge zu der urſprünglichen Einheit, ſich wieder zu verbinden, zu vereinigen, den Zwieſpalt und die Trennung aufzuheben ſuchen; aus dieſem Streben nun entwickelt ſich das Grundgeſetz der Anziehung des Gleichartigen. — Es iſt dieſes, obgleich ein allgemeines, dennoch ein abgeleitetes Daſeynsgeſetz, weil darin vorausgeſetzt wird eine vorhergegangene Trennung und Störung des gleichartigen Weſens. Wäre dieſes immer in ſich einig und verbunden geblieben, ſo würde keine Anziehung und Wiedervereinigung nöthig ſeyn.

Auch iſt es ſchon ein mehr zuſammengeſetztes Geſetz, indem die Anziehung des Gleichartigen mit der Abſtoßung [illegible]

Ungleichartigen nothwendig verbunden, oder ein und daſſelbe iſt, nur in poſitiver oder negativer Hinſicht betrachtet.

Man glaube aber ja nicht, daß hier blos von der phyſiſchen Attractions- und Repulſionskraft die Rede ſey; freilich iſt auch dieſe unter jenen genetiſchen Geſetzen mit einbegriffen und daraus hergeleitet, aber das Geſetz ſelbſt iſt viel allgemeiner, pſychologiſch eben ſo gültig wie phyſikaliſch.

Das vierte genetiſche Geſetz endlich bezieht ſich auf die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit, als die zweite Quelle aller Dinge, Erſcheinungen und Begriffe.

So wie den getheilten und getrennten Weſen des groſſen Weltganzen nothwendig zukommt das Streben, in ihre urſprüngliche Einheit wieder zurückzukehren, ſo muß auf gleiche Weiſe ihnen beigelegt werden ein Streben, ſich zur höchſten Mannigfaltigkeit und Fülle zu entwickeln.

Aus dieſem Streben geht hervor das Geſetz der Verknüpfung des Ungleichartigen.

Wie das dritte Geſetz in der phyſikaliſchen Welt vorzüglich die Elemente und die elementariſche Thätigkeit betrifft, ſo geht das Geſetz der Verknüpfung des Ungleichartigen auf die organiſche Bildung in der Körperwelt. Ein Weſen iſt um ſo mannigfaltiger, je umfaſſender es iſt, je mehr verſchiedene ungleichartige Theile es in ſich aufnehmen und vereinigen kann.

Das Streben nach Fülle und Mannigfaltigkeit iſt alſo identiſch mit dem Streben, jede mit dem Grundcharakter eines Weſens nur immer vereinbare, höchſt mögliche Summe von Verſchiedenheit ſich anzueignen. Freilich darf dieſe Ungleichartigkeit, die ein Weſen in ſich aufzunehmen ſtrebt, nicht abſolut ſeyn, weil in dieſem Falle ja keine Vereinigung möglich wäre, ſondern es muß eine Ungleichartigkeit in der Gleichartigkeit ſelbſt ſeyn, ungleiche Species in demſelben Genus; ſo wie in der Natur die Geſchlechter ſich entgegengeſetzt ſind, und ſich doch zu verbinden ſuchen, aber nur in derſelben Gattung. Dieſes Ungleichartige im Gleichartigen könnte man das Verwandte nennen und ſonach müßte das Geſetz heißen: das Geſetz der Verknüpfung des Verwandten oder Ungleichartigen.

Ferner heißt es in dieſem Geſetze nicht Anziehung, ſondern Verknüpfung. Denn wenn es in dem Weltall nichts als Anziehung gäbe, ſo würde ſich alles in Eins ſich auflöſen und zuſammenfließen und alle Mannigfaltigkeit wegfallen.

So wie alſo die Ungleichartigkeit, von der in dieſem Geſetze die Rede iſt, nicht blos eine einfache, ſchlechthin ungleiche Ungleichartigkeit ſeyn ſoll, ſondern eine ungleichartige im Gleichartigen, ſo ſoll auch die Vereinigung zwiſchen dieſen verwandten Weſen nicht eine einfache, unbedingte Verbindung und Verſchmelzung, ſondern eine bedingte ſeyn; d. h. eine bloße Verknüpfung, wo die beiden ſich verbundenen Weſen nicht abſolut in Eins zuſammenfließen, ſondern auch in der engſten Verbindung noch abgeſondert exiſtiren.

Auf dieſer Verknüpfung des ungleichartigen Verwandten ruht in der Körperwelt: Leben — Erhaltung — Fortpflanzung — Wachsthum — und Bildung aller organiſchen Weſen.

Allgemeine Schlußanmerkung zum erſten und zweiten Hauptſtücke.

Man unterſcheidet gewöhnlich die Vorſtellungen in Anſchauungen, Begriffe und Ideen. Davon iſt zwar ſchon im erſten Hauptſtücke gehandelt worden, allein erſt jetzt nach der aufgeſtellten Lehre von den Kategorien läßt ſich ein vollſtändiges Reſultat über dieſe ganze Eintheilung feſtſetzen.—

Das Verhältniß der Anſchauung zu den Begriffen iſt dadurch erklärt worden, daß man zu beweiſen ſuchte, wie alle Vorſtellungen zu Begriffen erhoben und ausgebildet werden können, daß alſo Anſchauungen von Begriffen nicht weſentlich verſchieden, ſondern nur unreife, unentwickelte, ungebildete Begriffe ſind.

Das Verhältniß aber der Begriffe und Ideen kann erſt jetzt fortgeſetzt werden. Es findet hier faſt eben daſſelbe ſtatt, wie in dem Verhältniß der Anſchauungen zu den Begriffen. Alle Begriffe müſſen abgeleitet ſeyn aus den Ideen, und auch auf dieſe ſich wieder zurückführen laſſen; ſo wie alſo alle Anſchauungen zu Begriffen gebildet werden ſollen, ſo ſollen auch alle Begriffe aus den Ideen hergeleitet und zu dieſen zurückgeführt und erhoben werden.

Es iſt ſchon gezeigt worden, wie ſelbſt die abſtracten Begriffe aus den Ideen herkommen. Nun kann man freilich dieſe abſtracten Begriffe denken, ohne eben dieſe Herleitung aus den Ideen mitzudenken, und ſo ſind dann freilich im menſchlichen Denken Begriffe möglich, die nicht Ideen ſind. Allein denkt man ſich die Begriffe in vollſtändigem Zuſammenhange, ſo zeigt ſich ihre Herleitung aus den Ideen und ſie ſelbſt erſcheinen nur als abgeleitete Ideen. Nach dieſer gründlich umfaſſenden vollſtändigen Anſicht werden alſo die Begriffe in Ideen verwandelt, oder ſollen doch darin umgeſchaffen werden. —

Sind nun auf dieſe Weiſe alle Begriffe des Menſchen in Ideen umgebildet, ſo iſt die Menge der Ideen unbeſtimmbar. Dieſes ſtreitet aber keineswegs mit der frühern Annahme, daß es nur zwei Ideen gebe; denn dieſe beiden bleiben denn doch die Urquellen aller Begriffe, alle werden aus ihnen hergeleitet und eben durch dieſe Herleitung und Beziehung erſt zu Ideen erhoben. —

Drittes Hauptſtück.

Syllogiſtik.

Nachdem im erſten und zweiten Hauptſtücke das Weſen der Begriffe und Vorſtellungen überhaupt erörtert und auch diejenigen allgemeinen Grundbegriffe und Grundgeſetze aufgeſtellt worden ſind, wodurch es allein gelingen kann, die geſammte Maſſe menſchlicher Vorſtellungen und Begriffe in einem Syſtem zuſammenzufaſſen und anzuordnen, ſo beſchäftigen wir uns im gegenwärtigen Hauptſtücke mit der Verbindung und Verknüpfung den Begriffen ſelbſt und den Regeln dieſer Verbindung und Verknüpfung.

Es handelt dieſes Hauptſtück alſo von den Urtheilen, vorzüglich aber von den mittelbaren und unmittelbaren Schlüſſen jeder Art als den verſchiedenen Verknüpfungsweiſen der Begriffe.

In dem vollſtändigen Schluſſe iſt die Gedankenfolge regelmäßig und abſichtlich beſtimmt durch den Verſtand des Menſchen, ſie iſt ein Werk der freien Aufmerkſamkeit und Ueberlegung.

Allein außer dieſer künſtlich geordneten, regelmäßig verknüpften Gedankenfolge gibt es noch eine natürliche, welche ſtatt findet, wenn wir nicht ſelbſt mit Abſicht und Wahl den Gang unſerer Vorſtellungen beherrſchen und beſtimmen, ſondern uns vielmehr unthätig dem natürlichen Fluſſe der Gedanken überlaſſen und dieſer ſich ohne unſer Zuthun ergießt.

Jene natürliche Gedankenfolge vertritt bei den meiſten Menſchen, und in vielen Fällen bei allen, die Stelle der künſtlichen Begriffsverbindungen. — Die meiſten Menſchen werden von dieſem Gedankenſtrome unwillkürlich fortgezogen, ohne zu jenem Punkte von Beſonnenheit ſich zu ſammeln, ſich zu jenem Grade von freiwirkender Kraft und Selbſtbeherrſchung zu erheben, der erfordert wird, um ſeine Vorſtellung mit Willkür und Abſicht, nach einem regelmäßig beſtimmten Plane, künſtlich zu ordnen.

Selbſt bei jenen, die dieſe Stärke und Gewandtheit der Denkkraft beſitzen, findet dennoch in ſehr vielen Fällen blos die natürliche Gedankenfolge ſtatt.

1. Wo die Aufmerkſamkeit überhaupt weniger geſpannt und in Thätigkeit iſt, weil es denn doch unmöglich ſtatt finden kann, daß ſie immer in der nämlichen Anſtrengung verharre, und auch jene ruhige Klarheit und einige Kraft der Selbſtbetrachtung, die zur willkürlichen Anordnung des Denkens erfordert wird, auf die mannigfaltigſte Weiſe geſtört, getrübt und nach tauſend Richtungen hin zerſtreut wird.

2. In denjenigen Fällen, wo Krankheiten, Leidenſchaften,

oder andere außerordentliche Zufälle der Denkkraft ihre Herrſchaft rauben, und dann wieder die natürliche Gedankenfolge an die Stelle der mit Wahl und Abſicht geordneten Begriffsverbindung tritt.

Der Syllogismus, oder die mit Wahl und Abſicht künſtlich und regelmäßig geordnete Gedankenfolge iſt alſo dem Menſchen nicht natürlich, ſie entwickelt ſich nicht ohne unſer Zuthun aus der Natur unſerer Denkkraft, ſondern iſt eine Kunſt, die durch Uebung erworben wird, eine Vollkommenheit, zu der man ſich bilden muß.

Da alſo die natürliche Gedankenfolge die allgemeine und die früher vorangehende iſt, ſo muß der Lehre von der künſtlichen Begriffsverbindung vorhergehen eine kurze Erörterung der blos natürlichen Gedankenfolge, die bei allen den Anfang macht und die herrſchende iſt, ſo lange der Menſch noch nicht zu dem Grade der Stärke und Geiſtesübung ſich erhoben hat, der erfordert wird, um den Gang und die Thätigkeit unſrer Kräfte zu beſtimmen, zu ordnen und uns nicht von ihnen beherrſchen zu laſſen.

Von der natürlichen Gedankenfolge.

Dieſe Lehre ward ſonſt wohl in der Pſychologie unter dem Namen Ideenaſſociation abgehandelt.

Es iſt ſchon hinlänglich erinnert worden, daß die ontologiſchen und genetiſchen Geſetze nicht nur auf die Natur, ſondern auch auf die innere, geiſtige Welt oder auf das Bewußtſeyn, die Vorſtellungskraft anwendbar ſind.

Dieſen Geſetzen muß das Vorſtellungsvermögen und das Bewußtſeyn auch alsdann folgen, wenn wir es, gleichſam als müßige Zuſchauer, ohne abſichtliche, willkürliche Unterbewegung ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen. Hier wird ſchon die allgemeinſte Erfahrung uns zeigen, wie in dieſem blos natürlichen Gange der Vorſtellungen eine gewiſſe Regel und Geſetzmäßigkeit ohne unſer Zuthun ſich einfindet; das haben alle, die ſich die Mühe gaben ſich ſelbſt zu beobachten, leicht wahrgenommen und nie leugnen können.

Die eigentliche Beſchaffenheit aber und den innern weſentlichen Grund dieſer Geſetzmäßigkeit, die auch in der natürlichen Gedankenfolge ſich ſo deutlich offenbaret, mit Gewißheit anzugeben und zu erklären, dazu wird eine höhere philoſophiſche Anſicht erfordert.

Das erſte, was wir wahrnehmen, iſt, daß die Vorſtellungen und Gedanken ſich in unſerm Gedächtniſſe verknüpfen durch das Zuſammenſeyn in Zeit und Raum und durch die äußere Gleichheit und Aehnlichkeit. Durch dieſe natürliche Verknüpfung wird das Gedächtniß begründet, und ſie iſt eigentlich das was man Ideenaſſociation nennt. Man glaube aber ja nicht, daß die Folge unſerer Gedanken durch die angegebenen Geſetze der Gleichzeitigkeit, des Zuſammenſeyns im Raume und die äußere Aehnlichkeit unabänderlich beſtimmt werde. In dieſem Falle würde der Menſch nur eine Denkmaſchine ſeyn, wo die Vorſtellungen, unabhängig von aller Selbſtbeſtimmung, nach nothwendigen Geſetzen ſich entwickelten und folgten.

Dieſe allgemeinen Geſetze, welche die menſchliche Denkkraft bei der natürlichen Verbindung der Vorſtellungen befolgt, ſind gar nicht ſo einfach, wie man wohl glauben möchte. Es ſind ihrer mehrere und von ſehr zuſammengeſetzter Art. Dabei bleibt auch noch der Freiheit und willkürlichen Selbſtbeſtimmung des Menſchen ein großer Spielraum offen. Dieſes alles wollen wir nun ſo gründlich als möglich zu entwickeln ſuchen.

Die nun erwähnten Geſetze der äußern Aehnlichkeit, der Gleichzeitigkeit und des Zuſammenhanges im Raume gründen ſich ſämmtlich auf die beſondere Beſchaffenheit der menſchlichen Sinnlichkeit und Vernunft. — Sinnlichkeit heißt die an körperliches Daſeyn und an die Vorſtellung der Subſtanz gefeſſelte Denkkraft. — Vernunft heißt der Verſtand, inwiefern r leidet und der Sinnlichkeit unterworfen iſt, und den Begriff er Subſtanz annimmt.

Alle jene drei Geſetze der Ideenaſſociation beruhen auf dem Begriffe der Subſtanz, der aus der beharrlichen Trägheit und Beſchränktheit der menſchlichen Denkkraft ſich natürlich entwickelt.

Die geiſtige Kraft und Thätigkeit in ihrem freien Wirken und Handeln, durch die körperliche Starrheit überall beſchränkt und gebunden, in ihrer Entwicklung durch Hinderniſſe mancherlei Art gehemmt und geſtört, iſt ſelbſt beharrlich und träge geworden; daher entſpringt jenes allgemeine Grundgeſetz des Denkens und Vorſtellens, daß wir allen beweglichen Erſcheinungen eine ruhende, unbewegliche Unterlage zum Grunde legen, dies iſt der Begriff der Subſtanz, der aber ein Product unſerer eigenthümlichen Vorſtellungsart, unſer eigenes Gedicht und Hirngeſpinnſt iſt, keineswegs aber in den Dingen ſelbſt von uns wahrgenommen und erkannt wird.

Je mehr nun die ſinnlichen Erſcheinungen nicht etwa durch eine innere weſentliche Gleichheit, ſondern blos durch eine äußere oft ſehr zufällige Aehnlichkeit verbunden und eins zu ſeyn ſcheinen, jemehr ſchreiben wir alle dieſe Erſcheinungen einer und derſelben Subſtanz zu, gründen ſie auf eine und dieſelbe gleich erdichtete Unterlage.

Die innere weſentliche Gleichheit wird allein durch den Verſtand erkannt, die Sinnlichkeit begnügt ſich mit der Auffaſſung äußerer zufälliger Aehnlichkeiten. Ob wir nun eine Mehrheit von beweglichen Erſcheinungen einer einzigen Subſtanz zuſchreiben, oder unter mehrere vertheilen, ändert im Ganzen gar nichts; im Grunde iſt es doch immer nur ein und derſelbe Begriff der Subſtanz, welchen wir zu allen Erſcheinungen ohne Ausnahme hinzudenken; es iſt überall jene leere, von uns erdichtete Unterlage, die wir als beharrlichen Träger der Erſcheinungen annehmen, ſo daß in dieſer Hinſicht diejenigen allerdings Recht haben, welche behaupten, es gebe nur Eine Subſtanz. Mit Grund leugnen ſie die Mehrheit der Subſtanzen, allein ſie ſelbſt ſind in einem ähnlichen Irrthum befangen, wenn ſie nicht den Begriff der Subſtanz überhaupt als einen zwar höchſt allgemeinen ſubjectiven vermeidlichen, aber dabei inhaltsleeren und nichtigen, einzig aus der Beſchränkung unſeres Vorſtellungsvermögens entſpringenden Wahnbegriff verwerfen.

Dieſe Beſchränktheit und Trägheit des Menſchen begränzt überall die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen durch jenen gehaltloſen Begriff, der blos dazu dient, dem ermüdeten Anſchauungsvermögen Ruhe zu verſchaffen, und der, ehe noch die wahre Einheit und Ordnung der Erſcheinungen durch den erkennenden Verſtand vollendet worden, eine blos äußere und zufällige Ordnung und Einheit an die Stelle der innern, wahren und weſentlichen ſetzt.

Wenn nun alle die Vorſtellungen und Erſcheinungen, die wir in derſelben Zeit und an demſelben Orte wahrnehmen, ſich in unſerm Gedächtniſſe verknüpfen, ſo rührt das daher, weil wir dieſen abgeſonderten Theil der Zeit und des Raums als Subſtanz denken, den uns angebornen Wahnbegriff, die uns eigenthümliche beſchränkte Vorſtellungsart in jenen Theil der Zeit und des Raums hineintragen; dadurch werden nun alle Vorſtellungen und Erſcheinungen derſelben Zeit und deſſelben Raumes gleichſam zu Eigenſchaften einer und derſelben Subſtanz, und ſomit verknüpft; daſſelbe gilt auch von der äußern Aehnlichkeit.

Dieſe Geſetze der Ideenaſſociation betreffen nur zwei Vermögen der menſchlichen Vorſtellungskraft, und zwar jene, die zu den untergeordneten, niedern gehören, die Sinnlichkeit nämlich und die Vernunft; ſollte es aber nun nicht noch beſondere Geſetze der natürlichen Gedankenfolge auch für andere Vermögen des menſchlichen Bewußtſeyns geben? Dieſes läßt ſich um ſo weniger bezweifeln, als es überhaupt gewiß iſt, daß die ontologiſchen und genetiſchen Geſetze auch für das Bewußtſeyn gelten müſſen, wenn gleich ihre Gültigkeit für das Bewußtſeyn, d. h. die Anwendung der allgemeinſten Geſetze auf ein beſonderes Gebiet noch einer nähern Beſtimmung und Unterſuchung bedarf.

Man wird zuvörderſt eingeſtehen müſſen, daß die Einbildungskraft in ihrem freyen, kühnen Gange gar nicht allein jenen Vorſtellungsgeſetzen der Sinnlichkeit und der Vernunft folge, nämlich den Geſetzen der Gleichzeitigkeit, des Zuſammenſeyns im Raume und der äußern Aehnlichkeit, ſondern daß ſie in ihrem hochſtrebenden, feſſelloſen Fluge ſich weit über die engen Schranken der Zeit und der gemeinen Wirklichkeit in Ideale und in die Unendlichkeit erheben kann.

Aber demungeachtet wird man doch nicht behaupten dürfen, daß die Einbildungskraft durchaus an keine Geſetze gebunden und abſolut regellos ſey. Denn ſelbſt in dieſer anſcheinenden Regelloſigkeit offenbart ſich ſoviel gleichförmiges, daß man gezwungen iſt, auch hier eine innere Geſetzmäßigkeit anzunehmen.

Dasjenige unter den ontologiſchen und genetiſchen Geſetzen, welches mit dieſem ſcheinbar regelloſen und doch regelmäßigen Gange der Einbildungskraft vollkommen übereinſtimmt, iſt vorzüglich das *des Ueberſpringens in das Gegentheil*.

Die Einbildungskraft iſt gerade dasjenige Vermögen der menſchlichen Seele, welches jede einſeitige Theilvorſtellung und Anſicht bis auf die äußerſte und ſchärfſte Höhe treibt, und wenn dies nicht weiter verfolgt werden kann, dann gerade in das Gegentheil überſpringt. — Wenn man daher von dem Springen der Einbildungskraft redet, ſo iſt dies ganz eigentlich und nicht blos als Bild zu verſtehen.

Das Geſetz *der Anziehung des Gleichartigen* iſt für das Gefühlvermögen hauptſächlich geltend, eine Behauptung, die beinahe keiner Erklärung bedarf, ſondern in der Erfahrung durch Selbſtbeobachtung leicht wahrgenommen werden kann. — In der Seele des traurig Geſtimmten werden leicht finſtere, trübe, melancholiſche Vorſtellungen und Gedanken erzeugt; das Gemüth des Fröhlichen hängt nur an erfreulichen, lachenden, heitern Bildern, und ſo erweckt auch jedes andere beſtimmte, wenn gleich nicht ſo einfache, ſondern mehr gemiſchte Gefühl die ihm verwandten Vorſtellungen. Zu bemerken iſt liefern, daß dieſe Gleichartigkeit der Gefühle und Vorſtellungen nicht eine blos äußere, zufällige Aehnlichkeit iſt, ſondern eine innere weſentliche Verwandtſchaft und Gleichartigkeit.

Die beiden übrigen ontologiſchen und genetiſchen Geſetze: das Geſetz des Kreislaufs oder der Rückkehr zu dem Urſprung und das Geſetz der Verknüpfung des Verwandten aber Ungleichartigen, ſind anwendbar auf die Folge und Verbindung der Vorſtellungen des Verſtandes. —

Die Denkkraft des Menſchen bewegt ſich in einem ewigen Kreislaufe: etwas begreifen und verſtehen heißt nichts anders, als auf den Urſprung deſſelben zurück gehen. Die Erzeugung und Bildung der Gedanken und Begriffe aber geht gerade ſo von ſtatten, wie jene der organiſchen Weſen, nämlich durch mannigfaltige Verknüpfung des Ungleichartigen, aber doch Verwandten, durch Aneignung und Aufnahme des Fremden in das eigne Weſen; durch Verwandlung der Geſtalten, durch Uebergang aus einer Form in die andere.

Freilich gehören dieſe zuletzt erwähnten Geſetze nicht ganz mehr zu der natürlichen Gedankenfolge, denn das Zurückgeben des Verſtandes auf das Urſprüngliche, die Bildung der Begriffe durch Aneignung des Fremdartigen und Verwandlung des Eignen iſt nicht mehr blos ein Naturerfolg, wobei wir uns ganz leidend verhalten; die künſtliche, durch Wahl und Abſicht beſtimmte Gedankenfolge beruht nur auf jenen Geſetzen, die indeſſen ſo ſehr in der natürlichen Anlage unſeres Vorſtellungsvermögens gegründet und mit dieſer verwebt ſind, daß man ſie auch ohne Abſicht und Willkür, wenn gleich nur unvollkommen, befolgt; mit vollkommenem Bewußtſeyn und ganz regel- und planmäßig werden ſie nur in der durch Abſicht und Willkür beſtimmten und geleiteten künſtlichen Gedankenfolge befolgt und angewandt.

Die künſtliche, freie und die natürliche nothwendige Gedankenfolge ſind in der Wirklichkeit nicht ſo ganz getrennt, wie im Begriffe; es gibt hier mancherlei Stufen und Uebergänge.

Auch der wiſſenſchaftliche Denker, der durch vollendete Bildung aller Geiſtesthätigkeiten ſich zu dem höchſten Grade von Freiheit und Selbſtbeherrſchaft erhoben hat, wird nicht immer das nämliche Maaß von Aufmerkſamkeit und Beſinnung in ſich erhalten, die Selbſtbeobachtung ununterbrochen fortſetzen, und in gleicher Anſtrengung auf ſich und ſein Denken beharrlich richten können, ſondern in vielen Fällen ſich blos dem Strome der natürlichen Gedankenfolge überlaſſen. So wie auf der andern Seite auch der rohe Naturmenſch, deſſen Geiſteskräfte noch auf der niedrigſten Stufe der Entwicklung ſtehen, dennoch keine bloße Denkmaſchine iſt, ſondern auch bei ihm in den Geſetzen, die ſein Verſtand befolgt, die Anlage zur Freiheit und Bildung unverkennbar hervorleuchtet.

Betrachten wir jetzt den Einfluß der Nothwendigkeit und die Macht der Freiheit auf dieſe Geſetze des Bewußtſeyns und der natürlichen Gedankenfolge.

Bei den für die Vernunft und Sinnlichkeit geltenden Geſetzen, nämlich der Gedankenfolge nach der äußern Aehnlichkeit und dem Zuſammenſeyn im Raume, verhält ſich der Geiſt des Menſchen zwar leidend, und iſt in Beziehung auf die Außenwelt dem Begriffe des beharrlichen Dinges unterworfen; — dennoch hat auf dieſe Geſetze auch die Willkür einigen Einfluß. Wir können die Verknüpfung der Vorſtellungen nach der äußern Aehnlichkeit, der Gleichzeitigkeit und des Zuſammenſeyns im Raume ſelbſt einigermaßen beſtimmen und fixiren, ja die blos willkürliche Verknüpfung zweier Vorſtellungen iſt hinreichend, daß dieſe im Gedächtniſſe verknüpft bleiben. Dieſes begründet nun die Merkmale, die Zeichen, und inwiefern die Sprache nur ein Syſtem von Zeichen iſt, auch die Sprache und ihre Erlernung.

Das Geſetz, wonach die Gefühle ſich richten, erfolgt ganz nothwendig und ohne unſer Zuthun. Es iſt nicht freie Wahl und Abſicht, die in dem Traurigen ꝛc. ꝛc. alle jene Vorſtellungen erzeugt, die zu ſeiner leidenſchaftlichen Stimmung paſſen und dieſe unterhalten und rühren, ſondern ſie ſtrömen ihm unwillkürlich zu, er wird gewaltſam von ihnen fortgeriſſen, und verliert in dem wilden Strudel, der ihn umhertreibt, jede Beſonnenheit und Kraft der Selbſtbeſtimmung. —

Das Geſetz alſo, welches für das Gefühlsvermögen geltend iſt, iſt ein nothwendiges Geſetz. Die Freiheit hat hier keine poſitive Macht, ſondern nur den negativen Einfluß, daß ſie die Nothwendigkeit des Geſetzes zu beſchränken und zum Theile aufzuheben ſucht. So iſt, wie ſchon geſagt, das Zuſtrömen trüber, melancholiſcher Vorſtellungen in die Seele des traurig Geſtimmten ein nothwendiger Erfolg, bei dem die Willkür nur den Verſuch machen kann, den Andrang jener Vorſtellungen ſo viel als möglich zu beſchränken. Die Macht der Freiheit iſt alſo hier blos negativ. In Rückſicht auf die Einbildungskraft iſt das aufgeſtellte Geſetz gleichfalls nothwendig, daß dieſe, wenn ſie einen Gedanken, eine Anſicht bis auf das äußerſte getrieben hat, in das gerade Gegentheil überſpringt. Aber auch hier offenbart ſich der Einfluß der Freiheit, inſofern dieſe Thätigkeit der Einbildungskraft und ihr ſchnelleres Fortſchreiten und Vollenden von dem Maaße der Geiſteskraft und Bildung überhaupt abhängt, wie denn die Einbildungskraft dasjenige Vermögen iſt, welches in den verſchiedenſten Graden von Stärke und Schwäche angetroffen wird; wo die Geiſteskraft überhaupt ſich in Fülle und Reichthum entwickelt, wird auch der Einbildungskraft die Macht nicht fehlen, ſich mit raſchem, kühnen Fluge auf die höchſte Höhe der Gedanken zu erheben, und dann plötzlich auf das Entgegengeſetzte überzuſpringen. Wo aber die Summe der geiſtigen Vermögen im Ganzen ſehr beſchränkt iſt, wird auch die Einbildungskraft nur untergeordnet erſcheinen, und weder das Geſetz, das ſie befolgt, noch die Erſcheinungen, die durch daſſelbe veranlaßt werden, auffallend hervorſtehn, ja kaum dem Beobachter bemerkbar ſeyn.

Die Geſetze, welche der Verſtand bei der Bildung und Anordnung der Begriffe befolgt, wenn er theils durch Aneignung des Fremdartigen und Verwandlung des Eigenen immer neue Begriffe erzeugt, theils die geſammte Mannigfaltigkeit der Begriffe in dem mit einem ſtäten Fortſchreiten verbundenen

Kreislaufe zu einem Syſteme verbindet und vollendet, dieſe Geſetze ſind mit der Freiheit ſehr gut vereinbar, denn Freiheit und Verſtand ſind eigentlich eins und daſſelbe.

Nur wird in der Ausübung dieſer Freiheit und der Befolgung der Verſtandesgeſetze ein ſehr verſchiedener Grad von Kraft, Kunſt und Bildung angetroffen. — Auch bei dem roheſten, unthätigen Menſchen, der einzig den äußern, ſinnlichen Eindrücken und Empfindungen und der natürlichen Gedankenfolge hingegeben, von innerer Selbſtanſchauung und Beobachtung wenig Ahnung hat, iſt die Anlage zur Freiheit unverkennbar und ſo zeigen ſich auch in ſeiner Gedankenfolge Spuren von einer freilich halbbewußtloſen, unwillkürlichen Befolgung jener Verſtandesgeſetze. — Aber auch in dem Leben des eigentlich philoſophiſchen Denkers, bei dem durch die vielſeitigſte, vollendetſte geiſtige Bildung der Verſtand zur überwiegendſten geiſtigen Herrſchaft durchgedrungen und die Kraft und Kunſt der Selbſtbeherrſchung und Beobachtung den höchſten Grad erreicht hat, werden ſich Augenblicke und Verhältniſſe genug finden, wo jene hohe, klare Selbſtanſchauung, jene freiwirkende und beſtimmende Thätigkeit des Geiſtes entweder durch äußere Eindrücke, oder auch durch innere Unaufmerkſamkeit, Zerſtreuung oder Ermüdung geſchwächt, getrübt und geſtört wird, und auch er alſo jene Verſtandesgeſetze nur auf eine unvollkommene Weiſe befolgt und ausführt.

Die Freiheit in Rückſicht der Verſtandesgeſetze iſt alſo unbeſtimmbar vieler Gradationen fähig, auch der rohe Naturmenſch zeigt Spuren von freiem, abſichtlichem Verſtandesgebrauch, und auch der freieſte und gebildetſte Menſch, ja der vollendetſte Denker hat nachläſſige Augenblicke, in denen er ſich nicht höher erhebt, wie jener.

Vorläufige Erörterung von der künſtlichen Anordnung der Begriffe.

Die künſtliche Anordnung der Vorſtellungen nach Abſicht und Wahl betrifft vorzüglich nur die Begriffe als ſolche;

die Anſchauungen, ehe ſie zu Begriffen verarbeitet werden, ſind noch viel zu roh, verworren und unbeſtimmt zu dieſem Zwecke; denn nur das kann auf eine beſtimmte Weiſe mit einem andern verknüpft und in Verhältniß geſetzt werden, was ſchon an und für ſich ſelbſt hinreichend beſtimmt und vollendet iſt. Anſchauungen und Vorſtellungen können zwar zu Begriffen werden, ſind es aber an ſich noch nicht.

Die künſtliche Anordnung der Vorſtellungen betrifft ſonach nur die Begriffe.

Aber auch blos die Begriffe und nicht die Ideen als ſolche.

Nur dasjenige, was getrennt, abgeſondert und getheilt iſt auf eine beſtimmte Weiſe, kann auch auf eine beſtimmte Weiſe wieder verknüpft, verſchmelzen und verbunden werden. In den Ideen aber iſt alles Eins. — In die beiden höchſten Ideen, die auf das innigſte verbunden ſind, löſen zuletzt alle Begriffe ſich auf.—

Nun iſt aber gemäß der früher vorgetragenen Theorie des Begriffes Anſchauung, Begriff und Idee nicht abſolut und total, ſondern nur dem Grade nach unterſchieden. Die Anſchauung ſteht auf der niedrigſten Stufe; ſie iſt ein verworrener, unbeſtimmter, eingebildeter Begriff, ſo wie der Begriff in ſeiner höchſten Vollendung in Idee ſich auflöſt.

Wenn alſo geſagt wurde, daß die künſtliche Anordnung der Vorſtellungen vorzüglich die Begriffe betreffe, ſo wird damit gar nicht die Möglichkeit geläugnet, einen Begriff auf eine Anſchauung beziehen und mit derſelben verbinden zu können. Anſchauung und Idee ſind gleichſam die beiden Gränzpunkte der Begriffsverbindung; die eigentliche Sphäre aber der künſtlichen Gedankenfolge ſind die Begriffe.

Die Verbindung übrigens zwiſchen Begriff und Anſchauung, und Begriff und Idee iſt das Urtheil im ſtrengern Sinne, inſofern das Urtheil unterſchieden iſt vom Satze. Der Satz hingegen iſt eine Verbindung zweier oder mehrerer Begriffe.

Dem Geſetze des [illegible] [illegible], welches die Denkaft in ihrem Kreislaufe befolgt, gemäß iſt die Verbindung er Begriffe von unbeſtimmter Ausdehnung, kann immer fort-eſetzt und erweitert werden, indem man ohne Ziel und Ende Begriffe und Sätze verbindet und aneinander reiht.

Die Verbindung mehrerer Sätze und Urtheile eißt ein Schluß, ein Syllogismus.

Von ſolchen Sätzen und Urtheilen laſſen ſich wieder ins unbeſtimmte fortlaufende Reihen neuer Verbindungen zuſammenſetzen, nur daß die Denkkraft ſich nicht ganz ins Unendliche verliert, ſondern gemäß dem Geſetze des Kreislaufes eine gewiſſe Sphäre durchläuft und wenn dieſe zurückgelegt und vollendet worden, wieder zu dem Princip, von dem ſie ausging, zurückkehrt, und ein geſchloſſenes Ganze von Begriffen, Sätzen, Urtheilen, Schlüſſen und Schlußreihen, oder ein Syſtem bildet.

Die beiden Geſetze der Gedankenfolge, welche vorzüglich für den Verſtand gelten, nämlich das Geſetz des ſtets fortſchreitenden Kreislaufes im Denken und das Geſetz der Bildung der Begriffe durch Aneignung des Fremdartigen und Verwandlung des Eigenen, gelten auch für die Begriffsverbindungen, in Sätzen, Urtheilen und Schlüſſen, ſie betreffen das Ganze der Erkenntniß, den organiſchen Zuſammenhang und Gliederbau, wodurch die geſammte Maſſe der Begriffe zu einem geſchloſſenen Syſteme verbunden und geordnet wird.

Bevor wir aber unſere Unterſuchung bis zu dieſem erheben, wird es nöthig ſeyn, auch das Mechaniſche der Begriffsverbindung im einzelnen und kleinen genauer zu erörtern, wie nämlich und nach welchen Regeln und Geſetzen mehrere Begriffe im einfachen Satze, im Urtheile oder Schluſſe verknüpft werden. Hat man erſt dieſen Mechanismus des Denkens in allen ſeinen einzelnen Zweigen und Theilen betrachtet, dann wird es auch möglich und thunlich ſeyn, zu der Unterſuchung der höhern, das ganze Syſtem der Erkenntniß betreffenden Begriffe fortzuſchreiten. —

Vom Satze.

Der Satz (propositio) iſt die Verbindung zweier oder mehrerer Begriffe. — Wir betrachten nun erſtens die Theile des Satzes. — Der Satz enthält: Subject, Prädicat und Copula. — Subject iſt derjenige Begriff, dem der andere beigelegt wird. Prädicat der beigelegte Begriff. — Copula das Verhältniß des Prädicats zum Subjecte. — Zweitens das Verhältniß des Subjects und Prädicats im Satze, in Rückſicht auf die Qualität dieſes Verhältniſſes. Das Verhältniß des Prädicats zum Subjecte iſt entweder das der Einerleiheit, der Gleichheit, oder der Verſchiedenheit; ferner der Verknüpfung oder der Trennung, und zwar der gänzlichen und unbeſtimmten, oder der bedingten, beſchränkten Einerleiheit und Verknüpfung. Drittens. Das Verhältniß des Satzes in Rückſicht auf die Quantität. Das quantitative Verhältniß der Sätze in Rückſicht auf ihre größere und geringere Ausdehnung und Gültigkeit. In dieſer Rückſicht werden die Sätze genannt enunciationes modales in Rückſicht auf die verſchiedenen modos und modificationes der Ausdehnung und Gültigkeit der Sätze.

Die Hauptfächer für die Eintheilung der Sätze von dieſem Standpunkte aus ſind: der Begriff des Nothwendigen und des Zufälligen, des Möglichen und des Unmöglichen.

Beiſpiele:

A iſt gleich B. Dies iſt ein einfacher kategoriſcher Satz. Kategoriſch heißt ein Satz, wo das Prädicat mit dem Subjecte ohne weitere Bedingung ſchlechthin verbunden wird. Folgende Sätze aber ſind im Gegenſatze des einfachen kategoriſchen Satzes bedingte oder näher beſtimmte (modale) Sätze: a muß nothwendig immer gleich b ſeyn, nach dem modus: necesse est. — Es trifft ſich, daß a gleich b iſt: nach dem modus: contingit. — a kann gleich b ſeyn: nach dem modus: possibile est.

Viertens. Die Arten der Sätze. Sie ſind entweder generelle oder ſpecielle, allgemeine oder beſondere; negative oder poſitive, verneinende oder bejahende.

Anmerkung. Die ſpeciellen Urtheile, nämlich diejenigen, die nicht blos relativ ſpeciell ſind, in Vergleichung gegen andere allgemeinere, ſondern die an und für ſich betrachtet ſpeciell ſind, indem das Herabſteigen ins Beſondere darin ſeine äußerſten Gränzen erreicht hat. — Dieſe an und für ſich ſpeciellen Sätze ſind eigentlich dasjenige, was wir Urtheile im engern Sinne des Worts nennen, da uns nämlich ein Satz bedeutet die Verbindung zwiſchen zwei Begriffen, ein Urtheil aber die Verbindung eines Begriffs mit einer Anſchauung oder mit einer Idee.

Es gibt aber zwiſchen den eben genannten Hauptarten entgegengeſetzter Sätze noch andere Mittelgattungen, die zugleich generell und ſpeciell, negativ und poſitiv ſind, und auf [illegible] eine Weiſe zwiſchen jenen vier Hauptgattungen in der Mitte ſtehen. In Rückſicht auf jene Haupt- und dieſe Mittelgattungen werden die Sätze eingetheilt in einfache und zuſammengeſetzte, (propositiones simplices und compositae). Die simplices ſind die vier Hauptgattungen, die Mittelgattungen ſind die compositae. In der Mitte zwiſchen den poſitiven und negativen Sätzen ſtehen **erſtens** die disjunctiven (propositiones disjunctivae), welche zwei entgegengeſetzte Sätze, wovon einer den andern aufhebt, problematiſch aufſtellen, z. B. a iſt entweder b oder c; Cajus hat entweder zu dieſer Handlung Recht gehabt oder nicht.

Zweitens. Die hypothetiſchen Sätze (propositiones conditionales). Dieſe ſind bejahend, poſitiv, aber nur unter einer gewiſſen Bedingung, nämlich der Vorausſetzung der Gültigkeit einer Hypotheſe. Iſt dieſe falſch, oder wird die Bedingung nicht erfüllt, ſo fällt auch der Satz ſelbſt weg und wird negativ.

Drittens. Diejenigen Sätze, welche in der lateiniſchen Logik heißen propositiones infinitae, welches negative Sätze ſind, inſofern nur Negation darin enthalten iſt. — Die

Negation iſt hier aber nicht mit der Copula, ſondern entweder mit dem Subject oder Prädicat verbunden, z. B. die Seele iſt unſterblich. Oder die Unſterblichkeit der Seele iſt ein Gut. Man kann dieſe Sätze nicht ganz zu den negativen rechnen, auch haben einige Logiker ſie definirt als poſitive Sätze in negativer Form. Sie gehören zu den poſitiven Sätzen, inſofern darin etwas bejaht wird. Sie haben aber doch einen negativen Charakter, inſofern entweder das Subject oder das Prädicat nur ein negativ beſtimmter Begriff iſt.

Noch andere dieſer Mittelgattungen von Sätzen ſtehen in der Mitte zwiſchen den generellen und ſpeciellen, z. B. die propositio exclusiva, oder die excluſiven oder reſtrictiven, limitativen Sätze, z. B. etliche Menſchen ſind ohne Wißbegier. In dieſem Satze und überhaupt in allen Mittelgattungen ſind eigentlich mehrere Sätze vereinigt. Daher nennt man ſie auch propositiones exponibiles, ſolche, die aufgelöſt und in mehrere Sätze zerlegt werden können. Der Satz: etliche Menſchen ſind ohne Wißbegier, enthält eigentlich zwei Sätze: 1. den Satz: mehrere Menſchen haben keine Wißbegier. 2. den Satz, welcher unbeſtimmt gelaſſen wird, ob nämlich alle Menſchen ſie haben oder nicht haben.

Ferner gehört auch hieher der copulative Satz, wo entweder zwei oder mehrere Subjecte verbunden ſind oder zwei oder mehrere Prädicate, z. B. Petrus und Paulus ſind Apoſtel. — Kenntniſſe ſind nützlich und an ſich ſchön. — Auch in dieſem Satze iſt meiſtens das generelle mit dem ſpeciellen verbunden, indem die mehreren Subjecte oder Prädicate ſich doch auf irgend eine Weiſe als Species in ein höheres Genus müſſen vereinigen laſſen, wenn gleich dieſe Specification (Ableitung der Species aus dem Genus) nicht vollſtändig angegeben iſt, denn ſonſt könnten ſie ja gar nicht verbunden ſeyn.

Der comparative Satz, (propositio comparativa) z. B. die Tugend iſt ein größeres Gut als der Ruhm. Auch dieſe Sätze gehören zu der Mittelgattung zwiſchen generellen und ſpeciellen. Generell ſind ſie, inſofern das Prädicat ohne die Comparation ein abſtracter und allgemeiner Begriff iſt; ſpeciell,

ſern zu dieſem abſtracten Prädicate eine ſpecielle Beſtim-
g des Grades hinzugefügt iſt.

Der **exceptive Saz**, der alſo inſofern ein vollkommen
parativer Saz iſt, z. B. alle Apoſtel außer dem Judas ſind
g worden. Dieſer Saz enthält zwei Säze, 1. einen poſiti-
: **die Apoſtel ſind ſeelig**; 2. einen ſpeciellen nega-
a: **Judas iſt nicht ſeelig.**

1. Schlußanmerkung.

Der Mechanismus des Sazes iſt durch das bisherige hinlänglich beſtimmt, es iſt nun noch übrig in Rückſicht auf die früher vorgetragene Theorie der Begriffe den Unterſchied zu bemerken zwiſchen dem eigentlich philoſophiſchen und blos praktiſchen Saze, und die Theorie des Sazes zu vergleichen mit der Theorie des Begriffes.

So lange die Gränzen des Begriffes noch nicht beſtimmt
, iſt der Saz etwas ſehr willkürliches. — Der Saz z. B.
tet: A = B; wenn aber A + B nur einen Begriff ausmachen,
bject und Prädicat aber zum Begriffe weſentlich zuſammen
ören, dann iſt A = B nur ein ſcheinbarer, kein wahrer Saz;
l dieſer nur durch die Verbindung zweier Begriffe entſtehen
n, welches nicht ſtatt findet, wenn Subject und Prädicat
chin ſchon zu einem Begriffe weſentlich zuſammen gehören.

Wir müſſen hier aus der Theorie der Begriffe in Erin-
rung bringen, daß jede Vorſtellung durch vollſtändige Beſtim-
ng zu einem Begriffe ausgebildet und vollendet werden kann,
lche vollſtändige Beſtimmung indeſſen bei den meiſten ſoge-
nnten Begriffen noch nicht erreicht iſt, bei denen im Gegen-
ile noch eine große Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit
tt findet. Aus ſolchen mangelhaften Begriffen nun kann man
hl praktiſch gültige Säze bilden, indem zum praktiſchen Ge-
auch, wie ſchon mehrmal bemerkt worden, ſchon ein einziges
terſcheidungsmerkmal hinreichend iſt, philoſophiſche Genauig-
it und Vollſtändigkeit aber gar nicht erfordert wird.

Philoſophiſche Säze aber oder Begriffsverbindungen kön-
n auch nur aus philoſophiſchen, d. h. aus genau und gründlich
ſtimmten und vollendeten Begriffen hergeleitet werden.

Der philoſophiſch vollendete Begriff, der, wie ſchon früher aufgeſtellt worden, immer conſtituirt, d. h. als ein Ganzes in beſtimmte Glieder und Theile geordnet ſeyn muß, enthält eben darum mehrere Sätze der erſten und niedern Art in ſeinem Umfange. Er enthält ein Ganzes von beſtimmten Theilen; das Verhältniß dieſer Theile, wenn es gedacht wird, iſt immer ein wahrer Satz, und ſolcher Sätze, die nur Ein Merkmal beſtimmen, werden gar viele erfordert, um einem einzigen Begriffe die wahre philoſophiſche Begründung und Vollendung zu geben.

Man darf alſo auch in dieſer Hinſicht die niedere Logik, welche nur praktiſche Gültigkeit hat, mit der höheren, welche den Eingang zur Philoſophie enthält, gar nicht verwechſeln, oder glauben, daß man philoſophiſch zu Werke gehe, wenn man praktiſch gültige Sätze bildet und verbindet.

2. Schlußanmerkung.

Der grammatiſche Satz hat eine genaue Beziehung auf den logiſchen. Beide erklären ſich gegenſeitig. Die Uebereinſtimmung der Theile des erſten mit den Theilen des zweiten iſt folgende: der Nominativ iſt das Subject in dem grammatiſchen Satze: der Accuſativ und meiſtens auch der Dativ mit dem Adjectiv iſt das Prädicat; das Verbum mit allen ſeinen Modificationen, der Ablativ und das Adverbium ſind Beſtimmungen der Copula; der Genitiv kann als Nebenbeſtimmung ſowohl zum Subjecte als auch zum Prädicate gehören; ſogar zur Copula als Anhang des zur Copula gehörigen Ablativs.

Vom Syllogismus.

So wie der Satz drei Theile hat: Subject, Prädicat und Copula; ſo enthält auch der Schluß drei Sätze: den Vorderſatz, den Unterſatz, (propositio major et minor), welche zuſammen die Prämiſſen heißen, und den Schlußſatz (conclusio), der aus jenen beiden hervorgeht.

Der aus drei verbundenen Sätzen beſtehende Schluß kann daher auch nicht weniger enthalten, als drei Begriffe. In der lateiniſchen Logik heißen dieſe drei Sätze ſo: der terminus major iſt das Prädicat in der conclusio, der terminus minor iſt das Subject, und der terminus medius iſt derjenige Begriff, durch welchen major und minor eigentlich verknüpft werden.

Die Grundformel für alle Schlüſſe iſt in folgender mathematiſchen Formel ausgedrückt:

$a = b \qquad b = c \qquad \text{ergo } a = c$

b iſt in dieſem Falle der Mittelbegriff; $a = c$ iſt die Concluſion; $a = b$, $b = c$ ſind die Prämiſſen.

Die Gewißheit dieſes Syllogismus iſt gegründet auf den Grundſatz des Widerſpruchs oder der Identität, wie dies aus jener Formel ſelbſt einleuchtend iſt.

Da nun der Grundſatz des Widerſpruchs oder der Identität ſelbſt nur eine praktiſche Gültigkeit hat, wie früherhin gezeigt wurde, weil er auf dem blos praktiſch anwendbaren, theoretiſch aber unbrauchbaren Begriff des Dings beruht, ſo iſt dies auch mit dem gemeinen Syllogismus, von dem wir hier reden, der Fall.

Von der höhern Form des philoſophiſchen Denkens und Schließens wird ſpäterhin gehandelt werden. — Die Grundregeln des gewöhnlichen Syllogismus aber ſind nur Folgerungen aus dem Satze des Widerſpruches, angewandt auf die Form der Sätze.

Wir nehmen hier noch keine Rückſicht auf die ſpeciellen Regeln, welche ſich beziehen auf die mancherlei möglichen Arten des Syllogismus und der ſyllogiſtiſchen Figuren, wir beſchränken uns nur auf die Grundregel des Syllogismus überhaupt nach ſeiner natürlichſten und regelmäßigſten Geſtalt, welche in Vergleich mit den andern die erſte Figur genannt wird.

Dieſe Grundregel heißt nun das dictum de omni et nullo, d. h. was von allen Weſen einer Gattung gilt oder nicht gilt, das gilt auch oder gilt nicht von jedem einzelnen, das unter der Gattung begriffen iſt.

Der vollſtändige Schluß beſteht, wie geſagt worden, aus drei Sätzen, wovon der dritte aus den beiden erſten hervorgeht. Es gibt aber auch unvollſtändige Schlüſſe, wovon ein Satz aus dem andern unmittelbar ohne Mittelſatz gefolgert wird. — Dieſe unvollſtändigen Schlüſſe heißen unmittelbare, und es gibt ihrer vorzüglich fünf Arten:

1. Der Schluß ad aequipollentem sc. propositionem, der Schluß auf einen gleichbedeutenden Satz. Dieſe Gattung bezieht ſich mehr auf die Variationen des Ausdrucks, als daß er ein wahrer Schluß wäre. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Sprache kann man ſehr oft entweder die Ausdrücke, die das Subject oder das Prädicat bezeichnen, oder aber auch die grammatiſche Stellung des Satzes mit andern ganz gleichbedeutenden Ausdrücken und Wortſtellungen vertauſchen.

Eigentlich gehört daher dieſe Schlußart ad aequipollentia zur Grammatik und Rhetorik, welche handelt von den ſogenannten Synonimen, d. h. von ſolchen Ausdrücken, die entweder völlig gleichbedeutend ſind, oder bei einem großen Anſcheine von gleicher Bedeutung dennoch eine weſentliche Verſchiedenheit enthalten.

In der Logik kann dieſe Gattung eigentlich nur der Vollſtändigkeit wegen angeführt werden; doch muß freilich auch der Logiker ſie kennen, um ſich vor Täuſchung und Irrthum zu ſichern. Er muß nämlich genau und ſorgfältig aufmerken, ob derjenige, deſſen Schlüſſe er prüfen will, die Ausdrücke für ſeine Sätze variirt, ob hier keine Verwechſelung ſtatt findet, ob die gleichſeynſollenden Ausdrücke auch wirklich gleiche Bedeutung haben, oder ob unter einer anſcheinend gleichen Bedeutung ſich nicht etwas ganz verſchiedenes, fremdartiges eingeſchlichen habe.

Dieſe praktiſche Regel iſt blos logiſch; die Anwendung davon aber ſetzt genaue grammatiſche und rhetoriſche Kenntniß voraus und zwar ganz ſpecielle, beſonders in der Sprache, in welcher die Schlüſſe, die geprüft werden ſollen, ausgedrückt ſind.

2. **Ad subalternantem** sc. propos. Der Schluß von dem Allgemeinen auf das Beſondere, was darunter begriffen iſt, z. B. alle Menſchen ſind vernünftig, alſo ſind es auch die ſchwarzen. Hier iſt kein Mittelſatz und Mittelglied nothwendig, denn der gefolgerte Satz iſt ſchon in dem, woraus gefolgert wird, enthalten. Freilich iſt es auch hier nicht ſowohl ein neuer Satz, als eine Variation des Ausdrucks, eine beſondere Anwendung, die aber doch in logiſcher Hinſicht von großem Nutzen iſt, indem oft die ganze Mannigfaltigkeit von ſpeciellen Sätzen, die in einem einzigen generellen Satze mit umfaßt werden, nicht überſehen werden kann, daher es oft ſehr nöthig iſt, die ganze Aufmerkſamkeit noch beſonders darauf zu lenken, indem man den ſpeciellen Satz als einen eignen beſonders aufſtellt und ausdrückt, obgleich er eigentlich in dem generellen ſchon mit umfaßt wird.

Die noch übrigen Gattungen der unmittelbaren Schlüſſe ſtehen zwiſchen dieſen beiden in der Mitte. Es ſind theils blos Variationen des Ausdrucks, theils aber unmittelbare Herleitungen abgeleiteter und beſonderer Sätze, aus dem allgemeinen, worin ſie mit einbegriffen ſind.

3. **Ad contradictoriam** sc. propositionem. Von einem direct widerſprechenden Satze auf den andern, nach der Regel: wenn der eine von zwei direct ſich widerſprechenden Sätzen wahr iſt, ſo iſt der andere falſch. Es iſt aber große Vorſicht nöthig, dieſe ſich widerſprechende Sätze nicht zu verwechſeln mit den blos entgegenſtehenden, worauf ſich bezieht die

4. Art der unmittelbaren Schlüſſe **ad contrariam** seil. propos. Dieſe Schlüſſe haben die Regel: wenn einer dieſer Sätze wahr iſt, ſo iſt der andere falſch; aber nicht umgekehrt, wenn der eine falſch iſt, ſo iſt der andere wahr, ſondern ſie können beide falſch ſeyn. Z. B. Alle Menſchen ſind reich, — kein Menſch iſt reich. Es ſind dies nach der Kunſtſprache der Logik nicht widerſprechende, ſondern entgegengeſetzte Sätze, und beide ſind falſch. Bei den entgegenſtehenden Sätzen findet nämlich noch ſtatt die Möglichkeit eines dritten Falles, weshalb nicht einer wahr, ſondern beide falſch ſeyn können. Wäre

ſprechende Sätze hingegen beruhen auf dem principio exclusi tertii; z. B. Titius lebt noch oder nicht mehr. Das Kennzeichen daher, wodurch ſich widerſprechende Sätze von blos entgegenſtehenden unterſcheiden, iſt allemal das principium exclusi tertii, daß nämlich kein dritter Fall möglich ſey.

5. Ad conversam sc. propos. Dieſer Schluß bezieht ſich auf die Umkehrung der Sätze und iſt daher mehr für eine Variation des Ausdruckes, als für einen neuen Satz zu betrachten. Ein Satz wird umgekehrt, wenn man den vordern Theil zum hintern, und umgekehrt dieſen zum vordern macht; z. B. kein Geiziger iſt zufrieden, folglich iſt kein Zufriedener geizig. Von dieſen Umkehrungen der Sätze gibt es mehrere Unterarten, die aber mehr zur Grammatik, als zur Logik gehören. Das logiſche Princip für dieſe Art Sätze iſt das nämliche, das für alle Syllogismen gilt: der Satz des Widerſpruchs oder das dictum de omni et nullo, d. h. man prüfe in jedem einzelnen Falle, ob auch die Umkehrung des Satzes und die Verwechſelung des Ausdruckes bei einer ſcheinbaren Gleichheit nicht dennoch etwas ganz neues verſchiedenes enthalte.

Die Vervielfältigung der Regeln hilft hier gar nichts, denn es iſt am Ende doch nur die richtige Anwendung des logiſchen Grundſatzes und die Aufmerkſamkeit der Urtheilskraft, die allein gegen alle Täuſchung ſichern kann.

Außer den unmittelbaren Schlüſſen, die alle der Form nach unvollſtändig ſind, gibt es noch eine andere Schlußart, die ebenfalls unvollſtändig iſt, aber im gemeinen Gebrauche und ſelbſt in der Rhetorik häufig vorkommt, häufiger noch als der regelmäßige vollſtändige Syllogismus. Dieſe unvollſtändige Schlußart heißt Enthymema. Es iſt dies der verſteckte Vernunftſchluß, wo der eine Satz im Sinne behalten wird, wo die Form des Syllogismus durch Verſchweigung und Abbreviation verſtümmelt iſt. Z. B. man ſoll das Laſter meiden, weil es ſchändlich iſt. In einem regelmäßigen Syllogismus würde es heißen: Man ſoll alles meiden was ſchändlich iſt — Das Laſter iſt ſchändlich. — Alſo ſoll man das Laſter meiden. Auf ähnliche Weiſe kann man jedes Enthymema in einen regelmäſſiges Syllogismus verwandlen und auflöſen, indem man den verſteckten verſchwiegenen Satz entwickelt und heraushebt.

Verwandt mit dem Enthymema iſt der Sorites oder Kettenſchluß; denn dieſer iſt aus lauter Enthymemen zuſammengeſetzt.

Die Beſtandtheile des Sorites laſſen ſich durch die mathematiſche Form am deutlichſten machen. Folgender Schluß iſt ein Kettenſchluß und zugleich ein Schema für alle andern: $a = b$, $b = c$, $c = d$, ergo $a = d$. Dieſes iſt kein gewöhnlicher Syllogismus, denn hier ſind drei Prämiſſen und eine Concluſion. Es iſt eine Verbindung von zwei regelmäßigen Syllogismen, die hier der Kürze wegen zu einem Kettenſchluſſe verbunden ſind. Löſe ich dieſen nun auf, ſo erhalte ich folgende zwei regelmäßige Syllogismen: $a = b$, $b = c$, ergo $a = c$. — $a = c$, $c = d$, ergo $a = d$. Auf dieſe Art aber laſſen mehrere Syllogismen zu einem Kettenſchluſſe ſich verknüpfen.

Von den vier ſyllogiſtiſchen Figuren.

M. P.	P. M.	M. P.	P. M.
S. M.	S. M.	M. S.	M. S.

S. bedeutet das Subject des Schlußſatzes, P. das Prädicat und M. den Terminus medius. Die obere Reihe enthält die Oberſätze, die untere die Unterſätze.

Vorläufige Bemerkung.

Die Lehre von den unmittelbaren Schlüſſen hängt zuſammen mit jener von den ſyllogiſtiſchen Figuren, weil durch dieſelbe Veränderung des Ausdrucks und der Stellung der Sätze, wodurch die unmittelbaren Schlüſſe hervorgebracht werden, auch dieſe vier ſyllogiſtiſchen Figuren ſämmtlich auf eine, nämlich die erſte und einfachſte, reducirt werden können, und dieſe Reduction iſt die Probe von der Richtigkeit der Schlüſſe und der übrigen Figuren.

Man betrachtet die Lehre von den ſyllogiſtiſchen Figuren aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte, wenn man glaubt, als würden dieſe ausgegeben für Werkzeuge und Methoden, die Wahrheit zu erkennen, das ſind ſie aber nicht und ſollen es auch nicht ſeyn. — Ueberhaupt ſind ſie nicht etwa eine willkürliche Erfindung und ſpitzfindige Künſtelei der Logiker, ſondern ſie ſind nichts anders, als die mancherlei Formen und Figuren des Syllogismus, die in dem gemeinen Gebrauche und in der Rhetorik ſehr häufig vorkommen und ſich daraus gar nicht verbannen laſſen, die aber der Logiker kennen muß, nicht blos um ſie zu claſſificiren, ſondern auch um ihre Richtigkeit zu prüfen, indem er die complicirten Verbindungsformen in die einfachen auflöſet. Käme es einzig auf den Logiker und Philoſophen an, ſo würde man überall nur den einfachen und regelmäßigen Syllogismus der erſten Figur befolgen, weil dieſer am wenigſten der Gefahr des Irrthums ausgeſetzt iſt; allein ſo lange das menſchliche Denken überhaupt noch in ſo mannigfaltig verwickelten Formen erſcheint, zu ſo verſchiedenartigen Zwecken und Abſichten verwandt wird, werden auch die übrigen Figuren der Verbindung der Sätze ſowohl in dem gemeinen Redegebrauche als in der Rhetorik, ja ſogar in den Wiſſenſchaften ſelbſt vorkommen, und für den Logiker iſt es dringendes Bedürfniß, ſie alle zu kennen, und die complicirteſten Formen in einfache aufzulöſen.

Beiſpiele zu der vorhergehenden Tabelle.

Zuerſt wollen wir die drei Begriffe des Syllogismus geben, der nach den vier ſyllogiſtiſchen Figuren angeordnet und verſetzt werden ſoll. Das Subject ſoll ſeyn gelehrt, das Prädicat weiſe und der Terminus medius ſeinen Willen nicht beſſern.

Fig. 1. M. P. S. M. S. P.	Wer ſeinen Willen nicht beſſert, iſt nicht weiſe; einige Gelehrte beſſern ihren Willen nicht; alſo ſind einige Gelehrte nicht weiſe.
Fig. 2. P. M. S. M. S. P.	Wer weiſe iſt, beſſert ſeinen Willen, einige Gelehrte beſſern ihren Willen nicht; alſo ſind einige Gelehrte nicht weiſe.

ig. 3. M. P.
M. S.
S. P.

Wer ſeinen Willen nicht beſſert, iſt nicht
weiſe; einige, die ihren Willen nicht beſ-
ſern, ſind Gelehrte; alſo ſind einige Gelehrte
nicht weiſe.

ig. 4. P. M.
S. M.
S. P.

Wer weiſe iſt, der iſt nicht von der Art,
daß er ſeinen Willen nicht beſſern ſollte; ei-
nige, die ihren Willen nicht beſſern, ſind Ge-
lehrte; alſo einige Gelehrte ſind nicht weiſe.

Wenn man dieſe Tabelle betrachtet, ſo geht hervor, daß
ur dieſe vier ſyllogiſtiſchen Figuren möglich ſind; weil nur vier
rſchiedene Stellen des Terminus medius im Ober- und Un-
rſatze möglich ſind.

Um aber zu beurtheilen, welche Schlüſſe richtig oder un-
chtig ſind in jeder Figur, müſſen einige allgemeine Regeln von
m Syllogismus überhaupt vorangeſchickt werden.

R. 1. Jeder Syllogismus muß enthalten drei Begriffe,
er drei Terminos, wie ſolches aus der Definition des Syl-
gismus ſelbſt hervorgeht.

R. 2. Aus blos particulären, ſpeciellen Sätzen kann man
cht folgern: A particularibus non valet conclusio. Da in
ſondern Sätzen nicht beſtimmt iſt, welche und wie viele ge-
eint ſeyen, ſo können auch im Oberſatze andere als im Un-
rſatze gemeint ſeyn, es findet daher keine vollkommene Gleich-
eit, alſo auch keine Folgerung ſtatt.

R. 3. Aus blos negativen Sätzen läßt ſich nichts fol-
rn: a negativis non valet conlusio. Z. B. Feuer iſt kein
aſſer, Stein iſt kein Waſſer; daraus kann nichts gefolgert
erden.

R. 4. Hauptregel. Die Folgerung oder der Schluß-
tz iſt ein verneinender Satz, wenn auch nur eine der bei-
n Prämiſſen ein verneinender Satz iſt. Der Schlußſatz iſt
in allgemeiner, ſondern ein beſonderer Satz, wenn auch nur
ine der beiden Prämiſſen, gleichviel welche, ein beſonderer
atz iſt; conclusio sequitur partem debiliorem. Unter pars
ebilior wird hier verſtanden der particuläre oder negative
atz, der in den Prämiſſen enthalten iſt. Zur kürzern Bezeich-

nung der allgemeinen und beſondern Bejahungen und Verneinungen bedient man ſich in der Kunſtſprache der Logik einiger Buchſtaben, nämlich der vier erſten Vocale. A bedeutet die allgemeine Bejahung; E die allgemeine Verneinung; I die beſondere Bejahung; O die beſondere Verneinung.

Nach der Angabe dieſer Zeichen nun haben die ältern Logiker die verſchiedenen möglichen Methoden, nach welchen in den vier ſyllogiſtiſchen Figuren richtig geſchloſſen werden kann, durch höchſt ſonderbare Namen bezeichnet, die wir aber nicht alle aufzuzählen gedenken, da ſie gänzlich veraltet und höchſtens nur von hiſtoriſchem Intereſſe ſind.

Nur allein die erſte Figur, die in jeder Hinſicht die wichtigſte und natürlichſte iſt, wollen wir hier anführen.

bArbArA — Ein Schluß aus drei allgemeinen Bejahungen.

cElArEnt — Ein Schluß, worin der Oberſatz eine allgemeine Verneinung, der Unterſatz eine allgemeine Bejahung, der Schlußſatz eine allgemeine Verneinung iſt. —

dArII — Der Oberſatz iſt eine allgemeine Bejahung, der Unterſatz eine beſondere Bejahung, der Schlußſatz gleichfalls eine beſondere Bejahung.

fErIO — Der Oberſatz iſt eine allgemeine Verneinung, der Unterſatz eine beſondere Bejahung, der Schlußſatz eine beſondere Verneinung.

Alle andern Figuren kann man auf die erſte durch Verſetzung und Umkehrung reduciren, und dies iſt zugleich der beſte Prüfſtein ihrer Richtigkeit. In der zweiten Figur gibt es nur negative Schlußſätze; in der dritten nur particuläre Verneinungen, in der vierten nur particuläre Bejahungen.

Zur Erleichterung bei der Ueberſicht eines Syllogiſmus und bei dem Geſchäfte der Reduction eines Syllogiſmus in den andern Figuren auf einen Syllogiſmus der erſten Figur iſt noch die Regel zu merken, daß der Terminus medius nicht in dem Schluſſe vorkommen darf. Der minor iſt das Subject des Schlußſatzes, der major aber das Prädicat.

In Rückſicht auf die gegebene Regel: conclusio sequitur partem debiliorem, iſt noch zu merken, daß dieſes auch gilt, wenn eine von den beiden Prämiſſen bedingt oder nicht ganz gewiß, ſondern nur hypothetiſch iſt, alsdann iſt auch der Schlußſatz bedingt, ungewiß und hypothetiſch.

Von dem fehlerhaften Syllogismus.

Fehlerhaft ſind alle Syllogismen, welche gegen die vier angegebenen Grundregeln verſtoßen. Geſchieht dieſes unwillkürlich und ohne Abſicht jemanden zu täuſchen, ſo heißen ſie fehlerhafte Syllogismen, Paralogismen. Geſchieht es aber abſichtlich, um jemanden irre zu führen, ſo heißen ſie Sophismen.

Es iſt noch wohl zu merken und zu unterſcheiden, daß der Schlußſatz gar wohl richtig ſeyn kann, und doch der Schluß ſelbſt ganz unrichtig, wenn nämlich der Schluß an und für ſich wahr und gewiß iſt, z. B. einige Menſchen haben Talent, Bonaparte iſt ein Menſch, alſo hat Bonaparte Talent. Dieſer Schlußſatz iſt wahr und richtig, der Schluß ſelbſt aber falſch und fehlerhaft. Ein wahrer Satz kann dadurch ſeine Gewißheit nicht verlieren, daß ihn jemand aus Ungeſchicklichkeit in einen verkehrten irrigen Schluß aufnimmt. Der unrichtige Satz erhält durch die Verbindung mit einem wahren keinen höhern Grad von Gewißheit, und umgekehrt kann dieſe dem richtigen dadurch nicht entzogen werden, daß man ihn mit falſchen Sätzen verknüpft.

Wir haben aber noch einige beſonders merkwürdige Gattungen von falſchen Schlüſſen anzuführen:

1. Die Petitio principii, wenn man nämlich dasjenige, was erſt erwieſen werden ſoll, in dem Schluſſe ſelbſt als erwieſen vorausſetzt. Man ſollte glauben, dieſer Fehler ſey

ſo offenbar und grob, daß er gar nirgend vorkommen könne, und dennoch iſt keiner gewöhnlicher, als grade dieſer. Die Meinungen des Menſchen gründen ſich zuletzt nicht auf philoſophiſche Folgerungen und Syllogiſmen, ſondern auf moraliſche Gründe. Daher beharren ſie auch oft ſo feſt und zuverſichtlich auf den einmal angenommenen Grundſätzen, und können ſich die Möglichkeit des Gegentheils ſo wenig denken, daß ſie ihre individuelle Ueberzeugung für allgemein gültig und erwieſen, für abſolut evident und unbezweifelt halten und überall vorausſetzen. Das beſte und wirkſamſte Verſicherungsmittel gegen dieſen ſo häufig vorkommenden Fehler iſt ein ſtets reger Unterſuchungs- und Prüfungsgeiſt und ein vernünftiger Skepticismus, der ohne vorhergehende reifliche Ueberlegung ſich nichts als wahr und gewiß aufdringen läßt.

Es darf indeſſen gar nicht geleugnet werden, daß gewiſſe Fälle häufig genug bei jeder Philoſophie oder wiſſenſchaftlichen Unterſuchung vorkommen, wo man gar nicht nöthig hat, ſich auf das Princip einzulaſſen, ſondern dieſes mit Recht vorausſetzt und poſtulirt. Poſtulate und Axiome nennt man dieſe Sätze, die man in einem gewiſſen Gebiete und für einen gewiſſen Endzweck dreiſt vorausſetzen und jedermann zumuthen darf, daß er ſie ohne Beweis gelten laſſe, z. B. wenn ich mit dem Verbrecher ſtreite, ob er ein gewiſſes Verbrechen begangen habe oder nicht, ſo darf ich mit Fug und Recht vorausſetzen, daß allgemein ausgemacht und anerkannt ſey, was ein Verbrechen iſt; und eben ſo würde es höchſt überflüſſig ſeyn auf die erſten Grundſätze der Mathematik zurück zu gehen, wenn bei einem praktiſchen Geſchäfte etwas der Quantität nach beſtimmt werden ſollte. Ich kann hier eben ſowohl die Grundſätze der Mathematik als erwieſen vorausſetzen, wie im erſten Falle den auf dem allgemein anerkannten Gefühl beruhenden Begriff des Verbrechens. —

Die Beiſpiele ſelbſt aber, die wir hier angeführt haben, zeigen deutlich, auf welchem Gebiete eigentlich die Petitio principii anwendbar, ja unvermeidlich ſey, nämlich einzig auf dem praktiſchen. Denn in der Philoſophie ſelbſt darf ohne die reifichſte und gründlichſte Unterſuchung nichts als wahr und gewiß anerkannt werden. —

Der Pet. principii ſteht das Argumentum ad hominem grade entgegen. Denn ſo wie in der erſten dasjenige, deſſen Gültigkeit erſt dargethan werden ſollte, ſchon als erwieſen angenommen und vorausgeſetzt wird, ſo wird im Gegentheile in derjenigen polemiſchen Widerlegungsmethode, die man das Argumentum ad hominem nennt, die Unrichtigkeit der Behauptungen des Gegners dadurch gezeigt, daß man ihm nachweiſet, wie dieſe mit den Grundſätzen, die er ſelbſt anerkannte und vorausſetzte, in offenbarem Widerſpruche ſtehen.

Dieſe Verfahrungsart iſt im gemeinen Leben, in bürgerlichen Verhältniſſen, ja ſelbſt in der Philoſophie ſehr gewöhnlich. Doch wird ſie auch oft auf eine ſehr verkehrte und ungebührliche Art misbraucht. Um ſich gegen dieſen Fehler in Sicherheit zu ſtellen, bedarf es nur der einzigen Regel, daß das Argumentum ad hominem vorzüglich die Grundſätze des Menſchen, weniger aber ſein perſönliches Betragen und Benehmen treffen muß. Wenn ich z.B. meinem Gegner, der mir Ungerechtigkeiten vorwirft, zu zeigen ſuche, daß er ſelbſt Ungerechtigkeiten begangen habe, ſo wird eigentlich nur der Menſch angegriffen, nicht die Sache. Kann ich ihm im Gegentheile beweiſen, daß er ſelbſt dasjenige, was er an mir rügt, früher als gerecht anerkannt habe, ſo trifft dieſe Widerlegung nicht den Menſchen, ſondern die Sache ſelbſt, und iſt das eigentliche Argumentum ad hominem.

In der Philoſophie kann man von dieſem Argumente vorzüglich Gebrauch machen gegen diejenigen Skeptiker, welche alle Wahrheit und Gewißheit leugnen, denn ſie müſſen immer eine Art von Wiſſen und Gewißheit auch zu ihrer Behauptung annehmen, was doch ihrem Grundſatze widerſpricht. — Der

2. merkwürdige Fehlſchluß iſt der Circulus in probando, wenn man zwei ungewiſſe Sätze, einen durch den andern, beweiſen will, zwei Hypotheſen ſich wechſelſeitig begründen und befeſtigen läßt. Im praktiſchen Gebrauche iſt dieß ein grober Fehler, da nämlich das Bewieſene gar keine Bewei-

kraft hat, wenn der beweiſende Satz wiederum nur erwieſen und abhängig gemacht wird von dem, der im erſten Syllogismus der bewieſene war.

In der Theorie aber kann dieſe Art zu beweiſen nicht gänzlich verworfen werden. Zwei Hypotheſen können ſich gegenſeitig beſtätigen, und wenn gleich keine von beiden gewiß iſt, ſo können ſie doch durch genaue Uebereinſtimmung ſehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnen. Es iſt dies gar kein fehlerhafter Zirkelſchluß, ſondern eine ſehr ſtatthafte Art analogiſch zu argumentiren, durch verſtärkte Wahrſcheinlichkeit ſich der Wahrheit ſelbſt zu nähern.

Lehre von der Analogie.

Alle bis jetzt aufgeſtellten Syllogismen beruhen auf dem Grundſatze des Widerſpruchs und haben alſo in dem techniſchen und praktiſchen Gebiete, wo dieſem vollkommene Gültigkeit zukommt, abſolute Gewißheit.

Es gibt aber noch andere Schlüſſe, denen keine abſolute Gewißheit, ſondern nur Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben werden kann, und die in der Philoſophie demnach von großer Wichtigkeit und Bedeutung ſind. Iſt einmal der höchſte Zweck aller Philoſophie kein anderer, als die geſammte Welt und Natur in der unendlichen Fülle ihrer Wirkungen und Hervorbringungen zu ergründen und zu erkennen, ſo iſt es wohl einleuchtend, daß keine Philoſophie dieſes erhabene Ziel vollkommen erreichen und ihren unendlichen Gegenſtand ganz erſchöpfen kann. Die philoſophiſchen Wahrheiten ſind inſofern nicht ſowohl unerſchütterlich begründete, abſolut vollendete Sätze, als vielmehr nur Annäherungen zur höchſten Wahrheit und zu dem Weſen, das der Inbegriff aller Wahrheit iſt.

Daher hat auch nur der negative Theil der Philoſophie, d. h. derjenige der die unphiloſophiſchen Irrthümer und Vorurtheile zu vernichten beſtimmt iſt, eine durchaus ſelbſtſtändige, vollkommene Gewißheit. Derjenige Theil hingegen, der das Syſtem der höchſten Wahrheiten ſelbſt auffaſſen und begründen ſoll, kann der Vollendung dieſes ſchwierigen Geſchäfts ſich nur allmälig nähern, durch einen ſtets regen, immer weiter ſtrebenden Forſchungsgeiſt die Sphäre ſeines Wiſſens immer mehr erweitern, und die Wahrſcheinlichkeit, von der er ausgeht, durch immer höhere Grade der Gewißheit zu dem Gipfel von Wahrheit und Erkenntniß erheben, der für die beſchränkte menſchliche Faſſungskraft nur immer erreichbar iſt.

Sieht man ſo auf den Zweck und das Bedürfniß der Philoſophie überhaupt, ſo iſt es ſehr einleuchtend, daß die Analogie für die Philoſophie eben ſo wichtig, ja vielleicht noch nothwendiger iſt wie der gewöhnliche Syllogismus. So unentbehrlich dieſer in dem Syſteme des menſchlichen Denkens auch immer ſeyn mag, ſo glaube man doch ja nicht, daß er als Mittel und Werkzeug zur Entdeckung der Wahrheit diene. Der Nutzen, den er gewährt, beſteht einzig in ſeiner praktiſchen Gültigkeit, und dieſe iſt größer und ausgebreiteter, als man vielleicht denken möchte. Sieht man auf das Handeln und Wirken der meiſten Menſchen, ſo dürfte man wohl mit Fug und Recht behaupten, daß ſie in den meiſten Fällen weder ſo verkehrt und fehlerhaft, noch ſelbſt ſo unmoraliſch handeln würden, wenn ſie deutlicher dächten und richtigere Schlüſſe machten.

Dagegen iſt der philoſophiſche Werth des Syllogismus äußerſt geringe. Die Falſchheit und Richtigkeit mancher philoſophiſchen Syſteme beruht weit weniger auf unrichtigen Schlüſſen, als auf falſchen Principien und Begriffen. Auch die gröbſten und verwerflichſten Irthümer ſind von ſcharfſinnigen, ſubtilen Denkern oft mit der größten logiſchen Conſequenz und wiſſenſchaftlicher Strenge durchgeführt worden. Die Quelle der Verwirrung iſt dann in den erſten Grundideen zu ſuchen, nicht in ihrer ſyſtematiſchen Entwicklung, Vollendung und Verbindung, welche ganz fehlerfrei und vollkommen ſeyn kann.

Der Schluß nach der Wahrſcheinlichkeit und Analogie iſt, wie ſchon gezeigt worden, eben ſo wichtig für die Philoſophie, ja oft iſt ſeine Anwendung von noch weit größerer Bedeutung.

Doch gibt es auch eine blos praktiſche Wahrſcheinlichkeit, denn in praktiſchen Verrichtungen und Geſchäften iſt es für den beabſichtigten Zweck in vielen Fällen hinlänglich, durch Beobachtung äußerer Umſtände und Verhältniſſe, durch Vergleichung vorhergegangener ähnlicher Fälle den möglichen Erfolg ungefähr vorherzuberechnen, ohne eben das innere Weſen der Dinge, welche der Gegenſtand unſerer Thätigkeit ſind, genau und gründlich zu erforſchen.

Die philoſophiſche Wahrſcheinlichkeit liegt in einer höhern Sphäre, ſie kann auch nur aus einer wahrhaft philoſophiſchen Unterſuchung hervorgehen, wenn das Reſultat, das ſie aufſtellt, nur irgend Werth und Gewicht haben ſoll.

Alle höhere Wahrſcheinlichkeit oder philoſophiſche Analogie beruht auf den Grundſätzen und Principien, welche im zweiten Hauptſtücke der Logik vorgetragen wurden, nämlich auf der Idee der unendlichen Einheit und unendlichen Fülle, und dem Grundſatze eines allgemeinen organiſchen Zuſammenhanges aller Dinge; auf dieſe Ideen gründen ſich nicht nur alle unſere Urtheile über Schönheit und Regelmäßigkeit in Kunſt und Natur, ſondern überhaupt alle höhern philoſophiſchen und religiöſen Anſchauungen und Erkenntniſſe.

Der Oberſatz, auf welchen die analogiſchen Schlüſſe ſich gründen, iſt alſo nicht ſowohl ein einzelner Satz, als vielmehr der Inbegriff aller jener höhern Ideen und Grundſätze, die unter ſich auf das innigſte verbunden ſind; dasjenige, worauf ſie ſich gründen, iſt das ganze Syſtem der philoſophiſchen Wahrheit, ſoweit dieſe dem Schließenden bis jetzt bekannt und deutlich iſt.

Man könnte daher die analoge Schlußart des Philoſophen ein Enthymema nennen, aber ein Enthymema ganz eigener Art; denn in dem gewöhnlichen Enthymema wird der Mittelſatz verſchwiegen und ſtillſchweigend vorausgeſetzt. In der philoſophiſchen Analogie hingegen iſt dies mit dem Oberſatze der Fall, weil dieſer nicht blos ein einzelner Satz iſt, ſondern die ganze Summe philoſophiſcher Wahrheit, ſoweit der menſchliche Forſchungsgeiſt dieſe durchdrungen und ergründet hat, welches aber in einem einzelnen Satze doch auf keine Weiſe zuſammengefaßt werden kann.

In Rückſicht auf die Form iſt die philoſophiſche Analogie, beſonders wenn ſie entferntere Aehnlichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten aufſtellt, oft in den unregelmäßigen Schlüſſen abgefaßt, die wir unter dem Namen Sorites, d. h. zuſammengeſetzte oder Kettenſchlüſſe definirt haben.

Zur Analogie gehört auch die Induction, oder diejenige Schlußart, welche von einem Prädicate, das den meiſten Gliedern und Individuen einer Gattung zukommt, den Schluß macht, daß es allen eigenthümlich und weſentlich ſeyn müſſe.

Dieſe Schlußart iſt gar nicht unbedingt zu verwerfen, denn oft erzeugt ſie eine Wahrſcheinlichkeit, die der Gewißheit ſehr nahe kommt, und in praktiſchen Fällen kann man mit Zuverſicht auf ſie bauen; nur iſt der philoſophiſche Gebrauch ſehr zu beſchränken und feſten beſtimmten Grundſätzen unterzuordnen. Denn dadurch, daß ein Prädicat vielen, ja den meiſten Weſen einer Gattung zukomme, ergibt ſich nicht unbedingt, daß es allen zukommen müſſe, wenn nicht aus einem höhern Grunde gefolgert wird, daß es der Gattung ſelbſt weſentlich und nothwendig ſey.

Zum richtigen philoſophiſchen Gebrauche der Induction gehört eine vollkommene Einſicht in den Zuſammenhang des Prädicats mit einer Gattung und den meiſten Gliedern derſelben, ſonſt geräth man in Gefahr, ſich hier gewaltig zu täuſchen. Ein Beiſpiel ſolcher täuſchenden Induction mag die Sache klarer machen. Alle Körper, die wir kennen, Erde, Metalle, das Waſſer, ſogar die Luft ſind ſchwer. — Mithin ſind alle Körper ſchwer. — Das folgt noch nicht; denn darin, daß die genannten Körper ſchwer ſind, liegt gar kein Grund zu der Behauptung, daß auch das Feuer und das Licht ſchwer ſey, wenn dies aus keinem andern Grunde bewieſen werden kann. Auf unvollſtändigen und falſchen Inductionen beruhen die meiſten falſchen Hypotheſen in der Phyſik und ſelbſt in der Philoſophie.

Von der Methode.

Wenn die Behauptung feſt ſteht, daß der Gegenſtand der Philoſophie unerſchöpflich ſey, daß dieſe dem unendlichen Ziele ihrer Beſtimmungen nur allmälich ſich nähern und es nie vollkommen erreichen könne, ſo würde es für die Behandlungsart und Methode der Philoſophie ein nothwendiges Geſetz ſeyn müſſen, daß ſie *kritiſch* ſey. — Denn iſt die Philoſophie wirklich mehr das Suchen und Streben nach der höchſten Wahrheit, als die vollendete Erkenntniß derſelben, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß ein ſtets reger und wachſamer Prüfungsgeiſt alle dieſe Annäherungsverſuche begleiten muß. Haben wir wirklich den rechten Weg zu jenem höchſten Ziele ergriffen, oder wandeln wir vielleicht auf betrüglichen Irrwegen, die uns auf immer davon entfernen? — Iſt unſer Streben ein regel- und geſetzmäßiges Fortſchreiten, von dem wir uns am Ende den erwünſchten Erfolg verſprechen können? — Sind die Formen und Methoden, deren wir uns bedienen, wahrhaft geeignet, den unendlichen Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß aufzufaſſen und darzuſtellen? — und wie läßt ſich ihnen die höchſte Ausbildung und Vollendung geben? Das ſind Fragen, die nur eine ächte gründliche Kritik befriedigend beantworten kann, und von deren richtigen Auflöſung das Gelingen unſerer wiſſenſchaftlichen Bemühungen doch einzig und allein abhängt.

Hat es ferner ſeine Richtigkeit, daß der Begriff des Dings philoſophiſch ein höchſt ſchädlicher und verwerflicher Irrthum iſt, dabei aber in der eigentlichen Beſchränktheit des menſchlichen Bewußtſeyns ſo weſentlich gegründet, über alle

Zweige des Denkens und Vorſtellens ſo allgemein verbreitet, daß er gleichſam zu einem nothwendigen Bedürfniſſe geworden, uns in allen Geiſtesfunktionen unvermeidlich begleitet und ſelbſt auf der höchſten Stufe philoſophiſcher Erkenntniß, wo wir uns mit aller Anſtrengung ſeinen Täuſchungen zu entziehen ſuchen, unter den mannigfaltigſten Formen und Geſtalten wieder zurückkehrt, ſo wird es für den philoſophiſchen Forſcher eine eben ſo unerläßliche Pflicht ſeyn, dieſen in dem Syſteme des Denkens ſo tief verſteckten und eingewurzelten Wahnbegriff in ſeinen vielfach und verwebten Verzweigungen aufzuſpüren und zu verfolgen, unter den verſchiedenſten Modificationen hervorzuziehen, und wo möglich von Grund aus zu vertilgen. Auch von dieſer Seite muß alſo die Methode der Philoſophie eine kritiſche ſeyn, ſie muß nämlich damit beginnen, diejenige beſchränkte Denkart und Anſicht, welche der ſinnlichen Natur des Menſchen natürlich und angemeſſen und für das praktiſche Leben niemals unentbehrlich iſt, als eine durchaus falſche, verkehrte zu beſtreiten und zu widerlegen; ſie muß das gehaltloſe, leere, nichtige, ſo wie das gefährliche, verderbliche dieſer Meinung auf das gründlichſte darzuthun ſtreben, um auf dieſe Weiſe durch Entfernung des hartnäckigſten aller Grundirrthümer der philoſophiſchen Forſchung den Weg zur Erkenntniß der höchſten Wahrheit zu ebnen und zu bahnen. Sie muß alſo auch Kritik der philoſophiſchen Richtungen ſeyn, und gehört als ſolche weſentlich zur Logik.

In ſehr naher Beziehung mit dieſer kritiſchen Methode der Philoſophie ſteht noch diejenige beſondere Schlußart, welche Dilemma heißt, denn dieſe iſt nur in Widerlegung der Irrthümer von Nutzen.

Das Dilemma iſt eine Schlußart, worin gezeigt wird, daß ein gegebener Satz falſch und irrig ſey, weil, wenn er gegründet wäre, auch dieſer oder jener beſtimmte Fall wahr ſeyn müſſe. Kann nun aber bewieſen werden, daß ſowohl der eine als der andere unmöglich iſt, ſo wird auch damit ſchon der Satz, aus dem dieſe folgen, widerlegt. Es muß aber wohl in Acht genommen werden, daß außer den aufgeſtellten Fällen kein dritter Fall mehr möglich iſt, daher man auch wohl zu ſagen pflegt, das Dilemma beruhe auf dem Principium exclusi tertii.

Es iſt dieſe in der Philoſophie ſo wichtige Schlußart in dem angegebenen Sinne blos polemiſch, oder widerlegend; ſie kann aber auch kritiſch angewandt werden, nicht blos als Widerlegungsmittel gegen den Irrthum, ſondern auch als Hülfswerkzeug zur Entwicklung der Wahrheit; wenn man nämlich aus dem Umſtande, daß zwei entgegengeſetzte Fälle gleich unmöglich ſind, nur nicht die Folge zieht, daß die Vorausſetzung, worauf ſie beruhen, unrichtig und falſch ſey, ſondern wenn man vielmehr daraus den Schluß zieht, daß die Wahrheit auf einem Wege zwiſchen beiden entgegengeſetzten, gleich unmöglichen Fällen geſucht werden müſſe. —

Dieſer Gebrauch des Dilemma, der nicht nur bei Kant, ſondern auch bei Leibnitz vorkommt, könnte der kritiſche genannt werden, weil er nicht nur zur Widerlegung des Irrthums, ſondern auch zur Erforſchung der Wahrheit dient; gewöhnlich aber wird das Dilemma nur praktiſch angewandt.

Um die Methode und den Gang, den das menſchliche Denken in ſeiner Richtung zur höchſten Erkenntniß zu nehmen hat, richtig zu charakteriſiren, muß man vor allem das praktiſche Denken und das philoſophiſche wohl unterſcheiden, wie beides in der Wirklichkeit auch völlig verſchieden iſt.

Bei dem praktiſchen Denken iſt es nicht darum zu thun, die Principien der Wahrheit aufzuſuchen und zu ergründen, ſondern dieſelben anzuwenden und zu gewiſſen Zwecken und Abſichten zu gebrauchen; daher werden bei dem praktiſchen Denken die Principien als anerkannt ſchon vorausgeſetzt, und nur in Rückſicht auf ihre Anwendung betrachtet.

Solche Sätze nun, welche die als anerkannt vorausgeſetzten Principien für ein gewiſſes Gebiet mit Rückſicht auf ihre praktiſche Anwendung enthalten, heißen Axiomata und Poſtulata. Sie machen in dem praktiſchen Denken den Anfang; mit Beihülfe der in jedem Gebiete vorhandenen und gegebenen Data werden alsdann aus dieſen Axiomen Theoreme und Definitionen gebildet. Dieſe Definitionen, welche zu einem blos praktiſchen Behufe aufgeſtellt werden, brauchen nicht ganz dem Ideale von philoſophiſcher Definition zu entſprechen, welches wir früher angeführt haben, ſondern es iſt hinlänglich, wenn ſie für den beabſichtigten Zweck vollkommene Gültigkeit haben.

Die Theoreme alſo ſind aus den Principien abgeleitete Lehrſätze.

Die Ableitung geſchieht vermittelſt der Demonſtrationen oder Beweiſe; nach Befinden der Umſtände können auch die Definitionen eines ſolchen Beweiſes bedürfen, wenn es nicht bloße Nominalerklärungen ſind, oder wenn ſie nicht zu den Datis gehören, oder unmittelbar aus den Axiomen hervorgehen.

Der wichtigſte Theil im praktiſchen Denken aber ſind die Probleme. Sie ſind eigentlich praktiſche Sätze, inſofern ſie nicht Beſtimmungen und Erklärungen, ſondern Aufgaben enthalten, welche gelöſt werden ſollen. Die Unterſuchung nun, worin eine ſolche Aufgabe gelöſt wird, iſt nicht mehr ein bloßer Beweis, eine Demonſtration, ungeachtet auch ſie beweiſende Kraft haben muß, ſondern es iſt eine Analyſe, d. h. eine Erläuterung, worin gezeigt wird, daß irgend etwas geſchehen kann, da hingegen in der Demonſtration dargethan wird, daß ein Gegenſtand wirklich dieſe und jene Beſchaffenheit habe.

Die Probleme alſo und ihre Auflöſung oder Analyſe ſind der bedeutendſte Theil der praktiſchen Methode: ja dieſe ſelbſt iſt durchaus analytiſch, weil auch die Theoreme, Demonſtrationen und Definitionen aus den erſten Principien, d. h. aus den Axiomen und Datis abgeleitet und entwickelt, d. h. analyſirt werden. Die praktiſche Methode iſt gerade dieſelbe, auf welcher auch die mathematiſchen Wiſſenſchaften beruhen.

Sehr verſchieden von dieſer iſt die Methode des philoſophiſchen Denkens, oder das theoretiſche Verfahren. Denn hier, wo Erkenntniß der letzte und höchſte Zweck iſt, wird alles Streben blos und einzig darauf gerichtet, die Principien der Wahrheit zu ergründen und aufzuſtellen, das innere Weſen der Dinge zu durchdringen, ſich ganz in die Beobachtung des Gegenſtandes der Unterſuchung zu vertiefen, unbekümmert um alle andere Zwecke und Abſichten.

Man nennt dies Verfahren auch das ſpeculative von der innern Geiſtesanſchauung, die den Gegenſtand nur erkennen will, ohne alle Rückſicht auf Anwendung und Gebrauch.

Der erſte Schritt zu dieſer ſpeculativen Anſicht iſt, daß man den Gegenſtand, welchen man zu erforſchen ſtrebt, aus der unzähligen Menge aller übrigen Gegenſtände, die unſere Geiſtesthätigkeit beſchäftigen, ganz abſondert und iſolirt, um die ganze Aufmerkſamkeit auf ihn allein zu concentriren. Dieſes Beſtreben heißt die Abſtraction, die Grundlage des theoretiſchen Denkens.

Man darf aber gar nicht glauben, daß es zu der Abſtraction, wovon hier die Rede iſt, hinreicht, ſich mit abſtracten Begriffen zu beſchäftigen, oder, wie nur zu oft der Fall iſt, die Gedanken anderer nachzudenken und zu wiederholen; die Abſtraction iſt vielmehr derjenige Theil des Denkgeſchäftes, der gar nicht durch Nachahmung erlernt werden kann, ſondern vielmehr die eigene Geiſtesthätigkeit am meiſten in Anſpruch nimmt. Denn das Weſen der Abſtraction beſteht ja einzig darin, daß wir unſere Aufmerkſamkeit von den mannigfaltigen Wahrnehmungen und Vorſtellungen, über die ſie ſich verbreitet, zur ruhigen, ſtillen Betrachtung in uns zurückziehen und ſammlen, und ſie dann mit verſtärkter vereinigter Kraft auf den Einen Gegenſtand, den wir zu erforſchen haben, fixiren. Es iſt leicht zu begreifen, wie zu dieſem Verfahren nicht etwa ein beſonderes eigenthümliches Genie, wohl aber eine ungewöhnliche Uebung und Fertigkeit des ganzen Denkvermögens, eine wahrhaft ſelbſtſtändige Kraft und Herrſchaft des Geiſtes erfordert wird, um unabhängig von äußern und innern Zerſtreuungen unſer Bewußtſeyn im harmoniſchen Gleichgewichte aller ſeiner Thätigkeiten zur höchſten Einheit zu concentriren, nach Willkür und Abſicht auf einen beliebigen Gegenſtand zu lenken, und dort in ungetrübter klarer Beſonnenheit unwandelbar zu erhalten. — Ein Vermögen, das wir nur auf der höchſten Stufe der Bildung in größerer oder geringerer Vollkommenheit antreffen, das aber bei der erſchlaffenden Geiſtesträgheit und Unthätigkeit, wenn ſie erſunken ſind, bei dem Mangel aller höhern Energie, die zur reien Selbſtbeherrſchung und Beſtimmung erforderlich iſt, gänzch vermißt wird.

Der zweite Schritt bei dem theoretiſch philoſophiſchen enken iſt die *Conſtruction*. Sie beſteht in der genetiſchen bleitung und Begründung der organiſchen Gliederung und Anrdnung der Begriffe. So wie in der Welt ſelbſt alles in eiem organiſchen Zuſammenhange ſteht, ein harmoniſches Band lle Weſen zu einem lebendigen Ganzen vereinigt und verknüpft, o muß auch ein jeder Begriff als ein Ganzes nach Theilen nd Gliedern, und ſelbſt wieder als Theil und Glied eines rößern Ganzen in ſeinem natürlichen und nothwendigen Zuammenhange aufgefaßt und dargeſtellt werden.

Und ſo wie man das Weſen eines Dinges erſt dann volländig begreift, wenn man nicht blos ſeine einzelnen Merkmale und Beſtandtheile aufzählen kann, ſondern wenn man ugleich bis zu ſeinem Urſprunge und erſten Entſtehen hinuntergeſtiegen iſt, und aus dieſem die allmälige Entwicklung aller einer Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, ſo wie ſeine ganze etzige Form herzuleiten und zu erklären vermag, — ſo iſt auch in Begriff erſt dann vollkommen deutlich, wenn er genetiſch ſt, d. h. wenn wir in ſeiner Einſicht bis zu ſeinem Urſprunge fortgeſchritten ſind, ihn in dem Syſteme unſeres Denkens, in allen ſeinen Verhältniſſen und Verwickelungen, durch die mannigfaltigſten Formen und Modificationen hindurch bis zu ſeiner etzigen Geſtalt verfolgt haben.

Daher ward in dem erſten Hauptſtücke die Regel gegeben, daß alle philoſophiſchen Begriffe und Definitionen *genetiſch* ſeyn ſollen, in der eben angeführten Bedeutung.

Zum praktiſchen Gebrauche bedürfen die Begriffe dieſer genetiſchen Herleitung und vollendeten Beſtimmung nicht, für die Philoſophie aber iſt ſie eine durchaus unerläßliche Bedingung. Denn hier iſt es ja einzig darum zu thun, die Gegenſtände unſerer Beobachtung in der höchſten Klarheit und Deutlichkeit, in ihrem ganzen Umfange und Zuſammenhange zu verſtehen und zu erkennen.

Die Conſtruction der Begriffe iſt nichts anders, als die Verſtändlichmachung derſelben, und dieſer Theil des philoſophiſchen Denkens fordert vorzüglich eine große Uebung und Fertigkeit.

Man wird dieſes Conſtruiren der Begriffe vorzüglich in jenen philoſophiſchen Schriften finden, die der hiſtoriſchen Darſtellung angenähert ſind, oder auch in hiſtoriſchen Schriften, die von philoſophiſchem Geiſte durchdrungen ſind.

Iſt ein philoſophiſcher Vortrag an und für ſich unverſtändlich, ſo fehlt es gewiß an einer richtigen Conſtruction der Begriffe, der erſten Bedingung aller Deutlichkeit und Verſtändlichkeit. —

Auch die Mathematik kann dem Geiſte eine große Uebung und Fertigkeit verſchaffen, aus Gegenſätzen und verſchiedenen Gliedern ein Ganzes zu bilden, und eben ſo ein Ganzes in ſeine Theile und Elemente aufzulöſen. Nur iſt freilich die mathematiſche Form und Methode von der philoſophiſchen noch ganz verſchieden, und muß auch davon geſchieden ſeyn und bleiben.

Das Weſentliche der wahren Conſtruction beſteht in der Vereinigung des Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen.

Das Philoſophiſche iſt nur dann wirklich und wahrhaft conſtruirt, wenn es zugleich hiſtoriſch, d. h. wenn die Darſtellung und Entwicklung der Begriffe vollkommen genetiſch iſt.

Das Hiſtoriſche iſt nur dann eigentlich conſtruirt, wenn die Begebenheiten und Ereigniſſe nicht nur dem äußern Zuſammenhange nach aneinandergereiht und hererzählt ſind, ſondern wenn ein hiſtoriſcher Forſchungsgeiſt den innern Zuſammenhang der Dinge in ihrer natürlichen und nothwendigen Folge, nach urſprünglichen Entwicklungsgeſetzen und Formen umfaßt, eine erſchöpfende Unterſuchung die Grundelemente und Verhältniſſe der Weſen und Kräfte ergreift, von welchen die gemeine blos praktiſche Geſchichte nur die äußern Wirkungen und Erſcheinungen darſtellt.

Wenn zu dem Vermögen der Abſtraction vorzüglich ein ernſter, entſchloſſener, in der beharrlichen Richtung der Aufmerkſamkeit unermüdeter Wille, eine ſeltene Vereinigung aller

räfte und Thätigkeiten und ein hoher Grad von Selbſtbeherr-
hung erfordert wird, ſo iſt die Conſtruction derjenige
heil des philoſophiſchen Denkens, der ſich wohl lehren und
rnen und durch Uebung mehr und mehr vervollkommen läßt.

Der dritte Theil des philoſophiſchen Denkens iſt die Re-
lection.

In der Abſtraction lenken wir unſere Aufmerk-
amkeit von allen andern Gegenſtänden weg, und concentriren
e nur auf den einzigen, den wir unterſuchen wollen.

Durch die Conſtruction ſuchen wir den innern organi-
chen Zuſammenhang und Gliederbau eines Gegenſtandes, ſeine
ränzen und Verhältniſſe, ſeine verſchiedenen Beſtandtheile und
igenſchaften mit ihren Formen und Modificationen, ſein Ent-
ehen und die allmälige nach urſprünglichen Geſetzen fortſchrei-
ende Entwicklung uns deutlich zu machen.

In der Reflection ſieht man nicht mehr auf die einzel-
nen Theile eines Gegenſtandes und ihre gegenſeitige Verhältniſſe
nd Verbindungen, ſondern allein auf das Ganze, und zwar
n ſeinen Verhältniſſen zu uns und zur Welt überhaupt.

Dies führt uns von neuem auf die kritiſche Methode zu-
ück; denn wenn wir über einen Gegenſtand reflectiren, d. h.
hn in ſeinen Verhältniſſen zu uns und der Welt betrachten, ſo
ſt dies ja ſchon ein vergleichendes und kritiſches Geſchäft, be-
ſonders wenn das Object der Reflection zunächſt ein Begriff
und nicht die Sache ſelbſt iſt. Denn was heißt wohl über
einen Begriff reflectiren, als die verſchiedenen Anſichten und
Beſtimmungen, die von ihm möglich ſind, prüfen und verglei-
chen, dem Begriffe ſelbſt ſeine Stelle anweiſen, die er in dem
Syſteme einnimmt, zu dem er gehört, und ihn aus dieſem
Standpunkte beurtheilen.

Für die Reflection laſſen ſich keine beſtimmte Regeln auf-
ſtellen, nach denen man ſie zu erkennen fähig wäre, auch laſſen
ſich in dieſem Denkgeſchäfte keine beſondern Uebungen anſtel-
len, inſofern alles unſer Denken zuletzt ein Reflectiren iſt, wel-
ches wir inſofern ſtets üben.

Allerdings iſt die Reflection nur die Frucht und das Reſultat eines durch Erfahrungen und Kenntniſſe bereicherten, im Denken geübten Verſtandes.

Wir dürfen alſo überhaupt nur das Nachdenken in uns recht lebendig und rege erhalten, unſern Verſtand mit Kenntniſſen aller Art bereichern, und unſere geiſtigen Vermögen überhaupt auf das vielſeitigſte entwickeln und ausbilden, ſo wird die philoſophiſche Reflection ſich ſchon von ſelbſt einſtellen.

Anhang
zur
Logik.

Kritik

der philoſophiſchen Syſteme.

Die Gründe, warum die Methode der Philoſophie überhaupt kritiſch ſeyn muß, und warum eine Kritik der philoſophiſchen Syſteme als Anhang zur Logik gehört, inſofern ſie den Eingang in die Philoſophie enthält, ſind ſchon im dritten Hauptſtücke, in den verſchiedenen Rubriken entwickelt worden. In der Kritik der philoſophiſchen Syſteme werden zugleich bei jedem Syſteme die merkwürdigſten Philoſophen ſowohl der alten als neuen Zeit angegeben werden, die zu dieſem Syſteme gehören. Der Deutlichkeit wegen aber wollen wir in der nächſten Rubrik voranſchicken eine kurze Geſchichte der Philoſophie, nicht nach den Syſtemen, ſondern nach der chronologiſchen Folge.

Von den Gattungen und Schulen der Philoſophie blos hiſtoriſch betrachtet.

Die Philoſophie, nach ihrer Geſchichte betrachtet, zerfällt in drei große Abtheilungen. Erſtens: die orientaliſche Philoſophie. **Zweitens:** die griechiſche Philoſophie, und **drittens:** die ſcholaſtiſche und die neuere Philoſophie.

Erläuterungen zu Nro 1. Man faßt die Philoſophie der aſiatiſchen Nationen unter dieſen gemeinſchaftlichen Namen zuſammen, obſchon die Philoſophie der aſiatiſchen Völker ſehr verſchieden ſowohl dem Inhalte, als auch dem Grade der Ausbildung nach geweſen iſt; einestheils weil dieſe orientaliſche Philoſophie ohngeachtet der Verſchiedenheit bei einzelnen Nationen doch viel gemeinſchaftliches hat, anderntheils weil man auch von der Philoſophie der aſiatiſchen Völker nur ſehr unvollkommene Kenntniſſe hat. Die Originalwerke der ägyptiſchen Philoſophen, der Phönizier und Babylonier ſind verloren gegangen; wir kennen ihre Philoſophie nur aus einigen theils unzulänglichen, theils unzuverläſſigen Schriften der Griechen. Von den philoſophiſchen Werken der Indier und Chineſen haben ſich mehrere erhalten, doch ſind auch dieſe noch bei weitem nicht gehörig bekannt, benuzt und geprüft. Die orientaliſche Philoſophie iſt alſo wohl der älteſte, aber hiſtoriſch merkwürdigſte Theil der ganzen Philoſophie, dennoch bis jezt der ungewiſſeſte und unbekannteſte. Die Griechen ſelbſt bekennen einen großen Theil ihrer Philoſophie aus Aſien entlehnt zu haben. Die Sage, daß Pythagoras und Plato ihre Philoſophie größtentheils aus Aegypten, wohin beide gereiſt ſeyen, entlehnt haben, iſt zu allgemein, als daß ſie ganz ohne Grund ſeyn könnte; aber wie viel oder wie wenig ſie entlehnt haben, das iſt ſchwer zu entſcheiden, weil man orientaliſche Philoſophie wenig kennt, und die Werke der Aegyptier gar nicht mehr vorhanden ſind. Daher auch unter den Gelehrten allzeit viel Streites hierüber war.

Erläuterungen zu Nro 2. Die griechiſche Philoſophie umfaßt zugleich die römiſche, denn die Römer waren nur Schüler der Griechen. Nur die katholiſchen Kirchenväter ſind nicht mit hierzu zu rechnen, weil ſie ganz verſchiedenen Prinzipien folgten, und obwohl die gelehrteſten unter ihnen mit der alten Philoſophie ſehr bekannt waren, dennoch dieſelbe nicht in der Art annehmen, wie die Römer. Zur hiſtoriſchen Ueberſicht kann man die griechiſche Philoſophie eintheilen in Schulen, welche der Zeit nach ſo folgen: A. Joniſche Schule. Hierunter werden die erſten Stifter der griechiſchen Philoſophie verſtanden; die merkwürdigſten ſind Thales, der Vater der griechiſchen Philoſophie, und ſeine Schüler Anaximenes und Anaximander, Heraklit, einer der größten und tiefſinnigſten Denker der Griechen, und Anaxagoras, der zuerſt in dieſer Schule die Lehre von der Vorſicht bei den Griechen vortrug, der Lehrer des Sokrates. B. Die Pythagoräer, ſie hatten ihren Sitz in Croton und im ganzen untern Italien und Sicilien. Es war dies zugleich ein Bündniß, welches zur Verbeſſerung der Sitten, der Philoſophie und der Religion abzielte, dadurch aber großen Widerſtand fand und endlich in einer Revolution, in der Pythagoras ſelbſt und die meiſten Pythagoräer umkamen, geſtürzt wurde. C. Die eleatiſche Schule, von dem Orte Elea in Unteritalien. Der Stifter dieſer Schule war Xenophanes und die wichtigſten Philoſophen derſelben waren Parmenides und der ältere Zeno. Es ſcheint wohl, daß dieſe Philoſophen mit den Pythagoräern perſönlich genommen zuſammenhingen, ihr Syſtem aber muß den noch vorhandenen Fragmenten und Nachrichten zufolge grundverſchieden von dem des Pythagoras betrachtet werden. Von dieſen drei Schulen ſind keine Originalwerke vorhanden, ſondern nur geringe Bruchſtücke und ziemlich unzureichende Nachrichten. D. Die Sophiſten, wenn ſie eine Schule zu nennen ſind; die wichtigſten unter dieſen waren Gorgias, Protagoras, Prodikus, und andre mehrere, von denen auch bei Cicero oft die Rede iſt. Da die Sophiſten weniger auf die Wahrheit ausgingen, als auf trügliches Blendwerk, ſo kann man ihnen auch kein beſtimmtes Syſtem zuſchreiben, weil ſie überhaupt keine beſtimmte Meinung hatten und haben wollten. Für die ſpeculative Philoſophie ſind ihre ſkeptiſche Gedanken, Einwürfe und Grundſätze das Wichtigſte. E. Die ſokratiſche und platoniſche Schule, wodurch die griechiſche Philoſophie, welche in der Schule der Sophiſten ganz erniedrigt und ausgeartet war, wiederhergeſtellt und reformirt wurde. Es iſt hier ſokratiſche und platoniſche Schule zugleich genannt werden, weil unter allen Schülern des Sokrates Plato der größte und wichtigſte war. Sokrates ſelbſt hat nichts ſchriftliches hinterlaſſen, die kleinern ſokratiſchen Schulen aber, wie die der Cyniker ꝛc., ſind mehr in moraliſcher, als in ſpeculativer Rückſicht wichtig. Die platoniſche Philoſophie nun iſt die erſte, welche wir authentiſch aus den Original-Schriften kennen. F. Ariſtoteles und ſeine Schüler. G. Die Schule der Stoiker. Es iſt hier zu merken, daß die wichtigſten Philoſophen der vorhergehenden Schulen durchaus Erfinder und Selbſtdenker waren. Auch von Ariſtoteles gilt dies, obſchon er zugleich ein großer Gelehrter war und mit der größten Sorgfalt die ältere Philoſophie ſtudirte. Die ſpäteren Schulen aber nach Ariſtoteles enthalten nichts neues und neuerfundenes, ſondern nur eine neue Zuſammenſetzung und Miſchung der ältern Syſteme, wie man dieſes den Stoikern zuerſt vorwarf. Daher freilich die frühern Schulen bis auf Ariſtoteles die erſten und wichtigſten ſind, weil darin die Quelle enthalten iſt, woraus die ſpätern ſchöpften. Die achte Schule der griechiſchen Philoſophie iſt die der Epikuräer, welche einen entſchiedenen Materialismus lehrten. Das Syſtem derſelben iſt nicht von Epikur erfunden worden, ſondern ſchon viel früher von Demokrit und noch früher von Leucipp aufgeſtellt, welche aber keine Schule geſtiftet haben. Die Schule des Epikur iſt in den frühern Zeiten, ſo wie auch die Schule der Stoiker unter der Herrſchaft der Römer, bis die Ausbreitung des Chriſtenthums beiden Secten ein Ende machte, ſehr groß geweſen. Die neunte Schule iſt die der Skeptiker. Dahin gehören a. die ſpätern Schülern des Plato oder die ſogenannten akademiſchen Philoſophen; die nächſten Schüler des Plato waren nicht Skeptiker, und blieben ſeiner Lehre ganz und gar getreu. Bald aber nahm in ſeiner Schule der Skepticismus überhand. Die berühmteſten der platoniſchen Skeptiker waren Krantor, Karneades, Arkeſilas. Das ſind diejenigen Philoſophen, denen Cicero am meiſten gefolgt iſt. Außer dieſen gehören zur Schule der Skeptiker b. noch einige einzelne Selbſtdenker, die keine Schule geſtiftet haben; der berühmteſte darunter iſt Pyrrho, ferner diejenigen Sophiſten, die ſkeptiſche Grundſätze aufſtellten, namentlich Gorgias. Die zehnte Schule der griechiſchen Philoſophen endlich bilden die neuen Platoniker oder Synkretiſten. Neuplatoniker heißen ſie, weil ihr Syſtem von dem des Plato ſehr verſchieden war, obwohl ſie dieſem meiſtens folgten und ihn gränzenlos verehrten; Synkretiſten heißen ſie aber, weil ſie mit der Lehre des Plato viele Lehren des Ariſtoteles, des Pythagoras und der Stoiker zu verbinden ſuchten. Der berühmteſte unter dieſen iſt Plotinus, ein großer Philoſoph im dritten Jahrhundert; ferner gehören noch hieher Porphyrius und andre. Plotin aber iſt der erſte und wichtigſte, deſſen Schriften ſich auch erhalten haben, und die neben dem Ariſtoteles und den platoniſchen Schriften die wichtigſten ſind für die griechiſche Philoſophie der frühern Zeit. Dieſe Philoſophie war ſehr zur Schwärmerei geneigt.

Wir gehen nunmehr über zur neuern Philoſophie. Die erſte Periode derſelben bilden die Kirchenväter. Dieſe ſchließen ſich zunächſt an die neuplatoniſche Philoſophie an. Einige der ältern Kirchenväter waren der neuplatoniſchen Philoſophie ganz ergeben. Auguſtin aber, der größte Philoſoph unter den lateiniſchen Kirchenvätern, hat die neuplatoniſche Philoſophie, inſofern ſie mit dem Chriſtenthum ſtritt, widerlegt und reformirt, und er vorzüglich hat das Syſtem der philoſophiſchen Theologie begründet, welches in den folgenden Jahrhunderten allgemein das herrſchende geblieben iſt. Die zweite Periode der neuern Philoſophie bildet die Philoſophie des Mittelalters. Nach derjenigen Zeit, in welcher die größten Kirchenväter blühten, blieb die Philoſophie ſtehen, einestheils, weil das Syſtem durch den Auguſtin vorzüglich ſo weit vollendet war, als es in theologiſcher Rückſicht erfordert wurde, und anderntheils, weil die Unruhen und Kriege, welche der Untergang des römiſchen Reiches und die Ausbreitung des germaniſchen Reiches über Europa mit ſich führten, den Gang der Wiſſenſchaften und das Studium derſelben überhaupt hemmten. Die einzelnen Männer in der frühern Zeit des Miterhalten, die vorzüglich berühmt ſind, verdienen dieſen ihren Ruhm mehr deshalb, weil ſie die Entdeckungen der Vorwelt erhielten und auf die Nachwelt brachten und weil ſie ſelbſt weiſe und ausgezeichnete Männer waren, als daß ſie in der Philoſophie viele neue Entdeckungen gemacht hätten. Die wichtigſten unter dieſen Philoſophen, welche den Uebergang von den Kirchenvätern zu den eigentlichen Scholaſtikern machen, ſind Boethius unter dem Theoderich im ſechſten Jahrhundert; der Engländer Beda im achten Jahrhundert, Alcuin unter Carl dem Großen, und endlich Scotus Erigena, am Ende des neunten Jahrhunderts. Der letzte iſt für ſpeculative Philoſophie der wichtigſte. Schon von dem Boethius an hatte die ariſtoteliſche Philoſophie Uebergewicht erhalten, obgleich es auch immer noch Freunde der platoniſchen Philoſophie gab. Im eilften Jahrhundert ward das Studium der Philoſophie wiederum viel allgemeiner, beſonders in England und in Frankreich, ſo daß ſogar eine Schule entſtand, da die vorgenannten Männer mehr für ſich allein ſtanden und keine Schule ſtifteten. Die wichtigſten Philoſophen dieſer Schule ſind Lanfrancus nebſt ſeinem Gegner Berengarius, Anſelmus, Abelardus und Petrus Lombardus. Lanfrancus wandte zuerſt die Dialektik auf theologiſche Gegenſtände an. Anſelmus war ein tiefſinniger Denker, der in der ſpeculativen Theologie viele ſcharfſinnige Beweiſe zuerſt aufſtellte, die alle nachkommenden Philoſophen benutzt haben. Abelardus ſtiftete eine große Schule durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit, und wirkte außerordentlich auf ſein Zeitalter; er ſchrieb in einem ſehr ſchönen Styl, war ein ſehr bewanderter Dialektiker und ein Freund der platoniſchen Philoſophie, wie auch ſein Freund Johannes von Salisbury. Petrus Lombardus endlich brachte das Syſtem der Theologie zuerſt in ein Compendium. Die dritte Periode der neuern Philoſophie machen aus die eigentlichen Scholaſtiker, welche geblüht haben im dreizehnten Jahrhundert. Die wichtigſten darunter ſind: Albertus magnus, wichtig als Stifter der ſcholaſtiſchen Philoſophie und als Lehrer des heiligen Thomas, Thomas ſelbſt, Alexander von Hales und deſſen Schüler, der heilige Bonaventura.

Duns Scotus, Stifter der Schule der Scotiſten, Occam, der im vierzehnten Jahrhundert deſſen Lehre zum Theil folgte, zum Theil aber ſie modificirte, und Durandus, welcher das den Scotiſten entgegengeſetzte Syſtem der Thomiſten vertheidigte und erhielt; endlich gehört auch noch hieher der beſonders für Phyſik merkwürdige ältere Baco oder Roger Baco. Die dritte Hauptclaſſe der neuern Philoſophen ſind die Reformatoren und Wiederherſteller der Philoſophie im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert. Da die ſcholaſtiſche Philoſophie zuletzt ſehr ausgeartet war, ſo bedurfte ſie allerdings einer großen Reform, und da nun zu gleicher Zeit die hiſtoriſchen und grammatiſchen Kenntniſſe ſich ſehr erweiterten, und in der Phyſik und Aſtronomie auch viele neuere Entdeckungen gemacht wurden, ſo hatte dies auch ſehr großen Einfluß auf die Philoſophie. Die älteſten dieſer Reformatoren der Philoſophie waren vorzüglich Italiäner und Deutſche. Die berühmteſten unter den erſten waren Marſilius Ficinus und Picus von Mirandola; unter den letztern Reuchlin. Marſilius Ficinus bemühte ſich beſonders die platoniſche Philoſophie wieder in Anſehen zu bringen, da bei den ſpätern Scholaſtikern die ariſtoteliſche Lehre mit einer fanatiſchen Partheilichkeit allein als unumſtößliche Wahrheit angenommen wurde. Mirandola und Reuchlin ſuchten das Studium der orientaliſchen Philoſophie bekannter zu machen und zu zeigen, daß es mit dem Chriſtenthum gar nicht ſtreite, wie man fälſchlich vorauszuſetzen pflegte, weil viele Freunde der orientaliſchen Philoſophie auch Anhänger der Aſtrologie waren. Außer den genannten iſt unter den Humaniſten, die jetzt entſtanden, für Philoſophie und beſonders für Moral der wichtigſte der Niederländer Hugo Grotius, welcher in der Jurisprudenz und im Naturrecht Epoche gemacht hat. Die geſammten Philoſophen waren alle zugleich auch große Gelehrte.

Die Philoſophen, die im ſiebenzehnten Jahrhundert aufſtanden, beſaßen phyſikaliſche und mathematiſche Kenntniſſe: Baco von Verulam, Descartes und Leibnitz waren Phyſiker vom erſten Range. Die größere Freiheit, die in dem Studium der Philoſophie überall zu herrſchen anfing, nachdem man [illegible] laſtiſchen Zwang abgelegt hatte, gab dem menſchlichen Geiſte einen neuen kräftigen Schwung und eine alles umfaſſende Vielſeitigkeit. Alles wurde erforſcht und geprüft, behauptet und beſtritten, alle Wege verſucht, die zur Erkenntniß führen können, alle in der Philoſophie nur immer möglichen Anſichten und Syſteme kamen wieder zum Vorſchein; die älteſten Ideen wurden unter den mannichfaltigſten Formen von neuem aufgeſtellt, entwickelt und begründet, alſo war es ſehr natürlich, daß neben dem Wahren und Guten auch wieder das Falſche, Schlechte und Verwerfliche zum Vorſcheine kam. Spinoza ſtellte ein Syſtem des Pantheismus auf, welches mit der wahren Religion durchaus unvereinbar iſt. Gaſſendi, Hobbes und mehrere andere gleicher Denkart verſchafften dem Materialismus der alten Epikuräer wieder viel Anſehen und Einfluß. Ueberhaupt ward die Freiheit des Philoſophirens aufs äußerſte mißbraucht, und an die Stelle des richtigen, partheiloſen Forſchens und Prüfens trat ein wahrer Zerſtörungsgeiſt, der vorzüglich gegen alles Alte mit der wildeſten, hartnäckigſten Wuth ankämpfte und am Ende, ohne Urtheil und Ueberlegung einzig dem Zuge ſeines ſinnlichen Ungeſtümes folgend und von blindem Partheigeiſt und leidenſchaftlichem Haſſe zu den gewaltſamſten Extremen fortgeriſſen, ſeine vernichtenden Angriffe ohne Scheu und Schonung gegen die ehrwürdigſten Heiligthümer der Menſchheit richtete. Daß die Philoſophie allgemein verbreitet wurde, und aus dem engen Bezirk der Schule in den erweiterten Kreis des öffentlichen Lebens heraustrat, war an ſich nicht zu verwerfen; allein es hatte die üble Folge, daß der große Haufe anfing, ſich mit Gegenſtänden zu beſchäftigen, die ſeine Faſſungskraft völlig überſtiegen und ſeinen Blicken ewig entzogen bleiben mußten. Die Philoſophie gerieth gänzlich unter die Pöbelherrſchaft, und konnte nun der ſchmählichſten Entartung nicht entgehen; denn es war natürlich, daß hier, wo das Verſtehen unmöglich, das Mißverſtändniß um ſo ärger war, und daß man zu dem verderblichſten Irrthum herabſinken mußte, wo man zur höchſten Erkenntniß ſich nie erheben konnte. Die Philoſophie aus ihrer wahren Sphäre, von der Richtung nach dem höchſten

Ziele in den Kreis des Gemeinſten herabgezogen, mußte nun als verächtliches Werkzeug unwürdiger Zwecke dem Schlechten und Verwerflichen dienen. Die Erkenntniß des Einen, Wahren und Höchſten für eitle, leere Chimäre und thörichte Anmaßung erklärend, beſchränkte man ihren ganzen Wirkungskreis nur auf praktiſchen Nutzen und Brauchbarkeit für die kleinlichen Zwecke und Intereſſen des gewöhnlichen Lebens. Alle Zweige des menſchlichen Wiſſens ſollten zu dieſer gemeinen praktiſchen Einheit verbunden und dadurch gerechtfertiget und erhalten werden. Es war vorzüglich die Moral bei dieſer allgemeinen Verkehrtheit am meiſten entſtellt und verwirrt worden. Die zügelloſeſte Eitelkeit, der craſſeſte Eigennutz verſteckten ſich hinter ihre Lehren, und die ewigen Formen des Wahren und Guten mußten in ihrer Erniedrigung den ſcheußlichſten Auswüchſen der Unſittlichkeit zur Hülle dienen.

In dieſer ſchlechten Geſtalt trat jene populäre Philoſophie auf, die vorzüglich mit Locke begann, nach ihm aber durch eine Menge Schriftſteller ſeiner Denkart in England und Frankreich auf die mannichfaltigſte Weiſe ausgebildet und über alle Wiſſenſchaften, alle bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe ausgebreitet wurde. Sie verdient in der Geſchichte der Philoſophie eine negative Stelle, als eine höchſt gefährliche, aber lehrreiche Verirrung und Abart, die in ihrer verderblichen Tendenz die Grundfeſte aller Moralität und Religion, ſo wie der wahren Philoſophie ſelbſt untergraben und erſchüttert hat, und deren richtige Beurtheilung für uns um ſo viel nothwendiger iſt, da zunächſt in ihrem überwiegenden Einfluß auf die Sitten und Denkart der herrſchenden Nationen die erſte Quelle jener gewaltigen Umwälzung geſetzt werden muß, die Europa zum Schauplatz von Unordnungen, Verwirrungen und Zerrüttungen gemacht hat, wie die Geſchichte in ihrem ganzen Umfange ſie nicht größer und ſchrecklicher aufzuweiſen vermag.

Wir gehen nun zu einer Kritik der verſchiedenen Syſteme ſelbſt über und machen hier den Anfang mit dem niedrigſten, populärſten, und daher in unſern Zeiten beliebteſten von allen, dem Syſtem des Empirismus, der in ſpeculativer Hinſicht gewiß auf der unterſten Stufe ſteht und des Namens Philoſophie ſchwerlich gewürdigt werden kann.

Kritik des Empirismus.

Das Weſentliche und Auszeichnende in dieſem Syſtem beſteht in dem Grundſatz: daß alle Erkenntniß ſinnlich, an und auf das Gebiet der Erfahrung beſchränkt ſey; alle angeblich geiſtigen Begriffe und Erkenntniſſe alſo auch nur als weſenloſe, inhaltsleere Phantasmen angeſehen werden müſſen. — Conſequent genommen wird dies Syſtem zu dem vollkommenſten Materialismus und Atheismus führen.

Der Empirismus ward in der neuern Zeit vorzüglich ausgebildet und vollendet bei den Engländern durch Locke, bei den Franzoſen durch Helvetius und Condillac. Man kann Baco nicht mit vollem Rechte in dieſe Claſſe ſetzen, weil er die Philoſophie durch Erfahrung zu beweiſen und auf Erfahrung zurückzuführen ſuchte; denn es iſt wohl ſchwerlich ſeine Abſicht geweſen, die Möglichkeit aller höhern Erkenntniß zu leugnen und die Philoſophie alſo blos und einzig auf das Gebiet der Erfahrung einzuſchränken. — So allgemein verbreitet der Empirismus in der neuern Zeit ſich bei den gebildeten Nationen zeigt, ſo wenig Anhänger hatte er bei den Griechen. — Es iſt gewiß ein deutlicher und ehrenvoller Beweis von der Kraft und Energie des griechiſchen Geiſtes, daß ihre Philoſophie ſich doch beſtändig in den höhern Regionen der Speculation erhielt und zu jener gemeinen und niedrigen Anſicht nie herabgeſunken iſt, die eigentlich nur aus gänzlicher Geiſtesohnmacht und Erſchlaffung und der Verzweiflung, ſich zu dem Höchſten erheben zu können, erklärbar iſt.

Unter der großen Anzahl griechiſcher Philoſophen, die aus die Geſchichte überliefert hat, kann man nur drei Empiriker aufzählen, die entweder gar keine, oder doch nur höchſt unbedeutende Anhänger hatten.

Der erſte griechiſche Empiriker war der Sophiſt Protagoras, welcher behauptete, die Empfindung ſei die Quelle aller Erkenntniß und der Menſch der Maaßſtab aller Dinge. Dieſen letzten Satz würden wir in unſerer Sprache ſo ausdrücken: alle Wahrheit ſei durchaus ſubjectiv, es gebe gar nichts allgemein Gültiges in der Vorſtellung.

Der zweite Grieche, den wir zu den Empirikern rechnen können, iſt Xenophon. Er behauptete, es ſei eine zweckloſe, eitle, nichtige Beſchäftigung, in höhere Speculationen ſich verirren; nur das, was praktiſchen Werth und Gültigkeit habe, was in den Verhältniſſen des wirklichen Lebens anwendbar und nützlich ſey, könne als ein würdiger Gegenſtand der menſchlichen Wißbegier angeſehen werden; es dürfe dieſe daher auch nur auf das Gebiet der Erfahrung ſich beſchränken. Wir erwähnten des Xenophon, der übrigens für ſpeculative Philoſophie von gar keinem Intereſſe iſt, blos darum, weil dieſe Forderung praktiſcher Brauchbarkeit der Philoſophie viele treffliche Männer verleitet hat, zu dem Syſtem des Empiriſmus ſich zu bekennen. Wie wenig übrigens dieſer Grundſatz für die Philoſophie gelten könne, erhellet daraus, daß die Philoſophie ja nur auf Wiſſen und Erkenntniß gerichtet und einzig bemüht iſt, dieſelbe ſo vollkommen und allumfaſſend zu machen, als die Natur der Sache es nur immer verſtattet. Sie kann in dieſem Streben, die höchſten und wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Wißbegier in ihren innerſten Gründen zu erforſchen, auf praktiſchen Nutzen, beſonders aber auf Anwendbarkeit für die Zwecke des wirklichen Lebens durchaus nicht ſehen. Die Erkenntniß des Wahren und Guten hat an und für ſich den reellſten Werth, und darf nichts anderem untergeordnet, nicht als Mittel für fremdartige Zwecke angewandt werden. Sie reißt den Menſchen aus dem Reiche gemeiner Naturerſcheinungen heraus, und erhebt ihn zu einer höhern Stufe edlern vollkommenern Daſeyns. Das irdiſche Leben liegt als ſolches tief unter ihrer erhabenen Sphäre, und wenn ſie ſich zu ihm herabläßt, ſo geſchieht dies nicht, um ſich in ſeine Formen einzuſchmiegen, ſondern dieſe ſelbſt nach den Geſetzen einer ideellen Bildung zu geſtalten und ihnen erſt dadurch wahren Werth und wahre Bedeutung zu geben. Uebrigens folgt aus der großen Beſtimmung der Philoſophie ſelbſt, daß die Beſchäftigung mit ihr nicht Jedermanns Sache, und es daher auch ſehr richtig und lobenswerth ſey, wenn viele nach dem geringen Maaße ihrer geiſtigen Kraft alle höheren Speculationen als eine für ſie fruchtloſe Verirrung anſehen und ihre ganze Thätigkeit daher auch einzig auf das Gebiet des Praktiſchen richten. —

Für den Philoſophen aber, d. h. für denjenigen, deſſen einziges Streben es iſt, ſeiner Wißbegierde bis an die äußerſten Grenzen des menſchlichen Wiſſens zu folgen, würde das Leere und Eitle der Spekulation nur dadurch dargethan werden können, daß man ihm die gänzliche Unmöglichkeit aller philoſophiſchen Erkenntniß vollkommen erwieſe.

Der dritte griechiſche Empiriker war ein Schüler des Sokrates, von deſſen Lehre er aber freilich ſehr abwich; ſo ſehr ſich auch Sokrates Schüler in Hinſicht ihrer theoretiſchen Lehren unterſchieden, ſo übereinſtimmend waren ihre moraliſchen Grundſätze; faſt alle bekannten ſich zu der ſtrengen erhabenen Tugendlehre ihres Meiſters. Der einzige Ariſtipp machte hier eine Ausnahme; denn ganz im Widerſpruch mit jenem ſtellte er das ſinnliche Vergnügen als das höchſte Gut des Menſchen auf, als das letzte Ziel aller ſeiner Beſtrebungen, und die Möglichkeit ſeiner Erreichung als den einzigen wahren und richtigen Maaßſtab für die Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes alles Denkens und Thuns. So gefährlich und abſchreckend dieſe Moral auch immer ſeyn mag, ſo folgt ſie doch aus der Grundanſicht des Empirismus ganz nothwendig und natürlich: denn liegt in den ſinnlichen Eindrücken allein die Quelle aller Wahrheit und Realität, ſo können auch ſie nur die Motive alles vernünftigen Denkens und Handelns hergeben und was gut oder böſe ſey, beſtimmen.

Kant kann man als eigentlichen Empiriker nicht anſehen, wenn gleich ſeine theoretiſche Philoſophie mit dem Reſultate ſchließt, daß nur in dem Gebiete der Erfahrung die wahre reelle Erkenntniß ſicher ſey.

a. Iſt Kant's praktiſche Philoſophie durchaus nicht empiriſch; b. und dann iſt auch ſeiner theoretiſchen Philoſophie viel Skeptiſches und Idealiſtiſches beigefügt, indem er die Erkenntniß zwar auf das Gebiet der Erfahrung einſchränkt, aber doch nicht einzig und allein aus dieſer herleitet.

Um zu zeigen, daß der Empirismus durchaus die wahre Philoſophie nicht ſeyn kann, ſind folgende Gründe hinreichend:

1. Die wahre Philoſophie kann gerade nur in der Erkenntniß desjenigen beſtehen, was ganz außer dem Gebiete der gemeinen Erfahrung liegt. Sie ſucht ja allein die verborgenen Gründe der Dinge zu erforſchen und bis zur Urquelle alles Seyns und Daſeyns durchzudringen, um das innerſte und geheimſte, unſern irdiſchen Blicken unſichtbare Leben der Natur im Geiſte und in der Wahrheit zu ergreifen und zu erkennen; und falls es noch zweifelhaft wäre, ob eine ſolche Erkenntniß auch wirklich ſtatt haben kann, ſo ſoll die Philoſophie wenigſtens dieſe Zweifel zu löſen und die Frage zu beantworten ſuchen: ob die höchſte Wahrheit wirklich für den Menſchen erreichbar ſey, auf welchen Wegen er ſich ihr am eheſten und ſicherſten nähere, durch welche Mittel er ſich in ihren vollen Beſitz ſetzen kann. — Die Philoſophie kann ſelbſt nur das methodiſche Streben nach jener höchſten Erkenntniß ſeyn. Wäre nun die Behauptung des Empirismus wahr und begründet, ſo gäbe es gar keine Philoſophie und alle Erkenntniß wäre nur in der Phyſik und Geſchichte zu ſuchen.

2. Es gibt aber ſelbſt unter den durch Erfahrung gegebenen Wiſſenſchaften eine, welche mit den Grundſätzen des Empirismus in vollkommenem Widerſpruche ſteht, und dieſe iſt eben diejenige, welche in Hinſicht des hohen Grades der Gewißheit und der innern Vollendung den Vorrang hat vor allen übrigen, nämlich die Mathematik. Die nothwendigen Vernunftwahrheiten dieſer Wiſſenſchaft, deren vollendete Gewißheit niemand in

Zweifel ziehen wird, ſind eine hinreichende Widerlegung des Empirismus; denn gälte ſein Grundſatz, ſo wäre eine abſolut gewiſſe allgemein gültige Erkenntniß durchaus nicht möglich.

3. Der Empirismus widerſpricht ſich ſelbſt, indem er dasjenige, was er behauptet, ſeinen eigenen Grundſätzen zufolge nicht mit abſoluter Evidenz beweiſen und erkennen kann. Wenn das Ueberſinnliche außer dem Gebiete der Erfahrung liegende für uns unter keinerlei Bedingung erkennbar iſt, ſo können wir überhaupt nichts von ihm ausſagen und behaupten, alſo auch ſeine Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit auf keinerlei Weiſe darthun, welches einen Begriff von ihm nothwendig vorausſetzt. Es iſt dies nicht etwa eine überfeine Subtilität, ſondern ein ſehr natürlicher und gegründeter Einwurf, welcher deutlich beweiſet, daß der Empiriker ſeinen eigenen Grundſätzen zufolge ſich weit eher zum Skepticismus bekennen ſollte; eine Anforderung, deren Gültigkeit durch die Erfahrung ſelbſt zur Genüge beſtätigt wird, da faſt alle, welche von empiriſchen Grundſätzen ausgehen, wenn ſie nur überhaupt Scharfſinn und philoſophiſchen Geiſt haben und ihre Gedanken mit Conſequenz verfolgen, zuletzt gänzlich zum Skepticismus übergehen.

4. So wie einerſeits die Grundſätze des Empirismus, mit Scharfſinn und Conſequenz durchgeſetzt, unvermeidlich zum Skepticismus führen, ſo ſind ſie auf der andern Seite ſehr nahe mit dem Materialismus verwandt, d. h. mit demjenigen Syſteme, das alle Realität nur in der Sinnenwelt beſtehen läßt und aus dieſer herleitet; denn da, blos von dem Standpunkte der Erfahrung aus betrachtet, die ſinnlichen Eindrücke von den materiellen Dingen herrühren, durch dieſe bewirkt werden, und nach dem Empirismus auf dieſe Art nur allein wahre Erkenntniß erworben wird, ſo wird denn doch zuletzt auch hier alle Wahrheit und Realität in die Körperwelt gelegt, und die Denkart iſt im Grunde materialiſtiſch, nur mit dem Unterſchiede, daß der Materialiſt viel kühner und entſchiedener die Körperwelt aus materiellen Kräften herleitet, die nicht unmittelbar wahrgenommen werden, indeß der Skeptiker, furchtſam und beſchränkt, über die ſinnlichen Wahrnehmungen ſich nicht

zu erheben vermag, welches einzig daher rührt, weil ſeiner materialiſtiſchen Anſicht doch viel ſkeptiſche Zweifelſucht und ängſtliche Unbeſtimmtheit beigemiſcht iſt.

Aus dem bisher Geſagten geht folgendes für die Charakteriſirung des Materialismus entſcheidende Reſultat hervor:

Der Empirismus iſt gar keine urſprüngliche eigenthümliche Art von Philoſophie, ſondern vielmehr eine bloße Miſchung von Materialismus und Skepticismus. Seinem erſten Grundſatz, ſo wie ſeinem innern Weſen und Charakter nach iſt er völlig Eins mit dem Materialismus, nur erſcheint dieſer in ihm durch die Beimiſchung von Skepticismus modificirt und beſchränkt. Man gebe dem Empiriker Kühnheit und Stärke der Einbildungskraft und ſyſtematiſchen Geiſt, und er wird den Materialismus ohne Rückhalt ergreifen; gebt ihm mehr philoſophiſchen Scharfſinn und Conſequenz, und ihr ſeht ihn ſich ganz zur ſkeptiſchen Anſicht bekennen. Der eigentliche Grund des Empirismus iſt in einer wahren Geiſtesſchwäche zu ſuchen, und zwar in einer Schwäche, die ſich gleichmäßig über alle Geiſtesthätigkeiten verbreitet, ſie alle in gleicher Beſchränkung erſchlaffen läßt und nirgend eine kräftige Aeußerung, einen kühnen Aufflug verſtattet. Dieſen Zuſtand geiſtiger Kraftloſigkeit und Ohnmacht finden wir nicht nur bei einzelnen Individuen, ſondern bei ganzen Zeitaltern und Nationen, bei welchen der Empirismus herrſchende Denkart iſt.

b. Der Empirismus beruht auf ganz grundloſen Vorausſetzungen, nämlich auf dem theoretiſchen Gebrauche vom Begriffe des Dings und der gänzlichen Trennung des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, des Endlichen und Unendlichen. Wenn der Empiriker ſeine Behauptung blos dahin einſchränken wollte, daß der menſchliche Geiſt das Unendliche, Ueberſinnliche nur im Endlichen, Sinnlichen zu erkennen vermögen, ſo könnte die wahre Philoſophie gegen dieſe Behauptung nichts einzuwenden haben, wenn nur zugleich angenommen würde, daß es überall nichts rein Sinnliches und Endliches gebe, und das alles, was man dafür ausgibt, immer noch auf das Ueberſinnliche, Unendliche in Beziehung geſetzt werden müſſe. Einen ſo beſchränkten und modificirten Empirismus könnte die höhere Philoſophie unbeſtritten beſtehen laſſen. — Daß in allen irdiſchen Erſcheinungen unſichtbare, geiſtige Kräfte thätig und lebendig ſind, hat ſelbſt in neuern Zeiten die Phyſik gelehrt, nachdem ſie ſich zu einem höhern Grade von Vollkommenheit erhob. Es iſt dies aber eine Wahrheit, deren Beſtätigung die Philoſophie von keiner andern Seite herzunehmen bedarf, und welche unabhängig von allen phyſikaliſchen Entdeckungen und Erfahrungen durch die älteſten Denker ſchon mit der beſtimmteſten Ueberzeugung ausgeſprochen war. Indeſſen ſind denn doch die Entdeckungen der neuern Phyſik eine offenbare Beſtätigung und unverwerfliche Bewährung jener höhern philoſophiſchen Anſicht, und man dürfte in dieſer Hinſicht wohl ſagen, daß das Reich des Empirismus zu Ende ſey, indem die empiriſche Beobachtung und Betrachtung der Körperwelt ſelbſt in ihren Fortſchritten endlich auf das Reſultat gekommen iſt, daß eine unſern irdiſchen Blicken verborgene, geiſtige Kraft das ganze Weltall beſeelend durchdringe und daß auch in dem kleinſten Naturproducte ein unendliches Leben tief innerlich verſchloſſen ſey. —

Schlußanmerkung über das Verhältniß des Empirismus zur natürlichen Theologie.

Man muß natürlich auf den Gedanken gerathen, daß bei der empiriſchen Anſicht, die ſich einzig nur auf die Sinnenwelt beſchränkt und alle Erkenntniß nur aus dieſer herleiten und begründen will, gar keine Theologie Statt haben kann, indem das göttliche Weſen ja gewiß nicht anders, als über die Sinnenwelt erhoben und ganz von ihr verſchieden zu denken iſt, wie es denn auch unter den ſtrengen Empirikern manche Atheiſten gegeben hat. Die Beſſern aber, bei denen in dieſem Punkte das moraliſche Gefühl über das Syſtem Herr geworden war, behaupteten immer Theiſten zu ſeyn und gründeten ihre Beweiſe für das Daſeyn Gottes auf die in der Natur überall ſichtbaren und durch Erfahrung ſelbſt erkennbaren, wohlthätigen Zwecke und Einrichtungen, welche auf eine abſichtliche, planmäßige Anordnung des Weltalls und einen Alles lenkenden und regierenden Herrn und Geſetzgeber mit Sicherheit ſchließen laſſen.

Gegen die Gültigkeit dieſes Beweiſes würden ſich ohne Mühe ſehr triftige und gründliche Einwürfe von allen Seiten darbieten, deren Widerlegung wohl ſo leicht nicht gelingen möchte; und hätten jene wohlmeinenden Empiriker den wahren Begriff der Gottheit nicht ſchon früher aus der Offenbarung geſchöpft, oder wären durch ein ſittliches Bedürfniß auf ihn geführt werden, ſie würden aus ihren empiriſchen Grundſätzen ihn wohl nimmermehr hergeleitet haben, weil er aus dieſen in der That nicht herfließt. Bliebe man blos bei der Erfahrung ſtehen und wollte nur auf das achten, was im Laufe der Natur oder der Geſchichte als äußere Erſcheinung ſich offenbart, ſo dürfte es wohl ſchwerlich gelingen, alles wirklich Schlechte und Böſe, wodurch das phyſiſche, wie das moraliſche Reich oft ſo gewaltſam zerrüttet wird, als Werkzeug und Mittel für die höheren, uns verborgenen Zwecke einer göttlichen Weltregierung zu rechtfertigen, und es möchte wohl ſehr natürlich der Gedanke ſich aufdringen, ob die Weltregierung nicht unter mehreren göttlichen Weſen getheilt ſey. Wollte der Empiricismus ſeiner Denkart getreu nur die äußere Erfahrung um Rath fragen, ſo würde das einzige ſeinen Grundſätzen wahrhaft entſprechende Syſtem der natürlichen Theologie ſich auf die Annahme zweier ganz entgegengeſetzter Principien, eines guten und eines böſen, gründen, mit dem ſkeptiſchen Grundſatze indeſſen, daß dieſe Annahme nur einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit habe, indem eine ſichere vollkommene Erkenntniß über dieſen Gegenſtand dem Menſchen verſagt ſey. —

Kritik des Skepticismus.

Der Grundcharakter des Skepticismus iſt im allgemeinen hinreichend bekannt, läßt ſich aber nicht ſo auf einige beſtimmte Grundſätze bringen, wie das vorhin characteriſirte Syſtem, u nestheils, weil es in dem Weſen des Skepticismus ſelbſt liegt, keine feſte Grundſätze anzuerkennen, anderntheils, weil die vielen Anhänger dieſes Syſtems in Hinſicht ihrer Behauptungen ſo außerordentlich von einander abweichen, daß es höchſt ſchwierig, ja unmöglich ſeyn würde, ſie alle unter einerlei Principien ordnen zu wollen.

Der Skepticismus iſt nicht ſowohl ein Syſtem, auf feſt beſtimmten und gegründeteten Principien gebaut, als vielmehr eine neue philoſophiſche Anſicht und Denkart, nach welcher die Unmöglichkeit und Ungewißheit aller Erkenntniſſe überhaupt angenommen wird. —

Um den Charakter dieſer Denkart, der, wie geſagt, in einigen Hauptgrundſätzen ſich nicht vollſtändig beſtimmen läßt, doch in ſo weit kennen zu lernen, als nothwendig iſt, ein ſicheres Urtheil über ſie aufzuſtellen, wollen wir zur Geſchichte ſelbſt übergehen, um aus ihr die Hauptreſultate des Syſtems, wie ſie von dem erſten und bedeutendſten Repräſentanten ausgeſprochen wurden, mit möglichſter Genauigkeit zu entwickeln.

Unter den Griechen zeichnet Gorgias, dem nachher viele der wichtigſten Sophiſten folgten, ſich als Skeptiker vorzüglich aus. Er behauptete geradezu, daß es überhaupt gar keine Wahrheit gäbe, und wenn es auch eine gäbe, würde ſie doch nicht erkennbar ſeyn, und wenn ſie endlich auch erkennbar wäre, würde ſie ſich doch nicht mittheilen laſſen.

Anmerk. Die Behauptung, daß es überhaupt keine Wahrheit gebe, entſprach vollkommen den Abſichten der Sophiſten, um ſo ſicherer konnten ſie jede beliebige Meinung, je nachdem es die Umſtände erforderten, entweder beſtreiten oder vertheidigen. —

Durch die Sophiſten erhielt dieſer Skepticismus die ausgedehnteſte Anwendung und den ſchädlichſten Einfluß, ſie mißbrauchten ihn, um alle religiöſen, ſittlichen und rechtlichen Ideen von Grund aus zu verkehren und jede höhere Wahrheit ohne Scheu und Schonung zu verletzen. Das große Anſehen der Sophiſten verbreitete die ſkeptiſche Anſicht über alle Volksclaſſen der griechiſchen Welt; aber auch in der Philoſophie fand er eine bleibende Stelle und wurde von großer Bedeutung, da er von ausgezeichneten Köpfen mit Verſtand und Vorſicht vorgetragen, durch rhetoriſche Kraft und Schönheit im höchſten Grade angenehm gemacht, und durch ſophiſtiſche Kunſt gegen alle Angriffe wohl ausgerüſtet und geſchützt erſchien, daher es den Bekennern der wahren Philoſophie auch nicht wenig Mühe macht, dieſe ſkeptiſchen Sophiſten zu widerlegen.

Weniger ausgebreitet, aber weit achtungswerther war in moraliſcher Hinſicht die Schule des Pyrrho. Pyrrho war nicht nur ſelbſt ein Mann von dem unſträflichſten, tugendhafteſten Charakter und Wandel, ſondern auch ein ſehr ſtrenger Moraliſt. Die beſſere Moral hat er, wie die ſpäteren Akademiker, wahrſchainlich dadurch mit ſeiner ſkeptiſchen Anſicht vereinbart, daß er behauptete, man müſſe dieſe nie ins wirkliche Leben einführen, ſondern hier ganz zuverſichtlich den Anſprüchen des geſunden Verſtandes und natürlichen Gefühles folgen. So ſehr dieſe Behauptung auch für den individuellen ſittlichen Werth des Pyrrho ſelbſt ſpricht, ſo iſt ſie in wiſſenſchaftlicher Hinſicht doch von gar keinem Gewichte und würde, als philoſophiſche Anſicht überhaupt genommen, auch zu den widerſprechendſten und verkehrteſten Reſultaten führen. Denn mit welchen Gründen würde man, wenn ſie einmal als allgemein geltend anerkannt würde, wohl denjenigen beſtreiten, der einzig und allein den Empirismus zum herrſchenden Princip ſeiner Handlungen machte? Wahrſcheinlich ſtellte Pyrrho zuerſt das Princip der Unentſchiedenheit auf; ſo nannten die Griechen nämlich jenen Gemüthszuſtand, wo man ſein Urtheil zurückhalten und bei den unauflösbaren Widerſprüchen, die in allen Dingen ſeyen, weder für, noch gegen eine Meinung ſich entſcheide. Es ward dieſe Unentſchiedenheit als ein Ideal aufgeſtellt, dem man deſto mehr ſich nähere, jemehr man an philoſophiſcher Denkart und Einſicht gewinne.

Die dritte Claſſe der Skeptiker bildeten die Stifter und Anhänger der neuern Akademie. Die ältern Platoniker blieben den Lehren ihres Meiſters getreu, ſehr bald aber entſtanden in ſeiner Schule andere Meinungen und Anſichten, zu denen Plato freilich durch die ſkeptiſche Form und Methode ſeiner Philoſophie, die ihm als Angriffsmittel gegen die ſophiſtiſche dreiſte Entſchiedenheit diente, den erſten Grund gelegt hatte. Die berühmteſten Skeptiker dieſer akademiſchen Schule waren Krantor, Arkeſilaos und Karneades. Auch ſie wollten die ſkeptiſche Anſicht auf das wirkliche Leben nicht angewandt haben und ſtellten eine Moral auf, die nichts weniger als ganz verwerflich und größtentheils aus dem Plato und auch aus dem Ariſtoteles geſchöpft war. Ueberhaupt beſchränkten die Beſſern unter ihnen ihren Skepticismus auf die Behauptung, daß es gar keine Gewißheit, ſondern nur Wahrſcheinlichkeit in verſchiedenen Graden gebe; einige unter ihnen trieben aber auch den Skepticismus bis zu ſeiner äußerſten Höhe, ſo daß vorzüglich in dieſer Schule die ſeltſame Streitfrage aufgeworfen wurde: Ob man wiſſen könne, daß es kein Wiſſen gebe? oder ob auch hierüber nichts Beſtimmtes ſich ausſagen, und alſo ſelbſt der Hauptgrundſatz des Skepticismus, nämlich die Unmöglichkeit des Wiſſens und der Erkenntniß, ſich nicht behaupten laſſe. Alle jene Skeptiker aber kamen darin überein, als höchſte Stufe der Vollkommenheit des philoſophiſchen Denkens jenes Ideal der Unentſchiedenheit und des Zweifels aufzuſtellen.

Den Gorgias und ſeine Schule kennen wir nur aus unzugänglichen Bruchſtücken und aus ſeinen Widerlegern. Für den Skepticismus des Pyrrho und ſeiner Schule iſt nur eine Hauptquelle vorhanden, aber freilich aus ſpätern Zeiten, das Werk des Sextus Empiricus. Für die dritte Claſſe iſt Cicero die Hauptquelle.

Der griechiſche Skepticismus hat das Eigenthümliche, daß er ganz rein und unvermiſcht war, und daß hier der Zweifel und die Skepſis bis auf die äußerſte Grenze der Möglichkeit verfolgt wurde; weder hat es im Mittelalter und in der neuern Zeit einen ſo reinen Skepticismus, noch auch einen Philoſophen gegeben, der alle Wahrheit und Erkenntniß ſo durchaus geleugnet und verworfen hätte.

Wenn nun der griechiſche Skepticismus in einer Reinheit, Conſequenz und Vollendung erſcheint, wie er ſonſt nirgends ſich vorfindet, ſo kann man ihn als den vollkommenſten Repräſentanten dieſer Gattung anſehen, deren Grundweſen und Charakter ſich auch an ihm am vollkommenſten darſtellen und beurtheilen läßt; wir fügen alſo der von ihm gegebenen hiſtoriſchen Anſicht einige Hauptanmerkungen hinzu.

Die wahre Philoſophie, weit entfernt, den Skepticiſmus ganz unbedingt zu verwerfen, erkennt in ihm vielmehr eine nothwendige Bedingung und Vorbereitung zur Philoſophie ſelbſt; nur gegen den uneingeſchränkten, übertriebenen Gebrauch, den die eigentlichen Skeptiker von ihrer Skepſis machen, muß ſie ſich ſetzen, um dieſen gehörig zu mäßigen, zu beſchränken und auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung für den Zweck des Philoſophirens überhaupt zurückzuführen ſuchen.

Iſt die Vorausſetzung richtig und begründet, daß die Philoſophie nicht nur eine negative, ſondern auch eine poſitive Erkenntniß des Unendlichen enthalten ſolle, ſo wäre die Behauptung des Skeptikers, wenn ſie ſich blos darauf einſchränkte, die Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit aller philoſophiſchen Erkenntniſſe, wie ſie in der Wirklichkeit erſcheinen, zu beweiſen, keineswegs ganz irrig und grundlos, ſondern müßte von jedem, der mit dem Weſen der Philoſophie, ihrem natürlichen und nothwendigen Streben und der Geſchichte ihrer Entwicklung gehörig bekannt iſt, vollkommen zugegeben werden. Die philoſophiſche Erkenntniß kann, eben weil ihr Gegenſtand ein unendlicher iſt, nie ganz erſchöpft und vollendet werden. Es gibt keine durchaus vollkommene Philoſophie, ſondern nur eine ſtäts fortſchreitende Annäherung zu derſelben. Der Skeptiker hat alſo inſofern ganz Recht, alle irdiſche Erkenntniß mangelhaft und unzulänglich zu finden.

Nur darin verfällt er in einen groben Irrthum, wenn er durch die Verſchiedenheit und Meinung zu einer gänzlichen Unentſchiedenheit im Denken und Urtheilen ſich verführen läßt; es wäre dies gerade ſo, als wenn wir, weil wir nicht allmächtig ſind, nun auch nicht handeln und wirken wollten. Auch muß man dem Skeptiker zugeben, daß die Skepſis, als Fähigkeit und Macht des Zweifels betrachtet, eine hohe und dabei ſehr ſeltene Vortrefflichleſt des menſchlichen Geiſtes ſey, er alſo im Ganzen Recht habe, ſie als ein Ideal und eine Vollkommenheit des menſchlichen Verſtandes anzupreiſen. Der Zweifel hängt mit der Wißbegier innigſt zuſammen und iſt inſofern der Anfang aller Philoſophie. Wenige Menſchen verſtehen recht zu zweifeln, denn nur wenige ſind von jener allumfaſſenden, nicht leichtbefriedigten, immer weiter ſtrebenden, raſtloſen, beharrlichen Wißbegier ergriffen, die den wahren Philoſophen charakteriſirt. Unter dieſen wenigen zweifeln aber die meiſten wieder nur einmal in ihrem Leben und beruhigen ſich nachher, nicht weil ſie volle Belehrung und Beruhigung erhalten haben, ſondern weil ihre geiſtige Kraft ermattet und von dem Widerſtand, den ſie bei der Löſung ſo mancher Schwierigkeit gefunden hat, ermüdet und abgeſchreckt in gänzliche Unthätigkeit verſinkt. Bei dem wahren Philoſophen dauert indeſſen der Zuſtand des Zweifels viel länger und kehrt auf jeder höhern Stufe der Erkenntniß in einer andern Geſtalt zurück, indem ja eine vollkommene Befriedigung für die irdiſche Wißbegier nicht möglich, und in der irdiſchen Erkenntniß nicht erreichbar iſt. Der Skepticismus aber als philoſophiſches Syſtem hat das Grundirrige und Verwerfliche, daß er einen Zuſtand, der ſeiner Natur nach nur ein vorübergehender und vorbereitender Gährungsproceß ſeyn kann, feſthält und fixirt, und als die wahre Philoſophie und höchſte Weisheit aufſtellt. Auf dieſe Weiſe hebt der eigentliche Skeptiker den Nutzen und Zweck des Zweifelns ſelbſt völlig auf, indem dieſes beharrlich gemacht und dadurch alles weitere Fortdenken natürlich abgeſchnitten wird, da es doch die urſprüngliche wahre Beſtimmung des Zweifels iſt, das Denken ſtäts wach zu erhalten, immer wieder von neuem zu beleben und bei einem dauernden und ſteigenden Intereſſe zu unermüdetem, raſtloſem Forſchen aufzufordern; denn was iſt der Zweifel wohl anders, als Bedürfniß einer ſichern, feſt begründeten, über allen Widerſpruch erhabenen Erkenntniß, und Gefühl von dem Mangel und der Abweſenheit derſelben. Der Skeptiker aber ſetzt an die Stelle des wahren, thätigen Zweifels, der zu immer weiter ſchreitendem Denken anreizt und zur

Löſung aller Räthſel, zur Erhellung der verborgenſten Wahrheiten die geiſtigen Kräfte zur höchſten Anſtrengung aufbietet, eine vollkommene Verzweiflung an der Möglichkeit einer endlichen Befriedigung jener edlen Wißbegier, die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet iſt. Dieſe Verzweiflung aber iſt praktiſch von dem ſchädlichſten Erfolge, indem ſie den menſchlichen Geiſt in ſeinem Streben nach Erkenntniß aufhält, ihm alle Hoffnung, allen Muth raubt, woraus doch nur allein jene ausdauernde Kraft, jene unerſchütterliche Beharrlichkeit herkommen kann, ohne welche es unmöglich iſt, auf dem beſchwerlichen und gefahrvollen Wege zur höchſten Vollendung durch alle Hinderniſſe ſich durchzukämpfen.

Dieſe Verzweiflung iſt aber auch theoretiſch völlig unſtatthaft. Die Unmöglichkeit der Erkenntniß hat noch kein Skeptiker dargethan und kann auch keiner erweiſen, weil es etwas Widerſprechendes iſt, zu wiſſen, daß es durchaus unmöglich iſt, etwas zu wiſſen. Denn ſteht der Grundſatz des Skepticismus feſt: Es kann durchaus nichts gewußt und erkannt werden, ſo kann auch die Unmöglichkeit des Wiſſens nicht gewußt und erkannt werden. Somit widerſpricht alſo der erſte Grundſatz des Skepticismus ſich ſelbſt und hebt ſich vollkommen auf.

Wenn aber der Skepticismus blos darauf eingeſchränkt wird, die vollendete Philoſophie und Erkenntniß der unendlichen Wahrheit als ein der irdiſchen Beſchränktheit nie ganz erreichbares Ideal aufzuſtellen, ſo kann dies keinem gründlichen Widerſpruch unterworfen ſeyn. Der gemäßigte und auf ſeine eigentliche Beſtimmung zurückgeführte Skepticismus ſtreitet gar nicht mit der wahren Philoſophie, ſondern iſt vielmehr als der natürliche Anfang und ein integranter Theil derſelben anzuſehen.

Durchläuft man alle Perioden der philoſophiſchen Geſchichte, ſo findet man die wenigſten Skeptiker während des Mittelalters. Faſt gar keine Spuren ſkeptiſcher Denkart finden ſich bei den Philoſophen dieſer Zeit, man müßte denn etwa die Gewohnheit, über alle Gegenſtände pro und contra zu disputiren, für jede Behauptung vor der Entſcheidung alle mögliche Gründe, Einwürfe, Zweifel und Gegengründe aufzuſuchen, als eine Art Skepſis in Form und Methode anſehen wollen. Dieſe ſkeptiſche Disputirmethode ward vorzüglich durch Abälart aufgeſtellt und iſt nachher während des ganzen Mittelalters üblich geblieben. Skeptiker von Profeſſion aber und eine eigentliche ſkeptiſche Schule findet man nicht mehr im Mittelalter.

Nach dem Untergange der entarteten ſcholaſtiſchen Schule, wo mehrere große Reformatoren daran arbeiteten, die Philoſophie aus ihrem großen Verfall emporzuheben und wiederherzuſtellen, entſtanden auch wieder Skeptiker, aber freilich von einer ganz eigenen Art; denn ihr Zweck war nicht ſowohl, wie jener der ältern Skeptiker, die Nichtigkeit aller angeblichen Erkenntniß und die Unmöglichkeit alles Wiſſens zu zeigen, oder eine gänzliche Unentſchiedenheit im Urtheilen und Denken als das höchſte Ideal der Verſtandesvollkommenheit anzupreiſen, ſondern es waren dieſe Skeptiker vielmehr nur polemiſche Schriftſteller, d. h. ſolche, die gegen den ſchlechten, verderbten Zuſtand der damaligen Philoſophie, die zu einem leeren, nichtigen Formelweſen, zu einem bloßen Schulgezänke, einer eiteln, zweckloſen Spielerei mit Worten und Begriffen und mancherlei künſtlichen Spitzfindigkeiten herabgeſunken war, ankämpften, dieſe mit allen möglichen Waffen beſtritten und ihre Fehlerhaftigkeit und gänzliche Entartung klar und deutlich zu beweiſen bemüht waren. Manche aber auch, und zwar die beſten und ausgezeichnetſten, hatten noch den beſondern Zweck, durch die Vorſtellung der Unvollkommenheit des menſchlichen Wiſſens und der unzähligen Widerſprüche und Verirrungen, worin jede aus der bloßen Vernunft geſchöpfte und auf dieſe begründete Philoſophie ſich nothwendig verwickelt, den menſchlichen Geiſt von der dunkeln, betrügeriſchen, gefahrvollen Bahn irdiſcher Wißbegier zu dem höheren Lichte des Glaubens und der Offenbarung zu leiten, aus der Philoſophie, der die Erkenntniß der höchſten Wahrheit durchaus verſagt iſt, zu der Religion zurückzuführen, die über alle Täuſchung und allen Irrthum erhaben, im Beſitze göttlicher Weisheit feſt und unerſchütterlich begründet iſt, die allein alle

Zweifel löſen, alle Ungewißheit verſcheuchen, die menſchliche Wißbegier über die nothwendigſten und theuerſten Gegenſtände ihres Strebens vollkommen befriedigen, die verborgenen Tiefen ihres innern Weſens offenbaren und deſſen Geheimniſſe verkündigen kann. Dieſer letzte Zweck zeigt ſich auch unter den Neuern beſonders in den Schriften Jacobi's. Skeptiker dieſer Art gab es ſehr viele von Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts an bis auf den eben genannten Schriftſteller. Da aber die angegebenen beiden Zwecke unter mancherlei Form und Modification auftraten, ſo darf man nicht vergeſſen, daß unter dem Namen Skeptiker in der neuern Philoſophie Denker von den verſchiedenſten Meinungen und Anſichten begriffen werden. —

Zu den berühmteſten Skeptikern, die nur gegen die Vollkommenheit der Wiſſenſchaften überhaupt polemiſirten, gehören: Agrippa, Sanchez, Franz de la Mothe le Vayer; zu den religiöſen Skeptikern gehören: der fromme Biſchof Huet, auch ein Gegner gewiſſermaßen der carteſiſchen Philoſophie, Hieronymus von Hirnhaim und der ſchon genannte Jacobi. Von dieſen beiden Arten von Skeptikern müſſen ſorgfältig diejenigen unterſchieden werden, die zugleich Empiriker ſind; der bedeutendſte unter dieſen iſt bei den Neuern David Hume. —

Dem Empirismus gemäß iſt alle Wahrheit ſubjectiv; der Empirismus iſt daher nach ſeiner Natur ſelbſt ſkeptiſch. Dieſe ſkeptiſche Seite des Empirismus hat Hume vorzüglich ausgebildet, der auch eben deswegen mehr den Empirikern als den eigentlichen Skeptikern beizuzählen iſt.

Kritik des Materialismus.

Der Materialismus unterſcheidet ſich dadurch von dem Empirismus, daß er ſich nicht auf die enge Sphäre der Erfahrung beſchränkt, ſondern die geſammte materielle Welt und ihrem urſprünglichen Zuſammenhange und ihren Geſetzen zu begreifen und zu erklären ſich getraut. Was alſo den Materialismus vor dem Empirismus auszeichnet, iſt eine größere Kühnheit der Denkart, eine weit umfaſſendere, höher ſich erhebende Anſicht, die aber nie hinlänglich bewährt und begründet worden iſt. Keine Art von Philoſophie beruht auf ſo ganz willkürlich erſonnenen, durchaus unerweislichen Hypotheſen.

Der eigentlich ſogenannte Materialismus gründet ſich auf die Lehre von den Atomen oder einfachen Grundkörperchen, woraus alle Dinge zuſammengeſetzt und gebildet ſeyn ſollen. Atom heißt wirklich ein untheilbares Körperchen. Der Erfinder dieſes Syſtems war Leukippus, der Vollender deſſelben Demokritus, und derjenige, der es am meiſten ausgebildet hat, Epikurus.

Es würde unnöthig ſeyn, gegen den Materialismus anzuführen, daß nach ihm weder Religion noch Sittlichkeit beſtehen kann, indem die Denkart, die ihm zum Grunde liegt, durchaus unmoraliſch und atheiſtiſch iſt; es bedarf auch dieſer ernſthaften und abſchreckenden Darſtellung der gefährlichen, verderblichen Folgen dieſes Syſtems nicht, um den beſſer Denkenden von ſeiner Schlechtheit und Vernunftloſigkeit zu überzeugen, indem ſchon die ſpeculative Schwäche deſſelben vollkommen hinreicht, ſeine philoſophiſche Ungültigkeit und Nichtigkeit zu erweiſen.

Nicht zu erwähnen, daß noch kein Materialiſt je im Stande geweſen iſt, den Geiſt aus den Körpern herzuleiten, ſo hat es den Anhängern dieſes Syſtems auch nicht einmal gelingen wollen, das Entſtehen der materiellen Welt aus ihren Atomen begreiflich zu machen; ſie haben ſich im Gegentheile bei dem Verſuche, die Bildung der Körperwelt aus den Atomen zu erklären, jederzeit in die willkürlichſten, grundloſeſten Erdichtungen und Vorausſetzungen verloren. Dieſes gilt auch ſchon von den älteſten Materialiſten; ſie nahmen neben den Atomen nichts an, als den leeren Raum, worin ſich dieſe bewegen.

Sie mußten ſich dieſer Anſicht zufolge dieſen leeren Raum als unendlich denken; daraus ergab ſich nun eine höchſt ſeltſame Folgerung: ſie mochten nun nämlich unſere Welt auch noch ſo groß annehmen, ſo war dies gegen den unendlichen Raum doch immer nur ein höchſt unbedeutender Punkt, und man mußte alſo, um jenen anzufüllen, eine unendliche Menge verſchiedener, ganz abgeſonderter, neben einander exiſtirender, unter ſich in gar keiner Gemeinſchaft ſtehender Welten ſtatuiren. Dieſe Lehre, die allen griechiſchen Materialiſten gemeinſchaftlich war, mag als Beweis dienen, zu welchen ſonderbaren Hypotheſen dieſes Syſtem führt. — Daß mit dem Materialismus keine andere Moral, als die des Eigennutzes und des ſinnlichen Vergnügens vereinbar ſey, leuchtet von ſelbſt ein, indem hier, wo alles auf die materielle Welt beſchränkt wird, jede höhere Beziehung natürlich wegfallen muß.

Hiſtoriſch aber iſt zu bemerken, daß die moraliſche Lehre des Epikur von der des Ariſtipp noch beträchtlich verſchieden war. Beide ſtellten das ſinnliche Vergnügen als das höchſte Gut und das letzte Ziel aller menſchlichen Beſtrebung dar, Ariſtipp aber verſtand darunter das poſitive körperliche Vergnügen, die eigentliche Sinnenluſt, in Reiz und Bewegung. — Epikur ſetzte das Ideal eines vollkommenen Lebens in jenen Zuſtand von Behaglichkeit und Ruhe, wo die Seele, weder durch Schmerz und Unluſt zerrüttet und geſtört, noch auch durch ſtarke, dringende Affecte allzu heftig bewegt, in jenen Grad von Selbſtgenügſamkeit verſinkt, wo ſie nichts mehr wünſcht und begehrt, und alſo beglückt iſt. Dieſe letzte Anſicht iſt der Moral weit günſtiger, als jene des Ariſtipp, indem ſie ſich mit einer ſtrengen Beherrſchung der Leidenſchaften und Neigungen durch den Verſtand und die höhere Selbſtthätigkeit des Gemüthes gut verträgt. Aber freilich war der letzte Endzweck alles Denkens und Handels denn immer doch der eigene Vortheil — das Vergnügen. In der neuern Zeit hat es dem Materialismus nicht an Bekennern und Anhängern gefehlt. Dergleichen waren im ſiebenzehnten Jahrhundert Gaſſendi und Hobbes, beſonders aber eine große Anzahl Phyſiker, vorzüglich in Frankreich.

Das oben erwähnte atomiſtiſche Syſtem iſt der eigentliche Materialismus im ſtrengſten Sinne; aber auch jede andere Naturphiloſophie, in welcher die körperlichen Grundkräfte und Geſetze als unabhängig, für ſich beſtehend, als das Erſte, als das Höchſte, als die Urquelle alles Seyns und aller Thätigkeit angenommen werden, iſt gleichfalls als materialiſtiſch anzuſehen, ſo wie die Behauptung, daß die Seele nur eine Wirkung körperlicher Organiſation ſei, durch das Zuſammentreffen materieller Kräfte und Elemente einzig und allein erzeugt werde. Es trete nun dieſe Meinung unter einer Form und Geſtalt auf, welche es immer ſeyn möge. Anhänger dieſer Lehre finden ſich unter den neuern Phyſikern eine große Anzahl; der berühmteſte iſt Prieſtley.

Von der höhern intellectuellen Philoſophie.

Will man das Verhältniß der eben erwähnten Syſteme zu der Philoſophie überhaupt beſtimmen und ihnen die Stelle anweiſen, die ſie in dem Ganzen des menſchlichen Wiſſens einnehmen, ſo muß man ſie als die unterſten, niedrigſten Arten anſehen, indem ſie ſich doch einzig und allein auf das Gebiet der Erfahrung oder der Sinnenwelt beſchränken und zu einer höhern geiſtigen Anſicht ſich nicht erheben; da hingegen die intellectuelle Philoſophie über den engen, niedern Kreis materieller Erſcheinungen ihre Nachforſchungen zu der überſinnlichen, geiſtigen Welt, zu dem erſtem Urquell aller Dinge, dem unendlichen göttlichen Weſen ſelbſt hinlenkt, und die unſern irdiſchen Augen verborgenen Tiefen und Geheimniſſe zu enthüllen ſtrebt.

Zwiſchen dieſen zwei Arten der Philoſophie, der niedrigen und höheren, intellectuellen, ſcheint der Skepticismus in der Mitte zu ſtehen; indem er eben ſo gut aus der einen, wie aus der andern entſpringen kann. Inſofern aber doch das Gebiet der Erfahrung und der ſinnlichen Welt die Grundquelle aller Zweifel, Widerſprüche und Irrthümer iſt, und der Skepticismus auch leicht ohne jenen höhern Schwung des Geiſtes ſich denken läßt, der zur intellectuellen Philoſophie erfordert wird, ſo kann der Skepticismus mit größerem Rechte und Grund zu der niederen Art von Philoſophie gerechnet werden. —

Die intellectuelle Philoſophie, die über die beſchränkte Sphäre der Erfahrung, der Sinnenwelt und der Endlichkeit zur unſichtbaren, überirdiſchen, unendlichen Welt ſich erhebt, ſetzt natürlich eine ungewöhnliche Kraft und Stärke des Geiſtes voraus.

Der allgemeine Gegenſatz zwiſchen der intellectuellen, auf die überſinnliche, geiſtige, und der niedern, auf die ſinnliche, materielle Welt gerichteten Philoſophie ſpricht ſich ſelbſt ſo beſtimmt und deutlich aus, daß es wohl keiner nähern Ausführung und Erklärung bedarf. — Weit wichtiger hingegen und nothwendiger iſt es, die beſſern Arten, worin die höhere Philoſophie zerfällt, ſorgfältig zu unterſcheiden und genauer zu characteriſiren. Dies wird um ſo mehr erfordert, da die Hauptſyſteme der intellectuellen Philoſophie, ohngeachtet ihrer weſentlichen innern Verſchiedenheit, doch ſo viel Gemeinſchaftliches und Aehnliches haben, von der gemeinen Denkart gleichweit entfernt ſind, und dann auch, weil mehrere Philoſophien, um die Unvollkommenheiten zu vermeiden, denen jedes einzelne Syſtem unterliegt, mehrmals verſucht haben, eine mittlere Anſicht aufzuſtellen, in der alle andern ſich auflöſen, oder die wenigſtens das Vortrefflichſte und Ausgemaltſte aus ihnen auffaſſen ſollte.

Die erſte Art der höhern Philoſophie, die der Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſeyn wird, iſt das Syſtem des Realismus.

Von dem Syſtem des Realismus.

Es beruht dieſes Syſtem auf der Behauptung und Annahme eines einzigen, nothwendigen, allumfaſſenden, unveränderlichen, unendlichen Weſens, deſſen Erkenntniß nicht in der Erfahrung, nicht aus ſinnlichen Eindrücken und Wahrnehmungen geſchöpft, ſondern einzig und allein durch die reine Vernunft erlangt werden könne, welche Erkenntniß durch die reine Vernunft das einzige unmittelbare und vollkommen Gewiſſe ſey. — Es iſt dieſe Denkart der empiriſchen und materialiſtiſchen ſchnurgrade entgegengeſetzt.

Die große Mannichfaltigkeit, Verſchiedenheit und Veränderlichkeit, die in den Erſcheinungen der Außenwelt ſich offenbart, iſt nach dieſer Anſicht nur leerer Schein, nur Täuſchung und Irrthum, gemäß der Vorausſetzung nämlich, daß Alles nur Eines ſey, durchaus unveränderlich und nothwendig, ohne Wechſel in ſich verharrend.

Durch ſeine Erhabenheit über die gemeine, beſchränkte Vorſtellungsart und das preiswürdige Streben nach der Ergreifung des höchſten, unendlichen Gegenſtandes behauptet dieſes Syſtem allerdings eine auszeichnende, ehrenvolle Stelle, allein es iſt nichts deſto weniger eine höchſt verkehrte und gefährliche Denkart nicht nur in moraliſcher und religiöſer, ſondern auch in ſpeculativer Hinſicht; denn ſie iſt vollkommen pantheiſtiſch, d. h. der Unterſchied zwiſchen der Gottheit und der Welt oder der Natur wird durch ſie gänzlich aufgehoben; beides iſt nach ihr nur Eins und dieſes Eine iſt Alles.

Unter den ältern Philoſophen bekannten zu dieſer Secte ſich zuerſt die **eleatiſche Schule**; Stifter von dieſer war Xenophanes, — Vollender die beiden Freunde Parmenides und Zeno der ältere; ſie trugen den Pantheismus in ſeiner höchſten Strenge vor und leugneten den leeren Raum und die Bewegung.

Parmenides, einer der größten Denker in dieſer Schule, theilte ſeine Philoſophie in zwei ganz verſchiedene Theile, in die Philoſophie nach der Wahrheit, welche ſich auf die Anerkennung der abſoluten Einheit und Unveränderlichkeit des Weltganzen gründete, und in die Philoſophie nach der Meinung oder dem Schein, welchen die Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der äußern Erſcheinungen annehme; eine Anſicht, die freilich nur durch Täuſchung und Irrthum hervorgebracht werde, aber durch ihre Angemeſſenheit zu der beſchränkten, menſchlichen

Vorſtellungsart ſo allgemein verbreitet und anerkannt, ſo ſehr in das praktiſche Leben verwebt ſey, daß es unmöglich wäre, ſich ganz von ihr loszureißen.

Zeno beeiferte ſich dieſe Lehre, welche Parmenides poetiſch vorgetragen hatte, gegen alle entgegenſtehenden Meinungen polemiſch zu begründen; er wählte dazu die dialogiſche Form. Durch dieſe Methode ward Zeno, da er alle Grundſätze der Erfahrung und allgemeinen Denkart umzuſtoßen bemüht war, eine große Stütze des Skepticismus, und wenn man ihn gleich mit Unrecht zu den eigentlichen Skeptikern zählen würde, ſo hat er doch allerdings dem Skepticismus die gehaltvollſten und ſcharfſinnigſten Gründe an die Hand gegeben und ihn mit den kräftigſten, treffendſten Waffen ausgerüſtet.

Unter den ſpäteren Schulen hat die megariſche oder eriſtiſche, eine von den kleinern ſokratiſchen Schulen, die eleatiſchen Grundſätze wieder erneuert, auch die Philoſophie der Stoiker nähert ſich dieſer Denkart am meiſten, doch darf man hier keine vollkommene Aehnlichkeit annehmen, indem die Stoiker mehr Synkretiſten waren, die mit dem Pantheismus und Fatalismus im einzelnen viele den platoniſchen und ariſtoteliſchen ähnliche Lehren verbanden.

Fataliſtiſch iſt das Syſtem des Realismus, weil es das eine Grundweſen als durchaus beharrlich und unveränderlich ſetzt, folglich alles in der Welt als nothwendig und unabänderlich begründet annimmt, wobei dann natürlich keine Freiheit ſtatt finden kann.

Derjenige Philoſoph unter den neuern, welcher das Syſtem des Realismus am ſtrengſten und wiſſenſchaftlichſten ausgeführt hat, iſt Spinoza; er kann billig als der Repräſentant der ganzen Gattung angeſehen werden, nicht nur in Hinſicht der ſyſtematiſchen Vollendung, der wiſſenſchaftlichen Beſtimmung und Klarheit, des großen Aufwandes von Tiefſinn und genialiſcher Kraft, ſondern auch, weil er mit ſeinem Syſtem die vortrefflichſte Moral verbunden hat, die nur immer mit ihm vereinbar iſt. Aber auch unter den religiöſen Secten, der aſiatiſchen Nationen beſonders, haben viele ſich zu dem Pantheismus bekannt, und einige ihn bis zu ſeiner ſchärfſten Spitze, ſelbſt in praktiſcher Hinſicht, hinaufgetrieben.

Spinoza ging zunächſt von der Lehre des Descartes aus, welche Geiſt und Körper ſtreng unterſchied. Auf dieſe dualiſtiſche Anſicht gründete ſich zuerſt ſeine Philoſophie, wenn er gleich oft beträchtlich davon abwich. Spinoza leugnete zwar dieſen Unterſchied, indem er behauptete, ein und daſſelbe Weſen ſei zugleich Idee und auch Körper, und erſcheine nur verſchieden nach dem Standpunkte, von welchem man es betrachte.

Aber ungeachtet dieſes abſoluten Leugnens ließ er dieſe Verſchiedenheit denn doch beſtehen, und nahm zwei ewige, ſich ſtets parallellaufende Attribute der Gottheit an, erklärte jedoch die relative Verſchiedenheit zwiſchen Idee und Körper, ſo wie ihre gegenſeitige Wirkung gar nicht, ſondern leugnete nur den Unterſchied derſelben. Auch gab er keine Gründe an, warum er der Gottheit nur zwei Attribute beilege, da ihr nach ſeinem Syſteme eigentlich unendlich viele Attribute zukommen müßten.

Durch dieſen inconſequenten Dualismus ſchließt ſeine Philoſophie ſich am nächſten an die empiriſtiſche Anſicht an; und dies iſt ein Hauptgrund, warum das realiſtiſche Syſtem gerade in ſeiner Darſtellung geeignet iſt, viele Anhänger und Bekenner zu finden. — Unter den Anhängern Spinoza's in der neuern Zeit ſind Leſſing und Schelling beſonders merkwürdig. — Mit großen Unrecht aber beſchuldigt man Leibnitz des Realismus wegen der ſcheinbaren Aehnlichkeit ſeiner Lehre von der präſtabilirten Harmonie (d. i. der Lehre von der durch Gott vorherbeſtimmten, feſten und innigen Harmonie zwiſchen Geiſt und Körper) mit jener ſpinoziſtiſchen von den beiden göttlichen Attributen. — Bei Leibnitz aber iſt dieſe Uebereinſtimmung keine abſolute Nothwendigkeit, ſondern ſie iſt einzig und allein durch die Willkür der Gottheit zu Stande gekommen. Dann ſind auch die Körper bei Leibnitz nicht eigentlich wahre Körper, ſondern ein Chaos unentwickelter, geiſtiger Kräfte oder Monaden, welches gerade durch dieſe Unvollkommenheit und Verworrenheit als körperlich erſcheint.

Dieſes allein iſt hinreichend zu beweiſen, daß Leibnitz nicht als Anhänger des Spinozismus zu betrachten iſt, und daß die präſtabilirte Harmonie, die übrigens gar nicht zu Leibnitzens glücklichſten Hypotheſen gehört, mit Spinoza's Lehren nicht verwechſelt werden kann. Das Syſtem des Realismus hat bei einigen religiöſen Secten ſich in einer ganz eigenthümlichen Geſtalt offenbart und höchſt ſonderbare Erſcheinungen hervorgebracht. Viele der aſiatiſchen Büßer oder Asceten, beſonders indiſchen Urſprungs, gingen in ihrem Streben nach Wiedervereinigung mit der Gottheit von dem Grundſatze aus, daß alles außer dieſem einen höchſten Weſen durchaus leer und nichtig ſey, daß nur in der Vereinigung mit ihm die höchſte Realität und das wahre Leben entſtehen könne; der Menſch alſo, der aus dem eiteln, trugvollen, nichtigen Schein-Daſeyn dieſes irdiſchen Lebens zu dem Urquell alles wahren Seyns und Lebens ſich erheben wolle, müſſe damit anfangen, durch eine freiwillige, vollkommene Vernichtung des eigenen Selbſt und aller individuellen, ſowohl ſinnlichen, als geiſtigen Eigenſchaften und Kräfte die Scheidewand zu zerſtören, die ihn von der Gottheit trennt und entfernt. Daher auch bei dieſen Büßern die zügelloſe Selbſtzerſtörungswuth, die zu der beſonnenſten Grauſamkeit in Erfindung mannichfaltiger Leibes- und Seelenqualen ſie hinreißt und einen Zuſtand veranlaßt, der nichts geringeres als ein langſamer Selbſtmord iſt.

Auch auf die chriſtliche Ascetik der erſten Jahrhunderte ſcheint dieſe Anſicht großen Einfluß gehabt zu haben, der aber endlich durch mehrere Väter der römiſchen Kirche, beſonders den h. Benedict, beſchränkt und gemildert wurde, die an die Stelle jenes ſelbſtzerſtörenden Büßungszuſtandes ein wahres beſchauliches Leben als Ideal des nach geiſtiger Vollkommenheit ſtrebenden Chriſten aufſtellten.

Wir haben dies blos in der Abſicht angeführt, um zu zeigen, wie dieſe Art religiöſer Schwärmerei meiſtens auf einem bald deutlich, bald dunkel gedachten Pantheismus beruht, und eigentlich muß man bekennen, daß es bei der realiſtiſchen oder pantheiſtiſchen Anſicht weit conſequenter iſt, ſich dieſer religiöſen Schwärmerei zu ergeben, als die Philoſophie wiſſenſchaftlich zu conſtruiren. Denn nach jenem Syſtem iſt ja alle Weisheit in dem einzigen Grundbegriffe des ewigen, unveränderlichen, unendlichen Weſens enthalten; dieſer einzige Grundbegriff umfaßt alles mögliche Wiſſen und Erkennen, und zwar ſo, daß alles weitere Entwickeln, Ausbilden und Mittheilen dieſer einen Urwahrheit als zwecklos und überflüſſig erkannt werden muß, und aller Aufwand an Thätigkeit und Kraft, den der Menſch in dieſem nichtigen Beſtreben verſchwendet, weit eher der wirklichen praktiſchen Erreichung und Realiſirung jenes höchſten Zieles darzubringen wäre.

Der Realiſt trennt das Endliche und Unendliche durchaus, leugnet aber die Realität des erſtern. Tugend und Vollkommenheit iſt für ihn nichts anders, als die höchſte einzig wahre Realität. Zu dieſer kann der Menſch nur gelangen durch Vernichtung des täuſchenden Scheins von Endlichkeit, der uns in dieſem Leben von allen Seiten umfängt, uns in einem ewigen Kreiſe von Irrthümern herumführt und allem Denken und Thun die verkehrte zweckloſe Richtung gibt. — Unter jener Endlichkeit aber, deren Vernichtung der Realiſt fordert, iſt auch unſere geiſtige Kraft und unſer Verſtand in ſeiner jetzigen ſinnlichen Form mit einbegriffen. Es iſt ſehr begreiflich, wie eine Philoſophie, die von dem Unendlichen und der höchſten Realität nur einen negativen Begriff hat, die Wiedervereinigung mit dieſem einzig wahren und wirklichen Weſen auch nur auf eine negative Art zu bewerkſtelligen ſuchen wird, ein Wahn, deſſen praktiſche Realiſirung die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen und den Denker, der ſich ihm hingibt, endlich in einen bodenloſen Abgrund von Leerheit und Nichtigkeit führen muß; daher man denn auch den äußerſten Grad dieſer philoſophiſchen Verirrung mit Recht Nihilismus genannt hat; wie denn wirklich eine Secte in China geradezu behauptet, der Urſprung und das Ende aller Dinge ſei das Nichts, — dieſes ſei das höchſte, vollkommenſte Weſen. Ob man dieſe Irrlehre des Atheismus beſchuldigen könne, wäre noch in Zweifel zu ziehen. Im weſentlichen iſt ſie freilich nicht davon verſchieden, aber ſtreng genommen doch nur die ſchärfſte Spitze pantheiſtiſcher

Verirrung. Es muß für die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes höchſt zweckmäßig und lehrreich ſeyn, jene zahlloſen, ſo gefährlichen und abſchreckenden Irrthümer kennen zu lernen, zu denen der Realismus nothwendig hinführt, und die wir auch überall, wo dieſe Anſicht als philoſophiſche Denkart herrſchend erſcheint, in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt auftreten ſehen. Leider! gab es in allen Zeitaltern Philoſophen und ſelbſt Theologen, die das Gefährliche dieſes Syſtems bei weitem nicht in allen ſeinen Folgen und Wirkungen einſahen und ihm in dem Gebiete der höhern Philoſophie nur allzuviel Spielraum geſtatteten; ſo daß die realiſtiſchen Ideen hier unter mancherlei Formen und Geſtalten ſo allgemein verbreitet, ſo tief und feſt gewurzelt und in alle Anſichten verwickelt und verwebt ſind, daß man ſie als das eigentliche Grundübel der höhern Philoſophie anſehen kann.

Der Uebergang von dem gewöhnlichen, philoſophiſchen Realismus zu jenem gefährlichen Extrem pantheiſtiſcher Denkart iſt ſehr leicht zu zeigen; legt man nämlich dem Unendlichen nur lauter negative Beſtimmungen bei, ſo muß der ganze Begriff ſich ja zuletzt in nichts auflöſen. Das gänzlich negative Anſehen des Unendlichen iſt denn auch der nicht zu hebende Grundfehler des Realismus.

Die Grundloſigkeit des Realismus, ſo wie wir ihn bisher characteriſirt haben, beruht übrigens auf der philoſophiſchen Anwendung des Begriffes der beharrlichen Subſtanz, welcher Begriff doch nur praktiſche Gültigkeit, aber durchaus keinen ſpeculativen Gehalt hat und auf der höchſt willkürlichen, ungültigen, abſoluten Trennung des Endlichen und Unendlichen beruht.

Beide Vorausſetzungen hat der Realiſt mit dem Empiriker gemein, nur macht er einen andern Gebrauch davon, oder ergreift vielmehr denſelben Irrthum von der entgegengeſetzten Seite. Der Empiriker hält ſich ganz und einzig an das Endliche, leugnet das Unendliche, oder verwirft doch die Erforſchung deſſelben als unſtatthaft und zwecklos. — Der Realiſt glaubt das Unendliche in der höchſten Realität und Wahrheit ergriffen zu haben, und verwirft nun eben ſo unbedingt alles

Endliche und Sinnliche als gehaltloſen, nichtigen Schein, als Irrthum und Betrug.

Die vollkommene Negativität der realiſtiſchen Anſicht iſt denn auch der Grund, warum ſie ſtreng genommen nie zu einem Syſteme ſich entwickeln kann. Daß dieſe Behauptung gegründet ſey, wird in der philoſophiſchen Geſchichte durch das Beiſpiel der ſtrengſten und vollendetſten Realiſten, des Parmenides und des ältern Zeno, hinlänglich beſtätigt. Der erſte, welcher die Hauptideen des Syſtems poſitiv darſtellen wollte, verſuchte es in einem allegoriſchen Lehrgedichte, verließ alſo ganz die philoſophiſche Form und Methode. Zeno aber verſuchte, wie ſchon früher bemerkt wurde, den Hauptgrundſatz der realiſtiſchen Denkart nur polemiſch zu begründen, durch Widerlegung aller entgegenſtehenden Meinungen und Begriffe, ſo daß ſeine Darſtellung nichts weniger als ſyſtematiſch war und ſeyn konnte, ja er ſelbſt für einen Skeptiker gehalten wurde.

Ein Syſtem kann in der realiſtiſchen Denkart nur dadurch zu Stande kommen, daß man auf ſtrenge Conſequenz Verzicht thut, der Grundidee einigermaßen untreu wird und zu dem ganz negativen Begriffe der abſoluten Einheit weitere poſitive Beſtimmungen hinzufügt, die entweder aus andern philoſophiſchen Syſtemen oder aus der gemeinen Anſicht entliehen ſind; dadurch entſteht dann der Schein, als wenn die Mannichfaltigkeit und Fülle nicht ganz aufgehoben und ausgeſchloſſen, ſondern als in der Einheit einbegriffen geſetzt würde; denn nichts wird der Realiſt weniger zugeben wollen, als daß ſein Begriff des Unendlichen ein durchaus negativer ſey. So lang aber ſein Princip von der abſoluten Einheit und Unveränderlichkeit des unendlichen Weſens ſtehen bleibt, werden auch die künſtlichſten und ſcharfſinnigſten Verſuche, jene Negativität zu heben, keinen befriedigenden Erfolg haben.

Dieſe Bemerkung trifft auch vorzüglich den Spinoza. Daß der Gottheit nur zwei Attribute — Geiſt und Körper — beigelegt werden, iſt aus der gemeinen Denkart genommen und nach dieſer vollkommen richtig, nach ſeinem eigenen Syſteme aber durchaus inconſequent und unſtatthaft. Denn wollte er ſich ſtreng an dieſe binden, ſo müßte er der Gottheit eine unendliche Anzahl ſolcher ewigen Attribute beilegen, und da er einmal dem Menſchen die Fähigkeit zugeſteht, die Gottheit zu erkennen, ſo müßte in dem menſchlichen Geiſte eine, wenn gleich unvollkommene, Vorſtellung oder doch mindeſtens eine Ahndung vorgefunden werden von noch ganz andern Attributen des göttlichen Weſens, als den beiden genannten. Nun läßt ſich aber im menſchlichen Verſtande gar keine Spur einer andern Vorſtellungsart antreffen, als eben jene der ideellen geiſtigen und der materiellen ſinnlichen Welt. Warum es aber nur dieſe beiden Welten gibt, oder in Spinoza's Sprache zu reden, warum der Gottheit nur gerade dieſe beiden Attribute zukommen, das iſt er ganz unfähig, aus ſeinem Begriffe des unendlichen Weſens abzuleiten.

Was dem Realismus eine ſo verführeriſche Gewalt gibt und einen ſo großen Anſchein von ſpeculativer Gewißheit, mag folgende Bemerkung klar machen.

Der negative Begriff des Unendlichen führt eben darum, weil er ein blos negativer Begriff iſt, die höchſte abſoluteſte Evidenz, ja eine intenſiv dem Grade nach unendliche Gewißheit mit ſich. Durch eine leichte Täuſchung wird nun dieſe Evidenz und Gewißheit des negativen Grundbegriffs auch auf die poſitiven Beſtimmungen übertragen, die eigentlich nicht dazu gehören, aber durch ſophiſtiſche Kunſt leicht damit verknüpft werden können, indem es bei der ewigen Beweglichkeit des Geiſtes doch einmal unmöglich iſt, daß man gar nichts anders denken ſollte, als dieſen einen Gedanken der abſoluten Einheit des Unendlichen, und der Menſch, ſo lange nur irgend ein Princip von höherem Leben ſich äußert, ſein Denken nicht auf einen Punkt beharrlich beſchränken kann, ſondern durch die Mannichfaltigkeit der Elemente ſeines Weſens ſelbſt gezwungen ſeyn wird, eine unendliche Fülle von Gedanken und Ideen zu erzeugen und zu bilden und an jenen Urgedanken anzuſchließen. Wollte aber der conſequente Realiſt ſeiner Anſicht ganz getreu bleiben und dieſe bis zu ihrer äußerſten Höhe verfolgen, ſo würde jene leibliche und geiſtige Selbſtvernichtung der indiſchen ſtarren das natürlichſte Reſultat ſeyn; indem durch dieſe alles Denken nur auf die einzige Vorſtellung der unendlichen Einheit beſchränkt, durch freiwillige Zerrüttung aller geiſtigen Kräfte und Thätigkeiten alle andern Gedanken unterdrückt und vertilgt würden. —

Syſtem der Emanation.

Syſtem der Emanation heißt die Lehre, daß alle Weſen aus dem Schooße der unendlichen Gottheit ſich entwickelt haben, aus dieſer ausgefloſſen und nach beſtimmten Perioden auch wieder in dieſe zurückzukehren fähig ſind.

Man nennt dieſe Philoſophie auch wohl die orientaliſche, weil ſie vorzüglich bei den orientaliſchen Völkern geblüht hat, und ihr Urſprung in Indien war. Zwar erhielt ſie, wie wir weiter ſehen werden, auch bei den europäiſchen Nationen vielen Einfluß, aber erſt aus Aſien her iſt ſie zu dieſen gekommen; dort war doch immer ihr Hauptſitz und ihre Urquelle.

Man nennt dieſes Syſtem auch wohl Myſticismus; eine Benennung, welche den Geiſt deſſelben richtig bezeichnet, indem es ein Hauptmerkmal von ihm iſt, alle Erkenntniß der Gottheit aus übernatürlicher Offenbarung oder überſinnlicher Anſchauung herzuleiten; da hingegen der Realismus von ſolcher übernatürlichen Erkenntnißquelle nichts wiſſen will, und ſich einzig und allein auf eine vergebliche Vernunft-Erkenntniß gründet.

Nur muß man von dem wahrhaft ſpeculativen Myſticismus mancherlei andere religiöſe Schwärmerei unterſcheiden, die bloß ſubjectiv iſt und nur auf das Gefühl ſich bezieht, ohne allen ſpeculativen Gehalt und Werth.

Dieſe lezte Art des gemeinen nicht ſpeculativen Myſticismus könnte man durch den Namen Pietismus von jenem höhern unterſcheiden. Das Syſtem der Emanation oder des ſpeculativen Myſticismus hat alſo vorzüglich geblüht bei den Indern und andern orientaliſchen Nationen, alſo wahrſcheinlich auch bei den Aegyptern, Perſern und endlich bei den Hebräern*). Auch bei den Griechen fand es Eingang; hier ward es, obwohl nicht ohne große Abänderung, zuerſt in der Schule des Pythagoras aufgenommen; ſpäter offenbarte es auch in Plato's Lehre ſeinen Einfluß, bis es zuletzt durch die alexandriniſchen und neuplatoniſchen Philoſophen ſeine vorzüglichſte Ausbildung und Vollendung erhielt. Zu den letzten gehören, außer Philo und Joſephus, Porphyrius, Jamblichus und beſonders Plotin. Auch kann man noch die chriſtlichen Gnoſtiker zu den Anhängern dieſer Denkart rechnen. Zwar werden unter dem Namen Gnoſtiker Secten von ſehr verſchiedenen Anſichten und Meinungen zuſammengefaßt, allein in der Hauptſache neigen ſie ſich doch mehr oder weniger alle zu dem Emanationsſyſteme. Das Wort Gnoſtiker kommt her von dem griechiſchen γνῶσις, Erkenntniß. In dem conventionellen Sinne der ſpätern griechiſchen Philoſophen aber heißt es lediglich übernatürliche Erkenntniß, entweder aus Offenbarung oder überſinnlicher Anſchauung.

Zu den Gnoſtikern beſſerer Art gehören Origenes, Clemens von Alexandrien u. a. Manche Ausleger älterer und neuerer Zeit haben wohl mit Unrecht geglaubt, dieſe Philoſophie auch in den Schriften des alten Teſtaments und namentlich in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte zu finden, weswegen man ihnen auch den Namen moſaiſche Philoſophen gab. Reuchlin und Picus von Mirandola gehören zu ihnen.

Es iſt das Emanationsſyſtem nicht eigentlich pantheiſtiſch zu nennen, denn obgleich die Dinge nach demſelben nicht aus einem urſprünglich vorhandenen Stoffe von der Gottheit nur gebildet oder aus dem Nichts geſchaffen, ſondern aus ihr ſelbſt, ihrem Weſen nach, herfließen und ausgingen, ſo wird denn doch die Gottheit und die Welt ſtrenge unterſchieden.

Fataliſtiſch aber iſt dieſe Denkart durchaus, indem kein hinlänglicher Grund oder Zweck angegeben wird, der das Ausfließen der Natur und aller erſchaffenen Dinge aus Gott erſchaffen könnte, da die Welt ſo mangelhaft und unvollkommen iſt, die Gottheit ſelbſt aber als der Inbegriff aller Vollkommenheit ja nichts außer ſich bedürfte. — Hier muß alſo das Daſeyn überhaupt, die Natur und die Welt für ein Unglück gehalten werden, indem ſie gar nichts anders, als ein Herabſinken von der göttlichen Vollkommenheit iſt. — Darin offenbart ſich alſo ſchon ein großer Unterſchied des ſpeculativen Myſticismus und des Realismus. Nach dieſem gibt es durchaus nur ein einziges, abſolut nothwendiges, reelles, allervollkommenſtes Weſen, in dem alle Verſchiedenheit, alle Abänderung und Trennung gänzlich wegfällt, alles in die eine höchſte Realität ſich auflöſt und außer dem alleinigen göttlichen Seyn kein anderes möglich iſt. Hier kann alſo auch weder Böſes, noch Uebel, noch Unvollkommenheit ſtatt finden, denn alles wahrhaft Wirkliche iſt ja eines und daſſelbe, gleich nothwendig und abſolut, wie die Gottheit, von der es ja weder geſondert, noch verſchieden, ſondern mit ihr vollkommen eines, ja nichts anders wie ſie ſelbſt iſt. Das Uebel und die Unvollkommenheit beruht nur auf dem ſinnlichen Schein, auf Täuſchung und Irrthum.

---

*) Bei den Hebräern ſind Philo und Joſephus Philoſophen dieſer Art

Ganz anders erklärt ſich aber dieſen Punkt der ſpeculative Myſticismus. Er behauptet geradezu, die ganze geſchaffene Welt, ihr Daſeyn überhaupt, ſo wie jenes der in ihr exiſtirenden Weſen ſei ein Unglück und ein Uebel, und alles Seyn, was nicht in Gott, der Urquelle und dem Inbegriff aller Vollkommenheit und Seligkeit, ſondern außer ihm, von ihm getrennt ſich befinde, ſchon durch dieſe Entfernung in einem Zuſtande der höchſten Unvollkommenheit und Erniedrigung ſey. Weil aber nun kein hinreichender Grund und Zweck angegeben werden kann für den Urſprung der Welt, welche weiter nichts iſt, als eine Verſchlimmerung, ein Herabſinken und Entarten der göttlichen Vollkommenheit, ſo iſt unvermeidlich hier ſtillſchweigend ein Schickſal, eine unabänderliche, unerklärbare, dunkle Nothwendigkeit vorauszuſetzen, deren Macht die verſtändige, vollkommene Gottheit unterworfen und von ihr genöthigt wird, von ihrer urſprünglichen Vollkommenheit abzuweichen und herabzuſinken.

Die unterſcheidenden Merkmale des genannten Gnoſticismus oder der ältern orientaliſchen Philoſophie ſind folgende:

a. Die ſchon erörterte Lehre von dem Urſprunge aller Dinge aus Gott durch Emanation.

b. Die Lehre von der übernatürlichen Erkenntnißquelle durch Offenbarung oder überſinnliche Anſchauung; hiervon unterſcheidet man noch beſonders die Lehre von der überſinnlichen Erinnerung, obgleich auch dieſe zu dieſem Syſteme gehört; waren nämlich alle Seelen urſprünglich mit der Gottheit vereinigt, ſo kann dieſe Präexiſtenz für die mit Bewußtſeyn begabten Weſen nicht ganz verloren gehen. Sey nach dem Herausgehen aus der Gottheit die Entfernung dieſer vernünftigen Weſen von ihrem Urſprunge auch noch ſo groß, mögen ſie auch noch ſo tief in Unvollkommenheit, Beſchränktheit, Irrthum und Dunkelheit verſunken ſeyn, — einige Spuren jenes ehemaligen Zuſtandes müſſen denn doch zurückbleiben, deren Erinnerung wiedererwachen und erregt werden kann. Aus dergleichen Erinnerungen jenes nämlichen vollkommenen Zuſtandes werden nun alle jene Begriffe und Ideen des Menſchen befriedigend hergeleitet, welche aus den ſinnlichen Eindrücken, Empfindungen und Wahrnehmungen der gemeinen Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens nicht zu erklären ſind.

c. Eine dritte Grundlehre dieſes Syſtems, oder doch eine genau mit ihm zuſammenhängende und natürlich aus ihm folgende iſt die **Metempſychoſe** oder die Lehre von der Seelenwanderung, welche nicht nur bei allen indiſchen Secten, ſondern auch in der Schule des Pythagoras, des Plato und der Neuplatoniker adoptirt war.

Mit der Idee der Emanation oder des Ausfließens aller Weſen aus der Gottheit iſt die Idee von einer künftigen Rückkehr und Wiedervereinigung mit der Gottheit natürlich verbunden. Es betrachtet nämlich dieſes Syſtem, wie ſchon geſagt worden, das Daſeyn der Welt, welches bloß durch ein Heraustreten und Herabſinken aus der Gottheit entſtand, allein ſeiner Entfernung von der Urquelle und dem Inbegriffe aller Vollkommenheit wegen, als ein großes Uebel, und das letzte, höchſte Ziel aller erſchaffenen Weſen kann nur darin geſetzt werden, daß ſie als ſolche, d. h. als einzelne, beſondere, für ſich und von dem Unendlichen getrennt exiſtirende Weſen daſeyn aufhören und wieder in dieſes zurückkehren, um an dem einzig wahren, vollkommenen, göttlichen Seyn und Leben wieder Theil zu nehmen. So wie nun aber die Emanation aus der Gottheit durch periodiſche Entwicklung geſchah, ſo muß dies auch bei der Rückkehr wieder ſtattfinden; die Seele kann aus ihrem tiefen Verfall und jenem Zuſtand der Erniedrigung und Unvollkommenheit, worin ſie herabgeſunken iſt, nicht auf einmal und unmittelbar ſich wieder mit der Gottheit vereinigen, ſondern ſie kann nur durch eine ſteigende Läuterung und Veredlung, von einer höhern Stufe zur andern, ſich allmälig dieſem Ziele nähern, indem ſie immer reinere Hüllen annimmt, in vollkommene Formen übergeht.

Da nach dieſem Syſteme alle Weſen aus der Gottheit hervorgegangen und ausgefloſſen ſind, ſo enthält auch jedes von ihnen das göttliche Weſen, aber freilich durch die äußerliche, körperliche Hülle beſchränkt, verdunkelt und entſtellt. Wo aber nun dieſe Hülle des göttlichen Weſens ganz unwürdig ſchien, da erklärte man dies als einen Zuſtand von Strafe, indem die an ſo niedrige, ſchlechte Formen gefeſſelten Seelen in einem frühern Zuſtande durch eigenes Verſchulden ſich dieſe Herabwürdigung zugezogen hatten.

Man muß überhaupt die Metempſychoſe nicht blos als eine metaphyſiſche, ſondern ſo wie die Alten ſie ſich dachten, vielmehr als eine moraliſche Lehre anſehen; dieſes ſteht auch genau im Zuſammenhange mit der vierten Grundlehre des Syſtems, oder eigentlichen Anſicht deſſelben von dem moraliſchen Uebel.

Es war, wie ſchon mehrmal gedacht worden, die ganze erſchaffene ſinnliche Welt ganz unvollkommen und moraliſch bös. Das letzte einzige Ziel aber für alle freie Weſen, ſich aus dieſer Erniedrigung wieder empor zu arbeiten, ſich von dem moraliſchen Verderbniſſe, womit ſie überall umgeben ſind, immer mehr und mehr zu reinigen und ſo endlich in einen Zuſtand höherer Veredlung und Vollendung der Wiedervereinigung mit der

Gottheit würdig zu werden. Eine sehr strenge, erhabene Moral war nicht nur in der indischen und orientalischen, sondern auch in der pythagoräischen und platonischen Philosophie vorherrschend. Besonders zeichneten die Schulen der letzten sich dadurch bei den Griechen aus, deren Volksreligion so hohe intellectuelle Anſichten und Grundſätze ſonſt durchaus fremd waren. —

Bemerkungen über den Werth des ſpeculativen Myſticiſmus.

Wir müſſen zuerſt die Erinnerung voranſchicken, daß der ſpeculative Myſticiſmus durchaus gar keine verwerfliche Art von Philoſophie, daß vielmehr der berichtigte Myſticiſmus, ſo wie der gemäßigte Skepticiſmus ein weſentlicher Beſtandtheil der wahren, vollkommenen Philoſophie ſey; denn wie der auf ſeine wahre Bedeutung zurückgeführte Skepticiſmus der natürliche Anfang und das natürliche Princip der wahren Philoſophie iſt, ſo iſt der berichtigte Myſticiſmus der göttliche Anfang und das göttliche Princip derſelben.

Der nicht berichtigte Myſticiſmus aber iſt nichts anders als mißverſtandene Offenbarung. Es iſt hier nicht die Rede von den heiligen Schriften, die uns Nachricht ertheilen von der urſprünglichen Offenbarung, ſondern wir reden hier von dieſer ſelbſt.

Es läßt ſich nämlich auch philoſophiſch darthun, daß der wahre Begriff der Gottheit dem Menſchen nur durch Offenbarung mitgetheilt werden kann, weil weder die Vernunft noch die Sinnenwelt im Stande iſt, dieſen Begriff in ihm zu erzeugen.

Was der Menſch, ſeiner eigenen Vernunft überlaſſen, aus der Betrachtung der Sinnenwelt über das unſichtbare, geiſtige, in ihr verborgen wirkende Weſen herleiten kann, das iſt durch auf keine Erkenntniß des wahren Gottes, ſondern es ſind nur einzelne höchſt ſchwankende, mangelhafte Züge des wahren Begriffes, oder es ſind die bloßen Naturkräfte, die er als göttliche Weſen anerkennt.

Wenn aber Denker von religiöſem Gefühl und Glauben bei ihrem Nachdenken über die Natur ihr Entſtehen, ihre inneren Kräfte und Geſetze, ſo wie ihr Verhältniß zu einem höchſten, ſie beherrſchenden geiſtigen Princip der Gottheit gekommen zu ſeyn vorgeben, blos und einzig durch ihre Vernunft geleitet, ſo iſt dies Täuſchung und Selbſtbetrug, indem ihre Vernunft ſchon früher durch das Licht der Offenbarung erleuchtet und in ihrem Denken und Forſchen auf den Weg der Erkenntniß gekommen iſt, ſie alſo mit Unrecht den Begriff der Gottheit, der durch eben dieſe Offenbarung unter den Menſchen verbreitet und ſo auch ihnen überliefert wurde, aus ſich ſelbſt oder der Beobachtung der Welt und Natur geſchöpft zu haben wähnen.

Es würde den Gang unſerer Unterſuchung aber über ſeine Gränzen hinausführen, wenn wir dieſes hier vollkommen erörtern wollten; wir können zur etwaigen Erklärung nur eine Hauptbemerkung hier anführen.

Der eigentliche Punkt, worauf es bei der Beſtimmung des wahren Begriffes der Gottheit ankommt, iſt, daß dieſer außer der Idee der unendlichen Einheit vor allem die Idee der unendlichen Fülle in ſich enthält. Dieſe Idee von der unendlichen Fülle, der poſitiven göttlichen Allmacht und Liebe kann in dem Menſchen weder durch die Vernunft allein, noch durch Erfahrung und ſinnliche Wahrnehmungen erzeugt werden, wie ſich dies philoſophiſch ſtreng beweiſen läßt. Es bleibt uns alſo nur übrig anzunehmen, was die Religion uns lehrt, was Geſchichte und Tradition, ſo hoch wir dieſe immer verfolgen können, durch ihr Zeugniß beſtätigen, daß die Bildung des menſchlichen Geſchlechts ihre erſte Urquelle in einer höhern Offenbarung gehabt und daß der wahre Begriff des göttlichen Weſens dem Menſchen unmittelbar von dieſem ſelbſt mitgetheilt worden ſey.

Nehmen wir dieſes nun an, ſo erklärt ſich jenes Syſtem der Emanation oder jener älteſten orientaliſchen Philoſophie ganz natürlich als mißverſtandene Offenbarung und als erſter und älteſter Verſuch, den offenbarten Begriff eines allmächtigen, allweiſen göttlichen Weſens mit der Erſcheinung der Welt in Uebereinſtimmung zu bringen und ſich beide begreiflich zu machen; ein Verſuch, der aber freilich nicht gelungen iſt.

Eine dritte, von dem ſpeculativen Myſticismus weſentlich verſchiedene und dem Realismus ganz entgegengeſetzte Art von Philoſophie iſt der Idealismus, zu dem wir jetzt übergehen.

Syſtem des Idealismus.

Das Weſen des Idealismus beſteht darin, das Geiſtige allein für wirklich und wahrhaft reell zu halten, Körper und Materie aber ihrem Daſeyn und Realität nach gänzlich zu leugnen, für bloßen Schein und Irrthum zu erklären, oder ſie doch ganz in Geiſt umzuwandeln und aufzulöſen. In dieſer Rückſicht iſt der Idealismus ſchnurgrade entgegengeſetzt dem Materialismus, der alles aus materiellen Kräften und Subſtanzen herleitet.

Wir dürfen uns aber mit dieſer Definition des Idealismus noch gar nicht begnügen, ſondern es entſteht hier gleich die Frage, was denn im Gegenſatze der Materie das eigentliche Weſen des Geiſtes ſelbſt ſey? Wir antworten: Freiheit, Thätigkeit, lebendige Beweglichkeit; ſo wie ſubſtantielle Beharrlichkeit, Unveränderlichkeit und todte Ruhe das Weſen des körperlichen Materialismus ſind.

Dieſes iſt nun der unterſcheidende Punkt, wo der Idealismus ſowohl dem Materialismus, als dem Realismus gerade widerſpricht. —

Die Anſicht des Begriffes der Subſtanz iſt es eigentlich, ob ein Syſtem idealiſtiſch ſey oder nicht; denn in dem wahren Idealismus wird dieſer Begriff theoretiſch ganz aufgehoben und vernichtet.

Eine Naturanſicht kann idealiſtiſch ſeyn, wenn nicht das grobe Körperliche, der bloße Mechanismus der Naturgeſetze, ſondern die in der Körperwelt unſichtbar wirkenden Kräfte und Thätigkeiten als das Erſte, Urſprüngliche angeſehen werden. Nun ſolche Naturanſicht heißt dynamiſch. Eben ſo kann auf der andern Seite eine Philoſophie, die einzig von Ich, vom Bewußtſeyn ausgeht, doch ganz und gar nicht idealiſtiſch ſeyn, wenn ſie nicht in dem Ich eine freie, thätige Kraft, ſondern einen blinden Mechanismus nothwendiger, beharrlicher Denkgeſetze als das Erſte, Höchſte anerkennt.

Wer den Mechanismus, es ſey nun des Bewußtſeyns oder der Natur, an die Spitze ſeiner Philoſophie ſtellt, der iſt kein Idealiſt, ſondern ein mechaniſcher Philoſoph, und ſeine mechaniſche Philoſophie iſt nun entweder materialiſtiſch oder pantheiſtiſch oder ein Gemiſch von beiden.

Zu den Idealiſten des Alterthums gehören unter den Griechen gewiſſermaßen die joniſchen Philoſophen Thales, Heraklit, Anaximenes und Anaximander. Sie ſtellten entweder das eine oder das andre Element, das Feuer, das Waſſer oder die Luft als thätige Grundkraft der Welt auf. — Die Philoſophie dieſer Männer iſt uns indeſſen nur aus höchſt mangelhaften, unzuverläßigen Bruchſtücken bekannt; mit Gewißheit kann man jedoch von Heraklit behaupten, daß er ein Idealiſt war, da er ausdrücklich behauptete, es gebe durchaus nichts Feſtes, Ruhendes, Beharrliches, ſondern alles ſei in einem ſteten Fluſſe, in einer ewigen Bewegung und Veränderung, da er alſo auf dieſe Weiſe den Begriff von der Subſtanz durchaus leugnete und verwarf.

Daß dieſe älteſten Philoſophen aber durchaus keine eigentlichen Materialiſten waren, ſondern unter den Urelementen, die ſie als die Quelle aller Dinge und als göttliche Dinge anſahen, dem Waſſer, dem Feuer und der Luft nur die unſichtbar wirkenden lebendigen Grundkräfte der Welt meinten, keineswegs die groben, irdiſchen Elemente, iſt aus dem Zuſammenhange ihrer Denkart vollkommen klar. Einer von ihnen, Anaximenes, nannte die Urquelle aller Dinge, welche die andern als Feuer, Waſſer, Luft charakteriſirten, das Unbeſtimmte, alſo das Unendliche.

Von Heraklit ſind Aeußerungen genug da, welche beweiſen, daß er das göttliche Weſen der Geiſtigkeit und des reinen Verſtandes ganz vortrefflich, und zwar unter den Griechen der Erſte anerkannt hat.

Die Philoſophie dieſer älteſten Griechen war freilich der Form nach mehr Naturphiloſophie, die ſich als ſolche hauptſächlich zu dem Phyſiſchen hinneigte, für die Entwicklung ſittlicher und religiöſer Ideen aber weniger bedeutende Reſultate aufgeſtellt hat, und daher überhaupt ſehr unvollkommen und unzureichend erſcheinen mußte.

Das zweite eigentliche Syſtem des Idealismus bei den Griechen iſt jenes des Ariſtoteles, welchen man oft mit Unrecht zu den Empirikern gezählt findet.

Sokrates hatte für die Philoſophie eine ganz neue eigenthümliche Methode aufgeſtellt, in der das moraliſch Praktiſche überall das Vorherrſchende war. Dieſer ſokratiſchen Art zu philoſophiren blieb ſelbſt Plato getreu, wenn gleich ſeine Philoſophie in ſpeculativer Hinſicht ſich mit allumfaſſender Genialität weit über jene des Sokrates erhob.

Ariſtoteles aber wich völlig davon ab, und kehrte wieder mehr zu der alten Naturphiloſophie zurück. So wie jene die Elemente, nahm er einen allgemeinen Weltgeiſt (νοῦς) als Princip aller Dinge an, eine durch ſich ſelbſt thätige, in ſich ſelbſt vollendete Kraft oder Entelechie. Dieſer Begriff der ſelbſtthätigen, freien Kraft iſt durchaus idealiſtiſch, nach der vorhergegangenen Behauptung, daß Thätigkeit der charakteriſtiſche Grundbegriff des Idealismus ſey. Daß eine ſolche abſolut freie und nur durch ſich ſelbſt thätige Kraft nur geiſtiger Natur ſeyn kann, bedarf wohl keines Beweiſes. In dieſer Hinſicht wäre die Entelechie des Ariſtoteles wohl genau daſſelbe, was in der neuern Philoſophie als Ichheit iſt bezeichnet worden, wenn man dieſen Begriff in ſeiner wahren vollkommenen Bedeutung nimmt.

In Hinſicht der Hauptprincipien befand ſich die Philoſophie der Ariſtoteles auf dem rechten Wege: daß ſeine Naturphiloſophie aber wegen dem Zuſtande von Kindheit, worin ſich die damalige Phyſik befand, höchſt unvollkommen bleiben mußte, dies wäre in philoſophiſcher Rückſicht kein ſo großer Mangel; denn da kommt es denn am Ende doch nur auf die erſten Grundprincipien und den Geiſt des Ganzen an.

Bedeutender aber iſt der Fehler, daß ſeine Philoſophie überhaupt nur Naturalismus und die moraliſch-praktiſche Seite daran ſehr vernachläßigt und hintangeſetzt war. Der Grund davon lag vielleicht in dem Widerſpruchsgeiſte wider die ſokratiſche und platoniſche Philoſophie, oder in der ſyſtematiſchen Einſeitigkeit des Ariſtoteles überhaupt.

Die höchſten Principien, welche Ariſtoteles ſeiner Welterklärung zum Grunde legte, waren Form, Materie und Privation. Die Formen des Ariſtoteles ſind die mannichfaltigen Erſcheinungen der ſelbſtthätigen Kraft oder Entelechie. Die Materie iſt dem Ariſtoteles etwas ganz anderes, als dieſer Begriff in andern Syſtemen genommen wird; ſie iſt ihm nichts, als die bloße Möglichkeit. Vor und außer den Formen exiſtirt ſie gar nicht. Die Formen ſind das einzige, wirklich Reelle und mit ihnen und durch ſie allein hat auch die Materie nur Daſeyn, Realität. Die Privation oder Beſchränkung iſt das, was die Formen beſtimmt und unterſcheidet.*)

Dieſe Principien: Form, Materie und Privation ſind völlig daſſelbe, was in der fichtiſchen Philoſophie Ich, Nichtich und die natürlichen Schranken ſind. Daher denn auch in den erſten Grundprincipien wenigſtens die fichtiſche und ariſtoteliſche Anſicht vollkommen übereinſtimmen.

Abgeſehen von allen andern Unvollkommenheiten dieſes Syſtems liegt der theoretiſche Fehler hauptſächlich darin, daß die Entſtehung und das Vorhandenſeyn der Privation oder der unſprünglichen Schranken auf keinerlei Art erklärt werden kann, noch auch die Mannichfaltigkeit der Formen, oder, in Fichte's Sprache zu reden, das Entſtehen der individuellen Ichheiten; denn daß die Beſchränkung von der abſolut freien, thätigen Grundkraft herkommen ſolle, dieſes zu behaupten, wäre der vollkommenſte Widerſpruch. Denn warum und auf welche Weiſe kam dieſe denn wohl zu jener Selbſtbeſchränkung? Hat die Beſchränkung nicht ihr Entſtehen in der freien Thätigkeit des Welt-Ichs, ſondern iſt urſprünglich unabhängig von ihr vorhanden, ſo iſt ſie auch früher und höher wie dieſe und ſomit das erſte Grundprincip.

---

*) Man hat alſo den Ariſtoteles mit Unrecht für einen Materialiſten gehalten

Es drückt dieſes Syſtem alſo eine durchaus nicht zu hebende Unbegreiflichkeit, die mit den erſten Grundſätzen beginnt und durch das Ganze fortläuft. Inſofern aber die ihm zum Grunde liegende Anſicht vollkommen idealiſtiſch iſt, verdient es in Vergleich mit andern eine ausgezeichnete, ehrenvolle Stelle. Dieſes Lob und jener Tadel ſind nach unſerer vorhergeſchickten Erklärung von Idealismus überhaupt ſehr gut vereinbar; denn wir behaupten, der Idealismus ſey der Mittelpunkt der wahren Philoſophie und im ganzen genommen die einzig richtige Art zu philoſophiren. Allein unter allen in ihr gemachten Verſuchen, die uns die Geſchichte der Philoſophie aufzeigt, finden wir auch nicht einen einzigen fehlerfrei und ohne große Unvollkommenheiten, ja mehrere ſind als ganz verwerflich anzuſehen; ſo ſehr wir daher auch das edle, preiswürdige Streben der großen Männer, die auf dieſem Wege der höchſten Erkenntniß ſich zu verſichern glaubten, achten und bewundern müſſen, ſo groß auch immer der Aufwand von Kraft und Genialität iſt, den ſie dieſem erhabenen Zwecke weiheten, ſo hat doch keiner von ihnen das Ziel ſeiner Bemühungen erreicht, keiner iſt bis zur Vollendung durchgedrungen. —

Wir haben bis jetzt zwei Arten des Idealismus kennen gelernt; die erſte war die dynamiſche Naturanſicht, welche der Natur überall unſichtbar wirkende geiſtige Kräfte und Thätigkeiten zum Grunde legt; und jene, welche von dem Begriffe der abſolut freien thätigen Kraft, als dem Urprincip ausgeht. — Es bleibt nun noch eine dritte, ungleich ältere Art Idealiſiſcher Philoſophie übrig, welche vorzüglich in religiöſer Hinſicht merkwürdig iſt, nämlich die Lehre von zwei die Welt beherrſchenden Principien, wovon das eine abſolut Gute, als die Quelle aller Vollkommenheiten, das andere als das abſolut Böſe, als der Urſprung alles Schlechten, aller Unvollkommenheit und alles Uebels in der moraliſchen, wie in der phyſikaliſchen Weltordnung angeſehen wird.

Dieſe Anſicht finden wir in dem Religionsſyſteme des Zoroaſter und ſpäterhin in erneuerter, veränderter Geſtalt in dem Syſteme der Manichäer.

Unſtreitig war ſie auch bei den orientaliſchen Völkern überhaupt ſehr verbreitet, und wenn wir nach einigen freilich ſehr unvollſtändigen Bruchſtücken der pythagoräiſchen Philoſophie ſchließen ſollten, ſo würde auch in ihr die Beziehung auf den Gegenſatz guter und böſer Grundkräfte ſich leicht auffinden laſſen. Idealiſtiſch iſt die Lehre von den zwei Principien, weil nach derſelben die Welt nicht erſcheint als ein todtes, bewegungsloſes Ruhen und Seyn als ein beharrlicher Naturmechanismus, ſondern als ein ewiges Ringen und Kämpfen lebendiger Kräfte und Thätigkeiten, als ein ewiges Werden, eine ununterbrochen fortgehende, ſich ſtäts erneuernde und verändernde Entwicklung, die eben aus dieſer Gährung, dieſem regen, lebendigen Kampfe widerſtreitender Elemente hervorgeht.

Wenn man der Lehre von den zwei Principien Schuld gibt, daß ſie dem böſen Weltweſen ſo viele Kraft und Würde zuerkennt wie dem guten, ſo beruht dieſes wohl nur auf einem Mißverſtändniſſe, da dies wenigſtens kein philoſophiſcher Anhänger des Syſtems behaupten kann. Dahingegen beruht das eigentliche Fehlerhafte des Syſtems wohl in der Behauptung, das böſe Princip würde ſich endlich ganz auflöſen und in Frieden und Harmonie mit dem guten ſich vereinigen. Dies iſt denn ſo widerſinnig, als moraliſch verwerflich, indem der ewige Unterſchied zwiſchen dem abſolut Guten und Böſen dadurch aufgehoben wird.

Die Lehre von den zwei Principien findet ſich in den Urkunden der Religion, wie in der Philoſophie; nur jene beiden getadelten Nebenbeſtimmungen widerſprechen eben ſo ſehr dem Geiſte der wahren Religion, als ſie mit der höhern Anſicht der wahren Philoſophie unvereinbar ſind.

Wenden wir uns nun zu den idealiſtiſchen Philoſophen unſerer Zeit. Inſofern die Philoſophen des Mittelalters oder die Scholaſtiker dem Ariſtoteles folgten, ließe ſich im allgemeinen ſchon vorausſetzen, daß ihr Syſtem den Grundſätzen nach idealiſtiſch geweſen ſey. Doch findet dies nicht in dem Maaße ſtatt, wie man zu glauben wohl Urſache hätte, indem ſie einestheils dem Ariſtoteles nicht ſo ganz blindlings anhingen, und dann auch das Syſtem der chriſtlichen Religion dieſem Einfluſſe das Gleichgewicht hielt. Unter den Philoſophen unſerer Zeit, deren Denkart zum Idealismus ſich neigt, iſt Leibnitz ohne Zweifel der intereſſanteſte und bedeutendſte; allein er hat ſeine Philoſophie nicht zu einem Syſteme vollendet, ſondern nur einzelne Bruchſtücke und Hypotheſen hinterlaſſen. Seinen vollkommenen Idealismus beweiſet die Hypotheſe von den bewußtloſen Vorſtellungen und von den Monaden; durch die erſten ſtellt er den Grundſatz auf, alles, was in dem Bewußtſeyn vorkomme, müſſe nur aus dem Bewußtſeyn erklärt werden, und der Körper könne auf keine Art und Weiſe Einfluß auf das Bewußtſeyn haben. Durch die Hypotheſe von den Monaden erklärt er den Körper ſelbſt für eine Erſcheinung einfacher, geiſtiger Grundkräfte, welche wir in den verworrenen, trüben, ſinnlichen Wahrnehmungen nur nicht deutlich erkennen; eben ſo idealiſtiſch iſt ſeine Lehre von den angebornen Ideen, ſein Naturprincip der Streitigkeit und andere dieſer ähnliche Behauptungen. Nur in der realiſtiſchen Hypotheſe von der präſtabilirten Harmonie ward er ſeiner idealiſtiſchen Anſicht und Denkart ungetreu.

Der Synkretismus.

Wir haben bis jetzt ſechs verſchiedene Arten der Philoſophie abgehandelt. Drei davon — den Empirismus, Skepticismus und Materialismus, nannten wir wegen des niedern Standpunktes, von dem ſie ausgehen, und wegen der engen Sphäre gemeiner Wirklichkeit, ſinnlicher Wahrnehmung und des materiellen Seyns, worauf ſie einzig und allein beſchränkt ſind, niedere Arten der Philoſophie. Die drei andern aber, der Realismus, das Syſtem der Emanation und der Idealismus, wurden als höhere Arten dargeſtellt; indem ſie über den Kreis ſinnlicher Erfahrung hinaus zu der unſichtbaren, geiſtigen Urquelle aller Dinge ſich zu erheben, das unendliche, göttliche Weſen ſelbſt zu erfaſſen und zu ergründen ſtreben, zu dieſem letzten Ziele aller Erkenntniß aber nur auf dem Wege der höchſten, geiſtigen Speculation gelangen können.

Es gibt nun noch eine Art von Philoſophie, welche durch Miſchung und Zuſammenſetzung jener reinen und urſprünglichen Denkarten entſteht. Schon früher wurde bemerkt, wie z. B. Pythagoras und Plato ſehr viele ihrer Lehren aus dem Emanationsſyſteme genommen haben, ohne daß man ſie deswegen zu den Anhängern dieſes Syſtems rechnen könnte, weil ſie auch aus andern Syſtemen viele Vorſtellungsarten entlehnten und ihrer Philoſophie einverleibten.

Dergleichen Miſchungen, Mittelſtufen und Uebergänge weiſt uns die Geſchichte der Philoſophie ſehr viele auf, welche alle zu charakteriſiren ganz zwecklos und unſtatthaft wäre. Wir werden zum Behufe unſerer Unterſuchung hier nur diejenigen herausheben, welche für die philoſophiſche Geſchichte und Kritik von entſchiedenem Werthe und überwiegendem Intereſſe ſind.

Das bedeutendſte ſynkretiſtiſche Syſtem des Alterthums war jenes der Stoiker, bei den Neuern das kantiſche. Daß die Stoiker nicht ſowohl eine neue Philoſophie erfunden und aufgeſtellt, als vielmehr nur aus den Lehren der alten Denker ein neues Syſtem zuſammengeſetzt haben, iſt ſchon früher von uns angeführt worden. In der Moral folgten ſie meiſtens Sokrates und Plato, deren Philoſophie auf der Idee des abſolut Wahren, Vollkommenen und Guten beruhete; dennoch borgten ſie auch hier einiges von Ariſtoteles.

In der Naturphiloſophie nahmen ſie faſt ganz Heraklit's Anſicht an, welcher das Feuer als die Urquelle aller Dinge und die allgemeine Weltſeele anerkannte. In Rückſicht der Logik, d. h. der Theorie des Erkenntnißvermögens, neigten ſie ſich am meiſten zu der Erfahrung hin, die ſie ſowohl gegen den Skeptiker als atomiſtiſchen Materialiſten eifrigſt in Schutz nahmen.

Aus dieſen verſchiedenen Anſichten nun ſetzten die Stoiker ihr Syſtem zuſammen; daß aber zwiſchen ſo heterogenen Beſtandtheilen eben keine innige und harmoniſche Uebereinſtimmung ſtatt finden könne, iſt leicht zu denken; auch ward den Stoikern dieſer Vorwurf von ihren Gegnern ſehr häufig gemacht. Wir ſind zwar, aus Mangel an hinreichenden Original-Urkunden, über die Sache nicht genug unterrichtet, um ein entſcheidendes Urtheil fällen zu können. Allein der Natur der Sache gemäß wird dieſer Vorwurf gewiß gegründet geweſen ſeyn. Unter den neuern iſt das wichtigſte ſynkretiſtiſche Syſtem das kantiſche, welches ſeiner mannichfaltigen und verſchiedenartigen Zuſammenſetzung wegen mit dem ſtoiſchen auch die größte Aehnlichkeit hat.

Es beſteht die kantiſche Philoſophie aus mehreren ganz von einander getrennten unabhängigen Stücken von ſehr ungleichem Werthe: das erſte iſt die Theorie der Erfahrung, zu der auch die ſkeptiſche Anſicht und Beſtreitung aller überſinnlichen Erkenntniß gehört.

Dieſe Theorie der Erfahrung iſt dem größten Theile nach empiriſch, indem ſie die Realität aller Erkenntniß außerhalb dem Gebiete der Erfahrung leugnet. Sie iſt dabei äußerſt verwickelt, ja ſogar oft widerſprechend und unverſtändlich, indem nach dieſer Anſicht durchaus nicht verſtändlich gemacht werden kann, wie z. B. die Mathematik und überhaupt die dem menſchlichen Verſtande urſprünglich einwohnenden Denkgeſetze und reinen

Begriffe oder Kategorien auf das Gebiet der Erfahrung anwendbar ſind, weil es ſich ja gar nicht einſehen läßt, wie die Erfahrung nach dieſen Denkgeſetzen des menſchlichen Verſtandes nothwendig beſtimmt werde, auch nirgend Beweiſe und Gründe ſich vorfinden, die das Entſtehen dieſer Denkgeſetze ſelbſt befriedigend erklärten und uns belehrten, zu welchem Zwecke und von wem dieſe Formen urſprünglich dem Bewußtſeyn eingepflanzt worden.

Das zweite Hauptſtück der kantiſchen Philoſophie iſt *die Moral*, beruhend auf den Ideen des Guten und Göttlichen, oder wie Kant es ausdrückt, auf dem Glauben an Freiheit und Pflicht; indem das ſittlich Gute das einzige zuverläßige Gewiſſe und Haltbare ſei in dem unermeßlichen Meere von Ungewißheit, Widerſpruch und Zweifel, worin der menſchliche Geiſt umhergetrieben werde; welches einzig Feſte und Bleibende der Menſch auch mit aller Kraft und Anſtrengung zu ergreifen und mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit und Zuverſicht zu behaupten trachten müſſe, geſetzt auch, daß alle andere Gewißheit und Erkenntniß völlig unterginge. Dieſe Anſicht ſtimmt ſehr mit der Moral des Plato, der Stoiker und des Chriſtenthums überein, aus welchen Lehren Kant auch mehrere einzelne Erkenntniſſe hergenommen hat.

Die kantiſche Moral verdient in Rückſicht ihrer erhabenen Tendenz und der überall darin herrſchenden ſtreng ſittlichen Geſinnung die vollkommenſte Achtung. Die Ausführung im einzelnen aber iſt äußerſt mangelhaft, unzuſammenhängend, voller Lücken und zahlloſen Einwürfen und Schwierigkeiten bloßgeſtellt.

Der Hauptfehler in ſpeculativer Rückſicht beſteht in dem Mangel an Begründung des Ganzen, indem jener Glaube an Freiheit und Pflicht nirgends urſprünglich hergeleitet, erklärt und begreiflich gemacht wird, und endlich auch darin, daß zwiſchen dieſer moraliſchen Anſicht und den übrigen Theilen der kantiſchen Philoſophie durchaus keine nothwendige conſequente Uebereinſtimmung herrſcht.

Der dritte Haupttheil der kantiſchen Philoſophie beſteht aus manchen idealiſtiſchen Aeußerungen und Anſichten, die für die

Philoſophie zwar vieles Intereſſe haben, von denen der aufmerkſame, unterrichtete Forſcher aber geſtehen muß, daß ſie nur als Keime, als Anfänge des Idealismus zu betrachten, dabei noch höchſt unausgebildet, unvollendet, voll zweideutiger Schwierigkeiten, Dunkelheiten und ſcheinbarer Widerſprüche ſind. Unter dieſe Rubrik gehören z. B. die Anſichten über das innerſte Weſen der Reflection und das Bewußtſeyn, welche eigentlich über ſeine Theorie der Erfahrung hinausgehen, ja ſogar mit dieſer im Widerſtreit ſtehen. Ferner die dynamiſchen Naturanſichten und manche andere Idee über Religion, Aeſthetik und Geſchichte.

Allgemeine Schlußanmerkung.

Kants Philoſophie iſt durchaus kein vollendetes Syſtem, aber bei dem unermeßlichen Reichthume höchſt origineller, lichtvoller Ideen, bei dem philoſophiſchen Scharfſinn und Tiefſinn, der moraliſchen Kraft und Würde dieſes in jeder Hinſicht ausgezeichneten Denkers hat ſelbſt die Unvollkommenheit des Ganzen, die unzähligen Schwierigkeiten, Dunkelheiten und Widerſprüchen Spielraum gab, den philoſophiſchen Geiſt, der in der ſchlechten, gemeinen, empiriſch-materialiſtiſchen Denkart des Zeitalters verſunken und erſchlafft war, von neuem angereizt und zu ernſthaftem, gründlichem Forſchen und Grübeln aufgeregt. So wie man Kant überhaupt das unvergängliche Verdienſt zuſprechen muß, durch ſein ächt philoſophiſches Streben auf die Denkkraft ſeiner Zeitgenoſſen mit neu belebender und bildender Gewalt und Macht gewirkt, ſie aus den niedern und beſchränkten Regionen blos empiriſcher Betrachtung und Zergliederung wieder auf den Weg höherer Speculation zurückgebracht und in den Grundelementen aller Wiſſenſchaften, die in die ſeichteſte, gehaltloſeſte Popularität aufgelöſt, von keinem philoſophiſchen Geiſte bewegt und belebt wurden, wahrhaft wiſſenſchaftliches Streben wieder erweckt und entwickelt zu haben.

Zu den merkwürdigern ſynkretiſtiſchen Philoſophien gehört auch jene des Deſcartes. Er vermaß ſich, alle Erfindungen der Alten, alle ihre Meinungen und Ideen, ohne ſie irgend einer Aufmerkſamkeit zu würdigen (?), bei Seite ſetzen zu wollen, um ganz unabhängig von äußerem Einfluſſe, aus eigentlichem ſelbſtſtändigen Denken ſein philoſophiſches Lehrgebäude, rein und unvermiſcht mit fremdartigen Beſtandtheilen, von Grund auf neu aufzuführen und zu vollenden; er hat aber dennoch nichts neues hervorgebracht, als eine durchaus mechaniſche, materialiſtiſche Naturphiloſophie, welche doch ganz unbegründet befunden worden iſt.

In ſeiner ſpeculativen Philoſophie zeigt er trotz ſeines Vorgebens eben ſo wenig irgend eine originelle Anſicht; denn dieſe enthält nur gerade das Allgemeinſte und dem Anſcheine nach Wiſſenſchaftlichſte aus den Scholaſtikern, welche er doch übrigens ſo ſehr verwarf.

Dieſe von den Scholaſtikern entliehenen ſpeculativen Sätze nun waren größtentheils von der realiſtiſchen Art. Wie z. B. den Beweis von dem nothwendigen Daſeyn eines höchſten Weſens aus dem bloßen Begriffe deſſelben herzuleiten, den er dem Anſelmus abgeborgt hatte. In ſpeculativer Philoſophie alſo war Descartes Realiſt; in der Naturphiloſophie Materialiſt; in der Philoſophie aber Dualiſt, nach der Weiſe der Empiriker. — Keine unter allen Arten ſynkretiſtiſcher Philoſophie iſt übler zuſammengeſetzt, wie jene des Descartes; da nicht nur überhaupt in dieſe heterogene Miſchung keine Uebereinſtimmung gebracht, ſondern ſie auch aus denjenigen Arten der Philoſophien zuſammengeſetzt iſt, die an und für ſich ſchon ganz verwerflich ſind, dem Materialismus nämlich und der realiſtiſchen Anſicht, die unvermeidlich zum Pantheismus führt.

Dies gilt auch zum Theil von der neuern deutſchen Philoſophie; ſie iſt durchaus mechaniſch, d. h. ſie betrachtet den Mechanismus und ſeine Nothwendigkeit als das Erſte und Höchſte. In ihr offenbart ſich dem unterrichteten Denker nichts anders, als eine vollkommene Vereinigung des pantheiſtiſchen Realismus und des materialiſtiſchen Mechanismus, alſo der beiden verwerflichſten Arten der Philoſophie.

Unabhängig von allen bis jetzt charakteriſirten Arten der

Philoſophie gibt es noch eine ganz von ihnen unterſchiedene, beſonders für ſich beſtehende, die auch nicht einzig und allein aus Miſchung und Zuſammenſetzungen beſtehet, ſondern auf einem eigenthümlichen Princip beruht, nämlich auf der Idee des ſittlich Guten und Vollkommenen und auf dem Glauben an deſſen höchſte Realität, die feſt und unerſchütterlich begründet auch dann noch beſtehen würde, wenn alle andere Gewißheit zu Grunde gehen würde.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß Kant und die Stoiker in dem moraliſchen Theile ihrer Philoſophie zu dieſer Anſicht ſich bekannten. Derjenige unter den alten Philoſophen aber, der ſie zuerſt aufſtellte und begründete, war Sokrates und unter ſeinen Schülern, die mit Ausſchluß des einzigen Ariſtipp alle dieſer Lehre getreu blieben, vorzüglich Plato, welcher die moraliſche Anſicht ſeines Meiſters aus dem niedern Kreiſe praktiſcher Lebensweisheit, worauf dieſer ſich willkürlich beſchränkt hatte, auf den Standpunkt der Speculation erhob, und ihr dort die ſchönſte Ausbildung und Vollendung gab. Aus dieſer Quelle nun floß die Moral der Stoiker.

Ganz unabhängig von der ſokratiſchen Lehre haben auch die erſten Lehrer des Chriſtenthums, inſofern ſie Philoſophen waren, den Glauben und das Feſthalten an das ſittlich Gute auf eine von der ſokratiſchen ganz verſchiedene Weiſe gepredigt, und es ſind ihnen hierin ſowohl die Kirchenväter, als die beſſern Philoſophen des Mittelalters gefolgt. Bei allen dieſen herrſcht die Philoſophie, die man vorzüglich die moraliſche oder religiöſe nennen kann. Denn darin beſteht ihr entſcheidender Charakter, daß das erſte Princip, worauf ſie ſich gründet, nicht blos ſcientifiſch und wiſſenſchaftlich, ſondern moraliſch iſt, nicht auf abſoluten leeren Begriffen, ſondern auf einem lebendigen, freien, ſelbſtthätigen Glauben beruht.

Die Philoſophie des Plato iſt vorzüglich in ſeinen größern wiſſenſchaftlichen Dialogen enthalten; die kleinern und auch mehrere der größern, aber populären Dialogen ſind wahrſcheinlich nicht von ihm ſelbſt, aber von ſeinen Schülern, auf allen Fall aber für die Speculation nicht ſo von Bedeutung wie die erſteren.

In der Philoſophie des Plato finden wir die ſokratiſche Idee von dem ſittlich Guten und Schönen überall herrſchend, nur daß er ſie, wie ſchon bemerkt worden, wiſſenſchaftlich zu begründen, ſpeculativer zu entwickeln, zu erweitern und auszubilden ſucht.

Sein dialogiſcher Vortrag iſt ein Muſter kraftvoller, würdiger Beredſamkeit, wahren, dialektiſchen Scharfſinnes, immer unübertrefflichen künſtlichen Zergliederungs- und Entwicklungsmethode, mit einem Wort, ein Ideal philoſophiſcher Form und Darſtellung. Und ſo kann man dem moraliſchen Geiſte, wovon die platoniſchen Schriften überall beſeelet und durchdrungen ſind, die unbedingte Achtung nicht verſagen; die Philoſophie ſelbſt aber iſt gar nicht als ein fertiges, geſchloſſenes Syſtem anzuſehen, vielmehr enthalten alle ſeine Werke nur angefangene Unterſuchungen, die aber bis zur letzten Vollendung nicht durchgeführt ſind.

In den meiſten der wichtigern Dialogen iſt Plato beſchäftigt, das eleatiſche Syſtem der beharrlichen Einheit, des unwandelbaren, ewigen Seyns mit der heraklitiſchen Lehre des ewigen Werdens, der ſteten Bewegung und Veränderlichkeit, dem immer wechſelnden Fluſſe aller Dinge zu vergleichen, ſtellt beide Anſichten einander entgegen, beſtreitet bald die eine, bald die andere, neigt ſich bald mehr auf dieſe, bald mehr auf jene Seite, verwirft aber eigentlich beide und ſcheint einzig darauf auszugehen, ein Syſtem aufzuſtellen, welches, in der Mitte von ihnen liegend, die Unvollkommenheiten und Fehler eines jeden einzelnen vermeide.

Unſtreitig iſt dieſer Gegenſatz das ſchwierige Hauptproblem der geſammten Philoſophie, mit deſſen befriedigender Auflöſung auch die Philoſophie ſelbſt vollendet ſeyn würde. Plato aber hat gegen beide Anſichten überall nur polemiſirt, und von dem neuen Syſteme, das eine vermittelnde Denkart aufſtellen ſollte, enthalten ſeine Schriften höchſtens nur unvollkommene Andeutungen. Daß unter den eigenthümlichen Philoſophemen Plato's auch manche Idee aus dem ältern Syſteme der Emanation vorkomme, z. B. die Lehre von der Seelenwanderung, der Erinnerung, iſt ſchon geſagt worden.

Die wichtigſte, unterſchiedenſte aller platoniſchen Lehren iſt jene von den Ideen, oder den in dem göttlichen Verſtande enthaltenen, vollkommenen Urbildern aller erſchaffenen Weſen, von welchen die Erſcheinungen der wirklichen Welt nur unvollkommene, durch die urſprüngliche Fehlerhaftigkeit der Materie getrübte und entſtellte Nachbildungen ſeyen.

Dieſen Urbildern der Vollkommenheit mit allen Kräften nachzuſtreben und ſoviel nur immer möglich iſt, ihnen gemäß zu leben und ſich auszubilden, ſey das einzige höchſte Ziel aller menſchlichen Thätigkeit, die eigentliche Tugend, der wahre Charakter des Weiſen oder des vollkommenen Philoſophen.

So erhaben die Moral iſt, die aus dieſem Princip hervorgeht, ſo hat ſie doch den Fehler, daß in ihr die Tugend gar zu ſehr als Kunſt erſcheint. Bei Plato ſchadet dies zwar keineswegs der Strenge, wie bei andern äſthetiſchen Philoſophen, wohl aber iſt es ein Grund der geringeren praktiſchen Anwendbarkeit, denn man würde in wichtigen Fällen des menſchlichen Lebens, wo es auf eine ſchnelle Entſcheidung ankommt, in dieſer Moral, welche die Tugend als eine Kunſt anſieht, die nur durch eine langwierige, methodiſche Uebung zu Stande kommen kann, keine genügende Beſtimmung finden.

Wir haben ſchon angeführt, daß auch die Moral und Philoſophie der älteſten Lehrer des Chriſtenthums, inſofern dieſe nämlich Philoſophen waren, auf der Idee des ſittlich Guten und Vollkommenen beruhte. Die chriſtliche Philoſophie ſtimmt alſo im Allgemeinen recht wohl überein mit der ſokratiſch-platoniſchen. Die Ideal-Philoſophie der Lehrer des Chriſtenthumes hat ſich nicht nur ganz unabhängig von der ſokratiſchen, ſondern auch ganz abweichend von ihr und ganz eigenthümlich entwickelt, wie dies der Natur der Sache gemäß auch wohl nicht anders ſeyn konnte, da das Lehrgebäude, welches ſie aufſtellte, ſich hauptſächlich auf die Offenbarung, die heiligen Schriften und die Tradition der Väter gründete. Deswegen kann denn auch hier keine Charakteriſtik der chriſtlichen Idealphiloſophie im Gegenſatze der ſokratiſch-platoniſchen gegeben werden, weil dies nur in dem ganzen Zuſammenhange der Religionsgeſchichte oder der theologiſchen Syſteme ſtatthaft und thunlich iſt.

Das allgemeine Reſultat nun der geſammten Kritik aller Hauptarten der Philoſophie ließe ſich im Allgemeinen in Folgendem kurz zuſammenfaſſen.

Das Syſtem des Materialismus und des Pantheismus ſind beide grundfalſch und irrig, und als höchſt verkehrt und verderblich unbedingt zu verwerfen.

Die andern Arten der Philoſophie aber ſind entweder als weſentliche Beſtandtheile der wahren und vollendeten Philoſophie anzuſehen, oder ſie können doch unter gewiſſen Einſchränkungen und Berichtigungen mit derſelben in Harmonie gebracht werden, und innigſt mit ihr verbunden beſtehen.

Die erſten ſpeculativen Principien können einzig und allein in dem Idealismus gefunden werden, damit aber iſt der ſkeptiſche Geiſt ſehr wohl vereinbar, wenn er als Princip eines unermüdeten Forſchens und Prüfens, eines ſtets weiter ſchreitenden, immer höhere Begründung und Vollendung ſuchenden philoſophiſchen Strebens die Philoſophie auf ihrem Wege nach der höchſten Erkenntniß begleitet, nicht aber wenn er als Princip an und für ſich und als herrſchende Denkart aufgeſtellt wird.

Auch der höhere Myſticismus bedarf weniger einer gänzlichen Widerlegung und Verwerfung, als vielmehr einer durchgreifenden Berichtigung, um mit der wahren Philoſophie in Uebereinſtimmung gebracht zu werden.

Selbſt der Empirismus, wenn er durch die Idealphiloſophie die höhere Bedeutung bekommen hat, ſtellt die Wahrheit auf, daß alle Erkenntniß hiſtoriſch und genetiſch ſey.

Dieſe drei Denkarten alſo — die ſkeptiſche, die empiriſche und die höhere myſtiſche, ſind Beſtandtheile oder Bedingungen der einen wahren und vollendeten Philoſophie. Die erſten Principien derſelben enthalten den Idealismus, die Seele aber, die das Ganze durchdringt, belebt und zur höchſten, wahren Einheit und Realität verbindet, kann nur aus jenem moraliſchen Geiſte und Glauben hervorgehen, der in der ſokratiſch-platoniſchen, mehr aber noch in der chriſtlichen Philoſophie der herrſchende war. Ohne dieſen Führer, der ſicher und unwandelbar den menſchlichen Geiſt durch alle entgegenſtehenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe, durch die ewig wechſelnden und nie ſich geſtaltenden Trugbilder, die dunkeln, verworrenen Irrſale irdiſcher Beſchränkung zum lichtſtrahlenden Ziele der Erkenntniß führt, gibt es kein Heil weder im Denken, noch im Thun, weder im Wiſſen, noch im Leben.

Einige Anmerkungen zur Logik.

(Vom Herausgeber.)

S. 3. a) Es heißt hier: die Logik iſt die Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens; der Verfaſſer hat nach I. §. 7. (S. 17) den Inbegriff der Regeln des Denkens als Richtſchnur für die ſpeciellen Wiſſenſchaften im Auge, richtige Anordnung der wiſſenſchaftlichen Begriffe gemäß einem richtigen und in ſich geordneten Denken; das Denken ſelbſt, nach allen ſeinen Beſtimmungen durchgeführt, iſt ihm eine höhere Aufgabe, durch deren Löſung die Feſtſetzung eines ſolchen Regulativs zuerſt möglich und begründet wird, wie auch bei Ariſtoteles das Organon auf metaphyſiſchen Unterſuchungen über das Denken und die eigentliche Wiſſenſchaft der Begriffe ſelbſt beruht.

S. 33. b) Es iſt hier nur eine Seite der ſokratiſchen Ironie angegeben; ſie hat aber mehrere und wird nach Umſtänden bald durch ſcherzhaft verſteckte Zurechtweiſungen, bald durch ein gleichſam väterliches Belächeln und Mäßigen jugendlicher Uebertreibungen, bald durch freundlichen Spott, der jedoch gegen die Sophiſten nicht ſelten ſehr ernſt wird und bis zur Beſchämung, ja bis zur Vernichtung ihrer Anmaßungen ſteigt, charakteriſirt. Sein Geſtändniß, nichts zu wiſſen, und ſein angelegentlicher Eifer, auch in andern jedes falſche Wiſſen zu zerſtören, beruht auf dem Gefühl und Bewußtſeyn von der Incommenſurabilität des menſchlichen Wiſſens mit dem göttlich Wahren, Schönen und Guten. Dies iſt der weſentliche Grund ſeiner Ironie und letztere daher nur in wenigen Fällen eigentliche Diſſimulation.

S. 41. c) Was hier vom Verderben der ſcholaſtiſchen Dialektik geſagt wird, muß dahin beſchränkt werden, daß 1) nur ſehr wenige Scholaſtiker eigentlich ſophiſtiſch verfahren ſind, daß 2) ihr dialektiſches Spiel, wenn es auch auf eitle Spitzfindigkeiten hinauslief und manchmal ſelbſt von einer gewiſſen Frivolität nicht freizuſprechen iſt, noch immer auf Uebung und Gewandtheit im Denken abzielte und der Wahrheit auf möglichſt feine Art dienen ſollte, wiewohl in manchen Fällen der Kitzel der Eitelkeit und Ruhmſucht nicht zu verkennen iſt. Es erhielt aber alles durch dasjenige, warum es doch im Grunde zu thun war, durch den anvertrauten Schatz des göttlichen Wortes und der kirchlichen Tradition bald wieder Zucht und Maß; nur wenige gingen über alle Schranken hinaus. Außerdem iſt noch zu bedenken, daß dem ſcholaſtiſchen Scharfſinn und Tiefſinn manche Probleme aufſtießen, die einen Schein des Widerſpruchs oder wenigſtens große Verwicklungen und Schwierigkeiten in die philoſophiſche Behandlung theologiſcher Wahrheiten zu bringen ſchienen, deren Auflöſung dann auf manchen vergeblichen Umwegen und mit vielfacher, nicht ſelten höchſt ſinnreicher, jedoch verfehlter und vereitelter Anſtrengung geſucht wurde. Etwas dieſer Art darf man ſelbſt bei den geiſtvollern Sophiſten Griechenlands nicht überſehen: ihr Denken war nicht ſelten in vorher unbekannte und auf gewöhnlichem Wege nicht zu löſende Verwicklungen gerathen, aus denen ſie ſich nicht zu retten wußten; und da ihnen die ſichere Zuflucht mangelte, welche den Scholaſtikern offen ſtand, ſo verhinderte gar leicht der Stolz und die Eitelkeit, ihre Verlegenheiten einzugeſtehen, und ſie thaten, als ob ihnen alles ganz klar und leicht wäre, und wollten von ihrem erlangten Anſehen nicht gerne etwas fahren laſſen.

S. 55. d) Der Verfaſſer verſteht hier unter einem außer und neben der Gottheit beſtehenden Weſen, was er nicht zugiebt, ein eben ſo ſelbſtſtändiges, unbedingtes, wie die Gottheit ſelbſt. Man würde ſehr voreilig ſeyn und ihm wahrhaftig unrecht thun, wenn man aus ſeinen hier vorkommenden Äußerungen ſogleich auf Pantheismus ſchließen wollte, den er in der Kritik der philoſophiſchen Syſteme (ſ. auch S. 182) und insbeſondere in der nun zunächſt folgenden Einleitung zur Entwicklung der Philoſophie ſelbſt ſcharf und genau charakteriſirt. Auch deutet ſchon der Ausdruck von: ſchaffenden Gedanken (S. 56) hinlänglich an, wie er verſtanden ſeyn will, und die Folge der Vorleſungen bis zum Ziele hin wird obiges und jedes weitere Bedenken überwinden und beſeitigen.

S. 95. e) *) Der Sachkundige wird in dieſem Abſchnitte von der Prüfung der logiſchen Grundſätze den kritiſchen Scharfblick auf das unbedingte Geltenlaſſen und den oft ſo ſchiefen Gebrauch dieſer Grundſätze in der gewöhnlichen Logik nicht verkennen. Für den Minderkundigen ſoll hier nur bemerkt werden, daß das Verfahren des Verfaſſers in Betreff der Beſchränkung derſelben auf den praktiſchen Gebrauch, und in Betreff der Forderung, für die Theorie des Den-

---

*) Die Andeutung dieſer Note am Schluß dieſer Seite iſt verſäumt worden.

kens noch ganz anderen, weit genaueren Ermittlungen nachzugehn und den Gang der Gedankenbeſtimmungen genetiſch zu verfolgen, die vollkommenſte Anerkennung verdient, denn es kann nur als nächſte Vorbereitung und entſchiedenſter Uebergang zur ſpeculativen Logik angeſehen werden und hat wohl auch, wie aus mehreren uns zugekommenen Notizen erhellet, in ſolcher Art, freilich in engeren und vertrauteren Kreiſen, dahin gewirkt. In den Fragmenten wird ſich hiefür manche Beſtättigung finden.

S. 107. f) Das Ens der Scholaſtiker wird hier gradezu als die ſtarre Subſtanz, der beharrliche Träger der Erſcheinungen genommen, was nicht durchaus richtig iſt; denn obgleich dieſer Begriff nach der unbeſtimmten Allgemeinheit, womit er ausgeſprochen wird, in der Philoſophie der Griechen, wie der Scholaſtiker, die ihn von dieſen angenommen hatten, immer ein großes Hinderniß weitern Fortſchrittes in der Gedankenentwicklung war, weil er ohne weitere Analyſe und ſichere Beſtimmung ſeines Inhaltes gewöhnlich als der umfaſſendſte und höchſte galt; ſo fehlt es doch nicht an Denkern jener Zeit (z. B. Duns Scotus), die dieſem Begriff genauer nachforſchten und fanden, daß der Begriff des Quid d. h. des Ens in ſeiner nähern und ſchärfern Beſtimmung und demzufolge der ganz und vollſtändig in ſich beſtimmte Begriff des summum genus ſey. Die Quidditas iſt es, worauf es ihnen ankommt, die Sache ſelbſt und ihre Washeit oder Dasheit (Tattva, wie es die indiſchen Metaphyſiker genannt haben). In dieſem Sinne betrachtet iſt dann auch die Bedeutung, welche hier dem Quid gegeben wird, daß es nämlich in Beziehung zum Ens ſich wie die Erſcheinung zum Ding in ſich verhalte, der Vorſtellung jener Scholaſtiker nicht gemäß, welche vielmehr das beſtimmteſte, ganz zureichende und conſtitutive Princip der Erſcheinung, wodurch die Erſcheinung nothwendig bedingt iſt, gleichſam das a priori der Erſcheinung, darunter verſtanden haben. Das Quid iſt alſo auch nicht das bloße Etwas, ſondern das Was des Etwas, wie das Ens, das, was das Ding und ſeine Erſcheinung an und für ſich iſt, wogegen das Etwas im Reiche der Begriffe allerdings mehr nach der Seite der Erſcheinung hinweiſt, das Ens oder Ding aber ein metaphyſiſch reicherer Begriff iſt, welcher die Vollendung ſeiner Beſtimmung nach Inhalt und Form ſchon dringender begehrt.

S. 108. g) Der Begriff des Ens, der beharrlichen Subſtanz des Dings, wird hier, wie auch im Fortgang dieſer Vorleſungen, als Nichtbegriff bezeichnet, gleichſam als fixe Vorſtellung, welche allem weitern Forſchen, Denken und Begreifen Gränzen ſetzt. Er gilt dem Verfaſſer gleichſam als ein terminus tragicus et fatalis.

uber den der menſchliche Geiſt nicht hinaus kann. Im praktiſchen Leben und Verkehr deutet man mit dem Ausdruck: Ding irgend eine annoch nicht hinlänglich beſtimmte oder nicht ſogleich anzugebende Washeit, ein näher zu beſtimmendes Dieſes oder Jenes an, welches man zum Behuf des praktiſchen Verſtändniſſes und Gebrauchs ſelten in tiefere Unterſuchung zu ziehen hat und ſich bei den über die nähere Natur des Dings angenommenen Vorſtellungen beruhigen kann. Aber es fällt keinem Verſtändigen ein, auch ſelbſt auf dieſem Standpunkte das Ding als Letztes und Höchſtes anzuſehen, vielmehr wird, wenn die Praxis erweitert und vollſtändiger werden, mithin auch das Ding, womit ſie es zu thun hat, ſeiner Natur nach näher erkannt und geprüft werden ſoll, ein Fortgang über den abſtrakten Begriff des Dings hinaus gefordert. Die Philoſophie darf ſich alſo um ſo weniger eine ſolche Schranke und fixe Vorſtellung, welche als das Letzte anzuſehen wäre, gefallen laſſen, wenn ſie zum Begriff und Verſtändniß der Sache gelangen ſoll, was doch ihr Ziel iſt. Mit dem Ding an ſich iſt aber in der That ein ſolches Non plus ultra geſetzt, ein Letztes, Unbekanntes, was auch nicht weiter zu erkennen iſt, ein leerer Raum gleichſam, der nur durch Phantaſien zu bevölkern iſt und, wo dies vermieden wird, ein todtes Abſtractum und Geſpenſt, welches den im Denken Begriffenen und nach Erkenntniß Strebenden immer wieder zurückſchreckt, ſo daß er die Rettung auf dem vermeintlich feſten Boden der ſinnlichen Erfahrung einzuſchlagen ſucht. Auf welche Art der Menſch zu dieſer fixen Vorſtellung, dieſem [illegible] gekommen, wird ſich noch näher erklären, es ſoll hier nur noch bemerkt werden, daß jenes Ding an ſich, ſofern es noch als eine Signatur des höchſten Weſens angeſehen wird, freilich eine ſehr bedenkliche Signatur iſt, nämlich die einer Scheidewand zwiſchen dem in ſich gefangenen und beſchränkten Geiſt und dem lebendigen Gott, der durch den Eintritt und die Herrſchaft dieſer fixen Vorſtellung der [illegible] nen Philoſophie zum Räthſel geworden iſt. Uebrigens iſt durch die logiſche Bedeutung des Dings und der Subſtanz ꝛc. Unterſuchung über dieſe Begriffe, ſofern ſie nicht als Letztes und Höchſtes gelten ſollen, ſondern innerhalb des Kreiſes der logiſchen Gedankenproceſſes liegen, keineswegs abgeſchnitten, ſondern vielmehr eben für die nähere Entwicklung und Beſtimmung gefordert, denn beide zeigen ſich bei näherer Betrachtung keineswegs als ſtarre Punkte und [illegible] Schranken, ſondern als Anhaltspunkte, die aber zugleich bewegliche, lebendige Momente bei der Fertigung des Gedankens zum vollſtändigen Begriffe ſind. Die genaue Beleuchtung dieſes lebendigen Fortgangs des Gedankens, wie er nämlich in jedem Momente ſeiner Bewegung ſich darſtellt und in der Art dieſer Darſtellung ſelbſt ſeine weitere Entwicklung und Ausbildung verlangt, indem das ideale Ziel ihm keine Ruhe läßt, ſondern immer genauere Beſtimmung, höhere Vollkommenheit, fordert, iſt das Charakteriſtiſche der Philoſophie unſeres Freundes. Es iſt die künſtleriſch bildende Faſſung und Ausführung des Gedankens bis zu deſſen Vollendung in ſeiner idealen Natur, was ihn beſchäftigt und was er als eigenthümliche Aufgabe der Philoſophie behandelt, es iſt zugleich überall das Beſtreben zur tiefſten Speculation und auf jedem Punkte ſeines genetiſchen Weges eine Zuſammenfaſſung und Darſtellung aller Lebenselemente in der Tiefe des Gedankens. — Die folgende Entwicklung der Philoſophie ſelbſt wird hiervon Zeugniß geben.

Inhalt des erſten Theiles.

Seite
rerinnerung. III.
pädeutik und Logik.
. Stellung der Propädeutik und Logik überhaupt zu den übrigen Wiſſenſchaften. 3
I. Geſchichte und Begriff der Logik. 17
Von der ſokratiſchen und platoniſchen Logik. 28
Von der Logik des Ariſtoteles. 35
Von der Logik des Mittelalters und der Scholaſtiker. 39
Hiſtoriſche Erläuterungen über die Logik oder Dialektik der ſcholaſtiſchen Philoſophie. 41
Von der Logik der neuern Philoſophie. 46
II. Darſtellung der Logik.
Erſtes Hauptſtück. Dianoiologie. 53
Von den verſchiedenen Arten der Begriffe. 66
Von dem Urſprunge der Begriffe. 72
Von der logiſchen Vollkommenheit der Begriffe. 77
Von dem theoretiſchen Vermögen des Menſchen, den einzelnen Zweigen und Theilen ſeiner Denkkraft nach ihrer Verſchiedenheit und ihrer gegenſeitigen Verbindung. 83
Zweites Hauptſtück. Ontologie oder die Lehre von den Grundſätzen. 88
Prüfung der logiſchen Grundſätze. 89
Lehre von den Kategorien. 96
Von dem Verhältniſſe des Unendlichen zum Endlichen. 108
Von den genetiſchen Geſetzen. 114

Seite
Drittes Hauptſtück. Syllogiſtik. 123
Von der natürlichen Gedankenfolge. 125
Vorläufige Erörterungen von der künſtlichen Anordnung der Begriffe. 133
Vom Satze. 136
Vom Syllogiſmus. 140
Von den vier ſyllogiſtiſchen Figuren. 145
Von dem fehlerhaften Syllogiſmus. 149
Lehre von der Analogie. 152
Von der Methode. 156

Anhang zur Logik.

Kritik der philoſophiſchen Syſteme. 167
Von den Gattungen und Schulen der Philoſophie blos hiſtoriſch betrachtet. 167
Kritik des Empiriſmus. 176
Kritik des Skepticiſmus. 183
Kritik des Materialiſmus. 191
Von der höhern intellectuellen Philoſophie. 194
Von dem Syſtem des Realiſmus. 195
Syſtem der Emanation. 204
Bemerkungen über den Werth des ſcholaſtiſchen Realiſmus. 209
Syſtem des Idealiſmus. 211
Der Syncretiſmus. 218
Einige Bemerkungen zur Logik. (Vom Herausgeber.) 228

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Friedrich Schlegel's

Philoſophiſche Vorleſungen

aus den Jahren 1804 bis 1806.

Nebſt Fragmenten

vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts.

Herausgegeben

von

C. J. H. Windiſchmann.

Zweiter Theil,

enthaltend des erſten Bandes zweite Abtheilung.

Zweite Ausgabe.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Supplemente

zu

Fried. v. Schlegel's
ſämmtlichen Werken.

Zweiter Theil.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Die

Entwicklung der Philoſophie.

Erſtes Buch.

Erſtes Buch.

Einleitung
und
hiſtoriſche Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung.

1.

Von der Einleitung zur Philoſophie ſelbſt.

In den letzten Zeiten der neuern Philoſophie hat man die Einleitung zur Philoſophie vorzüglich auf zweierlei Art zu geben verſucht: einerſeits z. B. in Fichte's Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten als Uebergang von der gewöhnlichen Lebensanſicht zu der höhern ſpeculativen Anſicht der Philoſophie — Vergleichung des Lebens mit der Philoſophie —, andrerſeits z. B. Fichte's kleine Schrift über das Weſen der Wiſſenſchaftslehre als eine Demonſtration aus ſämmtlichen Wiſſenſchaften, daß Philoſophie durchaus nothwendig ſey, und zwar beſonders um jenen Wiſſenſchaften das erſte Princip zu geben, ſie zu begründen und zu beſtimmen — eine Vergleichung der Wiſſenſchaften mit der Philoſophie, ihre Verhältniſſe zu derſelben und umgekehrt. — Erſtere kann man, inſofern darin die höhere philoſophiſche Anſicht vor der gewöhnlichen Denkart des gemeinen Lebens angeprieſen wird, die rhetoriſche, letztere aber die encyklopädiſche nennen, weil ſie alle Wiſſenſchaften in Rückſicht auf einen Zuſammenhang mit der Philoſophie zu umfaſſen ſucht.

Beide Arten ſind aber zweckwidrig, denn wie ſoll eine reelle, fruchtbare Vergleichung der Philoſophie mit dem Leben und mit den Wiſſenſchaften ſtatt haben können, ehe man mit der Philoſophie ſelbſt bekannt, und, was noch mehr ſagen will, auf dem Reinen iſt? Denn ſo lange ſich die Philoſophie immer noch in einem ſtreitigen, unvollkommenen Zuſtand befindet, möchte es wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß alle andere Wiſſenſchaften ihre erſten Principien aus der Philoſophie hernehmen ſollen.

Eine dritte ältere, bei den Scholaſtikern gebräuchliche, Art philoſophiſcher Einleitung iſt die Logik. Sie ward immer der Metaphyſik, der eigentlichen Philoſophie vorangeſchickt, war allgemein als eine zur Philoſophie nothwendige Einleitung angenommen, und iſt es größtentheils noch, und zwar enthält ſie einen wiſſenſchaftlichen Anſpruch, will eine Wiſſenſchaft ſeyn. Selbſt Kant und Fichte laſſen ſie noch als ſolche beſtehen, obſchon ſie freilich ihre Anſprüche ſehr beſchränken. Es wird alſo eine nähere Unterſuchung erforderlich ſeyn, um zu beweiſen, daß ſie als eigentliche und zureichende Einleitung in das Syſtem der Philoſophie ſelbſt eben ſo verwerflich iſt als die zwei erſtern Gattungen, und gar nicht als Wiſſenſchaft für ſich, ſondern nur als Organon beſtehen kann.

Vorläufig mag es hinlänglich ſeyn zu bemerken, daß die Logik uns gar nicht lehren kann, was Wahrheit iſt, und eben ſo wenig das Grundprincip der Philoſophie geben kann. Beides würde nothwendig zur Philoſophie ſelbſt gehören, ſo daß alſo auf jeden Fall Einleitungen, welche dergleichen Anſprüche machen, unſtatthaft wären.

Den Anfangspunkt für die Philoſophie erweislich nachweiſen zu wollen, mag eher angehen, als das Grundprincip (wenn es übrigens ein Grundprincip der Philoſophie gibt?) von der Philoſophie abgeſondert angeben, wie das wirklich in einigen wiſſenſchaftlichen Einleitungen iſt verſucht worden. Man kann zugeben, daß in einer vorläufigen Abhandlung der Punkt, von wo aus man zu philoſophiren beginnen muß, angezeigt und nachgewieſen werde.

Daſſelbe gilt von einer Definition der Philoſophie. Vorausgeſetzt, daß eine eigentliche Definition ein vollſtändiger Begriff der Philoſophie, eine reelle, charakteriſtiſche, den ganzen Gegenſtand umfaſſende Beſchreibung ſeyn müſſe, läßt ſie ſich nicht in einer Einleitung geben. Die Einleitung würde ſelbſt Philoſophie ſeyn, man müßte dann die Philoſophie von der Philoſophie trennen oder einer fremden Disciplin unterwerfen wollen? wie dies bei denjenigen geſchieht, welche das Grundprincip der Philoſophie in einer Einleitung angeben.

Eine kurze, vorläufige, oberflächliche und vage Definition läßt ſich freilich leicht geben, und auch eben nicht mißbilligen. Dann iſt ſie: Erkenntniß des innern Menſchen, der Urſachen der Natur, des Verhältniſſes des Menſchen zur Natur und ſeines Zuſammenhangs mit ihr; oder, wenn noch keine wirkliche vollendete Philoſophie vorhanden, ein Streben nach jener Erkenntniß.

Eine wohl eigentlich zweckmäßige Einleitung aber könnte nur eine Kritik aller vorhergegangenen Philoſophien ſeyn, welche zugleich auch das Verhältniß der eigenen zu den andern bedeutenden Philoſophien aufſtellt.

Wie natürlich und nothwendig eine ſolche Einleitung iſt, beweiſt das Verfahren mehrerer Philoſophen, welche, wenn auch nicht in einer Einleitung zuſammengedrängt, doch hie und da in ihren Werken dieſelbe Art Kritik angeſtellt haben, z. B. Plato; auch Fichte.

Gänzlich von allen vorhergegangenen Syſtemen und Ideen abſtrahiren, und ſo alles verwerfen, wie Descartes verſucht hat, iſt durchaus unmöglich. Eine ſolche ganz neue Schöpfung aus dem eigenen Geiſt, ein gänzliches Vergeſſen alles Vorhergehenden hat freilich auch Fichte verſucht, iſt ihm aber eben ſo mißlungen.

Es iſt aber auch gar nicht nothwendig, ein ſolches zu bewerkſtelligen, da das einmal richtig Gedachte als ſolches immer erkannt werden, und wir ſo auch nicht allein von dem Nachfolgenden ſehr gut angenommen werden kann, ſondern eigentlich angenommen werden muß.

Die Schwierigkeiten, die ſich bei dem Verſuch einer ſolchen Einleitung erheben, ſind indeſſen ſehr groß und mannichfaltig. Denn will der Philoſoph ſeine Anſicht über vorhergegangene Philoſophien befriedigend verbreiten und intereſſante Charakteriſtiken fremder Syſteme entwerfen, ſo muß er, außer ſeiner eigenen Philoſophie, einen noch unverbrauchten Reiz von Genie, einen Ueberſchuß an Geiſt, einen Geiſt, der über ſein eigenes Syſtem hinausgeht, beſitzen; eine Sache, die äußerſt ſelten iſt. Daher dann auch dergleichen einleitende Anſichten der bisherigen Philoſophien unzureichend und unbefriedigend ſind. Sie halten ſich durchgehends nur am Nächſten: entweder verſuchen ſie von allem Vorherigen zu abſtrahiren, wobei dann aber doch immer, weil, wie ſchon geſagt, eine ſolche Abſtraction unmöglich, Reminiſcenzen oder Widerlegungen anderer Syſteme vorkommen; oder ſie ſuchen das zunächſt vorhergehende Syſtem zu widerlegen, oder zu vernichten, oder ſie läutern und kritiſiren es, ſchließen ſich zum Theil oder ganz daran an. — Dieſes Verfahren iſt durchaus unzureichend und unbefriedigend, weil ein philoſophiſches Syſtem ſich auf das andere ſtützt, zur Verſtändigung des einen immer wieder die Kenntniß des andern vorhergehenden erforderlich iſt, weil die Philoſophien eine zuſammenhängende Kette bilden, worin die Kenntniß eines Gliedes immer wieder zur Kenntniß des andern nöthigt.

Dies führt nun nothwendig zur *Geſchichte der geſammten Philoſophie*. Die meiſten der bisherigen Hiſtorien der Philoſophie ſind aber ohne allen philoſophiſchen Geiſt abgefaßt, und beſäßen wir auch eine ſolche gute und vollkommene Behandlung der Philoſophie, ſo wäre ſie doch als Einleitung zur Philoſophie unzuläſſig, denn ſtreng genommen giebt es keine eigentliche Geſchichte der Philoſophie, ſondern eine *Kritik derſelben*.

Gegenſtand der Geſchichte kann nur das Lebendige ſeyn. Die Geſchichte erzählt, und ſtellt Handlungen, Thaten und Begebenheiten dar: dies kann aber bei einer Geſchichte der Philoſophie nicht Platz haben. Es kommt daher auf die Ideen, Meinungen und Gedanken der verſchiedenen Philoſophen an, welche zu unterſuchen, zu erklären und zu beurtheilen nicht Sache der Geſchichte, ſondern der Kritik iſt.

2.

Von der Kritik der Philoſophie.

Das anfänglich ſehr ausgedehnt ſcheinende Feld dieſer hiſtoriſchen Kritik wird dadurch ſehr eingeſchränkt, daß darin nur diejenigen Philoſophen, von denen wir vollſtändige Werke beſitzen, und dann auch nur vollkommen originelle Werke berückſichtigt werden können. Ein philoſophiſches Syſtem iſt nur im Ganzen verſtändlich; daher muß man es in ſeinem ganzen Umfang überſehen können. Ein Syſtem, worin auch nur ein Theil fehlt, iſt für die Kritik der Philoſophie überhaupt von eben ſo geringem Werth, als ein bloßes Fragment aus einem ganzen Syſtem.

Auch können Philoſophen, die bloß die Meinungen eines andern oder mehrerer wiederholt, oder ein früheres Syſtem von neuem dargeſtellt haben, gar nicht in Betracht kommen.

Dieſe Kritik läßt ſich bloß auf das Reinphiloſophiſche ein, abſtrahirt von allem Litterariſchen, Biographiſchen, von allem was kein ſicheres Denkmal eines bedeutenden Syſtems und zwar eines Selbſtdenkers iſt; eben ſo nimmt ſie gar keine Notiz von den Gattungen der Philoſophie, die ihre Beſtimmungen bloß von der beſondern Form, worin ſie vorgetragen, oder von den äußern Verhältniſſen, worin ſie geſtanden, erhalten haben; ſie läßt z. B. die ſokratiſche Philoſophie nicht als eigene Gattung beſtehen; — ſie hat es bloß mit der Materie zu thun, denn die Kritik ſoll eine Charakteriſtik des Inhaltes eines Werks, eines oder zwei philoſophiſchen Syſteme ſeyn.

Ferner liegt dieſer Kritik als nothwendig zur Einleitung in die Philoſophie die unläugbare Thatſache ſtillſchweigend zum Grunde, daß die Philoſophie als Wiſſenſchaft noch mangelhaft und unvollkommen iſt; denn wäre ſie vollkommen und vollendet, ſo bedürfte es jener kritiſchen Einleitung ganz und gar nicht. Eben wegen dieſem beſondern Zuſtande der Philoſophie können nun auch die partikulären moraliſchen Meinungen der Philoſophie bei einer kritiſchen Ueberſicht aller Philoſophien gar nicht in Anſchlag kommen. So lang als eine Philoſophie noch mangelhaft, können blos die ſpeculativen Principien und Meinungen derſelben für den Kritiker Intereſſe haben; die *Hauptgrundſätze der Moral*, die eo ipso mit der ſpeculativen Theorie zuſammenfallen, ſind auf allen Fall in die Kritik mit einbegriffen; Folgerungen aber aus den erſten Principien, angewandte Philoſophie muß beſonders in ihrem Detail ganz ausgeſchloſſen bleiben. Solche ſpecielle Lehren und Meinungen ſind bei einer Geſchichte der Menſchheit oder auch einzelner Nationen (z. B. in der römiſchen Geſchichte der Stoicismus), da ihr Einfluß oft von der größten Wichtigkeit geweſen, allerdings ſehr intereſſant, nicht aber bei einer Kritik der Philoſophien; ihr Gebiet wird hiedurch alſo noch enger begränzt. Dagegen hat ſie aber nicht allein den genetiſchen und hiſtoriſchen Zuſammenhang der Syſteme (wo ein Syſtem Fortbildung eines frühern iſt) oder ihre polemiſche Beziehung zu zeigen, ſondern ſie ſoll auch den Grund nachweiſen, warum es bisher nicht gelungen, die Philoſophie vollkommen zu vollenden? Es wird dies nothwendig zur Unterſuchung des Urſprungs der Philoſophie überhaupt und ihrer Möglichkeit, mithin auch ihrer Erkenntnißquellen, alſo zu einer *Kritik des Erkenntniß-Vermögens* führen.

Anmerk. Kant hat durch ſeine Kritik der reinen Vernunft eine Einleitung, wie die hier beſchriebene, gegeben, nur hat ſie noch manche Mängel. Ein Hauptfehler, woher auch die Schwierigkeit entſpringt, das Werk zu verſtehen, iſt: daß es aus zwei *vermiſchten* Theilen beſteht. Die Kritik der Philoſophie iſt durchaus mit der Kritik des Erkenntnißvermögens gemiſcht, und das eine von dem andem nicht leicht zu ſcheiden, da es doch zwei für ſich beſtehende Theile ausmachen müßte.

Endlich ſoll ſie gar die falſche von der wahren Philoſophie unterſcheiden, und erſtere von ihrer nähern Unterſuchung ganz ausſchließen.

Wie kann aber die Kritik, ohne ein Syſtem zu haben oder vorauszuſetzen, welches ſie doch beſonders als Einleitung zur Philoſophie nicht thut, die wahre von der falſchen unterſcheiden?

Und wie kann ſie den Widerſtreit der verſchiedenen Philoſophien gegen einander zeigen, erklären und nachweiſen, wie doch geſagt worden, daß ſie thun müſſe, wenn ſie die falſche Philoſophie von ihrer Unterſuchung entfernen ſoll?

Auf erſtere Fragen iſt zu antworten, daß die Kritik eben ſo, wie die Poeſie, Malerei und die übrigen Künſte, ohne ſelbſt zu dichten, zu malen u. ſ. w., zu beurtheilen vermag, auch die Philoſophie, ohne ſelbſt ein Syſtem zu haben oder gar für möglich zu halten, beurtheilen, und die falſche kritiſch blos negativ unterſcheiden kann, ja ſie kann nach einigen negativen Hauptbegriffen aus blos negativen Gründen beweiſen, daß dieſe oder jene Philoſophie ihrer eigenen Abſicht widerſpreche, daß ſie nichtig, unphiloſophiſch ſey, d. h. ſie eigentlich vernichten.

Es läßt ſich, ohne daß es eine vollendete Philoſophie gibt, ohne daß eine ſolche je zu erreichen wäre, doch wohl einſehen, daß einige auch noch ſo ſehr verſchiedene Philoſophien auf dem rechten Weg, eigentlich philoſophiſch, andere hingegen auf dem falſchen Weg, unphiloſophiſch ſind; das plus und minus unter dieſen Syſtemen, die geringere und größere Entfernung von dem Wahren zu unterſcheiden und deutlich anzugeben, erfordert freilich einen noch höhern Grad von Kritik.

Daß man ohne eine eigene Philoſophie einen vorläufigen negativen Begriff dieſer Wiſſenſchaft haben könne, wird man eben ſo leicht zugeben. —

Noch weniger wird man in Abrede ſtellen, daß die falſche Philoſophie, weil ſie, einmal auf dem angegebenen Weg vernichtet, kein Intereſſe mehr für uns haben kann, nicht Gegenſtand der Kritik ſeyn könne.

Gegen den zweiten Einwurf iſt zu bemerken: die Kritik ſoll freilich den Widerſtreit der verſchiedenen Syſteme, aber nur inſofern ſie beide auf dem rechten Wege ſind, nachweiſen; denn der Streit zwiſchen ganz ungleichen Theilen iſt kein eigentlicher Streit — bei ganz disparaten Theilen, wo einer den andern ganz aufhebt, kann unmöglich ein Streit ſtatt finden. Der Widerſtreit des Idealiſmus gegen den Materialiſmus, gegen den Empiriſmus wird ſich leicht zeigen laſſen. Was wird aber dabei gewonnen? Es iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht. Schwerer iſt es, den Streit verſchiedener Syſteme von einer und derſelben Art zu zeigen, zu erklären, wo möglich zu löſen, oder, wenn blos ein Schein von Widerſtreit vorhanden, ihn zu heben; aber dies allein iſt auch lehrreich und intereſſant.

Was endlich die wahre Philoſophie betrifft, ſo kann die Kritik auch dieſe nicht zum Gegenſtand haben, ſie ließe, wenn ſie wirklich exiſtirte, keine Kritik zu, höbe das Bedürfniß einer Kritik völlig auf.

Die Kritik kann alſo weder die falſche noch die wahre Philoſophie, ſondern nur die Miſchung beider, die unvollkommene, die auf dem Wege zum Wahren befindliche zum Gegenſtand haben.

Anmerk. Nur iſt zu bemerken, daß da dieſe Kritik nicht die Philoſophie ſelbſt, ſondern nur die Einleitung dazu iſt, man auch nicht die ſtrengen Forderungen von ſyſtematiſchem Zuſammenhang und Conſequenz, wie an das Syſtem ſelbſt, machen kann.

Inſofern ſie zum Geſchäft hat, die falſchen Syſteme von den wirklichen philoſophiſchen zu unterſcheiden, muß ſie auch ihre verſchiedenen Arten zeigen und erklären, die wahrhaft philoſophiſchen Syſteme aber freilich näher beleuchten und unterſuchen. Hieraus folgt eine dritte Abtheilung unſerer Einleitung, nämlich eine Unterſuchung ſämmtlicher Arten von Philoſophie. Es ſoll dies keine hiſtoriſche Aufzählung und Aneinanderreihung aller philoſophiſchen Syſteme, auch keine Deduction aller irgend möglichen Philoſophien, oder Beweis der Nothwendigkeit der vorhandenen, ſondern eine wiſſenſchaftliche Conſtruction aller Philoſophie ſeyn.

Dieſe kritiſche Unterſuchung ſämmtlicher Arten von Philoſophie geht füglich den beiden andern voraus, denn ſie muß durch ihre Scheidung des Unphiloſophiſchen von dem Philoſophiſchen, und dadurch, daß ſie die ſämmtlichen Gattungen und Arten der Philoſophie beſtimmt, den folgenden Unterſuchungen nicht allein den Weg bahnen, ſondern auch beſonders den hiſtoriſchen zur Richtſchnur dienen.

3.

Charakteriſtik der verſchiedenen Arten von Philoſophie und ihrer Verhältniſſe zu einander.

Alles, was wir von Philoſophie, oder was ſich dafür ausgibt, kennen, läßt ſich in fünf Hauptarten eintheilen, in Empirismus, Materialismus, Skepticismus, Pantheismus und Idealismus.

Der Empirismus kennt nichts als die Erfahrung durch ſinnliche Eindrücke, und leitet daher alles aus der Erfahrung ab.

Der Materialismus erklärt alles aus der Materie, nimmt die Materie als das Erſte Urſprüngliche, als den Urquell aller Dinge an.

Der Skepticismus leugnet alles Wiſſen, alle Philoſophie.

Der Pantheismus erklärt alle Dinge nur für eins und daſſelbe, als eine unendliche Einheit ohne alle Verſchiedenheit. Er hat nur eine Erkenntniß, nämlich die der höchſten Identität a=a; d. h. eine negative Erkenntniß des Unendlichen.

Der Idealismus leitet alles aus einem Geiſt, erklärt das Entſtehen der Materie aus dem Geiſte, oder ordnet ihm doch die Materie unter.

Aus der Charakteriſtik der vier erſteren Arten wird ſich ergeben, daß die letztere die einzige, welche auf wahrem Weg, d. h. recht eigentlich philoſophiſch iſt. Daher muß die Unterſuchung der erſteren auch nothwendig jener der letzteren vorangehen.

Alle dieſe Arten: Empirismus, Materialismus, Skepticismus und reiner Pantheismus, die eigentlich keine Philoſophie zu nennen, weil ſie ihre groſe Unvollkommenheit in ſich ſelbſt tragen, hängen genau zuſammen, gehen in einander über.

Von dem Empirismus

als der niedrigſten Stufe wird billig der Anfang gemacht. Er iſt eigentlich kaum Philoſophie zu nennen, und man kann füglich ſagen: Empirismus iſt Reſignation auf die Philoſophie, aus Mangel an Kraft dazu. Er bleibt bei der Erfahrung ſtehen, erkennt die Wahrheit nur aus ſinnlichen Eindrücken, und läßt ſich nicht im geringſten auf das innere Weſen der Materie ein, worauf doch der Materialiſt ſein Hauptaugenmerk richtet. Dieſe Denkart iſt alſo ein gänzliches Stillſtehen und ſo zu ſagen völliges Enthalten von allem Philoſophiren; daher denn auch ein denkender Empiriſt entweder in den Materialismus oder in den Skepticismus gerathen muß. Denn da dieſe Philoſophen allen Unterſchied zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen aufheben, von letzterem gar nichts wiſſen, blos das ſinnliche Materielle annehmen, ſo iſt gar keine Urſache vorhanden, warum ſie nicht bis zum erſten Urgrund aller ſinnlichen Eindrücke vordringen, oder von den Erſcheinungen zu der erſten Materie, den Atomen, dem Quelle aller Dinge zurückkehren?

Deswegen ſind auch faſt alle Empiriker geheime Materialiſten; nur fürchten ſie die Bekennung dieſes kühnen, furchtbaren und gefährlichen Syſtems. Es iſt dies beſonders mit Rückſicht auf unſere Zeit geſagt, welcher vor allen andern die Empirie eigen iſt. So rührt auch die Anſicht des Materialismus, als eines als Wiſſenſchaft furchtbar conſequenten, in moraliſcher Hinſicht ſehr gefährlichen Syſtems, wodurch die Empiriker in ihrer empiriſchen Denkart zurückgehalten werden, blos und lediglich aus den beſonderen Verhältniſſen her, worin die Philoſophie in neueren Zeiten geſtanden hat und zum Theil noch ſteht. Dies iſt nämlich der Streit der Theologie gegen den Materialismus, worin jene ihm eine Philoſophie entgegengeſetzt, die ſelbſt nicht auf guten Füßen ſtehen mochte, dieſer aber in ſeinen Aeußerungen und Angriffen ſich viel zu ſtark und zu heftig bewieſen hat. Das gehört nun freilich nicht zum eigentlichen Syſtem, ſondern iſt nur der polemiſche Theil, konnte aber bei einer eben nicht zum beſten gegründeten Gegenwehr die Widerſtreitenden über die Gewißheit und Wahrheit ihres eigenen Syſtems beunruhigen und ſie bewegen, den Materialismus lieber als gefährlich auszuſchreien, als ihn vollkommen zu widerlegen.

Der zweite Fall, daß ein dem Empirismus ergebener, jedoch nicht unthätiger Denker, ſtatt in den Materialismus auch in den Skepticismus gerathen könne, wird eintreten, wenn das Individuum mehr von einem furchtſamen als kühnen Charakter iſt. Natürlich und leicht iſt überdem dieſer Uebergang genug. Die ſinnlichen Eindrücke, worin der Empiriker allein die Wahrheit ſieht, ſind immer ſubjectiv, ſehr ſchwankend und trügeriſch, noch mehr die aber aus dieſen erſten Eindrücken abgeleiteten Folgerungen; denn ſtreng allgemeingeltend können ſie nicht ſeyn, da es nach der empiriſchen Anſicht kein allgemeingeltendes Princip überhaupt, alſo auch kein ſolches Princip der Folgerungen gibt — es wäre dies ja ein Vernunftgeſetz. Sie ſind demnach zufällige Vermiſchungen von ſinnlichen Eindrücken, und zwar, um je weiter ſie von dem erſten Eindruck entfernt und abgeleitet deſto mehr ſind ſie geſchwächt, zufällig und ungewiß. Was iſt nun wohl leichter und natürlicher, als wegen dieſer in die Augen fallenden Unbeſtimmtheit, wegen dem Täuſchenden und Schwankenden der ſinnlichen Eindrücke alles daraus abgeleitete Wiſſen ſelbſt zu bezweifeln und gänzlich zu leugnen.

Man ſieht aus dem bisherigen, daß der Empirismus keine reine beſtimmte Denkart iſt, indem er immer zwiſchen Materialismus und Skepticismus hin und herſchwankt. Es wäre dies ſchon hinlänglich, ihn zu widerlegen; kräftiger geſchieht dies aber durch das Princip des Pantheismus, den Satz der Identität a=a. Die hohe Evidenz und abſolute Gewißheit dieſes Princips aller negativen Erkenntniß annihilirt den Empirismus gänzlich. Er muß nothwendig zugeben, daß a=a; dies iſt aber keine ſinnliche, ſondern eine Vernunft-Erkenntniß, er wird alſo gezwungen, eine ſolche höhere Erkenntniß anzunehmen, und iſt ſomit, wenn es auch nur negative Vernunftkenntniß gäbe, völlig geſchlagen und ungeſchoſſen.

Endlich nimmt ihm der Idealismus, wenn er ihn auch nicht, wie der Pantheismus, ganz annihilirt, alle Waffen, und widerlegt ihn auf die befriedigendſte Weiſe. Der Empiriſt weiß z. B. nur wieder durch die Sinne, wie viel Sinne er habe, und wie es damit beſchaffen; er kann demnach nicht gewiß ſeyn, daß es nicht noch viele andere Sinne gäbe, wovon er bis dahin noch keine Erfahrung hat, und welche die verborgenen Quellen einer andern höheren Erkenntniß wären. Hierdurch gibt er dem Idealiſten die gegründete Urſache einzuwenden: „es iſt allerdings ein Sinn, den nicht alle Menſchen haben, der Sinn der intellectuellen Anſchauung, wodurch ich die intellectuelle Welt erkenne“, und muß, wenn er conſequent ſeyn will, die Möglichkeit ſolcher intellectuellen Anſchauungen zugeben.

Ferner macht der Empiriſt ſelbſt einen Unterſchied zwiſchen äußeren und inneren Sinnen; er gelangt nie ſelbſt zum Gegenſtand außer ihm, hat immer nur ein Bild, Eindruck, Vorſtellung davon —; woher weiß er nun, daß der innere Eindruck, von dem er freilich gewiß iſt, von einem äußeren wirklichen Gegenſtand herrühre und demſelben entſpreche? ſo kann ihm ja von einem Geiſt inſpirirt ſeyn, und das iſt doch denkbarer, als daß der äuſere ſo fremde körperliche Gegenſtand in den Geiſt hineinſteige und eindringe.

Durch dieſe Möglichkeit eines geheimen, verborgenen, unbekannten Sinns, die er als eigentlicher conſequenter Empiriſt zugeben muß, eröffnet er zugleich der gröbſten materiellſten Schwärmerei Thor und Thür. Der kraſſeſte Aberglaube verträgt ſich daher auch ſehr gut mit dieſer Denkart, wie wir das denn auch nicht allein bei einzelnen Empirikern, ſondern gar bei ganzen Nationen, die recht in den tiefſten Empirismus verſunken ſind, und für ſpeculativen Zweifel oder zweifelhafte Speculation gar keinen Sinn und davon ganz abſtrahirt haben, auffallend beſtätigt finden.

Die Nichtigkeit dieſer Gattung iſt in dem bisherigen hinlänglich bewieſen, indem nämlich gezeigt worden, daß ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſteht; indeſſen wird ſich auch noch durch ihre gröſſere Verwandtſchaft mit andern nicht philoſophiſchen Disciplinen darthun laſſen, daß ſie eine Aftergattung der Philoſophie ſey.

Beim Empiriſten gründet und beſchränkt ſich alles auf die Erfahrung, gibt es kein Wiſſen der Vernunft; wo aber von allem Wiſſen der Vernunft abſtrahirt wird, bleibt kein anderes als ein hiſtoriſches übrig, und hat keine andere Wiſſenſchaft als Hiſtorie ſtatt. Der Empirismus ſtatuirt daher nur eine einzige groſſe Wiſſenſchaft, die Geſchichte. Wegen dem groſſen Umfang derſelben würde es darin freilich mehrere, wiewohl gar nicht ſtreng wiſſenſchaftliche Abtheilungen, ſondern blos zum praktiſchen Gebrauch, geben müſſen — Abtheilungen, die ganz ohne allen Einfluß von Wiſſenſchaftlichkeit entſtehen. So würde ſich z. B. fragen, ob man einen ſich verändernden fortſchreitenden Gegenſtand, (dann wäre es eigentliche Hiſtorie), oder einen fixirten, den man beſchriebe (dann Geographie), ob man äuſere Begebenheiten oder innere Beobachtungen vor Augen habe? Beiſpiele von letzterer Art ſind die bei ſo allgemein herrſchendem Empirismus häufigen (z. B. Rouſſeau) Confeſſionen u. ſ. w.

Es gibt aber doch auch für den Empirismus einen Standpunkt, wodurch er veredelt werden und mit dem Idealismus in nähere Beziehung kommen kann. Dann iſt er aber blos Denkart, nicht Syſtem; er macht gar keinen Anſpruch auf ſyſtematiſchen Zuſammenhang und kann ihn nicht machen, denn der ſtrenge Empiriker beſchränkt ſich eigentlich blos auf die Kenntniß des innern Menſchen, läßt ſich auf die erſten Urſachen der Natur u. ſ. w. nicht ein, iſt demnach durchaus ſubjectiv und individuell, und nicht Philoſoph zu nennen, man müſſe denn ſo viele Philoſophen gelten laſſen, als Menſchen im Stande ſind, ſich ſelbſt zu beobachten.

Die Gedanken eines Mannes, der, weil er mehr auf die Praxis als auf die Speculation ſein Beſtreben richtet, für ſich auf alle andere als Erfahrungskenntniſſe reſignirt, machen ſie gleich nicht ein Syſtem aus, — können doch der Denkart des wahren Philoſophen ſehr analog und für ihn ſehr intereſſant ſeyn. Ein ſolcher moraliſcher Lebensphiloſoph kann es, wenn auch nicht zu einem hohen Moralſyſtem, doch in der Ausbildung des moraliſchen Sinns und Gefühls ſehr weit bringen. Daher mögen ſich dieſe Empiriſten auch ſehr wohl mit den Idealiſten vertragen; dieſe können es wohl zugeben, daß der innere moraliſche Sinn eines Sokrates von dem eines Ungebildeten eben ſo verſchieden ſey, als das gebildete Auge eines Malers gegen den vernachläßigten Sinn eines andern Menſchen, — und zwar werden die Reſultate ſolcher Reflexionen über ſich ſelbſt um ſo viel beſſer und vortrefflicher ſeyn, je vortrefflicher der Philoſoph ſelbſt und ſein moraliſcher Sinn iſt.

Um dieß alles deutlicher zu machen, iſt hier beſonders Sokrates anzuführen. Er hat wirklich nach den meiſten Zeugniſſen auf die Erkenntniß der erſten Urſachen der Natur, wie auf die ſkeptiſchen Spitzfindigkeiten und die höhere Speculation ganz freiwillig Verzicht geleiſtet, und ſich blos auf die Reflection des innern Menſchen, auf die moraliſche Lebensphiloſophie des geſunden Verſtandes beſchränkt. — Dabei finden ſich aber in ſeinen uns noch bekannten wenigen Aeußerungen, ſo wie überhaupt bei den Meinungen aller edlen über ſich ſelbſt und andere reflectirenden Menſchen gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, immer Vorausſetzungen intellectueller Erkenntniſſe und Ideen, welche, da ſich mit dem gewöhnlichen Empirismus Ideen doch gar nicht vertragen können, von ihm als Schwärmerei angeſehen werden, wie dies auch die Urtheile der meiſten Empiriker über Sokrates beweiſen; ſie loben ihn außerordentlich, nur bedauern ſie, daß er bei allen ſeinen Verdienſten dennoch zum Theil ein Schwärmer geweſen. Es unterſcheidet ſich alſo dieſe Denkart ſehr vortheilhaft von dem gewöhnlichen ſyſtematiſchen Empirismus, und iſt mit Recht als die vernünftigſte Art Empirismus, als die beſte Seite deſſelben zu betrachten, beſonders weil ſie den Uebergang zum Idealismus macht. Sie ſteht, im Gegenſatz mit dem gewöhnlichen Empirismus, mit dem Materialismus und Skepticismus in gar keiner Berührung, noch weniger mit dem Pantheismus als der höchſten Abſtraction und tiefſten Tiefe der Speculation; wohl aber von Seiten der Moral mit dem Idealismus.

Anmerk. Die Behauptung, daß Sokrates ſich blos auf die moraliſche Lebensphiloſophie beſchränkt habe, iſt hiſtoriſch nicht ganz zu erweiſen, wird aber hier als die wahrſcheinlichſte vorausgeſetzt. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß er mit der intellectuellen Philoſophie ſehr gut bekannt geweſen, und nicht etwa aus Beſchränktheit oder Armuth des Geiſtes, ſondern zum Behuf ſeines praktiſchen Zwecks von der höheren Speculation abſtrahirt habe.

Endlich könnte man noch anführen, daß einige Idealiſten zu den Empiriken zu zählen, ſofern ſie nämlich alles poſitive Wiſſen von ſinnlichen Eindrücken ableiten, wenigſtens den Grund und Anlaß dazu von der Erfahrung hernehmen; weiterhin wagen ſie ſich als Idealiſten freilich über das Gebiet der Erfahrung hinaus, z. B. Kant, und, nur noch in viel ſtrengerem Sinne auch Fichte. Erſterer leitet nun einmal ganz poſitiv alles Wiſſen von den ſinnlichen Erfahrungen, blos den Glauben von den geiſtigen Anſchauungen her.

Von dem Materialismus.

Wie leicht und natürlich der Uebergang von dem Empirismus zum Materialismus, iſt in dem vorhergehenden gezeigt worden; es folgt demnach hier zunächſt die Charakteriſtik dieſer Gattung.

Der Materialismus iſt, inſofern er über das Gebiet der Erfahrung hinausgeht, und den Geiſt und alle Dinge aus der Materie abzuleiten und zu conſtruiren wagt, viel freier und kühner als der Empirismus, eigentlich ein transcendenter Empirismus. Damit iſt aber nur geſagt, daß er nicht gerade die ſchwächſte, unhaltbarſte, niedrigſte Gattung, indeſſen doch nicht mehr als die zweite Stufe der philoſophiſchen Entwicklung wäre, eine Gattung, die ebenfalls nicht als Philoſophie beſtehen kann, von der ſich zeigen läßt, daß ſie ſich ſelbſt widerſpricht, und von andern höhern, wenn ſelbſt noch nicht wahren Arten der Philoſophie vernichtet wird.

Der Materialismus, und zwar der gröbſte und gemeinſte, ſucht das Univerſum aus urſprünglichen Atomen zu conſtruiren. Conſtruiren heißt aber: eines aus dem andern nach Cauſalität, Zweck und Ordnung ſyſtematiſch in der ſtrengſten Verbindung und Einheit ableiten und begründen. Wie iſt dies aber möglich, ohne den Geiſt vorauszuſetzen oder wieder in die Materie einzuführen? Denn woher ſind dieſe Geſetze anders als aus dem Geiſt? Und wie iſt anderſeits ein Syſtem, das darauf Anſpruch macht, ein wahrhaft philoſophiſches zu ſeyn, ohne Geiſt, d. h. ohne Geſetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit möglich? Da es ohne dieſe keine Conſequenz, alſo kein Syſtem gibt. Es iſt deshalb auch ſehr natürlich, daß man in dieſer Art von Philoſophie noch kein regelmäßiges, zuſammenhängend gedachtes Syſtem zu Stande gebracht, ſondern daß im Gegentheil alle materialiſtiſche Philoſophien ihre Inconſequenz am auffallendſten an der Stirn tragen.

Endlich iſt die nothwendige, von allen Materialiſten reſultirte Hypotheſe von den urſprünglichen Atomen noch nie erwieſen, und die allerwillkürlichſte, die es geben kann; ihr Syſtem beruht alſo auf nichts, und ſie können nicht verhindern, daß der Skeptiker es durch dieſe einzige Bemerkung nicht völlig umſtoße.

Der Materialismus kann es alſo 1. nicht zu einem Syſtem bringen, oder er müſſe 2. ſich ſelbſt widerſprechen, einen Geiſt als Geſetzgeber annehmen, und 3. beruht ſein ganzes Syſtem auf einer willkürlichen Hypotheſe.

Freilich gibt es noch einen andern höhern Materialismus, den dynamiſchen, eine Gattung, welche vorzüglich nur bei den Griechen exiſtirt hat.

Nach dieſem Syſtem wird die Entſtehung aller Dinge aus dem Streit, Verbindung und Trennung unſichtbarer Elemente erklärt — alle äußere Erſcheinungen ſahen ſie als Producte des wechſelſeitigen Aufeinanderwirkens mehrerer Elemente an; — ein ſolcher ſich immer wiederholender, unaufhörlicher Kampf iſt aber nicht ohne Bewegung, Veränderung, Thätigkeit und Leben denkbar, — daher fanden ſie denn darin auch die Quelle eines ewigen innern Lebens und Wirkens, welches ſie der Natur beilegten, ſie ſahen ſie als ein lebendiges Weſen an, worin alles geiſtig und beſeelt iſt. Hierdurch unterſcheidet ſich nun jene Gattung ſehr vortheilhaft von dem atomiſtiſchen Materialismus, der nicht mehrere Urkräfte, ſondern nur ein einziges Princip, ein Chaos von einer unendlichen Menge urſprünglicher Atomen annimmt, und blos bei dem Aeußern der Körper ſtehen bleibt, ſich nicht auf das innere Weſen derſelben einläßt, ſo daß es dieſer Vorſtellungsart nach im Innern der Natur keinen Geiſt, kein Leben gibt, nichts beſeelt, ſondern alles todt iſt, wohingegen der dynamiſche Materialismus keine Körper ſondern Kräfte, alſo etwas viel Höheres zum Urprincip annimmt und erſt aus dem Kampf derſelben die Körper entſtehen läßt, deren grobe äußerliche Erſcheinung er gar als trüglichen Schein betrachtet. Er wird deshalb auch dynamiſcher genannt, von δύναμις, Kraft. In philoſophiſcher Rückſicht kann man ihn auch füglich Dualismus nennen, da die dem dynamiſchen Materialismus zu Grunde liegende Lehre der innern

Zwiefachheit und Geſpaltenheit auch die Grundanſchauung des Dualismus iſt.

Er iſt daher auch mit dem Idealismus und beſonders mit demjenigen Theil deſſelben, den man vorzüglich Dualismus zu nennen pflegt, nicht eigentlich im Streit. Durch ſeine Anſicht der äußerlichen körperlichen Erſcheinungen als bloßen trügeriſchen Scheins; der Natur, als belebt in einem ewigen Werden, in einer unaufhörlichen Entwicklung und Ausbildung; — und durch das Aufſuchen des Urſprungs aller Dinge in dem Conflict unſichtbarer Elemente verträgt er ſich wenigſtens ganz gut mit dem Idealismus.

Sollten einzelne particuläre Aeußerungen dynamiſcher Materialiſten gegen den Idealismus, wenn nehmlich ein ſolcher Philoſoph die wahre Philoſophie leugnet oder ignorirt, dieſer Behauptung widerſprechen, ſo iſt das nicht Schuld ihres Syſtems, ſondern ihrer Individualität, ihrer ſubjectiven Anſicht beizumeſſen.

So ſehr nun auch das Verfahren des dynamiſchen Materialismus dem Idealismus gemäß iſt, indem er einverſtanden mit demſelben von der äußern Erſcheinung materieller Dinge gänzlich abſtrahirt, ſich über den ſtupiden Glauben: die Körper kämen uns vor, wie ſie wirklich ſind, erhebt, das Reelle in den innern Kräften und ihren geſetzmäßigen Verhältniſſen aufſucht, das Weſen aller Dinge auf wenige einfache innere Principien reducirt, und inſofern, gerade wie der Idealismus, alles (gleichſam) in Geiſt auflöſt; — ſo kann er dennoch nur als Phyſik, keineswegs als Philoſophie beſtehen. Als Phyſik ſteht er freilich der intellectuellen Philoſophie ſehr nahe, weil er bei ſeiner Anſicht der Natur ganz das Verfahren dieſer Philoſophie beobachtet, weshalb denn auch dieſe Art Phyſik die einzige iſt, welche eine befriedigende Erklärung der Natur gewährt. Als Philoſophie aber ſteht er ſehr weit von dem Idealismus ab, da er nicht, wie dieſer, das Ganze umfaßt, ſondern von einer niedrigern Stufe, einem niedrigern Princip anhebt, als dieſer und als die Philoſophie überhaupt anheben muß. Er ſteigt nicht zu einer erſten Urſache der Natur herauf, ſondern nimmt gleich in der erſten Conſtruction des Univerſums zwei oder drei Elemente an, und hierin kann ihn eben der Pantheismus, dem er durch das Princip der ewigen Veränderlichkeit der Natur gerade entgegengeſetzt iſt, vollkommen widerlegen, indem er ihm die Nothwendigkeit und Evidenz eines einzigen erſten Princips der Beharrlichkeit, der rein geiſtigen Beharrlichkeit nämlich, welches er über ſeine Elemente hätte ſetzen müſſen, beweiſt.

Endlich wird der Idealismus ihm immer vorwerfen, daß es ihm, freilich noch weniger dem Atomiſtiker, je gelingen könne, den Geiſt aus der Materie herzuleiten, ohne einen Machtſpruch zu thun. Beide ſind am Ende immer zu dieſem Mittel gezwungen. Man kann wohl mit einem großen Anſchein von Wahrheit zeigen, daß, ſo wie man gewöhnlich Geiſt und Körper annimmt, dieſer einen großen Einfluß auf jenen habe; ja es mag, vorausgeſetzt, daß unſer Geiſt bedingt und der Körper das Bedingende iſt, leicht der Fall ſeyn, daß der Geiſt vom Körper beſchränkt wird. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß erſteres aus letzterem entſtanden, und ſomit muß der Materialiſt bei den Elementen der Natur, bei der Phyſik ſtehen bleiben, kann ſich nicht höher ſchwingen, auch dem Idealiſten, der allerdings höher ſteigen will, nichts entgegenſetzen, als den leeren unerwieſenen Machtſpruch, daß es nicht gelingen könne; denn daß unſer Geiſt ein Product des Körpers, die höchſte Blüthe der körperlichen Organiſation ſey, iſt noch nie bewieſen worden, und ein eben ſo großer, ja noch größerer Machtſpruch; — es wäre aber dieſer Beweis zur Unterſtützung der erſten Behauptung durchaus erforderlich.

Es läßt ſich höchſtens darthun, daß die menſchliche Organiſation eine günſtige und günſtigere Dispoſition zu einem geiſtigen Princip habe, als irgend ein anderes organiſches Weſen. Dieß reduzirt ſich indeſſen alles nur darauf: daß unſer Körper die Bedingung ſey für unſern bedingten Geiſt. — Wie das auch ganz natürlich, da nur das Gleichartige (nicht das Gleiche) ſich verbinden, erzeugen und fortpflanzen kann, nicht aber das Ungleichartige, völlig Heterogene. So wird man leichter zeigen können, wie der Geiſt aus dem Geiſte, der Körper aus dem Körper entſtehen können, als umgekehrt der Geiſt aus dem Körper oder der Körper aus dem Geiſt. — Letzteres verſucht nun freilich der Idealismus, und es iſt dies auch eine ſehr ſchwierige, nie ganz befriedigend zu löſende Aufgabe. Jedoch iſt es immer ein höherer, beſſer gegründeter, dem Weſen der wahren Philoſophie angemeſſenerer Verſuch, die erſten materiellen Grundkräfte aus einer höheren geiſtigen Grundkraft ableiten zu wollen, als aus der verwickelten, groben, körperlichen Organiſation, aus einem ganz ſpeciellen Körper den eben ſo ſpeciellen Geiſt.

Aus dem vorhergehenden muß nun hinlänglich klar ſeyn, daß der Materialismus nicht als Philoſophie beſtehen kann; er iſt vom Skepticismus, Pantheismus und Idealismus widerlegt, dann auch gezeigt worden, daß er, ſo wie der Empirismus, ſehr nahe mit der Hiſtorie verwandt, ſo auch dieſer mehr mit einer andern wiſſenſchaftlichen Disciplin, als mit der Philoſophie ſelbſt, und zwar mit der Phyſik verwandt iſt. Dem eigentlichen Weſen des Materialismus nach gäbe es nur eine Wiſſenſchaft: Phyſik, denn alles gehört zur Natur.

Aber außerdem iſt er auch noch mit einer andern Hervorbringung des menſchlichen Geiſtes näher verwandt als mit der Philoſophie, und dieſe iſt die Poeſie. Das Weſen des Materialismus, von allem Aeußerlichen geſondert, zerfällt überhaupt in zwei Theile, wodurch er ſich beſonders auszeichnet: 1. das Princip der Priorität des Animaliſchen vor allem Intellectuellen und Ueberſinnlichen, und 2. eine überaus kühne und reiche Phantaſie, die es wagt, das ganze Univerſum beleben, die unendliche Fülle der Natur in ihrer Mannichfaltigkeit begreifen, umſpannen und umfaſſen zu wollen.

Eben durch dieſe große üppige Phantaſie, und inſofern er mit derſelben Darſtellungen erzeugt, die, wiewohl ſehr animaliſch und ſinnlich, doch überaus poetiſch ſind, unterſcheidet er ſich faſt allein vom Empirismus.

Die poetiſchen Darſtellungen des Materialismus haben daher auch, weil ſie dem Weſen dieſer Gattung viel angemeſſener ſind, durchaus den Vorzug vor den philoſophiſchen; die poetiſche Seite deſſelben ſteht weit über der philoſophiſchen und man kann dreiſt behaupten: der Materialismus neigt ſich durchaus mehr zur Poeſie als zur Philoſophie; am beſten und kräftigſten erſcheint und ſpricht ſich die urſprüngliche Denkart des Materialismus in Poeſie aus, weit beſſer als in allen Syſtemen; ein Beweis davon iſt die griechiſche Poeſie, der dies Princip durchaus zu Grunde liegt.

Materialismus iſt deshalb eigentlich auch nur als Poeſie zu dulden; wenn auch die Poeſie, die er hervorbringt, nicht gerade die wahre, ſo neigt er doch mehr zur wahren Poeſie als zur Philoſophie, er iſt überhaupt mit dem Weſen der Poeſie verträglicher.

Zunächſt auf dieſe Charakteriſtik folgt der Abſchnitt von der dem Materialismus geradezu entgegengeſetzten Gattung, nämlich

Von dem Skepticismus.

Zeichnet ſich der Materialismus durch eine kühne Phantaſie aus, ſo thut es der Skepticismus durch eine furchtſame Nüchternheit (oder nüchterne Furchtſamkeit), und iſt deshalb von Poeſie und Kunſt am weiteſten entfernt.

Wenn er eine negative Philoſophie, ein Leugnen aller Philoſophie iſt, kann er nicht an ſich, ſondern blos im Gegenſatz mit andern Syſtemen charakteriſirt werden. Ganz anders iſt der aus dem Empirismus, ganz anders der aus dem Materialismus (dem dynamiſchen) entſtehende und ſich denſelben entgegenſetzende Skepticismus.

Der aus dem Empirismus hervorgehende iſt der gemeine, ja der gemeinſte Skepticismus.

Er entſteht ſehr natürlich aus der Subjectivität, der Einſeitigkeit und dem Mangel an Allgemeingültigkeit der vom Empirismus allein gekannten ſinnlichen Wahrheit. Das Schwankende und Unbeſtimmte der ſinnlichen Eindrücke, ſo wie auch, daß die daraus gemachten Folgerungen ſubjectiv und täuſchend bleiben, es eigentlich noch mehr ſind, wie jene, da ſie noch mehr dem Zufall unterworfen, als die Eindrücke ſelbſt, läßt ſich durch den gemeinen Skepticismus leicht und mit Erfolg beweiſen. Inſofern hat auch Hume allerdings gegen Locke recht, aber intereſſant iſt dieſer Streit nicht, da der Skeptiker ebenfalls von der blos ſinnlichen Wahrheit ausgeht, freilich mit dem Unterſchied, daß er ſie leugnet; aber er kennt doch nichts anders, hat keinen andern Gegenſtand als dieſe.

Eine höhere Art iſt die aus dem dynamiſchen Materialismus entſtehende, eine Art, die, ſo viel wir wiſſen, blos bei den Griechen ſtatt gehabt, weil auch blos bei dieſen jener Materialismus exiſtirt hat.

Da die Dynamiker, um den eigentlichen ewigen Kampf ihrer erſten Elemente, durch den ſie alle Dinge entſtehen ließen, zu erklären, dieſen Elementen und ſomit auch der ganzen Natur eine unbegränzte Veränderlichkeit beilegten, ohne ſie jedoch einem höhern Princip der Beharrlichkeit unterzuordnen (wie dies in der Charakteriſtik der Materialiſten ausführlich gezeigt worden), ſo müſſe man in den Skepticismus gerathen; man brauche blos die Veränderlichkeit der Natur auf den menſchlichen Geiſt überzutragen, und dies liegt doch ſehr nahe, da der menſchliche Geiſt ein Theil der Natur iſt. Man behauptete: weil alles veränderlich und ſchwankend, ſo muß auch der menſchliche Geiſt, folglich alle Erkenntniß ſchwankend und ewig veränderlich ſeyn.

Anmerk. Es gibt nichts Beharrliches in der Natur, alſo auch nicht im menſchlichen Geiſt als Erkenntnißvermögen.

Das Denken und Erkennen, ſagten ſie, ſchwanke unaufhörlich wie das Daſeyn ſelbſt.

Es läßt ſich aber dagegen einwenden:

1. Die negative Erkenntniß, daß es nichts Beharrliches, nichts Gewiſſes gebe, iſt doch gewiß; ſie können dies nicht leugnen, müſſen doch immerhin das erſte

Princip, worauf ſich ihre ganze Skepſis gründet, daß nämlich alles ewig veränderlich ſey, als wahr annehmen; — etwas, das ſie ſich nicht erklären, noch weniger mit ihrem Syſtem vereinigen können.

Ueberhaupt laſſen ſich alle Arten von eigenthümlicher (poſitiver) Skepſis durch die Frage: wie kann man wiſſen, daß man nichts wiſſen kann? in gänzliche Verwirrung bringen und recht eigentlich vernichten. Es wird immer neben dem Nichtwiſſen ein Wiſſen, immer noch etwas übrig bleiben, was man weiß, ſo daß man dieſe Frage in allen Potenzen bis ins Unendliche fortſetzen könnte. Man wird kein anderes Reſultat herausbringen, als daß das Wiſſen immerhin das Nichtwiſſen, die Unwiſſenheit in ſich faßt: d. h. immer über die Unwiſſenheit hinaus gehe.

Um aber zu unſrer ſpeciellen Art Skepſis zurückzukehren, ſo läßt ſich 2. dagegen einwenden: jene Veränderlichkeit iſt nicht als eine äußere ſichtbare Veränderung in der Natur, ſondern als eine langſame, allmälige, jedem äußern, alſo auch dem gewöhnlichen Auge unmerkliche Veränderung, Verwandelung, Entwicklung, Fort- und Ausbildung zu betrachten. Dahin gemildert hat die Denkart von der ewigen Veränderlichkeit allerdings etwas Wahres, und es folgt dann daraus auch zur Widerlegung jener Skepſis, daß man, ſo wie die Natur, auch den Geiſt nicht als ewig ſchwankend und ungewiß, ſondern als ſich nach und nach entwickelnd und bildend anzuſehen habe.

Kein Philoſoph darf leugnen, daß eine ſolche allmälige Entwicklung des menſchlichen Geiſtes ſtatt haben könne; nur convenirt dieſe Vorſtellungsart, welche vorzüglich den Idealiſten eigen, gar ſehr mit der Behauptung eines höhern Skepticismus: „daß keine in Worten ausgeſprochene, von einem Individuo andern Individuen vorgetragene Philoſophie die vollkommene ſeyn könne“ — und inſofern muß in dem Streit gegen den Skepticismus überhaupt der Idealismus mehr nachgeben als der Pantheismus, welcher durch die abſolute Evidenz und Gewißheit ſeiner negativen Erkenntniß dem Skeptiker ſchnurſtracks entgegengeſetzt iſt und nicht um ein Haarbreit nachgibt.

In dieſer Hinſicht muß alſo dem Pantheismus der Vorzug vor dem Idealismus zuerkannt werden.

Das Weſen und der eigentliche Zweck des Idealismus iſt poſitive Erkenntniß der unendlichen Realität. Da dieſe Erkenntniß aber eine unendliche Fülle enthalten müßte, ſo kann ſie immer nur unvollkommen ſeyn.

Mit dem Pantheismus verhält es ſich ganz anders: er beruht auf der negativen Erkenntniß der unendlichen Realität; dieſe kann nur ein einziger klarer evidenter Gedanke, (d. h. eine durchaus vollkommene Erkenntniß) ſeyn, oder iſt gar nichts, iſt keine Erkenntniß. Daher iſt er denn auch eben dem Skeptiker gerade entgegengeſetzt, als die größte Evidenz und klarſte Gewißheit gegen den größten Zweifel.

Trotz dieſem Gegenſatz gibt es doch einen Weg, auf welchem der Pantheismus ſehr leicht zum Skepticismus führt: wenn man nämlich wie Zeno davon ausgeht, alle Vorſtellungen von Bewegung, Veränderung, Mannichfaltigkeit u. ſ. w. als leeren Schein zu erklären, bis endlich nichts Wahres übrig bleibt, als die eine unbegreifliche (negative) Idee des Unendlichen, ſo iſt eben kein beſonderes Hinderniß vorhanden, ſo gut als man die Mannichfaltigkeit wegleugnet, auch die Einheit zu bezweifeln und dieſe eben ſo wie jene zu beſtreiten.

Anmerk. Denn die unendliche Einheit iſt, wenn man ſie nicht poetiſch, ſondern mit der Vernunft auffaßt, ihr alle Prädikate abſprechen muß, immer ein ſehr leerer nichtiger Begriff.

Ein Beiſpiel davon iſt, daß bei den Griechen aller höhere Skepticismus aus dem Pantheismus entſtanden.

Unter höherem Skepticismus überhaupt verſteht man die Art von Philoſophie, welche die Möglichkeit einer vollkommenen Erkenntniß der unendlichen Realität leugnet; er behauptet, dieſe Erkenntniß ſei ebenfalls unendlich; eine Behauptung, die eben nicht ſo ſehr zu verachten, da jede poſitive Erkenntniß des Unendlichen, worauf der Idealismus ausgeht, immer unvollkommen bleiben muß. Nur darf dieſer Skepticismus blos ein vorübergehender, gleichſam vorbereitender Zuſtand ſeyn: inſofern die höhere Skepſis den Zweck hat, den Trieb zur abſoluten Philoſophie zu befördern, iſt ſie zu loben; ſie iſt aber ganz willkürlich, und, weil es doch nur ein vorübergehender Zuſtand, kaum zur Philoſophie zu rechnen.

Jedoch der eigentliche Skeptiker ſucht ſich in dieſem Zuſtand zu fixiren, darin zu beharren, hält dieß gar für tugendhaft, weil es ihm ein Zuſtand von Reſignation, Enthaltſamkeit, Ruhe und Selbſtbeſchränkung iſt, den beſonders viele griechiſche Philoſophen für Tugend hielten.

Das, was aber überhaupt dieſe Philoſophen beſtimmt, ſich im Zweifel zu fixiren und ihn als Philoſophie anzuerkennen, hat einen durchaus ſubjectiven individuellen Grund und iſt in dem Charakter des Individuums zu ſuchen. Man kann alſo dieſe Gattung ebenfalls nicht und noch weniger als die zuerſt angeführte vorübergehende Skepſis als zur Philoſophie gehörig anſehen. Die vorübergehende Skepſis hebt nicht alle Annäherung zum Ideal einer abſoluten Philoſophie auf, ſondern mag gar als erſte Stufe derſelben betrachtet werden; die fixirte Skepſis hingegen hebt ſie wirklich ganz auf, und man kann ſagen: der Idealismus im Verhältniß zur fixirten Skepſis iſt Gegenſatz des Ideals einer allgemein abſoluten Philoſophie gegen die Philoſophie eines Individuums, einer Schule oder Nation. Die erſtere Art ſtrebt nach einer vollkommenen Aufſtellung dieſes höchſten Ideals abſoluter Philoſophie, die andere leugnet aus ſubjectiven Gründen die Möglichkeit der Aufſtellung. — Der Forderung, die Unmöglichkeit poſitiv zu beweiſen, kann ſie nie Genüge leiſten.

Ueberhaupt aber kann der Idealismus nicht gegen den höhern Skepticismus ſtreiten, da er aus rein ſubjectiven Gründen und ganz willkürlich entſteht, denn gegen ganz willkürlich ſubjective Gründe hat er nicht nöthig zu ſtreiten.

Zum Schluß mag noch eine eigene Art Skepſis, die wir bei den Neuern finden, angeführt werden. Es iſt diejenige, welche alle wiſſenſchaftliche Erkenntniß der unendlichen Realität als unmöglich leugnet, und ſich deshalb dem Glauben und der

Ueberzeugung in die Arme wirft — daher aber nur ein gemiſchter Skepticiſmus, denn der eigentliche Skeptiker nimmt eben ſo wenig und noch weniger Glauben als Wiſſen an.

Das bisher Geſagte wird ſich in kurzem dahin zuſammenfaſſen laſſen.

Es gibt 6 Arten von Skeptiker: 1) der aus dem Empiriſmus (auch aus dem atomiſtiſchen Materialiſmus?) hervorgehende und mit Recht der gemeinſte genannt; 2) der aus dem dynamiſchen Materialiſmus entſpringende, welcher vorzüglich nur bei den Griechen exiſtirt hat; 3) der aus dem Pantheiſmus entſtehende; 4) der aus dem Idealiſmus hervorgehende als vorübergehender Zuſtand; 5) derſelbe als fixirter Zuſtand; 6) und endlich der Jacobiſche vom Zweifel zum Glauben übergehende.

Von allen iſt die Unſtatthaftigkeit gezeigt worden; ſie beruhen alle auf Subjectivität, und müſſen, ſobald ſie dogmatiſch ſeyn wollen, ſich ſelbſt widerſprechen, müſſen dann immer die Gewißheit und Allgemeingültigkeit ihrer Behauptung: daß man nichts wiſſen könne, annehmen, da ſie doch alle Gewißheit zum Ziel ihres Zweifels machen und durchaus vernichten wollen.

Was jede einzelne Art anbetrifft, ſo iſt erſterer (der gemeine Skepticiſmus) ſchon durch das, was über den Empiriſmus geſagt worden, hinlänglich widerlegt — es iſt genug, daß er nichts kennt, nichts bezweifelt als die Erfahrung, für ihn gar nichts anders vorhanden iſt.

Die andern Arten, welche von dem aus dem dynamiſchen Materialiſmus entſtehenden Skepticiſmus an alle mehr oder weniger zur höhern Skepſis gehören, ſind theils durch den Pantheiſmus, theils durch den Idealiſmus widerlegt.

Die vorübergehende, gleichſam den Idealiſmus vorbereitende oder aus ihm hervorgehende und wieder zu ihm zurückkehrende Skepſis iſt, da ſie (wie dieß dem Geiſt des Skepticiſmus auch durchaus angemeſſen) blos Anſicht, nicht ein zuſammenhängendes conſtruirtes Syſtem ſeyn will, und daher auch eine Annäherung zum Ideal einer allgemeingültigen abſoluten Philoſophie nicht aufhebt, den andern vorgezogen, und als nicht unverträglich mit der intellectuellen Philoſophie aufgeſtellt werden; ſie iſt nicht zu mißbilligen und kann oft ſehr nützlich ſeyn, nur eine Philoſophie iſt ſie nicht.

Ueberhaupt iſt der Skeptiker, beſonders der höhere, eben ſo wie die andern Aftergattungen, mehr mit irgend einer wiſſenſchaftlichen Disciplin, ſeinem Weſen nach mehr mit der Polemik, als der Philoſophie ſelbſt verwandt, und zwar aus dieſen Gründen.

Einestheils ließe ſich die dem Skeptiker eigene Denkart, in ein Princip zuſammengefaßt und dogmatiſch aufgeſtellt, gar nicht durchführen, ſie würde in ſich ſelbſt zerfallen, wenn man nur ihre Waffen gegen ſie kehren wollte; anderntheils würde ſie, dogmatiſch aufgeſtellt, zu bald erſchöpft, als negative Philoſophie zu inhaltsleer ſeyn, wenn ſie ſich nicht auf beſtehende poſitive Syſteme und Meinungen bezöge. Der Skeptiker muß aus dieſen Gründen, ſo lang es Dogmen und Dogmatiker gibt, nicht nur behaupten, daß es nichts Gewiſſes und Wahres gebe, ſondern auch: alles was von den bisherigen Philoſophen vorgebracht, ſey falſch — und mithin liegt die größte Stärke des Skepticismus in der Anwendung auf andere Syſteme, in der Polemik. Kurz, es iſt der Natur des Skepticismus durchaus angemeſſener, ſich auf die poſitiven Meinungen und Syſteme anderer zu richten, dieſelben zu beſtreiten und zu bekämpfen, als die Conſtruction eines eigenen zu verſuchen.

Die Polemik muß aber, wie eben gezeigt, auf das partielle Einzelne eingehen, es müſſen zum Behuf dieſes Kampfs und Streits die Meinungen und Syſteme anderer gründlich erforſcht werden. Dieſes iſt aber nicht allein in Rückſicht auf Gelehrſamkeit nicht ohne Kritik möglich, ſondern noch beſonders in Rückſicht auf den kritiſchen Geiſt, die Geſetze, die auch für nichtphiloſophiſche Arbeiten angenommen ſind; es wird demnach an die Stelle (oder doch an die Seite) einer ſolchen ganz negativen Polemik eine ebenfalls ſehr ſtrenge Disciplin, die Kritik, treten.

Der Skepticiſmus, wofern er nicht der gemeine, ſondern höhere und zwar angewandte, löſt ſich alſo in Polemik und Kritik auf, in eine Kritik aller beſtehenden Syſteme der geſammten vorhandenen bisherigen Philoſophie.

Skepticiſmus iſt, ſo lang er fruchtbar und reell ſeyn ſoll, Kritik, und zwar wäre dieſe dem eigentlichen Weſen des Skepticiſmus gemäß die Hauptwiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, denn es würden in dieſer die Gründe, Principien aller Wiſſenſchaften der Prüfung unterworfen und unterſucht. Die kantiſche Philoſophie iſt zum Theil eine ſolche Kritik.

Wir haben uns durch die Charakteriſtik des Skepticiſmus dem Gebiet der höhern Philoſophie allmälig mehr genähert — er ſteht ſchon weit über dem Empiriſmus und Materialiſmus, kann von dieſen nicht widerlegt werden, ſteht überhaupt auch ſchon in nähern Verhältniſſen mit der intellectuellen Philoſophie, verträgt, von einem gewiſſen Standpunkt aus betrachtet, ſich mit ihr, und nimmt, da er als Kritik die Philoſophie ſelbſt zum Gegenſtand hat, eine durchaus höhere Stufe ein, als jene Disciplinen, wovon die eine nur die Erfahrung, die andre die Natur zum Gegenſtand hat.

Zunächſt folgt nun der ſchon ganz auf dem Gebiete der Speculation liegende, der Skepſis diametral entgegengeſetzte Pantheiſmus. Der Uebergang iſt durch den Gegenſatz natürlich, ſo wie die Folge, weil es die letzte Gattung vor der intellectuellen Philoſophie, und als negative Philoſophie dieſer, welche nach poſitiver Erkenntniß ſtrebt, vorangehen muß.

Von dem Pantheiſmus.

Der Pantheiſmus erklärt alles als ſchlechthin eins und unveränderlich, ſo daß aller Unterſchied und alle Verſchiedenheit aufgehoben, als Schein der Sinne angeſehen wird. Er leugnet alles Endliche, erkennt nur das Unendliche; das Unendliche aber, ganz rein gedacht, ſchließt den Begriff des Unterſchieds und der Verſchiedenheit ganz aus, da beide Begriffe auf Bedingungen, alſo auf Endlichkeit beruhen.

Betrachtet man dieſe Philoſophie in Rückſicht auf Form und Denkart im Verhältniß gegen andere Philoſophien, ſo iſt ſie zuerſt dem Empirismus und Materialismus entgegengeſetzt. Dieſe gehen von einer Vielheit und Mannichfaltigkeit, der Pantheismus aber geht von einer abſoluten Einheit der unendlichen Realität aus, und führt auf Fatalismus. — Der gewöhnliche Materialismus muß aber zur Bildung der Welt aus Atomen den Zufall zu Hülfe nehmen.

Nicht minder iſt er dem dynamiſchen Materialismus entgegengeſetzt, da dieſer doch auch nicht nur ein, ſondern mehrere, zwei oder drei Urprincipien annimmt.

Dem Skepticismus ſteht er nun gar ſchnurſtracks entgegen, da er das allerdogmatiſchſte, abſoluteſte, evidenteſte aller philoſophiſchen Syſteme iſt. Was kann mehr gegen den Skepticismus ſtreiten, als der höchſte Grad aller philoſophiſchen Evidenz?

Dies gilt aber nur von Seiten der Denkart, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht; in Rückſicht auf wiſſenſchaftliche Conſtruction iſt ihm das Weſen des Skepticismus gar nicht ſo ſehr zuwider; ja die einzige befriedigende Manier, den reinen Pantheismus zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem auszubilden, iſt die negative ſkeptiſche, wo man davon ausgeht, alles für Schein und Trug zu erklären, bis endlich nur die eine negative Idee des Unendlichen ohne alle, ſelbſt die geiſtigſten Prädicate (weil dieſe ihm immer noch Schranken ſetzen würden) als letztes Reſultat, als Begriff einer höchſten Realität übrig bleibt.

Dieſes negative (ſkeptiſche) Verfahren iſt dem Pantheismus auch durchaus angemeſſener, als das poſitive ihm innerlich widerſprechende; es iſt wirklich das conſequenteſte, wenn übrigens der reine Pantheismus zu einem Syſtem ausgebildet werden ſoll? Er hat und ſtatuirt nur eine einzige Exiſtenz, als

Einheit, die zugleich die Allheit in ſich faßt, und zwar iſt dies von der unumſtößlichſten Gewißheit, es bedarf keines Beweiſes und es gibt auch keinen Beweis dafür — wozu alſo ein Syſtem? Der eine Satz iſt das ganze Syſtem — es bleibt demnach, wenn man doch ein Syſtem haben will, nichts übrig, als zu zeigen, was der Pantheismus nicht iſt, welche Erkenntniſſe er nicht annimmt u. ſ. w. Wie er auf dieſem Wege ſelbſt in Skepticismus übergehen könne, iſt in der Charakteriſtik des Skepticismus gezeigt worden.

Nun aber wieder auf die Vergleichung des Pantheismus mit andern Philoſophien zurückzukommen, ſo iſt er im Verhältniß zu der intellectuellen Philoſophie, dem Idealismus, in ſo weit mit ihm einig, als er ebenfalls die unendliche Realität zum Gegenſtand hat, wie das jede Philoſophie, die ſich auf ein erſtes Princip begründen, oder durch eine Idee beleben und beſeelen will, haben muß. Der Unterſchied beſteht aber darin, daß der Pantheismus auf die *negative*, der Idealismus hingegen auf die *poſitive* Erkenntniß der unendlichen Realität ausgeht. Letzterer muß ihm dadurch inſofern nachſtehen, als eine negative Erkenntniß, *wenn ſie einmal richtig*, dann auch durchaus gewiß und evident iſt, eine poſitive Erkenntniß der unendlichen Realität aber durchaus nur unvollkommen, nur in ſteter Approximation zur höchſten Vollkommenheit ſeyn kann, weil eben dieſe Vollkommenheit ſich nur in der unendlichen Realität ſelbſt, und nicht in dem bedingten endlichen Verſtand finden könnte. Der Satz der Identität (worauf jede negative Erkenntniß beruht) $a=a$ (oder $+a$ iſt nicht $-a$) dieſer Satz iſt unendlich gewiß, aber ganz leer, er hat eine unendliche Intenſivität von Wahrheit, aber eben deshalb gar keine Extenſion, und mithin ſeinen Feind in ſich ſelbſt, denn er hat *nichts Gewiſſes*, als ſeine *unendliche Einheit*, als ſeine *negative Idee der unendlichen Realität*, woraus er gar nichts *Poſitives* folgern kann. Er kann der unendlichen Realität nur negative Prädicate beilegen und überhaupt gar nichts folgern ohne die größte Inconſequenz; es iſt ſchon inconſequent, wenn der Pantheiſt von ſeinem einen und einzigen Prinzip ſpricht, es gegen andere Philoſophien behauptet, die er doch als nicht exiſtirend anſieht.

Er kann es daher auch ſelbſt zu keinem Syſtem bringen, es ſey denn auf jene negative ſkeptiſche Art, was man als eine Reihe von puren Negationen doch kaum Syſtem nennen kann. Dahingegen iſt aber, wiſſenſchaftlich genommen, eine Philoſophie, die, wie dieſe, nichts anerkennt als eine unendliche Realität, eher eine negative Theologie zu nennen.

Der reine Pantheiſt bleibt bei der erſten Idee — der höchſten, welcher der Menſch fähig iſt, bei der Idee der Gottheit ſtehen, er verſenkt ſich ganz darin, vor ihr verſchwindet ihm alles andere, er iſt durchaus religiös — allein er hat die Idee doch nur negativ aufgefaßt, daher die Religion, der ſie zu Grunde liegt, auch eine negative Religion, und was man eigentlich Myſticismus zu nennen pflegt. Die negative Idee der Gottheit iſt für alle leichter zu faſſen, und hat ihrer intenſiven Gewißheit wegen unendlichen Reiz für wiſſenſchaftliche und ſpeculative Geiſter, weshalb denn nicht zu leugnen, daß der Pantheismus ein gefährliches Syſtem iſt.

Daß übrigens der Pantheismus mehr zur Religion als zur Philoſophie geeignet iſt, beweiſt die Geſchichte, welche die Bemerkung liefert, daß er ſelten als Philoſophie, meiſtens aber und ſehr oft in Religionen erſcheint.

In Europa exiſtirte nun freilich dieſe Denkart nie ganz rein, weit mehr aber im Orient, ja ſie hat ſich eigentlich nur in Aſien und zwar bei mehreren Secten geäußert, die jedoch alle aus Indien abſtammen, von den indiſchen Büßern, den Jogi's. Dieſe verſenkten und verloren ſich ganz in den negativen Begriff der Gottheit, beſtrebten ſich zu dieſem Behuf auf eine abſolute Abſtraction von allem Poſitiven, nicht allein Sinnlichen, ſondern auch Geiſtigen, auf eine gänzliche Annihilation ihrer ſelbſt in ſinnlicher und geiſtiger Rückſicht; ſie waren daher eigentlich beſſere Pantheiſten, als Philoſophen es je ſeyn können, da eine blos negative Idee der unendlichen Realität, worauf ſich der Menſch ganz concentrirt, darin vertieft und verliert, beſſer zur Realität als Philoſophie paßt.

Anmerk. Dieſe Denkart hat auch in den erſten Jahrhunderten einigen Einfluß auf das Chriſtenthum gehabt — ein Beiſpiel iſt Simon Stylites.

Mehrere jener Myſtiker haben auch, da alle Prädicate und Qualitäten immerhin doch beſtimmt und beſchränkt ſind, mithin der negativen Idee der Gottheit kein Prädicat, keine Qualität beigelegt werden kann, die Gottheit ſehr conſequent als *das unendliche Nichts* erklärt, und ihre Denkart *Nihilismus* genannt.

Trotz dem nun, wie man aus dem vorhergehenden geſehen, der Pantheismus es zu keinem poſitiven Syſtem bringen kann, hat man dennoch mehrmalen die Aufſtellung eines wiſſenſchaftlichen poſitiven Syſtems des Pantheismus verſucht, zu dem Behuf das erſte negative Grundprincip deſſelben poſitiv genommen, und, freilich ſehr inconſequent, poſitive Erkenntniſſe, ja viele poſitive und individuelle Meinungen daran angeknüpft.

Dieſe Verknüpfung iſt übrigens ſehr leicht möglich, weil die erſte Grundidee ganz leer und negativ iſt; eben ihrer Negativität und Inhaltsloſigkeit wegen gibt es keine poſitive ſpecielle Meinung, die ſich nicht damit in Verbindung ſetzen, daran anſchließen, oder aus ihr herleiten ließe, weil ja alles darin enthalten iſt.

Nur iſt auch die Täuſchung: außer jenem erſten Princip noch poſitiv ſpecielle Sätze zu ſtatuiren, vollkommen einleuchtend, da doch, ſo wie der Pantheiſt alle Einzelnheiten und ſpecielle Weſen leugnet, es eben ſo in ſeiner Erkenntniß ſeyn, darin alles vor dem einzigen Begriff der Gottheit verſchwinden muß, einer Gottheit, die blos negativ iſt, kein Prädicat, keine Qualität zuläßt, außer dem leeren Begriff der unbegreiflichen eigenſchaftsloſen Unendlichkeit ſich alſo einestheils in Nichts auflöſt, anderntheils in Unbegreiflichkeit verliert.

Indeſſen kann doch ein guter Syſtematiker den Schein und Trug durch künſtliche Aneinanderſetzung poſitiver ſpecieller Meinungen, die er anderwärts hergenommen, ſelbſt dem Auge eines ſtrengen Kritikers faſt unbemerkbar machen, wie *Spinoza* gethan, der es darin bis jetzt am weiteſten gebracht hat. Es kommt ſolchen Syſtematikern ſehr zu ſtatten, daß die Evidenz und Gewißheit ihres erſten Grundſatzes auf die daran geknüpften Folgerungen, poſitiven Ideen und Meinungen übergeht, den Schein der Inconſequenz ganz aufhebt, und dann die Pantheiſten ſelbſt von der Gewißheit ihrer Folgerungen ſo überzeugt, daß ſie nicht eher, als bis ihre Gegner ſie mit einer eben ſo großen Evidenz beſtreiten können, eines andern zu überführen ſind.

Eben in der Negativität, in der abſolut-negativen Idee, in dem Begriff (wenn man noch ſo ſagen kann) eines unbegreiflichen Nichts liegt die reelle innere Evidenz des Pantheismus, und in dieſer wieder die Schwierigkeit ihn zu bekämpfen, da es doch kein philoſophiſches Grundprincip von derſelben Evidenz gibt. NB. es verſteht ſich, zu bekämpfen, wenn er in einem poſitiven Syſtem aufgeſtellt iſt, wo die Gewißheit des Princips ſich den Folgerungen mittheilt.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung über den Pantheismus fällt dahin aus, daß, ſo wie bei den andern Aftergattungen gezeigt worden — ſie neigten mehr zu irgend einer andern wiſſenſchaftlichen Disciplin als zur Philoſophie ſelbſt — auch dieſer mehr mit einer andern Geiſtesbeſchäftigung als mit der Philoſophie verwandt iſt, nur mit dem Unterſchied, daß er, ſtatt in eine Wiſſenſchaft, in Religion übergeht. Dies bezeichnet aber eben die höhere Stelle, die er unter den Gattungen der falſchen Philoſophie einnimmt, ſo wie ſeine größere Annäherung zur wahren.

Außerdem daß der reine Pantheismus durchaus religiös iſt, in praktiſche Religioſität übergeht, iſt auch 2., noch gezeigt worden, daß der wiſſenſchaftliche zu einem poſitiven Syſtem ausgebildete Pantheismus — Realismus genannt — bei der größten Kunſt des Autors und der Schwierigkeit ihn mit derſelben Evidenz zu widerlegen, immer inconſequent iſt und ſeyn muß; man wird trotz dem ſcheinbaren ſtrengſten Zuſammenhang irgend an einer Stelle des Syſtems die Inconſequenz auffinden können.

Abſtrahirt von den myſtiſchen Pantheiſten, ſind die philoſophiſchen in neueren, ja ſelbſt in alten Zeiten, ſehr ſelten geweſen. Das relativ-conſequenteſte Syſtem des Pantheismus, ſo conſequent ein Syſtem des Pantheismus ſeyn kann, iſt das des Spinoza. Es enthält die wenigſten intellectuellen Beimiſchungen und Spuren vorhergegangener Syſteme, die doch alle wiſſenſchaftliche Darſtellungen des Pantheismus, welche nicht, wie die des Zeno, ſkeptiſch und dialektiſch, ſondern poſitiv enthalten und enthalten müſſen; es ſey denn, daß an den erſten Satz andere blos ſubjective und intellectuelle ganz loſe angeknüpft wurden, wie das bei einigen auch unter den Philoſophen der neuern Zeit der Fall geweſen iſt.

Abgeſehen von den andern Syſtemen des Realismus, welche verhältnißmäßig viel mehr Beſtandtheile der intellectuellen Philoſophie enthalten, iſt doch in dem reinſten wiſſenſchaftlichen Pantheismus, dem des Spinoza, noch eine ſtarke Beimiſchung von intellectueller Philoſophie, nämlich aus der des Descartes.

Daß der Realismus blos Beimiſchungen und Beſtandtheile der intellectuellen Philoſophie, oder Beziehungen auf dieſelbe, enthalten könne, geht aus dem Character dieſer Denkart ſelbſt hervor.

Die ihm zu Grunde liegende Idee der unendlichen Realität ſetzt ihn nicht allein über und entgegen dem Empirismus und Materialismus, ſondern außer aller Beziehung mit dieſen Arten; er verträgt ſich durch dieſelbe blos mit dem Idealismus (dem Skeptiker iſt er ohnehin durch ſeine Evidenz ganz diametral entgegengeſetzt). — Soll es ihm alſo nicht ganz an objectivem Stoff ermangeln, da ja der reine Pantheismus ganz inhaltsleer, gehalt- und eigenſchaftslos iſt, ſo muß wohl die einzige mit ihm verträgliche Denkart in die poſitive Darſtellung deſſelben nothwendig übergehen.

Eine durch ihre viel größere Einmiſchung von intellectueller Philoſophie als gewöhnlich ausgezeichnete eigene Art von Pantheismus mag hier noch erwähnt werden. Sie exiſtirte bei den letzten Griechen, den Neuplatonikern. Dieſe ſuchten drei verſchiedene Philoſophien zu vereinigen, die des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles (weshalb ſie auch Sykretiſten genannt wurden). Sie neigten ſehr zum Pantheismus und in Plotin iſt es wirklicher Pantheismus d. h. Realismus geworden, durch den Weg, auf dem ſie zum Pantheismus gelangten; indem ſie nämlich von der intellectuellen Philoſophie dazu übergingen, mußte wohl ihr Syſtem mehr als alle andere mit Idealismus vermiſcht werden.

Plotin hat mit *Spinoza* denſelben Grundſatz: Geiſt und Materie ſtammen beide aus einem höheren Weſen ab; dieſes, die *Gottheit*, *könne aber weder Geiſt noch Materie* ſeyn, eines von beiden von ihr zu denken, ihr eines von dieſen Prädicaten beizulegen, iſt der Gottheit ganz unwürdig.

Im übrigen iſt aber dies Syſtem ſo ſehr mit intellectueller Philoſophie gemiſcht, daß es mit allen andern alexandriniſch-pantheiſtiſchen Syſtemen, wovon es das conſequenteſte und reinſte, zwiſchen dem eigentlichen Pantheismus und Idealismus zu ſetzen iſt.

Daß nun der Uebergang zur Charakteriſtik der intellectuellen Philoſophie gemacht werde, folgt ganz natürlich, da, eben weil der Pantheismus einerſeits mit keiner der gemeineren Arten von Philoſophie, weder mit dem Empiriſmus noch dem gewöhnlichen Materialismus, noch dem gemeinen Skepticismus in irgend einer Gemeinſchaft ſtehen kann, andrerſeits ſelbſt aus der höchſten Quelle der wahren intellectuellen Philoſophie gefloſſen, er der intellectuellen Philoſophie am nächſten zu ſetzen iſt. Das einzige, was ihn von ihr unterſcheidet, iſt, daß er, durch die Evidenz und Gewißheit der höchſten abſoluten Intenſivität irre geleitet, ſtatt der poſitiven, die negative Erkenntniß für die einzige wahre hält.

Von der intellectuellen Philoſophie überhaupt.

Die intellectuelle Philoſophie iſt in Rückſicht auf ihre Verhältniſſe zu den andern Arten am meiſten entgegengeſetzt dem *Empiriſmus*, indem nämlich ihr erſter Anfang über das Gebiet, worauf dieſer ſich beſchränkt, hinausgeht, ſie überhaupt nicht ohne Vorausſetzung unſichtbarer Geiſteskräfte anfangen kann.

Ferner iſt ſie entgegengeſetzt dem *Materialiſmus*: ſie gibt dem Geiſt den Vorzug vor der Materie, wenn ſie nicht gar als Idealiſmus das Daſeyn derſelben ganz leugnet, ihr ein ganz ſecundäres abgeleitetes Daſeyn gibt und behauptet: die Materie käme aus dem Geiſt, habe blos Realität im Geiſt.

Die ſich hier ergebende Unterſcheidung zwiſchen Idealiſmus und Intellectual-Philoſophie überhaupt mag zur beſſern Verſtändigung des folgenden in etwas näher beſtimmt werden.

Bisher iſt Intellectual-Philoſophie und Ideal-Philoſophie in einer und derſelben Bedeutung gebraucht worden. Die Intellectual-Philoſophie theilt ſich aber wieder in zwei verſchiedene Arten; ſie leugnet entweder alle Materie, erklärt ſie nur für Schein, leitet alles aus einem geiſtigen Princip her: dann iſt ſie *Idealiſmus*, oder nimmt urſprünglich Materie neben dem Geiſt, alſo zwei Principien an, gibt aber dem Geiſt durchaus den Vorzug, läßt die Materie von ihm bilden, dann iſt ſie *Dualiſmus*, und zwar, zur Unterſcheidung von dem materialiſtiſchen, *intellectueller Dualiſmus*. Dieſe Benennungen werden nun in folgender Charakteriſtik durchgehend in dieſer Bedeutung gebraucht werden, welche ſich dann auch daraus ausführlich und beſtimmter ergeben wird.

Kehren wir nun zurück zur Vergleichung der Intellectual-Philoſophie mit den andern Arten, ſo iſt ſie dem Skepticiſmus ebenfalls entgegengeſetzt, denn ſie iſt, als ein Verſuch, das Verhältniß des Geiſtes und der Materie zu einander zu erklären und im Univerſe nachzuweiſen, inſofern ſie eine beſtimmte Conſtruction des Univerſums geben oder doch verſuchen ſoll, entweder wie die Materie aus dem Geiſt komme, wie die Lehre der Materie im Geiſt entſtehe, oder wie ſie dem Geiſt untergeordnet ſey, [illegible] beherrſcht und geordnet werde? ganz dogmatiſch.

Der Gegenſatz wäre ſchon damit hinlänglich bewieſen, daß ſie ein Verſuch iſt, zur poſitiven Erkenntniß der höchſten Realität zu gelangen.

Eben dies ſetzt ſie aber auch dem Pantheismus entgegen, welcher nur eine negative Erkenntniß der höchſten Realität zugibt.

Alle dieſe Gegenſätze ſind jedoch nicht abſolut; es gibt eine Seite der intellectuellen Philoſophie, von welcher ſie mit jenen Syſtemen nicht gerade im Widerſpruch iſt, oder doch nicht im Widerſpruch zu ſeyn braucht. Auf eine gewiſſe Weiſe verträgt ſie ſich mit allen, wie wir dies auch ſchon bey der Charakteriſtik jeder einzelnen Gattung gefunden haben. — Der höhere Empirismus, als Lebensphiloſophie, der dynamiſche Materialismus, der höhere Skepticismus und der zum Realismus ausgebildete Pantheismus können füglich mit der intellectuellen Philoſophie beſtehen.

Aber eben weil ſie alle andere Gattungen in ſich aufnehmen kann, und die univerſellſte, umfaſſendſte, reichſte von allen Philoſophien iſt, entſtehen manche Widerſprüche gegen dieſelbe, und geht aus ihr oft eine neue Skepſis hervor, wie z. B. eine ſolche, die dem menſchlichen Verſtand nur eine theilweiſe Unwiſſenheit zuſchreibt, und dieſe Behauptung mit einer Theorie des Erkenntnißvermögens verknüpft, ſie daraus zu erklären, zu beweiſen ſucht. So war es bei Plato und neuerdings bei Kant.

Daher iſt denn auch eine Skepſis, wenn ſie, wie jene von höherer Art, nicht eine ganz dogmatiſche iſt, gar nicht mit der intellectuellen Philoſophie ſo ſehr unverträglich; im Gegentheil iſt der Zweifel an der Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes ganz natürlich und oft ſehr fruchtbar. Zu welchen ſchönen Reſultaten führt er nicht? Er pflegt meiſt auch ſchwankende

Syſtemen der intellectuellen Philoſophie mehrere ſolcher Skeptiker aufzutreten, die ſehr intereſſant ſind, zu neuen Hypotheſen führen u. ſ. w.

Anmerk. Die Griechen waren ſelbſt von Plato ungewiß, ob ſie ihn zu den Dogmatikern oder den Skeptikern zählen ſollten? Er drückte ſeinen Zweifel über die Unvollkommenheit des menſchlichen Geiſtes ſo aus: „wir können das Poſitive, Reelle und Höchſte blos negativ erkennen; blos das Negative, Unreelle vermögen wir poſitiv zu erkennen.“ — Kant iſt auch in dem theoretiſchen Theile des Erkenntnißvermögens durchaus ſkeptiſch; ſeine ſkeptiſche Behauptung: „die einzige Gewißheit der Erkenntniß ſei blos durch ſinnliche Eindrücke möglich u. ſ. w.“ muß, ohne ſich auf die Richtigkeit beider Meinungen einzulaſſen, doch wohl der ſinnreicheren des Plato nachſtehen.

Uebrigens ſind auch aus dieſer Denkart die größten merkwürdigſten Syſteme hervorgegangen. Sie kann es von allen am erſten und beſten zu dem bringen, was die Philoſophie ſucht, nämlich zu einem Syſtem, ſie iſt weit fähiger dazu, als der Pantheismus und alle andern Arten.

Keine von den bisher characteriſirten Gattungen der Philoſophie hat es in moraliſcher Rückſicht zu ſo hohen und ſchönen Reſultaten und Ideen gebracht, als die intellectuelle Philoſophie.

Selbſt in formeller und äſthetiſcher Hinſicht, abgeſehen von der innern Wahrheit ſelbſt, iſt ſchon das, was bisher in der intellectuellen Philoſophie geſchehen, bei weitem das Vorzüglichſte und Befriedigendſte.

Warum aber eben in dieſer Denkart ſo viele verſchiedene Syſteme entſtanden, die immer divergiren, ſo mangelhaft und unvollkommen ſind, daß gegen das vollkommenſte immer noch unzubeantwortende Einwürfe gemacht werden können, dies Problem muß die folgende Charakteriſtik löſen. Die Auflöſung deſſelben wird dann zugleich die Wege beſtimmen, welche man zur Vermeidung dieſer Unvollkommenheiten einzuſchlagen hat, und ſomit auch den Standpunkt anweiſen, von wo aus die eigene Philoſophie anzuheben hat.

Beide Gattungen der unvollkommenen Philosophie laſſen ſich aus beiden an einigen Philoſophen zeigen, die als Repräſentanten der einen oder andern Gattung gelten können. Durch die Charakteriſtik der ausgezeichnetſten vorzüglichſten erſchienenen Syſteme werden zugleich auch der Dualismus und Idealismus überhaupt charakteriſirt.

Erſterer findet ſich durchgehends mehr und faſt ausſchließend bei den Alten, d. h. bei den Griechen; denn keine ältere Philoſophie als die griechiſche iſt uns hinlänglich bekannt, ja die Fülle der Erfindungen in dieſer Gattung iſt bei den Griechen ſo groß, daß ſich hiſtoriſch nachweiſen ließe, daß alles, was die Neuern vom intellectuellen Dualismus vorbringen, größtentheils von den Alten entlehnt iſt.

Dahingegen iſt der Idealismus, als ein Product der einſeitigen, ſich in ſich ſelbſt reflectirenden Vernunft, faſt ausſchließend der neuern Zeit eigen; bei den Griechen finden ſich nur wenige einzelne Spuren davon.

Zur Charakteriſtik des intellectuellen Dualismus iſt uns vor allen andern die **platoniſche Philoſophie** geeignet. Die pythagoreiſche und ariſtoteliſche iſt wohl eigentlich, in den Hauptprincipien verglichen, mit ihr eins; — die Zahlen des Pythagoras und die Formen des Ariſtoteles ſind wohl daſſelbe, was die Ideen Plato's —; aber von der pythagoreiſchen Philoſophie ſind uns faſt nur Trümmer, wenigſtens nicht zur Beurtheilung hinlängliche Urkunden übrig geblieben, und Ariſtoteles iſt, obgleich wir noch Werke genug von ihm beſitzen, bei den vielen Verſtümmelungen, die mit denſelben vorgegangen, noch nicht gehörig unterſucht, berichtigt und geläutert, um davon bei einer ſolchen Charakteriſtik Gebrauch machen zu können.

Vom intellectuellen Dualiſmus.

Plato nimmt an, daß alle Dinge, die wir ſehen und vernehmen, nach geiſtigen Urbildern gebildet — alle Weſen aber doch nur unvollkommene Abbildungen jener vollkommenen Urbilder ſeyen — und daher wäre blos das Wahrheit, was ſich in ihnen von den Urbildern finde. Dieſe erkenne der Menſch nur inſofern, als er ſie in einem frühern Zuſtand angeſchaut: er habe nur eine dunkle Erinnerung davon, welche in ihm erwache, wenn er Dinge ſehe, die den Urbildern gleichen, oder von ihnen etwas an ſich tragen (d. h. etwas Wahres in ſich haben.)

Es ſteht alſo auf dieſe Weiſe die Lehre von der Erinnerung mit der Lehre von den Ideen in Verbindung.

Aus dieſer Erinnerung an die Ideen, welche zufällig durch Anſchauung ſolcher Dinge erwacht, die einige Aehnlichkeit mit denſelben an ſich tragen, folgt nothwendig auch die Annahme einer intelligibeln Welt als einer in Beziehung auf uns früheren — im Gegenſatz mit der jetzigen ſinnlichen, geſehenen, irdiſchen Welt.

Die Urbilder ſind nicht einzeln, ſondern machen eine verbundene Geiſterwelt aus, in der wir vor unſerer jetzigen Exiſtenz in der Nähe der Götter die Urbilder anſchauten; wir haben davon aber freilich nur eine dunkle Erinnerung, alſo auch nur eine ſchwankende, bedingte, unvollkommene Erkenntniß.

Aus allem dieſem iſt einleuchtend, daß Plato das Bewußtſeyn höher als das Seyn, den Geiſt über den Körper ſetze, ſo daß jene Vorſtellung nothwendig darauf führen muß, ſich die Gottheit als vollkommenſte, unbegränzteſte, allumfaſſendſte Intelligenz — als höchſten, vollkommenſten Verſtand zu denken, aus dem alle Urbilder entſprungen ſind, der ſie hervorgebracht und alle Dinge danach gebildet hat; nur ſind nach Plato die Welt und alle Dinge von der allvollkommenen Intelligenz aus einer urſprünglich vorhandenen Materie gebildet, und darin liegt dem und eigentlich die Unvollkommenheit dieſer Schöpfung, ſo wie auch aller Intellectual-Philoſophen, d. h. dualiſtiſchen Syſteme.

Daher kann Plato als Beiſpiel ſämmtlicher dienen, warum die Intellectual-Philoſophie immer unvollkommen geblieben; es läßt ſich an ihm am beſten zeigen, weil er von allen Intellectual-Philoſophen der intellectuellſte iſt.

Dieſes Syſtem verfehlt ſeinen ihm eigenthümlichen Zweck, dem Geiſt vor dem Körper den Vorrang zu geben — es erzeugt keine Einheit des Princips — der anfänglich ſcheinbare Idealismus verfällt in Dualismus, es werden nothwendig zwei Principien angenommen, der Geiſt wird durch die Materie bedingt und ihr nur untergeordnet, die Materie als das erſte und Starke angeſehen — denn ſchaffen ſie der Gottheit ewige Schranken und Grenzen ſetzt, iſt ſie über den Geiſt, hat daher ſonach den Vorrang.

Die Thätigkeit des göttlichen Verſtandes iſt daher durch die urſprüngliche Beſchaffenheit dieſer Materie unendlich bedingt, denn der Materie mußten ja urſprüngliche Geſetze beiwohnen, und ſo legt gleichſam ein Zaum die Zucht über den höchſten Verſtand ein; — man preiſe die Kunſt bei der Bildung, die Macht und Weisheit des Schöpfers noch ſo ſehr, die Unvollkommenheit der Materie ſetzt ihm ewige unüberwindliche Grenzen; — das erſte unbedingt Herrſchende iſt die ewige uranfängliche Materie. Daraus läßt ſich nun leicht alles Uebel erklären, wie denn auch Plato aus der Unvollkommenheit der Materie alles Uebel in der Welt erklärt hat. So wie die Gottheit die Quelle alles Guten, ſo ſind die Schranken, welche die Unvollkommenheit der Materie der Gottheit ſetzt, die Quelle alles Uebels, es wird dadurch nicht allein die Kraft, ſondern ſelbſt der höchſte, ſouveräne, göttliche Weltverſtand einer unüberwindlichen, unabänderlichen, unvermeidlichen Schranke und Nothwendigkeit unterworfen; denn die Materie iſt doch immer ſtärker als der göttliche Verſtand, da er trotz aller Kunſtfertigkeit und höchſten Weisheit jene Unvollkommenheit nicht zu heben vermag, auch das Uebel, das nothwendig aus ihr entſpringt, ja ſie ſchreibt dem Guten vor, iſt alſo an dieſer Stelle ergentlich zur Gottheit erheben, während es doch darauf ausgeht, gerade umgekehrt den Geiſt über die Materie zu erheben. —

Der Grund nun dieſes Mißlingens, und warum alle Intellectual-Philoſophen, während ſie ſich beſtreben, den Geiſt über die Materie zu erheben, doch immer zwei Principien neben einander aufſtellen, liegt in der Natur der Intellectual-Philoſophie, ja ſchon in dem Namen derſelben.

Eine Intelligenz iſt nämlich durchaus nicht denkbar, kann unmöglich ſtatt haben, active nicht ohne eine Materie, ein Object, das ſie bilden möchte, oder paſſive nicht ohne ein Object, das ſie anſchauen möchte — das aber nicht ſie ſelbſt iſt. Nun iſt aber etwas, das außer ihr iſt — vor ihr, daher über ihr, folglich dieſer Fehler, wenn man einmal die Prämiſſe zugibt, „daß die Intelligenz, der Verſtand das Höchſte," ganz unvermeidlich.

Wie denn auch bisher alle Verſuche, die Welt und Natur aus dem Verſtand herzuleiten und zu bilden, mißlungen ſind.

Indeſſen ſind die Intellectual-Philoſophen, inſofern ſie überhaupt die Tendenz haben, etwas Geiſtiges über die Materie zu ſetzen und als das Höchſte anzuſehen, doch auf dem rechten Weg; nur iſt damit nicht viel gegen den Materialismus gewonnen, da jener Dualismus doch nur eine Art geiſtiger Materialismus iſt.

Wäre demnach das menſchliche Bewußtſeyn wirklich blos Verſtand und Intelligenz, ſo würde man eben zu keiner höhern Philoſophie als dieſem Dualismus, d. h. blos zu einem höhern Materialismus gelangen können.

Man müßte alſo, wenn man übrigens annehmen kann, daß es in der Natur ſo beſchaffen, wie in uns ſelbſt, daß wir nach unſeren Fähigkeiten, unſerem Geiſt u. ſ. w. ein wiewohl unvollkommenes Ebenbild Gottes ſeyen, verſuchen, ob das erſte Princip der Philoſophie, ſtatt aus dem Erkenntnißvermögen, nicht beſſer aus einem andern menſchlichen Vermögen, ob nicht aus dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen, aus dem Vermögen zum Trieb abzuleiten, und ſo jene Unvollkommenheit zu vermeiden wäre.

Es fielen vielleicht, wenn man dieſen einzig noch übrigen Weg einſchlagen, die Quelle und Wurzel des Bewußtſeyns, des Gefühls- und Vorſtellungsvermögens finden wollte, manche der bisherigen Schwierigkeiten ganz weg.

Der Verfaſſer würde, um es vorläufig kurz zu ſagen, von dem der Intellectual-Philoſophie entgegenſtehenden, den ihr ganz entgegengeſetzten Weg bezeichnenden einen Satz vorgeben müſſen: Gott iſt die Liebe.

Dies iſt, wenn es ja den rechten Sinn haben ſoll, der Intellectual-Philoſophie geradezu entgegengeſetzt. Auf dieſe Weiſe wird nicht die Vernunft, der Verſtand für das Höchſte genommen, ſondern die Liebe; aus dieſer wird der Verſtand erſt hergeleitet, nicht umgekehrt, wie bei Plato, die Liebe aus dem Verſtand, wo ſie denn auch etwas ſehr Untergeordnetes iſt.

Aus dem Vorhergehenden haben wir hinlänglich geſehen, daß die Intellectual-Philoſophie ihren Zweck, den Geiſt über die Materie zu erheben, unmöglich erreichen kann, es ſei denn, daß die Materie ſich aus dem Geiſt ableiten laſſe; ſoll ſie ihm recht eigenthümlich untergeordnet ſeyn, ſo muß ſie auch vom Geiſt erſchaffen ſeyn. Bei der Vorſtellung: der Verſtand iſt der höchſte Geiſt, die Gottheit, iſt aber das Problem nicht zu löſen; der Verſtand kann nicht erzeugen, ſchaffen, er kann nur bilden. Daher haben ſich denn auch alle Intellectual-Philoſophen den Satz: Gott hat die Welt aus Nichts erſchaffen, bisher noch nicht recht erklären können.

Dahingegen wird es eher gelingen, zu zeigen, wie aus der Liebe Leben, und aus dieſem eine körperliche Organiſation hervorgehe, entſtehe; wir brauchen heutzutage nicht einmal mehr die Philoſophie, um dies zu wiſſen: ſchon die Phyſik hat uns gezeigt, daß Liebe Leben, und dieſes körperliche Organiſation hervorbringen könne. —

Obſchon nun dieſer neue Verſuch, das Entſtehen des Geiſtes und der Materie aus der Liebe, als ihrem gemeinſchaftlichen Princip, zu erklären, noch nicht vollkommen befriedigend aufgeſtellt werden, und noch manche Einwürfe möchte leiden können, ſo iſt denn doch dieſe Vorſtellungsart verhältnißmäßig wahrſcheinlicher und befriedigender, als jene, deren Unzulänglichkeit ſich gleich bei der erſten Betrachtung kund that.

So wie nun die alten Intellectual-Philoſophen vor Plato und dieſer ſelbſt ausgingen von einer übermäßigen einſeitigen Bewunderung und Verehrung des Verſtandes, der Intelligenz, der Idee, der intelligibeln Welt — der Idee eines unendlich erhabenen Verſtandes, der ſie nachzuforſchen ſuchten, kurz von einer Bewunderung alles deſſen, was vom Verſtand ausgeht; ſo gingen die neueren von dem entgegengeſetzten Punkt, von der Verachtung des Körpers und der körperlichen Eindrücke, als welche ſich nur in Schein und Tauheit auflöſen, aus; der Einfluß des Chriſtenthums mag wohl viel dazu beigetragen haben, daß ſie gerade dieſen Weg einſchlugen.

Wiewohl nun beide ihre Philoſophie von ſehr verſchiedenen Punkten anheben, ſo treffen ſie dennoch in dem eigentlichen Hauptprincip zuſammen. Jene nahmen freilich eine urſprüngliche Materie an, und dieſe leugnen ſie gänzlich, aber darin ſind ſie doch eins, daß der Verſtand, die Intelligenz das Höchſte und Erſte. Dies kann aber unmöglich durchgeſetzt werden, wie früher gezeigt worden; eine Intelligenz kann nicht ſtatt haben ohne Materie; daher iſt es denn auch den neueren, den Idealiſten, welche ſich beſtreben, die Materie ganz wegzuleugnen, nie gelungen, ſie haben dieſelbe, wenn auch unter einer veränderten Geſtalt, doch immer wieder in die Philoſophie hereingeführt, konnten es, welches auch der eigentliche Grund des Mißlingens aller intellectuellen Philoſophie überhaupt iſt, nie zur Einheit des Princips bringen, ſahen ſich am Ende doch immer genöthigt, neben der Intelligenz noch ein anderes, alſo zwei Principien anzunehmen.

Anmerk. Im Einzelnen ſind freilich, was aber hier nicht einmal in Rückſicht zu kommen braucht, auch manche Einwürfe gegen die Intellectual-Syſteme gemacht worden. So hat man z. B. gegen die Ideenlehre Plato's eingewendet: ob es auch für alles Mögliche Urbilder gebe? Wollte man dies zugeben, ſo würden daraus wirklich Ab-

ſurditäten folgen, indem es dann nicht nur eine Schön-
heit, Wahrheit u. ſ. w., ſondern auch eine Falſchheit und der-
gleichen geben müßte.

Weil nun im erſten Princip der Intellectual-Philoſo-
ie ein Fehler liegt, müſſen nicht nur alle Verſuche darin un-
llkommen bleiben, ſondern es ſind eben deswegen unbeſtimmt
le Verſuche darin möglich. Alle in dem Idealismus mögli-
Syſteme laſſen ſich nicht a priori beſtimmen; es kann de-
immer ſo viele geben, als große originale Selbſtdenker
ſtehen — denn eine Stätigkeit der Entwicklung, die ſich wohl
chweiſen läßt, iſt noch keine vollſtändige Aufſtellung aller
glichen Fälle a priori.

Will man ſich den Grund erklären, warum die intellectu-
en Philoſophen von den verſchiedenen Zweigen des Bewußt-
yns gerade dem Verſtand den Vorzug geben, ſo muß man ihn
dem beſondern Zuſtand des Philoſophen überhaupt ſuchen.
t er blos Philoſoph, ſo wird er von allen ſeinen Vermögen
s Erkenntnißvermögen am meiſten brauchen und bilden u. ſ. w.
ies iſt ſeinem Geſchäft angemeſſen, und mag auch ſo ſeyn,
er es iſt deswegen nicht zu leugnen, wie dadurch eine na-
rliche Partheilichkeit und Einſeitigkeit für einen beſondern
heil des Bewußtſeyns entſteht, für denjenigen, den er am
eiſten übt, worin er am meiſten bewandert iſt, und zwar ſo,
aß er ihn über die andern ſetzt, dem Verſtand, als der bei
m herrſchenden und überwiegenden Kraft, durchaus den Vor-
ng gibt, das Vermögen der Triebe und Gefühle ganz herab-
gt und höchſtens nur als ein niederes Erkenntnißvermögen
lten läßt.

Wir finden daher auch, daß die alten intellectuellen Phi-
oſophen in der Pſychologie jene Intellectualität auf das Höchſte
etrieben, dagegen dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen die
iedrigſte Stufe angewieſen, daſſelbe faſt ganz verworfen, ja
t als ein eigenes Vermögen geleugnet, und es auf das
rkenntnißvermögen reduzirt haben. Wenn dieß auch bei Plato
och nicht völlig, ſo iſt es doch deſto mehr der Fall bei den
Stoikern, in deren Moral daher auch ſo viele Sonderbarkei-

ten vorkommen; ſie iſt durchaus ſtreng, ganz aus dem Verſtand abgeleitet.

Wir kehren von dieſer Excurſion zurück zu dem ſchon vorhin vorbereiteten Uebergang zu der Charakteriſtik der zweiten Gattung intellectueller Philoſophie, dem Idealismus.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die alten und neuen intellectuellen Philoſophen, die Dualiſten und Idealiſten, im Weſentlichen ſo ſehr nicht von einander verſchieden ſind, nur daß ſie von verſchiedenen Punkten ausgingen.

Die Idealiſten fingen, freilich ganz verſchieden von den Dualiſten, damit an, die äußere Welt zu leugnen, oder ſie nur für Schein zu erklären; aber eben hierdurch wurden ſie zur Annahme einer intelligibeln Welt getrieben, wodurch ſie ſich denn auch wieder den alten Intellectual-Philoſophen näherten.

Von dieſen erklärten (um dies beiläufig zu bemerken) zwar auch einige oft die ſinnliche Welt für eine Welt von Schein und Täuſchung, ſo daß ſich bei ihnen mehrere idealiſtiſche Ideen finden; indeſſen iſt denn doch dieſe Anſicht in der alten intellectuellen Philoſophie durchaus nur ſecundär, aber in den neuern die erſte und vorzüglichſte; — um dieſes näher zu zeigen, folgt die Charakteriſtik des

Idealismus,

wozu wir uns auch hier hiſtoriſcher Beiſpiele, und zwar zu beſſerer Einſicht ſeiner nach und nach erfolgten Entwicklung, ſtatt eines einzigen Syſtems, einer kurzen Ueberſicht aller bis hieher vorhandenen idealiſtiſchen Syſteme der neuern Zeit bedienen.

Bei der Ueberſicht der allmäligen Ausbildung und Vervollkommnung der neueren Ideal-Philoſophie iſt es wichtig, zwei Umſtände zu bemerken, welche viel zu dieſem Idealismus beigetragen haben.

1. War und wurde man beſonders auch durch die Fortſchritte der Phyſik immer mehr darauf geführt, daß alle ſinnli-

e Vorſtellungen ſubjectiv, individuell, voll Illuſionen ſeyen
d nicht die objective Beſchaffenheit der Gegenſtände zeigten.

2. War durch den Einfluß des Chriſtenthums von der frü-
ſten Zeit her eine faſt allgemeine Verachtung der Sinnlichkeit
erbreitet werden.

So war z. B. Berkeley bloß durch Religioſität ein Idea-
ſt; bei Malebranche und Leibnitz iſt der Einfluß der chriſtli-
en Kirchenväter ſichtbar, ſie haben ihr Syſtem meiſt aus die-
n genommen.

Der neuere Idealismus nimmt ſeinen Anfang von Descar-
es; ſein Syſtem iſt, inſofern er Geiſt und Materie neben ein-
nder beſtehen läßt, eigentlich abſoluter Dualismus und da-
er drehen ſich auch alle Syſteme der folgenden Idealiſten um
ie Hypotheſe, wie zwei ſo disparate Dinge auf einander wir-
en, wie der edle Geiſt mit etwas ſo ſchlechtem, untergeord-
etem, geringem, niederem als die Materie, in Verbindung,
n Gemeinſchaft treten könne.

Malebranche leugnete zwar noch nicht die Exiſtenz der
Körper, war darüber ſehr ungewiß und bezweifelte ſie; er
uchte jenes Problem zu löſen, indem er alle Vorſtellungen von
örperlichen Dingen durch ein beſtändig fortwährendes Wunder
Gottes entſtehen und im Menſchen erregen ließ, und zwar ſo
daß ſie denſelben entſprächen und gemäß wären; der Menſch,
oder beſſer der Geiſt, könne nie mit den Körpern in Berührung
gerathen — beide ſtehen außer aller Connexion, er könne wei-
ter nichts als die von der Gottheit in ihm erregten Vorſtellun-
gen von den Körpern haben.

Berkeley leugnet alles Körperliche ganz poſitiv; er läßt
die Vorſtellungen davon durch willkürliche Einwirkungen der
Gottheit entſtehen, aber er iſt doch wie jene nur ein halber
Idealiſt; ſein Syſtem geht eigentlich vom Empirismus aus.
Da der Empiriſt immer nur ſinnliche Eindrücke hat, der Gegen-
ſtand ſelbſt aber hinter dem Eindruck verborgen liegt, immer
vor dem Auge des Beſchauers ſteht, ſich nie erreichen läßt, ſo
iſt es ſehr natürlich, daß er leicht auf die Meinung kommen
könne: ein höherer Geiſt laſſe dieſe Vorſtellungen in uns er-

ſtehen, indem es doch viel begreiflicher, wie ein Geiſt auf den andern wirken, als wie ein ſo ganz fremder unbekannter Gegenſtand in den Geiſt hineinkommen, hineinſteigen könne.

Die Vorſtellung einer moraliſchen Gottheit liegt gar nicht in dieſem Syſtem — ſie muß anderwärts her dazu genommen werden. Berkeley hatte ſie aus der chriſtlichen Religion, und dieſe ſchützte ihn vor einer ſchrecklichen, furchtbaren, gränzenloſen Schwärmerei, wozu, wie man leicht einſieht, der Empirismus auf jene Art in dem Kopfe eines ſtarken, geiſtreichen Menſchen, wenn er nicht die Vorſtellung einer moraliſchen Gottheit hat, ausarten kann. Ohne dieſe Vorſtellung iſt er nothwendig den willkürlichen Einwirkungen und Zaubereien unbekannter Geiſter und Geſpenſter, und dadurch der furchtſamſten ſchwankendſten Imagination ausgeſetzt; je geiſt- und phantaſiereicher der Menſch, deſto gränzenloſer die Schwärmerei, deſto gefährlicher das Syſtem.

Leibnitz machte freilich den Verſuch, alles in Geiſt aufzulöſen, er nahm keine anderen als Vorſtellungskräfte, nichts als Geiſtiges, keine Dinge außer dem Geiſte an; nur war in dieſen Vorſtellungskräften — Monaden — eine unendliche Gradation; es gab tief ſchlummernde und im höchſten Grad wachende, lebendige Monaden, und vermöge dieſer erklärte er das Weſen der Körper: das Subſtrat der Körper ſey nämlich eine unendliche Anzahl von Monaden, in denen das Bewußtſeyn noch ſchlummere, die auf der unterſten Stufe des Bewußtſeyns ſtünden (aber, wie alle Monaden, einer unendlichen Entwicklung fähig wären). Es läßt ſich nun zwar nicht leicht begreifen, wie eine unendliche Anzahl ſchlummernder Geiſter uns z. B. die Vorſtellung eines Tiſches geben könnte? aber noch eine größere Schwierigkeit liegt darin, daß er jede Monade für ein abgeſchloſſenes Ganze, gleichſam für eine eigene, für ſich beſtehende Welt anſah, ganz und gar keine Gemeinſchaft unter denſelben beſtehen ließ, ſomit durch die Trennung zwiſchen Monade und Monade in anderer Geſtalt jene Descartiſche Spaltung zwiſchen Geiſt und Körper wieder einführte, und ſich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzte, ebenfalls, wie ſeine Vorgänger, die Verbindung durch eine willkürliche Hypotheſe zu erklären — er nahm dazu auch ein Wunder; nur iſt es bei ihm ein urſprüngliches bei Erſchaffung der Welt, als habe Gott gleichſam zwei Uhren zugleich geſtellt, beide in Harmonie gebracht.

Da Leibnitz überhaupt in der Darſtellung ſeiner Philoſophie ziemlich confus iſt, ſo möchte man, da er meiſt von der Verbindung des **Geiſtes** mit dem **Körper** ſpricht, leicht glauben, er habe, was dem obigen widerſpräche, eine abſolute Verſchiedenheit zwiſchen Geiſt und Materie angenommen. Dieſes iſt aber nicht der Fall, er redet nur nicht von der Nicht-Exiſtenz der Materie, ſie iſt aber aus ſeiner ganzen Philoſophie klar; — die **Trennung** (nicht die **Verſchiedenheit**) beſteht blos zwiſchen den Monaden, aber ſo, daß ſich ohne die Hypotheſe von der **präſtabilirten Harmonie** gar nicht einſehen läßt, was ſie mit einander gemein haben, wie ſie auf einander wirken u. ſ. w.

> **Anmerk.** Spinoza hat ſeinem Syſtem gemäß die Schwierigkeit dadurch gehoben, daß er Materie und Geiſt eins und daſſelbe ſeyn läßt, als eine Sache, die zwei Seiten hat, ſo daß alſo Materie und Geiſt nur relativ ſind. Schelling, der den Spinoza zu ergänzen geſucht, ſteht gleichſam in der Mitte zwiſchen beiden.

Leibnitzens eigentliches Syſtem iſt alſo eben nicht ſehr vorzüglich, und beſonders wenig befriedigend. Es beruht zuerſt auf einer unhaltbaren Hypotheſe, deren Mangelhaftigkeit ſich ſchon gleich dadurch kund thut, daß er ſie ſelbſt durch eine noch willkürlichere unterſtützen muß; er trennt ſeine Geiſterwelt ſo, daß kein Geiſt, keine Monade mit andern Zuſammenhang hat, es ſey denn daß er von Gott durch ein Wunder beſtimmt werden!

Intereſſanter und idealiſtiſcher ſind andere einzelne Ideen von ihm, wie die, welche ſchon vorhin berührt, von der unendlichen Gradation, der unendlichen Entwicklungsfähigkeit des Bewußtſeyns. Dann auch das Princip, den Geiſt nur aus dem Geiſt, die Seele nur aus der Seele zu erklären, wie ſich dabei ſeiner Idee von den unbewußten Vorſtellungen äußert. Dawie in den Vorſtellungen des menſchlichen Geiſtes eine unaufhörliche Thätigkeit herrſcht, der Menſch ſogar im Schlaf Vorſtellungen hat, ſo iſt auch jede einzelne, ja die tiefſt ſchlummernde Monade nie ohne Thätigkeit, wenn auch unbewußt. Bei den unbewußten Vorſtellungen werden, wie bei der ſchnellen Execution einer Muſik man ſich nicht der Regeln und Geſetze erinnert, die man beobachtet, ſo auch die geſetzmäßigen Functionen gleichſam in einer Geſchwindigkeit verrichtet, ohne daß man es bemerkt.

Ueberhaupt iſt das in allen ſeinen Ideen ſichtbare Princip der unendlichen Fülle und Mannichfaltigkeit, d. i. das Princip der Thätigkeit, dasjenige, was ihn am meiſten zum Idealiſten macht, es iſt wenigſtens das am meiſten Idealiſtiſche in ſeiner Philoſophie.

Kant kann eigentlich nicht ein Idealiſt genannt werden, da er Gegenſtände außer dem Ich annimmt, die den Stoff zu den Vorſtellungen liefern, wozu das Ich aber nur nach urſprünglichen Geſetzen die Form gibt; — anfänglich ſchien er auch die Materie aus dem Geiſt ableiten zu wollen, nachher aber im Verfolg ſeiner Philoſophie iſt er beſtimmt zu dem Ding an ſich und der Erfahrung zurückgekehrt. Sein Eigenthümliches, — als Idealiſt, wenn er ſo heißen ſoll, iſt, daß er die ſubjective Vorſtellungsart, den ſubjectiven Schein in den Vorſtellungen, den er mit den übrigen Idealiſten annimmt, in unſerem Vorſtellungsvermögen regelmäßig, d. h. nach den Grundgeſetzen unſeres Verſtandes und aus der Natur unſeres Geiſtes, zu erklären ſucht.

Unter allen dieſen iſt endlich Fichte der vollendetſte, da er nicht allein die Form, ſondern auch den Stoff der Vorſtellung aus dem Ich herleitet, im erſten Grundprincip ein vollkommener Idealiſt iſt. In der weitern Ausführung ſeines Syſtems hat er indeſſen das Ding an ſich als ein Etwas wieder in ſeine Philoſophie eingeführt, als ein Etwas, das dem Ich zu den Vorſtellungen den erſten äußern Anſtoß geben muß, auf daß es nachher alles aus ſich ſelbſt produzire; hierdurch wird aber der Anſpruch auf vollkommenen Idealismus wieder aufgehoben, da er nicht ſtatt haben kann, ſo lang er noch etwas außer dem Ich annehmen muß.

Das Reſultat dieſer Ueberſicht des Idealismus nach ſeiner allmäligen Entwicklung iſt alſo: daß alle dieſe Syſteme nicht vollkommen idealiſtiſch ſind, man müßte denn etwa Berkeley ausnehmen, der zwar alles in Geiſt auflöſt, deſſen Syſtem aber in philoſophiſcher Hinſicht, in Hinſicht auf Begründung und conſequenten Zuſammenhang von allen am unvollkommenſten iſt. Warum es nun den Idealiſten wie den Intellectual-Philoſophen nicht gelungen, ihre Abſicht zu erreichen, iſt ſchon im Weſentlichen beim Schluß des Abſchnittes von der Intellectual-Philoſophie erwähnt worden, wird ſich aber noch näher aus folgender Unterſuchung ergeben.

Den Grund der Unvollkommenheit der idealiſtiſchen Syſteme wird man finden in der Art, wie dieſelben den Schein zu erklären geſucht; bei Berkeley iſt es, ſo zu ſagen, ſein wilder, unordentlicher Schein ohne allen Zweck und Regel; bei Leibnitz wird er durch eine ganz willkürliche Hypotheſe erklärt, Kant und Fichte verſuchen ihn auf die Geſetze unſres Verſtandes zu reduziren, als regelmäßig, geſetzmäßig und nothwendig aus der Natur der Ichheit zu erklären; hier läßt ſich aber fragen: wer bürgt für die Wahrheit der Geſetze? wer hat der bedingten Ichheit die Geſetze gegeben?

Dem abſoluten Ich Geſetze geben zu laſſen, ohne etwas außer demſelben anzunehmen, das die Geſetze gibt, iſt unmöglich.

Es iſt nun wohl richtig, daß, ſo lang die Empfindung von dem äußern Gegenſtand ſelbſt immer noch verſchieden, durch eine ungeheure Kluft von ihm getrennt iſt, ganz und gar keine Aehnlichkeit mit ihm hat, — der Gegenſtand, inſofern als immer der Eindruck auf ihn übergetragen wird, nicht anders als Schein ſeyn kann, daß alſo die Vorausſetzung äußerer Gegenſtände durchaus willkürlich; — deswegen iſt aber denn doch dieſer Schein, worin die Idealiſten das Nicht-Ich auflöſen, kein ſo ganz leerer Schein. Es fragt ſich, ob es ein ſo leerer Schein ſey, daß er gar kein Seyn enthält, ihm gar kein Seyn zu Grunde liegt? Denn es gibt auch einen bedeutenden ſinnhabenden Schein, wie z. B. Bilder, Wörter u. ſ. w. Was hat z. B. das Wort Sinnlichkeit mit der Sache ſelbſt zu thun? Das Bild oder Wort, das einen Geiſt mit dem andern verbindet und in Gemeinſchaft bringt, hat doch ſelbſt gar nichts gemein mit dem Begriff, den dadurch ein Geiſt dem andern mittheilt, oder der Verbindung, in welche dadurch die beiden Geiſter mit einander treten. Ein Wort oder Bild iſt alſo, ungeachtet es gar keine Aehnlichkeit hat mit dem Gegenſtand, den es bedeutet, doch kein leerer Schein.

Hat der Idealiſt Recht zu behaupten, und es iſt ihm leicht zu beweiſen, daß die Menſchen immer in ihrem Bewußtſeyn befangen, daher die Vorausſetzung eines abſoluten Nicht-Ichs ganz irrig ſey, und alſo nichts exiſtire als Ichheit, ſo kann er doch keinen ganz leeren Schein annehmen, denn der kann ja nicht neben der unendlichen Realität beſtehen, an die doch alle Idealiſten durchaus glauben, von der ſie alle überzeugt ſind; er kann eben ſo wenig neben der unendlichen Realität, als das Nicht-Ich neben dem Ich beſtehen. Ein ſo mannichfaltiger und weit ausgebildeter leerer Schein wäre eine ganze Welt von Nichts; wie kann aber eine leere Welt von Nichts neben der Gottheit in der unendlichen Realität, wie kann ein leerer Schein in der unendlichen Realität exiſtiren?

Wollte man daher der willkürlichen Erdichtung und Vorausſetzung in der Philoſophie einmal ſo viel Spielraum geben, als doch theilweiſe viele Idealiſten zur Löſung des Räthſels gethan, ſo ſollte man die Eindrücke aller Naturerſcheinungen auf die vorhin angegebene Art als Worte anſehen, die auch nicht der Gegenſtand ſelbſt ſind, uns jedoch als ein Medium mit denſelben verſtändigen, als Ausdrücke alſo, als halbverſtändliche halb unverſtändliche Worte verwandter aber gefeſſelter Geiſter, die ſich nicht verſtändlich machen können, uns bald zu klagen, bald ihre innere Natur auszuſprechen und zur Freude oder Trauer aufzufordern ſcheinen u. ſ. w. So wie z. B. der Geſang der Nachtigall jemanden, der ihn fühlt, wie die halb verſtändliche halb unverſtändliche Sprache eines uns zwar verwandten, aber von uns getrennten Weſens, wie die dunkle, unverſtändliche Sprache eines gefeſſelten Geiſtes, der uns anſprechen, ſich deutlich machen will, verkommen muß.

Alsdann wäre es ein bedeutender Schein, und alles wäre nur Ich, könnte ſich daher auch mit der Idee einer unendlichen Realität beſſer vertragen, die denn doch das einzige iſt, was den Idealismus zum Idealismus macht, da er, wenn man dieſe wegnähme, auf die Selbſtbetrachtung des individuellen Ichs beſchränkt würde, zu einem ſubjectiven Empirismus herabſänke.

Dieſe Denkart wäre verſtändlicher als die jener Idealiſten, welche den Schein dadurch, daß ſie ihn geſetzmäßig gemacht, ſo unendlich vervielfältigt und in eine Welt von Nichts verwandelt haben; es mag dies auch wohl der Grund ſeyn, warum man in dem Fichteſchen Syſtem viel Aehnlichkeit mit dem Pantheismus gefunden, der uns in den bodenloſen Abgrund von Leerheit und Nichtigkeit ſtürzt.

Zur Erklärung eines ſolchen bedeutenden Scheins braucht nicht allein kein Nicht-Ich angenommen zu werden, wie wir das eben gezeigt haben, ſondern es läßt ſich auch, die Mehrheit bedingter Geiſter vorausgeſetzt, im Ich ſelbſt ein Grund von dieſem bedeutenden Schein angeben. Ja man kann ihn ſelbſt, vorausgeſetzt daß dies möglich, als Gemeinſchaft des unbedingten Geiſtes mit dem bedingten anſehen.

Soll hingegen der leere Schein erklärt und abgeleitet werden, ſo führt er nothwendig zur Annahme eines Nicht-Ichs; will man ihn, wie Kant und Fichte, geſetzmäßig deduziren, und nicht, wie Leibnitz und Berkeley, die größte Willkür zu Hülfe nehmen, ſo muß man nothwendig als Grund des leeren Scheins ein Nicht-Ich gelten laſſen.

Auf jeden Fall kann der leere Schein nur als Schranke der Ichheit betrachtet werden, und zugegeben, daß dieſes eine Selbſtbeſchränkung iſt, ſo kann, wenn, wie ſchon geſagt worden, die Ichheit nicht wieder ganz der Willkür Preis gegeben, ſondern alles durch Geſetzmäßigkeit aus der Ichheit ſelbſt erklärt werden ſoll, zu dieſer Selbſtbeſchränkung doch kein Grund in der Ichheit ſelbſt liegen, wohl aber in *etwas außer dem Ich*, was dieſes beſtimmt, ſich ſelbſt zu beſchränken.

Kant erklärt dieſe Nothwendigkeit gar nicht, läßt ſich gar nicht auf das Entſtehen und die Veranlaſſung dieſer Geſetzgebung durch ein Etwas ein, noch auch ob das Ich ſie ſich ſelbſt gegeben?

Bei Fichte iſt dies aber auf die ſchon zum Theil angegebene Weiſe ausführlich auseinandergeſetzt. Bei ihm gibt das Ich ſich ſelbſt Geſetze; nur fragt ſich, ob dies *willkürlich* oder *nothwendig* geſchieht? Im erſten Fall fände die allerwildeſte Willkür ſtatt; ſind die Geſetze aber *nothwendig*, ſo wird, indem der Grund dieſer Nothwendigkeit nicht im Ich ſelbſt liegen kann, daſſelbe etwas fremdem unterworfen und ſubordinirt.

Das *Etwas* hat eben dadurch die Priorität, weil, da die ganze Geſetzgebung aus dem Anſtoße des *Etwas* kommt, einestheils *ohne* Anſtoß das Ich ewig ohne Geſetzgebung geblieben wäre, anderntheils aber *durch* den Anſtoß die ganze Selbſtgeſetzgebung des Ichs *nothwendig*, alle Geſetze durch dieſen Anſtoß beſtimmt, und inſofern das Ich durch das Etwas regiert und begränzt wird.

Das Reſultat fällt alſo dahin aus: die Idealiſten werden zur Erklärung der Selbſtbeſchränkung oder Begränzung des Ichs, die durch Annahme eines leeren Scheins entſteht, zur Annahme eines unbekannten Etwas gezwungen, welches den erſten Anſtoß, Anlaß zu einer Selbſtgeſetzgebung gibt, und dadurch eben ſo wie der leere Schein das Ich begränzt. Und ſo würde das eine immer wieder zu anderem führen, bis ins Unendliche, ohne dadurch die Aufgabe befriedigend löſen zu können, da ja der Fehler im erſten Satz liegt, und ſich durch alle Subtiliſirung und Potenzirung nicht wegbringen läßt; es wird auf dieſe Art immer noch etwas, wäre es auch das feinſte Atömchen, außer, neben und über dem Ich bleiben.

Wir finden, daß der eigentliche Grund, die Veranlaſſung zu dieſer Selbſtbeſchränkung bei allen vorhandenen Idealiſten *willkürlich* iſt, ſo daß man füglich behaupten kann:

Willkür in der Selbſtbeſchränkung iſt der Natur des Idealismus gemäß, und macht zugleich einen Beſtandtheil ſeines Syſtems aus. Durch eine nähere Unterſuchung wird ſich dieß deutlicher ergeben. Jeder Idealiſt macht dem andern den Vorwurf, daß er auf halbem Wege ſtehen geblieben, und verfällt ſelbſt in dieſen Fehler. So finden wir dieſe Willkür in der Selbſtbeſchränkung bei Leibnitz ſowohl als bei Kant, bei Fichte ſowohl als bei Leibnitz.

Wir haben ſchon geſagt, daß dieſer anfänglich ſein Syſtem von den Monaden vorgetragen, und dann nachher zu der Hypotheſe von der präſtabilirten Harmonie ſeine Zuflucht genommen hat.

Dieſes Monaden-Syſtem iſt, ſo atomiſtiſch es auch ſcheinen mag, doch ſehr idealiſtiſch, inſofern nämlich darin den Monaden eine unendliche, ſtufenweiſe und ſtetig ſich entwickelnde Ausbildung, eine unendliche Gradation in der Perfectibilität beigelegt wird; und nun laſſen ſich hiebei zwei Fälle denken: entweder hat Leibnitz dieſe unendliche Entwicklungs- und Ausbildungsfähigkeit ganz willkürlich angenommen, als nun einmal von der Gottheit ſo beliebt — oder er hielt ſie in der Natur des Bewußtſeyns ſelbſt gegründet, erklärte ſie nothwendig aus der Natur des Bewußtſeyns. Dieſer letzte Sinn läßt ſich wenigſtens hineinlegen. Man kann ihm alſo, obſchon er ſich nicht deutlich darüber erklärt hat, dieſe (vor jener willkürlichen) höhere idealiſtiſche Meinung nicht abſprechen; nur folgt daraus, daß er dann auch jenes Prädicat der Gottheit nothwendig hätte beilegen müſſen, und dadurch zu der Idee einer werdenden Gottheit gekommen wäre, wodurch doch Fichte ſo viel Anſtoß gegeben hat. Dieß mag ihn nun auch vielleicht beſtimmt haben, umzukehren und ſich ſelbſt Schranken zu ſetzen, um ſich in ſeinen Speculationen nicht zu weit zu verlieren. So muß man ſich wenigſtens erklären, wie er ſein Monadenſyſtem unausgeführt ſtehen ließ und überging zu der Idee einer präſtabilirten Harmonie. Gerade wie Leibnitz ſchritten die meiſten Idealiſten nicht muthig fort in ihren Verſuchen, ſondern hielten ſich, wie dieſer, auf halbem Weg willkürlich ſelbſt auf und lehrten zurück. Bei Kant und bei Fichte beſonders iſt dies der Fall geweſen. Letzterer ſah wohl ein, daß ſein Syſtem, conſequent durchgeführt, ihn zu der größten Schwärmerei führen würde.

Und was iſt endlich der *Glaube* bei Kant und Fichte anders, als eine willkürliche Zerſchneidung des Knotens, deſſen Schlingung ihr Syſtem ſelbſt herbeigeführt hat.

Dieſe Furcht, ſich zu weit in Speculationen und Schwärmerei zu verlieren, dies willkürliche Stillſtehen oder Zurückkehren, welches wir ſo faſt bei allen Idealiſten wahrnehmen, läßt ſich auf folgende Art leicht erklären.

Was dem Menſchen am meiſten Furcht erregt, iſt *abſolute Einſamkeit*. Nun iſt aber der Idealismus gerade das Syſtem, worin der Geiſt völlig iſolirt, ihm alles, wodurch er mit der gewöhnlichen Welt verwandt iſt, weggenommen wird, ſo daß er allein und völlig beraubt daſteht. Dieſes iſt als die eigentliche Urſache jenes Phänomens anzuſehen, und wird zum Theil noch klarer werden durch den folgenden Abſchnitt von den Verhältniſſen der höhern Arten von Philoſophie unter einander, worin unter andern der leichte Uebergang des Idealismus zum Pantheismus und Skepticismus gezeigt wird.

Nachdem wir nun zwei weſentliche Beſtandtheile des Idealismus: die *Auflöſung aller körperlichen Erſcheinungen in leeren Schein* und die *Willkür in der Selbſtbeſchränkung* charakteriſirt und kritiſirt haben, bleibt uns noch eine dritte, zur vollſtändigen Charakteriſtik des Idealismus unentbehrliche Betrachtung übrig: die des *Princips der Thätigkeit*.

Indem der Idealiſt alle Gegenſtände außer ihm, das Ding an ſich, das Nicht-Ich, leugnet, kämpft er eigentlich gegen zwei Begriffe; denn der Begriff des Dinges an ſich, des Nicht-Ichs, enthält zwei Beſtandtheile: das *Seyn* und das *Endliche*.

Gegen das *Endliche* ſtreitet er zwar nicht abſolut, er ſpricht ihm nicht, wie der Pantheiſt, abſolut alle Realität ab, er läßt ihm eine relative, abgeleitete, ſecundäre, nur gleichſam Realität; dem *Seyn* aber leugnet er alle Realität ab, erklärt es für bloſſen Schein. Dieſes iſt ganz natürlich und ſeiner Denkart angemeſſen, da das Seyn der Idee der Ichheit geradezu entgegengeſetzt iſt: der Geiſt iſt thätig reges Leben: Ichheit; Geiſt, Leben, Thätigkeit, Bewegung, Veränderung ſind alle eins. — Das Seyn aber beſteht in ſteter Ruhe, Stillſtand, Unbeweglichkeit, Abweſenheit von aller Veränderung, Bewegung und Leben, d. h. im Tod.

Und hierin ſind die Idealiſten den alten griechiſchen Phyſikern und Skeptikern ähnlich, welche behaupteten: alles ſey in einem ſteten Fluß, in unaufhörlicher Veränderung und Veränderlichkeit, denn wo Leben und Thätigkeit, wie ſie als Grundprincip der Natur annehmen, iſt auch Veränderung u. ſ. w.

Dieſe Seite iſt auch in Fichte nicht allein mit Klarheit, ſondern auch mit vieler Beredſamkeit gezeigt, und überhaupt wohl der vorzüglichſte Theil ſeines Idealismus.

Mit dieſer Charakteriſtik des Idealismus iſt nun die Charakteriſtik ſämmtlicher Arten von Philoſophie vollſtändig geworden. Wir haben davon überhaupt ſieben gefunden. Die vier erſten Gattungen zeigten ſich durch Widerſpruch und Nichtigkeit in ihren erſten Principien ganz verwerflich; ſie ſind ganz unphiloſophiſch, ſtimmen mit der Idee der Philoſophie, die doch ihre Bekenner ſelbſt annehmen müſſen, gar nicht überein; die drei letztern aber: Intellectueller Dualismus, Idealismus und Realismus, ſind auf dem Weg zur wahren Philoſophie und verdienen deswegen vorzugsweiſe unſre Aufmerkſamkeit; ſie hängen auch, wie die untern Arten, zuſammen, gehen in einander über, und da es eben ihrer gegenſeitigen geringern oder größern Unvollkommenheit wegen ſehr wichtig iſt, ihre wechſelſeitigen Verhältniſſe unter einander zu zeigen, widmen wir dieſem Zweck einen eigenen Abſchnitt.

4.

Von den wechſelſeitigen Verhältniſſen des Realismus, intellectuellen Dualismus und Idealismus.

Die Verſchiedenheit der intellectuellen Philoſophie von dem Idealismus beſteht nicht allein darin, daß erſtere auf eine bloße Verherrlichung und poſitive Conſtitution des Verſtandes als Weltbildner, als erſtes Princip ausgeht, kurz, daß ihr Anfangspunkt poſitiv iſt, dahingegen letzterer alle Materie leugnet, alſo auf eine negative Conſtitution des Verſtandes ausgeht, ſein Anfangspunkt negativ iſt — denn dieſes ließe doch auf eine große Uebereinſtimmung ſchließen; — ſondern es beſteht auch noch trotz dieſer ſcheinbaren Uebereinſtimmung, worin ſich jene Verſchiedenheit auflöſen dürfte, ein bedeutender Unterſchied in den gegenſeitigen Principien über Realität:

Der Idealismus leugnet die Realität aller Materie und nimmt nur die Denkgeſetze des bedingten Ichs an.

Die Intellectual-Philoſophie gibt hingegen theoretiſch der Materie (freilich als Urgrund aller Beſchränkung des Geiſtes und alles Uebels) völlige Realität, und erkennt die Denkgeſetze des menſchlichen Geiſtes als Geſetze des göttlichen Verſtandes, gibt ihnen als ſolchen Realität.

Der Idealiſt leugnet die Realität der Ideen außer uns, da doch der Intellectual-Philoſoph die Ideen außer uns als real, als Theile der intellectuellen Welt, als Theile der Gottheit annimmt.

Der Idealiſt betrachtet ſie nur als ſubjectiv, als Geſetze der bedingten Ichheit, gibt ihnen nur eine relative Realität; der intellectuelle Philoſoph aber eine objective Realität.

In ſo weit ſteht alſo der Idealismus auf einer höhern Stufe von Realität, ſeine Realität liegt auf einem Gebiet, auf das ſich die Intellectual-Philoſophie in der Speculation gar nicht einläßt, und ſcheint daher vor der Intellectual-Philoſophie den Vorzug zu verdienen, wie ſich denn auch in der Geſchichte der Philoſophie nachweiſen wird, daß die Intellectual-Philoſophie vor dem Idealismus exiſtirt hat.

Es gibt indeſſen noch eine ältere Art Idealismus, die lange vor der Intellectual-Philoſophie exiſtirt hat, dieſer iſt hier nicht gemeint. Es iſt ein roher, natürlicher, formloſer Idealismus, der, ſtreng genommen, nicht zur Philoſophie gerechnet werden kann, da er zu einer Zeit exiſtirte, wo Philoſophie noch nicht für ſich beſtehend, ſondern noch Mythologie und Religion war.

Es war dieſes eine Anſicht der Welt als voll von belebten Creaturen, als einer Welt, worin nichts unbelebt wäre; alles, was man nun einzeln als Individuum denken konnte, Pflanzen, Sterne, Geſtein ꝛc. wurde als belebt gedacht, alles wurde perſonificirt, alle Weſen als empfindend und handelnd aufgeſtellt. Dieſe Denkart, *Hylozoismus* genannt, iſt, ſo paradox der Idealismus in einer ſyſtematiſchen Form in einem Syſtem erſcheint, bei allen älteſten rohen Völkern herrſchend geweſen — immer früher als die Anſicht der Dinge als leblos und gedankenlos; ja wir finden, daß den älteſten Menſchen die Vorſtellung eines Dings ohne Leben ganz unmöglich geweſen, und alſo daher ein ſo ganz natürlicher ungekünſtelter Idealismus (der Hylozoismus) entſtanden iſt. Der Begriff lebloſer Dinge iſt viel ſpätern Urſprungs. So merkwürdig es nun iſt, daß der menſchliche Verſtand ſich in den älteſten Zeiten immer zu jener Denkart bekannt, ſo nothwendig iſt eben daher die Unterſuchung, ob ſie dem menſchlichen Verſtand wirklich natürlich oder zufällig iſt? Wie ungefähr die Antwort ausfallen dürfte, läßt ſich aus dem bisher Geſagten, beſonders aus dem in Rückſicht des idealiſtiſchen Princips der Thätigkeit, zum Theil ahnen; indeſſen kann hierüber das Eigentliche erſt ſpäterhin vollſtändig erklärt werden.

Vergleichen wir dieſen urſprünglichen Idealismus mit der Intellectual-Philoſophie, ſo finden wir folgendes: der Hylozoismus liegt allen Mythologien zu Grunde; er iſt in der Form roh, ohne Präziſion (und ſtrenge philoſophiſche Conſequenz). Kurz der Idealismus erſcheint in ſeiner erſten Geſtalt ganz als

Mythologie; es iſt hier das Dichtungsvermögen, die Phantaſie vorherrſchend, und dieſe geht ins unbeſtimmte Allgemeine; der Idealismus hat hier einen productiven Verſtand, ohne Rückſicht auf Urbilder, auf Tugend, Schönheit und Vollkommenheit.

Dahingegen neigt und führt der intellectuelle Dualismus durchaus mehr zur Kunſt; in ihm verwandeln ſich alle Zweige des menſchlichen Lebens und Thuns in Kunſt; ſein Verſtand iſt ein unproductiver, ein Verſtand, der blos auf Bildung des Einzelnen zur höchſten Vollkommenheit ausgeht, das heißt nach den Ideen des Guten, Schönen und Vollkommenen, deren Weſen aber eben wieder in der Bildung beſteht. Nach dieſer Denkart iſt alles nach Urbildern geſchaffen, alles beſtrebt ſich, dieſen Urbildern ähnlich zu werden und dadurch an dem göttlichen Leben Theil zu nehmen, denn je größer die Annäherung zu den Urbildern, deſto mehr hat der Menſch Antheil an dem ewigen, wahren, unveränderlichen Seyn; alles iſt alſo in einem ſteten Bilden und Vervollkommnen begriffen. Bilden, Nachbilden nach wiewohl unerreichbaren Urbildern iſt aber eben Kunſt; denn Hervorbringung eines Werks (Kunſtwerks) in einem gegebenen Stoff durch Nachbildung eines Urbildes, durch Herrſchaft des Geiſtes ſind, wo nicht das Weſen, doch die nothwendigen Bedingniſſe der bildenden Kunſt.

Dem Geiſt nach iſt alſo der intellectuelle Dualismus der bildenden Kunſt ähnlich, ihm liegt das Bildungsvermögen, der bildende Verſtand zu Grunde.

Doch dies iſt nur epiſodiſch, und um dann zugleich auch zu zeigen, daß ebenfalls von dieſer Seite die Verſchiedenheit des Idealismus von der Intellectual-Philoſophie groß iſt. Wir kehren nun wieder zu unſrer erſten Vergleichung des ſyſtematiſchen Idealismus mit der Intellectual-Philoſophie zurück.

Der Unterſchied iſt wie geſagt trotz der ſcheinbaren Aehnlichkeit dennoch ſehr groß. Was dem einen Realität iſt, berührt der andere gar nicht, oder leugnet es.

Bei den Intellectual-Philoſophen kommen die nothwendigen Denkgeſetze, die ſich die bedingte Ichheit für die ſinnlichen Erſcheinungen oder die ſinnliche Welt überhaupt ſelbſt ſezt, (als Selbſtbeſchränkung) gar nicht vor: bei Plato iſt dergleichen gar nicht zu finden.

Dagegen leugnen die Idealiſten die Materie, welche jene annehmen, gänzlich, erklären die ſinnlichen Erſcheinungen, wofür das bedingte Ich ſich die Denkgeſetze ſezt, für bloßen Schein, geben ihm nur relative Realität, und kennen nichts von Intelligenzen und Urbildern.

Inſofern ſind ſie ſich doch endlich wieder verwandt, als beide darauf ausgehen, den Verſtand zu verherrlichen, ihn als das Urprincip von allem aufzuſtellen. Es laſſen ſich auch der Berührungspunkte mehrere nachweiſen, und es iſt ſogar möglich zu zeigen, wo eins in das andere übergehen muß, wie ſich weiterhin ausweiſen wird.

Zuerſt wollen wir darthun, wie der Idealismus, der immer nur durch einen ſkeptiſchen, ſophiſtiſchen Sprung von der Theorie zur Praxis übergeht, eben zum Behuf der Praxis die Intellectual-Philoſophie in ſich aufnimmt.

Der natürliche Idealismus würde ſich ohne das äuſſerſte Streben nach Syſtem und Methode ganz in willkürliche Dichtungen verlieren, wie wir dies vorhin bei Aufführung dieſer Gattung geſehen haben; nun beruht aber das Syſtematiſche auf dem Begründen, und begründen läßt ſich wieder nichts, ohne eins aus dem andern herzuleiten. Der Idealiſt, der nichts als Ichheit annimmt, kann alſo dieſe nicht als ein verkettetes Ganzes aufſtellen, wenn er nicht das eine aus dem andern herleitet. Wie kann er aber dies, ohne den Geiſt zu ſcheiden in eine unbedingte und bedingte Ichheit?

Will alſo der Idealismus nicht auf alle wiſſenſchaftliche Form Verzicht thun, ſollen Geſetze und Methode darin gebraucht werden, ſo muß er, eben um ſyſtematiſch zu ſeyn, eine bedingte Ichheit annehmen. Nun wäre Ableitung dieſer bedingten Ichheit aus der unbedingten die natürlichſte; es entſtände dann Pantheismus und Realismus; dieſen fürchten die Idealiſten aber eben ſo wie den unendlichen Spielraum einer freyen, ja willkürlichen Phantaſie, und eben dieſe Furcht einerſeits vor dem Realismus, andrerſeits vor jener Schwärmerei, welche der natürliche wiſſenſchaftloſe Idealismus herbeiführt, beſtimmt ſie immer, ſich an irgend einem Ort ihres Syſtems, irgend auf einer gewiſſen Stufe ihres Denkens ſelbſt Schranken zu ſetzen.

So retten ſie ſich nur durch die kühnſte, gewagteſte, willkürlichſte Hypotheſe von dem Realismus, leiten das Wirkliche aus dem Möglichen, das Nothwendige, die Geſetze aus dem Nicht-Ich, aus dem Etwas außer dem Ich her; ſie geben der bedingten Ichheit den Vorrang vor der unbedingten, nehmen ſie als die höchſte Realität an, die unbedingte Ichheit ſetzen ſie blos als möglich voraus, ſie iſt ihnen blos Grund um Grund zu ſeyn, iſt nicht wirklich, alſo an und für ſich nichts. Demnach fällt denn auch die Möglichkeit der Erkenntniß Gottes weg, und entſteht aus moraliſchen Gründen die Nothwendigkeit oder vielmehr die Nöthigung, der theoretiſchen Philoſophie noch eine eigene praktiſche anzuhängen, die man dann doch nie in Uebereinſtimmung bringen konnte noch kann, denn bliebe man in dem Idealismus ſtreng bei der Theorie, ſo müßte alle Praxis wegfallen. Eine ſolche Trennung der Speculation und des Lebens iſt nicht philoſophiſch, ein Glaube, der vom Wiſſen getrennt und dieſem entgegengeſetzt wird, iſt nicht mehr Philoſophie.

Um aber wieder zurückzukommen auf die Aufnahme der Intellectual-Philoſophie in den Idealismus, ſo iſt ſchon geſagt worden, daß die Intellectual-Philoſophie eben in moraliſcher Rückſicht die ſchönſten, beſten und angemeſſenſten Reſultate liefert. Es iſt alſo natürlich, daß ſie deshalb und inſofern von dem Idealismus in ſich aufgenommen wird.

So finden wir bei Kant und Fichte in der Moral ein großes Zuſammentreffen mit den Stoikern, welche ſich ihres Theils in Rückſicht des Verhältniſſes der Moral zu ihrer ſpeculativen Philoſophie auch faſt ganz ſo verhalten wie jene; in ſpeculativer Hinſicht waren ſie durchaus ſkeptiſch, und in moraliſcher nahmen ſie die Idee des Plato auf.

Auch kann man kühn behaupten, daß ohne jenes freiwillige Aufhalten der Realiſten aus moraliſchen Gründen Fichte in den Pantheismus gerathen und Leibnitz nothwendig ein Atheiſt geworden ſeyn müßte; denn wozu bedarf es bei den Leibnitziſchen von Ewigkeit her präformirten, jede für ſich als eine abgeſonderte Welt beſtehenden Monaden einer Gottheit?

So wie der Idealismus durch Aufnahme der Intellectual-Philoſophie in moraliſcher Rückſicht mit dieſer Philoſophie in Berührung ſteht, ſo auch durch den Uebergang der Intellectual-Philoſophie zum Idealismus, welcher in der moraliſchen Weltbetrachtung entſteht, wenn die Theologie moraliſch wird, in der Weltbetrachtung das Moraliſche die Oberhand behält.

Die Dualiſten nehmen den bildenden Verſtand als die Quelle alles Sittlichen, alles Guten an, den Grund alles Uebels aber ſetzen ſie in die Unvollkommenheit und Unfähigkeit des Stoffs; das Uebel wird hierdurch auf bloße Unvollkommenheit, Beſchränktheit reduzirt, mithin als ein Poſitives aufgehoben; da nun aber in der Intellectual-Philoſophie ſelbſt kein Grund vorhanden, die Unvollkommenheit der Materie als nothwendig aufzuſtellen, ſo kann man ſich dieſes Prädicat, die Nothwendigkeit, ſehr gut davon wegdenken; dann wird ſie aber frei, ſetzt einen Willen, eine Thätigkeit voraus, und führt ſomit zur Idee eines Geiſtes und zwar eines böſen Geiſtes, aus deſſen Conflict mit dem guten Geiſte alles, aber zugleich auch in der ganzen Schöpfung die Beſchränktheit und Unvollkommenheit entſtanden iſt.

Ja um es auch noch mit andern Worten zu ſagen: Wenn die unvollkommene Materie als ein Streben nach dem Schlechten, oder als ein Widerſtreben gegen das Gute angenommen, und alſo mit dem Streben ihr zugleich auch ein Leben, alſo auch eine Seele, ein Geiſt zugeſchrieben wird, ſo entſteht Idealismus, eigentlich ein idealiſtiſcher Dualismus, eine Denkart, der viele chriſtliche Secten ergeben waren, z. B. die Gnoſtiker, die Manichäer, die aber auch ſchon früher (abſtrahirt von dem was man von den Aegyptern vermuthet) bei den Perſern ſtatt gehabt hat, in die Lehre des Zoroaſter oder vielmehr der Magier und Chaldäer und übrigens auch in die ſcholaſtiſche Philoſophie mehrfach eingefloſſen iſt.

Was den Uebergang der Intellectual-Philoſophie und des Idealismus zum Realismus betrifft, ſo iſt dieſer vom Idealismus zum Theil ſchon vorhin beiläufig gezeigt worden; er bedarf nämlich zur Ableitung der bedingten Gottheit, ſelbſt der nothwendigen beſchränkenden Denkgeſetze und der ſcheinbaren Realität, durchaus einer unbedingten Ichheit; er muß eine unbedingte Ichheit als Quelle unterlegen, und muß alſo, wenn er dieſelbe nicht aus der größten Willkür, als blos hypothetiſch betrachten will, nothwendig in den Pantheismus, den Realismus gerathen.

Von der Intellectual-Philoſophie iſt der Uebergang nicht allein eben ſo leicht zu zeigen, ſondern er erfolgt auch eben ſo nothwendig.

Zwei Principien aufſtellen, wie die Intellectual-Philoſophie, widerſpricht aller ſpeculativen Vernunft und allem Streben nach Syſtem; wenn man alſo bei völliger Gleichſetzung des *Geiſtes und der Materie* beide wieder aus *einem* abzuleiten verſuchte, das weder Geiſt noch Materie wäre, ginge man gerade zu dem Realismus über; der Dualismus würde dann nothwendig Realismus werden, wie uns davon Plotin ein Beyſpiel gegeben.

Daß der intellectuelle Dualismus, wenn irgend eines von den beiden Principien den Vorzug, daß Uebergewicht hat, bei fortgeſetzter Conſequenz entweder zum Idealismus oder zum Materialismus werden müſſe, wird auch jeder leicht einſehen. Wie denn auch bei Fortſetzung oder Ergänzung eines vorhergehenden Syſtems die Art von Philoſophie, in welche es übergeht, durch das Uebergewicht beſtimmt wird, welches das eine oder andere Princip in jenem Syſtem behauptet.

Ein Beyſpiel iſt Ariſtoteles, der ſich, obſchon er in vielen Stücken mit Plato in Widerſpruch, doch an denſelben, als an den Intellectual-Philoſophen, der ſich dem Idealismus am meiſten nähert, anſchließt und anbauet.

Andrerſeits iſt aus dem Weg ſelbſt, den der Idealiſt zur Erkenntniß der Ichheit einſchlägt, der mögliche Uebergang zur Skepſis leicht zu erklären.

Die Auflöſung deſſen, was alle andere Philoſophien für wahr halten, in leeren Schein führt natürlich ſehr leicht zum Skepticismus.

Das Verhältniß der unbedingten Ichheit zur bedingten führt, wenn der Idealiſt ſich vom Realismus zurückhalten will, (indem er dann von jeder Seite von *Schein* eingeſchloſſen, (einerſeits von den *Erſcheinungen*, andrerſeits von der *Hypotheſe des abſoluten Ichs*) zu ſehr künſtlichen Verwickelungen und Sophiſtereien, die ſich leicht in Skepticismus auflöſen.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, den Realismus in ſeinen Verhältniſſen zu den andern Arten zu betrachten.

Er verträgt ſich durchaus nur mit der Intellectual-Philoſophie und dem Idealismus, iſt aber untergeordneter, und nimmt überhaupt von denen auf dem wahren Weg ſich befindenden Arten von Philoſophie die unterſte Stufe ein.

Wie gut ſich übrigens der Realismus mit jenen beiden andern Arten verträgt, zeigt, daß er ſie gar zum Theil in ſich aufnehmen muß; — es kömmt nur auf den Grad an, wie weit er darin geht. Er kann es als *wirklicher Realismus*, d. h. als ſyſtematiſcher Pantheismus, ſobald er ſich ſelbſt einmal untreu geworden, ganz außerordentlich weit treiben. Der Unterſchied dieſer Gradation zeigt ſich ſchon in einer Vergleichung des Plotin und Spinoza. Erſterer hat viel mehr Idealismus und Intellectual-Philoſophie aufgenommen als letzterer. Aber übrigens iſt die mögliche Verſchiedenheit dieſes Syſtems durch die Gradation der Aufnahme aus den andern beiden Arten bei weitem noch nicht durch die Verſuche der Eklektiker erſchöpft.

In Rückſicht der ſyſtematiſchen Einheit hat der Realismus durchaus vor der Intellectual-Philoſophie den Vorzug; und inſofern er conſequenter und ſyſtematiſcher als der frühere unordentliche rohe Idealismus, der Hylozoismus, und dem Charakter aller wahren Philoſophie, die doch darauf ausgeht, die erſten unbedingten Urſachen aufzufinden, angemeſſener, als der ſyſtematiſche Idealismus, der bloß bei der bedingten Ichheit ſtehen bleibt, verdient er von dieſer Seite auch den Vorzug vor dem Idealismus.

Dagegen bleibt er aber nur ſo lange Realismus, als er ſeinem erſten Princip ſowohl die Intelligenz als die Materialität abſpricht; er kann freilich durch Inconſequenz viele idealiſtiſche und intellectuelle Ideen in ſich aufnehmen, ohne dadurch aufzuhören, Realismus zu ſeyn; gibt er aber, weil er vielleicht ſeinen Irrthum einſieht, und ſich ins leere Nichts zu verlieren fürchtet, irgend einem der untergeordneten Principien den Vorrang, ſo hört er auf, Realismus zu ſeyn, ſein erſtes Princip bekommt eine oder mehrere Qualitäten, hört auf prädicatenlos zu ſeyn; nur iſt dann auch natürlich, daß er ſeines Syſtems der Einheit, Einfachheit wegen der Geiſtigkeit den Vorrang gibt vor der Materie.

Man bezeichnet noch viele Arten von Philoſophie mit andern Namen, als unter welchen wir hier alle die möglich, wenigſtens die bisher vorhanden ſind, charakteriſirt haben. Dieſe andern Benennungen werden aber nicht durch den Inhalt, ſondern blos durch äußere Umſtände und Verhältniſſe und die daher entſtandene eigene Form jener philoſophiſchen Lehren beſtimmt. Dem Weſentlichen nach laſſen ſie ſich ſammt und ſonders auf eine oder die andere der von uns aufgeſtellten Grundarten zurückführen; es bedarf daher auch weiter nichts, als nur einige Beiſpiele zu erwähnen. Die vorzüglichſten, als eigene Gattungen gewöhnlich geltenden Philoſophien ſind die ſophiſtiſche, die ſynkretiſtiſche, eklektiſche und ſcholaſtiſche.

Die Sophiſten, bekanntlich griechiſchen Urſprungs, waren meiſt Skeptiker, doch konnte es in dieſer Denkart allerdings auch Empiriſten geben, wie dies bei den Franzoſen der Fall iſt.

Die Synkretiſten, welche behaupteten, daß vor ihnen ſchon Philoſophen auf dem rechten Weg geweſen, und die Lehren derſelben nur in Harmonie zu bringen und zu verſchmelzen ſuchten, waren durchgehends Intellectual-Philoſophen und hingen vorzüglich dem Plato an.

Die Eklektiker haben viele Aehnlichkeit mit ihnen in Rückſicht ihres Strebens, ſie wollten keine originalen Denker ſeyn, ſondern begnügten ſich, aus verſchiedenen Syſtemen das beſte auszuwählen, nur läßt ſich von ihnen nicht ſagen, daß ſie vorzugsweiſe zu einer philoſophiſchen Denkart ſich bekannt hätten. Es herrſcht darin eine große Verſchiedenheit und ſogar gibt es viele unter ihnen, bei denen, mit der genaueſten Unterſuchung ihrer Principien, man doch nicht beſtimmen kann, daß ſie zu dieſer oder jener Art gehören, ſondern von denen man geradezu bekennen muß, daß ſie ein durchaus gemiſchtes Syſtem haben, wie dies denn bei den Stoikern der Fall iſt.

Wenn die Wahrheit ſich ſo ſtückweiſe zuſammentragen ließe, und nicht auf einem eigenen originalen Weg aufgeſucht und conſtruirt werden müßte, könnte die Abſicht der Eklektiker ganz zu billigen ſeyn; aber ſelbſt die Möglichkeit einer ſolchen vorbehaltenden Vermiſchung zugegeben, bedachten ſie nicht genug, wie viel eigenes Selbſtdenken dennoch nöthig iſt, um aus ſo verſchiedenen Theilen ein geordnetes haltbares Syſtem zuſammenzuſetzen.

Die Scholaſtiker endlich, ſo genannt, weil bei ihnen die Philoſophie ganz vom Leben getrennt, blos auf die Schule beſchränkt war, gehören durchgehend zu den Intellectual-Philoſophen, wenn auch nicht immer der höchſten Art.

In der hiſtoriſchen Darſtellung der philoſophiſchen Syſteme wird alles dieſes ausführlicher ſeine Stelle finden. Ehe wir zu derſelben übergehen, wird es dienlich ſeyn, eine Betrachtung des Entſtehens der verſchiedenen charakteriſirten Arten der Philoſophie gleichſam als Einleitung vorauszuſchicken, gegenwärtiges aber damit zu beſchließen, weil ſie noch mehr der Charakteriſtik angehört als der Hiſtorie.

Wir beginnen mit dem Skepticismus und Materialismus, weil dieſe Denkarten bei dem Menſchen ſehr natürlich entſtehen; einestheils iſt es Schwäche des menſchlichen Verſtandes, der immer in Zweifeln ſchwankt und ſich nicht für irgend eine beſtimmte Anſicht entſcheiden kann, anderntheils ſogar auch Stärke und Reichthum des menſchlichen Geiſtes, der, um nichts auf blinden Glauben anzunehmen, alle mögliche Einwürfe und Gegengründe aufſucht, überhaupt aber ein großer Hang zur Abſtraction und innern Furchtſamkeit, wodurch der Skepticismus und mit ihm ſo unendlich viele Streitigkeiten und Verwirrungen entſpringen.

Den Materialismus kann man inſofern natürlich nennen, als bei einer überwiegenden Sinnlichkeit und einer regen, für die Mannigfaltigkeit der Natur empfänglichen Phantaſie der Hang dazu ziemlich allgemein iſt, aber auch noch aus dem beſſern Grunde, weil die Größe der Natur dem Menſchen ſo nah und offen vor Augen liegt, ihn leicht ſo hinreißt und überwältigt, daß er darüber ſein Ich ganz vergeſſen, ſein Gefühl ſich einzig in Bewunderung dieſer Kraft und Erhabenheit auflöſen kann.

Anders verhält es ſich mit dem Empirismus. Dieſer geht aus dem äußerſten Verfall des menſchlichen Geiſtes hervor; es iſt Reſignation auf die Philoſophie aus Unvermögen dazu, die höchſte Schwäche der Vernunft, die ſich nicht über die Erfahrung und die ſinnlichen Eindrücke zu höhern Begriffen und Ideen zu erheben vermag; der ihm zu Grunde liegende Charakter beſteht nicht ſowohl in abſoluter Sinnlichkeit, wie meiſt beim Materialismus, als in gänzlicher Unfähigkeit, ſich zum Ueberſinnlichen zu erheben, mit einer geringeren Furchtſamkeit wie beim Skepticismus. Man könnte ihn gleichſam ein Mittelding zwiſchen dieſen beiden Syſtemen nennen.

Der Pantheismus endlich hat ſeinen Urſprung lediglich aus der reinen Vernunft, inſofern nämlich der Satz der Identität, der negative Begriff der Unendlichkeit ſein erſtes und einziges Grundprincip iſt? Will er ſich zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem ausdehnen, es wirklich zu einem Inhalt bringen, da er ſeiner Natur nach eigentlich nicht anders als ganz inhaltsleer ſeyn kann, ſo hört er auf, reiner Pantheismus zu ſeyn, indem er alle poſitive Ideen, die er zu jenem Behuf an ſeinen negativen Satz anknüpft, von andern Syſtemen entlehnen muß.

Hier mag die Bemerkung an ihrer Stelle ſeyn, daß man ſich das unaufhörliche Wiederkehren der vier Aftergattungen der Philoſophie leicht erklären könne, wenn man nicht ſo ſehr auf ihre Principien als auf den zu Grunde liegenden Charakter und auf die Denkarten, wie wir ſie hier angegeben, achtet

Der Urſprung der Intellectual-Philoſophie, die in der Geſchichte am höchſten hinaufſteigt, ruhet, ſo weit Geſchichte und Tradition ſelbſt führen, auf einer höheren göttlichen Offenbarung; ſie iſt nicht ganz das eigene Werk ihrer Lehrer, ſondern gründet ſich ſelbſt deren Vorgeben gemäß, auf Offenbarung und höheren Anſchauungen; ſie behaupten mehr oder weniger ſammt und ſonders einen übernatürlichen Urſprung dieſer Philoſophie und berufen ſich auf eine höhere Erkenntnißquelle.

Der Idealismus, beſonders der ſyſtematiſche, iſt dagegen ganz eigenes Product und Verdienſt des Menſchen, ein Verſuch, was der menſchliche Geiſt ohne fremde Beihülfe gegen alle Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſetzen könnten, aus ſich ſelbſt hervorzubringen vermöchte, hat alſo, wie dies auch ſeine Urheber bekennen, ſeinen Grund in der Freiheit, iſt durchaus ein Werk der Freiheit.

Nähere Bezeichnung des Uebergangs zur hiſtoriſchen Charakteriſtik.

(Aus des Verfaſſers Entwurf dieſer Vorleſungen.)

Der Zweck der hiſtoriſchen Unterſuchung iſt: 1) das *Primitive* der Philoſophie überhaupt aufzufinden, 2) die *genetiſche Erklärung* der gegenwärtigen Philoſophie; worauf alſo in der hiſtoriſchen Darſtellung Rückſicht zu nehmen iſt. Was ſonſt vielleicht nicht wichtig ſeyn würde, iſt es eben in dieſer Rückſicht.

Die Unterſuchung iſt demnach auf die *Charakteriſtik* der *hiſtoriſch gegebenen* Philoſophie, von der man einmal nicht abſtrahiren kann, gerichtet, mit beſonderer Aufmerkſamkeit auf den verworrenen Zuſtand derſelben. Es iſt daher das erſte Bedürfniß, ſie zu entwirren und zu ordnen. So erhält die Kritik eine hiſtoriſche Bekräftigung und immer mehr ſpeculativen Charakter. In der bisherigen Kritik wurden die Hauptgeſichtspunkte und die Principien hervorgehoben, in der Charakteriſtik iſt vorzüglich auf Form und Ausbildung, mithin auf Methode zu ſehen. Es dürfte ſich dadurch an den Tag legen, daß unſer philoſophiſches Streben einen ganz andern Zweck habe, als was man bis jetzt Philoſophie nannte, oder daß alle bisherige Philoſophie noch nicht zureiche. Dieſes wird die Kritik nun auf einer, in ſolcher Art erweiterten, Baſis um ſo einleuchtender darlegen können.

Hiſtoriſche Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung.

Jede wiſſenſchaftlich hiſtoriſche Unterſuchung hat es nicht allein mit der Charakteriſtik, Beſchreibung, Darſtellung eines Gegenſtandes zu thun; ſondern ſie ſucht zu dem Anfange, dem Urſprunge des Dinges durchzudringen, und ſein Entſtehen zu erklären; ſie ſagt uns nicht nur, was der Gegenſtand iſt, ſondern wie er entſtanden iſt.

Der hiſtoriſchen Betrachtung der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung kann man die Unterſuchung über das Entſtehen der verſchiedenen Arten der Philoſophie aus der verſchiedenen Denkart, die ihnen zum Grunde liegt, füglich voranſchicken. Wir wiederholen dies kurz.

Zuerſt ſind Skepticismus und Materialismus ihrer Denkart nach ganz natürlich.

Der Skepticismus, ſagten wir, entſpringt einestheils aus Furchtſamkeit, Schwäche des menſchlichen Verſtandes, der ſich immer mit Zweifeln herumſchlägt, und keine Kraft hat, ſich zur Erkenntniß des Höchſten emporzuheben; anderntheils aus Stärke, aus Reichthum des menſchlichen Geiſtes, der, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, irgend etwas aus blindem Glauben oder ohne die vollkommenſte gründlichſte Unterſuchung anzunehmen, gegen jede ihm vorkommende Meinung alle erdenklichen Einwürfe, Zweifel und Gegengründe vorbringt, und je erfinderiſcher er überhaupt iſt, deſto ſcharfſinniger und ſpitzfindiger dabei zu Werke geht, und auf die allerverwickeltſten Streitigkeiten in der Philoſophie ſowohl als in der Religion führt. —

Den Hang zum Materialiſmus kann man wohl aus der überwiegenden Sinnlichkeit, verbunden mit einer Phantaſie, die groß genug iſt, die Mannichfaltigkeit und Fülle der Natur umfaſſen zu wollen, herleiten. Doch läßt ſich noch ein beſſerer, befriedigenderer Entſtehungsgrund auffinden.

Nichts liegt dem Menſchen ſo nah und deutlich vor Augen, nichts ſpricht ihn ſo mächtig und erſchütternd an, als die Größe der Natur; wer mit empfänglichem Gefühl und regſamer Phantaſie ſich in die Betrachtung der Schönheit, Pracht und Erhabenheit des Weltalls vertieft, kann ſehr leicht davon ſo hingeriſſen und überwältigt werden, daß er ſein eigenes Ich ganz darüber vergißt, ſeinen eigenen Geiſt im Gegenſatz gegen dieſe unermeßliche Größe und Kraft nur für einen unbedeutenden, nichtigen Punkt hält, ſich ganz in Bewunderung der Natur und ihrer allbelebenden, allwirkenden Kraft verliert, und den Geiſt nur als abhängig von ihr, und aus dem Zuſammenwirken ihrer Elemente entſtanden ſich denkt.

Der Empiriſmus entſpringt nur aus dem äußerſten Verfalle des menſchlichen Geiſtes, es iſt Reſignation auf die Philoſophie, weil man keine Kraft dazu hat; es iſt die höchſte Schwäche, die ſich nicht über die Erfahrung und die ſinnlichen Eindrücke und Empfindungen zu höhern Vernunftideen und Begriffen erheben kann.

Der Pantheiſmus hat dem eignen Vorgeben nach ſeinen Urſprung aus der reinen Vernunft. Die Idee der Gottheit, der unendlichen Einheit, worauf der Pantheiſmus beruht, iſt gewiß nicht aus der Erfahrung hergenommen; aber der erſte Satz des Pantheiſmus, ἓν καὶ πᾶν (Gott iſt Gott, — Alles iſt Gott) iſt unendlich gewiß, aber ganz leer; es läßt ſich aus ihm nichts folgern. Der Pantheiſt kann ſeiner unendlichen Einheit keine Prädicate und Qualitäten beilegen; alles verſchwindet bei ihm vor dem einzigen Begriff der Einheit (Gottheit), der aber blos negativ iſt, durch kein poſitives Prädicat beſtimmt wird (indem nicht geſagt wird, was die Gottheit denn eigentlich ſey, ſondern blos, daß Gott Alles und Alles Gott ſey; der Pantheiſt hat nur den leeren Begriff der ganz unbegreiflichen, ganz eigenſchaftsloſen Unendlichkeit. Aus ſeinem erſten ganz inhaltsloſen Satze kann nun der Pantheiſt nichts anders herleiten und folgern, er alſo nie zu einem Syſtem bringen, und wo er dies zu thun bemüht iſt, und wirklich als wiſſenſchaftliches Syſtem auftritt, da hat er ſeinen Stoff immer andern Philoſophien entlehnt, und an ſeinen erſten inhaltsleeren Satz, jene negative Idee der Gottheit, andere mehr ſpecielle, poſitive Sätze und Ideen aus fremden Philoſophien angeknüpft. Was alſo den Urſprung des Pantheismus betrifft — ſo entſpringt die erſte Idee deſſelben aus der reinen Vernunft; da aber aus dieſer blos negativen Idee ſich nichts anders herleiten läßt; — ſo iſt jeder poſitive Inhalt, den man dem Pantheismus gibt, immer anderwärts her entlehnt.

Der Idealismus, beſonders der ſubjectiviſche, iſt ein Verſuch, alles aus ſich ſelbſt hervorzubringen, aus dem Geiſte herzuleiten, und dieſen zum Schöpfer und Regierer aller Dinge zu machen. Wenn dem Materialiſten der menſchliche Geiſt vor der unendlichen Größe der Natur in ſeinem Nichts verſchwindet, ſo erhebt ihn der Idealiſt über die Natur und ihre Kräfte, die ſeinem Willen dienen und gehorchen müſſen. Iſt nach dem Materialiſten der menſchliche Geiſt ſelbſt nur aus der Materie, aus dem Zuſammenwirken der Elemente entſtanden, und daher ganz von den Wirkungen der Naturkräfte abhängig und gefeſſelt; — ſo hat nach dem Idealiſten die Natur ihren Urſprung nur aus dem Geiſte, es gibt nichts außer dem menſchlichen Geiſte für ſich Beſtehendes, alles Nichtich iſt nur Product des Ich, die Körperwelt iſt nichts wirkliches außer uns Exiſtirendes, ſondern nur etwas von uns Gedachtes, das eben nur in dieſem Gedanken ſein Daſeyn hat; ſie iſt der Abglanz unſeres Ich, und ihre Geſetze ſind die nothwendigen Denkgeſetze unſeres Geiſtes, alle körperlichen Dinge außer uns erhalten nur inſofern Realität, als der menſchliche Geiſt ſie ſich denkt, ſich vorſtellt, und ſind ſelbſt nichts als die Gedanken und Vorſtellungen des menſchlichen Geiſtes, äußerlich angeſchaut; mit einem Worte, der Idealiſt läugnet die Exiſtenz aller Körper, der äußern Welt, oder erklärt ſie nur als Schein — und löſt alles in Geiſt auf, nimmt außer dem Geiſte keine andre Realität an.

Der Urſprung der Intellectual-Philoſophie, die in der Geſchichte am höchſten hinaufſteigt, liegt nach dem eignen Vorgeben ihrer Anhänger in einer höhern göttlichen Offenbarung; die meiſten Intellectual-Philoſophen behaupten dieſen höhern Urſprung ihrer Philoſophie und berufen ſich auf eine übernatürliche Erkenntnißquelle.

Die hiſtoriſche Unterſuchung der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung hat nun vorerſt zum Zweck, den Urſprung der Philoſophie aufzufinden.

Die Philoſophie hängt durchaus zuſammen; ungeachtet der verſchiedenen Arten von Philoſophieen findet doch unter ihnen eine große Beziehung auf einander Statt.

Ein philoſophiſches Syſtem bezieht ſich immer auf ein anderes früheres, entweder, um es zu widerlegen, ſeine Irrthümer aufzufinden und zu beurtheilen, oder um es fortzubilden, ſeine allenfallſigen Mängel und Unvollkommenheiten zu heben, zu verbeſſern, es tiefer und feſter zu begründen, zu vervollkommnen und zu vollenden.

Der Zweck der Philoſophie iſt die Erkenntniß der höchſten Realität.

Die Philoſophie hat den nämlichen Gegenſtand, wie die Poeſie, das Unendliche; aber ſie iſt in der äußern Form, der Art und Weiſe, wie ſie den Gegenſtand auffaßt und behandelt, von ihr unterſchieden.

Die Philoſophie iſt Wiſſenſchaft, die Poeſie Darſtellung des Unendlichen. Die Poeſie begnügt ſich das Göttliche bloß anzuſchauen, und dieſe Anſchauung darzuſtellen; die Philoſophie ſtrebt nach erwieſener Erkenntniß, nach wiſſenſchaftlicher Beſtimmung und Erklärung des Göttlichen; ſie geht darauf aus, das Unendliche ſo in ihre Gewalt zu bekommen, mit der Beſtimmtheit und Gewißheit zu behandeln, wie in dem praktiſchen Leben die Gegenſtände nach beſtimmten Regeln behandelt werden; ſie holt das Höchſte nach

Begriffen zu erkennen und zu erklären, und diese Erkenntniß mit systematischer Strenge und Genauigkeit wissenschaftlich zu construiren. In der Poesie ist das Höchste nur angedeutet, sie läßt es nur ahnen, statt es wie die Philosophie in bestimmte Formeln zu bringen und erklären zu wollen.

Ist nun der Gegenstand der Philosophie die positive Erkenntniß der unendlichen Realität, so ist es leicht einzusehen, daß diese Aufgabe nie vollendet werden kann.

Das Höchste wird sich eben seiner Hoheit wegen nicht in einen Begriff zusammenfassen lassen. Die Erkenntniß eines unendlichen Gegenstandes ist, wie der Gegenstand selbst, unendlich, kann nie vollendet, nie in bestimmten Worten völlig ausgesprochen, nie in den engen Grenzen eines Systems eingeschlossen und zusammengefaßt werden. — Die Philosophie versucht also etwas mit der höchsten Vollständigkeit und Gewißheit zu erklären, was sich seiner Natur nach nicht erklären und bestimmen läßt.

Ist die Erkenntniß des Unendlichen selbst unendlich, also immer nur unvollendet, unvollkommen, so kann auch die Philosophie als Wissenschaft nie geendigt, geschlossen und vollkommen seyn, sie kann immer nur nach diesem hohen Ziele streben, und alle mögliche Wege versuchen, sich ihm mehr und mehr zu nähern. Sie ist überhaupt mehr ein Suchen, Streben nach Wissenschaft, als selbst eine Wissenschaft.

Es wird hieraus klar, wie alle bisherigen philosophischen Systeme, die wir in der Geschichte kennen, nur unvollkommene Versuche geblieben sind, und sich nur mehr oder minder der höchsten Wahrheit genähert haben, wenn sie nicht gar auf falsche Abwege geriethen, und sich gänzlich von ihr entfernten.

Ist nun aber einmal die Erkenntniß des Höchsten das heiligste Bedürfniß des menschlichen Geistes, und ist diese vollendete positive Erkenntniß das höchste Ideal der Philosophie, so ist hiermit dem Philosophen, bei dem es mit dem Aufsuchen der höchsten Wahrheit ernst gemeint ist, die Aufgabe gegeben, sich diesem absoluten Ideale der Philosophie auf alle mögliche Weise zu nähern, und nach seiner Erreichung mit allen Kräften zu [illegible] — Dazu nun wird ihm nichts nothwendiger ſeyn, als die Meinungen und Philoſopheme anderer zu kennen, die Mittel und Wege, welche ſeine Vorgänger gewählt haben, genau zu unterſuchen, den Grund des Mißlingens aller bisherigen Verſuche aufzufinden, die Fehler, Schwächen, Unvollkommenheiten der verſchiedenen Syſteme gründlich zu beleuchten, um ſo, durch die Geſchichte der Philoſophie belehrt, glücklichere Fortſchritte zur beſſern, vollkommenern Erkenntniß des Höchſten zu thun.

Jeder nach wiſſenſchaftlicher Erkenntniß ſtrebende Denker ſoll zuerſt die wahre von der falſchen Philoſophie unterſcheiden, er ſoll die Abwege und Verirrungen, in welche dieſe gerathen iſt, aus der falſchen Richtung, die ſie gleich anfangs nahm, erklären, er ſoll den Standpunkt, die erſten Grundſätze, von denen ſie ausging, genau unterſuchen, um zu zeigen, wie ſie auf dieſem Wege nothwendig in die gröbſten Irrthümer ſich verwickeln mußte, er ſoll die Denkart, die einem Syſteme zum Grunde liegt, mit kritiſchem Scharfſinne aufſuchen, um zu beweiſen, wie aus dieſer oft ſo falſche, ſchiefe Ideen ſich erzeugen konnten.

Hat der philoſophiſche Unterſucher auf dieſe Art die falſche Philoſophie, ihren charakteriſtiſchen Merkmalen nach, dargeſtellt, und gezeigt, wie ſie ſich ſelbſt widerſpreche, ihren eignen Zweck aufhebe, ſich ſelbſt vernichte, und in abſolute Unphiloſophie ſich auflöſe: — ſo wird er ſeine höchſte Aufmerkſamkeit auf jene Philoſophie richten, welche, ob ſie ſchon die rechte iſt, und viel wahres und vortreffliches enthält, dennoch mangelhaft und unvollendet iſt in der Conſtruction ihrer Principien, — er ſoll den Grund dieſer Unvollkommenheit aufſuchen, die Urſachen, warum das Streben dieſer Philoſophie nach wiſſenſchaftlicher Vollendung bisher noch nicht mit einem befriedigendem Erfolge belohnt worden iſt, und warum ſie von dem höchſten Ziel ihrer Nachforſchungen mehr oder minder entfernt bleibt.

Das ſchwerigſte hierauf zu löſende Problem iſt die große Verſchiedenheit dieſer Philoſophien unter ſich ſelbſt, das Widerſtrebſchiede in den philoſophiſchen Syſtemen, die doch alle den nämlichen Zweck haben, nach dem nämlichen Ziele ſtreben, und ihrer Verſchiedenheit ungeachtet auf dem rechten, wahren Wege begriffen ſind.

Der Widerſtreit in den Principien dieſer Philoſophien, die ihrer Tendenz und ihrem Geiſte nach die nämlichen ſind, ſoll, wenn er bloß ſcheinbar iſt, vertilgt und gänzlich aus dem Wege geräumt, wenn er aber wirklich und real iſt, ſeinem innern Weſen nach angegeben, erklärt und aus ſeinen erſten Grundurſachen entwickelt werden.

Der philoſophiſche Forſcher wird bei dieſer ſchwierigen Unterſuchung den Gang der Philoſophie durch alle Stufen ihrer Entwicklung und Ausbildung, bis zu ihrem erſten Urſprung, ſo weit dieſer in der Geſchichte ſich auffinden läßt, verfolgen, er wird nirgend einen Ruhepunkt finden, ein Syſtem wird ihn immer auf ein anderes früheres hinweiſen, er wird die ganze Kette von Meinungen und Ideen, die ſich einander erzeugten, ſich wechſelſeitig beſtimmten, bis zu ihrem erſten Gliede durchlaufen, und nur da ſtille ſtehn, wo alle hiſtoriſche Data ihn verlaſſen, und der hiſtoriſche Anfang der Philoſophie ſich in undurchdringliches Dunkel verliert.

Es hat Philoſophen gegeben, welche die freilich ſehr richtige Behauptung, der Philoſoph müſſe Selbſtdenker ſeyn, ſo ſtark übertrieben, daß ſie vorgaben, der Philoſoph müſſe ſich um die Meinungen und Ideen anderer gar nicht bekümmern, dieſen gar keinen Einfluß auf die eigne Denkart geſtatten, ganz unabhängig von fremdem Unterrichte, mit abſoluter Selbſtthätigkeit, ſeine eigne Denkart bis zur höchſten Vollkommenheit entwickeln und ausbilden, und ſeine Philoſophie rein aus ſich ſelbſt erſchaffen. Zu dieſem Zwecke müſſe er alles früher Gelernte gänzlich zu vergeſſen ſuchen. — Dieſes Vergeſſen alles früher Gehörten und Gelernten, wenn es auch ſchon an ſich nicht ganz unmöglich und der Natur des menſchlichen Geiſtes entgegen wäre, würde den Philoſophen nur einem bleibenden Einfluſſe fremder Meinungen auf ſeine Denkart ausſetzen.

Einmal iſt es denn doch nicht möglich, alle fremden Ideen und Begriffe, die man früher aufgefaßt, ganz aus dem Gedächtniſſe zu verlieren und zu vertilgen; und gelänge dies auch, ſo haben ſich doch aus ihnen andere Ideen und Begriffe entwickelt, die mit jenen frühern, es ſei nun auf welche Weiſe es wolle, bald näher, bald entfernter zuſammenhängen.

Nichts wird das eigne Selbſtdenken kräftiger und wirkſamer erregen und unterhalten, als die Bekanntſchaft mit fremden Meinungen und Gedanken.

Es iſt der Natur eines endlichen Geiſtes zuwider, daß ein Einzelner das ganze Reich der Philoſophie, der Wiſſenſchaft und Erfahrung völlig umfaſſen und beherrſchen, und ohne allen fremden Einfluß, ohne Unterricht und Belehrung aus eigner Kraft und Fülle des Geiſtes eine abſolut unabhängige, ſelbſtſtändige, reine Denkart hervorrufe. Das Ganze der Litteratur iſt einer unendlichen Vervollkommnung fähig, die größten Geiſter aller Nationen und Zeiten haben dieſes große Ganze nur weiter fortgebildet, nur reicher und mannichfaltiger entwickelt, nur ſchöner, herrlicher geſtaltet. Was jeder von ihnen aus dem Reichthum ſeiner Erfindungen der urſprünglichen Maſſe hinzugefügt, wie aus dieſen ſo mannichfaltigen, ſo verſchiedenen Producten des menſchlichen Geiſtes das Ganze ſich allmälig entwickelt und vervollkommnet habe, iſt dem vorzüglich zu wiſſen nöthig, der die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes durch alle Stufen ſeiner Bildung zu erforſchen ſtrebt. Auf dieſe Art wird er das Gebildetſte, was der menſchliche Geiſt je hervorgebracht hat, kennen lernen, er wird das ſucceſſive Entſtehen und Ausbilden jedes Zweiges, jeder Gattung von Kunſt und Wiſſenſchaft, in denen der menſchliche Geiſt ſich allmälig entfaltet, ſo weit ihn immer die Geſchichte führt, verfolgen; er wird die Fortſchritte, die man in ihnen gemacht, genau abmeſſen, die Hinderniſſe, die dieſen in den Weg gelegt, ſie gehemmt und oft zurückgedrängt haben, genau unterſuchen und prüfen, und auf dieſe Art die Stelle, die er ſelbſt in dem großen Ganzen einzunehmen, die Art und Weiſe, wie er zu ſeiner Fortbildung und Bereicherung mitzuwirken habe, leicht und ſicher beſtimmen können.

Was bei der Litteratur überhaupt, das iſt in demſelben Grade auch bei der Philoſophie der Fall; auch ſie iſt ein eben ſo zuſammenhängendes Ganzes; die neuere Philoſophie iſt doch nur Fortſetzung, Ergänzung, Verbeſſerung der alten, und es ließe ſich in den meiſten neuern Philoſophieen weit wenig ganz Neues, ganz Originelles, und was nicht auch ſchon von den Alten auf gewiſſe Art vorgebracht ſey, auffinden.

Die Gegenſtände, womit ſich die Philoſophie beſchäftigt (die Exiſtenz der Gottheit, die Natur der Dinge, der Urſprung der Welt, die Beſtimmung des Menſchen ꝛc. ꝛc.) ſind ſo oft und von ſo verſchiedenen Seiten beleuchtet, geprüft und behandelt; die Fragen, deren Beantwortung dem menſchlichen Geiſte ſo dringendes Bedürfniß iſt, ſind auf ſo vielfache Weiſe zu löſen verſucht worden, der Formen und Methoden, das Höchſte zu beſtimmen und zu erklären, ſind ſo viele und ſo verſchiedenartige erfunden und ausgebildet, — daß der Philoſoph, der alle dieſe Bemühungen und Verſuche nicht genau kännte, nicht wiſſen würde, was in ſeiner Wiſſenſchaft ſchon geleiſtet, wie weit ſie fortgeſchritten, welche Hinderniſſe ſie angetroffen, ob ſie dieſe aus dem Wege geräumt, oder von ihnen aufgehalten worden, wo ſie ſtehen geblieben, oder wohl gar rückwärts gegangen ſey, was alſo noch zu thun übrig, welche Fehler man zu vermeiden habe, welche Mittel und Wege zu verſuchen, von welchem Punkte auszugehen, um ſich einer größern Vollendung mehr und mehr zu nähern.

Der Philoſoph, der ſich um die Meinungen und Ideen ſeiner Vorgänger gar nicht bekümmern wollte, würde nie ſicher ſeyn, daß die Gegenſtände ſeiner Unterſuchung nicht ſchon vor ihm gründlich und erſchöpfend behandelt worden, er würde Dinge wiederholen, die ſchon andre, und vielleicht beſſer geſagt haben, er würde ſtatt fortzuſchreiten, wo andre ſtehen geblieben, ganz unnöthig von vorne anfangen, und ſtatt, durch die Mängel und das Mißlingen früherer Verſuche belehrt, ſich gegen jeden möglichen Irrthum um ſo ſorgfältiger zu hüten, vielleicht auf die nämlichen Abwege gerathen, worauf ſich ſchon ſo viele verirrt und verloren haben.

Nichts kann dem Philoſophen, dem die vollkommenſte innere Ausbildung das heiligſte Geſchäft iſt, zweckmäßiger und heilſamer ſeyn, als den Gang, die allmälige Entwicklung und Ausbildung ſeines eignen Geiſtes zu überſehen, den Einfluß fremder Meinungen auf ſein eignes Gedankenſyſtem gründlich zu unterſuchen, die erſten Anfangspunkte ſeiner Ideen und Begriffe, ihre mitwirkenden fremden Veranlaſſungen, die Motive, die ihre fernere Richtung und Entfaltung beſtimmten, ſo wie die urſprüngliche Einwirkung des Unterrichts, der Erziehung auf die ſpätere Tendenz ſeines Verſtandes deutlich und klar zu erkennen. So wird er das eigne Gedachte von dem fremden unterſcheiden, er wird ſich von der Richtigkeit ſeiner eignen Ideen durch das Vergleichen und Zuſammenhalten mit fremden genauer überzeugen, und das Entſtehen der eignen, ſelbſtſtändigen, nach höherer Vollkommenheit ſtrebenden Philoſophie aus der Unzufriedenheit mit der bisherigen und der ſichern Kenntniß ihrer Mängel und Schwächen herleiten und erklären.

Der philoſophiſche Forſcher könnte ſich nun bei dieſer hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über die Philoſophie zuerſt auf die nächſte, die herrſchende Philoſophie ſeines Zeitalters einlaſſen; allein ein oft ſehr entferntes, und in Form und Methode ſehr verſchiedenes philoſophiſches Syſtem kann mit dem entweder neu aufgeſtellten, oder erſt noch vollkommen zu begründenden dem Geiſte nach weit mehr verwandt ſeyn, wie ein gleichzeitig exiſtirendes; wie z. B. die Philoſophie des Plato, ungeachtet des antiken Geiſtes und der große Unähnlichkeit der Form mit den neuern deutſchen Philoſophien, in Hinſicht ihres Strebens, der Denkart und der Hauptideen, die ihr zum Grunde liegen, weit mehr zuſammenſtimmt und harmonirt, wie der uns ſo nahe liegende, ſo allgemein gewordene Skepticismus und Empirismus.

Die alte Philoſophie wird alſo zuerſt die Aufmerkſamkeit des Forſchers auf ſich ziehen, und zwar ſoll er dieſe bis zu ihrem Urſprunge, ſo weit ihm immer die Geſchichte hülfreiche Hand leiſtet, verfolgen.

Die Frage über den Urſprung der Philoſophie überhaupt zerfällt in *zwei* andere Fragen.

1) In die Frage über den Urſprung *aller Philoſophie überhaupt*, nach ihren *Erkenntnißquellen* und ihrer *Möglichkeit*.

2) In jene über den Urſprung der *hiſtoriſch gegebenen Philoſophie* (der platoniſchen, ariſtoteliſchen, der deutſchen, franzöſiſchen ꝛc.)

Die erſte dieſer Fragen iſt mehr *ſpeculativ*; es ſoll hier unterſucht werden, ob eine philoſophiſche Erkenntniß als Wiſſenſchaft möglich ſey, und wie ſie zu Stande komme, wie ſie aus dem menſchlichen Geiſte entſpringe, aus welchen Vermögen und Kräften des menſchlichen Geiſtes ſie entſtehe, auf welche Art und Weiſe ſie aus dieſen hervorgehe und ſich entwickele.

Die zweite Frage iſt *hiſtoriſch*; hier ſoll unterſucht werden, wie ein Syſtem mit dem andern zuſammenhängt, aus dem andern entſtand, und dieſer ſucceſſiven Entwickelung ſoll in ihrer ganzen Folge, wo möglich, bis zur erſten Quelle nachgeſpürt werden.

Dieſe zweite Frage wird die Beantwortung der erſtern ſehr erleichtern, wenigſtens den Weg beſtimmen, auf welchem man der Beantwortung jener höhern Frage näher kommt.

Wenn man einmal gründlich erforſcht hat, wie der menſchliche Verſtand, ſo weit ſeine Geſchichte uns bekannt iſt, geſtrebt hat, ſich der Erkenntniß des Höchſten zu nähern, welche Formen und Methoden er gewählt hat, dieſe Erkenntniß zu umfaſſen und zu beſtimmen, wie er von einer Idee zur andern fortgeſchritten, ſich nach und nach in den verſchiedenen Gattungen der Philoſophie entfaltet hat; — ſo wird die zweite Frage, wie die Philoſophie überhaupt aus dem menſchlichen Geiſte entſpringe, ſich ohne Schwierigkeit löſen laſſen.

Die Geſchichte der Philoſophie zerfällt in die drei Zei chiſchen und neuern; warum man die erſtere der letztern vorauszuſchicken habe, iſt ſchon erklärt worden.

Der hiſtoriſchen Unterſuchung der griechiſchen Philoſophie kann noch die Frage vorausgehen, ob man durchaus mit der griechiſchen anfangen, nicht höher ſteigen, dieſe aus der frühern orientaliſchen herleiten ſoll, und ob überhaupt die orientaliſche Philoſophie nicht in die Geſchichte der Philoſophie aufzunehmen ſey.

Zwei Fragen ſind bei dieſer Unterſuchung zu beantworten.

1) Hängt die griechiſche Philoſophie zuſammen mit der orientaliſchen, iſt ſie ein Theil von ihr, oder gar ganz aus ihr herzuleiten?

2) Kann die orientaliſche Philoſophie aufgenommen werden, ſind hinreichende Urkunden von ihr vorhanden, die zu einer hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über den Geiſt, die Entſtehung, die Entwicklung, den Zuſammenhang, die Form und Methode derſelben hinreichen?

Dieſe beiden Fragen ſind bald bejahend, bald verneinend beantwortet worden.

Die verneinenden Beantworter haben Recht, wenn ſie behaupten, die Geſchichte könne ſich nur auf ſichere Urkunden, nicht auf unſichere Traditionen und Ueberlieferungen beziehen und gründen. Sichere Urkunden ſind aber entweder ächte Originalwerke, oder ſo vollſtändige und gute Charakteriſtiken und Auszüge von ſachkundigen Männern, die der Quelle am nächſten waren, daß ſich aus ihnen die Lehren und Meinungen jener älteſten Philoſophen ihrem ganzen Zuſammenhange nach ausführlich erkennen und aufſtellen laſſen.

Beides iſt von der orientaliſchen Philoſophie nicht vorhanden. — Man hat zwar aus den Zeiten der Alexandriner Excerpte aus ägyptiſchen, phönigiſchen, chaldäiſchen, magiſchen Philoſophemen, aber dieſe ſind ſo verworren, ſo vermiſcht mit griechiſchen Ideen, aus ſo trüben Quellen, oft ſo augenſcheinlich verfälſcht, daß ſich gar kein hiſtoriſcher Gebrauch davon machen läßt. — Jene ſpätern griechiſchen Philoſophen glaubten ihrer Philoſophie dadurch eine höhere Autorität zu geben, daß ſie ſie den berühmten älteſten, halbfabelhaften orientaliſchen Weiſen zuſchrieben.

Pythagoras und Plato hätten uns freilich beſſere Aufſchlüſſe über die orientaliſche Philoſophie geben können, da beide ſie gekannt haben, beide manche ihrer Ideen allem Anſcheine nach aus ihr geſchöpft haben. Plato war ſelbſt in Aegypten, und erwähnt der ägyptiſchen Philoſophie mit großem Ruhme, ſcheint dieſer gar den Vorzug vor der griechiſchen zu geben; aber mehr ſagt er auch nicht über ſie, als daß er viel ſchönes und vortreffliches in ihr gefunden.

Daß es uns alſo bis jezt an hinlänglichen Urkunden über die orientaliſche Philoſophie fehle, iſt außer allem Zweifel.

Auch behaupten die verneinenden Beantworter der erſten Frage (kann die griechiſche Philoſophie aus der orientaliſchen hergeleitet werden): die griechiſche Philoſophie müſſe aus ſich ſelbſt erklärt werden, weil ſie es könne, weil ſie aus ſich ſelbſt entſtanden ſey, weil die Gedanken der älteſten griechiſchen Philoſophen ſich durchaus als originelle, erſte Gedanken ankündigten, und man gar keine Veranlaſſung habe, ſie aus einer frühern, fremden Quelle herleiten zu wollen. — Bei den älteſten joniſchen Phyſikern iſt dies wirklich der Fall; ihre Lehren tragen wirklich das Gepräge urſprünglicher Selbſtſtändigkeit und Originalität; auch findet ſich in der orientaliſchen Philoſophie, ſo weit wir ſie bis jezt kennen, gar nichts ihnen ähnliches, vielmehr in den Grundideen die höchſte Verſchiedenheit und Abweichung. *)

Allein ganz anders verhält es ſich mit Pythagoras und Plato; bei ihnen finden wir manche Lehren und Meinungen, welche zwar die erſten Principien ihrer Philoſophie nicht ſind, aber doch zu ihren bedeutendſten Philoſophemen gehören, die bei den Griechen entweder ganz unbekannt, oder gar völlig verworfen ſind, der allgemein herrſchenden Denkart, den religiöſen moraliſchen Ideen und Ueberzeugungen beſtimmt widerſprachen, — bei mehrern orientaliſchen Völkern aber allgemein angenommener Glaube waren.

Die Lehre von den Ideen, der Rückerinnerung, welche nicht nur den Neuern, ſondern ſelbſt den Griechen ſo fremd und paradox ſchien, und gar nicht in ihre Denkart paßte, war bei den Indiern herrſchender Glaube, kommt nicht nur in allen Büchern, ſondern in Schauſpielen vor, die für das Volk beſtimmt waren. Nun iſt aber doch wohl natürlich, eine einzelne Paradoxie, die mit der übrigen Denkart der Griechen gar nicht zuſammenhängt, aus der allgemeinen Lehre und religiöſen Ueberzeugung der Aegypter, Indier ꝛc. herzuleiten, beſonders, wenn der Philoſoph, der dieſe Paradoxie in ſein Syſtem aufgenommen hat, dieſen Glauben kannte, wie das bei Plato der Fall war.

Von der Lehre über die Seelenwanderung läßt ſich beſtimmt nachweiſen, daß ſie von den Aegyptern hergenommen ſey; ob dieſe ſie früher von den Indiern überkommen hatten, müßte noch entſchieden werden. Wenigſtens iſt ſie ſo ganz mit ihren übrigen Meinungen und Ideen verwebt, erſcheint für die indiſche Denkart ſo charakteriſtiſch, daß in keinem alten Schriftſteller von den Indiern die Rede iſt, wo nicht auch die Seelenwanderung vorkommt.

Die Frage über die Erklärung und Entſtehung der griechiſchen Philoſophie aus ſich ſelbſt ließe ſich alſo dahin beantworten, daß dies zwar bei der älteſten ioniſchen, phyſiſchen, — nicht aber bei der pythagoräiſchen, platoniſchen ſeyn kann.

Die verneinenden Beantworter der zweiten Frage, ob die orientaliſche Philoſophie in die Geſchichte aufzunehmen ſey, ſind aber offenbar zu weit gegangen, wenn ſie leugneten, daß jene Völker wirklich eine Philoſophie hatten. — Zwar gaben ſie zu, daß die höchſten Vorſtellungen über die Gottheit, die Natur der Dinge ꝛc. ihnen bekannt waren, aber ſie leugnen, daß dieſe Materie der Philoſophie bei ihnen eine philoſophiſche Form gehabt, daß dieſe Ideen wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch wären zuſammengefaßt und vorgetragen worden; nur als poetiſche oder religiöſe Vorſtellungen und Ideen, nur als allgemeiner Volksglaube hätten ſie bei ihnen exiſtirt, und fänden ſich ſo in ihren Schriften aufgezeichnet.

Offenbar nahmen die Philoſophen, welche dieſe Behauptung aufſtellten, nur Rückſicht auf das, was Griechen und Römer uns von der Philoſophie dieſer alten Völker geſagt haben, welches aber, wie ſchon gezeigt worden, ganz unzulänglich, falſch und verdreht iſt, und woraus weder etwas für noch gegen die Exiſtenz einer Philoſophie, als Wiſſenſchaft, bei ihnen geſchloſſen werden kann.

Dagegen haben ſie die Entdeckungen der Neuern, welche über dieſen Theil der Geſchichte der Philoſophie ein viel gröſſeres Licht verbreiten, und uns noch befriedigendere Reſultate verſprechen, wenig oder gar nicht gekannt und geachtet.

Dem Franzoſen Anquetil du Perron verdanken wir zuerſt die Bekanntſchaft des Zend-Aveſta. Wenn er ſich überreden ließ, daß dieſe Schriften von Zoroaſter ſelbſt herrührten, ſo hat dieſes auch nicht den geringſten Grund von Wahrſcheinlichkeit; — aber es iſt eben ſo gewagt, ſie für ganz untergeſchoben zu halten, und zu behaupten, ſie enthielten auch gar keine Tradition, gar keine ſichere Urkunde und Beziehung auf ältere perſiſche und indiſche Philoſophie.

Es ſind meiſtens liturgiſch myſtiſche, liturgiſch religiöſe Schriften, Legenden, Liturgien für den prieſterlichen Gebrauch; aber dieſe ſind von der Art, daß ſie eine durchgängige Beziehung auf philoſophiſche Ideen enthalten, und zwar auf ſehr zuſammenhängende, die ſehr beſtimmte Principien und ein wirklich philoſophiſches Syſtem verrathen.

Die Prieſterkaſte, die bei dieſen Völkern ohnehin im Beſitz aller Wiſſenſchaft war, kann ja neben dem religiöſen Vortrag dieſer Ideen auch einen wiſſenſchaftlichen gehabt haben.

Von weit philoſophiſcherm Gebrauch ſind nach dem Zend-Aveſta einige von den Engländern überſetzte indiſche Werke, die zu den religiöſen und dichteriſchen gehören, wenn gleich der Inhalt philoſophiſch iſt.

Doch exiſtiren auch in Europa Ueberſetzungen von Schriften, die gar nicht poetiſch ſind, auch nicht zu dem religiöſen Cyklus von Schriften gehören, und vollkommen beweiſen, daß die Indier eine Philoſophie auch der Form nach gehabt haben. Unter dieſen kann vorzüglich eins als philoſophiſche Urkunde betrachtet werden, der Bhagavadgita; es iſt eine Epiſode eines großen Heldengedichts, aber nur die Einleitung iſt poetiſch, übrigens der Vortrag mehr ſcientifiſch; die Sprache iſt zwar verſificirt, aber ſo einfach, daß ſie ſich von der Proſa faſt gar nicht unterſcheidet, und ſich mit der ſubtilſten philoſophiſchen Form ſehr gut verträgt. Es iſt dieſes Lehrgedicht bei weitem ſtrenger philoſophiſch in der Form, als jenes des Lucrez, dem man doch eine Stelle in der Philoſophie geſtattet. — Es trägt die ſogenannte Vedanta Philoſophie vor; Vedanta heißt ſo viel, als finis scientiae, finis vedae, wo scientia jene Bücher bezeichnet, die als Quelle alles Wiſſens angeſehen werden; es iſt die ſich an die Vedas, den herrſchenden Glauben, zunächſt anſchließende Philoſophie, die orthodoxe Philoſophie der Indier, ein philoſophiſcher Commentar über die indiſche Religion.

Dieſe Philoſophie iſt nun in den weſentlichen Principien außerordentlich übereinſtimmend mit der platoniſchen; was ſich hieraus folgern läßt, iſt ſchon geſagt worden.

Es werden im Ganzen vier Syſteme indiſcher Philoſophie angegeben:

1) die eben genannte Vedanta Philoſophie.

2) Sankhya, dies heißt ſo viel als Zahl; der Engländer Jones findet in ihr große Aehnlichkeit mit der pythagoräiſchen.

3) Nyagya. Jones vergleicht ſie mit der ariſtoteliſchen, ſie legte ſich beſonders auf die Logik, und ließ ſich in ſkeptiſche dialektiſche Fragen ein.

4) Mimanſa; ſie ſoll mehr moraliſch ſeyn.

Aus dieſen Unterſuchungen geht nun zur Genüge hervor, daß die Indier eine wirkliche Philoſophie auch der Form und Methode nach hatten, und daß es uns einſtweilen nur noch an hinlänglichen Urkunden fehlt, um ſie in die Geſchichte der Philoſophie ſelbſt aufzunehmen. b)

Der Beantwortung dieſer der Geſchichte der Philoſophie vorangeſchickten Fragen fügen wir noch die Unterſuchung über die Verſchiedenheit des griechiſchen und modernen Geiſtes der Philoſophie in der Form und Methode ſowohl, als in ihren äuſern Verhältniſſen zum Leben bei.

Die griechiſche Philoſophie ſchloß ſich in den älteſten Zeiten nah an die Poeſie an, wurde zuerſt in Gedichten ausgeſprochen, ſpäter in dialogiſcher Form, in dialektiſchen Geſprächen entwickelt, und mitgetheilt. Dieſe zweite Form hat ſie dem Weſen nach auch immer beibehalten, ſelbſt in ſpätern Compendien iſt die Form dialektiſch und rhetoriſch, und nähert ſich dadurch der dialogiſchen. Dialektiſcher Scharfſinn und Entwicklungsgeiſt, rhetoriſche Ausbildung, Fülle, Harmonie und Schönheit iſt auch bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrage nie von den Griechen vernachläßigt worden. Die Philoſophie war den Griechen nicht nur Wiſſenſchaft, ſondern auch Kunſt, auf deren vollkommnere Ausbildung immer ihr vorzüglichſtes Augenmerk gerichtet war; ſo wie aus ihrer großen Neigung zur Dialektik und Rhetorik überhaupt die durchgängig mehr dialogiſche Form ſich begründete und erhielt.

Die neuere Philoſophie, deren Urſprung ganz ſcholaſtiſch iſt, hat auch die ſcholaſtiſche, trocken wiſſenſchaftliche Schulform durchgängig beibehalten; ſelbſt jene Philoſophieen der neuern Zeit, die ſich der ſcholaſtiſchen entgegenſtellten, unterſcheiden ſich in Rückſicht der Form gar nicht von ihr.

Nun kann aber wohl nichts unähnlicheres gefunden werden, als die ſchöne, poetiſche und dialogiſche Deutlichkeit und Klarheit, Scharfſinn und Künſtlichkeit der Gedankenentwicklung, Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung, Schönheit und Eleganz des Styls, mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und Beſtimmtheit verbundene philoſophiſche Methode der Griechen, — und jene blos regelmäßige, trockne, durchaus abſtracte, unlebendige Form der Scholaſtiker, die nur auf die ſtrengſte wiſſenſchaftliche Conſequenz ſahen, ihre Gedanken und Ideen mit ängſtlich ſyſtematiſcher Conſequenz in einer geſchraubten, übertrieben ſpitzfindigen, immer ungefälligen, todten, oft dunklen, verworrenen, barbariſchen Sprache vortrugen.

Noch größer iſt die Verſchiedenheit der griechiſchen und modernen Philoſophie in Rückſicht ihres Verhältniſſes zum Leben, und die große politiſche Tendenz der erſtern.

Will die Philoſophie einmal, wie dies doch bei der griechiſchen der Fall war, praktiſch werden, auf das Leben kräftig und wohlthätig einwirken, Denkart, Sitten und Gebräuche verbeſſern und vervollkommnen, ſo werden die Staatsverfaſſung und die herrſchenden Geſetze zuerſt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und ſie wird von dieſen ihre Reform anfangen wollen, um durch eine verbeſſerte, weiſere Geſetzgebung das Volk zum Guten zu leiten und vom Schlechten mit Gewalt zurückzuhalten. Dies wird nun im doppelten Maaße der Fall ſeyn, wenn die Philoſophie in einer Zeit auftritt, wo die Staatsverfaſſung ſehr ſchlecht und verderben iſt, und ihre Fehler und Gebrechen, ſo wie ihr ſchädlicher Einfluß auf Denkart und Sitten offenbar in die Augen fallen.

Schon von den älteſten Philoſophen waren viele zugleich Herrſcher, Geſetzgeber und Staatsmänner, und dieſer beabſichtigte Einfluß der Philoſophie auf Staatsverfaſſung und Geſetzgebung hat ſich lange bei den Griechen erhalten. — Nicht nur nehmen Unterſuchungen über moraliſche und politiſche Gegenſtände eine große Rolle in ihren Syſtemen ein; ſondern die Philoſophie ſelbſt ging ſehr oft in praktiſche Politik über, hatte mehr moraliſch politiſche, als rein philoſophiſche Zwecke.

Pythagoras ſtiftete einen Bund, einen moraliſch politiſchen Orden, deſſen Zweck nicht nur die Gründung einer neuen Staatsverfaſſung war, ſondern der überhaupt als ein religiöſes Inſtitut angeſehen werden kann, das die Veredlung und Wiedervereinigung des Menſchengeſchlechtes mit dem göttlichen Weſen beabſichtigte, und nicht allein durch Lehre, ſondern auch durch äußere Gebräuche, Sinnbilder und Zeichen zu wirken ſuchte.

Sokrates ſchränkte ſich mehr auf die Moral ein, Lebensweisheit im edelſten, höchſten Sinne des Worts, und nicht nur eigne, ſondern andern mitgetheilte praktiſche Lebensweisheit war das Hauptſtreben ſeiner Philoſophie; unter allen griechiſchen Philoſophen hat er am meiſten auf die Gemüther ſeiner Anhänger gewirkt, und die meiſten und vortrefflichſten Schüler gebildet. Doch war dieſer Einfluß auf die Erziehung nicht blos moraliſch, nicht einzig auf die Erziehung des Individuum beſchränkt, ſondern es lagen auch politiſche Zwecke mit zum Grunde. Sokrates wollte von der Verbeſſerung der Einzelnen ausgehen, um dem Ganzen eine edlere Geſtalt zu geben, nach dem Grundſatze, man müſſe erſt die Menſchen bilden und dann die Verfaſſung.

Plato's politiſche Abſichten und ſeine Reiſe zu dem Tyrannen von Syrakus ſind aus der Geſchichte bekannt.

In der ſtoiſchen Philoſophie war, ſo viel es die äußern Verhältniſſe erlaubten, viel von dem politiſchen Geiſte der alten griechiſchen Schulen.

Nach dem Mißlingen dieſer politiſchen Verſuche erhielt die griechiſche Philoſophie eine ganz entgegengeſetzte Richtung; dieſe hohe politiſche Denkart hatte ſich der Gemeinheit, Schlechtigkeit und Verdorbenheit der Menſchen wegen als ganz unausführbar bewährt. Die erhabenen Ideen, die man als Grundregeln alles menſchlichen Wirkens und Strebens aufgeſtellt hatte, waren mißverſtanden, verdreht, herabgewürdigt oder gar als irrig, der Religion, wie dem Staate höchſt gefährlich und verderblich verworfen und verfolgt worden; — es wurde daher Grundſatz der Philoſophen, ſich ganz dem bisherigen Leben zu entziehen, die Philoſophie vor der leeren Neugier des großen Haufens und den frechen Angriffen der Unwiſſenheit in das Gebiet der höhern Speculation und den engen geheimnißvollen Kreis weniger auserwählten Anhänger und Verehrer zu flüchten, ſie widmeten ſich einzig der innern Ausbildung ihrer ſelbſt und ihrer Schüler, der Vervollkommnung und Vollendung ihrer Ideen und Syſteme, erlangten aber durch dieſe Iſolirung von allen bürgerlichen Zwecken und durch die Beſchränkung auf die eigne geiſtige Ausbildung dieſes blos contemplativen Lebens eine moraliſche Kraft, Virtuoſität und Kunſt, wie dieſes bei den frühern politiſchen Tendenzen, wo man mehr nach außen zu wirken ſuchte, nicht möglich war.

Ganz verſchieden von dieſem moraliſch politiſchen Geiſte der frühern griechiſchen Philoſophie iſt die moderne in ihrem Urſprunge, ganz entfernt nicht nur vom bürgerlichen, ſondern von allem Leben überhaupt, einzig auf die Schule und ſchulmäßige Form und Mittheilung beſchränkt.

Ganz anfänglich war dies zwar nicht der Fall, der ſcholaſtiſchen Philoſophie gingen die Kirchenväter voran; dieſe als Philoſophen ſchloſſen ſich an die Form der griechiſchen und der nach ihr gebildeten römiſchen Philoſophie an, und ſuchten den antiken ſchönen Styl beizubehalten und nachzubilden.

Auch mit dem Leben hingen ſie näher wie die Scholaſtiker zuſammen, ſie waren Religionslehrer; ihre Philoſophie als Theologie war Religionslehre, mithin praktiſch geſetzgebend für die religiöſe Denkart und den moraliſchen Charakter der Gläubigen.

Als aber ſpäterhin die Philoſophie, deren einziges Geſchäft es war, die Lehren der Religion zu erklären und das, was dieſe als Wahrheit und Glaubensſätze aufſtellte, zu beſtätigen, zu begründen, anfing, ſich der Religion entgegenzuſetzen, ihre Glaubenslehren, die ſie früher als unerſchütterliche Wahrheit angenommen, oder als unbegreifliche Geheimniſſe über alle Grübeleien erhaben gehalten hatte, zu unterſuchen, ihrer Möglichkeit und Begreiflichkeit nachzuforſchen, ſie zu erklären, als ſie ſich mancherlei Mißbräuchen, die ſich in der Kirche eingeſchlichen hatten, kräftig entgegenſtellte, fand man es für gut, ſie gänzlich von der Religion zu trennen, als gefährlich und verführeriſch für das Volk blos auf die Schule und den Schulgebrauch einzuſchränken, und ihr als Wiſſenſchaft für ſich zwar die vollkommenſte Freiheit der Speculation, aber weder moraliſchen noch religiöſen Einfluß zu geſtatten.

Aber es gibt noch eine Urſache, die mit dazu beitrug, die ſcholaſtiſche Philoſophie von allem ausgebreiteten lebendigen Einfluſſe zu entfernen, und dieſe lag in der Sprache, die ſie ſich gewählt hatte, der lateiniſchen, die damals nur von wenigen Gelehrten gekannt war.

Die Philoſophie, deren Weſen in einem abſtracten, dem Menſchen nicht natürlichen Kunſtdenken beſteht, muß ſich zu dieſem Zwecke auch eine eigne künſtliche Sprache ſchaffen, ſie muß dieſe willkürlich umändern und modificiren, für ihre Ideen und Begriffe ſich neue paſſende Ausdrücke und Worte erfinden, um ſich für die deutliche und beſtimmte Erklärung und Entwicklung ihrer Lehren ein ſchickliches Organ zu bilden. Dergleichen Willkürlichkeiten aber laſſen ſich nur an einer todten Sprache gut ausüben; dies war nun mit der lateiniſchen der Fall, als die ſcholaſtiſche Philoſophie auftrat. Eben dieſer ausſchließliche Gebrauch einer todten Sprache war ſchon ein großes Hinderniß mehr, ſie ins Leben einzuführen.

Die Philoſophie ſoll zwar als ein Myſterium behandelt, nur wenigen offenbart, der Menge aber vorenthalten werden, aber durch den einzigen Gebrauch der lateiniſchen Sprache wurde ſie denn doch blos auf den gelehrten Stand eingeſchränkt und viele Männer wurden karg davon ausgeſchloſſen, denen jene Sprache nicht bekannt war, welchen es aber übrigens zur philoſophiſchen Unterſuchung und Ergründung der höchſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens weder an Beruf, noch an Talent und Genie fehlte.

So wie die ſcholaſtiſche Philoſophie vom äußern Wirken ſich zurückzog, gewann ſie Muße und Kraft, ſich mehr der innern Vollendung als Wiſſenſchaft zu weihen, und hauptſächlich war es nun die höchſte, zweckmäßigſte Ausbildung der ſtrengſten, conſequenteſten, ſubtilſten, ſyſtematiſchen Form, womit ſie ſich beſchäftigte.

Doch eben wegen dieſer Vollkommenheit der Form, auf die man die höchſte Aufmerkſamkeit wandte, gewann dieſe endlich das Uebergewicht; die Philoſophie artete in Pedanterei, bloßes Formelweſen und leeres Schulgeſchwätz aus, und verlor alle lebendige Kraft und Wirkung.

In Rückſicht des praktiſchen Einfluſſes, der moraliſchen Kraft, der künſtlichen Form, der antiken Schönheit des Styls muß nun ausgemacht die neuere Philoſophie der griechiſchen weit nachſtehen; doch entſprang ihr hieraus auf der andern Seite ein Vortheil, den die alte entbehrte: jene durchaus encyklopädiſche Tendenz, jenes durchgängige Streben nach einer ſtreng ſcientifiſchen Methode; eben die abſolute Schulbeſchränktheit drückte ihr den Charakter der *Wiſſenſchaftlichkeit* in einem den Alten unbekannten hohen Grade auf. Dieſe encyklopädiſche Tendenz der modernen Philoſophen ging dahin, die Philoſophie zur Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften zu machen, alle Arten und Zweige des menſchlichen Wiſſens aus ihr herzuleiten, alle Wiſſenſchaften und Künſte aus ihr zu beleben, durch ihre Grundſätze und Ideen zu begründen, zu reformiren, zu vervollkommnen und neu zu geſtalten. Es iſt eben nicht ſchwer einzuſehen, daß dieſe encyklopädiſche Tendenz in *wiſſenſchaftlicher Hinſicht* viel bedeutender iſt, wie die moraliſch-politiſche der Griechen. Dies waren denn doch Zwecke, welche die Philoſophie aus ſich ſelbſt herausführten; in dem Beſtreben nach äußerm Wirken und Einfluß verlor ſie ſich oft unter fremden Gegenſtänden, vertheilte und verſchwendete ihre Kraft an mißlungene, unnütze politiſche Verſuche, vernachläßigte die höhere Ausbildung ihrer ſelbſt, und gerieth in Gefahr ganz aufzuhören das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſoll — unabhängige, ſelbſtſtändige, frei ausgebildete Wiſſenſchaft. — In dem unermüdeten Arbeiten an ſyſtematiſcher Vollendung liegt alſo der Unterſchied der neuern Philoſophie von der alten. Zwar iſt hiermit nicht geſagt, daß unter den griechiſchen Philoſophen nicht welche waren, die ſich eifrigſt bemühten, ihrer Wiſſenſchaft die höchſte ſyſtematiſche Conſequenz, Strenge und Vollendung in Form und Methode zu geben, und ſie über alle andern Künſte und Wiſſenſchaften zu verbreiten, aber es war bei ihnen nicht durchgängiger Charakter, und immer iſt ein bedeutendes Uebergewicht in dieſem Stücke auf Seiten der Neuern.

Wir haben alſo als unterſcheidende Grundcharaktere der alten und neuern Philoſophie: Moraliſch-politiſche Tendenz, praktiſcher Einfluß, Schönheit, Künſtlichkeit der Form und des Styls der erſtern.

Gänzliche Entfernung von allen praktiſchen, moraliſchen Zwecken, Streben nach höchſter wiſſenſchaftlicher Vollendung.

encyklopädiſche Tendenz bei den Neuern, und zwar durchgängig bis auf unſere Zeiten.

Eben ſo groß, wie in der Form und den Verhältniſſen zum äußern Leben, iſt auch die Verſchiedenheit der griechiſchen Philoſophie in den *Arten* und *Gattungen*, worin ſie ſich entfaltet hat.

Der *Empirismus*, der bei den Neuern ſo allgemein herrſchend, ſo in alle Wiſſenſchaften und Künſte übergegangen iſt, einen ſo mächtigen, allgemein verbreiteten Einfluß auf Meinungen, Sitten, Verfaſſungen und das Leben ſelbſt verbreitet, daß er als charakteriſtiſch für den Geiſt der Zeit und die allgemeine Denkart conſtituirend angeſehen werden kann, — dieſe Unphiloſophie war bei den *Griechen* gar nicht bekannt, und es finden ſich bei ihnen nur wenige einzelne Spuren von eigentlichen Empirikern. Der griechiſche Geiſt war viel zu kräftig, originell und erfinderiſch, um bei einer Denkart zu bleiben, die ſich nicht über die Reſultate gemeiner Erfahrung und ſinnlicher Eindrücke und Empfindungen zu höhern Vernunftideen und Begriffen erheben kann. So wie die Griechen das Ganze des Weltalls in der Poeſie zu beleben, zu beſeelen, in harmoniſcher Einheit zu umfaſſen und poetiſch zu geſtalten und darzuſtellen ſtrebten; ſo verſuchten ſie in der Philoſophie den Urſprung, den Zuſammenhang und die innere Natur der Dinge zu ergründen, die Welt aus ihren erſten Grundkräften und Urſachen zu conſtruiren, das geiſtige Weſen des Menſchen, ſein Verhältniß zur materiellen Natur zu erforſchen, und erhoben ſich zu dieſem Zwecke mit erfindungsreicher Kühnheit und Kraft zu den höchſten Ideen der Vernunft, um aus ihnen das Übrige zu erklären und zu beſtimmen. Weit entfernt waren ſie daher von jener niedern Denkart, die alle höhere Vernunfterkenntniß leugnet, und am Ende die platteſte Unphiloſophie herbeiführen muß.

Die Gattungen der Philoſophie, welche ſich bei den Griechen am reichſten und mannichfaltigſten entwickelten, welche auf die verſchiedenartigſten Weiſen ausgebildet wurden, und mehr oder weniger in den meiſten Syſtemen wiederkehren, ſind vorzüglich der Materialismus und dann der Skepticismus. Der lagen der Denkart und dem Charakter dieſes Volkes ſehr nahe.

Ein großer Hang zu ſinnlicher Kraft und Lebendigkeit, die auch in ihrem poetiſchen Genie ſo ſtark hervorleuchtet, eine ſo reich ausgeſtattete, mit urſprünglicher Schöpferkraft begabte Phantaſie, verbunden mit einer ungemeſſenen Bewunderung und Verehrung der Natur und ihrer Kräfte, führte ſie natürlich auf den Materialismus, von dem die ältern Syſteme faſt alle einen größern oder geringern Anſtrich haben.

Noch natürlicher entſprang der Skepticismus aus dem Hange der Griechen zur Rhetorik und Dialektik.

In einem Staate, wo jeder Bürger mitzuſprechen hatte, alle politiſchen ſowohl, als gerichtlichen Verhandlungen öffentlich vor dem Volke ſtatt hatten, wußte die Kunſt, den Menſchen zu einer beſtimmten Meinung zu überreden, jeden Satz mit allen nur möglichen Scheingründen zu vertheidigen, das Gefühl und den Verſtand der Zuhörer durch die feinſten, ſcharfſinnigſten, mit anſcheinender Conſequenz verwickelten und verwebten Trugſchlüſſe zu beſtechen, durch rhetoriſchen Glanz zu blenden und zu täuſchen, den Gegner durch verfängliche Fragen irre zu führen, gegen jede ſeiner Behauptungen allerlei Zweifel und Gegengründe aufzufinden, natürlich eine große Leichtigkeit und Gewandtheit herbeiführen, alles zu beſtreiten und anzufeinden, keinen Glauben, keine Ueberzeugung gelten zu laſſen, und mit dieſer alles verwirrenden Streitſucht auch das Höchſte nicht zu verſchonen. Dann ſind aber dem Skepticismus Thür und Thor geöffnet, deſſen Weſen ja eben in dem poſitiven Widerſtreit gegen alle Wahrheit und Gewißheit beſteht.

Als bei den Griechen die Sophiſtik recht eigentlich ausgebildet, das Erfinden abſichtlicher Trugſchlüſſe, das ſpitzfindige, künſtliche Durchführen irriger, falſcher Meinungen, das willkürliche Verwirren und Verwerfen aller entgegengeſetzten Ideen und Begriffe als Grundſatz und Syſtem aufgeſtellt wurden: entſtand nothwendig die wildeſte, zügelloſeſte Zweifel- und Streitſucht, ſo wie auch eine beſſere Skepſis, die ſich gegen die ſpitzfindigen Trugſchlüſſe, gegen die künſtlich verſteckten

Irrthümer der Sophiſten zu verwahren ſuchte und ihren dreiſten, willkürlichen Behauptungen die Waffen einer gründlichen Polemik entgegenſtellte.

In der Philoſophie ward bei den Griechen die rhetoriſch-dialektiſche Form durchgängig beibehalten, ſie war außer der Wiſſenſchaft auch *Kunſt*, und ward als ſolche vorzüglich ausgebildet. Nun kann aber bei dem Skepticismus die Philoſophie ſich am meiſten als Kunſt zeigen, der Skeptiker, deſſen Hauptgeſchäft es iſt, alle Philoſophieen zu beſtreiten und zu widerlegen, kann eben weil er an dem *Inhalte* keines Syſtems Interreſſe nimmt, über alle Ideen und Meinungen ſich gleichmäßig ausläßt, in der *Form* ſein Talent am glänzendſten zeigen, er will blos alle poſitiv aufgeſtellte Erkenntniß beſtreiten, und ſein einziges Beſtreben geht dahin, die *Kunſt alles zu beſtreiten* im höchſten Grade auszubilden.

Der Philoſoph, dem es vor allem um die feſteſte Begründung, die leichteſte, klarſte Mittheilung zu thun iſt, wird die *Schönheit* der Form ihrer *Zweckmäßigkeit* hintanſetzen müſſen, und diejenige vorzüglich wählen, die dem Inhalte ſeiner Philoſophie am meiſten angemeſſen iſt, worin er ſeine Begriffe und Ideen am ſtrengſten, conſequenteſten zuſammenfaſſen, am vollſtändigſten entwickeln, und am deutlichſten, beſtimmteſten andern vortragen und erklären kann.

Materialismus und Skepticismus finden wir bei den Griechen unter ſo mannichfaltiger, ſo verſchiedenartiger Form und Geſtalt, mit ſo viel Kunſt und Talent, ſo großer Fruchtbarkeit der Erfindung ausgebildet, daß man ohne Anſtand behaupten kann, ſie hätten dieſe beiden Gattungen völlig erſchöpft.

Jene höhere Arten der Philoſophie: Realismus, Dualismus, Idealismus ſind immer nur die Frucht der allerhöchſten Anſtrengung aller Kräfte des menſchlichen Geiſtes, und finden ſich daher nur ſelten in der Geſchichte der Philoſophie, d. h. *originelle Erfindung darin*. Bloße Verehrer und Anhänger hat es in beſſern Zeiten immer gegeben; doch ließe ſich auch hier ein bedeutendes Uebergewicht bei den Griechen nachweiſen. In der Intellectual-Philoſophie haben Plato, ſeine

Vorgänger und Nachfolger eine ſolche Fülle von Erfindung, eine ſolche Mannichfaltigkeit urſprünglicher Ideen, daß es hiſtoriſch gezeigt werden kann, wie bei den Neuern in dieſer Gattung ſich wenig auffinden laſſe, was nicht von den Alten hergenommen ſey.

Nur in dem Idealismus haben die Modernen den Vorzug; er findet ſich bei den Griechen faſt gar nicht. Der Idealismus des Ariſtoteles war kein entwickelter, auch ſtand er als eine einzelne Ausnahme da; da hingegen die Neuern ihn bis zur höchſten Vollkommenheit und ſyſtematiſchen Vollendung ausgebildet haben; ſelbſt in den mannichfaltigen unvollkommnen Verſuchen zeigt ſich die durchgängige ſtärkere Hinneigung auf dieſe Seite.

Nach dieſen vorläufigen Unterſuchungen gehen wir zur eigentlichen Geſchichte der griechiſchen Philoſophie über.

Die Charakteriſtik der Philoſophie kann einen doppelten Zweck haben.

1) Charakteriſtik einer beſtimmten Philoſophie (der pythagoräiſchen — ſokratiſchen — platoniſchen — ſcholaſtiſchen — der heutigen empiriſchen ꝛc.) um den Geiſt, die Denkart eines gewiſſen Zeitalters zu erkennen und darzuſtellen — dies iſt ein blos hiſtoriſcher Zweck, oder

2) Charakteriſtik einer *beſtimmten* Philoſophie — um dadurch zur Charakteriſtik der *Philoſophie überhaupt*, ihres Geiſtes und Weſens zu gelangen.

Zu dieſem Zwecke nun iſt die Geſchichte der *älteſten* griechiſchen Philoſophie von dem höchſten Intereſſe; — ſie iſt urſprünglich darin merkwürdig, weil ſie ganz das Gepräge trägt, durchaus ſelbſtſtändig, in einem hohen Grade unabhängig, ſowohl von der herrſchenden Religion, als *fremden*, durch Tradition überkommenen Lehren, entſtanden zu ſeyn. Die Gedanken der älteſten griechiſchen Philoſophen kündigen ſich beſtimmt an als *erſte urſprüngliche* Gedanken, wo gar kein Anſchließen, kein Zuſammenhang mit frühern, fremden merkbar iſt, und wenn man auch verſuchen wollte, ſie aus einer fremden Quelle herzuleiten, würde doch dieſer Unterſuchung alle hiſtoriſche Gewißheit fehlen.

Iſt die erſte, älteſte griechiſche Philoſophie die freie Geburt des ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Geiſtes, und zwar eines ſehr ſcharfſinnigen, erfinderiſchen, kräftigen Geiſtes, der ohne allen fremden Einfluß und äußere Einwirkung aus eigener Kraft, Fülle und Thätigkeit ſo mannichfaltige Syſteme erzeugte und entwickelte; ſo wird ſich ſchon allein hieraus zeigen laſſen, wie der menſchliche Geiſt überhaupt zur Philoſophie komme, welche Mittel und Wege er verſuche, ſich der Erkenntniß des Höchſten zu nähern, welches der natürliche Gang ſey, den er nehme, welche Formen und Methoden er ſeinem Weſen noch am liebſten, am zweckmäßigſten erwähle, und auf welches beſtimmte Syſtem er am natürlichſten zuerſt falle. —

So gering an Umfang, ſo unvollkommen dieſe erſten Syſteme auch immerhin ſeyn mögen, ſo verdienen ſie doch als urſprüngliche, freie Producte des menſchlichen Geiſtes die höchſte Aufmerkſamkeit, welche durch die folgenreiche Betrachtung noch vermehrt wird, daß in dieſen erſten Grundideen die Keime aller ſpätern Syſteme enthalten und mit großer Kühnheit ausgeſprochen ſind.

Die gewöhnliche Abtheilung der griechiſchen Philoſophie in Schulen kann in mancher Rückſicht intereſſant ſeyn, für die Speculation iſt ſie aber von keinem Nutzen; alle dieſe Schulen gehen ineinander und ſind nicht ſtrenge geſchieden; in jeder herrſchen große Verſchiedenheiten und Abweichungen, und nur die Pythagoräer blieben bei einem Syſtem.

Alle ältern griechiſchen Philoſophieen vor dem Pythagoras und Plato neigen ſich mehr oder weniger zum Materialismus; ſpäterhin finden ſich bei vielen Spuren von Skepticismus. Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn ſie alle Materialismus oder Skepticismus dem Syſtem nach geweſen wären, denn es finden ſich, wie ſchon geſagt, Grundideen von jeder Gattung der Philoſophie in ihnen, aber immer waren ſie im erſten Keime mit Materialismus oder ſpäterhin mit Skepticismus tingirt.

Die große Neigung zum Materialismus iſt aus dem griechiſchen Geiſte ſelbſt zu erklären, und offenbart ſich deutlich in ihrer Mythologie, deren vorherrſchender Grundcharakter ſelbſt Materialismus iſt.

Schon Heſiodus enthält die Anlage zum Materialismus, er nahm das Chaos als das erſte, urſprüngliche, und ließ aus ihm die Welt, Götter und Menſchen entſtehen; dieſes Chaos dachte er ſich nun als Miſchung materieller Kräfte und Weſen, — dieſe Lehre des Heſiodus enthält den Keim von vielen ſpätern philoſophiſchen Meinungen, die ſich an ſie anſchloſſen.

Weit ſtärker iſt die Annäherung zum Materialismus in den Lehren, welche in den Myſterien vorgetragen wurden.

Die älteſte griechiſche Mythologie war purer Anthropomorphismus, ihre Gottheiten waren nur kräftigere, größere, vollkommnere Menſchen. Sie war auch ohne alle Beziehung auf die Natur und ihre Kräfte, ohne alle Symbolik des Univerſums, des Unendlichen; — Vielgötterei ohne allen Begriff der Einheit Gottes. — Die Myſtiker ſuchten dieſer Mythologie eine höhere ſymboliſche Bedeutung zu geben, ſie löſten die Vielheit auf in den Begriff der Einheit; — aber ſie faßten dies Eine, Höchſte nicht auf als Geiſt, ſondern als unendliche Naturkraft, unendliche Lebens- und Zeugungskraft, und hierin liegt der zweite Keim vieler ſpätern philoſophiſchen Syſteme.

An die Spitze der älteſten griechiſchen Philoſophen ſetzt man gewöhnlich den Thales; alles, was man von ihm weiß, reducirt ſich auf den einzigen Satz: Alles ſey aus Waſſer entſtanden, und löſe ſich darin auf; dieſes konnte er ſich gleichfalls nicht anders, als wie eine Miſchung materieller Theile und Kräfte denken, und ſein Grundprincip iſt alſo von dem des Heſiodus wenig verſchieden. Was Thales aus dieſem erſten Grundſatze weiter gefolgert, wie er ihn entwickelt habe, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben, da alles, was wir über die andern Philoſopheme dieſes Mannes wiſſen, auf ſehr unſichern Behauptungen ſpäterer Philoſophen beruht.

Mit Anaximander fängt die Geſchichte der eigentlichen Philoſophie an; ſein Princip iſt ungleich philoſophiſcher als alle vorhergehenden; er ſetzte als den Urquell aller Dinge das *Unendliche*, oder beſſer das *Unbeſtimmte* — doch auch dieſes dachte er ſich materiell; es ſey dünner als Erde, dichter als Waſſer, nicht ſo dünn wie Luft, dichter als Feuer. — Dieſe Urmaterie, woraus alles entſteht, muß der Größe nach *unbegränzt*, der Form nach *unbeſtimmt* ſeyn. — Er nannte es zugleich *Göttliches* und *Menſchliches*.

Dieſes iſt nun zwar ein materialiſtiſcher Verſuch; doch inſofern hier *ein Einziges*, Allumfaſſendes geſetzt wird, enthält es den Keim des Pantheismus. Denn der Pantheismus beſteht ja in der Behauptung, daß das Ganze ſchlechthin *Eins* ſey, und in der bloßen Annahme des *Unendlichen*.

Wenn Anaximander dieſes Princip nach der beſchränkten Anſicht ſeines Zeitalters nicht philoſophiſcher entwickelte, ſo ließe ſich doch dieſes ſehr gut thun, weil es, wie ſchon geſagt, an ſich weit philoſophiſcher iſt, als alle vorhergehenden.

Daß aber die älteſte Philoſophie als Pantheismus auftritt, muß ſeinen Grund haben in dem Charakter der Philoſophie überhaupt, und kann nicht aus dem Charakter und der herrſchenden Denkart der Griechen allein erklärt werden.

Materialismus war nirgends die älteſte Philoſophie, wenigſtens jene Art von Materialismus, die ſich bei den Griechen zuerſt ausbildete, der *dynamiſche* konnte es nicht ſeyn. — Der dynamiſche Materialismus nahm mehrere Elemente und Kräfte an, aus deren wechſelſeitigem Aufeinanderwirken, Kampf und Zwietracht, Trennung und Verbindung ſie die Welt und die Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen herleiteten und erklärten. Dies iſt aber ſchon ein ſehr *complicirter* Gedanke, und daher gewiß ſpätern Urſprungs. — Denn weit leichter und natürlicher iſt es, das Entſtehen aller Dinge aus einer einfachen Grundurſache, als aus einem ſehr künſtlich verwickelten und combinirten Verhältniſſe vieler Elemente und Kräfte herzuleiten.

Der Empirismus kann gar keine urſprüngliche Philoſophie ſeyn, er entſpringt nur aus dem Verfall des menſchlichen Geiſtes, und iſt gewiß da nicht zu ſuchen, wo dieſer noch mehr in urſprünglicher Kraft und Blüthe prangt.

Auch zeigt uns die Geſchichte, daß die Philoſophie gleich anfangs den Weg höherer Speculation betrat; ſie ging von der Idee eines Ganzen der Natur aus, und ſuchte aus urſprünglichen Principien das Weltall zu conſtruiren, ein Verfahren, das unendlich entfernt iſt von jenem des Empirismus, der bei dem Einzelnen der äußern Erſcheinungen ſtehen bleibt, und dieſes durch Beobachtungen erkennen will, alle höhere Erkenntniß durch Ideen und Begriffe aber verwirft, die einzige Erfahrung, die ſinnlichen Eindrücke und Empfindungen für die Quelle alles Wiſſens hält.

Die höhern Arten der Philoſophie ſind viel zu hoch, zu künſtlich; als daß ſie die älteſten ſeyn könnten; ſo reich und künſtlich ausgebildete und vollendete Syſteme können nur die Frucht ſpäterer Zeiten ſeyn; die erſten Verſuche des menſchlichen Geiſtes müſſen nothwendig noch ſehr unvollkommen ſeyn, können höchſtens die erſten, einfachſten Grundideen enthalten, die dann ſpäter reicher und künſtlicher entwickelt und vollendet werden.

Mit Pantheismus wird alſo die Philoſophie anfangen; er iſt das einfachſte, leichteſte Syſtem, und ſein Grundprincip der Einheit iſt eben das, wozu die Vernunft am meiſten hinneigt, ja was ihr eigenes Weſen ſelbſt ausmacht. —

Anaximenes, der Schüler des Anaximander, nahm dieſes Unbeſtimmte als Luft, aus der durch Verdünnung oder Verdickung alle Dinge entſtehen, und worin ſie ſich wieder auflöſen. Die Behauptung, daß ſich alle feſten Körper in Luftgeſtalt auflöſen, worauf man jetzt durch Erfahrungswiſſenſchaft gekommen iſt, mußte natürlich die Behauptung herbeiführen, daß aus der Luft alle feſten Körper niedergeſchlagen ſind.

Die älteſten ioniſchen Phyſiker nahmen überhaupt nicht an, daß die Körper an ſich wirklich ſo grob und materiell ſeyen, wie ſie uns vorkommen, ſondern erklärten die dem groben Sinn erſcheinende Feſtigkeit und Flüchtigkeit der Körper für wirklichen Schein; ſie hielten für das einzige Reelle in der Materie die unſichtbaren, innern Elemente, von denen ſie annahmen, daß eines ſich in das andere verwandle; und aus dieſer Trennung und Verbindung, dieſem wechſelſeitigen Aufeinanderwirken leiteten ſie die Entſtehung der Welt her.

Wir halten uns jetzt an der Chronologie.

Philoſophie der Pythagoräer.

Von Pythagoras, dem Stifter der Schule, werden keine Schriften angeführt; ob er, wie ſpäter Sokrates, nichts aufgeſchrieben habe, läßt ſich nicht beſtimmen. — Die Alten reden in ſpeculativer Rückſicht immer nur von den Pythagoräern. Es iſt ſehr zu bedauern, daß wir von dieſer ſo ſinnlichen, ſo reichhaltigen Philoſophie ſo wenig befriedigende Urkunden haben. Die einzelnen Pythagoräer waren doch wohl merklich verſchieden, und es wäre gewiß intereſſant, zu wiſſen, wie jeder das Syſtem ſeiner Schule vorgetragen habe.

Alles, was wir jetzt von dem Syſtem des Pythagoras kennen, reducirt ſich blos auf die Lehre von den Zahlen, als den Principien der Dinge. — Seine übrigen politiſch-moraliſch-religiöſen Ideen, ſeine Lehre von der Seelenwanderung, dem Samenſyſtem ꝛc. können hier nicht in Betrachtung gezogen werden, da wir ihren Zuſammenhang mit dem Hauptſyſtem nicht auffinden können.

Dieſe Zahlenlehre des Pythagoras hat man auf mancherlei Weiſe zu deuten und zu erklären geſucht; aber ſo ganz und gar unverſtändlich, wie man vorgab, iſt ſie denn doch wohl nicht. Die Zahlen des Pythagoras ſollten daſſelbe ſeyn, wie Plato's Ideen und Ariſtoteles Formen, er lehrte, alle Dinge ſeyen aus Zahlen entſtanden und ihrem innern Weſen nach Zahlen. Pythagoras war philoſophiſcher Realiſt.

Der Pantheismus, wenn er als Syſtem auftreten will, muß ſich nothwendig der höhern Philoſophie annähern, er muß von ſeiner Strenge nachlaſſen, aus ſeiner Einheit, die an und für ſich eine ewig ſich wiederholende Einerleiheit ſeyn würde, aus der ſich nichts folgern, nichts herleiten, viel weniger alſo ein vollſtändiges Syſtem entwickeln läßt, herausgehen, auf das der Einheit entgegengeſetzte, die Zweiheit, die Dreiheit. Nun läßt ſich aber leicht einſehen, wie aus der Einheit, wenn die Verſchiedenheit dazu genommen wird, ſich viele andere Dinge herleiten laſſen, — und wie dies mit den Zahlen coincidirt; — es war der erſte Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Conſtruction der Welt.

Jenes Herausgehen aus der Einheit und die Annahme einer Verſchiedenheit und beſtimmter Verhältniſſe führte auf eine durchgängige Conſtruction aller Gegenſtände und aller Unterſuchungen. So behaupteten die Pythagoräer, alle Principien ſeyen in Gegenſätzen, wo mehrere Principien in ein beſtimmtes Verhältniß geſetzt, nicht einzeln hingeworfen werden.

Einzelne Ideen blos poetiſch dargeſtellt, oder als religiöſer Glaube ausgeſprochen, können noch keinen vollen Anſpruch auf Philoſophie machen.

Der unterſcheidende Charakter von dieſer beſteht eben in der Methode, der Conſtruction, wo nicht einzelne Lehren und Meinungen ohne allen conſequenten Zuſammenhang vorgetragen, ſondern in ein beſtimmtes Verhältniß geſetzt, ſtreng miteinander verbunden und eines aus dem andern hergeleitet werden, wo aus dem Verhältniß von zweien ein drittes folgt, und ſo eine ganze Reihe von ſtreng verbundenen Folgerungen und Sätzen entſteht; — nicht Eines blos wird dargeſtellt, ſondern eine beſtimmte Mehrheit in ein beſtimmtes Verhältniß von Gegenſätzen oder von Ableitung geſetzt; — und ſo entſteht die wiſſenſchaftliche Conſtruction, — der wiſſenſchaftliche Bau, wo mehrere einzelne Theile zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammengefügt werden.

Der Zuſammenhang der Zahlenlehre mit einer philoſophiſch wiſſenſchaftlichen Conſtruction iſt leicht bemerkbar, und durch dieſes Princip übertraf die pythagoräiſche Philoſophie an Wiſſenſchaftlichkeit alle bisherigen griechiſchen Philoſophieen.

Noch behauptet man, die ältern Pythagoräer hätten die Einheit als das leidende, die Zweiheit als das thätige Princip geſetzt; die ſpätern aber umgekehrt. —

Die Behauptung, das Weltall ſey entſtanden aus einer leidenden Einheit und thätigen Zweiheit und umgekehrt, iſt ungleich philoſophiſcher, als alle vorhergehenden Meinungen und Ideen; da ſie natürlich auf eine durchgängige wiſſenſchaftliche Conſtruction führen mußte, worin doch das Weſen der Philoſophie beſteht.

Pythagoras bildete, wie wir aus der Geſchichte wiſſen, einen moraliſch-politiſchen Orden, der auf Staatsverfaſſung und Religion großen Einfluß hatte. Seine Philoſophie beſchränkte ſich nicht blos, wie die der Jonier, auf die Theorie, ſondern ſie ſuchte vorzüglich auf das Leben zu wirken, dieſes beſſer und edler zu geſtalten. Der pythagoräiſche Bund war ein religiöſes Inſtitut, das die Wiedervereinigung der Menſchen mit dem göttlichen Weſen zum Zwecke hatte, und dieſe durch alle möglichen Mittel — Lehre — Beiſpiel — Erziehung — äußere Gebräuche — zu erreichen ſtrebte.

Anmerk. Sie verwarfen daher die Mythologie, wie ſie in den epiſchen Dichtern Homer, Heſiod behandelt iſt, als unanſtändige, unſittliche Darſtellungen der Götter.

Man hat nicht mit Unrecht in der Idee des pythagoräiſchen Bundes eine Aehnlichkeit mit der chriſtlichen ſtreitenden Kirche gefunden; es war eine Vereinigung von Geiſtern, zum höchſten, göttlichen Geiſte durchzudringen, ein Verſuch, die vollendete triumphirende Kirche, die im Reiche Gottes iſt, herzuſtellen. Jedes Inſtitut aber, das den Menſchen zu heiligen, Gott ähnlich zu machen ſucht, iſt ächt religiös und eine Kirche zu nennen. Dies war aber mit dem pythagoräiſchen Bunde um ſo mehr der Fall, da er nicht allein durch Lehre, ſondern auch durch äußere Zeichen, Sinnbilder und Gebräuche zu wirken ſuchte.

Iſt die Religion das Beſtreben, den geſunkenen Menſchen zum erſten Princip ſeines Daſeyns, zum göttlichen, unendlichen zurückzuführen, ſo muß dieſes auf eine Art geſchehen, die in das ganze Leben des Menſchen eingreift; eben weil der Menſch durch ſeine endliche Natur ſo mächtig zum irdiſchen hingezogen wird, und in Gefahr geräth, immer tiefer zu ſinken, weil die Bedürfniſſe, Verhältniſſe und Beſchränkungen des gemeinen Lebens ſeinen Geiſt ſo von allen Seiten umſtricken und einengen, daß jeder höhere Aufflug unendlich erſchwert und gehemmt wird, ſoll die Religion ihn überall mit Andeutungen und Erinnerungen ſeines göttlichen Urſprungs anſprechen, ſie ſoll ihm überall das Göttliche und ſein Verhältniß zu ihm *in Zeichen* und *Sinnbildern* darſtellen, damit er ſeiner hohen Abkunft, ſeiner erhabenen Beſtimmung auch nicht einen Augenblick vergeſſe, von dem gemeinen Denken und Trachten zur Beſchauung der Hoheit und Würde ſeiner geiſtigen Natur ſich ſammle, und dieſe kräftig von allen irdiſchen Feſſeln und Banden los zu machen ſtrebe.

Es iſt leicht einzuſehen, wie ſich durch dieſe *äußerlichen religiöſen* Beziehungen und Gebräuche die pythagoräiſche Philoſophie von der des Sokrates, die blos durch *Lehre* und Unterricht auf die Denkart und die moraliſchen Geſinnungen der Menſchen zu wirken ſuchte, unterſcheidet; hier alſo bloße Moral, dort Religion. —

Xenophanes, der Stifter der eleatiſchen Schule, gleichzeitig mit Pythagoras geboren, trug ſeine Lehre in einem Gedichte vor. — So näherte ſich die griechiſche Philoſophie mit Mühe der philoſophiſchen Form, und kehrte ſogar nach einigen Verſuchen wieder zur poetiſchen Form zurück. — Von ſeinen ſpeculativen Meinungen iſt wenig bekannt; doch dieſes wenige zeigt, das er ein Material-Pantheiſt war. Er behauptete die abſolute *Einheit* des Weltganzen — *Alles iſt Eins*, — *das Eine iſt Alles*, — *die Welt iſt Gott*, — *Gott iſt die Welt*. — Er dachte ſich indeſſen dieſes ganz materiell, nannte es ein Thier, gab ihm beſtimmte körperliche Eigenſchaften, *kugelrunde* Geſtalt, aber freilich ein *geiſtiges* Thier.

Bei ihm finden wir zuerſt ſkeptiſche *Klagen* über die Dunkelheit und Unvollkommenheit des menſchlichen Wiſſens. Wie der Pantheismus zum Skepticismus führe, iſt ſchon früher geſagt worden.

Heraklit folgt der Zeit nach gleich auf Pythagoras. Da Pythagoras ſo hohe, er[illegible]e, den Griechen unbekannte Ideen vorgetragen hat, ſo iſt es ſehr zu bewundern, daß er ſo ganz allein ſtand, ſo wenig Einfluß auf die Philoſophie hatte. Einzelne Spuren finden ſich jedoch hiervon; beſonders bei dem Heraklit ſind, wo nicht in den Hauptideen, doch im einzelnen Beziehungen auf das pythagoräiſche Syſtem merkbar. Heraklit ſetzte ſein Syſtem dem Pantheismus entgegen, er leugnete alle Beharrlichkeit und Ruhe, alles Seyn, ließ nur ein Werden zu; Thätigkeit, Bewegung war ſein Grundbegriff; alles ſey in einem ewigen Wechſel von Veränderungen, in einem ſtäten Fluſſe.

Thätigkeit, Bewegung ſind ohne Leben nicht denkbar; daß aber Heraklit dieſes allgemeine Leben ſich auch geiſtig dachte, erhellt daraus, daß er es allgemeine Vernunft (λόγος) nannte, aus der das Allgemeine in der menſchlichen Vernunft herſtamme. —

Doch zeigt ſich auch bei ihm die Neigung aller ältern griechiſchen Philoſophen zum Materialismus, daß er dieſen allgemeinen Verſtand zugleich auch als Feuer charakteriſirt.

Zur Entwicklung aller Dinge aus dem Urprincip, dem Feuer, der allgemeinen Vernunft nahm er zwei Principien an: Freundſchaft und Feindſchaft. Durch Feindſchaft entſtehen alle Dinge, durch Freundſchaft gehen ſie alle unter; nach gewiſſen Perioden löſt ſich alles wieder in Feuer auf; dieſe Auflöſung nannte er Freundſchaft; er nahm eine periodiſche Weltentſtehung und Verbrennung an, eine unendliche Reihe von periodiſch entſtehenden und ſich zerſtörenden Welten.

Anmerk. Hier eine große Aehnlichkeit mit der Zahlenlehre des Pythagoras; die Einheit iſt Freundſchaft, die Zweiheit iſt Feindſchaft.

Dem Waſſer wies er die unterſte Stelle an, als dem äußerſten Zuſtand von Schwäche und Unthätigkeit. Daher ſeine Behauptung, die trocknen Seelen ſeyen die beſten — wegen ihrer mehr feurigen Natur.

Sehen wir auf das Grundprincip dieſes Syſtems, ſo muß es offenbar zum Idealismus gerechnet werden, wenigſtens enthält es den Keim dazu.

Der Idealismus leugnet das *Nichtich*, und ſetzt nur das Ich als das einzige Reale. Das Ich beſteht aber eben in der freien Thätigkeit, ſo wie der Charakter der Beharrlichkeit, des *Seyns* dem *Ding* an ſich zukommt. — Das *Seyn* drückt eine Abweſenheit von Bewegung, eine Ruhe, *Stillſtand* aus, und iſt daher dem Begriffe des Ichs und des Werdens gerade entgegen.

Freie Thätigkeit, Beweglichkeit und immerwährendes *Werden* iſt ein ſicheres Kriterium des Idealismus, und erſcheint beim Heraklit als erſter Keim davon. Merkwürdig iſt es, wie dieſer anfangende Idealismus mit dem neueſten vollendeten des Fichte (ſeiner werdenden Gottheit) zuſammenſtimmt. Daß ſich Heraklit das erſte Princip zugleich als *Feuer* und *Vernunft* dachte, iſt dem Idealismus, der *Geiſt* und *Körper* identificirt, und den Unterſchied zwiſchen beiden aufhebt, ſehr angemeſſen.

Auch in der Ableitung aller Dinge aus der allgemeinen Vernunft durch Feindſchaft liegt eine große Aehnlichkeit des heraklitiſchen mit dem neuern Idealismus, wo durch *Gegenſatz* alles beſondere aus der einen Grundthätigkeit hergeleitet wird.

Vergleicht man dieſen Idealismus, wozu Heraklit den Keim legte, und den nachher Ariſtoteles weiter ausbildete, mit dem *ſubjectiven* des Fichte, ſo iſt er ein *objectiver* Idealismus.

Der ſubjective geht aus von der reinen Anſchauung des *Ichs*; der objective trägt gleichſam den Begriff der Ichheit hinaus in die *Natur*; jener tritt auf als Theorie des *Bewußtſeyns*, dieſer als Theorie der *Natur*, die er aber wie beim Ariſtoteles ganz *idealiſtiſch* ausbildet. —

Leukipp legte den Grund des nachher von Demokrit und Epikur weiter ausgeführten Materialismus; er war der Erfinder des Atomenſyſtems, worin eigentlich der *reine*, *ſtrenge* Materialismus beſtehe.

Er ſetzte ſein Syſtem dem eleatiſchen Pantheismus gerade entgegen.

Dieſer eleatiſche Pantheismus lehrte ein Weltweſen, eine Seele, worin ſich gar nichts verändere, nichts bewege, als nur dem Scheine nach, er leugnete das Nichtwirkliche, den leeren Raum.

Leukipp nahm an unendlich viele Körperchen. Damit dieſe ſich bewegen könnten, ſetzte er den leeren Raum, dieſen als das Nichtreale, jene als das den Raum erfüllende Reale.

Aus unendlich vielen ewig vorhandenen, untheilbaren kleinen Körperchen ließ er die Welt ſich bilden.

Sein Grundprincip iſt rein materiell und körperlich; er erklärte das Entſtehen der Welt aus blos körperlichen Weſen und Kräften, ohne alle Einmiſchung irgend eines denkenden Weſens, ohne dem Geiſte bei der Bildung der Welt irgend eine Macht, einen Einfluß zu geben.

Die erſten Principien ſind ihm die Atome, die Elemente leitet er aus dieſen ab, und der Geiſt iſt eine Modification, eine Wirkung eines dieſer Elemente, des Feuers. Das geiſtige Weſen erklärte er für feuriger Natur; — hier eine Beziehung auf Heraklit. — Im Gegenſatz einer unendlichen Reihe aufeinander folgender Welten, die das Feuer wechſelweiſe producirt und abſorbirt, nahm er an eine unendliche Menge von nebeneinander beſtehenden Welten, die nebeneinander beſtehen, ohne ſich zu berühren, welches auch mit der Annahme der Unendlichkeit des leeren Raumes ſehr gut zuſammenhängt.

Wir ſehen hier, wie der Materialismus im erſten Urſprunge nur Gegenſatz des Pantheismus war; die pantheiſtiſche Denkart, die alle Verſchiedenheit, Veränderung, Bewegung leugnet, widerſpricht ſo ſehr aller Erfahrung, daß dieſer Gegenſatz wohl natürlich zu erklären iſt. In der Erfahrung bemerken wir in der uns umgebenden Sinnenwelt ſo viel Wechſel und Veränderung, ſo große Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit der Gegenſtände, daß die Behauptung, alles ſey

Eins, ein ewig unveränderliches, beharrliches Ganze, und alle unſern Sinnen vorkommende Verſchiedenheit und Veränderlichkeit in der Erfahrungswelt nur Schein und Irrthum, nothwendig gegen die allgemeine Vorſtellungsart zu ſehr anſtoßen, und ſo zum Widerſpruch auffordern mußte.

Xenophanes, der Stifter der eleatiſchen Schule, behauptete die Einheit der Welt.

Parmenides und ſein Schüler Zeno gaben dieſem Syſtem die höhere Ausbildung und Schärfe.

Parmenides behauptete ſtreng nicht nur die Ewigkeit, ſondern auch die Unveränderlichkeit der Welt; leugnete durchaus alle Bewegung und den leeren Raum, dieſen, weil er als das Nichtreale, Nichtige eine Lücke im Daſeyn verurſacht hätte.

Merkwürdig ſind vorzüglich zwei Dinge bei ihm. Zuerſt zeigte er die Quelle dieſer Anſicht in der Vernunft; dann führte ihn dieſes auf den Gegenſatz von Vernunft und Meinung. Dieſer Gegenſatz war bei ihm ſo entſchieden ſtrenge, daß er zwei Philoſophieen aufſtellte.

Nach der Vernunft ſei nur das Eine Weſen das abſolut Reale, einzig wirkliche Wahre; alles andere aber Trug und Schein.

Nach der Meinung, die ſich auf die Erfahrung ſtütze, gebe es in der Sinnenwelt eine große Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit von Dingen, welche entſtehen und vergehen, in immerwährender Thätigkeit und Bewegung wechſelten und ſich veränderten.

Dieſe Anſicht ſei zwar nur Schein und trüglich; jedoch da man einmal ſo allgemein darin befangen wäre, ſie auch immer wiederkehre und ſich dem Menſchen aufdränge, unter dieſer Anſicht aber auch eine große Verſchiedenheit ſtatt finde, und eine vollkommener wie die andere ſey; ſo müſſe man die beſte auswählen, die man dann für die Beobachtung der Sinnenwelt und ihrer Erſcheinungen gelten laſſen könne. Dies nannte er nun die Philoſophie nach der Meinung; das erſte Philoſophie nach der Wahrheit.

Sehr merkwürdig iſt dieſer Gegenſatz des Meinens (Glaubens und Wiſſens, da er ſich in Kant, jedoch auf eine entgegengeſetzte Weiſe, wiederfindet.

Parmenides behauptet, in der Sinnenwelt gebe es nur Glauben und Meinen; Wiſſen könne man nur das Eine abſolut Reale, Wahre. Daß Kant gerade das Gegentheil aufſtellt, bedarf keiner Erklärung.

Man könnte darin, daß Parmenides die Vernunft ſo ſehr erhob, da er behauptete, daß man durch ſie das Wahre und Reale erkenne, die Sinne aber, da aus ihnen aller Wahn und Schein entſpringe, ſo weit herabſetzte — eine Annäherung zur Intellectual-Philoſophie annehmen; allein es finden ſich keine beſtimmte Spuren davon in ſeinem Syſteme.

Zeno, der Schüler des Parmenides, ſuchte das Syſtem ſeines Meiſters gegen die vielen Widerſprüche, die es von allen Seiten gefunden hatte, zu vertheidigen; er ſuchte das Irrige, Falſche, Widerſprechende in den Vorſtellungen ſeiner Gegner über den leeren Raum, die Bewegung, Veränderung, Mannichfaltigkeit mit allem möglichen Scharfſinne aufzudecken, ihre Einwürfe zu widerlegen, ihre Begriffe zu verkehren, zu verwirren, ſeine Gegner durch Widerſprüche in die Enge zu treiben, um ſo ſein Princip der Einheit und Beharrlichkeit durchzuführen.

Viele wollen behaupten, Zeno habe am Ende die Einheit ſelbſt beſtritten; — wahrſcheinlich war er mehr Skeptiker als Pantheiſt. — Indeſſen laſſen ſich immerhin die nämlichen Waffen, mit welchen Zeno gegen die Mannichfaltigkeit ſtritt, auch gegen die Einheit kehren. Wie aber der Skepticismus aus dem Pantheismus natürlich folge, iſt ſchon gezeigt worden.

Empedokles gehört mehr unter die Dichter, als unter die eigentlichen Philoſophen; ſollte er jedoch zu dieſen gezählt werden, ſo wären es die Materialiſten. — In ſeinen Sätzen iſt nicht viel Eigenthümliches ſichtbar. — Er verbindet alle Elemente untereinander, und läßt aus ihnen durch Freundſchaft und Feindſchaft (Anziehungs- und Zurückſtoßungskraft) das Ganze entſtehen.

Empedokles war mehr Gelehrter, Sammler und Kenner philoſophiſcher Hypotheſen, als nach ſelbſterfundenen Principien [illegible] Denker. Was zu ſeinem poetiſchen Zwecke am dienlichſten ſchien, wählte er ſich aus andern Syſtemen, und ſuchte dieſes zuſammenzuſetzen. — Als Dichter behauptet er eine hohe Stelle, diente wahrſcheinlich dem Lucretius zum Vorbilde.

Anaxagoras trug unter den griechiſchen Philoſophen zuerſt die Lehre von einer höchſten Intelligenz, einem Verſtande, als einer die Welt nach Zwecken bildenden Kraft vor; — nahm aber neben dieſer eine Materie an, die er ſich atomiſtiſch dachte; — er iſt alſo Dualiſt.

In allen dieſen philoſophiſchen Syſtemen herrſcht eine bewunderungswürdige Fruchtbarkeit der Erfindung, eine ungemeſſene Kraft und Selbſtſtändigkeit der ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft und eine ungewöhnliche Kühnheit der Ideen und Principien in ihrer Grundlage, aber eine beinahe eben ſo große Mangelhaftigkeit in der Ausführung und Vollendung.

Die Quelle dieſer Unvollkommenheit lag theils in der großen Einſeitigkeit des Standpunktes, da jeder dieſer philoſophiſchen Erfinder ſo conſequent und ſtrenge auf ſeinem Syſteme beharrte, ſo einſeitig Pantheiſt und Materialiſt war, daß er aus der einmal gefaßten Anſicht nie heraus ging; — anderntheils war aus Mangel an Hülfsmitteln und an Vorarbeiten über das Einzelne, an phyſikaliſchen und chemiſchen Kenntniſſen eine richtige Kosmogonie, Conſtruction der Natur und des Univerſums nicht möglich.

Anmerk. Die älteſten griechiſchen Philoſophen, die joniſchen Phyſiker, ſtrebten nach wiſſenſchaftlicher Kosmogonie, ſie ſuchten die Natur im Ganzen zu erkennen, zu erklären. Fehlte es ihnen auch an genauerer Kenntniß der einzelnen Naturerſcheinungen, welche die neuern Phyſiker ſich durch Beobachtung, Erfahrung erworben haben; ſo hatten ſie doch eine viel beſſere, höhere Anſicht der Natur im Ganzen, da die Neuern von dem Ganzen der Natur nur unzuſammenhängende, verworrene Begriffe aufſtellen, und ihre Vorzüge blos in der genauern Kenntniß der einzelnen Phänomene beſtehen, welches bei dem vollkommenen Zuſtande aller Erfahrungswiſſenſchaften, und der ganz empiriſchen Richtung des modernen philoſophiſchen Geiſtes auf Erfahrung, Beobachtung und Benutzung zu praktiſchen Zwecken — wohl leicht zu erklären iſt. Die Neuern haben den griechiſchen Philoſophen meiſtens den Vorwurf gemacht, daß ſie den Weg der Erfahrung verließen, und auf die höchſten Principien ausgingen, um aus ihnen die Natur der Dinge zu erklären; — aber in eben dieſem Beſtreben nach wiſſenſchaftlicher Conſtruktion des Univerſums beſteht ihr größter Vorzug, und hier nähern ſich ihnen die neuern deutſchen Phyſiker, die ſich Naturphiloſophen nennen. Das Weſen dieſer neuern Naturphiloſophie beſteht nämlich in dem Verſuch, von der Beobachtung, der Kenntniß des Einzelnen zurückzuſchreiten zur Anſchauung des Ganzen.

Die Alten ſuchten die Mannichfaltigkeit der Dinge und Erſcheinungen herzuleiten aus wenigen einfachen Urbeſtandtheilen und Elementen; entweder dynamiſch, aus innern Kräften und Verhältniſſen, oder, wie ſpäter Epikur, atomiſtiſch, aus ewig vorhandenen untheilbaren, gleichartigen Körperchen, die durch äußern Anſtoß verſchiedenartig zuſammengeſetzt werden. Dieſer kühne Verſuch nun, das Univerſum aus Urelementen und Kräften zu conſtruiren, ſo ſehr er auch dem Weſen der Philoſophie entſpricht, ſo ſehr er uns auch die Kraft, Originalität und Größe des griechiſchen Geiſtes beweiſet, konnte doch eben aus Mangel an einzelnen Hülfsmitteln und Kenntniſſen nicht vollkommen gelingen.

Dieſe Unvollkommenheit der Ausführung konnte allein ſchon den Skepticismus herbeiführen, dem übrigens ſchon Zeno durch die äußerſt dialektiſch-ſpitzfindige Art, wie er alle Erſcheinung, Erfahrung und die Grundbegriffe, worauf dieſe beruht, beſtritt, alle Waffen bereitet hatte.

Wie bei den Griechen aus der Neigung zur Rhetorik und Dialektik der Skepticismus ſich mehr entwickeln mußte, iſt ſchon vorher gezeigt worden. So wie der Skepticismus hier al-

Kunſt gebildet wurde, hing er ſehr genau mit der Sophiſtik zuſammen, der Kunſt zu überreden, wozu man will, jeden willkürlich aufgeſtellten Satz durch die künſtlichſt verwebten Spitzfindigkeiten und Trugſchlüſſe durchführen, jede entgegenſtehende Meinung durch verfängliche Scheingründe und abſichtliche Verwirrung der Begriffe umſtoßen, alles behaupten, alles widerlegen zu können.

Der erſte unter den Sophiſten iſt Gorgias. Er behauptete, überall ſei nichts, wäre etwas, ſo könne man es nicht erkennen, erkenne man es, ſo könne man es nicht mittheilen. Dieſer Skepticismus war gewiß jedem andern an Kühnheit gleich, wo nicht überlegen.

Von jenem eleatiſchen Pantheismus und heraklitiſchen Idealismus iſt der Uebergang zum Skepticismus nicht ſchwer.

Iſt alles nur Eins, alle Mannichfaltigkeit, Bewegung und Veränderung nur Schein, ſo iſt die Leugnung alles Wirklichen nicht mehr weit, — ſelbſt jene unendliche Einheit iſt, eben weil man ihr alle Prädicate und Qualitäten abſprechen muß, ein leerer Begriff, etwas ſehr Nichtiges, wenn man ſie nicht poetiſch, ſondern mit der Vernunft auffaßt.

Gibt es, wie Heraklit behauptet, nichts Beharrliches in den Dingen der Natur, iſt hier alles nur ewiger Wechſel und Veränderung; — ſo kann auch in der Erkenntniß der Dinge nichts Feſtes, Gewiſſes ſeyn, muß auch im menſchlichen Geiſte nur Schwanken, nur Meinen und Wähnen, nie Wiſſen ſtatt haben.

Ein zweiter Sophiſt iſt Protagoras; er nähert ſich unter den Skeptikern am meiſten dem Empirismus. Er lehrte, alle Erkenntniß entſpringe aus Empfindung, ſei ſubjectiv und relativ, es gebe nichts allgemein Wahres; wahr ſey das, was jedem ſo ſcheine, der Menſch ſey der Maaßſtab der Dinge; was ihm ſcheint zu ſeyn, iſt auch wirklich — iſt Wahrheit; was ihm nicht zu ſeyn ſcheint, iſt auch wirklich nicht, iſt Unwahrheit.

Wir haben geſagt, zu den ältern griechiſchen Philoſophen vor Sokrates gehöre noch Demokrit; er iſt indeſſen in der Geſchichte der Philoſophie in ſpeculativer Hinſicht für uns nicht merkwürdig; er nahm das Atomenſyſtem des Leukipp ganz an, entwickelte es nur weiter.

Dieſe Philoſophen nun machen die Geſchichte der älteſten griechiſchen Philoſophie aus; in ihren Grundideen finden wir die Keime aller ſpätern Syſteme mit großer Klarheit ausgeſprochen; eben dies macht ſie ſo merkwürdig und für die Geneſis jedes Syſtems ſo lehrreich.

Zuerſt ſahen wir, daß Pantheismus die älteſte Philoſophie war, die Mutter der Philoſophie, und wenn wirklich die reine Vernunft die Quelle dieſer Anſicht iſt, darf uns dies nicht befremden, da es alsdann wirklich der natürliche Urſprung der Philoſophie iſt, indem die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft ihrem eigentlichen Weſen, dem Streben nach Einheit, gemäß auf den Pantheismus zurück verfällt.

Der Materialismus entſprang aus dem Gegenſatz gegen den Pantheismus, er war ein Verſuch, die Bewegung, die Mannichfaltigkeit in der Sinnenwelt mit der Erfahrung übereinſtimmig zu erklären.

Der heraklitiſche Idealismus war ebenfalls dem Pantheismus entgegengeſetzt; er nahm im Gegenſatz des ewigen, unveränderlichen, beharrlichen Seyns ein ewiges Werden, Bewegen und Verändern, einen ſteten Wechſel aller Dinge an.

Die Intellectual-Philoſophie entwickelte ſich aus dem Pantheismus, nicht als abſoluter, ſondern als bald annehmender, bald verwerfender Widerſpruch.

Plato ſuchte die Anſichten des Heraklit und Parmenides zu vereinigen; doch findet er die letztern viel wichtiger, als die erſtern; die Ideen ſind ihm das Beharrliche, Unveränderliche.

Das Syſtem des Anaxagoras konnte aus Zuſammenſetzung entſtanden ſeyn.

Die beſondere Art des Empiricismus des Protagoras entſtand aus dem Skepticismus.

Der Skepticismus geht erſt aus andern Philoſophieen hervor, deren Mängel und Schwächen er bearbeitet.

Die ſchwache Stelle unter allen dieſen Syſtemen ſcheint das pythagoräiſche einzunehmen; auch dieſe Philoſophie ließe ſich als eine natürliche Folge des Pantheismus erklären, ſobald man deſſen Mangelhaftigkeit einſieht; ob aber das pythagoräiſche Syſtem wirklich ſo entſtanden ſey, läßt ſich nicht entſcheiden, da die Folge nicht durchaus nothwendig iſt. Es muß da ſchon eine höhere Anſicht genommen werden, die Idee eines Syſtems, die dazu erforderliche wiſſenſchaftliche Conſtruction, und die Unfähigkeit des ſtrengen Pantheismus zu dieſer. Hat Pythagoras dieſe Idee aus ſich ſelbſt geſchöpft, ſo erhöht dieſes den Vorzug noch mehr, den er ohnehin durch die wiſſenſchaftliche Conſtruction vor den Aeltern behauptet.

Die älteſte Philoſophie der Griechen, durch keine ältere Lehre beſchränkt, oder auf irgend eine Art vorher beſtimmt, unabhängig von allem Einfluß der damals herrſchenden Religion, trägt den Charakter der höchſten, unbedingten Originalität, der freieſten, ſelbſtſtändigſten Entſtehung und Entwicklung; auf ſich ſelbſt beſchränkt durch den damaligen Zuſtand der Schriftſtellerei, der die Mittheilung ſo ſehr erſchwerte, war dieſen älteſten Selbſtdenkern die eigne Geiſteskraft und Fülle die Quelle, woraus ſie die Grundideen ihrer Philoſophieen ſchöpften, in denen doch ſchon die Keime aller folgenden Syſteme lagen.

Wenn nun auch durch dieſe Beſchränkung auf ſich ſelbſt, dieſen durchgängigen Mangel an bedeutenden gelehrten Kenntniſſen und Hülfsmitteln eine allzu große Einſeitigkeit und Strenge der Anſichten und mit ihr Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der Ausführung natürlich herbeigeführt wurde; ſo iſt doch die urſprüngliche reine Schöpferkraft des ſich ſelbſt überlaſſenen philoſophiſchen Sinnes, der Reichthum und die Fülle der höchſten Ideen, die er erzeugte, die Kühnheit, womit er ſie ausſprach, ſo überwiegend, und ſo merkwürdig für die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes ſelbſt, daß er uns für alles andre entſchädigt. Es ſind dieſe Philoſophieen das, was man in der Poeſie naiv nennt; ganz die Frucht einer ſtarken Natur; ſie ſind unbefangener, urſprünglicher, directer aus der Quelle geſchöpft wie die neuern.

Es iſt dies gleichſam noch ein Stand der Unſchuld, in die wir uns nicht mehr zurück verſetzen können, und wollte man dies verſuchen, ſo könnte das nicht durch Enthaltung von der uns ſo nöthigen Gelehrſamkeit, ſondern durch vermehrte innere Kraft und Productivität geſchehen. Bei uns wird die Eigenthümlichkeit durch die Menge des fremden Stoffes beinahe überſchwemmt und erdrückt; und wenn ſie ſich auch durcharbeitet durch alle von Jugend auf überkommene Meinungen und Ideen, ſo iſt die Anſicht, zu der ſie ſich erhebt, weit complicirter, künſtlicher, nicht ſo naiv, unbefangen und einfach, wie jene der älteſten griechiſchen Selbſtdenker.

Sokrates.

Der immer mehr überhand nehmenden Sophiſtik, welche ſo viel Verwirrung über das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens verbreitete, die in den höchſten Problemen der Speculation, wie in politiſchen Meinungen oder gerichtlichen Debatten, über welche man in öffentlichen Verſammlungen für und wider ſprach, ihre Kunſt und Geſchicklichkeit zu zeigen, der Menge ihre abſichtlich erfundenen Trugſchlüſſe als Wahrheit aufzudringen und ſie durch Ueberredung willkürlich nach Abſichten zu lenken ſuchte, — dieſer heilloſen Secte, welche die Philoſophie zu einer eitlen, leeren Weisheitskrämerei, zu einer feilen, eigennützigen Zwecken dienenden, auf Sitten und Staatsverfaſſung höchſt verderblich wirkenden Kunſt herabgewürdigt hatte, ſetzte ſich Sokrates mit Kraft und Erfolg entgegen.

Mit Nachdruck und Ernſt beſtritt er die überall ihre Weisheit zur Schau ſtellenden und feilbietenden Sophiſten, zeigte die Leerheit und Nichtigkeit ihrer trügeriſchen Künſteleien; mit allen Waffen der ſtrengern Prüfung und der Ironie verfolgte er ſie und brachte es endlich dahin, ſie wirklich auszurotten. — Aber vorzüglich ſtrebte er dahin, dem ſchädlichen Einfluſſe, den die Sophiſten als Lehrer der Jugend auf die Sittlichkeit überhaupt gehabt hatten, durch eine veredelte moraliſche Erziehung entgegen zu wirken, und an die Stelle jener durchaus nichtigen, falſchen Weisheitskrämerei den Geiſt ächter philoſophiſcher Nachforſchung, vollendete innere Ausbildung und praktiſche Lebensweisheit zu ſetzen.

Als Lehrer behauptet er unter allen Philoſophen der Griechen die eminenteſte Stelle; keiner hat ſo viele Schüler gebildet, keiner ſo mächtig und ſo verſchiedenartig auf den Charakter und die Denkungsart ſeiner Zuhörer gewirkt, wie er, und wirklich iſt ſein Vorzug hierin ſo groß, daß man ihn beinahe mit Chriſtus verglichen hat.

Sokrates war kein Sectenſtifter, kein Lehrer in dem damals gewöhnlichen Sinne des Wortes; er wollte ſeine Ueberzeugungen andern nicht als unbezweifelte Orakelſprüche aufdringen, kein Syſtem als abſolut vollendete Erkenntniß aufſtellen: ſondern nur auf den Weg leiten, auf dem man durch ernſtliches Forſchen und Streben endlich zur Erkenntniß der höchſten Wahrheit gelange, er ſuchte nur den Geiſt ſeiner Schüler von innen heraus auf das freieſte zu entwickeln, die Ideen, welche im Innern ſchlummerten, hervorzurufen und zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, das wahre geiſtige Leben kräftig zum Selbſtdenken, Forſchen und Prüfen aufzuregen.

Hiebei richtete er ſich nun ganz nach den Fähigkeiten, dem Charakter und den Geiſteskräften jedes Einzelnen, ſuchte in ſeine Individualität vollkommen einzugehen, und ſich ſeiner Eigenthümlichkeit ſo enge, wie möglich, anzuſchmiegen, um ſo die beſondern Anlagen nach ihrem ganzen Umfange auszubilden, ohne der Originalität zu ſchaden, und die urſprüngliche Denkkraft durch Autorität zu beſchränken und zu lähmen. Gemeinſchaftlich mit ſeinen Schülern betrat er den Weg der Unterſuchung; aber nur um ſie auf die Spur des Rechten zu leiten, die weitern Fortſchritte überließ er der nun einmal geregten

Thätigkeit, ohne dieſer ſelbſt Ziel und Gränzen ſetzen zu wollen; er ſetzte ſich ſeinen Schülern gleich, ſchien mit ihnen das gleiche Bedürfniß der Belehrung zu haben, ließ ſich ganz zu ihrer Anſicht herab, und ſuchte ſie von dieſer aus zur Erkenntniß des Höchſten, **Wahren** zu erheben. — Dieſe freie Ausbildung des Selbſtdenkens iſt der Grund, warum aus ſeiner Schule ſo ganz verſchiedenartige, ſo mannichfaltig und vortrefflich ausgebildete Syſteme hervorgegangen ſind.

Sokrates hat nichts geſchrieben, daher iſt ſeine eigentliche Lehre, ſein Syſtem nicht zu beſtimmen; man könnte ihm alſo in dieſer Hinſicht eine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie abſprechen. Doch der Umſtand, daß er ſo nachdrücklich und heilſam auf die Entwicklung des philoſophiſchen Geiſtes gewirkt, den Trieb zu ernſtem, gründlichem Erforſchen der Wahrheit ſo mächtig aufgeregt, beweiſt, daß er Philoſoph in der edelſten Bedeutung des Wortes war.

Doch nun erhebt ſich die Frage: was war denn die eigentliche Grundidee ſeines Syſtems, zu welcher Anſicht gehörte ſie, wie iſt ſeine Philoſophie aus ſeiner Schule herauszufinden?

Um einer befriedigenden Antwort dieſer Fragen näher zu kommen, darf man ſich weder an die geniereichen noch, wie bisher öfters geſchah, an die beſchränkteſten ſeiner Schüler wenden, ſondern nach allen muß man ſein Syſtem zu beurtheilen ſuchen. — Plato kann man nicht allein glauben, weil dieſer ungleich gelehrter wie Sokrates war, und ſich ein eignes, ganz verſchiedenes Syſtem ausbildete; — aber eben ſo wenig kann man ſich, wie bisher geſchah, an Xenophon halten, weil dieſer doch ein beſchränkterer Geiſt, und alſo unfähig war, die Lehren ſeines Meiſters mit Treue und Wahrheit wiederzugeben.

Nach Xenophon, auf den ſich alle berufen, die Sokrates zu den Empirikern rechnen, hätte dieſer alle höhern Speculationen als nichtig, zwecklos und betrüglich verworfen; man ſolle nur nach der Ergründung deſſen ſtreben, was zum Leben und zur Tugend nothwendig ſey; höchſt irreligiös wäre es, über die Götter und ihre Natur Unterſuchungen anzuſtellen, und von dem Höchſten, Unbegreiflichen den Schleier des Geheimniſſes heben zu wollen; — wie denn überhaupt bei den Griechen die Vorſtellung herrſchte, die Götter erzürnten ſich, wenn man ihr Weſen zu erforſchen ſtrebe.

Wäre dieſe Anſicht der ſokratiſchen Philoſophie die richtige, ſo müßte man ihn freilich den Empirikern gleich ſtellen, inſofern er alles menſchliche Denken einſchränkte auf die Sphäre des praktiſchen, auf die Kenntniß des innern Menſchen, und zwar nur inſofern dieſe zu praktiſch-moraliſchen Zwecken nöthig ſey.

Philoſophiſch genommen iſt dieſes eine Täuſchung; Sokrates gehört nicht in die niedere Kategorie der Empiriker.

Alle Schüler des Sokrates ſtimmen darin überein, daß ſeine Philoſophie vorzüglich auf Moral gerichtet war, alles andre ihn blos dieſer wegen intereſſirte. Er ging aus von dem alten Spruche: *Erkenne dich ſelbſt*, und machte die innere harmoniſche Ausbildung und Veredlung des Menſchen zur erſten, nothwendigſten Bedingung alles Philoſophirens.

Beſchränkt einzig auf dieſen Zweck würde die Philoſophie blos praktiſch individuelles, aber inſofern vollendetes *moraliſches* Wiſſen, ſie würde *Weisheit* und *Wiſſenſchaft* ſeyn. — Dieſe praktiſche Lebensweisheit liegt außer der Philoſophie im Gebiete der Moral. Die Philoſophie, wie ſie geſucht wird, ſoll denn doch *Wiſſenſchaft*, vollendete poſitive Erkenntniß des Höchſten ſeyn, wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und erklärt.

Daß jemand blos praktiſch ſich für das Leben auszubilden ſuche, und daher ganz von aller Speculation entferne, kann, beſonders wenn er ſeine eigne Beſchränktheit und Unfähigkeit zu höhern Speculationen fühlt, ſehr lobenswürdig ſeyn; wenn dieſer aber im Ganzen alle Speculation und Philoſophie als leer und nichtig verwirft, ſo *bedeutet das in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gar nichts*.

Die praktiſche Lebensweisheit des Sokrates bewährte ſich, inſofern er fähig war, auch andre dazu auszubilden, als *objectiv*, er war wirklich fähig, auch andre auf dem Wege der höhern Selbſterkenntniß zur Tugend und Weisheit zu führen, und ſo einen moraliſchen Bund zu ſtiften. Man kann ihn daher mit Recht als das Ideal der Lebensweisheit anſehen.

Doch möchte man ihm wohl ſehr Unrecht thun, wenn man ihn nach Xenophon zu den Empirikern zählen wollte. Seine religiöſen ſowohl als moraliſchen Ideen und Lehren ſtimmen gar nicht mit dem Empirismus überein. Er war nicht nur der ſtrengſte Tugendlehrer, ſondern auch ein eben ſo aufrichtiger Verehrer der Götter; ſeine Lehren von einer verſtändigen, gütigen, die Welt beherrſchenden Gottheit — von dem abſolut unbedingten, an und für ſich ſchlechthin Guten und Schönen ſind durchaus unverträglich mit dem damals herrſchenden Empirismus.— In neuern Zeiten hat man verſucht, dieſe Lehren mit dem Empirismus zu verbinden; in unſern Zeiten, wo alle Ideen und Meinungen ſchon ſo ſehr complicirt und gemiſcht ſind, wäre dies wohl eher möglich, als in jenen Zeiten, wo alle Anſichten ſo einſeitig und ſtrenge waren; — doch iſt es den Neuern nie gelungen.

Um Xenophons Anſichten der ſokratiſchen Philoſophie befriedigend zu erklären, darf man nur überhaupt auf die Art und Weiſe ſehen, wie Sokrates bei der Ausbildung ſeiner Schüler zu Werke ging, da er ſich nach den Bedürfniſſen und Geiſteskräften jedes Einzelnen richtete, um wirklich das aus ihm zu machen, was er der urſprünglichen Anlage nach werden könne. Er ließ ſich alſo vielleicht mit dem geiſtreichern, ſcharfſinnigern Plato in das Gebiet der höhern Speculation ein, — und gab der Beſchränktheit des Xenophon nach, vielleicht weil er ſah, daß dieſer nur zum praktiſchen Leben tauge.

Sokrates iſt durchaus nicht von dem Gebiete der Speculation auszuſchließen; ſeine Beſchränkung war willkürlich, keine abſolute Reſignation auf alle Philoſophie; — er bildete ſo viele ſpeculative Schüler, — kannte die Syſteme andrer Philoſophen, und mußte ſich doch endlich, um die Sophiſten zu widerlegen, ſelbſt in dialektiſche Spitzfindigkeiten und Grübeleien einlaſſen, des Hauptgrundes, daß ſeine Lehre von dem abſolut Guten und Schönen mit dem Empirismus gar nicht übereinſtimmt, nicht einmal zu erwähnen.

Sokrates ſchloß ſich zunächſt an die Philoſophie des Anaxagoras an; auch er nahm einen göttlichen Verſtand an, der die Welt gebildet habe und beherrſche, doch beſchränkte er ſeine Unterſuchungen mehr auf die Betrachtung der Zweckmäßigkeit der Welt und das Verhältniß dieſes Begriffs zum Moraliſchen. — So wie in der Natur eine höhere Ordnung und Zweckmäßigkeit der Dinge ſichtbar ſey, und einen verſtändigen Urheber verrathe, ſo ſetzen auch im Menſchen alle ſittlichen Anlagen und die Geſetze, durch deren Erreichung er allein ſeiner hohen Beſtimmung entſprechen könne, einen moraliſchen Geſetzgeber voraus.

Seine Lehre von dem göttlichen Verſtande, der im Menſchen wie in der Welt die höchſte Kraft ſey, ſetzte er in genaue Verbindung mit der Lehre vom abſolut Guten und Schönen. Beide Principien, das abſolut Gute und Schöne, und den nach Zwecken die Welt bildenden und beherrſchenden (göttlichen) Verſtand hielt er ohne Zweifel für identiſch. Noch haben Viele Sokrates den Skeptikern beizählen wollen, weil er mehrmals geſtanden habe, er wiſſe nichts; allein durch dieſes Geſtändniß wollte er nur die alles wiſſenden Sophiſten zwingen, ihn über ihre Orakelſprüche zu belehren, um ſo Gelegenheit zu finden, ſie in ihren eignen Trugſchlüſſen zu verwirren, mit ihren eigenen Ausſagen zu beſtreiten, und ſo ihre Schwächen und Blößen aufzudecken.

Die Skepſis des Sokrates iſt von der höchſten, durchaus nicht verwerflichen Art; ſie unterſcheidet ſich von aller frühern der Griechen, und verdienet im vorzüglichſten Grade philoſophiſche Skepſis genannt zu werden. Iſt die Philoſophie mehr ein Suchen der vollendeten Wiſſenſchaft des Unendlichen, als dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt, ſo wird auch dem Menſchen ein ernſtes Streben nach ihr eher zukommen, als die dreiſte Behauptung, ſie ſchon gefunden zu haben; auch zeigt ſich Sokrates weiſe Beſcheidenheit neben der voreiligen Kühnheit anderer Philoſophen, beſonders aber der Sophiſten, im glänzendſten Lichte.

Bei dieſer höhern Skepſis des Sokrates, die nicht wie die gemeine in der Ableugnung aller Wahrheit und Gewißheit, ſondern in ihrem ernſten Suchen beſteht, muß etwas als gewiß, ein feſter Punkt angenommen werden, von dem man ausgeht, um zu der höchſten Erkenntniß zu gelangen, ohne indeſſen dies eine Princip, von dem man ausgeht, zu einem Syſteme zu entwickeln; ſtatt deſſen wird eine fortſchreitende Ausbildung und Vervollkommnung des Geiſtes an die Stelle des Syſtems geſetzt. Die durchaus dialektiſche Form und Methode dieſer ſokratiſchen Skepſis iſt für dieſen Zweck die befriedigendſte und fruchtbarſte; ſie vernichtete nicht nur die der Philoſophie ſo unwürdige Sophiſtik, ſondern rief auch das Selbſtdenken in der Philoſophie ſo kräftig und lebendig hervor, wie dies wohl nicht bei einem demonſtrativ aufgeſtellten Syſtem der Fall geweſen ſeyn würde.

Sokrates, inſofern er ſich an die Philoſophie des Anaxagoras anſchließt, durch Verbindung ſeiner Lehre von dem abſolut Guten und Schönen mit jener von dem göttlichen Verſtande, welche Plato nachher ſo eigenthümlich entwickelte, und auf die höchſte Spitze der Speculation erhob, kann zwiſchen beiden als Intellectual-Philoſoph eine Stelle einnehmen; — da aber weder die erſte Erfindung, noch die weitere, vollkommne Ausführung und Begründung dieſes Princips ihm zukommt, ſo kann in einer Geſchichte der Philoſophie, wie die unſrige, keine beſtimmte Stufe der Entwicklung und Ausbildung dieſes Syſtems gegeben werden, ſondern ſie erſcheint nur als Uebergangspunkt zwiſchen Anaxagoras und Plato.

Allein in der ſkeptiſchen Form und Methode ſeiner Philoſophie liegt etwas, was ihn für dieſe Gattung der Philoſophie merkwürdig macht, und gleichſam als Ideal der ganzen Gattung ächt philoſophiſcher Skepſis aufſtellt. —

Aus der ſokratiſchen Schule gingen mehrere kleinere Secten hervor, die wir hier zuerſt unterſuchen wollen.

Die Cyrenaiker entfernten ſich von der Grundlehre des abſolut Schönen und Guten; ſie beſchränkten ſich zwar auch auf das Praktiſche, doch nahmen ſie hier eine ganz andre Richtung, und ſind daher für unſere Geſchichte merkwürdig.

In ihrer Moral, der einzigen, die mit dem Empirismus, ſtreng genommen, verträglich iſt, ſtellten ſie den Grundſatz auf: das Vergnügen ſey das höchſte Gut.

Die Cyrenaiker ſtimmen mit dem Epikur darin überein, daß ſie das Vergnügen als das höchſte Gut des Menſchen anſehen; allein in dem Begriffe des Vergnügens entfernen ſie ſich von einander. Epikur nahm das Vergnügen blos negativ, als einen Zuſtand der Ruhe, der Schmerzloſigkeit, wo das Gemüth durch nichts afficirt und geſtört wird. Dieſe Lehre, ſo wenig ſich auch eine ſtrenge, richtige Moral darauf gründen läßt, ſteht denn doch mit dieſer nicht in abſolutem Widerſpruche, da ſich dies negative Vergnügen ſehr gut mit einer großen Herrſchaft über die Sinnlichkeit, mit der höchſten Selbſtſtändigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit des Gemüths von allen ſinnlichen Eindrücken, allen ſtörenden Einwirkungen der Neigungen und Leidenſchaften verträgt.

Die Lehre der Cyrenaiker war weit ſchlimmer und verderblicher; ſie machten das Poſitive, das Vergnügen in Bewegung zum höchſten Zweck des Menſchen; nicht wie Epikur die behagliche Stimmung des Gemüths, welche das negative Reſultat der einzelnen Gemüthsbewegungen iſt; ſondern die einzelne, angenehme Empfindung, den augenblicklichen Zuſtand des Genuſſes, den ganz gemeinen Sinnenkitzel.

Der Zuſtand des Gemüths, wo es weder angenehm noch unangenehm afficirt werde, ſey nicht von dem Zuſtande des Schlafes verſchieden, es finde dort weder reelle Luſt noch Unluſt ſtatt. Das, was die Seele am lebhafteſten afficire und reize, ſie in die angenehmſte, ſtärkſte Begegung ſetze, ſei als reelle Luſt anzuſehen.

Daher gaben ſie auch den körperlichen Vergnügen, weil darin mehr Bewegung, ein größerer Grad von Reiz und Lebendigkeit ſey, den Vorzug vor den geiſtigen, als worin nur eine mäßige Bewegung, ein ſehr ſchwacher Reiz, nur ein negativer Genuß ſtatt haben könne.

Noch eine Secte, die aus der ſokratiſchen Schule entſprang, die Cyniker, verfielen im Gegenſatz der Cyrenaiker in die übertriebenſte Strenge; ſie nahmen die Lehre vom abſolut

Guten und Schönen ſo buchſtäblich, daß ſie alles andre außer dieſem, verwarfen. Nur die Tugend allein müſſe das höchſte und einzige Ziel alles menſchlichen Strebens ſeyn, alles andre außer ihr habe keinen Werth, ſey unnütz, nichtig und verwerflich, nur tugendhaft ſolle der Menſch ſeyn und nichts weiter, und auf keinen andern als dieſen Zweck auch nur die geringſte Thätigkeit verwenden; jede Art von Wiſſenſchaft und Kunſt ſey, weil ſie nichts dazu beitrage, den Menſchen tugendhaft zu machen, und ihn oft nur von dem höchſten, einzigen Ziele zurückhalte, für ihn eine zweckloſe, leere, ja verderbliche Beſchäftigung.

Es ſey Bedingung des Philoſophen, ſich von allen irdiſchen Bedürfniſſen, von allen Verhältniſſen des Lebens, von allen fremden Meinungen und Vorurtheilen frei zu machen, in der höchſten Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit nur der Tugend zu leben.

Aus dieſem Grundſatze folgte ihre übertriebene ſtrenge Lebensart; unter den Philoſophen, welche ſich durch dieſe auszeichneten, gab es mehrere, welche durch ihre gerechte Denkungsart, ihren Haß gegen Sklaverei, ihre Verachtung aller Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens, ihren Eifer für eine ſtrenge Sittenverbeſſerung ſowohl, als auch für manche Sonderbarkeiten wohl der Aufmerkſamkeit werth ſind. Der große Haufen der Cyniker aber verfiel auf eine ſo höchſt platte, gemeine, ſchmutzige, alle höhere Schicklichkeit beleidigende, Abſcheu und Ekel erregende Lebensweiſe, daß der Bund ſehr bald die Verachtung aller beſſer Denkenden auf ſich zog.

Von ihren ſpeculativen Meinungen iſt wenig bekannt, ſie verwarfen alle Speculation, außer der Dialektik und Logik; über dieſe haben ſich von einigen unter ihnen ſehr ſonderbare Sätze erhalten, z. B. die Behauptung des Antiſthenes, daß es nur identiſche Sätze gebe.

Wenn man dieſe Behauptung mit der Lehre von dem Einen ſchlechthin Guten zuſammennimmt, ſo wird ſich eine ſtarke Hinneigung zum Pantheismus finden, aber freilich zu einem ganz praktiſchen Pantheismus; — ſo wie auch von der Lebensart der Cyniker, ihrer ſtrengen Enthaltſamkeit un

abſoluten Bedürfnißloſigkeit zu jener der orientaliſchen Büßer nur ein kleiner Schritt zu thun iſt. —

Nach der Hinrichtung des Sokrates zogen einige ſeiner Schüler nach Megara; hier entſtand nun die Secte der *Megariker*, auch die Schule von *Elis* und *Erethria* genannt.

Die Megariker, von den Alten auch wegen ihrer Vorliebe zu ſophiſtiſchen Grübeleien und Spitzfindigkeit und ihrer großen Streitſucht *Eriſtiker*, Zankkünſtler genannt, ſind vorzüglich ihrer Paradoxieen in der Logik wegen merkwürdig, die ſelbſt den Griechen äußerſt auffallend waren, und ſehr von ihnen bewundert wurden.

In der Moral waren ſie ſtrenge Sokratiker und näherten ſich ſehr der Denkungsart der Cyniker; auch ſie nahmen an, *daß nur das Eine ſchlechthin unbedingt Gute Realität und wahren Werth habe.* Ihre Paradoxieen in der Logik verdienen wirklich eine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie. Einige von ihnen leugneten, wie Antiſthenes, die zuſammengeſetzten Sätze und ließen nur die identiſchen beſtehen; andre gingen noch weiter, verwarfen alle hypothetiſchen, negativen Sätze, und ließen nichts übrig als bejahende, poſitive, kategoriſche Sätze, ſie leugneten mit einem Worte die *Logik*; der Grund, der ſie dazu beſtimmte, wird deutlich, wenn man ihre logiſchen Paradoxieen zuſammenhält mit ihrer Lehre von dem abſolut Guten, — dieſe, ſtreng vorgetragen, gränzt ſehr nahe an den Pantheismus. Iſt nur das unbedingte Gute, Vollkommne allein das Reale, Wirkliche, ſo iſt der Pantheismus ſchon nicht fern.

Denn worin beſteht mit einem andern Ausdruck der Pantheismus? Nicht darin, daß man das Unbedingte, Abſolute als das *Erſte*, ſondern als das *einzig Wirkliche* annimmt, das Bedingte aber gänzlich leugnet. Mit Leugnen des Bedingten muß nun auch das Bedingen, mit dem Bedingen das Verbinden, Beziehen, damit aber die ganze Syllogiſtik aufgehoben werden.

Die Megariker waren alſo zu den Pantheiſten zu zählen, mit dem Unterſchiede von dem ältern Pantheismus, daß ſie das

Unbedingte moraliſch charakteriſirten. Doch ſetzt man ſie beſſer in die Klaſſe der Skeptiker; die Alten ſelbſt erwähnen ihrer als großer Erfinder in der Skepſis und Sophiſtik, als ächter *Streitkünſtler*, dahingegen für den Pantheismus aus ihrer Anſicht nichts neues folgt.

Es läßt ſich leicht denken, was der griechiſche Scharfſinn aus jenen logiſchen Paradoxieen, angewandt auf wiſſenſchaftlichen Streit, für eine Menge dialektiſcher und ſophiſtiſcher Spitzfindigkeiten hervorbringen mußte. Ihrer ſtrengen Anſicht zufolge hätten ſie der Logik ganz entſagen müſſen, doch thaten ſie das nicht, ſondern ließen ſich vielmehr recht eigentlich in ſie ein, um ſie durch ſich ſelbſt zu beſtreiten, ſie in ihren eignen Spitzfindigkeiten zu fangen, erſannen aus ſpeculativer Verkehrtheit und Streitſucht allerhand ſelbſt in der Form falſche und täuſchende Trugſchlüſſe, wodurch ſie den Namen Zankkünſtler recht eigentlich verdienten.

Hier wäre eine epiſodiſche Bemerkung über das verſchiedene Verhältniß der *Logik zu der Philoſophie* der Alten nicht am unrechten Orte.

Viele der ältern griechiſchen Philoſophen haben der Natur ihrer Philoſophie gemäß nicht viel über die Logik vertragen können. Die Materialiſten behaupteten, man müſſe ſich nur an das Reelle, Wirkliche halten, an ſubjective oder praktiſche Beobachtungsregeln. Die Logik ſey eine leere, unnütze Spitzfindigkeit, an deren Stelle ſie nun ihre eignen Principien über Erfahrung und Erkenntniß ſetzten.

Bei den *Skeptikern* iſt die Logik keine Wiſſenſchaft, weil ſie dieſe überhaupt nicht ſtatuiren; aber ſie haben durch ihren dialektiſchen Scharfſinn zu den meiſten Formeln und Begriffen der Logik die Veranlaſſung gegeben, ja ſelbſt zu ihrem ſkeptiſchen Zwecke eine Menge künſtlicher Spitzfindigkeiten und Sophismen erfunden; die ganze Dialektik der Griechen hat dieſen Charakter einer mehr als ſcharfſinnigen, ſubtilen Streit- und Disputirſucht beibehalten; ſelbſt in der dialektiſch-dialogiſchen Form des Plato finden ſich Spuren davon; es iſt natürlich, daß man, um ſpeculative Spitzfindigkeiten und Sophiſtereien zu beſtreiten, ſich ſelbſt in dieſe einlaſſen, und die künſtlichſten Formeln und Wendungen zu Hülfe rufen muß.

Die ganze Logik des Ariſtoteles iſt durch die Entgegenſetzung und Beziehung auf die Skeptiker und die Scheinlogik der Sophiſten entſtanden; ſie iſt ganz für die Griechen, wo die Disputirkunſt ſo künſtlich ausgebildet, ſo allgemein herrſchend war. — Die Logik des Ariſtoteles iſt in dieſer Hinſicht, ihrer Beziehung und Entſtehung nach hiſtoriſch betrachtet, als ſubjectiv ſogleich auffallend, auch folgen alle dieſe Künſteleien und Spitzfindigkeiten, dieſe ſo vielfach complicirten und verwickelten Begriffe gar nicht aus dem Weſen der Logik.

Dem Ariſtoteles iſt die Logik eine abgeſonderte Wiſſenſchaft. Bei'm Plato hingegen iſt ſie kein getrennter Theil der Philoſophie, ſondern innigſt mit dieſer verſchmolzen; Plato charakteriſirt ſeine Philoſophie weit edler und höher, wie alle ſeine Vorgänger, ſie iſt ihm als Wiſſenſchaft vom höchſten Gute in dialektiſcher Form zugleich auch Logik, Moral und Theologie; die erſtere war über die ganze Philoſophie verbreitet.

Wie die Megariker die Logik behandelten, iſt vorhin geſagt worden. Die Claſſe der eigentlichen Pantheiſten iſt ſchon charakteriſirt. — Daß die Pythagoräer ſich mit der Logik beſchäftigt haben, iſt hiſtoriſch erwieſen; daß wir von dieſer nichts mehr beſitzen, iſt für die Philoſophie gewiß ein bedeutender Verluſt. Den Grundprincipien der Pythagoräer gemäß muß auch ihre Logik weit lehrreicher, fruchtbarer und wiſſenſchaftlicher geweſen ſeyn. Ihr Princip von der Herleitung der Vielheit aus der Einheit, Zweiheit, Dreiheit iſt, wenn man auf den Inhalt ſieht, Zahlenlehre; ſieht man aber auf die Form, ſo iſt es Lehre von der Conſtruction, die Methode, welche in der neuern Philoſophie die ſynthetiſche Conſtruction genannt wird. — Die beſte, objective, reellſte Logik der Griechen hätten wir alſo auf dieſe Art verloren und dagegen die inhaltsleere, ſpecielle, ſubjective, ariſtoteliſche erhalten, die durch beſtändige Beziehung auf ſophiſtiſche Disputirkunſt, durch eine ganz zweckloſe Vervielfältigung, Subtiliſirung und Verwickelung der Form und Begriffe beinahe an kindiſche Spielerei gränzt, den Verſtand ermüdet, und in der Speculation um keinen Schritt weiter bringt.

Philoſophie des Plato.

In der Reihe der griechiſchen Philoſophen nimmt Plato die bedeutendſte, glänzendſte Stelle ein. Die unerſchöpfliche Tiefe und Erfindungskraft ſeines ſo vollendet ausgebildeten philoſophiſchen Geiſtes, der Reichthum, die Fülle, die Kühnheit und Erhabenheit ſeiner Ideen, die ungemeine Höhe, zu der ſich ſeine Speculation erhob, mehr aber wie alles die ganz eigenthümlich ausgebildete Kunſt und Schönheit der Darſtellung, die ächt claſſiſche Vortrefflichkeit und Muſterhaftigkeit des Styls zeichnen ihn vor allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern aus, und haben ihm die Bewunderung der erſten Denker aller Zeiten und Nationen erworben.

Die große Kunſt, die Sokrates im Sprechen mag beſeſſen haben, den ausgebreiteten, lebendigen Einfluß, den er dadurch auf die Gemüther erlangte, ſuchten alle ſeine Schüler in dem nämlichen Maaße zu erreichen, ſo wie ſie auch in der Lebensart, in der Abgezogenheit von allen bürgerlichen und politiſchen Zwecken übereinſtimmten.

Der mißlungene Verſuch, die Philoſophie im Leben zu realiſiren, führte die Philoſophen auf den Grundſatz, blos ſich ſelbſt, der Entwicklung und Ausbildung ihrer Ideen, der Vervollkommnung ihrer Wiſſenſchaft zu leben; aber eben durch dieſe Beſchränkung auf die eigne Geiſtesbildung erlangten ſie jene hohe Virtuoſität und Kunſt in Darſtellung und Mittheilung ihrer Ideen, die wir bei Plato auf dem höchſten Gipfel der Vollendung ſehen. Eben ſo entfernt nach dem damaligen Zuſtand der Schriftſtellerei waren die griechiſchen Philoſophen von eigentlich gelehrten Beſchäftigungen. Plato kannte nur wenig

Schriften, und ſo klein auch damals der Kreis der Litteratur und der im Umlauf exiſtirenden Werke war, ſo hat er ſie doch nicht alle gekannt, er hielt dies gar nicht für nothwendig, wollte blos Selbſtdenker ſeyn, ſtrebte nur das Gewebe ſeiner eignen Gedanken ſo reich und vollkommen, wie möglich, zu entfalten, ſeine Ideen in beſtimmtem, harmoniſchem Zuſammenhange kunſtreich darzuſtellen, und durch klare und lebendige Mittheilung auch andre zur Erkenntniß des Wahren und Schönen zu führen. — Das vorzüglichſte, wirkſamſte Beförderungsmittel der Belehrung und Ueberzeugung, ſo wie der lebendigſten Entwicklung des gemeinſchaftlichen Selbſtdenkens ſchien ihm das mündliche Geſpräch, wovon wir auch in ſeinen Werken vollendete, unübertreffliche Muſter finden.

Dieſe Form der platoniſchen Philoſophie wird alſo wegen ihrer hohen Kunſt und Vollendung und mehr noch wegen ihrer innigen Verſchmelzung mit dem Geiſte, dem Inhalte, den ſie ſchon in der äußern Form vollkommen darſtellt, und ausſpricht, unſre Unterſuchung zuerſt auf ſich ziehen.

Plato gibt uns ſelbſt den Grundſatz an, aus dem die ganze Form ſeiner Philoſophie natürlich fließt.

Vorausgeſetzt, der Zweck der Philoſophie ſei die poſitive Erkenntniß des unendlichen Weſens, ſo muß zugegeben werden, daß dieſe nie vollendet werden kann, mithin auch die Philoſophie als Wiſſenſchaft nicht; obgleich die erſten ſichern Principien ſich feſtſetzen laſſen, von denen die Unterſuchung ausgehen ſoll; was aber aus dieſen ſich entwickeln läßt, iſt unendlich, unbeſtimmbar.

Plato nimmt an, daß durch eigne, ſonderbare Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes dieſer das Poſitive nur negativ, das Negative hingegen poſitiv erkenne; — unter dem Poſitiven verſtand er die Gottheit, die intellectuelle Welt, alles Bleibende, Ewige, Wahre, — unter dem Negativen die Sinnenwelt, alles Unſichere, Wandelbare, Vergängliche.

Die unendliche höchſte Realität könne der Menſch ſeiner beſchränkten, ſinnlichen Natur wegen nur negativ, indirect und unvollkommen erkennen.

In der Sinnenwelt, der Natur, aber ſei der ſteten Wandelbarkeit und Veränderlichkeit aller Dinge wegen kein ſtrenges, bleibendes, gewiſſes Wiſſen möglich, wir erkennen die Gegenſtände der Natur zwar poſitiv, aber dieſe poſitive Erkenntniß iſt wie der Gegenſtand ſelbſt, worauf ſie ſich bezieht, dem Wechſel, der Veränderung und mithin der Ungewißheit unterworfen.

Da Plato die Intellectualwelt und die Sinnenwelt ſo weit von einander entfernt, der menſchliche Verſtand aber in der Mitte ſteht, ſo läßt es ſich leicht erklären, wie dieſer, bei ſeiner großen Entfernung von der erſtern durch die Sinnlichkeit herabgezogen, bedingt und beſchränkt, nur eine unvollkommne Erkenntniß der Gottheit haben könne. Daß dieſes nun blos eine negative Erkenntniß ſeyn könne, folgt freilich hieraus nicht ſtrenge, es könne auch eine poſitive, aber verworrene, unvollkommne ſeyn. Daß die ſinnlichen Triebe, Neigungen und Leidenſchaften in dem Streben nach Erkenntniß Verwirrungen hervorbringen, nahm Plato zwar auch an, aber dieſe, behauptete er, müſſe man durch Philoſophie zu heben ſuchen; aber die Negativität der Erkenntniß des Höchſten ließe ſich dadurch nicht heben, dieſe ſey in der urſprünglichen Beſchränktheit des Menſchen als Sinnenweſens gegründet.

Nach Plato gibt es von der Natur nur ein wandelbares, kein ſtrenges, bleibendes Wiſſen, — von der Gottheit zwar eine reine, aber nur negative Erkenntniß. — Nun wäre alſo noch das Verhältniß von beiden übrig. Da es aber weder von dem erſten, noch von dem zweiten ein Syſtem geben kann, ſo iſt dies auch bei dem dritten, als dem Mittelgliede von beiden, nicht möglich. — Von dem Verhältniß der Gottheit zu der Natur gibt es nur eine bildliche allegoriſche Erkenntniß.

Nach dieſer Anſicht nun, welche kein eigentliches Syſtem der Philoſophie zuläßt, muß der Geiſt und die Form der platoniſchen Werke aufgefaßt und charakteriſirt werden.

Plato hatte nur eine Philoſophie, aber kein Syſtem; und wie die Philoſophie ſelbſt mehr ein Streben nach Wiſſenſchaft, als eine vollendete Wiſſenſchaft iſt, findet ſich dieſes auch bei ihm in einem vorzüglichen Grade. Er iſt nie mit ſeinem Denken fertig geworden, immer beſchäftigt, ſeine Anſichten zu berichtigen, zu ergänzen, zu vervollkommnen, und in dieſem immer weiter ſtrebenden Gang ſeines Geiſtes nach vollendetem Wiſſen und Erkennen, dieſem ewigen Werden, Entwickeln und Bilden ſeiner Ideen, das er in Geſprächen künſtlich darzuſtellen ſuchte, muß das Charakteriſtiſche ſeiner Philoſophie geſucht werden, wenn man nicht in Gefahr gerathen will, ihren Geiſt ganz zu verkennen, und auf dem Wege einer irrigen Unterſuchung zu ganz ſchiefen und falſchen Reſultaten zu gelangen.

Die Philoſophie eines Menſchen iſt die Geſchichte eines Geiſtes, das allmälige Entſtehen, Bilden, Fortſchreiten ſeiner Ideen. Erſt wenn er mit ſeinem Denken fertig und zu einem beſtimmten Reſultate gekommen iſt, entſteht ein Syſtem; hat der Philoſoph eine beſtimmte Anzahl von fertigen Reſultaten und Wahrheiten vorzutragen, ſo mag er immerhin die Form eines geſchloſſenen Syſtems wählen; hat er aber mehr zu ſagen, als in dieſe Form ſich bringen läßt, kann er den Reichthum, die Mannichfaltigkeit ſeiner Ideen nicht in dieſe Gränzen einſchließen, oder erlaubt ihm die immer höher ſteigende Ausbildung und Vervollkommnung ſeiner Anſichten nicht, die Reihe ſeiner philoſophiſchen Unterſuchungen mit einem Endreſultate zu ſchließen, ſo kann er nur ſuchen, in den Gang, die Entwicklung und Darſtellung ſeiner Ideen jenen innern Zuſammenhang, jene eigenthümliche Einheit zu bringen, worin wir den hohen objectiven Werth der platoniſchen Werke zu ſuchen haben. Nur in dem beſtimmten, planmäßigen Fortſchreiten ſeiner philoſophiſchen Unterſuchungen, nicht aber einem fertigen Satze und Reſultate, das ſich am Ende ergebe, finden wir die große Einheit, welche die Form ſeiner Philoſophie charakteriſirt.

Plato geht in ſeinen Dialogen nie von einem beſtimmten Lehrſatze aus, meiſtens fängt er mit einer indirecten Behauptung, oder mit dem Widerſpruch gegen einen angenommenen Satz an, den er zu heben ſucht. Nun geht es von Glied zu Glied die ganze Reihe von Folgerungen hindurch bis zur unbeſtimmten Hindeutung auf das, was ſeiner Meinung nach das Höchſte iſt. Der Anfang in den Dialogen iſt immer indirect und unbeſtimmt; ganz einfach, prunklos, leiſe hebt die Unterſuchung an, entfaltet nur allmälig das äußerſt ſpitzfindige, künſtliche Gedankengewebe, das bei ſteigendem Intereſſe mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, mit tief eindringendem, allumfaſſendem Scharfſinn ſich entwickelt und zergliedert, ſich in der reichſten Fülle und Mannichfaltigkeit ausbreitet, und endlich nach der vollendetſten, erſchöpfendſten Behandlung des Einzelnen (wo eher ein Ueberfluß von Subtilität zu tadeln wäre) das Ganze nicht mit einem beſtimmten Satze oder Reſultate ſich ſchließt, ſondern mit einer Andeutung des Unendlichen und mit einer Ausſicht in daſſelbe. Ganz dem Geiſte der Philoſophie gemäß iſt dieſer Gang der platoniſchen Dialogen, ſie gehen bis an die Pforte des Höchſten, und begnügen ſich, das Unendliche, Göttliche, was philoſophiſch ſich nicht bezeichnen und erklären läßt, unbeſtimmt nur anzudeuten.

Plato's Geſpräche ſind Darſtellungen des gemeinſchaftlichen Selbſtdenkens. Ein philoſophiſches Geſpräch aber kann nicht ſyſtematiſch ſeyn, weil es dann nicht mehr Geſpräch, ſondern nur eine anders modificirte ſyſtematiſche Abhandlung wäre, und ſyſtematiſch ſprechen überhaupt widerſinnig und pedantiſch erſcheinen müßte. Da nun durch dieſe unſyſtematiſche Behandlung der Dialog unwiſſenſchaftlich wird, ſo muß dieſer Mangel durch ſtreng philoſophiſche, kunſtreiche Ausführung, durch innern Zuſammenhang des Ganzen erſetzt werden, der Charakter der Sprechenden muß durchaus philoſophiſch aufgefaßt und dargeſtellt werden, damit durch höhere Kunſtform der philoſophiſche Dialog ſich vom gemeinen Geſpräch unterſcheide.

Plato's Werke, obſchon jedes einzelne ein vollendetes Kunſtwerk iſt, können in Rückſicht auf den Gang ſeines Geiſtes, die Entwicklung und Verbindung ſeiner Ideen nur im Zuſammenhange verſtanden werden, ein ſo innig verbundenes, ſubtiles Gedankengewebe läßt ſich nur im Ganzen durch innerliches Mitdenken und Nachdenken dem Geiſte nach ergreifen, da ſich ein Syſtem leicht in Gedanken auffaſſen und erlernen läßt.

Von Plato's Werken ſind hinlänglich auf uns gekommen, um den Geiſt ſeiner Philoſophie kennen lernen zu können. Enthalten dieſe gleich kein Syſtem, ſo läßt ſich doch aus ihnen eine äußerſt vollſtändig zuſammenhängende Philoſophie aufſtellen, die man in ihrem Fortſchreiten und allmäligen Ausbilden durch alle Stufen ihrer Entwicklung ſehr gut verfolgen kann; geben ſie gleich nichts abſolut Vollendetes, entweder weil Plato als durchaus progreſſiver Denker mit ſeiner Philoſophie oder mit ihrer Darſtellung nicht fertig ward; ſo zeigen ſie uns doch die ganze Tendenz ſeines Geiſtes in der ſchönſten, kräftigſten Fülle, und man kann gewiß keinen ſeiner Dialogen leſen, ohne auf das ſtärkſte zum Nachdenken angereizt zu werden.

Man hat bisher die Behauptung aufgeſtellt, daß Plato's Dialogen nicht ſeine ganze Philoſophie enthielten, daß wir nur ſeine exoteriſche Philoſophie beſäßen, daß er aber außer dieſer noch eine geheime Lehre gehabt habe, die er in ſeinen Schriften nicht aufſtellte. Die Gründe, womit man dieſe Behauptung unterſtützt, ſind 1) die Zurückhaltung, womit er über religiöſe Gegenſtände ſpricht, 2) die dialogiſche Form ſeiner Philoſophie, hinter welcher er ſeine wahre Meinung zu verſtecken geſucht habe, und welche denn doch gar nicht ſyſtematiſch ſey, und endlich beruft man ſich 3) auf ein verloren gegangenes Werk, ungeſchriebene Lehren betitelt, welches vermuthlich dieſe geheime Philoſophie enthalte.

Was die Zurückhaltung betrifft, mit der Plato über religiöſe Gegenſtände ſich geäußert haben ſoll, ſo iſt dieſe wirklich nicht ſehr groß. Oft greift er die Prieſter, Volkslehrer und Dichter ohne Scheu und Hülle an, auch hat er im Gegenſatz gegen die Mythologie die Einheit Gottes überall beſtimmt behauptet.

Daß Plato außer der in ſeinen Dialogen aufgeſtellten Philoſophie noch eine geheime, eſoteriſche, ein eigentliches Syſtem gehabt habe, wird durch unſre oben gemachte Bemerkung, daß der Begriff eines Syſtems nicht einmal vereinbar ſey mit dem Begriffe, den Plato von der Form und Methode der Philoſophie aufſtellt, hinlänglich widerlegt; nur eine grobe Verkennung der höhern Einheit des innern Zuſammenhanges, des immer weiter ſchreitenden, fortbildenden, entwickelnden Geiſtes der platoniſchen Dialogen konnte an ihnen den ſtrengen Zuſammenhang eines Syſtems vermiſſen laſſen, das für die werdende Philoſophie Plato's eine allzu ſtrenge, beſchränkende Gränze geweſen wäre.

Was endlich jenes verloren gegangene Buch betrifft, worauf ſich die Behauptung, daß wir nur die exoteriſche Philoſophie des Plato beſitzen, vorzüglich ſtützt, ſo war es nicht von Plato ſelbſt, ſondern allenfalls von ſeinen treuſten Schülern Speuſippus und Xenokrates; es mag wohl aus Erinnerungen von mündlichen Vorträgen beſtanden haben, und darum ungeſchriebene Lehren genannt worden ſeyn. — Sein Verluſt ſcheint gar nicht von der Bedeutung zu ſeyn, die man vermuthet. So weit wir Speuſippus und Xenokrates kennen, haben dieſe ihren Meiſter wenig verſtanden, und ihr Werk würde alſo über ſeine Philoſophie wenig neue und intereſſante Aufſchlüſſe geben.

Wir haben daher Gründe genug anzunehmen, daß wir Plato's eigentliche, wahre Philoſophie in ſeinen Schriften beſitzen; daß aber die Dialogen nichts abſolut Vollendetes liefern, liegt in der Natur der Sache, da Plato als durchaus progreſſiver Denker entweder mit ſeiner Philoſophie, oder mit ihrer Darſtellung nicht fertig geworden iſt. Gegen das dogmatiſche, zum Syſtem eilende Streben iſt gewiß der ſkeptiſche, allmälig bildende, vollendende Geiſt ſeiner Dialogen der fruchtbarſte, lehrreichſte Gegenſatz.

Daß übrigens in den platoniſchen Dialogen Mängel und Lücken ſind, läßt ſich aus ihnen ſelbſt darthun; ob dieſe aber durch wirklichen Verluſt entſtanden ſind, läßt ſich nicht beſtimmen, vielleicht hat Plato dieſe Werke nicht vollendet oder ihre Vollendung aufgegeben.

Unvollendet iſt der Parmenides, wohl das mittelmäßigſte ſeiner Producte, ziemlich verworren gedacht; wahrſcheinlich hat er es willkürlich unvollendet gelaſſen. *)

Verloren iſt aber wohl der dritte Theil eines Werks, wenn der erſte Theil die Definition eines Sophiſten, der zweite die des Politikers aufſtellt, und der dritte dann jene des Philoſophen enthalten ſollte. — Der Verluſt dieſes letzten Theiles iſt ſehr zu beklagen, da er wahrſcheinlich ſehr intereſſante und wichtige Reſultate gegeben hätte, und die beiden erſten Theile zu dem Vortrefflichſten gehören, was Plato geſchrieben hat.

Sein Tod endlich unterbrach zweier Dialogen Vollendung, des Timäus und des Kritias. — Auf dieſe Art ſind alſo Plato's Werke, wie ſeine Philoſophie, unvollendet geblieben.

Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient die Unterſuchung über die Aechtheit aller dem Plato zugeſchriebenen Dialogen; hier iſt wirklich das größte Mißtrauen nicht genug zu empfehlen. Es war in der damaligen Zeit kein ſeltener Fall, daß Schüler zu den hinterlaſſenen Werken des Meiſters Zuſätze machten, die in ſeinem Geiſte geſchrieben, oder ihnen wenigſtens ſo ſchienen. Die Kritik erwachte erſt ſpät; früher intereſſirte man ſich zu viel für den Inhalt, und nahm daher manches, was mit dieſem in den Hauptideen übereinſtimmt, ohne Bedenken an.

An der Spitze von den unächten Werken ſtehen die zwölf Bücher von den Geſetzen; ſie ſind offenbar nicht von Plato, enthalten eine Menge Ideen, die mit ſeiner Philoſophie gar nicht übereinſtimmen.

Was die kleinern moraliſchen Dialogen betrifft, ſo ließe ſich die Unächtheit von mehrern unter ihnen aus hiſtoriſchen und andern ſpeciellen Gründen beweiſen; doch iſt dies für die Geſchichte der platoniſchen Philoſophie eben von keinem bedeutenden Intereſſe. Der Kratylus z. B. könnte wegfallen, ohne daß in dem Zuſammenhange des Ganzen eine ſtörende Lücke entſtände; auch das Gaſtmahl gehört unter diejenigen, deren Aechtheit ſchon bezweifelt wurde, da es Lehren enthält, die mit den platoniſchen nicht ganz übereinſtimmen, ſo vortrefflich es auch übrigens geſchrieben iſt; — endlich der Dialog Meno, der ebenfalls von den ächt platoniſchen Werken abweicht, und viel gemeiner iſt.

Am wichtigſten aber für die Charakteriſtik der platoniſchen Philoſophie iſt die Prüfung der Aechtheit des Timäus, da man aus dieſem Werke bisher die platoniſche Philoſophie vollſtändig aufſtellte und vortrug. Hier iſt entſchieden der größte Theil unächt, nur der **Eingang** iſt von Plato, und vielleicht außer dieſem noch andre **kleinere Bruchſtücke**, zu denen man aber nachher Zuſätze machte, bis das Werk zu ſeiner jetzigen Größe gedieh. Waren Speuſipp und Xenocrates die erſten Ergänzer, ſo läßt ſich ihre Abſicht wohl errathen; ſie wollten die Philoſophie des Plato vollenden, weiter entwickeln und fortbilden, ſie der populären Anſicht näher bringen. — Die ſpätern Zuſätze aber enthalten mehr das neuplatoniſche Syſtem, ſind ihrem innern Princip nach realiſtiſch, pantheiſtiſch; es finden ſich Sätze aus der epikuräiſchen Moral, orientaliſche Beziehungen, wie dieſe bei den Neuplatonikern vorkommen, ja ſogar die Quinteſſenz des Ariſtoteles darin. — Auch in der Sprache iſt die Unächtheit unverkennbar.

Wir gehen nach dieſer kurzen Unterſuchung die ächten Werke in der theils hiſtoriſch, theils durch wechſelſeitige Beziehung begründeten Folge durch. — Da bei einer ſo durchaus progreſſiven Philoſophie die allmälige Entwicklung und Ausbildung des Gedankenſyſtems die Hauptſache iſt, ſo muß man, um den Zuſammenhang des Ganzen zu überſehen, die Ordnung, wie die Dialogen aufeinander folgen, gefunden haben, da die einzelnen uns oft ſehr im Dunkeln laſſen, und nur eine vollſtändige Ueberſicht des Ganzen das richtige Verſtehen erleichtern kann.

Die Dialogen alſo, wie ſie aufeinander folgen, ſind: Phädrus — Parmenides — Protagoras (im Fall er ächt iſt) — Gorgias — Kratylus (wenn er von Plato iſt) — Theätetus — Sophiſta — Politikus — Phädon — Philebus — Republik — Fragment des Timäus — Fragment des Kritias. —

Aus dieſen Dialogen läßt ſich der Geiſt und die Geſchichte der platoniſchen Philoſophie befriedigend aufſtellen und erklären, und es bedarf wohl keiner weitern Lobpreiſung ihrer hohen Vortrefflichkeit in Behandlung, Styl und Sprache, wovon ſie als unübertroffene Muſter für alle Zeiten und Nationen daſtehen. — Nur noch einige Worte über die Terminologie der platoniſchen Philoſophie ſind zu ſagen übrig, um die Unterſuchung über ihre Form zu ſchließen.

Jede Wiſſenſchaft und Kunſt hat ihren beſtimmten Umfang von eigenthümlichen Begriffen, einen Cyklus, ein Syſtem von eignen techniſchen Worten, Ausdrücken, Formeln und Bildern, ihre Terminologie.

Die Philoſophie, ganz rein gedacht, hat keine eigne Form und Sprache; das reine Denken und Erkennen des Höchſten, Unendlichen kann nie adäquat dargeſtellt werden. Soll die Philoſophie ſich aber mittheilen, ſo muß ſie Form und Sprache annehmen, ſie muß alle möglichen Mittel verſuchen, die Darſtellung und Erklärung des Unendlichen ſo beſtimmt, klar und deutlich zu machen, als nur immer geſchehen kann; ſie wird in dieſer Hinſicht das Gebiet jeder Wiſſenſchaft und Kunſt durchſchweifen, um alle Hülfsmittel, die zu ihrem Zwecke dienen können, ſich auszuwählen. Die Philoſophie, inſofern ſie alle Arten des menſchlichen Wiſſens in der Kunſt umfaßt, kann ſich die Form, die Sprache und Terminologie jeder andern Wiſſenſchaft und der Kunſt aneignen, ja es iſt ſogar nicht einmal nöthig, daß es eine der Form nach vollendete Wiſſenſchaft ſey, welche der Philoſophie ihre Terminologie hergebe; auch das gemeine, praktiſche Leben hat ſeine beſtimmte Sprache, die Philoſophie kann dieſe höher potenziren, eine würdigere Bedeutung, einen höhern Sinn hineinlegen, und ſie dann zu ihrem Zwecke gebrauchen. So wie aber die Philoſophie als Wiſſenſchaft ſelbſt noch nicht vollendet iſt, ſo iſt es auch ihre Sprache nicht; auch dieſer liegt ein fortgehendes Streben zum Grunde, das Unendliche in immer beſtimmtern, ſchicklichern, klarern Worten, Ausdrücken und Formeln aufzufaſſen, darzuſtellen und zu erklären.

Auf dieſem Princip der relativen Undarſtellbarkeit des Höchſten beruht nun die ganze Form der platoniſchen Werke. Das Höchſte läßt ſich nur darſtellen, indem man es in ein anderes Gewand einkleidet, und es ſo der menſchlichen Faſſungskraft näher bringt; — dies verſuchte nun Plato auf alle mögliche Weiſe; jede damals beſtehende Kunſt und Wiſſenſchaft benutzte er zu dieſem Zwecke; von allen Gattungen und Zweigen des menſchlichen Wiſſens holte er Ausdrücke, Wendungen und Worte her; ja ſogar aus den Myſterien ſchöpfte er vieles für ſeine philoſophiſche Sprache. Die Myſterien hatten bei den Griechen mit der Philoſophie einen und denſelben Zweck: die Nation, die in eine gar zu oberflächliche Mythologie und Religion verſunken war, auf den erſten, reinen Urquell aller Wahrheit und Schönheit zurückzuführen d); in ihnen ſuchte alſo Plato auch zweckmäßige Hülfsmittel für ſeine Darſtellung.

Im Phädon bediente er ſich ganz der Sprache, des Gewandes der Myſterien; im Phädrus, worin er ſeine Ideen über die Liebe, die Erinnerung freilich mehr mythiſch, poetiſch als ſcharf philoſophiſch unterſuchend vorträgt, herrſcht die rhetoriſche Form; im Parmenides iſt ſie mehr rein dialektiſch; im Theätetus mathematiſch; in der Republik politiſch; in dem Timäus endlich, wo er ſich mit der Kosmogonie beſchäftigt, iſt die Behandlung poetiſch-phyſikaliſch.

Nach dieſer Unterſuchung über die Form der platoniſchen Philoſophie wenden wir uns nun zu der Beurtheilung ihres Inhalts. —

Der Punkt, von welchem die platoniſche Philoſophie ausging, war die weitere ſpeculative Entwicklung und Begründung der ſokratiſchen Lehre vom abſolut Guten und Schönen, des Princips des Anaxagoras vom göttlichen Verſtande, und eine verſuchte Verbindung der Philoſophie des Heraklits und Parmenides.

In faſt allen ſeinen Dialogen beſchäftigt er ſich mit dieſen beiden Anſichten, ſetzt ſie ſich immer entgegen, beſtreitet ſie, ſucht die Extreme beider zu vermeiden, zwiſchen ihnen einen Mittelweg zu finden, der ſeiner Ueberzeugung nach zur wahren Philoſophie führe.

Heraklit leugnete alle Beharrlichkeit, und behauptete ein unendliches Erzeugen, Wechſeln, Verändern, Neugeſtalten, Werden aller Dinge.

Parmenides nahm an, die ewige, allvollkommne Welt, das Eine, alleinige Ding und Seyn verharre unwandelbar in beſtändiger Ruhe, — alle Bewegung, Veränderung ſey Schein und Irrthum, das einzig Wahre, Reelle ſey nur dieſe ewig unveränderliche, ewig ſich ſelbſt gleiche Einheit aller Dinge.

Nun iſt Plato überall bemüht, eine Mittelphiloſophie zu finden, welche beide Anſichten verbinde. Bei dieſem Verſuche geht er von dem Lehrſatze des Anaxagoras aus, und ſuchte die Anſchauung des ewigen Wechſels und Werdens zu vereinigen mit dem Glauben an die vollkommne Ruhe und ewige Harmonie einer unendlichen Intelligenz.

Plato's Lehre von den Ideen fließt aus der Annahme des anaxagoriſchen Lehrſatzes von einem göttlichen, die Welt beherrſchenden Verſtande; er dachte ſich die Herrſchaft der göttlichen Intelligenz über die Welt wie das Verhältniß des bildenden Künſtlers zu dem von ihm gebildeten Stoffe.

Nach ewigen, unveränderlichen, in ihm vorhandenen Urbildern habe der göttliche Verſtand alle natürlichen Dinge gebildet.

In dieſer Nachbildung muß nun nothwendig ein Stoff vorhanden ſeyn, der aber, weil der Verſtand wohl bilden und formen, aber nicht ſchaffen und erzeugen kann, nicht aus ihm hergeleitet, ſondern als neben und außer ihm ewig exiſtirend angenommen werden muß.

Dieſe Materie habe durch ihre urſprüngliche Beſchaffenheit und Unvollkommenheit dem göttlichen Verſtande bei der Weltbildung Grenzen geſetzt, und ſey die Urquelle alles Uebels, aller Mangelhaftigkeit und Unordnung in der Einrichtung der Welt, ſo wie Gott die Quelle alles Guten, aller Vollkommenheit und Schönheit.

Nach dieſer Anſicht nun nahm Plato ſtatt einer einzigen, untheilbaren gleichſam zwei voneinander getrennte Welten an, die Welt der Ideen und die ſinnliche Welt der Erſcheinungen.

Die erſte ſey das ewig unveränderliche, beharrliche, vollkommne Wahre.

In der Welt der natürlichen, jenen Urbildern nur unvollkommen nachgebildeten Dinge, entſpringe aus der urſprünglichen, durch den göttlichen Verſtand nicht zu hebenden Fehlerhaftigkeit des Stoffes nur Veränderlichkeit und Schwanken, nur Beſchränkung, Täuſchung und Irrthum.

Nun ſcheint Plato wirklich ſeinen Zweck, die Philoſophie des Anaxagoras zu begründen, und jene des Heraklit und Parmenides zu vereinigen, zum Theil erreicht zu haben, da er beide Principien annahm, die ewige Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit für die Ideen, die Veränderlichkeit, den Wechſel, die Wandelbarkeit für die Erſcheinungen der Sinnenwelt.

Aber gerade in dieſem Streben, die Extreme entgegengeſetzter Syſteme zu vermeiden, und eine Mittelphiloſophie aufzufinden, liegt ein Grund, warum Plato nicht bis zur Vollendung durchgedrungen ſey.

Eine Anſicht, die zwei entgegengeſetzte Syſteme umfaſſen ſoll, muß nothwendig in der Mitte von beiden liegen; ſucht man aber blos einen Mittelweg, der die Fehler beider vermeide, ſo iſt man zu ſehr mit dieſen beſchäftigt, modificirt ſo lange, ſchneidet ſo viel von der einen und der andern ab, bis endlich nur etwas Halbes zurückbleibt.

Die wahre Mitte müßte, wo nicht eine gänzliche innere harmoniſche Vereinigung zweier entgegengeſetzter Anſichten, doch eine Hinweiſung auf ihre gemeinſchaftliche Quelle enthalten; dringt man bis zu dieſer durch, ſo wird es leicht, beide zu umfaſſen und zu vereinigen, eine Anſicht zu finden, die beide harmoniſch in ſich aufnimmt.

Plato ſuchte den Mittelweg zwar auf der rechten Stelle, im Idealismus; aber ſein Idealismus blieb unvollendet; der Grund davon lag nicht allein in dem blos negativen Streben, die Fehler zweier entgegengeſetzten Syſteme zu vermeiden, ſondern auch darin, daß er von vorne an den Charakter des höchſten Bewußtſeyns zu einſeitig, nicht in der erſten, urſprünglichen Form auffaßte.

Plato hatte ganz Recht, dem Geiſt, der Intelligenz den Vorrang vor dem Körper zu geben, ihn zum erſten Princip zu erheben; die Quelle alles Daſeyns im Bewußtſeyn zu ſuchen; aber er faßte dies Bewußtſeyn blos als Verſtand, als Vernunft auf; Verſtand und Vernunft ſind aber ſchon ſehr abgeleitete, verwickelte, künſtliche Formen des Bewußtſeyns, keineswegs aber die Wurzel, die Urquelle.

Der vollendete Idealismus ſoll alles aus dem Geiſte herleiten und entſtehen laſſen. Geht man aber, wie Plato, von dem Verſtande als erſtem Princip aus, ſo iſt man gezwungen, außer dieſem noch eine Materie anzunehmen, die ſich nun nicht aus ihm erklären läßt.

Denkt man ſich die Herrſchaft des Geiſtes über den Stoff, das Verhältniß der Welt zu ihrem erſten Urſprunge, wie das Verhältniß des bildenden Künſtlers zu dem von ihm gebildeten Kunſtwerke, des Nachgebildeten zum Urbilde, ſo muß ja doch ein Stoff vorausgeſetzt werden, auf den der Verſtand habe wirken, den er nach den ewig in ihm vorhandenen Urbildern habe bilden und geſtalten können, den der Verſtand nicht urſprünglich erzeugen und erſchaffen kann.

Mit dieſer außer dem Geiſte urſprünglich vorhandenen Materie ſind aber zugleich zwei Principien angenommen worden, und die Intellectual-Philoſophie verfällt in den Dualismus, und verfehlt ihren Zweck, den Geiſt zum erſten, höchſten, einzigen Princip zu machen. Auch werden ſich dann Mängel und Widerſprüche genug auffinden laſſen. — Iſt der göttliche Verſtand bei der Weltbildung durch die urſprüngliche Beſchaffenheit, Formloſigkeit und Rohheit der Materie beſchränkt und bedingt geweſen, hat er dieſe Unvollkommenheit, die die Quelle alles Uebels iſt, nicht heben können, ſo war er ja durch eine höhere Nothwendigkeit, ein unabänderliches Fatum gebunden, das in dieſer Hinſicht die Stelle über ihm einnimmt. Und preiſe man dann auch die Macht und Weisheit des göttlichen Bildners noch ſo hoch, ſo hat ſie doch, durch die urſprünglichen Geſetze der Materie gebunden, aus dieſer nur ein unvollkommnes Kunſtwerk hervorbringen können.

Dieſen Grundfehler zu vermeiden, hätte Plato das Bewußtſeyn nicht einſeitig als Vernunft, als Verſtand, ſondern in der höchſten, urſprünglichſten Form auffaſſen ſollen. Kann gezeigt werden, daß dies in der Natur wie im Menſchen iſt, ſo iſt der einzige Weg, alle Schwierigkeit zu heben, gefunden. In uns gibt es aber außer dem Verſtande, der Vernunft ein Begehrungsvermögen; fände ſich in dieſem die Quelle, der Anfang, die Wurzel des Bewußtſeyns, welches in dieſer urſprünglichen Form als ein Sehnen, als ein Streben, als Liebe aufgefaßt würde, ſo wäre alle Schwierigkeit in Rückſicht des Stoffes gehoben. Denn wie aus dem Streben der Liebe — Leben, aus dem Leben aber der Stoff gleichſam niederſchlagen, und körperliche Organiſation hervorgehen kann, dies zeigt uns ſchon die Phyſik ſehr deutlich.

Wäre Plato bis zu dieſer Anſicht des vollendeten Idealismus durchgedrungen, hätte er das Bewußtſeyn bis zur erſten Quelle verfolgt, als Sehnen, als Liebe aufgefaßt, ſo wäre er auch im Stande geweſen, den Stoff, die Materie daraus entſtehen zu laſſen, und nicht genöthigt geweſen, neben dem höchſten, göttlichen Verſtande auch eine ewige Materie anzunehmen, die zwar durch dieſen gebildet wird, aber durch die ihr eignen Geſetze den göttlichen Künſtler bei dieſer Bildung beſchränkte und bedingte.

Plato ging aus von der verſuchten Vereinigung des Syſtems des Heraklit mit dem des Parmenides; aber offenbar neigt er ſich auf die Seite des letztern. Auch in dieſem Einfluß des eleatiſchen Pantheismus liegt ein Hauptgrund, der ſeine Philoſophie hinderte, zur Vollendung fortzuſchreiten. — Der Begriff der Beharrlichkeit, übergetragen auf den göttlichen Verſtand, entfernt jeden Gedanken an eine lebendige Gottheit, die aus ewig thätiger, wirkſamer Fülle und Kraft alle Dinge erzeugt und entwickelt; daher muß denn neben ihr eine Materie als ewig vorhanden angenommen werden, aus der die Welt gebildet wird. Plato, inſofern er dem Beharrlichen ein Primat vor dem Veränderlichen, dem Seyn vor der Thätigkeit, dem Werden entſchieden zuſchreibt, konnte nicht zum vollendeten Idealismus durchdringen.

Der Punkt, wo Plato ſtehen blieb, iſt die Lehre von den Ideen, von der Herrſchaft des Verſtandes über den Stoff, und der Bildung aller natürlichen Dinge, nach den Urbildern einer ewigen Vernunft; die höchſten Punkte zwiſchen beiden, wo er bis zum Idealismus durchdrang, iſt die Lehre von der Erinnerung, und ſeine Ideen über die Liebe.

Plato lehrte, die wahre Erkenntniß entſpringe im Menſchen aus der Erinnerung. Der Menſch habe ehedem in einer nähern Verbindung mit der Gottheit geſtanden, in der intellectuellen Welt habe der menſchliche Geiſt die Urbilder des göttlichen Verſtandes in der Wahrheit angeſchaut, wovon in der ſinnlichen Welt nur unvollkommne, ſchwache Abbildungen, nur Schatten ſeyen; ſo wie der Menſch dieſe erblicke, erwache in ihm die Rückerinnerung an jene ehemalige Anſchauung, die freilich der ſinnlichen Beſchränkung und der großen Entfernung von jenem beſſern Zuſtande gemäß nur verworren und undeutlich ſeyn könne.

Dieſe Lehre ſollte die ſonderbare Lage des Menſchen zwiſchen Vollkommenheit und Unvollkommenheit, Wahrheit und Irrthum erklären. Der Charakter der Unvollkommenheit der menſchlichen Erkenntniß wird ſehr gut erklärt durch das Anfangen eines Wiedererkennens von etwas, was halb erloſchen, halb vergeſſen iſt, und das Erwachen aus einem dunkeln, verworrenen Zuſtande. Auch macht jene Lehre das Entſtehen jener erhabenen Gedanken und Ideen begreiflich, die aus den Anſchauungen und Empfindungen der ſinnlichen Welt nicht zu erklären ſind, und in dem Geiſte des Menſchen wie Fremdlinge aus einer höhern, beſſern Sphäre daſtehen. — Der Menſch gelangt zur Wahrheit nur durch Erinnerung an jenen ehemaligen Zuſtand.

Die Philoſophie war alſo nach dieſer Vorausſetzung dem Plato die Kunſt, jene Erinnerung in dem Geiſte vollkommner zu entwickeln, das verlorne Bewußtſeyn des Unendlichen wieder hervorzurufen, und ihn ſo zur Urquelle der Wahrheit wieder zurückzuführen. —

Die Ableitung des einzelnen, beſchränkten, endlichen Bewußtſeyns aus dem höchſten, unendlichen iſt vollkommen philoſophiſch, und würde Plato zum vollendeten Idealismus geführt haben, wenn er das Bewußtſeyn in der urſprünglichſten Form, als Liebe aufgefaßt und aus dieſer den Verſtand, die Vernunft hergeleitet hätte.

Plato dachte ſich das Ideal des Bewußtſeyns als Verſtand, und bezieht alſo auch hierauf die Erinnerung; aus dieſer leitet er denn auch die Liebe her, ſie iſt ihm die vollkommne Erkenntniß der ewigen Schönheit. Es iſt die Frage, ob er nicht einen beſſern Weg eingeſchlagen hätte, die Erinnerung auf die Liebe zu beziehen, als einzig auf das Wiſſen und Erkennen?

Ein reines Sehnen, reine Liebe kann nur aus der Erinnerung erklärt werden, das reine Sehnen iſt immer ein Streben nach einem bekannten, aber unbeſtimmten Etwas, alſo nach einem Etwas, das man ſchon vorher gekannt, einem Gute, einer Herrlichkeit, die man ſchon einmal genoſſen hat; es iſt ein dunkles Vorgefühl eines unbekannten Gegenſtandes, das Streben in eine unermeßliche, dunkle Ferne.

Iſt jeder endliche Geiſt nur Ausfluß aus dem Unendlichen: dann iſt auch nothwendig das, was in jedem endlichen Geiſte das höchſte iſt, abgeleitet aus dem Unendlichen, iſt göttlichen Urſprungs. Das reine Sehnen, die Liebe des endlichen Weſens kann daher auch nur aus dem Urquell aller Liebe, der göttlichen herfließen; das einzelne Weſen, welches die Liebe in ſich erfunden hätte, würde zugleich die Welt erſchaffen haben, ſelbſt Gott ſeyn.

Plato leitet die Liebe zwar auch aus der Erinnerung her, aber dieſe bezieht er blos auf den Verſtand. Die Liebe, wie er ſie darſtellt, iſt nur die undeutliche Erkenntniß der ewigen Schönheit, die Bewunderung des von dem höchſten Verſtande entworfenen Urbildes.

Die Lehre von der Rückerinnerung ſetzt die Präexiſtenz der Seele nothwendig voraus; an dieſe ſchließt ſich nun die Lehre von der Seelenwanderung. In der intellectuellen Welt konnte der Menſch nicht unſern unvollkommenen Körper haben, ohne allen Körper konnte er nicht anſchauen; dies iſt ja aber ſchon eine Art Seelenwanderung, aus einem vollkommenern in einen ſchlechtern Körper, aus der vergangenen folgt die künftige nun ziemlich von ſelbſt.

Der Grad der Annäherung des Menſchen in dieſem Leben zur höchſten Vollkommenheit, oder, im entgegengeſetzten Falle, ſeine Entfernung von dem höchſten Gute und ſeine Hinneigung zum Schlechten beſtimmen den Weg, den die Seele in ihrer Wanderung zu nehmen hat. Die ſchlechten ſinken herab zu Thierſeelen, die beſſern nähern ſich der Wiedervereinigung mit der vollkommenen Welt.

Die Unſterblichkeit der Seele liegt ohnehin in dem Charakter des Syſtems; obwohl ein Anfang der Weltbildung angenommen iſt, wird doch nichts abſolut geſchaffen, alſo auch nichts abſolut vernichtet, da aller Stoff und alle Grundkräfte ewig ſind.

Ueber das Entſtehen der Seele läßt ſich Plato nirgend aus; kommt den Geiſtern wie den Ideen die Einheit und Beharrlichkeit zu, ſo ſind ſie nicht erſchaffen, und er nahm dann drei Principien an, den göttlichen Verſtand, die Seelen und die Materie.

Wäre der Timäus ächt, ſo ſind die Seelen Emanation aus der Gottheit; beides aber verträgt ſich ſehr gut mit ſeinem Syſteme. Entweder hält er ſie identiſch mit der Gottheit, oder von der Gottheit geſchieden; in beiden Fällen ſind ſie ewig, da, wie geſagt, aller Stoff und alle Grundkräfte ewig ſind.

Viele haben geglaubt, Plato habe ſich die Seele, wie mehrere ältere griechiſche Philoſophen, als Complexion, als Harmonie, als Reſultat des Organismus gedacht, wie z. B. der Laut in der Leyer; allein er verwirft dieſe Vorſtellungsart allzu beſtimmt, als das man ſie für die ſeinige halten könnte.

Die Vorausſetzung von der Präexiſtenz der Seele, wenn gleich ſehr einfach, befriedigend und erklärend, iſt doch immer ſehr willkürlich. Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß hiſtoriſch nachgewieſen werden kann, daß manche der vorerwähnten platoniſchen Lehren fremden Urſprungs ſind. — Die Art, wie Plato ſie näher charakteriſirt, die nicht nothwendig in dem Grundprincip liegt, die große Uebereinſtimmung des Details ſeines Syſtems mit den einzelnen, nicht ſtrenge aus deſſen Prawiſſen folgenden Ideen, mit der indiſchen Philoſophie iſt es es grade, was eine fremde Mittheilung ſo wahrſcheinlich macht; denn ungeachtet des Zuſammenhangs, der ihnen in dem platoniſchen Syſtem nicht abgeſprochen werden kann, iſt es doch unläugbar, daß ſie aus der indiſchen Philoſophie viel beſſer und ſtrenger herfließen, und da ihr vollſtändiger Zuſammenhang ganz klar einleuchtet.

Die indiſche Philoſophie geht aus von dem Begriffe der Gottheit, als eines einigen, allverſtändigen, allmächtigen Weſens, aus deſſen Fülle und Kraft alle Dinge hervorgegangen ſeyen. — Hier iſt die Gottheit nicht nur ein lebendiges Thier, wie bei den älteſten griechiſchen Philoſophen, ſondern ein Geiſt, ein Ich, wo das geiſtige das vorherrſchende iſt. Aber auch nicht blos ein vollkommener Verſtand wie bei Plato, ſondern zugleich der Inbegriff aller materiellen Kräfte und Weſen, die Quelle alles Lebendigen, aus deren Fülle und Kraft alle Dinge ſich entwicklen und entſtehen.

Hier wird nun der Grundfehler, eine Materie neben der Gottheit anzunehmen, vermieden; auch dieſe Idee der Vernunft, dem Gefühl entſprechender, und eine viel würdigere Vorſtellungsart, als die des göttlichen Künſtlers bei Plato, der durch die urſprüngliche Unvollkommenheit und Schlechtigkeit des Stoffes bei der Weltbildung beſchränkt, aller Macht und Weisheit ungeachtet, doch nur ein halbverpfuſchtes Werk zu Stande bringen konnte.

In dieſem Syſteme ſind alle Geiſter, alle Weſen und Dinge nur eine Reihe von Entwicklungen und Ausflüſſen aus der allvollkommnen Urkraft, und zwar iſt dieſer Ausfluß aus der Gottheit ein Herabſinken auf eine niedrigere Stufe des Daſeyns, in einen Zuſtand der Unvollkommenheit und Beſchränkung. Die Welt iſt nach dieſer Anſicht ein Unglück, ein Uebel, und das bedingte Daſeyn ein Abfall von dem urſprünglichen Vollkommenſeyn, etwas höchſt tragiſches, welches jedoch durch die troſtreiche Ausſicht gemildert wird, der angeſtrengten Bemühung des geſunkenen Weſens ſey eine erhebende Rückkehr zur Gottheit möglich.

Anmerk. Auch gegen dieſe indiſche Vorſtellungsart laſſen ſich mit Recht die Fragen aufwerfen: Was iſt der Grund jener Emanation? Was iſt der Zweck der Welt? Warum blieb die Gottheit nicht ruhig in ſich ſelbſt? Dieſe Fragen werden auch hier nicht befriedigt beantwortet, wenn gleich beſſer, wie bei Plato.

Aus dieſem Syſtem nun folgen die früher erwähnten Lehren des Plato ganz ſtreng und unvermeidlich.

Sind alle Geiſter Ausfluß aus der Gottheit, ſo iſt es ſchlechthin Folge, daß, ſo tief ſie auch immer ſinken mögen, in Unvollkommenheit, Beſchränktheit und Finſterniß, doch immer ein Funke dunkler Erinnerung ihres ehemaligen Daſeyns in Gott ihnen bleiben muß; diejenigen Begriffe nun von göttlicher Vollkommenheit, die in dieſer unvollkommenen Welt im menſchlichen Geiſte erwachen, ſind das, was Plato ſeine Ideen nennt.

Da jene Emanationen aus der Gottheit der Zahl nach unendlich ſind, wie ihr Urheber, ſo folgt die phyſiſche Metempſychoſe, das Verändern, das Wechſeln der Hülle und Umgebung, einer unendlichen Reihe von Entwicklungen von ſelbſt.

Daß nun jene Metempſychoſe auch eine moraliſche ſey, iſt eben ſo begreiflich, indem nach der Weisheit des höchſten Urhebers ſich wohl kein anderes als ein moraliſches Verhältniß für dieſe Seelenwanderung denken läßt; die ſchlechten ſinken immer tiefer in Unvollkommenheit, in dunklere Umhüllungen, die beſſern ſteigen immer höher zur lichten Urquelle hinauf.

Es verſteht ſich, daß im indiſchen Syſtem Geiſt und Körper als identiſch gedacht werden; auch den Pflanzen werden Seelen zugeſchrieben, aber in ein noch viel tieferes, düſtereres Dunkel gehüllt. Der Gedanke, daß alles beſeelt ſey, hängt viel beſſer mit der Seelenwanderung zuſammen, und dieſe fließt aus dem Syſtem der Emanation weit natürlicher, als bei Plato, wo ſie ſich doch wegen der großen Trennung zwiſchen Geiſt und Körper nicht recht erklären läßt.

Die Wahrnehmung der vielen Leiden und Plagen, denen die Menſchheit unterworfen iſt, führt natürlich auf die

Frage, warum viele Menſchen ſo ausgezeichnet unglücklich wären. Die Antwort iſt hier ſehr einfach. Man darf nur annehmen, der Grund aller Uebel liege in Verſchuldungen, die man in einem frühern Leben ſich zugezogen habe. Dieſelbe Antwort gibt auch Plato, doch fließt ſie nicht nothwendig aus ſeinen Grundprincipien.

Ueber das Verhältniß der Gottheit zur Welt erklärt ſich Plato in einem unbezweifelt ächten Dialoge; Gott bilde anfangs die Welt, dann aber überlaſſe er ſie ſich ſelbſt, wo ſie aus eigner Kraft ſich ganz verkehrt und rückgängig bewege, bis ſie ſich wieder in das Chaos auflöſe, wo dann die Gottheit dieſelbe Operation noch einmal vornehmen müſſe.

In der indiſchen Philoſophie wird angenommen, daß die Gottheit abwechſelnd ſchlummere und wache; wacht die Gottheit, ſo entſteht und bildet ſich die Welt, ſchlummert Brahma, ſo vergeht, verſinkt alles. Dieſe Vergleichung der einzelnen platoniſchen Philoſopheme, die nicht nothwendig aus den Prämiſſen ſeines Syſtems folgen, mit der indiſchen Philoſophie, wo ſie aus dem Grundprincip ganz einfach, natürlich und ſtrenge folgen, führen uns billig auf die Vermuthung, daß wohl Plato ſie aus dieſer Quelle geſchöpft haben könnte. Alle dieſe Ideen waren mit der griechiſchen Denkart ſo wenig vereinbar, der herrſchenden religiöſen Ueberzeugung ſo widerſprechend, daß die Annahme eines fremden Urſprungs ſehr begründet wird; keineswegs aber ſoll Plato mit dieſer Behauptung das Verdienſt der Originalität abgeſprochen werden; er hat jene Ideen, wenn ſie auch urſprünglich aus einer frühern Quelle geſchöpft waren, doch eigenthümlich entwickelt, geſtaltet und ausgebildet, und ſie dadurch ſich ganz angeeignet; nur von ihrem erſten Urſprunge iſt hier die Rede, der aller Eigenthümlichkeit des Plato unbeſchadet wohl in der orientaliſchen Philoſophie liegen dürfte.

Die Lehre Plato's von den Ideen, die der menſchliche Geiſt nicht aus der Sinnenwelt geſchöpft hat, ſondern die aus der Rückerinnerung an eine ehemalige Anſchauung entſpringen, war immer eine willkürliche Vorausſetzung: dieſe zu begründen, muß die Erinnerung eben ſo willkürlich angenommen werden, an die ſich dann die Seelenwanderung anſchließt, doch hangen dieſe Lehren nicht nothwendig mit dem Grundprincip ſeiner Philoſophie zuſammen, wie dies in der indiſchen der Fall iſt. —

In der Lehre von den Ideen finden überhaupt große Streitfragen ſtatt, die ſich aus ihm ſelbſt nicht leicht befriedigend erklären laſſen; beſonders über das Verhältniß der Ideen zur Gottheit, ihrer Urquelle, bleiben noch manche Fragen zurück, die nicht ohne Schwierigkeit zu beantworten ſind. Ueber das Verhältniß der Ideen zu den Geiſtern ſucht man eben ſo wenig eine genügende Auskunft. Aber der ſchwierigſte und gar nicht zu löſende Punkt iſt das Verhältniß der Ideen untereinander; das Verhältniß der Ideen zu den Gattungen, und dieſer zu den Individuen; wie viel ſolcher Ideen es dann gäbe; gibt es welche für jede Gattung? jedes Individuum? und welches ſind die urſprünglichen wahren Gattungen, die im Univerſum exiſtiren? gäb es Ideen, Urbilder und alles Mögliche, ſo müßte außer der Wahrheit, Schönheit auch z. B. eine Tiſchheit ꝛc. exiſtiren.

Indeſſen führt dieſe Lehre von den Ideen, übertragen auf die Natur, die Kunſt und die Moral, zu den ſchönſten und annehmlichſten Reſultaten.

Alle Dinge ſind nach den vollkommenen Urbildern des göttlichen Verſtandes gebildet; doch konnte dieſe Nachbildung wegen der urſprünglichen Mangelhaftigkeit des Stoffes nur unvollkommen gerathen. Dieſe Unvollkommenheit nun ſo viel wie möglich zu heben, dem göttlichen Urbilde ſo ähnlich wie möglich zu werden, iſt die höchſte Beſtimmung jedes endlichen Weſens. Trägt man dieſe Idee, alle Dinge ſeyen nur Nachſtrebungen nach den vom göttlichen Verſtande entworfenen Urbildern, über auf die Anſicht der Natur, ſo erſcheint alle Entwicklung und Bildung in ihr auch nicht anders, als ein Streben nach der höchſten Aehnlichkeit mit jenen vollkommenen Urbildern; aber auch hier, wie in der Kunſt, gibt es Abweichungen vom Urbilde, mißlungene Verſuche, Mißgeburten.

Wie dieſe platoniſche Ideenlehre, Intellectual-Philoſophie mit der Kunſt verwandt ſey, iſt ſchon früher gezeigt worden. — Angewandt auf die Moral, ergibt ſich aus ihr das Princip, daß der Menſch ſich jenen Urbildern des Schönen, Guten, Wahren ꝛc. mit allen Kräften zu nähern ſuchen ſoll, und daß er deſto mehr Antheil an dem ewigen, wahren, vollkommenen göttlichen Seyn und Leben haben wird, je größer dieſe Annäherung war.

Indeſſen zeigt ſich hier in der Moral auch vorzüglich der Grundfehler, der die ganze platoniſche Philoſophie drückt.

Geht man wie Plato aus von einem höchſten Verſtande, und denkt ſich die Herrſchaft dieſes Verſtandes über den Stoff, wie das Verhältniß des Urbildes zum Nachgebildeten, ſo wird der praktiſche Theil einer ſolchen Philoſophie nothwendig ſehr unvollkommen ſeyn. Das Gute erſcheint dann als Forderung, als Pflicht, als Geſetz, mit einem Worte, als Ideal; gleich von vorne wird dann ſchon zugegeben, das wirkliche Leben werde dieſem nie entſprechen; und demnach iſt das Ideal ewig ſchön, die Pflicht ewig geboten; ſo wie die Wirklichkeit ewig unbeſiegbar widerſtrebt, — ſo wird nun der Menſch mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt geſetzt, denn wer dieſen troſtloſen Glauben hat, wird ſich bald der Wirklichkeit hingeben, bald mit furchtſamem, unthätigem Bewundern das Ideal anſtaunen, und ſich mit dem Gedanken tröſten, daß man es nie erreichen, ihm nie in der Wirklichkeit entſprechen könne. — Aber auch in ſpeculativer Rückſicht führt dieſe Philoſophie zu keiner ächten Moral. Die reine Philoſophie hat mit dem Leben nichts zu thun, die Moral aber ſoll in dieſes beſtimmt und wirkſam eingreifen, ſie ſoll die Philoſophie in das Leben einführen, dieſes idealiſiren, ſich ſelbſt aber realiſiren, ſich ganz mit ihm identificiren; ſie ſoll nicht blos unfruchtbar lehren, ſondern ſelbſt Thaten und Leben erzeugen; dies iſt aber nicht möglich, wenn Idee und Leben ſo abſolut getrennt ſind, das Ideal ſo ſehr erhoben, die Wirklichkeit ſo ſehr herabgeſetzt wird, daß an eine Realiſirung des erſtern in der letztern nicht zu denken iſt.

Eine Philoſophie, die wie jene des J. Boehme das Ur-

[illegible] als Schauen, als Streben, als Liebe auffaßt, wird ſelbſt Leben hervorbringen, wird mit productiver, magiſcher Kraft neue Kräfte im Bewußtſeyn hervorrufen, da ſie das Bewußtſeyn ſelbſt in der höchſten, lebendigſten Kraft aufgefaßt hat.

Ein andrer bedeutender Fehler, auf den dieſe Philoſophie durch die zu große Entgegenſetzung von Idee und Wirklichkeit führt, iſt, daß man dann auf der einen Seite der Idee nur eine Art von Schattenwirklichkeit zugeſteht, während auf der andern Seite die Wirklichkeit durch das Gefühl ihre Rechte behauptet, ohnerachtet man ſie theoretiſch für bloßen Schein erklärt, und zu vernichten ſtrebt; dies führt nun natürlich zu dem Reſultate, daß man die Wirklichkeit, als dem Ideale nicht entſprechend, zu ſehr verachtet, während man an die Idee als bloßes Schattenwerk nicht glaubt, man mag auch theoretiſch davon lehren, was man will.

Ungeachtet dieſer Mängel, deren Grund wir angegeben haben, behauptet Plato unter den Selbſtdenkern aller Zeiten und Nationen den erſten Rang; er iſt uns Quelle zugleich und Urbild, dieſes wegen der hohen Vortreflichkeit des Styls und der Form, jenes, weil er uns mehr, wie alle andere, in den Geiſt der Philoſopheme ſeiner Vorgänger führt. Das Verhältniß, in dem er zu dieſen ſteht, iſt ſchon früher angegeben worden.

Er ging aus von dem Gegenſatze der Syſteme des Heraklits und des Parmenides. Die Philoſophie, worauf er ſich als mit ihr übereinſtimmend bezieht, iſt jene des Anaxagoras. Mit ſeinem Princip iſt er ſehr wohl zufrieden, aber er befriedigte ihn nicht; er behauptete, Anaxagoras habe ſein Princip nicht weit genug geführt, ſey nicht conſequent und treu dabei geblieben, habe nicht alles aus dieſem Einen Princip hergeleitet, ſondern ſpäterhin zur Erklärung aller natürlichen Dinge noch andere Principien angenommen. Daß Plato ſelbſt in den nämlichen Fehler fiel, iſt ſchon gezeigt worden.

In einem ähnlichen Verhältniß, wie zum Anaxagoras, ſtand er auch zum Sokrates. Die Lehre des abſolut Guten und Schönen nahm er von dieſem an, er wollte nur die ſpeculative

Begründung und Entwicklung hinzufügen. Man hat mehrmals die Beſchränktheit des Sokrates mit Plato's hohem ſpeculativem Geiſte in Gegenſatz bringen wollen, allein dieſer iſt nicht ſo groß, wie man gewöhnlich annimmt. Sokrates war nicht ſo ganz von aller Speculation entfernt, ſeine Beſchränkung war willkürlich. Daß Plato ſeinem ſpeculativen Geiſte gemäß bei dieſer nicht ſtehen blieb, iſt leicht erklärlich. Ein Hauptcharakter der ſokratiſchen Beſchränktheit, daß er ſich in die Phyſik nicht einließ, findet ſich bei Plato in einem noch höhern Grade; er leugnete ausdrücklich, was Sokrates nur unentſchieden ließ, daß es eine Phyſik als Wiſſenſchaft geben könne; weil der Gegenſtand der Phyſik, die äußere Natur, durchaus veränderlich und wandelbar ſey, laſſe er auch kein ſtrenges, bleibendes Wiſſen, ſondern nur ein Meinen zu; er beſchränkte ſeine Philoſophie blos auf Dialektik; dieſe war ihm, als Wiſſenſchaft vom höchſten Gute, zugleich Logik, Moral und Theologie. —

Der Pythagoräer erwähnt Plato mit der höchſten Achtung; aber er gibt uns keine Auskunft, was in ſeiner Philoſophie wohl von ihnen hergenommen ſeyn möchte, welches doch wohl der Fall war. Auffallend iſt es immer, daß, ungeachtet er des pythagoräiſchen Syſtems mit ſo großem Ruhme erwähnt, auch mit der politiſchen Tendenz dieſer Philoſophie ganz einverſtanden war, doch die Principien ſeiner Philoſophie mit jener, ſo weit wir ſie kennen, nicht ſo genau verwandt ſind.

Indeſſen ließen ſich doch durch Vergleichung wohl mancherlei Beziehungen und Aehnlichkeiten auffinden; — ſo könnte man wohl annehmen, Plato habe ſeine Ideen an die Stelle der pythagoräiſchen Zahlen ſetzen wollen; beide nehmen wenigſtens intellectuelle Principien an, und ſind nur in den Beſtimmungen von dieſen verſchieden. Ueberhaupt wäre es nicht unwahrſcheinlich, daß Plato mehrere ſeiner Philoſopheme andern pythagoräiſchen entgegengeſetzt habe, nicht um ſie zu beſtreiten, ſondern beſſere an ihre Stelle zu ſetzen.

Plato's Lehre von der Einheit und Vielheit kann mit der Lehre der ſpätern Pythagoräer in Beziehung geſetzt werden; die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09691/015

Gottheit iſt ihm die Einheit, das Beharrliche: die Materie die Vielheit, das Wandelbare. Die Einheit iſt bei ihm das bildende Princip, die Vielheit das leidende, wenn gleich nicht ganz im Sinne der Pythagoräer. Auch ſetzt er der Einheit nicht die Zweiheit, ſondern die Mannichfaltigkeit entgegen, und läßt ſich nicht ein in Zahlenconſtructionen.

Ariſtoteles.

Da ſich um Plato und Ariſtoteles die Philoſophie der ſpätern Zeit gleichſam wie um ihre Pole gedreht hat, ſo verdient auch der letztere in der Geſchichte der Philoſophie eine ausführlichere Erwähnung, als ihm ſonſt in Vergleichung mit andern wohl zukommen möchte. — Unſtreitig aber gehört er unter die größten Männer Griechenlands. Form und Styl ſind bei ihm, wenn gleich nicht von der hohen Schönheit wie bei Plato, doch äußerſt elegant, gewählt, ſorgfältig, beſtimmt, freilich etwas trocken und ſtreng, aber doch durch die vielen Beiſpiele, Mannichfaltigkeit, Präciſion und Klarheit ſo anmuthig, wie möglich. — Was ihn aber vor allen andern auszeichnete, iſt ſeine große Gelehrſamkeit und Kritik; er umfaßte alle wiſſenſchaftlichen und gelehrten Kenntniſſe der damaligen Zeit, verband den Reichthum und die Fülle ſeiner Gelehrſamkeit mit dem Geiſte der Philoſophie und Kritik, weswegen ihn die Griechen den Vater der Kritik nannten. Offenbar war er der erſte unter den griechiſchen Gelehrten.

Ariſtoteles entfernt ſich nicht nur von Plato, ſondern beſtreitet ihn, und zwar oft mit einer Heftigkeit, die vermuthen läßt, daß er ihn nicht ganz verſtanden habe.

Bei ihm findet ſich ſchon die Eintheilung der Philoſophie in Logik — Moral — und Phyſik. — Die Neuern haben in der Vorausſetzung, daß die Logik ein Organon der Philoſophie ſey und ihre Grundprincipien enthalte, dieſe der Phyſik und Moral vorhergehen laſſen. Dies iſt wohl ſehr unrichtig: der Gang, den Ariſtoteles ſelbſt ſcheint bezweckt zu haben, iſt zuerſt Phyſik — dann Logik — dann Moral. — Seine metaphyſiſchen Schriften, die aber theilweiſe ſehr unächt ſcheinen, können den Uebergang machen von der Logik zur Moral. —

Ariſtoteles Philoſophie mußte wohl, als der platoniſchen entgegengeſezt, natürlich von dem Punkte ausgehen, wo dieſe am mangelhafteſten war, der Phyſik, die Plato faſt unbearbeitet gelaſſen hatte. Zu dieſem äußern Grunde kommt noch, daß die Phyſik des Ariſtoteles die Principien ſeiner Philoſophie überhaupt enthalte, angenommen, daß die Bücher der Metaphyſik unächt ſind.

In der großen Zahl der dem Ariſtoteles zugeſchriebenen Werke ſind wohl viele unächt; dies ſcheint beſonders von der Schrift über die Kategorien zu gelten, aus der man bisher ſein Syſtem vorgetragen und beurtheilt hat; die obenerwähnten Bücher über die Metaphyſik ſind ebenfalls ſehr zweifelhaft.

Was die allgemeinen Principien ſeiner Philoſophie betrifft, ſo iſt das weſentliche darüber ſchon geſagt worden, ſie iſt ein objectiver Idealismus.

Die erſten Principien aller Dinge ſind die Materie — die Form — die Privation. Seine Materie iſt gar nicht körperlich, iſt nichts, als die bloße Möglichkeit an und für ſich, durchaus unbeſtimmt, ohne alle Qualität, die blos gedachte Grundlage des Wirklichen. Die Formen ſezt er entgegen den platoniſchen Ideen, ſie ſind ihm das wirkliche, weſentliche, nothwendige. — Das was die Formen näher beſtimmt, — oder durch Beſchränkung des unbeſtimmten, Beſchränkung der Materie und Möglichkeit die Beſtimmung der Formen veranlaßt, iſt die Privation.

Die Form und reine Actuoſität iſt Fichte's abſolutes Ich; die Beſtimmungen durch die Privation ſind die Denkgeſetze, die das Ich ſich ſelbſt gibt, die Materie das Etwas, durch deſſen Anſtoß dieſe Selbſtbeſchränkung, Selbſtgeſetzgebung des Ichs veranlaßt wird.

Wenn Ariſtoteles ſagt, die Seele ſey der Ort der Formen, Es iſt dies ganz idealiſtiſch, da die Formen alles wirkliche und nothwendige umfaſſen; die Materie aber keine Realität und kein Daſeyn für ſich hat.

Auch ſeine Erklärung der Natur der Seele iſt ganz idealiſtiſch. Er ſetzt dieſe in die Selbſtthätigkeit, oder die Kraft der Selbſtbeſtimmung. Dies iſt nun nichts anders, als die Selbſtthätigkeit des Ichs der neuern Idealiſten.

Die weitere Ausführung dieſer Unterſuchung kann hier nicht ſtatt haben; wir bemerken nur noch, daß im Gegenſatze des neuern, von der reinen Anſchauung des Ichs ausgehenden ſubjectiven — der ariſtoteliſche Idealismus, der nicht als Theorie des Bewußtſeyns, ſondern der Natur auftritt, aber dieſe ganz idealiſtiſch bis zum abſolut thätigen Verſtand (νοῦς) ausbildet, der objective genannt werden könnte. —

Bei einer ausführlichen Charakteriſirung des ariſtoteliſchen Syſtems iſt ſeine Phyſik allerdings wohl das wichtigſte; doch können wir zu unſerm Zwecke darauf nicht Rückſicht nehmen.

Von ſeiner Logik (iſt ſchon geſprochen und) wird ſpäter bei der Unterſuchung über die Logik überhaupt die Rede ſeyn, da dieſe doch von Ariſtoteles an als eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft behandelt worden iſt. —

Wir erwähnen hier nur noch des allgemeinen Princips der Moral des Ariſtoteles, als merkwürdig wegen ſeines idealiſtiſchen Charakters. Immer geht Ariſtoteles darauf aus, die Wahrheit in der Mitte zwiſchen zwei ſich widerſprechenden Gegenſätzen zu ſuchen. — Die Beobachtung des Mittelmaaßes zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig macht ihm alſo auch das Weſen der Tugend aus; ſo iſt z. B. die Tapferkeit das Mittel zwiſchen der Zaghaftigkeit und Verwegenheit. — Dies iſt der idealiſtiſchen Anſicht ſehr gemäß: das Kriterium des Idealismus iſt unbegränzte Thätigkeit; dieſe iſt aber ohne Wechſel, ohne Streit und Gegenſatz nicht denkbar.

Hätten Kant und Fichte in ihrer Moral ſich mehr der ariſtoteliſchen, als der ſtoiſchen angeſchloſſen, ſo würde ſie ſicher weit conſequenter ſeyn; nicht als wäre des Ariſtoteles Moral ſo durchaus idealiſtiſch; ſie iſt im Gegentheile ſehr unvollkommen, und nur in ihrem erſten Principe dem Weſen des Idealismus ſehr angemeſſen und treu. Dem negativen Geiſte der kantiſchen und fichtiſchen Moral würde es indeſſen viel gemäßer ſeyn, wenn beide nach Aufſtellung des negativen Begriffs von Pflicht das Materiale der Pflicht, wie Ariſtoteles, beſtimmt hätten als Vermeidung aller Extreme.

Von dem Hauptgrunde der Mangelhaftigkeit des ariſtoteliſchen Idealismus wird ſpäter die Rede ſeyn, wo die gemeinſchaftliche Quelle der Unvollkommenheit aller bisherigen Syſteme des Idealismus aufgeſucht werden ſoll.

Akademiker.

Nach Plato's Tode empfing ſeine Schule von dem Orte, wo er gelehrt hatte, den Namen Akademie, dieſe theilt ſich nun in die ältere und neuere Akademie; die ältere entfernte ſich zwar ſchon in einzelnen Lehren von Plato, die neuere aber wich gänzlich von ihm ab, und ging zum Skepticismus über. — Dieſen neuern Skeptikern ging noch ein andrer von Bedeutung, nämlich Pyrrho, — voran. Von ſeinem Skepticismus iſt ſoviel bekannt, daß er ganz empiriſch war, gegründet auf die Ungewißheit der ſinnlichen Eindrücke, die blos relativ und ſubjectiv ſeyen; auf das Unſichere, Schwankende aller aus dieſen gezogenen Urtheile und Schlüſſe, und endlich auf den hiſtoriſch erwieſenen Widerſtreit aller menſchlichen Meinungen, Wiſſenſchaften, und beſonders der Philoſophie ſelbſt. — Alles Unheil und Elend des menſchlichen Lebens entſpringe aus der Entſchiedenheit, mit der die Menſchen über Wahres und Falſches, über Gutes und Böſes, als in der Natur ſelbſt gegründet, abſprechen, und der damit nothwendig verbundenen Unruhe, welche jene Entſchiedenheit in ihre Beſtrebungen bringt; man müſſe zwar immer nach der Wahrheit forſchen, ohne zu entſcheiden, muß ſie gar nicht gefunden werden könne, aber nie glauben, daß man ſie ſchon gefunden hätte, daher immer ſeinen Beifall zurückhalten, und bei der Unentſchiedenheit beharren.

In der Moral ſchloß er ſich an die ſtrenge ſokratiſche an; hiebei muß er natürlich ſehr inconſequent verfahren ſeyn; denn es läßt ſich gar nicht einſehen, wie jene ſtrenge Tugendlehre mit ſeiner ſkeptiſchen Anſicht habe zuſammenhängen können.

Daß der Skepticismus auf das Leben keinen Einfluß haben könne und ſolle, nahmen alle ſpätern Skeptiker an, und trennten daher Theorie und Praxis.

Die Akademiker ſchöpften ihren Skepticismus aus dieſer Quelle; er enthält durchaus nichts Neues; ſie ſuchten nur die ſkeptiſchen Anſichten aller andern zu vereinigen, trieben den Skepticismus bis zu der Höhe des Gorgias, und ſtellten ihn durch die Behauptung: man könne auch nicht einmal wiſſen, daß man nichts wiſſe, auf die äußerſte, zerbrechlichſte Spitze.

Das Abſchreckende für das gemeine Leben ſuchten ſie dem Skepticismus durch die Behauptung zu benehmen, im Leben müſſe man ſich den angenommenen Geſetzen und Meinungen, wie andere tugendhafte Menſchen, anſchließen. Auf dieſe Weiſe ſuchten ſie Moral und Praxis neben dem Skepticismus zu retten, freilich ſehr inconſequent, da der wirkliche Skepticismus gewiß auf das Leben Einfluß haben kann.

Den ſtrikten Skepticismus prieſen dieſe ſpätern Skeptiker als die letzte, ſchönſte Frucht des menſchlichen Geiſtes, als das höchſte Gut, und nannten dieſen Zuſtand, wo man weder durch Behauptungen noch Zweifel, weder durch Begebenheiten noch Leiden beunruhigt werden kann, — die Unerſchütterlichkeit, wo man Vergnügen und Schmerzen, die die Naturnothwendigkeit uns auflegt, annimmt, ohne ſich durch die Entſcheidung, daß etwas von Natur unbedingt gut oder übel ſey, beunruhigen zu laſſen; wo man den Geſetzen ſeines Vaterlandes, den Sitten und Gebräuchen ſeiner Mitbürger, den Ueberlieferungen der Wiſſenſchaften und Künſte folgt, ohne durch eine beſtimmte Entſcheidung über ihren abſoluten Werth oder Unwerth ſich ſtören zu laſſen.

Einige der ſpätern Akademiker entfernten ſich von dem ſtrengen Skepticismus dadurch, daß ſie eine Wahrſcheinlichkeit annahmen. Mit der Annahme des Wahrſcheinlichen, wo man nur die unbedingte Gewißheit wegräumt, das, was andere dafür ausgeben, blos als wahrſcheinlich annimmt, die Wahrheit überhaupt aber nicht leugnet, verliert ſich der Skepticismus endlich ganz und gar, und ſchließt ſich mehr oder weniger an andere Philoſophieen an.

Epikuräer und Stoiker.

Epikur ging von dem atomiſtiſchen Syſteme des Leukippus und Demokritus aus, beide ließen Geiſter höherer Art, Götter in menſchenähnlicher Geſtalt zu, und ſchloſſen ſich hierin dem craſſen Polytheismus der Griechen völlig an. Die Anſicht, die Epikur von den Göttern hatte, hat das Eigne, daß er ſie außer aller Thätigkeit, ohne allen Einfluß auf die Welt ſetzte, und den Glauben an eine göttliche Weltregierung für den gröbſten, ſchädlichſten Irrthum der Menſchheit anſah.

Die Götter wirken nicht außer ſich, ſie ſind von aller Thätigkeit und der damit verbundenen Sorge, Mühe und Beſchwerde, die eine Weltregierung nothwendig herbeiführen würde, gänzlich frei; in dem ungeſtörten Genuſſe alles Guten, in der abſoluteſten Ruhe beſteht ihre Seligkeit.

In dem Syſtem des Epikur iſt der Punkt, wo dieſe Behauptung ſich anſchließt, leicht zu finden. Epikur ſah das Vergnügen als das höchſte Gut des Menſchen an; das Vergnügen beſtimmte er aber blos negativ, als einen Zuſtand der Ruhe, der Schmerzloſigkeit, wo das Gemüth durch nichts afficirt und bewegt wird, wo nach der Befriedigung aller Neigungen und Triebe jedes unruhige Streben und Begehren aufhört, und das Gemüth in vollkommener Ruhe verharrt, nichts mehr wünſcht, und alſo vollkommen beglückt iſt. — Die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit dieſer Lehre mit der kyrenäiſchen iſt ſchon erwähnt worden. —

Wäre in dem Syſtem des Epikur überhaupt nur die geringſte Conſequenz, ſo könnte dieſe Anſicht wohl als ein Keim zur Rückkehr zum Pantheismus angeſehen werden. —

Die letzte noch übrige Schule der griechiſchen Philoſophie iſt die der Stoiker. Was überhaupt von den letztern Griechen gilt, daß mit der zunehmenden Gelehrſamkeit auch die Abnahme der Erfindungskraft und des Selbſtdenkens ſichtbar wird, läßt ſich auch auf die Stoiker vollkommen anwenden.

Schon Ariſtoteles war ungleich gelehrter wie Plato, ſtand ihm aber an Originalität und Erfindungskraft weit nach. — Der Skepticismus der Akademiker ſtellt gar keine neuen Reſultate auf, iſt nur eine Vernichtung der ältern dogmatiſchen Lehren. — Das Syſtem des Epikur konnte nur durch ſeine Annehmlichkeit für ein geſunkenes, kraftloſes, verdorbenes Zeitalter Aufſehen erregen.

In allen dieſen aber vermiſſen wir durchaus jene urſprüngliche Kühnheit und Kraft; jene hohe Originalität, Freiheit und Selbſtſtändigkeit des philoſophiſchen Geiſtes, der in den frühern Syſtemen der griechiſchen Philoſophie ſich ſo reich und mannichfaltig entwickelte. Man ging einzig darauf aus, die ältern Lehren zuſammenzutragen, zu modificiren, neu zu geſtalten, verſchiedene Anſichten zu verſchmelzen und zu vereinigen, und aus ihnen neue Syſteme zu entwickeln, wozu natürlich die mit der ſteigenden Gelehrſamkeit zunehmende Kenntniß fremder Grundſätze und Syſteme, und der immer mehr ſich entwickelnde kritiſche Prüfungsgeiſt ſehr hülfreiche Hand leiſteten. — Alles dieſes gilt von den Stoikern; ungeachtet ſie ihre Lehren in neue Worte und Formeln einkleideten, errichteten ſie ihr philoſophiſches Gebäude doch blos aus ältern Materialien; man kann ſie alſo mit Recht zu den Eklektikern zählen, deren Fehler ſich auch bei ihnen vorfinden, daß nämlich eine aus verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzte Philoſophie unmöglich innern, harmoniſchen Zuſammenhang haben kann, ſondern die einzelnen Theile nur nothdürftig und oft höchſt inconſequent aneinandergereiht ſind.

Originale Quellen über die ſtoiſche Philoſophie fehlen uns faſt gänzlich; durch Cicero und Seneca erhalten wir das Syſtem zu ſehr mit eignen Meinungen gemiſcht, bei ihnen iſt die moraliſche Tendenz vorherrſchend, und doch wird auch die Moral nicht rein und präcis vorgetragen.

Wir wiſſen wenig von ihren erſten ſpeculativen Principien; nach dieſen fielen ſie unter die Kategorie des Idealismus. Daß ſie zu den Intellectual-Philoſophen gehörten und das Ganze zu umfaſſen ſtrebten, iſt keinem Zweifel unterworfen.

Sie theilten die Philoſophie in Phyſik, Moral und Logik. — In der Phyſik folgten ſie ganz dem Heraklit. Gleich ihm nahmen ſie das Feuer als die erſte weſentliche Grundkraft der Natur, die allgemeine Weltſeele an, die ſie auch allgemeine Vernunft nannten, und aus ihr die einzelnen Denkkräfte ableiteten; auch ſie behaupteten eine periodiſche Weltentſtehung und Verbrennung; periodiſch in großen Zeiträumen kehrt alles wieder durch allgemeine Verbrennung in das Urfeuer zu Gott zurück, um wiederentſtehend einen neuen Lauf zu beginnen. — Sie identificirten die geiſtige und körperliche Natur. —

Der intereſſanteſte Theil ihrer Philoſophie, die Moral, die durch innere Würde und Erhabenheit, durch den ausgebreiteſten Einfluß auf die Welt, ſich in der Geſchichte ſo ſehr auszeichnet, kann für unſere Unterſuchung nur in Rückſicht ihrer Grundprincipien wichtig ſeyn. Ihre Moral, worin ſie am meiſten eignes Verdienſt und Erfindung hatten, zeigt die größte Aehnlichkeit mit dem neueſten, conſequenteſten Idealismus.

Ihre Moral war nicht nur ganz unabhängig von ihrer Theologie, ganz auf ſich ſelbſt beruhend, ſondern in offenbarem Widerſpruch mit ihrer Phyſik.

Ihre Moral forderte und erwartete die Erreichung des Ideals von abſoluter Vollkommenheit in dieſer Welt, womit die Idee der abſoluteſten Unabhängigkeit, der freieſten, ſtrengſten Selbſtbeſtimmung nothwendig verbunden war; — während ihre Naturlehre zum gränzenloſeſten Fatalismus führte. Dieſen offenbaren Widerſpruch, der ihnen auch von den Alten ſchon vorgeworfen wurde, leugneten ſie nicht, und ſuchten ihn auch nicht zu löſen.

Die Freiheit, die durch ihre Phyſik ganz aufgehoben wurde, ließen ſie für die Moral beſtehen. Wir finden alſo hier den nämlichen Widerſpruch, daſſelbe Dilemma von Freiheit und Nothwendigkeit, das Kant durch die Annahme von zwei verſchiedenen Welten, der ſpeculativen und moraliſchen, deren jede ihre eignen Geſetze hat, und durch den moraliſchen Glauben zu heben ſuchte.

Die Aehnlichkeit des ſtoiſchen Syſtems mit Kant und Fichte würde noch größer ſeyn, wenn beide nicht ihre Moral durch Annahme fremder Anſichten modificirt hätten. Kant ſuchte ſeine Moral durch Anſchließung an die chriſtliche annehmlicher zu machen; Fichte ſtimmt in der Moral im Ganzen mit Kant überein, im Naturrecht aber mehr mit Rouſſeau; überhaupt hatte das damals exiſtirende Naturrecht auf die Moral beider großen Einfluß.

Der Zwieſpalt zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit drückt beide Syſteme. Verſucht man dieſe zu vereinigen, ſo fällt man natürlich in die allerſonderbarſten, künſtlichſten Hypotheſen, ohne jedoch die nothwendige Inconſequenz heben zu können.

Wichtig iſt in der Logik der Stoiker, die im Ganzen wohl wenig ausgezeichnetes mag gehabt haben, wahrſcheinlich aus der Ariſtoteliſchen und andren zuſammengeſetzt war, — die Lehre von der Gewißheit, weil ſich dieſe kaum anders erklären läßt, als durch Analogie mit dem Idealismus. — Sie nahmen nur eine ſubjective Gewißheit an, reducirten alles auf das innere Gefühl der Gewißheit, auf die abſolute Evidenz des ſubjectiven Gefühls der Gewißheit und Nothwendigkeit. Der Idealiſt wie der Empiriker nehmen beide nur ſubjective Gewißheit an; der Idealiſt eine abſolute, der Empiriker hingegen nur eine relative. — Alle Erkenntniß entſpringe nur aus Empfindung, Erfahrung, ſey nur die Miſchung des durch Erfahrung gegebenen Stoffes. — Dieſe Lehre würde ſie durchaus als Empiriker erſcheinen laſſen, was doch nicht die Tendenz ihres Syſtemes iſt. Sie ſtellten den Skeptikern, die ihnen mit dieſer Subjectivität der Erkenntniß ſtark zuſetzten, manche Stufen der aus Erfahrung geſchöpften Vorſtellungen nach dem Grade ihrer Gewißheit entgegen. An die Spitze von dieſen ſtellten ſie das, was ſie den begreiflichen Gedanken nannten; ſie müſſen wohl darunter verſtanden haben, der in ſich ſelbſt evident ſey, abſolute Gewißheit mit ſich führe. Die Gewißheit dieſes erſten iſt ſchlechthin unmittelbar; die Gewißheit der andern Sätze und Begriffe iſt aus dieſem abgeleitet, ſie ſind an dieſen erſten Ring angeknüpft.

Da die Stoiker keine *angebornen* Begriffe ſtatuirten, auch keine von außen gegebne, ſondern nur ſubjectiv *innere* Gewißheit annahmen, ſo kann auch dieſer erſte Gedanke nur ein innerer geweſen ſeyn, eine innere Anſchauung von unmittelbarer, ſchlechthin nothwendiger Gewißheit; — alſo mit der *reinen Anſchauung* der neuern Idealiſten, welche ihnen die Quelle aller Gewißheit iſt, große Aehnlichkeit haben.

In ihrer Phyſik iſt noch ein Gedanke merkwürdig. Da ſie die Centralkraft der Natur im Feuer ſuchten, dieſes aber auch als Vernunft oder als Quelle der Vernunft ſich dachten; — ſo kamen ſie auf den Begriff von zeugenden Gedanken, productiven Begriffen, die eine zeugende Kraft haben. Dieſe ſind ſehr zu unterſcheiden von den angebornen des Plato; es ſcheint zwar, daß ſie im menſchlichen Verſtande etwas ähnliches annahmen, da ſie ſich häufig beriefen auf die allgemein geltenden Grundſätze der Menſchen, die ſie auch allgemeine Vorurtheile nannten, Urtheile, wozu die Anlage im Menſchen da iſt, — die alſo nothwendig erfolgen; — damit hatten ſie nun in dem menſchlichen Verſtande allgemein geltende Denkgeſetze, verſchieden von angebornen Begriffen, angenommen, bloße Diſpoſitionen, Formen, die erſt durch Anſchauung, Empfindung zur Wirklichkeit kommen, vorhin blos möglich waren.

Wie die verſchiedenen Theile der ſtoiſchen Philoſophie zuſammenhingen, läßt ſich nicht beſtimmen; wahrſcheinlich war eben kein großer Zuſammenhang da; den Widerſpruch ihrer Moral und Theologie läugneten ſie gar nicht, und die Art und Weiſe, wie ſie ihn zu heben und zu beſchönigen ſuchten, iſt äußerſt ſchwach und unvollkommen. Mit den Stoikern iſt die Geſchichte der ältern griechiſchen Philoſophie geſchloſſen; die nachfolgenden Alexandriner entfernen ſich in Geiſt und Form ganz von dem Charakter der alten Griechen.

Die ältern griechiſchen Philoſophen von Thales bis zu den Stoikern bilden eine ununterbrochne Kette fortſchreitender Selbſtdenker, deren Geſchichte gewiß in jeder Rückſicht zu den merkwürdigſten Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes gehört, nicht nur in Rückſicht der Strenge und Erhabenheit ihrer Tugend und Lebensweiſe, der bewunderungswürdigen Höhe ihres ſpeculativen Genies, ſondern vorzüglich wegen des ganz eignen Phänomens der reinſten Originalität, und bei dieſer der höchſten Fruchtbarkeit, Fülle und Mannichfaltigkeit. Die griechiſche Philoſophie, vom Anfange an ſich ſelbſt überlaſſen, ohne allen Einfluß fremder Ideen und Meinungen, bewährte ſich in dieſer Selbſtbeſchränktheit eben ſo kühn als glücklich. Jene erſten Selbſtdenker, ungeachtet ihnen ſo viele Hülfsmittel und Kenntniſſe fehlten, hatten über das innere Weſen der Natur ſo glückliche Gedanken, wie ſie ſich bei ihren Nachfolgern nur ſelten vorfinden, und wie ſie der menſchliche Geiſt nur in ſeiner höchſten Kraft und Fülle erzeugen kann. Größere Selbſtdenker an Kraft, Umfang und Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes mit ſchöner Form ſo glücklich vereinigt, wie bei Plato und Ariſtoteles, finden wir in keinem Zeitalter.

Gleich bei der erſten Entwicklung der griechiſchen Philoſophie finden ſich ſchon Keime und Spuren von faſt allen Syſtemen und Denkarten, und zwar jede dieſer Anſichten mit dem größten Enthuſiasmus aufgefaßt, und mit der ſtrengſten Einſeitigkeit durchgeſetzt. Wenn dies nun gleich mancherlei Mängel und Unvollkommenheiten herbeiführen mußte, wenn gleich die griechiſche Philoſophie ſchon frühe auf alle der philoſophirenden Vernunft ſo gefährliche Abwege gerieth, jeden von dieſen mit dem Feuer der erſten Erfindung kühn und entſchieden betrat, wenn gleich jene die Philoſophie ſo ſehr herunterwürdigende und verkehrende Sophiſtik bei den Griechen ſo förmlich ausgebildet wurde, die Philoſophie endlich, nachdem ſie alle Stufen der Entwicklung, Bildung und Verbildung durchgegangen war, in ſich ſelbſt erloſch; ſo ſind dies Grundfehler und Gebrechen, die ſich bei jeder noch ſo ſchönen und reichen, aber ganz freien Entwickelung der menſchlichen Natur und Geiſteskräfte in allen Arten ihrer Hervorbringungen zeigen werden; wenn der menſchliche Geiſt nicht auf eine andere Art durch ein ſicheres Mittel ausdrücklich auf dem rechten Wege erhalten, und gegen alle Verirrung geſichert wird.

Wenn man dieſe Periode der älteſten griechiſchen Philoſophie im ganzen charakteriſiren wollte, ſo wäre es die Epoche der urſprünglichen Entſtehung, Erfindung, der freieſten Entwicklung des ſich ſelbſt überlaſſenen philoſophiſchen Geiſtes, der wilden, durch kein beſchränkendes Geſetz zurückgehaltenen Vernunft, bei der alſo bei all dem Schönen und Vortrefflichen auch alle Ausſchweifungen und Verirrungen ſich vorfinden.

In dem folgenden Zeitalter herrſcht ein ganz verſchiedener Charakter, indem dort die Philoſophie an etwas Beſtimmtes geheftet wurde, was die freie Entwicklung wo nicht ganz verhinderte doch wenigſtens ſehr erſchwerte. —

Die Alexandriner.

So wie in der Poeſie erſcheint auch in der Philoſophie der Charakter des alexandriniſchen Zeitalters. Die Sphäre der Erfindungen ſchien erſchöpft, die griechiſche Philoſophie ſchritt nicht weiter fort, ſondern ſchränkte ſich auf Bewahrung, Sichtung und Anwendung des Vorhandenen ein. Die ſteigende Gelehrſamkeit, der kritiſche Forſchungsgeiſt, die ausgebreitetern hiſtoriſchen Kenntniſſe, die größere Bekanntſchaft mit den Meinungen und Ideen anderer Zeiten und Nationen, zuſammengenommen mit dem Mangel eigner Erfindungskraft mußte nothwendig der Philoſophie dieſer Zeit einen von der ältern ganz verſchiedenen Charakter geben. Die Alexandriner ſuchten blos die alten Syſteme wiederherzuſtellen, ihre Einſeitigkeit durch Verſchmelzung entgegengeſetzter Anſichten zu heben, und durch Verſchmelzung des Ausgewählteſten eine vollkommene Philoſophie aufzuſtellen; ſie waren durchaus Synkretiſten; ihre Philoſophie eine Miſchung platoniſcher, ariſtoteliſcher, ſtoiſcher, angeblich pythagoräiſcher, orientaliſcher Philoſopheme; ſie ſelbſt geben mancherlei Quelle ihrer Philoſophie an, berufen ſich auf alte Myſterien, auf Moſes, die Kabbalah, eine Tradition geheimer Philoſophie, die einige Juden zu beſitzen vorgaben, auf indiſche, ägyptiſche Philoſophie; da in Aegypten das Alte nicht ganz verdrängt werden konnte, ſo miſchten ſich hier die griechiſchen und ägyptiſchen Meinungen und Ideen. Alſo originelle Erfindung und Ausbildung der Grundprinzipien in der Philoſophie findet ſich bei den Alexandrinern nicht; ihre Philoſophie iſt bloßer Synkretismus.

Wenn es wirklich möglich wäre, durch Verſchmelzung des Ausgewählteſten, gleichſam wie mechaniſch und chemiſch, eine neue Philoſophie hervorzubringen, ſo wäre der Synkretismus gar nicht zu verwerfen; allein dies iſt nicht der Fall. Das blos mechaniſche Zuſammenſchmelzen verſchiedenartiger Principien kann nicht zur Wahrheit führen; jede der drei höhern Arten der Philoſophie hat ihre innere Fehler und Mängel; dieſe könnten nur wegfallen, wenn eine harmoniſche, innere Vereinigung möglich wäre. Eine ſolche iſt aber der Synkretismus nicht; er iſt eine bloß mechaniſche Zuſammenſetzung verſchiedenartiger Theile. Die Schwierigkeiten, welche andere Syſteme drücken, finden gedoppelt ſtatt bei allen, welche entgegengeſetzte Anſichten vereinigen wollen, und dadurch die Widerſprüche beider vereinigen; aus der willkürlichen Zuſammenſetzung entſtehen neue Verwirrungen, aus dieſen wieder andre, und ſo ins Unendliche fort. —

In Rückſicht der erſten Entſtehung, der originellen Erfindung und vollendeten Ausbildung der Grundprincipien iſt alſo die alexandriniſche Philoſophie keineswegs merkwürdig, wohl aber, weil ſie den Uebergang macht von der alten zu der neuen Zeit und den Kampf des alten und neuen Glaubens bezeichnet, wo die größten, älteſten Ideen des Orients mit denen der Griechen in verworrener Gährung durcheinander gemiſcht waren.

Was der alexandriniſchen Philoſophie noch auſſerdem die größte Wichtigkeit für uns gibt, iſt, daß nicht allein die Philoſophie, ſondern faſt alle Einrichtungen der neuern Zeit aus dieſem Kampfe der größten bekannten philoſophiſchen Ideen abzuleiten ſind; die Keime mancher noch beſtehenden Lehren, Anſichten und Einrichtungen müſſen einzig in der alexandriniſchen Zeit aufgeſucht werden.

Wir haben zwar hiebei nicht, wie bei der altgriechiſchen Philoſophie, den Verluſt ſo vieler Werke zu beklagen, es fehlt uns gar nicht an den nöthigen Quellen und Materialien, aber ſie ſind faſt noch ganz unbearbeitet; was die Sache ſchwierig macht, iſt, daß ein ſcharfſichtiger, mit der orientaliſchen und griechiſchen Philoſophie zugleich vollkommen bekannter kritiſcher Geiſt dazu gehörte; er müßte alles, was in dieſem Streite nur einzeln erſchien, in dem ganzen Umfange der Quelle nach kennen. Doch dies iſt nicht die einzige Schwierigkeit; auch die Nähe des Gegenſtandes, die Verflechtung mit unſerm lebendigen Intereſſe für das zum Theil noch Beſtehende, verrückt ſchon einigermaaßen den Geſichtspunkt; endlich gehört auch noch eine genaue Kenntniß der Kirchengeſchichte zu einer gehörigen Beurtheilung und Kritik der Alexandriner, indem bei ihnen faſt alle ältern chriſtlichen Lehren und Ideen vorkommen, und umgekehrt eine genaue Kenntniß der alexandriniſchen Philoſophie zu einer vollkommnen Darſtellung der Kirchengeſchichte. Und nun findet ſich auch hier wieder ein groſes Hinderniß, da die meiſten von der orthodoxen Lehre abweichenden Syſteme als ketzeriſch verbannt werden, und dadurch viele (wie das manichäiſche) zu Grunde gegangen ſind, während man doch gerade dieſe zur Geſchichte der alexandriniſchen Philoſophie durchaus kennen müßte. —

In zwei Stücken ſtimmen die Alexandriner überein, in der Lehre von der göttlichen Trias und in dem Syſtem der Emanation. Zu dieſem, welches wohl unſtreitig als orientaliſchen Urſprungs erklärt werden darf, da ſich bei den Altgriechen, wie wir geſehn, keine Spur davon nachweiſen läßt, ohne daß auf den Orient hingedeutet wird, bekennen ſie ſich alle mehr oder weniger. Das Princip der Trias aber iſt ihnen, wenn ſie auch ſonſt auf das weiteſte voneinander verſchieden ſind, Heiden, Chriſten und Juden, neben den größten Irrthümern, mit einigen Modificationen allen gemein, und dies iſt auch offenbar ihre eigenthümliche Lehre, da alle übrigen doch nur neue Anwendungen alter Ideen und Syſteme waren. Wo ſie am klarſten dargeſtellt wird, lautet ſie alſo: die göttliche Urkraft iſt ſchlechthin über alle Prädicamente und Qualitäten erhaben; alſo durchaus unbegreiflich; es muß daher eine göttliche Entwicklung in dem göttlichen Verſtande angenommen werden, und dieſe erſte Wirkung der Gottheit iſt der Logos; weil aber auch dieſer von der Sinnenwelt noch zu weit entfernt ſteht, muß es noch ein drittes, einen Weltgeiſt, eine Centralkraft der ſinnlichen Natur geben, die von jenen beiden obern Kräften ausgeht. Inſofern hier nicht mehr der Verſtand als das Höchſte und Erſte wie bei Plato, ſondern die göttliche Urkraft über den Verſtand wie über den Körper weit erhaben geſetzt wird, ohne alle Qualität und Begriff, wovon ſich weiter nichts erkennen läßt, als daß es ein Einziges, ſchlechthin Eines iſt, — kann alſo dies Syſtem, wo es conſequent iſt, nichts anders als Realismus ſeyn. — Bei der Idee eines einigen, alleinigen, einzigen, abſolut vollkommenen Weſens — von dem nichts verſchieden, ſondern alles in ihm und durch daſſelbe iſt, — wo alles in Gott, alles nur ein Ausfluß aus Gott, alles nur durch Gott iſt, — kann man dem Pantheismus nicht entgehen. — Doch hierunter verſtehen wir nicht den reinen ſtrengen Pantheismus, zu dieſem kann man das alexandriniſche Syſtem nicht zählen, ſondern den angewandten Pantheismus, oder Realismus, deſſen weſentlichen Unterſchied wir bei Pythagoras, als in der Conſtruction beſtehend, angegeben haben. Wiſſenſchaftlich ausgedrückt, iſt auch die alexandriniſche Lehre von der

Trias nichts anders, als Conſtruction der Gottheit, — nach wiſſenſchaftlicher Conſtruction ſtrebender Pantheismus, — auf dieſe Lehre beſchränkt ſich aber auch alles, was die Alexandriner in ſyſtematiſcher Form vorgetragen haben, es iſt ſo ziemlich das Einzige, was in ihrem Syſteme wiſſenſchaftlichen Werth hat; alles übrige iſt eine Miſchung beſonders von platoniſchen und orientaliſchen, aber auch ariſtoteliſchen, ſtoiſchen und andern Ideen ohne ſtrengen Zuſammenhang untereinander, noch mit jenem erſtem Princip; und allein dadurch könnte doch dieſe Philoſophie als ein Fortſchreiten der Wiſſenſchaft intereſſant ſeyn, wenn alle die entliehenen, fremden Ideen durch eine fortgeſetzte Conſtruction an das erſte Princip angeknüpft, und ſo das Ganze in einer ſyſtematiſchen, wiſſenſchaftlichen Form aufgeſtellt wäre.

Plotin hat noch den meiſten Zuſammenhang in die alexandriniſche Lehre gebracht, er verräth auch unter allen Alexandrinern am meiſten Genie, und bewährt ſich am fruchtbarſten. Wir finden bei ihm viele Ideen, die mit dem neuen Idealismus übereinſtimmen. Sein Grundprincip iſt freilich realiſtiſch; aber gerade der Realismus kann die andern Syſteme in ſich aufnehmen und zu ihnen fortſchreiten; denn die allgemeine Lehre des Pantheismus iſt eben, weil ſie durch ihre Unbegreiflichkeit ſo iſolirt da ſteht, am meiſten mit andern Ideen vereinbar. Sie widerſtreitet ihnen nicht, ſo daß, wenn man einmal auf die Methode Verzicht thun will, es leicht wird, ſie mit ihnen in einen gewiſſen, wenigſtens ſcheinbaren Zuſammenhang zu bringen.

Was den Plotin am meiſten auszeichnet und äuſſerſt merkwürdig macht, iſt ſeine Lehre von der Extaſe (einer intellectuellen Anſchauung der Gottheit); er charakteriſirt dieſen Act der übernatürlichen Erkenntniß ſtreng philoſophiſch als einen Zuſtand der Entzückung, der nicht ſo grob iſt als Empfindung, ſondern, wie man ſich in der neuern philoſophiſchen Sprache ausdrücken könnte, als ein Act des Herausgehens aus ſich ſelbſt gedacht werden muß; er nennt es Vereinfachung der Seele, — Vernichtung aller Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit in derſelben. Auf dieſe Vereinfachung der Seele beruft ſich nun Plotin als auf die höhere Erkenntnißquelle ſeiner Philoſophie; und dies Berufen auf ſolch eine übernatürliche Erkenntnißquelle, außer für den Glauben, wofür es die Offenbarung iſt, auch für die Philoſophie haben faſt alle Alexandriner mit ihm gemein, ſowohl ſeine Vorgänger als ſeine Nachfolger, ſowohl Heiden, Juden als Chriſten und unter dieſen orthodoxe, wie der h. Auguſtin; als Ketzer, wie die Gnoſtiker, Manichäer ꝛc.; nur freilich wird dieſe übernatürliche Erkenntnißquelle verſchiedenartig beſtimmt, ſo wie dies auch der Fall bei der Dreieinheitslehre iſt.

Die Offenbarung, ſagten ſie, ſey die Quelle der Wahrheit, die Philoſophie nur die Auslegung derſelben, aber auch zu dieſer bedürfe es einer höhern Erleuchtung.

Noch ſind nächſt den Alexandrinern die Manichäer durch ihren moraliſchen Dualismus merkwürdig; ſie nahmen zwei geiſtige Principien und eine belebte Materie an; daher wird denn dies Syſtem wohl mit Recht aus dem des Zoroaster und der perſiſchen Magier abgeleitet.

Am meiſten zeichnet ſich neben Plotin in philoſophiſcher Rückſicht der h. Auguſtinus aus, nicht nur wegen ſeines großen Einfluſſes auf die chriſtliche Religion, ſondern auch wegen der Beſtimmtheit ſeines Stand- und Geſichtspunkts, der ſtreng philoſophiſchen Conſequenz ſeiner Anſicht.

Er war kein Realiſt; er verwarf das Syſtem der Emanation und ließ Geiſt und Materie ausdrücklich neben einander beſtehen. Er ſcheint ſich überhaupt von allen Philoſophen dieſer Epoche am beſtimmteſten an die dualiſtiſche Intellectual-Philoſophie anzuſchließen; er nahm auch Plato's Ideenlehre auf und überhaupt neigte er ſich dieſem, wenn er auch in der Form von ihm abwich, und in der Logik dem Ariſtoteles folgte, doch am meiſten an; die Manichäer aber beſtritt er.

Unter den vielen religiöſen Streitigkeiten der alexandriniſchen Zeit iſt jene über die Schöpfung der Welt für die Geſchichte der Philoſophie die intereſſanteſte. Die heidniſchen Alexandriner hatten nämlich, als durchgehends zum Realismus geneigt, von Ariſtoteles die Ewigkeit der Welt angenommen; dieſen ſetzten die chriſtlichen Philoſophen die Weltſchöpfung entgegen, indem ſie in der Bibel ganz beſtimmt vorgetragen iſt. Auguſtin erklärte dieſe Weltſchöpfung in der Zeit als eine Schöpfung aus Nichts. Wie lange der Streit eigentlich gedauert und wie er ſich aufgelöſt hat, läßt ſich nicht ganz genau angeben; doch ſcheinen manche chriſtliche Philoſophen z. B. der ſogenannte Areopagit endlich mehr nachgegeben, und ihre Meinung allmälig ſo modificirt zu haben, daß der Unterſchied beinah wegfiel; mehrere Kirchenväter hatten überhaupt zu viel von dem Realismus der Alexandriner angenommen, um einen Weltanfang in der Zeit behaupten zu können, ſie erfanden daher, um ihre Sache einigermaaßen zu retten, die Schöpfung der Welt von Ewigkeit her.

Auguſtin war unter den Alexandrinern der beſtimmteſte Dualiſt; wie Plotin der ſtrengſte Realiſt; aber nicht allein durch die Beſtimmtheit der erſten Principien, ſondern auch durch die conſequente Ausführung ihres Syſtems machen beide eine Ausnahme; denn im Ganzen ſind die Philoſophieen dieſer Zeit nichts anders als ein confuſes Gemiſch von Dualismus, Idealismus und Realismus, worin freilich meiſt der letzte vorherrſcht, aber äußerſt ſelten auch nur der erſte Geſichtspunkt, die erſten Principien conſequent und ſtreng beſtimmt ſind, von der weitern Ausführung des Syſtems gar nicht zu reden.

Das Reſultat unſrer Unterſuchung der alexandriniſchen Philoſophie iſt alſo in kurzem folgendes: das Syſtem der Emanation war allen Alexandrinern, ſelbſt einigen ältern Kirchenvätern gemein, die ſpätern verwarfen es. Ein Princip, das aber alle ohne Ausnahme, auch jene, die nach Auguſtin die Emanation verwarfen, gemeinſchaftlich haben, iſt das der Dreieinheit; ein Princip, welches ſich meiſtens dem Realismus mehr als dem Idealismus annähert, wie denn überhaupt die meiſten Alexandriner Realiſten waren. Die bedeutendſte Ausnahme machen im irrigen Sinne die Manichäer und im richtigen Auguſtinus; dieſer zeichnet ſich als Dualiſt, ſo wie Plotin als Realiſt am meiſten unter ihnen aus;

Dann unterſcheiden ſich auch die Scholaſtiker dadurch, daß ſie blos auf die Schule beſchränkt, und nicht wie die älteſten Kirchenväter — Religionslehrer waren und auf den Glauben und das Leben einzuwirken ſuchten. Obſchon ihre Philoſophie blos theologiſch war, ſo war ſie doch von dem eigentlich lebendigen, praktiſchen Vortrage der Religionslehre entfernt, und dies iſt ſelbſt in der Form derſelben ſichtbar. — Was aber die Philoſophie der Scholaſtiker einerſeits gegen die der ältern Kirchenväter an Kraft und Leben verlor, das gewann ſie auf der andern Seite durch ihre Beſchränkung auf die Schule wieder an Speculation und ſpeculativem Geiſte.

Ein anderer Umſtand, der noch in Betracht kommen muß, iſt, daß die lateiniſche Sprache, die zur Zeit der Kirchenväter doch noch geſprochen wurde, durch die Entſtehung der Vulgar-Sprachen verdrängt, zur Zeit der Scholaſtiker eine todte Sprache war; ſie hätten ſonſt auch nicht das Lateiniſche, das, wie wir bei den alten Römern ſehen, nicht ſo geſchickt zur Philoſophie als das Griechiſche war, ſo willkürlich verändern und geſtalten, und zu den größten Spitzfindigkeiten geſchickt machen können. Daß die groſſe Willkür, die ſich über eine todte Sprache ausüben läßt, auch für den innern Charakter einer Philoſophie von vielen wichtigen Folgen ſeyn muß, wird bei einigem Nachdenken jeder einſehen.

Der wichtigſte und bedeutendſte Unterſchied der alexandriniſchen und ſcholaſtiſchen Periode liegt aber darin: die alexandriniſche iſt die einer groſſer Gährung, eines heftigen Kampfes und Streites — des größten, den uns die Geſchichte aufzuweiſen hat; — das Chriſtenthum fand vielen Widerſtand, veranlaßte bei der durch die mancherlei in Umlauf gekommenen Ideen ohnehin entſtandenen philoſophiſchen Gährung viele Ketzereien und mußte ſich ſeinen Sieg erſt durch lange hartnäckige Kämpfe erkaufen. —

Die ſcholaſtiſche Periode iſt dagegen die des durchdrungenen, ſiegreichen, allgemeinherrſchenden, feſtgegründeten Glaubens. Nicht allein das Volk, ſondern auch alle Philoſophen waren mit der größten Gewißheit überzeugt, daß die Wahrheit gefunden ſey; dies allein gibt uns den richtigen Standpunkt, die ſcholaſtiſche Philoſophie zu beurtheilen und zu verſtehen.

Alle Philoſophieen, die wir bis daher betrachtet haben, ſind uns als ein ernſthaftes, verlangenvolles Streben und Ringen nach der Wahrheit erſchienen.

Die ſcholaſtiſche Philoſophie aber geht von dem Gefundenſeyn der von jedem unbezweifelten, allgemeinen, angenommenen, feſten Wahrheit aus. Iſt man einmal überzeugt, daß die Wahrheit gefunden iſt, es alſo keinen Zuſtand des Suchens mehr gibt, ſo bleibt nichts mehr übrig, als die Wahrheit zu erhalten und zu erklären. Wenn dies hinreichend geſchehen, ſo wird der philoſophiſche Geiſt mehr in eine ſpielende Beſchäftigung mit allgemeinen Begriffen und Lehren übergehen, an denen niemand zweifelt; indem dann ein mühſam zu erreichender, eigenthümlicher Zweck für die Philoſophie nicht mehr vorhanden iſt. —

Hier mag die Angabe unſerer Eintheilung der Geſchichte der Philoſophie in Epochen nach dem Charakter und dem Verhältniß der Philoſophie in Hinſicht auf die Erkenntnißquellen und das Fundament derſelben — nicht an unrechter Stelle ſeyn.

Wir unterſcheiden fünf Epochen. Drei davon ſind ſchon angegeben: 1. die griechiſche — die Epoche der erſten Erfindung, der freieſten Selbſtſtändigkeit und Entwicklung — der wilden, natürlichen, ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft; daher neben den vortrefflichſten, muſterhafteſten Productionen auch alle Ausſchweifungen derſelben. —

2. Die alexandriniſche — die Epoche der größten, heftigſten Gährung aller bekannten höhern Ideen, des Suchens und Streitens nach Offenbarung und um Offenbarung, über ihre Aechtheit, und wie ſie zu erklären. — Es iſt die Zeit des Hin- und Herſchwankens zwiſchen den verſchiedenen, ſich für Offenbarungen ausgebenden Traditionen, des Kampfes der alten und neuen Lehre, — kurz, die Zeit der philoſophiſch-religiöſen Revolution, wo eine neue Welt ſich geſtaltete.

3. Die ſcholaſtiſche, als die Epoche des erkämpften, feſten, unerſchütterlichen Glaubens; ſtatt des vorhergehenden

ernſthaften Kampfes und Streites nur Gedankenſpiel und gymnaſtiſche Verſtandesübung, wo die Säule des Glaubens in ſicherer, unangefochtener Ruhe feſtgegründet ſtand.

Die Philoſophie dieſes Zeitalters iſt ihrem innern Weſen nach ein geiſtiges Hin- und Herſtreiten über die allgemein anerkannten, unbezweifelten Wahrheiten, wegen der weitern Begründung der Principien unbeſorgt, blos um den Scharfſinn zu üben; und inſofern die ſinnreichen Spitzfindigkeiten des ſpielenden, ſpeculativen Geiſtes Witz ſind, könnte man dieſes Philoſophiren über den feſten, unangefochtenen Glauben auch gewiſſermaaßen die Philoſophie des Witzes nennen.

Wir können nun die Epochen der Philoſophie auch ſo bezeichnen:

Die erſte umfaßt den Zeitraum von Thales und den älteſten Philoſophen bis zu den Stoikern.

Die zweite von den Alexandrinern und Neuplatonikern bis zu dem h. Auguſtin und den übrigen lateiniſchen Kirchenvätern.

Die dritte von dem Entſtehen der Vulgarſprachen und vom Scotus Erigena *) bis zu der neuen Denkrevolution und dem Wiederaufleben der griechiſchen Litteratur im 15ten Jahrhundert.

Die vierte — von dieſem Zeitpunkt bis zu Descartes.

Die fünfte — von Descartes bis auf unſere Zeit.

Die vierte Periode nennen wir die myſtiſche, es iſt die Zeit der gegen die allzuſtrenge Herrſchaft der Scholaſtik nach Freiheit ſtrebenden Myſtik, die ſchon in der vorigen Epoche ihren Anfang genommen, aber bisher immer nur im Dunklen exiſtirt hatte, nun offen auftrat, und die ausgeartete Philoſophie der Scholaſtiker bekämpfte, eine Zeit der Revolution, des Kampfes und des Streites, durchaus der alexandriniſchen ähnlich, ſowohl durch dieſen polemiſchen als durch ihren myſtiſchen Charakter. Die Philoſophen dieſer Zeit waren in ihren Mei-

---

*) Gewöhnlich wird der Anfang der ſcholaſtiſchen Philoſophie mit Carl d. Gr. geſetzt, es iſt aber viel richtiger, wie wir, von dem Aufhören der lateiniſchen Sprache im gemeinen Leben [illegible]

ungen ſo verſchieden, wie die alten Griechen, ſie bildeten aber weniger eigentliche Schulen, ſondern waren faſt durch ganz Europa zerſtreut. Daher, und weil ſie von den Neuern durch die Bekämpfung der Scholaſtiker ſo viel vorgearbeitet, ſcheinen ſie ſich von dieſen nicht zu unterſcheiden; indeſſen iſt die Gränze doch deutlich genug gezogen, wenn man nur auf das innere Weſen beider ſehen will; auch ſchließt ſich Descartes ganz und gar nicht an die Myſtiker an, ſondern entſtand ganz für ſich allein und aus ſich ſelbſt.

Die fünfte Epoche, die wir die moderne nennen, bedarf keiner nähern Charakteriſtik.

Die Scholaſtiker.

Die Geſchichte der ſcholaſtiſchen Philoſophie iſt mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; die Quellen ſind hier zwar ſehr gut erhalten; aber der Ueberfluß derſelben iſt ſelbſt ein Hinderniß, da die Kritik noch gar nicht darauf gewandt worden. Noch faſt gar nichts iſt dafür geſchehen, alles noch in der größten Unordnung. Manche Theologen könnten füglicher als viele Scholaſtiker ſelbſt zu den Philoſophen dieſer Zeit gezählt werden. Meiſt werden auch in den wenigen hiſtoriſchen Behandlungen der Scholaſtiker die neuern, weniger bedeutenden Männer erwähnt; gerade die Lehren derjenigen, die am meiſten Eigenthümliches hatten, ſind ſehr bald und nach und nach immer mehr in Vergeſſenheit gerathen, ſo daß gerade die wichtigſten und merkwürdigſten für die Geſchichte der Philoſophie uns am wenigſten bekannt zu ſeyn ſcheinen. Der gewöhnliche Begriff, den man von der ſcholaſtiſchen Philoſophie hat, iſt offenbar nur nach dem letztern Zuſtande derſelben gebildet, als ſie ſchon ſehr in Verfall gerathen war. — Auch trifft blos die Spätern der Vorwurf der unermeßlichen, das Studium derſelden gar zu ſehr erſchwerenden Weitſchweifigkeit; die ältern haben nicht mehr und nicht weitläufiger als andere nicht ſcholaſtiſche Philoſophen geſchrieben.

Daß die ſcholaſtiſche Philoſophie wie die alexandriniſche eine ſynkretiſtiſche war, haben wir ſchon geſagt; doch war hier, wie bei den letzten chriſtlichen Alexandrinern und lateiniſchen Kirchenvätern, woran ſie ſich anſchloß, die intellectuelle Tendenz vorherrſchend.

Bei einer ſynkretiſtiſchen Philoſophie kommt es übrigens ſehr darauf an, was für Werke und Elemente der alten Syſteme bei ihrer Bildung im Umlauf waren; und da iſt es allerdings ein ſchlimmer Umſtand für die Scholaſtiker, daß ſie die Quellen nicht in ihrer Aechtheit und Vollſtändigkeit kannten, wie das, wenn auch nicht vollkommen, doch zum Theil noch bei den Alexandrinern der Fall war.

Die ältern Scholaſtiker, die, wie wir geſehen, überhaupt den Vorzug zu verdienen ſcheinen, hatten troz dem herrſchenden Synkretismus beſtimmtere Anſichten wie die ſpätern. Ein ſpeculativer Geiſt von vorzüglicher Kraft wird ſich auch durch den Synkretismus durcharbeiten und eine beſtimmte einſeitige Anſicht auffaſſen. Bei den beiden älteſten bekannten Scholaſtikern iſt dies deutlich ſichtbar.

Der erſte, Scotus Erigena, lebte kurz nach Carl d. Großen. Das was von ihm angeführt wird, reicht hin, zu beurtheilen, von welcher Art ſeine Philoſophie war. Er behauptete nicht nur die Unkörperlichkeit und Geiſtigkeit der Materie, indem er ſie in eine Abſtraction auflöſte, ſondern er ſcheint ſelbſt alles Seyn in Thätigkeit und Handeln aufzulöſen; auch iſt die Idee eines productiven Denkens ganz deutlich bei ihm.

Der folgende, Anſelmus, löſt nicht, wie Erigena, alles in Thätigkeit, ſondern in ein unendliches, unveränderliches, nothwendiges Seyn auf; mit einiger Hintanſetzung moraliſch-geiſtiger Prädicate, die er jedoch als chriſtlicher Philoſoph mehr beſtehen ließ, als Spinoza — gab er der Gottheit die Prädicate der Ewigkeit und Unendlichkeit, des unveränderlichen, beharrlichen Seyns. — Dieſer Verſuch bedeutet nichts anders, als die nothwendige, wahre, unendliche Gottheit ſey unmittelbar durch ſich ſelbſt gewiß und erkennbar. Faßt man die Gottheit von der Seite der Unendlichkeit auf, und dieſe als ein ewiges, unwandelbares Seyn, woraus folgt, daß alles in und durch Gott iſt, ſo hat man einen vollkommenen Realismus. Die ſtrenge Conſequenz deſſelben iſt aber bei chriſtlichen Philoſophen nicht zu erwarten; bei dieſen findet man nur etwa eine Vorliebe und Hinneigung zu dem einen oder andern Syſtem, nicht eine Conſequenz, wie bei den Griechen, wo mit der größten Einſeitigkeit alle dem Glauben oder der Vernunft auch noch ſo anſtößige Folgerungen frei und unbekümmert gezogen wurden.

Eine Annäherung zum Realismus liegt aber nun in Anſelm offenbar; außerdem, daß ſich dies aus dem Princip ſelbſt ergibt, zeigt es ſich auch noch darin, daß er, wie Spinoza, ſeine Erklärung des Daſeyns des unendlichen, nothwendigen Weſens aus dem bloßen Begriffe deſſelben an die Spitze ſeines Syſtems geſetzt hat; daß Anſelm nicht die ärgerlichen, auffallenden Schlüſſe daraus ziehen konnte, wie Spinoza gethan hat, verſteht ſich von ſelbſt; eine ſolche Conſequenz war, wie geſagt, bei den Scholaſtikern überhaupt der feſten religiöſen Ueberzeugung wegen nicht möglich.

Eine ſo entſchiedene Vorliebe und Tendenz für irgend eine beſtimmte philoſophiſche Denkart, wie bei Erigena für den Idealismus, und bei Anſelm für den Realismus, iſt zwar noch ſehr ſelten; jedoch finden ſich unter den älteſten Scholaſtikern einige entſchiedene Ketzer — beſtimmte Materialiſten oder Pantheiſten, welches immerhin ein merkwürdiges Beiſpiel der größern Freiheit der damaligen Zeit iſt.

Zu den wenigen Scholaſtikern, die ſich durch Hinneigung zu einem beſtimmten Syſtem auszeichnen, müſſen wir auch noch den h. Bonaventura rechnen, der zunächſt an den Anſelm gränzt; er ſchloß ſich vorzüglich an das platoniſche Syſtem an; ſeine Anſicht von der Kunſt und von der Liebe athmet durchaus den Geiſt eines über Schönheit und Liebe philoſophirenden Platons.

kers, und dabei herrſcht in dieſer Philoſophie die reinſte, gläubigſte Frömmigkeit.

Von den andern Scholaſtikern läßt ſich, wie geſagt, gar nicht beſtimmen, zu welchem Syſtem ſie neigen; die Philoſophie ſcheint ihnen nur Mittel geweſen zu ſeyn, in der Disputirkunſt zu glänzen. Als eine Ausnahme könnte jedoch allenfalls noch Johann von Salisbury betrachtet werden, indem ſeine Kritik der ſcholaſtiſchen Philoſophie, vorzüglich der nominaliſtiſchen und realiſtiſchen Partey, ganz beſtimmt ſkeptiſch zu ſeyn ſcheint und zwar in der ernſten polemiſchen Abſicht, die Philoſophie zu reformiren.

Eine gewiſſe Art von Skepticismus iſt freilich mit der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſehr verträglich, und war auch von früh her mit derſelben verbunden, dieſer iſt aber von ganz anderer Natur, er hat ſeinen Grund blos in dem ſpielenden Charakter dieſer Philoſophie.

Wenn man über die Wahrheit nicht mehr uneins, ſondern feſt überzeugt iſt, ſie gefunden zu haben, der Philoſophie alſo weiter nichts als eine ſpielende Beſchäftigung mit der unbezweifelten Wahrheit übrig bleibt, ſo kann eine Art Skepticismus, eine Kunſt über alle Materien und Meinungen für und wider zu ſtreiten, nicht als ob man von der Sache ungewiß wäre, ſondern zur eignen Uebung und Andern zum Schauſpiel — ſich ſehr gut mit der Philoſophie vertragen; daher ſehen wir auch, daß die Scholaſtiker der Form und den Mitteln nach viel von den Skeptikern und Sophiſten angenommen haben. Deswegen kann man ſie aber doch nicht zu den Skeptikern rechnen; einige vergleichen ihre Disputirübungen ſehr richtig mit den Turnierſpielen. Ward die Vernunft durch die aufgetriebenen Spitzfindigkeiten in Verlegenheit geſetzt, ſo entſchied man den Streit durch Autorität, d. h. durch Berufung auf den Glauben. — Läßt ſich nun freilich unter der Vorausſetzung, daß die Wahrheit gefunden, annehmen, daß ſolche Disputirſpiele ſehr geiſt- und ſinnreich, eine Uebung der edelſten Kräfte des Geiſtes und der Form nach philoſophiſch geweſen: — ſo iſt denn doch nicht zu leugnen, die Geſchichte zeigt es unverkennbar, daß gerade dieſes am meiſten zur Ausartung der ſcholaſtiſchen Philoſophie beigetragen hat.

Die Streitigkeiten der Scholaſtiker, die in Rückſicht auf die Philoſophie überhaupt, als auf die Geſchichte derſelben eine nähere Betrachtung verdienen, ſind die über Nominalismus, Realismus und über die Individuation.

Die Streitfragen über die erſten Punkte waren die: Ob die Allgemeinheiten (Universalia) der Dinge außer dem menſchlichen Verſtande wirklich exiſtirten, und Realität hätten, oder ob ſie nur in dem Verſtande, und blos dem Namen, nicht der Sache nach exiſtirten.

Die Nominaliſten behaupteten, die Allgemeinheiten ſeyen nur Begriffe und Worte, hätten blos in dem menſchlichen Verſtande, außer demſelben aber keine Realität. — Die Realiſten: die Allgemeinheiten ſeien nur außer dem menſchlichen Verſtande reell und geltend.

Dies iſt auch im Allgemeinen das Weſentliche, worauf es bei den beiden Partheien im Gegenſatz ankommt, die Modificationen ꝛc. kommen hier nicht in Betrachtung.

Der Streit betrifft gerade den Punkt, den wir als den Sitz der Hauptſchwierigkeit des platoniſchen Syſtems angegeben haben, indem wir ſagten, daß, ſo einleuchtend für den Verſtand und ſo annehmlich für Moral und Kunſt die platoniſche Ideenlehre auch ſey, das Verhältniß der Ideen zu den allgemeinen Begriffen und dieſer zu den Realitäten zu beſtimmen, eine ſehr große Schwierigkeit wäre.

Wie der Streit eigentlich entſchieden worden, läßt ſich nicht genau beſtimmen, die ſpätern Scholaſtiker ſuchten, um ihn zu beſchönigen, immer nur ein Mittelverhältniß auf, wodurch beide Fragen ſcheinbar vereinigt wurden.

In Rückſicht auf die Nominaliſten läßt ſich ſagen: da ſie den abſtracten Begriffen nur ideelle, keine äußerliche Realität geben, die ideelle Welt von der ſinnlichen, reellen ganz trennen, ſcheinen ſie zu den intellectuellen Dualiſten zu gehören.

Ja, inſofern ſie jene Begriffe nur als Sammelbegriffe der einzelnen, reellen Individuen anſahen, und ihnen ſelbſt alle

Realität abſprachen, könnten ſie auch Empiriker zu ſeyn ſcheinen.

Die Realiſten dürften Idealiſten genannt werden, weil ſie den abſtracten Begriffen auch außerideelle Realität und Allgemeinheit an und für ſich beimaßen; zudem iſt dieſe Lehre mit dem Prinzip der productiven Denkgeſetze verwandt, wie es Ariſtoteles und die Stoiker, nur unter verſchiedenen Ausdrücken, jener als Formen, dieſe als zeugende Begriffe vorgetragen — indem jene Begriffe ja nichts anders ſind als Allgemeinheiten, die zugleich Realitäten ſind.

Doch je nachdem die Streitfrage über Realität genommen wird, könnte man hier auch wohl eine Annäherung zum Pantheismus finden.

Die andere Streitfrage über das Prinzip der Individuation, was es ſey, das das Ding zum Ding mache? iſt auch vom größten Intereſſe und gehört gewiß zu den ſchwierigſten der ganzen Philoſophie. Selbſt in dem ariſtoteliſchen Syſteme, wonach ſich doch die Individualität noch am beſten erklären ließ, macht es die größten Schwierigkeiten. Er ſetzt, wie wir wiſſen, die Natur der Dinge in Form, Materie und Privation; die Materie iſt ihm nichts, als Möglichkeit, die Privation das, wodurch die Schranken des Wirklichen beſtehen, wodurch das Wirkliche beſtimmt wird — das Wirkliche ſelbſt aber beſteht in den ſubſtantiellen Formen. Nach dieſer Anſicht wäre alſo die beſtimmte Weſenheit eines Dinges eigentlich immer in der Privation zu ſuchen, demnach die Quelle der Individualität etwas Negatives. Dadurch entſtände nun aber der größte und wohl unauflösbare Widerſpruch mit der gewöhnlichen Lebensanſicht, gemäß der das Individuum als etwas Poſitives, ja als das Poſitivſte betrachtet wird. Doch die Scholaſtiker bemühten ſich nicht einmal die Individualität rein ariſtoteliſch zu erklären, ſie ſetzten das Prinzip der Individuation bald in die Materie, bald in die Form, bald in beide, daher finden wir hier gar die höchſte Verwirrung und Verſchiedenheit. —

Der Hauptgrund, warum die Streitigkeiten über die Individuation ſowohl als über Nominalismus und Realismus bei den Scholaſtikern nicht entſchieden wurden und werden konnten, liegt in dem Charakter der ſcholaſtiſchen Philoſophie überhaupt, deshalb ſind uns auch dieſe Streitigkeiten zur Charakteriſtik der Scholaſtik von der größten Wichtigkeit. —

Dieſer Charakter beſteht aber mit Rückſicht auf den Inhalt in den beiden Streitfragen, ſowie in der ſcholaſtiſchen Philoſophie überhaupt, in dem höchſten Grade von Abſtraction. — Schon den Griechen (d. h. den ſpätern) kann man vorwerfen, daß ihre Philoſophie zu abſtract war, und gar zu wenig ins Leben eingriff; bei den Scholaſtikern aber war dies in einem unvergleichbar ſtärkern Grade der Fall; ihre Philoſophie war hauptſächlich Ontologie, Lehre vom Weſen des Dings. Mit dem Begriffe des Dings (ens) ſteht und fällt die ganze ſcholaſtiſche Philoſophie. Eben wegen dieſem ihrem Haupt- und Grundbegriff war es den Scholaſtikern unmöglich, mit ihrer Philoſophie in ſpeculativer Rückſicht auf's Reine zu kommen. Die Unſtatthaftigkeit dieſes Begriffs als ſpeculativen Princips haben wir ſchon gezeigt und werden ſie ſpäterhin noch ausführlicher zeigen. Die Veranlaſſung, daß die Scholaſtiker ihn an die Spitze ihrer Philoſophie ſetzten, war nicht allein ihre Neigung zur Abſtraction überhaupt, ſondern auch noch der beſondere Umſtand, daß ſie von der ariſtoteliſchen Logik ausgingen. Daher kann man eigentlich ſagen, ſie haben ihn von den Griechen geerbt; bei dieſen war er bei Seite geſetzt geblieben oder vorausgeſetzt worden; die Scholaſtiker hoben ihn erſt recht heraus und bildeten ihn zu den ungeheuerſten, verderblichſten Spitzfindigkeiten aus.

Die ariſtoteliſche Logik trug überhaupt zu der eigenthümlichen Entwicklung der ſcholaſtiſchen Philoſophie außerordentlich viel bei, vorzüglich durch die Sätze des Grundes und des Widerſpruchs, die beide auf dem Begriffe des Dings beruhen.

Den Begriff des Dings hatten die Scholaſtiker nicht allein auf das feinſte ſubtiliſirt und bis zur höchſten Abſtraction erhoben, ſondern er iſt auch ſchon an und für ſich eine über alle Maaßen abſtracter Begriff; gleichſam wie der Begriff des Lebendigen, wenn man den Begriff Leben davon wegdenkt. Aber eben in der Abſtraction von allem Individuellen ſuchten die Scholaſtiker das erſte und höchſte ihrer Philoſophie, darum erhoben ſie auch die drei Begriffe: *Etwas* (Ding), *Eins* und *Nichts* zu den Grundprincipien derſelben; nur wechſeln ſie freilich darin, wie ſie das eine dieſer Abſtracte über das andere ſetzen; Einige behaupteten *Eins* ſei ein höherer Begriff als *Ding*, andre anders.

Die Scholaſtiker hatten einen ganz falſchen Begriff von den Individuen; ſie verſtanden darunter die Einzelnheiten im Gegenſatze der Gattungen und Abſtracte; was einem Gattungsbegriff, einem Abſtractum untergeordnet iſt, war ihnen ein Individuum.

Nach dem wahren Begriffe des Individuums, den wir hier poſtuliren müſſen, iſt es aber ein *organiſches* Weſen; alles was Individuum genannt werden mag, iſt eine organiſche Einheit und jede organiſche Einheit ein Individuum.

Aus dieſer Vorausſetzung, daß Individuum ein lebendes, organiſches, zur Einheit verbundenes Weſen bedeutet, folgt nun auch, daß die wahren, nicht willkürlich gemachten Allgemeinheiten und Gattungsbegriffe, d. h. die der Menſch nicht zu praktiſchem Zwecke, oder nach Eindrücken gemacht hat, ſondern die in der *Natur* begründet ſind, eben ſo gut Individuen genannt werden können, als die Einzelnheiten; es iſt da alles individuell und Individuum, nur daß das größere das kleinere enthält und einſchließt.

Um die Frage von der Gültigkeit der abſtracten Gattungsbegriffe in Rückſicht auf die Realitäten befriedigend zu beantworten, hätte man nur univerſelle und abſtracte Begriffe unterſcheiden müſſen; beide ſind allgemeine, aber die erſten poſitive, (durch Verbindung) die andern negative, (durch Hinwegdenken entſtanden) — die abſtracten Begriffe der Scholaſtiker ſind, eben weil ſie abſtracte Begriffe ſind, durchaus inhaltsleer, ohne alle Gradation, und dies iſt es eben, worum ſich das Weſen der ſcholaſtiſchen Philoſophie immer gedreht hat; da ihr Begriff des Dings, wie geſagt, die allerhöchſte Abſtraction, ſchlechterdings ohne Inhalt iſt. Deswegen haben ſie denn auch den Streit nie auf eine befriedigende Weiſe zu ſchlichten vermocht. Nimmt man aber univerſelle, poſitive, wirklich in der Natur begründete Begriffe, ſo wird die Schwierigkeit bald aufgehoben ſeyn, indem man dieſen ohne den geringſten Anſtand auch außer dem menſchlichen Geiſte Realität zugeſtehen muß.

Mit der ſo über alle Maaßen abſtracten Ontologie der Scholaſtiker hing auch ihre Theologie zuſammen; ihre dialectiſche Ontologie war zugleich ſpeculative Theologie, ihre Theorie des Dings überhaupt zugleich die des vollkommenſten Dings, der Gottheit. Hier entſtand aber auch die Frage, ob das vollkommenſte Ding unter die Gattung des Dings überhaupt gehöre? eine große Schwierigkeit, weil dies der Würde der Gottheit allzu ſehr widerſprach; daher ſtritt man auch heftig dagegen. — Uebrigens konnte ihre Theologie als ausgehend von dem Begriff des vollkommenſten Dings ſehr gut mit ihrer Ontologie verbunden ſeyn: denn wie dieſe, auf durchaus abſtracten, negativen Principien beruhend, eine negative Theorie war, ſo war auch ihre Theologie nach jener Prämiſſe eine bloß negative Theologie; denn der Begriff des Dings, verbunden mit dem des Unendlichen, giebt immer nur einen ganz negativen Begriff.

Es kann gar nicht fehlen, wenn der Begriff des Dings leer und inhaltlos iſt, wie wir dies noch näher zu zeigen haben, ſo müſſen auch alle daraus abgeleiteten Begriffe leer und inhaltslos ſeyn. Iſt der ganze Inhalt der ſcholaſtiſchen Philoſophie nichts als leere Abſtraction, und ſetzt ſie die höchſte Vollkommenheit in den höchſten Grad ſeiner Abſtraction und Leerheit; ſo folgt nothwendig, daß auch ihr Begriff der Gottheit durchaus leer und ohne allen reellen Inhalt iſt, wodurch denn die Verirrung dieſer Philoſophie ins klarſte Licht geſetzt wird e).

Aber nicht allein dadurch, daß die ſcholaſtiſche Philoſophie ſowohl in Form und Methode, als ſelbſt im Inhalt über alle Maaßen abſtract und leer war, mußte ſie die größten Streitigkeiten veranlaſſen, ſondern wenn wir ſie auch nur hiſtoriſch betrachten nach den Materialien, woraus ſie entſtanden, wie ſie aus ſo verſchiedenen Syſtemen und Meinungen in ſcheinbarer Ruhe und Frieden zuſammengeſetzt war, durch welche Zuſammenſtellung aber die Widerſprüche nicht nur nicht gehoben, ſondern nur noch vervielfältigt wurden, — ſo iſt einleuchtend, daß ſie in ſpeculativer Rückſicht nie zur Beruhigung führen konnte, ſondern einen unerſchöpflichen Stoff zu endloſen Streitigkeiten in ſich trug. Eine ſolche in ihren erſten Gründen auf einer falſchen Verſchmelzung weſentlich verſchiedener, widerſprechender Syſteme beruhende, — dabei blos von Abſtractionen ausgehende, blos Abſtractionen ſuchende Philoſophie mußte unvermeidlich bald ausarten.

Was äußerlich zu dem ſchnellen Verfall der ſcholaſtiſchen Philoſophie beigetragen, war erſtens die großartige Politik der Päpſte ſelbſt, die faſt alle Anfechtungen der Religion duldete. Schon von den älteſten Scholaſtikern kommt, obſchon ſie die aufrichtigſten Chriſten waren, manches der Art vor; alle, die von einer eignen, abweichenden Anſicht ergriffen wurden, traten zugleich als Lehrer der Religion auf, daher das Merkwürdigſte hiervon wohl in der Ketzergeſchichte zu finden iſt. Dieſe anfangs ſo große Freiheit wurde nachher, als ſie viele Mißbräuche veranlaßt hatte, immer mehr und mehr beſchränkt, und durch eine manchmal übertriebene Strenge erſetzt; — überhaupt ſchadete die ſpätere allzuweltliche Politik der Päpſte ſehr.

Was zweitens zu der Ausartung der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſehr viel beitrug, war, daß ſie ihren Sitz vorzüglich in Paris hatte, hier die Diſputirkunſt gebildet und am meiſten ausgeübt wurde; Paris hat wirklich mehr Einfluß auf dieſe ſcholaſtiſchen Turnierſpiele gehabt als das ganze übrige Europa. Es ſcheint ſchon damals gerade derſelbe Parthei- und Sektengeiſt, dieſelbe Modeſucht geherrſcht zu haben, wie ſie den Franzoſen eigen iſt, und wie man es in den neuern Zeiten an den Encyclopädiſten bemerkt hat, vielleicht damals noch in einem höhern Grade. Das Streben nach etwas Neuem, Auffallenden, Glänzenden in der Diſputirkunſt, blos um Aufſehen dadurch zu erregen, war allgemein, und zugleich mehr oder weniger mit demſelben Hochmuth und Despotismus verbunden, wie er bei den Neuern herrſcht.

Der dritte ſchädliche Umſtand war endlich die Bekanntſchaft mit der arabiſchen Philoſophie. Hiemit ſoll jedoch der arabiſchen Philoſophie der Stab nicht gebrochen werden; was das Bedeutendſte davon zu ſeyn ſcheint, ihre Myſtik kannten die Scholaſtiker ſo wenig, vielleicht noch weniger wie wir *). Es iſt hier blos die Rede von dem durch arabiſche Aerzte commentirten Ariſtoteles. Dieſen lernte man im zwölften Jahrhundert kennen; welchen wichtigen Einfluß dieſe Commentare auf die nachherige, ungemeſſene Bewunderung des Ariſtoteles gehabt, wird man einſehen, wenn man weiß, daß die Araber eben ſich durch einen auf ſtupidem Aberglauben gegründeten Enthuſiasmus für Ariſtoteles auszeichnen; er war ihnen ſo viel, als der menſchliche Verſtand ſelbſt. Bisher hatten die Scholaſtiker ſich nie auf die Autorität eines Philoſophen, ſondern blos auf den Glauben bezogen, jetzt aber fing man an, den Ariſtoteles faſt noch über dieſen zu ſetzen, und durch denſelben einen alles freie Selbſtdenken gewaltſam unterdrückenden Despotismus auszuüben.

Um die ſcholaſtiſche Philoſophie zu dem zu entwickeln, was ſie hätte werden können, und ihr eine lange Dauer zu ſichern, hätte man ſie mit der Rhetorik und Poeſie in Beziehung ſetzen müſſen. Eben weil die ſcholaſtiſche Philoſophie keine hervorbringende, ſondern eine blos ſpielende, keine Philoſophie der erſten Unterſuchung, ſondern vielmehr der Darſtellung und Verſchönerung des Gefundenen, eine blos ſpielende, witzige Geiſtesbeſchäftigung war, wäre ihr Hauptelement die Poeſie geweſen.

Bei einer Philoſophie, wo, wie bei dieſer, der Inhalt vollſtändig gefunden iſt, bleibt weiter nichts übrig, als die Ausbildung der Form, aber nicht als Methode, ſondern als Darſtellungsform zu verſtehen, die an Rhetorik und Poeſie gränzt; — daß die ſcholaſtiſche Philoſophie dieſe Richtung nicht nahm, verhinderte ihre allzu große äußere Trennung von der Poeſie, als welche ſich in der lebenden Sprache äußerte, während die

---

*) Wer ſich hiermit näher bekannt machen will, ſehe Tholucks Schrift über die morgenländiſche Myſtik nach. W.

Philoſophie durch die todte lateiniſche Sprache von allem Leben ſtreng für ſich abgeſchloſſen war; es blieb alſo nichts weiter übrig, als die Spitzfindigkeiten bis ins Unendliche zu übertreiben.

Die Möglichkeit einer poetiſchen Entwicklung zeigt uns übrigens das Beiſpiel des **Dante**, der in der Philoſophie gewiß viel eigenthümliches gedacht und erfunden hat, und eben ſowohl zu den ſcholaſtiſchen Philoſophen als zu den Dichtern des Mittelalters zu rechnen iſt. — Selbſt auch die Art, wie die Philoſophie in ſeinem Werke vorkommt, iſt ganz ſcholaſtiſch — erſt Einwürfe und Gründe pro et contra, dann die Entſcheidung durch Autorität oder Vernunft.

Die Myſtiker.

Sie werden alſo genannt wegen der großen Annäherung ihrer, aus innerer Anſchauung oder höhern Offenbarung geſchöpften, Philoſophie zum Geheimnißvollen; ſie unterſcheiden ſich ſchon dadurch von den Scholaſtikern; dieſe waren wohl dunkel, ſpitzfindig, ſubtil, aber nicht myſtiſch.

Die Geſchichte der myſtiſchen Periode ſcheint zwar leichter abzuhandeln zu ſeyn, als die der ſcholaſtiſchen; allein alles, was von den Schwierigkeiten der Geſchichte der alexandriniſchen Periode geſagt worden, iſt hier faſt noch mehr der Fall. Durch die Verfolgungen, welche die Myſtiker ausſtehen mußten, ſind manche ihrer Werke verloren gegangen, oder doch ſehr ſelten geworden; auch läßt hauptſächlich, weil ſie keine Schule bildeten und ohne allen Zuſammenhang über ganz Europa verbreitet waren, dieſe Periode ſich weder von der vorhergehenden noch von der nachfolgenden hinlänglich unterſcheiden.

Eigentlich iſt auch für dieſe vierte Periode überhaupt ſehr wenig geſchehen. Brucker hat nur Bruchſtücke geſammelt und nicht aus den Originalquellen; Tiedemann iſt, wiewohl ſehr mangelhaft, doch noch der beſte und einzige, auch iſt Cramers Abhandlung über die ſcholaſtiſche Philoſophie als Anhang zu Boſſuets Univerſalgeſchichte intereſſant.

Schon aus dem frühern Mittelalter ſchreibt ſich neben der auf den Schulen allgemein herrſchenden Scholaſtik eine Kette von Myſtikern her, welche originelle, auf innere Anſchauungen und geheime Offenbarungen und Traditionen gegründete, immer ſich auf das Höchſte, das Göttliche beziehende, Meinungen vortrugen, und, ſobald der bisherige harte Druck und die Herrſchaft über den menſchlichen Geiſt nur einiger Maaßen gebrochen und die Freiheit wieder hergeſtellt war, plötzlich in großer Menge hervortraten, wie es im Occidente vorhin noch nicht geſchehen. Sie ſuchten nicht allein die Myſtik allgemein zu verbreiten, ſondern auch die Scholaſtik zu beſtreiten und die Philoſophie überhaupt zu reformiren; daher könnte man dieſe Epoche auch ſehr gut die reformatoriſche nennen, es war, wie früher geſagt, eine Epoche der Revolutionen, und hat hierdurch, ſo wie durch die Myſtik und vorzüglich das Wiederaufleben der Kabbalah Aehnlichkeit mit der alexandriniſchen.

Mit den Scholaſtikern ſind die Myſtiker blos inſofern gleich, als ihre Philoſophie eine intellectuelle iſt, verſchieden, inſofern ſie, wenn gleich mit der Religion, aber nicht mit der Orthodoxie übereinſtimmten. Sie ließen ſich nicht, wie die Scholaſtiker durch Autorität binden, ſondern ſetzten an deren Stelle die innere Anſchauung und Freiheit des an keinen Buchſtaben gebundenen Denkens. Auch in der Form waren ſie abſolut das Gegentheil der Scholaſtiker; lebendige, innere Anſchauung, die ſie als die höchſte Erkenntnißquelle den Abſtractionen und der Autorität der todten Scholaſtik entgegenſetzten, war mit der größten Bildlichkeit des Ausdrucks und mit einem weit größern, kühnern Schwung und Charakter in der Form überhaupt verbunden, als ſich irgend etwas bei den Scholaſtikern findet.

Die bei der griechiſchen Philoſophie angewandte Unterſcheidungsart nach den Gattungen der Philoſophie läßt ſich bei den Myſtikern eben ſo wenig wie bei den Scholaſtikern und Alexandrinnen ausüben. In der myſtiſchen Epoche herrſchten zwar auch nur gerade die drei höhern Arten der Philoſophie, aber gerade wie in der zweiten und dritten, in einem gar zu chaotiſchen, ſynkretiſtiſchen Zuſtande. Ja, mit dem Fortſchreiten der Philoſophie nahm in dieſen drei mittleren Epochen die Miſchung und Unreinheit der Syſteme wohl noch zu, ſo daß man in der letzten ſchwerlich noch eine Anſicht und ein Syſtem von ſolcher Beſtimmtheit, wie das Plotiniſche, auffinden dürfte, man möchte dann etwa den Giordano Bruno ausnehmen, der allerdings ein ſehr entſchiedenes Syſtem hatte, aber dennoch jenem nicht zu vergleichen iſt.

Was die Schwierigkeit, die Myſtiker nach den Gattungen der Philoſophie zu unterſcheiden, noch vermehrt, iſt die außerordentliche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit ihrer Anſichten. Man wird daher eine richtigere Ueberſicht erhalten, wenn man mehr auf den Charakter und die Form, als auf die Principien dieſer Philoſophie ſieht.

Demnach zerfällt nun dieſe Periode in Myſtiker — Polemiker — und Philologen.

Diejenigen Myſtiker, welche vorzüglich die Scholaſtik beſtritten, könnte man auch wohl Skeptiker nennen, indeſſen geht dies doch deswegen nicht an, weil ſie nicht, wie die Skeptiker der Alten, die Wahrheit ſelbſt, ſondern nur eine beſtimmte Philoſophie angriffen; ſie heißen alſo ſchicklicher Polemiker, — wenn ſie allgemein geltende Wahrheiten beſtritten, war es höchſtens nur eine unvermeidliche Nebenſache; die Skepſis war gar nicht ihr eigentlicher Zweck, ſie hatten nur den allgemeinen Zweck, auch die Schwäche des menſchlichen Verſtandes zu zeigen und daraus zu erweiſen, daß es keine andere Wahrheit und Gewißheit gebe als Offenbarung. Auf dieſe Weiſe waren ſie den eigentlichen Myſtikern ſehr günſtig, indem ſie nur auf einem andern Wege negativ zu demſelben Ziel führten, was die Myſtiker durch ihre poſitive Lehre bezweckten.

Bei dem allgemeinen Bekanntwerden der griechiſchen Literatur in dieſer Zeit fiel man, da nun einmal (wiewohl irrig) Ariſtoteles mit den Scholaſtikern für eins gehalten wurde, (und wohl noch aus andern erklärlichen Gründen) am begierigſten auf Plato; aber dieſe Bekanntſchaft mit einem alten Syſtem führte immer weiter auch auf andere. Weil nun der Kreis der philoſophirenden Vernunft ſo beträchtlich erweitert war, und der Verſuch der Myſtik, die platoniſche oder neuplatoniſche Philoſophie an die Stelle der ſcholaſtiſchen Philoſophie zu ſetzen, dem Charakter und der Denkart mancher Philoſophen nicht entſprach, ſo konnte es nicht fehlen, daß einige auf andere alte Syſteme verfielen, die ſie erneuerten und aus der Vergeſſenheit hervorzogen. So verſuchten ſie z. B. die alte materialiſtiſche und pantheiſtiſche Anſicht wiederherzuſtellen; dieſe ſind mit Recht Kritiker und Philologen zu nennen, da ſie mit dem Geſchäfte der Wiederherſtellung der alten Philoſophie Sprachkunde und Gelehrſamkeit verbanden.

Der ausgezeichnetſte unter dieſen war wohl Marſilius Ficinus, der blos das platoniſche und plotiniſche Syſtem wiederherſtellte und commentirte: doch im Ganzen kann man eigentlich alle Philoſophen dieſer Epoche philologiſche Philoſophen nennen, beſonders gilt es in einem hohen Grade von Picus, von Mirandula und Reuchlin, welche an der Spitze der eigentlichen Myſtiker ſtanden. —

Wir wiſſen, daß dieſe alle von der Kabbalah ausgingen, wenigſtens die erſten Principien derſelben annahmen und daraus die Bücher Moſis zu erklären ſuchten, in welchen ſie dieſe Philoſophie ſehr irrig zu finden glaubten, — woher ſie denn auch Moſaiker genannt werden. — Die Kabbalah iſt im weſentlichen nichts anders, als das orientaliſche Emanationsſyſtem; nur durch die Ausführung und Anwendung auf die Bücher Moſis und das alte Teſtament überhaupt verſchiedenartig modificirt. —

Für die Geſchichte der Speculation bietet daher die myſtiſche Philoſophie eben kein großes Intereſſe dar, indem ſie ja eigentlich von der alexandriniſchen gar nicht verſchieden iſt.

Indeſſen muß man doch immer geſtehen, daß das Emanationsſyſtem im Gegenſatz der dürren, todten, ſeelenloſen Scholaſtik ſpäterer Zeit weit fruchtbarer und lebendiger erſcheint; ſo wie denn überhaupt das freiere, lebendigere Weſen der platoniſch-plotiniſch-kabbaliſtiſchen Philoſophie der Myſtiker vor dem abſtracten, formloſen Dogmatismus der Scholaſtiker den Vorzug verdient; man braucht auch nur beide gegen einander zu vergleichen. Während wir bei den Myſtikern die größte Mannigfaltigkeit und jeden ſeinen eigenen Weg gehen ſehen, ſind ſich die Scholaſtiker, trotz ihrer vielen großen Streitigkeiten, im weſentlichen faſt alle gleich, wie natürlich, da bei einem blos abſtracten, überhaupt formloſen Syſtem alle Mannigfaltigkeit nothwendig wegfällt, alles durchaus einförmig wird.

Was die Kabbalah ſelbſt betrifft, ſo iſt zwar gewiß, daß eine philoſophiſche Lehre bei den Juden durch Tradition exiſtirte, die ſehr myſtiſch war, und die ſie unter dieſem Namen als eine geheime Philoſophie göttlichen Urſprungs und von dem höchſten Alterthum (von Erſchaffung der Welt her) zu beſitzen ſich rühmten.

Ueber das eigentliche Entſtehen dieſer Philoſophie iſt man aber noch gar nicht aufgeklärt; man weiß nicht, und es läßt ſich nicht entſcheiden, ob ſie, die von dem Geiſt des alten Teſtaments weit entfernt, durchaus viel künſtlicher und ſpitzfindiger iſt, ein eigenthümliches Product der Hebräer ſey, oder ob ihr Urſprung bis zu den Zeiten heraufſteige, wo die Juden mit den Perſern und Magiern in Verkehr ſtanden, oder ob ſie aus der griechiſch alexandriniſchen Philoſophie geſchöpft worden, oder endlich, ob ſie vielleicht gar aus allen dieſen drei Quellen zuſammen entſtanden ſey 1)? Genug, das Syſtem der Emanation iſt in dem ganzen Orient unter den verſchiedenſten Formen ſo allgemein verbreitet, daß man nicht annehmen kann, ein jeder, bei dem es ſich in einer eignen Geſtalt zeigt, habe es erfunden, ſondern man es viel natürlicher aus einer gemeinſchaftlichen Quelle herleiten muß; ſo viel ſcheint übrigens ausgemacht, daß die älteſten eigentlichen Kabbaliſten nicht älter, als aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſtus ſind.

Neben dem Mirandula und Reuchlin zeichnen ſich noch unter den Kabbaliſten und Myſtikern Cornelius Agrippa (aber auch als Skeptiker) und der Engländer Fludd aus, dieſer hat jedoch in ſeinem weſentlichen Prinzip nichts merkwürdiges und iſt wohl mehr in phyſikaliſcher Hinſicht bekannt.

Der bedeutendſte von dieſen allen iſt offenbar der ſpätere Jacob Böhme, dem man unter den Philoſophen dieſer Periode überhaupt wohl die erſte Stelle einräumen könnte. Seine Quelle war die h. Schrift, doch wurde er durch Paracelſus mit einigen Ideen des Emanationsſyſtems bekannt, wie ſie in den kabbaliſtiſchen Syſtemen vorgetragen wurden; es kann ſogar ſeyn, daß er die Schriften des Picus ſelbſt geleſen hat, überhaupt ſcheint er nicht ſo unwiſſend geweſen zu ſeyn, als man gewöhnlich glaubt, das meiſte hat er jedoch ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft durch innere Anſchauungen und Eingebung des Genius.

Er iſt ohne Zweifel der umfaſſendſte, reichhaltigſte und mannigfaltigſte von allen Myſtikern; er verbreitet ſich über alle Theile, die von andern nur einzeln bearbeitet oder ganz unberührt gelaſſen worden, er erklärt nicht allein, wie Picus von Mirandula, die Schrift allegoriſch, um den religiöſen Begriffen und Vorſtellungen eine höhere Bedeutung zu geben, ſondern er drang auch ſo tief in das Weſen der Phyſik, als Fludd und Paracelſus nur mochten, und brachte ein Syſtem, oder, wenn man ſo nicht ſagen will, eine vollſtändige Darſtellung der Principien der geſammten ſpeculativen Philoſophie zu Stande *). Sein Syſtem iſt eine weſentliche und zwar harmoniſche Vereinigung und Verſchmelzung der drei intellectuellen philoſophiſchen Anſichten. —

Inſofern er im allgemeinen ein Emanationsſyſtem verträgt, iſt er freilich Pantheiſt, inſofern er es aber ausführlicher entwickelt, und mit ſeiner Conſtruction der Natur in Verbindung ſetzt, iſt er, obwohl dem Anſchein nach Realiſt, doch zugleich im höchſten Grade ein Idealiſt. Er löſt nicht nur den Begriff der Materie und Körperlichkeit ganz auf und betrachtet den Körper als Wirkung geiſtiger Grundkräfte, als Allegorie und lebendigen Ausdruck der geiſtigen Natur, ſondern wir finden

---

*) So weit dies auf der excentriſchen Bahn des Philoſophirens außer der Kirche möglich iſt. W.

bei ihm auch faſt alle idealiſtiſchen Begriffe, Formen und Wendungen, welche aus der innern Anſchauung der Ichheit hervorgehen, kurz alle weſentlichen Grundlagen des ſubjectiven Idealismus, freilich nur zerſtreut, nicht in der Ordnung und in dem Zuſammenhange, wie in dem eigentlichen Syſteme des ſubjectiven Idealismus.

Wir finden eben ſo bei ihm die Prinzipien des objectiven Idealismus: ſeine Anſicht des Urweſens iſt die einer unaufhörlichen Thätigkeit, eines durchaus Beweglichen, nie Ruhenden und Beharrenden; er erklärte die Gottheit gerade zu als immer thätig, nie ruhend und beharrend. Ja, eigentlich iſt er mehr objectiver als ſubjectiver Idealiſt, zu jenen gehört er wenigſtens gar nicht, welche die Philoſophie auf die menſchliche, bedingte Ichheit beſchränken wollen, ſondern ſeine Philoſophie iſt offenbar Idealismus der unbedingten Ichheit; ſo könnte man ſie auch am kürzeſten charakteriſiren. Sie beruht nicht blos auf der eignen innern Kraft und auf einer künſtlichen Methode, ſondern lediglich auf höherer Anſchauung und Eingebung; deshalb ſteht Böhme auch den Myſtikern näher und wird zu ihnen gezählt. Dem Inhalt nach iſt ſeine Lehre Philoſophie der unbedingten Ichheit, der Form nach eine Philoſophie der Offenbarung; — und eben gerade in dem Elemente der Offenbarung beſtände ihr Vorzug vor der neuern Philoſophie, wenn dieſes Element nur nicht von ſubjectiven Lichtnebeln und Regenbogenkreiſen umgeben wäre, ſie zeigt uns aber dennoch, wie dem Menſchen, dem es mit chriſtlichem Ernſt um die Wahrheit zu thun iſt, blos ſich ſelbſt überlaſſen, ohne alle Anſtrengung und äußere Hülfsmittel, nur Gott und der guten Sache vertrauend, eine ungewöhnliche Erkenntniß gleichſam von ſelbſt zufällt; während wir bei andern neuern Philoſophen ſehen, welch hoher Grad von Wiſſen zwar ohne weitere Begeiſterung, blos durch die künſtliche Anſtrengung des Geiſtes allein aus eigner Kraft und Freiheit hervorgebracht werden kann, wie aber doch die Anſtrengung allein nicht immer hinreicht, da es viele Stellen giebt, wo der Mangel höherer Anſchauung ſich deutlich offenbart. — Doch haben wir an Böhme's Schülern auch wieder ein Beiſpiel, daß man ſo wenig, als man von der Anſtrengung allein etwas erwarten kann, eben ſo wenig ſich ohne alle Methode blos der Eingebung des Genius überlaſſen dürfe. Bei dieſer ſo durchaus religiöſen Geſtalt von Böhme's Lehre, da er ſich ſo ganz nicht allein in Styl und Sprache, ſondern auch ſelbſt im Inhalt an die h. Schrift anſchließt, bedarf es einer Rechtfertigung, daß wir ihn einen Philoſophen nennen, zumal er ſelbſt auch gar nicht als ſolcher auftrat; ſein erſtes Werk, Aurora, kündigt ſich durchaus als eine religiöſe Schrift gleichſam als eine neue Bibel, ein neues Evangelium, keineswegs als eine philoſophiſche Lehre an; wenn er freilich ſpäter eine wiſſenſchaftlichere Tendenz in ſeiner Philoſophie zeigt, das Product ſeiner Offenbarungen und Eingebungen ein Wiſſen von Gott nennt, ſo iſt es denn doch immer (wie alle ſeine Schriften) ein mehr religiöſes als philoſophiſches Werk, er ſieht es auch ſelbſt ſo an, ſpricht darin vollkommen als ein Begeiſterter, man möchte ſagen, als ein Religionsſtifter.

Indeſſen kann doch dieſes alles kein Grund ſeyn, Jakob Böhme'n nicht unter die Philoſophen zu rechnen, beſonders da ſein Beſtreben einzig auf Erkenntniß, blos auf das Innere, Geiſtige, keineswegs aber auf das Aeußere, auf wirkliche Stiftung einer Secte und kirchlichen Verfaſſung gerichtet war, ſo ſehr er auch hie und da in der Form mit einem Religionsſtifter Aehnlichkeit hat; — die höchſte Philoſophie kann nichts anders ſeyn als Wiſſenſchaft von der höchſten Realität d. h. von der Gottheit, ihrer Natur und ihren Verhältniſſen; — dieſe iſt aber eben Theoſophie und nicht ohne Bezug auf die Offenbarung möglich; in der höchſten Philoſophie iſt daher, als auf das Wiſſen deſſen gehend, was das eigentliche Weſen und der Grund aller Religionen ausmacht, nothwendig Religion und Philoſophie verbunden. Daß ſich dies nun auch in der Form und in der Sprache zeigt, folgt ganz natürlich. — Wenn die Erkenntnißquelle einer Philoſophie nicht die eigene, natürliche, künſtlich entwickelte Vernunft iſt, ſondern eine übernatürliche, höhere Offenbarung, ſo kann ſie auch nicht in der Form der natürlichen oder künſtlichen Vernunft erſcheinen, ſondern ſie muß mehr oder weniger den Charakter der durch Offenbarung Entſtandenen h. h. Bücher an ſich tragen, und inſofern würde denn endlich die ganze bibliſche und religiöſe Form des Böhme gar noch konſequenter und angemeſſener ſeyn, als die Form andrer ſich auf Offenbarung berufenden Philoſophen.

Deswegen können wir aber doch nicht läugnen, daß dieſe religiöſe Form eben Böhme's Lehre für den eigentlich philoſophiſchen Gebrauch ungeſchickt macht und verhindert, daß ſie keinen Einfluß auf die Philoſophie haben kann; ſie müßte dafür in die der Philoſophie eigne Form übertragen werden; (wenn es übrigens nicht noch eine Frage iſt, ob die Philoſophie eine eigne Form haben ſoll und haben kann) dann erſt könnte auch dieſe Lehre als Philoſophie vollſtändig beurtheilt werden. Genug aber, ſo viel läßt ſich ſagen, wenn auch Böhme's Form nicht mit der philoſophiſchen Lehrmethode übereinſtimmt, ſo iſt doch der Inhalt ſeiner Lehre eine erhabene Philoſophie und von ganz idealem Charakter, ſie iſt im hohen Sinne das, was er ſelbſt davon ausſagt: Wiſſenſchaft von Gott. Bei keinem andern Philoſophen der neuern Zeit finden wir ſo viel Aufſchlüſſe über die verſchiedenen Kräfte der Gottheit, über die inneren Verhältniſſe derſelben ſo viele Beſtrebungen, gleichſam ihr Werden, ihre Geſchichte, ihre mannigfaltigen Veränderungen und Verwandlungen darzulegen, als eben hier. Es iſt freilich darum nur noch ein Ringen um vollſtändige Gotteserkenntniß, indeſſen enthält ſie doch von allen Philoſophieen die meiſten Bruchſtücke und Mittel dazu, und ſtimmt, wie geſagt, ganz mit der Ideal-Philoſophie überein, denn Theoſophie kann nur mit Idealismus verbunden ſeyn; als welcher alles Körperliche aufhebt und keine andre Realität anerkennt als die des Bewußtſeins und des Geiſtes; wo dagegen der Geiſt nur als ein Product körperlicher Kräfte betrachtet wird, kann alle Wiſſenſchaft von ihm nur Phyſik ſeyn; — und ſo wie auf dieſe Art einerſeits Theoſophie nothwendig Idealismus iſt, ſo führt andrerſeits der Idealismus immer zur Theoſophie, als dem höchſten Princip des Geiſtes.

Daher nennen wir auch Böhme's Lehre mit Recht das größte, tiefſte, eigenthümlichſte, vortrefflichſte Werk des Idealismus; das Aelteſte und Neueſte, was in der wahren Philoſophie erdacht worden, das Speculativſte von Plato und von Fichte findet ſich unter andern Ausdrücken und Beziehungen in Böhme vereinigt; ſeine Theoſophie athmet chriſtlichen Geiſt; ſie entſtand aus dem Chriſtenthume, und ſchließt ſich ſo an die h. Schrift an, daß man ſie nicht nur blos als einen Commentar betrachtet, ſondern daß ſie ſogar als eine Fortſetzung derſelben angeſehen worden iſt. Dies Anſchlieſſen an das Chriſtenthum iſt um ſo wichtiger, als es wohl das meiſte zu der ſo durchaus idealiſtiſchen Anſicht des Böhme beigetragen hat; das Chriſtenthum iſt nämlich als auf die Oberherrſchaft des Geiſtes über den Körper und die Nichtigkeit der Sinnenwelt gegründet, eine ganz idealiſtiſche Religion und zeichnet ſich eben dadurch, daß es dies auf die vollkommenſte Weiſe lehrt und ausführt, von allen andern am meiſten aus.

Auch in der Anwendung des Idealismus auf die Natur und in der tiefen Beziehung des menſchlichen Gemüths auf dieſelbe hat Böhme Dinge geahndet und errathen, worauf man in unſern Zeiten durch den Weg der Erfahrung nur zum Theil gekommen iſt. Aber noch viel merkwürdiger und charakteriſtiſcher iſt die Annäherung ſeiner Philoſophie zur Poeſie. Die wahre Philoſophie ſtreitet zwar nie mit der wahren Poeſie, ſie äußert ſich nur auf eine verſchiedene Art. Indeſſen finden wir doch bei den größten Philoſophen, auch ſolchen, denen wir den Namen Idealiſten nicht abſprechen können, wenn es darauf ankommt, ihre Meinung darzuſtellen, zu beſtimmen und anzuwenden, in der Wahl der Ausdrücke und Bilder immer mehr oder weniger eine gerade Entgegenſetzung, ja oft ſogar entſchiedene Feindſchaft der Philoſophie gegen die Poeſie; — Beiſpiele ſind Plato und Fichte; — aber Böhme ſchloß ſich durchgängig ganz an die poetiſche Anſicht an; keine andre Philoſophie kommt ihm darin gleich, keine iſt ſo reich an Allegorie und ſinnbildlicher Bedeutung. Plato war nicht einmal im Stande, die griechiſchen Gottheiten und die Mythologie ſo edel und tiefſinnig anzuſehen, als wir jetzt (es vermögen); noch viel weniger ſie ſo tief zu deuten, wie J. Böhme das Sinnbildliche des Chriſtenthums gedeutet hat, welches denn aber freilich auch wegen ſeiner idealiſtiſchen Tendenz eine höhere Deutung geſtattet; eben durch dieſe ſinnreichen, zum Theil vortrefflichen Erklärungen der chriſtlichen Symbole und Allegorien verdient Böhme den Vorzug vor Plato, er iſt ein vollkommenerer Idealiſt, ſo zu ſagen, ein größerer Deuter, der mehr als alle andre Dichter und Autoren die ſchönſten, bedeutendſten Allegorien enthält; er beſaß in hohem Grade die Empfänglichkeit für Anwehungen eines höhern Geiſtes z).

In Kurzem läßt ſich die Philoſophie des Böhme am beſten alſo charakteriſiren: die Form derſelben iſt religiös, der Inhalt philoſophiſch, der Geiſt poetiſch. —

Wir gehen jetzt über zu der Betrachtung der beiden andern Klaſſen von Philoſophie in dieſer Epoche. — — Marſilius Ficinus, von dem wir überhaupt dieſe Periode rechnen bis zum Descartes, ſteht an der Spitze der Philologen; er bemühte ſich, wie geſagt, blos den Plato und Plotin zu ediren und zu commentiren; ihm folgten in Italien aber auch in Deutſchland bald eine große Anzahl; und nicht allein die vortrefflichſten Anſichten ſondern auch die Verirrungen, ja die verwerflichſten Syſteme der Alten fanden ihre Wiederherſteller, ein auffallender Beweis der Wiedererhaltung der Freiheit im Denken. — Gaſſendi erneuerte das epikuräiſche, Lipſius das ſtoiſche Syſtem. Am merkwürdigſten von allen iſt aber wohl Giordano Bruno, der das eleatiſche Syſtem wiederherſtellte, und auch viel eigenthümliches hatte. Das wenige, was wir von dieſem unglücklichen Manne wiſſen, reicht nur hin, uns zu überzeugen, daß er, wie Spinoza, ein durchaus ſtrenger Pantheiſt war, nicht aber ſeine eigentliche Anſicht und Conſtruction des Pantheismus daraus zu beurtheilen; eine große Schwierigkeit hierbei iſt, daß man alle ſeine Schriften vollſtändig zuſammen haben muß, weil er, wie es ſcheint, mehrere frühere Behauptungen ſpäterhin zurückgenommen hat, ſein Pantheismus ſich am Ende erſt in der ganzen Strenge entwickelt und vollkommen ausgebildet hat. Trotz dieſer abſolut-pantheiſtiſchen Denkart, wodurch er mit der Religion in den größten Widerſpruch gerieth, hatte er doch einen ſtarken Hang zum Myſticismus, in Hinſicht der Aſtrologie und Magie, und muß inſofern auch zu den Myſtikern gezählt werden; doch ſteht er hier ganz allein, da ſeine Myſtik nicht religiöſer, ſondern mehr phyſikaliſcher Art iſt.

Er war, um ihn kurz zu charakteriſiren, wahrſcheinlich auf eine eigne Weiſe ein abſoluter Pantheiſt mit großer Hinneigung zum phyſikaliſchen und materialiſtiſchen Myſticismus. — Seine Ideen über Aſtrologie und Magie ſind meiſt ſehr dunkel.

Die Polemiker ſind auch einzeln ſehr intereſſant und merkwürdig: faſt alle Nationen haben deren aufzuweiſen; ſo war bei den Franzoſen vorzüglich P. Bayle, bei den Spaniern Sanchez, bei den deutſchen Agrikola. Bei allen, ſelbſt bei den ſpäteſten, iſt ein geheimer Hang zum Myſticismus ſichtbar; — ſo ſcheint ſich Bayle, wenn er es auch nicht geradezu bekannt hat, durchaus zu dem Myſticismus der Manichäer zu neigen. — Während man eines theils in dieſer Epoche die Offenbarung und ihre Erklärung, ſo wie die philoſophiſche Autorität auf die älteſten, ächten Quellen zurückzuführen ſuchte, fing andrerſeits die Vernunft an, ſich ſelbſt zu beſtreiten und zu prüfen, indem der Mißbrauch, den ſie in der Zeit der ſcholaſtiſchen Abſtractionen zugelaſſen, Zweifel gegen ſie erregte, und leicht darauf führen konnte, die Vernunft ſelbſt nicht nur für ein ſehr gebrechliches, ſondern auch ſchädliches Werkzeug zu halten; darin ſind die freiſten ſowohl, wie die frömmſten, Bayle wie Huet einig. Die Vernunft beſtritt ſich ſelbſt, und zeigte aus der Schwäche des menſchlichen Geiſtes ſelbſt die Nothwendigkeit der Offenbarung. Dies doppelte Beſtreben, alle Autorität, den Glauben ſowohl als die Vernunft zu beſtreiten, die Philoſophie ſowohl als die Religion durch Zurückführung zu ihren erſten Erfindern und älteſten Quellen zu reinigen und wiederherzuſtellen, — kurz ſich ſelbſt zu reformiren, war in dieſer ganzen Epoche herrſchend.

Dahin zweckte die Polemik gegen die Scholaſtik und die Religion, die Bekanntmachung der Kabbalah, als der wahren

Auslegung des A. T., und der platoniſch-plotiniſchen Philoſophie als dienlich, die ariſtoteliſche zu verdrängen.

Die Philoſophen dieſer Zeit, welche die Scholaſtik in Schutz nahmen und zu retten ſuchten — alſo noch zu den Scholaſtikern gehören und die Reihe derſelben beſchließen, könnte man füglich Dogmatiker nennen. Nicht als Gegenſatz einer poſitiven Philoſophie überhaupt gegen den Skepticismus, ſondern der abſtracten, ſyſtematiſchen, orthodoxeren Philoſophie gegen das freiere Denken der Myſtiker, Polemiker und Philologen.

Suarez, ein Spanier, war ein ſolcher Dogmatiker, und wird unter ihnen ſehr gerühmt; er ſuchte das Ganze der ſcholaſtiſchen Philoſophie zu umfaſſen, in ein zuſammenhängendes Syſtem zu bringen und ſie ſo in ihrem ganzen Umfange zu retten. Dies war aber ein durchaus irriges Beſtreben, welches nicht gelingen konnte, da die ſcholaſtiſche Philoſophie aus ſo heterogenen und widerſprechenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war. Ueberhaupt iſt Suarez, ſo vortrefflich er in ſeiner Art ſeyn mag, doch immer nur ein Abſchreiber und Compilator, gehört alſo eigentlich gar nicht zur Geſchichte der Philoſophie ſelbſt.

In Rückſicht der Benennung Dogmatiker, wollen wir hier vorläufig noch bemerken, daß man, da dieſer Name nun einmal in der philoſophiſchen Sprache aufgenommen, ihn mehreren der ſpätern Philoſophen beilegen könne; — inſofern ſie vieles aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie entlehnten, und ein ſtrenges wiſſenſchaftliches Syſtem aufſtellten, wie Descartes, Spinoza, Wolf ꝛc. ꝛc. — überhaupt iſt die Benennung in dem Sinne, wo die abſtracte Philoſophie dem freiern, bildlichern Philoſophiren entgegengeſetzt wird, ſehr paſſend, und daher Wolf im höchſten Grad ein Dogmatiker, Leibnitz aber gar nicht; nimmt man Dogmatik blos als dem Skepticismus entgegengeſetzt, wo denn jedes poſitive Syſtem dogmatiſch genannt werden müßte, ſo läßt ſich gar nichts beſtimmtes dabei denken.

Ueberſehen wir hier beim Schluſſe noch einmal die ganze vierte Epoche, ſo finden wir, daß die Philoſophie derſelben durchaus nur ein bloßes Streben geblieben. Die Urſachen davon ſind einestheils, weil die Philoſophen dieſer Zeit vereinzelt und zerſtreut lebten und von der andern, alten orthodoxen Syſtemen anhängenden, Menge verfolgt wurden, andrerſeits, weil die beſſern unter ihnen herausgingen aus dem Gebiete der Philoſophie und ſich mehr an die Religion und Theologie anſchloſſen, daher keinen großen Einfluß mehr auf die Philoſophie haben konnten.

Wegen dem gleichen Anfangspunkt, nämlich Begeiſterung gegen die noch immer nicht genug unterdrückte Scholaſtik und überhaupt Auflehnung der Vernunft gegen die Autorität, wird die vierte und fünfte Epoche meiſt in Eins geworfen, da ſich doch die vierte Epoche durch das doppelte Verhältniß des philoſophiſchen Strebens zu der erſten und letzten Erkenntnißquelle — als auf Aufſuchung und Prüfung der Offenbarung und des Glaubens durch die Vernunft, und als Prüfung und Beſtreitung der Vernunft durch ſich ſelbſt, und Hinweiſung auf die Nothwendigkeit der Offenbarung, — kurz durch einen allgemeinen Hang zum Myſticismus und mit dieſem zum Skepticismus — von der dritten ſowohl als fünften Periode ganz deutlich unterſcheidet. Man könnte wohl ſagen, der Geiſt der Prüfung war in der vierten Periode ſo allgemein als die Neigung zum Myſticismus, die wir auch bei den abſoluteſten Polemikern und ſelbſt irreligiöſen Philoſophen dieſer Zeit entdeckt haben. Nicht allein die orthodoxe ſcholaſtiſche Philoſophie, ſondern auch jede andere auftretende Philoſophie wurde geprüft, und durchaus zeichnet ſich dieſe Polemik aus durch ihren Zweck, auf den Glauben hinzuführen. — Ganz anders iſt der Charakter der fünften Periode, der modernen Philoſophie, von Descartes bis auf unſere Zeit.

So wie die vierte die Periode der Prüfung des Glaubens durch die Vernunft, und der Vernunft durch ſich ſelbſt, ſo iſt die fünfte Periode einestheils die der künſtlichen Ausbildung und Methode ſuchenden, anderntheils der auf den niedrigſten Grad herabgeſunkenen Vernunft. Descartes — Locke — und Kant ſind diejenigen, welche dieſe Periode eigentlich conſtituirt haben. Die Philoſophie dieſer Zeit hat freilich wenig eigenthümliches, iſt meiſtens aus der griechiſchen und ſcholaſtiſchen entlehnt, und auch das Synkretiſtiſche der vorhergehenden iſt immer noch auf ſie übergegangen; am meiſten zeigt es ſich gerade an den drei Stiftern. Indeſſen iſt doch in den ſpätern Zeiten beſonders hier manches bedeutende Neue entſtanden und zeichnen ſich doch die neuern Philoſophen durch eine größere, entſchiedenere Conſequenz eigenthümlich aus, als welche aus der größern Freiheit und dem dieſer Zeit eignen Streben nach Methode entſprang; daher kann man auch hier ſchon die Syſteme mehr nach den Arten der Philoſophie unterſcheiden.

Im Grunde genommen iſt aber eigentlich dieſe Periode uns noch zu nahe, wir ſind zum Theil noch zu ſehr darin befangen, als daß ſie für uns Gegenſtand der Geſchichte ſeyn könnte. Im Zuſammenhang iſt die Geſchichte derſelben eigentlich auch noch nicht aufgeſtellt worden, obwohl Quellen und einzelne intereſſante Materialien, auch mehrere merkwürdige Anſichten von Kant, Jacobi ꝛc. genug vorhanden ſind.

Das dieſer Periode eigenthümliche Streben nach einer, die Philoſophie vor Irrthümern ſichernden, Vernunftkunſt zeigt ſich vorzüglich in den drei Hauptſtiftern; — ferner gilt von ihnen weniger das Verdienſt des Tiefſinns und der Conſequenz als das der Fülle und Erfindſamkeit, ſo wie ſie drittens auch von allen Philoſophen dieſer Epoche am meiſten ſynkretiſtiſch waren.

Descartes hat ein ganz ſonderbares Gemiſch von Philoſophie, eine ganz heterogene Zuſammenſetzung von ſkeptiſchen, pantheiſtiſchen, materialiſtiſchen und empiriſtiſchen Ideen, ſo daß es zu wundern iſt, wie man ihm wirklich ein eignes Syſtem zuſchreiben konnte. —

Er fing ſkeptiſch an, ſuchte alle alte Philoſophie zu annihiliren, dann nach Ableugnung aller Vorurtheile ſich der wahren Methode zu verſichern und ein eignes neues Syſtem aufzuſtellen.

Das Speculativſte in ſeinem Syſtem iſt dennoch blos fortgebauet auf die Scholaſtiker. Es beſteht vorzüglich in dem von Anſelm entliehenen Begriffe der Gottheit aus der Nothwendigkeit eines vollkommenſten Weſens. Dieſer Begriff iſt, wenn auch nicht pantheiſtiſch, doch nur einen Schritt davon entfernt, und es war unvermeidlich, daß ein conſequenter Denker, wie Spinoza, nachher dieſen Schritt wirklich that; denn ein negativer Begriff der Gottheit muß, wenn er nur conſequent ausgeführt wird, immerhin pantheiſtiſch werden.

Descartes Naturphiloſophie iſt wohl ſeine eigne Erfindung, neigt ſich aber, weil ſie im höchſten Grade mechaniſch iſt, durchaus zum Materialismus. Mit Hinwegräumung des Organiſchen werden auch alle geiſtigen Kräfte aus der Natur verbannt; was kann alſo mehr materialiſtiſch, mehr Geiſt- und Leben tödtend ſeyn, als wenn man, wie die Alten aus Atomen, alles aus Wirbeln und mathematiſchen Figuren herleitet.

Dann hat endlich auch Descartes durch die gänzliche Verwerfung der Scholaſtik, hauptſächlich aber durch ſeine abſolute Trennung des Geiſtes und der Materie, des Körpers und der Seele den Grund zu dem folgenden Empirismus gelegt. Man ſieht leicht ein, daß dieſer Dualismus der ſchwierigſte Punkt ſeiner ganzen Philoſophie iſt, da durch ſeine Erklärung des Geiſtes als des Einfachen und der Materie als des Zuſammengeſetzten der Gegenſatz beider ſo abſolut iſt, daß ſich nicht denken läßt, wie ſie aufeinander wirken und miteinander in Verbindung ſtehen können, und Descartes ſelbſt ſowohl als alle ſeine Schüler, welche dies als Prämiſſen angenommen, zu den wunderlichſten und complicirteſten Hypotheſen haben ſchreiten müſſen, um es einigermaaßen zu erklären.

Eben ſo einleuchtend iſt es, wie der Empirismus aus ſolch einem Princip entſtehen kann. Bei einer totalen Verſchiedenheit zwiſchen Geiſt und Materie muß das gemeinſchaftliche Product beider, die Vorſtellung, entweder ganz aus dem einen, oder ganz aus dem andern erklärt werden; die Vorſtellung iſt entweder eine Wirkung des Körpers, eine Sammlung verſchiedener Körper, und blos das Zuſammenfaſſen, die Form iſt dabei dem Geiſte eigen, oder die Vorſtellung iſt mit dem Körper ſelbſt durchaus eine Hervorbringung des Geiſtes. Im erſten Falle iſt der Geiſt blos eine Wirkung körperlicher Modificationen, im andern gibt es keine Materie nach der gewöhnlichen Bedeutung, als etwas ganz außer dem Geiſte exiſtirendes, ſondern durchaus eine eigne Abſonderung des Geiſtes aus ſich ſelbſt; an eine urſprüngliche Einheit und Verwandſchaft iſt gar nicht zu denken. —

Descartes ſchlug nun, ungeachtet er freilich noch die angebornen Begriffe ſtehen ließ, den erſtern, empiriſchen Weg ein, und leitete die menſchlichen Vorſtellungen, ſo wie er auch in ſeiner Naturphiloſophie alles aus mechaniſchen Urſachen zu erklären ſuchte, aus materiellen Eindrücken her. Wahr ſey die Vorſtellung, behauptete er, die durchaus klar ſey, welches alſo näher dahin beſtimmt werden könnte: der Anſchauung gebühre der Vorzug vor dem Denken, hier ſey die Quelle der Erkenntniß zu ſuchen, nicht im Denken, wenigſtens reicht bei ihm ſelbſt die Bedeutung ſeines berühmten Ausgangspunktes: „Ich denke, alſo bin ich" — nicht über das empiriſche Bewußtſeyn hinaus. Es wird als Thatſache von der Anſchauung vorgefunden*).

Daß man nach Descartes Erklärung der Vorſtellungen, deſſen Trennung des Geiſtes und der Materie bis auf unſere Zeit der intereſſanteſte Punkt der Philoſophie geblieben, mit wenigen Ausnahmen überhaupt den erſten angegebenen Weg verſuchte, und ſo ganz in den materialiſtiſchen Empiricismus gerieth, iſt ſehr natürlich, da es wirklich die herrſchende, gemeine Denkart iſt, daß unſre Vorſtellungen nicht eigne Hervorbringungen, ſondern Wirkungen, Eindrücke äußerer von uns unabhängigen Körper ſeyen, mit deren eigentlichem Weſen wir gar nicht einmal bekannt werden können; dies und die damals ſchon große Erſchlaffung des Geiſtes und der Sitten, die immer mehr zunahm, waren die Urſachen dieſer immer weiter um ſich greifenden empiriſtiſchen Denkart. Wegen dieſer Geiſteserſchlaffung konnten eben auch die Myſtiker nicht allgemein herrſchend werden, und nur einzelne Individuen ihrer beſſern Denkart anhängen. Doch die empiriſtiſche Tendenz läßt ſich auch noch aus der Geſchichte der Philoſophie ſelbſt erklären. Die Polemiker hatten die eigne ſowohl, als die auf fremde Autorität ſich grünbeide Vernunft ſo ſehr beſtritten, und dadurch das Gebäude der Philoſophie ſo gewaltig erſchüttert, daß man wohl ſagen kann, die Vernunft hatte ſich durch fortgeſetzte Selbſtprüfung und Selbſtbeſtreitung – ſelbſt vernichtet, alſo, daß nichts übrig blieb, als ſich der Erfahrung in die Arme zu werfen.

---

*) Eine ausführlichere Betrachtung des Descartes. S. in des Verfaſſers Werken, 2ten Theil (der Litteraturgeſchichte 2. Bd.) S. 1[illegible].

Doch dies weiter zu verfolgen, dazu wird ſich erſt ſpäter der Ort finden; wir kehren jetzt zu Descartes und ſeinen Schülern zurück.

Descartes war, ſoviel Tadel auch ſeine meiſten Principien verdienen, doch immer ein ſehr ſcharfſinniger Geiſt; ſeinen großen Einfluß hat er durch die Entſchiedenheit, womit er ſich geäußert, und durch die Fülle ſeiner Ideen erhalten, auch hat das Heterogene ſeiner Philoſophie ſelbſt viel dazu beigetragen. Ein ſtreng und conſequent durchgeführtes Syſtem iſt, wenn man es einmal verſtanden, nicht mehr ein ſo ſtarkes Incitament zum Denken, als eine Philoſophie, die jedoch bei einiger Originalität und Mannichfaltigkeit von Ideen aus heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Hier gibt es immer Mängel und Schwierigkeiten, die den Verſtand beſchäftigen und ſtets zum Nachdenken anregen; daher hatte auch Descartes ſo mannichfaltige Schüler, als ſich nach Spinoza wohl ſchwerlich würden gebildet haben, wann dieſer an der Spitze geſtanden hätte. Es iſt merkwürdig hierbei, daß aus Descartes Schule viel bedeutendere Philoſophen hervorgegangen ſind, als er ſelbſt, wie da ſind: Malebranche, Spinoza und Leibnitz. Es war dies aber der Fall bei allen dreien Stiftern der modernen Periode; ſo wie ſie alle drei am meiſten ſynkretiſtiſch waren, ſo wurden ſie auch alle drei von ihren Schülern weit übertroffen, wie Descartes von Malebranche und Spinoza, ſo Locke von Rouſſeau, und Kant von Fichte.

Malebranche ſchließt ſich an Auguſtin und die Alexandriner, die Plato zunächſt ſind, inſofern alſo auch an Plato ſelbſt an; er iſt durchaus intellectueller Philoſoph. Aber, ungeachtet er die Exiſtenz des Körpers zweifelhaft zu finden ſcheint, iſt er doch mehr Dualiſt, als Leibnitz, ſchließt ſich durch Auguſtin und Plato mehr an den Dualismus an. Die

Schwierigkeit des Descartes über die Vorſtellungen löſt er durch die Behauptung, wir ſähen alle Dinge in Gott, die Einwirkung der Dinge auf das Gemüth, die an und für ſich unmöglich wären, werde durch ein beſtändiges Wunder Gottes hervorgebracht. Dies iſt freilich eine ſehr gewaltſame Erklärung — und — wir könnten ja alles in Gott ſehen, ohne daß wir dazu Körper vorauszuſetzen brauchten. Doch Malebranche ſcheint ſeine Hypotheſe eben aus Furcht vor dem Pantheismus erfunden zu haben, eben um nicht zu ſagen, wir werden durchaus nichts gewahr, als Modificationen der Gottheit, und wir müſſen alle Dinge als Modificationen der Gottheit anſehen.

Als Selbſtdenker ſteht Malebranche auf keiner niedern Stufe, und in Rückſicht ſeiner Annäherung zur Philoſophie der Offenbarung mit großem Streben nach ideeller Vollkommenheit und ſpeculativer Methode verdient er allerdings Aufmerkſamkeit, denn es iſt doch immer ein merkwürdiges Beiſpiel, wie in jener Zeit und aus der carteſiſchen Philoſophie ein Mann hervorging, der zu der alten Philoſophie und zur Offenbarung zurückführte.

Neue Erfindungen in der Philoſophie nach der ſpeculativen und ideellen Vollkommenheit, welche auf die chriſtliche Lehre angewandt, ſeit Plato her ſo ſehr ausgebildet werden, würden äußerſt ſchwer ſeyn, und ſind daher hier gar nicht zu erwarten. —

Spinoza, der zweite Schüler des Descartes, war ein entſchiedener Realiſt; daß ſeine Philoſophie aus dem carteſiſchen Syſtem ihren Urſprung nahm, läßt ſich leicht zeigen; doch gibt es dafür noch eine andere Quelle, die Kabbalah; dieſe ſtudierte Spinoza ſehr fleißig und in ſeiner Grunddenkart finden ſich auch deutliche Spuren davon. Er entkleidete ſie freilich vom Myſticismus, verwarf die Emanation der ſieben Geiſter ꝛc.; aber das ihr zu Grund liegende Princip des Pantheismus: eines Einen, alleinigen, mithin ſchlechthin unbedingt nothwendigen, alſo auch ewigen, unveränderlichen Weſens nahm er an. Er beginnt ſein Syſtem mit der unmittelbaren Gewißheit der unendlichen, allvollkommenen, und deswegen einzigen Subſtanz. Wenn dies zwar kein völlig richtiger Begriff der Gottheit iſt, ſo iſt es doch immer nur ein negativer Begriff und kann nichts Poſitives, ſondern nur eine negative, ſpeculative Theologie daraus abgeleitet werden; es bleibt daher, um die Mannichfaltigkeit und das Leben daraus abzuleiten, kein anderes Mittel übrig, als jenen Begriff durch Wendung, Täuſchung, Verſtellung und Umdrehung ſcheinbar poſitiv zu machen. Spinoza ſucht ihn durch die Behauptung poſitiv zu erklären, daß aus der unendlichen Subſtanz auf unendlich-mannichfaltige Weiſe unendlich vieles erfolgen müſſe; nach Spinoza haben alle einzelnen Dinge keine Realität an und für ſich, ſondern ſind nur Beſchaffenheiten, oder beſſer Modificationen, Folgerungen der einzigen, höchſten Realität, alle Dinge ſind nur in Gott. Sämmtliche Folgerungen aus dem erſten Princip theilt er in bleibende und wechſelnde, dieſe heißt er Modos oder Modificationen, jene Attribute. Demnach müßte nun eigentlich Spinoza der Gottheit unendlich viele Attribute und dieſen wieder unendlich viele Modificationen beilegen; er legt ihr aber nur zwei Attribute bei, warum nur zwei, warum eine beſtimmte Zahl überhaupt? Dies ſieht man nicht ein. In der Erklärung der beiden Attribute als Ausdehnung und Vorſtellung (Gedanken) folgt er Descartes Terminologie; nur trennt er nicht, wie dieſer, beides als total verſchieden; ihm iſt Geiſt und Körper Eins, nur von verſchiedenen Seiten betrachtet. Beide Attribute laufen immer ganz parallel nebeneinander fort, ſo daß in denſelben Unendlichen Modificationen ſind, von denen jeder in dem andern Attribute eine entſpricht, mit der ſie eigentlich einerlei und durchaus gleich iſt. — Dieſe Anſicht, daß Aeußeres und Inneres Seyn und Bewußtſeyn ſich völlig entſprechen, iſt zwar in vielem dem gemeinen Menſchenſinne angemeſſen; die Schwierigkeit iſt indeſſen doch dadurch nicht aufgelöſt. Warum ſind ſich denn die beiden Attribute ſo durchgängig parallel? Spinoza hat dieſen Parallelismus gar nicht erklärt und bewieſen, ſondern abſolut behauptet. Man könnte zwar ſagen, daß gemäß ſeinem Begriff der Unendlichkeit die Attribute harmoniren müſſen, weil ſie als Attribute der Gottheit durch die Einheit des göttlichen Weſens auch nothwendig Eins ſeyn müſſen; doch brauchte dieſe Einheit nicht von ſo ſpecieller Art zu ſeyn, es brauchten nicht ſo durchgängig alle Modificationen bis zu den Modificationen der Modificationen mit einander zu correſpondiren. —

Spinoza hat in ſeinem Syſtem die mathematiſche Methode angewandt, die Descartes ſchon in der Phyſik verſucht hatte, und durch dieſe ſtrenge Form erſcheint das ſpinoziſtiſche Syſtem ſehr impoſant. Die mathematiſche Form hat auch wirklich viel Vorzügliches und wurde als muſterhaft mit Recht der Philoſophie zur Beachtung angeprieſen, indem die Mathematik gerade die Wiſſenſchaft iſt, die die größte Beſtimmtheit und Klarheit hat, woran die Philoſophie immer noch leidet. Jedoch zeigt uns eben Spinoza, daß ſie in der Philoſophie doch nur von einem beſchränkten Gebrauch ſeyn könne, allenfalls nur für einen Theil der angewandten Philoſophie paſſe, wenigſtens zur Begründung der erſten Principien gar nicht tauge; denn während keiner die mathematiſche Methode ſo ſtreng und in ſolcher Vollkommenheit ausübte wie er, finden wir doch, daß ſeine Behauptungen durchaus ganz loſe und unbewieſen zuſammenhängen. Er conſtruirte ſeinen Begriff der Gottheit nicht, ſondern ſetzte ihn ganz willkürlich zuſammen, und inſofern ſteht er gegen Plotin und die alten griechiſchen Realiſten, die Pythagoräer, ſo wenig wir auch von ihnen wiſſen, zurück. Plotin verſuchte doch noch eine poſitive Conſtruction des Begriffs der Gottheit durch die Lehre der Dreieinheit, welches viel philoſophiſcher und doch eine genetiſche Entwicklung iſt; — das ſchlechthin Erſte und Eine iſt freilich unbegreiflich — das Ganze der Gottheit — die fernere Conſtruction von dem Einen und Erſten aus iſt aber begreiflich. Wenn der Pantheismus zu einem poſitiven Syſtem ausgebildet werden ſoll, ſo muß ſtatt der leeren Unendlichkeit und negativen Einheit nothwendig eine Conſtruction des Begriffs des Unendlichen oder der Gottheit geſetzt werden. Dies iſt aber, wie geſagt, bei Spinoza nicht der Fall. Er hat aus ſeinem erſten Princip nur analytiſch gefolgert, gar nicht den Begriff der Gottheit conſtruirt. Hätte er, wie es aus ſeinem Begriffe des Unendlichen folgt, den Satz aufgeſtellt, der Gottheit kommen unendlich viele Attribute und dieſen unendlich viele Modificationen zu, ſo würde er ſich in eine Conſtruction der Unendlichkeit verloren haben; da er ihr aber nur zwei Attribute beilegte, ſo hätte er daraus wohl den Begriff der Gottheit müſſen conſtruiren können, wenn er z. B. ein thätiges und leidendes Attribut, oder die beiden Attribute als thätig, die Gottheit als leidend, oder die beiden Attribute als urſprüngliche Attribute der Materie, als das Leidende, die Gottheit als das, was ſie forme und bilde, angenommen hätte; ſeine Anſicht würde dann gewiß viel fruchtbarer geweſen ſeyn. — Daß er dies nicht gethan, iſt nicht zu verwundern, da bei ihm der Begriff der Subſtanz das Uebergewicht hat, und er den Begriff der Thätigkeit ſo tief darunter herabgeſetzt; er hätte natürlicher alle Thätigkeit, wie Parmenides, ſchlechthin leugnen, die vollendete Beharrlichkeit annehmen, und der Gottheit auch nur unveränderliche Beſchaffenheiten, nur Attribute beilegen, nicht aber die ganze Natur aus Modificationen erklären ſollen, deren Weſen und Geſetze er wieder aus den Attributen herleitet.

Ueberſehen wir hier noch einmal die verſchiedenen Mängel der Philoſophie des Spinoza; ſo iſt ſchon ſein erſter Begriff ſchwankend, ſo daß man zuerſt nicht weiß, ob er ganz negativ oder poſitiv iſt; dem poſitiven Begriffe widerſprechen die zwei Attribute, da aus Spinoza's Begriff des Unendlichen folgt, daß es unendlich viele Attribute haben müßte; warum eine beſtimmte Zahl, warum nur zwei, iſt nirgend erwieſen. Spinoza könnte freilich antworten, es gäbe zwar unendlich viele Attribute, aber der Menſch könne nur die zwei erkennen, doch dies geht nicht an, da er behauptet, der Menſch auf der höchſten Stufe der Philoſophie könne einen richtigen Begriff von der Gottheit haben, denn ſomit müßte der Philoſoph wenigſtens eine dunkle Ahndung jener andern Attribute haben, was aber zu einer gränzenloſen, unendlichen Schwärmerei führen würde. —

Ein anderer Fehler iſt der Parallellismus der zwei Attribute, es muß freilich eine harmoniſche Einheit und Uebereinſtimmung zwiſchen beiden Attributen ſtatt ſinden, allein nicht in der künſtlichen Ausdehnung, daß jeder Modification in dem einen auch wieder eine in dem andern Attribute entſprechen müſſe. Dieſer Parallelismus widerſpricht durchaus dem ſpinoziſtiſchen Syſtem.

Als den letzten Fehler haben wir endlich bemerkt, daß er die Thätigkeit zu gering und untergeordnet nahm, nicht lieber ſie ganz verwarf und alles als unveränderlich, beharrlich anſah.

Doch trotz dieſem ſtrengen Tadel in Rückſicht der erſten Principien hat ſein Syſtem wenigſtens negativer Weiſe eine hohe Wichtigkeit, nicht nur wegen der ethiſchen Conſequenz des Mannes ſelber, die ſich beſonders in ſeiner Moral zeigt, deren Vorzug darin beſteht, daß ſie, wenn gleich keine objective, gewiſſe, dennoch eine ſpeculativ ausgedrückte ſubjective, wie nur ein ſtreng moraliſch-geſinnter Menſch ſie geben kann, und daß ſie in der höchſten Klarheit und Vollendung vorgetragen iſt, aber nicht nur deswegen, ſondern auch wegen der relativ größten Conſequenz dieſer Philophie überhaupt, die man ſich auch für die poſitive Seite wohl bemerken ſoll. — Sie iſt, ungeachtet der wiſſenſchaftlichen Mängel, ganz aus Einem Stück; von einem durchaus harmoniſchen Zuſammenhang, wie dies nur bei einem Kunſtwerk der Fall iſt, und verdient inſofern vor dem alexandriniſch-realiſtiſchen Syſteme den Vorzug. Plotin hat freilich in ſeiner Lehre von der Dreieinheit eine Conſtruction der Gottheit verſucht, und gibt dem Begriff der Thätigkeit, woraus in der Philoſophie alles Leben quillt, den Vorzug; aber ſeine Philoſophie enthält doch zu viel heterogenes, was ſich mit ſeinem Grundprincip des Realismus unmöglich vertragen kann. Auch in Rückſicht der Form ſteht Plotin hinter Spinoza zurück; es fehlt ihm gar zu ſehr die eigentliche philoſophiſche Methode, er iſt unzuſammenhängend, dunkel; bei Spinoza hingegen ſehen wir die höchſte Klarheit, Kürze und Präciſion, und, wenn man den Principien gewachſen iſt, einen höchſt deutlichen Vortrag. Von Parmenides und den Pythagoräern können wir nicht urtheilen, wir haben gar zu wenig Ueberreſte davon; Spinoza iſt alſo relativ immer noch der conſequenteſte Realiſt, der exiſtirt, und in ſpeculativer

Rückſicht der intereſſanteſte, da man aus ihm den pantheiſtiſchen Realismus am leichteſten kennen lernen, und er als Repräſentant der ganzen Gattung gelten kann.

Leibnitz ſetzte ſich in geraden Gegenſatz mit Spinoza. Er hat, wie die alten Idealiſten, durchaus die Idee der Thätigkeit zum Grundprincip gemacht, und räumt den Begriff der Subſtanz faſt ganz weg; wenn er dies freilich nicht poſitiv ſagt, ſo folgt es doch wenigſtens aus ſeinen Meinungen und es ſcheint offenbar, wenn er nicht Paradoxie geſcheut hätte, würde er alles Seyn, alle Beharrlichkeit und Subſtanz gänzlich geleugnet haben. —

Das Problem des Descartes, wie die Körper auf den Geiſt wirken, welches Spinoza nicht gelöſt, ſondern blos den Knoten zerhauen hat, finden wir nicht mehr bei Leibnitz, denn er nimmt keine äußern Dinge, nichts als Geiſtiges, gar keine andern, als Vorſtellungskräfte, Monaden an; er erklärt daher auch die Wirkungen der Körper in der Erſcheinung nur als eine Verwirrung der geiſtigen Kräfte — die Eindrucke nur als verworrene Vorſtellungen.

Aber durch die Behauptung, daß jede Monade ein unabhängiges, für ſich abgeſchloſſnes, in ſich vollendetes Ganzes bilde, und alles aus ſich ſelbſt entwickle, hat er ein eben ſo ſchwer zu löſendes Problem herbeigeführt. Es entſteht die ganz natürliche Frage, wie kann unter ſolchen Bedingungen eine Wechſelwirkung der Monaden oder Geiſter ſtatt haben, wie ſie doch ſtatt hat? — dazu müßte nothwendig eine urſprüngliche Gemeinſchaft, ein gemeinſchaftlicher Grundquell derſelben nachgewieſen werden. Leibnitz ſuchte das Problem durch ſeine willkürlich erſonnene Hypotheſe von der präſtabilirten Harmonie zu löſen. Es hätte ſich wohl auf eine andre Weiſe aus ſeinem Syſtem erklären laſſen, aber das hätte ihn zu ſehr in eine Folge von Emanationen, in einen intellectuellen Pantheismus geführt, wovor er ſich ſcheute. — Es leuchtet jedem ein, daß wenn er den Begriff der Gottheit nicht aus dem Chriſtenthume genommen und die Gottheit nicht als ein außerweltliches Weſen, ſondern als eine urſprüngliche Centralmonade gedacht hätte, das Aufeinanderwirken der Monaden aus dieſer urſprünglichen Einheit vollkommen erklärlich wäre. —

Der eigentliche Mittelpunkt aller Ideen und der ganzen Philoſophie des Leibnitz iſt die Idee einer unendlichen Mannichfaltigkeit und Fülle. Nicht gerade als ob er dies beſtimmt als Princip aufgeſtellt hätte, ſondern dies charakteriſirt, in Eins zuſammengefaßt, den Geiſt und die Tendenz ſeiner ganzen Philoſophie; es ſtimmt auch ſehr gut mit dem Grundprincip der Thätigkeit überein; der Begriff der Thätigkeit beſteht eben in der Wegräumung des Begriffs des Seyns und der Subſtanz und in der Vorausſetzung der Unendlichkeit; iſt alles unendliche Thätigkeit und Beweglichkeit, ſo muß es auch eine unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit geben. — Daß dies eine Allgemeine- und Grund-Idee bei Leibnitz war, leuchtet gleichfalls aus einzelnen Principien ſeiner Philoſophie hervor, beſonders aus den beiden Grundſätzen der Ungleichartigkeit (Principium Indiscernibilium) und der Stätigkeit (non datur hiatus), welche Kant nur als regulative Principien für die Natur beſtehen ließ; beide beruhen auf der Vorausſetzung einer unendlichen Fülle und Mannichfaltigkeit in der Natur, im erſten als coexiſtirend, im zweiten als ſucceſſiv gedacht.

Die unaufhörliche Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, wie ja der Menſch ſelbſt auch im Schlafe Vorſtellungen hat, führte Leibnitz auf ſeinen merkwürdigen, höchſt idealiſtiſchen Begriff von den unbewußten Vorſtellungen, die er nicht allein auf die Seele, ſondern auf alle Kräfte, alle Monaden überhaupt anwandte. Iſt alles Thätigkeit, beſteht alles Seyn in Thätigkeit, ſo kann auch das einzelne ſpecielle, nicht nur die wache Seele, ſondern auch die ſchlummernde, unterſte Monade nicht anders, als immer thätig (alſo gleichſam eine ſchlummernde, bewußtlos thätige) ſeyn.

Die Stifter der zweiten Schule der modernen Philoſophie waren Locke und Baco. Locke hatte aber den meiſten Einfluß; er verhält ſich zu ſeinen Nachfolgern, wie Descartes zu den ſeinigen. Er wurde von ihnen weit übertroffen, erſt dieſe ſprechen den Empirismus entſchieden aus; Locke ſelbſt merkte die auffallenden Folgen dieſer Denkart noch nicht, in ſeinem Geiſte war der Empirismus mit Moral ꝛc. verbunden, daher blieben die ſchlimmen Folgen verborgen, und ſein Syſtem war nicht ſo beleidigend für Vernunft und Gefühl, wie die daraus abgeleiteten. Eben dadurch, daß ſein Empirismus noch nicht ganz entwickelt war, und in einer ſo gemäßigten Geſtalt erſchien, hat er ſo vielen Einfluß gehabt, den er gewiß nicht hätte haben können, wenn er gleich ſo entſchieden wie z. B. die franzöſiſchen Encyklopädiſten aufgetreten wäre. Er ließ ſich zum Theil mehr auf Nebenſachen, auf Staatsverfaſſung, Erziehung, ꝛc. als auf die Philoſophie ſelbſt ein, und verſchaffte ſo durch allgemeine Anwendung ſeiner Grundſätze ſeiner Philoſophie die größte Ausbreitung. In einem großen Theile ſeines Werkes über den menſchlichen Verſtand beſchäftigt er ſich blos mit Widerlegung fremder Principien; dies iſt aber nicht ſehr intereſſant, da er die beſſere Philoſophie gar nicht oder nur wenig verſtand. Seine Schüler entwickelten eigentlich erſt den Empirismus, ſie trugen ihn ſtringirter vor; die Ableugnung alles Intellectuellen und Moraliſchen, welche bei Locke noch verborgen und beſchönigt geblieben, wurde jetzt ganz offenbar, und dazu geſellte ſich noch ein ganz craſſer Atheismus. —

Da der Empirismus nur eine Erkenntnißquelle, — Empfindung und Erfahrung — hat, ſo fließt bei ihm alles Wiſſen eigentlich auch in Eins zuſammen und es gibt, ſo wie nur eine Erfahrung, ſo auch nur eine Wiſſenſchaft, nämlich die Geſchichte, freilich im gemeinen Sinn. Daher iſt jede Abtheilung in dieſer Philoſophie keine theoretiſche, ſondern nur eine praktiſche, bezieht ſich nicht auf das Wiſſen ſelbſt, ſondern lediglich auf praktiſche Zwecke, oder iſt eine willkürliche Abſonderung in Fächer zur bequemern Ueberſicht der Materie. So nahm Locke und ſeine Schule wegen der unendlichen Menge der Materialien, welche uns die Erfahrung darbietet, eine Abſonderung des Innern und Aeußern an, das Innere theilt er wieder in das Allgemeine und Beſondere; die verhältnißmäßig allgemeinſten oder allgemeineren Wahrnehmungen des innern Sinnes waren ihm der eigentliche Gegenſtand der Philoſophie, die ſpeciellern des äußern Sinnes blieben der Geſchichte, der Kunſtlehre und überhaupt den praktiſchen Wiſſenſchaften anheimgeſtellt. Eine ſolche Trennung des Innern und Aeußern, des Allgemeinen und Beſondern iſt aber nicht ſtreng möglich, da das Allgemeine den Empiriſten immer nur eine Thatſache, eine Summe von mehreren Wahrnehmungen, ein Aggregat mehrerer ſpeciellen Mannichfaltigkeiten iſt. Sie nehmen keine generiſche, ſondern nur eine gradative Verſchiedenheit des Allgemeinen und Beſondern an; das Allgemeine iſt ihnen keine Idee; es gibt bei ihnen nichts abſolut-allgemeines, denn das wäre außerhalb der Erfahrung hergenommenes. Das Allgemeine bezieht ſich hier immer auf das Beſondere und daher geht trotz allen Grenzbeſtimmungen doch eins ins andre über. Am ſtrengſten und wiſſenſchaftlichſten iſt dieſe Erfahrungs-Philoſophie noch in der Ideologie dargeſtellt, welche die Franzoſen ausgebildet haben. Es ſoll dies eigentlich eine Theorie des Bewußtſeyns ſeyn, das iſt aber unmöglich, weil das Ganze auf Wahrnehmungen, Empfindungen und Reflexionen beruht, die ganz von der Philoſophie wegführen, und ſie zu einer bloßen Erfahrungs-Seelenkunde machen, wie das denn auch der empiriſchen Grunddenkart, die alles auf innere Erfahrung gründet, vollkommen angemeſſen iſt und daraus nothwendig folgt. Alle dieſe ſogenannte Ideologie geht immer in Pſychologie und dieſe in Geſchichte über.

Anmerk. Die Ideologie von Deſtutt-Tracy iſt freilich eine Art Theorie des Bewußtſeyns, aber, ſo zu ſagen, eines franzöſiſchen Bewußtſeyns.

Der Empirismus hat es, ungeachtet er auf einer ſo niedern Stufe ſteht und ſo ſimpel zu ſeyn ſcheint, mit der größten Anſtrengung noch nie zu einem Syſtem bringen können. Nach ſeiner Vorausſetzung, daß alle Erkenntniß nur aus der Wahrnehmung und Empfindung zu ſchöpfen ſey, müßte man dazu von allen Erfahrungen des innern Sinnes die allgemeinen, allgemeinern und auf das allergemeinſte gehenden hervorſuchen; daß ſich dies aber nicht ausführen läßt, iſt einleuchtend, da ja nach den Grundſätzen des Empirismus, wo alles auf

Erfahrung beruht, jede Erfahrung die Allgemeinheit zerſtören kann, alſo eigentlich alles Mögliche zu einer ſolchen Philoſophie gehören muß, wie denn auch die meiſten Lockianer und Ideologiſten jede ſeltſame Geſchichte und Anecdote von irgend einem ſonderbaren Gemüthszuſtande und jede Seelenkrankheit, die ein Reſultat zu geben ſcheint, in die Philoſophie aufgenommen haben. Es laſſen ſich überhaupt für den pſychologiſchen Empirismus keine Gränzen beſtimmen; in der theoretiſchen Darſtellung wird er immer ins weite und breite gehen und ſich ins Unendliche verlieren. — Die ſtrengſte und trockenſte Ideologie zeigt daher auch die Armuth und Mangelhaftigkeit dieſes Syſtems am vollkommenſten; es iſt, trotz allem Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit keinem einzigen gelungen, ein ſtrenges, conſequentes Syſtem des Empirismus darzuſtellen, ohne in die hiſtoriſche Pſychologie zu gerathen; dies gilt hauptſächlich von Condillac.

Weit objectiver könnte der pſychologiſche Empirismus freilich werden durch Beſchränkung auf einen praktiſchen Zweck. Eine Beſchränkung, aus dem Innern des Syſtems ſelbſt gegeben, läßt ſich nicht denken, es iſt nur eine ſolche äußere durch Beziehung auf einen beſtimmten Zweck denkbar. — Auf dieſe Weiſe könnte es eher gelingen, eine objective Ideologie aufzuſtellen, eine Lehre nämlich von den Vorſtellungen, welche auf einen praktiſchen Zweck z. B. das Vergnügen gerichtet ſind, vorausgeſetzt freilich, daß nach dem Grundſatze des Empirismus, daß alles in der Empfindung beſtehe, das Vergnügen das höchſte Gut ſey; es müßten Vorſchriften gegeben werden, wie nach dem Zweck des Vergnügens das Bewußtſeyn, das Vorſtellungsvermögen zu behandlen ſey; die Gränzbeſtimmung der Philoſophie wäre dann ſtrenger. Ueberhaupt iſt eine Darſtellung des Empirismus, von der moraliſchen Seite aufgefaßt, immer intereſſanter und wichtiger. Helvetius und die Engländer neigen auf dieſe Seite; erſterer nimmt eine beſondere Art von Vergnügen, ein einſeitiges Vergnügen an, letztere, weil ihnen dieſes zu craß und immoraliſch vorkam, veredelten es durch eine künſtliche Spitzfindigkeit; ſie ſuchten es in der Sympathie;

es war ihnen ein geſelliges, gemeinſames, mittheilbares, allgemeines d. h. ein ſympathetiſches Gefühl. — Dieſe Empiriker ſind beſonders deswegen intereſſanter als die Ideologen, weil ihre Beobachtungen durch die beſtimmten Beziehungen lehrreicher und das Ganze eben dadurch auch dem Weſen des Empirismus angemeſſener wird. Zu einer eigentlichen, objectiven Ideologie in moraliſcher Rückſicht hat es freilich noch keiner gebracht; es würde dies ungefähr ein Empirismus, wie der des Xenophon ſeyn.

Ein zweites Phänomen neben dem pſychologiſchen Empirismus iſt der hiſtoriſche. Es iſt auffallend, wie dieſer gegen jenen Recht hat. So zweckmäßig auch die Trennung des Innern und Aeußern ſcheint, ſo iſt doch ſehr einleuchtend, daß nach den Prämiſſen des Empirismus Inneres und Aeußeres ſich keineswegs leicht trennen laſſen. Iſt die Erfahrung die Quelle der höchſten Wahrheit, ſo beruht die Vollkommenheit der Philoſophie und dieſe ſelbſt nur auf der Richtigkeit, Vollſtändigkeit und Treue der Beobachtungen; alle Selbſtbeobachtungen aber, ſie mögen noch ſo ſtreng und abſtract ſeyn, beruhen immer wieder auf einzelnen Fällen und Meinungen, ſind nur gradweiſe von den Autobiographieen verſchieden, dieſe endlich wieder nur durch einen höhern Grad von Innerlichkeit von der Geſchichte; — auch in der äußern Geſchichte kommen Thatſachen von innern Geſinnungen und Gefühlen vor. Es iſt vorzüglich das Bedürfniß, eine Allgemeinheit für die einzelnen Wahrnehmungen und Beobachtungen aufzufinden, was den Empirismus zur Geſchichte führt; in dieſer Anſicht gibt es, wie geſagt, keine ſtrenge Allgemeinheit, keine unmittelbar gewiſſe Vorſtellung: es bleibt alſo nichts anders übrig, als die Wahrheit der Vorſtellungen nach der Allgemeinheit des Beifalls abzumeſſen und zu dem Behuf die Meinungen und Ueberzeugungen aller Völker und Zeiten zuſammenzuſtellen. — Zugleich iſt die Verſchiedenheit der Begriffe und Vorſtellungen mehrerer Völker und Zeiten ein großer Anſtoß für die Empiriſten und nöthigt ſie ſomit auch zu einer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes im gemeinen Sinne, als Prüfſtein für die

Gewißheit der Vorſtellungen überhaupt. Es iſt einleuchtend, daß dieſer hiſtoriſche Empirismus bei weitem den Vorzug verdient vor dem pſychologiſchen; dieſer iſt ungleich ärmer und dürftiger, und ihm liegt die Idee zu Grunde, die Philoſophie ſey eine abſtracte Wiſſenſchaft. Der hiſtoriſche Empirismus umfaßt als Geſchichte der Menſchheit alle menſchlichen Fähigkeiten und iſt, inſofern er ſich nicht auf beſondre Zwecke bezieht, den andern Wiſſenſchaften, die auf Anwendung gehen, entgegengeſetzt, und mehr Theorie zu nennen, er iſt, wenn auch nur in den Reſultaten mehr oder weniger Philoſophie; die Philoſophie verliert ſich ja ſelbſt immer in Geſchichte.

Eine eigenliche genetiſche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes wäre wirklich die höchſte Aufgabe für die Philoſophie. Was wir jezt haben, ſind blos Materialien von verſchiedenen Meinungen und Vorſtellungsarten, die bei verſchiedenen Nationen herrſchend waren, und allerhand wunderliche Hypotheſen darüber, die alle empiriſch ſind. Indeſſen riefen die Empiriſten durch ihre Verſuche doch zuerſt die Idee hervor, daß die Geſchichte als Wiſſenſchaft könne behandelt werden, denn die Griechen betrachteten die Geſchichte nur als Kunſt.

Noch einen größern Vorzug dürfte ein dritter, der encyklopädiſche Empirismus verdienen, welcher darauf ausgeht, durch Auswahl des verhältnißmäßig Objectivſten und Univerſellſten in allen Wiſſenſchaften und Künſten eine eigne Philoſophie zu conſtituiren; — dieſer, wenn auch nicht eigentlich Philoſophie, doch ein ſehr lehrreicher Verſuch, kann aber dem Empirismus nicht gelingen, weil eben der Empirismus alle Wiſſenſchaften ihres univerſellen Beſtandtheiles, oder ihrer erſten Principien, (wenn ſie ſolche haben), kurz des intellectuellen, philoſophiſchen Geiſtes beraubt, und weil gerade dem Concentriren des Objectivſten in allen Wiſſenſchaften zu einem Syſtem eine intellectuelle Idee, ein Princip der Einheit zu Grunde liegen muß. — Daher ſind denn auch Baco und die nach ihm verbeſſerten und ausgebildeten Encyklopädiſten unvollkommen geblieben. Dieſe leztern athmen freilich alle einen Geiſt der Einheit; aber es iſt der des verkehrteſten Empirismus, in allen offenbart ſich ein und derſelbe unmoraliſche, atheiſtiſche Geiſt.

So wie das Streben nach Methode der allgemeine Charakter der modernen Periode (man möchte ſagen als Beweis der Schwäche, das Bedürfniß des Anhaltens an eine Krücke) iſt; ſo zeigt ſich auch bei den Empiriſten hie und da Methode gleichſam in der Unmethode — in dem gänzlichen Mangel einer künſtlichen Methode und Terminologie. Die Methode der Empiriſten beſteht blos in der Treue und in dem leichteſten, klarſten Ausdruck der Beobachtung. Die Verſchiedenheit der Meinungen beſonders unter den Intellectuellgeſinnten erklärten ſie überhaupt alſo: es ſeyen dies alles Mißverſtändniſſe, entſtanden aus der Dunkelheit des Ausdrucks, welche eine Frucht der künſtlichen Methode und Syllogiſtik wäre; — (wir brauchen uns alſo nicht zu wundern, daß die Philoſophie ſeit Locke durchaus populär ward;) bloße Erfahrungsbeobachtungen, ſo leicht als möglich geſagt, haben nicht viel Schwierigkeit verſtanden zu werden, und entſprechen ganz den gemeinen Geſinnungen des Pöbels. —

Die mathematiſche Methode, welche Descartes eingeführt hatte, konnte nicht auf den Empirismus angewandt werden; die Phyſiker haben freilich durch ihr Syſtem Neigung dazu gezeigt, es iſt aber eine Inconſequenz; denn die Mathematik iſt ſtreng genommen zu ſehr Form der Vernunft, als daß ſie ſich mit dem Empirismus ſollte vertragen können, er müßte dann die Vernunft wenigſtens negativ annehmen, ihr eine negative Gültigkeit zugeſtehen; die Erfahrung und Empfindung wäre immer die poſitive Erkenntnißquelle, die Vernunft nur negatives Werkzeug zur Verhütung des Irrthums. Es gibt auch einen ſolchen Empirismus, und die Intellectual Philoſophie kann es wohl zugeben, daß die Vernunft eine negative, und die Erfahrung eine poſitive, freilich ſehr untergeordnete poſitive Erkenntniß ſey; der Empirismus muß ſie nur nicht als die einzige poſitive Quelle angeben, und ſomit die Möglichkeit anderer intellectuellen Erkenntniſſe leugnen: doch dies Leugnen kann nie weit her ſeyn, da der Empiriſt geſtehen muß, daß es immer noch einen ihm verborgenen Sinn geben könne, welchen er einſtweilen nicht kennt; wollte er etwa gar die Unmöglichkeit und Falſchheit der intellectuellen Anſchauungen und Erkenntniſſe durch die Vernunft beweiſen, ſo würde er dadurch die Vernunft ſelbſt als poſitiv anerkennen; denn zu dieſem Beweiſe wird vorausgeſetzt, die Vernunft habe einen objectiven, ſchlechthin gewiſſen Begriff a priori von der Anſchauung aus ſich ſelber, eine poſitive Erkenntniß der Ichheit aus ſich ſelber, oder es müßte denn zum Beweiſe, daß die intellectuelle Anſchauung ſich in ſich ſelbſt widerſpreche, eine Theorie des Bewußtſeyns a priori aufgeſtellt werden, die nach der Anſicht des Empirismus immer nur eine halb rationale, aus der Erfahrung geſchöpfte, durch die Vernunft aber geſtaltete Theorie wäre; — ein Empirismus, der mit einigen größern Beimiſchungen von intellectueller Philoſophie der dem kantiſchen Syſtem zu Grunde liegende iſt.

Auf ſolche Weiſe zwingt alſo die Mathematik die Empiriker, eine gemäßigtere Anſicht anzunehmen, und den Empirismus halb und halb aufzugeben.

Bei dem eigentlichen Empirismus aber, der alle Vernunft als abgeſondertes und ſpecifiſch verſchiedenes Erkenntnißvermögen leugnet, dieſelbe nur als eine Zuſammenſetzung, ein zufälliges Aggregat von Empfindungen und Reflexionen betrachtet, läßt ſich, wie geſagt, die mathematiſche Methode durchaus auf keine Weiſe anwenden, dieſer gibt mit der Vernunft alle Anſprüche auf Allgemeinheit der Beweiskraft auf, kann deshalb auch gegen keine Philoſophie ſtreiten, weil er dazu die Form der Vernunft brauchen müßte.

Wir kehren jetzt wieder zu unſrer hiſtoriſchen Betrachtung zurück; als Reſultat derſelben finden wir einen dreifachen Empirismus, den pſychologiſchen, der in der Ideologie ſeine höchſte Höhe erreicht und Locke zum Stifter hat, den encyclopädiſchen, von Baco entworfen und von den Encyclopädiſten nicht vollendet, und endlich den hiſtoriſchen, der keinen beſondern, beſtimmten Stifter hat und nur wegen ſeines Einfluſſes auf die Litteratur des Zeitalters merkwürdig iſt, überhaupt iſt das Ganze am meiſten intereſſant in Rückſicht der Litteratur und der hiſtoriſchen Folgen und wichtig durch die völlige ungebundene Freiheit, die ſich in demſelben offenbart. In ſpeculativer Rückſicht iſt es blos merkwürdig als Beiſpiel, was ſich auf der unterſten Stufe der Philoſophie zu entwickeln vermag. Streng genommen iſt hier die Frucht durchaus Atheismus und Immoralität; daher äußert ſich auch bei vielen Empiriſten, deren beſſern Charakter und Denkart dies widerſprach, ein Streben aus dem Empirismus heraus zu einer andern höhern Philoſophie. Vorzüglich bietet uns Rouſſeau das Schauſpiel des Kampfes eines tiefern Gemüthes mit dieſer verkehrten Philoſophie und eines durch dieſen Kampf unglücklichen Lebens dar. Er ſcheint ſich, obwohl er dem erſten Prinzip nach vollkommen zu den Lockianern gehört, doch zur intellectuellen Philoſophie zu neigen. Es kommen ſehr oft Ideen von Liebe, Tugend, Recht und Rechtſchaffenheit bei ihm vor, die unmöglich mit dem Empirismus verträglich ſind. Er nähert ſich darin nicht nur dem Plato, von dem er ſie zum Theil entlehnt hat, ſondern er beſtritt auch alle Materialiſten mit der größten Strenge. — Hätte er ſein Vorhaben, das materialiſtiſche Syſtem des Helvetius ausführlich zu widerlegen, ausgeführt, ſo würde er ſeine Prinzipien dabei vielleicht deutlicher entwickelt, den Empirismus gänzlich verlaſſen und eine neue Philoſophie geſtiftet haben, wodurch denn ſtatt von Kant, von Rouſſeau die neue Epoche angefangen hätte; es ſcheint ihm aber an Muth und Kraft dazu gefehlt zu haben. —

Rouſſeau's idealiſtiſches Streben iſt durchaus mit empiriſchen Vorurtheilen verbunden; dieſes iſt der rechte Geſichtspunkt für ſeine Paradoxieen, wie z. B. ſein idealer Naturzuſtand und die darauf gegründete Beſtreitung der Civiliſation. Nach der empiriſchen Anſicht hat er ganz Recht, das Ideal des Lebens in jener idealiſirten Wildheit und Natürlichkeit zu ſuchen. Iſt der Menſch durchaus ein ſinnliches, ein ganz auf die Sinne und die Sinnlichkeit beſchränktes Weſen, ſo liegt die Folge nicht weit, daß der rein ſinnliche Naturmenſch, wo nicht der vollkommenſte, doch als der unverdorbenſte anzuſehen ſey; eben ſo müßte man, wenn die Sinne die erſten Erkenntnißquellen, die Vernunft aber nur die Art wäre, das, was die Erfahrung gibt, zu verbinden, annehmen, die Vernunft habe den Menſchen zu ſehr verkünſtelt, und dem, was die Sinne lehren und begehen, zu ſehr entgegengeſtrebt. — Ueberdem trug auch der ſchlechte Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte, die Verderbtheit und Ueberverfeinerung bei ſeiner Nation und ſeinem Zeitalter viel zu Rouſſeau's ſonderbarer Anſicht bei. — Am intereſſanteſten iſt er eigentlich nur in moraliſcher Rückſicht; aber auch am gefährlichſten. —

In der großen Freiheit, welche die Philoſophie in dieſer Periode genoß, entwickelten ſich aus dem Empirismus wieder faſt alle Arten von Philoſophie, nur freilich waren es immer blos Beſtrebungen und Uebergänge zu einer beſſern Denkart, wie Rouſſeau, alle noch vom Empirismus tingirt. So war Berkeley ein Idealiſt, er geht von dem Grundſatz aus, die Wahrheit ſey nur in der Empfindung und Vorſtellung, und die Exiſtenz der äußern Gegenſtände, inſofern ſie dieſes ſind, ganz zu leugnen; er hat die Prämiſſe gemeinſchaftlich mit den ſpätern Idealiſten, daß die Anſchauung eines äußern Gegenſtandes uns dem letzten Grunde deſſelben nicht nähere, und daß uns dieſer unbekannt bleibe; — es iſt begreiflich, wie ein mächtigerer Geiſt — ein unbedingter auf einen bedingten wirken könne; wie aber zwei bedingte Weſen, wenn ſie nicht in einem dritten begründet ſind, aufeinander wirken können, das iſt das Unbegreifliche.

Dies Syſtem ſetzt einen feſten, unerſchütterlichen Glauben an die Gottheit voraus, welches doch bei mehreren Philoſophen nicht der Fall iſt. Uebrigens führt es zu den ſonderbarſten Folgen, indem der Menſch ſehr wohl auf die ſchreckliche Idee gerathen könnte, ſich für abſolut allein zu halten und für ein Spielwerk von Dämonen, von deren gutem oder böſem Willen er auch nicht die geringſte Kenntniß habe. Bei Berkeley war dergleichen freilich nicht zu befürchten, da er ſehr religiös war und den ſtärkſten Glauben an die Gottheit hatte, wodurch er auch die in ſeinem Syſtem ſchuldig gebliebene Erklärung der Gottheit erſetzt.

Im ganzen iſt Berkeley ſchon blos durch ſeine Exiſtenz merkwürdig, als ein Beweis, daß ſelbſt aus dem Empirismus ein faſt ſchwärmeriſcher Idealiſt hervorgehen konnte; denn übrigens iſt ſeine Philoſophie ſelbſt gegen die erſten Keime des griechiſchen Idealismus von gar keiner Bedeutung. —

Materialiſten entſtanden natürlich mehrere von Locke her; ſie haben ſich meiſt alle nach den Alten, nach Demokrit, Epikur ꝛc. gebildet, und Epikur's Moral angenommen, wenigſtens hat keiner dieſer materialiſtiſchen Empiriker eine beſſere hervorgebracht; die epikuräiſche Moral iſt auch diejenige, die mit dem Materialismus am verträglichſten iſt.

Vor allen iſt eigentlich **Newton** zu dieſen materialiſtiſchen Empirikern zu zählen; ſein Materialismus beſteht aber nicht ſowohl darin, daß aus ſeiner Naturlehre die Leugnung der Gottheit folget; dies iſt keine nothwendige Bedingung des Materialismus, da ja ſelbſt Epikur die Götter nicht geleugnet hat; auch iſt Newton's Syſtem nicht eigentlich ein atomiſtiſches, und **deshalb** zum Materialismus zu rechnen, ſondern weil es durchaus mechaniſch iſt. — Ueberhaupt liegt das Materielle der Naturlehre nicht blos in dem Princip der Conſtruction aus Atomen, Wirbeln ꝛc., ſondern vielmehr in der blos mechaniſchen, mit Verkennung des Lebendigen verbundenen Anſicht; dieſe iſt das eigentliche Kennzeichen des Materialismus. Hier kommt es ſtatt auf die Qualität auf die Quantität an, kurz, die Naturlehre iſt, ſtatt organiſch und dynamiſch, blos mechaniſch. Die dynamiſche Naturanſicht iſt, wie ſchon geſagt, die einzige mit der höhern Philoſophie vereinbare; ſie iſt der mechaniſchen ſchnurſtracks entgegengeſetzt, ſie löſt die ganze Natur in Leben auf, geht von Geiſt, Seele, Leben aus, und kehrt dahin zurück, die mechaniſche verwandelt die Natur in eine todte Maſſe, tödtet in ihr alles Leben, allen Geiſt und alle Seele.

Newton's Syſtem tritt durch ſeinen großen Einfluß ſo impoſant auf, daß der ſpeculative Beobachter es einer nähern Betrachtung würdigen muß. Newton hat mehr als alle die unendlich vielen kleinen Materialiſten, die aus Locke hervorgegangen ſind, auf das Ganze der Philoſophie einen durchaus materiaſtiſchen Einfluß gehabt; dieſer erſtreckt ſich ſelbſt außer den Gränzen der Lockiſchen Schule auf die Kantiſche. In Kant's Theorie des Himmels, einer ſehr frühen Schrift, iſt dies ganz ſichtbar; zum Theil auch noch in ſeinen ſpätern naturphiloſophiſchen Schriften; wir finden hier neben der höhern dynamiſchen Anſicht in einzelnen Theilen, im übrigen die todte, mechaniſche; neben der lebendigen Gottheit eine todte Maſſe, kurz die Spaltung, den Dualismus, der in allen Zeiten ſo viel Schwierigkeiten gemacht hat; auch hat er mehr als Locke und Baco die empiriſtiſche Denkart in alle andere Wiſſenſchaften übertragen und dadurch ihre Gültigkeit auch in der Philoſophie verlängert.

Auch Skeptiker ſind aus dem Empirismus hervorgegangen. **Hume** war offenbar einer, wie er es auch ſelbſt bekennt; er ſchließt ſich durch Cicero gänzlich an die neuern Akademiker an, nur iſt er ganz und gar empiriſtiſcher Skeptiker; für die Speculation aber der allerunbedeutendſte, er hat nichts Eigenthümliches, es iſt gar nichts Neues bei ihm zu finden, was nicht ſchon in den Alten vorhanden wäre; er hat alles nur ganz empiriſch genommen, nur eine Stufe tiefer und bis auf die leere Gewohnheit herabgezogen und populariſirt, daher ſein Einfluß auf ein Zeitalter, zu dem er ganz paßte.

Voltaire könnte auch hierhin gerechnet werden, wenn man übrigens ſeine rapſodiſchen Behauptungen als Philoſophie will gelten laſſen; er iſt ſeiner ganzen Denkart nach ein polemiſcher Skeptiker, greift die ältern Lehren der Scholaſtiker und intellectualen Philoſophen theilweiſe mit mehr Kühnheit und Witz an, als Descartes und andere. — Ob er eigne, beſtimmte philoſophiſche Principien gehabt, läßt ſich nicht entſcheiden; nur das leuchtet aus ſeinen fragmentariſchen, philoſophiſchen Bemerkungen hervor, daß er ein Polemiker war, freilich aber auf die umgekehrte Weiſe wie die ältern Polemiker, die Reformatoren der Philoſophie, welche die Ungewißheit und Unhaltbarkeit des menſchlichen Wiſſens darthaten und dadurch auf den Glauben und die Offenbarung zurückführten. Voltaire beſtreitet eben alle Offenbarung und den höhern Theil der Philoſophie, der Offenbarung iſt oder ſich darauf bezieht; merkwürdig iſt die Kraft und Kühnheit, womit er den Streit gegen den Glauben für die Vernunft führte; dieſe Kühnheit des erſten Verſuchs kann ſeine Anſicht etwas intereſſant machen, die ſonſt für die Geſchichte der Philoſophie eben nicht merkwürdig und von ſeinen Nachfolgern und Zeitgenoſſen, den Aufklärern, bis zum Ekel wiederholt worden iſt.

Die einzige noch übrige Art von Philoſophie, von der wir noch keine Erwähnung gethan haben, iſt der Pantheismus; dieſer, als dem Empirismus ganz entgegengeſetzt, kann ſich eigentlich auch nie aus ihm entwickeln; das einzige, was man hiehin rechnen könnte, wäre das atheiſtiſche Système de la Nature von Diderot *), indem es eine innere Nothwendigkeit des Naturmechanismus, und angewandt auf die menſchlichen Verhältniſſe, den Fatalismus lehrt, welches immerhin Einheit vorausſetzt. Die Art Schwärmerei, die in dieſem Syſtem herrſcht, iſt allenfalls aus dem Fatalismus zu erklären, der denn doch eine Art von Begeiſterung, ſo wie die Idee der Nothwendigkeit und Einheit doch auch die Idee des Unendlichen zuläßt. Die Polemik erſcheint in dieſem Syſtem viel wilder, leidenſchaftlicher, raſender als bei Voltaire, und eben deswegen iſt ſie vorzüglicher als die kalte, klügelnde Polemik des Voltaire, weil überhaupt von allem Irrigen und Falſchen das Kräftigſte und Entſchiedenſte das Beſte iſt, indem es gleich zeigt, wozu eine, in der erſten Anlage unanſtößig ſcheinende, verkehrte Anſicht, in ihrer ganzen Vollendung ausgeſprochen, führen kann. —

Bei **Diderot** iſt immer noch ein Funke von Enthuſiasmus ſichtbar, den wir bei Voltaire vergeblich ſuchen; freilich hat ſich dieſer Enthuſiasmus des Diderot in einen Haß gegen das, was der eigentliche Gegenſtand aller Speculation und allein die weſentliche Quelle aller Begeiſterung und aller höhern Philoſophie iſt, verwandelt; aber dieſer Haß iſt, wie geſagt, immer noch intereſſanter, als das kalte, luſtige, biſſige Polemiſiren des Voltaire.

Die dritte von Kant geſtiftete Schule der Philoſophie hatte und hat noch ausſchließlich ihren Sitz in Deutſchland. Die carteſiſche Philoſophie war zwar vorzüglich in Frankreich entſtanden, erſtarb hier aber doch ſehr bald und wurde von dem Lockianismus verdrängt. Die beſten Schüler des Descartes waren Deutſche, und ſo wurde beſonders durch Leibnitz das Vorzüglichſte dieſer Philoſophie nach Deutſchland verpflanzt, und die Keime einer höhern, intellectuellen Philoſophie durch die Zeiten des craſſeſten Empirismus, wo alles Aeltere, Beſſere vergeſſen worden, glücklich gerettet. Leibnitz verdient in Rückſicht der Fruchtbarkeit unſtreitig den Vorzug vor Spinoza; er hat einen mächtigen und überaus wohlthätigen Einfluß auf Deutſchland gehabt und ſelbſt durch ſeine Schüler die ernſtere, gründlichere Bearbeitung der höhern Philoſophie vorbereitet; denn Wolf, wenn er auch Leibnitzens Idealismus nicht recht verſtanden und ſein Syſtem mehr ein ſynkretiſtiſches, nach Art der ſcholaſtiſchen Philoſophie aus allen drei Arten von Intellectualphiloſophie zuſammengeſetzt, nicht ſo conſequent rein idealiſtiſch war, wie das ſeines Meiſters, hat doch durch ſeine ſtrenge mathematiſche Form und Methode und durch das Zurückführen auf die ſyſtematiſche, ſcholaſtiſche Philoſophie zur Aufrechthaltung der Gründlichkeit und des ernſten Studiums ſehr viel beigetragen.

---

*) Wenigſtens unter dem entſchiedenen Einfluß von Diderot

Selbſt die lockiſche Philoſophie erſchien in Deutſchland in einer ſtrengern, veredelten Geſtalt: ſie wurde hauptſächlich durch Lambert, der ein Organon der Logik und eine Architektonik des menſchlichen Geiſtes ſchrieb, mathematiſcher und in Verbindung mit dem höhern wiſſenſchaftlichen Geiſte des Baco ſyſtematiſcher und methodiſcher vorgetragen.

Dieſer Lambert iſt beſonders merkwürdig wegen ſeines Einflußes auf Kant; er macht den Uebergang von Locke zu Kant; die Strenge, womit er in ſeiner Architecktonik die erſten Grundbegriffe aufſucht, ragt weit über den Lockianismus hervor.

Zur Charakteriſirung des kräftigern, tiefern philoſophiſchen Geiſtes in Deutſchland iſt die durchaus intellectuelle Tendenz mehrerer ausgezeichneten Männer bedeutend, die keine eigentlichen Philoſophen waren und ihrer erſten äußern Bildung nach zwar nicht ſowohl der engliſchen und franzöſiſchen Philoſophie, als der Litteratur anzugehören ſcheinen.

Ein ſolcher iſt z. B. Leſſing; — Wir haben Beweiſe genug, daß er das Syſtem des Pantheismus für das wahreſte und beſte gehalten, und ſich zum Spinozismus geneigt hat; jedoch ſtimmte ſeine Philoſophie, die freilich nur Tendenz blieb, nicht ganz mit dem Spinozismus überein; er war dem Princip der Seelenwanderung ergeben, die ja nicht aus dem Spinozismus folgt; dahin gehören ebenfalls ſeine Aeußerungen von Expanſion und Contraction der Gottheit; auch bemerkt man, daß er Gedanken von Leibnitz, die dem Emanationsſyſtem günſtig waren, ganz beſonders aufgegriffen, — ſo daß er, dies alles zuſammengenommen, mehr noch zu dem Emanationsſyſtem als dem ſpinoziſtiſchen Pantheismus zu neigen ſcheint. — Er iſt aber nicht der Einzige von den Selbſtdenkern in Deutſchland, der, während alles im Empirismus verſunken, dieſem kühnſten und paradoxeſten aller intellectuellen Syſteme ergeben war h).

Auch Lichtenberg hing trotz ſeinem überwiegenden Hange zum Witz und dem Anſchein von Kälte, die man in ſeinen Werken bemerkt, mit ſehr vielem Enthuſiasmus dem Pantheismus an.

In Lavater finden ſich endlich Anfänge einer intellectuellen Philoſophie mit entſchiedener Hinneigung zum Idealismus i).

Dieſe Männer divinirten gleichſam, indem ſie aus der Mitte der empiriſchen Bildung heraus zu den höhern Syſtemen zurückkehrten, die kühnen Ideen ihrer Nachfolger.

So wurde alſo auf mannichfache Art die Gründung eines neuen philoſophiſchen Gebäudes allmälig vorbereitet. Kant war eben ſo wie Descartes und Locke zum Stifter einer neuen Philoſophie beſonders geeignet. Wenn auch Descartes in ſpeculativer Rückſicht — in Hinſicht auf Tiefſinn ꝛc. eben nicht ſehr ausgezeichnet iſt, ſo kann man ihm doch eine gewiſſe Erfindſamkeit, Reichthum und Fülle von Ideen nicht abſprechen; dies findet ſich aber noch in einem höhern Grade bei Kant.

Von Locke haben wir bemerkt, daß er durch die milde Geſtalt ſeines Syſtems und die darin verdeckten ſchädlichen Folgen des Empirismus den großen Einfluß erlangt hat; — bei Kant (von deſſen Syſtem nun freilich keine ſo gefährlichen Folgen zu fürchten waren) k) verhielt es ſich eben ſo in Rückſicht des Idealismus. Dieſe der gemeinen Denkart widerſprechende, und immer paradox erſcheinende Anſicht, die wir bei Kant's Nachfolgern in ihrer ganzen Strenge ausgeſprochen finden, ſehen wir bei ihm ſelbſt, wenn er zwar zum Theil auch hie und da paradox iſt, doch in der gemildertſten, dem gemeinen Menſchenverſtande am wenigſten anſtößigen Form.

Kant's Philoſophie bietet uns wirklich eine überaus große Mannichfaltigkeit dar, ſie iſt aus verſchiedenen Theilen früherer Syſteme, Beſtreitung oder Annahme derſelben zuſammengeſetzt; die altgriechiſche Philoſophie kannte er jedoch nur wenig, die ſcholaſtiſche auch nicht viel, — die Alexandriner und die Reformatoren oder Myſtiker konnte er nicht kennen, da ſie überhaupt wenig bekannt waren.

Die Syſteme, die ihn faſt ausſchließlich beſchäftigten, waren aus der Descartiſchen und Lockiſchen Schule; dieſe ſtudierte er vorzüglich; den allermeiſten Einfluß hatten Baco und Newton auf ihn, und von den Populairen, Hume und Voltaire.

Daß der Skeptiker Hume ihn zuerſt aus ſeinem dogmatiſchen Schlummer geweckt hat, ſagt er ſelber; der Einfluß des Voltaire'ſchen Witzes und ſeiner Polemik iſt nicht allein im Einzelnen, ſondern überhaupt in ſeiner Skepſis, freilich in höherer Beziehung, ſichtbar, oft auf eine angenehme, oft aber auch auf eine gar nicht erfreuliche Weiſe. Die Kälte und Bitterkeit der Gemüthsſtimmung in Abſicht auf die Verhältniſſe des Lebens ließ er ſich offenbar von Voltaire einreden.

Aber auch die Polemik des Rouſſeau machte einen großen Eindruck auf ihn, er beſtrebte ſich Vernunft und Kultur gegen ſie zu retten. —

Durch Berkeley wurde er mit einer von der gemeinen Denkart ganz verſchiedenen, idealiſtiſchen Philoſophie vertrauter: den Geiſt des Idealismus kannte er aber eigentlich nicht; den Idealismus des Leibnitz merkte er nicht, wenigſtens unterſchied er ihn nicht von dem Dualismus; er ſah Leibnitzen immer nur durch das Medium der Wolfiſchen Philoſophie.

Zur genetiſchen Erklärung der Kantiſchen Philoſophie iſt es durchaus nöthig, den Einfluß des Baco und Newton zu kennen; dieſe haben, wie geſagt, wirklich den meiſten reellen Einfluß auf ihn gehabt. —

Die Idee der Architektonik, als eines Verſuchs den menſchlichen Geiſt von Grund aus ganz neu zu geſtalten und wieder aufzubauen, alles bis auf die erſten Principien zu unterſuchen, die ganze bisherige Denkart in ihren erſten Gründen zu prüfen, und nach dieſer Prüfung noch einmal die erſten, urſprünglichen Geſetze aufzuſuchen und in ihrer erſten wahren Geſtalt aufzuſtellen — dieſe Idee hat er ganz von Baco entlehnt, ſein gleichzeitiger Freund Lambert hat auch einigen Einfluß darauf gehabt. — Die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft iſt aber ganz nach Baco's Architektonik entworfen.

Newton hat nicht allein auf Kant's phyſikaliſche Anſicht, die faſt durchgehends von ihm entlehnt iſt, ſondern auch auf die Structur ſeines philoſophiſchen Syſtems vielen Einfluß gehabt, indem nämlich das ſchwankende und unſichere der damaligen Moralſyſteme Kant auf den Gedanken brachte, ein ähnliches, eben ſo ſchlechthin allgemeingeltendes, feſtes, unerſchütterliches Geſetz, als Newton durch die Gravitation für die Natur aufgeſtellt hatte, in die Moral einzuführen. Dieſe Anwendung und Uebertragung eines Naturgeſetzes auf die Moral iſt Kant ganz eigenthümlich. Ob ein Naturgeſetz mit Recht auf die Moral angewandt werden könne, läßt ſich hier nicht unterſuchen, genug aber, es iſt eine ſehr originelle und ſcharfſinnige Idee.

Man ſieht aus dieſen wenigen hiſtoriſchen Angaben, daß Kant's Philoſophie ganz ſynkretiſtiſch war; ſie war durchgehends halb aus intellectuellen, halb aus empiriſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Es verdient dies zwar keinen Tadel, aber auch kein Lob, denn die Vermiſchung entgegengeſetzter Denkarten führt nicht zur Wahrheit; indeſſen machte, wie geſagt, eben dieſer Synkretismus Kant ſo ſehr geeignet zum Stifter einer neuen Schule; es kommt dabei vorzüglich darauf an, daß das Selbſt denken kräftig erregt werde, und dies wird nicht ſowohl durch die Vollendung eines philoſophiſchen Syſtems, als vielmehr durch Synkretismus, Ideenreichthum und ſelbſt eine gewiſſe Unvollkommenheit bewirkt; wir haben das Beiſpiel an Spinoza, deſſen Philoſophie gewiß in einem hohen Grade vollendet war, aber keine Schüler zog. — Nirgend iſt daher auch der Anreiz zum Selbſtdenken größer als bei Kant, der mit einem geraden ernſten, unveränderten Streben nach der Wahrheit eine ungeheure Fülle von Ideen und Kenntniſſen aus allen Fächern des menſchlichen Wiſſens, eine große Originalität, eigenthümliche Anſichten des Lebens, vielen Witz und andere zu der Philoſophie eben nicht abſolut nöthige Fähigkeiten verband; jedoch hat er nicht allein durch dieſen Ideenreichthum, ſondern auch und vielleicht noch mehr durch das Schwierige ſeines Syſtems ſo ſehr den Geiſt des Selbſtdenkens erregt und ſo viele bedeudeutende Nachfolger geweckt.

Alles bisher über Kant geſagte in Eins zuſammengefaßt, reducirt ſich auf dieſe drei Hauptbemerkungen.

a) Seine Philoſophie war ſynkretiſtiſch;

b) Die Grundidee zu ſeinem Hauptwerke, der Kritik der Vernunft, hat er von Baco entlehnt;

c) In der Moral beſtrebte er ſich in Rückſicht auf wiſſenſchaftliche Form ein eben ſo allgemeines, unerſchütterliches Geſetz zu finden, als Newton in der Phyſik aufgeſtellt.

Uns intereſſirt vorzüglich die Kritik der Vernunft, beſonders, weil ſie eben mit der in dieſen einleitenden Vorleſungen verſuchten Kritik der Philoſophie eine große Verwandtſchaft hat; nur iſt bei Kant die Kritik der philoſophirenden Vernunft immer mit der höhern Pſychologie d. h. der Conſtruction oder Theorie des Bewußtſeyns vermiſcht, welche bei uns als erſter Theil der Philoſophie ſelbſt erſt ſpäter folgen wird. —

Es mag dieſe Vermiſchung bei einem ſich entwickelnden Philoſophen, der mit dem Bewußtſeyn überhaupt, wovon die philoſophirende Vernunft nur ein Theil iſt, noch nicht ganz aufs Klare gekommen, freilich ſehr natürlich ſeyn, indeſſen führt dieſe Vermiſchung manche Schwierigkeiten und Verwirrungen herbei, iſt durchaus zum Nachtheil der Deutlichkeit, und läßt überall große Dunkelheit zurück. Kritik der philoſophirenden Vernunft, und Theorie des Bewußtſeyns ſind der Natur der Sache nach ganz getrennt, ſie haben einen verſchiedenen Gegenſtand, müſſen durchaus jedes für ſich beſtehen; — eine Kritik, die beides vereinigt, wird alſo ohne Zweifel immer mißlingen.

Die Kritik der Philoſophie bedarf keiner andern Prämiſſen, als deren, welche jeder andern kritiſchen Arbeit zu Grunde liegen; die Kritik ſoll dem Syſtem vorausgehen, jede Philoſophie aus ihr ſelbſt erklären, nicht aus dem Standpunkt eines beſtimmten Syſtems; ſie ſoll unterſuchen, ob ſie das von ihr ſelbſt aufgeſtellte Ideal der Philoſophie erreiche ꝛc.; alſo bloß philoſophiſch verfahren, nicht aber ſelbſt philoſophiren. —

Daß eine Kritik der philoſophirenden Vernunft ohne Geſchichte der Philoſophie nicht gelingen kann, beweiſt uns Kant ſelbſt, da ſein Werk, das als Kritik der philoſophirenden Vernunft durchaus nicht hiſtoriſch genug, doch ſchon voller hiſtoriſchen Beziehungen iſt, und er verſchiedene Syſteme zu conſtruiren ſucht.

Gehen wir nun zu den Hauptreſultaten der kantiſchen Kritik, ſo finden wir, daß ſie in drei große Theile zerfällt; der erſte enthält die Lehre von der Anſchauung, der zweite die von dem Verſtande, der dritte die von der Vernunft.

In ſeiner Lehre von der Anſchauung erſcheint beſonders klar der Uebergang ſeines Empirismus zu der höhern intellectuellen Philoſophie; hier fängt ſein Empirismus an, ſich der intellectuellen Philoſophie zu nähern; der gereinigte, ſtreng wiſſenſchaftliche, (mathematiſche) Empirismus führt, wie ſchon geſagt wurde, zu einer höhern Gewißheit, zu der der Mathematik, deren Evidenz, wogegen alle Einwendungen der Skeptiker nichts vermögen, allgemein anerkannt wird und doch nicht aus der Erfahrung kann hergeleitet ſeyn.

Dieſe abſolute Gewißheit, welche die Mathematik in Rückſicht auf die Form und den Zuſammenhang mit ſich führt, muß nothwendig den ſtreng nachdenkenden Empiriſten aus dem Gebiete ſeiner eignen Philoſophie ganz herausführen. Durch die ſinnlichen Eindrücke erhält man nur ſubjective, momentane, locale — keine objective, allgemeine Gewißheit, wie durch die Mathematik; nun beruht aber die ganze Mathematik in Rückſicht auf Geometrie auf dem Begriffe des Raumes und in Rückſicht auf Arithmetik auf dem der Zeit, weil die Auffaſſung der Einheit und Mannichfaltigkeit in der Zeit (und dem Raume?) geſchieht, und da dem Empiriſten außer der Anſchauung keine andere Erkenntnißquelle einleuchtet, ſo iſt alſo der Uebergang zu der bekannten kantiſchen Theorie von Raum und Zeit ſehr natürlich; dieſe ſind freilich höhere, und keine gemeine ſinnliche Anſchauungen; Kant, der nun einmal keine überſinnliche Anſchauungen zulaſſen will, nennt ſie Formen der Anſchauung, und gibt dadurch zu vielen Schwierigkeiten Anlaß; denn man kann ſich ja nicht erklären, wie und woher die Anſchauung zu ſolchen Formen komme, warum gerade zu dieſen, warum in dieſem Verhältniß und dieſer Zahl, warum ſind der Formen nicht mehr? Auch ſind nach Kant's Erklärung dieſe Formen immer nur ſubjectiv-idealiſtiſch, — ob ſie wirkliche Realität haben, ob wirklich ein ihnen entſprechender Raum und Zeit exiſtire, iſt nicht auszumachen.

Kant's Lehre von der Vernunft iſt durchaus ſkeptiſch; aber freilich ein höherer, geſteigerter Skepticismus als der des Hume; das Reſultat derſelben iſt, daß die Vernunft das Unendliche, Ueberſinnliche nicht erkennen könne. Kant bemüht ſich zu zeigen, wie die Vernunft über das Unendliche, Ueberſinnliche, in welcher Geſtalt es ſich auch zeige, immer auf directe Widerſprüche gerathe, woraus alſo erhelle, daß ſie kein taugliches Inſtrument ſey, das Ueberſinnliche zu erkennen. Hiermit würde er nun zwar viel gegen die Philoſophen ausrichten, welche die Vernunft für die poſitive Quelle der Wahrheit halten, nicht aber gegen die, welche eine überſinnliche Erkenntnißquelle annehmen. Bei Kant liegt ſchon, ſo ſehr er dies auch verſteckt, ſtillſchweigend eine Vorausſetzung überſinnlicher Anſchauungen zu Grunde, inſofern er nämlich Raum und Zeit als urſprüngliche Formen der Anſchauung annimmt, die auch noch andere haben kann.

Kant's Lehre von den Antinomieen, die er durch alle Kategorieen durchgeführt hat, dieſe Beſtreitung gleichſam der Vernunft durch ſich ſelbſt, iſt ein ſehr ſcharfſinniger und für die moderne Zeit ganz neuer Verſuch; im allgemeinen und ſpeculativ genommen, iſt er das aber nicht, denn was die Idee und Methode betrifft, ſo ſtimmt dieſe Art von Skepticismus, außerdem daß die Scholaſtiker manches in dieſer Art verſucht haben, ſehr mit dem Beſtreben Zeno's, des Eleaten, überein; nur hatte dieſer Pantheismus zum Zweck; während Kant, wie alle Empiriſten, zur Erfahrung zurückkehrte.

Er verwarf, wie geſagt, die Vernunft als ein unvollkommenes Werkzeug, als nicht tauglich zur poſitiven Erkenntnißquelle, ohne andere aufzuſuchen, die andere Philoſophen angenommen hatten, wie z. B. die höhere Offenbarung, die Lehre von der Erinnerung des Plato, von der Anſchauung des Plotin, ꝛc.; man dürfte zwar zugeben, daß die natürliche Vernunft nicht die höchſte, ſondern eine blos negative Erkenntnißquelle ſey, daraus folgt aber nicht nothwendig das Rückkehren zum Empirismus. Doch wir wiederholen es, ſeiner Lehre von Raum und Zeit liegt ſtillſchweigend eine Vorausſetzung überſinnlicher Anſchauung zu Grunde.

Uebrigens iſt aber dieſe Beſtreitung der Vernunft bei Kant nicht ſo, wie ſie ſeyn könnte, ſie iſt rhapſodiſch, hin und her raiſonnirend über einzelne, herausgeriſſene Stücke der Philoſophie, und ſo kann ſich freilich durch Anwendung des Satzes des Widerſpruchs und Grundes alles in Widerſprüche auflöſen laſſen. Ein ganz anderer Verſuch, viel ſyſtematiſcher und gründlicher wäre es, die widerſprechenden und widerſinnigen Begriffe des gemeinen Verſtandes auf den einzigen Haupt- und Centralpunkt aller Schwierigkeiten, auf die Quelle alles Uebels, den Begriff des Dings zurückzuführen.

Jene Selbſtzerſtörung gleichſam der Vernunft beweiſt nur, daß die Art zu raiſonniren, wenn man aus dem Satze des Widerſpruchs und des Grundes ohne Ende und beſtimmte conſequente Richtung auf einen Zweck nach allen Seiten hinfolgert, zu unendlichen Widerſprüchen führen müſſe.

Der ſchwierigſte Theil der kantiſchen Philoſophie iſt der mittlere von dem *Verſtande*. Einen Beweis ſeiner Dunkelheit und Unvollkommenheit haben wir darin, daß Fichte den Keim ſeines Idealismus aus dieſem Theile der kantiſchen Philoſophie nachwies, Kant ſelbſt es ihm aber abſprach, und doch haben beide auf eine gewiſſe Art Recht. —

Aus der folgenden Unterſuchung wird ſich dies näher erklären. — Gerade der Theil vom Verſtande iſt bei Kant am auffallendſten ſynkretiſtiſch. Wenn auch anderwärts der Synkretismus nicht zu tadeln iſt, ſo iſt er doch hier keineswegs zu billigen, wo es auf die ſpeculative Löſung eines Problems ankommt, des Problems von dem Verhältniſſe des Geiſtes zum Körper und umgekehrt, welches man ſeit Descartes zu löſen verſucht. — Kant, ſo wie er überhaupt in ſeiner ganzen Philoſophie ſchwankend iſt, wählt hier den Mittelweg zwiſchen den beiden Erklärungsarten, zwiſchen dem Empirismus und Idealismus, da doch, obſchon der Ausſpruch, daß die Wahrheit in der Mitte liege, nicht unrichtig iſt, die *Wahrheit nie durch Vermeidung der Extreme allein* gefunden wird.

Die kantiſche Theorie des Verſtandes bezeichnet den Punkt, wo er zwiſchen der Anſchauung und Vernunft in der Mitte ſtehend, vom Idealismus wieder zum Empirismus zurückkehrt; in Eine Summe zuſammengefaßt beſteht ſie darin: Alle Erkenntniſſe und Vorſtellungen ſind halb gemacht, halb von äußern, in ihrem Innern uns immer unbekannt bleibenden Dingen gegeben; den Stoff erhalten wir von den Dingen, von denen wir immer nur neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen, nie aber ſie ſelbſt haben; die Form aber kommt vom Geiſte, durch urſprüngliche Formen und Geſetze des Geiſtes wird der Stoff geſtaltet; blos dies iſt das *Eigne* bei unſern Vorſtellungen.

Die große Schwierigkeit, wie heterogene Subſtanzen aufeinander wirken können, iſt hiedurch gar nicht gelöſt, man kann ſich nicht erklären, wie das Vorſtellungsvermögen zu den Formen und Begriffen überhaupt und warum gerade zu dieſen kommt? Kant ſchneidet die ganze Unterſuchung hierüber kurz ab, indem er ſagt, es ſey dies nun einmal das Erſte und Letzte, darüber hinaus laſſe ſich nicht unterſuchen; — jeder der es allenfalls verſucht, die Sache aus dem kantiſchen Syſtem ſelbſt zu erklären, wird unfehlbar von einer Unbegreiflichkeit, von einer Schwierigkeit zur andern und ſo fort immer tiefer in ein Gewebe von Widerſprüchen gerathen. —

Dieſe Dunkelheit rührt größtentheils von den Keimen beſſrer Philoſophie her, die gerade hier am kühnſten und häufigſten vorkommen; in dieſer Theorie des Verſtandes iſt der eigentliche Kern der kantiſchen Philoſophie enthalten; er aber kehrt einestheils zur Erfahrung zurück, weil ohne gegebenen Stoff keine ſichere Erkenntniß ſtatt habe, indem alsdann der Sinn mit ſeinen inhaltleeren Formen ja ein leeres Spiel triebe, welches auch die Beſtätigung der Behauptung iſt, daß die Vernunft, wenn ſie blos aus ſich ſelbſt die Erkenntniß conſtruiren wolle, ſich ſelbſt zerſtöre; und anderntheils gibt es doch für die Erfahrung keine andere ſchlechthin objective, gewiſſe Erkenntniß, als die objective Anſchauung, die Mathematik, und alle abſolute Gewißheit, alle Objectivität beruht überhaupt nur auf den höhern Anſchauungen von Raum und Zeit und auf den urſprünglichen Begriffen, welche Kant als dem Verſtande eigenthümlich aufſtellt, indem der Geiſt ſeine eignen Formen und die Geſetze derſelben beobachtet, und ſich dieſelben wiſſenſchaftlich vorconſtruirt. Es ſind dies alles Ideen einer höhern intellectuellen Philoſophie; die Keime des Idealismus ſind hier am deutlichſten und klarſten ausgeſprochen, aber doch ſo einzeln, ſo rhapſodiſch, in ſo vielen Widerſprüchen, daß man damit gar nicht aufs Reine kommen kann; — man findet einzelne Stellen, wo es ganz beſtimmt ſcheint, als behaupte Kant, der Geiſt ſchaffe ſich die Geſetze ſelbſt, dann aber auch wieder andere, die dieſen widerſprechen; er unterordnet die Dinge den Formen und Geſetzen des Geiſtes ſo ſehr, daß man nicht einſieht, warum er ſie nicht eben auch zu Producten des Geiſtes macht.

Man kann ſagen, Kant iſt in dem ſpeculativen, theoretiſchen Theile ſeiner Philoſophie in Rückſicht auf die Vernunft durchaus ſkeptiſch, in Rückſicht auf die Erfahrung empiriſch.

in Rückſicht auf den Verſtand zum Theil idealiſtiſch, zum Theil empiriſch.

Für die Moral iſt eben hier nicht viel tröſtliches; Kant hat es freilich durch die Hypotheſe von den objectiven Formen und Geſetzen leicht gemacht, ein ſolches objectives Geſetz, als er gewünſcht, für die Moral zu finden. Mit dieſen Lehren von den Formen und Geſetzen des Geiſtes ſteht und fällt ſeine ganze Moral; indeſſen iſt ſie doch ſehr loſe und willkürlich und hat erſt durch Fichte die rechte Tiefe und Conſequenz erhalten. —

Kant's Uebergang von der Vernunft zum Glauben iſt im Grunde nichts anderes, als die Behauptung der Akademiker, daß die Speculation keine Grenzen habe, in der Praxis aber der Vernunft gemäß müſſe verfahren werden; nur iſt ſeine Lehre von der praktiſchen Vernunft wiſſenſchaftlicher und ſtrenger, indem er nicht nur die Gültigkeit dieſer blos auf das Praktiſche beſchränkten Vernunft behauptet, die in der Speculation ſkeptiſch war verworfen worden; ſondern auch die Geſetzgebung der Vernunft für die Praxis aus den Formen und Geſetzen des menſchlichen Bewußtſeyns abzuleiten verſucht, deren Gebäude und architektoniſchen Zuſammenhang er auf ſeine rhapſodiſche Weiſe durch viele Experimente aufzufinden geſtrebt, ohne zu einer gemeinſchaftlichen Quelle durchzudringen. —

Sein Glaube iſt nicht etwa aus einer höhern Quelle, etwa aus der höhern Anſchauung gefloſſen, ſondern durchaus ein Product der Vernunft, eine bedingte Rechtfertigung für die Anwendung einer ſpeculativ unerweislichen Idee, und gar nicht verſchieden von der auf das Praktiſche angewandten Vernunft, ſelbſt mit den zu dieſer Praxis durchaus nothwendigen Fictionen, die dann nach den Formen und Geſetzen des Geiſtes beſtimmt ſind.

Zum Schluß dieſe allgemeine Ueberſicht: Kant's Philoſophie reducirt ſich darauf:

a) daß er Raum und Zeit blos ideelle Realität gibt, als Formen, denen außer uns nichts entſpreche;

b) daß die Vernunft ohne Erfahrung mit den Formen blos ein leeres Spiel treibe, daß nicht ſie die Quelle der wahren Erkenntniß ſeyn könne, ſondern die rectifizirte Erfahrung. —

Obſchon er alſo mehr zu den Empirikern als zu den Idealiſten zu rechnen iſt, ſo ſind doch der Spuren und Keime des Idealismus ſo viele, daß er als Wiedererwecker und Stifter deſſelben kann angeſehen werden. — Außerdem enthält auch ſeine Philoſophie noch einen Keim, der, wenn er auch nicht ganz ausgeſprochen und bis jetzt eigentlich von keinem noch entwickelt worden iſt, dennoch ſchon ganz deutlich in ihr liegt, die Idee nämlich zu einer kritiſchen Philoſophie. Daß ſich eine ſolche bei dem Synkretismus auf die verſchiedenen Arten von Philoſophie, wie Polemik, Myſtik, Empirie ꝛc. beziehen müſſe, iſt einleuchtend. Der Kritiker hat viel Verwandtſchaft mit dem Polemiker; nur geht er nicht darauf aus, zu vernichten, ſondern blos zu ſichten, die vorhandenen Philoſophieen von ihren Schlacken zu reinigen. — Kants Zweck iſt nun auch nicht blos polemiſch; er ſagt, der Kritiker müſſe ſich mit der größten Vielſeitigkeit und Univerſalität in den Standpunkt eines jeden Syſtems zu verſetzen ſuchen, einem jeden Recht widerfahren laſſen, was aber bei ihm nicht oft geſchieht. — Die Idee jedoch, daß eine Kritik der Philoſophie ſelbſt vorangehen müſſe, iſt ganz Kant's Erfindung und gewiß ſehr verdienſtlich; auch hat er ſich ſeinem Ideal hie und da genähert; dies wäre indeſſen noch mehr der Fall geweſen, wenn er mehr Philolog geweſen wäre und mehr philologiſche, kritiſche Rückſicht auf die Geſchichte der Philoſophie genommen hätte. — Er hielt ſich am meiſten bei dem Gegenſatze der Myſtiker und Empiriſten auf, zwiſchen denen er gleichſam in der Mitte ſteht; es iſt aber eben nicht ſehr kritiſch, daß er dem einen und dem andern etwas zugibt; er hätte vielmehr tiefer in die gemeinſame Quelle der Unvollkommenheit zu dringen und ſo ſtatt des groben, leicht auffallenden Unterſchiedes des Empirismus und Idealismus lieber den feinern Unterſchied der vielen intellectuellen Syſteme zu zeigen ſuchen ſollen, woraus dann mit gänzlicher Verwerfung alles für unrichtig anerkannten eine harmoniſche Vereinigung der theilweis richtigen Syſteme hätte hervorgehen können, während jetzt ein blos ſynkretiſtiſcher Vermiſchungsverſuch zu Tage gekommen iſt. Leſſing hätte auf Kant vielen günſtigen Einfluß haben und wahrſcheinlich mit ihm Stifter der neuern Philoſophie werden können, wenn er eine andere Richtung genommen hätte.

Von Kant's Nachfolgern läßt ſich eigentlich nur Fichte als der vorzüglichſte unter ihnen anführen; er entwickelte die kantiſche Philoſophie nicht zu dem, was Kant daraus entwickeln wollte, ſondern wie ſie durch fortgeſetzte, ſtrenge Conſequenz nothwendig entwickelt werden mußte; er knüpfte die zerſtreut liegenden Keime des Idealismus an einen Faden und ſtellte das vollſtändigſte, merkwürdigſte Syſtem des Idealismus auf, das je aufgeſtellt ward. — Dieſe conſequente Ausführung und Vollendung der kantiſchen Philoſophie iſt beſonders deswegen auch ſehr verdienſtlich, weil das Zeitalter das Schwankende des kantiſchen Syſtems annahm, dies Syſtem, wie es war, ſtehen ließ, und überhaupt ganz oberflächlich auffaßte, ſo daß alſo ein großer Beweis von ſyſtematiſcher Strenge ſehr nothwendig war.

Was den Inhalt der fichtiſchen Philoſophie betrifft, berufen wir uns auf das ſchon früher bei der Charakteriſtik des Idealismus und von ihrer Aehnlichkeit mit der ariſtoteliſchen Geſagte; Fichte's Ableitung der Denkgeſetze nicht ihrer Möglichkeit, ſondern ihrer Wirklichkeit nach aus dem Anſtoße des Etwas iſt offenbar verwandt mit Ariſtoteles Privation, als dem Beſtimmungsgrunde der mancherlei Beſchränkungen, woraus die Verſchiedenheit der Formen entſteht.

Auch werden wir in unſrer eignen Theorie des Bewußtſeyns den Inhalt der fichtiſchen Philoſophie noch näher betrachten, indem wir zwiſchen unſrer und der fichtiſchen Theorie des Bewußtſeyns, als derjenigen, welche bisher die allervollkommenſte, ausgebildetſte war, eine Vergleichung aufſtellen werden.

Was aber Fichte's Form und Methode angeht, ſo wollen wir darüber hier etwas ausführlicher ſeyn; er iſt darin durchaus Erfinder, und zwar wie die Geſchichte der Philoſophie wenige aufzuweiſen hat. —

Fichte's Philoſophie unterſcheidet ſich durch ihre Form von allen andern, aus welcher Epoche ſie ſeyn mögen, ſie erſcheint gleichſam als eine ganz neue Wiſſenſchaft; Fichte's Form iſt ganz originell, ſelbſtſtändig und unabhängig, ſeine eigne freie Erfindung; — ſie iſt ganz Eins mit dem Geiſte ſeiner Philoſophie und durchaus philoſophiſch. Was andere in der Philoſophie als Methode einzuführen geſucht, iſt meiſt aus anderen Wiſſenſchaften entlehnt, oder aus eignen ſubjectiven Anſichten, nicht ſo rein aus dem Weſen der Philoſophie ſelbſt geſchöpft, und daher auch von geringerm Nutzen geweſen.

Kant ahmte in der Philoſophie alle Wiſſenſchaften nach, entlieh Formeln, Handgriffe, Wendungen und Ausdrücke von jeder: von der Phyſik, Jurisprudenz ꝛc.; im Einzelnen kann dies freilich auf ſchöne Ideen führen, und den Ideenreichthum ſehr vermehren, indeſſen läßt eben dieſe Mannichfaltigkeit von Formen keine ſtrenge Methode und durchgeführte Conſequenz zu.

Der Einwurf (Schellings), daß Form und Inhalt aus der gemeinſchaftlichen Quelle hervorgehen, durchaus Eins ſeyn müſſen, alſo die Methode allein an einer Philoſophie nicht zu loben wäre, ſtimmt inſoweit mit unſrer Anſicht überein, als wir ſchon vorher geſagt, daß die rhapſodiſche Manier Kant's gar nicht geeignet ſey, ein zuſammenhangendes, conſequentes Syſtem vorzutragen; — daraus folgt aber noch keineswegs, daß Form und Inhalt immer gleich vortrefflich ſeyn, das Eine den Werth des Andern beſtimmen müſſe; im Charakter des Philoſophen kann oft ein Grund liegen, (wie dies beſonders bei den Idealiſten manchmal der Fall zu ſeyn pflegt, wir haben es in der Charakteriſtik gezeigt), der die Vollendung des Syſtems, nicht aber der Form hindert. So auch bei Fichte; wenn ſein Syſtem ſich nicht völlig entwickelte, weil er ſich aus ganz ſubjectiven Gründen auf das Gebiet der bedingten Ichheit beſchränkte, aus Furcht vor Schwärmerei nicht zu dem Idealismus der unbedingten Ichheit entſchieden fortſchritt, ſo iſt deswegen nicht auch ſeine Form unvollkommen. — Ja eine vortreffliche, ausgezeichnete Philoſophie kann ſehr ſchlecht und ohne alle Methode vorgetragen werden, wenn ſie z. B. von ent entlehnt iſt, die Methode aber die eigne deſſen iſt, der dieſe entlehnte Philoſophie docirt.

Fichte trat in einer Periode auf, als Reinhold (der wohl einiges Talent zum Philoſophiren oder vielmehr zum Raiſonniren hatte, aber ſich nie über den Empirismus erheben konnte) vielen Einfluß hatte, von dieſem Einfluſſe trägt daher die erſte fichtiſche Schrift noch Spuren. Reinhold erhob große Klagen über den ſchlechten Zuſtand der Wiſſenſchaften, weil ihnen die erſten Principien fehlten, obwohl ſie ſich doch immer noch in einem viel beſſern Zuſtande befunden hatten, als die Philoſophie ſelbſt; dies veranlaßte nun die erſte Schrift Fichte's „über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre“, das wichtigſte dabei iſt aber ſeine neue Erfindung und Methode, die er hier zuerſt an Tag gebracht.

Sein compendiariſcher Grundriß der Wiſſenſchaftslehre in Rückſicht auf die ſpeculativen Principien, ſein Hauptwerk, hat alles das Große, Kühne, Genialiſche, Freie und Kräftige, zugleich aber das Dunkle und Unentwickelte eines erſten Werkes; daher zu beklagen iſt, daß eine ſpätere Bearbeitung nicht bekannt gemacht worden. —

Er fügte dieſem Werke, nicht weil es unvollendet iſt, denn es macht eigentlich ein vollendetes Ganze aus, ſondern weil davon nur noch ein Schritt zum transcendenten Idealismus übrig war, was er gern verhüten wollte, zwei Nachträge an; dieſe bezeichnen den Wendepunkt ſeines Geiſtes, die Rückkehr von dem transcendenten Idealismus zu dem empiriſchen des Kant; daß er ſich übrigens wieder mehr zu Kant wandte, mußte wohl natürlich folgen, ſobald er ſich ſelbſt Schranken ſetzte, von dem transcendenten Idealismus willkürlich zurückhielt; wäre er auf dem erſten Wege fortgeſchritten, ſo würde er in der Moral und Religion gewiß auf ganz andere Reſultate gekommen ſeyn, als Kant.

Er geht in ſeiner Moral von neuem von den erſten Principien aus, aber, als bei einer neuen Aufſtellung ſeiner Grundſätze, auf eine andre Weiſe, mit einer andern Wendung als in der Wiſſenſchaftslehre; die Methode iſt hier klarer und entwickelter, ſetzt nicht ſo viel bei dem Leſer voraus; in Rückſicht des Inhalts aber findet man durchaus nicht das große Verdienſt der Erfindung, denn in dieſer Hinſicht ſtimmt ſeine Moral mit der Kantiſchen, ſo wie ſein Naturrecht mehr mit dem Rouſſeauſchen überein; im Naturrecht ſchließt er ſich überhaupt an das praktiſche, am meiſten geltende, wiſſenſchaftlich aber ſehr unvollkommene Naturrecht an, ſo daß man ſagen kann, Fichte's Moral und Naturrecht iſt nichts anderes als ſeine eigenthümliche Methode, angewandt auf die kantiſche Moral und das allgemein exiſtirende Naturrecht; nur mit größerer Strenge

Schelling's letztere Werke, die die frühern aufheben, ſcheinen nichts anderes, als eine Ergänzung des Spinozismus und der plotiniſchen Philoſophie zu enthalten. — Um zu beurtheilen, ob ſeine Naturphiloſophie wahrhaft organiſch, dynamiſch und alſo mit dem Idealismus verträglich ſey, oder einen feinen, verkleideten Materialismus enthalte, müßte man eine vollſtändige Ausführung derſelben vor Augen haben. Seine Philoſophie iſt aber noch ganz in Gährung, noch gar nicht fixirt, wohingegen Fichte's Wiſſenſchaftslehre, wenn er jetzt auch eine andere Denkart ſollte angenommen haben, immer ein geſchloſſenes Ganze ausmacht, was er eigends erfunden und das ſich für ſich beurtheilen läßt. k)

Der einzige deutſche Philoſoph, der ſein Syſtem hinlänglich ausgeſprochen und vollendet hat, um beurtheilt werden zu können, iſt **Jacobi**, der auch ſchon früher bei den Polemikern, die die Vernunft bekämpft und auf die Myſtik, auf Glauben und Offenbarung zurückführten oder zurückführen wollten, angeführt werden; er hat nicht allein Aehnlichkeit mit ihnen in ſeiner Tendenz, ſondern er hat auch Vieles von ihnen, nämlich von Bayle, Huet und Pascal entlehnt. —

Jacobi's Polemik unterſcheidet ſich aber ganz eigen dadurch, daß er nicht ſowohl Philoſophie und Religion in Uebereinſtimmung bringen, ſondern die Philoſophie, wo möglich, vertilgen will, ja er iſt ſelbſt der höhern myſtiſchen Philoſophie ſehr abhold und doch ſtellt er auch über Glauben und Offenbarung nirgend etwas Poſitives, Beſtimmtes auf; er nimmt keine überſinnlichen, übernatürlichen Erkenntnißquellen an, wie andere in der Erinnerung, den angebornen Begriffen ꝛc. ſondern er verwirrt die Begriffe von Glauben und Offenbarung ſo, daß nach ihm die gemeine Erfahrung und Empfindung Offenbarung, ſein Glaube, nicht etwa, wie bei Kant, ein bloßer Vernunftglaube, ſondern viel weniger als das, nur ein Glauben an die Erfahrung iſt. Dieſe Vermiſchung des Glaubens und der Offenbarung mit der gemeinen Erfahrung zeigt, daß er im Grunde ſehr empiriſch denkt; auch die myſtiſchen Formeln, deren er ſich bedient, ſind von dem Myſticismus der niedern Art, der an den Empirismus gränzt, und bei Menſchen von wenig Geiſt aus einer zu weit getriebenen Selbſtbeobachtung entſpringt, die ſehr nahe zuſammenhängt mit abergläubiſcher Aengſtlichkeit und großer Eitelkeit, woraus man ſich denn auch dieſe Philoſophie zu erklären hat.

Als eigentlicher Polemiker iſt Jacobi nicht ohne Talent und Verdienſt, wenn er gleich unter Kant und Leſſing ſteht; er beſtritt die Materialiſten, Helvetius ꝛc. mit vielem Glück.

Seine Anſicht geht von dem Satz aus, alle Philoſophie iſt Spinozismus; dieſer aber Atheismus, alſo alle Philoſophie als atheiſtiſch zu verwerfen. Dies ließe ſich nun wohl von jeder Philoſophie behaupten, der der Begriff der Subſtanz zu Grunde liegt, von der alſo, welche die deutſchen Idealiſten Dogmatik nennen; von dieſer läßt ſich zeigen, daß ſie in der Hauptſache Spinoza nachgeben müſſe; dies iſt aber keineswegs der Fall bei Leibnitz, Fichte, und inſofern hat auch das Intereſſe der jacobiſchen Philoſophie mit dem beſſern Verſtehen der leibnitziſchen Philoſophie und dem erſten conſequenten Kantianer, dem Fichte, aufgehört.

In der Art die Philoſophie anzugreifen, ſie als atheiſtiſch anzuſehen, offenbart ſich das Gemeine der jacobiſchen Myſtik; es hat dies Aufſpüren des Atheismus einen gehäßigen Grund, es iſt innere Furchtſamkeit und Aengſtlichkeit. Ein ſolcher Haß gegen alles, was nur von der gemeinen Vorſtellung der Gottheit abweicht, kann durchaus nicht lobenswerth ſeyn, er iſt das Zeichen einer großen Schwäche. —

Spinoza's Syſtem des Pantheismus weicht freilich ſehr ab von der Religion, indeſſen kann eine noch ſo abweichende Vorſtellung doch immer noch mit dem eigentlichen Weſen der Religion und Religioſität verbunden ſeyn, wobei es vorzugsweiſe auf Herz und Gefühl ankommt, welche dem Spinoza wohl nicht ganz abzuſprechen ſind, wenn man auch ſeine Philoſophie nicht annimmt.

Leſſing hat durch ſeine Verehrung des Spinoza vielen Einfluß auf Jacobi gehabt, der ſonſt wohl nicht dazu gekommen wäre, dieſen zum Helden der Philoſophen zu machen.

Ueberſehen wir hier die ganze abgehandelte Geſchichte der Philoſophie, ſo finden wir, daß die fünf Perioden derſelben einen vollendeten Kreislauf darſtellen.

Die ſcholaſtiſche Periode ſteht ganz allein da als die Periode der gefundenen Wahrheit.

Die alexandriniſche und die reformatoriſche ſind ſehr ähnlich und eben ſo die griechiſche und die neuere.

Ohne uns darauf einzulaſſen, ob die poetiſche, die Form der Kunſt oder die des Wiſſens den Vorzug verdiene, bemerken wir, daß die Griechen und Modernen ſich durch ein ganz beſonderes Streben nach vollendeter Form gleich ſind; dann haben auch beide eine durchaus freie Entwicklung des Geiſtes gemein, nirgend findet ſich etwas Aehnliches in der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der verſchiedenen und ſo entſchiedenen, ſelbſt der wildeſten Syſteme bei den Griechen ſowohl als bei den Modernen.

Bei dieſem Kreislauf darf nun aber nicht ſtehen geblieben werden; ſo wie die griechiſche Philoſophie aufzuhören, möchte eben kein großer Vorzug ſeyn; die große Mannichfaltigkeit iſt eigentlich nur ein ſcheinbarer, kein reeller Vorzug, es muß eben aus derſelben heraus ein haltbarer Zuſtand, eine feſte Form herbeizuführen geſucht werden.

Daß durch bloße Zuſammenſchmelzung verſchiedener vorhandenen Philoſophieen die Wahrheit nicht zu finden, und keine haltbare Philoſophie aufzuſtellen ſey, haben wir aus der Geſchichte derſelben hinlänglich erſehen, die Philoſophie muß gleichſam ganz von Neuem, von vorne an wieder angefangen werden, nicht zwar durch Annihilirung der Geſchichte der Philoſophie, vielmehr ſoll man eben die Geſchichte der Philoſophie ſo vollſtändig als möglich kennen; nur anfangs muß ſie ganz bei Seite geſetzt werden; findet ſich nachher ein Grund, ein beſtimmtes Syſtem anzunehmen, oder eine, freilich beſtimmtere, Zuſammenſetzung, als jene allgemeine Zuſammenſchmelzung zu verſuchen, ſo kann es geſchehen.

Vor allen Dingen muß der Anfangspunkt, von welchem die Philoſophie ausgehen ſoll, beſtimmt werden, und dies geſchieht am beſten durch eine Unterſuchung über die Erkenntnißquellen überhaupt. —

Wie verſchieden dieſe von den Philoſophen angegeben werden, haben wir geſehen; die Charakteriſtik der verſchiedenen Arten der Philoſophie und der fünf Perioden der Geſchichte bietet uns folgende Meinungen über die Erkenntnißquellen dar.

Bei den einen iſt die Erfahrung die Quelle aller Erkenntniß, alſo auch der Philoſophie.

Bei den andern die Vernunft, die Erfahrung verwerfen ſie als Täuſchung, oder laſſen ſie nur als Erkenntniß geringerer Art beſtehen, und eben ſo verhalten ſie ſich gegen die Offenbarung, einige leugnen ſie ganz, andere laſſen ſie nur im Gebiete der Religion, keineswegs aber der Philoſophie gelten.

Noch andere endlich geben übernatürliche, überſinnliche Erkenntniß für die Quelle der Philoſophie an; ſo Plato's Erinnerung aus einer frühern intellectuellen Welt, ſo die intellectuelle Anſchauung, die unmittelbare Anſchauung des Unendlichen, wozu, wie man ſich jetzt auszudrücken pflegt, ein eigner Sinn gehört, ſo die Eingebung und Offenbarung, wodurch uns, wie einige behaupten, die Philoſophie eben ſo wohl, wie die Religion und nicht dieſe allein überliefert werde.

Es iſt ſehr ſonderbar und auffallend, daß von allen dieſen Erkenntnißquellen keine zu einem erſten Anfangspunkte geeignet zu ſeyn ſcheint.

Die Erfahrung mag wohl manche intereſſante Beobachtungen liefern, aber nicht das, was jeder ganz allgemein von der Philoſophie verlangt; der Inbegriff aller Erfahrungen und Beobachtungen über den innern Menſchen (abgeſehen davon, ob die Erfahrung einen richtigen Begriff von dem Menſchen liefern könne oder nicht) löſt immer nicht auf eine befriedigende Weiſe die mit dem Bedürfniß der Philoſophie ſo innigſt verknüpften Fragen von der **Beſtimmung des Menſchen**, von der **Unſterblichkeit**, von der **Gottheit**, dem Verhältniß des Menſchen zu derſelben, und umgekehrt von der Freiheit und von den erſten Gründen der Natur ꝛc., oder vielmehr ſie gibt über alle dieſe Punkte, worüber doch hauptſächlich in der Philoſophie Belehrung geſucht wird, ganz und gar keine Auskunft, ſie gibt immer nur relative Gewißheit durch Induction, nie aber abſolute, was doch geſucht wird von einem wiſſenſchaftlichen Geiſte; dies hängt genau zuſammen mit den Grundmängeln des Empirismus, als welche wir ſchon früher angegeben haben.

So viel iſt alſo immerhin gewiß, daß die Sinnen-Erfahrung nie zum Anfangspunkte der Philoſophie dienen könne; daß der Empirismus die Unmöglichkeit der höhern, übernatürlichen Erkenntnißquellen zu beweiſen nicht im Stande ſey, haben wir auch ſchon in der Charakteriſtik gezeigt. Soll indeſſen mit Sicherheit und Kritik verfahren werden; ſo muß man doch, da es nicht hinlänglich iſt, ihre bloße Möglichkeit zu erweiſen, das Weſen und die Beſchaffenheit derſelben etwas näher abhandeln und ihre Stelle unter den andern Fähigkeiten im menſchlichen Geiſte anzugeben ſuchen, erſt dadurch werden z. B. die Erinnerung und die intellectuelle Anſchauung begreiflich werden; es iſt dies aber erſt in einer Theorie des Bewußtſeyns möglich, hier würde ſich allerdings eine Stelle für ſie finden laſſen; damit iſt jedoch auch noch nicht geſagt, daß ſie zum Anfangspunkt geeignet ſey, im Gegentheil wird dadurch eben, daß man zeigt, wie die höhere Erinnerung und Anſchauung auf einer gewiſſen Stufe von Bildung bei gewiſſen Menſchen ſich finden könne, klar werden, daß ſie nicht die **erſten** Quellen der Erkenntniß ſeyen.

Noch mehr gilt dies von der dritten Art der höhern Erkenntniß, von der Offenbarung, welche (die Exiſtenz Gottes vorausgeſetzt) wohl möglich iſt; ja es iſt viel begreiflicher und natürlicher, daß ein höherer Geiſt ſich einem niedern mittheile, als daß etwas ganz verſchiedenes, ein Körper eine Vorſtellung in demſelben errege; — deßwegen iſt aber jene Offenbarung und Eingebung noch nicht zur erſten und einzigen Erkenntnißquelle geeignet, indem ſie ja immer einer Erklärung bedarf, nicht anders mitgetheilt werden kann, als durch Erklärung, dieſe iſt aber etwas ganz von der Offenbarung verſchiedenes und Sache des menſchlichen Verſtandes, es müßte ſonſt eine Kette von fortgeſetzten Offenbarungen geben, wo eine die andere erklärte; — auf allen Fall kann alſo freilich die Nichtunmöglichkeit der höhern Erkenntnißquellen, aber nicht ihre Wirklichkeit, Begreiflichkeit, mithin Tauglichkeit für die Philoſophie zugegeben werden, ſie erfordern alle, die Erinnerung und die intellectuelle Anſchauung ſowohl als die Offenbarung ſelbſt wieder eine Philoſophie zur Erklärung, ſie ſetzen, wie geſagt, eine Theorie des Bewußtſeyns voraus; erſt wenn das Verhältniß dieſer Erkenntnißquellen zu den andern, und die Stelle im Bewußtſeyn, wo, ſo zu ſagen, dieſe Erſcheinungen ſtatt haben, nachgewieſen ſind, wird ſich ihre Begreiflichkeit zeigen.

Betrachten wir nun die Vernunft, ſo iſt dieſe eben auch keine ſichere Führerinn, wir finden ſie in unaufhörlichen Streitigkeiten und Widerſprüchen verwickelt, Vernunft gegen Vernunft im Kampfe. — In der Geſchichte der Philoſophie, die uns ſo viele Mängel und Unvollkommenheiten zeigt, iſt, den geringen Einfluß der Offenbarung oder Erfahrung abgerechnet, alles Product der Vernunft und zwar der natürlichen, ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft, die meiſten vorhandenen Philoſophieen ſind mißlungene Verſuche dieſer, wenn auch ſehr ſpeculativen und reinen, dennoch wilden natürlichen Vernunft (wie z.B. die Philoſophie des Parmenides ꝛc.) —; die Vernunftkunſt, die nach Methode ſtrebende künſtliche Vernunft, iſt noch nicht genug verſucht und hinlänglich entwickelt. Mit dieſer auch zu den übernatürlichen Erkenntnißquellen, zu ihrer

Erklärung ꝛc. unentbehrlichen, künſtlich ausgebildeten, nach ſichern Denkgeſetzen verfahrenden Vernunft möchte ſich doch wohl mehr ausrichten laſſen, als mit der bisher faſt ausſchließend geübten, wilden, natürlichen.

Der Begriff einer nach ſichern Denkgeſetzen fortſchreitenden Vernunftkunſt führt uns auf die Logik zurück und auf die alten Anſprüche, die ſie macht, zugleich aber auch wieder auf eine Theorie des Bewußtſeyns; dieſe muß die Denkgeſetze an die Hand geben, und den Unterſchied zwiſchen der natürlichen und künſtlichen Vernunft erklären.

Hier zeigt ſich nun eher die Möglichkeit, einen ſichern Anfangspunkt für die Philoſophie zu erhalten; in der Hoffnung nämlich, daß mit einer regelmäßig nach Geſetzen verfahrenden Vernunft mehr auszurichten ſey, als mit der natürlichen ſich ſelbſt überlaſſenen, müßte man damit anfangen, dieſe künſtliche Vernunft auf das eigne *Selbſt* zu richten und durch Selbſtbetrachtung zu verſuchen, wie viel ſich überhaupt wiſſen und erkennen laſſe. — Wenn dies mißlingen ſollte, würde alles andere noch eher mißlingen müſſen; ob dieſe Betrachtung auch auf die äußere Welt überzutragen ſey, iſt eine andere Frage und ungewiß.

Genug einmal die Unterſuchung aller Quellen der Philoſophie führt uns auf die *Selbſtanſchauung*, als den ſicherſten Anfangspunkt der Philoſophie.

Es iſt aber ein großer Unterſchied zu machen zwiſchen dieſer Selbſtbetrachtung als einem Verſuch, durch eine künſtliche Methode die eignen Denkgeſetze wahrzunehmen, zu beobachten, und zu abſtrahiren — und der blos paſſiven Selbſtbetrachtung des Empirikers, der ſich in Ruhe und Unthätigkeit nur in dem Spiegel ſeiner Sinne beſchaut und wahrnimmt, was da vorgeht. Die Selbſtanſchauung des Idealismus iſt durchaus von der thätigen Art; er handelt und beobachtet ſein Handeln; — er ſchreibt ſich ſelbſt Geſetze vor, was er thun will, um es ſodann zu beobachten.

Wenn ſich in der Folge finden wird, daß das Ich durchaus nur in Thätigkeit beſtehe, ſo wird dadurch nicht allein die

Unzulänglichkeit des Empirismus zur Philoſophie, ſondern überdies noch erwieſen, daß er ſelbſt in dem beſten, was er noch gewährt, in ſeinen Datis zur Pſychologie ganz falſch und irrig ſey, und eine verkehrte Anſicht des innern Menſchen gebe, in ſofern er dieſen blos als leidend auffaßt.

Die Art, von der Selbſtanſchauung anzufangen, ſteht auf gewiſſe Weiſe in der Mitte zwiſchen den höhern Quellen und der gemeinen Wahrnehmung; die methodiſche Selbſtanſchauung vermittelt gleichſam die gemeine Wahrnehmung mit den übernatürlichen Erkenntniſſen, und wenn ſie auch nicht abſolut den Vorzug vor allen verdient, ſo verdient ſie ihn doch relativ, als erſter Anfangspunkt vor der natürlichen, regelloſen Vernunft allerdings, da dieſer ihr Geſchäft, wie wir geſehen, von jeher ſo mißlungen iſt, und immer mißlingen wird; vor den höhern, übernatürlichen Erkenntnißquellen aber, weil dieſe, wie geſagt, zur Erklärung und Entwicklung doch ohnehin immer der Vernunft bedürfen. Mit der gemeinen Wahrnehmung hat ſie gemein, daß ſie Anſchauung iſt; verſchieden und weit über dieſelbe erhaben iſt ſie indeſſen nicht nur dadurch, daß ſie eine durchaus freie, willkürlich ſich ſelbſt entwickelnde Thätigkeit iſt, ſondern auch weil ſie Bedingungen einer Kraft, Gewandheit und Ausbildung des Geiſtes vorausſetzt, die ſich eben nicht bei jedem finden; obwohl hier gar kein eigner Sinn dazu gehört, wie man oft irrig gemeint, und daher dieſe künſtliche, methodiſche Selbſtanſchauung mit höhern Erkenntnißarten verwechſelt hat; es iſt gar keine myſtiſche Anſchauung, ſondern eine ganz klare und natürliche, die unter den angegebenen Bedingungen der gehörigen Geiſteskraft und Bildung ganz natürlich erfolgt; ſie vereinigt Vernunft und Erfahrung.

Kurz und gut, der Verſuch des Wiſſens muß bei uns ſelbſt anfangen; wenn wir uns nicht ſelbſt erkennten, würde es uns noch viel weniger gelingen, die Dinge außer uns zu erkennen; d[illegible] Möglichkeit aber, wie eine Selbſterkenntniß gefunden werden kann, die Wiſſenſchaft wäre, iſt einleuchtend.

Die Frage, wie es zugehe, daß die bisher vorhandene Philoſophie faſt nichts als eine Reihe von mißlungenen Verſuchen und Mißverſtändniſſen aller Art darbietet, und warum die reine Vernunft nicht allein Erkenntnißquelle der Philoſophie ſeyn könne, und dieſelbe immer in Widerſprüche verwickele, iſt freilich erſt durch die Theorie des Bewußtſeyns näher zu beantworten; um aber Schritt vor Schritt fortzuſchreiten, fügen wir hier noch an, was aus dem Geſchichtlichen mit unſerer Frage in Verbindung ſteht.

Aus der bisherigen Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie iſt ſo viel klar, daß ein poſitiver Begriff des **Unendlichen** bei der Vernunft nicht möglich iſt; wir haben den Beweis am Pantheismus, wo der angeblich und ſcheinbar poſitive Begriff des Unendlichen bei einer nur einigermaßen genauen Unterſuchung immer negativ befunden wird. — In der Erfahrung gibt es gar keinen Begriff des Unendlichen; will man alſo den poſitiven Begriff des Unendlichen, der Einheit und Mannichfaltigkeit nicht ganz aufgeben, da man ja doch Beſtreben dazu beim Menſchen entdeckt, ſo bleibt nichts anderes übrig, als zu den übernatürlichen Erkenntnißquellen ſeine Zuflucht zu nehmen, aus denen, wie ſchon bemerkt worden, der poſitive Begriff der Gottheit ſehr erklärlich iſt.

Nimmt man an, daß die Menſchen ihn wirklich durch Offenbarung erhalten haben, ſo erklären ſich die Mißverſtändniſſe und Irrthümer in der Philoſophie ganz natürlich; — das uralte Syſtem der Emanation läßt ſich als mißverſtandene Offenbarung, als falſche, irrige Auslegung und Anwendung des durch Offenbarung erhaltenen, richtigen Begriffes des Unendlichen leicht erklären; da es hingegen als Product des natürlichen Nachdenkens durchaus unerklärbar iſt.

> Anmerk. Die hiſtoriſche Frage, ob die älteſte Philoſophie etwa mit der Offenbarung in Beziehung ſtehe, und wie? iſt noch nie befriedigend gelöſt worden 1).

Wird der Begriff der Gottheit blos aus der Vernunft abgeleitet, ſo iſt er, wie wir geſehen, höchſt ſchwankend und nichtig, er verſchwindet faſt ganz; die poſitive Fülle aller Kräfte fällt weg, Gott und die Welt fallen in Eins, und es bleibt nichts als der negative Begriff des Unendlichen.

Die meiſten, die einen poſitiven Begriff der Gottheit aus der Vernunft aufſtellen, ſetzen ihn aus verſchiedenen Theilen zuſammen; aus der Vernunft nehmen ſie die Einheit, aus der Sittlichkeit des Menſchen durch höhere Steigerung und Wegnahme aller Schranken die moraliſchen Eigenſchaften und aus der ſichtbaren Zweckmäßigkeit der Natur die Beweiſe der Weisheit und Güte Gottes; damit iſt aber das Uebel keineswegs gehoben, denn ein ſolcher ſynkretiſtiſcher Begriff kann unmöglich die zur Gewißheit nöthige Einheit haben, er erſcheint immer, auch in wiſſenſchaftlicher Rückſicht, als eine willkürliche Erfindung des Menſchen, und entſpricht eben als ein gemachter und zuſammengeſetzter Begriff gar nicht ſeinem Gegenſtande; der Begriff eines moraliſchen Gottes verſchwindet in dem negativen eines nothwendigen, unendlichen Weſens; die Verknüpfung der moraliſchen Eigenſchaften mit dem reinen Vernunftbegriff iſt ganz willkürlich, und mit den Beweiſen der Weisheit und Güte aus der Natur ſieht es gar ſchlimm aus, da ja auch vieles in der Natur zweckmäßig auf ein Uebel angelegt ſcheint, eine Krankheit eben ſowohl eine organiſche Kraft iſt als der Körper ſelbſt. Der Einwurf, daß man die dem ſchädlich und bös ſcheinenden verſteckt zu Grunde liegende gute Abſicht nicht zu erkennen vermag, wird durch den Satz umgeſtoßen, daß man auch das Gute nicht erkennen könne, wenn man nicht ſchon das Gute als bekannt vorausſetzt.

Diejenigen, die den poſitiven Begriff der Gottheit nicht aus der Vernunft, Erfahrung und Naturbeobachtung zuſammenſetzen, erklären, daß er aus dem ſittlichen Bedürfniß in ſeiner rechten Geſtalt, auf der unterſten Stufe bei den älteſten Menſchen entſtanden, oder von den Prieſtern erfunden worden, um ſie durch Furcht und Schrecken zu beherrſchen; ſpäterhin ſeyen würdigere Vorſtellungen hinzugekommen; — andre fügen noch die Hypotheſe hinzu, daß durch die fürchterliche Kataſtrophe der allgemeinen, auf der Welt ſichtbar ſtatt gehabten Sündfluth die übrig gebliebenen Menſchen ſo in Schrecken geſetzt worden, daß ſie dadurch auf den Glauben an ein überirrdiſches Weſen verfallen ſeyen; — dies reicht nun zwar hin den niedrigſten Aberglauben — mehrere Religionen der Wilden und Nordamerikaner zu erklären; viele Mythologieen aber, und zwar die der älteſten und ausgezeichnetſten Völker, laſſen ſich nicht daraus erklären; es iſt darin freilich auch manches willkürlich erfunden, nicht gerade aus eigennützigen Abſichten von den Prieſtern, ſondern von den Dichtern, um ihre Anſichten und Meinungen darzuſtellen; indeſſen finden wir doch immer in dieſen allerälteſten Mythologieen und Religionen, deren Alter gar nicht zu beſtimmen iſt, etwas, das ſich nur aus höherer Mittheilung und Offenbarung erklären läßt, nämlich nicht nur den richtigen ſondern auch durchaus poſitiven Begriff der Gottheit als eines einigen, allmächtigen, allverſtändigen Weſens, aus deſſen Fülle und Kraft alles hervorgegangen ſey. Dies Syſtem der Emanation, wo alle Dinge eine Reihe von Entwicklungen und Ausflüſſen aus der allervollkommenſten Urkraft ſind, iſt, inſofern ſie doch ſämmtlich auf einer niedrigen Stufe ſtehen, als ihre Quelle anzuſehen, mit dem Gedanken verbunden, daß das Entſtehen der Dinge eigentlich ein Herabſinken der Gottheit, die Exiſtenz des Menſchen und der ganzen Welt ein großes Uebel ſey, und die einzige Vervollkommnung der irdiſchen Weſen in der Rückkehr zur erſten Urquelle beſtehe; — man muß geſtehen, daß dieſe tragiſche, höchſt furchtbare Anſicht durch ihre niederſchlagende Härte der Natur des Menſchen gar zu ſehr widerſpricht als daß man nur irgend dafür halten könnte, ſie ſey aus natürlichen Entwicklungen des menſchlichen Geiſtes entſtanden. Die einzige Art, wie ſie begreiflich werden kann, iſt, wenn man annimmt, daß die Gottheit den erſten Begriff ihrer ſelbſt als einer unendlichen Kraftfülle dem Menſchen offenbart, ihn aber nachher wieder ſeinem eignen Verſtande überlaſſen habe. Der Begriff der Offenbarung iſt hier ſpeculativ genommen, in der Philoſophie iſt darunter nichts anders zu verſtehen, als daß die Gottheit den Begriff ihrer ſelbſt im Geiſte des Menſchen angeregt habe, nicht gerade die Offenbarung und Eingebung, woraus die h. h. Bücher (die freilich auch von jener erſten Offenbarung handeln) als von Gott eingegeben, entſtanden ſind und abgeleitet werden; dieſe gehört in das Gebiet der poſitiven Theologie.

Nach jener Vorausſetzung iſt das Entſtehen der ſo höchſt ſeltſamen, tragiſchen Weltanſicht ſehr erklärlich; es iſt das erſte Mißverſtändniß jener urſprünglichen Offenbarung, dies aber ſehr natürlich; denn iſt der Begriff eines unendlichen Geiſtes als eine allvollkommene Urkraft gegeben, ſo kann man ſich das Daſeyn der einzelnen Dinge nicht wohl anders erklären, als daß alles aus der unendlichen Kraftfülle gefloſſen ſey; dies aber führt, wenn man die Beſchränktheit der eignen Natur und die Unvollkommenheit aller Dinge mit der allervollkommenſten Urkraft vergleicht, geradeswegs zu der ſchrecklichen Anſicht der Welt, als einem Zuſtande der ſteten Verſchlimmerung.

Daß dieſe Mißdeutung und überhaupt jedes Mißverſtändniß eines aus einer höhern Sphäre erhaltenen Begriffs, der unter den menſchlichen Vorſtellungen gleichſam ein Fremdling iſt, viel begreiflicher und natürlicher iſt, als daß die Vernunft ihr eignes Product ſo mißverſtehen könnte, brauchen wir nicht zu erwähnen.

Uebrigens muß man geſtehen, ſo ſehr auch jener älteſte Verſuch, den Begriff der Gottheit mit dem Gefühl der Wahrnehmung der Welt und des einzelnen Dings in Verbindung zu ſetzen, mißlungen, und ſo widerſprechend auch die Verſchlimmerung des Begriffs des vollkommenſten Weſens, ſo groß überhaupt das ganze Mißverſtändniß iſt, ſo verdient dies Syſtem doch eben durch ſeine Härte und Kühnheit, ja Erhabenheit vor den durch die Theologen gemilderten Anſichten im allgemeinen vor dem Emanationsſyſtem der ſpätern Zeiten bei weitem den Vorzug; dieſe vermeiden die Emanation der Folgen wegen, würden aber, wenn man ihre Principien ſtreng verfolgen wollte, doch dahin zurückführen. Das Emanationsſyſtem iſt gewiß durch ſeine Kühnheit von allen irrigen das ausgezeichnetеſte.

Wenn wir nun zwar gefunden haben, daß die älteſte Philoſophie nichts anders ſeyn könne als Mißdeutung einer wahren Offenbarung, ſo iſt doch die Philoſophie in ihrer ſucceſſiven Entwicklung und Ausbildung zu ſehr Werk des Menſchen, als daß damit ſchon alles erklärt wäre; das Phänomen der immer wiederkehrenden, ſo oft mißlungenen Verſuche, das Räthſel der Welt zu löſen, bedarf einer wiſſenſchaftlichen Erklärung.

So wie ſich in der Geſchichte der Philoſophie neben der Größe und Vortrefflichkeit des menſchlichen Geiſtes auch die Unvollkommenheit deſſelben durch die ſonderbarſten Auswüchſe, ja oft Ungereimtheiten offenbart, ſo müſſen auch bei der Betrachtung des immerwährenden Mißlingens, der Streitigkeiten und Widerſprüche der Philoſophie nicht allein die Quellen der Erkenntniß, ſondern auch die Quellen des Irrthums aufgeſucht werden. — Obwohl man zugeben muß, daß es wohl ſchwieriger ſeyn möchte, den Grund und die Kriterien des Irrthums anzugeben als der Wahrheit ſelbſt, und alſo erſt bei Vollendung der Philoſophie befriedigend darüber entſchieden werden könnte, ſo läßt ſich doch ſchon vorläufig aus jedem Syſtem, wenn man es, wie wir auch früher gethan haben, kritiſch nach ſeinen eignen Ideen prüft, das Irrige herausfinden, inſofern es nämlich inconſequent iſt, ſeinen Zweck nicht erreicht. In dieſer Rückſicht gehört daher dieſe Frage von den Quellen des Irrthums zum Theil noch zur Kritik der Philoſophie, und wir wollen uns hier bemühen, was früher bei den einzelnen Syſtemen gezeigt wurde, in Einen Brennpunkt zu vereinigen, und auf dieſe Weiſe, ſo viel als möglich, die allgemeinere Frage nach dem Punkte der Schwierigkeit der Philoſophie überhaupt kritiſch zu beantworten.

Es iſt auch eben nicht ſchwer, theils durch gemeinen Verſtand, theils durch Kritik manche Quellen des Irrthums in der Philoſophie zu entdecken, die auf mehrere andere, oft auf alle Syſteme anzuwenden ſind.

So kann z. B. Täuſchung in der Philoſophie, wie im Leben, Irrthum veranlaſſen, wenn nämlich etwas gefolgert wird, was nicht folgt, beſonders gibt in der Philoſophie die Sprache vielen Anlaß zu ſolchen Täuſchungen.

Ein anderer Quell des Irrthums iſt die Unwiſſenheit, nicht zu verſtehen: wenn einer abſolut nichts weiß, ſondern wenn man etwas nicht recht weiß, eine unvollſtändige Erkenntniß von einer Sache hat; wir haben ein Beiſpiel ſelbſt an Ariſtoteles: ſeine Phyſik iſt den Umſtänden der damaligen Zeit gemäß unvollkommen, und da er nun, wie die meiſten Griechen, die ſich nicht auf den Menſchen allein beſchränkten, die Phyſik mit ſeiner

Philoſophie durchaus ineinander verknüpft hat, ſo bringt dies natürlich viele Mängel hervor.

Auch das *Vorurtheil*, der Einfluß von Zeit und Verhältniſſen, Individualität, Localität, Nationalität, mit einem Worte, der Einfluß der Umgebungen verurſacht Irrthümer in der Philoſophie; zum Vorurtheil iſt auch eine Art des Partheigeiſtes zu rechnen, wenn ſie noch nicht den höchſten Grad erreicht hat.

Ein vierter Grund iſt die *Geiſtesunvollkommenheit*; wir verſtehen darunter nicht blos Unfähigkeit oder Mangel und geringes Maaß an Geiſteskraft, ſondern eigenthümliche Beſchaffenheit und Anlage des Geiſtes, die eine Vorliebe oder Abneigung für gewiſſe Anſichten hervorbringt; ſo ſind Aengſtlichkeit als Quelle der Neigung zum Skepticismus, große Sinnlichkeit zum Materialismus, Gemeinheit und Niedrigkeit des Geiſtes zum kraſſen Empirismus — anzugeben. — Es iſt zwar nicht zu loben, wenn die Philoſophen zur Beſtreitung ihrer Gegner Geiſtesſchwäche vorwerfen, weil dann die Philoſophie bald in ein anderes Gebiet überzugehen Gefahr läuft; indeſſen kommen doch in der Geſchichte der Philoſophie häufig Fälle vor, wo man auf dies Princip Rückſicht nehmen muß.

Endlich haben wir noch die *Verblendung* anzuführen, unterſchieden von Täuſchung und Vorurtheil dadurch, daß ſie willkürlich iſt, wenn jemand nämlich aus leidenſchaftlicher Partheilichkeit ſich ſelbſt wiſſentlich in den Irrthum ſtürzt, und für die Wahrheit verblendet, blos um eine Behauptung durchzuſetzen.

Doch alle dieſe in der Philoſophie ſowohl als in dem gemeinen Leben ſtattfindenden Quellen des Irrthums erklären immer nur einzelne Mängel und Fehler, und zwar nur Mängel der Philoſophen, nicht einmal der Arten der Philoſophie, noch viel weniger der Philoſophie überhaupt.

Um das Problem, wo der eigentliche Punkt aller Schwierigkeiten und Irrthümer der ganzen Philoſophie liege, hiſtoriſch zu beantworten, müßte man nur auf die höhern Arten der Philoſophie in ihrer vollkommenſten Geſtaltung ſehen; hier läßt ſich erwarten, den gemeinſchaftlichen Fehler und Grund ihres Mißlingens finden, und ihn nur auf eines oder mehrere Principien reduciren zu können; es könnten wenigſtens eben ſo mehrere Quellen für den Irrthum möglich ſeyn, wie deren auch mehrere für die Wahrheit angeführt werden, und es verſteht ſich, innere weſentliche Quellen, nicht blos äußere und zufällige, wie Täuſchung ꝛc. — Allein die Geſchichte liefert uns nur ein Princip, es dreht ſich hier alles um einen Punkt — es iſt dies der urſprüngliche Einfluß der pantheiſtiſchen Denkart auf die andern Syſteme; — die gemeinſchaftliche Quelle alles Irrthums in der Philoſophie ſcheint alſo blos in dem Begriffe des Dinges zu liegen.

Daß der Begriff des Dinges, der Subſtanz, in ſehr naher Verbindung mit dem Pantheiſmus ſteht, und in ſeiner ganzen Strenge immer dahin führt, iſt mehrmal gezeigt worden.

Einen Beweis, daß wirklich die Philoſophie meiſtens gerade auf dem höchſten Standpunkte ihrer Vollendung durch den überwiegenden Einfluß des Pantheiſmus aufgehalten worden iſt, zeigt uns die griechiſche Philoſophie; Plato und Ariſtoteles bezeichnen doch offenbar den höchſten Punkt der griechiſchen Philoſophie, und Plato wurde durch nichts anders als das eleatiſche Syſtem verhindert, zu einer höhern Vollendung fortzuſchreiten; der Begriff der Beharrlichkeit, den er von Parmenides angenommen, und mit dem abſolut Guten des Sokrates und dem abſolut ewigen Verſtande des Anaxagoras in Verbindung ſetzte, entfernte jeden Gedanken von Entwicklung und alles was ihn hätte dazu führen können, eine werdende Gottheit anzunehmen; daher er denn die Materie neben der Gottheit mußte beſtehen laſſen, welches der Hauptmangel ſeines Syſtems iſt.

Bei Ariſtoteles aber iſt der ſchädliche Einfluß des Pantheiſmus auf eine andere Weiſe ſichtbar; ſtatt ſich ſtreng an den Begriff der Thätigkeit zu halten, welche doch das Princip ſeiner Philoſophie als Idealiſmus iſt, und darin alles aufzulöſen, räumt er dem Begriffe des Seyns viel zu viel Herrſchaft ein; woher denn auch die ſonderbaren Erklärungen des Seyns durch Privation, als mögliche Möglichkeit, nicht als Wirklichkeit, entſtanden. Hätte er an die Stelle des Seyns Thätigkeit geſetzt, ſo möchte es ihm eher gelungen ſeyn, das Entſtehen der Dinge durch allmälige Entwicklung der Fähigkeit begreiflich zu machen; wie ſehr der Begriff des Seyns Einfluß auf ihn gehabt, beweiſt ſeine Idee von der Weltewigkeit.

In der ſcholaſtiſchen Philoſophie finden wir mit weniger Verſchiedenheit denſelben Fehler, wie in der griechiſchen. Hier iſt es der Begriff des Dinges ſelbſt, worum, wie wir geſehen haben, ſich die ganze ſcholaſtiſche Philoſophie dreht und darüber zu den ſonderbarſten Spitzfindigkeiten ausartete.

Sehen wir bei Würdigung der Philoſophie auf die Intellectualität und zugleich auf die Form, ſo ſind die drei erwähnten Philoſophieen, die platoniſche, ariſtoteliſche und ſcholaſtiſche, offenbar die vorzüglichſten und am meiſten durchgearbeiteten und können alſo am beſten zum Maaßſtab für das Ganze dienen.

In der vor-ſcholaſtiſchen, alexandriniſchen und in der folgenden reformatoriſchen Philoſophie iſt, weil ſie nicht ſo vollkommen ausgebildet, ſo klar und deutlich vorgetragen iſt, der eigentliche Punkt der Schwierigkeit verſteckter und nicht ſo leicht in Eins zuſammengefaßt anzugeben.

Bei den Neuern, namentlich bei Kant, iſt es wieder der Begriff des Dings, zwar nicht ſo der Begriff des Dings überhaupt, als vielmehr der Begriff des Dings an ſich; Kant hält dies identiſch mit dem Ueberſinnlichen, welches nach ſeiner Behauptung, die er verantworten mag, dem Menſchen unerkennbar bleibt.

Fichte hat ſcheinbar gerade ſo wie wir dem Ding den Begriff der Thätigkeit entgegengeſetzt, und daſſelbe ganz geleugnet; indeſſen es doch wieder in einer veränderten Geſtalt, nämlich als Etwas (Nicht—Ich, Schranke) in ſeiner Philoſophie zurückkehrt; dies Etwas könnte man definiren als ein ſchwebendes Ding; es iſt deßwegen aber doch immer ein Ding, nur mit dem Unterſchied, daß es hier in idealiſtiſcher Geſtalt erſcheint. Nach dem Idealismus nämlich, der alles in Thätigkeit und Bewegung auflöſt, gibt es nichts beharrlich Reelles, alles iſt nur ſchwebend; ein ſchwebendes Ding iſt indeſſen ſehr widerſprechend; denn Ding iſt eben das nicht ſchwebende, iſt etwas fixirtes, die Grundlage, die man dem Etwas unterlegt, wenn man es fixiren will, und inſofern ſteht dann das Etwas noch einen guten Theil unter dem Ding.

Das Reſultat dieſer unſrer Betrachtung wäre alſo, daß in dem Begriffe des Dings die Fehler und Mängel aller Philoſophieen zuſammenlaufen, es mithin wirklich ein gemeinſchaftliches Princip des Irrthums für die Philoſophie gebe; wir wollen daher dieſen Begriff, ſo weit es vorläufig möglich iſt, noch etwas näher in allen ſeinen verſchiedenen Geſtalten unterſuchen; das eigentlich vollſtändige Licht über die Sache, warum gerade der Begriff des Dings der Mittelpunkt alles Irrthums, und wie dies im menſchlichen Geiſte entſtanden ſey — kann freilich erſt ſpäter aus der Theorie des Bewußtſeyns hervorgehen.

Der Begriff des Dings im gemeinen Leben und im Empirismus iſt die ſelbſt nicht erſcheinende beharrliche Grundlage der wechſelnden Erſcheinungen. — In dieſem Gebiet iſt der Begriff des Dings aber nothwendig verbunden mit dem Prädicate der Beſchränktheit, Endlichkeit und völligen Abgeſchloſſenheit. Das Ding an ſich iſt die beharrliche, ſelbſt nicht erſcheinende Grundlage der wechſelnden Erſcheinungen an einem durchgängig Beſchränkten und Abgeſonderten.

Der Begriff des Dinges kann nun wohl, (wie ſchon in der Logik angedeutet iſt) praktiſche, keineswegs aber ſpeculative Gültigkeit haben. Bei uns verhält es ſich umgekehrt wie bei Kant: — dieſem war das Theoretiſche unerkennbar, und die dem Theoretiſchen zum Grunde liegenden Ideen des Dings, überhaupt das Ding an ſich, — das Praktiſche aber erkennbar; bei uns fällt das Ding an ſich für das Theoretiſche weg und findet nur im Praktiſchen Anwendung.

Der Grund, warum der Begriff des Dings blos praktiſche Gültigkeit hat, iſt folgender: — So lange es blos auf eine Aufzählung der einzelnen Merkmale ankommt, reicht der Begriff des Dinges vollkommen hin, indem die ideelle Grundlage, der ideelle Träger vollkommen hinreicht, alle Merkmale aufzuzählen, die zu einer Sache gehören, die aufgezählten Merkmale aber reichen hin, ein Ding von dem andern zum praktiſchen Gebrauch zu unterſcheiden. Alle Einſicht in das Weſen eines Dings erhalten wir indeſſen nur dadurch, daß wir ſeine Entſtehung nach ſeiner Quelle, ſeinem Grunde und nach ſeinen Zwecken und Bildungsgeſetzen erkennen; daher ſind auch alle Begriffe ſpeculativ genommen genetiſche Begriffe, und alle Theorie beſteht nur in genetiſchen Bgriffen; — ſobald wir nicht blos bei den äußern Merkmalen ſtehen bleiben, verſchwindet der Begriff des Dings, als eines unſichtbaren, todten Trägers der Merkmale, und entſteht uns nur der Begriff, ein Bild des Lebens; wir erhalten dann etwas durchaus Lebendiges — Bewegliches, wo Eins aus dem Andern entſteht und hervorgeht, kurz wir erhalten die Einſicht in die Geſchichte des Dings; — ſo würde uns z. B. der Begriff einer goldenen Münze, wenn wir nicht blos auf die äußern Merkmale ſähen, einestheils in Rückſicht der Form zu einer Abhandlung vom Golde überhaupt, d. h. alſo zu einem wichtigen Theile der Geſchichte der Menſchheit, anderntheils in Rückſicht auf den Inhalt zu einer Unterſuchung der Elemente der Metalle führen.

Der Begriff des Dings, beſonders wie er in dem ſtrengern Empiriſmus vorkommt, ſcheint ſehr mit dem Begriffe des Nichts verwandt zu ſeyn; das Ding, als etwas unerkennbares, als der Träger der wechſelnden Erſcheinungen, der aber ſelbſt nie erſcheinen, alſo gar keine wirklichen Beſtimmungen haben kann, und deſſen Weſen gerade darin beſteht, daß er ganz eigenſchaftlos und unbeſtimmt iſt, — ein ſolches blos gemeintes Weſen iſt gewiß vom Nichts nicht weit entfernt. — Die Empiriker müſſen nothwendig zugeben, daß nach ihrer Erklärung das Daſeyn des Dings eine bloße Vorausſetzung iſt, ohne daß ſie ſagen können, worauf ſie ſich gründe; daher man denn auch den Begriff des Dings nach dieſem Syſtem, worin er hauptſächlich zu Haus iſt — die Hypotheſe des Dinges nennen könnte; das Ding iſt hier immer nur eine willkürliche, menſchliche Erfindung, es offenbart ſich immer nur durch Merkmale und Erſcheinungen, die an ihm haften, ohne daß wir von ſeiner Exiſtenz Gewißheit hätten, oder auch nur je uns verſchafſeyn könnten; wenn übrigens dieſe Anſicht große Allgemeinheit hat, ſo zeigt dies nur, daß der Grund des Irrthums ſehr tief zu ſuchen ſey.

In den andern niedern Arten der Philoſophie iſt der Begriff des Dings eben nicht ſo ſehr verſchieden; der Materialismus hält den Begriff des Dings, wie in dem gemeinen Leben und dem Empirismus bei; der einzige Unterſchied hierin zwiſchen dem Empirismus und Materialismus iſt, daß letzterer das Ding an ſich zu erkennen behauptet. Der Skepticismus hat freilich den Begriff des Dings oft und thätig beſtritten, und würde darin mit unſerm Verſuche übereinſtimmen, wenn er nicht mit dem Begriffe des Dings zugleich den der Thätigkeit und mit beiden alle Erkenntniß und ihre Möglichkeit umzuſtoßen verſucht hätte; übrigens zeigt der Skepticismus zwar, wie der Begriff des Dings überall auf den größten Irrthum führe, ſucht aber nicht die Grundquelle auf.

Wichtiger iſt der Begriff des Dings in den drei höhern Arten der Philoſophie; hier wird ſich finden, was auch ſchon auf eine andere Art geſagt worden, daß der Begriff des Dings weſentlich zuſammenhängt mit den Grundmängeln jeder Anſicht. — Im Realismus iſt dieſer Zuſammenhang ganz klar; wir haben es ſchon zur Genüge gezeigt, wie der gewöhnliche und gemeine Begriff des Dings in ſeiner Strenge und Conſequenz nothwendig zum Pantheismus führt; er wird, da der Realismus nicht auf das Einzelne geht, ſondern gleich auf das Unendliche, in den Begriff des reinen, unendlichen Seyns aufgelöſt, und aller Schranken und Abſonderung entledigt, ſo daß nur das Prädicat eines ſchlechthin Unveränderlichen und Beharrlichen übrig bleibt, als worin das Weſen des Realismus beſteht, und woraus unmittelbar folgt, daß alle Thätigkeit und Bewegung entweder ganz geleugnet, oder, wie bei Spinoza, ihr nur eine untergeordnete ſcheinbare Realität zugeſtanden wird; — das ganze Syſtem iſt dadurch leblos, leer und negativ, es kann nicht anders ſeyn; wenn man die äußern Merkmale und die wechſelnden Erſcheinungen von einer Sache wegnimmt, ſo bleibt nichts als der leere Träger, der der Sache Laſten, und Beharrlichkeit gab; — und inſofern iſt alſo auch hier wieder die ſonderbare Verwandtſchaft des Begriffs des Dings mit dem Nichts ſelber.

Bei dem Idealismus und Dualismus iſt der Zuſammenhang ihrer Grundfehler mit dem Begriffe des Dings nicht ſo klar. Der Dualismus kann jedoch dem Begriff des Dinges nicht entgehen, ſo lange er wirklicher Dualismus iſt, d. h. ſo lange als Geiſt und Materie als zwei Principien geſchieden ſind; denn alsdann muß man mit fortgeſetzter Conſequenz zu dem Schluſſe kommen: — beide, Geiſt und Materie ſind doch Dinge zu nennen, ſind alſo doch Arten, die zur gemeinſchaftlichen Gattung des Dings gehören, welches in der Mitte liegt, und da ſie ſich ſchlechthin einander entgegengeſetzt ſind, weder das eine noch das andre, ſondern überhaupt höher iſt als beide; — das höchſte Eins, für das ſeiner Erhabenheit wegen ſelbſt das Prädicat des Geiſtes und Verſtandes zu gering iſt, kann nichts anders ſeyn als die Gottheit; dies Princip iſt aber doch blos ein Ding, da ihm alle Eigenſchaften abgeſprochen werden, die Gottheit wäre alſo nichts anders als das erhabenſte Ding, welches wieder nichts anders als ein durchaus qualitätenloſes, unendliches Ding iſt, wie die Neuplatoniker annahmen, die hierin ganz conſequent nach dem Weſen der Intellectualphiloſophie verfuhren. Durch das qualitätenloſe Ding kamen ſie, um es von dem gemeinen Ding zu unterſcheiden, da denn doch der Begriff des Dings ein gar zu beſtimmtes Prädicat für die über Prädicate erhabene Gottheit (das Urding) wäre — auf den höchſt ſonderbaren Begriff des Ueberdings — des Ueber Eins.

Uebrigens haben alle Dualiſten, ſie mögen nun, wie Plato, Geiſt und Materie einander entgegengeſetzt, oder beide einem höhern Princip untergeordnet haben, doch immer das Beharrliche oben an, das Veränderliche und Bewegliche aber ganz heruntergeſetzt. Dem Princip, welchem ſie den Vorzug geben, legen ſie auch immer das Prädicat der Beharrlichkeit bei, dem andern (meiſt die Materie, die Welt ꝛc. genannt) das der Veränderlichkeit; ja alle Philoſophen bis auf Fichte, der zuerſt mit r Idee einer werdenden Gottheit hervortrat, stimmen rin überein, daß sie Gott als ein unveränderliches, allge- ein herrschendes, beharrliches Wesen, also nicht etwa für eine raft, sondern für ein Ding erklären. Mit diesem Begriff es Dings hat man zugleich den der höchsten Wahrheit verbun- en, oder vielmehr man hat diesen darin aufgelöst, woraus ann auch folgt, daß in allen dualistischen Systemen nur ein urchaus negativer Begriff der Vollkommenheit statt findet; wo die Vollkommenheit nicht in Leben und Thätigkeit gesucht wird, ist der wirkliche, wahre Begriff derselben unmöglich, ein negativer, todter aber unvermeidlich; die Vollkommenheit besteht dann in der bloßen Uebereinstimmung mit sich selbst; dieser negative Begriff der Vollkommenheit führt aber augenscheinlich wieder zurück zum Empiricismus, zu dem Begriffe der Endlichkeit, indem nur das in sich vollendet, und keines andern bedürftig seyn kann, was abgeschlossen, durchgängig beschränkt, d. h. endlich ist.

Der Idealismus scheint zwar den Begriff des Dings ganz wegschaffen zu wollen, ihm besteht alles Daseyn, alle Realität nur im Leben und in der Thätigkeit, im Gegensatz gegen das Todte, Ruhige, Beharrliche — kurz nicht in dem Ding, sondern in dem Leben; dennoch aber kehrt der Begriff des Dings, wie auch früher angegeben worden, unter andern Gestalten immer wieder in den Idealismus zurück. Indessen läßt sich der Grund davon wohl erklären. Bei Fichte, dessen Etwas eben so sonderbar wie das Ueberding ist, liegt es darin, daß er seinen Idealismus willkürlich auf die bedingte Ichheit beschränkte, denn mit der Bedingtheit hängt der Begriff des Dings ganz genau zusammen.

Der Begriff des Beharrlichen dient am besten zum Leitfaden, um zu untersuchen, welche Gestalt der Begriff des Dings im Idealismus angenommen hat. Alle Idealisten, die ältesten und die neuesten, von Heraklit bis zu Fichte, lassen doch eine Art des Beharrlichen, nämlich Gesetze, bestehen.

Heraklit hat allgemein gültige Gedanken — Aristoteles Formen — die Stoiker [illegible] Begriffe — am deutlichsten aber erſcheint das Princip in Fichte's Denkgeſetzen; das Geſetz beſteht aus zwei Theilen, a) aus dem Geſetz ſelbſt und der Nothwendigkeit, b) aus der Beſtimmung, der Beſchränkung. —

Geſetz alſo in ſpeculativer Bedeutung heißt nothwendige Beſchränkung. Nun iſt eben der Fehler aller Idealiſten bisher vorzüglich der geweſen, daß ſie der Beſchränkung als dem Beſtimmenden den Vorzug gaben vor dem Beſtimmten, dem Wirklichen, dem Leben. So bei Ariſtoteles, der die Formen aus der bloßen Möglichkeit durch die Beraubung beſtimmen läßt, dieſe iſt bei ihm eigentlich die Mutter aller Dinge. — Bei Fichte hat die Beſchränkung auch wieder den Vorzug, da die Denkgeſetze ihm das Höchſte ſind.

Der Idealismus wird ſich auf dieſe Art immer ſelbſt untreu, indem er Leben und Thätigkeit der Beſchränkung unterordnet; beides iſt ſich einander entgegengeſetzt, die Schranke iſt ja blos eine Verneinung, iſt alſo ſchlechthin und bleibend, ſteht ſo dem Leben und der Freiheit gerade gegenüber.

Derjenige, der den Idealismus am reinſten und kühnſten in der Idee aufgefaßt hat, iſt Leibnitz; indeſſen, wie geſagt, hat er ihn nicht entwickelt, weil er ſich wohl nicht ganz von der gemeinen Denkart losmachen konnte und, wie Fichte, aus Furcht vor dem Pantheismus ſtehen blieb.

Genug, alle bisherigen Idealiſten, obwohl ſie gleichſam von der Vergötterung des Lebens, der Freiheit und Thätigkeit ausgehen, kehren doch nachher zu dem Beharrlichen, zu nothwendigen Geſetzen zurück.

Ueberſehen wir den letzten Theil unſrer Unterſuchung, ſo finden wir, daß der Begriff des Dings, der, in ſeiner ganzen Blöße betrachtet, viele Verwandtſchaft mit dem des Nichts hat, und deſſen Einfluß hauptſächlich das Mißlingen der Syſteme veranlaßt, in den drei höhern Syſtemen in einer ſehr impoſanten Geſtalt erſcheint, im Realismus als Unendliches, im Dualismus als negative Vollkommenheit, im Idealismus als Geſetz.

Die Frage, wie der menſchliche Geiſt und gerade in ſeinen höchſten Repräſentanten eine ſo durgängige Neigung gleichſam zum baaren Nichts haben könne, wird, wie geſagt, erſt in der Folge befriedigend beantwortet werden; hier war uns nur darum zu thun, zu zeigen, daß es ein inneres, nicht blos zufälliges Princip des Irrthums in der Philoſophie gäbe.

Die Betrachtung der verſchiedenen Erkenntnißquellen der Philoſophie mit Rückſicht auf die für den Anfangspunkt der Philoſophie paſſende, womit wir die Geſchichte derſelben beſchloſſen, hatte uns auf die Idee einer Vernunftkunſt geführt. Nachdem wir nun jetzt die vorläufig aufgeworfenen zwei hiſtoriſchen Fragen: ob die älteſte Philoſophie nicht vielmehr eine mißverſtandene Offenbarung, als eine ganz menſchliche Erfindung — und welche die Quelle des Irrthums in der Philoſophie ſey — beantwortet haben, gehen wir zu der *Theorie der Vernunftkunſt* über; vor der Theorie einer wiſſenſchaftlichen Vernunftkunſt folgt aber natürlich erſt noch eine Unterſuchung derjenigen Wiſſenſchaft, welche ſeit langen Zeiten den Anſpruch gemacht hat, zu ſeyn, was hier geſucht wird, — alſo eine

Kritiſche Unterſuchung der Logik.

Die Vernunftkunſt hat zu ihrer Begründung vor allen Dingen die Denkgeſetze aufzuſuchen; die *Logik* aber behauptet eben eine ſolche Theorie der Denkgeſetze zu ſeyn; — daß ſie dies im eigentlichen Sinne nicht iſt, leuchtet ſchon vor einer nähern Unterſuchung ein, indem es ihr ja ſonſt gelungen ſeyn müßte, alle die Schwierigkeiten und Mißverſtändniſſe, woran die Philoſophie leidet, längſt zu heben.

Die Logik als abgeſonderte Wiſſenſchaft iſt ganz zufälligen Urſprungs; ſie entſtand bei den Griechen aus der Dialektik und Sophiſtik. Der ſchändliche Mißbrauch, der mit dieſen Künſten getrieben wurde, machte eine Disciplin nöthig, um ſich dagegen zu ſchützen. Bei Plato war die Logik noch mit der Dialektik verbunden, erſt bei Ariſtoteles tritt ſie als eigne, geſonderte Wiſſenſchaft auf, und ſeitdem hat man immer fortgefahren, ſie als ſolche zu behandeln, ohne gründlich zu unterſuchen, ob dieſe Abſonderung wirklich nothwendig war, oder nicht. — Auf allen Fall kann es bei einer ſo ſtrengen Abſonderung nur eine ſehr magere Wiſſenſchaft von ſehr geringem Inhalte ſeyn, obwohl es freilich bei den Alten ſowohl als den Neuern weitläuftige, reichhaltige Logiken gegeben hat: dieſe aber waren nicht rein, ſondern bei jenen ſtanden ſie immer in naher Beziehung mit der Grammatik und Rhetorik, bei dieſen mit der Pſychologie. — Kant hat ſehr unrecht zu behaupten, daß Ariſtoteles die Logik in der größten Reinheit aufgeſtellt habe; er hat zwar blos die Analytik von ihm genommen, doch auch hier ſind bei Ariſtoteles viele fremde Beſtandtheile eingemiſcht; — am meiſten iſt dies freilich der Fall in der Topik, die ſich durchaus ganz und gar auf die bei den Griechen ſtattfindende Verbindung der Logik und Rhetorik bezieht; — viel größer ſind jedoch die fremdartigen Beſtandtheile noch bei den Stoikern, — inſofern mag verhältnißmäßig Ariſtoteles unter den Alten noch der reinſte, ſyſtematiſchſte Logiker ſeyn, an und für ſich aber iſt ſeine Logik nicht rein. — Kant und Fichte haben die Logik, ſelbſt nachdem ſie ſie von allen fremden Beſtandtheilen der Pſychologie ꝛc. gereinigt, dennoch als getrennte Wiſſenſchaft beſtehen laſſen; dies macht die Unterſuchung derſelben noch beſonders wichtig.

Die Logik nach ihrer *vollſtändigen Ausführung* kann keineswegs der Theorie des Bewußtſeyns, oder der höhern Pſychologie vorangehen, inſofern ſie eine Doctrin iſt von der Art und Beſchaffenheit der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, kurz eine Lehre der verſchiedenen Denkformen; mag immer die Theorie der Denkgeſetze in der Logik von der negativen Seite aufgeſtellt werden, es iſt doch immer Theorie der Denkgeſetze, und *dieſe* laſſen ſich doch nur aus einer allgemeinen Theorie der Denkgeſetze *demonſtriren*; die eigentliche Lehre, was ein Begriff, was ein Urtheil, ein Schluß und was das Weſen und der Grund davon ſey, dieſe kann nur aus der Theorie des Bewußtſeyns abgeleitet, erſt hier kann das Grundprincip des Begreifens, Urtheilens und Schließens aufgefunden werden.

Man könnte zwar einwerfen, die Logik iſt eine Methodenlehre, und inſofern muß ſie doch der Philoſophie zur Sicherheit vorhergehen; aber verſteht man unter Methode das ſichere Fortſchreiten der Vernunft nach den Denkgeſetzen, ſo iſt einleuchtend, daß man erſt die Denkgeſetze und ihre Quelle ſelbſt kennen müſſe, ehe man die auf den Denkgeſetzen beſtehende Methodik aufſtellen könne; die Form und Methode der Philoſophie läßt ſich nur mit dem Inhalte derſelben finden, beides iſt keineswegs ſo getrennt, als bei der ſtrengen Abſonderung der Logik vorausgeſetzt wird. Was Fichte die ſynthetiſche Methodenlehre nennt, kann ſich nur mit den Denkgeſetzen ſelbſt ergeben, welche die Selbſtanſchauung, die eben nach den Denkgeſetzen vor ſich geht, erſt liefert; ſie werden nämlich an der Beobachtung ſelbſt beobachtet, von der Geſetzmäßigkeit, die ſich bei der Selbſtanſchauung offenbart, abſtrahirt.

Anders verhält es ſich, wenn nicht ein ſo rein philoſophiſcher Begriff der Methode aufgeſtellt, ſondern auch auf andere Geiſtesbeſchäftigungen bezogen wird, wie z. B. die Kritik. Kant's Idee einer kritiſchen Methode war von der Art, das kritiſche Verfahren, als Methode betrachtet, könnte vor der eigentlichen Philoſophie ſelbſt, vor der Theorie des Bewußtſeyns charakteriſirt werden; denn es iſt nicht abſolut philoſophiſch, ſondern immer auch philologiſch; zur Kritik wird kein Syſtem der Philoſophie vorausgeſetzt, ſie iſt anwendbar auf alle Gegenſtände.

Kritiſche Methode iſt aber eigentlich gar keine Methode, oder anders geſagt, zur Kritik bedarf es keiner Methode, das Geſchäft der Kritik kann in jeder Methode abgethan werden; es kommt dabei nur auf das Genie des Scharfſinnes, auf große Gelehrſamkeit und Unpartheilichkeit an, auf Eigenſchaften, die nicht in dem Geſetz und der Methode, ſondern einzig in den Individuen liegen; daher ließen ſich auch die vorgeſchriebenen Methodengeſetze wohl ganz genau und richtig beobachten, ohne daß man deßwegen zu einem Kritiker tauglich wäre.

Daß die Anwendung der Kritik auf die Philoſophie ſehr intereſſant und fruchtbar ſeyn könne, iſt gar nicht zu leugnen;

eine kritiſche Methode gibt es aber ſtreng genommen nicht, es kann blos von kritiſchem Geiſte die Rede ſeyn.

Aus allem dieſem folgt nun in Rückſicht auf die Logik, daß ſo wie alles Rhetoriſche, Grammatiſche und Pſychologiſche, ſo auch die Methodenlehre von ihr weggenommen werden müſſe; es bleibt ihr demnach nichts, als die Lehre von den Begriffen, welche man auch die Lehre der logiſchen Vollkommenheit nennen könnte, und dann die Syllogiſtik, endlich allenfalls noch die Lehre von den Principien und Kriterien, von den Sätzen des Grundes und des Widerſpruchs und den Kriterien der Wahrheit. Blos hiemit haben wir es hier zu thun (und die Darſtellung der Logik am Eingang dieſer Vorleſungen iſt ſchon dem dort aufgeſtellten Geſichtspunkte nach auf die gegenwärtige Kritik vorbereitend geweſen).

Die Lehre von der logiſchen Vollkommenheit iſt durchgehends in der Logik ſehr dürftig abgehandelt, wie natürlich, indem die tiefere Ergründung, warum ein Begriff klar und deutlich, oder dunkel und undeutlich iſt, erſt in der Theorie des Bewußtſeyns möglich wird. Dies wird auch in der Logik meiſt ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder ſo oberflächliche Nominal-Erklärungen gegeben, die ihrer Seichtigkeit wegen keine Erwägung verdienen. Bei denjenigen Philoſophen, wo dieſe Lehre bedeutend und etwas tiefer und gründlicher behandelt iſt, hängt ſie genau mit dem reellen Princip ihres Syſtems zuſammen, ſie ſteht und fällt mit demſelben; ſo iſt es bei Descartes und Spinoza, welche von den neueren Philoſophen, die ſich mehr auf die Methodenlehre gewandt, jenen Theil von der logiſchen Vollkommenheit und Deutlichkeit vorzüglich bearbeitet haben; bei ihnen iſt mit der Deutlichkeit der Begriffe auch die Wahrheit verbunden; wenn ſie von der Klarheit des Begriffs reden, die zugleich Wahrheit ſey, ſo meinen ſie damit die unmittelbare Evidenz des ſchlechthin einfachen Begriffs der nothwendigen Subſtanz, d. h. daß der ſchlechthin einfache Begriff der nothwendigen Subſtanz unmittelbare Gewißheit habe und gebe: dies hängt alſo genau mit ihrem Syſtem zuſammen. Einmal den Pantheismus zugegeben, ſo ſind freilich alle aus ihm hergeleiteten Begriffe gleich wahr, die Logik folgt dann ganz von ſelbſt, oder vielmehr ſie iſt eigentlich überflüſſig gemacht. Spinoza hat auch keine eigentliche Logik; (von Descartes kann nicht die Rede ſeyn, da bei dieſem das Princip noch unentwickelt iſt) die Methode des Spinoza iſt keine eigentliche Logik zu nennen. Seine Logik geht nur bis zum adaequaten Begriff, ſetzt alſo das beharrliche Ding voraus, das im Begriff zur Evidenz gebracht werden ſoll.

Was die Deutlichkeit der Begriffe überhaupt betrifft, halte man ſich nur am Wort: deutlich iſt ein Begriff, der etwas bedeutet, einen Sinn hat. Es ſollte zwar in der Philoſophie nichts vorkommen, was keinen Sinn hat, gleichwohl iſt dies doch der Fall, wie z. B. der Idealiſt den Schein in einen nichts bedeutenden, ſinnloſen Schein auflöſt.

Die Klarheit iſt alſo nicht in der Form, ſondern im Inhalte der Begriffe zu ſuchen, ein klarer, anſchaulicher Begriff würde nun der ſeyn, der etwas Lebendiges zum Gegenſtande hat; nur Leben kann Gegenſtand der Anſchauung ſeyn, das Todte aber würde auch als Gegenſtand des Begriffes in der Vorſtellung dunkel ſeyn.

Wichtiger iſt noch die Lehre von der Beſtimmtheit der Begriffe; gewöhnlich nennt man dies blos nach dem Aeußerlichen, indem man einen Begriff beſtimmt nennt, wenn alle Merkmale, die zu ihm gehören, hinlänglich aufgezählt werden, um ihn von andern zu unterſcheiden. Dies iſt aber alles blos äußerliche Beſtimmung, die keineswegs eine gründliche Erkenntniß des Gegenſtandes herbeiführen kann; für die Philoſophie iſt nur ein Begriff beſtimmt zu nennen, der, wenn man ſo ſagen ſoll, im Innern gegliedert iſt; er muß im Innern in ſich ſelbſt beſtimmt ſeyn, muß ein organiſch conſtruirter Begriff ſeyn, d. h. ein Begriff, in dem ſelbſt die entgegengeſetzten Glieder, die gemeinſchaftliche Quelle des Urſprungs, die Stufen der Entwicklung und Ausbildung aufgezeigt werden; nur der Begriff iſt beſtimmt, der Erkenntniß gibt des Gegenſtandes, d. h. ſeines innern Entſtehens und Werdens, ſeines innern Weſens und Gliederbaues, alſo, wie geſagt, nur der genetiſche, der organiſche Begriff iſt in philoſophiſcher Rückſicht beſtimmt zu nennen.

Zu der Unterſuchung über die Begriffe gehört endlich auch noch die Lehre von den verſchiedenen Arten der Begriffe, von ihrer Stufenfolge, der Unterordnung, der höhern und niedern. In der Meinung, ſich blos auf das Formale und Negative beſchränken zu müſſen, betrachtete man auch dieſe Frage von den Verhältniſſen der Begriffe, von ihrer Ordnung nach Gattungen und Arten blos äußerlich, und beſtimmte das Verhältniß der Gattungen und Individuen blos nach äußerlichen Diſtinctionen, da es doch aus dem Innern erklärt werden muß, welches aber auch erſt in der Theorie des Bewußtſeyns möglich iſt. Wie wichtig dieſer Punkt iſt, haben wir ſchon bei den Scholaſtikern geſehen, er hängt allerdings mit dem wichtigſten Theile der Philoſophie zuſammen, und mag wohl, um ihn gründlich zu löſen, eine der ſchwierigſten Aufgaben der Philoſophie ſeyn.

Die Lehre von der Syllogiſtik iſt der Theil, der in den bisherigen Logiken am weitläufigſten iſt abgehandelt worden; dieſe zu ſo vielen Spitzfindigkeiten ausgebildete Lehre beruht aber doch überhaupt nur auf der einen Grundformel $a = b$; $b = c$, alſo $a = a$.

Die Mannichfaltigkeit der Begriffe und der eigne Zuſtand der Sprache laſſen freilich eine Menge Veränderungen dieſer Grundformel zu, man hat der Fälle 64 ausgedacht; es iſt aber immer nur dieſe eine Grundformel; auch iſt durch dieſe Aufzählung der verſchiedenen Veränderungen für die Speculation gar nichts gewonnen, denn der Irrthum und die Täuſchung iſt dadurch keineswegs zu verhüten; dies muß blos durch Aufmerkſamkeit geſchehen, man braucht dazu nicht im geringſten mit der Syllogiſtik bekannt zu ſeyn; wer nur der Sprache Meiſter und, wie geſagt, recht aufmerkſam iſt, wird nie falſch ſchließen, wenn es nicht abſichtlich geſchieht.

Der Grund der Fehlſchlüſſe muß lediglich in dem Mangel an Aufmerkſamkeit geſucht werden, welche durch die Willkürlichkeit, Bildlichkeit, und, wenn man ſo ſagen ſoll, natürliche

Verworrenheit und Unbeſtimmtheit der Sprache, zuſammen genommen mit der Mannichfaltigkeit der Begriffe des menſchlichen Geiſtes, gar leicht getäuſcht wird. Aus dieſer Urſache gehörte die Unterſuchung der ſyllogiſtiſchen Figuren eigentlich mehr in eine philoſophiſche Grammatik und Rhetorik; erſt hier könnte ſie fruchtbar ſeyn und Intereſſe gewähren.

Jene Grundformel der Schlüſſe iſt freilich von der größten Wichtigkeit, und muß mit dem Grundprincip der Logik überhaupt, dem Satze des zureichenden Grundes, womit ſie Eins iſt, zugleich unterſucht werden.

Uebrigens erinnern wir außer den erwähnten Gründen der Unſtatthaftigkeit der Syllogiſtik noch an ihren zufälligen Urſprung bei den Griechen, wo die Sophiſten immer nur auf neue Fehlſchlüſſe ſpeculirten, und dadurch eine Kunſt, ſich dagegen zu ſichern, nöthig machten, ſo daß ihr ganzer Werth blos local iſt.

Für die Speculation bleiben uns jetzt von der ganzen Logik nur die Principien des Grundes und des Widerſpruchs und die Kriterien der Wahrheit übrig, als welche auch mit der Philoſophie überhaupt eine größere Verwandtſchaft haben als das bisherige.

Das Kriterium der Wahrheit, welches nach den verſchiedenen Syſtemen auch verſchieden beſtimmt wird, iſt für die kritiſche und polemiſche Betrachtung weniger geeignet als erſtere; in den gewöhnlichen Logiken, beſonders ſeit Leibnitz, wird es als Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit dem Gegenſtande definirt; dies ſetzt die halbempiriſtiſche Trennung von Gegenſtand und Vorſtellung voraus; es müßte der Gegenſtand als ſolcher mit der Vorſtellung verglichen werden; das iſt aber durchaus nicht möglich, da man immer nur eine Vorſtellung vom Gegenſtande hat, alſo immer nur eine Vorſtellung mit der andern vergleichen kann, und ſo führt dann dies Kriterium der Wahrheit gerade zum Skepticiſmus.

Kant hätte eigentlich ein anderes Kriterium aufſtellen müſſen, in Beziehung nämlich auf die objectiven, nothwendigen Denkgeſetze im Gegenſatze gegen die ſubjectiven; jenes Kriterium iſt von gar keinem Gebrauch.

Viel befriedigender iſt die vorleibnitziſche Erklärungsart des Descartes und Spinoza, wo die Wahrheit als mit der Realität identiſch genommen wird; hier kann zwar die Erkenntniß der Wahrheit immer nur negativ ſeyn; zum Anfangspunkte der Philoſophie iſt aber auch ein negatives Kriterium viel zweckmäßiger, weil, wenn erſt die Wahrheit geſucht wird, ja noch keine poſitive Erkenntniß derſelben vorhanden ſeyn kann; es wäre ſonſt gewiß das Suchen ſehr überflüßig; zu einem poſitiven Kriterium der Wahrheit müßte dieſe ſchon nach ihrer Totalität vorhanden ſeyn; Totalität der Wahrheit würde aber nie möglich ſeyn als mit der Realität ſelbſt.

Eigentlich wäre eher das Kriterium des Irrthums als das der Wahrheit zum Anfangspunkt der Philoſophie anzunehmen, zumal es ſich auch viel leichter und beſtimmter aufſtellen läßt, wie wir es ſchon früher verſucht haben, wo wir es in dem Begriffe des Dings gefunden — das Kriterium des Irrthums iſt eine Vorſtellung ohne Inhalt, eine ganz durchaus leere — kurz der Begriff des Dings.

Wichtiger und fruchtbarer für die Kritik iſt die Unterſuchung der beiden andern Principien: des Grundes und des Widerſpruchs. Wir ſetzen voraus, daß ſie im Praktiſchen als vollkommen gültig anerkannt ſind, und betrachten ſie nur in ſpeculativer, theoretiſcher Rückſicht; ſie beruhen durchaus auf dem Begriffe des Dings, ihre Gültigkeit ſteht und fällt mit dieſem; es leuchtet alſo ſchon vorläufig ein, wie viel wir gegen ſie einzuwenden haben.

Die Trennung, die man beſonders ſeit Kant zur Rechtfertigung der Anſprüche dieſer Sätze in der Philoſophie — zwiſchen dem Logiſchen und Philoſophiſchen angenommen, und ſie demnach als blos formelle, negative Principien aufgeſtellt hat, iſt durchaus willkürlich und eine leere Sophiſterei. Dieſe Trennung beruht ganz auf der empiriſchen kantiſchen Trennung zwiſchen Vorſtellung und Gegenſtand und der angenommenen Unerkennbarkeit des letztern. — Die Anſicht der erwähnten Sätze als blos formellen Principien iſt alſo keineswegs objectiv. Zudem haben ſie auch in den dogmatiſchen Syſtemen, in denen der Begriff des Dings herrſchend iſt, zu viel eigentlichen philoſophiſchen Einfluß — wir müſſen ſie daher in der Kritik überhaupt als philoſophiſche Grundſätze annehmen.

Der Satz des zureichenden Grundes hat beſonders bei ſeinem Urheber, bei Leibnitz, ſehr nahen Zuſammenhang mit ſeiner Philoſophie; er war bei ihm vielmehr eine Maxime und ſtand in Beziehung auf ſeine Theorie des Wahrſcheinlichen — der Hypotheſe — das Prädicat *zureichend* deutet ſchon hierauf; — die Hypotheſe wird erſt wahrſcheinlich, wenn die Gründe endlich zureichen; die Wahrſcheinlichkeit iſt erſt vollkommen, wenn ſie den Grad erreicht hat, daß man ſagen kann, es iſt *Grund* da, etwas für wahr zu halten.

Seit Wolf hat man nun dieſen Satz des zureichenden Grundes, der bei Leibnitz nur eine Maxime war, viel ſpeculativer brauchen und zum nothwendigen objectiven Princip erheben wollen; nothwendig und objectiv iſt darin aber weiter nichts als die Formel des Bedingens; er iſt der Satz der Bedingung und liegt daher allen Syllogismen zum Grunde, nur in dieſer Rückſicht, nur als Grundlage des Syllogismus, d. h. als Formel des Bedingens hat er auf *ſeinem* Gebiete vollkommne Gewißheit. — Der Satz des Grundes läßt ſich, wenn er ſpeculativ genommen wird, immer reduciren auf $a=b$; $b=c$, alſo $a=c$; dieſes iſt aber wieder abgeleitet aus dem höhern Satze der Identität $a=a$ und der Satz des Widerſpruchs iſt weiter nichts, als eine Verkehrung dieſes letztern, nämlich a iſt nicht gleich *nicht* a, oder $+a$ iſt nicht gleich $-a$.

Beide, der Satz des Widerſpruchs ſowohl als der des Grundes ſetzen alſo den Satz der Identität (den Begriff des Dings — die Beharrlichkeit) voraus; dieſer Satz iſt freilich in aller Praxis und auch in der Mathematik (der wir, wie ſie durchgehends vorgetragen wird, nur praktiſche Gültigkeit zugeſtehen) unumſtößlich gewiß; in der Philoſophie kann er aber nicht ſo angenommen werden, nicht alle Philoſophen ſind darüber einſtimmig, ſo z. B. widerſpricht die heraklitiſche Philoſophie ihm vollkommen, Heraklit würde in mathematiſcher Rückſicht die Gültigkeit dieſes Satzes allerdings auch zugeben, —

philoſophiſch aber gar nicht; er würde nach ſeinem Princip, daß alles in einem ſteten Fluß ſey, einwenden, daß ſich a in einem undenkbar kleinen Momente verändere, während man nur ſagt a = a, iſt a ſchon nicht mehr a; dies bezieht ſich auf das, was der Satz ſtillſchweigend vorausſetzt, nämlich das Princip der Beharrlichkeit, ſie mag nun in das Ding oder in das Ich geſetzt ſeyn; — wer dieſe leugnet, wird dem Satz der Identität in der Natur keine vollſtändige Richtigkeit zugeſtehen.

Was den philoſophiſchen Gebrauch des Satzes des Widerſpruchs betrifft, iſt zu bemerken, daß das Nicht a eigentlich das Nichts iſt, von dem Nichts aber ſollte doch in der Philoſophie nicht die Rede ſeyn.

Gegen den Satz des Grundes ſteht einzuwerfen, daß er ſtillſchweigend immer den Satz a = b vorausſetzt, welchen die leibnitziſche Philoſophie durch ihre Behauptung der unendlichen Mannichfaltigkeit und Fülle und dem Principium indiscernibilium, daß es nicht zwei gleiche Gegenſtände gebe, ausdrücklich widerſpricht; doch, dies bei Seite geſetzt, iſt der Fall denkbar, wo etwas durchaus ganz iſolirt mit allen andern Dingen unvergleichbar wäre, a alſo nicht = b ſeyn könnte; dieſer Fall tritt bei der Gottheit ein, dieſe, in ſich vollendet ſteht über alles andere erhaben, iſt unvergleichbar und unbedingt, — hier hilft die ganze Formel nichts, weil nie ein b = a vorkommen kann.

Ueberhaupt führt auch der Begriff des Bedingens endlich nothwendig zu dem Begriff des Unbedingten; endlich muß das Bedingte einmal ſtill ſtehen; es kann nicht fehlen: bei der Annahme eines Bedingenden und eines Geſetzes des Bedingens muß man endlich auf ein Unbedingtes, weiter nicht mehr zu Begründendes kommen, wo der Satz des Grundes ganz wegfällt. Aber das Unbedingte, welches man ſo als letzten Grund in der Reihe der Gründe anſieht, iſt doch nur wieder das unbekannte Ding an ſich, als beharrlicher Träger der Welt oder höchſtens als bedingendes Princip derſelben; denn weiter reicht jene nothwendige Beziehung des Bedingten auf das Unbedingte nicht.

Das Reſultat unſrer Betrachtung iſt alſo, daß alle drei Sätze, der Identität, des Widerſpruchs und des Grundes, die ſo genau zuſammenhängen, durchaus nicht allgemein geltende philoſophiſche Principien ſind; weit entfernt dieſe für die Philoſophie zu ſeyn, muß uns vielmehr die Philoſophie ein Regulativ zu ihrem Gebrauch geben und uns wenigſtens ihren Sinn erklären.

Die einzige Gültigkeit, die man ihnen für die Philoſophie zugeſtehen kann, wäre eine *relative* in unendlicher Gradation; in jedem Syſtem iſt ein *Unbedingtes* nothwendig; freilich könnte es auch Philoſophieen geben, wo man eine Mehrheit von Unbedingtem annähme; auf das Abgeleitete wäre nun der Satz des Grundes ꝛc. anwendbar, und zwar progreſſiv würde die Gültigkeit ſich vermehren, je weiter die Gegenſtände abgeleitet wären; je abgeleiteter, deſto mehr Gründe, aber auch je mehr Gründe, deſto weniger zureichende ꝛc.

Das Philoſophiren, obwohl im Ganzen etwas Höheres, iſt doch im Einzelnen immer auch etwas Techniſches; in dieſer Rückſicht könnten alſo jene Principien beibehalten werden für das Detail; dies iſt aber nur eine ſubalterne Stelle; ſie ſind um nichts wichtiger, anwendbarer und nützlicher, als die Regeln der Grammatik, eben ſo wie dieſe müſſen auch ſie in dem philoſophiſchen Raiſonnement beobachtet werden und nichts mehr; reelle Fortſchritte in der Philoſophie und dem Philoſophiren werden gar nicht von ihnen veranlaßt; es iſt auf keine Weiſe von ihnen zu erwarten, daß ſie die philoſophiſche Unterſuchung befördern.

Speculativ betrachtet ſind ſie, wie geſagt, gar untergeordnet; ſie ſind nicht einmal, was Kant behauptet, das blos Formelle, Negative und Regulative in der Philoſophie, dies hat einen weit höhern Grund. Ja ſie ſind in ſpeculativer Rückſicht ganz verwerflich, da ſie offenbar alle auf dem Begriffe des Dings beruhen; der Satz der Identität a = a führt auf das Princip der Beharrlichkeit, und der Satz des Grundes a = b auf Leugnung des Unendlichen.

Was die größte Schwierigkeit in der ſpeculativen Kritik dieſer Grundſätze macht, iſt, daß, obſchon ſie aus einander abgeleitet ſind, der Satz der Identität mit dem der Begründung zu ſtreiten ſcheint. Dieſer ſetzt eine Herleitung, ein Entſtehen voraus; Entſtehen iſt aber nicht ohne Veränderlichkeit denkbar, während $a = a$ immer beharrlich und nur ſich ſelbſt gleich iſt. $a = a$ abſolut genommen ſchließt alle Abhängigkeit von außen aus, iſt ganz in ſich abgeſchloſſen, unabhängig und unveränderlich — alſo keineswegs mit $a = b$ zu vereinigen; ſobald $a = b$ iſt, hört es auf $= a$ zu ſeyn.

Dieſen Widerſpruch haben auch faſt alle Philoſophen gefunden, aber auch immer an dieſer oder jener Stelle ihres Syſtems wieder vergeſſen; die Gottheit erkennen ſie alle für ſchlechthin unabhängig, in ſich vollendet und dennoch nehmen ſie das dieſem widerſprechende Princip an.

Noch auf eine andere Art läßt ſich die Unbrauchbarkeit der drei Principien zeigen. Der Satz der Identität und alſo auch der blos durch ſeine Umkehrung entſtandene Satz des Widerſpruchs ſpricht ſich ſelbſt als ein ſchlechthin analytiſcher Satz aus, woraus nichts zu lernen, der zu nichts führen kann. Der Satz des Grundes ſcheint zwar inhaltreicher, dieſer Inhalt iſt aber wohl nur eine Vermehrung der Unwiſſenheit: denn ſoll etwas begründet und bedingt werden, ſo haben wir a) eine *unbekannte Größe*, da das, was bedingt werden ſoll, doch nothwendig der Theil eines größern Ganzen iſt, b) das *Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen*, hiezu muß c) etwas von außen hinzu kommen, was den Theil als eignes Object beſtimmt und für ſich abſchließt, ſo daß es noch etwas mehr als blos *Theil* des größern Ganzen iſt. Es gehen alſo immer aus der Anwendung des Satzes vom Grunde drei unbekannte Größen hervor; jedes unbekannte Object oder Phänomen, das man ſich nach demſelben erklären will, wird zu drei unbekannten Objecten vermehrt, und ſo wächſt durch fortgeſetzte Folgerung der Irrthum immer mehr an; es entſteht eine endloſe Reihe von empiriſchen Sätzen und Folgerungen, — denn auch angenommen, daß das erhaltene Object kein zuſammengeſetztes, ſondern ein reines wäre, ſo führt doch $a + b$ immer zu c d ꝛc. ins Endloſe; daher hat denn auch dieſer Grundſatz it dem des Widerſpruchs faſt immer dem Skepticismus zum Grunde gelegen.

Was uns endlich auch noch die Unbrauchbarkeit dieſer drei Grundſätze beweiſt, iſt das im gemeinen Leben gebräuchliche und durch die Erfahrung gelehrte Princip, daß das Leben und überhaupt Alles auf Widerſprüchen beruht — dann der ähnliche Satz der Phyſik, daß auch in der Natur alles auf Gegenſätzen beruhe, und durch Gegenſätze beſtehe, — noch mehr aber die Widerſprüche über ein und daſſelbe Object in mehrern Wiſſenſchaften und in verſchiedenen Syſtemen, von welchem letztern wir an der kantiſchen Philoſophie ein auffallendes Beiſpiel haben, welche grade diejenige iſt, die theoretiſch am wenigſten Gebrauch gemacht hat von den logiſchen Principien — alles, was ſie im Theoretiſchen verworfen, im Praktiſchen wieder angenommen hat; alles dies: die Widerſprüche des Lebens, die Gegenſätze der Natur und die Widerſprüche der Wiſſenſchaft reimen ſich gar nicht mit den erwähnten Grundſätzen; es iſt nach denſelben unmöglich zu erklären.

Indeſſen wenn man annimmt, daß die Grundſätze nur relative Gültigkeit haben, ſo zeigt ſich doch ein Weg, beides zu vereinigen, in dem Satz nämlich, daß jede Einheit ſich durch Gegenſätze zu einer unendlichen Fülle entwickeln könne, aber den Grund, die Bedingung zur Einheit immer in ſich trage, durch innere Bedingtheit doch immer Einheit bleibe; daß alſo a wohl von einer gewiſſen Seite für eine gewiſſe Zeit einmal nicht a ſeyn könne, aber endlich wieder zur Einheit zurückkehren müſſe; die Widerſprüche, wie das Bedingen gelten dann blos relativ für die Glieder, nicht für das Ganze; — das Ganze iſt dann unbedingt, nur die Glieder ſind gegenſeitig bedingt; das Ganze iſt mit ſich ſelbſt Eins, nur in den Theilen gibt es Widerſprüche; beides, die Bedingung und die Widerſprüche, löſt ſich endlich wieder in das Eine, einige Unbedingte auf.

Wir hätten dann hiemit zugleich auch das eigentliche Kriterium der Wahrheit für die Philoſophie gefunden, es wäre alſo: organiſche Einheit in der unendlichen Fülle; doch dies iſt hier, wie früher, nur vorläufig als ein hypothetiſcher Gedanke aufgeſtellt; ausführlich kann ſich dies erſt in unſrer Philoſophie ſelbſt entwickeln. m)

Das Verhältniß dieſer, der genetiſchen oder ſynthetiſchen Art zu philoſophiren zu der gewöhnlichen, der analytiſchen und überhaupt das ganze Bewandniß dieſer Art ließe ſich allenfalls durch eine mathematiſche Formel erklären: man kann allerdings, ohne aus a herauszugehen, und ohne vorauszuſetzen, was die andern vorausgeſetzt haben, nämlich $a = b$, oder mehr als $a = a - x$, — a blos in ſich ſelbſt betrachtet, (in Beziehung auf ſpeculative Methode) zu vielen fruchtbarern Formeln kommen; man braucht 1) nur anzunehmen $a = a.\ a - a$, d. h. a beſteht aus zwei Gegenſätzen; dieſer für die Mathematik unbedeutende Gegenſatz iſt für die Philoſophie ſchon ſehr wichtig, oder 2) $a = \frac{1}{2}\frac{a}{0} + \frac{1}{2}a\frac{0}{a}$ das heißt ſo viel, als a in der Mitte ſtehend zwiſchen ſeinem eignen Maximum und Minimum, zwiſchen einem unendlich großen und unendlich kleinen a; es zeigt dieſe Formel a in ſeiner ſtufenweiſen Entwicklung und deutet an, wo der höchſte und niedrigſte Punkt von a zu ſuchen ſey. Die erſtere zeigt uns die Entſtehung oder innere Zuſammenſetzung des a aus zwei entgegengeſetzten Elementen; eine dritte Formel $a = \sqrt[a]{a^{a}}$ iſt mehr auf das innere Weſen und Verhältniß des a zu ſich ſelbſt gerichtet; man ſieht leicht, daß dieſe Formeln, wenn auch bloße Schemata, doch auf jeden Fall viel fruchtbarer ſeyn müſſen, als die tautologiſchen, inhaltsleeren, logiſchen Principien; dieſe können uns nie a erkennen und begreifen lehren, denn erkennen kann man nur etwas, wenn man ſein inneres Weſen und ſeine Entſtehung zu erklären verſteht. Der Satz des Grundes iſt, wie geſagt, abgeleitet aus dem der Identität, und hierin liegt der Grundfehler für die Philoſophie; geht man vom Unbedingten a aus, ſo kommt man nie zum b; geht man vom Bedingten a aus $(a = b)$ ſo kommt man nie zum Unbedingten; — ja iſt a das bedingte $a = b$, ſo bekommt man immer nur ein anderes a, denn b iſt ja gleich a.

Nur aus der Natur des Objects läßt ſich beſtimmen, ob man aus a zu einem b kommen könne; man muß alſo die Natur und das Weſen des a erſt kennen lernen. Die Unterſuchung hierüber wird aber nie richtig ſeyn, wenn ſie nicht nach den angegebenen drei Formeln geſchieht. b kann demnach entweder a in einer beſtimmten Potenz $a = \sqrt[x]{a^x}$ oder a auf einer gewiſſen Stufe ſeiner Progreſſion, $a = \frac{1}{2}\frac{a}{o} + \frac{1}{2}\frac{o}{a}$, oder a in einem gewiſſen poſitiven oder negativen Verhältniß zu ſich ſelbſt $a = a.\ a - a$ ſeyn; je nachdem eine oder die andere Seite aufgefaßt wird, wird auch die Form der Unterſuchung beſtimmt; — alle drei Anſichten zugleich zu vereinigen, iſt blos im Dialog möglich. n)

Dieſe Methode, die Gegenſtände nach ihrer innern Zuſammenſetzung und ihren Elementen, ihrer ſtufenweiſen Entwicklung und ihren innern Verhältniſſen zu ſich ſelbſt zu betrachten und zu begreifen, kann man als entgegengeſetzt der ſyllogiſtiſchen, blos für den ſubalternen, techniſchen Gebrauch gültigen die genetiſche oder wegen der Aehnlichkeit mit der Mathematik die Methode der Conſtruction nennen.

Doch, wie geſagt, dies iſt alles blos vorläufig und hypothetiſch aufgeſtellt, eigentlich wird ſich alle Form und Methode erſt in der Philoſophie ſelbſt mit dem Inhalte zugleich finden.

Anmerkungen zur hiſtoriſchen Charakteriſtik der Philoſophie.

(Vom Herausgeber.)

S. 317. a) Dieſe Anſicht von der Originalität der griechiſchen Philoſophie hat, was die eigenthümliche Entwicklung gewiſſer Grundideen des menſchlichen Geiſtes betrifft, auch jetzt noch ihre Gültigkeit. In wiefern aber orientaliſche und, wie man mitunter behauptet, insbeſondere perſiſche Lehren in der joniſchen Schule mit eingewirkt haben, iſt noch nicht zur Klarheit gebracht; auch was von den ſogenannten orphiſchen und den eleuſiniſchen ꝛc. Myſterien etwa hergenommen ſeyn möge, iſt nicht leicht zu entſcheiden; wenigſtens haben etwaige Einflüſſe der Art wohl nicht in der Weiſe wirklicher Doctrinen ſtatt gefunden; die Symbolik der Myſterien konnte nur anregend und als Reiz zum Nachdenken wirkſam ſeyn. Was aber den Einfluß ägyptiſcher Symbolik und auch ſelbſt der Doctrinen von daher auf die pythagoräiſche Philoſophie oder die platoniſche betrifft, ſo bleibt auch hier alles noch in ungewiſſer Dämmerung. Ob die indiſche Philoſophie etwa von ferne her und mittelbar auf die griechiſche eingewirkt, läßt ſich nicht beſtimmen, wenigſtens iſt nirgends ſichtbar, wo und wie ſogar ſchon in frühern Zeiten, indiſche Lehren in griechiſche übergegangen und ſich in dieſelben umgeſtaltet; vielmehr iſt die Ausführung der indiſchen Syſteme ſo eigenthümlich in ihrer Art, wie jene der griechiſchen und in Betreff der Grundideen weit *tiefer*, als irgend ein Lehrgebäude der Griechen; nur bei Plato und Ariſtoteles finden ſich Analogieen, jedoch keinesweges ſo, daß man Parallellen ziehen könnte, wie dies früher, jedoch blos nach dem erſten Anſchein, geſchehen iſt. (S. die *vierte* Abtheilung des erſten Bandes der *Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte*.)

S. 320. b) Man bedenke bei dieſen kurzen und annoch unbeſtimmten Angaben, daß dieſe Vorleſungen in das Jahr 1805 fallen, wo *Fr. Schlegel*, nachdem er vorher in Paris den Grund zu ſeiner Bekanntſchaft mit der Sanskritſprache gelegt, noch im erſten Fortgang ſeiner Forſchungen begriffen war. Daß er drei Jahre ſpäter in Deutſchland durch ſeine Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier die Bahn für dieſe Studien gebrochen, iſt allgemein anerkannt. Was von da an weiter und vorzüglich durch A. W. v. Schlegel, Bopp, Laſſen u. a. zur Ausbildung und Förderung dieſer Studien geſchehen iſt, hat denſelben erſt rechten Beſtand und Betrieb unter uns gegeben. Von der indiſchen Philoſophie insbeſondre wußte man vor W. Jones ſehr wenig und was dieſer geleiſtet, war, ſo ſchätzbar es iſt, doch nur ein Anfang und durch die Parallelen mit den griechiſchen Schulen leicht irre führend. Den P. Pons mit ſeiner auf das Studium der indiſchen Sprache und Litteratur gegründeten Abhandlung über die philoſophiſchen Schulen der Brahmanen (in den Lettres édifiantes 1758) hatte man überſehen oder vergeſſen und doch iſt dieſe Arbeit für jene frühe Zeit bewunderungswürdig genau und von höherem Werth, als alles, was die Engländer vor Colebrooke geleiſtet. Dubois hat dieſelbe in ſeinen Mémoires sur l'Inde nur wieder copirt. Was aber vor der Erſcheinung von Colebrooke's Unterſuchungen Fr. Schlegel in dieſer Hinſicht zu Stande gebracht, iſt beſonders inſofern ſchätzbar, als er das Fundament, worauf in der indiſchen Philoſophie alles beruhet, die Lehre nämlich von der ſogenannten Emanation oder vielmehr von der Entfernung der Geiſter von Gott und von dem Unglück der ganzen Weltexiſtenz, ſo wie von der Befreiung und Rückkehr derſelben zu Gott zuerſt recht hervorgehoben und als das wichtigſte betrachtet hat. Die Charakteriſtik der einzelnen Schulen konnte ihm aus Mangel an Quellen und Vorarbeiten nicht ganz gelingen. Erſt Colebrooke hat aus den Quellen eine ſehr genaue Darſtellung gegeben, jedoch auch den Parallelismus mit den Griechen zu weit getrieben. Wiefern Fr. Schlegel in ſeinen ſpätern Vorleſungen über die Geſchichte der Litteratur und die Philoſophie der Geſchichte hierauf Rückſicht genommen, wird man bei Vergleichung mit ſeinen frühern Anſichten leicht finden. Die Sankhyaphiloſophie hat ſeitdem Laſſen mit großer Genauigkeit bearbeitet, den Vedanta hat Fried. Windiſchmann dargeſtellt. Eine Kritik der indiſchen Lehrſyſteme nach Quellen und mit Rückſicht auf Colebrooke's Unterſuchungen hat der Herausgeber dieſes in der ſchon angeführten Schrift zu geben verſucht.

S. 367. c) Dieſem Urtheil über den platoniſchen Parmenides können wir nicht beiſtimmen. Schwierig und verwickelt iſt allerdings die Durchführung dieſes Dialogs, aber keineswegs verworren; auch die Nichtvollendung iſt wohl nicht ohne Abſicht; das Geſpräch endet eben an dem Punkte, wo die Aufmerkſamkeit des Geiſtes für die höchſten Probleme der Speculation, die er nun denkend zu verfolgen hat, recht lebendig angeregt iſt.

S. 370. Nach Angabe der Reihenfolge der Dialogen.

Dieſe Folge ſtimmt mit der von Schleiermacher angegebenen im weſentlichen überein. Schleiermacher hatte ſich mit Fr. Schlegel zur Ueberſetzung des Plato verbunden. Später zog ſich letzterer zurück und überließ erſterem ſeine Vorarbeiten. Eine Ankündigung dieſes Unternehmens mit inhaltvollen Bemerkungen über die platoniſche Philoſophie und die rechte Art, ſie zu ſtudieren, findet ſich im Entwurf unter Schlegels hinterlaſſenen Papieren und ſoll unter den Fragmenten an der hier einſchlagenden Stelle vorkommen. Auch eine vollſtändige Ueberſetzung des Phädon und Eutyphron iſt vorhanden und dürfte vielleicht noch erſcheinen, zum Zeugniß, wie unſer verewigter Freund die Aufgabe einer Ueberſetzung des Plato behandelt haben würde.

S. 371. d) Was die Myſterien zur Erhaltung des alterthümlichen Ernſtes und zur Erweckung tiefern Nachdenkens gethan, wie aber auch ihre Symbolik, die nur von dem annoch reinern Sinne der Vorzeit richtig gefaßt werden konnte, in einer geſunkenen und frivolern Zeit verunſtaltet wurde, und zu Ausſchweifungen und Obſcönitäten vielfache Veranlaſſung gab, haben neuere Unterſuchungen wohl gezeigt und beides genauer unterſchieden. Man findet hierüber viele Belehrung in der gründlichen Recenſion des Lobeck'ſchen Aglaophamus (vom Herrn Profeſſor Klauſen in Bonn). S. A. L. Z. 1833. No. 153 — 156.

S. 416. e) Allerdings iſt dieſes Urtheil über die ſcholaſtiſchen Abſtractionen nicht ganz ungegründet; ihre ſogenannte natürliche Theologie läuft, wenn man von demjenigen, was ſie aus der Offenbarung hatten, gänzlich abſieht, auf eine abſtracte Vorſtellung vom Ens necessarium, realissimum, perfectissimum etc. hinaus, woran auch viele von den Lehrbüchern, welche bis auf die neuere Zeit die ſcholaſtiſche Weiſe beibehalten haben, noch immer kränkeln. Man glaubt dadurch recht gründliche und bis auf die erhabenſte Höhe getriebene Begriffe von Gott der Jugend beizubringen, und doch iſt man, genau betrachtet, in der Gefahr, den Begriff des lebendigen Gottes auf dieſem Wege eher zu verlieren, als zu gewinnen, wenn man nicht an dem feſthält, was das ewige Wort verkündigt hat. — Unter den Fragmenten werden an der einſchlagenden Stelle noch manche wichtige Bemerkungen über die Scholaſtiker vorkommen und insbeſondere auch jene Gefahr noch näher ins Licht geſetzt werden.

S. 423. f) Ueber die Kabbalah vergleiche man Kleuker's Schrift über das Emanationsſyſtem; ferner Fr. v. Meyer's Abhandlung über dieſen Gegenſtand in den Blättern für höhere Wahrheit, 4te Sammlung, und Molitor's Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition.

S. 429. g) Dieſe Darſtellung des Jakob Boehme ſcheint uns von hohem Intereſſe zu ſeyn. So wenig uns auch die Form dieſes merkwürdigen Mannes ſelbſt zuſagen mag, da er vieles Disparate zu-

zuſammenmacht, viele Irrwege einſchlägt und ſich von ſeinen Geſichten oft viel zu weit führen und ganz gefangen nehmen läßt, ſo müſſen wir doch nicht ſelten die Tiefe und Innigkeit ſeiner Gedanken bewundern. Der menſchliche Geiſt geht hier in der ganzen Tiefe ſeines Bedürfniſſes nach Gott ſich ſelbſt auf; jedes Vermögen der Seele ringt nach Gott, um ſich in ihm zu ergänzen, ſich in ihm zu verſtehen. Es iſt der lebendigſte Geiſtes- und Herzenskampf um die Wahrheit in einem Maaß und in einer Art, wie vor und nach ihm bei keinem mehr, der außer der katholiſchen Kirche ſteht. Die zarteſten Geheimniſſe des katholiſchen Glaubens wurden von ihm gefaßt, aufgenommen und mit Innigkeit des Gemüthes betrachtet, wie z. B. das Geheimniß der Menſchwerdung, der reinen Empfängniß in der heiligſten Jungfrau u. ſ. w. Daher hat auch J. Boehme ſo vielfach angeregt, ſowohl früher, als im Verlauf des gegenwärtigen Zeitalters, und Alle, die eines höhern Elementes begehren und empfänglich ſind, können ſeine Schriften nicht wohl unbeachtet laſſen. Aber es iſt auch manches gefährliche Element eingemiſcht, mancher Stein des Anſtoßes liegt im Weg; insbeſondere iſt die Lehre von dem Urgrund (Ungrund) oder vielmehr Abgrund in Gott, und vom Verhältniß dieſes Abgrundes zum Böſen nicht blos ſchwer verſtändlich, ſondern auch, genau beſehen, ein grundloſer Irrthum, der in der neueren Zeit manche ähnliche nachgezogen hat und nur durch ächt katholiſche Erkenntniß vermieden werden kann.

S. 417. b) Ueber Leſſing's Spinozismus ſehe man das Geſpräch zwiſchen ihm und Jacobi in des letzteren Schrift von der Lehre des Spinoza. Daß er und die bedeutendſten Denker der neueren Zeit nicht blos günſtig von Spinoza dachten, ſondern ihm auch huldigten, liegt vorzüglich darin, daß ihnen der wahre chriſtliche Glaube mehr oder weniger abhanden gekommen war. Diejenigen, welche ſich ihm wieder zuwandten, haben ſich eben damit auch von Spinoza abgewandt, und es iſt der chriſtlichen Kritik ein Leichtes, trotz der ſo ſehr gerühmten Conſequenz und endlichen letzten Befriedigung, die man bei ihm gefunden zu haben meinte, doch ſeine ganze Blöße aufzudecken. Man vergleiche hierüber, was in der Beilage zu Maiſtre's Abendſtunden von St. Petersburg: kritiſche Beleuchtung der Schickſale der Philoſophie in der neueren Zeit S. 590 ffg., vom Herausgeber geſagt worden iſt.

Ebend. c) Man vergleiche die inhaltreiche Abhandlung über Lavater und Hamann von Fr. Schlegel in deſſen deutſchem Muſeum 1813 Aprilheft.

S. 418. d) Dieſe Folgen waren damals noch lange nicht genug entwickelt, um ihre Gefahren beurtheilen zu können; jetzt läßt ſich Alles ſchon von einem höhern Standpunkte leichter überſehen und die Sache iſt bis auf die äußerſte Spitze hinaus getrieben.

S. 471. k 2) Wer von Fichte's letzter Epoche eine vollſtändige Kunde zu haben verlangt, den verweiſen wir auf deſſen hinterlaſſene Vorleſungen und auf die Briefe an ſeine philoſophiſchen Freunde; Beides von ſeinem Sohn, dem Herrn Profeſſor Fichte in Düſſeldorf, verdienſtlich herausgegeben. Auch die Staatslehre, die früher in Berlin erſchienen, iſt in dieſer Hinſicht ſehr wichtig. Ganz zum Ziel iſt er freilich nicht gelangt, wie wir dies anderwärts zu zeigen gedenken.

S. 479. l) Die Löſung dieſer Frage wird auch jeder Zeit ſchwierig, ja unmöglich bleiben, wenn man, wie bisher, den Blick nur auf Entſtellung und Verunſtaltung der göttlichen Offenbarung richtet, wenn man jene eigenthümlichen Zuſtände der menſchlichen Seele, worin ihr Geiſt für ihn ſelbſt annoch überwältigende Anſchauungen ſeines eigenen Lebens und ſeiner Weltverhältniſſe hat, nicht mit in Erwägung bringt. Solche Selbſt- und Weltbeſchauungen machen die Grundlage der indiſchen Veda's aus und gelten für göttliche Offenbarung, wie dies in der Schrift: die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte urkundlich erwieſen iſt.

S. 506. m) Der Verfaſſer iſt, wie ſich ſchon in den Vorleſungen über die Logik gezeigt hat, und fernerhin noch beſtimmter erweiſen wird, weit entfernt, die Fülle und Mannichfaltigkeit nur ſo überhaupt als zählbare oder als zahlloſe Vielheit zu nehmen, er nimmt ſie vielmehr als in jeder beſtimmten Einheit eigenthümlich unterſcheidbar und gegliedert. Einheit oder vielmehr Einigkeit im Unterſchiedenen und Unterſchiedenes in Einigkeit macht ihm das Weſentliche des Begriffs aus, und dieſer geiſtige Organismus des Begriffs gilt ihm als das Wichtigſte in der Philoſophie.

S. 507. n) Was der Verfaſſer in dieſen Formeln anzudeuten gedachte, iſt von der höchſten Wichtigkeit für die Philoſophie: er wollte dadurch, wie dies der Fingerzeig auf den Dialog beweiſt, die lebendige Bewegung des Gedankens durch alle ſeine Unterſchiede und Gegenſätze, in allen ſeinen Verwicklungen bis zur Ausgleichung derſelben und bis zur Ausmittelung ſeiner Vollſtändigkeit und vollen Lebendigkeit im Begriff bezeichnen. Für dieſe Ermittelung und volle Verſtändigung aller Elemente des Gedankens untereinander im denkenden Geiſt iſt allerdings der wahre philoſophiſche Dialog die vollſtändigſte, lebendig perſönliche Darſtellungsweiſe.

Bayerische Staatsbibliothek

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Inhalt des zweiten Theiles.

Die Entwicklung der Philoſophie in zwölf Büchern.

Erſtes Buch. Einleitung und hiſtoriſche Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung.

		Seite
1.	Von der Einleitung zur Philoſophie ſelbſt.	235
2.	Von der Kritik der Philoſophie.	239
3.	Charakteriſtik der verſchiedenen Arten von Philoſophie und ihrer Verhältniſſe zu einander.	243
	Von dem Empiriſmus.	244
	Von dem Materialiſmus.	250
	Von dem Skepticiſmus.	255
	Von dem Pantheiſmus.	262
	Von der intellectuellen Philoſophie überhaupt.	270
	Vom intellectuellen Dualiſmus.	274
	Idealiſmus.	280
4.	Von den wechſelſeitigen Verhältniſſen des Realiſmus, intellectuellen Dualiſmus und Idealiſmus.	292
	Nähere Bezeichnung des Uebergangs zur hiſtoriſchen Charakteriſtik.	303
	Hiſtoriſche Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung. — Die joniſche Schule.	305
	Philoſophie der Pythagoräer.	335
	Sokrates.	339
	Philoſophie des Plato.	361
	Ariſtoteles.	386

Seite
Akademiker. 389
Epikuräer und Stoiker. 391
Die Alexandriner. 397
Die Scholaſtiker. 408
Die Myſtiker. 419
Kritiſche Unterſuchung der Logik. 493
Anmerkungen zur hiſtoriſchen Charakteriſtik der Philoſophie. (Vom Herausgeber.) 508

Friedrich Schlegel's
Philoſophiſche Vorleſungen
aus den Jahren 1804 bis 1806.

Nebſt Fragmenten
vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts.

Herausgegeben
von
C. J. H. Windiſchmann.

Dritter Theil,
enthaltend des zweiten Bandes erſte Abtheilung.

Zweite Ausgabe.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Supplemente

zu

Fried. v. Schlegel's

ſämmtlichen Werken.

Dritter Theil.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Die

Entwicklung der Philoſophie.

Zweites bis ſechſtes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Theorie des Bewußtſeyns.

Erſter Abſchnitt.

Theorie der Anſchauung.

Die Prämiſſen, die wir in der bisherigen Charakteriſtik und kritiſchen Geſchichte der Philoſophie zu einem Anfangspunkte der Philoſophie ſelbſt gefunden haben, ſind 1) die aus der Unſicherheit einerſeits der natürlichen Vernunft-Erkenntniß, und andrerſeits der Erfahrung hervorgehende, und auf einen Mittelweg zwiſchen den höhern Quellen und der Erfahrung hinführende Nothwendigkeit, von der Betrachtung des Ich's auszugehen, — 2) der Zweifel gegen den philoſophiſchen Gebrauch des Begriffs der Subſtanz oder des Dings und 3) die vorläufige allgemeine Idee einer genetiſchen Methode, die zu einer wichtigeren und reelleren Erkenntniß führt, d. h. die uns das Entſtehen und Werden der Dinge und Kräfte zeigen und anſchaulich machen ſoll: im Gegenſatz gegen die Logik und ihre Principien des Grundes, des Widerſpruchs u. ſ. w.

Indem wir unſere Betrachtung des Ich's mit der Anſchauung beginnen, gehen wir ohne Zweifel wohl von der niedrigſten Stufe und Geſtalt des Ich's aus. Was uns dazu bewegt, iſt die allgemeine Uebereinſtimmung, die hier über die Beſtimmung dieſer Stufe Statt findet. Ueber das, was man unter Anſchauung verſteht, kann bei Keinem die geringſte Ungewißheit und Zweifel vorausgeſetzt werden, während andere Vermögen allerdings noch Gegenſtände des Streites ſind und von einigen gar nicht geleugnet werden, wie Einbildungskraft, Freiheit u. ſ. w.; und das iſt doch allgemein bekannt, daß man zunächſt nur von etwas ganz Bekanntem den Anfang machen müſſe.

Wir ſetzen alſo zum Anfange der Philoſophie nichts anders voraus, als $a = a$. Hiemit wird aber nicht ein Princip der Beharrlichkeit im Gegenſatz mit der Thätigkeit, ſondern blos die Möglichkeit eines gegebenen Gegenſtandes, und die Einſicht in die Verſchiedenheit oder Nicht-Verſchiedenheit deſſelben in ſich ſelbſt vorausgeſetzt. Blos in dieſem Sinne iſt es gemeint; in dieſem Sinne wird aber vielmehr die Nothwendigkeit eines Ich's, d. h. eines freien unabhängigen Princips in der Anſchauung, das ſich dem Gegenſtande entgegenſetzt, von dem a ſelbſt verſchieden iſt. Denn angenommen, daß $a=a$ ſey, ſo kann doch der Grund dieſer Gleichheit und ihrer Nothwendigkeit nur in Demjenigen geſucht werden, welches das a denkt, d. h. im Ich. Wir können ſie nur in dem Denkenden finden, auch in dieſem nur die Nothwendigkeit des Denkens, nicht aber in dem a ſelbſt.

Die Vorausſetzung des Satzes $a = a$ trifft alſo zuſammen mit der Vorausſetzung eines möglichen Gegenſtandes für das Ich; das Ich ſoll dieſen Gegenſtand in ſich aufnehmen, ihn mit ſich verbinden. Dies iſt es auch, was nach Aller Uebereinſtimmung die Anſchauung ausmacht.

Soll nun aber das Ich ſich durch dieſe Aufnahme des Gegenſtandes, wobei es ſich gegen denſelben ganz leidend zu verhalten ſcheint, nicht ganz und gar in den Gegenſtand verlieren, ſoll es in der Anſchauung Ich bleiben, ſo muß es nicht allein Ich, ſondern gleichſam ein Ich des Ichs ſeyn, es muß das Vermögen der in ſich zurückgehenden Thätigkeit haben, d. h. Anſchauung iſt immer nothwendig mit Vernunft verbunden, ſetzt dieſe durchaus voraus. Vernunft iſt hier nur ein Vermögen der Anſchauung. — Denkt man ſich (wie die Empiriker wirklich thun) das Ich auf der niedrigſten Stufe als bloße Empfänglichkeit, als leidenden Behälter des a, ſo iſt es gar keines Bewußtſeyns fähig; denn um Bewußtſeyn zu haben, um ſich des Gegenſtandes bewußt zu werden, muß es nicht nur den

Gegenſtand, ſondern ſich und den Gegenſtand unterſcheiden können. Es muß nicht allein den Gegenſtand, ſondern auch ſich ſelbſt (als den Gegenſtand anſchauend) anſchauen können. Es iſt alſo durchaus unmöglich, daß das Ich ein blos leidender Behälter der Gegenſtände ſey, da es ſich derſelben nicht bewußt werden kann, ohne ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu ſeyn. Dies freilich höchſt geheimnißvolle Vermögen des Selbſtbewußtſeyns, das ſich bei jedem gleich entwickelt, wirft ſchon beim erſten Schritt die Anſicht der Empiriker um, die Anſchauung führt gleich auf ein anderes Vermögen, welches mehr als ſie ſelbſt iſt und höher ſteht, als die Anſicht der Empiriker zugibt.

Es folgt ganz klar: damit es ein a geben könne, muß das Ich ſich des a bewußt werden können. Dies iſt aber nicht möglich, ohne daß es ſich ſelbſt ergreifen, ſich in ſich ſelbſt verdoppeln, ſich ſeiner ſelbſt bewußt werden könne, durch in ſich ſelbſt zurückgehende Thätigkeit. Dieſe Fähigkeit, das Ich des Ichs zu ſeyn, iſt aber unendlich; denn ſo wie es eine Anſchauung der Anſchauung gibt, kann es eben ſo gut eine Anſchauung der Anſchauung der Anſchauung geben u. ſ. w. bis ins Unendliche; dies hat gar keine Grenzen. Ginge nun das Ich dieſer grenzenloſen Reflexion unbedingt nach, ſo würde es nie zu einer Anſchauung kommen, denn dieſe ſollte ein Auffaſſen ſeyn, wobei das Vorſtellende ſich vom Vorſtellenden unterſcheidet. In der innern Grübelei und Vernünftelei würde aber das Ich den Gegenſtand ganz verlieren. — In dem Vermögen des Selbſt-Bewußtſeyns ſelbſt liegt noch gar kein Grund zu einer Grenzſetzung. — Es iſt alſo noch eine dritte Bedingung, noch eine dritte Seite des Ichs nöthig, damit es ein a geben könne, und dieſe iſt der Wille, d. h. die Fähigkeit, ſeine eigene Thätigkeit ſchlechthin, wenn gleich auch nur negativ zu beſtimmen, ihr Grenzen zu ſetzen, ſich ſelbſt theilweiſe aufzuheben, der unbeſtimmbaren Beſtimmbarkeit der Reflexion ein Ende zu machen.

Dieſe Fähigkeit, die Grenzenloſigkeit der Reflexion durch endlich-conſtitutive Beſtimmung zu beendigen, iſt der Wille, wie Jedermann ihn annimmt.

Soll alſo beim Anfange der Philoſophie blos die Möglichkeit des a geſetzt werden, welche doch jeder Skeptiker zugeben muß, ſo laſſen ſich daraus ſchon die nothwendigen Eigenſchaften des Ichs ableiten. Aus dieſer Vorausſetzung irgend eines Gegenſtandes folgt 1) die Ichheit als leidender Behälter gedacht: Sinn; 2) als Fähigkeit, in ſich ſelbſt zurückzukehren: Vernunft. 3) Als Fähigkeit, die Reflexion aufzuhalten und die Anſchauung beliebig auf irgend einen beſtimmten Gegenſtand zu richten: Wille. Sinn, Vernunft und Wille ſind die aus dem Bewußtſeyn der Anſchauung nothwendig folgenden, zum bloſen Mechanismus des Bewußtſeyns unentbehrlichen weſentlichen Eigenſchaften des Ichs. Es ſind freilich die niedrigſten, aber auch die allgemeinſten und daher eben zum Anfangspunkte der Philoſophie wichtigſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes. Einbildungskraft und Verſtand z. B., die nicht nothwendig aus der Theorie der Anſchauung folgen, kann man wohl jemand abſprechen, ohne ihm zugleich auch Sinn, Vernunft und Willen abzuſprechen. Einer, dem aber eine von dieſen fehlt, wäre deshalb ein unvollſtändiger Menſch.

Wir halten uns alſo, um überhaupt das Bewußtſeyn zu charakteriſiren, und dann, unſere Nachfrage nach dem Wiſſen und der Möglichkeit deſſelben zu befriedigen, blos an dieſe niedrigſten, allgemeinſten Bedingungen des Bewußtſeyns.

Wir fragen: welches Wiſſen, welche Erkenntniß kann die Anſchauung gewähren. Durch die vorhin aufgeſtellte Theorie der Anſchauung ſcheint nun zwar noch nichts, oder nur ſehr wenig zur Erkenntniß des Ichs gewonnen, es mag uns indeſſen doch näher dazu führen, und einen ſichern Punkt geben, mehr zu gewinnen.

Wir haben a nur als Gegenſtand des Bewußtſeyns, nicht als Gegenſtand an und für ſich vorausgeſetzt. Ob a etwas ſey, — ob wirklich daſſelbe außer dem Bewußtſeyn exiſtire oder nicht, die ganze Streitfrage, ob es als Ding oder als Anſchauung gedacht werden ſoll, iſt bei Seite geſetzt worden.

Durch die Anſchauung nach jenen drei Bedingungen erhält a ſchon eine beſtimmtere Geſtalt. Anſchauung iſt nämlich der Zuſtand des Ichs, wo es einen äußern Gegenſtand empfäng ſich in ihn verliert (dies Verlieren heißt Sinn). Der Sinn iſt das, was da anſchaut; Wille und Vernunft ſind dabei die negativen Bedingungen, ohne welche die Anſchauung nie zum Bewußtſeyn käme. Dieſe Thätigkeit (des Anſchauens) führt nun herbei, daß der Gegenſtand, der da angeſchaut wird, durchaus als ruhend, unbeweglich, beharrlich erſcheine; — dies iſt auch der Grund, warum die Gegenſtände im gemeinen Leben als Dinge gelten, und Dinge zu ſeyn ſcheinen. —

Sehen wir aber auf die Gewißheit des Gegenſtandes ſowohl, als der Ichheit, ſo offenbaret ſich wirklich ein Uebergewicht, und es ſcheint in ſo fern etwas gewonnen zu ſeyn; denn in Rückſicht auf Gewißheit iſt auch in der gemeinſten Anſicht das Uebergewicht durchaus auf der Seite des Ichs. — Auch hat es ſehr viele Zweifler an der Exiſtenz der Dinge gegeben; dies iſt ſehr erklärlich. — Auf der niedrigſten Stufe des Ichs, in der Anſchauung ſoll etwas in das Ich aufgenommen werden, was doch vom Ich unterſchieden würde. Dies a mag nun freilich nur eine ſcheinbare Verſchiedenheit vom Ich haben. Aber es könnte doch auch im Ich vorkommen, ohne weiter etwas mehr als Schein zu ſeyn. Dieſer Anſicht ſind alle, welche nur irgend nachdenken, auf dem natürlichen Wege ſehr nahe. Es iſt immer ein viel natürlicherer Zweifel, als der an dem Ich ſelbſt. Dazu kommt noch, daß das Ich durch die dritte Bedingung, den Willen, von dem a abſtrahiren kann, aber nicht von ſich ſelbſt. Auch iſt es ja ſo zu ſagen viel ſtärker als a dadurch, daß es in ſich ſelbſt zurückzukehren vermag. Ich des Ichs ſeyn muß, um eine Anſchauung zu conſtituiren; a aber nicht a des a's ſeyn kann, noch zu ſeyn braucht, um eine Anſchauung zu Stande zu bringen. Es iſt alſo hierin der Zweifel an dem Ding, und die überwiegende Wahrſcheinlichkeit des Ichs gewonnen.

In der Anſchauung erſcheint uns der Gegenſtand immer als etwas Beharrliches, Ruhendes, als von dem Ich Verſchiedenes, was es vielleicht gar nicht iſt. Offenbar liegt in der Anſchauung nichts, was uns hierüber belehren könnte; im Gegentheil liegt in ihr ſelbſt die Begründung für den Beweis, daß ſie uns aber nichts belehren könne. Wir können den Gegenſtand ſelbſt nie erkennen; der Sinn gibt uns immer nur einen Eindruck, Bild oder Vorſtellung von dem Gegenſtande, nie ihn ſelbſt. Dies geſtehen auch die Empiriker zu, nur treiben ſie den Zweifel nicht weit genug. Es könnte ja auch gar kein Ding ſeyn? da wir nichts von ſeiner innern Beſchaffenheit kennen.— Es könnte ja gar nicht beharrlich ſeyn, uns nur ſo erſcheinen? — da es uns aber nicht anders erſcheinen kann, da es aus der Natur der Anſchauung nothwendig folgt, daß der Gegenſtand, um ihn von uns ſelbſt unterſcheiden zu können, beharrlich und ruhig erſcheinen muß, im Gegenſatze mit uns ſelbſt; wäre er nicht ruhend, ſo könnten wir ihn nicht auffaſſen, es würde den Sinn nur verwirren, die Mannigfaltigkeit der Eindrücke einer den andern verlöſchen; der Eindruck des Gegenſtandes muß, um eine Anſchauung hervorzubringen, fixirt werden, der Wille muß ins Mittel treten, die Aufmerkſamkeit beliebig richten, ſowohl den Sinn, als die Reflexion fixiren, er muß die Eindrücke des Sinnes feſt halten, damit nicht einer den andern verwiſche und eine Anſchauung möglich ſey; dies iſt es dann, was dem Gegenſtand den Schein der Beharrlichkeit gibt, und macht uns eben begreiflich, warum die Gegenſtände uns ohne höhere Nachforſchungen und Zweifel in dem gemeinen Bewußtſeyn als Dinge erſcheinen; zugleich enthält es die Begründung zu dem Beweiſe, daß keine Anſchauung ohne Beharrlichkeit möglich ſey.

Der erſte Schritt in die Philoſophie iſt uns alſo der Zweifel an dem Ding und die Wahrſcheinlichkeit des Ichs, aber doch nicht mehr als Wahrſcheinlichkeit, denn das allgemeine Vorurtheil des Dings kehrt doch bei jeder Anſchauung wieder: das a bleibt doch und kehrt immer wieder. Dadurch wird die innere Gewißheit von dem Ich allerdings etwas ſchwankend gemacht. — Erſt dann wird das Verhältniß ſich ändern, wenn jener Zweifel an dem Ding ſich in völlige Erkenntniß der Richtigkeit und Unrichtigkeit dieſes Begriffs auflöſt. —

Unſere Philoſophie fängt nicht wie andere mit einem erſten Grundſatze an, wo der erſte Satz gleichſam der Kern oder erſte

Ring des Kometen, das Uebrige ein langer Schweif von Dunſt zu ſeyn pflegt, — wir gehen von einem zwar kleinen, aber lebendigen Keime aus, der Kern liegt bei uns in der Mitte. Aus dem unſcheinbaren geringen Anfange, dem Zweifel an dem Ding, der ſich doch zum Theil bei allen nachdenkenden Menſchen äußert, — und der doch immer vorhandenen überwiegenden Wahrſcheinlichkeit des Ichs wird ſich unſere Philoſophie nach und nach entwickeln und in ſteter Progreſſion ſich ſelbſt verſtärken, bis ſie zu dem höchſten Punkte menſchlicher Erkenntniß durchdringt und den Umfang ſo wie die Grenzen alles Wiſſens zeigt.

Der Zweifel an dem Begriffe des Dings iſt vollkommen begründet, in ſo fern dieſer Begriff ein bloßes Vorurtheil iſt. Daß er dies iſt, wird noch deutlicher, wenn wir zeigen, daß jeder Anſchauung im Geheimen immer ein Widerſpruch zum Grunde liegt. Der Gegenſtand erſcheint uns in der Anſchauung immer zugleich außer und in uns. Außer uns, in ſo fern wir ihn von uns unterſcheiden; in uns aber, in ſo fern wir es wahrnehmen, in ſo fern wir in uns aufnehmen. Denn was heißt Anſchauen anderes, als etwas in ſich aufnehmen, umfaſſen. In der kantiſchen Sprache könnte man dieſen aller Anſchauung zum Grunde liegenden Widerſpruch die Antinomie der Anſchauung nennen, welcher Ausdruck um ſo paſſender wäre, als dieſe Antinomie wirklich nothwendig iſt.

Hier läßt ſich nun auch ſchon die Verſchiedenheit unſerer Philoſophie von der kantiſchen angeben. Die kantiſche Philoſophie iſt im Ganzen im Weſentlichen empiriſtiſcher und unſerer ſtrengen idealiſtiſchen entgegengeſetzt. Wenn Kant behauptet, daß die Erfahrung die eigentliche Sphäre und Quelle der Erkenntniß ſey, daß die Materie in der Anſchauung gegeben ſey, Verſtand und Vernunft nur die höhere Beziehung und Form hinzuthun; ſo behaupten wir, in der Anſchauung ſey gar keine Erkenntniß zu finden. Dies folgt ſchon aus jenem innern Widerſtreit; dieſer iſt allein ſchon hinreichend, der Anſchauung alle Anſprüche auf Gewißheit zu rauben. Es wird ſich aber noch mehr ergeben, wenn wir den Zweifel an dem Begriffe des Dings zum vollſtändigen Beweis der Nichtigkeit dieſes Begriffs werden entwickelt und gezeigt haben, worin eigentlich die Unfähigkeit der Anſchauung zur Erkenntniß liege.

Die Anſchauung erdrückt, tödtet eigentlich jeden Gegenſtand, weil ſie nicht ſtatt haben kann, ohne daß der Gegenſtand beharrlich gemacht wird; er kann nur angeſchaut werden, wenn er fixirt, feſtgehalten wird. Die eigentliche Erkenntniß ſoll auf das innere Weſen des Dings gehen, man ſoll es in ſeinem innern lebendigen Weſen auffaſſen, blos dieſes ergreifen. Nun geſteht aber Jedermann ein, daß die Anſchauung uns nur eine Wirkung, einen Eindruck, eine Erſcheinung gibt, und immer noch etwas hinter dem Vorhang zurückläßt. Das Freie, Lebendige, Bewegliche geht in der Anſchauung immer verloren; ſie zeigt uns blos das Aeußere der Gegenſtände; — daher würden ſich auch die Philoſophen, die einen höhern Begriff vom Wiſſen haben, als die Lockianer, und doch blos die Anſchauung als die Quelle der Erkenntniß anſehen, wie Kant, — viel richtiger geradezu zum Skepticismus bekennen.

In Kant's theoretiſcher Philoſophie fehlt es wirklich nur an dem deutlichen Geſtändniſſe deſſelben. Das Verhältniß der Anſchauung zum Wiſſen und zum Bedürfniſſe des Wiſſens könnte man alſo charakteriſiren: die Anſchauung gibt uns gar kein Wiſſen, ja ſie vermehrt unſere Unwiſſenheit, doch fühlt jeder, daß durch die Anſchauung unſere Wißbegierde und unſer Forſchen beträchtlich modificirt werden. Gerade dadurch, daß ſie uns kein Wiſſen gibt, wirkt ſie auf unſere Wißbegierde; ſie überzeugt uns von unſerer großen Unwiſſenheit, macht ſie uns fühlbarer, zeigt ſie uns von einer neuen Seite, indem ſie die Gegenſtände derſelben vermehrt. Es kann nicht fehlen, durch dieſe Einwirkung muß ſie die Wißbegierde, wenn ſie ſchon rege iſt, beträchtlich erhöhen und verſtärken; ſie erhält durch die einzelnen vermehrten Beweiſe unſerer Unwiſſenheit die kräftigſten Reizmittel zum Forſchen und Stoff zum künftigen Wiſſen.

Die den Zweifel an dem Dinge immer begleitende Wahrſcheinlichkeit des Jchs mag der eigentliche Punkt der Wahrſcheinlichkeit überhaupt in der Philoſophie ſeyn. — Die Gegenſtände verſchwinden und gehen verloren; das einzige aber, wozu wir jedesmal zum Behufe des Bewußtſeyns zurückkehren müſſen, das Ich bleibt immer, freilich nicht als eine deutliche Erkenntniß, ſondern vielleicht als ein unauflösliches Räthſel, daher es auch immer nur eine Wahrſcheinlichkeit iſt. Denn will man das Ich in der Anſchauung erkennen, ſo muß man es fixiren; dann verwandelt es ſich aber unter der Hand zum Ding; die Seele, das Leben verſchwindet und läßt uns nur die todte leere Hülle zurück; es iſt etwas unendlich Flüſſiges, Bewegliches, was hier angeſchaut werden ſoll. Dafür erkennt jeder ſein Ich. Daher die große Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit eines ſichern Ergreifens deſſelben in der Anſchauung, und die Unrichtigkeit jeder Anſicht, wo die fixirte Selbſt-Anſchauung als Quelle der Erkenntniß aufgeſtellt wird. Aus dem Geſagten folgt von ſelbſt, daß mit der Wahrſcheinlichkeit des Ichs keineswegs behauptet werden ſoll, die Beharrlichkeit deſſelben ſey wahrſcheinlich, ſondern bloß das Ich ſchlechthin. Es begleitet uns unausbleiblich. Wollten wir den bei der Anſchauung unausbleiblich ſtattfindenden Zweifel (über das Ding) auch auf dieſe uns immer begleitende Empfindung erſtrecken, ſo würde er ſich gleich ſelbſt vernichten; ohne Selbſtbewußtſeyn findet durchaus kein Bewußtſeyn und ohne dieſes ganz und gar Nichts, auch nicht einmal ein Zweifel ſtatt. Vergleichen wir dieſen Anfang unſerer Philoſophie mit dem Anfange jener Philoſophie, die in dieſer Hinſicht wirklich die vollſtändigſte und vorzüglichſte iſt, — die Fichte'ſche nämlich — ſo werden wir für das Wiſſen und die Möglichkeit deſſelben noch mehrere andere Reſultate finden. Fichte geht eines Theils aus von einer Demonſtration des Ichs, aus dem Satze a = a, andern Theils von einer intellectuellen Anſchauung des Ichs, und drittens von einem unbedingten, ſchlechthin nothwendigen Glauben an das Ich.

Eine Demonſtration des Ichs konnten wir nicht wählen, da nach unſerer Anſicht der Satz a = a zu keinem ſpeculativen Gebrauche dienen kann, und es auch kein Seyn, ſondern blos ein Werden geben kann: a, als ein unendlich Lebendiges, Fließendes und Bewegliches keinen Augenblick a bleibt, ſondern ſich unaufhörlich in unendlich [illegible] Geſtaltungen verändert.

Ueberdem iſt eine Demonſtration des Ichs auch gar nicht nöthig zum Anfange der Philoſophie; da die Exiſtenz des Ichs einem jeden, der ſie läugnen wollte, leicht zu beweiſen wäre, in ſo fern man ihm zeigen kann, daß er eben durch und in dieſem Läugnen ſein Ich anerkennt. Was die Anſchauung betrifft, ſo iſt ſchon hinlänglich dargethan worden, daß ſie im eigentlichen Sinne keine Erkenntniß geben kann, weil ſie eben das innere Weſen des Gegenſtandes, das Leben, das Freie und Bewegliche erdrückt; indem ſie einen Gegenſtand fixiren will, entſchlüpft ihr die Seele und es bleibt ihr immer nur eine todte Spur zurück.

In Rückſicht endlich des dritten, der Berufung auf einen ſchlechthin gültigen Glauben, müſſen wir in Kurzem unſere eigene Theorie wiederholen: wir fanden als Bedingung der Anſchauung Sinn, Vernunft und Willen. — Vernunft giebt Gewißheit, aber kein Wiſſen. Der Sinn vermehrt nur noch die Unwiſſenheit, enthält jedoch den Stoff, die Veranlaſſung zum künftigen Wiſſen. Dazu muß aber ſchon Wißbegierde vorhanden ſeyn. Woher iſt dieſe abzuleiten, und in welchem Verhältniſſe ſteht ſie zum Wiſſen ſelbſt? — Sie bezieht ſich offenbar auf den Willen. Ernſtlich wiſſen wollen iſt Wißbegierde; der Glaube bezieht ſich nur auch auf den Willen. Nach Kant und Fichte ſoll der Glaube nichts anders ſeyn, als willkürliche Selbſtbeſtimmung, eine Ueberzeugung, die unſer eigenes willkürliches Werk iſt. Der Wille enthält alſo den Anfang des Wiſſens durch die Wißbegierde, und die Möglichkeit des Wiſſens durch freies Denken. Nach jenem (eigentlichen) Sinne des Worts iſt nun leicht zu beſtimmen, daß der einzige (nächſte) Gegenſtand des Glaubens nur wir ſelbſt ſeyn können. Daß dieſer Glaube an das Ich eine ſehr bedeutende Stelle in der Theorie des Bewußtſeyns einnimmt, wenn er ſchon zur Begründung der Philoſophie keineswegs hinreicht, leuchtet gleich ein.

Ein Glaube an die Dinge, wie bei Jacobi, iſt widerſinnig; denn wie könnten wir uns eine willkürliche Ueberzeugung von dem verſchaffen, was ganz außer unſrer Macht liegt. So lange wir auch meinen, daß es Dinge außer uns gebe, werden wir uns doch nur bereden laſſen, das Ding bei den Dingen ſelbſt zu ſuchen. Das Ding müſſen wir entweder erkennen oder ganz daran verzweifeln, ein Glaube daran findet gar nicht Statt. Man würde dann in die allerausſchweifendſte, willkürlichſte Schwärmerei und Erdichtung gerathen. — Auch ſetzt der Glaube immer eine Wahrſcheinlichkeit voraus, — dem Ding geht aber ein Zweifel vorher.

Selbſt an Gott glauben ſcheint ein verworrener und unzuläſſiger Begriff, in ſo fern dieſer Glaube ſich beziehen ſoll auf den Begriff der Gottheit überhaupt oder das ſogenannte Daſeyn derſelben. Kommt uns gerade nicht eine Art von Gewißheit durch das göttliche Weſen ſelbſt, ſo kann unſere willkürliche Ueberzeugung nichts daran modeln, da jener Begriff der Gottheit ganz und gar außerhalb der Grenzen unſerer Macht liegt. Sehr wohl läßt ſich aber denken, daß unſere Willkür Macht habe über uns ſelbſt.

Der erſte urſprüngliche Glaube iſt daher der Glaube an uns ſelbſt. Ob ſich dieſer Glaube an uns ſelbſt nun ſpäterhin auch auf andere Gegenſtände übertragen laſſe, iſt eine andere hier noch nicht zu beantwortende Frage. —

Anſchauen können wir uns nicht, das Ich verſchwindet uns dabei immer. Denken können wir uns aber freilich. Wir erſcheinen uns dann zu unſerm Erſtaunen unendlich, da wir uns doch im gewöhnlichen Leben ſo durchaus endlich fühlen. Als Ahnung, Traum kömmt dieſer Gedanke faſt jedem. Die gehörige Kraft kann aber dieſem Gedanken nur eine ſtarke Seele geben. Damit er nicht eine blos ſchwankende Ahnung bleibe, ſondern ein kräftiger lebendiger Gedanke werde, iſt durchaus ein kühner Aufſchwung nöthig, und dieſer kühne Aufſchwung iſt das Vertrauen auf ſich ſelbſt. —

Es iſt dieſer Glaube an uns ſelbſt nur eine Verſtärkung jener objectiven und nothwendigen Wahrſcheinlichkeit des Ichs durch Willkür und Freiheit; eine Verſtärkung unſerer eigenen Kraft und Freiheit durch einen eigenen freien Aufſchwung unſerer Kraft, eine Verſtärkung des Ichs durch ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt, ein Vertrauen auf ſich ſelbſt es zu wagen, ob man das Alles finden werde, was ſich uns wahrſcheinlich zeigt. Es iſt nun ein noch ſtärkeres Losreißen von dem Ding, an dem man zwar in der gemeinen Wahrnehmung Gefahr läuft, das Ich zu verlieren, beim erſten Schritte des Nachdenkens aber auch ſchon gleich zu zweifeln anfängt. Dieſes Losreißen iſt übrigens doch nicht mit einer gänzlichen Läugnung des Dings verbunden, davon kann bei dem Glauben an uns ſelbſt noch nicht die Rede ſeyn. Die große Wichtigkeit dieſes Glaubens für die Philoſophie iſt einleuchtend. Iſt die Wahrſcheinlichkeit des Ichs einmal gegeben, ſo läßt es ſich denken, daß ernſter Wille und kräftiges Streben uns in der Unterſuchung der Ichheit und der Aufſuchung der Wahrheit allerdings mächtig befördern könne.

Der Glaube an unſere Kraft kann ſie ins Unendliche verſtärken und dies iſt auch unumgänglich nöthig, um das Räthſel unſeres Ichs zu löſen, die Löſung liege nun wo ſie wolle.

Wiederholung: Der Anfang alles Wiſſens iſt willkürlich, nur läßt ſich keine willkürliche Ueberzeugung alles deſſen, was außer uns (über uns) iſt, annehmen, wohl aber in Rückſicht auf uns ſelbſt.

Das es eine ſolche willkürliche Ueberzeugung gebe, folgt, ſobald eine Anſchauung angenommen wird, denn dieſe ſetzt, wie wir geſehen haben, den Willen nothwendig voraus. Wißbegierde iſt die Frucht des ernſten Wollens und Strebens; aus der Wißbegierde entſteht Forſchen, aus dieſem Erkenntniß und Wiſſen.

Die Fähigkeit der freien Richtung unſerer Aufmerkſamkeit und Betrachtung auf dieſes oder jenes, auf den Gegenſtand oder auf das Ich könnte man als das Vermögen definiren, das Ich zu verdoppeln oder zu vermindern. — Perfectibilität und Conceptibilität iſt aber, was den Menſchen von den andern Geſchöpfen unterſcheidet. Aber dies iſt nicht allein in der Natur des Menſchen, ſondern überhaupt in dem Weſen der Vernunft (von Seiten des freien Willens betrachtet) gegründet. Jene willkürliche Ueberzeugung in Rückſicht auf uns ſelbſt nannten wir den urſprünglichen, einzig wahren Glauben, aus welchem aller andere Glaube, an Autorität, an die Gottheit u. ſ. w. abgeleitet werden muß. Dieſer Glaube an uns ſelbſt *und der Zweifel am Ding* ſind die beiden erſten *Grundfäden der Philoſophie.* —

Wir wollen jetzt die Fortſchritte unſerer Unterſuchung betrachten, in Rückſicht auf den wiſſenſchaftlichen Gewinn. Es iſt uns zu thun um einen Begriff der Ichheit. Suchen wir alſo dieſen in ihrem innerſten Weſen aufzufaſſen, ſo iſt der Punkt, worauf wir unſer Augenmerk vorzüglich richten müſſen, das alle Vorſtellungen begleitende und bedingende Räthſel des Selbſtgefühls; des Selbſtbewußtſeyns. — Dies bezogen auf das Wiſſen und die Möglichkeit des Wiſſens, liefert die Gewißheit eines *Unbegreiflichen.*

Denn alle Bemühung, ſich ſelbſt anzuſchauen, ſich in der Anſchauung ſelbſt zu ergreifen, iſt, wie früher gezeigt worden, durchaus vergebens. Das Ich verſchwindet uns immer, wenn wir es fixiren wollen. Das Gefühl dieſes Unbegreiflichen iſt aber unendlich gewiß; gewiß iſt nämlich, was man unmittelbar weiß, wovon es keinen höheren Beweis gibt: und dieſes iſt gerade der Fall bei dem Selbſtbewußtſeyn. Dies kann nicht weiter abgeleitet und bewieſen werden; es begründet alles Andere, iſt alſo unmittelbar, ſchlechthin gewiß.

Dies Räthſel des Selbſtgefühls, welches uns immer begleitet, iſt auch wohl die Urſache, warum ſich bei nachdenklichen Menſchen, wenn Philoſophen gewiſſer Art Alles erklären wollen, immer ein Zweifel erhebt und erhält. Sie fühlen es zu gewiß (wenn ſie es auch vielleicht nicht ausſprechen), daß es etwas Unbegreifliches gibt, da ſie ſich ſelbſt unbegreiflich ſind.

Das Selbſtbewußtſeyn nennen wir in Zukunft immer *Empfindung*, als *ein in ſich finden*, weil das Ich eigentlich nicht bewieſen, ſondern *nur gefunden* werden kann.

Durch die Empfindung alſo bekommen wir zu dem Zweifel an dem Ding und der Wahrſcheinlichkeit des Ichs noch einen dritten Faden zum Anfange der Philoſophie: *die Gewißheit eines Unbegreiflichen.*

Man könnte hier zwar einwerfen, der Begriff des zum Ding umgedichteten Gegenſtandes beruht auch auf einem Unbegreiflichen, in ſo fern nämlich in der Anſchauung deſſelben ein

Widerſpruch liegt. — Dieſer Widerſpruch macht aber das Ding nicht blos unbegreiflich, ſondern ganz nichtig. Es gibt freilich auch eine Antinomie der Empfindung, wie der Anſchauung; doch daraus folgt nicht die Nichtigkeit ihres Gegenſtandes. — Wenn wir uns gleich mit uns ſelbſt im Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen, ſo können wir uns doch niemals für nichtig halten, da wir unſer ſelbſt ja alle Augenblicke unmittelbar gewiß werden. Wenn wir — in der Anſchauung — uns ſelbſt verlieren, ſo gewinnen wir uns wieder durch die innere Empfindung, das Selbſtbewußtſeyn, das uns auch im Nachdenken nie verläßt; dies erhöht nur noch das Räthſelhafte: während wir uns vielleicht oft ganz beſchränkt und endlich vorkommen, werden wir zugleich immer wieder von unſerer unendlichen Ichheit überzeugt. — Uebrigens läßt ſich auch dieſe Antinomie auflöſen, da man doch die der Anſchauung wohl ſchwerlich würde löſen können. Das eigentlich Widerſprechende in unſerm Ich iſt, daß wir uns zugleich endlich und unendlich fühlen; dies braucht nicht weiter erklärt zu werden; ſobald wir nur über uns nachdenken, finden wir uns unendlich. Unſer ganzes Selbſt, alle Dinge — die Welt, die Geſtirne, die Gottheit erſcheinen uns unendlich. Auch iſt der Gedanke des Unendlichen doch in uns. Wir erhalten ihn nicht von außen her. Unſer Ich, als Alles, auch noch ſo fremd Scheinende, auch noch ſo Erhabene und Hohe umfaſſend, und alle Gedanken erzeugend, muß ſich unendlich vorkommen. — Um nun dieſe Unendlichkeit, die wir in uns finden, mit dem Gefühle der Beſchränktheit im Leben zu vereinigen, muß man den Begriff des Werdens zu Hülfe nehmen. Blos hiedurch wird es möglich: gibt es kein Seyn, ſondern nur Werden, ſo iſt das Endliche, wenn auch extenſive begrenzt, doch intenſive durch die unendliche Mannichfaltigkeit und Veränderlichkeit immer unendlich. — Ein werdendes Endliche, worin gar kein Seyn, iſt durchaus beweglich und veränderlich, alſo durch ſeine intenſive Thätigkeit und Mannichfaltigkeit unendlich. (Z. B. In der Betrachtung der Naturproducte, wo wir die Unendlichkeit bewundern, werden wir jedes Unendliche im Endlichen gewahr). —

Ein werdendes Unendliches aber iſt gleichſam ein Unendliches, das noch nicht fertig, und in ſo fern endlich iſt. In der Anſicht des Werdens ſind demnach Endliches und Unendliches nur dem Grade nach nicht weſentlich verſchieden. Für die Philoſophie aber, die ausgeht von dem Begriffe des Dings, es ſey nun des endlichen oder des unendlichen, iſt die Antinomie der Empfindung unauflösbar. — Bei Kant ſind Antinomien innere Widerſprüche, die durch die Geſetze des Bewußtſeyns nothwendig, aber unauflöslich ſind. Uns ſind ſie hingegen Widerſprüche, die aus den Geſetzen des Bewußtſeyns nothwendig folgen, aber bei höherem Nachdenken ſehr wohl aufgelöſt werden können.

Bei der Antinomie der Empfindung iſt noch zu bemerken: Wir erſcheinen uns endlich im Gefühle des Lebens und in ſo fern immer; unendlich blos beim Nachdenken und alſo nicht immer. Und nicht einmal bei jedem Menſchen trifft dies zu; nicht jeder Menſch denkt über ſich ſelbſt nach. Iſt das Gefühl der Unendlichkeit noch nicht gefunden, ſo herrſcht das der Endlichkeit allein. Wir fangen alle vom Schein des Endlichen, von dem Glauben an die Dinge an: die Philoſophie ſoll uns zum Unendlichen führen. Läßt ſie uns den Glauben an die Dinge, oder gibt ſie uns ein unendliches Ding, ſo iſt nichts gewonnen, ſondern es entſteht vielmehr noch eine ungeheure Kluft zwiſchen Wahrheit und dem Gefühle. Man wird bei dem uns immer begleitenden Gefühle der Beſchränktheit zu einer abſoluten Trennung zwiſchen Philoſophie und Leben gezwungen; wie denn auch alle Philoſophen, die in jenen Fehler verfallen ſind, die Philoſophie und das Leben als etwas durchaus Verſchiedenes angaben. Die Philoſophie muß eigentlich damit anfangen, uns von dem Scheine des Endlichen und dem Glauben an die Dinge zu befreien und uns zu einer Anſicht der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit erkennen lehren.

Anmerk. Der Glaube an ſich ſelbſt iſt durchaus nöthig, weil ſonſt der Gedanke unſrer Unendlichkeit nicht ſtark genug wäre, um dem Gefühle der Endlichkeit das Gegengewicht zu halten, und zur Antinomie der Empfindung zu gelangen.

Wir wollen jetzt ſehen, welches Licht die Löſung der Antinomie der Empfindung auf die Löſung der Antinomie der Anſchauung wirft. — Zu dem Behufe müſſen wir unſere Betrachtung wieder auf den Willen richten. Dieſer bezieht ſich auf Sehnſucht, Trieb und Streben, welche alſo zu definiren ſind. — Sehnſucht iſt ein unbeſtimmtes Hinneigen nach irgend Etwas, man kann nicht einmal ſagen unwillkürliches, weil es zu unbeſtimmt iſt. Trieb iſt eine unwillkürliche Neigung zu einem beſtimmten Gegenſtande. Streben ein beſtimmtes, aber willkürliches Neigen, das Wollen eines beſtimmten Gegenſtandes; nicht blos die Vorſtellung dieſes Wollens, ſondern das kräftige Wollen ſelbſt. Dieſer Begriff kann nun den Widerſpruch der Anſchauung, daß der Gegenſtand zugleich außer und in uns zu ſeyn ſcheint, erklären, denn dies gilt eben auch beim Streben.

Anmerk. In der Beſtrebung findet noch etwas anders ſtatt, was ein großes Licht auf das Verhältniß des Werdens zum Seyn werfen kann, als welcher Gegenſatz die Achſe iſt, worum ſich Alles dreht. In dem Streben wird das, was zum Ziele geſetzt wird, eben dadurch, daß es als Ziel geſetzt wird, auch als ein Beharrliches geſetzt, nun iſt aber das Streben, obſchon ihm ein Ziel geſetzt, ſeiner Natur nach durchaus nichts, als ein Bewegen, Verändern, ein Werden. Wie iſt dieſer Widerſpruch zu löſen? Wie kann aus dem unendlichen, beweglichen, veränderlichen Beſtreben nach einem Ziele hin endlich etwas Beharrliches als das Ziel herauskommen? Und wie kann überhaupt dem Streben, als einem Beweglichen, Lebendigen, etwas zum Ziele geſetzt werden? Das Streben iſt ja ſo immer beſſer, als das todte Ziel, das Seyn? Dies iſt alſo zu löſen: das Seyn iſt an und für ſich ſelbſt nichts; es iſt nur Schein; es iſt nur die Grenze des Werdens, des Strebens. Wenn das Streben am Ziele anlangt, verſchwindet dieſes und es entſteht wieder ein neues Ziel. Das Seyn iſt demnach für uns beſchränkte Menſchen, für die Praxis, als Ziel nur ein nothwendiger, nützlicher Schein. In der Beſchränktheit des Menſchen ſcheint ihm das Ziel feſt und beharrlich, ſobald es aber erreicht iſt, verſchwindet im Handeln der Schein und was Seyn ſchien, wird ein neues unendliches Werden.

Inſofern ich nach etwas ſtrebe, iſt der Gegenſtand meines Strebens außer mir, und doch muß er zugleich in mir ſeyn; ich muß ihn geiſtig beſitzen, ſonſt wäre ja kein Streben möglich, da es ja eine beſtimmte Richtung haben ſoll. Das Streben nach Freude, Freiheit u. ſ. w. kommt nicht durch den Begriff, ſondern iſt ſchon in uns da, und doch wird der Gegenſtand als etwas, was noch fern von uns iſt, geſucht.

Aus dieſem muß ſich auch die Auflöſung der Antinomie der Empfindung noch beſſer ergeben; denn obſchon wir vorhin den Unterſchied des Endlichen und Unendlichen ſo weit aufgehoben haben, daß ſie, als lebendige werdende Thätigkeit höchſtens nur dem Grade nach verſchieden ſind und ihr Widerſpruch nur Schein iſt, der entſteht, wenn man das Leben fixirt und tödtet, d. h. zum Ding macht, ſo kehrt doch das Gefühl von ihrem Streit nimmer wieder. Es will uns keineswegs einleuchten, daß wir, die wir uns ſo beſchränkt fühlen, unendlich ſeyn ſollen, und zugleich müſſen wir uns doch geſtehen, daß das Ich als der Behälter von Allem durchaus nicht anders, als unend- ſeyn könne. Wir dürfen uns den Widerſpruch nur recht deutlich ausdrücken, ſo wird ſich die Möglichkeit finden, ihn auf eine Weiſe zu löſen, die mit dem allgemeinen Gefühle und Glauben ſehr übereinſtimmt. Wenn wir uns beim Nachdenken nicht leugnen können, daß Alles in uns iſt, ſo können wir uns das Gefühl der Beſchränktheit, das uns im Leben beſtändig begleitet, nicht anders erklären, als indem wir annehmen, daß wir nur ein Stück von uns ſelbſt ſind. Dies führte geradesweges zu einem Glauben an ein Du, nicht als ein (wie im Leben) dem Ich Entgegengeſetztes, Aehnliches (Menſch gegen Menſch, nicht Thier, Stein gegen den Menſchen), ſondern überhaupt als ein Gegen-Ich, und hiermit verbindet ſich denn nothwendig der Glaube an ein Ur-Ich. Dieſes Ur-Ich iſt der Begriff, der eigentlich die Philoſophie

begründet. Hier in dieſem Punkte greifen alle Radien der P
loſophie zuſammen. Unſer Ich, philoſophiſch betrachtet, enth
alſo eine Beziehung auf ein Ur-Ich, und ein Gegen-Ich;
iſt zugleich ein Du, Er, Wir.

Ein Nicht-Ich außer dem Ich iſt dann gar nicht mögli
Jeder Gedanke daran fällt hier ganz weg, weil er durcha
unverträglich iſt mit dieſer Anſicht.

Die Antinomie der Beſtrebung ſowohl, als die der A
ſchauung wird hiedurch gleichfalls gelöſt; denn bei der Unen
lichkeit des Ichs, und wo das Ich zugleich ein Ur-Ich i
läßt ſich ſehr wohl erklären, daß der Gegenſtand der Anſchauun
oder Beſtrebung zugleich in und außer dem Ich zu ſeyn ſchei
— In dem Ich iſt er, inſofern es ein Ur-Ich, außer de
Ich, inſofern es ein abgeleitetes, untergeordnetes Ich iſt.

Hieraus folgt nun auch, wie die Außendinge in der Ph
loſophie anzuſehen ſind. Sie ſind nicht Nicht-Ich auß
dem Ich; nicht blos ein todter, matter, leerer, ſinnlich
Widerſchein des Ichs, der dies auf eine unbegreifliche A
beſchränkt, ſondern, wie geſagt, ein lebendiges, kräftig
Gegen-Ich, ein Du. — Wie es nach dieſem möglich ſey
die Naturweſen in Ichheit aufzulöſen, und ihre geiſtig
Kräfte, die uns ſo dunkel und fremde anſprechen, zu ergrün
den, iſt hier noch nicht der Ort zu zeigen. Sollte es auch d
Philoſophie nicht ganz damit gelingen, ſo würde das doch no
nichts gegen die Reinheit des Princips beweiſen, ſondern blo
daß uns das Du zu fern, zu fremd ſey, als daß wir ſein
Sprache verſtehen, ſein Weſen errathen können. a)

Wiederholung: Wir ſetzten beim Anfange der Phil
ſophie blos a voraus und aus dieſem bloßen a wurde abgele
tet: Anſchauen, Denken und Wollen, Sinn, Vernunft un
Wille, als nothwendige Bedingungen des Bewußtſeyns. — De
erſte Schritt in die Philoſophie war der Zweifel an dem Ding
doch dieſer allein iſt nicht hinlänglich, wir mußten ihn mit gr
ßerer Kraft zu unterſtützen und zur Einſicht der Richtigkeit de
Dings zu führen ſuchen durch den Glauben an uns ſelbſt, dur
die Gewißheit eines Unbegreiflichen, das uns bei Allem begleite

— Dies iſt aber auch noch nicht hinlänglich, wenn wir dabei müßten ſtehen bleiben, da die Empiriker eben immer dies zu ihrem Vorſchub nehmen: dieſe Gewißheit des Unbegreiflichen führte uns auf den Gedanken des Ichs. In Rückſicht auf das, was wir ſuchten, in Rückſicht auf das Wiſſen und Wiſſenſchaft des Ichs, verwickelten uns aber die gefundenen Fähigkeiten in viele Widerſprüche; wir fanden eine Antinomie der Anſchauung und eine Antinomie der Empfindung, und alle Spuren zu einer näheren Aufklärung der Wahrheit verließen uns faſt gänzlich. Blos durch den Begriff des Werdens und der Verwerfung alles Seyns war es möglich, die Antinomie der Empfindung, und mit dieſer das ganze Räthſel unſeres Ichs zu löſen.

Anmerk. Alles iſt in uns, aber unſer Ich iſt nur ein Stück von uns ſelbſt; unſerm Ich liegt das Ur-Ich zum Grunde, es iſt in gewiſſer Rückſicht ſelbſt dieſes Ur-Ich, nur nicht von allen Seiten. — Das Ur-Ich, das Alles Umfaſſende im Ur-Ich iſt Alles; außer ihm iſt nichts; wir können nichts annehmen als Ichheit. Die Beſchränktheit iſt nicht ein blos matter Widerſchein des Ichs, ſondern ein reelles Ich; kein Nicht-Ich, ſondern ein Gegen-Ich, ein Du. — Alles iſt nur ein Theil der unendlichen Ichheit. Alles, was wir außer uns wahrnehmen, iſt ein lebendiges Gegen-Ich, ein Du; aber nicht ein Du, was uns völlig gleich wäre, wie das Du im Leben uns als ganz ähnlich entgegengeſetzt wird. Jede Kraft, ſobald ſie in ein Verhältniß zu uns tritt, d. h. ſobald wie ſie denken, wahrnehmen, und zu erforſchen und zu ergründen ſuchen, wird ſie ein Du; dies iſt das Reelle in der Anſchauung. Der Stoff iſt Nichts in der Anſchauung. Das, was ihr allein Realität gibt, iſt das Weſen, die Bedeutung, der Sinn deſſelben, iſt die Sprache, die uns dunkel anſpricht, worin ſich uns das Du verſtändlich machen will. Das innere Weſen und die Natur der Pflanzen und Thiere ſind die Worte und Sprache gleichſam, welche das entfernte, verſchloſſene Du zu uns redet. Durch die Bedeutung wird uns auf dieſe Weiſe, was ſonſt nichts ſagender Stoff iſt, zum Werk und Bilde des uns tief verborgenen, jedoch verwandten Geiſtes.

Wir fanden dadurch ein Ich, welches durchaus unendlich iſt und neben dem kein leeres Nicht-Ich Statt haben kann, ſondern dem ein Gegen-Ich entgegenſteht. — Ja der Gedanke, das Ich wurde durch dieſe Idee des Werdens zu einem Ur-Ich erheben, ſo wie wiederum durch dieſen erhöheten Begriff des Ichs die Idee des Werdens zu einem Begriffe der Welt verwandelt wird. Gibt es gar kein Ich neben dem Ich, und iſt alles Werden nur ein werdendes Ich, ſo iſt ja dieſes Ich, als der Inbegriff von Allem, gerade das, was wir ſonſt Welt nennen. — Die Welt iſt alſo ein unendliches Ich im Werden, (oder da für unſern jetzigen Standpunkt das unendliche Ur-Ich ein höchſtes, allumfaſſendes iſt) — gleichſam eine werdende Gottheit; ein Gedanke, der uns, obgleich nur in den allgemeinſten Umriſſen erklärt, was die Welt ſey, wenigſtens was wir uns fürs erſte bei dieſem Begriff zu denken haben. b)

Der Begriff der Welt als einer werdenden Gottheit iſt das Haupt-Reſultat, das wir auf dem Wege der Anſchauung gefunden haben, die Idee des Werdens, die eigentliche Achſe des Idealismus, worum ſich Alles dreht, und worauf Alles beruht. So wie der Zweifel am Ding und der Glaube an uns ſelbſt, das Selbſtgefühl, die erſten Punkte ſind, womit das Nachdenken anfängt und woraus ſich jenes Reſultat ergibt.

Wir haben noch eine Bemerkung über das Ganze unſerer Unterſuchung beizufügen. —

A wurde als ein beliebiger Gegenſtand unſeres Bewußtſeyns vorausgeſetzt. Es wurde auf dem Standpunkte, von dem wir ausgingen, ohne Zweifel gedacht als ein Nicht-Ich außer dem Ich. Durch die Folge wurde aber alles Nicht-Ich und alſo auch unſere Vorausſetzung a ganz aufgehoben. Deswegen fällt jedoch unſere Folgerung nicht auch zuſammen. Sie beruht durchaus auf ſich ſelbſt. Blos der Form nach mußte das Ich bewieſen werden; jetzt aber, da ſich erwieſen hat, daß es gar kein Nicht-Ich geben könne, zeigt ſich, was der Form nach eine bloße Folge ſchien, als ganz auf ſich ſelbſt beruhend. Das Ich kann nicht gegeben ſeyn, ſonſt würde es ſich in ein Ding verwandeln. Es darf auch nicht vorausgeſetzt werden; das wäre gegen die Methode. Es muß alſo (der Form nach) bewieſen werden. — Um dieſes zu thun, haben wir keineswegs die Formel a = a vorausgeſetzt, ſondern ein bloßes a ſchlechthin, und aus dieſem haben wir das Ich bewieſen. Nur fällt dieſe Vorausſetzung in der Art, wie ſie Anfangs gedacht werden, ganz weg. Ich hat nur das Ich zum Gegenſtand. Wir haben eine Folge gefunden, welche die Vorausſetzung ganz in ſich aufnimmt. Mit Vorausſetzung des a wurde allerdings gehofft ein Ich zu finden, nur auch ein Nicht-Ich daneben. Nun findet ſich aber etwas viel Stärkeres und Größeres: das Ich iſt das Eine und Alles, und ſchließt alles Nicht-Ich aus. Man kann alſo eigentlich ſagen, das Ich kann nicht bewieſen, ſondern nur gefunden werden. Es ward (bei uns) in dem Beweiſe gefunden.

Dies Aufnehmen der Vorausſetzung in die Folge iſt das Eigenthümliche des erſten Beweiſes, der in der Philoſophie vorkommt. In jeder Philoſophie, die mit Beobachtung ihres eigenen Verfahrens, mit Kritik anfängt, hat der Anfang immer etwas Eigenthümliches.

Zur Ergänzung unſerer Unterſuchung gehört auch noch Folgendes:

Das Vermögen der in ſich zurückgehenden Thätigkeit, die Fähigkeit, das Ich des Ichs zu ſeyn, iſt das Denken. Dies Denken hat keinen andern Gegenſtand, als uns ſelbſt; oder uns ſelbſt in Beziehung auf ein anderes Vermögen unſeres Ichs: d. h. wir denken nur uns ſelbſt und unſere Fähigkeiten. Sehen wir blos auf den groben Mechanismus unſeres Bewußtſeyns, ſo iſt Denken Vernunft. Dieſe iſt keineswegs das Denken überhaupt, ſondern nur das leidende Denken; d. h. das Denken mit dem Glauben an das Ding, mit Vorausſetzung des Dings.

Daß dieſe Art des Denkens nach den Geſetzen und Regeln des Dings eine niedere Art, und ein leidendes Denken ſey, iſt einleuchtend, da das Ich nach den Geſetzen des Dings gedacht, der Herrſchaft des Dings unterworfen wird. Die Vernunft betrachtet den Gegenſtand blos als ein Gegebenes, unterſcheidet ihn durch ſeine Merkmale von andern Gegenſtänden. Das gibt aber keine Erkenntniß. Die erhalten wir blos durch die Einſicht in das innere Weſen und die Natur des Gegenſtandes, und das iſt das Werk des Verſtandes. So wie der Begriff des Dings blos für die Praxis eine erlaubte Hypotheſe, ſo iſt auch die Vernunft blos für die Praxis gültig. Der Begriff des Praktiſchen aber iſt hier anders zu nehmen, als Kant ihn annimmt. „Die Vernunft iſt blos praktiſch" würde in der Kant'ſchen Sprache heißen: alle Vernunft iſt blos techniſch. Eben dieſe praktiſche Gültigkeit der Vernunft und ihre Nothwendigkeit zu dem Mechanismus des Bewußtſeyns gibt ihr in der gemeinen Anſicht den Schein der Allgemeingültigkeit und verführt ſelbſt Philoſophen zu den gröbſten Irrthümern. Die Vernunft iſt es, die mit ihrer gänzlichen Untauglichkeit und Ungültigkeit für alle Theorie und Speculation die edelſten Menſchen in die künſtlichſten Verwirrungen lockt, aus denen es ſehr ſchwer iſt, ſich herauszufinden. — Es iſt einerlei, ob die Vernunft das in ein Ding verwandelte Ich nach der Einerleiheit $a = a$, oder nach der Begründung und Urſachlichkeit $a = b$ betrachtet; beide ſind theoretiſch falſch. Realismus und Empirismus ſind beide gleich unphiloſophiſch, beiden liegt die gleiche Vorausſetzung des Dings zu Grunde. Zum Realismus gehört freilich unendlich mehr Geiſteskraft und ſpeculatives Talent, weil das Ich hier in ein unendliches Ding verwandelt wird, der Empirismus aber blos eine Mehrheit von einzelnen Dingen annimmt. Indeſſen iſt auch aus dem Empirismus die Rückkehr und der Ausweg eher möglich, als aus dem Realismus, da hier der Irrthum ſchon eine höhere Geſtalt angenommen hat.

Haben wir nun in der vorigen Unterſuchung behauptet, daß in der Anſchauung als ſolcher gar keine Erkenntniß könnte gefunden werden, ſo müſſen wir jetzt noch hinzufügen, daß auch die Vernunft uns gar keine Erkenntniß gibt. Sie beruht auf dem Irrthume aller Irrthümer, auf dem Begriffe des Dings, hat alſo nur praktiſche, aber ganz und gar keine theoretiſche und ſpeculative Gültigkeit.

Jetzt, wo wir das Princip unſerer Philoſophie wenn auch nur vorläufig aufgeſtellt haben, können wir das eigentliche Weſen derſelben in Kurzem angeben. Sie iſt keineswegs eine Verſchmelzung jener drei höheren Arten der Philoſophie, noch auch eine neue, welche die Fehler dieſer vermeiden ſollte; ſondern ſie iſt ganz beſtimmt Idealismus, nur ganz vollendeter; und hiedurch zeichnet ſie ſich eben vor allen übrigen idealiſtiſchen Syſtemen aus, indem ſubjective Gründe alle Idealiſten von der Vollendung abgehalten haben, der einzige Boehme aber kein Philoſoph genannt werden kann. Eben durch dieſe Vollendung des Idealismus verſchwindet indeſſen nun auch aller Widerſtreit mit den andern Philoſophien; — mit dem Realismus, in ſo fern unſere Philoſophie die unbedingte Ichheit in ſich aufnimmt; — mit der älteſten, ſich auf Offenbarung ſtützenden Philoſophie, in ſo fern Offenbarung gar nicht unſerem Idealismus widerſpricht, ſondern ſehr wohl damit beſtehen kann. — In ſo fern zwar dieſe älteſte Philoſophie Dualismus iſt, kann ſie freilich nicht mit dem Idealismus übereinſtimmen. Dieſer kann aber auch zeigen, daß eben der Dualismus ein Mißverſtändniß und falſche Deutung der Offenbarung iſt. Die Offenbarung ſelbſt, als diejenige, worauf ſich doch die älteſte Philoſophie hauptſächlich gründet, ſtreitet ganz und gar nicht mit unſerer Philoſophie; dieſe ſchließt ſich vielmehr daran an. Direct widerlegen ließe ſich der Dualismus nicht, in ſo fern er auf Offenbarung gegründet, da ja Offenbarung außer den Grenzen der Philoſophie liegt. Selbſt wenn ſich erweiſen ließe, daß der Dualismus an und für ſich als Dualismus mangelhaft wäre, ſo wäre er deshalb doch nicht falſch, weil, wie geſagt, das Princip der Offenbarung kein philoſophiſches Princip iſt. Gelingt es aber zu zeigen, daß der Dualismus ein Mißverſtändniß der Offenbarung iſt, ſo wird dadurch der Dualismus völlig widerlegt, und deshalb muß der Idealismus mit Kritik verbunden ſeyn, nicht allein um ſeine eigene Ausführung zu vollenden und ihn zu bewahren, ſich nicht über ſeine Grenzen zu verlieren, ſondern auch um ſein Verhältniß zu der älteſten ſich auf Offenbarung ſtützenden Philoſophie zu beſtimmen, als wozu Philoſophie allein nicht hinreicht. — Unſere Philoſophie iſt alſo vollendeter und kritiſcher Idealismus

Jetzt wird ſich nun auch noch näher das Verhältniß unſerer Philoſophie zu jenen andern Philoſophien angeben laſſen, welche auch von dem Begriffe des Ichs ausgehen und vorzüglich zu der, welche die Identität des Ichs und Nicht-Ichs aufſtellt. Fichte ſcheint wirklich durch Veranlaſſung dieſer Identität ſeiner höhern beſſern Philoſophie untreu geworden zu ſeyn.

Vielleicht liegt es gerade in dem Gange, den er wählte, von der *Selbſtanſchauung* aus (als welche, wie gezeigt worden, Alles fixirt und beharrlich macht), daß er am Ende den Realismus doch nicht ganz überwältigen konnte. Er hatte ihm dadurch am Anfange zuviel eingeräumt. In dem Gedanken des Ichs iſt das Ich natürlicher Weiſe das Denkende und das Gedachte. Hier kann alſo die Identität nicht geläugnet werden. Nur die Art, wie dies aufgeſtellt wird und die Folgerungen, die daraus gezogen werden, kann man nicht zugeben. Wenn es heißt, das Ich ſey Object und Subject, ſo wird dem Ich das Prädicat des Seyns beigelegt; dadurch aber das Ich zum Ding gemacht, und das Weſen des Ichs (die Freiheit) vernichtet. — Das geben wir zu, daß die Einerleiheit des Gedachten und Selbſtdenkenden der Anfangspunkt der Vernunft iſt, und mehr wollen auch jene Philoſophen nicht, da ſie ihre Philoſophie auf die Vernunft zu begründen ſuchen. Wir behaupten aber, daß die Vernunft gerade dieſes ihres erſten Anfangspunktes wegen durchaus unfähig iſt, auf irgend eine Weiſe zur Philoſophie beizutragen, ſie iſt ein leidendes, gemeines, für die Speculation ganz untaugliches Denken.

Der eigentliche Unterſchied unſerer und der Fichte'ſchen Philoſophie beſteht darin, daß Fichte ſagt: *das Ich iſt Subject und Object zugleich*, da er in unſerer Sprache hätte ſagen müſſen: *das Ich wird ſich ſelbſt zum Object*. Denn ſonſt iſt es wirklich mit unſerer Philoſophie ganz übereinſtimmend, daß das Ich Object und Subject zugleich ſey, nur freilich nicht als *Seyn* aufgefaßt, womit ja auch die in ſich zurückgehende Thätigkeit eigentlich gar nicht ſtimmt; da kein Zurückkehren Statt haben kann, ohne vorher aus ſich herauszugehen und Beides bei einem ſteten Beharren, in ſich Bleiben, dem es durchaus entgegengeſetzt iſt, gar nicht möglich iſt. In ſo fern Fichte im Verfolge ſeines Syſtems auch gegen den Begriff der Subſtanz geſtritten hat, muß man überhaupt annehmen, daß er in ſeinem erſten Anfange ſich über jenen Satz ſelbſt mißverſtanden und deshalb den Realismus nicht beſeitigt habe. —

Eine andere Quelle von Mißverſtändniſſen, die ſich bei Fichte auch gleich beim erſten Schritte findet und nachher ſeinen Gang immer gehemmt hat, iſt das Machen des Ichs, entgegengeſetzt unſerm Finden des Ichs, als ein Stück von uns ſelbſt, und ein Theil oder eine Ableitung des Ur-Ichs. Was ihn zu dem Ausdrucke des Machens verleitet, iſt, daß das Ich allerdings nur im Denken gefunden wird, und dazu das höchſte Maaß von Kraft, Thätigkeit und Freiheit gehört, (es verſteht ſich, das Ich in ſo fern es unendlich iſt; das endliche Ich wird beſtändig empfunden); auch iſt das Denken freilich eine willkürliche Handlung. Aus dieſem Allem folgt aber doch noch nicht, daß durch dieſe willkürliche, freie und erhöhte Thätigkeit das Ich gemacht wird. Dies würde darauf führen, unſer eigenes abgeleitetes Ich für den Schöpfer unſeres Selbſt, und alſo auch Gott für ein Geſchöpf des Menſchen zu halten. So wie wir uns ſelbſt unbegreiflich ſind, uns nur als ein Stück von uns ſelbſt erſcheinen, können wir unmöglich ein Werk von uns ſelbſt ſeyn.

Unſer Zweck in der bisher aufgeſtellten Theorie der Anſchauung war zweifach: eines Theils das Bewußtſeyn ſelbſt zu charakteriſiren, und andern Theils eine Grundlage für den Fortſchritt der Unterſuchung zu gewinnen. Jetzt, wo wir die Fäden des Forſchens angeknüpft und den erſten Schritt zum Wiſſen gethan haben, gehen wir noch zu einer näheren Charakteriſirung des Bewußtſeyns. — Weil die Anſchauung die niedrigſte Stufe des Bewußtſeyns iſt, ſo konnten wir uns, wie geſagt, blos mit dem gröbſten Mechanismus, blos mit den gemeinſten (aber eben deswegen gemeinſten) Beſtandtheilen des Bewußtſeyns befaſſen; und als ſolche Bedingungen der Anſchauung fanden wir nun Sinn, Vernunft und Wille. Dies ſind auch wirklich die Grundprincipien der Menſchheit. Ueberall, wo wir Menſchheit annehmen, müſſen wir dieſe Grund-Eigenſchaften vorausſetzen. Sie ſind das, was den Menſchen von allen andern Weſen unterſcheidet, obwohl was den Menſchen zu ſeiner höhern Beſtimmung führt, noch ganz andere Vermögen ſind, die auf einem höhern Gebiete liegen, welche auch den edeln Menſchen von dem gemeinen ſcheiden.

Es fragt ſich jetzt, was aus der Anſchauung nun noch weiter für die Charakteriſtik des Bewußtſeyns folgt? — Wir finden freilich das Ich im Denken, und bei weiterem Nachdenken wird dieſer Gedanke ſo ſehr erweitert, daß er alles Uebrige verſchlingt und in ſich aufnimmt. Aber durch die Anſchauung treten wir doch immer wieder auf eine niedrigere Stufe herab, vergeſſen jenen erhabenen Gedanken, die gefundene Ichheit, und treten einen Augenblick zurück in die Herrſchaft des äußern Gegenſtandes, der, inſofern er auch wieder außer uns zu ſeyn ſcheint, als Ding gedacht wird. Kurz! im bloßen Empfangen des Gegenſtandes verliert das Ich ſich im Gegenſtande, im Denken verliert es den Gegenſtand. Soll beides vereinigt werden, ſoll der Gegenſtand als Gegenſtand bleiben und dennoch die Selbſtthätigkeit des Ichs einigermaßen gerettet werden, ſo wird ein neues Mittelglied erfordert und dies Mittelglied iſt das Bild. Das Bild iſt nur Abdruck des Gegenſtandes, das, was deſſen Stelle vertritt; aber es iſt innerlich hervorgebracht und ein Werk der Freiheit. Das Bild iſt gleichſam ein Gegen-Ding, welches das Ich hervorbringt, ſeine Freiheit zu retten, und doch den Gegenſtand feſt zu halten, von dem es nicht laſſen will. Indeſſen bleibt das Bild als Gegenſtück, als Stellvertreter des Gegenſtandes doch immer noch mit dem Ur-Dinge, mit dem Scheine des Dings behaftet, iſt daher immer nur eine erſte Annäherung zur Freiheit. Das Bild iſt nur ein ſchwacher Gegenſatz gegen die Uebermacht des ſinnlichen Eindrucks. Um nun dieſen ſchwachen Gegenſatz zu verſtärken, ohne die Stufe zu überſchreiten, die in der Anſchauung nöthig iſt und die man behalten muß, d. h. ohne den Gegenſtand fahren zu laſſen, weil er im Denken verloren geht, bleibt kein anderes Mittel übrig, als die Gemeinſamkeit, welche erreicht wird durch das Wort und die Sprache.

Erſt hiedurch wird die im Bilde immer noch ſchwache Annäherung zur Freiheit mächtig verſtärkt. Bei einem äußern ſinnlichen Eindrucke ohne Bild iſt das Ich ganz und gar leidend. Das Bild, wenn gleich nur ein Gegending, iſt doch eine Hervorbringung des Ichs, ein erſter Schritt zur Freiheit; das Wort aber iſt gleichſam die Beſtätigung und Bekräftigung der im Bilde gewonnenen Freiheit. Es iſt dem Menſchen die Beſtätigung, daß er bei der Anſchauung doch nicht ganz der Tyrannei der Dinge unterliege, ſondern daß er frei darauf wirken und ſie handhaben könne; und dies deswegen, weil erſtlich, obſchon das Ich noch immer auf der Stufe der Anſchauung, und inſofern unter dem Einfluſſe des Dings bleibt, im Wort viel mehr Freiheit und Willkür ausgeübt wird, als beim Bild; und zweitens durch die Gemeinſamkeit die Schwachheit des Einzelnen gar ſehr verſtärkt, und die Verallgemeinerung und Verbreitung der Bilder durch Worte dem Ich immer mehr und mehr Spielraum und Freiheit gibt.

Hiemit iſt alſo die Sprachfähigkeit abgeleitet. Der Grund, worauf wir ſie bauen, geht gerade hervor aus dem Weſen des vernünftigen Bewußtſeyns. Es mag freilich noch etwas höheres Göttliches in der Sprache geben, worauf hier noch nicht Rückſicht genommen wird, — ſo wie es auch noch einen gemeinern und niederern Grund und Zweck als den erwähnten für ſie gibt. Im gewöhnlichen Leben nämlich ſehen wir die Sprache großentheils nur zur Nothdurft, zur Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe, und zur Erreichung nützlicher Zwecke anwenden. — Beides liegt außer dem Geſichtskreiſe, den wir uns beſtimmt haben. Erſteres iſt über die unterſte Stufe des Bewußtſeyns weit erhaben; letzteres aber ſteht noch weit unter derſelben; denn dieſer gemeine Zweck und Gebrauch der Sprache geht gar nicht über die Natur der Thierheit hinaus. Wäre die Sprache wirklich blos aus jenen niedrigen Bedürfniſſen, und nicht aus dem vernünftigen Bewußtſeyn entſtanden, ſo wäre gar kein Grund vorhanden, warum die Thiere nicht eine ähnliche hätten. Das Bedürfniß zu ſprechen und ſich mitzutheilen kann aber nur bei den Menſchen Statt finden, da dies Bedürfniß hervorgeht aus dem Streben einer vernünftigen Kraft, ſich ſelbſt hervorzubringen und ſich frei zu machen von der Herrſchaft des Dings. Die Sprache iſt nach dieſer Anſicht ein Bedürfniß des nach Freiheit ſtrebenden Menſchen, um ſich mit gemeinſamen Kräften gegen die Uebermacht der Welt zu ſtärken und davon zu befreien. Die Begründung und Nothwendigkeit der Sprache liegt alſo nach dieſem unſerm Standpunkte blos und allein in der Natur der Menſchheit; ſie iſt, abſtrahirt von ihrem höhern Geiſte, nach dem gemeinern Zwecke, wie wir ſie hier betrachtet haben, etwas ganz rein Menſchliches.

Eine andere nothwendige Bedingung der bis jetzt aufgeſtellten Fähigkeiten des Bewußtſeyns ſind die Sinne. Anſchauung, Sinn überhaupt iſt nur das allgemeine Vermögen. Dies folgt von ſelbſt. Doch das Einzige, was in der Philoſophie von den Sinnen in Betrachtung kommen kann, iſt die Conſtruction der Sinne; und da dürfte ſich denn wohl finden, daß die Zahl und der Charakter der Sinne keineswegs ſo zufällig iſt, als einige Philoſophen behaupten wollen. So iſt es z.B. in Beziehung auf das Vorhergehende ganz und gar nicht zufällig, ſondern ſehr weſentlich, daß die Materie des Worts der Schall iſt. Er hat als ſolcher unendlichen Vorzug, inſofern er etwas durchaus Bewegliches iſt; denn dadurch entfernt man ſich ſchon einen Schritt weiter von der Starrheit und Unbeweglichkeit des Dings zur Freiheit. Daher ſind auch jene Zeichen der Taubſtummen immer nur als ſehr precaire und unvollkommene Worte zu betrachten. Das Bewegliche der Worte befreit uns immer mehr von der Starrheit der Dinge, und das Gemeinſame, allgemein Mittheilſame von der Einſamkeit der Anſchauung. Abſtrahiren wir von den beſondern Stoffen der Gegenſtände der Sinne, und ſehen blos auf das Verhältniß der Sinne zu den Dingen und den Gegenſtänden überhaupt, ſo finden wir einen höchſt wichtigen Unterſchied zwiſchen den Sinnen.

Das Gehör iſt der Sinn blos für das Bewegliche, keineswegs für den Stoff, für das Beharrliche; nicht für das Seyn, ſondern für das Werden der Gegenſtände. Alles, was wir durch das Gehör auffaſſen, kann alſo nichts anders als Bewegliches ſeyn. —

Anders verhält ſich's mit dem Geſichte und Gefühle; mit dieſen nehmen wir unmittelbar nur das Beharrende wahr, nach den Eigenſchaften und Merkmalen, die ihm zu inhäriren ſcheinen. Nehmen wir durch dieſe Sinne eine Bewegung wahr, ſo iſt es immer nur eine indirecte Wahrnehmung. Daraus folgt alſo nun ſchon, daß nach unſerm Princip das Gehör der edelſte Sinn iſt. Er iſt als der Sinn für das Bewegliche durchaus der Freiheit näher verbunden und in ſo weit mehr geeignet, uns von der Herrſchaft des Dings loszumachen, als alle andere. — Er ſteht in der nächſten Beziehung mit der Fähigkeit zur Freiheit und mit dem vernünftigen Bewußtſeyn überhaupt. Dies beſtätigt auch die Erfahrung, wo wir die Taubgebornen in vernünftigen Fähigkeiten weit hinter allen andern Menſchen zurückſtehen ſehen, während Blindgeborne ſich eben gar nicht ſehr von ganz fehlerfreien Menſchen unterſcheiden.

Was die beiden Sinne für das Beharrliche einen von dem anderen verſchieden macht und auszeichnet, iſt, daß das Geſicht für das Aeußere, das Gefühl aber für das Innere wirkt. Wir fühlen immer nur in uns, und was wir fühlen, wird gleichſam mit uns vereinigt und Eins. Das Gefühl iſt ein unmittelbarer Sinn; es hat nur durch unmittelbare Verbindung ſtatt, indem die Gegenſtände ſo zu ſagen eine chemiſche Verbindung mit uns eingehen, gleichſam Alles durch Eindrücke in uns hereintritt. Das Geſicht hingegen iſt kein unmittelbarer Sinn; es iſt ein Sinn in die Ferne. Alles, was wir ſehen, iſt außer uns und ſcheint ſich von uns zu entfernen. Wir haben ein Beiſpiel davon, wenn wir uns ſelbſt betrachten. Dieſe beiden Sinne ſind zur Anſchauung durchaus verbunden nothwendig, auf daß ſie als eine Antinomie, wie ſie im vernünftigen Bewußtſeyn iſt, zu Stande komme, d. h. damit der Gegenſtand zugleich in uns wahrgenommen und außer uns geſetzt werde. Mit dem Gehör zuſammen ſind ſie aber auch für die Anſchauung und das natürliche vernünftige Bewußtſeyn überhaupt hinlänglich. Alle andern Sinne, wie Geruch und Geſchmack, ſind für das vernünftige Bewußtſeyn und ſeine Entwicklung gar nicht nothwendig. Philoſophiſch betrachtet können ſie nur inſofern Rückſicht verdienen, als ſie beitragen, den Charakter des Gefühls noch deutlicher zu machen; denn ſie ſind weiter nichts, als Modificationen des Gefühlsſinnes. Es könnte ſolcher Sinne allenfalls noch unzählige geben, die aber, eben wie dieſe, keine neuen Organe ſind für die Kenntniß der Welt.

Das Gefühl iſt ſchlechthin nothwendig. Mit ihm hört das Selbſtbewußtſeyn auf, denn es iſt die Bedingung des Selbſtbewußtſeyns in unſerm Körper; das Gefühl des Körpers als des unſrigen. Die gänzliche Beraubung deſſelben iſt der Tod: wo kein Gefühl iſt, iſt auch kein Leben.

Geſicht und Gehör können, wie die Erfahrung zeigt, wohl fehlen, ohne daß das Bewußtſeyn aufgehoben würde, obgleich es doch zum Theil beſchränkt wird. Der Mangel des Geſichtes ſcheint, wie ſchon geſagt, eben kein ſo großer Verluſt; indem dadurch ſelbſt andere Sinne und Fähigkeiten noch erhöht zu werden ſcheinen. Deſto mehr aber der Mangel des Gehörs, der wirklich, ohne gerade die Verſtändigkeit ganz aufzuheben, von dem ſchädlichſten Einfluß iſt, und eine gar große Modification des Bewußtſeyns verurſacht, ſo daß ja die Taubſtummen oft kaum noch Menſchen zu ſeyn ſcheinen.

Daß das Geſicht als ein ſo edler Sinn angeſehen wird, liegt eigentlich eben darin, daß es ein mittelbarer Sinn iſt. Es iſt ein Sinn, der die Mittheilung begründet. Die Sprache, deren der Menſch ſich bedienen ſoll, kann freilich keine Bilderſprache ſeyn; alle Zeichenſprache iſt nur ein ſchwaches Surrogat der wahren, die nur auf Schall und Tönen beruhen kann. Indeſſen gibt es dennoch auch eine natürliche Sprache, die ſich in der Geſtalt der Gegenſtände offenbart. Es iſt ſchon geſagt worden, daß der äußere Gegenſtand nicht, wie es ſcheint, etwas von uns ganz und gar Verſchiedenes, ein Ding, ſondern ſein eigentliches Weſen ein uns verwandtes, verborgenes Du ſey. Daraus folgt alſo, daß jeder Gegenſtand, wenn wir ihn recht anzuſchauen wiſſen, uns in ſeiner natürlichen Sprache eine höhere Bedeutung offenbaret. Das Geſicht iſt der Sinn für dieſe Sprache. Daß er durch Kunſtgeſchmack gebildet ſeyn muß, verſteht ſich; wiewohl die Anlage dazu bei jedem zu Grunde liegt, wenn er auch nicht entwickelt werden. Das Geſicht in der höhern Vollendung alſo iſt gleichſam der Sinn für den Sinn, der Sinn für das Einzige, was Sinn und Bedeutung hat in der Anſchauung, der Sinn für das Geiſtige im Körperlichen. Dies iſt das Gehör nicht ſo, weil es eben der Sinn für das Bewegliche, und blos hierauf beſchränkt iſt; und deswegen immer nur das Einzelne, nie das Ganze auffaſſen kann. Der Sinn überhaupt fordert einen articulirten Leib und dies daher, weil der Wille eine Bedingung des Mechanismus des Bewußtſeyns iſt; der Wille beruht aber, wie ſchon gezeigt worden, auf dem Streben, als welches in der Mitte liegt zwiſchen dem Sehnen und dem Triebe. Das Sehnen iſt ganz unbeſtimmt, der Trieb unwillkürlich, das Streben hingegen ein durch die Vernunft beſtimmter Trieb. Ein durch das Ich ſelbſt beſtimmter Trieb erfordert aber natürlich als Werkzeug einen articulirten Leib, d. h. einen unbeſtimmt beſtimmbaren. Alle weſentlichen Eigenſchaften des vernünftigen Bewußtſeyns, die es von dem thieriſchen unterſcheiden, reduciren ſich auf eine unbeſtimmte Beſtimmbarkeit. Der Wille, das Vermögen zu ſtreben, die Fähigkeit, ſeine eigenen Triebe zu beſtimmen, wäre ganz zwecklos, wenn das Werkzeug des Triebes nicht unbeſtimmt beſtimmbar wäre. Ohne die Articulation der Sprach-Organe und der Hand, die einer ſo grenzenloſen Perfectibilität fähig iſt, wäre die menſchliche Organiſation keine menſchliche. Doch findet hier dieſelbe genaue Beſtimmtheit und Nothwendigkeit ſtatt, wie bei den Sinnen. Wenn auch die menſchlichen Sprach-Organe und die Hand einer ſo unendlichen Perfectiblität fähig ſind, und eine ſo große Kluft zwiſchen der menſchlichen und thieriſchen Organiſation machen, daß es in phyſiſcher Rückſicht ein unerklärbarer Sprung zu ſeyn ſcheint, ſo könnte es doch z. B. auf andern Planeten noch viel geſchicktere und vollkommenere Organiſationen geben, als die unſrigen.

Hier iſt blos Rückſicht genommen werden auf die weſentlichen Bedingungen des vernünftigen natürlichen Bewußſeyns, nach ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen: Sinne, Vernunft und Wille. Von dem Zuſammenhange des Geiſtes mit dem Körper iſt nicht die Rede, da nach unſerer Anſicht kein Leib für ſich und als Nicht-Ich angenommen wird; überhaupt kann bei uns jetzt nur die Rede ſeyn von dem Verhältniſſe des abgeleiteten Ichs zum Ur-Ich; dies kann aber erſt weiterhin ausgeführt werden. —

II. Abſchnitt.

Theorie der Erinnerung und des Verſtandes.

Wir ſuchen zuvörderſt die Fäden aufzufinden, wodurch dieſe ſich an die vorhergehende Theorie der Anſchauung anknüpft. Jener Begriff *des Ichs, als nur eines Stücks von uns ſelbſt*, iſt es, der den Uebergang zur Theorie der Erinnerung macht; er führt unmittelbar von der Anſchauung zur Erinnerung. Das in ſich Zurückgehen ſetzt nothwendig ein aus ſich Herausgehen, das Wiederfinden ein Verlorenhaben voraus. Dieſer Wechſel, wo das Ich ſich zum Theile ſelbſt verliert, zum Theile ſelbſt gewinnt, iſt ohne einen fortgehenden, begleitenden Faden des Bewußtſeyns, ohne Erinnerung nicht möglich; dieſes Wiederfinden eines Verlornen iſt ja auch eben, was man allgemein Erinnerung nennt.

Die weitere Betrachtung des Denkens führt uns neben der *Erinnerung* auch zum *Verſtande*. Wir fanden nämlich, daß die in ſich ſelbſt zurückgehende Thätigkeit bei dem Bewußtſeyn der gemeinen Anſchauung, in dem groben Mechanismus des Bewußtſeyns die Vernunft ein leidendes Denken, ein Denken nach dem Begriff und den Geſetzen des Dings, alſo nur *eine* Art von Denken ſey. Hieraus folgt nun, daß es auch noch eine andere Art geben müſſe; der bloße Gegenſatz weiſt uns auf ein durchaus thätiges, freies Denken, und dies nennen wir *Verſtand*. Daß dies mit dem Sprachgebrauche nicht ſtreite, leuchtet vollkommen ein.

Ehe wir weiter gehen, werfen wir noch einen Rückblick auf die Methode, die vorhin blos hypothetiſch vorausgeſetzt, jetzt aber ſchon mehr beſtimmt und conſtituirt werden, und dadurch werden wir zugleich auf die weitere Entwicklung unſerer Betrachtung geführt werden.

Die Methode, welche wir der gewöhnlichen Logik $a = b$, $b = c$, alſo $a = c$ entgegen ſetzten, war die, wo a als in der Mitte zwiſchen zwei verſchiedenen Elementen, einem Minimum und einem Maximum, angeſehen wird. Iſt nun das Reſultat richtig, daß es gar kein Seyn, ſondern nur Werden gebe, ſo iſt auch dieſe Methode gerechtfertigt. Jene Methode der gewöhnlichen Logik iſt, wie geſagt, von blos praktiſcher und mathematiſcher Gewißheit. — (Die Mathematik gibt blos techniſche, und keine allgemeine philoſophiſche Gewißheit.) — Die hier aufgeſtellte Formel entſpricht aber als durchaus genetiſch vollkommen unſerm Reſultat: — Giebt es nur Werden, kein Seyn, ſo muß die Wiſſenſchaft bei jedem Gegenſtande auch nur auf das Werden gehen, nicht auf das Seyn, es muß alles Wiſſen genetiſch ſeyn. Unſere Formel gibt nun eine Methode an die Hand für alle genetiſche Erkenntniß, da ſie alle Methoden enthält, wie a nach ſeinen Elementen, Potenzen und Progreſſionen betrachtet werden kann. Es iſt begreiflich, wenn a das Ich wäre, ſo wäre das unendlich kleine a wie das unendlich große gefunden; denn der Wille, den wir als Bedingung der Anſchauung aufgeſtellt, iſt das Vermögen des Ichs, ſich ſelbſt zu vermehren oder zu vermindern bis zu einem abſoluten Maximum oder Minimum, da dies frei iſt, ſo hat es keine Grenzen. — Ferner iſt klar, wenn a = Ich, ſo kann ſtatt finden a^n und jede beliebige Potenz und Wurzel aus dem a, in ſo fern im Denken die zurückgehende und aus ſich herausgehende Thätigkeit gegeben iſt. Das in ſich Zurückgehen, das Ich des Ichs iſt das Potenziren; das aus ſich Herausgehen das Wurzelausziehen der Mathematik. —

In Rückſicht der Methode iſt überhaupt dreierlei zu betrachten: das Erſte, Weſentlichſte der Methode, was wenigſtens bis jetzt gefunden, iſt das Genetiſche, der Gliederbau, das genetiſche, gegliederte, philoſophiſche Denken nach Potenzen, Progreſſionen und Elementen. Indeſſen iſt doch zweitens auch die logiſche Vollkommenheit, die in der mathematiſchen Methode der ganzen Strenge nach angewandt wird, nicht ganz von der Philoſophie ausgeſchloſſen. Die Gedanken, die man braucht, von einem Gliede auf das andere überzugehen, überhaupt die Mittelglieder und Uebergänge zu bilden, iſt durchaus ein techniſches Geſchäft; ſie gehören zur Praxis, ſtehen alſo, wie alles Techniſche unter der allgemeinen Regel der Logik und der Praxis; für dieſe aber gilt der Satz des Widerſpruchs und des Grundes vollkommen, weil der Begriff des Dings für die Praxis gültig iſt. Die logiſche Vollkommenheit der mathematiſchen Methode hat gar keine andere Nothwendigkeit, als in ſo fern ſich auch die Philoſophie überhaupt den Regeln der Grammatik unterwerfen muß. Sie iſt blos das untergeordnete, dienende Glied, nicht das Weſen der philoſophiſchen Methode; dies beruht auf dem Gliederbau. Die wahre Methode iſt nur eine, jenes Conſtruiren, das genetiſche Denken.

Das Ganze muß genetiſch conſtruirt, blos das Einzelne, Gemeine, Techniſche nach logiſchen Regeln ſeyn, zu vergleichen mit einem organiſchen Körper, in dem auch immer etwas Mechaniſches ſeyn muß.

Aber dieſe Methode allein iſt noch nicht hinreichend zum richtigen Philoſophiren, es iſt dazu noch ein drittes Höheres, als alle Methode, nöthig — der Geiſt, dieſer iſt durch keine Methode zu lehren, er iſt unmittelbar, unmittheilbar. Iſt Alles außer uns kein bloßes Nicht-Ich, ſondern ein lebendiges, gegenwirkendes Du, ſo kann jeder Gegenſtand nur die Hülle eines Geiſtes ſeyn. Jeder muß einen innern Sinn haben, dieſer muß überall wahrgenommen werden, wenn wir den Gegenſtand nur recht verſtehen. Der Sinn leuchtet unmittelbar ein, das Du ſpricht in dem Augenblicke, wo das Weſen in ſeinem Ganzen vom Ich verſtanden wird, ſpricht es an und offenbart ihm das Weſen ſeines Daſeyns.

Hier kommt nun der im gewöhnlichen Denken als der Idee des Werdens widerſprechende Satz $a = a$ in einem andern Sinn wieder zum Vorſchein. Wenn der geſundene Sinn im

Weſen unmittelbar auf das Weſen ſelbſt bezogen wird, ſo daß es heißt, das Weſen a iſt wohlverſtanden das, was das Ich unmittelbar wahrnimmt, wenn a nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeiner Bedeutung gleich geſetzt wird, ſo daß geſagt wird a bedeutet a = Ich, nicht a = a, ſo mag der Satz allerdings gelten. Muß aller Stoff und Körper verworfen, nur Geiſt, nur Sinn wahrgenommen werden, ſo heißt es ganz natürlich: a bedeutet a.

Dies unmittelbare Wahrnehmen des Sinnes, die Bedeutung, welche die Grundlage des eigentlichen Verſtehens iſt, iſt eine eigentliche innerliche Verbindung geſchiedener, aber ähnlicher Geiſter, ein liebevolles Einswerden des Ichs mit dem, was der Gegenſtand des Ichs iſt, dem Du. Und ſo fern wir dies Wahrnehmen und Ergreifen des Ichs des Gegenſtandes, dieſe Vermählung des wahrnehmenden Ichs und des wahrgenommenen Geiſtes ſehr gut Liebe nennen, können wir den Satz aufſtellen, ohne Liebe kein Sinn, der Sinn, das Verſtehen beruht auf der Liebe. Dies führt uns neben der Erinnerung und dem Verſtande noch zu einem dritten Princip, zu der dritten Stufe des Ichs, die wir in dieſem zweiten Abſchnitt zu betrachten haben.

Das in der Anſchauung durch Selbſtbewußtſeyn als willkürlich und durch die Empfindung als unwillkürlich gefundene Ich führte uns zur Erinerung; das im gemeinen Bewußtſeyn gefundene leidende Denken, die Vernunft, auf einen Gegenſatz, den Verſtand und die Bedingung und Grundlage alles Verſtehens, das Wahrnehmen des Sinnes, der Bedeutung des Gegenſtandes, auf Liebe. Dies ſind die drei höchſten Fähigkeiten der abgeleiteten Ichheit, die hier auf ihrer höchſten Stufe erſcheint.

Aus dem aufgeſtellten Begriffe der Welt, als einer unendlichen, werdenden Ichheit und aus dem Satz, daß es gar kein Nichtich gebe, folgt, daß der Gedanke der Welt und des Ichs eigentlich ein und derſelbe; der Gedanke des Ichs, als den Begriff der Welt enthaltend, iſt alſo Alles umfaſſend und als das innere Licht aller Gedanken zu betrachten. Alle Gedanken ſind nur gebrochene Farbenbilder dieſes innern Lichtes. In jedem Gedanken iſt das Ich das verborgene Licht, in jedem findet man ſich; man denkt immer nur ſich oder das Ich, freilich nicht das gemeine abgeleitete Sich, in dem wir uns ſelbſt als beſchränkt und abgeſondert finden; ſondern in ſeiner höhern Bedeutung.

Wo der Gedanke des Ichs nicht Eins iſt mit dem Begriffe der Welt, kann man ſagen, daß dies reine Denken des Gedankens des Ichs nur zu einem ewigen ſich ſelbſt Abſpiegeln, zu einer unendlichen Reihe von Spiegelbildern führt, die immer nur daſſelbe und nichts Neues enthalten.

Wie aber der wahre Gedanke des Ichs, der Grundgedanke alles Verſtehens, das innere unſichtbare Licht aller Gedanken genannt werden kann; ſo iſt dagegen die Vernunft mit einem entſtellenden Medium zu vergleichen, welches Alles, was in ſeinen Kreis tritt, mit einer eigenen Natur tingirt, dadurch verdirbt und herabzieht, wie z. B. im Waſſer das Gerade krumm, das Schlanke gedrungen erſcheint, ſo wird Alles, was in den Kreis der Vernunft tritt, entſtellt und verändert, die Vernunft iſt der Mittelpunkt aller Hinderniſſe der Erkenntniß. Jene ſchon erwähnte Nothwendigkeit, die Uebergänge des Einzelnen im Denken nach den Geſetzen und der Methode der Vernunft auszuführen, iſt daher gewiß kein Vorzug, ſondern eine Folge unſerer beſchränkten Natur und eine gefährliche Beimiſchung, da ſie den Geiſt leicht herabziehen kann in die Unterwürfigkeit der (Sinnen-) Welt. Gerade wie auch in dem organiſchen Körper das Mechaniſche, wenn es gleich im Anfange zur Entwicklung unentbehrlich, dasjenige iſt, was nachher Tod und Verderben bringt, ſo verhält ſich die Vernunft zu dem Gedanken des Ichs, — dem Verſtande. Wir gehen jetzt zur nähern Betrachtung der Erinnerung. In der Anſchauung finden wir uns als Stück von uns ſelbſt; dies führte uns nothwendig zu der Annahme der Erinnerung. Denn daß die Ichheit durchaus nur Stückwerk ſey, enthält ſchon in ſich ein wechſelndes Verlieren und Wiederfinden des Bewußtſeyns, alſo Erinnerung. Die Unvollſtändigkeit des Ichs kann auch ſo ausgedrückt werden: keine Stufe, kein Moment des Bewußtſeyns iſt die erſte, jede ſetzt eine frühere, vorhergehende voraus und führt darauf zurück. Unſer Ich iſt ein abgeleitetes, die Erinnerung bezieht ſich aber eben auf das Losreißen von dem urſprünglichen Ich, iſt alſo die eigenthümliche Grundlage und nothwendige Quelle und Wurzel der Ichheit. Daß hier nicht nur von einer niederen, ſondern auch von einer höhern Erinnerung die Rede ſey, iſt klar. Aus dem Verhältniſſe und dem Zuſammenhange des Endlichen und Unendlichen ergibt ſich ſchon, daß Alles, was ſich in dem abgeleiteten und unvollſtändigen Ich keineswegs aus dem Begriffe des Dings erklären läßt, als ein Theil des Vollſtändigen muß angeſehen werden, als eine Erinnerung aus dem vollſtändigen Ich in dem unvollſtändigen, zerſtückten; zumal da bei uns das urſprüngliche Ich nicht ein blos vorausgeſetztes, hypothetiſches, wie in andern unvollkommenen Syſtemen, ſondern ein wirkliches, lebendiges Ur-Ich iſt, wovon das zerſtückte, zerriſſene Ich abgeleitet iſt, dem ja natürlich eine Erinnerung an den urſprünglichen Zuſtand, eine Grundlage aus jenem Unendlichen, als ſeiner Quelle, woraus es hervorging, noch beiwohnen muß. —

Wenn ſich auch noch nicht beſtimmen läßt, was in dem Ich aus der gegenwärtigen Sphäre des Seyns und Werdens, und was aus einer frühern Welt herzuleiten, ja wenn, angenommen, daß, was aus der höhern Quelle fließt, ſich wird nachweiſen laſſen, es ſich noch immer finden ſollte, daß die Erinnerung *nicht allen Menſchen* beiwohne, indem die höhere, wie die niedere Erinnerung eines Reizmittels bedarf, um wieder erweckt zu werden, wovon alſo zu zeigen wäre, wie es zugehe und auf welche Art es geſchehe, ſo iſt denn doch der Gedanke *einer höhern Erinnerung* außerordentlich einfach und leicht begreiflich, und eine Idee, die obgleich die kühnſte, ſich am leichteſten und natürlichſten an die Denkart des Menſchen anſchließt, worin denn auch die Vorzüglichkeit unſerer Anſicht vor jeder andern beſteht, die das Räthſel der zerſtückten Ichheit erklären wollte, z. B. die Lehre von den angebornen Begriffen und von den Denkgeſetzen. Dieſe können nicht aus dem Gegenwärtigen, der Wirklichkeit abgeleitet werden; wenn man auch das Mannigfaltige in Eins zuſammenfaßt, ſo iſt denn doch das *Eine* nicht abzuleiten. Ueberhaupt muß man dabei immer künſtlichen Mechanismus im Ich annehmen, der nicht weiter erklärt werden kann, und da bringt man dann das Ich um ſeine Freiheit. Die angebornen Begriffe ſchweben ſo zu ſagen zwiſchen der Erinnerung und den Denkgeſetzen in der Mitte, doch iſt bei ihnen als einem Syſteme von vorherbeſtimmten Anlagen derſelbe Fehler, wie bei den Denkgeſetzen, nämlich Unterdrückung der Freiheit.

Die Möglichkeit der Erinnerung ergibt ſich ganz klar aus der Vereinigung des Endlichen und Unendlichen durch den Begriff des Werdens. Durch dieſen wird der Unterſchied zwiſchen Endlichem und Unendlichem ganz vernichtet, indem er eine Gradation von dem Einen zu dem Andern begründet, und ſo macht er nicht allein die Erinnerung, ſondern auch die Empfänglichkeit für Offenbarung möglich. — Aus dem Vorurtheil des Daſeyns, als gänzlicher Trennung des Endlichen und Unendlichen, iſt Offenbarung durchaus unerklärbar. Alsdann iſt keine unmittelbare Mittheilung und Gemeinſchaft zwiſchen beiden möglich. Fällt aber die abſolute Verſchiedenheit weg, ſind beide Ich, ſo iſt einzuſehen, daß das unendliche Ich ſich dem endlichen mittheilen könne. Iſt nun zwar hiemit die Möglichkeit der Erinnerung als ein Wiedererwachen des vollſtändigen Ichs im abgeleiteten, und ſomit als die ſicherſte Erkenntnißquelle des Einzigen, Wahrſten und Höchſten gegeben, ſo iſt uns dadurch doch der Gegenſtand derſelben noch nicht bekannt, wir wiſſen nicht, welches die Funken gleichſam aus dem urſprünglichen Ich ſind, die uns durch die Erinnerung erſcheinen; kurz, wir wiſſen nicht, welche Vorſtellungen aus der Erinnerung abzuleiten und welche nicht. Dazu bedarf es einer prüfenden, erklärenden und ſichtenden Kraft. Die Erinnerung allein kann uns nicht näher zum Ziele der Wiſſenſchaft führen. In Beziehung auf das Wiſſen müſſen wir nothwendig das freie, thätige Denken, den Verſtand zu Hülfe nehmen. Die Theorie des Verſtandes muß die der Erinnerung begränzen, erklären und berichtigen. Durch dieſe Begränzung, Erklärung und Berichtigung wird dann ein Inbegriff von rein nothwendigen Wahrheiten hervorgehen, ein Inbegriff Alles deſſen, was nicht aus der gegenwärtigen, ſondern aus einer frühern Welt herſtammt, und dies Syſtem der Erinnerung wird dann, obſchon es nur ſehr einfach ausfallen kann, einen eigentlichen Gegenſatz bilden gegen etwas, das in der Theorie der Anſchauung indirect aufgeſtellt wurde. Aus dem Beweiſe nämlich, die Vernunft ſey ein leidendes Denken, wurde gefolgert, die Vernunft ſey praktiſch, aber nicht theoretiſch gültig, und die Quelle des theoretiſchen Irrthums.

Es wäre nun leicht möglich geweſen, ein Syſtem der Vernunft zu entwerfen, das ein Syſtem der urſprünglichſten und freilich in einem gewiſſen Sinne natürlichen, aber nicht nothwendigen Vorurtheile wäre. Aus der Annahme des einen Grund-Irrthums, des *Begriffs des Dings*, folgt offenbar ein Syſtem von Irrthümern, welches man auch allenfalls ein Syſtem von urſprünglich angebornen, nothwendigen Irrthümern nennen könnte; das erſte in ſo fern die Anlage zu dieſen Irrthümern im Bewußtſeyn liegt; das letzte, in ſo fern die *Prämiſſe* zugegeben iſt, woraus nothwendig ein ganzes Gewebe von Irrthümern folgen muß. Wir haben dieſe Ableitung des Syſtems der vernünftigen Irrthümer an jener Stelle nicht gemacht, weil es ſchon vorher in der Kritik der Philoſophie abgethan war.

Aber auch unter der *Leitung* des *Verſtandes* iſt die Erinnerung nicht allein Quelle der höhern Erkenntniß, es gehört dazu noch die *Liebe*, überhaupt das Gefühl, wie früher ſchon beiläufig gezeigt worden.

So wie die *Unvollſtändigkeit* unſeres Ichs auf die *Erinnerung*, und bei dem nothwendigen Setzen des Weſens des Ichs in Freiheit und Thätigkeit das *leidende Denken* der Vernunft nach dem Begriffe des Dings, auf ein *freies, thätiges Denken* den Verſtand, — ſo führt uns die Anſchauung auf das Gefühl. Anfänglich ward zwar gezeigt, daß die Anſchauung, wie man ſie gewöhnlich nimmt, keineswegs belehre, ſondern eigentlich unſere Unwiſſenheit immer noch vermehre, weil ſie uns das Entſtehen eines Gegenſtandes nicht erklärte; allein dies gilt doch nur in ſo fern, als man den Stoff, den Gegenſtand der Anſchauung, — *als Stoff, als Ding* betrachtet;

ſobald erwieſen wurde, daß das Ding nichtig, Jedes uns als Ding Erſcheinende, die Anſchauung eines Du, der Gegenſtand eine bloße Hülle des Gegen-Ichs wäre, gewann die Anſchauung ein ganz anderes Weſen. War es vorhin unbegreiflich, wie ein Ding in das Ich komme oder von ihm erkannt werden könne, ſo wurde nun, wo der Stoff nicht mehr Stoff, ſondern Hülle und Aeußerung eines lebendigen Gegen-Ichs iſt, ſehr begreiflich, wie das Ich mit allem außer ihm Erſcheinenden in Gemeinſchaft ſtehen könne. Hier iſt Realität vorhanden, der Sinn, die *Bedeutung* des Gegenſtandes, das iſt das Reelle, das Weſentliche der Anſchauung. Wenn wir nicht die innere geiſtige Bedeutung ergreifen, nur das Wort des Räthſels auffaſſen und verſtehen, ſo iſt alle Anſchauung leer, ſeicht und nichtig; nur bei erſterem iſt Wahrheit, nur da iſt die Erkenntniß.

Das Wahrnehmen nur des innern Sinns beruht auf einer Berührung, Verbindung, Vermählung und Vermiſchung beider, des Anſchauenden und des angeſchauten Ichs. Ohne dies iſt keine Mittheilung zu gedenken, ohne Berührung iſt die Vermählung nicht erklärlich; daher iſt es auch ein unmittelbares Wahrnehmen, und weil der Geiſt der Gegenſtände nichts *Aeußeres*, ſondern das *Innere* iſt, nicht eigentlich Anſchauung zu nennen. Anſchauung bezieht ſich immer auf das Aeußere. Dieſe innere Anſchauung wird gewöhnlich und richtiger durch den Ausdruck *Gefühl* bezeichnet, *als unmittelbare Wahrnehmung des Innern*, und ſo ſagen wir denn, das eigentlich Geltende *in der Anſchauung* iſt *das Gefühl*; erſt durch das Gefühl bekömmt die Anſchauung Sinn und Bedeutung.

Hier läßt ſich das Verhältniß unſeres Syſtems zu der gewöhnlichen philoſophiſchen Denkart angeben. Nach Kant und vielen andern iſt die Anſchauung in Rückſicht auf den *Stoff* Erkenntnißquelle, die Vernunft in Rückſicht auf die *Form*. Bei uns gibt es durch keine dieſer beiden eine Erkenntniß: erſtere vermehrt vielmehr unſere Unwiſſenheit, und letztere führt in künſtliche Irrthümer. — *Gefühl* und *Erinnerung* ſind uns die einzigen Quellen der Erkenntniß, indem ſie den ganzen Umkreis der Erkenntniß der Ichheit umfaſſen. Das Gefühl, als unmittelbare Wahrnehmung eines andern Ichs in der gegenwärtigen Welt; die Erinnerung, als ein Wieder-Erwachen und Wiederfinden des vollſtändigen Ichs in dem gegenwärtigen, zertheilten, abgeleiteten. Das Gefühl erſchöpft den ganzen Umfang der unvollſtändigen, abgeleiteten Ichheit; die Erinnerung den ganzen Umfang der urſprünglichen vollſtändigen Ichheit, ſie umfaſſen Alles, was gewußt werden kann, — mit einem Wort die Welt und führen auf die Gottheit. Neben ihnen könnte alſo auch allenfalls die Offenbarung angeführt werden, aber dies iſt hier nicht an ſeiner Stelle. — Daß es übrigens zur Benutzung dieſer Quellen für die Erkenntniß noch eines Werkzeugs bedarf, welches in der Theorie des Verſtandes zu ſuchen und zu entdecken iſt, iſt ſchon erwähnt worden.

In ſo fern das Gefühl, die unmittelbare Wahrnehmung des innern Sinnes, doch immer an Anſchauung gebunden iſt, wie die Seele an den Leib, ſo kann man es auch wohl geiſtige Anſchauung nennen, frei von dem Vorurtheile des Dings. — Dieſe geiſtige Anſchauung bezieht ſich ſehr genau auf den Begriff und das Weſen der Schönheit; ſie iſt das, was andere äſthetiſche Anſchauung, die Anſchauung des Schönen nennen.

Eine intellectuelle Anſchauung gibt es bei uns nicht, weil das Ich nicht angeſchaut werden kann, ſich nur denken läßt; denken aber blos als mittelbar, und nur das Anſchauen als unmittelbar zu nehmen, iſt ein ganz willkürliches Verfahren derjenigen Philoſophen, die eine intellectuelle Anſchauung aufſtellen. Das eigentlich Unmittelbare iſt zwar das Gefühl, es gibt aber auch doch ein unmittelbares Denken. Anſchauen kann man immer nur ein Aeußeres, fremdes, außer uns erinnerndes Ich, Du, Er, Wir ꝛc. ꝛc. Das eigene Ich kann man nur denken. Anſchauen erinnert zu ſehr an den Begriff des Dings, der hier ganz vermieden werden muß. — Uebrigens findet man auch eine äußerſt große Verſchiedenheit und viele Mißverſtändniſſe in Rückſicht der intellectuellen Anſchauung, da hingegen über die äſthetiſche Anſchauung faſt alle einig und übereinſtimmend ſind.

Unſere geiſtige Anſchauung beruht, wie geſagt, auf Berührung, Vermiſchung des Ichs mit dem Du in dem Gegenſtande, und wir nennen dies gewiß mit Recht Liebe, denn es läßt ſich nicht denken, daß ohne Hinſtreben und Anneigen des Anſchauenden zu dem Angeſchauten die Berührung beider zu Stande käme. Die abgeleiteteten Geiſter ſind in einen ſo dichten, mächtigen Nebel gehüllt, ja ſie ſind gleichſam ſo tief verſchloſſen, es ſtehen ihrer Verbindung ſo viele Hinderniſſe im Wege, daß ſie ganz unmöglich wäre, wenn nicht in dem thätigen Ich ein mächtiges Streben nach Vermählung mit andern Geiſtern, d. i. Liebe angenommen würde. Daß hier durchaus nur von geiſtiger Liebe die Rede ſey, folgt aus dem Geſagten.

Allein es iſt noch nicht genug, daß in dem anſchauenden Ich Liebe vorhanden, wenn es zur geiſtigen Anſchauung kommen ſoll, der Geiſt, der angeſchaut wird in dem ſcheinbaren Nicht-Ich, dem Dinge, das freilich nur Bild, Hülle iſt, iſt doch eben durch dieſe Hülle, was es auch ſeyn mag, von dem Anſchauenden weit abgetrennt, ſo daß er von dieſem gleichſam nur durch den umhüllenden Nebel angeſchaut, oder vielmehr nur durch das Bild errathen und geahnt wird. Dieſe Art von Erkenntniß, die das Gefühl hervorbringt, iſt alſo ihrer formellen Beſchaffenheit nach urſprünglich ſehr unvollkommen: es iſt nur ein Errathen. Ja dieſe formelle Unvollkommenheit iſt ſo groß, daß die Liebe nicht hinreicht, eine fortgehende Erweiterung und ein fortſchreitendes Streben in der Erkenntniß zu begründen. Bei dem liebevollſten Gefühle und Bemühen würde man ſich am Ende doch zu ſchwach halten, das Geahnte je zu erkennen. Soll daher die unmittelbare Wahrnehmung des innern Sinnes uns auch der Form nach Erkenntniß und Wiſſenſchaft bringen, ſoll das Streben, alle verwandten Geiſter rings um uns her zu errathen, nicht ermatten, ſo muß ihm nothwendig eine unendliche ſchlechthin unverſiegbare Hoffnung eines Einverſtändniſſes, überhaupt einer endlich noch zu erreichenden Einheit zu Grunde liegen, und dieſe muß nun wieder durch den Glauben begründet ſeyn. Wir haben den Glauben zwar zuerſt nur als Glauben an uns ſelbſt dargeſtellt; wenn wir nun aber überall nur uns ſelbſt in einem andern Maaßſtabe wiederfinden, überall nur ein Wir ſehen, ſo können wir den Glauben an unſere eigene beſchränkte Ichheit auch übertragen auf die höhere, die Ichheit überhaupt.

Aber dieſer Glaube iſt auch ſehr wohl als Grund jener Denkart zu betrachten, die Beſchaffenheit jener Erkenntniß führt darauf, um etwas zu ahnen, muß ein Vertrauen, eine Kühnheit im Denken, kurz der Glaube vorausgeſetzt werden.

In letzter Inſtanz gründet ſich immer die geiſtige Anſchauung auf die Vorausſetzung der Möglichkeit, die dunkle Hülle der Geiſter zu durchdringen, und in ein Verſtändniß mit ihnen zu gelangen; — in wie fern der Glaube das Vertrauen auf die Geiſterwelt und eine Verbindung mit derſelben ſelbſt gegründet iſt, darüber kann das Gefühl keine Auskunft geben; dieſe müſſen wir aus der höhern Erkenntnißquelle — aus der Erinnerung erhalten. Beſtätigt dieſe, daß Alles Ichheit in der Welt, und dadurch ein Zuſammenhang zwiſchen allen Geiſtern exiſtire, alſo auch ein Einverſtändniß zwiſchen ihnen möglich ſey, und gelingt es dem Verſtande, dieſe Gedanken zu entwickeln, ſo werden alle Zweifel, welche gegen dieſen Glauben entſtehen können, niedergeſchlagen werden und der Glaube wird begründet ſeyn. —

Hier haben wir blos vorläufig zeigen wollen, daß das Gefühl als die unmittelbare Wahrnehmung des innern Geiſtes die wahre Erkenntniß ſey, dieſe aber auf Hoffnung, Liebe und Glaube beruht. Dies iſt gleichſam der dreieinige Grund der Erkenntniß. Die geiſtige Anſchauung hat im Sinn keinen andern Gegenſtand als das Schöne. Das Weſen der Schönheit hängt genau zuſammen mit der Bedeutung. Man hat ſehr Unrecht, wenn man das Schöne blos auf Einiges beſchränken, nicht auf Alles ausdehnen will. So faßt man den Begriff des Schönen ganz falſch, wenn man daſſelbe blos in das Aeußere, in eine gewiſſe Form und Geſtaltung ſetzt, wo es dann blos in der ſinnlichen Anmuth, oder der Regel und Geſetzmäßigkeit derſelben beſteht. Das Schöne iſt vielmehr die geiſtige Bedeutung der Gegenſtände und nichts an dem Gegenſtande ſelbſt; ja Alles iſt ſchön, dem, der es auf dieſe Weiſe zu betrachten und zu erkennen weiß. Das Schöne iſt etwas, das aus dem liebreichen Gemüthe des Betrachters kommt, es iſt der Inhalt des *Gefühls* oder der durch das Gefühl zum Geiſtigen erhobenen Anſchauung. So wie in allen Dingen eine geiſtige Bedeutung, ſo iſt auch das *Schöne* auf Alles anwendbar. (Wir brauchen dieſen Ausdruck, weil wir einen bedürfen, im Gegenſatz gegen das *Wahre*). — In der geiſtigen Anſchauung iſt zwar der Stoff der Erkenntniß enthalten und ſie iſt gewiß eine Hauptquelle der Erkenntniß; indeſſen iſt, was hier aufgefaßt wird, noch nicht das Wahre, weil der formellen Unvollkommenheit dieſer Wahrnehmung wegen dieſe Erkenntniß doch immer nur ein Errathen und Ahnen iſt. Die Hülle, das Bild, welches uns hier beſchränkt, ſteht offenbar mehr in Beziehung auf das *Schöne* als auf das *Wahre*. Dem gemeinen Vorurtheile nach wird freilich in der gemeinen Anſchauung der Gegenſtand für das *Wahre* und *Wirkliche* gehalten; es wird ſich aber zeigen, daß erſt der Verſtand zu dem eigentlich Wahren und Wirklichen durchzudringen vermag.

Das Weſen des Schönen iſt alſo im allgemeinſten Sinne die *Bedeutung*, nur muß dies eine *göttliche* ſeyn; ſchön kann nur ſeyn, was eine Beziehung auf das *Unendliche* und *Göttliche* enthält; und anders iſt dies auch nicht möglich, da wiederum eine Anſchauung in Glauben, Hoffnung und Liebe nie anders, als auf das Unendliche, Göttliche ſich beziehen kann, und doch ohne einen in Hoffnung und Liebe gegründeten Glauben keine geiſtige Anſchauung zu denken iſt.

Ohne Beziehung auf das Unendliche iſt die geiſtige Bedeutung nie zu finden, ſonach wäre dann der Satz gegründet: *das Weſen des Schönen liegt in der Bedeutung, in ſo fern dieſe eine unendliche iſt.*

Wiederholung: die Anſchauung bekommt erſt durch das Gefühl Gültigkeit und Inhalt, ſie wird hierdurch unmittelbare Wahrnehmung *der göttlichen Bedeutung*, ſetzt aber voraus *Glauben*, *Hoffnung* und *Liebe*; vorzüglich *dieſe*, weil ohne Hinſtreben und Annäherung keine Berührung und ſo keine Vermählung, Verbindung, iſt keine Wahrnehmung ſtatt haben kann. — *Ihr einziger Inhalt iſt das Schöne.*

Wir gehen nun über von dem Verhältniſſe der Anſchauung und des Gefühls zu der Betrachtung des Verhältniſſes der Vernunft und des Verſtandes. Bis jetzt haben wir das Denken nur im Allgemeinen betrachtet, und daher den Verſtand nur noch ganz unbeſtimmt als bloße Forderung durch den Gegenſatz, als ein freies, thätiges **Denken** definirt, welches uns eben ſo gewiß zur Wahrheit führen müßte, als das gebundene, leidende Denken der Vernunft, wenn wir in ihr Wahrheit ſuchen, uns zum Irrthum führt.

Da der Verſtand uns auf dieſe Weiſe nun noch ſehr unbekannt iſt, müſſen wir auch hier noch von der *Vernunft* ausgehen, und von hier aus *dem Begriff des Verſtandes* allmälig näher zu kommen ſuchen.

Giebt es in unſerm Bewußtſeyn wirklich ein Denken, welches wir als ein freies dem leidenden Denken der Vernunft entgegenſetzen können? — Als ein ſolches Vermögen bietet ſich die *Einbildungskraft* dar; (Einbildung ſtellt ein willkürliches, alſo ein freies Denken vor); ſie iſt, in ſo fern *Einbildungen innere Vorſtellungen* ſind, Vorſtellungen aber ſich nicht richten nach den Dingen, ein *freies Denken*; ſie iſt durchaus nicht an die Geſetze der Dinge, der objectiven Welt gebunden, und alſo der Vernunft diametral entgegengeſetzt. Auch in der Form ſind beide durchaus verſchieden. Die Vernunft vermeidet alles Bildliche und ſtrebt nach dem Abſtracten, während die Einbildungskraft gerade umgekehrt nach dem Bildlichen ſtrebt und das Abſtracte vermeidet. Das Bild iſt ein Werk des Ichs, ein Gegen-Ding, welches das Ich hervorbringt, um ſich der Herrſchaft des Dings, des Nicht-Ichs zu entreißen. Man rechnet das Abſtracte mit zur Objectivität, da man glaubt, durch das Bild werde etwas in den Gegenſtand hineingelegt, was nicht in ihm liegt. — (Nur freilich in ſo weit, als das Bild eine Hervorbringung des menſchlichen Geiſtes iſt, iſt es allerdings richtig, daß dadurch etwas in den Gegenſtand hineingelegt wird, was nicht in ihm liegt). — In der Einbildungskraft fällt dieſer Grund weg; da iſt das Denken nicht gebunden, ſich an die Geſetze des Dings zu halten, ſie iſt bildlich und daher anſchaulich.

Ganz frei iſt die Einbildungskraft eigentlich nur, in ſo fern ſie an und für ſich rein als Thätigkeit betrachtet wird; ſobald es um einen beſtimmten Zweck zu thun iſt, iſt ſie nicht mehr durchaus frei. So in der gemeinen Anſchauung; darin iſt ſie nur eine relative Thätigkeit; hier iſt ſie, wie geſagt, thätig als das Vermögen, welches uns durch das Bild von der Herrſchaft des Dings zu befreien ſucht.

Der eigene Zweck der Einbildungskraft iſt das innere, freie, willkürliche Denken und Dichten. Im Dichten iſt ſie auch wirklich am freieſten. Allein obſchon die willkürliche Anordnung, die ſie ſich hier erlaubt, und das willkürliche Erfinden de Stoffes im Dichten einen ſehr hohen Grad von Freiheit bezeugt, im Gegenſatz gegen die Vernunft, ſo iſt denn doch immer noch die Frage, was denn der Grund und der Zweck dieſe willkürlichen Erfindens und Anordnens dieſes Spieles überhaup ſey? Eine Frage, die ſich aber hier noch nicht beantworte läßt, ſo wie auch die: Was denn der Menſch eigends aus ſic ſelbſt produciren könne? — Bei dem Schönen iſt die Einbildungskraft des Anſchauenden nicht allein thätig, ſondern auch di Einbildungskraft desjenigen, der das Schöne hervorgebracht ha — Wir berühren uns mit einander; die Einbildungskraft i der geiſtigen Anſchauung iſt immer nur ſymproductiv, ni allein und einſam productiv. Dies führt uns nun darauf, da die Einbildungskraft auch noch in der wichtigen Rückſicht de Vernunft entgegengeſetzt iſt, daß ſie immer in Beziehung ſte auf das Gefühl, die Liebe. —

In der Einbildungskraft haben wir nun, in ſo fern w ein thätiges, freies Denken überhaupt ſuchten, eine Stufe de Bewußtſeyns gefunden, die uns der Auflöſung unſrer Aufgabe n her bringen muß. In ſo fern es uns aber nicht um ein frei Denken ſchlechthin, ſondern um ein ſolches zu thun war, welch zur Wahrheit und Gewißheit, überhaupt zur Wiſſenſcha führen könnte, kann die Einbildungskraft allein nicht befriedig

Die Einbildungskraft, an und für ſich betrachtet, iſt in ſolchem Grade frei, daß ſie überhaupt von allem Geſetz und Zweck losgebunden iſt. Es leuchtet aber ſchon vorläufig ein, daß der Verſtand, kurz, ein Denken, welches zum Wiſſen und zur Wahrheit führen ſoll, dies nicht ohne Zweck und Geſetz, und nicht ohne eine gewiſſe Art von Bindung thun könne, wenn gleich Freiheit dabei überwiegen muß.

Die Einbildungskraft iſt auch in ihrem Denkraume ganz unbegrenzt; alle Zeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen in ihr in einander; Erinnerung und Erwartung ſteigen mit der Einbildungskraft auf, und alle Arten von Denken fließen in ihr zuſammen. Es iſt eine Auflöſung, eine Miſchung von allen geiſtigen Fähigkeiten, und zwar eine bewegliche, thätige Miſchung, eine Gährung gleichſam.

Schon im erſten Abſchnitt, wo von der Freiheit als von dem eigentlichen Weſen der Ichheit die Rede war, ſetzten wir ſie in die *Beweglichkeit* und *Thätigkeit*, und *Unbeſchränktheit*. Auch die roheſte Anſchauung iſt nicht ohne Freiheit, ohne Fähigkeit des Ichs, ſich ſelbſt theilweiſe aufzuheben und zu vernichten, willkürlich zu vermehren und zu vermindern, welches die Unbegrenztheit des abgeleiteten Ichs beſtätigt.

Nun haben wir einen andern Begriff, auf welchen wir dieſe Freiheit anwenden können; ſie gewinnt ein ganz anderes Anſehen, wenn man das Ich in ſeinem Verhältniſſe zur Welt betrachtet, unter welcher wir nichts anderes verſtehen, als die unendliche Ichheit mit der abgeleiteten in Verbindung, die nicht nur ein Theil von ihr, ſondern auch zum Theile *ſie ſelbſt* iſt; und ſo verwandelt ſich denn die Freiheit in Beziehung auf die Welt in ein Vermögen, ſich ſelbſt *beliebig auszudehnen und zuſammenzuziehen*. Daß ein ſolches Ausdehnen und Zuſammenziehen ſtatt habe, iſt auch aus andern Momenten des Bewußtſeyns nachzuweiſen. Der Trieb, *das unbeſtimmte Sehnen* nach allen Seiten und Richtungen hin ins Unendliche iſt nichts anders, als das Ausdehnen des Ichs, und eben ſo das Verlieren und Wiederfinden in der Erinnerung wieder nichts, wie jenes Ausdehnen und Zuſammenziehen.

Im Verhältniſſe zur Welt alſo verwandelt ſich die Nothwendigkeit des Ichs, ſich immer zu bewegen, in ein abwechſelndes Erweitern und Verengen; die Einbildungskraft iſt nun ſelbſt dieſes Vermögen des Ausdehnens und Zuſammenziehens, die Phantaſie iſt es, die einen Gedanken in ein Unendliches, zu einer Welt ausdehnen und eine unendliche Mannigfaltigkeit in einen Begriff zuſammenfaſſen kann. Hiemit haben wir nun im Weſentlichen ſchon die Definition des Begriffes aufgeſtellt und den Punkt beſtimmt, wo Einbildungskraft und Verſtand ſich berühren; der Gedanke eben, worin man die Welt in Eins zuſammenfaſſen und den man wieder zu einer Welt erweitern kann, worin ſich alſo mit der Einheit die größte Mannigfaltigkeit und unendliche Fülle zuſammenfindet, iſt, was man Begriff nennt.

Wir ſehen aber hier blos auf den Character der Einbildungskraft und abſtrahiren noch von dem Begriffe. Betrachten wir die Einbildungskraft ohne Rückſicht, welche Richtung ſie nimmt, ſo iſt ſie die Grundquelle der Dichtungskraft ſowohl, als des Verſtandes. Beiden, ſowohl der Dichtungskraft, als dem Vermögen, die Welt zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Fülle zu entwickeln und auszubilden, wie dem Verſtande als dem Vermögen, die Fülle und Mannigfaltigkeit der Welt zur Einheit zuſammenzudrängen und zuſammenzufaſſen, beiden iſt Einbildungskraft nöthig, die man ſo füglich das Athmen der Seele nennen könnte, da durch ſie die unendliche Fülle der Welt wechſelweiſe ein — und ausgeathmet wird. —

Die Einbildungskraft iſt alſo ſelbſt ein freies Denken, welches nur in einem Stück und zwar durch das Weſen des Ichs ſelbſt gebunden, in ſo weit nämlich, als ſie dadurch in zwei Richtungen geſchieden wird. Das Ich, als nothwendig immer beweglich und thätig, kann nicht anders, als ſtets ſich vermehren und vermindern, erweitern und verengen. In Beziehung auf die unendliche Fülle der Welt, als den Gegenſtand der Einbildungskraft, bringt dies nun für ſie die zweifache Richtung zur Ausdehnung und Zuſammenziehung hervor, wo in die eine ſich das Dichtungs-Vermögen ergießt, die andere aber das Wiſſen erzeugt. Und ſo iſt denn nun auch in Rückſicht des Stoffs die Einbildungskraft der Vernunft entgegenzuſetzen. Ihr Gegenſtand kann, weil ſie ein freies unendliches Denken iſt, durchaus kein anderer, als die Welt (die unendliche Ichheit) ſeyn, während der Gegenſtand der Vernunft, als eines bedingten, beſchränkten Denkens, kein anderer, als ein beſchränkter und beſtimmter ſeyn kann.

Ja ſollte die unendliche Fülle der Welt Gegenſtand der Vernunft werden, ſo müßte ſie vorher gleichſam ſich ihrer Fülle, d. i. ihres Weſens entkleiden und ſterbliche Natur annehmen. Der einzige Gedanke, den die Vernunft von dem Unendlichen haben kann, iſt ein negativer, abſtracter Gedanke; daher führt auch das vernünftige Denken in lauter Widerſprüche und Irrthümer. So nicht das verſtändige Denken, das Einziehen, Zuſammenfaſſen der unendlichen Fülle in Begriffe, welches man als Trieb und Streben betrachtet, Wißbegierde, das Wiſſen die Frucht davon nennen kann.

Hierdurch erklärt ſich nun noch näher die eigentliche Geſtaltung des Begriffs. Das Weſentliche deſſelben beſteht in der Einheit, welche aber, wenn es ein wahrer Begriff ſeyn ſoll, eine unendliche Fülle von Leben umfaſſen und enthalten muß. In ſo weit jedoch das Streben die Fülle der Welt in ſich aufzunehmen und im Begriffe zuſammenzudrängen, von der Fülle auf die Einheit, nicht von der Einheit auf die Fülle geht, wie beim Handeln, welches wir hier eins mit dem Dichten nehmen, in ſo weit iſt die Einheit beim Begriff durchaus das Weſentliche, die unendliche Fülle das Untergeordnetere. Es ergibt ſich zunächſt aus dieſer Anſicht, daß es keine andere Begriffe gibt, die zum Wiſſen führen, und wahre Begriffe genannt werden können, als lebendige Begriffe, in ſo fern blos das Leben dasjenige iſt, wodurch neben der Einheit die Fülle möglich, und beide verbunden gedacht werden können, folglich auch nur lebendige Begriffe Inhalt haben; leere Begriffe ſind keine. Weil aber im Begriffe ſo wie die Fülle zur Einheit, ſo auch die Nacheinanderfolge des Lebens in einen Blick zuſammengefaßt, in ein Gleichzeitiges verwandelt wird, wodurch er dann einen Anſchein von Beharrlichkeit bekommt, ſo entſteht ſehr leicht und häufig der Irrthum, den Begriff für etwas Beharrliches, Feſtes und Ruhiges zu halten, und dieſes Vorurtheil, welches das Product des freien Denkens in etwas ſeiner Natur geradezu Entgegengeſetztes verwandelt, findet ſich bei allen Philoſophen, die nicht wahre Idealiſten ſind. Einer Widerlegung bedarf es nicht. Es hat keinen andern Grund für ſich, als den bloßen Schein, der aber bei der Trägheit der Menſchen, wo ſie ihr Leben lang bei einem und demſelben Begriffe beharren, ſtatt innerlich ſtets rege, lebendig und thätig zu bleiben, zu einem recht hartnäckigen Schein, und ſo zu einem feſten Vorurtheile wird. Freilich trägt aber auch die eigenthümliche Form des Begriffs einiges dazu bei. Jeder Begriff muß ein gegliederter, organiſcher, ein lebendiger, genetiſcher ſeyn; dies folgt aus dem Inhalte, aus der Natur des Werdens und Lebens, er muß das Entſtehen, Entwickeln und den Gipfel des Werdens eines jeden Gegenſtandes umfaſſen, um ſo die eigentlichen Kräfte nach ihrer weiteſten Ausdehnung, wie ſie ſich einander entgegengeſetzt ſind, anzugeben.

Aber auf dieſe Weiſe umfaßt er immer nur das Aeußerſte, er bezeichnet blos den Anfang, Mitte und Ende, nur die äußerſten Grenzen des Werdens, und man muß geſtehen, daß dieſe Form, die nothwendig aus dem Weſen des Verſtandes, der zuſammenziehenden zuſammendrängenden Kraft folgt, allerdings ein bloßes Skelet iſt und etwas Todtes an ſich hat. Durch das bloße Angeben der äußerſten Endpunkte des Lebens wird die Aufmerkſamkeit nicht zunächſt auf das Leben und das Lebendige ſelbſt gerichtet, und ſo alles nach einander Folgende in ein gleichzeitiges, Alles belebendes, bewegliches Mannigfaltige ſo viel als möglich in eine gleichſam ruhende Einheit zuſammengefaßt, um Alles mit Einem Blick überſehen zu können, während in der Darſtellung Alles einzeln nachgebildet, der ganzen Fülle des Lebens gleichſam Schritt für Schritt gefolgt wird. Hiemit haben wir nun auch den Unterſchied zwiſchen der Darſtellung und dem Begriff. Er beſteht in der Conſtruction, dem Gliederbau, welcher die eigenthümliche Form des Begriffs iſt. Dieſe

Gliederung nach dem Anfang, der Mitte und dem Ende und nach den entgegengeſetzten Enden der innern Kräfte iſt daſſelbe, was mit andern Worten Potenzirung und Polariſirung genannt wird; erſtere zeigt die Entwickelung von dem Urſprunge bis zum Gipfel, letztere gibt die äußerſten Punkte des Gegenſatzes der Kräfte an.

Der Verſtand beruht alſo auf der Einbildungskraft, iſt aber ein von ihr verſchiedenes Denken, als nur nach einer beſtimmten Richtung derſelben gehend, ein Denken nach Begriffen. Die Einbildungskraft rein an und für ſich iſt ein einſames Denken, treibt ihr Weſen lediglich in ſich, ohne alle andere Rückſicht; ſo nicht die Dichtungskraft, wie ſchon früher angegeben wurde, und auch nicht der Verſtand; denn in ſo fern das Verſtehen offenbar auch zum Verſtand gehört, iſt er ebenfalls ein gemeinſames Denken. Durch die Gemeinſamkeit wird freilich die Freiheit wieder etwas beſchränkt; aber in ſo fern die Schranke das Geſetz, ein Geſetz der Freiheit kein Zwang, ſondern ſelbſt wieder frei iſt; da der Gemeinſamkeit nichts anders zu Grunde liegt, als Trieb zur Mittheilung oder Liebe, ſo löſt ſich die Beſchränkung in ſich ſelbſt auf.

Es wird hiemit hier keineswegs angenommen, als wenn Mittheilung im gemeinen Sinne zum Nachdenken (Verſtand nennen wir Nachdenken) nöthig wäre. Wir nehmen Mittheilung im allgemeinſten Sinne. Sind alle Gegenſtände unſeres Nachdenkens nur Einkleidungen für das verwandte Gegen-Ich oder Du, ſo iſt ja das Nachdenken als ein Streben zum Verſtehen, doch nichts anderes, als ein Streben zur Vereinigung, zur Mittheilung mit jenen verhüllten Geiſtern. Das einſamſte, innerſte, am wenigſten zur gemeinen Mittheilung geeignete Nachdenken kann man ein Geſpräch zwiſchen unſerm Ich und dem unendlichen nennen. Es bezieht ſich nämlich immer entweder auf die Verſchiedenheit oder die Vereinigung des unendlichen Ich mit dem abgeleiteten, in unſerer gemiſchten Ichheit. Auch der Form nach iſt das Nachdenken ein Selbſtgeſpräch, eine Kette von Fragen und Antworten.

Das Höchſte im Begriffe iſt nicht die Form, ſondern der Sinn, der Geiſt, die Bedeutung des Ganzen, und in ſo fern iſt zum Verſtehen auch die geiſtige Anſchauung nöthig; denn nur durch Berührung und Verſchmelzung des Anſchauenden mit dem Angeſchauten kann bekanntlich der Geiſt des Ganzen verſtanden werden.

Kurz, der Verſtand iſt ein freies Denken, nicht gebunden und leidend, wie das der Vernunft, doch auch nicht ſo frei, wie das der Einbildungskraft. Er iſt begrenzt:

1) durch die beſtimmte eine Richtung;

2) durch die Form, den Gliederbau, die Conſtruction;

3) durch das Geſetz der Liebe, in Rückſicht der Gemeinſchaft, wie denn auch die Einbildungskraft in der Richtung, in welcher ſie frei zu ſeyn ſcheint, in dem Dichten nämlich, wo ſie ſich nach Außen ergießt und eine neue Welt zu geſtalten ſucht, ebenfalls an Geſetze gebunden iſt.

Auf dem Punkt, wo wir jetzt angekommen ſind, können wir das Verhältniß unſerer Anſicht zu der gewöhnlichen Lehre von den Begriffen aufſtellen. Da wird gefordert, daß die Begriffe beſtimmt, deutlich und klar ſeyen.

Beſtimmt (entſchieden) können nach uns nur praktiſche, nicht philoſophiſche Begriffe ſeyn; dieſe müſſen genetiſch, organiſch conſtruirt ſeyn. Nach unſerer Anſicht iſt ein Begriff noch nicht für beſtimmt zu halten, der gehörig bezeichnet iſt; was für die Vernunft hinreichend iſt, iſt es noch nicht für die philoſophiſche Erkenntniß.

Deutlich ſind die Begriffe für die Philoſophie nur durch die Bedeutung, wenn der innere Sinn, die Bedeutung des Gegenſtandes richtig aufgefaßt iſt; und endlich klar nur diejenigen, die im Lichte der höhern Erkenntniß, d. h. in der unendlichen Ichheit, gedacht ſind; denn wir haben es ſchon früher geſagt, der Gedanke der Ichheit und in der Welt der Gottheit iſt das innere Licht aller Gedanken, dieſe ſind immer nur anders gebrochene Farbenbilder von ihm. Klar denkt blos der, welcher den gemeinen Standpunkt der Anſchauung und Vernunft ganz verlaſſen hat, und nur Alles aus dem einen Urgedanken anſieht, und zuletzt Alles in Gott ſieht. Klar ſind alſo nur höhere, philoſophiſche und hiſtoriſche Begriffe. Auf dem Standpunkte der Vernunft laufen alle Begriffe auf Unbegreiflichkeiten aus; die Vernunft führt immer zu Irrthümern, Mißverſtändniſſen und Widerſprüchen; ſie iſt das ganz Entgegengeſetzte von der Klarheit.

Auch folgt aus dieſer Definition des Begriffs, daß man ihn nicht ſo ſehr beſchränken müſſe, als man gewöhnlich thut; in Rückſicht des Umfaſſenden ſind ihm gar keine Grenzen geſetzt. Ja, in ſo fern ſeine Form, der organiſche Gliederbau, und ſein Inhalt, das Zuſammenſtoßen der unendlichen Fülle zur Einheit, dieſer alſo ein unendlicher unbegrenzter Umfang iſt, was man gewöhnlich ein Syſtem nennt, nichts, als ein hoher Begriff; denn Syſtem verdient doch nur das genannt zu werden, was Einheit hat und einen organiſchen Gliederbau. Das iſt aber eben das Weſen des Begriffs: ein philoſophiſcher Begriff enthält eben durch ſeine organiſche Conſtruction immer viele andere Begriffe als Glieder, die er in Einheit verknüpft, und ſo wäre ſehr wohl ein Syſtem vielmehr nur ein umfaſſender Begriff zu nennen.

Unſere bisherige Unterſuchung führte uns zu der Erklärung des Wiſſens, als der zuſammendrängenden Richtung von der unendlichen Fülle zur Einheit, in der wechſelnden Bewegung der Einbildungskraft, woraus dann deutlich folgt, daß es falſch und irrig ſey, die Quelle des Wiſſens als etwas Feſtes und durchaus Einfaches zu denken, und zu glauben, man könne an die Spitze des Wiſſens beharrliche Begriffe und Grundſätze ſtellen. Der Gegenſtand des Wiſſens, die Fülle der Welt, iſt ſo wie die Form deſſelben durchaus unendlich. Das Zuſammenfaſſen der Mannigfaltigkeit zur Einheit kann immer weiter und weiter getrieben werden; indeſſen iſt dies doch nur eine einzelne Handlung des Geiſtes, und ſo widerſprechend auch der Natur des Wiſſens als eines freien, thätigen Denkens iſt, die Dinge und überhaupt irgend etwas als beharrlich anzunehmen, ſo führt doch die eigenthümliche Form des Wiſſens ſehr leicht zu dieſem Irrthume. Dies iſt, wie ſchon vorhin geſagt wurde, in dem Weſen der Begriffe gegründet, in ſo fern die Conſtruction nämlich nicht die ganze Fülle des Lebens, ſondern nur die äußern Enden der innern Kraft verzeichnet. Die Nacheinanderfolge des

Lebendigen im Leben, die Fülle des Einzelnen verſchwindet dabei nothwendig. Der unmittelbare Sinn des Ganzen wird nur ſehr unvollkommen ausgedrückt, daher auch ſehr begreiflich iſt, daß die organiſche Conſtruction, ſo richtig ſie an und für ſich iſt, noch zu keinem Verſtändniſſe in der Philoſophie hat führen können. Es leuchtet vollkommen ein, wie eine große Geſchicklichkeit in der Conſtruction mit einer großen Stumpfheit für den Sinn und die Bedeutung des Ganzen, kurz, für den Gedanken der unendlichen Fülle der Welt gepaart ſeyn könne.

Aus dieſer Unvollkommenheit der Form des Wiſſens geht das Bedürfniß der Darſtellung hervor; dieſe muß die Beweglichkeit und Fülle des Lebens wieder herſtellen, die, während man blos auf Wiſſen und Begreifen ausging, im Zuſammenfaſſen des Ganzen verloren ging. Die Darſtellung ſoll den Begriff ergänzen. Beide obwohl entgegengeſetzte Richtungen des Geiſtes fordern einander, müſſen alſo verbunden ſeyn. Die Darſtellung kann aber nicht allein als Ergänzung, ſondern auch als Probſtein des Begriffs, als Beweis des Wiſſens erklärt werden; indem ſie die Begriffe zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit, zu einer Welt entwickelt, beweiſt ſie, daß das Wiſſen kein todtes leeres Schein-Wiſſen iſt, ſondern daß es wirklich eine unendliche Fülle des Lebens, eine ganze Welt zum Gegenſtande hat, welches nur gleichſam aus Ungeduld in Eins zuſammengefaßt wurde, um deſto ſchneller zum Ziele zu kommen.

Die Darſtellung bezieht ſich nun wieder auf die Anſchauung. Alle Darſtellung hat den Zweck, angeſchaut zu werden; hier iſt nicht von der gemeinen, ſondern von der höhern, geiſtigen Anſchauung die Rede, welche durch das Gefühl erklärt worden. Alle Darſtellung beruht auf dem Triebe zur Mittheilung; ſie iſt nicht zu denken ohne Gemeinſamkeit, und hierdurch entſteht auch erſt die Allgemeinheit, und ſo bewegen ſich dann alle Thätigkeiten des Ichs, die auf der Einbildungskraft beruhen, in einem beſtändigen Kreislaufe. Die höhere Anſchauung führt zur Wißbegierde, dieſe zum Wiſſen, das Wiſſen zur Darſtellung, dieſe wieder zur Anſchauung.

Hieraus ergibt ſich auch, in welcher nahen Beziehung auf

Erkenntniß die Darſtellung ſtehe. Wir betrachteten bisher das Wiſſen blos ſeiner innern Thätigkeit nach; allein es wurde ſchon bemerkt, daß die Einbildungskraft, die die Grundlage des Verſtandes iſt, in ihrer nach Einheit ſtrebenden Richtung zwar ein freies, aber einſames Denken ſey, und daß doch zum Verſtehen Gemeinſamkeit gehöre; nun iſt aber im Wiſſen blos der Trieb, die Welt in Eins zuſammen zudrängen und in ſich aufzufaſſen, thätig. Soll alſo daraus ein Verſtehen werden, ſo muß die Mittheilung dazu kommen. Das Wiſſen geht blos nach innen, iſt an und für ſich ſelbſt unmittheilbar, wie dann auch nach dem gewöhnlichen Ausdruck der *Nachdenkende ſich in ſich ſelbſt verliert*. Die Darſtellung geht aber, wie geſagt, durchaus aus dem Triebe der Mittheilung, aus dem Wunſche, angeſchaut zu werden, hervor. Erſt durch die Darſtellung kommt in das Wiſſen die Gemeinſamkeit und mit dieſer auch das Allgemeingeltende. Das Darſtellen liegt alſo eben ſo im Gebiete des Verſtandes, wie das Wiſſen, ohne Darſtellung gibt es kein Verſtändniß. Es läßt ſich freilich annehmen, daß es ein inneres Wiſſen gibt *vor* aller Darſtellung oder jenſeits derſelben; aber dies iſt, wie geſagt, in dem Grade unverſtändlich, als es darſtellungslos iſt. In der Darſtellung iſt der Stoff immer von dem Wiſſen gegeben, nur die Form iſt von der Richtung nach außen, der Richtung, ſich mitzutheilen.

Da wir hier nun ſchon einigermaßen das höhere philoſophiſche Bewußtſeyn charakteriſirt haben, ſo mag es wohl an Ort und Stelle ſeyn, das Verhältniß deſſelben zu andern Erklärungen zu betrachten. Unſer philoſophiſches Bewußtſeyn iſt nicht, wie es wohl in der neuern Philoſophie dargeſtellt werden, ein künſtliches, gemachtes, welches über dem Gewöhnlichen ſchwebte, oder gleichſam neben demſelben parallel oder unwirſam nebenbei lieſe, nein, es iſt vielmehr das Bewußtſeyn des Lebens ſelbſt, aber freilich das reinſte, lebendigſte, von allen Schlacken des Gewöhnlichen gereinigte, das verſtärkte und erhöhte Leben des Lebens. Es iſt hier von keinem Standpunkte oder Reflexionspunkte die Rede; denn dies zeigt eine beſchränkte Sphäre, etwas Feſtes und Beharrliches an. Ueberhaupt ſoll auch die Philoſophie nicht ſowohl ausgehen von einer, wenn gleich höhern Stufe des Bewußtſeyns, als vielmehr aus der ganzen Fülle der Ichheit des Lebens, ſie ſoll alle Kräfte des Menſchen auffaſſen.

Die Einbildungskraft, ſo wie wir ſie erklärt haben, als die Kraft des Ichs, die ganze Fülle der Welt in ſich aufzunehmen und wieder zu einer unendlichen Fülle zu erweitern und zu geſtalten, oder die andern untergeordneten Kräfte, die aus dieſer Einen hervorgehen, ſind es, was man gemeinlich Genie nennt; man denkt ſich darunter ein Vermögen, gleichſam mit einem Blitze alle Schwierigkeiten zu überfliegen, und gleich den Grund der Dinge aufzufaſſen und zu errathen. Dies iſt, ohne uns auf ſpecielle Beſtimmungen einzulaſſen, der allgemeinſte Begriff von Genie, den man in Rückſicht auf die Erſcheinung in der Wirklichkeit meiſtens ſo ſehr myſtificirt. Die offenbare Thatſache, die man zugeben muß, iſt, daß in jenem Vermögen ein außerordentlich großer, und nicht weiter erklärlicher Unterſchied zwiſchen den Menſchen gefunden wird. Dies hat nun Anlaß gegeben, ihn als einen urſprünglichen anzuſehen und ein von dem gewöhnlichen Bewußtſeyn verſchiedenes, nur einigen angebornes, eigenthümliches Bewußtſeyn anzunehmen, als eine Gabe, womit die Natur nur wenige Auserwählte beſchenkt habe. — Es iſt aber dies Vermögen der Einziehung und Ausdehnung des Zuſammenfaſſens und Darſtellens der Welt, welches Genie genannt wird, nur ein ungewöhnlicher Grad der Fähigkeit, die alle Menſchen in der Einbildungskraft beſitzen; der Unterſchied iſt kein ſpecifiſcher, ſondern nur ein gradirter, und forſchen wir nur nach, woraus dieſer entſpringen kann, ſo findet ſich, daß dies keinesweges ein verborgenes Geheimniß iſt, ſondern einen ſehr einfachen, durchaus einleuchtenden Grund hat. Die Thätigkeit der Einbildungskraft, das wechſelnde Ein- und Ausathmen der Seele, hängt allein ab von der Liebe, oder von dem ſchlechthin unbeſtimmten und unendlichen Triebe nach allen Seiten und allen Richtungen hin; welchen unbeſtimmten Trieb, da Trieb mehr ein beſtimmtes Streben ausdrückt, ein unbeſtimmtes Streben aber eine negative Bezeichnung und widerſprechend iſt, wir lieber Sehnſucht genannt haben. Die Stärke und Thätigkeit der

Einbildungskraft hängt alſo lediglich ab von der Liebe, der Sehnſucht; wo Sehnſucht iſt, da iſt auch Genie, und da der Keim dazu in jedem Menſchen vorhanden und in keinem als ganz erſtorben angeſehen werden kann, ſo iſt es wohl nur der ſittlichen Verwilderung zuzuſchreiben, daß nicht ein jeder Menſch Genie hat.

In dieſer Rückſicht iſt Genie der natürliche, unverdorbene Zuſtand des Menſchen und nicht ein ausgezeichneter, ganz beſonderer, nur Einzelnen als vorzügliche Naturgabe zu Theil gewordener. Dieſer Begriff von Genie iſt durchaus unmoraliſch, weil dadurch dem Hochmuthe und der Selbſtvergötterung gar zu großer Verſchub gethan wird. Er wurde ſchnell und allgemein benutzt, um die Moralität im Grunde aufzuheben. Kant's Lehre von der Pflicht konnte eben deshalb nicht viel fruchten, weil er jenen Begriff von Genie ſtehen ließ. —

Es iſt zwar unſtreitig und aus dem bisher Geſagten ſehr erklärlich, daß die Thätigkeit der Einbildungskraft ſich keineswegs durch Lehre und Uebung ſo erhöhen und verſtärken läßt, wie andere Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, welches dann auch noch zu jenen falſchen Begriffen von Genie beigetragen hat. Indeſſen kann doch nicht geläugnet werden, daß die Entwicklung des Denkens viel zur Verſtärkung der Einbildungskraft mitwirken kann. Wenn gleich das Weſentliche, der Grund der Thätigkeit der Einbildungskraft in der Liebe liegt, ſo mag ſie doch durch die Entwicklung des Denkens ſehr geübt werden und eine große Leichtigkeit erhalten.

In Kurzem wiederholt iſt alſo nach unſerer Anſicht Genie nichts anders, als die in einem hohen Grade thätige Einbildungskraft; die Thätigkeit der Einbildungskraft hat aber ihren Grund in der Liebe, der Sehnſucht. Wo die Liebe ſtark iſt, iſt auch die Einbildungskraft ſtark, wo Sehnſucht iſt, iſt auch Genie, nur gibt es unendlich viel unentwickeltes Genie, was dem groben Auge verborgen iſt. Der Glaube, ein Menſch ſey ſpecifiſch verſchieden von allen andern und könne eben dadurch mehr thun, als alle andern, iſt ſträflicher Hochmuth.

Mit dem Begriffe des Genie's ſteht auch der Begriff des

Sinnes in Verbindung. Sinn nämlich in der höhern Bedeutung als Kunſtſinn, philoſophiſcher Sinn ꝛc. ꝛc., als etwas, das ſich nicht bei jedem findet. Nach der aufgeſtellten Anſicht, daß in der gemeinen Anſchauung nichts für die Erkenntniß Bedeutendes gefunden wird, ſondern nur in der zur geiſtigen erhöhten Anſchauung, in dieſer aber die Bedeutung das Höchſte iſt, — nach dieſer Anſicht gibt es ſo viele geiſtige Anſchauungen, d. i. ſo viele Sinne als Gegenſtände. Jede geiſtige Anſchauung beruht, wie geſagt, auf der Verbindung mit etwas Geiſtigem, auf der Berührung und Vermiſchung zweier Geiſter, der Blitz, welcher gleichſam dadurch entſteht, iſt die geiſtige Anſchauung, es iſt dies immer eine eigene Schöpfung (freilich durch Symproduction) und alſo die geiſtige Anſchauung immer individuell und ſubjectiv, doch nicht in dem Verſtande ſubjectiv, als dem Reellen entgegengeſetzt; denn es iſt wirklich etwas Reelles in ihr enthalten, — ſondern in ſo weit die Erinnerung etwas Objectives iſt. Dieſe iſt etwas Vollendetes, Vollkommenes, die geiſtige Anſchauung etwas Unvollkommenes, ein Ahnen, Errathen. Bei Fichte iſt die Anſchauung etwas Objectives; bei ihm liegt ihr aber auch nicht das Gefühl zu Grunde. — Unter Sinn nun, als geiſtige Anſchauung, iſt nicht eine beſondere ſpecifiſche Kraft des Gemüthes zu verſtehen; wenn man ſagt, jemand hat Sinn für dieſes oder jenes, ſo heißt das nur; er hat die Bedeutung davon ergriffen, er hat Liebe dafür, und ſo: er hat keinen Sinn dafür, nichts anders, als er hat die Bedeutung davon noch nicht gefaßt, ob ihm die Liebe dazu fehle oder nur die Nebenſache, die Entwickelung, läßt ſich nie wohl ausmachen. In der Berührung und Verbindung zweier geiſtigen Naturen wird freilich nothwendig eine Dispoſition vorausgeſetzt, dieſe muß aber in allen Menſchen als vorhanden (oder möglich) angenommen werden, und da fällt dann auch der Begriff des Sinnes, wie man ihn gewöhnlich nimmt, weg. Kurz, Sinn beruht bei uns, wie Genie, lediglich auf der Liebe, iſt alſo bei allen Menſchen möglich; nur hat allerdings der Ausdruck etwas Wahres, wenn es heißt, der Menſch hat Sinn, der hat keinen, indem ſich dies auf die Entwicklung der Liebe bezieht.

Man könnte in dieſer Rückſicht auch ſagen, Liebe ſey Sinn ſchlechthin für Alles, unendlicher Sinn; denn wo Liebe iſt, darf nur der Gedanke entwickelt werden, und die geiſtige Anſchauung iſt da. Die Beſchaffenheit des Anſchauenden, ohne die es ihm unmöglich wäre, das Angeſchaute zu verſtehen, iſt keine beſondere Kraft, ſondern blos die Liebe; dieſe, als der Trieb nach allen Richtungen iſt die Grundbedingung der Mittheilung, Berührung und Vereinigung des Anſchauenden und Angeſchauten; alles Uebrige iſt blos Verſtändigung und Entwicklung.

Verſchieden von dem Sinne iſt der Begriff des Talents, worunter man eine beſondere eigenthümliche Geſchicklichkeit zu etwas verſteht, welche die Geſetze und die Analogie der gewöhnlichen Uebung ſo ſehr übertrifft, und ſo weit davon abweicht, daß ſie eine urſprüngliche Eigenſchaft zu ſeyn ſcheint. Hievon iſt die Möglichkeit und die wirkliche Exiſtenz nicht zu läugnen und aus der Organiſation herzuleiten, wenn übrigens das Phänomen bedeutend genug iſt, einer eignen Erklärung zu bedürfen, denn es wird oft gar ſehr Vieles auf Rechnung des Talents geſchrieben, was nur Sache der Uebung u. ſ. w. iſt. Das Talent iſt das einzige, was man als eine ſpecifiſche, unterſcheidende, eigene Naturgabe kann gelten laſſen.

Nach der Betrachtung der verſchiedenen Thätigkeiten des höhern Bewußtſeyns ſind wir jetzt auf den Punkt gekommen, unterſuchen zu können, was das Höchſte, was das Erſte im menſchlichen Bewußtſeyn ſey? —

Ehe wir dazu vorſchreiten, wollen wir noch an das erinnern, was im erſten Buche in Rückſicht auf das Höhere im Bewußtſeyn den Uebergang machte zu dem zweiten Buche. Dort wurde hauptſächlich gefunden, daß das Weſen der Ichheit im Werden beſtehe und zwar ſo, daß dadurch alles Seyn aufgelöſt wurde. Man muß alſo die Ichheit immer in ihrem Werden aufzufaſſen und zu begreifen ſuchen. Die Anſchauung wurde aufgelöſt in Sinn, Vernunft und Wille, die Freiheit, als zur Anſchauung nothwendig, wurde in den Willen und das Handeln nach Außen geſetzt, d. h. auf daß es in ein Handeln hervorgehe, wurde der Wille geſetzt, ohne daß es jedoch weiter begreiflich gemacht werden konnte. Ueberhaupt kann aber der Theil nur aus dem Ganzen begriffen werden. Es iſt hierüber alſo auch nur dann eine Aufklärung möglich, wenn wir die Schranke der endlichen Ichheit verlaſſen, und zur Betrachtung der unendlichen übergehen. Dies nur beiläufig.

Die Unbegreiflichkeit des Handelns laſſen wir einſtweilen auf dem gewöhnlichen Standpunkte ſtehen, es iſt uns hier nur darum zu thun, zu zeigen, daß, ſo wie wir im erſten Buche auf ein Handeln gekommen ſind, ſo auch im zweiten Buche, indem wir das Darſtellen als ein ſolches charakteriſiren. Das Handeln iſt eine Thätigkeit nach Außen. Im gewöhnlichen Sinne geht es auf ein Nicht-Ich, dies iſt freilich nur ein Schein; aber genug, auf dem Standpunkte des gemeinen Lebens iſt es ſo. Im Darſtellen hingegen geht das Handeln nur auf das Ich, der Zweck der Handlung und ſie ſelbſt geht durchaus nur auf ein Geiſtiges — auf die Ichheit; und hiemit iſt dann der Zuſammenhang und zugleich die Verſchiedenheit des erſten und zweiten Buches aufgedeckt.

Wir haben zwar das Weſen der Ichheit in ein durchaus Thätiges, Lebendiges und Bewegliches, in die Freiheit geſetzt; dies iſt aber ein blos negativer Begriff, lediglich durch den Gegenſatz gegen den des Nicht-Ichs und des Dings gefunden; er iſt nur der Leitfaden zu dem Begriffe der Ichheit, kann denſelben nicht in ſeinem ganzen Weſen enthüllen. Es wäre alſo ganz falſch und ein unnützer Verſuch, die Freiheit ſelbſt an die Spitze der Ichheit ſetzen zu wollen.

Vergleichen wir alle betrachteten Thätigkeiten des Ichs, welche als die erſten uranfänglichen von allen gelten, und in der Erforſchung der werdenden Ichheit obenan geſetzt werden könnten, ſo kann dies erſtens nicht die Anſchauung ſeyn, da ſich dieſe immer auf eine äußere Erſcheinung, auf ein Nicht-Ich bezieht. Ein Nicht-Ich kann aber gewiß nicht das Erſte, Uranfängliche, Urſprüngliche ſeyn; es wäre dann nicht mehr, was es iſt, eine bloße Erſcheinung, ſondern Realität. Die geiſtige Anſchauung, die freilich nicht, wie die gemeine, eine leere iſt, weil ſie auf den Geiſt, den Sinn, die Bedeutung der Dinge geht, kann indeſſen auch nicht das Erſte ſeyn, weil ſie ſchon eine Mehrheit im Ich vorausſetzt. Eben das gilt von der *Erinnerung*, weil dieſe ſich auf ein früheres, vorhergehendes Bewußtſeyn gründet, das durch ſie wieder erwacht und wiedergefunden wird.

Das *Denken* iſt endlich auch nicht ſo beſchaffen, um die erſte Thätigkeit des Bewußtſeyns zu ſeyn, das Denken iſt wenigſtens in den bis jetzt aufgeſtellten Functionen eine Thätigkeit, die nichts hervorbringt; es verbreitet nur den Stoff, ohne ihn zu produciren. Es gibt zwar eine Art des Denkens, die etwas producirt und daher mit dem ſchöpferiſchen Vermögen, das wir dem Ich der Natur und dem Welt-Ich zuſchreiben, große Aehnlichkeit der Form hat. Das *Dichten* nämlich; dies *erſchafft gewiſſermaßen ſeinen Stoff ſelbſt und iſt eine ſpielende Thätigkeit.* Das Denken kann aber überhaupt ſchon deswegen nicht das Erſte im Bewußtſeyn ſeyn, weil es eine in ſich zurückgehende, kreislaufende Thätigkeit iſt. Das Ich iſt ſein einziger Gegenſtand, es kann immer nur ſich ſelbſt denken, daher der Kreislauf. Aus dem Denken kann man den Anfang des Bewußtſeyns nicht anders erklären, als wenn man es auf eine unbegreifliche Art ſchlechthin ſetzte, und eine begreiflichere Erklärung als durchaus unmöglich läugnete, denn ehe das Ich ſich denken kann, muß es doch vorhanden ſeyn.

Alle Thätigkeiten der Einbildungskraft, das geiſtige Anſchauen, Wiſſen und Dichten ſind nur Arten des Denkens. Das Darſtellen iſt ein äußerlich und ſichtbar gewordenes Denken, iſt Urſache und Wirkung des Denkens, Anfang und Ende deſſelben. Es entſpringt aus dem Denken, und in ſo fern der Zweck der Darſtellung geiſtige Anſchauung, dieſe aber wieder eine Art von Denken iſt, geht es auch wieder auf das Denken zurück. Das Wiſſen iſt eine zuſammengeſetzte Thätigkeit, es bezeichnet den Uebergang vom Anſchauen zum Darſtellen, iſt vollendetes Anſchauen und anfangendes Darſtellen, und übrigens, wie geſagt, nichts vom Denken Verſchiedenes, ſondern nur eine gewiſſe Art deſſelben. Es wäre alſo thöricht, im Wiſſen den Anfang des Bewußtſeyns zu ſuchen; das hieße die Sache durch ſich ſelbſt erklären.

Thun wir einen Rückblick auf das ganze bisherige Bemühen der Philoſophie, ein haltbares Syſtem des menſchlichen Geiſtes zu conſtruiren, ſo finden wir, daß ſie wirklich alle Verſuche erſchöpft hat, das Bewußtſeyn aus intellectuellen Thätigkeiten herzuleiten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es bleibt alſo nur der entgegengeſetzte Verſuch übrig, die Ableitung aus dem dem Wiſſen entgegenſtehenden Wollen, dies aber nicht in dem Sinne zu verſtehen, als eine Fähigkeit nach Zwecken zu handeln, nicht als Begehrungsvermögen, als Innbegriff aller Triebe und Strebungen, ſondern als ein Streben, welches allen in beſtimmter Richtung beſchränkten Thätigkeiten der Ichheit entgegengeſetzt iſt.

Die Beſtrebungen und Triebe können nicht die Quelle des Bewußtſeyns ſeyn, weil ſie alle eine beſtimmte Richtung haben. Eine beſtimmte Thätigkeit aber iſt in ſo fern immer eine beſchränkte, endliche und ſetzt das Beſtimmende voraus, kann alſo nie das Erſte ſeyn.

Dasjenige, was den Kreislauf des Denkens veranlaßt, was das Ich bewegt, in ſich zurück zu gehen, und dieſe ſeine Thätigkeit im Schwung hält, muß allerdings ein Streben ſeyn, nur freilich ein unbeſtimmtes, allgemeines, unbegrenztes; denn nur eine Thätigkeit, die gar keinen Zweck hat, und doch Thätigkeit iſt, die unbeſchränkt und unendlich iſt, und doch der Form nach beſtimmt ſeyn könnte, kurz, eine ſolche, die man eine ſpielende Thätigkeit nennt, kann die erſte und höchſte im Bewußtſeyn ſeyn. —

Als ein ſolches allgemeines, unbeſtimmtes Streben aber bezeichnen wir den reinen Willen; dieſer iſt ein ſeiner Natur nach ſtets in ſich bewegliches und veränderliches, durchaus unbeſchränktes Streben ohne allen Zweck und Geſetz, und zwar immer mit Bewußtſeyn, während es Triebe und Beſtrebungen gibt, die durchaus bewußtlos ſind.

Im gewöhnlichen Sinne beweiſt ſchon die Willkür, daß es ein Wollen gibt, ohne allen Zweck und Geſetz, aber dies erſcheint nicht als über die Geſetze erhaben, ſondern als ein eigenſinniges Wegwerfen aller Geſetze, aus Beſchränktheit. Die Liebe zeigt unſtreitig ein Verlangen, Sehnen, Wollen, wobei weder auf Geſetze noch Zwecke Rückſicht genommen wird, aber ſie iſt ganz frei von jener Beſchränktheit, die ſich als ein Wegſetzen über die Geſetze äußert. — Wir ſetzen alſo den *Anfang des* **Bewußtſeyns in die Liebe**, und gerade hiedurch wird es uns möglich werden, die größten Schwierigkeiten und Widerſprüche zu löſen, die bisher die vortrefflichſten Idealiſten und Intellectual-Philoſophen übrig ließen. Der weſentliche Irrthum derſelben liegt darin, daß ſie das praktiſche und theoretiſche Vermögen des Menſchen trennen. Die meiſten Intellectual-Philoſophen fangen mit dem theoretiſchen an, und laſſen dann das praktiſche darauf folgen. Von *Plato* kann man das freilich nicht beſtimmt ſagen, weil ſeine Form es mit ſich bringt, daß bei ihm beides immer mehr oder weniger gemiſcht iſt; bei den neuern Idealiſten iſt es aber ganz beſtimmt der Fall. Dieſe Trennung iſt ein Grundübel bei jenen Philoſophen, das nicht zu heben iſt, und es kommt lediglich daher, weil ſie im menſchlichen Bewußtſeyn nur das Abgeleitete ergriffen haben. — Hätten ſie *den* Theil ergriffen, der das *Ganze* iſt, ſo würde ihnen Alles vereinigt erſchienen ſeyn, und das iſt gerade dies Vermögen, welches ſie zu dem praktiſchen zählen, blos auf einer ſehr niedern Stufe des Bewußtſeyns kann es als untergeordnetes Vermögen erſcheinen. Höher und beſſer angeſehen iſt es die Quelle, der Anfang des Bewußtſeyns. Geht man hievon aus, ſo behält man das Ganze, da von dem intellectuellen Vermögen aus die Trennung unvermeidlich iſt.

Man kann die Behauptung, daß man in der Erklärung des Ichs und des Bewußtſeyns, kurz, in der Philoſophie überhaupt nicht von dem Verſtande, ſondern von dem praktiſchen Vermögen ausgehen müſſe, auch ſo ausdrücken: das Ich iſt erſt *Seele* und dann erſt *Geiſt*, in ſo fern nämlich Seele mehr auf die Triebe, das Streben, Geiſt mehr auf Verſtand ſich bezieht.

Liebe wird hier ganz allgemein genommen, ohne Beziehung auf Zweifachheit oder Einheit des Weſens, welcher Begriff aber auch nicht nothwendig darin liegt. Daß Sehnſucht eine Art Liebe ſey, wird Jeder zugeben, und zwar kann *Liebe* in dieſer

Geſtalt ſtatt haben bei einem ganz einſamen einzigen Weſen, ohne daß es dazu eines zweiten bedürfte; denn in der Sehnſucht liegt gar keine Beziehung auf ein anderes, ſchon bekanntes, gegebenes Weſen; daher iſt eben ſie die Quelle des Bewußtſeyns, der Anfang der Welt. — Aber die Liebe iſt nicht allein der Anfang des Bewußtſeyns, ſie iſt noch mehr. Daß in einem liebevollen Weſen, in ſo fern es allein iſt, die Selbſtliebe, und ſonach auch das in ſich Zurückgehen erfolgen würde, braucht hier nicht nothwendig erwähnt zu werden. Iſt das Denken, und überhaupt die allgemeine Thätigkeit des Ichs eine in ſich zurückgehende, ſo kann das auch im Großen und Ganzen gelten, und es folgt alſo, daß, wenn Liebe der Anfang der Welt und des Bewußtſeyns iſt, ſie auch das Ende und das Höchſte, das Ideal und das Maximum des Bewußtſeyns ſeyn muß.

Hiemit haben wir nun die Hauptpunkte verzeichnet, welche unſerer Betrachtung der werdenden Ichheit, der Welt und Natur zum Grunde liegen müſſen.

Hier wird dann auch erſt das Bewußtſeyn und das abgeleitete Ich in ſeinem Entſtehen aus dem Ur-Ich vollſtändig erklärt werden, da der Theil erſt aus dem Ganzen, nicht aber, wie andere Idealiſten verſucht haben, aus dem beſchränkten Ich die unbeſchränkte, unendliche, werdende Ichheit abgeleitet werden kann. Wir verweilen indeſſen einſtweilen noch bei der Charakteriſtik des menſchlichen Bewußtſeyns, die allerdings ohne die Naturlehre vollendet werden, und zugleich den Vortheil haben kann, diejenigen Punkte, deren Erklärung wir aus jener zu erwarten haben, näher zu beſtimmen; eigentlich begreiflich machen laſſen ſie ſich aber, wie geſagt, nur durch die Erklärung des ganzen Ichs, der Welt; erſt daher iſt die wahre Löſung des Räthſels zu erwarten, welches uns immer über unſer Bewußtſeyn bleibt.

Wir haben noch die productiven Thätigkeiten des Ichs zu betrachten; die einzige Art von Thätigkeit aber, die ſchon in der erſten allgemeinſten Bedeutung die productive Thätigkeit einſchließt, iſt das Dichten. Nun fragt ſich, in welchem der verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Bewußtſeyns findet ſich das Dichten. Das Denken und Nachdenken iſt eine in ſich hereingehende, das Darſtellen indeſſen eine aus ſich herausgehende Thätigkeit, und in ſo fern gewiſſermaßen ein Dichten. Inſofern es aber auf etwas Vorhandenes geht, worauf es ſich gründet, iſt es blos Werkzeug des Denkens und nicht Dichtung, denn der Dichter ſetzt nichts Vorhandenes voraus. In der Einbildungskraft ſcheint allerdings auch Dichtungsvermögen mit einbegriffen zu ſeyn, allein es kommt nicht rein darin zum Vorſchein, indem hier Gedächtniß, Erinnerung, Nachdenken und Dichten zuſammenfließen.

In der Erinnerung findet das Dichtungsvermögen gar nicht ſtatt; die Erinnerung iſt ein Wiederfinden des verlornen Selbſt, ſie ſchließt ſich dem Vergangenen treu an, während das Dichten etwas Neues aus ſich ſelbſt hervorbringt und erzeugt. Aber eben daß es ſich gar nicht in der Erinnerung findet, führt uns auf die Spur, wo wir es finden werden; der Erinnerung iſt nämlich entgegengeſetzt das Gefühl, und die durch daſſelbe zur geiſtigen erhöhete Anſchauung, und hier eben hat Erzeugung und Hervorbringung ſtatt. Es iſt die unmittelbare Berührung zweier geiſtigen Naturen, und was daraus entſteht etwas Neues. Der geiſtige Blitz des Verſtändniſſes, der aufſteigt, wenn in der unmittelbaren Berührung der Sinn aufgefaßt wird, iſt die ſchlechthin weiter nicht zu erklärende augenblickliche Schöpfung des Geiſtes, ſo zu ſagen, eine Schöpfung aus nichts, und dies Fühlen, dies augenblickliche ſchöpferiſche Berühren und Umfaſſen des Geiſtes, des Sinnes, der Bedeutung iſt offenbar nichts anders, als ein Dichten; denn dieſer Sinn, dieſe Bedeutung iſt nur in ſo fern vorhanden, als er ergriffen und ausgeſprochen wird. Wie geſagt, in dem Augenblicke, wo der Blitz des Verſtändniſſes aufgeht, iſt die Bedeutung vorhanden, der Sinn geht durch die Hülle unmittelbar von Geiſt zu Geiſt, von Herz zu Herz, es iſt durchaus ein Werk des Anſchauenden und Angeſchauten. Die geiſtige Anſchauung iſt ein unmittelbares Verſetzen in den andern, wo das Ich zum Du wird, es iſt das einzige Schöpferiſche im Bewußtſeyn. — Ohne ein geiſtiges Gefühl und die Schöpfung deſſelben wird, wiewohl man es in dem gewöhnlichen Gebrauche nicht ſo ſtreng und rein nimmt, kein Dichten gelten können.

Daraus, daß wir die productive Thätigkeit — die Dichtungskraft in das Gefühl, in die Liebe ſetzen, folgt eines Theils, daß die Dichtungskraft die eigenthümliche Denkart der Liebe, andern Theils, daß das menſchliche Bewußtſeyn nie einſam und allein, ſondern immer ſymproductiv iſt. Der angeſchaute Geiſt producirt aber ſo wohl, als der anſchauende, der den Sinn auffaßt. Dies ſteht der gewöhnlichen Theorie von der productiven Anſchauung geradezu entgegen, welche, da ſie vorausſetzt, der anſchauende Geiſt ſey für ſich allein productiv, alles glaubt aus dem menſchlichen Bewußtſeyn allein, das Ganze aus den Theilen erklären zu können, und ohne die geiſtige von der gemeinen Anſchauung zu unterſcheiden, annimmt, in der Anſchauung werde Alles, der Geiſt ſammt dem Stoff von dem Anſchauenden producirt. Ob nun der Stoff gegeben oder gemacht ſey, iſt beſonders für unſere Anſicht nicht wichtig; ja es iſt uns eine höchſt untergeordnete Frage, gar nicht ſo entſcheidend, als in einem andern niedern Syſteme des Idealismus; denn der rohe Stoff an ſich iſt eigentlich für uns nichts, iſt ein leerer Schein, ohne Sinn und Bedeutung, und wenn er nicht ganz leer wäre, iſt er doch, in ſo fern wir nichts annehmen, als Geiſt, von einem Geiſte gegeben, und dann zwar nicht von dem Anſchauenden, ſondern von dem Angeſchauten, ſo daß wir keineswegs über die Grenzen des Idealismus hinaus ſchreiten, und nicht dazu gezwungen ſind, ein Nicht-Ich und Ding anzunehmen.

Bei uns wird in der Berührung, Durchdringung und Vermiſchung der beiden Geiſter nicht Stoff erzeugt, ſondern ein Geiſt wird erzeugt im Stoffe, in der Auflöſung und dies Selbſt iſt Geiſt. Dies Räthſelhafte im ſchöpferiſchen Momente der Berührung, wo beide Geiſter Eins werden, iſt Geiſt. Dieſe Entſtehungsart eines Dritten aus der Vermählung von zweien Geiſtern in der Anſchauung iſt völlig ähnlich und gleich derjenigen, wie Naturweſen entſtehen, durch thätige Vereinigung, Durchdringung und gänzliche Verſchmelzung, nämlich zweier Kräfte in einer flüſſigen Auflöſung.

Da hier in Rückſicht auf die productive Anſchauung einmal die Rede geweſen von Stoff, ſo wollen wir eine Erklärung davon zu geben ſuchen, nur freilich keine Erklärung, woraus und *wie* der Stoff entſtehe, denn dieſe kann hier noch nicht gegeben werden. Der Stoff iſt ein Mittelding zwiſchen Geſtalt und Kraft, ein Uebergang der Kraft zur Geſtalt; was eigentlich Kraft ſey, kann auch erſt in der Weltlehre gezeigt werden. Setzen wir nun entgegen das gewöhnliche, gemeine Anſchauen, und das zweckmäßige Handeln, ſo iſt *im Anſchauen* die Kraft im Ich; die Geſtalt im Gegenſtande; im Handeln umgekehrt die Kraft im widerſtrebenden Gegenſtande, die Geſtalt aber im Ich, denn das Handeln iſt ein Bilden, Geſtalten. —

Alles, was in der Anſchauung am Gegenſtande erſcheint, iſt immer eine Geſtaltung. Der Stoff iſt nichts, als aufgelöſte Kraft oder aufgelöſte Geſtalt. Schaut man z. B. etwas mit unbewaffneten Augen an, ſo ſieht man die grobe ſichtbare Geſtalt als Geſtalt und das Uebrige, was nicht recht ſichtbar erſcheint, als rohen Stoff; iſt das Auge indeſſen bewaffnet, ſo erſcheint auch das Uebrige als Geſtalt; es war nur vorher zerfloſſen, aufgelöſt, verworren, weil nicht gehörige Kraft vorhanden war, es wahrzunehmen. Und ſo erſcheint uns denn für das Handeln ſehr oft als bloßer Stoff, was uns für die Anſchauung als Geſtalt erſcheint. Der Phyſiker kann z. B. über die Geſtaltung des Holzes nachdenken, während der Handwerker es zu ſeinem Zwecke als bloßen Stoff behandelt.

Was man zuweilen auch unter Stoff verſteht, und allerdings wohl von einer höhern Bedeutung iſt, das iſt eine ſo unendliche Mannigfaltigkeit in einem Gegenſtande, daß ſie nicht ganz überſehen, nicht mehr in einen Begriff zuſammengefaßt werden kann, ſondern den Eindruck einer unendlichen Fülle macht. Hier wird aber die höhere Bedeutung aus dem Geiſte hinzugethan; denn die unendliche Fülle kann nie angeſchaut werden, eben weil ſie unendlich iſt; die unendliche Fülle iſt vielmehr Gegenſtand einer weiſſagenden Ahnung, und dieſe Ahnung nimmt freilich eine bedeutende Stelle ein in der menſchlichen Erkenntniß; denn eben der weiſſagende, ahnende Begriff der unendlichen Fülle iſt gerade das *Allgemeinere* im Gefühle oder der geiſtigen Anſchauung. Jede enthält mehr oder weniger eine nähere oder entferntere Beziehung auf die unendliche Fülle, in ſo weit ihrer Natur nach jede eine verſchiedene, eigene, originelle ſeyn muß und es ihrer unendlich viele gibt.

Das Dichtungsvermögen, als in der nächſten Verbindung mit der geiſtigen Anſchauung, ſteht alſo auch in der nächſten Beziehung auf den ahnenden Begriff der unendlichen Fülle, und worauf ſollte ſich auch wohl das Dichtungsvermögen als das productive im Bewußtſeyn näher beziehen, da dasjenige, was die ſchöpferiſche Kraft im Menſchen erregen, und worauf ſie gerichtet ſeyn ſoll, nicht anders bezeichnet werden kann, als durch unendliche Fülle. —

Anmerk. Die unendliche Fülle, in ſo fern ſie Erkenntniß iſt, iſt Ahnung und Weiſſagung, in ſo fern ſie eine Hervorbringung, iſt ſie Dichtung; d. h. ſieht man auf die Form, ſo iſt es Ahnung, Weiſſagung; ſieht man auf die Kraft, die dabei thätig iſt, ſo iſt es die Dichtungskraft, dieſe liegt ihr zum Grunde. —

Die geiſtige Anſchauung könnte gar nicht zu Stande kommen, wenn nicht ſchon früher die Ahnung der unendlichen Fülle vorhergegangen wäre. Vor der Weiſſagung muß nothwendig ſchon eine Ahnung vorhanden ſeyn. Das, was das Auge öffnet, daß wir die Bedeutung des Angeſchauten wahrnehmen, iſt Ahnung der unendlichen Fülle. Das Erkennen in der geiſtigen Anſchauung iſt nicht ſehr verſchieden von dem Erkennen, welches ein Errathen iſt; dem Errathen geht aber Ahnen vorher; und das Ahnen kann kein anderes ſeyn, als das des Unendlichen; der Sinn für die geiſtige Anſchauung iſt eben die Ahnung der unendlichen Fülle; der Trieb nach dem Unendlichen muß Ahnung werden, er muß mit einer Ahnung (Hoffnung, — dieſe mit Glauben) verbunden ſeyn, weil ſonſt die Liebe nicht geiſtige Anſchauung werden könnte, hoffnungslos bliebe; kurz die geiſtige Anſchauung iſt zugleich ein Ahnen, Errathen und Ergreifen.

Der Stoff iſt in jener Beziehung dann nur Hülle der unendlichen Fülle und in dieſer Bedeutung kann man ihm dann auch Wirklichkeit beilegen. Es beweiſt zugleich, daß hier nur von einer geiſtigen Anſchauung die Rede ſey, da ſie nämlich blos den Geiſt auffaßt und den Stoff als Hülle läßt. Der Stoff in der gemeinen Anſchauung, der jene höhere Bedeutung nicht hat, iſt auch ohne Wirklichkeit; von ihm gilt, was früher von der Nichtigkeit und Untauglichkeit des Stoffs zur Erkenntniß iſt geſagt worden.

Stellen wir Wiſſen in die Mitte zwiſchen Anſchauen und Darſtellen, als vollendetes Anſchauen und anfangendes Darſtellen, ſo können wir es jetzt auch zwiſchen Erinnern und Dichten ſtellen, nur freilich in verſchiedener Beziehung, da die Art des Wiſſens in beiden ſehr verſchieden iſt. Intenſive iſt das Wiſſen größer in der Erinnerung, es iſt gewiß, aber beſchränkt.

Man könnte die eigenthümliche Art von Wiſſen, die in der Erinnerung ſtatt findet, am ſchicklichſten durch Kennen ausdrücken. Das Wiſſen im Dichten ſteht in Rückſicht der Intenſität und der Gewißheit auf einer unendlich niedrern Stufe, dagegen iſt es extenſiv viel größer. Selbſt das Ahnen muß, in ſo weit es einen Grund von Gewißheit hat, zu dieſem Wiſſen gezählt werden. — Wir haben es bisher mit zwei Arten des Gefühls zu thun gehabt, die wir aus dem Bewußtſeyn ſelbſt abgeleitet haben, das, was einen Theils die Sehnſucht, der durchaus unbeſtimmte und unbeſtimmbare, ſich nach allen Richtungen ins Unendliche ergießende Trieb, der in dem einſamen alleinen Ich ſtatt haben kann und als die Grundkraft aller menſchlichen Thätigkeiten und als erſter Anfang des Bewußtſeyns erſcheint; andern Theils das nicht mehr einſame, ſondern in der gemeinſchaftlichen Berührung, Verbindung und Vermiſchung mit einem andern beſtehende geiſtige Gefühl. Wir wollen dieſelben nun vergleichen mit den niederern, blos natürlichen Gefühlen, die wir am kürzeſten thieriſche nennen, wiewohl wir damit zu viel thun, da das Weſen der Thierheit erſt durch die Naturlehre erklärt werden kann. Wir können es aber als etwas Gegebenes annehmen. Auch iſt ſoviel aus dem Vorhergehenden bekannt, daß zum Anſchauen und Fühlen Wille, und zu dieſem ein articulirter Leib erfodert wird, d. h. ein Körper der Sinn hat, mit einem Wort ein Thier.

Alle thieriſchen Gefühle laſſen ſich nun auf drei Hauptgefühle zurückführen, die allen übrigen zum Grunde liegen, auf

Wohlluſt, Zorn und Furcht. Dieſe Eintheilung iſt nicht allein durch die Geſchichte der Natur ſelbſt beſtätigt, da ſie vor allen andern ſo deutlich und auffallend hervortreten, ſondern auch ſchon in ihrem innern Weſen, Charakter und Zuſammenhange zeigt ſich die Vollſtändigkeit derſelben.

Wohlluſt geht auf Verbindung, Vereinigung, Furcht auf Trennung, gänzliche Abſonderung, Zorn ſteht in der Mitte; er iſt eine Annäherung, um ſich zu trennen, eine Verbindung, um zu vernichten.

Betrachten wir dieſe Gefühle ſowohl in Rückſicht ihrer eigenthümlichen Form, als Weſen, im Verhältniſſe zu dem geiſtigen Gefühle, ſo erſcheint die Wohlluſt, in ſo fern ſie doch auf die Vereinigung geht, als das Einzige, was dieſem höhern Gefühle ganz entſpricht, und daher muß es auch als das erſte und Grundgefühl aller andern thieriſchen Gefühle angeſehen werden. Zorn und Furcht erſcheinen bei weitem nicht als ſo weſentlich, ſondern blos als nothwendige, untergeordnete Werkzeuge. Der Zorn iſt indeſſen als ein gährendes, immer durchaus bewegliches Gefühl edler als die Furcht, die ſich von Allem trennend, ſich ſtets mehr in ſich zurück- und zuſammenzieht. Der Zorn iſt doch ein trennendes und verbindendes Gefühl zugleich; und in ſo fern eine Gährung von Kräften in ihm vorhanden, wie ſie oft der Verbindung, Vermiſchung und Erzeugung vorhergeht und ſie veranlaßt, kann man ſagen, daß gewiſſermaßen ein erzeugendes Princip in ihm ſey. Er ſteht alſo auf jeden Fall noch in einiger Beziehung auf das Gefühl der Vereinigung. — Die Furcht iſt das niedrigſte Gefühl; ſie geht blos auf Trennung, iſt blos nothwendig zur Selbſterhaltung, und auch allein auf dieſe ſich beziehend. Man kann freilich wohl die Furcht ein vernünftiges Gefühl nennen; in dieſem Sinne iſt abe Vernunft etwas Unwürdiges, Untergeordnetes, bedeutet die Unterwerfung des Ichs unter das Nicht-Ich, eine bewußte, beſonnene, freiwillige Knechtſchaft und es müßte in ſo fern auch jedem Thier Vernunft zugeſchrieben werden.

Für das geiſtige Gefühl der Sehnſucht findet ſich gar kein entſprechendes thieriſches Gefühl, es ſteht in gar keiner Beziebung mit den thieriſchen Gefühlen; daher auch diejenigen, die aus dieſem alles herleiten wollen, Materialiſten und Empiriker, dies Gefühl der Sehnſucht ganz läugnen müſſen, während doch das Gefühl der geiſtigen Anſchauung durch die Beziehung, die es auf die Wohlluſt hat, gewiſſermaßen zu den thieriſchen Gefühlen herabgezogen werden kann, wie das dann auch oft geſchehen.

Jedes der Naturgefühle erzeugt einen eignen analogen Trieb, als nähere beſtimmte Richtung des allgemeinen Triebes.

Die Sehnſucht erzeugt auch ihre eigenen Triebe, die aber eben ſo, wie ſie ſelbſt, von allen thieriſchen Gefühlen abgeſchieden ſind. Die Sehnſucht, als ein unendlicher Trieb, kann in der bedingten Welt nie einen Gegenſtand haben, ſie bleibt alſo immer Sehnſucht. Indeſſen erzeugt oder belebt ſie, wie geſagt, zwei Triebe, die nicht mehr Sehnſucht ſind, in gewiſſer Rückſicht aber ihre unendliche Natur behalten. Der eine iſt der Form nach, der andere dem Inhalte nach unendlich. Dieſer der Trieb nach Erkenntniß, die Wißbegier, jener der Trieb zur ſpielenden Thätigkeit, das Vergnügen am bloßen Spiel ſeiner Kräfte. Man ſollte dies jedoch eigentlich nicht Trieb nennen, denn in der Natur findet kein Trieb zur zweckloſen Thätigkeit ſtatt, wohl aber kann, wo Kraft iſt, das Bedürfniß eines ſolchen Spieles vorhanden ſeyn, ein eigentlicher Spieltrieb, ein bloßer Trieb zur ſpielenden, zweckloſen Thätigkeit kann nur in einer verwilderten Natur ſtatt haben. — Wir wollen es alſo vielmehr ein Bedürfniß nennen. Dieſer Zuſtand iſt ſo ſehr merkwürdig in der menſchlichen Natur, indeſſen nur da, wo er in ſtarken Seelen, und zwar urſprünglich und nicht angelernt erſcheint; denn nur da, wo alle Fähigkeit zur zweckmäßigen Thätigkeit vorhanden iſt, und ſich doch eine willkürliche Richtung zur ſpielenden Thätigkeit zeigt, muß ſie aus einem höhern Princip, aus dem Weſen der Sehnſucht, als unendlicher Trieb nach allen Richtungen hin abgeleitet werden, und dann iſt die ſpielende Thätigkeit offenbar über der zweckmäßigen, weil ſie der Form nach unendlich iſt.

In der Liebe vereinigt ſich Alles; ſie iſt als Trieb und

Grundgefühl zugleich das umfaſſendſte aller Triebe und Gefühle, ſowohl der Sehnſucht, als der unterſten thieriſchen Gefühle, ſie iſt, ſo wie der Anfang, woraus alles entſpringt, ſo auch die Auflöſung, worin alles wieder zurückkehrt.

Wir gehen jetzt zu einer nähern Betrachtung der Erinnerung. Wir kamen auf den Begriff der Erinnerung, indem wir das Ich als Stückwerk, als endliches und unendliches, als Ding und Welt zugleich fanden. Daß Alles, was wir anſchauen und denken, geiſtig, daß Alles, was uns erſcheint, uns in dem Ich erſcheint, weil alles Ichheit iſt, daß alſo Alles, was in das Ich hineinkommt, ſchon in demſelben eigentlich vorhanden, daß es zum Theil auch gottverwandt iſt, haben wir im erſten Buche zur Genüge gezeigt, es kommt nun darauf an, wie und auf welche Art das abgeleitete Ich mit dem urſprünglichen zuſammenhange? Vollſtändig kann dies nur in der Weltlehre erklärt werden; vorläufig läßt ſich blos in Beziehung auf das Syſtem des Denkens das Verhältniß des einen zum andern angeben, und dies geſchieht am beſten durch den Begriff der Erinnerung. Man hat zwar auch wohl, wie nämlich Leibnitz, durch angeborne Begriffe oder durch urſprüngliche Denkgeſetze, durch einen Gegenſatz a priori und a posteriori, den Zuſammenhang des beſchränkten Bewußtſeyns mit dem unendlichen erklären wollen, allein dies iſt ſehr unbefriedigend. Wer hat denn dem Ich die Denkgeſetze gegeben? wer hat ihm dieſe Begriffe eingepflanzt? Dies bleibt immer unbeſtimmt. Jene älteſte, einfachſte Anſicht, daß in dem endlichen Ich Funken und Spuren erwachen einer ehemaligen Vereinigung mit dem unendlichen göttlichen Ich, gleich wie die Erinnerung an eine dunkle Vergangenheit, der man ſich nur halb und halb entſinnt, verdient durchaus den Vorzug, nur kommt es darauf an, genau zu beſtimmen, welche Ideen der Erinnerung angehören, und welche nicht. Bei Plato herrſcht hierin eine große Verworrenheit. Man weiß da nicht genau, was lediglich aus der Erinnerung, und was aus der Erfahrung und andern Quellen u. ſ. w. gefloſſen. Eben ſo iſt es mit jenen angeborenen Begriffen, Denkgeſetzen u. ſ. w. Hier iſt gar nicht ſo ganz rein geſondert, was nothwendig nicht anders als einen höhern Urſprung der Art, wie die Erinnerung, haben muß; die meiſten laſſen ſich aus andern Gründen erklären.

Man kann im Allgemeinen freilich Alles, was über den Horizont des endlichen Ichs hinausgeht, und aus ihm nicht zu erklären iſt, als aus der Erinnerung an die ehemalige Göttlichkeit anſehen; denn dies iſt im Allgemeinen richtig. Ein endliches Ich, dem die Fähigkeit verſagt wäre, ſich ſeines ehemaligen göttlichen Zuſtandes zu erinnern, würde auch gar keiner höhern Erkenntniß fähig ſeyn, und in ſo fern fließt dann alles, ſowohl die geiſtige Anſchauung, als die ſchöpferiſche Einbildungskraft aus der Erinnerung, und iſt dieſe die Grundlage alles Höhern und Göttlichen im Menſchen.

Allein der Form nach findet ſich hier ein Unterſchied. Sehen wir auf die ſchlechthin allgemeinſten Gedanken im menſchlichen Bewußtſeyn, auf den Begriff der Einheit und der Fülle, ſo ergibt ſich, daß der Begriff der unendlichen Fülle, der aller Naturbegeiſterung und aller geiſtigen Anſchauung zum Grunde liegt, ein Begriff, der nicht aus mannigfachen Wahrnehmungen mühſam zuſammengeſetzt, ſondern, ſo zu ſagen, ein einziger Blick iſt, und nicht eigentlich aus der Erinnerung kann hergeleitet werden. Die Erinnerung kann eben ſo wenig als die Anſchauung die unendliche Fülle ganz überſehen und erſchöpfen. Die unendliche Fülle als ſolche läßt ſich nicht anſchauen, man müßte dann eine Anſchauung annehmen, die nie vollendet werden könnte. Dieſer Begriff kommt nur, wie gezeigt werden, durch das ahnende, weiſſagende Gefühl in das menſchliche Bewußtſeyn. Es iſt weder Anſchauung, noch Erinnerung, ſondern Weiſſagung eines Gedankens, auf welchen der Menſch nicht kommen könnte, wenn er nicht durch das Göttliche darauf geführt würde. Die Weiſſagung ſelbſt iſt ein ſchöpferiſcher Act. — Der Begriff der Einheit kann hingegen durchaus nicht anders, als aus der Erinnerung hergeleitet werden; aus der Anſchauung iſt er eben ſo wenig zu erklären, als aus der Vernunft. Da wir ihn auf Alles übertragen, was wir denken und anſchauen, ſo muß er doch ſchon vorher in uns vorhanden ſeyn. Es iſt ein durchaus göttlicher

Begriff, er könnte ſich nicht in der ſterblichen Ichheit finden und der Menſch wäre nie darauf gekommen, wenn er ſelbſt nicht Eins geweſen wäre in Gott und mit Gott; denn er findet ſich als in ſich ſelbſt geſpalten und getrennt, voller Widerſprüche und Unbegreiflichkeiten, kurz, als Stückwerk, der Einheit vielmehr entgegengeſetzt; wollte der Menſch alſo blos bei ſich ſelbſt ſtehen bleiben, ſo würde ihm dieſer Begriff nie entſtehen. Daß hier nicht der gemeine Begriff der Einheit, obgleich dieſer auch erſt aus dem höhern erklärbar iſt, gemeint ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Die erſte, höchſte, urſprüngliche Einheit iſt die unendliche, in der das Unendliche und die Einheit urſprünglich und in der That eins und daſſelbe ſind; daher man dann auch ſagen könnte, der Begriff des Unendlichen müßte aus der Erinnerung abgeleitet werden; allein da es ein zweifaches Unendliches, eine unendliche Fülle ſowohl, als eine unendliche Einheit gibt, ſo gehört es auch zweien Vermögen an. Der Begriff der unendlichen Einheit iſt aber nicht blos als Gedanke zu nehmen, er iſt Gedanke und Gefühl zugleich; denn wollte man die Gefühle des Erhabenen der Rührung, die als das höchſte im Menſchen erſcheinen, auflöſen, ſo würde man ſie nicht anders, als aus der Erinnerung an die unendliche Einheit erklären können. Alle Gefühle fließen freilich in der Liebe zuſammen, indeſſen kann man auch eben von der Liebe ſagen, daß ſie die Ahnung der unendlichen Fülle ſowohl, als die Erinnerung an die unendliche Einheit ſey. Die Muſik, wo ſie mit Würde getrieben wird, hat einzig zum Zweck, die Erinnerung an die unendliche Einheit zu erregen. Die unendliche Einheit iſt alſo keineswegs ein todter Begriff, ſondern vielmehr ein durchaus lebendiger Begriff, der zugleich Gefühl iſt. — Aus dieſem lebendigen Grundquell fließt nun die gemeine, mathematiſche, endliche Einheit, die man die ſtarre nennen kann. Dieſe Einheit, wo ein Ding eins iſt, wenn es abgeſondert iſt, entſteht durch die Verbindung des Wahnbegriffes des Dings, mit dem wahren Begriffe der höhern Einheit, es iſt ein Gemiſch von Wahrheit und Irrthum. Der Begriff der Einheit, der einem Ding beigelegt wird, kann doch nur aus der Erfahrung abgeleitet werden, es iſt, wie geſagt, eine Anwendung der höhern unendlichen Einheit auf das beſchränkte Endliche. Sondert man den Begriff des Dings davon ab, ſo bleibt immer unendliche Einheit.

Es gibt noch eine andere Einheit, diejenige nämlich, die ſich in Glieder theilt, und doch wieder Ganzheit und Einheit iſt. Die gegliederte Einheit, wie ſie ſich in der Natur und Kunſt zeigt, wodurch mehrere Glieder und Kräfte aus einer Wurzel hervorgehen und zu einem Ganzen verbunden ſind. Inſofern die geringſte Zahl der Glieder, die mit einem Gegenſatze doch ein Ganzes ausmachen, drei iſt, kann man dieſe Einheit die dreieinige Einheit nennen. Der Gliederbau erfodert nothwendig einen Gegenſatz, dieſer iſt nicht ohne Zweiheit; Vereinigung und Wiederherſtellung der Einheit, nicht ohne ein Drittes möglich. Die Dreieinigkeit alſo iſt die Grundlage aller Conſtruction, wenn es gleich Conſtructionen geben kann, wo die Dreieinigkeit aus einer dreifachen und mehrfachen Dreieinigkeit beſteht. Genug, ohne Dreieinigkeit iſt keine wahre Conſtruction möglich. Dieſe organiſche Einheit in einer unendlichen Organiſation, wie bei den Naturweſen und den Werken der Kunſt, iſt eine Rückkehr aus der gemeinen ſtarren zur höhern lebendigen Einheit.

Aber nicht allein dieſe dreifache Einheit fließt aus der Erinnerung; iſt die Einheit angeboren, ſo muß auch das Entgegengeſetzte, die Zweiheit es ſeyn, da man philoſophiſch eben nicht annehmen kann, daß ein einzelnes Princip ſo iſolirt angeboren ſey. Auch läßt die Zweiheit ſich nicht aus der Einheit ableiten, ja es ergibt ſich aus der Zweiheit ſelbſt, daß nicht die Einheit allein nur aus der Erinnerung zu erklären ſey.

So wie eine dreifache Einheit, gibt es auch eine dreifache Zweiheit, wovon die erſte und dritte nie aus der Erfahrung geſchöpft werden kann. Die erſte iſt nämlich die ungleiche unendliche, bewegliche, lebendige, ſchöpferiſche Zweiheit, die am deutlichſten vorgeſtellt werden kann durch zwei unendliche krumme Linien einer unendlichen Ellipſe, wo das eine Centrum gegeben iſt im Endlichen, das andere im Unendlichen liegt. Dieſe Zweiheit ſchließt eine Verbindung in ſich; aber eine höchſt ungleiche, da das Eine über das Andere unendlich erhaben iſt. — Die zweite iſt die gemeine, endliche gleiche, ſtarre, unbewegliche; zweien parallel, ohne alle Berührung neben einander fortlaufenden Linien zu vergleichende Zweiheit. Mit dieſer begnügen ſich die meiſten Philoſophen, da wir ſehen, daß ſie es nicht weiter bringen, als bis zu einem bloßen Parallelismus zweier Thätigkeiten, die ohne Verbindung neben einander fortlaufen. Dieſe gemeine arithmetiſche, auf der völligen Gleichheit und Abſonderung beruhende Zweiheit, die eben daher weder Beweglichkeit noch Verbindung in ſich ſchließt, kann auch noch aus der höhern abgeleitet werden.

In der dritten Zweiheit findet zwar ebenfalls völlige Gleichheit, jedoch in der Gleichheit Berührung und Verbindung, gänzliche Vereinigung und Vermiſchung ſtatt. Ihr Bild iſt die Ellipſe, wo zwei unendliche Linien, deren Centra im Unendlichen liegen, ſich jedoch berühren. Sie iſt die Form aller Verbindungen und Vermählungen, die auf Gleichheit beruhen; ſie beruht, wie die dritte Einheit in der Natur und Kunſt, auf der Gliederung und Formung und iſt, wie dieſe, eine Rückkehr aus dem Starren, Unthätigen in das Freie, Bewegliche, Göttliche; wie denn überhaupt in der Natur und im Menſchen das Starre und Unbewegliche durch Organiſation und Geſtaltung zum Freien, Göttlichen zurückkehrt.

Dieſe dreieinige, gegliederte, elliptiſche Zweiheit, wo zwei völlig gleiche Eins geworden ſind, gilt auch, wenn ſie ſchon weniger vorkommt, wie die dreieinige Einheit, in dem Bau der organiſchen Natur; ſie iſt ihrer ganzen Form nach Ausdruck der Thätigkeit und des Lebens.

Wir haben alſo eine unendliche, göttliche Zweiheit, eine endliche, parallele, arithmetiſche Zweiheit, und eine gegliederte, dreieinige, elliptiſche Zweiheit. Im Ganzen gilt, was wir von der Einheit geſagt haben, auch von der Zweiheit. So wie die Liebe eine Erinnerung an die unendliche Einheit u. ſ. w. genannt worden, gilt dies auch von der unendlichen, göttlichen Zweiheit. Denn dieſe, wo das Endliche mit dem Unendlichen verbunden iſt, iſt eben, was die Thätigkeit des Lebens überall verbreitet, auf ihr beruht alle Bewegung. Das Gefühl des Erhabenen beruht eben auf dieſer unendlichen, göttlichen Zweiheit, wo das Endliche mit dem Unendlichen verbunden iſt. Das Gefühl des Erhabenen iſt ein excentriſches Gefühl; das des Schönen ein organiſches. Jenes beruht auf dem Widerſtreit in einer unendlichen verſchiedenen Zweiheit; dieſes auf der Verbindung zweier ähnlichen geiſtigen Naturen. Mit der Ableitung der Einheit und Zweiheit aus der Erinnerung haben wir die Quelle des ganzen Zahlenſyſtems angegeben. Die Einheit in ihrem ganzen Umfange iſt zwar die Grundlage des ganzen Zahlenſyſtems überhaupt, aber wir haben ſchon geſagt, die Zweiheit läßt ſich nicht aus der Einheit herleiten, ſie muß auch aus der Erinnerung gefloſſen ſeyn.

Dieſe beiden ſind die erſten urſprünglichen Grundzahlen; aus ihnen folgen die zehn einfachen Grundzahlen, aus dieſen alle übrigen.

Iſt einmal durch das urſprüngliche Vorhandenſeyn der Einheit zugleich mit der Unendlichkeit im Bewußtſeyn, durch Erinnerung, die Möglichkeit überhaupt eines Zahlenſyſtems gegeben, ſo iſt es auch die eine unendlich große und kleine Zahl. Dies ergibt ſich aus der Freiheit des Ichs, die ja in der Ausdehnung und Zuſammenziehung beſteht; aus $^1/_0$ $^0/_1$ laſſen ſich alle nur denkliche Brüche machen.

Alſo: die Einheit und Zweiheit müſſen als urſprüngliche Zahlen angenommen werden. Sie können aus keiner andern abgeleitet werden. Die Dreiheit iſt in der Einheit ſelbſt gegeben durch die Rückkehr der gemeinen Einheit zu der höhern. Die Vierheit entſteht aus der Verdoppelung der Zweiheit, ſie iſt eine nothwendige Ergänzung der Zweiheit und gehört mit zu ihrem Syſteme. Denn ſoll die ſtarre, parallele Zweiheit doch verbunden, geſchloſſen, geſtaltet und geformt werden, ſo kann dies nicht anders geſchehen, als durch Verdoppelung, durch das Quadrat. Dieſe Zahlen nun geben zuſammen Zehn, wie auch ſchon die Pythagoräer bemerkt haben:

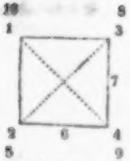

und hierbei kann der Philoſoph füglich ſtehen bleiben; aus dieſen einfachen Zahlen, zuſammengenommen mit dem unendlich Großen und Kleinen, müſſen ſich alle andern ableiten laſſen.

Nach unſerer Denkart ſind demnach die Zahlen die einzigen, angebornen, urſprünglichen Begriffe; alle andern, für ſolche ausgegebene, laſſen ſich auf andere Weiſe befriedigend erklären. Daß nicht die ganze, unermeßliche Menge von Zahlen als eben ſo viele urſprünglich eingeprägte Eindrücke betrachtet werden können, verſteht ſich von ſelbſt aus dem Geſagten, es iſt nur die Rede von den erſten Grundzahlen, alle übrigen ſind der Combination der Einbildungskraft zuzuſchreiben.

Und hiemit haben wir den Zweck unſerer Unterſuchung erreicht: genau anzugeben und zu beſtimmen, was in unſerm Bewußtſeyn lediglich aus der Erinnerung herzuleiten ſey.

Das ſterbliche Ich war ehemals verbunden mit dem, deſſen es ſich jetzt erinnert. Die Begriffe der unendlichen Einheit und Zweiheit würden nicht im ſterblichen Ich ſeyn, wenn es nicht im frühern göttlichen Seyn Eins und Zwei geweſen wäre. Das Räthſel aber, wie es ehemals im unendlichen Ich Einheit und Zweiheit geweſen, kann erſt durch die Betrachtung des Weltichs ſelbſt gelöſt werden.

Nachdem wir nun die verſchiedenen Vermögen des höhern Bewußtſeyns, das Gefühl der geiſtigen Anſchauung, die Einbildungskraft, und den Verſtand, die Sehnſucht und Liebe und zuletzt die Erinnerung, jedes einzeln betrachtet haben, wollen wir durch eine allgemeine Ueberſicht das Ganze zu vollenden, und in gehörige Klarheit zu ſetzen ſuchen.

Konnte der erſte Abſchnitt der der *Anſchauung* auch der der Vernunft genannt werden, ſo dieſer zweite der der *Erinnerung* und *des Verſtandes*, auch der der *Liebe*, da in ihr Alles zuſammenfließt, aus ihr Alles abgeleitet wird. Allein im Gegenſatz gegen das erſte Buch iſt der Begriff, in dem ſich Alles vereinigt, doch vielmehr der Begriff des *Verſtandes*.

Der Verſtand bringt alle Kräfte und Fähigkeiten, die als Arten des freien Denkens aufgezeigt werden, in *Eins*, macht den Geiſt zu einem *Ganzen*, er beherrſcht ihn in allen ſeinen Theilen, und in ſo fern auch die Vernunft, ja er verbindet ſich mit ihr, aber dergeſtalt, daß er ihr Grenzen ſetzt und ihr Gebiet anweiſet.

Das Weſen des Verſtandes beſteht aber in der *Freiheit des Denkens* und in der *Anordnung* der Conſtruction. Das freie Denken iſt in der Einbildungskraft gegeben, der Verſtand iſt nicht, wie dieſe, ganz frei, aber auch nicht ſo gebunden, wie die Vernunft; er iſt *thätig* aber *geordnet*.

Was iſt nun das eigentliche Geſchäft des Verſtandes, was ſein Zweck und Beginnen? Warum weicht er ab von der gänzlichen Freiheit der Einbildungskraft, und fügt ſich zum Theile wieder unter das Geſetz der Vernunft, in ſo weit er auf eine geſetzmäßige Ordnung ſieht? — Dieſer Zweck, dieſes Geſchäft muß im Ich, in dem Gebiete des Bewußtſeyns geſucht werden; denn würde es außerhalb deſſelben geſetzt, ſo würde der Verſtand unter die Herrſchaft eines Dings gerathen. Und zwar iſt dieſer Zweck im *geiſtigen* Theile des Bewußtſeyns gegeben; der Verſtand iſt überhaupt ſelbſt nichts, als Geiſt, wenigſtens mehr Geiſt, als Seele; dieſe ſteht in naher Beziehung auf das Gefühl, aber er iſt geordneter, ausgeſprochener, gebildeter Geiſt; er iſt im innern Weſen Geiſt, conſtruirte, gebildete Seele. Sein *Geſchäft* iſt, den Stoff der Einbildungskraft, der Erinnerung und des Dichtungsvermögens in Begriffe zu conſtruiren. Die bloße Zweckmäßigkeit und den Gebrauch können wir nicht als den Zweck deſſelben annehmen; das hieße die Sache von dem gemeinen Standpunkte der Vernunft anſehen; wir müſſen vielmehr den Zweck des Verſtandes darin ſetzen, daß das geiſtige Bewußtſeyn ſelbſt verſtärkt und erhöht werde. Das Weſen des Verſtandes iſt alſo *Beſinnung*, *Beſonnenheit* die Frucht deſſelben. In dem höhern Sinne, wo nämlich das Ich die ganze Welt umfaßt, kann man auch ſagen: *Selbſtbewußtſeyn* iſt das Geſchäft des Verſtandes.

Der Verſtand ſoll den Stoff des Wiſſens ordnen und ausſprechen. Wiſſen, welches wir in die Mitte von allen Thätigkeiten ſetzen, die das Bewußtſeyn umfaßt, zwiſchen Anſchauen und Darſtellen, und zwiſchen Erinnerung und Weiſſagung, heißt die *Welt denken*. Mehr läßt ſich nicht vom Wiſſen ſagen; damit iſt es jedoch noch kein Verſtehen, denn Verſtehen läßt ſich nicht ohne Einverſtändniß denken. Zum Verſtändniß gehört nothwendig Mittheilung; die Darſtellung iſt der Prüfſtein des Verſtehens. Das Wiſſen iſt aber unter allen den verſchiedenen Arten von Denken das *innerſte* Denken, daher auch klar, was ſonſt unbegreiflich ſcheint, daß man wohl etwas wiſſen kann, ohne es recht zu verſtehen und ohne daß man ſich deſſen in ſeinem ganzen Umfange bewußt iſt. — Man muß es ordnen und ausſprechen; erſt dann wird es deutlich und das iſt eben die Sache des Verſtandes, ſo lange man ſich nicht ſich und andern deutlich machen kann, verſteht man noch nicht vollkommen.

Das Wiſſen, etwas durchaus Innerliches, geht blos auf den Stoff, das Verſtehen iſt auch etwas Aeußeres, geht auch auf die Form. Der Verſtand iſt Wiſſen dem Geiſte und dem Buchſtaben nach; da das weſentlich Unterſcheidende des Verſtandes in der Mittheilung beſteht, gehört eben auch das *Wort* weſentlich zum Verſtande; verſteht ſich *Wort* im allgemeinen, höhern wiſſenſchaftlichen Sinne, als Bild des Geiſtes, entweder als willkürliches oder natürliches Sinnbild; als bloſer Ausdruck eines geiſtigen Sinnes iſt das Wort nothwendig ein Bild, weil alle Darſtellung bildlich iſt; und ſo beſteht dann das Weſen des Verſtandes in der Verbindung des Geiſtes und des Wortes durch den Begriff; die Begriffe ſind ſeine Formen. Hieraus folgt nun noch eine nähere Beſtimmung für das *Ideal* des Begriffs. Wir haben früher geſagt, daß der organiſche Gliederbau allerdings Regel und nothwendige Form des Begriffes ſey, daß aber doch der Sinn und der lebendige Geiſt allemal das Höchſte und Letzte ſeyn müſſe, weil ſonſt alle noch ſo organiſch conſtruirte, noch ſo herrliche Formen doch immer leer ſind, wie dann auch kein Stoff organiſch werden kann, ohne daß Sinn darin iſt. In Beziehung hierauf ergibt ſich alſo aus dem Vorhergehenden, daß jeder Begriff ein Wort d. i. ein Sinnbild für eine geiſtige Anſchauung ſeyn müſſe, umgekehrt die gewöhnliche Forderung: jedes Wort ſoll einen Begriff enthalten. Der Begriff ſoll nach uns nicht allein eine willkürliche Conſtruction und Anordnung von allerlei Stoffen, ſondern zugleich ein Sinnbild, ein den Geiſt ausdrückendes Wort ſeyn; daraus folgt weiter, daß jeder Begriff immer auch etwas Unerklärbares, Unauflösbares, Unbegreifliches enthält, nicht als etwas, was gar nicht in das menſchliche Bewußtſeyn eingehen könne, ſondern was ſich durch den bloßen Begriff und durch alle Conſtruction nicht mittheilen läßt, wozu die geiſtige Anſchauung durchaus nothwendig iſt, während Begriffe, die blos willkürlich conſtruirt ſehr begreiflich ſind, durch den bloßen Begriff begriffen werden können. —

Begriffe, wie wir ſie hier verlangen, ſind was Kant, Fichte und vor ihnen ſo viele Andere Ideen nennen, dieſe ſind eben, ſo viel und mancherlei Definitionen die verſchiedenen Philoſophen auch davon gegeben, nach aller Uebereinſtimmung zwar Begriffe, enthalten aber wegen ihrer Beziehung auf das Unendliche und überhaupt wegen der hohen Stufe, worauf ſie ſtehen, etwas Unbegreifliches und Unerklärbares.

In Rückſicht auf die andern Philoſophieen beſteht alſo der Unterſchied unſerer Anſicht lediglich darin, daß bei uns alle philoſophiſchen Begriffe Ideen ſeyn müſſen, dies fremde Wort demnach ganz wegfällt. Alle andern Begriffe ſind uns blos Urtheile der Vernunft, die gar keine Erkenntniß geben, blos praktiſche, mathematiſche Begriffe, ganz null für die Philoſophie. —

Für die geiſtige Anſchauung ergibt ſich bei dieſer ſchließlichen Ueberſicht eine neue Beziehung. Biſher war blos von der Beziehung auf das Gefühl die Rede, und dies iſt allerdings immer das Weſentliche und Erſte. Jetzt aber, wo wir die Erinnerung näher betrachtet haben, wird auch eine Beziehung auf dieſe begreiflich; die geiſtige Anſchauung kann wohl die höhere Erinnerung erregen: manche Gefühle, welche die geiſtige Anſchauung begleiten, enthalten ſolche Erregungen der heiligen Zahlen in unſerem Seelen-Grunde, z. B. bei der Muſik.

Man könnte das Weſen des Höchſten in der vollkommenſten geiſtigen Anſchauung, nämlich des Schönen, darin ſetzen, daß Beides, die Ahnung und Weiſſagung der unendlichen Fülle und die Erinnerung an die unendliche Einheit, urſprünglich darin zuſammen traf. Man ſetzt zwar auch allgemein das Weſen der Schönheit in die Mannigfaltigkeit und Einheit; aber dies iſt meiſtens nur ganz oberflächlich aufgefaßt; man ſetzt das Weſen der Schönheit in die Form, ohne auf den Geiſt und die innerliche, tiefe Bedeutung zu gehen.

Das Gefühl der Schönheit, als Verbindung der unendlichen Einheit und der unendlichen Fülle, wie wir es nehmen, fällt wieder zuſammen mit dem Gefühle der Liebe.

Die Betrachtung des Gefühls wird ſehr vervollkommnet und erhöhet werden, wenn wir eines Theils in Rückſicht der undenklichen Mannigfaltigkeit und großen Miſchung der Gefühle, andern Theils in Rückſicht der Subjectivität des Gefühls, wie bei der Ableitung des Zahlenſyſtems, aus der Erinnerung, die einfachen Grundzahlen, ſo auch die einfachen Grundgefühle herauszufinden ſuchen.

Wie kann das Gefühl, das als eine durchaus blos innere Anregung und Verwandlung nur eine ſubjective Beziehung auf das Ich iſt, wie kann es Wahrheit geben und Allgemeinheit? Und was iſt dann von ſo vielen mannigfaltig verſchlungenen und verwebten Gefühlen das erſte, einfache Urgefühl, das ſich verhält zu jenen, wie die Primzahlen zu der unendlichen Reihe der andern Zahlen?

Kurz, mit einem Worte, welche ſind die *einfachen* und zugleich die *wahrhaften* Gefühle?

Ein ſchlechthin einfaches, aber eben daher auch unerklärbares, unbegreifliches Gefühl iſt die *Freude*, unerklärbar, d. h. man muß es ſelbſt gefühlt haben, durch den Begriff allein kann man es nicht kennen, denn iſt es ganz leer; denn nur zuſammengeſetzte Gefühle laſſen ſich wohl durch Begriffe mittheilen c).

Das der Freude entgegenſtehende, auch einfache Gefühl iſt der *Schmerz*. Abſtrahiren wir nun von dem Unbegreiflichen in beiden, halten uns blos an dem durch allgemeine Wahrnehmung Gegebenen, und betrachten ſie im Verhältniß zu den andern Thätigkeiten und Zuſtänden des Ichs, mit welchen ſie zuſammentreffen und zuſammenbeſtehen, ſo finden wir, daß die *Freude* iſt die Uebereinſtimmung unſeres Wollens mit dem Denken; Denken, was wir denken wollen; Denken natürlich im allgemeinſten Sinne genommen; *Schmerz* aber etwas denken müſſen, was wir nicht wollen, und zweitens wollen müſſen, was wir nicht denken können; in ſo fern nämlich in dem Ich außer dem Wollen nichts als das Denken iſt; denn Alles, was wir äußere Gegenſtände nennen, iſt ja nur dadurch, daß wir *denken* in Beziehung auf das Ich. Denken und Vorſtellen vertritt uns die Stelle des Seyns; alles Seyn wird uns zum Denken, wir ſind nichts, als was wir denken d). Die Freude iſt, wie man ſieht, einfacher als der Schmerz, da von ihr nur Eine Erklärung, von jenem aber mehrere ſtatt haben. Es iſt immer ein mannigfaltigeres Gefühl, es iſt *Unzufriedenheit*, die Freude-*Sehnſucht*. Jene Uebereinſtimmung oder Nicht-Uebereinſtimmung des Denkens und Wollens macht die Form dieſer Gefühle aus; eigentlich iſt es wohl daſſelbe, wie die Uebereinſtimmung oder Nicht-Uebereinſtimmung mit dem *Vollkommenen*. Freude und Schmerz ſind die unmittelbaren Wahrnehmungen der Uebereinſtimmung oder Nicht-Uebereinſtimmung. Bleibt man aber blos hierbei, bei dem Inhalte der Gefühle, dem Vollkommenen ſtehen, ſo iſt man zu ſehr im Widerſpruche mit der Wirklichkeit, wo wir ſehen, daß Menſchen ſich über etwas freuen, was unvollkommen und unrichtig iſt; auch giebt es ſo viele

Modificationen von Freude und Schmerz, als es Arten des Vollkommenen gibt, z. B. des Schönen, Guten, Erhabenen und was aus der Zuſammenſetzung für verſchiedene Arten entſtehen mögen. Abſtrahiren wir vom Stoff und halten uns allein an der Form, an der Uebereinſtimmung des Denkens und Wollens, ſo fällt dieſe Schwierigkeit weg und wir können uns ganz gut erklären, warum jede Erreichung eines Zwecks Freude erregt, wenn ſchon ſie unklug und unſittlich iſt und gegen ein Geſetz der Natur und der Kunſt anſtößt.

Was die Wahrhaftigkeit anbelangt, ſo iſt gewiß, daß alle Gefühle, die ſich auf die gemeine Wirklichkeit, auf das Bedürfniß, kurz, auf die Endlichkeit beziehen, keine wahrhafte, ſondern ganz inhaltsleere ſind, denn es gibt, wie ſchon oft geſagt, nur Ichheit; nur dieſe iſt wahr und wirklich, alles andere auf der Beſchränktheit, auf dem Vorurtheile des Dings beruhende Täuſchung. Ein wahrhaftes Gefühl muß alſo in Beziehung ſtehen auf das Ich, auf die Welt (als werdende Ichheit); und ein ſolches wäre denn die Freude, die ſich auf die unendliche Einheit und die unendliche Fülle bezieht. Das, was man überhaupt unter geiſtiger Freude verſteht, die Freude am Guten, Schönen, Erhabenen, an jeder Art von Erkenntniß, Witz u. ſ. w., kurz, an geiſtiger Erweiterung und Thätigkeit im allerweiteſten Umfang; das frohe Bewußtſeyn der Ergreifung des geiſtigen Sinnes, der Vereinigung mit einem andern Geiſte, das Gefühl des Verſtändniſſes und Einverſtändniſſes. Es iſt dies zwar mit dem irdiſchen verwandt, geht aber aus dem Sterblichen zum Göttlichen; auch die Verbindung der ſterblichen Ichheiten iſt ein Mittel zur Rückkehr zum Göttlichen.

Daß die Freude im ſterblichen Bewußtſeyn immer etwas mit andern Gefühlen gemiſcht, nie ganz rein vorkommt, iſt klar; in ſo fern ſie aber eine Beziehung enthält auf die Welt in dem angegebenen Sinne, als den einzigen eigentlichen Inhalt, den es gibt, iſt ſie allerdings ein wahres, inhaltvolles Gefühl. Je reiner die Freude iſt von fremden Beimiſchungen, deſto geiſtiger iſt ſie. Die Sehnſucht kann daſſelbe wie die Freude, die Welt zum Gegenſtande haben und in ſo fern iſt auch ſie ein wahrhaftes Gefühl. — Ganz anders iſt es mit den vielen Gefühlen, die ſich durch die Nothwendigkeit der Selbſterhaltung in dem vernünftigen an die Thierheit gebundenen Ich finden. Dieſe ſind ihrer Natur nach ganz ohne Inhalt und ohne alle Wahrheit. Bei der tiefern Unterſuchung würde man hier auf die Frage kommen, wie die Ichheit an die Thierheit gebunden ſey; dieſe iſt aber erſt durch die Naturlehre zu löſen. — Genug, ſo wie alle einzelnen, ſo ſind die Grundgefühle der thieriſchen Natur ohne Wahrheit und ohne Inhalt. — Furcht und Zorn gehen blos auf die Beſchränktheit, auf das Bedürfniß. Die Furcht iſt lediglich auf die Selbſterhaltung gerichtet.

Wohlluſt und Schmerz, in ſo fern ſie noch einige Verbindung eingehen mit der geiſtigen Luſt und Unluſt, und als Bindungs-Mittel dieſer dienen, ſtehen auf einer höhern Stufe; ſie ſind edler wie jene. In ſo fern ſie aber doch ſinnliche Gefühle ſind, auf das Bedürfniß, das Beſchränkte gehen, immer inhaltleer. — Im Gegenſatz gegen die ſinnlichen Gefühle unterſcheiden ſich die geiſtigen nicht allein durch ihre Wahrhaftigkeit, ſondern auch durch ihre größere Einfachheit; nicht auf die Bedeutung und den Gehalt, ſondern blos allein auf den Charakter geſehen, beſteht das Unterſcheidende der geiſtigen und ſinnlichen Luſt lediglich darin, daß letztere ſehr gemiſcht iſt mit den andern Gefühlen, mit Zorn, Schmerz und Furcht; die geiſtige Luſt, obwohl als ſolche eine thätige, bewegliche, iſt doch ruhig und ganz gelinde, die ſinnliche dagegen mehr herb und unruhig und dies eben wegen der Beimiſchung der andern Gefühle.

III. Abſchnitt

Theorie des menſchlichen Bewußtſeyns im Beſondern.

Bisher gingen wir aus von dem Bewußtſeyn überhaupt. Wir fanden zuerſt ein gemeines, niedriges (vorausgeſetzt, daß das Weſentliche des Ichs in Freiheit und Thätigkeit beſteht) weder in Rückſicht auf das *Ideal* des *Bewußtſeyns*, noch in Rückſicht auf die *Geneſis*, die *Entſtehung* des *Bewußtſeyns*, noch auch in Rückſicht auf *Erkenntniß* nur irgend befriedigendes Bewußtſeyn. Dann erhoben wir uns zu einem höhern, vollendeten, in dieſen Punkten Genüge leiſtenden Bewußtſeyn, wiewohl es doch immer noch hinweiſt auf das *höchſte Bewußtſeyn der Natur*, und erſt von da aus das Ganze des Bewußtſeyns in dem Verhältniß des *Höhern zum Niedern* erkannt werden kann.

Ehe wir hiezu übergehen, verweilen wir noch bei dem beſchränkten, abgeleiteten, menſchlichen Bewußtſeyn, indem wir das, was wir im höhern Bewußtſeyn gefunden, auf daſſelbe anzuwenden, und ſo die Charakteriſtik des untergeordneten, *niedern* Bewußtſeyns in ſeinem *Verhältniſſe zum allgemeinen*, ſoweit das hier ſchon möglich, zu vollenden ſuchen. — Wir verfahren wie vorher im zweiten Abſchnitt und fragen: was iſt das *Höchſte*, was das *Eigenthümlichſte*, was das *Erſte* im menſchlichen Bewußtſeyn?

Das Höchſte haben wir offenbar da zu ſuchen, wo ſich die größte, die nächſte Beziehung auf das Unendliche, das göttliche Bewußtſeyn zeigt. Ein Gedanke oder Begriff kann dies nicht ſeyn, da dieſe zu beſchränkt ſind, nie das Höchſte ſeyn können, ihnen immer Gefühle zu Grunde liegen. Es muß nothwendig auch ein Gefühl ſeyn. Ein ſolches Verhältniß beſtimmendes Gefühl aber zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen iſt das *Gewiſſen*. Es iſt das Vermögen, worin alle Verhältniſſe des menſchlichen zum göttlichen Bewußtſeyn vorkommen. Eine Fühlbarkeit, eine Empfindlichkeit der Verhältniſſe zwiſchen Menſch und Gott; wir nehmen es hier rein *ideel* und *theoretiſch*, wiewohl es allerdings, eben weil es das Höchſte iſt im menſchlichen Bewußtſeyn, welches ſich auf die Gottheit bezieht, auch *moraliſch* und *religiös* genommen werden kann. Es iſt hier als ein blos *theoretiſcher Begriff* aufgefaßt.

Alles *Wiſſen* beruht auf dem *Verhältniß* des endlichen und unendlichen *Ich*. Das Gewiſſen iſt die Vermittlerin, der

Schlußſtein alles Bewußtſeyns. Aber es iſt nicht allein das Centrum alles Wiſſens und die Grundlage aller Gewißheit, ſondern es ſteht auch noch, wenigſtens für uns, in einer großen Beziehung auf die Liebe, nicht als ob die Liebe zuerſt und nothwendig in dieſer Geſtalt erſchiene, es iſt die Bedingung und das Criterium der Liebe im Menſchen.

Die reinſte Geſtalt, worin die Liebe vorkommt, iſt freilich die Sehnſucht; allein der Einfluß irdiſcher Gefühle und Leidenſchaften, und das Gewirre menſchlicher Zwecke trübt beim Menſchen dies zarte, ſtille, ſanfte Gefühl und hindert die Entwicklung der Liebe in dieſer Geſtalt zu ſehr, als daß man ſie allein darauf begründen könnte. Das Gewiſſen begleitet im Menſchen immer die Liebe, es iſt eine nothwendige Bedingung derſelben, ein ſicheres Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit und Gewißheit. — Und ſo iſt dann offenbar in jeder Rückſicht die Gewiſſenhaftigkeit das Höchſte im menſchlichen Bewußtſeyn.

Fragen wir zweitens nach der eigenthümlichen, ſpecifiſchen Form des menſchlichen Bewußtſeyns, als abgeleiteten, vernünftigen Bewußtſeyns überhaupt, nicht, wie es in unſerer menſchlichen Individualität allein beſteht, ſondern wie es auch bei Bewohnern anderer Planeten, in ſo fern da auch ein abgeleitetes ſtatt finden könnte, fragen wir nach der eigenthümlichen Form des abgeleiteten Bewußtſeyns überhaupt, ſo finden wir, daß ſie in das Fragmentariſche zu ſetzen ſey.

Wir haben früher geſagt: wir ſind nur ein Stück von uns ſelbſt, und gerade durch dieſe Einzelnheit und Abgeriſſenheit unterſcheidet ſich das abgeleitete Bewußtſeyn. Diejenige Thätigkeit aber, wodurch das Bewußtſeyn ſich am meiſten als Bruchſtück kund gibt, iſt der Witz, ſein Weſen beſteht eben in der Abgeriſſenheit und entſpringt wieder aus der Abgeriſſenheit und Abgeleitetheit des Bewußtſeyns ſelber *). — Dieſe Fähigkeit, worauf ſonſt zu wenig Rückſicht genommen wird, iſt die eigenthümliche, individuelle Form, worin das Höchſte des menſchlichen Bewußtſeyns erſcheint, in ſo weit es überhaupt ein abgeleitetes und untergeordnetes iſt.

Bisher war bei allen Thätigkeiten des Ichs, bei der Einbildungskraft, beim Denken, Darſtellen, Erinnern u. ſ. w. noch gar nicht die Rede von dieſer Fähigkeit; ſie iſt eine von allen dieſen verſchiedene, eigene Modification der Denkkraft, nicht minder verſchieden auch von der Vernunft und dem Verſtande, wiewohl ſie auf dieſen, wie auf die Einbildungskraft eine Beziehung hat. Die Vernunft iſt leidend, der Witz aber frei und ſpielend. Der Verſtand iſt nun auch frei, indeſſen doch nur bedingt frei, während der Witz ein durchaus ſpielendes Denken iſt. Von dieſer Seite könnte man ihn beinahe mit der Einbildungskraft für eines und daſſelbe halten, wie er denn ja auch wirklich nur eine eigene Form des Denkens, eine eigene Modification der Denkkraft überhaupt und vorzüglich die ſpielende Einbildungskraft iſt. Wohl zu merken aber: eine Form des abgeleiteten fragmentariſchen Bewußtſeyns; dies macht den charakteriſtiſchen Unterſchied. Selbſt die ſpielenden Werke der Einbildungskraft haben immer noch einen Zuſammenhang unter ſich, der Witz aber tritt ohne alle Beziehung auf das Vorige, einzeln, ganz unerwartet und plötzlich auf, als ein Ueberläufer gleichſam, oder vielmehr ein Blitz aus der unbewußten Welt, die für uns immer neben der bewußten beſteht, und ſtellt auf dieſe Weiſe den fragmentariſchen Zuſtand unſeres Bewußtſeyns ſehr treffend dar. Es iſt eine Verbindung und Miſchung des Bewußten und Unbewußten. Ohne alle Abſicht und bewußtlos wird plötzlich etwas gefunden, was mit dem Vorhergehenden gar keinen Zuſammenhang hat, vielmehr im Gegentheil immer gleichſam in einem grellen Widerſpruche ſteht; dasjenige aber, was uns darin bewußt iſt, iſt mit der größten Klarheit und Helle verbunden.

Bei Gelegenheit dieſer ſich auf die fragmentariſche, abgeriſſene Geſtalt unſeres Bewußtſeyns beziehenden Thätigkeit könnte man fragen: gibt es etwa auch eine eigene Form des Bewußtſeyns, die ſich auf die Schranken unſeres Bewußtſeyns bezieht; dies nicht blos um das ganze Verhältniß der beſchränkten Ichheit, und ihr Verhältniß zu der unbeſchränkten, den Zuſammenhang des Ichs mit ſeinen Schranken, und wieder das Entſtehen derſelben zu erklären. Dies kann ſich erſt durch die Theorie der Welt ausweiſen; ſondern blos, um in Rückſicht auf die Charakteriſirung des Bewußtſeyns zu wiſſen, ob ſo wie durch den Witz das höhere Bewußtſeyn in das niedere gleichſam herunterfährt, es ſo auch einen Zuſtand gebe, der uns aus dem niedern Bewußtſeyn über die Schranken hinaus in das hohe, freie, unendliche hinaufhebt? Und wirklich iſt ein ſolcher in der Begeiſterung vorhanden.

Sehen wir auf das, was in der Begeiſterung bei dem Menſchen vorgeht, ſo iſt es offenbar ein Gefühlszuſtand, und zwar iſt das Gefühl nicht im Thieriſchen und Endlichen beſchränkt, ſondern es bezieht ſich durchaus auf das Unendliche; ſey dies nun als ein wahrer, wirklicher Begriff aufgefaßt oder ſey es nur eine Einbildung — ſo daß man eigentlich die Begeiſterung ein Gefühl, ja Leidenſchaft für das Unendliche nennen kann. Sehen wir andrer Seits auf die Wirkung bei der Begeiſterung, ſo iſt ein Weggeriſſenwerden aus uns ſelbſt heraus, ergriffen gleichſam von einer fremden Uebermacht. Es ſcheint, als ſtiege wunderbarer Weiſe ein ganz anderes fremdes Bewußtſeyn in uns hinein. Ein ſolches Wegreißen über unſere Schranken hinaus iſt nun freilich an und für ſich nicht möglich, eben ſo wenig als das Hereintreten eines ganz fremden Bewußtſeyns in uns, da bei einer nähern Bekanntſchaft mit dem Ich einleuchtet, daß Alles ſchon in uns liegen müſſe (daß Offenbarung als Action und Reaction, als Einwirkung von Außen und Rückwirkung von Innen Statt haben könne — davon abſtrahiren wir). — Bedenken wir aber, wenn zwar wir uns zugleich endlich und unendlich finden, wie vielerlei Bedingungen und wie mancherlei Schwierigkeiten die Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeyns in höherem Sinne, und beſonders die Entwicklung des Gefühls des Unendlichen unterworfen iſt, da die Menſchen durchaus mehr an dem Endlichen kleben, ſo wird ganz deutlich und klar, daß uns das Erwachen dieſes Gefühls als Begeiſterung d. h. als Erhebung über uns ſelbſt erſcheinen muß. Zugleich iſt hiemit klar, daß das, was meiſtens Eingebung genannt wird, im Grunde nichts anderes iſt, als aufgegangenes Bewußtſeyn unſerer Unendlichkeit. Es macht aber einen ſo ſtarken Abſtand gegen das gewöhnliche Bewußtſeyn, daß es wirklich ſcheint, als trete ein fremdes Ich in das unſere herein. — Hiemit wird jedoch nicht geläugnet, daß es nicht eine Begeiſterung geben könne, die wirklich Eingebung wäre. —

Für die Entwickelung des menſchlichen Bewußtſeyns iſt die Begeiſterung offenbar das Wichtigſte. Für das Bewußtſeyn überhaupt dürfte freilich Sehnſucht die erſte Form der Liebe ſeyn. Für das blos menſchliche Bewußtſeyn kann dies aber nicht ſtatt finden, da, wie geſagt, die Zartheit, Ruhe und Lindigkeit dieſer Form durch die untergeordneten, materiellen Gefühle getrübt wird.

Die Begeiſterung iſt als eine Leidenſchaft den menſchlichen Bedingungen viel angemeſſener, und wenn ſie nur wahre Begeiſterung, nämlich Erhebung des Endlichen zum Unendlichen iſt, doch auch das, worauf es eigentlich ankommt.

So wie das Gewiſſen die Grundlage, der Witz die eigenthümliche Form, ſo iſt die Begeiſterung der Anfang des höhern Bewußtſeyns im Menſchen, ſie reißt uns zuerſt über die Schranken des niederen hinaus und eröffnet uns die Ausſicht in die höhere, göttliche Welt.

Inſoweit das menſchliche Bewußtſeyn doch immer mit dem göttlichen in Beziehung iſt, verſteht es ſich überhaupt, daß alle Schranken nur relativ und nie abſolut ſeyn können. Indicationen davon finden ſich auch bei andern Zuſtänden und Fähigkeiten des menſchlichen Bewußtſeyns, nämlich bei dem Gefühle des Schönen oder der Freude über die Vereinigung der unendlichen Einheit mit der unendlichen Fülle. Es iſt dies immer mit einem Verlieren und Vergeſſen aller Perſönlichkeit, als Schranke des Bewußtſeyns, verbunden. Der Gedanke der unendlichen Einheit hebt alle Trennung und Verſchiedenheit, mithin alle Perſönlichkeit auf, und ſo wie dieſe uns dahin verſetzt, wo keine Trennung mehr ſtatt hat, ſo ſetzt uns die unendliche Fülle in einen Zuſtand, wo alle Trennung vereinigt, wo Alles vermiſcht und verbunden iſt. — Eben weil auf dieſe Weiſe dieſes Gefühl des Schönen immer begleitet iſt mit einer gänzlichen Vergeſſenheit unſerer ſelbſt, ſo hat auch der Ausdruck der Entzückung, wenn das Gefühl dem Grade nach ſehr intenſive, ſehr ſtark und tief iſt, etwas ganz Wahres; es bezeichnet das Verlieren, Herausgehen aus ſich ſelbſt ſehr gut.

Es kommen noch andere Zuſtände im menſchlichen Bewußtſeyn vor, die durch ihre Form einigen Functionen des höheren Bewußtſeyns entſprechen: ſolche ſind der Traum und der Wahnſinn; beide ſind freilich durch die Organiſation bedingte Zuſtände und beſonders letzterer meiſt nur aus der Organiſation zu erklären, gehören alſo eigentlich nicht mehr in die Philoſophie, ſondern in die Phyſik; weil ſie aber durch die eigenthümliche Form des Bewußtſeyns, die bei ihnen erſcheint, mit der allgemeinen Form der Thätigkeit des höhern Bewußtſeyns eine Vergleichung darbieten, ſo können ſie allerdings auch auf dem Gebiete des philoſophiſchen Bewußtſeyns in Erwägung gezogen werden. Nirgends und nie iſt die Einbildungskraft beim Wachen ſo ſpielend, ſo ungebunden, wie im Traum, da man doch nie ſo ganz von allem Zwecke, von allem Geſetze der Vernunft und des Verſtandes abſtrahiren kann; und der Wahnſinn, die Raſerei iſt ein Bewußtſeyn, welches gänzlich über ſeine Schranken hinausgeht, wo wirklich ein fremder Geiſt oder Dämon in den Menſchen gefahren und ihn zu beherrſchen, zu regieren ſcheint; daher dann auch Dichter und Seher oft ihre Begeiſterung einen Wahnſinn oder gar Raſerei, natürlich geiſtiger, höherer Art, nannten und ſpielende Dichtungen ſo oft mit Träumen verglichen werden. Was kann beſſer, beſtimmter einen ſpielenden Zuſtand bezeichnen, als der Traum, und was lebendiger und auffallender einen excentriſchen Zuſtand, als der Wahnſinn.

Der Begriff der Begeiſterung gibt uns auch noch eine neue Anſicht von den Leidenſchaften überhaupt. Diejenigen, die wirklich groß ſind durch ihre intenſive Stärke und Kraft, oder durch ihren Gegenſtand, d. h. die Rückſicht des einen oder des andern, in Beziehung ſtehen auf das Unendliche, haben Verwandtſchaft mit der Begeiſterung und können mißverſtandene Begeiſterung genannt werden.

So haben wir denn nun das Erſte, Eigenthümlichſte und H[illegible] menſchlichen Bewußtſeyn aufgewieſen. Es iſt uns hier jedoch nicht ſo ſehr darum zu thun, auf dieſe Weiſe den Anfang, die Form und die Grundlage des höheren Bewußtſeyns anzugeben, als die Vollkommenheit und Unvollkommenheit des menſchlichen Bewußtſeyns zu betrachten und die Mittel ihrer Vervollkommnung aufzuſuchen.

Die Anlage, ſich als unendlich zu finden, iſt freilich eine urſprüngliche, ſie bedarf jedoch, wie geſagt, einer Entwickelung, und dieſe geſchieht zuerſt durch die Begeiſterung. Das höhere Bewußtſeyn iſt aber überhaupt ſehr ſelten und wenig entwickelt; das niedere, uns ſtets begleitende Bewußtſeyn drückt uns immer. Der ganze Fehler liegt urſprünglich in der Schwäche des höhern gegen das niedere. Dieſem abzuhelfen, iſt das Weſentlichſte für die Vervollkommnung des menſchlichen Bewußtſeyns.

Die Begeiſterung kann dieſem urſprünglichen Fehler nicht abhelfen, da ſie ein vorübergehender Zuſtand in einzelnen Aufſchwingungen iſt. Durch ſie iſt freilich das Gefühl des Unendlichen ſehr ſtark und ſtärker, als das der Endlichkeit, weil ſie aber nicht dauert, ſo iſt ſie nicht geeignet, den unaufhörlichen Einfluß des niedern Bewußtſeyns durchgängig zu hemmen; auch wird durch ſie, da ſie in ihrer erſten Erſcheinung ein fremder Eintritt in unſer Bewußtſeyn iſt, die Freiheit beſchränkt, die doch, als dem Ich weſentlich, in dem höhern Bewußtſeyn nothwendig erhalten werden muß.

Durch die Begeiſterung entſtehen uns, inſofern ſie die Eröffnung des höchſten Bewußtſeyns iſt, zwei Arten des Bewußtſeyns, wovon uns das eine immer über das andere verloren geht, wenn es nicht noch ein Drittes gäbe, worin beide ſtatt haben können. Ein ſolches iſt uns das Gewiſſen, ein Vermögen, welches nicht ſo ſehr durch die Thatſache gefunden, als zur Vervollkommnung des Bewußtſeyns gefodert wird. Hiemit wird nicht geſagt, daß es ſich nicht in der Wirklichkeit fände, und durch Beobachtung beſtätigt würde, ſondern es iſt ein Vermögen, welches nicht geradezu nothwendig zum Bewußtſeyn gehört, und daher in ſehr verſchiedenen Graden ſtatt hat, nicht überall ganz entwickelt, bei vielen ſehr ſchwach, bei vielen gar erſtorben iſt. — Der Begriff deſſelben, wie wir ihn zum Theil ſchon aufgeſtellt haben, iſt ſehr leicht. In dem gewöhnlichen Sinne iſt es eine unmittelbare Wahrnehmung — alſo ein Gefühl — das Gefühl von dem Schlechten und Guten, von dem Verhältniſſe des Menſchen zum Willen Gottes, der als eine Stimme im Buſen ſpricht, welches im Grunde gleich mit der philoſophiſchen Bedeutung; denn philoſophiſch ausgedrückt iſt es das Verhältniß-Gefühl des endlichen zum unendlichen, des niedern zum höhern Bewußtſeyn. — Das Gewiſſen, wenn es einmal vorhanden, iſt ein ſtetes, allgegenwärtiges, Alles begleitendes, immer fortwirkendes Gefühl, nicht ein Gefühl, das uns wie die Begeiſterung aus den Schranken unſeres Bewußtſeyns herausreißt, ſondern das uns ganz eigen, und als ein Gefühl einer wirkſamen Thätigkeit ganz ruhig und klar iſt. Es bezieht ſich nicht auf eine beſtimmte Geſtalt des Endlichen und Unendlichen, ſondern, wie geſagt, auf das Verhältniß beider, und da nun alles Wiſſen von dem Verhältniß des höhern und niedern Bewußtſeyns abhängt, ſo haben wir das Gewiſſen die Grundlage des Wiſſens genannt; beſonders auch in der Beziehung, wo es als das alles Denken begleitende Verhältnißgefühl zur Beſonnenheit führt. Es iſt das Vermögen, welches für den Menſchen die Liebe ſichert, wie ebenfalls früher ſchon bemerkt worden. Die Liebe erſcheint meiſtens in der Form der Begeiſterung; wegen der Verwandtſchaft dieſer mit andern Gefühlen und Leidenſchaften; ſcheint aber oft wahre Begeiſterung, was keine wahre Liebe iſt. Die Liebe iſt das Kennzeichen der Begeiſterung, das Gewiſſen das Kennzeichen der aufrichtigen Liebe, und ſo der Aechtheit beider. Liebe, als das Criterium der Begeiſterung, muß als ein liebevolles Gemüth und Geſinnung gedacht werden, im Gegenſatze des feſten Charakters gegen einen vorübergehenden Zuſtand. — Das Gewiſſen iſt die Gewährleiſtung für die Aechtheit der Begeiſterung und die Wahrheit der Liebe. Es iſt die eigenſte, innerſte, freieſte und thätigſte Thätigkeit in uns, gleichſam der Kern des Bewußtſeyns; es ſchwebt als Verhältniß-Gefühl in der Mitte zwiſchen den zwei Welten, in die unſer Bewußtſeyn getheilt iſt, frei von dem Einfluß der höhern Weſen in der geiſtigen Anſchauung, wo wir, wenn das Gefühl der unendlichen Fülle allein herrſchend iſt, unſer Ich und die Perſönlichkeit wie ein Tropfen in dem Ozean ſich verlieren, unſere Freiheit und Eigenthümlichkeit alſo ſehr ungewiß wird, — und eben ſo frei von der Herrſchaft des Dings, der Täuſchung des Nicht-Ichs, in die wir durch die gemeine irdiſche Anſchauung treten. Während andere Gefühle des Unendlichen uns aus uns ſelbſt herausziehen, zieht uns das Gewiſſen, als unſere eigenſte, allerinnerſte Thätigkeit auf uns ſelbſt, auf unſere Perſon und Individuum zurück; nicht jedoch auf das Individuelle blos nach ſeiner Beſchränktheit, ſondern auf das allgemeine Individuelle und ſeinen Gegenſatz; nicht auf das Irdiſche allein, ſondern auf das Verhältniß und den Gegenſatz deſſelben gegen das Göttliche. — Es rettet uns vor der Herrſchaft der Sinnenwelt und ſchützt uns vor der Uebermacht der höhern Geiſter.

Aus dieſem Verhältniß-Gefühle nun entſpringen mehrere andere, oder ſind wenigſtens daraus leicht zu erklären; ſo das Gefühl der Demuth. Dies ſteht nur da freilich, wo es eine edle, freie, ſchöne Unterwerfung unter das Göttliche, kurz, das Gefühl eines liebevollen Gemüths iſt, in naher Beziehung auf das Gewiſſen; denn es geht ja ebenfalls auf das Verhältniß des Menſchlichen und Göttlichen.

Wir haben ſchon vorhin geſagt: das Gewiſſen, wenn es einmal vorhanden iſt, ſey immer nothwendig da. Wir können fodern, daß ein gewiſſenhafter Menſch immer gewiſſenhaft ſey, während wir nicht fodern können, daß die Begeiſterung immer fort dauern ſolle. Dieſe würde bald erlöſchen und zur gemeinen Leidenſchaft herabſinken, wenn ſie nicht von dem Gewiſſen erhalten würde.

Durch dieſe Stätigkeit, und beſonders durch jene doppelte Beziehung zugleich auf das Endliche und Unendliche bildet das Gewiſſen einen dritten Faden des Bewußtſeyns, der durch die andern immer fortgeht, und zugleich dasjenige iſt, was dem Geiſte die Tiefe des Bewußtſeyns und die Fülle der Beſonnenheit gibt, wie man auch ſieht, daß gewiſſenhafte Menſchen immer auch beſonnen zu ſeyn pflegen. — Das Gewiſſen iſt der beſtändige

Träger, Erhalter und Bewahrer des höhern Bewußtſeyns und die Quelle der Beſonnenheit, die der Zweck des Verſtandes iſt, wenn man von dem äußern Zwecke und Gebrauche abſtrahirt; es iſt die Fähigkeit, wodurch wir mit der Fülle von Beſonnenheit mehrere Fäden, die im Bewußtſeyn zugleich angeknüpft werden, fortführen können, und dies iſt daſſelbe, was die Philoſophie in ihrem höhern philoſophiſchen Bewußtſeyn aufzuſtellen ſich bemüht in natürlicher, kunſtloſer Geſtalt. Es gibt kein höheres Bewußtſeyn, als das Gewiſſen. Sieht man ab von der Trennung in zwei Welten und abſtrahirt von allen Zwecken und Abſichten, ſo daß nichts bleibt als die ſpielende Thätigkeit der Einbildungskraft, worin alle Arten des Denkens, Anſchauens und Erinnerns, irdiſches und göttliches zuſammenfließen, ſo iſt doch hier das Gewiſſen noch keineswegs mit inbegriffen. Dies ſchwebt doch immer noch über der Einbildungskraft, und bildet eine eigene Reihe von Denken, ein eigenes Bewußtſeyn für ſich. Freilich nehmen wir hier den Begriff des Bewußtſeyns immer ganz rein in hoher Vollendung gedacht. —

Muß die Philoſophie vom Ich ausgehen, und ſoll ihr Inhalt anders nichts ſeyn, als eine Geſchichte des Bewußtſeyns, ſo folgt ſchon daraus die Nothwendigkeit, daß ein hoher Grad von Beſonnenheit vorhanden ſeyn müſſe; denn um das Ich kennen zu lernen, wird ein Vermögen erfodert, alles in unſerm Bewußtſeyn feſthalten und zu einem beliebigen Grade von Deutlichkeit erheben zu können, und zwar in einer beſtimmten methodiſchen Richtung. Das Ich muß gleichſam verdoppelt und ſelbſt in dieſem Zuſtande feſtgehalten werden, ſo daß zwei Reihen von Denken in dem philoſophiſchen Denken und Nachdenken entſtehen.

Dies Ideal des philoſophiſchen, methodiſchen Nachdenkens, das ſehr ſchwer und wohl ſchwerer als irgend ein Ideal der Kunſt zu erreichen, iſt ganz richtig; aber unrecht iſt es, wenn das in dieſem Ideale gefoderte, zweite, höhere Bewußtſeyn als ein ganz künſtliches, durchaus von dem Bewußtſeyn des Lebens abweichendes und ihm entgegengeſetztes aufgeſtellt wird. Es iſt nur ein erhöheter Zuſtand deſſelben, das Bewußtſeyn des

Bewußtſeyns, das Leben des Lebens ſelbſt; kurz, daſſelbe was in der Gewiſſenhaftigkeit und der durch dieſelbe hervorgebrachten Beſonnenheit, in natürlicher, kunſtloſer Geſtalt erſcheint, nur ſtrenger und conſequenter, d. i. methodiſch gebildet; dies macht den einzigen Unterſchied. Sonſt iſt die Fortführung einer doppelten Reihe von Thätigkeiten in unſerm Bewußtſeyn eine bloße philoſophiſche Künſtelei, ohne Realität, dahingegen das als Verhältnißgefühl des Endlichen und Unendlichen den ganzen Umkreis des Denkens und Bewußtſeyns umfaſſende dritte Bewußtſeyn, das *Gewiſſen*, die höchſte Realität hat. Ohne dieſe Grundlage würde das höhere philoſophiſche Bewußtſeyn, deſſen die Philoſophie ſich oft als eines eigenen Werks rühmt, nie zu Stande kommen.

Die Betrachtung des Gewiſſens führt uns zur Betrachtung des Begriffs des *Guten*, welches keineswegs ganz in die Moral zu verbannen, da dieſer Begriff in ſehr naher Beziehung ſteht auf die theoretiſche Philoſophie. Das Gewiſſen iſt das Vermögen, das Gute zu fühlen, mit einem Wort das *ſittliche Gefühl*. Ein anderes ſittliches Gefühl, das ſich unmittelbar auf das *Gute* bezöge, gibt es nicht, oder es ſind Gefühle, die aus dem Gewiſſen abzuleiten, wie die *Demuth*.

Das Gewiſſen hat das zum Gegenſtande, was in der Frage von dem, *was da ſeyn ſoll, oder nicht, das Wichtigſte* iſt. Das Gute drückt ſelbſt nichts anders aus, als das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen. Betrachten wir das Göttliche ganz unabhängig für ſich ohne Rückſicht auf ſein Verhältniß zum Irdiſchen, ſo iſt es das Schöne und Wahre. Das Gute iſt nun zwar eigentlich nichts anders, als dieſe Begriffe, nur in dem Verhältniß des Göttlichen zum Menſchlichen.

Viele Philoſophen, die ſich ſonſt zu einer hohen Anſicht der Welt und der Gottheit erhoben, haben das Gute für ganz identiſch mit dem *Vollkommnen* und *Realen* erklärt. Nur das Eine unendlich vollkommene Weſen iſt real und gut, ſagen ſie; alle Fehler, Laſter u. ſ. w. ſind nur Mängel und Beſchränkungen; ſo Leibnitz und Spinoza. — Dieſer Begriff des Guten hebt den Begriff des Gewiſſens ganz auf, der doch ſo allgemein vorhanden und die Uebereinſtimmung aller beſſern Menſchen iſt. Ein Begriff, der ſo wichtig und nöthig iſt, daß abgeſehen von allem moraliſchen Zweck und Sinn, die Philoſophie ihn erfinden müßte, um ein höheres Bewußtſeyn zu conſtituiren. — Das Gute in bloßer Beziehung auf das Unendliche allein gedacht, iſt alſo ganz falſch, es ſoll vielmehr auf das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen bezogen werden. Hier iſt nicht, wie dort, das Böſe eine bloße Negation, ſondern, mit der allgemeinen Ueberzeugung übereinſtimmend, dem Guten geradezu entgegengeſetzt. — Das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen kann nämlich zweifach ſeyn, gemäß oder nicht gemäß: das Endliche ſucht ſich entweder mit dem Göttlichen zu vereinigen, oder ſich von demſelben zu trennen.

Das Gute iſt nun zwar nicht identiſch mit dem Vollkommenen, auch nicht mit dem Wahren und Schönen, wie die realiſtiſchen Philoſophen behaupten; indeſſen liegt ihnen doch allen dreien der Begriff des Vollkommenen zu Grunde; es kommt alſo darauf an, dieſen zu unterſuchen.

Das Schöne, Wahre ſind wie das Gute nur relative Begriffe, indem ſie ſich, wie dies auf ein freihandelndes Weſen ſich bezieht, ſo auf ein erkennendes und geiſtig anſchauendes Weſen beziehen; abgeſehen von dieſen Beziehungen beruhen ſie alle auf dem Begriffe der Vollkommenheit. — Der gewöhnliche, aber falſche Begriff der Vollkommenheit iſt der der innern Vollendung, die in bloße Gleichheit und leere Einheit und Identität geſetzt wird. Dieſer Begriff kann wohl den Dingen als untergeordneten Weſen zukommen, aber nicht dem ſchöpferiſchen Ich der Welt. Vollkommen kann nur der Inbegriff des Ganzen, alſo nur die Gottheit und die Welt ſeyn. Einzelne Weſen können nur vollkommen ſeyn, inſofern ſie ſich dem Göttlichen annähern. Nun iſt die Welt aber, als in einem unendlichen Werden, der Inbegriff einer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit. Die unendliche Fülle iſt das Weſentlichſte in der Freiheit der Ichheit und der werdenden Natur; daraus folgt, daß dies auch der Hauptbeſtandtheil der Vollkommenheit, die Einheit nur das Untergeordnete, die Nebenbedingung ſey. Das Ich würde nicht

Ich, die [illegible] nicht Welt, Gott nicht Gott ſeyn, wenn ſie nicht Eins wären; aber die Vollkommenheit der Welt liegt deswegen nicht darin, ſondern in der Fülle, im Reichthum. — e)

Inſoweit das in ſich ſelbſt Vollendete nichts anders ſeyn kann, als die Verbindung der Einheit und die unendliche Fülle, iſt unſer Begriff der Vollkommenheit derſelbe, wie bei andern Philoſophen; nur ſind bei uns die Beſtandtheile in umgekehrter Würde genommen; bei jenen iſt die Einheit die Hauptſache, die unendlichen Mannigfaltigkeiten nur Nebenſache.

Sehen wir auf die Erkenntnißquelle dieſer beiden Beſtandtheile, ſo fließt die unendliche Einheit aus der Erinnerung, und die unendliche Fülle aus einem weiſſagenden Vorgefühl jenes Lebens, das wir nie ganz erſchöpfen, nie im eigentlichen Sinne anſchauen können; und ſehen wir auf das, was zwiſchen beiden in der Mitte ſteht, ſo kommen wir allerdings auf den Begriff des in ſich Vollendeten. — Jedes Weſen, ſowohl der Natur, als der Kunſt, das auf Vollkommenheit Anſpruch macht, muß organiſch ſeyn, muß durch Gliederung jene beiden Beſtandtheile in ſich vereinigen. Das Gegliederte iſt eben, was den Begriff des in ſich Vollendeten ausſpricht. Die Gliederung iſt das Mittel, wodurch bei der Fülle die Einheit erhalten wird. Aber dies betrifft doch nur immer das Aeußere, die Form; in Rückſicht auf den Stoff und Inhalt finden wir die Liebe in der Mitte; dieſe vereinigt, wie ſchon früher erwähnt worden, die Erinnerung an die unendliche Einheit mit der Ahnung der unendlichen Fülle; iſt alſo das Höhere, Weſentliche, worauf es am meiſten ankommt.

In Rückſicht auf die ſtarre Vollkommenheit der bloßen Einheit erinnern wir noch, daß ſich neben dem Begriffe der Einheit noch andere Grundzahlen in der Erinnerung finden. Jene höhere Art von Zweiheit, die ungleiche, die wir die ſchöpferiſche nannten, iſt nicht minder vollkommen, als die Einheit ſelbſt, in Beziehung auf die unendliche Fülle, und die Möglichkeit für beſchränkte Weſen an derſelben Theil zu nehmen. Sie dient eben ſo, die unendliche Fülle zu umfaſſen, als die Einheit, ja ſie hat den Vorzug, daß durch ſie die unendliche Fülle auf eine thätige Weiſe umfaßt wird.

Wir haben hier den Begriff der Vollkommenheit nur ganz im Allgemeinen, weder in Rückſicht auf die Natur und Welt, noch auf die Moral, ſondern lediglich für die Theorie des Bewußtſeyns abgehandelt. Es muß aber die Theorie des Bewußtſeyns nicht blos theoretiſch, ſondern auch praktiſch ſeyn; nicht blos das Ideal des Bewußtſeyns aufgeſtellt, ſondern auch die Mittel zu ſeiner Erreichung, zur Vervollkommnung des abgeleiteten, beſchränkten Bewußtſeyns gezeigt werden. In dieſer Rückſicht war früher die Rede vom Gewiſſen, und ſo wie das Gewiſſen wäre nun auch der Begriff der Vollkommenheit in Beziehung zu ſetzen auf die Unvollkommenheit des menſchlichen Bewußtſeyns, und das Mittel, ihr abzuhelfen.

Der Mangel des menſchlichen Bewußtſeyns, dem das Gewiſſen, als die einzige Bedingung der ſteten Verknüpfung und Verbindung des Göttlichen mit dem Irdiſchen, abhelfen ſollte, war die Schwäche des höhern gegen das niedere. Dies betrifft aber blos den Inhalt, es gibt noch eine andere Unvollkommenheit in Rückſicht der Form, inſoweit nämlich das abgeleitete, menſchliche Bewußtſeyn nur Stückwerk, nur Bruchſtück der Ichheit iſt, — wie kann nun Zuſammenhang und Einheit in dies Bruchſtück kommen?

Die dazu geeignete Fähigkeit und Thätigkeit iſt die Erinnerung, dieſe gilt in mehr, als einer Hinſicht in mehr als einem Kreis. Durch die transcendentale Erinnerung der angebornen Grundzahlen kommt zwar die Einheit in unſer Bewußtſeyn, aber ſie ergänzt es noch in einem andern untergeordneten Sinne. — Indem die Erinnerung ihrem Weſen nach immer auf den erſten Anfang und Urſprung zurück[illegible] ergänzt ſie nicht allein, ſondern begründet auch das Bruchſtück unſeres Bewußtſeyns.

Die Frucht der Erinne[illegible] in jeder Hinſicht iſt Geſchichte, und Geſchichte jeder Art iſt was dem Stückwerk unſeres Bewußtſeyns Zuſammenhang und Begründung gibt, die Geſchichte als eine entwickelte, völlig ausgebildete Erinnerung; daher auch diejenige Erkenntniß, die an und für ſich Werth und Intereſſe hat, ohne allen Zweck und andere Beziehung. Wodurch kommt wohl mehr Zuſammenhang und Klarheit in unſer ſittliches Bewußtſeyn oder unſern Charakter, als durch die Fülle der Erinnerung von uns ſelbſt; von der Entwicklung und Ausbildung unſerer ſelbſt? wiewohl die höchſte Einheit dadurch nicht allein zu erreichen; es bezieht ſich doch immer nur auf einzelne Lücken, nur auf den Zuſammenhang unter ſich; — jene höchſte Einheit iſt nur durch das Gewiſſen möglich, als wodurch die niedere Einheit an die göttliche angeknüpft wird.

Daß im Ganzen, ſo wie der Anfang des Bewußtſeyns in dem *reinen Willen, der Liebe* geſucht worden, ſo auch die Vollendung deſſelben in der Liebe geſucht werden müſſe, iſt ſchon geſagt worden.

Wenden wir uns nun zu einem einzelnen Theile des Bewußtſeyns, ſo fragt ſich, welcher Grad von Vollkommenheit ſindet im Wiſſen Statt? Dies iſt dasjenige, worauf wir in der Theorie des Bewußtſeyns am meiſten zu ſehen haben, ſofern wir von dem Praktiſchen abſtrahiren.

Es kann hier nicht die Rede davon ſeyn, ob es Schranken gebe, die das Wiſſen nicht überſchreiten könne, nicht von einer abſoluten Grenzbeſtimmung der Erkennbarkeit, wie ſie Kant und Locke angenommen und Fichte doch auch noch in ſeinem Nicht-Ich von Kant beibehalten hat; ſondern blos von der Anwendung des Begriffs der Vollkommenheit auf die Thätigkeit des Wiſſens.

Die Erkenntnißquelle der beiden Beſtandtheile der Vollkommenheit, der unendlichen Einheit und Fülle waren eines Theils die Erinnerung, andern Theils die Ahnung. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß nur die Erinnerung gewiß ſey und mit ihr der Gegenſtand derſelben, die Einheit und was ſich darauf bezieht; dahingegen die unendliche Fülle und mit ihr alles, was ihr anhängt, nur durch die geiſtige Anſchauung ins Bewußtſeyn kommt und daher nur ungewiß erkannt, nur geahnet werden kann; nicht zwar als ob die unendliche Fülle in der Philoſophie ſelbſt nicht könnte begründet werden, ſondern ſie iſt nur kein Gegenſtand der gewiſſen, ſichern Erkenntniß; unſichere Vermuthung hat hier ihr Spiel. — Inſofern nun aber die unendliche Fülle gerade das Wichtigſte, der höhere Beſtandtheil iſt, folgt, daß das menſchliche Wiſſen ſehr unvollkommen ſey. Welches Vermögen könnte dieſer Mangel, dieſe Ungleichheit der ſichern Erkenntniß der Einheit, und der ungewiſſen der Fülle vermitteln, dies kann kein anderes ſeyn, als der Witz.

Schon im allgemeinen Begriff des Witzes liegt eine doppelte Beziehung auf Einheit und Fülle, inſofern er nämlich auf Aehnlichkeit und auf Verſchiedenheit zugleich geht. Es läßt ſich zeigen, daß, je größer die Fülle iſt, die er umfaßt, je entfernter die Gegenſtände, die er verbindet, deſto höher und combinatoriſcher der Witz iſt.

In Beziehung auf das Wiſſen, oder überhaupt auf alle andere Thätigkeiten, kann man den Witz als das Vermögen, die Aehnlichkeiten zwiſchen Gegenſtänden aufzufinden, die ſonſt ſehr unabhängig, verſchieden und getrennt ſind, und ſo das Mannigfaltigſte, Verſchiedenartigſte zu Einheit zu verbinden, den combinatoriſchen Geiſt nennen. Obwohl im Ganzen der Witz wie das Gewiſſen eine ſehr allgemeine Fähigkeit, ſo iſt er doch in dieſem höhern Sinne eine ſeltene, nicht bei jedem anzutreffende Gabe. Dies iſt auch der Grund, warum wir im Allgemeinen die Wiſſenſchaften ſo arm finden; denn dieſer Combinationsgeiſt eben iſt es, was den Wiſſenſchaften und beſonders der Philoſophie Reichthum und Fülle gibt; ohne ihn ſind ſie trocken, dürre und leer. —

Es iſt einmal ausgemacht, daß die unendliche Fülle nicht aus der tranſcendentalen Erinnerung herzuleiten, ſondern blos Gegenſtand des Gefühls, der geiſtigen Anſchauung, ja daß ſie nicht einmal eigentlich angeſchaut, ſondern blos durch einen weiſſagenden Blick errathen, und ſo alles, was ſich auf unendliche Fülle bezieht, nur durch eine Art von Divination erkannt werden kann. Worin beſteht nun aber der combinatoriſche Geiſt anders, was iſt er anders, als ein glückliches Errathen deſſen, was ohne dies nicht aufzufinden wäre. Er iſt mit einem Wort die Kraft der Erfindſamkeit, das erfinderiſche Genie, und erhebt, indem er die Fülle zur Einheit verbindet, das Gefühl, die Anſchauung der Fülle, gleichſam zur Wiſſenſchaft.

Der Witz alſo iſt nicht allein die eigenthümliche Form des anſchauenden Geiſtes, ſondern in ſeiner höchſten Bedeutung — auch das höchſte Princip des Wiſſens. Dasjenige, was die durch Divination erfundene Fülle durch Combination in wiſſenſchaftliche Form bringt, und ſo den engen Kreis des mit Gewißheit Gewußten zu großem Reichthum und Mannigfaltigkeit erweitert. —

Sehen wir auf die Geſchichte der Philoſophie, ſo finden wir bei genauer Unterſuchung, daß die Haupt-Ideen der großen Erfinder in der Philoſophie lediglich Producte des in andern Formen, und in andern Fächern, allgemein als Witz anerkannten combinatoriſchen Geiſtes ſind.

Daß der Witz das Princip der wiſſenſchaftlichen Erfindſamkeit ſey, ſcheint im Widerſpruch mit dem, was früher geſagt, der Witz ſey eine durchaus ſpielende Thätigkeit, nur eine Modification der Einbildungskraft, aber die ſpielende Thätigkeit iſt dem Begriffe des Wiſſenſchaftlichen in höherem Sinne eben nicht widerſprechend; im Gegentheil hat ſie, inſofern wir alles Höhere in die Freiheit ſetzen, nothwendig den Vorrang vor dem Beſtimmten, der Regel, der Form und Methode. Man muß die wiſſenſchaftliche Beziehung des Witzes nicht mit dieſer verwechſeln. Die Methode iſt allerdings etwas durchaus Nothwendiges und in ihrer höchſten Strenge etwas ſehr Vortreffliches, aber ehe ſie angewandt wird, muß eine Idee, ein Princip vorhanden ſeyn, woran ſie ausgeübt wird; es muß etwas Erſtes geben vor aller Methode. Dieſe erſten Ideen können alſo auch gar nicht an die Methode gebunden ſeyn. Selbſt in der Wirklichkeit ſind die beſten und höchſten Ideen meiſt immer wahre Einfälle und ganz zufällige Hervorbringungen.

Sehr irren diejenigen, die alle wiſſenſchaftliche Erfindſamkeit leugnen, und die Möglichkeit einer ſo vollkommenen Methode vorgeben, die alle Erfindung unnöthig mache.

Daß es keine wiſſenſchaftliche Erfindſamkeit gebe, widerlegt die Geſchichte der Philoſophie gar zu klar; ſolche Idee der Methode aber, die über das Genie geſetzt, und wodurch dieſes überflüſſig wird, verträgt ſich gar nicht mit unſerer Philoſophie.

Jene Philoſophie ſetzt Alles in die Form, unſere Philoſophie ſtellt das Gefühl, das ſie aller menſchlichen Erkenntniß zu Grunde legt, als das reelle auf: die Form iſt ihr nur das untergeordnete.

Indeſſen der Grund des Widerſtreits liegt noch tiefer, darin nämlich, daß die vollkommen realiſtiſche Philoſophie als erſtes Princip die unendliche, ewig ſich ſelbſt gleiche, abſolute Einheit annimmt, dieſe als das einzige, wahre und wirkliche, alle Fülle und Mannigfaltigkeit hingegen nur als Täuſchung betrachtet. Hiemit fällt nothwendig alle Erfindung weg, da dieſe nämlich auf der Wirklichkeit der Fülle und Mannigfaltigkeit beruht.

Das Weſen unſerer Philoſophie beſteht gerade vorzüglich in der unendlichen Fülle; ſie ſtimmt am meiſten mit der des Leibnitz überein, während ſie der des Spinoza entgegengeſetzt iſt.

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Witz, ſo wie die Einbildungskraft, ſich zuletzt der Herrſchaft des Verſtandes fügen muß. Wir haben an ſeinem Ort geſagt, daß der Verſtand die Fülle der Einbildungskraft anordnen müſſe. Die Fülle der Erfindung, des combinatoriſchen Geiſtes muß er nicht allein ordnen, ſondern auch prüfen und ſichten, da viele Hervorbringungen des Witzes als plötzliche Einfälle nicht voreilig und irrig ſeyn können.

Und ſo lernen wir dann hier auch den Verſtand, den wir bisher nur als Vermögen der Gedanken-Anordnung und Gliederung betrachteten, noch von einer neuen Seite kennen, in ſeiner Beziehung nämlich auf den Begriff des Wahren und Vollkommenen. In Rückſicht auf das Vermögen der Prüfung gehört auch der Scharfſinn mit in das Gebiet des Verſtandes. Tiefſinn bezeichnet den Grad der Entwicklung des Begriffs des Vollkommenen des Ichs der Welt, der Scharfſinn die Anwendung dieſes Begriffs.

Anmerk. Sehen wir auf dieſe Thätigkeit des Prüfens, wo der Verſtand die einzelnen Gedanken und Begriffe an den Begriff des Vollkommenen hält, ſo ſcheint ſeine weſentliche Form mehr auf Zweiheit zu beruhen, während die gemeine Vernunft auf Identität und Einerleiheit beruht.

Der [illegible] des Prüfens ſetzt nothwendig Zwei voraus, das was und das, womit verglichen werden muß. Dies gibt ihr eine Aehnlichkeit mit der Anwendung der gemeinen Vernunft, mit der Urtheilskraft im gewöhnlichen Sinne, wo auch immer Zwei: Subject und Prädicat, erfodert werden. Aber das logiſche Urtheil iſt ein bloßes Subſummiren des Beſondern unter das Allgemeine. Es iſt hier nur eine Thätigkeit vorhanden. Das Ding, das Beſondere, das Subject wird hier als fixirt, als beharrlich gedacht und liegt todt da. Bei dem Prüfen des Verſtandes verhält es ſich ganz anders. Das, womit verglichen wird, der Begriff der Vollkommenheit, muß als identiſch mit der Macht der Welt, frei thätig und eben ſo das, was verglichen wird, als lebendig gedacht werden. Das Urbild kann kein todtes, beharrliches ſeyn, da es die Ichheit der Welt ſelber iſt, und ſo auch wieder das Beſondere nicht, da es das Wirkliche iſt, das aber nur wirklich iſt als lebendiges, thätiges. Es laufen auf dieſe Weiſe in dem vergleichenden Geſchäfte des Verſtandes zwei Thätigkeiten, zwei Denkreihen durch einander, und daher rührt auch die große Schwierigkeit deſſelben. — Dieſe Beziehung des Verſtandes auf den Begriff der Vollkommenheit iſt nicht etwas Zufälliges, ſondern das eigentliche wahre Weſen des Verſtandes. Denn erſt durch dieſe Beziehung wird die Form des Verſtandes, das Gliedern und Ordnen möglich, erſt durch ſie erhält der Gliederbau eine wahre Bedeutung und Zweck.

Der Verſtand ſelbſt iſt nichts, als der Begriff des Vollkommenen und die Entwicklung dieſes Gedankens, denn es iſt nichts Eigenthümliches im Verſtande, als ſeine Beziehung und Form. Er iſt ſonſt nur eine Modification der Denkkraft; er iſt die Richtung der Denkkraft des Ichs auf das Vollkommene, d. h. auf die unendliche Einheit und Fülle. Selbſt in jeder geiſtigen Anſchauung iſt eine Beziehung auf die Vollkommenheit, obwohl nur von einer Seite, inſofern nämlich ohne die Ahnung der unendlichen Fülle kein Berühren und Ergreifen des Sinnes und Geiſtes ſtatt haben könnte.

Der Verſtand ſoll nun durch ſeine doppelte Beziehung auf die Einheit, die nur durch die Erinnerung ins Bewußtſeyn kommt, und auf die Fülle, die nur geahnet werden kann, die Mangelhaftigkeit des menſchlichen Bewußtſeyns löſen, er ſoll durch Conſtruction und Gliederung die Fülle zur Einheit ordnen und die Einheit zur Fülle erweitern, und ſo die Trennung und den Zwieſpalt aufheben, worin uns die Beſtandtheile der Vollkommenheit immer erſcheinen. In dieſer Hinſicht iſt auch der Verſtand ein productives Vermögen.

Die Erinnerung iſt zwar ein Hauptvermögen des menſchlichen Geiſtes, hiedurch wird aber nichts Neues producirt, ſondern nur das Alte wieder hervorgezogen. Das einzige productive Vermögen, das wir bisher gefunden, war das Gefühl, die Ahnung oder das Dichtungs-Vermögen, inſofern es auf Ahnung beruht. Hier wird durch die Berührung und Ergreifung des Geiſtes ein neues Drittes erzeugt, und durch die Ahnung der unendlichen Fülle dieſe immer mehr producirt und entwickelt. Der Verſtand verbindet nun in Rückſicht des Inhalts dies Alles, Gefühl, Ahnung und Erinnerung, er producirt in ſeiner Beziehung auf die Vollkommenheit die beſtimmte Form, — entweder Einheit oder Fülle. —

Die Ahnung präparirt gleichſam nur das Produciren, vielmehr als daß ſie ſelbſt producirt, weil ihr dazu die Form fehlt, dieſe gibt der Verſtand.

Soll aber der Verſtand auf die angegebene Weiſe Gefühl, Erinnerung und Ahnung zuſammenfaſſen und zum Vollkommenen ordnen, ſo iſt erfoderlich, daß die Ahnung eine fortlaufende dauernde Begeiſterung ſey, weil ſonſt, da die Erinnerung immer ſtät und bleibend, eine Ungleichheit zwiſchen beiden entſtände.

Der Verſtand alſo iſt in Rückſicht auf das Vollkommene ein productives Vermögen, und hat zum Ziel, die Zerſtückelung und Trennung des Bewußtſeyns aufzuheben, den Zwieſpalt zwiſchen Einheit und Fülle in uns durch eine unendliche Annäherung zu löſen.

Daß die Vereinigung der Einheit und Fülle und die Einheit ihres Zuſammenhangs möglich ſey, läßt ſich trotz dem ſcheinbaren abſoluten Gegenſatz begreifen; da es offenbar iſt, daß wir ſchon in der Einheit die Fülle ahnen müſſen, weil wir ſonſt dieſen Begriff nicht haben könnten. Wenn der Keim zur unendlichen Fülle nicht ſchon in der Einheit läge, würde ſie nie für uns vorhanden ſeyn. Doch dies läßt ſich erſt näher in der Anſicht der Welt zeigen; bis dahin bleibt der innere Widerſtreit im Grunde immer noch unauflösbar, denn erſt dort wird ſich offenbaren, daß wir den Begriff der Vollkommenheit nicht getheilt auffaſſen würden, wenn wir nicht mit uns ſelbſt im Widerſtreit wären.

Zu der Anſicht der Welt führt aber eben auch der Verſtand, da er gerade nichts anders iſt, als der Begriff des Ichs der Welt. Die Welt iſt die unendliche Fülle im Werden, und inſofern dieſe unendliche Fülle nur *Eine* iſt, iſt ſie zugleich die *unendliche Einheit*.

Der Zweck des Verſtandes iſt *Welt-Anſicht*, *Weltweisheit*, *Geſchichte mit einem Wort*, inſofern Geſchichte alles Werden umfaßt, und zwar gibt es auf dieſem höchſten Standpunkte, ſo wie nur *Ein Werden*, ſo nur *Eine Geſchichte*; alle Unterabtheilungen ſind ſpäter und relativ. — Der Verſtand iſt das Vermögen der Weltanſicht, weil er, wo nicht ein durchaus freies Denken, doch ein von der Freiheit ausgehendes und wieder auf ſie hinführendes Denken iſt. Er geht aus von dem Begriffe des Ichs, und führt hin auf den Begriff der Vollkommenheit, der wieder mit jenem übereinſtimmend iſt. — Der Begriff der Freiheit kann übrigens hier noch nicht recht erörtert werden, da nur das *Ganze frei*, das *Einzelne* aber zum Theile nothwendig iſt. Wir müſſen alſo auch in dieſem Stücke auf die Betrachtung des Ganzen verweiſen.

Vor allem muß nur der Charakter nicht falſch gefaßt werden, wie und wo der Begriff des *Ichs* und der *Vollkommenheit* gefunden wird. — So iſt z. B. ſehr irrig von einem *Setzen des Ichs* die Rede. Setzen iſt ein Beſtimmen, Anhalten, Fixiren, durch Aufhebung des freien Lebens. Dies widerſpricht durchaus dem Begriffe des Ichs. Das Ich kann nur ein Nicht-Ich ſetzen, in ſo fern es ein ſolches gäbe. — Das Du kann wohl den Schein eines Nicht-Ich annehmen, nicht aber kann das Ich ſich ſelbſt ſetzen; dieſer Act muß vielmehr ſo ausgedrückt werden: das Ich ergreift ſich ſelbſt in ſeinem Leben und Bewegen, und mit dieſem. — Im Verhältniß zu den andern Thätigkeiten und mannigfachen Modificationen der Denkkraft könnte man dieſes Ergreifen ſeiner ſelbſt im Leben die ſchwebende Einbildungskraft nennen, weil gerade eine ſchwebende Thätigkeit erfodert wird, um ein durchaus bewegliches, flüchtiges, flüſſiges Weſen aufzufaſſen, zu ergreifen und nachzubilden. Es müſſen hier zwei Thätigkeiten verbunden ſeyn. Die Thätigkeit des Nachbildens und Bildmachens muß gleichzeitig ſeyn mit der des Auffaſſens; die eine darf nicht aufhören, wenn die andere anfängt, nicht die eine der andern folgen, wie in der gemeinen Anſchauung, weil ſonſt das Aufgefaßte todt und unbeweglich bliebe. —

Dieſe innere Verdoppelung iſt die Bedingung des Gedankens der Freiheit, und ſomit alles Productiven im Menſchen; das Princip der Befruchtung gleichſam, woraus nachher alle Fülle hervorgeht. — Wie dieſe innere Verdoppelung eigentlich möglich, und welche Bewandniß es damit habe, kann ebenfalls erſt in der Anſicht des Ganzen erklärt werden; wir werden ja hiedurch noch mehr darauf geführt, daß wir ein Bruchſtück des Ganzen ſind. Und ſo wäre dann Alles vollendet und vorbereitet, was nöthig iſt und hinführt zur Betrachtung der Welt und des Vollkommenen ſelber, welches die Welt conſtituirt.

Fünftes Buch.

Theorie der Natur.

Einleitung.

Die Unterſuchung des Bewußtſeyns fing an von dem nothwendigſten, von den unterſten Fähigkeiten des Bewußtſeyns; im zweiten Abſchnitt erhoben wir uns zu den höheren, kamen zu der Frage, welches das erſte und höchſte im Bewußtſeyn ſey; und endigten im dritten mit dem Begriffe der Vollkommenheit oder dem Ideal des Bewußtſeyns; alles mit durchgehender Beziehung auf die beſondere Geſtalt, worin das menſchliche Bewußtſeyn erſcheint, hauptſächlich in theoretiſcher Hinſicht.

Nun gehen wir zu dem Theil der Philoſophie über, worauf uns ſchon das Ende des vorigen Buches geführet hatte, wir fanden nämlich, die Welt oder der Inbegriff des Werdens ſey das Ich, und von dieſem Punkt an entſtand uns die Aufgabe, das Welt-Ich zu betrachten, als wodurch uns erſt das beſchränkte Ich deutlich werden könne; — bisher ließen wir ſie noch ungelöſt, weil es nöthig war, ſich vorher noch näher mit dem menſchlichen Ich zu beſchäftigen.

Bei dieſer Aufgabe, die Welt und Natur philoſophiſch zu betrachten und zu erklären, d. h. das Welt-Ich zu conſtruiren, könnten wir zwar wohl auf demſelben Wege zu Werke gehen, wie bei der Unterſuchung des menſchlichen Bewußtſeyns; in der Theorie des Bewußtſeyns wurde aber analytiſch verfahren, wie uns gerade die philoſophiſche Forſchung führte, der Geiſt derſelben war hier wohl genetiſch, der Gang indeſſen [illegible] nicht der Geneſis des Bewußtſeyns ſelbſt, wir fingen nicht damit an, was wirklich das erſte war, gingen nicht directe auf die Charakteriſtik des Bewußtſeyns aus, wir wurden nur nachher auf die Formen geführt, womit das Bewußtſeyn überhaupt mag angefangen haben; jetzt muß der Gang umgekehrt ſeyn, wir müſſen bei der gegenwärtigen Unterſuchung wirklich mit dem *Anfang* des Welt-Ichs *anfangen*, die philoſophiſche Geneſis muß hier der wirklichen Geneſis entſprechen, unſer Geſchäft iſt Weltweisheit, wir haben die Natur und die Welt genetiſch zu conſtruiren, dieſer Theil der Philoſophie wird alſo mit Recht Kosmogonie genannt. —

Bei der Ableitung des Welt-Ichs ſeiner Entſtehung nach iſt der Begriff des Werdens als das negative Merkmal der Freiheit ein nothwendiges Criterium; das Welt-Ich muß als ein lebendiges, werdendes gedacht, muß im Leben und Werden ergriffen werden, damit es nicht durch die philoſophiſche Nachbildung in *ein Ding* verwandelt werde und wir nicht ein todtes beharrliches Weltall erhalten.

Die Aufgabe, das Entſtehen des beſchränkten Ichs aus dem Welt-Ich zu erklären, iſt der gegenwärtigen untergeordnet, eigentlich auch ſchon in ihr enthalten; iſt die Entſtehung der Welt einmal gezeigt, ſo wird die der menſchlichen Seele ſchon begreiflich werden. —

Die Frage von dem Verhältniß des menſchlichen Ichs zu dem Welt-Ich könnte man allgemein auch ausdrücken, als von dem *Zuſammenhang des Endlichen mit dem Unendlichen*; aber es gibt eigentlich kein Endliches, alſo auch kein Verhältniß, kein Streit oder Zuſammenhang des Endlichen und Unendlichen; — dieſe der bisherigen Philoſophie ſo ſchwer zu beantwortende Frage von dem Verhältniß des Empiriſchen, des Endlichen zum Abſoluten fällt bei uns ganz weg, oder ſie wird vielmehr in die Frage von dem Verhältniß *zweier Unendlichkeiten* verwandelt, indem nämlich nach unſerer Anſicht das Endliche im Innern in ſich immer unendlich iſt, weil es eine unendliche Fülle vom Leben in ſich faßt. —

Anmerk. In Beziehung auf gewöhnliche Meinungen läßt ſich die Verwandlung des Endlichen in das Unendliche auch ſo erklären: Es gibt gar keine Verſchiedenheit zwiſchen Organiſch und Mechaniſch, alles in der Natur iſt lebendig, organiſch, nur auf einem beſchränkten niedern Standpunkte kann eins gegen das andere organiſch ſcheinen. —

Unendliche Fülle und Einheit waren die beiden Unendlichkeiten, welche wir fanden in der Ahnung und der Erinnerung; und ihr Gegenſatz trat bei uns an die Stelle jenes des Endlichen und Unendlichen. —

Ob dieſe beiden Arten des Unendlichen auf die Welt anzuwenden, und in welcher Geſtalt, das iſt jetzt der Gegenſtand unſerer Unterſuchung.

Die Prämiſſen und die Fäden, womit ſie ſich an die vorige anknüpft, ſind alſo: erſtens die gänzliche Verwerfung des Begriffs des Seyns als durchaus falſch und unſtatthaft, desgleichen eines jeden Nicht-Ich oder Außer-Ich, wie es auch immer ſeyn möge; dann die Annahme eines ewigen Werdens, daß alles nur ein Werden ſey, als nothwendig, um Einheit in unſer Denken zu bringen, und das Endliche mit dem Unendlichen zu vermitteln, allen Widerſtreit zwiſchen beiden zu heben, indem, wie geſagt, ein Endliches, welches ein Werden iſt, eine unendliche Fülle in ſich enthält, die unendliche Fülle dem Endlichen alſo nur inſofern eigen iſt, als es werdend und thätig gedacht wird. —

Einen dritten Faden neben dem Princip des Werdens und den zwei Unendlichkeiten haben wir noch an dem Reſultat unſerer Unterſuchung der verſchiedenen Formen des Bewußtſeyns in Rückſicht ihrer Priorität: daß man in der Geſchichte des Ichs nicht von dem Geiſt und Verſtand, ſondern von dem praktiſchen (im allgemeinen Sinn genommen) von dem reinen Wollen, der Liebe ausgehen müſſe, — dieſe Thätigkeiten umfaſſen freilich noch viele Formen. Auf die deshalb beſonders mit Rückſicht auf das Welt-Ich entſtandene Frage, (da hiebei vielleicht eine andere Form des Urſprungs als beim Menſchen möglich ſeyn könne,) fanden wir, daß die Sehnſucht ohne alle weitere Bedingungen und Beziehungen die erſte aller Formen, das erſte *Entquellen des Ganzen* ſey.

Hierdurch iſt uns nun zugleich der Punkt beſtimmt, womit wir unſere Conſtruction anfangen müſſen, ſo wie uns das zweite Datum, der Begriff zweier verſchiedenen ſich gleichſam ganz entgegengeſetzten Unendlichkeiten, den ganzen Inhalt verzeichnet, den wir abzuhandeln haben; es ſind uns dadurch die beiden äußerſten End- und Gränzpunkte des ganzen Umfangs und Inhalts der Unterſuchung angegeben, in der weiteren Entwickelung derſelben wird ſich die mannigfaltige Zuſammenſetzung, deren beide Begriffe fähig ſind, und mit dieſer dann auch die Entſtehung deſſen zeigen, was wir Beſchränkung nennen, die Entſtehung des menſchlichen Ichs; — was die gegenwärtige Unterſuchung hauptſächlich von der vorigen unterſcheidet, iſt der *Begriff des Ganzen.* —

Ehe wir aber die Unterſuchung beginnen, müſſen wir uns noch mit einigen anderen Betrachtungen beſchäftigen. Zuerſt bieten ſich die Begriffe von Raum und Zeit unſerer Aufmerkſamkeit dar, eigentlich gehören ſie in die Conſtruction ſelbſt, wir ſchicken die Betrachtung derſelben auch nur aus einer kritiſchen Rückſicht vorher; — es ſind zwei in der Philoſophie äußerſt merkwürdige und wichtige Begriffe und ſie hängen genau mit dem Begriff des Unendlichen zuſammen, womit wir nun viel zu thun haben; an ihrer Erklärung pflegt ein philoſophiſches Syſtem ſeine Eigenthümlichkeit zu offenbaren oder ein irriges zu ſcheitern. — Sie werden nie ohne das Unendliche gedacht, ſind daher für diejenigen, die ſich noch nicht auf einen philoſophiſchen Standpunkt erheben, ſich ſelbſt noch nicht als unendlich ergriffen haben, das Medium, wodurch ſie unfehlbar den Begriff des Unendlichen erhalten; und inſofern ſind ſie ganz objectiv. — Wer hat nicht den Begriff der Ewigkeit und des unendlichen Raums?

Aber ohngeachtet dieſer Beziehung auf das Unendliche fand die bisherige Philoſophie große Schwierigkeit, das Unendliche, worauf ſie ſich beziehen, mit dem Endlichen in Verbindung zu ſetzen, beſonders war dies der Fall bei der *Zeit*, ſpäter werden wir dieß näher betrachten, vorerſt müſſen wir noch die wichtige Frage von dem Urſprung jener Begriffe, d. h. zu welcher Form des Bewußtſeyns ſie gehören, abhandeln. Dieſe Frage iſt eigentlich der vorzüglichſte Grund der gegenwärtigen vorläufigen Unterſuchung über Raum und Zeit, indem ſie nur aus der Theorie des Bewußtſeyns beantwortet werden kann, worauf uns hier noch am leichteſten iſt, einen Rückblick zu werfen. —

Vor Kant wurden Raum und Zeit Begriffe genannt, ſeine empiriſche Anſicht bewog ihn, ſie für ſubjective Anſchauungen zu erklären; daß ſie aber keineswegs zur gemeinen Anſchauung gehören, iſt einleuchtend, ſie müßten dann aber ſo nichtig ſeyn wie dieſe, die gemeine Anſchauung weiß nichts mit ihnen zu machen, im Gegentheil ſind es eben dieſe Begriffe, welche die gemeine Anſchauung in Verwirrung ſetzen, indem ſie nie ohne das Unendliche gedacht werden können, ein Begriff, der der gemeinen Anſchauung ganz widerſpricht, ſie mit allen ihren Vorausſetzungen vernichtet, und dennoch kann die gemeine Anſchauung die Gedanken von Raum und Zeit nicht loswerden. —

Aus der geiſtigen Anſchauung ſind ſie eben ſo wenig herzuleiten, ſie ſind vorhanden, ehe dieſe noch entwickelt iſt, auch wird die geiſtige Anſchauung nur durch ein höheres Gefühl geiſtig, welches, wie gezeigt worden, die Verbindung zweier Geiſter erfodert; dieſes paßt aber nicht auf jene Begriffe, iſt auf ſie gar nicht anwendbar; zudem muß es einleuchten, daß der Begriff der Zeit mehreren Formen des Bewußtſeyns, der Ahnung ſowohl als der Erinnerung angehört, mithin keine Hervorbringung einer einzigen Thätigkeit, keine Anſchauung ſeyn könne.

Blos als Phänomene im menſchlichen Bewußtſeyn betrachtet laſſen ſich Raum und Zeit nicht, wie man bisher immer verſucht hat, aus einer Quelle ableiten, ſie ſind aus verſchiedenen und entgegengeſetzten Thätigkeiten des Bewußtſeyns zuſammengeſetzt; aus Erinnerung, Anſchauung und Ahnung; wollte man ſie aber doch einer beſtimmten Form aneignen, ſo könnte dieß nur die Einbildungskraft ſeyn, als welche in der Mitte liegt, wo alle Formen des Bewußtſeyns wieder zuſammenfließen;

Raum und Zeit ſind eigentlich Einbildungen zu nennen, in jenem Leben der Einbildungskraft, als dem Vermögen des Ein- und Ausathmens der Welt, iſt die Zeit das Leben ſelbſt, der Raum aber die Nahrung dieſes Lebens, das was eingeathmet wird; man kann ſagen: Raum und Zeit ſind die Flügel der Einbildungskraft. Wir haben ſchon oben der Schwierigkeit erwähnt, welche das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen in dieſen Begriffen, beſonders in dem Begriff der Zeit macht; ſie liegt wohl eben darin, daß ſie eines Theils mit dem Begriff des Unendlichen ſo genau verbunden, anderſeits in unſerm Bewußtſeyn ſo allgegenwärtig ſind, und ſelbſt die gemeine Anſchauung begleiten; — die meiſten Philoſophen haben den Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen auf die Zeit übergetragen und ſo dieſe gleichſam in zwei Theile, in eine ewige und zeitliche, geſpalten, die conſequenteſten ſind bis zur gänzlichen Leugnung und Verachtung alles Zeitlichen geſchritten, hierin beſteht der eigentliche Charakter des Myſticismus, es iſt zu wundern, daß Kant nicht zu dieſer Denkart übergegangen, da doch ſeine Behauptung: Raum und Zeit ſeyen keine reelle Weſen, ſondern bloß ſubjective Formen des Bewußtſeyns, ſehr leicht zu der gänzlichen Verwerfung aller zeitlichen Zeit hätte führen können. Wir haben alſo zweierlei Anſichten über die Duplicität der Zeit, die ältern Philoſophen, meiſt Myſtiker, und auch einige andere nahmen blos die Ewigkeit als reell an, und da ſie nur einen negativen Begriff des Unendlichen hatten (?), mußten ſie alles Zeitliche, wo es nicht ganz geläugnet werden kann, als Schein erklären; — Kant dagegen gab der Zeit nur für das Endliche formelle Realität, für das Unendliche war ſie ihm blos ein ſubjectiver Schein, letztere iſt alſo offenbar die ſchlechtere Anſicht, obwohl übrigens die myſtiſche aus demſelben Grunde wie dieſe empiriſche entſprungen, aus dem Gegenſatz nämlich des Endlichen und Unendlichen, nimmt man dieſen einmal an, ſo verdient die myſtiſche Anſicht durchaus den Vorzug. Bei uns fällt mit dem alten Philoſophien, die ſich nicht zu dem Begriff der höchſten Freiheit erhoben, zur Klippe gewordenen Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen auch aller Unterſchied des Weltlichen und Ewigen weg, dieſe Dualität iſt nur ein Vorurtheil, welches aus der Schwierigkeit entſtand, ſich das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen zu denken, doch hat der Unterſchied in gewiſſer Rückſicht immer noch etwas wahres. Die Myſtiker hielten blos die Ewigkeit für real, die Empiriſten blos das Zeitliche, das Ewige war ihnen ein Ideal ohne Realität, hieraus iſt klar, daß beiden Anſichten eine Beziehung auf den Begriff der Vollkommenheit zu Grunde liegt, beide ſtimmen darin überein, daß ſie die Ewigkeit höher wie die Zeitlichkeit achten und auf die Unvollkommenheit der Zeit hinweiſen, die ſie ſtillſchweigend vorausſetzen, wie das ſchon aus der Beziehung auf den Begriff der Vollkommenheit von ſelbſt folgt. — Dieß kommt nun mit unſeren Principien ſehr überein, der Gegenſatz muß nur verwandelt werden in den der vollendeten und unvollendeten Zeit. — Wie die vollendete und unvollendete Zeit in Verhältniß ſtehen, und wie die Zeit ſich endlich vollenden könne, läßt ſich wohl einſehen; — das Zeitliche und Ewige iſt aber durch uns getrennt, und einander entgegengeſetzt, ohne daß es möglich wäre, beides irgend in Verbindung zu bringen, und doch muß man, wenn der Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen einmal angenommen, beides gelten laſſen, — ſonſt verwickelt man ſich in unſägliche Widerſprüche: nimmt man mit dem Empiriker blos das Zeitliche als real an, ſo verliert man alle Philoſophie, denn die Empiriker leugnen (auf dieſe Weiſe), was der Anfang und das Ende aller Philoſophie iſt; nimmt man aber mit den Myſtikern blos das Ewige als real an, ſo verliert man alle Erfahrung und Geſchichte.

Anmerk. Daß der abſolute Gegenſatz zwiſchen Endlichem und Unendlichem durch den Begriff der Freiheit und des Werdens aufgehoben werde, iſt ſchon früher gezeigt worden. — Schließt das Endliche eine unendliche Fülle in ſich und iſt auf dieſe Weiſe innerlich immer unendlich, ſo erhellt der Uebergang des Endlichen zum Unendlichen von ſelbſt.

Der Begriff der Ewigkeit ſelbſt ſcheint bei Vielen in der Philoſophie und auch außer der Philoſophie falſch conſtruirt zu ſeyn; eigentlich iſt die Conſtruction der Zeit aber ſehr einleuchtend.

Die Zeit zerfällt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; allein in dieſer Zerſtückelung kann ihre Unvollkommenheit gefunden werden, die meiſten Philoſophen ſind auch hierüber einig, ſo wie daß ſie nur in der Ewigkeit ergänzt werden könne: dieß angenommen, gibt es eine zweifache Art, die Vollendung und Ergänzung herbeizuführen, es gibt eine zweifache, eine leere und eine volle Mitte, gewöhnlich wird die leere, negative ergriffen, indem man die beiden Extreme zu vermeiden ſucht; die wahre volle Mitte erhält man aber dadurch, daß man die beiden entgegengeſetzten Kräfte, die äußerſten Endpunkte des Lebens ſich verbinden und durchdringen, ſich ſättigen läßt, wo denn auch etwas neues, ein Drittes entſtehen kann. —

Bei der Conſtruction der Zeit ſcheint man nun auch meiſt in jenen Fehler verfallen zu ſeyn und die falſche Mitte ergriffen zu haben, — indem man die Ewigkeit negativ aufgefaßt, hat man die Vergangenheit und Zukunft vermieden und alſo blos den Begriff einer vollendeten Gegenwart erhalten, dieſe iſt das todte, das feſtſtehende und ſteht in der nächſten Beziehung auf den Begriff der Beharrlichkeit, des Dings, man hätte gerade umgekehrt die Gegenwart als das Störende und Leidende vermeiden und Zukunft mit Vergangenheit verknüpfen ſollen, denn die wahre Ewigkeit iſt keine Zeit-Leere, ſondern eine Zeit-Fülle, das kann erſt die rechte vollendete Ewigkeit ſeyn, wenn Zukunft und Vergangenheit in eines verbunden ſind. — Doch wird der eigentliche wahre Begriff der Ewigkeit nur durch die Erklärung des Entſtehens der Zeit aus dem Welt-Ich ganz deutlich werden, hier war blos die Abſicht vorläufig darzuthun, daß die Ewigkeit, wie jene Philoſophen ſie ſich dachten, eine bloße Abweſenheit der Zeit und keine Zeit-Fülle iſt. —

Der Raum wird gewöhnlich für etwas mehr oder minder Körperliches gehalten, er wird als ein bloſer Behälter der Materie und Körper und immer in Beziehung auf dieſe betrachtet; dieß iſt aber ein ganz leerer und relativer Begriff. — Begnügen wir uns blos mit dem Begriff des Verhältniſſes des Raums zum Körper, ſo erfahren wir gar nicht, was der Raum ſelbſt iſt, abſtrahiren wir, um ihn ganz rein zu denken, von Körper und Materie, ſo erhalten wir einen leeren Raum, einen Behälter der nichts enthält, alſo etwas ganz nichtiges. — Der Raum iſt aber an ſich nichts leeres, daher dieſer negative Begriff deſſelben ſehr irrig. — Der Raum iſt etwas ganz einfaches und urſprüngliches, der Körper etwas zuſammengeſetztes und abgeleitetes, der Raum iſt alſo eher wie der Körper, nun denken wir uns den Raum aber immer mit dem Körper vereinigt, daher entſpringt der Irrthum. —

Der Raum iſt weder leer noch körperlich, indeſſen ſo gewiß etwas geiſtiges, als es kein Nicht-Ich, kein Ding außer dem Ich, und alſo auch nicht einmal ein Nichts giebt; ſein Verhältniß zur Leerheit und zur Fülle wird ſich erſt zeigen laſſen, wenn wir ſein Entſtehen aus dem Ur-Ich und ſomit ſein eigentliches Weſen kennen werden. —

Auch die ältern Philoſophen behaupteten ausdrücklich, der Raum ſey ein geiſtiges Weſen; gibt es keine Art von Nicht-Ich, wie das bei uns der Fall, ſo kann der Raum auch nur ein geiſtiges Weſen ſeyn. — Selbſt wenn es uns nicht gelänge, ihn aus dem geiſtigen Bewußtſeyn abzuleiten, wäre das nur ein Beweis von der Schwierigkeit die Aufgabe zu löſen, aber nichts mehr.

Während alſo bei den neueren Philoſophen mit der Idealität des Raums der Zeit, welche hier wirklich eine ſonderbare Sache iſt, die Realität dieſer Begriffe geleugnet wird, ſind ſie bei uns beſtimmte Theile des idealſten Weſens (wie man das Welt-Ich beſſer als des realſten nennen könnte) und hiermit kommt ihnen auch die vollkommenſte Realität zu, indem uns eben nichts real iſt als dieß idealſte Weſen; da jene Philoſophen nur eine negative Idee des Unendlichen haben, können ſie auch keine Conſtruction deſſelben haben, und ſo iſt es natürlich, daß ſie leugnen, was Theil des Ganzen iſt, weil ſie die Beziehung auf das Ganze nicht kennen. —

Wir behaupten die Realität des Raums und der Zeit, als wirkliche Theile und Element des Welt-Ichs und leugnen die Zweifachheit ſo wie die Subjectivität. —

Raum und Zeit ſind uns urſprüngliche Einbildungen, haben ihren Grund in der Einbildungskraft, als der Form, welche alle andere Formen des Bewußtſeyns umfaßt, ſie ſind das Leben des Ichs ſelbſt, das Ein- und Ausathmen der Welt. —

Der Raum iſt ſowohl als die Zeit etwas ganz geiſtiges, er iſt ein geiſtiges in ſich vollendetes Weſen. Die Zeit iſt unvollendet wie die Welt ſelbſt, ſie iſt das Leben, der Raum iſt die Nahrung der Welt; dieß iſt die Anſicht des Idealismus über Raum und Zeit am kürzeſten zuſammengefaßt. —

Auch den Begriff des Werdens müſſen wir noch vor der Theorie der Natur unterſuchen. —

Es iſt klar, obwohl wir freilich noch nicht an die Ableitung und Entſtehung der Einzelnheiten gekommen ſind, daß zwar auch in ihnen kein Seyn iſt, ihr Leben und Werden aber doch ein anderes ſeyn muß als das Leben und Werden des Ganzen; dieß macht es nöthig, eben den Begriff des Werdens hier genauer zu beſtimmen und alles, was etwa einer gemeinerer Anſicht angehören könnte, davon abzuſondern.

Abſtrahirt von allem Inhalt giebt es eine eigenthümliche Regel des Werdens: — das Werden kann ein allmälig ſteigendes, ein geſetzmäßig auf beſtimmte Art wachſendes, in ſteigender Progreſſion zunehmendes ſeyn; inſofern hier ſchon auf Zeit und Zeit-Verhältniß Rückſicht genommen iſt, bieten ſich uns noch zwei andere Arten des Werdens dar, die von jener verſchieden ſind; — im Gegenſatz gegen das geſetzmäßig in der Zeit ſich entwickelnde Werden läßt ſich nehmlich auch ein unendlich ſchnelles Werden denken, und nun wieder ein dieſem entgegengeſetztes unendlich langſames Werden.

Wir finden alſo in Rückſicht der Form drei verſchiedene Arten des Werdens; der Grundbegriff des Werdens iſt der Begriff der Entwicklung.

Das angehaltene, gehemmt langſame Werden wird die Exiſtenz der Einzelnheiten erklären, Einzelnheiten können einander gegenſeitig binden und anhalten, das Leben ſelbſt muß ja, wenn es nicht zu ſchnell ablaufen ſoll, angehalten und gebunden ſeyn; — auf das Ganze läßt ſich dieſer Begriff aber nicht anwenden, wer ſollte das Ganze anhalten? — (Ueber das unendlich ſchneller Werden wird ſich das Nähere aus folgendem ergeben:)

Jede Entwickelung, jedes Steigen, jedes ſich ſelbſt verſtärkende, ſein Wachſen beſchleunigende Werden muß endlich ſein Ziel erreichen, iſt dies erreicht und das Werden doch immer nothwendig, ſo ſpringt es, da es nicht weiter gehen kann, entweder zurück in ſeinen eigenen, aber verwandelten Anfang, oder hinüber in ſein Gegentheil.

Dieß iſt nicht bloß ein phyſiſches, ſondern ein allgemeines, ſchlechthin nothwendiges metaphyſiſches Geſetz, beruhend auf der Nothwendigkeit des Werdens. — Das Zurückſpringen in den Anfang und das Hinüberſpringen in das Gegentheil iſt ein unendlich ſchnelles Werden; das unendlich ſchnelle Werden gilt aber nur für das Ganze, das angehaltene Werden blos für die Einzelnheiten, doch inſofern das Ganze ſich in Einzelnheiten theilt, alſo dieſe vom Ganzen nicht völlig getrennt ſind, und ſich in ihrer Vollendung zu ihm erheben können, hat auch das unendlich ſchnelle Werden für ſie Gültigkeit.

Das Zurückkehren in den Anfang gilt zunächſt nur für das Ganze, für die Welt und Natur, inſofern aber wie geſagt die Einzelnheiten in ihrer Vollendung wieder Theil nehmen an dem Ganzen, läßt ſich dieß Geſetz auch auf ſie anwenden; das Ueberſpringen in das Gegentheil kann nicht vom Ganzen gelten, da dieß kein Gegentheil hat, es gilt einzig und allein von den einzelnen Weſen, und zwar dürfte das Ueberſpringen der Thätigkeit, wenn ſie ihr ſchlechthin äußerſtes erreicht hat, für das Einzelne, für die Einzelnheiten der Tod ſeyn.

In Beziehung auf den hier abgehandelten Grundbegriff der folgenden Theorie haben wir noch die Begriffe des Geſetzes und Gegenſatzes zu betrachten; wie verhalten ſich dieſe zu dem Begriffe des Ichs, des Werdens? — Nichts ſcheint dem Begriffe der Freiheit mehr zu widerſprechen als Geſetze, und nichts mehr der unendlichen Einheit, als Gegenſätze, ſo iſt es auch allerdings, daraus folgt aber weiter nichts, als daß es weder abſolute Geſetze noch abſolute Gegenſätze giebt; ſo viel iſt auch ſchon, ohne noch das Geheimniß aufgedeckt zu haben, klar wie es möglich ſeyn, daß die Freiheit ſich ſelbſt Geſetze gebe, daß das Bewußtſeyn ſich ſelbſt gleichſam in Haß und Liebe trenne, ſo viel iſt auch aus dem Grundbegriff der Freiheit und des Werdens einleuchtend, daß alle Geſetze und Gegenſätze nur abgeleitet und untergeordnet ſind, es alſo kein ewiges abſolutes Geſetz geben könne. —

Weil die Geſetze und Gegenſätze abgeleitet und bedingt ſind, ſo ſind ſie immer nur *vorübergehend*, nur *Uebergänge und Mittel zum Zweck*. —

Der *Anfang und das Ende* müſſen immer *Freiheit und Einheit* ſeyn. —

Anfang und Ende müſſen Auflöſung, Verſchmelzung aller Geſetze und Gegenſätze ſeyn. —

Kein Geſetz iſt ſchlechthin nothwendig, überhaupt aber kann nichts nothwendig ſeyn, als die Freiheit; Freiheit iſt das *Erſte und Höchſte*, *Nothwendigkeit das Untergeordnete*. — Die Freiheit iſt nothwendig, weil ſie nun einmal wirklich iſt, alles was nicht frei, iſt nicht wirklich, was aber *nicht wirklich* iſt, iſt auch *nicht nothwendig*, alſo *iſt nichts nothwendig als die Freiheit*.

Abſtrahiren wir von dieſer Wirklichkeit, vom Leben und den Gedanken des Lebens, ſo bleibt uns nichts übrig als ein leerer Raum; iſt aber Bewußtſeyn und Gedanke des Lebens — Freiheit und Ich vorhanden, iſt die Freiheit in dem Ich wirklich, ſo iſt das Nichtfreie und das Nicht-Ich widerſprechend unſinnig und unmöglich, *dasjenige, deſſen Gegentheil aber nicht möglich iſt, iſt nothwendig*; — dieß iſt der formale Beweis der Nothwendigkeit. — Die Wirklichkeit des Ichs und der Freiheit können wir nicht leugnen, weil es ſonſt, wie wir geſehen, *gar nichts gäbe*.

Was übrigens das Verhältniß des Wirklichen und Nothwendigen betrifft, ſo iſt das Wirkliche das Erſte und das Höchſte, das Nothwendige immer nur eine untergeordnete Beziehung davon; — *das Wirkliche* erſcheint nur *in ſeiner Beziehung auf das Nichtwirkliche nothwendig*. —

Geſetze und Gegenſätze gelten nur im Einzelnen und in den Mittelzuſtänden, am Anfang und Ende gilt nur Freiheit, die erſte Erklärung des Geſetzes muß man daher auch nicht wieder in einem Geſetze, ſondern in der Freiheit ſuchen. Wollte man ein Syſtem von Geſetzen als mechaniſch nothwendig ableiten, ſo hieße das, dieſe wieder aus einem Geſetz herleiten, welches allenfalls wohl für untergeordnete Naturgeſetze, aber nicht für die höchſten gelten kann. —

Das erſte Princip aller Geſetze muß in einer Form der Freiheit nach geſucht werden. — Es giebt viele Formen der Freiheit und wir ſind hier noch nicht an dem Punkt zu beſtimmen, welche die erſte und welche die letzte ſeyn muß — indeſſen läßt ſich doch feſtſetzen, daß der erſte Ring aller Geſetze in einer abſoluten göttlichen Willkür zu ſuchen ſey, inſofern die diejenige Form der Freiheit iſt, welche hier die Nothwendigkeit am kürzeſten abſchneidet.

Die Welt iſt kein Syſtem, ſondern eine Geſchichte, aus der nachher freilich Geſetze folgen können. —

Es mag dienlich ſeyn, auch mit ein paar Worten das Verhältniß unſerer idealiſtiſchen Anſicht zu der myſtiſchen zu berühren. —

An dem Myſticismus in ſeiner älteſten Form als Emanations-Philoſophie oder in der Form, wie er bei einigen chriſtlichen Philoſophen erſcheint, (wo er nicht platoniſcher Dualismus iſt) haben wir zu loben, daß er alles aus dem Geiſt herleitet. —

Wie denkt ſich nun jener ältere Myſticismus das Entſtehen der Welt aus dem unendlichen Ich?

„Die höchſte unendliche Thätigkeit iſt eine ſpielende, und kann nur eine ſolche ſeyn, der Zweck der Welt kann alſo auch nichts anders ſeyn, als Darſtellung, die Gottheit will ſich darſtellen, ſich offenbaren. Der Begriff der ſpielenden Thätigkeit iſt zwar richtig, was aber zu tadeln, iſt, daß der Begriff der vollkommenen Gottheit gleich zum Anfangspunkt der Welt gemacht wird; denn ſetzt man eine vollendete Göttlichkeit derſelben ſchon voraus, ſo folgt unvermeidlich, daß die Welt als eine bloße Verſchlimmerung der Gottheit, ihr Entſtehen als ein Herabſinken der Gottheit zu betrachten iſt, auch muß man dann die Welt ohne ernſten Zweck der Thätigkeit blos als eine ſchöne, aber täuſchende Erſcheinung anſehen; der Begriff der ſpielenden Thätigkeit iſt zudem nur auf jene Form des Ichs anwendbar, die wir die unendliche Fülle genannt haben, und die iſt grade diejenige der beiden Formen des Unendlichen, welche nicht den Anfang, ſondern nur das Ende der Geſchichte des Unendlichen machen kann. Der Fehler des Myſticismus beſteht alſo darin, die Entwickelung zur Göttlichkeit nicht ergriffen, und die vollendete Uebereinſtimmung mit der Gottheit anticipirt zu haben. — Ueberhaupt iſt es durchgängig der Charakter der Myſtiker, daß ſie alle Stufen des Werdens überſpringen und die Zukunft anticipiren, wie ſie denn alle das Reich Gottes als ſchon angebrochen verkündet haben, welches freilich kommen wird, aber in ſeiner Herrlichkeit weder ſchon da war, noch iſt. Sie kennen die Entwickelung und Geſetze des Werdens nicht. — Ihr Begriff des Unendlichen iſt ganz richtig, nur gehört er aus den erwähnten Gründen und nach ſeiner vollen Wahrheit nicht an den Anfang, ſondern an das Ende. Da, wie wir geſehen haben, der vollkommen ſtrenge Myſticismus auch von dem unendlichen Ich ausgeht, ſo war dieſe Angabe ſeines Verhältniſſes zum Idealismus nöthig. —

Vom Verhältniß der Philoſophie zur Phyſik.

Wir ſind nun an einen Punkt gekommen, wo wir die Conſtruction des Welt-Ichs, d. i. die philoſophiſche Natur-Betrachtung anfangen können. Inſofern aber die philoſophiſche Naturbetrachtung in Phyſik endigt, iſt es nothwendig, hier epiſodiſch ihr Verhältniß zu derſelben zu beſtimmen, damit ſie ſich nicht zu weit über ihre Gränzen aus dem Allgemeinen in das Einzelne verlieren, und andrerſeits, damit alle Verwechſelung zwiſchen beiden Anſichten verhütet werde. Auch bedarf es, eben weil noch manches der phyſikaliſchen Anſicht Angehörige in genauer Beziehung ſteht mit dem, womit die Philoſophie aufhört, einer Kritik der phyſikaliſchen Vorurtheile. —

Die gemeine Experimental-Phyſik ſteht eigentlich in gar keiner Berührung mit der philoſophiſchen Natur-Anſicht, dieſe bedarf ihrer ganz und gar nicht, und andrerſeits bedarf auch wieder die Experimental-Phyſik nicht der Natur-Philoſophie; — ſie iſt eine bloße Kunſt, Technik und Praktik, ſie kann wohl eine Gewißheit haben, wie die gemeine Mathematik, aber eine eigentliche Erkenntniß kann ſie nicht hervorbringen; (Erkenntniſſe ſind ihre Reſultate nur dem, der ſie hiſtoriſch anſieht) ſie iſt keine Wiſſenſchaft zu nennen, ſie hat es blos mit dem Speciellen und Individuellen zu thun, die Natur im Ganzen iſt auf keine Weiſe ihr Gegenſtand, ſie enthält faſt nicht einmal eine Beziehung auf die Natur, ja wo findet man wohl weniger den Begriff der Natur, als ſelbſt bei den beſten Phyſikern? Wie irrig iſt es alſo, die Natur allein auf die Phyſik einſchränken zu wollen?

Das Reſultat der neuern Chemie, daß Körper ſich in Luft auflöſen laſſen, iſt freilich ſehr erfreulich und ſchätzbar, in Rückſicht auf die Philoſophie iſt es aber doch nur ein Beiſpiel und eine Beſtätigung, deren ſie nicht bedarf; die Philoſophie hat es ſchon ſehr früh, ſchon ſeit langer Zeit erkannt.

Wenn die Chemie es auch dahin brächte, *alle Körper* in Luft aufzulöſen und *wieder aus Luft zu machen*, ſo kann ſie ja doch nicht angeben, was in der *Welt-Entwickelung* zuerſt entſtand, ob *Luft oder Körper*? Dieß und das allgemeine Verhältniß beider, der aetheriſchen und der ſtarren körperlichen Materie zu einander, kann nur die Philoſophie beſtimmen; wiewohl ſich auch hierauf ungefähr alles, was ſie über die Natur zu beſtimmen hat, reduzirt. —

Eine wiſſenſchaftliche Phyſik, die, weil *Geſchichte die einzige Wiſſenſchaft* iſt, *Natur-Geſchichte ſeyn muß*, würde ſich freilich näher an die Philoſophie anſchließen; die gewöhnlichen Natur-Geſchichten umfaſſen einen zu kleinen Theil, als daß hier das Verſtändniß des Ganzen hervorgehen könnte, auch *fehlt hier das Geſchichtliche durchaus*, es iſt mehr nur eine Charakteriſtik einzelner Theile, als eine Herleitung aus dem Urſprung, während es doch ein allgemeines Geſetz iſt, daß das Einzelne ſich nur aus dem Ganzen erklären laſſe.

Eine *eigentliche Natur-Geſchichte* iſt bisher noch gar nicht gegeben worden, alles was noch auf dem wahren wiſſenſchaftlichen Weg verſucht werden, iſt zu eng, zu ſpeciell und individuell, dergleichen ſind die hiſtoriſchen und phyſiologiſchen Behandlungen der Mineralogie, Botanik u. ſ. w.

Die Geſchichte der Welt-Entſtehung und die erſten Schritte und Anfänge in der Natur gehören, ſo lang es noch Philoſophie als für ſich geſonderte Wiſſenſchaft giebt, dieſer allein an; denn der Anfang aller Geſchichte, ſo wie der Anfang und die Gränzen unſerer Erkenntniß ſind einzig in der Erinnerung und Ahnung zu ſuchen. Unſer Inneres, ohne alle andere Hülfsmittel, iſt das einzige, was zu einiger Kenntniß von dem Anfang der Welt führen kann, alles was wir hievon wiſſen können, haben wir bloß daher zu nehmen, iſt alſo von aller Empirie entfernt.

Die Naturgeſchichte fängt natürlich von einem ſpeciellern Factum an, als die Natur-Philoſophie — der Begriff, wodurch ſowohl das höchſte Ideal der empiriſchen Naturforſchung aufgeſtellt, und zugleich auch die Gränze angegeben würde, wodurch ſie ſich von der philoſophiſchen Unterſuchung trennte, wäre eine Geſchichte der Erde. —

Nur die Betrachtung der Natur im Ganzen, ohne alle ſpecielle Beziehung iſt Sache der Philoſophie, ſie führt dieſelbe bis dahin, wo ſie ohne Beihülfe der Empirie nicht mehr mit Glück fortgeſetzt werden kann; — die Charakteriſtik der Erde in ihrer Mannichfaltigkeit und Fülle gehört nicht mehr für ſie, wenn ſie nicht in die wiſſenſchaftliche Phyſik übergehen ſoll. — Sie ſchließt daher mit der Deduction der Erde. —

Die Geſchichte der Erde müßte nun alles umfaſſen, was nur irgend in der Phyſik gewußt werden kann, es bedarf für ſie einer Ausdehnung und eines Reichthums von Empirie, wie ſich noch nirgend vorfindet. Auch die ſogenannte phyſiſche Aſtronomie, d. h. diejenige, welche den individuellen phyſikaliſchen Charakter der Geſtirne angiebt, müßte mit zur Geſchichte der Erde gehören, die Erde muß hier freilich immer der Mittelpunkt ſeyn, aber das Specielle aller Geſtirne, die mit ihr ein Syſtem ausmachen, das Specielle unſeres ganzen Sonnen-Syſtems, ſoweit wir es kennen, gehört allerdings mit dazu. —

Das Verhältniß dieſer wiſſenſchaftlichen Phyſik zu der Philoſophie wird durch folgendes Beiſpiel klarer werden: Als die Grundfähigkeit im Bewußtſeyn haben wir die Einbildungskraft, das innere Dichtungsvermögen gefunden, dieß iſt die univerſelle objective Kraft im menſchlichen Geiſte. Wir haben uns nun begnügt das allgemeine abzuleiten, aber keineswegs die Charakteriſtik des menſchlichen Bewußtſeyns in ihrer ganzen Fülle erſchöpft; eine vollſtändige Geſchichte des menſchlichen Bewußtſeyns müſſe nichts anders ſeyn, als eine Geſchichte der Einbildungskraft, eine Geſchichte der Dichtkunſt, freilich eine Geſchichte der Dichtkunſt ohne praktiſche Zwecke (dieſe würde ſich zu jener verhalten, wie die Experimental-Phyſik zur wiſſenſchaftlichen) blos mit Rückſicht auf die Entwickelung der Einbildungskraft in ihrer ganzen Fülle. Eine ſolche Geſchichte der Dichtkunſt, die blos die innere Poeſie des Gemüths ohne praktiſche Zwecke aufſtellte, würde ſich nun zur Philoſophie gerade ſo verhalten, wie die wiſſenſchaftliche Phyſik, und übrigens auch wie die Geſchichte der Erde alles zuſammenfaſſen. Ein anderes ähnliches Verhältniß iſt das der Moral und der politiſchen Geſchichte. Dieſe beruht zwar auf moraliſchen Ideen; gehört aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, keineswegs zur Moral, ſo wie die philoſophiſche Naturbetrachtung die Einleitung für jene idealiſche Natur-Geſchichte, ſo iſt auch die Moral die Einleitung in die politiſche Geſchichte. Wollte man aber die Geſchichte der Natur, ſo wie die des inneren Menſchen, d. i. der Poeſie und Moral und die des äußeren Menſchen? (der Politik) mit in die Philoſophie hereinziehen, ſo würde man die Philoſophie als einzelne Wiſſenſchaft ganz verlieren. Streng genommen iſt freilich dieſe Abſonderung nicht durchaus nothwendig, ſondern nur willkürlich und entſtehen daraus keine zwei beſondere Wiſſenſchaften, da es nur eine, die Geſchichte, giebt; — ſo wie die politiſche Geſchichte nicht vollkommen zu Stande kommen könnte ohne die der Poeſie, ſo auch dieſe nicht ohne jene — (doch könnte ſie die politiſche eher entbehren als dieſe ſie.) — Die Geſchichte des Menſchen und die der Erde machen eigentlich auch wieder nur ein Ganzes; — für die Möglichkeit der Ueberſicht iſt indeſſen die Trennung unentbehrlich, jedoch muß ſie nicht ſoweit getrieben werden, daß der Zuſammenhang ganz wegfällt. —

Wenn die Geſchichte die einzige Wiſſenſchaft iſt, könnte man fragen, wie verhält ſich denn die Philoſophie zu derſelben? Die Philoſophie ſelbſt muß dem Geiſte nach hiſtoriſch, ihre Denk- und Vorſtellungsart überall genetiſch und ſynthetiſch ſeyn; dieß iſt auch das Ziel, welches wir uns bei unſerer Unterſuchung vorgeſetzt haben.

Das Weſentliche des Hiſtoriſchen beſteht in der genetiſchen Methode, und dieſe läßt ſich auf eine Gedankenreihe anwenden, die ſelbſt auf den Namen der Geſchichte noch nicht Anſpruch machen kann, es iſt dann eine Annäherung zur Geſchichte; denn eine tiefe durchdringende Charakteriſtik iſt nicht Darſtellung des Lebendigen, ſondern nur eine Unterſuchung über das Entſtehen und den Charakter des Lebendigen. Je mehr wahres Genie in einer ſolchen Charakteriſtik iſt, deſto mehr wird ſie hiſtoriſchen Geiſt athmen, deſto mehr wird in ihr die genetiſche Methode befolgt ſeyn. —

Solch eine Charakteriſtik iſt nur einzelnes Bruchſtück, ein Anfang zur Geſchichte, zu der es gar vieler Vorarbeiten und Materialien bedarf, indem die Wiſſenſchaft, die Geſchichte, nicht mit einmal vollendet werden, ſondern erſt die letzte Frucht vieler mühſamen Forſchungen und Unterſuchungen ſeyn kann; hieraus ergiebt ſich nun ganz leicht das Verhältniß der Philoſophie zur Geſchichte, ſie iſt die Einleitung dazu, — die Methodenlehre der Geſchichte; ihr Geſchäft beſteht darin, einestheils alle Irrthümer zu widerlegen und wegzuräumen, die dem wiſſenſchaftlichen, dem hiſtoriſchen Geiſt, d. h. der wahren Erkenntniß entgegenſtehen, die genetiſche Methode zu conſtituiren und zu lehren, den hiſtoriſchen Geiſt allgemein zu verbreiten; anderentheils die Geſchichte ſelbſt anzufangen, aber freilich bloß anzufangen, blos die erſten allgemeinſten Umriſſe derſelben zu entwerfen, welches beſonders auch aus dem Grunde nöthig iſt, weil die zu allen möglichen Arten der Geſchichte vorhandenen Materialien zu einzeln und zu zerſtreut ſind, ſo daß dadurch aller Zuſammmenhang geſtört wird. —

Daß die Trennung zwiſchen Philoſophie und Hiſtorie übrigens nicht weſentlich ſey und ſich blos auf das menſchliche Bedürfniß, auf ein wirklich nur relatives Bedürfniß gründe, alſo gar nicht ewig ſeyn und bleiben müſſe, iſt ſchon geſagt worden.

Wenn alle die wahre Erkenntniß verhindernde Irrthümer weggeräumt ſind, wird eine einleitende Disciplin nicht mehr nöthig ſeyn. —

Die Trennung iſt blos relativ wegen dem Uebergewicht der Empirie und dem Mangel des hiſtoriſchen Geiſtes in den vorhandenen Materialien und Bruchſtücken zur Geſchichte. —

Was von der Phyſik, der näheren Beziehung auf die Philoſophie wegen, berichtigt werden muß, iſt vorzüglich folgendes. —

Vorerſt ſieht man gewöhnlich in der Phyſik die feſten Körper als das erſte und höchſte, als den Hauptſitz und Quelle der ganzen Naturkraft an, leitet einen feſten Körper wieder aus dem anderen her und betrachtet die untere Luft blos als einen verdünnten Körper, die höhere blos als einen leeren Raum. —

Dieß iſt nun durchaus ungegründet, nicht allein philoſophiſch, ſondern ſelbſt phyſikaliſch läßt ſich zeigen, daß gerade umgekehrt die Quelle aller Kräfte in der Luft und zwar nicht in der gemeinen athmoſphäriſchen, ſondern in jener höheren himmliſchen, dem gewöhnlichen Auge leeren Sphäre zu ſuchen ſey. —

In den Zwiſchen-Raum der Geſtirne muß der Sitz aller Kräfte dieſer wunderbaren Körper und die Quelle ihres Lebens geſetzt werden. —

Jene falſche Anſicht offenbart ſich in einer ſonderbaren faſt allgemeinen Uebereinſtimmung aller Phyſiker bei Erklärung des Entſtehens der Planeten, als von der Sonne ausgeworfen, und durch dieſe wiederum fixirt. Es giebt eigentlich phyſikaliſch nichts, was für dieſe Erklärung ſpräche, und die Philoſophie kann die Geſtirne nur als einen Niederſchlag aus der Luft betrachten, wo denn freilich die Frage entſteht, welche waren die erſten? war die Sonne vor den Planeten oder dieſe vor ihr u. ſ. w.? — eine zwar phyſikaliſche, doch mit der Philoſophie in Beziehung ſtehende Frage.

Es mag phyſikaliſch wohl ſehr richtig ſeyn, und als ein Factum gelten, daß die Monde Hervorbringungen der Planeten ſeyen; obgleich man ſich dieſelben freilich nicht wie gewöhnlich ſo roh und wüſt mechaniſch durch ein Anſtoßen, oder chemiſch durch ein Brennen erklären muß, ſondern viel richtiger die Rinde, die Oberfläche der Planeten als ein zuſammenhängendes organiſches Gewächs anſehen ſollte, welches, wenn es zur Reife gediehen, ſich von der Mutter losreißt und dann als Begleiter um ſie bleibt.

Von dieſem Entſtehen der Monde haben nun die Phyſiker gleich weiter auf das der Planeten geſchloſſen und danach ihr Verhältniß zur Sonne beſtimmt. Nichts berechtigt aber zu dieſer Analogie. — Man hat ſich im Gegentheil die Sonne als eine Hervorbringung der anderen Planeten zu denken, die im Brennpunkte des Zuſammenwirkens zu ihrem gemeinſamen entſteht. — Gerade ſo wie man das Leben des Menſchen (der doch ein Inbegriff der Erde (ja der Welt) im Kleinen) als einen Proceß anſehen kann, in welchem ſich das Gute und Böſe ſcheidet, ſo dürfte es vielleicht auch bei den Geſtirnen ſeyn, und ſich dieſelben wie Licht und Dunkel in Sonne und Monden theilen, nur mit dem Unterſchied, daß jeder Planet mehrere Monde haben kann, die Sonne aber für Alle iſt.'

Ob die Sonne urſprünglich ein Planet geweſen, der ſich ſelbſt zur Sonne gemacht oder von den andern Planeten durch Auswahl ihres Beſten dazu erhoben worden? müßte dahin geſtellt bleiben. —

Philoſophiſch läßt ſich alſo über die Geſtirne und ihr Verhältniß zur Sonne ſo viel beſtimmen: die ſideriſchen Körper ſind zwar nicht als Individuen, ganz wie wir ſie kennen, ſondern im Allgemeinen als Planeten, als Gattung (und wohl ſo unvollkommen als wir nur irgend etwas am Himmel vorfinden) aus der Luft entſtanden.

Zweitens folgt aus der vielen Phyſikern gemeinſchaftlichen Annahme des unendlich beſſeren und höheren Charakters der

Sonne vor den anderen Planeten, daß eben dieſe, die unvollendeten unvollkommenen Erden, *zuerſt*, die Sonne und die Monde aber *ſpäter* entſtanden ſind.

Es iſt ebenſo unwahrſcheinlich, daß unter den Geſtirnen das reine und vollkommene das erſte geweſen, daß die telluriſchen Productionen gleich mit dem Menſchen ſollten angefangen haben, und alles andere für eine Verſchlimmerung und ein Herabſinken müſſe angeſehen werden.

Die Sonne iſt vielmehr ſo wie der Menſch die Blüthe und Frucht einer langen Bildungsperiode der ſich nach ihrem Falle wieder emporhebenden Natur, und verhält ſich zu den übrigen Geſtirnen, wie der Menſch zu den erſten roheſten animaliſchen Productionen.

Eine andere phyſikaliſche Berichtigung iſt, daß man den Gegenſatz zwiſchen dem ſideriſchen Körper und der Luft nur ja nicht zu materiell auffaſſen müſſe; — die Atmoſphäre, d. i. die Luft, die zu ihnen gehört, die ihnen eigenthümlich und zunächſt um ſie herum iſt, *macht wenigſtens die Hälfte ihres Charakters und ihrer Kraft aus*; — die Luft in Beziehung auf das ganze Weltall iſt eine höhere. —

Die Reſultate dieſer Bemerkung über die Atmoſphäre ſind ſehr wichtig, erſtens folgt daraus, daß die Trabanten und Monde als Hervorbringungen der Planeten nicht weit von ihrer Atmoſphäre entfernt ſeyn können, man ſich alſo wahrſcheinlich den Umkreis der Erde zu enge denkt, indem man ihre Atmoſphäre nicht wenigſtens bis nahe an den Mond reichen läßt; zweitens folgt daraus eine ganz andere Anſicht für das Verhältniß der Menſchen zur Erde; gewöhnlich denkt man ſich nämlich den Menſchen als ein Product der Oberfläche der Erde, da er ſich doch, wenn man nach jener Erklärung der Atmoſphäre, ſtatt auf die äußere Erſcheinung, auf die innere Kraft ſieht, *in der Mitte der Erde befindet*. Die Kraft der Planeten iſt nach dieſer unſerer Anſicht nicht in dem Körper allein, ſondern an zwei Stellen, in der Atmoſphäre ſowohl als im Centro des Körpers zu ſuchen, oder vielmehr muß die Hauptkraft in das Zuſammenwirken der atmoſphäriſchen ſowohl als der Centralkräfte geſetzt werden. — Stellen wir uns auch auf den Standpunkt, wo Körper und Geiſt getrennt und ſich entgegengeſetzt erſcheinen, auf den Standpunkt alſo des gemeinen Bewußtſeyns oder auch des höheren philoſophiſchen Bewußtſeyns, inſofern es in jenes Gebiet hinabſteigt, ſo muß es doch irgend einen Punkt geben, wo der Körper zum Geiſtartigen übergehen, wo er Hülle und Organ des Geiſtes werden kann. —

Hier iſt nun das für die Einzelnheiten geltende Geſetz des Werdens anwendbar, da das Gebiet der Gegenſätze überhaupt nur das Gebiet des Abgeleiteten, und alſo der Einzelnheiten iſt.

Ein Individuum kann auf zweifache Art ſeinen Gipfel erreichen, entweder werden einer Kraft alle übrigen aufgeopfert, und es erſteigt den höchſten Grad von Extremität, oder es löſt ſich auf, alle Kräfte vermiſchen ſich und verſchmelzen ganz ineinander, bis alles Einzelne verſchwindet und die entgegengeſetzten Enden verbunden werden. —

Zwei einander entgegengeſetzte Kräfte können auf zwei Arten übergehen oder ſich berühren mit ihrem Gegentheil: in ihrer Mitte, oder in ihrem Extrem. —

Auf beide Weiſe wird das Aeußerſte, das Maximum erreicht, welches dem Beſchränkten geſetzt iſt — und über das es nicht hinausgehen kann; das eine iſt ſowohl ein äußerſtes der Trennung, ſo wie das andere ein äußerſtes der Verbindung. — In beiden Fällen muß alſo, da das Werden immer nothwendig iſt, ein Ueberſpringen in das Gegentheil ſtatt finden. Wenden wir das nun auf den Körper in ſeinem Verhältniß zum Geiſt an, ſo iſt klar, daß er auf jene zweifache Weiſe für das Bewußtſeyn dienlich und gleichſam empfänglich werden könne, entweder durch den vollkommenſten Grad der Körperlichkeit, der Bildung und Organiſation, oder durch gegenſeitige Auflöſung und Neutraliſation ſeiner Grundkräfte in ihrer Mitte. —

Es iſt hier nicht gemeint, als ob das Bewußtſeyn aus dem Körper herzuleiten wäre, dieß iſt nimmer möglich; das Verhältniß des Körpers zum Geiſt ließ ſich mit dem eines dunkeln Körpers zum Licht vergleichen, eines Körpers, der zwar des Lichts beraubt iſt, aber doch durch gewiſſe Modificationen und Diſpoſitionen dafür empfänglich werden, und dann daſſelbe auf verſchiedene Weiſe durch verſchiedene Strahlen und Farben wieder von ſich geben kann; ein ſolcher ſpiegelnder oder farbiger Körper wird indeſſen nie ohne Licht möglich ſeyn, wenn das Licht nicht ſchon gegeben wäre, würde er keines hervorbringen können.

Der Begriff eines bis zum Extrem vollendeten, auf das körperlichſte ausgebildeten Körpers iſt auf die organiſchen, beſonders auf die thieriſchen Weſen anwendbar, als welche die höchſt körperlichen Körper ſind.

Die Auflöſung, Neutraliſirung und Vermiſchung körperlicher Grundkräfte in ihrer Mitte, die gänzliche Entbindung von allen Formen und aller Extremität gilt bei den Elementen, vorzüglich bei der Luft, dieſe iſt unter allen körperlichen Weſen am meiſten neutraliſirt und am formloſeſten; gewöhnlich nimmt man die Empfänglichkeit und das Entſtehen des Bewußtſeyns blos beim Extrem der Organiſation an, weil uns dies das nächſte und bekannteſte iſt; aus dem allgemeinen Geſetz, daß alles beſeelt ſeyn müſſe, folgt aber das andere eben ſo gewiß. Dieſer Satz, daß Alles beſeelt und voller Geiſt ſey, geht zwar aus dem erſten Gedanken des Idealismus, aus dem Begriff des Ichs und der Freiheit hervor, und könnte darauf führen, nur ein einziges Bewußtſeyn anzunehmen; indeſſen müſſen wir doch, wenn wir nicht in den Pantheismus verfallen wollen, unſer Bewußtſeyn als ein einzelnes anerkennen, und inſofern dann auch ein ihm entgegengeſetztes gelten laſſen, da das Einzelne und Beſondere ja eben nur durch den Gegenſatz beſteht. — Die Sphäre nun, wo wir das unſerem Bewußtſeyn Entgegengeſetzte zu ſuchen haben, zeigt uns, wie früher erklärt worden, das allgemeine Geſetz des Werdens: ſo wie auf der höchſten Stufe der Organiſation unſer Bewußtſeyn eintritt, ſo muß auch bei der höchſten Neutraliſation, die unleugbar in den Elementen ſtatt findet, ein anderes Bewußtſeyn eintreten. Alſo wird nicht allein der alte Glaube des Hylozoismus, ſondern auch jene Denkart der alten Welt, daß die Elemente der Sitz der Geiſter, die Luft voller geiſtiger, belebter Weſen ſey, von der Philoſophie und ſelbſt von der Phyſik beſtätigt, deren Beweis die Philoſophie freilich nicht bedarf. —

Weil der neutraliſirte Zuſtand der Materie dem der höchſten körperlichen Organiſation und ſo auch die Luftform, überhaupt die elementariſche Form jenes Bewußtſeyns der Form des unſrigen gradezu entgegengeſetzt iſt, ſo können wir es keineswegs zu einer poſitiven, ſondern blos zu einer negativen Erkenntniß deſſelben bringen, wir können nichts anders von ihm wiſſen, als daß es exiſtirt, und daß alles, was unſerem an die ſpeciſiſche und individuelle Form gebundenenen Bewußtſeyn zukommt, bei ihm nicht gelte. Wie dürfen wir nur wähnen, einen Geiſt, deſſen Hülle Luft iſt, ein ſo zu ſagen luftiges Bewußtſeyn aus dem unſrigen (an die Erde gefeſſelten) errathen zu können? — Von dem göttlichen Bewußtſeyn läßt ſich eher eine Vorſtellung machen, das einzelne Glied kann aus ſeinem Standpunkt eher das Ganze, wenn auch nur mangelhaft, erkennen, als ſeinen Gegenſatz, es ſteht mit jenem in einem näheren Verhältniß, als mit dieſem, dieſer iſt ihm durchaus fremd; es iſt ihm auf keine Weiſe möglich, ſich in ihn zu verſetzen. — Ohnerachtet uns nun die Seele und die Denkart der Geiſter ſo unbegreiflich, ja unbegreiflicher als das göttliche Bewußtſeyn iſt, hat denn doch dieſe auch noch ſo unbeſtimmte und allgemeine blos negative Einſicht in die Wahrheit ihrer Exiſtenz für die Conſtruction des Idealismus einen großen Werth, indem dadurch die wichtige Ueberzeugung von der ſpeciellen und individuellen Form unſeres Bewußtſeyns lebendig erhalten wird. Sehen wir zurück auf unſere letzte Bemerkung über die ſideriſchen Körper, daß ihre Atmoſphäre mit zu ihnen gerechnet, wenigſtens die Hälfte ihrer Kraft und Productivität in dieſelbe geſetzt werden müſſe, beſteht ein ſideriſches Weſen alſo gleichſam aus zwei Körpern, aus einem organiſchen und elementariſchen, und muß mithin auch bei der Vorausſetzung, daß es nicht anders als beſeelt ſeyn könne, ein doppeltes Bewußtſeyn haben, ein organiſches, vegetabiliſches, thieriſches oder dem menſchlichen ähnliches, und ein elementariſches, beide in ein Ganzes verbunden. Wie ſich dieß denken laſſe, wird ſich erſt bei der näheren Betrachtung der ſideriſchen Körper ergeben; in gewiſſen Zuſtänden der Begeiſterung, in der Liebe, Freundſchaft oder Kunſt ſehen wir ſchon zwei Bewußtſeyn ſich gleichſam in eines verſchmelzen; dieß ſind freilich nur ekſtatiſche Zuſtände und Ausnahmen, indeſſen mögen ſie doch als Beiſpiel dienen, zumal uns jenes doppelte ſideriſche Bewußtſeyn aufs neue beweiſt, daß unſer einfaches und gewöhnliches Bewußtſeyn nur ein ganz ſpecielles und individuelles, keineswegs eine allgemeine Regel, alſo in Beziehung auf das Ganze nur ein Zuſtand iſt. Uebrigens folgt noch aus der Verbindung des organiſchen und elementariſchen Bewußtſeyns, daß man dem ſideriſchen Bewußtſeyn doch immer noch etwas mehr Aehnlichkeit mit dem unſrigen zuſchreiben könne, als jenem an die elementariſche Form gebundenen. Wir ſchließen mit Wiederholung der allgemeinen Bemerkung, daß man in der philoſophiſchen Natur-Betrachtung nicht zu viel a priori muß beſtimmen wollen; die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur geſtattet es nicht, nur das erſte und allgemeinſte kann a priori beſtimmt werden, ſobald das Gebiet des individuellen anfängt, wird alles Gegenſtand der ſpeciellen Geſchichte, welche nach unſerem Ideal Geſchichte der Erde ſeyn müßte. Dieſe ſpecielle Geſchichte wird immer nur durch einen Mißbrauch an die allgemeine angeknüpft. Ein Philoſoph, der nicht bei den allgemeinſten Beſtimmungen ſtehen bleiben wollte, würde nach Ableitung der ſideriſchen Körper auch die Nothwendigkeit des Menſchen-Geſchlechts, des Charakters und mancher individueller Eigenſchaften deſſelben zu deduciren ſuchen, wie irrig wäre aber das? denn obgleich es wahr iſt, daß die menſchliche Organiſation bewunderungswürdig zur Vernunft eingerichtet iſt, kann es ja doch noch viele andere von der menſchlichen verſchiedene Einrichtungen zur Vernünftigkeit geben; — wie verſchieden mag nicht der Charakter der Planeten allein unter ſich ſelbſt ſeyn, wie verſchieden muß alſo auch wieder der ihrer Bewohner ſeyn? da die Verſchiedenheit ſich natürlich ſowohl in die allerindividuellſten, als in die allgemeinſten Productionen erſtrecken muß. — Bei der Vorausſetzung, daß alle Hervorbringungen der Planeten einerſeits gemeinſchaftliche Producte mit der Sonne, anderſeits mit dem Monde ſeyen, muß auf den Planeten, die mehrere Monden haben, wie z. B. der Jupiter, die Mannichfaltigkeit unendlich größer ſeyn, als auf der Erde; die

Mannichfaltigkeit ſteigt nothwendig, jemehr Factoren, jemehr Kräfte in der Wechſelwirkung thätig ſind. Auf Planeten, welche zwei Sonnen haben, wie es von den Kometen wahrſcheinlich iſt, müßte die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit gar außerordentlich ſeyn; wären Menſchen auf ſolchen Planeten, ſo würde es dort, alle andere phyſikaliſche Verſchiedenheit nicht gerechnet, blos im geiſtigen Sinn für Staat, Familie u. ſ. w. zwei Sonnen geben. —

Wie complicirt müßte endlich noch das Verhältniß auf einem Planeten ſeyn, wo außer einer noch eine andere oder mehrere vernünftig-organiſirte Arten exiſtirten, welche ſonderbare Verhältniſſe müßten da nicht durch Krieg und Frieden dieſer verſchiedenen Gattungen entſtehen? und doch liegt in unſeren Planeten nichts, was dieſem Gedanken widerſpräche. — Wir haben alles dieſes nur als Beiſpiel angeführt, wie wenig die Philoſophie in die Mannichfaltigkeit der Natur eingehen könne, und welchen ſchlechten Begriff man von der unendlichen Fülle derſelben haben müßte, wenn man ſpecielle Producte, die eigentlich ſehr zufällig zu nennen ſind, bloß weil ſie in unſerer Sphäre liegen, für allgemein und einzig möglich anſehen wollte. —

Theorie der Entſtehung der Welt.

Die beiden Punkte, von denen die Conſtruction des Welt-Ichs ausgehen muß, ſind die Begriffe der unendlichen Einheit und der Sehnſucht, indem wir in der Theorie des Bewußtſeyns geſehen haben, daß jener Begriff uns aus der Erinnerung fließt, daher am ſchicklichſten an den Anfang geſetzt wird, dieſer aber diejenige Form der Liebe iſt, die allein auf das Welt-Ich und den Anfang ſeiner Geſchichte paßt.

Beide Begriffe paſſen ſehr gut zuſammen.

Das Welt-Ich erſcheint alſo urſprünglich und auf der erſten Stufe als unendliche Einheit; dieſe unendliche Einheit aber iſt ſich ſelbſt in ihrer unendlichen Einfachheit durchgängig gleich, ſo ganz vollkommen und immer ſich ſelbſt gleich, daß auch gar keine Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit in ihr angetroffen wird, und ſie alſo der unendlichen Fülle ganz entgegengeſetzt iſt.

Das Bewußtſeyn (oder auch das Gefühl) der unendlichen Einheit iſt daher in dem urſprünglichen Welt-Ich mit dem Bewußtſeyn der Abweſenheit der unendlichen Fülle nothwendig verbunden.

Das Welt-Ich kann ſich dieſer Einheit, (Einfachheit) nicht bewußt ſeyn, ohne eine unendliche Sehnſucht zu fühlen, dieſe urſprüngliche Leerheit durch Mannichfaltigkeit und Fülle zu bereichern. Die Ahnung der unendlichen Fülle giebt der Thätigkeit des Welt-Ichs den erſten Anſtoß. In dem Bewußtſeyn der unendlichen Einheit, dem Gefühle der innern Einfachheit und Leerheit ſehnt ſich das urſprüngliche Welt-Ich nach unendlicher Fülle. In dieſer erſten Form iſt die Thätigkeit des Welt-Ichs ein ſtilles, ruhiges, friedliches Sehnen, ein allmäliges, leiſes Bewegen und Entwickeln.

Die unendliche Sehnſucht, betrachtet als Thätigkeit, iſt eine unbeſtimmte Ausdehnung nach allen Seiten und Richtungen. In dem Gefühle der innern Leerheit dehnt das Welt-Ich ſich nach allen Seiten und Richtungen aus nach unendlicher Fülle. — Es geht aber dieſe urſprüngliche Sehnſucht nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand, da jede Thätigkeit, die beſtimmt iſt, auch inſofern nothwendig beſchränkt, mithin endlich iſt. — Die Sehnſucht in ihrer urſprünglichen Geſtalt iſt ein unbeſtimmter, unendlicher Trieb, eine unbeſtimmte, nach allen Seiten und Richtungen ins Unendliche ſich verbreitende Thätigkeit. Selbſt im Menſchen iſt ja die Sehnſucht in ihrer urſprünglichen Geſtalt eine ſolche geiſtige Ausdehnung und Erweiterung nach allen Seiten und Richtungen, ein unbeſtimmter unendlicher Trieb, der gar nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand gerichtet iſt, ſondern ein unendliches Ziel hat, eine unbeſtimmbare geiſtige Entwickelung und Ausbildung, eine unendliche Fülle von geiſtiger Vollkommenheit und Vollendung. Es geht dieſer Trieb da, wo er im Menſchen in ſeiner urſprünglichen Wahrheit und Reinheit erſcheint, ſo wenig auf irgend ein ſchon vorhandenes, daß er auch in einem ganz einſamen Weſen, und zwar in ſeiner ganzen Kraft und Stärke erwachen würde. — Erſt ſpäterhin erhält er, wenn er der Herrſchaft des Verſtandes unterworfen wird, eine beſtimmte Richtung auf beſtimmte Zwecke, und zwar oft gerade eine ſeiner Natur ganz entgegengeſetzte, irrige, falſche Richtung auf Endlichkeit und Beſchränktheit. Früher war es ein über alle Schranken der Endlichkeit nach einer unendlichen Fülle von geiſtigem Daſeyn ſtrebender Trieb. Das Streben in eine unermeßliche, dunkle Ferne, die Sehnſucht nach einem unbekannten Gute, ein zwar unbeſtimmtes, dunkles, aber ganz ſicheres Vorgefühl einer unendlichen Herrlichkeit und Seligkeit. Die Sehnſucht eines urſprünglichen Welt-Ichs alſo iſt eine Ausdehnung nach allen Seiten und Richtungen; eine unbeſtimmte, unendliche Ausdehnung, wie wir die Thätigkeit der Sehnſucht charakteriſiren, iſt aber der Raum. Der Raum iſt alſo eine Hervorbringung der Sehnſucht, ja dieſe ſelbſt, indem die Sehnſucht ohne Ausdehnung nach allen Seiten und Richtungen, ohne ein unbeſtimmtes, unendliches Streben ſich nicht denken läßt. Die unendliche Sehnſucht kann nicht unthätig in ſich verſchloſſen bleiben, ſondern muß ihrer Natur nach nach allen Seiten ſich entwickeln und verbreiten, und ſo ſich Raum ſchaffen. Der Raum iſt die erſte Form der Exiſtenz des Welt-Ichs, der erſte Schritt in der Geſchichte des Unendlichen.

Dieſes Entſtehen des Raumes aus der Sehnſucht iſt progreſſiv, ſteigend. So wie der Raum aus der Sehnſucht entſteht, dieſe ſich immer mehr und mehr nach allen Seiten verbreitet und entwickelt, wird ſie auch in dem nämlichen Grade vergrößert und verſtärkt. Der Raum, den die Sehnſucht ſich ſchafft, iſt noch ein leerer Raum, der erſt bei der Erreichung des höchſten Zieles, nach dem das Welt-Ich ſich ſehnt, durch die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit erfüllt werden kann. — Je größer nun die Ausdehnung, deſto größer das Gefühl der Leerheit. Was der Thätigkeit der Sehnſucht den erſten Anſtoß gab, war ja das Gefühl der innern Leerheit und die Ahnung der unendlichen Fülle. Je mehr nun durch das Wachſen des leeren Raumes und die größere Ausdehnung das Gefühl der Leerheit, der Abweſenheit der unendlichen Fülle vermehrt wird, je mehr muß natürlich die Sehnſucht ſelbſt vergrößert und verſtärkt werden, ſie wächſt und ſteigt mit der Ausdehnung, verdoppelt und beſchleunigt ihre eigene Entwickelung, und führt ſo die Erreichung des erſten Zieles näher herbei. Dieſes erſte Ziel iſt für dieſe beſtimmte Form der Thätigkeit des Welt-Ichs die Vollendung des Raums.

Anmerk. Das höchſte, letzte Ziel der Sehnſucht iſt die unendliche Fülle, die Erfüllung des Raums; aber zuerſt muß doch der Raum ſelbſt geſchaffen ſeyn.

Die beſchleunigte Thätigkeit der Sehnſucht muß die Vollendung des Raums nun ſchneller befördern, und endlich bewirken. — Iſt aber der Raum erſchaffen und fertig, das erſte Ziel errungen, hat die Thätigkeit der Sehnſucht ihr Aeußerſtes erreicht, ſo tritt hier jenes Geſetz des Werdens ein, von dem früher iſt geſprochen worden. Die Thätigkeit muß, wenn ſie ihren höchſten Gipfel erreicht hat, in ihren Anfang zurückkehren, womit eine zweite Epoche beginnt.

Anmerk. Das relative Aeußerſte bezieht ſich nur auf eine beſtimmte Stufe, auf eine beſtimmte Form der Thätigkeit, nicht auf die Thätigkeit überhaupt; die Möglichkeit, daß dieſes Aeußerſte erreicht werde, liegt in der unendlichen Kraft, als ſolcher.

Das was die Thätigkeit des Welt-Ichs ſo zu ſagen zwang, aus ſich herauszugehen und nach allen Seiten und Richtungen ſich zu entwickeln und zu verbreiten, iſt das Gefühl der Leerheit und die Ahnung der unendlichen Fülle. Dieſes iſt ihr letztes und höchſtes Ziel. Durch die Vollendung des Raumes iſt dies aber noch lange nicht ereicht, im Gegentheil iſt mit der größern Ausdehnung auch das Gefühl der innern Leerheit gewachſen. Der Raum, den die Sehnſucht ſich in ihrer Ausdehnung ſchuf, iſt ein unendlich leerer Raum, in den nun, wenn das Streben des Welt-Ichs befriedigt werden ſoll, eine unendliche Mannichfaltigkeit und Fülle hineingebracht werden muß. Das Welt-Ich muß alſo, wenn es dieſes erſte Ziel ſeiner Thätigkeit erreicht, ſich ſo zu ſagen Raum verſchafft hat, gleichſam wieder von vorne anfangen. Dieſer zweite Anfang aber wird von dem erſten natürlich ganz verſchieden ſeyn.

Das erſte Regen der Sehnſucht war ſtill und ruhig, ein leiſes, allmäliges Entwickeln, eine ſanfte, nach allen Richtungen verbreitete Thätigkeit, die aber mit der Ausdehnung allmälig wuchs und ſtieg, ſich immer mehr und mehr verdoppelte und beſchleunigte. Die Sehnſucht erſcheint daher in dieſem zweiten Anfange verändert und verwandelt; ſie hat ſich in ihrer Ausdehnung und Entwickelung verdoppelt und verſtärkt, ſie iſt thätiger, raſcher, heftiger geworden, hat den urſprünglich ſtillen, ruhigen, ſanften Charakter verloren.

Eine auf einen ſchon beſtimmteren Gegenſtand gerichtete Sehnſucht, oder Verlangen, wird eigentlich Streben genannt; ein unruhiges, heftiges Streben aber heißt, in menſchlichen Worten und Begriffen ausgedrückt, Begierde.

In dieſem zweiten Anfange alſo erſcheint die urſprünglich ſtille, ruhige Sehnſucht verwandelt in heftige, unruhige Begierde.

Was geſchieht nun, wenn die Thätigkeit des Welt-Ichs, nachdem ſie den Raum erſchaffen hat, zurückkehrt in ihren Aufang! Die Sehnſucht, die in ihrem Streben nach unendlicher Fülle, nach allen Seiten und Richtungen ſich verbreitete und entwickelte, hat ihren äußerſten Gipfel erreicht, ſie hat in dieſer Entwickelung nach Außen den Raum erſchaffen, aber noch lange ihr höchſtes Ziel, die unendliche Fülle, nicht erreicht, ſie fängt alſo wieder von vorne an, kehrt wieder in ſich ſelbſt zurück. Allein in der progreſſiven, ſteigenden Ausdehnung und Entwicklung hat die Thätigkeit der Sehnſucht an Stärke gewonnen, ſie iſt beſchleunigt und verdoppelt worden, iſt in unruhige Begierde verwandelt, verändert also kehrt ſie in ihren Anfang zurück. Die größere Beweglichkeit und Stärke, die ſie in ihrer Entwicklung erhielt, die Unruhe und Heftigkeit bringt ſie mit in ſich hinein. Die vorher in der allmäligen Entwicklung ruhig und ſanft verbreitete Thätigkeit wird nun in eine Summe und auf einmal nach Innen zurückgedrängt; die vorher nach allen Seiten und Richtungen ausgedehnte ausgebreitete Thätigkeit wird nun innerlich auf einmal in einen Punkt zuſammengedrängt. Dadurch entſteht nun eine Anhäufung und ein Ueberfluß von Thätigkeit, eine Kraft. — Dieſer Ueberfluß von Thätigkeit führt ein Bedürfniß mit ſich, ſich dieſes Ueberfluſſes zu entledigen. — Dieſes Bedürfniß der Sehnſuchts-Thätigkeit, ſich ihres Ueberfluſſes und der innerlich zuſammengedrängten und gehäuften Kraft zu entledigen, verwandelt die ſtille Sehnſucht in unruhige Begierde. Das heftige, unruhige Begehren aber iſt der ſtillen, leiſen Sehnſucht gerade entgegengeſetzt, ſo wie das Drängen der innern Kraft, ſich ihres Ueberfluſſes zu entledigen, dem allmäligen leiſen Entwickeln der urſprünglichen Thätigkeit. Es iſt alſo auf dieſer Stufe, wo zuerſt ein innerer Widerſtreit beginnt. Der Zuſtand der Begierde iſt immer ein beunruhigender, quälender, drückender Zuſtand, und mit dem Begriffe eines innern Kampfes und Streites weſentlich verbunden, da hingegen die Sehnſucht immer ſanft, ruhig und leiſe iſt. — Es iſt auch für den Menſchen die heftige unruhige Begierde immer ein qualvoller, beängſtigender Zuſtand, der die Ruhe und Harmonie ſeines Gemüthes gewaltſam zerſtört, und ihn innerlich mit ſich ſelbſt entzweit. Auf dieſer Stufe alſo iſt die Thätigkeit des Welt-Ichs, wo die urſprüngliche, ſtille Sehnſucht war, durch das heftige Drängen der Begierde mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt, welcher Widerſpruch und Zwieſpalt dem Weſen der urſprünglichen Einheit natürlich grade entgegengeſetzt iſt.

Allein es iſt hier nicht genug, daß die Sehnſucht ſich verwandle in Begierde, ſondern ſo wie aus der Sehnſucht auch der Raum hervorging, und dieſer ohne Ausdehnung ſich gar nicht denken läßt, ſo muß auch jede Hervorbringung der Sehnſucht die Form des Raumes annehmen, die Begierde muß eine räumliche, materielle, körperliche Begierde werden. Nur muß man aus dieſem Begriffe jeden Gedanken an die grobe Körperlichkeit, die Beharrlichkeit und Starrheit des irdiſchen Elementes entfernen. Unter der Materie iſt hier nichts Fixirtes zu verſtehen, ſondern eine im Raume verbreitete und Kraft zu weiteren Beſtimmungen.

Dieſe unruhige, heftige Begierde als räumliche Kraft gedacht, nennen wir, mit menſchlichen Worten und Begriffen ausgedrückt, das Feuer, nicht als ob hier das irdiſche Feuer gemeint wäre, dieſes iſt auch in ſeiner höchſten Würde und Beziehung immer nur noch ein ſchwaches Nachbild jenes überirdiſchen himmliſchen Feuers, und ein Wiederhervorbrechen von dieſem. Indeſſen iſt das irdiſche Feuer doch immer ein Bild jenes himmliſchen und die Benennung und Vergleichung alſo ſehr zu geſtatten. Es ſoll ein zerlegendes, zerſtörendes Prinzip gefunden werden, das in dem Raume thätig und kraftvoll ſey, ohne doch grobe Körperlichkeit und Starrheit zu haben. Es muß alſo ein Element ſeyn. Nun iſt aber unter den Elementen der Natur das trennende und zerſtörende das Feuer. Wir nennen daher jenes erſte Princip das Feuer. Die unruhige, heftige, in ſich ſelbſt trennende und zerſtörende Begierde, als räumliche Thätigkeit und Kraft gedacht, iſt Feuer.

Jedes Entwicklen, jedes Wachſen und Steigen hat ein Ziel, ein Aeußerſtes, wo es entweder in ſeinen Anfang zurück, oder in ſein Gegentheil überſpringen muß. Das heftige Streben der Begierde muß auch endlich den äußerſten Grad erreichen. Das unruhige Streben der Begierde ſteht natürlich mit der urſprünglich ſtillen, ſanften Sehnſucht in Widerſtreit; die verzehrende Glut des Feuers droht die urſprüngliche Einheit zu zerſtören; dieſer innere Widerſtreit muß alſo ſo weit wie möglich getrieben werden. Aber abſolut kann er nicht ſeyn, weil ſonſt die urſprüngliche Einheit vernichtet würde, welches unmöglich iſt; er muß alſo nur ein relatives Aeußerſtes haben, ſobald er dieſes erreicht hat, ſo nimmt die Thätigkeit eine andere Richtung: da ſie nicht in ihr Gegentheil überſpringen, d. h. nicht aufhören und vernichtet werden kann, ſo muß ſie wieder in ihren Anfang zurück. Das unruhige Thun, und zerſtörende Beginnen des Feuers iſt widerſinnig, da es ihm doch unmöglich iſt, die urſprüngliche Einheit zu vernichten. Hier iſt alſo auch der Punkt, wo die Trennung aufhören muß; Hat nämlich die unruhige, zerſtörende Begierde, der innere Widerſtreit, der für das Welt-Ich ein drückender, qualvoller Zuſtand iſt, den höchſten Grad erreicht, ſo muß das Bewußtſeyn der urſprünglichen Einheit, das Gefühl der ehemaligen Ruhe, des ſtillen, ſanften Friedens wieder erwachen, welches, ſo lange das unruhige Streben und Toben des Feuers die Oberhand hatte, gänzlich unterdrückt war, und nun erſt, nachdem der zerſtörende Zwieſpalt im innern Weſen des Welt-Ichs und die innerlich tobende und freſſende Glut des Feuers den äußerſten Punkt erreicht, und nicht höher mehr ſteigen kann, ſich nothwendig wieder regen, und von der drückenden Angſt und Qual zu befreien ſuchen muß.

Anmerk. Auf der erſten Stufe findet keine eigentliche Einheit ſtatt, es iſt bloße Gleichheit, eine unbeſtimmte Einheit, bloß als Abweſenheit der Fülle, der Zweiheit; erſt auf der dritten Stufe findet die Einheit in ihrer eigentlichen Form ſtatt, als Gegenſatz gegen die zweite Stufe, welche die der Zweiheit und der Trennung iſt; — erſt in der Erinnerung an die zweite Ruhe erwacht das Gefühl der beſtimmten Einheit gegen die Geſchiedenheit.

Es iſt dies ſchon die erſte Reflexion des Welt-Ichs. Das Welt-Ich hatte ſeinen Urſprung vergeſſen: es findet ihn wieder. Dieſes Wiederfinden iſt die Erinnerung: dieſe Erinnerung aber muß mit Schmerz und Reue verbunden ſeyn, über den wo nicht gänzlichen, doch theilweiſen Verluſt der urſprünglichen Einheit, über den innern Zwieſpalt und Kampf, der das Weſen des Welt-Ichs ganz zu zerütten droht.

Auf der zweiten Stufe erſcheint der Mangel der Einheit noch nicht als Schmerz, der eigentliche Schmerz kann erſt durch die Erinnerung an die vorherige ruhige Entwicklung der Einheit als Sehnſucht eintreten, darum denn auch die dritte Stufe viel härter und herber als jene iſt.

Auf dieſer (dritten) Stufe der Erinnerung entſteht die Zeit, als Zurückgehen in den Anfang, mit dem Bewußtſeyn, daß es der Anfang iſt. Die Erinnerung der Vergangenheit mit dem Bewußtſeyn ihrer Verſchiedenheit von dem jetzigen Zuſtande auf der erſten Stufe der Sehnſucht war nur die Zukunft, welche mit dem Raume, der unendlichen Ausdehnung, eins und daſſelbe iſt. Die Zeit war da noch erſt in Einem Elemente vorhanden; was die Zeit zur Zeit macht, iſt die Vergangenheit. Auf der erſten Stufe ſtrebte das Welt-Ich in der unendlichen Ausdehnung in eine unermeßliche Zukunft, jetzt erwacht die Erinnerung ſeines Urſprungs, der Vergangenheit, und ſo entſteht die Zeit. —

Auf dieſer dritten Stufe der Erinnerung, wo der eigentliche Schmerz über die verlorene Ruhe eintritt, iſt die Thätigkeit des Welt-Ichs der Thätigkeit der zweiten Stufe ganz entgegengeſetzt. Die heftig unruhig ſtrebende Begierde wollte die urſprüngliche Einheit zerſtören, ſie brachte das Welt-Ich mit ſich ſelbſt in Zwietracht und Kampf; trübte die ſtille Heiterkeit der Sehnſucht und ängſtigte ſich ſelbſt in innerer Glut und Qual. Jetzt wo die Erinnerung der Einheit wieder erwacht, nimmt die Thätigkeit eine andere Richtung, das Welt-Ich ſucht ſich von dieſem qualvollen, drückenden Zuſtande zu befreien, die urſprüngliche Ruhe wiederherzuſtellen, den innern Kampf und Streit in Harmonie und Frieden aufzulöſen. — So wie die Thätigkeit der Begierde eine trennende, zerſtörende war, ſo muß die Thätigkeit, die mit der Erinnerung beginnt, eine beruhigende, auflöſende ſeyn. Beide ſind ſich nicht der Richtung, ſondern dem Charakter nach entgegengeſetzt, da ja die Erinnerung auch nichts anders als Rückkehr in den Anfang iſt, nur daß ſie die Zweite wie die Begerade die Erſte iſt. Nun muß aber die Erinnerung, als räumliche Thätigkeit und Kraft, jedoch ohne das Prädicat der Starrheit und groben Körperlichkeit, mithin als Element gedacht werden. Dasjenige aber unter den Elementen, welches das Princip der Auflöſung, Beruhigung, Vermiſchung, Neutraliſation iſt, iſt das Waſſer.

Anmerk. Das Feuer iſt die erſte, das Waſſer die zweite Rückkehr des unendlichen Welt-Ichs zu ſich ſelbſt. Feuer und Waſſer ſind ſich nicht ihrer Entſtehung nach entgegengeſetzt, denn ſie ſind beide aus Einer Quelle gefloſſen, ſondern ihrem Charakter nach. Das Feuer iſt das unruhige, trennende, das Waſſer das beruhigende, auflöſende Princip.

Anmerk. Es ſcheint überflüſſig zu bemerken, daß das Waſſer in dieſer urſprünglichen Geſtalt nicht etwa blos ein Bild für Erinnerung und Schmerz, ſondern die Sache ſelbſt iſt — von einem Bild und von Darſtellung kann überhaupt hier noch nicht und erſt ſpäter die Rede ſeyn.

Das Waſſer und das Feuer zuſammen bilden in ihrem wechſelſeitigen Einwirken aufeinander die höhere Luft. Das was wir Licht nennen, iſt nur die Erſcheinung jener himmliſchen Luft, die durch das Medium der Sonne zu uns gelangt.

Die zweite und dritte Stufe des Welt-Ichs ſind ſich entgegengeſetzt und daraus entſteht die vierte. — Waſſer als beruhigendes, auflöſendes, und Feuer als trennendes, verzehrendes Princip ſind ſich entgegengeſetzt. Das Feuer ſtrebt die urſprüngliche Einheit zu vernichten, das Waſſer will dieſe wieder herſtellen. Beide aber ſind unendlich reell, wie die Quelle, woraus ſie gefloſſen, nicht leer und unthätig, ſondern unendlich thätige Kräfte, und da mit der unendlichen Kraft, als ſolcher, das Bedürfniß ſich zu entledigen verbunden iſt, ſo können beide Elemente ſich nicht ruhig gegen einander verhalten, ſondern es entſteht ein Kampf unter ihnen; Waſſer und Feuer ſind in einer und derſelben Sphäre des Raums und doch entgegengeſetzte Kräfte, ſie müſſen alſo kämpfen. Dieſer Kampf beginnt, ſobald das Waſſer entſteht, welches auf einmal geſchieht, da es ein Sprung vom Aeußerſten zum Anfang iſt, allein ein Kampf, der nicht ſogleich entſchieden werden kann, da beide Kräfte gleich ſtark ſind

Dieſer Kampf iſt alſo ein *Ringen*, ein gleichförmiges Wechſelwirken ineinander und auseinander.

Die beiden Elemente ſind im Raume in gleichförmiger Thätigkeit und Bewegung verbreitet, und da ſie ihrem Weſen und Streben nach ſich doch entgegengeſetzt ſind, auch nicht parallel nebeneinander fortlaufen können, ſo müſſen ſie miteinander kämpfen und ringen. Bei dieſem Ringen kann es aber nicht immer bleiben, dieſes Kämpfen kann nicht ewig unentſchieden ſeyn, weil ſonſt dieſes ewige Ringen, *wenn weiter nichts dabei gebildet würde*, im Widerſpruch ſtände mit dem erſten Princip der Sehnſucht, mit dem was aller Thätigkeit und Bewegung den erſten Anſtoß gab, der *Ahnung*, *dem Ideale der unendlichen Fülle*. Auch würde das dem Weſen des erſten Princips, *der unendlichen Einheit*, widerſtreben. — Es darf daher dieſes gleichförmige Ringen nicht ewig fortgeſetzt werden, ſondern, wenn das höchſte Ziel des Welt-Ichs erreicht werden ſoll, ſo muß aus ihm etwas anderes ſich entwickeln und geſtalten. —

Es darf nicht vergeſſen werden, daß beide Elemente *gleich ſtarke*, unendliche Kräfte ſind, mithin der Kampf nicht dadurch entſchieden werden kann, daß eines völlig beſiegt werde, dem andern gänzlich unterliege, ſondern das Ringen, das wegen Gleichförmigkeit der Kräfte nicht entſchieden werden kann, dauert fort, wird aber verwandelt, und durch Einfluß des erſten Princips auf eine höhere Stufe gehoben, es hört auf ein ernſter, monotoner Kampf und Streit, eine gleichförmige Ebbe und Fluth zwiſchen Waſſer und Feuer zu ſeyn, und wird verwandelt in ein *freies, ſpielendes Ringen*, aus dem dann die unendliche Mannichfaltigkeit und Fülle von Bildung und Geſtaltung hervorgehen kann.

Bei dieſem Kampfe der Elemente kann wegen der Gleichheit der Kräfte, die ſowohl den völligen Sieg des einen, als das gänzliche Unterliegen des andern unmöglich macht, kein *ernſter Zweck* mehr ſtatt finden; er wird ſich alſo durch den Einfluß des erſten Princips in ein ſpielendes Kämpfen und Ringen verwandeln.

Die beiden Elemente *ſind ſich nur gleich unter ſich*, aber nicht gleich zu achten dem *erſten Princip* der Liebe, ſobald dieſe endlich durchdringt, löſt aller Widerſtreit in Harmonie und Frieden ſich auf, das innere Toben ſchweigt, und das Licht ſtrahlt in himmliſcher Klarheit und Freude.

Die ſpielende Thätigkeit entſpricht vollkommen dem Charakter des erſten Princips der Freiheit, und dem Streben des erſten Princips nach unendlicher Fülle. Durch den Einfluß deſſelben wird der Kampf in ein Spiel verwandelt.

Anmerk. Spiel iſt unendlicher Ernſt, und Zweck iſt beſtimmte Thätigkeit.

Die ſpielende Thätigkeit hat keinen beſtimmten Zweck, aber wohl ein Ziel, einen unendlichen Endpunkt. Die unendliche Fülle, und der Weg dieſe zu erreichen, iſt eine ſteigende Vermehrung der Fülle, der Geſtaltung und Bildung, und wo dieſe ſchon reich und mannichfaltig ſchön ſich entfaltet hat, Nachahmung.

Die ſpielende Thätigkeit führt zunächſt auf die unendliche Fülle, da durch ſie überhaupt hervorgebracht, geordnet und gebildet wird. In dieſem freien, friedlichen Wechſelwirken verbundener Kräfte, dieſem innigen liebevollen Durchdringen der Geiſter entfaltet ſich die ſchönſte Blüthe der Individualität, die ganze Fülle geiſtiger Kraft und Herrlichkeit. Jenes durch den Einfluß des höheren Princips geläuterte und zur Freiheit erhobene ſpielende Ringen iſt das himmliſche Licht, es iſt eben die ſiegprangende Liebe in ihrer Verklärung, der Himmel in ſeiner vollen Glorie von Wonne und Genuß von Freiheit, Freude und Seligkeit.

Anmerk. Das Licht iſt blos Himmel und Genuß, liebevolles, freudiges, in ſich ſelbſt ſeliges Ringen und Spiel. —

So erzeugte auf dieſer Stufe aus Kampf und Widerſtreit ſich Friede und Einigkeit, ſo löſte das unruhige Streben ſich in Licht und Klarheit und triumphirende Liebe auf.

Aber es iſt noch eine Art möglich, wie auf dieſer vierten Stufe der Kampf ſich entſcheiden kann.

Es kann nämlich das Ringen auch nicht in ſpielende Thätigkeit übergehen, und die beiden Elemente können den Kampf als ernſten Kampf bis zur Vernichtung fortſetzen.

Wie iſt nun dieſe Vernichtung zu verſtehen, im Verhältniſſe zum erſten Princip, wie iſt ſie möglich, da doch, wie ſchon geſagt worden, beide Elemente ſich an Kraft gleich ſind, alſo keines dem andern ganz unterliegen kann, beide als unendliche aus dem erſten Princip gefloſſene Elemente der abſoluten Vernichtung nicht fähig ſind? — Die Vernichtung überhaupt iſt nur ein negativer Begriff, den man blos aus dem Gegenſatze kennen lernt.

Anmerk. *Bindung* iſt die ärgſte Vernichtung, die es für geiſtige Weſen giebt. Dieſe Vernichtung hat im Kampfe ſelbſt nun ſchon angefangen. Der Schrecken aber bringt die eigentliche *Erſtarrung* hervor.

Wenn das lebendig Wirkliche, das unendliche Welt-Ich durchaus frei iſt, und die Freiheit allein wirklich, ſo iſt das der Freiheit Entgegengeſetzte allein nichtig, und *ſich der Freiheit berauben heißt ſich vernichten*. — Die Elemente alſo können ſich, wenn ſie den Kampf ernſthaft fortſetzen, wechſelſeitig ihrer Freiheit berauben. — Was entſteht denn nun aus dieſer Vernichtung, was iſt die Form dieſer Vernichtung, und welches Weſen in der Natur entſpricht dieſer Form?

Das was der Freiheit, der Thätigkeit der Ichheit entgegengeſetzt iſt, iſt die Starrheit, die Beharrlichkeit, die grobe Körperlichkeit; es iſt dasjenige Element, was die eigenthümliche Form der feſten Körper der Erde und Geſtirne conſtituirt, was ſelbſt Erde iſt, oder in Rückſicht der Starrheit, die das Weſen deſſelben ausmacht, der *Stein*. — Es kann aber dieſes Element, obgleich ſeiner Form und Geſtalt nach den in der Freiheit wirkenden Elementen entgegengeſetzt, doch in Rückſicht auf die Kraft und das Innere nicht abſolut von ihnen verſchieden ſeyn, die Vernichtung, die Starrheit, die Beharrlichkeit kann nur auf einen gewiſſen Grad gehen, kann nur relativ ſeyn und muß ſich endlich doch wieder auflöſen laſſen, denn der Stein iſt ja doch eigentlich nichts anders, als erloſchenes Feuer und verhärtetes Waſſer. Auf dieſer vierten Stufe iſt alſo der Urſprung ſowohl der mit dem Bildungstriebe oder der ſpielenden Thätigkeit in ihrer Richtung auf die unendliche Fülle verbundenen *Lichtes* als der Entſtehung der groben Körperlichkeit der Geſtirne und aller körperlichen Weſen

Wenn zwei ſich gleiche Kräfte in der Abſicht mit einander ringen, eine die andere zu vernichten, eine abſolute Vernichtung aber eben der gänzlichen Gleichheit wegen nicht möglich iſt, ſo werden ſie wenigſtens, ſo lange dieſer Kampf dauert, ihre Kraft unnütz verſchwenden, ihre Thätigkeit gegenſeitig beſchränken, hemmen und binden, dadurch ſich der Thätigkeit berauben, und ſo weit es für unendliche, geiſtige Weſen nur immer möglich iſt, wechſelſeitig vernichten.

Was aller Thätigkeit den erſten Anſtoß gab und ihr höchſtes Ziel iſt, war die unendliche Fülle. Nur wo zwei ſich gleiche Kräfte liebevoll ſich vereinigen, in freier harmoniſcher Wechſelwirkung ſich gegenſeitig heben und tragen, in friedlichem Spielen, Ringen ſich gleichmäßig durchdringen, beleben und entwickeln, kann das höchſte Leben, und in ihm die höchſte Blüthe der Geſtaltung, Bildung und Schönheit ſich entfalten. — In einem ernſthaften blindwüthenden Kampfe zweier Weſen wird die Kraft fruchtlos verſchwendet und geſchwächt, die freie Entwicklung gewaltſam geſtört und zurückgehalten.

Wir haben bisher die Elemente blos als räumliche Thätigkeiten und Kräfte betrachtet; ſehen wir nun auch die Form des Bewußtſeyns mit der elementariſchen Form verbunden, ſo wird dies uns noch näher auf die Entſtehung und das eigentliche Weſen des irdiſchen Elements führen. —

Das Licht ſteht in der innigſten Beziehung mit dem Bewußtſeyn überhaupt, nicht etwa mit einer ſpeciellen Form und Richtung des Bewußtſeyns wie Waſſer und Feuer; der Grund alles Bewußtſeyns iſt die Sehnſucht, die Ahnung der unendlichen Fülle. Dieſe Ahnung, die auf der erſten Stufe gleichſam noch dunkel und unentwickelt war, erhält auf der vierten Stufe die höchſte Kraft und Klarheit. Das Licht iſt durchgedrungene Herrſchaft der Grundidee der unendlichen Fülle, iſt wiederhergeſtellte Einheit, iſt triumphirende Liebe. Das Licht iſt nicht blos Sehnſucht, nicht Ahnung allein, es iſt Hoffnung der unendlichen Fülle, es iſt Trieb und Kraft der Geſtaltung und Bildung, und wenn auch die unendliche Sehnſucht erſt durch das irdiſche Element in das Reich des Lichtes gelangen kann, ſo iſt eben im Lichte die Kraft, durch liebevolles Einwirken die reiche Mannichfaltigkeit von Bildung und Geſtaltung zu entwickeln. — Das Licht iſt das geiſtigſte aller Elemente, iſt *Geiſt* überhaupt, ordnender Geiſt, *bildender Verſtand*.

Anmerk. Der göttliche Geiſt iſt vollendete Liebe, iſt himmliſches, göttliches Denken, der *Verſtand* des Menſchen liegt in der Mitte zwiſchen dieſem und der *Vernunft*, oder dem an die irdiſche Beharrlichkeit gebundenen Denken.

Das irdiſche Element kann auch nur eine Form des Bewußtſeyns haben, die ſeinem Charakter entſpricht; eben weil dieſes Element durch ſeine Starrheit und Beharrlichkeit dem Charakter der Freiheit, des Bewußtſeyns, der Ichheit, ſo weit es immer möglich iſt, entgegenſteht, muß hier ſchon eine große Verſchiedenheit ſtatt finden, eigentlich kann kein Bewußtſeyn, kein Geiſt mit dem Steine verbunden ſeyn, weil aber ein jeder Gegenſatz nie abſolut ſeyn kann, ſo kann auch der Stein nicht ganz bewußtlos, ganz leer von Geiſt, kein völliges *Nichtich* ſeyn, da dies überhaupt unmöglich iſt, ſondern es muß hier ein beſonderes Verhältniß ſtatt finden, in Rückſicht der Verbindung von Geiſt und Körper.

Das irdiſche Element iſt auf einem gewiſſen Grade geiſt- und bewußtlos, nicht in Rückſicht der Quantität der innern Kraft, ſondern in Rückſicht der Ungeſchicklichkeit der Form dieſes Elements für das Bewußtſeyn. Die Form des irdiſchen Elements iſt Starrheit, Beharrlichkeit, grobe Körperlichkeit, durch dieſe aber wird die freie, geiſtige Thätigkeit im höchſten Grade zurückgehalten und gebunden. Im Steine iſt zwar Bewußtſeyn und Geiſt vorhanden, aber *tief darin verſchloſſen*, und wegen der Schlechtigkeit und Ungünſtigkeit der äußern Form kann der geſchloſſene und gebundene Geiſt nur nach langem Kampfe wiederhervorbrechen. Das Bewußtſeyn, die freie Thätigkeit iſt nur gefeſſelt, nur gehemmt, die innere Kraft iſt durch die von außen umgebende grobe Körperlichkeit und Starrheit in ihrer freien Aeußerung und Entwicklung zurückgehalten und geſtört, hier iſt alſo ſchon das irdiſche Element als Hinderniß des Geiſtes als beſchränkende Hülle und Feſſel, nicht als Medium anzuſehen.

Welche eigenthümliche Form des Bewußtſeyns iſt denn nun mit dem irdiſchen Elemente verbunden? Es kann dieſes keine andere ſeyn, als die der Form des Elements ſelbſt entſpricht.

Die Form des irdiſchen Elements iſt Beharrlichkeit, Starrheit. Dasjenige Gefühl, das auch für das Bewußtſeyn die Form der Starrheit ganz eigentlich mit ſich führt, iſt der Schrecken. Der Schrecken iſt gleichſam ein Erſtarren des Geiſtes; dieſer ſteht zugleich der eigenen Bewußtſeyns-Art des Lichts (der Hoffnung und Liebe) am meiſten entgegen. Dieſes könnte man auch den Tod nennen, da beides für die Philoſophie einerlei iſt. — Der Tod entſteht demnach zuerſt auf der vierten Stufe; ſo iſt es auch mit der Gegenwart, dieſe kann als die erſtarrte, ſtarre, gleichſam ſtille ſtehende, beharrliche Zeit nur bei dem irdiſchen Element, dem Schrecken und Tode ſtattfinden.

Anmerk. Die Schwere und die Anziehungskraft können philoſophiſch auch nur aus der Furcht vor Leerheit und Vernichtung erklärt werden.

In dieſem Gefühle des Schreckens, dieſem Erſtarren des Geiſtes nun iſt das Entſtehen des irdiſchen Elements und der groben Körperlichkeit zu ſuchen.

Die beiden Elemente ſetzen den Kampf bis zur Vernichtung fort, ſie reiben ſich in ihrem grimmigen Ringen wechſelſeitig auf. In dem Augenblicke, wo ſie dieſes inne werden, muß auch dieſes Gefühl des Schreckens, gleichſam ein Vorgefühl des Todes entſtehen. —

Anmerk. Die Vernichtung hat dann freilich ſchon angefangen, der Schrecken vollendet, ſie bringt die eigentliche Erſtarrung hervor. — Schrecken iſt der Geiſt der Erſtarrung, Erſtarrung iſt räumlicher Schrecken.

Wenn aus dem friedlichen, ſpielenden Ringen der vereinigten Elemente die Hoffnung der innerlichen Fülle hervorgeht, ſo muß jener fruchtloſe Kampf nothwendig dieſes Erſchrecken des ſeine Vernichtung ahnenden Geiſtes zur Folge haben. Man könnte dieſen Schrecken, um ihn mit dem Bewußtſeyn des Lichtes, das in der Hoffnung der unendlichen Fülle beſteht, in einen größern Gegenſatz zu bringen, erklären als eine Anſchauung des Leeren, (da nämlich aus dieſem zweckloſen Kampfe nur wechſelſeitige Beraubung und Nichtigkeit hervorgehen kann) als einen Blick in das dunkle grauſenvolle Reich des Todes.

Hier endigt ſich alſo der Kampf der Elemente mit einer neuen aber viel ſtärkern Scheidung; auf der einen Seite geht aus dem ſpielenden Ringen der durch die Liebe verbundenen Elemente die herrliche, freudenreiche, himmliſche Lichtwelt hervor, während auf der andern Seite aus dem zerſtörenden Kampfe feindſelig aufeinanderwirkender Kräfte das ſtarre, beharrliche Element, die grobe Körperlichkeit ſich niederſchlägt, die irdiſche Welt der Gegenwart und des Todes. —

Wenn nun gleich in dem Lichte die ſpielende Thätigkeit, und das erſte Princip das herrſchende iſt, ſo kann man doch das Licht wenigſtens in der Form, wie es auf dieſer Stufe erſcheint, noch nicht als die Vollendung des Welt-Ichs anſehen. In dem Licht iſt freilich das Streben nach der unendlichen Fülle das herrſchende, dieſe ſelbſt aber kann in dem Licht allein noch nicht gefunden werden, indem es in den urſprünglichen Elementen, die gleichſam der Stoff ſind zu dem Spiele des Lichts, wegen ihrer Einfachheit an Mannichfaltigkeit gebricht, die zu der unendlichen Fülle von Bildungen und Geſtaltungen nothwendig iſt. Wenn es eine gegründete Anſicht iſt, daß die ganze organiſche Mannichfaltigkeit der Geſtirne und der Erden nicht von ihnen ſelbſt allein herrührt, ſondern ſehr viel von der Einwirkung des Lichtes, und Mannichfaltigkeit der Geſtaltung in anders gebrochenen Farbenbildern deſſelben Lichtes beſteht, ſo wäre in phyſikaliſcher Hinſicht das Licht als Princip der unendlichen Fülle richtig charakteriſirt. Allein dadurch, daß dieſes Princip mehr als andere Formen gerade auf die Vollendung der Welt geht, iſt es doch nicht die vollendete Welt ſelbſt, weil die Elemente, aus denen es beſteht, einfach ſind. — Man darf alſo das Licht nicht als das durchaus vollkommene, und das irdiſche Element als das durchaus unvollkommene anſehen: wenn es ſich nämlich zeigen ſollte, daß ungeachtet alles Anſcheins von Unvollkommenheit dennoch die Mannichfaltigkeit nur in jenem irdiſchen Element entwickelt werden könne, dieſes alſo eine nothwendige Bedingung der Vollendung des Ganzen enthält.

Mit der Entſtehung des irdiſchen Elements iſt auch eine Abſonderung aus dem allgemeinen Bewußtſeyn, eine Perſönlichkeit ſo zu ſagen, verbunden. In dem elementariſchen Geiſte giebt es noch keine Abſonderung, da iſt alles noch **Eine Maſſe**. Die beiden Elemente, Waſſer und Feuer, ſind während ihres Ringens immer beieinander, miteinander und ineinander, ſie exiſtiren gar nicht nebeneinander, getrennt in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern ſie ſind im Raume, wie das Licht, in gleichförmiger Bewegung verbreitet, mit mehrerer oder minderer Intenſion ganz frei. Ihr **Zuſammenhang** wird durch die wechſelwirkende Thätigkeit bewirkt; ſobald aber eine Portion des Elements **erſtarret**, ſo hört durch den Verluſt der gleichmäßigen Thätigkeit und Bewegung der Zuſammenhang mit den übrigen in der Freiheit wirkenden Elementen gänzlich auf; in dem Körper, der durch dieſes Erſtarren entſteht, iſt eine völlige Concentration, Abſonderung und Begränzung nach allen Seiten hin, der Körper iſt ganz abgeſchloſſen in ſich, er iſt von der Maſſe der Elemente dadurch ausgeſchloſſen, daß in ihm die freie Thätigkeit gebunden erſcheint, und dadurch die gleichmäßige Wechſelwirkung **aufhört**, daher auch hiermit erſt der Urſprung des **eigentlich leeren Raums**.

Aber es kann auf dieſer vierten Stufe auch noch eine andere Art von Abſonderung, von Perſönlichkeit entſtehen aus dem allgemeinen Bewußtſeyn, wovon indeſſen philoſophiſch nur die **Möglichkeit**, nicht die Wirklichkeit ſich zeigen läßt.

Da nämlich das Feuer ein **ſcheidendes, trennendes** Princip iſt, ſo liegt die Anlage dazu in ſeinem Charakter, und es läßt ſich als möglich denken, daß es ſich aus dem Ringen der beiden Elemente ganz abſondere, aus jenem Kampf, aus welchem der Aether, dann das Licht und die Erde entſteht, ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehe. In jenem Kampfe des Waſſers und Feuers iſt bei ihrer wenn gleich zerſtörenden Wechſelwirkung doch auch eine Richtung auf Wiedervereinigung ſichtbar. Denn was war es anders, was das Waſſer modificirte und hervorbrachte, als die Erinnerung, das Wiedererwachen der erſten urſprünglichen Einheit? Jeder phyſiſche Kampf geht demnach immer auf Vereinigung, Verſchmelzung aus, indem hier eine Kraft die andere ganz zu beſiegen, zu durchdringen, aufzulöſen, zu *verſchlingen* droht, wie man denn ebenſo den Kampf zweier Thiere, wo eins das andere verſchlingen will, einen auf Vereinigung gerichteten nennen kann. Auch kann ja der Kampf einer wirklich friedlichen Vereinigung vorhergehen, wie wir das auf der vierten Stufe geſehen haben.

Wenn alſo das Feuer als das eigentliche Princip der Scheidung, Trennung ſich aus dieſem Kampfe, dieſem Streben nach Wiedervereinigung ganz ausſchließt, und in ſich ſelbſt zurückzieht, ſo entſteht hier eine neue Art von Abſonderung, von *Perſönlichkeit*, welche keine andere ſeyn kann, als die Perſönlichkeit und Ichheit des *zerſtörenden* (möglicherweiſe ſchon *böſen*) *Princips*.

Der Kampf, aus welchem das irdiſche Element entſpringt, ſo wie dieſes ſelbſt ſind nur als relative Unvollkommenheit, als Stufe der Weltbildung anzuſehen, da ohne ſie das höchſte Ziel des Welt-Ichs nicht erreicht werden könnte, da erſt in dem irdiſchen Elemente die unendliche Mannichfaltigkeit entwickelt werden kann, wodurch das Ganze vollendet werden ſoll.

Ein in ſich ſelbſt zurückgehendes, ſich ſelbſt zerſtörendes, verzehrendes, vernichtendes Feuer aber würde als auf *Selbſtzerſtörung* ausgehend, und in abſolute *Leerheit* und *Nichtigkeit* endigend, dem erſten Princip, ſo wie der Idee der unendlichen Fülle gerade entgegengeſetzt ſeyn, und wäre dann als ein durchaus böſes Princip anzuſehen.

> *Anmerk.* In ſo weit das böſe Princip ſich ſelbſt vernichtet kann man ſagen, daß es im Gegenſatze des Lichtes, welches nach unendlicher Fülle ſtrebt, auf den leeren Raum ausgehe.

Diejenige Form des Bewußtſeyns, welche dieſem ſelbſtzerſtörenden Charakter des böſen Princips am beſten entſpricht, wäre der *Grimm*. Auch iſt nicht unbegreiflich, wie der äußerſte Grad von Unruhe und Begierde in Grimm übergehen kann. Der Grimm iſt ein gegen ſich ſelbſt wüthendes, ſich ſelbſt zerſtörendes und verzehrendes

Princip. Der Zorn geht immer noch auf ein anderes Weſen, ſetzt immer noch ein Wechſelverhältniß voraus, der Zorn iſt ein Zuſtand der Gährung, der der Vereinigung vorhergeht, und endlich in Frieden und Liebe ſich auflöſen kann. Der Grimm iſt eine blos gegen ſich ſelbſt gerichtete, im Innern blind wüthende, im eigenen Haſſe ſich ſelbſt aufreibende Kraft, die auf gänzliche Selbſtvernichtung ausgeht.

Anmerk. Das böſe Princip iſt der ſich ſelbſt verzehrende Egoismus, der ſich am Ende in ſein Nichts auflöſt, und verſchwindet. Dieſe Selbſtzerſtörung des abſolut Böſen und Schlechten iſt die einzige Vernichtung, die unſere Philoſophie annehmen kann.

Wie aber die unruhige Begierde, wenn ſie den höchſten Grad erreicht hat, in Grimm übergehen, ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, und in innerer Glut ſich verzehren kann, iſt aus der Natur dieſes Gefühls ſehr erklärbar. — Das böſe Princip ſondert ſich aus dem Wechſelverhältniß der übrigen Elemente gänzlich ab, und verſchließt ſich ganz in ſich ſelber. — Ein ſolcher Grad von Abſonderung, der der Wiedervereinigung mit dem Ganzen ſchlechthin entgegengeſetzt iſt, ein ſolches Maximum von Perſönlichkeit, als beim böſen Princip ſtatt hat, iſt ohne Wahl und Willkür nicht nur undenkbar, ſondern beſteht ja eben in der ſelbſtſüchtigſten, zügelloſeſten Willkür, wovon die Anlage in dem Weſen der Willkür ſelbſt enthalten iſt.

Anmerk. Dies iſt Luzifer, der aus Hochmuth und egoiſtiſcher Freiheitsſucht ſich gegen Gott empört, ſich der Herrſchaft der Liebe entzieht und aus dem Reiche des Lichts in das des ewigen Feuers herabgeſtoßen wird. Hier dürfte noch ein Wort über das Verhältniß der Willkür zur Weltentwickelung an ſeiner Stelle ſeyn. Die erſte Regung der Sehnſucht iſt weder willkürlich noch nothwendig, ſie iſt in einem höhern Sinne genommen alles zugleich, ſie läßt ſich nicht definiren. Die Entſtehung des Waſſers und des Feuers iſt nothwendig, in einem höhern Sinne. Die Entſtehung des irdiſchen Elements iſt natürlich; jenes Gefühl des Schreckens, das die Entſtehung des irdiſchen Elements verurſacht, iſt weder gut noch bös, es iſt ein natürliches Gefühl. Die Entſtehung des Lichts und des böſen Princips iſt willkürlich; nur iſt dieſe Willkür verſchiedener Art. Das Streben des Lichts nach unendlicher Fülle und Einheit iſt ein freier Aufſchwung des Willens. Der ſelbſtzerſtörende Grimm des böſen Princips iſt nur aus der übertriebenſten Willkür, dem ſelbſtſüchtigſten Egoismus herzuleiten.

Es iſt allerdings willkürlich, ob der Kampf fortgeſetzt oder aufgegeben werde: das irdiſche Element ſetzt ihn fort bis zur Vernichtung. Das himmliſche verwandelt ihn in Spiel. Da nun vor dem Willkür ſtatt hat, ſo könnte man von dem irdiſchen Elemente wie von dem böſen Princip blos die Möglichkeit darthun, und die Wirklichkeit erſt aus der Erfahrung erweiſen, wenn es nicht dem Lichte an abſoluter Vollkommenheit fehlte, und es nicht zur Erreichung der Fülle des irdiſchen Elements bedürfte. Dies iſt der Grund, warum das irdiſche Element philoſophiſch wirklich d. h. nothwendig befunden wird, es hätte wohl der ganze Kampf ſich auflöſen können in Spiel, dann wäre aber das Welt-Ich in ſich unvollendet geblieben.

Aber eben weil die Entſtehung des böſen Princips willkürlich iſt, iſt ſie auch zufällig und nicht nothwendig. Die Philoſophie kann daher nur die Möglichkeit des böſen Princips und die Anlage dazu in der Natur der Begierde, des Feuers zeigen, nicht die Nothwendigkeit.

Das böſe Princip kann nicht nothwendig ſeyn, weil dieſes mit dem Begriffe der Gottheit als des im höchſten Sinne wirklichen und nothwendigen Weſens in Widerſpruch ſtände, und es dann auch auf der andern Seite mit der Freiheit, welche allein in ihrem ganzen Umfange nothwendig iſt, zuſammenfallen würde. Die Wirklichkeit des böſen Princips kann ſich nur aus einer andern Quelle: der Erfahrung, der Religion und Offenbarung ergeben. Die Philoſophie kann wie geſagt nur die Möglichkeit deſſelben darthun und beweiſen.

So trennt ſich demnach auf dieſer vierten Stufe das Welt-Ich oder kann ſich trennen; 1) in die Welt des Lichtes, der Liebe, der himmliſchen Wonne und Seligkeit, 2) in die irdiſche oder Steinwelt, die Welt der Gegenwart, der Starrheit und 3) in die Welt des böſen Princips, der ſelbſtſüchtigen Willkür, das Reich der Finſterniß, des blinden Haſſes, des ſich ſelbſtverzehrenden und vernichtenden Feuers. —

Wir haben nun noch die Entſtehung der mannichfaltigen Producte des irdiſchen Elements und den Einfluß der ſideriſchen Körper des Lichts auf ihre Entſtehung und Bildung zu zeigen; mit der Begründung und Erklärung ihres Organismus iſt dann die philoſophiſche Betrachtung der Natur geſchloſſen.

Das irdiſche Element iſt beſeelt, allein das Bewußtſeyn, die Thätigkeit iſt in ihm durch die Beharrlichkeit, die Starrheit auf allen Seiten gehemmt und gebunden. Der Geiſt iſt im irdiſchen Elemente durch die grobe Körperlichkeit tief verhüllt und verſchloſſen. — Es kann nun aber der Geiſt der Thätigkeit im irdiſchen Elemente nicht immer ruhig und gefeſſelt bleiben, ſondern es muß nothwendig der Trieb in ihm erwachen, ſich von dieſen drückenden Feſſeln zu befreien, die engen Schranken zu durchbrechen, und wieder in das Licht zur Freiheit durchzudringen. — Mit dieſem Triebe entſteht das Bedürfniß ſich zu äußern, ſich darzuſtellen. Dieſer Darſtellungstrieb des irdiſchen Elements iſt ein Trieb des Bedürfniſſes, der Nothwendigkeit. — Es giebt nämlich zwei Arten von Darſtellung, die Eine entſpringt aus dem Bedürfniſſe. Der Geiſt fühlt ſich hier in ſeinem Leben und Wirken gehemmt und beſchränkt, ſeine Kraft eingeengt und gebunden; in ihrer freien Aeußerung überall aufgehalten und unterbrochen, von der urſprünglichen Gemeinſchaft mit dem in der Freiheit wirkenden Geiſte durch eine ungeheure Kluft getrennt, liegt er in tiefer Dunkelheit und Einſamkeit umfangen und vergraben. Es erwacht in ihm der Trieb, aus der drückenden Gefangenſchaft ſich zu befreien, die dichtere Hülle zu durchbrechen, und zum Reiche des Lichts und der Freiheit zurückzukehren. Allein in dieſem Streben ſtellen ſich ihm große Schwierigkeiten entgegen. Die Darſtellung, wo der Geiſt des irdiſchen Elements ſich kund geben und äußern will, iſt ein ängſtliches Kämpfen und Ringen, ein langſames mit Mühe und Anſtrengung verbundenes Bewegen und Entwickeln.

Eine ganz andere Art von Darſtellung iſt diejenige, die aus dem ſpielenden Bildungstriebe des Lichts entſpringt, wo die unendliche Kraft in ſchrankenloſer Thätigkeit und Freiheit nach allen Seiten ſich entwickelt und verbreitet und in endloſem Wirken und Schaffen eine unendliche Fülle von Bildungen und Geſtaltungen hervorruft. Es iſt dies keine ängſtliche, nothdürftige, aus dem Gefühle der Beſchränkung entſpringende Aeußerung des in der groben Körperlichkeit gefangenen Geiſtes, ſondern unendliche ſchöpferiſche Kraft in ihrer freien ſpielenden Thätigkeit als Princip aller höhern Bildung und Geſtaltung.

Anmerk. Auch in dem menſchlichen Geiſte ließen ſich dieſe zwei verſchiedenen Arten von Darſtellung auffinden. Die erſte, wo der Menſch ſeine innern Zuſtände, Gefühle und Bedürfniſſe nur in nothdürftigen, beſchränkten Worten äußert, — und die andere, wo er den Reichthum ſeiner Gefühle und Ideen in der lebendigſten, ſchönſten Fülle von Worten Ausdrücken und Bildern darſtellt, wo er dem Organe der Mittheilung, der Sprache, nicht mühſam bloße Verſtändlichkeit abzwingt, ſondern ihre Elemente frei und willkürlich beherrſcht, ordnet und bildet, um in ihnen die ganze Fülle des innern Geiſtes und Lebens darzuſtellen und zu offenbaren — alſo 1) Sprache des gemeinen Lebens, 2) Sprache der Poeſie.

In dieſem Darſtellungstriebe des irdiſchen Elements liegt der Grund der ſideriſchen Organiſation, deren höhere Entwicklung und Geſtaltung unter dem wohlthätigen Einfluſſe des Lichts ſpäter wird gezeigt werden.

Das irdiſche Element, ungeachtet ſein Entſtehen etwas Tragiſches und Schreckendes hat, ungeachtet ſeiner großen Unvollkommenheit, iſt dennoch, wie ſchon geſagt worden, zur Ergänzung und Vollendung des Lichtes (überhaupt des Welt-Ichs) durchaus nothwendig, weil eben in dem irdiſchen Element jene Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit entwickelt werden muß, an der es der einfachen Lichtwelt gebricht.

Nun muß aber das irdiſche Element ſelbſt gleich nach ſeiner Entſtehung ganz einfach gedacht werden, da Homogeneität, (noch nicht chemiſche Einfachheit, ſonſt müßte ſich der Körper unnur in Waſſer und Feuer auflöſen laſſen, woraus der Stein zuſammengeſetzt iſt, ſondern blos Homogeneität der Geſtaltung, wie in den Kryſtalliſationen und metalliſchen Producten) die Grundbedingung des elementariſchen Körpers iſt. Körperliche Mannichfaltigkeit kann nur entſtehen durch Wechſelwirkung der niedern Luft mit dem Elemente der Erde. Das irdiſche Element, gleich nach ſeiner Erſtarrung, kann nicht gedacht werden als Chaos, denn dieſes wäre immer eine Miſchung von Materialien und Kräften von der höchſten Heterogeneität, ſondern als ein durchaus einfacher homogener Körper, der die Form der Starrheit hat, mit Waſſer und Feuer verbunden, und ſo auch auflösbar iſt in das Eine oder das Andere.

Wenn nun das irdiſche Element in ſeinem Urſprunge ſelbſt ganz einfach iſt, wie entwickelt ſich denn aus ihm die Mannichfaltigkeit? Aus dem, was das Weſen des ſideriſchen Körpers überhaupt iſt, der Abſonderung, wodurch der ſideriſche Körper aus der allgemeinen Maſſe der Weltthätigkeit heraustritt und ein Individuum für ſich wird. — Abſonderung iſt nicht nur der Urſprung des irdiſchen Elements, ſondern auch das eigenthümliche Princip für alle ſeine Thätigkeiten; es iſt dies ein Princip, welches gleichfalls ein äußerſtes erreichen muß; es iſt der erſte Schritt zu einer unendlichen Reihe von ſteigender Individualität. So finden wir auch die Abſonderung des irdiſchen Elements in der unermeßlichen Mannichfaltigkeit und Individualität der Organiſation aufs höchſte getrieben.

Die Nothwendigkeit dieſer Abſonderung läßt ſich noch beſtimmter angeben: die Form des irdiſchen Elements iſt die Beharrlichkeit. Wenn dieſe gleich nicht abſolut ſeyn kann, ſo iſt ſie doch der Grundcharakter des irdiſchen Elements. Die Beharrlichkeit, bezogen auf den Begriff der Thätigkeit, giebt den Begriff der Trägheit. Die Trägheit iſt gleichſam ſtilleſtehende, gehemmte, nur langſam und mit Mühe ſich fortbewegende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung und Entwicklung mit mancherlei Hinderniſſen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat; ſind dieſe überwunden, iſt die Thätigkeit vollendet, dann iſt ſie auch ſchon weit leichter, dann entſpringt aus ihr das mächtige, in der moraliſchen wie in der phyſikaliſchen Welt allgemein herrſchende

Princip der Nachahmung und der Gewohnheit; die Thätigkeit findet dann ſchon geebnete, gebahnte Wege, die ſie nun mit leichter Mühe betritt.

Der Grundcharakter des irdiſchen Elements iſt Beharrlichkeit, Trägheit. Doch iſt dieſe nicht abſolut, ſondern es iſt ein Trieb der Thätigkeit da, der ſich zu äußern und von der Starrheit und Beſchränkung zu befreien ſtrebt. — Was kann dieſer Trieb nun zunächſt bewirken? — Sein letztes Ziel iſt Aeußerung, Darſtellung. Allein anfangen kann die Thätigkeit des irdiſchen Elements damit nicht, dazu iſt die urſprüngliche, elementariſche Form noch viel zu einfach, und als ſolche zur Darſtellung noch viel zu ungeſchickt, indem es eben dieſer Einfachheit wegen dem Darſtellungstrieb ſowohl an Stoff als an tauglichen Organen fehlt. — Es kann alſo anfangs keine andere Thätigkeit erfolgen, als Fortſetzung derjenigen, die ſchon da iſt, womit das irdiſche Element ſelbſt anfing, der Abſonderung.

Dieſe Abſonderung, wodurch das irdiſche Element ſelbſt ſich aus der allgemeinen Maſſe der Weltthätigkeit trennte, wird ins unendliche vermehrt und fortgeſetzt werden, aus ihr wird im Steigen der Progreſſion eine unendliche Reihe von Abſonderungen und Individualitäten hervorgehen. Dazu wird nun das Princip der Nachahmung kommen; die kleinern aus dieſen fortgeſetzten Abſonderungen entſtandenen Individuen werden das Ganze ſo viel wie möglich nachzuahmen ſuchen, und nach ihrer kleinern Sphäre und dem geringern Maaße ihrer Kräfte eben ſo ſehr nach Individualität ſtreben, wie die Mutter, von der ſie herkommen.

Hieraus muß nun natürlich eine große Mannichfaltigkeit entſpringen, die jetzt dadurch vermehrt wird, daß der Darſtellungstrieb, der in dem urſprünglichen einfachen Zuſtande des Elements gar nicht ſich äußern konnte, nunmehr Stoff und zur Darſtellung geſchickte Organe findet. Auf der höchſten Stufe der Organiſation erreichen die Individuen erſt eine Entwicklung und Bildung, die geſchickt iſt den Darſtellungstrieb einigermaßen zu befriedigen.

Die ganze Reihe der Organiſationen, die aus dieſem Princip der Individuation entſpringen, und ihre allmälige Entwicklung und Vervollkommnung Schritt für Schritt zu verfolgen, iſt nicht mehr Sache der Philoſophie. Erſt auf der letzten Stufe ihrer Bildung, wo ſie in dem Menſchen die höchſte Vollendung erreicht, ſteht ſie in näherer Beziehung auf die Philoſophie. —

Es bleibt uns hier noch übrig, den Einfluß des Lichts auf die Entwicklung des irdiſchen Elements zu unterſuchen. Freilich iſt die Mannichfaltigkeit, die in den höchſten und ſchönſten Gebilden ſo groß erſcheint, als eine Ergänzung der Lichtwelt anzuſehen; doch iſt auch in den vollkommenſten noch der Grundfehler des irdiſchen Elements, die Beharrlichkeit, die Starrheit ſichtbar, der die Entwicklung auf mancherlei Weiſe hemmt und unterbricht. — Die Seele, die in dem irdiſchen Element verſchloſſen iſt, iſt an und für ſich nicht ſtark genug, ſich ſelbſt zu befreien; denn wäre ſie dieſes, ſo hätte ja das irdiſche Element nicht entſtehen können; dies entſtand ja aus einem vorübergehenden Niederſinken des Geiſtes. — Es muß alſo wohl in dem abgeſonderten irdiſchen Elemente noch ſtärker ſeyn, und der Geiſt allein würde daher ohne äußere Hülfe nicht durchbrechen können.

Man kann ſich daher das Entſtehen der ſideriſchen Körper und aller aus ihnen entſpringenden Organiſationen in ihrer vollkommenſten Ausbildung nur ſo erklären, daß der innere Trieb und die innen verſchloßne Kraft, durch äußern Anreiz entwickelt und durch äußere Hülfe verſtärkt, die Beharrlichkeit und Starrheit überwinde, und zum Lichte, zur Freiheit durchdringe. *)

---

*) Auf die Frage, ob es möglich, daß der im irdiſchen Element verſchloſſene Trieb ſich ſelbſt von der Entwicklung zurückhalte, oder ob er ſeiner Natur nach durchaus immer nach ſeiner Befreiung ſtreben müſſe? kann man antworten, daß es allerdings ſchon in der ſideriſchen Welt ſo wie Krankheit ſo auch Böſe gebe, indem die Planeten Individuen wie die Menſchen und auch der Verirrung fähig ſind; man braucht nur an die alte Sage von Saturn zu erinnern, deſſen Ring wir auch phyſikaliſch als einen unvollendeten, unvollkommnen Mond betrachten. Ein ſolcher Planet, wo die innwohnende Seele verſtockte und die Hülfe des irdiſchen Elements von ſich abwies, würde ſich ent-

Welches iſt denn nun aber jenes Princip, von dem dieſer äußere Anreiz und Einwirkung auf die Entwicklung des irdiſchen Elements herkommen kann? — das Licht, denn dieſes iſt ja nichts anders als die Rückkehr der kämpfenden Elemente in ihren erſten Urſprung, die Vereinigung und Auflöſung derſelben in Frieden und Einheit, das Licht iſt die räumliche Kraft der ſiegreichen, allein herrſchenden Liebe.

Aus dieſem Princip aber läßt ſich leicht herleiten, was die höhere Entwicklung und Bildung des ſideriſchen Körpers möglich macht, der ſonſt in ewiger Erſtarrung beharren, todt und geſtaltlos liegen bleiben würde.

Man kann alſo mit Grund annehmen, daß aus jenem Princip des Lichtes Ein Theil ſich abſondere, und an das hülfsbedürftige Element ſich anſchließe, um durch ſeinen wohlthätigen Einfluß dieſes aus den Banden der Starrheit und des Todes zu befreien. — Es iſt aber dieſes Abſondern des Lichtes nicht aus übertriebener Willkür und Egoismus, aus bloßem Hang zur Trennung entſprungen, wie bei dem böſen Princip; ſondern allein aus Liebe, aus Mitleiden mit dem ohnmächtigen, in der Gefangenſchaft des Körpers ringenden Geiſte kann ein Theil der göttlichen Kraft den Sitz der himmliſchen Freude und Herrlichkeit verlaſſen, und herabſteigen in die Nacht des Todes, die Stufen des Abgrundes mit ihren Strahlen zu erleuchten, die träge Materie mit dem beſeelenden Hauche der Schöpfung zu durchdringen, und in ihrem Schoße den heiligen Funken des Lebens anzufachen, daß er mit erwärmender Glut ihre ſtarren Glieder durchwalle und zur höhern Bildung anrege.

Anmerk. Es könnte hier die Frage entſtehen, warum nicht die ganze Lichtwelt der irdiſchen zu Hülfe komme, ſondern nur ein Theil ſich hiezu abſondere, da doch bei ihrem Uebergewicht über das Irdiſche die Entwicklung

---

ſich ge[illegible], vernichten; die Seele würde ſich ſelbſt zerſtören und dadurch auch das ſie umgebende irdiſche Element, grade wie es bei organiſchen Weſen der Erde der Fall iſt. Es wäre dieß eine Rückkehr, eine Auflöſung ins Elementariſche, aber eine verkehrte, da es vielmehr eine Auflöſung durch Entwicklung zur unendlichen Fülle ſeyn müßte.

ſchnell vor ſich gehen, und der Zweck der unendlichen Fülle eher erreicht würde? — Die Antwort iſt: das Licht iſt blos Himmel und Genuß, blos ſpielende Thätigkeit, da läßt ſich dieſe ernſte Abſicht auf die Entwicklung des irdiſchen Elements nicht für das ganze Lichtprincip annehmen. Spiel iſt unendlicher Ernſt, Zweck und Abſicht iſt beſtimmte Thätigkeit. Das ganze Licht kann dieſe ernſte Richtung nicht nehmen, weil ſonſt das Licht ſich contrahiren und concentriren müßte, und die himmliſche Herrlichkeit ganz zu Grunde gehen würde, auch würde die Kraft ja gar nicht adäquat ſeyn, weil die Zahl der Geiſter, die beherrſcht werden ſoll, doch wieder eine endliche iſt — jener höhere Lichtgeiſt müßte von gleichartiger Natur und dem andern irdiſchen verwandt ſeyn; denn nur das Gleichartige kann aufeinander wirken, das Licht aber und jener gebundene Geiſt ſind ungleiche Größen. Ein Geiſt, der auf den andern wirken ſoll, muß alſo von gleichartiger Natur und dem andern verwandt ſeyn. Etwas von Inadäquatem findet auch bei dem Erdgeiſt noch immer ſtatt, dadurch aber daß jene höhern Geiſter, die aus dem Lichte ſich abgeſondert haben, aus Liebe nach der Wiedervereinigung ſtreben, wird dieſe dann auch immer mehr und mehr zu Stande kommen, ſo große Schwierigkeiten ſich ihr auch anfänglich entgegenſtellen.

Es iſt ſchon phyſikaliſch gezeigt worden, daß die eigenthümliche Atmosphäre eines ſideriſchen Körpers weſentlich zu ihm gehört und wenigſtens die Hälfte ſeines Charakters und ſeiner Kraft ausmacht. Dieſe den ſideriſchen Körper umgebende Atmosphäre, blos aus ihm ſelbſt, z. B. durch Entwicklung, Ausdünſtung ꝛc. herzuleiten, iſt wohl ſehr unrichtig, und es iſt weit mehr Grund zur Behauptung vorhanden, daß ein Theil der himmliſchen Luft ſich an das irdiſche Element anſchließe, und ſich mit dieſem immer mehr und mehr vereinige und verbinde. Nun müſſen wir aber nach der Vorausſetzung des Idealismus, daß alles beſeelt iſt, auch dieſe den ſideriſchen Körper umgebende Atmosphäre als mit Bewußtſeyn begabt und denken; dann erhalten wir hier zwei verſchiedene Arten von Bewußtſeyn, ein *irdiſches* und ein *luftiges*, den in dem irdiſchen eingeſchloſſenen Geiſt, oder die *Erdſeele*, und die in der atmosphäriſchen Luft verbreitete höhere Kraft, oder den *Erdgeiſt*.

Anmerk. Erdſeele und Erdgeiſt ziehen ſich wechſelſeitig an und ſuchen ſich innigſt zu vereinigen, dieſes Streben aber erreicht ſeinen Zweck nicht; grober Körper und Luftgeiſt bleiben immer geſchieden; allein wenn gleich ſehr erklärbar iſt, wie jene gegenſeitige Anziehung wegen der Schwierigkeit, die die Unvollkommenheit des irdiſchen Elements der Vereinigung entgegenſetzt, gehindert wird, ſo iſt das Mißlingen doch nicht ſchlechthin nothwendig. Dieſe Unvollkommenheit des irdiſchen Elements iſt ja nicht abſolut, ſondern muß ja, wenn die Welt überhaupt vollendet werden ſoll, endlich ſich überwinden laſſen. Es wäre daher zu vermuthen, daß es geſtirnte Körper gebe, wo Seele und Geiſt ſich innigſt verbunden haben; ein ſolcher Planet aber würde dadurch auf eine höhere Stufe treten.

Das Beſchränkte und *Beſondere* iſt dem Charakter des Bewußtſeyns entgegengeſetzt. Zwei verſchiedene Formen des Bewußtſeyns müſſen ſich alſo aneinander anſchließen, ſich immer enger und enger verbinden, um ſich endlich in eine einzige Form aufzulöſen.

Wie aber zwei verſchiedene Formen des Bewußtſeyns ſich in *eins* verſchmelzen können, davon finden wir ein Beiſpiel und eine Aehnlichkeit in der menſchlichen *Freundſchaft* und *Liebe*, deren Weſen ja eben in der innigen Verbindung und Vermählung zweier Geiſter, dieſem höhern Seeleneinklange beruht, wo unter der Herrſchaft der Liebe alle Verſchiedenheit und Individualität in Harmonie und Einheit ſich verliert.

Aus der himmliſchen Luft alſo ſondert Ein Theil ſich ab, und ſchließt ſich aus Mitleiden an das hülfsbedürftige Element an, in dieſem den gefeſſelten Geiſt zur höhern Thätigkeit und Freiheit hervorzurufen.

Der Anfang dieſes Anſchließens kann nicht von dem irdiſchen

Elemente herrühren, da in dieſem ja der gebundene Geiſt ſich nicht frei äußern und mittheilen kann; und ohne die äußere Anregung des Lichtgeiſtes die Materie träg und todt in ewiger Erſtarrung liegen würde. — Nur in der liebevollen Neigung des freiern, mächtigern Elements iſt dieſer erſte Anfang zu ſuchen.

Daß ſpäterhin das irdiſche Element, wenn es die wohlthätigen Folgen dieſer äußern Hülfe ſpürt, den himmliſchen Lichtgeiſt an ſich zu ziehen ſucht, und nun bei der immer höher ſteigenden Organiſation dem immer vollkommener ſich geſtaltenden Darſtellungs- und Mittheilungstriebe die Vereinigung und Verſchmelzung des Erdgeiſtes und der Erdſeele immer größer und inniger wird, iſt eine durch die Geſchichte der Welt bewieſene Sache.

Mit dem Anſchließen der höhern himmliſchen Luft fängt die Organiſation des irdiſchen Elements an. — Die ganze Reihe dieſer Entwicklung durch alle Stufen durch bis zu ihrem höchſten Gipfel im Menſchen darzuſtellen, alle Verbindungsverſuche des höhern Elements, alle Darſtellungsverſuche des im letztern verſchloſſenen Geiſtes anzugeben, wäre freilich ein herrliches Geſchäft, iſt aber nicht mehr Sache der Philoſophie. Die Entſtehung eines ſideriſchen Körpers und die beſondere Form der Entwicklung iſt ſchlechthin individuell und läßt ſich nur a posteriori, aus der Erfahrung beſtimmen.

Die Wechſelwirkung der geiſtigen und körperlichen Kraft iſt ſo mannichfaltig und verwickelt, daß es ein vergeblicher Verſuch ſeyn würde, ſie mit Gewißheit angeben zu wollen, beſonders da mehr oder weniger auch noch der freilich entferntere Einfluß anderer Planeten in Anſchlag kommen muß. Die in dem irdiſchen Körper eingeſchloſſene Kraft läßt ſich nicht meſſen, man könnte hier den Grad des Schreckens und die daraus erfolgende mindere oder ſtärkere Erſtarrung und Verkörperung zum Maßſtabe nehmen wollen; allein für dieſen Grad des Schreckens, der ſo unendlich verſchieden ſeyn kann, giebt es gar kein Princip der Beurtheilung. — Auch der Grad der Einwirkung des Luftgeiſtes auf die Entwicklung des irdiſchen

Elements läßt ſich nicht angeben. Das Anſchlieſſen des himmliſchen Elements geſchieht aus freier Liebe, aber eben der Grad dieſer Liebe iſt ja philoſophiſch durchaus unerkennbar, ſo wie die individuelle Beſchaffenheit des beſondern Theils des höhern Elements, der nun gerade an dieſen oder jenen beſondern Theil der Körperwelt ſich angeſchloſſen hat, gerade dieſe Materie an ſich zieht. Ueberhaupt iſt die individuelle Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Organiſationen, die auf der vierten Stufe entſtehen, ſo unermeßlich groß, daß ſie weit über alle Beurtheilung hinaus liegt. — Eine vollſtändige Geſchichte der Erde in dem Sinne, wie wir ſie früher angegeben haben, würde hier das zu leiſten im Stande ſeyn, was die Philoſophie, ohne ganz über ihre Sphäre hinauszugehen, nicht verſuchen kann noch darf. — Die Geſchichte der Weltentſtehung, die erſten Anfänge der Natur, die erſten Schritte in der Entwicklung und Bildung des irdiſchen Elements laſſen ſich a priori beſtimmen und ſind daher ein Gegenſtand für die Philoſophie. Blos mit dem Allgemeinen kann dieſe ſich ihrer Natur nach beſchäftigen, und kann damit nicht frühe genug aufhören, um ſich nicht zu ſehr in die unendliche Fülle der Natur zu verlieren. Die philoſophiſche Naturbetrachtung muß da ſchlieſſen, wo, ohne Hülfe der Erfahrung, die Unterſuchung ſich nicht mehr mit Glück fortführen läßt. Sie geht blos auf die Deduction der Erde, allein eine vollſtändige Charakteriſtik der Erde und ihrer mannichfaltigen Productionen iſt nicht mehr für ſie, ſondern Gegenſtand einer beſondern ſpeciellen Geſchichte.

Eben ſo wenig wie die Geſchichte der Erde iſt die Geſchichte des Himmels innerhalb der Gränzen der philoſophiſchen Unterſuchung enthalten. Der unbefangene Sinn wird an dem geſtirnten Himmel ſchon den herrſchenden Frieden gewahren, den er in der ſtürmiſchen, kampfvollen Leben des irdiſchen Elements über vermißt. Darum füllt auch die Betrachtung des reinen, heitern Glanzes der ſtillen friedlichen Klarheit jener himmliſchen Lichter das Herz des Betrachters mit jener höhern Sehnſucht, die ihn weit über die geräuſchvolle Verwirrung der Welt zu den Wohnungen des ewigen Friedens erhebt.

Iſt ja doch alles, was unſer Planet Schönes und Vollendetes enthält, ein matter, trüber Wiederſchein der unendlichen Herrlichkeit, die dort in ewiger Verklärung thronet. Aber welche Kämpfe auch dort dieſem friedlichen Zuſtande vorhergegangen, welche Hinderniſſe bezwungen werden mußten, ehe es gelingen konnte, das Reich Gottes, des Lichtes und der Liebe wenigſtens zum Theil zu begründen — dieſe große, erhabene Geſchichte, auch wenn ſie mit der Zeit möglich würde, läge doch außerhalb der Gränzen unſerer Philoſophie.

So viel iſt gewiß, daß zwiſchen der erſten einfachen elementariſchen Form des irdiſchen Elements und dieſer Fülle von Frieden und Herrlichkeit eine ungeheure Kluft liegt, und die fabelhafte Sage älterer Nationen von vielen Jahrtauſenden, in denen allmälig die Welt entſtanden, ſcheint wenigſtens ganz dem Gange der Natur angemeſſen, da nur ein unermeßlicher Zeitraum eine ſo unabſehbare Reihe von Entwickelungen und Revolutionen herbeiführen konnte.

Wir fügen hier die jedoch mehr phyſikaliſche Bemerkung bei, daß wenn man die Monde als Producte der Planeten anſieht, ihre größere oder kleinere Anzahl eine Chronologie der Planeten abgeben kann. Je mehr Monde ein Planet hat, deſto älter iſt er.*)

Allein wie verträgt ſich dieſe Anſicht, daß es ſideriſche Körper von verſchiedenem Alter gebe, mit unſerer philoſophiſchen Erklärungsart? Jenes Gefühl des Schreckens, das als der Entſtehungsgrund des irdiſchen Elements angegeben wird, hätte ja überall zugleich verbreitet werden müſſen. — Nur aus dem Princip der Nachahmung läßt ſich dieſer Zweifel löſen. Iſt immer fortgeſetzte Individualität und Nachbildung das eigenthümliche Princip der Thätigkeit des irdiſchen Elements, ſo kann man mit Grund die jüngern Planeten als Nachahmungen der ältern, größern und wichtigern anſehen.

Denn auch darin (in der Wichtigkeit) gibt es wahrſcheinlich eine große Verſchiedenheit, ja ſelbſt in der urſprünglichen innern Beſchaffenheit des Kerns der Geſtirne iſt eine Verſchiedenheit anzunehmen; — es iſt ein allgemeines Geſetz, daß in allen Urſteinen Waſſer und Feuer ſeyn mußten, der Urſtein der Erde iſt eine Erſtarrung dieſer beiden Elemente; beide Kräfte ſind nun zwar im Kampfe gleich ſtark und es ſcheint widerſprechend, daß in der Erſtarrung eines das andere überwiegen könne, indeſſen da die Bewegung in dem Kampfe ſelbſt wie ein Ebben und Fluthen gedacht werden muß, wodurch allerdings eine Ungleichheit entſteht, die jedoch, weil ſie auf gleiche Weiſe wechſelt, im Ganzen wieder eine Gleichheit iſt, und da zweitens der Niederſchlag aus dem Kampfe ein Moment im ſtrengſten Sinne iſt, der unendlich plötzlich erfolgt, ſo läßt ſich doch begreifen, wie der Kern eines Planeten, je nachdem in dem Moment des Niederſchlags das eine oder andere Element überwog, ein mehr wäſſriger oder feuriger ſeyn kann. — Dieſe Möglichkeit zugegeben, würde, nach der Analogie zu ſchließen, unſere Erde ein mehr wäſſeriges Geſtirn ſeyn. — Nach dieſem Princip ließ ſich vielleicht der Unterſchied unter den Planeten überhaupt beſtimmen. — Uebrigens iſt uns die hier dargethane Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Verſchiedenheit ein neuer Beweis, wie wenig ſich über dieſe Dinge a priori ausmachen ließe.

---

*) Eine Bemerkung, die über unſern Planeten viel Licht geben kann.

Sind alle Planeten lebendige Organiſationen, ſo kommt man auf die Frage, ob ihre Bewegung willkürlich ſey oder nicht? Wie verhält es ſich überhaupt mit der Bewegung der Planeten?

Die Bewegung der Planeten im Ganzen genommen iſt durchaus von dem Licht herzuleiten, ſie iſt keine eigenthümliche, da Erde und Körperlichkeit urſprünglich aller Bewegung entgegengeſetzt ſind. — Die einzige Art von Bewegung des Lichtes iſt die pulſirende, doch muß es aber auch noch eine kreiſende haben, nicht in dem Sinn, wie die kreiſende Bewegung grober Körper, ſondern eine Bewegung in unendlichen Kreiſen, dieſe muß dem Licht und dem Geiſt beigelegt werden, weil beide nach der unendlichen Fülle ſtreben, und was unendlich iſt, ſich nicht anders als kreisförmig bewegen kann, ſo daß eins an die Stelle des andern tritt.

Die Bewegung der Planeten (mit Ausnahme der Sonnen) iſt alſo aus dieſen zwei Bewegungen zuſammengeſetzt. — Die Bewegung aller Geſtirne iſt elliptiſch, d. h. in Kreiſen, die zwei Centra haben; hierin liegt die Vereinigung beider, der cykliſchen und pulſirenden Thätigkeit. Dieſe Bewegung iſt gar nicht willkürlich, ſondern aus der Herrſchaft des Lichtes herzuleiten und ganz als Gehorſam des Körpers gegen das höhere Element anzuſehen, daher hat man ſie dann auch mathematiſch beſtimmen können.

Es giebt nun aber doch noch ein andere Bewegung der Geſtirne, die man mathematiſch nicht hat genau berechnen können, und eine eigene willkürliche mehr thier-ähnliche zu ſeyn ſcheint, es iſt die um die Axe und die jährliche ekliptiſche, eine für unſer geringes Maaß der Beobachtung unendlich ſchwache äußerſt langſame Bewegung, über deren Urſache man nichts als Vermuthung hat aufſtellen können.

Die Ekliptik iſt allerdings als eine große Vollkommenheit anzuſehen, je größer ſie iſt, deſto beſſer organiſirt iſt der ſideriſche Köper, denn es muß ihr Zweck ſeyn, ſich von allen Seiten darzubieten, ſich an allen Seiten gleich zu bilden; ſo würde z. B. die Erde auch viel beſſer organiſirt ſeyn, wenn ihre Ekliptik größer wäre, eines Theils würden die Polargegenden mehr gemildert, anderſeits die Gegenden der jetzigen Ekliptik viel gemäßigter ſeyn. — Wo die Ekliptik faſt ganz wegfällt, wie beim Jupiter, iſt es vielleicht keine Unvollkommenheit, indem da auf eine andere Weiſe geſorgt ſeyn kann; wo ſie aber ſtatt hat und ſo klein iſt, wie auf der Erde, iſt es freilich eine Unvollkommenheit.

Eine viel größere Willkür und Freiheit der Bewegung als bei den Planeten findet ſtatt bei den Kometen; iſt die Vermuthung richtig, daß die Kometen ſich um zwei oder mehrere Sonnen bewegen, daß ſie eine Art von Verbindungsmittel zwiſchen mehrern Sonnen ſind, oder daß ſie vielleicht gar ihre Sonne gleichſam noch ſuchen, wie dann, obwohl freilich mehre Kometen-Bahnen berechnet worden, doch einige dieſer Geſtirne gar nicht wiedergekommen ſind, ſo giebt dieſe Irregularität ihnen in philoſophiſcher Hinſicht eine viel größere Haltungs- ſowohl als Abſchweifungskraft wie den Planeten, in dem mit der Möglichkeit zwei verſchiedener Richtungen gleichſam eine Wahl, auf jeden Fall alſo ein freieres Spiel, eine größere Willkür ſtattfindet, als bei den Geſtirnen im Ganzen ſichtbar iſt. Was die Bewegung der Sonnen betrifft, ſo haben ſie nur die einzige um ihre Axe; von einer cykliſchen Bewegung in ſich ſelbſt iſt jedoch nicht alles Pulſiren ausgeſchloſſen. — Das allgemeine Natur-Geſetz iſt hinreichend, dieß zu beſtätigen. Wie verhält ſich nun die Sonne zu den andern Geſtirnen? Daß die Sonnen anderer Art und anderen Urſprungs ſeyen, als die übrigen Geſtirne, kann man nicht füglich annehmen; das irdiſche Element kann nur auf eine Art entſtehen, aus der Luft nehmlich; nicht aber aus dem himmliſchen Element, dem Licht; die Vermuthung, daß die Sonnen daraus entſprungen, muß alſo gänzlich verworfen werden, daß ſie aber verklärte Planeten ſeyen, iſt allerdings aus ihrer hohen Würde, Schönheit und Ausbildung zu ſchließen.

Die Sonne iſt für die Planeten offenbar ein unendlich wohlthätiges Weſen, ihre wohlthätige Einwirkung auf die Erde iſt gar zu deutlich, ja ſo daß es nicht ganz ohne Grund geſchloſſen wird: alles Gute auf Erden komme allein von der Sonne. Aus dieſem Verhältniß ließ ſich nun wohl die Ruhe und das Stillſtehen im Mittelpunkt erklären: es giebt nehmlich eine zweifache Ruhe, eine aus Trägheit und eine aus Liebe als ein freiwilliges Anhalten, Hingeben und Aufopfern um der andern willen; auf dieſe Weiſe müßte man ſich alſo das Verhältniß der Sonne zu den Planeten keineswegs mathematiſch und mechaniſch, ſondern ganz moraliſch denken — als ſey ſie eines Theils von ihren Geſtirnen zum König gewählt und habe ſie ſich anderſeits ſelbſt angehalten aus Liebe, um den anderen wohlzuthun und in ihrer Ausbildung zu helfen.

Anmerk. Man kann das Entſtehen der Sonnen auch ſo erklären: einer, der der ſchönſte und vollkommenſte von den ſideriſchen Körpern iſt, ſtellt ſich als Mittelpunkt dar, und die andern erkennen ihn als Mittelpunkt an. — Die Sonnen können als Vermittler der ſideriſchen Körper und des Lichtes angeſehen werden.

Es iſt freilich ſehr ſchwer zu ergründen, was einen Planeten in der Rangordnung über die anderen hinausrückt und ſo verſchieden mache, als wir die Sonne gegen die übrigen Geſtirne finden, beſonders da ja im erſten Entſtehen die Planeten der Gattung nach im Ganzen gleich ſeyn müſſen; indeſſen läßt ſich doch hierüber eine Vermuthung wagen: jeder Planet hat, wie gezeigt, ſeine Atmosphäre, dieſe können wir den Geiſt, die dem Körper inwohnende Kraft die Seele nennen, beide ſuchen ſich innigſt zu vermählen und zu verſchmelzen, dieß Streben nach Vereinigung erreicht aber, nach der Analogie unſers Planeten zu urtheilen, ſeinen Zweck nicht, grober Körper und Luft bleiben geſchieden. Wenn gleich nun ſehr erklärbar wird, wie dieſe gegenſeitige Anziehung wegen der Schwierigkeit, welche die Unvollkommenheit des irdiſchen Elements entgegenſetzt, unvollendet bleibt, ſo iſt deßwegen das Mißlingen nicht nothwendig, die Unvollkommenheit des irdiſchen Elements iſt ja nicht abſolut, ſie muß, wenn die Welt vollendet werden ſoll, ſich endlich überwinden laſſen; die Möglichkeit iſt immer vorhanden, daß Geiſt und Körper ſich allerdings vereinigen und vermiſchen, und es ließe ſich vermuthen, daß es Planeten gebe, wobei dieſer Fall eingetreten wäre; daß ein ſolcher Planet dadurch in ein neues Verhältniß und auf eine höhere Stufe treten müſſe, leuchtet von ſelbſt ein.

Doch gehören dieſe Betrachtungen, wie geſagt, nicht in die Sphäre der Philoſophie.

Es fragt ſich nun noch: ſind überall in dem unendlichen Raume ſideriſche Körper verbreitet, oder ſind dieſe begränzt? und in welchem Verhältniſſe ſtehen ſie zu jener himmliſchen Lichtwelt?

Hierauf kann im Allgemeinen nur dieſe Antwort gegeben werden: ſo wie die beſondere Luft und Atmosphäre ſich zu der Centralkraft, dem körperlichen Antheil eines ſideriſchen Körpers verhält, ſo verhält ſich das Licht zu dem Ganzen. Das Licht umgibt das Ganze, es iſt nicht jenſeits und über der geſtirnten Welt zu ſuchen, nicht für ſich getrennt, ſondern überall in ihren Zwiſchenräumen verbreitet. Man ſetze alſo die geſtirnten Körper in die Mitte, und die Lichtwelt ſie von allen Seiten umgebend und durchdringend. Es hat ſeinen Sitz, wo auch phyſikaliſch die größten Kräfte wohnen.

Die Anſicht, daß immer ein Körper auf den andern folge, die Sonne wieder ihre Centralſonne habe, und ſo ins unendliche, iſt nur der idealiſtiſchen Anſicht ganz unvereinbar; nach dieſer muß das Licht das Ganze umſchließen, und wie von Freiheit alles ausgeht, auch alles zur Freiheit zurückkehren. — Doch iſt hier nicht etwa nothwendig, daß die Welt eine runde Geſtalt habe, darüber läßt ſich weiter nichts beſtimmen. —

Die große Kluft von der Entſtehung der ſideriſchen Körper bis zum Gipfel der immer höher gebildeten Einzelnheiten, bis zum Menſchen, haben wir der Geſchichte der Erde überlaſſen; erſt beim Menſchen greift die Philoſophie den Faden wieder auf; inſofern aber die Stufenfolge der Entwicklungen der Erde eben in Beziehung auf den Menſchen einiges Intereſſe für die Philoſophie hat, und ſie die Theorie des Menſchen auf die Theorie der Natur gründen muß, kann ſie dann doch jenen Productionen nicht alle Rückſicht verſagen; freilich genügt es ihr zu ihrem Zweck, blos die allgemeinen Formen der Organiſationen zu kennen und aufzuſtellen, ohne ſich weiter in das einzelne, das nicht in ihre Sphäre gehört, einzulaſſen. In der phyſikaliſchen Anſicht des Menſchen, als der Theorie des Menſchen, aus dem Standpunkt der Natur, werden alle andern organiſchen Gebilde nur als Annäherung zum Bewußtſeyn, d. h. zum Menſchen betrachtet, da das Bewußtſeyn eigentlich der Menſch ſelbſt iſt.

Eine ſolche Betrachtung geht nun freilich als Einleitung dieſer Theorie vorher.

Wir haben zwei Data als Grundlage aller irdiſchen Productionen gefunden, erſtens die Beharrlichkeit oder die Centralkraft des irdiſchen Elements mit einer wenn auch tief darin verſchloſſenen Seele, und zweitens die Lichtwelt, das irdiſche Element als Luft umſchließend; — einerſeits hat das irdiſche Element den Trieb Individuen hervorzubringen, d. h. abzuſondern und ſich zu äußern, anderſeits ſtrebt das Licht eine unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit von Geſtaltung zu entwickeln.

Es wurde früher geſagt: Darſtellung, Aeußerung des in dem irdiſchen Elemente verſchloſſenen Geiſtes ſey der Zweck aller Organiſation; allein anfangen könne die Thätigkeit des irdiſchen Elements nicht mit der Darſtellung, weil dazu die urſprüngliche, elementariſche Form noch viel zu einfach und ungeſchickt ſey; die erſte Thätigkeit des irdiſchen Elements könne keine andere ſeyn, als Fortſetzung derjenigen, die ſchon da iſt, womit das Element ſelbſt anfing, nämlich Abſonderung. — Abſonderung iſt die Thätigkeit, womit das irdiſche Element beginnt, dieſe herrſcht deshalb auch als Grundgeſetz für die ganze Reihe von Organiſationen, die aus ihm hervorgehen. Abſonderung nach allen Seiten oder Individualität iſt ebenſo die Grundform der Körper, wie der Raum die Grundform der Welt überhaupt. Aus dem Streben nach Individualität gehen die mannichfaltigen Gebilde der Erde hervor. — Wie in dem irdiſchen Elemente der Trieb liegt ſich abzuſondern, ſich zu äußern, ſo ſtrebt das Licht eine unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit von Geſtaltung zu entwickeln. Das was aus dieſer Verbindung der Thätigkeit des irdiſchen Elements und des Lichtgeiſtes hervorgeht, die Abſonderungen der Erde, durch das höhere Princip geſtaltet, dieſe Individuen und ihre Form ſind, was man Organiſation nennt. Organiſation iſt der Grundcharakter der Erde, alles auf ihr und in ihr iſt organiſch, ſie hat in allen ihren Hervorbringungen den Trieb nach Individualität; wie das Licht nach Geſtaltung. Organiſation iſt nichts anders, als an den Körper gebundenes Leben in der mannichfaltigſten Entwicklung. Man ſetzt gewöhnlich das Organiſche dem Chemiſchen und Mechaniſchen entgegen, aber ſehr irrig: das Chemiſche iſt auch wieder nichts als organiſch, nämlich in Beziehung auf das Ganze, blos mechaniſch aber iſt nichts, da ein allesbelebender Geiſt die Natur durchdringt, und wenn gleich unſern uneingeweihten Blicken unſichtbar, in allen ihren Gebilden lebendig ſich reget und beweget. Sieht man einzig auf die dynamiſchen Geſetze der Schwere, ſo kann bei techniſchen Zwecken das Mechaniſche richtig ſeyn, dergleichen mag zum techniſchen Gebrauch als dem Organiſchen entgegeſetzt gelten. Was in philoſophiſcher Rückſicht dem Organiſchen entgegengeſetzt werden kann, iſt das Elementariſche, das Organiſche iſt übrigens keineswegs das höhere, ſondern das untergeordnete, ſtreng genommen blos die körperliche Form; daher es ſehr unrecht iſt organiſche Geſetze in die ganze Natur einführen zu wollen; relativ kann es wohl gelten, inſofern als viele Menſchen ſich erſt mit Mühe dazu erheben können, alles für belebt anzuſehen. Iſt der Irrthum einmal vernichtet, daß es in der Natur etwas Todtes und Mechaniſches gebe, ſo tritt die höhere Unterſcheidung ein zwiſchen dem Organiſchen und Elementariſchen.

Wenn nun gleich nach unſerer Philoſophie die Lichtwelt nicht abſolut vollkommen, und die irdiſche Welt nicht abſolut unvollkommen iſt, ſo kann doch darüber gar kein Zweifel entſtehen, welche von beiden die vollkommenere ſey, da nach unſerer Anſicht der erſtern ohne alle Einſchränkung der Vorzug gebührt.

Die Erde iſt ein Weſen, das zwar eine ſehr große Kraft in ſich verſchließt, die aber auch durch unermeßliche Bande gefeſſelt und gehemmt iſt und in ihrer Aeußerung mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Alle ihre Productionen ſcheinen daher eine Reihe von Verſuchen, wo nur nach langem Streben etwas erſcheint, was der Idee des Strebens in etwas entſpricht, und nicht ganz unvollkommen iſt. Mehrere von dieſen Verſuchen ſind nur Nachahmungen von Originalen, geben auf denſelben Zweck und Typus und nähern ſich dieſem nur allmälig, andere ſind bloße Uebergänge zu beſſern und edlern Productionen. Erſt auf den höhern Stufen kann man ſagen, daß in dieſen Gebilden die Seele der Erde durchbreche, und nur auf dem höchſten Gipfel im Menſchen tritt auch *geiſtiges Bewußtſeyn* ein.

Sehr mit Unrecht hat man theologiſche Gründe in die Entwicklung der Natur getragen, und die offenbar mißgeſchaffenen oder gar ſchlechten, ſchädlichen Productionen als von Gott zu geheimen, unſern blöden Augen verborgenen Zwecken abſichtlich hervorgebracht darſtellen wollen, indem dadurch dem unbefangenen Sinne ein Zwang angethan wird. Es wird auch bei der ſcharfſinnigſten Erklärung immer ſchwer halten, alles Böſe in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt als nothwendigen Theil in dem Plane der Schöpfung, als Beförderungsmittel der Entwicklung des Ganzen und der Erreichung des höchſten Endzweckes der Schöpfung zu rechtfertigen, wenigſtens wird man, ohne der Vernunft allzuviel beizumeſſen, nie dahin kommen, die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers gegen alle Einwürfe zu ſichern.

Die ganze Reihe der Entwicklungen der Erde durch alle Productionen ihrer Stufenfolge nach bis zu dem höchſten Gipfel durchzugehen, kann, wie ſchon geſagt worden, nicht das Geſchäft der Philoſophie ſeyn, es muß dieſer zu ihrem Zwecke genügen, blos die allgemeine Form der Organiſationen zu kennen, und aufzuſtellen, ohne ſich weiter in das Einzelne, das nicht in ihre Sphäre gehört, einzulaſſen.

Innere Homogeneität, ohne äußere Geſtalt, iſt die Grundform des Elementariſchen, inſofern ſind die meiſten Mineralien noch in elementariſcher Form, aber dennoch ſind ſie ſchon von individueller Natur, in Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Stoffe. Auch fängt bei vielen die Geſtaltung ſchon an, namentlich durch die Cryſtalliſation. (Auch viele Organiſationen, die ſonſt nicht zu den Mineralien gerechnet werden, ſind in dieſer Hinſicht noch zu ihnen zu zählen.) Ueberhaupt da die Entwicklungen aus der Erde nicht geſchehen können, ohne Mitwirkung des höhern Elements, des Lichts, ſo darf es gar nicht befremden, daß die erſten Productionen der Erde noch am meiſten das Gepräge tragen des Princips, welches die Entwicklung begünſtigt, daß ſie noch zum Theil in elementariſcher Form ſind, obgleich der Trieb zur Individualität ſich ſchon in ihnen in reichem Maſe zu erkennen gibt. Der Form der Hervorbingung nach gehören auch die Elemente zu dieſer Stufe.

Da das höhere Element dasjenige iſt, was die Productionen aus der Erde entwickelt, ſo muß es auch aus der Erde ein Nachbild von ſich hervorbringen: die irdiſchen Elemente, die ein Nachbild des himmliſchen ſind, aber nur in ihrer Trennung als Waſſer und Feuer, da in der höhern himmliſchen Luft oder Lichtwelt beide innigſt verbunden ſind.

Mehr in die eigentliche Phyſik würde die Betrachtung der Mineralien gehören, die ſich den vegetabiliſchen Productionen nähern, wie die Edelgeſteine, und jener, welche der animaliſchen ſich anſchließen, wie die Metalle.

In Rückſicht auf Organiſation iſt dieſe Stufe die unterſte, und ihre Producte ſind die unvollkommenſten. Die Erde iſt noch nicht entwickelt genug, Formen hervorzubringen, die ihrem Trieb nach Individualität entſprechen. Es überwiegt hier noch eines Theils das Elementariſche, andern Theils das grobe Körperliche.

Die nächſte Stufe der Productionen, die vegetabiliſche, iſt in Rückſicht auf Geſtaltung die allervollkommenſte. Alles iſt hier der höchſten Mannichfaltigkeit, der Entwicklung und der unendlichen Fülle von Schönheit, alſo der Geſtaltung aufgeopfert; in den Pflanzen überwiegt der Licht- oder Luftgeiſt, daher dieſe bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Pracht der äußern Formen, wie nur die freie ſpielende Schöpferkraft des höhern Elements ſie hervorrufen konnte. Dagegen iſt das Innere in den Pflanzen aufgeopfert. Der Zweck bei allen Hervorbringungen der Erde iſt doch, daß dieſe ſich ſelbſt wieder hervorbringe. Dazu fehlt es aber den Pflanzen an den nothwendigſten Bedingungen, an willkürlicher Bewegung und Organen der Sinne. —

Anmerk. In den Pflanzen iſt die Geſtaltung die allerfreieſte und ſteht nur in entfernter Beziehung auf nützlichen Zweck oder bloßes Bedürfniß, wenigſtens wird in der Erſcheinung gar nicht daran erinnert. Die thieriſche Organiſation ſpricht jedesmal den Zweck, und das Geſchäft, zu dem ſie als Werkzeug gebildet ward, beſtimmt und deutlich aus, daher iſt auch die thieriſche Geſtalt, von Ausdruck und Bedeutung weggeſehen, der vegetabiliſchen an Schönheit untergeordnet. Die Pflanzen ſind der Schmuck, die Zierde der Natur, aber der eigentliche Zweck der Erde kann in ihnen nicht erreicht werden. Es iſt, als hätte die Erde hier ihr Ziel überſprungen und in dem Gefühle ihrer Kraft nach etwas höherem geſtrebt, was ſie, weil es ihr zu hoch war, nicht erreichen konnte und wollte. Die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Geſtaltung erſcheint alſo zwar in den Pflanzen auf dem höchſten Gipfel, doch wird der eigentliche Zweck der Organiſation erſt in den Thieren erreicht.

Um die productive Kraft der Erde ſelbſt ſowohl als jene, die ſie ihren Producten und Individuen mittheilt, zu begreifen, müſſen wir wieder zurückgehen auf die erſte Grundform der Erde und ihrer Thätigkeit.

Gemäß der bisherigen Ableitung hat die Erde erſtens den Trieb der Abſonderung, dies iſt ihre Grundform und ihre erſte Thätigkeit als Fortſetzung derjenigen, wodurch ſie ſelbſt aus dem Elemente ſich abſonderte und zur Erde ward.

Dann hat die Erde zweitens den Trieb zur Aeußerung und Darſtellung: da der Geiſt, das Bewußtſeyn in dem irdiſchen Element ſo tief verborgen iſt, ſo muß dieſer natürlich ſich zu äußern, und von den Feſſeln der Starrheit und Beharrlichkeit zu befreien ſtreben.

Aber drittens muß die Erde noch einen Trieb haben, der aus ihrer Grundform und der Art ihrer Entſtehung nothwendig folgt; dies iſt der der Selbſterhaltung oder der Selbſtheit.

Die Form der Beharrlichkeit, angewandt auf den Trieb, giebt den Begriff der Selbſtheit und der Selbſterhaltung. Das Beharrliche, als Bewußtſeyn gedacht, will immer nur in ſich und bei ſich ſelbſt bleiben und verharren, und wenn es auch durch andere Triebe gezwungen wird, aus ſich heraus zu gehen, ſucht es doch immer wieder in ſich zurückzukehren, ſo daß jene oft von dieſem unterdrückt oder doch modificirt werden. Dieſer Trieb der Selbſtheit, der in allen Productionen herrſcht, die auf der Stufe ſtehen, daß die Triebe der Erde darin ſichtbar ſind, muß nicht allein den Individuen, ſondern auch dem Ganzen der Erde ſelbſt beigelegt werden, da er aus der Grundform ihres Charakters, der Beharrlichkeit, folgt.

Man kann bei der Erklärung dieſes Triebes der Selbſtheit auch noch von einer andern Seite ausgehen, und ihn aus jenem Gefühle des Schreckens, jener Furcht vor der Vernichtung herleiten, die das Entſtehen des irdiſchen Elements veranlaßte. Es muß, wenn nun jene gefürchtete Vernichtung nicht erfolgt, die Form des Bewußtſeyns, die von jenem Gefühle anfängt, in das Gegentheil, die Liebe der eignen Erhaltung, den Trieb der Selbſterhaltung übergehen.

Dieſe drei Triebe nun: der Abſonderung, der Selbſterhaltung und der Darſtellung, ſind die Grundtriebe der irdiſchen Elements, der Erde und aller ihrer Productionen, nämlich jener, worin ſich die Erde ſelbſt wieder repräſentirt, dieſe Triebe wirken alle wieder ineinander.

Man kann daher der Erde nicht einen Trieb und eine Kraft, überhaupt zu produciren, beilegen, ſondern den Trieb und die Kraft, etwas ihr ähnliches, ſich ſelbſt im Kleinen wieder zu produciren.

Die Erde hat den Trieb ſich darzuſtellen; doch iſt dies nicht blos als Darſtellung des Innern zu verſtehen, ſondern auch als ein Trieb, eine Hinneigung zu dem Aeußern, als ein Trieb, zurückzukehren in die verlorne Freiheit des Elements, ein Streben, Antheil zu nehmen an dem Ganzen, nicht mehr einſam in ſich verſchloſſen zu bleiben.

Dieſer letzte Trieb kann erſt in den Thieren anfangen befriedigt zu werden, als welche die Bedingungen dazu beſitzen, nämlich die Organe der Sinne, Sinn für Licht und Luft, Empfänglichkeit für die ganze unendliche Welt.

Was die Erde hervorbringt, bringt ſie aus ſich ſelbſt hervor, es ſind dies nur Abſonderungen von ihr, ſie hat den Trieb, ins Unendliche hin Individuen aus ſich zu erzeugen. Die Erde muß alſo allen ihren Productionen ihr eigenes Weſen mittheilen, ſie müſſen alle die Grundtriebe der Erde theilen, nur daß in einigen dieſes, in andern jenes Moment überwiegt: in den Pflanzen der Trieb zur Organiſation, zur Individualität, in den Thieren der Trieb der Selbſtheit, der Selbſterhaltung, in dem Menſchen der Trieb der Aeußerung, der Darſtellung. In dem Menſchen iſt dieſer ſo erhöht, daß ein Streben nach Freiheit entſteht und die Sehnſucht nach dem Unendlichen, zur Rückkehr in das Reich des Lichtes und der allgemeinen Freiheit erwacht. Alle andern Triebe folgen nothwendig aus der Grundform des irdiſchen Elements, der Beharrlichkeit. Der Trieb in die Welt zurückzukehren kann erſt dann entſtehen, wenn die andern Triebe ihr Spiel ſchon lange fortgeſetzt haben, wenn die Starrheit ſchon ſehr überwunden iſt, die Erde ſchon einen freiern, höhern Charakter erhalten hat. Je mehr die Erde ſich entwickelt, deſto mehr verliert ſie von ihrem urſprünglichen, eigentlichen Charakter; ihr Zweck hiebei kann nicht ſeyn ſich zu vermehren, ſondern ſich aufzulöſen, zu verklären.

Der letzte Trieb der Darſtellung, welcher die Sinne begründet, kann alſo erſt in dem Menſchen als völlig erreicht angeſehen werden. Doch iſt in den Thieren die Anlage dazu, und wenn es ihnen bei den Organen dazu dennoch an der eigentlichen Anſchauung der Welt gebricht, ſo iſt dieſes bei manchen aus einem Fehler der Organiſation herzuleiten; bei vielen dürfte es aber ſchwer zu erklären ſeyn, und einen ſehr tief verſteckten Grund haben. —

In den Thieren iſt das grobe Körperliche wieder mehr überwiegend, als bei den Pflanzen; doch ſtehen dieſe den Thieren in Hinſicht auf innere Organiſation weit nach, da in ihnen der ſtärkere Luftgeiſt und der vorherrſchende Trieb nach Geſtaltung die Erreichung des eigentlichen Zwecks der Erde, wie ſchon geſagt, verhindert. Das Bewußtſeyn der Erde kann ja nur in denjenigen Producten wieder zum Vorſchein kommen, wo dieſe ſich ſelbſt repräſentirt, ihre Grundtriebe offenbart, und Organe der Sinne findet, dieſe einigermaßen zu befriedigen.

Anmerk. Es ließe ſich hier auch die Frage aufwerfen, ob die Kraft, welche das irdiſche Element an die unvollkommenen Productionen verwendet, wieder zurückgehe? — Dieſes zu beantworten iſt nicht Sache der Philoſophie. Auf andern Planeten mag dieſes der Fall ſeyn, auch in der frühern Geſchichte der Erde kann es vorgekommen ſeyn. Doch aus dem Hange der Trägheit läßt ſich erklären, daß es ſtarr gewordene Verſuche, verſteinerte Handlungen ſind, in denen die Erde zu ihrem Zwecke nicht durchdringen konnte. Um jene Frage noch befriedigender zu beantworten, ſchließt ſich noch die zweite Frage an: da der in dem irdiſchen Element verſchloſſene Geiſt kein Verſtand, ſondern bloß Trieb, kein Geiſt, ſondern Seele iſt, ſo kann ja die Erdſeele das Mißlingen ihrer Verſuche nicht beurtheilen? alſo auch von zurückziehender Kraft nicht die Rede ſeyn; wie denn auch erſt beim Wiedererwachen des Geiſtes im Menſchen Irrthum möglich wird; es ſcheint alſo bei den vorhergehenden Productionen kein ſolcher ſtatt haben zu können? Hierauf iſt folgendes zu erwiedern: der Erdgeiſt iſt an die Luft, die Erdſeele an die Erde gebunden; im Menſchen iſt beides vereinigt; Erdſeele und Erdgeiſt iſt nur ein plus oder minus, eine Erdſeele ohne allen Geiſt wäre nichts, und ſo ebenfalls ein Geiſt ohne alle (Seelen-) Kraft; jene Trennung iſt alſo zu ſtark genommen. Uebrigens finden wir (wenn wir nur etwa in das Gebiet der Phyſik übergehen wollen, denn für Philoſophie muß dies nicht angeſehen werden), daß allerdings Verſuche zurückgenommen werden, wo eben kein eigentlicher Beſtand vorhanden war.

Da die Erde ihren einzelnen Productionen ihre eigne Kraft mittheilt, ſo darf es uns nicht befremden, daß ſie ihnen auch die Kraft zu produciren mittheilt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe auf das Gleichartige beſchränkt iſt. — Daß aber auf den höhern Stufen der Organiſation das Produciren der Individuen durch das Geſchlecht geſchieht, iſt wieder eine Nachbildung der Production der Erde ſelbſt. So wie auf dieſer alles producirt wird durch die Centralkraft und die Atmoſphäre, den Luftgeiſt, ſo auch in den einzelnen Producten durch die männliche und weibliche Kraft; nur darf man dieſe Analogie nicht zu lange fortſetzen, da bei der unendlichen Fülle von Productionen ſo unendlich viele Verhältniſſe entſtehen, daß die Aehnlichkeit oft modifizirt, oft ganz umgekehrt wird; ſo iſt, um ein Beiſpiel anzuführen, nur in einer gewiſſen Rückſicht anzunehmen, daß bei den animaliſchen Producten das weibliche Geſchlecht das ſchwächere ſey. — Genug daß die Art der Production, wo aus zweien ein drittes erzeugt wird, in dem Ganzen ſowohl ſtatt findet, wie in dem Einzelnen.

Dies ſind ungefähr die Hauptbetrachtungen, die unſere Philoſophie über die verſchiedenen Stufen der Productionen der Erde ſich erlauben darf. Weiter aber als über dieſe Hauptformen der Organiſation dürfen ihre Unterſuchungen ſich nicht in das Gebiet des Einzelnen verlieren, da hier alles ſubjectiv und unendlich iſt.

Die Stufenreihe der Organiſationen iſt eigentlich mehr unregelmäßig, es iſt die [illegible]er eine natürliche, nicht nothwendige Unregelmäßigkeit. Es läßt ſich wohl denken, daß die Erde von den Mineralien gleich übergegangen wäre zu den unvollkommenen Animalien, und durchaus keine Pflanzen hervorgebracht hälte. Die Vegetabilien ſind eine Ausſchweifung in ein höheres Gebiet, eine Epiſode. Die Animalien ſind der eigentliche Zweck der Erde; es könnte recht gut einen ſideriſchen Körper geben, wo dieſe gleich auf die Mineralien folgten; die Mineralien aber dürften gar nicht fehlen, ſie machen den Uebergang von der elementariſchen zu der eigentlichen organiſchen Form. — Es läßt ſich übrigens leicht denken, wie die Erde von den Mineralien gleich zu den Thieren übergehen, d. h. nach den erſten roheſten Verſuchen, in dem Gefühle ihrer Kraft ſich ſelbſt überſpringen, und nach etwas Höherem ſtreben könnte, was ſie eigentlich nicht erreichen konnte und wollte. Aus allem dieſem folgt, daß man ſich hüten müſſe, etwas ſogleich als nothwendiges Naturgeſetz anzunehmen, was bei näherer Unterſuchung doch blos als natürlich und im ſubjectiven Charakter unſers Geſtirns gegründet befunden werden kann.

Die erſten Hervorbringungen der Erde müſſen nothwendig noch ſehr unvollkommen ſeyn; ſie müſſen, da der erſte Schritt vom Element ausgeht, zum Theil noch elementariſch, noch nicht ſehr organiſch ſeyn. Die Perfectibilität folgt aus dem Charakter der Erde ſelbſt, aus den Hinderniſſen, welche die Form der Beharrlichkeit dem Streben des tief in ihr verſchloſſenen und gefeſſelten Bewußtſeyns in ſeiner Entwicklung entgegenſtellt. Nur ſtufenweiſe, nur nach vielem Ringen und Kämpfen kann es dem irdiſchen Element gelingen, die Feſſeln der Starrheit aufzulöſen und zum Lichte, zur Freiheit durchzubrechen. Die Perfectibilität iſt nicht allein Charakter des Menſchen, ſondern auch der Erde, und auch Charakter des Menſchen iſt ſie nur in ſofern, als dieſer ſelbſt zur Erde gehört.

Die Haupttriebe des irdiſchen Elements, die aus ſeiner Grundform und ſeinem innern Weſen hergeleitet wurden, ſind der Trieb der Abſonderung, Vereinzelung, Individualität; der Trieb der Selbſterhaltung, und der Trieb der Aeuſerung, der Darſtellung. Den Trieb der Individualität könnte man auch den Trieb zur Entwicklung nennen und alſo zwei Grundtriebe des irdiſchen Elements annehmen, den Trieb der Entwicklung und den der Selbheit.

Wir fügen hier, ehe wir zur Theorie des Menſchen übergehen, noch ein paar Bemerkungen bei, die aber eigentlich mehr phyſikaliſcher als philoſophiſcher Natur ſind.

Unſere Erde iſt ein Reſiduum einer frühern Production, welche man als eine Production ungeheurer Rieſenthiere anſehen muß, und verglichen mit unſern Productionen, als Schaalthiere.

Die *Trägheit* liegt ſo ſehr in dem Grundweſen des irdiſchen Elements, daß nothwendig die unterſten thieriſchen Organiſationen faſt ohne alle Bewegung ſeyn müſſen.

Es iſt nicht zu vermuthen, daß die erſten Productionen ins Kleine gegangen ſeyen, ſondern nach der Analogie zu ſchließen, müſſen ſie der Ausdehnung nach ungeheuer geweſen ſeyn: Rieſenthiere von ungeheurer Größe, aber unförmlich in Hinſicht der Bewegung und eben deswegen unſern Schaalthieren zu vergleichen. — Dieſe Thiere ſind ſpäter vom irdiſchen Proceß ſelbſt zerſtört worden, höchſt wahrſcheinlich durch Waſſer, vielleicht aber auch durch Feuer, und ihre Ueberbleibſel und Gebeine machen nun das feſte Land und die Gebirge aus. —

Daß die Form des irdiſchen Elements gleich nach der Erſtarrung durchaus einfach ſeyn müſſe und nicht chaotiſch gedacht werden könne, iſt ſchon früher geſagt worden; unter Chaos verſteht man körperliche Mannichfaltigkeit, im Licht iſt zwar auch Mannichfaltigkeit, aber kein Chaos. Dieß iſt eine Miſchung materieller Kräfte von der größten Heterogenität; etwas chaotiſches kann man durch die Wechſelwirkung der atmoſphäriſchen Luft und des irdiſchen Elements hervorgebracht werden.

Den Schlamm oder den thieriſchen Grundſtoff für die einzelnen Organiſationen könnte man das Chaos nennen. Soll ein Thier entſtehen, ſo muß ein Stoff gegeben ſeyn, der körperlich [illegible] und beweglich, nicht mehr elementariſch, der zwar in Rückſicht der Form, der Förmlichkeit und der Fähigkeit dazu auf der unterſten Stufe ſteht, aber doch beweglich iſt und daher leicht eine Form annehmen kann. Alles dieſes trifft in dem Schlamme oder Schleim zuſammen, welcher körperlich und ſeiner Feuchtigkeit wegen beweglich iſt.

Das Entſtehen dieſes Schlammes iſt aus der Wechſelwirkung der Atmoſphäre und der Erde zu erklären, die Luft verdichtet ſich, die Erde wird aufgelöſt, bis beide ſich ſo neutraliſiren, daß jener Schlamm oder Schleim entſteht, der den Grundſtoff der thieriſchen Organiſation enthält, und den man das thieriſche Chaos nennen kann.

Indeſſen wiederholen wir hier, daß man ſich wohl hüten müſſe, über die Organiſation des thieriſchen Körpers zuviel a priori zu beſtimmen, da vieles wohl zufälligen Urſachen zuzuſchreiben ſeyn dürfte. —

Wenn wir früher geſagt haben, die Pflanzen wären überflüſſig, ſo kann man auch von den Metallen behaupten, ſie ſeyen nicht nothwendig. Was dieſe äußerſt merkwürdig macht, iſt ihre verſtärkte Schwere. Die Metalle ſind gleichſam die Körperlichkeit ſelbſt, Stein in der zweiten Potenz; ſie ſind ſchwerer als die Erde im Durchſchnitt, als der Kern der Erde, ſchwerer als der Stein ſelbſt. — Dieſes iſt Grund genug, ihren Urſprung im Feuer ſelbſt zu ſuchen; nicht in der Wirkung des innern Feuerprincips, der innern Wärme.

Anmerk. Das Feuer iſt ein Princip, das in ſich zurückwirkt; dadurch wird die Concentration verſtärkt, mithin auch die Schwere. Was leichter iſt als die Durchſchnittsſchwere, kann man wohl erklären, als eine Miſchung nämlich oder eine Auflöſung der Erde mit der Luft; ſonſt läßt ſich die Schwere überhaupt philoſophiſch nur aus Furcht vor dem leeren Raume erklären.

Das Feuer iſt ein zuſammendrängendes, in ſich ſelbſt zurückgehendes Princip. Aus dieſem wird ſich die Concentration zur zweiten Potenz, die verſtärkte Schwere leicht erklären laſſen.

In allem Urgeſtein muß Waſſer und Feuer zugleich ſeyn. Das Urgeſtein der Erde iſt eine Erſtarrung beider Elemente. Obgleich beide Elemente im Kampfe gleich ſtark ſind, ſo iſt doch möglich, daß in dem Niederſchlage eins überwiege. Die Gleichheit der Elemente bezog ſich blos auf ihre allgemeine unendliche Kraft. Doch da die Bewegung in dem Kampfe ſelbſt gedacht werden muß wie ein Ebben und Fluthen, ſo iſt es möglich, daß eine ſchnell abwechſelnde Ungleichheit entſteht, eine Ungleichheit, die auf gleiche Weiſe abwechſelt, alſo im Ganzen doch wieder Gleichheit iſt. Nun iſt aber der Moment der Erſtarrung ein Moment im ſtrengſten Sinne, der plötzlich mit unendlicher Schnelle erfolgt. Daher iſt es ſehr begreiflich, wie der Kern eines Planeten, je nachdem in dem Momente der Erſtarrung entweder das eine oder das andere Element überwog, von dem eines andern verſchieden ſey. Unter den Geſtirnen kann alſo in dieſer Hinſicht eine Verſchiedenheit obwalten, ſo daß einige feuriger, andere wäſſeriger ſind. Dieſe Möglichkeit zugegeben, würde, nach der Analogie zu ſchließen, ſich daraus folgern laſſen, daß unſere Erde ein wäſſeriges Geſtirn ſey.

Noch haben wir einige andere Punkte zu berichtigen, ehe wir zum zweiten Abſchnitt übergehen.

Wir haben auf der vierten Stufe die Möglichkeit des böſen Princips gezeigt, es iſt nöthig hier zu zeigen, daß wenn die Einheit der Welt nicht zerriſſen werden ſoll, es eben ſo wenig eine abſolute Abſonderung, als eine abſolute Beharrlichkeit gebe.

Anmerk. In dem irdiſchen Element iſt ein Trieb der Selbheit, und ein Trieb der Entwicklung. Der erſte als ein Trieb des Elements, immer bei ſich zu verharren und in ſich zurückzukehren, iſt blos die Form des irdiſchen Elements. Der Trieb der Entwicklung iſt der nothwendige Trieb des in dem irdiſchen Elemente verſchloſſenen Geiſtes, der ſich zu äußern und zu befreien ſtrebt. Der Natur der Sache nach mußte der Trieb der Entwicklung, als der geiſtige, den aus der irdiſchen Unvollkommenheit entſpringenden Trieb der Selbheit bei weitem überwiegen. Die irdiſche Trägheit und Beharrlichkeit kann der Entwicklung des Geiſtes große Schwierigkeiten in den Weg legen, dieſe auf mancherlei Art hemmen und zurückhalten, aber ſie nicht vollkommen überwiegen; wo dies der Fall iſt, muß es noch andern mitwirkenden Urſachen zugeſchrieben werden. Die entſchiedene Oberherrſchaft des Egoismus iſt ſo unnatürlich, daß ſie ein böſes Princip als Erklärungsgrund fodert. Das Böſe iſt der aufs äußerſte getriebene, ſich ſelbſt verzehrende, zerſtörende Egoismus, überall wo wir dieſen Trieb der Selbſtzerſtörung wahrnehmen, können wir die Herrſchaft des böſen Princips vorausſetzen. Die Entwickelung geht auf Liebe, Vereinigung, auf Fülle; die in ſich ſelbſt gekehrte Selbſtſucht endigt in Leerheit und Nichtigkeit. Manche Arten von Krankheit, Tollheit, Verrücktheit, beſonders ſolche, die aus einer ſchon an ſich unſittlichen Leidenſchaft entſpringen, können vielleicht aus dieſem ſelbſtzerſtörenden Hange erklärt werden. — Im menſchlichen Bewußtſeyn liegt dieſe zerſtörende Kraft in dem reflectirenden Denkvermögen; hier bringt ſie das ſonderbare Phänomen des Skepticiſmus hervor. Es iſt eine moraliſche Desorganiſation des menſchlichen Weſens. Das böſe Princip hat nicht die Macht, auf eine zerſtörende Art direct in die Welt einzuwirken, und andere Weſen zu zerſtören, aber es kann dieſen den Hang der Selbſtzerſtörung epidemiſch mittheilen.

Eine abſolute Abſonderung iſt eben ſo unverträglich mit dem Begriffe der unendlichen Freiheit, Einheit und Fülle, wie abſolute Beſchränkung. Das zerſtörende Princip darf als ſolches keine ewige Dauer haben, keine ewige Höllenmacht in der Welt beſtehen, weil ſonſt neben dem Einen höchſten Princip noch etwas übrig bliebe, was ſeinen Frieden ſtörte und ſeine gänzliche Vollendung hinderte.

Nun iſt es aber auch nicht weniger widerſtreitend zu denken, daß das ſchlechthin Böſe, was ſich ſelbſt zum Böſen willkürlich verkehrt hat, zum Guten zurückkehre, ſich wieder mit der Gottheit vereinige. — Zur Auflöſung dieſes Problems bietet ſich uns der Ausweg dar, daß das böſe Princip ſich ſeiner Natur nach endlich ſelbſt in Vernichtung auflöſen und ſo aus der Welt verſchwinden muß; daher nichts übrig bleiben kann, was den Frieden der Gottheit ſtörte, und die Fülle ihrer Herrlichkeit beſchränken könnte. Man nehme die Welt des böſen Princips von ſo langer Dauer an als man will: nach unendlichen Gradationen von Leiden und Qualen wird ſie endlich in eignem Haſſe und Grimme ſich ſelbſt verzehren und zerſtören. Das böſe Princip iſt der ſich ſelbſt zerfreſſende Egoiſmus, der am Ende in ſein Nichts ſich auflöſt; es gibt nach unſerer Philoſophie kein anderes Nichts, keine andere Vernichtung, als Selbſtzerſtörung.

Wir können jetzt auch das Verhältniß unſerer Philoſophie zu andern in Rückſicht auf einige Punkte der Weltlehre beſtimmen. — Iſt die Freiheit allein wirklich, und gibt es überall nichts außer und neben dem unendlichen Welt-Ich, ſo darf auch die Philoſophie ſich nur mit dieſem einzigen höchſten Gegenſtande beſchäftigen. Jede Philoſophie, die über das Wirkliche hinausgeht, iſt transcendent.

Es iſt hiemit aber nicht das gemeine, empiriſche Wirkliche gemeint, ſondern das höhere Wahre und Reale, das unendliche Welt-Ich. Nicht das Nothwendige iſt Gegenſtand der Philoſophie, als inſofern das Wirkliche ſelbſt nothwendig iſt. — Iſt nur das Wirkliche Gegenſtand der Philoſophie, gibt es nur ein einzig Wirkliches, und iſt das Wirkliche zuſammen nur Eins, ſo darf man auch nur eine einzige Welt annehmen. Wir haben zwar von einer himmliſchen und einer irdiſchen Welt geſprochen, aber alles das ſind nur verſchiedene Sphären, nur Theile des Einen einzigen Weltganzen.

Jene alte Anſicht von einer Mehrheit der Welten, wie wir ſie bei Heraklit und den Stoikern finden, iſt zwar der Natur des Idealismus ſehr angemeſſen, aber dennoch als irrig zu verwerfen. Dieſe Philoſophen nahmen eine unendliche Reihe aufeinander folgender Welten an, wo immer eine an die Stelle der andern trete, wenn dieſe ſich aufgelöſt habe, und ins Chaos zurückgekehrt ſey. Wenn gleich die Form dieſes Gedankens dem Idealismus weit angemeſſener iſt, als jene, die eine Mehrheit nebeneinander beſtehender Welten annimmt und daher den Begriff der Beharrlichkeit vorausſetzt, ſo iſt dem Inhalte nach doch dieſe Vorſtellungsart ganz verwerflich, da ſie nicht auf die unendliche Fülle hinausgeht, ſondern nach ihr würde zuletzt die Welt ſich immer wieder in Leerheit und Nichts auflöſen. Denn ein ſo vollkommenes Chaos, wo alles ſich gegenſeitig aufgehoben hätte, alles neutraliſirt und ins Gleichgewicht gebracht wäre, würde ein Nichts ſeyn.

Ungeachtet dieſe Heraklitiſch-Stoiſche Anſicht viel Keime des Idealismus enthält, ſo iſt ſie doch darum zu verwerfen, weil ſie transcendent iſt, über das Eine wahrhaft Reale, das Weltſich hinausgeht, und dadurch die Freiheit in Nothwendigkeit verwandelt. Jede dieſer Welten entſtand aus der vorhergehenden, war alſo durch die Beſchaffenheit dieſer in ihrer ganzen Entwicklung bedingt, ſonach das Wirkliche dem Nothwendigen, das Lebendige dem Richtigen untergeordnet.

Ueber den erſten Anfangspunkt der Welt darf man nicht hinausgehen, wenn man nicht zuletzt in leeres Nichts und Nothwendigkeit ſich verlieren will. Die erſte Regung der Sehnſucht kann aus nichts abgeleitet werden, ſie iſt das ſchlechthin Erſte und Höchſte. Die Liebe iſt abſolut unbedingt; ſie erklären hieße ſie vernichten, und an ihre Stelle das Richtige, Nothwendige ſetzen. Beweiſen und herleiten läßt ſich der erſte Anfangspunkt nicht, weil ſonſt das Verhältniß deſſen, was abgeleitet, und deſſen, woraus es abgeleitet werden muß, ganz umgekehrt wäre.

Das Einzige, was zur etwaigen Erklärung ſich ſagen ließe, wäre, daß mit der erſten Regung der Sehnſucht zugleich auch ihr erſter Gegenſtand, der Raum, erzeugt werde. Die Sehnſucht iſt productiv, ſie erzeugt ſich ſelbſt mit ihrem Gegenſtande, ſie wächſt allmälig und verſtärkt und verdoppelt ſich in ſteigendem Verhältniß. — Doch iſt dies nur dem begreiflich, dem das Weſen der Sehnſucht ſelbſt kein Geheimniß iſt; denn nicht in todten Worten und Begriffen läßt ſich das höchſte Leben auffaſſen und darſtellen, und dem, der die innere Anſchauung nicht hat, erklären und beweiſen. Nicht auf dem Wege des Verſtandes allein iſt hier die Ueberzeugung möglich, wo die Löſung des Räthſels in der geheimen, tiefſten Quelle alles Wiſſens, dem lebendigen Gefühle liegt. —

Wir kommen hier nun auch auf die Frage, ob dem Anfange der Welt eine Ewigkeit vorherging. — In der ſcholaſtiſchen Philoſophie unterſcheidet man die Ewigkeit vor der Schöpfung, a parte ante, und nach der Schöpfung der Welt, a parte post. Gibt es nun eine Ewigkeit a parte ante, gibt es eine Zeit, die wie bei einer Linie an einem Ende unendlich iſt? ging der Production des Raumes eine Ewigkeit vorher? — Dieſe Frage iſt eigentlich nicht zu beantworten, weil nämlich vor der

Schöpfung des Raumes, da weder Zeit noch Maaß vorhanden war, die Zeit ja ſelbſt erſt mit der Welt entſtand und ſich entwickelte. Vor der Zeit läßt ſich keine Zeit und auch keine Ewigkeit denken, eine ſolche Zeit iſt ganz dem Begriff der Zeit und des beſtimmten Maaßes entgegen.

Es gibt aber eine zweifache Art der Zeit, wie ein zweifaches Unendliches, eine vollendete und eine unvollendete Zeit. Wenn aber mit der Beharrlichkeit und Starrheit auch das Reich der Gegenwart aufgelöſt, Vergangenheit und Zukunft verbunden, und ſo alle Zeit zur Ewigkeit verklärt ſeyn wird, dann iſt die Zeit vollendet. Dieſer Begriff der vollendeten Zeit iſt ein poſitiver, der ſcholaſtiſche Begriff aber eine Zeit, der weder Zeit noch Maaß entſpricht, eine Ewigkeit a parte ante, iſt ein negativer. Es ging der Schöpfung weder eine Zeit, noch eine Ewigkeit vorher, aber wohl ein unendlicher Keim der Zeit, und erſt mit der Welt entwickelte ſich dieſer. Was die höchſte Vollendung, der Gipfel, das Ziel der Zeit iſt, muß auch ihr Anfang geweſen ſeyn. Wollte man jenen Keim der Zeit eine Ewigkeit nennen, ſo gäbe es doch eine Ewigkeit a parte ante. Aber da der Raum ein unendliches Product iſt, was allmälig hervorgebracht und entwickelt wurde, ſo kann man die Zeit, die zu dieſer Production gehört, als eine Ewigkeit a parte ante anſehen, man kann ſich die Entwickelung als eine unendliche Reihe denken, als einen unendlichen Progreß, und den Anfang der Sehnſucht als unendlich ſchwach, aber dennoch nicht als aus dem Nichts hervorgegangen, ſondern als ſich ſelbſt mit ihrem Gegenſtande erzeugend. Doch dürfen dieſe Gedanken, indem ſie transcendente Anſichten berichtigen ſollen, leicht ſelbſt in den nämlichen Fehler fallen, und wir wiederholen nur noch die Bemerkung, daß man ohne Gefahr, ſich in Leerheit und Nichtigkeit zu verlieren, nicht über die erſten Regungen der Sehnſucht hinausgehen dürfe.

Wir gehen zuletzt noch zu einer Betrachtung des Raumes über, welche noch eine nähere Beziehung auf das Licht, wie wir es erklärt haben, herbeiführt. — Worin beſteht denn die eigenthümliche Thätigkeit des Lichts? — Das Licht einmal eben ſo wohl, wie das ihm entgegengeſetzte irdiſche Element, aus dem Ringen der beiden Elemente, des Waſſers und des Feuers, nur daß in dem Lichte die Elemente ihre eigenthümliche elementariſche Form beibehalten haben, und der ernſte Kampf und Streit, der von dem irdiſchen Elemente bis zur Vernichtung fortgeſetzt würde, in ihm in ein friedliches, ſpielendes Ringen verwandelt wird. Das Licht iſt nichts anders, als das Ringen der Elemente, nur durch das vorherrſchende Princip der Liebe höher und ſchöner ausgebildet, in ein liebevolles Wechſelwirken umgeſtaltet. — Die Thätigkeit des Lichtes muß alſo auch denſelben Bedingungen folgen, kann auch nur eine ſpielende ſeyn, welches indeſſen dem erſten Zwecke der Welt gar nicht entgegenſteht.

Der Kampf zwei völlig gleicher Kräfte, die ihrem Weſen nach abſolut thätig und lebendig ſind, ſchlechterdings nicht ruhig nebeneinander verharren können, ſondern immer thätig ſeyn müſſen, läßt ſich nur denken als ein beſtändiges Schwanken, Ebben und Fluthen, Expanſion und Contraction. Dieſe Thätigkeit iſt die einzige, die zwiſchen zwei, an Kraft ſich gleichen Elementen ſtatt haben kann, ſo lange ſie nicht gegenſeitig ſich vernichten, und die auch in dem Lichte ſtatt haben muß, inſofern auch hier die beiden Elemente, auch in der Verbindung, noch getrennt ſind.

Anmerk. Das Licht iſt die Auflöſung des ernſten Kampfes der Elemente zu einem ſpielenden Ringen. Aber dennoch müſſen immer noch zwei Kräfte daſeyn, wenn gleich zur Einheit innigſt verbunden, weil ſonſt ja auch die ſpielende Thätigkeit mit der Wechſelwirkung wegfällt. —

Im Kampfe zweier ſich gleicher Elemente iſt jenes Abwechſeln zwiſchen Ebbe und Fluth nothwendig. Es iſt ihrem Weſen, als abſolut thätiger und lebendiger Kräfte entgegen, daß ſie ruhig nebeneinander verharren; ſie müſſen ſich alſo entweder in ernſthaft fortgeſetztem Kampfe gegenſeitig bannen und zerſtören, dann entſteht das irdiſche Element; oder dieſer Streit wird in ein ſpielendes Ringen verwandelt. In dieſer letztern Weiſe bildet ſich das Licht. Allein da in dem Lichte beide Kräfte, Waſſer und Feuer, durch das höhere Princip der vermittelnden Liebe verbunden ſich zu einem Element, ſo muß auch die Thätigkeit eine andere ſeyn, als ſie war, wie beide Elemente noch geſchieden neben einander beſtanden. Jene ſpielende Thätigkeit des Lichts muß gedacht werden als die freieſte Thätigkeit, ein Abwechſeln von Expanſion und Contraction, ein willkürliches Vermehren und Vermindern ſeiner ſelbſt. Gerade wie wir auch im menſchlichen Bewußtſeyn eine ähnliche durchaus freie, abwechſelnd ſich ausdehnende und zuſammenziehende Thätigkeit gefunden haben.

Worauf richtet ſich denn jene freie Thätigkeit des Lichts?

Die beiden Elemente, Waſſer und Feuer, ſind zwar der Kraft nach unendlich; der räumlichen Ausdehnung nach aber ſind ſie es nicht, inſofern ſie keine abſolut vollendete Raumerfüllung ſind. Es gibt daher einen leeren Raum, aber auch dieſes Leere kann nicht abſolut ſeyn, indem das Ziel der Weltentwicklung ja die innere Fülle iſt. Nur ſo lange die Welt noch nicht vollendet iſt, gibt es einen leeren Raum; mit der Vollendung der Welt aber muß auch zugleich die unendliche Erfüllung des Raums angenommen werden.

Anmerk. In der elementariſchen Welt iſt der leere Raum nur indirect und implicite enthalten, es iſt nur noch kein voller Raum, der Raum iſt von Waſſer und Feuer noch nicht ganz erfüllt, die Welt iſt, wie die Griechen ſagen, noch dünne, der leere Raum iſt noch nicht geſchieden.*)

---

*) Erſt auf der vierten Stufe entſteht der wahre leere Raum, man muß daher hier neben dem irdiſchen Element, dem Licht und dem böſen Princip auch dieſen beſonders unterſcheiden. Das böſe Princip geht freilich, inſofern es in ſich zurückkehrt, ſich ſelbſt verzehrt und vernichtet, auf einen leeren Raum aus; es iſt aber noch eine andere Art, ein indifferenter leerer Raum zu denken aus dem Zuſammenziehen des irdiſchen Elements. Mit dem leeren Raume entſteht zugleich die Schwere und die Anziehungskraft. Die Schwere läßt ſich am beſten aus der Furcht vor dem leeren Raume erklären und ebenſo die Anziehungskraft, die bloß aus der Schwere folgt. — Die Anziehungskraft iſt keineswegs etwas materielles, wie die Phyſiker behaupten, ſie iſt allerdings

Auf der vierten Stufe geſchah eine Scheidung, weil da das irdiſche Element in der Erſtarrung ſich zuſammendrängte, und der Raum, jedoch nur unvollkommen, erfüllt wird, und dadurch eine Ungleichheit und eigentliche Leere entſteht. Der leere Raum, als das der Mannichfaltigkeit Entgegenſtehende, iſt das Grundübel der Welt; die Gegenwart ſoll dieſem Uebel abhelfen und den Raum erfüllen. Allein durch die Geſtalten und Weſen derſelben, die Starrheit, Unbeweglichkeit und grobe Körperlichkeit geſchieht dies nur unvollkommen. Man kann die Welt anſehen als einen Verſuch, den leeren Raum, als das der Mannichfaltigkeit durchaus Entgegenſtehende, vollkommen zu erfüllen, und die Gegenwart, das andere Grundübel der Welt zu vernichten; erſt durch die Thätigkeit des himmliſchen Lichtprincips wird dies vollkommen geſchehen können.

Auf dieſe Erfüllung des leeren Raums geht die Eine Richtung der freien Thätigkeit des Lichts. Das Licht iſt das raumerfüllende Princip, durch die unermeßliche, überall ſich verbreitende Thätigkeit des Lichts wird der Raum ſelbſt aufgelöſt, und in ein Meer von Bewegung, Thätigkeit, Freiheit verwandelt.

Die andere Richtung der Thätigkeit des Lichts iſt gegen die Körperwelt gerichtet, da das irdiſche Element der Beihülfe des Lichts zu ſeiner Geſtaltung und Entwickelung bedarf, ſo wie das Licht ſelbſt wieder aus dem irdiſchen Element die ihm fehlende Mannichfaltigkeit hervorzubringen trachtet, die zur Erfüllung des Raums nothwendig iſt. — Das Licht ſtrebt nach der Kör-

---

der Materie eigen, aber eine innere geiſtige Kraft, aus Furcht vor der Vernichtung entſprungen. Auf dieſe Art können wir auch aus unſerer Philoſophie dasjenige erklären, was der Phyſik am meiſten Beſchwerde macht, die elliptiſche und rotirende Bewegung der überirdiſchen Körper. — Nach unſerer Anſicht folgt die erſtere aus der allgemeinen Anziehungskraft der Schwere, aus Furcht vor dem leeren Raume, die letztere aus dem Reize des ſichtbaren Lichts; während Newton die erſte Bewegung ſonderbar von einem Stoße Gottes herleitet, welcher ganz unbegreiflich iſt.

terwelt, Liebe zu bilden, zu entwickeln und zu verklären, und es durch jene unendliche Fülle zu erreichen, die das Ziel des Ganzen iſt. Das Licht ſchwebt, wie Leibnitz ſehr richtig ſagt, in der Mitte zwiſchen dem Leeren und der Körperwelt.

Wir haben ſchon früher geſagt, das Licht ſey das geiſtigſte aller Elemente. Es iſt nicht mehr ein Sehnen und Begehren, ſondern die Hoffnung der unendlichen Fülle und Trieb und Kraft dieſe zu geſtalten. Es iſt diejenige Form des Bewußtſeyns, die ſich bezieht auf die unendliche Fülle und die unendliche Einheit, und die Verbindung von beiden. Hier iſt alſo der Uebergang von Seele zu Geiſt.

Das Licht iſt die Hülle des himmliſchen Verſtandes oder Geiſtes. Geiſt iſt vollendete Liebe, iſt himmliſches Denken. Der Verſtand im Menſchen liegt in der Mitte zwiſchen dieſem und der Vernunft. In einem ſideriſchen Körper, wie die Erde, müßte man die Seele in den Kern, den Geiſt aber in die umgebende Luftatmosphäre ſetzen; hier wäre der Erdgeiſt der Sterngeiſt.

Dieſe wogende Bewegung des Lichts hebt die Schwierigkeit von dem Begriffe des Raumes auf. Denkt man ſich dieſen blos abſtract und negativ, als eine unendliche Ausdehnung ohne Inhalt, ſo erhält man ein blos negatives Unendliches, das beharrliche Unendliche des Realismus. Dies wird aber nicht allein dadurch widerlegt, daß man ſich das Entſtehen des Raumes aus der Ichheit und ſeiner Identität mit der Sehnſucht erklärt, ſondern an und für ſich iſt der Begriff des Raumes, ſo gefaßt, leer, nichtig, und widerſprechend.

Auch in phyſikaliſcher Hinſicht wird durch dieſe wogende Thätigkeit des Lichts die Schwierigkeit, ſich den Raum als beharrlich zu denken, gehoben. Das Licht iſt das Princip der unendlichen Raumerfüllung, indem es die höchſte Fülle, Mannichfaltigkeit und Schönheit von Bildung und Geſtaltung hervorruft, die das letzte Ziel der ganzen Weltentwickelung ſind. — Die überall durch das Unermeßliche verbreitete Thätigkeit des Lichts macht den Raum ſelbſt beweglich und dadurch mit der Anſicht des Idealismus verträglich; der Raum iſt hier ſelbſt in Freiheit und Thätigkeit aufgelöſt und mit dieſer ganz identiſch.

Raum und Zeit ſind Glieder und Theile des unendlichen Welt-Ichs, ſind reelle, lebendige, geiſtige Weſen und Kräfte. Dieſes iſt die Anſicht des Idealismus in kurzem zuſammengefaßt.

Die Theorie der Natur hat uns nun bis zur Theorie des Menſchen fortgeführt.

Sechstes Buch.

Theorie des Menſchen.

In einer Theorie des Menſchen, gegründet auf die Theorie der Natur, werden alle andere organiſche Producte nur angeſehen als eine Annäherung zu dem Menſchen. Der Menſch iſt in der irdiſchen Geſchichte die letzte Stufe einer langen Reihe von Productionen, deren Ziel die Organiſation des vollkommnen Körpers iſt. Erſt auf dieſem höchſten Gipfel der organiſchen Bildung dringt die Seele der Erde durch, und es tritt im Menſchen geiſtiges Bewußtſeyn ein.

Das Einzelne iſt nur aus dem Ganzen zu erklären, daher iſt auch hier erſt eine eigentliche Theorie des Menſchen möglich. Der Menſch iſt das Einzelne; die Geſetze des Einzelnen aber ſind auch nur aus dem Standpunkte des Ganzen zu erklären. Erſt wenn die Geſetze der Natur und der Welt ſelbſt aufgeſtellt ſind, werden jene für das Einzelne ſich leicht daraus ableiten laſſen. Von dieſem Standpunkte aus kann erſt die Frage über die Geſetze des Bewußtſeyns *) befriedigend beantwortet werden. Früher ward ſie blos kritiſch erwähnt. Die Theorie des Bewußtſeyns, die wir dort gegeben haben, war eine bloße Analogie; hier wurde der Menſch und ſein Bewußtſeyn als gegeben betrachtet. Aus dem menſchlichen Bewußtſeyn allein können die Geſetze des Bewußtſeyns überhaupt nicht erkannt, und der letzte Grund der Geſetze angegeben werden. Erſt jetzt iſt es möglich,

---

*) Womit andere Philoſophen ſehr irrig den Anfang machen.

eine eigentlich ſynthetiſche Anſicht, eine Charakteriſtik des Menſchen im Ganzen genommen aus dem Princip der Natur- und Weltlehre, nach ſeiner Entſtehung und Entwickelung, ſeiner Kraft, ſeinem Zwecke und ſeiner Beſtimmung aufzuſtellen. Hier wird ſich entſcheiden laſſen, inwiefern es Geſetze des Bewußtſeyns gebe, was dieſe eigentlich ſind, und inwiefern die einzelnen Geſetze des Bewußtſeyns als Geſetze gelten können oder nicht. — Auch die wichtige Frage von der Freiheit des Menſchen, ſeiner Kraft in Verhältniß zu dem Ganzen der Natur, wird hier gelöſt werden. Zwar iſt ſchon in der Theorie des Bewußtſeyns überall gezeigt und vorausgeſetzt werden, daß Freiheit das Grundweſen des Ichs und des Menſchen ſey, welchem dadurch eine gränzenloſe Kraft beigelegt wurde; allein die Frage iſt nicht, ob der Menſch, blos auf das Allgemeine in ihm geſehen, frei ſey, ſondern die Schwierigkeit iſt, zu zeigen, wie jene unbedingte Freiheit und Kraft in der Bindung und Hemmung des irdiſchen Elements, den Feſſeln der Starrheit und Beharrlichkeit, dennoch frei ſeyn könne, und in welche Gränzen ſie eingeſchloſſen ſey. Hier kann der unbeſtimmte Begriff der Freiheit mit der Natur des Menſchen verglichen werden, dies führt uns auf die Theorie der Entwickelung des Menſchen, die Geſchichte der Menſchheit, im allgemeinen höhern Sinne d. h. nicht auf den Einzelnen als ſolchen.

Die Theorie des Menſchen hat demnach drei Theile: 1) Die Naturgeſetze des Bewußtſeyns; 2) die Beſtimmung des Kraftmaßes des Menſchen, oder die Freiheit; 3) die Entwickelung, oder die höhere Geſchichte des Menſchen.

Vor allem muß man bei der Theorie des Menſchen ſich klar zu machen ſuchen, welche Stelle der Menſch in der Reihe der Productionen einnehme, in welchem Verhältniß er ſtehe zu dem Ganzen der Natur und der Welt. — Obgleich urſprünglich dem irdiſchen Elemente nur zwei Grundtriebe beiwohnen, der Trieb der Selbſterhaltung und der Trieb der Abſonderung, Individualität und Entwickelung, ſo kann ſich doch ſpäter, wenn das irdiſche Element ſich ſchon ſehr entwickelt hat, noch ein höherer bilden: der *Trieb der Rückkehr in die freie Welt, die Sehnſucht nach der verlornen Freiheit.* Dieſer Trieb kann aber erſt ſpäter entſtehen, nur der letzte des irdiſchen Elements ſeyn, da er in Widerſpruch ſteht mit dem einen urſprünglichen Triebe der *Selbſtheit.* Erſt wenn dieſer zerſtört iſt, kann der andere Spielraum gewinnen, ſich zu entwickeln.

Anmerk. Zu dem Triebe der *Entwickelung* gehört der Trieb der *Vereinzelung* und der *Aeußerung.* Der Trieb der Rückkehr in die Welt iſt ein höherer, der erſt bei ſteigender Entwickelung entſtehen kann.

Obgleich der Trieb der Selbſtheit, als ein mit der Beharrlichkeit verbundener, urſprünglich dem irdiſchen Elemente beiwohnt, ſo iſt er doch nicht abſolut ewig, er iſt nur das Negative, die weſentliche Unvollkommenheit des irdiſchen Elements, ſo daß bei ſteigender Entwickelung er immer mehr und mehr ſich verliert und am Ende ſich ganz auflöſet und vernichtet.

Der Trieb der Entwickelung wächſt immer mit der Entwickelung ſelbſt, der andere bleibt ſich immer gleich. Je mehr der erſte an Macht gewinnt, deſto mehr modificirt und bändigt er den andern. Der Trieb der Entwickelung iſt der Trieb des irdiſchen Elements, ſeine Form zu verlaſſen und in eine andere überzugehen. Das irdiſche Element kann keine andere Aufgabe haben, als ſich in eine höhere Form aufzulöſen. Erſt in dem Menſchen, dem höchſten Gipfel der Organiſation, wird dieſer Trieb des irdiſchen Elements ſo erhöht, daß die Sehnſucht zur Rückkehr in die freie Welt entſteht. Der Menſch erſt iſt ein fähiges Organon der Sehnſucht nach dem Uebergange in die göttliche Freiheit, der Auflöſung in das höhere Element. Auf dieſen letzten Trieb des irdiſchen Elements müſſen wir den Zweck des Menſchen beziehen.

Der Hauptpunkt über die Natur und das Weſen des Menſchen, der nun kann ins Klare gebracht werden, iſt die *Freiheit.* Vorher konnte blos im Allgemeinen behauptet werden, daß *Freiheit das Weſen des Menſchen ſey* — daß Freiheit ſoviel als Ichheit, und alſo der Menſch nothwendig frei ſeyn müſſe. Von dem eigentlichen Verhältniſſe des beſchränkten Menſchen zum Ganzen aber kann nur jetzt die Rede ſeyn. Es kann erſt hier aus dem hohen Standpunkt der Welt und Natur erklärt, es kann nur durch die genetiſche Unterſuchung und Anſicht des Menſchen richtig dargeſtellt werden. Auch könnte man hier die Analyſe des Bewußtſeyns wiederholen, die noch in einem andern Lichte erſcheinen würde; doch wäre es überflüſſig, dies in der ganzen Ausdehnung zu thun.

Wir gehen zuerſt zu den Geſetzen des Bewußtſeyns, den Denkgeſetzen, über. — Aus dem Begriffe der Natur, der Welt und ihrer Erklärung ergiebt es ſich, daß die Geſetze des Bewußtſeyns ſowohl, als der Materie, das abgeleitete, untergeordnete und zweite ſind, und das Erſte doch überall die Kraft, die Freiheit, und wenn von geiſtigen Beziehungen die Rede iſt, der Sinn, der Geiſt. Nur das Abgeleitete hat Geſetze, im Bewußtſeyn ſowohl als in der Materie.

Wir fragen jetzt zuerſt, was das Geſetz an und für ſich ſelbſt ſey?

Auf der vierten Stufe, wo der Kampf der Elemente ſich ſcheidet in die himmliſche und in die irdiſche Welt, entſteht das Geſetz auf eine zweifache Art.

Anmerk. Auf der vierten Stufe entſteht das Geſetz erſt als ein eigenes Princip, als eine eigene Kraft; es kommt erſt hier zum Bewußtſeyn. Früher wurde es blos befolgt; auf der vierten Stufe, wo Gutes und Böſes ſich ſcheiden, entwickeln ſich erſt alle Elemente des Geſetzes, das abſolute Ziel und die abſolute Bedingung, im Gegenſatze des Verwerflichen, Schlechten. Das Geſetz kommt zum Bewußtſeyn, mit dem Bewußtſeyn, daß es Geſetz iſt, und befolgt werden muß. Die allgemeinen Geſetze der Weltentwicklung ſind Geſetze der Freiheit. Der Anfang iſt die Freiheit ſelbſt, und die Geſetze des Werdens ſind ihre Grund-Form. Die Geſetze, die aus der Grundform der Beharrlichkeit ſich entwickeln, ſind Geſetze der Nothwendigkeit, der Trägheit. Jene höhere Nothwendigkeit, die in den erſten Stufen vorhanden war, widerſtreitet der Freiheit nicht. Nur das, was man gewöhnlich nothwendig nennt, die Vernunftnothwendigkeit, die aus dem irdiſchen Element, der Beharrlichkeit, entſpringt, iſt der Freiheit entgegengeſetzt.

In dem irdiſchen Element entſteht das Geſetz durch die Grundform der Beharrlichkeit. Das Beharrliche, in Beziehung auf mögliche Entwickelung, iſt ein Geſetz.

So wie die Geſetze das Untergeordnete ſind, muß man auch nicht vergeſſen, daß in dem irdiſchen Element alle Geſetze nicht abſolut ſind, ſondern mit der Entwickelung allmälig modificirt und endlich ganz aufgehoben werden ſollen. Die Beharrlichkeit, aus der die Geſetze entſpringen, iſt ja nicht das Ziel der Weltentwicklung, ſondern ihre Schranke, die zuletzt aufgelöſt und weggeräumt werden muß.

Auf eine andere Weiſe entwickelt ſich das Geſetz in dem geiſtigen und freien Elemente. Hier findet jener Begriff eines an Beharrlichkeit gebundenen und durch alle Entwickelung fortgehenden Geſetzes nicht ſtatt; dagegen entſteht ein anderes und zwar weit höheres und edleres Element des Geſetzes. Das Element des Geſetzes, welches für das irdiſche Element aus der Form der Beharrlichkeit abgeleitet wurde, iſt die Regel. Das gemeinſchaftliche Beharrliche für eine mannichfaltige Reihe von Entwickelungen heißt Regel.

In dem geiſtigen Element entſpringt das Geſetz aus der doppelten Beziehung auf die unendliche Fülle und die unendliche Einheit. Das geiſtige Element ſtrebt nach unendlicher Fülle; zugleich aber ſoll bei dieſem Streben die unendliche Einheit nicht verloren gehen, ſondern beide verbunden werden. Aus dieſem doppelten Streben nun entſteht eine andere Art von Geſetz. — Es iſt ein gewiſſes Ziel gegeben, das erreicht werden ſoll, die unendliche Fülle, und eine gewiſſe Bedingung, unter welcher es erreicht werden ſoll, die Beibehaltung der unendlichen Einheit. Es entſteht alſo etwas Gleichförmiges und Geſetzmäßiges im Ganzen des Elements. Dasjenige, was im Gebiete der höchſten irdiſchen Organiſation dieſer am meiſten entſpricht, iſt das Ideal; ein gewiſſer gemeinſchaftlicher Typus aller Geſtaltungen und Configurationen in der höchſten irdiſchen Organiſation, wo man in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur doch auch zugleich eine wahrhafte Einheit gewahr wird. — Alle jene Geſtaltungen, wo neben der Mannichfaltigkeit zugleich die Einheit erſcheint, nehmen Theil an der höhern, geiſtigen Geſetzmäßigkeit, ſie ſind gleichſam die Formen des geiſtigen Elements des Geſetzes, eben ſo viele verſchiedene Ausdrücke des Ideals. —

Wir haben alſo zwei Arten von Geſetzen: Geſetze, welche aus der Form der Beharrlichkeit für das irdiſche Element entſpringen, ſtrenge Regeln, und die höhere Geſetzmäßigkeit des geiſtigen Elements, Geſetze der freien Formen.

Die Geſetze der Formen ſind viel freier, wie jene, die aus der Beharrlichkeit herfließen, weil bei ihnen eine unendliche Mannichfaltigkeit möglich iſt, das gegebene Ziel zu erreichen. Das Ziel iſt zwar unabänderlich, beſtimmt auch die Bedingung, unter der es erreicht werden ſoll; aber es giebt unendlich viele Methoden. Es iſt ein Ideal, eine eigentliche höchſte Regel. In der Art und Weiſe es zu erreichen, iſt die höchſte Mannichfaltigkeit möglich. Der freien Thätigkeit iſt ein abſolutes Ziel geſetzt, die unendliche Fülle, aber es iſt auch eine abſolute Bedingung gegeben, unter der es erreicht werden ſoll, die unendliche Einheit; durch dieſe entſteht zwar eine Geſetzmäßigkeit, aber keine ſtrenge Regelmäßigkeit für das Geiſtige in dem Geſetze.

Das was die unendliche Einheit und die unendliche Fülle verbindet, iſt die Form. Dieſe iſt eine Verbindungsweiſe von beiden.

Das Ziel, zu welchem die Formen nur Annäherungsverſuche ſind, iſt das Höchſte. Dieſer Annäherungsverſuche giebt es unendlich viele. Die Mannichfaltigkeit der möglichen Formen iſt ſchlechthin unermeßlich. In allen Weſen, wo Formen ſtatt finden, ſind dies nur verſchiedene Verbindungsweiſen der unendlichen Fülle und der unendlichen Einheit. Das Ideal iſt nichts anders, als das abſolute Ziel, bezogen auf die unendliche Mannichfaltigkeit von Annäherungsverſuchen, die zu dieſem möglich ſind.

Das Geſetz hat zweierlei Elemente, die äußere Form und das innere Weſen. Die äußere Form fließt hier aus der Regelmäßigkeit, ſie beſteht in der Regel, das innere Weſen in der Möglichkeit der Rechtfertigung der Bedeutung des Geſetzes.

Sind Geſetze bloße Schranken der Beharrlichkeit, blos beharrliche Schranken, ſo fragt ſich nicht, ob ſie möglich, ſondern ob ſie gut ſind. Das andere Element des Geſetzes, das Ideal, iſt dasjenige, was das Geſetz rechtfertigt. Im Geſetze iſt entweder etwas, was ſchlechthin ſeyn muß, oder ſeyn ſoll. Wird das Geſetz in der erſten Bedeutung genommen, ſo wäre es abſolut, ſo wäre die Freiheit das untergeordnete, eine Anſicht, welche unſere Anſicht als durchaus dem Grundcharakter der Ichheit widerſtreitend ſchlechterdings verwirft; ſo wie die Geſetze das Untergeordnete, ſind ſie auch relativ, ſie müſſen bei der endlichen Vollendung der Weltentwicklung eben ſo wie die Beharrlichkeit ſelbſt, woraus ſie entſprangen, weggeräumt und aufgelöſt werden.

Selbſt die Geſetze der Freiheit, des Werdens ſind in einem höhern Sinne genommen nur relativ, ſie geben ja nur dadurch hervor, daß die Freiheit noch nicht vollendet iſt; iſt dieſes höchſte Ziel erreicht, ſo fallen auch ſie weg. Die Geſetze der Nothwendigkeit aber, die aus der Beharrlichkeit entſpringen, ſind noch viel weniger abſolut.

Die zweite Art des Geſetzes iſt ein Sollen, die Beziehung auf ein Ziel, das erreicht werden ſoll. — Erſt durch dieſe kommt Verſtändlichkeit in den Begriff des Geſetzes. Es erſcheint als das Mittel zu dem Ziele, welches erreicht werden ſoll. Die abſolute Forderung, oder das Ideal läßt ſich für den Einzelnen als nothwendig aufzeigen, da in dem Ganzen dieſelbe Richtung iſt.

Es giebt ein Ziel, das ſchlechthin Ziel iſt, für das Beſondere wie für das Ganze, für den Menſchen, wie für die Welt.

Anmerk. Das höhere Geſetz beſteht aus zwei Elementen; das Ideale, was das Geſetz zum Geſetze macht, die abſolute Foderung, das letzte Ziel und die erſte Bedingung. Das Ideal iſt Verbindung von Einheit und Fülle, die Regel iſt Mittel und Weg dazu. Die Regel iſt mehr practiſch. Alle Bildung, die nicht gedacht wird als Annäherung zur Gottheit, iſt keine ſittliche, ſondern nur ein Naturſpiel der Kraft zu nennen. Die Gottheit aber iſt die Macht der Verbindung von Einheit und Fülle. —

In dem Ideale der abſoluten Forderung iſt das Weſen des Geſetzes zu ſuchen. Die äußere Form des Geſetzes, die Regelmäßigkeit, welche aus der Grundform, der Beharrlichkeit, der Unvollkommenheit des irdiſchen Elements entſpringt, iſt ebenſo wenig abſolut, wie dieſe ſelbſt.

Geſetze ſind überall nur das Untergeordnete. Das Ziel iſt das höchſte, ſie ſind nur Mittel zu dem höchſten Zwecke; iſt dieſer erreicht, ſo fallen die Mittel natürlich weg.

Nur nach dieſer Anſicht iſt denn auch die Freiheit für den Einzelnen möglich, da nach ihr erſtens keine Schranken abſolut ſind, und zweitens auch das Innere frei iſt.

Wir gehen hier zu der wichtigern Frage von der Freiheit des Menſchen über. Die Freiheit des Menſchen iſt ſeine Kraft in Beziehung auf die Welt, und die Hauptfrage bei dieſer Unterſuchung iſt: hat der Menſch die Kraft, auf die Welt einzuwirken, oder nicht?

Auch auf dem Standpunkte des Lebens denkt man ſich bei der Frage über die Freiheit den Menſchen im Gegenſatze gegen die ganze Welt und Natur. Hier erſcheint der Menſch freilich als ſehr ſchwach, da das Einzelne von dem Ganzen natürlich ſehr beſchränkt wird. Allein hierauf kommt es nicht an bei der Frage über die Freiheit; ſondern es fragt ſich nur, ob der Menſch auch in die Welt wirken, in ihr etwas hervorbringen kann. Iſt dies nicht der Fall, ſo iſt er auch nicht frei. —

Wir müſſen hier zuerſt Rückſicht nehmen auf die idealiſtiſche Anſicht der Welt, als eines unendlichen Ichs im *Werden*, um von dieſem Standpunkte aus zu einem befriedigenden Reſultate zu gelangen. Nur wenn die Welt als *werdend* gedacht wird, als in ſteigender Entwickelung ſich ihrer Vollendung nähernd, iſt die *Freiheit möglich*. Wäre die Welt vollendet, ſo könnte auch in ihr nichts mehr verändert, gewirkt und hervorgebracht werden, und die Freiheit wäre unmöglich.

> **Anmerk.** Durch die aus der griechiſchen Philoſophie genommene unrichtige Vorſtellung des Verhältniſſes der Gottheit zu der Welt ſind alle jene Streitigkeiten in der Moral und Theologie über die ſittliche Freiheit des Menſchen entſtanden. Denkt man ſich die Welt als ein willkürliches Product der Gottheit, ſo iſt Vorſtellung der Prädeſtination gar nicht zu vermeiden, ſo iſt alles, was in der Welt ſich vorfindet, das Gute wie das Böſe, das Werk der Gottheit, ſie hat alle Begebenheiten vorhergeſehen und vorherbeſtimmt, und die Freiheit des Menſchen iſt dann gar nicht zu retten. Was man auf dieſem Standpunkt von Zulaſſung des Böſen ſagt, iſt eine künſtliche Hypotheſe, die nichts erklärt.

Der irdiſche Menſch iſt eine beſtimmte, nothwendige Stufe in der Reihe der Organiſationen, und hat einen beſtimmten Zweck. Dieſer Zweck des irdiſchen Elements auf der höchſten Stufe der Organiſation iſt, *ſich aufzulöſen*, in eine *höhere Form überzugehen*, in die *Freiheit des höhern Elements zurückzukehren*. Auf den Menſchen iſt alſo bei dieſem Streben ſehr mitgerechnet. Er iſt nicht abgeſondert von der Welt, ſondern greift lebendig in dieſelbe ein und kann durch ſein Thun und Wirken ihre Zwecke kräftig befördern. Indeſſen iſt es klar, daß die Kraft, reell in die Welt einzuwirken, die Welt mit zu vollenden, dem Menſchen weniger als *Einzelnen*, wie der Menſchheit im Ganzen zukomme. Die Menſchen insgeſammt erſcheinen als ein Ganzes, nicht nur durch die Aehnlichkeit der Organiſation, ſondern noch mehr durch die Gleichheit ihrer Beſtimmung. Alle Menſchen ſind eben ſo viele Kraftäußerungen der Erde zu einem und demſelben Ziele: der Wiederherſtellung der Freiheit, der Rückkehr in das höhere Element. Nur der Menſchheit im Ganzen kann die ganz poſitive Freiheit und Kraft, in die Welt einzuwirken, die Welt zu bilden und zu vollenden, zugeſchrieben werden, nicht dem Menſchen als Einzelnen.

In dem Einzelnen geht der Trieb der Vereinzelung immer weiter, und hierdurch kann der Zweck des irdiſchen Elements erreicht werden. Als Naturweſen iſt der Menſch um ſo vollkommener, je ſelbſtſtändiger und individueller er iſt. Allein der Trieb der Selbſtheit und Individualität iſt doch der untergeordnete in dem irdiſchen Elemente; zuletzt muß er doch bei ſteigender Entwickelung allmälig ſich auflöſen in Liebe, die beſchränkte Perſönlichkeit muß wegfallen, und alles in die Einheit zurückkehren.

Die poſitive Freiheit des Menſchen hat daher nur ſtatt in Beziehung auf das Ganze, ſie iſt nur in der Liebe und Gemeinſchaft und an dieſe gebunden. — Die negative Freiheit iſt dadurch geſichert, daß keine Schranken abſolut ſind; auch hat der Menſch ja immer die Fähigkeit des Entſchluſſes, er bleibt immer ſein Herr, ſo mächtig auch von allen Seiten auf ihn eingewirkt wird.

An die Unterſuchung über die Freiheit des Menſchen ſchließt ſich jene über die Unſterblichkeit gleich an. Die Frage über die Freiheit, die Kraft des Menſchen, ſteht in der nächſten Beziehung auf jene von der Realität der Seele. — In dieſer Frage kann keineswegs von der Realität der Seele überhaupt genommen die Rede ſeyn; blos auf das Reale geſehen wäre die Antwort bald gegeben, das Einzelne müſſe vergehen, das Allgemeine ſich an das Allgemeine anſchließen. Es iſt dies die reine realiſtiſche Anſicht, z. B. des Spinoza. Nach ihm beſteht die Unſterblichkeit der Seele darin, daß das, was wirklich real und ewig iſt, in des Menſchen Geiſt und Thun, in ſeinem Denken und Handeln nicht vergeht; an eine Fortdauer und Erinnerung der Perſönlichkeit aber iſt nicht zu denken. In unſere idealiſtiſche Anſicht übergetragen, würde dies ſo viel heißen, als: die Unſterblichkeit der Seele beſteht darin, daß die freie Seele wieder zurückkehrt in die göttliche Freiheit, wobei denn freilich die beſchränkte Perſönlichkeit verloren gehen muß.

Dieſer Anſicht iſt entgegengeſezt die Behauptung der Fortdauer beſchränkter Perſönlichkeit und die Erinnerung als Faden des Bewußtſeyns.

Die dritte Meinung von der Seelenwanderung, die Anſicht des Myſticismus, ſchon wegen ihres hohen Alters ſo merkwürdig, liegt in der Mitte von beiden. Dieſe läßt die Seele nicht gleich, ſondern erſt nachdem ſie mancherlei Formen gewechſelt, in die volle Freiheit übergehen.

Wir nehmen hier die Seelenwanderung im allgemeinſten Sinne als Fortdauer des Geiſtes bei abwechſelnden Formen und Organen, nicht etwa wie in der älteſten myſtiſchen Anſicht als eine Strafe und immer fortgehende Verſchlimmerung; ſondern die Seele geht nur nicht gleich in die Gottheit über, ſie durchwandert noch andere Formen und Entwickelungen, ehe ſie ſich mit dieſer vereinigt. Daß ein Geiſt mehrere Hüllen annehmen, an mehrere Vehikel gebunden ſeyn kann, iſt an und für ſich nicht undenkbar; doch liegt dieſe Unterſuchung außerhalb der Gränzen der Philoſophie. —

Die ganze Anſicht von der Unſterblichkeit der Seele muß durch die idealiſtiſche Lehre geläutert, berichtigt und von Mißverſtändniſſen gereinigt werden. —

In der bisherigen Philoſophie iſt ſie meiſt ganz paſſiv. Man redet gewöhnlich von der Unſterblichkeit der Seele in der Philoſophie als von etwas, das dem Menſchen auch ohne ſein Zuthun nothwendig beiwohnen müſſe, und der menſchlichen Seele überhaupt entweder ſchlechterdings zukomme oder verſagt ſey. Die Unſterblichkeit der Seele darf gar nicht von dieſer paſſiven Seite betrachtet werden, als ob der Menſch durch ſein Thun und Wirken nichts zu ihr beitragen könne, ſondern ſie muß mit ſeiner Freiheit in Beziehung geſetzt, und als ein Gut angeſehen werden, das der Menſch durch die zweckmäßige oder unzweckmäßige Entwickelung ſeiner freien Thätigkeit entweder erhalten oder verlieren kann. Hat der Menſch ſowohl die negative Freiheit, durch alle Hemmungen und Schranken durchzubrechen, alle Hinderniſſe und Beſchwerniſſe, die ſeiner Entwicklung ſich entgegenſtellen, beſiegen zu können, als die poſitive, auf die Welt ſelbſt thätig zu wirken, in ihre Entwicklung lebendig einzugreiſen, ſo hat er auch die Kraft, ſich über die Gränzen dieſes irdiſchen Daſeyns hinaus eine Exiſtenz in der Welt zu ſichern, der irdiſchen Beſchränktheit ungeachtet, durch alle möglichen Stufen der Entwicklung, durch ſeine geiſtige Fortdauer ſich zu erhalten, und ſo oft auch neue Hinderniſſe ſich ihm in den Weg ſtellen ſollten, durch verdoppelte Kraft dieſe immer wieder zu beſiegen. Die wahre Philoſophie hat alſo die Unſterblichkeit als eins anzuſehen mit der Freiheit und Kraft des Menſchen und als erſtes Princip hierüber aufzuſtellen: „Der Menſch muß, um über die beſchränkten Gränzen des irdiſchen Lebens ſich zu erheben, ſeinem Weſen die höchſte Allgemeinheit und Freiheit zu geben ſuchen.“ — Daß alle Naturproducte ewig dauern, der Menſch als Erdindividuum unſterblich ſey, folgt nicht aus der Weltentwickelung.

Der Menſch iſt der höchſte Verſuch des irdiſchen Elements, zur verlornen Freiheit zurückzukehren, daher iſt dieſe Production von der Mutter frei gegeben und ihrer eigenen Leitung überlaſſen. Sie hat alle Mittel, ſich in die Ewigkeit, die Freiheit der höhern Welt den Eingang zu verſchaffen. Bedienen die Productionen ſich des dargereichten Geſchenkes nicht, ſuchen ſie dem Triebe nach der Rückkehr in die höhere Welt, der in ihnen liegt, nicht die höchſte Bildung und Kraft zu geben, ſo daß dieſer durch die Feſſeln des irdiſchen Elements zu dem himmliſchen, göttlichen Leben ſich freie, lichte Bahn brechen könne, ſo ſinken ſie wieder in den Naturlauf zurück. Der Menſch, der für alles Göttliche, Unſterbliche immer mehr und mehr ſtumpf wird, muß natürlich in irdiſcher Beſchränktheit und Unvollkommenheit befangen bleiben, in Körperlichkeit und Starrheit, in Irrthum und Finſterniß vergraben. Die Behauptung, daß ganz unſittlich gewordene Menſchen zur Stufe der Thierheit hinabſinken, ſo daß dann für ſolche Menſchen die geiſtige Fortdauer nicht ſtatt habe, iſt gar nicht ſo leicht zu verwerfen. Ob aber die Lebenskraft in der Thierſeele untergehe oder nicht, iſt eine andere Frage.

In allem Dichten und Denken, wie im Thun und Handeln des Menſchen, findet die doppelte Richtung ſeiner freien Thätigkeit ſtatt, entweder daß er ſich erhebe zu dem Göttlichen, Unendlichen; oder zurückſinke in die Beſchränktheit und Unvollkommenheit des todten, kalten, irdiſchen Elements.

Die Naturbeſtimmung des Menſchen iſt Rückkehr in die verlorne Freiheit. Die Stufe, auf der er ſteht, iſt die der wiedererwachten Sehnſucht nach dem unendlichen göttlichen Leben. Inſofern wäre jene Anſicht der Unſterblichkeit die höchſte, nach welcher dieſe in der Wiedervereinigung mit der Gottheit, in der Rückkehr in das ewige Reich der Freiheit, des Lichts und der Liebe beſteht, wobei dann die beſchränkte Perſönlichkeit ihrer Schranken entledigt wird, die Trennung des Bewußtſeyns aufhört, und alles in die urſprüngliche Einheit zurückkehrt, die aber durch die unendliche Fülle bereichert und vollendet iſt. Dieſe Unſterblichkeit iſt allerdings die höchſte, nur muß ſie ganz idealiſtiſch genommen und alles Realiſtiſche davon entfernt werden, ſie iſt die letzte Stufe der Weltentwicklung, aber deßwegen nicht die einzige für den Menſchen.

Keine Art des menſchlichen Denkens, Empfindens und Handelns iſt ſo unbedeutend und geringfügig, daß dieſe zweifache Richtung nicht daran erſchiene.

Die Philoſophie hat vorzüglich zwei Grundirrthümer zu widerlegen, nämlich erſtens, daß die menſchliche Seele ſich in Nichts auflöſen könne, und zweitens, daß die Unſterblichkeit dem Menſchen ohne ſein Zuthun ſchon vollſtändig gegeben ſey; ſie beſtimmt die Unſterblichkeit als Rückkehr in die verlorne Freiheit, Wiedervereinigung mit der Gottheit. Sie behauptet dagegen, daß die Seele des Menſchen ſich keineswegs in Nichts auflöſen könne, womit die Meinung, der ganz unſittlich gewordene Menſch müſſe zur Thierheit herabſinken, nicht in Widerſpruch ſteht, da ſich auch die Lebenskraft der Thiere nicht ganz in Nichts auflöſen kann; und zweitens, daß der Menſch ſich ſeine Unſterblichkeit als die Rückkehr zur verlornen Freiheit auch ſelbſt mit erringen müſſe.

Eine andere Frage aber iſt jene, ob dieſe Wiedervereinigung mit der Gottheit gleich eintrete nach dem irdiſchen Tode oder ob ihr noch mehrere Entwickelungen vorhergehen.

Nach dem Princip des Idealismus iſt die Welt eine Reihe von Entwickelungen, in welcher der Menſch eine beſtimmte Stufe einnimmt. Eine ſolche Reihe von Entwickelungen für alle Einzelnheiten anzugeben, iſt Sache der Geſchichte, nicht Sache der Philoſophie, oder kann überhaupt nicht beſtimmt werden. Die Philoſophie kann für die ſpeciellen Entwickelungen nur die äußerſten Gränzpunkte angeben.

Für die Entwickelungsreihe der Einzelnheiten giebt ſie nur den Anfangs- und Endpunkt an: was in der Mitte liegt, iſt Gegenſtand der Geſchichte, oder der Offenbarung. Da der Menſch nach der idealiſtiſchen Anſicht der Welt eine beſtimmte Stufe in der unendlichen Reihe von Entwickelungen iſt, ſo müſſen viele vorhergegangen ſeyn, und können noch viele folgen. Der Menſch iſt in der Reihe der irdiſchen Productionen, deren Zweck die Rückkehr in die Freiheit iſt, die höchſte Stufe, er braucht jedoch nicht die letzte zu ſeyn in der Entwickelungsreihe des Weltganzen. Die Frage: ob die Rückkehr in die unendliche Freiheit gleich nach dem irdiſchen Tode erfolge, kann die Philoſophie nicht beantworten, da, wie geſagt, es nicht in ihre Sphäre gehört, die ſpecielle Entwickelung in ihrer Ausdehnung zu verfolgen. Dürften indeſſen Vermuthungen gelten, ſo müßte behauptet werden, daß der Menſch, ſo wie er iſt, durchaus noch zu unvollkommen, zu irdiſch ſey, als daß jene höchſte Art von Unſterblichkeit ſich zunächſt auf ihn beziehe, der Menſch müſſe noch andere, wenn gleich irdiſche, doch weit mehr geläuterte und verklärte Formen und Entwickelungen durchgehen, ehe er an der ewigen Glorie der göttlichen Lichtwelt unmittelbar Theil nehmen könne.'— So wie auch in phyſikaliſcher Rückſicht die Sonnen als Mittelglieder zwiſchen der irdiſchen und der Licht-Welt zu betrachten ſind; hier iſt alſo zwar auch noch eine körperliche Form, die aber der Lichtwelt näher liegt, und ungleich verklärter und vollendeter iſt; doch iſt dieſe ganze Unterſuchung nicht Gegenſtand der Philoſophie. Dieſe beſtimmt zuerſt die allgemeine Bedingung der Unſterblichkeit der Seele, die Freiheit oder in der Sprache des Lebens, die Tugend, und dann den Endpunkt, die Rückkehr in die allgemeine Freiheit, die Wiedervereinigung mit der Gottheit. — Wenn gleich bei dieſer die engen

Schranken der irdiſchen Perſönlichkeit wegfallen, ſo braucht doch die Fülle der Individualität, die Blüthe der Bildung, die Erinnerung des Schönſten und Edelſten, was der Menſch ſich errungen hat, nicht für ihn verloren zu gehen. Dieſe Fortdauer der Erinnerung iſt es gerade, was dem Menſchen die Unſterblichkeit intereſſant und wünſchenswerth macht, ſie iſt gerade dasjenige, was die idealiſtiſche Anſicht der Unſterblichkeit vor allen anderen voraushat. —

Anmerk. Die gemeine Eigenthümlichkeit, die blos aus der irdiſchen Beſchränkung entſpringt, muß als das Vereinzelnde, Trennende, Beſchränkende bei der Rückkehr in die allgemeine Liebe und Freiheit natürlich vertilgt werden. Sie iſt's ja grade, die den Menſchen von der höhern, geiſtigen Vereinigung mehr oder minder abſondert und hemmet. Allein jene *wahre Individualität*, die unter der Bildung des Sittengeſetzes ſich zur höchſten Schönheit entfaltet, iſt eben das Ziel des unendlichen Welt-Ichs. Streben nach unendlicher Fülle iſt das höchſte Geſetz aller geiſtigen Thätigkeit, aber unter der abſoluten Bedingung, daß die *unendliche Einheit* dabei nicht verloren gehe.

Die idealiſtiſche Anſicht erklärt die Unſterblichkeit zwar auch aus einer Rückkehr in das göttliche Leben, ſie nimmt aber den Begriff der Gottheit *poſitiv*, als das Befreiende die ergänzende Fülle, nicht wie der Realismus als bloße Einheit, daher auch nach ihr bei der Wiedervereinigung mit der Gottheit die Blüthe der Individualität für die Seele nicht verloren geht, nur die Selbſtigkeit verſchwindet, die Fülle der Entwickelung aber wird zur höchſten Schönheit veredelt und verklärt ſich am Ziel der Weltentwicklung in die himmliſche Lichtwelt.

Es bleibt nun noch die Frage übrig, ob die Lebenskraft der Thierſeelen und derjenigen Menſchen, die dazu herabſinken, verloren geht oder fortdauert. — Hierüber läßt ſich philoſophiſch nur ſoviel beſtimmen: Alle Productionen des irdiſchen Elements ſind nur Verſuche zu der allgemeinen Freiheit. Mißlingen dieſe Verſuche, dringen die organiſchen Productionen nicht zur Freiheit durch, ſo ſinken ſie wieder in ihre Grundquelle zurück, ein gänzliches Aufhören iſt aber beim Tode oder der Auflöſung ſolcher Productionen nicht anzunehmen. Für diejenigen Productionen, die nicht zur Freiheit durchdringen, für die thieriſchen Lebenskräfte, d. h. wie die Alten ſich ausdrückten, für die untern Seelenkräfte, wäre alſo eine phyſikaliſche Seelenverwandelung anzunehmen. Das Erdleben theilet und ſpaltet ſich in Pflanzen- und Thierwelt, und kehrt bei der Auflöſung der einzelnen Producte wieder in die Quelle, woher ſie kamen, zurück; dies iſt allerdings eine Art von Seelenwanderung, aber eine phyſikaliſche, ganz verſchieden von der myſtiſchen, moraliſchen.

Anmerk. Wenn aus der organiſchen Form nichts geworden, in dem Individuum keine individuelle Realität entſtanden iſt, ſo löſet das Ganze ſich auf; das Geiſtige kehrt in den Luftraum zurück, die Seelenkraft in die Erde. Die Kraft in einem organiſchen Product kann nicht untergehen, ſie muß in ihre Quelle zurückfließen, wenn ſie ſich nicht aufſchwingt zum Höhern. In dieſer Quelle kann ſie aber als lebendige, bewegliche Kraft auch nicht ruhig und unthätig beharren, da überhaupt nichts beharrlich iſt, ſondern ſie muß ſich in neue Productionen ergießen. —

Nur müſſen wir noch einmal wiederholen, daß dieſe Bemerkungen nur epiſodiſch ſind, da ihr Gegenſtand außer dem Kreiſe der Philoſophie liegt.

Es ſind vorzüglich drei Punkte, womit die Anſicht vom Menſchen, aus dem Standpunkte der Natur- und Weltentwicklung, ſich beſchäftigt:

a) die Lehre von der menſchlichen Kraft und dem menſchlichen Daſeyn im Verhältniſſe zu dem Ganzen;

b) die Lehre von der Freiheit;

c) die von der Unſterblichkeit.

Es bleibt uns nun noch die Frage übrig von der eigentlichen Natur des Menſchen im Ganzen genommen.

Das entſcheidend charakteriſtiſche des menſchlichen Bewußtſeyns beſteht darin, daß es äußerſt zuſammengeſetzt iſt, alle verſchiedene Arten des Bewußtſeyns, die wir in der Weltwicklung gefunden haben, treffen in ihm zuſammen. Das irdiſche Element hält noch Ueberbleibſel von allen vorhergehenden Bewußtſeynsarten in ſich verſchloſſen, die in dem Menſchen als dem höchſten Gipfel der irdiſchen Productionen wieder hervorbrechen.

Der Form des Ganzen nach iſt das menſchliche Bewußtſeyn ein *irdiſches*, *vernünftiges*. *Vernunft* iſt diejenige Form des Bewußtſeyns, die hervorgeht aus dem Einfluſſe des irdiſchen Elements auf die Denkkraft. Vernunft iſt an die Erde gebundener, irdiſch gewordener Geiſt. An die Grundform des irdiſchen Elements, die Beharrlichkeit, muß alſo das menſchliche Bewußtſeyn gebunden ſeyn, — gebunden an das Vorurtheil des *Dings*. — Dieſe Form iſt es, was die Denkkraft zur Vernunft macht.

Obwohl beim freien Nachdenken das Zuſammengeſetzte des menſchlichen Bewußtſeyns ſich jedermann leicht ankündigt, ſo muß man ſich dieſes doch in der Philoſophie immer gegenwärtig erhalten. Das Zuſammengeſetzte aber iſt es, was das Räthſelhafte und Unauflösbare im menſchlichen Bewußtſeyn hervorbringt.

Wegen der Zuſammenſetzung des menſchlichen Bewußtſeyns aus ſo verſchiedenen Zweigen findet zwar keine abſolute Vollendung ſtatt, aber es entſpringt daraus eine große Mannichfaltigkeit, ein großer Reichthum, welcher allein die allumfaſſende Sphäre der Erkenntniß begründet, die wir in dem menſchlichen Geiſte bewundern.

Man erkennt nichts als ſich *ſelbſt*, man *erkennt* nur was man *iſt*. Nun befinden ſich aber in der menſchlichen Natur Ueberbleibſel von allem; daher erſtreckt ſich die menſchliche Erkenntniß ſoweit, und iſt im Stande von der unterſten Stufe des Werdens bis zur vollendeten Gottheit zu reichen, ſo daß man auf den Gedanken kommen ſollte, Erkenntniß ſey die höchſte Beſtimmung des Menſchen, welches doch nicht der Fall iſt.

Wenn ungeachtet dieſes großen Reichthums des menſchlichen Bewußtſeyns die wirkliche vorhandene Erkenntniß im Ganzen genommen noch ſo gering iſt, ſo muß der Grund dieſer Unvollkommenheit einzig und allein darin geſucht werden, daß der menſchliche Geiſt, auf die Stufe, die er in der Weltentwicklung einnimmt, und auf die in ſeinem ganzen Weſen vorherrſchende Beſtimmung geſehen, ein durchaus praktiſches und kein theoretiſches Weſen iſt (wie jene Anlage zur Erkenntniß vermuthen ließ).

Der Menſch iſt das höchſte Product des irdiſchen Elements, das in ihm zur Freiheit durchzudringen ſtrebt. Es ſetzen ſich dieſem Triebe von allen Seiten die mächtigſten Hinderniſſe entgegen. Das irdiſche Element wird in ſeinem raſtloſen Streben nach Auflöſung und Freiheit von den Feſſeln der Beharrlichkeit überall gehemmt und zurückgehalten. — Soll nun der höchſte Zweck des irdiſchen Elements durch den Menſchen erreicht werden, ſo iſt dies nur durch kräftiges Handeln und Wirken möglich. Die freie Thätigkeit des Menſchen muß durch alle Hinderniſſe, die ſeiner Beſtimmung ſich entgegenſtellen, mit angeſtrengter Kraft durchzudringen ſuchen. Die Beſtimmung des Menſchen kann nur praktiſch erreicht werden.

Praxis iſt die Thätigkeit eines Triebes und Beſtrebens im Gegenſatze von entgegenkämpfenden Hemmungen und Hinderniſſen. Inſofern der Menſch das höchſte Product des irdiſchen Elements iſt, deſſen Weſen vor allem darin beſteht, daß ein mächtiger Trieb nach Freiheit tief in ihm verſchloſſen, der überall mit mannichfachen Feſſeln umgeben und umſchlungen iſt, finden wir ſeine ganze Natur auf einen methodiſchen Kampf berechnet gegen die Hinderniſſe, die ſich ihm von allen Seiten entgegenſtellen. Wo der Trieb ſich von ſelbſt befriedigt, ſeinen Gegenſtand ohne Mühe hervorbringt, da iſt auch keine Praxis. Dieſe iſt die Anſtrengung ſeines Triebes im Gegenſatze von Hinderniſſen; welche Anſtrengung indeſſen, wenn ſie gelingen ſoll, auf Wiſſen und Erkenntniß, auf Methode gegründet ſeyn muß.

Inſofern die Praxis einzig darauf ausgeht, entgegenſtehende Schwierigkeiten zu überwinden, iſt ſie freilich nur von negativem Werth, und die reine Erkenntniß als etwas poſitives behauptet den Rang über ſie. Die praktiſche Aufgabe des Menſchen iſt ſeine beſondere, inſofern er Menſch iſt, d. h. ein durch irdiſche Beſchränkung gebundenes Weſen; die reine Erkenntniß hat er als geiſtiges Weſen überhaupt, er theilt ſie mit den höhern Geiſtern.

Die Praxis beruht auf der weſentlichen Unvollkommenheit des irdiſchen Elements, der Grundform der Beharrlichkeit. Allein mit Unrecht ſieht man dieſe als abſolut an. Die Praxis hat ja eben die Aufgabe, das Beharrliche aufzulöſen, das Beſchränkte, Irdiſche, das Ding zu vernichten. — Mit dem irdiſchen Element, der Beharrlichkeit hat es die Praxis allein zu thun. Daher muß auch in ihrer Sphäre der Begriff des Dings als zu ihrem Behufe gültig angenommen werden. Hier kann nun erſt eingeſehen werden, warum gewiſſe Grundſätze der Logik, Mathematik u. ſ. w., die auf dem Begriffe des Dings beruhen, als theoretiſche, als ungültig verworfen, als praktiſche aber gültig anerkannt werden ſind; inſofern ja die ganze Praxis es einzig und allein mit der Grundform des irdiſchen Elements, der Beharrlichkeit, zu thun hat. — So ſchiene alſo die Praxis ungeachtet ihrer Nothwendigkeit für die Auflöſung der Aufgabe des Menſchen etwas niederes, ſchlechtes, indem ſie ja das Vorurtheil des Dings anerkennen und in das Gebiet des Gemeinen, Irdiſchen herabſinken muß. —

Anmerk. Auch in der wirklichen Welt erſcheint ja ein ganz und gar praktiſches Leben als etwas gemeines, beſchränktes.

Es entſteht daher die Frage: iſt die Praxis, wenn gleich zum Zwecke des Menſchen unentbehrlich, denn wirklich und nothwendig ein Uebel? muß ſie ihrer Natur nach den Menſchen in das Gemeine, Niedere herabziehen? — Dieſe Frage muß durchaus verneint werden. Die Praxis als methodiſche Beſiegung der Hinderniſſe, die ſich dem Streben des irdiſchen Elements nach der unendlichen Freiheit entgegenſtellen, hat keinen andern Zweck, als dem Menſchen den Weg zu dieſem höchſten Ziele durch alle Beſchwerden hindurch zu bahnen. Die Praxis kann daher auch nur als Mittel zu dieſem letzten Zwecke angeſehen werden. Iſt dieſer erreicht, ſo fällt natürlich das Mittel weg —

Durch dieſe Beziehung auf das Unendliche unterſcheidet ſich die höhere Praxis von der gemeinen, die nur auf die beſchränkten Zwecke der niedern Bedürfniſſe des gemeinen Lebens geht. — Der Sache nach ſoll alle Praxis nach dem Unendlichen ſtreben; der Form nach ſoll auch an das Höhere erinnert werden. Dies geſchieht dadurch, daß in der Methode der Gang und die Form der vollſten Freiheit beobachtet wird.

Wie iſt nun dieſe Freiheit möglich, da doch die Methode der Praxis von der Vorausſetzung des Beharrlichen ausgeht, und alſo aller Freiheit gerade zu widerſprechen ſcheint? — Nur durch eine ſtete Progreſſivität iſt dieſer Widerſpruch zu vermitteln. Wenn man gleich von etwas Beharrlichem ausgieng, ſo iſt hier doch ein ewiges Leben und Bewegen, eine raſtlos fortſchreitende Thätigkeit, wodurch auch endlich das Beharrliche in freies Leben aufgelöſt wird. Nur jene Methode, in der alles ſtehen bliebe und verharrte, iſt als ganz irrig und dem Streben des Geiſtes höchſt hinderlich zu verwerfen. —

Die allgemeinen Geſetze für die Praxis ſind alſo: ſie ſtrebe nach dem Unendlichen, und zwar in ſteter Progreſſivität, in der freieſten d. h. in progreſſiver Methode.

Die Lehre von der Progreſſivität und Perfectibilität iſt blos auf die Praxis anwendbar und keineswegs auf die Geſchichte, wie man dies ſehr irrig verſucht hat. Eine fortſchreitende Entwicklung und Perfectibilität paßt gar nicht auf die Geſchichte, iſt aber allgemeine Methode der Praxis.

Auf der fünften Stufe in der Weltentwicklung, d. h. in der des Menſchen, entſteht auch erſt der Irrthum. Der Grund von dieſem liegt in der weſentlichen Unvollkommenheit des irdiſchen Elements, der Grundform der Beharrlichkeit. Wenn die Entwicklung den höchſten Grad erreicht hat, ſo entſteht in dem Menſchen die Reflexion des irdiſchen Elements über ſich ſelbſt. Die Möglichkeit des Irrthums nun liegt in dem Weſen des irdiſchen Elements, das irdiſche Element iſt eine Art von Nichtſeyn. Das Seyn iſt darin durch die Feſſeln der Starrheit und Beharrlichkeit ſehr gebunden; der Irrthum beſteht ſeinem Inhalt nach aber darin, daß das Beharrliche, das

Ding, das Nichtſeyn für das Reelle gehalten wird. Die Allgemeinheit dieſer Verwechſelung dieſes Grundirrthums aber erklärt ſich daraus, daß das irdiſche Element den Menſchen von allen Seiten umgiebt, und ihn auf alle mögliche Art und Weiſe herabzieht in ſeinem geiſtigen Streben. Das irdiſche Element will ſeinem Hange zur Trägheit gemäß immer in ſich ſelbſt zurückſinken. Auch in dem Menſchen iſt dieſer Hang noch herrſchend, und ſetzt ihn immer der Gefahr aus, in den Schlamm der Schlechtigkeit und Nichtigkeit herabgezogen zu werden.

Das Reſultat der ganzen Unterſuchung über das Weſen des Menſchen aus dem Standpunkte der Natur und der Welt iſt alſo in Kurzem wiederholt folgendes: Der Menſch iſt vernünftiges Weſen; das Bewußtſeyn des Menſchen iſt ſeinem Urſprunge nach ſehr zuſammengeſetzt, und daher ſehr reich und umfaſſend. Seiner urſprünglichen Anlage nach iſt für den Menſchen viel Erkenntniß möglich. Wenn deren Umfang demungeachtet noch ſo geringe iſt, ſo iſt dies daher zu erklären, daß der Menſch wegen der überwiegenden Schwierigkeiten ein mehr praktiſches als theoretiſches Weſen iſt. Die Praxis hat aber, wie geſagt, keinen andern Zweck, als alle Hinderniſſe, die dem Streben des Menſchen nach dem Unendlichen im Wege ſtehen, wegzuräumen; ſie muß jedoch, wenn ſie den erwünſchten Erfolg haben ſoll, auf Wiſſen gegründet, methodiſch geleitet ſeyn.

Noch iſt hier zu bemerken, daß die nähere Anwendung des Princips der Praxis, d. i. des Strebens nach dem Unendlichen, Kritik erfordert, weil ſonſt allerdings die Praxis irrig angewandt werden und manche von dem rechten Wege abführende Mißgriffe geſchehen könnten. Das Streben der Medizin nach einer Univerſalmedizin, der Chemie nach einem Stein der Weiſen ſind Mißgriffe dieſer Art. Doch hat das Streben nach einem ſo hohen Ziele, wenn gleich irrig angewandt, immer die heilſamſten Folgen gehabt, und manche große Reſultate in der Wiſſenſchaft veranlaßt; es hat den Geiſt der höhern Unterſuchung geweckt, dem Geiſte einen freiern, kühnern Aufſchwung gegeben, und in dem Gebiete des menſchlichen Wiſſens manche nie bekanneue Wege zur wahren Erkenntniß der Welt und der Natur entdeckt und gebahnt, wenn der mechaniſche Gang in den Wiſſenſchaften, das träge Verharren in der anerkannten Regel, in dem höhern Streben des Geiſtes nothwendig ein Stillſtehen zur Folge haben muß. —

Es iſt hier der Ort, das Verhältniß der Philoſophie zum Leben, zu der allgemeinen Sphäre menſchlicher Thätigkeit feſtzuſetzen.

Die allgemeine Sphäre menſchlicher Thätigkeit theilt ſich in Praxis und in reine Erkenntniß oder Geſchichte, denn alle reine Erkenntniß, die poſitiv iſt, iſt hiſtoriſch. Nehmen wir nun an, daß die Geſchichte des Menſchen dem Menſchen näher liegt, auch mehr verſtändlich iſt, als die Geſchichte der Natur, ſo wird es begreiflich, warum die eigentliche Geſchichte die objectivſte Erkenntniß iſt. Die Möglichkeit der Hiſtorie liegt in dem zuſammengeſetzten Reichthum des menſchlichen Bewußtſeyns, welcher dem Menſchen die Erkenntniß ſo vieler Formen möglich macht, und gewiß am meiſten die Geſchichte des Menſchen ſelbſt.

Anmerk. Alle vollendete Wiſſenſchaft iſt Geſchichte. Der Zweck alles Wiſſens iſt Weltverſtändniß, Weltweisheit, Geſchichte mit einem Wort; — inſofern die Geſchichte alles Werden umfaßt. Auf dem höchſten Standpunkte aber giebt es nur Ein Werden, alſo auch nur Eine Wiſſenſchaft, die Geſchichte die ſich aber in verſchiedene Sphären eintheilt. Das was in aller Kunſt und Wiſſenſchaft das allgemeinſte iſt, iſt das Hiſtoriſche, die hiſtoriſche Anſicht iſt die höchſte; auch die verſtändlichſte, ſchlechthin populärſte, allgemeinſte. Jede Kunſt oder Wiſſenſchaft hat ihre eigene ſpecifiſche Form und Methode, und nicht alle Menſchen haben Sinn und Talent ſich in dieſe einzulaſſen. Die Geſchichte iſt gleichſam formlos, ſie iſt die höchſte, allgemeinſte, natürlichſte Form des menſchlichen Geiſtes, zu der es keiner andern Vorbereitung bedarf. Für die Poeſie ſind wir nur empfänglich in dem Zuſtande des erhöhten Gefühls, des Enthuſiasmus; die Philoſophie iſt ſelbſt ein künſtlicher

Zuſtand, der durch Anſtrengung hervorgerufen werden muß. Die Geſchichte iſt die allgemeinverſtändlichſte, natürlichſte, objectivſte Erkenntniß. —

Schon früher iſt geſagt werden, daß alle wahre Erkenntniß genetiſch d. h. hiſtoriſch ſeyn müſſe. Der Hauptpunkt aber, worauf es bei der Unterſuchung des Verhältniſſes der Philoſophie zur Hiſtorie ankommt, iſt die dabei ſtattfindende Rückſicht auf die Freiheit.

So wie in aller Geſchichte, ſo werden wir auch in der Geſchichte des Menſchen eine gewiſſe Regelmäßigkeit in der Entwicklung gewahr, wie iſt dieſe nun aber mit der Freiheit, der ſie ganz zu widerſtreiten ſcheint, zu vereinigen?

Zuerſt muß hier erinnert werden, daß die Geſetzmäßigkeit die Freiheit nicht ganz ausſchließe, ſondern nur von der Unterordnung der einen unter die andere die Rede ſeyn könne, wo dann freilich unſere idealiſtiſche Philoſophie der Freiheit den Vorrang geben muß. Es giebt keine abſolute Geſetze,*) dennoch muß die Philoſophie für alle Formen und Entwicklungen, den erſten Anfang ausgenommen, die Gültigkeit der Geſetze anerkennen. Je weiter die Entwicklung geſtiegen iſt, deſto mehr wird die Geſetzmäßigkeit zunehmen; das Geſetz aber als Mittel zu dem höchſten Zwecke modificirt ſich, je näher man dieſem kommt, und fällt bei ſeiner Erreichung endlich ganz weg.

Die Philoſophie hat hier hauptſächlich zu beſtimmen, wie die Geſetzmäßigkeit der Geſchichte beſtehe, was es in ihr für Geſetze gebe, und wie dieſe ſich zur Freiheit verhalten, und was ſich überhaupt in der Geſchichte a priori beſtimmen laſſe. In der Geſchichte der Natur iſt dies ſchon viel mehr geſchehen, als in der Geſchichte des Menſchen. Man ſah bisher die Geſchichte des Menſchen mehr in pragmatiſcher, moraliſcher d. h. in praktiſcher Hinſicht mehr mit praktiſchem Intereſſe an, nicht mit einem rein theoretiſchen Auge. Die beiden Grundſätze alles Werdens ſind das Geſetz des Zurückkehrens in den Au fang, und des Ueberſpringens in das Gegentheil. Die Philoſophie hat nur das Verhältniß dieſer Geſetze zur Geſchichte des Menſchen darzuſtellen.

---

*) Erſt auf der vierten Stufe entſteht das Geſetz. Dies muß auch alle für alle Producte dieſer Stufe mehr oder weniger gelten

Wir kommen hier nun noch einmal auf das menſchliche Bewußtſeyn zurück, um zu unterſuchen, in wiefern dieſe allgemeinen Geſetze alles Werdens auch in ihm ſich vorfinden. Eben weil das menſchliche Bewußtſeyn aus allen möglichen Formen des Bewußtſeyns ſo äußerſt zuſammengeſetzt iſt, finden auch alle Geſetze, die früher in der Weltentwicklung ſind aufgezeigt worden, für daſſelbe ſtatt. Doch ſind ihrer ſo viele, daß die Schwierigkeit, ſie alle einzeln aufzuſtellen, nicht geringe iſt. — Die Anwendung der allgemeinen Weltgeſetze auf das menſchliche Bewußtſeyn muß nach der Analogie beſtimmt werden. Es iſt früher gezeigt worden, daß das Geſetz des Ueberſpringens in das Gegentheil für die Einzelnheiten gelte, weil dieſe Gegenſätze haben; das Geſetz der Rückkehr in den Anfang aber für das Ganze, als welches keinen Gegenſatz hat. — Das erſte Geſetz iſt daher anwendbar auf die Leidenſchaften als Einzelnheiten, bei welchen Gegenſätze ſtattfinden; das andere auf die Einbildungskraft, als eine Kraft, die etwas Ganzes iſt.

Hier erklärt ſich auch erſt die in ſich zurückgehende Thätigkeit des Ichs, welche dem Menſchen nicht aus Hang zu ſeinem Selbſt, ſondern aus Unendlichkeit beiwohnt, weil die Einbildungskraft und die Denkkraft die allgemeinen Kräfte des Menſchen ſind. Die Leidenſchaften als Einzelnheiten befolgen das entgegenſtehende Geſetz. — Die einzigen Geſetze, die das menſchliche Bewußtſeyn für ſich allein hat, ſind die Geſetze der Vernunft; ſie ſind keine allgemeinen Weltgeſetze, ſie gelten nur in dem irdiſchen Element, und in den irdiſchen Beſtandtheilen des menſchlichen Bewußtſeyns.

Da in dem Menſchen alle Thätigkeiten und Kräfte ineinander laufen und aufeinander wirken, ſo entſteht hier natürlich eine große Mannichfaltigkeit und Verwicklung, welche die Philoſophie nicht bis ins Detail verfolgen kann. Alle einzelnen Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Bewußtſeyns ließen ſich aus der verſchiedenartigen Zuſammenſetzung der menſchlichen Natur leicht ableiten. Doch das ganze Spiel des menſchlichen Bewußtſeyns in ſeinen individuellen Fällen zu ſchildern, gehört nicht für die Philoſophie, iſt Sache des Geſchichtſchreibers und Dichters.

Unter die mächtigſten Triebe des irdiſchen Elements gehört der Trieb der Trägheit und Gewohnheit. Dieſer mit dem Entwicklungstriebe zuſammengenommen giebt den Trieb der Nachahmung. Auch dieſen Trieb hat der Menſch mit dem irdiſchen Element gemein. Aus ihm laſſen ſich die Fertigkeiten erklären, auf welchen faſt alle Praxis beruht.

Zum klarſten Beweiſe, wie in dem menſchlichen Bewußtſeyn alle Formen zuſammentreffen, dienen die Grundgefühle der menſchlichen Natur. Zorn, Traurigkeit, Luſt und Furcht würden, wenn man alle andern Gefühle in ihre Beſtandtheile auflöſen wollte, die urſprünglichſten und letzten Formen des Gefühls ſeyn. Sie alle aber beziehen ſich auf beſtimmte Stufen der Weltentwicklung. —

Der Zorn bezieht ſich auf die verzehrende Begierde des Feuers;

die Traurigkeit auf die ſchmerzliche Erinnerung der dritten Stufe, das Waſſer;

die Luſt und das Gefühl der Schönheit, inſofern dieſe auf Vereinigung, auf Fülle geht, auf die reinfreudige Thätigkeit des Lichts;

die Furcht endlich auf den Schrecken des irdiſchen Elements bei dem Vorgefühle der Vernichtung.

Unter allen dieſen Gefühlen iſt dasjenige, welches ſich zunächſt auf das irdiſche Element bezieht, das bleibendſte, dauerhafteſte. Alle andere Gefühle ſind mehr oder weniger vorübergehend. Die Furcht begleitet den Menſchen immer, denn ſie ſtammt aus dem Grundgefühle des irdiſchen Elements her. Mehrere Gefühle, die auf complicirte Verhältniſſe gehen, wie der Neid, der Geiz, beruhen alle auf der Furcht.

Aus dem bisherigen iſt ſo viel klar, daß die allgemeinen Geſetze der Weltentwicklung auch für den Menſchen gelten, und die *allgemeinen* Geſetze ſeines Bewußtſeyns blos in dieſen beſtehen. Es fragt ſich nun, wie ſie auf die Geſchichte anzuwenden ſind. Das Geſetz, daß, wenn eine Thätigkeit den höchſten Gipfel erreicht hat, und nicht weiter mehr ſteigen kann, ſie in den Gegenſatz überſpringt, wird ſich in mancher Epoche der Geſchichte offenbaren: ſo wie man auch oft in der Geſchichte wahrnimmt, daß nach einer langen Reihe von Entwicklungen die Menſchheit endlich wieder in den Anfang zurückkehrt, der dann freilich reicher erſcheint, durch das, was die Thätigkeit von allen Stufen der Entwicklung mitbringt.

Das Eigenthümliche in der Geſchichte des Menſchen ſcheint darin zu liegen, daß hier beide Geſetze ſowohl das für die Einzelnheiten, als für das Ganze ineinander verſchmolzen gelten. Indem der Menſch ſowohl eine *Einzelnheit*, als eine *Allgemeinheit* iſt, ſind beide auch auf ihn anwendbar.

Philoſophiſch kann man als allgemeines Geſetz für die Geſchichte aufſtellen, daß die einzelnen Entwicklungen gemäß dem für ſie geltenden Geſetze des Ueberſpringens in das Gegentheil Gegenſätze bilden, in Epochen, Perioden zerfallen, das Ganze der Entwicklung aber einen Kreislauf bildet, in den Anfang zurückkehrt; ein Geſetz, welches allein auf Totalitäten anwendbar iſt.

Die Anwendung dieſer Geſetze auf die Geſchichte des Menſchen würde ſelbſt zur Geſchichte führen, und viel kritiſchen Geiſt erfordern. Die Philoſophie ſteht in der Mitte zwiſchen der Praxis und der Geſchichte, ſie hat von dieſer nur die Grundgeſetze zu beſtimmen, nur das aufzuſtellen, was für die Geſchichte ſich a priori beſtimmen läßt. Doch iſt dies vollkommen hinreichend, wenn man alles Fremdartige entfernt; z. B. die Theorie der Progreſſivität und Perfectibilität, die gar kein Naturgeſetz iſt für die Geſchichte, ſondern das praktiſche Geſetz für alle Methode.

Wie verhält ſich nun die Freiheit neben jenen Naturgeſetzen der Geſchichte? — Die Geſetze der Geſchichte ſind die allgemeinen Weltgeſetze, angewandt auf die Entwicklung der Menſchheit; nun iſt aber der Menſch außer der Menſchheit auch noch etwas für ſich ſelbſt, und inſofern iſt er den Geſetzen der Geſchichte nicht unterworfen. Das äußere Wirken des Menſchen gehört ihm nicht allein zu, ſondern gehört in die ganze äußere Entwicklung der Menſchheit, und iſt inſoweit den Geſetzen der Geſchichte unterworfen.

Die irdiſchen Productionen des Menſchen ſind natürlich an die Geſetze der irdiſchen Entwicklung gebunden; doch findet auch hier eine große Freiheit ſtatt. Dies wird am klarſten, wenn wir auf jene Erſcheinungen aus der Geſchichte des Menſchen und ſeines Geiſtes ſehen, die uns am nächſten liegen und am bekannteſten ſind. Jedes Geisteswerk trägt den Charakter ſeiner Zeit. Der Einzelne kann nie ſein Zeitalter ganz verläugnen, doch kann er ſich über daſſelbe erheben, iſt an den Gang ſeiner Zeit nicht mit unabänderlicher Nothwendigkeit gebunden, und ſo muß es auch ſeyn, da es eine ſchlechte Freiheit wäre, wenn man nicht ſelbſt die Kraft hätte, ſie ſich zu verſchaffen. Im Ganzen iſt alſo die Freiheit des Menſchen neben den allgemeinen Geſetzen der Geſchichte geſichert, indem ſie für den Einzelnen nicht abſolut gelten. Die innerliche Thätigkeit des Menſchen aber, die gar nicht äußerlich erſcheint, in eine ganz andere Welt hinüberſtrebt, iſt an die Geſetze der irdiſchen Entwicklung durchaus nicht gebunden.

Die innere Freiheit bleibt dem Menſchen immer.

Außer jenen Grundgeſetzen der Entwicklung iſt noch ein Hauptpunkt in der Geſchichte zu betrachten, welcher ganz in das Gebiet der Philoſophie gehört. Dies iſt der Anfang und das Ende der Geſchichte. — Die Geſchichte ſelbſt kann hierüber keinen befriedigenden Aufſchluß geben; Erfahrung — Thatſachen — Denkmäler reichen nicht bis an den Anfang der Geſchichte, und Schlüſſe, Vermuthungen aus Thatſachen gehören der Form nach nicht mehr in die Geſchichte, als welche ſich nur an Thatſachen hält.

Die Philoſophie muß alſo den Anfang aller Geſchichte angeben, und zeigen, und hiermit zugleich auch ſchon ihr Ende.

Der Menſch im Einzelnen wie im Ganzen weiß nichts über das Entſtehen ſeines Geiſtes. Der Anfang der

Geſchichte verliert ſich überall in tiefes, geheimnißvolles Dunkel; die Geſchichte ſelbſt kann dieſen Schleier gar nicht heben, und uns über ein Factum belehren, das ganz myſtiſcher, wunderbarer Art iſt. Er kann nicht anders als durch Offenbarung bekannt werden. Aus folgendem wird ſich dieſe Behauptung näher ergeben.

Die Erde überhaupt iſt eine zweifach zuſammengeſetzte Kraft: aus Erdſeele und Erdgeiſt. Der vernünftige Menſch iſt eine Hervorbringung beider Kräfte, der Erdſeele als der gebährenden, und des Erdgeiſtes als der *anregenden* Kraft.

Sehen wir nun unter den höhern Producten der Erde, den Thieren, welche, die mit Werkzeugen begabt ſind, die zu einem zweckmäßigen Gebrauche des Bewußtſeyns eingerichtet erſcheinen, ſo daß ſie ſich von der Vollkommenheit des Menſchen nur um ein Geringes entfernen, und denen doch die Vernunft fehlt, ſo iſt dies nur ſo zu erklären, daß ſie von der Erde mit allem was dieſe ihnen *verleihen konnte*, ausgeſtattet ſind, daß es ihnen nur an dem Anhauche des Erdgeiſtes zu fehlen ſcheint, um vernünftige Weſen zu werden. Auch in der vortrefflichſten Organiſation eines Thiers liegt kein Grund, der auf irgend eine Weiſe den Anfang des höhern geiſtigen Bewußtſeyns, wie dieſes im Menſchen ſtatt findet, begreiflich machen könnte: man kann höchſtens nur ſagen, daß eine Diſpoſition zu dem Geiſte ſich zeige.

Denken wir uns Geiſt und Körper getrennt und entgegengeſetzt, wie dies auf der vierten Stufe erſcheint, ſo tritt hier jenes Geſetz ein, daß eine Kraft, wenn ſie ihr äußerſtes erreicht hat, in das Gegentheil übertritt; ſo müßte denn auch, wenn die körperliche Organiſation ihren höchſten Gipfel erſtiegen hätte, dieſe gleich in ihren Gegenſatz, den Geiſt, übertreten. Allein der Uebergang erfolgt nicht wirklich, es entſteht blos die Möglichkeit des Ueberſpringens in den Gegenſatz, blos die Diſpoſition zur Vernunft, denn nur zwiſchen zwei ſich gleichen geiſtigen oder körperlichen Kräften, die ſich entgegengeſetzt ſind, folgt der Möglichkeit ineinander überzugehen ſogleich die Wirklichkeit. Nun iſt aber zwiſchen Geiſt und Körper kein ſtrenger, ſondern nur ein *ungleicher* Gegenſatz. Der Körper iſt unendlich ſchlechter und unvollkommener; der Geiſt iſt das Freie, Allgemeine, der Körper das Gebundene, Beſchränkte. Daher auch hier, wenn die körperliche Organiſation ihre äußerſten Gränzen erreicht hat, dieſe nicht gleich in Geiſt übergeht, ſondern eine bloße Möglichkeit, eine bloße Diſpoſition dazu iſt vorhanden; und dieſe Möglichkeit geht erſt in Wirklichkeit durch den Anhauch eines höhern Geiſtes.

Keine Geſchichte und keine Phyſik wird je die Geiſtigkeit des Menſchen aus ſeiner Organiſation erklären können. Man kann den Thieren weder alles Bewußtſeyn abſprechen, noch ſie als mit Ichheit begabt anſehen; ſie haben nur ein halbes Bewußtſeyn, *Seele ohne Geiſt*; der Trieb und der Sinn iſt in ihnen eben ſo mächtig, ja noch mächtiger als im Menſchen, nicht nur in Rückſicht der Kraft, ſondern auch der Feinheit; allein alles, was in ihnen *Gedankenähnliches* ſich findet, iſt ſo ſchwach, daß es nicht als eigentlicher Gedanke angeſehen werden kann, und durch ſeine Unvollkommenheit zur Genüge beweiſt, wie wenig die Thiere denkende Weſen ſind. In Rückſicht auf die Grundgefühle der menſchlichen Natur, die aus der Beſchaffenheit des irdiſchen Elements herſtammen, erkennt der Menſch die edelſten Thiere als ſehr nahe mit ſich verwandt, und dennoch iſt er ſo gänzlich von ihnen verſchieden; die Mitwirkung des Geiſtes fehlt den Thieren. Der Geiſt hat den Menſchen allein vorgezogen.

Anmerk. Es gibt manche Arten von Einwirkungen des Erdgeiſtes. Die Erde bringt hervor, der Erdgeiſt wirkt auf ihre einzelnen Producte. Der Erdgeiſt hat auf die Erde gewirkt, daß ſie Thiere hervorgebracht hat, aber nicht auf die Thiere ſelbſt; er ſteht mit dieſen im indirecten, mit dem Menſchen aber in directem Verhältniß; auf dieſen hat er direct gewirkt.

Die Vernunft kann im Körper nicht von ſelbſt anfangen, ſondern der allgemeine Geiſt muß der dumpfen Thierſeele ſich mittheilen. Nur dadurch wird auch, ſie ein Ich, ein denkendes Weſen.

Daß aber dieſer Anhauch zur Vernunft ward, dies liegt in dem Weſen der irdiſchen Natur der Menſchen ſelbſt. Vernunft iſt an die Erde gebundener, irdiſch gewordener Geiſt, daher iſt ſie auch das Allgemeine für den Menſchen, das objectiv Nothwendige, das Charakteriſtiſche der Gattung. Wer keine Vernunft hat, hört auf Menſch zu ſeyn, entweder erhebt er ſich darüber oder ſinkt zum Thier hinab. Aber Vernunft iſt auch eben darum nicht das Höchſte, ſondern das Niedrige im Menſchen; das Beſchränkte an das Irdiſche gebundene. Vernunft iſt das Vermögen zu denken, allein in der niedrigſten Anwendung, das Vermögen der Beziehung und Verbindung, und ſomit auch der Gedanken, der Mannichfaltigkeit und Einheit. Aber dieſe beiden Begriffe ſind in der Vernunft von ihrer höhern Bedeutung herabgezogen auf das Endliche. Es iſt hier nicht die unendliche Fülle und Einheit. Was aber das geiſtige Princip bewogen hat, gerade dem Menſchen die Vernunft mitzutheilen, dies iſt keine Frage mehr für unſere Unterſuchung. Indeſſen kann man doch darauf ſehr befriedigend antworten, daß wenn gleich der Menſch als organiſches Weſen in einigen Theilen andern nachſteht, er im Ganzen genommen doch die ſchönſte und vortrefflichſte Hervorbringung der Erde iſt.

Der Anfang der Vernunft iſt hiſtoriſch im höhern Sinne, ein Factum, das nicht in die Entwicklungsweiſe und Geſetze der uns umgebenden Welt paßt, ſondern ein höheres wunderbares Factum. Die Geſchichte kann über jenes Factum weder etwas mittheilen, noch etwas dagegen einwenden, es liegt weit über ihr Gebiet hinaus. Die Vernunft mußte ſchon ſehr gebildet und entwickelt ſeyn, ehe überhaupt Erinnerung und Tradition anfangen konnte. Doch würde ſelbſt die Geſchichte, ſoweit dies möglich iſt, die Beſtätigung unſeres philoſophiſchen Satzes liefern; alle Mythologie und Tradition fängt an mit Offenbarung, dies iſt, wenn gleich kein Beweis, doch eine Beſtätigung unſerer Behauptung. Indeſſen muß zwiſchen Offenbarung unterſchieden und vielleicht eine zweifache angenommen werden.

Die Vernunft iſt epidemiſch, es kann ſie ein Menſch dem andern mittheilen; ſie entſtand auf den Anſtoß eines höhern Geiſtes; nachher pflanzte ſie ſich von ſelbſt durch Mittheilung fort. Sie iſt das allgemeinſte Merkmal der Menſchen und als Anlage ſchlechterdings überall vorhanden, noch nirgend iſt ein Volk gefunden worden, das ohne Sprache und ohne irgend ein Zeichen von Vernunft geweſen wäre. Es können aber auch einzelne Menſchen, ja ganze Völker, durch Unſittlichkeit, Verwilderung, Krankheit die Vernunft verlieren. Die Vernunft iſt die nothwendige Grundform des menſchlichen Bewußtſeyns, doch mit der bloßen Vernunft würde der Menſch ſich nie zu dem Höhern, Göttlichen erheben. Die Vernunft iſt nichts als ein abſtractes Verbindungsvermögen, im Endlichen und mit dem Endlichen. Die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft würde nie auf den poſitiven Begriff des Unendlichen gekommen ſeyn, ſo endlos ſie auch Endlichkeiten aneinander gereiht hätte. Alles Höhere, Göttliche im menſchlichen Bewußtſeyn beruht aber auf der poſitiven Idee des Unendlichen, zu der ſich die Vernunft auch in ihrer größten Ausbildung und Verfeinerung nicht würde erhoben haben. — Was in dem Menſchen durch Erinnerung erwacht iſt, die Idee der unendlichen Einheit, dieſe allein gibt nur einen negativen Begriff des Unendlichen. Die Ahnung der unendlichen Fülle liegt freilich in der Natur des Bewußtſeyns; doch wie etwas ſchwaches iſt nicht eine Ahnung; dieſe kann doch nie der angeſtammten Trägheit des irdiſchen Elements das Gleichgewicht halten. Dazu bedarf es einer viel ſtärkern Triebfeder und Kraft. Dieſe iſt nun die poſitive Idee des Unendlichen oder der Gottheit, welche in dem Menſchen mit Begeiſterung entſteht. Als Beiſpiel mögen die älteren (realiſtiſchen) Syſteme der Griechen und die ſpätern des Pythagoras und Plato dienen, erſtere ſind ganz natürlich, und laſſen ſich aus der Vernunft und Erinnerung erklären, letztere aber keineswegs. Was den Menſchen aber über die engen Schranken ſeines irdiſchen Bewußtſeyns hinaus, von dem Endlichen zu dem Unendlichen erhebt und ihm den Blick in die höhere göttliche Welt öffnet, iſt die Begeiſterung. So verſchieden nun die Begeiſterung von der Vernunft iſt, ſo verſchieden muß auch der Anfang der beiden erklärt werden. Der Urſprung der Begeiſterung aus der bloßen Vernunft würde ſich eben ſo wenig erklären laſſen, als der Urſprung des Geiſtes aus der bloßen Thierſeele.

Der Anfang der Begeiſterung muß einer höhern Mitwirkung gleichfalls zugeſchrieben werden; aber einer Mitwirkung von ganz anderer Art, als jene war, wodurch in dem Menſchen zuerſt die Vernunft entſtand. Dieſe erſte Offenbarung war bloß eine directe Einwirkung des Erdgeiſtes auf den Menſchen; um in ihm die Vernunft, welche ſich aus der körperlichen Organiſation nicht von ſelbſt entwickeln konnte, durch geiſtigen Anhauch hervorzurufen.

Anmerk. Wenn die Begeiſterung einmal da iſt, ſo pflanzt ſie ſich lebendig fort; es kann ein Menſch ſie dem andern mittheilen, ſie iſt ebenſo wie die Vernunft und das Böſe epidemiſch. — Die Vernunft entſteht durch das Einwirken des Erdgeiſtes auf die körperliche Organiſation, es iſt in dieſer die größte Dispoſition zum Geiſte vorhanden, und damit er ſich vollkommen entwickle, bedarf es nur eines leiſen Anhauches des Erdgeiſtes. Man kann wohl ſagen, die Vernunft entſtehe in dem Menſchen durch den Anhauch einer anregenden Gottheit, und pflanze ſich nachher epidemiſch fort. Die poſitive Idee der Gottheit aber, auf der alles Höhere im Menſchen beruht, muß dem Menſchen eigentlich offenbart werden. Zu dieſer kann die Vernunft ſich nicht erheben. Den Naturgeiſt kann man durch die Vernunft wohl erkennen, aber nicht den lebendigen Gott ſelbſt, den himmliſchen Vater und Herrſcher; der durch die Einwirkung des Erdgeiſtes in dem Menſchen erwachende Trieb nach dem Unendlichen iſt für ſich nur Ahnung der unendlichen Fülle, die aber als ſolche viel zu ſchwach iſt, den Trieb gegen alle Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg ſtellen, zu erhalten und zu ſtärken.

Die zweite iſt eine eigentliche Offenbarung, die Gottheit zeigte ſich dem Menſchen und offenbarte ihm ihr eignes Weſen. Die Geſchichte fängt alſo mit einer zweifachen Offenbarung an. Die erſte iſt die Entſtehung und Mittheilung der Vernunft, die zweite die eigentliche Offenbarung, die Mittheilung der Begeiſterung, welche auf der poſitiven Idee des Unendlichen oder der Gottheit beruht. Ueber dieſe zweite hat die Geſchichte allerdings mitzuſprechen; der Anfang alles Höhern im Menſchen, das auf der Begeiſterung beruht, nähert ſich ſchon ihrem Gebiete. —

Alle Mythologien und Traditionen, welche die Geſchichte uns aufzeigt, enthalten ſo viele Spuren jener älteſten Offenbarung. Dieſe obgleich durch Mißverſtändniſſe verdunkelten und entſtellten Spuren muß die Philoſophie alle gehörig zu würdigen wiſſen.

Anmerk. Die Erklärung und Erhaltung dieſer Tradition iſt Sache der Religion, hier hat die Philoſophie ihre Gränze. Die Philoſophie kann allerdings zeigen, daß eine Offenbarung mißverſtanden iſt, indem ſie beweiſt, daß dieſe entweder ſich ſelbſt oder andern ewigen Wahrheiten widerſpreche ꝛc. Dies iſt aber blos ein kritiſches Verfahren. Die Offenbarung wiederherſtellen kann die Philoſophie nicht, da der Inhalt der Offenbarung über die Kritik erhaben iſt.

Kein Menſch entbehrt der Vernunft, aber wohl vermiſſen wir bei vielen dieſe höhere Begeiſterung, die auf der poſitiven Idee der Gottheit beruht. In dieſer Rückſicht offenbart ſich wie unter einzelnen Menſchen, ſo auch in der alten Geſchichte, unter ganzen Stämmen und Nationen, ein ſchneidender Unterſchied, und es wäre ein vergebliches Bemühen, alle Nationen hier auf ein einziges Syſtem, auf einen Anfang bringen zu wollen. — Was aber den göttlichen Geiſt beſtimmte, ſich nur gewiſſen Menſchen und Nationen und nicht allen zu offenbaren, das kann keine Nachfrage menſchlicher Wißbegierde ſeyn. Vielleicht waren es die vorzüglichen ſittlichen Eigenſchaften ſo wie die organiſchen, welche den Vorzug des Menſchen vor andern Thieren, mit Vernunft begabt oder ſelbſt begeiſtert zu werden, beſtimmten.

Die Philoſophie zeigt uns einen übernatürlichen

Anfang der Geſchichte. Hierin liegt aber auch zugleich ſchon der Aufſchluß über das Ende der Geſchichte. Sind die Geſetze richtig, welche für die Geſchichte angegeben wurden, bildet die Geſchichte im Ganzen einen Kreislauf, ſo iſt mit ihrem Anfange auch ſchon das Ende gefunden. Iſt der Anfang myſtiſch und übernatürlich, ſo muß es auch das Ende ſeyn. In dieſer Hinſicht iſt alſo der Glaube an die Endigung in ein ſichtbares Reich Gottes philoſophiſch vollkommen richtig.

Dieſe Idee eines ſichtbaren Reichs Gottes auf Erden ſtellt uns die Religion auf. Bleiben wir bei dieſer Idee ſtehen, ſo leuchtet ein, daß ein paradieſiſcher Zuſtand der Menſchen auf Erden, der zwar nicht ſchlechthin vollkommen, doch durchaus reiner und geläuterter, und der höchſten Vollendung näher gebracht iſt, bei der Unvollkommenheit und der Miſchung des Guten und Böſen in der Welt gar nicht ſtatt haben könne, ohne eine vorhergegangene ſcharfe Scheidung des Guten und Böſen. Sonach wird auch die Idee eines Weltgerichts, als des übernatürlichen Endes des Menſchengeſchlechts, philoſophiſch beſtätigt. Doch die nähere Beſtimmung dieſer Ideen und der Glaube an das näher Beſtimmte darin iſt nicht Sache der Philoſophie, ſondern der Religion.

Das Reſultat der ganzen Unterſuchung iſt: der Anfang der Geſchichte kann nur durch Offenbarung erklärt werden. Dieſe iſt von zweifacher Art: Mittheilung der Vernunft, Einwirkung des Erdgeiſtes auf den Menſchen — und Mittheilung der Begeiſterung, Anfang des Höhern im Menſchen, was auf der poſitiven Idee des Unendlichen beruht, eigentliche Offenbarung.

Wie der Anfang der Geſchichte war, ſo wird auch das Ende ſeyn, wunderbar, übernatürlich. —

Dies ſind die wichtigſten Grundzüge zu der philoſophiſchen Theorie der Offenbarung und die Grundlage des folgenden Abſchnitts, der Theorie der Gottheit, und zu dem damit zuſammenhängenden Begriffe der Kirche.

Inhalt des dritten Theiles.

Seite
Vorerinnerung. III.

Die Entwicklung der Philoſophie.

Zweites, drittes und viertes Buch. Die Pſychologie als Theorie des Bewußtſeyns.

Erſter Abſchnitt. Theorie der Anſchauung. 3
Zweiter Abſchnitt. Theorie der Erinnerung des Verſtandes. 34
Dritter Abſchnitt. Theorie des menſchlichen Bewußtſeyns im Beſondern. 87

Fünftes Buch. Theorie der Natur.

Einleitung. 110
Vom Verhältniß der Philoſophie zur Phyſik. 123
Theorie der Entſtehung der Welt. 136
Sechſtes Buch. Theorie des Menſchen. 193

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Friedrich Schlegel's
Philoſophiſche Vorleſungen

aus den Jahren 1804 bis 1806.

Nebſt Fragmenten

vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts.

Herausgegeben

von

C. J. H. Windiſchmann.

Vierter Theil,

enthaltend des zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Zweite Ausgabe.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Supplemente

zu

Fried. v. Schlegel's

ſämmtlichen Werken.

Vierter Theil.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1846.

Vorerinnerung

zum zweiten Bande.

In der Ankündigung gegenwärtiger Vorleſungen und Fragmente wurde bemerkt:

„Dieſe Vorleſungen öffentlich zu machen, hat Friedrich Schlegel niemals aufgegeben, er deutet auf ſie hin in der Vorrede zur Philoſophie und Geſchichte S. X. und auch in den ſpäteren Jahrgängen ſeines Nachlaſſes kommen ausdrücklich Hinweiſungen auf deren Stellung zu andern philoſophiſchen Arbeiten vor; die *Philoſophie des Lebens* ſollte dazu vorbereiten, wie er dann auch wirklich die dazu gehörigen Aufgaben in einem Brief an den Herausgeber Vorarbeiten in den Fundamenten nennt. In welcher Art er demgemäß die Ueberarbeitung der Cölniſchen Vorleſungen ausgeführt haben möge, wird vom Herausgeber aus näherer Kenntniß der Intentionen des Verfaſſers in kurzen Noten und Erläuterungen angedeutet, auch die hie und da erforderlichen Berichtigungen einzelner Geſichtspunkte gegeben werden.“

In dieſem Sinn iſt die Redaction behandelt worden und wir glauben, den Forderungen, welche unſe verewigter Freund an ſich ſelbſt gemacht haben wurde, einigermaßen entſprochen zu haben. Was überflüſſig und bloße Wiederholung war, wurde übergangen; was zu Mißverſtändniſſen hätte Veranlaſſung geben können, wurde vermieden oder dem Sinne und der Abſicht des Urhebers gemäß aus deſſen Entwürfen, ſo wie aus vielen Fragmenten, die ſich in der Zeit jener Vorleſungen ausführlich über dergleichen ausſprechen, berichtigt und ſicher geſtellt, ſo daß wir glauben dürfen, unſer ſeliger Freund würde dieſem Verfahren zuſtimmen, wenn er noch unter uns wäre; vielleicht wohl mehr, als mancher noch Lebende, der, ohne die Schwierigkeit der Sache und die Mühe und Genauigkeit, welche ihre Behandlung fordert, zu kennen, ſich ein Urtheil über die Art dieſer Behandlung zutraut, aber ſich wohl gehütet haben würde, ſelbſt Hand an das Werk zu legen. Indeſſen der Weltlauf bringt ja ſolches mit ſich.

Was die Fragmente von der erſten Epoche bis zum Jahr 1818 betrifft, ſo iſt hier noch zu erinnern, daß aus jeder Epoche Charakteriſtiſches ausgewählt wurde, um insbeſondere die einer jeden eigenthümliche philoſophiſch-kritiſche Betrachtungsweiſe Fr. Schlegels zu bezeichnen. Es konnte daher nicht vermieden werden, insbeſondere aus der erſten Epoche manches ſcharfe Urtheil über dieſe oder jene Richtung der damaligen Philoſophie mitzutheilen, was ſich jedoch in ſpäteren Kritiken über dieſelbigen Gegenſtände ſchon längſt genugſam gemildert und mit größerer Reife ausgeſprochen hat. Die ſchärfſten und härteſten haben wir, wenn ſie ſpäter nicht ebenſo berichtigt und gemildert von ihm öffentlich gemacht wurden, lieber ganz übergangen; denn wir glauben, daß, was der Urtheilende bloß für ſich und wohl auch manchmal in Augenblicken ungünſtigerer Stimmung niedergeſchrieben, oder in vertraulichen Geſprächen geäußert, aber öffentlich nicht weiter beſprochen hat, auch ihm allein oder ſeinen vertrautern Freunden und nicht dem Publikum angehöre. Daß die hier mitgetheilten Fragmente mit dem Jahr 1818 ſchließen, liegt theils im Mangel an Raum, da die Vorleſungen eine größere Bogenzahl füllten, als vorauszuſehen war, theils auch darin, daß vieles aus den Jahresheften 1818 bis 1828 ſchon in den während dieſes Zeitraums öffentlich erſchienenen Werken benutzt iſt. Indeſſen iſt außerdem noch ſo vieles übrig, was in Bezug auf Dogmatik, Exegeſe des A. und N. Teſtamentes und chriſtliche Moral, ſo wie auf philoſophiſche Kritik, chriſtliche Naturphiloſophie und Metaphyſik von ſo reellem Intereſſe iſt, daß es mir leid thut, für dieſen Augenblick nichts davon mittheilen zu können; es ſoll aber den guten Willen hiezu nicht fehlen, wenn ſich Gönner und Freunde eines ſolchen weiteren Unternehmens finden. Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß unter dieſen Fragmenten, beſonders aus den ſpäteſten Jahresheften, eine anſehnliche Zahl von einem Inhalt iſt, der erſt nach gegenwärtigen Mittheilungen richtig verſtanden werden dürfte, da in vielen ausführlichern Fragmenten, die faſt kleine Abhandlungen zu nennen ſind, die höchſten Intereſſen des religiöſen und politiſchen Lebens der Gegenwart und Zukunft mit ſcharfem und tiefem Blick aufgefaßt und mit divinatoriſchem, ja nicht ſelten mit prophetiſchem Geiſt durchforſcht ſind, wozu dann eben ein vertraulicherer

Umgang mit den früheren und ſpäteren Studien und Arbeiten Fr. Schlegel's vorausgeſetzt wird. Nähme man dann bei etwa fortzuſetzenden Mittheilungen den hiſtoriſchen und politiſchen Nachlaß noch hinzu, ſo würde nicht bloß der Reichthum dieſes Geiſtes, ſondern auch die Beſonnenheit und Klarheit in Behandlung deſſelben und insbeſondere auch die Sachkenntniß in Beziehung auf die großen Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, bei allen Billigen und Gerechten Anerkennung finden.

W.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorerinnerung. III

Propädeutik und Logik

I. Stellung der Propädeutik und Logik überhaupt zu den übrigen Wiſſenſchaften. 7
II. Geſchichte und Begriff der Logik. 17
Von der ſokratiſchen und platoniſchen Logik 28
Von der Logik des Ariſtoteles. 35
Von der Logik des Mittelalters und der Scholaſtiker. 40
Hiſtoriſche Erläuterungen über die Logik oder Dialektik der ſcholaſtiſchen Philoſophie. 41
Von der Logik der neuern Philoſophie. 46

III. Darſtellung der Logik.

Erſtes Hauptſtück. Pſychologie. 54
Von den verſchiedenen Arten der Begriffe. 65
Von dem Urſprunge der Begriffe. 72
Von der logiſchen Vollkommenheit der Begriffe 77
Von den theoretiſchen Vermögen des Menſchen, den einzelnen Zweigen und Theilen ſeiner Denkkraft nach ihrer Verſchiedenheit und ihrer gegenſeitigen Verbindung 83
Zweites Hauptſtück. Ontologie oder die Lehre von den Grundſätzen. 88
Prüfung der logiſchen Grundſätze 90
Lehre von den Kategorien. 96
Von dem Verhältniſſe des Unendlichen zum Endlichen 108
Von den genetiſchen Geſetzen. 11[illegible]
Drittes Hauptſtück. Syllogiſtik. 123
Von der natürlichen Gedankenfolge [illegible]

Seite
Vorläufige Erörterung von der künſtlichen Anordnung der Begriffe. 133
Vom Satze. 136
Vom Syllogismus. 140
Von den vier ſyllogiſtiſchen Figuren. 145
Von dem fehlerhaften Syllogismus. 149
Lehre von der Analogie. 152
Von der Methode. 156

Anhang zur Logik.

Kritik der philoſophiſchen Syſteme. 167
Von den Gattungen und Schulen der Philoſophie blos hiſtoriſch betrachtet. 167
Kritik des Empirismus. 176
Kritik des Skepticismus. 183
Kritik des Materialismus. 191
Von der höhern intellectuellen Philoſophie. 194
Von dem Syſtem des Realismus. 195
Syſtem der Emanation. 204
Bemerkungen über den Werth des ſpeculativen Myſticismus 209
Syſtem des Idealismus. 211
Der Synkretismus. 218
Einige Bemerkungen zur Logik. (Vom Herausgeber.) 228

Die Entwicklung der Philoſophie in zwölf Büchern.

Erſtes Buch. Einleitung und hiſtoriſche Charakteriſtik der Philoſophie nach ihrer ſucceſſiven Entwicklung.

1. Von der Einleitung zur Philoſophie ſelbſt. 235
2. Von der Kritik der Philoſophie. 239
3. Charakteriſtik der verſchiedenen Arten von Philoſophie und ihrer Verhältniſſe zu einander. 243
Von dem Empirismus. 244
Von dem Materialismus. 250
Von dem Skepticismus. 256
Von dem Pantheismus. 262
Von der intellectuellen Philoſophie überhaupt. 270
Vom intellectuellen Dualismus. 274
Idealismus. 280
4. Von den wechſelſeitiger Verhältniſſen des Realismus, intellectuellen Dualismus und Idealismus. 292

Seite
Nähere Bezeichnung des Uebergangs zur historischen Charakteristik 303
Historische Charakteristik der Philosophie nach ihrer successiven Entwicklung. — Die jonische Schule 306
Philosophie der Pythagoräer. 316
Sokrates. 349
Philosophie des Plato. 364
Aristoteles. 386
Akademiker. 389
Epikuräer und Stoiker. 391
Die Alexandriner 397
Die Scholastiker. 408
Die Mystiker. 419
Kritische Untersuchung der Logik [illegible]
erkungen zur historischen Charakteristik der Philosophie. Vom H[illegible] [illegible]

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Entwicklung der Philosophie
ites, drittes und viertes Buch. Die Philosophie als Theorie des Bewußtseyns
Erster Abschnitt. Theorie der Anschauung
Zweiter Abschnitt. Theorie der Erinnerung des Verstandes. 35
Dritter Abschnitt. Theorie des menschlichen Bewußtseyns im Besondern [illegible]
nftes Buch. Theorie der Natur.
Einleitung. [illegible]
Vom Verhältniß der Philosophie zur Physik [illegible]
Theorie der Entstehung der Welt. [illegible]
chstes Buch. Theorie des Menschen [illegible]
ebentes Buch. Theorie der Gottheit. [illegible]
tes Buch. Kritik der Moralprincipien [illegible]
untes Buch. Die Moral. [illegible]
ntes Buch. Natur- und Staatsrecht. [illegible]
Von der [illegible] [illegible]

Seite
Elftes Buch. Politik. 354
Zwölftes Buch. Völkerrecht und Schluß. 362
Anmerkungen zu dem II — XII. Buch vorſtehender Vorleſungen. (Vom H.) 397
Zuſätze aus des Verfaſſers handſchriftlichen Entwürfen zu dieſen Vorleſungen. 399

Fragmente.

Zur Logik und Philoſophie. 1796. 405
Kant. 1796. 411
Ueber Jacobi. 418
Geiſt der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre 420
Fichte. 421
Für Fichte. An die Deutſchen. 423
Zum Idealismus. 428
Entwürfe zu den Vorleſungen in Paris. 1800 – 1803. 429

Fragmente aus den Jahren

1805. 432
1806. 440
1810—1812. 454
1813. 472
1814. 480
1815. 486
1816. 492
1817. 497
1818. 509
Nachſchrift des Herausgebers. 524

Die
Entwicklung der Philoſophie.

Siebentes bis zwölftes Buch.

Fragmente.

Siebentes Buch.

Theorie der Gottheit

Die Lehren von der Offenbarung, von der Gottheit und von der Kirche laſſen ſich in eine Theorie der Gottheit zuſammenfaſſen, da dieſe in Allem der Hauptbegriff iſt.

Wir haben geſehen, wie nicht nur das Allgemeine, Nothwendige im menſchlichen Bewußtſeyn, die Vernunft, durch Einwirkung eines höhern Geiſtes entſtanden iſt, ſondern wie es auch zu dem letzten Zwecke des Menſchen noch einer zweiten eigentlichen Offenbarung bedürfte, worin die Quelle alles Höhern im menſchlichen Bewußtſeyn zu ſuchen iſt. Die Vernunft vermag auch in ihrer höchſten Verfeinerung ſich nur zu einer negativen Idee des Unendlichen zu erheben.

Die Gottheit zeigte ſich den Menſchen, offenbarte ihnen ihr eignes Weſen. Dieſer war der Inhalt der erſten eigentlichen Offenbarung. Nun finden wir aber, daß die Menſchen dieſe durchgängig mißverſtanden. Die älteſte Philoſophie iſt durchaus mißverſtandene Offenbarung. In der älteſten Religionen, dem Syſteme der Emanation, finden wir allerdings einen Begriff der Gottheit, den die Vernunft allein nicht aufzuſtellen vermochte. Allein in der Anwendung widerſpricht dieſer Begriff nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andern ewigen Wahrheiten.

Die Gottheit hatte ſich den Menſchen in ihrer Herrlichkeit geoffenbart, dies bezogen ſie auf den geſtirnten Himmel, den ſie wenig kannten, und ſo entſtanden dann jene groben Mißverſtändniſſe und Entſtellungen jener Offenbarung, die wir in den älteſten Traditionen und Mythologieen überall entdecken.

Die Offenbarung der Gottheit in ihrer Herrlichkeit konnte man mit der Unvollkommenheit der Welt nicht zuſammenreimen, und verfiel daher auf die Emanation, d. h. auf den Austritt und die Entfernung der Dinge von Gott. Indeſſen iſt der älteſte Begriff der Gottheit, den wir in der Tradition vorfinden, der eines herrſchenden, königlichen Ichs, eines allmächtigen Regenten und Vaters der Welt. Dieſer Begriff iſt keine Geburt der Vernunft; wollte man ihn blos ſo anſehen, ſo würden die Einwürfe des Atheiſten ſchwer zu widerlegen ſeyn, da in der ſogenannten Natur und Erfahrung nichts zu finden iſt, was auf dieſen Begriff mit Sicherheit führen könnte. Er beruht alſo blos auf Religion und Glauben.

Betrachten wir nun hier, was die Philoſophie überhaupt für den Begriff der Gottheit gewährt, was aus unſerer vorherigen Unterſuchung ſich auf dieſen bezieht, und was in ihm philoſophiſch erkennbar und gewiß iſt oder nicht.

Die erſte Urquelle der Natur, die erſte Stufe der Weltentwicklung, die Sehnſucht, iſt die Mutter aller Dinge, der Uranfang alles Werdens, unendlich erhaben über den ſinnlichen Augenſchein der Natur, ein göttlich entzündeter und begeiſteter Anfang.

Anmerk. Die göttliche Macht über die Natur, jedoch noch ohne den Begriff des Vaters und Herrſchers gedacht, iſt der Geiſt. Inſofern kann man auch die erſte Stufe eine begeiſtete nennen. Im Vater faßt ſich das Göttliche in Eins, der Vater iſt das Centrum des Ganzen, das Ich des Lichtes. Die Meinung, daß die drei Perſonen der Gottheit ſich zwar in ihrer Weſenheit gleich, aber der Stufe ihrer Thätigkeit nach dem Eins ſubordinirt ſeyen, iſt aus der neuplatoniſchen, plotiniſchen Philoſophie hergenommen, und kann auch nur nach einer realiſtiſchen Anſicht erklärt werden.

Der Begriff eines unendlichen Weltkönigs iſt für die Sehnſucht nicht unmittelbar zugänglich, ſondern ſie kann zunächſt nur mit dem Begriffe des Geiſtes verbunden werden, der ſie als den Anfang der Welt entzündet hat.

Die himmliſche Luft oder das Licht, als das Princip der Vollendung und Verklärung aller Entwicklungen und Bildungen, könnte man als der Perſon des heiligen Geiſtes verbunden, gleichſam als Organon deſſelben in Beziehung auf die Natur und den Menſchen betrachten.

Anmerk. Der heilige Geiſt iſt die geiſtige Kraft, die vom Vater ausgeht, die ganze geiſtige Kraft Gottes; er iſt auch das Licht, aber in den einzelnen Ausſtrahlungen Gottes. Der Sohn iſt der Abgeſandte des Vaters, er hat ſich aus Liebe aufgeopfert und erniedrigt, durch ſeine Verbindung mit dem irdiſchen Element wird er dieſem adaequater. Darin beſteht auch eigentlich ſein Leiden. Das ſpielende Ringen, der Aether iſt das umgebende himmliſche Chaos, aber unvollendet, und inſofern iſt der Vater, von dem alle Vollendung herrührt, auch hier der Wirkung nach als der Mittelpunkt anzuſehen. Die Liebe, als die Mutter aller Dinge, iſt die erſte und die letzte Stufe, inſofern dieſe ja die vollendetſte iſt.

Der göttliche Geiſt iſt demnach philoſophiſch ſchlechthin zunächſt gewiß, verborgener aber der Vater, oder der allmächtige Weltherrſcher und König. (1)

Ein Begriff, der, weil er mehr abgeleitet iſt, auch nicht in dem Grade philoſophiſch gewiß iſt, wie das Daſeyn der Sehnſucht, und der ſie entzündende himmliſche Lichtgeiſt in ſeiner Erhabenheit über die Natur, iſt der Begriff des Erdgeiſtes (1), als einer ganz geiſtigen, von der Centralkraft des ſideriſchen Körpers ganz verſchiedenen Kraft, die an dieſen ſich anſchließt, und durch ihre wohlthätige Einwirkung ſeine Entwicklung und Bildung befördert und veredelt (2).

1) Anmerk. Dieſer Begriff des Geiſtes der Erde

in der Philoſophie entſpricht jenem des Sohns in der Religion, da der Erdgeiſt und ſein Anſchließen an das irdiſche Element ſich philoſophiſch nicht anders woher als aus Liebe und Mitleid erklären läßt. Für den Menſchen iſt er der erlöſende Sohn, für die Erde der beſeelende, ordnende Erdgeiſt, in dem wir athmen und leben, und der die ſchützende Macht gegen die Feindſeligkeit des böſen Princips iſt.

2) Anmerk. Die Einwirkungen des Erdgeiſtes auf das irdiſche Element ſind durch das Sonnenlicht vermittelt. Das himmliſche Licht erhalten wir durch das Medium der Sonne, das Licht von dieſer durch das Medium der Atmoſphäre. Am entfernteſten und ſchwierigſten iſt für die Philoſophie der Begriff des Vaters, obgleich die gewöhnliche Philoſophie nur auf dieſen hinzuweiſen pflegt, und zwar aus Gründen, wogegen freilich Sophiſten und Atheiſten freies Spiel haben.

Nach unſerer Philoſophie iſt alſo der Begriff des göttlichen Geiſtes ſchlechthin gewiß, der Begriff des Sohnes im höchſten Grade wahrſcheinlich, als volle Wahrheit offenbart er ſich uns in der Geſchichte. Der Begriff des Vaters iſt der ſchwierigſte, nur durch die Offenbarung verſtändlich, und die Philoſophie kann hier für ſich in der That nur die Möglichkeit eines herrſchenden Weltkönigs zeigen, und die Stelle aufweiſen, die er einnimmt in Beziehung auf die Welt; die Ueberzeugung von ſeiner lebendigen Wirklichkeit kann nur Sache der Religion ſeyn.

Bei der Forſchung nach dem Vater läßt ſich die Analogie anwenden von dem Verhältniſſe der Sonne zu den übrigen Planeten. So wie die ſämmtlichen Geſtirne nicht einzeln bleiben, ſondern um den ſchönſten und vollkommenſten unter ihnen, der als Mittelpunkt ſich darſtellt, eine höhere Ordnung bilden, ſich eine Sonne zum gemeinſchaftlichen Beherrſcher wählen, ſo folgen auch die höhern Geiſter, die aus der himmliſchen Lichtwelt, aus Mitleid mit dem hülfsbedürftigen Elemente, ſich trennen, gleichfalls einem Beherrſcher und König in ihrer Mitte. (1) Doch muß hier ein anderes Verhältniß wie bei den Planeten ſtatt haben; da nämlich das Weſen der Lichtnatur in dem Streben nach unendlicher Fülle und Einheit zugleich beſteht, ſo kann auch dieſer Mittelpunkt für die geſammten himmliſchen Geiſter nur Einer ſeyn. — Doch iſt dies nur eine Analogie, die man ja nicht zu weit fortführen darf. Eine große Beſtätigung unſerer Annahme geht indeſſen aus folgender Betrachtung hervor, welche ſich noch auf die Weltentwicklung und ihre Geſetze bezieht.

Die Stufe, auf die wir die Welt fortgeführt haben, und auf der wir die Welt ſelbſt finden, iſt die letzte vor ihrer endlichen Entwicklung und Auflöſung. Wenn nun gleich in der Maſſe der Körper, in der Vollendung der Starrheit, Beharrlichkeit und Trägheit des irdiſchen Elements dieſer Entwicklung große Hinderniſſe entgegenſtehen, ſo iſt doch die Kraft des himmliſchen Elements unendlich ſtärker und größer, und es dürfte das Licht nur einen Augenblick ſeine Kraft auf einmal freilaſſen, ſo würde die Starrheit und Schwerfälligkeit des irdiſchen Elements plötzlich überwunden, ſeine Entwicklung äußerſt beſchleunigt und alles verklärt werden, was dazu fähig wäre; alles Unvollkommene, zur Verklärung noch nicht Reife würde aber freilich verſchwinden und vergehen. Auf der Stufe alſo, worauf wir im Leben die Welt finden, iſt es philoſophiſch höchſt wahrſcheinlich, daß die Weltentwicklung unendlich ſchnell ablaufen müßte. — Das beruhigende, ſänftigende Anhalten der Natur- und Weltentwicklung führt uns auf den Begriff einer liebreichen Gottheit, wir können es nur aus der unendlichen Barmherzigkeit Gottes erklären, welche die Vernichtung der geringern Naturen nicht will, die Weltentwicklung anhält, um auch den Einzelnheiten Zeit zu laſſen, bis zur höchſten Stufe der Vollendung durchzudringen.

Zur Erſchaffung und Hervorbringung der Natur iſt eine göttliche Kraft, ein göttlicher Geiſt nothwendig, aber nicht die Gottheit ihrer Weſenheit nach [*] und im ſtrengern Sinne des

---

[*] Nämlich daß aus dieſer Weſenheit ſelbſt eine Welt würde.

Wertes, wie ſie im Begriff des Vaters aufgefaßt wird; dieſe wird erſt philoſophiſch nothwendig durch den Beſtand der Natur, welcher auf keine andere Weiſe zu erklären iſt. So kommen wir auf den Begriff der Gottheit, als eines Königs des Lichtes, eines Vaters der Geiſter und Beherrſchers der Welt. Die Philoſophie kann dieſem erhabenen Begriffe die ſchönſte Deutung geben, ihm die höchſte Stelle anweiſen und als zuſammenhängend mit der Sittlichkeit der Menſchen ihn gegen alle Einwürfe vollkommen ſichern. Daß er nicht aus der gemeinen Erfahrung der uns umgebenden Welt genommen ſey, haben die Atheiſten oft genug wiederholt und iſt ganz einleuchtend; in welcher Geſtalt er in der Tradition vorkomme, dies zu unterſuchen, iſt Sache der hiſtoriſchen Kritik.

Das Verhältniß dieſes höchſten Princips zu den irdiſchen Naturen kann die Philoſophie, ſo hart und ſtreng auch viele den Begriff des Herrſchers und Königs genommen haben, nicht anders beſtimmen, wie jenes des Sohnes, ein Verhältniß des Mitleidens, der Barmherzigkeit, der Liebe. Zugleich erklärt ſich auch hier das Verhältniß, welches die Religion für den höchſten Mittelpunkt und für den Mittler aufſtellt

In wie weit kann das Prädicat des Schöpfers auf dieſen philoſophiſchen Begriff des Vaters, als des die Naturentwicklung aus Barmherzigkeit anhaltenden Weltherrſchers, angewandt werden? — Die eigentliche Production iſt dem Vater nicht beizulegen, ſondern dem Geiſt. Die lebendige, erſte Quelle aller Productivität, alles Werdens der Natur iſt die Sehnſucht, die auch inſofern die Mutter der Welt genannt werden kann. Aber in einer andern als dieſer phyſikaliſchen Rückſicht kann dem Vater die Schöpfungskraft in jenem höhern Sinne beigelegt werden.

Anmerk. Sieht man den göttlichen Geiſt wirklich als den eigentlichen Weltſchöpfer, als den Weltkünſtler an, ſo iſt es allerdings ſchwierig, die vielen Unvollkommenheiten, Fehler und ſcheinbar mißrathenen Verſuche, die ſich in der Natur ſo deutlich zu zeigen ſcheinen, zu erklären, ohne entweder der Weisheit und Güte oder der Macht Gottes zu nahe zu treten. Als Product eines göttlichen Künſtlers erſcheint daher Vielen die Welt doch als ein halbmißlungenes Pfuſchwerk; aber es iſt der beſchränkte Geiſt des Menſchen, der ſolche Bedenklichkeiten aufbringt.

Nur das Göttliche und Himmliſche, das Idealiſche in den irdiſchen Productionen kann als unvergänglich und ewig angeſehen werden. Dieſe Idealiſirung und Verklärung beſtimmt der Vater; zwar nicht gegen die Freiheit, denn die Freiheit der Entwicklung muß den Einzelnheiten ſelbſt überlaſſen bleiben, er aber beherrſcht und dominirt ſie. Er vollendet das Reelle in allen Weſen, bringt das Idealiſche in ihnen zur Reife, macht ſie ihrem Ideale getreu und entſprechend.

Nach unſerer philoſophiſchen Anſicht folgen die Perſonen der Gottheit in anderer Ordnung, als in der Religion. Der Geiſt iſt hier die erſte, der Sohn die zweite, der Vater die dritte. Dieſe Ordnung wird in der Religion natürlich umgekehrt erſcheinen, da das Philoſophiren von der Sehnſucht nach der Fülle und der Begeiſterung für den Endzweck, die Religion aber von der göttlichen Offenbarung ausgeht, die uns lehrt, daß wir nur durch den Sohn, als welcher uns der nächſte iſt, erſt den Vater zu erkennen vermögen, und zwar ſo, daß uns der Sohn erſcheint als das Niedere unter den Höhern, als der Abgeordnete des Vaters; den h. Geiſt lernen wir endlich durch dieſe beiden, den Sohn und den Vater, erkennen. — Doch der Vater muß noch in einer andern Rückſicht betrachtet werden, er iſt als Weltkönig und Herrſcher des Lichts auch Geſetzgeber, nur in welchem Sinne? — wird ſich ſpäter noch zeigen.

Wir haben bis jetzt fünf Stufen der Weltentwicklung gefunden; der Menſch iſt die fünfte Stufe. Die ſechste iſt auch ſchon berührt worden, wo von der Unſterblichkeit die Rede war. Hier war das Reſultat: die höchſte Stufe ſey die Rückkehr in die göttliche Freiheit, der Menſch ſey aber dazu noch zu irdiſch und müſſe, wenn gleich auch noch irdiſche, doch weit verklärtere Entwicklungen durchgehen. — In phyſikaliſcher Rückſicht könnte man die Sonne als eine Stufe anſehen, als in der Mitte zwiſchen der irdiſchen und der Lichtwelt ſchwebend. Hier iſt eine irdiſche Form, aber in unendlich höherer Ausbildung und Schönheit; ein verklärter Planet. Die ſiebente Stufe iſt der Himmel, das Reich des Lichtes, der Liebe und der ewigen Seligkeit, die vollendete Welt in der unendlichen Fülle ihrer ganzen Entwicklung, wie ſie in der ganzen Herrlichkeit, Fülle und Einheit Gottes ſelig iſt.

Es läßt ſich hier vielleicht noch die Frage aufwerfen: Wie kann je die unendliche Fülle erreicht werden, da jede Einzelnheit die Blüthe ihrer Individualität mitbringt, dieſe aber immer mehr und bis ins Unendliche weiter entwickelt werden kann? —

Hierauf iſt zu erwiedern: die Fülle iſt in allen Individualitäten unermeßlich, deswegen aber nicht ſchlechthin unendlich, unendlich iſt nur die Fülle, wenn es keine Leere, keinen unerfüllten Raum mehr giebt. —

Was den Zeitpunkt betrifft, wann die ſiebente Stufe der Weltentwicklung erfolgt und die unendlich Fülle erreicht wird, ſo läßt ſich dieſer nicht angeben; man kann nur in Rückſicht der Metamorphoſe der Analogie nach ſagen, daß die Sonnen den Uebergang zur Lichtwelt machen müſſen, die unendliche Fülle alſo dann entſtünde, wenn die Sonnen anfingen, ſich in reines Licht aufzulöſen.

Wenn die Sonnen und das Licht eins werden, iſt die Welt vollendet.

> Anmerk. Dieſe ſiebente Stufe der Weltentwicklung muß man ſich nicht wie eine mathematiſche Progreſſion denken, es giebt hier ſehr viele Rückfälle. Auch wäre in dieſer Progreſſion das liebreiche Anhalten des Erdgeiſtes zur Ausführung ſeines Werkes nicht zu erklären, man ſtelle ſie ſich eher vor, wie eine dramatiſche Entwicklung.

Die ganze Weltentwicklung auf eine hypothetiſche Geſchichte des Himmels und der Erde bezogen, würde jene alle ſieben Stufen umfaſſen, dieſe aber nur drei, die vierte, fünfte, und zum Theil auch die ſechste.

Die Geſchichte der zweiten, dritten und ſiebenten Stufe wäre leicht in einen Begriff zu bringen, die der vierten, fünf ten und ſechsten aber wegen der unermeßlichen Mannichfaltigkeit nicht zu erſchöpfen; in unſerer Conſtruction haben wir nur einige wenige äußerſt kleine Punkte davon berührt.

An die Idee der Gottheit ſchließt ſich die Idee der Kirche zunächſt an. Beruht alles Höhere im Menſchen auf der poſitiven Idee der Gottheit, dieſe aber auf Offenbarung, welche, wie uns die Geſchichte zeigt, mißverſtanden und verloren werden kann, ſo macht ſchon die Fortpflanzung, die Entwicklung und Erhaltung der Offenbarung in ihrer urſprünglichen Reinheit und Bedeutung eine Vereinigung nöthig, die auf dieſen Zweck geht. Die Kirche iſt ein ſolcher von der Gottheit inſtituirter Bund unter den Menſchen, wodurch die Offenbarung erhalten, lebendig fortgepflanzt und von allen Mißverſtändniſſen gereinigt werden ſoll.

Indeſſen würde dies allein zur Erreichung des höchſten Zweckes des Menſchen noch nicht hinreichen. Wenn auch das Ende wie der Anfang der Menſchengeſchichte übernatürlich und myſtiſch iſt, ſo bleibt doch philoſophiſch gewiß, daß für die wahre Vollendung der Welt auf die Kraft und die thätige Mitwirkung des Menſchen mitgerechnet iſt; ſo gewiß als Kraft und Freiheit überall das Erſte und Höchſte iſt. — Soll der Menſch auf der hohen Stufe, auf die ihn Offenbarung und Begeiſterung erhoben haben, erhalten und in dem Streben nach ſeiner unendlichen Beſtimmung kräftig unterſtützt werden, ſo iſt es nöthig, daß die Idee der letzten Weltentwicklung, der Vereinigung der Welt mit der göttlichen Ichheit, der Hoffnung des Himmels und der ewigen Seligkeit in ihrer ganzen Kraft und Klarheit aufgeſtellt und lebendig erhalten werden, damit der Menſch dieſes letzte Ziel aller ſeiner Beſtrebungen nie aus ſeinen Augen verliere, die hohe Würde ſeiner weſentlichen Beſtimmung immer gegenwärtig habe, und in Glaube, Hoffnung und Liebe durch alle Mühſeligkeiten und Beſchwerden dieſes irdiſchen Lebens mit freudigem Muthe zur ewigen Vollendung durchdringe.

Die Kirche hat alſo den zweifachen Zweck: die Offenbarung in ihrer urſprünglichen Reinheit zu erhalten, und durch

Hoffnung und Weiſſagung des himmliſchen, göttlichen Reiches den Menſchen zur thätigen Mitwirkung an der wahren Weltvollendung und der Errichtung des Reiches Gottes aufzufodern und zu ſtärken, und ihn ſo zu ſeiner höchſten Beſtimmung zu führen.

Die Ahnung der unendlichen Fülle, des Himmels und der vollendeten Herrlichkeit Gottes iſt zwar natürlich in dem Weſen des Bewußtſeyns gegründet, aber auch nur als unbeſtimmte, dunkle Ahnung. Dieſe iſt aber nur eine ſehr ſchwache Triebfeder, die Thätigkeit des Menſchen gegen die widerſtrebende Macht irdiſcher Mühſeligkeiten und Hinderniſſe, ſo wie gegen die Anfeindungen des böſen Princips anzuſpornen und zu verſtärken; dazu bedarf es eines höhern Anreizes und hier entſpringt eine dritte Art übernatürlicher Einwirkung und Offenbarung: *Eingebung, beſtimmte Weiſſagung* von dem zukünftigen Reiche Gottes und der letzten Weltentwicklung. Dieſe dritte Offenbarung, worauf die Religion uns hinweiſt, iſt von der Philoſophie vollkommen zu billigen — ſie iſt aller Analogie gemäß; wird das Entſtehen alles Höhern im Menſchen aus einer Offenbarung des Erdgeiſtes richtig befunden, ſo iſt es auch wahrſcheinlich und philoſophiſch anzunehmen, daß der Erdgeiſt, der an allen irdiſchen Dingen Theil nimmt, zur Offenbarung des letzten Endes der Weltentwicklung, wie die chriſtliche Religion lehrt, *Menſch* werde.

Der Begriff der Kirche, als eines Organons des Wortes Gottes, eines Bedürfniſſes, das ſich auf den höchſten aller Zwecke bezieht und zunächſt anſchließt an den ſichtbar gewordenen Sohn und unter ſeinem Schutz und Einfluß ſteht, iſt ein rein philoſophiſcher Begriff. Wir finden ihn zuerſt in der chriſtlichen Kirche realiſirt; wenn auch noch nicht ſogleich völlig entwickelt, doch ſo, daß die chriſtliche Idee mit der philoſophiſchen ganz übereinſtimmt.

Die Geſchichte lehrt uns, Chriſtus habe die Kirche geſtiftet, und die Religion erkennt in ihm den ſichtbar gewordenen ſie regierenden Sohn Gottes. Gegen dieſen Glauben kann die Philoſophie nichts einwenden.

Die Theilnahme des göttlichen Erdgeiſtes an allen irdiſchen Dingen iſt philoſophiſch gewiß, und inſofern auch die Möglichkeit der Menſchwerdung oder wirklichen Erſcheinung des Sohns auf Erden. — Gewiſſe wunderbare Begebenheiten, die uns die Geſchichte der Religion aufzeigt, können wir nicht anders erklären, denn als Leitungen jenes göttlichen Geiſtes zu dem höchſten Zwecke. Was gäbe es aber für den Sohn Gottes auf Erden wohl für ein anderes Geſchäft, als die Stiftung und Lenkung der Kirche?

Soweit Tradition und Geſchichte reicht, finden wir, daß die erſte Offenbarung durchgängig mißverſtanden worden iſt. Der göttliche Geiſt konnte ſich dem Menſchen wohl einen Augenblick in ſeiner Herrlichkeit zeigen, und ihm ſeine unendliche Natur offenbaren, allein der Abſtand war zu groß, als daß der Menſch dieſen erhabenen Begriff in ſeinem ganzen Umfang und in ſeiner wahren Bedeutung hätte faſſen und begreifen können, er mußte in dem beſchränkten menſchlichen Bewußtſeyn immer wie ein Fremdling aus einer unbekannten Sphäre erſcheinen, und bald verkannt und mißverſtanden werden, gerade wie, um ein Gleichniß zu gebrauchen, gewiſſe Vorſtellungen, die der Menſch durch ſeinen Umgang in den Thierſeelen erzeugen kann, in dieſen doch immer nur Fremdlinge bleiben und ſobald das nähere Verhältniß aufhört, auch wieder verſchwinden.

Anmerk. Es dürfte hier die Frage entſtehen: mußten die Menſchen die erſte Offenbarung mißverſtehen, oder war es ihre Schuld?

Antw. Gott offenbarte den erſten Menſchen zunächſt ſich ſelbſt, nicht das Innere der Natur, die ſie ſelbſt im Lichte ſeiner Offenbarung allmälig erkennen lernen und beherrſchen ſollten; er zeigte ſich ihnen in ſeiner Allmacht und ſeiner ganzen urſprünglichen Herrlichkeit. Dies bezogen die Menſchen z. B. auf den geſtirnten Himmel, den ſie, wie die ganze Natur, noch nicht genugſam kannten, und ſo entſtanden denn eine Menge grober Mißverſtändniſſe, Verirrungen und Entſtellungen. Sie haben meiſtens noch erhabene Ideen von der Gottheit, weil ſie dieſelbe aber nicht auf die Natur anzuwenden wiſſen, erſcheint ihnen dieſe dagegen, trotz der öffentlichen Vergötterung, doch im Grunde und in geheimen Lehren wieder als etwas höchſt Schlechtes; ſo finden wir z. B. in der indiſchen Dreifaltigkeit einen erhabenen Begriff vom Vater des Weltalles; aber die übrige Erklärung, welche die Natur betrifft, iſt ebenſo unwürdig, indem ſie der ſchöpferiſchen Kraft die zerſtörende als gleich entgegenſetzen — dieſes Princip in der Gottheit iſt wirklich der Tod und die Zerſtörung; — ihre Anſicht der Natur iſt überhaupt ſchrecklich. —

Sollte nun aber der Zweck der Menſchheit erreicht werden, ſo ward hier eine zweite Offenbarung nöthig, indem der Menſch, da er ſeiner beſchränkten Natur gemäß die erſte mißverſtanden hatte, aus dieſen Mißverſtändniſſen durch eigene Kraft ſich gewiß nicht würde herausgehoben haben.

Durch dieſes Bedürfniß einer zweiten Offenbarung wird die Erſcheinung des Sohnes auf Erden philoſophiſch hinlänglich motivirt.

Anmerk. Auf den Einwurf: Wenn die Offenbarung mißverſtanden iſt, können wir ſie nicht aus eigener Kraft wiederherſtellen, weil ſonſt ja die Menſchen auch ohne Beihülfe darauf hätten kommen müſſen, — wäre alſo nicht vielmehr eine fortgehende Offenbarung anzunehmen? — ſteht folgendes zu antworten: Die Philoſophie kann allerdings von einer mißverſtandenen Offenbarung reden, ſie kann zeigen, daß die Offenbarung mißverſtanden iſt, indem ſie beweiſt, daß ſie bei ſolcher irrthümlichen Auffaſſung ſich ſelbſt oder anderen ewigen Wahrheiten widerſpreche. — Dies iſt nur ein kritiſches Verfahren, und der Irrthum kann wohl nicht über die Kritik erhaben ſeyn, die Philoſophie thut aber auch weiter nichts, als zeigen, daß die Offenbarung mißverſtanden werden; ſie wiederherzuſtellen vermag ſie nicht. — Es mußte alſo ein Sohn Gottes kommen, wenn die Reinigung der erſten Offenbarung von allen ſie entſtellenden Mißverſtändniſſen erreicht und durch Stiftung der Kirche dieſe hergeſtellte Offenbarung in ihrer Reinheit fortgepflanzt und durch Weiſſagung der letzten Weltentwicklung, Verkündigung des zukünftigen Reichs Gottes, und lebendige Hoffnung der himmliſchen Herrlichkeit die Menſchen zu dem höchſten Ziele ihrer Beſtimmung geleitet werden ſollten. Eine fortgehende Offenbarung in dem Sinne der katholiſchen Kirche wäre an ſich wohl anzunehmen. Es würde dies vollkommen mit der beſtändigen Theilnahme des göttlichen Sohnes an den menſchlichen Begebenheiten übereinſtimmen. —

Die Kirche iſt ein Bündniß, das ſich zunächſt anſchließt an den ſichtbar gewordenen Sohn. Dieſer Begriff iſt philoſophiſch ganz richtig. Das hiſtoriſche Factum aber, und daß Chriſtus wirklich der Sohn Gottes ſey, zu entſcheiden, iſt nicht Sache der Philoſophie, ſondern der Religion und der Geſchichte. So wie ſich die allgemeine, unbeſtimmte Ahnung verhält gegen die ſpecielle beſtimmte Weiſſagung, ſo verhält ſich die Möglichkeit gegen die Wirklichkeit der Erſcheinung des göttlichen Sohnes. Jene wird von der Philoſophie vollkommen dargethan, dieſe aber liegt nicht in ihrer Sphäre. —

Wir müſſen nun noch das früher nur berührte Verhältniß des Vaters zur Welt näher beſtimmen. Wir ſagten nämlich (S. 235): der Vater iſt der Herrſcher der Welt, der König der Geiſter, mithin muß er auch als Geſetzgeber betrachtet werden und es fragt ſich nun, in welchem Sinne?

Bisher haben wir es in der Geſchichte der Weltentwicklung blos mit allgemeinen Naturgeſetzen zu thun gehabt; neben dieſen nun noch den göttlichen Weltherrſcher annehmen, als dieſe Naturgeſetze beherrſchend und willkürlich in ſie eingreifend, hieße ja, wie es ſcheint, alle Ordnung und Gewißheit zerſtören und der Willkür keine Gränze ſetzen. Die allgemeinen Weltgeſetze gelten ſo auch für die Gottheit ſelbſt, die andern ſpeciellen ſind zwar nicht abſolut, aber die Gottheit willkürlich mit ihnen ſpielen zu laſſen, wäre eine äußerſt unnatürliche Anſicht. —

So wie man aber dem Vater das Prädicat des Schöpfers in der Hinſicht beilegen kann, als er alle Weſen vollendet, das Ideal in ihnen zur Reife bringt, ſo liegen auch die Geſetze des Vaters auf einem ganz andern Gebiete, als die Naturgeſetze; das heilige Geſetz, das dem göttlichen Herrſcher zugeſchrieben werden kann, iſt das Sittengeſetz, als ein von den Naturgeſetzen weſentlich verſchiedenes, ja dieſen ganz entgegengeſetztes Geſetz. Alle Naturgeſetze beruhen auf dem Werden, der Beweglichkeit, Veränderung, Entwicklung; in aller Sittlichkeit und Tugend muß aber jeder etwas Feſtes, Beharrliches, Mäßigendes, Beſchränkendes anerkennen.

Bei der nähern Prüfung des Begriffes der Tugend und ſeiner Beſtandtheile und Elemente werden wir finden, daß ſie alle zuſammentreffen in dem Begriffe der Treue; Treue aber iſt ein Beharren, nicht aus Zwang, ſondern aus Liebe und Gehorſam.

Wie verträgt ſich aber dieſe Beharrlichkeit mit der in unſerm Idealismus angenommenen Beweglichkeit aller Dinge, und woher iſt ſie abzuleiten? Sie iſt natürlich ganz anderer Art als die Beharrlichkeit des Dinges, und wir haben ſie unter einem andern Namen ſchon einmal abgeleitet. Eigenthümliche Thätigkeit Gottes: das Anſchließen des Erdgeiſtes an das hülfsbedürftige, irdiſche Element aus Mitleiden, das Anhalten des Vaters aus Barmherzigkeit iſt ja nichts anderes, als ein ruhiges Beharren, damit die Natur ſich nicht zu ſchnell entwickele und ſo den Einzelnheiten Zeit gelaſſen werde, zur Vollendung durchzudringen. Von dieſem Beharren iſt im Sittengeſetze die Rede, von einer Ruhe und Beharrlichkeit, nicht aus Trägheit, aus Mangel an Thätigkeit, ſondern aus Fülle und Ueberfluß von Thätigkeit, die ſich ſelbſt noch für andere Weſen hingiebt und aufopfert. Es iſt ein freiwilliges Anhalten, eine Selbſtbeſchränkung aus unendlicher Liebe. Das Sittengeſetz iſt alſo ganz richtig als der Wille Gottes, nicht als Willkür anzuſehen. Die Tugend iſt Gehorſam gegen den Vater und Nachahmung des Sohnes. — Dies macht den Uebergang von der Religion zur Moral.

Jetzt, da die Naturgeſetze entwickelt ſind, und auch von dem göttlichen Geſetze die Rede war, läßt ſich auch die

Frage über die Wunder genauer beſtimmen und befriedigend beantworten.

Unſere idealiſtiſche Philoſophie ſtimmt über dieſen Punkt im Weſen mit der Religion überein. Daß der göttliche Geſetzgeber willkürlich und ſpielend in die Geſetze der Natur eingreiſe, iſt eine philoſophiſch wie religiös ganz verwerfliche Meinung. Dies göttliche Geſetz liegt in einer ganz andern Sphäre, und es bedarf dieſes zu ſeiner Beſtätigung gar keiner Wunder, es iſt für ſich ſchon hinlängliche Verkündigung des göttlichen Willens. Für den tugendhaften Menſchen offenbart ſich Gott als Geſetzgeber in jedem Augenblicke, wo er ſich des Sittengeſetzes bewußt wird, welches ſich ihm als ein göttliches Gebot von ſelbſt verkündigt. Man hat wirklich unrecht, auf die Wunder in der Religion ein allzugroßes Gewicht zu legen, und ihnen in der Geſchichte der Kirche gleichſam die bedeutendſte Stelle anzuweiſen; dieſes ganze Verfahren iſt nicht ſelten ſchwach und ſchwankend, und in ſolcher Art gegen die Einwürfe nicht zu retten, ſo unhaltbar dieſe auch oft ſind. — Es ſoll damit gar nicht geleugnet werden, daß ſich vieles in der Geſchichte überhaupt, und namentlich in der Geſchichte der Religion finde, was den Gang der gemeinen Natur überſteigt; aber der Gang der gemeinen Natur iſt noch nicht der Gang der Natur überhaupt und der anhaltenden oder ſteigernden und erhebenden Macht der Gottheit, ja auch ſchon des geſchaffenen Geiſtes. Es giebt Kriſen in dem Gange der Natur, wo höhere Kräfte thätig ſind und einwirken. Wie weit ſchon die Kraft des Geiſtes über den Körper gehe und dieſen beherrſchen und verändern könne, davon wird man ſich nicht leicht eine hinlängliche Vorſtellung machen; aber dieſe übernatürliche Einwirkung des Geiſtes über den Körper iſt noch kein Wunder, es iſt die Macht der Freiheit über den Gang der Nothwendigkeit.

Daß demnach in vielen Begebenheiten, die man in der Geſchichte der Religionen als Wunder anſieht, manches liegt, was den Gang der gemeinen Natur bei weitem überſteigt, iſt offenbar. Doch finden wir auch manches als Wunder aufgeſtellt, was an ſich keines iſt. Denn jene Alten ſahen vorzüglich darum eine Begebenheit als wunderbar an, weil ihnen eine höhere göttliche Bedeutung darin lag. Auf eine ganz verkehrte, irrige Weiſe hat man daher gegen den Sinn jener alten Traditionen manche Begebenheiten als Wunder erklärt. Das was das Weſen des *Wunders* ausmacht, iſt nicht der bloße Gegenſatz gegen die Naturgeſetze, ſondern die *Bedeutung*, das *göttliche Zeichen* mittelſt eines durch den geſetzgebenden göttlichen Willen angehaltenen, gelinderten oder geſteigerten und geſchärften Naturgeſetzes. Dieſes iſt das eigentliche Zeichen, deſſen die wahre Religion bedarf, und das der Philoſophie keineswegs widerſpricht. Der Begriff des Wunders als eines *göttlichen Zeichens* bezieht ſich auf die ſpecielle, beſtimmte Ahnung der innerlichen Fülle, der *Weiſſagung*, deren die Religion zu ihrem Zwecke durchaus bedarf.

Die Einwirkung göttlicher Kräfte auf die menſchlichen Begebenheiten widerſpricht gar nicht der Philoſophie, nur jene Anſicht verwirft ſie, nach welcher die Gottheit allgemeinen Naturgeſetzen ſollte *entgegen* wirken, wodurch die Gottheit als im Zwieſpalt mit der Natur angeſehen würde, oder gar die unwürdige Annahme, den Weltherrſcher mit kleinen, ſpeciellen Naturgeſetzen, ja Naturgewohnheiten ſpielen zu laſſen. In dieſem letzteren Falle des willkürlichen Spiels könnten viele Wunder eben auch von Einfluß des *böſen Princips* *) berühren, wie man ſehr richtig eingewandt hat, wo wir dann den quälendſten Zweifeln preis gegeben wären. Es iſt zu bemerken, daß alle Einwürfe gegen die Wunder, welche ſo wie dieſer das wahre Princip der Wunder anerkennen die treffendſten ſind — es folgt aus der Sache ſelbſt. —

---

*) Die irdiſche Trägheit und Beharrlichkeit kann freilich ſchon an ſich der Entwicklung des Geiſtes große Schwierigkeiten in den Weg legen und ſie auf mancherlei Art hemmen, aber den Entwicklungstrieb nicht vollkommen überwiegen; wo dies nun doch der Fall iſt, muß es andern Urſachen zugeſchrieben werden. Die ſchlechthin entſchiedene Oberherrſchaft des Egoismus iſt ſo unnatürlich, daß ſie nur aus dem böſen Princip zu erklären iſt; denn dieſes iſt ja nichts anders als der in allem aufs äußerſte getriebene, ſich ſelbſt verzehrende und zerſtörende und ſo auch das, was ihm nachhängt und dienet, in die Zerſtörung mit fortreißende Egoismus. Ueberall wo man die Spur hievon wahrnehmen kann, darf man den Einfluß des böſen Princips vorausſetzen, und ſo muß auch dieſer Einfluß

Die einzigen wahren Wunder, die unſere Philoſophie annimmt, ſind geiſtige Wunder, Zeichen, Andeutungen, Warnungen. Der göttliche Geiſt kann ſich dem Menſchen auf mancherlei Weiſe kund geben, auch durch Eingebungen, Ahnungen für die Zukunft warnen oder vorbereiten, und auch in kleinern und größern Begebenheiten bedeutende Zeichen wahrnehmen laſſen. Mit der philoſophiſchen Annahme der innigen Theilnahme des göttlichen Erdgeiſtes an den menſchlichen Begebenheiten ſtimmt dies vollkommen überein.

Endlich wenn das böſe Princip Einfluß auf die menſchlichen Dinge ausübt, ſo entſteht immer nur eine Art von negativen Wundern, indem der göttliche Geiſt die ſchädlichen Einwirkungen des böſen Princips immer wieder vereitelt und vernichtet.

Wir kommen nun, da der Begriff der Kirche näher beſtimmt iſt, auf das Verhältniß der Philoſophie zur Poeſie, oder da hier von allem, was in der Poeſie Kunſt iſt, nicht die Rede ſeyn kann, zur Mythologie. In Beziehung auf den erhabenen Zweck der Kirche erhält die Poeſie die hohe würdige Beſtimmung, jene älteſte Tradition der Mythologie, die ungeachtet der vielen Mißverſtändniſſe und Entſtellungen unverkennbare Spuren der erſten Offenbarung enthält, lebendig fortzupflanzen,

---

eines feindſeligen Geiſtes im Naturlauf und in der Entwicklung des Menſchen zu ſeinem Ziele nicht ein Anhalten oder eine Erhebung und Verklärung der Natur aus Liebe und Macht, ſondern Hemmungen und Störungen zu bewirken vermögen, die den Schein des Wunders haben können, oder vorgeſpiegelte Erhebungen und lügenhafte Verherrlichungen des chriſtlichen Geiſtes durch die Naturgeſetze; aber dies iſt es eben, was das Wunder ſelbſt ſeines eigentlichen Charakters beraubt und es nicht zum Zeugniß der Wahrheit, ſondern zur Lüge macht.

in ihrer edelſten Bedeutung aufzufaſſen, in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit und Fülle zu entwickeln, und durch die reichſte Blüthe und Schönheit der Darſtellung zu erheben und zu verherrlichen.

Allein da die höhere Erkenntniß der göttlichen Dinge nicht allein auf der wirklich ſchon geſchehenen Offenbarung beruht, ſondern auch auf Ahnung der letzten Weltentwicklung, auf Weiſſagung des zukünftigen Reichs Gottes, ſo erhält die Poeſie hier noch eine Richtung auf die Zukunft, die von eben ſo großer Würde iſt, wie jene Tradition der alten Mythologie. — Es wäre hier leicht zu zeigen, daß auch der Form nach jene Weiſſagung nichts als Poeſie ſeyn könne.

Die Poeſie erhält alſo im Verhältniß zu dem höchſten Zwecke der Kirche die doppelte Beſtimmung, jene alte Tradition lebendig zu erhalten und als Ahnung der himmliſchen Zukunft das gemeinſchaftliche Medium, das Band und die Sprache der Kirche zu ſeyn. Indem die Verkündigung jener Offenbarung und Weiſſagung das einzige iſt, worauf ſich die Sprache der Kirche beziehen kann, ſo erhalten wir das höhere Geſetz, daß alle Poeſie *mythologiſch* und *katholiſch* ſeyn müſſe.

Das Verhältniß der bildenden Kunſt zur Religion wird hier ebenfalls deutlich. Auch die urſprüngliche Beſtimmung aller Kunſt kann nur ſeyn, die göttlichen Geheimniſſe der Religion durch ihre Darſtellung zu verherrlichen. Soll die Kirche, als ſittliche Gemeinſchaft mit dem Göttlichen, unter den Menſchen Realität gewinnen in der Sinnenwelt, ſo iſt es nöthig, daß das unſichtbare Reich Gottes ſichtbar erſcheine. Die Kunſt iſt eine ſichtbare Erſcheinung des Reichs Gottes auf Erden, auch ſchon jetzt, ehe noch die Natur ihrer Feſſeln entledigt und verklärt iſt. In dieſer Hinſicht iſt die Kunſt ein Zweig der göttlichen Magie, welche den Zweck hat, das himmliſche ſichtbare Reich Gottes herzuſtellen, die Natur zu verklären, die Erde ihrer Feſſeln zu entledigen und ſie zu vollenden.

Wollte man blos Zierde und Anmuth zum Zwecke der Kunſt machen, ſo wäre ſie ſchlecht begründet, und die Einwürfe der-

igen ganz gerecht, die ſie als nutzlos ganz verwerfen. Die
enſchheit hat ernſtere und erhabenere Zwecke, als daß ſie ſo
l Thätigkeit und Kraft an eine bloße Zierde verſchwenden
llte, welche in der Natur ohnehin in einem weit größern und
llkommenern Maße angetroffen wird. — Aber etwas ganz
deres iſt es, wenn man die Bedeutung zum Zwecke der
unſt macht. Dieſe kann nicht wie die Schönheit und Anmuth
der Natur gefunden werden, weder in der äußern Natur, noch
der menſchlichen Geſellſchaft. Auch iſt die bildende Kunſt eine
gänzung der Wiſſenſchaft, in dem Punkte, wo Wiſſenſchaft
d Religion ſich berühren. Die Offenbarung, auf der alles
here im menſchlichen Geiſte beruht, iſt für den Menſchen, als
erhaben, doch nicht natürlich. Hier tritt nun die bildende
unſt ins Mittel, um durch die Deutlichkeit der ſinnlichen Dar-
llung ihm dieſe klar und deutlich vor die Augen zu ſtellen,
d ihn in ſinnvollen Bildern und Geſtalten von allen Seiten
t Zeichen und Andeutungen des unendlichen göttlichen Lebens
umgeben, und ihm ſo ſeine hohe Beſtimmung lebendig zu
gegenwärtigen.

Dieſe Bemerkungen führen uns auf die Betrachtung einer
unſt, die eigentlich etwas noch viel höheres iſt als die bil-
nde Kunſt, auf die Muſik und ihr Verhältniß zur Philoſophie.
an hat es verſchiedentlich verſucht, die Sprache überhaupt
s Empfindungslauten und Schallnachahmungen einzig und
ein herzuleiten. Dies mag wohl für einige äußerſt dürftige
d armſelige Sprachen wirklich der Fall ſeyn. Auf jene
rachen aber, deren Geſchichte wir am weiteſten verfolgen
nnen, iſt dieſe Entſtehungsart nicht anwendbar. Wären dieſe
s derſelben Quelle gefloſſen, ſo müßte natürlich die Armuth
d Rohheit zunehmen, je höher man hinaufſteigt; dahingegen
merken wir hier mit dem höhern Alter eine ſteigende Kunſt-
äßigkeit, Bildung und einfach erhabene Kraft und Schönheit;
dieſe muß alſo ein anderer Urſprung angenommen wer-
. Stimme, Schall gehört ſo weſentlich mit zur Thierheit,
willkürliche Bewegung. — Ueberhaupt iſt es die mehr oder
niger willkürliche Bewegung, die Annäherung zur Freiheit,

welche das Thier zum Thiere macht. Nun aber iſt bei der innern Thätigkeit und Bewegung eine größere Freiheit möglich, als bei der äußern, daher wird es ſehr begreiflich, wie bei der Stimme als innerer geiſtiger Bewegung vorzüglich das Bewußtſeyn ſich äußert. Der Menſch hat wie jedes Thier, das die Freiheit der innern Bewegung hat, einen urſprünglichen Schrei. Dann kann er zweitens, weil er ein nachahmendes Weſen iſt, auf die ſeiner Organiſation beigeſellten charakteriſtiſchen Schälle die willkürliche Bewegung anwenden, und andere Naturſchälle nachahmen. Wenn man alſo die Sprache blos natürlich erklären will, ſo haben wir zwei Quellen: Empfindungslaute und Schallnachahmungen. Zu denen dann freilich ſpäter das Princip der willkürlichen, vernünftigen Uebereinſtimmung kommt. Allein dieſer natürliche Entſtehungsgrund paßt nicht auf jene älteſten Sprachen, die je höher wir ſie verfolgen, eine größere Ausbildung und Kunſtmäßigkeit verrathen. Für dieſe muß ein anderer Urſprung angenommen werden und dieſer iſt — Offenbarung.

Anmerk. Der Schrei der Empfindung kann zum muſikaliſchen Ton veredelt werden, und dem nachahmenden Schall entſpricht auf eine höhere Art das Naturbedeutende in den Worten.

Ton iſt ein Schrei, ein Schall, der eine höhere Naturbedeutung hat, und eine harmoniſche Beſchränkung.

Die urſprüngliche Offenbarung der Gottheit läßt ſich nicht denken, ohne daß auf die Sprache des Menſchen eine göttliche Einwirkung geſchehen ſey. Mit einem mehr philoſophiſchen Ausdruck könnte man ſagen, es iſt eine Urſprache vorhanden geweſen, die mit einem Male entſtand, und im höchſten Grade kunſtmäßig und genialiſch war.

Die Form der Abſonderung widerſpricht der Geiſtigkeit, dieſer muß alſo abgeholfen, das Hinderniß aus dem Wege geräumt werden. Das organiſche Weſen muß ein Vermögen beſitzen der Mittheilung, der Verbindung, der Verallgemeinerung, im Gegenſatz der Abſonderung, der Vereinzelung, — dies iſt die Sprache.

Aber alle Sprache, ſelbſt die göttlich geoffenbarte, geht
nur auf die *Denkkraft*, die Einbildungskraft, das Dich-
gsvermögen, weit weniger aber auf das *Gefühl*.

Iſt nun aber das Gefühl die Wurzel alles Bewußtſeyns,
hat die Sprache in ihrer Richtung den weſentlichen Mangel,
ſie in dieſes nicht tief genug eingreift, blos ſeine Oberfläche
hrt und das ganze volle Bewußtſeyn des Menſchen nicht
eift und umfaßt. So große Reichthümer uns auch die
rache zu unſerm Zwecke darbietet, ſo ſehr ſie auch als Mittel
Darſtellung und Mittheilung ausgebildet und vervollkommnet
den kann, ſo muß dieſe weſentliche Unvollkommenheit doch
auf eine andere Weiſe erſetzt und die Mittheilung und
ſtellung ergänzt werden; und dieſes geſchieht durch die
ſik, die aber hier weniger als darſtellende Kunſt zu be-
hten iſt, wie als philoſophiſche Sprache, und eigentlich noch
höher liegt, als die bloße Kunſt. Alles Bemühen, eine allge-
e philoſophiſche Sprache zu finden, mußte ohne Erfolg blei-
weil man den Grundfehler der philoſophiſchen Sprach-
ache nicht berührt hat. — Fühlen und Wollen geht oft weit
das Denken hinaus; die *Muſik*, als *Begeiſterung*,
Sprache des Gefühls, die das Bewußtſeyn in ſeiner Ur-
le aufregt, iſt die einzige univerſelle Sprache, und das einzige
el für dieſelbe, das ſich rechtfertigen läßt, indem ſie eben
das innerſte Herz des Bewußtſeyns eingreift. Das Gefühl
allerdings nicht als Beherrſcherin des Bewußtſeyns den Vor-
, wohl aber in Rückſicht der Priorität und des Urſprungs.
Auch die höhere Sprache ſoll Muſik ſeyn; hier iſt Poeſie
Mittelglied, welches Muſik und Sprache verbindet. — Die
ik kann ſich zwar der Deutlichkeit der Sprache nicht ſo ſehr
hern, wie die Sprache in der Poeſie muſikaliſch ſeyn kann;
n ſo tief und unmittelbar in das Bewußtſeyn eingreifend,
entlich für das Gefühl, wie die Muſik, wird die Sprache
als ſeyn. — Die *wahre Muſik* kann nie etwas anders
ellen, als die unendliche Fülle und Einheit; hier erwacht
ganze volle Bewußtſeyn des Menſchen. In der muſikaliſch
rdenen Poeſie iſt dies zwar auch möglich; allein in einem

oder ſchwächern, unvollkommenern Grade. Die rechte Muſik wird jedem leicht verſtändlich ſeyn.

Die gemeine Sprache iſt zum Theil das Werk der willkürlichen vernünftigen Uebereinkunft.

Was nun endlich das Verhältniß unſerer Philoſophie zu den andern Philoſophieen betrifft, ſo iſt klar, daß der Idealismus, als vom Welt-Ich ausgehend, den Realismus ganz vernichtet und verſchlingt, er wird zum Theil ſelbſt Realismus, aber freilich höherer Art.

Gegen den Dualismus, welchen man im allgemeinen Sinn beſſer Myſticismus nennt, verhält ſich der Idealismus ganz anders; gradezu widerlegen kann er ihn nicht, weil er ſo viele Berührungspunkte und ſo viel Aehnliches mit ihm hat.

Der Myſticismus wird durch den Idealismus erklärt und auf ſeine Wurzel zurückgeführt, und ſomit alles Unverſtändliche und Streitende weggeräumt; an die Stelle des Myſticismus, der doch meiſt nur auf der älteſten mißverſtandenen Offenbarung beruht, tritt die Religion im Einverſtändniß mit der Philoſophie.

Ueber das Verhältniß der Philoſophie überhaupt zur Religion, und zwar zum chriſtlichen Glaubensſyſtem, müſſen wir uns weitläuſiger auslaſſen. —

Eine Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und der Glaubenslehren würde beweiſen, daß der Idealismus, Materialismus und Skepticismus nie allgemeine Denkarten ſeyn können; noch viel beſſer erhellt dies aber aus der Natur dieſer Denkarten ſelbſt. Der Idealismus ſetzt eine Stärke des Geiſtes und Lebendigkeit der Einbildungskraft voraus, die nicht überall und nur ſelten anzutreffen iſt; der Materialismus kann ſchon deswegen nicht in ſeiner ganzen Rohheit und ohne beſſere Beimiſchung allgemeine Denkart werden, weil er eine durchaus verkehrte Anſicht iſt, die faſt gar nichts wahres enthält; der Skepticismus endlich iſt nicht einmal Philoſophie, ſondern nur der Anfang dazu oder vielmehr die ihr vorhergehende Kriſis. Anders verhält es ſich mit den übrigen Syſtemen; — den Realismus und Myſticismus finden wir beſonders im Orient in einer Strenge und Conſequenz herrſchend, auf eine Weiſe, wie man ſie bei uns vergebens ſuchen würde, dagegen überwiegt in unſerem Zeitalter der Empirismus, den die Alten faſt gar nicht kannten; dieſer, als die ganz populaire Denkart, kann an und für ſich zu keiner höheren religiöſen Anſicht führen, er muß alſo mit dem Realismus und Myſticismus gemiſcht werden, wodurch denn dieſe zugleich eine Milderung und ſomit eine noch größere Objectivität erhalten. Der Durchſchnitt des Realismus und Myſticismus als derjenigen Syſteme, welche der allgemeinen Denkart am nächſten und den moraliſchen Bedürfniſſen am angemeſſenſten ſind, angenähert dem Empirismus, ſcheint überhaupt wohl die für die allgemeine Denk- und Faſſungskraft am beſten geeignete Anſicht zu ſeyn. —

Durch dieſe Miſchung werden die Härten der beiden erſteren Syſteme wechſelſeitig abgeſchliffen, der Empirismus aber erhöhet; ein conſequentes, ſtreng zuſammenhängendes, philoſophiſch ganz befriedigendes Syſtem kann es freilich nicht ſeyn, ein ſolches iſt auch eigentlich nur beim Idealismus möglich; — aber ein ſtrenges Syſtem paßt ohnehin ſchon wegen ſeines ſcheinbaren Widerſpruchs gegen die unmittelbare Objectivität für die meiſten Menſchen nicht, dieſe Objectivität beſteht eigentlich in der Gemeingültigkeit, und dieſer wird am beſten auf jene Weiſe entſprochen.

Der Idealismus müßte demnach, weil er den Geiſteskräften der meiſten Menſchen ſchlechterdings unangemeſſen iſt, nur eſoteriſche Anſicht bleiben; hiemit iſt jedoch bloß der poſitive Idealismus, die philoſophiſche Kosmogenie gemeint, nicht der negative Idealismus, die Polemik nämlich gegen alle anderen philoſophiſchen Syſteme und die dynamiſche Behandlungs-Art oder Methodenlehre ſämmtlicher Wiſſenſchaften; dieſer läßt ſich allgemein mittheilen, würde alſo, wenn freilich ein ſehr untergeordneter, doch immer der objective exoteriſche Theil der Philoſophie ſeyn.

Betrachten wir nun das chriſtliche Glaubensſyſtem, ſo finden wir, daß es eben durch das Anſchließen an ſo viele poſitive Lehren und populäre Vorſtellungs-Arten und durch

Beziehung auf Geſchichte empiriſch gemacht, einen ſo hohe Grad von Objectivität genießt. Das orthodoxe Syſtem vo Auguſtinus her iſt wirklich ein ſolcher Synkretismus, wie wir angegeben haben, zuſammengeſetzt aus myſtiſchen, realiſtiſchen und empiriſchen Elementen; es enthält im Weſentlichen Alles worauf es hauptſächlich ankommt, den richtigen Begriff de Gottheit und das Verhältniß dieſes Begriffs zur Moralität die Möglichkeit des Zweifels über die Freiheit und den Urſprung des Uebels iſt die ſchwache Stelle dieſes Syſtems, e läßt ſich in demſelben nicht ganz löſen, einen befriedigende Aufſchluß darüber kann nur der, freilich aber zur allgemeine Denkart untaugliche, Idealismus geben; der Zweifel muß alſ niedergeſchlagen und jene Probleme als für den menſchliche Verſtand unbegreiflich aufgeſtellt werden; dies iſt auch leich thunlich, da überhaupt ſo viel myſtiſches eingemiſcht iſt, da Unbegreiflichkeiten ſtatuirt werden können, ja inſofern das ganz Syſtem auf dem Glauben beruht, inſofern es in Rückſicht deſſelben das *unbezweifelt Rechte* enthält und für den allgemeinen Verſtand das paſſendſte, objectivſte, alſo das gemeinſchaftliche Band der Menſchen in ihrer ſittlichen Vereinigung iſt ſind wir ſogar berechtigt oder vielmehr verpflichtet, allem äuſeren öffentlichen Zweifel, ſo wie allen Veränderungen die beſtimmteſte Gränze zu ſetzen, worüber ſchlechterdings nicht hinaus gegangen werden darf.

Daß übrigens der Idealismus als eſoteriſche Philoſophi in eine exoteriſche eingehüllt ſeyn kann, zeigt uns das Beiſpiel von Leibnitz, der dieß ſelbſt ausdrücklich anerkannt und bekann hat, ſeine exoteriſche Philoſophie war das orthodoxe Syſtem, ſeine eſoteriſche aber durchaus idealiſtiſch; diejenigen, die ſi als Spinozismus haben ausgeben wollen, verſtanden ſie gewiß nicht.

Es fragt ſich jetzt nur, in welcher Form ſoll der Idealismu öffentlich erſcheinen, ohne demnach aufzuhören geheim zu bleiben? Dieſe Form ſcheint einzig die Poeſie zu ſeyn, welche dadurch dann auch als Kosmogenie zu ihrer älteſten Geſtalt zurückkehren würde, und ſo wäre hiermit zugleich (noch auf eine an dere Weiſe als vorhin) die Deduction und philoſophiſche Rechtfertigung der Poeſie geliefert.

Die Freiheit der Phantaſie könnte auf dieſe Art dennoch recht gut neben dem theologiſchen Syſtem beſtehen, ohne ärgerliche Mißverſtändniſſe und Mißverhältniſſe zu erregen, die allerdings entſtehen würden, wenn idealiſtiſche Ideen unter das Volk geriethen, bei welchem, wie geſagt, die unumgänglich dazu erfoderte Kraft der Phantaſie nicht allgemein iſt, und ſelbſt, wenn ſie es der Anlage nach wäre, doch durch die alle höheren Geiſteskräfte abſtumpfenden Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens vernichtet wird.

Noch eine andere Frage iſt in Rückſicht des Glaubensſyſtems ſelbſt zu beantworten, ob es nämlich nach den Zerrüttungen, die es erlitten und den Streitigkeiten, die über daſſelbe entſtanden ſind, als exoteriſche Hülle verſchwinden und durch ein neues erſetzt werden, oder ob es objectiv ſeyn und für alle Zeiten bleiben müſſe? — Wir wiſſen, daß es ſeiner ſcholaſtiſchen Compoſition nach in einer Miſchung von Realismus und Myſticismus, dem alten Synkretismus der Griechen beſteht, nur durch Anſchließung an das Poſitive dem empiriſchen Standpunkt angenähert; zugleich haben wir feſtgeſetzt, daß grade ein ſolches Syſtem der allgemeinen Denkart und Faſſungskraft am angemeſſenſten ſey; es bedarf alſo keiner großen Reformation, ſondern vielleicht nur einer ganz gelinden Correctur in der Form, um allen Streitigkeiten ein Ende zu machen.

Alles Realiſtiſche, das eigentlich böſe Princip in der Philoſophie, auch ſchon bei Plato und Ariſtoteles, müßte ganz herausgeworfen werden; es iſt auch nicht aus dem Chriſtenthum, ſondern aus der griechiſchen Philoſophie in das orthodoxe Syſtem gekommen. Der Myſticismus muß auf jeden Fall bleiben, und das Empiriſche iſt in einer exoteriſchen Philoſophie durchaus nothwendig; aber der Myſticismus allein dem Empirismus gegenüber würde die wildeſten und regelloſeſten Ungleichheiten hervorbringen; in dem alten Syſtem wird er durch den Realismus gebunden und objectiv gemacht; bei der Hinwegnahme deſſelben bedarf es alſo eines neuen Mittelgliedes und es fragt ſich, ob dieſes nicht der Skepticismus ſeyn könnte? — In und für ſich ſteht dieſer zwar dem Myſticismus und der allgemeinen Denkart entgegen; aber in einem mäßigen Grade und als Beimiſchung iſt er nicht allein dem Philoſophen, ſondern auch jedem Menſchen ein natürliches Bedürfniß; durch eine ſolche gelinde Miſchung des Myſticismus mit dem wohlverſtandenen Skepticismus ließe ſich alſo wohl das gewünſchte Ziel erreichen, indem ſo zugleich die Anlage zum Idealismus vorbereitet und alles deſſen Entwicklung Entgegenſtehende aus dem Wege geräumt würde; denn die exoteriſche Philoſophie ſoll zwar nicht die eſoteriſche, aber doch auch nichts enthalten, was dieſer geradezu entgegengeſetzt iſt, wie der Realismus.

Ob übrigens das chriſtliche Syſtem ſich auf dieſem Wege wirklich ohne zu große Abänderungen und Erſchütterungen modificiren ließe, dazu würde eine kritiſche Unterſuchung des Chriſtenthums ſelbſt, ſo wie aller ſeiner Streitigkeiten nöthig ſeyn. — Soviel läßt ſich aber im voraus beſtimmen, daß der Myſticismus ſowohl als der Empirismus eines kritiſchen Princips bedarf, wodurch erſterer geregelt, letzterem aber ſeine Stelle zum praktiſchen Gebrauch angewieſen und zugleich ſeine Gränze gezeigt würde, wo die höhere Anſicht beginnt.

Auch iſt zum Verſtehen der Offenbarung eine Erklärung von Nöthen, da ja das Verſtändniß nicht mit offenbart worden; wie wäre aber eine Erklärung möglich ohne Kritik?

Der Skepticismus ſoll blos dazu dienen, einen Geiſt der Kritik der bisherigen wiſſenſchaftlichen Behandlung der Glaubenslehre zu verbreiten, der dem Myſticismus das Gegengewicht halte und ihn an das Poſitive anbinde, überhaupt die praktiſche Anſicht reinige und feſtſetze.

Aus der Nothwendigkeit einer philoſophiſchen Kritik des in Bezug auf die Offenbarung eingeſchlagenen wiſſenſchaftlichen Verfahrens ergiebt ſich auch, daß nicht alle Mittglieder der Kirche die urſprüngliche Ueberlieferung derſelben in Händen haben ſollten; es kommt blos darauf an, daß das Weſentliche davon in einer objectiven Form mitgetheilt werde. Die Interpretation der Offenbarung, die Geſchichte und Quellen derſelben mit allen dazu gehörigen Kenntniſſen und Hülfsmitteln kommt nur der Kirche ſelbſt und ihren Theologen zu; die Menſchen an die Bibel verweiſen, führt nur eine Mißdeutung über die andere und die größten Aergerniſſe herbei; darum haben die Proteſtanten im höchſten Grade Unrecht, alles Symboliſche zu verwerfen, und ſich ſo blos und unmittelbar an der geſchriebenen Offenbarung zu halten. —

Das orthodoxe katholiſche Syſtem enthält eben alles Weſentliche der Religion, dieß Syſtem aber als ſolches und die Symbole ſind noch nicht die Religion ſelbſt, ſondern nur die objective Form für die Mittheilung; eine Form, wo die Auflöſung ganz wiſſenſchaftlich durchgeführt werden kann, muß aber nothwendig eine philoſophiſche ſeyn; denn eines Theils muß ſie ganz beſtimmt ſeyn und andererſeits kann nur eine philoſophiſche die Objectivität haben, die zu einem ſolchen allgemeinen Syſtem erforderlich iſt; — daß es ein ſyncretiſtiſches Syſtem ſey, und wie dies ungefähr conſtruirt werden müſſe, iſt ſchon gezeigt worden — m).

Achtes Buch.

Kritik der Moralprincipien.

Aus der Unterſuchung über das Weſen der Natur und der Gottheit geht für die Moral das Reſultat hervor, daß der Vater an der materiellen Schöpfung und Hervorbringung der Welt keinen unmittelbaren Antheil habe, da es ſo viele Productionen giebt, die unvollendet und ſo des Vaters als des höchſten Herrſchers noch nicht würdig ſind, ſondern daß er nur inſofern als Schöpfer anzuſehen ſey, als er das Göttliche und Ideale im Menſchen beſtimmt, als er Weſen vollendet, das Reelle in ihnen zur Reife bringt, ſie ihrem Ideale getreu macht. Eben ſo wenig aber, wie das Entſtehen der Natur ſelbſt, können auch die Geſetze der Natur von dem Vater hergeleitet werden. Alle Geſetze, die wir in der Welt-Entwicklung aufgefunden haben, ſind aus der erſten Liebe und Freiheit, aus der urſprünglichen Regung der Sehnſucht ganz natürlich hergeleitet worden, können alſo dem Vater gar nicht beigelegt werden.

Anmerk. Man kann dieſen Naturgeſetzen freilich eine höhere religiöſe Deutung geben, und ſo die erſte Sehnſucht, die Mutter aller Dinge, als wie von einer göttlichen Perſon erweckt anſehen. Dies iſt aber ein religiöſer Standpunkt, in philoſophiſcher Hinſicht ſind dieſe Geſetze blos natürlich und die Sehnſucht wird ohne weitere Vorausſetzung als der poſitive Anfang der Weltentfaltung betrachtet.

Die Geſetzgebung des Vaters liegt, wie früher ſchon bemerkt, in einer andern Sphäre. Er iſt der Stifter des von den Naturgeſetzen ganz verſchiedenen Sittengeſetzes, er lenkt und leitet, beherrſcht die höhere Bildung und Vollendung der Geiſter, die im Welt-Ich wurzeln.

Das Sittengeſetz iſt den auf der Beweglichkeit, Veränderung, dem Werden beruhenden Naturgeſetzen gerade entgegengeſetzt. Beharrlichkeit iſt ſein Charakter, aber ein Beharren, ein Ruhen, nicht aus Trägheit, Beſchränkung und Mangel an Leben, ſondern aus Fülle, aus überflüſſiger, lebendiger Kraft, aus unbeſchränkter, unendlicher Freiheit und Liebe. Damit die Welt ſich nicht unendlich ſchnell entwickele und dabei das Einzelne, was zur Verklärung noch nicht reif wäre, vernichtet würde, hält der Vater aus Uebermaß von Liebe und Barmherzigkeit die Kraft des Lichtes an, um auch dem Unvollkommenen Zeit zu laſſen, zur höchſten Vollendung durchzudringen.

Die Moral iſt alſo an den Satz anzuknüpfen, daß es ein Sittengeſetz gebe, welches der Wille des Vaters und dem Naturgeſetze entgegengeſetzt iſt.

Es ſcheidet ſich hier das Praktiſche vom Theoretiſchen.

In der Theorie des Bewußtſeyns und in der philoſophiſchen Phyſik fanden ein und dieſelben Geſetze Statt, und ſo bedurfte es dazu nur einer das Ganze der theoretiſchen Philoſophie umfaſſenden Einleitung; weil es aber nun in der Moral ein ganz anderes Geſetz giebt, ſo folgt, daß wir derſelben auch eine neue kritiſche Einleitung vorausſchicken, die verſchiedenen Anſichten und Moralſyſteme beſonders prüfen und beurtheilen müſſen.

Die Moral kann im ſtrengen Sinne keine Wiſſenſchaft ſeyn; denn das Princip, woraus ſie hervorgeht — das Sittengeſetz, als Wille Gottes, beruht auf dem Glauben, gehört ſomit der Religion an, und iſt nur zum Theil philoſophiſch erkennbar. Die Philoſophie kann wohl das Sittengeſetz nachweiſen — den Glauben beſtätigen, aber ſie kann den Glauben nicht hervorbringen.

Das Moral-Princip ſoll auf's Leben angewandt, es muß daher eine praktiſche Wiſſenſchaft (eine Disciplin) daraus entwickelt werden; welche Behandlungsart wird hierzu angemeſſen ſeyn?

Alle Wiſſenſchaften, die blos eine praktiſche Gültigkeit haben, müſſen eine techniſche Form haben. Die Mathematik iſt die reinſte praktiſche Wiſſenſchaft, und inſofern dürfte die mathematiſche Form die vorzüglichſte für die Moral ſeyn. Allein es verhält ſich mit der Moral anders, als mit den übrigen praktiſchen Wiſſenſchaften. Dieſe beruhen auf Vorausſetzungen, die theoretiſch nicht ganz gegründet ſind, d. h. ſie beruhen auf bloßen Vernunft-Principien, und ſtehen deshalb wie die Mathematik unter der Philoſophie. Die theoretiſche Ungewißheit hingegen bei den Vorausſetzungen der Moral kommt blos daher, weil der Gegenſtand zum Theile die Gränzen der Philoſophie überſteigt und dem Gebiete der Religion angehört. —

Die Form der Moral muß demnach eine eigenthümliche oder die philoſophiſche ſeyn. Es iſt nämlich klar, da das Sittengeſetz nichts mit dem Naturgeſetz und mit den theoretiſchen Principien überhaupt gemein hat, daß die Moral unabhängig von der Philoſophie beſtehen kann, wie es denn auch gute Moraliſten gegeben, die eigentlich keine Philoſophen waren.

Indeſſen uns kommt es darauf an, den Uebergang vom Naturgeſetze zum Sittengeſetze, das Verhältniß der Moral zur Philoſophie zu zeigen, darum liefern wir keine Moral in moraliſcher Form, ſondern bloß eine moraliſche Philoſophie oder eine Philoſophie der Moral.

Die Form unſerer Moral muß in allen Dingen der Form der Philoſophie gemäß ſeyn, und ſo werden wir auch hier die philoſophiſch-hiſtoriſche — oder genetiſche Methode anwenden. —

Da wir das Moral-Princip als philoſophiſch und religiös zugleich aufſtellen und doch die Erfahrung gemacht wird, daß es Moraliſten und ſittliche Menſchen giebt, die nicht eigentlich religiös ſind, ſo müſſen wir einem Mißverſtändniß vorbeugen: der blos ſittliche Menſch kann das Sittengeſetz wohl als ein Phänomen erkennen, das in ihm iſt — allein er wird nie philoſophiſch erkennen, daß und wie ein göttliches Geſetz der Wille Gottes ſey. Erſt hierdurch, wozu man auf dem religiöſen Wege gelangen kann, wird eine Moral-Philoſophie möglich. Ohne Religion kann man nie zu einer Moral-Philoſophie gelangen, darum iſt aber auch von den bloßen Moraliſten zu bemerken, daß ihre Moral doch mehr oder weniger unvollendet ſey, weil ſie ſonſt den Punkt würden gefunden haben, wo die Moral mit der Philoſophie verbunden werden kann.

Die vollſtändige Einſicht in das Sittengeſetz iſt nicht möglich, ohne daß man dieſen Punkt gefunden hat, wo die Moral vermittelſt der Theologie ſich an die Philoſophie anknüpft.

Wir machen nun aus dem ſchon oben angeführten Grunde: weil die Moral ihren eigenen Anfang haben kann — ganz dem Geiſte der Kritik gemäß — den Uebergang von der Philoſophie zur Moral durch eine Prüfung der verſchiedenen Moral-Syſteme.

Die Moral ſoll zur Philoſophie erhoben werden. Es iſt daher von dem höchſten Intereſſe, die verſchiedenen Wege zu betrachten, die bisher in der Philoſophie betreten wurden, die Moral anzufangen und zu begründen.

Wir fangen dieſe Kritik nicht ſyſtematiſch, ſondern mit ein Paar Syſtemen an, die, inſofern ſie auch von einem Sittengeſetze ausgehen, mit dem von uns aufgeſtellten Princip einige Aehnlichkeit haben, wo aber eine weſentliche innere Grundverſchiedenheit ſtatt findet.

Wir meinen das Kantiſche und das Fichtiſche Moral-Syſtem; das Fichtiſche ſchließt ſich zwar abſichtlich an das Kantiſche an, aber dennoch iſt ein ſehr tief gegründeter Unterſchied zwiſchen beiden nicht zu überſehen.

Beide, Kant und Fichte, gehen in ihrer Moral aus von reiner Selbſtbeſtimmung durch die Vernunft. Jede Moral aber, die bloß auf Vernunft-Principien gegründet wird, iſt an und für ſich verwerflich, da die Vernunft ja das Niedere, das Untergeordnete im menſchlichen Bewußtſeyn iſt, aus dem das Höhere ſich unmöglich ableiten läßt.

Aus der Vernunft aber kann auch die reine Selbſtbeſtimmung nicht einmal folgen, da die Vernunft ja gerade der beſchränkte, gebundene, ſeiner Freiheit beraubte Geiſt iſt, aus welchem die Freiheit auf keinerlei Weiſe herzuleiten iſt. Daher es ſehr begreiflich wird, wie alle Verſuche, die Freiheit aus der Vernunft zu deduciren, nicht gelingen konnten, weil man eben da die Freiheit ſuchte, wo ſie gerade nicht iſt, und nicht ſeyn kann.

Anmerk. Wenn der Philoſoph den Zuſammenhang zwiſchen der Moral und der theoretiſchen Philoſophie nicht findet, ſo kann er doch die Gültigkeit der Moralität anerkennen als eines von der Philoſophie geſchiedenen Princips. Allein er darf nicht wie Kant dieſen Zuſammenhang erkünſteln wollen, ſondern ſoll ihn lieber frei und offen geſtehen.

Die Kantiſche Moral iſt dialektiſch leicht und viel leichter als die Fichtiſche anzugreifen, da ſie eines Theils mit ſeiner theoretiſchen Philoſophie gar nicht zuſammenhängt, indem die Vernunft, welche in der Speculation ſkeptiſch vernichtet wird, in der praktiſchen Philoſophie ihre volle Gültigkeit haben ſoll. Andern Theils beruht ja Kant's Moral-Syſtem nach ſeiner eigenen Anſicht auf einem grundloſen Princip, indem er ſelbſt ſagt, daß das Sittengeſetz unerweislich iſt.

Um ſich den Beifall zu erklären, den das Kantiſche Moral-Syſtem durchgängig gefunden hat, muß man auf die Grundidee, von der er ausging, zurückgehen. Das Unſichere, Schwankende aller damals herrſchenden Moral-Syſteme führte Kant auf die Idee, ein ähnliches, ſchlechthin allgemein geltendes Geſetz, wie Newton in der phyſiſchen, auch in der moraliſchen Welt aufzuſtellen.

Dieſes Drängen nach Objectivität in der Moral führte ihn auch auf den Gedanken, alle Moral in Jurisprudenz zu verwandeln, indem dieſe, auf einer praktiſchen Nothwendigkeit, auf Principien, die ſelbſt von immoraliſchen Menſchen anerkannt werden, beruhend, ſolch eine Objectivität hat, daß ſie allein für ſich beſtehen kann. Aber das Streben nach Objectivität bewegte Kant noch zu etwas Anderem, was auf die in ſeinem Moral-Syſteme herrſchende Denkart noch größern Einfluß hatte: er ſchloß ſich nämlich ſo wie einerſeits an das Recht, ſo anderſeits an die Religion und zwar ganz poſitiv an das Chriſtenthum an.

Dieſe Tendenz iſt ſelbſt in den Haupt-Maximen und Begriffen gar nicht zu verkennen.

Allein es iſt auch bloßes Streben nach Objectivität, was Kant auf das Chriſtenthum führte, nicht innerer, natürlicher Zuſammenhang ſeines Syſtems mit den Grundſätzen des Chriſtenthums, und gerade hier zeigt ſich, wie wenig ſeine Moral mit ſeiner theoretiſchen Philoſophie zuſammenhange; denn alle jene chriſtlichen Begriffe folgen gar nicht aus dieſer, ſondern aus Nothbehelf, und mit einer gleichſam ſchwankenden Ueberzeugung greift er nach ihnen. —

Im Ganzen hat denn doch die Vernunft das Primat in ſeiner Moral; wie ſehr dieſes dem Geiſte des Evangeliums widerſpreche, braucht kaum gezeigt zu werden, denn nach dieſem iſt die Vernunft etwas Untergeordnetes, Niederes, ja ſelbſt Schlechtes und Verwerfliches.

Wenn daher auf eine Uebereinſtimmung der Grundſätze der Moral mit den Lehren des Evangeliums geſehen werden ſollte, ſo würde eine Philoſophie, welche, wie die unſerige, der Vernunft die nämliche untergeordnete Stelle anweiſet und ſie in Hinſicht des übermüthigen Gebrauchs des Egoismus ebenſo verwerflich findet, dazu vorzüglich ſeyn, und hier wäre es vollkommene Uebereinſtimmung, aus innerer Aehnlichkeit, nicht willkürlich grundloſes Anſchließen, wie bei Kant. In eine Moral aus bloßer Vernunft, wie er ſie doch hat liefern wollen, paßt das Chriſtenthum gar nicht; daher denn auch bei dem innern Mangel an Zuſammenhang und Conſequenz Alles unbeſtimmt hin und her ſchwankt, und alle Augenblicke in das Gebiet des Unglaubens hinüberſchweift.

Indeſſen verdankt die Kantiſche Moral gerade ihrer chriſtlichen und juridiſchen Tendenz ihre ſo allgemeine Verbreitung und Annahme, weil die Jurisprudenz und ganz beſonders das

Chriſtenthum in ſeiner Conſequenz einen ſehr objectiven, für ſich begründeten, unbezweifelten Werth haben. —

Die Schwäche des Kantiſchen Syſtems, ſeine innere Inconſequenz ſuchte Fichte durch eine ſtrenge Deduction des Moral-Princips aus dem erſten Grundſatze ſeiner Philoſophie zu heben: er hat wirklich die Moral rein aus der Vernunft hergeleitet. — Die Verſchiedenheit beider iſt beſonders in dem Begriffe der Freiheit merkbar. Kant iſt die Freiheit etwas ganz Myſtiſches, Unbegreifliches, was blos vorausgeſetzt und geglaubt wird; Fichte, als conſequenten Idealiſten, iſt das abſolut Höchſte das erſte Urſprüngliche, wovon er ausgeht.

Der Tendenz des Ganzen nach iſt auch Kant's Moral eine Moral der reinen Vernunft, da auch ſie von der reinen Selbſtbeſtimmung durch die Vernunft anfängt, was aber Fichte weit conſequenter durchführt; ſeine Moral iſt völlig identiſch mit ſeiner theoretiſchen Philoſophie, die gleichfalls mit der reinen Selbſtbeſtimmung des Ichs anfängt, und es iſt bloßes Anſchließen an Kant, wenn er die Moral von der theoretiſchen Philoſophie abgeſondert behandelt. Auch Fichte ſchloß ſich wie Kant an das praktiſch viel geltende, theoretiſch aber ſehr unvollkommene Naturrecht an, worauf er dann, wie auf die Moral, ſeine ſo künſtlich ausgebildete und in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo höchſt vollendete Methode anwandte. Das Urtheil über die Fichtiſche Moral ergiebt ſich von ſelbſt aus der Betrachtung, daß ſie auf der Vernunft beruht; denn wie kann eine auf ein untergeordnetes Vermögen gebaute Moral die rechte ſeyn? Aber auch eine reine Selbſtbeſtimmung aus Vernunft iſt nicht möglich, da die Vernunft ja gerade der beſchränkt gefundene, ſeiner Freiheit beraubte Geiſt iſt. Und daher konnte Fichte ebenſo wenig als Kant der Verſuch gelingen, die Freiheit aus der reinen Selbſtbeſtimmung — Selbſtgeſetzgebung der Vernunft herzuleiten. Beide drückt die nämliche Schwierigkeit, der nämliche Widerſpruch zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, der auf dieſe Weiſe auch nicht zu heben iſt; denn man ſucht da die Freiheit, wo ſie nicht iſt und nicht ſeyn kann. Schon bei den Stoikern iſt die Lehre von der Freiheit wegen dieſer Ableitung aus der Vernunft überaus ſchwer und unbegreiflich; bei Kant iſt es nun neuerdings der Fall, und bei Fichte, dem Conſequenteſten und in Rückſicht der Methode Künſtlichſten, am allermeiſten.

Anmerk. Es iſt einleuchtend, daß die vorzüglichſten der von dem Primat der Vernunft ausgehenden Moral-Syſteme für das Recht manches Bedeutende enthalten können. Das Recht nimmt eine der Moral weit untergeordnete Stelle ein und bezieht ſich blos auf das gemeine Praktiſche; allein ſelbſt für das Naturrecht wird doch die moraliſche Anſicht für die Endbetrachtung des Ganzen weit höhere Reſultate aufſtellen.

Daß übrigens beide Syſteme viel Vortreffliches enthalten, wird nicht geläugnet, und iſt ſchon aus dem Grunde leicht erklärbar, weil die Moral mit der theoretiſchen Philoſophie eben nicht in dem genaueſten Verhältniß zu ſtehen braucht und ſehr gut für ſich behandelt werden kann. Wir beſchränken uns übrigens in unſerer Kritik der verſchiedenen Moral-Syſteme auf das Grund-Princip und ſein Verhältniß zu der theoretiſchen Philoſophie jener Philoſophen; auf das Einzelne kann ſich unſere Unterſuchung nicht einlaſſen.

Die Kritik der Moral braucht überhaupt nicht ſo ausgedehnt zu ſeyn, wie die der theoretiſchen Philoſophie; ſie darf zu ihrem Zwecke unter den verſchiedenen Syſtemen nur diejenigen auswählen, die aus den höheren Gattungen der Philoſophie hervorgehen; auf die untergeordneten, denen eine niedere philoſophiſche Anſicht zum Grunde liegt, z. B. die der Epicureer, Cyrenaiker des Ariſtippus, der Franzoſen, Engländer, welche in dem Mitleide das Moral-Princip ſuchen, braucht ſie ſich nur oberflächlich einzulaſſen und kann ſie alle in Maſſe abfertigen.

Alle jene Moral-Syſteme, die das Vergnügen, die Luſt und das Gefühl des Mitleidens (und das Vergnügen, das wir dabei genießen) zum Grund-Princip ihrer Moral machen, alle dieſe gehen nur aus einer ganz niedern theoretiſchen Philoſophie, dem Empirismus, Materialismus hervor, ſind wie dieſe ſelbſt ſchlecht begründet, unhaltbar, ſich ſelbſt widerſprechend und aufhebend, und daher in der Geſchichte der Philoſophie von geringer Bedeutung.

Allenfalls verdiente der Unterſchied der Epicureer und Cyrenaiker (Ariſtippus), wovon die einen die poſitive Luſt in Bewegung, die andern die negative Luſt als Zuſtand der Ruhe, der Schmerzloſigkeit, als das höchſte Gut des Menſchen anſehen, einige Aufmerkſamkeit, indem hier die eine Anſicht offenbar ein edleres Streben verräth und mit einer großen Herrſchaft über die Sinnlichkeit und einer großen Strenge dieſer Herrſchaft ſich ſehr gut verträgt, während die andere das gemeine Vergnügen, den körperlichen Sinnenkitzel, weil da der Menſch weit lebhafter afficirt und bewegt werde, zum höchſten Gute machten, und ihm vor dem ruhigern, geiſtigen den Vorzug gab.

Allein es iſt überhaupt widerſinnig und widernatürlich, die Luſt zum Zwecke, ja zum Zwecke aller Zwecke zu machen. Die Luſt iſt etwas ganz Natürliches, ſie muß, wenn ſie wahr und rein ſeyn ſoll, von ſelbſt entſtehen, ſie läßt ſich nicht erkünſteln noch erzwingen. Weder Luſt noch Schmerz kann alſo zum Princip der Moral und des Naturrechts gehören; nicht zu erwähnen, daß ſich aus dem Princip der Luſt und des Vergnügens kein Princip des Rechts entwickeln und aufſtellen läßt.

Betrachten wir aber die Luſt in Beziehung auf die Theorie der Erinnerung, wo außer den Grundzahlen auch von den Grundgefühlen die Rede war, ſo erſcheint ſie in einem höhern Lichte: die wahren Freuden und der wahre Schmerz ſind wirkliche Offenbarungen der Natur. In dem ſtarken, reinen, von ſelbſt entſtehenden begeiſterten Gefühle der Luſt offenbaren ſich die Geheimniſſe der Natur, es öffnen ſich die innerſten, verborgenſten Quellen, und aus der geheimſten Tiefe ihres unendlichen Lebens regen die Grundkräfte ſich auf und ergreifen den Menſchen mit einer unwiderſtehlichen Macht und Stärke.

Nicht allein in dem Gedanken, ſondern ganz vorzüglich in dem Gefühle iſt die Wurzel und die Quelle alles Bewußtſeyns der Natur und Wahrheit, und in jenen Grundgefühlen tritt die höhere Natur des Menſchen aus dem dunkeln Seelengrunde in ihrer reinſten, erhabenſten Geſtalt auf. Jedes wahre, inhaltsvolle Vergnügen iſt, wie das Gefühl ſelbſt, etwas Ernſtes, Urſprüngliches, Heiliges; dieſes zum Zwecke machen, berechnen, erkünſteln oder erzwingen wollen, hieße es entweihen, zerſtören und gleichſam Hand an ſeine eigene Organiſation legen. —

> Anmerk. Wer die Luſt erkünſteln will, zeigt deutlich, daß er die wahre Luſt gar nicht kenne, der Begeiſterung nicht fähig ſey. Die abſichtsloſeſte Luſt iſt die höchſte: — ein recht vergnügtes Kind wird es immer unbewußt ſeyn.

Wer das Vergnügen berechnet, gibt dadurch hinreichend zu erkennen, daß er ohne alle Begeiſterung ſey. Da nun gerade dieſe der Anfang alles Höhern im Menſchen iſt, ſo kann man leicht zeigen, daß ſein Vergnügen kein höheres, wahres, inhaltsvolles Gefühl, keine reine, geiſtige Freude ſey, da dieſe keinen andern Gegenſtand haben kann, als die unendliche Welt, und ohne Begeiſterung gar nicht zu denken iſt.

Nur wenn man der wahren Begeiſterung nicht fähig iſt, dieſe gar nicht kennt, kann man die Luſt erkünſteln und erzwingen wollen, oder behaupten, jedes Vergnügen, das ſich eben über das Gemeine, Sinnliche, Thieriſche erhebt, ſey ein höheres, geiſtiges Gefühl, wie denn jene Moral-Philoſophen ſich immer darauf berufen, daß ihre Luſt durchaus nur ein höheres, geiſtiges Vergnügen ſey. Allein durch die Beziehung auf das Unendliche erhält das Gefühl eine höhere Geſtalt, und inſofern es bei ſeinem Erwachen den Menſchen über die Schranken des gewöhnlichen Bewußtſeyns in die unendliche, göttliche Welt hinwegreißt, iſt es nothwendig mit der Begeiſterung verbunden; dies gilt auch von dem Vergnügen, wenn es anders eine wahre, reine, geiſtige Freude iſt, und nicht ein beſchränktes irdiſches Gefühl.

Den höchſten Grad von Verkehrtheit und Entartung hat die franzöſiſche Schule erreicht. Hier iſt gar nicht an jenen Unterſchied zwiſchen Vergnügen in Ruhe und Bewegung zu denken, ſie iſt weit entfernt, das Vergnügen, wie Epikur, im Negativen zu ſuchen, ſie nimmt die Luſt ganz grob und materiell, ohne daß dabei an ein philoſophiſches Princip gedacht werde.

Die engliſche Schule, welche die Moral auf ein ſympathetiſches Moral-Gefühl baut, iſt nur um ein Weniges von dieſer ganz groben, verkehrten Anſicht entfernt. Die feinere Luſt, die in der Rührung, dem Wohlthun gefunden wird, iſt denn doch immer nur Luſt, freilich auf ein weit edleres, patriotiſches, geſelliges Gefühl gegründet, aber Vergnügen bleibt der einzige höchſte Zweck in Beziehung auf ſich ſelbſt, — Egoismus der Grundcharakter.

Dieſe ſympathetiſche Moral ward bloß deswegen ausgedacht, um in die Moral des Egoismus einige Objectivität zu bringen. Das Princip des Vergnügens, an die Spitze der Moral als das höchſte Gut des Menſchen und letztes Ziel aller ſeiner irdiſchen Beſtrebungen geſetzt, muß wirklich in den zügelloſeſten Egoismus ausarten, und die geſelligen Verhältniſſe verkehren und vernichten. Um nun die höhern Anſprüche der Menſchheit auf einige Weiſe zu retten, ſuchte man den Begriff des Vergnügens, ſo viel es ſich immer thun ließ, zu verfeinern und zu veredlen. Allein das Grundprincip blieb auch unter dieſer annehmlichen Geſtalt immer daſſelbe. Wenn bei einigen engliſchen Moraliſten dieſe Beziehung auf ſich ſelbſt, dieſer feine Egoismus nicht ſtatt hätte, ſo wäre ihr Gefühl als reines Mitleid zu erklären.

Es ließe ſich nun ſehr gut die Möglichkeit einſehen, daß man den Verſuch machte, die Moral, anſtatt auf Vernunft- oder Rechts-Principien, wie bisher ſo oft geſchehen iſt, auch auf das Gefühl zu gründen, und dieſes würde auch mit unſerer Philoſophie harmoniren, wo dem Gefühle der Vorzug vor dem Bewußtſeyn gegeben worden; aber dieſes müßte denn doch vor allen Dingen ein wirklich und wahrhaft höheres, auf das unendliche Göttliche ſich beziehendes Gefühl ſeyn. Ein ſolches iſt im Ganzen die Liebe; eine wahre Moral des Gefühls würde alſo gleich bedeutend ſeyn mit einer Moral der Liebe. Dieſes iſt nun gar nicht anwendbar auf das ſympathetiſche Gefühl des Wohlwollens, des Mitleidens, der Rührung; dieſes iſt zwar edler, geſelliger und wohlthätiger, als die gemeine Sinnenluſt des groben Egoismus, aber immer doch noch ein niederes, beſchränktes, endliches, ſinnliches Gefühl.

Alle jene Moral-Syſteme, die Kant die heteronomiſchen nennt, können als aus einer niedern theoretiſchen Anſicht, aus einer empiriſchen Philoſophie hervorgehend, in unſerer Unterſuchung auf eine prüfende und erläuternde Kritik gar keinen Anſpruch machen. Dahingegen haben wir vorzüglich auf jene zu ſehen, die aus den drei höhern Arten der Philoſophie hervorgehen, dem Realismus, Dualismus und Idealismus. Von der letztern Art (aber eines unvollendeten Idealismus) waren die bereits betrachteten Moral-Syſteme von Kant und Fichte; auch gehört das ſtoiſche, welches mit dieſen beiden faſt auf eins hinauskommt, dahin.

Geht man die Geſchichte der Moral mit Aufmerkſamkeit durch, und ſieht beſonders auf jene Principien, die eine ſehr philoſophiſche Deutung zulaſſen, ſo findet man, daß das Princip der Vollkommenheit am meiſten ausgebreitet ſey, verſchiedenartigen Syſtemen gemeinſchaftlich zum Grunde liege, und je nachdem die Elemente der theoretiſchen Philoſophie verſchieden ſind, auch eine andere Deutung erhalte. Es verdient alſo dieſes Princip eine beſondere Prüfung.

Gegen das Princip der Vollkommenheit überhaupt läßt ſich der Einwurf machen, daß es ein bloß theoretiſches Princip ſey, das keine praktiſche, moraliſche Gültigkeit haben könne.

Nach dieſem Princip wird auf die eine oder die andere Weiſe Tugend und Sittlichkeit für einerlei erklärt mit der Realität. Je mehr der Menſch von dieſer beſitzt, deſto ſittlicher iſt er. Dieſes iſt eine theoretiſch vollkommen begründete Wahrheit. Der Vater iſt nur inſofern der Schöpfer zu nennen, als er alle Weſen zur Vollendung hinführt, das Reelle in ihnen zur Reife bringt; und nur das, was zu dieſer vollendeten Reife durchgedrungen iſt, was unter der Leitung des Sittengeſetzes zur ſchönſten Eigenthümlichkeit ſich ausgebildet hat, hat natürliche, wahre Realität. Der Menſch muß ſich ſelbſt die höchſte Realität, die Unſterblichkeit verſchaffen. Der unſittliche Menſch hat, von dem höchſten Standpunkt angeſehn, gar keine Realität; wo das Individuum ſich nicht zur ſittlichen Vollendung durcharbeitet, da kann auch keine höhere individuelle Realität entſtehen. Nur das Gute, ſittlich Vollkommene iſt das Reelle, was unſterblich leben wird, während das Böſe trotz allem Schein von Kraft und Herrſchaft ſich am Ende in Leerheit und Nichtigkeit auflöſt. Allein dieſes iſt ein bloß theoretiſches Princip, das zu keiner wahren Moral verhelfen kann. Von dem eigentlich Moraliſchen iſt da gar nicht die Rede. Dieſes liegt viel höher. Um das Böſe in und außer uns mit Erfolg zu bekämpfen, und auf jenem Wege nach der höchſten Vollendung durch alle Hinderniſſe hindurch mit Muth und Kraft raſtlos weiter zu ſtreben, bedarf es eines andern Princips, als dieſer bloß theoretiſchen Einſicht, die zum Gebrauche auf keine Weiſe dienen kann. Wie wenig das Princip der Vollkommenheit zur wahren Moral führe, zeigt ſich auch ſehr deutlich bei der Frage über das Recht, die hieraus nicht befriedigend zu beantworten iſt.

Das auf das Princip der Vollkommenheit gegründete Moral-Syſtem kann nur aus einer der höhern Arten von Philoſophie entſpringen. Wenn dieſes nun doch zu keiner wahren Moral führt, ſo liegt der Grund entweder in der Art der höhern Philoſophie ſelbſt, die, wie z. B. der Realismus, eine unrichtige iſt, keine gute Moral aufzuſtellen vermag; oder darin, daß die Philoſophie, woraus das Moral-Princip entwickelt wurde, ſelbſt noch nicht genug vollendet war, wie dieſes bei dem Idealismus meiſtens der Fall iſt.

Das Princip der Vollkommenheit iſt verträglich mit allen drei Arten der höhern Philoſophie. Wir wählen zur nähern Erläuterung und Beſtätigung dieſer Behauptung drei Haupt-Repräſentanten dieſer Gattungen: Plato und Ariſtoteles bei den Alten, und Spinoza bei den Neuern.

Obgleich die platoniſche Moral in ſehr naher Beziehung auf die Religion und die Gottheit zu ſtehen ſcheint, ſo beruht ſie doch einzig und allein auf dem Princip der Vollkommenheit. Der ewigen Urbildung gemäß zu leben und zu handeln, und der Gottheit, als dem reinſten und höchſten aller Urbilder ſo ähnlich wie möglich zu werden, dieß iſt das weſentliche, durchgehende Princip der platoniſchen Moral, wenn es auch nicht mit ſo beſtimmten Worten geſagt iſt. Hier iſt von keinem Willen der Gottheit die Rede; Platons Tugend iſt eine Kunſt; denn einem Urbilde ſich ähnlich zu machen, iſt ein künſtleriſches Geſchäft, iſt Sache der ruhig und beſonnen fortſchreitenden, allmälig und planmäßig ſich vervollkommnenden Bildung. In dringenden und ſchwierigen Verhältniſſen des wirklichen Lebens iſt aber oft gar keine Zeit vorhanden, ſo künſtleriſch zu Werk zu gehen. Das Leben zu einem göttlichen Kunſtwerke auszubilden, iſt ein erhabenes Geſchäft, das aber unmöglich als abſoluter Zweck für alle Menſchen kann aufgeſtellt werden. Allenfalls an den ruhigen Beſchauer, den Prieſter, ließe ſich dieſe hohe Forderung machen, nicht aber an Denjenigen, der im Leben raſch zu handeln hat, — den Krieger, den arbeitenden Geſchäftsmann, die im ſtürmiſchen Drange der Begebenheiten zu dieſer ſtillen, allmäligen, kunſtmäßig berechneten Entwickelung und Bildung weder Gelegenheit noch Muße finden.

Auch ließe ſich mit Grund der Einwurf machen, daß der Vater für den Menſchen eine viel zu unverhältnißmäßige Größe ſey, als daß dieſer ihm ähnlich zu werden ſtreben ſolle. Es läßt ſich daraus keine Formel ableiten, nach welcher der Menſch leben könnte. Die Gottheit iſt zu weit erhaben über den Menſchen, als daß das Streben, ihm ähnlich zu werden, fruchtbar ſeyn könnte.

Hier ſtellt die chriſtliche Moral das für die menſchliche Thätigkeit weit angemeſſenere Gebot auf, den Willen des Vaters zu thun, indem man dem Sohn nachahme.

Mit dieſem platoniſchen Princip der höchſten Vollkommenheit, als Gott-Aehnlichkeit gedacht, iſt ein anderes im Oriente ſehr verbreitetes nahe verwandt, welches fordert, daß man ſich ſelbſt völlig vernichte, um ſich mit der Gottheit zu vereinigen, ſich ganz in dieſelbe aufzulöſen und zu verlieren. Die höchſte Vollkommenheit, wie ſie Plato verlangt, iſt von dieſer excentriſchen Idee nicht ſehr weit entfernt. — Es iſt dieſes ein höchſt gefährliches Princip, da es den Menſchen antreibt, ſein eigenſtes, innerſtes Selbſt, ſein höchſtes, eigenthümlichſtes Leben gewaltſam zu zerſtören.

Ariſtoteles, ungeachtet ſeine theoretiſche Philoſophie idealiſtiſch iſt, hat dieſe doch nicht weit genug fortgeführt, um das wahre Moral-Princip zu finden. Unter einer andern Form ſtellt auch er nur das Princip der Vollkommenheit auf; nach ihm iſt die reine freie Thätigkeit die Tugend. Daß er ſich die Vollkommenheit als Thätigkeit denkt, iſt ganz dem Charakter ſeines Idealismus gemäß.

Wahr iſt es, daß ein Menſch nur ſo viel Realität hat, als wahre Thätigkeit in ihm iſt. Könnte man die ganze Exiſtenz eines Weſens durch alle Formen ſeiner Entwickelung durchgehen, ſo würde die Realität, die zurückbliebe, die Sittlichkeit beſtimmen, die es in jeder dieſer Formen gehabt hätte. Allein das iſt immer nur eine Einſicht, die praktiſch gar nicht anwendbar iſt. Eben daß es für den phyſiſchen (ſo zu ſagen) und theologiſchen Theil der Philoſophie nichtig iſt, zeigt, daß es für den moraliſch — praktiſchen Theil nicht brauchbar ſey.

Des Ariſtoteles Princip der Thätigkeit iſt kein anderes, als das der Vollkommenheit, und daher gilt von ihm das Nämliche, was von dieſem geſagt worden.

Noch iſt in ſeiner Moral ein Princip vorhanden, welches mit der wahren Philoſophie ſehr übereinſtimmend ſcheint, nämlich — daß alle Tugend in der Mitte liege.

Die wahre, ſelbſtſtändige Thätigkeit muß freilich die Extreme umfaſſen und alſo in der Mitte liegen, aber hier fragt es ſich eben, ob die Moral dieſe vollſtändige Thätigkeit fordere, oder nur jene mittelmäßige, die die Extreme bloß vermindert. Dieſer Begriff des Maaßes kommt übrigens in ſeiner Philoſophie nicht vor. Vielleicht ſchöpfte er ihn gar nicht aus dieſer, ſondern aus der gemeinen griechiſchen Praxis, wo das Princip der Mäßigung, der Schicklichkeit eine Volksidee war, wie bei den Chriſten die Liebe, die Aufopferung, die Demuth.

Auch würde es bei der Frage über die wahre Bedeutung des ariſtoteliſchen Begriffs des Maaßes darauf ankommen, ob er es annimmt als reine Selbſt-Beſchränkung, oder ob er es bezieht auf eine Beſtimmung des Maaßes, durch Gott der allen Weſen ihr Maaß beſtimmt und angeordnet habe. Im erſtern Falle würde dann dieſes Princip nahe an die ſtoiſch-fichtiſche Vernunft-Beſtimmung gränzen, im zweiten aber mit unſerm Moral-Princip übereinſtimmen. Wahrſcheinlich aber iſt der ganze Begriff einzig aus der griechiſchen Volks-Moral genommen.

Man hat viel gegen die unvollkommene, unſyſtematiſche Form der ariſtoteliſchen Moral geſagt; allein erſtens iſt die Aechtheit dieſer moraliſchen Schrift des Ariſtoteles gar nicht vollkommen verbürgt; dann war dieſes aus ſeiner Philoſophie leicht zu erklären, indem darin bewieſen wird, daß eine ſtreng wiſſenſchaftliche Moral nicht möglich ſey, was mit dem Reſultate unſerer Philoſophie einigermaßen übereinſtimmte. Allein aus jener Unwiſſenſchaftlichkeit der Moral ſchloß er überhaupt, daß die Moral auf Erfahrung ſich gründen müſſe, wie er ſie dann auch als Wiſſenſchaft ſehr herabſetzte.

Daß Ariſtoteles aus der Moral eine Empirie macht, iſt irrig und verkehrt, und eben darum iſt ſie auch ſo ſpeciell und local, und für unſere Zeit ſo wenig brauchbar.

Die merkwürdige Moral des Spinoza gründet ſich ebenfalls auf das Princip der Vollkommenheit. Die Tugend iſt ihm die höchſte aller Realitäten. Ueberhaupt iſt die Identification der Sittlichkeit und der Realität im Realismus zu Hauſe, welcher ja kein anderes Princip anerkennt, als das der reinen, einzigen, untheilbaren Realität.

Die Untauglichkeit dieſes Princips zur Moral findet ſich hier am deutlichſten. Alles Recht fällt bei Spinoza weg, er behandelt es bloß als willkürliche, menſchliche Einrichtung. Die Begriffe von Pflicht, Gewiſſen, kurz alle, die ſich auf Geſetz oder Gebot beziehen, ſind ihm ohne allen Gehalt, und er erkennt in ihnen nichts Wahres, Urſprüngliches und Reelles. Uebrigens iſt ſein Moral-Syſtem noch das vollkommenſte, und ſo vollkommen, als ein auf das Princip der Vollkommenheit gegründetes Moral-Syſtem ſeyn kann.

Das Intereſſanteſte in ſeiner Moral iſt das Verhältniß zur

Gottheit, das dem nach Tugend ſtrebenden Menſchen gegeben wird. Spinoza nimmt zwei Haupttugenden an: Animoſitas und Generoſitas, wovon die eine die göttliche Kraft des Menſchen aufregt in Beziehung auf ihn ſelbſt, die zweite dieſe Kraft in Beziehung auf andere Menſchen begreift. Das Wichtigſte iſt das Verhältniß dieſer Kraft zur Gottheit. Er behauptet daß der Menſch, inſofern er Gott erkenne, und dieſer Erkenntniß gemäß handle, in unſerer Sprache zu reden, Gottes Geſetze befolge, ſelbſt Gott ſey; daß, je tugendhafter der Menſch, deſto mehr Gott in ihm und er Gott ſey. Die Göttlichkeit, könnte man daher ſagen, ſey Spinoza's Moral-Princip.

Daß der tugendhafte Menſch durch die Erfüllung des göttlichen Geſetzes, die Nachahmung Gottes, ſelbſt Gott werde, dieſes kann die Andeutung einer erhabenen Wahrheit enthalten. Es iſt eine würdige theoretiſche Anſicht, allein mißverſtanden könnte ſie für die Moral zu etwas ſehr Immoraliſchem führen, dem Hochmuthe, der aller Sittlichkeit ſchnurgerade entgegenſteht.

Jede Moral, die ſich auf den Begriff der Gottheit bezieht, ohne ein Geſetz als Willen Gottes anzuerkennen, ſondern bloß entweder eine Nachahmung, ein Aehnlichwerden oder ein Streben nach der Wiedervereinigung mit der Gottheit, oder ein Göttlich-Seyn- oder Werden fordert, iſt einzig und allein ein Moral-Syſtem der Vollkommenheit. Jener Vorwurf, welcher dem Moral-Syſteme der Vollkommenheit, beſonders in der Form, wie es bei Spinoza erſcheint, gemacht werden kann: — daß es leicht zur Immoralität führe, und geradezu das böſe Princip befördere, inſofern es den Keim zum Hochmuthe enthalte, trifft auch die auf ein Vernunft-Princip gebauten Syſteme, und zwar ganz vorzüglich das ſtoiſche. Kant hat ſich ſehr dagegen zu verwahren geſucht, und wenn es bei Fichte nicht ſo ſtark erſcheint, wie dieſes dem Charakter ſeiner Denkart gemäß ſeyn müßte, ſo liegt der Grund davon in andern Umſtänden des Zeitgeiſtes, der ihm nicht erlaubte, ſich ſo kräftig wie die Stoiker zu äußern, in der freiwilligen Selbſtbeſchränkung ſeiner Denkart, und einer geheimen Furcht vor dem Reſultate, worauf ihn eine ſtreng fortgeführte Conſequenz leiten müſſe.

Schleiermacher's Moral iſt wohl auch ein Syſtem der Vollkommenheit, aber er iſt für das Eigenthümliche in der Sittlichkeit. Ueber den Begriff der Eigenthümlichkeit werden wir am Schluſſe unſerer Moral ſprechen.

Von dem ſtoiſchen Moral-Syſteme läßt ſich ſagen, daß es eigentlich immoraliſch ſey, weil es ganz beſonders auf einem Ideal von Kraft beruht, welches nothwendig zum höchſten Hochmuth führen muß, da hingegen von den andern Syſtemen der Vernunft und der Vollkommenheit doch nur zu ſagen iſt, daß bloß der Keim zum Hochmuthe in ihrem Princip liege. Ueber die Stoiker iſt Schleiermacher's Kritik der Moral nachzuſehen.

Wir ſind in unſerer Unterſuchung zuerſt von jenen Syſtemen ausgegangen, die, inſofern ſie ſich auf ein Sittengeſetz gründen, mit unſerer Philoſophie einige Aehnlichkeit haben, aber inſofern ſie die ſittliche Geſetzgebung aus der Vernunft ableiten, verworfen wurden. Dann folgten die empiriſch-materialiſtiſchen Syſteme der Engländer und Franzoſen, die, als aus einer ganz niedrigen philoſophiſchen Anſicht hervorgehend, keine nähere Prüfung verdienten, und endlich die auf das Princip der Vollkommenheit gebauten. Alle dieſe Moral-Syſteme betrachten die Moral bloß theoretiſch und ſind ſchon darum für das praktiſche Leben mehr oder weniger unbrauchbar. Man könnte zwar der moraliſchen Anſichten noch mehrere anführen, aber ſie werden in unſerm Syſteme ſelbſt gelegentlich ſchon ihre Stelle finden. So hat man verſchiedentlich verſucht, eine Moral aufzuſtellen, deren Princip die Liebe iſt. Die Untauglichkeit dieſes Princips liegt, alles Andere gar nicht gerechnet, ſchon in der gänzlichen Unanwendbarkeit auf alle Rechtsfälle.

Auch könnte man die Selbſtſtändigkeit zum Hauptgrundſatze der Moral machen wollen; dann müßte man aber die Selbſtſtändigkeit nicht bloß auf die Vernunft, wie Fichte, ſondern auf die ganze Kraft des Menſchen beziehen.

Die Liebe iſt der ſittliche Trieb des Menſchen. Der ideale Begriff der Liebe gehört weſentlich mit zur Sittlichkeit.

Auch die Selbſtſtändigkeit, die Freiheit, als geſammte ausgebildete Kraft des Menſchen, iſt eine unerläßliche Bedingung der Tugend. Dieſe beſtehe nun, worin ſie wolle, ſo muß doch eine ſelbſtſtändige Kraft daſeyn, das für gut und ſittlich erkannte mit entſchloſſenem, ſtandhaftem Willen zu wirken, und alle Hinderniſſe, die ſeiner Ausübung ſich entgegenſtellen, durch beharrliche Thätigkeit zu überwinden. Auch müſſen alle Kräfte des Menſchen zu dieſem Endzwecke verbunden ſeyn. Ein Menſch, der keine ſelbſtſtändige Kraft, oder in der Sprache des gemeinen Lebens zu reden, keinen Charakter hat, kann auch nicht ſittlich ſeyn.

Beide Begriffe, der Selbſtſtändigkeit ſowohl als der Liebe, gehören weſentlich zur Sittlichkeit. Allein ein taugliches Moral-Syſtem läßt ſich nicht auf ſie bauen. Iſolirt, an und für ſich betrachtet, ohne Beziehung auf ein göttliches Geſetz, fallen ſie ganz zuſammen mit dem Princip der Vollkommenheit.

Die ſittliche Liebe für ſich betrachtet iſt der reine, ſittliche Trieb. — Der Menſch, würde es dann heißen, der die bloß ſittlichen Triebe hat, iſt der unvollkommene, der den höheren ſittlichen Trieb hat, iſt der vollkommenere. Allein dieſes iſt eine bloß theoretiſche Betrachtung, die zu einem wahren ſittlichen Leben und Handeln nichts beitragen kann.

Man kann zwar einer Moral nicht vorſchreiben, was aus ihr folgen ſoll, als wenn z. B. kein Naturrecht ſich aus ihr ableiten ließe. Allein ſie muß praktiſch überhaupt ſeyn. Dieſes iſt eine abſolute Forderung, die ſich nicht beſeitigen läßt. Alle Praxis aber muß ausgehen von einem Geſetze, einer Methode, die befolgt werden ſoll, und wodurch alle Triebe und Kräfte des Menſchen geregelt, geordnet und gemäßigt werden.

Es kann hier nun auch die Rede ſeyn von dem Verhältniſſe des gemeinen Verſtandes zur Philoſophie. In Rückſicht des Theoretiſchen kann dem gemeinen Verſtande durchaus nicht verſtattet werden, mitzuſprechen, und nur als Phänomen kann er in der Unterſuchung über das Bewußtſeyn betrachtet werden.

Ganz anders verhält es ſich aber im Praktiſchen. Die Moral hat ihren eigenen Anfang und ihr eigenes Princip. Sie iſt von der theoretiſchen Philoſophie völlig abgeſondert, da das Sittengeſetz, worauf ſie beruht, ein dem theoretiſchen Naturgeſetze ganz entgegengeſetztes Princip iſt. Inſofern nun das Sittengeſetz in jedem ſittlichen Menſchen, freilich nur als Gefühl, ſich kund giebt, jeder die Moral in ſich ſelbſt erkennen kann, iſt hier die Ausſprache des gemeinen Verſtandes von großem Werthe. Der praktiſch-moraliſche Menſch kann allerdings die Moral oft beſſer aus ſeinem Innern erkennen, als der Philoſoph, der ſich noch nicht moraliſch ausgebildet hat. Und inſofern behauptet Kant mit vollem Recht, daß die Moral nicht erfunden werden müſſe. Aber zugleich hätte er einſehen ſollen, daß ſchon wegen dieſes Werthes, den die Erfahrung in der Moral hat, dieſe der theoretiſchen Philoſophie nie ganz entſprechen kann, und daß es beſſer iſt, den Unterſchied der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie offen zu geſtehen, als zwiſchen beiden einen Zuſammenhang erkünſteln zu wollen, wie er zum größten Nachtheile der Conſequenz gethan hat.

Allein man unterſcheide hier wohl, was objectiv iſt in dem Ausſpruche des ſittlichen Menſchen, und was nicht. In der Erkenntniß, die dieſer durch innere und äußere Erfahrung, durch das Leben ſelbſt ſich erwirbt, iſt Objectives und Subjectives gemiſcht. Welche Verſchiedenheit herrſcht nicht in den Sitten entfernter Nationen und Zeiten! — Wir finden hier überall Objectives und Individuelles, Locales, Temporelles, Nationales ſo verſchmelzen und verwebt, das man wohl vergeblich nach einem befriedigenden Reſultate ſuchen würde, ein feſtes Moral-Syſtem daran anzuknüpfen. Allein es muß Rückſicht immerhin auf die Ausſprüche des gemeinen Menſchen-Verſtandes genommen werden, wie uns die Geſchichte dieſe bei verſchiedenen Nationen und Zeitaltern aufzeichnet.

Die Moral des ſittlich-gebildeten Menſchen, hiſtoriſch dargeſtellt, die Geſchichte der Sittlichkeit überhaupt mit Ausſchließung alles Theoretiſchen, die Sittengeſchichte aller Nationen und Zeiten, ſoweit wir dieſe ergründen können, dieſe würde uns das wahre ſelbſtſtändige Syſtem des allgemeinen Verſtandes aufzeigen.

In der Moral muß die Philoſophie ſich Raths erholen bei der Geſchichte, wenigſtens für die Anwendung ihrer Grundſätze in dem wirklichen Leben. Aus dem Princip allein läßt ſich ein vollſtändiges praktiſch- anwendbares Moral-Syſtem nicht aufſtellen, ſondern aus der moraliſchen Erfahrung müſſen für das Ganze gewiſſe Data hergenommen werden. In der Moral darf der Philoſoph nichts erfinden, ſondern hier muß er die Erfahrung fragen, aber nicht etwa die Erfahrung ſeines eigenen Lebens, weil er dann nur philoſophiſche und moraliſche Selbſt-Bekenntniſſe aufſtellen würde. Auch darf er nicht auf das ihm zunächſt Liegende, die individuelle und locale Bildung ſeiner Nation und ſeines Zeitalters, einzig und allein Rückſicht nehmen, ſondern auf die ganze ſittliche Geſchichte des Menſchen, ſoweit ihm dieſe offen liegt, auf die bei allen Nationen und in allen Zeitaltern herrſchenden ſittlichen Begriffe.

Man hat gewöhnlich bei Aufſtellung des Moral-Syſtems auf die moraliſche Erfahrung, die Sittengeſchichte, zu wenig Rückſicht genommen, oder aus Mangel an hiſtoriſcher Einſicht ſich nur an das nächſte Temporelle und Locale gehalten.

Wir beſchränken uns bei unſerer Unterſuchung über die moraliſchen Begriffe anderer Nationen und Zeiten einzig auf die bei den Griechen und Römern und im Mittelalter herrſchenden Ideen, da dieſe gewiſſermaßen zuſammenhangen und ein Moral-Syſtem ausmachen, welches neben die erſten geſtellt zu werden verdient.

Die populären Tugenden der Griechen waren Mäßigung, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit. Um dieſe drehen ſich alle ihre ſittlichen Begriffe.

Es zeigt ſich bei genauerer Prüfung deutlich, daß das Ideal von Tugend, welches dieſen Begriffen zum Grunde liegt, ein phyſiſches ſey. Es ſind bloß phyſiſche Vollkommenheiten, die man auch an einem wohl abgerichteten Thiere finden könnte. Von der Gerechtigkeit kann man dieſes nicht ſagen; aber ſie hängt auch nicht mit den andern zuſammen.

Die Mäßigung iſt als eine Art von Klugheit, Verſtändigkeit in Rückſicht der Willfahrung oder Lenkung, Beherrſchung der Begierden anzuſehen, die Tapferkeit als eine verſtändige Behandlung der Gefahren, da wirklich nichts unverſtändiger iſt, als die Furcht. Die Klugheit kann endlich auch wieder als eine Mäßigung, als ein gewiſſes Maaß im Denken betrachtet werden.

Das Princip, welches dem Ganzen zum Grunde liegt, iſt der Begriff der Kraft. Freilich muß dieſer in ſeiner vollen Ausdehnung genommen werden, als Ausbildung des ganzen Menſchen, aller ſeiner Fähigkeiten und Kräfte, der phyſiſchen ſowohl wie der geiſtigen.

Wollte man dieſen Begriff in der edelſten, ſublimirteſten, geiſtigſten Geſtalt auffaſſen, ſo würde er mit dem Princip der Vollkommenheit in Eins zuſammenfallen. Allein ſo hoch ſtand er bei den Griechen noch nicht. Es iſt bei ihnen ein durchaus phyſiſcher Begriff, ſelbſt der Verſtand wird ja bloß praktiſch und materiell genommen.

Wenn auch von der Gerechtigkeit bei den griechiſchen Philoſophen und Moraliſten viel die Rede iſt, ſo braucht man nur auf den ſittlichen Begriff des ganz praktiſchen Menſchen, ſo wie dieſer aus der Betrachtung der großen hiſtoriſchen Begebenheiten im Thucydides ꝛc. hervorgeht, aufmerkſam zu reflectiren, und es wird ſich gleich zeigen, wie ſehr ſie Gerechtigkeit anderen Tugenden, z. B. der Klugheit, Tapferkeit, unterordneten, wie ſchwach und unvollkommen der ganze Begriff bei ihnen war, und wie im bürgerlichen Leben es vielmehr Maxime war, ſich alles zu erlauben, was man mit Klugheit, Verſtand, Kraft und Mäßigung auszuführen überzeugt war.

Indeſſen iſt es nöthig, hier zu bemerken, daß in den älteſten Zeiten bei den Griechen der Begriff der Frömmigkeit ſich vorfindet, worunter ſie überhaupt die Ehrfurcht gegen Alles was religiöſe Achtung, ſo wie die Entfernung von Allem, was religiöſen Abſcheu verdient, verſtanden. Dieſer Begriff hat ſich nachher völlig verloren.

Bei den Römern finden wir faſt dieſelben Volks-Tugendem. Der Römiſchen Volks-Moral lag, wie der griechiſchen, daſſelbe phyſiſche Ideal von Tugend und Vollkommenheit zu Grunde. Doch waren bei ihnen noch der Begriff der Standhaftigkeit, als Treue gegen ein Geſetz, und der Würde ſittliche Begriffe. Die Idee der Tugend war bei ihnen durchaus verknüpft mit der bürgerlichen Thätigkeit und obrigkeitlichen Würde.

Auch bei den Römern, wie bei den ältern Griechen, war der Begriff der Frömmigkeit herrſchend, allein bei jenen erhielt er ſich viel länger, wie ſie denn überhaupt ein ungleich moraliſcheres, tugendhafteres, religiöſeres Volk waren.

Wenn ſchon die Volks-Moral der Römer einen Vorzug vor der griechiſchen verdient, ſo iſt jene des Mittel-Alters, in Hinſicht ihres höhern ſittlichen Charakters, unendlich über beide erhaben. Die einzelnen Begriffe ſind hier ſo würdig, ſchön und ſittlich, als man ſie nur immer denken kann. Das einzige, was man tadeln kann, iſt, daß ſie nicht auf einem gemeinſchaftlichen Princip beruhten, zu ſehr unter ſich getrennt und verſchieden waren, und als einzeln für ſich beſtehend betrachtet wurden.

Die Tugenden waren nach den Ständen verſchieden: Frömmigkeit für die Geiſtlichen, Ehre für die Ritter, und Fleiß und Gehorſam für die niedern Stände: dieſe Trennung wurde zu ſcharf genommen, zu weit fortgeſetzt, ſo daß es ſcheinen konnte, als ob dieſe Tugenden auch nur einzeln für jeden Stand gelten, und nicht auch auf die andern anwendbar wären, z. B. die Frömmigkeit nur dem Geiſtlichen, nicht aber dem Kriegerſtande zieme.

Für die Volks-Moral iſt dieſe Trennung jedoch kein großer Fehler. Man kann von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes immer nur einzelne Reſultate fordern. Der eigentliche wahre Grund und Zuſammenhang muß erſt durch die Philoſophie in dieſe Principien gebracht werden.

Wenn übrigens von Volks-Moral die Rede iſt, ſo verſteht es ſich, daß hiermit nur die bei einer Nation oder in einem Zeitalter allgemein verbreiteten und herrſchenden moraliſchen Ideen und Grundſätze gemeint ſind Was die beſſern Philoſophen oder Religions-Lehrer in der Moral aufgeſtellt und gelehrt haben, gehört in eine andere Sphäre.

Wir gehen nun zum eigentlichen Moral-Syſtem über.

Neuntes Buch.

Die Moral.

Wir haben in der Kritik aufgeſtellt, daß, obgleich der Moral nicht vorauszubeſtimmen und vorzuſchreiben ſey, was aus ihr folgen müſſe, doch das von ihr zu fordern ſey, daß ſie auf der Idee eines Geſetzes beruhe, deswegen, weil ſie praktiſch ſeyn müſſe, alle Praxis aber eine Methode, eine Anleitung, wonach ſie verfahre, vorausſetze, und dieſe ohne Geſetz nicht möglich ſey.

Auch zeigten wir, daß die Moral-Syſteme, welche nicht auf einem Geſetze beruhen, und nur theoretiſch ſind, wie die der Vollkommenheit, ihren Zweck nicht erfüllen.

Das Sittengeſetz aber leiteten wir aus der eigenthümlichen Thätigkeit Gottes ab, welche eine Thätigkeit des Anhaltens und Beharrens iſt, und nicht aus Nothwendigkeit und Beſchränkung, ſondern aus Freiheit und Liebe, nicht aus Armuth, ſondern aus Fülle, mit einem Worte, aus Barmherzigkeit entſpringt.

Dieſe Thätigkeit iſt der Thätigkeit der Natur, dem ſteten Werden und Entwickeln geradezu entgegengeſetzt. Sie hält die Entwickelung auf, beſchränkt ſie, damit allen einzelnen Individuen Zeit gelaſſen werde, ſich auszubilden.

Und ſo iſt denn das Sittengeſetz von dem Naturgeſetze, und mit ihm die praktiſche Philoſophie von der theoretiſchen grundverſchieden.

Daß in allem Sittengeſetz etwas Beharrendes, Beſchränkendes, Mäßigendes enthalten ſeyn müſſe, beſtätigen ſchon die Aeußerungen des ſittlichen Verſtandes, ohne daß deswegen das Sittengeſetz, wie bei uns, als der Wille Gottes erkannt werde.

Welche Erkenntniß denn auch nicht nothwendig mit der Ausübung des Sittengeſetzes verbunden ſeyn muß, wenn nur das Sittengeſetz ſeinem Weſen nach dem Willen Gottes gleich und gemäß iſt.

Die Einſicht davon wird freilich das Sittengeſetz erſt vollkommen befeſtigen, und zur Philoſophie der Moral iſt ſie unerläßlich.

Welche Erſcheinung im ſittlichen Gemüthe entſpricht nun dem Sittengeſetz? und was nennen wir überhaupt Sittlichkeit am Menſchen?

Bei der Frage über die Sittlichkeit, beſonders im Gegenſatze der Rechtlichkeit, ſind alle Moraliſten darin einverſtanden, daß die Sittlichkeit nichts Aeußeres ſey, daß es dabei nicht ankomme auf äußere Handlungen, ſondern auf die innere Geſinnung. Alles Aeußere iſt nicht der Menſch ſelbſt, in der Moral aber iſt von der innern Thätigkeit des Menſchen die Rede, von der innern geiſtigen Bildung und Vollendung des Menſchen; die Sittlichkeit kann daher auch nur ein inneres Princip ſeyn.

Diejenige Erſcheinung nun im menſchlichen Gemüthe, welche dieſe innere Geſinnung ausdrückt, und dasjenige Wort in der Sprache des Lebens, welches ſie bezeichnet, iſt die Treue. Die Treue iſt ein Beharren, nicht aus Zwang, ſondern aus Liebe, oder Pflicht, oder aus beiden. Sie iſt das eigentlich Göttliche im Menſchen, der Wille Gottes, die Bedingung aller Sittlichkeit, das Grundprincip aller Moral. Nur wer Gott, den Menſchen und ſich ſelbſt treu iſt, der kann tugendhaft ſeyn. Geſetzt auch, daß man in der Auslegung der Treue ſich irren, oder in ſeinen äußern Handlungen dagegen fehlen könnte, ſo würde doch nur die innere wahre Geſinnung über die Sittlichkeit entſcheiden.

Es iſt hier noch nicht beſtimmt worden, ob man aus Liebe, oder aus Pflicht, oder aus beiden zugleich treu ſeyn ſoll. Alle drei Fälle können Statt finden. Dieſe Unbeſtimmtheit aber iſt dem höchſten Princip der Sittlichkeit nothwendig. Die Treue iſt höher als Liebe und Pflicht, umfaßt ſie beide. Treue iſt der Inhalt des Sittengeſetzes und ſonach auch der ganzen Tugend.

Man kann die Sittlichkeit nicht in äußere oder einzelne Handlungen, noch in einzelne Fertigkeiten und Kräfte ſetzen, wie dieſes bei den Moraliſten der Fall iſt, die die Verſtändigkeit zum Princip der Moral machen.

Anmerk. Die Sittlichkeit beſteht nicht in äußern, noch in einzelnen, noch in zweckmäßig gedachten Handlungen, ſondern in dem ganzen gedachten und gefühlten Leben.

Läßt man die Sittlichkeit in äußern Handlungen nach deutlich gedachten Beſtimmungs-Gründen beſtehen, ſo wird die ganze Beurtheilung der Sittlichkeit der Vernunft überlaſſen.

Nicht allein die zweckmäßig gedachten Handlungen, ſondern auch jene, wo wir durch Gefühle beſtimmt werden, gehören zur Sittlichkeit, und alle Fertigkeiten und Kräfte des Menſchen ſind dem Sittengeſetze unterworfen. Dadurch wird das Sittengeſetz zwar ſehr erweitert, aber auch zugleich ſehr ausführbar gemacht.

Man kann zwar nicht den Grad der Ausführbarkeit von einer Moral voraus verlangen, aber praktiſch überhaupt muß ſie ſeyn; das muß mit Recht gefordert werden, daß das Sittengeſetz nicht ſchlechthin unmöglich zu erfüllen ſey.

Dieſer Fehler fällt vorzüglich Kant zur Laſt. Er dehnt die juridiſche Strenge des Sittengeſetzes ſo ſehr auf die Uebereinſtimmung aller innern Geſinnungen und Handlungen aus, daß zwiſchen dem, was in der Erfahrung Sittliches ſich findet, und zwiſchen dem Sittengeſetz ſelbſt eine ungeheure Kluft entſteht. Er geht nicht auf das, was die Seele und der Geiſt in allen Handlungen iſt, ſondern er umfaßt alle einzelnen Handlungen, und fordert in ſeiner Einſeitigkeit, daß dieſe alle dem Sittengeſetz entſprechen ſollen, ohne darauf zu ſehen, daß, wenn das höhere Princip des Sittengeſetzes im Ganzen herrſchend iſt und ſiegend, und nichts in directem Widerſpruch dagegen iſt, die einzelnen Handlungen nicht in ihrem ganzen Umfange genau dadurch beſtimmt zu ſeyn brauchen, und ihm auch in verſchiedenen Graden entſprechen können. Eine ſolche allzu große Strenge in der Moral führt zu einer Art von Verzweiflung an der Möglichkeit der Realiſirung des Sittengeſetzes, und ſo endlich zu einem gänzlichen Unglauben und Skepticismus. Kant ſucht das zu vermeiden, indem er behauptet, man könne ſich einer ſteten Verbeſſerung ſeiner Geſinnung gewahr werden; allein eine ſolche ſtete Annäherung findet wohl bei dem Princip der Vollkommenheit ſtatt, nicht aber bei einem Sittengeſetz. Entweder iſt mein Betragen dieſem adäquat, oder durch eine ungeheure Kluft davon getrennt. Auch liegt die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, das kantiſche Sittengeſetz auszuführen, ſchon in der Forderung: daß bei jeder einzelnen und noch ſo ſpeciellen Handlung die Beſtimmungs-Gründe deutlich gedacht werden, während es doch viele wichtige Beſtimmungs-Gründe gibt, die gar nicht gedacht werden. Unſer Sittengeſetz umfaßt hingegen das ganze formloſe Bewußtſeyn.

Endlich iſt auch bei Kant das Sittengeſetz unbeſtimmt und myſtiſch aufgeſtellt. Kant hat gar keine Mittel und Wege angegeben, das Sittengeſetz zu realiſiren. Es iſt ihm überhaupt etwas Myſtiſches, das in dem Menſchen auf eine unbegreifliche Weiſe da ſey, ohne daß man weiß, wie und woher? Sein moraliſcher Imperativ, und Alles was damit zuſammenhängt, die Freiheit ꝛc., iſt gar nicht ſo rein vernünftig, wenigſtens bleibt immer noch die Möglichkeit, etwas Anderes daran anzuknüpfen. Später löſt er ihn zwar in Vernunft-Mäßigkeit auf, allein doch nicht ganz rein. Es liegt immer noch myſteriöſes Gefühl zu Grunde.

Bei Fichte iſt das Materiale der Sittlichkeit deutlicher und näher beſtimmt; es beſteht in der reinen Vernunftmäßigkeit. Fichte's kategoriſcher Imperativ iſt rein vernünftig (daß überall nach Geſetzen und Zwecken der Vernunft gehandelt werde) und daher ſehr begreiflich; nur gehört dazu ein Menſch, in dem die Vernunft den höchſten Grad von Vollkommenheit erreicht hat.

Ein Menſch, der ſeine Handlungen ganz ſtreng nach dem kantiſchen und fichtiſchen Moral-Princip einrichtete, würde eine vollkommene Vernunft-Maſchine ſeyn.

Das Sittengeſez der Treue hingegen iſt ſehr ausführbar. Unſtreitig giebt es Menſchen, in deren ganzer Seele und Leben die Geſinnung und das Geſez der Treue ununterbrochen herrſchend iſt und die dennoch in einzelnen äußeren Handlungen unvollkommen ſeyn können?

Das Sittengeſez kann nicht den ganzen Umfang der menſchlichen Handlungen erſchöpfen; es ordnet bloß, beſchränkt, hält an und mäßiget. Wodurch werden denn nun die menſchlichen Handlungen beſtimmt?

Durch die Triebe des Menſchen. Nun giebt es aber einen zweifachen Trieb des Menſchen, inſofern er ein bedingtes, endliches, und inſofern er ein freies unendliches Weſen iſt. Zu dem erſten gehört nicht nur der thieriſche, ſondern auch der vernünftige Trieb, da die Vernunft ja nichts Anderes iſt, als der an die Thierheit gebundene Geiſt. Der andere iſt der höhere geiſtige, eigentlich ſittliche, auf das Unendliche, Göttliche gerichtete Trieb, aber nicht das Unendliche bloß negativ genommen, den leeren Vernunft-Begriff des Unendlichen, ſondern das reelle, poſitive Unendliche.

Anmerk. Der ſittliche Trieb muß in ſeiner ganzen Strenge aufgefaßt werden, und nicht nur von dem rohen, thieriſchen, ſondern auch von dem vernünftigen, dem männlich-thieriſchen, dem Vernunft-Trieb geſchieden werden, mit dem er oft verwechſelt wird. Es liegt dieſer in der Mitte zwiſchen dem thieriſchen und ſittlichen, geht auf eine bedingte (nicht auf die unendliche) Mannichfaltigkeit und Einheit.

Durch dieſes Streben erhält das Sittengeſez ſeinen Inhalt, ſeinen Stoff. Die Liebe, als das höhere Streben nach dem Göttlichen, iſt der ſittliche Trieb, es iſt die Grundbedingung, ohne welche das Sittengeſez kein eigentlich ſittliches Leben hervorbringen würde.

Auf der andern Seite könnte aber auch die Liebe oder der höhere ſittliche Trieb allein, ohne das lenkende und leitende Sittengeſetz, keine wahre Sittlichkeit begründen; da würde alles bloß natürlich ſeyn; denn ſeinem Triebe folgen, iſt eine ganz natürliche Sache.

Der ſittliche Trieb allein iſt die Natur ohne die Gottheit. Höher als bis zu der Natur, geiſtig gedacht, ohne den Begriff des Vaters, würde es der ſittliche Trieb nicht bringen. Vom Vater fängt aber erſt das eigentlich Göttliche an. Früher iſt Alles Liebe, aber in der unvollkommenen Geſtalt — der Vater iſt der Vollender. — Nun kann aber doch im Menſchen die Liebe nicht höher ſeyn, als in der Natur ſelbſt. Durch die Beziehung auf den Vater wird alſo in ihm das bloß natürliche in ein göttliches Leben verwandelt. Auch der höchſte Trieb muß dem göttlichen Geſetze unterworfen werden. Die Liebe kann nur den Stoff des ſittlichen Lebens hergeben; die Form muß von etwas Anderem herkommen.

Die Liebe iſt nur Bedingung und Beſtandtheil der ſittlichen Geſinnung, der *Treue*. Aber es iſt ein anderer Beſtandtheil des Sittengeſetzes als Bedingung der Sittlichkeit nothwendig, und dieſen finden wir gleichfalls in dem Begriffe der Treue enthalten; es iſt der Begriff der *Frömmigkeit*, oder, wie die meiſten Philoſophen, beſonders jene, die von der Vernunft ausgehen, es nennen, der *Pflicht*.

Die Frömmigkeit im weitern Sinne, wie die Pietät bei den Griechen und Römern, iſt ein Gefühl der Verbindlichkeit, Heiligkeit, eine Anhänglichkeit oder Verehrung, verbunden mit dem Bewußtſeyn dieſer Anhänglichkeit oder Verehrung, aber einer freien Nothwendigkeit, die auf einem Gefühle von heiliger Scheue vor dem Gegentheile beruht, weil dieſes verabſcheuungswürdig iſt.

Das Gefühl der Frömmigkeit in dieſem ausgedehnteren Sinne, wie bei den Römern, und ohne Beſtimmung irgend einer beſondern Lehr-Meinung genommen, beruht immer auf der Ahnung eines unſichtbaren göttlichen Richters und Geſetzgebers, wenn dieſer gleich nicht durch beſtimmte Prädicate gedacht wird. Es beruht und geht hervor aus dem Gefühle und

Begriffe der Heiligkeit und der Unendlichkeit. Es iſt gleichſam das Gefühl einer unbekannten, im Verborgenen herrſchenden und richtenden Gottheit.

Die ſittliche Frömmigkeit iſt nichts als Gewiſſenhaftigkeit. Dieſe ſetzt aber immer die Beziehung auf ein göttliches Geſetz voraus. Gewiſſenhaftigkeit iſt die ſtete Beziehung unſeres Lebens durch ein höheres Gefühl auf einen göttlichen Geſetzgeber und Richter.

Die Gewiſſenhaftigkeit, wie die Frömmigkeit, bedarf grade nicht poſitiver, religiöſer Begriffe, ſie kann ſehr gut ohne dieſe beſtehen, iſt aber ohne jene, wenn gleich dunkle, Ahnung eines unbekannten höhern Geſetzgebers und Richters nicht denkbar.

Der dritte Beſtandtheil und Bedingung der Tugend oder der Geſinnung der Treue iſt Selbſtſtändigkeit. Wir verſtehen darunter nicht die Selbſtbeſtimmung der Vernunft, welche ſehr untergeordnet iſt, ſondern die Herrſchaft, welche der Menſch mit ſeiner ganzen ſittlichen Kraft über ſich ſelbſt ausübt.

Selbſtſtändigkeit iſt Treue gegen ſich ſelbſt. Wer ſich ſelbſt nicht treu iſt, kann es auch Gott nicht ſeyn; wer ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, kann keinen Willen haben, nicht treu ſeyn. Die Selbſtſtändigkeit muß nicht verſtanden werden als Herrſchaft einer Kraft über alle andern, wie z. B. in der Selbſtbeſtimmung der Vernunft, ſondern als freie Selbſtbeherrſchung des Menſchen im ganzen Umfange ſeiner Thätigkeiten und Kräfte.

Wir haben drei Beſtandtheile des Sittengeſetzes abgeleitet: die Liebe oder den ſittliche Trieb — das Gefühl der Frömmigkeit oder die Gewiſſenhaftigkeit — und endlich die Selbſtſtändigkeit oder die ſittliche Kraft des Menſchen über ſich ſelbſt.

Allein dieſe Beſtandtheile ſind noch nicht vollſtändig. Es gehören noch andere Bedingungen der Sittlichkeit dazu, die durch den Gegenſatz können gefunden werden. Sehen wir auf jene einzelnen Bedingungen, ſo finden wir eben ſo viele Gegenſätze, die dazu gehören, ſie zu ergänzen.

Die Selbſtſtändigkeit, für ſich betrachtet, wäre Kraft, und inſofern etwas ſehr Schätzbares, aber keine Sittlichkeit. Soll ſie dieſe ſeyn, ſo muß ſie an etwas Höheres angeknüpft, mit der Geſinnung der Treue verbunden werden. Das Entgegengeſetzte von Selbſtſtändigkeit iſt der Gehorſam, als die freie Unterwürfigkeit unter ein höheres Geſetz. Dieſer bedarf nun, um ſittlich zu ſeyn, wieder der Selbſtſtändigkeit; denn Gehorſam ohne Kraft und Charakter wäre Schwäche.

Selbſtſtändigkeit und Gehorſam bedingen ſich wechſelſeitig. Selbſtſtändigkeit ohne Gehorſam wäre Hochmuth und Egoismus, und Gehorſam ohne Selbſtſtändigkeit würde wieder keinen ſittlichen Werth haben. Nur wo wahre Kraft und ſtarker Charakter vorhanden iſt, da kann der Gehorſam bloß aus der Achtung vor etwas Höherem entſpringen, als freie, ſelbſtſtändige Unterwerfung unter die anerkannte Herrſchaft eines höhern Geſetzes. Wo alſo Selbſtſtändigkeit und Gehorſam verbunden ſind, da iſt wenigſtens gewiß Sittlichkeit vorauszuſetzen. Und ſo liegt die Sittlichkeit in der Mitte zwiſchen beiden Bedingungen, jedoch nicht in der Art, daß beide in ihr aufgehoben, ſondern vielmehr, daß ſie in ihr verbunden und vereinigt werden.

Auch der Frömmigkeit iſt eine andere Eigenſchaft entgegengeſetzt, die weſentlich dazu gehört, wenn aus der ſittlichen Geſinnung eine Tugend und ein tugendhaftes Leben entſtehen ſoll. Dieſes iſt die Thätigkeit. Wir verſtehen darunter nicht bloß die gemeine praktiſche, auf die thieriſchen Bedürfniſſe oder vernünftigen Zwecke des Lebens gehende äußere Thätigkeit, welche freilich zur irdiſchen Exiſtenz unentbehrlich iſt, ſondern vorzüglich iſt hier die innere, höhere, geiſtige Thätigkeit gemeint. Die Entwicklung der Geiſteskraft, das innere Denken und Nachdenken iſt aber ſo unentbehrlich, als die thieriſche und bloß vernünftige Thätigkeit, worauf das äußere Leben und die Exiſtenz beruht. Die wahre Thätigkeit ſoll Beides vereinigen, ſowohl das innere Denken und Nachdenken, als das äußere Handeln und Wirken. Auch das beſchauliche Leben iſt hier inbegriffen, Frömmigkeit und Thätigkeit verbunden. Wer bloß in das praktiſche, bürgerliche, geſellige Leben ſich verlieren wollte, würde zur Entwickelung der innern Gefühle keine Zeit gewinnen, und wer ſich ganz in dieſe verſenkte, würde die Fähigkeit zum äußern Handeln und Wirken ganz verlieren. Es ſoll keines ausſchließend herrſchen, ſondern beide zu einem und demſelben Zwecke innigſt verbunden ſeyn.

Auf einen methodiſchen Kampf gegen alle Hinderniſſe, die ſich der höhern Beſtimmung des Menſchen entgegenſetzen, iſt ſein ganzes Daſeyn berechnet. Nur durch eine ſteigende, gleichmäßige Entwickelung aller ſeiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, durch eine ſteigende, verdoppelte, innere und äußere Thätigkeit, durch entſchloſſenes, kräftiges Handeln und Wirken kann der Menſch über alle irdiſchen Hemmungen und Beſchränkungen weg zur ſittlichen Vollendung ſich heben.

Die Thätigkeit iſt alſo, inſofern ohne ſie weder der ſittliche Trieb entwickelt, noch überhaupt Bildung und Vervollkommnung möglich werden kann, zur Sittlichkeit unumgänglich nothwendig.

Endlich iſt auch der Liebe eine Bedingung entgegengeſetzt. Die Liebe iſt ein Trieb, eine Neigung, die uns aus uns herausführt. Wenn ſie allein die Oberherrſchaft hätte, würden wir in Gefahr gerathen, uns ganz in andere Weſen zu verlieren, unſer eigenthümliches Selbſt zu vernachläßigen und zu vergeſſen. Soll dieſes verhütet werden, ſo muß der Menſch eine Fähigkeit beſitzen, ſich innerlich feſtzuhalten. Dieſes iſt die Ehre. Die Ehre iſt das ſittliche Feſthalten ſeiner ſelbſt.

Die Ehre iſt das Ganz — Menſchliche. Sie gehört ſo weſentlich zur Sittlichkeit wie die Freiheit. Sie iſt die angewandte ſittliche Freiheit.

Die Ehre iſt die Bedingung der Treue und ſomit aller Tugend. Es giebt eine ſolche Treue aus Schwäche, aus Gewohnheit, eine Sclaven-Treue. Nur wo wahres Ehrgefühl iſt, kann die Treue ſittlichen Werth haben. Die Treue ſteht in der Mitte zwiſchen dem Ehrgefühl und der Demuth. Ehrgefühl ohne Demuth wäre Hochmuth, und Demuth ohne Ehrgefühl wäre kein ſelbſtthätiges Verdienſt, ſondern Schwäche und Niederträchtigkeit.

Die Ehre iſt zwar mit der Selbſtſtändigkeit ſehr nahe verwandt, doch iſt ſie etwas Höheres, Sittlicheres. Man kann viel Feſtigkeit und Energie des Charakters beſitzen, und im höchſten Grade niederträchtig ſeyn. Die wahre, ſittliche Selbſtſtändigkeit iſt mit dem Ehrgefühle nothwendig verbunden. Wer ſich ſelbſt nicht achtet, ſich ſelbſt wegwirft, der kann auch die wahre Selbſtſtändigkeit nicht haben. Aber es iſt das Ehrgefühl allein auch nicht zur Selbſtſtändigkeit hinreichend. Dazu gehört auch Kraft und Charakter.

Auch auf die Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit bezieht ſich die Ehre. Als ſittliche Eigenſchaft iſt dieſe nichts, als das Gefühl, etwas zu achten und heilig zu halten. Nun iſt auch die Ehre als ſittliche Eigenſchaft eine Gewiſſenhaftigkeit gegen ſich ſelbſt, daß man ſich ſelber achte und ſittlich werth halte, ſich nicht entweihe.

Unter den aufgeſtellten ſechs Beſtandtheilen und Bedingungen der Sittlichkeit ſind mehrere von verſchiedener Art. So ſind die Selbſtſtändigkeit und Thätigkeit Eigenſchaften, Fertigkeiten, Tugenden im eigentlichen Sinne, der Gehorſam eine Pflicht und Tugend zugleich; er drückt ein Gefühl aus, wie auch die Frömmigkeit, welche, obwohl ſie nicht als Fertigkeit gedacht werden kann, doch eine Tugend genannt werden muß. Und ſo wie dieſe vier vorzugsweiſe Tugenden, ſo ſind Ehre und Liebe eigentlich ſittliche Güter. Dieſe Unterſcheidung verdient eine nähere Betrachtung.

Alles Sittliche iſt dreierlei, entweder eine Tugend oder eine Pflicht, ein Gut oder eine Geſinnung.

Die Tugenden ſind ſittliche Fertigkeiten, und gehen mehr auf das ganze Leben. Die Pflichten beziehen ſich mehr auf einzelne Handlungen, ſind ſittliche Eigenheiten. Die ſittlichen Güter betreffen die Bedingungen der Sittlichkeit, beſonders inſofern dieſe nicht ganz von uns abhangen. Denn was ganz von uns abhängt, iſt eine Tugend.

Man kann die ſittlichen Güter noch unterſcheiden von den übernatürlichen Gaben. Die ſittlichen Güter müſſen ſolche ſeyn, deren Maaß und Werth ſich beſtimmen läßt, und die zum Theile unſer Werk ſind. Die übernatürlichen Gaben liegen ganz außer der Sphäre unſerer ſittlichen Handlungen, da ſie ja gar nicht unſer Werk ſind, und es gar keinen Maaßſtab giebt, ihren Werth, ihren Einfluß zu ſchätzen und zu beſtimmen.

Das ſittliche Gut: Etwas, was an und für ſich Werth hat, iſt der ſittliche Gegenſtand des Triebes. Dieſer geht zwar immer auf ein Gut, aber nicht immer auf ein ſittliches. Durch den Begriff des ſittlichen Gutes wird ein poſitives Ziel des Triebes beſtimmt.

Das Sittengeſetz iſt das, was alle Triebe, Thätigkeiten und Kräfte mäßiget, ordnet und beſchränkt. Die Tugenden ſind einzelne Fertigkeiten und Organe. Wodurch wird denn nun das poſitive, einzelne, ſittliche Handeln beſtimmt? Durch den Begriff des ſittlichen Gutes, durch das Streben nach dieſem Gute, und die Beſtimmung der einzelnen Handlungen nach ihrer Angemeſſenheit und Zweckmäßigkeit zur Erreichung dieſes Gutes. — Der Unterſchied zwiſchen Pflichten und Tugenden iſt ſehr wichtig für die Moral im Ganzen. Kant behandelt die Moral mehr nach den Pflichten, die Alten, beſonders Ariſtoteles, mehr nach den Tugenden. Die erſtere Methode geht mehr auf die einzelnen Fälle und artet am Ende in Caſuiſtik aus, die andere iſt mehr geeignet, die Sittlichkeit im Ganzen darzuſtellen.

Anmerk. Die Caſuiſtik gehört eigentlich zur Rechtslehre; denn ſie hat es nicht mit Tugenden im allgemeinen, ſondern mit Pflichten und Rechten in Anwendung auf einzelne Fälle zu thun. Die Sittlichkeit hingegen iſt, wie ſchon oft geſagt, nicht nach einzelnen Handlungen, ſondern nach dem Ganzen der Geſinnung und des Lebens zu beurtheilen. Bei Beurtheilung einzelner Handlungen tritt man ſchon in das Gebiet der Rechtslehre über, daher denn auch eben keine Rechtslehre ohne eine natürliche Caſuiſtik ſich findet. Selbſtſtändigkeit und Thätigkeit ſind Eigenſchaften, die ſich ohne Uebung nicht denken laſſen, Fertigkeiten alſo, Tugenden im eigentlichen Sinne.

Der Gehorſam gehört auch unter den Pflichtbegriff.

Der Gehorſam als Fertigkeit würde ein bloß mechaniſcher ſeyn, wie man ihn auch bei einem gut abgerichteten Thiere findet. Der ſittliche Gehorſam kann nur aus der Achtung vor etwas Höherem entſpringen, wozu es keiner Uebung bedarf. Das Einzige, was hier Uebung ſeyn könnte, wäre, daß der Menſch ſich ſelbſt beherrſchen gelernt habe.

Die Liebe, als Neigung, als Trieb, kann nicht als Tugend angeſehen werden. Die Ehre auch nicht. Man kann nur überhaupt ſagen, daß der Ehrloſe gar nichts ſey, keinen Werth habe. Die Ehre iſt die Bedingung aller Tugend.

Die Stärke des ſittlichen Triebes, da ſie ſich nicht meſſen läßt, und wenn ſie übel angewandt wird, ein großes Uebel hervorbringt, iſt kein Gut zu nennen. Aber abgeſehen von dem möglichen Mißbrauch, iſt die Stärke des ſittlichen Triebes und die größere Entwickelung, inſofern dieſe nicht ganz von uns abhängt, zu den ſittlichen Gütern zu zählen.

Auch die Ehre iſt, inſofern ihre äußere Ungeſtörtheit nicht ganz in unſerer Macht ſteht, ein ſittliches Gut; inſofern die Ehre aber ganz von uns abhängt, iſt ſie eine Tugend. Sehen wir bloß auf dieſes Leben, ſo ſind die Ehre und die Bildung die höchſten Güter. Die größere Entwickelung des ſittlichen Triebes, die Ausbildung aller Fähigkeiten und Kräfte iſt ein poſitives Gut, das immer mehr vervollkommnet werden muß, weil nur ſo die Sittlichkeit ſelbſt vollkommen kann ausgeführt werden.

Die Ehre iſt ein negatives Gut, aber eben darum unter den irdiſchen das höchſte.

Die Ehre darf unter keiner Bedingung aufgegeben werden. Im ſtreitigen Falle müßte man ihr ohne Bedenken ſelbſt die Bildung aufopfern.

Der Menſch, welcher ſeine Ehre gegen ein anderes Gut hingeben wollte, müßte ſein eigenes Selbſt, ſein Ich wegwerfen und zerſtören, und ſich dadurch die Möglichkeit, ſittlich zu ſeyn, rauben. Die Ehre iſt die conditio sine qua non. Sie muß unter allen Umſtänden heilig gehalten werden; der Menſch kann ſie nie ohne ſeine Schuld verlieren. Es iſt leicht möglich, daß man darin geſtört, in äußere Verhältniſſe geſetzt werde, die dem Ehrgefühl widerſprechen. Allein dadurch kann dieſes nicht ganz erſtickt oder vertilgt werden. Auch unter den erniedrigendſten Umgebungen kann der Menſch das heilige Gefühl der Ehre in ſeinem Innern keuſch und rein erhalten und vor aller Befleckung und Entſtellung bewahren. Kein irdiſches Gut iſt ganz unabhängig von äußern Bedingungen, aber die Ehre iſt am meiſten darüber erhaben.

Da, wenn die Stärke des ſittlichen Triebes im Falle des Mißbrauches zu einem Uebel wird, der Trieb doch immer ein ſittlicher bleibt, ſo könnte man vielleicht ſagen wollen, die mißverſtandene Ehre ſey auch Ehre, ſie beruhe auf einem ſchätzenswerthen Grunde; dieſes wäre aber durchaus irrig; denn es giebt nur eine ſittliche Ehre. Mißverſtandene Ehre iſt gar keine Ehre.

Auch die Fertigkeit in der Tugend, inſofern zu dieſer doch die volle Entwickelung der Kraftanlage gehört, welche nicht ganz von uns abhängt, iſt ein ſittliches Gut.

Wir haben behauptet: bloß auf das irdiſche Leben geſehen, ſey die Ehre das höchſte Gut, weil es das ſchlechthin unbedingte iſt; aber deswegen iſt ſie nicht das höchſte abſolut. In Beziehung auf das zukünftige Daſeyn des Menſchen iſt vielmehr die Seligkeit das abſolut erſte, höchſte Gut. Die Seligkeit als ſittliches Gut betrachten, heißt das für ſie thun, was man thun ſoll, ſie zum Ziele ſeiner Beſtrebungen machen. Die Seligkeit als höchſtes Gut iſt das letzte Ziel aller Entwickelung und Bildung, der Zweck aller Zwecke.

Kant und Andere nennen das höchſte Gut unrecht das Reich Gottes, da das höchſte Gut, wenn ſchon der Menſch nicht ohne Gott dazu gelangen kann, doch nur in Beziehung auf den Menſchen gedacht wird.

Die Frömmigkeit bezieht ſich mehr auf die Geſinnung und mithin auf das Ganze der Sittlichkeit.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Sittlichkeit nicht eingeſchränkt werden dürfe auf Handlungen nach deutlich gedachten Beſtimmungs-Gründen — ſondern auch nach dunklen

Gefühlen, da auch in dieſen die Geſinnung der Treue ſich äußern kann.

Wenn ſonach von Beſtimmungs-Gründen der Sittlichkeit die Rede iſt, müſſen dieſe nicht allein in überdachten Maximen, ſondern auch in Gefühlen geſucht werden, in einem der Form nach unbeſtimmten Bewußtſeyn des Sittlichen.

Ein ſolches eigenthümliches, ſittliches Bewußtſeyn, welches wir deshalb auch in der Theorie des Bewußtſeyns nicht mit abgehandelt haben, iſt Geſinnung, ein bleibendes, beharrliches, feſtſtehendes Bewußtſeyn, welches ſowohl Gedanken als Gefühle umfaßt und alle Thätigkeiten des Menſchen begleitet. So ſind bei der Gewiſſenhaftigkeit, der Frömmigkeit und dem Gehorſam, ſo fern er auf der Ehrfurcht vor etwas Höherem beruht, Gefühle die Bewegungs-Gründe; bei der Ehre aber geben ſich Geſinnung und Gefühl verbunden, als Beſtimmungs-Gründe kund.

Soll aus dem Sittengeſetz Tugend und ein tugendhaftes Leben entſtehen, ſo muß die Sittlichkeit zur Fertigkeit werden.

Zu einer regelmäßigen, geſetzmäßigen Thätigkeit ſoll der Menſch gebildet, das Gefühl der Ehre in ihm entwickelt und ſollen alle ſeine Fähigkeiten methodiſch gelenkt und geleitet werden.

Allein von dem eigentlich Sittlichen der innern Geſinnung kann bei dieſer methodiſch praktiſchen Bildung nicht die Rede ſeyn. Dieſe iſt kein Gegenſtand der Erziehung; nur das Untergeordnete, was ſich auf Anwendung und Ausübung bezieht, der Buchſtaben gleichſam der Sittlichkeit, nicht aber ihr Geiſt kann gelehrt werden.

Das eigentlich innere Weſentliche der Tugend kann durch keine Erziehung hervorgebracht, nur freier und vollſtändiger entwickelt und in der Erſcheinung des äußern Lebens zu einem geſetzmäßig geordneten, kraftvollen Handeln und Wirken ausgebildet werden.

Die Tugend iſt ein einziges, untheilbares Ganze. Die Tugend, wie die Freiheit, beruht nicht etwa in der Oberherrſchaft einer Kraft und Thätigkeit über alle andern, ſondern in dem ganzen Umfange aller Fähigkeiten und Kräfte des Menſchen, die gleichmäßig von ihr umfaßt und geordnet werden. Aber dieſe eine Tugend nimmt eine andere Geſtalt an, je nachdem ſie auf verſchiedene Thätigkeiten und Kräfte des Gemüthes angewandt wird, und in verſchiedenen Verhältniſſen ſich zeigt. In dieſer Hinſicht kann man allerdings ſagen, daß es unendlich viele Tugenden gebe, als eben ſo viele Erſcheinungen der innern ſittlichen Geſinnung. Dieſe Tugenden ſind einzelne Organe und Fertigkeiten, die freilich durch Uebung und methodiſche Bildung eine höhere, vollendetere Geſtalt erhalten können und deren ſich immer mehr und mehr erwerben und verbinden laſſen. Das Ganze der Tugend aber kann nicht gelehrt werden.

Wie entſteht denn nun aber dieſe im Menſchen? Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten. Indeſſen beruht die Freiheit des Menſchen nicht auf ihr. Dieſe iſt eine theoretiſche Eigenſchaft, ſie kommt dem Menſchen ſchlechthin zu, ſo weit er ein Ich iſt, ſo weit er Weltſinn und Weltgeiſt hat.

Es kann keine Frage ſeyn, ob die Tugend herrühre aus der Freiheit oder der Natur, ſondern ob ſie ganz ein Werk der Freiheit ſey, oder eine göttliche Gabe.

Aus der Natur kann die Tugend nicht herrühren, da ſie etwas Göttliches, der Natur Entgegengeſetztes iſt. Das Sittengeſetz iſt der Ausdruck der eigenthümlichen Thätigkeit Gottes, welche eine beharrende Thätigkeit iſt, und den Naturgeſetzen, die auf der Veränderung, Beweglichkeit beruhen, gerade entgegenſteht.

Die Sittlichkeit muß alſo aus einer andern Quelle hergeleitet werden.

Alles Höhere, wahrhaft Sittliche im Menſchen, mithin auch die Gewiſſenhaftigkeit, beruht zum Theile auf einer höhern Einrichtung. Ganz ohne die Gnade könnte der Menſch keine Sittlichkeit haben. Hier bedarf es für ihn einer göttlichen Mithülfe; er kann die Sittlichkeit nicht ganz aus ſich ſelbſt erzeugen. In Rückſicht auf die Gnadenwirkung iſt alſo der Menſch nicht unbedingt frei.

Man muß überhaupt die Freiheit des Menſchen nicht im Gegenſatze zur Natur, ſondern im Verhältniſſe zu der göttlichen Gnade betrachten; dann fallen alle Schwierigkeiten über dieſen Punkt weg.

Im Verhältniſſe zu der Natur iſt der Menſch unbedingt frei. Hier iſt der Gegenſatz abſolut. Die Geſetze der Natur können wir genau beſtimmen, und die ſittliche Unabhängigkeit und Freiheit im Verhältniſſe zu dieſer vollkommen einſehen. Allein dieſes iſt nicht in Rückſicht auf die Gnade der Fall. Hier iſt die Freiheit nicht unbedingt.

Freilich muß die Sittlichkeit des Menſchen auf der Freiheit beruhen, weil ſie ſonſt kein Verdienſt haben würde. Allein ſie kann doch nicht einzig aus dieſer hergeleitet, ſondern zum Theile muß ſie einer höhern Mitwirkung zugeſchrieben werden.

Das Verhältniß aber der Freiheit zur Gnade läßt ſich nicht beſtimmen. Hier läßt ſich die Gränze nicht angeben, da die Gnadenwirkung ganz regellos iſt, und es für dieſe keinen Maaßſtab geben kann. Wir können nur wiſſen, daß wir eine volle Freiheit haben zu handeln, und das Gute zu wollen und zu wirken, und daß wir dabei auf eine höhere Beihülfe rechnen können.

Die Gewiſſenhaftigkeit ſetzt, wie ſchon geſagt worden, immer die dunkle Ahnung eines unbekannten Geſetzgebers und Richters voraus. Sobald dieſes Gefühl da iſt, iſt auch ſchon Sittlichkeit möglich. Allein dieſes kann ſehr wohl mit einem frühern Glauben verbunden ſeyn. Dann iſt aber Gefühl und Verſtand im Streit, und keine vollendete Sittlichkeit möglich. In der Gewiſſenhaftigkeit fühlt man doch Gott bloß, und es iſt in ihr gar keine vollſtändige poſitive Idee der Gottheit, als des höchſten Geſetzgebers und Richters, enthalten, wodurch allein das ſittliche Handeln des Menſchen die nothwendige Feſtigkeit und Gewißheit erhält. Wer eine richtige Religion des Gefühls hätte, aber eine unrichtige der Gedanken, würde auch ſelbſt in Hinſicht des Moraliſchen in einem ſchwankenden Zuſtande ſich befinden, manchen Verirrungen ausgeſetzt ſeyn, und zu keinem vollkommnen ſittlichen Leben gelangen.

Soll alſo aus der Gewiſſenhaftigkeit eine vollendete Sittlichkeit und ein ganzes ſittliches Leben entſtehen, ſo muß zu dieſem dunklen Gefühle die höhere Ueberzeugung und der lebendige Glaube hinzukommen.

In dem lebendigen Glauben denkt man Gott; er enthält zugleich Gedanken und Gefühl und Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gefühles.

Ohne lebendigen Glauben an Gott iſt keine vollſtändige Erkenntniß des Sittengeſetzes, und ohne dieſe kein vollendetes ſittliches Leben möglich.

Jene Gewiſſenhaftigkeit aber, die ſich nicht nur auf ein dunkles Gefühl, ſondern auf eine lebendige Ueberzeugung bezieht, muß alſo zum Theile auf übernatürlicher Mittheilung beruhen; denn der lebendige Glaube kann nur aus der Offenbarung hergeleitet werden; doch muß auch hier dem ſittlichen Verdienſte des Menſchen einiger Antheil zugeſtanden werden. Der Menſch muß mitwirken, er darf nicht Alles von Gott erwarten; Verdienſt und Maaß der göttlichen Gabe und Gnade dagegen zu beſtimmen, kann nicht Sache der Philoſophie ſeyn, ſonſt würde man ſich in Spitzfindigkeiten verlieren.

Man muß die Offenbarung noch von der Gnadenwirkung unterſcheiden. Die Offenbarung bezieht ſich auf den Verſtand, die Gnadenwirkung auf das Herz, die Thätigkeit, das Handeln. Wir können die Gnade unbewußt beſitzen; die Offenbarung iſt für uns nur inſofern vorhanden, als wir ſie erkennen.

Durch die Beziehung auf Erkenntniß wird die Sittlichkeit nicht ſittlicher, allein ſie bekommt dadurch mehr Beſtimmtheit und Sicherheit, mehr Zuſammenhang.

Man könnte den lebendigen Glauben auch zu den ſittlichen Gütern zählen. Allerdings iſt er das unſchätzbarſte aller Güter; allein bei dem Begriffe eines ſittlichen Gutes kommt es auf einen beſtimmten Maaßſtab für den Werth derjenigen Dinge an, die wenigſtens zum Theile von uns ſelbſt abhangen. Dieſes iſt bei dem lebendigen ſittlichen Glauben, als einer übernatürlichen Gabe, gar nicht der Fall. Er iſt weder unſer Werk, noch läßt überhaupt ſein Werth und Maaß ſich beſtimmen und ſchätzen.

Und ſo müßte man denn die ſittlichen Güter in natürliche und übernatürliche Gaben unterſcheiden, wie Liebe und Ehre, und Glaube.

Was dem Sittengeſetze im Menſchen entgegenſteht, iſt das *Böſe*. Dieſes iſt aber von zweierlei Art: entweder das *eigentlich Böſe*, *Verkehrte*, oder die bloße *Schwäche* und *Unvollkommenheit*.

In der Beſtimmung dieſer Begriffe des Böſen und des Schlechten ſind beſonders diejenigen Moraliſten, welche bloß empiriſch zu Werke gehen, ſehr unbefriedigend, da ſie entweder eine außerordentliche Menge von beiden, oder auch nur von einer Art annehmen, wie z. B. diejenigen, welche die Realität des eigentlich Böſen läugnen, und dieſes bloß in der Unvollkommenheit und Schwäche beſtehen laſſen.

Die Philoſophie ſoll nicht alle ungleichen Formen des *Böſen* und *Schlechten* aufſinden, ſondern das innere Princip, den Grund von beiden.

Das Sittengeſetz fordert eine Thätigkeit, die anhaltend, mäßigend, beſchränkend und beſchränkt ſey, aber eine Mäßigung, Beſchränkung — nicht aus Mangel an Thätigkeit, aus Armuth und Kraftloſigkeit, ſondern aus Fülle von Kraft und Leben, aus unendlicher Liebe.

In dieſer Hinſicht ſteht dem Sittengeſetze die *Unmäßigkeit* entgegen. Wir verſtehen darunter alle möglichen Arten und Formen der Ausſchweifung, ſowohl des thieriſchen, als des vernünftigen, ja ſelbſt des höhern, ſittlichen Triebes, wenn dieſe ſich bloß ihrem natürlichen Hange überlaſſen und über Maaß und Geſetz hinausgehen.

Die Unmäßigkeit iſt Oberherrſchaft des Naturtriebes, iſt irdiſcher Sinn. Dieſem aber über das Sittengeſetz hinaus oder auch gegen daſſelbe folgen, ſich bloß dem Hange der irdiſchen Natur überlaſſen, iſt Schwäche. Denn der Naturtrieb, irdiſcher Sinn, iſt allemal, und zwar aus Armuth, aus Mangel an höherer Thätigkeit und Freiheit beſchränkt, und alſo ſchwach, er erſcheine auch ſo kraftvoll, wie er wolle. Die Unmäßigkeit iſt ein weit verbreitetes Princip, das unter mannichfaltigen

Formen und Geſtalten erſcheint, und oft für ein Zeichen der Heldenkraft gehalten wird. Die Unmäßigkeit kann ſehr oft mit einer relativen Kraft verbunden ſeyn, da unmäßige Menſchen, von gewaltſamer Begierde und Habſucht getrieben, gegen andere Menſchen gehalten, in ihrem Handeln und Wirken eine überwiegende, außerordentliche Energie und Kraft zeigen können. Allein dieſe iſt immer nur relativ. Die wahre Kraft und Thätigkeit des Menſchen kann nur beſtehen in der höhern Freiheit und Unabhängigkeit von allen irdiſchen Trieben und Regungen, in der ſittlichen Oberherrſchaft des Menſchen über ſich ſelbſt, in der Unterordnung aller Thätigkeiten und Kräfte unter ein göttliches Geſetz, unter deſſen Lenkung und Leitung allein die höchſte Vollendung aller Naturweſen und die einzig wahre Realität zu Stande kommen kann.

Unmäßigkeit alſo, von einem höhern Standpunkte betrachtet, iſt nichts als Schwäche. Nun aber muß die Unmäßigkeit, als bloße Schwäche und Unvollkommenheit, noch von dem eigentlich Böſen unterſchieden werden. Die Unmäßigkeit kann nicht etwas rein Böſes genannt werden, wenn auch ihre Folgen böſe ſeyn können.

Das Böſe, wie es ſchon als phyſiſcher Begriff aufgefaßt werden, iſt das ſich ſelbſt Zerſtörende, ſich der Weltentwickelung aus Willkür und Egoiſmus direct entgegenſetzende Princip, es iſt Widerſetzlichkeit gegen die allgemeine Weltordnung aus übertriebener Selbſtliebe und Freiheitſucht.

Der Grund-Charakter des Böſen iſt, auf den Menſchen bezogen, Eitelkeit, in ihrem ganzen Umfange genommen. Alle Thätigkeit, die aus dieſer unreinen Quelle herfließt, nicht auf das Ganze, ſondern bloß auf das eigene beſchränkte Selbſt ſich bezieht, iſt ohne wahren Inhalt, iſt hohl, leer und nichtig, iſt im Widerſtreit mit der allgemeinen Weltentwickelung, die nur durch die geſammte vereinigte Kraft aller Weltweſen vollendet werden kann, und muß daher in gänzlicher Auflöſung und Vernichtung ſich endigen. Wer ſich ſelbſt aus übertriebener Selbſtſucht von dem Weltganzen abſondert, muß am Ende alle wahre, höhere Realität verlieren, da dieſe auf der Gemeinſamkeit beruht, nur in der Vereinigung, dem Zuſammenhange mit der Geſammtmaſſe aller geiſtigen Kräfte des Univerſums, ſich vollſtändig bilden und entwickeln, und eine unvergängliche, ewige Dauer erhalten kann. Die wahre Freiheit iſt nur in der Liebe möglich.

Es giebt demnach vornehmlich nur eine Untugend: dieſes iſt die Schwäche, die Unmäßigkeit; und ein Laſter: die Eitelkeit.

Aber wenn ſchon beide ihrem Grund-Princip nach verſchieden ſind, ſo hangen ſie doch beide zuſammen und gehen ineinander über.

Die Unmäßigkeit, ſie mag in einer Form erſcheinen, wie ſie will, wird endlich alle Fähigkeiten und Kräfte des Menſchen zerrütten, ſeine Thätigkeit durch eine geſetzwidrige, zügelloſe Entwickelung ſchwächen und aufreiben, und daher endlich ebenfalls in Selbſtzerſtörung endigen.

Die Eitelkeit iſt im Anfange immer noch gemäßigt; ſie wächſt und ſteigt nun allmälig, bemächtigt ſich immer mehr der ganzen Denkart, und geht endlich in unmäßige Leidenſchaft, die kein Maaß und Geſetz mehr kennt, d. h. in Hochmuth, über.

Die Philoſophie hat den Urſprung der Eitelkeit ſowohl als der Unmäßigkeit im Bewußtſeyn zu erklären, und zwar iſt er in natürlichen Grundgefühlen zu ſuchen.

Die Unmäßigkeit nun läßt ſich aus der Traurigkeit herleiten. Um der innern Unruhe, der Traurigkeit zu entfliehen, wirft ſich der Menſch bis zur Unmäßigkeit auf die äußern Gegenſtände. Man könnte hierbei als Beiſpiel anführen, daß alle reißenden, grauſamen Thiere traurig ſind. Aber von der andern Seite iſt die Traurigkeit das edlere Grundgefühl der irdiſchen Natur, beſonders da es ſich, wie auch die damit verbundene Unruhe, ſchon in den höhern Elementen findet. Daher muß, um aus der Traurigkeit die Unmäßigkeit, die Schwäche zu entwickeln, das Uebergewicht des irdiſchen Sinnes, des irdiſchen Elementes angenommen werden, wozu die, mit der Oberherrſchaft deſſelben verbundene, Trägheit oder Begehrlichkeit hinzukommen muß.

Der eigentliche Grund der Eitelkeit hingegen iſt die Furcht. Um aber aus der Furcht die künſtliche Verkehrtheit, welche wir Eitelkeit nennen, herzuleiten, muß der Einfluß eines böſen Princips angenommen werden; denn bei dem natürlichen Menſchen allein läßt ſich dieſe Erſcheinung nicht entwickeln.

Alle Fehler, die aus der Furcht herkommen, ſind noch größer, als die aus der Unmäßigkeit und Schwäche herrühren.

Indeſſen betrachten wir die Leidenſchaften und Laſter in ihrem höchſten Grade, ſo finden wir, daß ſie alle mehr oder weniger mit einer wahren Verrückung der Seelenkräfte verbunden, d. h. alſo ſelbſtzerſtörend, mithin nicht bloß etwas Unvollkommenes, ſondern etwas Böſes ſind.

Man bedenke nur, daß der Zorn auf ſeinem höchſten Punkte in Verrücktheit übergeht; daß der Geiz eine Verbindung von Habſucht und Wolluſt, und doch eine Wolluſt ohne Gegenſtand, daher ſelbſt auf eine lächerliche Weiſe verrückt iſt, ſo wird man finden, daß die Unmäßigkeit in dieſen ihren gewöhnlichen Formen zu demſelben Reſultate führt, wie die Eitelkeit, die, bis zum Hochmuthe geſteigert, meiſt die Urſache eigentlicher Verrücktheit iſt.

Dieſe Verwandtſchaft aller Laſter mit der Verrücktheit enthält einen neuen auffallenden Beweis von der ſelbſtzerſtörenden Eigenſchaft des böſen Princips.

Die Tugend kann, wie ſchon geſagt werden, nicht gelehrt werden, und doch ſoll ſie das Ziel aller Beſtrebungen ſeyn, und muß, wenn endlich aus der innern Geſinnung ein vollkommenes ſittliches Leben hervorgehen ſoll, zu einer regelmäßigen Thätigkeit, zu einer eigentlichen Fertigkeit praktiſch gebildet werden.

Wie iſt dieſes denn nun zu Stande zu bringen? dieß muß auf dem umgekehrten Wege verſucht werden.

Durch Uebung nämlich ſoll der Menſch das Böſe zu vernichten, alle Hinderniſſe, die in ſeinen eigenen Neigungen und Trieben dem Sittengeſetze ſich entgegenſtellen, zu entfernen, und die ſittliche Herrſchaft über dieſe zu erringen ſtreben.

Dieſes führt auf den Begriff einer negativen, moraliſchen Uebungskunſt (Ascetik), die uns den innern Feind kennen und immer mehr und mehr beherrſchen und unterdrücken lehrt. Wie aber eine ſolche Ascetik beſchaffen ſeyn müſſe, iſt hier weiter nicht zu entwickeln.

Von dem eigentlichen Laſter iſt übrigens noch zu bemerken, daß, wenn der Hochmuth, die Eitelkeit, ſich einmal aller Thätigkeiten und Kräfte des Menſchen bemächtigt hat, dieſer für die Sittlichkeit verloren iſt. Von dem innern Verderbniß des Egoismus iſt zur Tugend keine Rückkehr möglich: dieſes geht ſo weit, daß wir ſelbſt, im Falle der Menſch den Willen hat, ſich zu beſſern, ihn oft nur eine Form der Eitelkeit mit der andern vertauſchen ſehen! Daher man denn ſagen kann: Wer einmal ſich dem Böſen ergeben, iſt auf ewig verloren. Von der Unmäßigkeit, der Schwäche, gilt dieſes nicht, wiewohl ſie endlich auch zur Selbſtzerſtörung führt, wenn der Menſch ſich ihr ſo ſehr überläßt, daß er nicht mehr über ſie Herr werden kann.

Wir haben noch einige Begriffe nachzutragen, ehe wir die Moral beſchließen.

Gewöhnlich wird die *Tapferkeit* als ein eigener ſittlicher Begriff und eine Tugend aufgeſtellt. Allein ſie iſt ſchon in dem Begriffe der Thätigkeit enthalten. Alle menſchliche Thätigkeit iſt eine irdiſche. Das Weſen des Irdiſchen aber beſteht in dem Beſchränkt- und Gebundenſeyn. Die menſchliche Thätigkeit iſt daher eine ſolche, die mit Schwierigkeiten aller Art verbunden, von allen Seiten mit Mühſeligkeiten und Beſchwerden umgeben, unterbrochen und gehemmt iſt, ſich alſo ohne Kampf und Anſtrengung gar nicht denken läßt. Hier erhalten wir alſo ſchon den Begriff der *Tapferkeit*, da dieſe eben in dem entſchloſſenen Widerſtande gegen die ſtörenden Einwirkungen feindſeliger Kräfte, in der Rüſtigkeit des Ausharrens, dem Muthe bei der Bekämpfung und Beſiegung aller Hinderniſſe beſteht.

Indeſſen muß man die Tapferkeit nicht auf *eine*, ſondern auf alle Thätigkeiten und Kräfte beziehen.

Das Sittengeſetz iſt das Negative, Beſchränkende, Ordnende, Leitende. Aus ihm kann der Stoff der Sittlichkeit und des ſittlichen Lebens nicht herkommen; er muß aus einer andern Quelle herfließen. Dieſe iſt der ſittliche Trieb.

Aller Trieb aber geht auf Entwickelung. Dieſes iſt die Naturbeſtimmung aller irdiſchen Weſen, und bei dem Menſchen, als dem höchſten organiſchen Weſen, muß ſowohl der niedere als der höhere Trieb zur Entwickelung der mächtigſte ſeyn.

Nun muß die Entwickelung ſämmtlicher menſchlichen Kräfte dem Sittengeſetz unterworfen werden und inſofern nennen wir ſie Bildung.

Bildung alſo iſt der Zweck der geſammten, auf das Sittengeſetz bezogenen Thätigkeit. Doch da das Maaß und die Stärke des Triebes und wieder die Verhältniſſe, unter welchen der Menſch die Bildung zu erkämpfen hat, verſchieden ſind, ſo ergiebt ſich hier der Begriff der Eigenthümlichkeit, und folgt, daß die Bildung nicht die Sittlichkeit ſelbſt iſt, ſondern nur zum Theile derſelben angehört.

Denn betrachten wir die allgemeinen Beſtandtheile und Bedingungen der Sittlichkeit, wie wir ſie oben aufgeſtellt haben, ſo finden wir ohne weiteres, daß dieſe etwas durchaus Allgemeines ſind. Die Frömmigkeit, Gewiſſenhaftigkeit und die ſittliche Thätigkeit, die Selbſtſtändigkeit und der Gehorſam, die Liebe und die Ehre, ſind ſchlechthin allgemein geltende Forderungen des Sittengeſetzes; und in dieſer Hinſicht könnte man ſagen, alle tugendhaften Menſchen ſollen gleich ſeyn; alle Verſchiedenheit rühre hier nur von Mängeln her.

Doch folgt hieraus nicht, daß die Eigenthümlichkeit der Sittlichkeit widerſtreite, und der ſittliche Menſch alles Eigenthümliche in ſich vernichten ſolle.

Es iſt vielmehr der höchſte Weltzweck, daß die unendliche Mannichfaltigkeit und Fülle in der Einheit entwickelt werde. Dieſe Eigenthümlichkeit muß nur von dieſem hohen Standpunkte genommen werden, ſie greift dann über das Sittengeſetz hinaus in das Gebiet der Religion hinein, dem ſie eigentlich angehört. Das Sittengeſetz giebt nur die Gränzen an, in welchen die Eigenthümlichkeit entwickelt werden muß, es iſt das Negative, die Eigenthümlichkeit das Poſitive. Sie iſt dasjenige, was auf der letzten Stufe der Weltentwicklung — wenn das Sittengeſetz als unnöthig aufhört — dem Menſchen noch bleibt. Jeder Menſch iſt eine Welt im Kleinen; je vielſeitiger er alſo ſeine Eigenthümlichkeit entwickelt in höherer Hinſicht, deſto mehr wird der Zweck der Welt, die unendliche Fülle, erreicht. Der Menſch muß ſich dadurch die Unſterblichkeit ſelbſt erwerben.

Nur in dieſer Beziehung auf die Unſterblichkeit, auf das künftige Leben darf die dem Sittengeſetz entſprechende, mit der Sittlichkeit verträgliche Eigenthümlichkeit verſtanden werden.

Die gemeine irdiſche, bloß dieſem Leben angehörende Eigenthümlichkeit muß freilich von dem nach Tugend ſtrebenden Menſchen beſtritten und unterdrückt werden; denn ſie iſt eine Beſchränkung, ſteht der Anordnung des Sittengeſetzes im Wege.

Es fragt ſich endlich noch: Was iſt denn der eigentliche *Gegenſtand* der Sittlichkeit? worauf iſt ſie gerichtet? wem ſollen wir treu ſeyn?

Abſtrahiren wir von den einzelnen Beſtandtheilen des Sittengeſetzes, welche doch bloß dazu dienen, das ſittliche Verhältniß des Menſchen in deſſen Anwendung zu beſtimmen, und faſſen den allgemeinen Sinn und Gegenſtand des Sittengeſetzes auf, ſo finden wir, daß, ſo wie die Thätigkeit Gottes das Princip, ſo auch die Gottheit ſelbſt der Gegenſtand dieſes Geſetzes iſt; und weil in der Moral von keiner Lehrmeinung die Rede ſeyn kann, ſo iſt die Form, in welcher die Gottheit als Gegenſtand der Sittlichkeit erſcheint, die *Wahrheit*.

Gott, wiſſenſchaftlich ausgedrückt, iſt der Hauptbegriff der Einheit und Fülle. Daſſelbe iſt auch die Wahrheit in Beziehung auf den menſchlichen Geiſt. Daher auch die hohe Würde und Wichtigkeit der Wahrheit als Tugend; ohne Wahrhaftigkeit ſind alle andern Tugenden nicht da, oder bloße Scheintugenden. Alle andern Tugenden enthalten nur die

Bedingung der innern Geſinnung oder der geſetzlichen Form des Sittengeſetzes: die ganze Sittlichkeit aber bezieht ſich auf die Bedingung und Tugend der Wahrhaftigkeit.

So wie das Sittengeſetz nur ein negatives, beſchränkendes iſt, ſo iſt die Wahrhaftigkeit nur eine negative Tugend. Sie beſteht in der Nicht-Verletzung der Wahrheit.

Der Menſch muß Gott treu ſeyn, und dieß kann er nicht, wenn er nicht ſich ſelbſt treu iſt. Die Wahrheit muß ſchlechthin heilig gehalten werden, ja ſie iſt das Allerheiligſte, und jede Verletzung derſelben ein Vergehen gegen Gott. Und zwar gilt dieſes ganz allgemein und unmittelbar, den Menſchen bloß im Verhältniß zu der Wahrheit, oder was daſſelbe iſt, zur Gottheit betrachtet; nicht zu gedenken der untergeordneten rechtlichen Verhältniſſe, wo ein Menſch vom andern Wahrheit fordern kann. Weder auf dieſe, noch allein auf Worte und Handlungen beſchränkt ſich die Wahrheit; es erſtreckt ſich dieſelbe auf unſer innerſtes Denken, wie auch der gemeine Ausdruck ſagt: „Er meint es ehrlich, aufrichtig.“

Auch iſt durchaus kein Unterſchied zu machen zwiſchen höherer und niederer Wahrheit. Wenn mit dieſer letztern theoretiſch auch mancher Irrthum verbunden ſeyn kann, ſo iſt es doch praktiſch nicht der Fall. Praktiſch iſt alle Wahrheit heilig, und daher auch die Ausſage der Vernunft durchaus wahr.

Ueberhaupt iſt die Wahrheit ein untheilbares Ganze; die gemeine, ſubjective Wahrheit hängt mit der höhern zuſammen. Die höhere Wahrheit muß zwar über die menſchliche Vernunft hinaus gehen können, aber doch auch nicht ohne die Vernunft zu Stande kommen, da ja die höchſten Wahrheiten der Phantaſie und des Verſtandes nicht zu verſtehen ſind ohne Vernunft.

Die hohe Würde und Wichtigkeit der Wahrheit für die Sittlichkeit wird auch durch das Gegentheil noch recht deutlich, und nirgends iſt das eigenthümliche Weſen der Unſittlichkeit ſo zuſammengedrängt, als in dem Begriff der Lüge. Dieſer hängt genau zuſammen mit der Eitelkeit und dem Hochmuthe. Erſtere entſpringt aus der Furcht und neigt ſich zur Falſchheit.

Die Lüge iſt Mangel an Aufrichtigkeit auch gegen ſich ſelbſt. Die Art, wie der Hochmüthige ſich ſelbſt betrügt, iſt im ſittlichen Sinne eine Lüge.

In dem Princip alles Schlechten und Böſen, der Eitelkeit, liegt immer eine innere Lüge zu Grunde. Man kann überhaupt ſagen: ſo wie Gott die Wahrheit iſt, ſo iſt das böſe Princip der Geiſt der Lüge, und wie die Wahrhaftigkeit der Inbegriff aller Tugend, ſo iſt die Lügenhaftigkeit der Inbegriff alles Laſters.

Dem Begriff der Wahrheit haben wir hier ſeine rechte Stelle angewieſen, während wir ihn in der Logik unſtatthaft fanden. Aber zugleich bemerken wir auch, daß, ſo wie man den ſittlichen Begriff der Wahrheit in die theoretiſche Philoſophie hinübergezogen, ſo den phyſiſch-theoretiſchen Begriff der Vollkommenheit mit demſelben ſchlechten Erfolge in die Moral eingeführt hat, gleichſam um nur die Verwechſelung der Begriffe vollſtändig zu machen.

Bei Gelegenheit der Wahrheit iſt die Wißbegierde zu erwähnen. Die Sehnſucht nach Erkenntniß, das Streben nach Wahrheit, nach unendlicher Fülle und Einheit iſt, theoretiſch genommen, keine Tugend; inſofern es aber eine Aeußerung des ſittlichen Triebes iſt, gehört es der Liebe im allgemeinen Sinn an. Bezieht man jedoch die Wißbegierde auf das Sittengeſetz, ſo kann man allerdings ſagen: Es giebt eine Pflicht der Erkenntniß. Denn die Tugend beruht auf der Erkenntniß des Sittengeſetzes, und dieſes (wenigſtens großentheils) auf dem lebendigen Glauben an Gott; und in dieſer Hinſicht iſt es freilich eine Pflicht, ſeine Erkenntniß über ſich ſelbſt und ſein Verhältniß zu Gott zu erweitern. Daher denn auch der Spruch: „Erkenne dich ſelbſt" moraliſch genommen, einen ſehr bedeutenden und richtigen Sinn hat. Als moraliſche Vorſchrift heißt er nämlich nichts anders, als: Erkenne deine Beſtimmung, erkenne das ganze Sittengeſetz, und was mit ihm zuſammenhängt, die Gottheit.

Unter den Tugenden und überhaupt unter den ſittlichen Begriffen haben wir die Gerechtigkeit nicht mit angeführt.

Dieſe iſt nun allerdings ein ſittlicher Begriff und eine Tugend; indeſſen iſt ſie dieß nicht rein, weil durchaus auch der Begriff des Rechtes dazu gehört. Das Recht aber bezieht ſich auf die äußern Verhältniſſe; in der Sittenlehre aber kann hiervon nicht die Rede ſeyn, ſondern durchaus nur von ſeinen innern Verhältniſſen, von ſeinen Trieben und Eigenſchaften.

In ſittlicher Hinſicht wird daher auch die Gerechtigkeit mit dem Begriffe der Tugend im Allgemeinen zuſammengenommen und der Sittlichkeit untergeordnet, ſo daß man die Gerechtigkeit den Ausdruck, die äußere Erſcheinung, Anwendung der Wahrheit nennen könnte.

Das Recht an und für ſich iſt kein ſittlicher Begriff: es kann ohne Sittlichkeit beſtehen, und iſt viel objectiver als das Sittengeſetz. Es wird ſelbſt von immoraliſchen Menſchen anerkannt. Das Sittengeſetz hingegen läßt ſich Keinem andemonſtriren, der den lebendigen Glauben nicht hat.

Die Pflicht muß hinzukommen, um das Recht zu adeln, zu einer Tugend zu machen. Wie denn der rechtliche Menſch nicht aus Furcht vor dem Zwange (der Strafe), nicht aus kalter Einſicht der Nothwendigkeit, ſondern aus Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit recht handelt.

Der Begriff des Rechtes in ſeiner Objectivität iſt unmittelbar abgeleitet aus dem Begriffe der Wahrheit, und wenn die Wahrheit in dieſer Hinſicht auch bloß eine praktiſche iſt, ſo hat ſie doch rechtlich (wie ſittlich) genommen eine ſchlechthin gewiſſe Gültigkeit.

Das ſittliche Recht iſt ſo gut wie die Wahrheit ſelbſt, es iſt gleichſam der ſinnliche Ausdruck der Wahrheit, daher man auch ſagen kann: Die Gottheit iſt die Gerechtigkeit.

Dieſer Begriff und der Begriff der Ehe machen den Uebergang zu der Rechtslehre.

Die Ehe iſt ein durchaus objectives Verhältniß; es gründet ſich auf den geſammten Trieb, den ſittlichen ſowohl als den natürlichen. Doch da der Trieb als ſolcher, ſelbſt der höhere, die Liebe, den wir nur im Gegenſatze mit dem gemein natürlichen den ſittlichen nennen, im eigentlichen Sinne noch nichts Sittliches, ſondern ſelbſt etwas Natürliches iſt, ſo wird die Ehe als ein Verhältniß der Liebe erſt durch die Unterordnung unter das Sittengeſetz, alſo erſt durch die Treue, ein ſittliches Verhältniß.

Wie denn auch in Allem, wo wir von dem ſittlichen Triebe der Liebe im Allgemeinen geſprochen haben, dieſer wohl zu unterſcheiden iſt von der ſittlichen Liebe.

Ihrer innern Beſchaffenheit nach gehört mithin die Ehe nicht zu den Rechtsverhältniſſen, ſondern bloß inſofern ſie ein äußeres Verhältniß, eine Geſellſchaft iſt, welches durch die Naturtriebe gefordert wird.

Und zwar iſt ſie eben aus dieſem letzten Grunde ein Verhältniß des Naturrechtes, während die meiſten andern Verhältniſſe, auf künſtlichen Einrichtungen beruhend, nicht an und für ſich ſelbſt Zweck, nicht allgemein nothwendig ſind.

Zehntes Buch.

Natur- und Staatsrecht.

I.

Da die ganze praktiſche Philoſophie ſo philoſophiſch wie möglich dargeſtellt werden ſoll, — ob ſie gleich nicht ganz in den Kreis der Philoſophie gehört, ſo muß die Darſtellung ſo genetiſch ſeyn, wie möglich. —

Sollte das Recht zum praktiſchen Gebrauch als Wiſſenſchaft dargeſtellt werden, ſo wäre die mathematiſche Methode die vorzüglichſte, und zwar würde dieſe Methode für das Naturrecht viel angemeſſener ſeyn, als für die Moral.

Da unſere praktiſche Philoſophie aber als ein Theil der Philoſophie überhaupt behandelt werden ſoll, ſo abſtrahiren wir von der eigentlich praktiſchen, d. h. mathematiſchen Methode, und befolgen auch hier die höhere, genetiſche.

Der genetiſchen, hiſtoriſchen Methode nach haben wir nun den Rechtsbegriff aufzuſuchen, welcher dem Sittengeſetz ſich am meiſten und zunächſt anſchließt. Dieſer Begriff iſt jener der Ehe.

Da die Rechtslehre an die Sittenlehre angeknüpft werden ſoll, ſo muß ein Uebergangspunkt von der einen zu der anderen gefunden werden. Dieß iſt der Begriff der Ehe.

Die Ehe iſt nämlich das einfachſte, natürlichſte Verhältniß, das aus dem geſammten Triebe des Menſchen, dem natürlichen ſowohl, als dem ſittlichen, und der Vereinigung von beiden hervorgeht. —

Die Ehe iſt ein ganz ſittliches Verhältniß: das Verhältniß der Liebe unter dem Sittengeſetze — der Treue.

Zu den rechtlichen Verhältniſſen gehört die Ehe nur, inſofern ſie ein geſelliges Verhältniß, eine Geſellſchaft iſt. —

Was man gewöhnlich Rechte in der Ehe nennt, gründet ſich auf das Recht der Staatsgewalt, ſich in dieſes ſittlich geſellige Verhältniß zu miſchen, und es näher zu beſtimmen durch Geſetze.

Betrachtete man die Ehe außer aller Beziehung auf den Staat, ſo könnte dabei von Rechten und Pflichten im ſtrengen Sinne nicht die Rede ſeyn, da beide Theile völlig Eins ſind, die Verbindung eine vollkommene Einheit iſt. —

Die Ehe iſt ein Verhältniß des Naturrechts. Das einzig rechtliche Verhältniß, das im Naturſtande ſtatt haben kann.

Ein Naturrecht iſt dasjenige, was ſich auf den geſammten Naturtrieb, auf Naturnothwendigkeit bezieht. Die meiſten anderen Rechte gründen ſich auf künſtliche Einrichtungen, die an und für ſich ſelbſt nicht Zweck und auch nicht nothwendig ſind.

Doch werden auch außerhalb des Staates und der künſtlichen Verhältniſſe des Eigenthums aus der Ehe ſich andere rechtliche Verhältniſſe entwickeln.

Wenn mehrere dergleichen Verbindungen, Familien, Stämme neben einander beſtehen, ſo iſt auch ohne das künſtliche Eigenthum durch Beleidigung und Verletzung der Ehre und der perſönlichen Freiheit ein Zuſtand des Krieges möglich. Hier übernimmt nun der Mann die Vertheidigung der ganzen Familie.

Auch hat er die Pflicht, für den Unterhalt der Familienglieder zu ſorgen, die Nahrung herbeizuſchaffen, und überhaupt durch ſeine Thätigkeit dem Ganzen alle zur äußeren Exiſtenz nothwendigen Mittel zu erwerben und ihren ruhigen Beſitz zu ſichern und zu erhalten.

Wenn nun der Mann die Pflichten des Ganzen übernimmt, ſo muß er auch alle Rechte des Ganzen ausüben können. Seine auf die Erhaltung der Familie abzweckende Thätigkeit darf durch nichts gehemmt und gehindert, ſondern in ihrem wohlthätigen Wirken von den einzelnen Gliedern anerkannt, unterſtützt und befördert werden.

Ohne dieſe Thätigkeit des Mannes würde in dem Naturſtande alle Ungleichheit zwiſchen Mann und Frau wegfallen, da alles andere, was im künſtlichen Staate die Ungleichheit begründet, hier nicht ſtatt hat. Von Rechten und Pflichten wäre dann bei der völligen Gleichheit beider Theile gar nicht die Rede.

Die väterliche Gewalt iſt die einzige anerkannt rechtliche Gewalt im Naturſtande. Es iſt dies ein wirkliches, wahrhaftes Naturrecht, welches ſich gründet auf das natürlichſte und nothwendigſte Verhältniß der Ehe, und die Möglichkeit des aus der Verletzung der perſönlichen Freiheit und Ehre entſtehenden Krieges.

Dieſe väterliche Gewalt dehnt ſich nun immer weiter aus, auf die Enkel, die Kinder des verſtorbenen Bruders, ja ſogar auf die Diener, die im Naturrecht nicht wie in künſtlichen Einrichtungen als Sklaven, als Dinge, ſondern ganz rechtlich behandelt werden und mit den übrigen Gliedern der Familie in dem nämlichen Verhältniß zu dem Vater, als oberſtem Familienhaupte, ſtehen. —

Was das Verhältniß der Kinder gegen den Vater betrifft, ſo iſt Gehorſam ihre erſte Pflicht. Der Vater iſt für die Kinder ein Sinnbild Gottes. Er iſt der Stellvertreter des Sittengeſetzes, welches er ausſpricht und darſtellt, und deſſen Leitung und Oberherrſchaft ſie mit kindlicher Ergebung und Unterwürfigkeit anerkennen ſollen.

Dieſer Aehnlichkeit wegen iſt auch umgekehrt der Begriff des Vaters auf die Gottheit angewandt werden, als den ſittlichen Geſetzgeber, den oberſten Beherrſcher aller Geiſter, die ſich der höheren moraliſchen Weltordnung und Regierung unterwerfen.

In dieſem erſten Capitel des Naturrechts haben wir bloß die Möglichkeit von etwas Unſittlichem, nämlich die Verletzung der Freiheit und den dadurch entſtehenden Krieg, vorausgeſetzt.

Allein das Recht, als von dem Sittlichen unterſchieden, beruht nicht nur auf der Möglichkeit, ſondern auf der Wirklichkeit des Unſittlichen, und dieß begründet ein anderes Capitel des Naturrechts, wo dieſe Unſittlichkeit als wirklich angenommen wird.

Dieſen Krieg finden wir nun unter den Stämmen wilder Völker, die ohne Geld und künſtliches Eigenthum leben, wo übrigens das Verhältniß der Ehe und des Vaters ſich oft ſehr edel zeiget, und die zwar nicht, wie einige Philoſophen ſich dieſes gedacht, in einem idealiſchen, doch in einem ſehr reinen und ſittlichen Naturſtande erſcheinen. Unter dieſen treffen wir nun wirklich jenen Zuſtand des Krieges und zwar aller Stämme gegeneinander, und nicht aus Eigennutz, ſondern aus Rache wegen zugefügter Beleidigungen.

Dieß führt uns nun zum zweiten Capitel von der Wiedervergeltung der Blutſchuld, der Blutrache.

Die Wiedervergeltung, die Blutrache wird als ein Recht anerkannt, und ſie iſt es auch, ein wirkliches, wahres Naturrecht.

Wie kann nun aber aus etwas Unſittlichem ein Recht folgen? Dieß kann ſtattfinden, wenn das Unrecht auf der Einen Seite ſtattfindet. Der Beleidigte, Angegriffene darf ſich vertheidigen, rächen, dem andern die Beleidigung wiedervergelten.

Das Geſetz der Wiedervergeltung iſt vollkommen rechtlich, Gleiches mit Gleichem vergelten; Leben um Leben; wer getödtet hat, ſoll wieder getödtet werden. Es liegt hierbei zum Grunde, daß ein Angriff auf das Leben als das haſſenswürdigſte, abſcheulichſte Verbrechen angeſehen wird, deſſen Urheber ganz vernichtet werden muß, weil er ein unſchätzbares, heiliges Gut des Menſchen gefährdet und verletzt.

Wenn nun die Familie wie eine Perſon anzuſehen iſt, ſo wird jeder Angriff auf die einzelnen Glieder dieſer Verbindung wie ein Angriff auf das Ganze angeſehen. Daraus folgt denn auch das Forterben der Blutrache; wenn etwa das Haupt der Familie umgebracht werden, ſo tritt, um ihn zu rächen, der Sohn an ſeine Stelle.

Die Blutrache beruht auf der Vertheidigung und der Wiedervergeltung, welches beides vollkommen rechtliche Principien ſind. Das Streben nach Vernichtung darf nicht unbedingt ausgeübt werden, weil ſonſt das Leben der Menſchen, deſſen Verletzung die Blutrache vorbeugen und ſie rächen ſoll, durch dieſe ſelbſt wieder gefährdet, und einer übertriebenen Willkür ausgeſetzt würde.

In dem einfachen Geſetz der Wiedervergeltung iſt dieſe Beſchränkung zwar ſchon enthalten, allein dieß bedarf einer gemeineren Beſtimmung. Ueber den Fall der Vertheidigung des erſten Angriffs kann es mancherlei ſchwierige Fragen geben, die ſich ſo leicht nicht löſen laſſen, und wo man die Blutrache und die Wiedervergeltung leicht über alles Maaß hinaus übertreiben könnte, dieſes müßte dann natürlich einen ewigen Wechſel von Vergeltung, Beleidigung und Verfolgung und einen daurenden Zuſtand von Krieg und Feindſeligkeit herbeiführen, der zuletzt alle geſelligen Verhältniſſe verwirren und die öffentliche Sicherheit gänzlich auflöſen würde. So finden wir es auch wirklich überall in dem Naturſtande, wo ein ewiger Krieg aller gegen alle beſteht. Soll dieſes aufhören, ſo muß ein Uebergang aus dieſem verwirrungsvollen, unvollkommenen zu einem dauerhaft und feſt begründeten, ſicheren und friedlichen Zuſtande gefunden werden.

Dieß iſt der Staat. Er übernimmt die Blutrache, beſtimmt die Wiedervergeltung und macht dadurch den wechſelſeitigen Verfolgungen und Kriegen, die ſich ins Unendliche vervielfältigen, wieder ein Ende. Eine größere Wohlthat, als der bloſe Schutz des Eigenthums, den man eben ſo hoch nicht anſchlagen dürfte.

Nachdem wir das eigentliche Naturrecht aufgeſtellt haben, gehen wir zu einem andern Capitel, dem Vernunftrechte, über.

Hier wird nun vorerſt eine Deduction des Rechtsbegriffes ſelbſt nothwendig, die indeſſen nach den vorausgeſchickten Principien unſerer Philoſophie nicht ſchwer fallen dürfte.

Bei Fichte und Kant iſt die Deduction des Rechts äußerſt ſchwierig, da jener zuerſt die Mehrheit der Menſchen weitläufig conſtruiren, dieſer hingegen die Freiheit ſelbſt erſt poſtuliren muß.

Das Recht an und für ſich iſt etwas äußerſt Einfaches, ein Begriff der Vernunft, der ſich auf den Begriff der Freiheit, als das Weſen des Menſchen, gründet. Dieſes iſt aber ſchon hinlänglich erklärt worden, und darf alſo hier mit Grund vorausgeſetzt werden.

Das Recht gründet ſich auf einen theoretiſchen Begriff. Dieß darf gar nicht überſehen werden wegen des verſchiedenen Grades von Objectivität, den das Recht und die Moral hat. Das Recht iſt ungleich objectiver wie die Moral, welche auf dem Glauben beruht und in ihren letzten Principien ganz ſubjectiv iſt, da die Begriffe von Liebe — Ehe — Treue ꝛc. immer etwas vorausſetzen, was ſich dem, der es nicht hat, nicht beweiſen läßt. Der ſyſtematiſche Philoſoph kann die Geſinnungen, welche jenen Begriffen zu Grunde liegen, nur vorausſetzen, und dann ihr Verhältniß zur Natur und Welt beſtimmen.

Das Recht hat eine für ſich beſtehende Gültigkeit und Objectivität, die ſich leicht jemanden andemonſtriren läßt, da hier eigentlich jedermann von den nämlichen Prämiſſen ausgeht. Das Recht iſt gleichſam die Mathematik der Geſellſchaft.

Wir ſtimmen hierin mit Fichte überein, welcher behauptet, das Naturrecht ſey theoretiſche, nicht praktiſche Philoſophie, inſofern nämlich der reine Rechtsbegriff ein theoretiſcher Begriff iſt. — Allein dieß iſt nicht für die geſammte Rechtslehre anzunehmen, da der Begriff des Rechts als ein bloſer Vernunftbegriff ein untergeordneter iſt, der erſt durch das Hinzukommen des ſittlichen Begriffs der Pflicht eine höhere Bedeutung und Würde erhält. Die erſten und letzten Betrachtungen des Rechts müſſen an die Sittlichkeit ſich anſchließen.

Das Recht iſt nichts anderes als eine bloße Folgerung aus dem Weſen der Freiheit, durch den Satz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes. Iſt Freiheit das Weſen des Menſchen, ſo darf dieſe auf keine Art verletzt werden, weil ſonſt das Weſen des Menſchen ſelbſt verletzt und zerſtört würde.

Der Begriff des Rechts bezieht ſich lediglich auf die Freiheit, und zwar dieſe im Allgemeinen ganz negativ gedacht als das negative Weſen des Menſchen im Gegenſatz gegen das Ding.

Recht und Unrecht ſind Begriffe, die ſich begleiten; — Recht iſt die Freiheit, verbunden mit der Bedingung, daß ſie nicht verletzt werden darf, Unrecht iſt die Verletzung der Freiheit.

Gehen wir näher auf dieſen Punkt ein, ſo leuchtet hervor, daß erſt das Hinzukommen der ſittlichen Betrachtung einen vollen, befriedigenden Aufſchluß geben kann; denn es entſteht hier die Frage, warum darf denn nun die Freiheit nicht verletzt werden? — Dieſe Frage kann die Vernunft nicht beantworten. Der bloß praktiſche Grund, auf dem Satze des Widerſpruchs beruhend, daß die Freiheit nicht verletzt werden darf, weil ſie ſich ſonſt ſelbſt aufhebe, würde die Frage nur auf das ſkeptiſche Gebiet ſpielen, und in eine Menge unauflösbarer Spitzfündigkeiten verwickeln. Für die Jurisprudenz iſt jene praktiſche Nothwendigkeit vollkommen hinreichend; aber ſie giebt keine genügende Einſicht in das Weſen der Unverletzbarkeit der Freiheit; abſtrahirt man ganz von der ſittlichen Anſicht, ſo bleibt gar nichts übrig, die Realität des Rechtsbegriffes darzuthun, ob er gleich aus dem Begriff der Freiheit als conſequente Folgerung hervorgeht.

Warum ſoll überhaupt das Recht geſchehen, das Weſen des Menſchen nicht verletzt werden? Hier kann nur die moraliſche Betrachtung uns einen erklärenden Aufſchluß geben.

Die Freiheit ſoll nicht verletzt werden, weil ſie etwas Heiliges, Erſtes, Urſprüngliches, Göttliches iſt, ein Anhauch der unendlichen Urkraft, der göttlichen Natur.

Iſt Freiheit das Weſen des Menſchen, ſo muß ſie auch dem *ganzen* Menſchen zukommen. Zu dem Ganzen gehört aber nicht nur das Innere, ſondern auch das Aeußere des Menſchen, ſein Leib. Die Freiheit muß ſich alſo auf den ganzen Umfang aller innern und äußeren Thätigkeiten und Kräfte erſtrecken. Es iſt alſo irrig zu behaupten, daß die innere Thätigkeit des Menſchen von allen äußeren Hemmungen und Beſchränkungen unabhängig ſey, daß alſo der Menſch ſeiner Freiheit unbeſchadet äußerlich gebunden werden kann. In der Frage über das Recht muß die Freiheit des ganzen Menſchen gefordert werden. Die innere Thätigkeit iſt in ihrer Entwickelung an äußere Bedingungen gebunden, wo ſie nicht beſchränkt und gebunden werden darf, ohne ſie weſentlich zu ſtören und zu ſchwächen.

Sollen nun mehrere Menſchen neben einander exiſtiren, die alle gleichen Anſpruch auf Freiheit haben, ſo muß die Freiheit des Einen nicht durch die Freiheit des Andern verletzt werden, ſondern in dieſer gegründet ſeyn, ſie müſſen ſich wechſelſeitig bedingen. Die Freiheit jedes Einzelnen muß in der Freiheit des Ganzen geſichert werden. Alle für Einen und Einer für alle.

Wird der Begriff der Freiheit ganz allgemein abſtract und negativ genommen, ſo fällt auch alle Verſchiedenheit und Gradation weg, und es folgt auch aus ihm die Gleichheit aller. Alle ſind gleichmäßig frei, es giebt keinen Unterſchied, keine Grade, alle haben gleiches Recht.

In dem reinen Vernunftbegriffe des Rechts ſind die Begriffe der Freiheit und Gleichheit enthalten. Allein dieß iſt auch Alles, was ſich daraus ableiten läßt. Aber was die Gemeinſchaft und Geſellſchaft betrifft, ſo liegt in der Freiheit, bloß als dem negativen Weſen des Menſchen, nichts, was dieſe begründen könnte. Im Gegentheile, wenn wir von aller Sittlichkeit abſtrahiren und bloß nach reinen Rechts- und Vernunftbegriffen entſcheiden wollten, ſo würde die Geſellſchaft als ein Uebel erſcheinen, indem hier eben durch das Zuſammenſeyn und die Colliſionen der Individualitäten zur Verletzung der Freiheit auf alle mögliche Weiſe Veranlaſſung gegeben würde. Daher eine völlige Iſolirung des Menſchen von aller Geſellſchaft, wie Rouſſeau dieſe anſieht, folgerecht anzunehmen wäre.

58) Aus dem reinen Vernunftrecht allein kann aber keine Theorie des Staates hergeleitet werden. Die Freiheit aber kann ohne eine gleiche Einſchränkung aller nicht beſtehen. Dieſes vernünftige Geſetz iſt an und für ſich ganz gut. Allein dieſe aus der bloßen Vernunft, ohne alle höhere Rückſicht auf die Sittlichkeit, herfließende Nothwendigkeit kann keine Deduction des Staates begründen. Aus dem bloßen Rechtsbegriff kann die Gemeinſchaft und Geſellſchaft nicht hergeleitet werden, es muß dabei dann ſchon immer eine Geſellſchaft als empiriſches Datum angenommen werden. Dieß widerſpricht aber der wahren philoſophiſchen Methode, welche alles entwickeln und deduciren ſoll. Die Nothwendigkeit der Geſellſchaft darf nicht als Factum vorausgeſetzt, ſondern muß höher aufgeſucht und aus der ſittlichen Idee genetiſch entwickelt werden.

Ueberhaupt iſt eine angewandte Rechtslehre nicht herzuleiten aus der reinen Vernunft. Dieſe bringt nur den Begriff des Rechts überhaupt ins Klare, und liegt freilich in dieſer Hinſicht dem Naturrecht, ſo wie dem poſitiven Recht zum Grunde; aber mehr wie dieſer Begriff des Rechts folgt auch nicht aus dem reinen Vernunftrecht. Es dient dieſes nur, die mathematiſche Objectivität des Rechts deutlich zu machen. Das iſt aber auch der ganze Zweck und Nutzen.

Was in anderen Methoden an dieſen Vernunftbegriff des Rechts angeſchloſſen wird, iſt ein Aggregat von empiriſchen Factis, nach dem Vernunftrecht beſtimmt. Bei uns iſt es das Sittliche und dasjenige, was durch dieſes ſich an die geſammte Philoſophie anſchließt.

Eigenthum und Vertrag gehören ſchon zu den poſitiven Rechten, inſofern ſie künſtliche und willkürliche Einrichtungen ſind. Auch könnte das aufgeſtellte Naturrecht, welches in Vergleich mit anderen das hiſtoriſche zu nennen wäre, im Gegenſatz des bloß negativen Vernunftrechts ſeiner größeren Beſtimmtheit wegen ein poſitives Recht genannt werden. Eigentlich iſt dieſe Benennung aber nur für dasjenige Recht paſſend, welches durch Willkür beſtimmt wird.

Das Recht der Vernunft iſt von ſchlechthin allgemeiner

Objectivität, und auf alles anwendbar, da es ja bloß der Begriff des Rechts an und für ſich iſt. Es erſtreckt ſich auf die Individuen, wie auf das Ganze. So iſt das Völkerrecht nur Vernunftrecht. Das poſitive Recht iſt das Recht, angewandt auf willkürliche und künſtliche Einrichtungen.

Wenn eine Geſellſchaft und Gemeinſchaft überhaupt aus dem Vernunftrechte nicht abzuleiten ſind, ſo wird noch weniger die Lehre von Eigenthum und den Verträgen, die ja auf Geſellſchaft und Gemeinſchaft ſich gründen, ſich daraus folgern laſſen.

Wie iſt denn nun aber der erſte Entſtehungsgrund von dieſen zu finden?

In der ſittlichen Forderung abſoluter Gemeinſchaft, als der einzigen Bedingung der ſittlichen Bildung und Beſſerung des Menſchengeſchlechtes.

Aus dem Sittengeſetz allein würde kein ſittliches Leben hervorgehen. Der Stoff des ſittlichen Lebens kann nur von dem ſittlichen Triebe kommen. Dieſer iſt ja Liebe, welche auf Verbindung, Vereinigung geht, und ſein Ziel iſt Bildung (von der Ehe kann hier nicht die Rede ſeyn, und die Geſelligkeit geht weit über den Trieb hinaus). Die ſittliche Entwickelung aber kann nicht iſolirt ſeyn, ſondern ſie ſetzt ebenſo wie die Liebe Vereinigung nicht nur voraus, ſondern in beiden iſt ja die abſolute Forderung der Gemeinſchaft und zwar in ihrer ganzen Totalität enthalten. Die ganze Menſchheit ſoll zu einem Individuum werden, zu einem liebevoll vereinigten und ſittlich gebildeten Ganzen.

Eigenthum und Verträge ſind als willkürliche und künſtliche Einrichtungen, die ſich auf etwas höheres beziehen, nicht im Vernunftrechte begründet, ſie ſind poſitive Rechte, inſofern man darunter ſolche verſteht, die auf willkürlicher Einrichtung beruhen, und durch ſittliche Bedingungen nothwendig gemacht wurden.

Das reine Vernunftrecht iſt von dem Naturrechte noch ſehr verſchieden; es gründet ſich zwar dieſes nicht auf die Forderung einer bis zur Totalität vollendeten Gemeinſchaft des

Menſchengeſchlechtes, geht aber aus der natürlichſten und urſprünglichſten aller menſchlichen Verbindungen, der Familie, hervor, und iſt daher in weit näherer Beziehung auf die Sittlichkeit, wie das reine Vernunftrecht. Dieß iſt bei der väterlichen Gewalt am ſichtbarſten, die ohne ſittliche Begriffe nicht denkbar iſt. Die Blutrache, welche etwas Unſittliches vorausſetzt, könnte zwar mit der Sittlichkeit im Widerſpruche erſcheinen. Allein in dem Recht der Wiedervergeltung iſt doch ſchon eine Beſchränkung enthalten, welche auf den ſittlichen Begriff des Maaßes ſich gründet.

Nach dem Vernunftrechte würde es ganz anders heißen. Hier wo die Freiheit, wenn ſie ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll, in ihrer abſoluten Totalität erhalten werden muß, wird alles, was der Freiheit Abbruch thut und dieſe in Gefahr ſetzt, aus dem Wege geräumt; wer die Freiheit Anderer verletzt, wird vernichtet. Es müſſen alle gegen ihn aufſtehen, da er durch ſeinen Angriff, wenn gleich eines einzelnen Individuums, die Freiheit im Ganzen angefeindet hat, und zwar wird nach dem reinen Vernunftrechte die kleinſte Verletzung der allgemeinen Freiheit der größten völlig gleich geachtet. Vor der Errichtung des Staates wäre alſo die Rache ganz grenzenlos. Erſt dadurch, daß dieſer ſie übernimmt und beſtimmt, wird ſie einer geſetzlichen Mäßigung unterworfen.

Die Nothwendigkeit des Staates beruht zunächſt auf zwei Dingen, der Ausübung der Blutrache ſtatt der Individuen, und der Garantie des Eigenthums.

Eigenthum und Vertrag ſind als künſtliche und willkürliche Einrichtungen weder aus dem Natur- noch aus dem Vernunftrechte herzuleiten. Es ſind gar nicht ſo objective Rechte, und wenn auch abſtrahirt von der künſtlichen Form und bloß auf das Weſen der Sache geſehen, nicht leicht ein Volk ſo roh und wild ſich finden ließe, bei dem es nicht eine Art von Eigenthum und Vertrag gäbe, ſo ſind dieſe Rechte doch auf die mannigfaltigſte und verſchiedenartigſte Weiſe modificirt und beſtimmt, welche Verſchiedenheit von temporellen, localen, nationalen Bedingungen abhängt. Dieß unterſcheidet ſie aber zu eigentlich poſitiven Rechten. Alles poſitive Recht gründet ſich auf die abſolute Gemeinſchaft und Bildung des Menſchengeſchlechts. Die beſonderen Beſtimmungen und Modificationen aber werden abhangen von dem verſchiedenen Grade des Entwickelungszuſtandes oder der Cultur einer Nation und anderen localen Verhältniſſen. Hieraus folgt, daß die Frage über alle dieſe Rechtsbegriffe ſchon ſehr ins Empiriſche eingreift, und daher zum Theil ſchon nicht mehr in die Philoſophie gehört.

Die Unterſuchung über die verſchiedenen Arten des Eigenthumsrechtes muß ſchon ſehr ins Einzelne gehen, da hier der Stoff hiſtoriſch und philoſophiſch zugleich iſt. Alle ſtreitigen Fragen können nur mit durchgängiger Beziehung auf die Geſchichte der Cultur und des politiſchen, ökonomiſchen Zuſtandes der Menſchen befriedigend beantwortet werden.

Es folgt hieraus der ganz richtige Schluß, daß alle poſitive Rechtslehre ſehr local iſt; die Philoſophie aber auch nur das Allgemeine herausheben, nur das Princip der Unterſcheidung angeben kann; dieſe ſelbſt aber nur hiſtoriſch erſchöpfend zu behandeln iſt.

Alle poſitiven Rechte, die auf künſtliche und willkürliche Einrichtungen ſich gründen, ſind aus der Forderung der abſoluten Gemeinſchaft, als der erſten Bedingung der Bildung des Menſchengeſchlechts, herzuleiten.

Soll das menſchliche Geſchlecht einerſeits zu einer Kunſtbildung erhoben werden, andrerſeits in eine allgemeine Geſellſchaft treten, ſo ſind dazu Eigenthum und mit dieſem Handel unumgänglich nothwendige Bedingungen.

Es wird freilich hier vorausgeſetzt, daß der Erdboden mehr oder minder anbaufähig, und ſeine Producte mit der Bevölkerung nicht in gleichem Verhältniß ſeyen.

Die Beſchaffenheit des Erdbodens und ſein Verhältniß zur Bevölkerung ſind die beſtimmenden Bedingungen alles Eigenthums und alles Handels; dieſe ſind aber zufällig, wie denn leicht für die etwaigen vernünftigen Bewohner anderer Planeten weder Eigenthum noch Handel nothwendig ſeyn dürfte.

Bei der individuellen Beſchaffenheit der Erde indeſſen iſt beider Zuſtand nothwendig, wenn künſtliche Bedingung nur irgend zu Stande kommen, ja auch nur anfangen ſoll.

Das Weſentliche, worauf es hier ankommt, iſt die Eintheilung des Bodens und des ſämmtlichen Inbegriffs der uns umgebenden Dinge, die als Stoff der Bildung angeſehen und den Menſchen zugetheilt werden, daß er ſie künſtlich und zweckmäßig forme und geſtalte.

Betrachtet man die Sache mit Abſtraction von aller Erfahrung, und denkt ſich bloß die Nothwendigkeit der Ausbildung und Gemeinſchaft und dabei die Menſchen mit ihren gleichen Rechten, ſo kommt man auf den Gedanken, daß der Boden und das Eigenthum zu gleichen Theilen ausgetheilt werden müſſe, eine Idee, welche nicht nur in der Theorie, ſondern auch ſchon in der Praxis vorgekommen iſt.

Sollte dieſe Idee ausgeführt werden, ſo würde vor allem erfordert, daß die Menſchen in einem Zuſtande lebten, wo ſie noch nicht das geringſte Eigenthum beſäßen, und Einer da wäre, der die Macht hätte, dieß zu beſtimmen und zu vertheilen. Ein ſo reiner Zuſtand iſt in der Wirklichkeit nie vorhanden. Auf dieſe Art kann das Eigenthum nicht entſtehen.

Es kommt hier vorzüglich darauf an zu beſtimmen, was nach dem Vernunftrechte Eigenthum des Menſchen genannt werden kann.

Freiheit kommt dem ganzen Menſchen zu, dem Leibe wie der Seele, die beide eigentlich auch nur Ein Ganzes ſind; macht man aber dennoch in Gedanken eine Trennung, ſo erſcheint der Leib in Beziehung auf den ihn beherrſchenden Geiſt ein Syſtem von Werkzeugen für die Thätigkeit des Geiſtes.

Nach dem Vernunftrechte iſt eigentlich nur der Leib des Menſchen ſein abſolutes Eigenthum; nun iſt aber der Leib nicht bloß eine todte Maſſe und Materie, ſondern ein Inbegriff von lebendigen Thätigkeiten und Kräften, und als ſolcher ein Mittel, ein Organ für die geiſtige Thätigkeit des Menſchen. Nicht alſo der Leib allein, ſondern auch die Kräfte des Leibes ſind das Eigenthum des Menſchen; dieſe aber können ohne Entwickelung und Aeußerung gar nicht gedacht werden. Die

Körperliche Kraft muß ebenſo wie die geiſtige entwickelt und gebildet werden. Daher auch die körperliche Thätigkeit und Kraftanwendung des Menſchen ſein Eigenthum werden. Der Leib iſt ein abſolutes Eigenthum, ein ganz unveräußerliches, unverletzbares, unbedingtes Gut; nicht aber die Kraftanwendung. Dieſe muß in Rückſicht auf andere beſchränkt werden. Durch den Leib wird die Freiheit keines Einzelnen geſtört, wohl aber durch die Kraftanwendung; dieſe kann ins Unendliche ausgedehnt werden, hat keine Grenzen, als die Willkür und die möglichen Zwecke des Menſchen.

Auf dieſe Kraftanwendung gründet ſich alles Eigenthum. Alles, worauf ich meine Kraft angewandt habe, wird eben dadurch mein Eigenthum — vor Allem die Formation; habe ich den Stoff cultivirt, ſo iſt er mein eigen; aber auch bei der Occupation findet eine Kraftanwendung ſtatt, und mithin ein Eigenthumsrecht. —

Auch das Verjährungsrecht ließe ſich aus dieſem Princip ableiten. Die ganze Zeit über hat ein Menſch ſeine Kraft auf einen Gegenſtand verwandt, dadurch erhält er ein Recht auf die Sache, die er anfangs gefunden oder unſchuldig erworben und dann lange beſeſſen.

Man könnte ſagen: Wenn einer lange Zeit etwas beſeſſen, welches er anfänglich gefunden oder ſonſt unſchuldig erworben, ſo habe er einen Rechtsanſpruch darauf, indem er alle die Zeit über ſeine Kraft darauf verwandt.

Indeſſen iſt dieſes Recht immer etwas ſehr ſpecielles und locales.

Eben ſo nothwendig, wie das Eigenthum, iſt auch der Handel zur höheren Entwicklung und Bildung des Menſchengeſchlechtes.

Die Erde iſt ſo eingerichtet, daß der Ueberfluß einiger Länder der Armuth der andern zu Hülfe kommen muß, ſo wird der Handel ein Mittel der engeren Vereinigung und wechſelſeitigen Unterſtützung der Nationen. Auch würden ohne gegenſeitigen Austauſch der Materialien die meiſten Kunſtwerke nicht ausgebildet werden. Man muß den Handel nicht bloß auf Gegenſtände des Luxus, ohne welche die Cultur recht gut beſtehen könnte, beſchränken wollen, ſondern er erſtreckt ſich auf die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens und die zur höheren Kunſtbildung unentbehrlichen Hülfsmittel.

In dem Handel iſt eigentlich der Vertrag ſchon eingeſchloſſen, inſofern dieſer auf einen Wechſel des Eigenthums geht.

Ebenſo würden viele Gegenſtände nicht künſtlich bearbeitet werden können, wenn ſich zu dieſem Zwecke nicht die Kräfte mehrerer Menſchen vereinigten, um gemeinſchaftlich zu arbeiten.

Sollen ſie aber gemeinſchaftlich handeln und arbeiten, ſo müſſen ſie für dieſen Zweck feſter aneinander gebunden ſeyn, ſich aufeinander verlaſſen und auf gegenſeitige Beihülfe und Unterſtützung rechnen können, ſo entſteht der Vertrag, wodurch ſie zu einem gemeinſamen Zwecke ſich wechſelſeitig verbinden und verpflichten.

Handel und Vertrag ſind nothwendige Ergänzungen des unvollkommenen Eigenthums und zur Bildung unumgänglich erforderlich.

Ohne Eigenthum würde der Menſch weder ſich ſelbſt und ſeine Kräfte, noch irgend eine Kunſt ausbilden können.

Die Bildung der äußern Dinge muß nicht angeſehen werden als Vervollkommnung der Dinge an und für ſich nach ihrem Begriff und ihrer Naturbeſtimmung, ſondern als Mittel für die höhere Bildung und Kraftentwicklung des Menſchen.

Zu dieſer Kunſtbildung nun ſind Handel und Vertrag eine unerläßliche Bedingung.

Wo das Eigenthum in ſeiner ſtrengen Beharrlichkeit erhalten wurde, da mußte zwar die Sittlichkeit gewinnen; aber die Kunſtthätigkeit würde bei dem minderen Gebrauch, der geringeren Vervollkommnung des Eigenthums äußerſt beſchränkt werden.

Dieß ſehen wir an den Indiern, die, weil bei Ihnen bloß das moraliſche Princip herrſchend war, auch in der Cultur ſtehen blieben.

Der raſche Wechſel des Eigenthums wird durch die beſſere Benutzung und größere Vervollkommnung die Kunſtbildung im höchſten Grade befördern; aber freilich geräth die Sittlichkeit dabei in große Gefahr, der die Kunſtbildung doch untergeordnet bleiben muß. Es wäre hier alſo das Problem, die höchſt mögliche Kunſtbildung zu befördern, ohne die Sittlichkeit in Gefahr zu ſetzen; aber Wechſel, Handel und Vertrag ſollen ſtatt haben, weil bei dem ſtreng beharrenden Eigenthum keine Kunſtbildung möglich iſt, und in der Cultur nothwendig ein Stillſtand erfolgen würde.

Alles Eigenthum beruht auf der Kraftanwendung, mithin auch jenes, welches ich durch den Vertrag erwerbe.

Es verſpricht mir Jemand etwas, ich rechne alſo auf dieſes Verſprechen, ich mache meinen Plan danach; meine Kraftanwendung nimmt eine Richtung, die dadurch beſtimmt wird. Hält er nun ſein Verſprechen nicht, ſo bringt er mich um meine Kraftanwendung, mithin um mein Eigenthum.

Alle Arten von Verträgen beruhen auf dieſem Princip, wer durch ſeine Schuld mich veranlaßt, meine Kraft nutzlos zu verſchwenden, muß den Schaden, den ich dadurch erleide, erſetzen.

Wir betrachten zuerſt den Vertrag *Do ut des*; ich habe Jemanden einen Gegenſtand gegeben oder verſprochen, er hat mir einen anderen dagegen verſprochen. Ich richte alſo auf dieſen Gegenſtand meine Kraftanwendung. Ich rechne auf ſeinen Beſitz. Ich mache meinen Plan darnach durch dieſe Richtung der Kraft, wenn dieſe gleich, ſo lange der Gegenſtand ſelbſt nämlich noch nicht in meinem Beſitz iſt, in Gedanken geſchieht, wird das verſprochene Ding mein Eigenthum. Hält der andere ſein Verſprechen nicht, ſo betrügt er mich doppelt, daher auch zuerſt Rückerſtattung der erhaltenen Sache und Schadenerſatz.

Der Vertrag *facio ut facias*. Die Kraftanwendung, die Thätigkeit des Menſchen iſt ſein Eigenthum; daher er auch dieſe durch Vertrag veräußern kann. Verſpricht mir Jemand etwas zu thun, ſo rechne ich auf ſeine Thätigkeit, ich richte meine Kraft darauf und nehme ſie dadurch rechtlich in Beſitz.

Der Schenkungs-Vertrag begründet und giebt aus dem nämlichen Grunde ein Recht, wie alle übrigen. Ich habe auf ſein Verſprechen gebaut, meine Thätigkeit iſt dadurch beſtimmt und beſchäftigt worden. Bricht er ſein Wort, ſo iſt er Schuld, daß ich meine Kraft verſchwende, er bringt mich alſo um mein Eigenthum.

Der Vertrag beruht auf Treu und Glauben. Könnte man auf das Verſprechen und die Beihülfe der andern nicht rechnen, ſo wäre gar keine gemeinſchaftliche Thätigkeit und Arbeit, und alſo auch keine Cultur möglich; ſollen aber die Verträge gehalten werden, ſo müſſen ſie ſanctionirt, auf ein Zwangsrecht gegründet ſeyn. Der andere muß entweder angehalten werden, den Vertrag zu erfüllen, oder als Verletzer eines Eigenthums angeſehen und zum Schadenerſatz gezwungen werden.

Ebenſo führt das Eigenthum ein Zwangsrecht mit ſich.

Soll zum Behuf der Cultur das abſolute Eigenthum über den Leib ausgedehnt werden auf die Thätigkeit und Kraftanwendung des Leibes und die äußeren Dinge, die der Stoff, die Materie für dieſe Kraftanwendung ſind, ſo müſſen dieſe Dinge zur zweckmäßigen Bearbeitung und Bildung unter die Menſchen vertheilt, und jeder bei dem ruhigen Beſitz und Gebrauch des ihm zugefallenen Theiles geſchützt und erhalten werden.

Nach dem Vernunftrechte hatte jeder ein Recht auf alles, worauf er ſeine Kraft richten konnte. Aus dem Vernunftrechte folgt das gleiche Recht jedes Einzelnen auf Alles; aber nicht die Gleichheit des Eigenthums. Soll nun nicht ein ewiger Krieg aller gegen alle ſtatt haben, ſo müſſen alle gleichmäßig beſchränkt werden. Jeder, der nach dem Vernunftrechte ſeine Kraft auf alles erſtrecken konnte, muß gezwungen werden, ſich zu beſchränken auf dasjenige, was ihm rechtlich iſt zugetheilt worden. So entſteht der Begriff eines Zwangsrechtes, das Eigenthum und den Vertrag zu ſchützen und in ſeiner Integrität und Gültigkeit zu erhalten. Eine zweckmäßige Vertheilung der äußern Dinge zur höchſten Kraftentwicklung und Bildung des Menſchen iſt der Grund alles Eigenthums. Dieſe fodert aber auch, daß jeder Einzelne bei dem Beſitz desjenigen, was ihm iſt zugetheilt worden, und worauf er ſeine Kraft angewandt hat, geſchützt werde, damit er es zu ſeinem Zwecke ruhig gebrauchen und bilden kann.

Das Eigenthum iſt an und für ſich eine ſo unvollkommene Einrichtung, daß es ſchon gleich einer zweiten bedarf, dieſe zu verbeſſern. Der Vertrag, der Handel ſoll das ſtrenge beharrliche Eigenthum durch ſchnelleren Wechſel und Umtauſch zum Behufe der größern Kunſtbildung mildern und mäßigen. Der Vertrag aber iſt als Wechſel dem beharrlichen Eigenthum entgegengeſetzt, und hebt es halb und halb auf und droht es in ſeiner Grundlage zu erſchüttern.

Ueberhaupt ſind alle dieſe Einrichtungen als bloſe Nothmittel anzuſehen, die in ihrer Unvollkommenheit ſich wechſelſeitig ergänzen, corrigiren und beſchränken ſollen.

Dieſe groſe Unvollkommenheit aller Eigenthumseinrichtungen, die alle nur eine proviſoriſche Gültigkeit haben können, und wenn eine reelle praktiſche Gemeinſchaft ſtatt haben ſoll, näher beſtimmt und durch eine geſetzliche Kraft erhalten werden müſſen, führt uns auf den Begriff der Staatsgewalt und des Obereigenthums des Staats.

So ſchwer dieſe Begriffe in andern Syſtemen zu entwickeln ſind, ſo natürlich laſſen ſie ſich aus den hier aufgeſtellten Grundſätzen entwickeln. Ohne Staatsgewalt wäre das poſitive Recht nicht zu begründen. Eigenthum und Vertrag fordern Zwang und dieſer eine Gewalt, die ihn ausübt; aber auch ſchon aus dem Naturrechte würde die Nothwendigkeit einer Staatsgewalt folgen.

Die perſönlichen Beleidigungen, die auf Wiedervergeltung und Blutrache führen, müſſen einen Zuſtand herbeiführen, der gleichſam ein Krieg aller gegen alle genannt werden kann. Es liegt in dem Vernunftrechte gar keine Garantie der öffentlichen Sicherheit. Es iſt ein ewiger Zuſtand des Kriegs, weil jeder ſein eigner Richter und das Vergeltungsrecht unendlich iſt, die kleinſte Beleidigung wie die größte geahndet und gerächt werden muß. Das Vernunftrecht angewandt auf unvollkommene Menſchen kann, da die Gleichheit, die es fodert, der natürlichen Ungleichheit, die ſich in der Wirklichkeit findet, widerſpricht, nur Unſicherheit und Verwirrung herbeiführen. Es iſt in dem Vernunftrechte durchaus keine genaue Beſtimmung des Eigenthums vorhanden, die doch zur Kunſtbildung ſo nothwendig iſt. — Daher kann das Vernunftrecht auch nur die negativen Bedingungen der näheren Beſtimmung und Eintheilung des Eigenthums hergeben. Die poſitiven müſſen aus der politiſch-moraliſchen Verfaſſung genommen werden.

So wie das Vernunftrecht auf einen allgemeinen Krieg aller gegen alle führt, führt uns die ſittliche Anſicht auf einen allgemeinen Frieden, auf abſolute Vereinigung und Gemeinſchaft aller Kräfte und Thätigkeiten und mithin alles Eigenthums.

In dem ſittlichen Zuſtande würde jeder Menſch ſeine Kraft auf Alles anwenden können, worauf er wollte, ohne jedoch der Freiheit anderer zu nahe zu treten.

Es würde alſo hier wie in dem Vernunftrecht jedem Alles gehören, nur mit dem Unterſchiede, daß in dem Naturſtande jeder abgeſondert für ſich auf das Ganze Anſpruch macht; in dem ſittlichen Zuſtande aber alle nur ein Individuum ausmachen. Hier wird jeder ſeine Kraft und Thätigkeit nur in Beziehung auf das Ganze ſchätzen und würdigen. Er wird ſeine Zwecke nur in Verbindung mit dem allgemeinen Zwecke verfolgen und ausführen und die beſonderen Zwecke anderer Menſchen, als nach dem nämlichen Ziele ſtrebend, eben ſo hoch achten, ehren und befördern.

Allein dieſe ſittliche Gemeinſchaft der Guten iſt ein Ideal; als Annäherung zu dieſem und als Surrogat tritt das Obereigenthum des Staates ein. Die Nation ſoll eins ſeyn. Dieß kann ſie nur ſeyn durch die Einheit der Kraft und da dieſe in dem Eigenthum beruht, durch Einheit des Eigenthums, das hier nicht, wie im Vernunftrechte ganz iſolirt iſt, wenn gleich in dem Staate die Trennung nicht ganz aufhören und eine völlige Gemeinſchaft ſtatt haben kann, ſo ſoll dieſe vorbereitet werden, es ſoll ein gemeinſchaftliches Land da ſeyn, das alle verbindet.

Der Staat iſt Obereigenthümer, er ſoll nach einem gerechten Princip das Eigenthum zweckmäßig vertheilen, und jeden Einzelnen bei dem Beſitze ſeines Theiles ſchützen. Er ſoll die Verträge, ohne welche keine gemeinſchaftliche Thätigkeit und Arbeit möglich war, garantiren, den zur Kunſtbildung ſo nöthigen Wechſel des Eigenthums durch ſeine Oberaufſicht lenken und leiten, und ſo alle Kräfte und Thätigkeiten zu einem Zwecke vereinigen. Dieß führt uns auf eine andere Unterſuchung. Eigenthum und Vertrag ſind ſich einander entgegengeſetzt. Das erſte thut gleichſam den Ausſpruch: dieſe Dinge ſollen dem Menſchen ſeyn und bleiben ewig und ſchlechthin; im Vertrag und Handel heißt es im Gegentheil: ſie ſollen wechſeln.

Nun würde aber ein allgemeiner Tauſch und Wechſel des Eigenthums die ſichere Grundlage deſſelben zerſtören und alles ſchwankend und veränderlich machen. Es fragt ſich daher, darf man, um dieſes zu verhindern, den Verträgen gewiſſe Grenzen beſtimmen. Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten. Die Grenzen des Vertrags, ſobald dieſer nicht auf eigentlich unſittliche Handlungen geht, ſind ſo leicht nicht zu bezeichnen. Handel und Vertrag ſind nothwendige Ergänzungen des Eigenthums. Eine gänzliche Unbeſchränktheit von dieſen aber würde die Grundlage des Eigenthums ſelbſt unſicher machen, und alles einem ewigen Wechſel, einer grenzenloſen Veränderung unterwerfen. Daher hier eine geſetzliche Beſchränkung ins Mittel treten muß. Nur iſt es freilich ein ſchwieriger Punkt, dieſe genauer zu beſtimmen.

Die Frage, ob der Kauf und Verkauf von Grund und Boden rechtmäßig ſey, wäre nach unſerm Grundſatze verneinend zu beantworten.

Die Erbſchaft durch Teſtament iſt als eine Art von Vertrag, eine Schenkung auf Todesfall anzuſehen, und alſo einer Beſchränkung zu unterwerfen, ſie müßte nicht auf Grund und Boden ausgedehnt werden dürfen.

Durch den Wechſel des Eigenthums, den Handel, wird wieder ein allgemeiner objectiver Maaßſtab des Werths aller dem Handel und Wechſel unterworfenen Dinge nothwendig gemacht.

Ein ſolcher iſt das Geld. Es ſpielt dieſes in der Geſchichte der Menſchheit eine ſehr bedeutende Rolle. Die aſiatiſchen und europäiſchen Nationen ſind durch dieſen gemeinſchaftlichen Maaßſtab des körperlichen Werthes zu einem Syſtem verbunden. Es findet ſich bei allen gebildeten Völkern, und dieſe unterſcheiden ſich auch dadurch von den wilden Stämmen.

Durch das Geld entſteht ein Handel in der zweiten Potenz, mit dem Gelde ſelbſt. Da derjenige, der viel Geld hat, ſich viele Waaren und durch dieſe wieder viel Geld verſchafft. Dieſes verzinſet ſich wieder, und ſo kann dieſes immer weiter fortgehen. Es entſteht nun billig die Frage: darf der Staat eine ſolche Benutzung des Geldes erlauben, darf er Zinſen garantiren und ſanctioniren?

Die Zinſen ſind rechtlich nicht zu vertheidigen. Nimmt man ſie an, ſo folgt daraus, daß man immer mehr und mehr Geld erwerben, und in einem gar kurzen Zeitraum ſich in Beſitz von einem großen Theil des Vermögens der ganzen Nation ſetzen kann.

In Ländern, wo der Handel ſehr groß und nur in den Händen einiger Perſonen iſt, werden dieſe immer einen großen Einfluß auf die Staatsgewalt ſelber haben. Der Staat muß dann ſehr auf ſie ſehen, und ſich nach ihren Intereſſen richten. Der Handel iſt ein gefährliches Princip. Dieß gilt vorzüglich vom auswärtigen Handel. Beim Handel geht, da das Geld ſich immer in ſich ſelbſt vermehrt, das Steigen des Reichthums ins Unermeßliche.

Ueberhaupt führt das Eigenthum nothwendig herbei einen großen Unterſchied zwiſchen Armen und Reichen. Dieſe aber ſind ein Uebel, da ſie praktiſch unthätig werden, und dem Staate zur Laſt fallen.

Auch bedürfen die Verträge einer nothwendigen Beſchränkung. Jemehr die Verträge ſich häufen, deſto verwickelter werden ſie. Fängt man erſt an alles beſtimmen zu wollen, ſo vermehren die Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten ſich ins Unendliche.

Der Staat hat alſo nicht nur das Eigenthum zu garantiren, die Gültigkeit der Verträge zu ſichern, ſondern auch dieſe zu beſchränken, und den Handel in ſeinen ſchädlichen Folgen zu hindern, nicht die Ausbreitung des Handels zu beſchränken, ſondern nur den allzuſehr ſteigenden einſeitigen Reichthum, und die ihm entgegenſtehende Armuth, das Grundübel des Staats, zu hemmen und zu verhüten.

Das Erbrecht, welches auf beharrliches Eigenthum ſich gründet, ſichert zwar in einiger Hinſicht die Erhaltung der urſprünglichen Eintheilung und ſomit auch die geſetzliche Gleichheit. Allein hier kommt auf die Art der Verwaltung ſchon vieles an, ob nämlich verſchwendet oder geſpart wird, und wie die Producte, welche von Land und Boden gewonnen werden, angewandt und benutzt werden, indem ſo auf die eine oder andere Art ſchon in der zweiten Generation die gefährliche Ungleichheit zwiſchen Armuth und Reichthum ſich einfinden; beſonders wenn Handel und Vertrag auf das Eigenthum von Grund und Boden ſich erſtrecken dürfen.

Alle jene künſtlichen Einrichtungen des Eigenthums ſind nur höchſt unvollkommene und proviſoriſche Mittel; in allen iſt etwas Unſittliches enthalten.

Zu dem Vertrag wird zwar auf Treu und Glauben gerechnet. Allein er iſt denn doch ſelbſt bloß eine Cautel gegen Unrecht, und man könnte daher mit Recht behaupten, derjenige Staat, wo die wenigſten Verträge ſtattfinden, ſey gewiß der ſittlichere.

Auch wird durch das Eigenthum und den Vertrag die Treue, die man Gott allein ſchuldig iſt, an körperliche Gegenſtände geheftet, und oft der körperliche Nutzen über die Treue gegen Gott erhoben.

Ehe wir zur näheren Unterſuchung über den Zweck des Staates und der Staatsgewalt insbeſondere übergehen, fügen wir noch ein paar allgemeine Bemerkungen über das Eigenthum überhaupt hier bei.

Man könnte das Recht des Menſchen auf die äußeren Dinge aus der natürlichen Ueberlegenheit des Menſchen herleiten.

Man könnte aber auch nach der religiöſen Idee alter Völker annehmen, daß die Außendinge dem Menſchen von Gott zum Gebrauch gegeben worden ſeyen. Mehrere Einſchränkungen des Eigenthums bei den älteren Nationen müſſen aus dieſer religiöſen Idee hergeleitet werden.

Man kann überhaupt das Recht des Gebrauchs der äußern Dinge, da wo es durch kein poſitives Geſetz eingeſchränkt iſt, anſehen als bedingt durch das moraliſche Geſetz.

Setzt man ſich als Eigenthümer in Verhältniß zu der Gottheit, ſo erſchien man als der Lehnsträger des erſten höchſten Obereigenthümers und Herrn. Hier würde alles auf den ſittlichen Gebrauch ankommen; bei einer verkehrten, zweckwidrigen, ſchädlichen Anwendung der Dinge müßte man ſich Gott denken als unzufrieden mit dem ſchlechten Gebrauch; im Gegentheil aber als zufrieden und den Beſitz des Eigenthums beſtätigend.

Auch könnte eine Nation Anſpruch machen auf Eigenthum, weil ſie glaubt, es ſey ihr dieſes beſonders von Gott geſchenkt, wie z. B. die Juden auf das Land Canaan. Hier beruht alſo das Recht zunächſt auf dem Glauben. Hier kommt natürlich nun alles darauf an, inwiefern dieſer Glaube, dieſe religiöſe Ueberzeugung wirklich und gegründet ſey oder nicht. Allein ein objectiver Rechtsanſpruch kann daraus nicht entſpringen, höchſtens ein Recht zum Kriege, zur Eroberung. Der vorige Beſitzer wird natürlich dieſes Recht nimmer kennen, und nie mit Gewalt dazu können gezwungen werden.

II.

Der Staat, philoſophiſch genommen, gründet ſich auf die Unvollkommenheit des Naturrechts. Die Nothwendigkeit des

Eigenthums, des Handels und Vertrags, welche der Staat näher beſtimmen, ſichern, garantiren und zweckmäßig mildern und beſchränken ſoll — dazu bedarf der Staat einer geſetzlich anerkannten Macht und Gewalt.

Worauf gründen ſich denn nun dieſe? Auf phyſiſche Gewalt kann wohl die Herrſchaft des Einzelnen über den Einzelnen, aber nicht die große Macht und Gewalt des Einzelnen über die geſammte Menge beruhen.

Auch nicht auf Vertrag, da dieſer etwas ſo Untergeordnetes, Proviſoriſches, Unvollkommnes iſt und ſelbſt etwas Unſittliches vorausſetzt.

Auch fodert jeder Vertrag eine Garantie: wie konnte dieſe nun aber in Beziehung auf das Staatsoberhaupt ſtatt haben?

Der Staat beruht auf dem Glauben.

Der Glaube, daß der Staat die Gewalt habe und mit Recht habe, — dieß giebt ihm die wirkliche reelle Macht, und daraus folgt denn auch die phyſiſche Gewalt.

Es iſt dieß das allgemeine Princip, welches ſowohl für die beſſeren, rechtmäßigen, wie für die ſchlechten, deſpotiſchen Staaten gilt. —

In den deſpotiſchen Staaten iſt es der Glauben — an den Glauben oder auch an die Furcht der anderen. Jeder ſetzt bei dem andern die Ueberzeugung voraus, der Deſpot ſey der rechtmäßige Regent. Er habe einmal die Macht in Händen und man dürfe oder könne ſich dieſer nicht widerſetzen.

Ganz allein auf der Furcht kann die Staatsgewalt nicht beruhen, auch mit der Furcht muß immer ein Glaube verbunden ſeyn, wenn dieſer auch nur eine gegenſeitige Täuſchung wäre; aber freilich wird, jemehr der Glaube ſinkt, die Furcht überhand nehmen. Wo Staat und Kirche getrennt ſind, wird der Staat immer mehr und mehr auf der bloßen Furcht beruhen; wäre aber gar kein Glauben vorhanden, ſo würde das Phantom der Furcht endlich in ſich ſelbſt zuſammenſinken, die Täuſchung würde verſchwinden, und durch die erlogene Hülle durch würde die urſprüngliche Schwäche und Nichtigkeit der Staatsgewalt in ihrer ganzen Blöße ſich offenbaren.

Es läßt ſich keine auch noch ſo künſtlich zuſammengeſetzte Verfaſſung denken, die einzig und allein auf Furcht ſich feſt und dauerhaft gründen könnte.

Es iſt hieraus ſehr erklärlich, daß die Staatsgewalt die Sanction der Kirche und des geiſtlichen Standes immer und überall ſo emſig nachgeſucht hat.

Aus der Vorausſetzung, daß alle Staatsgewalt auf Glauben beruhe, iſt der wahre Sinn des Satzes zu erklären, daß alle Staatsgewalt von Gott komme.

Die ſittliche Thätigkeit im Menſchen als ein Anhalten, nicht aus Trägheit oder Mangel, ſondern aus Fülle von Liebe und Freiheit, iſt eine eigentlich göttliche Thätigkeit; es iſt dieſelbe, die der Gottheit ſelbſt zugeſchrieben wird. Nun iſt aber der Glaube ein ſittliches Anhalten des Geiſtes, ein willkürlich ſich ſelbſt anhaltendes, beſchränkendes, beharrendes Denken, nicht aus Armuth und Trägheit des Geiſtes, ſondern aus Ueberfluß von geiſtiger Kraft und Thätigkeit. Der Glaube iſt alſo ein wahrhaft göttliches Denken. Der ganze Menſch ſoll ſittlich gebildet werden: ſein Trieb und die Geſtalt deſſelben in der Liebe, ſein Geiſt im Glauben.

Nimmt man allen Glauben weg, ſo geht das Denken nach allen Richtungen ins Unendliche, welches nothwendig endlich einen ſkeptiſchen Zuſtand herbeiführen muß. Hier wird alſo ein ſittliches Anhalten und Beſchränken des Geiſtes für den höchſten Zweck des Menſchen das dringendſte Bedürfniß.

Eigentlich kann nur Gott oder das Göttliche Gegenſtand des Glaubens ſeyn, und wenn früher von dem Glauben an uns ſelbſt die Rede war, ſo wurde darunter nur das noch unerkannte Göttliche verſtanden.

Wie unterſcheidet ſich nun aber Glaube von Vorurtheil? Beides iſt Beſchränkung des Denkens. Aber das Letzte iſt Beſchränkung aus Unwiſſenheit, aus Trägheit und Schwäche des Geiſtes.

Allein nur wo wahre Liebe iſt und wahres Leben, kann auch der wahre Glauben aus der höchſten Kraft und Thätigkeit des Geiſtes entſpringen. Dann iſt es die ſittliche Herrſchaft des

Geiſtes über ſich ſelbſt und das eigene Denken, die ohne ſelbſtſtändige Freiheit und Kraft nicht ſtatt haben konnte.

Die Staatsgewalt ſoll der Unvollkommenheit des Natur-, und der Unbeſtimmtheit und Unſicherheit des Vernunftrechtes zu Hülfe kommen, die gleichen Anſprüche allen geſetzlich beſchränken, das Eigenthum zweckmäßig vertheilen, genauer beſtimmen und ſeinen ruhigen Beſitz ſicheren und garantiren, dem Krieg aller gegen alle ein Ende machen und einen dauerhaften Zuſtand des Friedens herbeiführen.

Aus dieſer Beſtimmung der Staatsgewalt geht ihre Form natürlich hervor. Wäre die Staatsgewalt unter Mehrere vertheilt, die alle auf die Souveränität gleiche Anſprüche hätten, ſo würde hier gleich wieder das Vernunftrecht und mit dieſem das Verhältniß des Kriegs aller gegen alle eintreten.

Der Bürgerkrieg iſt, wie die Geſchichte aller Zeiten und Nationen uns deutlich zeigt, ein von der republikaniſchen Verfaſſung unzertrennliches Grundübel.

In der reinen republikaniſchen Form, die durch kein monarchiſches Princip beharrlich und dauerhaft gemacht wird, iſt der Keim der Zwietracht ſchon urſprünglich enthalten, der ſich nach einer längeren oder kürzeren Entwicklung immer mehr über alle bürgerlichen Verhältniſſe ausbreitet und endlich in allgemeine Verwirrung und Zerſtörung ſich auflöſt. Die Freiheit wird in Zügelloſigkeit, die Volksherrſchaft in Pöbelherrſchaft ausarten. Bei dem ewigen Wechſel aller Formen, dem dadurch nothwendig herbeigeführten Verfall der Sitten und gänzlichen Nichtachtung der Geſetze wird die Macht des Staates auf das tiefſte herabgewürdigt und in ſeiner Grundfeſte erſchüttert werden. Zwar können außerordentliche Hülfsmittel oder eminente Geiſteskräfte und Talente das ſinkende Gebäude oft noch lange halten; allein endlich muß doch der wechſelſeitige Vernichtungskampf der Partheien alle geſelligen Bande gänzlich zerreißen, alle Zweige der Cultur und des Nationalwohlſtandes zerſtören, die Kräfte des Staates in ihren innerſten Quellen erſchöpfen und aufreiben, und endlich das Ganze in dem Zuſtande völliger Auflöſung und Kraftloſigkeit dem erſten

Despoten in die Hände liefern, der Kraft und Verſtand genug hat, die losgelaſſenen Zügel zu faſſen, und nach Willkür zu regieren.

Es können, wie die Geſchichte beweiſt, dieſe Kriege lange verſchwiegen bleiben, und unter verſchiedenen Formen und Geſtalten ſich zeigen. Die Flamme des Bürgerkriegs kann durch künſtliche und gewaltſame Mittel oft lange unterdrückt und im Innern verſchloſſen werden. Dann wird ſie mit ſtillem heimlichem Grimm allmälig die Grundfeſten des Staates zernagen, im Verborgenen ſchleichend langſam wachſen und um ſich freſſen, bis ſie endlich bei der geringſten Veranlaſſung mit verheerender Wuth unaufhaltſam losbricht.

Wenn wir die republikaniſche Verfaſſung als eine nothwendige Quelle ewiger Bürgerkriege angeben, ſo verſtehen wir nur die reine Republik darunter. Wir wollen keineswegs die republikaniſche Verfaſſung unbedingt verwerfen, ſondern behaupten bloß, daß dieſe durch ein monarchiſches Princip beharrlicher und dauerhafter begründet werden müſſe.

Es giebt Republiken, die heimliche Monarchien ſind, nur von aller Heiligkeit und Religioſität, die dieſe Idee urſprünglich umkleidet, gänzlich entblößt.

Der Republikanismus, ſo wie wir ihn in der Geſchichte finden, iſt immer ausgegangen von der ſtädtiſchen Verfaſſung.

Doch giebt es auch noch andere geſellſchaftliche Verbindungen, aus denen er ſich natürlich entwickeln kann.

Bei Völkern, die von der Jagd oder der Viehzucht leben, zwar ein abgeſondertes Eigenthum haben, aber noch halb im nomadiſchen Zuſtande ſich befinden, wird bei der größeren Verwandtſchaft mit dem Naturſtande auch das Naturrecht eine größere Gültigkeit haben, und das Entſtehen der republikaniſchen Verfaſſung ſehr erklärbar ſeyn.

Wenn mehrere große Familien, die zuſammen ein Ganzes bilden, durch mancherlei Umſtände, z. B. die Nothwendigkeit der gemeinſchaftlichen größern Vertheidigung bei äußeren Angriffen, gezwungen werden, ſich zu einer Einheit zu conſtituiren, ſo werden die Väter, von denen jeder eine Familie repräſentirt, zuſammentreten, und da dieſer eine große Menge und ſie alle vollkommen ſich gleich ſind, ſo bleibt ihnen kein anderes Mittel übrig, die Staatsgewalt zu ihrem Zwecke zu begründen, als durch freie Wahl diejenigen unter ſich zu beſtimmen, welche das Ganze lenken und leiten ſollen.

Hier kann alſo die republikaniſche Verfaſſung in dem Zuſtande des Volkes und dem allgemeinen Bedürfniß natürlich gegründet ſeyn; aber keineswegs iſt es nothwendig, daß ein ſolches Volk eine *Republik für ſich* bilde, es kann ja eine Republik in einer Monarchie ſeyn, wie z. B. die Schweiz in ihrem älteſten Zuſtande. Die Monarchie kann Republiken ſehr gut in ſich aufnehmen, daher dieſe denn auch nicht ganz zu verwerfen ſind.

(Man könnte die Definition des Staates kurz ſo faſſen: der Zweck des Staates iſt, dem Krieg aller gegen alle ein Ende zu machen, die Blutrache der Einzelnen zu übernehmen, das Eigenthum zu beſtimmen, und den Vertrag zu ſanctioniren.)

Aber unumſtößlich ſteht das Princip feſt, daß nur die Monarchie, wo alle Elemente und Kräfte des Staates zur *Einheit der Oberherrſchaft* verbunden ſind, dem ewigen Kriege aller gegen alle ſteuren, einen dauernden Zuſtand des allgemeinen Friedens, der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gründen und durch eine größere und innigere Vereinigung aller Einzelnheiten in einem gemeinſamen Mittelpunkte die Menſchheit ihrer höheren Beſtimmung näher führen kann.

Anmerkung. Die Einheit iſt der Staatsgewalt weſentlich, da ja ſonſt wieder die wilde Gleichheit und Freiheit einträte, deren böſe Folgen zu verhindern eben der Zweck des künſtlichen Staates iſt. —

Wollte man noch ein anderes Motiv für die Monarchie — freilich von einem fremden Gebiet her — aufſtellen, ſo könnte man ſagen, die Einheit ſey allem Irdiſchen eigen. In allen Productionen unſeres Planeten finden wir die Einheit vorherrſchend; auf einem Planeten, der um zwei Sonnen ſich bewegte, würde ſich wahrſcheinlich alles, ſelbſt im Moraliſchen, in zwei geſpaltet finden. Doch es iſt dieß eigentlich nur eine phyſikaliſche Bemerkung.

Die Trennung der executoriſchen und legislativen Gewalt iſt ſehr gefährlich; denn entweder erhält die erſtere die Oberhand, und man läßt ſich verführen zu denken, je ſtärker und mächtiger ein Staat ſey, deſto beſſer, oder man ſucht alles Heil in den Geſetzen, wähnend, je mehr Geſetze man habe, deſto beſſer; das Eine führt gewöhnlich zum abſoluten Deſpotismus, das Andere zur Anarchie.

Die Trennung in executive und legislative Gewalt iſt ganz und gar willkürlich und ungegründet. Es folgt aus ihr, wie uns die Erfahrung lehrt, daß die legislative Gewalt viel zu ſchwach, und daher das Geſetz ohne zweckmäßig wirkende Kraft bleibe; die executive Gewalt aber ſich über das Geſetz wegſetze, widerrechtlich und despotiſch werde; beide aber ſich wechſelſeitig hemmen und ſtören.

Die Beſchränkung der Staatsgewalt, die man durch dieſe Trennung beabſichtigte, muß auf einem andern Wege zu Stande kommen. Jedes künſtliche Gleichgewicht, welches die Staatsgewalt zerſpaltet, indem es ſie in mehrere Elemente trennt, wird dieſe nur ſchwächen und den Keim aller Zwietracht und Unordnung ihrer Grundlage ſelbſt einverleiben.

Wenn man zu dergleichen Mitteln greift, die ſo äußerſt gefährliche Folgen haben können, dann muß der Staat ſelbſt ſeinem Verfall ſich nähern, und die feſteſte Stütze, worauf er ſich gründet, der Glaube, ſchon mächtig erſchüttert ſeyn.

Es iſt der Zweck des Staates Recht zu üben und zu halten, die richterliche Gewalt iſt alſo das eigentliche Weſen des Staates.

Der Staat als Perſon, der König iſt Richter; wenn er das nicht iſt, ſo iſt er nicht, was er ſeyn ſoll und Alles geräth in Unordnung und Auflöſung.

Der Staat ſoll zur Erreichung ſeines Zwecks eine über Alles gehende Macht und Gewalt haben. Dieſe kann aber nicht allein in dem oberherrlichen Einfluſſe auf die Bürger beſtehen, ſondern ſie muß noch einen andern reellen Grund haben. Die Bürger müſſen freilich von der Heiligkeit der Staatsgewalt vollkommen überzeugt ſeyn, allein dieſe muß denn doch auch wirklich und wahrhaft vorhanden ſeyn. Der Staat ſoll die Mittel haben, ſeine Gewalt geltend zu machen, und ſeinen Endzweck kräftig zu realiſiren.

Die Gewalt des Staates kann nicht zunächſt auf den Leib und die Kraft des Menſchen gehen, da dieſe ſein abſolutes Eigenthum ſind, das wie ein heiliges, unveräußerliches Gut angeſehen werden muß; weswegen denn auch der Sklavenſtand als etwas höchſt unſittliches zu verwerfen iſt.

Sondern dem Staate muß zunächſt eine Gewalt über die äußern Dinge gegeben werden, ein Eigenthum.

Dieſes iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als ob dem Staate bloß ein Antheil an dem allgemeinen Eigenthume zuzugeſtehen ſey. Denn wäre ſein Antheil dem der übrigen gleich, ſo träte er ja eben dadurch in die Reihe der übrigen Bürger. Wäre ſein Antheil beträchtlich größer, ſo würde ſich hier ein weit gefährlicheres Princip entwickeln. Jeder Eigenthümer ſucht natürlich ſein Eigenthum zu vermehren. Denkt man ſich nun den Staat bei ſeiner Macht und ſeinen Kräften im Beſitze eines großen für ſich beſtehenden Eigenthums, das er leicht ins Unendliche vermehren kann, ſo würde hier die Möglichkeit bald eintreten, daß der Staat zuletzt der erſte Eigenthümer und Geldbeſitzer des Landes, und ſomit im abſoluten Sinne Herr und alle Bürger nur ſeine Knechte wären.

Dem Staate ſoll das Obereigenthum über die äußeren Dinge zugeſtanden werden, wie dieſes in der Feudalverfaſſung ſehr richtig als Grundſatz aufgeſtellt war.

So gefährlich im Fall des Mißbrauchs dieſes Princip zu ſeyn ſcheint, ſo zeigt doch die Geſchichte der Feudalverfaſſung, daß der Regent im Beſitze des Obereigenthums grade am wenigſten eigennützig und habſüchtig ſeyn werde. —

Nur muß der Regent nicht zugleich Obereigenthümer und Privatgutbeſitzer zugleich ſeyn wollen.

Der König iſt etwas für ſich Beſtehendes und muß ganz aus der Reihe der übrigen Bürger heraus; als Privateigenthümer würde er aber zugleich Lehnsherr und Vaſall ſeyn, woraus denn nothwendig eine große Verwirrung der bürgerlichen

Verhältniſſe verwiſchen müßte. Als Privatgüterbeſitzer hat der Regent ein anderes Intereſſe wie als Lehnsherr. Wollte er dieſes auf Koſten des Allgemeinen begünſtigen, ſo würde er immer mehr und mehr Eigenthum an ſich reißen, welches ihm ſo eher und vollkommner gelingen müßte, je ordentlicher, regelmäßiger und klüger ſeine Verwaltung wäre. Auch träte hier der Fall ein, daß bei der oberrichterlichen Gewalt, die dem König allein zukommt, dieſer als Gutsbeſitzer ſehr oft in eignen Sachen zugleich Richter und Parthei wäre. Auch die künſtlichſten Einrichtungen könnten hier einem möglichen Mißbrauche der Staatsgewalt nicht vorbeugen, und dieſer in der allzu ausgedehnten und mehr oder minder unrechtlichen, wenigſtens dem Staate ſelbſt gefährlichen Erwerbung von Privatgütern keine unverletzbare Schranken ſetzen. —

Auch aus der Untheilbarkeit der königlichen Gewalt ließe ſich die Unſtatthaftigkeit des Privatgüterbeſitzes für den Monarchen darthun. Wer im Beſitze der königlichen Gewalt iſt, ſoll ſich dieſer ganz und einzig widmen; daher ſeine Sorge und Aufmerkſamkeit nicht auf Dinge richten, die mit ſeiner höchſten Beſtimmung in keiner Beziehung ſtehen, weil er ſonſt ſeinen urſprünglichen Charakter ganz verlieren würde.

Der Staat bedarf zur zweckmäßigen Führung ſeiner Herrſchaft ſowohl in Hinſicht auf die innern als äußern Verhältniſſe, die beſonders ihm allein zu beſtimmen zukommen, großer Hülfsmittel. Dieſe können ihm allein durch den Beſitz des Obereigenthums zugeſichert werden.

Das Obereigenthum des Staates über gewiſſe Dinge ließe ſich noch aus andern Gründen darthun.

Betrachtet man den Staat nicht einzig von der negativen, ſondern auch von der poſitiven Seite, ſo erhält er die höhere Beſtimmung, zur Bildung des Menſchengeſchlechts thätig mitzuwirken.

Bildung aber iſt ohne Eigenthum nicht möglich; ſie iſt der einzige ſittliche Grund, der uns zum Beſitze der äußern Dinge berechtigt.

Wenn aber von der Bildung des Menſchen die Rede iſt, ſo darf man ſeine Aufmerkſamkeit nicht nach einem beſchränkten Geſichtskreiſe blos auf die gegenwärtige Generation richten; ſondern auf das ganze Menſchengeſchlecht, die Nachwelt wie die Mitwelt, die Zukunft wie die Gegenwart muß hier Rückſicht genommen werden. Ueberhaupt müßten die rechtlichen Pflichten gegen die Nachwelt ſtrenger und richtiger anerkannt und gewürdigt werden.

Der Nachwelt dürfen alſo nicht durch einen ſchlechten verſchwenderiſchen Gebrauch die zu ihrer Bildung nothwendigen Mittel entzogen werden, ſondern die Benutzung des Eigenthums ſoll durch die Rückſicht auf das ganze gegenwärtige wie zukünftige Geſchlecht eine ſittliche Beſchränkung und Mäßigung erhalten.

Dieſe auszuüben kommt nun vorzüglich dem Staate zu, der von ſeinen höhern Standpunkt aus das Ganze richtiger und klarer überſieht.

Gewiſſe Dinge alſo, bei deren Gebrauch nothwendig auch auf die kommende Generation muß Rückſicht genommen werden, z. B. Waldungen ꝛc. ſollen einzig und allein dem Staate zur Dispoſition überlaſſen bleiben, damit er mit der nöthigen Mäßigung in dem Gebrauch und der Benutzung des allgemeinen Eigenthums verfahre.

Außer dem Beſitz des Obereigenthums ließe ſich noch eine andere nicht weniger ergiebige Hülfsquelle für die nothwendigen Bedürfniſſe der Staatsgewalt auffinden.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß der Handel, indem er auf der einen Seite durch allzugroßen Wechſel des Eigenthums dieſes ſelbſt in ſeiner Grundlage der Gefahr ausſetzen könne, andrerſeits durch Anhäufung des Reichthums in den Händen weniger Perſonen eine allzugroße Ungleichheit zwiſchen Armen und Reichen und ein bedeutendes Uebergewicht dieſer letztern im Staate herbeiführe, ein gefährliches Princip ſey, welches einer mächtigen Einſchränkung nothwendig bedürfe. Dieſes gilt nun vorzüglich von dem auswärtigen Handel.

Philoſophiſch genommen ſollte der Staat in dem ausſchließlichen Beſitz des auswärtigen Handels ſeyn, da er allein die

Bedürfniſſe des Landes kennt, und die Grenzen genauer beſtimmen kann, über die der Handel ſich nicht ausdehnen darf, ohne dem wahren Flor der Nation und dem Staatszwecke ſelber zu ſchaden.

Dieſer Antheil an dem Handel würde dann dem Staate auch eine rein ergiebige Hülfsquelle öffnen.

Daß der Staat zu ſeinem Bedürfniſſe von dem Vermögen der Bürger Abgaben und Steuern erhebe, iſt eine fehlerhafte Maaßregel, die die Staatsgewalt ſehr herabwürdigt, indem ſie dieſe ganz von dem Vermögen der Bürger abhängig macht, ja ſogar unwürdiger Verlegenheit ausſetzen kann. Hat man nämlich die Anſicht, daß der Staat vertragsmäßig für den Schutz und die Sicherheit, die er den Bürgern angedeihen läßt, bezahlt werde, ſo erſcheint der Regent wie der bloße Diener und Geſchäftsträger der Einzelnen, der von jedem andern ſeines Gleichen für ſeine Amtsführung bezahlt wird.

Eine äußerſt niedrige und gemeine Idee, bei der alles Heilige und Sittliche verſchwindet, und die auch nur erſt bei der entarteten Denkart der neueren Zeit völlig hat zur Reife gedeihen können.

Wird der Staat auf ſolche Weiſe für ſeine Dienſte bezahlt, ſo muß dieß ja dem Gelde nur eine noch ungleich größere und gefährlichere Herrſchaft verſchaffen, die die Beſtimmung der Staatsgewalt ſelbſt endlich ganz verkehrt.

Auch iſt das Eigenthum der Bürger durch dieſe Maaßregel gar nicht ſo vollkommen geſichert, wie man wohl glauben möchte, da in despotiſchen oder ſchlecht verwalteten Staaten der Regent Mittel und Wege genug findet, um unter mancherlei Vorwänden die willkürlichſten und übertriebenſten Abgaben und Steuern von dem Vermögen ſeiner Unterthanen zu erpreſſen, wie die leidige Geſchichte des Tages uns dieß deutlich zeiget.

Eben ſo wenig iſt zu billigen, daß der Staat mit Einzelnen Verträge über Eigenthum ſchließt; der Vertrag kann nur gelten unter Gleichen, der Staat und der Einzelne ſind aber incommenſurabel.

Beim Vertrag hingegen erkennt der Staat den Einzelnen, womit er ſich einläßt, gewiſſermaßen als einen Souverain Der Reiche erſcheint in dieſem Verhältniß ganz unabhängig vom Staate. —

Iſt aber der Staat im Beſitze des Obereigenthums und des auswärtigen Handels, ſo iſt für ſeine Bedürfniſſe auf eine würdige Weiſe geſorgt, und er hat nicht nöthig die Einzelnen auf eine gemeine Art zu drücken und zu preſſen.

Die Idee der Staatsgewalt in ihrer beſtimmten Form macht den Uebergang von der Rechtslehre zur Politik. In der Rechtslehre iſt bloß die negative Beſtimmung des Staates enthalten die poſitive muß aus einer höheren Beziehung hervorgehen Ohne die ſittliche Betrachtung zu Hülfe zu nehmen, würde man nun über das Ideal des Staates, zu dem alle beſtehenden Staaten nur eine Annäherung ſind, etwas beſtimmen können. Dieß iſt nun der Gegenſtand der Politik. Es iſt die Lehre vom Staat und der Staatsgewalt, ein Theil der Moralphiloſophie, ſo wie überhaupt die Rechtslehre nur fruchtbar und erſchöpfend behandelt werden kann, wenn ſie in die Moralphiloſophie mit eingeflochten iſt. Die Trennung der Moral und des Rechts hat dieſes immer ſeiner feſteſten Stütze beraubt.

Wir halten uns zuerſt an den negativen Theil der Staatsgewalt, die Rechtslehre.

Das Recht könnte ohne Zwang nicht beſtehen. Ich habe ein Recht zu etwas, heißt, ich darf etwas thun, und es darf mich niemand daran hindern oder ſtören; ich darf den andern gar zwingen, daß er mich nicht daran hindere. Der Begriff eines erlaubten Zwangs iſt in dem Rechtsbegriffe ſchon enthalten. In dem Recht iſt auch die Bedingung enthalten, unter welcher es erlaubt iſt, die Freiheit anderer zu verletzen. Indem man nämlich, um größern Verletzungen zuvorzukommen, gegen den Verletzer Zwang ausüben darf. Eigenthum und Vertrag ſind ohne Zwang nicht zu ſichern. Der Verletzer meines Eigenthums muß zum Erſatz gezwungen werden.

Sonach iſt alles Recht ein Zwangsrecht, obgleich nicht jedes Zwangsrecht in Ausübung gebracht werden darf, weil eine unbeſchränkte Ausübung alles Zwangsrechtes die Zerſtörung der Menſchheit und aller menſchlichen Beſtimmung mit ſich führen würde.

Das Zwangsrecht, welches der Staat anſtatt der Bürger übernimmt, theilt ſich in das Civil- und Criminalrecht.

Das Princip des Criminalrechts iſt das einer gerechten Rache oder einer gebührenden Strafe, ohne allen Nebenzweck etwa der Beſſerung.

Der Streit der Criminaliſten über dieſen Punkt iſt bekannt, wovon die Einen die Strafe als Mittel zu einem andern Zweck, die Andern als Zweck an und für ſich ſelbſt anſehen.

Zu den erſteren gehört Kant. Bei dieſem zeigt ſich auch hier die Verſchiedenheit von Fichte, welcher eine Strafe, die an und für ſich Zweck iſt, als vernunftwidrig verwirft. Dahingegen bei Kant auch die Frage mehr ins myſtiſche Gebiet hinüberſchweift.

Nimmt man ein böſes Princip an, ſo muß auch die Strafe als Zweck für ſich ſelbſt erſcheinen. Das abſolut Böſe und Verkehrte iſt keiner Beſſerung fähig und muß vernichtet werden. Hält man aber das Böſe für bloße Unvollkommenheit und Schwäche, ſo wird man auch die Strafe als Mittel zur Beſſerung und Veredlung anſehen; aber freilich iſt es ſchwer zu beſtimmen, wo wirklich ein abſolut böſes Princip obwaltet oder nicht.

Auf dieſem Princip der Strafe als gerechten Rache beruht das Criminalrecht aller älteren Nationen. Das Entgegengeſetzte iſt erſt in neueren Zeiten entſtanden und ausgebildet worden.

Alles Eigenthum iſt etwas künſtliches Relatives, was erſt von näheren Beſtimmungen abhängt, nicht an und für ſich Werth hat, ſondern bloß als Mittel für andere Zwecke angeſehen wird.

Daher auch die Verletzung des Eigenthums nicht mit der Vernichtung, dem Tode, zu beſtrafen iſt.

Das Leben des Menſchen hingegen iſt ein unbedingtes, unveräußerliches, heiliges Gut, was an und für ſich den höchſten Werth hat. Jeder Angriff auf das Leben alſo muß mit dem Verluſte des Lebens ſelbſt beſtraft werden. Hier muß die ſtrengſte Wiedervergeltung eintreten. Wer Blut vergoſſen hat, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden.

Iſt die Verletzung des Eigenthums, der Diebſtahl, mit Gewalt verbunden, ſo daß das Leben der Bürger ſelbſt dadurch gefährdet wird, ſo muß auch hier die Todesſtrafe erfolgen.

Wenn überhaupt die Todesſtrafe auf Verletzung des Eigenthums ausgedehnt werden ſoll, ſo muß das Verbrechen immer von der Art ſeyn, daß der Schuldige ſich dadurch gleichſam in Kriegsſtand mit dem ganzen Staat befindet; wenn z. B. jemand eine Lebensart wählt, die ihn jeden Augenblick in Stand ſetzt, Gewalt zu brauchen, um ſein eigenes Leben zu ſchützen und zu retten.

Alle Verbrechen, die dem Staate gefährlich werden, mit der öffentlichen Sicherheit und dem Staatszwecke ſelbſt in Widerſpruch ſtehen, müſſen aus dem Standpunkte des Kriegsrechtes beurtheilt werden. Hier iſt alſo eine Erhöhung der Strafe und eine Belegung gewöhnlicher Verbrechen mit der Todesſtrafe vollkommen zu rechtfertigen.

Eine öffentliche Diebsbande, auch wenn ſie keine Gewalt ſich erlaubt, iſt doch mit den Einrichtungen des Staats und der allgemeinen Sicherheit in offenbarem Widerſpruch.

Alle Verbrechen gegen den Staat ſelbſt und ſeine Verfaſſung müſſen nach dem Kriegsrechte behandelt werden. Im Kriege aber tödte ich meinen Feind, damit er mich nicht vernichte. Jede Modification hängt bloß von der Großmuth ab.

Die Todesſtrafe aber, durch erhöhte körperliche Schmerzen, durch Martern ſchärfen zu wollen, würde eben ſo unmoraliſch ſeyn, als wenn ich im Kriege den bezwungenen Feind noch martern wollte.

Beſonders muß hier das Verbrechen der Rebellion unterſchieden werden.

Der Räuber iſt ein Feind aller Sicherheit und Ordnung und daher ein ſittlicher Verbrecher; auch ſetzt dieß doch immer eine innere Schlechtigkeit und Ehrloſigkeit der Geſinnung veraus. Hier ſind alſo eigentlich beſchimpfende Strafen wohl anwendbar.

Der Rebell aber iſt nicht der Feind aller Bürger, ſondern bloß der Regierung. Das Verbrechen der Empörung gegen die Staatsgewalt iſt ein politiſches, kein eigentlich ſittliches Verbrechen, das aus einer irrigen politiſchen Meinung entſpringen kann und daher gegen den ſittlichen Charakter des Schuldigen nichts beweiſet.

Beſchimpfende Strafen, die ohne zureichenden Grund den ſittlichen Menſchen um alles, was ihm das Höchſte iſt, die Ehre bringen, ſind daher hier gar nicht zuzulaſſen.

Entweder ich entledige mich meines Feindes durch ſeine Vernichtung oder Verbannung aus dem Staate, oder ich verzeihe ihm großmüthig, und ſchenke ihm, indem ich auf ſeine veränderte Geſinnung rechne, das Leben.

Die Todesſtrafe und alle körperlichen Strafen, die an dieſe grenzen, ſind auf alle jene Verbrechen vollkommen anwendbar, die auch im Naturrechte Verbrechen ſind. Hier herrſcht das eigentliche ius talionis, Auge um Auge, Hand um Hand.

Auf das Eigenthum aber darf die Todesſtrafe nur unter gewiſſen Bedingungen ausgedehnt werden.

Wenn man freilich darauf ſieht, daß alle Einrichtungen des Staates ein zuſammenhängendes Ganze ausmachen und daß der Angriff auf jede dieſer einzelnen Anordnungen wie ein Angriff auf den Staat ſelbſt kann angeſehen werden, ſo ließe ſich behaupten, daß auch das kleinſte Vergehen nach dem Kriegsrechte behandelt werden müſſe. Dieſes würde aber von Seiten des Staates eine große Unvollkommenheit und Immoralität verrathen. Der Staat ſoll die gerechte Strafe und Rache mit ſittlicher Mäßigung und Beſchränkung ausüben. Darum übernimmt er ja das Recht der Wiedervergeltung ſtatt der einzelnen Bürger, damit dieſes nicht ins Unendliche fortgehe, und einen allgemeinen Vertilgungskrieg herbeiführe.

Die Wiedervergeltung muß eine gerechte, ſittlich beſchränkte, gemäßigte ſeyn, wenn ſie mit der ſittlichen Beſtimmung des Staates ſelbſt übereinſtimmen ſoll.

Die Meinungen über die Art der Todesſtrafe ſind in dem Criminalrechte ſehr verſchieden. Soll man bei groſſen Verbrechen die Todesſtrafe noch durch körperliche Qualen und Martern erhöhen oder nicht?

Unſere Philoſophie, nach der die Strafe nichts ſeyn ſoll als eine gerechte Rache und Wiedervergeltung, und die den Verbrecher nach dem Kriegsrechte behandelt wiſſen will, muß durchaus nur die einfache Todesſtrafe zulaſſen, und Foltern und Martern als ſolche als widerſinnig und unſittlich verwerfen, ja es iſt ſogar unſittlich, jemand zu nöthigen andere zu martern.

Gewöhnlich gehen diejenigen, welche die Schärfung der Todesſtrafe durch hinzugefügte körperliche Schmerzen ſchärfen wollen, von der Idee aus, daß der phyſiſche Schmerz nach dem Grade des Verbrechens abzumeſſen ſey.

Es iſt dieß eine ganz irrige Vorſtellungsart, da es eine reine Unmöglichkeit iſt, den phyſiſchen Schmerz mit dem Grade des Verbrechens ins Gleichgewicht zu bringen.

Es kann weder für den phyſiſchen Schmerz, bei dem es vorzüglich auf die Empfänglichkeit ankommt, noch für die Sittlichkeit der innern Geſinnung einen beſtimmten Maaßſtab geben.

Auch hat das Criminalrecht es nur mit einzelnen äußeren Handlungen zu thun; die Sittlichkeit des Menſchen beruht aber nicht in einzelnen noch in äußeren Handlungen, ſondern in der innern Denkart und Geſinnung, in dem ganzen Leben, Denken und Handeln.

Auch kommt es auf den Schmerz bei dem Criminalrecht gar nicht an. Der Mörder ſtirbt oft beſſer und weniger ſchmerzlich, als andere Menſchen bei langwierigen Krankheiten und Leiden, und dem Tode ſind denn doch am Ende alle Menſchen unterworfen.

Wenn man behauptet, daß die mit der gewaltſamen Hinrichtung verbundene Idee die Strafe ſelbſt erhöhe und das moraliſche Gefühl auch des ärgſten Verbrechers nicht ſo völlig erſtickt ſeyn könne, um dadurch nicht erſchüttert zu werden, ſo beweiſt man ja dadurch eben, daß das Schreckliche des Eindrucks hier nicht in der Todesſtrafe und dem Schmerze ſelbſt, ſondern in den ſchauerlichen ſie begleitenden Umſtänden liege.

Wenn man von der Idee ausgeht, die Strafe durch Erhöhung oder Verminderung des körperlichen Schmerzes ſchärfen oder mildern zu wollen, wie dieß letzte eine falſch verſtandene Humanität unſerer Zeit fodert, ſo liegt hier immer eine unmoraliſche Anſicht zum Grunde, die den phyſiſchen Schmerz für das höchſte Uebel, wie das phyſiſche Vergnügen für das höchſte Gut hält.

Wenn nun gleich unſere Philoſophie die Marter als ſolche verwirft, und den Verbrecher, wie nach dem Kriegsrechte den Feind, bloß mit dem Tode beſtraft, ſo laſſen ſich doch geſchärfte Todesſtrafen, wie wir dieſes bei den Alten finden, gar wohl annehmen.

In den alten Verfaſſungen war mit der erhöhten Todesſtrafe oder der Marter etwas Sinnbildliches verbunden, was in Beziehung ſtand mit dem Verbrechen ſelbſt. Dieß iſt um ſo weniger zu mißbilligen, als eben darin ja die Anerkennung liegt, daß nicht der Schmerz oder der Tod ſelbſt, ſondern die Art des Todes, die damit verbunden wird, die Strafe ausmache, indem dadurch der reine Abſcheu vor dem Böſen an Tag gelegt und die moraliſche Foderung ſymboliſch ausgeſprochen wird, daß nicht der individuelle Verbrecher allein, ſondern das Verbrechen ſelbſt vertilgt und vernichtet werde, ob der Schuldige dabei etwas mehr oder minder leide, darauf kommt es gar nicht an.

Die anderen Strafen, die der Staat noch verhängen kann, ſind: der Verluſt der Freiheit und der Ehre.

Wenn nach dem Princip der Wiedervergeltung die Todesſtrafe nur auf ſolche Verbrechen einzuſchränken iſt, die es auch nach dem Naturrechte ſind, und nur unter gewiſſen Bedingungen auf die Verletzung des Eigenthums ausgedehnt werden darf, ſo muß es für dieſe noch beſondere Strafen geben.

Freilich könnte der Staat, da alle ſeine Einrichtungen ein Ganzes ausmachen, auch das kleinſte Verbrechen nach dem

Kriegsrecht behandeln; dieſes würde aber eine große Unvollkommenheit und Immoralität an den Staat verrathen.

Dem Verbrecher ſoll alſo nur unmöglich gemacht werden, das Eigenthum ferner zu verletzen; der Schadenerſatz verſteht ſich von ſelbſt. Kann der Verbrecher dieſen nicht leiſten, ſo ſoll der Staat ihn ſelbſt übernehmen; denn da der Staat das Eigenthum der Bürger garantirt, ſo darf dieſer den Verluſt nicht tragen.

Iſt aber die Verletzung des Eigenthums nicht nur ein einzelnes Factum, ſondern iſt ſie mit einer durchaus unſittlichen Lebensweiſe verbunden, welche etwa, wie bei dem falſchen Spieler, durchaus auf die Verletzung des Eigenthums gerichtet iſt, ſo ſoll der Staat über den Verbrecher Verluſt der Ehre und Freiheit verhängen.

Der Räuber, wenn er auch nicht mordet, iſt doch als auf Mord ausgehend zu betrachten, ſeine gewaltſame Handlungsweiſe ſetzt ihn immer in den Fall, auch zu dieſem äußerſten Verbrechen zu ſchreiten.

Ein Dieb, d. h. einer, welcher das Eigenthum ohne Gewalt verletzt, iſt ein Lügner und alſo ein Ehrloſer und zwar eigentlich dieſes noch in einem höheren Grade als der Räuber, der offene Gewalt übt.

Die Lüge wird aber mit Recht an der Ehre geſtraft; der Staat kann mit der Strafe der Ehrloſigkeit auch körperliche Strafen, wie Pranger, Brandmark u. ſ. w. verbinden.

Es bleiben nun noch zwei Kapitel abzuhandeln, jenes von der Ehre und der Ehe.

In Beziehung auf die Ehre kommt die Unvollkommenheit unſers Criminalrechts gar ſehr zu Tage. Dieſe Unvollkommenheit iſt freilich nicht zu verwundern; denn da das Recht durchaus mit der Sitte zuſammenhängt, ſo mußte durch die Einführung des fremden römiſchen Rechts bei uns ein Miſchmaſch ohne wahren Zuſammenhang und Einheit entſtehen.

Was nun die Ehre anbetrifft, ſo findet ſich in unſerm Criminalrecht, deſſen Strafen im Allgemeinen ſehr hart ſind, faſt gar keine Beſtrafung für den Angriff der Ehre.

Die Ehre aber ſollte eben ſo wie das Eigenthum geſichert, und da ſie ein viel höheres Gut als dieſes iſt, ſo müſſen die Geſetze über ihre Verletzung auch noch viel ſtrenger ſeyn.

Geldbußen für Injurien zu verhängen iſt ganz unſinnig. Es läßt ſich kein Princip dafür aufſtellen, die Beſtimmung wird alſo immer willkürlich ſeyn müſſen. Vom Schadenerſatz kann hier auch nicht die Rede ſeyn, dieſes iſt etwas ganz anderes. Wollte man ſich jedoch blos an den Begriff des Schadenerſatzes halten, ſo müßte der Verbrecher dem Beleidigten die Hälfte ſeines ganzen Beſitzes abtreten; und inſofern abſichtliche Bosheit gegen die Perſon und Ehre des Beleidigten mit dem Begriff verbunden geweſen, müßte dann noch eine andere Strafe ſtattfinden. In manchen Fällen könnte abſichtliche Verletzung an Körper und Ehre ſo hart beſtraft werden, als Todſchlag.

Die Verletzung der Ehre durch Worte und Schriften ſind ſehr ſchwer zu beſtimmen, weil die Ehre in dieſer Hinſicht ſehr von der öffentlichen Meinung abhängt, welche ſtets vielen Veränderungen unterworfen iſt.

Hingegen der bösliche Angriff auf die Perſon iſt bald zu ermitteln, und die Strafe dafür kann nur in der Entziehung eines ſittlichen Guts beſtehen. Eine Verletzung in ſittlicher Hinſicht kann nicht durch eine materielle Strafe, durch Entziehung eines ſinnlichen Guts gebüßt werden; denn zwiſchen der unſittlichen That und dem ſinnlichen Gut beſteht kein Verhältniß. Das ſittliche Gut aber, an welchem der Verbrecher zu ſtrafen, iſt die Freiheit und die Ehre.

Da die Ehre überhaupt in dem Criminalrecht nicht gehörig gewürdigt wird, ſo ſieht man auch gewöhnlich die Folgen nicht ein, die aus dem Verluſte der Ehre nothwendig entſpringen müſſen, wer ſeine Ehre verliert, verliert ſie auf immer. Es iſt unſinnig, den Menſchen auf eine gewiſſe Zeit beſchimpfend zu beſtrafen und ihn nachher wieder frei zu laſſen. Beſchimpfende Strafen müſſen auf das Ehrgefühl natürlich einen zerſtörenden Einfluß haben und moraliſche Ausartung und Verwilderung zur Folge haben. Läßt man nun ſolche Verbrecher, denen man die Ehre genommen hat, nachher wieder frei, ſo wird der Staat mit ehrloſen Menſchen angefüllt, von denen man nur neue Vergehen zu erwarten hat. Die zu Beſſernden aber müſſen nie an ihrer Ehre gekränkt werden, weil ſonſt der Endzweck ganz verfehlt wird.

Die Strafe des gänzlichen Verluſtes der Freiheit und der Ehre muß beſtimmt gedacht werden als Verſetzung in den Stand der Knechtſchaft; dieſe wird aber nicht hierbei beabſichtigt, ſondern ſie folgt aus dem Charakter der Strafe natürlich von ſelbſt. Ein Verbrecher, der ſich ſelbſt als Menſch ſo tief erniedrigt hat, kann nie mehr erhoben werden, kann an den Rechtlichen, an der Gemeinſchaft ſittlicher Menſchen fürder keinen Antheil mehr haben. Die gänzliche Entehrung muß Zeitlebens dauern, von der giebt es keine Rückkehr. Der Ehrloſe hat alle Treue und allen Glauben verloren, ohne welche kein rechtliches noch ſittliches Verhältniß beſtehen kann.

Die Frage über das Duell verdient hier eine nähere Erörterung.

Aus dem Standpunkte des Rechts iſt das Duell nicht ganz zu verwerfen. Der Staat hebt das Naturrecht nicht auf; er lenkt und leitet es; er übernimmt die Blutrache, die er nach einer gerechten Mäßigung ausübt.

So lange es das Leben gilt, überläßt man dem Staate die Ausübung der Blutrache; wenn aber von der Ehre die Rede iſt, ſo kann der Staat nicht Richter ſeyn in der höchſten Inſtanz.

Es iſt hier nicht von ſpitzfindigen Ehrenpunkten die Rede, ſondern von dem wahren Ehrgefühle, welches nicht beleidigt werden darf, und deſſen Verletzung der Staat nicht immer zu rächen im Stande iſt, da oft das Factum juridiſch nicht evident zu machen iſt, wie etwa bei äußern Angriffen auf das Leben.

Es wäre daher gar nicht Unrecht, wenn der Staat hier dem Naturrecht eine Stelle vergönnen wollte, und das Duell erlaubte. Nur müßte er, um allen Mißbrauch und alle gefährlichen Uebertreibungen zu verhüten, fodern, daß es unter ſeinen Augen Statt hätte, ſo war es in älteren Zeiten, wo der Zweikampf die öffentliche Sanction des Staates hatte. Jetzt iſt über dieſen Punkt die öffentliche Meinung und die Staatsgenunft in offenbarem Widerſpruch. Das Duell iſt dadurch, daß es ſich der Oberaufſicht des Staates entzog, gar zu ſehr ausgeartet, ſo wie die Begriffe über die Ehre ſelbſt nach unbedeutenden conventionellen Verhältniſſen mehr oder minder entſtellt ſind. — Der Staat ſollte das Duell mehr auf die alten Principien zurückzuführen, ſtatt wie bisher durch geſchärfte Verbote und erhöhte Strafen zu unterdrücken ſuchen.

Die Geſetze über die Duelle ſind viel zu ſtrenge, als daß ſie gehalten werden könnten. Der Beleidigte wird durch das Ehrgefühl oft in die unausweichliche Nothwendigkeit verſetzt, ſich ihnen zu entziehen. Dieß muß aber endlich die Geſetze ſelbſt in der öffentlichen Meinung herabſetzen, und ſie um die Achtung bringen, worauf ihre größte Kraft ſich gründet.

Zwar hätte von dem Standpunkte des Kriegs angeſehen der Staat allerdings das Recht, gegen die Duellanten, die ſeine Geſetze nicht achten, wie gegen jeden, der ſeine Einrichtungen ſtört, mit der größten Strenge zu verfahren. Allein es fragt ſich eben, ob der Staat wirklich das Recht habe, dieſe Geſetze zu geben.

Von dem Standpunkte des Vernunftrechts könnte der Staat, welcher das Duell verboten, allerdings die Duellanten mit dem Tode beſtrafen, inſofern nämlich jeder gegen das Geſetz Handelnde ſich in den Zuſtand des Kriegs gegen den Staat verſetzt. Aber da entſteht denn nothwendig die Frage, wie hat der Staat das Recht, das Duell überhaupt zu verbieten?

Unter allen Verbrechen iſt der Selbſtmörder der Einzige, der nicht als im Kriegsſtande gegen den Staat befindlich angeſehen werden kann. Mit dem Tode hören alle Verhältniſſe des Menſchen, alſo auch ſeine Verbindung mit dem Staate gänzlich auf. Es kann alſo von Recht und Unrecht gar nicht die Rede ſeyn. Die Beſchimpfung der Leiche iſt henkermäßig und abſcheulich.

Und wenn der Entſchluß noch nicht ausgeführt worden iſt, würde zur Strafe noch gar kein Grund vorhanden ſeyn.

Auch über die Verbrechen, welche die Verletzung der Wahrhaftigkeit betreffen, ſind die Geſetze viel zu unbeſtimmt und ſchwankend.

Der Staat beruht auf Treue und Glauben. In dem Vertrage wird auf Wahrhaftigkeit gerechnet, und ohne dieſe könnte kein rechtliches Verhältniß beſtehen.

Es verſteht ſich, daß hier nur von der Wahrhaftigkeit des Menſchen in ſeinen äußern Verhältniſſen zu andern, ſofern dieſe zum praktiſchen Zwecke erforderlich iſt, die Rede ſeyn kann; nicht aber von der innern Wahrheit, der Treue der Geſinnung, die kein Gegenſtand des Rechtes ſeyn kann.

Wahrhaftigkeit iſt ein Menſch dem andern ſchuldig. Alle Gemeinſchaft und Geſelligkeit und mit ihr die ſittliche Entwicklung des Menſchen würde ohne die ſtrengſte Wahrhaftigkeit in allen Dingen nicht zu erreichen ſeyn. Die Wahrhaftigkeit iſt ein allgemeines geiſtiges Eigenthum, ein ſittliches Gut, in Rückſicht auf welches die Gemeinſchaft ſchon eingeführt iſt oder doch ſeyn ſollte.

Durch die Lüge alſo wird das allgemeine Eigenthum, das ſittliche Gut der Bürger ebenſo verletzt, wie z. B. durch falſche Münzen das ſinnliche.

Die Lüge iſt daher eine wirkliche Rechtsverletzung, und Wahrhaftigkeit eine ſtrenge Pflicht, die jeder dem andern ſchuldig iſt, und die von dem Staat, wenn es nur immer thunlich, müßte erzwungen werden können.

Wenn mit der Lüge zugleich ein Angriff auf das Eigenthum, die Perſon oder die Ehre des Andern verbunden iſt, ſo ſollte ſie auf das härteſte geahndet und beſtraft werden und zwar durch Ehrloſigkeit. Der öffentliche Lügner wird ohnehin von Niemand geehrt. Der Staat brauchte alſo dieſe Ehrloſigkeit nur zu ſanktioniren.

Am härteſten pflegen die Strafen zu ſeyn gegen den Meineid und falſches Zeugniß.

Der Eid gründet ſich darauf, daß die Wahrhaftigkeit des Menſchen eine moraliſche Eigenſchaft und der Grund aller übrigen iſt. Es beſteht das Princip des Eides weſentlich darin, daß durch jede Unwahrheit Gott beleidigt wird, und zwar wird

wird bei dem Eide feierlicher und beſtimmter, als ſonſt je ausgeſprochen, ſo daß keine Entſchuldigung der Uebereilung und des Mißverſtändniſſes ſtattfinden kann.

Es kommt hier, da alle Moralität überhaupt ſich auf Religion und Glauben gründet, allein und vorzüglich auf religiöſes Gefühl an, und nicht ſowohl auf irgend eine beſtimmte Glaubensmeinung.

Meineid iſt nicht nur ein Verbrechen gegen den Einzelnen, ſondern gegen alle Staatsgewalt und rechtliche Verfaſſung überhaupt.

Die angemeſſene Strafe iſt auch hier Ehrloſigkeit; jedoch könnte dieſe Strafe, die, wie wir oben geſagt haben, ihrer Natur nach lebenslänglich ſeyn muß, noch geſchärft werden, etwa durch Verluſt der Freiheit, welcher jedoch auf beſtimmte Zeit zu beſchränken wäre.

Eben weil man in Beſtrafung des Meineids unerbittlich ſtreng ſeyn ſollte, ſo dürfte man nur ſelten einen Eid fodern. Dadurch, daß die Eide zu häufig gefordert werden, fällt die Möglichkeit gehöriger Beſtrafung weg, und es tritt zwiſchen Staat und Bürger das abſcheulichſte Verhältniß, jener wechſelſeitigen Verachtung, ein.

Von der Ehe.

Die Ehe iſt ein Verhältniß der Natur; daher entſteht eine Schwierigkeit für das poſitive Recht darüber zu beſtimmen; denn das poſitive Recht ſoll hier das Naturrecht nicht ganz aufheben, ſondern daſſelbe nur modificiren.

Der Staat hat die Ehe zu garantiren, und inſofern übt er ein Recht über dieſe Verbindung aus 1) in Rückſicht der innern Verhältniſſe derſelben, 2) in Rückſicht des Eigenthums, 3) in Rückſicht auf Verbrechen.

Was die innern Verhältniſſe der Ehe betrifft, ſo finden wir überall mehr oder weniger einen Abſcheu gegen die Ehe zwiſchen nahen Verwandten; dieſes hat einen ſittlichen und religiöſen Grund, und bloß hierauf kann ſich das Verbot, welches der Staat zu handhaben hat, ſtören. Philoſophiſch genommen hätte der Staat keinen Rechtsgrund etwas darüber feſtzuſetzen.

Die übrigen Bedingungen, unter welchen der Staat die inneren Verhältniſſe der Ehe zu beſtimmen berechtigt iſt, ſind: die Einwilligung der Aeltern, der Termin der Majorennität der Kinder und die Befugniß, welche ihnen daraus erwächſt.

Da dem Staate, je nach den Umſtänden, die Sorge für die Kinder anheim fällt, ſo hat er auch in dieſer Rückſicht über die Ehe zu wachen.

Daß er, indem er die Ehe garantiren muß, uneheliche Verbindungen zu verhüten hat, verſteht ſich von ſelbſt.

Die väterliche Gewalt wird mit dem Eintritt in den Staat beträchtlich modificirt. Der Staat könnte die väterliche Gewalt ganz aufhören laſſen; allein er würde übel dabei thun, und ſo läßt er ſie aus Rückſicht auf die Sittlichkeit zum Theil beſtehen. Die Beſchränkung der väterlichen Gewalt hat übrigens mit dem Lauf der Zeiten zugenommen; je älter die Geſetzbücher ſind, deſto größer findet man darin die väterliche Gewalt, ſo z. B. bei den Römern.

Die Einwilligung der Aeltern zur Ehe iſt noch als eine Folge der väterlichen Gewalt anzuſehen, ſie wäre nach dem Vernunftrecht bei der erlangten Majorennität der Kinder nicht mehr nothwendig.

Es fragt ſich hier, ob der Staat den Aeltern das Recht laſſen ſoll, die Ehen der Kinder zu beſtimmen.

In dem Naturrechte iſt das Verhältniß der Familie viel reiner. Hier tritt eine völlige Einheit aller Perſonen, die zur Familie gehören, ein. Der Vater iſt der Repräſentant des Ganzen; er iſt allein der Herr. Die Rechte und Anſprüche ſind gleich, das Eigenthum iſt gemeinſam, und ſo finden nicht die Rückſichten und Verhältniſſe ſtatt, welche in polizirten Staaten den Vater von der Einwilligung in die Ehe der Kinder abhalten können.

Grade die künſtlichen Eigenthumsverhältniſſe in polizirten Staaten beſtimmen die Aeltern oft, ihr Einwilligungsrecht zu mißbrauchen, und aus Eigennutz die Eheverbindungen der Kinder zu lenken. Es möchte daher wohl beſſer ſeyn, den Kindern von der Majorennität an volle Freiheit zu laſſen. Die Gefahr des Leichtſinns, von welchem die älterliche Macht ſie abhalten könnte, mag bei weitem nicht ſo groß ſeyn, als jene des Mißbrauchs dieſer Macht; und gegen den Leichtſinn können übrigens leicht Beſchränkungen gemacht werden.

In Betreff des Eigenthums in der Ehe tritt ein bloßer Vertrag wie bei anderen Eigenthumsverhältniſſen ein. Derſelbe wird jedoch aus Rückſicht auf die Sicherheit für das Eigenthum der Ehefrau zum Theil Beſchränkungen unterworfen.

Dem Naturrecht nach müßte durchaus völlige Gemeinſchaft der Güter Statt finden.

Bei den künſtlichen und verwickelten Verhältniſſen unſeres bürgerlichen Lebens muß freilich das Eigenthum der Frau in manchen Fällen durch beſondere Vorkehrungen geſichert werden.

Es iſt dieſes um ſo nothwendiger, da in den meiſten Geſetzgebungen die Töchter (des Adels) in Rückſicht auf das Erbrecht benachtheiligt ſind. Es iſt dieſes noch ein Reſt des alten naturrechtlichen Patriarchal-Standes, in welchem der Mann durchaus Herr iſt; dieſes Verhältniß wurde aber ganz mit Unrecht in dem poſitiven Recht beibehalten. Nur in Rückſicht auf Grund und Boden könnte man dem Mann, weil er denſelben baut, ein Vorrecht zuerkennen; in Bezug auf alles übrige Eigenthum aber iſt die Ungleichheit der Anſprüche keineswegs gerechtfertigt. Im Gegentheil alles wohl erwogen, ſo ſollten die Söhne eher nur mit einer Ausſtattung abgefunden, und das meiſte Eigenthum den Töchtern gegeben werden.

Der Ehebruch wurde in der älteſten Geſetzgebung immer ſehr hart und zwar mit dem Tode geſtraft. Dieſes ſtammt auch noch aus dem Naturrecht her. Die große Einheit, worin beide Eheleute leben, verwandelt ſich durch dieſes Verbrechen in einen abſoluten Kriegsſtand. Daher alle Nationen im Naturzuſtand es für ganz recht anſahen, wenn der Mann den Ehebruch an dem Weibe mit dem Tode ſtraft.

In dem polizirten Staat iſt jedoch die Todesſtrafe gegen den Ehebruch nicht entſchädbar; nicht als ob ſie zu groß wäre, wenn das Verbrechen mit allen beſchwerenden Umſtänden begleitet iſt; ſondern weil dieſes Gebiet nur zum Theil in der Sphäre des Staates liegt. — Wenn alſo das Factum erwieſen iſt, ſo muß der Staat ſich begnügen, über den Verbrecher dieſelbe Strafe wie gegen den Meineidigen zu verhängen.

Die härtere Strafe, die man in vielen Geſetzgebungen gegen den Ehebruch der Weiber findet, iſt auch aus dem Naturrechte herüber genommen. In dem Naturſtand kann der Mann als der ſtärkere nur derjenige ſeyn, der in dem Kriegsverhältniß Strafe und Rache ausübt: Er iſt der Herr, er allein kann ſich Recht verſchaffen.

Das Kapitel der Eheſcheidung iſt das ſchwächſte in unſerer Rechtsverfaſſung.

Die Eheſcheidung iſt eigentlich nicht möglich; die Ehe ſcheiden heißt nur — *erklären, es ſey keine Ehe geweſen*; denn die Ehe iſt unauflöslich, das verſteht ſich von ſelbſt.

Auch maßt ſich der Staat zu viel an, wenn er ſich in die häuslichen Verhältniſſe miſcht, die er eben nicht verſteht und nicht zu beurtheilen vermag.

Der beſte Grund zur Scheidung iſt beiderſeitige Einwilligung — jedoch mit hinlänglichem Beweis, daß kein wahres Eheverhältniß mehr beſtehe, oder auch einſeitige Forderung im Fall offenbarer Verletzung. Als ſolche ſind zu betrachten:

1) Ehebruch von Seiten der Frau,

2) Mißhandlung von Seiten des Mannes, welche jedoch noch näher zu beſtimmen; oder

3) auch Ehrloſigkeit, welche ſich ein Theil durch ein Verbrechen zugezogen; denn dieß iſt bürgerlicher Tod, und mit allen andern bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen hört auch die Ehe auf.

Elftes Buch.

Politik.

Wir haben biſher den Staat bloß von der negativen Seite betrachtet, als nothwendig zur Sicherung des Eigenthums, zur Verhinderung des Unrechts und des allgemeinen Krieges.

Der Begriff, welcher den Uebergang machte von dem logiſchen, vernünftigen Recht zu dem moraliſchen Recht, d. h. der Politik — iſt die Sitte.

Die Sittlichkeit überhaupt beſteht in Selbſtbeſchränkung aus Freiheit und Liebe.

Wie Treue die innere Sittlichkeit, ſo iſt Beharrlichkeit und Anhänglichkeit an beſtimmte ſittliche Weiſen und Eigenthümlichkeiten der äußere Charakter derſelben.

Je beſtimmtere, feſtere Sitten eine Nation hat, deſto vollkommener iſt der Staat. Denn der Staat ſoll nichts anders ſeyn, als ein größeres ſittliches Individuum. Dieſes iſt die poſitive Seite des Staates, und von dieſer kann er ſich einzig auf die Kirche gründen.

Von der negativen Seite gründet er ſich auf das Vernunftrecht, und giebt Geſetze zur Verhütung aller Eingriffe gegen die Sittlichkeit. Dieſe Geſetze, inſofern ſie Unſittlichkeit vorausſetzen, machen keinen Vorzug des Staats aus; im Gegentheil, je weniger Geſetze und je einfachere ein Staat hat, deſto beſſer iſt es mit ihm beſtellt.

Allein es iſt nicht genug, daß das Recht geſchehe; es muß auch des Rechtes wegen geſchehen; aus Ueberzeugung von ſeider unbedingten Gültigkeit, aus Achtung gegen ſeine höhere Würde, aus freier ſittlicher Nöthigung.

Erſt durch das Hinzutreten des ſittlichen Begriffs der Pflicht erhält der Rechtsbegriff eine höhere Bedeutung und Erklärung, eine dauerhaftere und feſtere Begründung.

Sittlichkeit iſt Beharrlichkeit, iſt Treue, iſt Selbſtbeſchränkung der eigenen Willkür aus Liebe und Pflicht.

Nur wo dieſes ſtattfindet, wird auch das Recht in ſeiner wahren Kraft und Gewalt anerkannt und heilig gehalten werden.

Wo in dem allgemeinen Betragen keine Sittlichkeit herrſcht und keine Treue, da kann das Recht zwar mit Gewalt ertrotzt und erzwungen werden, allein es entbehrt ſeiner feſteſten Stütze. Auch die ſtrengſten Maaßregeln werden den häufigen Verletzungen nicht zuvorkommen, und die künſtlichſten Einrichtungen den endlichen Verfall aller bürgerlichen Verhältniſſe nicht verhindern, die doch zunächſt auf Treue und Glauben ſich gründen.

Der Staat muß daher, wenn er ſeiner höheren Beſtimmung, die Bildung und Entwicklung des Menſchengeſchlechts mit befördern zu helfen, Genüge thun ſoll, nicht nur eine negative auf Sicherheit und Schutz, ſondern auch eine poſitive auf die Sittlichkeit gehende Richtung haben.

Durch den Mißbrauch der Freiheit und die nothwendige Beſchränkung des Naturrechts ward das Entſtehen der Staatsgewalt natürlich herbeigeführt. Allein der höhere Grund von dieſer beſonders in ihrer beſtimmten edleren Form muß aus einem anderen Princip hergeleitet werden.

Aus der ſittlichen Foderung abſoluter Gemeinſchaft geht die *Geſellſchaftsform* überhaupt hervor.

In der allgemeinſten Bedeutung genommen umfaßt dieſe zugleich *Kirche* und *Staat*, als wechſelſeitig ſich einander unterſtützend und ergänzend.

Die Kirche iſt die unbedingte Geſellſchaft und Gemeinſchaft aller Menſchen in ihrem Verhältniß zu ſich ſelbſt und zur Gottheit, die über die engen Schranken dieſes irdiſchen Daſeyns hinaus ſich *unmittelbar* mit der ſittlichen

Bildung des Menſchengeſchlechtes als Annäherung zu dem höchſten unbedingteſten aller Güter, dem Zwecke aller Zwecke, beſchäftigt.

Der Staat iſt die durch äußere Verhältniſſe den Menſchen zu einander nothwendig gewordene und bedingte Geſellſchaft, deren Zweck von gleichmäßig bedingter Art iſt, und einzig darauf geht, den Menſchen im Beſitze der zur höheren Bildung und Entwicklung durchaus nothwendigen irdiſchen Güter zu ſichern und zu erhalten; alle äußere Hinderniſſe, die dieſen ſich in den Weg ſtellen, zu entfernen, und alle äußeren Hülfsmittel und Anſtalten, die dieſe befördern, herbei zu ſchaffen, zu begünſtigen und zu vervollkommnen. Der Staat hat es überall nur mit den negativen Bedingungen der ſittlichen Bildung, nicht unmittelbar mit dieſer ſelbſt zu thun, er kann ſich nur um das objective Aeußere, die Sittlichkeit bekümmern. Das innere Weſen, die Sittlichkeit, die Gewiſſenhaftigkeit, Frömmigkeit liegt in einer ganz andern Sphäre, wohin ſeine Herrſchaft ſich nicht erſtreckt.

Die Erziehung des Staates geht nicht auf die Bildung des ſittlichen Menſchen als ſolchen, ſondern auf die Bildung der Bürger zu den nothwendigen Ständen, und die Erhaltung der öffentlichen Sitten als äußeren Erſcheinungen der Sittlichkeit, zu erhalten, vervollkommnen und dauerhafter zu begründen.

In dieſer untergeordneten Beſtimmung iſt der Staat als Mittel, als Träger der Kirche anzuſehen, welche in ihrer höheren abſoluten Unbedingtheit als Zweck an und für ſich ſelbſt beſteht.

Der Staat hat, wie ſchon mehrmals geſagt worden iſt, einen negativen auf Schutz und Sicherung des zur Bildung nothwendigen Eigenthums und der äußern Exiſtenz überhaupt, und einen poſitiven auf die Bildung der Bürger zu den nothwendigen Ständen, die Erhaltung und Begründung der öffentlichen Sitten ſich beziehenden Charakter.

Dieſer letztere iſt Gegenſtand der Politik und den Uebergang von der Rechtslehre zu dieſer macht der Begriff der Sitten als der äußern Erſcheinung der Sittlichkeit, worauf der Staat in ſeiner poſitiven Tendenz allein ſich erſtrecken kann.

In ihrer äußern Erſcheinung offenbart ſich die Sittlichkeit als Beharrlichkeit an gewiſſen Eigenthümlichkeiten und Handlungsweiſen; die aber freilich urſprünglich ſittlich und rechtlich beſtimmt ſeyn müſſen.

In der Erziehung kann durch eine regelmäßig geordnete und beſchränkte Thätigkeit die Sittlichkeit mächtig vorbereitet werden. In dieſer Hinſicht ſind die Sitten die öffentliche Erziehung des Staates. Durch ſie ſoll die bürgerliche Thätigkeit geordnet und geregelt, die Anhänglichkeit und Beharrlichkeit in der äußern Lebensweiſe, welche die Sittlichkeit abſolut fodert, allgemein verbreitet und feſt begründet werden, wodurch denn die Sittlichkeit ſelbſt indirect ſo ſehr befördert wird, wie dieſes durch den Einfluß des Staates nur immer geſchehen kann und ſoll. Wo keine Beharrlichkeit und Feſtigkeit in dem öffentlichen Betragen, alles ſchwankend, wechſelnd und veränderlich iſt, iſt auch keine Sittlichkeit möglich.

Der Begriff der Sitten hängt zuſammen mit dem Begriff der Nation, wodurch das poſitive Recht wieder zum Naturrechte zurückkehrt, welches durch jenes zwar modificirt und verwandelt, aber nicht gänzlich aufgehoben wird.

Das Weſentliche des Naturrechts iſt außerordentlich ſittlich. Es beſteht in der abſoluten Einheit der Familie. Dieſe Einheit iſt hier von der höchſten intenſiven Stärke. Dabei iſt aber auch extenſiv die Abſonderung zwiſchen den einzelnen Familien, von denen jede ein Ganzes für ſich ausmacht, um ſo viel größer und ſchärfer. Dieſe Abſonderung aber, die nur eine telluriſche Unvollkommenheit iſt, ſoll endlich ganz aufhören, und in die höchſte Einheit ſich auflöſen.

Die Einheit muß alſo über den engen Kreis der Familie hinaus erweitert und mehrere Familien und Stämme in eine gemeinſame Verbindung zuſammengefaßt werden.

Eine Nation iſt gleichſam eine große allumfaſſende Familie, wo mehrere Familien und Stämme durch Einheit der Verfaſſung, der Sitten, Gebräuche, der Sprache, des allgemeinen

Intereſſe zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen verbunden ſind, nur daß dieſe Verbindung des größern Umfangs wegen nicht von der intenſiven Stärke und Innigkeit ſeyn kann, wie in der Familie.

Der Begriff der Nation bezeichnet, daß alle Mitglieder gleichſam nur Ein Individuum bilden ſollen.

Damit dieſes ſtatt haben kann, müſſen ſie wenigſtens alle von der nämlichen Abſtammung ſeyn, je älter, reiner und unvermiſchter der Stamm, deſto mehr Sitten, und je mehr Sitten und wahre Beharrlichkeit und Anhänglichkeit an dieſe, deſto mehr wird es eine Nation ſeyn.

Die Einheit der Sprache iſt hier von der größten Wichtigkeit, ſie iſt das unverwerfliche Zeugniß der gemeinſchaftlichen Abſtammung, das innigſte und natürlichſte Verbindungsmittel, und wird zuſammengenommen mit der Gleichheit der Sitten das feſteſte dauerhafteſte Band ſeyn, das die Nation für viele Jahrhunderte in unauflöslicher Einheit zuſammenhält.

Es iſt der Natur viel angemeſſener, daß das Menſchengeſchlecht in Nationen ſtrenge abgeſondert ſey, als daß mehrere Nationen, wie dieß in neueren Zeiten der Fall iſt, zu einem Ganzen ſollen verſchmolzen werden. Es iſt dieß immer ein unnatürlicher Zuſammenhang, der auch durch die gewaltſamſten und künſtlichſten Einrichtungen für die Zukunft nicht dauerhaft kann erhalten werden, und wo die Vermiſchung der Sprachen, Sitten und Geſetze dieſe ſelbſt immer mehr und mehr ſchwächen und auflöſen, alle Anhänglichkeit, Beharrlichkeit, Treue und Liebe vernichten, und durch Verletzung des Nationalcharakters in ſeiner urſprünglichen reinen Geſtalt die Grundbaſis aller wahren Kraft und Energie der Nation erſchüttern und untergraben.

Die alten Völker hielten weit ſtrenger auf Nationalität, auf alte Sitten und Herkommen. Sie hüteten und nährten die heilige Flamme der Vaterlandsliebe mit wachſamer Sorgfalt, damit keine fremde ſchädliche Einwirkung ihre reine ſtarke Gluth vermindern oder trüben könnte; daher aber auch überall jener brennende Enthuſiasmus, deſſen wunderbare Kraft und

Energie bei den außerordentlichen Wirkungen, die er hervorbrachte, die wir in der Geſchichte oft mit Befremden anſtaunen. Die Beſchaffenheit des Erdbodens macht die Eintheilung in mehrere Staaten nothwendig. Das Princip dieſer Eintheilung hat man auf verſchiedene Weiſe zu begründen geſucht.

Die Politiker haben behauptet, man müſſe die Staaten vorzüglich zu arrondiren ſuchen, weil dadurch die Kräfte in näheren innigeren Zuſammenhang gebracht, vergrößert und verſtärkt würden.

Man iſt dabei auf die Idee von natürlichen Grenzen gekommen, und hat dieſe in Bergen und Flüſſen geſucht.

In dem Boden die Grenzen ſuchen, welche die Völker ſcheiden ſollen, iſt eine verkehrte Anſicht; der Menſch kann nicht wie ein Product der Erde an den Boden gebunden ſeyn. Der Menſch, als das höchſte, freieſte Weſen auf Erden, lebt, entwickelt und bildet ſich unter allen Klimaten und weiß dieſe Bildung durch überwiegende Geiſteskraft ſelbſt auf den Boden der Erde künſtlich auszudehnen. Der Menſch aber iſt im Staate die Hauptſache, Grund und Boden nur Nebenſachen.

Die Sprache, als das geiſtige Verbindungsmittel und der Beweis des ähnlichen Urſprungs, macht hier ein viel würdigeres Princip der Unterſcheidung.

Wollte man aber dennoch die natürlichen Grenzen nach dem Boden beſtimmen, ſo müßte man dieſe in hohen Bergen, großen Wäldern oder Wüſten ſuchen; nie aber in Flüſſen, die das vorzüglichſte Verbindungsmittel des wechſelſeitigen Verkehrs ſind.

Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Geſetze ſollen in ihrer urſprünglichen Reinheit und Kraft, Würde und Bedeutung erhalten werden. Nur dann wird wahre Achtung, Treue und Anhänglichkeit und mit dieſen wahre Vaterlandsliebe ſtatt haben können.

Die Vaterlandsliebe muß ein natürliches Gefühl ſeyn, welches nothwendig entſteht, wenn eine Nation wirklich und wahrhaft Nation iſt; nicht aber, wenn ſie ſich willkürlich zu der eitlen Idee einer großen Nation hinaufſchraubt. Hier wird der Enthuſiasmus ein gewaltſames, erkünſteltes Product ſeyn, das zwar durch unnatürliche Anſtrengungen und Kraftäußerungen momentan zu einer unerwarteten Höhe ſteigen kann; aber immer nur ein ſchnell aufloderndes, verfliegendes und verlöſchendes Feuer ſeyn wird; ein übertriebener Zuſtand, der endlich in Kraftloſigkeit und Erſchlaffung ſich endigt.

Der Begriff der Sitten in dem oben angeführten Sinne führt uns auf die Nothwendigkeit der Eintheilung in Stände.

Die Eintheilung der Stände läßt ſich im Allgemeinen ſtreng a priori darthun.

Zuerſt aus der praktiſchen Nothwendigkeit, da nicht jeder Alles thun muß und kann, nicht für alles zu ſorgen braucht, wie dieß im Naturſtande der Fall iſt, ſondern Arbeit und Geſchäfte zweckmäßig vertheilt werden müſſen durch eine planmäßig beſtimmte Richtung und ſo auch die vollkommene Entwicklung der Thätigkeit ſelbſt befördert. Die Beharrlichkeit, die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, der raſtloſe Fleiß in dem Streben nach einem gewiſſen Ziele muß deſſen Erreichung ſchneller herbeiführen, ſo wie im Gegentheile Unterbrechungen, Wechſel und Veränderung in der Thätigkeit, Abweichungen von dem beſtimmten Wege uns mehr oder minder von dem vorgeſetzten Ziele entfernen.

Das Gebiet des menſchlichen Wiſſens, Thuns und Wirkens iſt viel zu ausgebreitet, als daß die vereinzelte Kraft eines Menſchen das Ganze umfaſſen könne. Manche Geſchäfte ſind von der Art, daß ſie allein das ganze Leben des Menſchen fodern, wenn ſie zweckmäßig betrieben werden ſollen. Je bedeutender der Gegenſtand iſt, deſſen Bildung ich mir zum Zwecke geſetzt habe, je größerer Aufwand von Aufmerkſamkeit, Kraft und Zeit wird erfordert, durch Zerſplitterung, Verſchwendung der Thätigkeit an mancherlei Dinge wird nie eine wahre vollendete Bildung zu Stande kommen.

Schon zur Möglichkeit aller Cultur wird eine Eintheilung der Menſchen in ſolche, welche den Stoff hervorbringen, und ſolche, welche ihn weiter bearbeiten, erfodert. Von ſelbſt bringt der Boden nicht ſoviel herbei, als zum Unterhalt nöthig iſt.

Die Producte müſſen ihm durch Arbeit und Mühe abgewonnen werden; ſollten aber diejenigen, die den Stoff hervorbringen, ihn auch weiter bearbeiten, ſo würde nur eine nothdürftige höchſt unvollkommene armſelige, aber keine Kunſtbildung entſtehen. Dieſe fodert durchaus eine eigne für ſich beſtehende Thätigkeit, die ſich bloß mit der höhern kunſtmäßigen Bildung und Geſtaltung der Dinge beſchäftigt. Wir erhalten alſo hier ſchon den Stand der **Landbauer** und **Künſtler** im weiteſten Sinne dieſes Wortes.

Durch dieſe Eintheilung wurde aber auch bloß der praktiſche Zweck des Menſchen erreicht; dieſer iſt aber nicht der einzige, höchſte, hat an und für ſich ſelbſt keinen wahren reellen Werth, ſondern erhält dieſen erſt durch die Beziehung auf den moraliſchen Zweck und ſeine gänzliche Unterordnung unter die Oberherrſchaft von dieſem.

Die abſolute Foderung der ſittlichen Bildung und Vereinigung des Menſchengeſchlechts muß hier wie überall erſt den letzten höchſten Beſtimmungsgrund aufſtellen.

Wenn gleich die eigne Bildung und Vervollkommnung das Geſchäft jedes Einzelnen iſt, jedermann für ſein Heil ſorgen muß, ſo iſt es doch klar, daß bei den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, wie dieſe in der Wirklichkeit einmal nicht anders ſtatt haben können, nicht jeder jedem dieſer wichtigen Geſchäfte den Aufwand von Kraft und Zeit widmen kann, den es zu ſeiner Vollendung erfodert. Wo ſollte wohl der Landmann und der Handwerker bei dem mühevollen ſchwierigen Geſchäfte, dem ſein Leben mehr oder minder gewidmet iſt, jene höhere Geiſtesübung und Thätigkeit gewinnen können, durch die allein wahre ſittliche Bildung und Vereinigung des Menſchengeſchlechts dauerhaft zu begründen iſt.

Soll die Bildung reellen Beſtand haben, ſo muß ſie zur Kunſt, und dieſe zur Wiſſenſchaft werden.

Wiſſenſchaft aber fodert inneres Denken und Nachdenken, fodert Ruhe und Zurückgezogenheit des Geiſtes von allen äußeren Beſchäftigungen und Zerſtreuungen. Es iſt dieß aber eine Thätigkeit ganz anderer Art, und der Arbeit, wie das prakſche Leben ſie fodert, ganz entgegengeſetzt. Es iſt ein durchaus freies unendliches Bewegen, Bilden und Entwickeln der Vermögen, wozu es einer vollkommnen Sammlung aller Kräfte, der heiterſten, ruhigſten Beſonnenheit bedarf, welches durch äußere praktiſche Beſchäftigungen und Zwecke nie getrübt, beſchränkt und unterbrochen würde.

Hier wird alſo das Entſtehen eines Standes nothwendig, der unbekümmert um die gemeinen praktiſchen Zwecke, Bedürfniſſe und Beſchäftigungen des gewöhnlichen Lebens, ſich einzig mit der höheren, ſittlichen, künſtlichen und wiſſenſchaftlichen Bildung des Menſchengeſchlechts beſchäftige.

Dieß iſt der Stand der Geiſtlichen und Gelehrten, welche beide nothwendig vereinigt bleiben müſſen. Die Trennung in zwei beſondere Stände iſt unnatürlich, zweckwidrig und höchſt gefährlich. Sie muß zunächſt die für die ſittliche Bildung im Allgemeinen ſo ſchädliche Folge haben, daß es dem Geiſtlichen an Gelehrſamkeit, gründlicher Wiſſenſchaft, vollendeter Einſicht und Erkenntniß fehlen wird, welche doch zur dauerhaften Erhaltung und allgemeineren Verbreitung der Religion ſowohl, als zu ihrer Vertheidigung gegen äußere Angriffe der Zweifelſucht und des Unglaubens unumgänglich nothwendig ſind.

Dem Gelehrten wird es hingegen auf der anderen Seite an Glauben und religiöſem Gefühl gebrechen, ſie werden ſich in todte, gelehrte Spitzfindigkeiten und grobe Irrthümer verlieren, ihren einſeitig wiſſenſchaftlichen Weg mit übertriebener oder mißverſtandener Conſequenz verfolgen, ohne auf Sittlichkeit und Religion Rückſicht zu nehmen.

Beide Stände müſſen in dieſer Trennung mehr oder minder an Zutrauen, Glauben und Achtung verlieren.

Der geiſtliche und gelehrte Stand ſteht in der nächſten Beziehung auf den höchſten Zweck des Menſchen, worauf die anderen ſich nur mittelbar beziehen.

Der Stand der Landbauer iſt die Grundlage von allen, ein durchaus nothwendiger und wegen ſeiner Beziehung auf die Natur bei allen Nationen geachteter und ehrwürdiger Stand.

Der Stand der Künſtler iſt zwar nicht ſo heilig wie der der Geiſtlichen und Gelehrten, aber in Rückſicht der Form doch dem Landbauer vorzuziehen, indem die künſtliche Bildung und Geſtaltung des Stoffs doch einen größeren Aufwand von geiſtiger Kraft und einen höheren Grad von Thätigkeit überhaupt fodert.

Dieſe genannten Stände würden zur Erreichung des Endzwecks der Menſchheit vollkommen hinreichen, wenn alle Bewohner der Erde nur eine Nation ausmachten, die unbeſorgt vor möglichen äußeren Angriffen im vollkommnen Frieden lebten.

Allein die Mehrheit großer, durch Clima, Sprache, Sitten und Intereſſe von einander geſchiedener Nationen, unter denen wie unter den einzelnen Familien im Naturſtande leicht der Zuſtand des Kriegs eintreten kann, fodert noch einen Stand, der die Vertheidigung des Eigenthums und der Ehre der Nation gegen andere, die dieſe anfeinden und verletzen konnten, übernimmt.

Der König übernimmt alle Rechte und Pflichten der Nation, er repräſentirt ſie gegen alle andere, beſtimmt und lenkt die äußern Verhältniſſe und muß dieſen den höchſten Grad von Sicherheit zu geben ſuchen.

Dazu bedarf aber der König einer mächtigen Beihülfe. — Der Stand der Krieger, der Vaterlandsvertheidiger oder des Adels muß dem Könige die Macht geben, die Rechte und die Ehre der Nation gegen alle äußeren Angriffe zu ſichern.

Man könnte zwar hier behaupten, daß im Falle des Kriegs jeder die Vertheidigung des Vaterlands übernehmen müſſe. Ein Princip, welches man ſehr oft praktiſch zu realiſiren geſucht hat.

Zum Nothfalle kann dieſe allgemeine Vertheidigungsmaßregel oft von gutem Erfolg ſeyn, und durch die Größe der Gefahr dringend gefodert werden, allein als allgemeines Princip iſt es durchaus zu verwerfen, indem es der weſentlichen Beſtimmung der Nation nothwendig ſchaden muß.

Zuerſt tritt hier die nothwendige Eintheilung der Bürger in Stände ein, womit nothwendig die Bedingung verbunden iſt, daß jeder Stand dem Geſchäfte, das ihm zu Theil geworden iſt, mit eifrigem Bemühen, mit raſtloſer, beharrlicher Thätigkeit und Anſtrengung ſich widme.

Alle höhere Bildung kann, wie ſchon geſagt worden, nur durch Kunſt und Wiſſenſchaft zu Stande kommen. Dieſe aber können nur im Schooße der Ruhe und des Friedens gedeihen. Wer dieſe zum Ziel ſeines Strebens ſich geſetzt hat, tritt aus der geräuſchvollen Sphäre öffentlicher Beſchäftigungen in den ſtillen Kreis friedlicher, ruhiger Bildung, die nur durch ununterbrochene, fortgehende Thätigkeit ihrer Vollendung näher gebracht werden kann.

Je künſtlicher das Geſchäft iſt, welches einem Stande obliegt, deſto mehr fodert es Ruhe und Frieden, deſto weniger darf die Aufmerkſamkeit in der ſtäten Richtung der Geiſteskraft, die fortſchreitende Uebung in der Behandlung mechaniſcher Hülfsmittel von außen her unterbrochen und geſtört werden.

Der Geiſtliche-, Gelehrten- und der Stand der Künſtler müſſen in Ruhe und Frieden ihren großen Zweck verfolgen können, und von dem ſtürmiſchen, rohen Handwerk des Krieges verſchont bleiben.

Es wäre im Allgemeinen ſchon ein gefährliches Princip, alle Bürger in Soldaten verwandeln zu wollen. Dieß würde dem kriegeriſchen Geiſte der Nation ein höchſt verderbliches Uebergewicht geben, über den edleren Trieb der Bildung und Entwicklung, der nur im ſtillen, friedlichen Wirken ſich ſteigend vervollkommnen und ſchöner geſtalten kann. Hat bei einer Nation einmal die Luſt und Neigung zum Kriege die Oberhand erhalten, ſo wird nichts der wilden, verheerenden Eroberungsſucht Grenzen ſetzen können. Allen Unordnungen und Verwirrungen, die aus ihr nothwendig entſpringen, iſt dann Thür und Thor geöffnet, und der Geiſt der Zwietracht und der Zerſtörung wird ſich wie ein reißender Strom über die benachbarten Völker ergießen, und alle Kunſt und Bildung in ſeinem wilden, tobenden Strudeln gewaltſam verſchlingen.

Durch die Aufſtellung einer eigenen Krieger-Kaſte wird dieſer Gefahr vorgebeugt und der Zweck den übrigen Ständen geſichert. Dieß iſt der Adel, der nur als Kriegerſtand als nothwendig anzuſehen iſt; ohne dieſe Beſtimmung aber etwas durchaus zweckloſes und widerſinniges ſeyn würde.

So weit Geſchichte und Erfahrung reichen, finden wir das Princip der ſtändiſchen Verfaſſung mehr oder minder entwickelt bei den edleren Nationen.

Dieſes Uebereinſtimmen unſerer philoſophiſchen Eintheilung der Stände mit der Erfahrung iſt keineswegs ein willkürlich erkünſteltes, ſondern das reine Reſultat der ganzen Menſchengeſchichte über die Politik.

Die ſtändiſche Verfaſſung iſt die einzige, wodurch die Freiheit der Bürger am dauerhafteſten geſichert und die Bildung des Menſchengeſchlechts am wirkſamſten befördert wird. Wo ſie in der Geſchichte der Nationen ſich zu verlieren anfängt, da iſt mit dieſer Veränderung auch eine gänzliche Entartung der Sitten, das Verſchwinden aller Vaterlandsliebe und National-Energie und ein ſchneller Verfall aller Macht und alles Wohlſtandes immer verbunden.

Der Republikanismus iſt nur ein vorübergehendes Meteor, das einzelne lichte, glänzende Momente hat; aber ſchnell im Sturme bürgerlicher Zwietracht erliſcht und Zerſtörung und Verwirrung zurückläßt.

Das nämliche gilt auch von einer abſolut despotiſchen Herrſchaft des Königs. Sie kann durch einzelne groſe Regenten, die ſeltene Kraft und Energie mit auſerordentlichen Geiſtesgaben verbinden, durch unbeſchränktes Lenken und Regieren aller Kräfte des Staates zu einem Zwecke erſtaunungswürdige Wirkungen hervorbringen; aber ſie iſt unrechtlich und unſittlich an und für ſich, ſie giebt die Freiheit des Ganzen der unbeſchränkten Willkür eines Einzigen Preis. Sie trägt den Keim ihrer Zerſtörung in ihrer Grundlage und wird unter dem ſchwachen und geiſtloſen Despoten oft unter ſchrecklichen Folgen ſich auflöſen. Die Wunder, die ſie oft hervorbringt, ſchimmern im falſchen trügeriſchen Lichte. Es ſind Erzeugniſſe unnatürlicher Kraftanſtrengungen, die in Schwäche und Ohnmacht ſich endigen.

Wir kommen nun zu der Frage, ob die Stände erblich ſeyn ſollen nach dem ſtrengen Grundſatz, den wir in der indiſchen Verfaſſung finden, ſo daß die Grenze, welche die Mitglieder der Stände trennt, für alle Zeiten unabänderlich feſtſtehe, und der Uebertritt aus einem Stand in den andern unter keiner Bedingung erlaubt ſey, oder ob hier Modificationen und Milderungen der Beſtimmung des Staates angemeſſener dürften gefunden werden.

Hier iſt nun der Vortheil ganz auf der Seite des Mittelalters, welches die aus der Natur der Sache hervorgehenden Modificationen zweckmäßig anerkannt und beſtimmt hat.

Es iſt vor Allem einleuchtend, daß zu dem geiſtlichen und gelehrten Stande ein beſonderer Beruf, eine eigenthümliche Einrichtung des Gemüths gehört, wozu die Anlage zwar in allen Menſchen vorhanden, aber die Entwicklung mancherlei Bedingungen unterworfen und nicht gleichmäßig bei allen im nämlichen Grade iſt. Die Begeiſterung, welche zu allen Beſchäftigungen mit höheren göttlichen Dingen erfodert wird, kann nicht wie ein irdiſches Gut durch Erbſchaft von einem auf den andern ſich fortpflanzen; die innere durchaus freie Thätigkeit und Kraft des Geiſtes läßt ſich nicht in die engen Schranken äußerer Verhältniſſe einzwingen, und wo man dieſes verſuchen wollte, würde man den Geiſt durch die drückendſte Feſſel gewaltſam in ſeinem Fluge aufhalten, und dem Fortſchreiten der Bildung ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legen.

Der geiſtliche und gelehrte Stand kann alſo auf keinen Fall erblich ſeyn, ſondern hier muß auf freie Wahl und beſonderen Beruf vorzüglich geſehen werden.

Die Erblichkeit der andern Stände läßt ſich weit eher rechtfertigen.

Bei den Landbauern ergiebt ſie ſich von ſelbſt, der Sohn hilft und unterſtützt den Vater in der Bebauung des Bodens, wächſt unter ländlichen Beſchäftigungen auf, erbt endlich das Land, das er, wie ſein Vater gethan hat, urbar zu machen und zu bebauen fortfährt.

Bei dem Künſtlerſtande tritt ein ähnliches Verhältniß ein, die meiſten Gewerbe ſodern lange Lehre und Uebung, und wenn ſie weiter gebracht und vervollkommnet werden ſollen, frühe Bekanntſchaft mit allen mechaniſchen Hülfsmitteln; daher denn auch hier ſchon von der erſten Jugend an der praktiſche Unterricht der Thätigkeit eine beſtimmte Richtung geben muß. Doch iſt, weil bei dem Künſtlerſtande ſchon mehr Geiſteskraft vorausgeſetzt wird, auch ſchon mehr Freiheit zu geſtatten.

Die Erblichkeit des Adels, als des Kriegerſtandes, iſt immer gänzlich nothwendig, wenn die übrigen ihre Geſchäfte ruhig fortreiben und Kunſt und Bildung gedeihen ſollen.

Bei dieſen drei Ständen iſt alſo das Princip der Erblichkeit wohl anzunehmen, doch darf es bei weitem nicht in der Strenge und Ausdehnung angewandt werden, daß der Uebertritt aus einem Stande in den andern ganz unmöglich gemacht ſey, weil dadurch denn doch die freie Wirkſamkeit des Menſchen gar zu enge beſchränkt, und wie dieß wirklich bei den Indiern der Fall war, die Cultur zuletzt ganz gehemmt und zum Stillſtehen gebracht wurde.

Die Veränderung des Standes ſoll eine große Beſchränkung erleiden, und nur unter Bedingungen erlaubt ſeyn, damit ein ewiger Wechſel von Beſchäftigung und Lebensweiſe nicht der Bildung ſelbſt und den Sitten gefährlich, der Menſch überhaupt aber zu einer regelmäßigen, beharrlichen Thätigkeit angehalten, und dadurch der Erreichung ſeines höchſten Endzwecks näher geführt werde.

Nur wenn der Adel das Geſchäft des Krieges übernimmt, iſt er ein nothwendiger, für ſich beſtehender Stand, ohne dieſe Beſtimmung iſt es bloßer Familienſtolz, Familienerinnerung und eine zweckloſe widerſinnige Erinnerung.

Bei der Unvollkommenheit der Menſchen ſelbſt und aller ihrer äußeren Einrichtungen, der großen Trennung der Nationen und ihren verſchiedenen Intereſſen ſind wechſelſeitige Colliſionen, Verletzungen der Ehre und des Eigenthums und mit dieſen Kriege eine höchſt traurige aber natürliche Folge.

Ein Stand, der die Vertheidigung der Nation gegen jeden möglichen Angriff übernehme, iſt daher unbedingt nothwendig.

Zunächſt wird durch den Krieg der Beſitz von Grund und Boden gefährdet, die Beſitzer von dieſen ſind alſo die gebornen Vertheidiger des Landes. Dem Landmann iſt alſo die Uebernahme des Krieges billig zuzumuthen. Sein Geſchäft iſt keine Kunſt, ſodert nicht die Ruhe und Aufmerkſamkeit, die ununterbrochene, fortgehende Bildung und Vervollkommnung, durch die der Künſtler allein zu ſeinem Zwecke gelangen kann. Eine momentane Störung iſt alſo hier von minder ſchädlichen Folgen, die leicht ſich wieder herſtellen laſſen. Die ihrer Natur nach einfache Beſchäftigung des Landbaues kann gemächlich da, wo ſie unterbrochen wurde, wieder aufgefaßt und fortgeführt werden.

Auch iſt durch die rauhere Lebensart der Landmann für die Ertragung der Beſchwerden des Kriegs weit mehr abgehärtet, als der bei ſtilleren, feineren Beſchäftigungen auferzogene und an körperliche Anſtrengungen weniger gewohnte Künſtler und Städter.

Dem Landmann liegt zunächſt die Pflicht auf, den Grund und Boden zu vertheidigen. Allein er bedarf hierzu fähiger Anführer von Geiſt und Talent, und die müſſen in einem Stande geſucht werden, der auf einer höheren Stufe der Bildung ſteht; denn der Krieg ſoll nicht auf eine barbariſche, wilde, zerſtörende, ſondern auf eine ritterliche Art geführt werden. Damit alſo bei der traurigen Nothwendigkeit die Sittlichkeit ſo wenig wie möglich verletzt werde, ſo muß der Stand, der ſich ihm widmet, in ritterlichen Uebungen und Tugenden aller Art, in dem Gefühl der Ehre und des Nationalruhmes, der fortlebenden Erinnerung an die Großthaten der Vorväter, zu ſtrengen Pflichten und Aufopferungen, zu wahrhaft heldenmüthigen Geſinnungen auferzogen und gebildet werden.

Dieß iſt denn auch die Grundurſache, warum der Adel erblich ſeyn ſoll, damit er zu dem ruhmvollen Berufe, das Eigenthum, die Rechte und den Ruhm der Nation gegen alle Feinde zu ſchützen, von Jugend auf geleitet werde.

Dieſer Stand der Krieger, wie wir ihn beſtimmt haben, würde ein wahres ſtehendes Heer bilden, bereit in jedem Augenblick zur Vertheidigung des Landes herbeizueilen. Es würden aber hier alle Uebel, die ſonſt von ſtehenden Heeren unzertrennlich ſind, gänzlich wegfallen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man nicht ohne Noth den beſchäftigten Landmann zu den Waffen rufen und zu willkürlichen Eroberungskriegen über die Grenzen ſeiner Heimath wird führen können. Um der Gefahr vorzubeugen, daß ein ruhmbegieriger kriegsluſtiger Adel, beſonders wenn der Regent auch mit ihm einverſtanden iſt, das Land nicht in unnöthige Fehden verwickele, muß der Geiſtlichkeit und den Städten, deren vorzüglichſtes Intereſſe es iſt, daß Cultur und Induſtrie ihren ruhigen Gang fortgehe, ein großes Gegengewicht gegeben werden, wie dieß denn auch in anderer Rückſicht nothwendig iſt.

Der Adel gehört ganz zu dem Landmann; er iſt nur der höhere Landmann.

Der Adel muß von allen andern bürgerlichen Geſchäften ausgeſchloſſen werden, ſoll nur auf dem Lande, nicht in Städten wohnen und nur im Kriege dienen. Durch den Beſitz von Grund und Boden wird der Adel von ſelbſt zum Kriegerſtande genöthigt.

Auf dieſes Princip gründen ſich alle Prärogative des Adels, die er von jeher hatte, nur daß man mehrere falſche Folgerungen daraus zog.

Das Eigenthum, welches dem Adel in dem Lande gegeben werden ſoll, kann kein anderes ſeyn als das Obereigenthum, womit er von dem Regenten belohnt wird.

Das einzige Tadelnswürdige in dem Feudalſyſtem war die Belehnung mit der richterlichen Gewalt, die allein und einzig dem Könige bleiben muß. Gute Krieger können ſehr ſchlechte Richter ſeyn, von dem Eigenthum nach Willkür vergeben, aber nichts von dem eigentlichen Weſen der Staatsgewalt. Das Palladium der Staatsgewalt aber iſt die richterliche Gewalt, die auch nur von dem Könige ſelbſt in ihrer ganzen Kraft und Würde ausgeübt werden kann

Es bleibt uns noch eine Lebensweiſe zu beſtimmen übrig, die unter die angegebene ſtändiſche Eintheilung nicht gehört — dieß ſind die Sklaven und Knechte, ein Begriff, der nur hiſtoriſch gegeben iſt; denn philoſophiſch iſt die Sklaverei als ganz unſittlich zu verwerfen.

Die Sklaverei und Leibeigenſchaft hat ſich beinahe überall als Eroberungsrecht eingeſchlichen; ſo entſtand ſie in Sparta, ſo in Deutſchland, wo ſie freilich nachher auch in die germaniſche Verfaſſung ſelbſt überging. Der einzige rechtliche Grund, der für die Sklaverei kann angegeben werden, iſt, wenn dieſe als Strafe für ein Verbrechen beſtimmt wird; der Verluſt der Ehre und Freiheit mußte auch mit dem Verluſte der bürgerlichen Exiſtenz und dem Zurücktreten in den Stand der Knechtſchaft verbunden ſeyn.

Wenn nun aber jemand in der Sklaverei geboren wäre? Dieſer Fall ſetzt eine andere Art von Sklaverei voraus, als die rechtliche; denn dieſe wird ſo wenig vorkommen und ſo beſchränkt ſeyn, daß an eine große Vermehrung nicht wohl zu denken iſt.

Doch wäre dieß der Fall, ſo würde allerdings ein in der Knechtſchaft aufgewachſenes Kind auch ſklaviſchen knechtiſchen Sinn haben und ſo behandelt werden müſſen; allein durch die Sklaverei verliert ja der dazu Verdammte alle Rechte, mithin auch die väterliche Gewalt. Der Staat kann ihm alſo ſeine Kinder mit Recht nehmen und die väterliche Gewalt an ſeiner Stelle ausüben.

Es iſt dieß auch das einzige Mittel, wie der Staat, deſſen Gewalt überall eine ſittlich gemäßigte und gemilderte ſeyn ſoll, die Ungerechtigkeit vermeide, Unſchuldige für das Verbrechen anderer zu ſtrafen, und auf der andern Seite durch zweckmäßige Erziehung der Sklavenkinder zu rechtlichen und nützlichen Bürgern ſeiner Pflicht, für die öffentliche Erziehung und Bildung zu ſorgen, genug thun würde.

Diejenige Klaſſe, deren Geſchäft es iſt, den andern Ständen in ihren Beſchäftigungen allerlei Dienſte zu leiſten, nennen wir den Stand der Diener im weiteſten Sinne; es machen dieſe einen fünften unbeſtimmten, die andere ergänzenden Stand aus, der ſich zunächſt anſchließt an den gewerbtreibenden Städter, und vorzüglich aus dieſen gewählt werden ſollte; nicht aber aus dem Stande der Landleute. Indem ſich die Simplicität der Lebensweiſe dieſer Klaſſe mit der Gewandtheit, die der Dienerſtand fodert, nicht verträgt.

Zu dem Dienerſtande endlich ſollte man auch die Kaufleute rechnen, die im Dienſte des Staates den auswärtigen Handel beſorgen.

Der Kaufmannsſtand kann kein für ſich beſtehender ſeyn. — Die Art, wie der Handel jetzt ausgeübt wird, iſt dem Staatszwecke im höchſten Grade gefährlich. Es entſteht dadurch ein Mißverhältniß zwiſchen Armen und Reichen und ein ſo großes Uebergewicht der letzteren, welches am Ende alle bürgerlich-rechtlichen Verhältniſſe aufhebt.

Wenn ich mit Geld mein Geld vermehre, meinen Handel immer vergrößere, mir mehr und mehr Eigenthum und Reichthum verſchaffen kann, ſo werde ich mich bald in dem Beſitz eines großen Theils von dem Vermögen der Nation befinden, und mich der vielen Unvermögenden, die dadurch entſtehen, bloß wie meiner Knechte bedienen, die in meinem Solde arbeiten, wie z. B. jemand, der ein großes Vermögen hat, eine Menge Leute in Fabriken verſammelt, die für geringen Lohn die ſchwerſten Dienſte thun müſſen, bloß um einen kärglichen Lebensunterhalt zu gewinnen; wie ſehr dieß aber, auch von der Unrechtlichkeit abgeſehen, ſelbſt der Bildung und dem Kunſtfleiße ſchaden müſſe, iſt in die Augen fallend.

In einem wohleingerichteten Staate müßte man bloß durch Arbeit ſich Eigenthum verſchaffen können, und nur derjenige, der den Stoff hervorbringt, der ihn weiter verarbeitet, müßte das Recht haben, zu handeln.

Nur für gewiſſe Zweige des Handels müßten, um eine größere Communication zu erhalten, gewiſſe Perſonen beſtimmt ſeyn. Dieß gilt auch von dem auswärtigen Handel, der nur in den Händen des Staates ſeyn muß, da er allein alle auswärtigen Verhältniſſe zu beſtimmen hat, und die Bedürfniſſe des Ganzen völlig überſehen und richtig ſchätzen kann. Der Staat würde mit dem auswärtigen Handel einen Theil ſeiner Souveränität aus den Händen geben. Diejenigen nun, welche für die Bedürfniſſe des Landes fremde Producte herbeiſchaffen, müßten im Dienſte des Staates ſtehen, und gehörten mithin in die Klaſſe der Diener. Die richtige Beſtimmung der Grenzen des Handels, ſo wie des Wechſels von allem Eigenthum überhaupt, iſt ein ſchwieriges Problem, deſſen gute oder ſchlechte Auflöſung auf's Wohl der Nation den größten Einfluß hat, da es hier darauf ankommt, den zur Kunſtbildung unumgänglich erforderlichen Wechſel des Eigenthums möglichſt zu begünſtigen, ohne der Grundlage der Verfaſſung und der Sitten zu ſchaden.

Der Gegenſtand der Politik iſt die weitere Ausführung der in der Rechtslehre aufgeſtellten, aber nicht ausgeführten Idee des Staates, die Charakteriſtik des Ideals der wahren Monarchie.

Mit der Deduction der nothwendigen vier Stände als der Grundlage der ächten Monarchie iſt dann auch der ganze Inhalt der philoſophiſchen Politik erſchöpft. Alle andere Punkte, die etwa hier noch zu beſtimmen wären, ſind von viel zu angewandter ſpecieller Beſchaffenheit, und gehören daher nicht in die Philoſophie.

Ueber das Verhältniß der verſchiedenen Stände zu dem Monarchen und unter ſich ſelbſt können zwar eine Menge Fragen entſtehen, die ſich aber nur mit Rückſicht auf hiſtoriſche Kritik befriedigend beantworten laſſen. Wir können hier nur das Allgemeinſte herausheben.

Die den Stoff producirenden Landbauer und die ihn weiter bearbeitenden Künſtler ſind durch wechſelſeitiges Intereſſe ſo natürlich verbunden, daß eine innige Harmonie zwiſchen dieſen zwei Ständen ſich ohne große Schwierigkeit erhalten wird; es ſey denn, daß der Staat dem Handel einen zu ausgedehnten Spielraum läßt, ſo daß der Landmann durch die Handelsſpeculationen der Städter zu ſehr verlieren und dadurch ein wirkliches Mißverhältniß entſtehen würde.

In Hinſicht auf den Zweck der Menſchheit überhaupt iſt der Stand der Geiſtlichen und Künſtler der Erſte. Beherrſchung der Erde, Bildung der Materie iſt der ſinnliche Zweck des Menſchen und Sache des Künſtlers. Bildung der geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten iſt der ſittliche Zweck des Menſchen.

Der Stand der Krieger und Landbauer gehen auf beſondere Zwecke. Nur weil der Boden noch nicht genug producirt, oder die Kunſt noch nicht ausgebildet genug iſt, muß der Producent ſo viel rohe Stoffe wie möglich zu gewinnen ſuchen, und nur weil bei der Mehrheit getrennter Nationen leicht Colliſionen und hieraus Kriege entſtehen können, muß es einen Kriegerſtand geben, der den Staat gegen äußere Angriffe vertheidige.

In Hinſicht auf den Zweck des Staates iſt der Adel der erſte Stand, der das Ganze repräſentirt, das Eigenthum, die Ehre und die Ruhe der Nation ſichert und erhält.

Allein der Staat iſt nicht Zweck an ſich ſelbſt, ſondern bloß Mittel für den höchſten Endzweck der Menſchheit. Der Stand alſo, der ſich unmittelbar mit dieſem beſchäftigt, müßte über jenen, der bloß auf die Beförderung des bedingten Staatszweckes geht, wo nicht unendlich erhaben, damit kein Mißverhältniß entſtehe, doch wenigſtens an Anſehn und Würde dieſem vollkommen gleich ſeyn.

Bei den gleichen Anſprüchen nun dieſer beiden Stände, deren Richtung doch ſo ganz verſchieden iſt, könnte ſehr leicht ein Zwieſpalt entſtehen, wie uns auch die Geſchichte deutlich beweiſet.

Wenn gleich der hier gegebene Begriff der Monarchie ein Ideal genannt wurde, ſo iſt dieß nicht ſo zu verſtehen, als ob er ganz fehlerlos und vollkommen ſey oder alle Mittel, den möglichen Fehlern zuvorzukommen, vollſtändig darin enthalten, was bei der natürlichen Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge unerreichbar iſt, ſondern es wird nur behauptet, daß unter möglichen Formen, die ſich der bürgerlichen Geſellſchaft geben laſſen, dieſe die feſteſte, vollkommenſte, dem höchſten Endzweck aller Vereinigung am beſten entſprechende ſey. Von den Grundgebrechen, womit alle äußeren Einrichtungen mehr oder minder behaftet ſind, iſt auch ſie nicht frei zu ſprechen.

In jedem Staate indeſſen, wo alle von dem höchſten Intereſſe gleichmäßig beſeelt ſind, jeder die beſondere Beſtimmung ſeines Standes, ſein Verhältniß zu den übrigen, und das nothwendige Zuſammenwirken aller zu einem und demſelben Zwecke richtig erkennt und zu würdigen weiß, da wird jeder die Stelle, die er in dem Ganzen einnimmt, zweckmäßig zu behaupten und den Wirkungskreis, der ſeiner Thätigkeit zugetheilt wird, mit eifrigem, redlichen Bemühen auszubilden und zu vollenden ſuchen, ohne von Eitelkeit oder anderen niedrigen Leidenſchaften getrieben über die Grenzen ſeines Standes hinaus nach anderen ihm höher ſcheinenden Dingen gewaltſam zu ſtreben, und dadurch das wechſelſeitige harmoniſche Verhältniß zu ſtören. Wo die Nation treu an ihren Sitten und ihrer Verfaſſung hängt, da werden auch nicht leicht die ſtändiſchen Verhältniſſe verwirrt werden, und wo dieſes geſchieht, iſt es auch immer ſchon ein Beweis von Corruption und Verfall.

In den geiſtlichen Ritterorden gab es ein Mittelglied zwiſchen dem Adel und den Geiſtlichen; wäre es möglich, ein ſolches Inſtitut in ſeiner Reinheit zu erhalten, ſo würde dadurch das Ideal der philoſophiſchen Politik erreicht werden, Einheit in den Geiſt der höheren Stände, und alſo auch in das Syſtem des Ganzen kommen.

Es war dieſe Idee der geiſtlichen Orden eine der höchſten, zu der die wahre Politik ſich erheben konnte, und ein Beweis von der richtigen Denkart der damaligen Zeit.

V.

Aus welchem Stande ſoll denn nun der Monarch gewählt werden?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er nur aus den zwei erſten Ständen gewählt werden kann, entweder aus dem Stande, der auf den höchſten Endzweck der Menſchheit überhaupt, oder aus einem, der auf den beſonderen Zweck des Staates geht.

Da der König zunächſt die Pflicht hat, die Nation nach außen zu vertreten, zu ſchützen und zu ſichern, ſo muß er zu dem Adel oder Kriegerſtande gehören, wenn er nicht etwa aus dem geiſtlichen Ritterorden, als dem vereinigenden Mittelgliede der zwei höchſten Stände, gewählt werden könnte.

In der ſtändiſchen Verfaſſung allein iſt eine wahre, ſittlich feſt begründete Beſchränkung der königlichen Gewalt enthalten. Jeder andere auch noch ſo künſtliche Verſuch, dieſes zu Stande zu bringen, wird immer nur von momentanem höchſt zweifelhaftem Erfolg ſeyn.

Die ſonderbare Form einer conſtitutionellen Monarchie, wie man ſie in neueren Zeiten aufgeſtellt hat, iſt ſchon an und für ſich verwerflich. Der Staat iſt nicht auf Vertrag, etwas ſo Hohes und Herrliches nicht auf etwas ſo Untergeordnetes, Unvollkommenes zu begründen, und endlich fodert der Vertrag eine Garantie, die in Rückſicht auf die Staatsgewalt nicht ſtatt haben kann.

Die Trennung der Staatsgewalt in mehrere Zweige, um dadurch ein Gegengewicht zu Stande zu bringen, iſt eben ſo unſtatthaft. Die königliche Gewalt muß eine untheilbare ſeyn. Nur in dieſer vollkommenen Einheit aller ihrer Beſtandtheile kann ihre wahre Macht und Stärke beruhen. Durch Theilung und Trennung würde ſie in ihren Grundkräften verletzt und geſchwächt, und gleichſam mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt werden.

Der König iſt entweder Alles, oder iſt unter gewiſſen Formen nichts, ſeine Macht iſt ein leeres Schattenweſen ohne Realität, zu ohnmächtig etwas Großes zu unternehmen unter dem Zwange beſchränkender Formen, bewacht von dem Mißtrauen auf ihre Vorrechte eiferſüchtiger Volksvertreter, alle Augenblicke in Verſuchung geſetzt, die Grenzen ſeiner Gewalt auf eine unrechtmäßige Art auszudehnen, im Kriege oft mit den Geſetzen des Staates, und wie ein der öffentlichen Freiheit höchſt gefährlicher Feind, überall von künſtlichen Sicherheitsmaaßregeln gefeſſelt und gebunden.

Die Geſchichte zeigt uns, wie wenig künſtliche Verfaſſungen dieſer Art, die mehr auf Furcht und Mißtrauen, wie auf Treue und Glauben gegründet, den Keim der Zwietracht ſchon in der Grundform enthalten, das eigentlich ſchützen und ſichern, zu deſſen Erhaltung ſie aufgeſtellt ſind. Die allgemeine Freiheit, die, je nachdem der eine oder andere Theil den Sieg davon trägt, entweder von dem Despotismus oder von der Anarchie verſchlungen wird.

Ueber die beſondere Form der Monarchie, ob ſie ein Wahl- oder Erbreich ſeyn ſoll, kann die philoſophiſche Politik nichts beſtimmen, da dieß von ſpeciellen, national-localen Bedingungen abhängt. Nicht die Wahl, nicht das Erbrecht macht den König, ſondern die Anerkennung und der Glaube; ſelbſt da wo eine eigentliche Volkswahl ſtatt hat, wird dieſe doch immer nur die öffentliche Anerkennung ſeyn, daß der Gewählte auf die königliche Würde den größten Anſpruch hat.

Eine eigentliche Volkswahl iſt darum zu verwerfen, weil ſie zu republikaniſchen Unordnungen und Verwirrungen führen würde. Auch fällt ſie natürlich da weg, wo eine ſtändiſche Verfaſſung iſt.

Man irrt ſich, wenn man in der Wahl eine größere Garantie für die Sittlichkeit des Monarchen zu finden glaubt, wie in dem Erbrecht. Es beruht dieſe weder auf dem einen noch dem andern, ſondern auf den Sitten und dem öffentlichen Geiſte der Nation ſelbſt. Wird die ſtändiſche Verfaſſung in ihrer urſprünglichen Reinheit und Würde erhalten, ſo liegt in ihr allein die wahre Garantie für die Sittlichkeit des Monarchen, ſo wie für ſeine Erziehung; iſt der König aus dem Stande des Adels, ſo wird er alle Tugenden, die ſeinen Stand zieren, beſitzen müſſen, um nicht zu ſehr nachzuſtehen und ſich der allgemeinen Achtung zu verſichern, der feſteſten Stütze ſeiner Macht. Hat endlich der geiſtliche und gelehrte Stand das Anſehen, welches ihm zukommt, ſo wird er durch ſeinen Einfluß dem Könige von ſeinem Geiſte ſo viel mittheilen, als er zu einer würdigen Führung ſeines Herrſcheramtes bedarf.

Alle Einwürfe, die man gegen die Erblichkeit der Monarchie gemacht hat, reduciren ſich ſämmtlich auf den Einen: der König werde, wenn er die Würde erblich erhalte, oft nicht die zum Regieren nöthigen Eigenſchaften und Tugenden beſitzen.

Zu einer zweckmäßigen, geachteten Ausübung der Staatsgewalt bedarf es keines beſondern Genies oder Berufs.

Das Grundweſen der Staatsgewalt iſt die *richterliche* Gewalt, *Gerechtigkeit* alſo die erſte nothwendigſte Tugend des Regenten. Richter iſt der König mehr noch als Krieger, und dieſes Amt ſoll er ſelbſt ausüben. Sind die Geſetze nicht zu verwickelt und künſtlich, ſondern feſt und richtig beſtimmt und heilig gehalten, ſo bedarf es keines beſonderen Talents, nach ihnen Recht zu ſprechen und zu üben. Auch wird die eigene Führung des Richteramts von Jugend auf ihm den nöthigen Scharfblick verleihen, und in ihm gleichſam den Sinn, den Inſtinkt der Gerechtigkeit wecken. Dieſes mit dem Gefühl der Würde und Erhabenheit ſeines Standes iſt eine hinlängliche Garantie für eine gerechte Verwaltung des Oberrichteramts. Was könnte der Monarch wohl für ein Intereſſe haben, falſch zu richten und Unrecht ſtatt Recht zu üben?

Der König iſt durch die Stelle, worauf er ſteht, hinweggehoben über die Grundquelle aller Unſittlichkeit, die Unmäßigkeit.

Erhaben über das *Bedürfniß* durch den ausgedehnteſten vollſten Beſitz aller irdiſchen Schätze und Güter, wo alle Habſucht verſchwinden muß, indem nichts die Begierde mehr ſtillt, als wenn ſie mehr genießen kann, als ihre Kräfte erlauben.

Erhaben endlich über die feinere gefährlichere Unmäßigkeit des Ehrgeizes, die aus der Eitelkeit entſpringt, dieſe wird auf einmal abgeſchnitten, wenn der König, wie ein Sinnbild der Gottheit verehrt, eine Würde beſitzt, der alle andere weichen müſſen, und der ihn über alle niedrigen kleinlichen Eitelkeiten wegſetzt, z. B. die eitele Idee, ein erobernder Abentheurer zu ſeyn.

Man behandle nach der alten Sitte und Weiſe die Könige nur königlich, und ſie werden ſich wie Könige betragen, ſie werden die Heiligkeit und Erhabenheit ihrer Beſtimmung nie aus den Augen verlieren und aller Grund zur Unſittlichkeit wird wegfallen.

Man hat in neueren Zeiten ein Ideal der Erziehung für Monarchen aufſtellen wollen; aber freilich müßten die Erzieher ſelbſt noch zuerſt erzogen werden, und dann würde dadurch vielleicht nur die Eitelkeit junger Fürſten mehr geweckt und genährt werden.

Die einzige Erziehung, die für den König zweckmäßig ſeyn kann, iſt die ſtändiſche. Es iſt daher die Trennung der königlichen Klaſſe von der adlichen eine wahre Ausartung neuerer Zeiten; ſo wie z. B. auch, daß die königlichen Familien bloß unter ſich heirathen, welches auch in phyſiſcher Hinſicht höchſt ſchädlich dürfte befunden werden.

Wenn man dem Erbreiche vor der Wahl einen Vorzug geben wollte, ſo könnte man mit Grund behaupten, daß dieſe doch der möglichen Intrigue und dem Ehrgeize einen größeren Spielraum laſſe, und daher der Sittlichkeit weit eher gefährlich werden könne.

Der König ſoll mit den Ständen völlig Eins ſeyn —: der Mittelpunkt, das Herz der ſtändiſchen Vereinigung.

Wie ſoll er nun aber mit ihnen unterhandeln und ſich über die öffentlichen Maaßregeln berathen?

Hier tritt das Syſtem der Repräſentation ſo wie der Wahl ein. Die Stände wählen die fähigſten unter ſich, als Vertreter ihres gemeinſamen Intereſſe die Perſon des Monarchen zu umgeben, und das Organ zu ſeyn zwiſchen ihnen und der oberſten Staatsgewalt.

Ueber das Syſtem der Repräſentation hat man in neueren Zeiten ſonderbare Hypotheſen aufgeſtellt, ſo z. B. die Idee, ein **ganzes Land** überhaupt darzuſtellen. Hier verliert der Begriff der Repräſentation ja ſeine ganze Bedeutung. Man muß das wirklich ſeyn, was man darſtellen ſoll. Man muß den Charakter, den Geiſt und die Denkart des Standes, den man repräſentiren ſoll, wirklich haben, ſonſt kann nur ein vager grundloſer Enthuſiasmus entſtehen. Nur wo wirklich ſtändiſche Repräſentanten ſind in dem angegebenen Sinne, kann die öffentliche Wohlfahrt gut berathen ſeyn, weil jeder Stand ſeine Sache mit Nachdruck und Eifer verfechten, der König aber in der höchſten Inſtanz den allgemeinen Staatszweck nur beherzigen wird.

Bei der widerſinnigen Einrichtung, das ganze Volk zu repräſentiren, wird unter dem vieldeutigen Vorwande, nur das Wohl des Ganzen zu beſorgen, das Intereſſe der Einzelnen oft auf die ungerechteſte partheilichſte Weiſe gekränkt, und die ehrwürdigſten ſtändiſchen Freiheiten, Rechte, Sitten und Herkommen zerſtörenden Reformen unterworfen, wie die Geſchichte des Tages dieß deutlich beweiſet.

Etwas ganz anderes iſt die Repräſentation in Beziehung auf die Staatsgewalt ſelbſt, ſo kann der König ſich im Richteramte vollkommen repräſentiren laſſen. Jeder Richter iſt der wahre Repräſentant des königlichen Oberrichters und ſein Ausſpruch muß wie der Ausſpruch des Monarchen ſelbſt befolgt und heilig gehalten werden.

Der Stand der Landleute hat mit dem Adel daſſelbe Intereſſe, und bedarf daher auch keines beſonderen Repräſentanten und iſt die richterliche Gewalt nur die rechte, ſo wird auch hier gegen alle Unterdrückung kräftig geſorgt ſeyn; wäre aber dennoch eine mögliche Verletzung zu fürchten, ſo müßte das Recht der Repräſentation auch auf den Stand der Landleute ausgedehnt werden.

Die republikaniſche Verfaſſung iſt zwar ihrem innern Weſen nach höchſt unvollkommen. Dennoch iſt ſie nicht abſolut zu verwerfen, ſondern kann unter Modificationen wohl zugelaſſen ſeyn

Eine Republik darf nie einen unabhängig für ſich beſtehenden Staat bilden, weil ſonſt alle Unordnungen und Verwirrungen, die aus ihrer Grundform ſich natürlich entwickeln, unvermeidlich ſind; ſehr gut aber können kleine Republiken von Monarchien eingeſchloſſen werden; dann wird die ewige Beweglichkeit und Veränderlichkeit des republikaniſchen Syſtems durch Hinzutreten eines monarchiſchen Princips verhütet, und ihm eine dauerhaftere beharrlichere Geſtalt gegeben.

Der Bürgerſtand und der Stand der Künſtler können nur in Städten gedeihen; ein Gewerbe fodert die Unterſtützung des andern. Der Kunſtwetteifer wird hier der Thätigkeit einen höheren Schwung geben, und überall ſich neue Bahnen brechen und neue Hülfsquellen entdecken; was die vereinzelte Kraft des Menſchen entweder gar nicht oder nur mit Mühe zu Stande bringen könnte, wird dem gemeinſamen Streben viel eher und leichter gelingen.

Aus der Künſtlichkeit des mannigfaltig verflochtenen ſtädtiſchen Lebens gehen eigene Verhältniſſe hervor. Jede Stadt iſt ein Individuum von eigener Art, hat einen eigenthümlichen Charakter, der durch Verſchiedenheit des Intereſſe, der Induſtrie und Cultur verſchiedenartig modificirt wird. Es entſtehen hier politiſche Bedürfniſſe und Verhältniſſe, die in dem allgemeinen Syſteme nicht enthalten ſind, und nach individuellen Bedingungen beſonders beſtimmt werden müſſen.

Eine Stadt wird am beſten regiert, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt, nach der ganz einfachen Vorausſetzung, daß jeder ſeine Bedürfniſſe am beſten kenne, ſo wie die mannigfaltigen Verwickelungen, die durch induſtriöſe und mercantiliſche Verbindungen jeder Art in den bürgerlichen Verhältniſſen der Städte entſtehen. Es würde der oberſten Staatsgewalt eines großen Reiches ſchwer fallen, ſich in dieſe individuellen localen Details einzulaſſen, und da, wo ſie es wirklich verſuchte, würde ſie in Gefahr gerathen, den eigenthümlichen Gang des ſtädtiſchen Gemeingeiſtes gewaltſam zu ſtören.

Zur Kunſtbildung ſind ſtädtiſche Vereinigungen unentbehrlich; aber eben weil hier alles ſo durchaus künſtlich und individuell iſt, müſſen auch beſondere Einrichtungen ſtatt haben.

Bei aller Kunſtbildung iſt es auf unbedingte Vervollkommnung abgeſehen. Dieſe aber iſt nur bei der freieſten uneingeſchränkteſten Entwicklung möglich. Der Kunſttrieb muß ſich willkürlich nach allen Seiten und Richtungen verbreiten können, und in ſeinen progreſſiven Fortſchritten auf keine Weiſe gehemmt und gebunden werden.

Für die Städte könnte daher die republikaniſche Verfaſſung als die vorzüglich zweckmäßige angenommen werden. Es verſteht ſich aber, daß der Nexus mit der oberſten Staatsgewalt nicht aufgehoben werden darf, und daß dieſe das Recht der Oberaufſicht behält, und die größere Freiheit, welche den Städten zu ihrem beſonderen Zwecke gegeben wurde, nach dem allgemeinen Staatszwecke beſtimmen und beſchränken kann.

Alle großen und merkwürdigen Republiken ſind aus der ſtädtiſchen Verfaſſung hervorgegangen. Doch von dem Augenblicke an, wo dieſe ſich gänzlich von dem Syſtem der Monarchie entfernten, und ſich dem unbedingten Republikanismus näherten, eilten ſie auch ihrem Verfall mit großen Schritten entgegen.

Wir haben nun das Ideal einer monarchiſchen Staatsverfaſſung in ihren Grundzügen aufgefaßt und charakteriſirt. Dabei ſoll aber auch die philoſophiſche Unterſuchung ſtehen bleiben, wenn ſie nicht über ihre Grenzen hinaus in ein fremdes Gebiet hinüberſchweifen will.

Zwölftes Buch.

Völkerrecht
und
Schluß.

Jeder Staat iſt ein ſelbſtſtändig für ſich beſtehendes Individuum, iſt unbedingt ſein eigener Herr, hat ſeinen eigenthümlichen Charakter, und regiert ſich nach eigenthümlichen Geſetzen, Sitten und Gebräuchen.

Wenn nun mehrere Staaten als unabhängige freie Individuen neben einander beſtehen, ſo tritt unter dieſen wegen der völligen Gleichheit nicht das Naturrecht, ſondern das Vernunftrecht ein. Hierbei beſteht jedoch immer die Gefahr eines unbedingten Kriegs Aller gegen Alle und ſomit eines Vernichtungskrieges. Was außer dieſem gefährlichen Vernunftrecht noch Völkerrecht genannt wird, und ſchon bei den Römern und Griechen ſo genannt wurde, iſt ein poſitives, meiſt auf Herkommen gegründetes Recht. Dahin gehört die Reſpectirung der Geſandten, der Capitulation u. ſ. w. Indeſſen variirt dieſes poſitive Völkerrecht nach Zeiten und Nationen. So z. B. war es bei den Alten erlaubt, die Gefangenen als Sklaven zu verkaufen, welches bei den Neueren gegen das Völkerrecht wäre, weil dieſes ſich auf chriſtliche und germaniſche Verfaſſung gründet.

Das Völkerrecht alſo, inſofern es nicht bloßes Vernunftrecht iſt, beruht auf ſtillſchweigender Annahme wechſelſeitigen Herkommens und allenfalls auch Vertrag.

Der Vertrag aber iſt etwas ſehr ſchwaches, wer garantirt denſelben? Wer wacht darüber, daß er gehalten werde? Die öffentliche Meinung iſt hier nicht ſtark genug — man ſetzt ſich darüber weg, achtet weder Ehre noch Gebrauch. Und wie leicht iſt es, ſelbſt bei der treuloſeſten Wortbrüchigkeit die öffentliche Meinung zu täuſchen.

Daher ſollte man alles poſitive Völkerrecht — alles Herkommen — alles was nur irgend ein beſſeres und moraliſches Verhältniß zwiſchen den Nationen begründet — ganz außerordentlich heilig halten — denn mit Verletzung deſſelben bricht das grauſame Völkerrecht der Vernunft herein.

Die Philoſophie hat hier die Aufgabe zu löſen, ob dem immer drohenden Unheil eines allgemeines Krieges nicht geſteuert werden könne?

Zu dieſem Zweck iſt kein ideales Völkerrecht aufzuſtellen, ſondern es kommt darauf an, wie für das beſtehende Herkommen, das poſitive Völkerrecht, eine Garantie zu finden ſey. Das Völkerrecht müßte nicht als das Verhältniß zweier außerhalb des Staatsverbands in einem ganz freien ja wilden Zuſtand befindlicher, ſondern als eine *Völker-Verfaſſung* betrachtet werden.

In dieſer Hinſicht hat man meiſtens einen *Völkerverein* vorgeſchlagen, bei welchem alle Streitigkeiten wie ein Prozeß zwiſchen Privaten entſchieden würden, welche dann die Streitenden nöthigenfalls zwingen könnten und müßten.

Hierauf hat zuerſt Kant, dann Fichte die Idee des ewigen Friedens gegründet. Dieſe Idee aber iſt ſehr unausführbar.

Denn erſtens würde der Verein ein republikaniſches Verhältniß ſeyn, damit aber wäre der Keim zum Bürgerkrieg gelegt. Eine republikaniſche Verfaſſung iſt in der Politik nur zu dulden; nicht aber als die oberſte zu ſetzen.

Zweitens iſt der Begriff der Repräſentation, worauf die Idee eines Völkercongreſſes beruht, ein ganz irriger. Die ganze Souveränität kann nie repräſentirt werden, ſie iſt etwas reel lei, und läßt ſich nicht übertragen noch auch theilen. Es iſt alſo keine Garantie vorhanden, daß das Urtheil des Geſandten bei einem ſolchen Congreß von dem Staat immer als das ſeinige angeſehen, daß es nicht, wenn der Ausſpruch ſeinem Vortheil entgegen wäre, von ihm verworfen würde.

Das ganze Volk und die Staatsgewalt läßt ſich nicht repräſentiren; man kann nur repräſentiren, was man iſt; daher iſt nur der König der wahre wirkliche Repräſentant der Nation — er iſt der gemeinſchaftliche Ausdruck des Ganzen; ſein Charakter und der der Nation muß eins ſeyn. Dieſes iſt aber kein politiſches, ſondern ein moraliſches Verhältniß, kann daher nicht übertragen werden.

Die Mängel eines idealen Völkervereins ſind am meiſten vermieden in dem Syſtem des Kaiſerthums und der Hierarchie. Das Kaiſerthum als ſpecifiſch verſchieden von dem Königthum genommen, als ein Königthum über die Könige.

Hierbei wird vorausgeſetzt, daß die Nation, welche durch das Kaiſerthum eine beſtimmte Oberherrſchaft über die Nachbarvölker ausübt, eine ſtarke, wo nicht die ſtärkſte ſey; ſodann auch muß ſie ſich durch ihre politiſche und moraliſche Verfaſſung dazu eignen.

Die Idee des Kaiſerthums iſt viel kräftiger, um ein ſittliches Verhältniß unter den Nationen einzuführen, als jene eines Völkervereins. Das beweiſt ſchon die Vergleichung des Mittelalters mit der neuern Zeit.

Auch paßt dieſes Syſtem viel beſſer zu dem natürlichen Verhältniß, in welchem die Nationen rückſichtlich der großen Verſchiedenheit ihrer Bildung ſtehen.

Man könnte in Beziehung auf dieſe große Verſchiedenheit die Frage aufwerfen, ob der Zweck der Bildung und Entwicklung des Menſchengeſchlechts für alle Nationen gleichmäßig oder nur vorzugsweiſe für einige gelte; ob alſo die wilden Völker nicht blos als begleitende Blüte der großen Fülle gebildeter Nationen zu betrachten ſeyen. Dieſe Frage aber greift in die verborgenen Plane der Vorſehung ein, und muß daher niedergeſchlagen werden.

Wir haben über die ungebildeten wilden Völker nur inſofern zu urtheilen, als ſie unſere Nachbarn ſind, und uns angreifen. Inſofern vor ihnen keine Sicherheit möglich iſt, ſind wir zum Krieg gegen ſie berechtigt, und zwar wird dieſer Krieg immer ein Vernichtungskrieg ſeyn; d. h. das bisherige Verhältniß wird ganz umgewandelt werden müſſen, damit Sicherheit entſtehe; daſſelbe wird der Fall ſeyn bei der Nachbarſchaft mit einer ganz verderbten Nation, hier wird der Krieg nothwendig zur Erhaltung unſerer eigenen Bildung.

Was nun die Behandlung einer in ſolchem Krieg überwundenen Nation betrifft, welche von dem Sieger an Bildung weit übertroffen wird, ſo würden die neueren Politiker rathen, dieſelbe ſo viel als möglich durch Vermiſchung mit der ſiegreichen zu vernichten. Das wäre aber höchſt unſittlich. Der urſprüngliche ſittliche Charakter des Volks, ſeine Sitten und Eigenthümlichkeiten müſſen heilig gehalten werden. Und ſo muß auch eine ſolche unterjochte Nation in dieſer Hinſicht unangetaſtet ein für ſich beſtehendes Ganze bleiben; aber ſo viel es mit ihrem Charakter verträglich, muß ſie gebildet werden und allenfalls ſogar mit Gewalt. — Auf dieſe Weiſe haben die Deutſchen viele Nationen gebildet, z. B. die Ungarn.

Ein gänzlicher Vernichtungskrieg wäre nur gegen eine verderbene Nation zu führen, welche ſich anmaßt ihre Uebermacht zur Zerſtörung aller Nationalität der Unterworfenen zu mißbrauchen. Das Princip abſichtlicher Zerſtörung der Nationalität berechtigt alle andern Völker, ſich gegen diejenige, welche jenes Princip befolgt, zur gänzlichen Vertilgung derſelben zu vereinigen.

In der alten Zeit hatten die Römer zum Theil, wo nicht ganz, ſich dieſes Princip zu eigen gemacht; die Griechen weit weniger und die Perſer auch nur wenig. In der neuern Zeit ſehen wir es von den Franzoſen nur zu ſehr in Anwendung gebracht.

Bei Beurtheilung des Vorzugs der Bildung einer Nation in Bezug auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechts kommt es nicht ſowohl auf eine gewiſſe äußere Cultur und Politur, als auf die moraliſche und politiſche Verfaſſung des Volkes an. So waren die Deutſchen ungleich geſchickter, die Idee des Kaiſerthums zu realiſiren, als die Römer. Die deutſche Nationalität hat ebenſowohl Antheil an dieſer Vorbeſtimmung als das Chriſtenthum; denn die Römer konnten ja ſelbſt mit dem Chriſtenthum es nicht zu einer guten moraliſchen Verfaſſung bringen. Die Deutſchen mußten erſt mächtig werden, um durch ihre Sitten und Verfaſſung mit der Religion zuſammen das ſchöne Reſultat des Mittelalters hervorzubringen. In neuern Zeiten kam aber grade wieder durch die römiſche Politik eines chriſtlichen Hofes das größte Unheil in die Welt.

Mit der Anwendung der Idee des Kaiſerthums kommt es ſehr auf die Beſchaffenheit der Länder und Völker an. Es iſt deßhalb auch nicht die abſolute Totalität eines monarchiſchen Völkervereins damit verbunden, und könnten ſehr wohl mehrere Syſteme auf der Erde neben einander beſtehen.

Indeſſen bedarf das Kaiſerthum noch einer Grundlage zur Garantie — und dieſe findet ſich in jener andern Idee des Mittelalters, in der Hierarchie.

Alle in dem Kaiſerthum vereinigten Nationen können in ihrer Verſchiedenheit ganz getrennt von einander beſtehen; denn die äußere Verbindung zu unterhalten, liegt blos der Staatsgewalt ob. Indeſſen erſtreckt ſich dieſe Abſonderung und Trennung nicht auf die geiſtigen Verhältniſſe. Die Gelehrten ſind in aller Welt verbunden, dieß geht natürlich aus dem gemeinſamen Streben nach Erkenntniß hervor — dieſes hebt alle Nationalverſchiedenheit auf. Daſſelbe iſt der Fall bei dem geiſtlichen Stande. Im ſpeciellen Theil der Religion, im Gottesdienſt, kann wohl einige nationale und locale Verſchiedenheit vorkommen; aber dieſes hindert nicht, daß dem Weſen nach Einheit in Allem herrſche.

Beziehen wir nun dieſen Zuſammenhang, dieſe Einheit des gelehrten und geiſtlichen Standes in der gebildeten chriſtlichen Welt auf die Politik, ſo entſteht nothwendig die allgemeine Idee der Hierarchie.

Setzt man nämlich voraus, daß alle gebildeten Nationen eine ſtändiſche Verfaſſung haben, ſo wird der gelehrte und geiſtliche Stand das gemeinſame Band ausmachen.

Dieſe Verbindung der Nationen iſt auch eine Foderung in Beziehung auf die höhere Beſtimmung der Nationen ſelbſt. Jede Nation ſoll freilich für ſich beſtehen und ihre Eigenthümlichkeit als ihr Heiligſtes geachtet werden; indeſſen iſt doch die Abſonderung an und für ſich immer eine Schranke, und als ſolche in Beziehung auf den höchſten Zweck der Menſchheit ein Uebel. Das Menſchengeſchlecht ſoll doch zu einer wahren Gemeinſchaft, wenn nicht unmittelbar geführt, doch dazu vorbereitet werden. Hierzu dient die Hierarchie. Durch das Kaiſerthum mit durchgehender ſtändiſcher Verfaſſung und die Hierarchie werden beide Foderungen der Abſonderung und der Verbindung der Nationen befriedigt. Die Nationen ſind auf dieſe Weiſe ja nach ihrer Eigenthümlichkeit geſchieden und ſelbſtſtändig, während ein gemeinſames politiſches und geiſtiges Band ſie in eins verbindet.

Der Stand der Gelehrten und Geiſtlichen iſt alſo bei allen Nationen immer nur einer und derſelbe; er iſt über alle nationale Verſchiedenheit erhaben, und bildet eine durch alle Staaten durchgehende Geſellſchaft, die Hierarchie.

Fragen wir, was der eigenthümliche Zweck der Hierarchie ſey, ſo finden wir denſelben ganz verſchieden von jenem des Staats. Dieſer iſt durchaus nur ein bedingter und daher auch größtentheils nur von negativem Werth. Der Staat hat es blos mit den Bedingungen zur Cultur, nicht mit dieſer ſelbſt zu thun. Der Zweck der Hierarchie aber iſt gar nicht bedingt, er iſt auf keine Weiſe beſchränkt — die Hierarchie geht auf unbedingte Gemeinſchaft und Verbindung. Es iſt daher auch eigentlich nicht zu ſagen, die Kirche habe einen Zweck, ſie iſt ſich vielmehr ſelbſt Zweck, ſie hat ihren unbedingten Werth in ſich und iſt die unbedingte Gemeinſchaft und Geſellſchaft.

In Beziehung auf den Menſchen kann die Kirche freilich mit anderen Einrichtungen von untergeordneten Zwecken verglichen werden; wenn wir aber den Zweck des Menſchen in der Kirche betrachten, ſo führt uns das auf die Lehre von dem höchſten ſittlichen Gut zurück.

Ohne ſich auf die Spitzfindigkeiten der griechiſchen Philoſophie einzulaſſen, kann man leicht einſehen, daß in Rückſicht auf die Welt die Ehre das höchſte ſittliche Gut iſt. Dieſe iſt aber freilich nur das negativ höchſte Gut; denn betrachten wir den Menſchen im Zuſammenhang mit dem Weltganzen, in ſeinem Verhältniß zu Gott und mit Rückſicht auf die Unſterblichkeit, ſo iſt die Seligkeit das höchſte Gut. Dieſes ſtimmt denn auch mit der Meinung aller ſittlich gebildeten Menſchen, ſo wie mit dem geſunden Menſchenverſtand überein.

Das höchſte Gut ſoll allzeit ſeyn der Zweck der Zwecke, und dieſer iſt für den einzelnen Menſchen ſeine eigene Seligkeit. Ueberhaupt iſt der Begriff vom höchſten Gut nur auf den einzelnen handelnden Menſchen, nicht aber auf die Menſchheit überhaupt anwendbar. Für dieſe iſt das Reich Gottes der Zweck oder vielmehr das Ziel — der einzelne Menſch kann ſich daſſelbe aber nicht zum Zweck machen, man muß daher auch das höchſte Gut nicht mit dem Reich Gottes verwechſeln.

Der Begriff der Seligkeit iſt der Gränzbegriff der Moral, er iſt der Schlußſtein und höchſte Gipfel derſelben. Eigentlich erhebt er ſich ſchon über das Gebiet der Moral, in jenes der Theologie und der höheren Naturerkenntniß. Er ſchwingt ſich aus dem Gebiet des Menſchlichen in jenes der Weltunendlichkeit und Weltvollkommenheit.

Der ſittliche Trieb hätte ohne den Begriff der Seligkeit keine Richtung, kein Ziel, alſo keine Realität. Durch dieſen Begriff wird das Poſitive in der Moral geſichert und befeſtigt.

Auch wird durch die Beziehung auf dieſen Begriff alle Entwicklung und Bildung erſt ſittlich, während auf der andern Seite der Begriff der Seligkeit als des höchſten Endzwecks erſt erklärbar wird, wenn man ihn auf die Bildung bezieht. Denn die Entwicklung und Bildung macht eine allmählige Annäherung und alſo die Möglichkeit zur Seligkeit zu gelangen erſt deutlich.

Der Begriff der Bildung und jener der Seligkeit erhalten beide durch die Beziehung des einen auf den andern erſt ihre wahre Bedeutung.

Eine Bildung, die nicht auf die Seligkeit, d. h. auf Anſchauung der Gottheit und Vereinigung mit derſelben gerichtet wäre, könnte blos ein Naturſpiel der Kräfte, keineswegs aber eine ſittliche Bildung genannt werden.

Eine zweite wichtige Frage iſt nun: in welchem Verhältniß ſteht die Hierarchie zum politiſchen Staat?

Die Hierarchie ſoll eine Geſellſchaft für ſich, ein Staat im andern Staaten ſeyn, eine Geſellſchaft, die gewiſſermaßen als Reich Gottes betrachtet werden kann, inſofern die weltliche Herrſchaft hier völlig aufhört und Gott allein als der Herrſcher und das Oberhaupt angeſehen wird. Ferner haben wir bemerkt, daß die Kirche keinen beſtimmten Zweck hat, ſondern ſich ſelbſt Zweck an ſich iſt.

Hieraus folgt nun nothwendig ihr Verhältniß zum Staat. Es iſt klar, daß die Kirche, welche an ſich der höchſte Zweck iſt, nicht der untergeordneten Geſellſchaft des Staats aufgeopfert werden darf, welche ſelbſt nur des Bedürfniſſes, des Nothbehelfs wegen da, aber kein Gut an ſich iſt. Die Kirche muß alſo als höchſte Geſellſchaft frei und von dem bedingten politiſchen Staate unabhängig ſeyn. Dieſe Freiheit iſt der Kirche zu ihrem Weſen nöthig.

Wie iſt nun aber dieſe Freiheit möglich, ohne daß die Kraft des Staates geſchwächt werde, der eine Obergewalt über alle ſeine Glieder haben muß?

Dieſes Problem wird gelöſt durch die beſondere Art von Gewalt, welche dem geiſtlichen Stande zukommt.

Alle Bürger gehören zwar zur Kirche, aber die Geiſtlichen doch auf eine ganz andere Art als alle andern; denn der Stand der Geiſtlichen widmet ſich ganz einzig und allein dem höchſten Zweck, und die andere Stände richten ihre meiſte Thätigkeit auf die irdiſche Bedürfniſſe. Demnach iſt der geiſtliche Stand auch nothwendig die ſichtbare Macht der Kirche oder in anderer äußerer Beziehung, wo der Begriff der Macht und Oberherrſchaft nicht mehr Statt findet, alſo dem Staate gegenüber — Repräſentant der Kirche.

Daß der gelehrte Stand mit dem Geiſtlichen nothwendig verbunden ſeyn müſſe, wenn er ſittlich ſeyn ſoll, iſt ſchon früher bemerkt worden.

An und für ſich, blos in Rückſicht auf das ſittliche Verhältniß, und um ſo mehr in Rückſicht auf das religiöſe, gebühret nun dem gelehrten und geiſtlichen Stande eine große Macht. In der Form dieſer Macht, welche hier näher zu beſtimmen, muß die Löſung des Problems geſucht werden, wie die Freiheit der Kirche ohne Schmälerung der Staatsgewalt erhalten werden könne.

Die Kirche als Kirche iſt eine durchaus geiſtliche, d. h. ſittliche Geſellſchaft; die ihr entſprechende Form muß alſo auch eine durchaus ſittliche ſeyn, ſie darf keineswegs eine weltliche ſeyn. Mit andern Worten: der geiſtliche Stand muß in ſeiner Form den ihm eigenthümlichen Charakter ausdrücken; er darf nicht in das Weltliche hinübertreten.

Das Eigenthümliche der ſittlichen Thätigkeit beſteht aber darin, daß ſie eine beſchränkende, zurückhaltende, negative iſt. Es muß demnach die Macht der Kirche — der Hierarchie — eine negative ſeyn, ſie darf keine andere als eine negative Gewalt haben; aber als ſolche iſt ſie die Garantie des Kaiſerthums.

Sehen wir nun auf den Staat, ſo finden wir bei der beſten monarchiſchen Verfaſſung die Möglichkeit, daß die Staatsgewalt mißbraucht werde, daß ſie ihrem eigenen Zwecke entgegenarbeite. Auf die Güte und Sittlichkeit des Regenten kann man nicht immer zählen. Und ſo fehlt aller Politik überhaupt der eigentliche Schlußſtein, wodurch das Recht wirklich geſichert und garantirt wird.

Wir haben ſchon früher nachgewieſen, daß alle künſtlichen Formen und Einrichtungen, wodurch man der Staatsgewalt eine negative politiſche Macht hat entgegenſtellen wollen, von ſehr ſchwachem Gehalt ſind. Wir haben aber auch gezeigt, daß die Grundlage der wahren Monarchie die ſtrenge Eintheilung in Stände iſt. Und es folgt aus gehöriger politiſcher

Betrachtung, daß die negative Macht, die nöthigenfalls die Staatsgewalt beſchränken ſoll, in der Hand eines großen bedeutenden Standes ſeyn müſſe. Nun liegt es aber in der Natur des geiſtlichen Standes, daß dieſer nach außen keine andere, als eine negative Macht haben könne — und ſo iſt ſeine Beſtimmung gegenüber dem Staat von ſelbſt gegeben.

Hiermit eröffnet ſich nun das Gebiet des canoniſchen Rechts, deſſen nähere Ausführung freilich großen Schwierigkeiten unterliegt.

Genug aber die Haupt-Grundlage dieſes Rechts iſt, daß der geiſtliche Stand nur eine negative Macht gegen die poſitive des Staats auszuüben habe.

Die Hauptſchwierigkeit der Hierarchie liegt in ihrer Stellung gegen die verſchiedenen Nationen. Sie ſoll durch alle Nationen durchgehen, und an keine gebunden ſeyn. Iſt ſie es auf irgend eine Weiſe, greift ſie in das Weltliche über, ſo entſteht gleich für den Staat und die Nation die Gefahr, ihre Selbſtſtändigkeit einzubüßen.

So iſt denn auch einleuchtend, daß die Form der Hierarchie, welche uns das Mittelalter darbietet, keine andern Folgen haben konnte, als einen Vernichtungskrieg zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht, welcher beiden zu großem Schaden und Verderben gereichte.

Da der Mittelpunkt der Hierarchie an eine weltliche Herrſchaft gebunden ward, und dadurch eine poſitive Macht wurde, der auch die monarchiſche Form beigefügt war, ſo blieb nichts anders übrig, als die Macht des Papſtes und die des Kaiſers in Eins zu verbinden oder einen Vernichtungskrieg zu führen.

Deshalb iſt es von der größten Wichtigkeit, daß der Mittelpunkt der Hierarchie nicht weſentlich an ein weltliches Fürſtenthum gebunden ſey.

Eine eigentlich allgemeine weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt daher verwerflich.

In Beziehung auf die Begriffe der Juriſten könnte man ſagen, den Biſchöfen käme in gewiſſer Art eher eine weltliche Oberherrſchaft zu als dem Papſt.

Ja wenn man nicht auf das Unweſentliche, die Form, ſondern auf das Weſentliche, die Sache, ſieht, ſo ließe ſich eine weltliche Macht der höhern Geiſtlichkeit (als des wichtigſten Standes in jedem Staate) mit Ausnahme des Papſtes (als des univerſellen geiſtlichen Centralpunktes für alle) ſowohl philoſophiſch als juridiſch rechtfertigen.

Der geiſtliche Stand ſoll der mächtigſte ſeyn, er muß alſo Vorrechte haben, und der Natur der Sache nach gebührt ihm inſofern eine Oberherrſchaft, wie ſie der Adel hat. So wie der Adel genau zuſammenhängt mit dem Stand der Landbauern, ſo ſteht der geiſtliche Stand in nächſter Beziehung auf die Städtebewohner und Bürger, d. h. die Künſtler, Handwerker und Gewerbtreibende — und ſo könnten die Biſchöfe und die höhere Geiſtlichkeit, welche in den Städten ihren Sitz haben, eine Oberherrſchaft ausüben über dieſen Stand der Künſtler ꝛc.

Die weltliche Herrſchaft des geiſtlichen Monarchen wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn er Papſt und Kaiſer zugleich ſeyn könnte.

Zu dieſer Vereinigung beider Gewalten böte freilich das Verhältniß zwiſchen dem Adel und der Geiſtlichkeit den Weg.

Dieſe Stände müſſen aber nothwendig getrennt ſeyn, wiewohl die Trennung auch nicht abſolut ſeyn darf, damit nicht Zwietracht und Krieg zwiſchen ihnen entſtehe. Es muß alſo für eine Verbindung derſelben geſorgt werden; dieſes iſt von großer Wichtigkeit; dieſe Verbindung aber würde am beſten durch einen geiſtlichen Ritterorden, wie jener der Malteſer war, bewerkſtelligt werden. Derſelbe würde das Mittelglied zwiſchen den beiden Ständen bilden, und aus ſolchem Orden nun wäre, wenn jene Idee von der völligen Einheit der geiſtlichen und weltlichen Macht realiſirt werden ſollte, der Pabſt zu wählen, der dann zugleich Kaiſer wäre.

Die Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung einer ſolchen Combination entgegenſtellen, ſind keine innere philoſophiſche, ſondern blos ſpecielle und locale, welche in der beſondern Lage und den hiſtoriſchen und nationalen Verhältniſſen von Europa ihren Grund haben.

In Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe iſt die Trennung der geiſtlichen und weltlichen Obergewalt natürlicher.

Der Grund, den man für eine eigentlich weltliche Herrſchaft der Hierarchie, in monarchiſcher Form oder des Papſtthums, anführt, daß nämlich die durch alle Staaten durchgehende Hierarchie darin eine Garantie hätte, iſt unhaltbar. Denn die weltliche Macht der Hierarchie kann ja von einem der andern Staaten abhängig und ſo die Freiheit und Selbſtſtändigkeit der ganzen Hierarchie gefährdet werden.

Wenn aber der geiſtliche Stand in jedem Staat auf die von uns angedeutete Weiſe die ihm gebührende Macht beſitzt, ſo bedarf es keiner weitern politiſchen Garantie und iſt alles in wahrer Uebereinſtimmung.

Wir haben gezeigt, daß die Moral auf der Religion beruht, und ſind dahin zurückgekehrt.

So müſſen wir nun auch die Praxis auf das Göttliche zurückzuführen. Es iſt damit nicht geſagt, daß alle gemeine Praxis ſich müſſe auf das Göttliche zurückführen laſſen — ſondern es wäre nur das höchſte Ideal, die letzte Stufe aller Praxis anzugeben. Und in dieſer Hinſicht wäre die Idee von dem Reich Gottes, die wir als moraliſchen Begriff unterſuchten und dann auf ſich beruhen ließen, wieder aufzunehmen.

Das Reich Gottes als Vollendung und Verklärung der Natur, als vollkommene Weltentwickelung iſt nämlich ſchon ein theologiſcher Begriff, ſie ſteht in keiner Beziehung zur moraliſchen Praxis, gehört alſo nicht zur Moral.

Wenn man aber das Reich Gottes als ein ſichtbares nimmt, wenn man darunter nicht die Verklärung der Natur überhaupt, ſondern die Herrſchaft des moraliſchen Menſchen nach göttlichen Geſetzen über die Natur verſteht, ſo iſt ſie allerdings eine praktiſche Idee, wiewohl eigentlich keine moraliſche.

In dieſem Sinn nun ſoll ſich alle höhere Praxis auf das Unendliche beziehen, ſie ſoll durch eine ſtete Annäherung darauf hinwirken.

Eine ſolche Praxis aber wäre Magie.

Dieſer Begriff iſt hier ohne beſondere Beziehung, die zu Mißverſtändniſſen führen könnte, zu nehmen. Wir ſtellen denſelben blos auf zur Unterſcheidung der höheren, von der gemeinen, niedern Praxis.

Auch iſt die Möglichkeit der Magie, wie ſie hier gemeint iſt, ſchon früher bei der Abhandlung über die Praxis angegeben worden.

Eine ſolche Magie nun iſt die praktiſche Kunſt und Thätigkeit, die darauf ausgeht, die Natur von ihren Feſſeln zu entbinden, und ſo das ſinnlich ſichtbare Reich Gottes herzuſtellen. In dieſer Hinſicht iſt denn das Reich Gottes wirklich ein Endzweck des Menſchen und das höchſte Ideal aller Praxis.

Daß mit ſolcher Praxis mehr ausgerichtet werden könne, als man nach dem Verhältniß aller gewöhnlichen natürlichen Praxis glauben möchte, iſt einleuchtend, und findet ſich durch Erfahrung beſtätigt. Sie läßt alle Phyſik und Naturphiloſophie weit hinter ſich. Sie iſt die einzig wahre Behandlung der Natur, und macht alle andern, ſich über das Gemeine erheben wollenden Verſuche, als irrige Beſtrebungen unnütz.

Soll die Hierarchie oder die ſittliche Gemeinſchaft des Göttlichen unter den Menſchen als ein beſtimmter Stand äußere Realität gewinnen, ſo iſt es nöthig, daß auch das geiſtige göttliche Reich derſelben zur Erſcheinung gebracht verſinnlicht werde. Hierin aber beſteht die wahre Beſtimmung der bildenden Kunſt *). Sie ſoll das ſichtbare Reich Gottes ſinnlich darſtellen. Die bildende Kunſt ſchließt ſich demnach nahe an die Magie an, oder iſt ein Theil derſelben. Die Magie iſt ja nichts anders, als die auf das Unendliche gerichtete Praxis, der es gelingt, daſſelbe darzuſtellen. Wollte man Zierde und Anmuth zum Zweck der bildenden Kunſt machen, ſo wäre ſie ſchlecht begrün-

---

*) In dieſen Stellen iſt das weiter oben ſchon Geſagte wiederholt, aber in Beziehung auf den Endzweck ſelbſt.

det. Man müßte dann denjenigen Recht geben, die ſie als ganz überflüſſig verwerfen, da allerdings die Menſchen viel ernſtere und erhabenere Zwecke zu erfüllen haben, als daß ſie ſo viel für bloße Zierde aufwenden — ja verſchwenden dürften, wie die Kunſt erfodert. Bietet ja doch die Natur genug und weit mehr Zierde dar, und iſt die Schönheit der Natur doch immer größer, als ſie die Kunſt je hervorbringen kann.

Iſt hingegen Bedeutung der Zweck der Kunſt, ſo iſt die Kunſt allerdings nöthig; denn die Bedeutung kann nicht, wie die Schönheit und Anmuth, in der Natur gefunden werden.

Die bildende Kunſt iſt alſo ein nothwendiger Theil der Hierarchie und zwar um ſo mehr, da ſie ihr Gebiet auf der Gränze zwiſchen der Wiſſenſchaft und Religion hat. Man kann ſagen, die Kunſt iſt eine Ergänzung der Wiſſenſchaft auf dem Punkt, wo Wiſſenſchaft und Religion ſich berühren.

Die Philoſophie lehrte uns, daß alles Göttliche ſich nur andeuten, nur mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen laſſe, und daß wir daher die Offenbarung für die höchſte Wahrheit annehmen müſſen. Die Offenbarung aber iſt eigentlich eine für den ſinnlichen Menſchen zu erhabene Erkenntniß, und ſo tritt die Kunſt ſehr gut ins Mittel, um durch ſinnliche Darſtellung und Deutlichkeit dem Menſchen die Gegenſtände der Offenbarung vor Augen zu ſtellen.

Die Kunſt iſt daher trotz ihrer objectiven Form ihrem innern Weſen nach nicht in der Art objectiv, wie die ſtreng ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft — jener Theil der Wiſſenſchaft nämlich, welcher ſich nicht auf die Offenbarung bezieht.

Die Kunſt iſt vielmehr ihrem innern Weſen nach ganz ſubjectiv, weil ſie die Offenbarung zum Gegenſtande hat, die dann der Glaube um ſo lebendiger auffaßt, als er ſelbſt das innerſte Leben des Subjectes iſt.

Wir ſind nun von der Moral und Rechtslehre durch die höhere Politik und Phyſik (als Magie gedacht) in das Gebiet des Glaubens zurückgekehrt.

Vergleichen wir dieſes Reſultat unſerer Unterſuchungen mit dem erſten Anfang der Philoſophie überhaupt, ſo finden wir, daß ſie mit demſelben, jedoch höchſt geſteigerten und ausgebildeten, Begriffe ſchließt, womit ſie angefangen.

Wir gingen nämlich von der Wißbegierde, von dem Trieb nach Wiſſen aus, finden hier urſprünglich das Ich im Gegenſatz gegen das Ding, ſchwankend und ungewiß, zu welcher Seite es ſich ſchlagen ſollte, bis es zum Glauben an ſich ſelbſt gelangte und hiermit die Philoſophie ihre Grundlage erhielt. Alles frühere war nur Einleitung. Mit dem Selbſtvertrauen, dem Glauben an ſich, an ein beſſeres edleres Selbſt, fing die Philoſophie, freilich ſehr beſchränkt, an, und mit dem Glauben an die Offenbarung, mit dieſem höchſten Begriff hört ſie auf.

Der Glaube iſt der höchſte Begriff in Beziehung auf alle Thätigkeit des Denkens, Wiſſens und Wollens. Er iſt die höchſte aller Functionen; er iſt nicht dem Wiſſen entgegengeſetzt, ſondern er iſt nur eine eigenthümliche Art des Wiſſens, ein ſich ſelbſtbeſchränkendes, mit Willen ſich ſelbſt anhaltendes, beharrendes Wiſſen.

Genug, der Glaube iſt für das Denken die beſchränkende, negative, aus Fülle der Freiheit und Liebe ſich ſelbſt anhaltende Thätigkeit, ähnlich der göttlichen Thätigkeit.

Und ſo iſt denn der Glaube nicht nur ſeinem Gegenſtand, ſondern auch ſeiner Form nach ein eigentlich gottverwandtes Denken, Wiſſen und Wollen.

Anmerkungen zu dem II—XII. Buch vorſtehender Vorleſungen.

(Vom Herausgeber.)

S. 20. a). Dieſe Auffaſſung der Gegenſeitigkeit und Zuſammengehörigkeit des Geiſtes und der Natur, dieſer Gedanke durchgängiger Lebendigkeit und Einigkeit alles Wirklichen iſt, wenigſtens zur Zeit dieſer Vorleſungen von Niemanden in der Weiſe klar und vollſtändig ausgeſprochen worden und es gebührt Friedrich Schlegel das Verdienſt, den Idealismus, der zugleich Realismus iſt, nicht blos mit Kühnheit, ſondern auch mit Selbſtbeſchränkung und Beſcheidenheit durchgeführt zu haben. Wenn es auch nur ein Verſuch geblieben iſt, den er bei nochmaliger Durcharbeitung im chriſtlichen Sinn geläutert, vervollſtändigt und ſichergeſtellt haben würde; ſo iſt dieſer Verſuch doch großartig und kein Syſtem damaliger Zeit iſt ihm gleichgekommen.

S. 22. b). Man wolle hier bemerken, daß von einem erſten Standpunkte, von dem des unmittelbaren Selbſtvertrauens, von einer erſten Ausſicht des Ich auf Unendlichkeit die Rede iſt, nicht von einer göttlichen Vollkommenheit, die es urſprünglich aus ſich ſchon hatte. Der Schluß der Vorleſungen (S. 396) belehrt uns, wie es eigentlich damit gemeint iſt und wie das anfangs ſelbſtvertrauende Ich erſt durch die ſittliche Selbſtbeſchränkung und den lebendigen Glauben an den lebendigen Gott, die ewige Liebe und Vollkommenheit zu ihm erhoben wird und an der Göttlichkeit Theil nimmt.

S. 85. c). Es iſt hier Z. 6. v. oben ein Druckfehler eingeſchlichen: ſtatt leer muß einfach geſetzt und das folgende dann muß getilgt werden. Schl. verſtand wohl die Sache ſo, daß eben im Zuſammengeſetzten erſt Unterſcheidungs- und Vergleichungsmomente gegeben ſind, die den Begriff als ſolchen möglich machen.

Ebend. d). Kein ſtarres Seyn bleibt auſſer uns ſtehen, alles Seyn wird zum Gedanken; mit dieſem haben wir zu ſchaffen, wenn wir philoſophiren und der intentionelle Gedanke iſt zugleich praktiſch: der Geiſt will denkend und denkt ſeinen Willen und was und wie er es will Der nächſte Gegenſtand des Geiſtes iſt Geiſt und Gedanke, ſeine nächſte Intention Geiſt und Wille; es iſt in dieſer Regien nichts Fremdartiges mehr, das ihm unverſtändlich oder unausführbar wäre; das wahrhaft Gedachte iſt auch verſtanden, das recht und treu Gewollte iſt auch ausführbar.

S. 89. e). Der ächte Witz iſt alſo ein Zeugniß der combinatoriſchen Kraft des Geiſtes, eine energiſche Tendenz, dem Abgeriſſenen, Unterbrochenen ſeine Beziehung und ſeine Bedeutung abzugewinnen.

S. 100. f) (ſteht unrichtig e). Die Einheit ohne die Fülle iſt, nach Schl. Anſicht, fur ſich allein abſtract und inhaltlos, ohne Vermittlung und ſo gleichſam nur eine Prätention; aus der Fulle, der Liebe, dem Reichthum geht ihr erſt die Ausſicht auf Vermittlung, Bildung und Vollendung auf; die Einheit führt durch ihr Bedürfniß zur Fülle, die Fülle vollendet durch ihren Reichthum die Einheit, in ähnlicher Weiſe, wie bei Leibniz die Natur zur Gnade führt und die Gnade die Natur vollkommen macht, indem ſie ſich ihrer (als Bedingung zur Bildung einer Welt, welche zur Stadt Gottes werden ſoll) bedient (Leibn. de la Nature et de la Graçe. §. XV).

S. 115. g) (ſteht unrichtig ein Fragezeichen). Sofern die Myſtik nur einen negativen Begriff vom Unendlichen hat, iſt ſie blos Myſticismus d. h. falſche Myſtik; es iſt vielmehr ein weſentliches Kennzeichen wahrer Myſtik, daß ſie das Unendliche, Göttliche als das Wirklichſte, Poſitivſte betrachtet und darauf ausgeht, völlig davon durchdrungen zu werden, darin allein das Leben und deſſen höchſtes Gut zu haben. Es kann demnach dem wahren Myſtiker die Zeit nicht als bloſer Schein gelten, ſondern vielmehr als Moment der Ewigkeit.

S. 180 h) (nach den Worten: „zu der eigentlich organiſchen Form ———Charakter unſres Geſtirns gegrundet befunden werden kann“). Nur das Wirkliche iſt nach Schl. Gegenſtand der Philoſophie; ſo darf dann die Philoſophie auch die Wirklichkeit des vegetabiliſchen Lebens auf Erden nicht überſehen und die Moglichkeit von deſſen Nichtdaſeyn an die Stelle des Daſeyns ſetzen. Es liegt weſentlich in der Wirklichkeit der Erde, daß ſie ein Raumverhältniß hat, welches ſich dann eben im Sproſſen der Pflanze offenbar zu erkennen giebt; eben ſo weſentlich iſt, daß ſie ſich dann auch in ſich zuſammennimmt, wovon das animaliſche Leben durch Empfindung und willkürliche Bewegung Zeugniß giebt; durch die Verbindung beider weſentlichen Momente in höherer Potenz und unter Einwirkung eines höhern Princips d. h. einer höhern, nicht mehr materiellen Wirklichkeit wird dann das kosmiſche wie das telluriſche Moment im Menſchen zum vollſtandigen Organon des Geiſtes.

S. 229 i). Es iſt hier wohl zu bemerken: philoſophiſch.

nicht theologiſch betrachtet, iſt der Geiſt das erſte, zunächſt gewiſſe, da die Sehnſucht der urſprünglichen Welt dem unendlichen Geiſt, nach deſſen Fülle ſie verlangt, das Zeugniß giebt, iſt Vater der letzte, verborgenſte, höchſte Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß. Dieſe bedarf erſt der Offenbarung und Führung durch den Sohn, um das wahre Maaß ihrer ins Unendliche ſtrebenden Geiſtesprojection inne zu werden und dem Willen des Vaters ſich unterordnend, alsdann der Erleuchtung durch den heil. Geiſt theilhaftig zu werden.

S. 230. k). Man darf, wie Schl. ſelbſt öfters bemerkt, ſolche Analogieen nicht zu weit treiben; es ſind Spiele des Geiſtes und mehr ſollen ſie nicht bedeuten.

S. 248. (Nach den Worten Z. 8: er wird zum Theil ſelbſt Realismus ꝛc. — folgt: 1) das hier Ausgeſprochene wird durch die Anmerk. a) zu S. 20 hinreichende Erläuterung finden.

S. 253. m). Man bemerke wohl, daß dieſe und mehrere früher ſchon vorgekommenen Ausſprüche zwei Jahre vor Fr. Schlegels Ablegung des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes ſtatt fanden und dabei ſolcher Art ſind, daß ſie von einem tiefen Studium ſowohl des katholiſchen Lehrſyſtems zeugen, wie auch von ernſtlicher Erwägung deſſen, was lebendiger Glaube und wahre Religion iſt, als wodurch das Syſtem ſtets am fruchtbarſten ausgebildet worden iſt und wodurch es allein mit rechtem Segen wirkt. Die Fragmente aus den Jahren 1805 und 1806 werden dieſe ſehr beſonnene Vorbereitung zu dem wichtigſten Schritte ſeines Lebens noch mehr ins Licht ſetzen.

Zuſätze aus des Verfaſſers handſchriftlichen Entwürfen zu dieſen Vorleſungen.

(Zum Behuf näherer Verſtändigung über einige Hauptpunkte ſeiner Philoſophie.)

Eine fundamentale, begründende Einleitung in die Philoſophie iſt zu verwerfen; nur kritiſch ſoll ſie verfahren, um einen Anfangspunkt auszumitteln und zu beſtimmen. Dieſer Anfangspunkt darf nichts vorausſetzen; was ihm vorhergehen kann, iſt blos vorbereitend und erweckend zum Philoſophiren.

Der Zweck dieſer vorbereitenden, kritiſchen Unterſuchung iſt Charakteriſtik der hiſtoriſch gegebenen Philoſophie, von der man doch nicht abſtrahiren kann.

Nicht mit einem Grundſatz als Kern des Kometen mit langem Schweif und Dunſt, wie bei Fichte, ſoll die Philoſophie anfangen, ſondern mit einem Minimum, das aber in ſteter Progreſſion ſich ſelbſt verſtärkt.

Vom Schein des Endlichen gehen wir Menſchen alle aus, bis die Philoſophie ihn vertilgt. Es darf alſo beim Endlichen als ſolchen nicht ſtehen geblieben, ſondern muß deſſen Sinn und eigentliche Bedeutung nach ſeinem unendlichen Werden erforſcht werden. Iſt der Schein des Endlichen vernichtet, ſo entſteht der Gedanke des unendlichen Werdens und damit zugleich der Gedanke des Du und Er, nicht blos des abſtracten Ich. Dieſen Gedanken kann wohl jeder haben, aber er muß gerechtfertigt ſeyn. Nicht an die Dinge dürfen und ſollen wir glauben; wohl aber an die Signatur der Dinge, an die Offenbarung des Bildniſſes, an das Wort. Die unmittelbare Wahrnehmung des Sinnes und der Bedeutung eines Gegenſtandes iſt eine eigentliche Vermählung und liebesvolles Einswerden mit dem Du, welches das Ich des Gegenſtandes iſt. Ohne Liebe kein wahrer und richtiger Sinn. Ein Nicht-Ich auſſer dem Ich iſt das Trugbild der Nothwendigkeit, der die Vernunft beſtändig äfft. Ob dieſe das Nicht-Ich, das Ding nach der Einerleyheit ($a = a$) betrachtet oder nach der Urſachlichkeit und Begründung ($a = b$), iſt gleich. Was auſſer dem Ich iſt, iſt immer ein wirkliches, mehr oder minder lebendiges, kräftiges Gegen-Ich oder Du, welches nicht von Ich nothwendig geſagt, ſondern erfahren und verſtanden wird, als ein ihm gegenſeitiges, ihm gegenübertretendes Wirkliches, womit es jene Vermählung eingehen kann oder auch nicht.

Die in ſich zurückgehende Thätigkeit iſt das Denken; im Denken finden wir uns unendlich, denkend erwägen wir die Signatur des Unendlichen in jedem Gegenſtand. Das leidende Denken aber iſt das Denken nach dem Schein des Gegenſtandes, nach dem Trugbild der Nothwendigkeit eines Nicht-Ich, das immer weiter zurückweicht; dieſes Denken iſt die vielgerühmte Vernunft.

In dem Object = Subject der Vernunft iſt dieß der Grundfehler, daß man jenes = als ein Seyn mißverſteht, da es doch ein

Werden iſt. Das Subject wird ſich zum Object und dieſes Object wieder zum Object und dieſe Wahrnehmung iſt die Wahrnehmung des Ich. Dem Inſichzurückgehen war ein Ausſichherausgehen vorhergegangen als Erſtes des Bewußtſeyns; nur das zweite kommt wieder zum Bewußtſeyn. Dieſes Finden des Ich iſt entgegengeſetzt dem Machen und Produciren bei Fichte. Das Denken iſt freilich ein freies Handeln; auch wird gerne zugegeben, daß ein hohes Maaß von Thätigkeit und Freiheit dazu gehört; aber jene Handlung iſt doch nur eine Bedingung des Findens, nicht das Finden des Ich ſelbſt. Das Machen des Ich und das Setzen führt auf ein Erſchaffen, als ſey Gott ſelbſt das Geſchöpf des Menſchen; das iſt dann das Ziel und Ende der Vernunftnothwendigkeit, welche allem ihre Tinktur giebt, wie im Waſſer das Gerade gebogen erſcheint. Das blos reine Denken führt nur zu einer unendlichen Reihe von Spiegeln (auf dem Standpunkte der praktiſchen Anſchauung ſo gut, als auf dem Standpunkte der Reflexion). Dieſe Vernunftnothwendigkeit iſt die Erbſünde ſterblicher Geiſter.

Denken oder eine kreislaufende Thätigkeit kann nicht die erſte, urſprüngliche ſeyn; die ſchlechthin lebendige, bewegliche Thätigkeit des Ich iſt das Wollen. Der reine Wille iſt das ſchlechthin lebendige, aus ſich bewegliche, nicht allein unbeſtimmte, ſondern auch unbeſtimmbare. Liebe iſt vollendetes Wollen. — Das Dichten iſt ein aus ſich herausgehendes Denken, alſo dem in ſich kehrenden kreislaufenden vorhergehend, aber beides vom Wollen beſeelt.

In der Theorie des Menſchen muß das Tiefſte, Eigenthümlichſte und Erſte im Bewußtſeyn aufgeſucht werden; dies iſt das Gewiſſen, das Grundgefühl vom Verhältniß des endlichen und unendlichen Ich (das zerſtückelte und vollſtändige); es iſt die Grundlage des Wiſſens als Vermittlung des Endlichen und Unendlichen und Vollendung des Bewußtſeyns. So iſt es auch die Grundlage der Liebe für uns.

Das Gewiſſen iſt die eigenſte, freieſte Thätigkeit, das innerſte Leben des Bewußtſeyns und Anknüpfung an die einzige, ſchlechthin unendliche Ichheit.

Die Theorie des Menſchen endigt bei dem Anfangspunkte des Bedürfniſſes einer höheren Mithülfe und Offenbarung für den Menſchen. Der Glaube an die Offenbarung muß aber nicht auf den Hochmuth der Vernunft gegründet werden, ſondern auf Liebe (Gemeinſchaft, Kirche).

Iſt der Begriff der Gottheit nicht offenbart, ſo iſt er als einer der zuſammengeſetzteſten ſchwankend und unſicher; iſt er nicht *einfach*, ſo iſt er faſt ſo gut als willkürlich erdichtet. Wäre dieſer Begriff durch die Vernunft gewonnen, ſo würde ſie ihn nicht ſo haben mißverſtehen, noch auch ſo gar nicht damit ins Reine kommen können.

Wer der Vernunfteitelkeit (des willkürlichen Vorausſetzens, eigenmächtigen Setzens und Entgegenſetzens und Folgerns aus Prinzipien einer ſelbſtgemachten Nothwendigkeit, der Selbſtbeſpiegelung ꝛc.) einmal ergeben iſt, wechſelt nur mit den Formen des Hochmuths, fällt aus einer in die andere.

Die *Freiheit* des Menſchen beruht nicht auf der Vernunft, auch nicht auf dem Verſtande allein, ſondern auf allen Kräften zuſammengenommen. Der *lebendige Glaube* gehört zu ihr, er iſt die Bedingung der ſittlichen Freiheit, aber auch ſchon eine Wirkung derſelben. Gnade iſt die Verſtärkung deſſelben, welche eben auf den Glauben erfolgt.

Aus der *Natur* kann der Glaube und die Sittlichkeit gar nicht erklärt werden; in Rückſicht auf dieſe (die Natur) iſt der Menſch ganz frei.

Aus dem Rechte der Vernunft folgt *Krieg Aller gegen Alle*; jeder will Alles haben.

Der Staat beruhet nicht auf dem Vertrag, ſondern auf dem Glauben und der Treue. Nur wenn der Glaube erſtorben iſt, gründet ſich die Staatsgewalt auf Furcht und Schrecken, und um dieſe entfernt zu halten, auf Vertrag.

Glaube iſt ſittliches (d. h. ſich ſelbſt anhaltendes, beharrendes, ſich beſchränkendes) Denken und Wollen; aber nicht aus Armuth, ſondern aus der Fülle der Liebe.

Der Glaube iſt eine göttliche Thätigkeit, man kann eigentlich im vollen Sinn nur an Gott glauben. Ob etwas Glauben ſey oder blos Vorurtheil, wird erwieſen durch ausdauernde Liebe und richtige Kraft.

Der Schlußſtein des Ganzen iſt im Glauben; womit die Philoſophie anfing, damit ſchließt ſie auch.

Fragmente.

Aus der erſten Periode

Zur Logik und Philoſophie.

1796 (in Jena) *).

Der Kantiſchen Behauptung, daß die Logik, in ſeinem Sinne, ſeit Ariſtoteles nicht vorwärts gekommen ſey und nicht rückwärts, kann man entgegenſtellen: daß man von Anbeginn derſelben bis jetzt nicht gewußt hat, was die Logik ſey, wohin ſie gehöre, und was in ſie gehöre und was nicht. Der conſequente Myſtiker muß die Mittheilbarkeit alles Wiſſens nicht bloß dahin geſtellt ſeyn laſſen, ſondern gradezu läugnen; dieß muß tiefer nachgewieſen werden, als die gewöhnliche Logik reicht.

Der Anfang der Philoſophie iſt ein Begriff. Aber der Urquell des Wiſſens iſt weder eine Sache noch ein Begriff, ſondern eine Handlung. Der Grundſatz, die Grundlehre iſt der begriffmäßige Ausdruck dieſer Handlung. Der Anfang der Logik iſt eine Idee, als Satz ſynthetiſch.

Kein Menſch kann mich wider meinen Willen zum Philoſophen machen. Doch hängt es auch nicht vom bloß guten Willen ab, Philoſoph ſeyn zu wollen.

Es gibt einen eigenen Sinn für Philoſophie wie für Kunſt. Dieß iſt Speculationsgabe. — Analyſe, Abſtraction, Reflection ſind nur Talente.

Glaube geiſtvoller Empiriker iſt immer geweſen, daß der philoſophiſche Geiſt ihnen angeboren ſey, und daß es keiner formellen Philoſophie bedürfe.

---

*) Fragmente einer kleinen Abhandlung, nur zur Probe.

Jeder Wurf in einem durchaus ſynthetiſchen Menſchen iſt ein großer Gedanke, Erfindung ꝛc.

Jede verſchiedene Meinung iſt in der Philoſophie eine entgegengeſetzte. Daher polemiſche Totalität nothwendige Bedingung der Methode und Kriterium des Syſtemes.

Der Satz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes gehören in die Logik, und werden aus dem Begriff derſelben analytiſch erwieſen. Sie ſind in ſofern wichtig, weil ſie hinreichen, den Eklektiker, Myſtiker und Skeptiker, ſo lange ſie noch philoſophiren, und ſich alſo dem Geſetze durch die That unterwerfen, zu widerlegen.

Unendlichkeit der Fortſchritte, die nun noch bleiben. Nicht bloß der Stoff iſt unerſchöpflich, ſondern auch die Form, jeder Begriff, jeder Erweis, jeder Satz unendlich perfektibel. Auch die Mathematik iſt davon nicht ausgeſchloſſen, kann davon nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Aeußerſt wichtig iſt die Perfektibilität der Mathematik für die Philoſophie.

Im höchſten Sinne iſt alſo das: Gott ſchuf die Menſchen nach ſeinem Bilde der wahre Anfang der Geſchichte und Philoſophie dieſes Bild nachzubilden.

Philoſophiſch iſt alles, was zur Realiſirung des logiſchen Imperativs weſentlich – mit Abſicht, nicht zufällig — beiträgt. Philoſophie die Kunſt, die Wiſſenſchaft, das Genie u. ſ. w.

Richtige Standpunkte ſind es, was uns noch am meiſten fehlt; die allgemeine Theorie derſelben gehört in die Logik.

Bildung iſt das Einzige, was gegen Schwärmerei ſichert. Es giebt keine Grundſätze, die allgemein zweckmäßige Begleiter und Führer zur Wahrheit wären. Auch die gefährlichſten laſſen ſich für gewiſſe Stufen und geiſtige Bildung rechtfertigen und auch die ſicherſten und beſten können in einen Abgrund von Irrthümern führen.

Poſtulate ſind nur aus Imperativen abgeleitete Sätze, alſo zum Fundament des Wiſſens nicht geſchickt.

Alle Selbſtdenker ſind logiſche Künſtler — aber es giebt Erfinder, die nur Kenner und nicht Selbſtdenker ſind.

Es muß der Philoſophie nicht bloß ein Wechſelbeweis, ſondern auch ein Wechſelbegriff zum Grunde liegen. Man kann bei jedem Begriff wie bei jedem Erweis wieder nach einen Begriff und Erweis deſſelben fragen. Daher muß die Philoſophie wie das epiſche Gedicht in der Mitte anfangen, und es iſt unmöglich dieſelbe ſo vorzutragen und Stück für Stück hinzuzählen, daß gleich das Erſte für ſich vollkommen begründet und erklärt wäre. Es iſt ein Ganzes, und der Weg es zu erkennen iſt alſo keine grade Linie, ſondern ein Kreis. Das Ganze der Grundwiſſenſchaft muß aus zwei Ideen, Sätzen, Begriffen, Anſchauung ohne allen weitern Stoff abgeleitet ſeyn.

Die einzige richtige Vorausſetzung entdeckt man auf dem analytiſchen Wege; von da geht alles ſynthetiſch. Die Analyſe muß ſo hoch hinaufgeführt werden als möglich, bis zum: Das Ich ſoll ſeyn. Fichte's Erweiterung der Wiſſenſchaft war in Kant doch nur ein genialiſcher Einfall, keine methodiſche Entdeckung. Die Philoſophie iſt erſt dann in gutem Stande, wenn ſie nicht mehr auf genialiſche Einfälle zu rechnen braucht und zwar nur durch genialiſche Kraft, aber doch auf ſicherem Wege methodiſch fortſchreiten kann.

Die Philoſophie iſt der Inbegriff aller Wiſſenſchaften. Der Name iſt vortrefflich. Ohne Weisheitsliebe kann man keine — auch nicht die vom Sittlichen, auch nicht die ſcheinbar entfernteſten gründlich und antiſophiſtiſch treiben.

Bei der Unterſuchung, was vorausgeſetzt werden darf, darf ich gar nichts vorausſetzen als das Denken ſelbſt. — „Ich „will alles wiſſen wo möglich; wo nicht, ſo viel ich kann und „auch warum ich nicht mehr wiſſen kann —;“ — das iſt der Punkt, von dem jeder ausgeht. Schon daraus läßt ſich die Folgerung ziehen, daß ich nicht von einem beſondern gegebenen Gegenſtande ausgehen darf, wie bei allen beſondern Wiſſenſchaften auch den praktiſchen. Jeder Gegenſtand iſt ein beſonderer. Dieß würde aber nur eine beſondere Wiſſenſchaft geben, nicht *Wiſſenſchaftslehre*. Der unbeſtimmte *Wiſſenstrieb* — um ſeiner ſelbſt willen — iſt alſo der Grund und elaſtiſche Punkt der Wiſſenſchaftslehre. Nur reden viele und ohne Geiſt, ohne jenen göttlichen Trieb. Dieſen muß man zeigen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, und unternehmen was ſie nicht können. Andre brauchen die Wiſſenſchaft nur als Mittel; dieſen muß man zeigen, daß ſie nicht wollen, was ſie (durch die That) vergeben. Alſo iſt die Polemik der Wiſſenſchaft gleichſam angeboren. — Der Irrthum und die Lüge ſoll vertilgt werden. — Philoſophie = Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaften; aber Wiſſenſchaften müſſen philoſophiſch behandelt werden. — Bei Fichte's *freiem Entſchluß zu philoſophiren* iſt das Philoſophiren nicht erklärt — der *freie* ein überflüſſiger Zuſatz. Der bloße Entſchluß aber kann nicht die Kunſt geben; noch weniger die Aufrichtigkeit, Reinheit und Neigung. Man kann keinen Willen wollen.

Iſt ein *unwiderlegliches Syſtem*, welches jedes andre widerlegen könnte, auch ſchon hinreichend? — Die Mittheilbarkeit des wahren Syſtems kann nur beſchränkt ſeyn; das läßt ſich a priori beweiſen. — Der Philoſoph muß wie Karneades alle ſtreitenden Meinungen widerlegen, und wie Wolf alles, was ſich nur in irgend einer Sphäre des Bewußtſeyns findet, beweiſen können. — Selbſt die Prahlerei der Sophiſten beſeitigt den in der Natur gegründeten Begriff der Philoſophie als einer *Allwiſſerei*. Σοφος = der alles weiß = der Einheit in ſeinem Wiſſen hat = ein in ſich ſelbſt vollendetes Wiſſen. — Die *Wiſſenſchaftsliebe* als Urquell der Philoſophie muß aus der Geſchichte vollſtändig und analytiſch entwickelt werden. Alſo kann auch die Wiſſenſchaftslehre ſelbſt den hiſtoriſchen Stoff und hiſtoriſchen Geiſt gar nicht entbehren; gleich beim erſten Schritt. — Iſt die Wiſſenſchaftslehre und die Logik etwa nur eine und dieſelbe Wiſſenſchaft? — Die Logik nur Wiſſenſchaftslehre im zweiten Kreislauf? —

Es kann das Syſtem nur denen mitgetheilt werden, die philoſophiren *können* und *wollen*; was bei vielen die mitreden ſich beweiſen läßt, daß es nicht der Fall iſt. Die Philoſophie hat die Alternative, alles zu wiſſen, was ſich wiſſen läßt, oder nichts. Aus der Allheit des Wiſſens, nach dem der Philoſoph ſtrebt, folgt von ſelbſt, daß nicht mehr als Ein Syſtem möglich ſey. — Der Fall läßt ſich alſo gar nicht denken, daß der Philoſoph alle Gegner, die ihm wirklich vorkämen, widerlegte und alle Angriffe, die nach ſeinem Syſtem auch nur möglich wären, und daß es doch ein anderes Syſtem gäbe, welches das ſeinige gar nicht berührte und doch etwa gleiche Rechte mit ihm hätte oder beſſer wäre. — Wenn der Philoſoph nur wirklich alle wirklichen und möglichen Angriffe widerlegt, ſo iſt ſein Syſtem das wahre. — Jede verſchiedene Meinung in der Philoſophie iſt eine entgegengeſetzte. „Brüderſchaft oder der Tod!“ — Das Widerlegen aller andern und der vollendete innere Zuſammenhang ſind die eigentlichen Kriterien des Syſtems. Philoſophie der eigentlichſte Name für die Prolegomena aller Wiſſenſchaften. — Nach der Hand zeigt ſichs, daß dieſe Prolegomena (von denen man ja noch nicht wiſſen kann, in welches Fach ſie gehören, ſo lange es keine giebt) ſämmtlich in die Logik gehören; wie bei den Alten die Frage von den Gränzen der Erkenntniß ꝛc. und alles, was Gegenſtand der Kr. der Vernunft und der Wiſſenſchaftslehre iſt. — Jede angebliche Philoſophie, welche von einem Grund (gegebene Thatſache) aus auf einen Zweck (beſtimmte, beſchränkte Aufgabe) losgeht und einen (beſondern) Gegenſtand behandelt, iſt ſophiſtiſch, oder ſie muß ſkeptiſch, myſtiſch oder materialiſtiſch werden.

Nicht das Gebot: Wiſſenſchaft ſoll ſein — kann der Philoſophie zum Grunde gelegt werden. Denn dieſe kann nur ſynthetiſch aus dem: Das Ich ſoll ſeyn — abgeleitet und alſo von dem Gegner in Anſpruch genommen werden; nicht analytiſch, aus dem was er nothwendig durch die That zugiebt, entwickelt werden. — Dieß ſchlechthin ohne Rückſicht auf den Gegner poſtuliren und den Gegner nicht widerlegen, ſondern ihm nur beweiſen, daß er ſich ſelbſt widerſpreche, daß er ein Sophiſt ſey — iſt noch nicht hinreichend.

Es iſt dann gewiß, daß der Gegner Unrecht habe, aber nicht, ob der Philoſoph Recht habe. In meinem Syſtem iſt der letzte Grund wirklich ein Wechſelerweis. In Fichte's ein Poſtulat und ein unbedingter Satz. — Der Meiſter der Philoſophie ſollte damit anfangen, daß er jenen unbeſtimmten Wiſſenstrieb in ſeinen Schülern entwickelte. Er ſollte aber ſeinen Schüler zuvor prüfen und ihn nicht eher zulaſſen, bis er ſich verſichert, daß er wiſſen könne und wolle. — Σοφιστης, Wiſſenſchaft iſt wer mit der Wiſſenſchaft ein Gewerbe treibt, Wahrheitsverkäufer.

Die Behauptung (gegen Schelling und Fichte), daß alles Setzen jenſeit der Gränzen der Erkennbarkeit tranſcendent ſey, widerſpricht ſich ſelbſt und macht aller Philoſophie ein Ende. Ueberdem ſind die Gränzen der Erkennbarkeit noch gar nicht bekannt, wenn das theoretiſch Abſolute geſetzt wird. — Man kann keine Gränze beſtimmen, wenn man nicht dieſſeits und jenſeits iſt. Alſo iſt es unmöglich die Gränze der Erkenntniß zu beſtimmen, wenn wir nicht auf irgend eine Weiſe (wenn gleich nicht erkennend) jenſeits derſelben hingelangen können.

In jeder falſchen Philoſophie entſpringt die Begränzung und die Fixation nur aus Unvermögen, Eigenſinn, Ermattung, Befriedigung ſeiner Wünſche, Ohnmacht ꝛc. ſich zum Unbedingten zu erheben. Dieß muß auch bei Spinoza der Fall ſeyn. Er fand keine Skeptiker gegen ſich und konnte daher nicht ſehr weit kommen. Spuren in ſeinen Briefen hievon. Bei keiner der drei urſprünglich logiſchen Krankheiten giebt es eine einzige durchaus feſte Meinung oder gar ein Syſtem. Das Feſte iſt nicht im Weſen des Empirismus, Skepticismus und Myſticismus, ſondern nur in der Individualität der weiſeren Empiriker und Skeptiker. — Das Weſen des Dogmatismus ſo wenig als des Kriticismus beſteht in einer Meinung (das Abſolute ins Nicht-Ich oder ins Ich zu ſetzen), ſondern in der Methode.

Kant.

(Noch in Jena 1796.)

Man muß es ihnen unmöglich machen, ſich an Kant zu hängen, wie an ein Amulet der Wahrheit. — Seine gute Abſicht zur Fixation bei der ſcholaſtiſchen Form iſt nun erreicht. Das Kleid muß nun weggenommen werden. — Eine Freundſchaft zwiſchen Kant und Klopſtock wäre natürlich geweſen. Regreſſirende Tendenz die Hyperkritiker, die ſich nur an Kants Buchſtaben halten, wie die Myſtiker (z. B. Fichte) an Kants Geiſt. — Reinhold, der erſte unter den Kantiſchen Sophiſten hat eigentlich den Kantianismus organiſirt, und auch das Mißverſtehen geſtiftet — Grundſucher. — Viele Gegner hielten Kants Chriſtenthum nur für eine mauvaise plaisanterie, wie die Politiker, die die Republik nicht begreifen können. — Subjectives iſt viel in der Anſicht, die Gränze der Erkenntniß nur auf die Eingeſchränktheit der reinen Vernunft und nicht auf den Geſichtspunkt als durch abſolute Freiheit geſetzt zu beziehen. — Die Unkenntniß der Hiſtorie und die Einſicht von der Nothwendigkeit eines Mittelgliedes zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie hat großen Einfluß auf die Kantiſche Aeſthetik gehabt. — Die unredliche Hermeneutik (der Kantianer) iſt antihiſtoriſch. — Kant hat eine Voltairiſche Weltanſicht. — Kant ein Hypermoraliſt, der die Pflicht der Wahrheit aufopferte. — Sein ſubjectiv kritiſcher Gang veranlaßte das Praktiſiren der ſogenannten Poſtulate, welches mißverſtandene Wahrheit aus Intereſſe aufgeopfert und logiſche Heteronomie veranlaßt hat. Kants Religion durchaus nicht Norm. — Das Selbſtrichten iſt nur ein Weg der ſittlichen Bildung. Dieſer Weg iſt unſerm Zeitalter durchaus nicht angemeſſen. — Wahr iſt der Vorwurf, daß er die Geſchichte der Philoſophie entſtellt; aber er hat auch die Möglichkeit einer ſolchen zuerſt begründet... Kant moraliſirt gewaltig in der Politik, Aeſthetik und Hiſtorie. In der Moral hingegen legaliſirt, d. h. politiſirt er...

Kant hat das *ethiſche Maximum* (heiligen Willen und Reich Gottes in ſeinem Sinne) verwechſelt mit dem *praktiſchen*, aus Mangel am politiſchen und äſthetiſchen Sinn. Das formale Object der ſittlichen Handlung iſt nicht das ethiſche, ſondern das praktiſche Maximum. — Kant geht nicht von der Thatſache aus: *Erfahrung iſt*, wie Niethammer, Reinhold, Erhard ihn mißverſtanden haben; ſondern von dem unerwieſenen, aber zu erweiſenden Satze: *Erfahrung muß ſeyn*, wie Beck, Fichte und Schelling ihn richtig verſtanden haben. Dieſer Satz muß aber durchaus erwieſen werden. So wie Kant aus ſubjectiven Gründen die Willensfreiheit in das Gebiet der Geſchichte übertragen hat, ſo auch in den Himmel; daher ſeine Definition vom höchſten Gute durchaus ſubjectiv. — *Tranſcendent* iſt alles, was ſein Gebiet überſchreitet. (Auf einen ſo unvollkommenen Himmel müßte man immer noch einen drauf ſetzen). Der Unwillen über das Glück des Böſen und das Unglück des Guten iſt ſittlich und heilſam. Aber er hat Gränzen, die beſtimmt werden müſſen, und die durch jene widerſinnige Dichtung überſchritten werden. — Man ſollte Kant ins Deutſche überſetzen; vielleicht ginge da den Schülern ein Licht auf... Die Anbetung des *Geſetzes* hat Kant zu mehreren tranſcendenten Sätzen verleitet... Kant iſt ein Virtuoſe der Gerechtigkeit, inſofern hat ſein Naturrecht einen hohen Werth. Es könnte übrigens eine Sammlung großer logiſcher Schnitzer aus Kant gemacht werden... Kants Philoſophie iſt kein Syſtem (nicht objectiv). Der Jubel, daß die Philoſophie nun mit dem gemeinen Menſchenverſtande ausgeſöhnt ſey, iſt doch auch in Kant. — Kant ein oſcillirender Menſch, eitel, ohne die gewaltige, durchgreifende Kraft des Spinoza und Fichte. Er hat ſo Sinn für dieſes und jenes wie ein Eklektiker, ſelbſt etwas äſthetiſchen, etwas philoſophiſchen und vielleicht auch ein wenig myſtiſchen Enthuſiaſmus. Das giebt ihm einen Anſchein von Vielſeitigkeit und Größe, und das hat viele Verwüſtungen in kleinen Geiſtern (z. B. Schiller) angerichtet. Wenn die Königsberger Poſt umwirft, ſo ſitzt jeder auf dem Trocknen. — Die *Ganzheit* ſeines Syſtems iſt grade das

Subjectiviſte. Kein feſtes, bleibendes Syſtem. — Ein Rigoriſt würde Kant nicht für einen Philoſophen gelten laſſen. Er wünſcht, daß dieſes und jenes wahr ſeyn möchte; er will Entdecker ſeyn, er will's ſeyn. Er erkennt den unbedingten Werth der Wahrheit nicht genug. Er äuſſert (flickt) und iſt ſich deſſen bewußt. Sophiſt. — Kants praktiſche Philoſophie iſt wenigſtens eben ſo ſubjectiv in ihrer Art als die des Woldemar. — Kant hat eine große Vorliebe alles zu trennen. — Seine ſchlechte Sprache Beweis eines Mangels an Mittheilungsſinn — und Fähigkeit.

Je wichtiger die Sache bei Kant, je tiefer ſein Gedanke, deſto ſchlechter, verworrener der Vortrag. Er kann's nicht von ſich geben, dreht es immer um, und würgt es hundertmal hervor, immer etwas anders, nie ganz klar. Was man nicht mittheilen kann, weiß man noch nicht recht. „Noch ſo viele einzelne Blitze machen keinen hellen Tag," ſagt Leſſing. — An praktiſcher Abſtraction übertrifft Kant nicht nur alle Philoſophen der Zeit, wo er noch allein ſie beſitzt, ſondern auch in andern Gebieten iſt nichts dem Gleiches. Goethe allein hat ſie in der Poeſie. — Beide ſind dabei nicht liberal und nicht rigoriſtiſch genug, weil es an Totalität fehlt. — Kants Objectivität wird von Maimon ſehr ungeſchickt ganz geläugnet. Darüber läßt ſich erſt am Ende der Zeiten entſcheiden. Alles, was er geſagt hat, iſt vielleicht widerlegbar und es wird dies noch zu ſeiner Zeit beſtätigt werden. — Kant iſt ein Geometer und noch mehr ein Algebraiſt in der Moral. — Auch Voltaire hat auf ihn nur gewirkt; er hat ihn nicht ſtudirt, wie Fichte den Rouſſeau, um ſich ſeine Form zuzueignen. — Es fehlt ihm an Leichtigkeit, Biegſamkeit, an Anmuth in der Philoſophie. — Er verſteht die alte Philoſophie etwa wie Moriz die alten Dichter, und behandelt die Moral wie Sulzer die Kunſtlehre. Nach ſeiner Eitelkeit und Förmlichkeit mußte Kant es auf eine ſolche erbärmliche Kathederherrſchaft anlegen, und ſich darin ſehr glücklich fühlen, ſolche Objectivität zu beſſern glauben. — Aus ſeinem Hiſtoriſchen kann man am beſten die Beſchränktheit ſeiner Sphäre kennen lernen. Kant iſt überall auf halbem Wege ſtehen geblieben; auch in dem Grundſatz: nicht nach dem Erfolg, ſondern nach dem Urſprung zu urtheilen. Wenn er auch für nichts Sinn hätte, ſo doch für die gebildete, vollendete Mittelmäßigkeit: (Hume, Garve ꝛc.). Kant iſt ein genialiſcher Pedant. — Kants Ethik iſt nicht bloß Logik, ſondern auch Politik; polemiſch nicht bloß gegen die mechaniſche Moral, ſondern auch gegen die praktiſche Moral. Moraliſche Moral giebts noch nicht. — Daß der menſchliche Geiſt unbeſchränkt ſey, iſt hiſtoriſch, nur in Stoff und Form iſt er beſchränkt, durch die erſte der Sinn, durch die zweite den Verſtand. Die Vernunft iſt ganz unbeſchränkt. Kant hat mehr Verſtand als Vernunft, verſteht mehr die Vernunft in ihren Hemmungen, als daß er ſie ſelbſt ſchöpferiſch hätte. Kant hat Legalität und Moralität, nur in der Form, nicht im Stoff unterſchieden.

Mit Methodik fing er an. Das Praktiſche machte ſich erſt ſpät Luft, wie in einer dicken Rinde eingehüllt. Der kritiſche Idealismus iſt Kant vielleicht anfangs nur als Deduction der Orthodoxie intereſſant geweſen, alſo zufällig nachher bekam er dadurch Hoffnung auf ein Syſtem. Die Confuſion iſt urſprünglich bei ihm. — Er war gewiß im Leben eben ſo mistrauiſch als in der Metaphyſik. Seine Kritik nur ſcholaſtiſirte Behutſamkeit. Er iſt ein logiſcher Experimentator und mathematiſcher Dichter. — Warum erkennt Kant die coexiſtente Nullität der Welt und nicht auch die ſucceſſive? die hiſtoriſche Approximation? — Hat er etwas Divinatoriſches? Er weiß oft, da iſt was; aber nicht, was es iſt. Er iſt der Spürhund der Philoſophie, Fichte der Jäger. — Ahndung vom Realen im Gegenſatz des Logiſchen; auch eine falſche Antitheſe. — Die Kritik der reinen Vernunft ein großes logiſches Experiment. — Alle ſpätern Schriften ſyſtematiſirende Zuſätze. — Er moraliſirt gern in der Logik, das iſt eigentlich ſeine Kritik. — Kant hat nur die tranſcendentale Vernunft kritiſirt, nicht bloß die Vernunft, ſondern die tranſcendentale Philoſophie. — Er iſt nicht zufälligerweiſe, ſondern urſprünglich *revolutionär*. — Den Begriff der Kritik hat Kant zwar nach vergrößernden Dimenſionen genommen; aber ſehr confus gedacht das wenige, was er davon wußte. — Er hatte gar nicht die ganze Transcendenz kritiſirt; er iſt zuſehr Realiſt, und hatte keinen andern Idealismus als das abſolutirte Reale. Nun hinkt er mit der Praxis hinterdrein. Seine ſpätern Schriften ſind *Ergänzungen*. Sein erſtes Syſtem iſt eine Idealiſation des Realismus; ſein zweites ſoll eine Realiſation des Idealen ſeyn. Wäre er aber da nur ſo conſtruirend verfahren wie im erſten. — Die *Theorie des Himmels* iſt die klarſte; aber auch die langweiligſte unter ſeinen Schriften. — Kant *ſcheint* mehr nicht alles zu ſagen, als daß er wirklich viel zurückbehielt. Die Idealität des Realen iſt wohl ganz gut bei ihm erwieſen; aber nicht die Realität des Idealen; und ſomit auch nicht die Realität des Realen. — Erſt nach der Entdeckung iſt Kant ein Advocat ſelbſtgemachter Orthodoxie geworden. — Seine Kritik iſt oft logiſche Frömmelei. — Kant cenſurirt ſelten und charakteriſirt nie. Beides *will* er aber immer. — Ideal der Confuſion. — Die Confuſion iſt aber in ihm wenigſtens ordentlich conſtruirt. Kann der Philoſoph dieſelben Dienſte in dieſer Hinſicht leiſten, wie nach Leſſing die Bibel dem Menſchengeſchlechte? — *Confuſion* iſt die Wirkung des Transcendenten (μετάβασις εἰς ἄλλο γένος), worin Kant alle andern Philoſophen übertrifft. — Die Kantiſche Moral iſt eine der Form nach tranſcendentaliſirte und polemiſirte deutſche Rechtlichkeit. — Sollte Kants Buchſtabe nicht mehr werth ſeyn, als ſein Geiſt? — Viele Leute halten nur das für ein Syſtem, was einen großen Klumpen in der Mitte hat. — Seine Moral iſt auch im Innerſten negativ. — Ihr Geiſt iſt centrale Idealität und horizontale Realität. — Um jemand zu verſtehen, muß man erſtlich klüger ſeyn als er, dann eben ſo klug und dann auch eben ſo dumm.. Es iſt nicht genug, daß man den eigentlichen Sinn eines confuſen Werkes beſſer verſteht, als der Autor es verſtanden hat. Man muß auch die Confuſion ſelbſt bis auf die Principien kennen, *charakteriſiren* und ſelbſt *conſtruiren* können. Kants Philoſophie iſt im Innerſten verrenkt und widerſinnig, wie Spinoza im Innerſten ſymmetriſch. Er iſt partheiiſch für's Horizontale und Negative und leidenſchaftlich gegen alles Centrale und Poſitive. In der Praxis negirt er den Menſchen noch ſo ins Centrum hinein, und ſetzt ihn gegen ſich ſelbſt in Belagerungszuſtand. Alſo centraler Negativismus. Seine Theorie hingegen gleich negativer Centralismus. Dieß ſind nur *die* Schiefheiten, die man auf dem tranſcendenten Standpunkte erblickt. — Kants Confuſion iſt im eigentlichen Sinne des Worts unendlich. — Fichte kann noch bis zur abſoluten Desorganiſation kommen. — Schiller iſt dem Geiſt nach der beſte Kantianer; derſelbe Haß des Poſitiven und Centralen conſtruirt Diſſonanzen. — Kants Kritik iſt logiſche Legalität... Bei den kleinern Schriften muß man nur auf die Principien ſehen, nicht auf die ſucceſſive Bildung; denn Kant war ſogleich Kant. In der Kritik der reinen Vernunft hat er die Unverſtändlichkeit nicht bloß poſtulirt, ſondern auch eigentlich ſanctionirt. Daran hat es gar nicht gelegen, daß Kant nicht hoch genug deducirend aufgeſtiegen wäre; denn auch das Niedere hat er nicht gründlich deducirt; getappt aber hat er bis ins Tiefſte und Höchſte. — Die mittlere Epoche iſt bei Kant wohl die beſte geweſen. — Kants Geſichtspunkt ein rein tranſcendentaler. Selbſt die Identität des Poſitiven und Negativen hat er vielleicht nie ganz begriffen, und hat ſich ſehr mühſam dazu erhoben. — In der Demonſtration viel Sinn für Mathematik, Anmuth und Zierlichkeit — vom Zuſammenhang des Unendlichen und Endlichen keine Ahnung, noch weniger von der tranſcendentalen Identität des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen. — Bis jetzt iſt nur das aus der Kantiſchen Philoſophie allgemein angenommen, was ohnehin ſchon Geiſt des Zeitalters war. — Daß er die Metaphyſik der Sitte eher, als die der Natur gefertigt hat, iſt gewiß Reſpekt vor den Principien der praktiſchen Vernunft.

Zur Kritik der reinen Vernunft. — Es iſt nicht ſowohl eine Polemik (im großen Sinne der abſoluten Philoſophie), als eine *Ermordung* der *Vernunft*. Er polemiſirt oder gar nicht die tranſcendente Vernunft, ſondern die abſolute — oder auch wohl die ſyſtematiſche. — Den abſoluten Idealismus hat er nie geahnt. — Object gleich Peripheria abstractissima, Subject gleich Centrale abstractissimum. — Die Realität des Periphariſchen und die Idealität des Centralen hat er nie gekannt, die Realität des Centralen, die Idealität des Periphariſchen nie beweiſen können, er behauptet und glaubt. — Von der Identität des Idealen und Realen ſo wenig Ahnung, daß die Hinſicht auf eine abſolute Verſchiedenheit derſelben der claſſiſche Punkt ſeiner Philoſophie iſt.

Klar iſt bei ihm die Identität der Erfahrung und der Erkenntniß. Nach ihm müßte es ſtreng genommen gar keine reine tranſcendentale Phyſik, ſondern nur eine angewandte geben. — Oder gehört die Mathematik auch zu den Erfahrungen? oder iſt ſie keine Erkenntniß? — Leicht wäre es zu zeigen, daß auch Kants Philoſophie von Definitionen ausgehe, und ſich ganz auf dergleichen gründe. — Von der Idealität alles Poſitiven hat er nie auch nur den Schimmer einer Ahnung gehabt; auch hat er die Poſitivität keines Idealen nur einigermaßen erweiſen können. Von *Vorſtellung* und *Gegenſtand* muß Eins das Centrum, das andere der Horizont ſeyn, oder *beide ſich gegenſeitig und wechſelsweiſe möglich, nothwendig und wirklich machen*. Dieß dürfte ſchon über Fichte hinausſeyn; Schelling ahnt's. — Die tranſcendentalen Begriffe behandelt Kant wie homeriſche Gäſte; erſt lange nach dem Empfang werden ſie gefragt, wer ſie ſind. — Seine Confuſion iſt epidemiſch, inficirend. Dieß iſt gewiß. — Offenbar müßte (in der Diaſkenaſe) die Dialektik der Analytik vorangehen; ſo würde alles viel deutlicher werden. — Seine kleinen Schriften ſind meiſt Kritik der reinen Vernunft en miniature. Vieles von Kant könnte auch im Garve und Nicolai ſtehen. — Kant durchaus kritiſch, wie Fichte moraliſch oder praktiſch. — Kant hat von der ſyſtematiſchen Philoſophie eigentlich gar keine Notiz; von der reinen ächten ſpeculativen Philoſophie auch nichts oder wenig. Er iſt ganz Elementariſt und

Tranſcendental-Philoſoph; das erſte mehr. Fichte mehr tranſcendental.

Kant verſteht niemanden, und ihn verſteht auch niemand. Mehr Anſtrengung als Kraft; Eitelkeit, Förmlichkeit, moraliſche Pedanterie, eine repräſentirende Natur ohne lebendige Phantaſie.

Noch iſt es keinem *Kantianer* eingefallen, *ernſtlich* zu unterſuchen, oder auch nur oberflächlich zu fragen, wie Kants Philoſophie entſtanden, wie er auf den Gedanken gerathen und wie es bei dieſer Schöpfung hergegangen? — Es müßte dieſer Unterſuchung freilich eine andere vorhergehen über den Gang und die nothwendigen Bildungsſtufen und Fortſchritte der andern Philoſophien als Wiſſenſchaft und als Kunſt.

Daß die Dialektik bei den Scholaſtikern als der wichtigſte Theil der Philoſophie angeſehen ward, iſt ſchon ein tiefliegender Beweis von Bildung und ein Anfang von *progreſſiver Philoſophie*.

Ueber Jacobi.

Als Religioſer und als Philoſoph ſteht Jacobi weit unter Lavater. Lavater iſt liberaler.... Wenn Jacobi mehr Philoſophie hätte, ſo müßte er ein abſoluter Skeptiker werden. — Er wollte Etwas Beſtimmtes abſolut wiſſen. Um Etwas zu wiſſen, muß man Alles wiſſen wollen. Es iſt ein rein antithetiſches Weſen. Gegen Niemand aber iſt er ſo polemiſch wie gegen ſich ſelbſt. Keins ſeiner Bücher hat ein wahres Ende; es *muß ewig ſchwanken und ſich ſelbſt zerſtören*. Zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen Mythologie und Empirie. Er dreht ſich in allen ſeinen Schriften in demſelben Cirkel herum. Er iſt ein lehrreich warnendes Beiſpiel, wohin Mangel an Kritik und unvollkommene Syntheſe führt. Eine polemiſche Beurtheilung thut ihm kein Unrecht, weil er ſelbſt *abſolut* polemiſch iſt. Seine Polemik iſt Natur, meine iſt Kunſt und Freiheit. — Doch iſt er gar nicht bloß ſchädlich, ſondern auch nützlich aus dem liberalen [illegible] Standpunkte; es iſt ſo viel darin — *Bildung*, *Proſe*, *Polemik*. Niemand fühlt ſeine Selbſtvernichtung in jedem Moment ſo grauſam. — Alle Kritik lebender Menſchen wird ſo leicht polemiſch und Jacobi iſt ein Beweis, daß die Polemik ſich ſelbſt annihilirt. Angſt iſt ein Hauptzug in ſeinem Charakter, Weichlichkeit und vornehme Eitelkeit; dieſe Dinge müſſen doch beim Namen genannt werden; wir Deutſche ſind eben ein *kritiſches* Volk. Jacobi iſt ein barbariſcher Univerſaliſt, [illegible] Sentimentaliſt, wie Schiller. — Engbrüſtigkeit derer, die das Chriſtenthum durch bloßen Regreſſus auf das urſprüngliche Chriſtenthum zurückführen wollen. Nur ein Deutſcher kann ein rechter Chriſt im progreſſiven Sinne ſeyn. — Der Chriſtianismus läßt ſich weder lehren noch lernen; es wäre Unſinn, ihn beweiſen zu wollen. Er iſt progreſſiv ethiſch im Großen. — Jacobi der Glaubenslehrer, Reinhold, der ſo viel Lehrer macht, der *Leerheitslehrer*.... Ob die Tendenz des Woldemar *gefährlich* iſt, weiß ich nicht; es geht mich auch nichts an; aber *verächtlich* finde ich ſie, und das zu ſagen, habe ich ein Recht. — Jacobi's Philoſophie könnte man die Philoſophie vom *Sprung* nennen; — ich philoſophire ruckweiſe; — Kant windet und krümmt ſich; — Fichte geht den ſpartaniſchen Schritt. — Gott iſt ein Individuum; daraus läßt ſich die Dreieinigkeit demonſtriren. *Alle Ideen ſollen Individuen werden, und alle Individuen zugleich Ideen ſeyn. Alle Realität ſoll ideal ſeyn, und alle Idealität real.* Das iſt die Grundlage des Chriſtenthums.

In der *Kantiſchen Moral* iſt etwas von der Theory of moral sentiment, und von der mittelmäßigen Humeſchen Vernunftmoral, auch etwas Candide und etwas Emile.

Die Beſtimmung des Gelehrten gleichſam die deutſche Emile. — *Jacobi* iſt zwiſchen die abſolute Philoſophie gerathen, und zwiſchen die ſyſtematiſche, und da iſt ſein Geiſt zu Schanden gequetſcht. — Hemſterhuis's Aeſthetik iſt

Moralphiloſophie und ſeine Moral iſt durchaus äſthetiſch. — Jacobi's Saltomortale iſt nur ein blinder Lärm. Er iſt ein myſtiſcher Sophiſt.

Die Philoſophie ein Epos, fängt in der Mitte an. — Alle Modernen fordern wirklich Univerſalität von Jedermann; das iſt Geiſt der progreſſiven Bildung. — Alles was ſich nicht ſelbſt annihilirt, iſt nicht frei — nichts werth. — Polemik iſt an Kindern ein ſchönes Zeichen von Genialität. — Sinn und Vernunft beides Vermögen des abſoluten Setzens, und inſofern verwandt; jener des nothwendigen Setzens, dieſe des freien abſolut willkührlichen Setzens, der Fiction ꝛc. Conſtitutives und exekutives Vermögen. Der Katholizismus iſt naives Chriſtenthum. Der Proteſtantismus ſentimentales. Das Progreſſive fängt erſt recht an. — Es giebt noch eigentlich kein ganz vollendetes Chriſtenthum; noch zuviel Ausſpruch des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes. — Daß alles (alle Künſte) Wiſſenſchaft werden ſoll, iſt ein Satz der Logik, der Wiſſenſchaftslehre; daß alles, alle Wiſſenſchaften Künſte werden ſollen, iſt ein Satz der Kunſtlehre. Beides aber auch ein Satz der höhern Politik. — Alles, was etwas werth iſt, muß zugleich dieß ſeyn und das Entgegengeſetzte; aber nichts iſt abſolut tranſcendent; alles hat ſeine Sphäre. Was abſolut tranſcendent wäre, kann nicht exiſtiren.... Tranſcendent iſt nur das, wenn man ſeinen Zweck überſchreitet, ſeine Kräfte überſpringt; der Menſch κατ' ἐξοχὴν kann das nicht. Es wäre Läſterung es zu denken. — Bildung iſt antithetiſche Syntheſis und Vollendung bis zur Ironie. — Bei einem Menſchen, der eine gewiſſe Höhe und Univerſalität der Bildung erreicht hat, iſt ſein Inneres eine fortgehende Kette der ungeheuerſten Revolutionen.

Geiſt der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre.

Was Fichte als ausgemacht und ſich von ſelbſt verſtehend vorausſetzt, kann man faſt immer ganz dreiſt widerſprechen. — Es ſcheint den Myſtikern eigen, etwas abſolut Zufälliges neben ihrem abſolut Nothwendigen zu ſehen. — Giebt es etwas Zufälliges oder iſt dieß bloß Schein? Das eigentliche Zufällige wäre ein Wirkliches, das nicht möglich wäre. Denn was zugleich wirklich und nothwendig iſt, iſt nothwendig. — Das Deduciren hat nirgends ein Ende, ſoll nirgends ein Ende haben. — Das abſolut Zufällige, Indeducible und rein Empiriſche, urſprünglich Gefühlte, iſt gar nichts Philoſophiſches, kann alſo nicht philoſophiſch deducirt werden. Es iſt etwas Phyſiſches oder Hiſtoriſches. Die Nothwendigkeit indeſſen eines ſolchen muß aus der Möglichkeit der Ichheit abgeleitet werden. — Fichte's Philoſophie iſt zugleich Punkt, Cirkel und grade Linie. — Fichte's Gang iſt noch zu ſehr gerade aus, nicht abſolut proportionirt cykliſch. — Iſt das Setzen eines abſolut Zufälligen nicht der reine, klare Empirismus?... Fichte duldet den Witz bloß, mag ihn gern, ſieht aber darauf herab. Er hat etwas praktiſche Abſtraction; aber nicht viel. — Abſtraction und beſonders praktiſche iſt wohl am Ende nichts als Kritik. Er iſt ein kritiſirter Polemiker. Er iſt nicht genug abſoluter Idealiſt, weil er nicht genug Kritiker und Univerſaliſt iſt. Ich und Hardenberg ſind doch mehr. Er iſt ein halber Kritiker, offenbar auch nicht Realiſt genug in jeder Bedeutung und Rückſicht. In der polemiſchen Schreibart iſt er vollkommen Meiſter; ſein Styl aber iſt faſt nie ganz logiſch, ſondern hat faſt immer einen polemiſchen Anſtrich. — Das transcendentale Ich iſt nicht verſchieden von dem transcendentalen Wir.

Fichte.

Alle Streitigkeiten ſind Religionsſtreitigkeiten. Die Religion nicht bloß eine populäre Philoſophie, ſie iſt allgegenwärtig. — Allgemeiner Haß gegen die, welche ſie nicht verſtehen können. — Weit beſſer und aufrichtiger haben ſich auch in den letzten Tagen die Philoſophen betragen als die vermeintlich Geiſtlichen. — Die Religion die einzige wahre Einleitung zur Philoſophie. — Leſſing's Freimaurerei iſt ein Ideal der Kirche. Fichte's

Lehre iſt Religion in Form der Philoſophie. Er hat die Religion in der Tiefe des Geiſtes entdeckt, nemlich daß ſie frei ſey. — Von der Philoſophie hänge das Heil der deutſchen Literatur ab; ihre Freiheit könne nur unbedingt ſeyn oder gar nicht; die Philoſophie müſſe ſich ſelbſt conſtituiren. — Es ſey Pflicht hier für die Wahrheit ein Zeugniß abzulegen; keine angenehme, unter das Gewühl tretend. — Die Philoſophie ſey das Organ, um Religion zu entdecken. — Die Philoſophie theilt ſich in Theorie und Praxis, iſt Idealismus oder Realismus. — Glaube als Princip der Philoſophie ganz religiös. — Man müßte, was ſo künſtlich gedacht iſt, auch eben ſo künſtlich leſen. — Dieſe Künſtlichkeit des Denkens iſt ſchon gegen Zweifler und Schwärmer nothwendig. — Philoſophie und Religion ſind in ihm bis zur Wechſelſättigung durchdrungen. Philoſophie iſt hier Kunſt, Religion aber Wiſſenſchaft. — Wie in der Mathematik und Phyſik Philoſophie gebunden iſt, ſo in der Philoſophie die Religion. — Nothwendig, daß die Religion auch erſcheine ohne ihre Form; gebundene, unbeſtimmte Religion muß wohl immer unendlich ſeyn. — Es iſt eine unendliche Maſſe gebundener, unbewußter Religion in Fichte, und eine eben ſo große von logiſchem Mechanismus, von philoſophiſcher Künſtlichkeit. Beide afficiren ſich gegenſeitig. Durch die Wirkung der Religion geht der Mechanismus der Reflexion überall nach aller Richtung ins Unendliche. Und vielleicht iſt's doch nur die Wirkung dieſes Mechanismus, wodurch das Borniren und wieder Borniren in ihm erzeugt wird. — Das πρῶτον ψεῦδος liegt wohl darin, daß Fichte das Univerſum (Nicht-Ich), nicht zufrieden es zu charakteriſiren, motiviren will, ableiten. — Daß er die ganze Philoſophie als Ein großes Problem-Experiment betrachtet, iſt ſehr methodiſch, auch phyſikaliſch, aber nicht philoſophiſch. — Fichte philoſophirt immer nur aus Gelegenheit — auf jedes Incitament; hat eine unendlich große philoſophiſche Erregbarkeit.

Für Fichte.

An die Deutſchen.

Ihr wißt aus den Zeitungen oder aus den Streitſchriften, die darüber ans Licht geſtellt ſind, daß man den Philoſophen Fichte des Atheismus beſchuldigt. Ihr wißt, daß Ihr ſeine Philoſophie nicht verſteht, wollt das auch nicht, aber ihr wißt doch urtheilen und haltet jene Beſchuldigung ohne Weiteres für wahr; die ganze Sache aber für unbedeutend, weil Gott ſich ſchon ſelbſt helfen werde. Denn Ihr habt wirklich ganz andere Dinge zu verrichten, als nach ſeinem Willen für ſeine Sache zu handeln und nach Gelegenheit auch zu wirken. Dazu habt Ihr keine Zeit, wohl aber habt Ihr Zeit jede Streitſchrift zu durchblättern, wenn eine litterariſche Fehde großes Aufſehen erregt hat; denn daran findet Ihr ein ähnliches Vergnügen, wie der müßige Haufen in manchen großen Städten an den Thiergefechten.

Es könnte ſeyn, daß Ihr Euch aus demſelben Gelüſte auch an dieſe Schrift verirrt. Iſt das der Fall, ſo kann ich Euch ſagen, daß ich nicht geſonnen war, Eure Neugier zum Gegenſtande der Unterſuchung zu nehmen, und daher euch den Ernſt des Inhalts und des Vortrags wohl ſchrecken wird, Eure Erwartung nicht zu befriedigen. Laßt uns gleich hier auf ewig ſcheiden, denn ich werde ewig alle die verachten, denen es weder mit der Philoſophie noch mit der Religion ein Ernſt iſt; ſie mögen ſich nun mit einem Schatten von Religion täuſchen, oder, ſich ſelbſt des Atheismus bewußt, nur nicht begreifen können, wie man eine der privilegirten Claſſe ſo triviale Wahrheit öffentlich ſagen könne.

Ihr aber, denen es mit beiden oder doch nur mit einer von beiden ein Ernſt iſt, ſeid mir willkommen! Wir ſind Brüder und Mitbürger Einer Gemeinde, wo alle vereint und frei von irdiſchen Banden durch Wahrheit und Tugend nach dem Ewigen trachten, und wo jeder, der ſich berufen fühlt, über das, was alle betrifft, ſeine Meinung ſagen ſoll. Nicht als einen Urtheilsſpruch, oder auch nur als Beytrag zu einem allgemeingültigen Geſetz; ſondern als Stimme eines Einzelnen. Jeder ſtrebe nur als Einzelner zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, ſo wird der gleiche Geiſt im Allgemeinen von ſelbſt ſich klar werden.

Alſo nur auf die Bedingung will ich mit Euch reden, daß wir gleiche Rechte theilen. Ich verlange nicht Euer Richter zu ſeyn, aber ich erkenne auch Keinen unter Euch für den meinigen, möge ſeine Würde und Anſehn auch noch ſo groß ſeyn.

Uebrigens aber will ich keinen ausſchließen, dem es, um dies noch einmal zu wiederholen, Ernſt iſt mit der Religion und mit der Philoſophie, oder auch nur mit einer von beiden; dem es nur je Ernſt damit war, wenn er auch, weil er nicht ins Klare kommen konnte, lauer geworden ſeyn ſollte; jeden, der noch nicht ganz verſchloſſen iſt für das, was allein heilig und ewig gut iſt; denn vielleicht iſt ja eben jetzt der Augenblick gekommen, wo ihm der Sinn aufgehn ſoll; denn einmal muß es doch für jeden Menſchen, der des Namens würdig iſt, heißen Jetzt oder Nie.

Nun zur Sache, und zwar zunächſt einige Worte über den eigentlichen Streitpunkt, den man auf eine unbegreifliche Weiſe völlig mißverſtanden hat. Es iſt gar nicht die Frage von Atheismus und Theismus. Denn darüber ſind Fichte und die unter ſeinen Gegnern, welche es gut meinen, ganz einig, daß der Menſch all ſein Thun und Laſſen auf Gottes heiligen Willen beziehn ſoll. Der Gegenſtand des Streits iſt das Daſeyn überhaupt, gar nicht das ſogenannte Daſeyn Gottes, ſondern alles Daſeyn überhaupt und deſſen Werth oder Unwerth in Vergleich mit dem Handeln und die Beziehung beider aufs Unendliche und aufs Endliche. Fichte behauptet, das reine Handeln ſey das Urſprüngliche und Erſte, aus dem das Daſeyn entſpringe, und nach Art der bisherigen Philoſophen das Handeln aus einem urſprünglich gegebenen Daſeyn herleiten, das ſey vernunftwidrig. Alles Daſeyn ſey endlich und ſinnlich und nur im Handeln könne der Menſch das Unendliche ergreifen und das Bürgerrecht in der überſinnlichen Welt gewinnen. Daher könne der Philoſoph als ſolcher die unendliche Vernunft nicht anders denken, als in ihrem ewigen Handeln und als dieſes ſelbſt, keineswegs aber ihr ein Daſeyn außer dieſem andichten. Es iſt mit einem Worte der Streit des Idealismus und des Realismus.

Nun bitte ich Euch wohl zu bedenken, ob ein Streit dieſes Inhalts, ein Streit über die Frage, ob dem Object oder dem Subject urſprünglich Activität beyzulegen ſey, durch den weltlichen Arm entſchieden werden könne?

Sonach beruht die ganze Beſchuldigung des Atheismus auf einem bloßen Mißverſtändniß. Von dieſem Streit ſoll gar nicht mehr die Rede ſeyn, denn ſie hätte gar nicht gemacht werden ſollen. Zwar iſt es ein ſehr begreifliches Mißverſtändniß, da allen Menſchen der Realismus angeboren, die Abſtraction aber ein künſtlicher Zuſtand iſt. An der Stütze des Gegebnen wächſt der Geiſt heran, ehe er ſich zum Gedanken des freien Denkens erheben kann, und vermißt auch dann noch, wo es an Kraft gebricht, ſtets die alte Stütze. Viele ſind mit Fichte im Geiſt und als Menſchen einig, und können ſich doch in ſeine Ausdrücke, auch wo er populär ſchreibt, nicht finden, weil ſeine ihnen unverſtändliche Theorie doch überall einfließt. Das können ſehr würdige Männer ſeyn, aber wenn ſie das ſind, werden ſie über nichts richten wollen, was ſie nach ihrem eignen Bewußtſeyn nicht verſtehn. Man darf vorausſetzen, daß zum wenigſten ſie die Frage nicht entſcheiden werden, und in dieſer Rückſicht nannte ich das Mißverſtändniß aber ein unbegreifliches, da es ſo klar in den Acten liegt, daß die Beſchuldigung durchaus keinen Grund habe.

Wohl werdet Ihr ſagen, wenn dem alſo iſt, warum braucht Fichte unwürdige Repreſſalien und heißt ſeine Gegner wieder Atheiſten? -

Bloße Repreſſalien ſind es nun wohl nicht. Es geſchieht keineswegs nur um ſeine Gerechtſame zu behaupten; ſondern es iſt wohl verſtanden voller Ernſt und buchſtäblich Wahrheit.

Giebt es eine Religion, welche die rechte iſt, ſo iſt jede andere falſch. Das iſt eben, wovon man nichts wiſſen will in dieſem artigen Zeitalter, wo der Menſch und die Tugend und alles in einen ſo glatten geſchmeidigen Converſationston gefallen ſind, daß die Wahrheit ſelbſt lieber unwahr als unhöflich ſeyn darf.

Nach dieſer liebenswürdigen Anſicht der Welt darf man nun das Gute und Schlechte nicht ſo ſtreng ſcheiden, und wie die Menſchen wären auch die Religionen nur dem Grade nach unterſchieden. Eine unwürdige Toleranz des Unglaubens an das Höchſte, die wohl dann am meiſten ihre Schwäche zeigt, wenn ſie Chriſtenthum ſcheinen will. Denn der abſolute Unterſchied, den daſſelbe zwiſchen Tugend und Laſter, Wahrheit und Lüge, der Religion und der Irreligion mit lauter Stimme anerkennt, iſt in der Geſchichte und in den Urkunden und überall, wo es Kraft hatte, ſo deutlich und klar zu ſehn, daß ihn auch dem Auge des Layen kein noch ſo künſtliches Raiſonnement verdunkelt.

Und eben darin ſtimmt Fichte's Philoſophie — nicht etwa aus willkürlicher Annäherung, ſondern durch die innere Nothwendigkeit ihrer eigenen Principien getrieben — mit der chriſtlichen Religion vollkommen überein. Auch nach dieſer Philoſophie iſt in der Welt ein ewiger Streit des Guten und des Böſen. Es giebt zwei urſprünglich verſchiedene Tendenzen im Menſchen, die aufs Endliche und die aufs Unendliche; alſo nicht bloß eine Verſchiedenheit des Grades, Nüancen von Tugend und Laſter, ſondern abſolute Entgegengeſetztheit der Wege, die es jedem Menſchen freiſteht zu wandeln.

So lange es noch viele giebt, die weltlich geſinnt leben, und andre wenige geiſtlich geſinnte, wird es auch wohl zwei nicht bloß verſchiedene, ſondern ſchlechthin entgegengeſetzte Religionen geben, wenn die Religion eines Menſchen nichts anders ſeyn kann, als das Innerſte und Eigenſte in ihm, ſein Erſtes und Höchſtes, und wenn ſeine Götter, nach der Bemerkung des Ariſtoteles, dem was er ſelbſt iſt, gleichen müſſen.

Zwar die falſche nur ſcheinbare Religion, die es eigentlich nicht iſt, wird dieſen ſchneidenden Gegenſatz aus allen Kräften verbergen und nicht bloß anderen, ſondern ſich ſelbſt läugnen wollen; weil mit der Anerkennung jenes Gegenſatzes ihre eigene Nichtigkeit ſogleich einleuchtet. Natürlich muß wohl der Endliche, welcher die (heiligen) Rechte des Unendlichen uſurpiren will, (mit glatter Freundlichkeit) in gutem Vernehmen mit demſelben zu ſeyn ſcheinen, und die ewigen Unterſchiede läugnen!

Nicht ſo die heilige Religion, welche es wirklich iſt. Dieſe wird und muß ſich ihr mögliches Nachbild ewig aufs ſtrengſte entgegenſetzen, es unbedingt verwerfen und ohne Schonung enthüllen, wo es ihm immer begegnet. So iſt es, ſo war es und ſo wird es ſeyn. Daher die Polemik, an der die Schwachen ſo viel Anſtoß nehmen.

Ich bin weit entfernt alle die, welche den Idealismus nicht begreifen und an der Glückſeligkeitslehre hängen, ſofort einer ſchlechten und nichtsnutzigen Religion zu zeihen. Das ſey ferne von mir, ſo ferne als es auch von Fichte'n iſt. Denn mehr als einmal hat er's anerkannt, daß viele von denen, die jener Lehre anhängen, beſonders in Deutſchland, in was die Theorie betrifft — nach ſeinem Wiſſen — ſich ſelbſt mißverſtehn, aber doch moraliſch geſinnt ſeyn können, und voll heiligen Ernſtes.

Ob aber die Schilderung, welche er von jener falſchen Religion entwirft, welche die eigne Verderbtheit, ohne alle Ahnung des Beſſern in die Anſicht der Gottheit und der Verhältniſſe zu ihr ganz überträgt, und dadurch als die einzig rechte conſtituirt, ſo daß dadurch, wenn das möglich wäre, die Beſſerung auf immer gehindert würde; ob dieſe treffende Schilderung auf viele oder wenige Subjecte paſſe, kann leicht jeder nach dem Maaßſtabe ſeiner Kenntniß der Cultur und des Zeitalters ermeſſen, und mag es ja vorher bedenken, ehe er auf die Vermuthung geräth, Fichte und wer eines Sinnes mit ihm iſt, ſtreite nur gegen einen Schatten, es gebe keine poſitive Irreligion. Aber alles was nicht Religion iſt und es doch ſcheinen will, iſt nothwendig der Religion voll entgegengeſetzt und ſoll vertilgt werden u. ſ. w. u. ſ. w.

Zum Idealismus.

Aus der zweiten Epoche.

Bei Spinoza ſind Wiſſenſchaft und Kunſt verſchmolzen; er iſt der hohe Prieſter der unendlichen Vernunft. In ihm iſt eine unendliche Beredſamkeit, Begriffe zu charakteriſiren in Scholien. — Das Setzen auf dieſen oder jenen Standpunkt iſt dann ein weiteres Poſtuliren, ein Imperativ. — Der Eindruck des Spinoza, wie ein Duft der Unendlichkeit — klare Unverſtändlichkeit — Magie unendlicher Beredſamkeit — Majeſtät ſeiner Gedanken — Harmonie des ewigen W[illegible] — Univerſum ſeiner Gedanken. — Spinoza annihilirt alle andere Philoſophieen actu, indem gar von ihr nicht mehr die Rede iſt ꝛc. ꝛc. — das ſind weitverbreitete Ueberzeugungen, aber an wahrem Idealismus fehlt es ihm ganz. Es wäre vielleicht nicht ohne Erfolg, wenn man Spinoza in Fichte überſetzte.

Der Idealismus iſt die intellektuelle Anſchauungsart des Zeitalters. Er iſt es d. h. er ſoll es ſeyn, es giebt ſchon einige, die es wiſſen, daß er es ſoll, und darum iſt er es ſchon jetzt, weil er es zu werden anfängt. — Die Methode ſollte uns den Idealismus in die Gewalt bringen, um damit wie mit einem geübten Werkzeug ſicher und beliebig zu verfahren. — Fichte iſt in letzterer Beziehung der redlichſte Forſcher, der geübteſte, kunſtreichſte Denker und der tiefſinnigſte Erfinder ſeines Zeitalters und ſeiner Nation.

Wenn der denkende Geiſt die größte aller Entdeckungen macht — wenn er ſich ſelbſt findet — wird er ſeines eigentlichen Bürgerrechts inne, nimmt Platz im Reiche der Geiſter. Aber wie groß iſt auch dieſe Wirkung! Es iſt eine völlige Verwandlung. — Vorher ſieht der Geiſt alles, außer dem Nächſten, verworren und dunkel und auch das Gefühl von Schranken jeder Art verließ ihn nie, um auch ſeine beſten Gefühle zu ſtören. Das Beſte in einem ſolchen Zuſtande iſt noch die heimliche Unzufriedenheit, die ihn immer begleiten muß; denn dieſe enthält wenigſtens den Keim der künftigen Freiheit. Er lebt und handelt aber ohne zu wiſſen, ja auch das bewußtloſe Wiſſen und Glauben, worauf ſein Handeln ſich gründet, ſieht er nicht, oder er begreift nicht, wie er dazu kommt. Wenn nun die Zeit gekommen iſt, wenn die Energie der Jugend es ihm noch möglich macht, die Pole ſeines Lebens umzukehren, nach ſeinem Wiſſen zu handeln und zu leben und um ſein Wiſſen zu wiſſen; wenn er dann ſo glücklich iſt, die eigentlichen Mittelpunkte alles Wiſſens nicht zu verfehlen, ſo iſt er dann auf ewig ſicher und frei von Banden. Der Wahn, in dem wir alle aufwachſen, iſt ihm nun verſchwunden ohne eine Spur zu hinterlaſſen, wie ein ängſtlicher Traum. Die Welt erſcheint ihm freundlich wie ein Farbenſpiel, der ſchöne Widerſchein des eigenen Lichtes; er empfindet nichts als Thätigkeit und Leben. Was er anſchaut iſt ſeine Wechſelwirkung. Alles was er denken mag, hat nur Einen Gegenſtand, die unendliche Fülle der Liebe und der Freude. Erſchrecken kann er nicht mehr, aber wohl bewundern und erſtaunen, daß er ſelbſt — dem Anſcheine nach ein unendlich kleiner Punkt — doch zugleich das Ganze ſelbſt iſt, daß er der Sohn der Erde ſich mit der Gottheit verbinden, mit ihr Eins ſeyn kann.

Entwürfe zu den Vorleſungen in Paris (1800—3).

Iſt nicht das Ideale eine Vereinigung des Tranſcendentalen und des Abſoluten? — Daß der Geiſt herrſchend ſey im Univerſum, iſt weſentlich. Das wäre etwa Teleologie bis zur Totalität vollendet. — Die Speculation iſt das religiöſe Princip in der Philoſophie. — Das Nicht-Ich ſollte bloß Etwas heißen. — Ich + Etwas = Du. — Wir, Alles, Er = Geiſt, Geiſt + Wort. — Es giebt wahre und falſche Subſtanzen, gute und böſe Ideen. Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; denn alles Du entſteht nur dadurch, daß das

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09692/016

Unendliche aus ſich herausgeht und ein Endliches erweitert. — Was nur *Etwas* iſt, exiſtirt nur gleichſam, und dieſes *gleichſam* Exiſtiren iſt das ὄντως ὄν entgegengeſetzt. *Transcendent* iſt, was ſich bezieht auf das auf ſich ſelbſt Herausgehn des Unendlichen. *Selbſterweiterung* in der Vernunft ſo weſentlich als *Selbſtbeſchränkung*; dieſe noch mehr. — Alle Cauſalität iſt vernünftig d. h. tranſcendental.

Charakteriſtik iſt Anſchauung zum Begriff erhoben. Die Idee der Freiheit kann zur Anſchauung gebracht werden durch ſymboliſche Ausdrücke, durch die Dialektik — durch das Combinatoriſche, worin außer der Willkürlichkeit der Form auch die Neuheit und Fülle des Stoffs liegt, alſo auch die Thätigkeit und Freiheit. — Aufgabe: jetzt in der *Europa* die gewöhnlich gebildeten Menſchen zum Pantheismus zu erheben, aber zu einem *idealiſtiſchen*? — Bedenklich!

Glauben — das höchſte Product des Bewußtſeyns; gleichſam ein gemeinſames liebevolles Wiſſen, ein Wiſſen des Wiſſens. Und iſt nicht alles höhere Wiſſen oder alles Wiſſen des Wiſſens nur *Glauben*? — Das Wiſſen ruht nur auf dieſem. — *Welches iſt das Organ des Bewußtſeyns für fremdes Bewußtſeyn* — es iſt offenbar mehr als Vernunft, oder doch dieſe nur in einer höhern Function. — Beſteht aber Religion wirklich noch, ſo braucht es weder Moral noch Philoſophie zu geben — beide als für ſich beſtehend nur nach dem Untergang aller Wahrheit und Sittlichkeit möglich. — Der Glaube iſt *Jehova*, die Kirche *Maria*, Prieſterthum und Baum des Lebens iſt *Chriſtus*. Der wahre Prieſter iſt ſelbſt ein Baum des Lebens, in den alle Glieder der Kirche verwachſen müſſen. Er iſt nothwendig auch *König* und *Dichter*. — *Alles Wiſſen iſt nur im Glauben und durch Glauben möglich.*

Kants Reſultate ſind ſehr übereinſtimmend mit denen der engliſchen und franzöſiſchen Philoſophie; in der Theorie die abſolute Negation der Philoſophie nach Locke; im Praktiſchen der allgemeine Wille nach Rouſſeau, nur deutſch geſtempelt.. — Dialekte der Denkart. Man kann nur anſchauen in Luſt — Gefühl inniger Vermiſchung (wie im Eſſen und Trinken), mit dem Object iſt die Bedingung des Verſtehens. — Verſtand iſt das Organ ſo gut der Kunſt als des Wiſſens. — So wie der Skepticismus ſelbſt nur die negative Seite der Philoſophie, ſo iſt die Philoſophie nur die negative Seite der Wahrheit. — Die Philoſophie kann nur Encyklopädie oder Dialektik ſeyn. — Vernunft iſt Erinnerung in der Form des unendlichen Wiſſens. — Witz iſt gewiſſermaßen Offenbarung in geſelliger Form. — Geſetze giebts nicht für den Glauben, ſondern nur für Bildung, Kunſt, Verſtand. — Die Form der Begeiſterung als göttliche Paſſivität iſt nach Plato Trunkenheit, Syntheſis von Traum und Raſerei. — Die Tendenz der Philoſophie zur Popularität iſt eine unverſtandene Tendenz nach Moral — wenn vielleicht die Philoſophie aufhört Philoſophie zu ſeyn. Schelling hat ſich bis jetzt feſt conſtruirt. Er hat die Pole theils gebunden gegenſeitig, theils gleichförmig bis auf Null deprimirt, um ſie verbinden zu können. Daher iſt es ihm bisher unmöglich, recht organiſch zu denken, und kann er fort und fort nur mechaniſche Künſtlichkeiten aufſtellen ohne inneres Leben. — Iſt nicht Philoſophie eigentlich gar nicht mehr Wiſſenſchaft, ſondern bloß Bildung wie Muſik? — Es giebt nur drei Formen der Philoſophie, die encyklopädiſche, — die moraliſche und die mathematiſche. — Moral wird gleichſam wie lyriſche Poeſie, — wenn die Philoſophie einmal univerſell ſeyn wird.

In keinem Phänomen zeigt ſich der tiefe Verfall der jetzigen Zeit ſo ſehr, als in der Muſik in ihrer äußerſten Irreligioſität.

Bemerkung. Die Hefte zur Philoſophie von den Jahren 1802, 1803 und 1804 enthalten theils Vorſtudien und Entwürfe zu einem Curſus der Philoſophie, theils auch intereſſante kritiſche

Bemerkungen, die jedoch meiſtens in die Charakteriſtik der Philoſophie (im I. Bande) verarbeitet ſind. Wir gehen daher ſogleich zu den Jahrgängen 1805–1808 über, womit ſich die zweite Epoche der Fragmente ſchließt.

1805.

Es iſt eine fortgehende Tradition des wahren Idealismus ſeit Chriſtus in den Kirchenvätern und Scholaſtikern — aber nur ſchwach in den erſten, wegen ihrer ſynkretiſchen Philoſophie: die Schöpfung aus Nichts, die Dreieinigkeit, der zeitliche Anfang der Welt läßt ſich nur durch den vollendeten Idealismus erklären. Inconſequenz einiger Kirchenſchriftſteller (z. B. Tertullians), damit Ariſtoteles oder Plato's Philoſophie ganz verwerfen zu wollen (Trennung der Philoſophie und Religion fällt auf ſie ſelbſt zurück — indem ſie eben dadurch ſchlechte Philoſophen ſind). Das Alter der Tradition eines vollendeten Idealismus und idealiſchen Kosmogonie wird auch dadurch klar, daß Spuren davon in allen Mythologien ſind.

Alles Entſtellte in der chriſtlichen Religion nur aus dem Mißverhältniß zur Politik und zur Philoſophie.

Aus Mangel an wahrer Philoſophie kommt die Intoleranz gegen die Myſtiker, die dadurch gezwungen wurden, Sektirer — nicht mehr Philoſophen — zu werden.

Die wahre (ideale) Philoſophie ſoll zugleich ſeyn ein genetiſcher Dualismus und ein poſitiver Realismus.

Der Lehre: Gott iſt die Liebe iſt grade entgegengeſetzt die Lehre: Gott iſt ſchlechthin unbegreiflich.

Eine gründliche Kritik der Vernunft dürfte grade auf das entgegengeſetzte Reſultat führen, wie die kantiſche; nicht daß die transſcendente Idee ein Schein ſey, der aus der Natur der menſchlichen Vernunft entſpringe; ſondern daß ſie (jene Idee) als über die menſchliche Vernunft hinausgehend, ihr durch Offenbarung mitgetheilt, von ihr aber ſehr bald mißverſtanden ſey.

Es heißt die *Offenbarung* herabwürdigen, wenn man ſie nur als *Mittel* braucht, die *Skepſis* niederzuſchlagen — da ſie vielmehr das geben ſoll, was der Menſch durch eigne Vernunft nicht erreichen konnte.

Woher die ſonderbare Neigung des menſchlichen Geiſtes zu *Abſtractionen*, die eigentlich doch unnatürlich iſt? *Der leere Raum* z.B. iſt recht eigentlich wie der Geiſt der Nichtigkeit; die verkehrte Philoſophie iſt zu künſtlich, zu tief und übermüthig verkehrt, als daß ſie bloß der Schwäche der menſchlichen Vernunft zugeſchrieben werden könnte. Vieles darin iſt *dem Einfluß eines böſen Geiſtes* zuzurechnen.

Die *Selbſtvernichtung*, die der *Philoſophie* in allen ihren Geſtalten anklebt, iſt ihr zu tief eingegraben, als daß dieß nicht *weſentlicher Charakter* ſeyn ſollte — ihre Beſtimmung. — Sie muß endlich aufhören und *ſich zerſetzen*.

Den eigentlichen Wendepunkt der neuen Philoſophie machen diejenigen *Skeptiker*, welche zugleich Myſtiker waren und *Glauben* und *Offenbarung* empfahlen.

Aus der *abſtracten* Philoſophie der Scholaſtiker mußte die *ſubjective, individuelle* hervorgehen, wo jeder auf ſeine Weiſe eine Philoſophie verſuchte, bis man endlich zur *populären*, dem Pöbel angemeßnen franzöſiſchen herabſank.

Die alte Philoſophie war organiſch und ſyſtematiſch in ihrem Gange — bei den Neuern aber iſt alles noch ſehr verworren.

Die *Vernunft* iſt die formelle Ichheit ohne Liebe. Das bloße Seyn iſt Wirklichkeit ohne Leben.

Die Vernunft iſt die *eingebildete Ichheit, die der Liebe vergeſſen hat, falſche willkürliche Einbildung der Ichheit* als eines Ganzen.

Die *alte* Offenbarung hat man mißverſtanden; die *evangeliſche* aber faſt gar nicht beachtet und benutzt in der neuern Philoſophie.

Die Einheit der Vernunft iſt nicht aus ihr ſelbſt abzuleiten, ſondern nur aus *Erinnerung*, alſo iſt die Vernunft nicht Quelle. Einheit iſt ihr einziger Grundbegriff — übrigens iſt ſie bloße Beſtimmbarkeit — Verbindungsfähigkeit.

Wie iſt aber der Prozeß der Offenbarung zu erklären? — als ein lebendiger. Das Seyn iſt bloß ein erloſchenes Werden; dieſes iſt wohl richtiger zu ſagen, als das Seyn ſey bloß die Gränze, der Anfangspunkt des Werdens. — Dadurch daß der Realismus das Werden läugnet, und das Seyn ſagt, ſtreitet er in ſeinem Hauptzwecke, die Empirie zu vertilgen, mit ſich ſelbſt. — Der Begriff des Seyns iſt ganz aus dem Gebiet des Endlichen (Paſſiven) und Empiriſchen. Das Unendliche ſetzten die Alten ſo herab, weil ſie es mit dem Unbeſtimmten gleich ſetzten, da es doch vielmehr unendlich beſtimmt iſt; beſtimmbar nicht nur, ſondern auch beſtimmend und beſtimmt iſt.

Die Vernunft iſt die in ſich reflectirte Einbildung ohne Liebe. — Warum ſie ſich ſo auf die Begriffe wirft? — weil dieſe das objectivſte ſind — weil ſie nichts Aeußeres und Sinnliches enthalten, ohne Stoff ſind. Eine außerweltliche Urſache der Welt iſt überdem der Vernunft gar nicht ſo gemäß, als Pantheismus, ſtreitet vielmehr gegen die Einheit derſelben.

Der negativen, ſogenannt natürlichen Theologie, abgeſondert von poſitiver Religion, blieb nichts übrig als Ontologik und Logik; wozu das griechiſche Erbtheil von Dialektik und Rhetorik kam.

Philoſophie, die nun weiter ginge vom Glauben an Chriſtum aus, wäre wohl ein Philoſophiren im Geiſte des Wortes; wo Chriſtus und Glaube ſchon vorausgeſetzt würde, und nun weiter fortphiloſophirt.

Das Chriſtenthum iſt grade darin, daß es von Chriſtus ausgeht, eine idealiſtiſche und göttliche Religion.

Jede mögliche neue Religion iſt im Chriſtenthum ſchon a priori mit umfaßt; daher iſt es Thorheit eine neue Religion ſtiften zu wollen. — Die ſubjective (formloſe) Religion des Gefühls iſt irreligiös, als individuell und egoiſtiſch, läßt ſich daher leicht widerlegen.

Die ſcholaſtiſche Philoſophie war eine Chriſtianiſirung der Philoſophien, ſo wie die romantiſche Dichtkunſt eine Aneignung und Verwandlung der nordiſchen Mythologie. — Iſt aller Glauben durchaus willkürlich und moraliſch, ſo läßt ſich auch die katholiſche Diſciplin der Kirche über den Glauben rechtfertigen; es iſt hier gar kein Zwang.

Ein ſehr edles Princip lag der Einverleibung des römiſchen Heidenthums und des Judenthums in die katholiſche Religion zum Grunde; beides ward dadurch ganz verwandelt, und aufs geiſtige umgedeutet. An dieſer Bedeutung, an dieſem Geiſt lag alles, jede Form ward willig angenommen und dahin gelenkt. Das iſt die organiſche, aſſimilirende Kraft des Chriſtenthums.

Die Eintheilung in Realiſmus, Idealiſmus, Myſticiſmus iſt auf die Scholaſtiker wohl gar nicht mehr anwendbar. Sie ſind alle Idealiſten als Chriſten und als Ariſtoteliker. — Es muß hier alſo ein anderes Princip der Eintheilung geſucht werden. Beſondere Autorität haben unſtreitig die von der katholiſchen Kirche förmlich geheiligten: Auguſtinus, Bonaventura und Thomas.

Bei der Selbſtbeſchränkung des Denkens durch den Glauben kommt es gar nicht auf das Maaß des ſchon Gedachten an, da das Denken ja doch kein Ende hat; ſonach kann man, wenn nur die Fülle der Liebe da iſt, auch gleich mit dem Glauben anfangen, und in der Religion die Philoſophie entbehren; das ſcheint die Meinung mancher Religiöſen. Im Verein mit Philoſophie erſcheint der Glauben mehr als letzter Schlußſtein.

War die chriſtliche Philoſophie, beſonders die des Mittelalters, vielleicht ein ſolcher myſteriöſer Idealiſmus, wo man denn freilich, wie meiſtens zuletzt, nur allein an die Hülle ſich gehalten hätte?

Große Aehnlichkeit des Bonaventura mit Dante und

Petrarca, ganz dieſelbe Bilderart. Höchſte Süßigkeit wie im Petro Perugino. Gänzliche Verſchiedenheit von Thomas. Höchſte Stufe der orientaliſchen Bildlichkeit und evangeliſchen Süßigkeit. — Bonaventura iſt eigentlich ganz Dichter; es fehlt nur das Metrum; in ſeinem ganz eignen Styl (gebildet nach den orientaliſchen Bildern und der eignen Süßigkeit katholiſcher Hymnen), auch italiäniſche Worte; die Aehnlichkeit im Styl mit Dante iſt wirklich groß, nur iſt er milder. — Der Italiäner ſehr kenntlich im Bonaventura, im Thomas aber gar nicht.

War Dante ein Anhänger des Thomas oder des Bonaventura? Als Ghibelline ſchon mußte er wohl mehr Franciscaner ſeyn, in der Oppoſition gegen den Papſt.

Alle die größten Männer ganz zu einer Zeit — im Zeitalter Friedrich's II. Dieſes war ein Zeitalter der Revolution — alles ſo ſchnell als wichtig — daſſelbe was ſpäterhin das Zeitalter der Reformation war. — Albertus viele Schriften gegen unerlaubt magiſche Künſte und Wiſſenſchaften ſehr wichtig für den Geiſt der Zeit. — Die kühnſten Ketzereien (Averriſten — Manichäer — Materialismus des Dirando) zur ſelbigen Zeit. — Dieſe Revolution war ganz geiſtig, — die neue Revolution bloß körperlich und äußerlich.

Albertus — Thomas — Bonaventura — Dante die groſſen Rieſengeiſter des Mittelalters und der katholiſchen Litteratur. — Scotus ein Uebergang — Occan, — Durandus wohl ſchon die entartete Nachzeit, wie Abaelards die entartete Vorzeit. — Dionyſius Areopagus iſt in Bezug auf dieſe frühere Entartung ſehr wichtig.

Die ſogenannten ſpiritualen Franciscaner waren eigentlich die frühern, beſſern Proteſtanten; ihre Vergötterung des h. Franziscus und Lehre von dem neuen Weltalter des heiligen Geiſtes und Evangelium Francisci enthält das Kühnſte der alten großen Ketzereien. (Drei Epochen der Geſchichte nahmen ſie an — die alte des Vaters — dann die des Sohnes und dann die zukünftige des heiligen Geiſtes) *). Die Scotiſten waren auch Franciscaner, ſchon darum der größten Aufmerkſamkeit würdig. Scotus wohl ein Verſuch, auch in der ſcholaſtiſch-philoſophiſchen Subtilität (welche Thomas der Dominicaner zuerſt aufgebracht hatte), das Tiefere aufrecht zu erhalten.

In ihrer Ausartung geben die Franziscaner Anlaß zur Reformation.

Als ärgerliche franziscaniſche, vermuthlich philoſophiſche, ſehr intereſſante Schrift angeführt **): Introductorium in evangelium aeternum (anno 1250) und Albigis liber conformitatum S. Francisci cum Jesu Christo (1385).

Der Pantheismus oder Realismus iſt der Tod der höhern Philoſophie. — Der vollendete Myſticismus (in Jak. Böhme, wo unendliche Fülle und Freiheit ausgedrückt, und alles in Leben und Geiſt aufgelöſt iſt), hat nur den einzigen

---

*) Man hat bisher noch wenig darauf geachtet, daß dieſe Geheimlehre ſchon in Mahomeds Grundanſichten lag, da er nämlich das Judenthum als patriarchaliſche Baſis und gleichſam aus der erſten Potenz hervorgegangen betrachtete, das Chriſtenthum dagegen als das Reich der zweiten Potenz, des vermeintlichen Sohnes Gottes, in der That aber als eines göttlichen Geſandten, deſſen Stiftung immer als eine nicht zu überſpringende Stufe gelten mußte, welche auch jüdiſche Proſelyten des Islam durch die Taufe zu bezeugen hatten, bevor ſie als Moslemin anerkannt wurden; er ſelbſt endlich beſaß nach ſeinem Wahn die Gewalt und das belebende, beſeelende Princip des heil. Geiſtes, das Paraclet, und von ihm geht aus das Reich der dritten Potenz, welches nach allen Seiten hin alles verzehren ſollte mit Feuer und Schwerdt und alles Alte im Blut abwaſchen und erneuern. Es iſt hier noch vieles näher zu erforſchen übrig und die Lehre von den drei Weltaltern, ſo wie alle verborgene Wiſſenſchaft und Kunſt des Mittelalters hängt wohl noch durch ganz andre Fäden und Gewebe mit dem Mahomedanismus zuſammen, als man bisher ausgemittelt und ans Licht gebracht hat. W.

**) Das Evangelium aeternum wird auch dem Abt Joachim zugeſchrieben. Genauere Auskunft darüber in Engelhards kirchenhiſt. Abhandlungen I. B.

Fehler, daß er unverſtändlich iſt; die vollendete und die werdende Welt ſind darin vermiſcht.

In Plato ſind doch nur armſelige Ausſichten auf Fülle und Individualität.

Spinoza's *Subſtanz* iſt wohl ganz eigentlich das *böſe Princip*, ſo daß er den Namen Atheiſt im ſchlimmſten Sinne verdiente.

Spinoza der vollſtändige Inbegriff des Irrthums — aber eben darum doch eine *Stufe* der philoſophiſchen Lehrjahre; denn der Menſch wird oft grade dadurch zur Wahrheit geführt, daß er den Irrthum *ganz* zu Ende treibt.

Iſt das Ding nur Hülle des Du, ſo iſt es nur Bild von dieſem, oder Erweckung von etwas Verlornem im Ich, *Veranlaſſung des Erinnerns oder des Ahnens*; was wir nicht durch Denken finden können, das muß durch die Dinge in uns zur Erinnerung geweckt worden ſeyn, das wiſſen wir nur durch Erinnerung.

Fichte's Setzen iſt nur *praktiſch*, nicht *moraliſch* — das *moraliſche Setzen* iſt das *Glauben*.

Schon das *Setzen* von Fichte iſt realiſtiſch und führte ihn wieder zur Subſtanz; denn was heißt es als *beharrlich conſtituiren*?

Daraus, daß unſer Wiſſen vors erſte wenigſtens *ſubjectiv* ſey (ſeinem Anfang nach), folgt, daß der *Anfang* der Philoſophie *von uns ſelbſt* zu machen ſey.

Fichte's großer Fehler iſt, daß er gleich im Anfang dem *Realismus* viel zu viel einräumt, auch in der Form. Ein *Grundſatz* iſt gleichſam eine *philoſophiſche Subſtanz*. (Anſpielung auf Spinozismus ꝛc.). Auch die Methode iſt nicht *ſynthetiſch*. — Wie aber wäre ſie zu charakteriſiren?

Fichte's Unverſtändlichkeit rührt wohl daher, daß ſeine Methode oft die des Myſtizismus, wenn gleich ſehr empiriſirt, iſt. — Seine ſo äußerſt unverſtändliche Sittenlehre iſt ein *Myſtizismus über die Praxis*. — Was bei mir Moral heißt, kommt gar nicht darin vor.

Speculazion iſt zugleich Divination — ſchließt dieſelbe mit ein. — Der Standpunkt der Conſtruction ſchon viel höher als der der Reflexion.

Wiſſenſchaft im gemeinen Sinne iſt erſterbene, erloſchene, ſtarrgemachte, bloß praktiſche Philoſophie.

Ganz unbekannt iſt uns noch, welche Entwicklungen im Bewußtſeyn ſelbſt hier auf Erden möglich ſind, welche ſelbſt uns noch ganz unbekannte Kräfte des Bewußtſeyns ſich auf einer höhern Stufe enthüllen und zeigen können, (welche höhere Stufe durch innere Schönheit und Frömmigkeit erreicht wird).

Wie der phyſiſche Menſch zu Grunde gehen würde, hätte man nicht den entſetzlichen Schmerz, ſondern ein bloßes geiſtiges Mißfallen beim Krankſeyn oder bei anderer Zerſtörung; ſo müßte die moraliſche Welt auseinander fallen, wenn die auch noch ſo lautere philoſophiſche Religion die einzige bleiben ſollte; da wäre es ſchwer, daß das Gute in der Welt ſiegte. — Iſt der Satan philoſophiſch gewiß? — oder offenbart zur Warnung? — Es ſcheint faſt auch das Erſte. Aber in welcher natürlichen Philoſophie findet er ſich ſchon? — Glaube an den Vater und König, an Himmel und Hölle iſt nothwendig für die ſittliche Welt.

Wahrſcheinlichkeit einer großen Revolution im Bewußtſeyn im Augenblick des Todes; bei vielen erwacht die Erinnerung der erſten Kindheit wieder, bei andern geſchieht ein Blick in den Zuſammenhang unſrer Seelen mit denen der Eltern und Geliebten; ein Blick in die geheime Werkſtätte der Seelenläuterung; Vorbereitung zum Tode iſt daher für uns ſelbſt die rechte Aufgabe der Religion — nach objectiver Uebereinſtimmung aller Frommen.

Sterben iſt nicht ein Entſchlummern, ſondern ein Erwachen des Geiſtes.

Es giebt kein anderes höheres Bewußtſeyn als durch das Gewiſſen, welches allein die Liebe vermittelt.

Das Weſen des Schönen iſt die göttliche Nebenewig, es gilt nur dieſes: weſſen Bedeutung nicht göttlich iſt, das iſt nichtig oder unbedeutend.

1806.

Leibnitz hat das Ungeheuer der Logik gebändigt, indem er die beiden Grundſätze beſchränkte. — Die ratio sufficiens iſt der ratio completa entgegengeſetzt — läugnet ſie, d. h. läugnet die Nothwendigkeit. — Der Grundſatz des Widerſpruchs iſt nicht eine Ableitung, ſondern eine Begränzung des Grundſatzes der Identität: a = a. Der letzte abſtrahirt von Zeit und Raum, der erſte ſetzt eine beſtimmte Zeit und Raum. — Das heißt alſo: der Grundſatz der Identität gilt — nur im Gebiet des Endlichen oder: Beharrlichkeit findet nur im Endlichen Statt.

Wäre das Unendliche beharrlich, ſo gölte es wohl a = a; aber dann gäbe es kein b.

Iſt alles unendlich, ſo entſteht freilich eine Unendlichkeit von Unendlichkeiten — aber ohne Widerſpruch, wenn man nicht den Begriff der Subſtanz einmiſcht.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Metaphyſik des Ariſtoteles nichts anders iſt, als der erſte Brouillon einer geſammten Philoſophie. — Die ſcholaſtiſche Philoſophie löſte ſich zuletzt ganz in Abſtractionen auf; dieſes iſt der natürliche Gang der Philoſophie — wenigſtens der Europäiſchen; aber ſchon im Plato und Ariſtoteles liegt der Keim dazu. Welches iſt das Gegenmittel dagegen — Verbindung der Philoſophie mit Hiſtorie — dann mit Poeſie — und mit Religion.

Hatten die älteſten Menſchen eine unmittelbare und höhere Naturkenntniß, weil ſie noch alles in Gott ſahen, ſo kann durch Religion der Rückweg eben dahin gefunden werden; aus der Naturphiloſophie aber kann die wahre Religion nicht gefunden werden; wohl aber umgekehrt durch die wahre Religion und Theologie, endlich die höhere Phyſik.

Die hohe Bedeutſamkeit der Elemente iſt ebenſowohl Princip und Kriterium des Idealismus, als die Vernichtung der Subſtanz, und das Primat des Ich. Denn Element iſt ja eben die Indifferenz des Geiſtigen und des Körperlichen.

Die Verbindung der Philoſophie mit Hiſtorie ſchon im Auguſtinus; die nähere Verbindung mit Poeſie und Religion im Bonaventura.

So lange noch die Dreieinigkeit das Ideal der Philoſophie iſt, erſtreckt ſich auch noch die Philoſophie des Mittelalters — alſo Reuchlin, Mirandola — noch dazu gehörig. Das Anſchließen an orientaliſche Philoſophie war doch nur Nebenſache.

Die Dreieinigkeit enthält wohl auch das ganze Geheimniß der Naturphiloſophie; man muß es auf den Willen und die Liebe beziehen. Die neuplatoniſche Dreieinigkeit iſt ganz verſchieden von der chriſtlichen; die chriſtliche Dreieinigkeit der Liebe wird auch ſelbſt von vielen Chriſten nicht verſtanden und die der Platoniker dafür untergeſchoben.

In der Empirie iſt ein Myſterium — aber ein leeres — und weil es hier nichts abſolutes giebt — eine endloſe Reihe von Unbegreiflichkeiten — namentlich im ſcientifiſchen Empirismus.

Von Locke bis Fichte ein Aufſteigen von Empirie durch Skeptik zum Idealismus. — Aber dieſer jetzige Idealismus iſt der allerböſeſte und ſchlechteſte. —

Die Vernichtung des Begriffes der Subſtanz führt nothwendig mit ſich, daß die Philoſophie kritiſch ſeyn muß. Giebt es einen urſprünglich angebornen Irrthum, der in neuen Geſtalten und höhern Potenzen oftmals wiederkehrt, ſo kann man nur durch Kritik zur Philoſophie gelangen.

Fichte's Realismus beweiſt, daß Hochmuth nicht im wahren Idealismus beharren könne — unvermeidlich zum Realismus führe. — Der göttliche, künſtliche und natürliche Idealismus muß verbunden werden, dann giebt ſich alles von ſelbſt. — (Giebt es aber nicht noch einen vierten katholiſchen Idealismus?).

Iſt dieſe Anſicht des Idealismus richtig, ſo müßte auch die ganze Behandlung der Philoſophie religiös ſeyn.

Der Idealismus kann die böſeſte Philoſophie ſeyn und auch die allerhöchſte und beſte. (Chriſtus ſelbſt iſt der höchſte Idealiſt). Die alte Philoſophie iſt ein ſtetes Sinken; die neuere theils ein Schwanken zwiſchen europäiſcher Natur und orientaliſcher Tradition (Ebbe und Fluth), theils ein Kampf zwiſchen dem guten und böſen Idealismus (zwar Gott als das Ideal erkennend, dieſes ſelbſt überall die abſolute Ichheit und Vernunft).

Fichte's Ich, das ſich durch Willkür ſelbſt in Nothwendigkeit verwickelt, iſt mein Feuer, die Schellingſche Indifferenz iſt das Waſſer.

Die Zerſplitterung der Schule der Idealiſten war gut, um das Richtige einer Religion aus Menſchenkräften einzuſehen.

Sie reden immer von der vollendeten Seligkeit auf der Höhe des reinen Gedankens und ſind dabei immer mürriſch und übler Laune.

Daß ſich ſelbſt beſchränkende Denken iſt Glauben — Weisheit oder Verſtand — aber nicht das ſich aus äußern Gründen beſchränkende, welches auch eigentlich kein rechtes Denken iſt, gehört nicht hieher.

Die Empfindung iſt das Centrum des Bewußtſeyns; das bloße Bewußtſeyn der Ichheit — wird durch den Willen unendlich verändert — dann entſteht Gewiſſen und Begeiſterung — beide zuſammen erhöhen das gemeine Selbſtbewußtſeyn zur Beſonnenheit. — Erſt durch den Willen geht der Sinn für das Unendliche auf; — es entſteht der Verſtand.

Gefühl und Verſtand ſind gleichſam in Wechſelwirkung für die Philoſophie. — Ohne Gefühl giebt es keinen Verſtand — ohne Verſtand iſt das Gefühl unmittheilbar.

Zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen ſchwebt der Geiſt der allein wahren, befriedigenden Philoſophie mitten inne. Das Häretiſche zerſtört aber nicht nur den Verſtand, ſondern nächſtdem ſelbſt das Gefühl, wie der Stolz die Liebe.

Anschauen heißt ſich als ruhend oder ſubſtantiell vorſtellen; denken als beweglich, unendlich beweglich; begeiſtert, als genetiſch in der Mitte.

Das Hauptreſultat aller bisherigen Unterſuchungen iſt, daß philoſophiſche Freiheit nichts anders als ein vorübergehender Zuſtand der Kriſis, Gährung und Gebährung neuer Geſtalten ſeyn kann.

Was man Willen nennt, iſt gar nicht Wille, ſondern nur ein Gemiſch von Trieb und Vernunft. — Aller Wille fängt an und entſteht durch die Ergebung. — Das Gute und Böſe iſt im Bewußtſeyn durch fortgehende Potenzen geſchieden.

Eine abgeſonderte Religion der Natur giebts nicht — denn die Natur iſt nur im Geiſt der Liebe verſtändlich; der Wille iſt weit über alles das erhaben. — Der Indifferentismus iſt jetzt freier, und darum nicht ſo leicht abzufertigen; er läßt die Idee der Religion, die er aber ganz innerlich nimmt, und die Nothwendigkeit und Schönheit des äußern Cultus dahin geſtellt; jeder Einzelne ſolle den Cultus, worin er geboren, ſo edel nehmen und machen, als er vermöge; das Poſitive ſeiner väterlichen Religion idealiſiren gleichſam, wie ein Kunſtwerk.

Es giebt nur zwei Offenbarungen, eine natürliche des Lebens, und eine übernatürliche des Todes, oder der Andacht.

Wir kennen Gott eher und klarer als uns ſelbſt. — Das erſte iſt unmittelbar, das letzte nur mittelbar.

Wenn die wahre Erkenntniß Gottes (nach Reuchlin) auf einer reellen Verbindung mit der Gottheit beruht, ſo iſt es auch gar nicht zu denken, daß der rechte Glauben oder das höchſte Wiſſen eine bloß müßige nur theoretiſche Kenntniß ſeyn ſollte; es muß auch praktiſche Folge haben — alſo wunderthätig ſeyn. Aber wie iſt nun die Sphäre dieſer Wunder zu beſtimmen? — Das größte aller Wunder iſt unſtreitig die Heiligkeit — übrigens wäre wohl ein partielles Aufheben der Naturgeſetze zu ſtatuiren, oder Verſtärkung der höhern göttlichen Naturordnung gegen die niedern — was in Medicin und *Rhetorik* auf verſchiedene Weiſe der Fall ſeyn dürfte. — An der wunderthätigen Medicin der Apoſtel und Chriſten iſt gar nicht zu zweifeln.

Wie ſollte der, den der Vater eines Anhauchs, eines lichten Anblicks würdigte — wohl ſterben können? Ebenbild Gottes iſt Unſterblichkeit.

Die *Unſterblichkeit* iſt das große Evangelium für unſer Zeitalter. — (Wie es daſſelbe auch im Entſtehen des Chriſtenthums war) *).

Ohne Religion zu leben, iſt ſo traurig als unglücklich. — Die katholiſche iſt die einzige, die man ergreifen kann, unſtreitig wenigſtens die beſſere. Die todte Erſtorbenheit und Erſchlaffung, die auch in der katholiſchen Welt ſich jetzt ſehen läßt, iſt keineswegs ein Grund nicht überzutreten, ſondern im Gegentheil eine Hoffnung mehr, ſie werde durch die bekehrten neu belebt werden, wie dieß mit ſo manchen Kirchenvätern der Fall war. —

Nichts iſt weniger allgemein wahr, als die behauptete Indifferenz der mythologiſchen Religion gegen die andere; der Haß der intellectuellen und mythologiſchen Religion iſt gegenſeitig — z. B. zwiſchen Aegyptern und Perſern, Verfolgung der Juden durch die macedoniſchen Syrer; auch von den Römern, noch ehe das Chriſtenthum entwickelt war.

Ein ſehr ſcheinbarer Einwurf gegen die Religion iſt die Erſcheinung eines gar nicht antireligiöſen oder bloß poetiſchen Lebens' bei den *Griechen* und *heidniſchen* Deutſchen, da Mythologie von Religion abgeſondert war, als *höchſte Blüthe* des europäiſchen Lebens; aber wie ſchnell ſind auch die Griechen geſunken, weil es an dem beſten Theil fehlte; und wie viel ſchöner iſt das deutſche Mittelalter als jene älteſte noch heidniſche Zeit.

Thöricht iſt die Meinung derer, die da ſagen, die Lehre, die allein Heil bringt, ſey zwar durch Chriſtum in die Welt gekommen; aber *jetzt* könne man auch ohne die *Gemeinſchaft* und die

---

*) Wer Gott ſieht, ſagten die Alten, der muß ſterben; hier gilt umgekehrt: wer Gott anſieht, der lebt.

Gebräuche der Kirche und ohne Verehrung ſeiner Perſon das Weſentliche ſeiner Lehre halten, ſeiner Beſtimmung genug thun. — Die Kirche allein iſt das Gefäß jener Lehre, und dieſe heilige Gemeinſchaft zu zerreißen, die ſchlimmſte aller Thaten.

Die ſcheinbar milde Irreligion, welche die Philoſophie für die gelehrten und höhern Stände beſtimmt, und die Religion des geſunden Menſchenverſtandes für das Volk iſt ſchlimmer als die wild zerſtörende Irreligion.

Die höhere Philoſophie iſt *ſelbſt ſchon Theologie*, und die niedere iſt nichts als *Logik*.

Der *Glaube* und die *Liebe* ſind der doppelte Quell der katholiſchen Philoſophie.

Auch die Lehre von den letzten Gründen des Wiſſens muß ganz nach der katholiſchen Anſicht entſchieden werden. — Das *Gefühl* iſt die einzige Quelle des Wiſſens; *Verſtand* das einzige Werkzeug. Das Fehlerhafte der *Vernunft* liegt in der Abſtraction — nicht in der Verbindung und Vereinigung. Nur durch Gefühl kann man ſich die Offenbarung aneignen; und auch die tranſcendente Erinnerung iſt als Abſtraction leer und nur als *Liebes*-Gefühl reell und poſitiv.

Das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit (κατάληψις) — intellectuelles Anſchauen liegt im Idealismus, als Gegenſatz gegen die Skeptik. — Aber volle *Freiheit* kann nur im Katholizismus mit Willen und Liebe zugleich ergriffen werden.

Der *Skepticismus* iſt der Grundfehler der europäiſchen Philoſophie. (*Unglaube* — geheimes Zweifeln, was jeden kräftigen Glauben lähmt).

Der Skepticismus iſt ganz zu verwerfen, oder wenigſtens iſt ſeine Rolle jetzt ganz ausgeſpielt durch *Voltaire*, *Hume*, *Kant*. — Der gemäßigte, gemilderte Skepticismus iſt gar nicht das, ſondern iſt Empirismus. — Der abſolute Skepticismus iſt ein verzehrendes, freſſendes Princip (wie ſich ſelbſt an Plato zeigt). — Der *Pantheismus* iſt für unſer Zeitalter hie und da der Eingang zur Wahrheit geworden, wird er aber nicht poetiſch, ſondern ſcientifiſch genommen und mechaniſch, ſo führt er zur falſchen Naturphiloſophie und Aſtrologie.

nämlich darauf, daß ſelbſt der Katholik ſelten die Myſterien des Chriſtenthums verſteht. — Es ſollte im Katholicismus noch ein höheres myſtiſches Chriſtenthum geben; und dieſes iſt meiſt verſchwunden — aber der Katholicismus iſt das beſte, ja einzige *Gefäß* dafür, was noch ganz da ſteht.

Die Kirchengeſchichte fließt im Grunde zuſammen mit der *Geſchichte der Philoſophie*; und iſt zugleich der wahre Centralpunkt der ſogenannten *Weltgeſchichte*. — Weltgeſchichte und Geſchichte der Philoſophie (die höchſte der Litteraturgeſchichte) kommen hier in Eins zuſammen.

Die Geſchichte der Kirche müßte nach Auguſtiniſcher Art ſchon vor dem Chriſtenthum anfangen in Beziehung auf die Vorbereitungen (ecclesia ante ecclesiam). — Die Philoſophie iſt bis jetzt im höchſten Grade unvollkommen; um eine beſſere hervorzubringen, iſt das Erſte der *katholiſche Glaube*, dann ein vollſtändiges Studium der *Geſchichte der Philoſophie* und drittens die *poetiſche* oder *idealiſtiſche Begeiſterung*.

Die Erhaltung *der Einheit der Kirche* (daß ſich das Chriſtenthum nicht ganz in Ketzereien auflöſte), iſt faſt noch wunderbarer, als ihr Sieg über die Neu-Platoniſche Dämonen-Religion. — So wird dann auch wohl jetzt das geſchehen, was Vielen unwahrſcheinlich iſt: nicht eine neue Religion wird entſtehen, ſondern die katholiſche wird mit neuer Gloria ſich erheben und wieder auferſtehen.

Das alte Chriſtenthum iſt in der katholiſchen Religion nicht mehr geändert worden, als nothwendig war, wenn die Myſterien der ecclesia pressa eine öffentlich anerkannte und herrſchende Religion werden ſollten.

Sehr wichtig, daß die älteſten Chriſten ihre Proceſſe unter ſich durch Schiedsrichter ausmachten — und daß die Biſchöfe auch ſelbſt eine Criminalgerechtigkeit ausübten durch die Kirchenbuße; dadurch ſonderten ſie ſich ganz ab vom übrigen

Staat und dadurch hatte auch ihre Geiſtlichkeit eine in der That weltliche Macht.

Die Inquiſition iſt ein bloß bürgerlicher Gegenſtand; ſteigt der Despotismus bis zur Vernichtung aller perſönlichen Freiheit, ſo ſcheint die Inſurrection erlaubt. Die Könige haben daher jene meiſt als politiſches Werkzeug mißbraucht (Ferdinand der Katholiſche und Philipp II.). — Wäre die Macht der Päpſte vollkommen, wie ſie ſeyn ſollte, ſo würde die Inquiſition nicht nöthig ſeyn; ſie iſt an die Stelle der Excommunication getreten, da dieſe ihre Kraft verloren hatte.

Nebſt der katholiſchen und germaniſchen Vergangenheit iſt noch ein dritter feſter Punkt nöthig zum Hebel meines Wirkens; dieß iſt die Zukunft. Die irdiſche Erſcheinung des Sohns als Weltrichter d. h. die gänzliche Scheidung des Guten und Böſen. (Dieſes, welches ſich in andern nur ſchwächer findet, wohl meine natürliche Inſpiration). Zu dieſem Ziele muß ſchon von jetzt an hingearbeitet werden. — Die fernere Zukunft iſt das Reich Gottes, der himmliſche Frieden auf Erden.

Vergleicht man die Art, wie Chriſti Jünger an ihn glaubten, mit der, wie z.B. an Mahomed geglaubt wird von ſeinen Anhängern, ſo iſt der Unterſchied der Wahrheit und der Lüge klar. —

Sich bloß leidend Gott hinzugeben, wie im Islam und deſſen Fatalismus; dann aber alle Handlungen durch den Naturtrieb beſtimmen zu laſſen, iſt durchaus unchriſtlich — und ſehr ungöttlich.

Eigentlich giebts nur drei chriſtliche Gemeinden im philoſophiſchen Sinne — die Manichäer — Katholiken — Socinianer, welche mit den drei Arten des Idealismus zuſammenhängen. Das Syſtem der Manichäer, den Demiurgos für einen böſen Geiſt zu halten, führt zur falſchen Naturphiloſophie und Aſtrologie, und zu den dunkeln Künſten. (In Jak. Böhme noch einige Spuren). — Der Socinianismus hängt weſentlich mit dem eigentlichen Idealismus zuſammen: ſtolze Freiheit, die ſelbſt Gott ſeyn will. — In dieſem Syſtem muß das böſe Princip ganz geläugnet, und für bloße Täuſchung gehalten werden; da heißt es dann: ſollte der Vater der Lügen nicht ſelbſt eine Lüge und Täuſchung ſeyn. — Fichte und Schleiermacher ſind Socinianer, eben ſo gut als Leſſing — der auch ſo geendigt hat, troz ſeines anfänglichen Vorurtheils.

Luther ſtellte den Glauben ſo auf die Spitze, daß er ſich faſt ſelbſt zerſtört.

Die religiöſe (heilige) Schrift muß auch religiös geleſen werden. Das innere, erleuchtete, myſtiſche Verſtändniß der Bibel hängt daher nothwendig mit dem katholiſchen Glauben zuſammen. — Die kritiſch-philologiſche Exegeſis iſt ganz zu verwerfen.

Es iſt durchaus unmöglich, daß eine Sectirerei aus dem Geiſt der Liebe und wahren Andacht entſtehen kann; es iſt allemal Stolz und Hochmuth; — denn die Liebe bleibt ja doch frei und hat Ergebung und Gehorſam zur natürlichen Folge.

Die Katholiken haben ſeit der Reformation in einigen Punkten den Buchſtabenglauben an die heilige Schrift angenommen.

Nichts iſt unrichtiger, als zu glauben, die Moral der Proteſtanten ſey ſtrenger, als die katholiſche. Die ſcheinbare Strenge jener, wo ſie ſich noch findet, iſt doch nur ein splendidum vitium, da ſie ſich einzig auf Hochmuth gründet.

Die Herzensgeſchichte des Proteſtantismus iſt folgende: der Zuſtand iſt entweder — Hochmuth und Zufriedenheit mit der eignen Verſtändigkeit — oder Verzweiflung. — Die Verzweiflung führt zum Laſter — zur Gemeinheit, wenn ſie erſchlafft — oder zur Philoſophie. — Die Philoſophie führt entweder zurück zum Hochmuth oder zu Glauben und Liebe — zur Religion und Poeſie.

Sehr gefährlich iſt die jetzt bei manchem herrſchende Anſicht, daß die katholiſche Kirche in dem jetzigen Unglück ganz zur evangeliſchen Einfalt zurückkehren und vorzüglich wohlthätig und menſchenliebend ſeyn müſſe. Wenn die Religion nicht die

Philoſophie und höheren Künſte und Wiſſenſchaften dem Atheismus entreißt, ſo iſt ihr Untergang bei uns gewiß. Schon die Trennung der Religion und Philoſophie in Frankreich beweiſt die Schwäche der erſten; ſie haben unter dem Concordat geraubt und gemordet, wie unter dem Terrorismus.

Im Proteſtantismus iſt weder Religion noch Cultus.

Die äußere Furcht iſt allerdings ſchlecht und nichtig, aber die innere mehr werth als die Liebe. Dieß iſt ein herrlicher Gedanke (eines Ungenannten) — ſo wie der von Reuchlin: Gott ſey die Liebe, der Menſch die Hoffnung, Glaube das Band zwiſchen beiden. — Auf jene Furcht muß man jetzt um ſo mehr hinarbeiten, da es eigentlich das iſt, was dem Zeitalter fehlt — Gottesfurcht. Davon ſollte man alle Sonntage predigen. (Jene innere Furcht kann nur aus der Liebe hervorgehen). Nichts ſcheinbar trügeriſcher, als gleich und einzig mit Bewunderung der Schönheit und Güte Gottes anzufangen.

Die Demuth iſt die Hauptſache bei dem Bekenntniß der Religion. Dieß findet ſich grade in den Gebräuchen der katholiſchen Kirche und auch in dem öffentlichen Bekenntniß derſelben.

Das Gegentheil der Hingebung iſt der abſolute Egoismus. Dieſes böſe Princip hat ſich gleich angeſchloſſen an das Starre, Irdiſche; worin es allerwärts wirken konnte und wohnen durfte. Die Tiefe und Schwere iſt alſo ſeine Behauſung — und ſo läßt ſich die chriſtliche Anſicht (von der Hölle im Innern der Erde) ſehr gut rechtfertigen.

Durch Wolluſt *) wird gleichſam die Maſſe und Kraft des böſen Princips vermehrt, wie durch Gebet die des Guten.

Die katholiſche Kirche iſt die alleinſeligmachende, d. h. hier iſt das köſtlichſte Geheimniß der Seligkeit allein ganz und unzerſtört verwahrt; ohne ſie würde es längſt überhaupt kein

---

*) Den concentrirten Egoismus. W.

Chriſtenthum mehr geben — und reines, reelles Chriſtenthum giebt es außer ihr nicht. Das Ganze und die Stifter der Secten ſind verdammlich, über die Einzelnen iſt nur Gott Richter.

Irrthümer darf man verfluchen — nur nicht den Irrenden, das iſt unanimis consensus patrum. — Dieß iſt eigentlich der Geiſt der geſammten Kirche. — Selig wird man nur in der katholiſchen Kirche; — diejenigen, welche nicht in derſelben ſterben, werden durch das Purgatorium mit derſelben (der himmliſchen Hierarchie) vereint, oder bei beſonderer Heiligkeit auch ſogar gleich. — Die katholiſche Kirche iſt ja nicht bloß eine irdiſche — die Verſtorbenen gehören ſo gut dazu als die Lebendigen.

Katholiſchwerden heißt nicht die Religion verändern, ſondern überhaupt nur ſie anerkennen.

Es wäre widerſprechend, wenn die Rückkehr des Individuums zu Gott nur individuell und abgeſondert geſchehen ſollte, — ſie muß organiſch, allgemein — alſo katholiſch ſeyn.

Eins der größten Wunder iſt die Vergebung der Sünden; denn ſie ſetzt voraus, was nach der falſchen Philoſophie ſelbſt für Gott nicht möglich ſeyn ſoll, daß nämlich das Vergangene vernichtet oder verändert werde — was aber nach der wahren Philoſophie ſehr gut möglich iſt, da in ihr keine ſtrenge Nothwendigkeit gilt, und ſelbſt das Vergangene noch gegenwärtig iſt, ſomit wie eben im Geſchehen aufgehoben und vernichtet werden kann.

In den Sacramenten wird das ganze Leben zur Pietät gebildet.

Das Sacrament eine wahrhaft göttlich magiſche Handlung; dieß iſt die richtige Anſicht davon, und gilt von allen, nicht bloß eine ſymboliſche.

Die ſinnlichen Zeichen, die der Menſch in ſeiner individuellen Gemeinſchaft mit Gott zum Mittel und Sinnbild erkieſet, werden dadurch ganz aus der materiellen Welt herausgehoben und eigentlich geweihet; daher die Kraft der Formeln, der geweiheten Körper, der Reliquien, der wunverthätigen Bilder u. ſ. w. — aber allerdings findet dieſe individuelle Gemeinſchaft nur in der wahren Kirche Statt.

Daß die Proteſtanten ſo vorzüglich an der Lehre von der Freiheit (Gnade, guten Werken ꝛc.) und an der Transſubſtantiation ſich ſtießen — das iſt daher zu erklären, weil der eigentliche chriſtliche Begriff der Dreieinigkeit mehr oder weniger verloren und entartet war; es lag hier allerdings eine Fahrloſigkeit und Schwäche im katholiſchen Syſtem der ſpätern Scholaſtiker.

Die Meſſe iſt der reinſte Naturcultus durch Chriſtum in einen göttlichen verwandelt. — Dieß iſt das kräftigſte Mittel, den Glauben hervorzurufen, und das ausſchließend einzige. — Die Freiheit des Denkens beſteht darin, daß die, welche die Pflichten des Prieſters nicht erfüllen, doch die Rechte deſſelben genießen wollen. Nur der Geiſtliche kann ſie verlangen. Es iſt alſo das eigentliche Signal zur Auflöſung des geiſtlichen Standes. — In der katholiſchen Religion findet das grade am meiſten Statt, daß man ſich ganz individuell zur Religion bildet, und jeder unendliche Fortſchritte da machen kann, von Stufe zu Stufe, wie in der Kunſt.

Auch iſt dieß eine große Indication, daß es die magiſche Kraft der heiligen Worte iſt, wodurch die Wandlung geſchieht.

In der Meſſe iſt die höchſte Poeſie, Religion, Hiſtorie und Philoſophie, und inſofern könnte vielleicht die Allgemeinheit derſelben getadelt werden. — Wie weit erhaben iſt der orientaliſche Schwung der Vulgata über die lutheriſche Ueberſetzung!

Die Hauptſache in der Meſſe iſt der Act der innern Hingebung; dadurch wird das Princip des Sohnes hervorgerufen, und geſchieht alſo die Wandlung.

Die Hoſtie iſt der eigentliche Stein der Weiſen. Nur in der katholiſchen Religion geſchehen Wunder — man ſagt freilich durch die Phantaſie, d. h. durch die Kraft des Glaubens. Aber was iſt denn die Phantaſie? — Sind wir es ſelbſt? — nein, ſondern die productive Kraft, der Geiſt.]

Grade das Schönſte in der geheimen Tradition der urſprünglichen Religion hat ſich nur an der katholiſchen Seite erhalten, in der Meſſe; und die Proteſtanten haben es unſinnig zerſtört.

Jeſaias, die Propheten überhaupt, ſind wohl die eigentlichen Vorbilder für geiſtliche Rhetorik und Predigt. — Daß die Katholiken keine feſte Zeit für Predigten und Beichte (Buße) haben, iſt viel beſſer und richtiger als bei den Proteſtanten.

Die katholiſche Philoſophie iſt eigentlich enthalten in den chriſtlichen Myſterien, und iſt identiſch mit dieſen. Ohne dieſe ſind alle Arten der Philoſophie falſch und nichtig, und mit dieſer iſt in allen etwas wahres. Der wirkliche Leib rettet die Individualität gegen die falſche Fülle, den Pantheismus.

Des Menſchen Auge ſieht noch in unläugbarer Verbindung mit den entfernteſten Nebelſternen und man zweifelt noch, daß der Weltſchöpfer, der Sohn in Menſchengeſtalt erſcheinen könne. Dem Sohn Gottes ähnlich zu ſeyn — d.h. Erſcheinung und Form deſſelben zu ſeyn — iſt vollendete Gnade. — Durch das Bündniß mit Gott wird die Seele ganz und gar verwandelt. — (Die Erleuchtung und Wunderkraft fähig gemacht).

Freiheit und Glauben hängen innig zuſammen; die Freiheit aber iſt Chriſtus ſelbſt, und daher iſt die Frage darnach in Rückſicht auf die Gnade unauflöslich. Der Geiſt folgt dann von ſelbſt. — Die Hingebung muß unſere That ſeyn, ſonſt wären wir ganz Maſchinen; die wahre Hingebung aber iſt auch wieder Chriſtus ſelbſt.

Bemerkung. Der Jahrgang 1807 fehlt, iſt ausgeliehen und nicht zurückgegeben worden, was wegen fernerer Folge der ſchon im Jahrg. 1806 enthaltenen vorbereitenden Gedanken zum wichtigſten Schritte des Lebens ſehr zu bedauern iſt. Die Jahreshefte von 1808 und 1809 waren nicht aufgefunden. Es iſt zu vermuthen, daß die Bearbeitung und Vollendung des Buches über die Sprache und Weisheit der Indier die meiſte Zeit hingenommen habe; in das Jahr 1809 insbeſondere

Hier fällt der Krieg Oeſterreichs gegen Napoleon, woran Fr. Schlegel den eifrigſten Antheil genommen. Die Hefte aus den Jahren 1810—12 haben mehr nur den Charakter von Notizen. Die beiden früheren Epochen oder Lehrjahre ſind vollendet; der unermüdete Denker und Forſcher iſt in den Kreis einer höheren Harmonie eingetreten, ſucht in allen Richtungen nach Tönen, die ihr entſprechen und findet ſich allmälig inniger und immer tiefer in das große, allumfaſſende katholiſche Leben hinein. — Aus dieſen erſten Jahren des neuen Lebens hier nur die vollſtändigeren Ausſprüche.

1810 — 12.

Durch die große Geſchichte vom Abfall kommt überhaupt mehr Licht in das Ganze der Geſchichte. Dieſe erhält erſt dadurch Realität; ohne jenen Aufſchluß giebt es eigentlich gar keine Geſchichte, iſt dieſelbe durchaus nur Illuſion und ſteht tief als Dienerin unter der Wiſſenſchaft und Philoſophie. Nach jener Anſicht aber iſt Geſchichte das Erſte, Syſtem das Untergeordnete. Daher die Hebräer allein wahre Hiſtorie im Ganzen haben.

Die wahre Philoſophie entſpringt aus der Vernichtung der falſchen; die letzte iſt ein angebornes Uebel. Man kann auf dieſe Art die Philoſophie mit einer Krankheit vergleichen, die ſich nicht vermeiden läßt, und die man daher inoculirt.

Die höhere und höchſte Logik ſollte dazu dienen, den verkehrten Verſtand in ſeine urſprüngliche Vollkommenheit wieder herzuſtellen, ſo daß wir Gott ſähen, die Welt aber (die in ihr verſchloſſenen Geiſter) hörten. Dieſes geſchieht auch. Die Aſcetik iſt die Wiſſenſchaft, Gott (durch ein reines Herz) zu ſchauen. — Die poſitive Myſtik lehrt uns die Welt in Gott vernehmen, hören und verſtehen.

Eine niedre Stufe der Logik iſt alſo die, welche (zugleich Kritik der Vernunft) uns lehrt, das Verhältniß von Offenbarung und Vernunft richtig zu beurtheilen. Die allerniedrigſte und elementariſche Logik iſt die gewöhnlich ſogenannte, welche mit Grammatik und Rhetorik verbunden doch nützlich ſeyn könnte.

Es giebt eine falſche Vernunftanſicht; das iſt der intellectuelle Pantheismus und Fatalismus (zuletzt bei den Calviniſten und Janſeiſten), der Vernunftaberglaube; und dann einen falſchen wilden Naturdienſt, die Anbetung der unendlichen Thierheit *).

Seit der Reformation war die Philoſophie theils eine natürliche (Bacon, Descortes, Spinoza), theils noch eine chriſtliche. Die katholiſche Philoſophie dieſes Zeitalters findet ſich faſt nur bei den Jeſuiten; Erhaltung der ſcholaſtiſchen Philoſophie (Suarez). Polemiſch und antitheriſch war dieſe ganze Philoſophie, daher die dialektiſche Schmiegſamkeit und der gewöhnliche Vorwurf der Duplicität. Die proteſtantiſche Philoſophie dieſes Zeitalters meiſtens ganz myſtiſch. Leibnitz hat etwas von beiden, von der jeſuitiſchen und von der myſtiſchen. Seine Philoſophie iſt im innern Weſen chriſtlich.

Jacob Böhme's Hauptirrthum iſt, daß er den Zorn des Vaters mit übertriebenen Farben ſchildert, oder vielmehr zu ſehr von ſeiner Barmherzigkeit trennt. Der Gläubige und Fromme möchte zwar wohl finden, daß es keine andere Hölle giebt und keine andere Qual der Hölle, als den Zorn des Vaters (verdient zu haben und zu empfinden); für den Gläubigen und Frommen iſt es auch wahr. Nicht ſo für den ganz Verlornen; dieſer ſteht in gar keiner Verbindung mehr mit Gott; weiß nichts von ihm. Wäre Rettung für ihn, ſo würde das die erſte Wohlthat der rückkehrenden Barmherzigkeit und Gnade für ihn ſeyn, daß er den Zorn des Vaters nach ſeiner ganzen Schwere und in allen Schreckniſſen derſelben wieder zu empfinden anfinge. Der Zorn des Vaters iſt ſo zu ſagen nur die äußerſte Grenze und herbſte Geſtalt ſeiner Barmherzigkeit (Zorn iſt ſelbſt Barmherzigkeit; denn Gottes ganzes Weſen iſt

---

*) Das iſt kundbar geworden in der neueſten Lehre von der Rehabilitation des Fleiſches. M.

nichts als Liebe; ſeine Barmherzigkeit mit ſeinem Weſen völlig Eins). — Je weiter wir uns von dem Mittelpunkte Gottes entfernt haben, deſto ſchwerer iſt die Rückkehr; denn wir können keinen der Kreiſe überſpringen, müſſen die Strafe Gottes fühlen, ehe wir ſeine Gnade erreichen. — Aber jede neue Stufe zum Licht iſt leichter als die vorhergehende. Schützende Engel umgeben uns und Chriſtus und ſeine Heiligen bieten uns hülfreich die Hände entgegen. — Der wahre Ort des göttlichen Liebes-Zorns iſt alſo die mittlere Region, *das Purgatorium*; in der Hölle empfindet man wohl noch die *Folgen* des göttlichen Zorns, aber nicht mehr dieſen ſelbſt; denn das wäre ſchon ein Labſal, auch nur auf dieſe Weiſe mit Gott in Verbindung zu ſtehen, daß man ſeine ſtrafende Hand fühlt. — Es könnte daher ein philoſophiſcher Zweifel entſtehen, ob die, welche in der Hölle ſind, es wahrhaft wiſſen? — Sie werden allerdings ihre eigene Vernichtung ewig fühlen und ſich erinnern, was ſie urſprünglich waren und hätten ſeyn ſollen, ohne jedoch dabei mit klarem Bewußtſeyn von Gott zu wiſſen. — Schon hier auf Erden ſind diejenigen am meiſten in der Hölle, die derſelben ſpotten, gar nicht an ſie zu glauben, und nicht an Gott denken. Da ſie aber doch von Zeit zu Zeit die überall verbreitete Anregung zu Gott unausweichlich fühlen müſſen, ſo iſt das Leben der gottloſen Menſchen einem von halb wollüſtigen, halb ängſtlichen Träumen beunruhigten Schlafe zu vergleichen, dem ein ſchreckliches Erwachen beim Tode folgen wird.

Jener große Irrthum J. Böhme's, daß er das böſe Princip mit in die Conſtruction Gottes aufnimmt — den vom Sohne getrennten Vater in die Finſterniß verſetzt — rührt bloß daher, daß er den *ewigen Urgrund* mit Gott verwechſelt, oder vielmehr vereint und verſchmilzt, ſtatt beide ſorgfältig zu ſcheiden.

J. Böhme ſchildert uns ſtatt der *Leiden Gottes* nur die *Leiden der Natur*; dieſe ſchildert er aber, wie kein anderer Dichter, Weiſer oder Seher ſie geſchildert hat. Dieß kommt ebenfalls aus dem erſten Fehler, von der Verwechſelung des ewigen Ungrundes mit Gottes Weſen. Daß der Vater zeitlich vom Sohne getrennt ſeyn kann, iſt das große Leiden und die unendliche Verdemüthigung Gottes und dies iſt das größte Unglück, welches die Welt faſſen kann, aus der tief innigen Faſſung deſſelben geht ihr die Erlöſung auf.

Das Reſultat der neuen deutſchen Philoſophie iſt eigentlich die unbewußte Entdeckung des böſen Princips (der reinen Vernunft, des Abſoluten) *).

Die theoſophiſche Meinung vom Entſtehen der Sinnenwelt durch den Fall des Lucifer, daß alſo die Sinnenwelt durchaus böſe ſey (eine Meinung, welche ſchon übereinſtimmt mit der Lehre der Manichäer) hängt wieder mit jenen ſchon früher erwähnten vom Ungrunde und Zorn des Vaters genau zuſammen.

Diejenigen Katholiken, welche die Philoſophie ganz verwerfen und von der Religion trennen, führen ſelbſt eine ſehr ſchlechte und todte Art der Philoſophie ein.

Glaube, Hoffnung und Liebe — ließe ſich auch auf Philoſophie, Hiſtorie und Poeſie beziehen. — Glaube, Vernichtung der allein entſcheiden wollenden Vernunft; Hoffnung Verſtand, Bildung, Licht; Liebe, zur Neigung des Gefühls und der Phantaſie. — In dieſem Thema das ganze Bewußtſeyn aufzulöſen, alles Bewußtſeyn daraus zu erklären.

Die Lebendigkeit iſt das eigentliche Kennzeichen der katholiſchen, wahren Kirche; der vollkommene Tod bei den Griechen, nächſtdem bei den Calviniſten und bei den Janſeniſten bei der anglikaniſchen Kirche; Leben, aber ein ungezügeltes und verwildertes, bei den deutſchen Lutheranern.

Großer Unterſchied zwiſchen todter Unveränderlichkeit und lebendiger Einheit und Gleichheit des Glaubens.

Die Lebenskraft und Fruchtbarkeit der wahren Kirche zeigt ſich

---

*) Des eigentlichen Ungrundes. M.

in Miſſionen, in Verbreitung einer eigenthümlichen chriſtlichen Kunſt, Philoſophie und chriſtlichen Staatseinrichtung. In letzterer Hinſicht iſt in der beſtehenden Form der katholiſchen Kirche unläugbar manches vom deutſchen Urſprung, aber unrichtig iſt es, den proteſtantiſchen Glauben für den eigentlich deutſchen und vaterländiſchen zu halten. Aus der Lebendigkeit folgt auch die größere Corruptibilität in der katholiſchen Kirche; daher auch die größere Freiheit in negativen Glaubensbeſtimmungen, neuen Ausdrücken und in Ceremonien ſelbſt, geſchweige denn in Diſciplin und Kirchenverfaſſung. — Die wahre Kirche iſt eine lebendige — bei aller Ehrfurcht vor dem geheiligten Depoſitum des Glaubens wird ſie nie in todte Buchſtabenverehrung verſinken, daher auch die Nichtigkeit der Vorwürfe von Neuerung, welche hartnäckige Buchſtabenchriſten, Griechen und Janſeniſten ihr machen. So in Rückſicht der alten Kirchenbußen u. ſ. w. Ein Grundirrthum der jetzigen Aufgeklärten iſt der von allmäliger Entartung des Chriſtenthums. Als ob die Geſchichte der Religion ſo ſeyn könnte, wie die der Kunſt oder Wiſſenſchaft. Auch iſt dies hiſtoriſch ganz falſch; zur apoſtoliſchen Zeit hat es die allerſchrecklichſte Entartung gegeben, und noch jetzt giebt es apoſtoliſche Männer in der lebendigen Kirche. — Eher möchte man Ebbe und Fluth finden in der Kirchengeſchichte, als eine dürre mathematiſch abnehmende Progreſſion.

Der Prieſter iſt der Conductor der göttlichen Gnade; activ iſt er es im Conſecriren, paſſiv, bloß als Conductor, im Segnen, Abſolviren ꝛc.. Der Papſt hat auch hier in der executiven Gewalt die oberſten Functionen als Reſervate für ſich allein. — Die Gnade, die der Prieſter nicht bloß verheißt, ſondern auch leitet und wirklich darbietet, muß jeder Zeit in Liebe und Reue ergriffen und angeeignet werden. — — Der Ablaß iſt ſeiner hiſtoriſchen Entſtehung nach ſchon ein Uebergang von der Buße zu den guten Werken. Jetzt ſollte man gute Werke ganz anderer Art auflegen mit ſteter Hinſicht auf die Erhaltung der Kirche.

Die Genugthung durch gute Werke iſt unzweifelhaft das unnachläßlich Wahre, desgleichen die ſolidariſche Gemeinſchaft der chriſtlichen Verdienſte.

Die Geringſchätzung der Weiblichkeit bei den Mahomedanern, ſo wie die Verehrung derſelben bei den Chriſten hat einen ſehr tiefliegenden Grund, wobei doch ganz wohl begreiflich iſt, daß nur Männer Prieſter ſeyn können.

Die Verehrung Mariä iſt gerade das höchſte Myſterium im katholiſchen Gottesdienſte (das ante omnia saecula ꝛc. und die himmliſche Fülle der urſprünglichen Reinheit noch vor dem Kampf um die Vollendung). — Die höchſte Stufe der Erkenntniß des lebendigen Gottes.

Die *wahre Logik* (wie Baco und Leibnitz ſie im Sinne hatte) iſt nicht die *erſte* aller philoſophiſchen Wiſſenſchaften, ſondern die *letzte* und *ſchwerſte*. Sie iſt eins mit der Philoſophie, der Mathematik und geheimen Zahlenlehre. Dieß iſt der höchſte Sieg der Wahrheit über die bloße Vernunft, daß die eigentliche Bedeutung, der innerſte Geiſt der Mathematik ganz auf einer *uralten Tradition* und *Offenbarung* beruht. Eine Tradition, welche die geheimnißvollſte und letzte von allen iſt.

Die wahre Philoſophie in der wahren Form muß eine ſolche volle Befriedigung mit ſich führen, und ſolche Widerlegung und *Vertilgung* oder *Heilung* des Irrthums, daß ſie von ſelbſt ſiegen muß.

Plato enthält ſo zu ſagen die *reinen Elemente aller Philoſophie*. 1) Die Vernunftphiloſophie, welche in ihrer abgeſonderten Reinheit die *dialektiſche* Kunſt gebiert, 2) die Philoſophie der Phantaſie, die ſymboliſche, in ſeinen Mythen.

Der *Realismus*, das ſcholaſtiſche Formel-Syſtem, wo die Irrthümer verkleiſtert und verhüllt werden, iſt die ſchlimmſte und gefährlichſte aller Philoſophien.

Realismus iſt die Philoſophie der *objectiven Vernunft*, wie Idealismus der ſubjectiven. Den Supernaturalismus erfodert die Menſchheit, Staat und Kirche. Im *Glauben* müſſen wir alle aufwachſen. Der wahre Supernaturalismus erfodert nicht bloß einen der *Naturwiſſenſchaft* ganz entgegenſtehenden *Glauben*, — ſondern auch eine über alle *Vernunft* hinausgehende *Offenbarung* (die höher iſt, als alle Vernunft). Der chriſtliche Supernaturalismus iſt ohne *Spiritualismus* gar nicht zu denken, ſetzt ihn überall voraus. Wie groß auch die Gewißheit und wie lebhaft auch die Ueberzeugung ſeyn mag im Glauben, es bleibt immer eine *moraliſche Ergänzung* dabei nöthig. Erleuchtung ſetzt den chriſtlichen Glauben als das Höhere voraus; aber nie *entwachſen* wir ganz der Binde des Glaubens in dieſem Leben. Es wird unſer Leben hienieden nie ganz in Anſchauung Gottes verwandelt, wie bei den ſeligen Geiſtern. Der Spiritualismus hat unendlich viele Stufen und Kreiſe.

Jede Philoſophie, welche für den ſonſt unauflöslichen Knoten eine moraliſche Auflöſung giebt, iſt ſupranaturaliſtiſch. — Aus dem Naturalismus ſtreben jetzt faſt alle in die Höhe zum Spiritualismus. — Im Realismus iſt alle Kraft gebunden, und findet da kein weiteres Streben in die Höhe Statt. Es iſt der Tod der Philoſophie. Ein ſchlimmer Realiſt iſt wohl *Adam Müller*.

Der Pantheismus ſchließt ſich theils an den Realismus, theils an den Supernaturalismus. Das Letzte iſt der mythologiſche Pantheismus, wie der indiſche. In altem *Polytheismus* iſt etwas *Poſitives*, nicht bloß aus Vernunft und Phantaſie Abzuleitendes, ſondern wahrhaft *Supernaturaliſtiſches*. Die hiſtoriſchen und mythiſchen Kritiker erkennen dieß jetzt wohl. Es giebt dreierlei Supernaturalismus: 1) den urſprünglichen Polytheismus, 2) den moraliſchen *Vernunftglauben*, 3) das Chriſtenthum ꝛc. als das Mittlere und Centrum. — Der moraliſche Vernunftglauben könnte achtungswerth erſcheinen durch ſeine Wirkungen auf Nation und Zeitalter; aber es artet doch, ſobald dieſer Glauben *dogma-*

tiſch wird, gleich in Wahn aus; denn die bisherige Welt ſey durch Offenbarung erzogen; jetzt aber ſey die Menſchheit reif, und es müſſe nur als Vernunft erkannt werden, was bisher als Offenbarung gelehrt worden.

In dem Glauben des Gewiſſens bei *Reinhold* iſt das Herabſetzen des ſogenannten hiſtoriſchen Glaubens als auf das Zeugniß anderer Menſchen beruhend, ſehr hochmüthig, da er doch ſonſt das Ueberwiegen des Selbſtgefühls als Quelle alles Irrthums anſieht. — Der Glaube an die *Sendung* eines Geſandten — wie das Vertrauen auf einen Vater, Meiſter, Freund — iſt nie bloß hiſtoriſch, ſondern mehr moraliſch. Durch den Glauben eignen wir uns die Offenbarung und Erleuchtung des Geſendeten an, und ſo wird der *äußere* Glauben durchaus in einen *innern* verwandelt. Doch inſofern die hiſtoriſche Grundlage bleibt, bleibt es Glauben und Erleuchtung, *nicht eigne* Offenbarung.

Baader iſt in der Gruft der Naturphiloſophie, wie Tireſias ein *Wiſſender* unter den Schatten.

Vernunft kommt von Vernehmen. Es iſt aber da kein äußeres Vernehmen im Einzelnem von Dieſem und Jenem gemeint, — ſondern ein *inneres* Grundvernehmen, das Vernehmen der Stimme Gottes, oder das Gewiſſen. Das deutſche *Vernunft* paßt alſo eigentlich nur für die *geſunde*, vom Gewiſſen ausgehende, durch den Glauben gebundene (nicht durchaus freie und um das eigne Selbſt ſich drehende) Vernunft.

Die *Vernunft* iſt der Wendepunkt des äußern und innern Seyns; das höchſte unter dem niedern und das niedrigſte unter dem höhern Seelenvermögen.

In der *Einbildungskraft* iſt es die *Natur*, die in uns denkt; in der *Vernunft* drehen wir uns *ſelbſt* in unſerm Denken umher. Im *Verſtande* iſt es *Gott*, der *in uns denkt*. Eine Handlung großer Selbſtaufopferung nennt man nie bloß vernünftig. — Das *Verſtändige* im Betragen iſt grade ein Beweis der ächten und göttlichen Liebe.

Das iſt die wahre Vernunft, die als inneres Ohr die Stimme des Gewiſſens als höchſtes Geſetz, aber nicht als ihr eignes, ſondern das des Richters vernimmt und anerkennt. Dieſes iſt der wahre Verſtand, das Aufſchlagen der Augen — und das iſt die wahre Liebe und das Genießen Gottes; jede andere nur ein Funke, ein irdiſches Bild von ihr, oder eine Treuloſigkeit gegen ſie.

Selbſt das Gewiſſen iſt nach der moſaiſchen Urkunde erſt entſtanden. Es fand vorher allerdings ein Vernehmen Gottes Statt, aber von anderer Art.

Die Vernunft kann ſich freilich in ſelbſtſüchtiger Ichheit ganz losreißen von ihrem Höchſten, und überhaupt von allen Gegenſtänden; dann iſt ſie aber dennoch nur ſcheinbar frei, und ſinkt von allem Göttlichen entbunden ſogleich unter die Herrſchaft der Sinne.

Dieſe falſche Philoſophie iſt nur in dem niedern Seelenvermögen; wo der höhere, innere Sinn noch gar nicht entwickelt iſt oder unterdrückt wird. — Vernunft und Einbildungskraft oder Sinn herrſchen darin.

Je höher und edler die Kraft, deſto tiefer der Fall. — Aus der Vernunft ohne Gewiſſen und Glauben wird das leere Vernünfteln, die eitle Selbſtdenkerei. — Aus dem Auge, dem Verſtande — wird thieriſche Klugheit und Schlauheit (wie der Biber und Fuchs). — Die entartete Liebe ſinkt aber noch unter das Thier herab durch Unnatur — in den Eigenwillen bis zum Teufel.

Iſt das Ich einmal durch die Vernunft von ſeinem urſprünglichen Du abgeriſſen, ſo wird entweder die Vernunft ſich im ewigen leeren Einerlei ihres eignen unauflöslichen Widerſtreits herumdrehen; oder es bleibt, um dem Widerſtreit ein Ende zu machen, nichts übrig als das eigne Ich an die Stelle der göttlichen Perſönlichkeit zu ſetzen, wie in der neuern Philoſophie geſchieht.

Von der Vernunft kann man wie von der Natur ſagen:

rationem expellas furca, tamen usque recurret. Man kann zeigen, daß die Vernunft mit ſich ewig im Streit ſich ſelbſt zerſtört. Aber doch wird dadurch das Uebel nicht an der Wurzel gehoben, es wächſt immer wieder nach. Nur dadurch daß der wahre Verſtand als eine verklärte Vernunft an die Stelle tritt, wird der Sieg gegen die Vernunft vollendet.

Können nicht auch Nationen blödſinnig oder wahnſinnig werden? (Der furor rationalis iſt wohl ein ſolcher allgemeiner Wahnſinn).

Die Schlange hat den erſten Syllogismus gemacht.

In der Vernunft bieten die Einerleiheit, der Widerſpruch und die Verknüpfung von Grund und Folge nur eine falſche Aehnlichkeit mit jenem Verſtandesbegriffe von der Dreieinigkeit dar.

Die Vernunft ewig befangen in dem Widerſtreit der eignen Einerleiheit oder der Ichheit und in der Einerleiheit deſſelben Widerſtreits.

In der Vernunftphiloſophie wähnt man auf eine oder die andere Art den Urſprung Gottes (als Idee) aus uns zu ſchauen. — Man kann Gott ſelbſt, in ſeiner Weſenheit, nicht ſchauen (hier in der Zeitlichkeit); wohl aber alle Dinge in Gott. Zwiefache Selbſtanſchauung 1) myſtiſch nach Angelus Sileſ., 2) nach der Vernunft im Geiſt der Ichheit, wo man das Weſen der Weſen immer als eine Ausgeburt des Ich und der Vernunft in täuſchendem Lichte anſchaut. Das Wort wird erkannt, verſtanden, aber nicht geſchaut.

Gegen die Vernunftſyſteme ſoll man eigentlich gar nicht ſtreiten. Da heißt es recht: Laß die Todten ihre Todten begraben.

Alle Kategorien des Seyns paſſen wohl auf das göttliche und auf das nichtige Seyn gleich ſehr, und ſind gleich leer. — Sind Vernunft, Verſtand, Liebe und Wille nur Erkenntnißſtufen des innern Sinns, ſo iſt klar, daß die Metaphyſik eine Erfahrungswiſſenſchaft iſt.

Die wahre Metaphyſik muß anfangen mit dem Unterſchiede Gottes und der Welt. Das Weſen der Dinge iſt in der göttlichen Liebe als erſte Urſache gegründet; — aber es giebt keine Dinge an ſich, als die Geiſter, die Gott erſchaffen hat.

Der Glaube iſt ein ſehr wohlthätiger freier Zuſtand; die fruchtbare Gewißheit der Geheimniſſe hat z. B. die indiſchen Seelen gelähmt und zerrüttet.

Wenn wir wähnen, Gott ſchauen zu können, ſo iſt das, was wir da ſehen, nicht Gott, ſondern das alte Nichts, ewig in ſich ſelbſt kreiſende, eigene von Gott abgewandte Vernunft.

Ein abſolutes Erkennen von Gott findet nicht Statt, weil dieſes allemal ein Beherrſchen und Ueberſehen des gewußten Gegenſtandes und eine Abhängigkeit deſſelben von dem Wiſſenden vorausſetzt. — Woher denn aber die Gewißheit? — Zum Theil aus der Abweſenheit und Vernichtung des Irrthums. — Von der ſinnlichen Richtigkeit befreit uns die Vernunft; iſt dieſe dann erſt vernichtet, ſo tritt der Verſtand an ihre Stelle, der eben ſowohl ſeine Klarheit und unmittelbare Wahrheit mit ſich führt, aber eine dauerhaftere als die Vernunft, bei der es bloß eine Täuſchung iſt. — Beim Schauen bedarf es keiner künſtlichen Beweiſe, ſondern nur der Gewißheit, daß wir uns nicht täuſchen. Immer bleibt es aber nur eine unendliche Wahrſcheinlichkeit, welche die Gotteserkenntniß hienieden zuläßt, eine durch den Glauben zu ergänzende Gewißheit, als ein eigentlich abſolutes Wiſſen.

Der Genuß Gottes iſt hier immer nur Geheimniß, iſt Vorſchmack des Himmels und der vollkommnen Seligkeit. Das Aufſchlagen der Augen, wenn der Sterbende (der aber doch noch hören konnte), nun doch zum Leben zurückkehrt, iſt, was wir Philoſophie nennen.

Die religiöſe Moral iſt die Vorbereitung zur Myſtik — und das Gottgenießen hier in dieſem Leben, indem wir die Augen ſchlöſſen — würde nur eine falſche Myſtik hervorbringen.

Tiefſinn iſt das Suchen Gottes. Erleuchtung dagegen wird gegeben von oben herab. Beurtheilung beruht auch auf dem

Göttlichen. Tiefſinn geht beſonders auch auf den Urſprung des Böſen in Jeglichem.

Es giebt auch einen falſchen Tiefſinn, der in den Abgrund ſinkt. Scharfſinn als ein Mittleres von Witz und Tiefſinn — als Welt-, Natur- und Gottes-Verſtand.

Ohne Gott iſt die Natur unverſtändlich, die Welt ſinnlos, der Menſch ſich ſelbſt ein Räthſel.

Stärke und Güte in Gott nicht getrennt. — Seine Allmacht und ſeine Barmherzigkeit iſt dieſelbe Eigenſchaft.

Wir würden Gott wirklich nicht erkennen, gäbe er ſich uns nicht zu erkennen, und hätte er es nicht gethan. Im Gewiſſen allgemein, dann in zwei beſonderen Offenbarungen oder Erſcheinungen Gottes. — Ohne die Offenbarung würden wir uns in leeren Vernunftgeſpinnſten abarbeiten, wie das Beiſpiel mancher heidniſchen Völker beweiſt, oder in dumpfen Naturgefühlen hinbrüten.

Wir könnten Gott nicht erkennen, wenn wir ihm nicht ähnlich wären. Bei aller Ungleichartigkeit hängen wir doch in der erſten Wurzel innigſt mit ihm zuſammen, haben unſern Urſprung aus ihm, (dies ſchlägt den Zweifel nieder, als ſey er bloß in uns), ſind nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen.

Ohne Moſes wäre alle orientaliſche Kenntniß nur das alte Urgewäſſer, auf dem der Geiſt Gottes nicht ſchwebt. — Zum Fiat des Lichts kommt es nicht ohne das Wort.

Die zweite Epoche der Offenbarung iſt ſo durchgehends weiſſagend, daß auch alles Geſchichtliche in ihr, wie längſt anerkannt, von weiſſagender Art und vorbildlich iſt. Dieß erſtreckt ſich noch bis auf die Gränzſcheidung des zweiten Weltalters. Auch das Evangelium iſt zum Theil noch vorbildlich, und die ganze Geſchichte der Chriſtenheit bis auf unſere Tage und bis zum letzten Weltalter liegt weiſſagend darin. — Die Entwicklung dieſes prophetiſchen Sinnes dürfte eine ganz neue Beſtätigung des Evangeliums geben.

Da alles in ſeinen Urſprung zurückkehrt, ſo müßte denn auch mit dem Böſen dieß der Fall ſeyn, da es urſprünglich aus dem Nichts entſtanden iſt, daß es endlich auch wieder vernichtet und die Hölle alſo nicht ewig wäre. Dagegen aber entſtände der Zweifel, wie von Gott erſchaffene Weſen zu Grunde gehen können. Nur ein Uebermaß götlicher Liebe könnte hier den Ausſchlag geben. Ihrer böſen Natur nach müßten die Seelen in der Hölle nach Vernichtung ſtreben; ſie können ſich aber nicht vernichten, weil ſie von Gott erſchaffen ſind (Qual eines Selbſtmörders, der Jahrtauſende lang in dieſem Zuſtande feſtgehalten würde).

Iſt Lucifer von Ewigkeit her abgefallen? Mit Nichten, durch ihn iſt erſt die Zerrüttung des Ewigen und die eigentliche Zeitlichkeit entſtanden.

Die zweite Materie oder das Gift — Urmiasma iſt eben die Todesſchlacke des erſterbenen Geiſtes — der Sündenſchlamm, den der älteſte orientaliſche Materialismus anbetet und vergöttert.

Iſt die Krankheit eine materielle Erbſünde, ſo müßte der wahre chriſtliche Arzt auch nicht bloß die körperlichen Uebel zu unterdrücken ſtreben, ſondern eine wahre Wiedergeburt des Leibes bewirken können.

Der Zorn des unverſöhnten Vaters iſt das größte Geheimniß des Chriſtenthums, und noch mehr auch des Judenthums; ein Geheimniß, was erſt jetzt recht verſtanden werden wird.

Ohne dieſe Annahme würde der Urſprung des Uebels doch nur Kraftloſigkeit und Gedankenloſigkeit verrathen.

Ohne einen unverſöhnten Vater iſt auch die Verſöhnung nichts und der Erlöſer überflüſſig. Die Lehre vom unverſöhnten Vater iſt das tiefſte und größte Geheimniß im ganzen Chriſtenthum; es iſt die verſchloßne Arche des alten Bundes. — Der Geiſt des Zorns iſt ein Splitter und Abſprung aus dem Liebesgrimm des unverſöhnten Vaters. — So gut wie Sehnſucht kann der Gottheit wohl auch Liebesgrimm zugeſchrieben werden.

Das Kriterium der ächten und unächten Offenbarung iſt *Chriſtus* ſelbſt. Ohne das Evangelium würde man zwiſchen *Moſes*, *Zoroaſter*, den Veda's, (Menu) und *Mahomed* kaum entſcheiden können. Der Streit zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten wird vielleicht bald durch eine ähnliche höhere *Dazwiſchenkunſt* entſchieden. Aber auch noch vor dieſer läßt ſich die katholiſche Sache ſiegreich darthun.

Das Opfer iſt ewig, von Anfang bis zu Ende. Das *Opfer* iſt nach Moſes *älter als* das *Gebet*. — Ueberhaupt iſt die ganze Trennung von *Opfer*, *Gebet* und *Werk*, wie bei St. Martin, unſtatthaft. — Das zweite Weltalter ſchließt mit dem höchſten Opfer. *Nachhall* derſelben durch die ganze katholiſche Chriſtenheit bis an das Ende der Tage; unſtreitig der wahren Religion gemäß. Die Proteſtanten haben hierin offenbar Unrecht. Das Sacrament, um es zu genießen, ſetzt ein vollkommenes inneres Opfer, ein Hingeben ſeines ganzen Selbſt voraus. Dieß gilt wohl von allen Sacramenten. Zu jenen Elementen der Religion können noch mehrere Elemente hinzukommen: *Gnade* — *Ekſtaſis*, *Erleuchtung* (Weihe).

Merkwürdig iſt, daß die *Leiden Chriſti* mehrmals in der Schrift eine *Taufe* genannt werden. Dieß giebt einen großen Aufſchluß über den Sinn der letztern.

Welches andere Buch enthält noch ſolche Aufſchlüſſe über das Geheimniß der *Perſönlichkeit* als die *Bibel*? Die Erklärung der Philoſophie als *Wiſſenſchaft von der Perſönlichkeit* hat den Vortheil, daß ſie zugleich die theoretiſche und die *praktiſche* Philoſophie umfaßt; (denn hängen nicht alle Fragen des Rechts und der Sittlichkeit ab von dem Verhältniß der eignen *Perſönlichkeit* zu der göttlichen und der der andern Menſchen?). Hier iſt auch der Ausdruck *Wiſſenſchaft* nicht zu tadeln, da der angegebene Inhalt gleich kund giebt, daß hier nicht von einer gemeinen Wiſſenſchaft die Rede ſey.

Schellings *perſönliches Wiſſen* nichts anders als dieß. Gott giebt ſich uns zu erkennen, nicht ſowohl, weil er von uns erkannt und nach ſeinem Werthe anerkannt ſeyn, ſondern weil er von uns geliebt ſeyn will.

Gott iſt unendlich, das iſt die Natur der Pantheiſten auch; Gott iſt unermeßlich, das iſt auch der leere Raum; Gott iſt ewig, auch die Hölle iſt ewig. — Alle dieſe negativen Eigenſchaften Gottes ſind alſo nicht einmal hinreichend, ihn von falſchen Göttern oder nichtigen Gedankenweſen zu unterſcheiden. — Selbſt phyſiſche Allmacht läßt ſich der Natur ohne Gott beilegen. Der wahre Begriff von der Allmacht Gottes muß etwas moraliſches ſeyn, was allen Begriff überſteigt, was über Erwarten und wider Vermuthen geſchieht; in ſolchen Wirkungen ſeiner Gnade offenbart ſich Gott und ſeine Allmacht.

Die Perſönlichkeit iſt der Mittelpunkt des Lebens, eine andere Auffaſſung der Perſönlichkeit giebt alſo auch ein ganz anderes und total verſchiedenes Leben. Hängt die menſchliche und die göttliche Perſönlichkeit unzertrennlich zuſammen, ſo iſt das alles unläugbar.

Es könnte der Zweifel entſtehen, ob nicht eben in der Abhängigkeit der ſubjectiven Vernunft von der objectiven das Geheimniß der Perſönlichkeit enthalten und umfaßt ſey? Doch iſt dieß nur ein Schein und irrig.

Schellings perſönliches Wiſſen muß doch ein gegenſeitiges ſeyn, d. h. wir erkennen Gott nur ſoviel als er ſich uns zu erkennen giebt. Dieß iſt der entſcheidende Grundſatz des Supernaturalismus.

Die gemeine Perſönlichkeit des geſchäftigen Tages, in der zuſammenwirkend alle befangen ſind, iſt noch eben ſo weit entfernt von der höhern, innern, geiſtigen Perſönlichkeit (der Wiedergeburt Chriſti in der Seele), als der Zuſtand im Schlaf und Traum von jenem.

Wie der Irrthum aus der Schlechtigkeit des Herzens zuerſt entſtanden iſt, ſo entſpringt jetzt faſt alle Schlechtigkeit aus Irrthum.

Die Erziehung ſteht in der Mitte zwiſchen Liebe und Gerechtigkeit. **Man ſoll mit Liebe und zur Gerechtigkeit erziehen.** Das letzte iſt die Hauptſache. Alles andere erzeugt oft Reaction (z. B. ſelbſt das Erziehen zur Religion). Gerechtigkeit iſt die einzige Tugend, zu der man die Menſchen erziehen kann, und die, wo ſie einmal gewurzelt hat, auch immer haften muß.

Weisheit iſt praktiſcher Naturverſtand, Erkenntniß deſſen, was unſer eigen und der Natur der Dinge gemäß und angemeſſen iſt. Der rechte Verſtand iſt alſo in der Mitte von vier Elementen.

Vernehmen iſt weniger als Wahrnehmen. — Vernunft iſt noch lange keine Wahrnunft, (wir vernehmen oft ohne recht zu wiſſen und zu verſtehen was; vernehmen ohne zu wiſſen, ob es wahr iſt oder nicht.)

Der Satz des Widerſpruchs bezieht ſich insbeſondere aufs Theologiſche. Auf die Natur iſt er wohl nicht anwendbar, da hier die Wirkung jederzeit mit Gegenwirkung verbunden, jedes Poſitive ſein Negatives zur Seite hat, alſo in der That ein Ding zugleich a und nicht a iſt.

Die objective Anwendung vom Satze des Widerſpruchs iſt es eigentlich, worauf es ankommt.

Die Vernunft erfaßt nur Vernunft. Der Geiſt kann nur durch den Geiſt erkannt werden, durch Erfahrung. — Der Geiſt erkennt, ſchaut, wirkt und liebt. — Dieß Wirken verhält ſich wohl zu anderm Thun, Handeln (Schaffen, Bilden), wie das Erkennen etwa zum Wiſſen und Glauben. Es iſt nicht ſowohl die objective, als die reelle Vernunft, welche auf Supernaturalismus angewandt werden muß. Die ratio sufficiens bei Leibnitz iſt etwas ganz von jeder andern und bloß phyſiſchen Art der Cauſalität verſchiedenes. Es iſt der theologiſch zureichende Grund — ſo hat er ihn auch z. B. in der Theodicee für die Lehre vom Optimismus u. ſ. w. gebraucht. Für alles, was in Gott einer Erklärung bedarf, muß der Grund nicht etwa in ſeiner Natur (denn dadurch würde er ja zu einem Naturweſen erniedrigt und eine wenn gleich innere doch immer ſeiner ewigen Freiheit unwürdige) Nothwendigkeit, ſondern in der Fülle ſeiner Liebe. Aus dieſer Quelle leiten auch die wahrhaften Myſtiker und Frommen jederzeit die Beantwortung aller Zweifel her.

Es giebt Stufen in der chriſtlichen Philoſophie — Supernaturalismus — Idealismus — Spiritualismus. — Eigentlich iſt nur der Idealismus (Platonismus) die Vorhalle des Chriſtenthums; Supernaturalismus ſchon eine höhere Stufe. Man kann aber auf dieſer Stufe ſtehen, ohne durch den Idealismus gegangen zu ſeyn.

Was iſt das eigentliche Kennzeichen der göttlich eingegebenen Schriften? — Daß ſie ein Kanon oder Richtſchnur des Glaubens ſind, reicht nicht hin; denn auch die Geſetze der Concilien ſind Kanones. — Eben ſo wenig die Erleuchtung; es giebt viele erleuchtete Schriften, die darum nicht göttlich eingegeben ſind. Die Unterſcheidung iſt hier vielleicht die, daß die erleuchteten Schriften nicht erſter Hand ſind, ſondern nur aus dem Verſtehen der göttlichen Schriften abgeleitet, alſo aus der zweiten Hand; vielleicht iſt auch grade der negative Charakter, daß ſie nicht mit vollkommenem Verſtändniß verbunden ſind, nicht in Philoſophie, Kritik, Rhetorik, Poeſie, Kunſtform abgefaßt ſind, dazu erfoderlich. Das dem Menſchen Nichtganzverſtändlichſeyn, was aber eine unendliche Entwicklung des Sinnes möglich macht; das Geheimnißvolle (in deſſen Tiefe eine Fülle von Verſtand und Erkenntniß latent, gebunden und verborgen iſt). — Die hebräiſche Sage und Litteratur iſt der Leib, deſſen Seele die Offenbarung Gottes iſt. — Die Sage iſt aber durchaus in Hieroglyphen übertragen und davon durchdrungen.

Ein Kennzeichen wäre alſo auch, daß der, durch welchen die Offenbarung geſchieht, ſie ſelbſt nicht ganz verſteht, bloß Werkzeug der Verkündigung iſt.

Das Segnen im alten Teſtamente bedeutet offenbar eine Gewalt über die Natur, und ſetzt ſie voraus (Gott giebt ſeinen Segen). Iſt dieſes Segengeben dem Jehova eigen oder dem Elohen? — Merkwürdig Joſephs Becher, aus dem er weiſſagt.

Brod und Wein wohl auserwählt als wiedergeborne Speiſe — oder als Mitte zwiſchen Vegetation und Animalität: vegetabiliſches Fleiſch und Blut.

Brod und Wein, Fleiſch und Blut ſind die Verkündigung einer Verklärung der körperlichen Natur, welche der Auferſtehung der Leiber ganz entſpricht.

Das bildliche Schema der moſaiſchen Schöpfung iſt wohl vielmehr ſtatt Herders Sonnenaufgang der Bau eines Tempels.

Suſonis Geſpräch der Wahrheit und ihres Jüngers: Es iſt der Lehrer Meinung, daß indem die Creatur in ihr ſelbſt erkannt wird, ſolches ſey und genannt werde cognitio vespertina, eine dunkle oder Abendserkenntniß, darum weil die Creatur mit einiger Verſchiedenheit geleſen wird; indem aber die Creatur in Gott erkannt werde, daß ſolche ſey und genannt werde cognitio matutina, eine klare oder Morgenserkenntniß, weil die Creaturen allhier ohne Unterſchied, und ohne einige Bildniſſe in dem Einigen, welches Gott iſt, in ihm ſelbſt geſehen werden.

So wie im Alterthum die Myſterien, welche ſie hatten, Myſterien der Vernunft waren, ſo ſind die Myſterien des Chriſtenthums nur mit der wahren Einbildungskraft aufzufaſſen. In der Liebe Gottes und der Panhagia iſt die höchſte Stufe der verklärten Einbildungskraft, ſo wie in jener körperlich productiven Kraft der Phantaſie, welche Mißgeburten ꝛc. erzeugt, die niedrigſte Stufe deſſelben zu ſehen iſt.

1813.

Die Philoſophie iſt das Streben, uns ſelbſt von der angebornen Sophiſtik zu befreien.

Wenn die wahre Logik vielmehr die Kunſt iſt, ſich richtige Begriffe von allen Gegenſtänden zu bilden, als die nichtige Scheinkunſt (dialektiſche Spielerei), Fehlſchlüſſe zu vermeiden oder zu widerlegen, ſo nähert ſich der Begriff der Logik ſehr dem der Kritik, ja er fällt beinahe mit dieſem zuſammen. Eben dadurch kommt auch die Logik in genauen Zuſammenhang mit der Ontologie. Dieß macht den Uebergang zur **Metaphyſik**; es iſt nicht möglich ſich einen richtigen Begriff von den andern abgeleiteten Gegenſtänden zu machen, ohne einen ſolchen von Gott zu haben. — Noch hängt die Logik genau zuſammen mit der Polemik, indem ſie die erſten Principien derſelben enthält. Wie **Kant** die Wurzel und den Umkreis aller Wahrheiten aus dem menſchlichen Vorſtellungsvermögen und der Ausmeſſung der Vernunft ableiten wollte, ſo iſt im Gegentheile auf eben dieſem Wege die erſte Wurzel und der Grundriß zu dem Syſtem aller Irrthümer zu entdecken.

Die Logik — als Erkenntniß der Unwiſſenheit — ſokratiſch — und als Erkenntniß des Irrthums — kritiſch.

In dem Abriſſe der Philoſophie mußte die Logik handeln von der Erkenntniß der Wahrheit oder von Vernunft — Einbildungskraft — Sinn — Verſtand — Willen. — Die Logik muß beginnen mit der Lehre vom innern Sinn, und enden mit der Idee von Offenbarung und Glauben, zu dem ſie hinführt. Die Metaphyſik muß beginnen mit der Lehre von der Schöpfung aus Nichts. Dieſe allein begründet und erklärt die Möglichkeit des Böſen und das Daſeyn der Freiheit (iſt die Nothwendigkeit der Freiheit nicht zu erklären aus der Fülle der Liebe?) — Offenbar iſt jene Lehre der Anfangspunkt aller chriſtlichen Metaphyſik. — Hinführen aber muß dieſe Metaphyſik auf die chriſtliche Hoffnung, durch die Idee der rechten und wahren Unſterblichkeit. — Mithin ordnete ſich alles in dem Abriß der Philoſophie zu dem Ternar der chriſtlichen Grundidee, wo es klar wird, daß die Moral ebenſo auf Liebe beruhen mußte und auf Liebe hinführen, wie Logik auf den Glauben, und Metaphyſik auf die Hoffnung.

Der Begriff iſt es, womit eigentlich die Philoſophie zu thun hat und worauf ſie ausgeht.

Ein Syſtem iſt eine Reihe oder Kette richtiger Begriffe in ihrer natürlichen Ordnung. (Auf die richtigen Begriffe kommt es in der wahren Logik an, nicht auf die Schlüſſe).

Die Definitionen ſind in der Mathematik grade das untergeordnete, in der Philoſophie das höchſte. — Die Theoremata werden ſtets zum Behuf der Problemata vorangeſchickt.

Die Vernunft iſt der Begriff der Sinnenwelt; Verſtand iſt Erkenntniß des Geiſtes; Geiſt aber Wahrnehmung Gottes. In dieſer Einſchränkung iſt es auch auf die böſen Geiſter anwendbar; wohl aber nicht, wenn es Erkenntniß Gottes hieße. — Auch die böſen Geiſter nehmen Gott wahr.

Das unterſcheidende Kennzeichen der wahren intellectuellen Anſchauung von der fälſchlich ſogenannten und bloß mathematiſchen iſt, daß die wahre nicht nothwendig ſey, ſondern als zufällig (als Gnade) und als unvollſtändig (Anfang des unendlichen, nie zu erſchöpfenden Schauens) erſcheine.

Sollte nicht, ſo wie der Wille theils in der Eigenheit befangen, theils ganz Gott hingegeben ſeyn kann, daſſelbe auch für Verſtand und Vernunft Statt finden? So daß bei ganz hingegebner Vernunft die Gottes-Offenbarung von ſelbſt erfolgte. Dieß wäre dann die gereinigte, geläuterte, von der Ichheit losgerißne, (gottergebene) Vernunft. Und ſo ließe ſich die Hochſtellung derſelben bei den Neuern — als Intelligenz — rechtfertigen. Das Vernehmen entſpricht der Offenbarung, aber allerdings auch das Verſtehen (dieß das Weſentliche als Unterſcheidung der ächten und unächten Offenbarung).

Senec. epist. XCII: *Ratio* diis, hominibusque communis; haec in illis *consummata* est, in nobis *consummabilis.*

Die wahre Vernunft iſt die, welche ſich ganz an Gott hingiebt; in dieſer Hinſicht kann man allerdings ſagen, daß die Vernunft das Vermögen zu glauben ſey, oder das Vermögen die Offenbarung zu empfangen.

Der Spiritualismus beſteht nicht bloß in der Behauptung, daß Alles Geiſt ſey, und aus geiſtigen Kräften beſtehe (wie bei Leibnitz); ſondern es iſt zugleich eine eigenthümliche Form und Methodenlehre der Philoſophie mit dieſem Syſtem verbunden; und dieß iſt wohl keine andere Form als die dynamiſche Methode, im wahren und ächten Sinne des Wortes; als eine lebendige Erzeugung der Erkenntniß, aber nicht bloß aus uns ſelbſt heraus, ſondern in lebendiger Gemeinſchaft mit den Geiſtern und Wechſelwirkung mit Gott. — Das ſogenannte dynamiſche Denken bloß aus uns ſelbſt heraus (ſchöpfend), oder in den äſthetiſchen Naturgeſetzen herum denkend, iſt nicht das rechte und nicht wahrhaft dynamiſch, iſt ohne Einwirkung Gottes und Mitwirkung mit ihm. — Es iſt bloß ein philoſophiſches Phantaſiren und Imaginiren. Der Spiritualismus allein alſo iſt mit der wahren dynamiſchen Methode vereinbar, ja von ihr, wenn er vollendet iſt, unzertrennlich, und führt ſie implicite ſchon mit ſich. Bei dem gewöhnlichen dynamiſchen Denken iſt das dynamiſche Leben ganz außer uns in dem Gegenſtande und der gedachten Natur; bei dem wahren dynamiſchen Denken ſind wir ſelbſt ein Glied in der dynamiſchen Kette, ein Element des Proceſſes.

Fichte fehlt zur wahren dynamiſchen Methode nur das, was Paulus die Gelaſſenheit nannte, oder die Hingegebenheit an Gott. — Daher weil ein Element fehlt, paſſen ſeine Gedanken, bei aller Kraft und Freiheit des Selbſtdenkens weder unter ſich noch mit den Gedanken irgend eines andern Geiſtes wahrhaft zuſammen. Daher iſt ſeine Methode — ſo ſtreng die Gedanken ſtellenweiſe zuſammenhängen, ſtellenweiſe auch wieder ganz zerſtückt, lückenhaft und abgebrochen — daher trotz der Klarheit der Sprache das Ganze unverſtändlich. Daher auch die Unruhe.— Der Lücken und der Unverſtändlichkeit iſt er ſich bewußt.

Fichte voll genialiſcher Kraft in einem revolutionären Zeitalter, unter den idealiſtiſchen Anklängen des Chriſtenthums erzogen, mußte Idealiſt werden — der naturkundige Schelling mehr Realiſt — ebenſo Spinoza — voll von Maimonides.

Gegen Kant muß man behaupten, daß die Methode der Philoſophie nicht nur kritiſch ſeyn ſoll, ſondern auch dogmatiſch; nicht in ſeinem Sinne, wo es gleichbedeutend iſt mit demonſtrativ; ſondern in dem chriſtlichen Sinne, als auf einen Glauben gegründet. Gegen Fichte muß man behaupten, daß die Wahrheit nicht bloß auf dem activen Wege des freien Selbſtdenkens gefunden, ſondern auch eine paſſive Hingebung an Gott erfodert wird, um das Göttliche ergreifen zu können. — Die abſolute naturphiloſophiſche Weiſe endlich iſt wohl zu ausſchließend objectiv. — Hiergegen müßte aufrecht erhalten werden, daß die Methode und Form der Philoſophie auch ein ſubjectives Element hat, haben darf und haben ſoll.

Nicht Zeit und Raum, ſondern die Nothwendigkeit iſt die Form der Sinnlichkeit.

Die Nothwendigkeit aber iſt überall bloß Trug und Form der Sinnlichkeit.

Ungeachtet Idealismus und Realismus in abſolutem Gegenſatz gegen einander ſtehen, ſo iſt doch ſehr leicht von dem einen Extrem zu dem andern überzuſpringen. Beide führen leicht zum Nihilismus. — Mit Spiritualismus und Materialismus iſt dieß gar nicht ſo der Fall, daß der Ueberſprung von einem in das andere Syſtem leicht wäre. — Sollte der Nihilismus nicht ein eignes beſtimmtes Syſtem bilden?

In der Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters müſſen diejenigen ſorgfältig abgeſondert werden, welche eigentlich gar nicht Philoſophen, ſondern philoſophirende Theologen waren

Die Nominaliſten waren wohl vielmehr Empiriker als Idealiſten; die Realiſten könnten vielleicht unter der Realität der abſtracten Begriffe oder Ideen eine nur nicht hinreichend entwickelte Theorie des dynamiſchen Denkens mit verſtanden haben. — Die geſammte Philoſophie des Mittelalters neigt ſich auf die Seite des Realismus; ſelbſt noch J. Böhme, inſofern er den Lucifer mit in die Gottheit hineinconſtruirt; wahrſcheinlich in Folge des Pantheismus von Erigena — des Dinanto und Amalrich zu geſchweigen. Selbſt P. Lombardus wurde des Nihilianismus beſchuldigt. Er liegt auch bei einigen Myſtikern ſehr nahe. Wir mußten nach dieſem altdeutſchen Realismus des Mittelalters erſt durch Idealismus (von Leibnitz bis Fichte) hindurch, ehe wir zum wahren Dualismus gelangen konnten.

In der ſpätern Philoſophie des Mittelalters wären drei Maſſen zu bilden: 1) die katholiſche Philoſophie — d. h. die der Kirche: Thomas, Bonaventura — Anſelmus — Bernhardus. — Das Falſche darin iſt doch das Ariſtoteliſche. — 2) Die tiefere, geheime aber dennoch chriſtliche Philoſophie, beſonders die deutſche. — 3) Die materialiſtiſche und atheiſtiſche Oppoſitions-Philoſophie; die Verſuche und Anſätze dazu, welche beſonders in Frankreich häufig waren, ſeit Abälard.

Welche Philoſophie kann wohl vor der Sündfluth — vor der bekannten Geſchichte geherrſcht haben? — Vielleicht der Idealismus, in der allerexcentriſchſten und furchtbarſten Gewalt — weil der Charakter jener alten auch am Geiſte gigantiſchen Menſchen an Kraft die unſrige noch ſo weit übertraf. — Der Siderismus iſt wahrſcheinlich erſt nach der Kataſtrophe — allgemein herrſchend geworden.

Der eigentliche Atheismus iſt der, welcher aus dem idealiſtiſchen Egoismus hervorgeht. Dieß iſt der ſtheniſche Atheismus, der jetzt ſogenannte iſt nur ein aſtheniſcher, aus Skepticismus und Materialismus zuſammengeſetzter. — Jener heroiſche Atheismus war die Denkart der antediluvianiſchen Urwelt. — Polytheismus und Siderismus entſtand erſt nach der Sündfluth, aus dem Erſtaunen über die Natur. Im Gegenſatz gegen den Polytheismus entſtand dann *Pantheismus* — nur paſſiv — wie einſt im Atheismus mit der höchſten Activkraft. — Der *Theismus* hat ſich in allen dieſen Epochen nur in ecclesia pressa befunden.

Jetzt iſt wieder der Gegenſatz zwiſchen Spiritualismus und Materialismus herrſchend oder wenigſtens beginnt er es zu werden. Die *Gottes-Philoſophie*, die *chriſtliche* Philoſophie im Gegenſatz der bloß dynamiſchen Naturphiloſophie, beruht auf dieſem Gegenſatz. Nachdem die abſolute Philoſophie ſich jetzt ganz angeſchloſſen hat an *Realismus* oder *Idealismus*, ſo muß nunmehr die Spiritual-Philoſophie ſich deſto mehr anſchließen an den wahren Dualismus. — Die *Dualität* wird die Philoſophie und überhaupt der menſchliche Geiſt nie los. Dieß zeigt ſich ſchon klar genug in den *indiſchen Syſtemen*.

Wie ſehr auch viele chriſtliche Lehrer und Philoſophen zum Realismus neigen: an und für ſich iſt die *höchſte geiſtige Activität*, nicht Ruhe und Quietismus, der Geiſt des Chriſtenthums.

Frevel iſt es, eine *göttliche Sendung* nachäffen zu wollen, wie etwa *Fichte*, der ſich auch ſo imperatoriſch aufſtellte. — Es iſt jetzt *nicht* die Zeit, daß ein *neues Evangelium noth wäre*; wohl aber, daß das *alte ganz verſtanden werde und in einem neuen Lichte erſcheine, daß überhaupt alle Geheimniſſe kund werden ſollen*.

Man mag nun aus der Möglichkeit des nothwendigen Weſens ſeine Wirklichkeit, oder mit *Fichte* aus der Nothwendigkeit des möglichen Weſens ſeine Wirklichkeit folgern; *es iſt immer nicht Gott, ſondern nur die Ichheit*, welche man auf dieſem Wege erreicht.

Mit dem Beweis von einem nothwendigen Weſen erreicht man nichts als Idealismus oder den Selbſtbeweis von der Ichheit. Wenn der Menſch nun (ohne von Gott zu wiſſen) dieſe ſeine innere Nothwendigkeit erkennt, ſo bleibt ihm der rechte

Grund derſelben, nämlich Gott ſelbſt verborgen; er wird abſoluter Idealiſt und Atheiſt, ſinkt in den Abgrund der Ichheit.

Aus der praktiſchen Anſchauung des intelligiblen Willens heraus würde die Philoſophie ganz *geſetzgebend* erſcheinen, wie eine *Verkündigung Gottes*; aber dann auch ohne alle Methode und *nicht* als Kunſtphiloſophie und Kunſtpoeſie, wodurch allein ſchon die Offenbarung der Heiden als falſche und ungöttliche ſich kund geben.

Die ſich Gott hingebende und zur Selbſterkenntniß gelangte Vernunft iſt das *Organ des Glaubens*.

Wenn wir behaupten, daß die Erkenntniß Gottes keine ſelbſt gemachte, ſondern eine uns *von Gott gegebene* ſey; ſo ſetzt dieß doch keine völlige Leidenheit von Seiten der Menſchen voraus, ſondern erfodert auch eine Gegenwirkung oder vielmehr lebendige Mitwirkung.

Der *Glaube* im chriſtlichen Sinne ſetzt Gnade und eine Erleuchtung oder *innere Offenbarung* voraus; zugleich aber auch eine *äußere* Offenbarung als Gegenſtand. Was *nothwendig*, was Gegenſtand des ſtrengen Wiſſens iſt, dazu bedarf es keiner Offenbarung. Die chriſtliche Philoſophie aber beruht nicht bloß auf dem Glauben, ſondern auch auf der *Hoffnung* (Idee der Unſterblichkeit) und der *Liebe*. — Es iſt die *Liebe* die wahre *innere* Offenbarung — die Hoffnung (Enthüllung des Geheimniſſes der Unſterblichkeit) aber iſt der weſentliche Inhalt der äußern.

Diejenige Moral, welche ſich auf den *Willen Gottes* gründet, iſt ganz zuſammenhängend und übereinſtimmend mit *der* Philoſophie, welche im höhern Sinne auf *Erfahrung*, auf *göttliche Erfahrung* ſich gründet.

Es wird allerdings auch bei chriſtlichen Myſtikern eine völlig *negative* (in ſofern ſelbſt unperſönliche) Gottheit gefunden; allein dieß iſt eben noch *der Reſt vom dialektiſchen Urweſen* — Vernunftheidenthum, — der ſelbſt den *Myſtikern*, die ſonſt der Scholaſtik ſchon entledigt ſind, noch anklebt. — Oder bezeichnet dieſe Verläugnung etwa die Stufe der Empfängniß zur Wiedergeburt — als gänzliche Zerfloſſenheit — mithin Aufheben der eignen Perſönlichkeit?

So wie die Prieſter Leiter Gottes ſind, die Sakramente aber Proceſſe dieſer Leitung und Ladung der Gotteskraft — ſo giebt es auch mehreres, was uns von Gott iſolirt (welches wegzunehmen eben jene Proceſſe zum Theil beſtimmt ſind). — Nicht die Sünde allein iſt dieß; das leichtſinnige, nichtsbedeutende Weltleben in ſeiner leichttrotzigen Nichtigkeit entfernt uns vielleicht mehr von Gott als eine Blutſchuld.

Die Verkennung des h. Geiſtes in der griechiſchen Kirche ſpricht ſich ſchon im voraus das Urtheil darüber, daß ſie keine Philoſophie haben können. Es fehlt ihnen gänzlich an einer wahren und geiſtigen Auffaſſung des Geheimniſſes der Dreieinigkeit. Innerhalb des Chriſtenthums iſt die Philoſophie nichts anders als eine dynamiſche Auffaſſung des Geheimniſſes der Dreieinigkeit. — Das weſentlichſte Element dieſer dynamiſchen Auffaſſung iſt der bei den Abendländern (ſeit Auguſtin) herrſchende Begriff: der Geiſt ſey die Liebe, mit welcher der Vater und der Sohn ſich unter einander gegenſeitig lieben. Dieſes Begriffs ermangeln die Griechen; ſonſt ließe ſich das procedit ex patre per filium ganz gut, auch dynamiſch erklären. Sobald aber hinzugefügt wird non a filio, iſt es ſchlecht gemeint und eine indirecte Herabſetzung und Verläugnung des Sohnes.

S. Augustin. lib. 6. de Trinitate cap. 5. num. 7: Spiritus Sanctus est, *quo Genitus a Generante diligitur*, *Genitoremque suum diligit.*

S. Epiphan. lib. 3. par. 1. adv. haereses 74. num. 7. ſagt auch deutlich, der Geiſt Gottes ſey der Geiſt des Vaters und des Sohnes. Nicht compositione aliqua (wie Seele und Leib bei uns) coniungitur, sed inter Patrem et Filium medius *ex Patre Filioque* procedens.

Die wahre Feuertaufe für das geſammte Menſchengeſchlecht beginnt mit dem Weltgericht und der letzten Zeit. So bezieht ſich alſo die Taufe auf den Anfang und das Ende der

Menſchengeſchichte, wie das Sacrament des Altars auf das Geheimniß der Geiſterwelt.

1814.

Was jetzt für das Zeitalter Noth thut, iſt nicht Realismus oder Vermittlung — ſondern ein neuer, beſſerer, chriſtlicher Idealismus.

Die Einſicht in das Nichts der Sinnenwelt — in die Nichtigkeit der äußern Erſcheinung iſt der Gewinn, den wir vom Realismus und Idealismus ziehen. — Beide ſcheinen darin übereinzukommen. Aber der Ausweg zwiſchen der paſſiven Hingebung (Quinitismus) des Realismus und der atheiſtiſchen Vermeſſenheit des andern iſt auf dem Wege der bloßen Vernunft gar nicht zu finden.

Den Gegenſatz von Idealismus und Realismus hat Jacobi zu ſeiner Zeit wohl nicht gut aufgegriffen, vielleicht auch den unauflöslichen Widerſtreit zwiſchen beiden Syſtemen. Unauflöslich nemlich auf dem Gebiete der Vernunft. Wo liegt die Löſung? Jedes katholiſche Kind weiß ſie. Die Idee der reinſten Menſchen-Seele als Mutter und Pflegerin Gottes enthält dieſe Auflöſung. — Nach dieſer Idee iſt die menſchliche Seele herrlicher und ſchöner, als ſelbſt der kühnſte und idealiſtiſche Atheismus wähnt, und doch wird hier der Menſch auf das demüthigſte der Gottheit untergeordnet; es iſt dieſe Demuth aber nicht mit quietiſtiſcher Hingebung verbunden, ſondern in göttlicher Thätigkeit wirkend dargeſtellt. Es iſt dieß eine der herrlichſten Beſtätigungen des Glaubens, daß dieſes kindliche Geheimniß der göttlichen Liebe für das tiefſte und verborgenſte Räthſel der Wiſſenſchaft die leichte Auflöſung enthält und zugleich jeder nach Reinheit ſtrebenden Seele annahbar iſt.

Wunderbar groß und unermeßlich iſt die urſprüngliche Herrlichkeit des Menſchen — er iſt in vielen Hinſichten höher als die Geiſter. Das höchſte Geheimniß iſt die innige Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott. — Die Natur ſteht von Gott (dem Vater) viel weiter ab, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden. Desgleichen die Geiſter vom Geiſte Gottes. — Der Menſch kann ein Kind, ja ein Sohn Gottes werden. Wie ein Sohn in des Vaters Hauſe wird er im Himmel eine höhere Stelle einnehmen als ſelbſt die Geiſter. Dieß iſt das große Geheimniß, daß die Seele in ihrer urſprünglichen Reinheit und Herrlichkeit zugleich die Sophia, die Mutter Gottes und die Kirche iſt.

Die Lehre vom Geiſte und von der Seele iſt das eigentliche Evangelium des Geiſtes, welches jetzt beginnen ſoll. Die in Frankreich wild gewordene Vernunft, die in Deutſchland wiedererweckte Einbildungskraft ſind nur einzelne Vorboten dieſer großen Weltentwicklung und herannahenden Gottes-Erſcheinung. — Drei große Geheimniſſe giebt es: der Zorn des Vaters, der Tod des Sohnes, und die Hochzeit des Geiſtes. Von Einzelnen in der Theologia mystica war auch dieſes letztere Geheimniß ſchon lange erkannt; (wie die Zukunft des Sohnes im alten Bunde erkannt und geahnt ward; ſo das Geheimniß des Geiſtes — auch ſchon vor Jahrhunderten in der neuern Zeit; nicht aber wie die Proteſtanten uns glauben machen wollen, vorzüglich nur bei den Irrlehrern, ſondern vielmehr am meiſten und beſten bei den katholiſchen Heiligen).

Aber nicht durch Einen (Sectenſtifter) auch nicht im Gegenſatz mit der Kirche; ſondern durch Mehrere, durch alle Erleuchtete von mehreren Seiten her und wenn auch zum Theil außerhalb der Kirche entſtehend oder aufgehend, doch nie im Streit mit ihr, vielmehr endlich in ihr ſich vollendend und in ihren Mittelpunkt zuſammengehend.

Wenn man gegen das Chriſtenthum einen Einwurf daraus ziehen wollte, daß die Idee von Chriſto manchen ältern Myſterien nicht ganz fremd iſt, ſo iſt darauf zu antworten: hat ja doch die Kirche die der Eva gegebene Weiſſagung jederzeit auf Chriſtum gedeutet und von ihm verſtanden. Wenn alſo *Er* gleich nach dem Fall verheißen ward, ſo iſt ja ganz natürlich, daß bei allen alten Völkern (nicht bloß bei dem auserwählten) die Kunde von dieſer Weiſſagung und der Begriff von dem *verheißenen Retter und Gott-Menſchen* ſich vorfindet.

Die Erſchaffung der Welt darf auf keine Weiſe als *nothwendig* betrachtet werden; ſonſt *iſt Gott mit der Welt*, wenn dieſe nothwendig mit ihm verknüpft iſt, auch weſentlich Eins und *von ihr nicht unterſchieden.*

War dem paradieſiſchen Menſchen *vor* dem Fall verboten, vom Baume des Lebens zu eſſen? — Mit nichten, es heißt: er dürfe von allen Früchten eſſen, außer vom Baume der Erkenntniß. — Er ſollte durch ſein Leben und ſeine Seligkeit der Befreier und Herr der Natur werden. — Da lockte es ihn, ſeine Naturgewalt anzuwenden, um in ihre innere Tiefe zu ſchauen, wo er dann jene verborgenen Schrecken erblickte, denen er eben dadurch nicht mehr obzuſiegen im Stande war.

Eva iſt in dieſem Sinne die in die materielle Welt und Natur eingegangne und in *productive Phantaſie* befangene Seele als *Mutter aller Lebendigen.*

Der für die ſinnliche Anſicht ſo ſchreckliche Kampf des Todes iſt ohne Zweifel für den gegenwärtigen Zuſtand des Menſchen eine der höchſten Wohlthaten. Was oft in dem ganz oberflächlich dahin gleitenden Leben nicht zu Stande kommt (das Werk der innern Wiedergeburt), das wird noch in der Todesſtunde (gleichſam der letzte angeſtrengteſte Verſuch Gottes, die Seele des Menſchen zu retten) ſchnell gereift und zu Tage gefördert (allgemein anerkannte Erhöhung und ſchnelle Zeitigung der geiſtigen Kraft in der Todesſtunde).

Die Euchariſtie iſt der Vorgeſchmack des Himmels; dort werden wir das Brod der göttlichen Erkenntniß als tägliche Nahrung im Ueberfluß genießen, und den Wein göttlicher Begeiſterung und Sendung (den Kelch des Leidens) oder die höhere Weihe. — Im Himmel aber *wird man nicht freien und ſich freien laſſen.* Dieß iſt nun eins der größten Geheimniſſe und Grundlehren des Chriſtenthums. Wir werden im Himmel Gott ſchauen und innig genießen wie Brod und Wein (Seele und Geiſt).

Die Seligkeit des Menſchen iſt keine andere und kann keine andere ſeyn, als was auch ſeine anfängliche Beſtimmung war; der Geiſt des Menſchen ſollte ſeyn ein Befreier, Erretter und dann Beherrſcher und König der Natur; die Seele des Menſchen aber ein Behältniß der Gottheit, in der dieſe ſich offenbart, und welche alle Wunder der Gottheit umfaßt. Dieſes giebt einen Begriff von der Seligkeit, der in der That wohl poetiſch iſt, ja alle Poeſie, die nicht chriſtlichen Urſprungs iſt, weit überflügelt und verdunkelt. (In dieſer Hinſicht könnte man den Vorwurf, daß der Katholicismus ein poetiſcher Glaube ſey, wohl annehmen, durch den höhern Sinn den Einwurf ſelbſt beſiegend). Es iſt begreiflich, daß die Märtyrer, bei dem Glauben an eine ſolche Seligkeit, das Leben und alle irdiſchen Qualen für nichts achteten; ſo wie freilich ihre Aufopferung auch einen ſolchen lebendigen Glauben an eine überſchwengliche Herrlichkeit vorausſetzt. — Dieſe urſprüngliche Beſtimmung des Menſchen, ein König der Natur, ein Garten und Behältniß Gottes zu ſeyn, enthält eine ſolche Quelle, eine ſolche Tiefe und Fülle der chriſtlichen Symbolik, welche an Fülle und Tiefe alle heidniſche Mythologie weit übertrifft, ſobald ſie nur anerkannt wird; und die ich ſonſt als neue Mythologie für die neue Zeit ſuchte.

So wenig man einen richtigen Begriff hat von der Seligkeit, eben ſo irrige Begriffe macht man ſich auch von der Verdamniß, indem man ſie ſich bloß als körperliche Qual denkt; die könnte aber nicht ewig ſeyn. Es wird vielmehr eine geiſtige Pein ſeyn, beherrſcht zu werden und rettungslos in der Gewalt des boshafteſten Tyrannen zu ſeyn, der uns verſpottet und ſich freut uns zu quälen, den wir dann aufs äußerſte verabſcheuen und haſſen werden, aber uns doch werden eingeſtehen müſſen, daß wir durch eigene Schuld in ſeiner Gewalt ſind und ſelbſt uns dahin gegeben haben. Das Feuer der Reinigung könnte eher von einer körperlichen Qual verſtanden werden — indem doch die Reinigung nicht anders vollbracht werden kann, als durch Vernichtung der ſchadhaften Theile, oder ein Durchgang durch Schmerzen. Das Feuer der Reinigung iſt wohl nichts anders als die gränzenloſeſte und alles verzehrende Sehnſucht nach Gott zugleich mit dem Gefühl, daß wir ſeiner noch nicht würdig ſind. Die Reue wird dann, ſtatt wie hier ein erquickendes Thränenbad zu ſeyn, *wie eine verzehrende Flamme* die Seele erfaſſen und durchwühlen.

Nicht gegen einen menſchlichen Gegner (eine beſtimmte Secte, ein beſtimmtes Syſtem von Irrlehre) hat jetzt die Kirche zu kämpfen; ſondern eine ungleich gefährlichere, *unendlich wandelbare* Geſtalt hat der *unſichtbare* Gegner jetzt angenommen; indem uns ſtatt der leicht zu bekämpfenden einzelnen Secten jetzt die *Freimaurerei* als eine *unſichtbare* **After-Kirche**, unzählige und immer neue Secten erzeugend, entgegentritt.

Jetzt haben die katholiſche Kirche und die proteſtantiſche Gemeinde, wenn man ſo ſagen darf, *ihre Pole verwechſelt*; den Proteſtanten bleibt nichts übrig, als zu ſagen, daß ſie die alte primitive Kirche wiederherſtellen wollen; dagegen muß die katholiſche Kirche jetzt nicht ſowohl darauf ausgehen, ſich ſtreng an den Buchſtaben der alten Ueberlieferung zu halten, als vielmehr die Kirche und das Chriſtenthum geiſtig zu vollenden. Das ewige *Evangelium des Geiſtes* muß und kann nur *in* der katholiſchen Kirche ſich offenbaren und das falſche Evangelium des Irrgeiſtes zu nichte machen.

Zwei große Vorurtheile ſtehen jetzt der guten Sache entgegen: 1) *Die Einbildung, daß der katholiſche Glaube veraltet ſey*; 2) *der katholiſche und der proteſtantiſche Glaube ſeyen zwei nothwendige Formen* (reelle oder ideelle) *des Chriſtenthums*, von den beide ihren Werth und ihre Vorzüge hätten. Jeder einzelne müſſe bei der Form bleiben, wo ihn die Vorſehung durch die Geburt hingeſtellt.

Es giebt jetzt in Deutſchland eine Art von Chriſtenthum, die man wohl am beſten den Christianismus vagus, das *formloſe, innere Chriſtenthum* nennen könnte.

Der Gegenſatz von Einheit und Freiheit iſt, um das Weſen des Proteſtantismus und der katholiſchen Lehre zu bezeichnen, nicht chriſtlich genug aufgefaßt. Wenn man bei der Auffaſſung dieſes Gegenſatzes in das Innere des Chriſtenthums hineingeht, ſo iſt der Begriff der Wiedergeburt die Grundvorſtellung des Proteſtantismus; der Begriff der Gnade hingegen die Grundidee der katholiſchen Kirche. Die Gemeinſchaft der Heiligen — die Mittheilung und Gemeinſchaft der Gnade iſt das weſentlich Unterſcheidende der katholiſchen Lehre. Der Begriff von der Wiedergeburt, einſeitig und eigennützig aufgefaßt, kann nur allzuleicht zum geiſtlichen Egoismus führen, ſeine Seligkeit und ſein Heil für ſich allein ſuchen zu wollen. Der Proteſtantismus iſt das Privatchriſtenthum, der Katholicismus das öffentliche und gemeinſchaftliche Chriſtenthum; aber auf der andern Seite kann die Idee von der Gnade auch dahin führen, ſich auf den unendlichen Reichthum von Gnadenmitteln, den uns die Kirche darbietet, zu verlaſſen, und darüber das ernſte Werk der Wiedergeburt zu verſäumen. An und für ſich liegt aber dieſes nicht in der Lehre der Kirche.

In den chriſtlichen Hauptfeſten iſt der Stufengang der innern Wiedergeburt herrlich bezeichnet.

Die Doketen mögen in ihrem Irrthum inſoferne noch die Wahrheit berühren, daß nämlich der Leib Chriſti allerdings auch ein wunderbarer Leib und nicht ſo wie der ſündige Menſch war; zwar ein verum corpus, aber ein ganz andres Verhältniß des *σῶμα πνευμάτικον* und des *σῶμα ψύχικον*. Dieſes Verhältniß iſt durch die Sünde zerrüttet und zerſtört. Bei Chriſto aber war es, weil er ohne Sünde geboren, in dem urſprünglichen Zuſtande; ſein Leib war ein reiner, paradieſiſcher.

Dieſes ganz andre Verhältniß des Lichtleibes zu dem ſideriſchen und körperlichen wirft vielleicht noch ein ganz neues Licht auf die Euchariſtie und Transſubſtantion und macht dieſelbe in gewiſſem Sinne begreiflicher.

Zwei eigenthümliche Sünden giebt es nach der Lehre des Chriſtenthums: 1) Häreſie, oder Verkehrtheit des Geiſtes, die immer aus eigenliebiger Willkür entſpringt; 2) Unreinheit, oder Scheidung der Seele von Gott (die Gottes Behältniß und Gefäß ſeyn ſoll).

1815.

Das Merkwürdige in der neudeutſchen Philoſophie iſt, daß die einzelnen Individuen den ganzen Cyklus der Syſteme in aufſteigender Linie durchlaufen haben. — Wenigſtens gilt dieß von Novalis, von mir — Schelling und allen Beſſern. Fichte iſt im halben Idealiſmus ſtehen geblieben.

Diejenige Abart der falſchen Philoſophie, die wir jetzt am meiſten zu fürchten haben, iſt nicht der Materialiſmus und die Naturphiloſophie, ſondern das zerſtörende Feuer der Vernunftwuth, der eigentliche Atheiſmus. — Es iſt vielmehr deutlich, daß die höhere Naturphiloſophie ſich von Stufe zu Stufe dem Chriſtenthum nähert (wie in Schelling) und es auch in wiſſenſchaftlich klarer Geſtalt wieder ans Licht bringt. — Der rohe Materialiſmus der Franzoſen war ein bloßes Zurückſinken in die Irrthümer des Alterthums, und nur negativ ſchädlich, indem er die entzündete ſophiſtiſche Vernunft mit von allen Feſſeln befreien half. Der philoſophiſche Irrthum des Alterthums iſt der Naturaliſmus oder die Naturvergötterung.

Die Vernunft für ſich allein iſt gar kein primitives, ſondern ein ganz abgeleitetes Vermögen, aus der Zerſetzung (der Seele in Vernunft- und Einbildungskraft), ihrer Zerrüttung (durch den Sündenfall erſt nach und mit dieſem entſtanden); ſie geht alſo aus der Zerſtückelung der urſprünglichen Menſchenkraft hervor. Das wahre Object dieſes für ſich allein nichtigen und unfruchtbaren Vermögens iſt die Nichtigkeit, das Nichts, das Nirvana der Indier.

So wie Verſtand und Willen im Geiſte Eins ſind, ſo iſt auch die Seele (Liebe) das Einfache, wovon Vernunft und Einbildungskraft nur die *disiecti* membra poetae ſind. — Urſprünglich iſt der Menſch nur Geiſt in der ihm beigeordneten Seele.

Das Gewiſſen iſt ein inneres Gehör; das geiſtige Gefühl ein inneres Sehen und Empfinden und Ahnen. Unter dem ſinnlichen Wahrnehmungsvermögen aber hat das Gewiſſen am meiſten Beziehung auf das Gefühl, beſonders auf das der Schmerzen. Dieſe wecken offenbar das Gewiſſen; dieß offenbart ſich in Leiden, Krankheiten, Körperſtrafen der Kinder ꝛc. Selbſt die Tortur iſt eine, jedoch verkehrte, Anwendung des an ſich richtigen Satzes. Auf der andern Seite wird das geiſtige Gefühl durch nichts ſo ſehr erregt als durch Muſik, alſo durch höhere Affectionen des ſinnlichen Gehörs. — Das Auge iſt diejenige Sinnesſphäre, wo der innere und der äußere Sinn am meiſten in einander hinüberſpielen; das innere Schauen iſt immer noch bildlich, und unter allen äußern Sinnen iſt der des Geſichts der geiſtigſte. Verſtehen heißt den Geiſt in den Dingen wahrnehmen; Verſtand iſt der Sinn für Geiſt und Geiſter.

Das Gewiſſen, in dem wir den Richter (die Stimme des Richters) hören, ohne ihn zu begreifen oder zu erkennen, giebt uns nur eine dunkle Empfindung von Gott, und das Gefühl der Sehnſucht nur eine unbeſtimmte entfernte Ahnung von Gott, beide kein klares Erkennen. Dieſes wird nur dem erleuchteten Verſtande zu Theil, der aber ein reines Herz vorausſetzt. Hier tritt alſo der ſonderbare Fall ein, daß erſt durch das Sehen das Auge entſteht — und durch das Licht von außen *) der innere Sinn erregt wird. — Von dieſer Seite läßt es ſich ebenfalls zeigen, wie wir Gott nicht durch eigene Kraft, ſondern nur durch die Offenbarung, Erleuchtung und Gnade zu erkennen vermögen.

---

*) Die Offenbarung im Sohn.

M.

Der Glaube (an die Vorſehung) iſt wie das Princip aller Geſchichte, ſo auch das der Moral, mithin aller Lebensphiloſophie. Höchſtes Sittengeſetz iſt der Wille Gottes; jeder ſoll ſich von Gott führen und leiten laſſen, und wenn man dieß nur recht will und ſich ſeiner Führung überläßt, ſo erhält auch jeder die für ihn nöthige (praktiſche — nicht wiſſenſchaftlich theoretiſche) Erleuchtung — oder beſondere Specialführung. In ſo weit iſt der Satz von der Privat-Erleuchtung richtig. Es endigt alſo die Philoſophie mit dem (lebendigen) Glauben, und beginnt mit der Offenbarung des Verderbens und des Böſen.

Die Erkenntniß des Böſen nach ſeinem ganzen Umfange und in ſeiner ganzen Tiefe iſt die erſte Stufe der (beſonders auch dem jetzigen Zeitalter) obliegenden Erkenntniß, und muß alſo auch nebſt der Lehre von der Vernunft, vom Glauben und Offenbarung den Inhalt des erſten Theils im philoſophiſchen Syſteme bilden.

Der Beweis vom Daſeyn des böſen Geiſtes iſt das eigentliche Fundament der Philoſophie; eines Beweiſes für das Daſeyn Gottes bedarf es gar nicht.

Noch eine andere Frage, die nun in Beziehung auf das Weltgericht ſelbſt hiſtoriſch wichtig wird, iſt die von dem Orte der Hölle und den Verdammten, ſo wie von dem Fürſten der Finſterniß. Allerdings kann nur in dieſer ſein Wohnort ſeyn, wie ſein Wirken; nur muß man die Finſterniß nicht bloß materiell, ſondern philoſophiſch verſtehen. Nichts iſt finſtrer als eine von Gott abgewandte und ihm verſchloſſene Seele.

Das Grundverderben, mithin die eigentliche Erbſünde, iſt die Lüge; darum heißt auch der Verführer der Lügner von Anfang. Die Sinnlichkeit iſt nur ein ſekundäres Verderben; erſt nachdem der Menſch die Wahrheit verloren hat, ſucht ſein unerſättliches Herz Befriedigung in der Schein- und Sinnenwelt. Was iſt anſteckender: Lüge oder Sinnlichkeit? — Doch wohl das letzte; aber die Lüge iſt eingewurzelter und angeborner. — Die Sittenlehre iſt unter den Katholiſchen hie und da zu ausſchließend auf Ertödtung der Sinnlichkeit gerichtet geweſen, und es darf nicht überſehen werden, daß im ernſtlich gemeinten Proteſtantismus ein Keim zu einer großen Tendenz auf die ſtrengſte chriſtliche Wahrhaftigkeit, als höchſte Chriſtentugend und Vertilgung aller Lüge niedergelegt ſey.

Sieht man auf den **Urſprung**, ſo würde freilich der Menſch der Lüge erſt offen und zugänglich, nachdem ſeine Phantaſie in die Sinnenwelt eingefangen war.

Das Heidenthum iſt der verwilderte und entartete Siderismus der Vorwelt oder die verderbte Religion der Patriarchen; die Mahomedaner ſind verkehrte und zu ſpät gekommene, auf eine falſche Weiſe univerſell und univerſalhiſtoriſch gewordene Juden. — Wird es nun etwa auch im letzten Zeitalter auf ähnliche Art ein falſches Nachbleibſel des (ausgearteten, entſtalteten, erſtorbenen) Chriſtenthums geben? — Oder wird gleich mit der erſten Auferſtehung Eine Heerde ſeyn und ein Hirt?

Aus demſelben Grunde und in demſelben Sinne, warum auch die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte ſo kurz und einfach iſt und nur auf die ſechs Tagewerke ſich beſchränkend, ohne alle die Poeſie und **Phyſik**, in welche andere, heidniſche Kosmogonieen ſich ausbreiten; eben darum ſind auch die Evangelien mit auf das Weſentliche des Erlöſungswerkes gerichtet, mit Weglaſſung aller ſonſtigen bloß biographiſchen Ausführlichkeit — Wie Moſes Schöpfungsgeſchichte keine Kosmogonie — ſo ſind auch die Evangelien keine Biographie und ſollen keine ſeyn.

So wie der Sohn, um das Werk der Erlöſung zu vollenden, einen irdiſchen Leib annehmen mußte, indem „das Wort Fleiſch ward“ — ſo iſt auch in der Schöpfung das ewige Weſen zeitlich und eben dadurch die Schöpfung erſt möglich geworden. Ohne dieſe göttliche Herablaſſung und Selbſtbeſchränkung würde die unendliche Schöpfung ſogleich in einem Moment abgelaufen ſeyn, im Grunde alſo keine Freiheit des Einzelnen und keine wahre Schöpfung Statt finden. Dieſe liebevolle Contraction Gottes, da er ſich ſelbſt (den eigenen Athem) anhält, um ſeinen Geſchöpfen Raum zu laſſen, iſt wieder eben jenem Princip in dem göttlichen Weſen vorzugsweiſe zuzuſchreiben, welches auch Fleiſch geworden, dem Worte, Sohne oder der göttlichen Intelligenz (dem göttlichen Verſtande). Nur hüte man ſich, jene Contraction etwa durch die vorhergegangne, oder ſchon früher geſetzte Expanſion Gottes (den erſten Act des Schaffens) ſchon bedingt und nothwendig mitgegeben zu halten; ſonſt geräth man wieder in die Irrthümer eines Fatums und der Identität. — Vielmehr iſt dieſe Selbſtbeſchränkung Gottes, durch die allein die Welt wirklich wird und bleibt, in ihrem Anfang weſentlich als ein Act der Willkür zu betrachten „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde.“ — Nicht von Ewigkeit, ſondern von Anfang, alſo daß die geſammte Zeitlichkeit einen beſtimmten „poſitiven zeitlichen“ Anfang hatte. — Wenn der erſte Act des Schaffens, des aus ſich Herausgehens und ſich Offenbarens, oder die Expanſion der Allmacht nun als Gott weſentlich und nothwendig erſcheint, ſo iſt dagegen die Selbſtbeſchränkung Gottes durchaus als ein freier und willkürlicher Act zu denken; ja es iſt eben dieſe Selbſtbeſchränkung (oder Barmherzigkeit), in welcher ſich die Freiheit des göttlichen Weſens eigentlich kund giebt, wie die Allmacht in dem erſten Schaffen.

Paulus ſtellt uns die apoſtoliſche Kraft und Wirkſamkeit in der höchſten Energie, wie Johannes in der beſonnenſten Tiefe dar. So ergänzen ſich beide; und es giebt eine ganz andere Harmonie der Evangelien (und Apoſtel), als die, welche man gewöhnlich ſucht und nicht finden kann.

Der Anfangspunkt des neuen Lebens iſt Petrus. Warum reichte ihm, ohngeachtet ſeines Zagens auf dem Waſſer, der Erlöſer die Hand, und ließ ihn nicht ſinken? Seines feurigen Eifers wegen, der zuerſt in die Worte ausbrach: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes;“ und dadurch den Grundſtein legte zu der neuen Welt der Verherrlichung; und ſeiner treuen Liebe wegen, die ihn auch nach der Verläugnung mit bitterer Reue erfüllte. Um dieſer Liebe willen war er auch an Wunderkraft der Erſte vor allen andern begabt; um dieſer Liebe willen ſagte der von der Erde ſcheidende Heiland zu ihm die Worte: „Weide du meine Schafe;“ und ſetzte ihn ein zu ſeinem Nachfolger; und jenes: „Ich habe gebetet für dich, daß dein Glaube nicht abnehme.“ Verheißende Worte, von denen die ganze nachfolgende Weltgeſchichte die glorreiche Beſtätigung und Erfüllung enthält.

Die alte Theorie von drei Weltaltern und Epochen der Menſchheit nach dem Vater, dem Sohne und dem Geiſte iſt grundfalſch; es iſt immer und ewig nur der Sohn, der ſich der Menſchheit und in ihr offenbart. Alle großen Epochen der Religion ſtellen den Heiland (das Wort, den Sohn) in Ewigkeit mit dem Vater und dem Geiſte, nur in einer beſtimmten, göttlich angehaltenen und beſchränkten Form dar.

Die neue chriſtliche Zeit erfoderte auch eine ganz eigenthümliche und neue Lehrart; daher die Parabeln allerdings eine eigene Stufe in dem ganzen Erlöſungswerke ſind. Sie ſind das vollkommenſte Urbild der wahren Popularität, und dieſer ſymboliſche Geiſt des Evangeliums iſt als das Princip alles Eigenthümlichen in der neuen chriſtlichen Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie auch des neuen chriſtlichen Lebens zu betrachten. Das ſymboliſche Leben iſt als der Anfang der Wiederherſtellung des urſprünglichen (paradieſiſchen) Menſchenlebens zu betrachten; da der Menſch urſprünglich ganz eigentlich beſtimmt war, durch ein ſymboliſches Leben die Herrlichkeit Gottes zu offenbaren.

Dieß iſt die eigentliche und wahre Erklärung der Myſtik: einer Wiſſenſchaft, in der das Vermögen und Organ der Erkenntniß erſt mit dieſer ſelbſt entſteht, und dieſes Organ allererſt durch die Weihe mitgetheilt wird; nicht eine bloße Unbegreiflichkeit bezeichnend, die ſich in weitem Verſtande auf alles ausdehnen läßt, ſondern ein Geheimniß, was ewig Geheimniß bleiben muß, dem aber die Seele ſich nähert, das ſich aber auch gar nicht anders mittheilen läßt, als auf dieſelbe Weiſe, wie es empfangen wurde.

Heißt Beten nicht in dem wahren, dem reinſten und höchſten Sinne energiſch denken? Sollte es nicht möglich ſeyn, unſer geiſtiges Wollen und inneres Denken eben ſo innerlich und geiſtig zu bekräftigen, wie man durch Magnetiſmus die Nerven ſtärken kann? — Philoſophiren heißt dynamiſch denken — jenes energiſche Denken iſt aber offenbar etwas viel höheres und wird ohne Zweifel erfodert, um das dynamiſche Denken oder die Philoſophie vor der Verirrung zu bewahren und auf ihr rechtes Ziel zu lenken und zu leiten.

Bei der Meſſe, als Religions-Act des Gläubigen, iſt die Hauptſache die Aufopferung in Gedanken (des ganzen Weſens) — die Anbetung des Sacraments — die Fürbitte — und die Theilnahme in Gedanken an der Communion des Prieſters. — Das Ganze läßt ſich auch eintheilen nach Glauben (bis zum Credo). Hoffnung und Liebe beginnt mit der Fürbitte und dem Sanctus; Vollendung iſt die Theilnahme an der Communion.

1816.

Es iſt nicht genug, daß die wahre Philoſophie chriſtlich ſey, ſie muß auch katholiſch ſeyn, und das iſt ſie nur durch Erklärung der Seele Gottes. (S. d. Nachſchrift.)

Soll es eine chriſtliche Philoſophie überhaupt geben, ſo muß es auch eine eigne chriſtliche Logik geben. — Die chriſtliche Denkform und Logik oder Methodenlehre wäre die, welche auf die Wiedergeburt des Bewußtſeyns gienge, und alſo das poſitive, lebendig organiſche Bewußtſeyn in das zerſplitterte, abſtracte Bewußtſeyn nicht bloß hineinconſtruirte, ſondern organiſch darin hervorbrächte, anpflanzte und erzeugte.

Jacobi war auf einen Spiritualiſten angelegt, iſt aber durch Charakterſchwäche in Realismus verſunken; Kant konnte in ſeinem Herzen die materiellen Vorurtheile und Aberglauben an den Materialiſmus des Zeitalters nie los werden; Fichte ſuchte zwar Realiſmus und Materialiſmus zu vernichten, kam aber doch nicht zum Spiritualiſmus; hielt aber hartnäckig und unabänderlich am Idealiſmus feſt; Schelling ging vom Realiſmus aus, ſuchte den Idealiſmus auf mehreren Wegen, und nähert ſich nun durch Mythologie *) dem Spiritualiſmus. So ſtehen die vier Haupt-Sectenſtifter der neuern deutſchen Philoſophie in mannichfacher Beziehung gegen einander.

Dieſe vier vornehmſten Scholaſtiker — Kant, Fichte, Jacobi, Schelling — ſind zugleich die vier größten Denker, die noch im abſtracten, zerſplitterten Bewußtſeyn befangen ſind.

Die geſunde Vernunft iſt die gehorſame, welche ſich ganz an das geoffenbarte Wort anſchließt.

In der Ergreifung des Glaubens, in dem Act der Auffaſſung (der Form) des Glaubens iſt jederzeit eine plötzliche Erleuchtung des Verſtandes (von oben) weſentlich mitwirkend oder veranlaſſend; dann aber auch ein ſelbſtthätiges Ergreifen des Glaubens durch den eignen Willen, ja ſelbſt ein Einfluß der Willkür auf den Glauben und Spielen der Willkür mit ihm bemerklich und mit zur Erzeugung des Glaubens nothwendig.

Das, was eigentlich dem Zeitalter Noth thut, und woran es überall gebricht, iſt der Glaube an die Gottheit Chriſti. Dieſer fehlt ſichtbar überall, und ohne dieſen kann auch die bloße äußere Kirchenwiederherſtellung oder bloß philoſophiſche Myſtik nichts helfen. — Der eigentlich wahre und größte Beweis für die Gottheit Chriſti iſt der welthiſtoriſche; nämlich nach jener Conſtruction der wechſelnden Vorherrſchaft der zerſtückten Kräfte des menſchlichen Geiſtes in den großen Perioden der Weltgeſchichte. — In der Mitte je-

---

*) Es waren damals ſchon die Unterſuchungen über die Gottheiten von Samothrake erſchienen. W.

ner wechſelnden Zerrüttungen mußte das Wort ſelbſt eintreten und Fleiſch werden, ſonſt wäre der Menſch auseinandergefallen.

„Und wär er nicht erſtanden,
So wär die Welt vergangen.“

Die Streitigkeiten in den erſten Zeitaltern der Kirche über die Gottheit, die Perſon und die Naturen Chriſti zeigen grade, ſtatt daß wir ſie als leere Spitzfindigkeiten verachten, daß man vielmehr zu jener Zeit das große Geheimniß von der Gottheit Chriſti ſehr richtig gefaßt hatte, und grade von dieſer Seite muß der Gegenſtand auch gefaßt werden. Eine menſchliche Seele hatte Chriſtus, ſonſt wäre er nicht wahrhaft Menſch geworden. — Ohne die genaueſte Beſtimmtheit des wichtigen Begriffs von der Perſon Chriſti iſt der Glaube an ſeine Gottheit auch ſogleich gefährdet und verletzt.

Die Monotheliten werden ſchon durch das: nicht „mein“ Wille, ſondern „Dein“ Wille ꝛc. hinreichend widerlegt. Die Centralkraft des Gemüths (der Geiſt in der Seele), das Licht des Glaubens war alſo der eigentliche Sitz der Gottheit in der menſchlichen Seele Chriſti.

Aus der Platoniſchen Idee des Logos läßt ſich höchſtens folgern — daß daſſelbe einmal Menſch werden könne; aber nicht, daß und wann es geſchehen iſt.

Die Lehre der Arrianer, daß Chriſtus das erſte aller Geſchöpfe ſey, ſtimmt noch ſehr mit der Lehre der Kabbala vom Adam Kadmon; iſt alſo immer noch eine Abart von Gnoſis. — Ungleich philoſophiſcher wenigſtens iſt dieſe Irrlehre als die Anſicht, der Heiland ſey nichts als ein jüdiſcher Sokrates. —

Der erſchlagene Meiſter Hieram (*hic est Jesus resurgens a mortuis*) iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach der in den alten Myſterien bekannte und verehrte ſterbende Todesgott des neuen Lebens — Dionyſus oder Oſiris. Es iſt Chriſtus als Idee vor und außer dem Chriſtenthum.

Worauf es jezt am meiſten ankömmt, zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der katholiſchen Religion, das iſt: zu zeigen, daß ſie auch die vollendete und nach der Wiedervereinigung aller Secten triumphirende Kirche ſey, dieſe alſo in der Wiedervereinigung den Sieg davon tragen wird. Dieſes beruht auf folgenden Punkten: 1) Beibehaltung und Fortdauer der Sacramente in der triumphirenden Kirche. 2) Fortdauer eines abgeſonderten Prieſterthums und Prieſterſtandes; gegen den Irrthum, daß alsdann alle Chriſten auch in dieſer Hinſicht gleich und auch die Laien wie die Prieſter und ſelbſt Prieſter ſeyn würden. 3) Fortdauer des Mittelpunktes der Einheit; wenn auch nicht mehr zur Aufrechthaltung des reinen Glaubens nöthig, der fortan ſiegreich und nicht mehr getrübt wird; wenn auch nicht als ſchützende Macht und Bollwerk gegen die Uſurpationen des Staats, der dann in der jetzigen Geſtalt gar nicht mehr vorhanden ſeyn kann und wird: ſo doch als oberſte ſchiedsrichterliche und die Concilien leitende Gewalt — als Mittelpunkt der Verherrlichung.

Die Idee des Opfers enthält den Begriff der geſunden Religion. Nachdem das Sühnopfer vollendet war, blieb nur das Dankopfer Euchariſtie, zugleich Erinnerung des für alle Ewigkeit vollendeten Sühnopfers. — (Die Beichte iſt ein wahres Opfer der Eigenheit, Selbſtheit, Ichheit). In dem Chriſtenthum und Evangelium liegt offenbar die Lehre, daß das ganze Leben des Menſchen ein fortdauerndes Opfer ſeyn ſoll, daß er Gott — Alles (Eigenthum, Begierden, Gedanken ꝛc.) opfern ſoll. — Opfer iſt mithin die Beſtimmung des Menſchen; der alles zur Ehre Gottes thun ſoll, was er thut.

Auch auf die wahren Grundſätze über das Faſten kann dieſer Begriff des Opfers großen Einfluß haben.

Das Unerklärliche des körperlichen Schmerzes, das dem Anſcheine nach nicht zu Rechtfertigende deſſelben liegt darin, daß wir den eigentlichen und wahren Naturzweck deſſelben nicht verſtehen. — Der Schmerz löſt den geiſtigen Lichtkörper von dem aſtraliſchen, phyſiſchen los; eben darum entwickeln ſich aus der Tiefe des höchſten Schmerzes neue Kräfte, die zwar noch körperlich ſind; aber doch Kräfte einer höhern Ordnung. Die ſinnliche Freude hingegen bindet den Lichtkörper feſter an den ſideriſchen; und inſofern iſt ſie ein Uebel, weil ſie die höheren Kräfte abſtumpft, verdeckt, verhüllt und hemmt. — Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die chriſtliche Lehre von der Abtödtung zu begreifen; es iſt Befreiung des geiſtigen verklärten Weſens von der Materie und ihren Banden. Doch iſt eben darin die chriſtliche Lehre von der indiſchen verſchieden, daß ſie auch dieſe Abtödtung dem Geſetz des göttlichen Willens unterwirft, und auch den ſinnlichen Leib nicht willkürlich zerſtört.

— Findet nicht eine wahre, immer gegenwärtige Offenbarung Gottes auch in jeder Euchariſtie, mithin auch außer der Schrift in der Kirche Statt? — Allerdings wohl. — In der Euchariſtie iſt das *verbum mirificum* lebendig wirkſam und wahrhaft ſelbſt gegenwärtig. — Die Lehre von der Gottheit Chriſti und von der wahren wirklichen Gegenwart Chriſti in der Euchariſtie hängen genau und unzertrennlich zuſammen.

Nach der Anſicht, daß mit der Erſcheinung Chriſti der Menſch der Oberherrſchaft der Natur entriſſen und zu Gott zurückgewandt wurde (weshalb denn auch eben Chriſtus, theils dem Naturgeſetz entzogen [durch die wunderbare Empfängniß und Geburt], theils die Natur beſiegend und beherrſchend, auch ihr ganz entſagend ſich darſtellt), erhält auch die Euchariſtie eine ganz neue Bedeutung und Klarheit. In dieſer neuen Ordnung der Dinge, wo Gott und in Gott auch der Menſch über der Natur ſteht, kann auch der mindeſte, ſcheinbarſte, unbedeutendſte Theil der Natur verwandelt, verklärt und gleichſam vergöttlicht werden. Dieſes Naturverhältniß des Chriſtenthums iſt noch ſehr wenig beachtet, aber ſehr wichtig. — Auch die Opfer des alten Teſtaments erhalten durch jene Naturbeziehung der Religion eine neue Erklärung.

1817.

Nicht die Aufhebung eines Entgegengeſetzten oder die Verneinung (nach Hegel) macht das Weſen des Geiſtes aus, ſondern die göttliche Sendung. — Die Beſtimmung des Menſchen iſt, die Sendung ſeines Geiſtes zu erfaſſen, ſeinen Beruf zu erfüllen und ſeine Seele zu retten, in welcher letzterer Hinſicht er ſelbſt in gewiſſem Maaße die Stelle des Prieſters, geiſtlichen Helfers und Retters an ſeiner eigenen Seele vertritt und einnimmt.

Das Verneinungs-Syſtem wäre noch um eine Stufe ſchlimmer als der Atheismus oder die Ich- und Selbſtvergötterung (Fichte's) eine eigentliche Vergötterung des verneinenden Geiſtes, alſo in der That philoſophiſcher Satanismus.

Die Aufhebung des Nichts (nach dem wahren Begriffe der Gottheit) iſt eben Offenbarung, und dieß der wahre Grundbegriff davon.

Das Poſitive iſt in der Philoſophie, und wo vom Leben und geiſtigen Kräften die Rede iſt, nicht eigentlich oder immer der Gegenſatz des Negativen; ſondern vielmehr das rechte und wahre Mittel zwiſchen dem Negativen (der Abſtraction) und dem Indifferenten, oder dem fluctuirenden Leben der Phantaſie; die Fülle hat es mit dieſem gemein, die Umgränzung mit jenem andern Element; daher die poſitive Beſtimmtheit.

Die höhere Anſchauung iſt nicht auf das Gegenwärtige gerichtet, ſondern auf das Ewige, Freie; eben ſo die höhere Erinnerung nicht auf Vergangenes als ſolches, ſondern ebenfalls auf das Unendliche (und Ewige); die höhere Ahnung ebenfalls nicht auf das Zukünftige, ſondern auf das Ewige.

Die wahre Lehre vom Glauben iſt nicht die, welche ſich an die Vernunft anſchließt, und den Glauben als eine Ergänzung oder ein Surrogat der Vernunft, und deſſelben Inhalts mit ihr hinſtellt; — ſondern die, welche aus der völligen Vernichtung der gemeinen Vernunft und der Wiedergeburt der höheren und gereinigten, Gott unterworfenen Vernunft einen Glauben hervorgehen läßt und gründet — der ſelbſt auch wundervollen und höhern Inhalts iſt, als die gemeine Vernunft. — Der reine und allgemeine Glaube in ſeinem erſten Quell und Grunde iſt die Lehre von dem ſeligen Leben oder von der wundervollen Einheit und Freiheit (der innern und doch zugleich auch äußern, der mit Gott und in Gott).

In der Lehre vom Glauben muß gleichſam ein innerlicher moraliſcher Beweis der Geheimniſſe des Chriſtenthums, der Dreieinigkeit u. ſ. w. geführt werden.

„Thut meine Gebote, ſo werdet ihr erkennen, daß meine Lehre von Gott ſey.“ — Dieſes iſt die Grundregel in dem Verfahren der chriſtlichen Philoſophie; durch den Verſuch, oder vielmehr durch die That ſoll man erkennen, was wahr und von Gott iſt. — So iſt es immer im Evangelio, durch die unerwartete Wirklichkeit des ſcheinbar (nach der Vernunft) Unmöglichen, wird die Nothwendigkeit deſſelben (nämlich als einziger Ausweg und Rettung) factiſch erwieſen, und hintendrein erkannt. Ebenſo muß auch die chriſtliche Philoſophie verfahren, die alſo nicht bloß empiriſch iſt im Sinne der Offenbarung und des Spiritualismus, als nicht auf dem äußern, ſondern auf dem innern Sinn für die höhere und Geiſterwelt beruhend; auch praktiſch; oder moraliſch factiſch iſt und verfahren muß.

Es liegt ganz außerordentlich viel in dem Ausdruck des Heilandes von Johannes: etiam *plus quam propheta.* Der Unterſchied iſt, daß die Propheten vom Geiſt Gottes überwältigt waren, derſelbe durch ſie, oft als unbewußte oder gewaltſam hingenommene Werkzeuge redete. In jenem plus quam propheta liegt wohl, daß jener Mann nach dem Geiſte Gottes, ganz von dieſem durchdrungen, ſeine Perſönlichkeit und ganzes Leben in ihm aufgegangen und verklärt war, der

Geiſt Gottes in ihm gewiſſermaßen *perſönlich* erſchien, wie die Gnade Gottes in Maria's Seele, ohne daß doch dieſes eine eigentliche *Menſchwerdung* des Geiſtes und der Gnade enthielte — oder als ſolche zu betrachten wäre; weil eben nur das *Wort* wirklich Menſch und Fleiſch werden kann; nicht der Geiſt noch die Gnade Gottes. Eben ſo bedeutend iſt, wie Johannes ſo oft in der Schrift mit dem Propheten *Elias* zuſammengeſtellt und verglichen, dann aber doch mit Johannes *ausdrücklich* geſagt wird, er ſey *nicht* Elias. Elias iſt auch wie Johannes plus quam propheta, der Mann Elohim perſönlich Erſcheinung des Geiſtes.

Das *Canonicum* oder die rechte Anſicht von der *Kirche* und ihrer göttlich berechtigten Exiſtenz muß vor allen Dingen im Geiſte der *Liebe* nicht bloß aus dem Geſichtspunkte einer geiſtlichen *Jurisprudenz* betrachtet werden. Es kann ſo allein zur *Belebung* der *Geiſtlichen*, die den rechten Sinn, aber nicht den rechten *Geiſt* haben, beitragen.

Schleiermachers Unterſchied von einem verborgenen und *offenbarten Gott* iſt ganz nichtig, da nach der wahren Offenbarungsphiloſophie — das *Weſen Gottes* zugleich *ſeine That* und dieſes die entſcheidende Erklärung für den Charakter dieſer Philoſophie und die richtige Idee der Offenbarung iſt.

Die Thierſeelen können für den Menſchen weder ein *Reinigungsort* noch eine *Beſtrafung* ſeyn: 1) weil dann keine Reinigung zu denken iſt; 2) weil die Erinnerung und Ichheit fehlt, die zum Gefühl der Strafe nothwendig ſeyn würde. Die Thiere haben keine eigene Seele, nur die Gattungen ſind Individuen, und auch dieſe nur Blätter und einzelne Auswüchſe der *Erdſeele*. Daher ſind die Leiden der Thiere allerdings eine Täuſchung, als Einheitweſen genommen;

allein ſie verkünden und beweiſen nur allzu deutlich das tiefe Unglück und innere Leiden der Erdſeele. — Nur mit heiliger Scheu ſollten die Menſchen das Blut der Thiere vergießen, die ihnen zur Nahrung dienen: denn immer bleibt es verwandtes Blut der in allen telluriſchen lebendigen Geſchöpfen pulſirenden Erdſeele.

1818.

1.

In der Logik hat man bisher gar nicht die verſchiedenen Sphären des Denkens unterſchieden, in welcher ein durchaus verſchiedenes Verfahren und für jede ein eigenthümliches Grundgeſetz gelten, woraus allein erſt eine philoſophiſche Methodenlehre hervorgeht, was die bisherige Logik gar nicht zu leiſten im Stande iſt. — Im praktiſchen Denken gilt bloß Conſequenz und mithin der Satz des Widerſpruchs. In dem dynamiſchen Denken — eine Methode der Vermittlung, entweder die Cauſalität oder Wechſelwirkung (Gegenſatz und Vermittlung) — Grundſatz der Indifferenz. — Im unendlichen Denken, dem Denken des Ewigen und Göttlichen gilt das *principium rationis sufficientis* (nicht rationis absolutae — ſondern einer genügenden, annähernden), ſo wie ihn Leibnitz mit Beziehung auf theologiſche Gegenſtände urſprünglich meinte. — Dieſes würde eine ganz neue religiöſe, theologiſch-chriſtliche und katholiſche Logik — für die höchſte Sphäre des Denkens bilden.

Ideen heißen die wahrhaften, ewigen Begriffe des Verſtandes, weil es zugleich ihrer Natur nach Bilder ſind, und Bilder ſeyn müſſen, wie das Wort ſich nur in Bildern offenbart.

Nichts iſt transcendenter als der halbe Idealismus Kants; der Zweifel an dem Daſeyn außer uns entſteht eben dadurch, daß man ſchon das Leben und den rechten Zuſammenhang verlaſſen hat, und aus demſelben herausgetreten iſt, um es bezweifeln, a priori demonſtriren oder auch bekritteln zu können. — Das innere Leben iſt ungetheilt, voll und ganz und läßt ſich nicht wie das äußere zerlegen, iſoliren; die Philoſophie ſoll es bloß klarmachen und in Gedanken faſſen; aber nicht erklären, noch erdenken wollen oder andemonſtriren. — Das innere Leben iſt das Leben, welches der Geiſt mit der Seele gemeinſam lebt, in Gott, oder von Gott, zu Gott, aus Gott und endlich in Gott lebt.

Der Sinn des Wahren iſt der Glaube ſelbſt oder das Anerkenntniß des Rechten und von Gott Herrührenden.

Das Glauben iſt ein Mittleres zwiſchen Vernunft und Verſtand. Es ſetzt ein jeder Glaube ein geiſtiges Anſchauungsbeſtreben voraus. — Das Ergreifen, als der eigentliche Act des Glaubens, ſiſtirt das endloſe Denken der Vernunft, und begnügt ſich mit der Gewißheit im Geiſt (faßt ſie in einen Gedanken), beſchränkt ſich auf ſie. — Die Vernunft iſt das für ſich allein endloſe Denk- und Gedankenvermögen; der ihr angeborne Zwieſpalt iſt der zwiſchen der endloſen Bedingung und dem Gedanken des Unbedingten. Der Verſtand iſt die geiſtige Anſchauungskraft.

Die Sehnſucht ahnet und ſucht Gott, das Gewiſſen hört ihn; aber oft nur aus der Ferne. Der Glaube ergreift ihn; und das iſt der rechte eigenthümliche Ausdruck dafür.

Die Hoffnung fühlt ihn und lebt in ihm — aber vorerſt innerlich. — Der vollkommene Gottes-Sinn beſteht wohl in den drei theologiſchen Tugenden.

Die chriſtlichen Tugenden finden ſich doch auch in der Moral der Griechen einigermaßen wieder, obwohl unter andern Namen. Die ὁσιότης und εὐσέβεια entſpricht dem Glauben, der ἐνθουσιασμὸς der Hoffnung, das καλὸν aber, und die καλοκαγάθεια der Liebe.

Wie wäre das Glauben oder das Wiedererkennen möglich — wenn Er oder ſein Ebenbild uns nicht *eingeboren* wäre. Ohne die Erinnerung der Liebe könnten wir nicht glauben an ſeine Offenbarung.

In der Liebe wird die Seele hellſehend. — Im *Glauben* iſt grade der Act des freien Ergreifens, die *Freiheit* darin, das was die Vernunft negirt; und das iſt gerade das Göttliche in der Vernunft, daß ſie ſich ſelbſt vernichten kann. Iſt es aber wohl die Vernunft allein, welche dieſen Act vornimmt, und dadurch die Zweifel abreißt? Oder kommt nicht ein drittes Princip, wie ein Deus nicht ex machina, aber ex coelo hinzu, um den Gordiſchen Knoten zu löſen? Allerdings, und daß iſt gerade der Geiſt; allein die Form des Acts erhält es doch von der Vernunft. Im Glauben iſt der Geiſt wirkſam ſich *hinzugeben* — mithin alſo wohl *paſſiv?* — Dieß iſt nicht der Fall. Die Hoffnung *fühlt* Gott in ſich, die Liebe ſieht ihn; aber nur im *Bilde*. Der Geiſt *deutet* und verſteht dieſe Bilder.

Der *Geiſt* bringt das *Licht* zu der *Liebe*, welche in der Seele ihren Sitz hat; ohne den Geiſt wird es *dunkel* in der liebevollſten Seele, und ſie könnte ohnedieß nicht hellſehend werden. — Das Göttliche geht der *Vernunft* erſt in der Freiheit auf; auch göttlich iſt ſie dann, wenn wir die Vernunft Gott frei unterwerfen; ungöttlich, von Gott abgewandt, ja gegen Gott ankämpfend, anwüthend, wenn ſie ſich ſelbſt feſtrennt, entzündet, verhärtet und ſich ſelbſt anbetet.

Das Gottverwandte des *Verſtandes* iſt das ewige *Licht*. Und darum iſt der Verſtand höher als die Vernunft; ohne Freiheit iſt kein Leben, ſie iſt die erſte Bedingung des Lebens; aber das Licht iſt das Leben ſelber. Ganz dem Weſen der Vernunft und des Verſtandes gemäß wird ohne dieſes das Licht der Vernunft in einen bloß *negativen* Begriff verwandelt und das Weſen des Verſtandes in einem bloß *ſymboliſchen Bilde* ausgedrückt.

Das *Verſtehen* hat einen viel weiteren Umfang als das *Begreifen*.

Mit der einfachen Annahme, daß alle Dinge *aus Nichts* erſchaffen ſeyen, iſt die Möglichkeit, daß die von Gott erſchafſenen Weſen von Gott abgelenkt und von dem böſen Geiſt ergriffen werden, ſchon hinreichend gegeben.

Die Natur war durch den Feind verderbt, war Abgrund und finſter, wüſte und leer geworden.

Das Wort iſt der Geiſt und der König der Natur; daher ſeine urſprüngliche und ewige Affinität mit dem Menſchen.

Wie die Gnade erſt eine reale Bedeutung bekommt durch die Idee der Seelenliebe Gottes, ſo erhält der Begriff vom ewigen Worte einen ganz andern Sinn und Leben, durch die Beziehung auf die Natur, auf den Menſchen, auf die Geſchichte. — Das Wort iſt immer menſchgeſtaltig, nämlich ein in der Natur waltender und mit der Natur umkleideter, aus der Tiefe der Natur hervorbrechender, von ihrem Gipfel gebietend umherſtrahlender Gott (Chriſtus).

Ohne die Wiedererſcheinung, Auferſtehung und den Sieg des Worts wäre die Vollendung der Kirche nicht möglich. — Das Wort der Natur ahnen wir, das Wort der Weltgeſchichte trachten wir fleißig zu erforſchen, das Wort der Sage wird ein Gegenſtand des Spiels, doch wohl auch des ernſten Forſchens; das Wort der Erkenntniß beherrſcht uns, obwohl noch ſtreitig und unklar. Es fehlt in allen noch das Wort Gottes, das ewige, um alle jene Elemente des Worts zu vollenden und in Einklang zu bringen.

Die Erklärung der jüdiſchen Religion muß ganz aus dem Gegenſatz hergenommen werden. Es ſollte dieſe Religion kein Naturcultus ſeyn, ſondern ein moraliſcher Gottesdienſt, ein heroiſcher Glauben an die Vorſehung; keine Myſterien oder hochmüthig eſoteriſche Lehre nur für einige der Gebildeten und Mächtigen, — alſo keine Nationalkirche und Theokratie; keine Philoſophie, welche wohl ſehr erhabene Begriffe von Gott hatte, ſondern ein lebendiger Verkehr mit Gott in Furcht, Hoffnung und Liebe. — Durch alle dieſe Kennzeichen aber giebt ſich die Religion des alten Bundes zu erkennen, daß ſie durchaus und bloß nur Vorbereitung und Typus, Vorbild, Weiſſagung des Chriſtenthums ſeyn konnte.

Der Opfertod Chriſti bezieht ſich auf einen dreifachen Grund: 1) Mußte die Reihe und die Zeit der doch von Gott geſtifteten blutigen Opfer durch das letzte allvollkommene und unendlich zureichende ebenfalls blutige Opfer geſchloſſen werden. 2) Es mußte ein Vorbild aufgeſtellt werden des geiſtigen Opfers, welches jeder Nachfolger Chriſti, der als ſolcher ſein Kreuz auf ſich nimmt, in ſeinem und durch ſein geſammtes Leben darbringen ſoll. 3) Iſt es ſelbſt die Natur des Sohnes, ſich zu opfern; indem das ewige Wort ſich ſelbſt als Nahrung und Brod der Seligen hingiebt, das Blut ſeiner Liebe aber der Trank iſt, den ſie täglich genießen. — Daher erhellt denn auch, daß das Meßopfer ein wahres Opfer iſt, nicht bloß Bild deſſelben; denn es werden da die Gläubigen, welche ſich ſelbſt ins Opfer Chriſti einſchließen, allerdings wirklich und wahrhaft mit jenem Himmelsbrod und ewigen Worte geſpeiſt.

Es iſt die Euchariſtie der Himmel und Seligkeit ſchon hier. Da kann man wohl ſagen: „Es bricht die Ewigkeit gewaltig in die Zeit hinein.“ (Novalis.)

Das Gebet iſt Glaube, Hoffnung und Liebe in Actu.

Das Vater Unſer iſt das Gebet des Glaubens und der Hoffnung; das Ave der Act der Liebe.

Die Pſalmen ſind ſo rechte Geſpräche mit Gott in Glauben, Hoffnung und Liebe; mithin ein reicher Schatz und Fundgrube für das wahre Gebet.

Sehen wir auf die zugelaſſenen Verwüſtungen der Urwelt und auf die Härte des jüdiſchen Geſetzes; wo es doch eben auch Chriſtus (Jehova) oder das Wort (der Natur oder des Geſetzes) war, was in der Religion das Herrſchende geweſen: ſo erhält dadurch der Ausdruck vom Sohne Gottes in einem bekannten Buche des Mittelalters (gesta Romanorum):

qui satis austerus erat ante incarnationem suam, einen ſehr tiefen Sinn.

Das zu Bekämpfende wird am beſten im Gegenſatz von Glauben, Hoffnung und Liebe betrachtet. Das eigentliche böſe Princip der ſonſt gutgeſinnten Prieſter iſt zuerſt die Politik, oder die falſche Klugheit, Staatskunſt und das Schmeicheln gegen den Weltſtaat; dieſes aber iſt eigentlicher Unglaube, in ſeiner innerſten Wurzel. — Dann die Hoffnungsloſigkeit, das *desperare* an der eignen Sache und endlich die falſche Toleranz oder Liebloſigkeit. — Von der Kirche aus den Streit im Ganzen und Groſſen angeſehen, iſt das zu Bekämpfende: der Unglauben oder falſche Glauben der Schule, die hoffnungsloſe Gleichgültigkeit der Welt und der Haß oder doch die Liebloſigkeit des Weltſtaates. — Dieſe drei ſind die Feinde der Kirche. Doch muß man auch den Proteſtantismus und die Griechen noch hinzuſetzen. Gegen die Welt und den Weltſtaat muß abwechſelnd — Strenge und Milde — angewandt werden; gegen die andern Confeſſionen nur Milde.

Eine beſondere Unterſuchung bedarf es noch, um die Weiſſagungen des heiligen Johannes vom Antichriſt, vom Thier und falſchen Propheten näher zu beſtimmen. Der Antichriſt (vielleicht eins mit dem falſchen Propheten) iſt der dem Worte der Wahrheit oder des Lebens und des Friedens entgegengeſetzte Geiſt des Hochmuths, des Todes und des Zwieſpalts, mithin ſeit der Reformation, beſonders aber auch ſeit dem falſchen Idealismus (Ich-Gott) ſichtbar und erkennbar genug. Gegen die noch folgende Erſcheinung eines perſönlichen Antichriſts, in der Perſon eines groſſen falſchen Propheten, ſtreitet gar nichts. Das Thier iſt eine moraliſche Perſon, der politiſche Leviathan. — Die Hure iſt das alte Haus der gemeinen und irdiſch geſinnten Chriſtenheit. Jetzt, wo ſo viele falſche Mittelpunkte für das Chriſtenthum aufgeſtellt werden (z. B. die unverſtandene Bibel in den Händen alles Volks und aller Völker — in eigenmächtigen Autoriſationen in Verkündigungen der leibhaftigen Ankunft Chriſti, geboren von der oder jener, da oder dort, endlich in der Aufklärung oder Vernunft) trifft recht eigentlich zu, wie es im Evangelium heißt, daß man ſprechen werde: „Hie iſt Chriſtus, oder da.“

Nicht dem richtigen Begriff vom Antichriſt, daß derſelbe iſt der Lehrer, Meiſter und Verkündiger des falſchen und erlogenen, vom Satan nachgeäfften und untergeſchobenen Wortes, läßt ſich derſelbe Gang geſchichtlich conſtruiren und daraus die Folge ziehen — daß derſelbe in ſeiner ganzen Kraft und Stärke noch nicht dageweſen; aber ſchon Anſätze und Anfänge genug zum Vorſchein kommen.

Ein abſoluter Idealismus mit falſcher Magie, höchſt wirkſam und allgemein auf Religion angewendet — würde wohl dem Weſen des eigentlichen Antichriſtes ſehr nahe kommen.

1818.

2.

In dem bedingten, endlichen Denken findet die Demonſtration ſtatt (auf dem mathematiſchen Gebiete) und die Deduction (auf dem juriſtiſchen). — Im dynamiſchen Gebiete iſt die Conſtruction des Experiments einheimiſch — in der Mitte ſtehend zwiſchen einem einzeln vollendeten logiſchen Act und ſcientifiſchen Werk. Das theologiſche Denken iſt nicht mehr in ſolche einzelne logiſche Acte und Werke zerſplittert, ſondern fließender und fortgehender Natur; es iſt entweder Exegeſe, um die Möglichkeit und Wirklichkeit des Dogma oder irgend eines poſitiven Satzes zu zeigen, und daß die wohlverſtandene Uebereinſtimmung nicht dadurch verletzt werde; oder Polemik, um die Unmöglichkeit eines angeblich theologiſchen Satzes zu zeigen.

Das gewöhnliche wiſſenſchaftliche Denken iſt ein todtes, abgeſondertes, einſeitiges Denken, weil es nicht aus dem ganzen Weſen und mit der vollſtändigen Kraft des Menſchen geſchieht; ferner auch ein gebundnes, immer nur wieder Gedanken und kein wahres Leben erzeugendes Denken. Es mag nun ein bloß Wiederdenken des ſchon Gedachten oder ein Selbſtdenken, Erſcheinungsdenken, oder ein Gedanken-Denken und zugleich ein Denken des Denkens ſeyn — immer kommt es damit nicht aus dem engen Kreiſe der Gedanken und Denkwelt heraus. Ganz anders aber iſt das lebendige Denken, wenn zuvor und vor allen Dingen der innere Menſch aus den zerſplitterten Kräften in ſeiner Einheit und Ganzheit wiederhergeſtellt iſt — zu Geiſt und Seele; ſo daß es dann nicht mehr bloß Verſtand und Vernunft, oder die in ſich ſtreitende Denkkraft iſt, welche denkt, ſondern der Geiſt und die Seele.

Daß Gott dreieinig iſt, folgt ſchon daraus, daß er ein Geiſt iſt; und eben aus dieſer Prämiſſe muß es auch abgeleitet werden. Im Geiſt wie im Gedanken ſind zwei, und das Dritte, in welchem dieſe Zwei wieder Eins ſind.

Das innere Leben Gottes iſt die Liebe, mit welcher der Vater und der Sohn ſich gegenſeitig lieben.

Der Begriff eines außerzeitlichen, ewigen Geiſtes, ſo lange wir nicht ſeine wirkliche Gegenwart, ſondern ſein bloßes Seyn erkennen, könnte ein bloß erdachter und durch Abſtraction gemachter Begriff ſeyn.

„Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang," ſagt Salomon; „die Bewunderung des Göttlichen iſt der Urſprung der Erkenntniß," ſagt Plato; und der Glaube an Gott iſt die Grundlage alles inneren Wiſſens, ſagt der chriſtliche Philoſoph. — Der Gedanke Gottes iſt zugleich eine Erfahrung, er wird von ihm ſelbſt in uns hervorgebracht und uns gegeben; aber nicht ſo, daß wir völlig davon überwältigt und hingeriſſen würden, ihm nicht widerſtehen könnten, und ihm mit der gleichen Nothwendigkeit wie bei einer ſinnlichen Erfahrung unterliegen müßten,

— vielmehr iſt es eine freie Anerkennung, und das eben iſt das Weſen des Glaubens; er giebt ſich uns zu erkennen, (auch mit Herablaſſung, mit liebevoller Selbſtbeſchränkung) d. h. Offenbarung. — Wäre es ein Geſammt-Eindruck ſeines ganzen Weſens, ein nothwendiges Empfangen und Aufnehmen deſſelben in uns, ſo würde wohl der endliche Geiſt dadurch erdrückt, aufgelöſt und vernichtet werden; auch würde das Umfaſſende immer als das Höhere erſcheinen gegen das Umfaßte. — In dem Glauben an Gott liegt die Freiheit unſers Geiſtes ſchon mit eingeſchloſſen. Die Freiheit aber ſetzt das Nichts und die mögliche Hinwirkung zum Nichts, mithin auch das Daſeyn des Böſen, oder vielmehr das Seyn des Böſen voraus; die unvermeidliche oder nothwendige Möglichkeit deſſelben — oder die mögliche Nothwendigkeit. Das letzte ſcheint richtiger zu ſeyn. Die nothwendige Möglichkeit dürfte eben auf die Freiheit paſſen. — Dieſes ſind die drei Grundfacta alles wahren Bewußtſeyns und alles inneren Wiſſens, wie aller Philoſophie. — Der Glaube an Gott — die Freiheit des menſchlichen Geiſtes — und die Möglichkeit des Böſen — oder das Seyn des Nichts. Dieſe drei hängen genau zuſammen; wie der erſte Satz zugleich Gedanken und Erfahrung iſt, ſo ſind die beiden andern zugleich an ſich und urſprünglich gegebene und wahrgenommene Facta und Folge aus dem vorhergehenden.

Die Idee iſt unvermeidlich nicht nur ein weſentliches, ſondern ſogar das oberſte Beſtimmungsprincip des katholiſchen Glaubens und der katholiſchen Kirche; aber nicht eine willkürlich freie Privat-Idee, ſondern eine an die Autorität, Tradition und Bibel gebundne und dienende, allgemeine und ewige Idee. — Recht deutlich läßt ſich dieſes an dem Beiſpiele der mit den Griechen ſtreitigen Stelle im Symbolum zeigen. Denn worauf gründete ſich die von den Griechen nicht anerkannte Autorität als auf die Idee?

Die erſte Form des göttlichen Wortes im erſten Weltalter ſollte nicht ſowohl heißen das Geſetz der Natur; (denn dieſes hieße entweder das Geſetz, woran die Natur ſelbſt gebunden, was aber für den Menſchen durchaus keine Regel ſeyn kann; oder ein natürliches Geſetz des Menſchen, welches aber wieder nicht aus der Natur ſtammt, ſondern aus der Vernunft hervorgeht) als das Licht der Natur. Das Weſentliche aus dieſem, die Urväter beſeelenden göttlichen Lichte der Natur iſt, inſofern es für die Folgezeit nöthig war, in der Geneſis enthalten; und können wir danach uns einigen Begriff davon machen.

Den eigenthümlichen Charakter des wahren und rechten Wortes kann man auch am beſten erkennen aus den Nachbildungen des Feindes, der demſelben ſtets ein falſches Wort der Täuſchung, des Truges und des Irrthums entgegenzuſtellen ſucht. So war denn zur Zeit des Chriſtenthums 1) die falſche Pracht und Herrlichkeit des Römerlebens, welches doch nur ein äußerliches war, dem Chriſtenthum entgegengeſetzt; 2) jene magiſche Begeiſterung und ſideriſcher Zauber mit allem Reiz der Poeſie und Sinnengluth, höhere Kriegsluſt und Ruhmſucht — im Mahomet und ſeinem arabiſchen Reiche; 3) drang das falſche Leben freilich auch in das Chriſtenthum ſelbſt, in die Pracht des entarteten und wieder heidniſch gewordnen Roms, und in den Stolz und die Herrſcherluſt des wieder zum heidniſchen Imperator gewordnen chriſtlichen Kaiſers.

Das Wort des jetzigen Weltalters wird am richtigſten geſchildert mit dem Ausdruck, daß es iſt ein Wort des Geiſtes. Es beginnt mit dem neuen Weltalter, alſo mit der Reformation und ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Es iſt aber zuerſt das falſche Wort des Geiſtes erſchienen, und erſt jetzt beginnt das rechte Wort ſich wieder zu erheben zum Kampf, deſſen Triumph (das ewige Wort auf dem weißen Roſſe) den Anbeginn der Epoche der triumphirenden Kirche bezeichnet; welche Epoche nicht mehr in die Reihe und Zahl der Weltalter gehört, ſondern den Schluß derſelben bildet. Das falſche Wort des Geiſtes iſt zuerſt in der Reformation ſelbſt und im Proteſtantismus, der ſogenannten

Aufklärung erſchienen, dann überhaupt in der Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung. — Der ſogenannte animaliſche Magnetismus iſt in dieſer Beziehung unendlich wichtig und kündigt ſich vollkommen an, wie eine Epoche machende Begebenheit der innern eſoteriſchen Weltgeſchichte. Wir hatten bis jetzt nur ein materielles Wiſſen (phyſiſch-mathematiſches — oder philologiſch-hiſtoriſches) und ein dialektiſches oder ideelles. Hier tritt nun ein neues magnetiſches und magiſches Wiſſen auf, ein Geiſterwiſſen; aber kein ideell erdachtes, ſondern ein ganz factiſches. Noch iſt es in Hinſicht ſeines Charakters der Aechtheit oder Falſchheit von ganz unentſchiedner, oder vielmehr zwiefacher und doppelter Natur; kann dämoniſch mißbraucht werden und göttlich der Religion dienen. Als beginnendes Geiſterwort aber iſt es die erſte Regung der neuen Zeit, und der eigentliche Wendepunkt der gegenwärtigen Entwicklung.

Nebſt der griechiſchen Kirche und dem Proteſtantismus wird wahrſcheinlich auch der entartete Magnetismus oder die falſche Magie noch eine vorübergehende Herrſchaft und einen ſcheinbaren Sieg erreichen vor dem Triumph der katholiſchen Kirche. Dieß könnte wohl in den nächſten Stadien der Zeit und bis ins zwanzigſte Jahrhundert geſchehen. — Das wahre Wort des Geiſtes wird ſich, wenn erſt alles Falſche beſeitigt iſt, und der ſcheinbare Sieg des Falſchen vorüber, in drei Stadien entwickeln; indem das Wort des Geiſtes zugleich in einem höhern und neuen Sinn, mit erweiterter und verdoppelter Kraft wiederum auf verklärte Weiſe: 1) als das wunderwirkende Wort der Natur ſich bewährt, und in dieſer Beziehung und auf dieſe Stufe wird es wohl der vorübergehenden Herrſchaft der falſchen Magie der Zeit nachfolgen; 2) als das Wort des Geſetzes; und dieſes iſt, was zugleich die Epoche der Wiederherſtellung und Vollendung, oder Verklärung der kirchlichen Verfaſſung ſeyn wird; 3) als ein neues und noch höheres Wort des Lebens, wenn nicht bloß die Kirche wiederhergeſtellt ſeyn wird, ſondern auch alle andern Geſellſchaftsarten und Wirkungskreiſe als die Schule und Gilde, der Staat und das Volksthum mit der Kirche in volle Eintracht geſetzt und vom Geiſt des Chriſtenthums ganz durchdrungen und umgeſtaltet ſeyn werden. — Es frägt ſich nun, in welcher Ordnung den Stufen und der Zeit nach dieſes geſchehen wird; und da iſt überwieſen wahrſcheinlich, daß dieſes in der angegebenen, als der natürlichen, den Kreis der Weltalter ſelbſt wiederholenden Ordnung geſchehen wird. So wird alſo in dieſer und den Anfang des folgenden Jahrhunderts noch nicht die Morgenröthe des Sieges, ſondern die vorübergehende Herrſchaft und der ſcheinbare Sieg der falſchen Magie fallen. Oder könnte die Ordnung nicht dennoch vielleicht dieſe ſeyn: 1) Das Wort des neuen Geſetzes oder Wiederherſtellung und Bekräftigung der rechten kirchlichen Verfaſſung; 2) Wort des Lebens (ein Wort des Geiſtes) oder Chriſtlichwerdung alles Lebens und aller Geſellſchaftsweiſe; 3) Wort der Natur, erſt das falſche, nachgeäffte der falſchen Magie; 4) Sieg der wahren Magie; und ſiegreiche Kraft des wunderwirkenden Wortes, und mit dieſem der Anbeginn des Triumphs, oder Periode der triumphirenden Kirche.

Aller Katholicismus ohne geiſtiges Hellſehn iſt oder ſinkt herab zu einem bloßen katholiſchen Judenthum, dem eigentlichen jetzigen Hauptgebrechen der Zeit, grade bei manchen Eifrigen und Gutgeſinnten. Dieſes iſt wohl das einzige, wogegen zu polemiſiren nöthig und heilſam wäre; doch hilft freilich alle Polemik ohne Hellſehn nichts dagegen, und iſt dieſe das einzige Mittel, was gründlich hilft. Der heidniſche (poetiſche, dem Mittelalter ausſchließlich nachahmende, den Katholicismus als Volksreligion betrachtende) Katholicismus iſt wohl nicht der Mühe werth, eigentlich polemiſch behandelt zu werden. Der allein rechte Katholicismus iſt der hellſehend-chriſtliche, durch geläuterte Philoſophie genährte und geſtärkte. Aus einer falſchen und ungeläuterten Philoſophie könnte allerdings eine neue Art von Abirrung entſtehen, eine eigne Art des heidniſchen Katholicismus; der aber anſcheinend gründlicher heidniſch wäre als der bloß poetiſche Katholicismus.

Zum katholiſchen Judenthum gehört auch das, wenn ſtatt des inneren Lebens in Gott, und der innern Liebe, eine bloß negative Abtödtung, ein rein vernichtendes Abſterben ergriffen wird.

So wie es viele bloß äußerliche Katholiken giebt, die keine Chriſten ſind; ſo giebt es auch Chriſten, die ſogar in Hinſicht des ſittlichen Wandels ſehr gute und fromme Chriſten ſeyn können, und dennoch eine ganz unrichtige Idee von Gott haben (als ens necessarium) — mehr oder minder den todten Vernunftbegriff, nicht den lebendigen Gott erkennen, alſo in dieſem Sinne keine wahren Chriſten ſind. Die falſchen Anſichten von Gott im praktiſchen Sinne ſind wohl folgendermaßen zu bezeichnen: Fataliſten oder bloße Nationaliſten auch Theiſten (im Gegenſatz von Chriſten, d. h. Bekenner des lebendigen Gottes), dann Naturaliſten, und dahin gehört auch der Pantheismus, der wiſſenſchaftlich entfaltet nichts anders ſeyn kann; und ferner Idealiſten, die aber ungemein ſelten ſind. Eigentlich umfaßt wohl der Nationalismus beide Claſſen von Irrthum, den der Fataliſten und den der Idealiſten.

Wenn man nun bedenkt, wie klein die Zahl der die Wahrheit Erkennenden iſt der katholiſchen Chriſten, die es auch in der lebendigen Idee ſind; ſo ſcheint es wohl, daß der jetzt vorhandne Keim des zukünftigen Guten in Wahrheit einem Senfkorn zu vergleichen iſt, wie das Evangelium von Anfang.

Das einzige Geſetz Gottes, welches als ein allgemeingültiges und ewiges betrachtet werden kann, iſt das: Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben. Dieß iſt aber eben, weil es nun von ſo ganz allumfaſſendem Inhalt iſt, und durchaus nichts Beſtimmtes und Beſchränkendes enthält, und gar nicht bloß auf die äußre That, ſondern auf die innre Geſinnung und das Herz geht, im gewöhnlichen und buchſtäblichen Sinne gar kein Geſetz zu nennen.

Es heißt regula fidei nicht lex fidei. Regel, Vorſchrift für den freien Gebrauch und die eigne Anwendung; wie z. B.

die Regel für die Künſtler ꝛc. Es iſt kein äußeres *Zwangsgeſetz*. — Man redet wohl von einer Pflicht des Gehorſams gegen ein äußeres Zwangs- und Glaubensgeſetz; dies iſt aber nicht der wahre, lebendige und ſeligmachende, ſondern ein *todter*, phariſäiſcher Geſetzesglaube und Gehorſam.

Ungehorſam iſt eine Sünde *gegen* den Glauben — ſo wie praktiſch der *lebendige Glaube* ſelbſt nichts anders iſt als Gehorſam.

Die *Ichheit* iſt die Erbſünde; mithin auch die Selbſtſucht im weiteſten Sinne des Worts — die unbedingte Selbſtſucht —.

Der große Fehler, der hierüber irrige Vorſtellungen veranlaßt, iſt dieſer, daß alle *Rationaliſten* von der großen Macht des Feindes gar keine richtige Vorſtellung hatten.

Das gute Unbedingte oder unbedingte Gute iſt das *Ewige*; und eigentlich iſt ſtrenge genommen das bloß Unbedingte (das durch Nichts Bedingte) nur für das *Böſe* die rechte Bezeichnung.

Auch das *böſe Princip*, das *Schlechte* iſt *unbedingt*; das *Ewige* und das *Unbedingte* gehören inſofern in Eine Kategorie, ſo wie das *Nichts* und das *Unendliche*, indem zweierlei Unendliches denkbar iſt, die *unendliche Fülle* (oder wenigſtens *Sehnſucht* nach der Fülle) und die *unendliche Leere*.

Der freie Wille des Menſchen kann nicht bloß der Gnade *widerſtreben*, ſondern auch ſich von der Gnade *wegwenden*; wiewohl wir alsdann nichts weniger als frei bleiben, ſondern dem liebevollen *Ruf* Gottes entfliehend, unmittelbar in die *Gefangenſchaft* des *Feindes* gerathen. Unſere Freiheit beſteht darin, daß wir *wählen können zwiſchen einer zwiefachen Abhängigkeit*: der liebevollen Abhängigkeit von Gott, und der Knechtſchaft des Feindes.

Die *Freiheit* des Willens beſteht darin, *ohne* Beweggründe, ja gegen alle vernünftige und ſinnliche Beweggründe handeln zu können; d. h. ſich dem Nichts zuwenden und in das Nichts hineinſtreben und hineinleben zu können. Hier zeigt ſich die Wichtigkeit jenes Begriffs vom Nichts, und ſeiner zwar nicht ewigen, aber doch unermeßlichen und gränzenloſen Kraft. — Wird eine unbedingte, auf alles Einzelne ſich erſtreckende Vorherbeſtimmung angenommen, ſo iſt alsdann die Regierung und Lenkung der Welt keine von der Schöpfung abgeſonderte und noch verſchiedene Wirkſamkeit, ſondern es iſt alles in dem einen Act der Schöpfung gleich mit gegeben, es gäbe denn keine Vorſehung in dem eigentlichen und wahren Sinne, und der Begriff einer unbedingten Vorherbeſtimmung hebt eben dieſe ſelbſt auf; es wäre bei dieſer Vorausſetzung nichts zweckloſer, als die Zeit oder das in der Zeit geſchehende allmählige Ablaufen des von Ewigkeit vorherbeſtimmten. Dagegen in der Anſicht einer durch liebevolle Selbſtbeſchränkung abſichtlich zurückgehaltenen Vorherſehung die Hervorbringung oder die Zulaſſung der Zeit ganz zweckmäßig und als die einzige Bedingung erſcheint, unter der die Freiheit der erſchaffenen Weſen ſich entwikkeln kann.

Die Widerſetzlichkeit gegen den Willen Gottes iſt die Sünde. Die Wurzel der Sünde aber iſt die Lüge, nämlich die abſichtliche, innere boshafte Verläugnung des Göttlichen und Behauptung des Nichtigen und Falſchen, aus Willkür, zur Befriedigung unſrer Willkür. — Uebertretung beſtimmter Geſetze Gottes kann noch ohne innere Widerſetzlichkeit Statt finden, und dann iſt ſie weniger Sünde als Schwäche. Außerdem aber iſt auch jene Definition: Uebertretung beſtimmter Geſetze ſey die Sünde, für die chriſtliche Art und Weiſe, die Dinge zu betrachten, viel zu äußerlich. Nach dieſer Definition beſtände die Sünde bloß in der äußerlichen That; da doch nach dem chriſtlichen Glauben deren unterſcheidende Eigenthümlichkeit eben darin beſteht, daß es dabei einzig auf die innere Geſinnung ankomme. Die innere Widerſetzlichkeit gegen den Willen Gottes, wenn ſie auch mit der ſtrengſten äußerlichen Befolgung aller Geſetze Gottes vereint wäre, müßte doch für die Sünde gehalten werden.

Um ſichtbar zu machen, wie die Lüge das Centrum alles Böſen iſt — könnte Folgendes dienen: die ſieben Todſünden in Werke ausbrechend, geben vorzüglich zwei Hauptgattungen derſelben: Mord oder Verletzung und Entwendung — oder Unrecht und Beraubung. Zu allen dieſen aber, ſo wie zur Begründung aller ſechs activen Todſünden, wird Lüge vorausgeſetzt, oder zu Erreichung des ſchlechten Zweckes angewandt. — Die Lüge iſt das Gemeinſame — aller Todſünden; die Trägheit aber iſt nichts anders als Erſtorbenheit; wo nun der innere Menſch völlig erſtorben und Null geworden iſt durch Unſittlichkeit, da tritt der Satan ein, deſſen eigentliches Weſen eben Lüge iſt, und nimmt Beſitz von dem leeren Raum. Bei einer noch nicht vollendeten und vollkommenen, ſondern nur in einem gewiſſen Grade Statt findenden Erſtorbenheit findet dieß ebenfalls auch in einem gewiſſen Grade Statt.

Die Leidenſchaft iſt die Lüge, welche im Herzen niſtet, die Seele beherrſcht, und im Leben wirklich zu werden ſtrebt. Der Gipfel der Leidenſchaft iſt der Haß. Wer in der Leidenſchaft, im Haß und in der Lüge lebt, der kann nichts anders zum Lohn davon tragen, als die Verzweiflung (die Hölle). Wer in der Liebe lebt und Gott ſucht, aber noch ſinnlich (in der Nichtigkeit befangen) verworren und ſinnlich gebunden iſt, der wird zu Gott kommen, aber er muß erſt noch vollends frei gemacht werden von den ſinnlichen Banden, und gereinigt von den ſinnlichen Schlacken. Durch den Tod und das Gericht tritt nur alles in die Stellung ein, die es wirklich hat, und die hier nur durch das äußere Leben verdeckt und verdunkelt wird.

Wäre es nicht richtiger, ſich das hieſige Leben als eine Erlöſungsanſtalt zu denken, denn als einen Reinigungszuſtand. — Jeder Menſch ſoll zunächſt ſeine eigne Seele erlöſen, oder wie man beſſer ſagt, retten; denn zu erlöſen vermag er ſich nicht ſelbſt durch ſeine eigne Kraft, ſondern nur durch Chriſtum. Eigentlich iſt aber wohl dieſes Erlöſen und jenes Reinigen nicht ſo weſentlich verſchieden, ſondern bietet nur zwei Anſichten und Seiten derſelben Sache dar.

Kains Opfer war ein Dankopfer (das eigentliche indiſche Blumenopfer) zu dem es damals noch zu früh war; wenn er es in derſelben Selbſttäuſchung darbrachte, die Eva von ihrem Sohne hatte, ſo muß man ihn als den erſten Feind des Erlöſers betrachten. — Abels Opfer war ein Sühnopfer, wie es damals nothwendig und das allein rechte war.

Die Todſünde iſt die zum Ausbruch gekommene Erbſünde nach ihren zwei verſchiedenen Wurzeln der Ichheit und der Sinnlichkeit. Eigentlich iſt alſo dieſes gerade die Sünde, welche verzeihlich iſt, d. h. welche der Verzeihung zwar allerdings bedarf, dieſelbe aber auch durch Reue ſofort erlangt, und durch den redlichen Kampf. Vollkommene Beſſerung darf jedoch kaum erwartet werden; denn eine vollkommene Beſſerung von der Sünde der Sinnlichkeit tritt nur da ein, wo ſie kein Verdienſt mehr iſt; von den Sünden der Ichheit aber nie vollſtändig, ſo lange als das Leben dauert. — Die eigentliche Todſünde iſt die gegen den heiligen Geiſt, welche weder in dieſem noch in jenem Leben verziehen wird; — mithin den Tod der Seele nach ſich zieht.

Die eigentlichſte Sünde wider den heiligen Geiſt wäre wohl Verfolgung oder eine Seele zur Verzweiflung treiben; weil der heil. Geiſt die Seelen über alles liebt; dieß ihn alſo am empfindlichſten ſchmerzt und beleidigt. — Aergerniß gehört auch dahin.

Das Chriſtenthum hat uns erſt zum Hellſehn über die Sünde, d. h. über die Natur und Gewalt der Leidenſchaft und die Gewalt des Feindes über uns, dieſe Hölle in uns, verholfen.

Wenn der Heiland ſagt: Ich bin gekommen, nicht das Geſetz aufzulöſen, ſondern zu erfüllen, — ſo iſt, wie die ganze heilige Geſchichte des Evangeliums beweiſt, dieſes Erfüllen nicht moraliſch von der buchſtäblichen Befolgung des poſitiven Ceremonialgeſetzes zu verſtehen, ſondern metaphyſiſch, d. h. in einem höheren, geiſtlichen Sinne; das Geſetz erfüllen, heißt es überflüſſig machen, ſeiner Form nach als Geſetz, indem das Weſentliche geſchieht, worauf es gerichtet war; da jedes Geſetz ohnehin nur gegen irgend eine beſondere Art des Schlechten gerichtet iſt, und ſo wie dieſes nicht mehr da iſt, mit ihnen zugleich von ſelbſt wegfällt.

Daß die Weſen von Gott als frei erſchaffen worden, muß nicht etwa als nothwendig, aus ſeinem Weſen fließend, aufgefaßt und gedacht werden: denn da würde Gott doch wieder nur der Nothwendigkeit unterworfen; ſondern als ſein eigner Entſchluß aus freier Liebeswahl, wegen der größern daraus folgenden Herrlichkeit und Fülle der Liebe. —

Unter den chriſtlichen Elementartugenden giebt es wohl mehrere Stufen, z. B. der Trägheit entgegenſtehend als wahre Thätigkeit der Liebeseifer — als richtig und erlaubte Trägheit die Geduld, die als der chriſtliche Muth dem heidniſchen Muth entſpricht; Demuth iſt wohl das Kennzeichen der Erleuchtung (Gefühl des höhern Lichts von oben), wie Sanftmuth der Reinheit, als Abweſenheit aller ſinnlichen wilden Begierden. — Ueber die heidniſche Tugend der Gerechtigkeit kommt dann die höhere chriſtliche Tugend der Billigkeit oder Friedſamkeit zu ſtehen.

Um das Myſterium Magnum der katholiſchen Lehre richtig aufzufaſſen, wäre der leichteſte Weg nach Analogie der dreifachen Geburt des Worts, die dreifache Weſenheit (der mit Gott vereinten Seele) der heiligen Jungfrau klar zu machen: 1) als gottumgebende, gottempfangende Seele und erſte Creatur von Ewigkeit; 2) perſönlich als vorherbeſtimmte Mutter des Erlöſers; 3) myſtiſch, als Gnade, oder als die in der tiefſten Tiefe jeder Seele verborgen und im Zuſtande der Gnade hervorbrechende und durchquellende göttliche Liebe. — Das innere Wort Chriſtus in uns iſt Licht, aber ein Licht, das ſelber lebt, Leben giebt und Leben macht; die Gnade, oder der durchdringende, beſeligende Hauch Gottes iſt Liebe.

Der reine Lebensſtoff in der Natur, der verklärte Leib iſt das Wort, iſt der Sohn ſelbſt — als Bindungsmittel zwiſchen Geiſt und Seele und Nahrung für Beide.

Der Begriff der Transſubſtantion gewinnt ein ganz anderes Anſehen, wenn man ſich dieſelbe als eine Wiederherſtellung und Wiederbringung der verklärten Natur denkt, deren innigſter Kern, der eigentliche Lebensſtoff und Lebensſaft, ohnehin der Sohn iſt. — Das Wort ſoll uns Nahrung ſeyn und Erquickung, uns nähren und ſtärken; das geſchieht denn auch durch das Brod des Lebens und den Kelch der Liebe. — Seligkeit iſt, wenn Geiſt und Seele in Gott Eins ſind; der verklärte Leib aber iſt ſelbſt nicht bloß Bild Gottes, ſondern auch Kraft Gottes, mithin Gott. — Und ſo iſt Geiſt und Seele buchſtäblich in Gott Eins.

Für den eigenthümlichen und ſonſt ſchwer zu erklärenden Begriff der geiſtlichen Verwandtſchaft ließe ſich wohl auch ein magnetiſcher Grund auffinden, daß nämlich die magiſch geiſtliche und chriſtlich magnetiſche Verbindung, Hülfe und Mitwirkung durch die fleiſchliche Vermiſchung gehindert und geſtört wird.

Der Exorcismus iſt ſo weſentlich bei der Taufe, beſonders der Kinder, daß wenn auch die Formel deſſelben nicht als ſchlechthin weſentlich zu dieſem Sacrament betrachtet wird, dieß doch eigentlich vorzüglich der Zweck und Erfolg der ganzen Handlung und der Sinn der remissio peccatorum iſt, für Kinder nämlich. — Bei den Erwachſenen muß eine ernſte regeneratio hinzukommen, ſonſt wäre für dieſen Fall die Annahme einer vollkommenen durch das Sacrament bewirkte Sündenreinheit ohne innere Wiedergeburt ein eigentlicher Aberglaube, durch ein Mirakel heilig werden zu wollen.

Viele ſind Chriſten in der Praxis, aber nicht in der

Theorie; in den höheren Colliſionsfällen des jetzigen Lebens reicht dieß aber nicht aus.

Alle Proteſtanten ſind zu betrachten als zukünftige Katholiken, und demgemäß zu behandeln; viele geborne Katholiken ſind in ihrer Lauigkeit zu betrachten wie geweſene Katholiken von ehemals, aus der Vergangenheit. Dahin gehören auch manche aus Vorurtheil und bizarrer Anſicht.

Die chriſtliche Philoſophie iſt die, welche die Liebe über und die Freiheit vor dem Geſetz ſtellt, mithin auch das Wirkliche vor dem Nothwendigen, und ſtatt des leeren, unbeſtimmten Seyns nur das lebendige, wirkliche Daſeyn kennt. (Dieſes bei Gelegenheit von Eſchenmayer). Die Liebe aber oder die Seele iſt eben das phyſiſche Geheimniß, welches das erſte Princip der chriſtlichen Philoſophie iſt; denn bloße Offenbarungs- oder moſaiſche Philoſophie iſt noch nicht die chriſtliche Philoſophie. Die von manchen geſuchte und geprieſene Lebens-Philoſophie iſt in der rechten Tiefe genommen daſſelbe, da alles wahre Leben nur Liebe iſt, dieſe aber eben das phyſiſche Geheimniß der chriſtlichen Philoſophie bildet.

In zwei Punkten bewährt ſich die chriſtliche Philoſophie als eine katholiſche: 1) Im Glauben, nicht auf die gewöhnliche Art durch Unterwerfung unter ein Glaubensgeſetz, da die Erleuchtung doch vorangehen muß; der Glaube ſelbſt iſt ein Zerfließen des Denkens in der Seele oder Liebe — aber der Unterſchied iſt, daß der proteſtantiſche Glaube ein iſolirter Allein-Glaube, dagegen der katholiſche ein gemeinſamer Liebes-Glaube, oder in die Kirche hergebender, welches ſchon aus dem richtigen Begriff des Liebe-Glaubens und deſſen Liebes-Urſprung folgt. 2) In der Offenbarung, weil nämlich die Tradition als eine fortgehende Offenbarung nothwendig mit jener verbunden und in ihr ſchon gegeben iſt. Der Proteſtant nimmt auch nur eine iſolirte, ein für allemal abſolut geſchloſſene Offenbarung an; der Katholik eine fortgehende. Bibel und Tradition verhalten ſich wie Schöpfung und Erhaltung.

Es iſt mit der gemeinen Vernunft in der Philoſophie, wie mit der Sünde im Leben. Man iſt bereit, einzugeſtehen, daß wir unrecht gethan haben, und anzuerkennen, daß wir die Vernunft dem Glauben unterwerfen ſollen, und durch ſie zu einem Wiſſen von Gott gelangen. — Aber Wenige nur haben den Muth oder das Glück (Gnade), jene Vernunft wie die Sünde mit der Wurzel auszurotten, und ſich ganz zum Geiſt zu erheben.

Das wahre Ich iſt das vom Geiſt in der Seele wahrhaft erfaßte, mit welchem zugleich ein Du und Er (Gott) verbunden iſt; das falſche Ich iſt das vom Geiſt, der in ſich ſelbſt zurückkehrt, ſcheinbar erfaßte, welches nur ein Schein im Nichts erfaßt und eigentlich ſelbſt nichts iſt.

Die Idee Gottes d. h. des Ewigen iſt uns wohl gewiſſermaßen angeboren, aber keine zureichende; nur durch die eigne Erfahrung lernen wir den lebendigen Gott auch in lebendiger Erkenntniß faſſen und vernehmen. Wo dieſe fehlt, wird die unzureichende Idee von Gott auch ſogleich eine irrige; entweder Pantheismus, welcher in einem wiſſenſchaftlichen Zeitalter, dynamiſch geſtaltet, als Naturphiloſophie erſcheint, oder auch in dem ſeltenen Falle der Naturläugnung entſteht aus Ichheit der Idealismus. Zur Erkenntniß Gottes gelangen wir nur durch das Leben und die eigne Erfahrung, hauptſächlich und auf der höchſten Stufe durch das Gebet. Durch Ueberlieferung von ſolchen Menſchen, die aus eigner Erfahrung Gott erkannt haben, können wir allerdings auch eine lebendige Erkenntniß von Gott überkommen; allein wenn es uns ganz an eigenem inneren Leben und eigenem Zuſammenhange mit Gott fehlt, ſo wird dieſe Erkenntniß doch nur wieder eine todte, und hilft nichts. Um ſich aber alle jene lebendige Gottes-Erkenntniß der göttlichen Ueberlieferung zu eigen zu machen, wird nichts erfordert als Glauben und Liebe, ohne welche auch der Glaube todt iſt. — Naturphiloſophie und Idealismus ſind die Extreme; dann kommt die Vernunftlogik und Syſtemkunſt hinzu, um als Rationalismus allerlei künſtliche Miſchungen und Darſtellungen jener beiden Elemente zu erzeugen, oder auch wohl ſich in den Glauben der heiligen Ueberlieferung einzuſchleichen, und das lebendige Element in ihm mit ſeinem aus dogmatiſchen Vernünfteleien gebildeten theologiſchen Lehrſyſtem ſo viel als möglich rational zu machen oder zu ertödten.

Nach dieſer Bemerkung über die *lebendige Gottes-Erkenntniß aus eigner Erfahrung* iſt es durchaus zweckwidrig und ein leeres Bemühen, mit denen, die *nicht auf gleichem Boden mit uns ſtehen*, die jenes Princip der lebendigen Erkenntniß *gar und durchaus nicht*, weder direkt noch indirekt anerkennen, philoſophiren zu wollen; wie z. B. mit entſchiedenen Idealiſten, oder überhaupt *ſolchen Rationaliſten*, die nicht auf irgend eine Weiſe den Glauben gelten laſſen und ſich an den Glauben anſchließen. Man muß dieſe ein für allemal *verloren* geben.

Die Idee des *Unbegreiflichen* muß vor allem näher beſtimmt werden, in ihrem Verhältniſſe zum Ewigen und Göttlichen. Das eigentlich Unbegreifliche iſt doch das Nichts und das anmaßende Ich, mithin das böſe Princip. Man muß ſich ſchon hüten, daß man die Kategorien, die *dieſem* zukommen, nicht *Gott* beilege. *Das* iſt der große Fehler des Rationalismus durch alle Zeiten; das Weſen und die *eigentliche Subſtanz* Gottes iſt einzig und allein die *Liebe*.

Der große, gemeinſchaftliche Fehler aller gnoſtiſchen Syſteme iſt, daß ſie eine *herabſinkende* Schöpfung annehmen, und die Unvollkommenheit daher aus der bloßen größern *Entfernung von Gott*, ein *Herabfallen* von ihm, wie in dem indiſchen Emanationsſyſtem erklären, und die ὕλη nicht immer bloß als das κενὸν oder Nichts, ſondern als eine *außer Gott beſtehende finſtere Materie* betrachten.

Zur Rechtfertigung des jetzigen Magnetismus, obwohl er größtentheils nur noch der bloß *natürliche* iſt, wie im heidniſchen Alterthum, läßt ſich ſagen, daß eben *jetzt* auch dieſer natürliche Magnetismus durch den *chriſtlichen* Glauben und das Gebet wiedergeboren, neu belebt und zu einer höheren geiſtigen Bedeutung und Beziehung verklärt werden kann und ſoll. — Der natürliche Magnet iſt jezt indifferent, d. h. der guten und himmliſchen Richtung ebenſowohl fähig als der böſen. An und für ſich ſelbſt aber iſt er nicht mehr böſe, wie er es bei den Heiden war, wegen der Beziehung auf die falſchen Götter, und des daher entſtandenen Rapports mit den böſen Geiſtern; worin alſo die Kirchenväter ganz richtig geurtheilt haben.

Der erſte Grundſatz der magnetiſchen Lehre iſt die Anerkennung des Daſeyns eines in den animaliſchen Körper verhüllten geiſtigen Körpers; das zweite iſt der allgemeine magnetiſche Zuſammenhang zwiſchen dieſem inneren Geiſtweſen der Natur; und das dritte wäre dann endlich die richtige Erkenntniß und Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſes Lebensäthers (Lebenswind — Luftgeiſt — oder Lebensluft-Hauch). Es iſt das Senſorium und Organ der Geiſterwelt; aber welcher Geiſterwelt, bloß der guten oder auch der böſen? Offenbar auch das lezte, obwohl in minderem Grade als das erſte. Und ſo iſt die innerſte Natur — nicht bloß ein Gefängniß unglücklicher Liebe und nie geſtillter Sehnſucht (das iſt das Beſte in der Natur), ſondern zugleich der Kampfplatz der Geiſterwelt. Und dieſes wird von den jetzigen Magnetikern ſehr verkannt.

Alles Heidenthum hat zwei urſprüngliche Elemente: 1) Vergötterung Adams; 2) Anbetung der Maja, oder der Bavani, welche die einzige, urſprüngliche Göttin und ſelbſt nichts anders als die ganz materiell und animaliſch aufgefaßte Maja iſt. Verkennung der Sophia iſt alſo das zweite Element des Heidenthums.

Die Myſterien des Chriſtenthums (eben jenes phyſiſche Geheimniß) ſind in der katholiſchen Kirche ganz öffentlich verbreitet und bekannt in der Verehrung Mariä.

Ave Maria gratia plena heißt ſchon und enthält ganz das, was in der Idee der unbefleckten Empfängniß liegt.

Durch ſtille Gewalt der Unſchuld aber einer bewußten Unſchuld ſollte der erſte Menſch die ihm anvertraute Natur friedlich beherrſchen.

Der eigentliche Inhalt der zehn Gebote iſt das *Suum cuique*.

Die Pſalmen handeln von Chriſtus, die Salomoniſchen Schriften von der Mutter Gottes, die Geneſis wie das Evangelium vom Menſchen; die Propheten von der Kirche, und zwar nicht die Propheten allein, ſondern Moſes und die Propheten. Was in den Propheten von der Ankunft Chriſti geſagt iſt, das iſt auch für unſere Zeit und für die zweite Ankunft Chriſti ſehr angemeſſen.

Für die eſoteriſche Deutung giebt es eine Autorität, welche wohl die höchſte von allen iſt; nämlich wie Chriſtus ſelbſt nach der Auferſtehung den Jüngern zu Emaus die Schrift auslegt und alles darin von ihm geweiſſagte; alſo Chriſtus im alten Teſtament.

Wenn ich in der erſten Epoche meiner Philoſophie davon durchdrungen war, die Philoſophie müſſe kritiſch ſeyn, — aber in einem ganz anderen und viel höheren Sinne als bei Kant, nach einer lebendigen Kritik des Geiſtes, ſo war dieſes ganz richtig, dieſe unſere neue, geiſtige Kritik iſt überall ſiegreich durchgedrungen und anerkannt worden. Was darin einzig fehlte, iſt der geiſtige Mittelpunkt der Erleuchtung und des Glaubens, den ich jedoch frühzeitig anfing zu ſuchen. Uebrigens iſt dieſe Kritik allerdings „ein Licht, welches ſich ſelbſt erleuchtet," und Ueberzeugung unmittelbar gewinnt, ohne Demonſtration; ſobald nämlich jene Mitte gefunden und gegeben iſt.

Nachſchrift des Herausgebers.

Friedrich Schlegel hat in ſeinen handſchriftlichen Jahresheften öfters von der Art und dem Fortgang ſeiner philoſophiſchen Studien geſprochen und die Stufen dieſes Fortgangs Epochen ſeiner philoſophiſchen Lehrjahre genannt. Die wichtigſten ſetzt er in die Jahre 1788, 1798, 1808 und 1818, als in welchen Zeitpunkten und in die dazwiſchen liegenden Zeiträume auch für ſein inneres und äußeres Leben die wichtigſten Entſcheidungen, Beſtimmungen und Umwandlungen fallen. Er ſelbſt bezeichnet die erſte Epoche (1788—98) als die Zeit des dunklen Wollens, Sehnens und Suchens; die zweite (1798—1808) als die des vorwaltend künſtleriſchen Beſtrebens und der Poeſie, ſo wie des mehr und mehr erwachenden philoſophiſchen Denkens und theologiſcher Belehrung; die dritte (1808—1818) als praktiſche und entſchiedene Hinwendung zu den weſentlichen und ewigen Intereſſen des Lebens und als weitere Ausbildung der ihnen freiwillig unterworfenen und gehorſam gewordenen Vernunft; die vierte Epoche (1818 bis zu ſeinem Tode) betrachtet er als die des heranreifenden Verſtandes, auf deſſen fernere Erleuchtung und Begründung in der wahren Liebe ſein ganzes Verlangen und Bemühen gerichtet iſt. — „In meinem Leben und philoſophiſchen Lehrjahren", ſagt er ſelbſt (1817), „iſt ein beſtändiges Suchen nach der ewigen Einheit (in der Wiſſenſchaft und in der Liebe) und ein Anſchließen an ein äußeres, hiſtoriſch Reales oder ideal Gegebenes (zuerſt Idee der Schule und einer neuen Religion der Ideen) — dann Anſchließen an den Orient, an das Deutſche, an die Freiheit der Poeſie, endlich an die Kirche, da ſonſt überall das Suchen nach Freiheit und Einheit vergeblich war. — War jenes Anſchließen nicht ein Suchen nach Schutz, nach einem feſten Fundamente? — Wie mir die rechte Philoſophie nur gefunden ward durch das Zuſammentreffen der Einheit der Liebe und der Einheit des Wiſſens, ſo iſt die Auflöſung des ganzen Problems meines Lebenslaufes wohl nur in dem Punkte zu finden, wo keine andere äußere oder innere Freiheit geſucht wird, als die ganz zuſammenfällt mit der Liebe für die entdeckte und wiedergefundene innere Einheit, die zugleich eine Einigkeit des Wiſſens und der Liebe iſt. Auch die äußere Einheit (des Lebens und Berufes) iſt blos in dem Zuſammentreffen mit jenem zu ſuchen ꝛc.“

Andere Ausſprüche ſolcher Art, nach mehreren Geſichtspunkten modificirt, finden ſich durch alle Epochen ſeines Nachlaſſes, und auch ſchon in der früheſten iſt all ſein Sehnen und Verlangen auf dasjenige gerichtet, was er hier mit klarem Bewußtſeyn ausſpricht. Es ſchwebte von Anfang her ein Schimmer des wahren Lichtes vor ihm, aber die Wolken und Nebel der irdiſchen Natur hinderten noch den Blick auf die Sonne. Indeß wo in der irdiſchen Natur Kraft und Tüchtigkeit iſt, da ſehnet und ringet ſie immer nach dieſer Fülle des Lichtes — und das Licht hilft ihr, Nebel und Wolken aufzulöſen und den Raum zwiſchen Himmel und Erde auszuheitern. Mit ſolcher Kraft und Tüchtigkeit und mit dem Drang nach Licht und Klarheit war Friedrich Schlegel ausgerüſtet; bei dem Gewöhnlichen, was ſo die Zeit mit ſich bringt, konnte er ſich nicht beruhigen; ein lebendiger Geiſt, ein ganzer Menſch fühlt auch im erſten, dunklen Drange ſchon den Eindruck des göttlichen Ebenbildes, und wenn dann auch durch eigenmächtige, willkürliche, leidenſchaftliche Abweichungen von der erſten, vollen Macht dieſes Eindrucks Irrthümer und mancherlei Störungen jener Ebenbildlichkeit dazwiſchen traten, ſo bildet ſich doch, ſoferne der Menſch ſich nur ein Herz faßt und den Eigenwillen aufzugeben bereit iſt, das erſte mächtige Gefühl der göttlichen Ebenbildlichkeit allmälig und andern Theils auch durch den Schmerz über die Störungen und Verunſtaltungen dieſer Ebenbildlichkeit zum klaren und beſonnenen Bewußtſeyn derſelben aus. In jener Weiſe des mächtigen Dranges und Triebes hat die Bildung Fr. Schlegels begonnen und in dieſer richtigen, heitern, friedreichen wurde ſie vollendet und zwar durch höhere Führungen und durch ſeine thätige Mitwirkung nach dem Maaße, wie er ſelbſt nach Licht gerungen und immer bereitwilliger wurde, dem einmal aufgegangenen zu folgen. Man rede alſo immer von kometenartigen Excentricitäten und Abſchweifungen durch alle Himmelsräume, von Wechſel und Wandel aus einer Geſtalt in die andere u. dgl. mehr — eine tüchtige, große Natur arbeitet ſich durch, wenn in ihrem Herzen nur die Liebe waltet und ein guter Wille wohnt. Die außer einer ſolchen Natur ſtehen, faſſen auch nur das Aeußere und ahnen nichts von dem inneren Zuſammenklang deſſen, was dem ſinnlichen Ohre mißtönt. Sie begreifen nicht die Verwicklungen und Bedrängniſſe, in welche grade die Tüchtigſten im Begegnen mit der Welt, mit verführeriſchen Mächten und mit der Hinterliſt friedfertiger Gewalten gerathen können, und, ſo lange ihnen das himmliſche Licht noch nicht aufgegangen und der Wille noch nicht hinreichend durch die Gnade bekräftigt iſt, auch wohl verſchlungen werden; ſie beurtheilen ſolche drang- und lebensvolle Naturen nach ihren Geſichtspunkten, von welcher aus ſie zwar manchen einzelnen Zug jenes Ebenbildes Gottes und ſeiner Schönheit erblicken mögen, keineswegs aber dieſes Ebenbild in ſeiner Vollſtändigkeit und Glorie, wie Fr. Schl. es in ſeinen ſpätern und letzten Arbeiten, beſonders auch in der Philoſophie der Geſchichte als das göttliche Siegel des Menſchen erkennt, und den Schmerz ſeiner Entſtellung als den eigentlichen Anfang der Geſchichte, dieſe ſelbſt aber als das mühſelige Suchen nach dem göttlichen Ebenbild oder aber im Gegentheil als ein ſich ſelbſt vernichtendes Widerſtreben gegen daſſelbe betrachtet, ſo daß der verborgene Führer ſowohl als erſehnter Erlöſer, wie als gefürchteter Richter kundbar wird. Dieſer klaren und ſcharfen Erkenntniß iſt Fried. Schl., ſobald er ſie genommen hatte, ſtets treu geblieben und iſt von Wandel und Wechſel keine Rede mehr; aber eben weil ſo viele Außenſtehende den innern Sinn und tiefen Grund dieſes Wandels nicht begriffen, haben ſie noch weniger begreifen können, wie er ſich mit einemmal ſo ſtark und kräftig entſchieden, daß er nun ferner nicht mehr umzuwandeln war, und wenn ſie für ſolche Entſcheidung auch allerlei äußere Beweggründe aufgefunden zu haben meinten, ſo wußten ſie doch die Stärke und Macht der Wahrheit und ihrer Wirklichkeit und Gegenwart in der katholiſchen Kirche, welche den vermeinten Porteur ſo unwandelbar zu machen im Stande war, am allerwenigſten zu ſchätzen.

Ueber Fr. Schl. Verhältniß zu ſeiner Zeit in der Epoche der Jugend und erſten Manneskraft wollen wir nicht wiederholen, was ſchon anderwärts *) richtiges und gutes geſagt worden, noch weniger auf das achten, was Unverſtand und Liebloſigkeit gehäſſiges vorgebracht haben; nur einiges ſey hier zu bemerken erlaubt, was in Bezug auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung etwa beitragen könnte.

Es iſt mir aus eigner Erfahrung noch lebhaft erinnerlich, was vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution an der Zeit und öffentliche Meinung war, epidemiſch ausgebreitet über die Kreiſe der Geſellſchaft, welche auf Bildung Anſpruch machten. Es waren Ereigniſſe vorgegangen, welche den ſeit dem letzten Jahrhunderte ohnehin ſchon herabgeſunkenen Geiſt des Glaubens und der Erkenntniß noch lebensgefährlicher lähmten und ihm einen baldigen Wiederaufſchwung unmöglich machten; insbeſondere geſchah dieß durch die Vergiftung und das Widerſpenſtigmachen des Willens gegen die früher anerkannte und lebendig umfaßte Realität der Kirche ſo wie des durch ſie chriſtlich geleiteten und geheiligten Staats- und Familienlebens. Es gab allerdings Ausnahmen von dieſer traurigen Geiſteslähmung und Gemeinheit; aber ſie traten gegen die epidemiſche

---

*) Z. B. in der Abhandlung zum Andenken an Friedr. von Schlegel von Staudenmaier (Tübing. theolog. Quartalſchrift. 1832. S. 608—50), und ſchon früher in Wiener und andern Zeitſchriften.

Seuche des Eigendünkels und der Meinung des Tages in den Hintergrund zurück; nach dieſer öffentlichen Meinung aber verſtand es ſich von ſelbſt, das objectiv Wahre und Heilige, wodurch das unbefangene Gemüth früherhin zu frommen und großen Gedanken, Worten und Thaten begeiſtert worden, als ein Phantom zu achten, welches dem Auge leicht verſchwinden würde, wenn es, durch das Licht der Aufklärung geſchärft, nur das eigentlich Reale, das Handgreifliche, recht fixirte. Wo einmal durch übertriebenes Geltendmachen ſolcher dünkelhaften Meinung auf den Grund des oberflächlichen Anſcheins und ohne alles tiefere Eindringen in die Sache der Blick auf die wahre Realität dem Menſchen ſchwankend, trüb und nebelhaft wird, da geſchieht ihm, was ihm auch bei ſonſtiger Schwäche und Verſchuldung ſo leicht geſchieht: er ſchiebt die Veranlaſſung der Schwäche oder Schuld auf das verkannte Object hinaus, deſſen Verſpiegelungen er allen Irrthum zuſchreibt; und alles was der Menſch überhaupt und in allen Kreiſen der Geſellſchaft geſündigt, muß nun entweder in der Ohnmacht des Objectes ſelbſt oder in deſſen falſchem Verſtändniß und ſervilen Auslegung ſeinen Grund haben; der Fortſchritt der Vernunft indeſſen werde immer deutlicher zeigen, daß es mit der bisher geltenden Autorität des vorgeblich göttlichen Objectes im Chriſtenthum entweder gar nichts ſey oder ganz anders ſich verhalte; man müſſe ſich nur von dem Spectrum nicht täuſchen laſſen, es werde allmälig mit wachſender Lichtſtärke des menſchlichen Auges verſchwinden. Durch ſolches Verfahren war das wahrhaft Reale faſt unkennbar, ja es war verächtlich oder wenigſtens lächerlich geworden; man durfte in guter Geſellſchaft von dem alten Phantom nicht mehr reden.

Dieſe Negativität oder wenigſtens Erkaltung gegen die poſitive Wahrheit und gegen jedwede Art einer göttlichen Offenbarung und Mittheilung erwies ſich in ihrer Leerheit und Ohnmacht beſonders dadurch, daß ſich die Eingeweiheten des verneinenden Bundes doch ſelbſt nichts rechtes zu offenbaren und mitzutheilen wußten, ſondern im geſellſchaftlichen Leben, in der Politik und Philoſophie das meiſte auf Nichtigkeiten und

Erbärmlichkeiten hinauslief, womit ſie jedoch ganz ernſtlich meinten, der Theologie ein Ende zu machen und den unbequemen Gott des Chriſtenthums, der alles ſieht und weiß und mit allem Rechnung hält, auf die Seite zu bringen. Dazu hatte dann auch eine hübſche Zahl von Theologen, oder die es ſich zu ſeyn dünkten, das ihrige beigetragen. Es gieng dabei alles noch leidlich den hergebrachten Gang fort und ein großer Theil der neuen Weiſen meinte, das Aufklärungsgeſchäft werde ſo im Stillen ſein Ziel erreichen und das Menſchengeſchlecht einmal unverſehends an einem ſchönen Morgen vollkommen emancipirt, ganz ſelbſtſtändig und hellſehend ſeyn. Andere aber waren voreiliger und ſtürmiſcher und drängten hinter jenen her, den Enthuſiasmus der Verneinung und Vernichtung ihnen mitzutheilen, auf daß ſie gemeinſchaftlich und ohne Raſt die alten Scheuſale und Schreckbilder vertrieben und ſelbſt furchtlos[*] und hoffnungslos den blind geſcholtenen Glauben, die täuſchend genannte Hoffnung und die als kindiſch verhöhnte Liebe der Chriſtlichgeſinnten wo möglich ausrotteten. Wie weit dieſes alles in den gebildeten Cirkeln öffentlicher und geheimer Geſellſchaften getrieben wurde, liegt jetzt nackt genug vor Augen; aber von der Wildheit des Eifers, womit es betrieben und bis zur dämoniſchen Wuth geſteigert wurde, muß man ſelbſt Zeuge geweſen ſeyn oder es wenigſtens von Glaubwürdigen erfahren haben. Aus ſolchem Ingrimm gegen das zwar noch geltende, aber vielfach verunſtaltete Göttlich-Reale und Poſitive iſt mit Beihülfe vieler Verblendeten, an ſich Unmündigen und Rathloſen, die aber vom Stachel des Todes und der Vernichtung getrieben waren, die Revolution hervorgebrochen und hat ihr Werk begonnen, zu zerſtören, was ſich nicht halten konnte; aber ihr eigentliches Ziel hat ſie noch nicht erreicht. Auch durch den Umgang mit fremden, beſonders deutſchen, Anſichten und Meinungen ohne Kriterium und Sichtung wird es nicht erreicht werden; es geht überall alles noch zu chaotiſch untereinander.

---

[*] „Ganz furchtlos wie ein Niedriggeborner" ſagt Sakontala — (in den Stellen aus dem Mahabharatha bei Fr. Schlegel: über Sprache und Weisheit der Indier S. 319).

Die Franzoſen haben, von jenem wilden Geiſt getrieben, die Zerſtörung der objectiven Macht und Autorität mit Blut und Tod begonnen und von dieſem tragiſchen Anfang an iſt das Element des Haſſes und der Verneinung aufs äußerſte und bis zum ſchauderhafteſten Terrorismus geſtiegen, ohne daß von Seiten der Zerſtörer auch nur ein klarer Gedanke zu erkennen gäbe, man habe einen beſtimmten, verſtändigen Plan, nach welchem das eingeriſſene Gebäude wieder aufgeführt werden ſollte. Vielmehr hat ein Project das andere gedrängt und verdrängt, bis die Zeit der Ermattung kam und die Ironie des Schickſals alles Widerſtreitende und Verworrene in eine Ruthe für die Projectenmacher ſelbſt und für die ganze europäiſche Welt zuſammenband, und als auch dieſe auseinanderfiel, zeigte ſich, daß nur wenige aus den ſchweren Erfahrungen etwas gelernt hatten; die, welche hülfreich eingreifen ſollten, hatten ſich nur nach alter Weiſe reſtaurirt und es kam die Reaction derjenigen, deren Werk von früherher noch nicht vollbracht war; aber auch dieſer Anlauf endete in einen Vermittlungsverſuch (das juste milieu), der jedoch nur leerer Raum iſt, in ihm aber ein tiefer Schlund, welcher darnach hungert, Welten zu verſchlingen, ohne die wahre Nahrung und volle Sättigung gewinnen zu können. Indeſſen iſt doch durch dieſe anſcheinende Ironie des Geſchickes, in der That aber durch die zurechtweiſende Güte Gottes manches zurechtgeſtellt, anderes abgehalten oder herbeigeführt und alles ſo gelenkt werden, daß Vielen ihre Thorheit zur Erkenntniß kommen mußte und einer theilweiſen Regeneration Raum gegeben iſt. Die Autorität der objectiven Mächte gewinnt wieder Grund und man ſieht und faßt ſie mit verjüngter Liebe an; ſelbſt Weitverirrte halten ſich zügelnd an und ſuchen Wiedergeburt, wenigſtens für ihre Kinder. Aber auch dieſes iſt noch lange nicht zu Ende, wenn die praktiſchen Correcturen recht tiefe Wurzeln ſchlagen ſollen.

Was in Frankreich der Eigendünkel in Verwerfung der objectiven Autorität und in Geltendmachung ſelbſtſüchtiger Intereſſen zu Stande gebracht hatte, davon wurde alsbald auch

Deutſchland ergriffen und angeſteckt, und das epidemiſche Gift verbreitete ſich ſchnell; aber die Ausbildung der Influenza nahm hier eine andere Geſtalt an. Die Einwirkung der objectiven Mächte auf das allgemeine und individuelle Leben war dort eine unmittelbare, eben ſo unmittelbar die Reaction; in der deutſchen Natur hat alles eine ruhigere Gegenſeitigkeit. Was dort in heftigen Kampf ausbrach, wurde hier mehr theoretiſch erwogen und der Kampf zeigt ſich als ein Ringen um die Erkenntniß des wahren Verhältniſſes zwiſchen Subject und Object überhaupt; und zwar erſcheint es hier als ein innerliches Reflexionsverhältniß unauflöslich zuſammengehöriger Kräfte. Der Deutſche will eine innig gefühlte und gedachte — nicht eine leidenſchaftliche oder aber kalte, mechaniſche — Beziehung zu Gott, zum Menſchen und zur Natur haben. Mochte demnach jenes leichtfertige Spiel mit dem an und für ſich Ehrwürdigen, Heiligen und Göttlichen auch unter den Deutſchen Liebhaber gewinnen, und wohl auch bei dieſen das Spiel zur Leidenſchaft und bitterem Ernſt werden, — bis zu jenem wilden Enthuſiasmus des Vernichtungskampfes kam es doch noch nicht, und mit der leeren Ausſicht auf ein Unbeſtimmtes (das höchſte Weſen) ließen und laſſen ſich die Tüchtigeren unter den Deutſchen nicht abweiſen, eben ſo wenig wie durch die Phantasmagorie der ziel- und maaßloſen Rechte des Menſchen. Sie fühlten bald, daß das Verhältniß Gottes und des Menſchen und des Menſchen zu dem Menſchen und zur Natur ein ganz anderes ſeyn müſſe, als alle die epidemiſchen Zauberbilder und Träume es vorgaukelten; aber auch ihnen war die richtige und göttlich bekräftigte Auffaſſung dieſes Verhältniſſes zum Theil fremd geworden, den einen mehr, den andern weniger; je größer aber die Entfremdung, deſto ſchärfer der Stachel zur Wiedererkenntniß in tieferen Gemüthern, während andere minder tiefe ein frivoles Spiel trieben. Erſteres zeigte ſich damals mehrfach unter ernſten Katholiken und Proteſtanten, dringend hervorgefordert durch die Noth der Zeit; das letztere aber bei den Leichtſinnigen von beiden Seiten und insbeſondere bei Katholiſchen, denen nur dieſer Name geblieben war. Demzufolge geben ſich dort Tendenzen zur wahren Katholicität, zur vollen Klarheit des göttlich-menſchlichen Rapportes kund; hier dagegen Hang und Hinneigung zur Conformation mit der Gemeinheit und Charakterloſigkeit der epidemiſchen Meinung, Rede und That; dort Aufgang, tiefere Ahnung einer ſchönern und beſſern Zukunft, hier Niedergang in den Stumpfſinn für religiöſe Intereſſen und in eitle Raffinerien des gemeinſten Eigennutzes.

Bei ſolchen Divergenzen in einer verwirrungsvoll bewegten Zeit war der Kampf der entgegengeſetzten Intereſſen auch hier unvermeidlich; er hatte aber in Deutſchland einen mehr intellectuellen Character und zwar als Kampf der alten und einer neu aufblühenden Schule der Philoſophie, welche, hervorgefordert von der aufkläreriſchen Erbärmlichkeit in Beurtheilung der objectiven Realität und von der Ohnmacht, aus eigenen Kräften etwas neues zu Stande zu bringen, ſich polemiſch und vernichtend gegen dieſe aufgeblaſene Nichtigkeit wandte und fürs erſte wenigſtens dieſes zur Evidenz brachte, daß das hochgeprieſene achtzehnte Jahrhundert eben nicht das preiswürdige geweſen, weder in Betreff der Kunſt und Wiſſenſchaft, noch der Politik, Moral und Religion. So viel zeigte ſich ſchon beim erſten Angriff, daß den Illuminaten des Jahrhunderts alles Reale unter den Händen zum Zerrbild geworden, daß ſie vom Geiſt des allgemeinen und individuellen Lebens in den verſchiedenen Weltepochen gar nichts verſtanden und daß ihre Erleuchtungs- und Weltverbeſſerungsplane grundlos waren, indem ſie weder auf hiſtoriſchem, noch auf philoſophiſchem, noch weniger auf göttlichem Fundamente beruheten. Dieß hatte den franzöſiſchen Weltumwälzern E. Burcke ſchon vom politiſchen Standpunkte gezeigt, noch tiefer und gründlicher und mit aller Schärfe der Polemik und Kritik that es der Graf Joſ. de Maiſtre in aller Kraft, welche das göttliche Fundament der katholiſchen Kirche genährt. Ich nenne dieſe Männer vor vielen anderen, da Beide ſo recht von Grund des Herzens und aus der Tiefe des Geiſtes ſtritten. Aber indem man auch in Deutſchland raſtlos bemühet war, die Wahrheit des Wirklichen unkennbar, den Schein aber geltend zu machen, konnte auch hier die Reaction kräftiger Geiſter nicht ausbleiben und wenn ſie auch nicht ſogleich mit voller Klarheit erblickten, worauf es eigentlich ankam, ſo fühlten ſie doch im Innerſten die drohende Gefahr des Verluſtes aller wahren Erkenntniß göttlicher und menſchlicher Realität und eines ungetheilten, tüchtigen Lebens im Kreiſe derſelben, wenn alles ſchwankend und der Menſch über Gott, die Natur und ſich ſelbſt ungewiß würde, wenn er auf den Irrwegen der Zweifelei, Verſuchmacherei an der Natur, Spionerie der Seele, Religionsaufklärerei ꝛc., oder gar ſchnöder Arroganz und unbeſonnener Machtſprüche zu erreichen vermeinte, was nur durch ernſte, geiſteskräftige Rückkehr zum wahrhaft Göttlichen und Menſchlichen erreichbar iſt.

Kant zwar, erſchrecken und bedenklich wegen **David Homer's** ſkeptiſcher Einreden, ließ die Erreichbarkeit der objectiven Realität an ſich dahingeſtellt ſeyn; er nahm mit der bloßen Erſcheinung derſelben vorlieb, ohne ſich durch eine tiefere Erforſchung der innern Ordnung des objectiv Wirklichen zurechtweiſen zu laſſen; aber er begnügte ſich doch nicht mit der Erforſchungsweiſe **Locke's**, welche er mit Recht pöbelhaft nennt, ſuchte vielmehr, gleichwie Copernicus die Bewegungen der Weltkörper aus einer gemeinſchaftlichen Mitte zu begreifen lehrte, ſo die Objectivität der Erſcheinungen von innen heraus und a priori zu erklären; da aber ſeine Erklärungsweiſe auf einem gewiſſen Punkte ſtillſtand, und auf das unmittelbar Sinnliche und auf die Abſtraction, Reflexion und Combination allgemeiner Vorſtellungen ſich beſchränkend, zur geiſtigen Faßung des a priori in ihm ſelbſt nicht fortſchritt, ſo vermochte er auch **den** Punkt nicht zu finden, worin das Subjective mit dem Objectiven wahrhaft und wirklich in eins zuſammentrifft. Beides mußte alſo tiefer und aufs tiefſte erforſcht werden; von der Ausführung einer ſolchen Forſchung hatte aber Kant nur eine flüchtige Ahnung und blieb, zufrieden mit ſeinem Fund, auf der unterſten Stufe idealiſtiſcher Regungen ſtehen, noch ferne dem Göttlichen und wie es etwa möglich wäre, daſſelbe auf höhern Stufen des Realiſmus oder Idealiſmus zu faſſen. Indem er eben dieſe Möglichkeit zu erkennen außer Stand war, fühlte er ſich doch um des Intereſſes ewiger Glückſeligkeit willen gedrungen, die Exiſtenz Gottes zur Vollendung einer moraliſchen Weltordnung anzunehmen. Dieſe Annahme iſt aber noch lange nicht lebendiger Glaube, ſondern ein ſelbſtſüchtiger, ein Pflichtglaube, den er ſich um ſeiner ſelbſt willen aus ſich ſelbſt auflegt, der dann aber auch eben darum dem lebendigen Glauben, als einem vermeintlich blinden und knechtiſchen, bedaurend oder höhnend gegenüberſteht und ſich gegen ihn als freier Glaube rühmt. Aber grade der lebendige Glaube, wenn er ihn gekannt, hätte ihn vermögen müſſen, die wahre Freiheit und das rechte Sittengeſetz nicht in einer abſoluten Autonomie zu ſuchen, ſondern als allein Gott zuſtehend zu achten und zu verehren; ſeine Achtung und Verehrung aber geht auf die eigne praktiſche Vernunft, die nur von ſich erfüllt d. h. leer iſt, wie das Auge in finſterer Nacht in ſich ſelbſt imaginirt und ſich allerlei Phantome vorſpiegelt. Es iſt hoffährtige Selbſttäuſchung, nicht im Geiſt und in der Wahrheit gegründet; daher bei allem Anſchein der Erhabenheit und ſittlicher Strenge dem Princip nach ganz verwerflich.

Dieſe Hoffahrt, auf die falſche Vorausſetzung von der urſprünglichen Würde des Menſchen gegründet, hatte nur die Hauptſache überſehen, daß nämlich der Menſch nach ſeinem allerdings würdigen und hohen Beruf dennoch nicht berechtigt war, autonomiſch zu ſeyn, ſondern daß der Wille Gottes ſein heiliges Geſetz ſeyn ſollte. Von dieſem abweichend mußte er gerechterweiſe die wahre Würde ſeiner erſten Stellung verlieren und war unvermögend, dieſelbe ſich ſelbſt wiederzugeben; nur Gott allein, der ſie verliehen, konnte ſie herſtellen. Die Vorausſetzung derſelben oder gar einer noch höheren, eigentlich göttlichen Würde iſt demnach dämoniſche Arroganz, die allem lebendigen Glauben und aller Treue gegen den Willen Gottes, aller ehrfurchtsvollen Erforſchung deſſelben in der Natur, Geſchichte und Offenbarung ein Ende macht und die Frevelhaftigkeit bis zum Wahnſinn treibt. Wozu denn noch ein Gott ? bei ſolcher abſoluten Selbſtgeſetzgebung und Selbſtherrſchaft des Menſchen (aus gänzlichem Mißverſtand des reinen Verhältniſſes zwiſchen dem Willen Gottes und der freien Selbſtentſcheidung des Menſchen). — Es iſt begreiflich, wie das Gift dieſes Wahnſinns, welches in Frankreich ſchon lange praktiſch um ſich gefreſſen, nun auch bald unter den Deutſchen in Geſtalt wiſſenſchaftlicher Lehre und Maximen wucherte — und wo wäre derjenige zu finden, der an der idealen Revolution nähern Antheil genommen und nicht irgend wie von dieſem Gift angeſteckt worden wäre, nicht auf irgend eine Weiſe mitgewirkt hätte, das abſolute Majeſtätsrecht des Menſchen zu begründen? — Wir möchten nicht behaupten, an dieſer ſchweren und gefährlichen Krankheit nicht gelitten zu haben, und wenn es nur im Wahn des Zeitrauſches geſchehen wäre: es müſſe ein „neues ewiges Evangelium“ kommen, während des Menſchen Geiſt vielmehr mit Beſonnenheit „das alte, ewige Evangelium“ in und durch Gottes heiligen Geiſt in ſeiner wahren Kirche erkennen ſollte. Aber weil man eben des Rauſches wegen davon noch ferne war, ſo konnte nicht fehlen, daß man jenes durch die kritiſche Philoſophie zunächſt dringend angeregte Bedürfniß, das Subject ſowohl als das Object aller Wiſſenſchaft und Kunſt in Wahrheit zu erforſchen — und jedes von beiden bis auf deſſen Spitze hinauf zu verfolgen, zuerſt, zwar mit großem Eifer und mit Geiſtesenergie, aber doch auch mit einer vom Gifte jenes Wahnſinns entzündeten Luſt nach Abſolutheit zu befriedigen ſuchte.

Unter denen, die für eine neue Zeit und Zukunft begeiſtert waren, hatte Fichte jenen aprioriſchen Coincidenzpunkt des Subjectes und Objects mit kühner Hand gefaßt — und zwar mit aller Energie des Subjects, da die Zuverläſſigkeit des Objectes durch Kant bedenklich geworden war. Ins innere Mark des Subjects eindringend, wollte er es in ſeiner urſprünglichen Apriorität ergreifen, als reine Thätigkeit und durch die That ſelbſt; Erkenntniß des Subjects ſollte ihm weſentlich auch Handeln und Schaffen ſeyn; kraft der Thätigkeit ſollte ihm erſt das wahre Verhältniß zwiſchen dem Subject und Object zu Stande kommen. So wurde ihm dann das Princip, welches die gewaltige, aber annoch unverſtandie Triebfeder des modernen Lebens war — das Ich — zur nähern Aufgabe; zugleich aber glaubte er das ganze Problem allein kraft dieſes Princips ſelbſt löſen zu können. Dieſes Ich, bisher die belebende, treibende, oft auch ganz vermeſſene Macht ſollte nun über ſich ſelbſt zur Klarheit kommen, ſollte durchaus als Vernunft und freie Thatkraft ſich erweiſen, deren Weſenheit dem abſoluten Charakter des Princips nach keine andere als die des Göttlichen ſelbſt ſeyn konnte. Dieſer prometheiſchen Kühnheit gemäß wäre der abſoluteſte Idealismus zu erwarten geweſen, durch den Spinoza's abſolute Subſtanz, ihrer fataliſtiſchen Nothwendigkeit entnommen, als in ſich lebendige, freie, perſönliche Macht des abſoluten Willens erſchienen und ſo dem Begriff des lebendigen Gottes wenigſtens etwas näher gebracht worden wäre. Auf ſolchem abſolut idealiſtiſchen Standpunkt hätte dann aber vor allem nachgewieſen werden müſſen, wie dem abſoluten Subject (dem Ich in ſeiner immanenten Selbſtreflexion) es ſelbſt als abſolutes Object gegenübertrete, beide jedoch weſentlich eins ſeyen, und dieſe Einheit eben die reine Apriorität ſeyn müſſe, was auf göttliche Weiſe zu denken oder gar ſelbſt zu ſeyn, zu zeugen und zu ſchaffen freilich von Altersher die gefahrvollſte und verderblichſte Einbildung der geiſtigen Creatur geweſen iſt. Daß Fichte dieſes nicht gethan, ſondern ein ſogenanntes Nicht-Ich d. h. das Negative, an ſich Inhaltloſe, die Schranke, welche fort und fort überwunden werden ſoll und dennoch nicht ganz beſeitigt werden kann — gleichſam das μὴ ὂν der Alten — dem Ich gegenüber ſtellte, wurde von der Tendenz des Zeitalters zum Abſoluten ſogleich als eine Inconſequenz gerügt, auch bald erkannt, daß mit dieſer blos hypothetiſchen und überdies noch leeren Objectivität nichts anzufangen ſey, und daß das objectiv Reale ganz andre Anſprüche zu machen habe. Wenn nun gleich dieſe Anſprüche mehr gefühlt und geahnt, als durch eine gründliche Methode und Durchführung des Idealismus bemeſſen und bis zum Bedürfniß und zur Anerkennung eines wahren Objectes für das lebendige Ich — im lebendigen Du gebracht und gerechtfertigt waren; ſie wurde doch ſchon frühe von Fr. Schlegel und einigen andern erkannt, daß Fichte's Verfahren jenem des Siſyphus ähnlich ſey, das Felsſtück mit ſaurer Mühe auf die Gipfel des Berges zu wälzen, von wo es dann wieder herabſchießt und alle Anſtrengung vergeblich iſt. Fr. Schl. ſpricht ſich (ſ. oben d. Fragm.) über die Halbheit des Fichte'ſchen Idealismus ſcharf genug aus und drang damals (1795—1800) in den Vorleſungen zu Jena und in vielen Fragmenten und Notizen auf abſoluten Idealismus in kühnſter Geſtalt, auf ein Syſtem, worin ohne alle anderweitige Vorausſetzung von einem für ſich evidenten Anfangspunkt aus mit wiſſenſchaftlicher Strenge und Conſequenz erwieſen würde, daß das Reale, weit entfernt, bloße Schranke, die ſich immer weiter zurückſchiebt, zu ſeyn, vielmehr die dem Ich entſprechende Realität des Du ſey, deren ſich daſſelbe ſelbſtthätig mit wachſender Klarheit bewußt werde bis zu der Höhe hinauf, wo es die höchſte ideal-reale Wirklichkeit und Vollendung erblickend, das Weſen der Natur, der Kunſt und Poeſie im göttlichen Gedanken zuſammenfaſſe, in Wort und That darſtelle, und durch Mittheilung und Darſtellung kraft göttlicher Begeiſterung auch andere begeiſtere zur Erreichung des hohen Zieles eines ſelbſtſtändigen, göttlichen Lebens. Dieſe Tendenz, das Höchſte durch die Kraft des eingebornen Geiſtes zu erringen, giebt ſich in den Fragmenten und Ideen des Athenäums ſchon genugſam zu erkennen und iſt ſchon in den wenigen Worten ausgeſprochen: „der Geiſt führt einen ewigen Selbſtbeweis ꝛc.“; ſie liegt auch im Herkules Muſagetes klar am Tage, — dem Helden, der bereit iſt, dem Göttlichen in Flammen alles Sterbliche zu opfern, den aber das Loos trifft, einſam zu dulden und mit verhaltenem Zorn und bitterer, wohl hie und da auch übermüthiger Ironie die Gemeinheit der Zeit anzuſehen, in deren Hintergrund ihm aber ein heller Stern der Zukunft leuchtet. Ein neues Leben, wie es noch nicht da geweſen ſey, ſchwebt ihm vor: wiedergeborne und verklärte Kunſt und Wiſſenſchaft und Religion. Wenn auch in ſolchen inhaltvollen Träumen noch manches Täuſchende ſich einmiſcht, beſonders wegen Ueberwältigung des Gefühls durch die noch nicht ganz verſtandene

Macht der neuen Ideen; ſo ſpricht ſich darin doch eine Lebendigkeit der Seele aus, mittels deren eine Fülle von Entwicklungen ſich entfalten und zu klarern Geſtalten gelangen ſollte und konnte, indem die heranreifende Erfahrung des lebenskräftigen Geiſtes jene den Anfängen noch beigemiſchten Täuſchungen allmählig ausſchied. Liebe des Schönen und Göttlichen entquoll nun ſeinem Herzen immer ſtärker und auch die Verirrungen in der Liebe ſind weit erhaben über die Gemeinheit, ſind künſtleriſche Verirrungen und haben etwas von antiker Kräftigkeit, das ihm aber nur bis dahin galt, wo er den Sinn und die Bedeutung des Göttlichen in der Liebe und ihrem Grundquell ſelbſt, wie er kraft des heil. Geiſtes in der Kirche quillt, tiefer faßte und aus dieſem Quell des ewigen Lebens geſtärkt und erneuert erkannte, was er bisher nur ahnend geſchaut und gewollt, was er aber bis dahin noch nicht zu faſſen im Stande geweſen, weil ihm zwar ein kühnes Gemüth verliehen, aber der Trotz der jugendlichen Kraft noch nicht gebrochen war.

Die Vorbereitung zur entſcheidenden Epoche des Lebens (1808) begann bei Fr. Schl. ſchon Jahre lang vor der wirklichen Entſcheidung ſelbſt. Die Geſpräche mit den Freunden in Jena und Berlin (mit dem Bruder, mit Novalis, Fichte, Schelling, Schleiermacher u. a.) brachten den eignen und ſelbſtſtändigen Gedanken in ihm zu größerer Klarheit und er lernte aus dem lebendigen Dialogen noch ſchärfer erkennen, woran es der philoſophiſchen Tendenz der Zeit gebräche. Sich aber darüber ausführlich mitzutheilen, hielt er damals und noch mehrere Jahre hindurch nicht für rathſam, ſprach jedoch mit Zuverſicht aus, er hoffe bald auf jede Frage Antwort geben zu können, jetzt aber ſey er noch nicht mit ſich fertig. In der letzten Zeit zu Paris (beſonders um 1803) wurde er in Bezug auf religiöſe Gedanken und Angelegenheiten immer ſtiller und verſchwiegener, ja er lehnte auch in den vertraulichſten Geſprächen jede Aufforderung, ſich mitzutheilen, ab, war aber tief bewegt durch alle großen und zum Theil auch ſchweren Erfahrungen, die er in dieſer Zeit gemacht. Des Herzens tief-

er Grund fing an ihm aufzugehen und wurde gleich einem
mächtig durchpflügten Acker umgewühlt und zur Aufnahme gu-
en Saamens zubereitet. Der Hunger des Geiſtes nach der
vahren Speiſe des Lebens, nach Befriedigung ſeiner weſent-
ichſten Bedürfniſſe in der Kunſt und Wiſſenſchaft, wie im prak-
iſchen Leben trieb ihn zum Studium der heil. Schrift und der
Kirchenväter und dieſes beſchäftigte ihn, beſonders vom J. 1804
an (in Cöln) Tag und Nacht. Während ihm ſo allmählich „ein
unendlich ſubjectives Verlangen“ nach der rechten und höchſten
Objectivität erweckt und genährt werden, wuchs auch die
Kenntniß der eignen innern Noth und Bedürftigkeit bei allem
Reichthum an Bildung und Kunſt, und was er früher (bei
Beurtheilung der Reden über die Religion) *) gleichſam mit
Erſtaunen ausgeſprochen, war in ihm ſelbſt nun ſchon zur ern-
ſten Geſinnung geläutert, daß nämlich die Religion das innerſte
Weſen des Menſchen ſey und daß ſie allein allem übrigen
die Vollendung gebe. Je klarer ihm dieſes wurde, deſto be-
denklicher war ihm das Beſtreben des Zeitalters, deſto ſchärfer
die Kritik aller philoſophiſchen Verſuche, das höchſte Ziel aus
eignen Kräften zu erreichen, deſto ſchärfer aber auch die Be-
ſonnenheit, ſich dem Drang des Bedürfniſſes nach endlichem Frie-
den dennoch nicht blindlings zu überlaſſen. Ein Zeugniß dieſer
Stimmung des beſonnenen Mannes, der weiß, was er will
und thut, hat Fr. Schl. in ſeinen Zugaben zu Leſſings Gedan-
ken und Meinungen (1804) niedergelegt, und eben ſo ruhig er-
wägend und kritiſch beleuchtend arbeitete er auch die mitgetheil-
ten philoſophiſchen Vorleſungen aus, ſtets darauf bedacht, die
Reſultate ſeiner philoſophiſchen Lehrjahre und Studien durch
das ihm aufgegangne Licht zu berichtigen, zu bewähren und
ſo endlich den Punkt zu finden, wo die ſtolze Philoſophie der
Zeit ſich mit der Offenbarung auf die heilſamſte Weiſe berühren
und wie ſie hier allein Zurechtweiſung und Befriedigung finden
könne. Daß der ganze, unverſehrte Schatz der Offenbarung in der
katholiſchen Kirche allein zu finden ſey, — dieſe Ueberzeugung

---

*) Athenäum II. S. 289—300.

ſpricht der Abſchluß jener Vorleſungen (1805) aufs beſtimmteſte aus, und auch ſchon ein Jahr früher in vertraulichem Geſpräch bekannte er mit Zuverſicht: „daß die einzige ewig beſtehende Wahrheit in der katholiſchen Kirche und alle andern Syſteme bloße Verſuche ſeyen, die dazu hinführen oder davon entfernen“ *). Indem er ſo den ſchärfſten Blick auf alle weſentliche Intereſſen des Menſchen warf, um allem, was darauf Anſpruch zu machen habe, ſein Recht widerfahren zu laſſen, aber Gottes höchſtes Recht über alles treu im Herzen zu bewahren, und indem ihm keine weſentliche Zweifel mehr übrig geblieben waren, den entſcheidenden Schritt zu thun, trug und hegte er, obgleich mit dem ſeel. Grafen Fr. L. zu Stollberg, den er hoch verehrte, in lebhafter Correſpondenz über den katholiſchen Glauben, dennoch die gewonnene Geſinnung ſtill und ſelbſtſtändig noch zwei volle Jahre (1806—1808) in ſich: er wollte bei ſo manchen äußern Störungen erſt reine Bahn vor ſich haben, um die innere Ruhe und Gottſeeligkeit zu gewinnen, welche zur Ausführung eines ſo wichtigen Entſchluſſes erfordert wird. Erſt nachdem er den ganzen Curſus ſeiner philoſophiſchen Vorleſungen vollendet, das Störende beſeitigt und ſich durch gründlichen Unterricht aufs genaueſte mit dem ganzen Inhalt der katholiſchen Lehre bekannt gemacht hatte, legte er das Glaubensbekenntniß ab **).

Wer nun die mitgetheilten Vorleſungen mit unbefangenem Blick und ohne Einmiſchung von Fremdartigem, ganz in objectiver Ruhe erwägt, der wird ſich über die Stellung derſelben zu der früheren und ſpäteren Epoche leicht zurecht finden, beſonders wenn er den geiſtigen Fortgang des Verewigten aus den Fragmenten gründlich aufgefaßt hat. Sie ſtehen nicht allein auf der Höhe der damaligen Philoſophie (1804—1806) und Fr. Schl. hatte nicht bloß alles, was damals ſchon hervorgebracht war, ſich angeeignet und ſelbſtſtändig verarbeitet, er hatte auch ſelbſt mit hervorgebracht und gieng als ein divinatoriſcher Geiſt über das ſchon zu Stande gekommene hinaus zu einem *Idealismus*, der alle Elemente des natürlichen und geiſtigen Lebens vereinigen und zugleich das Unzureichende der bereits gemachten Verſuche nachweiſen ſollte. Dieſer Idealismus, den Abgrund des Abſoluten (in der Natur und in der Ichheit) vermeidend, beginnt mit der Theorie und Charakteriſtik des Bewußtſeyns und führt die Geſchichte deſſelben vom erſten Sehnen und Verlangen des Geiſtes nach der Fülle des Lichtes und der Liebe, wodurch er allein befriedigt werden kann, durch alle Momente ſeiner Entfaltung bis zur Faſſung und Bekräftigung ſeiner ſelbſt in der Anſchauung jenes Ideals, welches zumal auch die ewige Realität, alſo das Ziel und die Vollendung, das über alles Liebenswürdige, iſt, um deſſentwillen jedes Werden und Beſtreben der Natur und des Geiſtes iſt. Wohlverſtanden, und wie der Vf. bei tieferer und innigerer Erkenntniß der göttlichen Offenbarung die Aufgabe in ſpäteren Jahren durchgeführt, iſt dieſer Idealismus eine *innere Geſchichte der geſchaffenen Welt* von ihren grundanfänglichen Regungen bis zum vollen Bewußtſeyn der lebendigen Gegenwart Gottes, als der ewigen Liebe, welche ſich dem ſehnenden *Ich* als das allein befriedigende Object, als das beſeeligende *Du* offenbart und zu erkennen giebt. Hier iſt es, wo der kraft dieſer göttlichen Liebe durch alle Momente ſeiner Exiſtenz ſich entfaltende, zum höchſten Ziel fortringende Geiſt Maaß, Klarheit und Frieden gewinnt, unter der *Bedingung*, daß er den Willen des alles bekräftigenden und vollendenden Herrſchers und liebreichen Vaters anerkenne und treulich erfülle. Damit iſt dann das vermeintliche Entquellen der Natur aus ſich ſelbſt und ihr Beſtand aus eigner abſoluter Macht, ſo wie das Project des Ich auf immanente, *weſentliche* Göttlichkeit, Autonomie und Machtvollkommenheit beſeitigt und der Abgrund angemaßter Abſolutheit nach oben und nach unten aufgedeckt, das All und das Nichts deſſelben bezeichnet und der Pantheismus, ſo wie der Atheismus, wohin die verirrte, entweder vom Unbeſtimmten, Maaßloſen überwältigte oder aber ſelbſtſüchtige Vernunft führt, abgeſchnitten. Es wäre daher ſehr ungerecht, in einer oder der andern Ausdrucksweiſe jener Vorleſungen pantheiſtiſche Spuren finden zu wollen, da doch das Urtheil über ſolche und verwandte Lehren hier ſo klar und ſcharf ausgeſprochen und noch überdieß die freiwillige Selbſtbeſchränkung und Verwahrung des philoſophirenden Geiſtes gegen das eigenmächtige Project auf abſolute Macht entſchieden erklärt iſt. Es iſt hiemit eine ganz bewußte Selbſtzügelung gemeint, ein An- und Einhalten ſeiner ſelbſt vor dem Ewigſelbſtſtändigen, nur durch Sich beſtimmbaren, — um der Offenbarung ſeines Wortes und ſeines Willens Raum zu geben, ſich nicht von der bloßen Ausſicht auf das Göttliche zum Wahn wirklicher Göttlichkeit verführen zu laſſen und ſo aus eigner Machtvollkommenheit Gott und die Welt zu conſtruiren und zu beſtimmen; es iſt vielmehr der freie Entſchluß, der actuoſen ewigen Freiheit und Liebe, wie ſie im klaren und bereitwilligen Bewußtſeyn aufgegangen, gewiſſenhaft zu folgen und mitzuwirken, ein Entſchluß, welcher der Realität des Ideals, des göttlichen Ebenbildes nämlich, würdig iſt. Dieſes Anhalten ſeiner ſelbſt — grade an dem Punkte, wo der richtig durchgeführte Idealismus zur Anerkennung der weſentlichen Zuſammengehörigkeit und Gegenſeitigkeit des Ich und Du (des Subjectes und Objectes) gelangt und wohl auf deren vollkommene Uebereinſtimmung bedacht iſt, der geſchaffene Geiſt aber nicht vermag, die Liebe, welche die Einigkeit ſo wie die Selbſtſtändigkeit des Ich und Du allein ſicherſtellt, aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen — dieſes Anhalten iſt das Großartige in Fr. Schlegels Philoſophie; denn das Fortconſtruiren der hochmüthigen Vernunft über das Maaß des Idealismus hinaus bis dahin, wo Ich und Du in den Abgrund des Abſoluten ſich verlieren, iſt eben der Irrthum und die Verblendung des Zeitalters, welches bei ſeinen Beſtrebungen ſo oft in den

---

*) Mehrere Fragmente aus den Jahren 1805 und 1806 (ſ. oben) ſprechen dieſe Ueberzeugung ebenfalls deutlich genug aus.

**) Im April 1808, eben zu der Zeit, da ihm kürzlich eine ſehr einträgliche Pfründe in Hannover zugefallen war, die ihm nun um ſeines Glaubens willen entzogen wurde, und wo auch noch kein Gedanke war, nach Oeſterreich zu kommen.

Wahn geräth, aus eigner Machtvollkommenheit ſchon an ſich in dem Beſitz jener Einigkeit und Selbſtſtändigkeit zu ſeyn, die nur Gott vollkommen eigen iſt und von welcher der Menſch ohne deſſen liebreichen Beiſtand jeden Augenblick abweicht, ohne die Sehnſucht nach vollem und ewigem Beſtande der weſentlichen Einigkeit und perſönlichen Gegenſeitigkeit des Subjectes und Objectes jemals aus ſich ſelbſt befriedigen zu können, ja vielmehr in die Unſicherheit und verzehrende Leidenſchaftlichkeit für das Ich oder für das Du verwickelt wird oder jenen Abgrund mit Träumen oder mit leeren Begriffen auszufüllen ſucht. Eben an dieſer Stelle der größten Gefahr für die damalige Zeitphiloſophie ſtand Fr. Schlegel ſtill wie ein Mann, der die projectirende Vernunft zu zügeln und zu beruhigen weiß, damit ſie vernehme, nicht was ſie will, ſondern was Gott will und was Er in Allem und auf ewige Weiſe allein kann und vermag. Erkennen und verſichern ſoll die Philoſophie, daß Gott der Herr iſt, aber auf dieſem Höhepunkte ſoll ſie auch begreifen, daß der geſchaffene Geiſt niemals göttliche Weisheit und Macht erreicht und daß auch ſie ihm ſolche nicht verſchaffen kann. Jeder Anſpruch hierauf iſt Einbildung und Verkennen deſſen, was die Idee iſt und daß ſie nichts anderes iſt als das metaphyſiſche Gleichniß nach dem Ebenbilde Gottes, nicht aber alle Wahrheit an und für ſich, die alle Kraft der Bewährung in ſich hätte. Vor ſolcher Prätention, an welcher Fr. Schl. früher ſelbſt Theil genommen und ſie bis auf einen hohen Grad vermeintlicher Gotteskraft gebracht hatte, trat er in den Jahren, da ihm das rechte Licht aufgieng, ſchon zurück, wie manche andre nicht thaten, die ihn über die ſogenannte göttliche Ironie hart getadelt haben. Er erblickte nun die Möglichkeit der Vollendung nicht in Vorſpiegelungen, ſondern in der Treue des Willens gegen den göttlichen Willen, im Gott-ergebenen Leben, als in welchem die Idee des Göttlichen durch ihren Schöpfer ſelbſt realiſirt und lebendig wirkſam wird. — In ſeinem Idealismus iſt daher freie Ausſicht nach dem Himmel, die Theorie iſt nirgends beſchränkt, ſie erhält durch die Natur der Sache ſelbſt ihr rechtes Maaß, und wir finden hier gerade das Gegentheil von Kants willkürlicher Beſchränkung der Theorie, und noch ſtärker das Gegentheil von deſſen Autonomie in der Praxis.

Die mitgetheilten Vorleſungen ſind dieſem gemäß von doppeltem Intereſſe; denn einmal geben ſie uns zu erkennen, was der Philoſophie jener Zeit zu ihrer zweckmäßigen Ausführung noch mangelte, und wie dieſe Ausführung auf dem Boden des Idealismus gründlich verſucht werden könne; zum andern beweiſen ſie, daß ein ſolcher Verſuch ohne nähere und innige Berührung mit der Religion nicht zu vollbringen iſt, und daß eben auf der Höhe des wahren Idealismus die Ausſicht auf göttliche Freiheit und Liebe ſich eröffnet, welche den auf dieſem Wege zum Bedürfniß der Einigkeit des Ich und Du Gekommenen vor den Gefahren des abſoluten Egoismus, des zerſtörenden Dualismus oder der todten Indifferenz bewahrt und dem Beſtreben nach Einigkeit Haltung verleihet durch den Glauben an das Subject, welches ſich als das wahrhaftigſte Object, als göttliches Du ihm darbietet und offenbart; dieſer Glaube iſt dann der fruchtbare Grund eines chriſtlichen Philoſophirens in ſtets wachſender Erkenntniß. Da dieſes aber ohne das Opfer des eigenmächtigen Willens nicht geſchehen kann, ſo hat Fr. Schl. wohl das Rechte erwählt, daß er ſich an die ungetrübte Offenbarung Gottes in der katholiſchen Kirche und an deren göttliche Gegenwart in derſelben ohne Rückhalt hingegeben, an die Gegenwart, welche allein das wahre, reale, alle Beſtrebungen des guten Willens verwirklichende Ideal iſt. Hier allein iſt beſeeligende Erkenntniß und Thätigkeit im heiligen Geiſt der Wahrheit möglich, und der Privat-Geiſt (der jederzeit privative) läutert ſich erſt in dieſer heiligen Gemeinſchaft *). Was unſer Freund während dieſem Leben

---

*) Was in jenen Vorleſungen noch nicht ganz dieſen Charakter hat, findet ſich in den ſpäteren berichtigt und ſichergeſtellt, und ſo bleiben die früheren wichtige Urkunden für den Stand der Philoſophie in jener Zeit und für die Bekanntſchaft mit den Lehrjahren eines Meiſters, und darum haben wir ſie öffentlich

in der Kirche und kraft deſſelben vollbracht, iſt in ſeinen ſpäteren Jahresheften niedergelegt, und zum Theil auch in ſeinen öffentlich mitgetheilten Vorleſungen zu Wien (1811 — 1828), ſo wie in den letzten, durch den Tod unterbrochenen, die er in Dresden gehalten, mit Klarheit ausgeſprochen; überall zeigt ſich die hohe Bildung des Mannes, die Fülle deſſen, was er durch ſeine Studien nach allen Seiten gewonnen, unverkümmert durch den Glauben, der die Seele ſeines Lebens iſt, — denn wie ſollte im Schooß der Kirche etwas Tüchtiges verkümmert oder geſchmälert werden, da ſie nur den Irrthum verwirft oder berichtigt, ſonſt aber die Freiheit des wahren Denkens in weiteſtem Umfange von jeher geſtattet hat, i[illegible] ſie ſelbſt das göttliche Maaß und Kriterium des Gedankens, des Wortes und der Werke iſt? — Man muß freilich die Wichtigkeit und den Werth dieſer Wahrheit ſelbſt erfahren haben, wenn man ein Urtheil darüber fällen will; alsdann gelangt man auch zu der Einſicht, daß Behauptungen, wie etwa jene: „Fr. Schl. habe ſich ſo gut es gehen wollte mit der Kirche abgefunden, und er habe Manches in ihren Kreis eingeſchwärzt, was ſie von keinem Anderen angenommen haben würde,“ aus Unwiſſenheit oder böſem Willen herrühren; hiezu gehört auch: er habe den katholiſchen Glauben von der poetiſchen Seite aufgefaßt, und überhaupt des philoſophiſchen Talents ermangelt, was um ſo abſurder iſt, da ſelbſt ſeine Poeſie, gerade in der höchſten Begeiſterung, philoſophiſchen Tiefſinn athmet, ja oft einen gedankenvoll metaphyſiſchen Charakter hat; in ſeinen Betrachtungen über das Leben und die Geſchichte aber herrſcht eine Fülle und eine Tiefe des Philoſophirens, welche freilich die Flachheit oder die leere Abſtraction nie begreifen wird. Auch ſchwankend, ja zweideutig ſoll er ſeyn, ſeine eigentliche Meinung verkleiden oder accomodiren, —

---

mitgetheilt. Auch in den Fragmenten findet ſich manches erſt in ſpätern Heften ganz zurechtgeſtellte, wie z. B. der Begriff der Seele Gottes (S. 492) in der Philoſophie des Lebens (S. 73) ſeine Zurechtweiſung erhält, wie anderes anderwärts das wäre freilich eine große Entdeckung, wenn ſie nur nicht von ſolchen herrührte, die vom Geiſte der Liebe und Gerechtigkeit wenig verſtehen oder aber von andern, die ängſtlich beſorgt ſind um eines bloßen Anſcheins willen, der bei genauerer Auffaſſung vom katholiſchen Standpunkt aus verſchwindet. Das Unverzeihlichſte an ihm aber iſt den Kindern der Zeit eben jenes Anhalten auf den Bahnen der ins Blaue hinaus progreſſiven, productiven und projectirenden Vernunft und die entſchiedene Abwendung vom Abſoluten; er hätte in wachſender Hoffart und dämoniſchem Uebermuth mit ihnen fortgehen und den alten Trotz heilig achten ſollen, — das that er nicht und darum iſt er geächtet und ſein Verdienſt aufs Kleinſte reducirt; aber die katholiſche Nachwelt, die beſſere, reinere, tiefere, als es die jetzige Miſchung des Katholiſchen mit verderblichen Elementen zuläßt, wird ihn verſtehen, wird Belehrung finden und mit Gerechtigkeit urtheilen.

Grade die entſchiedene Abwendung vom Abſoluten iſt, was ihm die höchſte Ehre macht und der feſte Grund des Friedens nach raſtloſer Thätigkeit und mancher Verirrung für ihn geworden iſt; nur dieſer Friede gab ihm die Macht, den inneren Unfrieden des Zeitalters ſcharf zu erkennen und zu beurtheilen und ihn dennoch muthig zu ertragen, in der Zuverſicht, daß der Schatz der Wahrheit und Weisheit in der Kirche köſtlicher iſt als alles blos menſchlich Große, Schöne und Erhabene, und das wahrhaftige Leben in ihr über alle natürliche Tugend und Heldenkraft, beſonders wenn ſolche mit der Arroganz auf Abſolutheit auftritt und gar wenn ſie blos als freche Maske erſcheint. Das Abſolute iſt nicht die Liebe und das Liebenswürdige, es iſt das Tyranniſche, dämoniſch Zerſtörende, der Abgrund des Schreckens, von dem die Beſten ſich längſt abgewandt haben, mit männlicher Beſonnenheit ſich anhaltend und Gott und ſeinem Wort die Ehre gebend, wie unter den Beſten auch Schelling hievon Zeugniß gegeben und zwar in dem Maaße, daß die Kinder der Zeit gleichfalls irre an ihm geworden ſind und am wenigſten begreifen, daß auch er dem Rationalismus und dem Princip der Verneinung feſt entgegenſteht und jener philoſophiſchen Tendenz abhold iſt, welche ohne den rechten und wahrhaftigen Glauben an die göttliche, objectiv wirkliche, Offenbarung iſt und in der Idee nicht blos das Gleichniß nach dem Ebenbilde Gottes, als dem göttlichen Logos, erkennt, ſondern die abſolute Wahrheit ſelbſt, ſo daß ſie, genau betrachtet, vom Nichts zum Nichts fortſchreitet, ſomit leer ausgeht; denn die Geneſis der Begriffe kann *nur im Vertrauen* auf jenen Logos und unter deſſen *anerkannter* Führung einen *Inhalt* gewinnen und fruchtbringend ſeyn *).

---

*) Dieſe Grundbedingung hatte ich ins Auge gefaßt, als ich in den Beilagen zu J. v. *Maiſtre's* Abendſtunden zu St. Petersburg 1825 (II. S. 634—35) äußerte: „In dieſem Geiſt findet auch das, was *bis jetzt durch die Wiſſenſchaft der Logik* geſchehen iſt, *allein* ſeine (richtige) Auslegung und die gerechte Anerkennung eines wahren Verdienſtes; wie dagegen dieſe Lehre ohne Beachtung des (von mir dort) angegebenen Geſichtspunktes, über welche wir mit dem Urheber derſelben (*Hegel*) im weſentlichen einig zu ſeyn hoffen, zu den größten Mißverſtändniſſen (zwiſchen Philoſophie und Religion), mehr als jemals eine frühere, die unbeabſichtigte Veranlaſſung geben könnte.“ Ueber dieſe Bedenklichkeit fühlte ich mich auch durch wiederholte mündliche Auseinanderſetzungen mit Hegel nicht ganz beruhigt: ſie hat ſich auch ſeither mehrfach gerechtfertigt, namentlich durch den vorwaltenden Grundirrthum von der Conſubſtantialität des Menſchen mit Gott in den öffentlich gewordenen Vorleſungen über die Philoſophie der Religion; aber noch weit mehr durch die Steigerung ſolcher irreführenden Principien zum abſoluteſten Rationalismus, wie er ſich in dem verderblichſten Product der Schule an Tag legt. Fr. v. *Baader* hat über letzteres (als ein Document der Naſerei des religiöſen Stumpfſinns) in ſeiner kleinen Schrift: „über das *Leben Jeſu* von Strauß“ ſehr beherzigenswerthe Worte ausgeſprochen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt des vierten Theiles.

Seite

Die Entwicklung der Philoſophie.

Siebentes Buch. Theorie der Gottheit. 227
Achtes Buch. Kritik der Moralprincipien. 254
Neuntes Buch. Die Moral. 278
Zehntes Buch. Natur- und Staatsrecht. 306
Von der Ehe. 350
Elftes Buch. Politik. 354
Zwölftes Buch. Völkerrecht und Schluß. 382
Anmerkungen zu dem II.—XII. Buch vorſtehender Vorleſungen. (Vom Herausgeber.) 397
Zuſätze aus des Verfaſſers handſchriftlichen Entwürfen zu dieſen Vorleſungen. 399

Fragmente.

Zur Logik und Philoſophie. 1796. 405
Kant. 1796. 411
Ueber Jacobi. 418
Geiſt der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre. 420
Fichte. 421
Für Fichte. An die Deutſchen. 423
Zum Idealiſmus. 428
Entwürfe zu den Vorleſungen in Paris. 1800—1805. 429

Fragmente aus den Jahren

1805. 432
1806. 440

Seite
1810—1812. 454
1813. 472
1814. 480
1815. 486
1816. 492
1817. 497
1818. 500
Nachſchrift des Herausgebers. 524

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Berichtigungen zur Nachſchrift.

S. 526 Z. 5 ſtatt richtige l. ruhige.
Ebendaſ. letzte Z. ſtatt genommen l. gewonnen

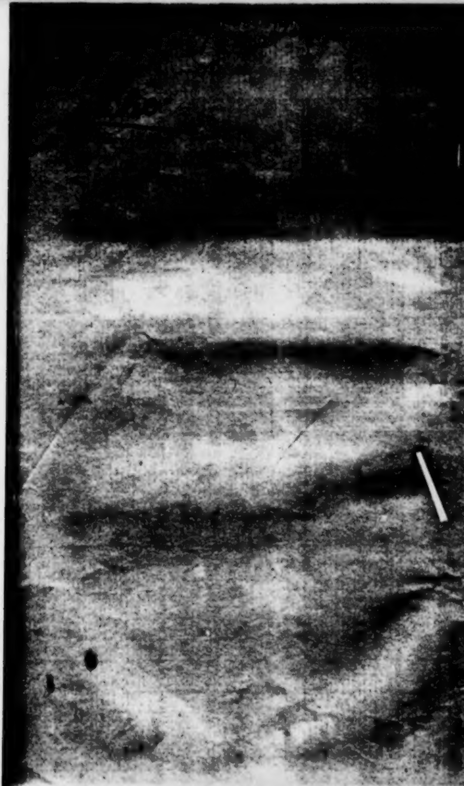

Ankündigung und Probe

einer Ausgabe

der

römiſchen und griechiſchen Claſſiker

in Fragmenten.

Enthaltend die Fragmente von

Cicero's erſter catilinariſchen Rede,

mit philologiſchen Epigrammen und Idyllen

begleitet.

Nebſt

einer Vorrede beſtehend in Fragmenten

von

Friedrich Schlegel.

Eſt enim in nobis is animus, ut non modo nullius audaciae cedamus, ſed etiam omnes improbos ultro ſemper laceſſamus.

Cic. Catil. III, 12.

Rom. 1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
des Herausgebers.

Mein Schulfreund, der Magiſter Fahrenſtreiter, der mich in meiner ultima Thule und faſt terra incognita, der gelehrten Welt, von Zeit zu Zeit mit ihren alten Neuigkeiten und ſelbſt manchmal mit einigen Modeartikeln des **ſchönen Geiſter**-Geſchlechts verſorgt, gleichſam mit dem Abhub von ihren Schreib- und Leſetiſchen, oder doch dem Blätter-Abfall von dieſem Zweige der Literatur, — kommunizirte mir neulich wieder ein paar Hefte von neuerſchienenen Zeitſchriften, gar das **Athenäum** und **Lyceum** ſich nennend, welche er, glaub' ich, kurz vorher in einer öffentlichen Verſteigerung an ſich gebracht (indem er von beiden nur im Beſitz der zweiten Theile war) und jetzt nicht übel geſonnen ſchien, ſie um daſſelbe Geld — ein wahres Spottgeld — mir oder jedem andern abzulaſſen. Nun, muß ich geſtehen, würde er meine Vorliebe für alles, was von Athen — trotz meinem Vorurtheil gegen alles, was unter dieſem Namen von deutſchen Städten kommt, — wirklich vielleicht zum Ankauf der guterhaltenen, ſo gut als neuen Exemplare bewogen haben: hätte er mir nicht dieſelben vorher zum Durchleſen dargeliehen. So aber war ich freilich doppelt froh, da ich ſie ihm (mit Dank) zurückgeben konnte; welches ich noch eher that, als ich alles durchgeleſen hatte.

Denn was mich mehr als alles Uebrige von dem Uebrigen abſchreckte, und wovon ich ſelber die erſte Seite nur aufſchlug, um die übrigen zu überſchlagen, das war ein in beide Bücher vertheiltes Bruchſtückwerk oder die fragmentariſchen Ausarbeitungen von einem gewiſſen Schlegel (mit dem ſchlechten C, um Unterſcheid von meinem eigenen guten Namen, und mit dem Taufnamen Friedrich, zu mehrerem Unterſchied von ſeinem älteren Bruder Auguſt Wilhelm, der uns eine leidliche Geographiam Homericam und, wenn ich recht berichtet bin, vorlängſt auch einmal eine gute Recenſion geliefert, ſich aber doch ſeines Bruders nicht ſchämt und gegenwärtig ſelber bei ihm im Athenäo ſitzet. Ich, wie geſagt, vermocht' es nicht einmal davor, und hätte wohl beide Schlegel auf immer ruhig darinnen ſitzen laſſen, wär' ich meiner erſten Ab-Neigung gefolgt: allein als mir mein literäriſcher Freund hintennach vorerzählte, welch ein blendendes Licht der äſthetiſchen neuen Welt jener Friedrich bei aller Obſkurität jetzt darin zu werden begönne — wiewohl Einige vor ihm als einem Irrlicht oder einer Pechfackel, und den Kränzen, die er austheile, als vor feindlichen Pechkränzen warneten —; ſo dacht' ich beinahe ſchon mich vorhin geirrt zu haben, ließ mir die Ephemeren (wie ich Journale viel kürzer als durch Ephemeriden gebe) wiedergeben, und ging mit neuem Muthe, obwohl mit innerem Widerſtreben, welches beſtändige Ueberwindung koſtete, an das Studium der Schlegelſchen Ausarbeitungen, um nachzuſehen, was etwa noch dahinter ſteckte.

Aber ich fand nur zu viel, wenn gleich nichts von dem, was ich geſucht hatte: denn welcher Vernünftige wollte ſich des Neulings Arroganz und — philologiſche faſt weniger als logiſche — Ignoranz, hätte er auch die größte erwartet, ſo ungeheuer vorgebildet haben? Eigenſchaften, von denen man nicht wüßte, welche größeren Antheil an ſeinem Weſen hätte, da ſich weder die Arroganz vor der Ignoranz verſtecken will, noch dieſe hinter der erſteren ſich verbergen kann. Ob ich es nun ſchon in den erſten fünf

Fragmenten weg hatte, wie ſehr es ihrem Schreiber noch hinten und vorn (a priori et a poſteriori) fehle, — nur das begreif' ich noch heute nicht, wie man mehr zu dieſer Einſicht braucht: — ſo las ich doch ſämmtliche bis zum letzten (incluſ.) in beiden Bänden tapfer durch, und gab ſogar einem Quartaner, dem es nützen konnte, etliche daraus abzuſchreiben. — Es hinterging mich keinesweges, daß einige darunter das völlige Anſehn der geſunden Vernunft und den Schein der Ueberlegenheit und des Spottes über die anderen für ſich hatten, ſo daß ſie mir oft ganz aus der Seele geſchrieben waren. Das war für meine Semiotik vielmehr gerade das ſicherſte Symptom oder Merkmahl der völligen Unheilbarkeit, da gefährliche Patienten ſich für noch mehr als geſund, indem ſie ſich ſelbſt für Aerzte hielten und gute Recepte verſchrieben, die ſie nicht gebrauchen wollten.

So hieß es z. B. gleich im 2. St. des Athenäums S. 11. „Man ſoll Witz haben, aber nicht haben wollen; ſonſt entſteht Witzelei, Alexandriniſcher Styl in Witz." und S. 52. „Schwerlich hat irgend eine andre Nation ſo viele Ausgeburten der Originalitätsſucht aufzuweiſen als unſre. Es zeigt ſich auch hierin" — ſagen die Schlegel — „daß wir Hyperboreer ſind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.“ Hier iſt wenigſtens wahrer Witz, Witz mit Wahrheit verbunden. Der letzteren wegen hat mich auch folgendes Fragment (S. 89) ergötzt: „Ueber das geringſte Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht verſteht. Ueber die Poeſie und Philoſophie der Alten glaubt jeder mitſprechen zu dürfen, der eine Conjektur oder einen Commentar machen kann ꝛc. — Man könnte dieſe Gattung des Naiven das philologiſche Naive nennen.“ Aber wie ſoll man das nennen, wenn einer nicht einmal dieſes kann? Denn eine geſcheidte Conjektur will doch wahrlich noch mehr ſagen als ſo etwas, wie S. 40 ſtehet: „Das beſte im Martial iſt das, was Katulliſch ſcheinen könnte“ oder S. 39. „Cicero war ein großer Virtuoſe der Urbanität, der ein Redner, ja ſogar ein Philoſoph ſeyn wollte, und ein ſehr genialiſcher Antiquar, Literator, und Polyhiſtor altrömiſcher Tugend und altrömiſcher Feſtivität hätte werden können.“ Oder was im Lyceum (S. 166) gelehret vird: „Horaziſch iſt noch bei weitem nicht Sapphiſch. Sapphiſch iſt nie cyniſch.“ S. 72 (des Athen.) verräth ſich aber eben die Unbekanntſchaft mit den beurheilten Alten ſelbſt und mit Neuern dazu, wenn „ſolhe Fragmente für — ein leſſingſches Salz gegen die eiſtige Fäulniß, vielleicht eine cyniſche lanx ſatura

im Styl des alten Lucilius oder Horaz" ausgeg
werden. Was S. 76 in Anſehung der Griechen
ſagt, iſt hingegen deſto treffender. „An die Grie
zu glauben, iſt eben auch eine Mode des Zeital
Sie hören gern genug über die Griechen deklami
Kommt aber einer und ſagt: Hier ſind welche, ſ
niemand zu Hauſe." worin zugleich ein dankbar zu
kennender Wink für den einen und andern liegt,
kommen und dies ſagen wollte.

Im äſthetiſchen Fach ſcheint [illegible]
ſtellt zu ſeyn, und ich ertheile hierin mit Vergn
dem Friedrich ſein verdientes Lob. Denn wenn
auch S. 27 nicht wußte, was Schön ſey, und
deſinirte: „Was zugleich reizend und erhaben
und im Lyceum pag. 149 die Muſik noch nicht von
Philoſophie unterſcheiden kann, da er meint, „es
dürfte eines neuen Laokoon, um die Gränzen der
ſik und der Philoſophie zu beſtimmen" und darauf
eine „Theorie der grammatiſchen Tonkunſt" haben w
ſo ſtellt er doch pag. 13 im Athenäum, in einem be
dern Bruchſtück den richtigen Grundſatz auf: „
Dramen müſſen draſtiſch ſeyn." Für lauter ſo
Fragmente wollt' ich ihm gern eins auf derſelben S
zu gute halten, worin er ſagt: „Die Philoſophie
noch zu gerade aus, ſie iſt noch nicht cykliſch gen

— doch ich ſehe ſchon, daß er auch damit weiter nichts böſes will, als daß die Philoſophie ein trojaniſcher Cyklus wäre, woraus Er, wo er wollte, Rhapſodien oder Fragmente ziehen könnte. Er ſollte nur von allen Wörtern ſo gut die Bedeutung willen oder doch Andere vorher darum befragen, eh er die Wörter ſo drucken ließe. Es iſt oft ſpaßhaft, und ich möchte allezeit lachen, wenn ich daran gedenke, wenn ich gleich den Scherz misbilligen muß, den man ſich mit ihm macht. Hat man ihm doch vor kurzem erſt (wie man mir vertraut hat: ich müßt' es aber auch ſo errathen haben) ſo lange und anhaltend mit Geſprächen — die man ihn bloß hören ließ — über Chemie, chemiſche Schriften und Verſuche, chemiſche Proceſſe, Verwandſchaften ꝛc. wohl auch über Alchemie, zugeſetzt, bis er ſich hinſetzte und das Fragment niederſchrieb, das man im Athenäum S. 134. und hier in der Note *) findet.

---

*) „Es iſt natürlich, daß die Franzoſen etwas dominiren im Zeitalter. Sie ſind eine chemiſche Nazion, der chemiſche Sinn iſt bei ihnen am allgemeinſten erregt, und ſie machen ihre Verſuche auch in der moraliſchen Chemie immer im Großen. Das Zeitalter iſt gleichfalls ein chemiſches Zeitalter. Revolutionen ſind univerſelle nicht organiſche ſondern chemiſche Bewegungen. Der große Handel iſt die Chemie der großen Oekonomie; es giebt wohl auch eine Alchemie der Art. Die chemiſche Natur des Romans, der Kritik, des Witzes, der Geſelligkeit, der neueſten Rhetorik und der bisherigen Hiſtorie leuchten von ſelbſt ein, u. ſ. f.

Alles dergleichen vorkommenden Spaßes und daraus entſpringenden Vergnügens ungeachtet geſteh' ich gern, daß es ein größeres für mich war, Alles geleſen zu haben, und daß mich auf dieſer Welt nichts dazu bringen könnte, die Lektüre zu wiederholen, wo ſelber das wenige, was zuerſt Lachen erregte, zum andern Mal nur Ekel und Ueberdruß zu erwecken fähig wär'. Ich hab' es auch bereits dem Magiſter geſchrieben, daß er mir meinetwegen nichts mehr von dieſem Autor ſchicken — obwohl, wenn er es dennoch thun will, das Uebrſchickte [illegible] ſoll: und wenn er gleich, ſchrieb ich ihm, die erſten Theile von jenen Zeitſchriften dazu erſtünde, (ſo möcht' ich ſie doch nicht.) Denn vor den unter dem Namen Friedrich Schlegel beſonders edirten Schriften warnte mich außer dem Namen noch ſein Beſitzer oder ihr Verfaſſer ſelbſt ausdrücklich auf des Lyceums S. 134. „Mein Verſuch über das Studium der griech. Poeſie iſt ein manierirter Hymnus in Proſa auf das Objektive in der Poeſie“ ꝛc. und noch nachdrücklicher S. 150. „Die revoluzionäre Objektivitätswuth meiner frühern philoſophiſchen Muſikalien hat etwas weniges von der Grundwuth, die unter Reinholds Konſulate in der Philoſophie ſo gewaltig um ſich griff.“

Nun beſinn' ich mich auch von dieſem Catilina der Philoſophie bereits im Attiſchen Muſeum eine ſolche philoſophiſche, eigentlich filologiſche Muſikalie in der Hand gehabt zu haben, die mit dem Anfangsbuchſtaben S. ſignirt war, und die ich nicht ſpielen konnte, obgleich der Text eine Rede des Lyſias war, aber freilich in S.'s Muſik überſetzt *) und von einer Beurtheilung begleitet, welche ſich ſchon im erſten Satz ihr eignes Urtheil ſprach. Es war da, wie ich aus den Blättern behalten, manches zitirt: aber ich lies mich ſchon damals nicht blenden. Ich hoffe, ich habe endlich in der groſſen Gelehrten-Schule wenigſtens ſoviel gelernt, um zu wiſſen, was ich von dieſer ihrer Sitte zu halten habe — zumal da ich ſie ſelbſt mit halte — und kenne ein wenig die Unvollſtändigkeit der gewöhnlichen citata, die zwar oft alles Sachdienliche und mehr als das zitiren, aber nicht den Ort, woraus ſie dieſe Citate abgeſchrieben. In Betracht der Menge unſerer Ueberſetzungen wäre es jedoch auch nicht ſchwer, ſelber zu zitiren; ſo wie die autores ſelber in der Verſion ſich am leichteſten überſetzen laſſen: obwohl ein gutes Lexikon hierbei immer das Beſte thut. Und Schneiderus verdient gewiß vielen und groſſen Dank für ſein griechiſch-deutſches und die Mühe, die er einem erſpart, da man ſonſt v. c. mit Erneſti's grie-

---

*) Er bezieht ſich hierauf (aber in etwas irrig) Lec. 152. „Was in gewöhnlichen guten oder vortrefflichen Ueberſetzungen verlohren geht, iſt gerade das Beſte."

chiſch-lateiniſchem einen ſehr langen Weg zu gehen und immer erſt noch Schellers lateiniſch-deutſches nachzuſchlagen hatte außer den Sprachlehren, ehe man mit Sicherheit ein Wort übertragen konnte in die deutſche Ueberſetzung.

Was jene Schlegelſche anlangt, ſo mußte ſie gut genug gerathen ſeyn, da ſie Wieland in das kaum angelegte Muſeum aufgenommen, das ſeine als des Erbauers Namensinſchrift an der Eingangs- und den blinden Homer auf der Ausgangsſeite paart [illegible] er nachher ſelber einige erklärende Anmerkungen zu ſeinen **Wolken** unter ſeinem großen Namen mit hinein genommen, die ſich doch wahrſcheinlich nur von jenem *parvo amico* herſchreiben, der nach **ſeiner** Hypotheſe (in ſeinem Weimarſchen Boten) an den berühmten (nur allzuſehr und allzuwenig **Martialiſchen**) Xeniis geholfen. — Ich ärgere mich ſchon jetzt über die meinige, wodurch mein Schlegel in eine Parallele geräth, vor der ihn wenigſtens ſeine abſolute Kleinheit ſo wie Andre ihre eben ſo abſolute Größe (denn das iſt der einzigmögliche Vergleichungspunkt) ſichern ſollte. Eine Parallele iſt es auch nur in ſo fern als es unmöglich iſt, daß zwei darin laufende Linien ſich berühren: denn das relative *parvus* kann es ſchon an ſich nie für den abſoluten werden; und wie ſollt' ihn das *ami-*

zu treffen, wenn ſeine Obſkurität keines Menſchen Freund und bei keinem beliebt iſt und ſelbſt Geſpenſter brauche, ſich fürchterlich zu machen? (Oderint, dum metuant.) Ich hoffe nicht, daß es ihr mit letzterem gelinge.

Ich ſollte meinen, wenn dieſer ἐπεσβόλος *) die edelſten Senatoren und Nobili der teutſchen Gelehrten-Republik — die hierin mehr von einer Oligarchie hat d. h. wenige, — mit ſeiner Feder antaſten und mit Dintenkleckſen bewerfen kann — einen Ioannem Paulum — einen Garvium — der Ver-

---

*) Deutſch: Zungendreſcher — eigentlich einer, der mit mancherlei Worten um ſich wirft. — Da neuerlich Mehrere dieſe Profeſſion ergriffen haben, ſo iſt dies vielleicht die Urſache, daß ſich noch keiner gefunden,

ὃς τὸν λωβητῆρα ἐπεσβόλον ἔσχ' ἀγοράων —
Ὃς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ᾔδη,
μάψ, ἀτὰρ οὐ κατὰ κόσμον, ἐριζέμεναι βασιλεῦσι —
Θερσῖτ' ἀκριτόμυθε, λιγύς περ ἐὼν ἀγορητής,
ἴσχεο, μηδ' ἔθελ' οἶος ἐριζέμεναι βασιλεῦσιν.
οὐ γὰρ ἐγὼ σέο φημὶ χερειότερον βροτὸν ἄλλον
ἔμμεναι —
τῷ οὐκ ἂν βασιλῆας ἀνὰ στόμ' ἔχων ἀγορεύοις,
καί σφιν ὀνείδεά τε προφέροις κ. τ. λ.

Ich verweiſe den Angeredeten an ſeines Dolmetſchers Voß Ilias B. 1. S. 37 f. wo er die ganze Stelle v. V. 211—277 nachleſen kann.

ſterbenen nicht zu gedenken, von denen es bei uns heiſſet nil niſi male: ſo hätten ſich, dächt' ich, nur diejenigen zu condoliren, die ſtatt ſolcher ehrenvollen Schandflecke (welche wie das Wort macula bei den Perſern, nach Plinius, einen Edelſtein bezeichnen) nur ſchändende Ehrenzeichen bekommen haben — wie Summus Goethius — und ſein frommer Jünger Petrus Leberecht, der ſeinen Meiſter noch nicht verleugnet hat. Aber auch dieſe tröſtet ja Er (Schlegel) oder ſein Bruder pag. 18 (Ath.) „Viele Lobredner“ — ſchreibt einer von ihnen — „beweiſen die [illegible]tes“ (ſo wie manche Läſterer die des geläſterten) „antithetiſch, durch die Darlegung ihrer eignen Kleinheit.“

Ich für meine Perſon frage wenig darnach, in welchem Tone mir ein ſolcher junger Menſch antwortet, hier aber noch weniger, da ich — denn darauf komm' ich jetzt — eine gute Abſicht für ihn im Aushänge-Schilde dieſes libells und in dem meinigen führe. Es iſt wieder ein Streich, den mir meine ſchon oft (meines) Landes verwieſene aber nie fort oder immer wiederkommende Gutmüthigkeit (wie man es, denk' ich, jetzt im verächtlichen Sinne heiſſet) ſpielt. Schon als ich oben auf meines Freundes Fürwort mit einigem Widerwillen die Schlegeliana in beiden Berliner Verlagsbüchern noch einmal zur Hand nahm und vor meine (unmetaſphäriſcher Brille, ſtärkte mich und erhielt letztere bloß der Gedanke auf meiner Naſe, daß man — mit dem beſten Willen zwar nicht mehr jene abgedruckten Exercitien und extemporalia, aber vielleicht doch — ihren Schreiber annoch corrigiren könnte, wenn man die Mühe nicht ſcheute und nicht den kürzern Proceß vorzöge, Beklagten von der Sub-Skribentenliſte auf die Unſterblichkeit auf Ein Mal auszuſtreichen. Nun ſchwand zwar jene Hofnung immer mehr, je weiter ich las, bis zum Schatten der Furcht ein, und ich fand, wie ſchon geſagt, immer mehr Züge vom caput insanabile und vom caput mortuum der Vernunft *) aus jenen chemiſchen Fragmenten heraus, ſo daß es verlorne Mühe ſchien, caput purgantia nur zu verſchreiben. Dazu bauet er ſelber Ath. S. 128 allen ähnlichen Verſuchen vor: „Man ſoll niemanden zur Philoſophie verführen oder bereden wollen.“ Indeſſen könnte doch der (philologiſchen) Apädeuſie oder dem Mangel gründlicher Scienz, als einem vorausſetzlichen Grunde der Quelle des übrigen Uebels, des Apädeiuſthä (ſpnit. med.) vielleicht nicht ohne Glück entgegen-

---

*) Das ſich ſelbſt beſchreibt Lyc. pag. 160. „Was man gewöhnlich Vernunft nennt, iſt nur eine Gattung derſelben; nämlich die dünne und wäſſrige. Es giebt auch eine dicke feurige Vernunft, welche — dem gediegenen Stil das Claſſiſche giebt und das Elektriſche ꝛc.

gearbeitet werden und abgeholfen: es kann bloß auf eine geſchickte Probe an und auf eine Hand, die ſich dazu ſo wie darauf verſtünde.

Da ich nun ſelbſt leidliche Schüler gezogen, die heute ihren Univerſitäten noch mehr als meiner Schule Ehre machen; (ich denke, Wolf bekennt ſich) ſo habe ich mir, ſo gut wie jene für ſich aus meiner Praxis manchen pädagogiſchen oder propädeutiſchen Kunſtgriff abziehen können, der mir und allen, bei denen ich ihn applizirte, beſſere Dienſte [illegible] beſten und neueſten kritiſchen Schulſchriften von Kant's Schülern zu Rathe gezogen. Ich bediene mich nur Einer kantiſchen Diſtinktion, und wähle für jede Materie, welche gelehret werden ſoll oder auch muß, diejenige Form (wiewohl ich dieſe Beſtimmung auch in der Wahl der Materie ſelbſt, im erſtern Falle, zulaſſe) welche den verſchiedenen Neigungen und Faſſungskräften die angemeſſenſte oder, mit andern Worten, dem lernenden die angenehmſte iſt und die vortheilhafteſte. Denn — ich muß es nur geſtehn, da es zur Erläuterung des letzten Ausdrucks beiträgt: ich bin von jeher für das Verbinden mehrerer Zwecke geweſen, und laſſe bei meinen Zuhörern — ob ich wohl weiß, wie weit mich hierin die meiſten Schullehrer hinter ſich laſſen — gern einige Realkenntniſſe unter den Vocabeln und der

Spieler mit durchſchlüpfen und in ihr Gedächtniß ſich einſchleichen. Durch die Kenntniſſe ſuche ich zugleich ihre Sitten zu verbeſſern und überhaupt aus jedem Claſſiker zuerſt dasjenige heraus, was jede Claſſe am leichteſten er- und am beſten auf ſich appliciren kann.

Letzteres bin nun ich ſelber mit dieſen meinen Grundſätzen bei Schlegel dem jüngeren zu verſuchen geſonnen, und entſchloſſen (in Betrachtung daß er es mehr braucht als verdient,) in uſum huius delphini (Dauphin's) eine neue Ausgabe der alten Autoren zu veranſtalten — damit er hieran ſeinen philologiſchen Trieb in der That befriedigen lernen und ſich hinführo auch von Andern literariſch affiziren laſſen könne — und ſo erſt die Römer und dann erſt die Griechen, ſo wie von beiden die Poeſie nach ihrer Proſa folgen zu laſſen, aber alles — worin ich eben den älteren Edizionen i. u. Delph. folge — nicht ganz vollſtändig, ſondern bloß was daraus für ihn paßt, und zwar (damit es ihn auch locke) in ſeiner Lieblingsform, der fragmentariſchen, vorzutragen. Als Probeſchuß oder Einweihungsrede oder doch als Text zu einer (läßt ſich hören und) erſcheint gleich mit dieſer Ankündigung die erſie Catilinaria. „Was dieſer Rede — wenigſtens in dem hieſigen Auszug und der heutigen Nutz-Anwendung — in meinen Augen einen gewiſſen Werth, ja ſogar einen hiſtoriſchen Vorzug vor den epitafiſchen Reden des Plato und Thukydides und — des Lyſias ſelber, hauptſächlich aber — vor der panegyriſchen des Iſokrates giebt, iſt: daß ſie rein epitafiſch iſt." Ich erwarte, wie das Publikum und Schlegel ſie aufnimmt. Vom letztern hab ich (hierin) die beſte Hoffnung: denn er ertheilt mir ſie ſelber im Athen. S. 99. „Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte (oder wünſchte); vorzüglich ſich ſelbſt." — Nach den Catilinariſchen bin ich dann willens einige Philippicas des Cicero und in der Folge auch des Demoſthenes, eben ſo ausgezogen — bis zum Erregen der Scham — ans Licht treten zu laſſen: nämlich wenn ich ſehe, daß die Antrittsrede ſchon etwas hilft, da das ominöſe literae non erubescunt hier wenigſtens auf keine *literatos* gehen kann — obwohl auf frontes literatas. — Die verſprochenen philologiſchen Mimen (wie S. die Ueberſetzungen vertirt, und in welcher Benennung ich ihm eben ſo wie in denen der Noten und Commentare und in Allem unſchuldigen überall willfahre) darf ich aber eben darum in den erſten acht Bändchen noch nicht mitliefern *): da ich aus Erfahrung weiß, wie ſchädlich ſie tironibus. Um jedoch dadurch meinen neuen nicht zu verlieren, ſondern vollends zu gewinnen, hab' ich dafür auf dem Titel des gegenwärtigen die philologiſche Mime oder Fikzion gemacht, als ſollte er (Schlegel) mir (oder ſich) ſelber die Vorrede zu dieſer ihm gewidmeten Ausgabe ſchreiben. Welches um deſto wahrſcheinlicher herauskömmt, da es im Grunde die lautere Wahrheit iſt. Denn ich habe nichts daran gethan als die lesbarſten Fragmente aus jenen Privatübungen ausgeleſen, die der Quartaner ausgeſchrieben und ich darauf in eine Art von Ordnung oder Zuſammenhang gebracht. Demungeachtet will ich hierbei jeden Käufer und Leſer förmlich deßhalb um Verzeihung gebeten haben und um Nachſicht und Geduld bei meinem Schüler. (Vale, mi tiro.) Valeat, Valeat,

---

*) Indeſſen wird ja das Neſthäkchen davon d. i. der Sinn der ſchwerſten Stellen ſchon in den philologiſchen Sinngedichten oder Epigrammen, unter welche auch dieſe Note gehört, beigebracht und erklärt oder verteutſchet: wo eigentlich — da noch philologiſche Idyllen nachkommen — bloß die Leſart des Textes berichtigt werden ſollte und die abweichende angeführt.

Valeat! — Scribebam in Lyceo meo *), (w
ich mein Gymnaſium nach dem Beiſpiele des Cicer
und Ariſtoteles — der ich mich ſelber hier nenne)

Gottlob Dieterich Schlägel,

Rektor der Stadtſchule und gegenwärtig vikarierend
Bürgermeiſter zu Birnamswalde.

---

*) adderem, a. d. VIII. Id. Septembris (Atticis Μαιμακτηριὼν ab Iove Μαιμάκτῃ dicti) niſi de Idibus et *Nonis* Romanorum ne Novembris quide [illegible] dem apud nos ſervari, nup didiciſſem.

Fragmentariſche Präfazion

von

Friedrich Schlegel.

Aus dem Lyceum d. ſch. K. (1. Bds 2. Th.) und dem Athenäum (1. Bds 2. St.) geſammelt.

Motto:

Potz tauſend (Lyceum I. 2, S. 148.)

Lyc. S. 152.

Es iſt unmöglich, jemanden ein Aergerniß zu geben, wenn ers nicht nehmen will.

yc. S. 134.

Eine gute Vorrede muß zugleich die Wurzel und das Quadrat ihres Buchs ſeyn.

Ath. S. 54.

Ein Fragment muß gleich einem kleinen Kunſtwerke von der umgebenden Welt abgeſondert und in ſich ſelbſt vollendet ſeyn wie ein Igel.

Ath. S. 20.

Ein Dialog iſt eine Kette, oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechſel iſt ein Dialog in vergrößertem Maßſtabe, und Memorabilien ſind ein Syſtem von Fragmenten.

Lyc. S. 135.

Witz iſt unbedingt geſelliger Geiſt, oder fragmentariſche Genialität.

— S. 136.

Man ſoll von jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten.

— Ebendaſ.

Eine claſſiſche Schrift muß nie ganz verſtanden werden können. Aber die, welche gebildet ſind und ſich bilden, müſſen immer mehr daraus lernen wollen.

Lyc. S. 152.

Noten ſind philologiſche Epigramme; Ueberſetzungen philologiſche Mimen; manche Kommentare, wo der Text nur Anſtoß oder Nicht-Ich iſt, philologiſche Idyllen.

Ath. S. 121.

Leſen heißt den philologiſchen Trieb befriedigen, ſich ſelbſt literariſch affiziren. Aus reiner Philoſophie oder Poeſie ohne Philologie kann man wohl nicht leſen.

Lyc. S. 135.

Auch in der Poeſie mag wohl alles Ganze halb, und alles Halbe doch eigentlich ganz ſeyn.

Lyc. S. 137.

In jedem guten Gedicht muß alles Abſicht und alles Inſtinkt ſeyn. Dadurch wird es idealiſch.

— S. 156.

Die Alten ſind weder die Juden, noch die Chriſten noch die Engländer der Poeſie. Sie ſind nicht ein auserwähltes Kunſtvolk Gottes; noch haben ſie den alleinſeligmachenden Schönheitsglauben; noch beſitzen ſie ein Dichtungsmonopol.

— S. 135.

Es iſt noch gar nichts recht Tüchtiges, was Gründlichkeit, Kraft und Geſchick hätte, wider die Alten geſchrieben worden; beſonders wider ihre Poeſie.

— S. 145.

Die Römer ſind uns näher und begreiflicher als die Griechen; und doch iſt ächter Sinn für die Römer noch ungleich ſeltner als der für die Griechen, weil es weniger ſynthetiſche als analytiſche Figuren giebt.

— S. 160.

Sieht man auf den Geiſt, nicht auf den Buchſtaben: ſo war das ganze römiſche Volk, ſammt dem Senat, und ſammt allen Triumphatoren und Cäſaren ein Cyniker.

Lyc. S. 140.

Publikum iſt gar keine Sache, ſondern ein Gedanke, ein Poſtulat, wie Kirche.

— S. 147.

Es giebt Schriftſteller, die Unbedingtes trinken wie Waſſer; und Bücher, wo ſelbſt die Hunde ſich aufs Unendliche beziehen.

— S. 144.

— Es lebt in ihnen eine wirklich tranſcendentale Buffonnerie. Im Innern, die Stimmung, welche alles überſieht und ſich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über [eigne] Kunſt, Tugend, oder Genialität: im Aeußern, in der Ausführung die mimiſche Manier eines gewöhnlichen guten italiäniſchen Buffo.

— S. 155.

Manieren ſind charakteriſtiſche Ecken.

— S. 158.

Salz im Ausdruck iſt das pikante, pulveriſirt. Es giebt grobkörniges und feines.

Ath. S. 89.

Wenn Nichts zu viel ſo viel bedeutet, als Alles ein wenig: ſo iſt Garve der größte deutſche Philoſoph.

— S. 81.

Wenn Verſtand und Unverſtand ſich berühren, ſo giebt es einen elektriſchen Schlag. Das nennt man Polemik.

Lyc. S. 166.

Wer Göthe's Meiſter gehörig charakteriſirte *), der hätte damit wohl eigentlich geſagt, was es jetzt an der Zeit iſt in der Poeſie. Er dürfte ſich [was poetiſche Kritik betrifft] immer zur Ruhe ſetzen.

— S. 162.

— Es iſt ein ſehr gutes (?) Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben ꝛc.

† † †

So weit die nöthigen Prolegomena oder die Vorrede von meinem Schlegel. Wir können nunmehr ohne weiteres (als ein unten mitzunehmendes Motto **) zu der angekündigten Rede ſelber fortgehn, die zuerſt vor 1862 Jahren in der römiſchen Staatsrepublik wider den berüchtigten Lucius Catilina gehalten worden, als dieſer letztere ſeine bis dahin unerhörte Frechheit ſo weit getrieben, am hellen Tage ***) im verſammelten

---

*) S. die vortrefliche Charakteriſtik: Ueber Göthe's Meiſter, von Friedrich Schlegel im 2. St. des Ath. S. 147 ff.

**) „Scilicet quem res tanta atque tam atrox non permovit, eum oratio accendet." Salluſt. in Catilina c. 51.

***) a. d. VIII. Id. Novemb. In unſerem Calender der ſechſte dieſes Monats. Am fünften des folgenden oder Nonis Decemb. wurde Ihm und ſeines gleichen ihr Hand- und Mund-werk vollends gelegt. Vgl. die Schlußnote des Vorberichts.

Senat zu erſcheinen und mitten unter deſſen würdigen Mitgliedern ſeinen Platz zu nehmen. — *) Tum M. Tullius Conſul, — ira commotus, orationem habuit luculentam atque utilem reip., quam poſtea ſcriptam edidit. — Ich habe geglaubt, das Exordium vollſtändig geben zu müſſen.

---

*) Salluſt. Cat. 31.

QUOUSQUE tandem abutere, Catilina, patientia noſtra? quamdiu etiam furor iſte tuus nos eludet? quem ad finem ſeſe effrenata iactabit audacia? nihilne te nocturnum praeſidium [1] Palatii, nihil [2] urbis vigiliae, nihil [3] timor populi, nihil [4] con-

Epigrammata philologica.

[1] *nocturnum praeſidium Palatii*] Legendum puto *Palladii*, quippe quod Catilina iſte, ut Diomedes olim, auferre quum ſtuderet: merito hinc, ut eadem auſus Metellus (ap. Plinium H. N. VII, 45.) caecus, quem nunc cernimus, factus eſt. Nimirum utrumque allegorice eſt intelligendum, et conferendus locus Or. pro Milone c. 12., ubi Sextus Clodius, alter Catilina, dicitur *legum* librarium quoddam ex mediis armis turbaque nocturna tanquam *Palladium* ſuſtuliſſe. Cf. etiam ad h. l. Idyll. philolog. — Ita vero *turba nocturna* et illud *nocturnum* ſ. lucubrans *praeſidium* quid ſit, facile intelligitur ab iis, qui ipſi his verbis intelliguntur.

[2] *urbis vigiliae*] ſc. urbis, in qua tu nunc es, ſed non admodum vigilantes vigiliae, omnium, quae ſuſpicioſa irrepſerint, recenſendorum cauſa diſpoſitae.

[3] *timor populi*] i. e., nova ratione dicendi, timor *a* populo ſ. reverentia populi, huic ab Catilina, non Catilinae debita.

[4] *concurſus bonor. omnium*] Probabilior certe aliorum cum Quinctiliano (IX, 3.) lectio *conſenſus*, et „male“ improbata ab Erneſtio; ſiquidem *concurſus*, ut ipſe vult, eſt trepidantium et ſollicitorum.

curſus bonorum omnium, nihil [5] hic munitiſſimus habendi ſenatus locus, nihil horum ora vultusque moverunt? patere tua conſilia non ſentis? con-ſtrictam iam omnium horum conſcientia teneri [6] coniurationem tuam non vides? quid proxima quid ſuperiore [7] nocte egeris, ubi fueris, [8] quos convocaveris, quid conſilii ceperis, quem noſtrûm ignorare arbitraris? O tempora! o mores! [9] Senatus haec intelligit, [10] conſul videt: hic tamen vi-

Epigrammata philologica.

5 *hic munitiſſimus habendi ſenatus locus*] Fateor me nondum reperiſſe, quem hic, in hac republica huiusmodi locum, ita *δεικτικῶς*, quaſi digito, monſtrare noſter habuerit.

6 *coniurationem*] Parum ſcite converſum gr. *ἐπανάστασις* quod apud Appianum eſt in hiſtoria huius ſeditionis, ubi ea dicitur aptius etiam p. 715 ed. Toll. Amſt.) *ἐπανάστ. παρ' Ἀλόγου (i. e. μωροῦ) ἐλθοῦσα.*

7 *nocte*] Propter obſcuritatem.

8 *quos convocaveris*] intell. *auctores.*

9 *Senatus haec* etc.] Hinc Ovid. Faſt. V, 64. Nomen et a ſenibus mite *ſenatus* habet.

10 *Conſul*] gr. *ὕπατος*, germ. *Bürgermeiſter* haud verterim, ſed forſan *Hofrath* ſ. *Geheimerath.* Quodſi qui bene conſulat, Conſul dicat (Varro de l. lat. 4. 14.) ſive, quod Cic. in Piſ. c. 10. praecipit, animo conſulem eſſe oportet, conſilio, fide, gravitate, vigilantia, cura, toto denique munere conſulatus, toto officio: neſcio rurſus, quis in noſtra rep. vel *pro conſule* dignus ſeu potis fuerit haberi.

vit. Vivit? immo vero etiam in ſenatum venit, fit [11] publici conſilii particeps: [12] notat et deſignat oculis ad caedem unumquemque noſtrûm. Nos autem, viri fortes, ſatisfacere reipublicae videmur, ſi iſtius furorem ac tela vitemus. [13] Ad mortem te, Catilina, duci, iuſſu conſulis, iampridem oportebat: in te conferri peſtem iſtam, quam tu in nos omnes iamdiu machinaris.

— Fuit, fuit iſta quondam in hac republica virtus, ut viri fortes acrioribus ſuppliciis civem perniciosum, quam acerbiſſimum hoſtem coërcerent. Habemus Senatus Conſultum in te, Catilina, vehemens et grave: non deeſt reipublicae conſilium, neque auctoritas huius ordinis:

— At nos viceſimum iam [14] diem patimur hebeſcere aciem horum auctoritatis. Habemus enim huiusmodi ſenatusconſultum, verumtamen inclu-

Epigrammata philologica.

[11] *publici conſilii*] Nimirum in *Athenaeo*, quale neque Athenis unquam neque Romae ullum extitit; et alibi.

[12] *notat*] ſc. notulas ſcriptitando. Poſt pro *oculis* vereor ne ſit legendum: *obelis*.

[13] *ad mortem*] h. e. capitis deminutionem aliquam. Utra hoc loco, maxima an media, prolata in medium ſit, in medio relinquamus licet.

[14] *viceſimum iam diem*] ſcribe *menſem*, ſeu *diem* diei puta Catilinae obeundum.

ſum in tabulis, tamquam gladium in vagina reconditum: quo ex ſenatusconſulto confeſtim [15] interfectum te eſſe, Catilina, convenit. Vivis: et vivis non ad deponendam, ſed ad confirmandam audaciam.

— inteſtinam aliquam quotidie perniciem reipublicae molientem. Si te iam, Catilina, comprehendi, ſi interfici iuſſero: credo, erit verendum mihi, ne non hoc potius omnes boni ſerius a me, quam quisquam crudelius [16] factum eſſe dicat. Verum ego hoc, quod ~~iampridem factum eſſe opor~~tuit, [17] certa de cauſa, nondum adducor, ut faciam. Tum denique interficiere, cum iam nemo tam improbus, tam perditus, tam tui ſimilis inve-

Epigrammata philologica:

[15] *interfectum te eſſe*] *interfectum* ab *interficere*, todtſchlagen. Quamquam, melius: *infectum*.

[16] *factum eſſe dicat*] Lege ſi mavis, *iuſſum e. d.* Lectio *factum* ex iteratione huius vocabuli in ſequentibus, nata videtur. Tum vero pro *Verum ego hoc* ſcribendum; *Illud autem.* Neque enim, credo, erit verendum mihi, ne non hoc potius omnes Critici timidius a me, quam quisquam audacius correctum eſſe dicat.

[17] *certa de cauſa n. a. ut faciam*] Et certiſſima quidem ac ſola probabili cauſa iſtius nequitiae: quoniam nequeo. Nequidquam enim vel iubendi fecerim periculum. Cui quae officiant, iis, quae ſequuntur, ſatis perſpicuum ſit.

niri poterit, qui id non iure factum eſſe fateatur. Quamdiu quisquam erit, qui te defendere audeat, vives: et vives ita, ut nunc vivis, multis meis et firmis [18] praeſidiis obſeſſus, ne commovere te contra rempublicam poſſis.

— Si illuſtrantur, ſi erumpunt omnia? Muta iam iſtam mentem, mihi crede: obliviſcere caedis, atque incendiorum. teneris undique: luce ſunt clariora nobis tua [19] conſilia omnia: quae etiam mecum licet recognoſcas. [20] — — —

— Recognoſce tandem mecum [21] noctem illam ſuperiorem. —

Epigrammata philologica.

---

[18] *multis meis et firmis praeſidiis*] i. e. omnibus vel naturae vel doctrinae praeſidiis, ut ipſe Cic. interpretatur De Orat. I, 9.

[19] *tua conſilia omnia*] Contra rem publicam abs te inita. — Recte vero orator plurali hic numero uſus eſt, quando *conſilium* quidem in illo eſſe, dici proprie non poterat. *Luce* autem *clariora* quum illa conſilia facit, pravitatem tantum cogitatorum ſpectat, nihildum ad ea, quae mox recognoſcere ſe velle ait, ipſa illius pravo conſilio commenta Commenta reſpiciens, quae nemo ſanus luce clariora dixerit, immo nocte obſcuriora.

[20] — — —] Hic omiſſa ſunt multa, quae in fragmentis ap. Schlegel. etiam ſine me licet recognoſcas.

[21] *noctem illam ſuperiorem*] cf. Fragmenta ſupra a nobis ope Διὸς νεφεληγερέτα in praefationis formam collecta et huic orationi praepoſita, in *lucem* nondum prolata.

— O dii immortales! ubinam gentium ſumus? in qua urbe vivimus? quam rempublicam habemus?

— Quare, quoniam id, quod primum atque huius [22] imperii disciplinaeque maiorum proprium eſt, [23] facere nondum audeo: faciam id, quod eſt ad ſeveritatem lenius, et ad communem ſalutem [24] utilius.

— Nunc vero, quae tua eſt iſta vita? ſic enim iam tecum loquar, non ut odio permotus eſſe videar, quo debeo, ſed ut miſericordia, quae tibi nulla debetur.

— Si me meis civibus iniuria ſuſpectum tam graviter atque offenſum viderem: carere me [25] adſpectu civium, quam infeſtis oculis omnium con-

Epigrammata philologica.

22 *huius imperii*] Romanum dicit imperium, *ſacri* inſuper apud nos cognomine ſacratum.

23 *facere nondum audeo*] Quoniam ſieri nondum audio.

24 *utilius*] Al. *futilius*. Iidem paullo ante pro *et* leg. *etſi*. Editio una, quam ego ſequor, ſervat *et*, at ante ſic habet: *quod e. ad veritatem levius* etc.

25 *adſpectu*] Paſſive capiundum pro *conſpectu*, quod interdum ea ſignificatione occurrit, ſive, ſiquidem in hoc ſic facilius percipitur, ita ſcribendum. In ſequentibus, ubi *eorum adſpectum praeſentiamque vitare* per ſe intelligitur eſſe: adſpici ab iis nolle; mutatio non eſt neceſſaria.

ſpici mallem: tu quum conſcientia ſcelerum tuorum agnoſcas odium omnium iuſtum et iam tibi diu debitum, dubitas, quorum mentes ſenſusque vulnerâs, eorum adſpectum praeſentiamque vitare? *Si* te parentes timerent atque odiſſent tui, neque eos ulla ratione placare poſſes; ut opinor, ab eorum oculis aliquo concederes: nunc te patria, quae communis eſt omnium noſtrûm parens, odit ac [26] [metuit,] et iamdiu de te nihil iudicat, niſi de parricidio ſuo cogitare. Huius tu neque auctoritatem verebere, neque iudicium ſequere, neque vim pertimeſces? quae tecum, Catilina, ſic agit, et quodammodo tacita loquitur. [27] Nullum aliquot iam annis facinus exſtitit, niſi per te:
— tibi vexatio [28] direptioque ſociorum impunita fuit ac libera: tu non ſolum ad negligendas leges ac quaeſtiones, verum etiam ad evertendas per-

Epigrammata philologica.

[26] *ac metuit*] ſpurium exiſtimo et a timido quodam gloſſatore inſertum. Itaque uncis incluſi.

[27] *Nullum — — per te*] Afflictae graviſſimorum facinorum recenti recordatione Patriae quis ſuoritlo quamvis iniquam oblivionem dubitet quin condonet, ac lubens?

[28] *direptioque ſociorum*] Prius verbum hoc in loco propriam vim recuperat, qua *direptus* eſt ap. Cic. Tuſc. Qu. I, 29. *Sociorum* autem non iſtius, ſed noſtrorum.

fringendasque valuiſti. Superiora illa, quamqua
ferenda non fuerunt, tamen, ut potui, tuli: nunc
vero

— nullum videri contra me conſilium iniri poſſ
quod a tuo ſcelere abhorreat; non eſt ferendum
Quamobrem diſcede.

— Haec ſi tecum, ut dixi, patria loquatur, nonn
impetrare debeat, etiamſi vim adhibere no
poſſit?

— Quid eſt, Catilina? ecquid animadvertis horu
ſilentium? patiuntur, tacent. [29] quid exſpecta
auctoritatem loquentium, quorum voluntatem tacitorum perſpicis? At ſi hoc idem [30] huic adoleſcenti optimo, P. Sextio, ſi fortiſſimo viro, M. Marcello dixiſſem: iam [31] mihi conſuli, hoc ipſo i

Epigrammata philologica.

[29] *quid exſpectas etc.*] Huc pertinebant, quae in prioribus omiſeramus (c. 7.): Vocis exſpectas contumeliam, cum ſis graviſſimo iudicio taciturnitatis oppreſſus?

[30] *huic — — Marcello*] Utrumque nomen etſi, niſi pro Caio aliquis et Sempronio adhibitum putare velit, fictitium pro vero eſſe, faci
quivis intellexerit: tame
quae ſub his vera lateant, e
non is ſum, qui prodere
ſim.

[31] *mihi conſuli*] Si conſ
forem. Noſtrum *Bürgerm*
ſter non idem valere, ſup
riore aliquo epigrammate m
nentur lectores.

32 templo, iure optimo ſenatus vim et manus intuliſſet. de te autem, Catilina, cum quieſcunt, probant: cum patiuntur, decernunt: cum tacent, clamant. Neque hi ſolum, quorum tibi auctoritas eſt videlicet cara, 33 [vita viliſſima!] ſed etiam illi 34 equites Romani, honeſtiſſimi atque optimi viri,

Epigrammata philologica.

32 *templo*] Variae ſignificationis vocabulum. Romanis quidem et Curia, ubi orationes in Senatu, et locus pro roſtris, in quo conciones haberi ſolebant, *templum* appellabantur. At libros quoque noſtris temporibus tot hoc nomine inſcriptos reperiri, ut fere pro *libro templum* ſcribi poſſit, diſcat curioſus harum rerum lector ab curioſiſſimo ſcrutatore in *literar. rerum trivio atque indice* Lipſienſi, No. CXL. CXLI. h. a.

33 *tibi — — vita viliſſima*] Haec etſi vocativo caſu ac *vita* pro *anima* interpretari nemo me docuerit, tamquam neſcientem: tamen γλῶσσαι quamvis acerbi gloſſatoris ſapere quodammodo viſa ſunt. Uncis incluſi.

34 *equites Romani*] Mirum quantum huius loci inter ſe diſſentiunt interpretes. Ac Fahrenheiterus quidem meus (nam priores debito ſilentio praetermittendi) ut eſt Ariſtophanis notitia non levi imbutus, ac brevi ipſe, cuius rei mihi promulgandae copiam fecit, excuſſos, ut aiunt, a Beckio *Equites* †) ſuſcepturus,

---

†) Quamquam nuperrime mihi ab ipſo humaniſſimo viro, *cenſore* acerrimo, (ne alienum quidem [illegible] *equum* facile ſinente niſi notatum,) inſperanti allata eſt prope deſperata ſpes, futurum eſſe, ut ipſe aliquando ſuis *Equitibus* olim venditum equum reddi curaret, atque ut tanto (temporis) hiatu promiſſa recenſione a fine digna concluſio aut Octobri menſe aut Novembri h. a., non denuo in aliud

ceterique fortiſſimi [35] cives, qui circumſtant ſenatum, quorum tu et frequentiam videre, et ſtudia

Epigrammata philologica.

(recte meo iudicio providens, ne ſemper miſeri in via maneant) is igitur hic quoque ad Ἱππῆς Ariſtophanis, chorum comoediae illius, reſpici cenſet, quippe infeſtum Cleoni, Ariſtophaneo Catilinae, et qui non ſemel illis in iſtum invehatur. Mihi vero prius, credo, *Athenaeum* illud ſuum obtruſerit ut adſciſcam, quam opinionem iſtam: quum mea ſit longe alia. Nam neque hunc Athenienſis populi verbis illis, nec Romanorum ipſum ſpectari ordinem placet, eum qui alias (in ludis ſpectandis) ſedere in equeſtribus ſ. in quatuordecim dicitur. Paullo maiori hic, ſi quid video, nomine res admodum parva enunciata eſt: non maiori tamen, quam ea res, cuius illa non parva pars eſt, videlicet noſtra *respublica literaram*. At *Romani* primum il li propterea appellari viden tur, quod Romanos maxime certe horis definitis, auctore tractare ſolent. *Equites* au tem dici opinor partem pr toto, quando aliqua pars i equeſtribus ſedet. Academi (Ritterakademien,) quamqu et reliqua civilior pars, ſi no in quatuordecim, tamen i Prima, Secunda, Tertia, Qua ta, Quinta ſedes ſuas haben ludos autem ſpectant agent ipſi; denique et ſuos *mag ſtros* equitum habent, et *ca ſuram* quoque *dictatoris* qu tidie ſubeunt. Adde, quod ipſi non raro in Latini He conis Pegaſum, mytholo cum equum, adſcendunt, ro ſiunt equites, ut (niſi V bis) alias (tamen) verberib quibus ſe invicem, vernac more, equites creare ama

---

tempus, ſed ipſa in lucem proferretur. cuius rei, ad eundem cinctum quem ſcimus, Fahrenheiterum, et quo neminem ego ma promtiorem cognovi, certiorem certe facere debui.

perſpicere, et voces paullo ante exaudire potuiſti, [36] quorum ego vix abs te iamdiu manus ac tela contineo: eosdem facile adducam, ut te haec, quae iampridem vaſtare ſtudes, relinquentem, [37] usque ad portas proſequantur.

Quamquam quid loquor? te ut ulla res frangat? tu ut umquam te corrigas? tu ut ullam [38] fu-

Epigrammata philologica.

Neque etiam negaverim, certe de iis omnibus, quos ego Latinitate donavi (Praefat. meam conferas licet) affirmare auſim, meritam eorum in laudem eſſe id quod ſupra additum legitur, *honeſtiſſimi atque optimi viri*, ſi modo eſſent viri. Immo honeſtiores atque meliores, quam ſi eſſent. Eos igitur equites Romanos, qui [illegible] hactenus legerit, ſcito hoc ſemeſtri me duce hos Catilinarios (ſeorſum ab Schlegelio) exponere quod vocant, coepiſſe, cum ſumma huius aetatis indignatione et iracundia innocentiſſimum quemque, tam ardenti animo, ut quoties iſtius eis etiamnunc monſtri in tabula effigiem mōnſtro, continuo continere mihi ipſum inflammaturos ſpiritum neceſſe ſit.

35 *fortiſſ. cives*] ſc. Academiarum. Quo referenda etiam de quibus deinde legitur *ſtudia*.

36 *quorum*] Eſſe debebat: Illorum. Pertinet enim rurſus ad *equites meos Romanos*.

37 *usque ad portas proſequantur*] Conferat Schl., quae de alio quodam Faleriis malarum artium magiſtro, ab iisdem, quos deducere „ſermonibus variatis" de ſuis moenibus in aliena caſtra ſtuduerat, aliter rurſum deducto, narrantur apud Livium l. V. c. 27.

38 *fugam*] In quam te ipſum licet des, poſtquam alios non potuiſti.

gam meditere? tu ut ullum [39] exſilium cogites?
Utinam tibi iſtam mentem dii immortales duint!

— Sed tu ut vitiis tuis commoveare, ut legum poe
nas pertimeſcas, ut temporibus reip. concedas, no
eſt poſtulandum. neque enim is es, Catilina, ut t
aut pudor a turpitudine, aut metus a periculo
aut ratio a furore revocarit. Quamobrem, ut ſaep
iam dixi, proficiſcere:

— recta perge in exſilium:

— ſecerne te a bonis:

— Ibis [40] tamen, quo te iampridem tua iſta cup
ditas effrenata ac furioſa rapiebat. neque eni
tibi [41] haec res affert dolorem, ſed quandam incr
dibilem voluptatem. ad hanc te amentiam natu
peperit, voluntas exercuit, fortuna ſervavit.

Epigrammata philologica.

39 *exſilium*] Nempe poſt tot exitiola *conſilia.*

40 *tamen*] Sic dedimus pro *tandem*, deleto *aliquando.* Quae verba, aberrantibus librariorum oculis, una huc aberrarunt a ſecundae in Catil. orat. initio, ubi recte adhibentur: *Tandem aliquando* — — — *Abiit*, et cetera, qu
in ipſa Oratione videbimu
nam in praeſens eo nondu
Deus iuvit ut perveniremu
Vid. interea Idyll. philolo
ad hanc primam, in fine.

41 *haec res*] Eadem r
quae aliis tantum doloris
tulit.

— Tantum [42] profeciſſem — — ut exſul potius tentare, quam [43] conſul vexare rempublicam poſſes; atque ut id, quod eſſet a te ſcelerate ſuſceptum, latrocinium potius, quam bellum nominaretur.

— Ego, ſi — iudicarem: — unius uſuram horae [44] gladiatori iſti ad [45] ſcribendum non dediſſem.

— Quamquam nonnulli ſunt in hoc ordine, qui

Epigrammata philologica.

[42] *profeciſſem*] Sic ſcribendum hic contra librorum mſſ. et edd. omnium auctoritatem fuit, et me quidem ipſo invito. Utinam enim *tantum* profeciſſet noſter, ut ſcripſiſſe *Profeci tum* poſſet. At ex iis quidem, quae nobis a maioribus (in hac parte Hiſtoriae, vel literatioribus) ſunt tradita, facile colligitur, non potuiſſe. Ineſt autem Ellipſis. Tantum, inquit, profeciſſem, ſi forem id, quod volo, affecutus: ut exul. potius etc. Quamquam ſpero hoc a Schlegelio meo, fore, ut his aliquando oſtendat (vel tacitus,) qui lectio vetus et ſervari in editionibus, et in fragmentis his reſtitui recte poſſit.

[43] *conſul v. r. poſſes*] int. conſiliis malis. *Conſul* dici iſte quidem ſi a bene conſulendo non potuiſſet, potuiſſet tamen per antiphraſin, vel a conſulendo *in* remp., qui neque *ei* ſciret conſulere, et *eam* nollet. Quodſi eo conſule decreviſſet Senatus, *darent operam* ſ. *viderent* Coſſ. *ne quid resp. detrimenti caperet*, non video quo pacto ipſe detrimenti endoperator parere decreto huic, neque quid opponere potuiſſet, niſi a caecitate fuiſſet excuſatio.

[44] *gladiatori*] Unde ludi gladiatorii, noſtris *Spiegelfechten*.

[45] *ad ſcribendum*] prop. *ad vivendum*.

aut ea, quae imminent, non videant: aut ea, quae vident, diſſimulent: qui ſpem Catilinae mollibus ſententiis aluerunt —

— Hoc autem uno interfecto [46], exſtinguetur atque delebitur non modo haec tam adulta reipublicae peſtis, verum etiam ſtirps ac ſemen malorum omnium.

— Hiſce ominibus, Catilina, cum ſumma reip. ſalute et cum tua peſte ac pernicie, cumque eorum exitio, qui ſe tecum omni ſcelere [47] parricidioque iunxerunt, proficiſcere ad impium bellum ac nefarium. Tum tu, Iupiter — — hunc et huius ſocios a tuis aris [48] ceteriſque templis — — arcebis: et omnes inimicos bonorum, hoſtes patriae,

Epigrammata philologica.

[46] *Hoc a. u. interfecto, exſtinguetur — — omnium.*] Hic poſt *interfecto* in al. edd. leguntur longe alia, et reliqua illis fere prorſus diverſo ſenſu ſequuntur. Proxima quidem ſic habent: — *intelligo, hanc reip. peſtem pauliſper reprimi, non in perpetuum comprimi poſſe* — Neſcio, an verius.

[47] *parricidioque*] intelligendum: *philoſophiae*, et conferend. Tuſc. qu. l. V c. 2. ubi *vituperare* hanc vitae parentem, *parricidium* vocamus quid, *vitiare?*

[48] *aris ceteriſque templis*] Significantur loca omnia ea, in quibus res divinae ſunt humanis non excluſa. Cf. quae epigr. 32. de *templo*.

49 latrones Italiae, ſcelerum foedere inter ſe ac nefaria ſocietate coniunctos, 50 aeternis ſuppliciis vivos mortuosque mactabis.

Epigrammata philologica:

49 *latrones Italiae*] Hodie: *Banditen.* Niſi legendum potius: *Graeciae.*

50 *aeternis ſ. v. m. mactabis*] ſcil. eorum nomina; quae, ipſis mortuis, quare aeternis adeo ſuppliciis mactari digna habeantur, eo magis miror, quo ipſis etiam vivis, in aeternum illa ſepultum iri, et ſatius videtur eſſe, et (in tanta tamque praecoci ſubole mactandorum) veri quoque ſimilius.

ΕΙΔΥΛΛΙΑ ſ. IDYLLIA

PHILOLOGICA.

Inſcribitur haec oratio *In Catilinam prima, habita in ſenatu.* Primum ergo de *Catilina* videndum eſt, qui vir fuerit, et qui mores, tum, quibus circiter temporibus floruerit. Atque ab Appiano quidem huiuscemodi traditum reperimus: (*Appiani de bellis civil.* l. II. p. 175. ed. Schweigh.)

Κατιλίνας — ἔμπληκτος ἀνήρ —

(pag. 182.) Κατιλίναν — Ἀντώνιος — καταλαβὼν, οὐ δυσχερῶς ἐκράτησεν ἀνδρός, ἐμπλήκτως ἀλλόκοτον ἔργον ἐπὶ νοῦν λαβόντος τε, καὶ ἐς πεῖραν ἔτι ἐμπληκτότερον ἀπαρασκεύως προαγαγόντος.

(p. 178.) Ὁ μὲν δὴ ῥάβδους τε καὶ πελέκεας (Streitäxte) ὥς τις ἀνθύπατος, κούφως μάλ ἄνεσχε πρὸ ἑαυτοῦ.

Sed haec nimis vereor, ne paene cunctis Idylliorum lectoribus visa et graecorum nimium, et nimis graeca fuerint. Itaque latine potius aliquand loquentem Sallustium audiamus.

Sallust. Catil. c. 5. (*In Catilina*) satis loquentiae, sapientiae parum, vastus animus immoderata incredibilia, nimis alta [illegible] Tum Catilina polliceri tabulas novas — ad ho maledictis increpat omnes bonos. (c. 24) Nequ tamen (*per hos*) Catilinae furor minuebatur; se in dies plura agitare. (Iam hoc ex c. 5. repetendum:) Incitabant praeterea corrupti civitatis mores — (c. 38.) homines adolescentes summar potestatem nacti, quibus aetas animusque fero coepere Senatum criminando, plebem exagitare — — ita ipsi clari potentesque fieri. — Bonum publicum simulantes, pro sua quisque potentia certabant. Neque modestia, neque modus contention erat. (Cf. praeced. cap.) Conturbare remp. qua minus valere ipsi, malebant. (Iam c. 51.) Qu autem acerbum aut grave nimis in homines tan facinoris (— *orum* — *um*) convictos?

Viſum eſt et proximi capitis, quo Catonis olim cuiusdam oratio continetur, noſtris quoque capitibus hac opportunitate ſummam aliquam inferere. Ille „Longe,“ inquit, „mihi alia mens eſt, patres conſcripti, quum res atque pericula noſtra conſidero, et quum ſententias nonnullorum mecum ipſe reputo. Sed, per deos immortales, vos ego appello, qui ſemper domos, villas, ſigna, tabulas veſtras pluris quam rem publicam, feciſtis: — expergiſcimini aliquando, et capeſſite rempublicam. — Hic mihi quisquam manſuetudinem et miſericordiam nominat. iampridem equidem nos vera rerum vocabula amiſimus;“ (Nimirum haec de ſua aetate Cato. Nos enim iampridem vera illa vocabula recuperavimus, ipſis tantum rebus amiſſis.) „eo resp. in extremo ſita. — Quanto vos attentius ea agetis, tanto illis animus infirmior erit. ſi paululum modo vos languere viderint, iam omnes feroces aderunt; — eo fit, ut impetus fiat in vacuam rempublicam. — Miſereamini cenſeo (deliquere homines adoleſcentuli per ambitionem), atque etiam armatos dimittatis.“ (verterem: Gebt ihnen die Waffen ſelbſt wider euch in die Hände.) „Nae iſta vobis manſuetudo et miſericordia, ſi illi arma ceperint, in miſeriam vertet. Scilicet res aſpera eſt; ſed vos non timetis eam“ (Recte, credo, ea, quae ſtatim poſt haec ſequuntur, omitto) „alius alium exſpectantes cunctamini“.

Reliqua pariter omittenda putavi, ne longius Catilinam ipſum e conſpectu amitteremus in tanta aequalium eius frequentia. Ac quum apud Salluſtium paulo poſt illam Catonis orationem ipſum hunc cum Caeſare comparari viderem, placuit ſimili comparatione et Catilinae mei felicem in ſua civitate conditionem illuſtrare. Quocirca mihi in hiſtoria digna bonorum civium exempla indaganti, peropportune accurrit Clodius [illegible] (in primo epigrammate) cum Catilina comparationem inſtitueram a pari utriusque facinore, adhibita ad eam rem Ciceronis Oratione pro A. Milone coram iudicibus habita, cap. 12. Ibi iam praeter illa etiam haec me legere memini:

„Clodius hoc aſſequebatur, non modo ut praetor eſſet non eo conſule, quo ſceleris nihil facere poſſet; ſed etiam ut his conſulibus praetor eſſet, quibus ſi non adiuvantibus, at conniventibus certe, ſperaret, ſe poſſe remp. eludere in illis ſuis cogitatis furoribus: cuius illi conatus, ut ipſe ratiocinabatur, nec ſi poſſent, reprimere cuperent (*reprimi quamvis cuperent*) — et ſi vellent, fortaſſe vix poſſent frangere hominis ſceleratiſſimi corroboratam iam vetuſtate audaciam. An vero, iudices, vos ſoli ignoratis, vos hoſpites in hac urbe verſamini? veſtrae peregrinantur aures, neque in hoc pervagato civitatis ſermone verſantur, quas ille leges (ſi leges nominandae ſunt, ac non faces urbis et peſtes reipublicae) fuerit impoſiturus nobis omnibus atque inuſturus?"

Quae quo modo ad Noſtrum et eius iudices pertineant, quoniam quidem per ſe ſatis intelligitur: nihil horum amplius illuſtrandorum gratia neceſſe habuimus addere, quo ad interpretandam orationem noſtram inſtituerentur lectores; cum et in quem eſſet et in quo ſenatu habita, ita a nobis eſſet expoſitum, ut rem omnem, ſive perſonam potius, prope antè ipſos oculos illorum poſuiſſe nobis videremur.

Ich ſchreibe wieder teutſch, weil ich zum Schluſſe noch ein Wort, mehr mit als von meinem Schlegel, als Freund mehr denn als Rektor zu ſprechen habe. Muß ich nicht noch Mehr als den leztern bei Seite ſetzen, wenn ich will, daß Er mir zuhöre, und mich daher gleich Anfangs bei Ihm entſchuldige, daß die philologiſchen Idyllen (durch welche ich übrigens, ſo wie durch die philologiſchen Epigrammen, hoffen darf Ihn befriedigt zu haben) nicht ſo lang ge-

rathen ſind als gut (für Ihn,) indem ſie vom ganzen Texte nichts idylliſiren als die Ueberſchrift, die gerade am allerleichteſten zu verſtehen war. Und das muß ich Ihm auch zugeben: hoffe aber auch Seinerſeits, Er werde ſeinem neuen (geiſtlichen) Hirten wenigſtens ſo viel philologiſches ſowohl als bukoliſches Talent zutrauen, daß ihm über jeden andern gegebenen Text philologiſche Hirtengedichte von jeder vorgeſchriebenen Länge, nicht ſauer würden geworden ſeyn, z. B. wenn Er (Schlegel) den Text gegeben hätte, ſo wie Er ihn zu dieſer Behauptung giebt. Nach Seiner Theorie der Dichtungsarten ſollen nämlich bloß die Commentare Hirten- oder Schäfergedichte genannt werden, „wo der Text nur Anſtoß oder Nicht-Ich iſt.“ Daraus wird Er nun auch am beſten begreifen können, warum die Idyllen zu den Fragmenten der Catiliniariſchen Rede ſich nicht eigentlich auf die Fragmente ſelber erſtrecken konnten, die mir — muß ich Ihm ſagen — ſämmtlich aus der Seele geſchrieben ſind. — Kann Ihn jedoch dieſe Apologie nicht zufrieden ſtellen: ſo bin ich es auch wohl zufrieden und ſeh es gern, wenn Er meine ganze „Ankündigung und Probe“ ſammt den Epigrammen und fragmentiſirten Idyllen ſelber (wozu ich auch dieſe Nachrede zähle) nur für Eine vollſtändige, ſeine Definition erſchöpfende, philologiſche Idylle zu der Vorrede aus ſeinen Fragmenten anſehen und benutzen will. — Er zeige alſo (in der Nutzanwendung auch dieſer Nutzanwendung) daß Er reellen Nutzen daraus geſchöpfet, welches Er am beſten zeigen wird durch die beſte (ſelbſt dazu gemachte) philologiſche Mime, d. i. pantomimiſch: und wie unſer Vertrag (zwiſchen Lehrer und Schüler) von der Einen Seite gleich ſtillſchweigend geſchloſſen ward, ſo bleibe er es auch von derſelben auf ewige Zeiten. Wenigſtens ſoll es an mir und meinen Sentenzen nicht fehlen oder liegen, wenn Er mich nicht für den Pythagoras halten und mir zum mindeſten meine (eigene) Seelenwanderung glauben will, damit Er mir auch glaube, wenn ich Ihm das in Perſon beſtätige, was die Geſchichte unter andern von meinen Schülern erzählt, und damit Er an Statt ſeiner cyniſchen Sitten, die Er nun aufgeben muß, doch dieſe Eine pythagoräiſche als ächt annehmen könne. — Ich hoffe (wieder in meinem eigenen Namen) von dieſen meinen Imperativen nicht weniger Gutes als von dem kantiſchen. — Mehr erwarten hieße billig Frevel: und ebenſoviel erwarte ich auch von folgendem Vernunftgrunde, der ſich auf den in meinem Vorberichte dargelegten propädeutiſchen Plan dieſes Werkes ſelber gründet. Ich ſetze nämlich, zu deſſen Fortſetzung, außer vorliegender Ankündigung und Probe und ihrer guten Aufnahme, auch Schlegelſcher Seits

— außer der Ankündigung ſeines Danks und Wunſches — eine wenigſtens fünfjährige Probe von einer guten (pantomimiſchen) Aufführung voraus, von einem friedſamen, beſcheidenen und ſtillen Betragen, ehe ich Hofnung machen kann, nur in der Herausgabe der Catilinarien fortzufahren, mit der zweiten, ohne gleich den Anfang weg zu laſſen: Tandem aliquando — — Abiit, exceſſit, evaſit, erupit. Nulla iam pernicies a monſtro illo atque prodigio — comparabitur etc. wovon man vielleicht eher den Reſt erſparen könnte, wenn Schlegel ſchon auf ſeine Worte keines weiter ſagen oder ſchreiben wollte als ich kann:

Amen! .

CORRIGENDA.

S. 9. Z. 5. l. wiſſen. S. 16. Z. 3. l. darauf. S. 20. Z. 2. l. Cicero. S. 23. Epigr. 6. letzte Z. l. ὀλίγου. S. 30. Epigr. 17. letzte Z. l. ſit. (Die Errata der Vorrede in Fragmenten habe ich gern ihrem Schreiber ſelbſt zu corrigiren übrig laſſen wollen.)

hilol. 252 (1,1

663

Geſchichte der Poeſie

der

Griechen und Römer,

von

Friedrich Schlegel.

Erſten Bandes erſte Abtheilung.

Berlin,
bey Johann Friedrich Unger.
1798.

Dunkel umgiebt nicht bloß die frühſten Anfänge der helleniſchen Poeſie, deren Streben in allen Künſten den erſten reifen Erzeugniſſen zu Gute kommen muß, die durch ihre feſtere Geſtalt ſchon dauern können. Selbſt die älteſten Geſänge der Hellenen, welche ſich kraft ihrer Vortrefflichkeit wirklich erhalten haben, treten nur wie einzelne helle Geſtalten aus der Nacht des Alterthums hervor.

> Unſer Wiſſen iſt nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.

Ihre Herkunft iſt verborgen; und die ſonſt ſo geſchwatzige Sage pflegt nur über die Geſchichte ihrer Entſtehung und Verbreitung zu ſchweigen. Aber auch die Schriften geben keine Antwort, wie ſchon Platon klagt. Du fragſt ſie oft vergeblich grade nach dem Wiſſenswürdigſten von den Verhältniſſen der Kunſt in den vergleichungsweiſe bekannteſten Zeitaltern. Die höchſten Urbilder ſtehn nicht ſelten da, wie Bruchſtücke einer untergegangnen Welt.

Länger als wir zu glauben pflegen, vertrat mündliche Überlieferung bey den Hellenen die Stelle ſchriftlicher Urkunden; und, mehr als wir uns denken können, fehlte es den Alten, ſelbſt während der Reiſe ihrer Alterthumskunde, an Hülfsmitteln, Antrieben und Einſichten, ihre eignen Sagen ſo zu ſichten und zu prüfen, wie es geſchehen ſollte. «Denn die Menſchen, ſagt Thukydides [1], der unter allen helleniſchen Geſchichtskünſtlern am ſchärfſten zweifelt und urtheilt, nehmen die Sagen der Vorfahren, auch einheimiſche, ohne Prüfung an. Die Meiſten ſcheuen die Mühe des Unterſuchens ſo ſehr, daß ſie lieber zu dem Nächſten greifen. Was die Dichter beſangen, haben ſie verſchönert; und die Redekünſtler ſtellten mehr auf den Beyfall, als nach der Wahrheit dar. Vieles gilt, was mit der Zeit unglaublich ins Wunderbare angewachſen iſt.»

Nur eine unerſchütterliche Wahrheitsliebe kann den Alterthumsforſcher durch dieſes Labyrinth ſo verſchiedner Sagen, Anſichten und Meynungen zum Ziel führen. Er muß es, wie Sokrates, ſchon für einen Gewinn achten, zu wiſſen, daß er nichts wiſſe Sollte ſichs auch hier bewähren:

Schaam führt grade zum Mangel, Entſchloſſenheit aber zum Reichthum,

ſo muß er dennoch lieber darben, als ſich in unrechtmäßigem Gute ſcheinbar bereichern. Strenge gegen ſich ſelbſt, ſoll er immer bereit ſeyn, der Wahrheit auch die liebſte und eigenſte Meynung aufzuopfern. Er ſoll, wie Pindaros fodert, auf gradem Wege wandeln mit Kraft und Geſchick. Dieſer Weg iſt eine ſchmale Mittelſtraße:

Willſt du Charybdis meiden, ſo faſſet dich Scylla.

In der Alterthumskunde ſind abſchneidende Verdammungsurtheile, wie eines Richters, ſo gefährlich wie unbedingter Glauben an die Überlieferung. Die Wahrheiten der Kunſtgeſchichte laſſen ſich nicht entſcheiden, wie ein Rechtshandel; noch die Gründe ſo baar aufzählen, wie in der Größenlehre. Alles beruht auf unzähligen Kleinigkeiten. Nichts iſt unwichtig, denn nichts iſt einzeln. Hier gilt es recht eigentlich, was der treuherzige Heſiodos lehrt:

---

[1] Thuc. I 20. 21.

> Denn, wenn noch ſo Geringes zu noch ſo Geringem du legeſt,
> Und dieß häufiger thuſt, bald wird ein Großes auch hieraus.

Ja oft iſt eben das Wichtigſte ein Etwas, was ſich dem leiſeſten Gefühl beynah entzieht.

Darum muß der Alterthumsfreund auch das Bruchſtück eines Bruchſtücks heilig halten, und auch bey der faſt verloſchnen Spur mit Andacht verweilen. Liebe lehrt nicht bloß, wie Sappho ſingt, die Kunſt ſelbſt; ſondern muß auch den Geſchichtsforſcher derſelben beſeelen. Nicht Vorliebe für dieſes und jenes, ſondern Liebe zur Kunſt, zum Urbildlichen ſelbſt, zum geſammten Alterthum: das iſt das Erſte; und, den Geiſt des Ganzen zu faſſen, iſt das Höchſte. Nur durch die ſtete Rückſicht auf den vollſtändigen Zuſammenhang unterſcheidet ſich die Vermuthung von der willkührlichen Erdichtung. Zur allgemeinen Überſicht iſt aber umfaſſende und genaue Gelehrſamkeit noch nicht hinreichend. Durch Vielwiſſerey lernt man, wie Herakleitos ſagt, keine Vernunft. Und die Vernunft fodert hier nichts leichtes: die Wahrnehmungen des künſtleriſchen Gefühls, nähmlich ſtreng zu beſtimmen und begriffsmäßig zu ordnen, und auch in dem Gange des menſchlichen Geiſtes und in der Entwicklung der menſchlichen Künſte die nothwendigen Naturgeſetze aufzufinden. Vornähmlich aber muß jeder, der die alt Poeſie ganz kennen und verſtehen will, mit allen un bildlichen Schriften des Alterthums jeder Art und je der Zeit ſo innigſt vertraut ſeyn, wie die große Alexandriniſchen Kunſtrichter; ſie immer von neuem durchforſchen, und gleichſam mit ihnen leben. Das iſt die Grundlage dieſer Wiſſenſchaft.

Orphiſche Vorzeit.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen der Hellenen wurden mit feſtlicher Freude verrichtet; einige mit, andre ohne Muſik; theils myſtiſch, theils nicht [2]. Tanz und Geſang war die Seele der helleniſchen Feſte; wo Gebräuche ſind, ſind auch Sagen, und Sagen wurden bey dieſem Volke zu Gedichten. Daher gab es unter den Hellenen eine eigne, dem Glauben nach uralte, myſtiſche Poeſie, als deren Haupt eine allgemeine Sage den Orpheus nennt, den Vater der Poeſie [3], den Stifter der Myſterien [4]. Platon unterſcheidet [5] die Geheimlehren und Weiſſagungen des Orpheus und Muſäos ſehr beſtimmt von der ſpätern Dichtart des Homeros und Heſiodos. Eben ſo Horatius in einer Schilderung der älteſten Dichterweisheit:

Heilig und gottgeſandt, trieb Orpheus hinweg von der ſchnöden
Lebensweiſe, vom Mord die wälderdurchirrenden Menſchen.
Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger;
Hieß vom Amphion auch, der die Burg von Thebe gegründet,
Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Cither, und ſchmeichelnd

---

[2] Strab. lib. X. 781. ed. Cas. 1707.
[3] Pind. Pyth. IV. 314
[4] Arist. Ran. 1032
[5] Plat. III. 99. ed. Bip.

Hin ſie geführt, wo er wollte; das war die ö
Weisheit,
Vom Gemeinen das Eigne, das Heil'ge vom Weltl
ſondern,
Hemmen die thieriſche Luſt des Paarens, Rechte
Gatten
Sichern, und Städt' erbaun, und Geſetze grabe
Tafeln.
So ward Ruhm und Nahme den göttlichen Se
und ihren
Liedern zu Theil [6].

Orgiasmus, feſtliche Raſerey in geſetzlichen
bräuchen, die einen geheimen heiligen Sinn umhü
war ein weſentlicher Beſtandtheil des myſtiſchen G
terdienſtes. So ward Zeus und Dionyſos zu K
verehrt [7]. So beſchreibt Strabo die enthuſiaſtiſc
und bakchiſchen Prieſter uralter Vorzeit, die u
kriegriſchem Tanz, durch Geräuſch und Getöſe,
Trommeln, Cymbeln, Waffen, Trompeten und
wildem Geſchrey während der heiligen Handlung a
mit Schrecken erfüllten [8]. Wir müſſen uns dieſe Mu
welche die myſtiſchen Tänze, Geſänge und Gebräu
begleitete, als einen beynah nur rhythmiſchen Le
denken, der durch trunkne Leidenſchaftlichkeit Wohll
und geſetzmäßige Schönheit zu erſetzen ſuchte. Ari
teles ſagt: es ſey allgemein anerkannt, daß die M
lodien des Olympos die Gemüther mit Enthuſiasm
anfüllen [9]; der Charakter der phrygiſchen Harmo

---

[6] Ep. ad Pis. 391. seqq. Überſetzt von Auguſt Wilhelm Schleg
[7] Strab. X. 716 - 724. Loc. class. Cic. [8] ib. 718. Heyne de sacris c
furore peractis. [9] Polit. VIII. 9.

ſey orgiaſtiſch und pathetiſch [10]. Die Melodien des Phrygiers Olympos hätten ſich, heißt es beym Platon [11], durch ihre begeiſternde Göttlichkeit bis auf die damahlige Zeit erhalten.

Das Gemählde des Lucretius [12] von dem Dienſt der Cybele iſt ſo kräftig, daß dieß eine Beyſpiel die Eigenheit der ganzen Gattung hinreichend darſtellen und zugleich lehren kann, wie man myſtiſche Gebräuche deutete.

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich ſangen von ihr die alten Dichter aus Hellas,
Frey in den Höhen führe, mit Löwen beſpannt, ſie den Wagen.
Schwebend häng' im Raume der Luft der irdiſche Boden,
Lehrten ſie ſo, und es könne die Erd' auf der Erde nicht fußen.
Thiere des Raubes geſellten ſie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie auch ſey, doch ſiegend beſänftigt.
Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil ſie Städte trägt, an erhabnen Orten befeſtigt.
Alſo mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauerbringend geführt das Bild der göttlichen Mutter.

---

[10] Polit. VIII. 7. [11] Min VI 124. [12] Lucr. II. 598 - 643 überſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Mancherley Völker rufen nach heiliger Sitte der Vorzeit,
Als Idäiſche Mutter ſie an, und wählen ihr Phryger
Zum Geleit: denn es habe zuerſt aus jenen Gefilden
Über den Erdkreis ſich der Bau der Früchte verbreitet.
Hämmlinge geben ſie ihr, um anzudeuten durch ſolches,
Wer die Gottheit der Mutter verlezt, undankbar erfunden
Gegen die Eltern ward, der ſey nicht würdig zu achten,
Daß ſein Geſchlecht das Licht des Tages lebend erblicke.
Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauſchen die hohlen
Cymbeln darein, und es droht das Getön rauhſtimmiger Hörner,
Und die Gemüther ſtachelt in Phrygiſchen Weiſen die Pfeife.
Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerendes Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hineinfähret,
Schweigend mit ſtillem Gruß die Menſchenſöhne beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereichernder Gabe ſie ehrend; beſchneyn mit der Roſe

Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt ſie Cureten,
Aus dem Phrygierland, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeßnen Sprüngen, und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Hauptes die furchtbaren Büſch' auf den Helmen.
Jenen Dictäer-Cureten nun gleichen ſie, welche das Wimmern
Jupiters einſt, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem hurtigen Tanze die Knaben,
Schön bewehrt, nach dem Maaß die Erze ſchlugen an Erze:
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden ſenkt' in den Buſen der Mutter.
Oder ſie deuten auch an, die Göttin gebiete, mit Waffen
Und mit tapferem Muth das Land der Geburth zu beſchirmen,
Und ſich zu rüſten, um Heil und Ruhm zu bringen den Eltern.

Eben ſo ausſchweifend war die myſtiſche Poeſie. Orpheus, ſagt Iſokrates [13], der vorzüglich den Göttern Unſittlichkeiten angedichtet habe, ſey zur Strafe dafür zerriſſen worden. Diogenes [14] zweifelt, ob man den Orpheus, welcher das Schändlichſte, was nur ſelten den Mund der Menſchen befleckt, den Göttern ohne Maaß andichte, einen Philoſophen nennen könne. Noch ſinnlicher als ſelbſt Homeros und Heſiodos mahlte Muſaeos das Glück der Seeligen in der Unterwelt, indem er eine ewige Trunkenheit als den ſchönſten Lohn der Tugend darſtellte [15]. Platon [16] erwähnt unter den geheimen Geſängen zwey auf den Eros, deren einer ſehr unzüchtig ſey.

---

[13] Busir. 171. ed Batt.

Der Sohn der Natur denkt ſich alles belebt, und der Hellene übertrug ja noch auf der größten Höhe der Wiſſenſchaft, welche er erreicht hat, die Geſetze und die Eigenſchaften der lebenden Natur auf die lebloſe und ſogar auf die denkende; eine allgemeine und in dem Weſen ſeiner lebendigen Bildung ſelbſt gegründete Verwechslung, die viele Paradoxien der alten Denkart und Bildung erklärt. Die Wirkſamkeit der Kräfte erſchien ſeiner Einbildung als eine thieriſche Zeugung; ihre Wechſelwirkung als ein Kampf. Da es nun, wie Herodotos [17] bemerkt, den Hellenen eigen war, die Götter menſchlich geſtattet zu glauben: ſo mußte die Vernunft auf die unſittlichſten und ausſchweifendſten Dichtungen verfallen, wenn ſie die Veränderungen der Natur als Handlungen der Götter darſtellte. Auch iſt es natürlich, daß die erſte Ahndung des Unendlichen den plötzlich erwachten Geiſt nicht mit frohem Erſtaunen, ſondern mit wildem Entſetzen erfüllt. Durch eine nothwendige Täuſchung überträgt er das Erzeugniß ſeiner Freyheit auf die feindliche Kraft, deren Anſtoß ihn weckte. Das lebendige Bild unbegreiflicher Allmacht mußte den rohen Menſchen wie betäubt niederwerfen, oder nur zu einer Raſerey, die durch ihre Beziehung heilig ſchien, erheben. Es iſt gar nicht befremdend, daß, zumahl unter einem heißen Himmel, die Begeiſtrung eines geheimnißvollen Gottesdienſtes ſo oft in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausartete. Die höchſte Leidenſchaft verletzt gern ſich ſelbſt, um nur zu wirken, und ſich der überflüßigen Kraft zu entledigen. Durch ein eben ſo natürliches Mißverſtändniß hielt die kindliche Vernunft ihre Ahndungen des Unbegreiflichen für Geheimniſſe, die nur dem Gereinigten und Geweihten offenbart werden dürften, dem gemeinen Haufen aber verborgen bleiben müßten. Freylich mochte ſich zu dieſer Vorſtellung ſchon frühzeitig prieſterlicher Hochmuth und Eigennutz geſellen. Indeſſen ſcheint es, als hätte nothwendige Verſtellung nicht allein die Trennung der eſoteriſchen und exoteriſchen Philoſophie veranlaßt, und als wären ſelbſt die Helleniſchen Weiſen von ehrlicher Geheimnißſucht nicht ganz frey geweſen.

---

[14] Prooem. 3. [15] Plat. Resp. VI. 218. [16] Phaedr. X. 353.
[17] I. 131.

Schon in dieſer Orphiſchen Vorzeit der Helleniſchen Poeſie findet ſich alſo vielleicht der erſte Keim jener allgemeinen, von ſpätern Dichtern, Prieſtern und Denkern ſo vielfach ausgebildeten und geſchmückten Meynung der Hellenen: die Poeſie komme von den Göttern, die Begeiſtrung des heiligen Poeten ſey eine eigentliche Beſeſſenheit und höhere Eingebung. Daher ſo manche ſchöne Anſpielungen und Gleichniſſe der Dichter ſelbſt, von ſich und ihrer Kunſt, auch der durch Geſellſchaft und Weisheit gebildetſten. Der

Chor des **Ariſtophanes** [18] gebietet denen zu ſchweigen, und ihm auszuweichen, die unkundig ſolcher Reden, oder nicht reines Herzens ſeyen, oder wer der ächten Muſen Orgien nie geſehen noch gefeyert. **Horatius** [19] haßt, als Prieſter der Muſen, den ungeweihten Haufen, und entfernt ihn von ſeinem heiligen Liede. Als erſter Römiſcher Prieſter der Elegie, betritt **Propertius** [20] den heiligen Hayn des Kallimachos und Philetas, um in helleniſchen Chören italiſche Orgien zu feyern.

Es war nach **Platon** eine alte Sage [21]: «daß der Dichter, wenn er auf dem Dreyfuße der Muſen ſitze, nicht bey Sinnen ſey, ſondern wie eine Quelle alles Zuſtrömende willig von ſeinen Lippen fließen laſſe.» Die größten Weiſen ſchloſſen ſich an dieſe Sage an, die ihnen die bedeutendſten Bilder für ihre tiefen Ahndungen, und treffende Bemerkungen über das Weſen der künſtleriſchen Hervorbringung darboten. Demokritos wird von Spätern ſo genannt [22], als wäre er der Erfinder der Lehre von der Begeiſtrung geweſen. **Horatius** [23] ſagt in einer Stelle wider die Verächter der Feile, welche jene Lehre als ein Anſehn für ſich mißbrauchten:

Angebohrner Geiſt ſey glücklicher, meynt Democritus,
Als armſeelige Kunſt, und verbannt die beſonnenen Dichter
Von dem Parnaß.

«Die dritte Art der Beſeſſenheit und Raſerey, ſagt der platoniſche Sokrates im Phaedros [24], iſt die von den Muſen. Sie ergreift zarte und reine Seelen, treibt ſie, ihre heilige Trunkenheit in Geſänge aller Art zu ergießen, und bildet die Nachwelt, indem ſie die zahlloſen Großthaten der Vorwelt ſchmückt. Wer ſich aber ohne die Raſerey der Muſen den Pforten der Poeſie nähert, in der Meynung, die Kunſt allein könne ihn ſchon zum Dichter machen, der bleibt unvollſtändig, und gelangt nicht ins Heiligthum; er und die Poeſie des Nüchternen ſind Nichts gegen die Poeſie der Raſenden.» Auch im Jon [25] lehrt er, daß die Poeten nicht durch Kunſt und mit Beſonnenheit, ſondern aus göttlicher Eingebung ihre ſchönen Gedichte hervorbringen. Es iſt zwar jener oft erwähnten alten Feindſchaft der Poeſie und Philoſophie und der Platoniſchen Eiferſucht ſehr angemeſſen, daß Sokrates auch in dieſem Geſpräch mit einem ehrlichſchwärmenden Rhapſoden die Selbſtbeſtimmung des Weiſen nach gedachten Gründen über die unwillkührlichen Ergießungen des Dichters, deſſen Werth nicht eignes Verdienſt, ſondern Gunſt der Natur iſt, leiſe zu erheben ſucht; welches auch eine andre Stelle beſtätigt und beweiſt [26]. Nur muß man die zarte Stimmung dieſes ſchönen Geſprächs nicht ſo grob nehmen, wie gewöhnlich; und wer es weiß, wie die Sokratiſche Ironie das Heiligſte mit dem Fröhlichen und Leichtfertigen zu verweben pflegt, wer mit der Platoniſchen Denkart vertraut iſt, wird nicht verkennen, wie ſehr es ihm mit dieſer Lehre Ernſt war. Vergleicht er doch ſelbſt die ſittliche Begeiſtrung des

---

[18] Ran. 354. [19] Od. III. 1. init. [20] Eleg. III. 1. init. [21] Plat. leg. tom VIII. p. 191. [22] Dio, Or. de Hom. in. Cic. de Div. I. 37. de Orat. II. 46. [23] Ep. ad Pis. 295 seq

---

[24] X. 317. [25] IV. 186. [26] Apol. I. 50. cfr. Men. IV. 369

Sokrates mit dem Enthuſiasmus der Korybanten [27]. Und iſt nicht der ganze Phaedros voll myſtiſcher Anſpielungen, wo er über die heilige Trunkenheit der ächten Liebenden mit Attiſchem Geiſt ſo lieblich philoſophirt, und mit jener Sokratiſchen Miſchung von Scherz und Ernſt, welche für Viele geheimer und dunkler iſt, als alle Myſterien? Die Helleniſchen Denker, welche gern um der öffentlichen Duldung willen Künſtler ſcheinen wollten, folgten auch hierin den Dichtern; und die ſchon durch ihre Erhabenheit anlockende Vorſtellung ward auch durch die Macht der Gewohnheit beſtätigt. Selbſt der prieſterhaſſende Lucretius [28] nennt die Erfindungen großer Naturforſcher Götterſprüche wie aus des Geiſtes Allerheiligſtem, heiliger und weit wahrhafter, als was die Pythia vom Dreyfuß und aus dem Lorber weiſſagt.» — Nach Theophraſtos [29] iſt der Enthuſiasmus eine der drey Quellen der Muſik. Zur Zeit des Cicero [30] war es eine gewöhnliche Meynung, daß niemand ein guter Dichter ſeyn könne, ohne eine Entzündung der Lebensgeiſter und einen gewiſſen Anhauch von Raſerey.

Viele jener Stifter Helleniſcher Geheimlehren nennt die Sage Thrakier. Am kalten Haemus wars,

Wo der Bergwald kam zu dem lauten Orpheus
Der mit geerbter
Kunſt, die Flucht aufhielt der geſtürzten Ströme,
So die Eil des Windes, und lockend mit der
Zauberſait' aufhorchende Eichen führte.

und nach der Meynung des Strabo [31] deuten noch einige andre Spuren auf Thrakiſchen Urſprung der uralten myſtiſchen Poeſie. Die den Muſen geweihten Berge und Gegenden wurden in grauer Vorzeit vom Thrakiſchen Stamme bewohnt, und die Phrygier, bey denen der Orgiasmus vorzüglich herrſchend war ſollen Abkömmlinge der Thrakier geweſen ſeyn.

---

[27] Crit. I. 126. [28] I. 731. [29] Plut. Symp. I. Reisk. tom VIII. p. 464. [30] Cic. de Or. II. 46. [31] X. 722.

Nach dem Grundſatz, viel zu ſuchen, um etwas zu finden, läßt ſich die Vorausſetzung, daß jede allgemeine Sage Spuren wahrer Begebenheiten enthalten müſſe, vollkommen rechtfertigen. Nur für die Zeitbeſtimmung können Sagen, und Schriftſteller, welche ſie auf Glauben annehmen, auch nicht das mindeſte Gewicht haben: da bey den Hellenen insbeſondre ſo unglaublich oft auf das ältere Zeitalter übertragen ward, was dem ſpätern angehörte.

Alle geheimen Geſellſchaften haben es in der Art, ſich für uralt auszugeben, oder auch zu halten. Auch die Eiferſucht der leichtgläubigen Helleniſchen Völker, die Eitelkeit und ſelbſt der Brodneid der erfinderiſchen Prieſter, mußten dabey mitwirken. Die wahrhaften Kreter [32] gaben vor, ſie hätten die Eleuſiniſchen und Thrakiſchen Myſterien geſtiftet [33]; und ohne Zweifel hielt ſich jede myſtiſche Brüderſchaft in Hellas für die Uraltеſte, und für den allein ächten Urquell geweihten Unſinns.

Prieſter waren es, welche die angeblich uralten myſtiſchen Gedichte aufbewahrten und verbreiteten. Ein Geſchlecht, welches immer und überall in frommen Verfälſchungen groß war. Wie viele Verfälſchungen heiliger Geſänge mögen wohl unbemerkt g blieben ſeyn, ehe einmahl die des Onomakritos [34] vie leicht nur durch die Künſtlereiferſucht des Laſos en deckt, und vielleicht nur wegen einer politiſchen N benabſicht vom Hipparchos beſtraft ward! Überde durfte es niemand wagen, die Betrügereyen der My ſtiker öffentlich nur zu prüfen. Äſchylos und Alkibi des erfuhren es, wie gefährlich ſchon der bloße Ve dacht ſey, die Myſterien entweiht, d. h. die Prieſter zunft empfindlich beleidigt zu haben. Wer dem Aber glauben offenbaren Krieg ankündigte, die Ränke de Prieſter ganz kannte, wie Diagoras [35]; den gab ihr Rachſucht der blinden Wuth eines ſchwärmenden Pö bels ohne Gnade Preis. Selbſt in dem gerechte Athen konnte der milde Perikles anrathen, die angeb lichen Verbrecher der beleidigten Gottheit nicht bloſ nach geſchriebenen Geſetzen, ſondern auch nach de ungeſchriebenen, über welche die Eumolpiden rechtlich Gutachten ausſtellten, d. h. nach der Willkühr mäch tiger Prieſter, zu richten [36]; und ein blutdürſtiger Hie rophant, mit dem einfachen Tode eines Unglücklichen nicht zufrieden, foderte eine feſtliche und öffentlich Hinrichtung, um allgemeineres Schrecken zu verbrei ten [37].

---

[32] Die Kreter ſind Lügner immerdar. Call. in Iov. 8. [33] Diod. Wessel. V. 593.

Wenn daher zur Zeit des Platon unter dem Nah men des Orpheus und Muſäos haufenweiſe Bücher vorgezeigt wurden, welche Vorſchriften zu Opfern und Reinigungen enthielten [38]: ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß dieß Vorgeben ohne alle Beglaubigung nichts gilt. Ariſtoteles nennt ſie die ſogenannten orphiſchen Lieder, die ſogenannten Gedichte des Muſaeos [39]. Schon Herodotos nennt orphiſche und pythagoriſche Myſterien zuſammen [40]; und eine allgemeine Meinung, ſagt Cicero [41], hielt den Pythagoräer Kerkops für den Verfaſſer des orphiſchen Gedichts. Der prüfende Ariſtoteles behauptet ſogar, daß es nie einen Dichter Orpheus gegeben habe [42]; eine Stelle, deren Stärke durch die gewöhnliche mildernde Auslegung nicht entkräftet wird. Sextos nennt den Onomakritos, der wie Epimenides auf ſeine Seherkunſt reiſte [43], und zu Kreta außer der Gymnaſtik wahrſcheinlich auch kretiſiren [44] lernte, gradezu als Verfaſſer der orphiſchen Lieder [45].

---

[34] Herod. Polyh. 6. [35] Anachars. V. 140. 150. [36] Lys contr. Andoc. p. 209. ed. Reisk. [37] Ibid. 256. [38] Rep. l. VI. p. 220

Die homeriſche Poeſie iſt die älteſte Urkunde der helleniſchen Geſchichte, und was man auch von der Ächtheit der Anordnung und einzelner Stellen der Iliade und Odyſſee denken mag: ſo hat ſie doch im Ganzen genommen und beſonders im Vergleich mit den Prieſtermährchen über Orpheus, die gültigſten Anſprüche auf Glaubwürdigkeit, und muß Grundlage und Leitfaden aller Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum ſeyn. Schon Herodotos, der ſonſt jede Sage nachſagt, hält die Dichter, welche für älter ausgegeben wurden, wie Homeros und Heſiodos, für jünger [46]; und nach Pindarion bey Sextos [47] war es ausgemacht, daß kein älteres Werk auf die damahlige Zeit [illegible] ſey, als die homeriſche Poeſie. So urtheilten mehrere, und grade die nüchternſten helleniſchen Alterthumsforſcher.

---

[39] Hist. an. VI, 6. [40] Eut. 81. [41] de nat. deor. I, 38. [42] ibid. [43] Aristot. Polit. II. 12. [44] Kretiſiren heiſt lügen. Suid. [45] Orph. Gesn. p 385. [46] Euterp 53. [47] Adv. Math. I 203.

Homeros kennt weder myſtiſche Sagen noch myſtiſche Gebräuche; wenn man nähmlich nicht alles Bedeutende myſtiſch nennt, ſondern darunter nur ſinnbildliche Geheimlehren über das unbegreifliche Weſen der Natur verſteht, und Gebräuche, die ſich auf ſolche Lehren beziehn. Die homeriſche Poeſie kennt weder Orgien noch Enthuſiasmus in dem Sinne der ſpätern Prieſter, Dichter und Denker. Zwar lehrt und lenkt auch den homeriſchen Sänger, wie den Helden, eine ſchützende Gottheit. Bey allem Geſchlecht der Sterblichen, ſagt Odyſſeus [48], werden die Sänger,

> Werth der Nahrung geſchätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muſe
> Selbſt den Geſang ſie gelehrt, und huldreich waltet der Sänger;

und Telemachos [49] ſpricht zu ſeiner Mutter:

> — was tadelſt du doch, daß der liebliche Sänger
> Uns erfreut, wie das Herz ihm entbrannt wird? Nicht ja die Sänger
> Sinds, nur allein iſt Zeus zu beſchuldigen, welcher es eingiebt
> Allen erfindſamen Menſchen, nach Willkühr jeden begeiſternd.

Der homeriſche Sänger iſt nicht leidenſchaftlich beſeſſen und voll von Gott, wie bey jenen Spätern. Sein Charakter iſt ſtille Beſonnenheit, nicht heilige Trunkenheit.

---

[48] Odyss. VIII. 479.

[49] Od. I, 46.

»Aber, könnte man einwenden, hat nicht vielleicht Homeros die myſtiſche Theogonie des Orpheus nur epiſirt? Die homeriſche Poeſie und der orphiſche Geſchmack waren ſo durchaus verſchiedner Art, daß es uns nicht befremden darf, in jener gar keine Erinnerung an ältere Myſtik zu finden. Hätten wir noch die ſämmtlichen ſapphiſchen Gedichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnert. Die Bemerkung des Pindaros[50]: »daß jeder groſse Laut unſterblich wandle, wie ſich der unverlöſchliche Strahl ſchöner Thaten über die allbefruchtende Erde und über das Meer ewig verbreite;« iſt für die ganze Geſchichte der helleniſchen Poeſie ſo wahr, daß ſich oft auch in der ſpäteſten Nachbildung Spuren des Urſprünglichen finden. Dürfte man alſo nicht vermuthen, daß ein entfernter Nachhall des ächten verlohrnen Lautes ſogar in den noch vorhandnen ſogenannten orphiſchen Hymnen übrig ſey? Sind nicht einige der darin vorgetragenen Lehren vorhomeriſch? Iſt nicht die Weiſe einer alten nachgebildet? Es iſt doch wenigſtens wahrſcheinlich, daß die erſten heiligen Geſänge nichts enthielten, als ſolche unzuſammenhängende, abgeriſſne Anrufungen, und an einander gehäufte geheimnißvolle Beynahmen.«

Eine ſolche Umbildung der orphiſchen Götterlehre in die homeriſche bis auf die Vertilgung jeder Spur von ältern Geheimlehren über die Natur und ihre Kräfte, wäre in der ganzen Geſchichte des Alterthums das einzige Beyſpiel ſeiner Art. In jeder Um-

---

[50] Isthm. IV. 48

bildung müſſen ſich wenigſtens die urſprünglichen Beſtandtheile wieder erkennen laſſen. Überdem iſt die homeriſche Poeſie zwar keine ſyſtematiſche Encyclopädie, aber doch eine ſehr umfaſſende und reichhaltige Anſicht der helleniſchen Welt jener Zeit. Das bloße Stillſchweigen kann alſo wider das vorhomeriſche Alter der Myſtik ſchon einigen Verdacht erregen.

Wichtiger aber und entſcheidend iſt es, daß Homeros ſich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt, auf welches ſich alle myſtiſchen Handlungen und Lehren ſo ſichtbar durchgängig beziehen. Selbſt in denjenigen homeriſchen Stellen, wo die Deutung auf einen Gedanken in bildlicher Hülle am nächſten zu liegen ſcheint, findet ſich nirgends auch nur die entfernteſte Hindeutung auf eine alles erzeugende und alles erhaltende Urkraft. Viele derſelben, die ſehr ausſchweifend ſind, waren den großen Kennern des kritiſchen Zeitalters verdächtig[51]; und haben in der That ganz heſiodiſche Farbe, wie die Stelle vom Briareus[52] und die Strafe der Here[53]. Sogar die Vorſtellung einer unbedingten Naturnothwendigkeit, das Schickſal, wie es die Tragödie darſtellt, iſt dem Homeros unbekannt. Das Vermögen des Unendlichen ſchlummert noch in ihm, wie in der Seele des Knaben, ehe die Knospe ſich bis zur Blüthe jugendlicher Begeiſtrung entfaltet hat. Nir ſtellt er das Unendliche dar, weder das der Natur, noch das der Geſinnung. Er, den an Größe und Macht kein alter Dichter übertrifft, iſt daher auch, ſtreng genommen, nicht erhaben; wenn man, wie billig, nur die lebendige Erſcheinung des Unendlichen ſo nennt [*]. Die Heldenkraft des Achilles iſt nur gewaltig; die ſittliche Selbſtſtändigkeit des **Prometheus**, der **Antigone** erhebt ſich über alle Schranken.

---

[51] Schol. Ven. Wolfii Prol. [52] Il. I. 394 — 406. [53] Il. XV. 18 — 33.

Mag die Ahndung des Unbedingten noch ſo dunkel, mag der Ausdruck des Geahndeten noch ſo ſinnlich ſeyn: es iſt der erſte Schritt in eine ganz andre Welt, der Anfang einer neuen Bildungsſtufe. Die Tänzer, welche um das Bildniß der Artemis zu Epheſos enthuſiaſtiſche Waffentänze feyerten, deren Stiftung man den Amazonen andichtete [**]; der Prieſter, welcher die Artemis zur Natur umdeutete; der Künſtler, welcher ſie auf die bekannte Weiſe allegoriſch bildete; der Dichter, welcher ſie als ſolche beſang; **Herakleitos**, der ſeine Schrift von der Natur im Heiligthume der großen Göttin niederlegte: ſie alle, ſo verſchieden auch die Art ihrer Mittheilung, und die Deutlichkeit ihrer Begriffe ſeyn mochte, waren von einem und demſelben Gegenſtande begeiſtert. Sie waren voll von der lebendigen Vorſtellung einer unbegreiflichen Unendlichkeit. Iſt nun dieſe Vorſtellung Anfang und Ende aller Philoſophie; und äußert ſich die erſte Ahndung derſelben in bakchiſchen Tänzen und Geſängen, in enthuſiaſtiſchen Gebräuchen und Feſten, in allegoriſchen Bildern und Dichtungen: ſo waren Orgien und Myſterien die erſten Anfänge der helleniſchen Philoſophie; und es war kein glücklicher Gedanke, die Geſchichte derſelben mit dem Thales anzufangen, und ſie plötzlich wie aus Nichts entſtehen zu laſſen. Wi ſollten die helleniſchen Orgien und Myſterien alſo nicht als fremdartigen Flecken und zufällige Ausſchweifung, ſondern als weſentlichen Beſtandtheil der alten Bildung, als eine nothwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des helleniſchen Geiſtes mit Ehrfurcht betrachten.

---

[*] Erhaben iſt auch der weiche und ruhige **Pindaros** durch das Großartige ſeiner allgemeinen Stimmung; der leichte und klare **Herodotos** durch eine ſtete Beziehung aufs Schickſal; der üppige **Ariſtophanes** durch lebendige Erſcheinung unendlicher Fülle; und der vollendete **Sophokles** durch lebendige Erſcheinung unendlicher Harmonie. In erhabnem Geſchmack ſind aber unter den alten Poeten nur **Aeſchylos** und **Thukydides**. Das heißt: das Erhabne iſt herrſchend in ihnen. Sie ſind auch da nur erhaben, wo ſie ſchön und reizend ſeyn ſollten.

[**] Call. III. 237. ſeqq.

Der große Ruhm des Epimenides und Onomakritos deutet an, daß ſie ihre Vorgänger weit übertrafen, daß die Ausbildung und Verbreitung der myſtiſchen Poeſie durch ſie und in ihrem Zeitalter einen gewiſſen Gipfel erreichte. Die werdende Philoſophie mußte eine wirkſame Triebfeder für die Myſtiker ſeyn, mit ihrer vernunftmäßigen ungedeuteten Götterlehre in vielen Gedichten unter eignem und falſchem Nahmen ans Licht zu treten, um die höher geſtiegenen Anſprüche aller Gebildeten zu befriedigen, und mit der öffentlichen Meynung Schritt zu halten; wozu ſie vielleicht die Erfindungen der Denker ſelbſt benutzten. Indeſſen mußte doch ſchon ein großer Vorrath myſtiſcher Sagen vorhanden ſeyn, als der fruchtbare Epimenides eine ſo große Fülle von Gedichten dieſer Art verfertigen konnte. Die Weiſſagungen des Bakis, deren Herodotos ſo oft erwähnt, und die angeblichen des Muſäos, welche Onomacritos verfälſchte, müſſen um ein Beträchtliches älter geweſen ſeyn. Desgleichen die Hymnen des Olen, welche Pauſanias, de doch für einen helleniſchen Sagenſchreiber ſchon ein Zweifler iſt, die älteſten nennt, und noch vor Pamphos und Orpheus ſetzt [56]; ungeachtet die Hyperboreer darin erwähnt waren [57], von denen Olen ſelbſt, der Sage nach, gekommen war [58]. Der allgemeine Glauben, welchen die Prieſterdichtungen von der göttlichen Stiftung myſtiſcher Geſellſchaften und Gebräuche fanden, beweiſt wenigſtens, daß man nicht mehr wußte, wie alt ſie waren. Sonſt würden die joniſchen Mythographen und Philoſophen, welche alle Sagen helleniſcher Vorzeit mit großer Wißbegierde ſammelten, und hie und da zu prüfen wenigſtens verſuchten, die Spuren ihres irdiſchen Urſprungs wohl entdeckt haben.

Wie die Pelasger, nach einer Sage der dodoniſchen Prieſterinnen, lange opferten, ehe ſie Götter zu nennen, und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten [59]; indem der natürliche Drang, Götter zu dichten und mit ſich in Verhältniß zu ſetzen, in ſtummen Handlungen ausbrach, ehe er ſich zu Bildern und Geſängen ordnete: ſo waren wahrſcheinlich enthuſiaſtiſche Gebräuche und Tänze viel früher da, als die myſtiſchen Lehren vollkommen ausgebildet und in Gedichten vorgetragen wurden.

Wenn wir weder nach altem Glauben, noch nach oberflächlichen, ohne Ahndung vom Geiſt des Alterthums vernünftelten Meynungen, von dem, was natürlich und wahrſcheinlich ſey, urtheilen wollen; ſondern nach der Gleichmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit im

---

[56] IX. 27. 2. [57] Herod. IV. 32. 35. Paus. I. 18. [58] Paus. X. 5. [59] Herod. Euterp. 52. 53.

Ganze der helleniſchen Bildung, welche ſo wunderbar auffällt, und jenes Erſtaunen erregt, welches nach Plato der Anfang der Wiſſenſchaft iſt: ſo müſſen wir annehmen, daß der Urſprung der helleniſchen Myſtik mit dem Urſprunge des Republicanismus und der lyriſchen Kunſt der Hellenen ungefähr gleichzeitig und alſo entſchieden nachhomeriſch war: denn in dieſen großen Veränderungen offenbarte ſich bey den Hellenen zuerſt das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freyer Selbſtbeſtimmung.

Daß die Prieſter ſchon viele Jahrhunderte vor Homeros auch bey den Hellenen klüger waren, wie der große Haufen; daß ſie ſich unter einander verſtanden und verbunden waren; daß ſie manches, was ſie wußten oder zu wiſſen glaubten, nicht jederman mittheilten: leidet keinen Zweifel, weil es ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. Will man das Myſterien nennen; ſo iſt ihr Urſprung vorhomeriſch.

Selbſt das vorhomeriſche Alter der helleniſchen Theogonien und Kosmogonien iſt mehr als zweifelhaft: denn die angeblichen Nahmen von bekanntlich untergeſchobenen oder ganz ungewiſſen Gedichten können nicht das mindeſte Gewicht haben. Ihre eigentliche Zeit ſcheint die heſiodiſche Periode geweſen zu ſeyn; wo Rhapſoden die ältern Gedichte der beſſern Zeit ſammelten, willkührlich miſchten, zuſammenflickten und ins Ausſchweifende umbildeten; wo die epiſche Kunſt ſchon erſchöpft, zerrüttet und verwildert war. Der Gedanke einer Sammlung von Götterſagen zu einer gar nicht dichteriſchen Einheit iſt ganz wider den Geiſt der homeriſchen Periode. Nun iſt zwar in den heſiodiſchen Gedichten ungleich mehr Lehre, in den Sagen mehr Bedeutung, als in den homeriſchen: doch iſt die Götterſage des Heſiodos noch keineswegs eine bildliche Geheimlehre über das Weſen der unendlichen und unbegreiflichen Natur.

Die älteſten Bewohner von Hellas werden uns als halbthieriſche Wilde dargeſtellt, welche ohne den Gebrauch des Feuers in Wäldern umherſchweiften oder ſich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter, Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Daſeyn friſteten. In der homeriſchen Welt finden wir ſchon große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte, ſehr mächtige Fürſten, und eine ſtärkere Bevölkerung, als eine wandernde Lebensart ohne Heimath zu verſtatten ſcheint. Alles dieß deutet an, und ſetzt voraus, daß der Ackerbau, der Vater der Verfeinerung und der Knechtſchaft, ſchon lange eingeführt ſeyn mußte. Dem Sänger der Odyſſee war die Lebensart wilder Hirten ſchon ſo fremd, daß er ſie, mit Mährchen verwebt, in ein fernes Wunderland ſetzt:

Und an das Land der Kyklopen, der Freveler, wild und geſetzlos,
Kamen wir, welche nur den unſterblichen Göttern vertrauend,
Niergend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer ſteigt das Gewächs auf;
Alles, Weizen und Gerſt', und edele Reben, belaſtet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort iſt weder Geſetz, noch Rathsverſammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felſenhöhn der Gebirge

Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach
Willkühr
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des
andern [60].

Von einer solchen Lebensart verſteht Platon [61] auch die Worte:

— Ilios heilige Veſte
Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden
Menſchen;
Sondern am Abhang wohnten ſie noch des quelligen
Ida [62].

Wenn man dieſe Stelle aber auch nur auf die Lage der ältern Stadt Dardania bezieht: ſo bleibt es doch merkwürdig, daß Homeros die Stiftung derſelben fünf Menſchenalter vor Priamos hinaufſchiebt [63]. Ein bekanntes Land iſt ſchon voll volkreicher Städte, und die erſte Frage der homeriſchen Reiſenden in unbekanntem Lande iſt:

Zu welcher Sterblichen Land bin ich jetzo gekommen?
Sinds unbändige Horden der Frevler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor
den Göttern?

Auch ſetzt Heſiodos zwiſchen dem goldnen Geſchlecht und dem der Helden noch zwey ungleich wildere [64]; und Ovidius bezeichnet ſchon das ſilberne Zeitalter durch den Urſprung des Ackerbau's [65]. Denn was iſt das goldne Zeitalter anders, als ein verſchönertes Bild von der ſorgenloſen Freyheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? Sie iſt es, nach welcher der ackerbauende und ſtadtebewohnende Menſch, der ſo oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne ſich an ihren Früchten zu laben, immer ſehnſuchtsvoll zurückſeufzt, und ihr alle Glückſeligkeit leiht, die er vergebens wünſchte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Sänger der Ilias nennt die Pferdemelker die gerechteſten Erdebewohner[**]; wobey man ſich nicht ohne Mitgefühl an manche beneidende Anſicht der Spätern von ſcythiſchen und germaniſchen Horden erinnert. Wahrer iſt das Gemählde des Lucretius von dem Zuſtande des Wilden vor allem Anfang menſchlicher Erfindungen und Künſte:

---

[60] Od. IX. 106 — 115. [61] de Leg. t. VIII. p. 116. [62] Il. XX. 216 — 218. [63] ib. 215 — 237. [64] Op. 93 — 190. ed. Brunck. [65] Metam. I. 123. 124.

Auch noch wußten ſie nicht ſich Ding' im Feuer zu bilden,
Und zu gebrauchen die Fell' und zu hüllen den Leib in die Thierhaut;
Sondern ſie wohnten in Forſten, in Klüften der Berg' und in Wäldern,
Und ſie verbargen in dickes Geſträuch die ſtruppigen Glieder,
Durch die Schläge der Wind' und des Regens Güſſe gezwungen.
Auch nicht achteten ſie des gemeinſamen Gutes, und noch nichts
Wußten ſie unter einander von Sitten, nichts von Geſetzen.
Was zum Raube das Glück darbot, das nahm ſich ein jeder,
Jeder nach eigner Weiſe ſich Kraft und Leben erhaltend.

[**] Ilias XIII, 5. 6.

Venus verband in den Waldungen jetzt der Liebenden Körper:
Denn es gab eine jede ſich hin der erwiederten Wolluſt,
Oder des Mannes wilder Gewalt und frecher Begierde,
Oder dem Lohne von Eicheln, von Erdbeerfrucht oder Birnen [67].

»Sehend, ſagt Prometheus beym Äſchylos [68], ſahen ſie umſonſt; hörend, vernahmen ſie nicht: ſondern Traumgeſtalten ähnlich, verwirrten ſie lange Zeit alles nach Zufall, und kannten weder ziegelgewebte hellgelegne Häuſer noch Holzarbeit; vergraben wohnten ſie, wie die geſchäftigen Ameiſen, in der Höhlen lichtloſen Tiefen. Sie hatten kein ſichres Zeichen weder des Winters noch des blumigen Frühlings und des fruchtbaren Sommers, ſondern ohne Verſtand thaten ſie alles.«

Welch' ein Zeitraum mußte verfließen, bis ſich der mit den wilden Thieren und dem Hunger kämpfende [69] Menſch zu einer feſtlichen Weinleſe erheben konnte, wie Homeros [70] ſie beſchreibt:

Jünglinge nun, aufjauchzend vor Luſt, und roſige Jungfraun
Trugen die ſüße Frucht in ſchöngeflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leyer
Lockt' er gefällige Tön', und ringsum tanzten die andern
Froh mit Geſang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.

Von jenem hülfloſen Zuſtande iſt ſogar der erſte Drang in der Bruſt des Wilden, ſich eine Empfindung feſtzuhalten und zu wiederholen, ein großer Fortſchritt, mit dem eine ganz neue Stufe der Entwicklung beginnt. Sobald nur dieſes Bedürfniß da iſt, wird ſich auch bald das poetiſche Vermögen des Menſchen durch unwillkührliche Ausbrüche der Leidenſchaften in gemeßnen Worten, Lauten und Sprüngen zu äußern anfangen: denn nur durch ſinnliche Begränzung und ſinnliche Eintheilung des Mittheilungsſtoffs, durch Rhythmus, der alſo beym Wilden nicht zum Überfluß, ſondern zur Nothdurft [71] gehört, kann die Empfindung, welche ſonſt an ihrer Geburtsſtätte gleichſam feſt kleben würde, losgetrennt, und zu einer dauerndern und allgemeineren Wirkſamkeit erweitert werden. Und wie groß iſt nicht wiederum der Abſtand von der roheſten rhythmiſchen Klage über einen geliebten Todten, bis zu Liedern, wie die beſtellten Sänger von Gewerbe bey Hektors fürſtlichem Begräbniſſe?

---

[67] Lucr. V. 951 — 965. Überſetzt von Friedr. Aug. Eſchen. cf. V. 923 — 931. [68] Prom. 447 — 457. [69] Lucr. V. 964 — 1008. [70] Iliad. XVIII. 567 — 572.

— Sie ordneten Sänger
Anzuheben die Klag'; und gerührt mit jammernden Tönen
Sangen ſie Trauergeſang, und ringsum ſeufzten die Weiber [72].

Jahrhunderte waren vielleicht nöthig, um die Werkzeuge für die Äußerung innerer Regungen, und für die Nachahmung empfangner Eindrücke, Sprache und Rhythmus, nur einigermaaßen zu entwickeln. Mit Recht ſingt daher Lucretius [73]:

---

[71] Siehe die Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache von A. W. Schlegel in den Horen. Beſonders den dritten. [72] Iliad. XXIV 720 sqq. [73] Lucr. V 1378. sqq. Überſetzt von [illegible]

Lange vorher ſchon wurden die hellen Stimmen d
Vögel
Nachgeahmt mit dem Mund', eh man gebildete Lieder
Durch den Geſang zu verkünden vermocht', und d
Ohr zu erfreuen.
Und das Geſäuſel des Zephyrs zuerſt durch ſchwankend
Rohre
Lehrte die Menſchen blaſen auf wildem gehöhlte
Schierling.
Hierauf lernten ſie nach und nach die zärtlichen Klage
Welche die Tibie tönt, von des Bläſers Fingern g
ſchlagen,
Die man erfand in dem pfadloſen Hayn, in Wälder
und Thälern,
Und in einſamen Plätzen der Hirten und ruhiger Muß

Mit Recht hielt Demokritos, ein Mann, der nich
nur der größte Naturkündiger, ſondern auch einer de
eifrigſten Alterthumsforſcher war, »die Muſik für jün
ger[74], als ſie nach der gewöhnlichen Meynung war.

Und doch darf man bey jenen ſchon gebildete
ren, aus Homeros angeführten Geſängen eben ſo we
nig, wie bey dem Beſchwörungsliede[75], um da
Blut einer Wunde zu ſtillen, oder bey den Geſän
gen[76], um einen zürnenden Gott zu verſöhnen, ode
bey allen andern natürlichen Äußerungen des lyri
ſchen Vermögens unter den Hellenen vor Kallino
und Archilochos an eigentliche ſchöne Kunſt denken
wozu ſich rhythmiſcher Ausdruck der Leidenſchaften nu
durch durchgängige Beſtimmtheit der über die einzel
nen Empfindungen herrſchenden Richtung und Stim
mung erheben kann.

---

[74] Philod. de mus. p. 135   [75] Od. XIX. 457   [76] Iliad. I. 47

Unter allen Geſängen und Gedichten, welche die homeriſche Urkunde kennt, ſind dieſe erwähnten die einzigen, welche, obgleich ſie durch Stellung, Nebenzüge und Farbe in die letzte Zeit der homeriſchen Periode zu gehören ſcheinen, doch wenigſtens der Art nach in der vorheroiſchen Zeit möglich waren, wo es ja zur epiſchen Poeſie weder Veranlaſſung noch Stoff gab. »Da blühte, ſingt Lucretius [77], das ſegeldurchflogne Meer von krummen Schiffen; ſchon hatten ſie Hülfe- und Bundsgenoſſen nach Vertrag: als die Dichter anfingen, die ausgeführten Thaten in Geſängen zu überliefern.« Überdem erfordert es ſchon eine ungleich freyere und ausgebreitetere Thätigkeit, einer äußern Begebenheit durch Rhythmus eine feſte Geſtalt zu geben, und durch Erzählung, welche doch immer geordnet ſeyn muß, ähnlichen Weſen mitzutheilen, als eine Leidenſchaft in gemeßnen Lauten und Bewegungen unwillkührlich auszudrücken. Mit dieſer niedrigſten Gattung, welche nur die rohe Anlage, den erſten Keim zur künftigen lyriſchen Kunſt enthält, fängt die Poeſie überall an [78]; und bleibt auch auf der unterſten bloß vorbereitenden Stufe ihrer Entwicklung dabey ſtehn. Streng genommen ſind es nur geſtaltloſe Regungen der poetiſchen Anlage, Vorübungen der Poeſie; die eigentliche Poeſie ſelbſt iſt noch gar nicht vorhanden: denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfniſſes dient, gehört nicht in das Gebiet der ſchönen Kunſt.

Überall, wo der Menſch nur etwas über die Thierheit anfathmet, giebt es Prieſter und Sänger.

---

[77] V. 1441 — 1444. [78] S. die ſchon angeführten Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Vernunft und Sage leiten uns darauf: daß der Stand des Sehers und des Dichters in der vorheroiſchen Zeit bey den Hellenen nicht getrennt war; daß einzelne Männer, bey dem Übergange der Hellenen von der Wildheit zum Ackerbau und einem geſitteterem Leben, an Geiſt weit über die Menge hervorragten, und ſie dadurch beherrſchten, weil dieſer Übergang nicht durch Gewalt von außen, ſondern bloß durch innre Entwicklung bewirkt ward; daß dieſe älteſten Menſchenbildner alles, was ſie aufbewahren und verbreiten wollten, rhythmiſch ausdrückten, weil nur das Metriſche in der Einbildung des rohen Menſchen leicht hängen bleiben kann; und daß ſie alſo auch durch lehrende Geſänge kräftig mitwirkten, den rohen Anpflanzer zur Geſelligkeit, und wenn gleich nicht zur Tugend, doch zu einiger Zucht, Sitte und Ordnung des Lebens zu gewöhnen.

Den Anfang der Geſetzgebung und königlichen Gewalt ſetzt Platon [79] erſt nach der Stiftung größerer gemeinſchaftlicher Wohnorte, und nach dem Anfang des Ackerbau's. Erſt bey wachſender Bevölkerung und Ungleichheit konnte die Macht der Helden durch die fortgeſetzte Gewalt und Liſt vieler Geſchlechter ſo hoch ſteigen, wie wir ſie noch in der homeriſchen Welt finden; wo Kalchas,

der Theſtoride, der weiſeſte Vogelſchauer,
Der erkannte, was iſt, was ſeyn wird, oder zuvor war,
Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch wahrſagenden Geiſt, deß ihn würdigte Phöbos
Apollon [80].

---

[79] de Leg. t. VIII p. 119 seq.

[80] Iliad. I. 69 — 72.

neben Agamemnon ſchon als ein ſehr untergeordnetes Weſen erſcheint; wo der wandernde Seher von der Gaſtfreyheit aller Leichtgläubigen lebt [81]; und wo der Götterausſpruch der Prieſter nur gebraucht ward, um den Willen der Herrſcher durch ſeine Würde zu heiligen, die damahls ſchon bedeutende Stimme des Volks [82], oder eine Verbindung der Edlen zur Ermordung eines Königsgeſchlechts zu beſtätigen und zu beſchönigen. So ſagt Amphinomos unter den Freyern über die vorgeſchlagne Ermordung des Telemachos [83]:

> Fürchterlich iſts, ein Königsgeſchlecht zu ermorden.
> Aber laßt uns zuvor den Rath der Unſterblichen forſchen.
> Wenn ein günſtiger Spruch des erhabenen Zeus es genehmigt;
> Selbſt ermord' ich ihn dann, und ermahn' auch jeglichen andern.
> Doch verwehrt es der Götter Gebot, dann ermahn' ich zu ruhen.

Auch der Einzelne wanderte wohl, bey einem verwickelten Fall, gen Dodona, um

> dort aus des Gottes
> Hochgewipfelter Eiche den Rathſchluß Zeus zu vernehmen [84].

Doch iſt alles dieß, wie Zuſammenhang und Farbe verräth, nur als Ueberbleibſel einer ältern, ungleich größern Gewalt der Prieſter zu betrachten, welche vielleicht nur durch die ſteigende Macht der Helden und Fürſten verdrängt ward. An vielen Orten in Hellas wurden die wichtigſten gottesdienſtlichen Handlungen von den höchſten Staatsgewalten verrichtet;

---

[81] Od. XVII. 382. [82] Od. III. 214. 215. XVI 95. 96. 114. 375
[83] Od. XVI. 400 – 405. [84] Od. XIV 327. 328.

und man behielt dazu auch in Freyſtaaten, wie zu Athen, den Nahmen der königlichen Würde bey [*]. Selbſt in der homeriſchen Darſtellung unterſcheiden ſich die frühern Prieſter und Seher, welche ein höherer Glanz von grauem Alterthum und fürſtlichem Anſehn zu umſchweben ſcheint, von der ſpätern. Melampos, der Urgroßvater des Amphiaraos, der untadelige Seher,

> Welcher ehedem wohnt' in der lämmernährenden Pylos,
> Reich in der Pylier Volk, hochragende Häuſer bewohnend;

wanderte drauf nach Argos:

> denn dort beſtimmt' ihm das Schickſal,
> Wohnungen, weit umher ein Herrſcher zu ſeyn den Argeiern [**].

Tireſias,

> der blinde Prophet, dem ungeſchwächt der Verſtand iſt,

naht ſich dem Odyſſeus mit einem goldnen Herrſcherſtabe, und wird ein Fürſt genannt [***]. Sehr bedeutend iſt es auch, daß dem Minos, welchem Odyſſeus im Hades, wo jeder das Geſchäft, was er im Leben am meiſten liebte, forttrieb, erblickte [****], wie er

> — mit goldenem Scepter geſchmückt, die Geſtorbenen richtend,
> Da ſaß; andre rings erforſchten das Recht vor dem Herrſcher
> Sitzend hier, dort ſtehend, in Aides mächtigen Thoren;

an einer andern Stelle [*****] ein Beynahme zur Bezeichnung ſeiner häufigen und vertraulichen Geſpräche mit dem großen Zeus beygelegt wird. Nach dieſen Winken iſt die Sage beym Pauſanias[87] nicht ohne Bedeutung: daß Orpheus aus prieſterlichem Stolz, und Muſäos aus Nachahmung ſeines Meiſters, an den pythiſchen Kunſtſpielen keinen Antheil habe nehmen wollen, wenn man nähmlich dieſe Nahmen als Geſammtnahmen für die ältere Gattung von Prieſtern und Sängern verſteht, da ſich die Wirklichkeit der bezeichneten Gegenſtände, als wahrer Einzelweſen, doch weder bejahen noch verneinen läßt: denn die Sage iſt allgemein, aber ſelbſt die Nahmen ſind, als ob ſie erfunden wären. Auch das eigne Urtheil des Pauſanias über die ganze Sage vom Orpheus verdient hier angeführt zu werden: »Die Hellenen glauben auch viele andre Dinge, welche nicht ſind, und auch, daß Orpheus ein Sohn der Kalliope geweſen, daß die Thiere ſeinem Geſange bezaubert gefolgt ſeyn, und daß er lebend in den Hades herabgeſtiegen, um von den Untergöttern ſeine Frau wieder zu fodern. Wie es ihm aber ſcheint, habe Orpheus an Ausbildung der Geſänge ſeine Vorgänger übertroffen, und ſey durch prieſterliche Gaben, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu großer Macht gelangt[88].«

---

[*] Plat. Pol. 2. VI. p. 79. 73. [**] Od. XV. 225-228. [***] Od. X. 493. XI. 91. 150. [****] Od. XI. 567-570. [*****] Od. XIX. 179.

Daß die älteſten Prieſter, dieſe Ahnherren der menſchlichen Bildung in Hellas, die Muſik übten, wie Strabo behauptet[89], leidet keinen Zweifel, da Rhythmus in dieſer Kindheit des menſchlichen Geſchlechts das einzige Mittel iſt, Gedanken zu befeſtigen und zu verbreiten. Daher glaubte man dem pythiſchen Ora-

---

[87] Lib. X. cap. 7. [88] Lib. IX. cap. 30. [89] Geo. lib. X. p. 468. A.

kel den Hexameter zu verdanken[92], deſſen Erſindun ein Dichter[93] dem Orpheus zueignet. Wenn man e wägt, wie viele Fortſchritte Sprache, Maß und G danke zu thun hat, ehe die eigentliche Kunſt nur an fangen kann; wie beſonders in jener früheſten Ze die geſammte Entwicklung unzertrennlich und nur Ein iſt: ſo läßt ſich gegen die allgemeine Sage und Mey nung, Orpheus, der ja überall Epoche machte, ode auch nur bezeichnet, habe auch in der helleniſchen Poe ſie ſchon Epoche gemacht, nichts einwenden. Nun iſ der Hexameter wohl mehr entſtanden, als eigentlic erfunden, wie die ſpätern Rhythmen der helleniſche Poeſie; und die weitere Ausbildung deſſelben kan erſt in das folgende Zeitalter geſetzt werden, wo die heroiſche Maß, welches bey den Hellenen vom Epo immer unzertrennlich war, mit dieſem zugleich wuch und blühte. Von den Wunderwirkungen der älteſte Muſik aber ſchweigt Homeros, ohngeachtet er die Be feſtigung Thebens (die er alſo auch ſchon ins hoh Alterthum hinaufſchiebt) durch den Amphion und Ze thus kurz erzählet[94]. »Daß der Rhythmus glei von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung di ihm zugeſchriebene Sittenmilderung gewirkt, darübe kann es keine hiſtoriſchen Nachrichten geben. Wel ches Alterthum auch viele Sagen der Völker von ſic rühmen mögen: ſo ſind ſie doch gewiß alle ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, wel cher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wo durch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger, als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſeyn ſollen, welche erfodert wurde, um ſich von einer ſolchen allmähligen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Inneres, Rechenſchaft zu geben [95]?» Da indeſſen Maß und Ordnung im Ausdruck der Empfindungen durch eine natürliche Rückwirkung auch die Empfindungen ſelbſt vermenſchlichen müſſen: ſo läßt ſich die Sage, daß Orpheus die rohen Gemüther durch die Macht des Geſanges bezähmt habe, nicht verwerfen. Indeſſen ſind in derſelben nicht bloß die allmähligen Wirkungen eines ganzen Zeitalters in einen Punkt zuſammengedrängt: ſie ſcheint von vielen Seiten her vielfache Umbildungen erlitten zu haben. Schon die Myſtiker übertrieben die Vorſtellungen von der orphiſchen Bildung unſtreitig eben ſo ſehr, als die von der vorhergegangnen Wildheit [96]. Die Pythagoräer, welche ihre neue Weisheit gern in alte Prieſternahmen hüllten, um ſie geltend zu machen, nannten ihre Lebensweiſe orphiſch [97]. Ein Vorgeben, welches Platon ſcherzend vertheidigt, indem er es im Ernſt wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die älteſten Hirten, noch unbekannt mit verderblichen Künſten und Bedürfniſſen, im Überfluß von Weide und Nahrungsmitteln, unter der mildeſten Herrſchaft der Väter und Älteſten, friedlich unter einander lebten [98]; daß ſie die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckten, ſondern Kuchen, mit Honig benetzte Früchte und andre ſolche reine Opfer darbrachten [99]. — Überhaupt ſtrebte alles Gebildete bey den Hellenen, ſobald es in ſeiner Art reif war, ſich alles, womit es in Berührung kam, oft auch das fremdartigſte, zu verähnlichen, und ſeinen Urſprung aus dem früheſten Alterthum herzuleiten. Wenn die Meynung des Timagenes [100], daß die Muſik die älteſte aller höheren Künſte ſey, an ſich auch nicht unrichtig iſt: ſo waren es doch gewiß die Vorſtellungen vieler alterthumsſüchtigen Muſiker; die Verſchönerungen der Dichter und die Umdeutungen alter Mythen durch allegoriſirende Philoſophen und pragmatiſirende Politiker nicht einmahl zu erwähnen. Es war ein ſolcher Gemeinplatz, daß Quinctilianus fragen kann: »Wer weiß nicht, daß die Muſik ſchon zu jenen alten Zeiten ſo ſehr nicht bloß geliebt, ſondern auch geehrt ward, daß die Muſiker auch für Seher und Weiſe geachtet wurden, wie Orpheus und Linus; um andre zu übergehn [1].«

---

[92] Plin. VII. 56. [93] Anthol. ed Jacobs, II. 40. [94] Od. XI. 260 — 265.

---

[95] Briefe über Poeſie u. ſ. w. Horen. 1795. 11tes Stück. Leipzig.

[96] Sext. adv. Math. lib. IX. Sect. 15.

[97] de leg. l. VIII. p. 312.

Unter den lehrenden Geſängen der älteſten helleniſchen Prieſter gab es unſtreitig auch Gebete in der allereinfachſten Weiſe, aber gewiß nicht in der Weiſe der noch vorhandnen angeblich orphiſchen Hymnen: denn vielnahmig wurden die Götter erſt durch die Umdeutungen der Myſtiker; und der abſichtliche, abgeriſſne Unzuſammenhang dieſer Hymnen, in denen nicht bloß die Gedanken, ſondern auch Ausdruck und Farbe einen ſehr ſpäten Urſprung verrathen, iſt vielmehr enthuſiaſtiſch, als einfältig. — Auch die enthuſiaſtiſche Muſik, deren Platon und Ariſtoteles erwähnen, kann wohl nicht älter ſeyn, als die älteſten Orgien, deren Alter oben beſtimmt iſt: vielleicht war ſie aber auch nicht jünger: denn daß ſich gottesdienſtliche Melodien ſehr lange erhalten können, beſtätigt ſich überall.

---

[98] ib. p. 108 — 114. [99] ibid. p. 312. [100] Quinct. libr. I. cap. X. [1] ibid.

Auch durch die Hindeutung in Sagen und Meynungen der Alten auf thrakiſchen Urſprung muß man ſich die Unterſuchung über die vorzüglichſten Sitze der älteſten helleniſchen Poeſie, welche wahrſcheinlich verbreitet war, und an mehrern Orten zugleich aufkeimte und wuchs, nicht beſchränken laſſen; eine wichtige Unterſuchung, in der ganzen Archäologie der helleniſchen Bildung vielleicht eine der ſchwerſten, aber auch eine der anziehendſten, wenn man die gegründete Behauptung des Thukydides, daß die Hellenen, je höher man ins Alterthum hinaufgeht, um ſo mehr den Barbaren an Sitten, Gebräuchen und Lebensart gleichen [2], mit der ſo auffallend helleniſchen Bildung des Homeros vergleicht. — Wenn eine Sage bey Pauſanias [3] behauptet, der thrakiſche Stamm ſey überhaupt gebildeter geweſen, als der Makedoniſche, und auch frömmer: ſo iſt dagegen Thrakien beym Homeros der Lieblingsaufenthalt des Ares [4], und an einer Stelle ſetzt er die gaultummelnden Thrakier in die Ferne zu den herrlichen Pferdemelkern[5]. Der Thrakier Thamyris[6] iſt dagegen keine Einwendung, da er ſeine Kunſt unten im Peloponneſos[7] übte.

---

[2] Thuc. I. 6. [3] Ib. IX. cap. 29. [4] Il. XIII. 298 — 302. Od. VIII. 361.

Sollten ſchon in der älteſten Poeſie der Hellenen die früheſten Vorſtellungen von den Göttern ſich nicht bloß in Götterſprüchen, Gebeten und Satzungen geäußert haben, ſondern auch zu rhythmiſchen Erzählungen gebildet, und durch dieſe fortgepflanzt ſeyn: ſo iſt hier doch noch nicht an die ſchöne Ausbildung zu denken, durch welche die rohe Erzählung erſt zum Epos wird. Auch konnten die Thaten der Götter wohl erſt dann ein Hauptgegenſtand der Sänger werden, nachdem die Thaten der Helden die Geſchicklichkeit, angenehm zu erzählen, geweckt und geübt hatten. In dieſem Sinne ſagt Herodotos[8] mit Recht: »Woher jeder Gott entſtanden, oder ob ſie alle von ewig waren, und wie von Geſtalt; das wußten die Hellenen, bis, ſo zu ſagen, ſeit heute und geſtern. Homeros und Heſiodos ſind es, die den Hellenen die Göttergeſchichte machten, und den Göttern Beynahmen gaben, die Ehren und Künſte unter ſie vertheilten, und ihre Geſtalten bezeichneten.« Wir würden ſagen: Erſt im epiſchen Zeitalter bildeten ſich die Vorſtellungen der Hellenen zu einer eigentlichen Sage; ſie wurden epiſirt. — Welch ein unermeßlicher Zwiſchenraum iſt nicht zwiſchen dem nahmenloſen Gebet der Pelasger auf Bergen, bis zu dem ſchalkhaften Mährchen des lieblichen Sängers Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite[9]?

---

[5] Il. XIII. 4 5. [6] Il. II. 595 [7] Über die Lage von Dorion und Oechalia. S. A. W. Schlegel de geographia Homerica p. 44; und Pape's Wörterb. Art. Thamyris. [8] Euterp. 53 [9] Hes. Kat. zu Odyss. XVI. 470.

Vorhomeriſche Periode des epiſchen Zeitalters.

Der erzählende Sänger iſt der natürliche Begleiter des Heroen, und mit dem Heldenthum entſtand, wuchs und blühte in Hellas auch das Epos. Stärke, Geiſt und Schönheit, welche ſelbſt unter den freyen Wilden eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bey der Beſitznehmung des Bodens einen entſcheidenden Einfluß.

> Städte zuerſt zu erbaun und die Burg zu gründen, begannen
> Sich zum Schutze die Könige ſelbſt, und zum Orte der Zuflucht.
> Und das Vieh und die Äcker vertheilten ſie drauf, und ſie gaben
> Jeglichem nach der Geſtalt, nach den Kräften und nach dem Geiſte:
> Denn die Schönheit vermochte noch viel, und es blühten die Kräfte [10].

Sobald der Hang zur Geſelligkeit die Liebe zur Freyheit überwunden hat, kann man die Menge als einen rohen politiſchen Stoff betrachten, der ſich zu geſtalten ſtrebt. Noch unfähig, ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu bilden, wird er eine äußre Einheit ſuchen, an die er ſich anſchließen könne. Alle Schwächern werden ſich um den nächſten Mächtigen vereinigen. Zwar bleiben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Übermacht erworben war, auch unentbehrlich, um ſie zu erhalten; doch muß die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes und durch die Erblichkeit ſehr ſchnell und ſehr ſtark anwachſen, und bey den Begünſtigten Überfluß und Spielluſt erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eiferſucht der edlen Geſchlechter allein wird die Väterſage ſchon beynah zum Gedicht anſchwellen. Wenn ſich nun aber, bey ſteigender Ungleichheit und Entwicklung, der Geiſt allmählig über das bloße Bedürfniß erhebt, und de Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht: dann macht die freye Kraft, die wunderbare Größe, die reizend Mannichfaltigkeit des heroiſchen Lebens auf die noch friſchen Gemüther einen unglaublich ſtarken Eindruck Wie mit dürſtigen Sinnen hängen die Horchenden a den Lippen des Göttlichen

---

[10] Lucr. V. 1110 - 1115. Überſetzt von F. A. Eſchen.

— der von Gott zu Geſange begeiſtert,
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu ſingen ih
antreibt [15].

Jetzt trennt ſich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geſchäft nicht mehr in derſelben Bruſ Raum hat. Es bildet ſich ein neues, nicht ſo mächtiges und heiliges, wie jene alten Prieſter, aber doch geehrtes und ſorgenfreyes Geſchlecht erzählender Sänger, die in fröhlicher Armuth umherwandern, ſicher, a jedem Heerde, wo die Freude ſpielt, eine freundlich Heimath zu finden.

So leben die Sänger in der homeriſchen Welt Vorzüglich in den Häuſern der Fürſten trifft man ſi oft, wo dieſe Lieblinge der Natur in Freude und Überfluß gern verweilen. So ſpielt ein göttlicher Sänger vor den Hochzeitgäſten in der Wohnung des Menelaos [12]. Zwar iſt der hochberühmte [13], im Volke geehrte [14] Demodokos kein Hausgenoſſe [15] des Alkinoos, des Königs der ſeeligen Phäaken; doch muß er kein ſeltner Gaſt ſeyn: denn er hat ſchon ſeinen beſtimmten Platz [16]; und zwar einen ſehr ehrenvollen,

---

[15] Od. VIII. 44. 45.

den ſilbergebuckelten Seſſel
Mitten im Kreis der Gäſte, gelehnt an die ragende Seule.

Bezaubert durch ſeine Geſänge giebt Odyſſeus dem Herold ein fettes Stück gebratnen Schweinsrücken von ſeinem Antheil, mit den Worten:

Herold, reiche dieß Fleiſch dem Demodokos dort, daß er eſſe.
Gerne möcht' ich, ein Trauernder zwar, ihm Liebes erweiſen;
Denn bey allem Geſchlecht der Sterblichen werden die Sänger
Werth der Achtung geſchätzt und Ehrfurcht [17].

Die übermüthigen, frevelnden Freyer der Penelope nöthigten den hochberühmten [18] Phemios, der —

— genug der Geiſteserquickungen wußte,
Thaten der Götter und Männer, ſo viel im Geſange berühmt ſind [19];

mit Gewalt [20] in das Haus des Odyſſeus: ſo ſehr bedurften ſie ſeiner Geſänge. Betheurend ſagt er dem Odyſſeus:

---

[12] Od. IV. 17. 18. [13] Od. VIII. 367 521. [14] ib. 472. [15] ib. 43. 47. 471. [16] ib. 65 seq. 473. [17] Od. VIII. 477 — 481. [18] ib. I. 325. [19] ib. 337. 338 [20] ib. 154.

> Auch dein geliebter Sohn Telemachos kann es bezeugen,
> Daß ich nie freywillig hieher kam, noch aus Gewinnſucht,
> Vorzuſingen den Freyern am feſtlichen Mahl in der Wohnung;
> Sondern Mehrere führten und Stärkere mich mit Gewalt her [21].

In einem ſehr ehrenvollen Lichte erſcheint der Sänger und ſein Verhältniß zum Fürſten in der homeriſchen Sage: daß Klytemnäſtra Anfangs den Schmeicheleyen des Ägiſthos widerſtanden habe,

> denn gut war ihr Herz und verſtändig;
> Auch war dort ein Mann des Geſangs, dem ernſtlich es auftrug
> Atreus Sohn, da gen Troja er fuhr, zu hüten der Gattinn [22].

Daß Homeros ſich in dieſen Dichtungen aus Vorliebe für ſeinen Stand von der Wahrheit weit entfernt habe, darf man nicht vorausſetzen. Um der Unterſuchung über die Miſchung und das Verhältniß des Geſchichtlichen und des Erdichteten in der homeriſchen Poeſie nicht vorzugreifen: ſo bemerke ich hier nur, daß nichts unhomeriſcher ſey, als enger Zunftgeiſt irgend einer Art. Es lebt in dieſen alten helleniſchen Geſängen (welche ja ſogar über ihre Urheber das tiefſte Stillſchweigen beobachten, ſo häufig auch die Beziehungen auf den Dichter ſelbſt ſchon in den epiſchen Werken der heſiodiſchen Periode ſind) ein wunderbar freyer und allgemeiner Geiſt; nicht einſeitige Vorliebe für einen Stamm, ein Geſchlecht, einen Stand. —

---

[21] Od. XXII. 350 — 353. [22] Od. III. 263 — 271.

Merkwürdig iſt es auch, daß unter den Helden der Ilias nur grade dem Achilles, einem der geehrteſten und gebildetſten, dem reizbarſten und ſchönſten von allen, die Kunſt des epiſchen Geſanges beygelegt wird.

Wir genießen eine ſchöne Frucht gewöhnlich in dem Augenblick, wo ſie reif iſt, ohne über die Bedingungen ihres Daſeyns und die Geſchichte ihrer Entſtehung viel zu grübeln. Indeſſen darf doch niemand, der, ſo weit es möglich iſt, wiſſen will, nicht bloß, was die helleniſche Poeſie war und iſt, ſondern auch, wie ſie es wurde, bey der ziemlich allgemeinen und beynah verjährten Vorſtellung, die homeriſche Poeſie ſey, wie durch einen Zauberſchlag, plötzlich aus der Erde gewachſen, ſtehn bleiben. Zwar gewachſen iſt ſie allerdings; ſie iſt ein Naturgewächs, und eins der köſtlichſten: aber eben dieſe pflegen langſam zu reifen. Betrachtungen über den allmähligen Fortgang bis zum Gipfel, können bey Früchten dieſer Art den Genuß eher erhöhen, als vermindern; es iſt von der äuſſerſten Wichtigkeit für eine richtige Anſicht des Dichters, die vielen Andeutungen über das Daſeyn und die Beſchaffenheit der vorhomeriſchen Epos, deren auch in den mit deshalb angeführten Stellen ſchon einige enthalten ſind, nicht zu überſehn; und in einem Grundriß der Geſchichte der helleniſchen Poeſie mußten wenigſtens die wichtigſten anſchaulich gemacht und zuſammengeſtellt, und wenigſtens Einiges von allem dem angedeutet werden, was ſich unmittelbar und mittelbar aus ihnen folgern läßt.

Man darf ſo wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homeros Dichter gegeben [23], daß ſich die ſo natürliche Vermuthung einer vorhomeriſchen Periode der epiſchen Kunſt aus der Ilias und Odyſſee ſelbſt erweiſen läßt. Die Beziehungen auf andre Sänger [24], auf ältere Lieder [25], — die ſehr häufigen, durch ihre Kürze nicht ſelten unverſtändlichen Anſpielungen [26] auf ſchon bekannte Sagen, die der Dichter beynah unzähligemahl zu einer ſchönen Epiſode zuſammenfaßt, (deren jede ſelbſt ein kleines Epos iſt, und den Keim eines großen enthaltend, ſich nach der natürlichen Länge und Umſtändlichkeit der homeriſchen Dichtart zu einer Rhapſodie ausbreiten ließe) nicht zu erwähnen: — ſ iſt ja in der homeriſchen Welt die Kunſt der erzählenden Sänger ſchon ein beſtimmtes Gewerbe, welches ſeinen Mann, ſo gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Koſten der öffentlichen Gaſtfreyheit ernährt. So ſagt Eumäos zum Antinoos:

---

[23] Cic. Brut. 18.

> — — Wer geht doch hinaus, die Fremdlinge ſelber berufend,
> Andre, als ſie allein, die gemeinſame Künſte verſtehen:
> Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meiſter de Baues,
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
> Dieſe beruft ein jeder, ſo weit die Erde bewohnt iſt [27].

Wer ſich in dieſer Kunſt auszeichnet, wird weit und breit berühmt: es iſt dieß nicht nur ein gewöhnliches Beywort des Phemios und Demodokos; Odyſſeus verheißt auch dem Demodokos ausdrücklich:

---

[24]) Od. I. 10. [25]) Od. XII. 70. [26]) Z. B. Od. II. 119. 120. IV. 342 seq. XI. 260. seq. 519. 520. VII. 323. 324. Od. XI. 633. 634. XII. 63.
[27]) Od. XVII. 383. seq

Wenn du anjetzt mir dieſes genau nach der Ordnung erzähleſt;
Gleich dann werd' ich umher es verkündigen unter den Menſchen,
Wie ſo günſtig der Gott den ſchönen Geſang dir verliehn hat [28].

Die Rede des Phemios an den Odyſſeus:

Sieh', ich lernte von ſelbſt, und ein Gott hat mancherley Lieder
Mir in die Seele gepflanzt! Wie einem Gott dir zu ſingen,
Steht mir an! Drum trachte mich nicht mit dem Schwerdt zu enthaupten [29];

zeigt, daß die Kunſt ſchon ordentlich gelernt ward, daß der Vortrefliche aber das Erfundne und Eigne darin von dem Erlernten unterſchied und darauf ſtolz war. Welch einen Überfluß von Liedern, welche Rückſicht des Dichters auf den höhern Genuß der Zuhörer, und welche Foderungen, welche Auswahl des Angenehmſten bey dieſen ſetzt nicht ſchon das als ein allgemein bekannter und anerkannter Spruch geſagte Wort des Telemachos voraus:

Denn es ehrt den Geſang das lauteſte Lob der Menſchen,
Welcher der horchenden Menge der neueſte ringsum ertönet [30].

In einer homeriſchen Sage, welche die ehrwürdige Farbe des hohen Alterthums an ſich trägt, wird ſchon ein Sänger dargeſtellt, der auf ſeine künſtleriſche Vortreflichkeit bis zum Frevel eitel war:

---

[28] Od. VIII. 496 ſeq. [29] Od XXII 347 — 349. [30] Od. I 351. 352.

— Dorion dort, wo die Muſen,
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten,
Der aus Öchalia kam, von Eurytos. Denn ſich vermeſſend,
Prahlt' er laut zu ſiegen im Lied, und ſängen auch ſelber
Gegen ihn die Muſen, des Ägiserſchütterers Töchter:
Doch die Zürnenden ſtraften mit Blindheit jenen, und nahmen
Ihm den holden Geſang und die Kunſt der tönenden Leyer [31].

Dieſer künſtleriſche Übermuth ſchickt ſich nicht zu dem Bilde eines Prieſters und lehrenden Dichters, wohl aber zu dem eines epiſchen Sängers. Für einen ſolchen hielten auch die Alten ſelbſt den Thamyris, wie alle Mährchen beweiſen können, die ſie auf dieſen einen Nahmen gehäuft haben [32]; und Pauſanias [33] ſchließt ihn ganz beſtimmt aus von der Dichtergattung des Orpheus und Muſäos. Daraus erklärt ſich auch gleich ſein Kommen von einem Fürſten, bey dem er ſich alſo einige Zeit aufgehalten hatte, und dann weiter wanderte. Sehr merkwürdig iſt es, daß auch in dieſem Bilde eines alten Sängers, der in den Sagen der Hellenen von ihren älteſten Dichtern ſo häufig, als wäre es eine allgemeine Eigenthümlichkeit der Gattung, wiederkehrende Zug der Blindheit, die ja auch dem Homeros ſelbſt beygelegt wird, nicht fehlt. Auch vom Demodokos heißt es:

Herzlich liebt' ihn die Muſ' und gab ihm Gutes und Böſes;

---

[31] Iliad. II. 594 — 600. [32] Zur Überſicht, ſ. Bayle's Wörterb. Art. Thamyris. [33] Lib. X. cap. VII.

Denn ſie nahm ihm die Augen, und gab ihm ſüße Geſänge [34].

Dieſe Sagen ſind wohl nicht bloß aus einem Aberglauben entſtanden, wie es bey der vom Thamyris ſcheinen könnte. Sie deuten vielmehr auf jene Abgezogenheit des in ſich thätigen Geiſtes, welche ſich auch in der auffallenden Schweigſamkeit der homeriſchen Sänger offenbart. Still und in ſich gekehrt öffnen ſie ihre Lippen nur zu Geſängen; und nehmen keinen Theil am Geſpräch. So häufig deren auch in der homeriſchen Urkunde erwähnt werden, ſo wird doch nur ein einzigesmahl ein Sänger redend eingeführt, um für ſein Leben zu flehen. Daß die alten Epiker der Hellenen das Wirkliche mit hellen Augen auffaßten [35], lehren ihre Werke ſelbſt, wo die lebendige Natur ſo friſch, keck und warm dargeſtellt iſt, in den großen Zügen frey, in den kleinſten noch mit Liebe genau. Damit ihr Geiſt aber das Aufgefaßte ſo ausbilden konnte, mußte er zu Zeiten auch in ſich verſinken, wie es jedem Müſſiggänger von Sinn und Dichtungsgabe dann und wann begegnen muß. Überdem lebte ja die ganze Vorzeit in ihrem Gedächtniſſe, welches eine Welt von alten Sagen und Liedern umfaßte.

Wenn es nach ſolchen Beweiſen noch andrer bedürfte: ſo würde ſchon die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, die zwar nicht gelehrte und künſtliche, aber doch feine und reife Ausbildung des homeriſchen Epos Vorgänger vermuthen laſſen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, ſondern ſchon dichteriſch ſchmückten und Künſtler zu heißen verdienten. Dieſe Kunſtart kann unmöglich allein, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Geſetz aller lebendigen Bildung, nicht durch allmähliges Wachsthum, ſondern durch einen Sprung plötzlich zur Vollendung gelangt ſeyn. «Die Geſänge zu bilden, ſagt Lucretius:

---

[34] Od. VIII. 63. 64. [35] Leſſing hatte die Abſicht, aus ſeiner Behandlung der ſichtbaren Gegenſtände zu beweiſen, daß Homeros nicht blind geweſen ſeyn könne. Sämmtl. Schr. Th. X. S. 14.

Lehrte zugleich der Gebrauch und des raſtloſen Geiſtes
Erfahrung
Jene, die nach und nach fortſchritten mit langſamen
Fuße.
So wird ein jegliches Ding durch die Zeit allmählig er-
zeuget,
Von der Vernunft aus dem Dunkel geführt an die Helle
des Tages.
Denn wir ſehn in der Kunſt, daß andres aus anderem
Geiſte
Rühmlich entſtehe, bis wir dem oberſten Gipfel genaht
ſind [96].

Nur darf man in dem allmähligen Wachsthum des alten hellenischen Epos keine entſchiednen Abſchnitte und eigentliche Bildungsſtufen vermuthen. Man darf nicht annehmen, daß das vorhomeriſche Epos eine eigne, etwa härtere und gröbere, aber durchgängig beſtimmte und von der des homeriſchen ganz verſchiedne Geſtaltung gehabt habe; und daß, nachdem die epiſche Kunſt das Höchſte erreicht, was ſich in jener unvollkommnern Geſtaltung erreichen ließ, ein ganz neuer Geiſt, und mit ihm eine vollkommnere Geſtaltung aufgekommen und herrſchend geworden ſey.' Dieß würde eine Abſonderung der verſchiedenen Beſtandtheile in den Wahrnehmungen des Kunſtſinns und den Foderungen des Kunſtgefühls, und eine Selbſtſtändigkeit dieſer Kräfte vorausſetzen, die hier durchaus noch nicht Statt finden konnten, und deren ungleich ſpäterer Urſprung in dem Fortgange dieſer Geſchichte bemerkt werden wird. Hätte es einen epiſchen Äſchylos gegeben, ſo würde er ſich erhalten haben, wie ſich alles Claſſiſche unter den Hellenen auch lange vor dem allgemeinen Gebrauch der Schreibekunſt erhalten hat. Wir müſſen uns alſo das Wachsthum dieſer geiſtigen Pflanze als eine ganz allmählige, und vom erſten Keim bis zur völligen Reife ſtetige Entfaltung denken. Die frühern Fortbildungen der epiſchen Kunſt mußten ſich, weil ihnen mit der beſtimmten Geſtaltung auch alles ſelbſtſtändige Daſeyn fehlte, in die vollendeten Werke des goldnen Zeitalters der epiſchen Kunſt gänzlich verlieren, welche mit der Reife zugleich auch eine beſtimmte Geſtaltung erreichen mußten.

---

[96] Lucr. V. 1450. seq. Überſetzt von F. A. Eſchen.

Wenn es nun gleich keinen alten Styl der epiſchen Kunſt, wie der tragiſchen, keine vorhomeriſche Bildungsſtufe derſelben giebt: ſo iſt damit nicht geläugnet, daß eine einzelne Begebenheit von großem und allgemeinem Einfluß, auch das Wachsthum des Epos auszeichnend begünſtigen und beſchleunigen konnte. Eine ſolche Begebenheit war der trojaniſche Krieg, als die erſte gemeinſchaftliche [37] Unternehmung der Hellenen. Schon das lange Beyſammenſeyn einer, wenn auch nur durch Dichter beglaubigten und durch die

---

[37] Thuc. I. 3

Sage vielleicht übertriebnen [38], doch verhältnißmäß
großen Menge von Menſchen, deren ſelbſt nach de
Thukydides kein früherer helleniſcher Krieg ſo viele v
einigte [39], mußte die Mittheilungsfähigkeit, und ſel
den Luxus und die Spielluſt der Hellenen mehr e
wickeln. In dieſer Rückſicht iſt die Sage vom Pal
medes nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung; und da d
Begebenheiten vor Ilion und die wundervolle Rü
kehr der achäiſchen Helden und Fürſten, nach der h
meriſchen Poeſie zu urtheilen, gleich von der Zeit,
ſie geſchahen, bis auf den Homeros, ein Lieblingsg
genſtand der Epiker geweſen ſeyn müſſen: so darf m
wohl annehmen, ſchon der trojaniſche Krieg habe
der epiſchen Poeſie Epoche gemacht. Wie viel muſ
nicht ſchon von Ilion geſungen ſeyn, ehe ein Säng
den Neſtor zum Telemachos konnte ſagen laſſen:

Viel auch andre Leiden beſtanden wir! Wer doch v
möcht' es
Alles auszuſprechen der ſterblichen Erdebewohner?
Nein, wenn fünf auch der Jahre und ſechs noch ein
der du bleibend
Forſchteſt, wie viel dort trugen des Wehs die ed
Achäer;
Eher mit Überdruß in die Heimath kehreteſt du wieder

Geſprächigkeit iſt eine auffallende und ächt hell niſ
Eigenthümlichkeit der homeriſchen Menſchen, welche
lebhafteſten Verkehr unter einander ſtehn. Nicht n
die Fürſten und Adeligen reiſen viel zu Waſſer u
zu Lande; zum Benſpiel um eine ſeltnere Waare ſel

---

38) Thuc. I. c. 18. 39) ibid. 10 40) Od. III. 113—117.

einzutauſchen [41], oder mit Eiſen und Erz Handel zu treiben [42], eine Schuld einzufodern [43], auf Seeräuberey [44], um Beute oder Menſchen [45] zu fangen. Oder ſie reiſen bloß zur Luſt [46]; und beſuchen ſich häufig unter einander [47]. Auch die Herberge für den Gemeineren iſt ein Ort zum Schwatzen [48]. Außer dem Kaufmann und Schiffer vom Gewerbe, wandern auch die Ärzte, Baumeiſter, Seher und Sänger [49]. Außerdem werden noch Herolde in Volksgeſchäften als eine gewöhnliche Sache erwähnt [50]. Da die Aufmerkſamkeit dabey ſo ſehr auf die Vornehmen gerichtet iſt, daß die unſchickliche Aufführung einer Fürſtentochter der Gegenſtand des allgemeinen Spottes [51] ſeyn würde; und der Sinn für Lob und Tadel ſo rege, daß die Furcht vor übler Nachrede [52] der ſtärkſte Grund iſt, der übermüthige Mächtige in Schranken zu halten vermag: ſo darf es uns nicht wundern, daß in der homeriſchen Welt der Ruhm eines gerechten Fürſten auch ohne Geſänge durch die Erzählungen der Reiſenden [53] ſo verbreitet zu ſeyn pflegte, daß der Dichter ihn als ein Urbild eines allgemeinen und großen Ruhms aufſtellt [54]. Indeſſen würde doch Odyſſeus ſchwerlich von ſich ſelbſt ſagen:

> Ich bin Odyſſeus, Laertes Sohn, durch mancherley Klugheit
> Unter den Menſchen bekannt; und mein Ruhm erreichet den Himmel [55];

---

[41] Od. I. 180 seq. [42] ibid 184. [43] Od. III. 364. seq. [44] ib. III. 71 — 74. [45] Od. I. 398. [46] Od. XV. 80 — 85. [illegible] 287 — 295. [47] ibid I. 176. 177. 209. IV. 678. [48] Od. XVIII. 328 cf. Hes. Op. 493 ed. Brunck. [49] Od. XVII. 383. seq. [50] Od. XIX. 135. [51] Od. VI. 273 seq. cf. XVI. v. 75. [52] ibid. II. 65. [53] ib. XIX. 333. [54] ib. XIX. 109 seq. [55] Od. IX. 19. 20.

noch Athene[56], daß Ithaka sehr vielen bekannt sey,

Allen, die dorthin wohnen, zum Tagesglanz und der Sonne,
Oder die hinterwärts, zum nächtlichen Dunkel gewendet;

auch würde wohl der Ruhm der Penelope, die alle Frauen der damahligen Zeit im achäischen Lande[57], und an Klugheit und List selbst die berühmten Frauen der Vorzeit[58] übertrifft, nicht den Himmel erreichen[59]: wenn der Ruhm dieser Nahmen nicht schon durch mehrere Generazionen von Gesängen gewachsen wäre. Überhaupt waren die Geschichten vom Kriege vor Ilion und von der Heimkehr der Hellenen schon in der homerischen Periode nicht erst seit Kurzem ein eigentlicher Lieblingsgegenstand des Epos. Dieß erhellt, einiger kleinen Spuren[60] und der völligen und reifen Ausbildung mancher Episode des Inhalts nicht zu erwähnen, schon daraus, daß Phemios und Demodokos wiederholt davon singen. So sehr die Erdichtung dieser Umstände nun auch durch den Vortheil und Reiz, die sie der Erzählung gewähren, herbeygeführt seyn mag: so würde sich Homeros dieselbe doch schwerlich erlaubt haben, wenn nicht alle diese Geschichten, wie der Zank des Odysseus und Achilleus, nach dem, was er ausdrücklich in eigner Person sagt, von der Gattung waren, deren Ruhm damahls den Himmel erreichte[61]. Noch merkwürdiger ist es, daß die Sirenen, über deren Gesang die Bezauberten Heimath und Frau und Kinder vergaßen[62], den Odysseus mit den Worten anlocken

---

[56] Od. XIII. 239 — 241. [57] ibid XXI. 107 — 108. [58] Od II. 118. seq. [59] ibid XIX. 108 [60] z. B. Odyss I. 11. [illegible] 334 [illegible] VIII. 86 87 103. 204. [61] Od. VIII. 73. [62] Od. XII. 42. seq.

Denn wir wiſſen dir alles, wie viel in der räumigen Troja
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter erduldet [63].

Auf eine ähnliche Weiſe ſchränkten ſich auch die attiſchen Tragiker der beſten Zeit meiſtens auf einige ihrer Kunſtart vorzüglich angemeßne Gegenſtände ein; wenn gleich mit mehr Abſicht und Beſonnenheit, wie jene alten **Epiker**, welche bloß durch den natürlichen Reiz des günſtigſten Stoffs angezogen wurden, ihn vor allen auszubilden.

Daß aber das Epos, wenn gleich nicht ſo plötzlich und wunderbar, ſondern allmählig, dennoch wie von ſelbſt unter den Hellenen aufwuchs und zur Vollendung reifte; darf uns nicht befremden. So iſt auf dieſem glücklichen Boden alles entſtanden. Warum nicht auch die Poeſie, da alle Beſtandtheile derſelben Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, nach dem Ariſtoteles [64], in der menſchlichen Natur gegründet ſind? Wenn der Menſch ſich nur frey bewegen kann, ſo muß ſich alles entwickeln, was in ihm liegt.

Der Mittelzuſtand zwiſchen freyer Wildheit und bürgerlicher Ordnung iſt überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls ſehr günſtig. Er vereinigt die friſche Kraft der noch ungezähmten und ungeſchwächten Natur, und die Geſelligkeit, Reizbarkeit, den Überfluß, die Spiellust der Bildung. Um ſo mehr bey den einzig begünſtigten Hellenen, deren Übergang vom wandernden Leben zu einer feſten Verfaſſung mit einer wohlthätigen Langſamkeit fortrückte: denn erſt nach der Rückkehr der Herakliden und der joniſchen Völkerwanderung ſetzte ſich der gährende Stoff einigermaße zur Ruhe [63]. Das helleniſche Heldenthum war den auch in ſeiner Blüthe die glücklichſte Vereinigung de Großen und Reizenden, aus welcher die erſten Frücht der ſchönen Kunſt hervorgingen.

---

[63] ibid. 189. 190.

[64] Poet. cap. IV.

Nur denke man nicht, daß dieſe allgeprieſene Be günſtigung bloß in einem üppigen Boden, warme Luft und heiterm Himmel, oder in einer vorzügliche Stammesart unbekannten Urſprungs beſtand. Wo ſich bey allen dieſen Vorzügen, auch in höherm Maß al in Hellas, unermeßliche Erdflächen ausbreiten, wie i Aſien: da muß die Entwicklung ſehr bald durch künſt liche Bande durchaus gehemmt werden. Eben wei der politiſche Bildungstrieb hier gleich anfangs kein heilſamen Schranken und Hinderniſſe findet, bleibt e auf der erſten Stufe ſtehn, welche, wie bey allen lebendigen Kräften, eine Art Kryſtalliſazion iſt. Di kleinern politiſchen Maſſen vereinigen ſich immer wieder zu größern, und mit unglaublicher Schnelligkei muß alles in Eine große Deſpotie zuſammenfließen Hellas hingegen war zum Glück für die Menſchheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherrſchen, nur zu kennen, erfodert ein ungleich größere Ausbildung der Kriegskunſt, der Schiff fahrt und des Handels, als im heroiſchen Zeitalter Statt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Deſpoten, die Prieſter nicht zu einer orientaliſchen Kaſte zuſammenwachſen. Die Hemmung der politiſchen Kryſtalliſazion erhielt durch eine freyere Reibung die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, und ward die erſte Veranlaſſung einer höhern politiſchen Organiſazion, deren Keime wir ſchon in der homeriſchen Welt finden. Zwar herrſcht in derſelben eine ſchneidende politiſche Ungleichheit, welche überhaupt vor der Ausbildung der bürgerlichen Freyheit, Geſetzgebung und Staatskunſt um ſo größer ſeyn muß, je günſtiger die Bildungslage iſt; weil die natürliche Ungleichheit der Anlagen und des Glücks, (welche die politiſche Ungleichheit in dieſem Zeitalter zuerſt veranlaßt, und auch unzertrennlich von ihr bleibt) dann um ſo freyer wirken kann, wodurch jeder Vorzug wieder ein Mittel wird, andre neue Vorzüge zu erwerben. Die homeriſchen Herrſcher ſind eine durchaus verſchiedne Menſchengattung; nicht bloß an mittelbarer Gewalt, Ehre und Reichthum: ſondern auch an Geiſt, Bildung, Leibeskräften und Schönheit [66]. Die Macht der Könige über die Adeligen aber iſt ſehr gering und unbeſtimmt, auch in Rückſicht auf die Erbfolge [67]. Sie iſt mehr wie ein Vorrang [68], als wie eine Oberherrſchaft zu betrachten. Dieſer loſe Zuſammenhang unter den Herrſchern mußte die Entwicklung der bürgerlichen Freyheit ſehr begünſtigen, als nach der Heimkehr der Hellenen von Ilion in den meiſten Staaten innerliche Zwiſtigkeiten entſtanden. Wie viel bey dieſen auf die Gunſt des Volks ankam, wie frey dieſes ſchon über ſeine Beherrſcher urtheilte, lehrt die ganze Odyſſee. Auch erkannte man ſchon:

---

[63] Thuc. I. 12.

Daß die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorſicht

---

[66] Odyſſ. IV. 27 61 — 64. XIII. 223. [67] ibid. I. 381 — 396. XV 521. [68] ib. VIII. 390. 391.

Einem Mann, ſobald nur der Knechtſchaft Tag ihn ereilet [69].

Dieſe unſchätzbare Freyheit der Entwicklung verſchiedenartiger Kräfte erhielt dadurch noch einen grö ſern Werth, daß die Natur des Landes die Hellene gleich anfangs zu einer vielſeitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Auch die alten Römer ware ein freyes, wackeres und fröhliches Volk; und wi Virgilius [70] ſingt,

Auch der auſoniſchen Flur, von Troja ſtammende Hirte
Feyern mit rohem Geſang ihr Feſt, und wildem Gelächter:

weil ihre Lage ſie aber auf den Landbau und de Krieg einſeitig beſchränkte, ſo blieben ihre Naturgeſänge bloße Ausbrüche einer bäuriſchen Luſtigkeit, bi ihre Herſchſucht, alle Schranken überſteigend, ſelbſt di helleniſchen Künſte eroberte, und erhaben in ihrer unmäßigen Kraft, auch den eigenen Werken einen eigenthümlichen großartigen Geiſt einflößte. Die Leben art der Hellenen im heroiſchen Zeitalter hingegen wa die glücklichſte Miſchung von Landbau und Schiffahrt von Krieg und friedlichem Gewerbe und Handelsverkehr. Heſiodos [71] nennt das göttliche Geſchlecht de Heroen ein gerechteres und beſſeres; dieß deute auf mehr Civiliſazion. Nach dem Thukydides [7 gelangten die helleniſchen Küſtenbewohner ſchon vo dem trojaniſchen Kriege zu mehr Reichthum und Sicherheit, und vereinigten ſich zu größern politiſche Maſſen. In der homeriſchen Welt finden wir viel

---

[69] Odyss. XVII. 322 323. [70] Georg. II. 385. 386. [71] Op. 14 ed. Brunck. [72] Thuc. I. 8.

Gewerbe, die nicht von den Herrſchern geübt wurden, hoch geachtet; und nicht bloß das Werk, ſondern auch den Künſtler bewundert[13]. Dieſe kleinen Umſtände hatten die wichtige Folge, daß ſich in dieſer Mannichfaltigkeit verſchiedenartiger Entwicklung bey den epiſchen Sängern, welche ſonſt nur einſeitige und beſchränkte Lobredner der Fürſten und Helden geweſen ſeyn würden, jener allgemeine Sinn entwickeln konnte, welcher auch das alltäglichſte Leben mit Theilnahme auffaßt und unmittelbar verſchönert. Daher jene homeriſchen Gemahlde und Gleichniſſe, welche eben ſo weit von der rohen Sprache des Wilden entfernt ſind, wie von dem Stillleben ſolcher überkünſtlicher Dichter, welche keinen Sinn fürs Große haben, und nur mit ihrer Geſchicklichkeit prahlen wollen. Die homeriſche Poeſie dünkt ſich nicht zu vornehm, alles Natürliche darzuſtellen, was ſich nur kräftig und reizend darſtellen läßt. Dieſe Allgemeinheit und Menſchlichkeit rückt ſie denn auch allen gebildeten Menſchen ſo ungleich näher, wie jede andre Heldenſage. Das iſt es, was dem Heroiſchen und Wunderbaren, welches ſich ohne dieſe Beymiſchungen unvermeidlich in den Lüften verliert, einſeitig, unnatürlich und endlich abgeſchmackt wird, erſt Haltung giebt, es gleichſam mit der Erde befreundet. Gewiß iſt es, wäre die homeriſche Poeſie nicht voll ſolcher Züge, wie die alte ſteinerne Bank vor Neſtors Hauſe, auf der ſchon Neleus geſeſſen hat; der Rauch, den ſich Odyſſeus ſo herzlich ſehnt, von ſeiner Heimath aufſteigen zu ſehn: ſo würde die homeriſche Poeſie nicht alle gebildete Völker erfreuen und beſchäftigen; ja ſie würde ſich kaum bey ihrem eignen Volke erhalten haben.

---

[13] Od. XI. 611. 612.

Das alte helleniſche Epos iſt in dieſer Rückſicht und überhaupt eine ganz eigenthümliche Geſtalt, die grade nur bey dieſer Bildungslage, an dieſem Orte, in dieſer Zeit entſtehen und reifen konnte. Man kann ſich überall in der Geſchichte der Naturpoeſie nicht genug davor hüten, daß man nicht das bloß Beſondre für allgemein halte, oder ſich das Beſondre unter bloß allgemeinen und unbeſtimmten Zügen denke. Wer ſollte nicht glauben, folgendes allgemeine Gemählde des Lucretius von der Entſtehung der Naturgeſänge, und dem Genuß, welchen ſie den Menſchen gewährten, paſſe auf jedes fröhliche Volk unter einem günſtigen Himmel?

Solches that ihnen wohl im Geiſte, und es erfreute
Sie bey der nährenden Speiſe: denn dann geht alles zu Herzen.
Oft nun unter einander auf weichem Graſe gelagert,
An dem Gewäſſer des Bachs, in des hohen Baumes Umſchattung,
Pflegten ſie ihre Leiber, bey wenigen Gütern ſich freuend.
Aber am meiſten, wann der Himmel lacht', und des Jahres
Zeit die Gefild' ausſchmückte mit grünenden Kräutern und Blumen:
Dann war Scherz und Geſchwätz, dann auch das ſüße Gelächter
Häufig, es blühete dann vorzüglich die ländliche Muſe.
Dann auch Schultern und Haupt mit geflochtenen Kränzen zu ſchmücken,
Und mit Blumen und Laub, ermahnte die üppige Freude,
Und zu bewegen die Glieder in ungemeſſenen Schritten,
Hart, und mit hartem Fuße die Mutter Erde zu ſtampfen.

Hierdurch ward das Scherzen erzeugt und das ſüße Gelächter:
Denn es war damahls alles noch neuer und mehr noch bewundert [74].

Und doch hat dieſes Gemählde durchaus italiſche Geſtaltung und Farbe. Ja, es findet ſich im Homeros, der doch mehr als eine Art lyriſcher Naturpoeſie erwähnt, auch nicht eine beſtimmte Spur, daß die Hellenen damahls jene ſcherzhaften oder doch fröhlichen Naturgeſänge nicht epiſchen, ſondern ländlichen Inhalts an ländlichen Feſten gekannt hätten. In Italien waren ſie von den älteſten Zeiten an einheimiſch; in Hellas aber konnten ſie ſich erſt ſpäter bey den freyen Landleuten im Peloponneſos, in Attika und in Sikelien, wenn gleich ſehr verſchieden unter ſich und noch mehr von den italiſchen, entwickeln, und die dramatiſche und bukoliſche Poeſie veranlaſſen: denn im heroiſchen Zeitalter war der Landmann grade am meiſten gedrückt, der Ackerbau der allgemeinen Fehden wegen vernachläßigt [75], oder auf den Gütern der Herrſcher, die den Boden, wie es ſcheint, faſt allein beſaßen, durch Lohnknechte [76], oder durch Leibeigne beſorgt, deren ein reicher Mann oft unzählig viele [77] beſaß.

Alle Naturpoeſie iſt eben darum, weil ſie nicht nach allgemeinen Begriffen oder fremden Beyſpielen gebildet, ſondern wild wachſt, ganz eigenthümlich, und verräth bis in die feinſten Adern durch Geſtalt und

---

[74] Lucr. V. 1389 — 1404. Überſetzt von Friedrich Auguſt [illegible]
[75] Thuc. I. 2. [76] Odyss. XVIII. 358 [77] Od. XVII. 422. δμῶες μάλα μυρίοι.

Farbe den Boden, wo ſie entſprungen iſt. Nach bloß allgemeinen Begriffen könnte man erwarten, auch die helleniſchen Sänger würden, gleich den germaniſchen Barden, die kampfenden Helden durch Schlachtgeſänge anfeuern. Aber in der ganzen Ilias iſt es grade nur der müßige Achilles, der ſein Herz durch Geſänge erfreut. Die Leyer wird bey Homeros immer als eine ſolche bezeichnet:

> — die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter [78];

und:

> — — die ſchön zum blühenden Schmaus ſich geſellet [79];

und zuſammen mit dem Tanz, womit ſie ſo oft vereinigt genannt wird:

> Reigentanz und Geſang: denn das ſind die Zierden des Mahles [80].

Nie wird eine Hochzeit ohne Sänger erwähnt [81]. In der Darſtellung der ſeligen Phäaken ſagt Alkinoos unter andern:

> Stets auch lieben wir Schmaus und Saitenſpiel und den Reihntanz,
> Oft gewechſelten Schmuck, das warme Bad und das Lager [82].

Ein fröhlicher Geiſt herrſcht in allen Handlungen und Werken der ſpielenden Hellenen. Eine Ermunterung zur Freude war hier der allgemeine Gruß, wie bey den Römern der Wunſch ungeſchwächter Kraft; und ſelbſt die Weiſen glaubten, daß auch die Götter den Spielen hold wären [83]. Freude war ſchon auf ihrer erſten Bildungsſtufe die Seele der helleniſchen Poeſie; und es iſt merkwürdig, daß ſelbſt die gottesdienſtlichen Handlungen, als ein ernſtes Geſchäft, in der homeriſchen Welt nicht mit Poeſie und Muſik begleitet werden; obgleich geſagt wird, daß Demodokos, wie es auch in ſpätern Zeiten Sitte der Homeriden und Rhapſoden war, ſeinen epiſchen Geſang mit einem vorläufigen, nach den Beyſpielen, welche bey Homeros vorkommen, und ſelbſt nach jenen Spätern, aber wohl mehr epiſch als lyriſch gebildeten Geſange an den Gott anfing[84].

---

[78] Od. XVII 270. [79] ib. VIII 99. [80] Od. I. 152. [81] Od. IV. 17. XXIII. 143. seq. Iliad. XVIII. 492. seq. [82] Od. VIII. 248. 249. [83] Plut. Cons. t. III. p. 276. ed. Rp. Φιλοπαίγμονες γὰρ καὶ οἱ Θεοί.

Freyes Spiel der Empfindungen und der Vorſtellungen iſt das unterſcheidende Merkmahl der Schönheit. Wenn der Dichter unter dem Stoff, der ſeinem Sinn gegeben, oder ſeinem Gedächtniß überliefert wird, ſchon wählen, und das Gewählte für den ſinnlich ſchönen Genuß nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths frey miſchen, ordnen und ſchmücken kann: ſo wird die Darſtellung durch dieſe Selbſtthätigkeit, die ſich freylich nur noch an das Gegebne anſchließen muß, zum eigentlichen Gedicht. Es beginnt die erſte Bildungsſtufe der ſchönen Kunſt.

Daß die helleniſche Poeſie ſchon in dieſem Zeitalter wirklich Kunſt iſt, wiewohl es ſich von ſelbſt verſteht, daß dieſe Kunſt nur ein freyes Naturgewächs war; zeigt ſich unter andern auch darin, daß ſich aus der Menge verſchiedener und bloß eigenthümlicher Weiſen von Naturgeſängen eine beſondre, wenn gleich ſehr einfache Dichtart, deren allgemeine Eigenſchaften und Merkmahle ſich im Größten wie im Kleinſten gleich bleiben, und unter ſich zuſammenhängen und übereinſtimmen, bis zu einem entſchiednen Vorrang, ja bis zur Alleinherrſchaft entwickelt hat. Die Thaten der Helden werden bey Homeros überall als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie genannt. Dieſe ſingt auch der unmuthige Achilleus ſeinem Patroklos [85]: denn von einem ganz einſamen Geſange findet ſich im Homeros kein Beyſpiel. Selbſt den Tanz begleiten Phemios [86] und Demodokos [87] mit epiſchen Geſängen. Solche meint vielleicht der Dichter immer, ſo oft er Tanz und Geſang zuſammen nennt; etwa den Geſang zweyer Kunſttänzer bey der Hochzeit im Hauſe des Menelaos [88], und in der Mitte eines Chors tanzender Jünglinge und Mädchen auf dem Schilde des Achilleus [89]. Alles Rühmliche, was im Homeros von der Poeſie geſagt und angedeutet wird, ſcheint ſich eigentlich nur auf das Epos, auf heroiſche Geſange zu beziehen, gegen welche alle übrigen in ein auffallendes Dunkel zurücktreten.

---

[84]) Od. VIII 499

Da nun die epiſche Dichtart nicht nur das eigenthümliche Erzeugniß desjenigen Zeitalters iſt, welches wir in der politiſchen Geſchichte der Hellenen das heroiſche nennen, und mit dem Urſprung des helleniſchen Republicanismus endigen würden: ſondern in demſelben auch ihre höchſte Blüthe und Reife erreichte, und diejenige Geſtalt, welche die Grundlage auch der ſpäteſten Umbildungen blieb: ſo nennen wir die erſte Bildungsſtufe der helleniſchen Poeſie epiſches Zeitalter.

---

[85] Il. IX. 189. [86] Od. I. 152. seq. 325. seq. [87] Od. VIII. 260. seq. [88] Od. IV. 18 19. [89] Iliad. XVIII. 590 — 603.

Homeriſche Periode des epiſchen Zeitalters.

Die Ilias und die Odyſſee ſind die erſten glaubwürdigen Urkunden des helleniſchen Alterthums, und die älteſten Denkmahle der claſſiſchen Kunſt. Mit ihnen wird es einigermaßen Tag in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie.

Ein richtiger, beſtimmter und klarer Begriff von der homeriſchen Poeſie iſt für jeden, welcher die alte Poeſie überhaupt zu kennen ernſtlich ſtrebt, ein weſentliches Bedürfniß. Denn Homeros iſt gleichſam der Urdichter der Alten, die ihn auch Vorzugsweiſe den Dichter ſchlechthin nannten; er iſt der allgemeine und unvergängliche Quell, aus dem alle Sänger ſchöpfſten[90], gleich dem Okeanos, nach dem Bilde des Quinctilianus und Dionyſios,

> dem tief hinſtrömenden Herrſcher,
> Welchem alle Ströme und alle Fluthen des Meeres,
> Alle Quellen der Erd' und ſprudelnde Brunnen entfließen[91].

Das homeriſche Epos war nicht nur das Vorbild des ältern nachhomeriſchen, des alexandriniſchen und des römiſchen Epos: auch in allen andern Arten der Poeſie und Beredſamkeit ward es von den größten Künſtlern am meiſten nachgeahmt.*) Nun ſcheint aber hier jeder Schritt der Unterſuchung eine neue

---

[90] Ovid. Amor. III. 9. [91] Iliad XXI. 195—197.

*) Cf. Aeschylos bei Athenaeus VIII., 39.. [illegible] Gesch. d. [illegible] p. 32.. M. Sengebusch. h. dissert. I., p. 171. – K. Lehrs, de Aristarchi stud

endloſe Ausſicht der wichtigſten und anziehendſten Na
forſchungen zu eröffnen; und wer das Ganze uni
ſen will, muß ſich doch für die einzelnen Theile
ſtimmte Gränzen ſetzen. Selbſt bey einer geübten B
ſamkeit, ſich in die Eigenthümlichkeit fremder Vö
und Zeitalter zu verſetzen, kann es nicht leicht ſ
den Geiſt und die eigenſte Beſchaffenheit eines
turgewächſes, welches auch unter den Alterthümern
menſchlichen Bildung einzig in ſeiner Art iſt, u
fangen und genau aufzufaſſen. Das homeriſche E
läßt ſich aber gar nicht ſo einzeln betrachten und
urtheilen. Man kann nicht umhin, es von dem ale
driniſchen und römiſchen, und vorzüglich von dem
ſiodiſchen und nachheſiodiſchen, aber voralexandriniſ
Epos der Hellenen, und von der heroiſchen Natur
ſie anderer Völker eben darum ſtreng zu unterſcheid
weil es ihnen in vielen Zügen mehr oder weniger äh
iſt, und deshalb gewöhnlich mit einem oder dem and
durchaus verwechſelt wird. Man kann auch n
wohl umhin, ſich auf die Meynungen der Alten
die homeriſche Poeſie einzulaſſen. Da wir ſie n
unmittelbar aus dem Munde oder der Handſchrift
Urhebers empfangen können: ſo treibt uns ſchon
natürliche Wißbegierde, alle diejenigen, welche in
nem ſo langen Zwiſchenraume zwiſchen ihm und
in der Mitte ſtehn, auch zu vernehmen. Welch'
ermeßliches Feld eröffnet ſich hier! Kein Dichter
mehr Bewunderer, Beurtheiler und Erklärer geſund
als Homeros. Wie aber die Gefahr des Kranken
der Zahl der Ärzte, ſo pflegt auch die Unverſtändl
keit eines Gegenſtandes mit der Menge der Erkla
zu wachſen. Und doch darf man die Unterſuchu

über das Kunſturtheil der Alten von der homeriſchen Poeſie durchaus nicht umgehn. Künſtleriſche Hervorbringung und Beurtheilung ſind ja nur verſchiedene Äußerungsarten eines und deſſelben Vermögens; und es iſt widerſprechend, die Werke der Alten für urbildlich anzuerkennen, und doch ihre Kunſturtheile vor der Unterſuchung zu verachten. Es verlohnt ſich wenigſtens der Mühe, ernſtlich zu unterſuchen, ob die Alten einige Seiten der homeriſchen Poeſie, die doch einheimiſch bey ihnen war, und Geiſt des claſſiſchen Alterthums athmet, leichter richtig faſſen und beurtheilen konnten, wie wir, denen die Entfernung ſelbſt für die Beantwortung einiger andern homeriſchen Fragen Vortheile gewährt, der wahren Vorzüge unſrer Zeit nicht zu erwähnen, auf welche ſich jedoch viele nur berufen, um den Mangel eigner Vorzüge zu decken: oder ob wirklich alle,

So viel Sterbliche jetzo die Frucht der Erde genießen,

das homeriſche Epos beſſer verſtehn, wie die Hellenen ſelbſt? — Alles dieſes ſind aber nur noch vorläufige und verhältnißmäßig leichte Schritte zur künftigen Kenntniß des Homeros. Die alte Poeſie iſt ein einiges und untheilbares Ganzes, welches man Theilweiſe durchaus nicht richtig erkennen kann. Grade das Unbegreiflichſte und Streitigſte in allen homeriſchen Aufgaben und Unterſuchungen kann nur durch eine Kenntniß der allgemeinen Geſetze der helleniſchen Bildung erklärt und entſchieden werden; und nie wird jemand die homeriſche Poeſie verſtehn und begreifen lernen, der ſich von der allgemeinen Vorausſetzung der Menſchen, was in ihrem nächſten Kreiſe gewöhnlich iſt, müſſe gewiß auch natürlich und überall wahrſcheinlich ſeyn, noch nicht ganz frey gemacht hat. — Wie Odyſſeus den Alkinoos, könnte man hier in der That fragen:

Was doch ſoll ich zuerſt, und was zuletzt dir erzählen?

Der einfachſte und einer Geſchichte angemeſſenſte Gang dürfte es wohl ſeyn: zuerſt die Andeutungen, die ſich im Homeros ſelbſt über die Eigenſchaften und Verhältniſſe der heroiſchen Poeſie, und über alles, was darauf Bezug hat, finden, zuſammenzuſtellen; dann das Kunſturtheil der Alten über die homeriſche Poeſie, ſo viel als möglich im Werden darzuſtellen, zu erklären und zu berichtigen; und endlich, zu erwägen, was auch nach dieſer Berichtigung, für den Alterthumsforſcher und Kunſtfreund zu thun übrig bleibt.

Ehe man aber in homeriſche Unterſuchungen, von was immer für einer Art, eingeht, iſt es durchaus nothwendig, die gewöhnlichen Meynungen der Theoriſten über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln zurückzulaſſen, und bis nach ausgemachter Sache gänzlich zu vergeſſen. Dieſe Foderung kann nicht unbillig ſcheinen, da in dieſem Theile der Kunſtlehre offenbar nicht weniger Widerſprüche und Mißverſtändniſſe herrſchen, wie unter den Philoſophen zu Athen, welche der römiſche Proconſul Gellius auf einen Platz zuſammenberief, und ihnen gewaltig anrieth: ſie möchten doch ihren Streitigkeiten endlich einmahl irgend ein Ziel ſetzen; falls ſie dazu geneigt wären, verſpräch' er ihnen ſeine guten Dienſte [**]. — In der

---

[**] Cic. de leg. I. 20.

Beantwortung der einfachen Frage: ob das Epos und die Tragödie verſchieden ſind oder nicht, und aus welchem Grunde und durch welche Merkmahle ſie es im Falle der Verſchiedenheit ſind? iſt man ſeit dem Ariſtoteles noch nicht weiter gekommen. Und wäre man demſelben nicht bloß gefolgt, ohne ihn zu verſtehn, ſo würde man wenigſtens die auffallenden und harten Widerſprüche ſeiner Kunſtlehre wahrgenommen und zu erklären verſucht haben.

Viele Züge, welche die homeriſche Denkart über Poeſie überhaupt und die heroiſche insbeſondre, die Spielluſt, Dichtungsgabe, den Kunſtſinn und das Schönheitsgefühl des Homeros und der homeriſchen Menſchen bezeichnen, ſind ſchon in den bisher angeführten Stellen enthalten; einige andre werden unten ſchicklicher vorkommen. Hier kann nur auf die weſentlichſten Merkmahle aufmerkſam gemacht werden, die alle einzelnen zerſtreuten Züge zu einem ganzen Bilde vereinigen. Eine ſolche Eigenſchaft iſt die kindliche Sinnlichkeit der homeriſchen Poeſie, welche ſich in der Rede des Odyſſeus ſo anſchaulich äußert:

Wahrlich, es iſt doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Solchen, wie jener iſt, den Unſterblichen ähnlich an Stimme!
Denn nicht kenn' ich ſelber ein angenehmeres Trachten,
Als wenn ein Freudenfeſt im ganzen Volk ſich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmauſenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihe, und voll vor jedem die Tiſche
Stehn mit Brod und Fleiſch, und lieblichen Wein aus dem Kruge
Schöpfend der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.

Solches däucht mir im Geiſt die ſeeligſte Wonne des Lebens [**]!

Das iſt gleichſam die Grundlage der homeriſchen Kunſtlehre. Rothen Wein zu trinken, und den Sänger zu hören im Hauſe des Fürſten; das iſt das Vorrecht und die Glückſeeligkeit der Adeligen [***]. Noch merkwürdiger ſind einige Äußerungen in der homeriſchen Poeſie von einem ſchon auffallend regen Sinn für Anmuth, und beſonders für Harmonie der Rede und Erzählung. Vieles zu wiſſen, beſonders aus der Vorzeit, und wirkſam und gefüge ſagen zu können, iſt nicht nur ein ſo großer Vorzug, daß der beſte Redner unter den Helden eben ſo beſtimmt und rühmlich unterſchieden wird, wie der tapferſte Kämpfer. Auch der Reiz einer ſchönen Geſchichte oder Rede wird durch die lieblichſten Bilder anſchaulich gemacht, und die Bezauberung der Zuhörer mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Anmuth der Beredſamkeit preiſt Odyſſeus als eine der höchſten Göttergaben:

Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
Sterblichen, weder Geſtalt, noch Beredſamkeit, oder auch Weisheit.
Denn ein anderer Mann iſt unanſehnlicher Bildung;
Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
Innig erfreut anſchaun: denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Verſammlung;

[**] Odyſſ. IX. 5. ſeq. [***] Odyſſ. XVII 1. 9

Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
Wieder ein anderer ſcheint den Unſterblichen ähnlich an Bildung;
Aber nicht ſind jenem mit Reiz die Worte gekrönet *).

Schickliche und reizende Ordnung bey der lebendigſten Anſchaulichkeit iſt es, was Odyſſeus am Demodokos preiſt, und von ihm fodert:

Hoch vor den Sterblichen allen, Demodokos, preiſ' ich dich wahrlich!
Dich hat die Muſe gelehret, Zeus Tochter ſie, oder Apollon!
So genau nach der Ordnung beſingſt du der Danaer Schickſal,
Was ſie gethan und erduldet, und alle Mühn der Achäer;
Gleich als ob du ſelber dabey warſt, oder es hörteſt **).

Geſtalt der Erzählung war eine weſentliche und allgemeine Eigenſchaft des epiſchen Sängers, den Alkinoos den Lügnern entgegenſetzt;

Keinesweges, Odyſſeus, vermuthen wir deiner Geſtalt nach
Einen Betrüger in dir und Täuſchenden, ſo wie genug ſie
Nähret die ſchwarze Erde, die weitverbreiteten Menſchen,
Welche die Lüg' ausbilden, woher ſie keiner erſähe.
Aber in deiner Red' iſt Geſtalt und edle Geſinnung;
Und du erzählſt, wie der Sänger, mit kluger Kunſt die Geſchichte
Aller argeiiſchen Volks und dein eignes Jammerverhängniß ***).

---

*) Od. VIII. 169 — 175. **) Odyſſ. VIII. 487 — 491 λίην γὰρ κατὰ κόσμον etc. v. 496 κατὰ μοῖραν. ***) Odyſſ. XI. 362 — 368 μορφὴ ἐπέων.

Ja ſo geläufig und klar iſt dem Homeros die Harmonie; ſo allgemein die Foderung deſſelben, und ſo hoch der Werth, den er darauf legt: daß er den verächtlichſten aller Hellenen durch eine Fülle verworrner Reden und Gedanken ohne Maß und Übereinſtimmung bezeichnet:

> Nur Therſites erhob ſein zügelloſes Geſchrey noch:
> Deſſen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war,
> Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürſten zu hadern,
> Wo ihm nur etwas erſchien, das lächerlich vor den Argeiern
> Wäre [**].

Überhaupt iſt jene Scheu vor allem Übermaß, welche immer einer der hervorſpringendſten Züge der helleniſchen Eigenthümlichkeit war, in der homeriſchen Welt ſchon auffallend herrſchend und entſchieden.

Nur muß man, wie überhaupt, ſo auch hier, nicht den ſpätern Sinn der Worte unterſchieben, und ſo die Sprache des alten Naturgeſanges vergeiſtigen und mißdeuten. Es iſt hier nur jene ganz ſinnliche und äußerſt einfache, von Berechnung und tief angelegtem Entwurf ſehr weit entfernte, durch ihre Schönheit aber doch von ächter Bildung zeugende Geſtalt und Ordnung zu verſtehen, welche ſich in dem kleinſten Theile der homeriſchen Poeſie, welcher nur noch ein für ſich beſtehendes Ganzes iſt, ſo vollendet finder, wie in dem größten. Im Bilde oder Gleichniſſe wie in der ganzen Rede; im Geſpräch wie in der längern Begebenheit; in der Rhapſodie wie in der Rhapſodiengruppe, rundet ſich die freye Fülle der Einbildungskraft in klaren Umriſſen und einfachen Maſſen zu einer leichten Einheit. Dieſe epiſche Harmonie iſt ſo wenig auf das Ganze der Iliade und Odyſſee beſchränkt, und mit demjenigen, was man ihre Ökonomie zu nennen pflegt, ſo wenig einerley: daß ſie hier vielmehr nicht ganz ſo vollkommen iſt, als in dem einzelnen für ſich beſtehenden Ganzen; weil auſſer den harten Verbindungsſtellen, auch die Ungleichartigkeit der Maſſen nicht immer ſanft genug in einander verſchmolzen iſt.

[**] Iliad. II. 211 — 219.
ὅς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ᾔδη.

Das älteſte Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie iſt in der Sage enthalten, daß Heſiodos bey einem Wettſtreit über den Homeros geſiegt habe. Und obgleich das Urtheil des Panides ſeiner Ungerechtigkeit wegen zum Sprichwort ward; ſo war dies Urtheil doch der Ausſpruch eines ganzen Zeitalters; wie ſchon die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen Geſänge der heſiodiſchen Periode von denen der homeriſchen, zuſammengenommen mit dem großen Ruhm des Heſiodos, beweiſen kann. Und doch ſind ſelbſt in den Werken und Tagen, einem Gedichte von ſo ganz eigenthümlichem Stoff und Geiſt, Beziehungen auf die homeriſchen Geſänge, und in der Theogonie, außer den Stellen, welche man für eingeſchoben halten, oder für bloße Gemeinplätze der epiſchen Kunſt erklären könnte, nicht wenige offenbare Anſpielungen und Nachbildungen, wenn gleich Geiſt und Farbe durchaus verändert und entſtellt iſt [99]. Wie die epiſche Kunſt von kräftiger Vollendung in ſo entſchiedne Ausſchweifung und Schwäche verſinken; wie nach dem Homeros ein Heſiodos entſtehen und beraſchen konnte: das iſt eine von den allgemeinen Paradoxien der geſammten alten Geſchichte, welche nicht zufällig ſind, ſondern ſich auf nothwendige Naturgeſetze jeder lebendigen Bildung gründen. Wenn irgend eine Kunſtart durch vollendete Geſtaltung des Stoffs den höchſten Gipfel der natürlichen Entwicklung erreicht hat: ſo zeigt ſich zwar ein merklicher Abſchnitt der Bildung, welchen wir in der Geſchichte Epoche und Periode nennen; der Schein eines eigentlichen Stillſtandes, welcher bey lebendigen Kräften nicht Statt findet, iſt aber doch nur eine Täuſchung. Sobald dieſe nicht mehr wachſen, nehmen ſie wieder ab, und nähern ſich ihrer Auflöſung. Um nur neu zu ſeyn, muß die Kunſt nun von der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit abweichen.

So ſtürzt durch das Schickſal
Alles zum Schlimmeren fort, und enteilt umkehrend den Rückweg;
Wie wenn gegen den Strom ein Mann ſchwerrudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und ſinken ihm etwa die Arme,
Ungeſtüm das Gewäſſer in reißendem Sturz ihn dahin rafft. [100]

„Zwar ſind die Gedichte des Homeros ſchön, ſagt Maximos [1], unter allen epiſchen die ſchönſten, glänzendſten, und würdig von den Muſen geſungen zu werden: aber nicht für alle ſind ſie ſchön, noch immer: denn nicht alle Geſänge haben eine Weiſe und eine Zeit.« Nachdem in Hellas an die Stelle der heroiſchen eine republikaniſche Verfaſſung getreten war, ward auch die heroiſche Poeſie der epiſchen Sänger von der lyriſchen Poeſie, Muſik, Gymnaſtik und Orcheſtik, wie in den Hintergrund zurückgedrängt. Sie gerieth ſo ſehr in eine Art von Vergeſſenheit, daß, als das Bedürfniß der aufkeimenden Joniſchen Geſchichte und Philoſophie und Attiſchen Tragödie zu ihr zurückführte, mächtige Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte die homeriſche Poeſie aus ihrer Dunkelheit erſt wieder ans Licht ziehen mußten.

---

[99] Z. B. v. 104. 105. 205. 206. 695. 696. 759. 760. Die Titanomachie.
[100] Virg. Georg. I. 199. seq

Denn ſo ändert der Sinn der ſterblichen Erdebewohner,
So wie andere Tag' herführt der waltende Vater.

Grade in die Republiken Doriſchen Stamms, wo jene neuen Künſte am meiſten blühten, fand die homeriſche Poeſie am ſpäteſten Eingang. »Viele heilſam beherrſchten und geſetzlich verfaßten Staaten, ſagt Maximos [2], haben den Homeros nicht gekannt. Denn ſpät rhapſodirte Sparta, und Kreta, und ſpät auch der Doriſche Stamm in Libyen.« Die Kreter bekümmerten ſich nicht ſehr um dieſe fremden Geſänge [3]; und die ſpätere Neigung der Spartaner zum Homeros gründete ſich wohl mehr auf ihre Vorliebe für das Heldenmäßige [4], und für die Sagen des Alterthums[*], als auf ſeine eigenthümliche Vortrefflichkeit, nähmlich die epiſche. Ja, das epiſche Kunſtgefühl ſelbſt ging im lyriſchen Zeitalter ſo ſehr verloren, daß man epiſche Gedichte, welche von der homeriſchen Poeſie an künſtleriſchem Werth, an Geiſt, Geſtaltung und Farbe unermeßlich verſchieden geweſen ſeyn mußten, allgemein für homeriſch halten konnte. Nicht ſo die lyriſchen Künſtler ſelbſt, welche durch ihre Vorſorge und Nachbildung durch die That bewieſen, daß ſie die homeriſche Poeſie kannten, und für nachahmungswürdig hielten. Die Art dieſer ſelbſtſtändigen Nachbildung aber zeugt von einem ſehr entſchiedenen Gefühl von der gänzlichen Verſchiedenheit ihrer Dichtart, und jener. Dies Gefühl verließ die alten Dichter der guten Zeit nie; und ob ſie gleich, ſelbſt Urkünſtler, doch kein Bedenken trugen, einzelne Gedanken, Ausdrücke und Wendungen aus der großen gemeinſamen Quelle zu entlehnen: ſo geſchah dies doch nie ohne eine völlige Umbildung bis in die feinſten Adern des erborgten Theils nach den Geſetzen ihrer Dichtart. Der Anſpielungen in den Elegien des Kallinos und Tyrtaeos nicht zu erwähnen: ſo war die Nachbildung der homeriſchen Poeſie in der archilochiſchen ſo fühlbar, daß es abgeſchmackt ſchien, zu behaupten: Archilochos ſey kein Schüler des Homeros, weil er nicht überall daſſelbe Maß gebraucht, ſondern meiſtens andere; noch Steſichoros, weil jener epiſche Werke bildete, Steſichoros aber ein meliſcher Dichter war. Alle Hellenen erkannten es, daß Steſichoros ein Nachahmer des Homeros ſey, und ihm in der Poeſie ungemein gleiche [6]. Terpander ſetzte die Melodie zu den homeriſchen Geſängen [7]; welches wohl mehr von einer genauern Beſtimmung oder Umbildung zu verſtehn iſt, als von der erſten Anlage.

---

[1] Dion. XXIII p. 450 t. I. ed Reisk. [2] Ibid. p. 469 [3] Plat. leg. t. VIII. p. 113. [4] Plut. Lac. Ap. 223 A.

---

[*] Plat. Hipp. maj. t. XI. p. 14.

Pindaros bewährt ſeine Lehren mit dem Zeugniß des Homeros [8], und erkennt es, daß ſeine göttlichen Geſänge durch ihre Vortrefflichkeit unſterblich wurden [9]! »Ich glaube, ſingt er, daß mehr vom Odyſſeus geſagt werde, als er wirklich litt, durch den ſüßerzählenden Homeros. Denn ſeine Lügen haben durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde, und die Weisheit betrügt lockend durch Dichtungen [10].« Selbſt die, welche die Wahrhaftigkeit des Homeros vertheidigten, konnten nicht behaupten [11], abſichtliche Unwahrheit liege gar nicht in der Natur eines Dichters, von dem man doch ſo oft, mit Gründen aus der Art und Beſchaffenheit ſeiner Erzählung ſelbſt, ſagen kann, was er ſelbſt vom Odyſſeus:

> Alſo der Täuſchungen viel erdichtet' er, ähnlich der
> Wahrheit.

Offenbar erdichteter Nahmen, zum Beyſpiel bey den Phäaken, nicht zu erwähnen; wie oft ſchildert nicht Homeros Begebenheiten und Geſpräche mit der größten Umſtändlichkeit, von denen, nach ſeinen eignen Vorſtellungen von den Göttern, kein Sterblicher Augenzeuge geweſen ſeyn konnte? Die merkwürdige Erklärung des Polybios [12] ſcheint unter allen verſchiede-

---

[6] Dio Chrys. Orat. IV. [7] Heracl. Poet. ap. Plut. de mus. p. 2074. ed. Steph. 8°. [8] Pyth. IV. 493. seq. [9] Isthm. IV. 63 seq. [10] Nem. VII. 20 seq. [11] Dio Chrys. Orat. XI. 133. C. ap. Morell. [12] Strab. p. 44. fin.

nen Meynungen über dieſen vielbeſtrittenen Gege
ſtand die richtigſte zu ſeyn: die homeriſche Poeſie ſe
aus Hiſtorie, Diatheſe und Mythos, aus Ueberlief
rung, Anordnung und Erdichtung zuſammengeſetz
der Zweck der Geſchichte ſey Wahrheit, der der A
ordnung Anſchaulichkeit, und der der Erdichtung Lu
und Erſtaunen. — Alle Arten und Beſtandtheile d
menſchlichen Bildung ſind im homeriſchen Epos nic
etwa, nachdem ſie ſchon einmahl abgeſondert ware
wieder vereinigt und vermiſcht, ſondern vielmehr no
gar nicht getrennt; und ſelbſt die einfache Abſond
rung des Heſiodos, welcher die göttlichen Geſchicht
und die Geſchlechter der Heroen, von den Frauen a
fangend, beſonders beſingt, und wiederum beſonde
die fürs Leben nützlichen Vorſchriften über die Werk
welche, und die Tage, in welchen man ſie thun ſol
iſt durchaus unhomeriſch [13].

Ohne dieſe Miſchung, Mannichfaltigkeit und Al
gemeinheit, welche ſich ſelbſt in der Dichtart, ja i
Sprache und Rhythmus der homeriſchen Poeſie offe
bart, hätte ſie nicht ein ſo ganz allgemeines, und i
ſeiner Art einziges Glück machen können. Homer
ſieht ſein Werk, nach dem Ausdruck des Propertius [1
mit der Nachwelt wachſen. Da er einmahl wied
ans Licht gezogen war, verbreitete ſich ſein Einfl
mit unglaublicher Schnelligkeit und Macht über ga
Hellas, und die Bewunderung ſeiner heiligen Geſä
ge ſtieg gleichſam zuſehends bis zur Vergötterun
Da lernte das Kind den Dichter, deſſen Geſange a
Volksfeſten öffentlich geſungen wurden. Von d

---

[13] Max. Tyr. Or. XXXII. p. 129. t. II.

[14] Eleg. III. 1.

homeriſchen Poeſie vorzüglich gilt, was Strabon [15] von der Poeſie überhaupt ſagt: »Sie führe den Jüngling in das Leben ein, und mache ihn auf die ſanfteſte und freundlichſte Weiſe mit den Sitten und Leidenſchaften der Menſchen, und mit den Begebenheiten der Welt bekannt.« Bald ward ſie die Grundlage jeder freyen Erziehung, und man konnte ſagen: Homeros habe ganz Hellas gebildet.[16].

Aber eben dieſe Allgemeinheit der homeriſchen Poeſie macht es ſo ſchwer, ſie vollſtändig verſtehen und beurtheilen zu können Dazu iſt weder künſtleriſches Gefuhl, noch wiſſenſchaftlicher Geiſt, noch Kenntniß der Vorzeit allein hinreichend. Es wird jene, bey einer größern Höhe der Bildung, beſonders unter den Hellenen ſo ſeltne Allgemeinheit derſelben erfordert: denn die Hellenen waren nichts, was ſie waren, halb, ſondern bis zur ſchneidendſten Einſeitigkeit entſchieden und kräftig. Was war natürlicher und helleniſcher, als daß Mythographen und Geographen, Sophiſten und Philoſophen, Tragiker und Kunſtrichter der dramatiſchen Poeſie, Rhetoren und Rhetoriker ſich den Vater der Dichter wie um die Wette ganz zueigneten, und auf das unmäßigſte umdeuteten? — Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz aller lebendigen Kräfte, wenn ihre innere Entwicklung reif iſt, nach Verähnlichung äußerer Gegenſtande zu ſtreben. Es gilt auch von der menſchlichen Bildung, wenn dieſe lebendig iſt; und nicht bloß von Einzelnen, ſondern auch von ganzen Maſſen, Standen und Zeitaltern.

---

15) Libr. I. p. 29. 16) Plat. Rep. X. t. VII. p. 307.

In der That war auch die homeriſche Poeſie nothwendiger Gegenſtand und Rückſicht der helleniſchen Philoſophie, Urquell der Geſchichte und Vorbild der Tragödie. Jede hatte von derſelben auf ihre Art zu lernen, oder mußte aus ihr ſchöpfen, und ſich an ſie anſchließen.

Die Sophiſten, welche den herrſchenden Irrthümern ſchmeichelten, benutzten die Heiligkeit des älteſten und allgemeinſten Dichters, als ein Anſehen für ihre Lehren, und halfen ſie dadurch beſtätigen. Homeros und Heſiodos, lehrte Protagoras [17], waren Sophiſten, und brauchten die Poeſie nur als Hülle und Werkzeug.

Die Philoſophen hingegen mußten im heiligen Kampf für reine Wahrheit und Wiſſenſchaft den Irrthum in ſeiner Quelle angreifen. Nun war und blieb aber unſtreitig die homeriſche und heſiodiſche Göttersage, ſo wichtig auch die Umdeutungen der ſpätern Prieſter, Dichter, Bildner und Denker waren, im Ganzen genommen, immer die Grundlage des helleniſchen Glaubens, von der man ſtets ausging, und zu der man immer wieder zurückkehrte. Daher die alte Feindſchaft der Poeſie und der Philoſophie bey den Hellenen [18]. Um ſie zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Hellenen die homeriſche Poeſie nicht bloß als ſchönen Schein und würdiges Spiel bewunderten und liebten, ſondern an ſie, wie an heilige Wahrheit ernſtlich glaubten, ja, nach Platons merkwürdigem Ausdruck

---

[17] Plat. III. 79. [18] Ibid. VI. 308.

druck von den Bewunderern des Homeros, ganz nach ihr lebten [19]. Nur darin irrten dieſe ehrwürdigen Häupter der ächten Weisheit, daß ſie einzelnen Dichtern Schuld gaben, was nur allgemeine Schuld der ganzen Menſchheit, und ein nothwendiger Fehler der geſammten helleniſchen Bildung war. Die ſokratiſchen, ältern akademiſchen und peripatetiſchen Philoſophen dachten wahrſcheinlich, mehr oder weniger, wie Pythagoras, Xenophanes und Herakleitos [20]. Doch mußten ſie wenigſtens in ihren exoteriſchen Schriften die Heiligkeit der Dichter zu ehren ſcheinen, und gebrauchten gern ſpielend ihre Ausſprüche als Beleg und Zeugniß für ihre Meynungen, oder als Text zu mannichfachen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen.

Andre Philoſophen, welche wie Anaxagoras und Metrodoros [21] den Verſuch wagten, in die ſinnlichen Dichtungen der Einbildung einen höhern geiſtigen und ſittlichen Sinn zu legen, um den Volksglauben zu veredeln, mußten damit anfangen, den Homeros zu allegoriſiren. Freylich mußte dieſer Verſuch mislingen. Die homeriſchen Mythen und Götter ſind nicht durch den reinen Verſtand hervorgebracht und beſtimmt, welcher der Einbildung etwa nur das Geſchäft überlaſſen hätte, den nackten Grundriß mit Stoff anzufüllen, und mit Leben zu bekleiden. Die Einbildung ſelbſt hat ihre Umriſſe verzeichnet. Es ſind gegebene Ganze der Anſchauung, Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinns; durch eine bloß unwillkührliche Äußerung des natürlichen Dichtungsvermögens mit

---

[19] Plat. VII. 307. [20] Diog. Laert. VIII. 1, 19. II. 5, 23. IX. 9, 5. IX. 1, 2. [21] Ibid. II. 3, 7. Wolfii Proleg. p. CLXII.

Geſtalt, Leben, Seele und Geiſt begabt, und menſchlich gedacht; durch die Spiele der Einbildung aber mannichfach entwickelt und geſchmückt. Daher kann man ſie nicht allegoriſch, durch Aufſuchung der urſprünglich zum Grunde liegenden, in Bilder verhüllten allgemeinen Begriffe erklären: denn überhaupt hat Homeros nur Gemeinbilder, nicht allgemeine Begriffe im eigentlichen und ſtrengen Sinn; ſondern nur genetiſch; indem man, ſo weit es möglich iſt, ihrer allmähligen Entſtehung nachzuforſchen, und die ſpätern Zuſätze von den urſprünglichen Dichtungen abzuſondern, und die Einheit derſelben, wo ſie nicht aus der ſichtbaren Umgränzung und Gleichartigkeit des Gegenſtandes und Stoffs von ſelbſt einleuchtet, zu erklären ſtrebt; mit ſteter Rückſicht auf die homeriſche Eigenthümlichkeit, beſonders bey den aus Wahrnehmungen des innern Gefühls entſtandenen Dichtungen, in denen ſie ſich ſchon früh ſehr bedeutend geäußert zu haben ſcheint. — Die Stoiker beſonders erweiterten, beſtätigten und vollendeten die allegoriſche Umdeutung der homeriſchen Poeſie, worin ihnen die Neuplatoniker mit Eifer gefolgt ſind: theils um die verhaßte Philoſophie bey dem Volke beliebter zu machen, theils um die Poeſie und Mythologie wider die Angriffe anderer Philoſophen und der Chriſtianer zu ſchützen.

Die Stoiker waren von der Meynung, die Poeſie ſey eine ältere Philoſophie [22], ſo eingenommen, daß ſie es für ausgemacht hielten: die homeriſchen Gedichte ſeyen Philoſopheme [23]. Es liegt in dieſer

---

[22] Strab. l. I. p. 15. [23] Ibid. p. 41.

Meynung wenigſtens das Wahre: daß die homeriſche Poeſie nicht bloß ein künſtleriſches Erzeugniß iſt, ſondern auch eine lehrreiche Urkunde zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Nur dürfte es nicht ſowohl eine homeriſche Theogonie und Mythologie ſeyn, welche man doch erſt nach einer ſchon vollendeten Kenntniß der heſiodiſchen erforſchen kann, als eine homeriſche Sprachlehre, worin ſich die damahlige und vorhergegangene Geiſtesbildung der Hellenen darſtellen und entwickeln ließe, und die als Archäologie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, eine Geſchichte der klaſſiſchen Philoſophie eröffnen müßte. Daher würde es einſeitig und beſchränkt ſeyn, die homeriſche Poeſie, welche nur ein Philoſoph vollſtändig verſtehen und würdigen kann, [illegible]s Kunſtgefühl allein zu beziehen. Ohne mit dem Epikuros zu behaupten, nur der Weiſe könne Gedichte beurtheilen, werde aber ſelbſt keine machen wollen, kann man doch wohl dem Platoniſchen Sokrates zugeben, auch der beſte Rhapſode habe kein Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie: denn ein ſolches kann ſich doch nur durch Vergleichung unter einer großen Mannichfaltigkeit von Eindrücken ausbilden. Es war gewiß keine unbedeutende Geſchicklichkeit, eine ſo große Menge epiſcher Geſänge mit der größten Genauigkeit [24] zu wiſſen, und vor einer Verſammlung von mehr als zwanzigtauſend [25] Menſchen, mit angemeſſenem Ausdruck des Dichters und der Zuhörer, würdig abzuſingen, und ſo gleichſam der Mittelsmann zwiſchen dem Künſtler und den Liebhabern zu ſeyn, und die

---

[24] Xen. Memor. IV. 2, 10

[25] Plat. Ion. T. IV. p. 190.

Begeiſterung der Muſen zu verbreiten; und über die homeriſche Poeſie immer, troz den berühmteſten wiſſenſchaftlichen Umdeutern, viele und ſchöne Gedanken in Bereitſchaft zu haben, die allgemeinen Beyfall erwerben konnten [26]. Aber eben der Eifer, mit dem ſie ſich einem Geſchäft allein widmeten, mußte ſie beſchränken. Die epiſchen Geſange wußten die Rhapſoden mit Genauigkeit, in allen übrigen Dingen aber waren ſie ſehr einfaltig [27]; und von den andern Dichtern, außer **Homeros**, wußte ein homeriſcher Rhapſode nichts zu ſagen [28]. Bey der auf Beobachtung der damaligen Menſchheit gegründeten Betrachtung, in wie kleine Theile die menſchliche Natur zerſchnitten ſey, ſo daß auch verwandt ſcheinende Darſtellungskünſte nicht von denſelben Menſchen gut geübt werden könnten, wird es als allgemein bekannt vorausgeſezt: daß man nicht zugleich ein Rhapſode und ein Schauſpieler ſeyn könne [29].

Doch urtheilten die Rhapſoden, welche ſich an den Buchſtaben hielten, und die allegoriſche Umdeutung verwarfen [30], leicht geſunder über die homeriſche Poeſie, als die Philoſophen. Denn bey dieſen erzeugte jene Zertheilung der menſchlichen Natur, welche ſich hier nicht minder ſtark, wie in der Kunſt äußerte, zuſammengenommen mit dem helleniſchen Hange, ſich alles zu verähnlichen, und ſeine Kunſt durch einen Urſprung aus dem entfernteſten Alterthum zu heiligen, die ſeltſamſten Ungeheuer der Auslegung.

---

[26] Plat. Ion. t. IV. p. 179. 183. 185. [27] Xen. Mem. IV. 2. 10. Symp. III. 6. [28] Plat. ibid. 185. [29] Plat. Rep. t. VI. p. 278. 279. [30] Xen. Symp. III. 6.

»Den Homeros, ſagt Seneca [31], machen einige zu einem Stoiſchen Philoſophen, welcher die Tugend allein achte, die Wolluſt fliehe, und von der Pflicht auch um der Unſterblichkeit willen nicht abweichen würde; bald zu einem Epicuräer, der den Frieden und ein ruhiges Leben bey Schmaus und Geſang preiſe; bald zu einem Peripatetiker, der drey Arten von Gütern einführe; bald zu einem Akademiker, der behaupte, daß alles ungewiß ſey.« — Man hielt ihn für den Stifter der ſkeptiſchen Schule, weil er von denſelben Gegenſtänden zu verſchiedenen Zeiten bald dies bald das meyne [32]; und ſchon bey Platon wird Homeros, weil er den Okeanos den Vater der Götter nennt, als Gewährsmann für den ſkeptiſchen Satz des Herakleitos angeführt, daß alles fließe, daß es nichts Beharrliches, und alſo auch keine allgemeine und dauernde Erkenntniß gebe.

Auf eine ähnliche Weiſe hält Iſokrates den Homeros für einen panegyriſchen Redner, und glaubt, ſeine Poeſie habe darum ſo großen Ruhm erlangt, weil er die helleniſchen Siege über die Barbaren ſo ſchön geprieſen habe [33]. Diejenigen, welche von der Redekunſt ſchrieben, wählten, wie ſchon Ariſtoteles häufig thut, die neueſten Belege zu ihren Vorſchriften von Gleichniſſen, Vergrößerungen, Beyſpielen, Abſchweiſungen, Bezeichnungen der Gegenſtände, und Arten zu beweiſen und zu widerlegen, von dieſem Dichter [34], und rhetoriſirten auf dieſe Weiſe ſeine Naturgeſänge. Dieſe rhetoriſche Anſicht nahm bey den ſpätern ſo ſehr überhand, daß ſie das eigentlich poetiſche Kunſturtheil faſt ganz verdrängte; und ſelbſt für den Dionyſios iſt der epiſche Polykleitos eigentlich nur das vortrefflichſte Urbild der gemiſchten Schreibart, welche die Würde der großen mit der Anmuth der zierlichen Schreibart vereinigt [35].

---

[31] Epist. 88 [32] Diog. Laert. lib. IX. Wenn das den Skeptiker machte, ſo dürfte es wenig Dogmatiker geben! [33] Panegyr. p. 206 ed. Battie. [34] Quinct. X. 1, p. 207. t. II. ed. Bip.

Mit dem vollſten Recht betrachteten die Hellenen das homeriſche Epos als den Urquell und die Grundlage der Alterthumskunde und Geſchichte. Geſchichtliche Überlieferung und Sage war und iſt offenbar der Keim und Grundſtoff deſſelben, und ſehr auffallend iſt die Genauigkeit, Umſtändlichkeit und Richtigkeit der hiſtoriſchen und geographiſchen Angaben des Homeros, vorzüglich im Vergleich mit den größten Meiſtern in andern Dichtarten. Homeros, ſagt Platon [36], iſt glaubwürdiger als alle Tragiker. Bey allen Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum iſt die homeriſche Poeſie für den prüfenden Thukydides ſteter Leitfaden, und die glaubwürdigſte Urkunde. Strabon hält in der älteſten Geſchichte das Zeugniß des Homeros und Heſiodos für gültiger, als das des Hellanikos und Herodotos.

Es war natürlich, daß man, ſobald der Sinn für den hiſtoriſchen Werth der homeriſchen Poeſie erwachte, auch außer der epiſchen eine hiſtoriſche Ordnung in ihr ſuchte, und wo man ſie zu finden glaubte, hoch achtete. Die Sorge des Solon, der die noch ganz rohe Tragödie gering ſchätzte, und der tragiſchen Umdeutung alſo nicht verdächtig ſeyn kann, für die Folge der homeriſchen Rhapſodien, läßt auf eine ſolche hiſtoriſche Anſicht bey allen Sammlern derſelben ſchließen. Daß dieſe Vermuthung dem Geiſte des Alterthums nicht widerſpreche, kann eine Stelle bey Proklos beweiſen, wo geſagt wird, daß der epiſche Kreis, eine Sammlung epiſcher Geſänge von verſchiedenen Verfaſſern, welche die Geſchichte der Götter und Helden von der Miſchung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos umfaßt, nicht ſowohl ſeiner Vortreſſlichkeit wegen erhalten und allgemein geachtet ſey, als wegen der Folge der darin erzählten Begebenheiten [37].

---

[35] Dionys. de adm. dic. vi in Dem. XLI. p. 1082. 1083. t. VI. ed. Reisk.
[36] Minos. t. VI. p. 133.

Die epiſchen Geſänge waren endlich die Vorrathskammer der attiſchen Tragiker. Das homeriſche Epos mußte nicht nur als ein vollendetes Werk einer Hauptgattung der Poeſie ihrem Kunſtſinn vielfache Nahrung und Bildung geben. Es war ihnen auch ein Vorbild, welches ſie zwar noch weit mehr umgeſtalten mußten, als alles, was ſie von der lyriſchen Kunſt entlehnten, aus dem ſie aber doch durch ſelbſtthätige Nachahmung ſehr viel lernen konnten; fürs Ganze mehr als vor dem Urbildern der lyriſchen Poeſie, weil das epiſche Gedicht doch auch Begebenheiten und Handlungen, eine große Menge äußerer Gegenſtände darſtellt, und, in jener urſprünglichen Geſtalt vorzüglich, dialogiſcher und mimiſcher iſt, als das lyriſche, wie auch Platon bemerkt [38]. Schon der herrliche Aeſchylos nannte ſeine Tragödien Brocken von dem großen

---

[37] Pag. 381 Excerpt. Phot. et Procli Chrest. gram. ad calc. Apollonii de Syntaxi ed. Sylb. 1590. 4°. f. [38] Rep. III. t. VI. p. 272—283.

Gaſtmahl des Homeros [39]; und ein gewiſſer Jonikos behauptete, Sophokles allein ſey ein Schüler des Homeros [40]. Insbeſondre die leidenſchaftliche Stärke und heroiſche Größe der Ilias ähnelt der ſchrecklichen und rührenden Kraft, und der Würde der attiſchen Tragödie, und iſt gleichſam eine jugendliche Verkündigung derſelben. Wie daher diejenigen, welche in der Kunſt nur die Natur ſuchen, die Odyſſee mehr lieben, weil ſie, nach dem Ausdruck des Alkidamas [41], ein ſchöner Spiegel des menſchlichen Lebens iſt: ſo achteten die Alten, im Ganzen genommen, die Ilias höher, weil ſie tragiſcher und heroiſcher iſt. Schon Apemantos, der Vater der Sophiſten Hippias, behauptet, die Ilias ſey ſo viel ſchöner wie die Odyſſee, als Achilles beſſer, wie Odyſſeus: denn jedes der beyden Gedichte ſey auf einen dieſer Helden gemacht. [42]. Der Sophiſt Longinos [43] erklärt die Odyſſee für eine ſpätere Nachrift der Ilias. Aus dieſem Grunde ſey die ganze Maſſe der auf dem Gipfel der Geiſteskraft geſchriebenen Ilias handelnd und rüſtig; die der Odyſſee meiſtens erzählend, welches eine Eigenthümlichkeit des Alters ſey. Daher könnte man den Homeros in der Odyſſee mit dem Untergange der Sonne vergleichen, wo nur die Größe noch bleibe, ohne die Kraft. Denn hier bewahrt er nicht mehr die gleiche Spannung mit jenen Iliſchen Geſängen, noch die ebenmäßige nie ſinkende Hoheit, noch den gleichmäßigen Erguß in einander eingreifender Leidenſchaften, noch das Raſche und alle Treffende, mit lebendigen Bildern dicht angefüllt. Es iſt Alter, aber doch das Alter des Homeros. Die aus dem alltäglichen Leben entlehnte Darſtellung der Begebenheiten im Hauſe des Odyſſeus iſt gleichſam eine Komödie, reich an Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeit, worin ſich die Entkräftung der Leidenſchaft bey großen Schriftſtellern und Dichtern aufzulöſen pflegt.»

---

[39] Athen. VIII p. 347. f. [40] Vit. Sophocl. [41] Arist. Rhet. III. 3. t. IV. p. 318. ed. Bip. [42] Plat. Hipp. min. III. 198. [43] p. 33 — 60. ed. Mor.

Bey der helleniſchen Denkart mußte die Nachbildung des homeriſchen Epos in der attiſchen Tragödie eine Umdeutung derſelben veranlaſſen, welche den wichtigſten Einfluß auf den Begriff der Alten von der epiſchen Dichtart, und auf ihr Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie gehabt hat. Schon Platon nennt den Homeros einen Tragödiendichter [44], den Führer der Tragödie [45], den erſten aller Tragiker [46], und das Haupt der tragiſchen Poeſie [47]. Das Weſen der tragiſchen Kunſt aber beſtand nach ihm nicht in Reden und Geſprächen, in ſchrecklichen und rührenden Stellen: ſondern in der den Gliedern unter einander und dem Ganzen angemeßnen Zuſammenſetzung dieſer Beſtandtheile [48]; und in der Darſtellung der ſchönſten und vortrefflichſten Menſchheit [49]. Selbſt Ariſtoteles, der Vater der helleniſchen Kritik [*], und unter allen alten Schriftſtellern derjenige, welcher, ohngeachtet es ihm an Sinn für die älteſten Naturgeſänge fehlt, doch im Ganzen genommen die Geſchichte der helleniſchen Poeſie noch am meiſten unſern Foderungen gemäß behandelt haben würde, ließ ſich durch den allgemeinen Hang ſeines Zeitalters, die homeriſche Poeſie zur Tragödie umzudeuten, gänzlich irre leiten. Die Behauptung, das epiſche Gedicht unterſcheide ſich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum, [50] hat ihn in die tiefſten und offenbarſten Widerſprüche verwickelt: denn Thatſachen konnte der redliche Forſcher, der treu und ſcharf beobachtete, und die Wahrheit mehr liebte als ſeine Meynung, ſich nicht wegläugnen. Aber wie jeder dem vergötterten Homeros die Vortrefflichkeit, welche ihm die wertheſte und liebſte war, anzudichten pflegte, ſo verſuchte auch der Kunſtrichter, ſeine einfachere Dichtart zu derjenigen umzudeuten, deren höhere Vollkommenheit er wohl einſah [51]. Mit Unrecht verlangt er vom epiſchen Gedicht die Darſtellung einer einzigen vollſtändigen Handlung [52], und glaubt oder wünſcht [53] vielmehr dieſe im Homeros zu finden; denn er ſagt nur, daß die Ilias und Odyſſee am meiſten Darſtellung einer einzigen Handlung ſeyen. Und doch ſieht er ein, daß im epiſchen Gedicht die tragiſche Einheit unmöglich [54], und die epiſche Zuſammenfügung in der Tragödie äußerſt fehlerhaft ſey [55]. Er iſt dadurch auf Jahrtauſende der Quell aller der grundſtürzenden Misverſtändniſſe geworden, welche aus der Verwechſelung der epiſchen und tragiſchen Dichtart entſtehen. Dieſe Verwechſelung war im Alterthum ſelbſt nicht etwa bloß abweichende Meynung der Philoſophen, wie einige, aber doch nur wenige Paradoxien der ariſtoteliſchen Kunſtlehre; ſondern auch unter den Kritikern und Philologen verbreitet: in den Scholien[56] wird das homeriſche Epos geradezu Tragödie genannt.

---

[44] Rep. X. t. VII. p. 304. [45] Ibid. p. 290. [46] Ibid. p. 307.
[47] Theaet. II. p. 70. [48] Phaedr. X. 367. [49] Leg. VIII. 380.
[*] Dio Chrys. Or. LIII.

---

[50] Poet. cap. 24. [51] ibid. cap. 26 [52] cap. 23. [53] cap. 26. [54] ibid. [55] cap. 18.

Aber bey allen dieſen, in der gehörigen Entfernung ſo leicht auffallenden Unrichtigkeiten in der Anſicht der Alten von der homeriſchen Poeſie, fehlte es doch, bey den Hellenen, wo alle wahren und irrigen Anſichten jedes Gegenſtandes, die nur in der menſchlichen Natur liegen, mit gleicher Kraft und Fülle aus dem üppigen Boden hervorzukeimen pflegten, nicht an Kunſturtheilen über dieſelbe, an denen wir ewig zu lernen haben werden.

Sokrates, welcher ſelbſt an gleichmäßiger Vollendung auf der höchſten Stufe der Bildung dem Sophokles, an Menge, Verſchiedenheit und Freyheit der vortreflichſten Schüler aber dem Homeros gleicht, ſagt beym Xenophon, welcher unfähig war, ein ſolches Urtheil unterzuſchreiben: »In der epiſchen Poeſie bewundre ich den Homeros am meiſten, im Dithyrambos den Melanippides, in der Tragödie den Sophokles, in der Bildnerey den Polykleitos, in der Mahlerey den Zeuxis[57].«

Auch das Urtheil des Demokritos[58]: Homeros habe, begünſtigt mit einer gottbegeiſterten Natur, mannichfache erzählende Geſänge kunſtmäßig zu einer reizenden Ordnung gebildet; gehört zu den vorzüglichſten: denn ſein Ausdruck läßt ſich nur auf eine poetiſche, nicht auf eine hiſtoriſche Einheit beziehen; und die attiſche Tragödie war dem Demokritos wohl zu fremd, als daß er die Verknüpfung derſelben mit der epiſchen Harmonie verwechſeln, und in der homeriſchen Poeſie zu finden glauben konnte. Doch iſt er durch ſeine Lehre von der Begeiſterung wenigſtens die Veranlaſſung geworden, daß man die Leidenſchaftlichkeit der lyriſchen Hervorbringung, und die aus den innerſten und geheimſten Tiefen des Geiſtes quellende Schöpfung des bis zur völligen Selbſtſtändigkeit gebildeten, nach dem Unendlichen ſtrebenden und das Unendliche darſtellenden Künſtlers, auf die epiſche Dichtung jener noch kindlichen Stufe der Poeſie übertrug, die doch der, auch nach Platon's Geſtändniß [59], ganz beſonnenen Wirkſamkeit des Bildners noch ungleich näher und ähnlicher iſt, als die dramatiſche, welche zwiſchen der plaſtiſchen Ruhe und dem Enthuſiasmus des Muſikers die Mitte hält. Nur von der dramatiſchen Poeſie, wo man die höchſte Anſchaulichkeit der Nachbildung mit begleitendem Ausdruck der Geſtalt und Gebehrde fodert, gilt eigentlich die Bemerkung des Ariſtoteles [60] ohne Einſchränkung: »Daß die poetiſche Kunſt einen Menſchen von glücklichen Naturanlagen, oder einen, nicht durch göttliche Eingebung, ſondern durch die natürliche Miſchung [61] der Beſtandtheile ſeines Weſens zur Raſerey geneigten heiſche: denn jene ſeyen bildſam, dieſe könnten leicht aus ſich ſelbſt verſetzt werden.« Selbſt in der lyriſchen Poeſie war ein Tynnichos, der nie ein andres Gedicht gemacht hatte, das der Erwähnung würdig geweſen wäre, aber »jenen Päan, den alle ſingen, beynah das ſchönſte aller Lieder; kunſtlos, wie er ſelbſt ſagt, ein Fund der Muſen;“ doch nur eine ſeltne Ausnahme, wie Marakos[62] der Syrakuſier, der am beſten dichtete, wenn er von Sinnen war; und dieſer Beweis des platoniſchen Sokrates[63] für die Behauptung, die Poeſie ſey keine Kunſt, ſondern eine Gabe der Götter, iſt nicht der ſtärkſte. So allgemein auch bey den Alten der Begriff von der göttlichen Eingebung der Poeten war, an welche in der That die Dichter, in ſo fern ſie das ſind, auch noch heutiges Tages zu glauben ſcheinen: ſo verſchieden waren doch die Nebenzüge dieſes Begriffs bey verſchiedenen Menſchengattungen und in verſchiedenen Zeitaltern, wie ſein Gegenſtand ſelbſt, die dichteriſche Begeiſtrung in jeder Gattung und Bildungsſtufe der Kunſt andre Nebenbeſtimmungen erhält. Es iſt nothwendig, daß man jedem das ſeinige laſſe, oder, wo Verwechslungen zu berichtigen ſind, wiedergebe. In dem Geiſte Platons zum Beyſpiel, deſſen Vorliebe für die dithyrambiſche Dichtart noch mehr aus dem Geiſt und der Farbe aller ſeiner Werke hervorleuchtet, und aus dem Zuſammenhange ſeiner politiſchen Grundſätze folgt, als ſie ſich in einzelnen Äußerungen[64] verräth, der ſelbſt mit der myſtiſchen Poeſie ſehr bekannt war, erhielt die geſammte Poeſie überhaupt in vollem Ernſt einen gewiſſen dithyrambiſchen und ſelbſt myſtiſchen Anſtrich; wiewohl er den bey den größten und gelehrteſten[65] Denkern herrſchenden Begriff von eigentlicher Beſeſſenheit der Poeten, den die Myſtiker zuerſt ausgebildet und verbreitet haben mögen, auch benutzte, um die Poeſie unter die Kunſt herabzuſetzen, vorzüglich im Jon und in der Apologie des Sokrates;

---

[56] Ilias ed. Villois. cum Schol. p. 18. ad A. 332.

[57] Xen. Mem. I. 4. 3.

[58] Dio Chrys. Orat. LIII.

---

[59] Ion. IV. 184. 185. [60] Poet. cap. 17. [61] Problem. Sect. XXX.

---

[62] Ibid. [63] Ion IV. 188. [64] Rep VI. 577.

wie Cicero in der Rede für den Archias, um ſie übe
dieſelbe zu erheben [65]. Dieſe Vorſtellung von eine
dichteriſchen Schöpfung durch göttlichen Anhauch, in
Gegenſatz einer mit Kenntniß und Überlegung nac
Vorſchriften und Urbildern geübten Kunſt, darf man
ſchon darum nicht im Homeros ſuchen, weil ſie vo
ausſetzt, daß auch der Begriff der ihr entgegengeſet
ten Kunſt ſchon entwickelt ſey. Es iſt gar nicht ein
mahl etwas Auszeichnendes, wenn Homeros, der jed
Kraft und Geſchicklichkeit für eine Gabe der Götte
hält, ſagt: die Muſe, oder Apollo habe einen Sänge
gelehrt, oder ihm den Geſang gegeben. Selbſt Au
tolykos, der vor allen Menſchen mit Dieberey un
Meineid geſchmückt war, verdankt dieſe Künſte de
Hermes [66]. Da die homeriſchen Menſchen den Gö
tern auch ihre Frevel Schuld geben [67], ſo liegt ſelb
in dem Wort des Telemachos: man dürfe den Sän
ger nicht hindern, ſeine Zuhörer ſo zu ergötzen, w
ihm der Geiſt ſtrebe; nicht die Sänger ſeyen ſchuldi
ſondern Zeus, der es den erfindſamen Menſchen gieb
jedem wie er will; nichts Beſondres, als etwa ein g
wiſſer Sinn für die Freyheit des Dichters, welcher ſi
auch in den Schmeicheleyen offenbart, mit denen Ody
ſeus den Demodokos bittet, ſein Lied auf einen ande
Gegenſtand übergehn zu laſſen.

Die weſentlichſte Eigenſchaft einer Dichtart iſt ih
eigenthümliche Einheit, und das eigentliche Merkma
der Vollendung iſt innre Übereinſtimmung. Ariſtot
les erkennt wider ſeine eigne Lehre von der Ähnlic

---

[65] cap. 8. [66] Odyss. XIX. 395 396 [67] ibid. I. 32. seq. XVI
cap. seq.

keit und Einerleyheit des Epos und der Tragödie, die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen und tragiſchen Einheit [68], und die epiſodiſche Gränzenloſigkeit und Unbeſtimmtheit des epiſchen Gedichts [69]; welche ſich in den helleniſchen Beyſpielen von der älteſten urſprünglichen Geſtalt auch auf den kleinſten nur noch gegliederten Theil deſſelben erſtreckt, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der epiſchen Bilder und Gleichniſſe begründet. Sehr richtig unterſcheidet er die ächt epiſche Harmonie der homeriſchen Poeſie von jenen ſeynſollenden epiſchen Gedichten, deren hiſtoriſche, mythiſche, biographiſche oder chronologiſche Einheit eben ſo wenig poetiſch geweſen ſeyn wird, als die genealogiſche Einheit der heſiodiſchen Theogonie. Homeros, ſagt er, deſſen Ilias und Odyſſee ſo vortreflich als möglich zuſammengeſetzt wären, und am meiſten Einheit hätten [70], ſcheine auch darin göttlich gegen den großen Haufen der andern epiſchen Dichter, welche, wie die Verfaſſer der Herakleide, Theſeide und ähnlicher Gedichte [71], alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfaſſen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zuſammendrängen, und dadurch verworren werden, wie das kypriſche Gedicht und die kleine Ilias [72]: daß er nicht den ganzen trojaniſchen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odyſſeus erzähle, ſondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Maſſe heraushebe, abſondre, und durch Epiſoden erweitre. Zwiſchen allen Begebenheiten des Odyſſeus ſey kein nothwendiger und natürlicher Zuſammenhang; und der ganze trojaniſche

---

[68] Poet. cap. 5. 18. 26. [69] cap. 24. [70] Poet. cap. 26.
[71] cap. 8. [72] cap. 23.

Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der Dichtart[73] folgen wolle, für die Faſſungskraft der Hörenden zu groß und unüberſehlich, oder durch gewaltſame Zuſammendrängung verworren werden. Denn die Faſſungskraft der Zuhörer allein iſt es, nach dem Ariſtoteles, welche den ſonſt unbegränzten Umfang des epiſchen Gedichts nicht genau, aber doch ungefähr[74] beſtimmt; und er bemerkt es[75] an demſelben als eine ſehr ſonderbare Eigenſchaft, daß ſein Umfang, über jeden gegebnen, immer mehr ins Unbeſtimmte und Unendliche erweitert werden könne. Auch Horatius preiſet die Harmonie des Homeros, der den Stoff ſo zu wählen und zuſammenzuſetzen wiſſe, daß alles ſich zu einem reizenden Ganzen abrunde, vereine und geſelle, im Gegenſatz andrer Epiker mit Nachdruck, als eine der wichtigſten Kunſtlehren für den jungen Dichter:

Auch nicht alſo beginne, wie einſt ein cykliſcher Dichter:
Priamus trübes Geſchick und den rühmlichen Krieg will ich ſingen.
Was kann dieſer uns geben, das ſolch' einem Prahlen entſpreche?
Sieh', es gebähret der Berg, und es kommt ein winziges Mäuschen.
Wie viel trefflicher jener, der nichts Unſchickliches übet:
Singe mir Muſe den Mann, der nach der Zeit der Erobrung
Troja's die Sitten und Städte von vielen Menſchen erkannte.
Nicht nach dem Schimmer uns Rauch, nein Licht nach dem Rauche zu geben,

---

[73] cap. 26. [74] cap. 24. [75] ibid.

Denket er, daß er ſodann aufſtelle die glänzenden Wunder,
Scylla, Antiphates und die Charybdis mit dem Cyclopen,
Nicht vom Tod Meleagers zur Heimkehr des Diomedes
Spinnet er fort, noch vom Zwillingseye zum troiſchen Kriege.
Stets an den Ausgang eilt er, und in die Mitte der Dinge,
Als wenn ein jeder ſie kennt', entrafft er den Hörenden, und was
Ihm durch Behandlung ſcheint nicht glänzen zu können, verläßt er.
Und ſo täuſchet er uns, ſo miſcht er Wahres zum Falſchen,
Daß ſich zum Erſten die Mitt', und zur Mitte das Auſſerſte füge [76].

Ariſtoteles macht noch überdem die ſehr feine und treffende Bemerkung [77], daß die Ilias und die Odyſſee viele Theile enthalten, welche für ſich hinlänglichen Umfang haben, und für ſich beſtehende Ganze ſind. Dieß auffallende Beyſpiel kann uns lehren, wie richtig helleniſche Kunſtlehrer und Kunſtrichter empfanden, wie ſcharf ſie beobachteten, wie glücklich ſie witterten, wenn auch die gänzliche Unrichtigkeit der erſten Grundbegriffe ihren Verſtand auf Abwege führte. Daher ſind denn auch oft ihre Beweiſe für die gegründetſten Urtheile ganz grundlos und vernünftelnd; und ſelbſt der Ausdruck der richtigen Wahrnehmung bekommt durch die Unrichtigkeit der Begriffe etwas Schiefes. Der

---

[76] de Arte poet. 146. seq. Überſetzt von F. A. Eſchen. [77] Poet. cap. 26.

hellenische Sprachgebrauch nennt das kleinſte Stück
wie das größte Ganze in dieſer Dichtart, ein Epos
und in der That hat auch jedes größere oder kleiner
Glied deſſelben, welches ſich nur ohne Verſtümmelun
und Auflöſung in ſchlechthin einfache, nicht mehr po
tiſche und epiſche Beſtandtheile von dem zuſammeng
wachſenen Ganzen abtrennen läßt, eignes Leben un
innre Einheit, ſo gut, wie das Ganze ſelbſt. W
können alſo jenes ariſtoteliſche Lob der homeriſche
Harmonie nicht bloß auf den Schein einer dramat
ſchen Vollſtändigkeit in dem Ganzen der Ilias un
Odyſſee, ſondern müſſen es auf die ächt epiſche Ei
heit der einzelnen Theile, Rhapſodien und Rhapſodien
gruppen beziehen. Noch viel weniger dürfen wir e
bloß auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang deuten, a
dem es nach Inhaltsanzeigen, Benennungen und man
chen Andeutungen kaum einem der vom Ariſtoteles d
Disharmonie wegen getadelten epiſchen Gedichte g
fehlt haben kann. Hätte Ariſtoteles nur das gemeyn
ſo würde er den Homeros nicht ſo ausſchließlich g
prieſen, und auch den epiſchen Kreis erwähnt habe
deſſen hiſtoriſche Ordnung nach Proklos ſo allgemei
geſchätzt wurde. So verſchieden war aber, nach de
Sinne der Alten, die epiſche und die hiſtoriſche Or
nung, daß den kykliſchen Dichtern eben darum Man
gel der epiſchen Kunſt Schuld gegeben ward, weil ſ
die Gegenſtände in ihrer einfachen Geſtalt und Or
nung vertrugen, und nicht durch Veränderung zu be
reichern wußten [78]. In der homeriſchen Poeſie hi

---

[78] Siehe die Stellen in Heynens Excurs. ad Virg. Aen. II. p.
seq. [illegible] ed.

gegen iſt die natürliche, hiſtoriſche und logiſche Ordnung, der künſtleriſchen überall eben ſo ſehr untergeordnet, wie in lyriſchen Gedichten, obgleich die Abweichungen hier abſichtlicher und beſtimmter, und gleichſam ausgeſprochen werden, und ſichtbarer ins Auge fallen, weil ſie ſich in einzelnen kühnen Sprüngen äußern, nicht in einer ſich über das Ganze gleichmäſſig verbreitenden Umgeſtaltung. Die Bemerkung bey Lukianos 79), daß Homeros oft mitten in der größten Hitze Geſpräche einſchiebe und durch Erzählungen den Schwung zertheile, läßt ſich ſehr weit ausdehnen; wiewohl ſie als Tadel ſophiſtiſch iſt, wenn anders die Kunſt von der Natur abweichen darf, und jede Kunſtart ihren eignen Bau und innre Geſetze hat. Vorzüglich die Odyſſee, ſagt man, ſey ſchön geordnet; und wer würde nicht jedem epiſchen Gedicht wünſchen, daß es ſo leicht fortglitte, daß alle Geſtalten bey einer ſolchen Fülle ſich doch eben ſo gefällig und klar runden und aneinander reihen möchten? Was würde man aber von dem dramatiſchen, hiſtoriſchen oder rhetoriſchen Werk urtheilen, wo der Zuſammenhang ſo locker, und der Gang ſo epiſodiſch wäre, wie hier? Wie vieles enthält aber nicht die Odyſſee, was in ihr zu dem Schönſten gehört, das in einer Lebensgeſchichte des Helden, oder in einer Lobrede auf ihn durchaus keine Stelle finden dürfte, und als fremdartiger Auswuchs beleidigen würde? Den rhetoriſchen Ausdruck abgerechnet, iſt die Bemerkung des Euſtathios nach Ariſtoteles richtig 80), der Stoff in dieſem Buch ſey ſehr

---

79) Encom. Demosth. tom. IX. p. 128. 80) Prooem. Odyss. Arist. Poet. cap. 17

unfruchtbar und dürftig; und wenn der Dichter nicht Mittel der Erweiterung ausgefunden hätte, ſo würde es mit der Zubereitung des Kunſtwerks übel ausgeſehn haben. Die alten Kunſtrichter [81] hielten es für eine weſentliche Schönheit des Epos, wider die Natur [82] in der Mitte anzufangen; und das Erſte im Fortgange ſtückweiſe und zerſtreut zu erzählen, und das Erſte zuletzt, hieß homeriſch vortragen [83]. Sie hätten vielleicht hinzuſetzen ſollen, daß das epiſche Gedicht auch in der Mitte endige. Gewiß iſt es wenigſtens, daß beyde, die Ilias und Odyſſee, nur aufhören, nicht eigentlich ſchließen. In keinem ſind die Fäden der Erzählung gänzlich abgeſchnitten; ja es zeigt ſich nicht einmahl die Abſicht, ſie alle nach einem gemeinſchaftlichen Endpunkt zu ablaufen zu laſſen. Vom Ende der Ilias an könnte die Erzählung, ohne im mindeſten einen neuen Anlauf zu nehmen, gleich weiter fortlaufen, und ſich an das zuletzt Vorhergegangne eben ſo unmittelbar anſchließen, wie dieſes an das Vorige, und ſo immer weiter. Es würde hier nicht einmahl ein ſtärkerer Abſchnitt ſichtbar ſeyn, als irgendwo ſonſt am Ende einer Rhapſodie oder Rhapſodiengruppe. Wenn man die ohnehin ziemlich unbeſtimmte Ankündigung bey Seite ſetzt, und allein auf den innern Bau und Gang des Gedichts ſieht, ſo laſſen ſich gar viele Punkte angeben, wo man eben ſo gut anfangen und aufhören könnte. In der Odyſſee wird ſogar die Erwartung nach den ſpätern Thaten und Begebenheiten des Helden in der Weiſſagung des Tireſias, welche ſo ſehr hervortritt, und die Aufmerkſamkeit vorzüglich an ſich zieht, ganz beſtimmt rege gemacht. Und der Anfang der Odyſſee iſt gleichſam ein Nachſatz. Er ſteht nämlich in der ſichtbarſten und unmittelbarſten Beziehung [84] auf eine Geſchichte von der Rückkehr aller übrigen Hellenen, wo die Ermordung des Agamemnon etwa die letzte Stelle einnahm. Immer ſchließt ſich die epiſche Rhapſodie nur ſo dicht an das Vorige an, ohne beſtimmt und ſchlechthin anzuheben, wie die Tragödie. Wie gänzlich verſchieden iſt nicht das Verhältniß des Agamemnon, der Choephoren und Eumeniden des Äſchylos, oder des Königs Ödipos, des Ödipos in Kolonos und der Antigone des Sophokles, in denen der Stoff doch auch durch hiſtoriſche Folge verknüpft iſt, von dem Zuſammenhange der homeriſchen Geſänge! Merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Epiker, bey denen ſich allerdings die Abſicht zeigt, ihr Werk eigentlich zu ſchließen, ſich der Erreichung dieſer Abſicht nicht anders nähern konnten, als durch Abweichungen von dem, was nach den urſprünglichen Beyſpielen und dem einmüthigen Kunſturtheil des ganzen Alterthums, Geiſt und Geſetz dieſer Dichtart iſt, und was ſie ſelbſt, im Ganzen genommen, durch die That dafür anerkennen. So endigt der Hymnus auf Hermes mit einer allgemeinen Überſicht der fernern Lebensweiſe des Gottes [85]; und die Argonautika des Apollonios ſchließen gar mit einer ganz lyriſchen Wendung. Nichts anders, als eine lyriſche Wendung iſt auch die Anrufung der Gottheit und die eine allgemeine Überſicht enthaltende Ankündigung, mit der allein ein epiſches Gedicht eigentlich anheben kann. Je weniger ein epiſches Werk von der homeriſchen Geſtalt abweicht, je unlyriſcher, kürzer, allgemeiner und unbeſtimmter; je epiſcher pflegt dieſe Ankündigung und Anrufung zu ſeyn. Wenn die ſpätern Künſtler und Kunſtlehrer ſie für unentbehrlich hielten, ſo geſchah dieß wohl mehr aus Bedürfniß, doch auf irgend eine Weiſe anzufangen, als daß ſie ein weſentliches Stück des Kunſtwerks ſelbſt wäre. Wie manches alte Epos mag nicht auch ohne ſie angefangen haben, wie ſo manche homeriſche Rhapſodie, die heſiodiſchen Eoen, und Werke und Tage: ganz abgeriſſen und meiſtens mit einem Nachſatz? Wichtiger iſt es, daß man die für ſo nothwendig gehaltne lyriſche Einleitung, zum Beyſpiel vor der Odyſſee, geradezu wirklich wegnehmen kann, ohne daß das Epos dadurch mehr, als einige ſchöne Verſe, einbüßen, und an ſeiner Weſenheit und Ganzheit im mindeſten leiden ſollte. Wo dieß aber auch nicht geſchehen kann, iſt doch mehr der grammatiſche Zuſammenhang mit dem Anfang der Erzählung ſelbſt, als die poetiſche Einheit das Hinderniß. Wenn Homeros vom Demodokos ſagt: Er fing mit der Gottheit an, und trug den Geſang vor; ſo ſcheint er die vorausgehende Anrufung als bloße Vorbereitung von dem Epos ſelbſt zu unterſcheiden.

---

[81] Hor. A. poët. v. 148. Schol. min. ad Il. Θ. princ. Eustath. ibid. p. 7 Schol. Venet. p. 3 ed. V. 1. [82] Eust. ibid. Dio Chrys. XI. [83] Cic. ad Att. I. 16.

---

[84] Beſonders merkwürdig iſt das Ἐξ' v. 10. und das νῦν v. 18. Odyſſ. I. Dem letzten entſprechen zwar die Verſe 29 - 31 nicht. Sie ſind aber wie 6 - 9 [illegible] [illegible]. [85] v. 571 - 578.

Allerdings werden in jedem, auch dem homeriſchen Epos, Erwartungen erregt und befriedigt, Knoten geſchürzt und gelöſt, Zwecke ausgeführt und Begebenheiten vollendet; es enthält Verwicklungen und

Entwicklungen, ein ſich entſprechendes Steigen und Sinken, Hervortreten und Zurücktreten, Vereinigungen und Gegenſätze der wechſelnden Geſtalten im reichen fließenden Gemählde. In jedem kleinern und größern Epos pflegen ſich ſogar alle Theile zu einer Hauptbegebenheit zu vereinigen, und ein Hauptheld aus den übrigen hervorzutreten, an den ſich alle übrigen anſchließen. Warum iſt es alſo kein durchaus vollſtändiges, in ſich ſelbſt ſchlechthin vollendetes poetiſches Ganzes? Weil es nicht durchgängig beſtimmt und vollkommen begränzt iſt: weil hier jene Herleitung aller Fäden des Werks aus einem Anfangspunkte, die Hinleitung auf einen Endpunkt fehlt. Darum erſcheint jedes homeriſche Epos zugleich als Fortſetzung und als Anfang. Es tritt gleichſam mitten aus einer unüberſehlichen Menge andrer berührender epiſcher Sagen und Geſänge hervor; und der Dichter könnte immer ſagen, was Helena [*] von ihrer Erzählung vom Odyſſeus:

> Alles zwar nicht werd' ich verkündigen, oder auch nennen,
> Wie viel Kämpf' er geduldet, der unerſchrockne Odyſſeus;
> Nur wie er jenes vollbracht' und beſtand u. ſ. w.

Wie vieles könnte nicht, unbeſchadet der Hauptbegebenheit und dem Haupthelden, weggenommen und hinzugethan werden? Auf die Frage: Warum Homeros die Ilias nicht wie die Odyſſee, Achilleis überſchrieben, da doch Achilles meiſtentheils die erſte Stelle einnehme; antworten alte Kritiker [**]: Er wolle nicht bloß dieſen Helden darſtellen, ſondern beynah alle, indem er ihm einige ja ſogar gleich ſtellt. Aber auch in der Odyſſee tritt Odyſſeus oft weit mehr in den Hintergrund, als der Held einer Biographie oder einer Tragödie dürfte. Der Zuſammenhang iſt überall ſo loſe, daß die Gegenſtände, außer der phyſiſchen und logiſchen Verknüpfung, welche ihnen ſchon als Theilen der Natur und Gegenſtänden des Erkenntnißvermögens zukommt, durch bloße Anhäufung vereinigt ſcheinen. Alles, was nur mit dem Schein der Möglichkeit neben einander ſtehn, und auf einander folgen kann, darf es; verſteht ſich, wenn es ſo geſchieht, wie das Gemüth es ohne alle Rückſicht auf irgend einen äuſſern Zweck wünſchen möchte, ſo daß die Einbildung durch die bloße Geſtalt und Weiſe des Beyſammenſeyns und der Aufeinanderfolge ergötzt, unmittelbar zugleich befriedigt und gereizt wird. Dann hat aber auch dieſe bloße Anhäufung vollgültiges Recht auf den Namen poetiſcher Harmonie, worauf ſelbſt die vollkommenſte logiſche, mechaniſche und organiſche Einheit und Ganzheit an und für ſich noch keine Anſprüche giebt, da die gänzliche Verſchiedenheit derſelben von der poetiſchen Einheit und Ganzheit ſchon daraus erhellt, daß ſie ihr ſo oft nachgeſetzt, ja aufgeopfert werden.

---

[*] Odyſſ. IV. 240. ſq. [**] Schol. Venet. p. 6 ad v. 22. Ed. W.

Eben der eine Umſtand, daß beyde, die Tragödie und das Epos, eine große Menge äußerer Gegenſtände mit ihrer Darſtellung umfaſſen, muß ſo viele Ähnlichkeiten erzeugen, daß es eben der ſcheinbaren Gleichheit wegen doppelt nothwendig iſt, auf die weſentlichen Verſchiedenheiten aufmerkſam, und ſelbſt im Gebrauch der Ausdrücke behutſam zu ſeyn. Es ſollte man zum Beyſpiel das Wort Handlung wenigſtens aus der Erklärung des Epos durchaus entfernen, und der allzuleichten und gefährlichen Misdeutungen wegen überall zu vermeiden ſuchen. Zwar wird allerdings, wie man das Wort im unbeſtimmten Sprachgebrauch zu nehmen pflegt, im epiſchen Gedicht gehandelt; ja, es iſt oft wie eine ſtetige Reihe von Handlungen. Im ſtrengen und eigentlichen Sinne kann doch aber im Leben und in der darſtellenden Kunſt nur dasjenige Handlung genannt werden, was Wirkung einer freyen Willensäußerung wirklich iſt, oder als ſolche erſcheint. Nun lehrt aber ein einziger unbefangener Blick auf alle epiſchen Werke der Alten, welche von der homeriſchen Geſtalt nicht ganz abgewichen ſind: daß alles, was darin gethan und gelitten wird, weder als Handlung der Freyheit, noch als nothwendige Fügung des Schickſals erſcheint, ſondern als zufällige Begebenheit; denn auch Wunder ſind zufällig. Es leuchtet auch jedem, der die Eigenſchaften der übrigen Dichtarten unterſucht, und über ihren Zuſammenhang nachgedacht hat, von ſelbſt ein, wie vieles von dem, was in der helleniſchen Kunſtgeſchichte ausſchließliches Merkmahl der lyriſchen und dramatiſchen Poeſie iſt und dafür anerkannt wird, zugleich mit den bey ihnen herrſchenden und einheimiſchen Begriffen von unbedingter Nothwendigkeit und unbedingter Freyheit in das epiſche Gedicht aufgenommen werden müßte. Vorausgeſetzt, daß die allgemeinen Eigenſchaften des helleniſchen Epos innern Zuſammenhang haben: ſo würde durch ſolche Beymiſchungen die Eigenthümlichkeit und Weſenheit der Dichtart gänzlich zerſtört werden. Es zeugt daher von großer Einſicht, daß die alexandriniſchen Epiker auch hierin dem homeriſchen Beyſpiel folgten und ſich auch einer ſolchen Darſtellung der Sitten enthielten, worin das Unendliche erſcheint: denn dieſe widerſtreitet der Natur eben ſo ſehr, wie jene Vorſtellungen. Sie thaten das nicht unwillkührlich, wie Homeros, der ſich zu dieſer Höhe noch nicht erhoben hatte, noch bloß aus Nachahmung, wie die durchgängig eigne Geſtaltung und Farbe ihrer Nachbildungen verbürgt, ſondern aus Wahl: denn warum hätten ſie nicht, gleich den römiſchen Kopiſten, alles das und noch mehr ganz fertig und vollendet von den lyriſchen und tragiſchen Urbildern entlehnen können; da die Miſchung der urſprünglichen Dichtarten dem Geiſt des Zeitalters ohnehin ſo angemeſſen war?

Eine freye Handlung fängt an mit einem Machtſpruche der Willkühr, der, wenn er auf äußre Zufälligkeiten gerichtet iſt, Abſicht genannt wird, und ſie ſchließt mit der vollendeten Ausführung dieſer Abſicht. Eine zufällige Begebenheit hingegen iſt das Glied einer endloſen Reihe, die Folge früherer, und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit ſteht einzeln; und auch diejenige, welche unter mehrern die hauptſächliche iſt, wird wieder nur zum Theil einer noch größern; wenn der epiſche Dichter der natürlichen Länge ſeiner Dichtart folgt, auf die auch Ariſtoteles ſo oft zurückkommt. Die kleinern epiſchen Maſſen können immerfort in größere zuſammenwachſen, ohne daß die Einheit des Helden dieſe Erweiterung beſchränken könnte. In der helleniſchen Tragödie iſt derjenige der Held des Gedichts (oft ſind es auch mehr als einer), welcher die Handlung thut, oder die Schickung duldet. Alles übrige muß mit dieſem Mittelpunkt in nothwendiger Beziehung zu ſtehn ſcheinen. Das helleniſche Epos lieb[illegible]war auch, einen Helden zu haben: es würde Dürftigkeit und Verworrenheit entſtehn, wenn nicht einer aus der Maſſe am meiſten hervorträte: doch iſt er allein ſo wenig der Zweck des Ganzen, daß es wiederum dürftig ſeyn würde, wenn er einzeln hervorragte, wenn ſich nicht viele ihm vielfach näherten, ihn begleiteten, umgäben, oder ihm entgegenſtänden, wenn die Geſtalten und Gruppen nicht wechſelten. Eine ſo ganz verſchiedene Sache iſt der Held eines helleniſchen Epos und einer helleniſchen Tragödie!

Homeros ſelbſt könnte ſcheinen, die Eigenthümlichkeit des Epos, daß es nicht eigentlich ſchließt und endigt, angedeutet zu haben. Er redet[**] von dem Erſtaunen und Vergnügen, welches der Sänger erregt:

> der, gelehrt von den Göttern,
> Singet liebliche Mährchen, der Sterblichen Herz zu erfreuen;

und ſetzt hinzu:

> Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Geſang tönt.

Wenigſtens wäre das für ein eben beendigtes Drama ein ſchlechter Lobſpruch. Merkwürdig iſt es, daß der gewöhnliche den Gott anrufende Schlußvers in den epiſchen Hymnen der Homeriden:

> Deiner auch und auch anderes Geſangs will ich ferner gedenken;

[**] Odyss. XVII. 518. ſeq.

eine Hinweiſung auf eine künftige Erzählung und Fortſetzung enthält. Jene allumfaſſende Allgemeinheit des Epos aber, welche zwar aus der freyen Lebensart der Sänger, aus der kindlichen Bildung des Zeitalters, wo die verſchiedenen Beſtandtheile der menſchlichen Natur noch nicht beſtimmt abgeſondert waren, und endlich aus dem Geiſte des Volks ganz natürlich hervorging, doch aber ohne die freye und in Rückſicht des Umfangs unbegränzte Geſtalt der Dichtart nicht hätte ausgeführt und ausgebildet werden können, hat der Dichter dadurch, daß er ſie höhern Weſen beylegt, als etwas, das er über alles ehrt und wünſcht, dargeſtellt. »Denn wir wiſſen dir,« ſingen die Seirenen [9] zum Odyſſeus,

> Alles, was irgend geſchieht auf der vielernährenden Erde;

und zu den Muſen ſagt der Dichter, indem er ſie um Mittheilung ihrer Kunde anfleht:

> Denn ihr ſeyd Göttinnen, und wart bey allem, und wißt es [10].

Iſt der Umfang der epiſchen Dichtart durchaus unbegränzt: ſo darf es einem Dichter oder einer Dichtermaſſe dieſer Gattung nur nicht an Raum und Zeit fehlen; und die ſtetige Erzählung wird nicht eher aufhören, als bis der Stoff erſchöpft, und eine ungefähr vollſtändige Anſicht der ganzen umgebenden Welt vollendet iſt; etwa wie ſie die homeriſche Poeſie gewährt. Bewunderer der ſpätern Zeit haben dieſe ſchöne Weltanſicht des Epikers als ſyſtematiſche Enkyklopädie eines Polyhiſtors mißdeutet. Schon bey Xenophon [81] wird es als bekannt vorausgeſetzt, daß Homeros, der Weiſeſte, beynah von allen menſchlichen Dingen gedichtet habe, und daß man alles aus ihm lernen könne. Quinctilianus [82] führt ihn, in dem ſich vollkommne oder wenigſtens unzweydeutige Spuren jeglicher Kunſt fänden, nebſt Hippias, Gorgias und Ariſtoteles, unter den Beyſpielen von außerordentlichem Umfang der Kenntniſſe an. Es iſt merkwürdig, den Maximos [83] mit ſeinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darſtellung des Homeros enthalten ſoll: »Alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, der Götter Beſchlüſſe, der Menſchen Naturen, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Thiere Entſtehungen, die Überſchwemmungen des Meers, die Austretungen der Flüſſe, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegeriſche, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterweſen, das Schifferweſen, mannichfache Künſte, verſchiedne Sprachen, allerley Geſtalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zürnende, Schmauſende, Schiffende.« Ein andrer Lobredner [84] des Dichters, nachdem er, der allgemeinen Gewohnheit [85] der Kunſtlehrer der Beredſamkeit gemäß, für alle Geſtalten und Wendungen des redneriſchen Putzes und auch für die verſchiedenen Gattungen der kräftigen, magern oder mittlern und blühenden Schreibart Beyſpiele aus dem Homeros aufgeſtellt hat, bemüht ſich zu zeigen: Homeros enthalte alle Meynungen der berühmteſten Philoſophen; er kenne und verſtehe, außer der rhetoriſchen Kunſt, die Arithmetik, die Muſik, die Taktik, die Arzneykunde, die Politik und die Weiſſagungskunſt. Er habe die Epigrammen erfunden, und ſey der Lehrer der Mahlerey. Die Tragödie leitet er ſo ganz vom Homeros ab, daß er die attiſche nur die neuere nennt; und die luſtigen Epiſoden der homeriſchen Poeſie, welche in einer helleniſchen Tragödie allerdings unerträglich ſeyn würden, geben ihm Gelegenheit, auch die Komödie aus dem gemeinſamen Born aller Künſte und Wiſſenſchaften herzuleiten. Doch bemerkt [96] er die auszeichnend herrſchende Umſtändlichkeit und ausgebreitete Fülle der homeriſchen Erzählungen, und wie ſelten ſie mit geſpannter Kraft grade aufs Ziel zugehn.

---

[9] Odyſſ. XII. 190 [10] Iliad. II. 485

---

[81] Sympos. IV. 6.

[82] Inst. XII. 11. p. [illegible] t. II. ed. Bip.

[83] Diss. XXXII. p. 106 t. II ed. Reisk.

[84] Vit. Hom. ad calc. ed. Ern.

[85] Inst. X. 1. p. 207 t. II. ed. Bip.

Das Wunderbare iſt nach dem Ariſtoteles der Tragödie fremdartig [97]; und das Vernunftwidrige, woraus das Wunderbare meiſtens entſtehe, behauptet er, ſey im epiſchen Gedicht weit mehr an ſeiner Stelle [98]. Keine Eigenſchaft, kein Merkmal des Epos iſt ſo allgemein befolgt, beobachtet und anerkannt worden, wie dieſes. Selbſt diejenigen Epiker, welche in den weſentlichſten Stücken von der urſprünglichen Geſtalt am weiteſten abgewichen ſind, haben ſich mit Beyfall ſolche Freyheiten in Erdichtungen erlaubt, welche jeder Alte in der Tragödie unerträglich gefunden haben würde: denn der Grundſatz des Ariſtoteles [99], man ſolle nicht jeden Genuß von der Tragödie fodern, ſondern nur den ihr eigenthümlichen, galt bey den Hellenen von allen Dichtarten. Im Epos ſind die Wunder jeglicher Art gleichſam einheimiſch. Aus der Tragödie ſind ſie verbannt; nicht bloß, wie Ariſtoteles meynt [100], weil die Unwahrſcheinlichkeiten bey der Aufführung ſtärker auffallen, in der Erzählung hingegen ſich verſtecken laſſen: denn das Weſen dieſer beyden Dichtarten beſteht ja nicht bloß in der Beſchaffenheit des äußern Vortrages, ſondern in der Eigenthümlichkeit der innern Zuſammenſetzung. Auch wurden ja Tragödien zur Zeit des Ariſtoteles ſchon ſehr häufig geleſen, und homeriſche Geſänge von Demetrios Phalereus an mimiſch vorgetragen. Wie vieles ward nicht überdem im alten Schauſpiel bloß angedeutet und bezeichnet, wobey vollkommne Täuſchung durchaus nicht geſucht, oder wohl gar abſichtlich vernachläßigt wurde? Auch iſt des Zufälligen, Unwahrſcheinlichen, Wunderbaren in der alten Tragödie genug; nur daß es ſeine eigentliche Natur ablegt, indem es der Freyheit und der Nothwendigkeit immer untergeordnet ſcheint. Man hat es ſchon oft bemerkt, daß die Herrſchaft des Zufalls die Weſenheit der alten Tragödie ſelbſt zerſtöre; darum ſind Wunder und Wunderbarkeiten im eigentlichen Sinne wider die Natur derſelben, als ein gewaltſamer Eingriff des Zufalls in das Gebiet der Freyheit und der Nothwendigkeit. Im Epos, wo alles nur zufällig, weder nothwendig, noch gegenwärtig zu ſcheinen braucht, darf die Einbildung im Erfinden und Zuſammenſetzen des Gegebnen natürlich eben ſo loſe und frey verfahren, wie im Umfaſſen der Gegenſtände, und im Verknüpfen der Maſſen. Sie darf alles dichten, was nur immer ein reizendes Erſtaunen gewähren mag, und nur möglich ſcheinen kann. Eben darum, weil die epiſche Darſtellung auf den Schein der Wirklichkeit keinen Anſpruch macht, gilt ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft völlig gleich; die ſtetige Erzählung geht ohne Sprung von einem zum andern über, oder miſcht ſie alle. Da ſie einmahl alles zu umfaſſen ſtrebt: ſo ſind ſelbſt Blicke in die Zukunft und Darſtellungen der Unterwelt zwar keineswegs ein weſentlicher, aber doch ein ſehr natürlicher Theil epiſcher Gedichte. An ganz andre Geſetze iſt das lyriſche Gedicht der Hellenen gebunden, wo das Ganze wirklich ſcheinen muß, die Hoheit der einzelnen Empfindungen mag ſich auch noch ſo ſehr über das gewöhnliche Maß des Wirklichen in das Gebiet des bloß Möglichen erheben; oder die alte Tragödie, wo alles Einzelne und das Ganze zugleich möglich und wirklich, d. h. nothwendig ſcheinen muß. Das aber hat eine allgemeine Erfahrung beſtätigt: wenn das Epos auch die einzelnen Beſtandtheile ſeiner willkührlichen Zuſammenſetzungen nicht aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnt, aus eigner Anſchauung oder geglaubter Sage; ſondern auch ſie willkührlich dichtet, oder fremden Vorbildern nachſpricht: ſo geht in beyden Fällen ſelbſt der lebendige Schein der Möglichkeit verloren; im letzten wird die Dichtung matt, todt und trocken, wie im alexandriniſchen Epos; oder ſie wird ausſchweifend. Wenn das Weſen ſchöner Wunderbarkeit in der unbeſchränkteſten und freyeſten Geſtaltung und Zuſammenſetzung gegebner Beſtandtheile beſteht: ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß die größte Mannichfaltigkeit des Gegebnen, eine helleniſche Vielſeitigkeit der Entwicklung eine weſentliche Bedingung ihres Gedeihens iſt. Auch lehrt die Erfahrung, daß das Wunderbare in den Sagen andrer, kräftiger, aber einſeitig gebildeter Völker, ſich vor der Zeit in Unnatur und Abentheuerlichkeit verliert, und ſo merkwürdig, ſchätzbar und ſelbſt liebenswürdig es auch in andern Rückſichten ſeyn mag, doch den Foderungen der epiſchen Kunſt kein Genüge zu leiſten vermochte.

---

[96] p. 18[illegible] [97] Poet. cap. 14. [98] ibid cap. 24. [99] cap 14

---

[100] cap. 14.

Dieſe Verſchiedenheit des Epos von der Tragödie iſt um ſo wichtiger und entſcheidender, da ſie den Mythos betrifft, deſſen Erfindung und Geſtaltung nach Ariſtoteles[1] eigentlich den Dichter macht, und mehr nach einer allgemein herrſchenden, als nach einer eigenthümlich abweichenden Meynung des platoniſchen Sokrates[2], das Weſen der Poeſie iſt. Auch iſt in der That der Mythos, im Sinne der Kunſtlehre, oder Zuſammenſetzung der Begebenheiten[3], abſichtliche, dem Ziel der ſchönen Kunſt angemeßne Geſtaltung eines geſchichtlichen Stoffs, ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Art der helleniſchen Poeſie, welche nicht bloß Äuſſerung des eigenthümlichen Zuſtandes eines Einzelnen iſt. Sehr oft wird der geſchichtliche und der künſtleriſche Begriff des Mythos bey den Alten verwechſelt; weil ihr Gegenſtand hier in der That nur einer und derſelbe war: alle Sagen wurden poetiſirt, und alle poetiſche Erdichtungen gingen aus der Sage hervor. Die allgemeine Ausdehnung jener Foderung hat bey dieſer Verwechslung ſelbſt auf die Zweifel Einfluß haben können, ob die Komödie zur Poeſie gehöre, oder nicht.

Um aller dieſer Eigenſchaften willen iſt das epiſche Gedicht nach Platons[4] treffender Bemerkung dem geſchwätzigen Alter am angemeſſenſten; und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Bildner des Alterthums den Vater des Epos immer als Greis darſtellten. Das lyriſche und tragiſche Gedicht erfodert einen Aufſchwung, eine Anſpannung, deren das Alter nicht mehr fähig iſt; die alte Komödie, einen Überfluß friſcher Lebenskraft, der ſich mit der Jugendſtärke verliert. Die ſanfte Anregung des helleniſchen Epos hingegen, deſſen ſtetiger Strom in jedem Punkte ſeines Laufs zugleich Anſpannung und Befriedigung enthält, iſt nicht anſtrengend und ermüdend, weil ſie keine durchgängig beſtimmte Richtung hat. Es kann aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildung ſeine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es wohlthätig belebt, verſchönernd auffriſcht, und gefällig rundet denn der unerfahrne Knabe kann die ſchöne Weltanſicht ſchwerlich ganz verſtehn.

---

[1] Poet. cap. 9. [2] Phaed. p. 138. t. I. ed. Bip. [3] Poet. cap. 6. [4] t. VIII. p. 69. ed. Bip.

In einer Dichtart, wo alles Dargeſtellte nu möglich ſcheinen ſoll, wird ſich natürlich vieles finden was durchaus ungeſchickt iſt, wirklich zu ſcheinen. D nun jede Äußerung eigner Empfindungen oder eigenthümlicher Beziehungen des Dichters in ſeiner Perſo ihrer Natur nach gegenwärtig und wirklich ſcheinen muß: ſo begreift ſichs, warum in einem Epos, welches etwa wie die Argonautika des Apollonius, im Ganzen genommen, dem Geiſte der Dichtart treu bleibt eine einzelne lyriſche Betrachtung [5] oder ein Hervortreten des Dichters [6] eine ſo unangenehme Störung verurſacht; da doch die Darſtellung eigner Eigenthümlichkeit der weſentliche Reiz der helleniſchen Lyrik iſt und ein entſchiednes und keckes Hervortreten des Künſtlers aus ſeinem Kunſtwerke in einer ganzen Gattung des alten Drama ſogar allgemeines Geſetz war. Es entſteht dadurch ein Widerſtreit in der epiſchen Darſtellung; die kleinſte lyriſche Beymiſchung verſetzt die Hörer in die Gegenwart, und macht, daß ſie auch von allen übrigen Theilen des Gedichts den Schein der Wirklichkeit erwarten, und fodern, was ſie nicht leiſten können. Da ſich nun jede auch noch ſo epiſch behandelte und ausgeführte perſönliche Äußerung des Dichters dem Lyriſchen nähert: ſo iſt es eine große Vortreflichkeit des Epos, wenn das Werk auch nicht eine Spur von ſeinem Urheber enthält; wie es die Alten ſo häufig mit Erſtaunen und Lob von den homeriſchen Geſängen bemerken. »Homeros,« ſagt Ariſtoteles[7], »verdient wegen vieler andrer Eigenſchaften geprieſen zu werden, und auch, weil er allein unter den Dichtern nicht verkannt habe, was er darſtellen ſolle. Der Dichter ſelbſt muß ſo wenig wie möglich reden: denn in ſo fern er das thut, iſt er nicht Nachahmer. Die andern zeigen ſich ſelbſt durchs ganze Werk, ahmen weniges und ſelten nach: er aber führt nach einer kurzen Vorrede gleich einen Mann oder eine Frau ein, oder etwas andres durch ſittliche Eigenthümlichkeit Reizendes.« — Äußerſt merkwürdig und wahrhaft wunderbar iſt auch dieſe gänzliche Reinheit der homeriſchen Geſänge von perſönlichen und lyriſchen Zuſätzen; da, ſpätere Epiker wie Ariſteas[8] und die letzten Werke der heſiodiſchen Periode nicht

---

[5] I. 616. [6] I. [illegible]

---

[7] Poet. cap. 24.

[8] Paus. lib. V. cap. 7.

zu erwähnen, ſelbſt das älteſte Epos der homeridiſchen Schule, der Hymnus auf den deliſchen Apollon, und das älteſte Epos der heſiodiſchen Periode, die Werke und Tage, voll von Perſönlichkeiten des Urhebers ſind. Auch in der Geſtaltung und Farbe der Darſtellung zeigt ſich die auffallendſte Verſchiedenheit. Welcher Epiker des lyriſchen Zeitalters hätte ſich zum Beyſpiel wohl die Gelegenheit entgehen laſſen, der leidenden Penelope häufige Klaglieder in den Mund zu legen? Und wie enthaltſam iſt dagegen Homeros! Auch ſolche lyriſchen Zwiſchenſtellen, dergleichen wir am Apollonios bemerkten, finden ſich durchaus nicht im Homeros; ungeachtet es einem lebhaften Erzähler doch ſo natürlich iſt, ſeine eigne Empfindung im Erzählen zu äußern und laut werden zu laſſen.

Noch mehr Grund über die wunderbare Conſequenz dieſer bloß durch poetiſchen Inſtinkt unter den Hellenen hervorgebrachten und ausgebildeten Dichtart zu erſtaunen, findet man in der Betrachtung und Zergliederung der epiſchen Sprache. Wie ſelbſt die Dichter[*] der Hellenen auf der höchſten Bildungsſtufe der Kunſt es für einen großen Tadel hielten, wenn die Poeſie ſich in dem Geiſte und der Beſchaffenheit der dargeſtellten Menſchheit nicht über die alltägliche Wirklichkeit erhob: ſo verlangten die Alten, daß ſich die Poeſie überhaupt auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache von der gemeinen Rede gänzlich unterſcheiden ſolle; ja die Aehnlichkeit im Ausdruck der Komödie mit dem gewöhnlichen Geſpräch ſchien hinlänglich, um zu zweifeln, ob dieſe Gattung auch zur Dichtkunſt gehöre[10]. Man hielt viele Wendungen des Ausdrucks in der Poeſie für ſchicklich, in der Proſa aber für unſchicklich[11]; und man tadelte eine poetiſche Sprache an Rednern[12], als ihrer Kunſtart nicht angemeſſen[13], wie einen dem poetiſchen Maß zu ähnlichen Rhythmus[14]. Ein ſo allgemeines Merkmahl der Poeſie mußte natürlich auch in jeder Hauptgattung unter beſondern Nebenbeſtimmungen Statt finden, welche dem Geiſte der Dichtart überall, und vorzüglich auch in der epiſchen Poeſie vortrefflich entſprechen. Wie gut ſtimmt der dem helleniſchen Epos von Homeros und Heſiodos an eigenthümliche, und von Ariſtoteles für ein weſentliches Merkmahl der heroiſchen Poeſie[15] gehaltne Gebrauch veralteter Ausdrücke, nebſt der Miſchung aller Mundarten der helleniſchen Sprache, zu der gränzenloſen Allgemeinheit und loſen Unbeſtimmtheit dieſer Darſtellungsart, wo das ehrwürdige Alterthum, die jugendliche friſche Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die fernſten Wunder und das nächſte und alltäglichſte Leben ſich freundlich zu einander geſellen, und in Eins verſchmelzen. Den Gebrauch der Archaismen hielten auch die alexandriniſchen Künſtler für eine ſo weſentliche Eigenſchaft der epiſchen Sprache, daß ſie durch Übertreibung fehlerhaft wurden. Aber auch in den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich einzelne Ausdrücke ſehr merklich von der Geſtaltung und Farbe der übrigen durch eine gewiſſe Alterthümlichkeit; ſeine Angabe verſchiedner Benennungen deſſelben Gegenſtandes in der Sprache der Götter und der Menſchen, wodurch der Dichter nach dem Sophiſten Dion [16] gleichſam zu erkennen giebt, daß er nicht bloß alle helleniſchen, ſondern auch den göttlichen Dialekt verſtehe, laſſen ſich ſchwerlich anders erklären; als von Abweichungen der Dichterſprache und der Volksſprache, die ſich überall zeigen, wo der Geſang nicht allein unmittelbar aus dem alltäglichen Leben hervorgeht, und ſich wiederum auf dieſes beſchränkt, ſondern wo er aus alter Sage entſteht, und ſich durch dichteriſche Fortbildung mehrer Jahrhunderte weiter entwickelt. Nichts ſtreitet aber ſo ſehr mit dem Geiſt der homeriſchen Darſtellung und Sprache, als die vornehme Pracht und Feſtlichkeit im Ausdruck der helleniſchen Lyriker, der dramatiſchen Künſtler, unter dieſen ſelbſt der alten Komiker, und der römiſchen Heroiker. Sie iſt ganz wider den Charakter des reinen Epos, weil ſie der Darſtellung eine einſeitige Stimmung und Richtung giebt, welche den Umfang beſchränkt, und bey ungemeßner Länge nothwendig zuletzt Überdruß erregen muß; auch iſt die epiſche Sprache, ſelbſt der alexandriniſchen Künſtler, zwar gewählt, gefeilt, ja gelehrt, aber durchaus nicht vornehm. Der homeriſche Ausdruck unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Volksſprache nach der Bemerkung des Dionyſios [17] faſt nur durch die Stellung und Zuſammenſetzung der Worte, nicht durch die Auswahl. Wie ſich ſeine Darſtellung keinem auch noch ſo alltäglichen und geringen Gegenſtande ſtolz entzieht, der nur, mit Liebe ausgemahlt, ergötzen kann: ſo iſt auch ſein »Ausdruck[13], wo es der Stoff heiſcht, allein aus den wohlfeilſten und niedrigſten Worten zuſammengeſetzt, deren ſich etwa ein Landmann, ein Schiffer, ein Handwerker, oder jeder andre, der gar keine Sorgfalt, gut zu reden, anwendet, aus dem Stegreife bedienen würde.« Aber eben weil die gewöhnliche Volksſprache in der homeriſchen Periode die Grundlage der epiſchen war: ſo mußte aus der wandernden Lebensart der heroiſchen Sänger, jene dem erſten Anſcheine nach ſo befremdliche Miſchung der Mundarten entſtehn. Zwar entwickelten ſich die vier gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden feſt beſtimmten Mundarten erſt nach der Entſtehung des Republicanismus und der lyriſchen Kunſt der Hellenen; und konnten ſich nicht eher ſondern, als der bis dahin vermiſchte Stoff aller ſchon entwickelten Fertigkeiten und angeregten Kräfte ſich in verſchiedne Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit der verſchiednen Hauptſtämme in allen ihren Äuſſerungen, in Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten, Gebräuchen, in Spielen, Feſten und Künſten, in der Sage und auch in der Sprache durchgängig beſtimmt ward. Doch läßt ſich nicht vorausſetzen, zur homeriſchen Zeit ſey überall in Hellas gleich geſprochen: noch weniger, die reiche homeriſche Sprache ſey die abweichende Mundart eines kleinen Landſtrichs; man müßte denn etwa auch annehmen wollen, zu Aſkra ſey ſo geredet, wie Heſiodos in den Werken und Tagen ſingt. Man verſtand die Sänger damahls ſo gut wie nach-

---

[*] Arist. Poet. cap. 25.

---

[10] Hor. Sat. I. 4, 42. seq. Cic. Orat. 20. [11] Aristot. Rhet. III. 3. [12] Aristot. Rhet. III. 1. Demetr. 10. [13] Arist. Rhet. III. 2. [14] ibid. III. 8. [15] Poet. cap. 22. 24. γλῶττα bedeutet beym Ariſtoteles nicht bloß Archaismen, ſondern auch Ausdrücke aus fremden Mundarten. cfr. cap 21. 11. init. Deſſelben Worts bedient ſich Dio, da er von der Miſchung des Äoliſchen, Doriſchen und Joniſchen in der homeriſchen Sprache redet. Orat. XI.

---

[16] Orat. XI.

[17] Dionys. de comp. p. 12. seq. 20. seq. t. V. ed. Reisk.

---

[13] ibid. p. 13.

her, wo man doch auch nirgends den Verſuch gemacht hat, die homeriſche Poeſie in eine der beſondren, gebildeten oder rohen Mundarten zu überſetzen. Die Allgemeinheit der Miſchung erzeugte allgemeine Verſtändlichkeit. Die einzelnen Abweichungen mußten ſelbſ den Wenigen, die zum erſtenmahle zuhörten, und a die Dichterſprache noch gar nicht gewöhnt waren, durch den Zuſammenhang des Ganzen meiſtens deutlich genug werden. Wenn Maximos [19] alſo nur nicht was bloße Naturwirkung war, zur Abſicht umdeutete und Folge und Grund verwechſelte; ſo würde er mi Recht ſagen: «Homeros wollte nicht, daß ſeine Poeſi eine Joniſche, eine eigentlich Doriſche oder Attiſche ſeyn ſollte; ſondern eine gemeinſame für die ganze Hellas Weil er ſich demnach allen zugleich mittheilen wollte ſammelte er vermengend die helleniſche Sprache, miſchte ſie zur Geſtaltung des Geſanges, und bewirkte dadurch, daß ſeine Gedichte allen zugänglich und verſtändlich, und für jeden reizend wurden.

Die übrigen Eigenthümlichkeiten der epiſchen Sprache beſtehn mehr in der häufigern Anwendung un weitern Ausführung allgemein gebräuchlicher Wendungen beſonders ſinnlicher und kindlicher Menſchen, al in ausſchließlich eignen Beſtimmungen. Um dieſe Ähnlichkeit und um ihres natürlichen Urſprungs willen ſcheint uns die Sprache des homeriſchen Epo nicht bloß abſichtslos und inſtinktmäßig, wie billig ſondern auch zufällig. Doch haben ſchwerlich auch die gebildeten Menſchen der homeriſchen Zeit, welch nicht Sänger waren, mit der Kraft, Fülle und An muth geredet, wie Homeros; noch werden ſie, wenn ſie Geſchäfte beſprachen, oder ihren Leidenſchaften freyen Lauf ließen, die Gleichniſſe ſo bis auf die feinſten Nebenzüge vollendet haben. Die Weſentlichkeit jener Spracheigenthümlichkeiten des helleniſchen Epos erhellt nicht bloß aus der Übereinſtimmung ſo vieler helleniſchen Epiker aus den verſchiedenſten Zeitaltern: ſondern auch aus dem Zuſammenhange mit andern weſentlichen Eigenſchaften des Epos, aus der Unanwendbarkeit in andern Hauptgattungen der Poeſie, aus dem Beſtreben der epiſchen Künſtler anderer Völker, der römiſchen zum Beyſpiel, ſich den helleniſchen Urbildern auch hierin ſo weit zu nähern, als der ganz verſchiedne Geiſt ihrer Darſtellungsart und die Natur ihrer Sprache nur immer erlauben wollte: denn allerdings hat die helleniſche Sprache durch den außerordentlich großen Reichthum an abweichenden Wortbildungen und verſchiedenen Redearten, durch eine Menge kleiner, zur Belebung und völligern Nebenausbildung ſehr angemeßner, in andre Sprachen oft unüberſetzbarer Worte, durch eine eigne der Anhäufung der Beywörter ſehr günſtige Wortſtellung für die epiſche Poeſie beynah einzige und nie wieder ganz erreichte Vorzüge. Bloß nebenausbildende Beywörter und Gleichniſſe ſcheinen in dem raſchen und beſtimmten Gange des lyriſchen und dramatiſchen Gedichts verzögernde und abſchweifende Störung, entſprechen aber der Fülle und Allgemeinheit des Epos ſehr gut. Das Epitheton iſt eine kleine Epiſode, und die Epiſode iſt ein großes Epitheton. Höhere, ja die höchſte Bildlichkeit [80] des Ausdrucks iſt ein weſentliches Bedürfniß der epiſchen Darſtellung, welche die wunderbarſten Geſtalten entfernter, loſer und gleichſam luſtiger hinzaubert, wenn ſie Schein und Leben haben ſoll; da ſie die Leidenſchaften nicht ſo ergreift, wie die lyriſche, noch die Gegenſtände mit der unwiderſtehlichen Gewalt des Drama als wirklich und nothwendig hinſtellen kann.

---

[19] Diss. XXXII. p. 191. t. II. ed. Reisk.

---

[80] Arist. Poet. c. 22.

Der Hexameter allein ſchien den Alten der unbeſtimmten Dauer des Epos angemeſſen; dieß habe, ſagt Ariſtoteles [21], die Natur ſelbſt gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroiſche Maß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenſte Gleichmäßigkeit und den ſtärkſten Schwung [22]. Seine Bewegung iſt weder ſteigend noch ſinkend, weder überſpringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zügellos. Eben ſo unbeſtimmt, wie ſeine Richtung, iſt auch ſein Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Geſetz fodert nur ſinnliche Eintheilung und Ordnung der rhythmiſchen Maſſen, vollkommne Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einſchnitte. Er hat die Freyheit, von der raſcheſten Leichtigkeit bis zur langſamſten Schwere zwiſchen den verſchiedenſten Miſchungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechſeln. Er allein weiß ſich daher, wie die epiſche Dichtart ſelbſt, allen Gegenſtänden anzuſchmiegen; und ſeine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abſchnitte noch vermehrt [23]. Vielleicht war es alſo nicht allein ſein ehrwürdiges Alterthum und die vermeynte Herleitung aller übrigen Maße, ſondern der Anſchein des in ſich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenſte Maß zu nennen, und ihm den erſten Rang einzuräumen [24]. Ariſtoteles nennt [25] die epiſche Poeſie geradezu die erzählende und im Hexameter darſtellende, und bemerkt es [26] als eine unſtreitige Sache, daß es durchaus unſchicklich ſeyn würde, ein Epos in einem andern Rhythmus, oder in mehrern verſchiednen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung beſtimmt iſt, muß den angeſpannten Trieb früher oder ſpäter ermüden; und es würde eine wahre Pein ſeyn, in dem ſonſt ſo ſchönen alcäiſchen oder ſapphiſchen Maße ein Gedicht von der gewöhnlichen Länge epiſcher Rhapſodien hören zu müſſen. Das elegiſche Maß iſt zwar nächſt dem heroiſchen das unbeſtimmteſte, und ihm am ähnlichſten; es iſt noch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anſpannt, ſondern auflöſt: der in der alexandriniſchen Schule nicht ungewöhnliche epiſche Gebrauch deſſelben ſetzt aber beym Künſtler, wie beym Liebhaber, Schlaffheit, nicht als vorübergehenden Zuſtand, ſondern als bleibende Eigenſchaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Muſik und Poeſie ſtatt finden. Beym Gebrauch verſchiedner Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden: aber wenn die Maße nicht ganz willkührlich bedeutungslos und ohne Rückſicht auf den

---

[21] ibid. [22] cap. 24. Das στασιμώτατον geht hier auf die Darſtellung ſelbſt, auf ihre unbeſtimmte Dauer und von aller elegiſchen und jambiſchen Unordnung und Unruhe freye Gleichmäßigkeit; und iſt dem κινητικῷ des trochäiſchen Tetrameter u. ſ. w. entgegengeſetzt. Pol. VIII ult. hingegen, wo daſſelbe Wort von der doriſchen Muſik gebraucht wird, bezieht es ſich auf das Dauerhafte, welches nicht das Veränderliche, Leidenſchaften, ſondern das Beharrliche, Sitten, wäre.

---

[23] Herman de metris p. 170, seq. [24] J. H. Vit. Hom. p. 134. Victorin. libr. II. p. 2541. ed. Putsch. [25] Poet. cap 23. [26] cap 24.

Geiſt der Darſtellung gewählt und gebraucht würden: ſo würde das Gedicht gar kein Epos mehr ſeyn: denn es iſt widerſprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen durchgängig beſtimmt, im Ganzen aber durchaus unbeſtimmt ſeyn könne.

Wenn die Kunſtlehrer, welche dem Ariſtoteles gefolgt ſind, kaum einen bedeutenden Irrthum über die Natur des epiſchen Gedichts haben erſinnen können, deſſen Keim nicht in ihm läge: ſo iſt er auch unter allen der einzige, welcher die Eigenſchaften und Merkmale des Epos, deren Weſentlichkeit alle helleniſche Künſtler dieſer Gattung, und ſelbſt die römiſchen, obgleich dieſe durch Weglaſſung nothwendiger und Beymiſchung widerſtreitender Beſtandtheile die Reinheit der Darſtellungsart zerſtörten, durch die That anerkannten, einigermaßen angedeutet hat, mit einer achtungswürdigen Treue der Beobachtung, und nicht ohne Scharfſinn. Seine irrigen und richtigen, durch ſo herrliche Zeugniſſe beſtätigten Meynungen über das Epos ſind ſchon darum äußerſt merkwürdig, weil ſie, ſo vernachläßigt auch die Schrift von der Dichtkunſt ſelbſt ſeyn mochte, in den wichtigſten Stücken, wie bekannt, allgemeine Denkart des geſammten Alterthums oder doch ganzer Zeitalter und Gattungen waren. Ariſtoteles weiß die Kunſt nur nach den Werkzeugen der Darſtellung [27], dem Verhältniß der dargeſtellten zur wirklichen Menſchheit [28], und nach der äußern Geſtalt der Darſtellung, welche entweder in eigner Perſon erzählend und ſich äußernd, oder Andre nachahmend, oder aus dieſen beyden Arten gemiſcht iſt, einzutheilen; eine Eintheilung, welche ſich ſchon bey Platon [29] und noch bey ſpäten Grammatikern [30] findet. Auf dieſem Wege mußte ihn ſelbſt die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, die ſich auch in einigen von der allgemeinen Denkart abweichenden Paradoxien [31] ſeiner Kunſtlehre äußert, nur tiefer in den Irrthum führen. Auf der einen Seite war die Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit, und unvermögend, ſich zu richtigen Begriffen von den urſprünglichen Kunſtarten und zur Erklärung ihrer Verſchiedenheiten zu erheben. Ariſtoteles kann nur eine offenbar unbefriedigende und ſophiſtiſche Antwort auf die Frage geben: warum es ſich in der Poeſie ſchickt, zu ſagen, die weiße Milch, in Proſa aber nicht [32]. Er hat eben ſo wenig Arg daraus, wie tief die Unterſuchung über die Eintheilung der Kunſt wohl eigentlich gehn möge; als die ihm nachfolgenden Kunſtlehrer, wie es zu gehn pflegt, wenn man einmahl in die Gewohnheit kommt, an ein Buch zu glauben, die ſchneidenden Widerſprüche in den Behauptungen ihres Meiſters, die ſo offen da liegen, im Geringſten bemerkt haben. Auf der andern Seite war die Kunſtlehre, wie die Kunſt ſelbſt, nebſt der Staatslehre und Sittenlehre in Rückſicht auf die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der Foderungen ſchon zur Zeit des Ariſtoteles noch ſeit Platon unermeßlich tief geſunken und im entſcheidenſten Verfall. Nur für das Richtige, Schickliche und Feine äußert Ariſtoteles eignes Kunſtgefühl; und ſo viel Sinn er auch für logiſchen Zuſammenhang, techniſche Zweckmäßigkeit, ethiſche Übereinſtimmung und ſelbſt für organiſche Ganzheit blicken läßt: ſo zeigt ſichs doch überall, daß ihm ſelbſt der Begriff einer eigenthümlichen poetiſchen Einheit durchaus fehlte. Nur durch den Anſchein ſolcher in der Kunſt untergeordneten oder gar fremdartigen, ihm aber über alles werthen Eigenſchaften verführt, räumte er der Tragödie den verdienten Vorrang [33] über das Epos ein: da er von dem eigentlichen Sinn und Geiſt jener Dichtart auch nicht die leiſeſte Ahndung hatte.

---

[27] Poet. cap. 1.

[28] cap. 2.

---

[29] Rep. III. et VI. p. 273 seq. [30] Z. B. Schol. Theocr. Prooem. ed. Bip. [31] Dahin gehört wohl das καθ' ὅλα, die κάθαρσις und die Verwerfung der allgemeinen Meynung, das Metrum ſey das Weſen der Poeſie. [32] Rhetor. III. c. 3. p. 322 [illegible] ed. Bip.

Merkwürdig iſt es, wie ſichtbar ſich bey der Andeutung der einzelnen Merkmahle des Epos ſein Gefühl von der Nothwendigkeit und dem Zuſammenhange derſelben auf verſchiedne Weiſe äußert. Es iſ auch in der That auffallend, wie ſehr ſich ſo viele ſelbſt durch alle Umbildungen der urſprünglichen Geſtalt bleibende Eigenthümlichkeiten der Darſtellung des Dargeſtellten und der Darſtellungsmittel in dieſer Dichtart entſprechen; und wie ſie ſich ſämmtlich i einige wenige, ſo allgemeine und verwandte Begriffe wie Fülle, Unbeſtimmtheit, Anhäufung, Zufälligkeit auflöſen laſſen. Eben darum kann man den Grun der Kunſteintheilung auch wohl nur in der Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ſuchen. Wenn man in einem Gebiete, wo man bisher den Grundſatz des Neoptolemus beym Ennius: »Philoſophiren muß ich, aber nu ein wenig: denn gründlich, das iſt mir zuwider;« gewiſſenhaft befolgt, einmahl das umgekehrte Verfah ren verſuchen will: ſo wird man die Erklärung des alten Räthſels vielleicht in dieſen Tiefen finden, und bey der Entdeckung, daß die helleniſche Eigenthümlichkeit durch die Vorzüge ihrer Bildungslage auch hier das Urbild des rein Menſchlichen war, und mit den Geſetzen und Begriffen der reinen Vernunft übereinſtimmende Anſchauungen lieferte, eben ſo miſtrauiſch erſtaunen, wie wenn man zum erſtenmahl erfährt, daß die Bewegungen der Welten den Vorausbeſtimmungen und Vorſchriften der Sternkundigen entſprechen und gleichſam gehorchen.

---

[33] cap. 26.

Je reifer der helleniſche Geiſt, je älter die helleniſche Kunſtgeſchichte, je vollſtändiger die Sammlung urbildlicher Werke ward; je mehr beſtimmte und vollendete ſich das Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie. Der akademiſche Polemon beſaß jenes Übermaß ſittlicher und ſinnlicher Reizbarkeit, ohne welches man nie zur Empfindung des höchſten Schönen gelangen kann. Vielleicht lag in dieſer ſeltnen Eigenſchaft ſelbſt der erſte Keim zu den üppigen Ausſchweifungen ſeiner Jugend, die ihn jedoch nicht über die Geſetze der Anmuth hinausführten, noch ihm die Kraft raubten, von der mitgetheilten Begeiſterung eines ächten Künſtlers der Lebensweisheit plötzlich gerührt, verwandelt, und auf immer von der reinſten Gluth der ſokratiſchen Muſe ergriffen zu werden. Dieſer würdige Mann, von eben ſo viel Tiefe und Zartheit als Umfang des Gefühls, ſagte mit einer dem großen Gedanken angemeßnen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks: Homeros ſey ein epiſcher Sophokles[34]; ein claſſiſches Kunſt-

---

[34] Diog. Laert. vit. Pol.

urtheil, ewig, wie der beurtheilte Dichter. Homeros,
denn das liegt in jenem Ausſpruch, iſt nicht bloß claſ
ſiſch, ſondern auch vollendet. Claſſiſch iſt jedes Kunſt
werk, welches ein vollſtändiges Beyſpiel für einen rei
nen Begriff der Kunſtlehre enthält. Claſſiſch iſt ei
Gedicht ſchon, wenn es nur für irgend eine entſchiedn
Stufe der natürlichen Bildung, in irgend einer be
ſtimmten Geſtaltung das vollkommenſte ſeiner ächte
Art iſt: vollendet erſt dann, wann es für die höchſt
mögliche Stufe der natürlichen Bildung, und in de
vollkommenſten Geſtaltung, deren ſeine Dichtart fähi
iſt, eine urbildliche Anſchauung für den reinen Begri
und die Geſetze einer urſprünglichen Kunſtart enthäl
Das vollendete Kunſtwerk erregt keine Erwartung, di
es nicht befriedigt; Erfindung und Ausführung, ſcha
ſende Einbildung und ordnendes Urtheil ſind in den
ſelben gleichmäßig vereint. Der Stoff hat ſich völli
geſtaltet, wie im Homeros, oder der Entwurf iſt vö
lig ausgefüllt, wie im Sophokles. Die unnachahml
che Leichtigkeit des Homeros iſt nicht bloß kunſtlo
Natürlichkeit, ſondern auch die Frucht der höchſte
Vollendung, welche zu bezeichnen, die Alten häuf
den Nahmen des Homeros brauchten. So nann
Polemon ſelbſt, der zugleich Philomeros und Philoſ
phokles genannt werden konnte, den Sophokles eine
tragiſchen Homeros; andre, die Sappho einen weil
lichen; desgleichen den Demoſthenes und Platon i
ihren Gattungen. So die Römer, welche es bey ihr
Sucht Ähnlichkeiten zwiſchen einheimiſchen und hell
niſchen Dichtern und Schriftſtellern zu finden, nich
eben ſehr genau nahmen, den Virgilius. Aber ebe
wegen der anſcheinenden Gleichheit der im Weſen gan

verſchiednen Dichtarten, würde es äußerſt unſchicklich ſeyn, den Homeros einen helleniſchen Virgilius zu nennen; und nur ſolche, welche auch wohl den Apollonios und Virgilius, oder gar den Homeros und Heſiodos ungefähr mit derſelben Empfindung leſen, würden dieſen Ausdruck mit dem Urtheil des Polemon für gleichbedeutend halten können. Denn Virgilius war zwar für die römiſchen Dichter ein Urbild der verhältnißmäßig beſten Miſchung der römiſchen Natur und der helleniſchen Bildung in der Kunſt: an ſich aber iſt er weder vollendet, noch claſſiſch. Die Äneide iſt kein reines, ächtes Epos. Das Rhetoriſche und Tragiſche hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und die lyriſchen Stellen bieten ſich auch ſichtbar und zahlreich genug dar.

Wenn man erwägt, welche Bewunderung überall das Vollendete jeglicher Art auch in einer beſchränkten Gattung, ſelbſt ohne ein außerordentliches Maß von Kraft, ſogar bey einer ſchiefen Richtung, zu erregen, und mit welcher Macht dasjenige, was bey einem gewiſſen Maß von Kraft auch ohne Vollendung einen allgemeinen Geiſt athmet, auf die menſchlichen Gemüther zu wirken pflegt: ſo wird man auch über die allgemeinſte und äußerſte Vergötterung eines menſchlichen Werks, welches die beyden ſeltenſten Vortreflichkeiten in ſich vereinigt, nicht erſtaunen. Überdem ehrten die Alten, bey denen fortſchreitende Annäherung zu unbedingter Vollkommenheit durchaus kein einheimiſcher, allgemeiner und lebendiger Begriff war, das Vollendete noch mit einer ganz beſondren Vorliebe, und hielten, was wirklich das äußerſte Ziel ihrer, wie aller lebendigen Bildung war, für das höchſie Erreichbare aller menſchlichen Beſtrebungen. Der Grundſatz: die älteſten Schriften der Hellenen ſeyen auch die beſten [35]; war, im Ganzen genommen, ſo richtig, daß dadurch ein gewiſſes Vorurtheil für das Alte entſtehn, und die dem menſchlichen Geiſte ohnehin nicht unnatürliche Ehrfurcht vor dem Alterthum hie und da bis zum Aberglauben erhöht werden mußte. Unter allen Werken des menſchlichen Geiſtes behauptete daher die homeriſche Poeſie auch in Rückſicht auf den äußern glücklichen Erfolg die erſte Stelle [36]. Nicht bloß die Argeier erkannten dem Homeros den Vorzug in der geſamten poetiſchen Kunſt zu, und ſetzten ihm alle übrigen nach [37]; nicht bloß Quinctilianus behauptet, die Poeſie habe durch ihn ihren Gipfel erreicht, wie die Beredſamkeit durch Demoſthenes [38]; nicht bloß Lucretius ertheilt ihm den Scepter unter allen Erfindern der Künſte und Schönheiten [39]: es war dieß beynah allgemeine Denkart des Alterthums. So unermeßlich tief auch der Künſtler, welcher bloß aus ſeinem Geſichtspunkte ſtreng würdigt, das homeriſche Epos unter die ſophokleiſchen oder ariſtophaniſchen Werke ſetzen wird: ſo muß er doch anerkennen, daß man in jener, wie alte Erfahrung beſtätigt, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl, eine alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes anregende und ausbildende Unterhaltung finden kann; daß ſie eben darum, weil ſie ein kunſtloſes Naturgewächs iſt, eigenthümliche Vorzüge vor den höchſten Kunſtbildungen voraus beſitzt, und außer dem künſtleriſchen, auch hoden geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Werth hat. Bleibt man endlich bey der gewöhnlichen Anſicht ſtehn: ein Mann habe ohne alle Vorgänger, die er hätte nachahmen können, zwey ſolche Kunſtgewebe, wie die Ilias und Odyſſee, ſo vollendet, daß ihn kein Nachfolger je erreichen konnte, und habe die Gattung, in welcher er der vollkommenſte Meiſter war, zuerſt geſtiftet [40]: ſo wird man ſelbſt den Ausſpruch:

---

[35] Horat. Epist. II. 1, 28. [36] Plin. Nat. Hist. VII. 29. [37] Aelian. IX. 15. [38] Inst. XII. 11 p. 391 : II. ed. Bip. [39] III. [illegible]

> Kaum ſchuf ihn die Natur, und ruhete nach der Geburt aus,
> Weil ſie die ganze Kraft wandt' auf den einen Homer;

nicht übertrieben finden; und den Dichter, wenn man nicht den künſtleriſchen Werth genau wägt, ſondern nur die Größe der Geiſteskraft überhaupt ungefähr ſchätzt, mit Plinius wohl für den glücklichſten aller Erfinder gelten laſſen [41]. Gewiß verdiente er die Vergötterung ungleich mehr, als ſo manches andre von den Hellenen angebetete Weſen. Nach der Denkart des Alterthums iſt demnach das Gedichtchen:

> Iſt Homeros ein Gott, ſo werd' er verehrt mit den Göttern:
> War er ein Menſch, ſo ſey dennoch als Gott er geehrt;

nicht blos ein Gedicht der Bewunderung, ſondern wahre Anſicht der Sache.

Um ſo größeres Lob verdient die ſcharfe Genauigkeit, die kühne Freymüthigkeit, mit welcher die Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters den vergötterten Ho-

---

[40] Vellej. Paterc. lib. I. cap. 5. [41] Plin. 29.

meros tadelten. Sie hielten den anerkannt vollendeten keinesweges für fehlerfrey und correct. Wie viele Fehler fanden nicht jene großen Triumvirn der hellenischen Kritik, namentlich Zenodotos und Ariſtarchos, in ihrem bewunderten Dichter? Es beweiſt ſtrenge Foderungen, wenn Horatius [42] ſagt: »er wundre ſich lächelnd, wenn er den Choerilos zwey- oder dreymal gut finde; er, der (ſeiner edeln Brennbarkeit gemäß) unwillig zürne, wenn der gute Homeros etwa einmal ſchlummre.« Longinos [43] bekennt es misbilligend, daß Homeros nicht ſelten falle, obgleich er ſeiner großen Natur mit Recht den Vorzug vor der Correctheit des Apollonios ertheilt. Wie bey allen Kunſturtheilen der Alten auf die beſtimmte Gattung und Geſtaltung des beurtheilten Werks ſtete Rückſicht genommen wird: ſo auch bey dem der Kritiker über Homeros. Selbſt Quinctilianus [44] ſagt: »Homeros hat ohne Zweifel Alle in allen Arten der Redekunſt weit übertroffen; doch vorzüglich die Heroiker: denn bey ähnlichem Stoff iſt die Vergleichung am deutlichſten.« Bey der verſchiednen Geſtaltung des homeriſchen und des heſiodiſchen Epos hatte Zenodotos einen ſo beſtimmten Begriff und ein ſo ſichres Gefühl, daß er nach dieſem Kennzeichen über die Ächtheit homeriſcher Stellen dreiſt zu entſcheiden wagte. Überhaupt war es durchaus nicht die Weiſe der Hellenen, alles von jedem zu fodern, und in Einem alles finden zu wollen. Ihre erſte Foderung an jedes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes war Conſequenz; mochte ein Werk auch andern Bildungsarten ſchädlich und gefährlich, und in manchen fremdartigen Rückſichten durchaus verwerflich ſeyn: dieß hinderte ſie nicht, ſeinem Werth zu huldigen, wenn es nur ganz war, was es ſeiner beſtimmten Gattung und Geſtaltung nach ſeyn ſollte und konnte. So ſehr auch die Kritiker, deren Kunſturtheile nicht eigne willkührliche Einfälle und Machtſprüche einzelner Menſchen, ja auch nicht einmal vorübergehende Lieblingsneigungen eines Zeitalters, ſondern, im Ganzen genommen, nichts andres waren, als eine verſtändige Auswahl, eine prüfende Sammlung, weitere Ausführung und nähere Beſtimmung der bewährteſten und allgemeinſten Kunſturtheile des geſammten helleniſchen Alterthums, in die allgemeine Bewunderung des Homeros einſtimmten: ſo gaben ſie doch auch ſolchen Epikern eine Stelle unter den Claſſikern dieſer Kunſtart, deren anerkannte Fehler nicht bloß Mangel an Correctheit, ſondern auch das Gegentheil von Vollendung beweiſen, weil ſie für eine entſchiedne Bildungsſtufe der epiſchen Kunſt in ihrer Art die vortreflichſten waren. Man hat den helleniſchen Kunſtkennern oft mit Recht Mangel an Biegſamkeit, ſich in den Geiſt eines entfernten Zeitalters, wie des heroiſchen, und fremder Völker zu verſetzen, vorgeworfen. Unſtreitig wären auch die größten alexandriniſchen Kritiker unfähig geweſen, römiſche, oder gar keltiſche und indiſche Poeſie ganz zu begreifen und richtig zu würdigen. Eigenthümlichkeit iſt nur eine Nebenſache bey der Beurtheilung des Claſſiſchen. Daß ſie aber dieſem großen Ziel ihrer kritiſchen Auswahl unverrückt treu blieben, bis zur ſcheinbar ungerechten Vernachläſſigung ſehr eigenthümlicher und ſehr kraftvoller helleniſcher Künſtler; wird jeder, welcher ſich auf künſtleriſchen Werth verſteht, oder ſich bis zum hiſtoriſchen Geſichtspunkt erheben kann, eher billigen als misbilligen. Nur durch eine ſolche Beſchränkung auf einen Zweck kann das größte wie das kleinſte menſchliche Geſchäft zu einer künſtleriſchen Vollkommenheit ausgebildet werden. Überdem war es eine allgemeine mit der Richtung und dem innern Bau der helleniſchen Bildung ſelbſt weſentlich zuſammenhängende Denkart des geſammten Alterthums, überall, vorzüglich aber in der Kunſt, mehr Werth auf die Geſetzmäßigkeit der Geſtalt, als auf das Maß der Kräft zu legen. Zwar äußert ſich bey den Hellenen, wo ſelten ein richtiger Begriff anders, als unter Begleitung der angränzenden Irrthümer aufzukeimen pflegt, der herrſchende Hang, alle Werke der Kunſt unter beſtimmte Arten zu ordnen, auch durch verkehrte Anwendung auf bloß eigenthümliche poetiſche Producte ohne geſetzmäßige Geſtalt; wie zum Beyſpiel in den Scholien [**] die fünf Arten lyriſcher Naturpoeſie, welche Homeros erwähnt, ſo benannt werden, als ob es eben ſo viele allgemeine Gattungen der lyriſchen Kunſt wären; indeſſen zeigt ſich doch in den Äußerungen der Einſichtsvolleren ein ſehr beſtimmtes Gefühl von dem unermeßlich verſchiedenen Werth einer nothwendigen Kunſtart der Poeſie, und einer willkührlichen oder zufälligen dichteriſchen Natureigenthümlichkeit. Sie ſuchten und lobten nicht ſowohl vorübergehende Außerordentlichkeit, und was für den Augenblick am auffallendſten glänzen und wirken kann, als für die Ewigkeit dauernden Werth. Wie ſollten aber Werke dauern können, deren Geſtalt von den natürlichen und nothwendigen Foderungen und Beſtrebungsgeſetzen des menſchlichen Geiſtes abweichen, und nicht auch der Art nach urbildlich ſind.

---

[42] Art. v. 358. [43] cap. XXXIII. 4. [44] lib. X. cap. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

[**] Hom. Vill. p. 51. ad v. 473. Σ.

Stete Prüfung claſſiſcher Schriften, deren damals vollſtändiger Reichthum jetzt zum Theil unwiderbringlich verloren iſt, war für die alten Kritiker das Hauptgeſchäft ihres ganzen Lebens. Durch eine ſolche Abſonderung mußte das Kunſturtheil ſelbſt zu einer Kunſt reifen; und an Schärfe, Sorgfalt und geordnetem Reichthum der Beſtimmungen erſcheinen auch wirklich die frühern Äußerungen ähnlicher Art gegen die Kunſturtheile des kritiſchen Zeitalters nur wie glückliche Verſuche und kunſtloſe Naturgewächſe. Freylich war das gewaltige Heldengeſchlecht der alten Urkünſtler ſchon untergegangen, und mit ihm der großartige Geiſt und der Sinn für das Höchſte. Kleinliche Künſtlichkeit, zweckloſe Vielwiſſerey und bloß nachahmender Fleiß waren herrſchender Geiſt des Zeitalters; das Gefühl war in Schlaffheit verſunken. Es lag im Gange der helleniſchen Bildung, daß die Kritik erſt reifen konnte, nachdem die Poeſie verblüht, das Urtheil nicht mehr durch die Herrſchaft einer beſondern urſprünglichen Dichtart oder eines beſtimmten Urbildes beſchränkt, das Syſtem der claſſiſchen Werke vollendet, und die künſtleriſche Schöpferkraft verloren war; da es keinen öffentlichen Geſchmack mehr gab. Erſt, nachdem ſie nicht mehr claſſiſch dichten konnten, möchte man beynah ſagen, lernten die Hellenen claſſiſch urtheilen. Doch darf man ſich die großen alexandriniſchen Kunſtrichter nicht als beſchränkte Bücherkenner denken; auch diejenigen, welche nicht ſelbſt Künſtler waren, beſaßen doch mehr oder weniger ſo viel künſtleriſches Gefühl, als in ihrem Zeitalter überhaupt noch vorhanden war; und allein die bekannten Züge, welche ſich jeder gleich aus römiſchen Schriftſtellern erinnern wird, ſind hinreichend, uns nahmentlich den Ariſtarchos als einen Mann von eigenthümlichem Geiſt zu ſchildern. Sie irrten oft nur aus Übermaß von unzeitigem Scharfſinn; und manche ihrer Tadler ſind ſicher, nie aus dieſem Grunde zu irren. Wenn ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtung ſehr oft durch falſche Begriffe ganz irre geleitet, oder doch durch fremdartige Zuſätze entſtellt ward: ſo war dieß nicht einmal ein ausſchließlich eigenthümlicher Fehler ihres Zeitalters oder ihrer Gattung, ſondern eine allgemeine Beſchränkung der geſammten alten Bildung. Selbſt der Hauptirrthum, woraus faſt aller ungegründeter Tadel des großen Dichters entſprungen zu ſeyn ſcheint: daß ſie nicht bloß epiſche, ſondern jede Art von poetiſcher, ja auch logiſche, ethiſche und vorzüglich rhetoriſche und geſellſchaftliche Schicklichkeit von ihm foderten; enthält die richtige Bemerkung, daß der Geiſt der homeriſchen Poeſie allgemein, und nicht bloß künſtleriſch ſey: aber mit Unrecht eigneten ſie ihr auch in andern Rückſichten jene Vollendung zu, auf welche ſie von der künſtleriſchen Seite allein Anſprüche machen darf. Dieſer Hauptirrthum verleitet ſelbſt den Ariſtarchos [46] zu manchen ſehr froſtigen Einfällen. Aus dieſer Quelle iſt auch, nach einigen Beyſpielen [47], nach dem Beynahmen eines rhetoriſchen Hundes, und nach dem Geiſt der Zeit zu ſchließen, der berüchtigte Tadel des Zoilos gefloſſen. Er muß es ſehr weit getrieben haben, um ſo allgemein verabſcheut zu werden; da doch die Freymüthigkeit des Ariſtarchos, und ſelbſt die Kühnheit des Zenodotos, dieſe Männer nicht hinderte, zu dem höchſten Ruhm und Anſehn zu gelangen. Auch fällt es in die Augen, wie unermeßlich viel an dem Dichter zu tadeln ſeyn würde, wenn jemand, dem kein Schönheitsgefühl dabey im Wege ſtände, ihn nach jenem Grundſatz ſtreng beurtheilen wollte. Die unter ihnen allgemein herrſchende Vorausſetzung, daß in der homeriſchen Poeſie nichts Unſchickliches, Überflüßiges, Verworrnes, Dürftiges ſeyn könne, beweiſt, wie ausgemacht und gewiß ſie die Vollendung derſelben hielten.

---

[46] Wolfii Proleg. p. CCL. not.

[47] Schol. min. ad Il. V, 4. ss. Longin. IX, 14. Plut. Symp. V, 4.

Kurz zuſammengefaßt iſt das Kunſturtheil des kritiſchen Zeitalters über Homeros: er war ein höchſt vortreflicher, nicht bloß claſſiſcher, ſondern auch vollendeter, aber incorrecter epiſcher Künſtler von allgemeinem, nicht bloß auf dichteriſche Bildung beſchränktem Geiſt und Werth. Dieſe Züge, welche man als eine weitere Ausführung und nähere Beſtimmung von dem Ausſpruch des Polemon betrachten kann, ſind unter allen Anſichten des Alterthums von der homeriſchen Poeſie die dauerndſten, bewährteſten und allgemeinſten, welche, nach Abſonderung alles deſſen, was nur einzelnen Zeitaltern oder Gattungen angehört, übrig bleiben.

Die Geſchichte des helleniſchen Begriffs von dem homeriſchen Epos kann beynah für eine Charakteriſtik des helleniſchen Kunſturtheils überhaupt gelten, welche hier, wo die Zeitordnung dem Zuſammenhange der Gegenſtände nachgeſetzt werden darf und ſoll, dem Gebrauch dieſer wichtigſten Hülfsquelle der Kunſtgeſchichte als Rechtfertigung und als Leitfaden vorangehn mußte: denn bey dem allergemeinſten aller helleniſchen Dichter konnten ſich alle fehlerhaften und alle nachahmungswürdigen Eigenthümlichkeiten deſſelben am freyeſten entwickeln. Für die Vermuthung indeſſen, daß jenes allgemeine, in der alexandriniſchen Periode völlig beſtimmte und vollendete Urtheil über die homeriſche Poeſie, welches keinesweges, weil es die Alten geſagt haben, für richtig gelten darf, immer die Denkart der Kunſtverſtändigen bleiben werde, dürfen hier eben ſo wenig einzelne Beweiſe angeführt werden, wie für die Behauptung, daß der Geſichtspunkt des Claſſiſchen, welcher die Grundlage der kritiſchen Auswahl künſtleriſcher Schriften war, derjenige ſey, aus welchem man das künſtleriſche Alterthum vorzüglich betrachten ſah. Die nothwendigſten Winke über das erſte liegen zerſtreut in dem Abſchnitt von der homeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters, ſowohl in dem bisher Geſagten, als auch in dem noch Folgenden: das letzte aber iſt beynah der Gegenſtand dieſes ganzen Werks.

Man hat bisher faſt nur die Klagen über die allgemein bekannten und ſo leicht zu bemerkenden Fehler der helleniſchen Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters bis zum Ekel wiederholt; und was man in einzelnen Stücken wirklich überſah, oder auch nur zu überſehn glaubte, breit und unbedingt verworfen. Es iſt ſehr unhiſtoriſch. Fehler, welche in dem Gange und in den Verhältniſſen eines gebildeten Volks und Zeit alters nothwendig gegründet ſind, nicht als eine Schranke der menſchlichen Natur zu betrachten, ſondern als eine Schuld der Einzelnen, welche auf der nicht von ihnen beſtimmten Bahn mit Kraft und Geſchicklichkeit wandeln oder irren. Man braucht nur etwas von dem ſokratiſchen Geiſte zu haben, welchen kein Philolog füglich entbehren kann, um die Geſchichte jedes Begriffs bey dem geiſtreichen Volke, deſſen Verſtand ſo inconſequent, wie ſeine Natur conſequent war, mit Wißbegier und Luſt zu verfolgen, und ſelbſt Irrthümer in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf dem Boden, wo ſie einheimiſch ſind, gern zu erforſchen; wenn man Irrthum nennen darf, was eine unvermeidliche Stufe auf dem nothwendigen Wege der menſchlichen Wiſſenſchaft iſt, und desfalls, mag es noch ſo ſehr abzuweichen ſcheinen, doch nur eine Annäherung zum Ziel ſeyn kann. Hätte man endlich nicht bloß die äußre Veranlaſſung, ſondern den eigentlichen Sinn und Geiſt der kritiſchen Auswahl der Claſſiker einigermaßen gefaßt; über welche freylich niemand mitſprechen ſollte, dem Vortreflich und Claſſiſch, Vollendet und Correct ungefähr gleich viel gilt, oder dem, um etwas zu wiederholen, was nicht genug eingeſchärft werden kann, Apollonios und Virgilius, Homeros und Heſiodos ziemlich den nämlichen Eindruck gewähren: ſo würde man auch erkannt haben, wie vieles wir noch aus den Kunſturtheilen der Alten zu lernen haben; und daß die helleniſche Anſicht vom homeriſchen Epos etwas mehr ſey, als ein warnendes Beyſpiel helleniſcher Umdeutung. Sie ſollten und könnten urkundliches Gewicht, und beynah das Anſehn von Geſetzen für uns haben: denn wer ſich durch

Urkunden und Geſetze von der freyeſten eignen Prüfung zurückhalten läßt, der iſt ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte ſich wohl auch hier bewähren: Je wiſſenſchaftlicher, je geſchichtlicher; je mehr die Behandlung der Alterthumskunde den ſtrengſten Foderungen der Vernunft angemeſſen ſeyn wird, je mehr werden die willkührlichen Vorausſetzungen verſchwinden, und den Zeugniſſen des Alterthums ihr unrechtmäßig entriſſenes Anſehn wieder einräumen. Selbſt zu den eigenthümlichſten Unterſuchungen der neuern Philologen liegen die weſentlichſten Beſtandtheile in Keimen und Bruchſtücken offenbar in den Alten, und eine vollendete Geſchichte der helleniſchen Poeſie würde, nicht mehr beſchäftigt mit Hinwegräumung falſcher Vorſtellungsarten, das meiſte und das wichtigſte mit ihren eignen Worten ſagen können.

Allerdings aber dürfen wir, wenn es möglich iſt, weiter zu gehn, nicht dabey ſtehn bleiben, die Kunſturtheile der Alten zu ſammeln, zu ſichten, zu ordnen, dadurch zu erklären, durch ſich ſelbſt zu berichtigen und zu ergänzen. Sollte die geſammte Menſchheit nicht auch, wie der Einzelne, ihre eigne Natur und alle Äußerungen und Veränderungen derſelben immer beſſer verſtehn und begreifen lernen, je mehr ſie ſich ſelbſt entwickelt? In mancher Hinſicht iſt ſelbſt die Entfernung vortheilhaft. Die Alten ſtanden zum Beyſpiel zu nah und nicht hoch genug, um den Werth der epiſchen Dichtart richtig ſchätzen zu können; wiewohl ſich noch mehr aus dem Geiſt der damaligen Dichtkunſt als aus einigen Äußerungen des Platon und Ariſtoteles über den Vorzug der Tragödie vermuthen ließe, daß mancher alte Athener hierin weiter geſehn haben muß, wie die Spätern. Aber ſelbſt in der beſten Zeit konnten die Hellenen kein Kunſtwerk nach dem höchſten Maßſtab würdigen, weil für ſie das Vollendete in der würdigſten Gattung das höchſte Schöne war. Strengere Foderungen, wenn ſie nur in todten urbildlichen Begriffen beſtehn, und nicht aus eignem lebendigem Kunſtgefühl entſpringen, haben keinen Werth. Wir verweilen daher nicht bey der bloßen Möglichkeit, daß ein andrer Epiker mit der Vollendung des Homeros Correctheit verbinden, und ihn nicht bloß in andern, nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern auch bey gleicher Harmonie, an dichteriſcher Fülle und Kraft übertreffen könnte. Weſentlicher iſt es, daran zu erinnern, daß das Höchſte der Kunſt, der Schein des Unbedingten und Unendlichen in Stoff und Geſtalt, im Dargeſtellten und in der Darſtellung, im reinen Epos durchaus nicht ſtatt finde; daß alſo dieſe Dichtart an und für ſich ſchlechthin verwerflich iſt: wenn anders, was die Triebfeder des Künſtlers ſeyn ſoll, und ſeine Anſprüche allein rechtfertigen kann, nicht ein zufälliges Bedürfniß iſt, welches nach Willkühr und Ungefähr, wie es ſich fügt, entweder ganz oder halb, nur ein wenig oder auch gar nicht befriedigt werden mag, ſondern eine nothwendige Foderung, ein Geſetz der Menſchheit, unvergänglicher und heiliger, als alle Satzungen endlicher Mächte. Ein Urtheil, welches die epiſch genannten Miſchgedichte der Spätern, eben weil ſie das, was ſie vorgeben, nicht ſind, natürlich nichts angeht. Doch wird jeder Verſtändige die weiſe Fülle der Natur bewundern, welche ſtatt einer einförmigen Vollkommenheit Urbilder aller Gattungen aufſtellte; er wird erbegreifen, daß die Kunſt auf der erſten, doch nicht zu überſpringenden Bildungsſtufe nicht höher ſteigen, und weder rein, noch ſelbſtſtändig ſeyn konnte; und er wird auch das Epos in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange ehren, und ihm gern ſeine beſtimmte Stelle auf dem Wege der menſchlichen Bildung gönnen. Die Gattung und Geſtaltung, die allgemeinen Verhältniſſe und Schranken eines Kunſtwerks zu beſtimmen, das gehört nur zu den Vorbereitungen des eigentlichen Kunſturtheils; obwohl manche über alles entſcheiden, die nicht einmahl vom Fachwerk der Kunſt gründliche Kenntniß haben. Das Weſentliche iſt, einen Widerſchein des Werks ſelbſt zu geben, ſeinen eigenthümlichen Geiſt mitzutheilen, den reinen Eindruck ſo darzuſtellen, daß die Geſtalt der Darſtellung ſchon das künſtleriſche Bürgerrecht ihres Urhebers beglaubigt; nicht bloß ein Gedicht über ein Gedicht, um eine Weile zu glänzen; nicht bloß den Eindruck, welchen das Werk geſtern oder heute auf dieſen oder jenen macht oder gemacht hat, ſondern den es immer auf alle Gebildete machen ſoll. Ein ſolches Kunſturtheil, welches allein den Namen verdient, über die homeriſche Poeſie zu verſuchen, wäre jetzt wohl zu früh; indem noch ſo viele vorläufige Fragen zu beantworten ſind: ſo daß jeder, der in den Geiſt des Dichters möglichſt eindringen, ihn ganz mit ganzer Seele faſſen will, doch nicht umhin kann, ſich in eine Menge von Bemerkungen und Unterſuchungen andrer Art zu verlieren, welche die heilige Muße ſtören, in der allein das Schöne hervorgebracht und empfangen werden kann.

Es ſind demnach nicht etwa bloß Lücken in den alten Kunſturtheilen, welche meiſtens im Allgemeinen zu unbestimmt, im Einzelnen kleinlich werden, auszufüllen; wesentliche Begriffe, wie die von den Dichtarten, zu berichtigen; Vernachläßigungen des Eigenthümlichen zu ersetzen, und in der kritischen Auswahl der Claſsiker vorgefallne Auslaſſungen Epoche machender Kunſterfinder von der Wichtigkeit des Laſos zu bemerken: ſogar der weſentlichſte Beſtandtheil eines Kunſturtheils bedarf faſt immer einer Beſchränkung oder Erweiterung, und einer weitern Ausführung. Bey alle dem empfanden die Alten die Schönheit der homeriſchen Poeſie unſtreitig weit richtiger, wie diejenigen, welche, wie es jetzt faſt herrſchende Sitte iſt, alles eigennützig auf ſich und ihren Zuſtand beziehend, im Homeros nur das täuſchende Gemählde der für ſie verlornen Natürlichkeit empfindſam lieben. So entfernt iſt man, im Ganzen genommen, ſelbſt von dem Standpunkte, von welchem man das homeriſche Epos in künſtleriſcher Beziehung richtig würdigen kann. Auf das empfindſame Lächeln einer ſchmerzlichen und fruchtloſen Sehnſucht jener verirrten Naturträumer könnte man anwenden, was der Dichter von den Freyern ſingt:

Ihr brachte zu Angſtgelächter die Freyer
Pallas Athene; ihr Geiſt ward' irr, verzuckt von der
grauſen
Lach' ihr Geſicht.

Von ganz andrer Art iſt jenes Lächeln, jene leiſe, ironiſche und beynah parodiſche Stimmung, mit der auch ein Horatius, ein Ariſtophanes, mancher andre ſokratiſche Athener, und ſelbſt der Homeride, welcher den Hymnus auf Hermes dichtete, das alte Epos geleſen haben müſſen. Es ſo zu leſen, iſt vielleicht der kürzeſte Weg zu einer richtigen Anſicht ſeiner weſentlichſten und verkannteſten Eigenſchaften. Nur verſuche man dabey, den Vater der Dichter zuweilen auch wieder in der Stimmung und in dem Sinne zu vernehmen und zu hören, wie ihn Sophokles hörte, und Äſchylos, und Pindaros, und Alkäos und der alte Archilochos.

Noch mehr Verbeſſerung und Berichtigung, als ſelbſt das Kunſturtheil der Hellenen über die homeriſche Poeſie bedarf ihre allgemeine Anſicht von derſelben, beſonders die geſchichtliche. Nicht bloß in einem Zeitalter und von einer einzelnen Gattung von Beurtheilern und Liebhabern, ſondern von allen ohne Ausnahme, iſt es verkannt worden, daß das homeriſche Epos ein Naturgewächs ſey; alle haben in den Keim alles hineingetragen, was ſich ſpäterhin aus ihm entwickelte. Doch iſt die in dieſem Stücke richtigere Anſicht der Neuern, welcher wir, in der Meynung, daß ſich die Anſicht der Alten und die Anſicht der Neuern von der homeriſchen Poeſie gegenſeitig durcheinander berichtigen und ergänzen laſſen, durch den Verſuch im Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters, und im Eingang des Gegenwärtigen, nicht bloß die eigne Natur, ſondern auch den allmähligen Wachsthum dieſes Gewächſes darzuſtellen, gefolgt ſind, durch ausſchweifende Übertreibung nicht minder in Umdeutung des Dichters gerathen, wie die verirrteſten unter den Alten. Homeros, ſo ſcheint es, war nun einmal beſtimmt, von ſeinen Bewunderern verwandelt zu werden. Bald ward er als Tragiker angebetet, bald als Improviſatore; ehedem als Philoſoph, jetzt als reiner Wilder; wie es beym Empedokles heißt:

Jüngling war er jetzt, war jetzo Mädchen, dann Staude,
Vogel darauf, und glänzender Fiſch.

Die Vieldeutigkeit der Worte, Kunſt, Natur, Kunſtpoeſie und Naturpoeſie, und die häufige Unbeſtimmtheit der damit verknüpften Begriffe giebt dem Hange der Umdeutung noch freyeres Feld. Will man alle Poeſie, welche ſich durch Allgemeinheit des Geiſtes, der Gattung und Geſtaltung bis zur zweckmäßigen, wenn gleich abſichtsloſen, und nur durch Natur entſtandenen Übereinſtimmung mit den Foderungen der Schönheit, und bis zur Urbildlichkeit erhebt, Kunſt nennen: ſo iſt Homeros ein Künſtler. Setzt man das Weſen der Kunſt in der abgeſonderten Ausbildung: ſo fängt die helleniſche Kunſtpoeſie mit Archilochos und Kallinos an, als ſich verſchiedene entgegengeſetzte Arten und beſtimmte Richtungen entwickelten. Setzt man es in ſelbſtthätiger Nachahmung anerkannter Urbilder, und in der Leitung durch einzelne, aus lebendiger Übung entſtandne, vom Meiſter auf den Jünger in Kunſtſchulen fortgepflanzte Vorſchriften: ſo beginnt ſie vor Laſos, Pindaros und Simonides. Die alten Lyriker äußerten gegenwärtige Zuſtände, ſtellten wirkliche Empfindungen dar; im Epos waren die wirklichen Begebenheiten, welche den Grundſtoff deſſelben ausmachten, zwar mit vielen Erdichtungen vermiſcht; doch hatten ſich dieſe ſo allmählig angebildet, waren ſo innig verwebt, und alles ward durch die Geſtalt der Darſtellung ſelbſt in eine ſo wunderbare Entfernung hinausgeſchoben, daß die dichteriſche Erfindung von der geſchichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geſchweige denn ihr entgegengeſetzt erſchien. Ganz anders in der dramatiſchen Kunſt, wo die Änderungen der gegebenen Mythen nicht nur auffallender und plötzlicher waren, ſondern wo auch die Freyheit des Dichters ſchon durch die Geſtalt der Darſtellung, in der das Entfernteſte als unmittelbar gegenwärtig erſcheinen ſollte, ſich als ſolche laut ankündigte. Dadurch ward die Poeſie wie völlig losgeriſſen von der wirklichen Welt, in der ſelbſt die kunſtmaßigſten epiſchen und lyriſchen Gedichte der alten Hellenen noch einen Halt und Boden fanden, an den ſie ſich anſchließen, auf dem ſie ruhen konnten. Sie mußte nun ſtreben, für ſich beſtehen zu können, und ihre Bildungen in ſich ſelbſt zu vollenden. Durch innere Ganzheit ſelbſtſtandiger Hervorbringungen aus bloßem reinem Schein verdient die dramatiſche vorzugsweiſe und im vollſten Sinne poetiſche Kunſt zu heißen, deren Weſen nach den Alten in der Vollendung bleibender Werke beſteht **); im Gegenſatz der praktiſchen Kunſt, welche ſich handelnd außert, und ſchon durch Handlungen ihren Zweck erreicht, wie der Tanz, die rhetoriſche Kunſt **), und, nach dieſer Anſicht, wohl auch die lyriſche. Merkwürdig iſt es, daß Solon, welcher die homeriſchen Rapſodien mit großer Sorge ans Licht zog, ſelbſt Elegieen dichtete, und ſeine Geſetzgebung zuerſt metriſch zu verfaſſen ſuchte **), die Vorſtellungen des Thespis als ſchädliche oder doch zweckloſe Täuſchungen und Unwahrheiten misbilligte. Nachahmung iſt in der platoniſchen Kunſtlehre das unterſcheidende Merkmahl der dramatiſchen Gattung, und zugleich eine der weſentlichſten Eigenſchaften der Poeſie überhaupt. Aber

---

**) Quinct. libr. II. cap. 18.

**) Plut. Sol. p. 80.

auch die alten Dramatiker hatten meiſtens, gleich den kunſtmäßigſten Lyrikern, vom Zweck ihrer Kunſt vielleicht eben darum, weil er unendlich war, keinen völlig beſtimmten Begriff. Beyde hielten ſich vielmehr für Weiſe, für Richter öffentlicher Verdienſte und Tugenden, für Aufbewahrer großer Thaten, für vortreffliche Geſellſchafter, Freunde und Liebende, für würdige Rathgeber edler Fürſten, für verdiente Bürger, Lehrer, Führer und Vertheidiger des Volks, auch wohl für Seher und Vertraute der Götter, als daß ſie den eigentlichen Werth desjenigen erkannt hatten, was die Nachwelt allein in ihren Werken ſchätzt. Im kritiſchen Zeitalter der helleniſchen Poeſie griffen die Gedichte ſo wenig ins Leben ein, ſie hatten ſogar keinen bürgerlichen, ja ſelten einigen ſittlichen Werth, ſie athmeten ſo wenig ächte Weisheit; an die Stelle der natürlichen Mittheilung mythiſcher Geſchichten und außerordentlicher Empfindungen durch epiſche und lyriſche Gedichte als die nothwendigen und lange Zeit für dieſen Zweck und Stoff einzigen Werkzeuge und Geſtalten trat, bey immer abſichtlicher Wahl der Mittel, nachdem es auch andre gab, nachdem ſich die Proſa, bey den verſchiedenen Stämmen zu verſchiedener Zeit, überall aber nachdem die Poeſie dieſes Stamms ſchon verblüht war, völlig gebildet hatte, ſo hauſig bloß willkührliche Verſetzung in den Glauben des alten Epikers, in die Stimmung des alten Lyrikers: daß ſich unter dieſen Umſtänden der Zweck reiner Künſtlichkeit recht beſtimmt entwickeln konnte und mußte. Bey den Alten wirkte das künſtleriſche Urtheil nur im Hervorbringen, zum Anordnen und Geſtalten des gegliederten Werks; im

kritiſchen Zeitalter richtete es ſich auch rückwirken
bis auf die feinſten Fäden des ganzen Kunſtgewebe
indem es auch die zarteſten Theile immer wiede
durcharbeitete und ausbildete. Unſtreitig iſt Apoll
nios mehr Künſtler als Piſandros, Kallimachos un
ſein römiſcher Nachfolger mehr als Mimnermos; un
in dieſem Sinne zeigt ſich im Gange der alten Po
ſie neben dem Kreislaufe auch eine gewiſſe Fortſchre
tung; wie ſich denn auch erſt in den Werken ein
ger römiſchen Künſtler der Einfluß philoſophiſch
Begriffe vom Zweck und Werth der Kunſt zu äußer
anfängt. Doch iſt der Kreislauf in der Geſchich
der geſammten alten Poeſie ſo herrſchend, daß ſ
eben darum, wenn man ſie in Maſſe als ein Ga
zes für ſich betrachtet, nicht als ein Werk der Kun
erſcheint, deſſen Bewegungen nach der Richtung d
Vernunft zweckmäßig beſtimmt wären, ſondern a
ein Erzeugniß der Natur, welches ſich, den Geſetz
aller lebendigen Kräfte gemäß, durch Trennung u
Vereinigung des Ungleichartigen und Gleichartig
geſtaltete, gliederte, wuchs, blühte, reifte, ſich fo
pflanzte, verhärtete und endlich auflöſte; und in
fern kann die alte Poeſie überhaupt Naturpoeſie g
nannt werden, wenn es eine Kunſtpoeſie giebt, w
che ihr in dieſem Sinne entgegengeſetzt iſt.

Bildung kann man eigentlich nur demjenig
beylegen, was ſich zu einer geſetzmäßigen Geſta
entwickelt hat. Sie hat eben darum einen allgem
nern und höhern Werth als Verfeinerung, ja au
als Cultur: denn abſichtlicher Anbau der Anlag
kann durch ſeine Willkührlichkeit ſelbſt leicht in au
ſchweifende Geſtalten und widernatürliche Mißb

dung gerathen. Der erſte beſte barbariſche Naturſänger des Südens oder des Nordens iſt leicht feiner, geiſtiger, edler als der einfältige Homeros; aber Homeros iſt claſſiſcher, und eben darum gebildeter. Auch der Kunſtloſe kann gebildet ſeyn; und gewiß war der Dichter, welcher ſich durch das zarteſte Ebenmaß, ordnende Beſonnenheit und durch die feinſte Schicklichkeit ſo ſehr unterſcheidet, nicht roh.

Es würde leicht ſeyn, eine große Menge ſolcher Züge aufzuſtellen, deren wir hier einige als Belege dieſer Behauptung wider das Vorurtheil von der homeriſchen Wildheit zur Erfriſchung für diejenigen, welche die Orgien der ächten Muſen kennen, aus einem unerſchöpflichen Vorrath ausheben wollen. Die fein gemiſchte Eigenthümlichkeit des Menelaos in der Ilias, dem es weder an Heldenmuth noch auch eigentlich an Klugheit, aber an eignem Willen 10) fehlt, nach dem Worte des Agamemnon:

Denn oft ſäumt mein Bruder, und geht ungern an die Arbeit,
Nicht von Trägheit beſiegt, noch Unverſtande des Geiſtes,
Sondern auf mich herſchauend und mein Beginnen erwartend;

iſt für ſeinen Antheil an den Begebenheiten, welche die Flucht ſeiner nicht unedlen aber äußerſt verführbaren Frau nach ſich zog, wie geſchaffen, und ſo zart gehalten als ſchlau erſonnen. Die ſpäte Heimkunft des Odyſſeus, die werdende Entſchloſſenheit des ver-

---

10) Darum will er auch, von Leidenſchaft plötzlich aufgetrieben, mehr als er vermag (Ilias VII. 94. f.): er, welcher in der Noth ohnmächtig verzagt, und nichts weiß, als den Vater der Götter verzweiflungsvoll zu ſchimpfen (III. 364).

ſtändigen Telemachos wird durch eine an mehrern Stellen leiſe durchſchimmernde Vergleichung mit der frühen aber ſchrecklichen Rückkehr des Agamemnon und mit der kühnen Rache des Oreſtes angenehm gehoben. Dieſe Geſtalten durften nur um ein Weniges zu laut aus dem Hintergrunde hervortreten, ſo war die ſchöne Einheit des Ganzen geſtört. Wie bewundrungswürdig iſt die Behandlung einer ſo großen Menge alter Sagen in der Nekyia? Nirgends findet ſich hier todte Maſſe, bloß mythiſche, nicht poetiſche Abſchweifungen: aber auch nirgends Überfluß, wie es doch bey dieſem Stoff ſo unvermeidlich war, wenn er von einer bloß erfinderiſchen, glücklichen Natur ohne geübtes Gefühl für Schicklichkeit, Maaß und Einheit ausgebildet worden wäre. Die Herrſchaft dieſes Gefühls über eine ſo reiche Dichtung, dieſes nicht zu viel und nicht zu wenig, will viel ſagen. Überhaupt ſteht der ganze mittlere Theil der Odyſſee im Wunderbaren und in der Fülle auf dem Gipfel der Reiſe. Nur etwas weiter, und die Gränze der Schönheit wäre überſchritten, und die Dichtung näherte ſich heſiodiſcher Ausſchweifung. — Den heitern Neſtor bey ſchon ganz naher und näher dringender Gefahr noch bey fröhlichem Schmaus und traulichem Geſpräch zu finden, kann in einem helleniſchen Dichter ſo wenig befremden, als die dadurch wohlthätig gehobene ſchöne Gleichmüthigkeit des wackern Alten im Sturm der darauf folgenden Schlacht. Doch konnte dieſe künſtleriſche Kühnheit ihre Gränze ſehr leicht verfehlen. Überdem erreg ein Zug 81), welcher, für ſich genommen, nichts al

---

81) Ilias, XI, 632.

eine angenehme Umſtändlichkeit zu ſeyn ſcheint, hier das Bild eines kraftvollen und rüſtigen Greiſes ſo ſehr an der rechten Stelle, daß man ihn nicht für zufällig halten möchte. Die ſpät geäußerte Empfindlichkeit des Diomedes über den ungerechten Tadel des Agamemnon ſetzt einen Dichter voraus, dem das leiſeſte Gefühl für das Feinere in ſittlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen gleichſam angebohren war. Überdem iſt die gleichmäßige Ausbildung aller ſeiner Kräfte, das reine Ebenmaaß ſeines Gemüths, ſein ſo richtiges Verhältniß zum Ganzen, eine der ſchönſten Blüthen des vollendeten helleniſchen Epos und in der ganzen Geſchichte ähnlicher Geſänge einzig. Das war nur bey einem Volke möglich, dem Harmonie nothwendiges Bedürfniß, und unwillkührliche Äußerung urſprünglicher Natur, bey dem die Anlage zur Vollendung einheimiſch war.

Wenn Ariſtoteles 52) die Poeſie überhaupt, und alſo auch das Epos, aus Improviſazionen entſtehen läßt: ſo könnte es ſcheinen, er habe auch in dieſem Stücke, wie in ſo vielen andern, die Eigenthümlichkeiten der dramatiſchen Dichtart auf alle übrigen übertragen. Er deutet nirgends auf einen allgemeinen Gattungsbegriff von denſelben, ſondern ſcheint überall nur jene beſtimmte Art im Auge zu haben, aus denen, wie bekannt, das helleniſche Drama entſprungen iſt. Solche rohe dithyrambiſche und phalliſche Geſänge, aus welchen ſich die kunſtmäßige ſatyriſche, tragiſche und komiſche Poeſie der Athener entwikkelte, waren noch zur Zeit des Ariſtoteles in vielen Städten gebräuchlich 53). Die alte Muſe der Athe-

---

52) Poet. cap. 3.

53) Ibid.

ner beſtand in Chören von Knaben und Männern aus den Landleuten, welche nach Völkerſchaften zuſammentraten, und noch beſtaubt von Erndte und Pflug, improviſirte Geſänge ſangen [84]. Zu dieſer Gattung gehörten auch wohl die ſpottenden Weiberchöre zu Ehren der ländlichen Gottheiten, Damia und Auxeſia auf Ägina, deren Spott keinen Mann, aber die einheimiſchen Weiber traf, und ähnliche Feſte bey den Epidauriern [85]. Verwandter Natur ſcheinen die improviſirten Spottgeſänge, welche Jünglinge, nach einem Gleichniſſe im homeridiſchen Hymnus auf Hermes, an Gaſtmahlen zu wechſeln pflegten [86]. Aus ähnlichen geſellſchaftlichen Improviſazionen entwickelte ſich das einheimiſche Drama, und ſelbſt die Satire der Römer. Sieht man nur auf die Schnelligkeit des leidenſchaftlichen Hervorbringens, auf den gänzlichen Mangel eines künſtleriſchen Entwurfs und beſonnener Ausbildung: ſo kann man ſelbſt den Lucilius unter die Improviſatoren zählen. Überhaupt iſt das Improviſiren kunſtloſen mimiſchen, geſellſchaftlichen und lyriſchen Gedichten ſo angemeſſen, daß es hier ſeine Stelle auch im Zeitalter der gebildeten Poeſie zu behaupten pflegt. Will man die im homeridiſchen Hymnus auf den deliſchen Apollon als eine berühmte Seltenheit erwähnten Geſänge der deliſchen Frauen [87] für feſtliche Improviſationen halten: ſo kann man ſie wegen ihres mimiſchen Anſtrichs für die älteſte Spur der jetzt beſchriebenen Gattung betrachten; denn dieſer und die unſtreitig ſehr örtliche und deliſche Behandlung ſtimmt nicht zu der Natur des helleniſchen Epos in der homeriſchen Periode. Ländliche Improviſazionen, wie die altattiſchen, oder die in bukoliſchen Gedichten der ſikeliſchen Schule des kritiſchen Zeitalters häufig nachgebildeten Wechſelgeſänge doriſcher Hirten darf man in der homeriſchen Welt nicht erwarten, wo der Zuſtand der Landleute ſo ungünſtig war.

---

[84] Max. Tyr. Diss. XXXVII. p. 203. seq. T. II. ed. Reiske.

[85] Herod. Terpsich. cap. 83. [86] v. 56. 57. [87] v. 156-164.

Noch weniger darf man in der erſten Periode der Kunſt an jene völlig verſchiedene Gattung von Improviſatoren, die man im Gegenſatz jener natürlichen künſtliche nennen könnte, auch nur denken, zu welcher Diogenes von Tarſos gehört, der Gedichte, meiſtens tragiſcher Art, über jeden aufgegebenen Gegenſtand ausſchäumte 58); und der ſidoniſche Antipater, welcher hexametriſche Verſe und andre in andern Sylbenmaßen unvorbereitet auszuſtrömen pflegte, und es bey einem ſtarken Gedächtniß und einer glücklichen Natur durch Übung ſo weit gebracht hatte, daß ihm, wenn er ſich entſchloſſen in den Vers geworfen hatte, die Worte von ſelbſt folgten 59); und Archias, welcher oft, ohne einen Buchſtaben zu ſchreiben, eine große Anzahl Verſe, die, nach der Verſicherung des Redners, höchſt vortrefflich waren, von den Begebenheiten des Tages herſagte, auch auf Verlangen denſelben Gegenſtand mit verändertem Ausdruck und Ausführung behandelte 60); und viele andre von gleichem Schlage kurz vor und zu der Zeit des Quinctilianus 61). Auf der einen

---

58) Strab. libr. XV. p. 992. fin. 59) Cicer. de orat. III. 50 60) Cic. pro Archia, cap. 8. 61) Quinct. Inst. libr. X. cap. 7.

Seite hat diese beſondre Gattung der Improviſazion, die vielen, welche über die Natürlichkeit der homeriſchen Poeſie haben reden wollen, allein bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint, etwas Seiltänzermäßiges und Knechtiſches, welches nur bey einer in Verweſung übergegangenen Entartung der Kunſt, wie in jenem Zeitalter der völligen Auflöſung der helleniſchen Poeſie Statt finden kann: auf der andern Seite liegt ihr ein ſehr hohes und übertriebenes Urbild von einer vollkommnen Übermacht der Willkühr über das künſtleriſche Vermögen zum Grunde; wie nicht ſelten dann die Foderungen in der Kunſt am höchſten und bis ins Abgeſchmackte ſteigen, wenn man ſchon ganz unfähig geworden iſt, irgend etwas tüchtiges zu leiſten.

Zwar improviſirt Hermes in dem homeridiſchen Hymnus auf ihn auch ein Epos **) von der Liebe der Maja und des Zeus, und von ſeiner eignen Geburt. Aber der kleine Gott thut in dieſem Gedicht vieles aus dem Stegreiſe, wozu Menſchen Vorbereitung und Übung durchaus bedürfen. Auch werden die epiſchen Improviſazionen, als die ſeltnern und unbekanntern, durch Vergleichung mit den geſellſchaftlichen, als den gewöhnlichern und bekanntern, erläutert. Wie hohe Begriffe der Urheber dieſes geiſtvollen Werks, welches aus dem Allerheiligſten geſchöpſt ward, und durchhin das athmet, was das Tiefſte und Eigenſte iſt in der ausgebildeten künſtleriſchen Natur und Denkart, von Lehre, Kunſt und Weisheit in der Poeſie hat, mag eine der merkwürdigſten Stellen dieſes Gedichts, in welchem beinahe alles merkwürdig iſt, bezeugen, in welcher Hermes dem Apollon die

---

**) v. 57. seq.

Eigenſchaften der Leyer beſchreibt. Hier heißt es unter andern:

Wenn ſie nun einer,
Welcher gebildet ward von der Kunſt und der Weisheit, befraget:
Dieſem ertönt ſie und lehret ihn viel, was das Herz ihm erfreuet;
Willig ſpielet ſie dann in dem milden Kreiſe der Freunde,
Fliehend der Arbeit Laſt, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungeſtüm ſie zuerſt und noch unkundig befraget:
Ganz unnütz dann tönet ſie ihm, und mit eitlem Geräuſche [63]).

Wie verächtlich [64]) äußert ſich der vortreffliche Homeride hier über die luſtige und bodenloſe Darſtellung des natürlichen Improviſatore? Zwar werden beym Ariſtophanes [65]) epiſche Stellen auf gegenwärtige Gegenſtände angewandt, und Verſe aus dem Stegreif erdichtet; ein Wink des Platon [66]) und manche Ausdrücke der Spätern von den Rhapſoden deuten darauf, daß es auch eine epiſche Improviſazion gab; welche ſich jedoch ihrem Charakter nach erſt auf die ſpätern Zeiten der epiſchen Kunſt beziehen läßt, ſo wie das Improviſiren auch in der rhetoriſchen Kunſt ſpät, erſt mit Äſchines anfing. Bei Homeros wird es nicht nur nicht erwähnt, ſondern es widerſpricht auch den übrigen Eigenſchaften ſeiner Sänger; und, was noch entſcheidender iſt, es ſtreitet mit dem Weſen und Geiſt der Dichtart ſelbſt. Eine eigentliche improviſirte metriſche Erzählung wird unfehlbar mimiſch, welches das helleniſche Epos nicht iſt. Wie könnte man Geſchichte improviſiren? Wie ſtimmte dies zu der homeriſchen Genauigkeit, zu der in den homeriſchen Geſängen durchhin athmenden treuen Anhänglichkeit an das Alterthum? Aus Geſchichte und Sage aber iſt das alte Epos der Hellenen entſtanden. In den früheſten Zeiten mußte das Geſchichtliche die beygemiſchte Dichtung noch mehr überwiegen, und es war da für die Improviſazion noch weniger Raum. Daß der epiſche Sänger im Vortrage der überlieferten und durch eigne Erfindung oder Anbildung veränderten Erzählung Kleinigkeiten weglaſſen und hinzuſetzen konnte und mußte, darf nicht bezweifelt werden; wer ſich aber genau ausdrückt, wird das nicht Improviſiren nennen.

---

[63]) V. 479 - 485. Überſetzt von F. A. Eſchen.

[64]) μὰψ αὔτως κεν ἔπειτα μετήορά τε θρυλλίζοι.

[65]) Eq. v. 1063. f. [66]) Phaedr. T. X. p. 387. ed. Bip.

Es iſt in dem Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters angedeutet worden: wie das alte Epos aus der beſondern Eigenthümlichkeit der Hellenen hervorgegangen ſey, und in dieſer Bildungslage bis zur Vollendung habe wachſen können; und im gegenwärtigen, daß dieſe eigenthümliche Dichtart, durch ihre Conſequenz, die Allgemeinheit und Übereinſtimmung ihrer Merkmahle in der Natur des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt ſelbſt gegründet ſcheine; daß ihre Gränzen demnach nicht zufällig und ſie eine nothwendige Gattung der Poeſie überhaupt ſey. Wer den Winken der Natur gern nachforſcht, von der es hier vornehmlich gilt, was Herakleitos vom Apollon behauptete: „Er verbirgt nicht, und er ſagt nicht, ſondern er deutet an;“ wird ſich leicht denken können, wie das helleniſche Epos aus dieſen Gründen und Veranlaſſungen nach allgemeinen Bildungsgeſetzen aller lebendigen Kräfte zu jener Conſequenz und Weſentlichkeit gelangt ſey, und wie die einzelnen Eigenſchaften deſſelben aus der äußern Geſtalt, welche aber nur hier ganz conſequent durchgeführt iſt, ſich allmählig entwickelt haben, oder vielmehr an dieſelbe allmählig angewachſen ſeyn mögen. Doch würde auch dadurch die Entſtehung der homeriſchen Poeſie nur im Allgemeinen und Ganzen erklärt werden. Die Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Theile und Rhapſodieen aber wäre ſchon zur nähern Beſtimmung und weitern Ausführung jener allgemeinen Umriſſe von der äußerſten Wichtigkeit. Überdem ruht die allgemeine Anſicht von der homeriſchen Poeſie, wenn ſie, wie es ſo oft der Fall war und noch iſt, auf die Veränderungen, welche die einzelnen Theile und die Ordnung des Ganzen betroffen haben mögen, keine Rückſicht nimmt, auf ſchwachem, oder vielmehr auf gar keinem Grunde. Mit dieſer Unterſuchung ſteht und fällt alles. Es iſt die Frage vom Seyn oder Nichtſeyn. Wer ſie ernſtlich beantworten will, muß geſinnt ſeyn, wie der Held, welcher bittet:

Vater Zeus, befrey der Achaier Söhne von dieſer
Nacht! Laß Heitre kommen, gewähr dem Auge den Anblick,
Und am Tage den Tod!

Wenn hier von der homeriſchen Poeſie, als von einem untheilbaren Ganzen, geredet worden iſt: ſo iſt dies keinesweges, im herkömmlichen Glauben an Einen Homeros, alleinigen und improviſirenden Schöpfer der Ilias und Odyſſee, geſchehen. Vielmehr hat die bisherige Unterſuchung über das homeriſche Epos ſtete Rückſicht auf dieſes ihr Ziel genommen, und es nie aus den Augen verloren. Doch mußte in der dieſer Geſchichte angemeßnen Ordnung der Gegenſtände der Begriff des Ganzen vorzüglich in dieſem Fall der Unterſuchung über die einzelnen Theile vorangehn, weil die Meynungen der Alten vom Ganzen der homeriſchen Poeſie ihre abſichtlichen Veränderungen, und ihre Urtheile über die Ächtheit einzelner Stellen oder Theile derſelben begründet und beſtimmt haben. Dieſe nothwendige Anordnung kann uns nicht hindern, was in dem bisher Behaupteten grundlos befunden werden ſollte, wieder zurückzunehmen *7):

---

*7) Als Text und Quelle des Folgenden ſind Wolfs Prolegomena zu betrachten, welche uns mittelbarer Weiſe ſchon über mehreres in der älteſten helleniſchen Poeſie Licht gegeben haben. In der That darf auch faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde von den Entdeckungen dieſes Kritikers über die homeriſche Poeſie die wichtigſten Vortheile erwarten. Wie ſehr aber ſcheint es, iſt jenes Meiſterſtück des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit, welches durch den Geiſt der Wißbegierde und Wahrheitsliebe, den es athmet, durch die ſtrenge Beſtimmung und feſte Verkettung einer ſo langen Reihe von Gedanken und Beobachtungen dieſer Art und dieſes Stoffs, am meiſten aber durch die eigne, eben ſo ſeltne als unſchätzbare Gewandheit und Bedingtheit des Gedankenganges, für ein Urbild geſchichtlicher Forſchung über einen einzelnen Gegenſtand des Alterthums gelten kann, von den Anhängern faſt noch weniger verſtanden, geſchweige denn benutzt worden, als von den Zweiflern. Der Grund davon liegt wohl zum Theil in der Anordnung der Schrift; indem was darin für das Ganze das wichtigſte iſt, die Grundlinien nähmlich zu einer chronologiſchen und gleichſam genealogiſchen Entſtehungsgeſchichte der homeriſchen Poeſie, hier nur als Epiſode in die zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Ausgabe beſtimmte und ausführlichere Geſchichte der Überlieferung und Behandlung des homeriſchen Textes, eingeflochten und in zerſtreuten Winken angedeutet werden konnte. Überdem widerſpricht der Buchſtabe des Werks, Jahrhunderte lang lebten die homeriſchen Rhapſodieen einzeln nur durch die Überlieferung epiſcher Kunſtſchulen, im Geiſt und auf den Lippen wandernder Sänger, bis ſie durch die Diaſkeuaſten geſammlet, zur Ilias und Odyſſee geordnet, und ſchriftlich aufgezeichnet wurden. Die Annahme einer Ilias und Odyſſee vor den Diaſkeuaſten iſt alſo nur blinder Glauben oder gewagte Vorausſetzung. Auch bey der treuſten mündlichen Überlieferung durch einen ſo langen Zeitraum ſcheinen allmählige Abweichungen von der urſprünglichen Geſtalt faſt unvermeidlich, und die Neigung des Epos ſelbſt, ſich in epiſodiſcher Fülle auszubreiten, konnte den Rhapſoden zu Erweiterungen und Zuſätzen locken. Die Schule des berühmten Kynaethos [68]) wird der Verfälſchung ausdrücklich beſchuldigt. Die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesart, die, wie leicht zu erachten, in den verſchiedenen Handſchriften verſchieden lautete, ging ſo weit, daß der bittre Timon dem Aratos auf die Frage, wie er ſicher zur ächten homeriſchen Poeſie gelangen könne, antwortete: „Wenn er ſich an die alten Handſchriften hielte, nicht an die neulich berichtigten“ [69]). Das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig und allgemein, daß auch wohl Bücher dagegen geſchrieben wurden [70]). Selbſt der beſcheidnere

---

wie es zu gehn pflegt, wenn nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Grundſätze der Behandlung von dem bisherigen Gange ganz abweichen, den in der Alterthumskunde herrſchenden Vorurtheilen, oft weit weniger als der Geiſt deſſelben. Das größte Hinderniß aber iſt die allgemeine Unbekanntſchaft mit der Natur des helleniſchen Epos.

[68]) Schol. ad Pind. Nem. II.

[69]) Diog. Laert. IX, 12, 6.

[70]) Schol. Ven. ad I, 424.

Ariſtarchos ſprach, wie ſich Cicero ausdrückt, d
Verſe, welche er nicht billigte, dem Homeros ab [77]
Nicht bloß größere und kleinere Stellen, auch gan
Rhapſodieen hielten die Kritiker für unächt. „Es ſ
eine Krankheit der Hellenen,“ ſagt Seneca [78], „
unterſuchen, wie viel Ruderer Odyſſeus gehabt,
die Ilias früher geſchrieben ſey, oder die Odyſſe
ferner, ob ſie von demſelben Verfaſſer wären.
Die Grammatiker, welche die letzte Frage verneinte
bildeten eine eigne Sekte der Chorizonten.

Und in der That findet ſich auch Veranlaſſun
zum Scheiden und Sondern genug, wenn man d
Rhapſodieen der Ilias und Odyſſee nicht im Zuſa
menhange der ganzen helleniſchen Poeſie und in Ve
gleichung mit den homeridiſchen Hymnen, mit de
heſiodiſchen Geſängen, und mit dem, was wir vo
den Werken der epiſchen Claſſiker des lyriſchen un
dramatiſchen Zeitalters wiſſen oder vermuthen, od
gar im Gegenſatz ganz andrer Gattungen der Kun
betrachtet, wo ſie freylich als Eine Maſſe und Ei
Ganzes erſcheinen, ſondern ſie bloß an und für ſi
beobachtet, und nur mit ſich ſelbſt, ohne alle Vo
ausſetzung, daß ſie von Einem oder mehren herrü
ren, vergleichet. Da ſondert ſich nicht etwa blo
das jedermann verdächtige Ende der Odyſſee [79] we
ab: auch manche der ehrwürdigſten, größten und fli
ßendſten Maſſen verrathen durch eine feinere eine
empfänglichem Gefühl und offnem Auge aber ſe
wohl merkliche Verſchiedenheit in der Farbe des Au
druck

---

[77] Wolfii Proleg. p. CCXXXII. [78] De brev. vit. cap. 13. [79] Vo
XXIV. 97. 98.

drucks und in den Umriſſen und Zügen der Erzählung und Dichtung, einen verſchiedenen Urſprung. Eine Verſchiedenheit, die gleichſam in die Sinne fällt, ohne noch die geſchichtlichen Widerſprüche im Einzelnen, die ſtreitenden oder abweichenden Anſichten derſelben Gegenſtände oder Welten im Ganzen zu unterſuchen, oder auf Schwierigkeiten aus einer muthmaßlichen Chronologie der Gebräuche und Sitten zu ſehn. Von der Patrokleia an wechſeln und kämpfen in den letztern Rhapſodieen der Ilias größere Geſtalten, das Leben iſt gedrängter, und raſcher der Schwung. Gegen die erſten Rhapſodieen, wo man rohes Hiſtoriſches, oder was dem ähnelt, findet, dürfte man ſie deshalb poetiſirter nennen. Da nun das Eigenthümliche der Ilias im Gegenſatz der Odyſſee eben darin beſteht, daß die epiſche Kraft ſich darin mehr zuſammendrängt, als auseinanderbreitet, mehr in die Höhe ſteigt, als in die Weite ſtrömt: ſo ſind ſie in dieſer Anſicht gleichſam der Gipfel der Ilias. Dagegen iſt aber freylich die Bildung, Bewegung und Farbe des Wunderbaren hier ungleich üppiger, ja ausſchweifender, und nicht ſelten anſtößiger. Hierin gleicht ihnen die Diomedie nicht wenig, welche auch darum, weil nichts im Zuſammenhange der Geſchichte weſentliches darin vorgeht oder vollbracht wird, außer daß der Tod des bundbrüchigen Pandaros den Foderungen der gerechten und ſtrafenden Adraſteia Genüge leiſtet, ein ſpäterer Nachwuchs der vorhergehenden Rhapſodieen ſcheinen könnte. Wie in den letzten Geſängen der Ilias im poetiſchen Sinn am meiſten Ilias iſt, ſo iſt in den mittleren, vom fünften bis zum funfzehnten der Odyſſee am meiſten Odyſſee. An leichter

Lebendigkeit, bezaubernder Fülle und Süßigkeit, an völliger Ausbildung, leiſer Schalkheit und zarter Schicklichkeit iſt dieſe Maſſe die volle Blüthe der homeriſchen Schönheit, und enthält verhältnißmäßig am meiſten Dichtung. Der achtzehnte Geſang der Odyſſee ſticht merklich ab, und in dem funfzehnten, ſechszehnten und ſiebzehnten Geſange iſt ein befremdendes Umherſpringen, hier und da unnatürliche Kürze und anſtößige Stellen genug. Viele andre Wahrnehmungen ähnlicher Art nicht zu erwähnen.

Aber auch die vollkommenſte Ähnlichkeit der Geſtaltung und Gleichheit der Farbe bey gänzlichem Mangel an Widerſprüchen, Lücken und Sprüngen, wäre noch kein hinreichender Grund, einen Kranz oder eine Maſſe dieſer alten Geſänge ganz beſtimmt Einem Urheber anzueignen, da ſie mehr entſtanden und gewachſen, als entworfen und ausgeführt, da ſie Früchte eines ſo einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchſt gleichartigen, durch die Natur ſelbſt geſtifteten Kunſtſchule ſind. Die alte Sage von einem Homeros, und die mancherley Mährchen, welche ſich an ſie angebildet haben, können bey allen dieſen Unterſuchungen um ſo weniger etwas gelten, da ſie, außer demjenigen, was offenbar aus den Lebensverhältniſſen der ſpätern Rhapſoden zur Zeit, da der noch neue Republikanismus die heroiſche Verfaſſung, mit allem was ihr anhing, und alſo die heroiſchen Sänger, verdrängte und erniedrigte, entlehnt, und auf den ältern Urheber von Gedichten übertragen iſt, in denen das Leben der Sänger ganz anders dargeſtellt wird, nichts enthalten, als die gröbſten und ſchneidendſten Widerſprüche über das Vaterland, und, was noch ſchlimmer iſt, über das Zeitalter des Homeros. Wenn man erwägt, wie viel Hülfsmittel die helleniſchen Gelehrten, welche das Zeitalter des Homeros zu beſtimmen verſuchten, noch hatten und haben konnten, die nun verlohren ſind; daß ſie bey Beantwortung der großen Frage aus homeriſchen Anſpielungen auf Gebräuche oder Begebenheiten, deren Alter bekannt war oder geglaubt wurde, nach ihrer Art ziemlich ſorgfältig und ſehr ſcharfſinnig zu Werke gingen, und daß die verſchiedenen Angaben und Beſtimmungen ſo außerordentlich weit von einander abſtehn: ſo dringt ſich der Gedanke auf, daß, wenn auch nicht alle, doch ſehr viele dieſer abweichenden Meynungen gleich wahr, und das Alter der einzelnen Theile und Maſſen der homeriſchen Poeſie wohl auch ſehr verſchieden ſeyn möchte; da es ohnehin nichts als ein ganz misglückter Einfall iſt, aus den verſchiedenen Zeiten eine mittlere Durchſchnittszahl ziehen zu wollen, und der Vorzug, den man einem oder dem andern homeriſchen Chronologen nach dem Anſehn ſeiner Gelehrſamkeit, Urtheilskraft und Zuverläſſigkeit geben mag, bey dem ungefähr gleichem Gewicht der Gegner doch nur willkührlich iſt.

Bey allen dieſen unläugbaren Thatſachen, Wahrnehmungen und daraus folgenden Sätzen kann es alſo wohl gar nicht mehr die Frage ſeyn: was iſt homeriſch in dieſen alten Geſängen, und was nicht? Denn unter dem Gedränge dieſer Zweifel verſchwindet Homeros unſrer Nachforſchung, wie des Vaters Schatten der Umarmung des Aeneas. Man darf nur noch fragen, wie die Ilias und Odyſſee entſtanden ſey. Wir haben ſie nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern vielfach bearbeitet und überarbeitet, und vielleicht durch Rhapſoden, Diaſkeuaſten und Grammatiker ganz umgebildet. Und ſo ſcheint die homeriſche Poeſie ſelbſt, die einzige ſichere Grundlage der früheſten Alterthumskunde, und mit ihr das ganze Gebäude zu ſchwanken, und dem Kunſtfreunde wie unter den Händen wegzugleiten und gleichſam zu zerfließen. Die erſten Urheber haben alſo wohl vielleicht nur allerley rohen Stoff von ſich gegeben, der durch die Kunſt der ſpätern hintendrein vervollkommnet, und in den die liebliche Schönheit, die völlige Ausbildung, beſonders aber die reizende Harmonie, das unterſcheidendſte Merkmahl [illegible] homeriſchen Epos erſt lange nachher und ſehr ſpät hineingebracht ward.

Gegen dieſe Vorſtellung indeſſen, die bey Gelehrten, welche das helleniſche Alterthum nicht kennen, nach dem erſten flüchtigen Überblick aller der erwähnten und andern ähnlichen bedenklichen Nachrichten und Winke, die ſich in den Alten ſelbſt über die Entſtehung, Erhaltung und Behandlung der homeriſchen Poeſie finden, ſehr leicht entſtehen könnte, dürfte wohl alles ſprechen, was nur irgend bey einer Unterſuchung der Art am meiſten Gewicht haben muß. Auch die allgemeine poetiſche Disharmonie ſelbſt der Claſſiker der epiſchen Kunſt nach der homeriſchen Periode könnte ſchon Zweifel erregen. Die Unordnung und Disharmonie der heſiodiſchen Poeſie fällt jedem Kunſtfreunde in die Sinne. Antimachos war noch ſchlechter geordnet als Heſiodos [74]; Panyaſis nur etwas beſſer [75]; ſo auch wahrſcheinlich Piſandros, da Ariſtoteles die Herakleia unter den wegen Mangel an dichteriſcher Einheit getadelten epiſchen Werken nennt[77]). Konnten unbekannte Verfälſcher den homeriſchen Geſängen jene Anordnung anbilden und gleichſam einimpfen, welche das Maaß des menſchlichen Geiſtes zu überſchreiten ſchien[78]), während die Epiker, welche, jeder in ſeinem Zeitalter, die gebildetſten waren, gleichſam die Häupter der epiſchen Kunſt, auch den gewöhnlichen Foderungen der Rhetoriker in dieſem Stücke ſo wenig Genüge leiſten? — Die ſcheinbare Möglichkeit, daß die Homeriden, während aller Veränderungen der epiſchen Kunſt, unbekümmert um das, was in dieſem oder jenem Zeitalter grade galt oder nicht galt, dem alten Style des Epos treu, die Bildung und Geſtaltung der homeriſchen Poeſie wenigſtens in einer ſtätigen Reihe fortſetzen und vielleicht erſt in den ſpäteſten Zeiten vollenden konnten, wird vernichtet durch die gänzliche Verſchiedenheit derjenigen Rhapſodieen, welche die Ilias und die Odyſſee bilden, und der homeridiſchen Hymnen, deren verhältnißmäßige Spätheit wir faſt ohne Ausnahme wiſſen können; eine Verſchiedenheit, die nicht bloß in dem Stoff liegt, oder auch ſich nur auf die Farbe und äußere Geſtaltung erſtreckt, ſondern ſich noch in dem innerſten Bau des Ganzen offenbart. Waren es aber die Diaſkeuaſten, denen die homeriſche Poeſie ihre epiſche Harmonie verdankt, ſo iſt es unbegreiflich, warum ſie gegen andre alte Gedichte, die ſie doch auch diaſkeuaſirten, minder freygebig waren. Auch läßt ſich nicht wohl einſehn, wie alle Diaſkeuaſten aus ganz Hellas zuſammengenommen das heſiodiſche Schild des Herakles zum Beyſpiel in eine ſchöngeordnete Rhapſodie hätten verwandeln können; ſie müßten denn ein ganz neues Gedicht daraus gemacht haben. Dann wären ſie aber die Dichter, und das iſt ſicher: die, von denen die epiſche Harmonie der homeriſchen Rhapſodieen herrührt, ſind die eigentlichen Autoren derſelben; mögen auch noch ſo viele Vorgänger ihnen Stoff zugebildet und Sagen poetiſirt, oder Nachfolger ihre einzelnen Geſänge, die für ſich beſtehende Ganze waren, ihrer Abſicht gemäß oder entgegen, durch Kitt und Klammern zuſammengefügt, ja ſogar Stellen eingeſchoben oder weggelaſſen haben, ſo lange nur nicht alles umgebildet und neu geſtaltet wurde. So wie der leiſe Hang der homeriſchen Poeſie zu jener ſittlichen Übereinſtimmung, die aus der Strafe des Böſen und dem Falle des Übermüthigen entſpringt, deren Gefühl, mit manchem andern ſeiner eigenthümlichen Gedanken verſchwiſtert, ſo oft aus dem alten Liede hervorſchimmert, und die ſich nicht bloß in der grauſamen Züchtigung des Melanthios, ſondern auch in der Darſtellung des Agamemnon, des Achilles und des Patrokles offenbart, in das ganze Gebilde innigſt verwebt iſt, und nicht von außen zugethan werden konnte: ſo auch die epiſche Harmonie, deren Weſen in der fließenden Stätigkeit der Darſtellung und in der klaren Anſchaulichkeit des Dargeſtellten, nicht bloß im Einzelnen, ſondern auch noch in den größern, immer wieder gefällig und deutlich gerundeten Maſſen beſteht.

---

[74] Quinct. X, 1.

---

[77] Poet. 8.

[78] Quinct. X, 1.

Diaſkeuaſirt aber iſt die homeriſche Poeſie nun einmal; das wiſſen wir, und daran müſſen wir uns halten. Genau zu beſtimmen, was die Diaſkeuaſten mit ihr und an ihr thun konnten oder nicht konnten, und was ſie wirklich gethan haben, das iſt die Hauptſache und das Eine, worauf es eigentlich ankommt.

Wenn wir auch annehmen wollen, die alten Geſänge hätten ſich, nicht bloß aus derſelben Sage, gleichſam Kinder einer Mutter, aufgewachſen, ſondern auch in einer Kunſtſchule ſchweſterlich gebildet und vollendet, aus urſprünglicher gegenſeitiger Befreundung aufs gutwilligſte in einander fügen laſſen: ſo kann dies doch nicht ganz ohne Vereinigungsmittel und Bindungsſtellen zu Stande gebracht worden ſeyn. Dieſe darf, ja ſoll man in der Ilias und Odyſſee aufſuchen, und wenn es, wie billig, nach dem Grundſatze geſchieht, Stellen [77]), welche durch einen harten Übergang oder bedenkliche Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epiſchen Gemeinplätzen und aus unverdächtigen homeriſchen Stellen mühſam zuſammengeflickt, der Ökonomie des Ganzen abſichtlich dienen, nichts enthalten, was ein Diaſkeuaſt, der bloß Diaſkeuaſt und gar nicht Poet wäre, nicht füglich hätte machen können, und ohne Schaden des Zuſammenhanges weggenommen werden mögen, fürs erſte als des diaſkeuaſtiſchen Urſprungs verdächtig zu bezeichnen: ſo wird man viel-

---

[77]) Die Stelle Ilias I. 430—492 mag hier nur als ein Beyſpiel der Anwendung jenes Grundſatzes ſtehn, ohne dadurch auf allgemeine Überzeugung von ihrer Unächtheit Anſpruch zu machen. Denn hier muß doch jeder die Wahrheit ſelbſt finden, und ſo nützlich es ſeyn konnte, wenn mehrere dem Geſchäft gewachſene, jeder für ſich, alle von den Diaſkeuaſten herrührenden Stellen in der homeriſchen Poeſie aufzufinden verſuchten: ſo dürfte es doch nicht rathſam ſeyn, Vermuthungen, die nur durch ihre Übereinſtimmung und Verbindung in Maſſe unwiderſtehlich ſtark ſeyn können, durch voreilende Mittheilung zu vereinzeln und zu entkräften.

vielleicht Stellen der Art genug finden, und ſich zuvörderſt von der ängſtlichen Beſcheidenheit der Diaſkeuaſten überzeugen können, welche es beinahe überflüſſig iſt in Worten zu loben, da die in der homeriſchen Poeſie übriggebliebenen Widerſprüche es durch die That thun, und ein bleibendes Denkmahl ihrer diaſkeuaſtiſchen Vollkommenheit ſind, welche darin beſteht, daß ein Diaskeuaſt nur Diaſkeuaſt iſt, und nichts anders ſeyn will. Auch dürfte die Vermuthung auf dieſem Wege, durch die höchſte Strenge in jedem einzelnen Fall und immer wiederholte Vergleichung der ähnlichen und Überſicht aller ſchadhaften Stellen, wohl endlich mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit zu einer Zerlegung der Ilias und Odyſſee in die urſprünglichen Maſſen gelangen können, die dann, geſäubert von Kitt und entfeſſelt von Klammern, in reinerer Alterthümlichkeit und erhöhter Schönheit überraſchend da ſtehn, das immer ein gutes Maaß von Verblendung heiſchende Andichten einer ſyſtematiſchen oder irgend einer andern ihnen fremdartigen Einheit faſt unmöglich machen, und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Harmonie **) dem durch die Vorausſetzungen des Verſtandes nicht mehr irre geleiteten Kunſtſinn einleuchtender entgegenkommen würden. Mit Rückſicht auf die merkliche Störung, welche in manche harte, verworrne und leere Übergänge und

---

**) Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie fremd jene dem alten helleniſchen Epos eigenthümliche Harmonie manchen Zeitaltern ſeyn mag, iſt, daß Voltaire und Home, zwey ſo verſchiedene Naturen, deren jeder für eine ganze Gattung gelten kann, im Tadel der von den Alten allgemein geprieſenen, und oft genug auch mit Einſicht gelobten und mit Geſchicklichkeit nachgebildeten homeriſchen Anordnung ſo völlig Eins ſind.

Einſchiebſel, die nach aufgelöſter Diaſkeuaſe wegfallen dürften, einem leiſen Kunſtgefühl verurſachen können und ſollen, und vielleicht, als die erſte Veranlaſſung und der tiefere unter herkömmlichen Redensarten und Begriffen der Schule wie unter einem mangelhaften Ausdrucke verſteckte Grund, eine Stelle verdächtig zu finden, den Kritikern des alexandriniſchen Zeitalters auch nicht ganz ſelten wirklich verurſacht haben, möchte man wohl ſagen, daß nicht die Ordnung ſondern die Unordnung, die poetiſche nehmlich, welche etwa noch in der homeriſchen Poeſie gefunden wird, das Werk der Diaſkeuaſten ſey. Aus einem andern Geſichtspunkte aber kann man ſagen, daß die Diaſkeuaſten nur eine urſprüngliche Ordnung wieder hergeſtellt haben. Theils weil die ächten Maſſen nach der Trennung immer noch durch die ungeachtet der feinern Unterſchiede im Allgemeinen ſehr große Ähnlichkeit der Darſtellung bey dem geſchichtlichen Zuſammenhange des Dargeſtellten auf gewiſſe Art ein Ganzes bilden, und mehr oder minder deutliche Spuren einer urſprünglichen Fortſetzung und abſichtlichen Beziehung verrathen würden. Vornähmlich aber, weil die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie nicht in eine neue, willkührliche Geſtalt umgegoſſen, ſondern bey der Verkittung der ſich übrigens von ſelbſt dazu fügenden und ordnenden Rhapſodieen zu den beyden großen Maſſen der Ilias und Odyſſee offenbar zwey Formen beabſichtigt haben, welche den alten Geſängen ſo wenig unbekannt ſind, daß ſie vielmehr als die ausdrücklichen und natürlichen Unterarten des homeriſchen Epos erſcheinen. Die Ilias ſoll eine Ariſteia ſeyn, und die Odyſſee iſt ein Noſtos. Wenn ich mehre Rhapſodieen und ganze Maſſen der Ilias gar nicht darauf angelegt ſcheinen, den Achilles am meiſten hervorzuheben, und nach Auflöſung der Diaſkeuaſe vielleicht noch weniger ſcheinen würden, wie denn zum Beyſpiel manche kleine Stellen im zweyten, dritten und vierten Geſange, welche an den Achilles und an ſeine Wichtigkeit erinnern ſollen, nach dem erwähnten Grundſatze als Einſchiebſel verdächtig ſind: ſo iſt doch die Rückſicht und Beziehung auf ein Höchſtes und Vortrefflichſtes, verſteht ſich nach der Denkart der alten Heldenwelt, den Autoren der Ilias ſehr geläufig, und mehre Rhapſodieen und Maſſen zeigen einen abſichtlichen Hang, Einen Helden vor allen zu verherrlichen und über alle andern Geſtalten beſtimmt emporragen zu laſſen. In der Odyſſee werden nicht nur Geſänge von der endlichen Heimkehr der achaeiſchen Fürſten von Troja und ihren wundervollen Schickſalen und Wanderſchaften als eine ganz gewöhnliche Dichtungsart in unverdächtigen Stellen erwähnt: ſondern die einzelnen Rhapſodieen erhalten hier auch durch ihre Stelle im Ganzen keine Beziehung, welche ſie nicht ſchon vorher haben mußten. Nur darf man dem homeriſchen Epos nicht mehr als einen entſchiednen Hang beylegen, ſich in dieſe beyden Arten und Geſtalten zu trennen und zu bilden, und muß ſie nicht als eigentliche, das ganze Gebiet erſchöpfende Fächer betrachten, weil ſich vielleicht unter den urſprünglichen Maſſen welche finden könnten, auf welche dieſe Eintheilung nicht anwendbar wäre. Eben ſo nothwendig iſt es, ſich dieſe alten Formen ganz im homeriſchen Sinne zu denken, und alle Einmiſchung fremdartiger Merkmahle ſorgfältigſt zu vermeiden. Doch kann man den Unterſchied nicht bloß auf eine Verſchiedenheit des Inhalts herabſetzen, da ja das Eigenthümliche der homeriſchen Darſtellungsart vorzüglich mit darin beſteht, daß das Darſtellende nie für ſich laut wird, ſondern ſich innigſt an das Dargeſtellte anſchmiegt, ganz in daſſelbe verliert und Eins mit ihm wird, ſo daß ſich Stoff und Geſtalt hier gar nicht trennen laſſen. Die Trennung iſt auch ſo wenig zufällig als willkührlich, ſondern eine natürliche und nothwendige Folge jener unbeſtimmten Beweglichkeit und freyen Lebendigkeit des, alles ſchöne Sinnliche ergreifenden und bis zur ſinnlichen Schönheit in ſich bildenden und rein außer ſich darſtellenden Kunſtgeiſtes, welche die weſentlichſten Eigenſchaften des homeriſchen Epos ſind. Die rege Fülle der unbeſchränkten Einbildungskraft wird ſich entweder mehr zuſammendrängen oder ausbreiten, mehr in die Höhe ſteigen oder in die Weite dehnen müſſen, und nur in einem höchſten Gipfel, in einer äußerſten Umgränzung Ruhe und Anhalt finden können. In der That äußert ſich auch noch in den feinſten Nebenzweigen des göttlichen Gewächſes die Neigung, ein jegliches zu einer kleinen Welt zu entfalten, und an der Spitze der untergeordneten Geſtalten eine vorgezogene zu erheben. Überhaupt ſcheint es die innerſte Eigenthümlichkeit und eigentliche Weſenheit des homeriſchen Epos, daß das kleinere Glied eben ſo gebaut und gebildet iſt, wie das größere, daß der Theil dem verkleinerten Ganzen und das Ganze dem vergrößerten Theile gleicht; und eben darin liegt eine neue Rechtfertigung für das Verfahren der Diaſkeuaſten. Das iſt es, was die ſchöne Übereinſtimmung erzeugt, die in der homeriſchen Poeſie wirklich da iſt: denn daß die Geſtalten ſo klar und bedeutend neben und gegen einander ſtehn, und ſich ſo leicht und groß bewegen, daß die Fülle der Bilder und Worte nie Verwirrung wird, daß der mächtige Strom des erzählenden Geſanges ſeine Wogen nie in Schaum bricht und nie über ſeine Bahn ſchweift, iſt mehr nur eine Abweſenheit von Unordnung. Wir müſſen dem Quinctilianus beyſtimmen, daß jene Harmonie, welche nur die Frucht einer vollkommenen Natur war, und vielleicht auch nur das Werk einer durchaus vollendeten Kunſt ſeyn könnte, das Vermögen auch des größten Kunſterfinders zu überſchreiten ſcheine; nur liegt ſelbſt in den bloß abſichtlich und willkührlich entworfenen und ausgeführten Gebäuden der Dichtung oder Geſchichte angemeßnen Kunſtworten, womit die alten Rhetoriker die homeriſche Harmonie bezeichneten, der Keim zu allen jenen Misverſtändniſſen, die den Kranz von Rhapſodieen um das Haupt eines Helden für ein poetiſches Syſtem nehmen.

Es iſt eine gleich leichte und gleich große Verirrung, die homeriſche Harmonie zu wunderbar, als ſie zu begreiflich zu finden. Sie iſt nicht wunderbarer als alles andre, was im poetiſchen Sinne homeriſch genannt werden darf. Achilles und Odyſſeus, Agamemnon und Neſtor ſind nicht minder ewige Gebilde, wie die Geſtalt des alten Epos. Das Dargeſtellte iſt ſo claſſiſch als die Darſtellung. Doch iſt die Harmonie des homeriſchen Epos nicht begreiflicher wie die wunderbare Harmonie der ganzen helleniſchen, ja der geſammten alten Poeſie überhaupt.

Wenn aber auch die homeriſche Poeſie keine eigentliche Umgeſtaltung erlitten hat, durch keine ſpätere Überarbeitung verwandelt worden iſt: ſo konnten ſich dennoch wohl, ſchon nachdem ſie, bis zur Reiſe ausgewachſen, ſtillſtand, einzelne fremdartige neuere Stücke anſetzen, mit der alten Maſſe zuſammenwachſen, und wie Unkraut an ſie feſtſchlingen. Weniges iſt in der ganzen Unterſuchung über die Ächtheit der homeriſchen Poeſie ſo klar, als daß dieſes geſchah, und in welcher Periode es vorzüglich geſchah, und welches die Stellen ſind. Wenn der forſchende Freund der helleniſchen Poeſie, deſſen Geiſt die gehörigen Sinne beſitzt, um jede, auch die feinſte Verſchiedenheit der homeriſchen, heſiodiſchen und homeridiſchen Poeſie ſicher wahrzunehmen, und dieſelben durch Wiederholung und Vergleichung der Eindrücke hinlänglich geſchärſt hat, den Grund lieſet, warum Zenodotos, der Äſchylos der Kritiker, und nach ihm Ariſtarchos, das überflüſſige und trockne Nahmenverzeichniß der Nereiden im ſiebzehnten Geſange der Ilias [19]) als unächt verwarfen, weil die Stelle nähmlich heſiodiſchen Charakter habe [20]): ſo öffnet ſich ihm wie eine Ausſicht in eine neue Welt, und eine plötzliche Klarheit leuchtet in die Nacht des homeriſchen Alterthums. Es treten alle die vielen Stellen beſonders in der Ilias vor das Auge ſeines Gedächtniſſes, die unter denen, welche die Kritiker, wie wir wiſſen, für unächt hielten, ohne daß uns gezeigt würde warum, einen ganz unverkennbar heſiodiſchen Charakter haben. Ohne Zweifel werden ſie von den helleniſchen Gelehrten aus eben dieſem Grunde mit dem größten Rechte verworfen ſeyn. Denn es war recht in ihrem Geiſte, bey der Frage von der Ächtheit oder Unächtheit eines Werks vor allem auf den poetiſchen Charakter zu ſehn, nach dieſem zu entſcheiden, und darüber ſogar andre Hülfsmittel der Unterſuchung und Beurtheilung zu verabſäumen. So ſagt Dionyſios *) zum Beyſpiel, nachdem er den Styl des Lyſias geſchildert hat: an dem Mangel der dieſem Redner ganz eignen Charis habe er viele von ihm ſeynſollende Werke für unächt erkannt; erzählt dann, wie ihm dieſes Merkmahl zuerſt Verdacht gegen eine Rede einflößte, deren Falſchheit ihm nachher auch ein erſt bey weiterm Forſchen entdeckter grober Anachronismus bewies, und behauptet **), wenn der Kenner in angeblichen Reden des Dinarchos Charis wahrnehme, ſo ſolle er dreiſt ſagen, ſie ſeyen vom Lyſias. Desgleichen jener ſo gelehrte Servius beym Cicero ***), deſſen Sinn durch die ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf den Styl der Dichter und durch ein beſtändiges Studium ihrer Schriften ſo zart geworden war, daß er leicht und ſicher ſagen konnte: dieſer Vers iſt nicht vom Plautus, aber dieſer. Wer die Anlage und die Vorbereitung dazu hätte, dürfte wohl auch dahin gelangen können, eben ſo von jeder zweifelhaften Stelle der Ilias, ohne eine andre Magie als die des Scharfſinns, ſagen zu können: dieſe iſt heſiodiſch, dieſe aber ächt und homeriſch. Ja, die unverſchmolzene Verſchiedenartigkeit dieſer roh angeſetzten heſiodiſchen Stücke würde es, wenn es einer Beſtätigung bedürfte, beſtätigen können: die homeri-

---

[19]) v. 39-49.

[20]) Wolf. Proleg. p. CLVIII.

---

*) Orat. de Dinarcho, VIII p. 291. **) Ibid. 319. ***) Libr. IX. ad famil. ep. 16.

ſche Poeſie ſey nicht das Werk Eines Künſtlers, aber das Erzeugniß Einer Periode der epiſchen Kunſt.

Man darf und muß fortfahren, dieſe Periode der ſinnlichſten Schönheit und der ſchönſten Sinnlichkeit und ihren poetiſchen Charakter mit dem zu einem unentbehrlichen Kunſtworte der Poeſie gewordnem Nahmen homeriſch zu nennen, ohne dadurch die Hindeutung läugnen oder verdrängen zu wollen, welche die allgemeine und dauernde Sage auf das giebt, was ſich ohnehin erwarten ließ: daß wohl Einer unter den Sängern der Ilias und Odyſſee der vornehmſte, wie das Haupt und der Führer der andern, der Vater und Meiſter der Schule ſeyn mochte; vielleicht der Vortrefflichſte von allen, wahrſcheinlicher nur der Älteſte der gleich vortrefflichen. Nur darf man ſich dieſen nicht wie einen großen Kunſterfinder denken, der die Grundlage des Göttergewebes eigentlich gemacht habe, mit Einemmahle, ſondern nur als den uralten doch letzten Vollender der vom erſten Keim an ſtätigen Ausbildung einer langen Reihe die epiſche Kunſt immer mehr verfeinernder Sänger. »Eine Sage, die viele Völker ſagen,« meynt Heſiodos**), »gehe nie ganz unter, und ſey wohl auch eine Gottheit.« Gewiß kann eine allgemeine Sage noch weniger aus Nichts entſtehen, als in Nichts verſchwinden. Auch ſoll ſie dem Alterthumsforſcher ehrwürdig, ja heilig ſeyn. Doch können ihre Hindeutungen nie ſtrenge Gewißheit geben. Alle die Geſchichtchen, welche auf den Nahmen des Homeros gehäuft ſind, tragen indeſſen das Gepräge der Erdichtung und Übertragung aus ſpätern Zeiten zu ſichtbar an ſich, um

---

**) Oper. u. Tag. [illegible]

irgend etwas gelten zu dürfen; und an dem Vater oder den Vätern der helleniſchen Poeſie bewährt ſich recht die Wahrheit des pindariſchen Ausſpruchs, daß das Wort, welches die Zunge mit der Muſen Gunſt aus tiefer Seele ſchöpft, länger lebe als Thaten *). Ja, ſo ausgemacht ſchien es den Hellenen nach ihrer eigenthümlichen Erfahrung, alles, was ewigen Werth und ewige Schönheit habe, müſſe ſich erhalten, daß ſie auch umgekehrt ſchloſſen, und es ein Sophisma gegen die Beredſamkeit des Perikles abgeben konnte **), daß ſie nicht mehr vorhanden ſey, und alſo offenbar nichts über den augenblicklichen Eindruck bleibendes in ſich gehabt habe, und nicht im Stande geweſen ſey, die Prüfung der Zeit auszuhalten.

Noch ſcheint in der Sage vom Homeros eine alte und beſtimmte Hindeutung auf das Vaterland des homeriſchen Epos zu liegen. Simonides, Pindaros und Thukydides nennen den Homeros geradezu den Mann von Chios, wo der angebliche Stamm der Homeriden einheimiſch ſeyn wollte. Von Jonien aus verbreiteten ſich die geſammten homeriſchen Rhapſodieen in die übrige Hellas. Die leichte Fülle und die reine Klarheit der homeriſchen Sprache hat am meiſten von der joniſchen Mundart. Nicht bloß der Standort iſt in vielen homeriſchen Geſängen joniſch; auch die Luft und der Himmel ſind es; und nach dem Platon ***) iſt es nicht ein lakoniſches, ſondern mehr ein joniſches Leben, welches der Dichter darſtellt. Doch darf dies alles die Anſicht nicht beſchränken,

---

*) Nem. [illegible] **) [illegible] Ep. 11. [illegible] ***) De legg. [illegible] VIII. p. 109. ed. Bip.

ſchranken, und es kann die Wahrheit, daß Homeros nicht, wie mancher Lyriker, bloß der einſeitige Günſtling eines Stamms, ſondern der Dichter aller Hellenen war, nicht aufheben. Noch weniger darf man jenen während der Blüthe des alten helleniſchen Republikanismus reifer ausgebildeten und ſchärfer beſtimmten, und in ſeiner früheſten Geſtalt ſo unhomeriſch herben und heftigen joniſchen Charakter, der ſich nur im Gegenſatz des doriſchen denken läßt, hier ſuchen wollen, oder gar mit dem natürlichen Jonismus der homeriſchen Poeſie vermengen.

Je deutlicher und gewiſſer man die Mehrheit der Verfaſſer der Ilias und Odyſſee und die Verſchiedenheit ihres Alters einſehen, je weiter man in der Geſchichte des alten Epos fortſchreiten wird, je mehr wird man vielleicht dahin kommen, der homeriſchen Poeſie, nicht aus blindem Glauben ſondern mit Kenntniß und nach Abwiegung aller Gründe, die äußerſte Ächtheit zuzutrauen, die ſich nur immer von uralten, durch mündliche Überlieferung erhaltenen Geſängen erwarten läßt. Gegen eine eigentliche Verfälſchung von Umfang kann außer der Einfalt und faſt abergläubiſchen Treue der Rhapſoden, deren Gedächtniß noch nicht durch ein Chaos von flüchtigen Eindrükken und todten Buchſtaben überſchwemmt und abgeſtumpft, ſeine ganze Friſche, durch kunſtmäßige Übung überdem erhöhte Stärke beſaß, auch der Umſtand bürgen, daß die homeriſche Poeſie doch gar nicht bloß ausſchließliches Eigenthum einer Kunſtſchule war. Dies beweiſt die Bekanntſchaft der älteſten Lyriker und ſpäteren Epiker, die nicht Homeriden waren, mit ihr, und für eine verhältnißmäßig frühe

Verbreitung, ſelbſt im Peloponneſos, ſpricht ſchon die Sage vom Lykurgos, und die Geſchichte vom Kliſthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welcher den Wettgeſängen der Rhapſoden in homeriſchen Gedichten, aus Eiferſucht gegen das ſeiner Meynung nach darin vorzüglich verherrlichte Argos, ein Ende machte **).

Mit Recht verbanden die Diaskeuaſten die homeriſche Poeſie, welche als eine Maſſe der helleniſchen Bildung, und eben ſo reich an kenntlichen und verwandten Eigenheiten, als irgend eine andre lebendige Erſcheinung, der wir, ihren ſelbſtſtändigen Geiſt ahndend, innere Einheit zutrauen, für die Kunſtgeſchichte, die mehr auf das Allgemeine als auf das Beſondre ſehn ſoll, und wohl auch ganze Zeitalter für einfache Größen zählt, ein untheilbares Ganzes iſt, und ewig bleiben wird. Groß und gleich zum Ziel, wie die Philoſophie der Hellenen mit kühnen Behauptungen von der Natur aller Dinge und vom Bau des Weltganzen, wie die Poeſie mit einer vollendeten Darſtellung der ſchönen Heldenwelt, begann auch die alte Kritik damit, die älteſten Geſänge ihrem Geiſte gemäß ergänzend zu ordnen.

Eben ſo richtig war es aber auch, daß die Chorizonten, was die Diaskeuaſten verbunden hatten, wieder zu trennen ſtrebten: denn die Kritik ſoll unterſcheiden und auflöſen ſo weit ſie kann, und darf keine Disharmonie verſchweigen wollen. Man darf nur die beiden entgegengeſetzten Anſichten vereinigen, und die homeriſche Poeſie zugleich in dem Sinne der Diaskeuaſten und in dem der Chorizonten betrachten.

**) Herod. V, 67.

Auch zu dieſer Unterſuchung liegen alſo die Veranlaſſungen, Mittel und Bruchſtücke, bis dahin ungenutzt, ja unbemerkt, deutlich und klar in den Alten ſelbſt; und es brauchte nur ein Auge, welches in einigen zerſtreuten Theilen das Ganze zu erblicken vermag.

Heſiodiſche Periode des epiſchen Zeitalters.

Sieht man auf die ganze Anſicht des Lebens der Menſchen und der Götter, auf den dürftigen und verworrnen Geiſt der immer ernſten, oft trocknen und oft wilden heſiodiſchen Darſtellungsart, welche nie bloß darſtellen, ſich ſelbſt genießen und genießen laſſen, ſondern bald auch ohne alle Erzählung nur lehren, und ohne Entwickelung und Ausführung ſammeln will: ſo erſcheint die heſiodiſche Periode der epiſchen Poeſie gegen die homeriſche wie eine neue Welt. Aber die Weiſe der Überlieferung und Sammlung war auch bey dieſen alten Geſängen eben dieſelbe, wie bey den homeriſchen. Die ſogenannten Werke und Tage ſind ganz ſo künſtlich verkittend zuſammengefügt und diaskenaſirt, wie irgend ein Theil der Ilias oder der Odyſſee. Die einzelnen Stücke, denen man es nicht abſprechen kann, daß ſie ſelbſtſtändige Ganze ſind, hatten, als zerſtreute Rhapſodieen, beſondre Nahmen und ein eignes Daſeyn für ſich, bis ſie mit manchen kürzern metriſchen Lehrſprüchen von ähnlichem Geiſt, von gleichem Alter und von verwandtem Urſprunge zu dieſer Sammlung zwar nicht wider ihre Natur und Beſtimmung geordnet wurden, aber doch ohne daß ſich auch nur eine Spur von urſprünglicher Abſicht dieſer Einheit und Verbindung in einem der alten für ſich beſtehenden Stücke offenbarte. Daß auch die längſten derſelben nach dem Maaße homeriſcher Rhapſodieen ſehr kurz ſind, darf nicht befremden, da die Gedrängtheit der ſonſt ziemlich homeriſchen Sprache, welche die nachdrückliche Wiederhohlung des Hauptbegriffs und Hauptworts in einem Lehrſpruch liebt, wie denn auch im Ganzen, das beynahe nur dadurch zum Ganzen wird, die bald befehlende bald warnende Ermahnung des hier redenden Hausvaters, man ſolle arbeiten, überall vorſchallt und immer wiederkehrt, der Eigenthümlichkeit lehrender Geſänge ſo angemeſſen iſt. An die Theogonie hingegen haben ſich nicht wenig fremdartige Stücke angeſetzt, und die Einleitungen, mit denen ſie ſo reichlich geſchmückt iſt, haben bis auf ein merkwürdiges altes Bruchſtück **) mehr die fröhliche Farbe homeridiſcher Hymnen. Die Ungewißheit der Zeit des Heſiodos iſt ſo groß, daß ſie nicht mehr Ungewißheit iſt, ſondern Gewißheit der großen Verſchiedenheit des Alters der beyden Hauptarten des heſiodiſchen Epos, der ökonomiſchen und der genealogiſchen. Die Periode der epiſchen Kunſt, welche im Gegenſatz der homeriſchen eine nach dem Beyſpiel des Alterthums heſiodiſch zu benennende Maſſe der Kunſtgeſchichte bildet, theilt ſich augenſcheinlich in zwey Abſchnitte, von denen der letzte wiederum zwey noch deutlich zu unterſcheidende Bildungsſtufen der epiſchen Kunſt umfaſſen dürfte.

Bey den am Helikon wohnenden Böotern fand Pauſanias ***) die Sage, die Werke und Tage ſeyen das einzige ächte Gedicht vom Heſiodos. Auch kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß dieſer ehrwürdigen Urkunde der früheſten Bildung unter al-

---

**) v. 44—45.

Lib. IX. cap. 31.

len Erzeugniſſen der heſiodiſchen Periode, der Zeit nach, bey weitem die erſte Stelle gebührt. Aber nicht bloß das Urtheil erkennt ihr hohes Alterthum, ſelbſt der Sinn fühlt es gewiſſermaßen. Es iſt, als ſahe man den noch kindlichen Geiſt der Menſchheit in der engen Beſchränkung ſeiner Arbeit und ſeines Eigenthums am kleinen Heerde mit häuslicher Geſchäftigkeit in der Stille wirken, ſich regen und ſich entwikkeln. Rühmend beneidet Plinius 91) den leichtern Fleiß der Alten in nützlicher Naturkunde, da tauſend Jahre vor ihm Heſiodos unter den Anfängen der geiſtigen Künſte den Landleuten Lehren zu ſingen begonnen, worin ihm nicht wenige nachfolgend der Nachwelt dadurch eine größere Laſt des Wiſſens zugewalzt hätten. Bis in die ſpäteſten Zeiten blieb er das verehrte Haupt und der geprieſene Vater aller natürlichen oder auch künſtlichen ländlichen Lehrgeſänge, und noch Virgilius 92) ſagt in ſeinem geſeilten Kunſtgedichte vom Landbau, die ſaturniſche Erde anredend, daß er für ſie Sachen von alter Würde und Kunſt beginne, und die heiligen Quellen zu öffnen wagend, ſinge er durch römiſche Städte ein aſkräiſches Lied. Heſiodos, ſagt Vellejus 93), ein Mann von ſehr feinem Geiſt und durch die weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig, liebte die Muße und Ruhe über alles; und in ſeiner Ländlichkeit und Scheu vor Reiſen ſucht Pauſanias 94) die Urſache ſeiner Entfernung von Königen. Anmuth war nach dem Dionyſios 95) ſein Ziel; in der Wahl der Worte ſuchte er Weichheit, in der beyfallswürdigen Wort-

---

91) XIV, 1. 92) Georg. II, 176. seq. 93) I, 7. 94) I, 2

95) pag. 68 — 72. ed. Sylb.

ſtellung aber Flüſſigkeit. Selten ſchwingt ſich Heſiodos empor, ſagt Quinctilianus, und ein großer Theil ſeiner Poeſie iſt nur mit Nahmen (deren Abſtammung und Entſtehung er gern zu erzählen pflegt) beſchäftigt; doch enthalte er nützliche Vorſchriften, und ihm gebe man den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks.

Zwar iſt die Anſicht und Farbe überall trübe. So endigt die ſeltſame Dichtung *), wie der zürnende Zeus, nachdem er den Prometheus ſchadenfroh ausgelacht, dem unvorſichtigen Epimetheus die aus Erd- und Waſſer weiblich gebildete und von allen Göttern begabte Pandora ſendet, wie dieſe nun den Deckel des Faſſes öffnet, zahlloſe Übel herausfliegen läßt, und nur die Hoffnung zurückhält, mit dem finſtern Schlußgedanken: »Die Erde ſey voll von Unheil, und voll auch das Meer; bey Tage und bey Nacht wandeln die Krankheiten unter den Menſchen, unglückbringend und ſchweigend, denn der kluge Zeus nahm ihnen die Stimme; ſo ganz geht es nicht an, dem Willen des Zeus zu entfliehen.« Wenn darin eine Anmuth ſeyn ſoll, ſo kann es wohl nur die ſchreckliche ſeyn. Auch die durch ihre tiefſinnige Einfalt und ſchönen Ernſt anziehende Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter ſchließt mit der ausführlichſten Weiſſagung der unglücklichſten Zukunft **). Sie rührt gewaltiger und iſt wahrhaft erhabener, als die geprieſene Titanomachie, wo doch nur Blitz, Sturm und Erdbeben verworren durch einander krachen, ohne große Geſtaltung und ohne eigentliche lebendige Kraft. Aber dieſes Erhabne liegt in den alten Gedanken, gar nicht in der Darſtellung. Die eigenthümlichſten Vorzüge dieſer ſind doch nur gebildetere Feinheit und ein beſcheidner Reiz. Sie iſt kälter und matter, aber feſter und dichter, als die der homeriſchen Poeſie, und der Gedanke überwiegt darin weit mehr die Dichtung, obgleich beyde ſich, wenn auch nicht eigentlich verſchmolzen, doch zuſammengewachſen, freundlich umſchlingen. Grade dieſes Verhältniß der Begriffe und der Bilder ſtimmt recht eigentlich zu jener Gattung ſinnbildlicher Erzählungen von menſchenähnlich handelnden und redenden Thieren, welche nur zur Hälfte der Poeſie angehört, und mehr eine der alten Vorzeit und dem roheren Volke, beſonders dem Landmanne, angemeßne Art von natürlicher Rhetorik iſt. Auch ſchien Heſiodos, deſſen Werke und Tage ein merkwürdiges Beyſpiel der Gattung enthalten [98]), dem Quinctilianus [99]) der erſte Urheber und Bildner dieſer Fabel (welche bey den Hellenen Ainos hieß [99]) zu ſeyn; obgleich ſie meiſtens nach dem Aeſopos genannt wurde, weil ſie durch dieſen, dem die Athener ein vergrößertes Bildniß ſetzten und ihn den Knecht auf eine ewige Baſe ſtellten [100]), ihre völligere Ausbildung erreichte. So könnte man ihn auch den Vater der Sprüchwörter nennen, die er liebt, abſichtlich braucht und wohl auch ſeiner gebildet und veredelt haben mag. Seine Gedanken ſtreben faſt überall nach einer ſolchen natürlichen Sittengeſetzen und altväterlichen Klugheitsvorſchriften des häuslichen Herkommens ähnlichen Geſtalt und Farbe; und Iſokrates [1]) nennt ihn vor

---

*) v. 54—92.

**) v. [illegible]—181.

---

[98]) v. 202–212. [99]) V, 2. [100]) Phaedr. II, 9. [1]) Or. ad Nicocl. pag. 74 l. 1. ed Battie.

Phokylides und Theognis unter den alten Meiſtern der gnomiſchen Poeſie.

Jene heſiodiſche Geſchichte der Menſchheit ſchließt ſich zunächſt an die homeriſche Weltanſicht. Sie iſt faſt nichts als eine genealogiſche Ausführung und Ergänzung jenes homeriſchen Lieblingsſatzes: »je älter, je beſſer.« Doch deuten die immer wiederkommenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre krummen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen gegen das weibliche Geſchlecht [1], auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und der Sitten, wie er etwa nur in dem gährenden Übergange und Mittelzuſtande zwiſchen der entarteten Herrſchaft heroiſcher Könige und dem ausgebildeteren Republikanismus Statt finden konnte, von dem ſich in einem und dem andern der alten Stücke [2] ſchon beſtimmtere Spuren zeigen.

Das Chaos, aus dem die heſiodiſche Theogonie, welche die Anwendung jener hiſtoriſchen Poeſie über die Zeitalter auf die Götterſage und die althelleniſche Belebung aller ſinnlichen und geiſtigen Dinge, mit einem unmäßigen Hange, alle gährenden Gedanken und vermiſchten Bilder geſetzlos dichtend zu übertreiben, die durch ihre gemeinſame Abſtammung verwandten ewigen Naturen urſprünglich ableitet, iſt auch der poetiſche Geiſt und Quell derſelben; und ungeheuer, wie der Dichter dieſer Zeugungsgeſchichte und Kriegsgeſchichte aller Götter, der alten und der neuen, jedes ſo gern nennt, ſind auch die unzuſammenhängenden Geſtalten ſeiner wilden Einbildung. Die übermüthigen Kinder der Erde, von deren Schultern hundert furchtbare Arme ſtürzen, und funfzig Häupter, aufgewachſen auf den kräftigen Gliedern; Typhoeus, der jüngſte Sohn der Erde aus der Umarmung des Tartaros, der aus hundert Schlangenköpfen mit ſchwarzen Zungen leckt, aus den blickenden Augen Flammen funkelt, und in allen den ſchrecklichen Häuptern Stimmen von mannichfaltigen unbeſchreiblichen Klang tönt, bald den Göttern verſtändlich, bald wie eines brüllenden Stiers oder eines zornigen Löwen, bald wieder Hunden ähnlich, bald aber brauſend mit dem Wiederhall der großen Gebirge; dieſe und ähnliche ſind hier gar keine ungewöhnliche oder auffallende Erſcheinungen. Daß ein Beherrſcher der Götter ſeine Kinder, ſo wie ſie aus der groſſen Mutter heiligen Schooß die Knie erreichen, verſchlingt, aus Furcht, es möchte ein andrer die königliche Würde unter den Göttern erlangen; daß der Gewaltige über ſeinen Frevel hohnlacht, iſt hier gleichſam Sitte. Das einzelne Gemählde, worin ſich die Natur des Ganzen am auffallendſten offenbart, iſt jenes, wie die Nacht den großen Ehegemahl der Erde, den Himmel herbeyführt, wie er, brünſtig von Liebe, die Erde umfängt, ſich überall dehnend, und wie nun der haſſende Sohn aus dem Hinterhalt (wo ihn die Mutter verbarg, beleidigt, daß der Alte die Kinder in ihre Tiefe verſtieß, und ihnen das Licht nicht gönnte, ſich ſeiner Übelthat freuend, worüber ſie innerlich erſeufzte, die ungeheuere) mit der linken Hand vorgreift, mit der rechten aber die ungeheuere Sichel faſſend, die breite, zackichte, des Vaters Schaam gewaltſam abmäht und rückwärts ſchleudert, aus deren fallenden Blutstropfen ſich im Schooße der empfangenden Erde die tagiern Erinnyen erzeugen, und die großen Giganten, glänzend gewaffnet. Eben darin, daß die ſchaamloſe doch ernſte Wildheit, die auch das Gräßliche nicht ſcheut, ſo voll gedacht und wie dem Tiefſten entquollen, ſo ganz und roh ausgeführt iſt, liegt eine gewiſſe Größe; und in der heſiodiſchen Theogonie ſcheinen ſich die Rieſengeſtalten zuerſt zu regen, die ſich ſpäterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Styls der tragiſchen Kunſt ausbilden ſollten.

---

[1] T. W. 317—374

[2] T. W. 196—230.

Roh und übertrieben iſt der Schild des Herakles auch, aber leer, flach und ohne Eigenthümliches, bis auf einige ekelhafte Bilder von den Kären und der Achlys *). Das ganze Gedicht, welches der Grammatiker Ariſtophanes nicht für heſiodiſch hielt, iſt nur ein Beyſpiel des dürftigen Überfluſſes in der epiſchen Darſtellungsart, welche der Sänger nicht geſchickter zu handhaben und zu lenken verſteht, wie Phaethon den Sonnenwagen. Durch dieſes Epos, wenn man es ſo nennen darf, wo die rohen Stücke, eine Hochzeit, die nachahmende Beſchreibung eines Schildes, und ein Kampf ſo ganz grob wie aneinander genäht ſind, ohne alle Spur von einem Beſtreben, ſie zu einem Ganzen zu ründen und zu verarbeiten, ſcheint die merkwürdige Sage, Heſiodos ſey der erſte Rhapſode oder Liederflicker geweſen **), erſt ihren vollen Sinn zu erhalten.

Doch iſt der Schild des Herakles in der weſentlichſten Eigenſchaft der heſiodiſchen Theogonie ähnlich gebaut und gebildet. Er beginnt mit der ausführlichen Erzählung von der ſeltſamen Zeugung des Herakles, und eilt dann über alles andre weg zum Be-

---

*) v. 249—[illegible] **) Schol. ad Pind. Nem. II, 1.

ſchreibung eines wilden Kampfs göttlicher und gottähnlicher Streiter. So zerfällt auch das größere Gedicht in Theogonie und Titanomachie; und da das eigenthümlichſte Merkmahl der ſpätern zweyten Maſſe der heſiodiſchen Poeſie, das Streben nach dem Ungeheuern, vorzüglich in Zeugungsgeſchichten und Kampfſchilderungen von Göttern, freyeren und größeren Spielraum finden kann, als in denen der Helden: ſo dürfte man wohl Theogonie und Titanomachie als die beyden Geſtalten und Arten betrachten, zu denen das heſiodiſche Epos ſich neigt, und in die es ſich trennt, wie das homeriſche in Ariſteia und Noſtos.

So ſchnell verſchwand die homeriſche Harmonie; ſo war ſchon in der heſiodiſchen Periode die epiſche Kunſt nicht ſo wohl geſunken als zerrüttet, und in Rückſicht auf den Styl ſeiner Poeſie verdient Heſiodos nicht einmal den Nahmen des epiſchen Euripides. Denn der Gang der alten Poeſie war nicht, wie der unbelehrte Geiſt ſich die Geſchichte zu wünſchen pflegt, alles nach dem, was ihm gewöhnlich iſt, und natürlich ſcheint, beurtheilend und erwartend, daß die Natur ſeinen Dichtungen entſprechen ſolle. So ward auch in ſpätern Zeiten die vollendete Schönheit der lyriſchen Kunſt durch die abſichtliche Ausſchweifung des Timotheos, Philoxenos, Kineſias und andrer Dithyrambendichter zerſtört. So zerrüttete Euripides die vollkommne Harmonie der ſophokleiſchen Tragödie. So ſanken die Athener überhaupt, nicht bloß in dieſer oder jener Kunſtart, ſondern in ihrem ganzen Daſeyn, in allen Künſten, in Verfaſſung und Geſetzen, in häuslichen und öffentlichen Sitten und Handlungen und mit dem klarſten und ſchmerzlichſten Bewußtſeyn ihres Falls, von ſchöner Vollendung in Üppigkeit, deren noch übrige Kraft auch bald gährend ermattete. Im Einzelnen ihrer Bildung wie im Ganzen führte die Gunſt der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollſtändigen Entwicklung, welchen die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff ſie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schickſals, wenn der Gipfel der Reiſe erreicht war, und zwang ſie, wieder abwärts zu gehn auf der vorgezeichneten Bahn, nach ewigen Geſetzen eines großen Kreislaufs.

Schule der Homeriden.

Von den heſiodiſchen Geſängen, welche ernſt lehren oder ungeheuer dichten, unterſcheiden ſich die homeridiſchen Hymnen und Volkslieder durch eine fröhlichere Farbe, klare Geſtaltung und raſcheren Gang. Vorzüglich aber auch durch das ſchöne Maaß der Vorſtellungsart und der Darſtellungsart, dem ſie immer treu bleiben, auch wenn Inhalt und Sage heſiodiſch oder gar myſtiſch iſt. Sie ſind menſchlicher, natürlicher, gebildeter, poetiſcher, epiſcher und homeriſcher. Während ſo mancher Umwandlungen der epiſchen Kunſt erhielt ſich in dieſer Maſſe von Sängern, welche durch ihre Beharrlichkeit bey der alten Weiſe, durch ihren hohen Urſprung und durch ihre ſtätige Fortſetzung vor allen den Nahmen einer Schule verdient, der ächte Geiſt und Klang der homeriſchen Poeſie noch am reinſten. Aber auch von den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich die homeridiſchen eben ſo deutlich, wie von den heſiodiſchen. Nicht bloß durch mindere Schönheit und Kraft, ſondern vorzüglich auch durch das Enge und Einſeitige der ganzen Darſtellungen.

Der homeridiſche Hymnos iſt freylich auch eine Ariſteia; nur mit dem Unterſchiede, daß der, deſſen Herrlichkeit hier erzählend beſungen wird, nicht ein Held ſondern ein Gott iſt. Aber auch die Beſchränkung auf Einen iſt viel ausſchließlicher. Selbſt wo ſich die Darſtellung am meiſten ausbreitet, wird doch nur die Eigenthümlichkeit dieſes Einen entwickelt, meiſtens in bloß allgemeinen Zügen entworfen, welche die eigentliche Geſchichte nur als ausführlicheres Beyſpiel begleitet und erläutern ſoll. Die Nebengeſtalten ſtehn bedeutungslos da, oder können ſich doch in dem engen Raume nicht regen, und zeigen und dienen höchſtens, die Hauptgeſtalt durch einen Gegenſatz zu erhellen. Nicht zu erwähnen, daß ſich überall unpoetiſche Nebenabſichten und oft örtliche Beziehungen offenbaren.

Iſt es die eigentliche Beſtimmung und Natur des homeridiſchen Hymnos, den beſungenen Gott und ſein vorgezogenes Land, ſeine Verehrer und Diener aufs herrlichſte zu loben und zu preiſen: ſo verdient der Hymnos auf den deliſchen Apollon, (deſſen höheres Alterthum, ungeachtet er von der homeriſchen Poeſie an Geſtalt, Farbe und Art wie durch eine große Kluft geſchieden iſt, durch ihn ſelbſt offenbar, die Beſtätigung, daß Thukydides ſich auf ihn beruft, und ihn für ächt hält, nicht bedarf,) vor allen den ſchönſten Kranz. Alles wird darin verherrlicht: die göttlichen Mutterfreuden und Mutterleiden der hehren Leto; die Furchtbarkeit des überall ſchön beſungenen Apollon unter den Göttern und ſeine weitverbreitete Herrſchaft auf der Erde; der verdiente Vorzug der lebend gedichteten und redend eingeführten Delos; die Jonier, die ſich da mit ihren Kindern und ehrſamen Frauen verſammeln, Kampfſpiele im Tanzen und Singen zu halten; die deliſchen Frauen, die durch Geſang von alten Männern und Frauen, nachdem ſie zuvor den Apollon, die Leto und die Artemis beſungen, alle Stämme der Menſchen bezaubern, und die Stimme eines jeden aufs täuſchendſte nachzuahmen wiſſen; und der alte blinde Sänger von Chios ſelbſt, den jene Frauen dem fragenden Fremden als den ſüßeſten aller Dichter *) nennen ſollen, wofür er ihren Ruhm ſo weit zu verbreiten gelobt, als er auf der Erde nach volkreichen Städten wandern wird.

Der Hymnos auf den pythiſchen Apollon will nur den Urſprung heiliger Stiftungen, Gebäude, Nahmen und Gewohnheiten, deren Merkwürdigkeit ihn ſogar zu Epiſoden veranlaſſen kann *), erzählend erklären. Auffallend iſt es, wie die Behandlung, da doch nicht bloß dieſer Zweck, ſondern auch Inhalt und Sage, heſiodiſch iſt, dennoch ſo ganz homeriſch bleibt, und ſich nie, ſogar bey der Erlegung des Drachen und der Geburt des Typhaon nicht, ins Ungeheure und Ausſchweifende verliert.

Der reizende Hymnos auf die Aphrodite ſucht den Stamm des Aeneas zu verherrlichen, warnt die Lieblinge der Göttinnen vor Übermuth und Unvorſicht bey ihrem gefährlichen Glück, und lehrt gelegentlich, nicht eben an den ſchicklichſten Stellen, wie viele Arten der Nymphen es gebe, wie ihr Geſchick ſey und ihre Lebensart.

Dem Hymnos auf Demeter giebt die Miſchung von heiligem Schwung und prieſterlichem Ernſt mit der homeriſchen Bedeutſamkeit, ſchönen Mäßigkeit, und friſchen und leichten Sinnlichkeit eine geheimnißvolle Anmuth, welche einer Dichtung vom Urſprunge der alten eleuſiniſchen Myſterien wohl anſteht. Der

ganze

---

*) v. 173. könnte eingeſchoben ſeyn.

*) v. 231—257.

ganze Hymnos iſt beſeelt vom Geiſte der ſchönſten Mütterlichkeit. So behandelt iſt die Sage von der Perſephone, wie ſie dem Hades zugeſprochen wird, wie die weite Erde ſich öffnet, und die junge Göttin eben in der Blüthe ihres ſpielenden Lebens raubet, wie das Suchen und Sorgen der göttlichen Mutter nichts fruchtet, wie ſie ſchon nahe daran, den Armen der Nothwendigkeit zu entfliehen, durch einen Zufall von neuem gefeſſelt bleiben muß, und der Knoten zuletzt durch den Herrſcherſpruch entſchieden wird, ſie ſolle in ewigem Wechſel ihr Daſeyn zwiſchen der düſtern Unterwelt und dem freundlichen Tageslichte theilen, ſelbſt nichts andres als der göttlichſte Ausdruck und verſchönerte Wiederſchein der allgemeinſten und unbegreiflichſten aller Umwandlungen, durch welche der dürre Keim aus dem unſichtbaren Schoße der mütterlichen Erde lebendig entſproßt. Und ſo iſt auch der ſtumme hohe Schmerz der göttlichen Mutter mit der Angſt und dem Geſchrey der ſterblichen Mutter neben der gutmüthigen Geſchäftigkeit und den erheiternden Scherzen der Jambe und ihrer Schweſtern ſehr ſchön entgegengeſetzt.

Die geiſtvolle Frechheit des neugebohrnen Gottes in dem eben ſo zarten als tiefen Hymnos auf Hermes, dem keckſten und eigenthümlichſten aller homeridiſchen Geſänge, das Lachen des Vater Zeus über die geſchickten Lügen des wunderbaren Kindes, und Apollons faſt begeiſtertes Bewundern ſeiner liſtigen Künſte können an die geheiligten Ausſchweifungen der attiſchen Feſte des Dionyſos erinnern, wo die Unſittlichkeit gleichſam geſetzlich war. Auch hier ſchimmert das Gefühl durch, daß die erfinderiſche

Kunſt, die ſich ſelbſt in dieſem Hymnus mit Freude und Lächeln in ihrem Innern zu beſpiegeln ſcheint, alles dürfe, und ihre hohe Würde und Heiligkeit dennoch nie verlieren könne: aber der Scherz iſt hier ohne jambiſchen Stachel, ohne myſtiſche Bedeutung und ohne dithyrambiſche Trunkenheit. Er iſt beſonnener, gleich der Begeiſterung des epiſchen Sängers, und die Schalkheit ſelbſt blickt wie mit kindlichen Augen offen und unſchuldig um ſich.

In beyden zuletzt erwähnten Hymnen offenbart ſich ein Hang, alles befriedigend aufzulöſen, voll zu ſchließen und das Gedicht dadurch zu einem Ganzen zu ründen.

Eben dieſer die homeridiſche Poeſie von der homeriſchen auch unterſcheidende Hang verführte einen der ungeſchickteſten und geiſtloſeſten Homeriden, der Odyſſee das entſtellende Ende anzufügen, und darin ſogar den letzten Rhapſodieen der Ilias eine Art von Hintergrund geben zu wollen.

Und außer dem Bedürfniß, durch einen herkömmlichen Anfang und in ſeiner Kürze mannichfach wechſelnden Vorgeſang, Geiſt und Ohr der Hörer erſt anzuregen und zum Genuß des längern Hauptgeſanges zu ſtimmen, konnte auch dieſer Hang, der Unbeſtimmtheit des Epos abzuhelfen und die Rhapſodie ſchärfer zu begränzen, dazu beytragen, daß ſich aus der frommen Meynung, man müſſe alles von den Göttern anfangen, die homeridiſche Künſtlerſitte bildete, kleine Hymnen zu epiſchen Vorreden zu gebrauchen, welche bald nur eine allgemeine Anrufung oder ein ſchmeichelndes Lob, bald auch eine beſtimmtere Bitte enthalten, oft ſogar das Herkommen dieſer oder jener Gottheit kurz erzählen, den Segen, welchen ſie vorzüglich ihren Günſtlingen verleiht, verherrlichen, ihre Eigenthümlichkeit und Lebensart in wenigen bedeutenden Zügen mit Sinn und Geiſt darſtellen, wie in dem auf Pan, oder auch durch ein einzelnes ausgeführtes Beyſpiel erläutern, wie in dem längern auf Dionyſos.

Aber nicht bloß die Götterſage war Stoff für die Geſänge der Homeriden: auch auf die Erſcheinungen, Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe des gemeinen bürgerlichen Lebens wandten ſie die Darſtellungsart des alten homeriſchen Epos an; und eben dieſe abſichtliche und willkührliche Verſchiedenartigkeit des Inhalts und des Ausdrucks giebt mancher homeridiſchen Kleinigkeit, welche nichts enthält, als ein gelegentliches Wort, einen eignen Reiz, von dem das luſtige Bettlerbild, Eireſione, leicht am meiſten haben dürfte. Eben dahin geht auch die mehr kindiſche als kindliche Batrachomyomachie, und obgleich das Salz darin ſehr dünne geſtreut iſt, ſo enthält doch das Epüllion einige recht drollige Stellen, Züge und Einfälle: wie der ausgemahlte Übermuth der Maus, welche den Krieg veranlaßt; die Klagen der Athene vor dem Vater der Götter, daß die Mäuſe ihr den Mantel gefreſſen, den ſie auf Borg gewebt, und nun komme der Schneider und fodre die Zinſen; und wie die Mäuſe, nachdem der flammende Donner des Kroniden, mit welchem er den großen Enkelados und der Giganten wilde Stämme getödtet, ſie nicht gehindert hat, plötzlich die Flucht ergreifen, da die vielnahmigen Krebſe anrücken und ſie in die Schwänze beißen.

Das ſchönſte, würdigſte und älteſte homeridiſche Gedicht dieſer Gattung war der Margites, worin der Held, welcher dem Werke den Rahmen gegeben, ſo bezeichnet ward:

> Nicht zum Gräber machten die Götter ihn, auch nicht zum Pflüger,
> Nicht zu etwas verſtändig, in jeglichem war er ein Stümper *).

Ariſtophanes, Platon und Ariſtoteles offenbaren durch ihre bedeutenden Anführungen und Anſpielungen ihr Gefühl von dem hohen Werth und der ehrwürdigen Alterthümlichkeit des Margites; Zeno erläuterte ihn wie die Ilias und Odyſſee, und Kallimachos, der Sinn hatte für epiſchen Scherz und Witz, und ſelbſt den des homeridiſchen Hymnos an Hermes in ſeinem an Artemis für ſeine Kraft und ſein Zeitalter nicht unglücklich nachgebildet hat, bewunderte und liebte den Margites ganz vorzüglich.

Ariſtoteles findet im Margites den früheſten Keim der komiſchen Kunſt *). Mit mehr Recht als in der Odyſſee; und in der homeridiſchen Poeſie kann man eine leiſe Annäherung zu der ſyſtematiſchen Ganzheit der dramatiſchen Kunſt und zu ihrer Trennung des Tragiſchen und Komiſchen, welche man in die homeriſche Poeſie ſo gewaltſam hineingetragen hat, wenn man ſie ſucht, wohl finden, oder vielmehr ahnden. Doch wird die Verwandtſchaft nicht viel weniger entfernt geweſen ſeyn, als die des Hymnos auf Hermes mit den alten attiſchen Satyren, und die des Hymnes auf Demeter mit der Tragödie.

---

*) Arist. Nicom. VI, 7.

*) Poet. 4.

Der Verluſt des Margites iſt der erſte in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie, deſſen Größe man mit einiger Beſtimmtheit ſchätzen kann. Dies zu verſuchen, und den Andeutungen und Winken von den untergegangenen Werken der alten Kunſt mit Andacht nachzugehn wie einer Gottheit Spur; das allein iſt der Geſchichte würdig: nicht aber, wie ſie es pflegen, über den unabänderlichen Verluſt des Einzelnen träge und ſelbſtgefällig zu klagen, während ſie es gar nicht gewahr zu werden ſcheinen, daß auch die Werke, welche gerettet wurden, eigentlich verlohren ſind, indem der Sinn für ſie im Ganzen verſchwunden iſt, und daß das geſammte Alterthum in dieſem Verſtande auf ewig untergegangen iſt, und nur in dem Innern auserwählter Geiſter ſchwächer wieder aufleben kann.

Mittleres Epos.

Wenn man die homeriſche, die heſiodiſche, die ältere und, mehr auf die Art der Darſtellung als auf die Folge der Zeit ſehend, auch die ſpätere homeridiſche Poeſie im Gegenſatz des neuen Epos der Alexandriner das alte Epos nennen darf: ſo läßt ſich die Poeſie der nachheſiodiſchen, genealogiſchen und kykliſchen Dichter, die der ſpäteren Claſſiker der epiſchen Dichtart, des Piſandros, Panyaſis und Antimachos, die der myſtiſchen Epiker und die der Schule der in hexametriſchen Gedichten von der beſchreibenden Art lehrenden Phyſiologen vielleicht am ſchicklichſten unter dem Namen des mittleren Epos zuſammenfaſſen. Selbſt das myſtiſche und phyſiſche Epos hat wenigſtens das mit dem kykliſchen gemein, daß es, ſo wie dieſes, den Übergang zur Hiſtorie der joniſchen Mythographen bildet, ſo auch zwiſchen Poeſie und Philoſophie, der lezten näher, in der Mitte ſteht.

Jene unter dem Nahmen des epiſchen Kreiſes ſo berühmte Sammlung aus mehren alten Dichtern ward nicht wegen der poetiſchen Schönheit, ſondern wegen der hiſtoriſchen Folge der darin erzählten Begebenheiten von der Umarmung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos geſchätzt [10]); und diejenigen auch unter den kykliſchen genannten Gedichte, welche ſich, wie das kypriſche Epos vom Staſinos oder Dikaeogenes [11]), die Aethiopis von Arktinos und die kleine Ilias von Leſches, an die homeriſche Ilias, deren Rhapſodieen ihnen alſo mehr oder weniger bekannt geweſen ſeyn müſſen, im Zuſammenhang der Geſchichte und nach der Zeitfolge der Sage anſchloſſen, ſcheinen den ähnlichen Zweck gehabt zu haben, die Ilias hiſtoriſch zu ergänzen und gleichſam kykliſch zu erweitern.

---

[10]) P. 341. Elect. Phot. e Procl. Chrest. gramm. ad Calc. Apollon. de Syntaxi ed. Sylburg.

Schon Heſiodos iſt freylich auch in der Heldenſage nur genealogiſcher Sammler. Doch könnte vielleicht der ſelbſt im heſiodiſchen Schilde des Herakles ſichtbare, dem Geiſt der Theogonie folgende Hang zur Darſtellung des wildeſten Lebens in ungeheuern Kampfen und kraftigen Zeugungen, ein Merkmahl ſeyn, das heſiodiſche und das kykliſche Epos zu ſondern, die, obwohl ſie dem flüchtigern Blick, bis alle Spuren und Bruchſtücke vollſtändig geſammelt und geordnet werden, ſtätig aneinander zu hängen ſcheinen könnten, doch ſo deutlich und klar getrennt ſind, wie das homeriſche und homeridiſche Epos, und wie die erſte und die zweyte Maſſe der heſiodiſchen Periode der epiſchen Kunſt. Nach dem Schilde, als dem längſten und wichtigſten Bruchſtücke, zu urtheilen, bildet die heroiſche Poeſie der heſiodiſchen Periode eine dritte und letzte Maſſe derſelben, welche zwiſchen der Theogonie und dem kykliſchen Epos in der Mitte ſteht, und den Übergang macht. An Gelegenheit zu Zeugungsgeſchichten jener Art konnte es den Eöen des Heſiodos ſo wenig fehlen, als an der zu der Titanomachie ähnlichen Kämpfen.

---

[11]) Arist. Poet. cap. 16.

Je mehr die Sänger dieſer hiſtoriſchen Periode des kykliſchen Epos auch in der Heldenſage nur Genealogen waren, wie Aſios [18]), je örtlicher ihr Inhalt, je näher der hellern Geſchichte, oder je verwebter mit mährchenhafter Erdkunde ſpäterer Zeit, wie die dem Ariſteas beygelegten arimaſpiſchen Geſänge: je mehr näherten ſie ſich den joniſchen Mythographen, unter denen auch noch Herodotos, ein Rhapſode in Proſa, ſeinen Verwurf mit einer epiſodiſchen Fülle von Mythen kykliſch erweiterte.

Doch darf man nicht denken, daß der in dieſem Zeitalter überwiegende hiſtoriſche Geiſt und Zweck der epiſchen Poeſie ihren dichteriſchen Werth und ihre künſtleriſche Ausbildung völlig verdrängt habe. Ein Epos dieſer Art und dieſes Zeitalters konnte ein Kenner für homeriſch halten, und Pauſanias nach der Ilias und Odyſſee am meiſten ſchätzen [19]). Piſandros aber, welcher der erſte unter den alten Dichtkünſtlern den Sohn des Zeus, den rüſtigen Löwenbändiger, vollſtändig beſungen, und die Arbeiten, die er durchkämpfte, beſchrieben hatte [20]), verdiente und erhielt durch die Aufnahme unter die Claſſiker den Vorzug vor ſeinen Zeitgenoſſen. Es läßt ſich begreifen, daß unter allen kykliſchen Geſängen grade ein biographiſches Epos das wichtigſte und würdigſte Kunſtwerk, und daß unter allen Lebensgeſchichten von Helden die des Herakles für die Poeſie am günſtigſten war. Aus der oft bedeutend vorkommenden Bemerkung, daß Piſandros zuerſt den Herakles mit der Löwenhaut bekleidet, und mit der Keule bewaffnet dargeſtellt habe, darf man folgern, daß er die Heldenzeit und die Heldenwelt wilder und ungeheurer gedichtet habe. Der Geiſt des Zeitalters und der geringere Umfang des Gedichts dürften vermuthen laſſen, Piſandros habe den Faden der Geſchichte, ohne homeriſche Fülle von Epiſoden, ſtreng verfolgt, der Held und deſſen Leben ſey der ganze Inhalt und Zweck ſeines Werks geweſen.

---

[18]) Pauſan. IV, 2. [19]) Pauſan. IX, 9. Dem Zuſammenhange nach zu urtheilen, bezieht ſich dieſe Stelle, in die man die Thebais eben ſo voreilig als hart hinein vermuthet hat, auf das unter dem Nahmen Epigonoi ſo berühmte alte Epos, welches für homeriſch gehalten ward, und deſſen Aechtheit Herodotos, der älteſte Chorizont, nur bezweifelt. [20]) Theocr. Epigr. XIX. Brunk. Anal. I, 381.

Panyaſis, der zweyte nachheſiodiſche Claſſiker der epiſchen Kunſt, ward von einigen Kritikern gleich nach Homeros geſtellt, von andern erſt nach Heſiodos und Antimachos [19]. Bey ihm dürfen wir uns vielleicht nicht bloß mit Spuren und Vermuthungen begnügen. In der Sammlung der theokritiſchen und der dem Theokritos und andern Bukolikern beygelegten Gedichte, wo ſo manches ganz fremde ſteht, finden ſich drey überraſchend gleichartige Bruchſtücke eines epiſchen Gedichts vom Herakles. Der erſte unterſuchende Blick lehrt, daß ſie dem Theokritos, der ſikeliſchen Schule, ja überhaupt dem kritiſchen Zeitalter durchaus nicht angehören können, ſondern Theile einer ältern voralexandriniſchen aber nachheſiodiſchen Herakleia ſeyn müſſen. Es kann faſt nur die Frage ſeyn, ob Piſandros oder Panyaſis der Verfaſſer ſey: denn die hohe Vortrefflichkeit der Bruchſtücke deutet auf einen berühmten Urheber, und ſchon dadurch, daß ſie erhalten ſind, wird es wahrſcheinlicher, daß ſie von einem der Claſſiker, die ſo ungleich häufiger, ja in ſpätern Zeiten faſt ausſchließlich geleſen und abgeſchrieben wurden, herrühren mögen. Es iſt aber aus manchen Spuren [14]) ungleich wahrſcheinlicher, daß es Panyaſis ſey. Der elegiſche Überfluß in den überſtrömenden und ſich antwortenden Klagen der Mutter und Frau des Herakles, zeigt, daß die epiſche Kunſt in dieſem Zeitalter von den Einflüſſen der herrſchenden lyriſchen Poeſie nicht frey blieb, und daß Panyaſis, Vorganger wie Steſichoros, nicht ohne Nachbildung nutzte. Nach dieſen Bruchſtücken zu urtheilen, war der Gang der Erzählung verflochten genug; die Gleichniſſe ſind geſpart; die Darſtellung iſt reicher an jenen bedeutſamen Kleinigkeiten, welche zu dem Reiz der homeriſchen Poeſie ſo viel beytragen, als die heſiodiſche. Doch iſt die Darſtellung oder Andeutung von Eigenthümlichkeiten, ſelbſt des ausſchließlich einzigen Helden, ſo wie alles andre, nur Nebenſache; und das Herrſchende, woran ſich alles übrige anſchließt, ſind die genau und vollſtändig mit Liebe dargeſtellten Arbeiten des Helden. Das Schwere der Aufgabe iſt darin eben ſo ſehr hervorgehoben, als die Kraft des Überwinders. Selbſt in den Jugendgeſchichten des Herakles geht er über vieles flüchtig weg, nachdem er eine wunderbare That des Heldenkindes ganz umſtändlich erzählt hat, die in eben dem Geiſte und Sinne gedacht und ausgebildet iſt, wie ein Athlos der ſpätern, eigentlich ſogenannten von beſtimmter Anzahl. Jeder ſolcher

---

[19] Suid. voc. Panyasis.

---

[14]) Z. B. Paus. IX, 11. werden Steſichoros und Panyaſis als die Autoren der in einem der Bruchſtücke erwähnten Sage, wie Herakles in der Raſerey ſeine Kinder von der Megara ermordet habe, genannt.

Athlos ſcheint eine Maſſe des Gedichts gebildet zu haben, wohin ſich alles ungleich gewaltſamer und entſchiedener zu einem Gipfel zuſammendrängte, wie in der homeriſchen Ariſteia ein Held als der höchſte und vortrefflichſte vor den andern hervortritt. Die Naturen, welche Herakles bezwang, und die Geſtalten der umgebenden Welt erſcheinen roher und wilder, als in den Thaten homeriſcher Heroen: aber ſelbſt in der kräftigen, gedrängten aber genauen und ausführlichen Beſchreibung des Kampfes mit dem Löwen iſt auch nicht Eine Spur von Ähnlichkeit mit dem dürftigen Überfluſſe heſiodiſcher Schlachtſtücke. Da die Bruchſtücke der alten Herakleia eine innige Vorliebe für den Athlos verrathen, und da der dichteriſche Begriff und die künſtleriſche Behandlung beſtimmt genug geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo dürfte es, bey der durchgängig verwebten und wechſelſeitigen Ausbildung der helleniſchen Sage, Dichtung und Kunſt, nicht zu kühn ſeyn, wenn man vermuthen wollte, der Athlos ſey nicht bloß eine Maſſe und ein Theil der Heldengeſchichte, ſondern zugleich auch eine Geſtalt und Art des vielgeſtalteten und wandelbaren Epos der Hellenen geweſen, wie die homeriſche Ariſteia und die heſiodiſche Theogonie.

Antimachos, der ſpäteſte unter den epiſchen Claſſikern, ein Schüler des Panyaſis und älterer Zeitgenoſſe des Platon, verdrängte den zu ſeiner Zeit berühmtern Choerilos, welcher die perſiſchen Kriege beſang, aus der Zahl der auserwählten Dichter, und die Kritiker ſtimmten meiſtens überein, ihm den zweyten Platz anzuweiſen [17]. Wer ein gebildetes Ohr erhielt, ſagt der Dichter Antipater [18]), wer eine ernſte Rede vorzieht, und neue, von dem Hauſen nicht betretene Wege liebt, müſſe den rüſtigen Vers des ausgearbeiteten Antimachos loben, welcher der Hoheit der alten Halbgötter würdig, und auf dem Ambeß der Pierinnen geſchmiedet ſey. Wenn Homeros der König der Sänger, und Zeus erhabener ſey als Enoſichthon: ſo ſey Enoſichthon doch nach ihm der höchſte der Götter. So ſey auch der Bürger von Kolophon dem Homeros zwar untergeordnet, ſtehe aber an der Spitze der übrigen Sänger. Hadrianus [19]), welcher das Gelehrte, Dunkle und Schwere liebte, zog ihn ſogar dem Homeros vor. Kraft und Würde, und eine nichts weniger als gemeine Art des Ausdrucks waren, nach dem Quinctilianus [20]), ſeine eigenthümlichen Vorzüge; Cicero [21]) nennt ſein großes Werk ein gelehrtes Gedicht, und Proklos [22]) führt ihn als ein Beyſpiel des künſtlichen und dem aus göttlicher Eingebung und Begeiſterung entſpringenden entgegengeſetzten Erhabenen an, welches viele Mittel und Vorkehrungen brauche, einen großen Anlauf nehme, und ſich meiſtens uneigentlicher Bilder bediene. Er war auch ein Gelehrter, Schüler des Steſimbrotos, und einer der erſten Kritiker der homeriſchen Poeſie, und ſtrebte, die Menge verachtend, nur nach dem Beyfall der Kenner. Da einſt alle Zuhörer, außer dem Platon, ſeine Vorleſung verließen, ſagte er: »Ich will dennoch leſen; denn der einzige Platon gilt mir ſo viel, als alle dieſe Tauſende [23]).« Auf Anrathen des Platon behauptet auch Heraklides [24]), ſeine Gedichte zu Kolophon geſammelt zu haben. Dionyſios [84]) nennt den Antimachos als Beyſpiel und Urbild der bis zur Härte erhabenen Wortſtellung; und nach dem Plutarchos [85]) fehlte ſeiner Poeſie, wie den Gemählden des Dionyſios und den kriegeriſchen Thaten des Epaminondas und Ageſilaos, jener Schein der Leichtigkeit, welcher die Gemählde des Nikomachos, die Verſe des Homeros, und den Feldzug des Timoleon auszeichnete. Auch gab es Kritiker, welche weniger günſtig von ihm urtheilten; wie der wegen ſeiner Bewunderung des Choerilos in einem ſehr zweydeutigen Epigramm [86]) vom Krates verſpottete Euphorion; und Kallimachos [87]), welcher die lange, nach ſeiner geliebten Lyde benannte Elegie des Antimachos ein breites und nicht gebildetes Werk nannte. Der anerkannte Schwulſt [88]) des Antimachos könnte die Vermuthung erregen, er ſey in der Thebais, deren Inhalt ein Lieblingsgegenſtand der Tragiker war, ſeinen Vorbildern über die Gränzen der epiſchen Dichtart gefolgt. Es fehle ihm an dem Hinreißenden und Reizenden, ſagt Quinctilianus, auch an Anordnung, ja überhaupt an Schicklichkeit, ſo daß ſich hier recht klar zeige, wie ganz etwas andres es heiße, der nächſte oder der zweyte zu ſeyn. Durch die Art der Anordnung übertraf ihn Panyaſis, der ihm aber im Ausdruck nachſtand [89]); und die oft erwähnte Weitläuftigkeit und Ausbreitung des Antimachos ſcheint dem in den Bruchſtücken der Herakleia ſichtbaren Hange, ſich in wenige, mehr hohe als weite Maſſen dicht und feſt zuſammenzudrängen, gerade entgegengeſetzt zu ſeyn.

---

[17] Quinct. X, 1.

---

[18]) Brunk. Anal. II. 229. [19]) Fragm. Antim. cur. Schellenb. p. 49. [20]) Quinct. X, 1. [21]) Brut. c. 51. [22]) Fragm. p. 44. [23]) Cic. loc. cit. [24]) Fragm. p. 36.

---

[84]) De comp. verb. p. 22. l. 45. [85]) Vit. Timol. etc. 253. C. [86]) Anthol. ed. Jacobs. II, 2. [87]) Fragm. Antim. p. 97. [88]) Catull. XCV. [89]) Quinct. Inst. [illegible]

Wenn gleich die drey ſpätern Claſſiker der epiſchen Kunſt ſich über die zum Sprüchwort gewordene Gemeinheit [80]) der kykliſchen Poeſie erhoben, nicht bey dem Ungeheuern des heſiodiſchen Styls ſtehen blieben, ſondern ſich der Schönheit der homeriſchen Poeſie wieder zu nähern ſuchten: ſo zeigen doch alle Bruchſtücke, Nachrichten und Spuren zur Genüge, in wie kleinem Maaße ihnen dieſes gelungen ſey. Auch die Kindheit hat ihre Blüthe, welche der Mann, wenn die Zeit einmal vorüber iſt, nicht wieder erkünſteln kann. Wenn gleich die Vermuthung, daß ſelbſt die beſten, durch Aufnahme und Beymiſchung lyriſcher oder tragiſcher Beſtandtheile, die Reinheit der epiſchen Dichtart entſtellt und entweiht haben, zweifelhaft ſcheinen könnte: ſo iſt doch die Wahl eines Stoffs aus der Zeitgeſchichte, wie die, wodurch Choerilos Beyfall fand, und welche der urſprünglichen Natur des den mit Dichtung vermählten Sagen der Vorzeit geweihten Epos der Hellenen ſo ganz widerſpricht, ein eben ſo unzweydeutiges Zeichen vom gänzlichen Verfall der epiſchen Kunſt, als Chaeremons Kentauros, eine aus allen Maaßen äußerſt unſchicklich [82]) gemiſchte proſaiſche [81]) Rhapſodie [82]), oder der Mangel an heroiſcher Hoheit der dargeſtellten Menſchennaturen, welche im Kleophon nur gemein und den gewöhnlichen gleich, in der Delias des Nikochares aber noch unter dem Maaß des wirklichen Lebens waren [83]). War die Behandlung eines niedrigen Stoffs in dem letzten Dichter auch abſichtlich und zweckmäßig, indem ſein Werk zu der parodiſchen Gattung der epiſchen Poeſie gehörte, deren Vater Hegemon war [84]: ſo war doch die Ausbildung dieſer Abart ſelbſt kein günſtiges Zeichen für den Zuſtand der Kunſt; denn wenn es nicht etwa zugleich didaktiſch iſt, wie die philoſophiſchen Sillen des Skeptikers Timon, oder wie die Küchenlehre des Archeſtratos, welcher ſcherzweiſe ein Eßkünſtler, ein Heſiodos oder Theognis der Schwelger genannt wird [85], ſo bleibt das rein parodiſche Epos eine dürftige Spielerey, auf welche die Kunſt nur nachdem ſie ſich erſchöpft und überlebt hatte, verfallen konnte, und wodurch ſie nicht ſowohl ihr Gebiet erweiterte, als ihre Eigenthümlichkeit verſcherzte.

---

[80]) Callim. Epigr. Brunck. Anal. I, 461. [81]) Ariſtot. Rhet. III. 12.
[82]) Poet. cap. 1. 24. [83]) cap. II.

An die Denkart und Dichtart der heſiodiſchen Theogonie konnte ſich leicht die myſtiſche Poeſie der Prieſter und Orphiker anſchließen, in welcher die Lehre von der Würde und Heiligkeit des Lebens, und von der Einheit der in unendlich vielen Geſtalten geheimnißvoll erſcheinenden Urkraft, die alles zeuge und alles nähre, eben ſo ſehr ausgebildet wurde, wie in der gnomiſchen Poeſie die von der Nothwendigkeit der Beſchränkung und dem Werth weiſer Mäßigkeit, welche, mit jener zuſammengenommen, die Grundlage der helleniſchen Naturphiloſophie bildet. Auch die in der heſiodiſchen Periode entſtandene Lehre von den verſchiedenen Zeitaltern ſcheinen die Myſtiker, auch hier Mittler der Poeſie und der Philoſophie, umgebildet zu haben [86]; und vielleicht waren ſie es, welche die Sage oder Dichtung von einer gränzenloſen vollendeten Wildheit der älteſten Menſchen erfanden [illegible]). Der Enthuſiasmus in einigen der längern orphiſchen Bruchſtücke [illegible]) aus myſtiſchen Lehrgedichten vereinigt dichteriſche Kraſt und Kühnheit mit prieſterlicher Salbung und Würde. Auch iſt den Hymnen äußert ſich ein begeiſtertes Ahnden der Unendlichkeit der angebeteten Götter und der lebendigen Einheit der Natur: aber dargeſtellt wird dieſes Gefühl eben ſo wenig, als die Beynahmen, welche durch ihre Menge alle Bedeutſamkeit verlieren, die beſungene Gottheit und die Eigenthümlichkeit derſelben lebendig vor die Einbildung ſtellen können. Die orphiſchen Argonautika ſcheinen die Abſicht gehabt zu haben, eine ganze Reihe von Verfälſchungen durch eine neue Verfalſchung zu beglaubigen [illegible]), und zeigen, wie ſich denken läßt, große Vorliebe für gottesdienſtliche Gegenſtände. Von dichteriſchem Geiſt und künſtleriſchem Werth aber ſind ſie ſo leer, daß alle Anſtrengung vergeblich ſeyn dürfte, irgend eine Eigenthümlichkeit, die poetiſch wäre, an ihnen erforſchen zu wollen. Welcher ſchönen Behandlung ein myſtiſcher Stoff fähig ſey, können außer dem homeriſchen Hymnos auf Demeter auch der aus dem Helleniſchen eigentlich überſetzte, nicht bloß nachgebildete Atys des Catullus, und ſo manche Stellen und Züge des Kallimachos, Apollonios und andrer alexandriniſcher und römiſcher Dichter, beweiſen, welche das Myſtiſche, wegen ſeines Scheins von Alterthümlichkeit und

---

[84] Ibid. [85] Athen. III, 22. VII, 3. VII, 17 [86] Orph. ed. Gesn. pag. 379.

[illegible]) Ibid. p. 178.

[illegible]) Cit. v. 9—48.

[illegible]) Vorzüglich das [illegible] der Gesn. Ausgabe und als Gelegenheit, ihr Wiſſen zu zeigen, oder aus Hang zum Seltſamen, was ſchon erſchlaffte Gemüther noch reizen kann, oft auch wohl mit ächter, frommer Begeiſterung, vorzüglich liebten, oder doch wenigſtens als einen Beſtandtheil in ihr aus allen Arten und Geſtalten des alten gemiſchtes Epos aufnahmen. An dichteriſcher Schönheit, meynt Pauſanias**), dürften die orphiſchen Hymnen wohl die zweyte Stelle nach den homeriſchen erhalten; und nach einer Stelle des Plutarchos**) waren die Weiſſagungen des Bakis und der Sibylle nicht ohne poetiſches Verdienſt. Zu dieſen und ähnlichen Geſängen, wie in den metriſchen Antworten der Orakel, konnte ſich der prophetiſche Styl für den künftigen Gebrauch des lehrenden Epos vorzüglich entwickeln.

Die erſten ſyſtematiſchen Werke der didaktiſchen Poeſie der Hellenen waren die Gedichte der Phyſiologen, vorzüglich die großen von der Natur aller Dinge. Das auch für die Geſchichte der Poeſie merkwürdige Epos dieſer Schule erreichte durch Empedokles, welcher nach Theophraſtos ein Nachahmer des Parmenides, nach Hermippos aber des Xenophanes war**), die höchſte Blüthe ſeiner Ausbildung. Maaß und Ausdruck ihrer Geſänge war epiſch, und beſonders Empedokles war, wie Ariſtoteles urtheilte, homeriſch in ſeiner kraftvollen Bilderſprache**). Daher wurden ſie auch von allen ungelehrten Hellenen**), ja ſelbſt von Kritikern**) zu den epiſchen Dichtern gezählt. Zu Geſängen pflegten die Pytha-

---

**) Lib. IX. cap. 30. **) De Pyth. orac. pag. 414. ed. Steph. **) Diog. Laert. VIII. c. 2. **) Ibid. VIII. c. 2. **) Arist. Poet. I. IX. **) Dionys. de comp. pag. 24. C. ed. Sylb.

gerder [illegible]) ihre geheimeren Lehren zu überliefern; und Thales [illegible]), welcher jedoch nach der Meynung einiger Alten keine Schrift hinterlaſſen hat, trug ſeine Wiſſenſchaft in Gedichten vor. Xenophanes, der älteſte Vielſchreiber [illegible]), Freygeiſt [illegible]) und gelehrte Streiter [illegible]) unter den helleniſchen Philoſophen, verfaßte epiſche und elegiſche Werke didaktiſchen Inhalts, auch jambiſche gegen Homeros und Heſiodos. Auch Parmenides, ein Schüler aber nicht Nachfolger des Xenophanes [illegible]), philoſophirte in Gedichten, welche ſich durch Eurythmie eben nicht auszeichneten [illegible]), und verfaßte ein Epos von der Natur der Dinge. Sie waren ſchlechtere Dichter [illegible]) als Empedokles, der höchſte Stolz und die ſchönſte Zierde der an großen Erzeugniſſen ſo reichen Sikelia [illegible]). Er vereinigte die Naturwiſſenſchaft des Anaxagoras mit der Würde des pythagoriſchen Lebens [illegible]). Den hinreißenden Schwung, die Hoheit ſeines ſtrömenden Geſanges findet Cicero der Größe ſeines Stoffs angemeſſen [illegible]). »Laut verkündigen ſeine Lieder die herrlichen Erfindungen ſeines göttlichen Geiſtes, ſo daß er kaum von ſterblichem Geblüt erzeugt zu ſeyn ſcheint;« ſagt [illegible]) mit feurigem Ausdruck ſein würdiger Schüler, der erhabene Lucretius. Die Vortrefflichkeit der Nachbildung kann uns lehren, wie viel wir am Ur-

---

[illegible]) Cic. Tusc. IV, 2. [illegible]) Diog. I, 1, 2. Plut. περὶ τοῦ μὴ χρ. ἐμμ. p. 724 Steph. Die Aechtheit der dem Thales zugeſchriebenen Aſtrologie war zweifelhaft. [illegible]) Diog. Proem. XI. [illegible]) Cic. de div. I, 3. Er war der einzige unter den ältern Philoſophen, welcher, ohne die Götter zu läugnen, die Divination ganz wegräumte. [illegible]) Er ſtritt gegen Thales, Pythagoras und Epimenides. [illegible]) Diog. IX. [illegible] [illegible]) Plut. p. 77. De aud. poet. ed. Steph. [illegible]) Cic. Academ. IV, 23. [illegible]) Lucr. I, 717—738. [illegible]) Diog. VIII. 2, 2. [illegible]) Academ. IV, 23.

bilde verlohren haben, und das Werk des Römers muß die Züge, welche sich aus den Bruchstücken, Nachrichten und Urtheilen der Alten ergeben, zu einem vollständigen Bilde vom Epos der alten hellenischen Physiologen, besonders des Empedokles, ergänzen. Es war des Lucretius Absicht, die Philosophie des Epikuros, dessen höckrige und zerbrochene Schreibart, wie die der römischen Epikureer, eines Rabirius und Amafanius [57]), viele abschrecken mochte, mit dem Zauber und der Anmuth der Poesie zu schmücken [58]); und sollte er nicht gestrebt haben, sich die Schönheiten eines allgemein bewunderten Vorgängers, welchen er selbst so hinreißend preist, mit Freyheit anzueignen? Zwar konnte auch Ennius als Lehrdichter [59]) sein Vorbild seyn. Lucretius hat eine eigne und einheimische Majestät: seine bewunderungswürdige Darstellung von der Unmöglichkeit, die rastlose Begier zu sättigen, ist an Stoff und Geist acht römisch; und das kräftige Salz, die gemischte Fülle und die fröhliche Geselligkeit in seinem Gemählde von den Verirrungen der Liebe hat etwas von dem großen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der hellenischen Kunst umgebildeten und verfeinerten Satire. Doch konnte demungeachtet die Gestalt und Eigenthümlichkeit seines Werks mit dem des Empedokles im Ganzen übereinstimmend seyn; und der auffallende Umstand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philosophie des Epikuros sich so weitläuftig verbreitete, nur in schönen Episoden beyläufig

---

[57]) Cic. Academ. I, 2. Tusc. IV, 3. [58]) I, 920—950. [59]) Lucret. I, 118.

berühret, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er ſeinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte, und ſich die Gränzen ſeiner durch vortreffliche Künſtler des Alterthums nun einmal feſt und geſetzlich beſtimmten Dichtart zu übertreten ſcheute. Die Einfachheit, leichte Beweglichkeit und bedeutſame Umſtändlichkeit des homeriſchen Ausdrucks mochte Empedokles haben, auch, wie Lucretius, die homeriſche Sitte, lange Stellen wörtlich zu wiederholen, eher lieben als verſchmähen: nur von der gleichgültig ſcheinenden Ruhe und reinen Äußerlichkeit der homeriſchen Darſtellung darf man auch keine Spur in ſeinen leidenſchaftlichen Gedichten erwarten. Seine Klagen über die engen Schranken des menſchlichen Verſtandes gränzten an Wuth **); ſeine Wortſtellung war von der bis zur Härte erhabenen Art **); und wie das Epos des Lucretius mochte wohl auch das ſeinige von der Begeiſterung eines würdigen Hohenprieſters der Natur durchgängig beſeelt ſeyn. Wie der Enthuſiasmus der myſtiſchen Poeſie durch die Phyſiologen erhöht und von einem größeren Geiſte belebt ward; ſo wohl auch die Allegorie, welche in ihren Dichtungen die zarteſten Geheimniſſe der ſinnenden und ahndenden Vernunft in ſinnreiche Bilder hüllte. Doch war Poeſie und Philoſophie in ihren Werken eher vermiſcht als verſchmelzen; im Lucretius ſteht das Dunkelſte und Trockenſte, was der Verſtand denken und die Wiſſenſchaft lehren kann, dicht neben den kühnſten Ergießungen leidenſchaftlicher Begeiſterung. Darum darf man ſie nicht ganz aus dem Gebiete der Kunſtgeſchichte verbannen, obgleich, wie Ariſtoteles **) gegen

---

**) [illegible] **) [illegible] **) [illegible] ein allgemeines Vorurtheil der Hellenen richtig bemerkt, das Maaß allein den Empedokles nicht zum Dichter macht: denn wenn man das Werk des Herodotos auch in Verse brächte, so würde es dennoch eine Hiſtorie und nicht Poeſie ſeyn [*]). Die Dichtung war dieſen Vätern der didaktiſchen Poeſie nur Mittel, Stoff und Werkzeug der Mittheilung; ſie entlehnten nach Plutarchos [**]) Maaß und Ausdruck von der Poeſie nur wie einen Wagen, um nicht zu Fuße einherſchleichen zu dürfen. Ihr Zweck war Wiſſenſchaft und Wahrheit; ganz unähnlich den alexandriniſchen Dichtkünſtlern, welche nur, um auch den trockenſten und ſprödeſten Stoff durch ihre feine und zierliche Behandlung zu beſiegen und zu bilden, wiſſenſchaftliche Gegenſtände dichteriſch darſtellten; oft ohne gründliche Einſicht, wie Nikander die Landwirthſchaft, und Aratos die Sternkunde [***]).

Unter den mannichfachen Geſtalten, in welchen das alte Epos der Hellenen, verſchieden und doch daſſelbe, erſcheint, iſt die zuletzt dargeſtellte Gattung nicht die unwürdigſte. Die Angemeſſenheit der epiſchen Dichtart für die lehrende Poeſie und die Verwandtſchaft beyder wird noch einleuchtender durch die Betrachtung, daß nur im Epos ein Syſtem dargeſtellter Wiſſenſchaft möglich ſey, und daß einige Theile und Arten des Epos erſt im philoſophiſchen Gedicht ihre ganze Beſtimmung zu erreichen, ihren vollen Sinn zu erhalten ſcheinen. So gelangt die Epiſode erſt hier zu einem ſelbſtſtändigen Daſeyn, da im homeriſchen Epos eigentlich alles oder nichts Epiſode iſt, und der kürzere einleitende Hymnos, welcher in der beſten hexametriſchen Poeſie weniger bedeutend oder doch einzeln zu ſeyn pflegt, kann hier durch eine große Behandlung zu dem wichtigſten und glänzendſten Theile der Schönheit des Ganzen werden; der Eingang des Lucretius iſt des hohen Tempels der Natur und der Muſen vollkommen würdig. Der Geiſt und die Eigenthümlichkeit dieſer älteſten Kunſtart der Poeſie, des ehrwürdigen Epos, iſt ſo unerſchöpflich, daß jede Unterſuchung über ſie mit dem Gefühle endigen muß:

---

[*]) Poet. cap. 1. [**]) De aud. poet. pag. 16. ed. Steph. [***]) Cic. de Orat. I, 16.

Wenn das Haupt nicht erreichen ſich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt.

Harmonie iſt nicht bloß die äußere Blüthe der helleniſchen Bildung, ſondern ihre innerſte Natur; die ſchönen Glieder des großen Gewächſes ſind entſchieden geſondert: aber als verwandte Theile Eines vollendeten Ganzen ſtehn ſie in der innigſten Berührung, ſie athmen und wachſen mit einander, und ſind beſeelt von Einem gemeinſchaftlichen Lebenshauch. Jede Schwingung iſt überall fühlbar, und jede Regung, jede Veränderung, jede Umgeſtaltung iſt, mehr oder weniger, allgemein. Natürlich mußte daher jene große politiſche Revoluzion, durch welche an die Stelle der nach väterlichem Herkommen herrſchenden Fürſten eine genauere Geſetzgebung trat, die Gewohnheit der Erbfolge den Wahlen der verſammelten Bürger wich, das Königthum aus den helleniſchen Staaten plötzlich verſchwand, und mit überraſchender Übereinſtimmung die Freyheit überall wie von ſelbſt aufblühte, eine ähnliche, eben ſo wichtige Revoluzion in der Kunſt zur Begleiterin haben. Schon die äußern Folgen dieſer Veränderung für die Poeſie waren unüberſehlich, und ihr Wirkungskreis wurde durchaus neu, da Freyheit und Liebe, Ruhm und Geſelligkeit ſie mehr in die ſchönere Gegenwart lockte und verwebte, wo die Leidenſchaft nun erhabner glühte, die Eigenthümlichkeit ſich ſelbſtſtändiger beſtimmte, und die Freude gebildeter ſpielte; da die Weiſen und Mächtigen unter den Blüthen der Kunſt in edler Muße lebten, da Poeſie die Geſetze überlieferte, die Feſte verherrlichte und die Seele der öffentlichen Erziehung war. Mit der äußern Lage verwandelte ſich ſelbſt das Innere der Poeſie, in welcher nun auch wie im Leben Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft herrſchend wurden, wie der Geiſt der Geſetzlichkeit und der Geſelligkeit. Die Zeit der jugendlichen Begeiſterung war für die helleniſche Poeſie gekommen; es brauchte nur einen warmen Sonnenblick, um die ſchwellende Knospe zur vollen Blume zu entfalten, und es war nicht die Wirkung des Zufalls, ſondern eine natürliche und nothwendige Stufe ihrer innern Entwickelung, nachdem ſie, während ihrer Kindheit, die friſche Kraft ganz nach außen gerichtet, ſich im dargeſtellten Stoff gleichſam verlohren hatte, nun auch in ſich ſelbſt zurückzukehren, ſich ſelbſt zu beſchränken und liebevoll zu betrachten, und die darſtellende Natur ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung zu machen. Wie die Entſtehung des helleniſchen Republikanismus war der Urſprung der lyriſchen Kunſt eine Revoluzion, aber eine lange im Stillen vorbereitete und ohne gewaltſamen Kampf vollendete; beyde ſind mit allen ſie begleitenden Erſcheinungen ſo innig in einander verwebt, daß man im Einzelnen oft zweifeln kann, was Urſache und was Folge ſey. Dieß darf um ſo weniger befremden, da beyde doch nur zwey verſchiedene Seiten und Äußerungen einer und derſelben großen Umgeſtaltung waren, deren eigentliche Natur darin beſtand, daß die helleniſche Bildung, welche zuvor mehr einer allgemeinen und einfachen Maſſe glich, nun anfing, ſich aufs ſchärfſte zu trennen, alle Gränzen geſetzlich zu beſtimmen, und die Eigenthümlichkeit durch Selbſtbeſchränkung zu beſtätigen und zu verdoppeln. Dieſes Streben erſcheint überall als der Geiſt und das Geſetz eines Zeitalters, von deſſen Werken und von deſſen Geſchichte der Nachwelt nicht viel mehr geblieben iſt, als Bruchſtücke von Bruchſtücke, verlohrne Winke zu fernen Spuren, und abgebrochene Worte aus dunkeln Räthſeln. Wie ſich die innern und äußern Verhältniſſe der Staaten ordneten, entwickelte ſich auch die Geſetzgebung des Rhythmus nach allen ſeinen entgegengeſetzten oder beygeordneten Richtungen und Weiſen; und wie ſich Völker vereinigten und ſonderten, ſo theilte ſich nun auch die Poeſie in ſcharf begränzte und geſetzlich beſtimmte Arten, die nicht mehr in einander verſchmelzen und überfließen. Aber es war nur, damit das Gleichartige ſich deſto feſter vereinigen könnte, daß das Ungleichartige ſich ſo ſehr als möglich zu trennen ſtrebte, und die Gattungen der Bildung, deren Arten und Theile ſich immer von neuem zu ſpalten ſuchten, ſtanden ſelbſt in der innigſten Gemeinſchaft. Die Kunſt und das Leben griffen überall in einander ein, Poeſie und Muſik waren unzertrennliche Gefährten, und Harmonie, die allgemeine Eigenſchaft der geſammten helleniſchen Bildung, offenbart ſich hier ſichtbarer, iſt vorzugsweiſe das Eigenthum dieſes Zeitalters, in welchem die Muſik und Gymnaſtik blühte, Freundſchaft und Liebe ſich in den größeſten Handlungen auf das wunderbarſte äußerten, wie das Auszeichnende des in dieſem Zeitalter herrſchenden doriſchen Stamms, welcher jene

Harmonie und die helleniſche Eigenthümlichkeit überhaupt bis zur Seltſamkeit trieb.

In Vergleichung mit der heroiſchen und mythiſchen Beſchaffenheit des alten Epos könnte man die lyriſche Kunſt der Hellenen, welche mit Kallinos und Archilochos zur Zeit begann, da die epiſche Kunſt lange vollkommen ausgebildet, ja ſchon wieder in Mißbildung verſunken war, und im Pindaros, bey weitem dem erſten aller Lyriker nach dem Urtheile der Alten, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, als die Tragödie noch auf der erſten Stufe der Entwicklung ſtand, eine republikaniſche und muſikaliſche Poeſie nennen, deren Stoff ſo neu und verſchieden war, als ihr Zweck und ihre Geſtalt. Selten nur miſchte ſchon Archilochos alte Sagen, welche des Epos erſter Quell waren, und ſein einziger Inhalt blieben, wie zur Würze in ſeine Gedichte.

Die alte joniſche Elegie athmet die tapfre Begeiſterung der kriegeriſchen Bürgertugend,

Und mit Geſängen ſpornte Tyrtaeus männliche Seelen
An zu des Mavors Kampf.

In ernſten Rhythmen wurden die Geſetze freyer Staaten geſungen, überliefert und erhalten. Eine Sitte, die ſo allgemein war, daß Ariſtoteles die Urſache, warum eine Gattung der gottesdienſtlichen Feſtgeſänge der Hellenen Nomoi genannt wurde, darin zu finden glaubt [66]. So war es auch wohl mit den ſpartaniſchen Satzungen, da der kretiſche Thales, ein Geſetzgeber und meliſcher Dichter, welchem viele Gebräuche und vaterländiſche Gedichte in den männlichſten Rhythmen beygelegt wurden [67], als Lehrer und

---

[66] Probl. XIX, 28. [67] Strabo. lib. X, pag. 717. B. 718. C.

Gehülfe des Lykurgos genannt wird. So auch wohl die ältern joniſchen Geſetze, da noch Solon die ſeinigen zuerſt rhythmiſch abfaſſen wollte. Die von Geſetzgebern geſtifteten oder ausgebildeten und durch öffentliche Richter geordneten Bürgerfeſte, welche das Volk inniger verbanden, waren Veranlaſſung, Inhalt und Kampfplatz choriſcher Lieder. Nicht bloß mit dem Schwerte, auch mit Geſängen führte Alkaeos den Bürgerkrieg 67), die Tyrannen, wie er ſie nannte, verfolgend, und in dieſem Theile ſeines Werks, wie Quinctilianus 68) meynt, würdig, mit einem goldenen Plectrum beſchenkt zu werden; doch ſelbſt nicht rein von Neuerungen der Art 69), das Haupt der Verbannten gegen den großen Pittakos, deſſen Geſetzgebung neben der des Solon genannt werden durfte 70). Steſichoros ſuchte ſeine Mitbürger gegen den Tyrannen Phalaris zu reizen 71). »Ich, der einzelne, fürs Gemeinſame berufen,« ſagt Pindaros 72), und drängt in dieſe wenigen Worte den Geiſt ſeiner öffentlichen Geſänge, welche ſich überall auf den Ruhm und das Heil der Staaten beziehen, die Edeln und Großen auf eine edle und große Art verherrlichen, und ſie oft leiſe mit Würde zum Beſſern lenken. Man dürfte die Poeſie des Pindaros in dieſer Rückſicht eine ariſtokratiſche nennen; auch liebte er die Ruhe ſo ſehr, daß er die Thebaner in ihrem Entſchluſſe, am mediſchen Kriege keinen Antheil zu nehmen, beſtätigte 73). Faſt jede große Begebenheit ſeiner Zeit gab dem Simonides Stoff zu

---

68) A. a. O. 69) Strab. XIV, p. 917. C. cf. p. 865. 70) Dion. Halic. Ant. Rom. lib. II. p. 291 ed. Reiske. 71) Arist. Rhet. II, 20. 72) Olymp. XIII, 49. 73) Polyb. IV, 31.

einem Gedicht. Die politiſche Denkart in den Bruchſtücken des Bakchylides ſcheint der pindariſchen zu ähneln, und ſeine Verbannung iſt ein Beweis ſeiner bürgerlichen Thätigkeit. Selbſt die gnomiſche Elegie iſt ungleich politiſcher und geſellſchaftlicher in ihren Beziehungen und Lehren als das gnomiſche Epos des Heſiodos. Der Dithyrambos vollends konnte als Urbild vollkommener Freyheit nur für ein demokratiſches Volk ſeinen vollen Sinn haben.

Auch genoſſen die Dichter öffentliche Ehre, und lyriſche Poeſie und Muſik war ein Gegenſtand ſtrenger Geſetze bey den Spartanern, Argeiern [74]), Mantineern und Pellenern [75]). Tyrtaeos, Terpander und Alkman waren zu Sparta Gaſtfreunde des gemeinen Weſens; und die Sagen, daß einige derſelben auf den Rath der Götter herbeygeholt, daß bürgerliche Uneinigkeit durch ſie vernichtet und beſänftigt ſey, beweiſen wenigſtens für das nahe Verhältniß des Staats und der Muſik und lyriſchen Poeſie, wie die Verbannung der Gedichte des Archilochos und die ſpätere Einſchränkung des Timotheos. Nicht bloß in Republiken, auch bey Fürſten und groß geſinnten Tyrannen waren die Sänger dieſer Zeit und dieſer Art hoch geehrte Gaſtfreunde. Arion fand Schutz beym Periander, Ibykos und Anakreon lebten beym Polykrates, von deſſen Erwähnung die Gedichte des letzten voll waren [76]), Simonides war der Günſtling vieler Großen und Herrſcher, und der ſikeliſche Hieron lebte in der Blüthe der Muſik [77]), unter den Spielen ſeiner geliebten Kunſtfreunde. Es waren

---

[74]) Plut. de mus. p. 2097. ed. Steph. [75]) p. 2093. ibid. [76]) Strabo. XIV, p. 645. C. [77]) Pind. Olymp. I, 22. seq.

Männer von Anſehen, nicht ſo genügſam und mit leichten Vorzügen befriedigt, wie die homeriſchen Sänger, oder der hausväterliche ländliche Heſiodos. Wenn ſie ſingen und loben ſollten, mußte mit gewaltigen Lohn das Gold in den Händen erſcheinen [78]); die Zeit, da die Muſe noch nicht gewinnſüchtig arbeitete, da die ſüßen Geſänge noch nicht verkauft wurden, iſt dem Pindaros [79]) ſchon eine längſt verſchwundene alte Zeit; Simonides [80]) wußte das Verhältniß der köſtlichen Waare mit dem Preiſe zu meſſen, und ihm ähneln bedeutet beym Ariſtophanes [81]) ſprüchwörtlich ſo viel, als in künſtleriſche Habſucht verfallen.

Es ſind bedeutende Sagen, daß dem Heſiodos der Zutritt zu dem pythiſchen Weltſpiele verſagt ſey, weil er den Geſang nicht mit der Kithara zu begleiten wußte [82]); und daß Terpander die Melodie zu den homeriſchen Rhapſodieen geſetzt habe. So ſchwer es auch ſeyn mag, die eigentliche Beſchaffenheit der mit dem Entſtehen der lyriſchen Kunſt gleichzeitigen und verknüpften großen Veränderung in dem Verhältniſſe der Muſik und der Poeſie genau zu beſtimmen: ſo iſt doch klar, daß erſt jetzt die Muſik eigentlich Kunſt ward, und durch ihren Mitausdruk den der begleiteten Poeſie verſtärkte, da das Spiel auf der Kithara für den epiſchen Sänger der ältern, beſonders der homeriſchen Zeit vielleicht nur zur Vorbereitung und zur Ausfüllung der Zwiſchenraume und Lücken der ſingenden Rede dienen mochte. Selbſt der Gottesdienſt und die Schlachten im Homeros ſind ohne Muſik. Nicht ſo im lyriſchen Zeitalter, von dem es zuerſt gilt, was Cicero ſagt: »Vor Alters waren dieſelben Muſiker und Poeten geweſen,« und Simonides, Pindaros und andre der Art werden beym Philodemos 93) unter die Muſiker im engſten die beyden Schweſterkünſte ſcharf trennenden Sinne des Worts gezählt. Muſik begleitete die gymnaſtiſchen Feſte, und der Aulos war, nach Pindaros Ausdruck, der Verkündiger und der Geſelle der ſpielenden Kämpfe, die der heilige Stoff und ernſte Zweck der würdigſten lyriſchen Kunſtwerke waren. Die Mitwirkung der Muſik war bedeutend, ihr Antheil an dem gemeinſchaftlichen Ganzen ſehr groß. »Auch wohl ein Gedicht des Krexos, obgleich es ſehr künſtlich ſey, erſcheine würdiger mit muſikaliſcher Begleitung, und die zu Epheſos und von den Chören in Lakedaemon geſungenen Hymnen würden, wenn man ihnen dieſe nähme, durchaus keine ähnliche Wirkung mehr hervorbringen können« 94). Doch läßt ſich freylich von dieſen kunſtloſen Geſängen des Alterthums nicht auf die lyriſche Kunſt der Hellenen ſchließen, deren Selbſtſtändigkeit und Unabhangigkeit von der untergeordneten Muſik alle noch vorhandenen Denkmahle, die ganzen Werke ſowohl als die Bruchſtücke und Trümmern, laut und klar beweiſen; und wenn Plato es, oft nicht ohne Spott, als bekannt vorausſetzt, wie unvortheilhaft vom Rhythmus entkleidete und in Proſa aufgelöſte Gedichte erſchienen: ſo iſt dies eben da, wo er die ungünſtigſte Seite ins Licht ſetzen will, und dann ging ja durch dieſe

---

[78]) ἀγάνορι μισθῷ χρυσὸς ἐν χερσὶν φανείς. Pind.

[79]) Pind. Isthm. II, init. [80]) Arist. Rhet. III, 2. [81]) Eq. 497.

[82]) Pausan. X, 7.

---

93) p. 207. eb. p. 208. 94) Philod. p. 43. 47.

Behandlung mit der muſikaliſchen Begleitung auch die feinere Nebenausbildung im Ausdruck und in der Wortſtellung verlohren. Die wenigen verſtändlichen Winke, welche ſich über die älteſte Ausbildung der Tonkunſt finden, machen es glaublich, daß ſie auch im Ganzen dem Gange und den Umgeſtaltungen der Poeſie folgte. Es waren alte Poeten, welche die Sage als Stifter der zweyten Verfaſſung der Muſik, und deſſen, was dazu gehört, in Sparta nennt.**). Mit und durch die lyriſche Kunſt der Hellenen endlich entſtand und bildete ſich eine ſo vollſtändige Mannichfaltigkeit von Rhythmen, daß der dramatiſchen Kunſt nichts übrig blieb, als die verſchiedenen Arten zu einem gegliederten Ganzen zu verbinden, und in den Geſetzen und der Beſchaſſenheit des Einzelnen weniges zu ändern. Schon darum verdient die jambiſche, elegiſche, meliſche, choriſche und dithyrambiſche Poeſie der Hellenen den Nahmen der muſikaliſchen, und ſchon dieſes äußere Merkmahl würde erlauben, ſie unter dem Nahmen der lyriſchen Kunſt zuſammenzufaſſen und als eine Gattung zu betrachten, wenn auch nicht weſentlichere innere Ähnlichkeiten und gemeinſame Eigenſchaften und Verſchiedenheiten dazu berechtigten. Wenn das Eigenthümliche der Muſik darin beſteht, die tiefſten Gefühle auszuhauchen, einer ſchönen Seele eine ſchöne Stimme zu geben, und um alle Leidenſchaften zu ſpielen: ſo iſt die lyriſche Poeſie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhaltniſſen muſikaliſch, ſondern in ihrer innern Natur ſelbſt; ſo iſt ſie nicht bloß befreundet mit der Muſik, ſondern ſelbſt nichts anders als eine

---

**) Plut. de mus. p. 1077. in. ed. Steph.

poetiſche Muſik. Wem treten bei dieſer Betrachtung nicht die Wuth des Archilochos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des lieberaſenden Ibykos vor das Auge des Geiſtes? Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Geſanges, ſondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genuſſes, der Gipfel der Sehnſucht und jedes lebendigſte Gefühl des Augenblicks: denn ſie bezeichneten nicht das Unſterbliche mit ſterblichen Worten, ſondern das Vergängliche verewigten ſie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erſcheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch ſolche choriſche Dichter, welche wie Steſichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroiſchen Stoff reicher und würdiger machten, beſangen die Liebe wie Alkman; und Pindaros ſelbſt, an Vollendung ein doriſcher Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poeſie, lachelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geſelligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darſtellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiſet.

Wie ganz verſchieden iſt dieſes Beziehungsvolle, dieſes Gegenwärtige und Wirkliche, dieſe Leidenſchaftlichkeit und Innerlichkeit der lyriſchen Poeſie der Hellenen von der beziehungsloſen und ruhigen Äußerlichkeit des alten Epos, beſonders des homeriſchen! Man möchte beyde Gattungen durch alle Merkmahle entgegen-

entgegengeſetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchſte hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde: ſo iſt es im helleniſchen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der geſellige Geiſt des Dichters ſich ſelbſt anſchaut, und er ſich im Spiegel ſeines Innern mit frohem Erſtaunen und edler Freude zu betrachten ſcheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein iſt, weicht die epiſche und die lyriſche Gattung der helleniſchen Poeſie ſo ſehr von einander ab, ſondern auch in der Weiſe, wie ſie ſich in Unterarten theilen. Die epiſche Gattung neigt ſich bald zu dieſer, bald zu jener Geſtalt: aber ihre Arten, wenn man es ſo nennen darf, ſind nicht ſo ſcharf getrennt, wie die Arten der lyriſchen Kunſt, welche ſich ſchon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der beſtimmten Geſtaltung unterſcheiden, die Verſchiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlaſſung nicht zu erwähnen. Bey der Eintheilung der lyriſchen Gattung mag man aber nun, wie die Alten, auf die rhythmiſche Form ſehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wiſſenſchaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verſchiedenen Stufen der Ausbildung der Kunſt oder auf den nationalen Charakter der Gedichte ſehen: ſo iſt der Erfolg derſelbe, und alle dieſe Eintheilungen fallen zuſammen. Denn bey einer jeden der vier großen Nationen, welche in der ſchönſten Zeit der helleniſchen Bildung zu einer gemeinſamen, bleibenden, ſelbſtſtändigen und gebildeten Eigenthümlichkeit gelangten, blühte und reifte eine der ſtufenweiſe auf einander folgenden Hauptgattungen der lyriſchen Kunſt: bey den Joniern die rhythmiſche, bey den Aeoliern die meliſche, bey den Doriern die choriſche, bey den Athenern die dithyrambiſche; und die Natur der Dichtart entſpricht der Eigenheit des Volks, bey dem ſie einheimiſch war, eben ſo ſehr wie dem Zuſtande der lyriſchen Kunſt überhaupt, und dem Maaße von Bildung, welches die Gattung hatte, da die Art ihre Vollendung erreichte. Wenn es die Denkmahle ſelbſt, und alles, was noch übrig iſt vom lyriſchen Alterthum, nicht verkündigten, wie ſehr auch die Poeſie dieſes Zeitalters in Geſtalt, Bewegung und Farbe dem Charakter der Nationen entſprach, welcher ſich ſogar in der Baukunſt, Bildnerey und Mahlerey unterſchied: ſo würde es doch ſchon die Vermuthung über allen Zweifel heben können, daß es in einer Gattung der Kunſt, die ſo ganz geeignet iſt, die Zuſtände und die Eigenthümlichkeit des Einzelnen wie einer Maſſe auszudrücken, einen joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl werde gegeben haben, wie in der Muſik, in der gebildeten Sprache der Dichter, in Sagen, Lebensart, Gebräuchen, Sitten, Verfaſſung, Geſetzgebung, Erziehung, bis auf den Götterdienſt und die Kleidung, ja zum Theil in der Proſa und ſelbſt in der Philoſophie. Ganz beſtimmt nur vier verſchiedene Style der lyriſchen Kunſt ſetzen, wie vier verſchiedene nationale Arten der ſittlichen und geſellſchaftlichen Bildung der Hellenen, heißt den Zeugniſſen und Winken der Alten folgen; und es iſt um ſo weniger zu beſorgen, daß man ſich dadurch beſchränken und die Anſicht der unerſchöpflichen Fülle der bildenden Natur in merkwürdigen Eigenthümlichkeiten verengen werde, da dieſe eben in der lyriſchen Poeſie ohnehin ſo ſichtbar iſt, daß man ſie nie verlieren kann, und ſo leicht, daß man nicht lange dabey verweilen darf. Auch wird durch jene Annahme keineswegs etwa geläugnet, daß die lokriſchen Lieder zum Beyſpiel, welche Klearchos **) ganz ſo ſchön wie die ſappiſchen und anakreontiſchen Gedichte fand, ſehr national ſeyn mochten: denn gewiß hatten auch dieſe köſtlichen Blüthen der natürlichen Poeſie die Farbe des mütterlichen Bodens. Aber, wie nicht jedes leidenſchaftliche oder geſellſchaftliche Gelegenheitsgedicht ohne beſtimmte, geſetzliche und allgemeine Eigenthümlichkeit, und ohne die innigſte Übereinſtimmung und Ähnlichkeit aller gleichmäßig geſtalteten Theile mit der Natur des Ganzen bis auf die einzelnen Bilder, Beyſpiele und Gedanken, ein lyriſches Kunſtwerk genannt werden darf: ſo hat auch nicht jede Nation einen Styl oder Charakter im ſtrengeren, höheren Sinne des Worts. Dazu gelangt ein Volk nur durch eine gewiſſe glückliche Übereinſtimmung der ſittlichen und geiſtigen Anlage und äußern Umgebung, und durch Gleichartigkeit der urſprünglichen Beſtandtheile beym Anfange der eigentlichen Bildung, wenn das gemeine Weſen zur Selbſtſtändigkeit fähig geworden iſt, durch unbeſchränkte Freyheit im Entwickeln und Beſtimmen ſeiner ſelbſt, und durch heftigen Kampf mit einem Volk von entgegengeſetzter Art, durch Geſellſchaftlichkeit

---

**) Athen. XIV, p. 639.

und Gemeinſamkeit alles Einzelnen, durch Verbündung und Verbrüderung der freyen Staaten, durch Grundſätze endlich, welche die zufällige Eigenthümlichkeit zum nothwendigen Geſetze frey erheben, ſie durch öffentliche Erziehung auf künftige Geſchlechter fortzupflanzen und zu verewigen, oder auch über verwandte oder nachbarliche Völkerſchaften zu verbreiten ſuchen; durch Streben nach Allgemeinheit und Vollſtändigkeit der Ausbildung mit weltbürgerlichen Sinn, und ohne umbildende Annahme des Fremden zu verſchmähen. Je urſprünglich entſchiedener, je ausgearbeiteter und gebildeter die Natur eines Volks iſt, deſto leichter und ſicherer laſſen ſich die äußerſten Umriſſe an dem klaren und beſtimmten Bilde ſeiner Eigenthümlichkeit feſtſetzen und angeben. Doch bleibt auch in dem allgemeinſten Charakter etwas Unauflösliches, was ſich durch keinen Begriff erſchöpfen läßt, und was jener bey rohen Völkern ſo häufigen [illegible] Sonderbarkeit gleicht oder ähnelt, welche aus reinem Zufall entſtanden zu ſeyn, und nur aus Eigenſinn zu dauern ſcheint. Bey urſprünglichen und ſelbſtſtändigen aber gebildeten Nationen iſt dieſes ſchlechthin Eigenthümliche mit dem Allgemeinen überall innigſt verwebt und verſchmolzen. Den Sinn dafür muß man mitbringen; und wenn Ennius ſchon drey Seelen zu haben glaubte, weil er helleniſch, römiſch und oſciſch reden konnte, ſo wird der Alterthumsforſcher der Poeſie noch weit mehr eine gewiſſe Mehrheit geiſtiger Sinne und Seelen in ſich vereinigen, und für die verſchiedenſten Richtungen der menſchlichen Natur und Kunſt gleich empfänglich ſeyn müſſen. Mit Hülfe dieſes Gefühls, wenn es durch ſtete

Übung geſchärft wird, kann die Unterſuchung vielleicht das Gewebe von Sagen, Meynungen und Andeutungen entwirren, ſich bis zum Wahrſcheinlichen und endlich bis zur Einſicht erheben; und der Uneingeweihte ahndet wenig von allem dem, was einer, der zum Beyſpiel des joniſchen Styls nicht mehr ganz unkundig iſt, bey den Kunſturtheilen der alten Kritiker von der ſüßen, klaren und reinen Schreibart des Kteſias oder Hekataeos, des Demokritos oder anderer joniſcher Philoſophen, bey einigen Stellen und Nachrichten vom Herakleitos, bey den Sagen vom Archilochos, bey einigen Worten vom erſten Styl der joniſchen Muſik und Baukunſt, oder gar bey Betrachtung der älteſten Denkmahle der elegiſchen Kunſt und der früheren Geſchichte Athens wahrnimmt und ordnend denkt. Vielleicht kann die Kunſt, welche das Leben der Menſchheit aufzeichnet und nachbildet, in den feinern Theilen ihrer geiſtigen Gemählde auch das Eigenthümlichſte und Zarteſte eines nationalen Charakters, dem ſie bis in das Dunkel ſeiner Erzeugung und bis in alle Zweige ſeines Wachsthums nachgeforſcht hat, einigermaaßen ausdrücken und wiedergeben. Bey dem allgemeinen Umriſſe und vorläufigen Begriffe vom joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl und Charakter kommt es aber nur darauf an, ohne Anſprüche auf eine geſchichtliche Vollſtändigkeit und Darſtellung den Standort und Geſichtspunkt der ganzen Frage richtig zu beſtimmen, den beſondern Antheil jeder dieſer Nationen an der geſammten Bildung der Hellenen anzugeben, beſonders aber Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen. Unter dieſen verdient der Glaube oder die Einbildung, daß alle Dorier vom Doros und alle Jonier vom Jon abſtammten, billig die erſte Stelle. Nach der Analogie zu urtheilen, dürften dieſe und andre ähnliche etymologiſche Sagen wohl nichts mehr ſeyn, als Erfindungen genealogiſcher Dichter in der kykliſchen Periode der epiſchen Poeſie. Freylich ſprechen ſie auch ſo für das Daſeyn deſſen, was ſie erklären wollten, für die verhältnißmäßig frühe Abſonderung der Maſſen und Entſtehung der verſchiedenen Arten des helleniſchen Charakters. Allerdings legten die alten Hellenen einen ſehr großen Werth auf die Herkunft. Dies äußert ſich auch in ihrem Hange, ſich für unbedingt urſprünglich zu halten. Der Glaube an die gemeinſchaftliche Abſtammung hat oft großen Einfluß bey ihnen gehabt; vorzüglich wenn Verwandtſchaft der Sitten, Gleichartigkeit der Verfaſſung die Völker einander näherte, wenn kleinere benachbarte Staaten ſich in gemeinſamen Verſammlungen verbrüderten, oder wenn ein gemeinſchaftlicher Zweck und Sinn ſie auch in der Ferne im Gegenſatz mit andern Völkerbündniſſen, die für Stämme gehalten wurden, an einander kettete. Jene Mährchen konnten leicht ſchon früh Eingang und Anſehn finden, wie der Umſtand anzudeuten ſcheint, daß die vier ältern Abtheilungen oder Stämme des attiſchen Volks vor Kliſthenes nach den vier Söhnen des Jon benannt waren [87], wenn dieſe nicht etwa Namen und Daſeyn den Stämmen verdanken. Das Weſen der verſchiedenen Hauptarten des helleniſchen Charakters in die Verſchiedenheit der Abſtammung zu ſetzen, iſt um ſo unſtatthafter, da nicht bloß die Gelehrten unter den Alten bey der Eintheilung in Hellenen und Barbaren mehr auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sitten als auf den Urſprung des Geſchlechts ſahen, und das Eigenthümliche der Hellenen, wie Ariſtoteles [88]) in der Mitte, die er überall liebt, oder wie beym Strabo [89]) in dem Übergewicht des Geſetzlichen und Geſelligen, der Vernunft und der Bildung fanden, ſondern auch die Achäer am Pontos, welche, obgleich ganz vom reinſten helleniſchen Stamm, doch alle Barbaren an Wildheit übertrafen [90]), allgemein nicht mit zu den Hellenen gezählt wurden. In dem ganzen Kleinaſien, ſagt Plinius [91]), behaupte man, würden nur drey Völker mit Recht helleniſch genannt: das doriſche, joniſche, aeoliſche; die übrigen ſeyen barbariſch. Auch der Begriff der Mittheilung und Verbreitung des nationalen Charakters iſt den Alten ſehr geläufig: unter den Bewohnern des Peloponneſos, meynt Herodotos [92]), ſchienen die einzi- Kynurier Jonier zu ſeyn, wären aber von den Argeiern, welche ſie beherrſchten, und durch die Länge der Zeit doriſirt worden; und Strabo [93]), nachdem er von der Miſchung des doriſchen und aeoliſchen Stammes und den mannichfachen Mundarten im Peloponneſos geredet, ſagt: alle ſchienen zu doriſiren, wegen des Übergewichts, das dieſes Volk erhalten habe. Obgleich die älteſten Athener Jonier waren, und ihre Mundart joniſch [94]), und Herodotos es gar zum Kennzeichen der ächten Jonier macht, von Athen abzuſtammen und die Apaturien zu feyern 93): ſo kam doch eine Zeit, wo ſie ſelbſt dieſen Nahmen flohen, und nicht mehr Jonier heißen wollten 94). Dem Charakter nach können ſie es auch nicht ſeit Themiſtokles; und früher ſchon äußert ſich manches, was mehr als joniſch iſt. Aber auch die reine Abſtammung der drey urſprünglichen Nationen iſt eine grundloſe Vermuthung. Daß die Bewohner der zwölf Städte, die ſich zum panioniſchen Feſte nach Samos verſammelten, mehr Jonier waren als die übrigen, oder von edlerer Abkunft, ſagt Herodotos 95), ſey eine große Thorheit zu behaupten; »da kein geringer Theil von ihnen Avanter aus Euboea ſind, die ſelbſt mit dem Nahmen Jonias nichts zu ſchaffen haben; da Minyer aus Orchomenos unter ſie gemiſcht waren, und Kadmeier und Dryoper, und Phokaer, und Moloſſer, und Pelasger aus Arkadia, und Dorier aus Epidauros, und viele andre Völker; und da ſelbſt die unter ihnen, welche vom Prytaneion der Athener auszogen, und ſich für die ächteſten Jonier halten, keine Frauen in die Kolonie mitnahmen, ſondern kariſche hatten, deren Eltern ſie umgebracht.«

---

[87] Herod. Terps. 66.

---

[88]) Polit. VII, 7. [89]) Lib. I. fin. [90]) Dionys. Art. rhet. I. p. 252. ed. Reiske. [91]) Lib. VI, 2. [92]) Uran. 73. [93]) Lib. VIII. pag. 333 C — 334 B. [94]) Ibid.

Wie unauslöſchlich aber der Charakter dauerte, wenn ſich einmal ein ſolches Gemiſch von wandernden und einheimiſchen Stämmen ähnlichen aber nicht gleichen Urſprungs zu einer Nation oder gar zu einem Syſtem von Republiken gebildet hatte; wie wenig die weiteſte Entfernung eine einmal anerkannte

---

93) Clio. 147. 94) Ibid. 143. 95) Clio. 146.

und beſtätigte Verwandtſchaft der Völker und der Staaten auflöſen konnte. davon giebt vorzüglich die Geſetzgebung merkwürdige Beyſpiele. Aus der Mitte des Peloponneſos ward der Arkadier Demonax berufen, um die Verfaſſung von Kyrene zu verändern und zu verbeſſern [98]). Das waren Dorier, könnte man denken, die ſich durch Anhänglichkeit an's Alte und Gemeinſame auszeichnen: aber von den Joniern finden ſich eben ſo auffallende Züge. Androdamas aus der chalkidiſchen Pflanzſtadt Rhegion war Geſetzgeber der Chalkider in Thrakien [99]); die Geſetze, welche Charondas den chalkidiſchen Staaten in Italien verfaßte, zu ſingen, war zu Athen eine gewöhnliche Unterhaltung bey Gaſtmahlen [100]); vielleicht waren auch die Geſetze des Solon wiederum bey den joniſchen Hellenen Italiens im Umlauf, und wurden bey dieſen von den Römern gefunden und benutzt, und noch Strabo [1]) nennt die Geſetze Maſſiliens, welches die flüchtigen Phokaer ſtifteten, joniſche. Nach dieſen Thatſachen darf es vielleicht nicht übertrieben ſcheinen, wenn Ariſtoteles [2]) die Vermiſchung der Achäer vom aeoliſchen und der Troizener vom doriſchen Stamme in Sybaris als ein gefährliches Beyſpiel anführt, und darin die erſte Urſache ſeines Untergangs ſucht.

Zu welcher Nation ein Gedicht zu ordnen ſey, in welchem Styl ein Künſtler gedichtet habe, das muß weniger nach der Heimath und Abkunft des Dichters als nach dem Charakter des Werks beurtheilt werden. Allerdings konnte der Glaube des Pindaros, daß er von Sparta abſtamme [1]), ſeine Vorliebe für alles Doriſche verdoppeln. Aber Alkman ſelbſt, der Stifter der doriſchen Poeſie, war nur ein nationaliſirter Fremdling. Der Rheginer Ibykos und der keiſche Simonides dichteten im doriſchen Dialekt; und obgleich die Poeſie des erſten fern von doriſcher Ruhe und Würde geweſen ſeyn mag, und der letzte ein Künſtler von ſehr allgemeiner Ausbildung war, den man nicht auf einen Styl beſchränken darf, wenn man nicht den lebendigen Charakter der verſchiedenen Bildungsarten in ein todtes Fachwerk verwandeln will, welches alles erſchöpfen und keine Ausnahme dulden ſoll; ſo mußte doch, bey helleniſcher Harmonie des Innern und Äußern, die Wahl des Dialekts, der oft auf ähnliche Wahl des Rhythmus ſchließen läßt, und das ſinnlichſte und doch ziemlich ſichere äußere Kennzeichen bleibt, auf das Ganze einen ſehr großen Einfluß haben. Der ioniſche, aeoliſche, doriſche und attiſche Dialekt war aber keineswegs eine bloß örtliche Verſchiedenheit der Sprache und Ausſprache, deren rohe Unbeſtimmtheit ſelbſt die Bezeichnung zu fliehen pflegt. Wie der Charakter der vier gebildeten helleniſchen Nationen allen übrigen Handlungen und Werken derſelben ſein Gepräge ausdrückte, ſo hatte eine jede derſelben auch ihren eigenthümlichen grammatiſchen Styl, welcher beſonders in der Bildung und Ausbildung der Worte, weniger in den Worten ſelbſt und in der Stellung der Worte abwich, und allerdings durch Veredlung der Mundart und Auswahl des Allgemeinſten, des Eigenthümlichſten und des Bedeutſamſten aus derſelben entſtanden, oder vielmehr von den Dichtern und Autoren gemacht worden iſt, ſelbſt aber um ſo weniger mit der Mundart verwechſelt werden darf, da die Jonier zum Beyſpiel zwar nur Einen Dialekt, aber in den zwölf Staaten allein vier verſchiedene Mundarten hatten *).

---

[98]) Herod. Melpom. 161. [99]) Ariſt. Polit. II, 12. [100]) Athen. XIV. p. 619. [1]) Lib. III. p. 270. B. [2]) Polit. V. 3.

---

[1]) Pyth. V. 96. seq.

Wenn man alles das wegdenkt, was nur von einzelnen Perioden des joniſchen Charakters gilt, ſo ſcheinen die Züge, welche die Alten als ſeine unterſcheidenden angeben, bloß die erſten und einfachſten Beſtandtheile des helleniſchen Charakters überhaupt zu ſeyn: regſame Empfanglichkeit und künſtliche Geſchicklichkeit *). Aber eben dieſes Übergewicht der Elemente konnte hinreichen, eine ſehr entſchiedene und beſtimmte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und es iſt in der That faſt in allen Werken und Handlungen der Jonier ſichtbar. Sich in Pflanzſtadte zu verbreiten und Keime der politiſchen Bildung auszuſtreuen, war der Gipfel ihrer Staatskunſt. Ihre Kraft ſtrebte nicht ſowohl, ſich zuſammenzudrängen, als ſich zu erweitern, bis zur Leerheit und Oberflächlichkeit. Die Empfindungsweiſe und lyriſche Poeſie der Jonier treibt alles bis zu einem Äußerſten, ohne es doch ſchön zu vollenden; ſie iſt raſcher als ausdauernd, und leidenſchaftlich ohne Tiefe. Außer der innern Gleichartigkeit der Bildungsbeſtandtheile ſcheinen ihre Werke, in denen alles einzeln und durchſichtig iſt, keine andre Einheit zu kennen, als die

---

*) Herod. Clio. 142.　*) Dionys. pag. 31. 46. 66. 4 ed. Sylb.

der Anhäufung. Selbst die joniſche Philoſophie, welche den klugen Kunſtſinn und die fließende Veränderlichkeit dieſes Nationalcharakters auf die Natur zu übertragen liebte, ſammelte nur einzelnes, oder trennte das Geſammelte in ſeine natürlichen Beſtandtheile.

Ende der erſten Abtheilung des erſten Bandes.

Inhaltsangabe.

Seite
Einleitung - - - 1-4
[illegible] - - 5-40
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 41-61
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] 103-10[illegible]
[illegible] - - - 108-114
[illegible] [illegible] [illegible] - - 116-1[illegible]

1[illegible]

Alarcos.

Ein Trauerſpiel von Friedrich Schlegel.

Berlin, 1802.
Bei Johann Friedrich Unger

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Alarcos.

Perſonen.

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvaro.
Octavio. } Herren vom Hofe.
Ricardo.
Dagobert, im Dienſte des Grafen.

Die Infantin Soliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlin des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfin.
Eine Wärterin.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa, Don Alvaro, in Jagdkleidern, Laura; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung.

Jagdmuſik.

Soliſa.

So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der innre Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie nun der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!

Alvaro.

Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —
Entfernt euch, Freunde! Die erhabne Fürſtin
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh bedürfen.

Die Begleitung entfernt ſich.

Soliſa.

Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahndend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen wie ich traure;
Drum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegeriſch erklangen dieſe Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreun, ſo wagt' ich dir zu ſingen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Soliſa.

So gieb die Laute mir dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm ſie hin o Herrin! — Es verſchönt
Mit leichtem Zauberſchlag der Roſenfinger
Die Alabaſterhand des Liedes Töne.

Sie ſingt.

Traurig ſtande da der Ritter,
Traurig und von Freuden ferne,
Und gedacht' in ſeinem Sinne
Das was innig er begehrte.
Thränen floſſen aus den Augen,
Und die Lippe kam zu reden:
O wo biſt du, ach mein Leben?
O wo biſt du meine Herrin? —
Ja ich liebe eine Dame,
Liebte ſie um hohe Ehre,

Doch mein bitter Unglück wollte,
Daß ich ſie nun muß entbehren.
Auf die Berge will ich ſteigen,
Daß mich niemand wieder ſehe;
Auf dem höchſten der Gebirge
Will ich führen nun mein Leben.

Soliſa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß einer ſolches Leid um Liebe trüge;
Der heiße Ernſt iſt aus der Welt verſchwunden,
Die ſchöne Dichtung ward zur eitlen Lüge,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege denn zu meinen Füßen,
Du täuſchende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünſche anvertraute!

Sie zerbricht die Laute.

Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten
Zerreißen ganz die ſchon zerriſſne Seele;
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Soliſa.

Nein, keinen Troſt iſts möglich zu erdenken,
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,

Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einzgen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine.
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.
Ich kann mich oft der Thränen nicht erwähren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtin, ſah ich ſo dich heute
Im kühnſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein Die Dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Magſt du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.
Den Bildern der Erinnerung mags gelingen,
Daß ſie Dir neue Hoffnung noch gewönnen.

Soliſa.

So laß die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.

Laura bringt ihr ein Kästchen.

Nun komm Alarcos, ſieh die ſtolze Fürſtin!
An dieſem Schauſpiel mag dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaßne,
Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Von dem, deß Herz ſie einſt beſeſſen hatte.

Sie nimmt das Bildniß hervor und betrachtet es.

Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Alarcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne? —
O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume,
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſehn von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,
Er ſei der erſte Mann im Ritterthume?
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Namen nennen.
Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt' ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken —
O wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,
Den lockt es ewig nur auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;

Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.
Nur die iſt Königinn, die ſeine Liebe
Anbetend ſich zur Herrin auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg geböte
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

Sie giebt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt.

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?
Und wärs nicht recht, die Ehe zu vernichten,
Den Grafen zu befreien von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſt zu halten?

Alvaro.

Wie magſt Du ſeine Thorheit Ehe nennen,
Die niemals ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja Dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort Dir nicht gegeben,
Dein Wille löſte wohl noch feſtre Bande!
Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,

Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freimüthig wagen,
Nicht länger mehr verſchweigend was ich denke,
Dich ſelber bei Dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtin, dieſes Zaudern, dieſes Zögern —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Plane.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König Deinem Vater.
O ſag was hält Dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles was geſchehen, frei zu ſagen?

Soliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe.
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dießmal nun zu ſeinen ſtimmten,
So daß er ungeduldig dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſtehn gegeben,
Du ſollſt dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie dir Alonzo einſt die Eh gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn Du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Soliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfin leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freilich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dies nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemals dies Geſchlechte.

Soliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſei der Gräfin Bruder, Don Garcia,
Mit eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,
Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl mißfallen mußte.

Soliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblendte Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhöhen,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweifle daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweifle an des Himels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.
Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,

Und mich den treuſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Soliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden.
Ich will mich deiner Führung überlaſſen.

Alvaro geht ab.

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſt ihn zu durchdringen!
O laß es mir gelingen,
Die ſeelgen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es hoch betheuern bei der Treue
Die ich mit bittrer Reue oft beweinet;
Ich will mit dir vereinet alles dulden
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
Im Blute will ich baden,
Wirſt du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweite Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricardo, Octavio.

Ricardo.

Habt ihr den König heute ſchon geſprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner iſt vor ihn gekommen.
Er will allein ſein, ſcheint vertieft in Sorgen.
Ein ſichrer Freund hat eben mir beſchworen,
Daß die Infantin jetzt ihn ſprechen wolle,
Ein feierlich Gehör bei ihm gefodert;
Und man erwartet davon wichtige Folgen.

Ricardo.

Da kommt er. — Seht wie blickt er ernſt und zornig!
So laßt uns gehn, eh' er uns wahrgenommen.

Sie entfernen ſich, indem der König hereintritt.

Der König.

Wie große Burgen laſten auf dem Boden,
Der ſich dem ſchweren Drucke nie entzogen;
So auf des Herrſchers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebote,
Die jener dieſen auflegt zu befolgen.
Es müſſen alle ſeufzend doch gehorchen,
Sich ſchweigend beugen dem gewaltgen Joche,
Vom König alles leiden Nied'r und Hohe.

O daß mein Haus nur ſo den Wünſchen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einzge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Dieſe Sorge —
Iſt mir ein ſcharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvaro, der hereintritt.

Erlaubſt du, Herr, daß die Infantin jetzt dir naht?

Der König.

Sie komme, wie ich dir erlaubt' und anbefahl.

Alvaro führt die Infantin herein. Sie läßt ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.

Soliſa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath.
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach;
Des feſten Sinnes, daß ich aufſtehn will erſt dann,
Wenn was ich bitte du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag ich, daß du kühnlich wieder aufſtehn darfſt,
Wenn was du bitteſt irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand.

Soliſa.

Nun Herz! ſei ſtandhaft, waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heftgen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Schaam. —

Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz —
O hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt! —
Ich wills bekennen, daß mir nicht gefällt mein Stand,
Wo ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um deine Hand,
Von denen mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang;
Doch keinem gabſt du jemals das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich, die Sorg' um dich vergaß,
Gedacht ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt du jemals noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Soliſa.

O nein, kein Fremder werde jemals mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwan eine Krone ward?
Es ſei der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für dich nicht ſolchen Mann,
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſei von dir verbannt,

Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt!
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Würdigſten verſammeln und der hohe Dank
Sei Dein Beſitz, Du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Solisa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſchehn, und der mich liebte, meine Seele traf,
Mir bald die Freiheit raubte, Graf Alarcos wars.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfin nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſts möglich, hab' ich Deine Worte recht gefaßt?

Solisa.

Ich habe alles, was Du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt Du betheuernd ſchwören, daß dieß alles wahr?

Solisa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt Du Großes mir geſagt. —
Zum zweitenmal nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach' und That.
Das erſtgegebne Wort ſoll halten Dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.

Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergehen, ſich erkühnen ſolcher That?

Der König und die Infantin gehn von verſchiedenen Seiten ab.

Alvaro.

Der größte Schritt iſt endlich nun geſchehen,
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Alarcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantin mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborgnen herrſchen,
Und beßres bringen noch die künftgen Stunden.
O wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!
So nahe nun dem lang erſehnten Ziele
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.
Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nutzen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Plane ſtören könnte,
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben

Dritte Scene.

Ein andres Zimmer im Schloſſe.

Ricardo, Octavio, Alarcos.

Ricardo.

So wollt ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.

Ich denke, leichter Wechſel bringt uns Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einzge ewig ſich erkohren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.

Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeid der Dinge Meiſter, kennt die Liebe. —
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſts möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.

O wollt Ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt eurem jeder Zweifel bald entſchwunden;
Und wer bezweifelts, der ſein Glück gefunden?
Wer einmal liebte, der kann nie vergeſſen.
Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,

Am erſten heißen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen.
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bei dem Theuerſten beſchwören.

Der König,

der während der letzten Worte hereingetreten iſt.

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen,
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte:
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen.
Ich will auf Deine Tugend Felſen bauen;
Du ſollſt der erſte ſein in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich wicht'ges Dir vertrauen.

Ricardo und Octavio entfernen ſich.

Du ſiehſt, wie ich als Vater Deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich Dir zürnen ſollte,
Die Schrecken meiner Macht Dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling Dich zu ehren.

Alarcos.

Wie mocht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt Du Kühner noch verwegen fragen?
Haſt Du vergeſſen, was Du der Infantin
Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh Du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor Dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantin ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt Du Dich ſelbſt vergeſſend
Nur eben jetzo Deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Übermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit,
Denn fern war die Infantin meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bei dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt Du, was Du heftig liebteſt?

Alarcos.

Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie dürften Deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt Dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.

Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.

Dein tapfer Schwerdt, Dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde;
Was fehlt Dir als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſein, ſo Du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.

Wie ſoll' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eigne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.

Wie kann den künftgen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel Deinen Weg Dir hemmen,
Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es giebt gar manche Zuflucht für Verſtoßne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.

So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? Oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher, hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weils nöthig war, den Tod erduldet.
So mag daſſelb' auch wohl die Gräfin leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen,
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das einzge hab' ich feſt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
Drum überlaſſ' ich jetzo Dich Dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweitenmale
Gegebnem Worte, laß mich nun als Vater
An meine königliche Bruſt Dich drücken.

Er umarmt ihn und geht ab.

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das dein groß Vertraun?
Du hältſt mich deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handelnd um den ſchnöden Lohn,
Iſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſein,
Bis deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt. —
O Greuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch deine Meuchelmörderhand. —
»Warum nicht?« — ſagſt du, möchteſt trinken heißes Blut,

Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo die Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Schaam,
Und immer noch — warum nicht? — frug dein eiſern Herz. —
Mir ſei die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber geb' ich all mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödtlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz. —
O weh, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch. —
Es wird geſchehn, es muß; doch nicht ſo wie ſie denkt. —
O weh, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen kettet mich das Eine Wort,
In ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

Vierte Scene.

Ein Garten bei der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmal.

Donna Clara, Dagobert, nachher Donna Cornelia.

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bei uns bliebe,
Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.

Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Lieben frommen.
So will ich ihm denn volle Kränze winden
Die ſchönſten Knospen ſorgſam wählend brechen,
Ihm meine innre Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden,
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,
In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja glücklich wär ich, Dagobert, und heiter,
Blieb' unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones. —
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Für die er hochgeſinnt das Liebſte opfert,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden. —
Gott weiß, ob meine Seele richtig ahndet,
Ob arges Mißtraun in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig
An meines Bruders Don Garcia's Tode.
Selbſt an Alvaro's Treue muß ich zweifeln,

Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen. —
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf dich doch übertrüge, die nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte;
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;
Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit Dir, was nie geſchehn mag, zürnte;
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen.
Ja wenn, was Gott verhüt', ihn Schuld befleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Überredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, mußt' ich oftmals denken,
Trug' unſer theurer Herr die goldne Krone,

Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,
Als ſei er gleich zum König ſchon gebohren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Tugend ſtrahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrauen würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes
So wie Cornelia Fluch in Thränen miſcher,
Gedenkend daß er heimlich ſei ermordet. —
O ſchau, wie dort ſie an dem Grabmal ſtehet,
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verlohren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.
Wenn ich die Heil'ge ſo im Gram betrachte,
Dann fühl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten;
So laß uns weggehn, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Für jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Rückkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schönheit loben.

Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterin.

Dein Kindlein, Herrin, will nach Dir verlangen.
O komm und gieb ihm Deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen putzen,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.
O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.

Clara, Dagobert und die Wärterin gehen ab.

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf Dein Grabmal ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd riefe,
Es kann die Eitelkeit Dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In Deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.
Was andre preiſen, wird von mir beweinet;
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen
Der alten Bosheit immer neues Streben:
Wie alle ſorglos ins Verderben gehen,
Kaum einmal träge nach dem Himmel ſchauen,

Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen
Wenn alles täuſcht? — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen. —
Drum ſeid ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne
Ihr eigen herzlich Leiden dar zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

Fünfte Scene.

Ein Wald, im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro, Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon Deine Burgen.—
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verſuchte,
Mit weiſer Überredung goldner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen. —
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,
Weil ich ſo ſtark entſchloſſen Dich gefunden

Wie wird die Fürſtin freun ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertraun dürfe Deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund Dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvaro.

So lerne Du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich Deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh nicht, was ſo leicht, im Übermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:
Es fehlt' ihm nur an dieſer einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden! —
Ja handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe:
Behutſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es giebt der Dinge die das Schwerdt nicht dulden,
Und manches was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtändge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet. —
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch einmal ſei umſchlungen
Von Deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.

Alvaro geht ab

Alarcos.

Ja geh nur hin! — So milde wie du kläglich denkſt,
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſchehn.
Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
Drum iſt die hohe Ehre dir ein kalt Geſetz;
Und große That dir ſo wie groß Verbrechen fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;
So lichter Fackel folgend hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner gehn,
In Sturm mich ſelber reißend achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zornge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht greulich kund.

Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmal, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht! —
Vielleicht daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt
Auf jeden Fußtritt merkend ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,

Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,
Der eignen Bruſt ein ewig ſchneidendſcharfer Dolch.
Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß.
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon —
Doch Gruß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und ſieht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los;
»Wie traurig, unglückſelge Gräfin, iſt dein Loos!
Wie bitter iſt dein Schickſal, fern von allem Troſt!« —
»Nein glücklich,« ſpricht ſie, freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil du zur glücklichen Genoſſin mich erkohrſt.« —
»Das eben, Gräfin, raubt dir wahrlich allen Troſt.« —
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entflohn,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und ſieh' es ſproßt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Traum' und Mitleid mich verlohr;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.

Er weint.

Wohlan, Marcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie dein Wort du raſch entſchloſſen zweimal gabſt,

So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.
Ich nahe dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
Die Mauern ſehn mich an wie Grabesſteine,
Die hohen Fenſter mit trübſeelgem Scheine;
Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
Die Schrecken alle drohend im Vereine,
Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es ziehn herbei die ſchwarzen Geiſterhorden.
Hohnlachend, daß ſie bald in Blut ſich laben,
Seh ich ſie all' auf mich die Blicke richten;
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
Den Leib im Schutt der eignen Burg begraben,
Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.

Er geht auf die Burg zu.

Sechste Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Soliſa allein.

Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſei mir freundlich, kühle dieſe Flammen,

Die inniglich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne
Nach dem, der treulos meiner Gluth vergeſſen,
Mein Diadem verſchmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürſtenbraut zu wählen,
Und ſtolz in meinem Sonnenglanz zu ſtrahlen,
Von Luſt und Glorie trunken
An dieſe Bruſt zu ſinken,
Die ihn nur fühlt, und ſtrebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umſchlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Glut gebadet immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen. —

Du himmliſch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lindrung
Nur einen Tropfen, einen einzgen Tropfen,
In dieſes Meer von Glut und Scham und Liebe,
Das mir die volle Bruſt bedrängend ſchwellt!
O wehe kühl und freundlich
An dieſe Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die ſo von Scham und Unmuth ſchmerzlich brennen,
Daß keine Worte ſolche Schmerzen nennen! —
Wenn lang' umſonſt ſich ausgeſtreckt die Arme,

Das Herz umſonſt ſo glühend hat geſchlagen,
So kann die Kraft es länger nicht ertragen —
Dann ſtockt der Buſen plötzlich,
Und Todeskälte ſchleicht durch alle Glieder;
Das wilde Feuer drängt ſich in die Wangen,
Um ſchamroth meine Schmach mir zu verkünden. —
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerſtört den ſtolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch du biſt bleich und kalt;
Wie könnt' ich Glühnde meine Glut dir klagen? —
Es gleicht dein kranker Schein
Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der muth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht daß oft dein Blick uns Unheil ſendet,
Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich deinem Neide fallen ſoll. —
O wenn es doch die Gräfin wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht ſo bleich wie du
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

Zweiter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos, Donna Clara, Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh, mein treuſter Mann und Freund, und mache nun
Was ich Dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwerdt ſei Du!
Wer, was Du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht,
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut.
Denn wilde Dinge hegt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.
Du biſt des Dagobertes Herz und er dein Arm.
Ja auch Dein Auge will ich ſein. Wie du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von irdſchem Laut allein ſei dieſer Saal;

Und wenn du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah.
So fodert es vielleicht, was Du beſchloſſen haſt.
Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,
Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft in reinſten Glanz. —
Was es auch ſei, ſteht Dagobert gewaffnet da,
Am Tage dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer du biſt, und wer du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlich was du thatſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu dein Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Argen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freilich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der ſchweren Sorgen ſehr, und wär nicht mein Gemahl
Und du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft.

Clara.

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verläumdung in des Fürſten Ohr.
So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treuſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
Drum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O träf' es mich allein, und bliebeſt du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht.

Clara.

So thu nun, Dagobert, wie dir dein Herr gebot,
Und zögre länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln in Geheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach theure Gräſin, heißeſt Du mich ſelber gehn?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke deine Pflicht, ſonſt ſchlage dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat dich der wilde Schmerz.
Ach Herr, wie ſchmähteſt Du wohl ſonſt den treuſten Knecht?
Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich gehn. —
Wie unbeweglich du im heißen Zorne ſtehſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſtehn, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie du jetzt furchtbar roth das Flammenauge drehſt,
So blickt der Tiger ſeitwärts uns Entſetzen her. —

Ich geh und grauſes Unheil wird hier bald geſchehn.
O Weh dir, Weh der Gräfin, Weh uns allen, Weh!
Dagobert geht ab.
Clara.
Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag was meint dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entflohn.
Alarcos.
Der König wars, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!
Clara.
Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl,
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß dein herber Groll
Sei durch Verrath erregt, der oft umgiebt den Thron.
Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt weit mehr wie ſonſt,
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,
Es hat der liebſte Freund mit Undank dir gelohnt.
Alvaro zielt vielleicht nach Dir mit gift'gem Dolch.
Alarcos.
Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frei wie er von arger Schuld!
Clara.
So bin ich ſelbſt die Schuldge wohl, mir unverhofft?
O ſage, ſprich wie kam's, daß ich dein Herz verlohr,
Und wenn ich es verlohr, warum wird meins verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos.

Es ſterben ſchnell oft, die noch blühend und geſund,
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in Deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz betratſt Du heut Dein Schloß
In froher Liebe naht' ich Dir, Dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt Dich nicht mein Blick, das Kind Dich nicht im Schooß.
Ja ſeltſam heftig willſt Du und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus Deinen Augen, fort.
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend Dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bittrer Wurm; —
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich Dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte giebt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt Du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebietets, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' im Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!

Weh der Ehre, die der hohen Liebe Leid gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Greuel ſchlimmer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh mich Dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr ſeid frei!
Aus der innern Tiefe laß die bittren Leiden ſchrein!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm herbei!
Fluchen will ich und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß er mich gebohren, der gebohren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne die uns leuchtet, Fluch dem warmen Mai,
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.
Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend zeigt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.

Fluch Alarcos dir und verlohren ſei dein Heil,
Daß du ſelbſt des Weibes Mörder, dann dein eigner ſein!

Clara.

Kann ich ſterbend Dich erretten, ſieh mich hier bereit.
Bittrer ſchneidet nicht das Eiſen, als Dein Klaggeſchrei.

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh entfliehn!
Oder wäreſt Du Soliſa, und der König hier,
Ließ' ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den beiden ſchrecklich ins Gericht.

Clara.

So dacht ich ſchnell es ahndend gleich im ſtillen Sinn;
Es kann nur die Infantin ſein, denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt Dich von mir wegzuziehn. —
Es zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm.—
Wie iſts, daß Du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaubrin wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was Du nicht ahnden konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was freigeſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, was Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang.

Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maaß,
Und ohne Rettung fort mich ziehn zu ew'ger Qual,
Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz. —
In jener Zeit, Du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum —
Du weißt, wie dieſe Fürſtin ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertraun.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,
Verführt von fremder Schönheit, eignem Übermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüßverwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz —
Ein raſcher Augenblick, und ewig wars geſchehn.
Ich gab der Ehre Wort, ſie giebt es mir zurück.
Ich hab' es Dir verhehlt, denn muß ich untergehn.
Ja ich vergaß Dich, Mitleid machte daß ich ſchwur,
Ich hab' als künftige Gemahlin ſie umarmt! —
Nun mahnt mich die Infantin an dieß raſche Wort;
Der blutgeſinnte König fodert Deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten goldnen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen Euch den Dolch,
Der Deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth. —
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lüg' und Schonung fremd; ich will nun untergehn.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil Du frei von Schuld,

Was ich ſtill geahndet, nun beſtätigt hat Dein Mund,
Da Du nur in Worten ſchlieſt, bleib ja rein die Bruſt.
Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut,
So mich nur Marcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe find' ich keine, bis ich ſchnell Dich frei gemacht,
Haſt Du dann Dein Wort vollzogen, folgeſt Du mir bald.

Marcos.

Im Tod' auch Eins mit Dir, das ſei mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen noch Furcht von uns wenden!
Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

Marcos.

Laß ab, zu ſterben nach dem Dolch mit raſcher Hand

Clara.

O gieb mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend ich himmliſche Freiheit mir ſchaffe!
Nun rette mich blutende Wunde,
Daß fern von den Banden im Tod' ich zum Leben geſunde.

Sie verwundet ſich.

Marcos.

Es iſt geſchehn. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entfliehn das holde Leben,

Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,
Die roſenhell der Kindheit Träume uns weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod ſei Deiner Tugend Ehrenkranz.

Clara.

Du thatſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch eins;
Ach laß mein Kind im Arm mich nochmals hegen,
Noch einmal Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hinbewegen,
So ſaugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln Deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf nicht tief ins innre Herz hinein,
So bittre Wunde fühlt' ich nie, ſo wilden Leid.
Ach Freund, laß ab zu tödten Dein getreues Weib!

Alarcos.

Du redeſt irr', es täuſcht Dich Theure wilder Wahn.

Clara.

Weh Dir, Alarcos, Wehe!
Mich dünkt, daß ich mit Dir am Throne ſtehe,
Und wie ich bebend flehe,

In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh nur ſehe.

Alarcos.

Ein ewig Weh, ich fühle daß michs wüthend faßt.

Clara.

Mein Retter, Richter, Vater! ſieh ich wende
Zu dir die ſtumm in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.

Alarcos.

O Gott, jetzt gieb mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!

Clara.

Die Seele will im rothen Blut verſtrömen.
Drum laß mich, eh die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophetiſche Reden ſtrömen,
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.
In dreien Tagen ſolln zu Recht ſie ſtehen:
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne,
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.
In dreien Tagen meldet Euch zum Lohne,
Daß ſchuldig ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeht, wie Euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt ihr Thränen dann vergoſſen

In manchem heißen Reueſtrom am Grabe:
So denkt, daß ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl Euch lade,
Trauend den Mächten, ſo die Unſchuld ſchufen,
Daß ich die Wunden bald in Balſam bade.
Und dieß mein letztes ſchmerzenlautes Rufen,
Ihr werdet bald trotz Eurem Schlaf es merken,
Und dort erſcheinen an den ewgen Stufen,
Um zu empfahn den Lohn von Euren Werken.

Marcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Hölle! komm, ich bin ja ſchon dein eigen.
So ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das innre Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt Du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Willſt Du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Mild' und Dir verſchließen.
Nun laß von neuem Blut zum Blute fließen,
Und ſtirb Du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
In Dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſei, ich ſprenge dieſe Ketten.
O Herz! ſei ſtark, du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen.

Als länger hören dieß ihr ſchmerzlich Flehen!

Er tödtet ſie.

Nun biſt du frei, Marcos; ſchon der erſte Schritt
Geſchehn. Was übrig noch, iſt leichter zu vollziehn.
Was möcht' es ſein, das dem noch Furcht und Schrecken giebt,
Dem ſchon das beſte Blut aus eignem Herzen quillt?
Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſei gewiß,
Daß ich, ſobald du ſelbſt es willſt, dein Eidam bin.
Ob es dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.

Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe niemand als der düſtern Lampe Schein. —
Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,
In wilde Flammen meinen Zorn anfachte;
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen;
Der Blick iſt an den Leichnam feſtgeſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als läg' ich ſelbſt vor mir erſchlagen.
Es winkt mir, mich von neuem zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die innre Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen;
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,

Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.

Er verhüllt die Leiche. Dagobert tritt herein.

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich geharrt, gehorcht am Thor auf Deinen Ruf.
Ich weiß nicht wie, da ich nichts böſes mir bewußt —
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich Dich ſehe, ſchlägt mir wieder frei die Bruſt.
Jetzt iſts vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt du Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?
Die Gräfin iſt ermordet, ja da haſt du Recht.
Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Und hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt Du ein dreifach Weh geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Tugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That;
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann
In argen Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sklav;
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz und allein im grauen Haar.

Alarcos.

Das biſt Du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freilich war es meine Hand; doch weit weit mehr
Sind andre ſchuldig. — Wiſſe, daß ich einſt die Eh
Der Fürſtin allzuraſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einzger Quell!
Der König hat ſchon lang nach dieſem Blut geſtrebt,
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles was geſchehn;
Was noch zu thun, iſt ſicher deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahingeſtreckt
Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm wieder denn an meine Bruſt, du wackrer Held!
Daß ſie an deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theurer Herr, verzeihn.
Gott mag es richten, Gott Dein rechter Richter ſein!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;
Drum will ich ferner wie bisher vertraun auf Dich.
Und wollt' ich gleich Dich laſſen, ach ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos morden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das flehnde Weib durchbohren grauſam mit dem Schwerdt,

Todt drücken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich und möchte gern
In Thränen knieend Gott verſühnen, alles Weh
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth,
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung flehn. —
Noch eines will ich Dir vertraun, mein Dagobert.
Die Gräfin hat, eh ſie verſchied, im Todesſchmerz
All' die vor Gott citirt, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt Du ich müſſe auch hingehn?
Glaubſt Du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

Dagobert.

Ach Herr! ich habe, was Du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wenn blutge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergehn.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß Du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt. —
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch Dich gemeint,
So leidets keinen Zweifel, daß Du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
Drum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig gehn. —

Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her;
Ich will zum letztenmale alle um mich ſehn.

Dagobert.

Aufs erſte Zeichen iſt die ganze Schaar bereit.

Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saals.

Du ſiehſt, gewaffnet dringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbietigkeit,
Was Dein Befehl gebieten wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollziehn, was es auch ſei.

Alarcos.

Ihr Männer all, Pilaſter dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapfre! die umkränzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wir oft neu gefärbt mit hoher Luſt
In unſers kühnen Herzens eignem heißem Blut —
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punkt —
So folgten Einem Stern wir all vereint im Bund;
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreißt fremd und eigner Schuld. —
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drei Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu Euch zurück,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Wälder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luſt,

Die mir im Frühling oft geſchwellt den Übermuth.
Drum laß ich Euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich Euch als Euren Herrn und Führer kund;
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht;
Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhms.
Was dieſer Mann gebietet, ſollt ihr freudig thun.
Er ſei mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeid ihr aller Pflichten gegen uns.

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen Dir den Schmerz,
Den Deine Diener fühlen, weil Du von uns gehſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Gebehrden klar zu ſehn,
Daß gern ihr Herz in Dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O könnt' ich die erſchrocknen alle tröſten in dem Weh!
Doch horch, was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt? —
Sieh her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königin im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,

Das tief gebeugt — wie Diener, wenn dem Herren Schmach
Geſchehen, innig trauren — deutlich uns beſagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

Cornelia tritt ein.

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort,
Wo ſie zu verbergen Dein Gewiſſen wohl gehofft.
Sieh ich kam, um ſie zu fodern; denn geflügelt ſchon
Eilt der Ruf von Deinen Thaten, Dir zu hohem Lob,
Kam bei mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt.
Wildes Chaos find' ich alles hier im düſtern Schmerz,
Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwin für das Junge ſiehe mich im Zorn!
Gieb mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in Dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blutger, Dir verſchont,
Wenn, verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß Du ſelbſt gemordet ewig bluteſt von dem Mord
All' Dein Heil verlohren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiße Tuch verhüllt, o Mutter, die Du ſuchſt;
Und weiß, ſchau her, iſt auch der Leib, den Du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an Dein großes Herz gedrückt.

Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchreit, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt was Du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchont!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!
Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare Deinen Athem! Was Du fluchen magſt,
In dreien Tagen wirds erfüllt, wenn ewge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

Es ſpricht zu laut die That, die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen.
Doch will ich, Alarcos, Dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophetſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, den Ort der Angſt, der Sünd' und Qual.
Nie dringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die liebenden leuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreißen.
Du liebſt ja das tückiſche Morden, ich kann Dir verheißen,

Zur Genüge wirſt Du finden, was begehrt Dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut.
Wir alle ſterblich athmen Jammer, und die Fluth
Bitterer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſieheſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,
Zeigt in blutgen Eingeweiden uns die Tiefe kund.
Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß dreimal ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt. —
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt
Daß zurück zum Paradieſe Freiheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Greueln nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtreben nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt.
Wer den Abgrund einmal ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
Zu neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſtgehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,
Daß aus Krankheit, Laſter, innrer Bosheit, Hitz' und Gift

Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt, in ſich verſchlungner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod. —
Doch ſchaut, welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz, mit ernſtem Gang
Die Reihe durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal. —
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet ſolche feſtlich ſtille Trauer an?

Alvaro tritt ein.

Alvaro.

Nun waffne Don Alarcos Deine Seele!
Denn ſchwarz gekleidet bring' ich ſchwarze Kunde.
So wie die Sonne heute ſeltſam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtſam zögern,
Bis ſie den traurigen Bericht erſtattet;
Und o wie ſchmerzt mich, daß ich auserkohren
Um Dir zuerſt zu ſchlagen dieſe Wunde!

Dagobert.

Auch uns ſind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier ſteht mit ſtummem abgewandtem Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar ſchmerzliche Geſtalt!
Du räthſt nun leicht, weß Herz des Todes Senſe traf.

Alvaro.

So haſt du Leidenſchaft auch hier gewüthet,
Und mit verworrnem Sinne wild verſchwendet
Der langen Jahre Frucht, und raſch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet?

Dagobert.

So rede! Lautet Deine Botſchaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh, ſo dringt ſie leicht in unſer Ohr.

Alvaro.

Du weißt wie die Infantin immer tiefer
Sich ſelbſt verſtrickt in ſelbſtgeſchaffnes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verlohren
Am eignen Schmerze nur ſich ſchien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude.
Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern; Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie Dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſieen;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen.
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Übel wehren,
Desgleichen keiner niemals noch geſehen.
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.
O Freund, was ſoll ich langſam Dich nur quälen?

Sie iſt nicht mehr! — Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier Dein Bild, es war das letzte,
Wonach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,
Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebestand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrei zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheidne Kraft!

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſei jene Stunde, jene Nacht, da ich
Vom Stolz geblendet dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bei ihm in Stücken liegen wird!

Und Du fahr hin, ruchloſer Mann, am Thron zu knien,
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Höll' ihr Augenmerk geſtellt, dem giebt
Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie Dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,
Sich ſelbſt nur fröhnend gern das köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt Du meines Zornes Ziel!

Alvaro geht ab.

O zürne nicht Gemahlin! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir ins Auge ſchaut, o zürne nicht,
Daß noch in deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig brauſt. Ich nah' in Demuth betend dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend bitt' ich dich,
Es ſei auch dieſer letzte Fehltritt mir verziehn.
Bald bin ich ewiglich getrennt von deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.
Mein Wort iſt frei, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thöricht Leben ausgeſpielt.
Fahr wohl denn Theure! ſag' ich eh das Herz mir bricht,
Fahr wohl du Reine! deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr wohl du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!

Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
Der findt im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg' und Liebe ſich umarmen,
O Jugend, wann wir königlich uns tragen,
Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
Im Schoos der Freude glühend dann erwarmen!
Nun liegt der Schild, die Wappen da, zerbrochen,
Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter.
Schon drohn im Abgrund brüllend die Gewitter,

Kein Panzer rettet mich vom Todeswurme,
Ich habe über mich den Stab gebrochen.

Ricardo und Octavio kommen.

Ricardo.

O weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh Dir, Marcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricardo.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricardo.

Wir kommen, Dir ein großes Leid zu ſagen.
Des Königs Tod mußt Du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden, Leiden waren,
Die Zunge ſtockt verzagt, es auszuſprechen.

Ricardo.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah noch lebend ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen.
Es hielte Raſerei ſein Herz umwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricardo.

Er ſchrie heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,
Die Die er ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: Jetzt iſts Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.
Aus Furcht zu ſterben iſt er gar geſtorben,
Hat wüthend ſo in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreien;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben. —
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.
Die Wachen ſahn erſchreckt durch ihre Reihen
Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört des Königs Namen dreimal ſchallen,
Und mit dem dritten Schrei ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt ihr dieß Zeichen ſelbſt geſehn, ſo ſchaut dorthin,
Ob es derſelbe Geiſt wohl ſei, den ihr erblickt! —

Die Gräfin iſts. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt —
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt —
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigts ſichs ſchnell und deutlich, wer die Schuldgen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht.
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Alarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Namen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewaltgen Thron,
Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weht,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,
Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch
Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern
Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfällt und es verliſcht der Hoffnung Stern.
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht;
Die kühne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,

Und laut und immer lauter ſchreit es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtößt den grimm'gen Arm ins eigne Herz,
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.

Er tödtet ſich.

Ricardo.

So ſtürzt der Held nun hin zu eignen Händen,
Der eben noch geprangt in Übermuthe.

Octavio.

Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricardo.

Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavio.

Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen;
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricardo.

Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken;
Bald ſtehn verödet da die blutgen Steine.

Octavio.

Der Diener Schaar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmal anzuſchauen.

Ricardo.

Wie darf der Mann dem Übermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen?

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freiwillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Er wart'te nicht, bis ſeiner Freiheit Schmach geſchehn. —
Du haſt vom Leben dich errettet mit dem Schwerdt!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt. —
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geht,
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſtehn;
Es ſchütze Euren tapfern Lauf ein beßrer Stern! —
Den Zweig, der noch zurückgeblieben vom Geſchlecht
Alarcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh;
Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfraun Gott verehrt. —
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerdts,
Zu frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.
Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht

Ob dieſem Ort, berichtet ihm der Landmann gern:
»In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch, treu den alten Heerd.
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebet.«

George

Seeberger

Geſchichte
der
Jungfrau von Orleans.

Aus altfranzöſiſchen Quellen.

Mit
einem Anhange
aus
Hume's Geſchichte von England.

Herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

Berlin,
bei J. D. Sander.
[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede.

Die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt ſo anziehend und ſo rührend, ſo überraſchend und ſo bedeutend, daß ſie gewiß keiner weitern Empfehlung bedarf; noch weniger einer erklärenden Einleitung aus den Zeitumſtänden: denn das ſcheint gerade der eigentliche Charakter ihres äußern Lebens zu ſeyn, daß ihr Thun und Weſen von Allen, mit denen ſie war, als zu hoch über dieſelben erhaben, nicht verſtanden werden ſollte.

Die gegenwärtigen Mémoires enthalten unter den Franzöſiſchen Quellen der ältern

Zeit die vollſtändigſte Erzählung, beſonders ihrer Thaten von der Befreiung Orleans bis zur Krönung in Reims; und wenn der ſchöne alte Stil, der naive, treuherzig edle Ton der Urſchrift in der Ueberſetzung nicht ganz verloren gegangen iſt, ſo wird man auch von dieſer Seite die Wahl nicht mißbilligen können.

Damit es jedoch auch nicht an einer kurzen Ueberſicht aus dem Standpunkt eines kritiſchen Geſchichtforſchers unſrer Zeit fehlen möchte: ſo hat man, was Hume von ihr ſagt, als Anhang hinzugefügt. Seine Beurtheilung der Jungfrau von Orleans iſt, ſo viel Einwendungen ſich auch gegen einzelne Punkte machen laſſen, im Ganzen ſehr lobenswerth.

Geſchichte

der

Jungfrau von Orleans.

Aus altfranzöſiſchen Memoiren.

Vorrede

der Franzöſiſchen Herausgeber.

Der Name des Verfaſſers dieſer Memoiren iſt nicht bekannt; der Herausgeber, Denys Godefroy, hat ihn nicht aufgezeichnet. Es finden ſich in ihnen mehrere beſondere Umſtände, die man ſonſt nirgends findet; vorzüglich iſt alles, was die Jungfrau Johanna d'Arc betrifft, ſehr genau darin angegeben. Da aber dieſe Memoiren ein Jahr, und darüber, vor ihrem Tode endigen, und dieſer Theil ihrer Geſchichte gewiß nicht am wenigſten merkwürdig iſt; ſo haben wir das Fehlende durch das zu ergänzen geſucht, was Johann Chartier, Geſchichtſchreiber Karls VII,

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

davon erwähnt. In den Anmerkungen und dem entlehnten Capitel des Geſchichtſchreibers ſind die verſchiedenen Zeugniſſe derer vereinigt, welche Zeitgenoſſen von den Thaten und dem tragiſchen Ende der Johanna d'Arc waren.

Der Vorwurf, daß dieſe Memoiren nicht ſehr intereſſant ſeyn können, weil Viele die Thaten der Johanna für fabelhaft, oder doch für Wirkungen einer exaltirten Phantaſie halten, fällt von ſelbſt. Hätte man auch nicht die Geſchichte ihrer Zeit, und die ihrer Familie ertheilten Adelsbriefe, ſo reichte es ſchon hin, nur die Ausſagen *) aufmerkſam zu leſen, die während der dreimaligen Unterſuchungen ihres Verurtheilungs-Prozeſſes geſammelt wurden. Die beiden letzten dieſer Unterſuchungen geſchahen in den Jahren 1552 und 1557 **); die erſte fand aber im Jahre 1463, während der Regierung Ludwigs XI Statt *); und dieſe wenigſtens kann nicht verdächtig ſeyn. Unter den Zeugen, die zu ihrem Vortheil ausſagten, waren Prinzen vom Geblüt, Biſchöfe, Generale und Magiſtratsperſonen. Der Herzog von Alençon, Graf Dünois, Gaucourt, Oberhofmeiſter des Königs, Daulon, Seneſchall von Beaucaire, und noch viele Andre, zeugten für ſie. Es iſt erſtaunlich, wenn man ſieht, daß die beiden erſten Urheber der Meinung: Johanna d'Arc ſey ein Werkzeug der Intrigue und des Betrugs geweſen (du Bellay und du Haillan), hundert und funfzig Jahre nach der Hinrichtung der Johanna d'Arc lebten. Die Andern **), welche nur ein Echo

---

*) Dieſe finden ſich in der Geſchichte der Johanna d'Arc vom Abbé Lenglet Dufresnoy. Drei Theile in 12.

**) Alſo beinahe 130 Jahre nach ihrer Hinrichtung.
Anmerk. des Ueberſ.

---

*) Schon früher, noch unter Karls VII Regierung, wurde eine Reviſion des Prozeſſes veranſtaltet, worüber die Nachrichten im Lenglet Dufresnoy zu finden ſind: einem übrigens ſehr gelehrten und unbefriedigenden Werke. Anmerk. des Ueberſ.

**) Wir nennen unter dieſen letzteren nur Juſtus Lipſius und Gabriel Naudé. Mehr als Ein Neuerer hat dieſen bloß nachgeſchrieben, anſtatt ihre Meinung zu unvon dieſen waren, trugen gar kein Bedenken, nach zwei Jahrhunderten den Monumenten der Geſchichte zu widerſprechen, ohne ihnen irgend einen Grund entgegenzuſetzen, der ſie zu dieſem Widerſpruch berechtigte. Die Engliſchen Geſchichtſchreiber unterließen freilich nicht, ſich mit den vernichtenden Gegnern der Johanna d'Arc zu vereinigen. Sie mochten wohl fühlen, daß ſie auf keine andre Weiſe ihre Nation wegen der abſcheulichen Hinrichtung dieſes heldenmüthigen Mädchens entſchuldigen könnten. Sey es mit ihrer göttlichen Sendung, wie es wolle, wir begnügen uns zu bemerken, welche wirklich ganz außerordentlichen Ereigniſſe ſie bewirkte.

Es iſt außer allem Zweifel, und mehrmals beſtätigt worden, daß ſie Karln VII vorher nie geſehen hatte; dennoch fand ſie ihn aus der Menge ſeiner Hofleute heraus *). Der Dau-

---

vermieden. Das iſt freilich bequemer; aber ſo pflanzen Irrthümer und Vorurtheile ſich fort.

*) Ausſage des Herrn Johann von Gaucourt, Ober-Hofmeiſters des Königs, und des Herrn Simon Charles.

phin und ſein ganzer Hof bewunderten den ſichern Anſtand, mit dem ſie ſprach *); der Dauphin war ſo davon betroffen, daß er dem Wilhelm Bellier, ſeinem Haushofmeiſter und Juſtizbeamten von Troyes, befahl, ſie in ſein Haus aufzunehmen. Die Gemahlin dieſes Herrn, eine Dame von anerkannter Tugend und großen Verdienſten, bekam Befehl, Sorge für ſie zu tragen. Beglaubte Leute wurden nach Vaucouleurs, nach Dom-Remy und nach Greux geſchickt, um Erkundigungen über ihren guten Ruf einzuziehen; und dieſe Unterſuchung fiel ganz zu ihrem Vortheil aus **). Wir erwähnen hier nichts von ihren Kriegsthaten; ſie ſind vollſtändig in den nachſtehenden Memoiren zu finden. Wie höchſt wunderbar iſt es aber nicht, daß ein achtzehnjähriges Mädchen, welches von Kindheit an die Heerden gehütet, Männern, wie Dünois, Chabanne, la Hire und

---

*) Ausſage des Herzogs von Alençon.

**) Ausſage des Johann Garivel, Advokaten des Königs.

Saintrailles, Achtung einzuflößen wußte, und daß dieſe ſie für würdig hielten, ſich in ihren Unternehmungen von ihr leiten zu laſſen *)?

Nimmt man an, daß die Tapferkeit und die Thaten der Jungfrau Erzeugniſſe eines überſpannten Gehirns waren; ſo muß man doch geſtehen, daß ſie zu keiner gelegeneren Zeit hätte auftreten können. Vom Engliſchen Joche unterdrückt, bot Frankreich ſeine Hände den ihm beſtimmten Feſſeln dar. Einige wenige, ihrem Könige und dem Vaterlande treu gebliebene Krieger verzögerten noch den Moment der gänzlichen Sklaverei. Während ſie muthig fochten, erfüllte ein Schwarm von habſüchtigen und ehrgierigen Hofſchranzen den Hof Karls VII mit Verwirrung; er ſelbſt erlag unter der Laſt ſeines Unglücks, und war in eine weichliche Fühlloſigkeit verſunken. Das Erbtheil ſeiner Väter wurde ihm entriſſen, und er blieb ruhig beſchäftigt, die Gärten von Meun ſur Yevre

---

*) Ausſage des Grafen Dunois, vom 22ſten Februar 1451.

zu zeichnen. Muthlos durch die vielen auf einander folgenden Unglücksfälle, wiſſen die Franzoſen nichts zu thun, als vor dem Feinde zu fliehen: — da erſcheint die Jungfrau, und ſie vernehmen wieder den Ruf der Ehre und der Pflicht. Die Engländer müſſen fliehen, und die Franzoſen werden aufs neue, was ſie immer ſeyn müſſen.

Es iſt auch wohl bemerkenswürdig, daß jene Ungerechten, welche die Johanna d'Arc zum Tode verurtheilten, nie ihre Ehre beflecken konnten. Sie klagten ſie der Hexerei, der Zauberblendwerke an, und ſie ward als eine Hexe verbrannt. Ihre hauptſächlichen Verfolger genoſſen die Früchte ihrer Ungerechtigkeit nicht lange: der unwürdige Biſchof von Beauvais, (welcher mit Recht aus ſeiner Diöces verjagt worden war), Peter Cauchon, ſtarb plötzlich, indem er ſich den Bart abnehmen ließ; Nicolaus Midi, der ſie am Tage ihrer Hinrichtung zum Widerruf ermahnte, ſtarb einige Tage nachher am Ausſatz; der Fiskal des geiſtlichen Gerichts, d'Eſtivet, ſtarb in einem Taubenſchlage, verfolgt vom Elend und der öffentlichen Verachtung.

Alles dieſes zuſammengenommen, glauben wir allerdings die Memoiren als intereſſant bekannt machen zu dürfen. Aus dem Streit der verſchiedenen Meinungen geht die Wahrheit hervor; es iſt die beſte Methode zu einem geſunden freien Urtheil zu gelangen.

Geſchichte
der
Jungfrau von Orleans.

Aus den alten von Godefroy herausgegebenen Memoiren *).

.... Im Jahre 1428 ward der Ritter Thomas von Montagu, Graf von Salisbury, von

---

*) Dieſe Memoiren fangen eigentlich vom Jahre 1422 an: mit dem Tode Karls VI, und dem Regierungsantritte Karls VII. Da es uns aber hier nur um alles, was die Johanna d'Arc betrift, zu thun iſt, ſo übergehe ich die Geſchichte des Kriegs zwiſchen England, Frankreich und Burgund, welche in dem Franzöſiſchen Originale ſehr genau und ausführlich erzählt wird, (einen Zeitraum von ſechs Jahren) bis kurze Zeit vor der Belagerung von Orleans.

Anmerk. des Uebers.

der Engländiſchen Regierung nach Frankreich geſendet, um dort den Krieg zu führen. Als dieſes der Herzog von Orleans, der noch als Gefangner in England lag, erfuhr, bat er den Grafen, doch keine Feindſeligkeiten, weder gegen ſeine Länder, noch gegen ſeine Unterthanen zu verüben, weil er in Gefangenſchaft und nicht im Stande ſey, ſie zu beſchützen. Man ſagt, Graf Salisbury habe ihm dieſes bewilligt, und ſo zu thun verſprochen. Er zog mit einer großen Macht über das Meer nach Frankreich; zuerſt nach Nogent le Roy, das ſich ihm ſogleich ergab. Wenige Tage nachher räumten ihm die Franzöſiſchen die Plätze Chateauneuf ſur Loire, Rambouillet, Berthencourt und Rochefort. Im Julius deſſelben Jahres kam er nach Puiſet, nahm die Feſtung mit Sturm ein, und ließ höchſt grauſamer Weiſe Alle die darin waren aufhängen.

Gerhard von la Palliere lag zu Thüry in Beauſſe; er entfloh bei der Ankunft des Grafen Salisbury, und ſeine Gefährten übergaben nach ſeiner Flucht den Ort. Graf Salisbury ließ dieſen in Brand ſtecken, und belagerte ſogleich Yenville. Obgleich dieſer Ort nur ſehr ſchwach beſetzt war, ſo vertheidigte er ſich dennoch mit Tapferkeit. Am Tage der Enthauptung des heiligen Johannes, den 29ſten Auguſt, ward die Stadt beſtürmt, und zwar ſo heftig, daß ſehr Viele verwundet, und ſie mit Gewalt erobert wurde. Einige hielten ſich zwar noch in dem Thurm; ſie mußten aber dennoch zuletzt ſich und das feſte Schloß übergeben. Galois von Williers, Pregent von Coitivy, der nachmals Admiral von Frankreich ward, mehrere Edle, und die Bürger der Stadt wurden gefangen genommen.

Der Graf verweilte einige Tage zu Yenville; während der Zeit ſchickten die aus Meun ſür Loire zu ihm, um mit ihm zu unterhandeln. Die Engländiſchen beſetzten es ſofort; zugleich wurde ihnen die Brücke bei Meun übergeben, die ſie befeſtigten. Nach der Einnahme der Stadt und des Schloſſes Meun ſür

Loire, ließ Graf Salisbury ſeine Gefangnen nach Paris führen, um dem dortigen Volke ein Schauſpiel zu geben, und es mit neuen Hoffnungen zu erfüllen. Von Meun ging er nach Montpipeau, welches ſogleich kapitulirte; und von eben dem Orte ſchickte er eine Schaar nach Baugency, welche die Stadt beſetzte, ohne ſie anzugreifen, da ſie ganz leer war: die Franzöſiſchen hatten ſich nehmlich in das feſte Schloß und auf die Brücke zurückgezogen.

Bei ſeinem Abzuge von der Stadt Yenville waren die Kanonen, die Munition und die Rüſtungen des Grafen dort zurückgeblieben. Da er es nicht wagen wollte, dieſe ohne eine ſtarke Bedeckung kommen zu laſſen, ſo hielt er mit einer beträchtlichen Heeresmacht in förmlicher Schlachtordnung vor Orleans, um die Franzöſiſchen zu verhindern, daß ſie ſeinen beladenen Wagen nicht entgegen gehen könnten; dieſe fuhren alſo, während er dabei ſtand, vorüber. Der Baſtard von Orleans, la Hire, Poton von Saintrailles, mehrere Edle nebſt Bürgern aus

Orleans kamen bei der Ankunft des Grafen aus der Stadt, und hielten ſich tapfer und ehrenvoll. Es gab ein heftiges Scharmützel, bei dem die Engländiſchen verloren, und ſich noch in der Nacht nach Meun zurückzogen *).

Den 12ten October 1428 rückte Graf Salisbury mit ſeiner ganzen Macht — begleitet von la Poole, Glacidas, von Ros, Lancelot von Lisle, Gilbert von Halſale, Thomas Guerard, von Scales, Wilhelm von Rochefort und noch vielen Rittern und Edelknechten, ſowohl Engländern als ungetreuen, abtrünnigen Franzoſen vor Orleans, und belagerte es. Sogleich kamen der Baſtard von Orleans, die Edlen und die Bürger heraus. Sie hatten ſchon vorher einen Theil der Vorſtädte abgebrannt, und einen Wall aufzuwerfen angefangen, an dem ſie Tag und Nacht arbeiteten.

---

*) Hier folgen im Franzöſiſchen Originale Beſchreibungen von mehreren Scharmützeln und von Eroberungen vieler Städte und Feſtungen.

Anmerk. des Uebers.

Während nun die Franzöſiſchen ihre Vorſtädte nebſt der Auguſtiner-Kirche abbrannten, blieben die Engländiſchen in ihrem Lager, ohne ſich der Brücke zu nahen. Unterdeß riſſen die von Orleans die Mauer der Vorſtädte ein, und vollendeten ihren Wall. Ihnen gegenüber errichteten die Engländiſchen einen Thurm bei der Kirche und den Kloſtergebäuden der Auguſtiner, die noch nicht völlig zerſtört waren. Sie befeſtigten dieſen Thurm vermittelſt tiefer Graben und Verzäunungen, und kamen oft herunter, um von den Wällen zu ſcharmuziren. Auch bombardirten ſie die Stadtmauer und die kleinen Thürme, Tournellen genannt, Tag und Nacht ununterbrochen. Graf Salisbury ſelbſt begab ſich in den Thurm, und fing an, gegen den Wall miniren zu laſſen. Die in Orleans, welche dieſes merkten, ließen gegenminiren, und man kam einander von beiden Seiten ziemlich nahe. Darauf ließ der Graf Leitern und andre Zurüſtungen machen, den Wall zu beſtürmen; die in Orleans dagegen beſetzten den Wall mit bewaffneter Mannſchaft und mit allem was zur Vertheidigung dienlich ſeyn konnte.

Den 21ſten October begann der Sturm vor der Brücke bei Orleans. Er währte lange, und es wurden viele der Engländiſchen dabei getödtet und verwundet. Die Franzöſiſchen auf dem Walle ſtießen ſie von den Leitern hinab in den Graben, und ſie konnten ſich nicht wieder aufraffen, weil man Sturmreifen auf ſie warf, und glühende Aſche, ſiedenden Kalk, geſchmolzenes Fett und kochendes Waſſer auf ſie hinunter goß, welche Dinge die Frauen von Orleans zutrugen. Den Franzöſiſchen aber brachten dieſe Frauen Wein, Fleiſch, Obſt, Weineſſig und reine Tücher, um ſich auf alle Art bei ihrer harten Arbeit erfriſchen zu können; auch brachten ſie große Steine herbei, und noch ſonſt Manches, was zur Vertheidigung dienen konnte. Man ſah viele dieſer Frauen mit Lanzen den Feind von dem Walle zurück und in den Graben hinunter treiben. Die Engländiſchen mußten endlich dem Stürmen ein Ende machen, weil ſie ſtarken Verluſt hatten.

Bei dieſem Sturme ward Peter la Chapelle verwundet; er ſtarb zwei Tage nachher, und wurde ungemein bedauert. Auch die Herren von Guitry, von Couraze, von Villars, Nikolaus von Gireme, und Poton von Saintrailles waren verwundet; ſie wurden aber wieder hergeſtellt.

Nun fingen die Engländiſchen wieder an, Tag und Nacht zu miniren, ſo daß der Wall faſt ganz unterminirt wurde: er ruhete nur noch auf Stützen, die man bloß anzuzünden brauchte, um den ganzen Wall umzuſtürzen, und die, welche ſich dahinter befanden, zu verſchütten. Die in Orleans aber, welche dieſes wohl einſahen, ſteckten ſelbſt vor den Augen der Engländiſchen das Werk in Brand, gingen dann in die Thürme an der Brücke, Tournellen genannt, und zogen die Zugbrücke hinter ſich auf. Da ſie nicht hoffen durften, ſich in dieſen zum Theil ſehr beſchädigten Tournellen lange halten zu können, ſo brachen ſie einige Bogen von jeder Seite der Brücke ab, machten ein Bollwerk daraus gegen die Seite der Stadt zu, und befeſtigten die Brücke. Am 24ſten October beſtürmten die Engländiſchen die Tournellen, welche man nur ſchwach hatte beſetzen können, da die meiſten bei dem Sturm verwundet worden waren. Die Engländiſchen legten ihre Leitern an, ſo wohl auf trockenem Boden, als auch in der damals ſehr ſeichten Loire. Nach einer kurzen Gegenwehr eroberten ſie die Tournellen, und brachen einen Brückenbogen zwiſchen dieſen und dem Brückenwall ab; alsdann befeſtigten ſie mit großem Fleiße die Tournellen, ſo daß dieſe ſehr ſtark wurden und jeder Macht widerſtehen konnten. Graf Salisbury vertraute den Platz und ſeine Vertheidigung dem Glacidas, einem Manne voll hohen Muths, voll Stolz und Herrſchſucht. Dieſer Glacidas ließ den verlaſſenen Wall ausbeſſern, und beſetzte ihn ſowohl, als die Tournellen, mit Kanonen, die er Tag und Nacht gegen den Brückenwall abfeuern ließ. Nikolaus von Gireme ſtand bei dieſem Walle mit vielen Edlen und Bürgern aus Orleans, die ebenfalls ihr Geſchütz wieder gegen die Tournellen richteten; ſie ſchoſſen auch wirklich die Dächer herab, nebſt dem größten Theile der Mauer. Doch die Engländiſchen hatten ſich innerhalb ſo gut verwahrt, daß man ihnen nur wenig ſchaden konnte.

Die Bürger von Orleans waren ſehr niedergeſchlagen über den Verluſt der Thürme. Aber der Baſtard von Orleans, la Hire, die Ritter von Bueil, von Chaumont, Andre von Averton, Theobald von Valepergue, Herr von St. Severe, und von Bouſſac, Marſchälle von Frankreich, Jakob von Chabanes, Seneſchall von Bourbonnois, die Ritter von Villars, von Conraze und andre Edle, kamen den Tag nach der Wegnahme der Tournellen, zu großer Freude derer in Orleans.

Sie beſetzten und befeſtigten ihre Brücke immer mehr, wobei ſie Tag und Nacht nicht aufhörten zu kanoniren. Hierüber ward der Glacidas ſo aufgebracht, daß er drohte und prahlte: er wolle alles umbringen laſſen, ſo bald er in die Stadt komme, und weder Frauen noch Kinder verſchonen.

Nach der Ankunft des Baſtards von Orleans begab es ſich, daß Graf Salsbury eines Tages zu den Tournellen kam, um dem Glacidas Befehle zu geben, auch um von da aus deſto beſſer den Umfang und die Beſchaffenheit der Belagerung zu ſehen. Da er nun aus einem Fenſter in den Tournellen hinaus ſah und die Stadt betrachtete, ward er (durch das Gericht Gottes, der alles weiß, und der die Menſchen nach ihren Verdienſten belohnt, oder beſtraft) von einem Steine getroffen, der aus einem Mörſer geworfen war, und durch daſſelbe Fenſter flog.

Der Schuß traf ihn in das Auge, und er fiel neben Glacidas zur Erde nieder; neben ihm wurde noch ein Ritter von demſelben Schuſſe getödtet. Die Engländiſchen, welche dieſer Unfall ſehr betrübte, ſendeten den Grafen in aller Stille nach Meun, wo er im Monat November 1428 ſtarb (a). Dadurch war ihnen der Muth ſehr geſunken; ſie ſendeten ſchleunig zu dem Herzog von Bedford, der ſich Regent von Frankreich nannte, und foderten von ihm einen andern Anführer, nebſt Verſtärkung an Truppen, auch Geld und Lebensmittel, um die Belagerung fortſetzen zu können. Der Regent ſchickte hierauf, was ſie verlangten. Zu Heerführern ernannte er die Herren Wilhelm la Poole Grafen von Suffort, die Ritter von Talbot, von Gray, von Scales, Robert Heron, Lancelot von Lisle, Gilbert von Halſates, Glacidas, und andere Engländiſche Ritter und Edelknechte; auch viele ungetreue, abtrünnige Franzoſen: unter dieſen die Ritter Wilhelm von Rochefort, Hüe des Prez, Euſtache Gaudin, Geoffroy von Lamé, Johann von Chainvilliers, Johann den Geiſerer, Wilhelm Languedoc, Johann von Mazis, Wilhelm dû Broillac. Die Anzahl der geſammten Macht belief ſich auf zehntauſend. Die Heerführer hielten verſchiedenemal Kriegsrath zu Meun und zu Jargeau. Endlich beſchloſſen ſie, daß Glacidas, Gouverneur der Tournellen, mit vielen Bewaffneten die Tournellen und den vordern ſehr feſten Wall, nebſt den Zugängen zu Waſſer und zu Lande, bewachen ſollte, während ſie die Stadt Orleans von der andern Seite belagern würden.

Am 29ſten December 1428 verließen der Graf Suffort, die Herren von Talbot, von Scales und viele andere Engländiſche und Burgundiſche Herren Jargeau, und belagerten Orleans mit ihrer ganzen Macht, wodurch die Stadt in große Noth kam, da ſie weder zu Waſſer, noch zu Lande Zufuhr an Lebensmitteln erhalten konnte.

Karl, Graf von Clermont, älteſter Sohn des Herzogs von Bourbon, machte ſich auf, um der Stadt Orleans beizuſtehen. Er kam mit ſeiner ganzen Macht nach Blois; dort erfuhr er, daß der Herzog von Bedford eine große

Anzahl Engländer von Paris mit vielen Lebensmitteln abgeſendet hätte, das Lager bei Orleans damit zu verſehen und zu verſtärken. Er ging ſogleich von Blois ab, um dieſen den Weg abzuſchneiden, und gab dem Baſtard von Orleans nebſt den andern Herren in Orleans Nachricht von ſeinem Unternehmen. Dieſe gingen ihm auf's eiligſte entgegen, und vereinigten ſich auch wirklich mit ihm bei Yenville, worüber der Graf von Clermont und ſeine Gefährten ſehr erfreuet waren. Sie erfuhren, daß die Engländiſchen bei Rouvray St. Denys wären, und dem Lager von Orleans viele Wagen mit Lebensmitteln und Munitionen zuführten. Da nun die Franzöſiſchen ſehr begierig waren, den Feind zu ſchlagen, ſo zogen ſie zu dem Ende ihre ganze vereinigte Macht, die nicht gering war, zuſammen.

Sie ſtießen bei Rouvray auf die Engliſchen, welche ſich deſſen ſchon verſehen hatten und eine Schlacht zu erwarten ſchienen; denn ſie waren von ihren beladenen Wagen umgeben, zu deren

Bewachung ſie ihre Artilleriſten und die Kaufleute, die mit ihnen aus Paris und aus andern Städten gekommen, beorderten. Sie zogen ſich in einen Bezirk zuſammen, den ſie mit einer Menge ſpitziger Pfähle umſteckten. Das Franzöſiſche Fußvolk ſchickte ſich an mit ſeinen Kanonen und Feldſchlangen, und es begrüßte damit die Engländiſchen Schützen und ihre Wagen dergeſtalt, daß dieſe nur wenig Stand hielten; denn die aus Orleans waren ſehr zahlreich, und feuerten mit ihren vortrefflichen Feldſchlangen, denen nichts widerſtehen konnte. Bei dieſem Angriff wurden viele von den Engländiſchen erſchlagen, nebſt vielen Kaufleuten, denen jene aus ihrer Verzäunung nicht zu Hülfe zu kommen wagten, weil ſie die Franzöſiſche Reiterei fürchteten. Allein der Connetable von Schottland, Johann Stuart Graf von Evreux, dem der König von Frankreich dieſe Grafſchaft gegeben, verlangte ſo heftig darnach, ſich mit dem Feinde zu meſſen, daß er und der ganze Hauſe, den er anführte, gegen die zuerſt gegebene Ordre, und ohne die Uebrigen abzuwarten, von den Pferden abſaßen, um die Engländiſchen in ihrer Verzäunung aufzuſuchen. Der Baſtard von Orleans, die Herren von Orval und von Chateaubrün, Johann von Lesget und viele Edle ſtiegen gleichfalls von ihren Pferden, und glaubten ganz ſicher, die geſammte Reiterei würde den Feind ſchlagen, welches aber nicht geſchah. Da die Franzöſiſchen nicht mehr zu Pferde ſaßen, ſtürzten ſie plötzlich aus ihrer Verzäunung heraus, und in wenigen Stunden waren die Schotten gänzlich geſchlagen. Als dieſes die Auvergner und die übrigen Franzöſiſchen ſahen, ergriffen ſie ſogleich die Flucht, und zogen ſich nach Orleans zurück; unter dieſen auch der Baſtard, der ſchwer verwundet worden war. Der Connetable von Schottland, die Herren von Orval, von Chateaubrün, von Lesgot, mehrere Nahmhafte vom Adel, wohl drei bis vier hundert an der Zahl, und der größte Theil ihrer Truppen wurden getödtet. Es blieben auch von Seiten der Engländiſchen Viele. Johann Faſtolf, ihr Anführer, brachte darauf im Angeſicht der Franzoſen ſeine beladene Wagen in das Lager vor Orleans. In Orleans hielt Graf Clermont einigemal Kriegsrath, und gab bei ſeinem Abzuge ſein Wort nebſt ſeinem Eide, er wolle auf einen beſtimmten Tag der Stadt mit Truppen und Lebensmitteln zu Hülfe kommen; welches Wort er aber nicht hielt.

Es blieb niemand zur Vertheidigung der Stadt Orleans, als der Baſtard und der Marſchall von St. Severe. Da nun die in Orleans weiter keine Hülfe vom König erwarten durften, ſie auch ſehr darauf bedacht waren, Unterthanen ihres angebornen Herrn, des Herzogs von Orleans zu bleiben, der noch immer in England gefangen war (worüber, wie ſie wohl wußten, alle Edlen Frankreichs großes Mitleiden mit ihm hatten): ſo machten ſich mehrere von Adel, und die Bürger aus der Stadt Orleans auf, und gingen den Herzog von Burgund und den Herrn Johann von

Luxenburg mit der Bitte an, daß, da der Rath von England dem gefangenen Herzoge von Orleans eine Ausſchließung ſeines Landes vom Kriege auf gewiſſe Zeit zugeſtanden (welches aber der Herzog von Bedford durch die Härte des Pariſer Raths nicht gehalten, ſondern, des Verſprechens ungeachtet, die Stadt belagerte), ſie ſich erbarmen und es dahin bringen möchten, daß ſie während der Abweſenheit und Gefangenſchaft ihres Herzogs und Beſchützers vom Kriege verſchont blieben.

Der Herzog von Burgund und Johann von Luxenburg zeigten ſich ſogleich bereit, ihnen zu willfahren, und gingen zu dem Ende nach Paris, nahmen die Abgeſandten der Stadt Orleans mit ſich, und trugen ihr Anliegen dem Herzoge von Bedford vor: nehmlich die zugeſagte Ausſchließung zu genehmigen und die Belagerung von Orleans aufzuheben. Aber der Herzog von Bedford ſchlug es ihnen gänzlich ab. Der Herzog von Burgund empfand dies ſehr übel, ſchickte die Geſandten von Or-

leans

leans zurück, und gab ihnen einen Herold mit in das Lager der Engländiſchen vor Orleans, welcher allen den Seinigen, die ſich unter dem Engländiſchen Heere befanden, in ſeinem Namen befehlen mußte, daß ſie ſich unverzüglich aus dem Lager wegbegeben ſollten. Dieſes geſchah ſogleich; und die Engländiſchen wurden ſehr durch dieſen Abzug geſchwächt.

Die Stadt Orleans aber blieb belagert, ſo wie von der andern Seite die Einwohner guten Muth bekamen, ſich zu halten und zu vertheidigen. Dieſen Muth hatten ſie ſchon bei vielen Gelegenheiten gezeigt, wie auch darin, daß ſie ihre ſchönen Vorſtädte, die zuſammen wohl ſo groß waren, als die Stadt ſelbſt, nebſt ſechs und zwanzig Kirchen, dem Kloſter und den ſchönen, weitläuftigen Dom-Gebäuden niedergebrannt und zerſtört hatten. Jetzt aber waren ſie in großer Noth, und ſchon wollte ihr Muth anfangen ganz und gar zu ſinken, da ſie ſo nahe daran waren, in die Hände ihrer Feinde zu fallen; als ſich das Gerücht verbreitete:

der König ſende eine Jungfrau, die ſich rühme, die Stadt Orleans entſetzen zu wollen.

Im Jahre 1429 lebte ein junges Mädchen in der Gegend der Marken von Vaucouleurs, in einem Dorfe genannt Dom-Remy geboren, im Langre-Diſtrikt. Ihre Eltern hießen Jakob Dair und Iſabeau. Sie war ein einfaches Landmädchen, und hütete die Heerden ihres Vaters; und wenn ſie das nicht that, beſchäftigte ſie ſich mit Nähen oder am Spinnrocken. Sie war 17 bis 18 Jahr alt, ſehr ſtark und von regelmäßigem Gliederbau. Eines Tages machte ſie ſich auf, ohne von ihren Eltern Urlaub zu nehmen, (nicht etwa, als hätte ſi dieſelben nicht gefürchtet und in Ehren gehalten ihr Leben lang, ſondern weil ſie ihnen ih Vorhaben nicht entdecken durfte, das ſie woh verhindert hätten), und ging nach Vaucouleu zu dem braven Ritter Herrn Robert von Baudricour, der von des Königs Parthei war un viele tapfre Kriegsleute hielt, mit denen er ſ wohl gegen die Burgundiſchen, als gegen al dieſenigen, die es mit den Feinden des Königs hielten, Krieg führte. Zu ihm ſprach die Jungfrau Johanna folgende ganz einfältige Worte: „Herr Hauptmann, wiſſet, daß Gott „mir ſchon einigemal ſagen und befehlen ließ, „ich ſolle zum wohlgebornen Dauphin gehen, „der da iſt und ſeyn wird wirklicher König von „Frankreich, damit er mir bewaffnete Leute „gebe; denn ich will die Belagerung von Orleans aufheben machen, und den König nach „Rheims führen, daß er allda die heilige Salbung empfange!" — Als der Ritter Robert dieſe Worte hörte, verſpottete er ſie: denn er hielt ſie für eine Träumerin oder Wahnwitzige; und es dünkte ihn nicht übel gethan, wenn er ſie ſeinen Kriegesleuten überließe, daß ſie ihre ſündliche Begierden an ihr befriedigten. Einige fanden ſich auch gleich bereit dazu; jedoch hatten ſie die Jungfrau kaum in der Nähe angeſehen, als ſie von ihren unreinen Begierden abgeſchreckt und anderes Sinnes wurden. Sie hörte indeſſen nicht auf, den Hauptmann zu bitten, daß er ſie zu dem Könige ſenden, und ihr eine Männerrüſtung nebſt einem Pferde, auch Gefährten zu ihrer Begleitung geben möchte. Unter andern Worten ſagte ſie auch folgende zu ihm: „Im Namen Gottes! Ihr „zögert zu lange, mich zu ſenden, Herr Hauptmann! Denn an dem heutigen Tage hat der „wohlgeborne Dauphin nahe bei Orleans einen „großen Verluſt erlitten, und ein noch größerer bedrohet ihn, ſo ihr mich nicht bald zu „ihm ſendet." Der Ritter bewahrte dieſe Worte mit Fleiß in ſeinem Gedächtniſſe, und erfuhr hernach, daß an demſelben Tage der Connetable von Schottland, und der Herr von Orval von den Engländiſchen geſchlagen worden waren. Darüber ward der Ritter ſehr nachdenklich, und er wußte nicht, was er aus dem Allen zu machen habe. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß er, ſie an den König zu ſenden. Er ließ darauf für ſie einen völligen Männeranzug verfertigen, Weſte und Hut, auch Beinkleider und Kamaſchen, um die Spor nen daran zu befeſtigen; gab ihr ein Pferd, und beorderte auch zwei Edelleute aus der Provinz Champagne, und einen Knappen, ſie zu begleiten. Die Edelleute, Johann von Metz, und Bertrand von Polonge, machten viele Schwierigkeiten, ſie zu begleiten, hatten auch deſſen wohl Urſache, da die Wege alle ſehr unſicher und der Feinde wegen gefährlich waren. Johanna aber ſagte zu ihnen: „In Gottes Namen! geleitet mich zu dem wohlgebornen Dauphin, und fürchtet Euch nicht, ſondern glaubt, wir werden kein Hinderniß antreffen.“ (Es iſt zu bemerken daß ſie den König immer Dauphin nannte, bis er zu Rheims gekrönt war.)

Die Edelleute entſchloſſen ſich darauf, ſie zu dem Könige zu geleiten, der ſich damaliger Zeit zu Chinon befand. Sie zogen durch Auxerre und durch viele andre Städte, Dörfer und Wege, die theils vom Feinde beſetzt, oder doch voller Räubereien und Plünderung waren. Dennoch fanden ſie kein Hinderniß, und ſie gelangten unverſehrt nach Chinon, zum großen Erſtaunen Aller, die da hörten, durch welche reißende Ströme und gefährliche Wege ſie unverſehrt gezogen wären. Als ſie zu Chinon ankamen, ließ der König die Edelleute, die ſie begleitet hatten, vor ſich kommen und in ſeiner Gegenwart befragen; ſie erzählten alles, wie es vorgegangen. Der König und ſeine Räthe waren zweifelhaft, ob Johanna ihm vorgeſtellt werden, und ob er ſie ſprechen ſolle oder nicht. Es gab hierüber verſchiedene Meinungen und Gedanken; zuletzt ward aber doch beſchloſſen, daß ſie den König ſprechen ſollte.

Als Johanna vor den König geführt ward, ſagte ſie: man möchte ſie nicht betriegen, und ihr den zeigen, zu dem ſie reden müßte. Der König war von einem großen Gefolge umgeben, und einige traten vor ihn, und ſtellten ſich, als wären ſie der König ſelbſt. Johanna aber wendete ſich mit Sicherheit zu ihm, und ſprach: Gott habe ſie zu ihm geſendet, ihm zur Hülfe und zum Beiſtand; er ſolle ihr

Leute geben, ſo wolle ſie die Belagerung von Orleans aufheben und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es ſey Gottes Wille, daß ſeine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehren ſollten, und es würde ihnen unglücklich ergehen, wenn ſie nicht gingen.

Nachdem ſie dieſes geſprochen, ward ſie wieder zu ihrer Wohnung geführt; und der König berief ſeine Räthe zuſammen, um über dieſe Sache zu berathſchlagen. In dieſem Rathe ſaßen der Erzbiſchof von Rheims als Kanzler, viele Prälaten, geiſtliche und weltliche Herren. Es ward darin feſtgeſetzt, daß einige Doctoren der Gottesgelahrtheit, der Rechtsgelehrſamkeit, auch Lehrer des kanoniſchen Rechts, mit der Johanna ſprechen und ſie examiniren ſollten. Alſo geſchah es. Sie ward zu verſchiedenen Malen und von unterſchiedlichen Perſonen befragt und examinirt. Es war ein Wunder zu ſehen, wie ſie ſich in dieſen Dingen benahm, und wie bedeutend und merkwürdig ihre Reden waren, wenn ſie von dem ſprach, was ihr im Namen Gottes befohlen und aufgetragen worden zu thun und auszuführen, da ſie übrigens wie eine einfältige Bäuerin war, und auch ſo lebte. Unter andern Dingen erſtaunte man auch über das, was ſie zu dem Ritter Robert von Baudricour am Tage der Schlacht bei Rouvray geſagt hatte, welches ſo eingetroffen, wie wir oben erwähnten. Auch die Art ihrer Ankunft bewunderte man, und wie ſie ohne Hinderniß nach Chinon gekommen.

Eines Tages verlangte ſie den König allein zu ſprechen, und ſprach Folgendes: „Wohledler „Dauphin, warum glaubet Ihr mir nicht? „Ich ſage Euch: fürwahr! Gott hat ſich Eurer, „Eures Reichs und Eures Volks erbarmt; „denn vor ihm liegen auf ihren Knieen der „Heilige Ludwig und Karl der Große, und beten für Euch. Auch will ich, ſo es Euch gefällt, Euch Dinge offenbaren, woraus Ihr „erkennen werdet, daß Ihr mir glauben ſollt." — Sie willigte ein, daß Einige aus dem Gefolge des Königs zugegen blieben; und ſo, im Beiſeyn des Herzogs von Alençon, des Herrn von Treves, des Chriſtoph von Harcourt, und des Meiſter Gerard Machet, Beichtvaters des Königs, die Alle erſt einen Eid ablegen mußten, nie etwas von dem zu entdecken, was ſie hören würden, ſagte ſie dem Könige Dinge von großer Wichtigkeit, die er ſehr geheim gehalten. Da erſtaunte der König; denn niemand konnte etwas von dieſen Dingen wiſſen, als Gott und er. — Jetzt ward aber ſo gut wie feſt beſchloſſen, der König ſolle auszuführen verſuchen, was Johanna verlangte. Dennoch hielt er es für rathſam, ſie vorher erſt nach Poitiers führen zu laſſen, wo ſich der Parlamentshof befand, nebſt vielen berühmten Gelehrten, ſowohl von weltlichem, als geiſtlichem Stande. Der König ſelbſt begab ſich gleichfalls dahin, und auch die Jungfrau Johanna ward hin geführt. Als man mit ihr auf der Mitte des Weges war, fragte ſie: „wohin will man mich bringen?“ und da man ihr ſagte, ſie würde nach Poitiers geführt, ſprach ſie: „Im Namen Gottes! „wohl weiß ich, daß man mir viel zu ſchaffen „machen wird; aber der Herr wird meine Hülfe „ſeyn: und ſo laßt uns denn gehen mit Gott!“ — Zu Poitiers wohnte ſie in dem Hauſe des Meiſter Johann Rabateau; ſeiner anerkannt tugendhaften Gemahlin gab man die Aufſicht über die Jungfrau. Dieſe blieb immer in ihrer Männerkleidung, wollte auch keine andre anlegen.

Nun verſammelten ſich in ihrem Zimmer viele berühmte Gelehrte, Doctoren, Baccalaureen und Studierende. Als ſie alle dieſe Leute in ihr Zimmer kommen ſah, ſetzte ſie ſich auf eine Bank, und fragte: was ſie bei ihr wollten. Einer von ihnen nahm das Wort, und ſprach: ſie kämen zu ihr, weil es heiße, ſie habe dem Könige geſagt, daß Gott ſie zu ihm ſende. Darauf ſuchten ſie ihr durch viele ſchimmernde und ſüßtönende Reden zu beweiſen, wie man ihr eigentlich nicht glauben dürfe. Länger als zwei Stunden blieben ſie bei ihr, und ein jeder von ihnen hielt ſeine Rede. Aber ſie antwortete einem jeden auf eine Art, daß ſie alle erſtaunten und ſich verwundern mußten, wie nur ein junges Mädchen, eine einfältige Hirtin, ſo ſehr verſtändig zu antworten wiſſe! — Einer von ihnen, ein Karmelitermönch, ein ſehr gelehrter und ſtrenger Mann, ſagte: Die heilige Schrift verbiete, ſolchen Reden zu glauben, wenn ſie nicht durch Zeichen und Wunder beſtätigt würden. Darauf antwortete ſie mit feſter Stimme: ſie wolle Gott nicht verſuchen; das Wunderzeichen, welches Gott ihr anbefohlen, ſey: die Belagerung von Orleans aufheben zu machen, und den König zu ſeiner heiligen Salbung und Krönung nach Rheims zu führen. Und daß ſie dieſes thun würde, das ſollten ſie mit eignen Augen ſehen, wofern ſie mitgehn wollten. — Wieder ein andrer Gelehrter von den Brüdern-Predigermönchen ſagte ihr: „Johanna, Ihr ſagt, es ſey Gottes Wille, daß „die Engländiſchen das Königreich verlaſſen „ſollen; und doch fodert Ihr bewaffnete Leute. „Wenn es ſich alſo verhält, daß es Gottes

„Wille iſt, wie Ihr ſagt, ſo bedürft Ihr keiner Bewaffneten; denn der Wille Gottes iſt allein hinreichend, ſie in ihr Land zurück zu treiben und ihre Macht zu vernichten.“ — Darauf antwortete ſie: ſie verlange auch nur eine kleine Anzahl Bewaffneter; dieſe wenigen ſollten ſtreiten, und Gott würde ihnen den Sieg verleihen. Nach dieſen Reden und Gegenreden verſammelten ſich die Gottesgelehrten, und überlegten, was ſie wohl dem Könige rathen ſollten. Und ſodann beſchloſſen ſie einſtimmig, wiewohl ſie alles von der Johanna ſehr befremdend dünkte, daß der König ihr dennoch vertrauen und auszuführen verſuchen ſolle, was ſie vorgeſchlagen.

Des andern Tages gingen wieder viele angeſehene Männer zu ihr; ſowohl die Präſidenten und Räthe des Parlaments, als andre aus verſchiedenen Ständen. Ehe ſie zu ihr kamen, hielten ſie alles, was ſie von ihr gehört, für Träumerei und Einbildung, der man nicht trauen dürfe; aber nicht Einer, welcher ſie gehört, und von ihr zurückkam, der nicht von ihrer göttlichen Sendung überzeugt war. Viele mußten Thränen vergießen, als ſie von ihr gingen. Auch kamen viele Frauen, ſowohl adelige, als bürgerliche, zu ihr, und redeten mit ihr, und ſie antwortete einer jeden auf ihre Fragen ſo ſanft und anmuthig, daß alle in Thränen vor ihr zerfloſſen. Unter andern Dingen fragten ſie auch darnach, warum ſie denn nicht Frauenkleider anlege. Darauf antwortete ſie: „Ich glaube wohl, daß „es Euch befremden mag, und Ihr habt „deſſen gerechte Urſache; weil ich aber Waffen „führen und ſie in Dienſten des Dauphin „brauchen ſoll, ſo bin ich genöthigt, die dazu „erforderliche Kleidung zu tragen. Auch deswegen, weil ich unter Männern leben muß. „Denn trage ich ſo wie ſie die männliche „Kleidung, ſo werde ich keine Begierden in „ihnen erwecken; und es dünkt mich, ich werde „ſo weit eher die Keuſchheit in Gedanken und „Werken erhalten können.“

Es ward zu derſelben Zeit ein Vorrath von Getreide, friſchem und eingeſalzenem Fleiſch, und anderen Lebensmitteln angeſchafft, die man in Orleans einzuführen verſuchen wollte. Man beſchloß dieſes ein Probeſtück für die Johanna ſeyn zu laſſen. Sie erhielt eine Rüſtung, ein Pferd, und eine Schaar Bewaffneter. Zu ihrer beſondern Begleitung ward ihr auch ein ſehr wackerer und angeſehener Mann als Stallmeiſter gegeben; er hieß Johann Dolon, und war ein ſehr verſtändiger und wohlerfahrner Mann. Zum Pagen erhielt ſie einen Edelmann Namens Ludwig von Comtes, genannt Imerquet; und andere Bediente und Begleiter.

Sie verlangte ein gewiſſes Schwert aus der Kapelle der heiligen Katharina zu Fierbois, auf deſſen Klinge nah' am Griffe fünf Kreuze eingegraben ſeyn ſollten. Man fragte ſie, ob ſie dieſes Schwert ſchon einmal dort geſehen hätte. Darauf ſagte ſie: Nein; aber ſie wiſſe wohl, daß es dort ſey. Es wurde alſo darnach hingeſchickt, ohne daß ein Menſch wußte, welch ein Schwert es ſeyn ſollte, oder wo es zu ſuchen ſey. Nun waren aber vor alten Zeiten dieſer Kapelle viele Schwerter geſchenkt worden. Dieſe ſah man jetzt alle genau durch; da fand ſich das mit den fünf Kreuzen bezeichnete: aber es war ganz verroſtet. Es wurde der Johanna gebracht, und ſie ſagte, es wäre das rechte, das ſie verlangte. Man ließ es wieder putzen und ſchleifen, und eine ſehr ſchöne Scheide, ganz mit Lilien beſäet, dazu verfertigen.

Ein ſehr angeſehener Mann, Requetenmeiſter im Palaſt des Königs, ſagte zu ihr: Johanna, es wird von Euch verlangt, Ihr ſollt die Lebensmittel in Orleans einführen; es möchte aber ſolches wohl ſchwerlich angehen: denn die Engländiſchen umgeben die Stadt mit einer großen Macht und vielen befeſtigten Thürmen. Darauf ſagte ſie: „Mit meinem Gott werden „wir die Lebensmittel ganz gemächlich in Orleans einführen, und keiner der Engländiſchen

„wird es nur verſuchen, uns daran zu verhindern.“

Als ſie bewaffnet war, verließ ſie Poitiers. Sie wußte zu Pferde ihre Rüſtung ſo ſchicklich zu tragen und zu gebrauchen, als wäre es immer ihre Gewohnheit geweſen, worüber man erſtaunt war. Am meiſten erſtaunten aber die Doctoren der Gottesgelahrtheit und die Kriegsoberſten über die Antworten, die ſie über alle Angelegenheiten gab, ſie mochten nun geiſtliche und gelehrte Dinge betreffen, oder auch weltliche und Kriegesſachen. Der König gab verſchiedenen Heerführern Befehl, ſie zu begleiten und ihr zur Seite zu ſeyn. Unter dieſen waren der Marſchall von Rays, und der Ritter Ambroſius von Lore. Dieſe, nebſt vielen andern, begleiteten ſie nach der Stadt Blois.

Das Gerücht verbreitete ſich alſo bis nach Orleans: es käme eine Jungfrau, die ſtets ein heiliges, geiſtliches Leben geführt; ihr Vater wäre ein armer Landmann aus dem Langre-Diſtrikte, und ihre Mutter, eine Bäuerin deſſelben

Landes

Landes, die von ihrer Arbeit lebten. Sie ſey zwiſchen achtzehn und neunzehn Jahr alt, und habe von Kindheit an die Heerden gehütet; ſie bekümmere ſich wenig um weltliche Dinge, rede ſelten, und nur von Gott, von der gebenedeiten Mutter, von den Engeln und Heiligen des Paradieſes. Dieſe behaupte, ſie habe verſchiedentlich Offenbarungen gehabt, die das Heil des Königs und die Erhaltung ſeines Reichs beträfen, welches Gott nicht von ihm kommen, und in fremden Beſitz wolle nehmen laſſen, ſondern ſeine Feinde ſollten davon zurückgewieſen werden; ſie aber habe den Auftrag erhalten, dem Könige dieſes zu verkündigen, und zwar noch zu Johannis 1429. Auch wie dieſe Jungfrau vom Könige und ſeinen Räthen vernommen und befragt worden ſey, nebſt ihren Antworten, und Allem, was ſich zu Poitiers zugetragen, wie oben berichtet worden.

Sie kam nun, nachdem ſie von dem Könige Urlaub genommen, und dieſer ihr alles, was ſie bedurfte, hatte machen laſſen, mit einer kleinen Schaar Bewaffneter nach Blois, wo ſie ſich einige Tage aufhielt, um mehrere Truppen zu erwarten. Während ihres Aufenthaltes zu Blois ließ ſie eine weiße Fahne verfertigen, auf welcher das Bildniß des Erlöſers, nebſt zweien Engeln abgebildet war; und dieſe Fahne ließ ſie in der Kirche des heiligen Erlöſers zu Blois einſegnen.

Bald darauf kamen der Marſchall von St. Severe, die Ritter von Rays und von Gaucourt zu ihr, mit einer ſtarken Bedeckung, ſowohl von Edlen, als von Gemeinen, die einen Theil der Lebensmittel aufluden, um ſie nach Orleans zu bringen. Die Jungfrau, die ſie begleitete, verlangte von ihnen, ſie ſollten vor den Thürmen der Belagerung vorbei und nach der Gegend, die Beauſſe genannt, hin ziehen; aber ſie nahmen den Weg durch die ſogenannte Soulongne. Es war der vorletzte Tag des Aprils in demſelben Jahre, als die Jungfrau nach Orleans geführt wurde.

Noch während ihres Aufenthaltes zu Blois ſendete ſie durch Herolde an die oberſten Befehlshaber des Lagers vor Orleans folgenden Brief:

„† Jeſus Maria! †

„König von England! gieb Rechenſchaft
„dem Könige des Himmels von dem Blute,
„das du vergoſſeſt! Gieb die Schlüſſel aller
„der guten Städte, die du bezwungen,
„wieder zurück an die Jungfrau! Sie kommt
„von Gott geſendet, des Königs Gut zurück
„zu fordern. Sie iſt zum Frieden geneigt,
„ſo du Recht ausübeſt, nehmlich die
„Waffen niederlegeſt, und zurückgiebſt, was
„du durch ſie erhalten. König von England!
„ich bin oberſter Anführer des Krieges.
„Thuſt du nicht, wie ich ſage, ſo
„werde ich deine Truppen wohl hinausſchaffen
„aus Frankreich, ſie mögen wollen, oder
„nicht; wenn ſie mir aber gehorchen, ſo
„werde ich ihnen gnädig ſeyn, wo ich ihnen
„immer begegnen mag. Du darfſt glauben,

„daß, wenn ſie nicht gehorchen, ſie von der
„Jungfrau alleſammt erſchlagen werden.
„Sie iſt geſendet vom Herrn des Himmels,
„Euch Mann für Mann aus Frankreich zu
„jagen, und ſie giebt ihr Wort, wofern Ihr
„nicht Recht ausübet, ein ſolches Treibja-
„gen unter Euch anzuſtellen, als in tauſend
„Jahren in Frankreich nicht iſt geſehen wor-
„den. Glaubet, daß der Herr des Him-
„mels ihr und ihren guten Kriegsgefährten
„mehr Kraft ſenden wird, als ſie zu hun-
„dert Schlachten bedarf. — Ihr Schützen,
„Waffengefährten, Edle und Tapfre, die
„Ihr vor Orleans ſtehet, geht mit Gott
„nach Eurer Heimath, und hütet Euch vor
„der Jungfrau! Ihr möchtet wohl Eures
„Schadens zu gedenken haben, wenn Ihr
„Euch weigertet. Seid auch nicht etwa der
„Meinung, das Reich Frankreich werde Euch
„von dem Herrn des Himmels, dem Sohne
„der heiligen Maria, verliehen werden; ſon-
„dern König Karl, dem hat Gott es gege-

„ben, der iſt der wahre Erbe, er wird es „auch mit Gott behalten, und in guter Begleitung zu Paris einziehen. So Ihr „nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, ſo werden wir Euch mit „harten Schlägen ſchlagen, wo wir Euch „treffen; dann werdet Ihr wohl einſehen, „auf weſſen Seite das beſſere Recht iſt. — „Wilhelm la Poole Graf von Suffort, „Ritter Johann von Talbot, und Ritter „Thomas von Scales, Stellvertreter des „Herzogs von Bedford, ſogenannten Regenten von Frankreich für den König von „England: antwortet, ob Ihr der Stadt „Orleans den Frieden geben wollt! Ihr „möchtet ſonſt Eures Schadens zu gedenken haben. Herzog von Bedford, der Ihr „Euch Regent von Frankreich nennt, die „Jungfrau bittet und erſucht Euch ſehr, daß „Ihr Euch nicht ſelbſt vernichten wollet!

„Denn ſo Ihr nicht Recht ausübet, ſo „werden durch ihre Hülfe die Franzöſiſchen

„die merkwürdigſte That ausüben, die jemals in der Chriſtenheit iſt geſehen worden. — Geſchrieben am Dienſtage in der heiligen Woche.“ — Auf die Rückſeite ſchrieb ſie: „Vernehmet das Wort Gottes und der Jungfrau, an den Herzog von Bedford, der ſich Regent von Frankreich nennt für den König von England.“ —

Zu Blois wurden noch mehrere Wagen, Karren und Pferde mit Getreide beladen, und eine Menge Vieh, als Ochſen, Kühe, Hämmel, Schafe und Schweine, zuſammengetrieben. Die Anführer beſchloſſen gegen die Abſicht der Jungfrau, durch die ſogenannte Soulogne zu ziehen, weil der größte Theil der Engländiſchen Macht ſich auf der Seite der ſogenannten Beauſſe befand.

Johanna gab Befehl, daß alle Krieger beichten und ſich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen ſollten. Auch mußten ſie die ſämmtlichen Weibsperſonen entfernen, und ihre Bagage zurücklaſſen; alsdann machten ſich Alle auf nach Orleans. Als die Engländiſchen ihre Ankunft erfuhren, zogen ſie von einem Thurm ab, den ſie an einem Orte, Namens St. Jean le Blanc, errichtet hatten, und beſetzten einen andern Ort bei den Auguſtinern, nahe an der Brücke. Die Jungfrau aber und ihre Truppen mit den Lebensmitteln nahmen gerade den von ihnen verlaſſenen Weg bei St. Jean le Blanc zur Stadt Orleans.

Die in der Stadt rüſteten ſogleich Kähne aus, und ſetzten ſie in Bereitſchaft, die Lebensmittel herüber zu ſchaffen. Es traf ſich aber ſo übel, daß der Wind nicht günſtig war. Dagegen ließ ſich nichts thun; denn die Schiffe können dort nicht anders geführt werden, als durch Segel. Man brachte alſo der Johanna dieſe Nachricht. Sie ſprach: „wartet nur ein „weniges; denn mit meinem Gott wird Alles „hinüber kommen". Alſobald ſetzte der Wind ſich um, dergeſtalt, daß die Kähne ganz leicht und ohne Verhinderung zur Johanna herüber kamen. Auf einem der Kähne befand ſich der

Baſtard von Orleans nebſt vielen Bürgern aus der Stadt, die alle begierig waren, Johanna zu ſehen. Dieſe baten ſie inſtändigſt im Namen der ganzen Stadt und der darin befindlichen Kriegesleute, daß es ihr gefallen möchte, in die Stadt hinein zu kommen; denn es würde ihnen ein großer Troſt ſeyn, ſie da zu ſehen. Sie aber wendete ſich zum Baſtard, und fragte ihn: „Seyd Ihr der Baſtard von Orleans?“ und er antwortete: „Ja, ich bin es, Johanna.“ Da ſprach ſie zu ihm: „Wer gab Euch den Rath, uns durch die Soulonque zu führen? und warum nicht durch die Beauſſe, wo die Engländiſchen ihre größte Macht haben, damit die Lebensmittel hinein gekommen wären, ohne über den Fluß ſetzen zu dürfen?“ Da antwortete der Baſtard, und entſchuldigte ſich damit, daß dieſes der Rath aller Heerführer und Oberſten geweſen ſey, wegen der zu ſtarken Macht der Feinde in der Beauſſe. Hierauf ſagte ſie: „Der Rath des Herrn, unſers Gottes, iſt beſſer, weiſer und ſicherer,

„als Euer und der Menſchen Rath. Ihr „meintet, mich zu betriegen; gebt Acht, daß „Ihr Euch nicht ſelbſt betriegt! denn ich bringe „Euch die beſte Hülfe, die jemals ein Ritter „oder eine Stadt erhielt, nehmlich den Willen Gottes und die Hülfe des Königs im „Himmel. Nicht aber um meinetwillen; ſondern es iſt allein Gottes Wille, der auf das „Flehen des Heiligen Ludwig und Karls des „Großen ſich der Stadt Orleans erbarmt, und „es nicht zugeben will, daß die Feinde den Leib „des **Herzogs** von Orleans *) ſammt ſeinem „Lande beſäßen. Was aber meinen Eingang in „die Stadt betrifft," (indem ſie ſich zu den Bürgern wandte) „ſo würde es ſich nicht für „mich ziemen, meine Gefährten zu verlaſſen, „und ich darf dieſes nicht thun. Sie haben „alle gebeichtet, und in ihrer Begleitung „werde ich die ganze Macht der Engländiſchen „nicht zu fürchten haben." Da ſagten die

---

*) Er war noch Gefangener in England.

Heerführer: „Ihr mögt immer hinein gehen, „Johanna; wir verſprechen Euch, in Kurzem „wieder bei Euch zu ſeyn.“ Darauf willigte ſie ein, in die Stadt hinein zu gehen, ſammt denen, die ihr zugehörten. — Sie wurde mit vielen Freudensbezeigungen empfangen, und ihr eine Wohnung eingeräumt in dem Hauſe des Schatzmeiſters des Herzogs von Orleans, Namens Boucher.

Sie war vom frühen Morgen an bis zum Abend ganz bewaffnet zu Pferde geweſen, ohne abzuſteigen, ohne zu eſſen oder zu trinken. Jetzt ließ ſie ſich entwaffnen, und man bereitete eine vortreffliche Mahlzeit für ſie und ihr zu Ehren. Sie aber nahm nichts davon, als etwas Wein mit Waſſer vermiſcht in einer ſilbernen Schale, in die ſie fünf oder ſechs Schnittchen Brot hinein that. Dieſes verzehrte ſie, und es war das einzige, was ſie den ganzen Tag zu ſich genommen. Hernach ging ſie in das ihr eingeräumte Zimmer, und legte ſich zum Schlafen nieder. Die Frau und die Tochter des Schatzmeiſters blieben bei ihr, und die Tochter ſchlief mit ihr in demſelben Zimmer. So war die Jungfrau in die Stadt Orleans gekommen am vorletzten Tage des April im Jahre 1429.

Sie erfuhr, daß die Heerführer und Oberſten des Engländiſchen Lagers ihres Briefes nicht achteten, ſondern daß ſie Alle, die an ihre Worte glaubten, Ketzer ſchalten, auch daß ſie ihre Herolde feſthielten, um ſie verbrennen zu laſſen.

Der Baſtard von Orleans ſchickte ſogleich einen Herold in das Lager und ließ ihnen andeuten, alsbald die Herolde der Jungfrau frei zurück zu ſenden. Wenn ſie aber dieſe Herolde umbrächten, ſo würde er mit derſelben Todesart auch ihren Herold tödten, der nach Orleans gekommen wäre, wegen der Gefangenen zu unterhandeln; ſo auch würde er alle die Engländiſchen Gefangenen tödten laſſen, deren er zu der Zeit eine große Anzahl in ſeiner Gewalt hatte.

Es ſagten auch viele, die Jungfrau habe, als ſie gehört, daß die Engländiſchen ihre Herolde feſt hielten, und wie der Baſtard ihnen jene Botſchaft ſagen laſſen, wiederholentlich geäußert: „Mit Gott, es wird ihnen kein Leides „geſchehen!“ Aber die Engländiſchen ſendeten nur Einen davon zurück, und behielten den andern. Sie fragte den Herold: „Nun, was ſagt „Talbot?“ Er gab ihr hierauf zur Antwort, daß Talbot ſowohl als die übrigen Engländiſchen Uebles von ihr redeten, ſie ſchimpften und ſchmähten, auch ſagten, ſie wollten ſie verbrennen laſſen, wenn ſie ihrer habhaft würden. „So gehe gleich wieder zu ihnen zurück!“ ſprach ſie. „Zweifle nicht, daß du deinen Ge„fährten wieder mit zurück bringeſt, und ſage „zu Talbot, daß wir Beide uns rüſten und uns „waffnen wollen; auf dem Platze vor der Stadt „würden wir uns treffen. Kann er ſich meiner „dort bemächtigen, ſo mag er mich verbrennen „laſſen; doch ſiege ich über ihn, daß er als„dann die Belagerung aufhebe, und zurückgehe „nach England.“

Der Herold ging hin und zurück, brachte auch, wie ſie vorhergeſagt, ſeinen Gefährten mit ſich. Ehe die Jungfrau gekommen war, jagten zweihundert Engelländer fünfhundert Franzoſen; ſeit ihrer Ankunft wurden vierhundert Engelländer von zweihundert Franzoſen gejagt, und der Muth und der gute Wille wuchs den Franzöſiſchen ſehr.

Da nun alle Lebensmittel und die Jungfrau mit den Kähnen nach Orleans hinübergeſetzt waren, gingen Herr von Lore, der Marſchall von Rays, und die Uebrigen zurück nach Blois. Dort trafen ſie den Erzbiſchof von Rheims, Reichs-Kanzler von Frankreich, und ſie berathſchlagten mit ihm, was ſie nun zu thun hätten. Viele waren der Meinung, ein jeder ſolle zu ſeiner Garniſon zurückgehen. Zuletzt fiel aber doch die allgemeine Meinung dahin aus, daß ſie wieder nach Orleans müßten, um dort zu verſtärken und zu helfen. Während ſie noch darüber ſprachen, kam ihnen Botſchaft vom Baſtard von Orleans, daß nehmlich die Stadt dem Verderben nahe ſey, wenn ſie ſich zerſtreuen und ſie verlaſſen wollten. — Hierauf ward beinahe von Allen beſchloſſen, wieder hin zu gehen, und ihnen aus aller Macht zu Hülfe zu kommen, und zwar wollten ſie durch die ſogenannte Beauſſe gehen, wo ſich die größte Macht der Engländiſchen befand. Sie ſchafften alſo großen Vorrath zuſammen, ſowohl an Getreide, als an Schlachtvieh, und brachen am 3ten May von Blois auf. Sie übernachteten in einem Dorfe auf halbem Wege zwiſchen Blois und Orleans, und des andern Tages verfolgten ſie ihren Weg dahin. Am dritten May waren unterdeſſen zu Orleans die Garniſonen aus Montargis, Gien, Chateauregnard, aus dem Gatinois und aus Chateaudün angelangt, nebſt einem Haufen Fußvolks, mit Schießgewehr bewaffnet. An demſelben Tage gegen Abend kam die Nachricht, daß der Marſchall von St. Severe, der Ritter von Rays, der Herr von Bueil und la Hire mit Lebensmitteln und Geſchütz von Blois durch die Beauſſe gezogen kämen. Da man vermuthen konnte, daß die Engländiſchen ihnen entgegen gehen würden, ſo machten ſich der Baſtard von Orleans und die Jungfrau Johanna auf, nebſt vielen Bewaffneten, und zogen mit fliegenden Fahnen dem Transport entgegen. Sie begegneten ihm glücklich, und zogen vereinigt vor den Engländiſchen vorüber, die es nicht wagten, aus ihrem Thurme hervorzugehen, und kamen glücklich in die Stadt zurück.

Am Mittage deſſelben Tages thaten viele von Adel, Gemeine und Schützen einen Ausfall auf den Feind, welcher den ſehr feſten Thurm St. Loup beſetzt hatte; denn dieſer Thurm war vom Ritter Talbot reichlich mit Mannſchaft, Lebensmitteln und Rüſtzeug verſehen. Die Franzöſiſchen hatten bei dieſem Ausfall einen ſtarken Verluſt, bis daß die Jungfrau erſchien in völliger Rüſtung, mit fliegender Fahne: da begann das Scharmützel wieder heftiger.

Die Jungfrau hatte nichts von dieſem Ausfalle gewußt; er war ohne ihr Vorwiſſen unternommen. Da alles in ihrem Hauſe und in ihrem Stadtviertel ganz ruhig ſchien, ſo legte ſie ſich, nachdem ſie den Morgen zurück gekommen war, zum Schlafen nieder; und es befand ſich niemand im Hauſe, als die Frau deſſelben, die ſich zu ſelbiger Zeit mit dem Pagen der Johanna ergetzte. Plötzlich erwachte Johanna, ſtand auf, und rief ihre Leute. Als nun die Frau und der Page zu ihr kamen, rief ſie ihm zu: „Geh, hole mein Pferd; denn, mit „Gott! die Leute aus der Stadt haben Händel vor einem der Thürme, und es ſind einige „von ihnen verwundet.“ Sie ließ ſich auf's eiligſte bewaffnen, ſetzte ſich auf ihr Pferd, und ſprengte dergeſtalt über das Steinpflaſter davon, daß die Funken heraus ſprangen, und gerade dem rechten Thore zu, als ob ihr die Wege in der Stadt gänzlich bekannt wären. Dennoch war ſie bis dahin nie daſelbſt geweſen.

Johanna erzählte nachmals, daß eine Stimme ſie geweckt, und ihr den rechten Weg bezeichnet habe. Sobald ſie zu dem Orte des Scharmützels gekommen war, konnte kein Engländiſcher einen Franzoſen verwunden; ſondern die Franzöſiſchen eroberten den Thurm. Da nun die Engländiſchen ſich nach dem Glockenthurm der Kirche zurückzogen, beſtürmten ihn die Franzöſiſchen. Während des Sturms am Glockenthurme ließ Talbot ſeine ganze Macht aus den andern Thürmen herauskommen, um hier zu helfen. Aber zu gleicher Zeit waren auch aus Orleans alle die andern Heerführer mit ihren Schaaren hinzu gekommen, und ordneten ſich im freien Felde in vollkommener Schlachtordnung, und erwarteten ſo den Feind. Als Talbot dieſes ſah, befahl er ſeinen Truppen, ſich wieder in ihre Thürme zurückzuziehen, und überließ alſo den Thurm St. Loup ſeinem Schickſale, der auch mit ſtürmender Hand erobert wurde.

Es befanden ſich einige Engländiſche in dem

Thurme, die, um ſich zu retten, Prieſterkleidung angelegt hatten. Die Franzoſen wollten ſie deſſen ungeachtet tödten. Johanna aber nahm ſie in Schutz, weil man, wie ſie ſagte, von denen, die der Kirche zugehörten, nichts verlangen müſſe, und ließ ſie nach Orleans bringen. Der Thurm ward zerſtört und mit Feuer verbrannt. Es wurden viele Lebensmittel und andre Güter darin gefunden, die vorher herausgenommen wurden. Hierauf kehrten ſie alleſammt wieder nach Orleans zurück, und es ward in allen Kirchen daſelbſt Gott gedankt, mit Geſängen und Hymnen und andächtigem Gebete, unter ſtetem Glockengeläute, welches die Engländiſchen, die uber ihren Verluſt ſehr niedergeſchlagen waren, wohl hörten.

Der Wille der Jungfrau aber war: die Engländiſchen ſollten völlig das Lager vor Orleans verlaſſen und die Belagerung aufheben. Sie berief zu dem Ende alle Heerführer und Kriegsoberſten zuſammen, und verlangte, ſie ſollten mit der ganzen vereinigten Macht einen

Ausfall thun, um den Thurm St. Laurens zu erobern, wo ſich die vornehmſten der Heerführer, nebſt ihrer beſten Mannſchaft, eingeſchloſſen hatten. Sie hatte keinen Zweifel, daß ſie ſiegen würde, und rief laut: „Der „Augenblick iſt da!“ — Aber die Heerführer wollten an dieſem Tage, als Chriſti Himmelfahrt, nichts unternehmen, um den Tag nicht zu entweihen. Auch waren ſie der Meinung, man müſſe erſt die Wälle und Thürme von der Seite der ſogenannten Soulongne erobern, um die Zufuhr aus Berry und den andern Ländern frei zu haben.

Die Sache ward alſo zum großen Mißvergnügen der Jungfrau den Tag verſchoben, und ſie war äußerſt unzufrieden mit den Oberſten und Heerführern, ihren Kriegesgefährten.

Sie trug großes Verlangen, die Engländiſchen im Thurm auf der Brücke und in den ſo genannten Tournellen, wo Glacidas ſich befand, ſelber aufzufordern; denn man konnte von der Brücke mit ihnen ſprechen. Sie ließ ſich also hinführen, und als die Engelländer erfuhren, daß ſie die Jungfrau ſey, kamen ſie hinzu, ſie zu ſehen. Darauf rief ſie ihnen zu: ſie ſollten ſich entfernen; denn es ſey der Wille Gottes: wo nicht, ſo würden ſie ihren Schaden wohl empfinden! — Da verſpotteten ſie die Johanna, und ſchmähten ſie mit beſchimpfenden Namen und Reden. Hierüber ward ſie ſehr zornig, und fühlte den Muth höher in ſich entbrennen.

Am 6ten Mai gingen die Franzöſiſchen mit einer großen Macht über die Loire, im Angeſicht des Glacidas. Dieſer ließ ſogleich ſeine Truppen aus dem Thurm St. Jean le Blanc abziehen, und den Thurm in Brand ſtecken. Die ſämmtliche Beſatzung zog ſich nach dem Thurme der Auguſtiner an den Wällen und in die ſogenannten Tournellen. Die Jungfrau war an der Spitze ihres Fußvolks, und nahm ihren Weg nach Portereau. Ein großer Theil ihres Heeres war noch nicht zu ihr herüber gekommen; denn ſie konnten ſich nur wenige Kähne zu ihrer Ueberfahrt verſchaffen. Deſſen ungeachtet ging ſie bis nahe an den Wall, wo ſie mit Hülfe ihrer wenigen Begleiter ihre Fahne aufpflanzte. Aber in dem Augenblicke kam das Gerücht, die Engländiſchen kämen mit einer großen Macht gegen ſie. Davon wurden die wenigen, die mit der Jungfrau waren, in ſolches Schrecken geſetzt, daß ſie die Flucht ergriffen und wieder über die Loire ſetzten. Die Jungfrau ſah ſich alſo genöthigt. ſich mit ihnen zurück zu ziehen. Da verfolgten die Engländiſchen ſie mit ihrer ganzen Macht, verſpotteten ſie mit Schelten und Geſchrei, und ſtießen läſterliche Worte gegen ſie aus. — Plötzlich wendete ſie ſich, und ging mit eilenden Schritten und fliegender Fahne dem Feinde entgegen, begleitet von ihrer kleinen Schaar. Die Engländiſchen überfiel durch die Allmacht Gottes bei ihrem Anblick ein ſolches Entſetzen, daß ſie ſchimpflich die Flucht ergriffen. Nun wurden ſie von den Franzöſiſchen gejagt, und bis zu ihren Thürmen verfolgt. Die Jungfrau pflanzte ihre Fahne am Wallgraben vor dem Thurme der Auguſtiner, wo zuerſt der Ritter von Rays, und nach ihm mehrere Franzöſiſche Truppen ſich ſammelten, und mit ſtürmender Hand den Thurm der Auguſtiner eroberten. Eine große Anzahl darin befindlicher Engländiſcher wurde getödtet; auch wurden große Reichthümer aller Art daſelbſt gefunden. Da aber Johanna ſah, daß ihre Völker zu ſehr auf die Beute bedacht waren, ſo ließ ſie den Thurm, ſammt allem, was darin war, in Feuer aufgehen.

Bei dieſer Affaire wurde die Jungfrau am Fuß verwundet; und da die Wunde ſchlimmer wurde, mußte ſie ſich nach Orleans zurückführen laſſen, während ein Trupp der Ihrigen bei der Belagerung vor dem Wall und den ſogenannten Tournellen blieb. Die Engländiſchen verließen noch in der Nacht die Schanze von St. Prive, ſteckten ſie in Brand, und zogen ſich in den Thurm St. Laurens.

Dieſe Nacht über war die Jungfrau in

groſser Unruhe, ob nicht der Feind ihre Leute bei den Tournellen angreifen möchte. Mit Sonnen-Aufgang ging ſie alſo wieder hinaus und über die Loire, mit Bewilligung der Bürger von Orleans, aber gegen den Willen und den Rath der geſammten Oberſten und Heerführer des Königs. Als ſie eben im Begriff war, ſich überſetzen zu laſſen, überreichte man ihrem Hausherrn, Jacob Boucher, einen Alſen-Fiſch. Da ſagte Jacob Boucher zur Johanna: „Johanna wir wollen, bevor Ihr „gehet, erſt dieſen Fiſch verzehren.“ — „So „Gott will,“ antwortete ſie ihm, „werden wir „ihn zu Nacht verzehren, wenn wir über die „Brücke zurück gekommen ſind; wir wollen einen Seemöven *) mit heim bringen, der ſchon ſeinen Theil davon miteſſen „ſoll.“

Sie erhielt Kanonen, Feldſchlangen und alles, was ſie brauchte, aus der Stadt, auch

---

*) So nannte ſie wohl im Scherz und Spottweiſe einen Engelländer. Anm. des Verf.

Lebensmittel und Truppen, um den Wall und die Tournellen zu erobern.

Gleich am Morgen ward ſie von einem Pfeil getroffen, der ihr durch die Schulter fuhr. Sie zog ſich ſofort den Pfeil ſelbſt aus der Wunde, und ließ ſich verbinden, um das Blut zu ſtillen; man konnte ſie aber doch nicht abhalten, ihre Leute bei dem Stürmen anzuführen. Als es nun beinahe Abend geworden war, meinten der Baſtard von Orleans und Andre, daß man an dieſem Tage wohl nichts mehr ausrichten würde; ſie wollten ſich alſo zurückbegeben, und das Weitere auf den andern Tag laſſen. Da ſie dieſen Entſchluß der Johanna bekannt machten, gab ſie ihnen zur Antwort, daß ſie doch nicht zweifeln möchten; ſie würden ſogleich den Wall erſteigen. Während nun immer geſtürmt ward, ſetzte ſie ſich auf ihr Pferd, entfernte ſich ein wenig vom Heer, und betete im Stillen inbrünſtig zu Gott. Dann kam ſie zurück, ſtieg vom Pferde, nahm die Fahne, und ſagte zu einem Edelmanne, der neben ihr ſtand: „Gebt Acht, ob das Ende meiner Fahne den Wall berührt!" Nach einer kleinen Weile ſagte der Edelmann: „Johanna, das Ende der Fahne berührt den Wall." Da rief ſie: „Nun, ſo iſt Alles Euer, und Ihr werdet hinüber!"

Darauf ſtürmten ſie mit neuem Muth und vereinter Macht. Die Engländiſchen wehrten ſich tapfer; aber ſie wurden zu ſehr bedrängt, und ihrer ſo viele verwundet, daß ſie ſich nicht länger vertheidigen konnten. Glacidas und andere Engländiſche Herren wollten, um ihr Leben zu retten, vom Wall in die Tournellen zurück; doch durch Gottes Gericht brach die Zugbrücke unter ihnen ein, und ſie mußten alleſammt im Loirefluß ertrinken. Da gingen die Franzöſiſchen von allen Seiten über den Wall und in die Tournellen, die vor den Augen des Grafen Suffort, Talbot und mehrerer Engländiſchen Heerführer, die jenen nicht zu Hülfe kommen konnten, erobert wurden. Es wurden ſehr viele von ihnen niedergemacht;

denn von fünfhundert Rittern und Edelknechten, den tapferſten und heldenmüthigſten aus dem Königreich England, die unter Glacidas ſtanden, nebſt vielen falſchen, abtrünnigen Franzoſen, blieben nicht mehr am Leben, als zweihundert, welche zu Gefangenen gemacht wurden.

Viele der großen Helden und Kriegs-Oberſten der Franzöſiſchen ſagten und bezeugten nachmals, daß, nachdem die Jungfrau jene Worte ausgerufen, ſie alle den Wall eben ſo leicht hinangeſtiegen wären, als führten bequeme Stufen hinauf; auch daß niemand es anders anſehen, und auf keine andre Weiſe begreifen könne, als daß es durch außerordentliche und göttliche Einwirkung geſchehen. Nun zog die Jungfrau, wie ſie es vorher geſagt, über die Brücke ein; und auf ihr Verlangen wurden nach dieſem glorreichen Siege die Glocken geläutet, und in allen Kirchen zu Orleans Dankfeſte gefeiert.

Auch hatte es die Jungfrau wohl vorher

geſagt, daß ſie dieſesmal würde bluten müſſen; und ſo ward ſie auch, wie oben erwähnt, von einem Pfeile getroffen und verwundet, wovon ſie ſich aber ſo ſchnell wieder erholte. Nach ihrer Ankunft in Orleans wurde ſie entwaffnet, ſorgfältig verbunden und geheilt. Sie nahm aber wieder nichts zu ſich, als eine Schale voll Wein, mit Waſſer vermiſcht; alsdann legte ſie ſich zum Schlafen nieder.

Es iſt noch zu bemerken, daß ſie jedesmal, ehe ſie auszog, Meſſe hörte, ihre Beichte ablegte, und mit großer Andacht den heiligen Leib Jeſu Chriſti, unſers Erlöſers, empfing. Sie beichtete oft vor Männern von bekannter Frömmigkeit und ſtrengen Sitten, die öffentlich das Zeugniß ablegten, daß ſie ein von Gott geſendetes Werkzeug ſey.

Die Engländiſchen waren förmlich auf's Haupt geſchlagen. Sie verließen ihre Thürme, nahmen ihre Gefangenen mit ſich, und zogen in guter Ordnung mit fliegenden Fahnen vor Orleans auf den Weg nach Menn ſür Loire. Ihre Kranken aber, auch das Geſchütz, die Kriegsmunitionen, das Rüſtzeug, die Lebensmittel und viele andre Güter ließen ſie zurück.

Die Heerführer des Königs in Orleans ließen mit Sonnen-Aufgang die Thore öffnen, um den Engländiſchen nachzuſetzen und ſie noch auf der Flucht zu ſchlagen. Doch die Jungfrau kam hinzu, und widerrieth ihnen dieſes, mit dem Verlangen, daß man ſie dieſesmal ziehen laſſen ſolle, ohne ſie zu beunruhigen; ſie müßten ſich denn etwa wieder gegen die Franzöſiſchen wenden. Aber die Engländiſchen kehrten ihnen den Rücken, und bezogen theils Meun, theils Jargeau.

Als bei dieſer Flucht der Feinde die Jungfrau ſie noch im Geſicht hatte, ließ ſie die geſammte Geiſtlichkeit aus Orleans hinaus auf das freie Feld kommen, wo ſie mit großer Feierlichkeit in Hymnen und Geſängen Gott für den Sieg danken mußten. Dann ließ ſie einen Marmortiſch hinaus bringen, und zwei Meſſen dabei leſen.

Nach dieſem ſprach ſie: „Nun ſeht zu, ob „die Feinde uns das Geſicht oder den Rücken „zuwenden.“ Und da ſie hörte, ſie wendeten den Rücken, rief ſie aus: „So laßt ſie ziehen! Dem Herrn gefällt es nicht, ſie heute „in unſre Hand zu geben; es wird auf ein andermal ſeyn!“ An dieſem Tage war ſie nicht in völliger Rüſtung wegen ihrer Wunde, ſondern ſie hatte nur ein Panzerhemd an.

Dann kamen die Gemeinen von Orleans heraus, zogen die Lebensmittel und Vorräthe aus den Thürmen, und zerſtörten dieſe, daß nichts mehr von ihnen übrig blieb. Die Kanonen, alles Geſchütz und Munitionen wurden nach Orleans geſchafft.

Der Herzog Johann von Bedford, Regent von Frankreich, war ſehr niedergeſchlagen, als er die Nachricht von dieſer Niederlage erhielt. Und da er befürchten mußte, daß Viele in Paris ſich nun wieder ihrem rechtmäßigen Könige ergeben und das Volk gegen ihn ſelbſt aufrühreriſch machen möchten, ſo entfernte er ſich eiligſt von Paris, und zog ſich ins Gehölz von Vincennes zurück, wo er von allen Seiten Leute aufbieten ließ. Es kamen aber nur wenige; denn man fing an, der Engländiſchen überdrüſſig zu werden, und die Franzöſiſche Regierung zurück zu wünſchen.

Die Jungfrau konnte die Armee nicht länger unterhalten: es fehlte ihr ſowohl an Geld, als an Lebensmitteln; ſie zog alſo, von vielen Rittern und Herren begleitet, nach Toars zum König, der ſie mit vielen Ehrenbezeugungen empfing. Als ſie vor dem Könige erſchien, knieete ſie nieder, umfaßte ſeine Beine, und ſprach: „Wohledler Dauphin, kommt nun, „und empfanget die heilige Salbung und Eure „Königliche Krönung zu Rheims; ich bin ſehr „begierig, Euch hingehen zu ſehn. Zweifelt „nicht, Ihr werdet zu Rheims die heilige „Salbung empfangen. Darum eilt.“ — Der König ſowohl, als viele der Anweſenden, welche die Wunder kannten und mit eigenen Augen geſehen hatten, die ſie durch ihr Betragen, ihre Klugheit, ihre Gegenwart des Geiſtes und ihre Thätigkeit in allen Angelegenheiten des Krieges und der Waffen ausgerichtet, als ob dieſe Dinge ihre Beſchäftigungen von Jugend auf geweſen wären, ſo wie ſie auch Augenzeugen ihres tugendhaften Lebens und ihrer vortrefflichen Sitten waren, änderten auf dieſe ihre Anrede an den König den Vorſatz, den ſie vorher gefaßt hatten, nach der Normandie zu gehen.

Der König und einige vornehme Herren in ſeinem Gefolge dachten bei ſich, ob es wohl der Johanna mißfallen möchte, wenn man ſie fragte, was ihr die Stimme hierüber offenbart hätte. Sie aber nahm ihre Gedanken ſehr wohl wahr und ſprach: „Mit Gottes Hülfe „weiß ich ſehr wohl, was Ihr denkt und gern „ſagen möchtet; nehmlich, was die Stimme „mir offenbart, in Anſehung Eurer Krönung „zu Rheims. Ich will Euch aber dieſes wohl „entdecken. Nach meiner Gewohnheit war „ich im Gebet, und klagte es meinem Gott,

„daß meinen Worten nicht geglaubt werde.
„Da rief die Stimme: Geh hin, meine Toch-
„ter, geh hin! Ich werde dir zur Seite ſeyn;
„geh hin! So oft aber dieſe Stimme zu mir
„ſpricht, ſo fühle ich meine Seele freudig und
„erhoben auf wunderbare Weiſe." Indem ſie
dieſe Worte ſprach, hob ſie ihre Augen, wie
in der höchſten Verzückung, zum Himmel
empor.

Es wurde zu Tours verſchiedentlich große Rathsverſammlung gehalten. Nach dieſem berief der König alle ſeine Edlen, und gab dem Herzog von Alençon den Auftrag, das ganze Ufer der Loire von den Feinden zu reinigen. Der Herzog verlangte die Jungfrau zu ſeiner Begleitung; dann gingen ſie mit vereinigter Macht nach Jargeau, wo Graf Suffort mit vielen Engländiſchen ſtand, auch Stadt und Brücke befeſtigt hatte. Die Franzöſiſchen belagerten es von allen Seiten, und bombardirten mit ſolcher Gewalt, daß die Stadt in wenigen Stunden großen Schaden erlitt. Den

Tag

Tag darauf wurde ſie mit ſtürmender Hand erobert, wobei Alexander la Poole und Viele der Engländiſchen um's Leben kamen. Gefangen wurden Wilhelm la Poole Graf von Suffort, und ſein Bruder Johann la Poole. An dem Tage verloren ſie im Ganzen ungefähr fünf hundert Mann, von denen die meiſten getödtet wurden; denn die Gemeinen tödteten alle Gefangenen, die in den Händen der Edelleute waren und auf ihre Auslöſung warteten, dergeſtalt, daß man, um dem Grafen Suffort, ſeinem Bruder und mehreren Engländiſchen Herren das Leben zu retten, ſie im Stillen über die Loire nach Orleans bringen mußte. Die Stadt Jargeau, die Kirche, alle ihre Güter und Reichthümer wurden der Plünderung Preis gegeben. Die Jungfrau, der Herzog von Alençon, die oberſten Feldherren und die ganze Ritterſchaft beim Heere gingen, um Raſttag zu halten, nach Orleans, und wurden mit großen Freudensbezeugungen empfangen.

Es bleibt noch Einiges, was die Belagerung und Einnahme der Stadt Jargeau betrifft, zu erzählen übrig, welches wir hier nachholen wollen. Der König hatte, wie oben erwähnt iſt, dem Herzoge von Alençon und der Jungfrau die Sache aufgetragen, und ſo viele Truppen entboten, als er vermochte. Es kamen auch von allen Seiten welche herzu, mehr in der Abſicht, der von Gott geſendeten Jungfrau zu folgen, als um Lohns oder Vortheils willen. Auch kamen der Baſtard von Orleans, der Ritter Bouſſac Marſchall von Frankreich, Herr von Graville, Anführer der Armbruſtſchützen, Ritter von Cülant, Admiral von Frankreich, Ritter Ambroſius von Lore Stephan von Vignolles, genannt la Hire, Walter von Brouſſac und noch Andre, die alle den Herzog von Alençon und die Jungfrau nach Jargeau begleiteten, wo Graf Suffort mit ſechs bis ſiebenhundert der tapferſten Engländer lag. Es gab lebhafte Scharmützel, und die Franzöſiſchen wurden mit Pfeilen, mit Kanonen und anderm Geſchütz aus der Stadt ſehr beunruhigt. Während des heftigen Schießens ging die Jungfrau zum Herzog von Alençon, und ſagte ihm: „Werther Herzog, begebt Euch auf allen Fall „von dem Orte weg, wo Ihr jetzt ſtehet; „denn Ihr ſeyd hier in irgend einer großen „Gefahr.“ Der Herzog glaubte ihrer Warnung, entfernte ſich, und war noch nicht zwei Schritte von dem Orte weg, als ein Edelmann aus Anjou, neben dem er geſtanden, indem die Jungfrau zu ihm getreten, von einem Schuſſe getroffen ward, der ihm den Kopf wegnahm.

Die Jungfrau ſtieg, die Fahne in der Hand tragend, zu dem Graben hinab, wo die Engländiſchen die ſtärkſte Gegenwehr thaten. Da einige von ihnen auf den Wällen ſie gewahr wurden, wälzten ſie einen ſehr ſchweren Stein auf ſie hinunter, der ihr gerade auf den Kopf fiel, dergeſtalt, daß ſie davon zur Erde geworfen ward. Der harte Stein zerfiel in kleine Stücken: ſie aber ſtand ſogleich wieder auf, und rief ihren erſtaunten Gefährten zu: „Steigt

„kühn hinauf und geht hinein! Ihr werdet „keinen Widerſtand weiter finden.“ Da wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert, nach acht Tage langer Belagerung.

Graf Suffort wollte über die Brücke entfliehen. Ein Franzöſiſcher Edelmann, Namens Wilhelm Renault, nahm ihn wahr, verfolgte ihn, holte ihn ein, und rief ihm zu, ſich zu ergeben. „Biſt Du ein Edelmann?“ fragte Graf Suffort. Ja, ſagte der andre. „Biſt Du ein „Ritter?“ fragte er weiter. — Nein, antwortete jener. „So kniee nieder!“ rief der Graf. Darauf, als jener niederkniete, ſchlug er ihn zum Ritter, und ergab ſich ihm alsdann *).

Da der König nun ſeine Macht ferner dazu anwenden wollte, die verlornen Städte und Burgen wieder zu erobern, drang die Jungfrau

---

*) Hier folgen in dem Franzöſiſchen Originale die Erzählungen von vielen Belagerungen und Eroberungen der Franzöſiſchen unter Anführung der Jungfrau und des Herzogs von Alençon, die hier übergangen werden können. Anmerk. des Ueberſetzers.

ſehr darauf, daß er nach Rheims gehen möchte. Es waren aber Viele nicht ihrer Meinung; dieſe verlangten, der König ſolle erſt ſeine verlornen Städte wieder erobern, und die Ufer der Loire von den Feinden reinigen, ſammt der Provinz Berry. Es ward über dieſe Sache ein großer Kriegsrath zu Gyen gehalten, worin es denn endlich ausgemacht blieb, daß der König geradezu nach Rheims gehen müſſe. Aber die Königin, die in der Hoffnung nach Gyen gekommen war, daß ſie den König nach Rheims zur Krönung würde begleiten dürfen, mußte wieder zurückgehen nach Bourges.

Im Jahr 1429, im Monat Juni, zog der König aus Gyen mit ſeiner ganzen Macht, und nahm ſeinen Weg gerade nach Rheims, auf Veranlaſſung und auf das eifrige Anliegen der Jungfrau Johanna, die ſtets behauptete und oftmals wiederholte: es wäre der ausdrückliche Befehl Gottes, der König ſolle nach Rheims gehen, um ſich dort krönen zu laſſen und die heilige Salbung zu empfangen; und ob er gleich ſchon König genannt werde, ſo wäre dieſe Handlung der heiligen Krönung dennoch nothwendig. Der König ſelbſt und viele Andre mit ihm fanden die Sache beinah unmöglich und ſehr ſchwierig, da die Stadt Rheims ſowohl, als alle Städte und Feſtungen in der Picardie, Champagne, Isle de France, Brie, Gatinois, Auxerrois, Bourgogne und alle Provinzen zwiſchen der Loire und dem Weltmeere noch in des Feindes Händen waren. Es geſchah aber dennoch alles, was die Jungfrau verlangte, und der König und ſeine Räthe handelten nach ihrem Willen.

Die Herzoge von Alençon und von Bourbon, Graf von Vendome, die Jungfrau Johanna, der Herr von Laval, die Ritter von Loheac, la Trimouille, von Rays und von Albret folgten alle dem Könige, ungerechnet die vielen anderen Herren, Hauptleute, Heerführer und bewaffneten Kriegsleute, die von allen Seiten herzuſtrömten, ihm zu folgen, und darnach ſtrebten, in ſeinen Dienſten zu ſeyn. Auch kamen viele

Edelleute, die weder Rüſtung noch Pferd hatten, die als bloße Bogenſchützen und Coutilliers *) auf kleinen Pferden ritten; denn ein jeder erwartete, daß durch die Jungfrau Frankreich auf einmal mit Reichthümern überhäuſt werden würde, ſo daß ſie ſich zu ihrem Dienſte drängten, jeder auch ihre Thaten als etwas Göttliches gern mit eignen Augen ſehen wollte. Sie ritt beſtändig in völliger Kriegsrüſtung ſo gut, und noch beſſer, als irgend ein Anführer beim Heere. Es war etwas Vortreffliches, ſie zu ſehen und zu hören, wenn von kriegeriſchen Dingen geſprochen wurde, oder wenn es galt, Ordnung und Kriegszucht beim Heere einzuführen. Auch war ſie, es mochte zu Pferd oder zu Fuß ſeyn, immer die Erſte, wenn es hieß: zu den Waffen! Die Heerführer und Kriegsgefährten waren ganz erſtaunt über ihre tiefe Ein-

---

*) Coutille: ſo hieß eine Art ſehr langer dreiſchneidiger Degen, deren ſich die Edelleute zur Zeit Karls VII im Kriege bedienten. Einen, der mit einem ſolchen Degen bewaffnet war, nannte man Coutillier.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09693/017

ſicht in dieſen Dingen, da ſie doch übrigens ſich wie ein einfältiges Landmädchen betrug. Sie war von hoher Frömmigkeit, einem reinen Lebenswandel und anſtändigen Sitten, ging oftmals zur Beichte, und empfing mit wahrer Andacht den heiligen Leib Jeſu Chriſti, unſers Heilands. Sobald ſie an einen Ort kamen, ging ſie zu allererſt in die Kirche, betete und ließ Loblieder zur Ehre der Mutter Gottes ſingen. Nach verrichteter Andacht ging ſie erſt in ihr Quartier, welches gewöhnlich für ſie in dem ehrbarſten Hauſe beſtellt wurde, das man auszufinden wußte, und worin ſich irgend ein tugendſames Frauenzimmer befand.

Niemals hat man ſie baden oder ſich reinigen ſehen: dieſe Dinge verrichtete ſie ſehr im Geheim; und wenn es ſich traf, daß ſie mit den Kriegern im freien Felde übernachten mußte, ſo legte ſie niemals ihre Rüſtung ab. Es waren Viele, und unter dieſen auch große Herren, die ihrer Keuſchheit nachſtellten, ſie zu ſinnlichen Lüſten zu verführen gedachten, und deshalb in reizenden und koſtbaren Kleidern zu ihr gingen; aber ſobald dieſe ihr nahe kamen, und ſie in der Nähe betrachteten, ſo hörte jede böſe Luſt in ihnen auf, und ihr Sinn ward umgeändert. Fragte man ſie, warum ſie ſtets in ſo ſchwerer Rüſtung ritte, ſo war ihre Antwort, daß es ihr alſo anbefohlen ſey; aber auch, und hauptſächlich deswegen, damit ihre Jungfräulichkeit in keine Gefahr geriethe; ſo wie es auch zu auffallend ſeyn würde, wenn ſie mitten unter ſo vielen Männern in Frauenkleidung daher reiten wollte. Wenn Gelehrte mit ihr über dergleichen Gegenſtände redeten, ſo gab ſie ihnen dergeſtalt Rede und Antwort, daß ſie ſehr durch ſie bewegt und erſtaunt waren, auch überzeugt wurden, daß ſie von Gott geſendet ſey.

Zu Gyen bekam das Heer, Mann für Mann, drei Franken als Löhnung, welches nur ſehr wenig war. Die Jungfrau zog voran mit ihren Truppen, und blieb auf dem Wege nach Auxerre, vier Meilen weit von Gyen, liegen, wo ſie den König erwartete. Dieſer kam vier und zwanzig

Stunden ſpäter mit ſeinem Gefolge. Sie machten zuſammen ein ſtarkes Heer aus, und lagerten ſich vor Auxerre. Dieſe Stadt leiſtete dem Könige nicht den ihm ſchuldigen Gehorſam; denn die Einwohner gingen ihm gleich mit der Bitte entgegen, daß er weiter gehen und ſie mit dem Kriege verſchonen möchte. La Trimouille, der damals in großem Anſehen bei dem Könige ſtand, brachte es auch dahin, daß denen aus Auxerre dieſe Verſchonung zugeſtanden ward, wofür dieſer la Trimouille 2000 Thaler von der Stadt Auxerre erhielt. Viele der Herren und Hauptleute waren ſehr unzufrieden mit dem la Trimouille und mit den Räthen des Königs; auch die Jungfrau war unzufrieden: denn es dünkte ſie, man hätte die Stadt leicht erobern können. Es lieferten aber die in der Stadt dem Heere des Königs viele Lebensmittel, an denen es großen Mangel litt.

Nachdem ſie drei Tage vor Auxerre gelegen, ging der König mit ſeinem Heere nach Troyes, welches eine große Stadt iſt, in der ſich fünfbis ſechshundert ſtreitbare Männer befanden, ſowohl Engländiſche, als Burgundiſche, die dem königlichen Heere ſogleich tapfer entgegen kamen. Es gab ein hartes und lebhaftes Scharmützel, wo von beiden Seiten viele blieben: denn des Königs Heer empfing ſie wacker; auch wurden ſie genöthigt, ſich in ihre Stadt zurückzuziehen. Das Heer des Königs lagerte ſich hier und da, ſo gut es konnte. Die in der Stadt zeigten während der fünf bis ſechs Tage, die der König davor lag, nicht die Abſicht, ſich ihm zu ergeben, und konnten auch in keiner Art mit ihm einig werden, obgleich viel unterhandelt ward. Es war ein ſolcher Mangel an Lebensmitteln bei dem Heere, daß fünf bis ſechstauſend Menſchen wohl in acht Tagen kein Brot gegeſſen hatten; ſondern ſie lebten größtentheils von zerriebenen Aehren und von friſchen Bohnen, die ſie in Menge auf dem Felde fanden.

Der König berief die Herzoge, Grafen, Herren und alle ſeine Räthe zuſammen, um

Rath zu halten, was nun zu thun ſey. Der Erzbiſchof von Rheims, Kanzler von Frankreich, verwies es dem Könige ſehr, daß er gekommen ſey, und in einer weitläuftigen und vortrefflich geſetzten Rede zeigte er, daß der König und ſein Heer ſich nicht länger da würden halten können wegen der großen Noth, die im Lager herrſche, da es von keiner Seite mit Lebensmitteln könne verſehen werden, und weil auch niemand Geld beſitze; daß es auch eine ſehr ſchwierige Sache ſeyn würde, die Stadt Troyes zu erobern, die mit Graben und Wällen ſehr befeſtigt, und ſehr gut mit Lebensmitteln und Soldaten verſehen ſey, nebſt vielem Volke, das weit mehr das Anſehen habe, ſich dem Könige zu widerſetzen, als ihm zu gehorchen. Hiezu komme noch, daß der König weder Kanonen, noch andres Geſchütz oder Rüſtzeug beſitze, um die Mauern der Stadt beſtürmen zu können; daß ſie auch keine Stadt oder Feſtung beſäßen, die ihnen mit allem Nothwendigen zu Hülfe kommen könnte, außer

Gyen, und dieſes ſey mehr als dreißig Meilen davon entfernt.

Nach dieſer Rede des Kanzlers, der er noch viele und triftige Gründe nachſchickte, warum es äußerſt nothwendig ſey, daß er von ſeinem Vorhaben abſtände, befahl ihm der König, daß er die Stimmen aller Gegenwärtigen ſammeln ſollte, um darnach zu ermeſſen, was das Beſte ſey. Nun fing der Kanzler an, die Stimmen zu ſammeln, indem er einem jeden empfahl, dem Könige aufrichtigen und treuen Rath zu geben, damit er zuverläſſig wiſſen könne, was das Beſte ſey.

Da waren einſtimmig faſt alle der Meinung, daß in Rückſicht und Erwägung aller dieſer Umſtände, und daß der König ſchon verhindert worden, in Auxerre einzuziehen, welche Stadt gar keine Garniſon habe, und nicht ſo groß ſey, als die Stadt Troyes, nebſt vielen andern Gründen, die ein jeder nach ſeinen Gedanken und ſeinen Einſichten vorbrachte, es alſo rathſam ſey, daß der König mit ſeinem Heere wieder umwende, weil nichts abzuſehen ſey, als gänzliches Verderben deſſelben, wenn er länger vor Troyes bleiben, oder weiter vorwärts zu gehen verſuchen wollte. Es waren aber auch einige darunter der Meinung, der König ſolle vorwärts nach Rheims zu gehen, weil das Land reich genug ſey, und ſie wohl zu leben finden würden. Darauf kam der Kanzler zu einem alten, ſehr ehrwürdigen Rathe des Königs, Meiſter Robert le Maſſon, der vordem Kanzler geweſen, und jetzt Herr von Treves war, einem ſehr weiſen und einſichtsvollen Manne. Dieſer ſagte ſeine Meinung in folgenden Worten: „Man laſſe die Jungfrau holen" (denn dieſe befand ſich bei der Rathsverſammlung nicht gegenwärtig, ſondern war bei dem Heere geblieben); „es kann wohl ſeyn, daß ſie etwas ſagt, was für den König und ſeine Begleiter heilſam wäre. Denn," fuhr er fort, „als der König den Zug unternahm, that er es nicht um der großen Macht der bewaffneten Truppen willen, die er beſaß, noch um des vielen

Geldes, welches er hatte, ſein Heer zu beſolden, auch nicht, weil ihn der Zug möglich oder leicht dünkte, ſondern ganz allein unternahm er ihn auf Anrathen dieſer Jungfrau, die ſtets ihm zurief: er ſolle zu ſeiner Krönung ziehen, und er würde keinen Widerſtand finden; denn Gott wolle es ſo, und er hätte Wohlgefallen daran. Wenn die Jungfrau nichts anders würde zu ſagen wiſſen, als was ſchon hier in dieſer Verſammlung die allgemeine Meinung ſey, nehmlich daß der König und ſein Heer zurückgehen müßten, alsdann gebe auch er ſeine Stimme hierzu.

Als man nun dergeſtalt über die Sache berathſchlagte, pochte die Jungfrau ſtark an die Thür des Rathſaals. Man öffnete ihr; ſie trat hinein, und verneigte ſich ehrerbietig vor dem Könige. Da ſagte der Kanzler zu ihr: „Johanna, der König und ſeine Räthe ſind „in großer Verlegenheit, und wiſſen jetzt nicht, „was am beſten zu thun ſey.“ Und nachdem er ihr ſehr umſtändlich die Lage der Dinge auseinander geſetzt, nebſt allem dem, was vorher in der Rathsverſammlung darüber war abgehandelt worden, verlangte er von ihr, daß ſie treulich ihre Meinung ſagte. Als die Jungfrau ihm zugehört, wendete ſie ſich an den König und fragte ihn: „Wird man meinen „Worten glauben?" Der König antwortete ihr: er könne das noch nicht wiſſen; er wolle ihr gern glauben, wenn ſie etwas Vernünftiges und Vortheilhaftes ſage. Sie aber wiederholte ihre Frage: „Werd ich denn Glauben finden?" Da ſagte der König: „Ja, nach„dem Ihr redet!" Da ſprach ſie: „Wohledler „Dauphin, bleibt Ihr noch zwei oder drei „Tage vor dieſer Stadt, ſo iſt ſie die Eurige „und leiſtet Euch Gehorſam, es ſey nun durch „Güte oder durch Gewalt; ſie iſt aber Euer, „daran dürft ihr nicht zweifeln." Da ſprach der Kanzler: „Johanna, wären wir gewiß, „daß wir innerhalb ſechs Tage die Stadt hätten, „wir würden wohl warten; aber ich weiß nicht, „ob Ihr die Wahrheit geſprochen." Da ſagte

ſie

ſie noch einmal, daß ſie nicht zweifeln ſollten an ihren Worten! Der König und ſeine Räthe ſtimmten endlich der Johanna bei, und ſie beſchloſſen, ihr zu folgen und noch vor Troyes zu bleiben.

Johanna ſetzte ſich zu Pferde; in der Hand trug ſie einen Stab, und ſo ſtellte ſie Ritter und Edelknechte, Bogenſchützen, Zimmerleute und Menſchen aus allen Ständen dazu an, daß ſie Reisbündel, Bauholz, Sparren, Thüren, Tiſche und Fenſter zuſammen tragen mußten, zu Verſchlägen, Laufgräben und Werken gegen die Stadt, um einen kleinen Mörſer und einiges andere Geſchütz, das ſich beim Heere befand, darauf zu ſtellen. Sie betrieb und ordnete die Arbeit auf wunderbare Weiſe, wie der erfahrenſte Heerführer. Die in der Stadt nahmen die Anſtalten wahr. Da bedachten ſie, wie der König doch ihr natürlicher Herr und Oberhaupt ſey, und auf welche wunderbare Weiſe die Jungfrau die Belagerung von Orleans aufgehoben. Viele ganz einfältige

BAYERISCHE

Leute ſagten auch, ſie hätten rund um die Jungfrau eine Menge weißer Schmetterlinge flattern ſehen. Da wurden mit Gottes Hülfe plötzlich alle Gemüther bewegt und begeiſtert, ſo daß ſie beſchloſſen, mit dem Könige zu unterhandeln, daß ſie von ihm erführen, wie ſie ſich mit ihm vergleichen ſollten. Sogar die Truppen, die ſich in der Stadt befanden, des Königs Feinde, riethen daſſelbe.

Der Biſchof und die Bürger der Stadt kamen heraus zum Könige, und machten den Vergleich, daß nehmlich die fremden Truppen mit allem ihrem Hab und Gut frei abziehen ſollten. Die aus der Stadt aber ſollten darin bleiben, wieder zum Gehorſam gegen den König zurückkehren, und ihm die Stadt übergeben; worauf er ihnen ſeine Verzeihung und Gnade zuſicherte.

Nun wurden Feſte und Freudenfeuer in der Stadt angeſtellt, und das Heer reichlich mit Lebensmitteln verſorgt. Die Beſatzung von Engländiſchen und Burgundiſchen zog ab, und zerſtreute ſich. Obſchon ihnen durch den Vergleich zugeſtanden war, daß ſie ihre Gefangenen mit ſich fort führen dürften, ſo wollte Johanna dieſes doch nicht zulaſſen, ſondern ſie ſtellte ſich innerhalb des Thors, und als ſie mit den Gefangenen kamen, ſprach ſie: „mit Got„tes Hülfe werdet Ihr die Gefangenen nicht fortführen!“ und gab es auch nicht zu. Der König ſtellte die Engländiſchen und Burgundiſchen dadurch zufrieden, daß er ihnen das für die Gefangenen beſtimmte Löſegeld auszahlte. Darauf zog der König in die Stadt; vor ihm aber war die Jungfrau hineingezogen, und hatte längs den Gaſſen, durch die der König kommen mußte, Schützen zu Fuß hingeſtellt. Der König, alle Herren und Heerführer von ſeinem Gefolge in koſtbarer Kleidung kamen auf ſchönen Pferden durch die Reihen, welches ſehr ſchön anzuſehen war. Den folgenden Tag ging das ganze Heer des Königs durch die Stadt in ſchöner und guter Ordnung, worüber die Einwohner ſich ſehr freuten und dem Könige auf's neue Treue und Gehorſam ſchworen, welches ſie ſeitdem auch immer gehalten haben.

Darauf zog der König von Troyes durch Chalons in Champagne nach Rheims. Der Erzbiſchof hielt ſeinen Einzug des Morgens, und gegen Abend kam der König mit ſeinem Gefolge in die Stadt, wo die Jungfrau in hohem Anſehen ſtand. Es ward ausgemacht, daß der König gleich Tages darauf die heilige Salbung und die königliche Krönung erhalten ſollte. Alſo wurde die ganze Nacht an den Zubereitungen mit ſolchem Eifer gearbeitet, daß den folgenden Morgen alles in beſter Bereitſchaft ſtand. Es war eine wunderbare Sache, daß man in dieſer Stadt alles dazu Nöthige vorfand, da man die vielen dazu gehörigen Dinge, welche immer zu St. Denys aufbewahrt werden, nicht haben konnte.

Die Marſchälle von Frankreich, von Rays von St. Severe, die Herren von Bouſſac und von Graville, und der Admiral Herr von Culaut wurden von dem Könige zum Abt von St. Remy geſendet, die heilige Flaſche zu holen. Nachdem ſie vor dieſem den üblichen Eid abgelegt hatten, ſie ſicher hin, und wieder zurück zur Abtei zu geleiten, trug ſie der Abt in ſeinem prieſterlichen Ornate feierlich, unter einem prächtigen Thronhimmel, bis an die Thüre der Kirche des heiligen Denys. Hier kam ihm der Erzbiſchof im Ornat, in Begleitung der Domherren, entgegen, nahm ihm die heilige Flaſche ab, trug ſie mit großem Pomp in die Kathedralkirche hinein, und ſtellte ſie auf den großen Altar. Dann kam der König in den dazu ſchicklichen Kleidern und Schmuck, und ging zu dem für ihn beſtimmten Platze. Darauf ließ der Erzbiſchof ihn den üblichen Eid ablegen, und der Herzog von Alençon gab ihm den Ritterſchlag; ſodann ſchritt der Erzbiſchof zur heiligen Salbung mit allen den dazu gehörigen Ceremonien und Feierlichkeiten, wie ſie im Ritual verordnet ſind. Der König erhob darauf den Herrn von Laval in den Grafenſtand, und die Herzoge von Alençon und von Bourbon machten viele Edelleute zu Rittern. Darauf ward die heilige Flaſche von den Obengenannten in der vorigen Ordnung wieder nach der Abtei von St. Remy getragen, und geleitet.

Die Jungfrau Johanna ſtand während der Handlung, mit ihrer Fahne in der Hand, neben dem Könige. Sie war in [illegible] That nächſt Gott die einzige Urſache dieſer Krönung und dieſer herrlichen Verſammlung. Nach Beendigung der Ceremonie kniete ſie vor dem Könige nieder, umfaßte ſeine Kniee, beugte ſich zu ſeinen Füßen, und benetzte ſie mit heißen Thränen. Alle Anweſende wurden durch dieſen Anblick ſehr bewegt, und keiner konnte ſich der Thränen enthalten, als ſie in die Worte ausbrach: „Mein König und mein Herr, jetzt „iſt der Wille Gottes vollbracht! Ihr ſeyd zu „Rheims geſalbet und gekrönt, und habt gezeigt, daß Ihr der rechte König von Frankreich „ſeyd und derſelbe, dem das Reich zugehört!“ —

Es waren damals viele im Gefolge des Königs, welche großes Verlangen bezeugten, nach den Ufern der Loire zurück zu gehen. Der König stimmte diesem Rathe bei, und es ward beschlossen, wieder umzukehren. Man sagte dem Könige, er könne, um über die Seine zu kommen, durch eine Stadt, welche Bray hieß, ziehen, wo eine gute Brücke hinüber führe, und es werde ihm Gehorsam und freier Durchzug von den Einwohnern der Stadt Bray verstattet. Aber die Nacht vor dem Tage, an welchem er durchziehen wollte, öffneten die aus Bray ihre Thore einem Haufen Engländischer; und da einige von den vordersten Truppen des Königs zu gleicher Zeit heran kamen und eingelassen zu werden gedachten, wurden viele von ihnen in die Flucht geschlagen oder gefangen genommen, so daß der König nicht mit seinem Heere durchziehen konnte. Die Herzoge von Alençon, von Bourbon und von Bar, die Grafen von Vendome und von Laval, und die übrigen Heerführer waren sehr vergnügt hierüber, weil der Rückzug gegen ihren Willen war unternommen worden; ſie waren der Meinung, der König müſſe immer weiter vorwärts gehen und erobern, da er eben eine ſo große Macht beſitze, und der Feind nirgends Stand halte. Der König zog alſo wieder zurück nach Chateau-Thierry, wo er hergekommen war, dann weiter gegen Crespy in Valois, und lagerte ſich nicht weit von Dampmartin. Alles Volk deſſelben Landes rief dem Könige Noel *) zu, und weinte dabei, und alles war voll Freude und Herrlichkeit. Auch gingen ſie dem Könige mit Geſängen entgegen, ſangen Hymnen, geiſtliche Lieder, und ſtimmten das Te Deum an.

Da die Jungfrau dieſes hörte, ſagte ſie zu dem Kanzler und zum Grafen Dünois, bei denen ſie ſtand: „Bei Gott! dieſes iſt ein „gutes und frommes Volk. Bei ihm wünſchte „ich zu ſterben, wenn es mit mir zum Tode „geht." Darauf wandte ſich der Graf zu ihr,

---

*) Ehemals in Frankreich ein gewöhnlicher Glückszuruf bei Freudenfeſten.

und fragte ſie: „Johanna, wißt Ihr, wann „und an welchem Ort Ihr ſterben werdet?" Und ſie antwortete ihm, und ſprach: „Ich „weiß es nicht, und bin in Gottes Hand. Ich „habe vollbracht, was der Herr mir geboten, „das heißt, ich habe die Belagerung aufheben „gemacht, und den edeln König zu Rheims „krönen laſſen. Nun aber wollte ich wohl, es „gefiele ihm, mich zu meinem Vater und meiner „Mutter zurück zu führen, daß ich ferner „könnte ihre Heerden hüten, und nach meinem „Herzen leben!" Als die Herren, zu denen ſie ſprach, dieſe Worte hörten und wie ſie mit Inbrunſt die Augen zum Himmel hob, und Gott anrief, waren ſie ſehr erbauet und überzeugt, daß Johanna eine Gottgeſendete ſey. —

Hier hören die Memoiren der Jungfrau Johanna auf. Die letzten Thaten dieſer Heldin, ihre Gefangennehmung und ihr Tod ſind nicht darin erwähnt. Wir ergänzen ſie alſo, ſo viel als möglich, indem wir hier aufnehmen, was Johann Chartier in ſeiner Geſchichte Karls des Siebenten davon ſagt.

Die Franzöſiſchen Herausgeber.

Im Jahre 1430 wurden die Engländiſchen von der Jungfrau bei Lagny geſchlagen. In demſelben Jahre belagerten die Engländiſchen und Burgundiſchen die Stadt Compiegne. Sobald ſie dieſes erfuhr, eilte ſie aus Lagny dieſer Stadt zu Hülfe, und nach ihrer Ankunft fielen auch täglich ſtarke Ausfälle und heftige Scharmützel vor. Zum Unglück geſchah es, daß ſie ſich bei einem Ausfalle zurückziehen mußte. Nach Einigen fand ſie die Barriere bei ihrer Zurückkunft verſchloſſen, nach andern aber durch das große Drängen nach dem Stadtthore zu verſperrt; die Feinde verfolgten ſie, und ſie ward von den Engländiſchen und Burgundiſchen gefangen, am 23ſten May 1430.

Sie blieb lange in den Händen der Burgundiſchen unter Johann von Luxenburg, der ſie alsdann den Engländern verkaufte. Dieſe führten ſie nach Rouen, wo ſie wegen Zauberei angeklagt und öffentlich verbrannt wurde. Dieſes war ein ungerechtes und grauſames Verfahren, wenn man das fromme, gottesfürchtige, ja heilige Leben bedenkt, das ſie geführt. Auch iſt wohl kein Zweifel übrig, daß das Schwert, welches ſie aus der Kapelle der Heiligen Katharina zu Fierbois hatte holen laſſen, durch ein Wunder iſt gefunden worden. Denn mit Hülfe dieſes Schwertes hat ſie, bis es zerbrach, die großen Thaten alle verrichtet. Dieſes Schwert aber zerbrach bei folgender Gelegenheit. Die Jungfrau ließ einmal bei ihren Truppen ausrufen, es ſolle keiner eine Weibsperſon bei ſich haben; deſſen ungeachtet fand ſie, daß einige ihr Verbot nicht achteten, und ihm zuwider handelten. Darüber gerieth ſie in ſolchen Eifer, daß ſie mit ihrem Schwerte heftig auf jene losſchlug, bis es mitten durchbrach. Der König ſchickte es zu verſchiedenen Arbeitern, ſie ſollten es wieder einſchmelzen; ſie konnten aber auf keine Weiſe es wieder zuſammenbringen (b).

Anmerkungen der Franzöſiſchen Herausgeber.

(a) Zur ſelbigen Zeit befand ſich Graf Salisbury beſtändig auf dem Loirefluß, und nahm nach ſeinem Wohlgefallen Städte und Burgen weg, da er im Kriegeshandwerk ſehr erfahren war. Er kam auch nach Orleans, und belagerte dieſe Stadt von allen Seiten. Aber Fortuna, die noch niemanden eine beſtändige Freundin war, zeigte ihm eins ihrer Meiſterſtücke, womit ſie am liebſten ihren nichts fürchtenden Günſtlingen aufwartet. Es traf ihn ein Wurf aus einem Mörſer, der ihn auch ſogleich tödtete. Dieſer Tod war ein großer Verluſt für die Engländer, beſonders für den Regenten von Frankreich; denn dieſer ruhete in den Städten Frankreichs aus mit ſeiner Gemahlin, die ihn allenthalben begleitete. Da nun der Graf todt war, ſo mußte er den Krieg ſelber führen.

Journal de Paris.

(b) Nachricht von dem Tode der Jungfrau, aus dem *Journal de Paris.*

„Im Jahre 1431 den 30ſten Mai wurde der Dame Johanna, welche vor Compiegne gefangen worden, und welche man die Jungfrau nannte, eine Bußpredigt zu Rouen gehalten. Sie ſtand in Männerkleidung auf einem Gerüſte, damit ein jeder ſie ſehen könnte. Da wurde ihr alles das Böſe und die Uebel vorgehalten, die ſie der ganzen Chriſtenheit zugefügt, und beſonders dem Königthum Frankreich: wie ſie am Tage der Geburt Unſrer Lieben Frauen die Stadt Paris mit Feuer und Schwert angegriffen *), nebſt vielen entſetzlichen Sünden und Miſſethaten, die ſie begangen und begehen laſſen; wie ſie das einfältige Volk durch ihr heuchleriſches Weſen allenthalben zum

---

*) In den Memoiren iſt nichts von dieſem Vorfal zu finden.

Götzendienſte verführt, daß ſie ſie als eine heilige Jungfrau betrachten und ihr folgen müſſen; wie ſie dieſelben betriegeriſcher Weiſe hören laſſen, daß der glorreiche Erzengel Michael, die Heilige Katharina, die Heilige Margaretha und andre Heilige ihr erſchienen und mit ihr geredet, nicht durch Eingebung, wie Gott oftmals ſich denen offenbaret, die er liebt, ſondern auf leibliche Weiſe, mündlich, wie ein Freund dem andern.

Sie ſelber ſagte, ohne ſich zu ſchämen: ſie ſey, als ſie ſiebenzehn Jahr alt geweſen, immer, gegen den Willen ihrer Eltern, Freunde und Anverwandten, zu einer ſchönen Quelle gegangen, welche den Namen führe: Quelle der guten Geiſter unſers Herrn. Zu dieſer Quelle gingen Alle aus der Gegend hin, wenn ſie fieberkrank wären, um dort ihre verlorne Geſundheit wieder zu erlangen. Ein großer Baum beſchatte dieſen Ort, und hier ſey die Jungfrau Johanna oft geweſen; hier wären ihr auch die Heilige Katharina und die Heilige Margaretha erſchienen, und dieſe hätten ihr befohlen, ſie ſolle zu dem Hauptmann gehen, den ſie ihr nannten. Zu dieſem wäre ſie denn gegangen, ohne von ihren Eltern Urlaub zu nehmen.

Dieſer Hauptmann habe ihr Männerkleidung anlegen laſſen, habe ſie mit dem Schwert umgürtet, ihr auch ein Pferd und Begleitung gegeben. Hernach ſey ſie zum König gekommen, dem ſie geſagt: Gott ſende ſie zu ihm, daß ſie ihn zum mächtigſten Beherrſcher der Erde mache. Der heilige Engel Michael habe ihr auch für ihn eine reiche Krone gegeben; auch wäre auf Erden ein Schwert für ihn, welches ſie ihm aber nicht geben könne, bis ſie den Krieg geendet. Gottes Wille ſey es, daß Alle ohne Barmherzigkeit erſchlagen würden, die ihm nicht gehorchen wollten; ſie ſey alle Tage neben dem Könige geritten, zwiſchen Schaaren bewaffneter Kriegsmänner, ohne weibliche Begleitung, immer in Männerkleidung, einen großen Stock in der Hand haltend, mit dem ſie, wie eine ſehr grauſame Perſon, auf ihre Leute geſchlagen, wenn ſie etwas verſehen.

Sie ſagte, ſie ſey gewiß, nach dieſem Leben in das Paradies zu kommen.

Oftmals hat ſie ſich das heilige Sakrament vor dem Altare reichen laſſen, ganz in Männertracht und in völliger Rüſtung; und da viele vornehme Herren und Frauen ihr die Lächerlichkeit wortete muthig auf alle Artikel, die man ihr vorlegte, als eine, die ganz vom böſen Feinde aus der Hölle beſeſſen iſt. Die Doctoren der Univerſität von Paris *) baten ſie inſtändigſt, zu bereuen und zu widerrufen; alles würde ihr, ſo ſie Buße thun wolle, vergeben ſeyn. Wo ſie ſolches aber nicht thue, ſo würde ihr Leib vor den Augen alles Volkes verbrennet, und ihre Seele in den Abgrund der Hölle verdammt werden. Darauf ward ihr das Urtheil vorgeleſen und der Platz gezeigt mit dem Scheiterhaufen, ſie zu verbrennen, wenn ſie nicht alles widerriefe. Als ſie ſah, daß es nun gewiß ſey, ſo bat ſie um Gnade und Barmherzigkeit, und widerrief alles, was man verlangte. Da mußte ſie ihr Kleid ausziehen, und

---

*) Vor der Hinrichtung der Jungfrau hielt Meiſter Nikolas Midi, ein Gottesgelehrter, ihr eine Rede voller Beſchimpfungen gegen ſie und gegen den König Karl. Bei allem, was nur ſie ſelbſt betroffen, hatte ſie das tiefſte Stillſchweigen beobachtet; nur als die Rede vom Könige war, unterbrach ſie den Redner. „Habet Acht," rief ſie; „ich darf ſagen und es bei meinem Leben beſchwören, daß mein König der würdigſte Chriſt aller Chriſten iſt, der den Glauben liebt und die Kirche, und nicht ein ſolcher, wie Ihr ſagt."

es wurden ihr Frauenkleider angethan. Als ſie ſich nun beſann, und ſich in dieſem Zuſtande ſah, bereuete ſie ihren Widerruf, und verfiel wieder in ihre Irrthümer, indem ſie nach ihren Männerkleidern verlangte. Alſobald ward ſie von Allen zum Tode verdammt, auch ſogleich an einen ſteinernen Pfeiler gebunden, der aus dem Scheiterhaufen hervorragte, und ein Feuer um ſie her angezündet. Sie neigte ihr Haupt, und war todt; und als ihre Kleider von den Flammen verzehrt waren, zog man das Feuer von ihr zurück, ſo daß das Volk ſie ganz nackt ſehen konnte, damit ihm kein Zweifel bliebe, daß ſie wirklich eine Frauensperſon ſey. Da ſie nun die todte, an den Pfeiler gebundene Johanna genugſam betrachtet hatten, legte der Henker das Feuer wieder rund um den gemarterten Leib, der auch ſogleich von den Flammen verzehrt und ganz zu Aſche verbrannt ward.

Viele der Anweſenden riefen aus: ſie ſey eine heilige Märtyrerin, und für den Glauben des Herrn geſtorben! Andre aber ſagten Nein, und ſie ward ohne Rettung an dieſem Tage verbrannt."

Anhang.

Die
Jungfrau von Orleans.
Aus
Hume's Geſchichte von England.
Kapitel XX.

In dem Dorfe Domremi, nicht weit von Vaucouleurs, an der Gränze von Lothringen, lebte ein Landmädchen von ſieben und zwanzig Jahren, Namens Jeanne d'Arc, welche in einem kleinen Wirthshauſe diente, und ſich dabei gewöhnt hatte, die Pferde der Gäſte zu warten, ſie ungeſattelt zur Tränke zu reiten, und noch manches Andre zu thun, was ſonſt in vielbeſuchten Wirthshäuſern gewöhnlich Mannsperſonen verrichten. Dieſes Mädchen führte ein unſträfliches Leben, und hatte ſich bis jetzt durch gar nichts Sonderbares ausgezeichnet: entweder, weil ſie keine Gelegenheit gehabt, ihren Geiſt zu zeigen, oder weil die blödſichtigen Leute, mit denen ſie umging, nicht fähig waren, ihre außerordentlichen Vorzüge zu erkennen. Es läßt ſich leicht einſehen, daß die damalige Lage von Frankreich ſelbſt für Perſonen vom niedrigſten Stande ſehr intereſſant war, und daß man oft mit einander darüber ſprach: Ein junger Fürſt, den die Empörung ſeiner Unterthanen und fremde Waffen von dem ererbten Throne vertrieben, mußte nothwendig das Mitleiden aller ſeiner Unterthanen erregen, deren Herz das Gift der Partheiſucht nicht angeſteckt hatte; und der Privat-Charakter Karls, der ſo ſehr zur Freundſchaft und zu zärtlichen Leidenſchaften geneigt war, machte ihn natürlicher Weiſe zum Helden des Geſchlechtes, deſſen edle Seelen in ihrer Zuneigung keine Gränzen kennen. Die Belagerung von Orleans, die Fortſchritte der

Engländer vor dieſer Stadt, die große Noth der Einwohner und der Beſatzung, die Wichtigkeit, dieſe Stadt und ihre tapfern Vertheidiger zu retten: dies alles machte, daß jedermann ſeine Augen dahin richtete; und Johannen, welche von dem allgemeinen Gefühl entflammt wurde, ergriff ein heftiges Verlangen, ihrem Oberherrn in ſeiner gegenwärtigen Noth zu helfen. Ihr unerfahrnes Gemüth, das ſich Tag und Nacht mit dieſem Lieblingsplane beſchäftigte, hielt die Triebe ihrer Leidenſchaft für himmliſche Inſpirationen: ſie bildete ſich ein, Erſcheinungen zu ſehen, und Stimmen zu hören, welche ſie aufforderten, den Thron von Frankreich wieder herzuſtellen, und die ausländiſchen Feinde zu vertreiben. Ein ungewöhnlich muthiger Charakter machte, daß ſie alle Gefahren überſah, welche ihr bei einem ſolchen Unternehmen zuſtoßen könnten; und da ſie von dem Himmel zu dieſer That beſtimmt zu ſeyn glaubte, ſo legte ſie die Verſchämtheit und Furchtſamkeit ab, welche Perſonen ihres Geſchlechtes, ihres Alters und Standes natürlicher Weiſe zu haben pflegen. Sie ging nach Vaucouleurs, verſchaffte ſich Zutritt bei Baudricour, Gouvernör dieſer Stadt, erzählte ihm von ihrer Inſpiration und ihren Abſichten, und bat ihn dringend, die Stimme Gottes, die aus ihr ſpräche, nicht zu verachten, ſondern die himmliſchen Offenbarungen, welche ſie zu dieſem glorreichen Unternehmen antrieben, zu befördern. Baudricour behandelte ſie Anfangs ziemlich nachläſſig; doch da ſie öfter wiederkam, und mit Ungeſtüm in ihn drang, ſo fing er an, etwas Außerordentliches an ihr zu bemerken, und bekam Luſt, einen ſo leichten Verſuch auf jeden Fall anzuſtellen. Es iſt ungewiß, ob dieſer Mann Verſtand genug hatte, um einzuſehen, daß bei dem großen Haufen ein ſo ungewöhnliches Werkzeug höchſt vortheilhaft gebraucht werden könne; oder ob er ſelbſt — was für jenes leichtgläubige Zeitalter wahrſcheinlicher iſt — ein Proſelyt dieſer Schwärmerin wurde: genug, er ließ ſich endlich auf Johannens Plan ein, und gab ihr einige Begleiter, ſie zu dem Franzöſiſchen Hofe zu führen, der ſich damals zu Chinon befand.

Die Geſchichte muß zwiſchen Wundern und wunderbaren Ereigniſſen unterſcheiden; die erſtern bei allen bloß profanen und menſchlichen Erzählungen verwerfen, die letztern bezweifeln, und, wenn ſie — wie im gegenwärtigen Falle — durch unbeſtreitbare Zeugniſſe genöthigt iſt, etwas Außerordentliches einzugeſtehen, doch nur ſo wenig davon annehmen, als ſich mit den anerkannten Thatſachen und Umſtänden vertragen will. Man behauptet, Johanna habe, als ſie vor den König gelaſſen worden, ihn augenblicklich erkannt, ob ſie ihn ſchon vorher niemals geſehen, und ob er ſich ſchon abſichtlich in einen Kreis von Hofleuten verſteckt und von ſeiner Kleidung und ſeinem Schmucke alles abgelegt gehabt, was ihn hätte auszeichnen können; ſie habe ihm, im Namen des allmächtigen Gottes, angeboten, die belagerte Stadt Orleans zu entſetzen, und ihn zur Krönung und Salbung nach Rheims zu führen; und als er einige Zweifel an ihrer göttlichen Sendung geäußert, habe ſie ihm in Gegenwart einiger vereidigten Vertrauten ein Geheimniß geſagt, welches niemanden in der Welt, nur ihn ausgenommen, bekannt ſeyn, und welches ihr nur eine himmliſche Inſpiration entdeckt haben konnte; ferner, ſie habe, als das Werkzeug zu ihren künftigen Siegen, ein beſonderes Schwert verlangt, das in der Kirche der Heil. Katharina zu Fierbois aufbewahrt wurde, und das ſie, ohne es jemals vorher geſehen zu haben, nach allen Merkmahlen beſchrieben, auch den Ort angezeigt, wo es lange ungeachtet gelegen habe.

Es iſt wohl gewiß, daß alle dieſe wunderbaren Geſchichten abſichtlich ausgeſprengt wurden, um das gemeine Volk zu hintergehen. Je mehr der König und ſeine Räthe entſchloſſen waren, die Täuſchung als wahr gelten zu laſſen, deſto mehr Zweifel gaben ſie vor. Eine Verſammlung von ehrwürdigen Doktoren und Gottesgelehrten prüfte Johanna's Sendung vorſichtig, und erklärte ſie für unzweifelhaft und übernatürlich. Sie wurde zu dem Parlemente geſchickt, das ſich damals in Poitiers befand, und vor dieſem Gerichtshofe befragt. Die Präſidenten und Räthe, welche mit dem Glauben, ſie ſey eine Betriegerin, in die Verſammlung kamen, gingen mit der Ueberzeugung, ſie ſey inſpirirt, wieder weg. Jetzt brach ein Hoffnungsſtrahl durch die Verzweiflung, worin vorher alle Herzen eingehüllt waren. Der Himmel ſelbſt hatte ſich nun für Frankreich erklärt, und ſeinen Arm ausgeſtreckt, an deſſen Feinden Rache zu nehmen. Wenige konnten den Antrieb der Neigung von der Kraft der Ueberzeugung unterſcheiden; und niemand wollte ſich auf die Unruhe einer ſo unangenehmen Unterſuchung einlaſſen.

Als man dieſe künſtliche Vorſichtsmaßregeln genommen und Anſtalten getroffen hatte, wurden endlich Johanna's Foderungen erfüllt. Man bewaffnete ſie vom Kopfe bis zu Fuße, gab ihr ein Pferd, und zeigte ſie in dieſem kriegeriſchen Aufzuge dem ganzen Volke. Ihre Geſchicklichkeit im Regieren des Pferdes wurde, ob ſie gleich in ihrem vormaligen Dienſte erworben war, als ein neuer Beweis ihrer göttlichen Sendung betrachtet, und die Zuſchauer empfingen ſie mit der lauteſten Freude. Man läugnete ſogar ihre vormalige Beſchäftigung; ſie war nicht länger Magd in einem Wirthshauſe, ſondern wurde in eine Schäferin verwandelt: ein Stand, welcher der Phantaſie weit angenehmer iſt. Um ſie noch intereſſanter zu machen, wurde ihr Alter beinahe um zehn Jahre vermindert, und auf dieſe Art alle Empfindungen der Liebe und der Chevallerie mit den Empfindungen des Enthuſiasmus vereinigt, um die thörichte Einbildung des Volkes mit Vorurtheilen für ſie zu entflammen.

Als man die Maſchine auf dieſe Art in vollem Glanze aufgeputzt hatte, war es Zeit, ihre Kraft gegen den Feind zu verſuchen. Johanna wurde nach Blois geſchickt, wo ein großer Tranſport für Orleans bereit lag, und ein Heer von 10,000 Mann, unter dem Befehle des Herrn von St. Severe, ſich zur Bedeckung deſſelben verſammelt hatte. Sie befahl, daß alle Soldaten beichten ſollten, ehe ſie zu dieſer Unternehmung aufbrächen; ſie verbannte alle Weiber von üblem Ruf aus dem Lager; ſie ließ in ihren Händen eine geheiligte Fahne wehen, auf welcher das höchſte Weſen, den Erdball in der Hand haltend, und mit Lilien umgeben, abgebildet war. Kraft ihrer prophetiſchen Sendung beſtand ſie darauf, daß der Tranſport auf dem geraden Wege, durch die Beauſſe, in Orleans einrücken ſollte; der Graf Dunois aber, der keine Neigung hatte, um ihrer Inſpirationen willen die Regeln der Kriegeskunſt zu übertreten, gab Befehl, daß er auf der andern Seite des Fluſſes vorrücken ſollte, weil dort, wie er wußte, die Engländer am ſchwächſten waren.

Noch vor dieſem Verſuche hatte die Jungfrau an den Regenten (Herzog von Bedford) und die Engliſchen Generale vor Orleans geſchrieben, ihnen im Namen des allmächtigen Schöpfers, von welchem ſie geſendet wäre, befohlen, unverzüglich die Belagerung aufzuheben, und Frankreich zu räumen, und ſie, in dem Falle, daß ſie ungehorſam wären, mit der göttlichen Rache bedrohet. Alle Engländer ſtellten ſich, als wenn ſie mit Verachtung von der Jungfrau und ihrer himmliſchen Sendung ſprachen; ſie ſagten: der König von Frankreich müſſe in der That jetzt ſehr im Gedränge ſeyn, daß er ſeine Zuflucht zu ſolchen lächerlichen Hülfsmitteln nehme. Doch insgeheim fühlten ſie ihre Einbildungskraft von der gewaltigen Ueberzeugung getroffen, welche bei Allen rings um ſie her die Oberhand gewonnen hatte; und ſie erwarteten unruhig, nicht ohne alle Beimiſchung von Schrecken, den Ausgang dieſer ganz ungewöhnlichen Anſtalten.

Als der Transport ſich dem Fluſſe näherte, that die Beſatzung auf der Seite der Beauſſe einen Ausfall, um den Engliſchen Befehlshaber zu verhindern, daß er keine Mannſchaft auf die andre Seite hinüber ſchicken könnte. Die Lebensmittel wurden nun ruhig in Kähne geladen, welche die Einwohner von Orleans abgeſchickt hatten, ſie einzunehmen. Die Jungfrau bedeckte die Einſchiffung mit ihren Truppen. Suffolk wagte es nicht, ſie anzugreifen; und der Franzöſiſche General führte die Armee in Sicherheit nach Blois zurück: eine Veränderung der Umſtände, welche ſchon für jedermann augenſcheinlich war und auf die Gemüther beider Theile eine verhältnißmäßige Wirkung that.

Die Jungfrau zog, in ihrer kriegeriſchen Tracht, mit ihrer heiligen Fahne in der Hand, in Orleans ein, und wurde von allen Einwohnern wie eine himmliſche Erretterin aufgenommen. Dieſe hielten ſich nun, unter dem heiligen Einfluß der Jungfrau, für unüberwindlich; und Dunois ſelbſt, der jetzt eine ſo große Veränderung an Freund und Feind bemerkte, willigte ein, daß der nächſte Transport, welcher in wenigen Tagen erwartet wurde, von der Seite der Beauſſe einrücken ſollte. Der Transport näherte ſich: an den Belagerern war kein Zeichen von Widerſtand zu bemerken; die Wagen und die Truppen gingen ohne Hinderniß durch die Redouten der Engländer: unter eben den Truppen, die vorher ſo ſtolz auf ihre Siege und ſo begierig nach Kampf geweſen waren, herrſchte jetzt Todtenſtille und Erſtaunen.

Der Graf von Suffolk befand ſich in einer ſehr ungewöhnlichen und außerordentlichen Lage, die wohl einen Mann von den größten Fähigkeiten und dem feſteſten Charakter in Verlegenheit bringen konnte. Er ſah, daß ſeine Truppen in Schrecken geſetzt waren, und daß die Vorſtellung von einem göttlichen Einfluſſe, der die Jungfrau begleite, ſtarken Eindruck auf ſie gemacht hatte. Anſtatt dieſes leere Schrecken durch Eil, durch Thätigkeit und Krieg zu vertreiben, wartete er, daß ſeine Soldaten ſich davon erholen ſollten; und auf dieſe Art gab er den Vorurtheilen Zeit, immer tiefer in ihren

Gemüthern

Gemüthern einzuwurzeln. Die militäriſchen Grundſätze, welche in gewöhnlichen Fällen ganz vernünftig ſind, betrogen ihn bei dieſen völlig unerwarteten Ereigniſſen. Die Engländer fühlten ihren Muth vernichtet und überwältigt; und daraus ſchloſſen ſie, daß eine göttliche Rache über ihnen ſchwebe. Die Franzoſen ſchloſſen eben daſſelbe aus einem ſo neuen und unerwarteten Mangel an Thätigkeit. Jeder Umſtand war jetzt in der Meinung der Leute — worauf alles ankommt — verändert. Der Muth, welcher aus einem langen, ununterbrochenen Glücke entſpringt, war plötzlich von den Siegern auf die Beſiegten übergegangen.

Die Jungfrau rief laut, die Beſatzung ſollte ſich nicht länger vertheidigen; und ſie verſprach denen, die ihr folgten, den Beiſtand des Himmels, wenn ſie die feindlichen Redouten angriffen, durch die ſie ſo lange in Furcht gehalten worden und die ſie bis jetzt niemals zu verhöhnen gewagt hätten. Die Generals unterſtützten ihren Eifer. Es wurde ein Angriff auf eine Redoute gemacht, und er fiel glücklich aus: alle Engländer, welche die Verſchanzungen vertheidigten, wurden niedergehauen oder gefangen genommen; und Sir John Talbot ſelbſt, der aus den andern Redouten einige Truppen zuſammen gezogen hatte, um ihnen Unterſtützung zu bringen, wagte es nicht, ſich gegen einen ſo furchtbaren Feind im offnen Felde zu zeigen.

Nach dieſem Glücke ſchien der Jungfrau und ihren enthuſiaſtiſchen Anhängern nichts mehr unmöglich. Sie nöthigte die Generale, die Haupt-Armee der Engländer in ihren Verſchanzungen anzugreifen; doch Dunois, der nicht Luſt hatte, das Schickſal Frankreichs durch zu große Verwegenheit auf's Spiel zu ſetzen, und der wohl einſah, daß der geringſte Glückswechſel alle jetzigen Viſionen in Dunſt verwandeln und alles wieder in den vorigen Zuſtand ſetzen würde, that ihrer Heftigkeit Einhalt, und ſchlug ihr vor, erſt den Feind aus ſeinen Verſchanzungen auf der andern Seite des Fluſſes zu vertreiben und auf ſolche Art die Communication mit dem Lande gänzlich frei zu machen, ehe ſie irgend ein mißlicheres Unternehmen verſuchte. Johanna ließ ſich überreden, und dieſe Verſchanzungen wurden lebhaft angegriffen. Bei Einem Angriff wurden die Franzoſen zurückgeſchlagen und die Jungfrau beinahe allein gelaſſen: ſie war genöthigt, ſich zurückzuziehen und zu den Fliehenden zu ſtoßen; als ſie aber ihre heilige Fahne wehen ließ und die Truppen durch ihre Faſſung, ihre Geberden und ihre Ermunterungen beſeelte, brachte ſie dieſelben zum Angriff zurück und überwältigte die Engländer in ihren Verſchanzungen. Bei dem Angriff eines Werks wurde ſie von einem Pfeil am Halſe verwundet; ſie ging auf einen Augenblick hinter die Angreifenden, zog den Pfeil mit ihren eigenen Händen aus, ließ ſich die Wunde ſchnell verbinden, und eilte zurück, die Truppen wieder anzuführen und ihre ſiegreiche Fahne auf den Wällen des Feindes aufzupflanzen.

Durch ſo viele glückliche Vorfälle waren die Engländer gänzlich aus ihren Feſtungswerken auf dieſer Seite vertrieben: ſie hatten in den verſchiedenen Gefechten über 6,000 Mann verloren, und — was noch mehr ſagen will — ihr gewohnter Muth und ihr Vertrauen waren gänzlich verſchwunden, und Erſtaunen und Verzweiflung an deren Stelle getreten. Die Jungfrau kehrte triumphirend über die Brücke zurück, und wurde wieder als der Schutzengel der Stadt aufgenommen. Nach ſolchen Wunderthaten überzeugte ſie auch den hartnäckigſten Ungläubigen von ihrer göttlichen Sendung: die Streiter fühlten ſich wie von einer höheren Kraft beſeelt, und dachten, daß der göttlichen Hand, von der ſie ſo augenſcheinlich geführet würden, nichts unmöglich ſey. Vergebens widerſprachen die Engliſchen Feldherren vor ihren Soldaten der herrſchenden Meinung von einem übernatürlichen Einfluß; auf ſie ſelbſt hatte dieſer Glaube wahrſcheinlich Eindruck gemacht: höchſtens wagten ſie, zu behaupten, Johanna ſey nicht ein Werkzeug Gottes, ſondern des Teufels. Doch da die Engländer zu ihrem großen Schaden wohl empfunden hatten, daß der Teufel zuweilen das Uebergewicht haben kann, ſo ſchöpften ſie aus dieſer erzwungenen Meinung eben nicht viel Troſt.

Es hätte für Suffolk ſehr gefährlich ſeyn können, mit ſo furchtſamen Truppen länger im Angeſicht eines ſo muthigen und ſiegreichen Feindes zu bleiben; daher hob er die Belagerung auf, und zog ſich mit aller nur erſinnlichen Vorſicht zurück. Die Franzoſen beſchloſſen, ihre Eroberungen weiter zu treiben und den Engländern keine Zeit zu laſſen, daß ſie ſich von ihrer Beſtürzung erholen könnten. Karl brachte ein Corps von 6,000 Mann zuſammen und ſchickte es ab, um Jergeau anzugreifen, wohin ſich Suffolk mit einem Theile ſeines Heeres gezogen hatte. Die Belagerung währte zehn Tage, und der Ort ward hartnäckig vertheidigt. Johanna zeigte bei dieſer Gelegenheit ihren gewöhnlichen Muth. Sie ſtieg, als ſie den Angriff leitete, in den Graben, und wurde von einem Stein am Kopfe getroffen, wodurch ſie betäubt wurde und zu Boden fiel; doch ſie erholte ſich bald wieder und brachte es am Ende dahin, daß der Sturm glücklich von Statten ging. Suffolk war genöthigt, ſich einem Franzoſen, Namens Renaud, als Gefangener, zu ergeben; doch ehe er dies that, fragte er ſeinen Feind: ob er ein Edelmann wäre? Als er eine befriedigende Antwort bekam, fragte er weiter: auch ein Ritter? Renaud erwiederte: zu dieſer Ehre ſey er noch nicht gelangt. „Nun, ſo mache ich Euch zum Ritter!" ſagte Suffolk: Hierauf ſchlug er ihn mit ſeinem Schwert zum Ritter, und ergab ſich ihm gleich nachher als Gefangener.

Die Ueberreſte des Engliſchen Heeres wurden von Faſtolf, Scales und Talbot commandirt, welche nur darauf dachten, ſich ſo bald als möglich an einen ſichern Ort zurückzuziehen, während die Franzoſen es für eben ſo gut als einen Sieg hielten, wenn ſie die Engländer einholten. So ſehr hatten die Ereigniſſe vor Orleans alle Verhältniſſe zwiſchen den beiden Nationen verändert! Der Vortrab der Franzoſen, unter Saintrailles, griff den Nachtrab des Feindes bei dem Dorfe Patay an. Das Gefecht währte kaum einen Augenblick: die Engländer wurden gänzlich geſchlagen, und flohen; der tapfre Faſtolf ſelbſt gab ſeinen Truppen das Beiſpiel zur Flucht, und zur Strafe für dieſe Feigheit ward ihm der Orden des Hoſenbandes genommen. In dieſem Gefechte wurden 2000 Mann getödtet, und ſowohl Talbot als Scales zu Gefangenen gemacht.

Bei dem Erzählen aller dieſer glücklichen Vorfälle, ſtellen die Franzöſiſchen Schriftſteller, um das Wunder noch größer zu machen, die Jungfrau (welche jetzt unter dem Namen der Jungfrau von Orleans bekannt war,) ſo vor, als ſey ſie nicht bloß in den Gefechten thätig geweſen, ſondern als habe ſie auch die Pflichten eines Feldherrn erfüllt, die Truppen angewieſen, die Kriegesunternehmungen geleitet und in jedem Kriegesrathe die Berathſchlagungen gelenkt. Es iſt gewiß, daß die Politik des Franzöſiſchen Hofes ſich bemühete, dieſen Schein bei dem Publikum zu behaupten; doch viel wahrſcheinlicher iſt es, daß Dunois und die klügeren Befehlshaber ihr alle Maßregeln angaben, als daß ein Landmädchen ohne Erfahrung, ohne Unterricht, auf einmal hätte ſo geſchickt in einer Kunſt werden können, die mehr Genie und

Fähigkeit erfodert, als irgend etwas Anderes im thätigen Leben. Ruhm genug für die Jungfrau, daß ſie Perſonen zu wählen wußte, auf deren Urtheil ſie ſich verlaſſen durfte; daß ſie die Winke und Angaben derſelben verſtehen, deren Meinung ſchnell als ihre eigene vortragen, und den ſchwärmeriſchen und enthuſiaſtiſchen Geiſt, von dem ſie ohne Zweifel getrieben wurde, zu rechter Zeit im Zaum halten und ihn mit Klugheit und Vorſicht mäßigen konnte.

Die Aufhebung der Belagerung von Orleans war der Eine Theil von dem, was die Jungfrau dem Könige Karl verſprochen hatte: ſeine Krönung in Rheims war der andre; und ſie drang nun ſehr ſtark darauf, daß er unverzüglich zu dieſem Unternehmen aufbrechen ſollte. Einige Wochen früher würde ein ſolcher Vorſchlag der unſinnigſte von der Welt geſchienen haben. Rheims liegt in einer entfernten Gegend des Königreichs und befand ſich damals in den Händen eines ſiegreichen Feindes; der ganze Weg dahin war von deſſen Garniſonen beſetzt, und keine Phantaſie konnte erhitzt genug ſeyn, ſich einzubilden, daß ein ſolcher Verſuch ſo bald in das Gebiet der Möglichkeit kommen würde. Doch da Karln äußerſt viel daran lag, den Glauben an etwas Außerordentliches und Göttliches in dieſen Ereigniſſen zu unterhalten, und die gegenwärtige Beſtürzung der Engländer zu nützen: ſo entſchloß er ſich, die Auffoderungen ſeiner kriegeriſchen Prophetin zu befolgen und ſein Heer zu dieſem vielverſprechenden Abenteuer zu führen. Bis jetzt war er von dem Schauplatze des Krieges entfernt geblieben; da die Wohlfahrt des Staates gänzlich auf ſeiner Perſon beruhete, ſo hatte er ſich bewegen laſſen, ſeinen kriegeriſchen Muth in Schranken zu halten. Als er aber die glückliche Wendung der Umſtände ſah, entſchloß er ſich, an die Spitze ſeiner Armee zu treten und allen ſeinen Soldaten ein Beiſpiel der Tapferkeit zu geben. Der Franzöſiſche Adel ſah nun auf einmal ſeinen jungen König, von dem Glücke begünſtigt und von des Himmels Hand geleitet, einen neuen und glänzenden Charakter annehmen, und bekam nun neuen Eifer ſich ſelbſt dabei Ehre zu erwerben, wenn er denſelben wieder auf den Thron ſeiner Ahnherren ſetzte.

Karl brach an der Spitze von 12,000 Mann nach Rheims auf. Er ging vor Troyes vorbei, welches ihm die Thore öffnete. Chalons befolgte dieſes Beiſpiel, Rheims ſchickte ihm Deputirte mit den Schlüſſeln entgegen, ehe er noch daſelbſt ankam; und auf dem Wege hatte er kaum bemerkt, daß er durch ein feindliches Land marſchirte. Die Ceremonie ſeiner Krönung wurde hier mit dem heiligen Oele verrichtet, welches eine Taube, bei der erſten Gründung der Franzöſiſchen Monarchie, dem Könige Chlodowig vom Himmel gebracht haben ſoll. Die Jungfrau von Orleans ſtand ihm zur Seite, in völliger Rüſtung und mit der geheiligten Fahne, welche ſeine heftigen Feinde ſo oft in Schrecken geſetzt und zerſtreuet hatte; und das Volk frohlockte mit der unverſtellteſten Freude, da es eine ſolche Reihe von Wundern ſah. Als die Ceremonie vollendet war, warf ſich die Jungfrau dem Könige zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, und wünſchte ihm mit einem

Strome von Thränen, welche Vergnügen und Zärtlichkeit ihr auspreßten, Glück zu dieſem beſondern und wunderbaren Ereigniß.

Als Karl auf dieſe Art gekrönt und geſalbt war, wurde er in den Augen aller ſeiner Unterthanen ehrwürdiger, und ſchien gewiſſermaßen ſeine Anſprüche auf ihren Gehorſam durch einen himmliſchen Befehl von neuem erhalten zu haben. Die Neigungen der Leute wirkten auf ihren Glauben: nicht Einer zweifelte an der Inſpiration und dem prophetiſchen Geiſte der Jungfrau; ſo viele Ereigniſſe, welche alle menſchliche Begriffe überſtiegen, ließen niemanden Zeit, den angeblich göttlichen Einfluß näher zu unterſuchen: die wirklichen, unbeſtreitbaren Thatſachen verſchafften allen Uebertreibungen Glauben, welche kaum wunderbarer gemacht werden konnten. Laon, Soiſſons, Chateau-Thierri, Provins und viele andre Städte und Feſtungen in der dortigen Gegend, unterwarfen ſich Karln, ſobald er gekrönt war, bei der erſten Auffoderung; und die ganze Nation war geneigt, ihm die eſtigſten Beweiſe von ihrer Pflicht und Liebe zu geben.

Nichts kann uns von der Klugheit, Geſchicklichkeit und Entſchloſſenheit des Herzogs von Bedford einen höheren Begriff machen, als daß er im Stande war, ſich in einer ſo gefährlichen Lage zu behaupten und feſten Fuß in Frankreich zu behalten, nachdem ſo viele Städte von ihm abgefallen, und die übrigen ſämmtlich geneigt waren, dies anſteckende Beiſpiel zu befolgen. Dieſer Fürſt ſchien durch ſeine Wachſamkeit und Vorſicht überall gegenwärtig zu ſeyn: er brauchte jedes Hülfsmittel, welches das Glück ihm noch gelaſſen; er ſetzte alle Engliſche Beſatzungen in Vertheidigungsſtand; hatte ein wachſames Auge auf jeden Verſuch der Franzoſen, eine Empörung zu erregen; erhielt die Pariſer dadurch, daß er wechſelsweiſe Güte und Strenge anwendete, in Gehorſam; und da er wußte, daß der Herzog von Burgund in ſeiner Treue ſchon wankte, ſo handelte er mit ſolcher Geſchicklichkeit und ſo klug, daß er in dieſer gefährlichen Lage ein Bündniß erneuerte, welches für das Anſehen und die Erhaltung der Engliſchen Regierung ſo wichtig war.

Die geringen Verſtärkungen, welche er aus England erhielt, ſetzen die Talente dieſes großen Mannes in ein noch helleres Licht. Die Begierde der Engländer nach auswärtigen Eroberungen war nun durch Zeit und Nachdenken ſehr vermindert; das Parlement ſcheint ſogar eingeſehen zu haben, welche Gefahren mit weiteren Fortſchritten vielleicht verbunden ſeyn würden: der Regent konnte während ſeiner größten Noth keine Unterſtützung an Geld erhalten; die Leute ließen ſich nur ungern zu ſeinen Fahnen anwerben, oder gingen bald wieder heimlich davon, wegen der Wundererzählungen, die man von der Zauberei, der Hexerei und der teufliſchen Gewalt der Jungfrau von Orleans in England verbreitet hatte. Glücklicher Weiſe traf es ſich bei dieſer dringenden Noth, daß der Biſchof von Winchester, der jetzt zum Cardinal ernannt war, mit einem Corps von 5000 Mann, welches er zu einem

Kreuzzuge gegen die Huſſiten nach Böhmen führen wollte, zu Calais landete. Er ließ ſich bereden, dieſe Truppen ſeinem Neffen in der jetzigen Noth zu leihen; dadurch wurde der Regent in Stand geſetzt, das Feld zu halten und dem Könige von Frankreich, der mit ſeinem Heere auf Paris zu rückte, Widerſtand zu leiſten.

Die außerordentliche Fähigkeit des Herzogs von Bedford zeigte ſich auch in ſeinen militäriſchen Operationen. Er verſuchte den Muth ſeiner Truppen dadurch wieder herzuſtellen, daß er dem Feinde dreiſt entgegen ging; dabei wählte er aber ſeine Poſitionen ſo vorſichtig, daß er alle Gefechte vermied, und es Karln unmöglich machte ihn anzugreifen. Er begleitete dieſen Fürſten noch bei allen ſeinen Bewegungen, deckte ſeine eigenen Städte und Beſatzungen, und hielt ſich immer in einer ſolchen Stellung, daß er aus jedem unvorſichtigen oder falſchen Schritte des Feindes Vortheil ziehen konnte. Die Franzöſiſche Armee, welche größten Theils aus Freiwilligen, auf eigene Koſten Dienenden, beſtand, zog ſich bald nachher zurück, und ward aufgelöſ't; Karl ging nach Bourges, ſeiner gewöhnlichen Reſidenz, doch nicht eher, als bis er ſich der Städte Compiegne, Beauvais, Senlis, Sens, Laval, Lagni, St. Denis und vieler andren Orte in der Nähe von Paris bemächtigt, welche die Zuneigung des Volkes ihm übergeben hatte.

Der Regent bemühete ſich, ſeinen verfallenen Angelegenheiten dadurch wieder aufzuhelfen, daß er den jungen König von England herüber kommen, ihn in Paris krönen und als König von Frankreich anerkennen ließ. Alle Vaſallen der Krone, die in ~~den von~~ den Engländern beſetzten Provinzen waren, ſchworen ihm aufs neue Gehorſam und huldigten ihm. Doch dieſe Ceremonie war kalt und ſchaal, in Vergleichung mit dem Glanze bei Karls Krönung in Rheims; und der Herzog von Bedford erwartete mehr Wirkung von einem Zufalle, durch den die Perſon, welche die Urheberin aller ſeiner Unglücksfälle geweſen war, in ſeine Hände gerieth.

Die Jungfrau von Orleans erklärte nach

Karls Krönung dem Grafen Dünois: ihre Wünſche wären nun erfüllt, und ſie habe jetzt weiter kein Verlangen, als in ihren vorigen Stand, zu jenen Beſchäftigungen, zu jener Lebensweiſe, die ihrem Geſchlechte angemeſſen ſey, zurückzukehren. Dieſer Herr aber, der wohl einſah, welche große Vortheile er noch von ihrer Anweſenheit bei der Armee haben könnte, ermunterte ſie, auszudauern, bis ſie durch gänzliche Vertreibung der Engländer alle ihre Weiſſagungen in Erfüllung gebracht hätte. Dieſem Rathe zufolge, warf ſie ſich in die Stadt Compiegne, welche damals der Herzog von Burgund, mit Hülfe der Grafen von Arundel und Suffolk, belagerte; und die Beſatzung hielt ſich bei ihrem Erſcheinen ſogleich für unüberwindlich. Doch ihre Freude war von kurzer Dauer. Die Jungfrau führte den nächſten Tag nach ihrer Ankunft einen Ausfall an, der gegen die Quartiere des Johann von Luxemburg gerichtet wurde. Sie vertrieb den Feind zweimal aus ſeinen Verſchanzungen; da ſie aber fand, daß

die

die Anzahl deſſelben ſich mit jedem Augenblicke vermehrte, ſo befahl ſie, daß man ſich zurückziehen ſollte. Als die Nachſetzenden ſie ſehr drängten, wendete ſie ſich wieder gegen dieſelben, und trieb ſie noch einmal zurück; da aber ihre Freunde ſie hier verließen und die Feinde ſie umringten, ſo wurde ſie endlich, nachdem ſie die äußerſte Tapferkeit gezeigt, von den Burgundern gefangen genommen. Man glaubte allgemein, die Franzöſiſchen Officiere hätten ſie aus Neid über ihren Ruhm, der ſie ſelbſt ſo ſehr verdunkelte, abſichtlich dieſem unglücklichen Zufalle ausgeſetzt.

Der Neid ihrer Freunde bei dieſer Gelegenheit war kein geringerer Beweis ihrer Verdienſte, als der Triumph ihrer Feinde. Ein vollſtändiger Sieg würde den Engländern und ihren Anhängern nicht mehr Freude gemacht haben. Das Tedeum, welches ſo oft entweihet worden iſt, wurde in Paris wegen dieſes glücklichen Ereigniſſes öffentlich angeſtimmt. Der Herzog von Bedford bildete ſich ein, er würde durch die Gefangenſchaft dieſes außerordentlichen Mädchens, das alle ſeine Eroberungen vernichtet hatte, ſeine vorige Herrſchaft über Frankreich wieder erlangen. Um den gegenwärtigen Vortheil noch weiter zu treiben, kaufte er dem Johann von Luxemburg die Gefangene ab, und ließ ihr einen Prozeß machen, der, er mochte nun von Rachbegierde oder von Staatsklugheit herrühren, eben ſo grauſam als entehrend war.

Es ließ ſich gar kein Grund denken, warum Johanna nicht als eine Kriegsgefangene betrachtet, und zu aller der Höflichkeit und guten Behandlung, welche civiliſirte Nationen in ſolchen Fällen gegen ihre Feinde beweiſen, berechtigt ſeyn ſollte. Sie hatte in ihrem kriegeriſchen Charakter das Recht auf eine ſolche Behandlung nie durch irgend eine verrätheriſche oder grauſame Handlung verwirkt; ſie war von keinem bürgerlichen Verbrechen befleckt; ja, ſie hatte ſogar die Tugenden und den Wohlſtand ihres Geſchlechtes immer ſtreng beobachtet *);

---

*) Wir lernen aus ihrem Verhör bei Pasquier, daß man ſie beſchuldigte, ihren Gefangenen Franquet von

und obgleich ihre perſönliche Theilnahme am Kriege und ihr Anführen von Truppen im Gefecht eine Ausnahme hiervon ſcheinen könnten, ſo hatte ſie doch ihrem Fürſten dadurch ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, daß ſie für dieſe Unregelmäßigkeit reichlichen Erſatz gab und ſogar, eben in dieſem Betracht, um ſo mehr Lob und Bewunderung verdiente. Es war daher für den Herzog von Bedford nothwendig, bei dieſem Prozeſſe die Religion mit in's Spiel zu bringen, und ſeine ſchreiende Verletzung der Gerechtigkeit und der Humanität unter dieſem Mantel zu verſtecken.

Der Biſchof von Beauvais, ein Mann, der dem Engliſchen Intereſſe gänzlich ergeben

---

Arras getödtet zu haben; ſie rechtfertigte ſich aber dadurch, daß er ein berüchtigter Räuber und von einer bürgerlichen Obrigkeit zum Tode verurtheilt geweſen ſey. — In der Beobachtung des Wohlſtandes war ſie ſo ſorgfältig, daß, wenn ſie in eine Stadt oder Beſatzung kam, ſie immer mit angeſehenen Frauenzimmern des Ortes zuſammen ſchlief. Im Lager ſchlief ſie in ihrer Rüſtung, und hatte auf jeder Seite einen ihrer Brüder neben ſich. Die Engländer haben ihr in Betreff ihrer Sitten nie etwas vorgeworfen.

war, reichte eine Schrift gegen Johanna ein, worin er — unter dem Vorwande, daß ſie innerhalb ſeiner Diöceſe gefangen worden — verlangte, ſie von einem geiſtlichen Gerichte wegen Zauberei, Ruchloſigkeit, Abgötterei und Hexerei verhören zu laſſen. Die Univerſität von Paris dachte ſo niedrig, in dieſes Verlangen mit einzuſtimmen. Verſchiedne Prälaten, unter denen der Cardinal von Wincheſter der einzige Engländer war, wurden zu ihren Richtern beſtellt: ſie hielten ihre Verſammlung in Rouen, wo der junge König von England ſich damals aufhielt; und die Jungfrau wurde, in ihrer vorigen kriegeriſchen Tracht, aber mit Ketten beladen, vor dieſes Tribunal geführt.

Sie verlangte, erſt von ihren Ketten befreiet zu werden. Ihre Richter erwiederten: ſie hätte ſchon einmal zu entfliehen geſucht, indem ſie ſich von einem Thurme heruntergeſtürzt.. Sie gab das zu, behauptete aber, ihre Handlung ſey recht; auch ſagte ſie: wenn es in ihrer Gewalt ſtände, ſo würde ſie dieſen Vorſatz noch ausführen. Alle ihre andern Aeußerungen zeigten eben dieſe Feſtigkeit und Unerſchrockenheit. Ob ſie gleich beinahe vier Monate lang mit Verhören geplagt wurde, ſo verrieth ſie doch niemals einige Schwäche oder weibiſche Zaghaftigkeit, und man konnte keinen Vortheil über ſie gewinnen. Der Punkt, welchen ihre Richter am meiſten geltend machten, waren ihre Erſcheinungen, ihre Offenbarungen, und ihr Verkehr mit verſtorbenen Heiligen. Man fragte ſie: ob ſie die Wahrheit dieſer Inſpirationen der Kirche unterwerfen wolle. Sie erwiederte: Gott, der Quelle der Wahrheit, wolle ſie dieſelbe unterwerfen. Nun ſchrie man: ſie ſey eine Ketzerin, und läugne das Anſehen der Kirche. Sie berief ſich auf den Papſt; doch dieſe Appellation verwarf man.

Sie wurde befragt, warum ſie Vertrauen in ihre Fahne geſetzt hätte, die durch Zauberbeſchwörungen geweihet geweſen wäre. Sie erwiederte: auf Gott, deſſen Bild darauf ſtände, hätte ſie vertrauet. Man fragte weiter: warum ſie bei Karls Salbung und Krönung zu Rheims dieſe Fahne in der Hand gehabt. Sie gab zur Antwort: wer die Gefahr mit ihm getheilt, ſey berechtigt geweſen, auch die Ehre mit ihm zu theilen. Als man ihr vorwarf, daß ſie, dem Anſtande ihres Geſchlechtes zuwider, in den Krieg gezogen, und es ſich herausgenommen hätte, über Männer zu gebieten und zu befehlen, trug ſie kein Bedenken zu erwiedern: es ſey ihr einziger Endzweck geweſen, die Engländer zu beſiegen und ſie aus dem Franzöſiſchen Reiche zu vertreiben. — Am Ende wurde ſie, wegen aller der Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, und die durch Ketzerei noch vergrößert wurden, als ſtrafbar verurtheilt. Ihre Offenbarungen erklärte man für Erfindungen des Teufels, um das Volk zu betriegen, und es wurde das Urtheil über ſie gefällt, daß ſie dem weltlichen Arm überliefert werden ſollte.

Johanna, welche ſo lange von erbitterten, ihr alle nur erſinnliche Schmach zufügenden, Feinden umgeben geweſen, und welche Männer von höherem Rang in Furcht und Schrecken geſetzt hatten — Männer mit dem Ornat einer heiligen Würde, die ſie zu verehren gewohnt war —, fühlte ihren Muth endlich gebeugt; und in die Stelle der phantaſtiſchen Träume von Inſpiration, worin ſie durch die Triumphe über ihre Siege und die Lobeserhebungen ihrer Parthei beſtärkt worden war, trat nun Schrecken und Angſt vor der Beſtrafung, die man ihr zuerkannt hatte. Sie erklärte öffentlich, daß ſie bereit wäre, zu widerrufen; ſie erkannte die Nichtigkeit der Offenbarungen, welche die Kirche verworfen hatte, und verſprach, nie wieder dergleichen vorzugeben Nun wurde ihr Urtheil gemildert: ſie ſollte ihr ganzes Leben bei Waſſer und Brot gefangen ſitzen.

Jetzt war genug geſchehen, allen politiſchen Abſichten Genüge zu leiſten und ſowohl die Engländer als die Franzoſen zu überzeugen, daß die Meinung von einer göttlichen Einwirkung, welche dieſe ſo muthig, und jene ſo furchtſam gemacht hatte, gänzlich ohne Grund ſey. Aber Johanna's Feinde waren mit dieſer barbariſchen Rache noch nicht zufrieden. Da ſie vermuthen konnten, daß die weibliche Kleidung, welche ſie nunmehr zu tragen hatte verſprechen müſſen, ihr unangenehm wäre, ſo legten ſie abſichtlich einen Mannsanzug in ihr Zimmer, und warteten ab, was dieſe Verſuchung auf ſie wirken würde. Als ſie die Kleidung ſah, worin ſie ſich ſo vielen Ruhm erworben und die ſie einmal durch eine beſondre Beſtimmung des Himmels zu tragen geglaubt hatte, erwachten alle ihre vorigen Ideen und Leidenſchaften aufs neue, und ſie wagte es in ihrer Einſamkeit, ſich wieder in den verbotenen Anzug zu kleiden. Ihre hinterliſtigen Feinde überraſchten ſie in dieſer Lage; man erklärte ihr Vergehen für nichts geringeres als für einen Rückfall in die Ketzerei. Jetzt war kein Widerruf mehr hinlänglich, und man konnte ihr keine Verzeihung bewilligen. Sie wurde verurtheilt, auf dem Marktplatz in Rouen verbrannt zu werden; und dieſes ehrloſe Urtheil ließ man auch an ihr vollziehen. Eine ſo bewundernswürdige Heldin, welcher der edelmüthigere Aberglaube des Alterthums Altäre errichtet hätte, wurde, unter dem Vorwande, daß ſie ketzeriſch und eine Zauberin ſey, den Flammen übergeben, und litt dieſe ſchreckliche Strafe für die ausgezeichneten Dienſte, welche ſie ihrem Fürſten und ihrem Vaterlande geleiſtet hatte.

BAYERISCHE
STAATS-

Sammlung
romantiſcher Dichtungen
des Mittelalters.

Aus gedruckten und handſchriftlichen Quellen.

Herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Juniusiſchen Buchhandlung. 1804.

4°
Bibl.
[illegible]
[illegible].

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte

des

Zauberers Merlin.

Herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Leipzig,
in der Junkuſiſchen Buchhandlung. 1804.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Ritterſinn, Zauberey und Liebe bilden den Inhalt und den Geiſt jener ſchönen alten Romane, welche den gröſten deutſchen Dichtern der ſchwäbiſchen Zeit, und etwas ſpäter auch den Italiäniſchen den Stoff zu ihren herrlichen Ritterliedern gaben.

Die erfindungsreichſten und bedeutendſten unter dieſen alten Romanen ſind wohl überhaupt die, welche ſich auf die Tafelrunde und König Artus beziehen; und unter dieſen iſt wiederum nicht leicht einer wunderbarer und eigenthümlicher, als der vom Zauberer Merlin.

Die Geſchichte der Euryanthe iſt mit einigen Veränderungen auch vom Boccaz als Novelle, vom Shakſpeare aber in Cymbeline dramatiſch bearbeitet; hier erſcheint ſie noch als Rittergeſchichte in ihrer urſprünglichen Geſtalt, wie denn die meiſten der größern ernſthaften Novellen, und Liebesgeſchichten, die durch ſo manche ältere und neuere Erzähler und Dichter auf uns gekommen ſind, urſprünglich in den romantiſchen Sitten des Ritterthums erfunden und vorgetragen wurden.

1.

Geſchichte des Zauberers Merlin.

Erſtes Kapitel.

Der böſe Feind war ſehr ergrimmt und voller Zorn, als unſer Heiland Jeſus Chriſtus zur Hölle hinabgeſtiegen war, und daraus Adam und Eva erlöſte ſammt allen, die mit ihnen in der Hölle waren. Wer iſt dieſer Menſch, ſagten die Teufel voller Furcht und Schrecken, der die Pforten der Hölle zerbricht, und deſſen Macht wir nicht widerſtehen können? Hätten wir doch niemals geglaubt, daß ein Menſch vom Weibe geboren nicht uns angehören ſollte, und dieſer da zerſtört unſer Reich. Ey wie kommt es wohl, daß er geboren werden können, ohne daß wir ihn verſündigten, ſo wie es den andern Menſchen geſchieht? Da antwortete ein andrer und ſprach: er iſt ohne Fehl, ohne Verderb, niß und ohne Gebrechen geboren, und nicht aus des Mannes Samen, ſondern nach dem Willen Gottes durch ſeinen heiligen Geiſt in Jungfrauen Leibe. Darum wäre es wohl gut, wenn wir Mittel finden möchten, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach unſerm Ebenbilde geformt ſey, der nach unſerm Willen thäte, und alle geſchehene Dinge, und alles was geſchieht und geſprochen wird, wüßte ſo wie wir; ein ſolcher könnte uns von großem Nutzen und von großer Hülfe in unſern Thaten ſeyn. Denn wir müſſen darauf denken, wie wir wieder gewinnen mögen, was der Welterlöſer uns raubte. Da waren alle Teufel einſtimmig und rieſen: Ja laßt uns Mittel finden, wie einer von uns einen ſolchen Menſchen durch das Weib erzeugen möge. Da rief einer von ihnen: Ich habe Gewalt über ein Weib, ſo daß ſie mir gehorcht, und vieles thut was ich will; auch habe ich die Macht, die Geſtalt des Menſchen anzunehmen; dieß Weib nun, über welche ich Gewalt habe, ſoll mir ſicherſich Mittel verſchaffen, einen Menſchen mit einer Jungfrau zu erzeugen. Es ward alſo unter ihnen beſchloſſen, daß dieſer gehen ſollte das Werk auszuführen; aber ſie trugen ihm vorher noch auf, daß er ja ſorgen ſolle, daß der Menſch, den er erzeuge, ihnen ähnlich werde und nach ihrem Willen handle.

Der Rath des Satans ging wieder auseinander, nachdem ſie dieß Werk verabredet hatten; der Abgeſandte aber eilte, und verſäumte keine Zeit, um zu dem Weibe zu kommen, über welches er Gewalt hatte.

Es war dieß Weib die Frau eines ſehr reichen Mannes, der viel Güter beſaß, viel Vieh, und andere Schätze, von denen viel zu erzählen wäre; er hatte auch mit dieſer Frau drey Töchter und einen Sohn.

Satan fand das Weib ganz bereit, alles zu thun was er verlangte, denn wo Gott viel thut für den Menſchen, da vergißt der Böſe, der nur den Menſchen zu betrügen ſucht, ſicher ſeinen Antheil nicht. Er fragte alſo das Weib, ob es ein Mittel gäbe, ihren Mann zu betrügen, oder denſelben in des Satans Gewalt zu geben. Das Weib antwortete, das könnte nur geſchehen, wenn er ihn erzürnte und betrübte. Sie rieth ihm dazu, daß er hinginge und einen Theil ſeines Viehs umbrächte. Das that auch der Teufel ſogleich. Da die Hirten die Hälfte der Heerden erſchlagen ſahen, liefen ſie zu ihrem Herrn und ſagten es ihm an, worüber er ſehr erſchrack. Als der Böſe merkte, daß er ſchon um die Hälfte ſeiner Heerden ſo erſchrack, ging er in den Stall und tödtete zehn der beſten Pferde in einer Nacht. Als der reiche Mann das erfuhr, fehlte wenig, daß er nicht raſend ward, er ſchrie und tobte, und rief: da der Teufel ſchon ſo viel geholt habe, gäbe er ihm das übrige alles dazu. Als Satan dieß hörte, war er ſehr erfreut und nahm auch alles übrige hin. Der Mann, der auf einmal ſich aller Schätze beraubt ſah, betrübte ſich ſo darüber, daß er ganz ſchwermüthig ward, ſich ganz von allen den Seinigen entfernt hielt, ſich nicht um ſie kümmerte und ſie nicht um ſich leiden mochte, ſondern beſtändig einſam lebte.

Der Teufel, der ihn ſo die Menſchen haſſen ſah und wie er alle Geſellſchaft floh, war nun gewiß, alle Gewalt über ihn zu haben, und in ſeinem Hauſe ſchalten und walten zu können. Er ging auch ſogleich hin und erwürgte des guten Mannes einzigen ſchönen Sohn. Darüber wollte der Vater vor Herzleid und Betrübniß ganz vergehen. Der Teufel ging darauf zur Frau, die er ganz allein fand, und verſuchte ſie dergeſtalt mit der Vorſtellung ihres Unglücks, daß ſie einen Strick nahm und ſich daran aufhing. Bald darauf ſtarb der gute Mann, aus Gram über den ſchrecklichen Tod ſeiner Frau und ſeines Sohns.

Nachdem der Böſe dieß vollbracht hatte, überlegte er, wie er die Jungfrauen, die jungen Töchter des reichen Mannes in ſeine Gewalt bekommen möchte; um ſie zu betrügen, mußte er erſt ſich ihnen gefällig bezeigen. Er holte alſo einen ſchönen Jüngling, den er ſchon längſt in ſeiner Gewalt hatte, und brachte ihn zu den Jungfrauen. Der Jüngling brachte es ſo weit mit lieblichen Reden, mit Hin- und Wiedergehen, bis die eine der Jungfrauen ſich in ihn verliebte, worüber Satan ſehr vergnügt war, ſeinen Anſchlag ſo gelingen zu ſehen. Nun ruhte er auch nicht eher, ſie mußte dem Jüngling ganz zu eigen werden; dann ging er hin und entdeckte es der ganzen Welt, damit die Jungfrau zu Schanden werden mußte; denn damals war das Geſetz ſo, daß, wenn ein Mädchen, das kein öffentliches war, des Umgangs mit einem Manne überwieſen ward, ſo mußte es ſterben. Satan alſo durch ſeinen Verrath brachte es dahin, daß die Richter es erfuhren. Der Jüngling entfloh, und die Jungfrau ward vor Gericht geführt. Die Richter hatten großes Mitleiden mit ihr um ihres Vaters willen, der ein ſehr braver Mann geweſen war. Wunder! ſagten die Richter, wie konnte dem armen Mädchen ſolches Leid wiederfahren, es iſt ja noch gar nicht lange her, daß ihr Vater, der frömmſte Mann im Lande, ſtarb. Sie ward verurtheilt, und lebendig begraben, aber aus Achtung für ihre Anverwandte geſchah es in der Nacht, um das Aufſehen zu vermeiden.

So geht es denjenigen, die ſich dem Satan einmal ergeben.

Zweytes Kapitel.

Es lebte nicht weit von dem Ort, wo die Jungfrauen wohnten, ein Einſiedler, der einen überaus frommen Wandel führte und ſehr verſtändig war. Als dieſer nun die wunderbare Begebenheit erfuhr, daß die eine der Jungfrauen lebendig begraben worden ſey, ging er hin zu den beyden andern Schweſtern, um ihnen mit ſeinem Rathe beyzuſtehen. Zuerſt fragte er ſie, auf welche Weiſe ſie Vater, Mutter und alle Güter verloren hätten. Das Schickſal, ſagten ſie, hat es ſo gewollt; wir werden von Gott gehaßt, und er hat uns zu ſolcher Betrübniß beſtimmt.

Gott haßt keinen Menſchen, ſagte der fromme Einſiedler, vielmehr geht ihm alles, was ihr Böſes thut, ſehr nahe; durch die Einwirkung des Teufels iſt eure Schweſter zu ſolcher Schande verführt worden. Da ihr aber nichts davon wißt, und bis jetzt noch befreyt davon ſeyd, ſo hütet euch ferner nur vor der ſchlechten Geſellſchaft und böſen Eingebungen. Der fromme Mann gab ihnen darauf noch viele vortrefliche Lehren. Er unterrichtete ſie im Glauben, lehrte ſie die göttlichen Gebote und die Tugenden des Heilands. Der älteſten Tochter gefielen dieſe Lehren wohl, und ſie nahm ſie ſehr zu Herzen, gab ſich auch große Mühe, alles zu erlernen, und alles das jeden Tag zu thun, was der fromme Einſiedler ihr zu thun gebot. Wirſt du, ſagte er darauf zu ihr, meinem Rathe immer ſo folgen, meine Tochter, und pünktlich ſo thun, wie ich es dir heiße, ſo wirſt du zu vielen Ehren und großem Gute kommen; alſo folge meinem Rathe. Komme immer zu mir, ſo oft du über etwas in Zweifel biſt, oder in Verſuchung geräthſt, damit ich dich wieder auf den rechten Weg führe, mit Hülfe Gottes. Laß dich nur von nichts beſtürzt machen', ſondern vertraue auf Gott. Nachdem der fromme Mann die beyden Jungfrauen ſo geſtärkt und unterrichtet hatte, ging er wieder in ſeine Einſiedeley, ſagte ihnen aber vorher noch einmal, daß ſie zu ihm kommen und ihn um Rath fragen ſollten, ſo oft ihnen etwas begegnen würde.

Dem Satan war der Zuſpruch des frommen Mannes nicht lieb, er fürchtete ſehr die beyden Jungfrauen zu verlieren; ſah auch ein, daß er ſie nie würde betrügen können, außer mit Hülfe eines andern von ihm beſeſſenen Weibes. Er kannte eine, die ſchon oft ſeinen Willen gethan, und deren er ganz mächtig war. Dieſe ſchickte er zu den Jungfrauen; ſie wandte ſich ſogleich an die Jüngſte, denn mit der Aelteſten zu reden, wagte ſie nicht, weil ſie zu fromm war, und ſich demüthig und beſcheiden betrug, daß es ein Wunder war. Das Weib nahm alſo die Jüngſte auf die Seite, und fragte ſie, wie ſie lebte, und wie ſie ſich mit ihrer Schweſter ſtände? Meine Schweſter, antwortete das junge Mädchen, iſt über die vielen Begebenheiten, die wir in ſo kurzer Zeit hintereinander erlebt haben, ſo nachdenklich geworden, daß ſie Eſſen und Trinken vergißt, und weder mir noch andern ein freundliches Geſicht zeigt. Ein guter frommer Mann hat ihr Gemüth ganz zu Gott gewendet, ſie glaubt und thut nichts, als was dieſer Mann ihr ſagt.

Schade, ſagte nun das Weib darauf, daß ein ſo ſchönes Mädchen, als du biſt, unter einer ſolchen Vormundſchaft ſteht; denn niemals wirſt du dich bey deiner Schweſter deiner Schönheit erfreuen können. Ey mein ſüßes Töchterchen, fuhr ſie fort, wenn du wüßteſt, welche Freude und welches Wohlleben die andern Frauen genießen, du würdeſt alles, was du bey deiner Schweſter haſt, für nichts achten. Trocknes Brod in Geſellſchaft von Männern, iſt angenehmer, als alle Güter der Welt bey deiner Schweſter. Wie kannſt du es nur ſo allein aushalten; eine Frau, die keinen Mann kennt, und mit keinem umgeht, weiß doch nicht was Freude iſt. Ich ſage es dir, ſchönes Kind, du wirſt niemals die Liebe eines Mannes genießen, deine Schweſter wird ſie eher genießen als du, denn ſie iſt die älteſte, und wird heirathen, dann wird ſie ſich aber gar nicht mehr um dich bekümmern, und du wirſt die Freuden deines ſchönen Leibes nicht kennen lernen. — Dieſe Reden machten das junge Mädchen ganz nachdenklich.

Wie dürfte ich das wohl thun, fing ſie wieder an, man würde mich lebendig begraben, wie meine Schweſter. Deine Schweſter, ſagte das Weib, war eine Thörin, und hat es ſehr übel angefangen; wenn du mir folgen willſt, ſo ſollſt du alle Luſt deines Leibes genießen, und kein Menſch ſoll dir etwas anhaben können. Jetzt darf ich nicht länger mit euch reden, ſagte das junge Mädchen, meine Schweſter möchte es gewahr werden; entfernt euch jetzt, und kommt einen andern Tag wieder. Das Weib ging fort, und Satan freute ſich des guten Anfangs.

Als das Mädchen nun allein geblieben, überlegte ſie unaufhörlich die Reden des Weibes, und ſprach immer mit ſich ſelber davon; dadurch wuchs die Lüſternheit in ihr immer mehr, die der Teufel durch jene Reden in ihr entzündete; ſo daß als ſie des Abends ihre Kleider abgelegt hatte, betrachtete ſie ihren ſchönen Leib und freuete ſich deſſen; in Wahrheit, ſagte ſie, die kluge Frau hat Recht, ich wäre ohne den Genuß eines Mannes ganz verloren. Sie ließ auch bald darauf jenes Weib wieder zu ſich rufen, und fragte ſie, wie ſie es machen müßte, einen Mann zu lieben, und nicht verrathen und getödtet zu werden, wie ihre Schweſter? Du darfſt nur, ſagte jene, dich einem jeden öffentlich Preis geben. Zu dem Ende fliehe wie erzürnt hier aus dem Hauſe, und ſage, daß du es nicht länger mit deiner Schweſter zuſammen aushalten kannſt; nachher kannſt du thun, was dir gefällt, und niemand darf dich vor Gericht fordern, oder dich verurtheilen. Wenn du dann einſt des wilden Lebens müde biſt, ſo kannſt du immer noch einen Mann finden, der dich heirathet, um deiner vielen Reichthümer willen; ſo wirſt du alsdenn aller Freuden dieſer Welt froh.

Die Jungfrau folgte wirklich dem verderblichen Rathe des verfluchten Weibes, entfloh aus dem Hauſe ihrer Schweſter, und gab ſich öffentlich jedem Preis.

Drittes Kapitel.

So ſehr der böſe Feind ſich freute, dieſen Anſchlag gelungen zu ſehen, ſo ſehr entſetzte ſich die Schweſter des Mädchens über dieſe Begebenheit. Es fehlte wenig, ſo wäre ſie aus Betrübniß darüber wahnſinnig geworden; und ſogleich machte ſie ſich auf den Weg und lief zu dem Einſiedler. Als dieſer ſie ſo betrübt ankommen ſah, ging er ihr entgegen und ſagte: Mach ein Kreuz, meine Tochter, und empfiehl dich Gott; ich ſehe, du biſt ſehr niedergeſchlagen. Auch habe ich wohl Urſache dazu, ſagte jene, und erzählte ihm darauf, wie ihre Schweſter entflohen ſey, und ſich, wie man ihr geſagt, der Schande öffentlich Preis gegeben. Der fromme Mann war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, und ſagte: Noch iſt der böſe Feind um dich her und wird auch nicht ſo bald aufhören dich zu verfolgen, um dich in ſeine Schlingen zu fangen, wenn Gott dich nicht in ſeine beſondere Obhut nimmt. Ich bitte dich alſo, und befehle dir, daß du dich nicht dem Zorne und der Traurigkeit überläſſeſt, denn über niemand hat der Böſe mehr Macht, als über ſolche, die ſich dieſen Leidenſchaften hingeben. Komm zu mir, ſobald dir ein Hinderniß, oder etwas verderbliches in den Weg gelegt, oder etwas dir angemuthet wird, was dich verſündigt vor Gott dem Herrn, der gebenedeyten Jungfrau, und allen Heiligen des Paradieſes, zu welchen ich täglich bete, daß ſie dich bewahren und beſchützen mögen. Mache jeden Tag, ehe du etwas ißt oder trinkſt, das Zeichen des Kreuzes an dir; laß ſtets da, wo du ſchläfſt, ein Licht brennen, denn der Böſe ſcheut das Licht.

Nach dieſen Lehren des frommen Mannes ging die Jungfrau wieder nach Hauſe. Viele Leute aus der Stadt beſuchten ſie, und riethen ihr, ſich zu verheirathen, damit ſie nicht ſo allein, und in Traurigkeit verſenkt bliebe; ſie antwortete ihnen aber jedesmal: Gott wird mir gewiß nichts anders zuſchicken, als was mir gut iſt. Mehr als zwei Jahre lang blieb die Jungfrau in ihres Vaters Hauſe, und führte ein ſehr gottesfürchtiges frommes Leben. Der Böſe, konnte durchaus keine Gewalt über ſie haben, weder in Gedanken noch in Werken; er ſuchte beſtändig ſie zu erzürnen, damit ſie im Zorne die Befehle des frommen Mannes vergeſſen möchte. Zu dem Ende führte er eine Nacht ihre entlaufene Schweſter wieder zu ihr, damit ſie ſich über ſie erzürnen möchte; und gleich nach der Schweſter ſchickte er einen Haufen junger Burſche ins Haus, die ihr nachlieſen. Als die Jungfrau dieſe erblickte, erſchrak ſie ſehr, und ſagte zu ihrer Schweſter: ſo lange du eine ſolche Lebensart führſt, ſollteſt du doch nicht zu mir ins Haus kommen, denn du biſt Schuld, daß ich in übeln Ruf komme. Jene, als ſie hörte, daß ihre Schweſter ihr übeln Ruf Schuld gäbe, ward ergrimmt und erhitzt, und redete wie eine, die vom Teufel beſeſſen iſt, drohte ihrer Schweſter, und warf ihr vor, ſie liebe den frommen Einſiedler mit weltlicher Liebe, und ſie würde hingerichtet werden, wenn die Leute es wüßten. Die Jungfrau ward hoch erzürnt über dieſen Vorwurf, und befahl ihr, aus dem Hauſe zu gehen. Jene erwiederte aber, ſie hatte zu dem Hauſe ſo viel Recht, als ſie, und ſie wollte nicht hinaus gehen. Die Jungfrau wollte ſie bey den Schultern hinaus ſtoßen, als ſie auf ihren Befehl nicht gehen wollte, aber ſie und die jungen Burſche, die mit ihr waren, wehrten ſich und ſchlugen die arme erzürnte Jungfrau. Sie entfloh ihnen endlich, und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein; ſie warf ſich in ihren Kleidern aufs Bette, weinte ſehr, und vergaß in ihrer Betrübniß das Zeichen des Kreuzes über ſich zu machen, ſo wie ihr der fromme Mann befohlen hatte. Der Böſe wachte neben ihr, und als er ſah, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, ſagte er: nun iſt es Zeit, daß wir den Menſchen in ihr erſchaffen, denn ſie ſteht jetzt nicht in Gottes Obhut.

Darauf legte der Teufel ſich zu ihr, und ſie empfing, vergraben im feſten Schlafe. Gleich nachher erwachte ſie, und ihr erſter Gedanke war an den frommen Einſiedler; ſogleich machte ſie das Zeichen des Kreuzes über ſich. Heilige Jungfrau Maria, betete ſie, wie iſt mir geſchehen? Ich fühle mich entehrt! Selige Mutter Gottes, bitte deinen glorreichen Sohn für mich, daß er meine Seele vor Verdammniß bewahre, meinen Leib vor Qualen, und mich ſchütze gegen die Macht des Böſen. — Nachdem ſie ſo gebetet, ſtand ſie auf von ihrem Bette, und ſann herum auf alle ihre Bekannte und ſuchte zu errathen, welcher Menſch ihr ſolches wohl möchte gethan haben. Sie lief und unterſuchte ihre Thür, fand ſie aber dicht verſchloſſen, ſo wie ſie ſelbſt ſie verſchloſſen hatte, eh ſie ſich niederlegte; ſuchte auch allenthalben in ihrer Kammer herum, aber ohne etwas zu finden; da ward ſie es gewahr, daß ſie vom böſen Feind überliſtet und entehrt ſey; warf ſich ſogleich auf ihre Knie und betete lang und inbrünſtig zu Gott, daß er ſie in ſeinen Schutz nehmen und ſie vor Schande bewahren möge.

Als der Tag anbrach, führte der böſe Feind die Schweſter ſammt den jungen Leuten wieder zum Hauſe hinaus; da ſtand ſie auf vom Gebete, öffnete ihre Kammer und überließ ſich ganz ihrem übermäßigen Schmerz. Darauf ließ ſie durch ihren Diener zwei ehrbare Frauen holen, und von dieſen begleitet ging ſie ſogleich zu ihrem Einſiedler, um zu beichten. Und wie der fromme Mann ſie ſo voller Leid ſah, und ſie darum befragte, erzählte ſie ihm alles, was ihr in dieſer Nacht geſchehen war; geſtand auch ein, daß ſie im Zorne, und vor Schrecken, ſeinen Befehl vergeſſen habe, und wie ſie dann im Schlafe ſich entehrt gefühlt habe, ohne einen Mann zu kennen, von dem ſie dieß vermuthen könne, da ihre Thür feſt verſchloſſen war, und ſie niemand in der Kammer gefunden habe.

Der fromme Mann glaubte ihr erſt nicht und beſchuldigte ſie der Lüge; da ſie aber feſt auf allem beſtand und große Betrübniß zeigte, ſo legte er ihr eine ſtrenge Buße auf, weil ſie ſeinen Befehl vergeſſen hatte. Sie nahm ſie weinend an, und verſprach ſie lebenslänglich zu halten; nämlich er hatte ihr die Buße auferlegt, ſo lange ſie lebe, nur einmal im Tage zu eſſen. Nachdem ſie dieß gewiß zu halten verſprochen, ſegnete er ſie und betete über ſie, ſagte ihr auch, daß ſie jedesmal wieder zu ihm kommen möchte, wenn ſie ſeines Troſtes bedürfe. Sie ging nach Hauſe, und der böſe Geiſt fand ſich zu ſeinem Verdruß dennoch durch ihre Reinheit und Frömmigkeit getäuſcht, denn obgleich er ſie im Schlafe betrogen, konnte er ihre Seele dennoch nicht verderben, und hatte nicht im Geringſten Gewalt über ſie, worüber er ſehr erboßt war.

Viertes Kapitel.

Nach einiger Zeit aber wuchs das Kind im Leibe der Jungfrau, und ihre Schwangerſchaft ward ſichtbar vor den Augen aller Menſchen. Es kamen dann viele Leute zu ihr und fragten ſie, da ſie ihren Zuſtand nicht läugnen konnte, wer der Mann ſey. So gebe Gott mir Freude, antwortete ſie, ich weiß es nicht, von wem ich das Kind habe. Da verſpotteten ſie ſie, und ſagten mit Gelächter: alſo hetteſt du mit ſo vielen Männern zu ſchaffen, daß du den Vater deines Kindes nicht kennſt? Niemals, antwortete ſie, mag ich erlöſt werden, wenn ich jemals einen Mann gekannt, oder ein Mann meines Willens oder Wiſſens mit mir zu ſchaffen gehabt! — Da machten die anweſenden Frauen das Zeichen des Kreuzes. Dieß iſt nicht möglich, ſagten ſie, dieß geſchieht keiner Frau. Vielmehr denken wir, du liebſt den Mann, der dich verführte, mehr als dich ſelbſt, und willſt ihn nicht anklagen. Sehr Schade iſt es um dich; wenn die Richter es erfahren, ſo mußt du ſterben. Die Jungfrau wiederholte noch einmal, daß ſie von keinem Manne wiſſe. Die Weiber entfernten ſich, erklärten ſie für wahnſinnig, und meinten, die Reichthümer des Vaters müßten ein übel erworbenes Gut ſeyn, weil nun alles ſo verloren gehe, und es an den Kindern geſtraft werde. Die Jungfrau war ſehr erſchrocken, ging ſogleich wieder zu dem Einſiedler und erzählte ihm alles das, was die Leute zu ihr geſagt hatten. Da der fromme Mann ſie wirklich ſchwangern Leibes ſah, konnte er ſein Erſtaunen nicht verbergen, fragte ſie auch, ob ſeitdem dieß Wunderbare ſich nicht wieder ereignet, und ob ſie ihre Buße und ſeine übrigen Befehle ordentlich gehalten habe? Das erſte verneinte ſie, auf das letzte aber antwortete ſie mit Ja.

Der fromme Einſiedler, über dieſes Wunder ganz erſtaunt, ſchrieb Nacht und Stunde auf, wo ſie zuerſt ihm davon gebeichtet. Jetzt, ſagte er, werde ich es genau wiſſen, ob du mir Lügen ſagteſt oder nicht; denn ich vertraue auf Gott, und glaube, daß er dich, wofern du Wahrheit redeteſt, nicht wird wirklich ſterben laſſen: aber die Furcht vor dem Tode wirſt du doch ausſtehen müſſen. Denn ſie werden ſagen, daß die Strafe dir von Rechtswegen zukomme; aber eigentlich werden ſie dich um deines großen Reichthums willen gern umbringen wollen. Sobald du aber ins Gefängniß geſetzt wirſt, ſo laß es mich wiſſen, ich will dir, wo möglich, zu Hülfe kommen.

Die Jungfrau ward wirklich bald hernach vor die Richter gefordert, und alſobald ſanden ſie nach dem Einſiedler, der ſich auch ſogleich auf den Weg zu ihr machte. Als er aber ankam, ſtand ſie ſchon vor Gericht. Sobald die Richter den frommen Mann erblickten, erzählten ſie ihm die Begebenheit, und fragten ihn, ob er wohl glaube, daß ein Weib empfangen könne, ohne mit einem Mann Umgang zu pflegen. Ich weiß euch hierüber nichts zu ſagen, antwortete er, aber mein Rath iſt, daß ihr ſie nicht während ihrer Schwangerſchaft hinrichtet, denn es iſt weder recht noch billig, daß das Kind mit beſtraft werde, da es doch nicht geſündigt hat. Dieſen Worten beſchloſſen die Richter zu folgen, ſchickten ſie nach ſeinem fernern Rath in einen feſtverſchloßnen Thurm, und gaben ihr zwei Weiber, ihr in der Stunde der Geburt zu helfen, wenn es Zeit ſeyn würde; kein andrer Menſch durfte aber zu ihr gelaſſen werden. Er rieth ihnen ferner, die Mutter leben zu laſſen, bis das Kind reden könne; alsdenn, ſagte er, werdet ihr die Wahrheit erfahren, und ſie nach der Gerechtigkeit richten können. Die Richter thaten alles nach dem Rathe des frommen Einſiedlers, gaben ihr zwei Frauen mit in den Thurm, die geſchickteſten und verſtändigſten Hebammen und Wärterinnen zu der Zeit; oben im Thurm ward ein Fenſter gemacht, durch welches man ihnen alles, weſſen ſie benöthigt waren, reichen konnte.

Ehe die Jungfrau hineingeführt ward, ſagte ihr der Einſiedler: Meine Tochter, laß dein Kind taufen, wenn du niedergekommen ſeyn wirſt, und ſollten ſie dich hinrichten wollen, ſo ſende nach mir und laß mich rufen.

Als nun die Zeit der Geburt gekommen war, gebar ſie einen Sohn, der die Macht und den Willen des böſen Feindes, ſeines Erzeugers, haben ſollte; aber Satan hatte thöricht ſich betrogen, indem er die Jungfrau im Schlaf betrog, aber ihre Seele nicht verführte, die ganz des Herrn voll war, der Tod und Marter erlitten hatte, das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Auch war ſie gleich, nachdem ſie aufwachte, aufgeſtanden, hatte andächtig gebetet, und ſich der Dreyeinigkeit empfohlen: war dann, ſo ſchnell ſie konnte, zu dem frommen Manne gelaufen, hatte gebeichtet, Gott und die heilige Kirche angerufen, und Buße und Abſolution empfangen; ſeitdem auch Gottes und der Kirche Gebote auf das treulichſte befolgt. Daher kam es, daß der böſe Feind wieder verlor, was er erobert zu haben glaubte.

Das Kind der Jungfrau hatte die Aehnlichkeit mit ſeinem Erzeuger, dem Teufel, daß es alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit geſchah und geſprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter, und vermittelſt der Reinigung der Taufe und der Gnade Gottes, erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wiſſen; ſo daß das Kind ſich Gott, oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm blos den Körper, Gott aber hatte ihm die Seele und den Verſtand gegeben, und zwar dieſem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that.

Als er zur Welt kam, fürchteten ſich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart, und niemals hatten ſie ein ſolches Kind zur Welt kommen ſehen. Sie überreichten ihn der Mutter, die ein Kreuz machte, als ſie ihn anſichtig ward. Mein Sohn, du erſchreckſt mich, ſagte ſie. Auch wir, ſagten die Frauen, ſind ſo über ſeinen Anblick erſchrocken, daß wir ihn kaum halten können. Die Mutter befahl, daß man ihn zum Fenſter hinunter laſſe, damit er getauft würde. Wie ſoll er heißen? fragten die Frauen. Gebt ihm den Namen, den mein Vater hatte, antwortete ſie, er hieß Merlin. Es geſchah alſo; das Kind ward zum Fenſter hinunter gelaſſen, das Volk nahm ihn, ließ ihn taufen, und gab ihm auf Verlangen der Frauen, im Namen der Mutter, den Namen Merlin, wie ſein Großvater hieß. Darauf ward er wieder zu ſeiner Mutter gebracht, denn keine andre Frau würde es gewagt haben ihn an die Bruſt zu legen und ſäugen zu laſſen, ſo ſehr fürchteten ſich alle vor ihm.

Bis er achtzehn Monate alt war, blieben die Frauen geduldig um die Mutter, und leiſteten ihr Geſellſchaft, mußten ſich aber immer mehr über das Kind wundern, das ſchon in einem Alter von zwölf Monden ſo groß und ſtark war, als wäre er mehr als zwey Jahre alt. Da er aber achtzehn Monate alt war, ſagten ſie zur Mutter: Frau wir wünſchten nun wohl von hier weg und zu unſern Freunden und Verwandten zurück zu gehen, die uns ſo lange nicht geſehen haben; uns dünkt, wir hätten nun ſchon lange genug bey Euch zugebracht. Die arme Frau fing bitterlich an zu weinen, o ſagte ſie, wenn ihr von mir weggeht, ſo wird man mich hinrichten! Sie bat die Frauen mit vielen Thränen und Wehklagen, ſie doch jetzt noch nicht zu verlaſſen, und die Frauen traten weinend und die Arme bedauernd in ein Fenſter. Ach mein Sohn, ſagte die Mutter, indem ſie ihr Kind auf dem Schoos betrachtete, ach mein Sohn, um dich muß ich ſterben, und habe doch nicht den Tod verdient; niemand als ich weiß die Wahrheit, aber niemand will mir glauben! — Und als ſie ſo über das Kind weinte und wehklagte, und unſern Heiland anrief, daß er ſie ſtärken möchte, ſah das Kind auf einmal ſie lächelnd an, und ſprach zu ihr: Fürchte dich nicht Mutter, du ſollſt um meinetwillen nicht ſterben. Die Mutter erſchrack ſo heftig als ſie ihn reden hörte, daß ſie ohnmächtig zurückſank, und das Kind fallen ließ, das heftig ſchrie, als es zur Erde fiel. Die beyden Frauen liefen eilends herzu, und meinten, ſie wolle aus Verzweiflung ihr Kind tödten. Warum ſchreit das Kind? fragten ſie, haſt du es tödten wollen? warum liegt es an der Erde? — Ich dachte nicht daran, ihm ein Leides zu thun, ſagte die Mutter, als ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, aber ich habe ihn fallen laſſen, denn Herz und Aerme entſanken mir vor Schrecken über das, was er zu mir geſprochen. — Und was, fragten jene, hat er Euch geſagt, darüber ihr ſo erſchrocken ſeyd? — Daß ich um ſeinetwillen nicht ſterben würde! — Hat er dieß wirklich geſagt, ſo wird er wohl noch mehreres ſprechen, erwiederten die Frauen; nahmen ihn auf den Arm, küßten und herzten ihn, und ſprachen freundlich zu ihm, um zu ſehen, ob er ihnen etwas antworten würde. Aber er blieb ganz ſtill, und redete nicht ein Wort. Drauf nahm die Mutter, die nur wünſchte, daß er in Gegenwart der Frauen reden möchte, ihn auf den Arm und ſagte: droht mir einmal, ſagt, ich würde um ſeinetwillen verbrannt werden. — Ihr ſeyd doch ſehr bejammernswerth, ſagten ſie, daß Ihr um des Kindes Allen müßt verbrannt werden, wäret Ihr doch lieber niemals geboren! Ihr lügt, ſagte das Kind hierauf, die Mutter befahl Euch ſo zu ſprechen. — Die Frauen erſchracken heftig, als ſie ihn ſo reden hörten; dieß iſt nicht ein gewöhnliches Kind, ſagten ſie, es iſt ein böſer Geiſt, er weiß alles, was wir geſprochen haben. Drauf fragten ſie ihn vielerley und machten viele Worte. Laßt mich ruhig, ſagte das Kind, Ihr ſeyd thörichte Weiber und größere Sünderinnen als meine Mutter. — Dieß Wunder darf nicht verborgen bleiben, ſagten die Frauen, die Richter müſſen es erfahren, und die ganze Welt; gingen darauf an das Fenſter, riefen die Leute unten am Thurme zuſammen und erzählten ihnen alles, was das Kind geſprochen hatte. Die Leute liefen zu den Richtern, und verkündigten ihnen das Wunder und die ſeltſamen Dinge, die das Kind geredet, da es doch überhaupt noch nicht in dem Alter war, wo gewöhnlich die Kinder zu reden anfangen. Es iſt Zeit, ſagten die Richter, als ſie es voll Erſtaunen hörten, daß wir dieſe Frau hinrichten laſſen; ließen auch allgemein bekannt machen, daß nach vierzig Tagen Gericht über dieſe Frau würde gehalten werden.

Als ſie dieß erfuhr, fürchtete ſie ſich ſehr, und ließ es ſogleich dem frommen Mann wiſſen, wie der Tag ihrer Hinrichtung ſchon feſtgeſetzt ſey. Als nun unter Klagen und Leiden der neun und dreyßigſte Tag anbrach, als der Tag vor dem ihres Todes, da weinte die unglückliche Frau ſehr, und war im Herzen betrübt; das Kind aber ſah ſeine Mutter an, war fröhlich und lachte. — Kind, Kind, ſagten die Frauen, du denkſt wenig an die Leiden deiner armen Mutter, die morgen um deinetwillen verbrannt werden ſoll; verflucht ſey die Stunde, in welcher du geboren wurdeſt, denn du biſt ſchuld und die Urſache ihrer Leiden. Da lief das Kind zu ſeiner Mutter hin und ſprach: Höre mich theure Mutter; ich verſpreche dir, daß ſo lange ich lebe, ſoll kein Menſch ſo kühn ſeyn dürfen, noch irgend ein Gericht ſo mächtig, daß ſie dich zum Tode verurtheilen laſſen;

in Gottes, des Welterlöſers, Hand allein ſteht dein Leben. Die Mutter und die beyden Weiber freuten ſich dieſer Worte, und hatten große Hoffnung zu der Weisheit des Kindes, das ſchon jetzt ſeine Mutter tröſtete.

Fünftes Kapitel.

Als nun der Tag anbrach, an welchem ſie hingerichtet werden ſollte, begaben die Richter ſich an den Thurm und ließen die Mutter mit den beyden Weibern zu ſich herab kommen. Die Mutter trug das Kind auf ihrem Arm. In dieſem Augenblick eilte der fromme Einſiedler herzu. Als die Richter ihn gewahr wurden, ſagten ſie der Jungfrau, ſie ſolle ſich zum Tode bereiten, denn ſie müſſe ſterben. Erlaubt, ſagte ſie, daß ich mit dieſem frommen Mann in Geheim ſpreche. Die Richter erlaubten es ihr, und ſie ging mit ihm in ein beſonderes

Zimmer, das Kind aber ließ ſie draußen bey den Richtern. Sie verſuchten allerley um ihn zu bewegen, daß er ſprechen ſolle, aber er kümmerte ſich nicht um ſie, und ſprach kein Wort.

Als nun die Mutter dem frommen Einſiedler gebeichtet und unter heißen Thränen mit ihm gebetet hatte, ging er wieder hinaus zu den Richtern, ſie aber zog ihre Kleider aus, und hüllte ſich bloß in einen Mantel, weil ſie glaubte zum Tode geführt zu werden. Darauf ging ſie wieder hinaus; als ſie die Thüre öffnete, lief das Kind auf ſie zu, ſie nahm es auf den Arm, und trat zu den Richtern. Gute Frau, ſagten die Richter, jetzt geſteht, wer Vater zu Eurem Kinde iſt, und gedenkt nicht länger zu längnen, oder uns etwas verbergen zu wollen. Darauf antwortete ſie: Geſtrenge Herren, ich weiß es ſehr wohl, daß ich ſchon jetzt zur Todesſtrafe verurtheilt bin, und ſo möge Gott ſich meiner nicht erbarmen, noch mir Gnade erzeigen, wenn es nicht die Wahrheit iſt, daß ich niemals einen Mann erkannt habe, und auch von keinem Mann auf Erden weiß, noch in irgend einer Gemeinſchaft mit irgend einem gelebt habe. Ihr ſeyd zum Tode verdammt, rieſen hierauf die Richter, denn nach dem Zeugniß aller andern Frauen iſt es unmöglich wie Ihr ſagt, und es iſt weder Sinn noch Wahrheit in Eurer Ausſage. Da ſprang das Kind Merlin ſeiner erſchrockenen Mutter vom Arm, und ſagte: Fürchte dich nicht Mutter, du ſollſt nicht ſterben ſo lange ich lebe. Dann wandte er ſich zum oberſten Richter: Du haſt ſie verurtheilt lebendig verbrannt zu werden, aber dafür werde ich ſie wohl behüten, denn keinetwegen hat ſie ſolches verdient.

Geſchähe allen den hier gegenwärtigen Männern und Frauen Recht, die heimlich ſündigten, und mit andern als mit ihren Eheherren, und ihren Ehefrauen lebten, ſo würden ſie von beyden Theilen verbrannt werden müſſen. Ich weiß ihre heimliche Thaten, ſo gut als ſie ſie ſelber wiſſen; wollte ich ſie nennen, ſo müßten ſie ſich hier in Eurer Gegenwart alles deſſen ſchuldig bekennen, weſſen ihr meine Mutter beſchuldigt, die in Wahrheit niemals ſchuldig war. Dieſer fromme Mann hier iſt auch ſo davon überzeugt, daß er vor Gott ihre Schuld auf ſich lud. Ja, ſagte der Einſiedler, es iſt wahr, ſie hat mir gebeichtet, und ich habe ſie ihrer Sünde ledig geſprochen. Sie ſelber hat Euch auch geſtanden, wie ſie im Schlafe und ohne Schuld betrogen worden. Da aber vorher noch nie ein ſolches Wunder iſt gehört worden, ſo wird auch mir ſolches zu glauben ſehr ſchwer. Ihr habt, ſagte das Kind zum Einſiedler, die Stunde und den Tag aufgeſchrieben, an welchem ſie zu Euch kam und Euch ihren Fall beichtete, jetzt dürft ihr nur nachſehen, ob es mit dem, was ſie jetzt ſpricht, übereintrift. Du ſprichſt die Wahrheit, antwortete der Einſiedler, du weißt auch wahrlich mehr als wir andern alle. Hierauf ſagten die beyden Weiber, die mit ihr im Thurme geſeſſen hatten, die Stunde und den Tag aus, nach welcher ſie, wie ſie vorgegeben, betrogen worden, und dieſe ſtimmte genau mit der zuſammen, welche der Einſiedler aufgeſchrieben hatte. Dieß alles ſpricht ſie nicht los, ſagte der Richter, ſie muß durchaus den Vater des Kindes nennen, damit wir ihn beſtrafen können.

Da rief das Kind Merlin ganz erzürnt und heftig: Herr, ich kenne meinen Vater beſſer, als Ihr den Eurigen; Ihr wißt nicht, wer Euer Vater iſt, aber Eure Mutter weiß genauer wer Euch gezeugt hat, als meine Mutter weiß, wer mich erzeugte. Da rief der Richter ergrimmt: weißt du etwas über meine Mutter zu ſagen, ſo ſprich! Ja, antwortete das Kind, wenn Ihr über Eure Mutter eben ſo wollt Gericht halten, denn ſie hat viel eher den Tod verdient, als meine Mutter! Wenn ich Euch etwas über Eure Mutter ſagen werde, das ſie eingeſtehen wird, werdet Ihr alsdenn meine Mutter losſprechen? denn ich ſage Euch noch einmal, ſie iſt unſchuldig und hat den Tod nicht verdient; ſie kennt wirklich den, der mich erzeugt hat, nicht. Der Richter, voll Zorn, ſeine Mutter vor allem Volke ſo geſchmäht zu ſehen, ſagte: Kannſt du das thun, weſſen du dich berühmſt, ſo ſoll deine Mutter frey ſeyn; aber wiſſe, wenn du etwas ſagſt über meine

Mutter, das nicht die Wahrheit iſt, und ſie es nicht bezeugt, ſo wirſt du ſammt deiner Mutter verbrannt. So ſende hin, und laß deine Mutter herholen, ſagte Merlin.

Der Richter ſandte hin; Mutter und Kind wurden wieder ins Gefängniß geführt und genau bewacht; nach fünf Tagen ſollten ſie wieder vor Gericht erſcheinen; der Richter ſelber war unter den Wächtern. Oft wurde nun während dieſer Zeit das Kind von ſeiner Mutter ſowohl als von andern ausgefragt, und verſucht, ihn zum ſprechen zu bringen, aber es war umſonſt, es redete nicht ein einziges Wort bis am fünften Tage, da die Mutter des Richters anlangte. Hier iſt nun meine Mutter, ſagte er zum Knaben Merlin, von welcher du ſo vieles ſagteſt, jetzt komm her und ſprich; ſie wird dir auf alles, was du willſt, antworten. Sogleich antwortete Merlin und ſagte: Es iſt nicht vernünftig von Euch, daß Ihr nicht zuerſt mit Eurer Mutter in Geheim redet, und ſie ſelber befragt, geht und ſchließt Euch erſt mit ihr ein, mit Euren vertrauteſten Räthen; ſo wie auch ich die Räthe meiner Mutter befragen will, dieſe ſind keine andern als der allwiſſende Gott und der fromme Einſiedler. Alle Anweſende erſchracken, als ſie das Kind mit ſo vieler Weisheit reden hörten, und der Richter ſah wohl ein, daß er recht geredet hatte. Darauf frug das Kind noch einmal die Richter und alle Anweſende: wenn ich meine Mutter dieſesmal von der gedrohten Strafe und Schande errette, wird ſie dann auch auf immer frey ſeyn, und keiner ihr weiter etwas anhaben? Sie ſoll frey ausgehen, antworteten alle, und in Ruhe bleiben. Darauf entfernte ſich der Richter mit ſeiner Mutter, die Räthe und Anverwandte folgten ihm, und ſie blieben die ganze Nacht hindurch in ein beſondres Zimmer eingeſchloſſen. Den andern Morgen ließ der Richter den Merlin ins Geheim zu ſich kommen: was wollt Ihr von mir? fragte Merlin. Höre, ſagte der Richter, wenn du eingeſtehen willſt, daß du nichts von meiner Mutter zu ſagen weißt, ſo ſoll deine Mutter frey ſeyn; doch mir ins Geheim mußt du alles erzählen was du weißt. Hat deine Mutter nichts verbrochen, ſagte Merlin, ſo werde ich nichts von ihr zu ſagen haben, denn ich will weder meine Mutter noch ſonſt jemand gegen Recht und Gerechtigkeit vertheidigen. Meine Mutter hat nie die Strafe verdient, die ihr zuerkannt worden iſt von Euch, ich will nichts, als daß ihr Recht geſchehe. Folgt mir, laßt ſie frey, und wir wollen niemals mehr von dieſer Sache, als einer ſehr verdrüßlichen und verwickelten Sache reden; es ſoll dann von Eurer Mutter gar nicht mehr die Rede ſeyn. So kommſt du nicht davon, ſagte der Richter, du mußt uns noch ganz andere Dinge entdecken, wenn du deine Mutter befreyen willſt; und wir ſind hier dazu verſammelt, ſie von dir zu vernehmen. Da antwortete das Kind und ſprach: Ich ſage Euch, meine Mutter weiß es nicht, wer mich erzeugte, doch weiß ich es, und kenne meinen Vater ſehr wohl; Ihr aber kennt nicht den, der Euch erzeugte, obgleich Eure Mutter ihn ſehr wohl kennt. Wenn ſie die Wahrheit reden wollte, ſo könnte ſie Euch ſagen, weſſen Sohn Ihr eigentlich ſeyd; meine Mutter aber kann Euch nicht ſagen, wer mich erzeugte, denn ſie weiß es nicht. Werthe Mutter, ſagte der Richter, indem er ſich zu ihr wandte, bin ich denn nicht der Sohn Eures Ehrenwerthen Gemahls und Herrn? O Gott, mein lieber Sohn! antwortete die Mutter, weſſen Sohn könnteſt du wohl ſeyn, als der meines theuren Eheherrn, der geſtorben iſt, Gott ſey ſeiner Seele gnädig. Hierauf ſagte Merlin, ich werde mich ſicher nur an die Wahrheit halten; wird Euer Sohn mich und meine Mutter losgeben, ſo ſage ich nicht ein Wort, will er aber nicht, ſo werde ich alles entdecken, ſowohl was vorhergegangen, als was nachher geſchehen. Ich will nun, rief der Richter, daß du alles ſageſt, was du über dieſe Sache weißt. Beſinne dich wohl, ſagte Merlin, was du thuſt, denn Dein Vater, den ich Dir nennen werde, lebt noch, und ſoll meine Ausſage ſelber bezeugen. Da die Räthe ihn ſo reden hörten, rieſen ſie Wunder, und machten ein Kreuz über ſich. Nun Dame, ſagte Merlin zur Mutter des Richters, bekennt eurem Sohn die Wahrheit, und ſagt ihm wer ſein Vater iſt, denn ich weiß wer er iſt, und wo er anzutreffen iſt. Du Satan, Teufel aus der Hölle, fing die Dame an, habe ich es dir nicht ſchon einmal geſagt? — Ey, erwiederte ihr Merlin, ihr wißt es gar wohl, daß er nicht der Sohn des Mannes iſt, den er bis jetzt für ſeinen Vater gehalten. — Nun, weſſen Sohn iſt er denn? frug die Dame ganz beſtürzt. — Er iſt eures Beichtvaters Sohn, und das wißt ihr ſelber recht ſehr wohl, denn ihr ſelber ſagtet ihm, nachdem er das erſtemal bey euch geweſen war, ihr fürchtetet ſchwanger von ihm zu ſeyn. Er ſagte darauf, es könnte nicht ſeyn, ſchrieb ſich aber den Tag und die Stunde auf, in welcher er euch beygewohnt hatte, damit ihr ihn nicht betrügen und mit andern zu thun haben könntet, denn damals war euer Herr und Gemahl unzufrieden mit euch, und ihr lebtet lange Zeit in Zwiſt mit ihm. Als ihr euch aber ſchwanger fühltet, eiltet ihr euch mit ihm zu verſöhnen, wozu der Beichtvater euch verhalf. Iſt es nicht ſo? Sagt nein, wenn ihr dürft, denn wenn ihr es nicht geſteht, ſo will ich es den Beichtvater ſelber geſtehen laſſen. — Der Richter gerieth in großen Zorn, als er Merlin ſo mit ſeiner Mutter reden hörte, und fragte ſie, ob es wahr ſey? Die Mutter war ganz erſchrocken, und ſagte, o Gott willſt du, mein lieber Sohn, dieſem Erbfeinde glauben? — Werdet ihr nicht ſo gleich die Wahrheit eingeſtehen, ſagte Merlin, ſo will ich noch andre Dinge ſagen, die euch auch bekannt ſind. Die Dame ſchwieg, und Merlin fing wieder an; nachdem ihr euch mit Hülfe des Beichtvaters mit eurem Eheherrn ausgeſöhnt hattet, ſo daß er mit euch wieder lebte, und euern Sohn, mit dem ihr ſchwanger waret, für den ſeinigen halten konnte, und auch wirklich dafür hielt, ſo wie alle die andern Perſonen, die euch kannten, habt ihr das Verſtändniß mit dem Beichtvater, und euer Leben mit ihm fortgeführt, und noch jetzt, noch täglich lebt ihr mit ihm in Vertraulichkeit. Den Morgen noch eh ihr hier her reiſtet, hat er euch umarmt, hat euch eine gute Strecke weit begleitet, und beym Abſchied ſagte er lachend; „Gnädige Frau thut ja alles, was euer Sohn von euch begehrt, und was er wünſcht.“ Denn er weiß wohl, daß er für ſeinen eignen Sohn redete.

Die Dame ängſtete ſich, und erſchrack ſehr, als das Kind dieß erzählte, denn ſie fürchtete ſich, nun ſtatt der andern verurtheilt zu werden. Da redete der Richter ſie an und ſagte: Geliebte Mutter, wer auch mein Vater ſeyn mag, ſo bleibe ich doch immer euer Sohn, und werde euch als meine Mutter behandeln. So erbarme dich meiner um Gotteswillen, mein lieber Sohn, rief die Dame, denn ich kann dir die Wahrheit nicht länger verbergen, dieß Kind weiß alles, und es hat die lautere Wahrheit erzählt. Ey, ſagte der Richter, er hat es mir wohl geſagt, daß er meinen Vater beſſer kenne als ich: ich kann alſo von Rechtswegen ſeine Mutter nicht verurtheilen, weil ich die meinige nicht beſtrafe. Ich bitte dich Merlin, fuhr er fort, im Namen Gottes, und um deiner, und deiner Mutter Ehre willen, nenne mir deinen Vater, damit ich deine Mutter vor dem Volke rechtfertigen kann. — Gerne will ich ihn dir entdecken, antwortete Merlin, viel lieber freywillig als gezwungen. So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Teufels, der meine Mutter durch Liſt hinterging, und ſie während ſie ſchlief bezwang, ſo daß ſie von ihm mit mir ſchwanger ward. Wiſſe auch, daß ich ſeine Macht beſitze, ſein Gedächtniß und ſeinen Geiſt, wodurch mir denn alle geſchehene Dinge, und alles was geſprochen ward, bekannt iſt, daher ich auch alles das weiß, was deine Mutter gethan. Weil aber meine Mutter gleich gebeichtet, mit Leib und Seele Buße gethan, und die Abſoluzion ihrer Sünden von dem frommen Einſiedler empfangen hatte, ſo hat Gott um meiner Mutter willen mir die Gabe verliehen, daß ich die Zukunft und die Gegenwart weiß, ſo daß ich mehr Macht, und höhere Gaben beſitze, als ſonſt die Menſchen von der Natur empfangen. Auch wirſt du über ein Kurzes von allem, was ich ſagte, überzeugt werden. — Wie das? fragte der Richter. Da nahm ihn Merlin bey Seite und ſagte ihm heimlich: Deine Mutter wird dem, der dich erzeugte, alles wieder erzählen was hier vorgegangen; drauf wird er aus Furcht vor dir entfliehen, und der böſe Geiſt, der noch immer viel Gewalt über ihn hat, wird ihn zu einem Fluß treiben, da wird er ſich hinein ſtürzen und ſich ertränken. Du wirſt alſo erfahren, ob ich nicht alles Zukünftige weiß. Wenn dieß wirklich geſchieht, ſagte der Richter, ſo ſollſt du und deine Mutter auf immer von aller Verantwortung frey ſeyn.

Hierauf kamen Merlin, der Richter, ſeine Mutter, und alle ſeine Räthe heraus zum Volke; und der Richter ſprach laut und vernehmlich, ſo daß ihn jeder verſtehen konnte: Hört mich, Ihr Männer und Mitbürger, ich hatte die Mutter des Knaben Merlin fälſchlich und ohne Recht verurtheilt; durch ſeine große Weisheit und Wiſſenſchaft aber hat er mir die wahren Begebenheiten ſeiner Mutter entdeckt, und ſie dadurch von der Todesſtrafe befreyt. Wegen der Weisheit, und der Schuldloſigkeit des Knaben alſo, habe ich ſeine Mutter freygeſprochen; auch befehle ich hiemit, daß man die Mutter ſowohl als ihren Knaben auf immer in Frieden laſſe und verbiete bei harter Strafe, einem jeden unter euch, ihnen etwas zu Leide zu thun oder ſie zur Verantwortung zu ziehen, denn meiner Einſicht nach wird man niemals einen weiſern Menſchen als dieſen ſehen. Das verſammelte Volk rief einſtimmig, Gott ſey Lob und Dank! Denn die Mutter war beliebt beym ganzen Volke, und ſie hatten ſie wegen ihres Unglücks ſehr beklagt.

Der Richter ſchickte hierauf ſeine Mutter wieder zurück und zwei Frauen zu ihrer Begleitung, denen er heimlich Befehl gegeben, auf alles genau Acht zu geben, und ihm wieder zu ſagen was bey ſeiner Mutter geſchehen würde. Sobald ſie bey ſich angelangt war, ließ ſie den Beichtvater holen, und erzählte ihm Wort für Wort, was ſich bey ihrem Sohn zugetragen, und alles was Merlin geſprochen hatte. Darüber entſetzte ſich der Beichtvater gewaltig, und konnte kein Wort hervorbringen. Er ging auch ſogleich, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, aus der Stadt hinaus, und gerade nach dem Fluß hin, denn er dachte, geblendet vom Satan und verzweifelnd, der Richter würde ihn gefangen nehmen und ſchimpflich hinrichten laſſen. Er zog es alſo vor, ſich ſelber den Tod zu geben, ſtürzte ſich in den Fluß und ertrank. Als der Richter dieß von den beyden Weibern erfuhr, war er erſtaunt, ging auch ſogleich zu Merlin, und ſagte ihm, er habe Wahr geſagt. Ich lüge niemals, erwiederte ihm Merlin, aber ich bitte dich, gehe zu dem frommen Einſiedler Meiſter Blaſius und theile ihm dieſe Nachricht mit. Der Richter that es ſogleich, worauf Merlin, ſeine Mutter, und ihr Beichtvater Meiſter Blaſius ſich in Frieden zurück begaben nach ihrer Behauſung.

Sechſtes Kapitel.

Meiſter Blaſius war ein frommer und ſehr gelehrter Mann, der Gott von ganzem Herzen diente. Er war ganz erſtaunt, das Kind Merlin ſo weiſſagen zu hören, und ſolchen übermenſchlichen Geiſt bei ihm wahrzunehmen. Er war im Herzen über dieſe Seltſamkeit bekümmert, und ſuchte auf allerhand Art den Merlin hierüber auszufragen, um die Urſache davon zu erforſchen. Meiſter Blaſius, fing Merlin endlich an, ich bitte dich, gib dir keine Mühe mich zu erforſchen, denn je mehr du mich wirſt reden hören, deſto mehr Urſach wirſt du finden zu erſtaunen; beruhige dich, glaube mir, und thue was ich dich heißen werde. Wie ſollt' ich dir glauben, erwiederte Blaſius; ſagteſt du nicht ſelbſt, du wärſt ein Kind des Teufels? Wenn ich dieß nun glaube, ſo wie ich es wirklich glaube, muß ich nicht alsdenn fürchten, daß du mich täuſcheſt und hintergeheſt? — Sieh, ſagte Merlin, es iſt die Macht der Gewohnheit aller böſen Gemüther, daß ſie eher das Böſe glauben und annehmen als das Gute. Der Böſe ſieht nichts als Böſes, ſo wie der Gute nur das Gute ſieht. — Er erklärte ihm darauf vollkommen das Geheimniß ſeiner Erzeugung, und wie der Teufel durch ſich ſelber betrogen worden, indem er ihn in dem Leibe einer Gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. Jetzt aber, fuhr er dann fort, höre mich und thue was ich dir ſagen werde. Verfertige ein Buch, darin du alle Dinge aufſchreiben ſollſt, die ich dir vorſagen werde. Allen Menſchen, welche künftig das Buch leſen werden, wird es eine große Wohlthat ſeyn, denn es wird ſie beſſern, und ſie vor Sünden bewahren. Sehr gern, ſagte Blaſius, will ich das Buch auf dein Wort, und nach deinem Worte verfertigen, ich beſchwöre dich aber zuerſt im Namen Gottes, der Dreyeinigkeit, und aller Heiligen, daß du mich nichts ſchreiben läßt, was dem Willen und den Geboten unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen iſt. Ich ſchwöre dir ſagte Merlin. Nun ſo bin ich bereit, erwiederte Blaſius, von ganzem Herzen und ganzer Seele zu ſchreiben, was du mir befiehlſt, ich habe auch Dinte und Pergament, und alles was zu einem ſolchen Werke nöthig iſt.

Nachdem er alles in völlige Bereitſchaft geſetzt, fing Merlin an ihm vorzuſagen; zuerſt die Freundſchaft von Chriſtus und Joſeph von Arimathia, wie auch von Alanum und de Petrus und von den andern Gefährten, ſo wie es ſich mit ihnen zugetragen, ſo wie auch das Ende des Joſeph, und aller andern. Nach allem dieſen, ſagte er ihm die Geſchichte, und die Urſache ſeiner wunderbaren Erzeugung vor, mit allen Umſtänden, ſo wie wir ſie hier vor uns haben.

Blaſius war immer mehr erſtaunt über alle die wunderbaren Dinge, die er von Merlin vernahm; die Worte, die er ſchreiben mußte, dünkten ihm alle gut und wundervoll, und er ſchrieb eifrig fort. Als ſie aber recht mit dem Werke beſchäftigt waren, ſagte Merlin eines Tages zu ihm: Meiſter es ſteht dir große Noth bey deinem Werke bevor, mir ſelber aber eine noch weit größere. Wie das? frägte Blaſius. Man wird mich, antwortete Merlin, nach dem Abendlande zu holen kommen; diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu holen geſandt werden, haben ihm mit einem Eyd zugeſagt, mich zu erſchlagen und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, ſo bald ſie mich geſehen, und mich reden gehört, keine Luſt haben mir Uebels zu thun; ich werde alsdenn mit ihnen gehen. Du aber begib dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heil. Graal beſitzen; ſey aber ſtets bemüht die Bücher weiter zu ſchreiben.

Dieſe Bücher werden immer und zu jeder Zeit gern von allen geleſen werden, aber man wird ihnen nicht glauben, weil du kein Apoſtel Chriſtus biſt; denn dieſe Apoſtel ſchrieben nichts auf, als was ſie mit eignen Augen ſahen, mit ihren Ohren hörten, du aber ſchreibſt blos das, was Ich dir ſage. Und eben ſo wie ich den Leuten jetzt verborgen und unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben ſo wohl werden es auch dieſe Bücher bleiben, nur wenige Menſchen werden ſie erkennen und dir Dank dafür wiſſen. Auch das Buch von Joſeph von Arimathia nimm mit dir, wenn ich werde fortgeführt ſeyn. Wenn du einſt dein Werk vollendet haben wirſt, ſo muß dieſes Buch von Joſeph mit dazu gehören; dieſe beyden Bücher zuſammen werden ein ſchönes und herrliches Werk ausmachen. Diejenigen, welche es künftig leſen und verſtehen, werden uns für unſre Mühe ſegnen. Alle Geſpräche und die eigentlichen Worte zwiſchen Chriſtus und Joſeph von Arimathja ſage ich dir nicht, dieſe gehören nicht hierher.

Siebentes Kapitel.

Zur ſelben Zeit regierte ein König, Namens Conſtanz. Wir erwähnen hier nichts von den Königen, die vor ihm regierten; wer aber ihre Anzahl und ihre Geſchichte zu wiſſen verlangt, der muß die Hiſtoria von Bretagna leſen, welche Brutus genannt wird; Meiſter Martin von Gloceſter hat ſie aus dem Lateiniſchen in die romantiſche Sprache übertragen. — König Conſtanz hatte drei Söhne, die hießen: Moines, Uter und Pondragon. Auch lebte in ſeinem Lande ein Mann, Namens Vortigern, ein ſehr tapfrer und mächtiger Ritter von großem Anſehen. Als König Conſtanz ſtarb, berathſchlagte das Volk ſich, wen es zum Nachfolger erwählen ſollte; der größte Theil des Volks, wie die meiſten Edlen, waren dafür, den Moines, älteſten Sohn des verſtorbenen Königs, zu erwählen, ungeachtet er nur noch ein Kind war;

ihm aber, und keinem andern gehörte das Reich von Rechtswegen; Vortigern, als der mächtigſte und verſtändigſte im Lande, war auch derſelben Meinung. Der junge Moines ward alſo zum Könige, und Vortigern einſtimmig zu ſeinem Seneſchall ernannt.

Damals war das Reich im Kriege mit den Heiden; ſie kamen von Rom und von andern Seiten her, verheerten das Land und bekriegten die Chriſten. Vortigern aber regierte das Reich nach eigner Willkühr, ohne ſich des jungen Königs anzunehmen, der noch zu unverſtändig und zu kindiſch war, um ſich ſelber rathen zu können. Nachdem Vortigern nun ſich erſt des ganzen Regiments bemächtigt, ſo daß niemand ihm entgegen ſeyn durfte und das ganze Reich nur von ihm abhing, ward er hochmüthig und geldgeizig, bekümmerte dabey ſich weder um den König noch um das Land, denn er wußte wohl, daß niemand, als er, etwas unternehmen oder ausführen konnte, zog ſich von allem zurück und lebte blos für ſich. Die Heiden verſammelten, als ſie dieſe Nachricht über den Seneſchall erhielten, ſogleich ein großes Heer und fielen damit in das Land der Chriſten.

König Moines ward ſehr beſtürzt, daß ſein Seneſchall ſowohl das Regiment als das Heer verlaſſen und ſich zurückgezogen hatte; begab ſich auch ſogleich in ſeiner Beſtürzung zu ihm hin und bat ihn flehentlich, doch das Heer wieder gegen den Feind anzuführen. Vortigern aber entſchuldigte ſich gegen den König mit ſeinem hohen Alter, das ihm nicht mehr erlaube, in den Krieg zu gehen, noch ſich der Regierungsgeſchäfte viel anzunehmen. Nehmt, ſprach er zum Könige, einen andern zu Euerm geheimen Rath; Euer Volk haßt mich, weil ich ſtets zu ſehr auf Euern Vortheil bedacht geweſen war; erwählt alſo einen unter ihnen und übergebt ihm mein Amt, denn ich will ſicher nichts mehr damit zu ſchaffen haben.

Die, welche mit dem Könige bey Vortigern waren, beſchloſſen, da ſie ihn ſo reden hörten, der König ſelber ſolle ſich an ihre Spitze ſtellen, und ſie wollten mit ihm gegen den Feind ziehen. Haſtig wurde alſo ein Heer zuſammengerafft, und ſie zogen ins Feld, König Moines an ihrer Spitze; er war aber viel zu jung und zu unerfahren in Kriegsſachen, auch war das Heer der Heiden viel ſtärker, als das ihrige, auch ihre Anführer ſehr tapfre und verſtändige Männer, daher kam es, daß das Heer des Königs Moines geſchlagen ward und floh; er ſelber entfloh mit ihnen.

Nun jammerte und klagte das Volk um ſeinen Seneſchall. Hätte Vortigern, riefen ſie, das Heer angeführet, nimmer hätte er die Schlacht verloren, nimmer hätten die Heiden ſo viel Chriſten erſchlagen! Auch murrten viele der Großen und Edlen des Reichs gegen den König; er hatte ſie durch unvorſichtiges Betragen und durch allerlei Zumuthungen, die nicht ganz ſchicklich waren, ſich zu Feinden gemacht.

Es entſtand alſo eine große Empörung unter dem Volke, und die vornehmſten und mächtigſten darunter gingen zum Vortigern, und riefen ihn zu Hülfe. Wir ſind ohne Oberhaupt, ſagten ſie, denn unſer König thut ſeine Pflicht nicht, wir bitten Euch, nehmt Euch um Gotteswillen unſrer an, ſeyd Ihr unſer König und unſer Herr; kein Mann auf Erden iſt weiſer und tapferer als Ihr, alſo gibt es auch keinen, der dieſes Amt beſſer als Ihr bekleiden könnte, und darum verlangen wir auch keinen andern als Euch.

Darauf antwortete Vortigern: So lange Euer rechtmäßiger König noch lebt, kann und werde ich niemals Euer König ſeyn. Ey, riefen die andern, wir wünſchten ihn lieber todt als lebendig zu ſehen. Nun, ſagte Vortigern, ſo bringt ihn um, denn ſo lange er am Leben iſt, kann ich nicht Euer König ſeyn. Bey dieſer Rede blieb er, was jene auch ſagen mochten. Sie gingen alſo wieder fort, berathſchlagten ſich aber, und hielten eine Verſammlung, zu welcher ſie ihre beſten Freunde und nächſten Verwandte zogen; hier beſchloſſen ſie, den König Moines wirklich ermorden zu laſſen, in der Hoffnung, daß, wenn Vortigern durch ihren Verrath würde König geworden ſeyn, er ihnen alsdann dieſen Dienſt wohl belohnen würde, und ſie durch ihn die eigentlichen Herrſcher des Landes ſeyn würden. Sie erwählten zwei der ſtärkſten und gewandtſten Männer unter ihnen; dieſe gingen hin und ermordeten den jungen König Moines auf eine ſchändliche verrätheriſche Weiſe, denn er war noch ein ſchwacher wehrloſer Knabe, und hatte keinen Menſchen um ſich, der ihn bewachte oder vertheidigte; keiner kümmerte ſich um ihn, und ſo ließen ſie ihn hülflos ermorden.

Nach vollbrachter That eilten die Mörder zu Vortigern, und erzählten ihm, was ſie gethan hätten, um ihn zum Könige zu erheben, und daß ſie den jungen König Moines erſchlagen haben. Vortigern, als er dieß vernahm, ſtellte ſich äußerſt erſchrocken und bis zum Tode betrübt: Ihr habt übel gethan, rief er, daß Ihr Euern Herrn, Euern geſalbten König erſchlagen habt; Ihr ſollt auch dafür beſtraft werden; erfährt das Volk Eure That, ſo müßt Ihr ſterben. Darum flieht, flieht, meidet dieß Land und das Reich, denn wenn ſie Euch fangen, ſo müßt Ihr alle ſterben! Warum mußtet Ihr hieher zu mir kommen, um mir eine ſolche Botſchaft zu bringen! Weh Euch! Geht, kommt nie wieder vor meine Augen! Die Mörder entfernten ſich ſchnell, und meinem Vortigern wäre im Ernſt ſehr betrübt und erzürnt wegen ihrer That.

Achtes Kapitel.

Vortigern wurde einſtimmig vom ganzen Volk und von allen Edlen zum König erwählt, mit Hintanſetzung der beyden jüngern Brüder des ermordeten Königs Moines. Dieſe beyden Knaben hatten jeder einen Hofmeiſter, weiſe Männer, welche beyde dem alten Könige Conſtanz, Vater des jungen Moines und ihrer beyden Zöglinge, lange Zeit hindurch treu gedient hatten; auch hatte der alte König ſie zum Lohn für ihre Treue zu Hofmeiſtern der beyden Prinzen ernannt. Dieſe beyden Herren nun waren erſtaunt darüber, daß die beyden Königsſöhne von der Krone ausgeſchloſſen wurden, und ſahen voraus, daß Vortigern gewiß nicht unterlaſſen würde, die Knaben zu erſchlagen, ſobald ſie in das Alter gekommen ſeyn würden, auf das Reich Anſpruch zu machen, welches von Rechtswegen ihnen zukäme. Sie entflohen alſo mit den beyden Prinzen und gingen nach Bourges in Berry; hier waren ſie ſicher, und hier erzogen ſie die beyden Knaben und gaben nie zu, daß ihnen irgend ein Leid geſchähe, ſo lange ſie lebten.

Sobald Vortigern zum Könige gekrönt und geſalbt worden, meldeten ſich die Mörder des Königs Meines bey ihm; Vortigern that aber, als kennte er ſie nicht und als hätte er ſie nie vorher geſehen, worüber jene ſich ſehr ärgerten, da ſie eine ganz andere Aufnahme vom König Vortigern erwartet hatten. Wie, Herr König, ſprachen ſie: Ihr erinnert Euch unſrer nicht mehr? Ihr wißt ja wohl, daß Ihr blos durch uns ſeyd König worden. Denkt doch daran, wenn es Euch beliebt, ob Ihr hättet König werden können, wenn wir nicht um Euretwillen den König Moines getödtet hätten? — Haltet dieſe Mörder feſt, rief der König laut aus, und führt ſie ins Gefängniß; da Ihr jetzt Eure Mordthat bekannt habt, ſo ſollt Ihr Euch auch ſelber Euer Urtheil ſprechen. Ihr habt Euern Herrn und König todtgeſchlagen, wer gab Euch ein Recht dazu, ſolches zu thun? Ihr könntet auch eben ſo gut mich umbringen, aber das ſollt Ihr nun wohl laſſen. Herr König, riefen dieſe Männer ganz erſtaunt und erſchreckt, den Vertigern ſo ſprechen zu hören: Herr König, wir thaten es ja aus Liebe zu Euch. — Ey, ſagte König Vertigern, ich werde Euch weiſen, wie man die Leute liebt.

Sie wurden alle Zwölfe darauf gefangen und geviertheilt, ſo daß jeder von vier Pferden in vier Theile zerriſſen ward, daß kein Glied ihres Leibes am andern blieb.

Dieſe Zwölfe hatten aber viele Anverwandte, und waren alle von großer Abkunft und Familie; dieſe Anverwandte verſammelten ſich, gingen zum Könige und machten ihm Vormüſſe wegen ſeiner grauſamen Undankbarkeit. Ihr habt, ſagten ſie, unſre Verwandte auf eine ſchimpfliche Weiſe hinrichten laſſen; wiſſet alſo, daß wir niemals Euch von ganzem Herzen dienen werden. Da ergrimmte Vortigern und ſagte: wenn Ihr noch viel redet, ſo ſoll es Euch eben ſo ergehen, wie Euern Vettern. Drohe ſo viel du willſt, König Vortigern, ſagten ſie voll Zorn, wir fürchten dich nicht; wiſſe nur, daß du niemals Friede und Ruhe mit uns wirſt haben, ſo lange du lebſt; allenthalben wollen wir dich bekriegen; im offnen Felde wie in Burgen und Schlöſſern, allenthalben ſollſt du Krieg finden: wir erkennen dich nicht als unſern König, denn du haſt das Reich unrechtmäßiger Weiſe, und gegen Gott und die heilige Kirche an dich geriſſen, du ſollſt auch deſſelben Todes ſterben, als du unſre Verwandte haſt ſterben laſſen, darauf darfſt du rechnen. — Nach dieſen Worten entfernten ſie ſich, ohne ſeine Antwort abzuwarten. König Vortigern ärgerte ſich ſehr darüber, aber er mußte den Schimpf ſo hinnehmen, ohne etwas dagegen thun zu können; er ſah wohl ein, daß es nicht Zeit war, etwas gegen ſie zu unternehmen.

Auf dieſe Weiſe entſtand ein großer Zwiſt zwiſchen den Baronen des Reichs und dem Könige. Die Partheyen verſammelten große Heere, und der Krieg ward ſehr lange im Lande fortgeſetzt, wobey ſowohl der König als ſeine Unterthanen großen Schaden litten; endlich aber ſiegte der König, und jagte die aufrühreriſchen Barone aus dem Lande. Als er nun die Oberhand behalten und von keinem etwas mehr zu fürchten hatte, ward er ſo übermüthig und verfuhr ſo übel mit ſeinem Volke, daß dieß endlich es nicht länger ertragen mochte und ſich gegen ihn auflehnte. Es entſtand ein allgemeiner Aufruhr gegen ihn, mehr als die Hälfte des Königreichs fiel von ihm ab und nahm ſeine Feſtungen ein. Hierauf ſchickte ihnen Vortigern Abgeſandte und ließ ihnen Friedensvorſchläge thun, womit die Aufrührer auch wohl zufrieden waren. Einer unter ihnen, Namens Hangius, ein tapfrer und mächtiger Ritter, der immer im Kriege gegen Vortigern ſich gehalten, ward vom Volke zum Abgeſandten an Vortigern erwählt. Hangius ward auch ſehr freundlich vom Könige aufgenommen, und der Friede auf Lebenslang feſt gemacht und beſiegelt. Hangius blieb lange Zeit in des Königs Dienſten, und beredete ihn endlich, daß er ſeine Tochter zum Weibe nahm; dadurch bekam er große Macht und Einfluß über ſeinen Schwiegerſohn den König und über das Reich, riß auch endlich nach und nach das ganze Regiment an ſich. Das Volk wollte aber nichts von ihm erdulden, weil er kein Chriſt war, ſondern ein Heide, und hatte ſchon lange darüber gemurret, daß ihr König keine Chriſtin, ſondern eine Heidin zur Gemahlin genommen hatte. Dieſe war es auch, die zuerſt das Wort Pöbel erfand, und das Volk ſo benennte, indem ſie ſagte: ich kann mich nicht des Pöbels annehmen gegen meinen Vater! — Das Volk war alſo mehr als je unzufrieden mit dem Könige Vortigern, denn ſeine Gemahlin hing immer der Lehre Mahomeds an, zog auch den König ſelbſt, und viele ſeiner Hofleute von der Religion Chriſti ab.

Neuntes Kapitel.

König Vortigern, als er bedachte, wie verhaßt er bey ſeinem Volke war, und wie über kurz oder lang einmal die beyden jüngern Söhne des Königs Conſtanz wieder kommen könnten, die ſich in der Fremde vor ihm verſteckt hielten, und wie er alsdenn ſicherlich ſeines Reichs und vielleicht ſeines Lebens würde beraubt werden, beſchloß zu ſeiner Sicherheit einen Thurm erbauen zu laſſen, wohin er ſich im Nothfall, wenn er überfallen würde, zurückziehen und ſich befeſtigen könnte.

Er ließ alſo die vortreflichſten Bauleute ſeines Reichs kommen, und gab ihnen genau an, wie der Thurm ſollte erbaut und befeſtigt werden; ließ ihnen auch Steine, Kalk, Sand und alle andre nöthige Dinge zum Bau zuführen. Sie fingen ihn auch alsbald mit großem Fleiße an; als ſie aber mit dem Fundament fertig waren, und etwa drey oder vier Fuß aus der Erde gebaut hatten, ſo fing das ganze Werk an zu beben und wanken, und fiel ſo heftig und mit einer ſo ſtarken Erſchütterung zuſammen, daß ſogar der Berg, auf welchem der Thurm angefangen war, einzuſtürzen drohte. Die Bauleute erſchraken und waren verwirrt; was iſt nun zu thun? fragte einer den andern. Sie kamen überein, daß man den Bau noch einmal anfangen müſſe, und zwar noch ſtärker als das erſte Mal.

Er fiel aber auch das zweyte Mal zuſammen, wie zuerſt, und ſo auch zum dritten Mal. Der König wollte ganz raſend und unſinnig über dieſe wunderbare Begebenheit werden; ſagte auch, er würde nie Ruhe oder Freude haben, bis er das Werk vollendet ſähe. Ließ daher in allen ſeinen Landen bekannt machen, daß die weiſeſten und verſtändigſten zu ihm kommen, und die Sache mit ihm überlegen ſollten. Da ſie nun bey ihm angekommen waren, zeigte ihnen der König den angefangenen Bau, und erzählte ihnen, wie er dreymal wieder zuſammen geſtürzt ſey, als er drey oder vier Fuß hoch heraus gebaut war. Die nun angelangten weiſen Männer erſtaunten höchlich ob dieſer Erzählung, noch mehr aber, als ſie hinaus gingen, und das Werk und die Stärke der Mauer ſahen. Herr König, ſagten ſie alsdenn, wir wollen uns über dieſe wunderbare Sache berathſchlagen, und alsdenn Euch unſre Meinung ſagen. Nachdem ſie eine geraume Zeit mit einander die Sache überlegt hatten, kamen ſie dahin überein, daß ſie es nicht wüßten, gingen auch wieder zum Könige, um ihm dieſe ihre Meinung zu ſagen. Wir wiſſen nicht, und verſtehen nichts davon, Herr König, ſagte der älteſte und verſtändigſte unter ihnen, warum Euer Thurm nicht ſtehen will; laßt aber die weiſeſten und gelehrteſten geiſtlichen Männer Eures Landes zuſammen berufen, und fragt ſie darum, dieſe werden ſicher Euch hinlänglichen Beſcheid darüber ertheilen, weil ſie gelehrt ſind und vieles wiſſen, wir aber haben nicht ſtudirt. Der König that alſo; ließ alle gelehrte Geiſtliche zuſammen berufen, und verſprach eine hohe Belohnung demjenigen, der ihm die Sache erklären würde. Die Geiſtlichen kamen aus dem ganzen Lande von allen Seiten her, riethen hin und her, wußten es ſo wenig zu ſagen, als die erſten Männer, riethen aber dem Könige, der durch dieſen Aufſchub immer hitziger und wilder ward, ſeine Sterndeuter zuſammen berufen zu laſſen, weil dieſe es ſicher wiſſen müßten, indem ſie jede Sache deutlich in den Sternen läſen. Es geſchah alſo nach ihrem Rath, und die berühmteſten Sterndeuter, ſieben an der Zahl, kamen zum Könige, und ließen ſich die Sache von ihm vortragen; er verſprach demjenigen unter ihnen, der die Urſache heraus bringen würde, große Ehre und hohe Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Die ſieben Aſtronomen ſtudirten jeder beſonders mit vielem Fleiß und großer Anſtrengung; ſie konnten aber nichts finden, was zu ihrer Abſicht gehörte. Es war freylich etwas beſonders ſeltſames in der Conſtellation zu ſehen, und jeder von ihnen fand es, aber dieſes Seltſame paßte nicht, und gehörte nicht in das, was ſie ſuchten, und ſie wußten es auf keine Weiſe damit zu verbinden. Als ſie nun zuſammen kamen, und ſich ihre Entdeckungen mittheilten, waren ſie nicht wenig erſchrocken darüber, daß ſie alle nur daſſelbe geſehen, und alſo über den eigentlichen Grund der Sache nichts heraus gebracht hatten. Dazu kam, daß der König ſie ſehr drängte, und eiligſt zu wiſſen verlangte, was ſie gefunden. Ey Herr König, antwortete ihm einer der Aſtrologen, wir können Euch eine ſo ſchwere Frage nicht ſo ſchnell löſen, als Ihr wohl denkt; wir brauchen noch neun Tage zu unſern Studien. Die ſollt Ihr haben, rief der ungeduldige Vortigern, aber hütet Euch, wo Ihr nicht am Ende dieſer neun Tage mir die wahre Urſache erklärt, und ausfindig gemacht habt!

Nun ſtudirten die Aſtrologen wieder in den Sternen; und als ſie wieder zuſammen kamen, und ſich einander fragten, was ſie wahrgenommen, ſprach keiner von ihnen etwas, ſondern ſie ſahen ſich an und ſchwiegen ſtill. Wollt Ihr, fing endlich der älteſte und verſtändigſte unter ihnen an, mir lieber jeder beſonders und heimlich Eure Meinung über die Sache ſagen, ſo will ich bey meiner Treue Euch nicht verrathen, und keiner ſoll von mir erfahren, was die andern mir offenbart. Dieß waren alle zufrieden, und jeder ſagte dem Aelteſten ins Geheim, was er wahrgenommen, und zu ſeinem Erſtaunen ſagten alle daſſelbe, nämlich: daß ſie über die Sache mit dem Thurme nichts gefunden; daß ſie aber eine andre wunderbare Sache geſehen, nämlich ein Kind, welches jetzt ſieben Jahr alt ſey, von einer Frau geboren, ohne einen irdiſchen Erzeuger. — Ihr habt Eins und daſſelbe geſehen und mir jeder das nämliche entdeckt, ſagte der Alte; jedoch Eins iſt, was Ihr mir alle verſchwiegt, und was Ihr doch eben ſo wohl geſehen, als ich, daß nämlich dieſes Kind vom Weibe geboren, aber ohne irdiſchen Vater erzeugt, Schuld an unſerm Untergang, und die Urſache unſers Todes ſeyn wird. Iſt es nicht ſo? — Es iſt wahrlich ſo, ſagten die andern erſtaunt und bekümmert. — Nun ſo hört mich, fing der Alte wieder an; wir würden in unſrer Kunſt wenig taugen, wenn wir nicht dem, was uns Leids gethan, abhelfen könnten. Laßt uns nur einig ſeyn, und uns nicht in unſern Reden widerſprechen, wenn wir vor den König kommen. Folgendes wollen wir aber einſtimmig dem Könige ſagen: Wiſſe, Herr König, daß Dein Thurm niemals feſt ſtehen wird, und nie kann zu Ende gebaut werden, wenn Du nicht den Grundſtein mit dem Blute eines Kindes netzeſt, das von einem Weibe geboren, aber von keinem Mann erzeugt worden. Es lebt auch in der That ein ſolches Kind, wenn Du, Herr König, es nur finden kannſt, und ſein Blut auf den Grundſtein des Thurmes vergießen läßt, ſo wird der Thurm feſt ſtehen und nie wieder fallen. Auch müſſen wir dem Könige verbieten, fuhr der Alte fort, daß er das Kind nicht ſelber zu ſehen verlangt, noch es ſprechen hört, ſondern diejenigen, die er ausſendet es zu ſuchen, ſo bald ſie es gefunden, müſſen es hinaus führen und auf dem Grundſtein tödten. Auf dieſe Weiſe werden wir uns des Kindes entledigen, von welchem wir in den Sternen geſehen, daß es an unſerm Tode ſchuld ſeyn wird. Auf ſolche Weiſe verabredeten ſich nun die Sterndeuter über jedes Wort, damit alle dieſelben Worte vor dem Könige ſprechen möchten.

Als ſie nun vor König Vortigern gerufen wurden, baten ſie ſich jeder beſonders Gehör bey ihm aus, was er ihnen auch ſogleich bewilligte. Iſt es möglich, rief er, nachdem er ſie alle vernommen, und ſie ihm alle daſſelbe geſagt; iſt es möglich, daß ein ſolches Wunder auf Erden lebe? ein Kind ohne Vater erzeugt? Wenn dieß ſich wirklich ſo verhält, ſo ſeyd Ihr in Wahrheit ſehr weiſe und gelehrte Männer. Wenn es ſich nicht ſo verhält, ſagten die Aſtrologen, ſo thue der König mit uns nach ſeinem Wohlgefallen, wir ſind in ſeiner Hand. Aber wie kann es möglich ſeyn? erwiederte Vortigern noch einmal. Niemals, antworteten jene wieder, haben wir vorher ſo etwas gehört, dieſes Kind aber iſt ohne Vater erzeugt, lebt, und iſt jetzt ſieben Jahr alt. Ich will es aufſuchen laſſen, ſagte der König wieder, aber bis es gefunden iſt, ſo bleibt Ihr in der genaueſten Verwahrung. Es geſchehe ſo, wie der Herr unſer König befiehlt, ſagten jene; doch hüte ſich der König, den Knaben zu ſehen, oder ſprechen zu hören, ſondern die Boten, die ihn ſuchen, müſſen ihn ſogleich tödten, wenn ſie ihn gefunden haben, und das Blut auf den Grundſtein des Thurms ausgießen. Hierauf wurden die Sterndeuter von dem Könige entlaſſen, und in einem feſten

Thurm wohl verwahrt, wo ihnen Speiſe und Trank gereicht ward, nebſt allem, was ſie ſonſt zum Leben bedurften. König Vortigern ſandte aber ſogleich zwölf Boten, denen befahl er an, auf der ganzen Erde nach einem Knaben zu ſuchen, der ſieben Jahr alt, und ohne Vater erzeugt von einem Weibe geboren ſey. Niemals ſollten ſie wieder zurückkommen, wenn ſie ihn nicht gefunden. Ließ ſie aber einen Eid ablegen, daß ſie ihn ſogleich erſchlagen würden, ſo bald ſie ihn hätten.

Die Boten vertheilten ſich je zwey und zwey, und ſuchten den Knaben Merlin nach der Vorſchrift des Königs Vortigern. Nicht weit von dem Orte, wo Merlin ſich aufhielt, begegneten ſich vier Boten, und beſchloſſen eine halbe Tagereiſe zuſammen zu machen. Sie waren noch nicht lange geritten, ſo ſahen ſie einen Haufen Knaben, die ſpielten, und den Ball ſchlugen. Merlin war unter dieſen Knaben, und wußte ſehr wohl, daß die Boten an dieſem Tage kommen würden, und auch, wen ſie ſuchten; daher als er ſie kommen ſah, nahm er den Schlägel, womit er ſeinen Ball ſchlug, und hieb damit einen andern Knaben ſo derb gegen das Bein, daß dieſer anfing zu ſchreien und zu weinen, und den Merlin ausſchimpfte. Du Hurenſohn, ſchrie er, haſt gar keinen Vater, deine Mutter hat dich ja ohne Vater geboren! Da die Boten dieß hörten, ſtanden ſie ſtille; hier iſt er, ſagten ſie, nun haben wir ihn endlich gefunden! Merlin ſtellte ſich zwiſchen die andern Knaben und lachte als er ſahe, wie die Boten den weinenden Knaben ausfrugen, er ſollte ihnen den zeigen, der ihn geſchlagen. Merlin trat lachend aus dem Haufen gegen die Boten; hier iſt der, den Ihr ſucht, ſagte er, deſſen Blut Ihr geſchworen habt dem Könige Vortigern zu überbringen. Wer hat dir das geſagt? riefen die Boten voll Erſtaunen aus. Ich will Euch auch wohl ſagen, fing Merlin wieder an, warum Ihr mich erſchlagen ſollt, und warum der Thurm nicht ſtehen bleiben will; wollt Ihr mir ſchwören mir kein Leides zu thun, ſo gehe ich mit Euch. — Dieß ſagte Merlin blos um ſie immer mehr in Erſtaunen zu ſetzen, er wußte es ſehr wohl vorher, daß ſie ihm nichts zu Leide thun, noch ihn umbringen würden. Dieß Kind ſpricht Wunderdinge, ſagten die Boten; wahrlich es wäre ſündlich ihn zu tödten, ich möchte lieber, riefen alle viere aus, meineidig werden, als ihm ein Leides anthun. Wir ſchwören dir, ſagten ſie zu Merlin, dich nicht zu tödten, noch dich tödten zu laſſen, gehe aber mit uns. Ich will wohl, antwortete Merlin, vorher aber kommt mit mir zu meiner Mutter, damit ich ſie um Urlaub zur Reiſe bitte, und ſie mich vorher ſegne, auch muß ich den frommen Mann, der bey ihr wohnt, noch ſprechen. Er führete alſo die Boten in das Kloſter, wo ſeine Mutter lebte, ließ ſie gut bewirthen, auch für ihre Pferde Sorge tragen; darauf führete er ſie hinein zu Meiſter Blaſius.

Meiſter, redete er ihn an, hier ſind die, von denen ich Euch ſagte, daß ſie kommen würden mich zu erſchlagen. Höre jetzt, was ich ihnen ſage, und ſchreibe es auf; darauf wandte er ſich zu den Boten; Ihr ſeyd einem Könige unterthan, deſſen Name iſt Vortigern. Dieſer König Vortigern will einen Thurm erbauen laſſen, und ſo ſagte er den Boten alles aufs Haar, wie es dabey herging, was der König geſagt, und was die weiſen Räthe und Sterndeuter; auch wie ſie viere nebſt noch acht andern wären geſchickt worden ihn aufzuſuchen, und ſein Blut dem Könige Vortigern zu bringen. Ich ſelbſt, fuhr er fort, wollte mich von Euch finden laſſen, darum ſchlug ich den Knaben gegen die Beine, daß er ſchreien mußte, und ſchimpfend mich Euch verrathen.

Hierauf entfernte Merlin ſich, und Meiſter Blaſius fragte die Boten; verhält alles ſich ſo, als der Knabe hier ſagte? In Wahrheit, antworteten ſie, es iſt alles genau ſo, wie er geſagt, oder unſre Seele komme nie zu Gott. Meiſter Blaſius kreuzigte ſich und ſprach: es wird ein ſehr weiſer Mann aus ihm, wenn er leben bleibt, und ſehr ſündlich wäre es, und gar Schade, wenn Ihr ihn umbringen wolltet. Lieber, erwiederten die Boten, wollten wir in Ewigkeit unſer eignes Leben miſſen, und dem [illegible] alle unſer Hab und Gut überlaſſen. Er ſelber, der Knabe, der ſo vieles weiß, wird auch, daß dieß Wahrheit iſt, ſicher wiſſen. Ihr habt Recht, antwortete Meiſter Blaſius, ich werde ihn in Eurer Gegenwart darum fragen. Da nun Merlin wieder zu ihnen kam, ſagte ihm Meiſter Blaſius, du haſt in allem wahr geſagt, jetzt aber antworte mir auf eine andre Frage: Haben dieſe Boten die Macht, und ſind ſie Willens dich zu tödten? — Sie haben wohl die Macht dazu, antwortete Merlin lachend, und waren es freylich Willens, jetzt aber haben ſie, Gott ſey Dank, die Luſt dazu verloren, und ich darf wohl mit ihnen ziehen. Schwört mir aber vorher, daß nicht allein Ihr mich nicht erſchlagen wollt, ſondern daß Ihr auch dafür ſorgt, daß niemand anders mir ein Leids zufügt, und daß Ihr mich wohlbehalten vor den König bringen wollt; hat dieſer mich nur erſt reden hören, ſo bin ich gewiß, daß er mein Blut nicht weiter verlangen wird.

Die Boten legten den Eid ab, den Merlin von ihnen gefordert. Darauf ſagte Meiſter

Blaſius: Ich ſehe nun wohl Merlin, daß du mich verlaſſen mußt; — ſage mir aber vorher, was aus dem angefangenen Buche werden ſoll? — So bald ich von hier weg bin, antwortete ihm Merlin, ſo mache dich auf, und gehe nach der Gegend und in das Land, welches Northumberland genannt wird. Dieſes Land iſt voller großen Wälder, ſo daß die Einwohner ſelbſt es nicht genau kennen, denn es gibt da Wälder, wo niemals ein Menſch hingekommen. Dort halte dich auf, ich werde dich ſchon zu finden wiſſen, und dir alles bringen, was zu Vollendung unſers Werks nothwendig iſt. Wiſſe, dieſes Werk wird dir viel Mühe und Arbeit verurſachen, ſey aber nur gutes Muthes und arbeite mit Geduld, du wirſt am Ende einen hohen Lohn davon tragen. Es wird dieſes Werk von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben, und der Lohn wird dem gleich ſeyn, den Joſeph von Arimathia erhielt, da er den heiligen Leib des Herrn vom Kreuze abnahm; du wirſt alsdenn mit dem guten Joſeph und ſeinen Begleitern in Geſellſchaft, und ein Zeuge ſeyn

ſeyn, nebſt deinen Nachkommen, der Güter, deren ſie für ihre gute Werke theilhaft wurden. Wiſſe auch, daß ich in dem Königreiche, wohin ich jetzt gehe, es dahin bringen werde, daß Männer und Frauen für einen Menſchen von Gottgeliebter Abkunft thätig ſeyn ſollen. Aber erſt bey dem vierten Könige wird dieß Statt finden. König Artus wird er heißen. Geh du nur dahin, wo ich dir ſagte, ich werde oft zu dir kommen und dir ſagen, was du ſchreiben ſollſt. Alle Lebensbeſchreibungen vom König Artus, und allen, die gleichzeitig mit ihm leben, werde ich dich ſchreiben laſſen, ſo wie alles, was zu ſeiner Zeit geſchieht; es wird ein wundervolles Werk werden, du aber wirſt alsdenn dieſelbe Gnade erlangen, welcher alle jene aus der Geſellſchaft des heiligen Graal theilhaft werden. Nach unſerm Tode wird dieß Buch gefunden werden, und es wird ein ewiges Denkmal ſeyn. — Meiſter Blaſius erfreute ſich der Reden des Knaben und ſagte: ich thue mit Freuden alles, was du mir befiehlſt. Darauf ging Merlin, in Begleitung der Boten, zu ſeiner Mutter, und beurlaubte ſich von ihr. Ich muß mich von Euch mit dieſen fremden Boten entfernen, ſagte er, es geſchieht im Dienſte des Herrn, daß ich mit ihnen gehe; auch Meiſter Blaſius muß zu dieſem Ende nach einem andern Lande ziehen. Sey Gott empfohlen mein Sohn, ſagte die Mutter, ich kann dir nicht den Urlaub vorenthalten, denn alles, was du beginnſt, iſt weiſe, und nach dem Willen Gottes. Könnte aber Meiſter Blaſius bey mir bleiben, das würde in meinem abgeſchiedenen, der Betrachtung geweihten Leben mir von großem Nutzen ſeyn. — Es kann dießmal nicht ſeyn, Mutter, erwiederte Merlin, nahm Abſchied von ihr, und machte ſich in Begleitung der Boten auf den Weg. Meiſter Blaſius aber ging, ſo wie ihm befohlen worden, nach dem Northumberlande.

Eilftes Kapitel.

Merlin kam mit ſeinen Begleitern durch eine Stadt, wo Markt gehalten wurde; als ſie jenſeits der Stadt waren, trafen ſie einen jungen Mann, der ſich auf dem Markt ein Paar neue Schuh und ein großes Stück Leder gekauft, weil er eine lange Wallfahrt zu thun gelobt hatte. Merlin lachte laut, als er an dieſem Manne vorbey war; die Boten fragten um die Urſache ſeines lauten Lachens. — Fragt den Mann, ſagte Merlin, was er mit dem Leder zu machen geſonnen ſey? Er wird euch ſagen, daß er ſeine neuen Schuhe damit flicken wolle, wenn ſie zerriſſen ſind, denn er hat eine große Reiſe vor; ehe er aber ſeine Schuhe nach Hauſe getragen, wird er todt ſeyn. Wir wollen ſehen, ſagten die Boten, ob du die Wahrheit geſprochen; zwey von uns werden dich begleiten, zwey ſollen den Mann anreden und mit ihm gehen. Sie thaten alſo, beſtimmten aber vorher einen Ort, wo ſie ſich wieder antreffen würden.

Als die zwey an den jungen Mann herangingen, fragten ſie ihn, was er mit dem Stück Leder machen wolle, und der Mann ſagte ihnen dieſelben Worte, die Merlin ihnen vorher geſagt, worüber ſie ſehr erſtaunten; als ſie aber noch ein Stück Weges mit ihm fortgegangen waren, ſo fiel der Mann vor ihnen hin und war todt. Die beyden waren verwundert und erſchrocken über dieſe Begebenheit, und machten ſich ſogleich auf den Weg, Merlin und die andern Gefährten aufzuſuchen. Indem ſie ritten, unterhielten ſie ſich von dem wundervollen Kinde und ſeiner Weisheit. In Wahrheit, ſagten ſie, diejenigen, die ſeinen Tod verlangten, ſind ſehr thöricht, wir ſelber möchten viel lieber ſterben, als ihm ein Leid zufügen laſſen. Hierauf trafen ſie den Merlin wieder an, der, ſo wie er ihrer anſichtig ward, ſich bey ihnen bedankte, daß ſie ſo Gutes von ihm geredet; ich weiß jedes Wort, was ihr von mir geſprochen. — Sag es uns, wenn du es weißt. Hierauf wiederholte Merlin ihnen alle Worte, die ſie, während ſie abweſend, von ihm geredet, worüber ſie nur immer mehr erſtaunten.

Als ſie ungefähr eine Tagereiſe weit im Lande des Königs Vortigern gekommen waren, begegneten ſie in einer Stadt einem Leichenzuge. Ein Kind ward zur Erde beſtattet, und Männer und Frauen folgten der Leiche in großer Betrübniß und in Trauerkleider gehüllt, wie auch der Prior nebſt vielen Geiſtlichen, die mit Geſange dem Zuge folgten. Merlin ſtand ſtille, und als der Zug vorbey war, fing er wieder an zu lachen. Die Boten fragten ihn wieder, worüber er lache? — Ueber dieſe wunderliche Dinge lache ich, ſagte Merlin; ſeht doch, wie dieſer gute Mann klagt und trauert, und wie der Prior ſo brav ſingt! Umgekehrt ſollte es ſeyn, der Prior ſollte trauern und der gute Mann könnte ſingen; denn das Kind, das der Mann beweint, iſt nicht ſein Kind, wie er wähnt, ſondern der Prior iſt ſein Vater. Ey, ſagten die Boten, ſollte dieß wahr ſeyn? Geht hin, erwiederte Merlin, zu der Frau des Mannes und fragt ſie, warum der Mann ſolch Leid trüge? ſie wird antworten, weil ihm ein Kind begraben wird. Darauf ſagt ihr nur keck: Ey, Frau, das Kind gehört nicht dem Manne, ſondern dem Prior, alle Geiſtlichen wiſſen das auch ſehr wohl, läugnet es alſo nur nicht, der Prior hat Tag und Stunde aufgeſchrieben, da er bey Euch geſchlafen. Die Boten richteten alles ſo aus, wie Merlin ihnen vorgeſchrieben. Als ſie nun der Frau das ſo dreiſt ſagten, ward ſie über und über roth. Habt Barmherzigkeit mit mir, bat ſie; es iſt ſo, wie Ihr ſagtet, aber ſagt es nur nicht meinem Herrn wieder, er bringt mich ſonſt ums Leben. Die Boten kehrten nun wieder zu Merlin zurück. Du biſt, riefen ſie noch lachend über dieſe Begebenheit, der vortreflichſte Wahrſager. Jetzt aber, Merlin, nähern wir uns der Stadt, in welcher wir den König Vortigern antreffen. Nun unterrichte uns nach deiner Weisheit, wie wir dem Könige antworten ſollen; denn du weißt wohl, daß wir einen Eid abgelegt, dich zu erſchlagen und ihm dein Blut zu überbringen. Ihr habt Recht, erwiederte Merlin; folgt mir aber, ſo wird euch wegen meiner kein Leides wiederfahren. Geht zum Könige und erzählt ihm treulich, was ihr von mir gehört und geſehen, auch wie ihr mich gefunden. Sagt ihm auch, ich wolle ihm wohl ſagen, warum ſein Thurm nicht feſtſtehen wolle; ſagt ihm nur, meine Meinung wäre, er müſſe mit denen, die er im Gefängniß verwahre, ſo thun, wie ſie ihm gerathen, mit mir zu thun. Wenn ihr ihm über alles die Wahrheit von mir berichtet, ſo thut alsdenn, was er euch befehlen wird.

Zwey von den Boten gingen zum Könige, der ſich freute, als er ſie ſah; ſie baten ſich geheimes Gehör bey ihm aus, und erzählten ihm alles mit treuer Wahrheit, was ſie von Merlin gehört und geſehen, wie er ſich ihnen ſelbſt kund gegeben, obgleich er wohl gewußt, daß ſie gekommen ſeyn, ihn zu tödten; wie er darauf ſo vielfältig gewahrſagt, und wie er dem Könige auch ſagen wolle, warum ſein Thurm nicht ſtehen will. Ihr müßt mir, erwiederte der König, mit eurem Leben für die Wahrheit deſſen ſtehen, was ihr mir berichtet! Das wollen wir, Herr König, ſagten die Boten. Nun ſo will ich ihn ſprechen, ſagte der König. Die Boten gingen hinaus, Merlin zu holen, der König war aber ſo voller Begierde, ihn zu ſehen, daß er ihnen auf dem Fuße nachritt. Die Boten kamen zu Merlin, der ihnen entgegen rief: ich weiß ſchon, was zwiſchen euch und dem Könige vorgegangen, ihr habt mit eurem Leben für mich gutgeſagt, aber ihr ſollt nicht für mich zu zahlen brauchen. Er ritt mit ihnen, und begegnete dem König Vortigern, der ihnen entgegen ritt. Merlin grüßte ihn, ſobald er ihn anſichtig wurde; der König gab ihm ſeinen Gruß wieder, nahm ihn bey der Hand und ſprach mit ihm in Gegenwart der Boten. Du wollteſt mich fangen, ſagte Merlin, um mein Blut zu haben, damit dein Thurm feſtſtünde; verſprichſt du mir, mit denen, die dir dieſen Rath gegeben, ſo zu verfahren, als ſie verlangten, daß mir geſchehen ſolle, ſo will ich dir in ihrer Gegenwart zeigen und ſagen, warum dein Thurm nicht ſtehen kann. Bey meinem Leben, rief der König, ich ſchwöre dir, zeigſt du mir die Sache, ſo wie du ſagſt, ſo ſoll mit jenen geſchehen, wie ſie wollten, daß mit dir geſchehen ſolle.

Zwölftes Kapitel.

König Vortigern ging hierauf mit Merlin grade auf den Platz, wo der Thurm gebaut werden ſollte, und ließ die gefangnen Aſtronomen vor ſich kommen. Merlin ließ ſie durch einen der Boten fragen, warum der Thurm immer wieder einfiele? — Die Aſtronomen ſagten: wir wiſſen nicht, warum er einfällt, aber dem Könige haben wir geſagt, was geſchehen müſſe, damit er ſtehen bleibe. Ihr habt, ſagte Merlin, den König für einen Narren gehalten, daß ihr ihm auftrugt, einen Menſchen zu ſuchen, der ohne Vater geboren ſey; aber ihr Herren thatet das um eurer ſelbſt, und nicht um des

Königs willen. Denn ſo viel habt ihr wohl herausgebracht durch eure Bezauberungen, daß ihr wißt, ein ſolcher Menſch würde die Urſach eures Todes ſeyn, darum ließt ihr den König dieſen Menſchen ſuchen und trugt ihm auf, ſein Blut auf den Grund des Thurms zu gießen, damit, wenn er todt ſey, ihr nicht durch ihn umkommen könnet. — Die Aſtrologen waren ſo erſchrocken, da Merlin ihre geheimen Abſichten wußte, daß ſie nicht ein einzig Wort vorbringen konnten. Nun ſehe mein Herr König, fuhr Merlin fort, daß dieſe Männer mein Blut blos um ihrentwillen forderten, und gar nicht weil es zum Bau des Thurms nothwendig war; Ew. Majeſtät frage ſie, ob ich wahr geredet, ſie werden nicht die Frechheit haben, mich Lügen zu ſtrafen. — Die Aſtrologen geſtanden, daß Merlin die Wahrheit geredet, baten aber den König, ſie leben zu laſſen, bis ſie geſehen, ob Merlin wiſſe, warum der Thurm nicht ſtehen wolle. Ihr werdet nicht eher ſterben, ſagte Merlin, bis ihr es mit euren Augen geſehen. — Nachdem die

Aſtrologen für dieſe Gnade gedankt, wandte Merlin ſich wieder zum König Vortigern: Jetzt höre, warum der Thurm nicht ſtehen will, und thue, was ich dir ſage, ſo wirſt du es ſelber ſehen. Nicht ſehr tief unter der Erde, auf dem Fleck; wo der Bau angefangen worden, iſt ein großer Fluß; unter dem Bett dieſes Fluſſes liegen zwey Drachen, die ſich einander nicht ſehen, der eine iſt weiß, der andre roth; ſie liegen unter zwey ſehr großen wunderbaren Felſen; dieſe Drachen nun fühlten die Laſt des Gebäudes zu ſchwer auf ſich, darum bewegten ſie ſich und ſchüttelten die Laſt, die ſie drückte, von ſich. Der König laſſe nachgraben, und wenn ſich nicht alles Wort für Wort ſo befindet, als ich geſagt, ſo will ich ſterben; findet es ſich aber ſo, ſo müſſen die Aſtrologen für mich ſterben. — Iſt es ſo, als du ſagſt, erwiederte König Vortigern, ſo biſt du der weiſeſte aller Menſchen; aber ſage mir, wie muß ich es anfangen, um die Erde fortbringen zu laſſen? — Auf Wagen und mit Pferden, antwortete Merlin, und mit Hülfe vieler Menſchen, die ſie weit fortführen. Der König ließ nun alles, was arbeiten wollte, zuſammenkommen, worauf ſich viele Menſchen verſammelten, die alle das Tagelohn verdienen wollten, und man fing an, den hohen Berg, worauf der Thurmbau angefangen war, abzutragen; die Leute hielten ihren König für thöricht, daß er den Worten eines Kindes Glauben beymeſſe, jedoch durften ſie dem Könige nicht ihre Meinnung ſagen. Nachdem lange gearbeitet und die Erde alle weit fortgeführet worden, entdeckten die Arbeiter den großen Fluß und meldeten es ſogleich dem Könige. Dieſer, ſehr erfreut, nahm den Merlin mit hinaus, wo ſie denn wirklich den Fluß ſo fanden, wie Merlin es vorher geſagt. Wie ſollen wir es aber nun anfangen, fragte ihn König Vortigern, um unter den Fluß zu ſehen? — Merlin ließ ſogleich ſehr große Graben und Kanäle machen, und leitete ſo den Fluß weit hinaus in das Feld. Während man daran arbeitete, ſprach Merlin zum Könige: wiſſen ſollſt du auch, daß, ſobald die Drachen unter den großen Steinen hervorgekommen, ſie miteinander kämpfen werden. Berufe alſo der König die Angeſehenſten und Geehrteſten ſeines Landes zuſammen her, damit ſie dieſen Kampf anſehen, der von großer Bedeutung iſt. — Sogleich gab der König Befehl, daß man die adlichſten Herren, die achtbaren Männer und Bürger ſammt den Gelehrten und Geiſtlichen aller Orden aus ſeinem Lande zuſammenrufen ſolle. Dieſe verſammelten ſich auch ſogleich nach des Königs Befehl, und waren ſehr verwundert und erfreut, als der König ihnen die Urſach verkündigte, warum ſie zuſammenberufen wären. Dieſer Kampf wird ein ſehr ſchöner Anblick ſeyn, ſagten ſie; einige aber erkundigten ſich bey dem Könige, ob Merlin prophezeyt habe, welcher von den beyden Drachen den Sieg davontragen würde? Dieß hat er nicht, antwortete Vortigern.

Da nun der Fluß abgeleitet war und man die beyden Felſen, unter welchen die Drachen lagen, erblickte, fragte der König den Merlin, auf welche Art man nun dieſe ungeheuern Steine wegſchaffen müſſe? Merlin ſprach: ſobald die Drachen die äußere Luft empfinden, werden ſie von ſelber hervorkommen, der König laſſe alſo die beyden Felſen durchbohren, damit die äußere Luft hinzu kann. Es geſchah, ſo wie Merlin es angab; die Felſen wurden einer nach dem andern durchbohrt, und ſogleich kamen die Drachen hervor. Sie waren entſetzlich anzuſehen, furchtbar groß und von ſcheußlicher Geſtalt, ſo daß alle Anweſende Furcht und Abſcheu vor ihnen hatten. Der König ſelber erſchrak ſehr bey ihrem Anblick und fragte den Merlin, welcher von den beyden den andern beſiegen würde? Merlin ſprach: dieß will ich dem Könige und ſeinem geheimen Rath beſonders vertrauen; ging darauf mit ihnen bey Seite, wo er ihnen folgendes entdeckte: der weiße Drache wird den rothen nach ſchrecklichem Kampf und nach großer Mühe und Anſtrengung beſiegen; dieſer Sieg iſt von fernerer großen Bedeutung, die Ihr aber erſt nach dem Kampfe und dem errungenen Siege erfahren ſollt, vorher kann ich Euch nichts mehr ſagen. Nun gingen ſie wieder hin zum Platze, wo die Edlen und das Volk verſammelt waren, dem Kampfe zuzuſehen. Die Drachen waren blind und ſahen einander nicht, wie Merlin auch prophezeyt hatte; ſobald ſie ſich aber rochen, fielen ſie übereinander her, verſchlungen ihren Leib in vielfachen Ringen und Knoten, und biſſen ſich. Sie hatten auch Klauen, mit dieſen zerrten ſie ſich, ſo daß es ſchien, als wenn ſie ſpitze eiſerne Haken gebrauchten und ſich damit von einander reißen würden. Niemals hatten Löwen ſich härter und reißender angefallen, als dieſe zwey Drachen. So wie reißende Thiere kämpften ſie wüthend den ganzen Tag und die folgende Nacht durch. Keiner von den Anweſenden entfernte ſich, ſondern alle ſahen mit großem Eifer dem mächtigen Kampfe zu; der weiße Drache ſchien dem Volke ſchwächer als der rothe, denn dieſer ſetzte ihm hart zu, und er litt gar viel von dem rothen, auch meinte das Volk allgemein, da es den weißen ſo leiden und ſchon ſehr ermattet ſah, daß er unterliegen würde; auf einmal aber ſtrömte ihm flammendes Feuer aus dem Rachen und aus den Naſenlöchern, ſo daß der rothe Drache davon verbrannte und todt auf dem Platze liegen blieb. Darauf legte der ſiegende weiße Drache ſich neben dem rothen, und nach drey Tagen ſtarb er gleichfalls. — Nun, ſprach Merlin zu Vortigern, magſt du deinen Thurm aufbauen laſſen, und ſicher ſeyn, daß er nicht wieder einfällt, wenn er anders nach der Wiſſenſchaft eingerichtet und gut ausgeführt wird. König Vortigern ließ die vortreflichſten und kunſtvollſten Baumeiſter ſeines Landes zuſammenkommen, und befahl ihnen, den Thurm ſo feſt und ſtark zu errichten, als ſie zu thun vermöchten, welches auch die Baumeiſter zu thun verſprachen. Darauf wurden die Aſtrologen herzugeführt, um ihren Urtheilsſpruch von Merlin zu empfangen, ſo wie der König es ihm zugeſagt. Ihr ſeht nun, ſprach Merlin, wie ſchlecht ihr euch auf eure Kunſt verſtanden, ihr wolltet den Grund finden, warum der Bau einfiel, und da ihr nichts finden konntet, als meine Geburt, und daß ihr ſelber durch mich in Todesgefahr wäret, ſo habt ihr fälſchlich angegeben, mein Blut müſſe auf den Grundſtein vergoſſen werden, damit der Thurm ſtehen bleibe, alsdenn wäre freylich Euer Leben nicht mehr in meiner Hand geweſen; aber wäre denn der Bau wohl beſſer beſtanden? Ihr habt alſo, anſtatt das Wohl des Königs zu betrachten, nur Euer eignes beherzigt; aber eben darum, weil Ihr nur dieß vor Augen hattet, und große Sünder ſeyd, konntet Ihr auch nicht die Wahrheit in den Geſtirnen durch die Wiſſenſchaft finden. Ihr habt mein Blut vergießen wollen, und dafür ſteht Euer Leben jetzt in meiner Hand, ich will euch dieſes aber ſchenken, und Ihr ſollt frey ausgehen, wofern Ihr mir nur Eines verſprechen wollt. — Die Aſtrologen, als ſie hörten, daß Merlin ihnen das Leben ſchenken wolle, verſprachen alles gern zu thun, was er ihnen gebieten würde. Nun, ſprach Merlin, ſo verſprecht und ſchwöret mir, Eure Kunſt nicht mehr zu treiben, an welcher Ihr Euch verſündigt habt; geht, bereuet es und thut Buße Euer Leben lang, verſöhnt Euch mit Gott, damit die Seele in Euch noch Rettung hoffen dürfe, und ſomit ſeyd Ihr entlaſſen und dürft frey ausgehen. Die Aſtrologen ſchwuren voll Freuden alles, was Merlin von ihnen verlangte, und entfernten ſich. Da der König und die Edlen des Volks ſahen, wie ſanftmüthig Merlin den Aſtrologen verziehen, und welche Worte der Weisheit er zu ihnen geredet, bekamen ſie eine noch höhere Meinung von ihm. Er iſt der weiſeſte, der beſte Menſch auf Erden, ſagten alle einſtimmig, und ehrten den Merlin, und hielten ihn ſehr hoch.

Dreyzehntes Kapitel.

Jetzt, ſprach Merlin, iſt es Zeit, daß ich dem Könige und ſeinen vertrauten Räthen offenbare, was dieſe beyden Drachen, derſelben Kampf, und der Sieg des weißen über den rothen für eine Bedeutung habe. Der Rath des Königs und die adlichen Herren wurden ſogleich verſammelt, wo dann Merlin folgendes ſprach:

Wiſſet, Herr König, daß der rothe Drache auf Euch ſelbſt deutet, und der weiße deutet auf die Söhne des Königs Conſtans. — Vortigern ſchämte ſich ſehr dieſer Deutung, und Merlins Worte ſetzten ihn in große Verlegenheit. Merlin merkte dieß und ſprach: Vortigern, wenn du es verlangſt, ſo will ich von dieſer Sache lieber ganz ſchweigen, damit du mir nicht etwa deßwegen übel wolleſt, und mit mir unzufrieden werdeſt. — Nein, antwortete Vortigern, ich will alles wiſſen, du ſollſt mich keinesweges ſchonen, denn hier iſt nicht einer zugegen, der nicht von meinem geheimen Rath wäre. Nun denn, fing Merlin wieder an, die rothe Farbe des Drachens iſt dein böſes Gewiſſen, und dein thörichter Sinn, ſeine Größe bedeutet deine Macht. Die Kinder des Königs Conſtans, daß du ihnen ihr Erbtheil vorenthältſt, und daß ſie aus Furcht vor dir fliehen mußten, das bedeutet der weiße Drache; ihr langer Kampf aber ihre lange Verbannung und deine Ungerechtigkeit. Und das Feuer, mit welchem ſie den rothen Drachen verbrannten, bedeutet, daß ſie dich in einem ihrer Schlöſſer verbrennen werden; und glaube nicht, daß der Thurm, den du erbauen läßt, oder irgend etwas anders, dich dagegen ſchützen kann, denn dieſer Tod iſt dir beſtimmt.

Vortigern erſchrak, als er dieß hörte, und fragte, wo ſind denn dieſe Kinder jetzt? — Sie ſind mit vielem Volk jetzt auf dem Meer, antwortete Merlin, ihre Schiffe ſind alle wohl beſtellt, und ſie ſind auf dem Wege hieher, nach dem Lande, das ihnen zugehört; ſie kommen, um Gerechtigkeit an dir zu üben, denn ſie wiſſen, daß du ihren Bruder haſt ermorden laſſen, obgleich du nach der That deinen Befehl abläugneteſt und die Mörder hinrichten ließeſt. Von heut über drey Monde landen ſie in dem Hafen von Wincheſter. Iſt es denn in Wahrheit ſo, wie du ſagſt, fragte Vortigern voll Schrecken? — Es wird nicht anders, als du ſtirbſt im Feuer durch Conſtans Kinder, ſo wie der rothe Drache von dem weißen verbrannt ward. —

Merlin nahm nun Abſchied vom König

Vortigern, und ging nach dem Walde von Northumberland, zu ſeinem Meiſter Blaſius, und erzählte ihm alles, was er gethan, und ließ es ins Buch aufſchreiben, blieb auch lange Zeit bey ihm, bis zur Zeit, daß die Söhne des Conſtans ihn rufen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Vortigern aber ließ gleich, nachdem Merlin ihm die Ankunft der Söhne des Conſtans prophezeihet, durch ſein ganzes Reich ausrufen, daß ein jeder ſich und ſeine Waffen auf den Tag über drey Monde bereit halte; verſammelte alsdenn alle Gewapneten, und ließ ſie nach dem Hafen von Wincheſter ziehen, um ihn zu vertheidigen, ſagte ihnen aber nicht, gegen wen ſie dieſen Hafen vertheidigen ſollten, auch nicht, warum ſie verſammelt und in Waffen wären; niemand wußte es, als die in ſeinem Rathe ſaßen.

König Vortigern ging ſelber mit ſeinem Heer an den Hafen, und an demſelben Tag, den Merlin ihm vorhergeſagt, erblickte er im Meere die Flaggen der Schiffe, auf welchen die Prinzen waren; ſogleich gab er Befehl, daß ein jeder ſich rüſte und den Hafen vertheidige. Die Söhne Conſtans landeten im Hafen, nicht fern von einem Thurm, den ſie hernach belagerten; da aber die, welche den Hafen bewachen ſollten, die Standarten und Flaggen in der Sonne leuchten ſahen, und das Wapen des Königs Conſtans darauf erblickten, waren ſie ſo erſtaunt darüber, daß ſie ſich nicht vertheidigten, und ſo lief das erſte Schiff, worauf die Söhne des Conſtans ſich befanden, glücklich in den Hafen; und als dieſe nun aus den Schiffen ans Land ſtiegen, fragten jene ſie, wem denn dieſe Schiffe, dieſe Standarten und Flaggen zugehörten? — Pendragon und Uter, die Söhne des Königs Conſtans, ſind wir, antworteten ſie; Aurelius Ambroſius iſt mit uns, wir kommen dieß Land wieder zu erobern, das uns eigenthümlich zugehört, und welches der falſche verrätheriſche Vortigern uns zurückhält, der unſern Bruder höchſt ungerecht hat ermorden laſſen. Nun kommen wir, unſer Recht von ihm zu fordern. — Da nun die im Hafen vernahmen, daß es die Söhne des Conſtans wären, wollten ſie nicht gegen ſie fechten, bedachten auch, wie es ihnen wohl Schaden bringen könnte, da jener Macht viel ſtärker war, als die ihrige; ſie gingen zu Vortigern und verkündeten es ihm. Da nun Vortigern ſah und erfuhr, daß die meiſten ſeiner Leute ihn verließen und zu den Prinzen übergingen, überfiel ihn eine Angſt, und er befahl ſeinen treueſten Männern den Thurm zu beſetzen, welches auch geſchah. Nun liefen die übrigen Schiffe in den Hafen ein, und die Ritter und die andern, die darin waren, ſtiegen ans Land. Da nun die Herren des Landes ſahen, daß es ihre Fürſten waren, gegen welche ſie kämpfen ſollten, ſeufzten ſie im Herzen, wollten ſich auch nicht gegen ſie vertheidigen; ſondern die meiſten unter ihnen gingen zu ihnen über, und waren erfreut, ſie wieder zu ſehen, wurden auch von Pendragon, und von Uter, ſeinem Bruder, mit Freuden aufgenommen; und nun gingen ſie alle zuſammen den Thurm zu belagern, in welchem Vortigern und ſeine treuen Anhänger ſich verſchanzt hatten. Sie vertheidigten ſich mit aller Macht gegen die Angreiſenden, und thaten ihnen mit häufigen Ausfällen und tapferer Gegenwehr vielen Schaden. Da endlich Aurelius einſah, daß er den Thurm nicht mit dem Schwert erobern konnte, ließ er Feuer herum anlegen, und verbrannte den Thurm, nebſt allen, die darin waren, worunter auch Vortigern war, der ſo mit verbrennen mußte, wie Merlin es vorher geſagt. Nachher kamen alle und ergaben ſich dem Pendragon und ſeinem Bruder Uter, als ihren rechtmäßigen Herren, halfen ihnen auch das ganze Land wieder erobern, denn Hangius und ſeine Heiden hielten noch die meiſten Städte und feſten Plätze. Das Volk aber war voller Freuden, ſeine rechtmäßigen Herren zu ſehen, und aus allen Orten kamen ſie ihnen entgegen, und empfingen ſie mit großer Freude und vieler

Ehre. Nunmehr ließ Aurelius Ambroſius, Pendragon, älteſten Sohn des Königs Conſtans, zum Könige krönen, und ihm von allen Edeln des Landes huldigen und Treue ſchwören, und ſo hatte Aurelius den König Pendragon, und ſeinen Bruder Uter, wohl zum Ziele geleitet.

Hangius aber hielt mit ſeinen Heiden noch immer viele feſte Plätze, und that dem Lande vielen Schaden. Da verſammelte König Pendragon den geheimen Rath und die Edeln des Landes, und befragte ſie, wie man ſich von dieſen Heiden wohl befreyen möchte? Es wären noch einige von den Räthen, die ſich des Merlin erinnerten, und wie dieſer dem Vortigern mit ſolcher Weisheit gerathen, und alles vorher geſagt hatte; ſie erzählten alſo dem Könige Pendragon alle die Wunder, die ſie von Merlin hatten verrichten ſehen, und ſagten ihm, wenn er dieſen fragen könnte, würde er gewiß die beſte und weiſeſte Antwort auf ſeine Frage erhalten, denn Merlin, ſagten ſie, iſt ſicher der weiſeſte Menſch in der Welt. Und wo ſoll ich ihn aufſuchen laſſen? fragte Pendragon. Er muß noch im Lande ſeyn, ſagten ſie, denn es iſt noch nicht lange, daß er von Vertigern weg ging. Der König ſchickte ſogleich Boten aus im ganzen Lande, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis ſie den Merlin gefunden. Man wiſſe, daß Merlin, ſobald der König dieſen Befehl gegeben, es ſogleich wußte, und zum Meiſter Blaſius ſagte: er müſſe ſich ſogleich nach einer nicht weit abliegenden Stadt begeben, ſagte ihm aber nicht die Urſache davon, er aber wußte ſehr wohl, daß er daſelbſt die Boten des Königs Pendragon treffen würde, die ihn zu ſuchen ausgingen. Unterweges nahm er die Geſtalt eines alten Hirten an; an ſeinem Hals hing eine große Keule, ohne Schuhe an ſeinen Füßen, ein altes ganz zerriſſenes Kleid um ihn herhängend, auch trug er einen langen ganz ſtruppigten Bart. So kam er in die Stadt und in das Wirthshaus an, wo die Boten ſaßen, er fand ſie gerade beym Mittagseſſen. Die Boten, als ſie ihn hereinkommen ſahen, ſagten, ſeht, das iſt ein wilder Mann. Merlin aber ſah ſie an, und ſagte: Ihr Herren Abgeſandten ſeyd eben nicht ſehr bekümmert, Eure Botſchaft auszurichten; Ihr bringet Eure Zeit ſehr gut mit Eſſen und Trinken zu, ſucht aber den Merlin nicht; wäre es mir aufgetragen ihn zu ſuchen, ſo wie Euch, ich würde ihn beſſer zu finden wiſſen. — Da erhoben ſich die Boten von ihren Sitzen, redeten ihn an, und fragten ihn, ob er wiſſe, wo Merlin ſey, und ob er ihn geſehen habe? — Ja, wahrlich ich kenne ihn und weiß auch, wo er ſich verbirgt. Er ſelber ſagte mir, daß Ihr ihn zu holen gekommen ſeyd, daß er aber nicht mit Euch gehen würde, wenn Ihr ihn auch wirklich fändet, daß Ihr aber dem Könige ſagen ſolltet, er würde die Schlöſſer nie erobern, ſo lange Hangius noch lebe. Wiſſet auch, daß von denen, die dem Könige riethen, Merlin holen zu laſſen, iſt nur noch einer im Lager des Königs, es ſind überhaupt nur noch drey vom großen Rath des Königs am Leben, dieſen und dem Könige ſelbſt dürft Ihr ſagen: daß, wenn ſie ſelber herkommen wollen den Merlin zu ſuchen, werden ſie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht ſelber, ſo wird er gar nicht gefunden.

Die Boten ſahen erſtaunt einander an, und wußten vor Erſtaunen nicht was ſie ſagen ſollten; als ſie ſich wieder umſahen, und den Mann mit ihren Augen ſuchten, um ferner mit ihm zu reden, war er nicht mehr da, und ſie wußten nicht, wo er hingekommen war. Laßt uns gehen, ſagten ſie, und dem Könige dieſe merkwürdige Geſchichte erzählen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Boten kamen zum Könige zurück, erzählten ihm alles, was ihnen begegnet; fanden auch zu ihrer großen Verwunderung alle diejenigen aus dem großen Rathe todt, die der alte Hirt ihnen vorher geſagt; nun riefen alle die zugegen waren, es könne kein andrer ſeyn, als Merlin ſelber, der zu ihnen in der Geſtalt eines alten Hirten gekommen ſey.

König Pendragon ließ ſein Reich unter der Obhut ſeines Bruders Uter, nahm ſein Gefolge mit ſich, und ritt nach Northumberland, wo er, wie die Boten ausſagten, den Merlin finden ſollte. Er fragte im ganzen Northumberlande nach Merlin, keiner aber wußte etwas von ihm zu ſagen, denn er hatte ſich nirgend zu erkennen gegeben. Endlich vertiefte der König ſich in die Wälder, und ſandte einige von ſeinen Edelleuten voran in den Wald. Einer von ihnen ſtieß auf eine große Heerde Vieh, und einen ſehr ungeſtalteten häßlichen Mann, der ſie hütete. Der Edelmann fragte ihn, wem das Vieh angehöre? — Ich gehöre, antwortete jener, einem angeſehenen ſehr weiſen Manne aus Northumberland zu; er ſagte mir, König Pendragon würde kommen und ihn hier ſuchen, könnt Ihr mir etwa ſagen, ob dem ſo iſt? — Ja wahrlich, ſagte der Edelmann, dem iſt ſo; kannſt du mir den Ort ſagen, wo ich den weiſen Mann finde? — Dir werde ich es nie ſagen, dem Könige aber, wenn er hier wäre, will ich es wohl entdecken. — Nun ſo gehe mit mir zum König. — Ey da würde ich ja meine Heerde ſchlecht hüten, auch habe ich nicht nöthig, den König zu ſehen, wenn er aber zu mir kommen will, ſo will ich ihm ſagen, wo er findet, was er ſuchet. — Nun ſo bitte ich dich, erwarte mich hier, ich will dir ſogleich den König herführen.

Der König ritt ſogleich, als der Edelmann ihm dieß erzählte, mit ihm zu dem Hirten in den Wald. Es war wieder Merlin ſelber, der in Geſtalt eines Viehhirten erſchien; er ſagte dem Könige: du willſt den Merlin holen, aber wüßteſt du auch, wo er iſt, er ginge doch nicht eher mit dir, bis es ihm gefiele; willſt du meinem Rathe folgen, ſo begib dich in die nächſte Stadt von hier, ſobald du dort ſeyn wirſt, wird auch Merlin bey dir ſeyn. — Wie ſoll ich wiſſen, fragte der König, ob das, was du ſagſt, die Wahrheit iſt? — Wenn ihr mir nicht glauben wollt, antwortete der Hirt, ſo thut nicht, was ich euch ſage; es wäre ja eine Thorheit, einem Rathe zu folgen, dem man nicht traut. — Ich will dir nicht mistrauen, ſagte der König, und will deinem Rathe folgen, ritt darauf wieder zurück, und begab ſich in die nächſte Stadt; hier kehrte er in ein Wirthshaus ein, daſelbſt war er kaum abgeſtiegen, als ein ſehr wohl ausſehender, gut gekleideter Mann auf einem ſchönen Pferde ankam, der nach dem Könige fragte. Es war Merlin ſelber. Als er vor den König kam, ſagte er: Herr König, Merlin ſendet mich und läßt dir ſagen, er ſey es geweſen, den du im Walde als einen Hirten angetroffen haſt. Er hatte dir verſprochen, zu dir herzukommen, er läßt dir aber ſagen, du bedürfeſt ſeiner nicht mehr. Gewiß, mein Freund, antwortete der König, ich werde immer ſeiner bedürfen. — Er läßt durch mich euch gute Botſchaft wiſſen; nämlich Hangius iſt todt, euer Bruder Uter hat ihn erſchlagen. — Du ſagſt erſtaunliche Dinge, rief der König höchſt verwundert aus, iſt es denn gewiß ſo, wie du ſagſt? — Wenn du zweiſelſt, ſo ſchicke hin und erkundige dich nach der Wahrheit.

König Pendragon ließ alſobald zwey von ſeinen Leuten aufſitzen und ſchickte ſie zu ſeinem Bruder Uter, ſie waren aber noch nicht weit geritten, als ſie zwey Boten von Uter begegneten, die den König Pendragon aufſuchten, um ihm zu ſagen, daß Uter den Hangius erſchlagen habe. Sie kehrten nun alle viere in die Stadt zurück, wo König Pendragon immer noch den Merlin erwartete. Er war erſtaunt, den Tod des Hangius ſo eingetroffen zu ſehen, wie es ihm durch den verwandelten Merlin, den er aber nicht gekannt, war vorhergeſagt worden. Er verbot es jenen bey Lebensſtrafe, es niemand zu ſagen, auf welche Weiſe Hangius war erſchlagen worden; er wollte ſehen, ob Merlin auch dieſes wiſſen würde, wenn er käme.

Endlich zeigte Merlin ſich dem Könige in ſeiner wahren Geſtalt, ſo daß alle ihn erkannten, die ihn vormals geſehen. Er nahm den König beyſeite und ſagte ihm: Von nun an bin

bin ich ganz der eurige, und will euch in allem, was ihr bedürft, beyſtehen, ich bin Merlin, nach welchem ihr ſo lange ſucht; ich war der Hirt, der im Walde mit euch ſprach; ich war auch derſelbe, der als Abgeſandter hier bey euch war; ich habe auch eurem Bruder gerathen, mit dem Hangius zu fechten. Unter den verſchiedenen Geſtalten, die ich angenommen, konnten eure Räthe, die mich ehedem gekannt, mich nicht wieder kennen; denn dieſe Leute kennen nichts an mir, als meine Außenſeite, mein inneres Weſen aber werden ſie nie erkennen. So wie ich jetzt hier vor dir ſtehe, bin ich ihnen bekannt, ich kann aber, wenn ich will, mich immer vor ihnen verbergen, euch aber, Herr König, bin ich ganz ergeben.

Der König freute ſich ſo, den Merlin zu haben, als hätte man ihm die ganze Welt geſchenkt. Er ließ ſeine Räthe kommen, dieſe erkannten den Merlin ſogleich, und waren ganz erſtaunt, als ſie hörten, daß er unter ſo mancherley Geſtalt ſchon mit dem Könige geredet. — Jetzt, Merlin, fing Pendragon an, ſage mir, wie ſtarb Hangius? — So bald als er erfuhr, ſprach Merlin, daß der König aus dem Lager gegangen ſey, um mich aufzuſuchen, beſchloß er in ſeinem kühnen Muth, ſich bey Nacht zu waffnen und in das Zelt eures Bruders Uter zu dringen. Ich wußte ſeine Abſicht ſogleich, begab mich alſo zu eurem Bruder und warnte ihn, daß er auf ſeiner Hut ſey, weil Hangius in der Nacht nach ſeinem Zelte kommen wolle, um ihn meuchelmörderiſch zu erſchlagen; ſagte ihm auch viel von des Hangius' Kühnheit, Stärke und von deſſen Tapferkeit. Gott und den ſeinigen ſey Dank! er glaubte meinen Worten. Als nun die Nacht gekommen war, ſchlich Hangius ſich mit gezognem Schwerte nach dem Zelte eures Bruders, dieſer war aber nicht darin, ſo wie ich ihn gelehrt hatte, worüber Hangius ſich ſehr ärgerte, ihn nicht darin zu finden. Als er wieder vom Zelte zurückgehen wollte, paßte euer Bruder ihm auf und fiel ihn an; ſie fochten ſo lange, bis Uter den Sieg davon trug und den Hangius erſchlug. — Unter welcher Geſtalt erſchienſt du meinem Bruder? fragte der König. — Unter der Geſtalt eines ſehr alten Mannes. — Sagteſt du ihm, wer du ſeyſt? — Nein, dieß ſagte ich ihm nicht, er wird es auch nicht erfahren, als bis ihr es ihm entdecket. — Gehſt du nicht mit mir? denn ich ſehe ein, welcher Weisheit du voll biſt, und werde deines Rathes immer bedürftig ſeyn. — Je länger ich bey euch bleibe, je mehr ärgern ſich eure Räthe, weil für ſie nichts zu thun bleibt, wenn ich euch guten Rath ertheile; aber über zwölf Tage ſollt ihr mich bey eurem Bruder Uter wieder ſehen, unter derſelben Geſtalt, in welcher ich ihm erſchienen; aber ich bitte euch, Herr König, ſagt davon keinem Menſchen, ich ſage euch ſonſt nie wieder etwas. Gewiß, ſagte der König, ich werde keinem Menſchen ein Wort davon ſagen. Sie nahmen alſo die Abrede, daß Merlin ſich den zwölften Tag im Lager Pendragons und Uters einfinden ſollte, und trennten ſich darauf. Merlin ging wieder in den Wald zum Meiſter Blaſius, und ließ ihn alle dieſe Begebenheiten aufſchreiben, ſo wie wir es hier in ſeinem Buche finden; Pendragon aber ging zurück ins Lager zu ſeinem Bruder Uter. Die beyden Brüder freuten ſich ſehr, als ſie einander wieder ſahen. Pendragon nahm ſeinen Bruder ſogleich beſonders, und erzählte ihm mit den kleinſten Umſtänden, wie er den Hangius erſchlagen habe, nebſt noch vielen andern Dingen, worüber Uter ſehr erſtaunte; denn niemand, ſagte er, kann dieſen ganzen Hergang ſo wiſſen als Gott, und ein wackrer alter Mann, der mir insgeheim ſagte, daß ich vor Hangius auf meiner Hut ſeyn ſolle, weil er mich in der Nacht erſchlagen wolle. Um Gottes willen alſo, wer kann dieſe Dinge dir erzählt haben? — Du ſiehſt alſo, mein Bruder, antwortete der König, daß ich es ſehr wohl weiß. Wer aber war der Mann, der dich warnte? denn hätte er dich nicht gewarnt, ſo wärſt du wohl, denke ich, jetzt vom Hangius erſchlagen. — Bey meinem Leben, ſagte Uter, ich kenne ihn nicht, hatte ihn auch nie vorher geſehen; aber er ſchien mir ein rechtlicher anſehnlicher Mann, darum traute ich ſeinen Worten. — Würdeſt du wohl, fragte Pendragon, den Mann wieder erkennen, wenn du ihn vor dir ſäheſt? — Gewiß denke ich ihn wieder zu erkennen. — Nach eilf Tagen wird er hier bey dir ſeyn, entferne dich alſo zu dieſer Zeit nicht von mir, damit auch ich ihn ſehe und kennen lerne. Uter verſprach, den Tag, an welchem jener erſcheinen wolle, bey ihm zu erwarten.

Merlin wußte ſehr genau, was die Brüder zuſammen verabredet hatten, und wie Pendragon ihn auf alle Weiſe auf die Probe ſtellen wollte; ſagte auch alles dem Meiſter Blaſius wieder und ließ es ihn aufſchreiben. Was werdet ihr nun mit ihnen machen? fragte Meiſter Blaſius. Pendragon und ſein Bruder Uter, antwortete Merlin, ſind ſchöne liebenswerthe edle Fürſten, von angenehmen Sitten und rechtem Wandel; ich will ihnen mit Liebe und Treue, mit Wort und That dienſtbar zugethan ſeyn; will ihnen auch gar ſeltnen Spaß vormachen, daß ſie fröhlich darüber lachen ſollen. Uter liebt eine ſchöne Dame von hohem Adel, ich will die Geſtalt des kleinen Pagen dieſer Dame annehmen und ihm einen Brief von ihr bringen; er wird mir alſo glauben, was ich ihm ſage, und da ich nun alles, was er mit dieſer Dame insgeheim geſprochen, ſehr wohl weiß, ſo will ich es ihm erzählen, worüber er ſehr erſtaunt ſeyn wird; und das ſoll grade auf den eilften Tag geſchehen, an welchem er mich erwartet. Er nahm Abſchied vom Meiſter Blaſius, und kam an dem beſtimmten Tage in dem Lager des Königs an. Unter der Geſtalt des kleinen Pagen ward er vor Uter gebracht, der ſich ſehr freute, eine Botſchaft von ſeiner Dame zu erhalten. Er nahm den Brief, welchen der Page ihm in ihrem Namen überreichte, erbrach ihn mit vor Freude bebendem Herzen, und fand die allerlieblichſten Worte darin, auch ſtand darin, daß er dem Pagen alles glauben dürfe, was er ihm ſagen würde. Merlin gab ihm darauf die fröhlichſten Nachrichten, erzählte ihm Dinge, von welchen er wohl wußte, daß ſie dem Uter viel Vergnügen machen würden, und unterhielt ihn mit ſolchen angenehmen Dingen bis gegen den Abend. Uter freute ſich über die Maßen ſehr, und beſchenkte den Pagen reichlich. Pendragon, der an dieſem Tage die Erſcheinung des Merlin erwartete, ward ſehr beſtürzt, als es Abend ward und er immer nicht kam. Auch Uter erwartete ihn, und während er mit dem Pagen ſich unterhielt, zog dieſer ſich einen Augenblick zurück, nahm die Geſtalt des alten Mannes an, ſo wie er ihm zum erſtenmal erſchienen war, und zeigte ſich ihm ſo in dem Schloßhofe, wo er zuvor mit ihm auf und ab gegangen war. Uter erkannte ihn auch ſogleich, ging ihm entgegen und ſagte: Freund, ich bitte dich, warte hier ein wenig auf mich, bis ich mit meinem Bruder Pendragon geſprochen. Jener willigte ein, auf ihn zu warten, und Uter ging zum Könige. Bruder, rief er, der Mann iſt angekommen. Weißt du gewiß, fragte Pendragon, daß es derſelbe iſt, der dich vor Hangius warnte? — Ja wohl iſt er es, ich kenne ihn genau. — So gehe doch noch einmal zu ihm hinaus und prüfe ihn, ob es derſelbe iſt, und wenn du deſſen ganz gewiß biſt, ſo komm und rufe mich. — Uter gehorchte ſeinem Bruder, und ging wieder hinaus in den Hof, wo er den Mann noch ſo fand, wie er ihn zuvor verließ. Ihr ſeyd es, ſagte er, der mich vor Hangius warnte, wohl kenne ich euch, und ihr ſeyd mir ſehr willkommen. Wundern muß ich mich aber, daß mein Bruder Pendragon alles genau weiß und mir erzählte, was ihr mir damals ſagtet, und auch alles genau wußte, was ich that, als ihr nicht mehr bey mir waret; ſo wußte er auch, daß ihr heute herkommen würdet; ich muß billig darüber mich verwundern, wer ihm doch alles das mag offenbaret haben. — Geht, holt euern Bruder, ſagte Merlin, er ſoll uns ſagen, durch wen er es erfahren. Uter ging hinein zu Pendragon und ſprach: Jetzt komm, mein Bruder, denn es iſt wirklich derſelbe Mann. Pendragon, der wohl wußte, daß es Merlin ſey, und daß er ſeinem Bruder noch verſchiedene artige Streiche ſpielen würde, befahl den Thorhütern, keinen Menſchen weder hinaus noch herein gehen zu laſſen, und als ſie beyde ſich darauf dahin begaben, wo Uter den Mann verließ, fanden ſie niemand als den kleinen Pagen. Nun, Bruder, fragte Pendragon, wo iſt der Mann? und Uter ſtand beſtürzt, und wußte nichts zu ſagen, worüber Pendragon ſich ſehr ergötzte, weil er wohl merkte, daß Merlin nur ſcherzen wollte. Er trieb dieſes Spiel auch noch eine Zeit lang, bis er ſich endlich dem Uter und Pendragon in ſeiner wahren Geſtalt zeigte, und ihnen alles erklärte, worüber ſie beyde ſich ſehr freuten, und noch viel darüber ſcherzten, und fröhlich waren. Sieh, mein Bruder, ſagte Pendragon, er iſt es, der dich vor Hangius beſchützte; er iſt es, den ich zu ſuchen ausging; er iſt es, der Macht hat, alles zu wiſſen was geſchieht und was geſagt wird, ſo wohl in der Gegenwart, als auch in der Zukunft. Bitten wir ihn alſo, daß er ſtets mit uns iſt, und uns mit ſeinem Rathe und ſeiner Hülfe beyſtehe, damit wir nichts ohne ihn unternehmen, und er uns allenthalben leitet. Beyde Brüder baten ihn alſo, daß er bey ihnen bleiben möchte, daß ſie alles mit ihm berathen, und ſie nur unter ſeiner Leitung regieren wollten. —

Gern, antwortete Merlin, will ich euch rathen, nur müßt ihr an mich glauben, welches ihm auch beyde Brüder zu thun verſprachen, weil ſie noch alles wahr gefunden, was er ihnen geſagt hatte, wiederholten auch beyde nochmals ihre Bitten, daß er nicht von ihnen gehen möchte. — Gnädige Herren, erwiederte Merlin, ihr ſollt allein um mich wiſſen, und ihr beſonders ſollt mein Weſen ſtets erkennen; jetzt aber muß ich nothwendig mich nach Großbritannien verfügen, ich bin dazu genöthigt und gezwungen. Aber bey Gott ſchwöre ich euch, daß wo ich auch ſeyn, und an welchem Orte ich mich auch befinden möge, ich immer eure Angelegenheiten zuerſt und ganz vorzüglich bedenken und beſorgen, und in meinem Gedächtniß tragen werde. Laßt es euch nicht verdrießen, und kränkt euch nicht, wenn ich von euch gehe, denn ich kann ja zu jeder Stunde des Tages bey euch ſeyn, wenn es nöthig iſt, und wo ihr in Verlegenheit, oder in Gefahr ſeyd, werdet ihr mich ohne Fehl bey euch ſehen, meine Hülfe, und mein Rath ſoll euch niemals

Univ. Bibl. München

fehlen, ſobald ihr deſſen benöthigt ſeyn werdet. Wenn ich jetzt wieder zu euch komme, werden eure Leute mich bey euch melden, thut alsdenn vor ihnen, als ſähet ihr mich zum erſtenmal, und freut euch meiner Gegenwart, als käme ſie euch ganz unerwartet; ſie werden euch alsdenn rathen, mich um alle Dinge zu fragen, und werden mich ſehr rühmen, alsdenn könnt ihr in völliger Sicherheit meinem Rath, und meinen Vorſchlägen folgen, ſo als ob es die Meinung der andern wäre.

Sechszehntes Kapitel.

Merlin beurlaubte ſich hierauf vom König Pendragon und ſeinem Bruder Uter, und ging nach Großbritannien, wo er lange blieb, ehe er wieder kam. Unterdeſſen führten Pendragon und Uter beſtändig den Krieg gegen die Heiden, die ſich ſehr im Lande vermehrt hatten, fanden aber kein Mittel ſie aus dem Lande zu vertreiben, bis nach vier Monaten

Merlin wieder kam. Die alten Räthe des Königs Vortigern, als ſie den Merlin ſahen, waren deß ſehr froh, und meldeten ihn dem Könige Pendragon; ſie wußten nicht, daß dieſer, wie auch Uter ſein Bruder, den Merlin ſchon kannte. Merlin, riefen ſie dem Könige zu, iſt gekommen, dieß iſt der weiſeſte von allen lebenden Menſchen, und was dieſer euch zu thun räth, dürft ihr ſicher thun, denn ihm iſt das verborgenſte bekannt. Pendragon that wie Merlin es ihm empfohlen hatte, freute ſich mit dieſer Nachricht, that aber als kennte er ihn noch nicht, und ſagte, er wolle dem weiſen Mann entgegen gehen. Auf dem Wege erzählten die Räthe ihm alles, was Merlin dem Vortigern prophezeit, und was er bey ihm ausgerichtet hatte; der König hörte dieſen Geſchichten von den Drachen, und allen dieſen Prophezeiungen mit Vergnügen zu, bis Merlin ihm begegnete. Die Räthe ſtellten ihm denſelben vor, und er erzeigte ihm alle Ehre, und Höflichkeit als ſähe er ihn zum erſtenmal, führte ihn darauf in ſeinen Palaſt, wo die alten

Räthe dem Könige ins Geheim ſagten: Herr König, da ihr nun den Merlin habe, ſo laſſe euch nur von ihm rathen, wie ihr den Krieg glücklich beendigt und den Sieg über eure Feinde davon tragen mögt; was er euch ſagt, dürft ihr ſicher befolgen; verließen darauf den König, und er blieb mit Merlin allein.

Nachdem er drey Tage lang ſich mit ihm ergötzt, und ihm alle Ehre und alles Vergnügen erwieſen, verſammelte er eine große Rathsverſammlung, und ging in Merlins Begleitung dahin. Er redete Merlin an, und ſagte ihm alles, was die alten Räthe ihm von ſeiner Weisheit geſagt, bat ihn darum, ihm zu rathen, wie er die Heiden wohl aus dem Lande treiben könnte. Wiſſet, antwortete Merlin, daß, da Hangius ihr Anführer todt iſt, wünſchen ſie nichts ſo ſehr, als nur aus dem Lande zu ſeyn. Meine Meinung iſt: Ihr ſendet ihnen Boten, mit dem Auftrag einen Waffenſtillſtand von drey Wochen von ihnen zu begehren; ſie werden zur Antwort geben, daß dieß Reich ihnen zugehöre, daß ſie es von euch zurück verlangen, und werden euch keinen Waffenſtillſtand verſtatten. Darauf laßt ihnen nur zur Antwort wiſſen, daß wenn ſie nicht ſo gleich die Schlöſſer und feſten Plätze ausliefern würden, ihr ſie alle umbringen wolltet.

Der König ſandte ſogleich den Ritter Ulſin, einen ſehr verſtändigen Mann, nebſt noch zwey andern Rittern als Abgeſandte zu den Heiden, mit dem Auftrage wie Merlin ihm vorgeſchrieben.

Die Abgeſandten kamen vor die oberſten Anführer und Hauptleute der Heiden, die in einem der feſteſten Schlöſſer des Landes ſaßen. Dieſe nahmen die Boten des Königs ehrenvoll auf, und der Ritter Ulſin trug ihnen das Verlangen des Königs vor, daß ſie ihm nämlich einen Waffenſtillſtand von drey Wochen geſtatten ſollten. Die Heiden verlangten bis den andern Tag ſich zu berathen, worauf Ritter Ulſin und ſeine Begleiter ſich entfernten. Die Heiden berathſchlagten ſich nun die ganze Nacht hindurch, und bedachten; wie ſie erſtlich durch Hangius Tod den großen Verluſt erlitten, hernach wie es ihnen an allen Lebensmitteln in ihren feſten Burgen und Schlöſſern fehle, und das Volk im Lande ſie nicht gern ſehe; bedachten aber auch andrer Seits wieder, daß da der König um Waffenſtillſtand erſuchen laſſe, es doch mit ihm ſchwach beſtellt ſeyn müſſe. Obgleich ſie nun auf jeden Fall nur wünſchten, ihr Leben und ihr Gepäcke zu retten, weil es nicht gut in einem Lande bleiben iſt, wo man nichts zu eſſen hat, ſo ließen ſie dem Könige dennoch folgendes zur Antwort wiſſen. Der König überlaſſe uns das Land, die Städte, und die feſten Schlöſſer in Frieden, dafür wollen wir ihm jedes Jahr dreyßig wohl gerüſtete und wohl berittene Ritter geben, nebſt zehn Jungfrauen, zehn Damen, und zehn Fräulein, nebſt den zubehörigen Dienern und Dienerinnen, wie auch hundert Falken, hundert Roſſe, und hundert Zelter.

Die Abgeſandten kamen mit dieſem Beſcheid wieder zum König Pendragon, und erzählten ihm alles bey verſammeltem Rath, was ihnen bey den Heiden wiederfahren, und welchen Beſcheid ſie gegeben. König Pendragon wandte ſich zu Merlin, und fragte ihn, was er nun zu thun habe? — Geſtattet ihr ihnen dieſes, antwortete Merlin, ſo thut ihr dem Reiche großen Schaden in der Zukunft. Laßt ihnen ſagen, daß ſie ſogleich ohne Aufſchub das Land räumen, und ihr ſollt ſehen daß ſie es recht gern thun, denn ſie haben keine Lebensmittel mehr, und ſterben Hungers; ſchenkt ihnen ihr Leben, ſie werden nichts mehr verlangen. Es geſchah alſo wie Merlin es verlangte, und der König ließ ihnen des andern Tages durch dieſelben Boten befehlen, ſogleich abzuziehen. Die Heiden waren froh dieſen Befehl zu hören, ſie verſammelten ſich ſogleich, und zogen ſammt und ſonders ab, der König ſchenkte ihnen Schiffe, und ſie gingen alle übers Meer fort aus dem Lande.

So ward durch Merlins Rath das Land von den Heiden befreyt, wodurch er beym Volke zu großen Ehren und Anſehen gelangte. König Pendragon regierte lange Zeit in Frieden, dem, und ſein Volk liebte und ehrte ihn überaus, denn er war Friedliebend, drückte auch ſein Volk auf keine Weiſe, und that ihm keine Art von Zwang an. Merlin war ſtets bey ihm, und er that nichts ohne Merlins Beyſtimmung, keines andern Rath galt bey ihm, als der ſeinige.

Siebenzehntes Kapitel.

Es lebte im Reiche ein ſehr reicher vornehmer Herr, von ſehr hoher Abkunft und einer der mächtigſten im Lande nach dem Könige; er war aber von haſſender boshafter Gemüthsart, voller Neid und böſen Willen. Dieſer war neidiſch auf Merlin, ſo daß er es nicht länger erdulden konnte, ging alſo zum Könige und ſprach: Herr König ich wundre mich ſehr, wie ihr doch dem Merlin ſo ganz unbeſchränkten Glauben beymeſſen könnt; da doch alles, was er weiß, vom böſen Feinde herrührt, und er ganz von ſeinen Künſten voll iſt. Wollt ihr mir erlauben, ſo will ich ihn in eurer Gegenwart auf die Probe ſtellen, und ihr ſollt ſehen, daß alles nur Lug und Betrug iſt. Der König gab ihm die Erlaubniß, mit der Bedingung, daß er den Merlin auf keine Weiſe beleidigen wolle; ich verſpreche, ſagte der Herr, daß ich ihm nichts zu Leide thun, und ſeinem Leibe nicht nahe kommen will.

Als nun Merlin einſt mit dem Könige ſich unterhielt, kam dieſer vornehme Herr, begleitet von zwanzig andern, und ſtellte ſich als wäre er ſehr krank. Seht, ſagte er zum Könige, hier iſt der weiſe Merlin, der dem König Vortigern ſeine Todesart vorausgeſagt, wie ihr ihn nämlich verbrennen würdet; es gefalle euch alſo Herr König ihn zu bitten, daß er mir ſage, welche Krankheit ich habe, und welchen Tod ich ſterben werde. Der König und die Begleiter des vornehmen Herrn giengen nun den Merlin mit Bitten an, daß er es thun möchte. Merlin wußte ſehr wohl, was dieſer Mann wollte, kannte auch ſeinen

Haß und Neid recht gut; wiſſet, gnädiger Herr, ſagte er, daß ihr zur Stunde eben nicht gar krank ſeyd. Ihr werdet aber vom Pferde fallen, und den Hals brechen, das wird euer Ende ſeyn. Davor wird mich Gott bewahren, ſagte der Herr lachend, als wollte er über Merlins Rede ſpotten, und ſprach darauf insgeheim zum Könige: Erinnert euch wohl mein König der Rede Merlins, denn ich werde ihn auf die Art unter einer andern Geſtalt in eurer Gegenwart prüfen. Nahm darauf Abſchied vom Könige und reiſte nach ſeinen Eltern. Nach zwey oder drey Monden kam er aber wieder, in einer Verkleidung daß man ihn nicht erkannte, und ſich krank ſtellend; ließ den König ins Geheim bitten, daß er doch mit Merlin zu ihm komme, aber er ſollte Merlin nichts davon ſagen, daß er es ſey. Der König ließ ihm wiſſen, er würde ihm den Merlin zuführen, und durch ihn ſollte er ſicher nichts erfahren. Wollt ihr mit mir kommen, fragte der König den Merlin, zu einem Kranken hier in der Stadt? Ich bin es wohl zufrieden, antwortete dieſer, der Kranke aber muß ein ſehr vertrauter Freund des Königs ſeyn, da er hingehen will ihn zu beſuchen? — Ja, erwiederte der König, ich will allein mit euch zu ihm gehen; — Es kommt keinem Könige zu, ſagte Merlin wieder, einen Kranken zu beſuchen, ohne ein ſtarkes Gefolge von wenigſtens dreyßig Mann. Der König erwählte dreyßig Mann zu ſeinem Gefolge, die Merlin ausſuchte, und die er liebte, und ſo begleitet gingen ſie zuſammen zu dem Kranken. Als dieſer den König und Merlin ſah, rief er: Sire, ich bitte, fraget den Merlin, ob ich wieder geheilet werde oder nicht. Er wird, ſagte Merlin, weder an dieſer Krankheit, noch überhaupt in ſeinem Bette ſterben. Ach Merlin, ſagte der Kranke, wolltet ihr wohl ſagen, welchen Tod ich ſterben werde. An dem Tage, ſagte Merlin, an welchem du ſterben wirſt, wird man dich aufgehängt finden. — Darauf that er als wäre er ſehr erzürnt, und ging hinaus. — Nun Herr König, ſagte der Kranke, nun könnt ihr ſehen, wie dieſer Menſch lügt, denn ihr werdet euch entſinnen, daß er mir das erſtemal meinen Tod ganz anders prophezeite. Aber wenn es euch gefällt, ſo werde ich ihn auch noch zum dritten Mal auf die Probe ſtellen. Morgen gehe ich nach einer Abtey, dort will ich als Mönch mich krank ſtellen, und euch den Abt zuſchicken, euch zu mir zu holen; er wird euch ſagen, ich ſey einer ſeiner nächſten Verwandten, und läge auf den Tod krank, wird euch auch bitten den Merlin mitzunehmen, damit er ſage, ob ich hergeſtellt werde, oder ſterben müſſe. Dieß ſoll aber die letzte Probe ſeyn. Der König verſprach es ihm, und ging nach Hauſe, der Kranke aber reiſte nach der Abtey, und ſchickte des andern Tages nach ihm wie ſie zuſammen abgeredet. Der König nahm den Merlin mit, und ſie ritten zuſammen nach der Abtey, wo ſie zuerſt Meſſe hörten. Nach der Meſſe kam der Abt, mit etwa zwanzig von den Nonnen, und bat den König, doch den Merlin ſogleich zu ſeinem Verwandten zu führen, der ſchon ſeit einem halben Jahr krank liege, damit er ihm die Urſach ſeiner Krankheit und ſeines Todes ſage. — Wollt ihr mit mir zu dem Kranken gehen? fragte der König, — ſehr gern, ſagte Merlin, vorher aber wünſche ich dem König und ſeinem Bruder Uter etwas insgeheim zu ſagen. Die drey gingen bey Seite, und Merlin ſagte zum Könige und ſeinem Bruder; je mehr ich euch kennen lerne, deſto thörichter finde ich euch. Glaubt ihr denn, ich wiſſe nicht welches Todes der Narr ſterben wird, der mich zu prüfen gedenkt? ich werde es ihm noch einmal in eurer Gegenwart zu wiſſen thun, ſo daß ihr euch wundern ſollt. Wie kann es denn ſeyn, fragte der König, daß er zwey Todesarten habe? Mehr noch als dieß, antwortete Merlin, und wenn es nicht ſo eintrift, ſo ſollt ihr mir nimmer glauben, ich gebe euch mein Wort, nicht von euch zu gehen, bis wir mit Augen geſehen, was ich ihm prophezeit. Darauf gingen ſie zuſammen ins Zimmer zu dem Kranken. Als nun der Abt dem Könige den Kranken zeigte, und ihn den Merlin zu fragen bat, ob er geneſen, und welchen Todes er ſterben würde, that Merlin als wäre er ſehr erzürnt und ſagte zum Abt. Herr Abt, euer Kranker mag nur aufſtehen, denn er fühlt kein Uebel. Nicht allein die beyden Todesarten ſind ihm beſtimmt, die ich ihm ſchon einmal genannt, ſondern noch eine dritte dazu, am Tage ſeines Todes wird er den Hals brechen, wird hängen, und ertrinken. Wer dann am Leben iſt, der wird dieſe drey Dinge beſtätigt finden. Mein Herr, fuhr er zu dem Kranken gewendet fort, — Mein Herr verſtelle dich nicht länger, ich kenne deine böſe Gemüthsart, deine Falſchheit, und deine argen Gedanken. — Nun ſetzte der Kranke im Bette ſich aufrecht und ſprach, Sire, nun mögt ihr ſeine Narrheit erkennen, wie könnte ich wohl den Hals brechen, und hängen, und ertrinken? Das kann weder mir noch irgend einem andern wiederfahren. Nun ſeht, wie weiſe ihr handelt, einem ſolchen Menſchen zu vertrauen. Ich kann es nicht eher entſcheiden, antwortete der König, bis die Erfahrung es lehrt.

Die Anweſenden waren alle über Merlins Reden erſtaunt, und ſehr begierig zu erfahren, wie ſie ſich bewähren würden.

Nach geraumer Zeit ritt dieſer vornehme Mann in Begleitung vieler andern auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß. Das Pferd, worauf er ritt, ward ſcheu, als er mitten auf der Brücke war, und ſprang über das Geländer; der Reiter ſtürzte, brach auf dem Geländer den Hals, und fiel hinüber, blieb aber mit ſeinem Kleide an einem der Pfähle hängen, ſo daß die Beine in die Höhe waren, der Kopf ſammt den Schultern aber unter dem Waſſer ſteckten. Unter den Begleitern waren zwey, die dabey waren, als Merlin ihrem Herrn ſeine dreyfache Todesart prophezeite; dieſe geriethen in ein ſolches Schrecken, da ſie dieſe ſo pünktlich erfüllt ſahen, daß ſie ein entſetzliches Geſchrey erhoben. Die übrigen fingen auch an alle ſo zu ſchreyen und zu rufen, daß man es im nahgelegenen Dorfe hörte, wo denn die Dorfleute eilends herzu liefen, um zu ſehen, was es auf der Brücke gebe. Sie ſagen den Herren ſogleich aus dem Waſſer, und brachten ihn hinauf; die beyden Männer aus ſeinem Gefolge riefen aber, laßt uns gleich ſehen, ob er wirklich den Hals gebrochen? Da es ſich nun ſo befand, waren ſie voll Schrecken und Erſtaunen über Merlins Macht. Der wäre thöricht, ſagten ſie, der Merlins Worten nicht glauben wollte, denn ſie ſind die lautre Wahrheit. Darauf nahmen ſie den Leichnam auf, und beſtatteten ihn nach ſeiner Würde gar prächtig zur Erde.

Merlin ging ſogleich zu Uter, erzählte ihm den Tod des Mannes, und wie alles dabey ſich zugetragen; gehet, ſagte er, erzählt es dem Könige eurem Bruder. Uter gehorchte, und als Pendragon es von ihm vernommen, ſagte er, geh zu Merlin und frage ihn, wenn dieß geſchah? — Es ſind jetzt vier Tage, antwortete Merlin, ſeitdem ihm dieß geſchah, und über ſechs Tagen werden ſeine Diener kommen, es dem Könige zu vermelden. Weil ſie mich aber vielerley fragen werden, und ich auf nichts ihnen antworten will, ſo werde ich fortgehen. Wiſſet auch, daß ich überhaupt nicht mehr ſo vor den Leuten auf alles antworten will, was ſie mich fragen; ſondern meine Antworten ſollen dunkel ſeyn, ſo daß ſie dieſelben nicht eher verſtehen, als nachdem ſie in Erfüllung gegangen ſind.

Merlin ging, und Uter erzählte ſeinem Bruder alles was er geſagt. Der König glaubte, Merlin ſey erzürnt gegen ihn, und war ſehr beſtürzt wegen ſeines Weggehens. — Wohin iſt er gegangen, fragte er den Uter; — das weiß ich nicht, antwortete dieſer, aber er ſagte, er wolle nun nicht länger hier bleiben.

Nach ſechs Tagen kamen die Diener jenes Herrn, und verkündigten dem Könige feyerlich die ganze Begebenheit, wie ihr Herr den Tod gefunden. Der König, und alle die damals lebten, ſagten, daß es niemals einen weiſern Menſchen als Merlin gegeben, und ehrten ihn ſehr. Der König, ſein Bruder Uter, und Ambroſius Aurelius beſchloſſen auch aus großer Ehrfurcht für Merlin, alles aufzuſchreiben, was ſie ihn würden ſagen hören. Dieß iſt der Urſprung der Prophezeiungen des Merlin, was er nämlich von den Königen von England, und von vielen andern Dingen, über welche er ſprach, prophezeite. In dieſem Buche der Prophezeiungen iſt nicht die Rede davon, was oder wer Merlin geweſen, ſondern einzig nur von den Dingen, welche er geſagt. Merlin, der es wußte, daß Pendragon ſeine Reden aufſchreiben ließ, ſagte es dem Meiſter Blaſius. Werden ſie, fragte dieſer, ein ähnliches Buch als das meinige machen? — Das nicht, antwortete Merlin, ſie können nur das aufſchreiben laſſen, was ſie ſehen und hören, denn anders wiſſen ſie nicht. Nahm darauf Abſchied vom Meiſter Blaſius und ging zurück an den Hof Pendragons. Die Freude und Ehrenbezeugungen waren ſehr groß, als man ihn daſelbſt ankommen ſah, und der König war ſeiner Ankunft ſehr froh.

Achtzehntes Kapitel.

Weil das Volk ſeine Reden alle wieder erfuhr, und jener Mann ihn auf die Probe zu ſtellen gedachte, beſchloß Merlin, nun nicht mehr ſo offen zu ſprechen, ſondern alle ſeine Sprüche und Worte wurden nun dunkler und man verſtand ſie erſt, nachdem ſie eingetroffen. So kam Merlin eines Tages zu Pendragon und Uter, mit ſehr niedergeſchlagenem Geſicht: Ihr werdet euch, ſagte er, wohl des Hangius erinnern, der durch Uter ſeinen Tod fand. Dieſer Hangius war aus der adlichſten und größten Familie des Heiden-Landes; ſeine zahlreichen Anverwandten haben geſchworen, ſeinen Tod zu rächen, und nicht eher Ruhe zu halten, bis ſie dieß Land erobert haben. Von allen Seiten haben ſie ihr Volk verſammelt, auch haben viele Herzoge und Fürſten ihres Landes ſich mit ihren Männern zu ihnen geſellt. Sie werden nun nicht lange mehr ausbleiben, ſondern kommen in gewaltiger Menge, und werden nicht eher nachlaſſen, bis ſie das ganze Land unterjocht haben. — König Pendragon und Uter ſein Bruder erſchracken über dieſe Worte Merlins. — Sind denn, fragten ſie, die Anverwandten des Hangius ſo mächtig, daß wir ihnen nicht ſollten widerſtehen können? — Für einen ſtreitbaren Mann, welchen ihr ſtellt, haben ſie zwey; und wenn ihr nicht große Klugheit anwendet, ſo erobern und zerſtören ſie euer Reich. — Wir thun nichts ohne deine Beyſtimmung Merlin, ſage uns nur, wann werden ſie ankommen? — Im Monat Junius werden ſie bey den Flächen von Salisbury auf dem Fluß ſeyn. Ihr müßt nun ſo viel Bewaffnete als möglich haben, um euer Land zu vertheidigen. — Wie, rief der König, ich ſollte ſie ins Land kommen laſſen? — Ja, das müßt ihr, wenn ihr mir glaubt. Laßt ſie erſt weit vom Fluß abſeyn, ehe ihr mit ganzer Macht gegen ſie ſtreiſt, und ihr müßt es ſo einrichten, daß einer von euch mit einer ſtarken Macht ſie vom Fluſſe abſchneidet, damit es ihnen an Mundvorrath und allem Kriegszubehör fehle. So müßt ihr ſie zwey Tage lang drängen, und erſt am dritten müßt ihr es zur Schlacht kommen laſſen; werdet ihr meiner Weiſung genau folgen, ſo iſt der Sieg euer. — Sage uns im Namen Gottes, ſagten die beyden Brüder, wenn es dir gefällt, ob einer von uns in dieſer Schlacht fallen wird? — Merlin antwortete und ſprach: alles Irdiſche hat einen Anfang genommen, muß alſo auch ein Ende nehmen. Niemand erſchrecke über den Tod des andern, denn ſterben muß auch er; nehme alſo jeder ſeinen Tod hin, denn niemand iſt unſterblich.

Merlin, fing Pendragon an, damals als du jenem, der dich prüfen wollte, ſeine Todesart ſo beſtimmt vorher ſagteſt, da ſprachſt du zu mir, du wiſſeſt meinen Tod eben ſo gut als den ſeinigen; darum bitte ich dich, entdecke ihn mir. — Merlin ſprach: Laßt die heiligen Reliquien herbringen, und ſchwört beyde darauf, daß ihr thun werdet, was ich euch gebiete zu eurem Vortheil, und eurer Ehre. Nachher kann ich ſichrer euch das entdecken, was ich will. Die Reliquien wurden gebracht, und der König und ſein Bruder ſchworen einander, nach Merlins Vorſchrift, Treue und gegenſeitige Hülfe in der Schlacht, bis in den Tod. — Jetzt, ſagte Merlin, habt ihr einen Eyd abgelegt, euch tapfer zu unterſtützen, und einer dem andern in der Schlacht treu zu helfen, bis in den Tod; ſeyd ihr alſo einer dem andern getreu, ſo ſeyd ihr es auch gegen Gott. Beichtet, und empfangt den Leib unſers Heilandes, ruft den Herrn um Hülfe an, und betet zu ihm um Stärke in der Schlacht gegen eure Feinde. Denn ihr ſollt die Chriſtenheit beſchützen gegen die Heiden, darum wird Gott eure Arbeit ſegnen. Wer in dem Streite für den Glauben fällt, der iſt ſelig, fürchtet alſo den Tod nicht in dieſer Schlacht, die größer und blutiger ſeyn wird, als je eine geweſen. Einer von euch wird darin den Tod finden, thut alſo beyde eure Pflicht, wie ihr geſchworen. Wer von euch beyden übrig bleibt wird eine Schlacht ausführen, und einen Begräbnißplatz errichten durch meine Hülfe, reicher und ſchöner als je einer war. In der ganzen Chriſtenheit wird man von den Dingen reden, die ich daſelbſt ausrichten werde. Jetzt thut eure Ehrenkleider an, geht zur Beichte, und empfangt das Abendmahl des Herrn, dann ſeyd gutes Muths, und fröhlich vor euern Völkern, damit ſie ſich tapfer halten zur Ehre Gottes. — So endigte Merlin ſeine Rede, und die Brüder thaten alles wie er ihnen befahl. Als alle ihre Kriegsmänner verſammelt waren, vertheilte der König viel Gold und Geſchenke unter ſie, wie auch viele Pferde, und hielt ihnen eine Rede, wie er von ihnen erwarte, daß ſie mit aller Macht, und aus allen Kräften das Land vertheidigen würden. Sie verſprachen alle ihm ihre Hülfe, verſammelten ſich in großer Menge, und waren, ſo wie der König ihnen Befehl gab, in der letzten Woche des Monats Junius am Ufer der Themſe. Am Pfingſtfeſte hielt der König ofnen

Hof

Hof, an dem Ufer der Themſe, und gab jedem ſeiner Kriegsmänner große Geſchenke, damit ſie ihre Pflicht in Vertheidigung des Landes deſto williger thäten. Sie theilten ſich darauf in zwey Lager, das eine, welches Uter anführte, lagerte ſich auf der Fläche von Salisbury, und das andere, Pendragon an ſeiner Spitze, zog ſich zwey Meilen ungefähr davon. Die Heiden kamen auf den beſtimmten Tag an, da ließ Uter in ſeinem ganzen Lager ausrufen, daß ein jeder zur Beichte gehe, und einer dem andern die etwannigen Beleidigungen verzeihen möge. So geſchah es dann auch. Die Heiden ſtiegen ans Land, und ruhten acht Tage lang aus; während dem ſandte Uter zu Pendragon, und ließ ihm wiſſen, daß ſie angekommen, und daß ihre Zahl nicht zu zählen ſey. Pendragon fragte den Merlin, was er nun thun müſſe? Laß dem Uter wiſſen, antwortete dieſer, daß er ſich verborgen halte, und ſie vorüber, tiefer ins Land ziehen laſſe; dann muß er ihnen mit ſeiner ganzen Macht folgen, bis ſie zwiſchen dir und ihm eingeſchloſſen und umringt ſind. Uter that pünktlich, was Pendragon ihm befohlen, ließ die Heiden vorüber ziehen, und folgte ihnen hart auf dem Fuße mit ſolcher Macht, und mit ſo ſchnellen Pferden, daß die Heiden, die keinen Hinterhalt vermutheten, erſchrocken anhielten; jetzt rückte Pendragon ihnen von ſeiner Seite näher, ſo daß ſie ſich auf einmal umringt ſahen. Zwey Tage bleibt ſo ſtehen, ſagte Merlin zu Pendragon; am dritten Tage, der ſchön und hell aufgehen wird, wirſt du einen Drachen in der Luft fliegen ſehen, bey dieſem Wahrzeichen, das auf deinen Namen ſich bezieht, darfſt du ſicher kämpfen, und die Deinigen auch, und der Sieg wird euer ſeyn. Von dieſem Zeichen des Drachens wußte niemand im Lager etwas, als Merlin und der König; dieſer ließ ſeinem Bruder Uter davon Nachricht geben, der ſich deſſen ſehr erfreute. Nun ſagte Merlin zum Könige: ich muß euch jetzt verlaſſen, ich bitte euch, denkt an alles, was ich euch geſagt, ſeyd wacker und muthig, wie es einem edlen Ritter ziemt; nahm dann Abſchied von ihm, und begab ſich zu Uter ins Lager, der ihn mit großen Freuden empfing. Merlin ſagte ihm daſſelbe, was er dem Pendragon geſagt, halte dich tapfer und ritterlich, in dieſer Schlacht fällſt du nicht. Uter war im Herzen froh, als er dieß hörte; dann nahm Merlin Abſchied von ihm, und ging nach Northumberland zum Meiſter Blaſius, um alles dieß aufſchreiben zu laſſen.

Am dritten Tage, der hell und klar aufging, ordnete Pendragon ſein Heer in Schlachtordnung. Die Heiden, die mit Schrecken ſich von den beyden Heeren eingeſchloſſen, und ihre mißliche Lage einſahen, ſtellten ſich auch in Ordnung, weil ſie nicht anders konnten, als ſich vertheidigen ſo lange als möglich. Nun erſchien der Drache in der Luft, den Merlin dem Könige prophezeihete. Er war wunderbar anzuſchauen, und Feuer ſtrömte aus ſeiner Naſe und aus dem Munde, ſo daß alle ſich entſetzten, die ihn ſahen. Der König ließ ſogleich die Trompeten ertönen, und rief, daß man den Feind anfalle und alles ohne Gnade niedermache. Uter ließ daſſelbe in ſeinem Lager geſchehen, und ſo fielen ſie beyde mit ihren Heeren zu gleicher Zeit in den Feind. Uter und die Seinigen fochten ſo tapfer, daß endlich die Heiden unterlagen. König Pendragon aber ward erſchlagen, nebſt vielen andern Herren des Reichs mehr. Keiner konnte ſagen, welcher von beyden ſich tapferer gehalten, ob Uter, oder Pendragon; wir finden aber, daß Uter und ſein Heer alle Heiden erſchlugen, daß er das Feld behielt, und dieſen Tag den vollkommenſten Sieg davon trug.

Neunzehntes Kapitel.

Nach beendigter Schlacht und König Pendragons Tode, fiel das Reich ſeinem Bruder Uter mit Recht zu. Er ließ nun alle auf dem Schlachtfelde gebliebene Chriſten auf einen Ort zuſammen tragen, und legte daſelbſt einen Begräbnißplatz an; auf jedem ward ein Grabmal errichtet mit dem Namen deſſen, der darunter lag. Seinen Bruder Pendragon ließ er mitten inne legen, und ihm ein höheres Grabmal errichten als den übrigen, ſeinen Namen aber ließ er nicht daran ſchreiben; denn, ſagte er, der müßte ſehr thöricht ſeyn, der nicht gleich an der Größe des Grabmals ſähe, daß hier der Herr der übrigen alle begraben iſt. Nachdem ein jeder ſeinen Verwandten oder Freund begraben hatte, begab Uter ſich nach London, wo die Biſchöfe und Prälaten ihn ſalbten und ihm die Krone aufſetzten; darauf nahm er die Lehnseide und Huldigung aller ſeiner Unterthanen an.

Sechszehn Tage nachher kam Merlin an Uters Hof, und dieſer empfing ihn mit Freuden und großer Ehre. Einige Zeit darauf ſagte Merlin dem Könige, daß der Drache am Tage der Schlacht, Pendragons Tod und Uters Erhaltung bedeutet habe, bat darum den König, daß er ſich ins künftige zum Andenken dieſes Ereigniſſes, und um ſeines Bruders Willen, Uterpendragon nennen möchte. Der König willigte ein, und ward fortan Uterpendragon genannt. Merlin ließ ihm ein Panier mit einem Drachen machen, der Feuer ausſtrömte, und verlangte vom Könige, daß er denſelben in allen künftigen Schlachten vor ſich her tragen ließe.

Nachdem Uter lange in Frieden regiert, und in einer ſeiner Städte mit Merlin zuſammen lebte, fragte dieſer ihn einmal, ob er denn nichts mehr wolle am Begräbnißplatze machen laſſen, wo ſein Bruder ruhe? — Was willſt du daß ich machen laſſe? ſage es, und es ſoll geſchehen. — — Sende zehn oder zwölf von deinen Schiffen nach Irland, und laß von den Steinen dort welche nach Salisbury ſchiffen; ſo will ich erfüllen, was ich deinem Bruder verſprach, und das Grabmal ſo erbauen; ich will auch mit deinen Leuten hinfahren und ihnen die Steine zeigen, die ſie nehmen ſollen. Die Schiffe wurden gerüſtet, und Merlin mit den Leuten hingeſendet, der ihnen die Steine zeigte, die ſie einſchiffen ſollten. Als die Leute die großen Steine ſahen, die ſie fortbringen ſollten, ſahen ſie verwundert einander an; denn die ganze Welt, ſagten ſie, bringt nicht einen ſolchen Stein vom Ort, Merlin muß toll ſeyn, daß er verlangt, wir ſollen, dieſe Steine mit ins Schiff nehmen; kehrten darauf mit ihren Schiffen zurück, und ließen Merlin in Irland. . . .

Als die Schiffer wieder zum König Uterpendragon kamen, und ihm erzählten, warum ſie weder die Steine noch den Merlin wieder zurückgebracht hätten, ſandte der König noch ein Schiff nach Irland, und ließ ihn abholen. Deine Leute, ſagte Merlin, als er vor den König kam, haben nicht gethan, was du ihnen befahlſt, aber ich will mein Wort halten, und die Steine nach Salisbury ſchaffen. Darauf brachte er es mit ſeiner Kunſt dahin, daß den andern Morgen der ganze Gottesacker voll der entſetzlich großen Steine lag, daß es wie ein ungeheuer großer Berg zu ſehen war. Als der König und ſein Volk dieſe Steine ſahen, waren ſie alle des größten Erſtaunens voll, denn ein jeder mußte einſehen, daß alle Menſchen in der Welt nicht im Stande wären, einen dieſer Steine von der Stelle zu bewegen; wußte auch niemand zu errathen, wie Merlin es angefangen habe, ſie zuſammen zu bringen. — Merlin ſprach zum Könige: Sire, ſo wie die Steine hier liegen, dienen ſie zu nichts, ſie müſſen geordnet und über einander geſetzt werden. Ey wer ſollte dieß wohl thun, entgegnete der König, Gott allein kann ein ſolches Werk zu Stande bringen. — Nun ſo entferne dich, ſagte Merlin, und ich will dieß Werk vollenden, ſo wie ich es unternommen. Merlin begann nun das Werk, welches niemals wird vergeſſen werden. Dieſe Steine ſind noch jetzt ſo wie Merlin ſie ordnete, und ſie werden ſo bleiben, ſo lange die Welt ſtehen wird. Es war ein vortrefliches kunſtreiches Werk, worüber die ganze Welt ſich verwunderte. Uterpendragon liebte den Merlin um dieſes Werkes willen noch weit mehr als ſonſt, behielt ihn lange Zeit an ſeinem Hofe, und that nichts, ohne ſeinen Rath.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eines Tages kam Merlin zum Könige und ſprach: Mein König wiſſe, daß, nachdem unſer Heiland war gekreuzigt worden, kam ein frommer Ritter, mit Namen Joſeph von Arimathia, und kaufte den Leichnam Chriſti von Pilato, und ließ ihn begraben. Dieſer Ritter liebte Chriſtus ſo ſehr, daß die Juden ihn deshalb verfolgten, und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Chriſtus auferſtanden, zog Joſeph von Arimathia nach einer Wüſte, nebſt den meiſten von ſeiner Familie, und mehrere andere Menſchen. Dort litten ſie viel Hungersnoth, ſo daß viele von ihnen Hungers ſtarben. Da murrten ſie gegen den Ritter, der ihr Meiſter war. Der Ritter ſah die Noth ſeines Volks, und betete voll Inbrunſt zu unſerm Herrn Chriſtus, daß es ihm gefiele dieſer Hungersnoth ſeines Volks ein Ende zu machen. Unſer Herr befahl ihm darauf eine Tafel zu errichten, ſo wie die war, an welcher er mit den Apoſteln das Abendmahl genoß. Dieſe Tafel ſolle er wohl ausſchmücken, und mit weißen, feinen Tüchern bedecken; darauf ſolle er einen goldenen Kelch ſtellen, den er ihm ſelber ſandte; und daß er dieſes Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. Wiſſe ferner, mein König, daß dieſer Kelch von Gott geſandt, die Gemeinſchaft der Guten und der Böſen bedeutet; die Guten aber, welche an dieſer Tafel zugelaſſen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Platz blieb immer leer an dieſer Tafel, das bedeutete den Judas, der unſern Herrn verrieth, und ſich mit den Apoſteln zum Abendmahl ſetzte. Und als unſer Heiland ſagte: wahrlich ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen; der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen, ſtand Judas auf von der Tafel, ſchämte ſich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Chriſtus einen andern, mit Namen Mathias, hinſetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Josephs von Arimathias Tafel leer bleiben. Dieſe Tafel ward von allen denen, welche dazu gelaſſen wurden, ſehr in Ehren gehalten, und nannten ſie Graal. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willſt du mir alſo folgen mein König, ſo errichte du die dritte im Namen der Dreyfaltigkeit. Ich will dir in dieſem Werke helfen; es wird ein Werk werden, wofür du die Gnade Gottes dir erwirbſt, und alle diejenigen, die an der Tafel Platz nehmen, läßt du daran Theil nehmen. Jenes Gefäß aber und ſeine Hüter ſind gegen den Occident hingezogen, die Hüter wiſſen aber jetzt ſelber nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen, ſondern ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen. Du aber thue ſo wie ich dir ſagte, du wirſt deſſen noch einſt dich ſehr erfreuen. Uterpendragon erwiederte: mit Freuden will ich thun, was du mir räthſt, denn deine Worte ſind Weisheit; aber ich ſelber bin nicht im Stande ſolches Werk einzurichten, ſondern dir Merlin trage ich die Sache auf, richte in meinem Namen alles ſo ein, wie es ſeyn muß. Und wo, fragte Merlin, befiehlſt du, daß dieſe dritte Tafel errichtet werde? — Wo es dir beliebt, und wo Gott der Herr will, daß ſie errichtet werde. — Nun ſo will ich ſie zu Karduell in Wales errichten. Laß dein Volk ſich zum Pfingſtfeſt allda verſammeln, und halte denn allda offenen Hof, ich aber werde voran gehen und die Tafel vorher errichten. Gib mir Leute, damit ſie thun was ich ihnen ſage, und wenn du anlangſt, ſo werde ich denjenigen, die herum ſitzen ſollen, Platz anweiſen.

Am Pfingſtfeſt, als der König und alle ſeine Barone, und die edlen Damen und Fräulein ſeines Reichs nach Karduell kamen, fanden ſie die Tafel von Merlin ſchon errichtet. Der König hielt offenen Hof für alle Edlen und Ritter, und für ſein ganzes Volk, dann fragte er den Merlin, wer nun an dieſer Tafel ſitzen ſolle? — Morgen, antwortete Merlin, werde ich funfzig Ritter erwählen, die herum ſitzen ſollen, niemals aber werden dieſe wieder fort in ihr Land, oder in ihr Haus zurückgehen wollen.

Des andern Tages wurden funfzig Ritter erwählt, und Merlin bat ſie ſich an die Tafel zu ſetzen, zu eſſen und zu trinken und fröhlich zu ſeyn, welche Bitte ſie auch gern erfüllten. Eine Stelle wurde leer gelaſſen, niemand aber als Merlin wußte warum. Nachdem ſie während acht Tagen an dieſer Tafel geſeſſen, und fröhlich und gutes Muths mit Eſſen und Trinken geweſen waren, und der König den edlen Botſchaftern nebſt allen Damen und Fräulein reiche Geſchenke gegeben, fragte er die würdigen Ritter der Tafel, wie ſie ſich befänden, und wie ihnen zu Muthe ſey? Sire, ſagten ſie, wir können nimmermehr dieſen Ort nunmehr verlaſſen, und nie ſoll dieſe Tafel ohne dreye von uns zum wenigſten ſeyn. Wir wollen unſre Frauen und unſre Kinder herkommen laſſen, und hier nach des Herrn Willen leben. — Iſt dieß euer aller Wille? fragte der König; und ſie bejaheten es. Wir ſind, ſetzten ſie hinzu, alle ſelber verwundert, wie dieß zugehen mag, denn nie haben wir zuvor uns geſehen, oder uns gekannt, und doch lieben wir uns jetzt einander wie Vater und Sohn einander lieben; nie können wir von einander ſcheiden, wenn der Tod uns nicht ſcheidet. — Der König und alle die zugegen waren und dieß hörten, waren voller Erſtaunen über dieſes Wunder; auch befahl der König hierauf, daß ihnen alle Ehre wiederfahre, und daß man ihnen gehorche, und ſie bediene, ſo wie dem König ſelber.

So ward dieſe Tafel von Uterpendragon nach dem Willen und nach dem Rath Merlins errichtet.

Wohl haſt du mir Wahrheit geſagt, ſprach der König zu Merlin, und wohl ſehe ich jetzt ein, daß es Gottes Wille iſt, dieſe Tafel zu errichten. Jetzt aber bitte ich dich mir zu ſagen, wer auf den leeren Platz kommen ſoll? — Ich ſage dir, daß er zu deinen Lebzeiten nicht beſetzt wird, erwiederte Merlin, doch iſt derjenige ſchon geboren, der auf dieſem Platze wird ſitzen. Zu der Zeit des Königs, welcher nach dir regieren wird, ſoll er beſetzt werden; noch weiß ſein Erzeuger nichts davon, ihn erzeugt zu haben. Jetzt erſuche ich dich noch, daß du, ſo lange du lebſt, alle deine großen Feſte an dieſem Orte feyerſt, auch daß du dreymal im Jahre offenen Hof hier hältſt. Als der König ihm dieß zu halten geſchworen, ſprach Merlin: jetzt muß ich dich verlaſſen, du wirſt mich in langer Zeit nicht wieder ſehen. Und warum gehſt du fort? fragte der König, wo willſt du hingehen? wirſt du nicht jedesmal hier ſeyn, wenn ich Hof halte? — Nein, ich werde nicht zugegen ſeyn, denn ich will, daß die Leute an das glauben, was ſie ſehen werden, und nicht, daß ich die Dinge, die geſchehen ſollen, verrichte.

Merlin empfahl ſich dem Könige und ging zum Meiſter Blaſius nach Northumberland, dem er alles ſagte, was geſchehen war, der es dann in dieß Buch niederſchrieb. Zwey Jahre blieb Merlin bey dem Meiſter Blaſius, ohne daß Uterpendragon etwas von ihm hörte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Einsmals als der König und ſein Hof zu Kardueil war, und die Ritter an der Tafel ſaßen, kam einer der Großen des Reichs, der dem Merlin im Herzen übel wollte, zum Könige; Sire, fing er an, billig muß ich mich wundern, daß ihr den leeren Platz an der Tafel nicht beſetzen laßt, damit ſie vollſtändig ſey. — Merlin hat mir geſagt, antwortete der König, daß dieſer Platz nicht in meiner Lebzeit beſetzt werden kann, ſondern daß der noch geboren werden ſoll, der darauf ſitzen wird. Da fing der falſche verrätheriſche Mann an zu lachen und ſprach: Sire, glaubt ihr wohl, daß es nach Euch Leute geben wird, welche mehr werth ſind als Ihr? — Das weiß ich nicht, ſagte der König, Merlin aber hat mir jenes geſagt. — Sire, nie wird ein Menſch mehr gelten als was er werth iſt; Ihr ſeyd kühn genug,

genug, es zu verſuchen. — Nein, ich werde es ſicher nicht verſuchen, ich fürchte, daß Merlin darüber erzürnt. — Sire, wenn ihr alſo meint, daß Merlin alles weiß, ſo weiß er auch ſicher, was wir jetzt von ihm ſprechen, und alsdann kommt er ſicher, wofern er noch lebt, zum künftigen Feſt. Kommt er aber nicht, ſo bitte ich euch, Sire, um die Erlaubniß, den Platz beſetzen zu dürfen, um euch von der Lüge zu überzeugen, die er euch vorgeſagt; ihr werdet dann ſehen, daß ich ſo gut als ein anderer dieſen Platz ausfülle. — Ich würde es euch gern erlauben, wenn mir nicht bange wäre den Merlin zu erzürnen. — Lebt Merlin, ſo kommt er ſicher noch ehe ich es verſuche, kommt er aber nicht, ſo bitte ich euch, ertheilt mir die Erlaubniß dazu. Der König gab ſie ihm, und der Ritter meinte etwas großes mit dieſer Erlaubniß erreicht zu haben.

Als nun das Pfingſtfeſt kam, begab der König ſich wieder mit allen Edeln, Rittern und dem ganzen Volk nach Karduell. Merlin wußte ſehr genau was vorging, ſagte es auch dem Meiſter Blaſius. Ich werde nicht zur Hofhaltung hingehen, ſagte er, ſondern ſie verſuchen laſſen, was ſie wollen, damit ſie ſelber die Wichtigkeit und Würde des leeren Platzes und meiner Worte inne werden, denn was ſie nicht ſehen, das glauben ſie nicht, und komme ich hin, ſo meinen ſie durch mich geſtört zu ſeyn, und glauben, ich ſey ſchuld an dem, was ſich ereignen wird. Funfzehn Tage nach dem Pfingſtfeſt aber will ich zum Könige gehen.

Der Ritter, welcher verſuchen wollte, ſich auf den leergelaſſenen Platz zu ſetzen, ſprengte das Gerücht aus, Merlin ſey todt, ein Bauer habe ihn im Walde erſchlagen, weil er ihn für einen Wilden gehalten. Der König glaubte endlich dem Gerücht, weil Merlin ſo lange ausblieb; auch hielten die andern dafür, daß er wohl todt ſeyn müſſe, weil man ſonſt dergleichen Proben nicht anſtellen dürfe.

Die funfzig Ritter ſaßen nunmehr um die Tafel, in Gegenwart einer großen Menge Fürſten, Herren, Damen und Fräulein, als der Ritter kam, der ſich auf den leeren Platz ſetzen wollte, und mit keckem Muthe rief: Ihr Herren, ich komme, um euch Geſellſchaft zu leiſten! Die Ritter an der Tafel antworteten ihm nicht, ſondern ſahen demüthig und ſtill jeder vor ſich nieder; auch der König ſagte ihm nichts, ſondern alle waren erwartungsvoll, was geſchehen würde. Der Ritter ſetzte ſich, und ſtreckte beyde Beine unter die Tafel; in dem Augenblick verſank er unter die Erde, wie ein Stück Bley, das ins Waſſer fällt und nicht wieder zum Vorſchein kommt. Voll Entſetzen ſah der König und alles Volk dieſes Wunder! Man durchſuchte jeden Fleck unter dem Tiſch, aber man fand nicht die mindeſte Spur, weder von dem Ritter, noch von der Art, wie er unterſank. Der Hof und das ganze Volk gerieth in Schrecken, beſonders war der König in Leid verſenkt, daß er ſolche Probe zugegeben und ſich dazu verführen laſſen, da doch Merlin ihm geſagt, der ſey noch nicht geboren, dem dieſer Platz beſtimmt worden.

Am funfzehnten Tage nach Pfingſten kam Merlin an den Hof, und der König ging ihm entgegen. Merlin machte ihm Vorwürfe wegen deſſen, was er hatte geſchehen laſſen. — Er hat mich betrogen, entgegnete der König. — So geht es vielen, antwortete Merlin, ſie meinen andre zu betrügen, und betrügen am meiſten ſich ſelber. Du ſiehſt nun ein, daß du betrogen biſt, weil du es ſiehſt; aber warum glaubteſt du ihm? deßwegen wurdeſt du mit Recht beſtraft. Hüte dich ferner, daß du dieſen Verſuch nicht anſtellſt und auch nicht anſtellen läßt, denn ich ſage dir, viel Uebel würde daraus entſtehen. Denn dieſer Platz an der Tafel iſt von ſehr großer Bedeutung; es iſt ein würdiger Platz, und ein hohes Gut für das ganze Königreich. — Der König fragte ihn nachher, ob er ihm nicht ſagen könne, was aus dem Ritter geworden und wo er hingekommen ſey? — Darum bekümmere dich nicht, antwortete Merlin, es geht dich nichts an, und du wirſt um nichts beſſer, wenn du es weißt. Laß es nur deine Sorge ſeyn, die, welche an der Tafel ſitzen, recht zu ehren und hochzuhalten, wie auch die vier Feſte jährlich daſelbſt zu ſetzen, und alles ſo zu halten und nichts zu verändern, wie ich es eingeſetzt. Der König verſprach ihm, von nun an alles unverrückt zu erhalten bis an ſeinen Tod. Darauf nahm Merlin wieder von ihm Abſchied, und ging zum Meiſter Blaſius zurück.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der König ließ rings um Karduell viel ſchöne Häuſer bauen; ließ dann in ſeinem ganzen Reiche bekannt machen, wie er die vier Feſte, nämlich Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und den Allerheiligen Tag, mit ſeiner Hofhaltung immer in Karduell ſeyn würde; auch ſollte ſich ein jeder zu der Zeit daſelbſt einfinden, und ihm zu Liebe ſollte jeder Baron und jeder Herr ſeine Gemahlin und ſeine Fräulein mitbringen nach Karduell, allwo der König ihnen jedesmal Feſte geben wollte. Am nächſten Weihnachtsfeſte kamen nun die Gemahlinnen, die Damen und Fräulein mit den Rittern und Baronen. Wer ohne ſeine Gemahlin kam, war nicht gut angeſehn, und ſo brachten die, welche nicht verheirathet waren, ihre Liebſte mit. Es kamen ihrer ſo viele an dem Tag, daß man nicht ſagen kann, wie ſtark ihre Anzahl war; und wir können nur vorzugsweiſe von denen reden, welche ſich am meiſten hervorthaten. Dieß war ein Herzog von Tintayol, und ſeine Gemahlin, mit Namen Yguerne. Nach der gebenedeyten Jungfrau Maria ward nie eine Chriſtin holdſeliger und ſchöner geboren, als Yguerne. Als der König ſie zuerſt erblickte, ward er ſo entzückt von ihrer Schönheit, daß er alle Faſſung verlor; die Dame merkte dieß wohl, that aber, als ſähe ſie es nicht. Da ſie aber gewahr wurde, daß der König ſie immer anſah und ſeine Augen gar nicht von ihr wandte, zog ſie ſich zurück und vermied die Gegenwart des Königs, denn ſie war eine ſehr tugendhafte und ehrſame Dame, bewahrte auch die Ehre ihres Gemahls, und war ihm treu. Der König ſandte allen anweſenden Damen ſchöne reiche Geſchenke an Schmuck und Kleinodien, und that es um Ygiernes willen, um ihr ein Zeichen ſenden zu können, das ſie nicht ausſchlagen dürfe, weil alle Damen von ihm beſchenkt worden waren. Ihr gab er einen Schmuck, von welchem er wohl wußte, daß ſie ihn wünſchte; ſie mußte ihn annehmen, obgleich ſie ſehr wohl einſah, daß dieß nur um ihrentwillen angeſtellt ſey, ſie ließ dieß aber nicht merken.

Als der Hof nun wieder von Karduell ſich wegbegeben wollte, und das Weihnachtsfeſt geendigt war, bat der König ſeine Baronen und Fürſten des Landes, doch ja zum nächſten Feſte ihre Damen wieder mitzubringen, welches ſie ihm auch alle zuſagten. Er war in Liebe für die Dame Ygerne ganz entbrannt, ſo daß er ſeiner Sinne kaum mehr mächtig war; als ſie mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Tintayol, von ihm Abſchied zu nehmen kam, gab er ihnen das Geleite, und bezeigte ihnen beyden viel Ehre. Er ſah ſich dabey einen Augenblick ab, wo er leiſe zu ihr ſagen konnte:

Dame Yguerne, ihr nehmt mein Herz mit euch, möge ich auch das eurige in meinem! — Dame Yguerne that aber nicht, als hätte ſie dieß gehört, und zog mit ihrem Gemahl, ohne zu antworten, fort in das Land des Herzogs.

Große Pein erduldete der König im Herzen, bis das Oſterfeſt herankam, wo alles ſich wieder zu Karduell verſammelte, und er ſie wieder erblickte. Gott weiß, wie groß da ſein Entzücken war; er ließ ſie und den Herzog, ihren Gemahl, an ſeiner Tafel eſſen, und ſaß zwiſchen ihnen beyden; auf alle Worte, die er ihr aber zuflüſterte, und wie ſehr er ihr auch ſeine Liebe ſchwor, gab ſie ihm doch niemals eine Antwort, obgleich ſie alle ſeine Worte ſehr wohl verſtand, ſondern reiſte mit ihrem Gemahl wieder fort, ohne dem Könige zu antworten.

Endlich konnte der König ſeine Liebespein nicht länger verhehlen, ſondern entdeckte ſie zweyen ſeiner Günſtlinge und fragte ſie um Rath, wie er es anfangen müſſe, ſich ihrer zu erfreuen, und ihr ſeine Liebe zu klagen, da er ſonſt vor Leid vergehen müſſe. — Der König ſagten jene, gebe ein großes Feſt zu Karduell, und laſſe bekannt machen, daß ein jeder ſich dahin begebe, weil es ein großes Feſt ſeyn, und der König ſeine Krone tragen und auf dem Thron ſitzen würde; dazu, daß ein jeder ſich auf einen Monat oder ſechs Wochen mit allem Nothwendigen verſehen müſſe, weil das Feſt ſo lange dauern ſolle. Auf dieſe Weiſe habt ihr dann Zeit, mit der ſchönen Yguerne ſo viel zuſammen zu ſeyn, als es euch beliebt. Der Rath gefiel dem Könige wohl, und er that ſo. Auf den beſtimmten Tag kam alles in Karduell zuſammen, und jeder von den Herren kam mit ſeinen Damen und Gefolge, auch der Herzog von Tintayol mit Dame Yguerne, worüber der König im Herzen ſich erfreute, wieder fröhlich ward und aß und trank. Nach einigen Tagen ward er wieder traurig, und ſagte endlich zu einem ſeiner Vertrauten, Namens Ulſius: die Liebe tödtet mich, ich ſterbe für Yguerne, es iſt kein Leben für mich, wo ich ſie nicht ſehe; und erhört ſie mich nicht, ſo muß ich ſterben. — Sire, erwiederte Ulſius, ſo wollt ihr um einer Frau willen das Leben laſſen? Nie hörte ich, daß eine Frau Geſchenken widerſtehen könne; ich bin nur ein armer Edelmann, glaube dennoch nicht aus Liebe für eine Frau ſterben zu müſſen; und Ihr, ein ſo mächtiger König, wie könnt ihr ein ſo verzagtes Herz haben und es nicht wagen, um eine Dame zu werben? — Du haſt wohl ſehr Recht, ſagte der König, du weißt beſſer als ich, wie man ſich benehmen muß, hilf mir, ich bitte dich, und thue du an meiner Stelle alles, was zu thun iſt. Nimm aus meiner Schatzkammer alles, was du willſt, mach ihr Geſchenke, gib auch allen ihren Leuten, die ſie umgeben, ſuche einen jeden zufrieden zu ſtellen, mache nur, daß ich mit ihr ſprechen darf. — Ich will ſchon machen, ſprach Ulſius.

Die Hofhaltung dauerte nun ſchon acht Tage in großer Freude und ſchöner Ergötzlichkeit. Der Herzog von Tintayol mußte immerwährend bey dem Könige ſeyn, und er gab ihm und ſeinen Gefährten ſchöne reiche Geſchenke. Ulſius ſuchte indeſſen mit der Dame Yguerne zu reden, ihrmit ſüßen Liebesworten zu ſchmeicheln, und brachte ihr Geſchenke, von denen eines immer reicher und herrlicher war, als das andre, ſie aber ſchlug alles aus und nahm nichts davon an. Eines Tages, als er ihr mehr noch zuſetzte und einen überaus prachtvollen Schmuck ihr anbot, nahm ſie ihn bey Seite und ſagte: Ulſius, warum und zu welchem Ende bieteſt du mir alle dieſe reiche Kleinodien an? — Dame, um euerer großen Schönheit und eurer hohen Eigenſchaften willen! wiſſet, der ganze Reichthum des Königreichs iſt euer Eigenthum, und die Menſchen nur da, euern Befehlen zu gehorchen! — Ey wie mag dieß wohl ſeyn? — Ja, denn ihr beſitzt das Herz deſſen, dem das Reich zugehört, das Herz des Königs. — So iſt des Königs Herz denn ein verrätheriſches und falſches Herz, weil es meinem Herrn und Gemahl ſo viel Liebe und Freundſchaft erweiſt, während es mich zu verderben und zu entehren trachtet! Ich ſage dir, Ulſius, hüte dich, ſo lieb dir dein Leben iſt, mir jemals von dieſen Dingen wieder ein Wort zu ſagen, wenn ich nicht alles dem Herzoge, meinem Gemahl, wieder hinterbringen ſoll. Du wirſt wohl wiſſen, daß er dir das Leben nicht laſſen würde, wenn er ſolches wüßte; ſey aber gewiß, daß dieſes das leztemal iſt, daß ich ihm ſolches verſchweige. — Stürbe ich für den König, erwiederte Ulſius, ſo gereichte es mir zu großer Ehre! Habt Gnade mit dem Könige, Dame Ygwerne, warum wollt ihr nicht, daß er euer Freund ſey, da er euch mehr liebt als ſein Leben ſelbſt, ſeyd ihm gewogen, oder er ſtirbt aus Liebe für euch. — Ihr ſpottet meiner, Ulſius. — Um Gotteswillen, habt Mitleid mit dem Könige und mit euch ſelber; denn wenn ihr ihm nicht günſtig ſeyd, ſo habt ihr euch ſelbſt alles Unglück zuzuſchreiben, welches daraus entſtehen wird, denn weder ihr noch euer Gemahl könnt euch ſeinem Willen widerſetzen. — Wohl würde ich mich ſeiner erwehren, ſagte ſie ſchmerzlich weinend; denn nie will ich mich, iſt dieſes Feſt nur einmal beendet, je wieder an des Königs Hof einfinden, noch in ſeine Gegenwart, mag er auch Befehle ergehen laſſen, wie er wolle, ich komme ſicherlich nicht mehr. — Mit dieſen Worten ließ ſie den Ulſius ſtehen und entfernte ſich. Ulſius begab ſich zum Könige und erzählte ihm alle ihre Worte. Wohl wußte ich, ſagte der König, daß ſie dir ſo antworten würde, denn ſo muß eine jede tugendhafte, ſittſame Frau ſprechen; doch, Ulſius, laß es noch nicht dabey, ſondern bringe ihr meine Bitten immer wieder, keine Dame wird ſo leicht beſiegt.

Eines Tages ſaß der König an der Tafel, und der Herzog von Tintayol neben ihm; vor dem Könige ſtand ſein reicher goldner Becher, woraus er trank, da kniete Ulſius vor ihm nieder, und ſagte ihm leiſe, ſo daß der Herzog es nicht hören konnte: Sire, ſagt dem Herzog, daß er euch zu Liebe aus dem Becher trinke, und ihn dann ſeiner Gemahlin zuſchicke, damit auch ſie euch zu Ehren daraus trinke und ihn behalte. Der König nahm den Becher, trank daraus auf die Geſundheit des Herzogs, reichte ihn alsdann dem Herzog und ſprach: Trinket, Herr Herzog, auf das Wohlſeyn eurer Frauen, Dame Yguerne, und ſendet ihn ihr dann mir zu Liebe. — Ich danke euch, Sire, ſagte der Herzog, der ſich nichts Uebels verſah, ſie wird ihn mit Freuden annehmen; rief dann einen ſeiner Ritter, den er liebte, und übergab ihm den Becher, daß er ihn ſeiner Gemahlin Yguerne brächte, und daß er ihr dabey ſage: der König ſendete ihr den Becher, und ſie ſolle ihm zu Liebe daraus trinken. Als Dame Yguerne dieß hörte, erröthete ſie aus Scham, durfte aber den Becher nicht ausſchlagen, weil ihr Gemahl ihr daraus zugetrunken. Sie trank alſo, und da ſie ihn zurückſenden wollte, ſagte der Herzog: Dame Yguerne, es iſt des Königs Wille, daß ihr ihn behaltet. Sie mußte alſo den Becher behalten. Der Ritter ging zurück und grüßte den König in ihrem Namen, ſie aber hatte ihm dieſen Gruß nicht aufgetragen.

Nach der Mahlzeit ſagte der König zu Ulfius: gehe zur Dame Yguerne ins Zimmer und höre, was ſie ſpricht. Ulfius fand ſie trauernd und gedankenvoll, und als ſie ihn kommen ſah, ſprach ſie: euer König hat mir auf eine verrätheriſche Weiſe ſeinen Becher geſandte, und ich war gezwungen, ihn anzunehmen; aber deſſen wird er keinen Gewinn haben, denn ihm zur Schande will ich dem Herzog meinem Gemahl erzählen, mit welchem Verrath ihr und euer König mir zuſeht. — Ihr werdet nicht ſo thöricht ſeyn, ſagte Ulſius, ihm ſolches zu erzählen. — Eines ſchändlichen Todes ſterbe die, rief Yguerne, die ſolches zu thun ſich weigert. — Ulſius ging fort; als aber der Herzog auf den Abend vom Könige zu ſeiner Gemahlin zurückkam, fand er ſie weinend und in große Betrübniß verſenkt. Er erſchrak, nahm ſie in ſeine Arme und fragte ſie liebevoll, was ihr fehle? Ich wollte, ich wäre todt, rief Yguerne weinend. — Warum dieß, meine geliebte Gemahlin? — Weil der König mir mit Liebe durch Ulſius nachſtellen läßt; alle dieſe Feſte, ſagt er, und dieſe Hofhaltung, zu welcher er die Damen des Landes einladen ließ, waren nur um meinetwillen, damit ich kommen müſſe, und er mich in ſeine Gewalt bekame. Lieber aber will ich ſterben, als euch untreu werden, mein Gemahl; denn ich liebe euch, obgleich ihr mich damit erzürntet, daß ihr mich zwangt, ſeinen goldnen Becher anzunehmen. Bis dahin hatte ich mich aller ſeiner Geſchenke erwehrt und nahm nichts an, aber auf euern Befehl mußte ich nun den Becher annehmen, dieß verbittert mir mein Leben; das kann nicht länger ſo dauern, es geſchieht ſicher noch ein Unglück daraus; darum flehe ich euch an, mein Herr und Gemahl, laßt mich zurück nach Tintagol reiſen, denn unmöglich kann ich länger es hier erdulden. — Der Herzog erſchrak, als er ſeine Gemahlin, die er über alles liebte, ſo reden hörte, er konnte lange kein Wort vorbringen, vor Zorn und Leidweſen. Nachdem er endlich wieder ſich erholt, ließ er alle ſeine Ritter, welche mit ihm in der Stadt waren, zu ſich kommen. Da ſie ſich bey ihm verſammelten, ſagte er ihnen, daß ſie ſich ſogleich und in der Stille in Bereitſchaft ſetzen ſollten, ihm zu folgen, weil er abreiſen wolle, niemand in der Stadt müſſe aber etwas davon erfahren; laßt Gepäck und Kaſten zurück, das können die Diener morgen uns nachführen,

nehmt

nehmt nichts als eure Waffen und folgt mir ſtill. Darauf ließ er ſein Pferd vorführen, ſtieg auf, Dame Yguerne ſetzte ſich hinter ihm, und ſo ritt er mit ihr aus der Stadt nach Tintayol; die Ritter folgten ihm einzeln nach, und ſo erfuhr denſelben Abend der König nichts davon, daß ſie fort waren.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Des andern Morgens war in der ganzen Stadt von nichts anderm die Rede; endlich kam das Gerücht dieſer Flucht auch bis zum Könige. Dieſer gerieth in den heftigſten Zorn, als er vernahm, daß der Herzog, ohne Urlaub zu nehmen, fortgezogen, mehr aber kränkte es ihn noch, daß er die Dame Yguerne mit fort genommen. Er ließ ſeine Rathsherren zuſammenrufen, und ſtellte ihnen das Unrecht des Herzogs vor, daß er ihn ſo plötzlich, ohne

Urſache und ohne Urlaub zu nehmen, auf eine ſchimpfliche Weiſe verlaſſen habe, da er ihm ſtets ſo freundlich war, ihn auch mit ſchönen Geſchenken an Kleinodien ſo geehrt habe. Die Rathsherren erſtaunten ganz uber dieß Betragen des Herzogs, es dünkte ihnen ganz thöricht zu ſeyn, und gar nicht zu entſchuldigen; ſie wußten aber die wahre Urſache nicht von ſeinem Weggehen; weil nun der König ihm vor allen andern Ehre und Freundſchaft erzeigt habe, ſo glaubten ſie, er könne ſein Vergehen um deſto weniger wieder gut machen, und es ſey ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Sie beſchloſſen und riethen dem Könige, daß er zwey Botſchafter nach Tintayol ſenden müſſe, und daß er dem Herzog durch dieſe ſagen laſſe, daß er dem Könige Genugthuung geben müſſe für die Beleidigung, welche er ihm zugefügt, indem er ohne des Königs Einwilligung, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, den Hof verlaſſen habe. Der König verlange alſo, daß er ſogleich eben ſo wieder an den Hof zurückkehre, ſo wie er ihn verlaſſen, um des Königs Gnade zu erflehen. Der König war dieß auch ſogleich zufrieden und ſandte zwey tapfere Ritter als Geſandte nach Tintayol. Als dieſe vor den Herzog kamen und er ihren Auftrag vom Könige vernommen hatte, und hörte, daß er ſeine Gemahlin wieder mit ſich an den Hof bringen ſolle, (weil der Befehl ſo war, daß er eben ſo wieder dahin zurück kommen müſſe, wie er hinweggeritten), ſo gerieth er in großen Zorn, und ſprach zu den Abgeſandten: mit nichten werde ich wieder an ſeinen Hof gehen, denn er hat ſich ſo ſehr an mir und an den Meinigen vergangen, daß ich ihn nicht mehr lieben und nicht fürder gehorſam ſeyn kann. Mehr ſage ich euch jetzt nicht. Da die Abgeſandten keine andre Antwort als dieſe vom Herzoge erlangen konnten, zogen ſie wieder ab und ritten nach Karduel. Der Herzog aber ließ alle ſeine Ritter und die weiſen Räthe ſeines Landes zuſammenberufen, und erzählte ihnen nun, welche Verrätherey der König an ihm begangen, und wie übel er ihm mitgeſpielt; darum, ſetzte er hinzu, ritt ich plötzlich, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, von Kardueil weg: jetzt aber hatte er mir die Botſchaft wiſſen laſſen, daß ich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſey, und deshalb wieder an ſeinen Hof kommen müſſe, um ihn um Verzeihung desfalls zu bitten, eben ſo müßte ich wieder kommen, ſo wie ich den Hof verlaſſen; das heißt aber, nicht ohne meine Gemahlin Yguerne dürfe ich kommen. — Ihr habt wohl gethan, ſagten ſeine Ritter und Räthe, daß ihr ſolches nicht gethan, denn es iſt eure Pflicht, daß ihr eure Ehre in Obacht nehmet. Uebel hat der König gethan, ſolchen Verrath an ſeinem Lehnsmann zu verüben. — Nun, antwortete der Herzog, ſo erſuche ich und bitte euch, um meiner Ehre und der eurigen willen, daß ihr mir euern Beyſtand gewährt und mir Hülfe leiht gegen den König, wenn dieſer Krieg und Streit mit mir anfängt; daß ihr mein Land mir beſchützen helft, und in allen Dingen mir zur Hülfe kommt. Die Ritter und Räthe verſprachen ihm und ſchworen, daß ſie ihm helfen und dienen würden, ſollte es auch ihr Leben koſten; wofür der Herzog ihnen ſehr dankte.

Nachdem der König den Bericht der zurückkehrenden Botſchafter vernommen, gerieth er ſehr in Zorn, und bot alle ſeine Barone und Fürſten auf, ihn an dem Herzog von Tintayol rächen zu helfen, und ſie ſagten ihm alle ihre Hülfe zu. Vorher ließ er, als im rechtmäßigen Kriege, dem Herzog den Frieden aufſagen und ihm verkündigen, daß, wo er nicht dem Könige ehrenhafte Genugthuung thäte, er ſich nach vierzig Tagen in Bereitſchaft zu halten habe, ſich zu vertheidigen, weil der König ihn in vollen Waffen zuſprechen würde. Als der Herzog dieß Aufgebot vernommen, antwortete er den Boten, daß er ſich wo möglich zu vertheidigen gedächte; ließ darauf auch ſeine Ritter und Kriegsmänner entbieten, und ſie zur Vertheidigung des Landes bereiten. Ich beſitze nur zwey feſte Schlöſſer, ſagte er ſeinen Rittern, die im Stande ſind, gegen den König zu halten, dieſe beyden ſoll er aber ſicher nicht erhalten, ſo lange ich lebe. Meine Gemahlin ſoll hier zu Tintayol bleiben, nebſt zehn der tapferſten und kühnſten Ritter zu ihrer Beſchützung, welche die Burg wohl zu vertheidigen im Stande ſind; ich aber will mit den übrigen nach dem andern Schloſſe ziehen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der König zog mit ſeinem Heere nach dem Lande des Herzogs von Tintayol, und nahm alle Städte, Dörfer und Burgen, wo er durchzog, ohne Widerſtand ein. Hier erfuhr er, daß Dame Yguerne zu Tintayol geblieben, der Herzog aber zur Vertheidigung einer andern Burg gezogen ſey; er verſammelte alſo ſeinen Rath und fragte, ob er beſſer thäte erſt Tintayol zu erobern, und alsdann das andre Schloß, oder ob er erſt den Herzog daſelbſt belagern ſolle? Seine Räthe waren alle der Meinung, er müſſe erſt den Herzog in ſeinem feſten Schloſſe belagern; wenn er ihn ſelber erſt in ſeiner Gewalt habe, ſo wäre alles übrige von ſelber ſein. Der König mußte dieſen Grunden nachgeben, zog mit ſeinem Heere vor das feſte Schloß, und belagerte den Herzog. Als er nun vor dem Schloſſe lag, ſagte er heimlich zu Ulfius: was wird aus mir, ſo ich nicht Yguerne ſehe? — Sire, erwiederte Ulfius, ihr müßt jetzt Geduld haben: denkt darauf den Herzog zu bezwingen, ſo ſind dann alle eure Wünſche erfüllt. Ihr würdet eure Geſinnungen zu früh verrathen haben, wenn ihr gleich zuerſt nach Tintayol gezogen wärt, ohne erſt den Herzog zu belagern, alſo faßt euch, und ſeyd gutes Muthes. — Die Belagerung ward mit großer Hitze betrieben, und mancher Sturm auf das feſte Schloß gelaufen; der Herzog aber vertheidigte ſich tapfer, ſo daß die Belagerung ſehr lange dauerte, worüber der König ſehr mißmuthig war, denn er erkrankte ganz in Sehnſucht nach Yguerne.

Als er eines Tages traurig in ſeinem Zelte ſaß, überfiel ihn eine ſolche Schwermuth, daß er heftig anfing zu weinen; und da ſeine Leute ihn ſo weinen ſahen, entfernten ſie ſich erſchrocken aus ſeinem Zelte, und ließen ihn allein mit Ulſius. — Warum weint mein König? fragte er ihn mitleidig. — Ach! Ulſius, ſprach der König, ich ſterbe vor Sehnſucht nach Yguerne! Ja der Tod iſt mir gewiß, ſchon habe ich Eßluſt und Trinkluſt verloren, und in der Nacht finde ich keine Ruhe mehr, weil der Schlaf mich flieht; und kein Mittel ſehe ich, wie mir Heilung würde! — Faßt Muth, mein König, ihr ſterbt ſicherlich nicht aus Liebe für eine Frau! Wenn ihr doch den Merlin haben könntet, fuhr er fort, laßt ihn aufſuchen, vielleicht gibt er euch guten Rath. — Gewiß weiß Merlin, was ich leide, ſprach der König, aber ich habe ihn erzürnt, als ich den leeren Platz an der Tafelrunde verſuchen ließ, und nun läßt er mich nichts von ſich hören; auch glaube ich, findet er es wohl übel von mir gethan, daß ich für Dame Yguerne in Liebe entbrannt bin, denn ich ſollte wohl nicht begehren das Weib meines Unterthanen, meines Lehnsmannes. Es iſt Sünde, das weiß ich wohl; und dennoch muß ich ſie begehren, ich bin nicht ſchuld daran, kann mich deſſen doch nicht erwehren. — Ich bin gewiß, ſagte Ulſius, Merlin liebt euch ſo ſehr, daß er nicht ausbleiben wird, wofern ihm euer Leid und euer Schmerz bekannt iſt, ſondern er kommt gewiß, und bringt Troſt für euch. Faßt nur Muth, mein König, habt nur noch Geduld, ſeyd etwas fröhlicher, verſucht euch mit guten Speiſen und Getränken zu ſtärken, laßt eure Barone oft um euch ſeyn, und vertreibt euch in ihrer Geſellſchaft auf eine ergötzliche Weiſe die Zeit, damit ihr in etwas euer Leid vergeſſen möget! — Gern thue ich, was du mir ſagſt, antwortete ihm der König, doch werde ich nicht meine Liebe, und nicht mein Leiden vergeſſen können.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Als der König einige Tage darauf nach der Meſſe in ſein Zelt kam, fand er den Merlin daſelbſt. Groß war ſeine Freude, da er ihn erblickte, mit offenen Armen eilt er auf ihn zu, ſchloß ihn an ſein Herz und küßte ihn. Merlin, fing er an, ich ſage dir nichts von meinen Angelegenheiten, du weißt ſie beſſer als ich ſelber; aber ich bitte dich um Gottes Willen hilf mir von meinem Herzeleid, das dir ſo wohl bekannt iſt. Laß erſt den Ulſius kommen, ſagte Merlin, dann will ich dir antworten. — Ulſius wurde ſogleich gerufen, und als er kam, und der König zu ihm ſagte, ſieh hier iſt Merlin! ward er vergnügt, begrüßte ihn, und ſagte zum Könige: Nun dürft ihr nicht mehr weinen, denn ſicherlich bringt er euch Troſt und Hülfe. Ach, ſagte der König, könnt er Yguernens Gunſt mir verſchaffen, ſo gäbe es nichts, was ich nicht für ihn thäte, wenn es nur in meiner Macht ſteht, zu thun. — Wagſt du, ſagte Merlin hierauf, mir das zu verſprechen, was ich dir anfordern werde, ſo will ich dir Yguerne zu verſchaffen ſuchen, ſo daß du bey ihr in ihrer Kammer und in ihrem Bette ſchläfſt. Ulſius lachte, als er dieß hörte, und ſagte: jetzt wird man ſehen, was eines Königs Herz werth iſt. — Fordere, was du willſt, rief der König, es gibt nichts, was ich dir nicht dafür gäbe, fordere nur! — Ich will deſſen gewiß ſeyn, erwiederte Merlin, du und Ulſius, ihr müßt beyde mir einen Eid auf die heiligen Reliquien ablegen, daß ich von dir bekomme, was ich dir den Morgen abfordern werde, nachdem du die Nacht bey Yguerne zugebracht haben wirſt. Willſt du mit dem Könige ſchwören, Ulſius? — Mir währet die Zeit lang, ehe ich geſchworen habe, erwiederte dieſer. Hierauf ließ der König die heiligſten Reliquien vor ſich bringen, er und Ulſius legten die Hände darauf, und ſo ſchwuren beyde, daß der König dem Merlin das geben müſſe, was Merlin am Morgen nach der Nacht, die er bey Yguernen zubringen würde, von ihm fordern werde.

Nachher eröffnete Merlin ihnen die Art, wie er dem Könige Yguernens Gunſt verſchaffen wollte. — Du, ſprach er zum Könige, mußt dich dabey mit vieler Weisheit und ſehr klug betragen; denn Yguerne iſt eine ſehr tugendliche Dame, die Gott und ihrem Gemahle immer treu geweſen. Ich will dir aber durch meine Kunſt die Geſtalt des Herzogs geben, ſo daß ſie dich für ihren Gemahl halten muß. Auch hat der Herzog zwey Ritter, ihm und Dame Yguernes vertraute Freunde, ſie heißen Bretiaux und Jourdains. Die Geſtalt des erſten will ich annehmen, du, Ulfius, ſollſt aber die des Jourdains haben. Wenn es dunkel wird, ſo wollen wir unter dieſer Verwandlung nach dem Schloß Tintayol reiten, die Wachen werden uns den Eingang nicht verwehren, da ſie uns für die ihrigen anſehen. Nur des Morgens müſſen wir gar früh uns wieder fort begeben, denn wir werden wunderbare Dinge hören; dein Lager laß unterdeſſen wohl bewachen, und daß deine Leute niemanden ſagen, wo du hingegangen biſt. Vergiß von allem dem nichts, was ich dir hier ſage, und ſeyd zwiſchen hier und morgen bereit, wenn ich euch zu holen komme.

Der König erwartete den Merlin mit der größten Ungeduld; endlich kam er wieder und ſagte: jetzt iſt alles in Bereitſchaft und fertig, nun zu Pferde. Sie ritten bis eine kleine halbe Meile von Tintayol; hier müſſen wir uns ein wenig aufhalten, ſagte Merlin, ſteigt ab von euern Pferden und erwartet mich hier ein wenig. Sie ſtiegen alle ab, Merlin ging etwas abwärts, pflückte Kräuter ab, rieb dem Könige das Geſicht und die Hände damit, alsdenn dem Ulſius und ſich ſelber, und ſofort verwandelten ſie ſich alle drey; der König ſah vollkommen wie der Herzog von Tintayol aus, ſo wie Merlin und Ulſius dem Jourdains und Bretiaux glichen, ſo daß ſie ſich einander anſahen und ſich wirklich lange dafür hielten. Mit hereinſinkender Nacht kamen ſie an das Schloßthor von Tintayol, wurden ohne Schwierigkeit eingelaſſen, und gaben der Wache den Befehl, es niemanden bekannt zu machen, daß der Herzog zu Tintayol ſey. Die Herzogin war ſchon zu Bette, als die drey in ihr Schlafzimmer kamen, die Ritter halfen ihrem Herrn ſich entkleiden, und in das Bett zur Dame Yguerne ſteigen, und entfernten ſich alsdann. In dieſer Nacht ward ſie mit einem Sohne ſchwanger, der nachmals der gute König Artus genannt wurde. Der König genoß große Freude und Liebe die ganze Nacht hindurch von Yguerne, denn ſie umarmte ihn und begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie ſie ihren treu geliebten Gemahl umfing.

Mit Tagesanbruch hörten Merlin und Ulfius, die ſchon aufgeſtanden waren, das Gerücht in der Stadt, der Herzog ſey erſchlagen, und ſeine Seneſchalls gefangen. Sie liefen alſo gleich ins Schlafzimmer zu ihrem Herrn, und riefen: Herr Herzog, ſteht auf und begebt euch in euer anderes Schloß, denn die Nachricht iſt gekommen, daß eure Leute euch für todt halten. Ihr Herr ſtand auch ſogleich auf, nahm zärtlichen Abſchied von der Dame Yguerne, empfahl ſie dem Schutze Gottes, küßte ſie, und ritt davon mit den beyden Begleitern. Niemand im Schloſſe wußte darum, daß der Herzog die Nacht bey ſeiner Gemahlin geweſen, außer ihre Kammerfrauen und die Thorwächter.

Als ſie glücklich wieder hinaus gekommen waren, und ſich des gelungenen Anſchlags freuten und ſich fröhlich unterhielten, fing Merlin an und ſagte zum Könige: ich habe, denke ich, dir mein Wort gehalten; jetzt denke auch du darauf, daß du deinen Eyd hältſt. — [illegible]ſt mir, antwortete der König, mehr Freude gegeben, und einen viel größern Dienſt geleiſtet, als je ein Menſch dem andern leiſtete, und ich bin bereit, dir mein Verſprechen zu halten; jetzt alſo ſage an, was du verlangſt. — Wiſſe, ſprach Merlin, daß Yguerne in dieſer Nacht mit einem Kinde männlichen Geſchlechts iſt ſchwanger worden, dieſes Kind verlange ich von dir. — Der König entſetzte ſich, durfte aber ſein Wort nicht zurückziehen; ich legte einen Eyd ab, ſagte er, dir zu geben, was du verlangen würdeſt, es ſey dir alſo zu deiner Willkühr übergeben.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Hierauf wuſchen ſie ſich alle drey in einem Fluß, wo ſie hinüber mußten, und bekamen ihre natürliche Geſtalt wieder. Als ſie im Lager anlangten, kamen alle ihnen mit der Nachricht entgegen, der Herzog ſey erſchlagen. Der König war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, denn er hatte ſeinen Tod nicht geſucht. Und wie geſchah dieß? fragte er ſeine Leute. Nun hörte er, der Herzog, der es gemerkt, daß der König nicht im Lager ſey, habe in der Nacht ſtill ſeine Leute waffnen laſſen, und habe einen Ausfall auf die Belagernden gethan; dieſe, von dem Getöſe aufgeweckt, bewaffneten ſich ſchnell, und ſchlugen jene in ihr Schloß zurück; als

ſie

ſie ſich aber mit ihnen ins Thor drängen wollten, ſey der Herzog vom Fußvolk, das ihn nicht kannte, überwältigt und getödtet worden. Die im Schloſſe haben ſich nicht länger vertheidigt, als ſie den Tod ihres Herrn erfahren, ſondern ſich ſogleich mit dem Schloſſe ergeben.

Der König ließ ſeine Räthe zuſammenrufen und legte ihnen die Sache vor, daß ſie ihm riethen, wie er Genugthuung für des Herzogs Tod zu geben habe? denn er betrübte ſich ſehr um dieſen Unfall, er hatte den Herzog nicht gehaßt und ſeinen Tod nicht begehrt; darum, ſagte er, will ich ſeinen Anverwandten hinlängliche Genugthuung verſchaffen, wie ihr mir rathen ſolle.

Ulſius ſaß mit im Rathe des Königs, und da die Räthe verlangten, daß er zuerſt ſprechen ſollte, ſagte er ihnen: wer dem Könige und dem Reiche zum Beſten rathen will, der verlange, daß der König den Freunden und Verwandten der Herzogin Yguerne ſagen laſſe, wie ſie ſich alle zu Tintayol verſammeln, dort ſich über ihre Angelegenheit berathſchlagen, und alsdenn alle zuſammen ſich nach Karbueil zu begeben haben, wo der König ihnen Genugthuung geben, und Frieden mit ihnen ſchließen würde. Während Ulſius dieß den Räthen des Königs ſagte, und ſie ſeine Meinung begriffen und ſich auf ihn verließen, weil er der vertrauteſte Freund des Königs war, und wohl wiſſen mußte, was dem Könige am angenehmſten zu hören war, ſie auch dem Ulſius verſprachen, dem Könige nicht zu ſagen, daß dieſer Rath von ihm allein käme, ſondern daß ſie alleſammt ſolches beſchloſſen, kam Merlin in das Zelt des Königs und ſagte ihm, Ulſius ſpricht und denkt gut und weislich über deine Angelegenheit, auch iſt er dir treu ergeben, du darfſt ihm alſo ſicher trauen und genau alles thun, was er von dir verlangt, denn es iſt alles zu deinem Beſten, was er verlangen wird, und alles wird auch gut beſtehen nach ſeinem Rathe. Folge alſo dem treuen und verſtändigen Ulſius, ich muß jetzt mich von dir trennen; wenn Yguerne, der du dich jetzt vermählen wirſt, das Knäblein geboren hat, mit welchen ſie von dir iſt ſchwanger worden, dann werde ich wiederkommen und es holen, denn du weißt, es iſt mein nach deinem Eide; auch werde ich dann noch nicht mit dir reden, ſondern nur mit Ulſius, dem ich es ſagen werde, auf welche Art er mir das Kind einhändigen müſſe. Der König war äußerſt betrübt, daß Merlin von ihm gehen wolle, da er ſeines Rathes bedurfte, doch ward er wieder froh, da Merlin ihm die Verſicherung gab, daß er ſich auf Ulſius verlaſſen könne; und daß Yguerne ſeine Gemahlin werden ſolle, erfüllte ſein Herz mit großem Entzücken. Hüte dich aber, fügte Merlin hinzu, bey dem Leben der Dame Yguerne, daß du ihr nie das Geheimniß entdeckeſt, wie das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, nicht von ihrem Gemahl dem Herzog, ſondern von dir ſey, und daß du bey ihr geſchlafen habeſt, ehe ſie dir vermählet ward, denn ſie iſt von großer Tugend und Frömmigkeit, und wenn du ſie ſo beſchämteſt, könnteſt du wohl ihre Liebe verlieren. Darauf beurlaubte er ſich vom Könige und begab ſich zum Meiſter Blaſius, wo er ihn alles ſo aufſchreiben ließ, wie wir es hier leſen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Botſchafter des Königs kamen nach Tintayol, wo ſie Dame Yguerne und alle ihre Verwandte und Freunde verſammelt fanden. Sie begrüßten die Herzogin, als ſie vor ſie gelaſſen wurden, und ſtellten ihr vor, der Herzog ſey durch eigne Schuld und durch ſeine dem König zugefügte Beleidigung erſchlagen worden; der König, ſagten ſie, iſt in großer Betrübniß durch ſeinen Tod verſetzt, und läßt euch anbieten, mit euch Frieden zu ſchließen nach eurem eignen Begehren. Er iſt ganz bereit, zugleich euch und euern Freunden und den Verwandten des Herzogs jede Genugthuung zu geben, die ihr zuſammen von ihm verlangen wollt. Wir wollen uns, antwortete die Dame und ihre

Verwandte den Botſchaftern, wir wollen uns darüber berathſchlagen. — Nachdem ſie ſich beſonnen, und ſich unter einander berathen hatten, ſagten ſie der Dame Yguerne, ihre Meinung ſey, daß man Frieden ſchlieſſe mit dem Könige. Da der Herzog durch ſeine eigne Schuld getödtet ward, ſagten ſie, ſo kann ja der König nichts dafür, auch thut es ihm ja ſehr leid; bedenken wir auch, daß wir nur ſchwach gegen ihn ſind, und uns nicht gut gegen ihn werden vertheidigen können, ſo meinen wir alſo, wir hören die Vorſchläge an; die er uns thun läßt; es ſind vielleicht ſolche, die wir nicht auszuſchlagen Urſache haben, und ſo muß man von zwey Uebeln das kleinſte wählen. Die Dame gab ihren Freunden die Vollmacht alles zu thun, was ſie genehm halten würden, ſie willige in alles ein, was ſie unter ſich beſchlieſſen möchten. Die Botſchafter wurden wieder vor ſie gerufen und gefragt, welche Genugthuung der König ihnen zu geben gedächte? — Wir wiſſen den Willen des Königs nicht weiter, antworteten dieſe, als daß er beſchloſſen hat, in dieſer Sache ganz nach dem Willen ſeiner Barone und ſeiner Räthe zu verfahren. Darauf verabredeten ſie, daß die Herzogin ſich nach funfzehn Tagen mit allen ihren Verwandten und Freunden nach Karduell begeben würde, wozu der König ihnen ſicheres Geleite entgegen ſenden müſſe, daß auch, wenn ſeine Anerbietungen, die Genugthuung betreffend, der Herzogin und ihrer Parthey nicht genehm dünkten, der König dieſelben auf ſeine Unkoſten nach Tintayel zurück ſenden müſſe. Nach dieſer Abrede empfahlen die Botſchafter ſich der Dame, ſo wie den übrigen, und ritten zum Könige nach Karduell zurück, der ſehr begierig war, welche Antwort ſie ihm von der Dame bringen würden, und der voller Freude war, da er vernahm, wie ſie nach Karduell kommen wollten.

Nach vierzehn Tagen ſandte er ſicheres Geleite der Dame Yguerne entgegen, die ſo wie ihre Freunde und Verwandte, in tiefer Trauer zu Karduell anlangte. Sogleich ſandte der König ſeine Räthe in ihre Verſammlung, und ſie wurden von ihnen im Namen des Königs gefragt, welche Genugthuung ſie für den Tod des Herzogs forderten? — Die Räthe der Dame antworteten: die Herzogin iſt nicht hierher gekommen zu fordern, ſondern um zu vernehmen, was der König für ſie zu thun Willens iſt. — Der König hielt die Räthe der Dame für ſehr verſtändige Männer, wegen dieſer Antwort.

Ulſius ging nun in die Verſammlung der Baronen und Herren, um ſich mit ihnen zu berathen, weil der König ihnen alle Vollmacht dazu gegeben, zu thun und zu rathen, was ihnen nach ihrer Weisheit am Beſten dünkte, und am räthlichſten zum Beſten des Reichs und ſeiner Unterthanen. Ich gehe, ſagte Ulſius dem Könige, als er ſich von ihm beurlaubte, um zu thun, was ihr mir gebietet; erinnert euch aber mein König, daß ein Fürſt ſeinen Leuten nicht gut genug begegnen, und ſich nicht genug vor ihnen demüthigen kann.

Ulſius und die übrigen Räthe begaben ſich ſofort zur Dame Yguerne, ſtellten ſich ihr als diejenigen vor, denen der König Vollmacht gegeben, in dieſer Sache Recht zu ſprechen, und fragten ſie, ob ſie damit zufrieden ſey, und ſich ihrem Spruche unterwerfen wolle? Dame Yguerne antwortete ihnen: Der König könne ihr nichts größeres anerbieten, als daß er ſeine Barone wolle für ſich urtheilen laſſen; worauf ſich die des Königs wieder entfernten und ſich beſonders verſammelten, um die Sache zu beenden. Nachdem ſie ſich unter einander berathen, was am beſten zu thun ſey, riefen ſie alleſammt den Ulſius, daß er zuerſt ſeine Meinung ſage. — Ihr wißt wohl, fing Ulſius an, daß der Herzog durch des Königs Schuld ums Leben kam, und daß er den Tod nicht verdiente; ſeiner Gemahlin blieben die Kinder zur Laſt, und der König verheerte ihr Land durch den Krieg; auch haben die Verwandte und Freunde des Herzogs gar viel durch ſeinen Tod eingebüßt, es iſt alſo der Billigkeit und dem Rechte gemäß, daß ihnen nach Würden ſo viel möglich erſtattet werde, was ſie verloren, damit der König ihrer Anhänglichkeit und Liebe gewiß bleibe. Andrer Seits iſt der König unvermählt, und es iſt Zeit, daß er eine Gemahlin ſich erwähle; da nun Dame Yguerne, wie ihr wißt, eine der tugendſamſten Frauen der Welt iſt, ſo wäre meine Meinung, der König könne keine ſchicklichere Genugthuung geben, als wenn er ſie zur Gemahlin erwählte; mich dünkt, ſolches würde eine große Wohlthat ſeyn für das ganze Land ſowohl, als für euch, und ein jeder wird dieſe Art Genugthuung zu geben lobenswerth finden. Auch rathe ich, daß er die älteſte Tochter des Herzogs dem Könige von Orcanien, welcher hier zugegen, zur Gemahlin gebe; und allen übrigen ſo thue, daß ſie ihn für ihren gnädigen und großmüthigen König lieben und in Ehren halten.

Die Geſchichte erzählt, daß, als Ulfius auf dieſe Weiſe ſeine Meinung geſagt, er die andern Räthe aufforderte, die ihrige gleichfalls zu ſagen. — Ulfius, antworteten ſie ihm insgeſammt, du haſt dem beſten Rath ertheilt, und den aller hochſchwingendſten, den je ein Menſch zu denken ſich erdreiſtet; wenn ihr denſelben ſo wie ihr jetzt vor uns thatet, vor dem Könige wiederholt, und wir ſehen erſt, daß er einwilligt, ſo wollen auch wir gern einwilligen. — Das iſt nicht genug, ſagte Ulſius, ihr müßt noch vor dem Könige eure Einwilligung dazu geben; hier iſt gleich der König Loth von Orcanien zugegen, auf welchen der Frieden nun zum Theil ankommt, er mag zuerſt ſeine Meinung ſagen. Und der König von Orcanien antwortete: ich möchte um alles in der Welt nicht, daß der Frieden um meintwillen unterbliebe. — Da die andern dieß hörten, fielen ſie gleichfalls alle der Meinung des Ulſius bey, und gingen darauf alleſammt zum Könige, wo auch Dame Yguerne mit den ihrigen ſich einfand. Die ganze Verſammlung ſetzte ſich nieder, ausgenommen Ulſius; dieſer ſtand vor ihnen, trug den Rathſchluß der Barone und Fürſten vor, und fragte den König darauf, ob er dem Rathe dieſer Männer beypflichte? — Ich pflichte ihm bey, antwortete der König, wenn anders Dame Yguerne und ihre Parthey darin einwilligen, und wenn König Loth von

Orcanien die älteſte Tochter des Herzogs ehelichen will. — Sire, ſprach König Loth, es gibt nichts, was ich nicht aus Liebe zu euch, und um des Friedens wegen, zu thun entſchloſſen wäre. — Ulſius wandte ſich nun zur Parthey der Dame, und fragte ſie, wie ſie zufrieden ſeyen, und ob ſie unter dieſen Bedingungen Frieden ſchließen wollten? — Als er ſich ſo an ſie wandte, und erwartete, daß der, welcher den Auftrag hatte, im Namen der Herzogin zu reden, nun antworten würde, fingen ſie vor großer Rührung alle an zu weinen, ſo daß Thränen ſo groß wie Erbſen ihnen aus den Augen fielen; ſo auch weinte der, welcher hatte ſprechen ſollen, vor Freuden und Rührung, ſo daß er nicht ein Wort vorbringen konnte. Endlich ſagte er, nein, niemals hörte ich ſolche Reden, noch ſah ich ſolche ehrenvolle Genugthuung, wie die iſt, welche der König jetzt einem ſeiner Lehnsleute wiederfahren läßt! Fragte darauf die Dame und die übrigen Verwandten, ob ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden wären? Dame Yguerne weinte, konnte aber nicht reden; die andern ſprachen für ſie, und waren einſtimmig der Meinung, eine ehrenvollere Genugthuung könnten ſie nicht verlangen, noch einen ſchönern Frieden ſchließen. — Zwey Tage nachher ward die Vermählung des Königs mit der Yguerne gefeyert, zugleich auch die des Königs Loth von Orcanien mit der älteſten Tochter des Herzogs. Dame Yguerne hatte noch eine andre Tochter, Morgante genannt, dieſe ward in ein Kloſter geſchickt, um daſelbſt unterrichtet zu werden. Dieſelbe brachte es ſo weit in allen Wiſſenſchaften, daß es ein Wunder war, ſie verſtand auch die Aſtronomie in einem ſo hohen Grade, daß niemand ſich neben ihr in dieſer Kunſt durfte ſehen laſſen; nachmals ward ſie Morgante die Fee genannt. Die andre Tochter, welche dem König von Orcanien vermählt wurde, gebahr drey Söhne, alle drey ſehr tapfre Ritter, welche nachmals an der Tafelrunde ſaßen. So wurden auch die übrigen Kinder der Herzogin gut vom Könige verſorgt, und ihre Freunde und Verwandte liebte er und hielt ſie ſehr in Ehren.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Es waren an dem Tage, da der König mit der ſchönen Yguerne Hochzeit hielt, gerade zwanzig Tage, ſeit er unter der Geſtalt des Herzogs bey ihr geſchlafen, und daß ſie ſchwanger von ihm geworden. Die Hochzeit ward ſehr fröhlich, und in großer Pracht gefeyert, funfzehn Tage lang dauerte die Feſtlichkeit, wo ein jeder, der ſich dazu einfand, aufs herrlichſte bewirthet ward. Der König war froh und voll Freuden, das erlangt zu haben, wonach er ſich ſo geſehnt, und wollte lange Zeit von nichts hören, als von Feſten und Freudenbezeugungen. Als er nun einmal des Nachts bey ſeiner Gemahlin lag, und ſie hoch ſchwanger war, fragte er ſie, von wem ſie ſchwanger ſeyn? da er nicht glaubte, daß ſie es ſchon von ihm ſeyn könne, auch vom Herzog könne es nicht ſeyn, da er lange Zeit vor ſeinem Tode nicht bey ihr geweſen war. Die Königin Yguerne fing an zu weinen, als ſie dieſe Worte des Königs vernahm, und ſagte unter vielen Thränen, mein König, ich kann euch auf keine Weiſe eine Unwahrheit ſagen, es iſt nur zu wahr, daß ich nicht von euch ſchwanger ſeyn kann, aber habt um Gottes Barmherzigkeit willen Erbarmen mit mir! Was ich euch erzählen will, iſt ſehr wunderbar, aber es iſt darum nicht weniger die Wahrheit, ich bitte euch daher, verſprecht mir ehe ich ſpreche, daß ihr mich nicht verſtoßen wollt, daß ihr mir auch keinen Vorwurf machen wollt. — Ihr dürft frey mir alles ſagen, antwortete der König, denn ich verſpreche euch, was es auch ſeyn möge, werde ich in meinem Betragen gegen euch deſfalls nichts ändern. — Hierauf ward Yguerne beruhigt, und erzählte dem Könige getreu alles, was ihr in jener Nacht wiederfahren, als ſie dachte den Herzog ihren Gemahl, nebſt ſeinen beiden vertrauten Rittern bey ſich zu ſehen, wie ſie dann mit ihrem vermeinten Gemahl die Nacht zugebracht, des andern Tages aber, als er ſchon wieder von ihr geſchieden war, die Nachricht erhalten habe, daß er in der vorigen Nacht, anſtatt bey ihr zu ſeyn, auf dem Schlachtfelde umgekommen ſey; und ſo fügte ſie hinzu, weiß ich nicht, wem das Kind zugehört. — Süße Freundin, antwortete der König hierauf, ich bitte euch, übergebt dieß Kind dem, der kommen wird es zu holen, oder wem ich es geben mag, damit wir nie von ihm reden hören. — Sire, erwiederte Yguerne, mit mir ſowohl, als mit allem, was mir gehört, thut nach euerm Wohlgefallen.

Des andern Morgens erzählte der König dem Ulſius, was zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin die Nacht war geredet worden. Nun könnt ihr wohl gewiß ſeyn, ſprach Ulſius, daß die Königin eine ſehr fromme, weiſe, und treugeſinnte Dame iſt, weil ſie euch in dieſer ſo ſehr wichtigen Sache keine Unwahrheit ſagte, ſondern es wagte, ganz die Wahrheit zu ſprechen.

Nach ſechs Monaten kam Merlin zu Ulſius, bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit mit allem, was geſchehen war; ſandte ihn darauf zum Könige, der ſogleich kam, und ſich ſehr freute, Merlin wieder zu ſehen. Darauf ſprach Merlin zum Könige: Nicht weit von hier wohnt ein edler Biedermann, mit Namen Anthor, deſſen Gemahlin iſt die verſtändigſte und gottesfürchtigſte Frau im ganzen Lande, ſie iſt von untadelhaften Sitten, und in allem Guten ſehr wohl unterrichtet, und von vortreflicher Gemüthsart. Dieſe Frau iſt ganz kürzlich mit einem Sohn niedergekommen; der biedere Anthor gehört aber nicht zu den reichſten. Ich rathe dir, daß du zu ihm ſendeſt, ihn zu dir rufen läßt, und ihm Geld und Gut hinreichend gebeſt, damit er anſtändig leben mag, bitteſt ihn aber nachher, daß er ein Kind, welches man ihm bringen würde, an ſeiner Ehefrauen Bruſt erziehen, und von ihrer Milch ernähren laſſe; dann laß ihn dir einen heiligen

gen Eyd ablegen, daß er dies ſicher halten wolle, daß er ſeinen Sohn einem andern zur Erziehung gebe, und an deſſen Statt den Sohn, den man ihm bringen würde, als den ſeinigen zu erziehen und zu halten. — Ich will, ſagte der König, alles pünktlich ausführen, wie du vorgeſchrieben.

Merlin ging zurück zum Meiſter Blaſius, und der König ließ den braven Anther vor ſich rufen. Anther kam ſogleich, und war nicht wenig verwundert, als der König ihn mit beſonderer Freundlichkeit empfing, und ihm viel Ehre erzeigte, konnte auch nicht begreifen, warum dieß wohl geſchehen möchte? — Mein Freund, fing der König an, ich will dir ein Geheimniß entdecken, hüte dich aber bey deinem Leben, daß du es niemand ſageſt; du biſt mein Unterthan und mein Lehnsmann; du biſt es alſo Gott und mir ſchuldig, mein Geheimniß feſt zu bewahren, und mir, was ich dir ſagen werde, ausführen zu helfen. — Sire, antwortete Anther, ihr könnt mir nichts gebieten, was ich nicht mit Freuden zu thun

Willens wäre; ſollte ich es aber nicht thun können, ſo iſt euer Geheimniß doch auf jeden Fall ſicher bey mir verwahrt. — So höret mein Freund, was mir neulich, als ich ſchlief, für ein Geſicht erſchien. Ich ſah einen Mann vor mir, der mir ſagte, ihr, Anther, wäret einer der biederſten und ehrenhafteſten Männer in der Welt; ihr, fuhr er fort, habt ein Kind erzeugt, welches eure Frau zu dieſer Stunde mit ihrer Milch ernähet; dieſer Mann gebot mir euch zu ſagen, daß ihr mir zu Liebe dieſes euer Kind einer andern zu ernähren, und zu erziehen gebet, und dafür von eurer Frau ein Kind an ihrer Bruſt tränken laſſet, welches euch ein fremder Mann überbringen wird, und daß ihr dieſes fremde Kind als das eurige erzieht und haltet. — Sire, fing Anther wieder an, es iſt ein Groſes, was ihr von mir verlangt, daß ich mein eignes Kind einer fremden Frau zu ſäugen gebe, und nehme mich eines fremden dafür an; doch, was mich betrifft, ſo will ich euch gehorchen, im Fall es meine Frau zufrieden iſt; doch verſpreche ich euch, daß ich ſie erſuchen werde, darin einzuwilligen. Sagt mir nun, mein König, ob das Kind ſchon geboren iſt, und wenn ich es erhalten ſoll. — Ich weiß dieß nicht, antwortete der König, gab ihm aber eine große Summe Geldes und vielen Reichthum und Güter, worüber der biedere Anthor ſehr erfreut war. Dann ging er zu ſeiner Frau nach Hauſe, und erzählte ihr, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgefallen; es kam ihr dieß aber ſehr befremdend vor. Wie ſollt ich wohl, ſagte ſie, mein eignes Kind weggeben können, um ein fremdes zu nähren? — Es gibt nichts, ſprach Anthor, was wir nicht ſchuldig wären, für unſern Landesherrn zu thun. Du ſiehſt, daß er mir ſchon viel gegeben, und noch mehr hat er zu thun verſprochen, ſo daß wir niemals keine Armuth werden zu befürchten haben, wir müſſen alſo auch alles thun, was er von uns verlangt. Mein Wille iſt, ſo es dir gefällt, daß du das Kind, welches uns gebracht wird, ſäugeſt und erzieheſt, gleich wie das Unſre. — Ich gehöre euch, ſagte die Frau, und auch mein Kind gehört euch zu, thut an uns nach eurem Wohlgefallen. Der wackre Anthor war über dieſe Antwort ſeiner Frau ſehr vergnügt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Den Tag vor der Niederkunft der Königin kam Merlin zu Ulfius, und ſprach: ich bin zufrieden mit den Anſtalten, welche der König getroffen, und wie er ſich überhaupt ſehr verſtändig genommen; geh, ſage ihm, er ſolle die Königin vorbereiten, ſie würde morgen nach Mitternacht entbunden werden; und wie ſie gleich nach ihrer Entbindung das Kind dem Manne übergeben müſſe, den ſie beym Hinausgehen aus ihrem Zimmer erblicken würde. Ulfius fragte ihn, ob er nicht ſelber mit dem Könige ſprechen wolle, er ſagte aber; Nein, nicht zu dieſer Stunde. Ulfius beſtellte dem Könige alles, was Merlin ihm aufgetragen und der König ging ſo gleich zur Königin: Morgen nach Mitternacht, ſagte er ihr, wirſt du entbunden ſeyn; ich bitte dich aber, und verlange es ausdrücklich, daß du das Kind gleich nach der Geburt deiner vertrauteſten Kammerfrau gibſt, mit dem ausdrücklichen Befehl, es dem Manne zu geben, der es ihr beym Herausgehen aus dem Zimmer abfordern wird. Auch mußt du allen denen, welche bey der Niederkunft zugegen ſeyn werden, bey ihrem Leben verbieten, daß ſie niemanden ſagen, daß du niedergekommen biſt, weil viele glauben möchten, das Kind ſey nicht von mir; auch kann es wohl in Wahrheit nicht von mir ſeyn. — Ich ſagte es euch ja, erwiederte die Königin, wie ich nicht wiſſe, wer Vater dieſes Kindes iſt; ich will alles thun mit ihm, was ihr verlangt, das ich thun ſoll. Sie war aber ſo beſchämt, daß ſie den König nicht anſehen konnte, ſondern ihre Augen niederſchlug.

Um die beſtimmte Stunde kam ſie nieder, worüber ſie ſehr verwundert war, daß der König die Stunde ihrer Entbindung vorher geſagt. Es geſchah auch alles ſo, wie der König ihr befohlen hatte. — Traute Freundin, ſagte ſie zur Kammerfrau, nimm das Kind und gib es dem Manne, der am Ausgang des Zimmers es dir abfordern wird; gib aber genau Acht, wer dieſer Mann iſt? — Die Kammerfrau wickelte das Kind in reiche Windeln, und trug es hinaus; als ſie die Thür öfnete, kam ihr ein ſehr alter, ſchwacher Mann entgegen; worauf wartet ihr hier? fragte ſie — Auf das, was ihr bringt, antwortete der Alte. — Wer ſeyd ihr? was ſoll ich meiner Gebieterin ſagen, wem ich es gegeben? — Bekümmere dich nicht darum, thu was dir befohlen ward, und was du thun mußt. — Darauf reichte ſie ihm das Kind, er nahm es, und in demſelben Moment verſchwand er damit, ſo daß die Kammerfrau nicht wußte, wo er hin gekommen. Als ſie nun wieder zur Königin ins Zimmer kam, und ihr erzählte, wie ſie das Kind einem fremden ſehr alten Manne habe geben müſſen, der in dem Moment, als er es erhielt, damit verſchwand; fing die Königin bitterlich an zu weinen, und zu klagen, über den Verluſt ihres Kindes.

Der Alte ging mit dem Kinde hinaus, um es dem frommen Anthor zu bringen, begegnete ihm aber auf der Gaſſe, als er eben zur Meſſe gehen wollte. — Anthor, redete er ihn an, ich bringe dir ein Kind, das du wie das deinige erziehen und ernähren ſollſt. Wiſſe, daß wenn du ſolches treulich thuſt, wird das Gute, das dir und den Deinen daraus entſtehen wird, unermeßlich, und dir ſelber nicht glaubwürdig ſeyn. Der König ſowohl, als jeder edle Mann und jede edle Frau bitten dich, es gut zu halten, auch ich bitte dich darum; meine Bitte muß dir ſo viel als die des reichſten Mannes gelten. — Anthor nahm das Kind, ſah es an und fand es wohlgebildet und von großer Schönheit. Iſt es getauft? fragte er den Alten. — Nein, ſagte dieſer, du magſt es ſogleich in der Kirche taufen laſſen, wo du Willens warſt zur Meſſe zu gehen. — Welchen Namen ſoll ich ihm geben? — Nenn es Artus. Du wirſt bald genug gewahr werden, welch großes Gut du mit ihm erhältſt, denn ſowohl du als deine Frau, ihr werdet dieſen Knaben ſehr lieben, und ihn von eurem eignen nicht zu unterſcheiden wiſſen. Und hiemit Gott empfohlen. — Sie ſchieden von einander; Anthor ließ das Kind taufen, ihm den Namen Artus geben, und brachte es nachher ſeiner Frau, die es freundlich willkommen hieß, es küßte, an ihre Bruſt legte, und es mit ihrer Milch tränkte, während ſie ihren eignen Sohn einer fremden Frau, welche ſie vorher angenommen, zu nähren gab.

Dreyßigſtes Kapitel.

Nachdem Uterpendragon lange Zeit in Frieden ſein Reich regiert, verfiel er in eine ſchwere Krankheit; er hatte nämlich Gicht in den Händen, ſo daß er ſie nicht brauchen konnte. Die Heiden fielen wieder in ſein Reich und verheerten es während ſeiner Krankheit; die Fürſten und Barone zogen zwar verſchiedentlich gegen ſie zu Felde, wurden aber immer geſchlagen, die Heiden dagegen immer mächtiger im Lande. Merlin kommt zu Uterpendragon, ſagt ihm, er würde mit ſeiner Hülfe die Feinde wieder vertreiben, nachmals aber nicht lange mehr leben; die Königin Yguerne war vorher ſchon geſtorben. Merlin rieth ihm daher, ſobald er würde geſiegt haben, alle ſeine Schätze und Reichthümer unter die Armen zu vertheilen; er ſolle noch bey ſeinem Leben ſo viel Gutes thun als möglich, weil er das Reich ohne Erben verlaſſen müſſe. Der König fragte ihn nach dem Kinde, welches er ihm gegeben; du haſt, antwortete dieſer, dich nicht um ihn zu kümmern; doch darf ich dir wohl ſagen, daß er ſchön und groß und wohlerzogen iſt. Als Merlin darauf Abſchied vom Könige nahm, und ihn noch einmal erinnerte, daß er nicht lange mehr zu leben habe, fragte der König ihn weinend: O weh, Merlin, ſoll ich dich denn niemals wieder ſehen? — Noch einmal ſollſt du mich ſehen, antwortete Merlin, aber nicht öfter.

Uterpendragon verſammelte ſein Heer, ließ ſich ihm in einer Sanfte vertragen, und ertheilte die Befehle zum Angriff mit ſolcher Klugheit und mit ſo großem Muth, daß er dadurch den Muth des Heers und der übrigen Anführer hob, die Feinde ſchlug, und ſie völlig wieder aus dem Lande vertrieb. Darauf kam er wieder nach London zurück, und vertheilte alle ſeine Schätze, alles was er beſaß, zwiſchen den Armen und den Kirchen, ſo daß er ſich jetzt noch mehr als je die Liebe des ganzen Volks erwarb; verfiel aber hernach wieder in ſeine Krankheit, ſo daß die Aerzte ſein Leben aufgaben. Da er nun immer ſchlimmer wurde, und endlich die Sprache verlor, ſo daß er in drey Tagen kein einziges Wort geſprochen hatte, kam Merlin wieder zu London an. Die Herren des Hofes, und das Volk, als ſie ihn kommen ſahen, gingen weinend ihm entgegen, und riefen: Unſer König iſt todt! — Er iſt noch nicht todt, antwortete Merlin, führt mich zu ihm, ſo ſollt ihr ihn noch einmal reden hören. Als man ihn nun in das Zimmer führte, wo der König krank auf ſeinem Bette lag, ließ Merlin alle Fenſter öffnen, und trat hinzu. Die Hofleute nahten ſich dem Könige und ſagten ihm: hier iſt Merlin, welchen der König jederzeit geliebt. Da wandte der König ſich zu ihm, erkannte ihn alsbald, und man nahm an ſeinen Mienen wahr, wie er ſich freute, ihn zu ſehen. Merlin neigte ſich und ſagte ihm leiſe ins Ohr: wiſſe, dein Sohn Artus wird König nach dir, und wird die Tafelrunde, welche du geſtiftet, vollſtändig machen! — Darauf erhob der König ſeine Stimme und ſagte: Sage ihm, daß er für mich bete zu Jeſu Chriſto unſerm Herrn. — Nun wandte Merlin ſich zu den Herumſtehenden und ſagte: dieß waren die letzten Worte des Königs, niemand wird ihn weiter reden hören. — Darauf ging Merlin fort, und die andern blieben in Erſtaunen zurück, ſowohl darüber, daß der König noch mit ihm geredet, als über die Worte, welche er geſprochen, von denen ſie den Sinn nicht fanden, denn ſie hatten nicht gehört, was Merlin dem Könige ins Ohr geredet. Dieſelbe Nacht ſtarb Uterpendragon, und das Reich blieb ohne Nachfolger. Die Fürſten und Barone verſammelten ſich zwar, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen, ſie konnten ſich aber nicht darüber vereinigen. Endlich beſchloſſen ſie, den Merlin, als den weiſeſten aller Menſchen, um Rath zu fragen.

Merlin wurde in die Rathsverſammlung geholt, und ihm im Namen aller Fürſten die Frage vorgelegt, welchen ſie zum Könige an Uterpendragens Stelle erwählen ſollten? — Da ſtand Merlin auf, und ſprach: Ich habe ſtets dieß Reich geliebt, ſo wie auch die Bewohner deſſelben; wollt ihr alſo meiner Meinung folgen, ſo laßt es auf den Ausſpruch Gottes ankommen, wer König werden ſoll. — Alle riefen einſtimmig: Sag was wir thun ſollen, wir glauben dir, und wollen alles, was du für Recht hältſt, thun. — Vierzehn Tage ſind es, fing Merlin an, ſeitdem der König ſtarb, es war am St. Martinstage; wartet noch bis zur Weihnachtsnacht, welche nicht mehr weit iſt. Unſer Erlöſer, der König aller Könige, ward an dieſem Tage geboren. Ich bin euch allen Bürge, daß, wenn ihr dieſen Tag in frommem Gebete zu unſerm Herrn zubringt, er euch ein Zeichen geben wird, nach welchem ihr einen König erwählen dürft. Ihr alle, Fürſten und Volk, und ihr Biſchöfe und Geiſtliche, betet zu ihm, daß er euch erleuchte, und euch durch ein Zeichen ſeinen Willen kund thue und euch denjenigen zeige, der würdig gefunden wird, dieß Reich zu regieren. Ich ſage euch in Wahrheit, wenn ihr mit Inbrunſt und mit wahrer Andacht allgemein zu ihm betet, das Zeichen wird euch erſcheinen, woran ihr den König erkennen ſollt, und ſo ſeyd ihr dann gewiß, nach dem Willen Gottes unſers Herrn erwählt zu haben.

Die ganze Verſammlung war mit dieſem Rathe des Merlin wohl zufrieden, und es ward einſtimmig beſchloſſen, darnach zu thun. Merlin beurlaubte ſich jetzt von den Fürſten. Da ſie ihn baten, zum Weihnachtsfeſte wieder zu kommen, um nachzuſehen, ob alles ſo geſchehe, wie er ihnen gerathen, ſagte er, er würde eher nicht wiederkommen, bis alles vollkommen zugetroffen; ging darauf fort aus dem Rath zu ſeinem Meiſter Blaſius und erzählte ihm das Geſchehene, wodurch auch wir es jetzt erfahren.

Die Barone ihrer Seits ließen alle Fürſten, Herren und Ritter des Landes zu Weihnachten nach London beſcheiden, um ſich im Gebete zu vereinigen, und zu ſehen, durch welches Wunder Gott einen unter ihnen zum Könige auserwählen würde. Es geſchah ſo, und es war nicht einer, der ſich nicht zu Weihnachten in London einfand. Auch der brave Ritter Anthor kam nebſt ſeinem Pflegeſohn Artus, der ein Knabe von wunderbarer Schönheit und in allen Dingen ſehr artig und wohlerzogen war; auch ſeinen eignen Sohn brachte Anthor mit nach London, welcher ein Jahr älter war als Artus, und am Allerheiligen-Tage war Ritter geworden. Anthor liebte aber ſeinen eignen Sohn nicht mehr, als er den Pflegeſohn liebte.

Am Vorabend vor dem Weihnachtsfeſte verſammelten alle Fürſten und Ritter, und vieles Volk ſich in der Kirche, beteten, und hörten die Meſſe um Mitternacht mit großer Andacht; als aber die Mitternachtmeſſe vorüber war, und kein Zeichen ſich noch wollte ſehen laſſen, fingen viele an zu zweifeln, und meinten, ſie ſeyen wohl rechte Thoren, auf ein ſolches Zeichen zu warten. Darauf beſtieg ein ſehr gelahrter geiſtlicher Herr die Kanzel und hielt ihnen eine vortrefliche Predigt, worin er ihnen ihren Unglauben und Ungeduld verwies, und ſie ermahnte, ihren Eifer im Gebete nicht ſinken zu laſſen, und auf Gott feſt zu vertrauen; hielt ihnen auch ihre Pflicht vor, daß ſie um die jetzige Stunde doch nicht allein aus der Urſache in der Kirche verſammelt wären, um einen König aus ihrer Mitte zu erwählen, ſondern ſie wären auch um des Heils ihrer Seelen willen hier, und um den König aller Könige anzuflehen, welcher ihnen in dieſer Nacht geboren worden. Die Predigt war ſo kräftig und vortreflich, daß die Furſten, davon bewegt, ihre

Andacht erneuerten, und in inbrünſtigem Gebete die Frühmeſſe abwarteten. Als aber auch dieſe gehört worden, und der helle Tag begann in die Kirche hinein zu ſcheinen, da gingen viele von ihnen hinaus; und ſiehe da, auf dem Platze vor der Kirchenthüre erhoben ſich drey breite Stufen von einem fremden ſonderbaren Stein, einige ſagten, es ſey Marmor; ein eiſerner Ambos ſtand oben auf den Stufen, in dieſem Ambos war ein Schwerdt befeſtigt, ſo daß es aufrecht auf dem Ambos ſtand. Die, welche aus der Kirche gekommen waren, liefen erſtaunt und erſchreckt zurück und verkündigten das Wunder dem Erzbiſchof Brice, der eben Meſſe las. Als er fertig war, ging er hinaus, und alles Volk und die Fürſten ihm nach; der Erzbiſchof ſtieg die Stufen hinauf, beſah das Schwerdt und las die Schrift, welche auf beyden Seiten des Schwerdts mit goldnen Buchſtaben eingegraben war, dem Volke laut vor. Es ſtand darauf: „derjenige unter euch, welcher dieſes Schwerdt aus dem Ambos zieht, ſoll König dieſes Landes ſeyn auf Ermahnung Jeſu Chriſti.“

Alles

Alles Volk war erſtaunt über dieſes wunderbare Zeichen; der erhöhete Ambos und das Schwerdt ward zehn tapfern verſtändigen Männern zur Wache übergeben, von welchen fünfe weltlich, fünfe aber geiſtlich waren. Darauf verfügten ſich alle wieder in die Kirche, und ſtimmten dem Herrn Dankgebete an für dieſes Zeichen, das er ihnen gnädig geſendet, und ſangen feyerlich ein Tedeum. Nachher fingen die Verſuche mit dem Schwerdte an: erſt kamen die Fürſten, die Barone, alle große Herren und Ritter, jeder verſuchte das Schwerdt aus dem Ambos zu ziehen, keiner war es aber im Stande. Der Erzbiſchof gab den zehn Männern, welche das Schwerdt bewachten, den Befehl, jedweden heran zu laſſen, der den Verſuch machen wollte, er ſey von welchem Stande er wolle; ſollte einer es herausziehen, ſo müßten ſie aber wohl Acht geben, wer es ſey, um ihn wieder zu erkennen. Während acht Tagen bis zum Neujahrstage verſuchten es alle im ganzen Lande, denn ſie kamen von weit und breit, um den Verſuch zu machen; niemand aber konnte das Schwerdt aus dem Ambos ziehen, obgleich viele hundert der tapferſten Ritter es verſuchten.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Am Neujahrstage nach der Mahlzeit hielten die Fürſten und Baronen ſchöne Ritterſpiele und Rennen, zur Ergötzlichkeit, auf einem ſchönen Platze außerhalb der Stadt. Da dieß die Ritter und die andern Leute in der Stadt vernahmen, machte ſich ein jeder bereit, auch hinaus zu gehen, um bey den Spielen zu ſeyn, und die Bürger der Stadt gingen fröhlich hinaus, um dieſen Spielen zuzuſchauen. Als die Männer, welche das Schwerdt bewachten, ſahen, daß alles in der Stadt hinaus lief, gingen ſie mit, und ließen auf dieſe Weiſe das Schwerdt unbewacht. Der gute Ritter Anthor befand ſich gerade vor der Stadt, als dieſe Spiele begonnen, nebſt ſeinem Sohn, der am Allerheiligen Tage war Ritter geworden, und welcher Creux genannt wurde, und nebſt Artus, ſeinem Pflegeſohn, der ſo, wie jeder, glaubte, Creux's wirklicher Bruder zu ſeyn, und ihn auch als ſeinen ältern Bruder liebte und ehrte. Da nun die Spiele angingen, befahl Creux ſeinem Bruder Artus, eilends nach Hauſe zu laufen und ihm ſein Schwerdt zu holen, welches er daſelbſt hatte liegen laſſen. Dienſtbar und gefällig ritt Artus ſogleich eilends hin, um den Befehl ſeines Bruders zu vollziehen; als er aber in dem Gaſthof ankam, in welchem ſie wohnten, fand er alles verſchloſſen und niemand, der ihm öffnete, weil alle Hausleute gleichfalls hinaus gegangen waren, den Spielen zuzuſehen. Voll Verdruß, und vor Aerger weinend, ritt Artus ſchnell wieder zurück, und da er vor der Kirche über den Platz kam, und ſich allenthalben umſah, ob er nicht etwa jemand aus dem Hauſe gewahr würde, erblickte er den Ambos auf den Marmorſtufen, er hatte nie von dieſem Wunder etwas gehört, und ſah es jetzt zum erſten Mal. Voller Freude erblickte er das Schwerdt darauf, welches niemand bewachte, ritt darauf los, zog es mit ſo leichter Mühe, als wäre es gar nicht befeſtigt, aus dem Ambos, und ritt ſo ſchnell, als ſein Pferd nur laufen wollte, zu Kreux hinaus, gab ihm das Schwerdt, und erzählte ihm, warum er ihm nicht das ſeinige brächte, und wo er dieſes hergenommen. Kreux erkannte das Schwerdt ſogleich, ſuchte eilends ſeinen Vater den Ritter Anthor, zeigte es ihm, und ſagte, ich werde König, ich habe das Schwerdt herausgezogen. Ritter Anthor war höchſt verwundert, glaubte aber ſeinem Sohne nicht; du lügſt, rief er, ſogleich komm mit mir zum Ambos. Er ritt mit ihm hin, Artus und die Diener begleiteten ſie. Da ſie auf den Platz kamen, und der Ritter ſah, wie das Schwerdt wirklich nicht mehr im Ambos ſich befand, wandte er ſich zum Kreux: geliebter Sohn, ſagte er, ich bitte dich, ſprich die Wahrheit, wie kommſt du zu dieſem Schwerdte? Niemals könnte ich dich als meinen Sohn lieben, wenn du mir lügen möchteſt, und ich werde ſehr wohl wiſſen, ob das, was du ſprichſt, Wahrheit iſt, oder nicht. Lreux ward beſchämt, als er ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, und ſagte: mein Vater ich lüge nicht, mein Bruder Artus hat dieß Schwerdt mir ſtatt des meinigen gebracht, ich weiß aber nicht, wie er dazu gekommen. Gib es mir, ſprach Anther, du haſt kein Recht darauf, ſondern der, von welchem du es erhalten. Lreux gab ihm das Schwerdt, und da Anthor ſich umſah, erblickte er den Artus von ferne bey den Dienern, und rief ihn her zu ſich. Lieber Sohn, ſagte er ihm, nimm dies Schwerdt, ſtecke es wieder dahin, woher du es genommen; dies that Artus auch ſogleich, und es war ſo feſt im Ambos, als zuvor, ſo daß niemand es heraus zu ziehen vermochte, außer Artus. Darauf ging der Alte mit den beyden Söhnen in die Kirche; hier ſagte er zu Lreux, ich wußte wohl, daß du das Schwerdt nicht konnteſt aus dem Ambos gezogen haben; Artus aber nahm er in ſeine Arme und ſprach zu ihm: Theurer geliebter Herr, wenn ich euch dazu verhülfe, daß ihr König würdet, welche Gunſt würdet ihr mir erzeigen. Wie könnte ich, erwiederte Artus, wohl dieſes Gut oder irgend ein anderes erwerben, worüber ihr nicht als mein Herr und Vater zu gebieten hättet? — Ich bin nur euer Pflegevater, euern Vater aber, der euch erzeugt hat, dieſen kenne ich nicht. Da Artus dieß vernahm, war er vor Gram und Betrübniß faſt außer ſich, denn er hatte Anthor als ſeinen Vater geliebt und geehrt, und es war ihm ſehr ſchmerzhaft und äußerſt traurig, keinen Vater zu haben. Ganz troſtlos rief er, o mein Gott, was ſoll mir dieſes Gut oder jedes andre, da ich keinen Vater habe! Ey, ſagte Anthor, ihr müßt allerdings einen Vater gehabt haben, jetzt aber, theurer Herr, ſagt mir, welche Gunſt ihr mir zuſichert, im Fall dieß große Gut euch von dem Herrn beſtimmt iſt, und ich euch dazu verhelfe. — Ach alles, was ihr wollt, rief Artus weinend. — Nun erzählte Anthor ihm, was er alles für ihn gethan, wie ſeine Frau ihren eignen Sohn Fremden aufzuziehen gegeben, und wie ſie ihn ſtatt Sohn angenommen und ihn mit ihrer Milch getränkt, und wie er auf dieſe Weiſe ſowohl ihm als ſeiner Ehefrau und ſeinem Sohne Kreux die größte Dankbarkeit ſchuldig ſey, denn nie wäre ein Kind mit mehr Liebe auferzogen, als er von ihnen allen erzogen worden ſey. Vater, erwiederte Artus, haltet mich als euern Sohn forthin, bin ich gleich nicht euer Kind, denn wie ſollte ich wohl einen Schritt gehen, oder der Gnade, welche Gott vielleicht mir erweiſen, und zu welcher ihr mir verhelfen wollt, wie ſollte ich mich ihrer wohl würdig erweiſen, ohne euern Rath und väterlichen Beyſtand; ſeyd alſo gewiß, daß ich alles zu thun bereit bin, was ihr mir befehlen werdet. — Nun ſo bitte ich euch, fing Anthor wieder an, wenn ihr König ſeyn werdet, macht meinen Sohn Kreux zu euerm Seneſchall, und dergeſtallt, daß er ſein Seneſchallsamt nie verlieren kann, ſo lange er lebt, ſollte er auch ſich eines Verbrechens gegen eure Perſon, oder gegen irgend einen andern in euerm Reiche ſchuldig machen. Sollte er ein, Verräther ſeyn, oder übel reden, ſo bitte ich euch, erduldet ein kleines von ihm; denn um euch beſſer zu erziehen, gab die Mutter ihn in fremde Hände, ſo daß er dadurch ganz ausgeartet iſt, alſo müßt ihr euch auch von ihm mehr, als von irgend einem andern gefallen laſſen; ich bitte euch alſo, dieſe Bitte gewähret mir. Da Artus ihm nun die Gewährung zuſagte, nahm Anthor ihn bey der Hand und führte ihn zum Altar, vor das Bild der heiligen glorreichen Jungfrau Maria, und hier ließ er ihn auf die heiligen Reliquien ſchwören, daß er ſein Verſprechen gegen Lreur halten wolle. Nachdem gingen ſie aus der Kirche, wo ſie den Fürſten, Baronen und Rittern begegneten, welche von den Spielen zurück kamen, und nun in die Veſper gehen wollten. Anthor rief diejenigen unter ihnen, welche ſeine Freunde waren, ging mit ihnen und ſeinen Söhnen zum Erzbiſchof und ſagte: Herr Erzbiſchof, mein Sohn hier, welcher noch nicht Ritter iſt, verlangt den Verſuch mit dem Schwerdte zu machen, und bittet euch dazu um Erlaubniß. — Der Erzbiſchof ging ſogleich mit allen Anweſenden hinaus und ſtellten ſich um die Stufen her; mein Sohn, ſagte Anther, ſteig hinauf, nimm das Schwerdt und bring es dem Herrn Erzbiſchof. Artus that unverzüglich, wie ſein Vater ihm befohlen, ſtieg muthig die Stufen hinauf, zog ohne alle Mühe das Schwerdt aus dem Ambos, und händigte es dem Erzbiſchof ein; dieſer umarmte den Knaben, und ſang mit lauter Stimme, Te Deum Laudamus. Die Fürſten und Herren gingen mit Artus nach der Kirche zurück. Voller Verdruß ſagte einer zum andern: wie kann es ſeyn, daß ein ſolcher Burſch unſer König werde, und über uns herrſche? Als der Erzbiſchof dieſe Reden hörte, gerieth er in Zorn; er und Anther waren auf Artus Seite, aber die Barone ſowohl, als auch das Volk waren gegen Artus. Darauf ſprach der Erzbiſchof das kühne Wort: „Und wäre die ganze Welt „gegen dieſe Wahl, und Gott der Herr hat „ſie beſchloſſen, ſo wird er König!“ Geh Artus, fuhr er fort, ſtecke das Schwerdt hin, wo du es hergenommen. Artus gehorchte, und das Schwerdt war ſo feſt als vorher. — Jetzt geht, fing der Erzbiſchof wieder an, ihr Fürſten, Herzöge, ihr Reichen und Mächtigen, jetzt geht hin und ſehet, ob einer unter euch iſt, der es herauszieht. — Sie verſuchten es alle noch einmal, einer nach dem andern, keiner vermochte es aber. — Ihr Thoren, rief der Erzbiſchof, wollt ihr gegen den Willen Gottes ſtreiten? — Das wollen wir nicht, ſagten die Fürſten, ſollte es uns aber nicht kränken und uns weh thun, daß ein ſolcher Burſche über uns herrſchen ſoll? — Der ihn erwählte, ſagte der Erzbiſchof, der kennt ihn beſſer als ihr ihn kennt. — Wir bitten euch, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, laßt das Schwerdt noch ſtecken bis zur Lichtmeß, damit noch andre den Verſuch machen. — Dieß ward ihnen bewilligt, und nun kamen Fürſten, Herzöge, Edle und Ritter aus allen Landen, und von weit und breit, jeden Tag kamen neue, gingen zum Ambos, zogen aus allen Kräften das Schwerdt, aber keiner von ihnen konnte es herausziehen. Am Tage der Lichtmeſſe verſammelten alle ſich wieder, da ſtieg Artus auf Befehl des Erzbiſchofs die Stufen hinauf, zog das Schwerdt mit Leichtigkeit aus dem Amboß, und überreichte es dem Erzbiſchof; dieſer ſowohl, als der ganze anweſende Clerus weinten vor Freude und Wehmuth, als ſie dieß Wunder ſahen. — Iſt noch einer unter euch, rief der Erzbiſchof, welcher an der göttlichen Wahl zweifelt? — Dennoch erlaubt, Herr Erzbiſchof, ſagten die Fürſten, daß es noch bis Oſtern anſtehe, und kommt bis dahin niemand, der es vermag, ſo wollen wir dieſem unterthan ſeyn. Wollt ihr, fragte der Erzbiſchof, gern gehorſam ſeyn, wenn ich noch bis zu Oſtern warte? — Ja, Herr Erzbiſchof, das wollen wir. — Nun ſo geht Artus, ſteckt das Schwerdt wieder an ſeinen Ort, ſo es Gott gefällt, wird es doch das eure bleiben. Artus gehorchte, das Schwerdt ſtack wieder feſt wie zuvor, und zehn Männer bewachten es.

Am Oſterfeſte nach der Meſſe ward Artus die Stufen hinaufgeführt, wo er wieder das

Schwerdt aus dem Ambos zog. Da erhoben die Fürſten ſich, und begrüßten ihn als ihren Herrn; baten ihn aber, daß er noch einmal das Schwerdt auf den Ambos ſtecken, und erſt etwas mit ihnen reden möchte. Sehr gerne, antwortete Artus höflich, ſo wie alles was euch beliebt, daß ich thue. Sie gingen darauf alle zuſammen in die Kirche, um mit Artus ſich zu unterreden, und ihn auf die Probe zu ſtellen; denn der Erzbiſchof hatte den Fürſten vorher viel Rühmens gemacht, von der Verſtändigkeit und dem guten Anſtand des Artus; jetzt alſo wollten ſie prüfen, ob ſich dieß alſo verhalte. — Sire, redeten ſie ihn an, wir ſehen nun wohl, daß es Gottes Wille iſt, daß ihr über uns herrſchen ſollt; was Gott will, das muß geſchehen; wir erkennen euch alſo als unſern König und Herrn, und wollen jetzt von euch unſre Lehen und Gaben empfangen; doch bitten wir euch gehorſamſt, daß ihr eure Krönung noch bis zum Pfingſtfeſte anſtehen laſſet, ihr ſollt deſſen ungeachtet unſer König und Herr verbleiben. Hierüber ſagt uns jetzt eure Meinung, ob ihr es ſo zufrieden ſeyd? — König Artus erwiederte auf der Stelle: da[illegible] euch Gaben und Lehen ertheilen ſollte, kann nicht eher geſchehen, als bis ich erſt das meinige erhalten; ich kann niemand ertheilen, was ich ſelber nicht beſitze; ſo kann ich auch nicht eher euer König genannt, und dafür gehalten werden, als bis ich zum Könige geſalbt und gekrönt worden bin, und das Reich mir überantwortet iſt. Doch der Aufſchub, den ihr von mir verlangt, den gebe ich euch ſehr gern; denn ich bin weit entfernt, die Krönung oder das Reich zu verlangen, noch ihm nachzutrachten, wenn es nicht Gottes und euer Wille iſt.

Die Fürſten waren mit ſeiner Antwort ſehr wohl zufrieden, und alle die zugegen waren, ſagten: dieſer Knabe würde, wenn er am Leben bliebe, ſehr verſtändig werden. Dann wandten die Fürſten ſich wieder gegen Artus, und ſagten: Sire, es dünkt uns gut, daß ihr erſt am Pfingſtfeſte mit der Königlichen Krone gekrönt werdet, bis dahin aber wollen wir euch auf Befehl des Erzbiſchofs gehorchen.

Nachdem dieſes beſchloſſen war, und die Fürſten endlich den Entſchluß gefaßt, Artus als ihren König anzuſehen, brachte ihm ein jeder ſehr reiche Geſchenke; einige brachten koſtbare Rüſtungen, andre vortrefliche Roſſe, noch andere goldne Halsketten und köſtliche Edelſteine; und ſo brachte ihm ein jeder, wornach, wie ſie glaubten, Artus trachten würde. Artus nahm dieſe Geſchenke ſehr ehrenvoll auf, und war ihnen ſehr verbindlich dafür, theilte ſie aber unter die, welche ihm am nächſten waren, und die er in Ehren hielt, alle wieder aus. Einem jeden gab er, was ihn nach Stand, Verdienſt, nach ſeinem Amt und Gemüth am meiſten vergnügen mußte. Den Rittern ſchenkte er Pferde und Rüſtungen; goldene und ſeidene Stoffe den Eitlen, welche ſich gern koſtbar ſchmücken mochten; den Verliebten gab er Gold und Silber, die Geliebte damit zu beſchenken, und den Verſtändigen, was ihnen wohl gefallen mochte; ſo wie er den Weiſen, die aus fremden Ländern kamen, dasjenige verehrte, was in ihrem Lande am höchſten geachtet war, auch war er viel in ihrer Geſellſchaft, und hörte auf ihre Ermahnungen und ihren Rath. So gab er alles wieder weg, was man ihm ſchenkte, und erwarb ſich die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen. Auch ſagten die Fürſten und Barone zu einander: er muß wahrlich von hoher Abkunft ſeyn, denn es iſt keine Habſucht oder Begehrlichkeit in ihm.

Da ſie nun keinen Tadel an ihm finden konnten, wie vielfach ſie ihn auch prüften, verſammelten ſich alle Fürſten, Große, Edle und Ritter aus ganz England in London, am Tage vor dem Pfingſtfeſte. Hier verſuchte noch einmal ein jeder das Schwerdt herauszuziehen, aber es war umſonſt. Der Erzbiſchof, welcher alles zur Krönung auf den folgenden Tag in Bereitſchaft geſetzt hatte, ſchlug auf Verlangen aller Fürſten den Artus zum Ritter, und er wachte die ganze Nacht in der Kirche bey ſeinen Waffen. Am andern Morgen hielt der Erzbiſchof den Fürſten eine ſchöne Rede, und fragte am Ende derſelben, wenn noch jemand gegen dieſe Wahl und die Krönung des Königs etwas einzuwenden habe, der ſage es nun. Alle aber, riefen einſtimmig, er ſolle gekrönt werden; darauf knieten ſie alle vor Artus nieder und baten ihn um Verzeihung, daß ſie ſo gegen ihn geweſen im Anfange, und daß ſie ſeine Krönung ſo oft aufgeſchoben; auf ihren Knieen fleheten ſie ihn um Gnade. Artus kniete auch nieder gegen ſie und rief: ich vergebe euch, und ſo vergebe euch Gott! Da ſtanden ſie auf, nahmen Artus, und trugen ihn auf ihren Armen dahin, wo die königlichen Kleider lagen, und bekleideten ihn damit. Hierauf ſprach der Erzbiſchof zu Artus, daß er nun hingehen müſſe, das Schwerdt der Gerechtigkeit zu holen, womit er die Kirche und die Chriſtenheit beſchützen ſolle, ſo bald ſie ſeiner Hülfe bedürftig würde, denn unſer Erlöſer, da er die Gerechtigkeit auf Erden brachte, habe er ſie in ein Schwerdt gelegt. Darauf gingen ſie alle, der Erzbiſchof, die ganze Geiſtlichkeit, Artus, die Fürſten, Herzoge, Barone und die edlen Ritter in einer

Prozeſſion zu dem Ambos mit dem Schwerdte. Ehe aber Artus hinauf ſtieg, ſagte der Erzbiſchof, er müſſe vorher den Eid ablegen. Alles, was ihr befehlt, erwiederte Artus. — So ſchwöre, fing der Erzbiſchof wieder an, bey Gott dem Allmächtigen Schöpfer, bey der Jungfrau Maria, bey dem heiligen Petrus, und bey allen Heiligen, daß du unſerer heiligen Mutterkirche getreu, ſie in allen aufrecht erhalten, und ihr in Möthen beyſtehen, ihr beſtändig die ihr gebührende Ehrfurcht erzeigen und ihren Frieden erhalten willſt; daß du dein Volk beſchützen und ſchirmen, und gegen jeden vertheidigen willſt; daß du, ſo lange du lebſt, jedem einzelnen, wie allen zuſammen, Treue und Redlichkeit halten, niemand in ſeinem Rechte beeinträchtigen, und den Frieden und die Freyheit erhalten willſt; auch daß du nach deiner Macht die Gerechtigkeit pflegen willſt, ſo wie es einem jeden gebührt. — Als der junge König dieſe feyerliche Anrede vernahm, wußte er weinen, und alle Umſtehende weinten mit ihm; dann faßte er ſich aber wieder, und ſagte mit geſetzter Stimme: So wahr ich an Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, und unſer aller Vater glaube, ſo ſchwöre ich, daß ich nach meinen Kräften alles das thun werde, was ihr mir vorgelegt. — Nun ſo nimm das Schwerdt! ſagte der Erzbiſchof. Artus knieete nieder, ergriff das Schwerdt, zog es wie die vorigen Male mit großer Leichtigkeit heraus, und trug es, gefolgt von allen, die mit ihm waren, nach dem großen Altar in die Kirche; hier legte er es hin. Nun ward er geſalbt, und ihm die Königskrone aufgeſetzt, wobey man alle die üblichen Gebräuche beobachtete. Nun las der Erzbiſchof die Meſſe, und als ſie aus der Kirche gingen, fanden ſie weder die Stufen noch den Ambos mehr, worüber alle in das größte Erſtaunen geriethen. So ward Artus König in London, wo er ſehr lange Zeit in Frieden lebte, bis ſich nachmals die Fürſten gegen ihn empörten, wie man weiter hin leſen wird.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Geſchichte ſagt, daß nach langer Zeit König Artus einſt Hof halten wollte. Er ließ die Fürſten und Barone des Landes zuſammen berufen, die auch mit großer Begleitung ankamen. Zuerſt kam König Loth von Orcanien, welcher das Land Leonnois hatte, mit fünf hundert Rittern, alle in [illegible] Rüſtung und wohl beritten; dann kam König Urien vom Lande Gorre, ein junger, in den Waffen wohlgeübter Ritter, begleitet von vier hundert Rittern von hohem Werth. Alsdann König Uter von Gallot, welcher eine Schweſter des Königs Artus zur Gemahlin hatte, mit ſieben hundert Rittern; dann König Leradas von Brebas, ein ſehr großer und ſtarker Herr, er beherrſchte Eſtrangegore, und war einer der Ritter von der Tafelrunde. Dann kam der ſchöne junge König Aguiſeaulx von Schottland, mit fünf hundert Rittern; zuletzt König Idiers mit vierhundert jungen, tapfern und in den Waffen wohlgeübten Rittern.

König Artus war höchſt erfreut, eine ſo vortrefliche und edle Ritterſchaft bey ſich in London verſammelt zu ſehen, und empfing ſie alleſammt mit gleichen Ehrenbezeugungen und großer Höflichkeit. König Artus war unterdeſſen auch ein ſehr ſchöner Herr und vortreflicher Ritter geworden, ſo daß es eine Freude war, ihn anzuſchauen, und war mit ſeinen Gütern ſehr freygebig. Er beſchenkte alſo jeden der Fürſten und jeden Ritter mit koſtbaren Kleinodien und mit allerhand reichen Gaben, und mit ſo edlem freygebigem Anſtand, wie einer, dem es an ſolchen Schätzen nicht fehle, und der gewohnt iſt, ſie zu verſchenken. Einige von den Fürſten nahmen dieſe Geſchenke mit Freude an, und dachten ſehr gut von ihrem König deßwegen, andre aber waren voller Neid, und von dieſer Zeit an trugen die größten und vornehmſten einen tödtlichen Haß gegen den König im Herzen. Iſt es nicht eine Thorheit, ſagten ſie unter einander, daß wir einem Burſchen von ſo geringer Abkunft eine ſolche Macht und das beſte Königreich gelaſſen haben, ſo daß er ſolche Schätze ſammeln und ſie mit Stolz verſchenken kann? Das wollen wir von nun an nicht länger zugeben. — Schlugen alſo die Geſchenke des Königs hoffärtig ab und ſchickten ſie ihm zurück, ließen ihm auch dabey ſagen, er ſolle wiſſen, daß ſie ihn nicht länger als ihren König anſähen, er möge daher nur aufs eiligſte ſein Reich, ſo wie das ganze Land verlaſſen, und ſich wohl hüten, ſich je wieder daſelbſt ſehen zu laſſen; ſonſt würden ſie ihn auf alle Weiſe ums Leben zu bringen ſuchen.

König Artus ward ſehr ergrimmt über dieſe Drohungen; da er ſich aber nichts Gutes von ihnen verſah, entfernte er ſich in der Stille, und verſchloß ſich in einen feſten Thurm, welcher in der Stadt London ſich befand, wo er ſich funfzehn Tage lang verbarg, weil er die Verrätherey der Fürſten ſchon kannte. Hierauf kam Merlin an, und zeigte ſich öffentlich dem ganzen Volke. Als dieſes den Merlin erkannte, war ſeine Freude ſo groß, und die Freudensbezeugungen und der Tumult ſo laut um ihn her, daß man wohl den Donner nicht gehört hätte, ſo ſehr lärmten ſie. Merlin iſt gekommen! Merlin iſt da! ſo ſchrieen ſie auf allen Gaſſen einander zu. Auch die Fürſten gingen ihm entgegen, erzeigten ihm viel Ehre, und führten ihn nach dem Palaſt, in einen Saal, deſſen Fenſter über die Stadt weg auf eine luſtige grüne Wieſe ſahen; durch dieſe Wieſe ſah man einen ſchönen hellen Fluß fließen, den man ſehr weit verfolgen konnte, bis er die Mauern der feſten Burg Clarion umgab. Hier ſetzten die Fürſten ſich mit Merlin nieder, und zogen ihn zur Rechenſchaft; fragten ihn, was ihn bedünke zu dem neuen Könige, welchen der Erzbiſchof Brice gekrönt habe, ohne ihre Erlaubniß, und gegen ihren Willen ſowohl, als gegen den Willen des Volks. — Er hat wohl gethan, antwortete Merlin, ihr möget wiſſen, daß er keinen andern hätte wählen können, der geſchickter dazu wäre. — Wie das, Merlin? Erkläret euch; denn uns dünkt, es ſind viele unter uns, welche ſowohl der Tapferkeit als der Geburt nach, dieſe Ehre mehr verdient hätten, als ein ſolcher Burſche, von dem man nicht weiß, wer er iſt? — Er iſt von höherer Abkunft, als einer von euch, ſagte Merlin, denn er iſt weder Anthor's Sohn noch Keu's Bruder! — Merlin, ihr macht uns immer mehr und mehr verwirrt; wer iſt er denn? was ſollen wir denken? — Sendet nach dem König Artus, daß er hier vor uns erſcheine, und verſprecht ihm Sicherheit, auch ſeinen Pflegevater Anthor laſſet zugleich herkommen, und Ulfius, den Rath des Königs Uterpendragon, nebſt den Erzbiſchöfen von Brice und von London, in deren Gegenwart ſollt ihr hören, wer Artus iſt, und eure Zweifel ſollen gelöſt werden. — Es ward ſogleich einer aus ihrer Mitte abgeſandt, welcher den König Artus im Namen Merlins und der verſammelten Fürſten rufen mußte, ſo auch die Erzbiſchöfe, und die anderen beyden. Als ſie hörten, daß Merlin dabey war, wurden ſie fröhlichen Muthes, und begaben ſich ſogleich hin; Artus zog aber einen Panzer unter ſeinem Rocke an, denn er traute den verrätheriſchen Fürſten nimmer. Als ſie nun in den Saal vor die verſammelten Herren kamen, wo ſich auch eine große Menge vom Volke befand, um dieſe Sache zu hören, ſetzten ſich alle, Merlin aber ſtand auf, und erzählte den ganzen Verlauf von der Geburt des Königs Artus mit allen Umſtänden und mit großer Deutlichkeit, worauf denn Ulſius und Anthor den Eyd vor den Biſchöfen ablegten, daß alles ſich ſo zugetragen, wie Merlin es erzähle. Ihr ſeht alſo, ſagte Merlin weiter, daß König Uterpendragon, ſein Vater, ihn nicht für ſeinen Sohn und Erben erklären wollte, aus großer Gewiſſenhaftigkeit, weil er nämlich dieſen ſeinen Sohn mir überliefert hatte, noch ehe er wußte, daß er ihn erzeugt, er wollte alſo ſeinen Schwur auf keine Weiſe brechen. Gott der Herr aber, der ſeine Frömmigkeit und die Tugend ſeiner Gemahlin Yguerne ſah, beſchloß, daß um der Aeltern willen der Sohn dennoch zu ſeinem rechtmäßigen Erbe gelange, und ſandte das Wunder mit dem Schwerdte, damit ihr alle erkennen möget, wie Gott ſelber ihn erwählte, und daß er euer König ſeyn ſoll.

Das ganze Volk weinte vor Freude, als es dieſe wunderbare Geſchichte hörte, und daß Artus ein Sohn des ſehr geliebten Königs Uterpendragen ſey, und verfluchten im Herzen diejenigen, welche dieſe Zerſtörung anfingen und nicht wollten, daß Artus König ſeyn ſolle.

Die Fürſten aber erklärten laut, ſie wollten keinen König, welcher nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt ſey; ließen darauf ſehr üble Reden aus, die ich gar nicht herſetzen will; unter andern ſagten ſie, er ſey ein Baſtard, und einem Baſtard hätten ſie nicht nöthig den Frieden zu halten, oder ihn in einem Reiche wie London herrſchen zu laſſen. Darauf gingen ſie alle in großem Zorne und Grimme davon, die Erzbiſchöfe aber, der Clerus und alles Volk war auf Artus Seite. Die Ritter bewaffneten ſich in ihren Gaſthöfen, und ließen dem Könige Artus den Frieden aufſagen. Dieſer begab ſich wieder nach ſeinem feſten Thurm, und ſetzte ſich nebſt ſo vielen Leuten, als er habhaft werden konnte, in Bereitſchaft, ſich zu vertheidigen. Nachdem ſeine ganze Parthey verſammelt war, fand es ſich, daß er wohl, den Clerus mitgezählt, an ſiebentauſend Mann hatte. Ritter hatte er aber nur eine ſehr geringe Anzahl, ungefähr dreyhundert und funfzig an der Zahl, der König gab ihnen Waffen und Pferde, und ſie verſprachen ihm treu bis in den Tod zu bleiben und ihm zu helfen.

Merlin ging zu den Fürſten, die ſich fertig machten, den König anzugreifen, und machte ihnen Vorſtellungen wegen ihres böſen Unternehmens. Die Fürſten aber ſpotteten über Merlin, nannten ihn Schwarzkünſtler, und hießen ihn ſchweigen. Merlin ſagte, es würde ſie dieſes Betragen zeitig genug gereuen, ging von ihnen, und begab ſich zum König Artus in ſein feſtes Schloß. — Sey nicht erſchrocken, Sire, ſagte er, du darfſt deine Feinde nicht fürchten, denn ich will dir helfen gegen ſie; keiner unter ihnen iſt ſo keck, daß er nicht, noch ehe es Nacht wird, wenn auch ganz nackt, bey ſich zu Hauſe zu ſeyn wünſchen ſoll. — Artus bat ihn darauf in ſehr ſanften und demüthigen Worten, daß er ihn nicht verlaſſen möchte, und daß er ihn ſo lieben möge, wie er ſeinen Vater Uterpendragon geliebt; er wolle, ſo wie dieſer, ihm in allen Stücken gehorchen und ſeinen Willen pünktlich erfüllen. Sey gutes Muthes, König Artus, erwiederte Merlin, du darfſt nichts fürchten, höre aber genau zu, was ich dir hier ſagen will. Sobald du dieſe Barone dir wirſt vom Halſe geſchafft haben, welches gar nicht lange dauern ſoll, ſo thue, wozu ich dir hier rathen will. Wie du weißt, ſind die Ritter von der runden Tafel, nach dem Abſterben deines frommen Vaters, deſſen Seele jetzt bey Gott iſt, da ſie ſahen, welcher Betrug und welche Falſchheit hier im Lande entſtand, von hier fortgezogen, und haben die Tafel verlaſſen. Nun mußt du wiſſen, es regiert ein König, Namens Leodagan, in Thamelide, ſeine Gemahlin iſt todt, er iſt ſchon bey Jahren, und hat nur eine einzige Tochter, Genevra genannt, die einzige Erbin ſeines Reiches iſt. Dieſer König Leodagan iſt in einem ſchweren Kriege begriffen gegen Rion, König des Rieſenlandes, und des Hirtenlandes, welches niemand bewohnen kann, denn es gehen ſo wunderbare und ſeltſame Dinge daſelbſt vor, daß kein Menſch weder des Tags noch des Nachts daſelbſt Ruhe findet. König Rion iſt ſehr mächtig, an Land und an kühnen, tapfern Leuten; dabey iſt er ein ſehr grauſamer Mann. Er hat wohl ſchon an zwanzig gekrönte Könige bezwungen und ihnen grauſamer Weiſe die Bärte abgeſchnitten, aus welchen er ſich einen Mantel verfertigen ließ; dieſen Mantel muß einer ſeiner Ritter ihm ſtets vortragen bey ſeiner Hofhaltung; da nun an dieſem Mantel noch etwas fehlt, ſo hat er geſchworen, nicht eher zu ruhen, bis er dreyßig Könige beſiegt und mit ihren Bärten ſeinen Mantel vollendet hätte. Jetzt macht er dem König Leodagan den Krieg, und hat ſeinem Lande ſchon unendlich viel Schaden zugefügt. Du mußt aber wiſſen, daß wenn er erſt ſein Land erobert hat, ſo verlierſt du alsdenn auch das deinige gegen ihn; und würde König Leodagan nicht von den Rittern der Tafelrunde unterſtützt, die ſich alle bey ihm verſammelt haben, ſo hätte er ſchon jetzt ſein Königreich verloren, denn er iſt ſchon alt. Zu dieſem König Leodagan ziehe alſo und diene ihm eine Zeitlang; er wird dir ſeine Tochter Genevra zur Gemahlin geben, und du wirſt alſo Erbe ſeines Reichs werden. Seine Tochter iſt eine junge ſehr ſchöne Dame, und dabey eine der verſtändigſten in der Welt. Trage keine Sorge um dein Land, es wird ihm nichts geſchehen, denn die Barone, welche jetzt mit dir Krieg führen wollen, werden ſo viel zu thun haben, daß ſie nicht werden daran denken können, dein Land zu bekriegen, außer daß ſie dich angreifen werden im Vorbeygehen, wenn du auf dem Wege nach dem feſten Lande ſeyn wirſt; doch ſollen ſie auch da keinen Vortheil finden. Ehe du aber ziehest, verſorge deine Hauptſtädte und die feſten Burgen mit Nahrungsmitteln, mit Kriegsleuten und allem, was zur Gegenwehr nothwendig iſt. Und dem

Erzbiſchof von Brice trage auf, daß er alle die excommunicire, welche dem Lande auf irgend eine Weiſe ſchaden oder als Feinde begegnen, und daß er gleich dieſen Abend anfange, die Fürſten und Barone mit dieſer Excommunication zu belegen, und ſo muß es die Geiſtlichkeit in jeder Stadt, und an jedem Ort, alle Tage wiederholen. Du ſollſt ſehen, daß auch die frechſten deiner Feinde davon erſchreckt und vom Kriege abgeſchreckt ſeyn werden. Auch will ich zu jeder Zeit und bey allen Gelegenheiten dir zur Hülfe ſeyn, und dich niemals verlaſſen, wo du dich auch aufhalten magſt.

König Artus dankte dem Merlin ſehr, nachdem er aufmerkſam alle Worte vernommen, die er ihm geſagt. Hierauf überreichte Merlin ihm eine Fahne von großer Bedeutung; es war ein eherner Drache darin, der helles Feuer auszuſpeyen ſchien; ſein Schwanz, gleichfalls von Erz, war ungeheuer lang und dick und wand ſich in vielen Krümmungen. Kein Menſch wußte, wo Merlin dieſe Fahne herbekommen.

Artus nahm den Drachen an und überreichte ihn dem Kreux, ſeinem Seneſchall, daß er denſelben ihm vortrage, mit dem Bedeuten, daß er auf Lebenszeit Fahnenträger im Königreich London ſey. Kreux war ein tapfrer Ritter und von allen wohl geehrt, hielt ſich auch bey allen Fehden und in den Schlachten ſehr muthig und tapfer, nur daß er den Fehler hatte, ſehr verdrüßlich und langweilig zu ſprechen; und wegen dieſes Fehlers flohen alle Ritter ſeine Geſellſchaft und verſpotteten ihn. Wer ihn kannte, der ließ ſeine thörichte Reden ſich nicht verdrießen, weil er im Herzen eigentlich niemand übel wollte, oder zu ſchaden ſuchte, aber er ſprach bloß aus Gewohnheit thöricht; ſo daß, wenn er zu reden anfing, er immer nicht recht wußte, was er eigentlich ſagen wollte, ſondern er ſprach ſo allerley, bis irgend ein verkehrtes Wort ihm entfiel, man über ihn lachte, und ihn ſtehen ließ. Dieſen ſeltſamen Fehler ausgenommen, war er von den beſten Sitten; er hatte ihn ſicher nicht von ſeiner Mutter, der artigſten und verſtändigſten Frau von der Welt, ſondern von der Amme, welcher er überlaſſen war, um Artus deſto beſſer zu erziehen.

Da von hier an Merlin nicht weiter bedeutend vorkommt, als daß er dem Artus beſtändig in allen Schlachten zum Siege verhilft, ſo übergehen wir hier den größten Theil des Originals um ſo mehr, da dieß alles in dem Roman vom König Artus, welchen wir in der Folge zu geben gedenken, beſſer und ausführlicher Statt findet.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

In einem Thal von Bergen rings umſchloſſen, bey dem Walde von Briogne, lag ein ſchönes, mit großer Pracht erbautes Haus; dieß Haus bewohnte eine Jungfrau von hoher Schönheit; ſie war die Tochter eines vornehmen Herrn, eines Afterlehnsmanns von ſehr hoher Abkunft, er hieß Dionas. Dieſen Namen erhielt er von der Syrene von Sicilien, Diana, die ſeine Frau Pathe war, und ſo ward er Dionas genannt wegen ihres Namens Diana. Ehe ſie ſich von ihrem Pathkinde trennte, begabte ſie ihn mit vielen Gütern und Reichthümern und mit vielen glücklichen Gaben, denn ſie war die Göttin des Meeres und war ſehr mächtig, hielt auch dem Dionas Zeit ſeines Lebens alles, was ſie ihm verſprochen. Auf ihr Verlangen ward von den Göttern über ihn beſchloſſen, daß ſein erſtes Kind, eine Tochter, mit aller Anmuth und Schönheit begabt ſeyn, und daß ſie zu ihrer Zeit von dem weiſeſten aller Menſchen geliebt werden ſolle, der zur Zeit des Vortigerns, Königs von Nieder-Bretagne, leben werde; und daß die Liebe dieſes Mannes zu ihr ewig ſey, und nie eine Endſchaft erreiche; ſondern wo er ſich auch befinden mag, ſoll das Andenken an dieſe Jungfrau ihn immerfort begleiten. Er ſoll ihr auch die Kunſt der Zauberey lernen, und viele andre geheime Wiſſenſchaften, denn nie ſoll er ihr irgend eine Bitte oder Begehren verſagen können, ſondern was ſie von ihm verlange, das werde er thun.

Als Dionas nun aufwuchs, und von wunderbarer Schönheit ward, auch ein tapferer und in den Waffen wohlgeübter Ritter, ging er in Dienſte der Frau Herzogin von Burgund. Dieſe war ſo wohl mit ſeinem Betragen zufrieden, und ehrte ihn ſo hoch um ſeiner Thaten, und ſeiner adlichen Sitten willen, daß ſie ihm eine ihrer Nichten zur Gemahlin gab; ein junges, ſehr ſchönes und ſehr wohlerzogenes Fräulein. Er bekam auch nebſt vielen ſchönen und reichen Gütern mit dieſem Fräulein, die Hälfte des Waldes von Briogne, vom Herzoge von Burgund, die andre Hälfte gehörte dem Könige Ban von Benoic, welcher nachmals nebſt dem Könige Beors, den König Artus auf ſeinem Zuge zum Könige Leodagan begleitete, und ihm in allen Schlachten und Kriegen beyſtand. Unter allen Ländern und Beſitzungen gefiel dem Dionas dieſer Wald von Briogne am allermeiſten, denn er liebte über die Maßen die Jagd und das Vergnügen im Walde, ſo wie auch das Fiſchen und die Ergötzlichkeiten auf dem Waſſer. Nun war in dem Walde ein Ueberfluß von allerhand Wild, Rehen, Hirſchen und Haſen, auch an wilden Schweinen war kein Mangel; desgleichen lag ein großer See in dieſem Walde, worin ſich eine Menge der ſchönſten Fiſche befanden. An dieſem See nun, ſo recht mitten im Walde, ließ Dionas ſich nun ein ſehr ſchönes, reiches und bequemes Haus erbauen, und wohnte darin mit ſeiner ſchönen Gemahlin aufs höchſte vergnügt, und von allen ſeinen Lieblingsergötzlichkeiten umgeben. Doch begab er ſich auch oftmals an den Hof des Königs Ban, und war beſtändig bereit ihm zu dienen nebſt zehn gewaffneten Rittern, die ehrenvoll in ſeinem Gefolge waren. König Ban ſowohl, wie auch König Beors, hielten den Dionas ſehr hoch und ehrten ihn, um ſeiner Tapferkeit und ſeines ritterlichen Betragens willen, auch weil er ihnen ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet, und ihnen in ihrer Fehde gegen den König Klaudas, wie auch in andern Fehden ſehr tapfer beygeſtanden. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen, ſchenkte König Ban ihm die andre

Hälfte des geliebten Waldes; auch König Beors gab ihm reiche Geſchenke an Ländereyen, guten Städten, feſten Schlöſſern und Dörfern; beſchenkten ihn überhaupt und liebten ihn dermaßen, daß er einer der mächtigſten im Reiche ward, und es ihm, ſo lange er lebte, an nichts mangelte, was ein Menſch zu ſeinem Vergnügen und zu ſeiner Ergötzlichkeit ſich nur wünſchen mag. Seine Gemahlin kam mit einer Tochter nieder, welche den Namen Nynianne in der Taufe erhielt. Dieß iſt ein Chaldäiſcher Name, der in unſrer Sprache ſo viel bedeutet als: das thu ich nicht. Die Bedeutung dieſes Namens ging auf Merlin, ſo wie man im Verfolge dieſer Geſchichte erfahren wird; denn ſie war ſo klug und verſtändig, daß ſie ſich wohl vor Betrug zu hüten wußte.

Nynianne war zwey und zwanzig Jahr alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf dieſem Wege die Geſtalt eines jungen ſchönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine ſehr ſchöne Quelle, die ſo klar über den feinen weißen

Sand hinrieſelte, daß es ſchien der Grund ſey vom feinſten Silber. Jeden Tag kam Nynianne an dieſe ſchöne klare Quelle, zu ihrem Ergötzen und angenehmen Zeitvertreibe. Merlin fand ſie am Rande der Quelle ſitzend, und ſie dünkte ihm von ſolcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen ſtehen blieb, und nicht weiter gehen konnte, er ſah ſie unverwandt an, und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu ſagen. Er dachte zwar bey ſich ſelber, er dürfe nicht um der Schönheit einer Frau willen von Sinnen kommen, und kein Vergnügen dieſer Art begehren, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf ſich zu laden, er ſagte ſich dieß alles zwar ſelbſt, doch konnte er es nicht laſſen, ſie höflich zu begrüßen. Die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgeſittete feine Weiſe und ſagte: Ihr habt euch lang auf etwas bedacht, das ich zwar nicht kenne, Gott aber möge euch den Willen verleihen, alles zu euerm Beſten zu thun. Da nun Merlin ſie ſo freundlich ſprechen hörte, konnte er nicht anders, er mußte ſich zu ihr an den Rand der Quelle ſetzen, und ſie nach ihrem Namen fragen. Ich bin die Tochter eines Edelmanns hier in der Nähe, ſagte ſie, aber wer ſeyd ihr? — Ich bin ein fahrender Edelknecht, antwortete Merlin, ich ſuche meinen Meiſter, der mich eine ſehr ſchätzenswerthe Kunſt lehrte. Welch eine Kunſt iſt dieß? fragte die Jungfrau. — Ey, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, ſogleich ein Schloß ſich erheben laſſe, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Waſſer gehen, ohne mir die Sohlen zu benetzen; kann einen Fluß entſtehen laſſen, an einem Ort, wo niemals einer war. — Nun ſicher, ſagte die Jungfrau, ich wollte wohl viel von dem meinigen dafür geben, um einen Theil dieſer Spiele zu verſtehen. — Noch mehrere, weit ſchönere weiß ich, ſehr ergötzend für jeden edeln Menſchen. So würdet ihr euch niemand erdenken, deſſen Geſtalt ich nicht ſogleich annehmen könnte. — Ich bitte euch, Herr, wofern es euch nicht mißfällt, mich einige dieſer Spiele ſehen zu laſſen; dafür will ich, ſo lange ich lebe, eure Freundin und Vertraute ſeyn, in allen Züchten und Ehren, und ohne böſe Gedanken. Ihr ſeyd, erwiederte Merlin, ſo ſanft und von ſo gutem Herzen, daß ich, um eure Liebe zu gewinnen, gern euch einen Theil der ſchönen Spiele lehren will; doch müßt ihr eure Liebe mir ſchenken, denn andern Lohn verlange ich nicht. — Doch in allen Ehren, ſagte die Jungfrau, und denkt nichts Böſes dabey, und nichts was mir zu Schaden gereichte. Da ſtand Merlin auf, entfernte ſich ungefähr einen Bogenſchuß weit von ihr, brach eine Ruthe ab, und machte damit einen Kreis um ſich her. Dann ging er wieder hin, und ſetzte ſich neben der Jungfrau nieder. Nach einer kleinen Weile blickte ſie von ungefähr nach dem Ort hin, wo er den Kreis gezogen, und ſiehe da, es kamen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher ſpaziert, hielten ſich bey den Händen angefaßt, und ſangen mit ſo lieblicher Stimme, und ſo herrliche Weiſen, als man niemals vorher dergleichen gehört. Vor ihnen her gingen auch Spielleute mit verſchiedenen Inſtrumenten, dieſe machten eine ſo herrliche Muſik zuſammen mit dem Geſange, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören glaubte. In dem Kreis, welchen Merlin gezogen, ſtanden ſie ſtill; und nun fingen einige an mit lieblichen Gebehrden und mit gar anmuthigen Bewegungen zu tanzen, während die andern die herrliche Muſik fortſetzten. Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemals ſo wach, daß es nicht bey Anhörung dieſer wunderſüßen Muſik eingeſchlummert wäre. Auch darf man nicht fragen, ob ſie ſo ſchön anzuſchauen geweſen, als lieblich zu hören; ſie waren alle von ſelten ſchöner Geſtalt, und blühendem Angeſicht, und waren alle mit prächtigen Kleidern und köſtlichem Geſchmeide, von Perlen, Edelſteinen, Gold und Silber, ſo reich und auf eine ſo neue ſeltſame Weiſe geſchmückt, daß die Augen davon geblendet wurden, wenn man ſie anſah. Kein Mund kann nur den vierten Theil ihrer herrlichen

Geſtalt, und der wunderſüßen Muſik und von dem Tanze erzählen; man konnte nicht müde werden, ihnen zuzuſchauen und zu hören. Der Ort, an welchem Merlin den Kreis gezogen, war ohne Schatten und ein bloßes Stück Land; als nun die Sonne höher herauf kam, entſtand über den Sängern und um ihnen her, ein dick belaubtes Gebüſch, und unter ihren Füßen entſproßten ſo viel Blumen und wohlriechende Kräuter, daß die Luft weit umher davon durchwürzt ward. Nynianne ward nicht müde der Muſik zuzuhören, und vergaß Eſſen und Trinken dabey, doch konnte ſie nicht verſtehen, was ſie ſangen, obgleich ſie ſehr aufmerkſam zuhorchte, nur den Refrain verſtand ſie, der hieß: Liebes Anfang ſüße Freuden, endet doch in bitteres Leiden,

Der Geſang war ſo laut, daß man ihn in Dionas Hauſe vernahm, worauf ſich denn alles Volk dahin verſammelte, und nicht wenig verwundert war, dieſe ſchöne Geſellſchaft, und das lieblich duftende Gebüſch, den Tanz und die Muſik dort zu ſehen, wo vorhin niemals dergleichen war geſehen worden. Als ſie nun müde waren, ſetzten ſie ſich alle zuſammen in das friſche grüne Gras, pflückten ſüß duftende Blumen, machten Kränze und Sträuße, und ſcherzten mit lieblichen Gebehrden und Lächeln, ſo daß es eine Wonne war, ihnen zuzuſchauen. Merlin nahm Nynianne bey der Hand; was dünkt euch hiezu? fing er an. — Gewiß ihr habt ſo viel gethan, daß ich ganz die Eurige bin; ſagte ſie. — Nun ſchöne Dame, ſo müßt ihr auch den Vertrag halten. — Wahrlich, das will ich gern, nur mußt ihr mich eure Spiele machen lehren. — Ich bin es ganz zufrieden, ich will ſie euch lehren, damit ihr noch etwas anders wiſſet, als leſen und ſchreiben. — Wie? Ihr wißt, daß ich leſen und ſchreiben kann? — Ja, ſchöne Dame, denn mein Meiſter lehrte mich, alle geſchehene Dinge zu wiſſen. — Dieß iſt in Wahrheit denn noch das ſchönſte von allen euern Spielen, und das ich wohl verſtehen möchte. Aber wißt ihr denn auch die Dinge, die zukünftig geſchehen ſollen? — Ja wohl, meine Herrin und geliebte Freundin, gröſstentheils weiß ich dieſe, Gott ſey Dank. — Nun warum wollt ihr noch weiter etwas lernen, mit dieſen hohen Wiſſenſchaften dünkt mich, könnte euch wohl genügen, und braucht ihr nicht weiter zu forſchen. —

Während Merlin und die Jungfrau ſich ſo in ſanften zärtlichen Geſprächen vergnügt unterhielten, begaben die Sänger und Tänzer, ſammt den ſchönen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſich nach dem Walde, woher man ſie zuerſt hatte kommen ſehen, verſchwanden eins nach dem andern und zerfloſſen in Luft gegen den Wald hin, ſo daß man nicht wußte, wo ſie hinkamen. Der ſchöne Buſch aber und die lieblichen Blumen auf den friſchen Raſen blieben ſtehen, weil das Fräulein den Merlin gar ſehr darum bat, daß es möchte ſtehen bleiben, und ſie nannte den Ort: Wonne und Troſt.

Als ſie ſich nun noch recht lange unterhalten, ſagte Merlin: Schöne Jungfrau, ich muß nun fort, meine Gegenwart iſt anderswo nothwendig. — Wie? wollt ihr mich denn nicht vorher eure Spiele lehren? — Eilet damit nicht ſo ſehr Fräulein, nur zu bald werdet ihr ſie lernen. Aber ich muß fort, und ihr habt mir noch keinen Beweis eurer Liebe gegeben. — Welchen Beweis ſoll ich euch geben? ſagt, was ihr verlangt, und ich will es thun. — Nun ſo gelobet mir eure Liebe und eure Perſon, daß ihr mein eigen ſeyd. — Die Jungfrau bedachte ſich eine Weile, dann ſagte ſie: Nun wohl, ich vertraue euch, und bin ganz die Eurige, und meine Liebe iſt ganz für euch, doch mit der Bedingung, daß ihr mich ſogleich einige der Künſte lehrt. — Nachdem nun Merlin ihre Treue, ihre Liebe und ſie ſelber erhalten, und ſie ſich ihm gelobet und ganz hingegeben hatte, lehrte er ſie allerhand Künſte zu ihrer Ergötzlichkeit, die ſie nachmals auch ſehr ausübte; ſo wie die Kunſt, einen Fluß hervorkommen und ihn dann nach Belieben wieder verſchwinden zu laſſen; und andere ſchöne Künſte mehr, die ſie ſehr ſauber auf Pergament aufſchrieb und aufbewahrte. Dann nahm Merlin von Nynianne ſehr zärtlichen Abſchied; wenn werde ich euch wiederſehen? fragte ſie ihn. — Merlin verſprach ihr, am Vorabend des Johannistags bey ihr zu ſeyn. Darauf ging er fort, und wandte ſich nach Tharvaiſe in Thämelide, wo König Artus und die Könige Ban und Beors ihn erwarteten und freudig empfingen *).

Am Vorabend des Johannistages begab er ſich zu ſeiner Freundin, die voller Freude war, ihn wieder zu ſehen, denn noch wußte ſie nicht ſo viel von ſeinen Künſten, als ſie wohl gern gewußt hätte. Sie bezeigte ihm ihre Freude und Liebe auf alle Weiſe; aß und trank mit ihm, und ſchlief mit ihm in einem Bette; doch hatte ſie ſchon ſo viel von der Zauberey

---

*) Hier hört die Geſchichte auf von Merlin zu ſprechen. Beſchreibungen der Kriege und einzelnen Fehden zwiſchen Artus und ſeinen Feinden, füllen den Reſt des erſten Buchs ſowohl, als auch das ganze zweyte des Romans von Merlin; lauter Begebenheiten, worin er ſelbſt wieder nur erſcheint, um dem Artus durch ſeinen Rath, ſeine Tapferkeit, oder auch durch Zauberey zum Siege zu verhelfen.

erlernt, daß wenn er ſich nicht länger zurück hielt, und ſie zu ſeinem Willen zu bewegen verſuchte, oder ſie umarmen wollte, ſo verwandelte ſie ſchnell ein Kiſſen in ihre Geſtalt, das er alsdenn in ſeine Arme nahm, und ſo einſchlief. Auch thut die Geſchichte nicht genau Meldung, daß er je einer Frau beygewohnt; und doch hatte er zu einer Frau ſolche Liebe getragen, und ſich ihr ſo überlaſſen, daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb. Er blieb lange Zeit bey ſeiner Freundin, ſie hielt ſeine Sinne beſtändig in Schranken, unterließ aber keinen Augenblick nach allen ſeinen Künſten und nach ſeiner Weisheit zu forſchen; er konnte ihr nichts verſagen, lehrte ſie alles, was er wußte, und ſie ſchrieb ſich jedes Wort, welches er ihr ſagte, ſorgfältig auf, ſo daß ſie bald alles in ihrer Gewalt hatte. Dann nahm Merlin wieder von ihr, ſo wie ſie von ihm zärtlich Abſchied, ging fort nach ſeinem Meiſter Blaſius, verſprach ihr aber vorher, über ein Jahr an demſelben Tage wieder bey ihr zu ſeyn.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

König Artus war zu London, mit ſeiner Gemahlin der Königin Genevra, ſeinem Neffen Herrn Gawin, Merlin, und den Rittern der runden Tafel. Sie brachten hier ihre Zeit auf eine ſo angenehme Weiſe zu, daß ſie wohl inne wurden, wie ihnen nichts fehle. Weder Argwohn noch Feindſchaft war zwiſchen ihnen, nichts als Feſte, Spiele, Ergötzlichkeit und freundliche Geſpräche wechſelten unter ihnen ab, bald im ſchönen kühlen Walde, oder auf dem Fluß. Auch kamen von weit und breit Ritter und Herren an den Hof des Königs Artus, auch Damen und Jungfrauen die Menge, ſowohl zu ihrer Ergötzlichkeit und um die Pracht des Hofes zu ſehen, als die Damen, um ſich Hülfe zu verſchaffen gegen erlittenes Unrecht, denn König Artus erlaubte jedesmal einem Ritter ſeines Hofes, ſich der Fremden anzunehmen, wenn ihre Sache gerecht war, und ſie um Hülfe bat; wie auch die fremden Ritter oft in Turnieren und im einzelnen Lanzenbrechen, die Ritter des Königs Artus aufforderten, und ihre Waffen gegen ſie erprobten. So lebten ſie in hohen Freuden, die Tafelrunde und der Hof des Königs Artus war berühmt, und allenthalben in der ganzen Welt ſehr geehrt.

Unterdeſſen kam aber die Zeit heran, in welcher Merlin ſeinem Verſprechen gemäß, bey ſeiner Freundin Nynianne ſeyn mußte, vorher aber wollte er erſt zum Meiſter Blaſius nach Northumberland ziehen. Er ging alſo zum König Artus und zur Königin Genevra, und beurlaubte ſich von ihnen; dieſe baten ihn in gar ſanften und demüthigen Worten, daß er doch bald wieder kommen ſollte, denn beyde liebten ihn ſo ſehr, daß ſie nicht gern ohne ſeine Gegenwart waren. Der König ſagte mit gerührter Stimme: Ihr geht nun Merlin, ich kann euch nicht halten, auch will ich nichts, als was ihr ſelber wollt; aber ich werde nicht vergnügt ſeyn, bis ich euch wieder ſehe; darum eilt.

weiß, ich bitte euch um Gottes willen, eilt, daß ihr wieder herkommt. Mein König, ſprach Merlin, ihr ſeht mich jetzt zum letzten Male. Bey dieſem Worte erſchrak Artus ſo ſehr, daß er kein Wort hervorbringen konnte. — Merlin ging weinend fort, und rief noch, lebt wohl, mein König, ſeyd Gott empfohlen. —

Weinend verließ er die Stadt London, und wanderte zu ſeinem Meiſter Blaſius nach Northumberland. Dieſen ließ er alles aufſchreiben, was an dem Hofe des Königs Artus geſchehen, und alle Kriege und Gefechte, welche dieſer gehabt, ſo wie alle ſeine Thaten. Durch das Buch des Meiſter Blaſius wiſſen wir noch bis auf den heutigen Tag die Wahrheit aller jener Geſchichten. Acht Tage blieb Merlin bey Blaſius, und lebte mit ihm wie ein Einſiedler, aß und trank auch nichts anders als dieſer. Als er wegging, ſagte Meiſter Blaſius, ich bitte dich, komm bald wieder, denn ich weiß nicht, welche Angſt mich befällt, da du gehen willſt, noch was mein Herz ſo zaghaft macht, wenn ich dich anſehe. — Auch iſt es zum letzten Male, ſprach Merlin, daß du mich ſiehſt, denn fortan werde ich bey meiner Freundin wohnen, und du ſiehſt mich nie wieder, weil ich weder die Macht, noch die Kraft haben werde, von ihr zu gehen, noch zu bleiben oder zu kommen nach anderer als ihrer Willkühr. Meiſter Blaſius erſchrak, und ihm ward weh bey dieſen Worten. O mein ſüßer Freund, rief er traurig weinend, wenn es dann ſo iſt, daß du nicht wirſt fortkönnen, wie du es ſo gut vorher weiſſt, warum gehſt du hin? — Gehen muß ich, erwiederte Merlin, denn ich habe es ihr verſprochen, und hätte ich das auch nicht, ich liebe ſie dermaßen, daß ich nicht von ihr bleiben kann oder mag; es war ſo vorher beſtimmt, darum kann ich es nicht ändern. Viel hat ſie von mir erlernt, noch mehr werde ich ſie lehren, zu meinem Unglück, aber ſo muß es ſeyn, drum lebe wohl, du ſiehſt mich nimmer wieder.

Er ging, und langte in kurzer Zeit bey ſeiner Freundin Minianne an. Ihre Freude war groß, da ſie ihn ſah, denn immer noch ruhte ihr Geiſt nicht, verlangend mehr von ihm zu wiſſen, und ihm ganz gleich zu werden. Er ſagte und lehrte ihr auch alles ohne Widerſtand, was ſie immer nur fragte; darüber ward er von jeher, ſo wie auch noch zu unſerer Zeit geſchieht, für einen Thoren gehalten, da er doch gezwungen war, ſo zu thun. — Minianne war jedesmal, wenn er ſie etwas gelehrt, wonach ſie gefragt, immer ſo vergnügt, und bezeigte ihm jedesmal eine ſolche herzliche Liebe, daß er ganz und gar und immer mehr von ihr entzückt und eingenommen wurde. Nachdem ſie ſo nach und nach mehr erfahren, und weiſer war, als je eine Frau vor ihr, oder nach ihr geweſen, fürchtete ſie immer noch, Merlin könnte ſie verlaſſen wollen, und was ſie auch ausdenken mochte, ihn zu halten, dünkte es ſie doch nicht ſicher genug. Ueber ſolche Gedanken verfiel ſie in große Traurigkeit, und da Merlin ſie nach der Urſache fragte, ſagte ſie: o mein ſüßer Freund, noch eine Wiſſenſchaft fehlt mir, die ich doch ſo gern erlernen möchte; erhöre meine Bitte, und lehre ſie mich. — Und welche Wiſſenſchaft iſt dieß? fragte Merlin, der aber ſchon ſehr wohl wußte, was ſie dachte. — Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauern, blos durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemals entweichen kann, wenn nicht ich ihn entlaſſe. — Da Merlin dieß hörte, ſeufzte er tief, und ließ ſein Haupt ſinken. — Warum erſchrickſt du, mein Freund? fragte Ninianne. — Ich weiß, antwortete Merlin, daß du mich ſo zu halten Willens biſt, und doch kann ich nicht widerſtehen, es dich zu lehren, ſo ganz bin ich von deiner Liebe hingenommen! — Ninianne warf ſich ihm in die Arme, küßte ihn zärtlich, und ſprach liebevoll an ihn gelehnt: willſt du dich denn nicht mir ganz hingeben, da ich ſo ganz doch dein bin? verließ ich nicht Vater und Mutter, um der Liebe willen, ſo daß ich nicht Ruhe fand, wo ich nicht bey dir war? ich lebe ja nur für dich, und meine Gedanken, all mein Verlangen, meine ganze Seele lebt nur in dir; keine Freude, kein Gut und keine Hoffnung blieb mir auf Erden, als in dir nur allein; du biſt mir alles! und da ich dich nun ſo liebe, und du mich eben ſo, iſt es nicht recht und billig, daß du meine Wünſche erfüllſt, wie ich nach deinem Willen lebe? — Ja wohl, ſüße Geliebte, ſagte Merlin, ich will alles für dich thun, was du wünſcheſt; nun ſage, was verlangſt du? Nun, ſprach ſie,-ich wünſche, daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichteten, der nie zerſtört werden kann, worin wir beyde allein ungeſtört von der ganzen Welt zuſammen leben, und unſrer froh werden. — Dieß ſoll geſchehen, ſprach Merlin. — Nein, mein Freund, erwiederte Minianne, du ſollſt ihn nicht machen, ſondern ſollſt mich ihn machen lehren, damit er alsdenn ganz in meiner Gewalt ſey. — Es ſey dir gewährt, ſprach Merlin; fing darauf an ſie zu unterrichten, und lehrte ſie alles ohne Rückhalt, was zu einer ſolchen Verzauberung gehörte. Als ſie es nun begriffen hatte, auch ſich jedes Wort ſorgſam aufgeſchrieben, denn ſie verſtand die Schreibekunſt, konnte auch ſehr wohl leſen, und verſtand die ſieben hohen Wiſſenſchaften; als ſie nun alles erlernt hatte, war ſie voller Freude und Entzücken, und bezeigte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein anderes Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſeyn.

Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühete, ins hohe kühle Gras nieder, und ſcherzten und ergötzten ſich mit ſüßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in den Schoos ſeiner Freundin, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Als ſie gewiß war, daß er ſchlafe, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleyer, umgab damit die Weißdornhecke, unter welcher Merlin ſchlief, und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt; neunmal ging ſie um den geſchloſſenen Kreis und neunmal wiederholte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging ſie wieder hinein, ſetzte leiſe ſich wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf ſich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherſchaute, ~~dünkte ihm~~, er wäre in einen entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem herrlichen koſtbaren Bett; da rief er: „O mein Fräulein, ihr habt mich hintergangen, wenn ihr jetzt mich verlaßt, und nicht immer bey mir bleibt, denn niemand als ihr kann mich aus dieſem Thurm ziehen. — Mein ſüßer Freund, ſagte Ninianne, beruhige dich; ich werde oft in deinen Armen ſeyn! —

Dieß Verſprechen hielt ſie ihm treulich, denn wenig Tage oder Nächte vergingen, wo ſie nicht bey ihm war. Merlin kam nie wieder von dem Ort, an welchen er von Ninianne gezaubert war, ſie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmals ihm gern die Freyheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen; aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht mehr in ihrer Macht, worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

König Artus war ganz ſprachlos vor Schrecken und Entſetzen geblieben, als Merlin ihm die Worte geſagt, daß er ihn niemals wieder ſehen würde; er konnte keine Worte finden, und ließ den Merlin gehen, ohne ihm Lebewohl ſagen zu können. Angſt- und trauervoll, konnte er lange an nichts andres denken, und acht Wochen lang dachte er immer noch, er würde etwas von Merlin hören, und er könnte vielleicht doch noch wiederkommen. Da er aber nichts von ihm vernahm, ſo ward er ganz niedergeſchlagen. Manchmal fiel ihm dann ein, er habe vielleicht den Merlin auf irgend eine Weiſe erzürnt, und Merlin wolle ihn darum nie wiederſehen. Einen wahrſcheinlicheren Grund konnte er nicht erdenken, und doch war dieſer ihm der kränkendſte von allen; ſo daß er nach und nach ganz tiefſinnig und betrubt ward.

Endlich faßte ſein Neffe Gawin Muth, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. König Artus erzählte ihm, wie Merlin von ihm geſchieden, und welche Worte er beym Abſchied zu ihm geſagt; ſeit acht Wochen, fuhr er fort, erwarte ich ihn nun umſonſt, ſo lange blieb er ſonſt nie aus; ich hätte ihn freylich nicht erwarten ſollen, da er geſagt, ich würde ihn nie wiederſehen, denn er ſprach nie eine Unwahrheit; aber ich konnte mich in ſeinen Verluſt nicht finden, denn ſo wahr Gott mir helfe, lieber hätte ich meine Stadt London verloren, als ihn. Ich bitte euch, geliebter Neffe, ſo ihr mich liebt, ſo geht, erkundigt euch nach ihm, weit und breit, und bringt mir Nachricht von ihm, denn ich kann nicht länger leben, ohne etwas von ihm zu erfahren. — Mein König, antwortete Ritter Gawin, ich bin ganz bereit, eurem Befehle zu gehorchen; ich ſchwöre euch bey dem Eide, den ich euch ablegte, da ihr mich zum Ritter ſchlugt, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich euch Nachricht von ihm bringen kann, und verſpreche in einem Jahre wieder bey euch zu ſeyn, ſo Gott mir hilft, und euch die Nachricht zu bringen, die ich bis dahin vom Merlin erlangt habe. Daſſelbe ſchwuren die Ritter Ywain, Sagremors von Conſtantinopel, und noch dreyßig andre Ritter, worunter die drey Brüder des Ritters Gawin, Gaheriet, Agravain und Gareheiz; ſie ſchwuren alle, ein Jahr auszuziehen, um ſich nach Merlin zu erkundigen. Sie ritten alle zuſammen auf einem Wege aus der Stadt London hinaus, als ſie aber im Walde an dem Kreuze anlangten, wo der Weg ſich in drey Straßen theilte, nahm Sagremors nebſt zehn andern Rittern einen Weg, Ywain wieder mit zehn den zweyten, ſo auch Gawin mit zehn den dritten Weg.

Ritter Sagremors, und Ywain, kamen mit ihren Haufen nach einem Jahre wieder zum König Artus, wo ſie ihm die ſonderbaren Abentheuer erzählten, welche ihnen auf ihren Wegen aufſtießen, und deren wir an einem andern Ort Erwähnung thun werden, denn König Artus ließ alle die Abentheuer, welche ſeine Ritten beſtanden oder erzählten, von vier gelehrten Schreibern ſorgfältig aufſchreiben, welche eigends dazu beſtellt waren. Von Merlin aber wußten ſie nichts zu ſagen, und keiner unter ihnen hatte etwas von ihm vernommen. Wir laſſen ſie, und kehren zum Ritter Gawin zurück.

Dieſer war kaum aus dem Walde heraus, als er zu ſeinen zehn Begleitern ſagte, er wünſchte, ſie ritten einen andern Weg, und ließen ihn allein; die zehn, worunter ſeine drey Brüder ſich befanden, verließen ihn ungern, denn ſie wünſchten ſehr in ſeiner Geſellſchaft zu reiten, ſie durften aber ſeinem Befehle ſich nicht widerſetzen, und mußten gehorchen. Ritter Gawin fand ſich bald allein, und ſuchte im ganzen Lande umſonſt nach Merlin. Da er nun eines Tages ganz ſchwermüthig und in tiefe Gedanken verſenkt in einen Wald ritt, begegnete ihm ein Fräulein auf einem der ſchönſten ſchwarzen Zelter reitend, den man ſehen konnte; der Sattel war von Elfenbein und die Steigbügel von Gold, die Scharlachrothe Decke, mit goldnen Franzen beſetzt, hing tief, beynahe bis an die

Erde, ſo auch waren die Zügel und Buckeln von getriebenem feinem Golde und aufs herrlichſte verarbeitet. Die Dame ſelbſt war in weißen Atlas gekleidet, und ihr Gürtel von Seide und ſehr reich geſtickt; den Kopf hatte ſie in einen dicken Schleyer gehüllt, um ſich gegen den Sonnenbrand zu ſchützen. Ritter Gawin war aber ſo tief in Gedanken, daß er ſie nicht wahrnahm, als ſie vorbey ritt, und ſie auch nicht begrüßte. Als ſie nun vor ihm vorbey war, hielt ſie an, wandte ſich um und ſprach: Gawin, Gawin, es iſt doch nicht alles wahr, was geſprochen wird. Von dir geht das Gerücht im ganzen Königreich London, du ſeyſt der tapferſte Ritter in der Welt, und das iſt wirklich wahr; das Gerücht ſagt aber auch von dir, du ſeyeſt der artigſte und höflichſte, aber darin lügt das Gerücht. Du biſt der unhöflichſte Ritter, den ich je geſehen, ſo lange ich mich in dieſem Walde aufhalte; denn deine Grobheit und Unart erlaubt dir nicht einmal, mich zu grüßen und höflich anzureden. Wiſſe aber, es ſoll dir übel bekommen, du ſollſt noch die Stadt London, ja das halbe Reich des Königs Artus darum geben wollen, dich beſſer betragen zu haben. — Schöne Dame, rief Gawin ganz beſchämt und erſchrocken, indem er gleich beym Anfang ihrer Rede ſein Pferd Gringalet angehalten und ſich gegen ſie gewandt hatte; ſo wahr Gott mir helfe, es iſt wahr, daß ich ſehr unhöflich geweſen bin, daß ich vorbeyritt, ohne euch zu grüßen, aber ich war in tiefen Gedanken und dachte an etwas, das ich ſuche; ich bitte euch deswegen ſehr um Verzeihung, vergebt mir, ſchöne Dame! — Mit Gottes Hülfe! doch haſt du Strafe verdient, und die mußt du tragen, bis du es ein andresmal nicht vergißt, die Jungfrauen zu begrüßen, ſonſt mußt du die Strafe ewig tragen. Im Königreich London findeſt du nicht, was du ſucheſt, ſondern in klein Britannien möchteſt du wohl Nachricht davon haben. Reite deines Weges, und mögeſt du dem erſten, welchem du begegneſt, ähnlich werden, bis du mich wiederſiehſt. — Hierauf ritt die Dame fort, und Ritter Gawin empfahl ſich ihr voll Angſt und Schrecken.

Er war nicht lange geritten, als er einen entſetzlich häßlichen Zwerg auf einem Maulthiere begegnete, hinter ihm ſaß ein wunderſchönes Fräulein; ſie war die Geliebte des Zwerges, der vorher ein ſchöner Ritter geweſen. Als er dreyzehn Jahr alt geweſen, verliebte ſich eine Zauberin in ihn, da er ſie aber nicht wieder lieben wollte, verwandelte ſie ſeine ſchöne Geſtalt in die eines häßlichen übelgeſtalteten Zwerges, auf die Art, daß er neun Jahre lang verzaubert bliebe; während dieſer ganzen Zeit verließ ihn die ſchöne Prinzeſſin, ſeine Freundin, nicht, die auch mit ihm an König Artus Hof ging und ihren Zwerg vom König Artus ſelbſt zum Ritter ſchlagen ließ, und blieb ihm treu, trotz dem, daß man ſie von allen Seiten wegen ihrer Liebe zum Zwerge verhöhnte. Sie wußte aber, wer er war, und kannte ſeine Tapferkeit und ſeinen Edelmuth, obgleich ſeine äußerliche Geſtalt verächtlich ſchien, und wartete geduldig die Zeit ſeiner Schmach ab. Dieſen, wie geſagt, begegnete Ritter Gawin; ſobald er ſie gewahr wurde, grüßte er ſie höflich, der erſten Dame eingedenk;

jene grüßten ihn ehrerbietig wieder, und als ſie eine Strecke an einander vorbey waren, fand es ſich, daß gerade die Zeit und die Stunde der Verzauberung des Zwerges um war, und er ward plötzlich ſo ſchön und wohlgebildet, als er vorher geweſen, und war gerade zwey und zwanzig Jahr alt; ſogleich mußte er die Waffen von ſich werfen, die ihm nicht mehr paßten, und nun umarmte er ſeine treue ſchöne Geliebte, die ſo voller Freuden war, daß ſie beynahe vor übermäßiger Freude geſtorben wäre. Und nun kehrten ſie freudig und Gott dankend zu ihrer Heimath, und glaubten dieſes Glück dem Herrn Gawin ſchuldig zu ſeyn, der ſie ſo freundlich gegrüßt und Gott empfohlen.

Herr Gawin aber fühlte, als er kaum vor den beyden vorbey war, wie ihm ſeine Kleider und ſeine Rüſtung auf einmal zu lang und zu weit wurden; die Ermel hingen ihm weit über die Hände, ſo auch wurden die Beine ihm kürzer, ſeine eiſerne Schuh ſah er in den Steigbügeln ſtecken, aber ſeine Beine reichten kaum über den Sattel weg. Das Schild ging ihm an zwey Ellen hoch über den Kopf heraus, ſo daß er nicht drüber hin ſehen konnte; auch ſchleifte ſein Schwerdt ihm nach an der Erde, um ſo viel war das Gehänge ihm zu weit worden; kurz er merkte und ſah ein, daß er ein Zwerg geworden war, woraus er ſchloß, daß die Dame es ihm angewünſcht, welche er nicht gegrüßt. Er war außer ſich vor Zorn und Schrecken, und wenig hätte gefehlt, daß er ſich das Leben genommen. Ergrimmt ritt er ſchnell bis an den Ausgang des Waldes, wo er ein Kreuz fand auf einer Erhöhung, hier kletterte er hinauf, machte ſeine Steigbügel kürzer, ſein Wehrgehäng und die Handhabe des Schildes enger, befeſtigte die Aermel des Panzers aufwärts an den Schultern, und machte alles ſo gut für ſich zurecht, als es gehen wollte, aber unter beſtändigen Verwünſchungen und Grimm, denn der Tod wäre ihm jetzt erwünſchter gekommen, als das Leben. Dann ſetzte er ſich wieder auf, und ritt betrübt weiter, unterließ aber doch trotz ſeiner Verunglimpfung und ſeines tiefen Grams nicht, allenthalben, an

jeder

jeder Burg, in jeder Stadt, in allen Dörfern, in Wäldern und auf Feldern ſich nach Merlin zu erkundigen, bey jedem Menſchen, den er antraf. Viele von denen, die er traf und anredete, hielten ſich über ihn auf und verſpotteten ihn, denen erging es aber übel; denn wenn gleich er an Geſtalt ein Zwerg geworden, war es doch ſein Muth und ſeine Tapferkeit nicht; er war wie vorher kühn und unternehmend, und manchen Ritter beſiegte er unter ſeiner häßlichen Zwergsgeſtalt.

Da er nun das ganze Königreich London über Berg und Thal allenthalben vergeblich durchſucht, erinnerte er ſich wie die Jungfrau, die ihn ſo ſchimpflich verunſtaltet, ihm geſagt, er ſolle nach Klein-Britannien ziehen, dort würde er Nachricht finden von dem, was er ſuche. Er ritt alſo zum Meere hin, und ließ ſich nach dem Galliſchen Lande überſetzen, in Klein-Britannien, und ritt ſehr lange hier umher, ehe er etwas vernahm. Da nun die Zeit nahete, daß er wieder zum König Artus ſollte, ſagte er zu ſich ſelber: Ach, was ſoll ich thun? die Zeit, daß ich zurückkommen ſoll, iſt nahe, ich habe es meinem Oheim geſchworen, zurück zu ſeyn in dieſer Zeit; ich muß es alſo thun, ſonſt wäre ich meineidig und unredlich. Zwar meineidig wäre ich nicht zu nennen, denn der Eid lautete: wenn ich mein eigen ſeyn würde. Und bin ich denn nun wohl mein eigen? iſt dieſe ſchimpfliche Geſtalt die meinige? und darum kann ich mich wohl von der Pflicht am Hofe zu erſcheinen losſagen. . . . Wahrhaftig, dießmal habe ich übel geredet, denn ſteht es nicht immerdar in meiner Macht zu gehen oder zu bleiben? Da ich nicht eingeſchloſſen bin, und gehen kann, wohin es mir beliebt, ſo wäre es allerdings Meineid, wenn ich nicht meinen Schwur hielte. Habe ich den Leib gleich zeitlich verloren, ſo will ich doch meine Seele nicht verlieren, und zu Gott bitten, daß er ihr gnädig ſey, denn mein Leib iſt ſchändlich zugerichtet. So ſich beklagend, ſchlug er einen Weg ein, der ihn nach London zurück führen ſollte, und hier kam er durch den Wald von Broceliande. Als er traurig vor ſich hin ritt, hörte er auf einmal zu ſeiner Rechten eine Stimme, er wandte ſich dahin, ſah aber nichts, als einen leichten Rauch, der ſich in der Luft verlor, durch welchen er aber doch nicht hindurch konnte. Und da hörte er die Stimme wieder, welche rief: Gawin, Gawin, gräme dich nicht, denn alles geſchieht, was geſchehen muß. — Wer ſpricht mit mir, rief er, und wer nennt hier mich beym Namen? — Wie? kennt ihr mich nicht mehr, Herr Gawin, ehedem kanntet ihr mich doch ſehr wohl; ſo iſt das Sprichwort doch wahr, welches ſagt: entfernſt du dich vom Hofe, ſo entfernt der Hof ſich auch. Als ich dem König Artus diente, und den Hof und die Barone beſuchte, da ward ich von allen gekannt und geliebt, jetzt aber werde ich verkannt, und ſollte es doch nicht werden, wenn Treu und Glaube auf Erden wäre. — Da erkannte Gawin den Merlin und rief: O Meiſter Merlin, jetzt erkenne ich deine Stimme, komm aber hervor, ich bitte dich, daß ich dich ſehe. Nie wirſt du mich ſehen, antwortete Merlin, auch werde ich, nach dir mit keinem Menſchen ſprechen, und du biſt der letzte, der meine Stimme vernimmt; auch ſoll künftig niemand hier nahen, ſelbſt du wirſt nie wieder hieher kommen. Ich kann nimmer hier hinaus, wie weh es mir auch thut, muß ich doch ewig hier bleiben; nur die, welche mich hier hält, hat Macht und Gewalt ein- und auszugehen nach ihrem Wohlgefallen, und ſie iſt die einzige, die mich ſieht, und mit mir ſpricht. — Wie, rief Gawin, mein lieber ſüßer Freund, biſt du ſo feſt gehalten, daß du niemals wieder loskommſt? wie kann dir, dem Weiſeſten der Menſchen, ſolches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtſte, antwortete Merlin, denn ich liebe eine andere mehr, als mich ſelbſt; ich lehrte meine Liebſte, wie ſie mich feſſeln könne, und nun kann keiner mich befreyen. — O, rief Gawin, dieß macht mich ſehr betrübt, und es wird auch den König Artus ſehr betrüben, der dich in allen Ländern ſuchen läßt, weswegen auch ich hier bin. — Er muß ſich darin finden lernen, ſagte Merlin, denn er wird mich nie wieder ſehen, ſo wie ich nicht ihn. Jetzt reite zurück, grüße die Königin von mir, den König und alle Fürſten und Barone, erzähle ihnen, wie es mit mir ſteht; du wirſt den Hof zu Carduell finden. Gräme dich auch nicht wegen dem, was dir begegnet iſt; du wirſt der Jungfrau wieder begegnen, und ſie wird dich entzaubern, vergiß aber nicht, ſie zu grüßen. Nein, ſicher nicht, ſo es Gott gefällt, rief Gawin. — Gehabe dich wohl, ſagte Merlin, der Herr ſegne und behüte den König und ſein Reich, ſammt allen Fürſten, und auch dich Gawin, ihr ſeyd die beſten Menſchen, die jemals wieder auf Erden leben werden.

Herr Gawin ritt halb traurig halb fröhlich fort, denn obgleich es ihm lieb war zu hören, daß er entzaubert werden würde, war ihm doch ſehr betrübt zu Sinne, daß Merlin ſo verloren ſey. Er ſetzte wieder übers Meer, begegnete der Jungfrau, grüßte ſie mit lauter Stimme im Namen Gottes, und fühlte ſich auf der Stelle entzaubert, indem ſie ihm den Gruß wieder gab; ritt darauf heitern Muthes in ſeiner vorigen ſchönen Geſtalt nach Carduell, wo König Artus Hof hielt, und alle Großen und Fürſten des Landes um ihn her verſammelt waren. Groß war die Trauer und das Leid, als Ritter Gawin erzählte, wie niemals jemand den Merlin wieder ſehen oder hören würde, und in welcher Gefangenſchaft er immerdar bleiben müſſe; und alle weinten, als ſie vernahmen, wie er die Königin, den König und die Barone gegrüßt, und ſie alle nebſt dem ganzen Reiche noch geſegnet.

Sammlung
romantiſcher Dichtungen
des Mittelalters.

Aus gedruckten und handſchriftlichen Quellen.

Herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Juniusſiſchen Buchhandlung. 1804.

[illegible] Bibl. [illegible] Lund.

Universitäts- München Bibliothek

Geſchichte
der
tugendſamen Euryanthe
von Savoyen.

Herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Leipzig,
In der Juniusſiſchen Buchhandlung. 1804.

II.

Geſchichte der tugendſamen Euryanthe von Savoyen.

Im Jahre Tauſend und zehn nach unſers Herrn Chriſti Geburt regierte in Frankreich der großmüthige König Ludwig, benannt der Dicke. Dieſer hatte damals viel Beſchwerde wegen der Fürſten und Rebellen in ſeinen Landen, die er alle in verſchiedenen Schlachten überwältigte, daß ſie ſeine Vaſallen wurden. Viele ihrer Fe ſtenund Kaſtelle ließ er herunterreißen. Sodann, als er ſeine Lander in Frieden ſahe, wollte er, daß ſich die Edeln ſeines Landes zu Turnieren und Stechen einſänden, die er anſtellte, damit ſie nicht in Trägheit verfallen möchten, und die Luſt der Waffen unterhielten. So begab es ſich eines Tages am Pfingſtfeſte, daß König Ludwig zur Bogenbrücke ankam, wo er ein ſo großes Feſt anſtellen ließ, als ſeit langen Zeiten nicht geſehen worden war. Er empfing die Prinzen, Ritter und Damen, die geladen waren, mit ſo häufigen und großen Ehrenbezeugungen und bewirthete ſie köſtlich, wie einer, der ſich wohl darauf verſteht. Da war niemand, weder groß noch klein, der nicht mit ihm zufrieden geweſen wäre, und desgleichen auch mit der Königin, denn lange vor ihrer Zeit hatte man auf dem Throne von Frankreich kein ſo königliches und ſchönes Paar geſehen, als dieſes. Der Herr hatte ihnen zu all der Schönheit, womit er ſie ſo reichlich begabt, die Gnade erzeigt, daß ſie mit Tugenden der Demuth, Verſtändigkeit und artigem Weſen ſo geſchmückt waren, daß, wenn die Tugenden zu jener Zeit verloren geweſen wären, ſie ſich alle in dieſen beyden wiedergefunden hätten.

Als der Tag der Feyerlichkeiten an heiliger Statte vorüber war, wünſchte der König, ſo wie auch die Königin, daß die Fürſten und Edeln des Hofes ſich mit Tanzen und Kampfſpielen ergötzten. Da war eine große Fröhlichkeit, und viel Springens und Geſänge. Es ſang die ſchöne Herzogin von Beſanzen, und die Frau Alys, Herzogin von Burgund, die ihren Freund bey der Hand nahm und ihn auch zu ſingen bat, welches er mit beſcheidnem Weſen und ſanfter Stimme that. Sodann ſang die ſchöne Jungfrau Schweſter des Grafen von Bloys, daß ſie niemals ſich vermählen würde, aber wohl zeitlebens lieben; und noch viele andre edle Damen und Ritter mehr ergötzten ſich mit Geſängen, dergeſtalt, daß der König und die Königin eine rechte Luſt daran hatten. Eben als die Ritter und Jungfrauen in ihrem Herzen darauf harrten, daß das Tanzen und die rechte Freude des Feſtes wieder angehen ſollte, ſtand der König Ludwig auf, und erblickte einen jungen Edeln, der einen Sperber auf der Hand hielt und vor dem Palaſt umherging, und der König ſagte ihm: Gerhart! kommt, und gebt euren Sperber dem Schildträger in Verwahrung, denn es kommt euch zu, mit vom Feſte zu ſeyn. Gerhart antwortete: Wenig liegt mir am Tanz und Spiel, aber meines Herrn Gebot, das ich niemals übertreten mag, will ich gern befolgen, und er kam herzu. Dieſer Edle hieß Graf Gerhart von Nevers, er war erſt neunzehn Jahr alt, und hatte ſeines Gleichen nicht an Schönheit und Stärke. Es war nichts, das Gott und die Natur vergeſſen hätten, da ſie ihn bildeten, und ich würde nicht wieder aufhören können, wenn ich alles, was ſich davon ſagen läßt, hernennen wollte, und wie in ihm ſichtbar waren Schönheit und Verſtändigkeit, Artigkeit und ſittſames Weſen, Tapferkeit und Muth, und wie er noch bey dem allen der Ritter in Frankreich war, der am ſchönſten ſang, und im Tanz die meiſte Geſchicklichkeit hatte. Kam er zum Feſt, ſo gab es keine Frau noch Fräulein, die nicht bewegt geworden wäre, oder die Farbe gewechſelt hätte; ſo wie er, war auch ſeine Geliebte, Namens Euryanthe, die, wenn ſie an Schönheit alles übertraf, auch die treuſte und zärtlichſte Freundin war, die noch geboren werden.

Der junge Graf Gerhart tanzte mit der Kaſtellanin von Dijon, die ſeine Hand ergriff und ihn höflich bat, ein Lied zu ſingen. Fräulein, ſo ſagte Gerhart, eure Bitte iſt mir ein Gebot, und nimmer möcht ich euch etwas verweigern. Somit machte er ſich zum Singen bereit, und da ihm die Neider niemals bange machten, ſagte er laut, daß er mit vollem Rechte froh ſeyn könnte und ſingen, da er liebte, und von der züchtigſten und ſanftmüthigſten Schönen geliebt würde, deren Ruf er behaupten wolle, gegen wen es auch ſey, und der zu Ehren er jetzt ſeinen Geſang anſtimmte, den er alſo begann:

Lied.

1.

Wie heg ich im Herzen,
Aus Schmerzen ſo fröhlich entblühet,
Die Liebe, die Triebe, und Denken zur Süßen hin ziehet.
Ich ſehne mich ferne
Zum Sterne, der freundlich mir funkelt,
Luſt kenn ich nur, wenn ich ſie nenne, die alles verdunkelt.

2.

Wer heuchelndem Sinne
Der Minne vertraute, muß beben,
Wie raſtlos ſich maßloſe Schiffe bald ſenken, bald heben;
Doch ſicher vertrauet
Und bauet auf ſtürmende Fluthen,
Wer freuen der Treuen ſich mag und wahrhaftige Gluthen.

3.

Drum ſing ich, und freue
Der Treue mich, die uns verbunden,
Die mein, mit mir eins iſt, in Liebe, ſo nie noch gefunden.
Drum preis ich im Sinne,
Der Minne der Schönſten ergeben,
Das Glück, ihr im Blicke zu ſchauen mein köſtlichſtes Leben.

* * *

So ſang Graf Gerhart, und der König und die Königin, ſo wie die Edelfrauen, hatten große Luſt daran, ihn zu vernehmen.

Wie von der Wette geſprochen wird, die Gerhart vor dem König einging, gegen den Graf Lyſiardus von Foreſt.

Als nun Gerhart ſeinen Geſang beendigt hatte; lobten ihn viele Ritter und Damen und Fräulein, aber es gab genug, die im heimlichen Neide zu murren begannen, und unter denen beſonders einer war Lyſiardus, Graf von Foreſt, der ſo von einem ſchlechten Neide bewegt wurde, daß ihm faſt das Herz davon borſt; denn er war ſolch ein Betrüger und voll ſchlauer Künſte, wie ſelbſt nicht in Ganelon ſteckten. Ein großer Menſch, und hager, trocken; keck und böſe, in Waffen geſchickt. So drehte er ſich voll Hochmuth und Spott zu den Rittern, von denen er merkte, daß ſie auf ſeiner Seite wären, und ſagte ihnen: Habt ihr ihn denn alle gehört, dieſen übermüthigen Vaſallen, von dem es iſt, als dürfte ſich keiner von uns ihm gleich ſtellen? Habt ihr ſein ruhmrediges Preiſen vernommen, wie er ſeine Schöne lobt, daß man glauben ſollte, ſie habe ihres Gleichen nicht auf der Welt? Weiß ich doch das Gegentheil von dem, was er da ſagt; er iſt nicht ſo von ihr geliebt, wie er es wohl denkt; ich aber möchte wohl, wenn ich nicht glaubte unſern Herrn König zu erzürnen, gegen Gerhart meine Grafſchaft wetten, da er ſich ſo vor uns allen gerühmt hat, daß wenn er mir verſprechen möchte, ſeiner Dame nichts davon zu ſagen, ſo wollt ich wohl, ehe noch acht Tage vorbey wären, all meinen Willen an ihr thun, ohne von ihr verweigert, noch beſchimpft zu werden, und wenn es nicht ſo wäre, wie ich da ſage, ſo gäb ich ihm mein Land Foreſt und Beaujolois; dahingegen, wenn ich ihrer habhaft werden kann, woran gar kein Zweifel iſt, ſo müßte er mir all ſein Land und Gut in die Hände geben. Solches hörte der Graf Gerhart, und da er der Treue ſeiner Geliebten, der ſchönen Euryanthe, gewiß war, ſtand er auf, und ſagte ganz laut, ſo daß ein jeder es hörte: Herr Lyſiardus, ihr ſollt wegen der Wette, die ihr da anſtellt, keinen Unglimpf haben, und ich gebe euch meine Grafſchaft Nevers, wenn ihr mit euerm Unternehmen zu Stande kommt. Und ich kann euch verſprechen, daß, was ihr thun wollt, keinem lebendigen Menſchen bey meiner Euryanthe gelingen würde. Der König, ſo dabey war, ſagte, daß beyde Herren die Wette laſſen möchten, weil ſie einem oder dem andern viel Unheil bringen könne. Herr König, ſagte Lyſiardus, um nichts in der Welt möcht ich von der Wette ablaſſen. Und als ihn der König noch warnte, ſagte Gerhart: Ich flehe Eure Majeſtät demüthig, daß Sie die Wette nicht ſuche abwendig zu machen, denn ich bin gewiß, daß wenn Graf Lyſiardus ſein Unternehmen gelingt, ſo wird es mir gleichfalls ein leichtes ſeyn, ganz allein alle deutſche Lande zu erobern. Da nun der König ſahe, daß er ſie von ihrer Thorheit nicht abhalten konnte, ließ er ſich von den Rittern die Pfänder geben und nahm ſie in Verwahrung. Und als Lyſiardus kaum damit fertig war, reiſte er ab vom königlichen Hofe, mit noch ſechs andern Rittern in Pilgertracht, denn das Herz brannte ihm vor Ungeduld, ob ſein Wageſtück gelingen würde, ſo daß er dergeſtalt zuritt, daß er an einem Abend ſpät zu Premery ankam, ſo ſechs Strecken Landes von Nevers liegt. Selbige Nacht konnte er nicht zu Schlaf kommen, ſo ſehr bewegte ihn ſeines böſen Herzens Angſt, daß er die Wette verlieren könnte, und ſo um ſein Land kommen. Mit Tagesanbruch reiſte er mit den Rittern nach Nevers. Die ſchöne Euryanthe kam eben aus der Kirche, da die Herren ankamen; Lyſiardus, der mit weltlichen Gebräuchen ſehr gut Beſcheid wußte, begann, ſobald er ſie ſah, von ſeinem Maulthier zu ſteigen, deßgleichen thaten die Ritter, die mit ihm waren. Da das edle Fräulein ſahe, daß die Ritter alle abſtiegen, ſie zu grüßen, hielt ſie mit ihren Jungfrauen an; Lyſiardus kam auf ſie zu und grüßte ſie tief. Die ſchöne Euryanthe, die ihn wohl kannte, ſagte ihm ſehr höflich, daß er ihr freudig willkommen wäre. Schöne, ſo ſagte Lyſiardus, Gerhart ſendet euch durch mich ſeinen Gruß, da ich ihm verſprochen habe, nicht vorüber zu reiſen, ohne euch geſehen zu haben. Herr Ritter, antwortete Euryanthe, eure

Bet-

Botſchaft iſt mir ſehr willkommen, gehet in euer Haus, und ſo ihr dann wollt in das Schloß kommen und zu Mittag mit mir eſſen, ſo werdet ihr von dem, was die Tafel gibt, euer Theil haben. Schöne, ſagte Lyſiardus, ich bin bereit eure Gebote zu befolgen. Als nun die Mittagsſtunde kam, ging Lyſiardus auf das Schloß, wo ihm die Ritter und Jungfrauen entgegen kamen, die ihn höflich bewillkommten und zu der ſchönen Euryanthe hinführten. Dieſe bewirthete den Ritter ſo köſtlich, und that ihm ſo viele Höflichkeit an, als wenn er ein Bruder wäre, oder ein Verwandter. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, nahm der Lyſiardus, der das Fräulein gern ſprechen wollte, ihre Hand und ſagte ihr: Edles Fräulein, ich habe an euch eine Botſchaft, wenn es euch lieb iſt, ſie zu vernehmen; ich trage groß Verlangen ſie euch zu ſagen, denn ſie kommt von einem, der euch wohl bekannt iſt. Die ſchöne Euryanthe, die es nicht wußte, welche große Bosheit Lyſiardus an ihr ausüben wollte, und an ihrem Freund Gerhart, führte den Ritter an ein Fenſter, abſeits, wo ſie ihm zuhören wollte. Lyſiardus, der ſehr eilte, mit ſeinem Unternehmen zu Stande zu kommen, dachte ein wenig nach, ſodann ging er dicht an ſie heran und ſagte: Mein Fräulein, ganz gebe ich mich in eure Hände; da alle Welt von eurer Schönheit und Vortrefflichkeit ſpricht, und euch preiſet, ſo hat mich die Liebe zu euch dergeſtalt überfallen, daß mich mein Herz mit Gewalt gezwungen hat zu euch zu kommen, und es gehe ſchon wie es wolle, ſo werde ich es nicht laſſen, und euch die Qualen ſagen, die ich Tag und Nacht um euch leide. Ich kann ſie euch aber nicht nennen, noch die große Pein, die ich bis jetzt gelitten, drum bitte ich euch um Gottes Willen, habt Mitleid mit mir, ſonſt weiß ich, daß mein Ende mir nahe iſt.

Wie Lyſiardus in Nevers war, und wie die falſche Alte die ſchöne Euryanthe verrathen.

Als das Fräulein den Lyſiardus anhörte, konnte ſie ſich nicht genug wundern, und ſagte ihm: Ach Herr Ritter, ihr wollt mir verzeihen, aber wenn ich aus Höflichkeit mich überwinde, euch keinen Schimpf anzuthun, ſo mögt ihr es mir danken, denn ſo wie ich euern Willen thun wollte, könntet ihr auch den Mond vom Himmel langen, ehe ich euch meine Liebe zuwendete. Wenn ihr anderswo irgend etwas nothwendig habt, ſo will ich euch rathen, es ſuchen zu gehen, denn es iſt nicht nöthig, daß ihr hier darauf wartet; womit ich nicht eben ſagen will, als wäre ich über eure Rede ſo in Beſtürzung, daß euch darum nicht mein Haus und das Gut darin zu Dienſten wäre, könnte mir aber von den Dingen, die ihr mir ſagt, einiges mißfallen, ſo bitte ich euch es in Acht zu nehmen, daß ihr ferner davon ſchweigt, denn es würde für euch wider meinen Willen viel Unangenehmes daraus entſtehen. — Ach edle Dame, antwortete Lyſiardus, ihr thut nicht recht, denn mein Tod und mein Leben liegen in euch, denn ich kann euch mein Leid nicht ſagen, noch euch das Ende meines Lebens vor Augen ſtellen. Aber ſo ich auch ſterben ſollte und tauſend Qual erdulden, dennoch würde ich euch ohne Aufhören ſagen, wie mir die Gluth um euch das Herz drückt, in mir iſt nicht die Kraft, ſie zu löſchen, aber es müſſe den die Flamme verzehren, der mir zuerſt von eurer Schönheit ſprach, die weit über alles iſt, was ich mir davon vorgeſtellt habe, und nun ſoll ich ſo durch eure Unmenſchlichkeit ſterben! Da das Fräulein den Lyſiardus ferner ſo ſprechen hörte, ſagte ſie ihm mit groſſem Zorne: Herr, wiſſet, daß mir euer Bitten gar mißfällig iſt, und wollet euch anderſeits hinwenden, bey mir werdet ihr mit alle euren Anſchlägen fehl gehen, und ihr bedürft keiner weitern Rede mehr, denn ich möchte lieber verſengt und verbrannt werden, als auf euer jämmerliches Klagen, ſo von Falſchheit umweben iſt, einen gewogenen Beſcheid geben, wozu ich nicht das Gemuth habe. So gehet denn anderwärts euch ein Liebchen zur Kurzweil zu holen, denn ich würde euch für gar thöricht halten, ſo ihr mir noch eins ſolcher Worte ſagtet. Hiermit ſchwieg das Fräulein, ſtand auf, und ließ den Lyſiardus an das Fenſter geſtützt, der die Hand vor das Geſicht hielt, und dachte, er habe ſein Land verloren. So blieb er, bis nach der Vesper die Abendmahlzeit mit köſtlichen Speiſen aufgetragen wurde, die aber keinesweges Lyſiardus anrühren mochte, denn er war voll Gedanken und Schwermuth.

Als der Graf ſo ſtill bey Tafel ſaß, ſahe Gundrieth, die Hofmeiſterin der ſchönen Euryanthe, den Lyſiardus ſcharf an, und da ſie ſehr verſchlagen war, merkte ſie alsbald, daß er von Liebe für ihr Fräulein getroffen ſey. Sie beſchloß alſo ihm beyzuſtehen, bis er ihr Fräulein zu eigen hatte, und ſeinen Willen an ihr verüben könnte, denn es war dieſe Alte ſehr häßlich, von ſchlechtem Gemüth, in ihr war nicht Liebe noch Treue, und in ihrem Leden hatte ſie nichts Gutes gethan. So dachte ſie denn, daß wenn ſie dem Grafen dieſen Dienſt erzeigte, ſo würde er es ihr immer danken, und ſie halten wie ſeine Mutter, oder wie die Frau vom Hauſe; und ſo brachte es die brennende Habſucht in ihr dahin, daß ſie ihre Herrin verrathen wollte, von der ſie große Güte genoſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, verfügte ſich das Fräulein nach geſprochenem Dankgebet in ihre Kammer. Die andern Ritter und Edelknaben zerſtreuten ſich im Saal und übten Kampfſpiele, und Lyſiardus allein ging wieder an das Fenſter, wo er voller Gedanken und Traurigkeit ſtehen blieb. Da nahete ſich ihm die böſe Alte und ſagte: Herr Ritter, ihr habt, wie ich bemerken kann, großes Herzeleid. Ja, ſagte Lyſiardus, ſo groß, daß ich kein größeres wüßte; worauf die Alte verſetzte: ich kann mir gar wohl die Urſach eurer Trauer denken, wollt ihr ſie mir aber gleichfalls ſagen, ſo werde ich euch gerne helfen. Frau! ſagte Lyſiardus, ſo ihr das könntet, ſo ſchwör ich euch, es ſoll nichts mein eigen ſeyn, woran ihr nicht euer Theil haben ſollt, und ihr dürfet nur etwas wünſchen; ſo ſoll es euch gewährt werden. Da ihm darauf die Alte zu verſtehen gab, daß ſie wohl ſähe, wie er von Begierde entbrannt ſey, ihr Fräulein zu beſitzen, und wie ſie ihm dazu verhelfen wolle, ſo erzählte der Graf ihr von ſeiner Wette, und wie ſein ganzes Glück davon abhinge, daß er ſie gewönne, worauf denn die Alte ihm verſprach, ihm dazu zu helfen, oder ihm doch wenigſtens ſolche Wahrzeichen zu geben, daß er behaupten könne, er habe gewonnen, und er ſolle ſich nur ruhig ſchlafen legen, da ſie wohl für ſein Beſtes ſorgen wolle.

Indem kamen die Diener mit Fackeln zum Grafen, damit ſie ihm in ſein Schlafgemach leuchteten, wo auch die andern Ritter waren. Dieſe ſchwuren, daß es ihnen wohl erwünſcht ſeyn würde, wenn das Fräulein vor dem argen Ritter gewarnt würde, ſo ſehr that ihnen der junge Graf Nevers und ſeine ſchöne Euryanthe leid, von der ſie ſo wohl bewirthet worden. Andrer Seits ging die böſe Alte in das Schlafzimmer ihrer Fräulein, um ſie in das Bett zu bringen. Als nun die ſchöne Euryanthe im Bett war, ſagte ihr die Alte: o mein Fräulein, ich kann mich nicht genug verwundern, wie es nun ſchon ſo lange her iſt, daß ich euch bediene, und ihr niemals euer Hemd vor mir abnehmen wollet. — Gundrieth, ſagte das Fräulein, wiſſet, daß niemand, außer etwa mein Freund Gerhart, mich jemals ohne Hemd ſehen ſoll, denn er hat es mir verboten, da ich an meinem Körper ein gar wunderbares Zeichen trage, welches auch weder Aeltern noch Freundinnen jemals geſehen haben, und darum will auch mein Freund, daß ſich niemand auf Erden rühmen möge, es jemals erblickt zu haben; und gäbe es einen, der es ihm jemals ſagte, ſo würde er glauben, daß derjenige all ſeinen Willen an mir verübt hätte, und unſer beyder Liebesbande würden alsbald zerriſſen ſeyn. So könnt ihr mir glauben, meine liebe Gundrieth, daß dieß die reine Wahrheit iſt. — Dame, ſagte die falſche Alte, das wolle Gott nicht, daß ihr jemals ſolches thatet, was eurem Freunde zuwider wäre, und ich denke wohl, daß niemand als ihr beyde auf Erden um dieß Zeichen wiſſen werdet. Schon iſt es Zeit zum Schlafen; Gott ſchenke euch alſo eine gute Nacht!

Wie die falſche Alte an ihrem Fräulein Verrath beging, und ein Loch in ihre Kammerthür bohrte, damit der Graf Lyſiardus das Zeichen ſähe.

Gar unmuthig ging die treubrüchige Alte aus ihrer Fräulein Kammer, und wollte faſt berſten vor Schmerz, daß ſie nicht erfahren können, welches das Merkzeichen ſey, das Euryanthe am Körper trage. Sie ging ſchlafen zu übler Ruh und böſem Befinden, und als der Morgen kam, den ſie unter lauter böſem Nachſinnen erwartet hatte, ſtand ſie eiligſt auf und bereitete ein Bad in ihrer Kammer. Nachher ging ſie zu ihrem Fräulein, und überredete ſie baden zu gehen; wie viel beſſer aber wäre es dem Fräulein geweſen, wenn ſie niemals gebadet hätte, ſolch großes Unheil und Sorge entſprang aus dieſem Bad für ſie, wie ihr gleich hören werdet. Als nun das Fräulein ſich zum Bade auskleiden wollte, ſagte ſie der Alten, herauszugehen, weil ſie allein ſeyn wollte, oder lieber gar nicht baden. Die böſe Gundrieth mußte nun hinaus, im Herzen ſehr ergrimmt und voller Bitterkeit. Sie nahm in ihrem Aerger einen Bohrer mit, womit ſie in aller Eil ein Loch in die Thüre bohrte, damit ſie das Fräulein könnte baden ſehen. Da ſie damit fertig geworden, ſahe ſie durch und erblickte das Fräulein nackend, und auf ihrer rechten Bruſt ein gar artiges Zeichen, das, wie ein Veilchen, blau aufgedrückt ſchien auf die weiße Haut. Als die Alte dieß Zeichen erblickte, wußte ſie ſich vor Erſtaunen nicht zu laſſen, und ſie ſchlich ſich eilig in das Zimmer des Grafen, der noch im Bette lag. Auf, auf, Herr Lyſiardus! rief ſie ihm zu, von nun an iſt es gewiß, daß ihr euern Streit gewonnen habt, denn ich will euch ſolche Wahrzeichen geben, daß ihr von nun an ſagen möget, daß die Grafſchaft Nevers euer iſt. Alsbald ſtand Lyſiardus auf, und ging hin zu dem Loche, das die argliſtige Alte gebohrt hatte, wo er denn das Fräulein ſahe und das Zeichen auf ihrer rechten Bruſt. Wohl entbrannte die Luſt in ihm, als er ſie ſahe, aber er mußte ſich damit begnügen, was er eben hatte, und da er ſich nun ſatt an ihr geſehen, ging er hin zur Alten und ſagte: Frau, ihr habt mich vor großem Schaden bewahrt, weshalb ich euer Vaſall und Diener ſeyn möchte, und euch zur Herrin all meiner Ländereyen machen will, die ich doch verloren hatte, ſo ihr nicht geweſen wäret; es iſt billig, daß ihr dafür belohnt werdet, ich verlange nichts ferners von euch, Gott ſey mit euch, ihr werdet in kurzem Nachricht von mir haben.

Wie Lyſiardus wieder an Hof ging.

Lyſiardus ging nun in ſein Zimmer und bereitete mit ſeinen Leuten alles zu ſeiner Abreiſe; ihrer Seits ging die Alte und pochte an ihrer Fräulein Kammer, welche hurtig ihr Hemd überwarf, und ſodann der Hausmeiſterin aufmachte. Nachdem ſie nun wieder angekleidet, ſtieg ſie hinunter in den Saal, da ihr die Alte geſagt hatte, daß ſie der Graf erwarte, um Abſchied von ihr zu nehmen. Als ſie unten war, grüßte ſie gar beſcheiden den Grafen und ſeine Ritter. Mein Fräulein, ſagte Lyſiardus, demüthigen Dank erſtatten wir euch wegen eurer großen Höflichkeit, und der guten Koſt, mit der ihr uns bewirthet habt. Sodann beugte er ſich gegen Euryanthe und ihre Jungfrauen, ſtieg die Treppe hinab und ſchwang ſich auf ſein Maulthier. Die andern Ritter folgten ihm, die ſchöne Euryanthe aber blieb auf ihrem Schloß in Geſellſchaft der böſen Alten, die ſie ſo verrathen hatte; wir wollen ſie dort laſſen, und euch erzählen, wie Lyſiardus in ſolcher Eil fortritt, daß er in vier Tagen zu Melun ankam, wo der König ſich befand. Viel waren der Ritter und Barone, die auf den Ausgang von Lyſiardus Unternehmen neugierig waren. An demſelben Tag, da Lyſiardus ankam, war Gerhart nach Corbeil fechten gegangen, aber lange blieb er nicht, denn einige ſeiner Freunde kamen, ihm die Ankunft des Grafen anzuzeigen. Er kam an zu Melun, prächtig begleitet von Kindern der Grafen und Barone, ſeinen Vettern, denn er war von hohem Stamme. Sie begleiteten ihn paarweiſe und hatten Roſenkränze auf dem Haupt. Es drängten ſich viel Leute um ſie her, um Gerhart vorbeykommen zu ſehen, der mitten unter ihnen mit Geſang herbeykam, und die andern antworteten ihm im Chor. So wie ihr da höret, kam er an, und es gab weder Jungfrauen noch Alte, die ihn nicht mit Luſt geſehen hätten. Als er nun an Hof gekommen war, ſtieg er ab mit ſeiner Begleitung, und wurde in ein Prachtzimmer geführt, wo der König ſaß, ſeine Barone um ihn her, und auf Gerharts Ankunft harrte. Als ſie ihn ankommen ſahen, erzeigten ſie ihm alle große Ehre, der König desgleichen, der ihn ſehr lieb hatte und ihm mit Lächeln entgegenſchaute. Da nun alles verſammelt war, ſchwiegen ſie alle, und es war eine große Stille, da ſtand der Graf Lyſiardus auf und ſagte: Herr König, es wird noch in eurem edeln Angedenken friſch ſeyn, wie wir neulich, Gerhart der Knabe und ich, eine Wette eingingen; Knabe und kindiſch nenn ich ihn, denn der beweiſt wohl, daß er es iſt, der auf die Betheuerungen eines Weibes baut, und ſein Land verwettet. Nevers iſt mein, wegen der Wette, die wir gemacht; ich rufe euch, Herr König, und alle Fürſten und Barone, die hier gegenwärtig ſind, zum Zeugniß deſſen an. Und da ich lieber ſterben möchte, als Lügen ſagen, ſo fordre ich Gerhart auf, daß er ſeine Geliebte holen laſſe, dann will ich in aller Gegenwart und ihr ins Angeſicht beweiſen, daß ich die Grafſchaft Nevers und alles, was davon abhängt, gewonnen habe, wovon ich ſolche Wahrzeichen geben will, daß niemand mehr daran ſoll zweifeln können.

Wie Gerhart durch einen ſeiner ihm anverwandten Knappen ſeine Geliebte nach Hofe holen ließ.

Da der König Lyſiardus angehört hatte, drehte er ſich hin zu ſeinen Baronen, und ſie ſagten alle, daß Lyſiardus wohl geredet hätte. Er rufte Gerhart und ſagte ihm, er möchte ſein Fräulein holen laſſen. Herr König, ſagte Gerhart, ſo lang ich auch leben möge, werde ich es nicht glauben, aber um von der Sache die Wahrheit zu wiſſen, will ich ſie durch meinen Neffen, der hier iſt, holen laſſen. Alsbald rief er ihn zu ſich und trug ihm auf, ſchleunigſt fortzureiſen und Euryanthe, ſeine Dame, hieher zu bringen. Dieſer auf Befehl ſeines Herrn ritt eilig fort, und trieb ſein Pferd dermaßen, daß er in fünf Tagen nach Nevers kam, wo er Euryanthe fand, die am Fenſter des Kaſtells ſaß, neben ihr war Gundrieth, die böſe Alte. Da die Schöne den Schildknappen erſahe, eilte ſie ihm entgegen, umſchlang ihn, und fragte nach ſeinem Herrn. Der Jüngling, wie ihm geſagt worden, ſprach zu ihr: mein Fräulein, da ich von ihm ging, war er geſund und wohl, und er läßt euch durch mich holen und euch bitten, alsbald zu kommen. Da die ſchöne Euryanthe dieſe Botſchaft vernahm, ließ ſie den Knappen köſtlich bewirthen, und ſagte ihm, ſie würde bald bereit ſeyn. Sodann bereitete ſie alles auf das ſchnellſte zu ihrer Abreiſe, und empfahl der Alten, für das Schloß Sorge zu tragen, indeß ſie weg ſeyn würde. Die betrügeriſche falſche Hexe, der wohl bewußt war, weshalb das Fräulein an Hof ſollte, ſagte ihr, ſie möchte nur ruhig ſeyn, ſie würde ſo an die Wirthſchaft denken, daß ſie bey ihrer Zurückkunft davon hören ſollte. Die ſchöne Euryanthe küßte die Alte, als ſie von ihr Abſchied nahm.

nahm. Die treuloſe Alte that als weinte ſie, und ſagte zum Lebewohl: gar wohl weiß ich, daß die Zeit eures Scheidens mir lang ſeyn wird! Als die Pferde nun geſattelt waren, ſetzte ſich das Fräulein auf; ſollt ich euch den reichen Harniſch und Sattel, und den prächtigen Zaum ihres Pferdes beſchreiben, ſo würde ich gar lange Zeit dabey verweilen müſſen, denn ſie waren ſo koſtbar, daß ihr Werth gar nicht zu ſagen iſt. Es begleiteten ſodann das Fräulein drey der edelſten Ritter der Grafſchaft, und viele andre Edelleute und die Großen der Stadt gaben ihr das Geleite, denn ſie war ſo geliebt von Jung und Alt, daß man ſie nimmer aus den Thoren der Stadt gelaſſen, wenn man um die Gefahr gewußt hatte, ſo ihr bevorſtand; da ſie nun eine Meile weit mit ihr geritten waren, nahmen ſie weinend Abſchied von ihr und gingen nach Nevers zurück, die ſchöne Euryanthe aber ging weiter, und ſie wäre lieber geſtorben, wenn ſie gewußt hätte, was auf ſie wartete. Da ſie nun zu Melun in großer Eil angekommen war, ſtieg ſie ab in einem ſchönen

Schloſſe, welches nahe an der Kirche lag, und wo ſie vom Herrn und der Dame mit großer Höflichkeit empfangen wurde. Sie führten ſie in ein reich verziertes Zimmer; es war ungefähr vier Uhr, da ſie ankam, und niemand wußte um ihre Ankunft, da der König und ſeine Edeln auf dem Felde waren und ſich dort bis nach Mitternacht mit Fechten ergötzten. Da die ſchöne Euryanthe wußte, daß ſie ſo bald nicht wiederkommen würden, ließ ſie die Abendmahlzeit zubereiten, und als ihre Leute und ſie gegeſſen hatten, legte ſie ſich zur Ruhe, deren ſie ſehr bedürftig war. Als der Morgen kam, ließ ſie ſich von ihren Jungfrauen prächtig ankleiden, und ſie erſchien in ſolcher Schönheit, daß weder Helena, noch Dido, noch die ſchöne Flora aus Rom, noch ſelbſt die ſtolze Dameurs an Liebreiz und Sittſamkeit der ſchönen Euryanthe gleich gekommen wären. Heutiges Tages noch würde ſich kein Maler finden, er ſey auch noch ſo geſchickt, der ihr ſchönes Antlitz lebendig abbilden könnte; noch fände ſich auch kein Mann, der ſie beſchreiben könnte in all ihrer Anmuth und glänzenden Umgebung, drum will ich euch auch nichts weiter davon ſagen, als daß weder Gott noch die Natur an ihr etwas vergeſſen hatten, ſie war noch nicht ſechszehn Jahr alt. Da ſie nun im vollen Schmucke war und die Meſſe angehört hatte, ging ſie von ihren Herren, Damen und Jungfrauen umgeben und nahm den Weg nach Hofe zu, und ſo wie ſie die Straßen entlang kam, eilten ſo Bürger als Jungfrauen an die Fenſter, und verwunderten ſich über die vortrefliche Schönheit, die ſie an der ſchönen Euryanthe erblickten. Ehe ſie noch zu Hofe ankam, wurde ihre Ankunft dem Gerhart gemeldet, und ihr kam eine große Menge von Rittern entgegen, die alle ganz verſteinert waren vor Wunder über ihre große Schönheit. Sehr artig ritt ſie daher auf ihrem Gaul in kleinen Sprüngen galoppirend, und ſie war noch nicht weit von ihrem Schloſſe, als ihr Gerhart ſchon entgegen kam. Schöne, ſagte er, ich bin ſehr erfreut über eure Ankunft, zu guter Stunde möget ihr gekommen ſeyn. — Herr Ritter! antwortete

Euryanthe, gar lange hat mir die Zeit eures Ausbleibens gewährt; aber Gott ſey gedankt, da ich euch nun ſehe, gibt es nichts mehr, das mir Leid ſeyn könnte. Beyde gingen nun und hielten ſich bey den Händen, bis ſie bey Hofe ankamen; dorthin kam ihnen alles entgegen, denn es war niemand, der nicht neugierig geweſen wäre, ſie bey einander zu ſehen.

Wie die ſchöne Euryanthe zum König kam und Lyſiardus ſahe, der ihr ins Angeſicht behauptete, daß er ſeine Luſt an ihr gehabt.

Da ſie nun in dem Saal ankamen, war kein ſo großer Fürſt noch Baron, der nicht von ſeinem Sitz aufgeſtanden wäre, um ſie zu ehren, desgleichen auch der König, der aufſtand, die ſchöne Euryanthe bey der Hand nahm, und ihr ſagte: Schönes Fräulein, gar werth und lieb iſt mir eure Ankunft. — Sire, ſagte Euryanthe, ich würde mich überaus glücklich ſchätzen, wenn ich mein Lebenlang eurer Majeſtät und der Frau Königin gefällige Dienerin ſeyn könnte. Und der König drehte ſich zu ſeinen Baronen, und ſagte: nunmehr kann ich die rechte Wahrheit davon ſehen, was mir von dieſem Fräulein ſonſt geſagt worden, denn noch in meinem ganzen Leben hab ich keine ſchönere Dame geſehen. Die kluge und feine Euryanthe aber, da ſie ſahe, wie ſie im Saal die einzige Frau war, die ausgenommen, die mit ihr gekommen waren, wunderte ſich gar ſehr, daß ſie die Königin nicht ſahe, die ſie zu finden geglaubt, und ſie gerieth hierüber in ſolches Schrecken, daß ſie ihren Freund mit großer Betrübniß anſahe, als wollte ſie ihn fragen, was das zu bedeuten habe. Als ſie noch ſo verharrte, ſtand Lyſiardus auf, und ſagte dem König, indem er ein Knie vor ihm beugte: Herr König, es wird euch noch im Gedächtniß ſeyn, wie vor kurzer Zeit der Graf Gerhart von Nevers, wie ein unverſtändiges Kind, ſein Land gegen das meinige geſetzt hat, im Fall daß ich ſeine ſchöne Euryanthe zu meinem Willen bringen könnte. So ſag ich denn, daß er ſein Land verloren hat, denn ich will ſolches ſo beweiſen, daß weder ihr, Herr König, noch ſonſt einer wird zweifeln können, daß ich an der ſchönen Euryanthe all meine Luſt verübt habe. Da das Fräulein den Lyſiardus alſo ſprechen hörte, ſahe ſie Gerhart an und lächelte; mein Freund, ſagte ſie ihm, von nun an möget ihr euch Graf von Foreſt und Beaujolois nennen, denn niemals hat jener falſche Ritter dort mich auch nur berührt. Lyſiardus aber, ohne ſich zu verwundern oder auch nur irgend bange zu ſeyn, kam mit aufgeheitertem Antlitz zum König, und ſagte, ſo daß alle Barone es hören konnten: Herr König, wohl kann ich mich rühmen, daß ich an der Freundin des thörichten Gerhart all meinen Willen verübt habe, und zum Zeichen gebe ich, daß ſie auf der rechten Bruſt ein ſchönes blaues Veilchen hat, und ſie ſelber hat mir erzählt, da ſie mit mir ſchlief, daß ſie und Gerhart, ihr Freund, dieß zum Wahrzeichen genommen hätten, daß wenn es ein Verwandter oder Fremder jemals erblickte, ſo wurde er glauben, ſie habe ihn betrogen und den Willen eines andern gethan. Deshalb konnte es auch niemand wiſſen, als ſie beyde, auſſer wer das Zeichen ſonſt geſehen. Alſo, Herr König, iſt die Sache, grade wie ich ſie euch vorgetragen, und ich gebe euch wahrhafte Zeichen, darum ſchafft mir auch nun mein Recht, denn wenn es mir nicht gelungen wäre, ſo hätte ich all mein Land verloren; der iſt wohl thöricht zu nennen, der auf eines Weibes Treue ſein Hab und Gut daran ſetzt, mir ſelbſt iſt oft bange dabey geworden, aber Gott ſey Dank, ich hab es ſo gut gemacht, daß ich meinen Streit gewonnen.

Wie Gerhart in großem Zorn von Hof ging und ſeine ſchöne Euryanthe mit ſich nahm ohne andres Geleite.

Als der König und die Barone den Lyſiardus anhörten, der ſolche beſtimmte Wahrzeichen gab, wurden ſie alle ſehr betrübt, denn ſie liebten den Gerhart außerordentlich. Beſonders traurig wurden ſie, und keiner war, der nicht weinte, als ſie die ſchöne Euryanthe ohnmächtig vor den König hinfallen ſahen, denn als die Barone ſie aufhoben, ſtieß ſie einen lauten Schrey aus, und ſagte: O ſüße Jungfrau Maria, erbarme dich dieſer Leidenden, die ſo grauſam und niederträchtig verrathen worden! Ach Herr Gerhart! glaubet niemals ſolche That von mir, denn weder jener Betrüger noch ſonſt ein Mann, als ihr, hat jemals meine Liebe genoſſen, und ich hätte lieber verſengt und verbrannt werden mögen, als in ſo häßliches Thun einwilligen!

Gerhart aber, voll Zorn und Grimm, wandte ſich mit großem Stolz gegen ſie und ſagte, daß ihre Rechtfertigung ungültig wäre, denn er kenne gar wohl die Wahrzeichen, und die Abrede, die ſie miteinander genommen, aber er wolle ihr einen ſolchen Lohn geben, daß alle andre in Zukunft an ihr ein Beyſpiel nehmen könnten. Nun traten die Freunde und Vettern des jungen Grafen zu ihm hin und fragten ihn, wohin er wolle und wohin ſie ihn bringen ſollten, da ſie ihn niemals verlaſſen würden. Ihr Herren, ſagte Gerhart, niemand ſonſt als ich und die, um derenwillen ich nun ohne Erbe bin, ſoll in das fremde Land kommen, wo ich meinen Kummer hinbergen will. Da halfen nun keine Bitten, dermaßen daß der König und ſeine Edeln ganz betrübt und verſtört wurden, denn Gerhart war ſo geliebt von allen, daß es keinen gab, der nicht um ſein Unglück Thränen vergoß. Gerhart aber ließ nun ſein Roß ſatteln, auch das des Fräuleins herbeyführen, und er befahl ihr hinaufzuſteigen. Dann ritten ſie beyde ohne Knappen noch andres Geleite, und nahmen beyde mit Thränen und großem Herzeleid Abſchied vom Könige und dem Hofe, und als ſie durch die Stadt ritten, kamen die Bürger herzu, und verwünſchten den Lyſiardus, der an ſolchem Unheil Schuld ſey, und beklagten alle das ſchöne Fräulein, die in Thränen und großer Betrübniß daherritt. Als ſie zum Thor herauskamen, ſchlug Gerhart ſogleich den Weg in den Wald hin ein, und die ſchöne Euryanthe, voll Traurigkeit und Weh, ritt hinter ihm, und beyde ſprachen kein Wort mit einander. Indeſſen war Lyſiardus am Hof voll Luſt und Freude über den glücklichen Ausgang ſeines Abentheuers; er brachte es ſo weit, daß die Grafſchaft Nevers mit all ihren Rechten ihm zuerkannt wurde, zu großem Herzeleid aller Verwandten und Freunde des jungen Gerhart, die den Tag verwünſchten, da ſich derſelbe mit dem Fräulein verbunden. Da Lyſiardus nun dem König gehuldiget, nahm er Abſchied vom Hofe, und ritt nach ſeiner neuen Grafſchaft, wo er von den Bürgern als Herr empfangen wurde. Aber größeres Leid wurde noch nicht geſehen, als das, was die Leute zu Nevers um ihren wahren Herrn trugen, und um ihr Fräulein, das ſie ſo verloren hatten. Von Reich und Arm wurden ſie geliebt, aber Lyſiardus und die Alte mochten niemand gefallen. Ueber alles war die Alte Gebieterin, und was ſie wollte, das wollte Lyſiardus auch, und beyde trugen große Liebe zu einander, aber ſie war von allen ſo gehaßt, daß wenn Lyſiardus nicht geweſen wäre, ſo hätten ſie ſie lieber in den Brunnen geworfen, wegen ihrer ſchlechten Gemüthsart und Sitten. Wir wollen ſie aber nun nur mit Lyſiardus laſſen, und von Gerhart und der ſchönen Euryanthe auch weiter erzählen.

Wie Gerhart der ſchönen Euryanthe den Kopf abſchlagen wollte, und wie eine Schlange kam, die zu ihm ſprang, und er Euryanthe allein im Walde von Orleans ließ.

Da nun die Nacht herangekommen war, blieb das betrubte Paar in einem kleinen Wirthshaus, nachdem ſie den ganzen Tag geritten hatten, ohne ſich weder mit Speiſe noch Trank zu erquicken. Am Morgen ritten ſie in ſolcher Schnelle fort, daß ſie im Walde von Orleans ankamen. Da Gerhart ſahe, daß ſie von den Leuten ziemlich ferne waren, und weder Mann noch Weib um ſie her, ſuchte er ſich eine groſſe ſchattige Eiche aus, wo er abſtieg und Euryanthen auch abſteigen hieß; dann band er die Pferde an Baum, kam auf ſie zu und ſprach: Durch euch und eure Treuloſigkeit hab ich mein Land verloren, durch euch bin ich verbannt und darf mich nirgend mehr an Höfen der Könige und Fürſten zeigen. So wiſſet denn, daß ihr nach mir fürder niemand mehr betrügen werdet, denn eure letzte Stunde iſt gekommen. Da kniete die ſchöne Euryanthe vor Gerhart nieder, und flehte ihn um Mitleid an. O! ſagte Gerhart, du meineidige und ſchlechte Frau, kaum kommt dir Creſſida, des Troilus Freundin, gleich: denn ich hatte dich zur Herrin meiner Ländereyen und Schlöſſer gemacht, aber durch dein unzüchtiges Weſen haſt du mir übel gelohnt; darum ſollſt du auch dafür bezahlt werden! Und nun that Gerhart Liebe und Erbarmen von ſich, wie einer zu thun pflegt, der voll Eifer und Grimm iſt, und er nahm das Fräulein bey den Haaren und zog ſein Schwert aus der Scheide. Doch wie er nun den Hieb thun wollte, ſahe das Fräulein, wie eine große erſchreckliche Schlange herbey und auf ſie zu kam, und ſie rief Gerhart zu: Ach Herr, um Gotteswillen, rettet euch, ſeht ihr nicht dort das ſcheusliche entſetzliche Unthier mit den Augen und Rachen, die wie Flammen glühen, und mit dem ungeheuern gewundenen Schwanze: So fliehet denn eiligſt, ſonſt werdet ihr verſchlungen, mich aber laßt hier; da ich doch ſterben ſoll, ſo iſt es gleich, ob es von eurer Hand iſt, oder ob mich das Ungeheuer verſchlingt. Da ließ Gerhart die ſchöne Euryanthe, und ſahe das Ungeheuer, wie es mit großen Sprüngen auf ihn zukam. Er aber, der nirgend ſich vor dem Tode fürchtete, ließ Euryanthen, wo ſie war, wickelte den Arm in den Mantel, faßte ſein Schwert, und ging ſo der entſetzlichen Schlange entgegen, die mit offnem Rachen auf ihn zukam, aus dem ſie gräßliche ſtinkende Flammen ſpie. Gerhart, der ſehr beherzt war, that alle Furcht von ſich, und zielte auf die Schlange, die den Rachen öffnete, um ihn zu verſchlingen, in ſelbigen ſtieß er ſein Schwert, dergeſtalt daß es bis in die Leber hineinfuhr, und ihr das Herz zerborſt. Da das Thier den Todesſtoß empfand, ſchrie es ſo heftig, daß der ganze Wald davon erſchallte; Gerhart aber, da er die Schlange ohne Leben ſahe, nahm er Kraut und Blätter und zog das

Schwert aus ihrem Rachen, wiſchte es ab und wuſch es ſodann in der Quelle. Sodann ſteckte er es wieder in die Scheide, und ſank auf ſeine Knie nieder. Er erhob nun die Augen gen Himmel und dankte dem Herrn, daß er über das große Ungeheuer den Sieg davon getragen; dann rief er aus: O Gott, du wolleſt mir helfen, denn wie ſollt es mir möglich ſeyn, die todzuſchlagen, die mir das Leben gerettet? denn ſo ſie nicht geweſen wäre, hätte mich das Unthier gewürgt! So kann ich ihr denn kein Leid zufügen, denn da ich eben das Schwert gezückt hatte, um ihr Haupt vom Rumpf zu trennen, ſahe ſie die gräßliche Schlange, und ſchrie mir zu, ich ſollte mich retten, welches ich nimmer geglaubt hatte, denn wo iſt das Weib zu finden, welche den Muth und Willen hätte, den zu erretten und vor dem Tode zu bewahren, der bereit iſt, ſie zu erſchlagen? So will ich ihr denn das Leben laſſen, zumal da es ſchon ein großer Jammer iſt, hier allein zu bleiben, den wilden Thieren ausgeſetzt. So wolle ſie denn Gott in ſeinen Schutz nehmen, und ihr ihre Unthat an mir vergeben. Nachdem Gerhart ſolches beſchloſſen, ging er zum Fräulein und ſagte ihr: Euryanthe, ich laſſe dich in Gottes Obhut, und bitte ihn, er wolle dir das Leid vergeben, das du mir zugefügt. Hiemit ſchwang er ſich auf ſein Pferd, und nahm den Weg weiter in den Wald hinein; und die ſchöne Euryanthe blieb allein in der Wildniß, und voller Betrübniß und Wehklagen. Sie rang die Hände und raufte ſich die Haare aus, und rief: ach! ich Unglückliche, ich bin zu lauter Jammer geboren, da ſich ſo ohne Urſach und ungerechter Weiſe mein Freund von mir getrennt hat!

Wie der Herzog von Metz in den Wald kam, und die ſchöne Euryanthe gar betrübt fand.

So fuhr die Schöne in ihrer Trauer fort, und ſagte: ach ich Unglückſelige! lieber doch wär ich von ihm enthauptet worden, oder von der Schlange verſchlungen, als daß es nun mein Schickſal iſt, in Thränen dahin zu ſterben. Dann fuhr ſie mit den Händen und Nägeln in ihr ſchönes Antlitz, das ganz bleich war vor Schmerz, wie ein Wachsbild, und mit Blute ganz bedeckt wurde; ſie ſchien mehr todt als lebendig zu ſeyn, und fiel zuletzt ohnmächtig nieder. Da ſie nun in ſolcher Erſtarrung lag, kam der Herzog von Metz herbey, mit zwanzig Rittern; dieſer ſahe das Roß, wie es an den Zweigen gebunden war. Noch ſchaute er hin und ſahe die todte ſcheußliche Schlange, und nachgehends erblickte er noch das Fräulein, das auf Erden danieder lag. Da er der reichen Kleidung derſelben anſichtig wurde, bedachte er, daß es eine edle Dame ſeyn müſſe, und erſchrak, da er glaubte, daß die Schlange das Fräulein gewürgt habe; doch dünkte es ihm wunderbar, wie die Schlange gleichfalls erſchlagen worden. So rief er denn ſeine Ritter herbey und ſagte ihnen: kommt, ihr Herren, und ſchaut das größte Wunder. Sehet da die fürchterliche Schlange.

und daneben die ſchöne Jungfrau, von dieſem Feinde getödtet; vielleicht hatte ſie ihrem Freunde entboten, ihn hier zu erwarten. Indem der Herzog ſprach und die Ritter herzutraten, erwachte die ſchöne Euryanthe aus ihrer Ohnmacht, und war voll Verwunderung, ſich von ſo viel Menſchen umgeben zu ſehen. Sie ſäuberte ſich, ſo gut es angehen wollte, Geſicht und Hände, die von Blut und Thränen bedeckt waren. Da der Herzog ſie lebendig ſahe, freute er ſich ſehr darüber, und wünſchte zu vernehmen, durch welch ein Abentheuer ſie in dieſen Wald gekommen. Er grüßte ſie alſo mit großer Höflichkeit, aber das Fraulein konnte ihm kein Wort ſagen, ſo ſehr war ihr das Herz beklemmt; ſondern ſie brach von neuem in Thränen und Wehklagen aus, und verwünſchte ihr unſeliges Leben. Der Herzog aber bat ſie ſanftlich, ſich doch zu beruhigen, und ihm die Urſach ihrer Betrübniß zu ſagen. Die ſchöne Euryanthe antwortete ihm mit weinenden Augen: O Herr, ich bitte euch, ihr wollet eures Weges weiter ziehen, denn ihr thut große

Sünde, daß ihr hier bey mir verweilt; ich bin eine arme Verirrte und Verſtoßene, und beſſer wäre mir der Tod als das Leben, anders kann ich euch nichts ſagen; ſo ihr mich aber tödten wolltet, ſo könntet ihr dadurch vor Gott Verdienſt erlangen. Da der Herzog die jämmerlichen Klagen der ſchönen Euryanthe hörte, empfand er großes Mitleid und ſchaute ſie ſcharf an, und da er ihr Antlitz erſahe, dünkte es ihm, als hätte er Zeit ſeines Lebens kein ſchöneres und reizender geſtaltetes Mägdlein geſehen, und er ſagte zu ſich ſelbſt: Sorgte ich nicht, daß meine Leute mich deßhalb tadeln möchten, ſo würd ich dieſe Schönheit zu meiner Frau erwählen, und ſie zur Herzogin von Metz und Lothringen machen. Denn ich ſehe aus dem Staat, mit dem ſie angethan iſt, daß ſie von großem Stamm iſt, und daß ihr Bündniß einen großen König ehren möchte. Und alsbald von Liebe entbrannt, und ganz eingenommen von Verlangen ſie zur Frau zu nehmen, ſagte er ihr: Schöne, auf und hegt kein Leid mehr, ſondern ſetzt euch auf euer

Roß und kommt in mein Land, wo ihr euch gar wohl befinden werdet, denn es iſt mir große Freude euch gefunden zu haben, ich will euch zum ehelichen Gemahl nehmen, ſo daß ihr Frau und Herzogin der guten Stadt Metz und von ganz Lothringen ſeyn ſollt. Da Euryanthe den Herzog ſo ſprechen hörte, wurde ſie noch mehr betrübt, und ſie ſagte ihm mit leiſer Stimme. Herr, nimmer werd ich zugeben, daß ihr mir dieſe Ehre erzeiget, denn wenn ihr die Wahrheit von dem wüßtet, was mir begegnet iſt, ſo würdet ihr lieber mich verbrennen oder vergraben laſſen, als daß ihr mich zur Gemahlin nähmt; denn es hat noch nie ein ſchlechteres Weib gegeben, als ich Zeit meines Lebens geweſen bin. Ich bin aus gemeinem Stande, und von ſchlechter Aufführung, die reichen Kleider, die ich an mir habe, hat mein Liebhaber für mich geſtohlen, und ich bin ſo an eine niedrige Lebensart gewöhnt, daß ich euch bitte, mich zu laſſen, denn ich würde mich nicht ändern können.

Da der Herzog das Fräulein ſo reden

hörte, nahm er ſie bey der Hand und ſagte: Schöne, all euer Ausweichen hilft euch zu nichts, ich werde euch mit mir nehmen, es ſey nun gutwillig oder mit Gewalt. Alsbald ließ er ſie auf das Roß heben, und ritt mit ihr weiter. Die ſchöne Euryanthe betrubte ſich gar ſehr, daß ihr Freund Gerhart ſie ſo ohne Schutz gelaſſen; es war erbärmlich ſie zu ſehen. Gleichfalls waren viele der Ritter des Herzogs, die Mitleid mit ihr hatten, andre aber waren erzürnt, und warnten den Herzog, daß er ſie nicht zur Frau nehmen ſollte, da ſie, wie man wohl ſähe, eine Verlaſſene wäre, und da es der Schönen mehr im Lande gäbe. Herr, ſagten ſie, macht euch von dieſer Thörin los, und laſſt ſie gehen wohin ſie nur will. Da der Herzog die Reden ſeiner Ritter anhörte, verbot er ihnen ferner ſolche Worte zu ſagen, ſo daß ſie ſchweigen mußten. Er aber ſahe immer nur auf Euryanthe hin, die er ſchöner fand, je länger er ſie anſchaute. Doch wurde der ſchönen Euryanthe nicht heiß dabey, ſondern ſie weinte und klagte ohne Aufhören um ihren Freund. Der Herzog ſuchte ſie zu tröſten, aber ſie wollte all ſeinen Bitten kein Gehör geben. Sie ritten ſo eilig durch Städte und vor Kaſtellen vorbey, daß ſie innerhalb acht Tagen zu Metz ankamen, wo der Herzog von ſeiner Familie und den Vaſallen mit großer Freude empfangen wurde. Die ſchöne Euryanthe gab er in Obhut einer ſeiner Schweſtern, welche ſie liebgewann, ihrer Güte wegen. Oft ging der Herzog hin ſie zu beſuchen, und hoffte immer, daß er ihr ihren Kummer in Vergeſſenheit bringen würde, aber immer wich ihm die Schöne aus, die ich nun verlaſſen will um von Gerhart weiter zu erzählen.

Wie Gerhart die ſchöne Euryanthe im Walde ließ, und nach einem Dorf in ſeiner Grafſchaft ritt, wo er bey einem Sänger abſtieg.

So, wie ihr eben gehört habt, war Gerhart von Nevers weiter geritten, und hatte ſeine Freundin Euryanthe im Walde gelaſſen, worüber er mehr Betrübniß empfand, als über ſeine verlorne Grafſchaft. Oftmals brach er in Thränen aus, und betrauerte ſeine Geliebte, und ſprach: o edles Fräulein, wie bin ich jetzt ſo ſehr um euch betrübt, die ich geglaubt habe zum ehelichen Gemahl zu nehmen! Dennoch bin ich nicht der Einzige, der von einem Weibe verrathen worden. Dem Salomo, der ſo viel Weisheit beſaß, wurde vom Weibe viel Unheil zugefügt; Simſon, der ſeit der Sündfluth der ſtärkſte Mann auf Erden war, iſt gleichfalls durch ſeine Frau verrathen worden wie noch viel andre, die ich nicht nenne. Der iſt wohl ein Thor, und verdient ſo geheißen zu werden, der ſeiner Frauen Liebe gar zu gewiß iſt; niemand ſoll ſein Liebchen auf die Probe ſtellen, ſondern ſie in Frieden laſſen ohne ſie in Verſuchung zu führen. Solches ſag ich mir wohl, habe mich aber nimmer danach gerichtet. Nachdem er alſo geklagt, fing er an gar ſanft zu weinen, und bejammerte die zarte Schönheit und Demuth ſeiner Geliebten mit großem Herzeleide. So ritt er entlang durch Forſt und Felder, und mit einemmale kam ihm eine große Luſt an, nach der Grafſchaft Nevers zu gehen, und ſich danach umzuſehen, wie Lyſiardus die Grafſchaft verwaltete, die er ſo fälſchlich gewonnen hatte. Er ritt ſo eilig durch Thal und Feld, daß er in wenigen Tagen zu la Marche ankam, welches an der Loire liegt, und wo er ſonſt ein feſtes Kaſtell hatte, jetzt aber ſtieg er ab vor einem kleinen Häuschen, wo ein Sänger wohnte, dem er viel Gutes erzeigt hatte. Da dieſer und ſein Weib Gerhart erſahe, wurde er von ihnen mit groſſer Freude empfangen, und ſein Unſtern herzlich beklagt; ihr Freunde, ſagte Gerhart, ich bitte euch zu thun, als wär ich gar nicht angekommen; Herr Graf, antwortete darauf der Minneſinger, glaubt mir, von mir ſoll es niemand erfahren. Alsbald ſetzten ſie ſich zur Abendmahlzeit, und nachdem ſie ſelbige reichlich genoſſen, legten ſie ſich zur Ruhe. Am Morgen früh zog Gerhart ſich an, und da es Regen und ſtürmiſches Wetter war, bat er ſeinen Wirth um Hut und Kappe, die er anthat, ſodann nahm er die Leyer ſeines Wirthes, die er vortreflich ſpielen konnte, ſo wie viel andre Inſtrumente; dieſe hing er ſich um den Hals, ſo daß ihn ſeine Wirthsleute anſahen, und ſagten: Herr, ihr habt das Anſehen als wäret ihr immer der geweſen, den ihr jetzt vorſtellt.

Wie Gerhart zu Nevers ankam, wo er vor Lyſiardus ſang, mit der Leyer um den Hals.

Nachdem nun Gerhart von ſeinen Wirthsleuten Abſchied genommen, ging er nach Nevers zu Fuß, über Flachen und Gebirge, welches ihn ſehr ermüdete, da er es nicht gewohnt war. Da er nun in der Stadt war, hörte er die Bürger, welche ſich untereinander ſagten: der Sänger gibt ſich wohl viel unnöthige Mühe, niemand wird auf ihn hören, ſo er auch den ganzen Tag mit ſeiner Leyer und Geſang umher gehen würde. Denn ſeit dem großen Verluſt, den wir an Gerhart und ſeiner Helden, der ſchönen Euryanthe, erlitten, mögen wir alle nichts mehr von Luſt und Freuden wiſſen, und es wird hier weder Tanz ſeyn noch andre Luſtbarkeit, ſo lange Lyſiardus der Verräther am Leben iſt, und das Land in Händen hat. Gerhart, der ſie ſehr wohl hörte, ging weiter durch die Stadt, und kam mit der Leyer um den Hals zur Kirche Sanct Eyr, wo er ein frommes Gebet herſagte, damit Gott ſeine Freundin Euryanthe ſtärken und tröſten möchte. Sodann ſetzte er ſich an das Thor des Kaſtells, gewärtig daß ihn einer rufen möchte. Und es begab ſich, daß ein Ritter kam und ihm ſagte: Sänger, auf und kommt in das Schloß, damit ihr vor unſerm Herrn ſpielen mögt, während der Tiſchzeit. Gerhart, da er im Saal war, ſagte: Herr, ich möchte wohl mich am Feuer wärmen, da ich vom Fußwallen laß und gar ermattet bin. Und Lyſiardus, da er hörte daß Gerhart ſich über die Kälte beſchwerte, ſagte laut: Es hat keine Gefahr um euch, den der Teufel hierherführet, gehangen ſollt ihr werden, ſo ihr euch länger bitten laßt. Da kam Gerhart, der ganz unkenntlich war durch einen Kräuterſaft, mit dem er ſich das Geſicht gewaſchen, hervor, und ſtimmte ſeine Leyer, und er ſagte zu ſich ſelber: wie hat ein Sänger doch ein ſchlechtes Gewerbe, daß er zum Singen am heftigſten genöthigt wird, wenn er friert, und wenn er ſonſt Betrübniß hat. Ich habe nun nicht die Gabe dazu, da ich es aber unternommen, muß ich es wohl ausführen, obſchon ich nicht gelernt habe miteinander zu ſingen und zu leyern. Sodann ſing er gar ſänftlich an zu ſingen und dabey zu ſpielen, und mit klarem und ſüßem Klange ſang er das Lied des Wilhelm von Oranien mit der kurzen Naſe, ſo wie es folgt:

Lied.

Groß war die Luſt der hohen Gäſt im Saal,
Da waren Fiſch, Geflügel, Wild in Zahl,
Und alle aßen Fleiſch und Hecht und Aal,
Doch ſolches rühret nicht Wilhelm an vom Mahl,
Aß Tort und tranke Waſſer wie Kriſtall.
Da nun gegeſſen Prinzen und Vaſall,
Da hob der Schenk vom vollen Tiſch das Mahl
Gleich einem Bettler Wilhelm um ſich ſtahl,
Zum König ſpricht, du Sohn von Karlots Wahl:
Hilf mir von Mahoms Leuten mir zur Qual,
Laß mir ein Heer von deiner Krieger Zahl.
Da ſagt der König kalt und feſt wie Stahl

Wir wolln im Rath bedenken es zumahl.
Und Wilhelm, dem das Herze glühend ſchwall,
Herr König! ſagt, wie klagen wir denn all,
Dies iſt vom Leun und Hammel in der Fall.
Dann bückt er ſich, und nimmt ein'n groſen Pfahl,
Dem König ſagt er: hier dein Lohn zumahl,
Nicht einen Sporn zum Danke mir bezahl,
Ich bin dir nicht befreundet noch Vaſall,
Wirſt müſſen kommen wie ich dir befahl.

So wie ihr hört, ſang Gerhart lange Zeit von Wilhelm von Oranien, dennoch ließ ihm der Lyſiardus weder Trank noch Speiſe reichen.

Wie Gerhart ſich hinter dem Schirme zu wärmen ging, und wie er die Alte ſprechen hört von ihrem Verrathe an ſeine Freundin.

Da nun Gerhart ſeinen Geſang beſchloſſen ging er zum Feuer, das hell und groß flammte, um ſich wohl zu thun. So kam er hinter den Lyſiardus und die böſe Alte, die ihm zur Seite ſaß. Da Gerhart um ſich herſchaute, ſah er genugſam, wie alles in Verwirrung und ohne alle Ordnung umher lag. Und die alte Gundrieth fing an zu dem Grafen mit großem Stolz zu ſprechen, und ihm vorzuwerfen, daß er nur durch ſie und durch ihre Bemühung Graf von Nevers geworden ſey, und daß ſie mit Unrecht und wider alle Billigkeit ſeinetwegen ihre gute Herrin verrathen, die ihr kein Leid angethan, und Gerharten ſein Land genommen, wodurch ſie nun beide in die Verbannung gerathen wären; und daß Lyſiard nun, da er über alles das hinaus wäre, an ſonſt nichts dächte, als ſich recht wohl ſeyn zu laſſen. Lyſiardus, der wohl wußte, wie ſie ihm die Wahrheit ſagte, erwiderte ihr mit großer Höflichkeit, und ſchwur ihr bey ſeiner Treue, daß er ſie zur Herrin alles ſeines Landes machen wollte, da er ſich deſſen wohl erinnerte, daß er ihr alles ſchuldig ſey, und ohne ſie ſeine eigene Habe verloren hätte, da er nimmer die ſchöne Euryanthe zu ſeinem Willen bringen können, welches ihm viel Kummer machte, da es aber ſo wäre, und nicht anders ſeyn könnte, ſo müßte es ihm genug ſeyn. Gerhart aber beym Feuer hörte dieß alles an, und es gab niemand auf ihn Acht, da weder Lyſiardus noch die Alte wußten, wie dieſe Worte, die ſie ſo zu einander ſagten, ihnen theuer würden zu ſtehen kommen. Da nun Gerhart gehört hatte, wie ſeine Freundin und er verrathen worden, eilte er ſo bald er konnte, ohne Abſchied weg vom Hof, und kam zur Stadt, wo er ſich nirgends aufhielt bis er an das Thor kam; er ſprang heraus und kam auf das Feld, ſeine Leyer um den Hals, ſo froh und luſtig über das, was er gehört, daß er nicht mude wurde zu laufen und zu ſpringen, bis er zu La Marche ankam, wo der Sanger und ſeine Frau ihn mit großer Freude empfingen, und ihn fragten, wie es komme, daß er ſo bald wiedergekommen ſey? Freund, ſagte Gerhart, ich habe Hoffnung, daß ihr es bald wiſſen ſollt, doch nicht gar ſo bald als ich es möchte. Nun ſetzte ſich Gerhart zum Eſſen nieder mit ſeinen Wirthsleuten, wo ſie was Gott ihnen beſcheert hatte, mit großer Luſt verzehrten.

Sodann gingen ſie zu Bette, aber Gerhart konnte nicht vor ſeinen Gedanken ſchlafen. Da nun der Morgen kam, zog der Sänger das Pferd des Grafen aus dem Stall, und machte es bereit, und Gerhart nach vielen und höflichen Dankſagungen an ſeine Wirthsleute, machte ſich auf den Weg, in ſich ſelbſt gar unentſchloſſen über die Straße, die er zu nehmen hatte, um die Spuren von ſeiner Geliebten aufzufinden. Da er nun nicht wußte, wo er ſie ſuchen ſollte, zitterte er vor Zorn und Kummer, und ſtieß viele und heftige Drohungen gegen Lyſiardus aus, indem er ſeinen Muth damit ſtählte, daß er verſprach, wenn er ſeine Geliebte wieder fände, dem Lyſiard Leib gegen Leib zu beweiſen, daß ſeine Werke die eines ſchändlichen Verräthers ſeyen.

Wie Gerhart von Nevers ankam in ein Kaſtell im Ardennerland.

So wie ihr vernommen, ritt nun der Gerhart gedankenvoll und traurig durch vielerley Landſtriche, bis nach Burgund, wo er glaubte Nachricht von ſeiner Geliebten zu hören. Da er daſelbſt keine vernahm, kam er nach Paris, von da durch Frankreich und die Pikardie, und von da nach dem Ardennerlande, immer nach der fragend, die er ſuchte. So begab es ſich eines Tages, daß er zur Veſperzeit ankam vor einem Kaſtell, das ſehr befeſtigt war, und gut auf Vertheidigung eingerichtet zu ſeyn ſchien, und an einem Strome lag. Es ſchien ſo wie das Land umher jetzt in Krieg zu ſeyn, denn wo man auch hinſah zwey Meilen in die Runde, gab es keine bebaute Aecker, ſondern lauter Häuſer, die brannten und in Schutt lagen. Sodann ſahe er zwey Männer, die gewaffnet waren, und jeder auf einer

Stute ſaßen, das Schwerd in der Hand und den Schild am Arm, wie wenn ſie mit einander fechten ſollten, ſelbige waren auf der Brükke, und bald nach ihnen ſahe er vier andre kommen, die zu Fuß waren, und gleichfalls ſtark gewaffnet. Gerhart ging zu ihnen heran, und grüßte ſie gar höflich, bat ſie auch, ihm auf dieſe Nacht Herberge zu geben; die Männer antworteten ihm, daß ſie ſolches ihrerſeits ſehr gern thun würden, nur könnte dieß nicht auf lange ſeyn, da ſie ſo unglücklich lebten, daß es nicht anginge jemand lange zu beherbergen, oder es würde ihnen allen das Haupt abgeſchlagen. Denn, ſagten ſie, wir ſind drey Jahr lang von unſern Feinden ſo ſehr unterdrücket worden, daß uns nicht möglich geweſen iſt, auch nur einen Scheffel Korn zu ſäen und zu ernten, und es iſt uns ſchwer euch zu beherbergen, obſchon ihr ein Herr von hohem Stande zu ſeyn das Anſehn habt. Gerhart ſagte, er ſey ihnen ſchon ſehr vielen Dank ſchuldig, daß ſie ihm nur ein Nachtlager geben wollten, und ſo ging er in das Kaſtell, über die Zugbrücke weg, die vier Herren nach ihm aufzogen. Sein Pferd wurde in den Stall geführt, wo es weder Hafer noch Gerſte, ſondern nur etwas Heu fand. Da er herauf kam, wunderte er ſich gar ſehr, ein ſo ärmliches Schloß zu ſehen, und ſetzte ſich auf einen Koffer, und betrachtete die Ritter, wie ſie die alten Waffen abzogen, und ſich mit zerriſſenen Röcken bekleideten. Nach dieſem traten zwey andre Haufen von Rittern herein, blaß und mager, und arm gekleidet, die mit ſich ein Fräulein führten, welche ſehr ſchön war und voller Anmuth, aber ſo arm und mager von Faſten, daß man an ihr die Knochen ſahe; ſie war gar arm gekleidet, der Gürtel, den ſie trug, war von Wolle gewebt, auch war ſie ganz bleich und entſtellt von Hunger. Da Gerhart ſie erblickte, ging er ihr entgegen und grüßte ſie mit großer Beſcheidenheit. Das artige und verſtändige Fräulein ſagte zu ihm: Herr Ritter, der Himmel ſchenke euch vielerley Ehre und Gut, das ihr hier nicht finden könnet, worüber ich ſehr bekümmert bin, weil ich ſie euch nicht erzeigen kann, ſo wenig wie die andern tapfern Rittern, die hier durch kommen, und wo ich im Herzen großen Schmerz empfinde, daß ich ſie nicht ſo empfangen kann, wie ich wohl möchte. Dennoch ſind es noch nicht acht Tage, daß wir hier Verrath hatten von ſechs Brodten, zwey Kuchen, zwey Repphünern, vier Schnepfen und ein Faß Weins; jetzt aber haben wir gar keine Lebensmittel mehr. Wir mögen uns nicht länger halten, auf Morgen machen wir uns gefaßt, daß wir Sturm gelaufen werden von den häßlichſten, ſcheußlichſten und ſchlechteſten Leuten, die jemals geſehen werden. Gerhart fragte hierauf, wo dieſer Krieg denn herrühre, und das Mägdlein antwortete ihm: Herr, die Wahrheit iſt, daß der Herr dieſer Leute mich zur Ehefrau haben will, eh ich aber darin willigte mögt ich lieber auf einem Feuer von Dornen verbrannt werden, denn er iſt ſo häßlich und abſcheulich anzuſehen, daß ich Furcht und Abſcheu empfinde, ſo oft ich an ihn denke. Dennoch iſt er ein tapfrer Ritter. Durch einen ſeiner Boten hat er mir melden laſſen, daß er morgen das Kaſtell belagern würde; ſchon iſt mein ganzes Land verwüſtet und verdorben, und mein Vater todt ſammt meinen zwey Brüdern, worüber ich voller Schmerz und Zorn bin, und nicht ohne Urſach. Man muß ſich ſchon nicht wundern, daß ich nicht einwilligen will, ihn zum Manne zu nehmen! Nunmehr fing das Fräulein an zu weinen, und ſich ganz jämmerlich zu beklagen, indem ſie ſagte: o Gott, wie bin ich ganz zum Unglück geboren, da ich keinen Ritter finden kann, der für mich kämpfen will, ich habe weder Vetter noch Freund, der ſich gegen dieſen argen Feind wagen möchte, von dem ich wohl wünſchte, daß ſein Hochmuth ſich beugen müßte! O Herr Ritter, ſo bitt ich euch, es mir nicht zuzurechnen, wenn ich euch nicht würdig empfange, und euch nicht ſuche zu erfreun, weil ihr hier ſeyd, ſondern einzig meiner Lage, welche wohl die unglücklichſte iſt, in der ſich jemals ein Fräulein befunden!

Fräulein, ſagte Gerhart, habt Dank für

das, was ihr mir geſagt habt, und ich bitte den Herrn euch zu ſtärken, ich bitte euch aber, ihr wollet mir ſagen, wer der Feind iſt, der euch ein ſolches Herzeleid anthut, und wider den ich ſtreiten möchte, um euch und euer Recht zu vertheidigen, denn wiſſet, daß ich euch zu Liebe meinen Leib und mein Leben ausſetzen möchte, damit euer Feind, wenn er mich bezwingen kann, oder tödtet, euch und euer ganzes Land in Beſitz nehmen ſoll, dahingegen, wenn ich ihn überwältige, euch allen Schaden erſtatten, den ihr durch ihn erlitten habt, und alle Leute, die er euch genommen, die ausgenommen, die todt ſind, und die nimmer wiederkehren. Hierüber empfand das Fräulein große Freude, und ſagte dem Gerhart, daß ſie nur fürchtete, daß ihr ſtarker und ſehr grauſamer Feind ihn überwältigen und ihm großes Leid zufügen möchte. Doch es war drinnen ein alter und ſehr vernünftiger Ritter, der Gerharts Reden angehört hatte, und dem Fräulein ſagte: O Jungfrau, lobet Gott für den Beyſtand, den er euch geſandt, und dankt dem jungen Ritter, dem ihr alles gewähren mögt, was er nur verlangt, denn ich ſage euch, daß er euch und uns alle von dieſer großen Gefahr, in der wir uns befinden, befreyen wird. Da das Fräulein den alten Ritter ſo reden hörte, zog ſie ihren linken Handſchuh ab, den Gerhart gern annahm, und ſagte ihm: Herr, Leib, Leben, Ehre und Gut leg' ich in Gottes Obhut und in eure Hand, und bitte den Himmel euch Gnade zu geben und beyzuſtehn.

Wie Gerhart dem Fräulein verſprach, daß er ihr beyſtehen und ſie von ihrem Feinde befreyen würde.

Darauf nahm Gerhart ſehr fröhlich den Handſchuh von der Hand der Jungfrau, und ſuchte ſie mit muthigen Worten zu tröſten und zu erfreuen. Sodann wurde das Abendeſſen bereitet, ſo gut es angehen wollte, und von allem Vorrath, der noch vorhanden war. Sie ſetzten ſich an die Tafel und aßen alle mit einander, Gerhart und das Fräulein mit den übrigen Rittern. Nach dem Eſſen ging ein jeder an den Ort, wo er die Wacht hatte. Gerhart aber ging ſchlafen, bis am Morgen. Die Jungfrau bekleidete ſich ſo gut ſie nur konnte, ſie hatte dieſe Nacht nicht geſchlafen, wegen der groſſen Furcht, die ſie empfand, und alle andere vom Schloſſe desgleichen fürchteten ſich ſehr vor ihrem ſtarken Feind. Da Gerhart die Jungfrau weinen ſah, die auf ihn zu kam, wollte er gar eilig vom Bette aufſtehn, ſie aber litt es nicht, ſondern ſetzte ſich ihm zu Häupten, und ſagte ihm, daß ſie wünſchte, Gott möge ihm einen guten Morgen ſchenken. Gerhart aber ſtand eilig auf und ſagte: Schöne, möchtet ihr zur guten Stunde gekommen ſeyn. Sodann zog er ſich an und waffnete ſich, und beyde gingen in die Kapelle, wo ſie mit großer Andacht dem Gottesdienſt beywohnten. Sodann ſtiegen ſie auf die Mauern und Thürme des Kaſtells. Kaum waren ſie daſelbſt, als ſie die ganze Ebene voller Menſchen erblickten. Ein Herold vom Feinde rief denen vom Kaſtell zu, ſie möchten ihr Fräulein hergeben, ſonſt würde ſein Herr das Kaſtell in Grund reißen laſſen, und das Fräulein zu Aſche brennen. Die drinnen, da ſie die Rede des Feindes vernahmen, wurden alle ergriffen von großer Furcht, Gerhart aber, da er ſie ſahe, wie ſie ſich fürchteten, ſagte zu ihnen: Ihr Herren, denket daran, wie ihr euch ermuntern und euer gutes Fräulein tröſten mögt, im übrigen aber laßt mich gewähren, und ihr werdet ſehen, wie es dem Herrn gefallen wird, daß derjenige, durch den ihr ſolchen Schaden, Furcht und Unheil erduldet, noch heut Abend das große Uebel bereuen wird, das er euch zugefüget, darum thut ab von euch eure Trauer und Furcht, und ſeyd darauf bedacht, mir ſtarke und gute Waffen und Rüſtung zu bringen, von der es mir gleich iſt, ob ſie alt iſt oder neu. Darauf brachten die Leute ihm ſolche Waffen, wie man ſie nur verlangen kann, und waffneten ihn ſo gut, daß er zufrieden war. Sodann thaten ſie ihm die Sporen an, und hingen ihm den Schild um, dann ſchloſſen ſie ſeinen Helm zu. Das Schwerd, das ſie ihm gaben, war das ſchönſte und beſte, das man hatte finden können, und ſein Pferd wurde ganz bedeckt mit einer purpurnen Schäbracke. Gerhart legte die Hand an den Sattel und ſchwang ſich hinauf ohne alles Zögern, worüber ſich alle verwunderten. Sodann machte er das Zeichen des Kreuzes und befahl ſich unſerm Herrn. Sodann ließ er die Thore weit aufſperren, nahm Abſchied von der Jungfrau und ritt aus dem Schloſſe mit aufgehobner Lanze. Da Galeram, der Herr der Belagerer, den Gerhart ſahe, der ſo wacker daher kam, ſagte er ihm: Vaſall, ich bitte dich, mir zu ſagen, wie du heißeſt, denn ich halte dich für gar keck und übermüthig, wenn du gekommen biſt mit mir zu kämpfen, ſo du mir nicht das Kaſtell und das Fräulein übergeben willſt, haſt du ein gar thörichtes Wagſtück begonnen. Vaſall, ſagte Gerhart, Ihr werdet mich ſehen gegen euch das Kaſtell und das Fräulein vertheidigen, denn ſie iſt es, die mich hieher geſandt hat. Der Ritter antwortete ihm und ſprach: Vaſall, ich glaube, du mußt ſehr von ihren Freunden ſeyn und ſie gar werth halten, daß du ſo ihr zu Liebe ſterben willſt, denn niemand außer Gott kann dich beſchützen, ſo du wider mich fechten willſt. Vaſall, ſagte Gerhart, wenn du ſelbſt ſo keck biſt wider mich zu ſtreiten, ſo will ich mit dir eine Abrede treffen, daß du das Schloß und das Fräulein zu eigen bekommſt, im Fall du mich überwindeſt oder umbringſt, dahingegen ſollſt du mir verſprechen, daß du, wenn ich dich überwinde oder tödte, dem Fräulein und ihren Leuten allen Schaden erſetzen ſollſt, den du ihnen angethan, bis auf den letzten Heller, und alle Geißeln, die du von ihr haſt, zurückgeben.

Wie Gerhart den Ritter Galeram überwältigte.

Da Galeram den Gerhart anhörte, verſprach er ihm, daß es alſo ſeyn ſollte, wie er geſagt, rief auch alle ſeine Leute zu Zeugen, legte einen Eyd ab und ließ ſie gleichfalls ſchwören, ſchickte auch vier auserwählte Geißeln in das Kaſtell, wogegen ihm vier andere geſandt wurden, und die Leute des Fräuleins ſammt Gerhart ſich mit gleichen Eydſchwüren verbanden, die Abrede zu halten. Sodann ſtieg das Fräulein ſammt ihren Vaſallen auf die Thürme und Mauern um dem Gefechte zuzuſehen. Da alles in Ordnung war, entfernten ſich Gerhart und der Ritter von einander, um ihren Anlauf zu nehmen, und dann wandten ſie ſich mit geſenkter Lanze und Viſiere, den Schild vorwärts, und ſchlugen die Hengſte mit den Sporen ſo, daß ſie wie ein Donnerſchlag auf einander zufuhren und gegen einander ſtießen mit ſolcher Kraft, daß ihre Lanzen in Stücken ſprangen, und ihre Gäule dahin fielen dergeſtalt, daß ſie lange betäubt auf der Erde liegen blieben. Alle, die dieſem Kampfe zuſahen, geſtanden, daß ſie niemals ein Rennen geſehen hätten, das fürchterlicher geweſen wäre. Nachdem ſie lange ohnmächtig dagelegen, ſtanden ſie auf, das Schwerd in der Fauſt, und gingen zu Fuß an einander, wo ſie ſich ſo häufige und dichte Schläge gaben, daß die Funken aus ihren Helmen ſprangen, und wo ſie ſo lange fochten, daß keiner von ihnen war, der nicht mit Schweis und Blut ganz bedeckt geweſen wäre, die an ihnen herab auf den Boden trieften. Wenig fehlte daß ſie ganz betäubt und geblendet waren, ſie ſteckten ihre Schwerder wieder in die Scheide, und kämpften mit den Armen, wo ſie ſo hart mit einander rangen, daß beyde zur Erde fielen, wo ſie über eine Stunde liegen blieben, und mehr den Todten ähnlich ſahen als den Lebendigen. Die Umherſtehenden waren ſehr betrübt, da ſie beyde Ritter ſo für todt auf einander liegen ſahen, und jede Parthey glaubte, daß ſie ihren Ritter verloren habe. Da ſie wieder zu ſich kamen und Athem geſchöpft, um ſich zu erholen, ſtanden ſie ſchnell wieder auf und ſchlugen einander mit den Schwerdern ſo heftig, daß keiner von ihnen Helm noch Schild ganz behielt, und daß von ihnen das Blut in Strömen herunter floß. Weder Roland noch Ferragut waren jemals ſo wild im Gefechte. Das Blut bedeckte ihnen das ganze Antlitz, und ſie ſchlugen ſich mit den Knöpfen ihrer Schwerder auf die Helme dergeſtalt, daß ihre Augen Funken ſprühten, und Hören und Sehen ihnen verging. Endlich fielen ſie zum zweytenmale hin, Galeram aber bekam es ſo übel, daß er zu unterſt lag. Da Gerhart ſich nun über ſeinem Feind ſahe, gedachte er an ſeine Freundin Euryanthe, und hob ſein Schwerd auf, ſagte ſodann dem Ritter, er ſolle ihn um ſein Leben bitten, da es Schade darum wäre, daß ein ſo tapferer Ritter ſtürbe. Galeram aber war weit entfernt ſolches zu wollen, und ſagte voller Hochmuth und Uebermuth, daß ſeine Stunde noch nicht gekommen ſey, und daß er eben ſo gut wieder zu oben kommen könnte, wie er jetzt unterläge, worauf Gerhart ihm erwiederte: Vaſalle, es wäre ein groſſes Wunder, wenn ihr entweichen könntet. Sodann nahm er ſein Schwerd ganz gefärbt von purpurnem Blute, und hieb die Helmriemen ab, ſo daß des Ritters Geſicht blos war. Da Galeram ſich ſo ſahe, wie weder Kraft noch Tapferkeit ihm mehr helfen konnte, war er ganz unbeweglich und ſtarr. Da Gerhart ihn in ſolcher Gefahr ſahe, ſagte er ihm nochmals, er möchte ihn um Gnade bitten, und ſich als ſeinen Vaſallen bekennen. Hierauf ſagte Galeram: Gott wolle nicht, daß ein ſo ſchlechtes Wort aus meinem Mund gehe, ſo lange ich noch Leben in mir ſpüre. Stoß zu, wenn es dir gefällt, ich bin der, welcher den Tod wohl erwarten darf! Noch that Gerhart alles mögliche, damit ihn der Ritter um ſein Leben bitten möchte, da dieſer aber immer nicht wollte, ſchlug er ihm den Kopf ab. Da Galerams Leute ihren Herrn todt ſahen, brachen ſie in lautes Geſchrey und Wehklagen aus, da ſie aber ihren Eyd zu löſen hatten, kamen ſie zu Gerhart, und boten ihm Leib und Unterthänigkeit an, um ihm nach ſeinem Willen zu dienen.

Wie das Fräulein vom Schloſſe den Gerhart verwundet und ſchwach ſahe, und ihn pflegte, und wie ſodann Gerhart nach Chalons reiſte, wo er ſehr krank wurde.

Nunmehr fing das Fräulein und die Leute im Schloſſe an vor Freuden zu weinen, und es war noch nie ſolche Luſt geſehen worden, als die, da ſie das Kaſtell öffneten und die Brücken herunter ließen. Sie kamen zu Gerhart, den ſie auf dem todten Ritter ſitzend fanden, matt und erſchöpft, und ganz mit Blut bedeckt, ſo daß er ſie nicht einmal ſehen konnte. Hierüber war das Fräulein nun ſo betrübt, daß ſie ausrief: O heilige Jungfrau, wie iſt dieſer Ritter ſo ſchwer verwundet und ganz ermattet, wenn er ſterben ſollte, ſo würd

würd ich zeitlebens weder Troſt noch Freude haben! Sie nahte ſich ihm hierauf, er aber fiel ohnmächtig nieder; o Himmel, rief ſie aus, wie bin ich doch ſo unglücklich, daß meinetwegen ein ſo tapferer Ritter ſterben muß! Nun zerriß ſie ihren Hauptſchmuck, und raufte ihre ſchönen Haare aus und weinte ſo heftig, daß ſie gar nicht aufhören konnte. Gerhart kam zurück aus ſeiner Ohnmacht, und da er großen Schmerz empfand, ſtieß er zwey heftige Seufzer aus. Da ihn die Jungfrau erſahe, lief ſie ſogleich zu ihm, und trocknete ſein Geſicht ab. Da ihm die Augen berührt wurden, öffnete er ſie ein wenig, und ſagte mit ſchwacher Stimme, daß man ihm den Harniſch abnehmen und ſeine Wunden beſichtigen möchte.

Er wurde hierauf in das Schloß getragen, wo er von dem Fräulein und von allen andern, mit großer Treue und Sorgfalt gepflegt wurde. Sobald er ein wenig zu Kräften gekommen war, gedachte er an ſeine Freundin Euryanthe, und wollte weiter ziehen, worüber das Fräulein vom Schloſſe heftig betrübt wurde. Sie bot ihm alle ihre Güter und ihren Leib an, indem ſie ſeine Frau oder Freundin ſeyn wollte, und ſie bat ihn mit ſo rührenden Worten, ſie nicht zu verlaſſen, daß er wohl ſahe, daß ſie ihn liebte. Er aber nahm Abſchied von ihr, um ſeine Freundin Euryanthe aufzuſuchen, und ritt nach der Champagne zu.

Sechs Tage und ſechs Nächte eilte er in großer Betrübniß und Nachſinnen; er empfand im Herzen ſolche Bekümmerniß, daß er in Chalons bleiben mußte, wo er krank wurde. Er war im Hauſe eines Edelmannes eine große Zeitlang, wo er ganz vermagerte, und weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen konnte. Es mochte ihm nichts Linderung verſchaffen, und er vergaß alles, was ihm begegnet war, und wünſchte ſich nur den Tod. Er wurde ſo grün wie Epheu, und ſo hager, daß niemand ihn erkennen mochte.

Der Edelmann hatte eine Tochter, ein gar artiges und ſchönes Fräulein, die ſanft und höflich, und ſo lieblich und fein war, daß man gar kein anmuthigeres Mägdlein finden konnte.

Dieſe ſaß eines Tages und ſtickte ein Gewand mit Gold und Seiden gar reich, auf einem großen Tuche, und indem ſie ſo hundert Blümlein und Zweige formirte, ſang ſie mit ſüßer Stimme ein Lied, worin der Name Euryanthe genannt wurde. Gerhart, der in ſeinem Bette lag, hörte den Namen ſeiner Freundin, und richtete ſich auf, denn aufſtehen konnte er nicht; ſo blieb er eine Weile ganz nachdenklich. Ach! ſagte er ſodann, das Uebel, was ich erlitten, iſt mir zu großem Unheil gerathen, da ich hier ſo lange gelegen habe, und nimmer den Ort noch die Stätte finden werde, wo meine Freundin ſich befindet. Ich ſehe und bemerke, daß ich ihre gute Liebe vergeſſen hatte. Ich wundre mich nicht, daß ich ſo ſchwach bin, da ich die vergeſſen habe, die für mich tauſend Schmerzen erlitten, und ſo lange Zeit nicht ihrer gedacht habe. Doch will ich mich nun ſtärken, bis ich Kraft genug habe aufzuſtehn, und ſie zu ſuchen, da ich nicht von ihr laſſen will, bis daß ich ſie gefunden, und ſollte es auch mein Leben koſten. Um ſich zu ermuntern, fing Gerhart nunmehr einen Geſang an, mit lieblichen Tönen, ſo daß es die Jungfrau hörte, welche ſich daruber verwunderte, und ihm mit Luſt zuhörte. Sie glaubte faſt, daß der Ritter wahnwitzig wäre, ſtand aber auf, und ging zu Gerharts Bette, den ſie daſelbſt aufgerichtet fand. Als ein ſehr artiges Mägdlein, bat ſie ihn, er möchte ſich nicht ſtören laſſen von ihrer Ankunft. Schöne Jungfrau, ſagte Gerhart, eure Ankunft iſt mir ſehr erfreulich, aber ich wollte euch bitten, daß ihr mir etwas zu eſſen holen ließet. Die Jungfrau ließ ihm ſehr eilig einen Mandelkuchen bereiten, den er nahm und gänzlich verzehrte, woruber ſie ſehr froh war. Nachdem er gegeſſen hatte, fragte er die Jungfrau, ob ſie von einem Fräulein, Namens Euryanthe, keine Kunde niemals vernommen? Die Jungfrau ſagte: nein, aber es habe ſie ſehr gewundert, und beſtürzt gemacht, da ſie ihn ſo hatte ſingen hören. Fräulein, ſagte Gerhart, das war um mich zu ermuntern; zu dieſer Stunde erſt habe ich mich deren erinnert, um derentwillen ich viel Unglück erlitten, denn ich hörte ſie euch nennen, da ihr ſangt. Herr Ritter, ſagte die Jungfrau, ſo viel ich verſtehe, rührt das Uebel, das ihr ſo lange traget, von der Liebe her. Nunmehr erzählte Gerhart der Jungfrau alles, was ihm begegnet war, und wie er ſeine Freundin Euryanthe verloren. Herr Ritter, ſagte das Fräulein, weder euch, noch einem andern, geſchehe es jemals mehr, daß er ſeine Freundin erproben wolle. Ich zweifle nicht, und es iſt wohl meine Meinung, daß ein junger und ſtattlicher Ritter gar leicht eine Freundin haben kann; der Fang iſt leicht, aber die Klugheit iſt das Feſthalten; derjenige, der ein Liebchen hat, ſoll ſie nimmer auf die Probe ſtellen. Gerhart antwortete ihr, daß ſie wohl Recht hätte, die Jungfrau aber bat ihn, ſich wieder hinzulegen, welches er auch that. Sie kam nun öfters ihn zu beſuchen, und wußte ihn ſo zu pflegen, und mit feinen Worten ihm zuzureden, daß er gar bald wieder geſund wurde.

Wie Gerhart geſund wurde, und von der Jungfrau Abſchied nahm.

Da er nun völlig wieder hergeſtellt war, nahm er Abſchied von der Tochter ſeines Wirthes, und bat ſie, ihm zu ſagen, was ſie wohl ſeinetwegen für Ausgaben gemacht habe. Herr Ritter, ſagte die Jungfrau, ich denke, daß ihr wohl wenig Geld mit euch führen möget, und es ſey fern von mir, euch deſſen zu berauben, indem ich dafür halte, daß ihr es mir erſtatten werdet, ſo bald ihr wieder zu eurer Habe gekommen ſeyd. Doch hab ich eine Bitte an euch, und würde mich euch ſehr verpflichtet fühlen, wenn ihr zu eurer Erluſtigung und Zerſtreuung meinen Sperber mitnehmen wolltet, bey dem ihr euch eures Wirthes, und ſeiner Tochter, erinnern möget, und von dem ich euch wohl ſagen kann, daß er der feinſte, und ſtattlichſte Vogel iſt, den man nur ſehen kann. Als die Jungfrau dies geſagt, ging ſie, und kam zurück mit dem Sperber, deſſen Ring und Schnüre ſehr reich verzieret, und die Handhabe von echtem Golde war, mit einem großen Rubin daran. Das Mägdlein übergab dem Gerhart den Vogel, mit ſanften und rührenden Abſchiedsworten, die er gar ritterlich und fein erwiederte. Sodann ließ ſie ihm neue und weiße Wäſche, und Kleidung reichen, da ſie wohl wußte, daß die ſeinigen abgenutzt waren. Gerhart aber, nach vielen Dankſagungen, gürtete ſich mit dem Schwerd, und beſtieg ſein Thier, worauf er Chalons verließ, wo er ſo lange krank geweſen. Er kam nach Lothringen, wo er ſeine Freundin ſuchte, fand aber niemand, der ihm davon Kunde gegeben hätte, noch ihren Namen gewußt. So wie ihr vernommen, ritt er über viele Hügel und Thäler, bis daß er zu Kölln ankam.

Wie Gerhart nach Kölln kam, und von den großen und wunderbaren Kämpfen, die er mit den Heiden hatte.

So wie er ankam nach Kölln, ſtieg er im Hauſe eines reichen Bürgers ab, der gar ſanftmüthig und menſchenfreundlich war, und mit Namen Adam Gregorius hieß. Da derſelbe den Gerhart abſteigen ſahe, ließ er vom Knechte ſein Pferd nehmen, und nach dem Stall führen, und ging zu ihm heran, und hieß ihn willkommen. Sodann nahm ſeine Frau und er ihn bey den Händen, führten ihn in das Zimmer, und ließen das Mittagsmahl anrichten, wozu ſie alle drey ſich hinſetzten. Da ſie nun ſo in aller Luſt die Mahlzeit verzehrten, kam einer der Knechte mit Beſtürzung herein, und ſagte, daß die Heiden kämen, um die Stadt zu belagern, das Feuer ſey ſchon in den Vorſtädten angezündet.

die Weinberge verheert, und die Feinde ſeyen ſchon vor den Pforten der Stadt. Er erzählte ihnen ſodann, daß ihre Schiffe über den Rheinſtrom ankämen, voller Lebensmittel und Geſchütz, und ſich alle zwiſchen dem Strome und dem Thor der heil. drey Könige hinbegeben hätten, mit vieler und reich bewaffneter Mannſchaft, die ſehr kühn ſey, und ſich eine Menge Kaſtelle und Städte zugeeignet und unterthänig gemacht habe. Zu derſelben Stunde, da der Knecht des Gregorius ſolches erzählte, kam ein Bote zum Herzog Wilhelm, der damals Herr der Stadt Kölln war, und ſagte ihm ebendaſſelbe. Da der Herzog ſolches hörte, empfand er große Bangigkeit und Furcht, weil er ſo überfallen werden, denn er hatte dazumal wenig Volk und gewaffnete Mannſchaft. Als ein weiſer und tapferer Herr ließ er ſogleich den Trompeter blaſen, und der Stadt anſagen, daß Jung und Alt ſich aufmachen ſollte, zur Vertheidigung gegen die Feinde. Sie liefen alſo alle eilig zuſammen, und bewaffneten ſich, ſo gut es nur angehen wollte; ſtiegen ſodann auf die Mauern und Thürme. Da Gerhart den groſen Lermen in der Stadt hörte, ſtand er ſchleunig von Tiſch auf, voller Furcht, daß man das Gefecht beginnen und endigen möchte, ehe er noch dabey ſeyn könnte. Er rief ſeinem Wirthe zu, und bat ihn, daß er ihm gute Waffen geben möchte. Da der Herr Gregorius den guten Willen ſeines Gaſtes ſah, ging er alsbald in ſein Zimmer, und wählte einen eiſernen Harniſch und Helm, den er zu tragen pflegte, womit Gerhart ſich waffnete: ſodann brachte er ihm einen vergoldeten Schild. Da Gerhart nun alſo gewaffnet zu Pferde ſaß, ritt er, die Lanze in Händen und mit fliegender Fahne, eine Heerſtraße entlang, wo er zehn Ritter ſah, die von den Feinden waren. Auf dieſe ging Gerhart los, und ſchlug den einen mit der Lanze dergeſtalt, daß er mit aufgehobenen Beinen zu Boden fiel, ſo daß er ſeitdem weder Arm noch Bein mehr rührte. Er zog ſodann ſeine Lanze aus dem Leibe des todten Ritters und ging auf die andern los, auf die er ſo einhieb, daß noch ehe ſeine Lanze zerbrochen war, viere derſelben zu Boden fielen. Nachdem, als ihm der Stumpf in der Hand blieb, ſchlug er damit einen andern nieder, ſodann zog er ſein Schwerd und ſchlug damit in ſolcher Eil um ſich herum, daß er den andern keine Zeit ließ ſich zu vertheidigen, und ſie alle überwältigte. Zu derſelben Zeit, da Gerhart ſo im Schlagen begriffen war, kam der Herzog Wilhelm an, und ſahe den Ritter, wie er ſo tapfer gegen ſo viele kämpfte. Er rief ſchleunig ſeinen Leuten zu, ihm Beyſtand zu leiſten, weil es Schade ſeyn würde, daß ein ſo tapfrer Ritter in Gefahr käme. Da dieſe aber hinzu kamen, waren die zehn Feinde ſchon von Gerhart überwunden. Es war indeß dennoch Zeit, daß die Leute des Herzogs kamen, denn Gerhart hatte weder von Helm noch ſonſt von ſeiner Rüſtung ein ganzes Stück mehr, und zwanzig Reiter, welche den zehnen nachfolgten, waren eben nahe gekommen, die ihn dergeſtalt würden umzingelt haben, daß er ſich ihrer nicht hätte erwehren können. Da die zwanzig Helden nun nahe waren, erſtaunten ſie ſehr über die Niederlage der zehn durch einen einzigen Mann, und wußten nicht, ob ſie fliehen oder bleiben ſollten. Der Herzog aber und ſeine Leute drangen auf ſie ein, und der Herzog ſchlug den einen ſo mit der Lanze, daß er todt liegen blieb. Sodann wurde das Gefecht allgemein und die meiſten von den Heiden entflohen nach ihren Zelten, und wurden daſelbſt von Gerhart verfolgt. Nun aber kamen ſie alle gewaffnet hervor, wohl hunderttauſend Mann. Da der Herzog das ſahe, ließ er zum Rückzuge blaſen, und ging mit ſeinem Heer, mit kleinen Schritten und ohne Schrecken nach der Stadt wieder zurück. Als er daſelbſt ankam, ließ er die Bürger einladen, alle ihm zu Hülfe zu kommen. Dieſe waren ſchon bereit und vollſtändig gewaffnet, als die Botſchaft zu ihnen gelangte. Es gingen alſo aus der Stadt fünfzehn tauſend wohlbewaffnete Leute, die allſammt Willens waren, ihrem Herrn Beyſtand zu leiſten. Die Frauen der Bürger, die Damen und Jungfrauen ſtiegen auf die Thürme und Zinnen um der Schlacht zuzuſchauen. Keine war, die nicht zu unſerm Herrn Chriſtus gebetet, weil ihr Mann oder Verwandter mit in dem Schlachtgewühl ſich befand, andre beteten für ihre Liebſten und Freunde. Die ſchöne Eglantine, Tochter des Herzogs, nebſt einer ihrer Fräulein, ſtanden gleichfalls auf den Zinnen ihres Schloſſes, von wo aus ſie der Schlacht zuſahen, in welcher Gerhart mit ſolcher Kühnheit und Beharrlichkeit focht, und ſich dermaßen hervorthat, daß er Wunder verrichtete und am Siege den größten Antheil hatte. Die Damen auf den Thürmen bemerkten ihn alle und prieſen ihn ſehr, beſonders aber Eglantine, die Tochter des Herzogs, welche ſich mit ihrem Fräulein über die Tapferkeit des Grafen Gerhart beſprach. Da nun der Ausgang der Schlacht völlig entſchieden, und der Sieg auf der Seite der Kölner war, kam der Herzog zum Gerhart, und ſagte ihm: Vaſall, nunmehr iſt es wohl Zeit zu ruhen, da die Feinde in die Flucht geſchlagen, und alle ihre Habe unſer iſt. Auch ſehe ich von eurem Leibe das Blut herunterrinnen und eure Wunden wollen mich gefährlich bedünken. Herr Herzog, ſagte Gerhart, nichts von dem allen kann mich betrübt machen, da der Sieg unſer iſt. Der Herzog ließ den Gerhart hierauf auf die Sänfte legen, und da er ſeinen Helm vom Geſichte nahm, wurden ſie alle erſtaunt über ſeine Jugend, und verwunderten ſich über die ſeltne und große Schönheit und Tapferkeit, die an ihm ſichtbar waren. Da der Herr Gregorius hörte, wie Gerhart vom Gefechte ohnmächtig und ganz verwundet und blutig zurückgetragen wurde, war er ſehr betrübt. Der Herzog aber befahl, daß man Gerhart Ehre erweiſen möchte, ſo wie man ſie ſeiner eignen Perſon erwieſe. Deshalb kamen auch bey ſeinem Einzug in Köln die Frauen und Jungfrauen herbey, und warfen von den Altanen und Fenſtern Roſen und Violen und tauſend andre wohlriechende Blumen in Fülle auf ihn herab, worüber Gerharts Wirth Gregorius eine ſolche Freude empfand, daß er die Stunde ſegnete, wo der Graf in ſein Haus gekommen. Trompeten, Pauken und Klarinetten, und Sänger gingen mit anmuthigem Spiele vor Gerharts Sänfte her, und der Herzog und die Edlen aus dem Volke gaben dem Gerhart das Geleite. Auch ſchickte der Herzog dem Gerhart alle ſeine Aerzte und ging ſelbſt zu ihm alle Tage, bis daß ſeine Wunden heil waren. Da die Tochter des Herzogs die ſchöne Eulantine vernahm, daß Gerhart ſo krank danieder läge, brach ſie in heftige Klagen aus, daß der, den ſie im Herzen zu ihrem Freunde erwählt, ſo ſchleunig und ſchmerzlich hinſterben ſollte. Ihr Hoffräulein Florentine aber, die den Gerhart gleichfalls liebgewonnen, that desgleichen, und beyde Jungfrauen geriethen in Wortwechſel, und entzweyten ſich heftig wegen ihrer Liebe zum Gerhart.

Wie Gerhart am Hof empfangen wurde, und wie die ſchöne Eglantine und Florentine mit ihm ſprachen.

Da Gerhart nun völlig von ſeinen Wunden heil und vom Lager erſtanden war, ging er öfters mit dem Herzog auf die Jagd. Eines Tages bat ihn der Herzog ſo inſtändigſt, bey ihm zu Mittag zu eſſen, daß Gerhart es ihm nicht abſchlagen konnte, und mit ihm auf das Schloß ging, wo das Eſſen bereitet wurde. Da die Damen, und die Fräulein Eglantine und Florentine erfuhren, daß Gerhart kommen ſollte, ſchmückten ſie ſich ſo köſtlich und fein, als ſie nur konnten, und kamen in das Schloß, wo ſie Gerhart mit großer Luſt anblickten. Vor allen andern Frauen aber ſahe Eglantine immer nach ihm hin, ſie dachte, daß niemand Acht darauf gabe, aber wiſſet, daß keiner war, der es nicht bemerkt hatte. Da Gerhart wußte, daß ſie des Herzogs Tochter war, ging er mit

großer

großer Höflichkeit zu ihr heran, und grüßte ſie demüthig, die ihm ſehr artig den Gruß erwiederte. Gerhart ſah darauf zu ihr hin und dachte in ſich, daß ſie ſo ſchön und liebreizend wäre, daß er, wenn er nicht ſchon ſeine Liebe vergeben, ſie gar gern zur Freundin erwählen würde. Florentine aber kam heran zur Prinzeſſin, und ſagte ihr: Fräulein, ich weiß nicht, wo ihr den Seufzer her habt, den ihr eben ausſtießet, ob aus dem Brunnen oder aus der Quelle, denn ſehr tief aus dem Grunde iſt er gekommen. Die ſchöne Eglantine hätte, da ſie dieſe Worte hörte, gern ihren Zorn bezeigt, aber ſie mußte ſich zurückhalten. Bey Tiſch fiel dem Gerhart ſeine Euryanthe ein, und er gedachte ihrer unaufhörlich. Er berührte faſt nichts von den Speiſen, die aufgetragen wurden. Von den Gäſten war keiner, der nicht auf ihn Acht gegeben, und ihm viele Höflichkeit bezeigt hätte. Nach der Mahlzeit zerſtreuten ſich die Gäſte, welche gingen um Mittagsruh zu halten, andre ſtiegen herunter und luſtwandelten in den Gärten, andre ſetzten ſich an Tiſche und ſpielten

Schach, und wieder andre begannen mit einander ein Wettrennen und Ringen. Gerhart aber, der zu dem allen keine Luſt verſpürte, ſtellte ſich an ein Fenſter, das auf den Garten hinausging, und gedachte an ſeine geliebte Euryanthe. Eglantine aber ſandte zu ihm und ließ ihn bitten, daß er in ihr Zimmer kommen möchte. Gerhart begab ſich dorthin, wo er viel edle und ſchöne Damen verſammelt fand. Eglantine ging auf ihn zu, und bat ihn ſich ihr zur Seite zu ſetzen, welches er that. Da Florentine den Gerhart neben der Prinzeſſin ſitzen ſahe, welche ihm mit vielen und freundlichen Worten zuzureden ſchien, fehlte wenig, daß ſie nicht ganz wüthend wurde, und ſie gedachte in ſich: O wie fein und verſchlagen iſt nicht dieſe Prinzeſſin, die durch ihre ſchönen Worte den Ritter gänzlich an ſich ziehen wird, ſo es ihr gelingt! Gewiß iſt ſie gar verwegen, daß ſie ihn vor meinen Augen ſo lange an ſich hält im Geſpräche, da ſie wohl weiß, daß mir ihre geheimen Gedanken bekannt ſind! Wenn doch Gott zu dieſer Stunde wollte, daß ſie ſtumm würde, und ließe in Frieden den jungen Ritter dort, den gleichfalls ihr Geſchwätz zu langweilen ſcheint, auf das er wenig Acht gibt. So gedachte in ſich die ſchöne Florentine, die Prinzeſſin aber bat zu der Stunde den Gerhart, er möchte ihr zu Liebe ein Lied ſingen. Da ſtand der Graf auf und ſang:

Hier ſeh ich ſchöner Fräulein viel, wie gerne!
Es blinkt der ſüßen Aeuglein Spiel, wie Sterne.
Die Fürſtin muß vor allen Frauen,
Wie eine Sonnenblume ſchauen,
Sie leuchtet, wie der Mond zu Nacht, auf Quellen
Viel ſchöner als ihres Kleides Pracht. Es ſtellen
Sich Gold und Demant ihrem Leibe zur Seiten,
Doch mag dieß mit dem ſüßen Weibe nicht ſtreiten.

Was frommt mir ſolcher Augen Luſt und Wonne,
Verſiegt iſt wohl in meiner Bruſt der Bronne,
Mein ſüßes Liebchen iſt verloren
Mit mir zu Lieb und Treu verſchworen,
Drum zieht mich hier kein Aeuglein klar in Stricke,
Drum bin ich alles Troſtes baar und blicke,
Doch kann ich hier ſie nicht erſchauen die Eine,
Der Heil und Luſt ich mag vertrauen die Meine!

Wie Gerhart von der Fräulein Eglantine geliebt wurde, und von einer Alten ein Liebesgift bekam.

Als nun die ſchöne Eglantine dieſen Geſang vernommen, betrübte ſie ſich ſehr heftig darüber, und glaubte, daß Gerhart ſo geſungen hätte, um ſie zu verſpotten. Sie begab ſich bald in ihre Kammer, wo ſie ſich auf das Bett niederwarf, und in viele und höchſt jämmerliche Klagen ausbrach. Oftmals kehrte ſie ſich mit lautem Seufzen und Klagen um und bald fror ſie, bald war ihr zu heiß. Indem ihr ſo zu Muth war, kam ihre Hofmeiſterin zu ihr herein, die ſie fragte, über was ſie ſich denn beklagte, denn ſie ſey ſo blaß und entſtellt, daß ſie gar nicht begreifen könnte, was ihr geſchehen wäre. Frau, ſagte Eglantine, ich fühle mich von einem Uebel verwundet, aber was es iſt, kann ich euch nicht ſagen, bald iſt mir kalt, bald wieder heiß; bald ſchaudert mir und bald muß ich erzittern, und es kommt mir vor, als wenn ich ganz ohnmächtig wäre. Mein Fräulein, ſagte die alte Hofmeiſterin, ſolch ein Uebel iſt mir wohl bekannt, ich weiß, daß es von der Liebe berührt. So ſagt mir denn, ich bitte euch, weſſen Willen ihr ſo jammerliches Leid erdulden müßt. Ach, Frau Hofmeiſterin, erwiederte das Fräulein, er hat mir niemals davon geſagt, aber ſobald ich ihm davon geſprochen, ſtand er auf und ging, worüber ich im Herzen ſolches Weh verſpüre, daß ich ſterben muß, wenn mir nicht bald geholfen wird. Da die Alte ihr Fräulein ſo klagen hörte, ſagte ſie ihr leiſe: Mein Fräulein, beruhigt euch und wiſſet, daß ich groſſes Verlangen trage, euch gefällig zu ſeyn. Ich werde ſo viel für euch thun, daß euer Herz vergnügt ſeyn wird, ſo erfreuet und ſtärket euch denn, und vergeßt euern Kummer; denn ich weiß ein ſolches Gift zu bereiten, daß wenn ihr euerm Geliebten davon zu trinken gebet, und nach ihm auch davon genießet, ſo muß er ſich zu euch wenden, dermaßen, daß er von euch nicht wieder laſſen kann, und daß er euch über alles in der Welt lieben muß. Da Eglantine die Alte ſo reden hörte, ſprang ſie auf und umfaßte und küßte ſie wohl mehr als zehnmal, und flehte ſie an, daß ſie ſolches Getränke gar eilig bereiten möchte; bat ſie aber, es geheim zu machen, damit es die Florentine nicht merken könnte. Fräulein, ſagte die Hofmeiſterin, ich werde es ſchon ſo heimlich zu machen wiſſen, daß niemand etwas davon verſpüren ſoll. Sie ging hierauf aus dem Zimmer, und ſtieg hinunter in den Krautgarten, wo ſie eine Menge Blätter und Wurzeln ſuchte, die zu ihrem Getränke gehörten. Eglantine aber, da ſie das Verſprechen ihrer Hofmeiſterin hatte, konnte nicht mehr im Bette bleiben, ſondern ſtand auf, und beſtieg einen hohen Thurm, und ging an das Fenſter, wo ſie, den Kopf geſtützt auf die Hand, in das Weite hinausſah, ob ſie nicht den erblicken könnte, den ihr Herz verlangte. Sodann beſchloß ſie ein Lied zu ſingen, im Wunſche, daß der Schall zu ſeinen Ohren gelangen möchte, dann aber ſtrafte ſie ſich und ſagte, ſie würde es nicht thun, damit die Leute nicht darüber ein Geſpötte treiben möchten; dennoch behielt die Begierde, daß ihr Freund ſie hören möchte, die Oberhand, und ſie fing an zu ſingen mit lauter und klarer Stimme.

Lied.

1.

Wer Minne kennt und ihre Wehe,
Der ſehe
Mich, die in Thränen will zerfließen.
Wohl ſprießen
Die Blümlein muthig auf grüner Heide,
Ich aber leide
Und ſäh ſie lieber all verblühen,
Die Vöglein ſingend zu Neſte ziehen,
O wehe!
Denn lauter Luſt und Minne iſt um mich her,
Ich aber quäle mich und weine noch mehr.

2.

Mich kann der ſtolze Ritter ſchmähen
Und gehen,

Drum muß ich ſolche Gluth ertragen
Und klagen.
Nehmt mit mein Lied, ihr leichten Winde,
Daß es ihn finde
Und dring an ſeines Buſens Thüre,
Daß es ſein ſteinern Herze rühre.
O wehe!
Wer Minne kennt und heilen kann, der komme her
Zu heilen mich, die liebend ſtirbt im Thränen-Meer!

Wie Gerhart den Gifttrank genoß und ſeiner Euryanthe untreu wurde.

Eben da die ſchöne Eglantine ihren Geſang geendigt hatte, kam ihre Hofmeiſterin aus dem Garten wieder, ganz beladen mit den Kräutern zum Liebestranke. Sie ging nun in das Zimmer ihrer Fräulein, wo ſie die Kräuter verlas und ausdrückte, dann that ſie den Saft in ein ſilbern Gefäß, wo ſie ihn ſo behutſam mit dem Weine miſchte, daß man nichts davon verſpüren konnte. So geſchah es denn, daß Gerhart bald, nachdem der Trank bereitet war, an Hof kam, in einem kurzen Scharlachmantel mit Hermelin verbramt; und mit dem Vorſatz, Abſchied vom Fürſten zu nehmen, um ſeine Freundin Euryanthe aufzuſuchen. Er war kaum in den Saal getreten, als er die Tochter des Herzogs ſahe, die gerade aus ihrem Zimmer ging. Da ſie Gerhart ſahe, blieb ſie ſtill ſtehen und wurde roth und blaß. Da Gerhart ſie erblickte, wie ſie die Farbe wechſelte und nicht von der Stelle ging, kam er auf ſie zu, und grußte ſie ſehr demüthig. Herr Ritter, ſagte die Jungfrau, Freude und Gluck möge euch der Herr ſchenken, ich bitte euch, ihr möchtet in mein Zimmer treten, denn ich habe euch mancherley zu ſagen. Gerhart antwortete, daß er bereit ſey ihre Gebote zu befolgen; und ſo gingen beyde in Eglantinens Zimmer, wo die Hofmeiſterin ſich befand. Da nahm Eglantine den

Gerhart bey der Hand, und ließ ihn neben ſich auf einem Ruhebette ſitzen, ſodann ſagte ſie zu Gerhart: Herr Ritter, ich kann mich nicht genug verwundern, wie ihr mich nicht lieben wollet, und mich alſo verſchmahen könnt. Jungfrau, ſagte der Ritter, in meiner Macht ſteht nicht zu lieben oder nicht zu lieben wen ich will; und ich will euch nur ſagen, daß ich eine Freundin habe, von der ich mit großer Zärtlichkeit geliebt werde, denn ſo viel Reiz und Vortreflichkeit ſind mir an euch ſchöne Jungfrau ſichtbar geworden, daß ich nicht um euch zu lieben darauf gewartet hätte, daß ihr mich darum bittet, ſo ich nicht ſchon eine andre liebte. Um nichts in der Welt möchte ich euch meine Liebe zuſagen, ſo es nicht von ganzem Herzen geſchehen könnte, und wie wäre es nicht verrätheriſch und ſchlecht von mir gehandelt, wenn ich euch ſagte, daß ich euch liebe, und es wäre nicht alſo. Andrerſeits wäre es auch eine große Treubrüchigkeit an meiner Freundin, die mich ſeit ſo langer Zeit liebt, wenn ich eine Andre lieben wollte; ja gewiß ich wäre dann werth, daß man mich umbrächte, oder mir ſonſt eine harte Strafe auflegte. Das Unglück ſchlage auf mich ein, wenn ich jemals falſch werde, und ſo möge es jedem gehen, der gegen ſeine Dame untreu und meineidig handelt, von der er doch treu geliebt wird. Euch aber, meine Freundin, biet ich mich von nun an zum Ritter an, und zum Diener, wenn es euch Noth thun wird, und bitte euch, ihr wollet mir jetzt den Abſchied geben, um meine Freundin zu ſuchen, da ich nicht ruhen werde, bis ich ſie gefunden habe. Da die Jungfrau hörte, daß Gerhart ſich wegbegeben wollte, rief ſie ihre Hofmeiſterin und ſagte, daß ſie großen Durſt habe, und einen Becher Weins verlange. Da kam die Alte herbey und brachte in einem ſilbernen Becher das Liebesgetränke, das ſie bereitet hatte. Ach! welch ein Abentheuer mußte nun Gerhart beſtehen, denn wenn ihm der Himmel nicht beyſteht, wird er nimmer ſeine Freundin Euryanthe finden! Die Alte nahete ſich ihm und reichte ihm den Kelch, er wollte aber nicht trinken, ehe denn die Jungfrau getrunken hätte. Da nahm Eglantine den Becher und reichte ihn Gerhart, und bat ihn, er möchte ihr zutrinken. Solches that Gerhart, und reichte ſodann den Kelch der Jungfrau. Dieſe, eingedenk deſſen, was die Alte ihr empfohlen, trank den Reſt aus, und ließ nichts im Becher. Als Gerhart das Gift genoſſen hatte, war es ihm, als wenn er aus einer Ohnmacht zu ſich käme, er ſetzte ſich ganz ſtill auf ein Lager, und blieb da lange Zeit, ohne auch nur an ſeine Freundin Euryanthe zu denken. Dahingegen kam ihm eine große Luſt an, Eglantinen anzuſchauen, denn ſie kam ihm ſo liebreizend und ſchön vor, daß er nicht müde werden konnte, ſie anzuſehen.

Wie Gerhart in Eglantine verliebt wurde, und von ihr Abſchied nahm, und mit dem Herzog Wilhelm auszog, um ein feſtes Schloß zu erobern, wo durch ſeine große Thaten der Sieg gewonnen wurde.

Eglantine und die Alte bemerkten nun gar bald, wie das Getränke gewirkt hatte, und das Fräulein that nun weit ſtolzer und ſchüchterner, als zuvor. Man ſagt auch, es wäre ſo der Gebrauch, daß, wenn eine Frau von leichtem Muth einen Mann in ſich verliebt ſähe, ſie ihm mit Kälte und Hohn begegnete. Eglantine ſagte alſo dem Gerhart, er möchte nicht in ihrem Zimmer bleiben, bis ihr Vater käme, und Gerhart hatte ihr nun gern von ſeiner Liebe geſagt, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß es ſie erzürnen möchte. So nahm er denn Abſchied von ihr, und ging zum Herzog. Dieſer ſagte ihm, er wolle ein feſtes Kaſtell belagern, welches einem Ritter gehörte, durch welchen er und ſein Land viel Schaden erlitten. Er bat den Gerhart darauf, mit ihm zu ziehen. Gerhart, der dem Herzog gern gefällig ſeyn wollte, ſagte ihm, daß er ſich nur waffnen wollte, und ganz bereit ſey, ſeinem Gebot zu gehorchen. Gerhart ging alſo in ſein Haus und waffnete ſich, und kam ſodann wieder an Hof, wo er den Herzog ganz bereit fand. Zur ſelbigen Stunde, da die Prinzeſſin Eglantine am Fenſter war, und die Alte neben ihr, erſahen die beyden den Gerhart mit dem Herzog am Schloßthor, und im Begriff wegzureiten. Die Alte aber ſagte: Was dünkt euch wohl, mein Fräulein, von eurem Freunde, der eben noch ſo eilig war fortzureiſen, und jetzt mit euerm Herren Vater in den Streit zieht? Nun möget ihr ſehen, welchen großen Dienſt ich euch erzeigt habe, und wollet doch wenigſtens ſchauen, wie wohl der Harniſch ihm ſteht. Mein Fräulein, ſo ihr mir glauben wollt, wird er noch euer Mann, vor allen nehmet euch nur in Acht, daß ihr euch ihm nicht zu ſehr überlaſſet, denn je mehr ihr gegen ihn fremd thut, je mehr wird er euch lieben. Dennoch dürft ihr euch dreiſt an dieſem Fenſter zeigen, damit er eurer gewahr werde. Meine Frau, ſagte das Mägdlein, ihr ſeyd in guter Schule geweſen, und ich danke Gott für die Stunde, wo ihr zu mir gekommen ſeyd, denn euch bin ich es ſchuldig, wenn ich vom Tode wieder zum Leben gekommen bin, da ich den zum Herrn und Gemahl erlangen ſoll, um den ich ſo viel Leid erlitten. Auf der Welt iſt niemand ihm gleich an Geiſt und ſchöner Geſtalt und artigem Weſen. So will ich mich denn ein wenig am Fenſter zeigen, damit er meiner eingedenk ſey. Gerhart, der an nichts anders dachte, bemerkte die Jungfrau bald, und ſahe ſtark nach ihr hin. Er hätte ſie gar gern gegrüßt, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß ihr Vater es ſehen möchte. In ſeinem hohen Muth verſicherte er alſo dem Herzog, daß er den Schaft ſeiner Lanze nicht anders wiederbringen wollte, als ganz purpur gefärbt vom Blut der Feinde, und ſomit zogen ſie aus dem Schloſſe.

Wie

Wie Gerhart den Sieg erlangt hatte und vom Herzog geehrt wurde.

Zu lange würde es währen, wenn ich euch ſagen wollte von der großen und gefährlichen Schlacht, die der Herzog gegen die Feinde hielt, und in der ſich Gerhart ſo hervorthat, daß ihm faſt ganz allein der Sieg zu danken war. Das fremde Kaſtell wurde erobert, und der Herzog ließ Beſatzung darin von ſeinen Leuten, ſodann, und nachdem die Feinde alle erſchlagen waren, zog der Herzog mit ſeinem Heer in großer Freudigkeit ab, und pries all ſeinen Edeln und Baronen die ungemeine Tapferkeit und Stärke Gerharts an, und freute ſich mit ihnen über die ſchwere Gefahr, die ſie überſtanden hatten. Da Gerhart nun dem Herzog nahe war, kam er ihm entgegen, und empfing ihn mit ſo fröhlichem Geſicht und ſo großen und häufigen Ehrenbezeugungen, daß Gerhart darüber ganz beſtürzt wurde. Oftmals ſegnete der Herzog den

Tag und die Stunde, da Gerhart an ſeinen Hof gekommen. Da ſie zu Kölln ankamen, wurden ſie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ihres fröhlichen Sieges wegen. Das Fenſter der Prinzeſſin Eglantine aber war voller Edelfrauen und Fräulein, über alle Freuden aber war die ihrige groß, da ſie ihrem Freund ſo große Ehre erzeigen ſah, großes Verlangen empfand ſie, ihn näher zu ſehen. Gerhart aber ritt zu dem Gregorius, wo er mit großer Höflichkeit empfangen wurde, und ſeine Waffen ablegte. Da er dieſe abgethan und ſich erfriſcht hatte, kam er zurück an Hof, wohin ihn ſein Wirth begleitete, und wo ſie vom Herzog und ſeinen Baronen mit großer Freude empfangen wurden, denn Gerhart war ſo geliebt und ſtand beym Fürſten ſo hoch in Ehren, daß er befehlen konnte, was er nur wollte, und nichts war ihm entgegen. Der Herzog machte ihn zu ſeinem Seneſchall, und übergab ihm die Regierung all ſeiner Ländereyen, und ſelbſt die Pflege der Gerechtigkeit. So gut war ſeine Regierung und ſo weit ſein Herz von aller Habſucht entfernt, daß niemand war, der ihn nicht geliebt hätte, kein Turnier, kein Stechen wurde gegeben, wo er nicht der erſte geweſen wäre, und den Preis davon getragen hätte. Er liebte und zog die armen Ritter vor, die er als tapfer und tugendhaft kannte, und erzeigte ihnen viel Gutes. Alle liebten ihn, beſonders aber Eglantine, die Tochter des Herzogs, die er auch von ganzer Seele liebte. Seiner Freundin Euryanthe aber gedachte er nicht mehr, als wenn er ſie nimmer geſehen hätte; ſo blieb er einen Frühling und einen Winter in Kölln beym Herzog, wo er ſich ſehr wohl befand, wir aber wollen ihn daſelbſt laſſen, bis es Zeit iſt, wieder zu ihm zurückzukommen, und nunmehr von Euryanthen ſeiner Freundin ſprechen, die in Metz in Lothringen war.

Wie die ſchöne Euryanthe in Metz in Lothringen war, und wie ſie ihren Ring verlor, den ihr Freund Gerhart ihr geſchenkt hatte, und mit dem eine Lerche wegflog.

Ihr habt ſchon vernommen, wie und auf welche Art Gerhart von Nevers ſeine Freundin Euryanthe im Walde ließ, wo ſie der Herzog von Metz fand und mit ſich nahm, in Willens, ſie zum ehlichen Gemahl zu nehmen. Der Herzog hatte eine Schweſter, ein junges und ſehr ſchönes Fräulein, der er Euryanthe übergab. Da die ſchöne Euryanthe nun mehr als alle Frauen die Stickerey in Gold und Seide verſtand, mußte ſie dieſe die Schweſter des Herzogs lehren, die ſie bald ſo liebgewann, daß ſie ſich nicht mehr von ihr trennen konnte. So geſchah es eines Tages, daß die ſchöne Euryanthe ganz allein in ihre Kammer ging, und ſich an ihren Freund Gerhart daſelbſt erinnerte, für welchen ſie große Sorge trug, daß er aus Gram ſehr krank geworden ſeyn möchte. Ach! ſagte ſie, wenn wird mir Gott die Gnade erzeigen, daß ich ihn noch einmal erblicken mag, ehe ich ſterbe. O du falſcher Lyſiard! Gott möge dich zerſchmettern, da du uns durch deine ſchlechte und ſchreckliche Verrätherey ſo entzweyt und von einander getrennt haſt. Wohl möchte ich wiſſen, wo du die Wahrzeichen hergenommen, die dir zu deiner Schandthat verholfen haben, und die außer Gott und meinem Freund und mir keinem Menſchen bekannt waren! Ach ich Unglückliche, wie kann ich machen, daß mein Freund mich hier wiederfindet, wo ich lange warten kann, eh ich von ihm höre, und er von mir! denn niemand hier weiß meinen Namen, noch was mir begegnet iſt, und ich weiß ſchon, daß ich die Stunde nicht erblicken werde, wo ich ihn hier ſehen kann. So, wie ihr höret, beklagte ſich nun die ſchöne Euryanthe, und wußte ſich nirgend zu tröſten. Indeß ſie ſo in Thränen war und ſich beklagte, kam ein Knecht in ihr Zimmer und brachte ihr eine Lerche, die er gefangen, und die ihr ſehr wohlgefiel ſo daß ſie dem Knaben freundlich dafür dankte. Das Vöglein aber that ſie in einen Käfig, wo es herumflog und Körner pickte, doch wird in kurzem die Lerche, an welcher ſie ſich ſo erluſtigte, ihr großes Leid verurſachen, wie ihr gleich hören werdet. Die Jungfrau hatte einen Ring, in welchen ein ſchöner dunkelblauer Saphirſtein gefaßt war, dieſen hatte ihr ehedem ihr Freund Gerhart geſchenkt. Indem ſie nun den Vogel fütterte und ihn aus der Hand freſſen ließ, fiel der Ring in den Käfig hinein, ohne daß ſie deſſen gewahr wurde. Da der Vogel den Stein blitzen ſahe, hob er den Ring mit dem Schnabel auf und ſpielte damit, und wirbelte ihn im Flattern ſo herum, daß er ihm über dem Kopf um den Hals herum ſitzen blieb. Sodann nahm der Vogel ſeinen Flug durch ein kleines Fenſter, und war nicht mehr zu ſehen. Da die ſchöne Euryanthe die Lerche wegfliegen ſah mit dem Ring ihres Freundes um den Hals, wurde ſie ſehr betrübt und brach in viele und laute Wehklagen aus, und rief aus, daß ſie wohl ſähe, daß Zeit ihres Lebens ſich ihre Freude alle in Traurigkeit verkehren würde.

Wie Meliatyrus der ſchlechte Ritter die ſchöne Euryanthe bezwingen wollte, und welch ein Leid er ihr zufügte.

Indem nun die ſchöne Euryanthe ſo in Thränen und Wehklagen ausbrach und ſich die Haare vor großer Betrübniß ausraufte, kam ein Ritter in ihre Kammer, der ganz voller Ränke war und böſer Anſchläge, und dem ſein ſchändliches Gemüth auf dem Angeſichte geſchrieben ſtand. Da er die ſchöne Euryanthe in ſo großer Betrübniß fand, ſprach er mit ihr von allerley Dingen, und da er ſie recht betrachtete, kam ſie ihm ſo ſchön und liebreizend vor, daß er ſogleich ſich in ſie dermaßen verliebte, daß er ihr ſeine Liebe antrug, und ihr anbot, ſie ſollte niemals arm ſeyn und Geld und Schmuck vollauf haben, wenn ſie ſeinen Willen thun wollte. Ueber dieſe Worte wurde die ſchöne Euryanthe höchſt erſchrecken, und antwortete ihm: Gott ſey dafür, daß ein ſo edler Ritter als ihr mich jemals berühre, denn ich bin deſſen nicht würdig, und werde nimmer darin einwilligen. Der Ritter redete ihr noch zu, da ſie ihm aber immer verweigerte, wurde er ſo entbrannt von böſer Luſt, daß er durchaus ſeinen ſchlechten Willen befriedigen wollte, er nahm alſo die ſchöne Euryanthe beym Arm, und warf ſie auf ein Bett. Da die ſchöne Euryanthe ſich in ſolcher Gefahr ſah, hob ſie den rechten Fuß auf und verſetzte damit dem ſchändlichen Ritter einen ſolchen Schlag, daß vier von ſeinen Zähnen ihm aus dem Munde fielen, und er ganz betäubt dalag. Nachdem ging ſie ſehr matt und traurig in den großen Saal, wo ſie des Herzogs Schweſter fand, bey deren Geſpräch ſie ſich bald ermuntert fühlte, denn ſo ſehr liebten ſich die beyden Mädchen, wie zwey Schweſtern nur immer hätten thun können.

Wie der ſchändliche Meliatyrus die Schweſter des Herzogs, die ſchöne Jsmene, erbärmlich umbrachte, im Wahne, daß er Euryanthen erſchlüge.

Da Meliatyrus ſich allein in Euryanthens Kammer befand, und ganz traurig und voller Scham war, daß ſie ihm ſo entwiſchen müſſen, auch die Schmerzen ſeiner Wunde fühlte, wurde er heftig ergrimmt darüber, daß er ſeine Zähne verloren, ſo daß er ſich nicht konnte ſehen laſſen. Jn ſeiner Wuth ſchwur er ſich zu rächen, und nicht ehe Speiſe und Trank zu genießen, eh es geſchehen wäre. Jndem er ſo auf böſe Anſchläge ſann, ward er einen großen Koffer gewahr, hinter den er ſich verſteckte. Da nun die Nacht kam, traten die beyden Fräulein, Jsmene die Schweſter des Herzogs und die ſchöne Euryanthe, in das Zimmer, und legten ſich ſchlafen in einem Bette, wie ſie es gewohnt waren. Der ſchändliche Ritter aber, der den böſen Feind im Leibe hatte und von ihm beherrſcht wurde, nahm die Zeit wahr, da beyde Fräulein feſt eingeſchlafen waren, brach ſodann hinter ſeinem Koffer hervor, nahm ein großes Meſſer und trat an das Bett. Die beyden Jungfrauen ſchliefen feſt, und da es eine warme Nacht war, hatten ſie die Arme außer dem Bette, und den Buſen blos. Meliatyrus trat nunmehr vor des Herzogs Schweſter, die er für Euryanthe hielt, er hob den Arm auf und ſtieß den Dolch in ihre Bruſt, der Stoß traf ſo tief und recht auf das Herz, daß des Herzogs Schweſter verſchied, ohne zu ſchreyen, oder mit den Füßen zu zappeln. Sobald dieß geſchehen war, nahm Meliatyrus behende eine von den Händen der ſchönen Euryanthe, die er für Jsmene hielt, und legte ſie auf den Schaft des Meſſers. Sodann ging er ſo behutſam und leiſe, als es nur möglich war, zum Zim-

Univ. Bibl. München

mer hinaus. Am Morgen kamen die Fräulein und Damen der Prinzeſſin in das Zimmer, um ſie aufzuwecken, und ſie erſahen, ehe ſie noch an das Bett traten, das Blut, das im Zimmer war, und auch die Leintücher befleckt. Dann erblickten ſie auch Euryanthens Hand, die auf dem Schafte des Meſſers ruhte, das noch im Buſen der ſchönen Jsmene ſtack. Eine von ihnen ſagte, ſie ſollten alle ſich ganz ſtill verhalten, bis der Herzog herbeykommen würde. Da ging eine von ihnen ſo ſtill und behende, als ſie konnte, in den Saal, und fand den Herzog, der daſelbſt umherging. Mit großem Zittern ſagte ſie ihm, er möchte einmal in das Zimmer ſeiner Schweſter kommen. Jn demſelben Augenblick erwachte die ſchöne Euryanthe, und wunderte ſich, daß ſie ſo viele Leute um ſich ſahe. Der Herzog blickte auf ſie und ſagte, daß ſie übele Wacht gehalten hatte, und daß er wohl mit Recht dafür beſtraft wäre, daß er auf ſie Glauben gehabt. Euryanthe, die noch nicht um den Tod der Schweſter des Herzogs wußte, wunderte ſich ſehr über dieſe Worte des Herzogs. Sie erhob das Geſicht ein wenig, um die ſchöne Ismene aufzuwecken, aber ſie ſah ſie ganz todt und war ſehr beſtürzt, ſie legte ihr die Hand auf die Stirn und ſagte: O weh mir, mein Fräulein, was iſt euch geſchehen! Der Herzog, in ſeinem großen Zorn, ergriff ſie nun bey der Hand und hieß ſie ihr Kleid anlegen, übergab ſie in die Hände des ſchändlichen Ritters Meliatyrus, und ſagte zu ihr: O du ſchlechte Thörin wie muß ich nicht die Stunde haſſen und verfluchen, in der ich dich geſehen habe, die meine geliebte Schweſter gemordet hat! Doch will ich dir ſolches Recht wiederfahren laſſen, daß du allen andern ein Beyſpiel ſeyn ſollſt. Ganz erſtaunt über das Verbrechen, das man ihr auflegte und von welchem ſie ſich ganz rein und frey fühlte, ſetzte ſich Euryanthe mitten in Saal, und war mehr todt als lebendig. Ganz mit zerſtreuten Haaren, und in Unordnung, ſo wie ſie vom Bette aufgeſtanden war, fiel ſie auf die Knie mit gefalteten Händen, und rief dem Herzog zu: Ach Herr, hört mich an, denn nimmer im Leden hab ich den Mord begangen, der mir da aufgebürdet wird. — O unbändige Thörin, ſagte der Herzog, ihr könnet euch nicht herausreden, denn ihr ſeyd auf der That ertappt worden. Er verlangte ſeine Barone und Ritter, um Rath mit ihnen zu halten, der gottloſe Meliatyrus aber ſagte ihm, daß gar keine Rathsverſammlung nothwendig wäre, und daß man ſie nur auf einem Feuer von Dornen verbrennen ſolle. Da ſtand aber ein weiſer alter Ritter auf, den ſie den Marſchall von Saintonge nannten, und ſagte: Herr, nehmt euch wohl in Acht, nicht in dieſer Sache zu urtheilen, bevor ihr nicht wohl bewieſen habt, daß dies Fräulein den Mord begangen, welche die ſchöne Ismene ſo liebte und von ihr ſo geliebt wurde, als wenn ſie Schweſtern geweſen wären. Und wenn es wirklich dieſe geweſen, ſo wäre ſie ja doch nach der That nimmer im Bette geblieben, ſondern hätte ſich irgend wohin geflüchtet. So wollt ich euch denn rathen, zum Herzog von Bar zu ſchicken, eurem Herrn Vetter, der ſehr weiſe und in allerhand Rechtsfällen wohl bewandert iſt, und Vielen Rath ertheilt hat; und indeß er ankommt, laßt dieß Fräulein in das Gefängniß ſetzen und ſie bewahren, ohne ihr irgend ein Uebel zuzufügen, bis euer Herr Vetter über ſie gerichtet hat. Da Meliatyrus den alten Ritter reden hörte, glaubte er ganz lebendig aus der Haut zu fahren, und rief aus in ſeinem Zorn: Herr Herzog, ihr thut nicht Recht, daß ihr ſie nicht verbrennen laßt, denn ich darf es ſagen, und will es gegen jeden beweiſen, der dagegen antworten wollte, daß ſie es iſt, die eure Schweſter Ismene ermordet hat. Und darum ſag ich, daß ihr und euer ganzer Rath übel daran thut, daß ihr ſie nicht auf einem Dornenfeuer verbrennt — Meliatyrus, ſagte der Herzog, es wird über ſie kein Spruch ergehen, ehe nicht mein Vetter, der Herzog von Bar, hier angekommen iſt. Da der Verräther den Herzog ſo reden hörte, wurde er ſo erboſt, wie er noch keinen Tag ſeines Lebens geweſen war; der Herzog aber ließ die ſchöne Euryanthe in einen Thurm ſetzen, und ſeinen Onkel, den Herzog von Bar, rufen.

Jetzt aber wollen wir aufhören von dieſem zu ſprechen, und von Gerhart erzählen, der in Kölln bey Hofe war, und dort in großem Wohlleben und Freuden lebte.

Wie Gerhart und die ſchöne Eglantine ſich liebten und einander heirathen wollten.

Ihr habt ſchon vernommen, wie Gerhart von Nevers in Kölln war, und gar nicht an ſeine Freundin gedachte, wegen des Giftes, das er getrunken. Der Eglantine aber war er ſo gewogen, daß ihm keine Stunde wohl war, wo er ſie nicht ſahe. Der Herzog bemerkte gleichfalls, daß Eglantine den Gerhart ſo liebte, daß ſie gänzlich von ihrer Leidenſchaft hingenommen war. Er ſchalt ſie öfters darüber, und verwies ihr, daß ſie ſo ihr Herz an einen ganz unbekannten Menſchen gehangen hätte, ſie aber wollte weder um Drohungen noch anderer Reden willen von ihrer Liebe weichen.

Da der Herzog dieß einſah, dachte er in ſich, daß er ſein Fräulein dem Gerhart zur Frau geben möchte, und daß er ihr gar nicht einen beſſern wählen könnte. Er verſammelte alſo ſeine Barone, und legte ihnen die Sache vor, und da war keiner, der ſeiner Meinung entgegen geweſen wäre. Vielmehr lobten ſie ihn alle, und ſtimmten darin überein, daß die Fräulein Eglantine nicht in beſſere Hände kommen könnte. So ließ denn der Herzog von Kölln in Gegenwart der Barone ſeine Tochter kommen, um ihr ſeinen Willen kund zu thun. Und er ſagte ihr: meine Tochter Eglantine, es iſt Zeit, daß ihr euch verheirathet, ſo habe ich euch denn den Ritter Gerhart auserwählt, ſo es euch beliebt, ihn zum Herrn und Gemahl zu nehmen. Ach Herr, erwiederte Eglantine, da es ſo euer Wille iſt, ſo möge es geſchehen, denn ich möchte keinen andern haben. Da fing der Herzog und die andern, die da waren, an zu lachen, und der Herzog ſagte: meine Tochter, morgen will ich alle meine Edeln zuſammen kommen laſſen, und euch verloben.

leben, ſo daß ihr euch den Tag darauf heirathen mögt. Mein Vater, ſagte Eglantine, es geſchehe wie es euch gefällig iſt, aber ich habe mir ſagen laſſen: was heut geſchehen kann, ſoll man nicht auf morgen ſparen. Hatten die Barone vorher gelacht, ſo muſten ſie nun noch herzlicher lachen. Jeglicher begab ſich nun hinweg, und Gerhart voller Freuden führete das ſchöne Fräulein in ihr Zimmer, wo ſie mit einander allerhand fröhliche Geſpräche führten. Sodann ging er, und kam zu ſeinem Hausherren, dem er alles dieß erzählte, und der den Tag und die Stunde ſegnete, da Gerhart in ſein Haus gekommen war. Gerhart verlangte ſehr darnach, ſein Liebchen im Arm zu haben, denn ihm dünkte es, als wäre dieſer Tag länger als hundert andre. Um ſich nun zu zerſtreuen, nahm er ſich vor in das Feld zu reiten, und ſich mit ſeinem Sperber zu ergötzen, den er noch beſſer abrichten wollte, als er es ſchon war. Er ritt alſo mit ſeinem Knechte vor das Thor, den Sperber auf der Fauſt. Zur ſelbigen Stunde ſtand die ſchöne Eglantine mit einer ihrer Fräulein am Fenſter eines hohen Thurms, der die Ausſicht auf das Feld hatte. Gerhart, da er aus dem Thore war, ſah ſich nach der Stadt um, und erblickte am Fenſter des Thurms die, welche ihm die Liebſte auf Erden war. Er rief ſeinen Wirth, und ſagte: Herr Adam, was dünket euch von dem Fenſter dort am Thurm, das wie von einer wunderbaren Sonne erleuchtet iſt, mich dünket als wenn dieſer Thurm ſehr verſchönert wäre durch die Gegenwart des holdſeligen Fräuleins, die am Fenſter ſteht, und die ich einzig liebe. Ich möchte wohl ihr zu Ehren ein Lied ſingen, denn ich hoffe, daß es die Lüfte zu ihr tragen werden. Somit begann er zu ſingen, und nachdem ſein Lied zu Ende war, eben da er nach dem Rhein-Thale zu ritt, vernahm er das Singen einer Lerche, die hoch in Lüften ſchwebte. Da er die Lerche hörte, freute er ſich im Angedenken ſeiner erſehnten Liebe. Eglantine, die immer noch am Fenſter ſtand, fing nun auch einen Geſang an, mit lauter

Stimme, und freute ſich auf den Tag, der ihre Liebe ganz glücklich machen ſollte. Ehe ſie aber noch ausgeſungen, ließ ſich die Lerche nieder, und ſetzte ſich auf einen Baum, nicht weit von Gerhart.

Wie Gerhart den Sperber auf die Lerche losgehen ließ, und an ihrem Hals den Ring mit dem Saphirſtein erkannte, der ſeiner Freundin Euryanthe gehörte.

Da gab Gerhart dem Gaul die Sporn, und ließ dem Sperber die Schnur frey. Als der Vogel die Lerche ſah, wurde er ungeduldig, und flog eilig fort, die Lerche erhob ſich, aber der Sperber kam ihr nach, erreichte ſie, und fing ſie, worauf er ſich mit ihr hernieder ließ. Gerhart freute ſich ſehr über die Behendigkeit ſeines Sperbers, er ließ ihn ſeinen Raub genießen, und wartete bis er das Hirn gefreſſen hatte, ſodann nahm er ihm die Lerche ab.

Er betrachtete ſie, und ſahe, wie ſie um den Hals einen köſtlichen Ring trug. Er rief ſeinen Wirth, und zeigte ihm den Ring, worauf ein großer dunkler Saphir gar zierlich gefaßt war, er mußte ihn immer anſehen, und wußte nicht warum, und endlich kam es ihm zurück in das Gedächtniß, daß es derſelbe Ring ſey, den er ehedem ſeiner Freundin Euryanthe gegeben. Nunmehr blieb er ganz ſtill und bedächtlich, wohl anderthalb Stunden, und wurde ganz verwandelt und bleich vor Zorn und großer Angſt, er ſtand ſtill ohne ſich zu bewegen. Endlich aber fiel er ganz betrübt nieder auf die Erde, und da er wieder zu ſich kam, ſagte er in heftigem Zorn über ſich ſelbſt: weh mir, warum doch muß ich leben, da mir die verloren iſt, die ich am meiſten liebte! Ach warum bin ich nicht lieber erſchlagen, da ich ſolche falſche That begonnen habe! O Erde, öffne deinen Mund und verſchlinge mich, der nicht werth iſt, unter den Menſchen zu ſeyn! So ſagte Gerhart, und betrübte ſich dergeſtalt, wie wohl nie jemand betrübt war. Da ihn ſein Hausherr ſo in Trauer und Schmerzen ſahe, fielen ihm vor Mitleid Thränen aus den Augen, und er wußte nicht, was er von ſolchen Klagen denken ſollte. Er ſtieg ab vom Pferde, und ging ſänftlich zu Gerhart heran, und ſagte ihm: O mein werther Gaſt, wollet mir ſagen, was euch das Herz ſo betrübt, ich werde ſonſt nimmer keine Ruhe haben. Mein Freund, ſagte Gerhart, wohl hab ich Recht mich zu betrüben, da ich die verloren habe, die ich ſo ſehr liebte über alles auf der Welt. Darauf ſagte ihm der Wirth: Ah ah Herr Ritter, was muß ich hören; ſagt mir, ich bitte euch, ob ihr noch ein andres Liebchen habt, als Fräulein Eglantine? Da Gerhart von der Eglantine reden hörte, war es ihm, als würde er nicht von hier fort können, um ſeine Freundin Euryanthe aufzuſuchen, und er fühlte ſeine Liebe getheilt, und betrübte ſich um alle beyde. Nun werdet ihr ſehen können, was den Ausſchlag haben wird, ob Zauber und Liebesrauſch oder wahre und redliche Liebe. Wenn Gerhart bey der Eglantine bleibt, und ſich von Euryanthe losmacht, ſo möchte es ſcheinen, als wäre Bezauberung und Liebestaumel beſſer, als wahre Liebe, die von Natur iſt; wenn aber Recht und Billigkeit Statt finden, ſo iſt eigentliche Liebe, die aus dem Herzen entſprießt, von größerer und höherer Kraft, und feiner und lieblicher, als die von künſtlichem Zauber herrührt. **Und dieß war es auch, was den Gerhart bewog,** Eglantine **zu verlaſſen,** und ſeine Freundin Euryanthe aufzuſuchen, von der er in Tod und Leben nicht laſſen wird, bis er ſie gefunden.

Wie Gerhart von dem Herrn Adam Gregorius Abſchied nahm, und ihm ſeinen Sperber gab, auf daß er ihn der Eglantine brächte.

Gerhart rief nun ſeinen Sperber, der ſich auf ſeiner Fauſt niederließ, und ſagte dem **Adam:** Freund, dieſen Sperber bringt der **Eglantine,** die ich ſehr liebe. Sagt ihr, ſie möchte ihn von mir nehmen, und mir zu Liebe behalten. Dem Herzog ihrem Vater aber, und auch ihr ſelbſt, ſaget tauſend Dank für alle erzeigte Liebe und Ehre. Bittet ſie meinetwegen, daß ſie meine Dienſte annehmen mögen, der ich ihnen gänzlich ergeben bin. Gott verleihe mir, daß ich euch noch einmal wieder leiſten kann, was ihr mir ſo reichlich geſchenkt. So lebt denn wohl, und ich bitte euch, ihr wollet mir Eglantinen grüßen. Somit gab Gerhart ſeinem Wirth den Sperber, und ritt allein, und ohne Begleitung weiter, und ſein Wirth ſahe ihm ſo lange nach, bis er ihn mit den Augen nicht mehr erreichen konnte, ſodann empfahl er ihn Gottes Schutze. Da der Wirth zum Thor herein kam, gewahrte er die ſchöne Eglantine, die noch am Fenſter ſtand, und hinblickte nach ihrem Freund. Gar ſehr wurde ſie beſtürzt, da ſie den Herrn Adam allein zurückkommen ſah, und nicht von Gerhart begleitet. Es kam ihr vor, als bliebe ihr Freund zu lange aus, nimmer doch fiel es ihr ein, als könnte er ſie gänzlich verlaſſen haben. In ihrer Ungeduld ging ſie dem Herrn Adam entgegen, der in den Saal herein kam, den Sperber auf der Hand. Sie fragte ihn ſogleich nach Gerhart ihrem Freund. Da antwortete ihr Herr Adam mit Traurigkeit und dumpfer Stimme, die faſt von Thränen erſtickt war, und ſagte: mein Fräulein, erzürnet und betrübt euch nicht über das, was ich euch ſagen werde, denn es ſteht nun einmal nicht zu ändern. Hierauf erzählte er ihr die ganz Geſchichte, von der Lerche, und vom Sperber, und von Gerharts Entweichen. Er ſagte ihr auch noch vom Eyde, den Gerhart gethan, nicht eher zu ruhen, bis er ſeine Freundin Euryanthe wieder geſunden, und wie oft und zärtlich er die Eglantine grüßen laſſen, der er den Sperber verehrte. Da das Fräulein dieſe Geſchichte hörte, hob ſie die geballte Hand auf, um den Sperber damit zu erſchlagen, aber der Herzog, ihr Vater, nahm ihr ſelbigen mit vieler Leichtigkeit weg, und zürnte darüber, daß ſie ein unſchuldiges Thier für ihr Unglück beſtrafen wollte. Die ſchöne

Eglantine aber weinte, und betrübte ſich dermaßen, daß niemand war, der mit ihr nicht Mitleiden hatte, Florentine ausgenommen, der ihrer Fräulein Unglück nicht zu Herzen ging. Sie konnte ſich auch nirgend zufrieden geben, bis der Herzog ihr verſprochen hatte, nach Gerhart Boten auszuſchicken, mit dem Befehl, ihn zurück zu bringen, wo ſie ihn auch anträfen. Dieß geſchah, und nun wurde die ſchöne Eglantine ein wenig ruhig, da ſie die Boten auf dem Weg wußte.

Wie Gerhart nach Metz kam, und fand auf ſeinem Wege Leute, die ihm ſagten, daß ein fremdes Mägdlein die Schweſter des Herzogs umgebracht, und daß ſie kämen, um ſie zu verurtheilen.

Auf ſeinem Wege verrichtete Graf Gerhart noch viele Heldenthaten, und ſchaffte den Unterdrückten ihre Rechte wieder; er erſchlug auch einen großen Rieſen, der das Land ringsumher verwüſtete, und die Leute fraß, die er fangen konnte. Dergeſtalt irrte er noch lange umher, jedermann nach ſeiner Freundin fragend, doch war nimmer jemand, der etwas von ihr gewußt hätte. Er kam endlich auf die große Heerſtraße nach Metz zu, wo er zu Gott andächtig betete, er möchte ihm doch Nachricht von ſeiner Freundin zukommen laſſen, und dieſem langen Umherirren ein Ende machen. Indem er noch im Gebet begriffen war, erſahe er eine Menge Menſchen, die mit ſehr köſtlichen Harniſchen gewaffnet, und ſehr wohl beritten, des Weges nach Metz zu zogen. Da ſie Gerhart nahe kamen, fragte er ſie, wem ſie gehörten, und wer der reich geharniſchte Mann wäre, der ihrem Zug vorausging. Herr, ſagte einer von den Rittern, dieſer unſer Führer iſt der Herzog von Bar, und es iſt ein höchſt erbärmliches Abentheuer, um deſſentwillen wir dieſen Zug unternommen. Da der Herzog von Metz, der Neffe unſers gnädigen Herrn, von einer Pilgerſchaft nach St. Jacob durch den

Wald von Orleans kam, fand er daſelbſt ein ſchönes Fräulein, die er ſo lieb gewann, daß er ſie ſogleich zu ſeiner Fräulein Schweſter führte, und dieſe der Aufſicht der Fremden übergab. Dieſe Fremde nun, die in der ſchönen Jemene Kammer ſchlief, hat ſelbige in der Nacht ermordet; und noch müßt ihr wiſſen, daß, wenn die Barone des Herzogs ſich nicht dagegen geſetzt hätten, ſo würde er das fremde Mägdlein zum ehelichen Gemahl genommen haben, wegen der wunderbaren Schönheit, und der Güte, die in ihr ſichtbar waren. Da Gerhart den Mann ſo reden hörte, gedachte er, daß die Zeit genau mit der zuſammen träfe, wo er ſeine Freundin im Walde gelaſſen; er fragte alſo nichts weiter, da er wohl hofte, in der Stadt ein mehreres zu vernehmen. Da er zu Metz ankam, gelangte auch der Herzog von Bar daſelbſt an, der von ſeinem Neffen mit groſſer Freude, und vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Meliatyrus aber freuete ſich nicht im mindeſten, und wäre gern zu ſelbiger Stunde in Jeruſalem ge weſen, ſo ängſtlich war er wegen deſſen, was der Herzog urtheilen würde, und ſo grimmig, daß die ſchöne Euryanthe noch nicht verbrannt ſey. Gerhart ſtieg ſogleich in dem ſchönſten Gaſthaus der Stadt ab, und rief ſeinen Wirth, der Theobald hieß, in ſein Zimmer. Gerhart bat ihn, daß er möchte zu eſſen bringen laſſen, und Theobald, der dem Gerhart ſogleich das adeliche Weſen, und die ritterlichen Sitten eines Vornehmen anſah, bewirthete ihn ſogleich auf das Beſte. Bey Tiſch bat Gerhart ſeinen Wirth, er möchte ihn auf das Schloß begleiten, weil er gehört, daß ein Fraulein gerichtet werden ſollte, die ein Verbrechen begangen, und daß man wohlthun würde, ſich dahin zu begeben, da man bey ſolchen Fallen vielerley lernen, und ſich zu Herzen nehmen könnte, was zum Beendigen eines Rechtshandels gehörte. Der Wirth war dieß ſehr wohl zufrieden, und beyde machten ſich auf den Weg. Unterwegens erzahlte der Theobald dem Gerhart alles, wie ſich dieſer Mord zugetragen hatte, und ſomit gelangten ſie in das Schloß.

Hier fanden ſie die Verſammlung der Baronen und Ritter, und den Herzog von Bar, nebſt ſeinem Neffen, auf Stuhlen ſitzend, um Gericht zu halten. Gerhart und ſein Wirth drängten ſich ſo nahe hinzu, als ſie konnten, um beſſer zu hören. Ein alter Ritter ſtand von ſeinem Sitz auf um zu reden, dieſer war ein Verwandter des Meliatyrus, und ſollte für ihn das Wort führen. Er legte die Sache dar, in einfachen Worten, und ſagte ſodann: nunmehr mögen die Edeln und Ritter allhier den Handel weiter erwägen, und ihn beurtheilen, denn nur auf ihren Befehl habe ich mich genöthigt geſehen, zu reden. Nun aber hab ich nichts mehr zu ſagen, denn ich bin ein Ohm des Meliatyrus, und will nicht, daß man glaube, ich habe für ihn geredet. Bey dieſen Worten ſetzte ſich der alte Ritter, ohne Weiteres, wieder auf ſeinen Sitz.

Wie die Barone weiter Gericht hielten, um die ſchöne Euryanthe zum Tode zu verurtheilen, und wie Gerhart unternahm, für ſie mit dem Meliatyrus zu ſtreiten.

Da nun der alte Ritter aufgehört zu ſprechen, ſtand ein anderer auf und ſagte: ihr Herren, wenn es euch gefällt, ſo will ich jetzt das Wort nehmen, und euch meine Meinung ſagen. So ſag ich denn, daß es unrecht iſt, wenn einer einen Spruch fällen will, ohne daß er rechte Beweiſe hat von der Schuld des Angeklagten. So habt ihr denn den Meliatyrus gehört, der ſagen und behaupten will, daß dieß fremde Fräulein auf der That ertappt worden, und an dem Tode unſers ſchönen Fräuleins Jemene Antheil habe. Ich aber ſage, daß ich nimmer glauben werde, daß dieſe Fremde die erſchlagen habe, die ſie ſo ſehr liebte, und wenn ſie auch ſich wirklich dieſes

Verbrechens ſchuldig gemacht, ſo würde ſie doch nicht wieder neben der Ermordeten eingeſchlafen ſeyn, ſondern die Flucht genommen haben, um ſich zu retten. So rath ich denn, daß man ſie frage, ob ſie die That begangen, und wenn ſie nein ſagt, ſo iſt es ſchicklich, daß ihr Ankläger Meliatyrus die Lanze nehme, und gegen männiglich mit dem Schwerd ihre Schuld behaupte. So werden wir denn ſehen, ob ſich ein Ritter finden wird, der ihre Sache verfechten will, worin Gott ihr beyſtehen möge, denn nach meiner Meinung iſt ſie ganz ohne Schuld. Als der alte Ritter dieſe Worte geſagt, ſetzte er ſich wieder nieder, und die Barone und Edeln alle ſagten untereinander, daß es keinen rechtlichern und weiſern Rath geben könne, als dieſen. So entſchloß ſich denn nun der Herzog, die ſchöne Euryanthe holen zu laſſen, und ſie wurde vor Gericht geführt. Wiſſet aber, daß ſie vor Schmerz und Angſt ſo bleich war, wie ein Wachsbild. Da ſie vor dem Herzog trat, fragte dieſer, wie ſie dazu gekommen wäre, ſolche Mordthat zu verüben. Herr, ſagte Euryanthe, Zeit meines Lebens hab ich nicht dieß Verbrechen begangen, und ich ubergeb euch Leib und Leben; wenn ihr mich deſſen überführen könnet. Gerhart aber ſprang auf, und rief alſo, vor allen Baronen die gegenwärtig waren: ich erbiete mich, das Recht dieſes Fräuleins zu behaupten und zu vertheidigen, und es dem Meliatyrus Leben gegen Leben zu beweiſſen, daß ſeine Anklage falſch iſt. Da kam der Meliatyrus vor, und ſagte: Vaſalle, ich verlange es gar nicht beſſer, denn noch vor der Veſperzeit ſollt ihr überwunden ſeyn, und die Schändliche auf einem Dornenfeuer verbrannt; nichts auf der Welt möcht ich dafür annehmen, daß ich mich nicht mit euch ſchlagen ſollte. Vaſalle, ſagte Gerhart, euer hochmüthiges Reden, und eure übermüthige Drohungen machen mich nicht beſtürzt, denn der droht zumal, der große Furcht hat; ich glaube, daß wir noch vor der Veſper ſehen werden, wer von uns beyden die Oberhand behält, es kommt keinem Ritter zu, ſich zu rühmen, und Dinge zu reden, die dem an-

dern

dern mißfallen könnten. Wenn ſich hier ein Baron oder Ritter befindet, der mir die Höflichkeit erzeigen will, mir Waffen zu geben, ſo bin ich von Stund an bereit, die Sache dieſes Fräuleins zu vertheidigen. Da der alte Ritter den Gerhart hörte, wie er nach Waffen verlangte, ſagte er ihm: Herr Ritter, um Waffen und Gaul ſeyd nicht bekummert, denn ich werde euch ſolcherley bringen, daß ihr zufrieden ſeyn werdet.

Wie Gerhart den Meliatyrus überwand, dergeſtalt, daß er ſeine Verrätherey eingeſtehn mußte.

Nun ließ der Herzog ohne allen Verzug den Kampfplatz bereit machen, ſodann wurde ein großer Scheiterhaufen angezündet, zu welchem Euryanthe geführt wurde, die gar erbärmlich anzuſchauen war. Viele waren, die zu Gott beteten, daß er ihrem Vertheidiger den Sieg ſchenken möchte. Gerhart waffnete ſich mit den Waffen, die ihm der alte Ritter bringen laſſen; Meliatyrus desgleichen waffnete ſich, gar betrübt, daß Euryanthe nicht gleich verbrannt worden, ſondern daß er ſich nun noch um ſie ſchlagen mußte. Sie aber lag auf den Knien vor dem Scheiterhaufen, wo ſie ein frommes Gebet herſagte, und Gott anflehte, er möchte den beſchützen, der ihr Recht vertheidigte. Sie hatte ihren Vertheidiger nicht erkannt, denn in ihr war eine ſolche Bangigkeit, daß ſie mehr einer Todten glich, als einer Lebendigen; auch hatte ſie weder nach ihm hingeſehn, noch nach dem andern, denn ihr Sinn ſtand nach Gott, und ihre Hoffnung war auf ihn gerichtet, daß er ihr helfen möchte in ihren Nöthen. Die beyden Kämpfer wurden auf die Bahn geleitet, jeder ritt einen mächtigen Gaul. Da Gerhart Euryanthen beym Feuer erblickte, rief er dem Meliatyrus zu: Vaſall, jetzt iſt nicht Zeit zu drohen; ich fordre dich heraus im Namen Gottes, und ſeiner Mutter der Jungfrau Maria. Nunmehr entfernten ſie ſich von einander, und dann nahten ſie ſich wieder, den Gaulen die Sporen gebend, und die Lanzen geſenkt, mit denen ſie ſo auf einander ſtießen, daß ſelbige in Stücken ſprangen. Dann legten ſie die Hand an das Schwerd, womit ſie ſich ſo große und harte Stöße gaben, daß ſie die Feuerfunken aus den Helmen ſchlugen, ſo ſtark und hartnäckig ſchlugen ſie einander, ſich blindlings ihrer Kraft überlaſſend. Keiner von ihnen war, der nicht ſo verwundet wurde, daß ihm das Blut herunter träufelte, bis auf die Sporen. Auf ihren bloßen Knien liegend, und die nackten Ellenbogen geſtüzt auf die bloße Erde, betete Euryanthe, daß Gott ihren Ritter ſo beſchützen möchte, wie ſie an dem Tod der ſchönen Jsmene unſchuldig ſey. Meliatyrus aber, der voller Geſchicklichkeit, und ſo beherzt als ſtark war, ſchwang ſein Schwerd, und gab dem Gerhart auf dem Helm einen ſolchen Hieb, daß er ſein Haupt bis zu den Zähnen geſpalten hätte, wenn der Helm nicht nachgegeben hätte. Nunmehr rief er dem Gerhart zu: Vaſalle, ich glaube, daß ich euch heut gezeigt habe, welch große Thorheit ihr begangen, daß ihr euch gegen mich geſtellt. Nie werdet ihr einen ſchönen Tag mehr erblicken, wenn ihr euch nicht als überwunden bekennet. Gerhart, da er den Meliatyrus reden hörte, ſah ihn gar ſcharf an, und ohne daß er ihm ein einzigs Wort antworten mochte, ſo erhob er dann ſeine rechte Hand mit dem Schwerde, und gab dem Meliatyrus damit einen Hieb auf den Helm, der das Viſier davon abſchlug, und dem Meliatyrus Naſe und Kinn wegnahm, ſodann noch in ſeiner ganzen Schwere und Kraft, da Gerhart alle ſeine Stärke darauf angewandt, fiel der Hieb auf den Hals des Pferdes, den er abſchlug, ſo daß Meliatyrus ſammt ſeinem Gaul in den Sand ſtürzte. Da rief Gerhart ihm mit lauter Stimme zu: Vaſall, ein andermal rath ich euch, eure Ruhmreden und ſtolzes Anſchreyen zu Hauſe zu laſſen, da ich oft genug gehört, daß zu viel Reden der Sache ſchadet, denn ich denke, es wird ſich nun bald zeigen, wer von uns beyden den Sieg hat. Da ſich Meliatyrus auf dem Boden befand, verwunderte er ſich ſehr, und ſprang ſchleunig wieder auf, das Schwerd in der Fauſt, und mit feſtem Vorſatz lieber zu ſterben, als nicht den Gerhart für ſeinen Hieb mit gleicher Münze zu bezahlen, denn er verſpürte in ſich eine ſo große Bangigkeit, daß ihm faſt die Sinne deshalb vergingen. Er wandte alſo ſeinen Schild auf den Rücken, hob ſein Schwerd auf, und gab Gerhart auf den Helm einen ſo fürchterlichen Hieb, daß letzterer faſt verſteinert daſtand, und daß die Barone voller Verwunderung zu einander ſagten, daß Meliatyrus ein ritterlicher Herr, und von hohem Muth ſey, und daß es Schade ſey, die beiden kämpfen zu laſſen. Gerhart aber voller Scham, daß Meliatyrus ihm ſo lange widerſtanden, und mit ſolcher Hartnäckigkeit, nahte ſich ihm, das Schwerd in der Fauſt, voller Begierde, ihm den Schlag wieder zu geben, den er von ihm empfangen hatte. Er ſprang vom Pferde, da es ihm ſchimpflich ſchien, reitend mit ihm zu fechten.

und er ſchwang ſein Schwerd, und gab dem Meliatyrus einen ſolchen Hieb auf die Schulter, und der ſo unmäßig war, daß dem Meliatyrus davon der Arm ſammt dem Schulterblatt ſogleich abgehauen wurde. Sodann ging er auf ihn ſo hart und ſtarr los, daß er ihn zu Boden ſtürzte. Nun hieb er ihm die Helmriemen ab, und riß ihm denſelben vom Haupt, und ſagte ihm, er möchte ſich für überwunden bekennen. Meliatyrus, dem ſeine Sünde wohl bekannt war, durch die er ſich nun in Todesnöthen ſah, bat den Gerhart, er möchte die Barone und den Herzog kommen laſſen, daß ſie erführen, wie ſchwer ſein Verbrechen ſey. Die Hüter des Kampfplatzes machten nun dem Herzog und den Baronen ein Zeichen, daß ſie beyde kommen möchten, um anzuhören was Meliatyrus zu ſagen hatte. Der Herzog befahl, daß er zu ihm geführt würde, desgleichen das Fräulein, die am Scheiterhauſen noch in Angſt und Zweifeln ſtand. Als alle verſammelt waren, fing Meliatyrus an mit lauter Stimme zu bekennen, daß er des Todes würdig wäre, und ungerechter Weiſe das fremde Fräulein beſchuldigt habe. Er erzählte hierauf alles, wie es ſich begeben hatte, und wie er die Fremde verrathen, die er vor Gott und allen Menſchen der Schuld entledigte. Der Herzog und deſſen Onkel, und alle Barone verwunderten ſich höchlich, da ſie den Meliatyrus ſo große Uebelthaten bekennen hörten. Das Urtheil erging über ihn, daß er gehangen werden ſollte. Daſſelbige Urtheil wurde zur großen Freude alles Volkes vollzogen, und es war niemand unter den Bürgern, ſelbſt die Kinder nicht ausgenommen, der dem Meliatyrus nicht einen Schimpf angethan hätte, ſo erbittert waren ſie über den Mord der ſchönen Jemene. Er aber ließ ſich führen, und ſtarb ohne nur ein Wort zu antworten.

Wie der Herzog und ſeine Barone dem Gerhart große Ehre erzeigten, und wie dieſer ſeine Freundin Euryanthe wieder erkannte.

Nach dieſem nahm der Herzog den Gerhart bey der Hand, hieß ihn auf ſein Pferd ſteigen, und nahm ihn mit ſich nach Metz. Er und ſein Onkel gaben ihm das Geleit, bis in ſeinen Gaſthof, wo ihn der Hausherr mit großer Freude und vielen Ehrenbezeugungen empfing. Hieſelbſt nahm der Herzog Abſchied von ihm, und da er in ſein Schloß ankam, ſchickte er ihm ſeine Aerzte und Wundärzte, um ſeine Wunden zu beſichtigen. Die Aerzte kamen überein, daß Gerhart nicht genöthigt ſey, nur zu bleiben, ſondern gehen könne, wohin er wollte, und unternehmen, was ihm gut dünkte, da es mit ſeinen Wunden keine Gefahr hätte.

Da der Herzog vernahm, daß es mit Gerhart keine Gefahr habe, war er höchlich erfreut. Er ſahe Euryanthe an, und fragte ſie, ob ſie den Ritter kenne, der für ſie gefochten hatte. Herr, ſagte dieſe, mich dünket nicht, als hätt ich ihn jemals gekennet, auch hab ich wenig oder gar nicht nach ihm hingeſehn; Gott möge ihm durch ſeine Gnade die große Wohlthat vergelten, die er mir erzeigt. Mir kömmt es nicht zu, ihm zu danken, ſondern nur für ihn zu beten. Doch wollen wir Euryanthe ein wenig verlaſſen, und zu Gerhart zurückgehen. Herr Theobald ließ ihm ein ſchönes neues Kleid bringen, und einen reichen Mantel von Scharlach, verbrämt mit Hermelin, er gab ihm einen Hut mit Roſen, und eine Schnalle daran, die reich mit köſtlichen Steinen beſetzt war. Da Gerhart nun bekleidet und geſchmückt war, lobten und prieſen ihn viele Barone, die zu ihm gekommen waren, und ſagten, daß ſie niemalen einen ſchönern jungen Ritter geſehen, noch von ſo adelichem Weſen. Er ritt aus ſeinem Schloß mit prächtiger Begleitung, und kam an Hof, wo er den Herzog und ſeinen Onkel fand, die ihn mit groſſer Höflichkeit empfingen. Die ſchöne Euryanthe ſah ihn nun ſtark an, und nicht lange, ſo erkannte ſie ihn. Nun erzitterte ſie heftig, und erwägte in ihren Gedanken, ob ſie beſſer thun würde, zu ihm zu gehen, oder zu warten, daß er ſie erkennte. Doch glaubte ſie, er würde immer zu ihr heran gehen, deshalb, ohne ein Wort zu ſagen, fiel ſie vor ihm auf die Knie, mit aufgehobenen Händen, und die Augen voller Thränen, wie eine, die ihrer ſelbſt nicht mächtig iſt. Nun bat ſie ihn um Verzeihung und Gnade. Gerhart, der ſie gleich erkannte, da er ſie ſo auf den Knien vor ſich liegen ſahe, nahm ſie auf ſeine Arme, drückte ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie wohl tauſendmal. Der Herzog und die andern, die um ihr Abentheuer nicht wußten, waren höchlich erſtaunt über dieſe Begegnung. Schöne! ſagte Gerhart, tröſte dich, denn wir müſſen die Widerwärtigkeiten, die uns begegnet, und das Uebel, das wir beyde erlitten, gut aufnehmen, und dem Himmel dafür danken, der uns beyde nun wieder zuſammen führt. So wiſſet denn, meine Schöne, daß ich, ſo es Gott gefällt, mein Land wiederbekommen werde, denn mit Unrecht und ohne Urſach hat Lyſiardus dich und mich verrathen. Der Herzog und ſeine Barone, da ſie dieſe Worte hörten, wunderten ſich noch mehr, als zuvor. Der Herzog bat Gerhart, er möchte ihm ſeine Geſchichte erzählen, und wie er das Fräulein kenne, für die er geſtritten habe. Herr, ſagte Gerhart, da es euch beliebt, danach zu fragen, ſo ſollt ihr durch mich die rechte Wahrheit hören. Wiſſet denn, daß ich Gerhart Graf von Nevers und Rethel bin, und dieſe iſt die Fräulein Euryanthe, Tochter des Grafen von Savoyen, mit welcher ich von Jugend auf in meines Vaters Schloß erzogen worden. So geſchah es denn, daß der Graf, ihr Herr Vater, krank wurde und ſtarb. Da ſie, ihre Mutter, die Gräfin, und ich nun bey einander waren, wurden wir uns einander ſo lieb, daß ſie mir verſprach, mit mir zu kommen, wenn ich ſie zur Frau nehmen wollte, ſo daß ich einen meiner Barone fordern ließ, und mit ihr nach Nevers ging. Nunmehr erzählte auch Gerhart die ganze Verrätherey des Lyſiardus, und ſeine andern Abentheuer, worüber der Herzog und die Barone groſe Verwunderung hegten; ſchon öfters hatten ſie von dieſer Sache reden hören, noch niemals aber die rechte Wahrheit davon erfahren. Gerhart, ſagte der Herzog, hier ſehet ihr meinen Onkel, den Herzog von Bar und mich, die ganz bereit ſind, euch nach Kräften beyzuſtehen, und Geleit und Mannſchaft zu geben, ſo viel ihr derſelben nur bedürft, um wieder zu eurem Recht zu gelangen. Da war kein Baron noch Ritter, der nicht zu Gerhart gegangen wäre, um ihm daſſelbe zu ſagen. Gerhart dankte ihnen ſehr, er hielt immer die Hand ſeiner Freundin, der ſchönen Euryanthe, in der ſeinigen, welche ihm ſagte: Herr, euern goldnen Ring habe ich durch ein gar wunderbares Abentheuer verloren. Sie erzählte ihm hierauf, wie die Lerche ihr denſelben geraubt hatte, worüber ſich die Anweſenden ſehr verwunderten; noch mehr erſtaunten ſie aber, als Gerhart ihnen erzählte, auf welche Weiſe dieſer Ring wieder in ſeine Hände gekommen war, und von ihm wegen des köſtlichen Saphirs erkannt worden. Er ſteckte ihn nunmehr an den Finger der ſchönen Euryanthe, wo ſie ihn ſonſt getragen hatte, ſie hätte ihn nicht für eine ganze Stadt hingegeben. Alle ſprachen nunmehr über die großen und vielen Abentheuer des Grafen Gerhart und hatten ihr Ergötzen daran, erzeigten ihm auch große Ehre, ſowie ſeiner Freundin der ſchönen Euryanthe. Bey Tiſch wurde Gerhart oben an geſetzt, und die ſchöne Euryanthe kam zwiſchen dem Herzog von Bar und ſeinem Neffen. Nicht werd ich mich aufhalten bey der Beſchreibung der großen und reichen Mahlzeit, die aufgetragen wurde, denn es war für alles ſo überflüſſig geſorgt, daß niemand etwas zu wünſchen übrig hatte. Nach Tiſch ſtanden alle auf, und konnten nicht aufhören, ſich von den Abentheuern des Gerharts und ſeiner

Freundin Euryanthe zu erzählen, und erzählen zu laſſen.

Wie Gerhart nach Montargis kam zum Turnier, und von da zum Schauſpiel.

Zu der Stunde, da die Herren zu Metz ſich nach Tiſch ergötzten, kam ein junger Schildträger in den Saal, der ſehr ſchön und ſittig, und vortreflich in Waffen geübt war. Da er den Herzog ſahe, grüßte er ihn ehrerbietig, und ſagte: Herr, mein gnädiger Herr, der Graf von Alez, läßt euch durch mich ſeinen Gruß melden, von Montargis, wo ich ihn eben gelaſſen habe, nebſt dem König und den hohen Baronen von Frankreich. Es hat ſich begeben, daß beym Abendeſſen Lyſiardus, der Graf von Foreſt, und der Graf von Montfort mit einander bey Tiſch ſtritten und ſich viele hitzige Worte ſagten, wobey Graf von Montfort dem Lyſiard den Vorwurf gemacht, daß er mit Unrecht und ſchändlicher Weiſe ſeine Nichte, die ſchöne Eurvanthe, verrathen, ſo daß dieſe ſamt ihrem Freunde Gerhart durch Lyſiardus nun verbannt ſey. Von einer und der andern Seite wurden die Reden ſo hitzig, daß ſie aus großem Haß beſchloſſen haben, gegen einander ein Turnier anzuſtellen, wohin ein jeder ſich begeben ſoll, von ſeinen Freunden begleitet, und deswegen läßt euch, Herr Herzog, der Graf von Aloz, mein gnädiger Herr, entbieten, daß ihr euch bereitet, Morgen beym Turnier zu erſcheinen, denn Graf Montfort iſt in ſolchem Zorn und Kummer wegen ſeiner Nichte, der ſchönen Eurvanthe, daß er alle ſeine Freunde und Verwandten entbieten laſſen. Der Herzog, da er dieſe Nachricht hörte, wurde ſehr erfreut, über alles aber erfreute ſich Gerhart. Er hätte gern ſchon beym Turnier ſeyn wollen, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er ſeinem Feinde gegenüber ſtehen würde. Da der Herzog die Botſchaft vernommen, rief er ſeinen Seneſchall, und beſtellte hundert Harniſche ganz weiß verziert, und im

Vorſatz, Gerhart von Nevers zu begleiten, dem er alle gute Dienſte leiſten wollte, deren er nur zum Wiedererlangen ſeines Landes bedurfte. So ließ denn der Seneſchall hundert weiße Harniſche und hundert Lanzen und Helme bereit machen, alles ſehr prächtig, und weiß wie Schnee. Da der Herzog alles bereit ſahe, ſagte er Gerhart, daß er mit Recht ſeine Freundin lieben könne; denn ſie habe ihm immer allerhand Ausflüchte gemacht, wenn er ſie zur Ehe begehrt, und nimmer darin willigen wollen, ſeine Frau zu werden. Da Gerhart den Herzog ſo reden hörte, fühlte er große Freude im Herzen, all ſeine Mühe und Leiden achtete er für nichts, da ſeine Freundin ſich ſo gut betragen. Indem dieſe ſich miteinander beſprachen, kam der Graf von Aloz mit großer Begleitung, und trat unverſehends in das Zimmer. Der Herzog ſtellte ihm ſogleich Gerhart vor, auf welchen Aloz zukam, ihn bey der Hand ergriff und ihm anbot, aus allen Kräften ihm Beyſtand zu leiſten.

In der Nacht ſchlief Gerhart nicht, ſo groß war ſein Verlangen, daß der Tag anbrechen möchte, und das Turnier ſeinen Anfang nehmen. Am Morgen wurde alles zum Zug nach Montargis bereitet. Der Herzog ließ ein vortrefliches Pferd vorführen, welches die ſchöne Euryanthe beſtieg, von Damen und Fräulein prächtig begleitet. Da ſie zu Montargis ankamen, fanden ſie die Stadt voller Menſchen, welche alle gekommen waren, das Turnier zu ſehen. Doch wurde auf Befehl des Königs dem Herzog von Metz eine Wohnung bereitet, der nicht ſagte, daß Gerhart von Nevers mit ihm war. Gerhart wurde den ganzen Tag von niemand erkannt, weder in der Stadt, noch bey den Schauſpielen.

Wie Gerhart von Nevers das Turnier von Montargis gewann.

Am andern Morgen vernahmen die Ritter die Herolde in den Straßen, welche zum Turnier riefen. So ließen denn alle die Gaule aus den Ställen ziehen, und rüſteten ſich. Nun fingen Trompeten, Pauken, Trommeln und Hörner eine ſolche Muſik an, daß ſich die Leute in der Stadt darüber entſetzten; die Ritter aber fühlten ihren Muth dabey noch mehr erfreut. Gerhart und ſein Geleit zogen nun aus der Stadt, ganz in Weiß gekleidet, und mit verſchloſſenen Helmen; ſie wurden von allen betrachtet und von keinem erkannt, ob man ſchon wußte, daß es welche aus dem Gefolge des Herzogs von Metz waren. Da ſie auf die Wieſe gelangten und vor den Bänken vorbeykamen, begrüßten ſie den König und die Damen. Der König ſann darüber nach, was es für Leute ſeyn könnten, die das Anſehen himmliſche. Schaaren hatten. Nun kam auch der Graf Montfort mit ſeinem Geleit, in ſeinem Truppe war der Graf von Burgund, Graf Rouſy, Graf Pontieu, Graf von Sankt Pol, und der Herr von Harlande, der Herr von Barres und viele andre Ritter. Jeder mit geſenktem Viſier, die Lanze auf dem Schenkel, zog in ſchöner Ordnung vorüber. Da ſie nun alle ihren Umzug gehalten hatten, ſtellten ſie ſich gegen einander. Gerhart, ſobald er den Grafen Montfort erblickte, ſtellte ſich mit ſeinen Truppen einen Bogenſchuß weit von ihm. Andrer Seits kam Lyſiardus mit großer Reiterey. In ſeinem Truppe befanden ſich die Herren von Chalons, von Auvergne, von Sancerre, der Kaſtellan Dizedun, und der Kaſtellan von Grandpré. Als ſie alle fertig gegen einander ſtanden, ließ der König durch die Herolde rufen, daß das Turnier ſeinen Anfang nehmen könnte. So freuten ſich denn alle Ritter, daß das Turnier nun beginne, und jeder ſehnte ſich in ſeinem Herzen, Ehre und Preis davon zu tragen.

Lyſiardus aber nahm die Lanze, um das Stechen zu beginnen, und ein Herold rief vor ihm her: Wer zum Stechen will, der ſtelle ſich gegen dieſen, aber ich glaube, daß gegen ihn keiner auftreten wird. Der Graf von Montfort ergriff nun ſogleich eine lange und ſtarke Lanze, um gegen Lyſiard zu gehen, Gerhart aber mit großer Behendigkeit kam ihm zuvor, ſo daß er und Lyſiard mit ſolcher Kraft auf einander zuſtießen, daß ſie einem Donner gleich ſchienen. Sie ſchlugen einander ſo ſtark und heftig, daß Lyſiards Lanze ihm in der Hand zerſprang, und Gerhart, der eine ſchwerere Lanze hatte, traf den Grafen von Foreſt über den Schild unterm Herzen dergeſtalt, daß vor ihm der Ritter ſammt ſeinem Pferde niederfielen. Nun ging das allgemeine Stechen an, viele wurden niedergeworfen, deren Pferde durch die Wieſen liefen, ihre Zügel ſchleppend. Manches Banner wurde zu Boden geſchlagen, und die Lanzen und Schwerter klirrten heftig gegen einander. Da wo das Gedräng am dichteſten war, wollte Gerhart immer in die Mitte, er ſchlug um ſich her unermüdet zur Rechten und zur Linken, und war nicht ruhig, wenn er den Haufen nicht gelichtet hatte. Der König und die Barone erſtaunten ſehr über ſeine groſſe Tapferkeit, doch wußte keiner ſeinen Namen. Ihr Herren, ſagte der König, es ſcheint genugſam, als würde er über alle andre den Preis und die Ehre davontragen; denn bis heut zu Tage hab ich noch keinen Ritter erſehen, der ihn ihm abgewinnen könnte. So ſehet denn, wie er die groſſen Haufen lichte macht, wie er die in die Flucht ſchlägt, die ſich ihm entgegenſtellen, oder ſie niederwirft. Oefters läuft er hin und her, um ſeinen Truppen beyzuſtehen. So wurde der Gerhart vom König gelobt, wie ihr da vernommen; wiſſet auch, daß niemand war, der nicht gern gewußt hätte, wie er hieß. Die Nacht kam, und jeder ging nun auf dieſen Tag zur Ruhe.

Wie der König und die Barone Gerhart das Geleit gaben nach ſeinem Gaſthof.

Da Gerhart zurück ritt, war kein Ritter von einer oder der andern Truppe, der ſich nicht herbeygedrängt hätte, um ihn zu ſehen, und nicht gern wiſſen mögen, wer er ſey. Herolde, Schildträger und Knaben liefen vor ihm her, und riefen: Ihr edle Frauen und Fräulein auf den Balkonen, ſchauet den Spiegel der Frauen, die Blume der Ritterſchaft, dem keiner zu vergleichen iſt, ſehet, wie alle vor ihm fliehen. Lyſiardus Truppe wurde wegen Gerharts Tapferkeit aus der Bahn gewieſen, worüber der Graf Montfort höchlich erfreut war. Gerhart hatte acht Gefangene, doch hätte er über alles gern den Lyſiard gehabt. Der Preis wurde ihm nun gereicht, und alles ging zurück; wiſſet aber, daß Gerhart nicht allein ging, denn der König und alle Barone gaben ihm das Geleit bis in die Stadt, und vor ihm her gingen die Sänger und Spieler mit Muſik. Der König ſandte dem Gerhart den Herrn von Reye, der ihn bitten mußte von ſeinetwegen, nicht die Stadt zu verlaſſen, ohne vor ihm zu erſcheinen. Den Herzog von Metz aber fragte der König, wer der Ritter ſey, der mit ihm gekommen war. Herr König, ſagte der Herzog, ich habe ihm unterweges begegnet, und denke, daß ihr ihn kennen werdet, wenn er vor euch erſcheinen wird. Somit nahm der Herzog vom Könige Abſchied. Da der Herr von Reye zum König zurückkam, ſagte er ihm, daß der fremde Ritter morgen vor ihm erſcheinen würde, erzählte ihm auch vieles von ſeiner groſſen Höflichkeit, und von der Ehrerbietung, die ihm die beyden Herzoge bewieſen hatten, woraus er ſchloß, daß der Fremde von edelm und hohem Stande ſeyn müſſe. Am Abend ſchickte Gerhart aus, ſeine Freundin Euryanthe zu holen, in der Nacht konnte er nicht ſchlafen, ſo bedrückt war er von ſeines Herzens Erwartung und Gedanken. Lyſiardus hingegen war ganz einſam und voller

Trauer darüber, daß er ſo ſchimpflich überwältigt worden, und die Bahn hatte verlaſſen müſſen, durch die Tapferkeit eines einzigen Ritters, von dem er wohl wünſchte den Namen zu erfahren; wenn er gewußt hätte, daß es Gerhart wäre, ſo hätte ihn alles Geld der Welt nicht bewegen, zum Turnier zu kommen.

Wie die ſchöne Euryanthe zu ihrem Freund Gerhart kam, und vom Grafen Montfort, ihrem Onkel, erkannt wurde.

Da Gerhart den Tag anbrechen ſahe, ging er zum Kloſter, die Meſſe anzuhören. Bey ſeiner Rückkunſt fand er die ſchöne Euryanthe. Er lief auf ſie zu und küßte ſie wohl hundert Mal, in Gegenwart aller, die da waren. Beyde gingen nun in ihr Hotel zum Herzog von Metz. Hier fanden ſie viele Barone und Edeln, und auch den Grafen von Montfort. Da die ſchöne

Euryanthe ihren Onkel ſahe, wurde ſie ſehr erfreut, und ließ ſich demüthig vor ihm auf die Knie nieder. Der Graf hob ſie gar eilig auf, nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie, fragte ſie auch, was ſie in ſo langer Zeit begonnen habe, und wo ihr Freund Gerhart ſich befände. Herr, ſagte Euryanthe, ſehet ihn hier vor euch. Da lief Gerhart hin, ihn zu umarmen. Der Graf weinte vor Mitleid und Freude, da Gerhart ihm alles erzählte, was ihm und ſeiner Euryanthe indeſſen begegnet war. Nun aber bat Gerhart alle Anweſende, ſie möchten ihn an Hof begleiten, denn ſein Wille war, den Lyſiardus vor dem Könige auf Tod und Leben zu fordern, wegen ſeiner großen Verrätherey. Nun boten ihm alle Ritter Land und Leute an, ſein Recht zu beſchützen. Gerhart dankte ihnen ſehr, und in großer Begleitung ging Gerhart nun mit der ſchönen Euryanthe, und nahm den Weg nach Hof.

Wie Gerhart von Nevers an Hof kam, und den Lyſiard herausforderte und ihm den Handſchuh zuwarf.

Da ſie an Hof gekommen waren, ſtiegen ſie ab. Gerhart nahm ſeine Freundin Euryanthe bey der Hand, begleitet von Montfort, dem Herzog von Metz und von Bar und dem Grafen von Aloz. Zu derſelben Stunde war der König am Fenſter des großen Saales zu Montargis. Er erſahe Gerhart und die andern Barone in ſeinem Gefolge, und fragte den Herrn von Roye, was dieß für Ritter wären, die da auf das Schloß zukämen. Herr, ſagte der Herr von Roye, es iſt der Ritter, der geſtern beym Turnier den Preis davongetragen. Meiner Treu, ſagte der König, es dünkt mich, als wenn dieß der junge Edle von Nevers wäre, und ſeine Freundin ihm zur Seite, der Lyſiardus ſo viel Schaden zugefügt. Wenn ſie es ſind, ſo denk ich, daß wir Neuigkeiten vernehmen, die Lyſiard kein Vergnügen machen werden. Da Gerhart in den Hof trat, waren wenig von des Königs Gefolge, die ihm nicht entgegen kamen; Gerhart ließ ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Der König, von dem er ſehr geliebt wurde, ſagte ihm, ihn umarmend: Gerhart, eure Ankunft iſt mir ſehr erfreulich, aber ich bitte euch, mir zu ſagen, was euch indeſſen begegnet iſt, daß wir euch nicht geſehen haben. Da der König dieſe Worte ſagte, drängten ſich alle Ritter herbey, um Gerharts Antwort zu hören. Dieſer erzählte dem König die ganze Verrätherey des Lyſiard, und wie er ſie entdeckt, und verſchwieg ihm gleichfalls nichts von dem, was ihm und ſeiner Freundin Euryanthe indeß begegnet war. Ueber dieß alles waren der König und ſeine Barone höchſt verwundert. Als Gerhart ſeine Erzählung beendigt hatte, ließ er ſich auf ein Knie vor dem König nieder, und flehte ihn an, daß er ihm erlauben möchte, dem Lyſiardus Leben gegen Leben zu beweiſen, daß er nimmer an ſeiner Freundin Euryanthe ſeinen böſen Willen verübt. Gerhart, ſagte der König, wenn es ſo iſt, wie ihr ſagt, ſo wird er, der nicht Gutes geſäet, auch nicht Gutes ernten. Somit ſandte er einige Ritter ab, daß ſie den Lyſiardus nach Hof rieſen. Dieſer, der nichts von Gerharts Ankunft wußte, war ſogleich bereit, den beyden Abgeſandten des Königs zu folgen. Da er an Hof kam, ſahe er den König auf einem Stuhl, der den Gerhart bey der Hand hielt, und neben ihm ſtand die ſchöne Euryanthe. Als Lyſiardus ſolches ſahe, wurde ihm nicht wohl zu Muth, dennoch faßte er ſich, wie einer, der mit der Verſtellung wohl bekannt iſt, und ging ohne Anſchein von Beſtürzung auf den König zu, indem er Gerhart und die andern Barone grüßte. Da Gerhart den erblickte, um deſſentwillen er in Bann gerathen war, ſtand er auf, und ließ ſich vor dem König nieder, indem er mit verſtändigen Worten ſagte: Herr König, ich halte dafür, daß ihr noch in euerm edeln Gedächtniß erhalten habt, wie dieſer Lyſiard mit mir eine Wette einging, daß mir all ſein Land zufallen ſollte, wenn er meine Freundin Euryanthe nicht zu ſeinem Willen bringen könnte. Im andern Fall aber, daß dieß geſchehe, ſollte ich ihm meine Grafſchaft Nevers und Rethel als Eigenthum überlaſſen. Darüber ging er nun nach Nevers, wo er eine falſche Alte fand, die es ſo weit brachte, daß er eines Males anſichtig wurde, das meine Freundin auf der rechten Bruſt hat, und das weder Mann noch Weib jemals geſehen, als ich und ſie. Da er nun wieder an Hof kam, behauptete er, daß er an meiner Freundin Euryanthe all ſeine Luſt verübt. Die Wahrzeichen, die er angab, machten, daß jedermann und ich ſelber ihm Glauben beymaß. Er aber, ſo oft er ſolches behauptet, wird eine Lüge ſagen, und ich ſelbſt habe gehört, da ich vor ihm in Nevers auf der Leyer ſpielte, wie er und die Alte ſich über dieſe Dinge miteinander beſprachen, da ſie mich nicht in der Nähe glaubten. Wenn er aber hievon das Gegentheil behaupten will, ſo bin ich bereit, meinen Leib gegen den ſeinigen im Gefecht zu ſtellen, und ſo ich überwunden und des Gegentheils überwieſen werde, mag mir das Haupt abgeſchlagen werden, und mein Land ihm verbleiben. Da Lyſiard den Gerhart alſo reden hörte, meinte er vor Zorn zu vergehen, doch that er nicht, als ginge es ihm ſehr zu Herzen, und ſagte zum Könige: Herr König, wollet nimmer ein ſolches glauben, ſondern bedenket, daß es einem Manne wenig darum zu thun iſt, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, wenn er erſt ſein Land und ſeine Freundin verloren hat. Dem ungeachtet mein ich, es wäre ihm beſſer geweſen, in der Verbannung zu bleiben, und daſelbſt ſeine Schande zu vergeſſen und zu verſchweigen, als daß er nunmehr dieſe Sache wieder aufgerührt hat, von der er ſchweigen ſollte. So ſagte Lyſiardus, und dann, da der Hochmuth in ihm überhand nahm, wandte er ſich noch zum König und ſagte: Herr, ſo möcht ihr mich denn in einem Dornenfeuer verbrennen oder unter großen Qualen ſterben laſſen, wenn ich ihn euch nicht noch vor Vesperzeit nackt und todt vor euch bringe.

Wie Gerhart von Nevers den Lyſiard Graf von Foreſt zum Kampf rief, und ihn die Verrätherey geſtehen ließ, die er an ſeiner Freundin der ſchönen Euryanthe begangen, worauf dieſer gefangen wurde.

Da Gerhart den Lyſiardus hörte, kam er hervor, ergriff den Zipfel ſeines Kleides, und bot ihn dem König dar. Da Lyſiardus das Ausforderungszeichen ſahe, nahm er es an; der König aber drang darauf, daß beyde Geißeln geben mußten. Der folgende Tag wurde nun zum Kampf angeſetzt, zu welchem ſich viele Barone und Ritter einfanden. Die Verwandten und Freunde der Kämpfer ſtellten ſich dem König vor, um ihre Bürgſchaften zu leiſten. Sodann ließ der König ſie waffnen. So wurden ſie auf die Wieſe geführt, und jeder beſtieg ſein Pferd. Nunmehr ſprach der König noch einmal mit beyden, um ſie zum Frieden zu bewegen, aber weder er noch einer von ſeinen Baronen konnten damit zu Stande kommen. Der Graf von Burgund, der gegenwärtig war, ſtand auf und ſagte ganz laut, daß der König und die Barone Unrecht hätten, dieſen Rittern zum Frieden zu rathen. Ihr Herren, ſagte er, ihr hört wie Gerhart den Lyſiardus der Verrätherey beſchuldigt. So wolle denn Gott nicht, daß ich mich irgendwo befinde, wo Verrath durch einen Vergleich bedeckt wird, ſondern es iſt nöthig, ihn darzuthun. Denn uns ſagt die Schrift, daß derjenige, der des Verraths beſchuldigt wird, auf Zeit ſeines Lebens befleckt iſt von der abſcheulichſten Sünde auf Erden. So dünkt es mich denn eine große Thorheit, daß wir ſie vom Kampf abhalten wollen. Denn ſelbſt wenn Lyſiardus nunmehr zufrieden wäre, dem Gerhart ſein Land wieder zu geben, ſo würde dennoch die Ehre ſeiner Freundin Euryanthe von der Schuld beflecket ſeyn, deren Lyſiardus ſie angeklagt hat, und ſo rathe ich denn ſowohl für einen, als den andern, daß man die beyden kämpfen laſſe. Da der König dieſe Worte vernommen, ſagte er, der Graf von Burgund habe ſo rechtlich als verſtändig geredet; ließ ſodann die heiligen Reliquien holen, auf welche beyde Kämpfer ſchwuren, Gerhart zuerſt, und nach ihm Lyſiardus. Nunmehr ſtiegen ſie auf reich bedeckte Pferde, und ritten nach dem Kampfplatz. Sie nahmen ihren Anlauf gegeneinander, und erreichten ſich mit ihren Lanzen ſo ſtark, daß ſie ſich gegenſeitig aus dem Sattel hoben, dergeſtalt, daß beyde ganz betäubt lange Zeit für todt auf der Erde lagen. Da ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, fochten ſie mit einander mit den Schwerdern, ſo daß ihnen weder Rüſtung noch Schild ganz blieb. Das Blut lief an ihnen herunter bis auf die Sporen, dergeſtalt, daß der grüne Boden unter ihnen von rothem Blute gefärbt war. So kämpften ſie lange gegen einander, ſo daß niemand ſagen konnte, wer von beyden der beſte war. Lyſiardus traf den Gerhart auf den Helm ſo ſtark, daß, wenn dieſer nicht ein wenig ausgewichen wäre, er auf der Stelle hätte todt bleiben müſſen, denn der Schlag war ſo groß und ſchrecklich, daß der goldne Reif mit Edelſteinen reich beſetzt um Gerharts Helm davon in zwey Stücken ſprang, und er noch beym Abgleiten ein Stück von deſſen Schild mit wegnahm. Nunmehr trat Lyſiardus ein wenig zurück, und ſprach alſo: Vaſall, beſſer wär es euch geweſen, mit eurer Freundin Euryanthe durch das Land zu gehen, nach Abentheuer ſuchend, ſo wie Gott ſie euch zuſchicken will, als daß ihr mit mir zu ſtreiten gekommen ſeyd. Denn ſo ihr nur durch Städte und Dörfer gehen wollt, ſo werden ſich genug finden, welche euch im Uebermaß Gold und Koſtbarkeiten ſchenken, damit ihr ihnen die ſchöne Euryanthe überlaſſet, ihre Luſt an ihr zu verüben. Ich aber bereite euch ein ſolches Gebäcke, daß ihr davon den Tod empfangen ſollt. Da Gerhart den Lyſiardus ſo reden hörte, antwortete er ihm kein einziges Wort, ſondern nahte ſich ihm ſo dicht er konnte, hob ſein Schwerd, und traf ihn mit ſolcher Gewalt auf den Helm, daß er ein Stück davon abſchlug, und zugleich ein Ohr und die eine Backe abhieb, dergeſtalt, daß dem Lyſiardus das Blut durch die Naſe ſprang.

Solche Noth und Schmerzen litt Lyſiardus, daß er glaubte, raſend zu werden, und da er nun einſah, daß er dem Tode nicht entweichen konnte, ſo that er durch Liſt und Verrätherey gar demüthig, und rief dem Gerhart zu: Edler Ritter, in welchem alle Tugenden zu finden ſind, und alle gute Gaben, ich bitte dich demüthig um Gnade, und daß du mir zu Hülſe kommeſt. So nimm denn mein Schwerd, verbinde mir die Augen, und erſchlage mich, nachdem ich dir erſt werde die greuliche Verrätherey gebeichtet haben, durch die ich dich und deine Freundin, die ſchöne Euryanthe beleidigt habe. Doch bitte und beſchwöre ich dich, du wolleſt dich eilen, denn ich fühle mich ſo ſchwach, daß ich mich nicht auf meinen Füßen halten kann, ſo komm denn und ſtütze mich. Sodann laß die Barone und den König rufen, damit ſie alle meine Uebelthaten von mir bekennen hören. Gerhart von Nevers, da er den ſchlechten Verräther ſo reden hörte, und ihn in groſſer Gefahr ſah, glaubte, daß jener ihm die Wahrheit ſage, und da er ſo gar ſittig und voller Mitleid und Güte war, nahte er ſich dem Lyſiardus, ſchnitt von ſeinem Hemd ein großes Stück ab, und bückte ſich, um die Wunden des Lyſiardus zu verbinden. Indem er ſich ſo bückte, ergriff Lyſiardus ein Meſſer, das ſehr ſtark und ſchneidend war, und an ſeinem Gürtel hing. Selbiges hob er auf, in Willens den Gerhart damit zu erſtechen. Gerhart aber, der gar verſtändig und behende war, da er den Lyſiardus den Arm aufheben ſah, wich er aus, und hob auch den ſeinigen, um den Stich abzuwenden. Doch konnte er es nicht ſo geſchickt machen, daß ihm das Meſſer nicht den Arm getroffen, und ſelbigen durchſtochen hätte. Da Gerhart den Stich fühlte, zog er ſich ein wenig zurück, und ſagte dem Lyſiardus mit großem Stolze: O falſcher Lyſiardus, Verräther und ſchlechter Ritter, ſo haſt du denn von neuem einen böſen Verrath geſponnen, den du mir gar theuer bezahlen ſollſt. Nunmehr hob Gerhart das Schwerd, und gab ſeinem Feind damit einen Hieb, der ſelbigem den Arm ſammt dem Schild abſchlug, und ihn ſo ſchmerzte, daß er ohnmächtig zu Boden ſank. Nun ſchnitt ihm Gerhart die Helmriemen ab, und ließ den König und die Barone rufen, damit ſie den Lyſiardus ſeine Verrätherey bekennen hörten. Da Gerhart ſie herbeykommen ſah, hob er ſein Schwerd, und rief dem Lyſiardus zu, er ſolle nun ſeine große Verrätherey bekennen, ſonſt wolle, er ihm ſogleich das Haupt abſchlagen. Da Lyſiardus den Gerhart ſo reden hörte und in ſich groſe Furcht vor dem Tode verſpürte, auch im Herzen dachte, er würde den König und die Barone bewegen können, daß ſie ihm Vergebung ſchenkten, ſagte er alles her, bis auf den kleinſten Umſtand; da ihn der König vernommen, ließ er ihn in die Hände der Richter liefern, um ihn nach Recht und Ordnung zu verurtheilen, und erhängen zu laſſen, welches auch vollzogen wurde, ſo wie er es wohl verdient hatte.

Wie der König Ludwig, der Dicke genannt, dem Gerhart die Grafſchaft Foreſt gab, und ihm die Grafſchaft Nevers und Rethel wiederſchenkte, und wie die alte Gundrieth verbrannt wurde, und die ſchöne Euryanthe, dem Gerhart vermählt.

Nachdem nun Lyſiardus todt war, nahm der König den Gerhart bey der Hand, und ſagte ihm, daß er ihm nunmehr die Grafſchaft Foreſt, und auch ſein eignes Land wieder zur Lehn gäbe. Hiemit nahm Gerhart ſeinen Helm ab, und leiſtete dem Könige die Huldigung gewaffnet, wie er war. Gerhart ging ſodann in ſeinen Gaſthof zurück, und der König gab ihm das Geleite. Hieſelbſt ſchickte er Boten nach Nivernois, damit die alte Gundrieth verbrannt würde; als nun ſelbige nach dieſer Stadt kamen, da war weder Groß noch Klein, das ſich nicht gefreuet hätte, ihre liebe Herrſchaft wieder zu bekommen, und die alte Gundrieth ihren Lohn empfangen zu ſehen, welche auf einem Dornenfeuer verbrannt wurde, unter großem Jubel des Volkes. Sodann kamen alle Barone und Edle der Grafſchaft Nevers an Hof, um ihren ehemaligen Herrn und ſeine Freundin die ſchöne Euryanthe wieder zu ſehen, vor der ſie niederknieten. Gerhart hob ſie alle auf, und herzte und küßte ſie, es war rührend anzuſchauen, wie ſie ihren Herrn und ihr Fräulein ehrten. Sodann verlangte der König, um dem Gerhart größere Ehre zu erzeigen, daß die Königin und alle Damen des Hofes, bey der Hochzeit der ſchönen Euryanthe gegenwärtig ſeyn ſollten, und es dauerten die Feſtlichkeiten und Luſtbarkeiten acht Tage lang. Der ganze Adel war dabey zugegen, und ich will euch nicht alles ſagen, was ſich von der Pracht, und den vielerley Ergötzlichkeiten des Feſtes erzählen ließe; doch darf ich wohl behaupten, daß lange vorher keine ſolche Feyerlichkeit gehalten worden, von Stechen und Turnieren, Tänzen und Geſängen und andern Luſtbarkeiten, noch von ſo großen und köſtlichen Geſchenken, als der König Ludwig und die Königin austheilten. Am neunten Tag reiſte der König ab von Montargis, und Gerhart mit der Gräfin Euryanthe, von vielen ihrer Verwandten und edeln Freundinnen begleitet, zogen nach ihrer Grafſchaft, und auch nach Foreſt, wo ihnen die Baronen und Ritter die Huldigung leiſteten. Sodann zog Gerhart wieder nach der Grafſchaft Nevers, wo er mit der Gräfin, ſeiner Frau, in guter Liebe und ſchönem Frieden ein langes Leben führte. Sie hatten mit einander zwey Söhne, gar ſchöne und vortrefliche Ritter, der eine hieß Ludwig, der andere Gerhart, nach ſeinem Vater. Sie wuchſen dergeſtalt auf, daß ſie an Schönheit und adelichem Weſen in Frankreich, und weit umher nicht ihres Gleichen hatten. Zu ihrer Zeit wurden ſie ſehr geehrt und gefürchtet. Der Aelteſte wurde Graf von Nevers, und der andere Graf von Foreſt, nach dem Tode ihrer Aeltern, für die ich unſern Herrn und Heiland bitte, daß er ihre Seelen zu ſich nehmen, und ſie in ſein Paradies führen möge; ſo wie auch die unſrigen, wenn wir dieſe Zeitlichkeit verlaſſen werden. Und ſo wie es geſagt iſt, endet denn die Geſchichte des Gerhart Graf von Nevers, und der ſchönen Euryanthe ſeiner Freundin, Tochter des Herzogs von Savoyen.

Lother und Maller

eine

Rittergeſchichte

Aus
einer ungedruckten Handſchrift
bearbeitet und herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Frankfurt am Main
bei Friedrich Wilmans.
1805.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Dieſes Ritterbuch iſt, einer Nachricht am Schluſſe der Handſchrift zu Folge, von der Frau Margaretha, Gräfin von Wiedemont und Herzogin zu Lothringen, in welſcher Sprache verfaßt, im Jahr Chriſti 1405; ins Deutſche überſetzt aber ward es von der Frau Eliſabeth, Gräfin zu Naſſau-Saarbrück, Tochter der vorgenannten Frau Margaretha und Herzogs Friedrich von Lothringen, im Jahr 1437. Nach den Worten der Einleitung zu ſchließen, müßte die Verfaſſerin ein noch älteres lateiniſches Original vor Augen gehabt haben.

Die Mittheilung der Handſchrift, welche nicht viel jünger ſcheint, verdanke ich der Güte meines verehrungswürdigen Freundes, des Canonicus Wallraff zu Kölln.

Außer dem Verdienſte der Erfindung und manches Eigenthümlichen in der Darſtellungsart, war es vorzüglich das darin aufgeſtellte Bild der ritterlichen Freundſchaft, was den Herausgeber beſtimmte, dieſen Roman der Vergeſſenheit zu entreiſſen; und nach dieſem Geſichtspunkte iſt auch der Auszug gemacht worden. Manche Fehden und Abentheuer, beſonders gegen das Ende des Buchs, die von der Art ſind, wie ſie in allen Rittergeſchichten vorkommen, hat man deshalb weggelaſſen.

Man betrachte dieſes kleine Buch als einen Nachtrag zu der Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters, wovon ſchon zwei Bändchen erſchienen ſind; denen auch noch einige andre weniger bekannte oder vorzüglich merkwürdige Stücke ähnlicher Art nachfolgen ſollen.

Erſtes Kapitel.

Eine ſchöne Hiſtorie will ich euch verkünden; die Worte darin ſind lieblich, und ſagen von hübſchen Abentheuern, welche in Wahrheit geſchehen ſind. Dies Buch iſt aus dem Lateiniſchen ins Welſche, und vom Welſchen ins Deutſche übertragen, und ſagt von zwei getreuen Geſellen, getreuere wurden nie erdacht. Sie waren beide Fürſten; der eine war König Karls Sohn von Frankreich, und hieß Lother; der andre war des tapfern König Galyens Sohn, und hieß Maller; ſeine Mutter, die ſchönſte Frau der damaligen Zeit, ward Roſemunde genannt.

Lother nahm in allen Tugenden zu, war fröhlich und heiter; darüber gefiel er allen Frauen ſo wohl, daß ſie ihn alle lieb hatten. Dies verdroß viele von der Ritterſchaft ſehr, ſie gingen hin vor Ludwig, König Karls Sohn, und klagten über Lother. Herr, ſprachen ſie, euer Bruder Lother gehet ſtets zu unſern Frauen, und wir können es auf keine Weiſe verhindern. Er läßt nicht ab, wenn ihr ihn nicht auf ſieben Jahre aus dem Lande verbannt; unterdeſſen wird ihm vielleicht der Schimpf vergeſſen, und dann würde er wohl verſtändig genug ſeyn, Gutes und Böſes zu verſtehen. Bliebe er aber hier, ſo mögtet ihr fürwahr wiſſen, er brächte eure hohe Verwandte in ſolchen Zorn und Unwillen, daß ihr und euer Vater nicht wiſſen werdet euch zu ſichern. Darum, Herr, bitten wir euch, dies euerm Vater vorzulegen. — Ich will es gern thun, ſprach Ludwig, ging zu ſeinem Vater, dem König Karl, und legte ihm die Sache vor.

König Karl ſchickte ſogleich nach ſeinem Sohn Lother; er kam, und mit ihm ſein Geſell Maller. Mein lieber Sohn, [illegible] König Karl an; meine Herrn, und Getreuen, und meine hohe Mannſchaft, die ſind um euren Willen ſehr erzürnt, und haſſen euch alle gar ſehr, wegen der Sache die ich euch ſchon oftmals verboten habe, aber das Verbot habt ihr nicht gehalten, welches mich nicht wenig betrübt. Nun muß ich über euch ein Urtheil ſprechen: Bei dem allmächtigen Gott und ſeiner lieben Mutter der reinen Jungfrau, bei allen Gottesheiligen im Himmel und dem guten St. Dyoniſius, bei meiner Krone die ich auf dem Haupte trage, und bei meinem Bart den ich in meiner Hand halte, und bei meines Vaters und meiner Mutter Seelen, finde ich euch in ſieben Jahresfriſt in den

Gränzen meines Landes, und ſollt ich darum ewiglich verdammt werden, ſo will ich euch in einen tiefen Thurm werfen, darinnen ihr in ſieben Jahren weder Sonn noch Mond werdet ſch[illegible]en ſehen. Als Lother ſeinen Vater ſo ſprechen hörte, erſtarrte ihm das Blut in ſeinen Adern. Lieber Herr und Vater, fing er an, wer euch dazu rieth, der iſt ſicher nicht mein Freund, darum bitte ich euch ſehr, ſeyd mir nicht ſo ungnädig, ich hoffe, ich habe dies nicht verſchuldet, ich ~~bitte euch um Gottes~~ willen, berathet euch eines Beſſern. — Es mag und kann nicht anders ſeyn, ſprach Karl; nehmet Goldes und Silbers ſo viel ihr bedürft, auch von meiner beſten Ritterſchaft, die euch anſtehet, ziehet in ein anderes Land und erwerbet Ehre. Streitet gegen die Heiden, und gerathet ihr in eine Noth, ſo laßt es mich wiſſen, daß ich euch zu Hülf komme. Fürwahr, mein lieber Sohn, ihr müßt ſieben Jahre lang aus ſeyn, ſolches iſt mir getreulich gerathen worden; werdet ihr nicht thun, was ich euch heiße, ſo habt ihr niemals Friede mit mir. Gedenket alle Wege nach Ehre zu ſtreben, wie Geryn von Mangelen that, der daſſelbe Land mit ſeiner Hand gewann, dazu ich ihm verhalf. Leget ihr euch auch ſo wohl an, ſo will ich euch auch helfen. Seyd fromm und getreu, ſo will ich euch für einen Sohn halten; ſeyd ihr dies aber nicht, ſo werde ich euch ſtets verläugnen. Vater, ſprach Lother, ich will thun, was ihr mich heißt. Mallern, meinen Geſellen, will ich mitnehmen, und mehrere andere Ritter, die ich gern habe. Gott empfohlen, mein lieber Vater; ich bin nicht Willens, wieder zu kommen, ich habe dann Ehre und ein Königreich gewonnen. Der König ſprach: damit erfreueſt du mich gar ſehr.

Wohlan, liebe Geſellen, rief Lother ſeinen Rittern zu, als er von ſeinem Vater fortgegangen war, wir wollen fort, mein Vater hat mich verbannt auf ſieben Jahre aus dieſem Lande; mein Herz ſagt mir, ich werde nimmer ein Erbe in dieſem Reiche. — Lieber Herr, ſprach Maller, verzaget nicht, diejenigen welche dem Kaiſer euerm Vater dies riethen, die werden ſchon ihren Lohn davon tragen; euch zum Schaden war es erdacht, aber ich hoffe, es ſoll euch zur Ehre und zum Nutzen werden; ein junger Mann muß nicht zu Haus bleiben, ſondern im fremden Lande ſein Glück ſuchen und Ehre erwerben, denn daheim mag es ihm wohl nicht gelingen. Ich zieh mit euch, und will euch treulich dienen. Mit dieſen Worten umarmte er ihn, und tröſtete ihn. Lother ward getröſtet, und ſprach lachend: Ich hoffe, Gott wird mir helfen; wir wollen uns ihm befehlen und uns die Reiſe leicht werden laſſen. Damit hieß Lother ſeinen Gefährten, daß ſie ſich bereit machen, und ihre gute Rüſtungen anlegen ſollten. Maller, wie die übrigen Ritter, bereiteten ſich köſtlich, und ſtellten ſich vor dem Pallaſt wohl gerüſtet und im Zeuge. Lother ſaß auf ſein Roß, nahm Abſchied von den Herrn und der Ritterſchaft. Dieſe weinten alle, da ſie Lother fort ziehen ſahen; jene aber die dazu gerathen, die lachten und waren fröhlich.

Zweites Kapitel.

Lother und ſeine Geſellen zogen aus Paris, nachdem ſie Goldes und Silbers in Menge vom Kaiſer Karl erhalten, und ritten nach der Lombardei in eine Stadt, Pavie genannt, wo Lother ſeinen Oheim, ſeiner Mutter Bruder, fand. Er zog mit ſeinen Geſellen nach einer Herberge in der Stadt, und nachdem ſie ihre Rüſtungen abgelegt, gingen ſie alleſammt zu der Burg, wo ſie den König Danſier, den Oheim Lothers, in dem Garten unter eines Oelbaums Schatten fanden, wo er ſaß und mit einem ſeiner Ritter Schach ſpielte.

Gott wolle meinen Herrn Oheim behü-
en, ſprach Lother als er vor ihn kam. Da
and König Danſier auf und empfing ſie
ehr freundlich. Wie geht es euerm Vater,
en ich ſehr lieb habe? fragte er den Lother.
ihm geht es ſehr wohl, antwortete Lother,
ber ich bin bei ihm verläſtert worden, daß
r mich auf ſieben Jahre aus ſeinem Lande
erbannt hat. Dies erſchrecke euch nicht,
agte König Danſier, ich bin reich genug,
nd laſſe euch ſicher nicht ſtecken; ein Bie-
rmann verläßt ſeine Freunde nicht in der
oth. Herr Oheim, ſprach Lother, ſchweigt
von, daß ich bei euch ſollte verbleiben,
zu bin ich noch zu jung; ein junger Mann
uß ausreiten, und ritterliche Abentheuer
chen, und weder des Winters noch des
ommers achten; was er ſich dann in der
ugend erſtritten, des mag er ſich im Alter
ohl erfreuen. Darum, lieber Herr Oheim,

bin ich Willens, gegen die Heiden zu ziehen, und Abentheuer zu ſuchen. Ihr redet ſehr wohl, ſprach König Danſier. Während ſie mit einander ſprachen, trat zu ihnen Otto, König Danſiers Sohn, ein Jüngling von ſchöner Geſtalt, hübſchem Angeſicht, und röthlichem Haar; als dieſer hörte, wie es dem Lother ergangen, und daß er ſo verbannt worden, da ſchwur er ihm, er wolle ihn niemals verlaſſen; aber er log ihm das, wie ihr hernach wohl hören werdet.

Nachdem Lother wohl vierzehn Tage bei ſeinem Oheim zugebracht, ſprach er zu Otto: Vetter, ich will nun über die Heiden, willſt du mit mir ziehen, ſo will ich gern alles mit dir theilen was ich gewinne. Ja, Vetter, ſprach Otto, ich will mit euch ziehen, und will auch meine Ritterſchaft mit mir nehmen, wofern ihr mir ſchwören wollet, dies ganze Jahr lang meinen Namen zu tragen, und mich dafür den eurigen führen zu laſſen; ihr und eure ganze Ritterſchaft müßt es mir auf dem Altar zuſchwören, daß ihr dies ganze Jahr hindurch von ihnen nicht anders wollet gehalten ſeyn, als wäre ich es, und ich muß dafür ſtatt eurer gelten. Das will ich ſehr gern thun, ſagte Lother, ſchwor es ihm auch mit allen ſeinen Geſellen vor dem Altar zu. Darauf nahmen Lother und Otto Urlaub von dem Könige; dieſer befahl ſeinem Sohn, daß er Lothern in Ehren halten, und alles thun ſollte, was ihm angenehm wäre. Darauf ritten ſie hinweg.

In dem Römerlande kamen ſie in einen Wald, vor eine Burg, in dieſer meynten ſie die Nacht zuzubringen. In dieſer Burg lagen aber Räuber verborgen, wohl zweihundert an der Zahl. Man ſpricht, und es iſt auch wahr: Wie man ſich vor heimlichen Dieben nicht wohl verwahren kann, ſo mag einem auch niemand mehr betrügen, als dem man am meiſten vertraut. So geſchah es dem Lother, er traute ſeinem Vetter Otto gar viel, aber dieſer betrog ihn fälſchlich, denn wie ſie in der Burg zu Tiſche ſaßen, wo ſie zuerſt von dem Räuberhauptmann waren gütlich empfangen worden, ſprangen, als ſie ſich keines Ueberfalls verſahen, die Räuber alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fielen ſie an. Sobald als nun Otto dies gewahr wurde, ließ er ſeinen Vetter Lother und die Uebrigen in der Noth, ſuchte ſich mit der Flucht zu retten, und lief hinaus. Lother und die Seinigen kämpften friſch mit den Räubern, mit ſolcher Mannskraft, daß die Räuber überwältigt wurden, und entflohen. Lother und ſeine Geſellen ſetzten ihnen nach. Als Otto dies gewahr wurde, ſtieg er von dem Baum herab, auf welchem er ſich gerettet hatte, zog ſein Schwerdt heraus, und lief auch mit den andern den Räubern nach. Vetter, rief er Lothern zu, wir mögen wohl Gott danken, daß wir die Mörder überwunden haben. Freilich, rief Maller, ihr habt ſehr viel, dazu beigetragen, es liegen ihrer viel, die ihr erſchluget. — Nun blieben ſie die Nacht in der Burg und ruhten aus. Den Morgen begaben ſie ſich auf den Weg, gingen über Rom nach Conſtantinopel zu. Sie mußten über Meer. Als ſie eingeſchifft waren, ſprach Lother: Nun laßt uns fröhlich ſeyn: unſer erſtes Abentheuer mit den Mördern haben wir glücklich geendet; Gott wolle uns ferner helfen. Euch alle bitte ich aber, daß wir bei einander bleiben und uns nicht einander verlaſſen, wenn uns wieder etwas begegnet. Das ſchworen ihm alle zu, mit frohem Muthe.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52568-0
SCHLEGEL,F. FN. 09694/018

Sobald ſie ans Land getreten waren, wurden ſie ſogleich wieder von Räubern überfallen, die mit großem Geſchrei auf ſie zu kamen. Otto wandte ſogleich ſein Pferd um, und ritt in einen Buſch, nah am Ufer. Hier verbarg er ſich, während Lother und die Ritter ſich mit den Räubern ſchlugen. Maller ſah es, wie er ſich verbarg, ritt hin und fand ihn hinter der Hecke ſitzend. Du falſcher Dieb, rief Maller, möge Gott dich verfluchen, daß du deinen Vetter Lother in ſolcher Noth magſt allein laſſen! Nahm einen Stecken und ſchlug ſo auf Otten, daß dieſer, ihm entfliehend, in das Waſſer fiel; worauf Maller ihn aber wieder bei einem Beine heraus zog, und ihn vor ſich her in den Streit jagte. Er ſagte es dem Lother, wie er den Otto hinter einer Hecke hätte ſitzend gefunden. Bei meiner Treue, ſprach Lother, ich war ein Thor, daß ich ihn mit mir ausführte, und noch dazu meinen Namen mit dem ſeinigen vertauſchte. Der Streit war ſehr groß, doch wären ſie dieſesmal nicht ſo gut als das erſtemal weggekommen, wäre nicht der Richter des Landes, ein ſehr tapfrer Ritter, ihnen zu Hülfe geeilt. Die Räuber wurden geſchlagen, und Hände und Füße ihnen abgehauen. Darauf führte der Richter Lothern und die Ritter alle in ſein Haus, nachdem er gehört, daß ſie gekommen ſeyen, König Orſchier zu dienen und ihm zu helfen in ſeinem Krieg gegen die Heiden. Der Richter führte ſie dann zum Könige, dem er erzählte, wie er ſie mit den Räubern kämpfend angetroffen, und wie ſie gekommen ſeyen, ihm gegen die Heiden zu helfen. König Orſchier war dieſer Söldner ſehr froh, und beſonders da er vernahm, daß ſich des Königs Sohn von Frankreich dabei befände.

Drittes Kapitel.

König Orſchier nahm Otten bei der Hand: Lieber Herr, ſagte er, wie nennt man euch, und wo kommt ihr jetzt her? — Herr, ſprach Otto, ich heiße Lother, und bin des König Karls Sohn von Frankreich. Ich freue mich, entgegnete Orſchier, daß ihr hergekommen ſeyd, mir in meiner Noth beizuſtehen. Ihr ſollt hier an meinem Hof leben, ich will euch gütlich thun, und will euch meine Tochter Zormerin zur Frau geben; ſie iſt ſo ſchön, meine Tochter, als ihr wohl nimmer ein ſchöneres Weib ſahet. — Herr, antwortete Otto, ich wäre wohl ein

Thor wenn ich dies nicht annähme, ich danke euch ſehr dafür. Hier kam Zormerin die Stufen herab zu ihnen; zwei Herzoginnen führten ſie. Komm her, meine liebe Tochter, ſprach der König, hier iſt Lother, des Königs Sohn von Frankreich, empfange ihn freundlich, und danke ihm, er iſt hergekommen mir zu helfen; ich habe dich ihm verlobt, du wirſt, wills Gott, gut mit ihm berathen ſeyn. — Er und ſeine Geſellen ſollen mir willkommen ſeyn, ſprach Zormerin; auch ſehe ich dort hinten einen ſchönen Ritter ſtehen, er iſt von edlerer Geſtalt, als einer unter ihnen, ich wünſche wohl zu wiſſen, wer er wäre?

Er heißt Otto, ſprach der König, er iſt mit Lother aus Frankreich gekommen.

Zormerin war ſehr ſchön und verſtändig, man mochte ihres Gleichen wohl ſelten finden. Otto dachte in ſeinem Herzen:

Wann doch nur erſt die Zeit wäre, daß ich könnt' in ihren Armen liegen und mich mit ihr ergötzen, und ſollte Lother und ſeine Geſellen auch alle darum an dem Galgen hängen. Er weiß nichts als zu kämpfen; ich ziehe es vor, bei den Frauen zu bleiben; was hilft es einem Mann, wenn er im Streit erſchlagen wird? er wird gar bald vergeſſen; ich lobe mir ein gutes Leben, daß man zarte Speiſe und guten Wein zu ſich nehme, denn das iſt des Leibes Arznei. Maria, Mutter Gottes, wie ſchön iſt dieſe Zormerin; wie hat Lother ſich nun ſelber betrogen, denn nun werde ich ſie unter ſeinem Namen heirathen.

Sie ſaßen zu Tiſch, König Orſchier und ſeine Tochter, und Otto ihnen gegen über. Maller wäre vor Zorn darüber faſt unſinnig geworden, und ſprach zu Lother: Herr, wie ſeyd ihr doch ein Thor geweſen, daß ihr dies nicht eher bedacht! — Lother hieß ihn ſchweigen und tröſtete ihn mit guter Hoffnung, aber er ſelber war in ſeinem Herzen nicht fröhlicher darum, und verfluchte die Stunde in welcher er ſeinen Namen mit Otto getauſcht. König Orſchier ſagte zu Otto, er ſolle ſeine Gefährten nach der Herberge in die Stadt ſchicken, ihn ſelber aber hieß er in der Burg bleiben, um gleich bei ihm zu ſeyn, wenn die Heiden ihn überfielen. Sobald der Krieg geendet, fügte er hinzu, ſo will ich euch meine Tochter geben, und ſobald ich nicht mehr bin, ſo ſollt ihr König dieſes Landes ſeyn. — Otto bedankte ſich ſehr für dieſe große Gaben.

Lother und Maller zogen in die Stadt mit ihren Geſellen, und wohl mit dreißig Pferden zu einem Wirth, der hieß Salomo.

Otto und die Seinigen blieben am Hofe, und hätten gern geſehen, daß Lother und

Maller an dem Galgen wären, denn ſie fürchteten ſie. Zormerin erzeigte dem Otto alle Ehre, die ſie glaubte dem Sohne des Königs von Frankreich ſchuldig zu ſeyn. Otto, als er die ſchöne Zormerin immer vor ſeinen Augen hatte, und in Freuden am Hofe lebte, vergaß des Lothers und ſeines Geſellen Mallers in der Herberge, und bekümmerte ſich ſo wenig um ſie, als wären ſie Heiden. Lother verzehrte alle ſein Gut daſelbſt; als er nichts mehr hatte, verkaufte er nach und nach alle Pferde, ausgenommen ſein eignes vortrefliches Roß; er hatte es von ſeinem Vater bekommen, und ſeine Geſellen wollten es nimmer zugeben, daß er es verkaufen ſollte. Der Wirth war ein Biedermann, er gab ihnen zu eſſen auf Glauben, und lieh ihnen dann noch an zwanzig Mark dazu, weil er wohl ſah, wie Lother ſich adlich hielt. Aber die zwanzig Mark halfen nicht viel, Lother hatte ſie ſehr bald ausgegeben; er kaufte ſeinen Rittern Kleider dafür, nebſt übrigem Zugehör. Herr, ſprachen endlich die Ritter, es iſt in Wahrheit thöricht von euch, daß ihr nicht dem Könige Orſchier ſagt, wie der Schalk Otto übel mit euch verfährt, und wie ſich die ganze Sache mit euch verhält; wollt ihr aber euern Eid nicht damit beflekken, ſo wollen wir in Gemeinſchaft vor den König treten und es ihm vorſtellen. Euer Vater, König Karl, hatte einſt den Ogier von Dänemark gefangen, und geſchworen, er wolle ihn tödten; wer ſich unterſtand, für ihn zu bitten, den haßte er und ließ ihn ſogleich um das Leben bringen; damals entſchloß ſich auch die ganze Ritterſchaft, daß ſie gemeinſchaftlich vor den König traten und ihn für den Ogier baten; ſo wollen auch wir jetzt thun. — Ihr Herrn, antwortete Lother: Bei der Jungfrau, die Gott unter ihrem Herzen trug, wer von euch mir dieſes thun wollte, der müßte von meiner Hand ſterben. Der iſt kein Biedermann und keine Treue iſt in dem, der ſeinen Eid nicht feſt in ſich hält. Sollte ein Mann um Armuths willen ſeine Seele beladen? Ihr wißt es wohl, was wir dem Otto auf dem heiligen Altar geſchworen; will er nun Uebels thun, ſollen auch wir darum Uebels thun? Eher wollte ich Steine auf meinem Nacken tragen, ehe ich meinen Eid fälſchte, und ihn nicht grade und unbefleckt hielt! Laßt uns ſtets aufrichtig im Dienſte Gottes leben, ſo wird er uns auch ſicher lohnen. — Die Ritter, als ſie Lothern ſo wohl reden hörten, gingen hinaus und weinten.

Sie gingen darauf zu Tiſche; ihrer waren wohl an vierundzwanzig, aber ihr Vorrath an Speiſen langte kaum für zehne zu. Der Wirth theilte, als ein Biedermann, alles was er hatte mit ihnen, gab ihnen wohl zwanzig Krüge mit Wein, und auch der Speiſen genug. Dieſer Wirth zeigte ſich als ein rechtſchaffener frommer Mann. Denn als Otto erfuhr, wie es dem Lother in der Herberge ging, und wie große Armuth er leiden mußte, da freute er ſich deſſen von ganzem Herzen, ging auch zum König Orſchier, und beredete ihn, daß er jemand ſollte nach der Herberge ſchicken, um dem Lother ſein gutes Pferd abzuhandeln, denn er meynte, in der Noth würde dieſer es gern um Geld verkaufen. König Orſchier ſandte einen Ritter deshalb nach der Herberge, dieſer fand den Lother, als er mit ſeinem Wirth ſpielte, um ſich den böſen Verdruß zu vertreiben. Als nun der Ritter ſeine Botſchaft, wegen des Pferdes, angebracht, ſprach Lother zu ſeinen Gefährten: Ihr Herrn, ich muß nun wohl mein Roß verkaufen, um den

Wirth davon zu bezahlen. Da der Wirth nun dieſes hörte, ſprang er hervor und rief: So mir Gott helfe, ihr ſollt meinetwegen euer Roß nimmer verkaufen, und ſollte ich zehen Jahre vergebens warten, und ſollt' ich alles was ich habe dabei verlieren! Geht nur wieder zu euerm Herrn, indem er ſich zu dem Boten wandte, ſagt ihm, ſeinem Verwandten ginge es ſchlecht, aber das Roß ſollt ihr dennoch nicht mit euch führen, eh' wollt ich ihm mit einem Stecken die Beine entzwei ſchlagen. — Ueber dieſe Rede des Wirths lachte der Ritter in ſeinem Sinn, denn ſie gefiel ihm gar wohl. Darauf nahm er Abſchied von dem Wirth, von Lother und ſeinen Geſellen, und ging wieder nach der Burg, wo er dem Könige und Otten alles wieder erzählte; darüber ward Otto ſehr verdrüßlich.

Haſt du wohl vernommen, lieber Maller, fragte Lother, was Otto gegen mich im Sinne hat? Gott wolle ihn ewig verdammen! — Amen! rief Maller; Maria, Mutter Gottes, wann wollen doch die Heiden kommen, daß man dann möge ſehen, welch ein Mann der falſche Verräther iſt! Käme es zur Schlacht, ſo verlör er zur Stund ſeinen Namen wieder, denn er wagt es nimmer zu kämpfen.

Viertes Kapitel.

Lother lag eines Tages in ſeinem Bette, und ſah ſein Hemd an, daß es ſehr unrein war. Hemd, ſprach er, es iſt ſehr lang her daß du nicht gewaſchen biſt, das kränkt mich am meiſten. Maller, lieber Geſell, nimm mein Hemd, gieb es einer Frau, daß ſie es waſche, ich will im Bette liegen bleiben bis es trocken iſt. —, Sehr gern, lieber Herr, ſprach Maller, nahm es, und ging damit hinaus, des Morgens ganz früh. Ich werde keine Frau ſuchen, ſondern ich ſelbſt will dich waſchen, du Hemd, ſprach er; denn einer ſchlechten Frau gönnte ich es nicht, daß ſie dich waſche, und eine edle wird es nicht thun. Er ging aus dem Haus hinaus, und durch die Stadt, bis an die Burg, wo ein ſehr ſchöner Garten lag, worinne viel ſchöne Bäume waren. Von ungefähr hatte der Pförtner den Garten nicht wohl verſchloſſen, ſo daß die Thür weit offen ſtand. Maller ging hinein, und kam zu einem Brunnen, mitten in dem Garten; das Waſſer lief hell und klar aus goldnen Löwenköpfen in ein großes Becken von weißem Marmor, einen ſchöneren Brunnen konnte man nicht erdenken; auch ging eine marmorne Treppe von hier nach einem Gang, auf marmornen Säulen, wo Zormerins Kammern waren, denn der Garten lag gerade hinter der Burg. Als Maller den Brunnen ſah, warf er das Hemde hinein, und wuſch und rieb es mit ſeinen Händen gar fleißig. In derſelben Zeit kam Zormerin mit ihrem Fräulein, Scheidechin genannt, die Stufen herab in den Garten, und als ſie den Ritter an dem Brunnen gewahrte, ſchlichen ſie ſich leiſe hinter einer Hecke nah dabei, um ihm zuzuſehen wie er das Hemd ſo fleißig wuſch und rieb. Während dem ſprach Maller ganz laut mit ſich ſelber, als ob er zu dem Brunnen redete: Ach du ſüßer Brunnen, könnteſt du ſprechen, ſo mögteſt du dich wohl berühmen, daß du heute mit deinem Waſſer das Hemd des tapferſten Ritters haſt gewaſchen, der je auf Erden gelebt, oder der jemals Waffen hat getragen. Verflucht ſey doch die Stunde, da er ſeinen Namen hat verwechſelt mit dem falſchen verrätheriſchen Rothkopf, dem Otto; erbärmlich iſt es, daß ein Mann von ſo edler Abkunft nun ſolche Armuth leiden muß! — Als Zormerin dieſe Worte hatte vernommen, ſchlich ſie ſich leiſe wieder mit ihrer Jungfrau die Stufen hinauf nach ihrem Gemach, und befahl dieſer, daß ſie ſogleich wieder hinunter gehen und den Ritter zu ihr führen ſollte, den ſie unten die Worte habe ſagen hören.

Scheidechin, Zormerins Fräulein, ging ſogleich hinunter, wo ſie Mallern noch an dem Brunnen antraf, und richtete die Botſchaft ihrer Gebieterin aus. Maller folgte ihr auch ſogleich nach, in das Gemach der Prinzeſſin. Er fand es ſo ſchön, und mit ſolcher Pracht verziert, daß er darüber erſtaunte. Zormerin ſaß auf einem hohen Seſſel, der mit Gold und edelm Geſtein gar wohl geziert war. Maller ſah ſie an, und es überlief ihn kalt, da ihm zu gleicher Zeit die Worte einfielen, welche er am Brunnen mit ſich ſelber geredet. Er kniete vor ihr nieder, und ſprach: Der Gott, der um unſrer Erlöſung willen die Marter litt, der wolle die Prinzeſſin Zormerin, und alles was ihr lieb iſt, in ſeinen Schutz nehmen! Ich bitte euch, ihr wollet meinem Herrn zu eſſen ſchicken, er liegt faſtend von geſtern Morgen her in ſeinem Bette. — Wie heißt euer Herr, fragte Zormerin, deſſen Hemd ihr gewaſchen habt? — Maller erſchrack ſo ſehr, daß er nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. — Erſchreckt nicht, lieber Herr, fing Zormerin wieder an; wer in fremde Länder reiſt um Abentheuer zu ſuchen, oder auch um Ehre zu erwerben, der kann nicht zu jeder Stunde alles haben, deſſen er bedarf, oder was er gerne hätte. — Jungfrau, fing Maller an, ich geſtehe es euch, wäre mein Herr Otto, in ſeiner Heimath in Lombardey, ſo wäre er reich und verſorgt. — Wie iſt es denn, daß ihr ihn Otto wollt nennen? Mich dünkt, ihr verwandelt ſeinen Namen, denn ich hörte euch ſagen: der Brunnen leiſtete den Dienſt dem beſten Ritter, der heißet Lother, und iſt des König Karls Sohn aus Frankreich? ſo hörte ich euch ſprechen; auch ſagtet ihr noch: verflucht ſey die Stunde, daß er ſeinen Namen verwechſelte; meine Jungfrau wird es bezeugen, daß ich euch dies ſagen hörte. — Ja wohl bezeuge ich es, ſprach Scheidechin, und da ich euch das Hemd ſo mit euern Händen reiben ſah, da hätte ich euch gern ein Waſchholz bringen wollen.

Frauen, ich kann es nicht leugnen, antwortete Maller, es iſt wahr, ich habe das Hemd des tapferſten, des frommeſten Ritters gewaſchen, mit meinen Händen; könnt ich aber auch ein Königreich damit gewinnen, ſo möchte ich keinem lebenden Menſchen ſeinen wahren Namen ſagen, weil ich einen theuern Eid geſchworen habe, es nicht zu thun. — Als Zormerin dies hörte, dünkte es ihr ſchlimmer, daß ſie dieſe Sache nicht gründlich und ganz zu Ende hören ſollte, als wenn ſie gar nichts davon erfahren hätte. Denn es iſt gemeinlich ſo der Frauen Art: ſo man ihnen etwas zu erzählen beginnt, wird all ihr Sinn bewegt, und ſie gewinnen keine Ruhe, bis ſie auch das Ende davon erfahren. Sie fragte alſo den Maller noch einmal, da er aber darauf beſtand, er dürfe es keinem Menſchen entdecken, ſprach ſie: — Hört eine Liſt; ich will mit Scheidechin in eine andre Kammer gehen, dann entdeckt ihr hier der Erde euers Herrn Namen, dies kann mit eurem Eide ſehr wohl beſtehen; ſollt ich es dann von ungefähr auch hören, ſo will ich es doch nimmer jemand ſagen, bis die Zeit um iſt. — Werthe Frau, ſprach Maller, ich will thun was ihr befehlt; verſündige ich mich an meinem Eid, ſo will ich Gott ſtündlich bitten, daß er es mir wolle verzeihen um euerntwillen. — Da entfernte ſich Zormerin und Scheidechin, und gingen in eine andre Kammer.

Erde, ſing Maller an: höre zu; dir will ich klagen von dem großen Schalk, dem Otto von Lombardey; der hat meinen Herrn mit glatten Worten dazu verführt, daß er ſeinen Namen mit dem des Otto vertauſchte, der nun den Namen meines Herrn trägt, der iſt: Lother, König Karls Sohn von Frankreich! Darum bietet jetzt König Orſchier dem Otto ſolche große Ehre, in meines Herrn Namen, während mein Herr ſich in Ottens Namen ſo ſchämen muß, und ſolche Armuth erleiden, nebſt ſeinen Geſellen; niemals hat ein ſo großer Herr ſolche Armuth leiden müſſen. — Eh er noch weiter reden konnte, ſprang Zormerin aus der Kammer hervor, und ſprach: Lieber Geſelle, dein Herr ſoll genug bekommen. O fürwahr, mir hat dieſe Verrätherei lange ſchon geahnt, oft ſah ich in der Kirche wie deinem Herrn die heißen Zähren über die Wangen liefen, daß es mich jammerte. Mein Herz hat es mir gleich geſagt, es hat mehr nach ihm geſtanden als nach dem Verräther Otto, wenn gleich mein Vater mich dieſem zum Weibe zugeſagt, aber nimmer, nimmer ſoll er mich haben; denn wer mich zum Weibe haben will, der muß mich erſt verdienen. Wie heißt ihr, Geſelle? — Ich heiße Maller. — Lieber Maller, zur glücklichen Stunde habt ihr euers Herrn Hemde am Brunnen gewaſchen, ich will euerm Herrn ſo viel ſchicken, daß er die Armuth, welche er und ſeine Geſellen erlitten haben, bald vergeſſe und daß er ſich mit ihnen wohl ergötzen mag.

Sie holte Hemden und Kleider von ihrem Vater, gab ſie Mallern, daß er ſie ſeinem Herrn in ihrem Namen bringe, darzu auch einen koſtbaren Gürtel. Maller dankte ihr, nahm Urlaub von ihr, und ging deſſelben Wegs, den er gekommen war, wieder zu ſeinem Herrn in die Herberge. Wo kömmſt du ſo eilends her? Da warf Maller was er auf ſeiner Schulter trug auf das Bett. — Haſt du dieſe köſtliche Kleider einem reichen Mann geſtohlen? fragte Lother, ſo trag ſie nur wieder dahin woher du ſie genommen haſt, nimmermehr ſollen ſie an meinen Leib kommen. — Man ſollte mich billig rühmen, rief Maller, daß ich ſo geſchickt war, einen reichen Mann zu beſtehlen; hätte ich einen Armen beraubt, ſo wäre ich den Galgen werth! Lieber Herr, nehmet des reichen Mannes Gut hin, die Sünde will ich tragen, und will ſie dazu nimmer beichten. Iſt es nicht beſſer, einen Reichen beſtehlen, als einen Armen Hungers ſterben laſſen? — So ſprach Maller im Scherz, ſeinen Herrn neckend; doch als er ſah, daß dieſer gar zornig um des geſtohlnen Gutes ward, da fing er ernſtlich an, ihm die Wahrheit zu erzählen, wie die Königstochter ihn am Brunnen gewahrte, wie ſie ihn durch ihr Fräulein zu ſich berief, und alles was ſich hier zugetragen. Da Lother den Verlauf gehört, freute er ſich herzlich. Sehr lieb iſt es mir, ſprach er, daß du deinen Eid nicht gebrochen haſt, denn wahrlich, lieber Maller, ſo du dieſes hätteſt gethan, ich wäre dir nimmer wieder hold. — Nun, lieber Herr, habt guten Muth; wenn es euch gefällt, ſo will ich ein Bad für euch beſtellen, darin ſollt ihr euch baden ehe ihr die weiſſen Kleider anthut. — Das wäre mir ſehr lieb, antwortete Lother, nur fürchte ich, die Wirthin wird es nicht bereiten wollen, weil ich ihr ſchon ſo viel ſchuldig bin. Maller ſchwieg, und ging hinaus zur Wirthin. Da er ſie fragte: ob ſie ſeinem

Herrn ein Bad bereiten wolle, da war ſie ſehr freundlich, und ſagte: ſie wolle es gern thun. Indem ſie noch mit ihm redete, kam ein Knecht vor die Thüre, der führte ein Pferd mit Gold und Silber ſchwer beladen. Dieſen Schatz, ſprach der Knecht, ſendet die Prinzeſſin Zormerin, des Königs Tochter, dem Gaſte der hier in der Herberge liegt; ſie hat vernommen, wie er große Armuth hier leiden muß, dies wird ſie nimmer geſchehen laſſen. — Maller nahm das Geld und trug es in die Kammer zu ſeinem Herrn. Sehet, lieber Herr, rief er, das kömmt euch von der ſchönen Zormerin. Gott beſchütze ſie! rief Lother. Nun will ich wieder fröhlich eſſen und trinken, nun ich meinen Wirth bezahlen kann; auch will ich, nach dem Bade, mich auf mein Roß ſetzen und mich etwas erreiten; es iſt mehr als vier Wochen her, daß ich auf kein Pferd gekommen bin, denn ich

Fünftes Kapitel.

Zormerin ging zu ihrem Vater und ſprach zu ihm: Geliebter Herr Vater, ihr habt ſo viel fremde Söldner in der Stadt liegen, ſo ſtellt doch einmal ein Turnieren an, ich bitte euch darum, und verſprecht dem, der den Dank verdient, ein ſchönes Roß zu geben. Auf dieſe Weiſe mögt ihr ſie erproben, und wohl erfahren, was jeder unter ihnen werth iſt; denn wie ihr wißt, wird König Pynar bald gegen dieſe Stadt ziehen, dann iſt es wohl gut, daß ihr wiſſet, auf welchen unter euern Dienern ihr euch am beſten verlaſſen könnt. — Liebe Tochter, antwortete der König, ich wollte dies ſchon ſehr lange immer thun, aber Lother von Frankreich hat es jederzeit verhindert. — Wäre Lother fromm und tapfer, ſprach Zormerin dagegen, und wäre von dem edeln Blut, deſſen er ſich rühmt, ſo würde er es ſicher nicht verhindern, vielmehr würde alle ſein Trachten und Sinnen darnach ſtehen, oft zu turnieren und zu ſtechen. Ich ſchwöre bei dem Gott der mich erſchaffen hat, wäre er auch ein König über zehn Könige, ich würde ihm dennoch nimmermehr zu Theil. Nimmer will ich mich einem Feigen vermählen! Der mein Gemahl wird, derſelbe muß nach euch dieſes Land regieren: ein feiger, verzagter Mann, der würde es gegen die nahen Heiden gar übel beſchirmen! — Dies hörte der König gern von ſeiner Tochter; ließ auch ſogleich in die Stadt ausrufen, wie er ein Stechen vor dem Pallaſt veranſtalten laſ-

Nämlich: ſechs Bretter ſollten an eben
iele Stangen aufgerichtet werden, und
dieſe Bretter niederſtäche, der ſolle ein
von ihm zum Dank erhalten, das ſo
als hundert Mark an Werth hätte. Die
dner waren über dieſen Aufruf alle ſehr
ut; Otto aber erſchrack gar ſehr in ſei-
Herzen, und fluchte mehr als hundert-
Allen die dazu gerathen.

Lother bereitete ſich köſtlich, nebſt allen
n Geſellen zum Stechen, ihn dünkte, der
nerstag, auf welchen Tag es angeſetzt
, blieb gar lange aus, ſo ungeduldig
er zu ſtechen und zu turnieren. Die
en Herrn und Ritter rüſteten ſich auch
dazu; gar mancher unter ihnen dünk-
h der weidlichſte zu ſeyn, und hoffte
den Dank zu verdienen. Zormerin ge-
e gar oft in ihrem Herzen: Ach wollte
es fügen, daß Lother den Dank gewön-

ne, ich gönnte es ihm wohl von ganzem Herzen. Oft redete ſie mit ihrer getreuen Scheidechin von ihm. Könnte er den Dank verdienen, wie ich es hoffe, ſprach ſie, ſo kömmt er dann in meines Vaters Huld gar hoch, dann würde die Falſchheit wohl ausbrechen. — Sicher, ihr redet wahr, ſagte Scheidechin; mich wollte es nie bedünken, als wenn Otto der Mann wäre, für den er ſich ausgiebt; alle ſein Weſen hat ihm nie wohl angeſtanden, darzu iſt er ein Rothkopf, die ſind gewöhnlich falſch und ungetreu.

Sechstes Kapitel.

Als der Donnerstag kam, da ging der König an ein Fenſter ſeines Pallaſtes ſtehen, bei ihm ſtanden andre Herren, Grafen und Ritter, wohl an zweihundert; Zormerin ſtand auf der andern Seite, und bei ihr wohl dreißig Jungfrauen. Sie war gar köſtlich gekleidet, auf ihrem Mantel glänzten die herrlichſten Edelgeſteine, und vorn war er mit einem Karfunkel und einem ſchönen Rubin befeſtigt; über dieſem Karfunkel hatte ein Jude Namens Pharao wohl ſieben Jahre lang gearbeitet; er gab ihn der Sybille, dieſe gab ihn in den Tempel, welcher Chriſto zu Ehren erbaut ward; Pilatus ſchenkte ihn dem Kaiſer, daß er ihn ſollte leben laſſen, da Veſpaſian Jeruſalem zerſtörte; der Kaiſer gab ihn St. Clemens, dem Pabſt, dieſer gab ihn dem Antonius, Vater der heiligen Helena. Dieſe führte ihn nach Conſtantinopel und ſtellte ihn vor St. Sophien, da ward er zu dem Schatz gelegt. Dieſen Mantel hatte König Orſchier aus dem Schatz genommen, und ſeine Tochter damit geziert, einen ſchönern mochte man wohl in keinem Lande ſehen; auch keine ſchönere Jungfrau, als Zormerin war; ſie war von ſo großer Schönheit, daß ſie nie ein Mann recht anſehen mochte, ohne in Liebe für ſie zu entbrennen, ſo daß er ſich von Stund an aus großer Liebe nicht zu rathen wußte.

Otto kam zu Zormerin, als ſie mit ihrem Fräulein Scheidechin in einem Fenſter lag, dem Stechen zuzuſehen. Liebe Jung-

n ſprach er, ich will hier bei euch ſtehen,
d dem Stechen zuſehn, damit ich urthei-
 kann, wem man den Dank geben mag.—
as denkt ihr? fing Zermerin gegen ihn
; wähnet ihr ſchöne Frauen zu gewinnen
t eſſen, trinken und ſchlafen, und mit
ßigem Schwätzen? Wenn es ſich denn al-
fügte, daß ich eure Gemahlin würde, ſo
chte meine Ritterſchaft und die ganze Welt
hl denken, was ich für einen feigen un-
gen Mann geheirathet habe, der nicht
 dem **Schwerdt drein** zu ſchlagen verſteht.
 meinetwillen thut es, reitet hinauf, ihr
hter ſonſt in ein arges Gerücht kommen.
 Otto mußte mit Schande von Zermerin
unter zu dem Stechen gehen, und mußte
 Schämenshalber zu Pferde ſetzen.
 Jedermann kam zu dem Stechen, in
gleitung von Pfeifern, Trompeten und
aunen. So kam auch Lother, mit einer

Menge ſeiner Geſellen und Ritterſchaft; er hatte auch Pfeifer, Trompeten und Poſaunen, und viele Herolde, und Knappen die in Haufen neben und hinter ihnen gingen, als wäre er ein großer König. Wer iſt, ſprach Orſchier, der ſtattliche Ritter, der mit ſo anſehnlichem Gefolge kömmt? — Es iſt Otto von Lombardey, ſprachen die Diener, der ſo ſehr arm war; er muß den Reichthum geſtohlen haben, wie käme er ſonſt dazu. — Otto wunderte ſich nicht wenig, wo ſeinem Vetter Lother doch das Gut zu ſolchem Aufwand mochte hergekommen ſeyn, und konnte deshalb ſeine Verwunderung nicht bergen. Maller ritt zu ihm hin, und ſagte ihm: Nach euern Gedanken müßten wir eigentlich in großer Noth und Armuth ſtecken, ſolche Gedanken mögt ihr aber nur fahren laſſen, es ſey euch nun lieb oder leid. Wer nach Bosheit ringet, dem wird ſolcher n! — Otte that als hörte er nicht s Maller ihm ſagte, und ritt immer vor hin. Zormerin ſah nach niemand, als h Lother, er allein gefiel ihr vor allem an- n; ſo ſah auch Lother oft zu Zormerin auf, und wann er merkte, daß ſie auf ſah, ſo ließ er luſtig ſein Pferd ſpringen ſetzte über die Bänke, mit ſolchem Muth, ſo edelm Anſtand, daß alle ſich darüber ten.

Nun fing das Stechen an; wer die etter nicht eben traf mit dem Speer, dem ug der Schwengel an den Helm, daß er Pferde fallen mußte. Dies widerfuhr chem, der ſich ſehr ſtattlich dünkte. o nahm ſeinen Speer unter den Arm, rannte ſo gräulich zu, daß er weder noch hörte, denn er ſaß auf einem gu- Roß. Da er aber nah an das Brett , wider welches man ſtechen mußte, da erſchrack er ſo ſehr, daß er das Brett nicht traf; der Speer ward ihm in der Hand herumgedreht; dicht an dem Brett war eine Pfütze voll Miſt und Unrath; da er nun das Brett nicht getroffen, ſondern ſelber vom Schwengel getroffen wurde, ſo konnte ſein Pferd ſich nicht halten, ſondern fiel mit ihm in die Pfütze, darin ward Otto wie ein Schwein beſudelt und herumgewälzt. Maller fing an laut zu lachen; ſchweig, Maller, ſagte Lother, thäte das ein andrer als du, ich würde es ihm nicht verzeihen. Lother war ſo gar treu, daß es ihm immer leid that, wenn dem Otto etwas Uebels widerfuhr, obgleich dieſer gar ſchlecht an ihm handelte. Zormerin aber hätte nicht einen Wagen voll geſchlagenen Goldes dafür genommen, daß Otto gefallen war.

Nun rannte Lother mit ſeinem Speer gegen das Brett, mit ſolcher Macht, daß

Stecken oben entzwei brach, woran das
ett hing, und dieſes hinunter ſiel; eben
ſtach er auch die andern fünf Bretter her-
Maria, Gottes Mutter, rieſen die
ter, wer ſah je einen ſo ſtarken Ritter? —
er, ſprachen die Herolde zu König Orſchier,
t dieſem Ritter ſo viel Güter, und ſo
Pferde, als ihr immer wollt, ihr könnt
doch nimmer ſo viel geben, als er ver-
nt. Zormerin, voller Freude, ſprach zu
eidechin: Der Rothkopf hat mich verloren!
, eile zu Maller, ſag ihm in meinem
nen, ſein Herr möchte in ſeiner Herber-
heute offenen Hof halten, ich werde ihm
d genug dazu ſchicken; was ich auch ſchik-
mag, iſt er dennoch mehr noch werth.
Scheidechin richtete den Auftrag an
ller aus, worauf dieſer ſich gar höflich
nkte, und ſogleich zu ſeinem Herrn auf
Platz ritt, um ihm den Befehl der

Königstochter zu hinterbringen. Lother berief zehen Herolde zu ſich, und ließ durch dieſe alle Herren, ſowohl Ritter als Knechte, Edelleute, Bürger und Bürgerinnen, wes Alters oder Standes ſie ſeyn mochten, zu ſich auf den Abend in ſeine Herberge einladen, um ſich mit ihm und ſeinen Geſellen gütlich zu thun, mit Eſſen, Trinken und anderer Ergötzung. Da ſprach einer zu dem andern: wer hat wohl dieſem Erbärmlichen ſo viel Geld und Gut gegeben? Es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen ſeyn; denn erſt kürzlich wollte er ſein Roß aus Armuth verkaufen, und nun will er offnen Hof halten. Das iſt ja eine große Hoffarth; morgen früh, beim Frühſtück, wird er ſich wohl aus dem Staube machen. So ſchwatzten die Leute; Lother aber war fröhlich, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß es ihm den Tag ſo glücklich ergangen war.

Zormerins Gunſt war ihm mehr, denn alle das Gold was ſie ihm ſchickte, und ſeine Sorge ging nur dahin, wie er dieſes ſeinen Gäſten wieder zu Gute kommen laſſen wollte; darum ſprach er zu Maller: Lieber Geſelle, verlaſſe dich nicht auf den Wirth allein, ſorg ſelber, daß wir genug haben mögen.— Sorgt nicht, ſprach Maller, was in der Stadt zu haben iſt, das ſoll bei uns dieſen Abend nicht fehlen; ritt hin zur Herberge, rief den Wirth Salomo. Herr Wirth, rief er, ſchafft Rath, denn mein Herr hält dieſen Abend hier offnen Hof, und er hat durch zehn Herolde einladen laſſen: Ritter, Grafen, Herren, Bürger und Bürgerinnen, alt und jung, groß und klein, und jedermann, der mit uns eſſen will; es darf uns alſo an nichts fehlen. — Das ſoll geſchehen, lieber Herr, ſprach der Wirth, bringet wen ihr wollet, ich will eure Gäſte wohl bedienen. Ging darauf hinaus und bereitete das Gaſtmahl auf das köſtlichſte. — Da das Stechen vorbei war, da ritt jedermann nach Hauſe, um die Rüſtung abzulegen, und ſich alsdann zu Lother in die Herberge zu begeben.

Siebentes Kapitel.

König Orſchier überſandte dem Lother den Dank, und ließ ihn zur Tafel an ſeinen Hof einladen; Lother ließ ihm aber wieder entbieten, wie er es nicht wolle übel aufnehmen, daß er nicht kommen könne; es ſey ihm diesmal nicht gelegen, da er ſelber einen offenen Hof halten wolle. Darüber war der König nicht wenig verwundert.

Lother begab ſich in ſeine Herberge, wo der Gäſte ſo viel gekommen waren, daß ſie in dem Hauſe nicht alle Platz fanden; ſie mußten theils in den Garten ſich lagern, theils ſaßen ſie auf der Gaſſe vor der Herberge. Es war Wildprett und Geflügel, und an Schüſſeln mit Eßwaaren aller Art kein Mangel; dabei ſtanden große Fäſſer mit Wein, ſowohl weißen als rothen, woraus ein jeder ſo viel trinken mochte, als ihn gelüſtete. Es waren an demſelben Tag wohl an zweihundert Menſchen des Weins ſo voll, daß ſie ihre eigene Sprache nicht reden konnten. Einer ſprach da zu dem andern: Fürwahr er muß morgen davon laufen; der Wirth iſt wohl ein Thor, ihm ſo viel zu borgen. Lother hörte dies, und rief: Laßt euch wohl ſeyn, ihr Freunde, und ſorgt nicht fürs Bezahlen, der gute Wirth borgt mir gern. — Ich habe eben ſo große Sorge für meine Bezahlung, ſprach der Wirth, als ob ich das Geld ſchon in meiner Hand hätte. — Da ſagten ſie: Ei, der Wirth iſt ſo voll als irgend einer der Gäſte; morgen wird er ein anderes Lied ſingen. Die

Gäſte blieben in Freuden und in Ergötzlichkeit zuſammen bis Mitternacht, dann ſchied ein jeder von dannen. Zormerin hatte ihr Wort nicht vergeſſen, noch ehe es tagte, kam ein Pferd mit Gold und Silber beladen in der Herberge an. — Lieber Wirth, jetzt macht euch bezahlt, ſo viel als drauf gegangen, das übrige Geld nehmt in eure Verwahrung; ſo bald es verzehrt iſt, ſagt es mir, daß ich euch wieder welches verſchaffe.

Des Morgens früh zog Lother ſich ſauber an, nebſt ſeinen Gefährten, und gingen in die Kirche. Als Zormerin ihn erblickte, pochte ihr Herz heftig. Sie bat ihren Vater, daß er den Ritter, der geſtern den Dank verdiente, und ſo vortreflich ſtach, doch zur 'Tafel bitten möchte, und zeigte dem König den Lother, daß er derſelbe ſey. Da nun der König zu ihm ging und ihn zur Tafel bat, da wollte Lother es nicht annehmen, und ſprach: Herr König, ich will nicht eher an der Tafel mit euch ſitzen, bis ich es gegen die Heiden verdient habe. Da gab Zermerin ihm die Hand, die er nahm, und bot ihm einen guten Morgen, darüber ging er erfreut wieder in ſeine Herberge.

Achtes Kapitel.

Vierzehn Tage hernach da kam König Hiſpinart von Afre, wohl mit zweihunderttauſend Mann, und mit ihm kamen vierzehn Könige. Da dieſe Heiden in das Land kamen, da flohen die Einwohner alle zu König Orſchier, und ſchrieen um Hülfe gegen die Heiden. Der König erſchrack, da er hörte, daß die Heiden ſo nahe wären, und ließ Otto zu ſich rufen. Lother, ſprach er zu ihm, heißet eure Söldner ſich rüſten, wir müſſen gegen die Heiden, euch übergebe ich und befehle ich mein Banner.

Otto erſchrack von ganzem Herzen, doch verbarg er es, und ſprach mit lachendem Munde: Herr, ich will das meinige aufs beſte thun. Ging hinaus, und ließ austrompeten, daß ein jeder ſich aufs beſte waffne. Lother und ſeine Geſellen die waffneten ſich ſogleich aufs eilendſte, und ſetzten Pferde und Zeug in beſten Stand. Da rief Otto einen ſeiner Waffenträger, zu dem ſagte er: Geh zu meinem Vetter, ſage ihm, es ſey mir von Herzen leid, daß ich ihn erzürnet. Ich habe böſem Rath gefolgt, bin aber nun bereit ihn um Gnade zu bitten, er ſolle mir nur diesmal aus der Noth helfen. Denn König Orſchier hat mir ſein Banner zu führen gegeben, in dieſem großen Krieg, damit kann ich mich aber nimmer behelfen; mein Vetter vermag es beſſer zu thun als ich, denn er iſt ein tapfrer, ſtarker Ritter, ihm käme es mehr zu als mir. Will er ſich nun des Banners für mich annehmen, ſo will ich ihm die Jungfrau Zormerin gern überlaſſen, die mir von dem König verſprochen worden iſt. Ich will lieber eine Frau entbehren, als daß ich dieſen großen Streit führen ſollte. — Herr, antwortete der Knappe, dieſe Botſchaft will ich gern ausrichten; es wäre ſehr gut, wenn Lother ſich der Sache annähme; denn ſo viel ich euch kenne, kommt ihr zum Streit, ſo laßt ihr das Banner fallen, das möchte den Chriſten zu gar großem Schaden gereichen. — Das iſt freilich wahr, ſagte Otto! — Darauf ging der Knappe von ihm zu Lother und richtete die Botſchaft gar ernſtlich aus. Er nahm den Lother auf die Seite, und ſprach: Euer Vetter Otto ſendet mich zu euch; er bittet euch um Gnade, daß er euch erzürnet, er hat hierin böſem Rath gefolgt, und es iſt ihm leid. Er bittet ſehr, euch mit ihm zu verſöhnen; wenn ihr ihm verzeihen wollt, ſo will er ſeinen Fehler gegen euch verbeſſern, und damit anfangen, daß er, um euch zu ehren, euch das Banner überlaſſen will, das der König ihm übergab, dazu will er euch auch die ſchöne Zormerin laſſen, die der König ihm verſprochen, und alle Ehre die ihr ſonſt verlangt. Prüfet dieſen Vorſchlag wohl, lieber Herr, ich bitte euch freundlich darum. — Sage meinem Vetter, ſprach Lother, ich habe keinen böſen Willen, beſonders nicht gegen ihn; ich halte ihn für einen verſtändigen Mann, dazu iſt er auch von edler Geburt; hat ihm nun der König ſein Banner befohlen, ſo iſt es bei ihm in guten Händen, beſonders gegen die Heiden; hat ihm dann Gott eine Frau beſchert, ſo begehre ich nicht ſie ihm zu nehmen. Gott wolle ihm zu beiden viel Freude und Glück geben; ich wünſche es ihm von Herzen, und er thäte ſehr Unrecht, wenn er nicht das Beſte thun wollte, um des großen Glücks willen. Sagt meinem Vetter dann auch noch in meinem Namen: da der König ihm das Banner empfohlen, ſo mag er wohl zuſehen, daß er es nicht fallen laſſe, denn wo er es fallen läßt, ſo haue ich ihm den Kopf herunter, oder wenn ich zur Stund nicht zu ihm kommen kann, ſo werde ich meinen Geſellen Maller ſchicken, daß er ihm ſeinen Kopf herunter haut. Dieſe Antwort bring meinem Vetter von mir.

Der Knappe war ſehr betrübt, daß er nicht beſſeren Beſcheid erhalten konnte, Otto aber erſchrack gar erbärmlich, als er dieſe Botſchaft vernahm. Ach ich Armer, Unſeli er! rief er aus; ich ſehe wohl, meine eit iſt nun gekommen, ich muß ſtreiten wider meinen Willen, und muß noch dazu der Vorderſte ſeyn, und die Andern anführen, wiewohl ich lieber der Hinterſte wäre! —

Der König ſetzte ſich auf ſein Pferd, nahm das Banner in ſeine Hand und übergab es Otten; dieſer nahm es, und ritt hinaus, wohl mit dreißigtauſend Chriſten. Lother ritt ihm zunächſt; er trug auf ſeinem Helm einen ſeidenen Ermel mit Gold geſtickt, und mit goldnen Spangen, den hatte ihm Zermerin gegeben. Sie ging auf einen Thurm, wo ſie den Streit zuſehen konnte; Lothern kannte ſie wohl an dem Ermel, und bat Gott von ganzem Herzen, daß Otto doch nicht wiederkäme.

Da die Heiden ſahen, wie das Heer der Chriſten gegen ſie zog, da ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, und ein ſchreckliches Schlagen begonn; ſie hieben entſetzlich auf die Chriſten ein, und ſchlugen was ihnen vorkam. Als Otto ſah, daß die Heiden ſo gar gräulich ſtritten, da ließ er vor Schrecken das Banner fallen, und ſprach zu ſeinen Leuten: Liebe Geſellen, ich bleibe nicht länger hier, ich will heim reiten in die Lombardey, denn ich trage große Sorge, die Heiden möchten mich noch hier erſchlagen. Ich möcht nicht hier bleiben, und wollt mir König Orſchier auch noch ein Königreich zu dem ſeinigen geben. — Gott verdamme euch, riefen ſeine Geſellen ihm nach, ihr ſchändet alle Lombarden; darum möget ihr nur allein reiten: wer einen böſen Herrn verläßt, den mag Gott ſegnen. König Pynart kam wohl mit zehntauſend Heiden von der Seite her, wo Otto entfloh; da er ſie ſo gegen ſich kommen ſah, rief er mit lauter Stimme, und mit aufgehobenen Händen: Tödtet mich nicht, ihr Herren, ich will gern Gott verleugnen, und will an Mahom glauben.

Da ward er gefangen, und in ein Zelt geführt, und König Pynart begonn wieder friſchlich zu ſtreiten. Die Chriſten waren beſtürzt, daß ihr Panier gefallen war. O weh mir! rief König Orſchier; verflucht ſey die Stunde, wo ich dieſen Lother an meinem Hof empfing, und ihm ſo traute; er hat heute als ein falſcher Böſewicht an mir gehandelt. Die Heiden waren gar fröhlich; denn wann ein Panier gefallen iſt, ſo iſt die Gegenparthei deſto fröhlicher. König Orſchier ſtritt auch tapfer, als er aber zu tief in den Streit gerieth, da kam der heidniſche König Helding und ſtach ihn vom Pferde; alſobald umringten ihn die Heiden, und führten ihn gefangen hinweg. Als die Chriſten ihren König gefangen ſahen, da hielten ſie ſich gar übel, was auch nicht Wunder zu nehmen iſt; ein Heer mag wohl erſchrecken, das ſein Banner, und dann auch ſeinen König, verloren hat.

Lother focht kühnlich, und ſchlug ſich tief in das Heer der Heiden, Maller und die übrigen Geſellen fehlten auch nicht; da erblickte Lother das Panier, das auf der Erde lag. Maller, lieber Geſelle, rief er, nun ſchlage friſch zu, daß ich abſteigen und das Panier aufheben möge. Da ſchlugen die Zween ſo gräulich um ſich, bis ſie einen Kreis um das Panier frei machten, da ſtieg Lother ab, ergriff das Panier und ließ es hoch in der Luft wehen, es war aber ganz beſchmutzt und zerriſſen worden, unter den Pferden. Er gab es dem Maller, und ſagte: Hier, hebe es hoch in die Höhe; das that Maller, des freute ſich das Chriſtenheer, und fing wieder mit friſchem Muth zu kämpfen an. — Maria, Gottes Mutter, rief Zormerin, beſchütze meinen Geliebten; er iſt der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen.

Lother ſtritt ſo lange bis er kam zu König Pynarts Banner, da ſah er eben, wie vier Heiden den König Orſchier gefangen fortführten, der heiß weinte. Lother eilte ſogleich hinzu, erſchlug die vier Heiden, ergriff eins ihrer Pferde und reichte es dem König Orſchier. Lieber Herr, rief er ihm zu, ſitzt geſchwind auf, und ſehet daß ihr tapfer ſtreitet. Freund, erwiederte Orſchier, du haſt mich heute von dem Tod errettet, dir will ich meine Tochter geben, dazu auch mein Königreich; Lother von Frankreich hat mich verrathen, gar böslich, er ſoll meine Tochter nimmer haben. Hiermit ritt er eilends wieder in den Streit, da brachte ihm Maller das Panier. Maria, Gottes Mutter, rief er, wer mag der Mann ſeyn, der das Panier wieder aufgerichtet hat? — Herr, ſprachen die Diener, das hat derſelbe gethan, der euch auch aus der Gefangenſchaft erlöste, er hat heiß darum gearbeitet. Auf meine Treue, ſprach der König, das will ich ihm wohl lohnen, ich will ihm meine Tochter geben, und nach meinem Tode mein Reich; iſt es nicht ein Jammer, ihr Freunde, daß mich der ſo betrogen, dem ich ſo viel getrauet? Wäre dieſer fromme Ritter nicht geweſen, ſo wären wir jetzt alle von den Heiden erſchlagen.

Zormerin folgte dem Lother mit den Augen, denn ſie erkannte ihn vor allen, n dem Ermel auf ſeinem Helm. Da ſah e, wie wohl zehentauſend Heiden ihn um- ingten, und ſein Pferd erſtachen; ſie ſah n fallen, und ſah ihn nicht wieder auf- zen, Auch niemand der ihm zu Hülfe kä- e, ſo daß er mit Gewalt gefangen ward. s Zormerin dies ſah, ergriff ſie ein Meſſer und wollte ſich daſſelbe ins Herz ſtoßen; aber Scheidechin hielt ſie, und ſprach: Liebe Jungfrau, beſinnt euch, und bittet Gott eure Sinne zu behüten. — Scheidechin, rief Zermerin, ich habe geſehen, daß die Heiden den Prinzen von Frankreich niedergeſtoßen haben, und niemand kömmt ihm zu Hülfe; haben die Heiden ihn erſchlagen, ſo will ich auch nicht länger leben. Hiermit wollte ſie von den Zinnen hinunter ſpringen, aber ein Ritter erhaſchte ſie, und hielt ſie. Liebe Jungfrau, ſprach er, ſie zu tröſten, haltet euch wohl, euer Vater iſt nicht erſchlagen.

Neuntes Kapitel.

Maller ſuchte ſeinen Herrn auf dem ganzen Schlachtfelde; da er ihn nirgend fand, ritt er zu König Orſchier: Herr König, wo iſt mein Herr und Meiſter? — Auf meine Treu, ſagte Orſchier, ich weiß nichts von ihm. — Du falſcher König, ſo verdankſt du dem, der dich erlöſte aus der Heiden Hand? Du haſt verloren den Beſten, der irgend im Lande zu finden iſt, denn wiſſe, er iſt Lother von Frankreich, denn nun kann ich es dir nicht länger verſchweigen; auch denke ich, das Jahr iſt nun wohl um. Otto von Lombardey hat dich betrogen; mit glatten

Worten hatte er meinen Herrn beredet, deſſen Namen mit dem ſeinigen zu verwechſeln. — Nun wol, ihr Herren, rief Orſchier, laßt uns alsbald Lothern ſuchen: alles was ich habe möchte ich hingeben, nur ihn nicht verlieren. Da ritten ſie alleſammt hinaus, Lothern zu ſuchen, konnten ihn aber nicht finden; darüber der König und die ganze Ritterſchaft ſich ſehr betrübten, denn alle ſeine Geſellen liebten ihn, beſonders aber Maller, dieſer wäre beinah unſinnig geworden vor großem Schmerz.

Als die Nacht einbrach, zog König Orſchier wieder ein in Conſtantinopel, da kam Zormerin ihm entgegen. O Vater, redete ſie ihn an, ihr mögtet euch betrüben, daß ihr den habt zurückgelaſſen, der euch von den Heiden erlöſte; ihr wißt nicht, wer er iſt. — Ich weiß es, meine Tochter, ſprach Orſchier; Otto, der Rothkopf, der hat mich und dich ſchändlich betrogen, und hätte dazu ſeinen Vetter gern in Schande gebracht. Gott wolle mir Lother behüten, und wolle verhindern, daß Otto nimmermehr wieder herkäme. Zormerin weinte heftig, als ſie ihren Vater ſo ſprechen hörte. Sie gingen darauf alle zu Tiſch, Zormerin aber und Maller die konnten Beide vor groſſem Leid nicht eſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, und jedermann ſich in ſein Zimmer begab, ging auch Zormerin in ihre Kammer und ließ Maller zu ſich rufen. Da ſaßen ſie Beide die ganze Nacht zuſammen, klagten und weinten um ihren Herrn. Weh mir, rief Zormerin, ohne meinen Geliebten mag ich länger nicht leben! — Jungfrau, ſprach Maller, hört mich, ich will Morgen früh mein Leben wagen, um meinen Herrn zu ſuchen; ich weiß der Heiden Weiſe ſehr wohl nachzuahmen, ich werde unter ſie gehen, daß ſie mich für einen der Ihrigen halten, dort will ich hören, ob mein Herr lebt oder todt iſt. — Des Morgens, da es anfing zu tagen, beurlaubte er ſich von Zormerin, und ging in ſeine Herberge und rief die Geſellen zuſammen. — Ihr Freunde, legt eure Rüſtung an, ich reite hinaus zu den Heiden, und nimmer will ich wiederkommen, ich habe dann Nachricht von meinem Herrn. Ihr könnt mein Hörnchen wohl, ſprach er ferner zu ihnen, ich will euch in einen Buſch führen, dort ſollt ihr meiner warten; wann ihr mich nun blaſen höret, dann kommt mir ſchnell zu Hülf. — Das thun wir mit Freuden, riefen die Geſellen, bereiteten ſich dann eilends, und rüſteten ſich.

Maller rieb ſein Angeſicht mit Kräutern, die er wohl kannte, davon wurde ſeine Farbe ganz verändert, darauf ritt er mit den Geſellen aus der Stadt hinaus. Als ſie an den Buſch kamen, da bat Maller ſie, daß ſie hier auf ihn warten ſollten. Ich reite hin in das Heidenlager, ſprach er, dort zu erfahren, ob mein Herr lebt oder todt iſt; und lebt er noch, ſo wißt, ich will ihn befreien, und ſollt ich darüber mein Leben einbüßen. — Lieber Maller, riefen ſie alle einſtimmig, wir wollen euren Wink hier erwarten; und zweifelt nicht, kommt es dazu, ſo wollen wir getreulich arbeiten, daß ihr uns ſolle Dank wiſſen; jeder von uns ſoll Zwei werth ſeyn. — Geſellen, ſprach Maller, dies danke ich euch freundlichſt. Damit ritt er dem Lager zu, und befahl ſich Gott und der Jungfrau Maria ſeiner Mutter. Er dachte hin und her, wie er es anſtellen wollte, um Nachrichten von Lother zu erfahren, als ein Haufen Heiden zu ihm ſtießen, die von der Fütterung kamen. Er hatte ſein

Geſicht und Hände ſo gefärbt, kannte auch die Sprache und die Gebehrden der Heiden ſo wohl, und ahmte ſie ſo natürlich nach, daß ſie ihn alle für einen der Ihrigen hielten, ſo ritt er mitten unter ihnen ins Lager hinein. Er fragte nach König Pynarts Zelt; als man es ihm gezeigt, da ſprang er ab von ſeinem Pferd, und ging geradezu hinein in das Zelt zum Könige. Mahomet, ſprach er, der alle Dinge erſchaffen hat, der wolle meinen Vetter, den König Pynart behüten, und wolle König Orſchier nebſt allen Chriſten verdammen. Vetter, ich bin König Glorians, deines Bruders Sohn; mein Vater hat mich zu dir hergeſchickt mit zwanzigtauſend Gewaffneten, dir zu helfen. Aber König Orſchier und ſein Heer ſind im Walde über mich gekommen und haben meine Geſellen alle erſchlagen; mit großer Noth bin ich ihnen entkommen: willſt du mich nun nicht an ihnen rächen, ſo will ich mich ſelber tödten. Damit ſchlug er ſich ſelber ins Geſicht, zerraufte ſein Haar und trieb ſo großen Jammer, daß die Heiden ſich ſeiner erbarmten. Lieber Neffe, ſprach König Pynart, faſſet euch; ſaget mir, wie geht es meinem Bruder? Ihr ſeyd ſicher mein rechter Neffe, ich weiß wohl, daß mein Bruder einen ſchönen Sohn von eurem Alter haben muß. — Vetter, es geht meinem Vater, eurem Bruder, ſehr wohl, er läßt euch durch mich aufs ſchönſte grüßen; auch bitt ich euch freundlich, daß ihr mich wollet zum Ritter ſchlagen, wonach mich von ganzem Herzen verlangt. Mein Vater hat mich auch mit darum zu euch geſchickt, daß ihr mich mögt zum Ritter ſchlagen. Ach lieber Vetter, rächet mich doch auch an dem böſen Schalk Maller, der mir viel Schaden zugefügt hat, und der nur darauf lauert, wie er euch möge Schaden zufügen. — Lieber Neffe, ich geh nicht eher weg von Conſtantinopel, ich habe dann die Stadt gewonnen; dann wollen wir die Chriſten alle verbrennen, Maller aber in den Wind hängen. — Ach Vetter, ich kann meinen erlittenen Schaden nicht vergeſſen. — Du ſollſt ihn gar bald vergeſſen; ich habe wohl achtzig Chriſten in meiner Gefangenſchaft, an dieſen ſollſt du dich wohl rächen.—

Maller fiel auf ſeine Kniee und rief: Edler König, ſo gib mir nur ſogleich dieſe Chriſten, daß ich mich an ihnen räche! — Recht gern, mein lieber Neffe, du ſollſt ſie haben, und kannſt mit ihnen machen was dir gefällt: meinthalben ſchinde ſie und brate ſie; vorher aber will ich dich zum Ritter ſchlagen. Da ſchlug König Pynart den Maller zum Ritter nach heidniſcher Art. Dann ſtand Maller auf, ergriff ſeine Lanze, und nachdem er ſie wohl vier- bis fünfmal ſich um den Kopf geſchwungen, warf er ſie ſo weit, daß man ſie mit den Augen nicht erreichen konnte. Fürwahr, ſprachen die Heiden, das iſt ein wackrer Geſelle; wenn unſer König Pynart ſtirbt, ſo wollen wir dieſen zu unſerm König erwählen. — Mein Neffe, ſagte der König, helfe mir Mahomet, wenn ich Konſtantinopel gewinne, ſo will ich dich zum König machen über dies ganze Land, und ich will Zormerin zum Weibe nehmen. Ich habe bei dem König Orſchier ſchon um ſie angehalten, aber der Lekker verſagte ſie mir, darum will ich ſie mir ſelber nehmen; König Orſchier will ich als einen Dieb in den Wind hängen, und die Gefangenen ſollſt du haben. — Da ſchickte König Pynart hin, daß man die Gefangenen vor ihn führen ſolle; ſie wurden auch alsbald hergeführt. Lother war darunter; da Maller ihn erblickte, ward ihm fröhlicher zu Muth als hätte er ein Königreich gewonnen; er zog ſein Schwerdt heraus und ſchlug einem gefangenen Lombarden den Kopf herunter, ſo machte er es dem zweiten Lombarden und ſo dem dritten. Otto war auch dabei; als dieſer ſah, wie Maller den Lombarden mitſpielte, rief er überlaut: Edler König Pynart, ich will gern Gott verläugnen und will an Mahomet glauben! Da ergriff ihn Maller und wollte ihn eben wie die andern tödten; König Helding rief ihm aber zu, er ſolle dieſen leben laſſen. Er will an Mahomet glauben, ſprach er, darum darfſt du ihn nicht tödten; auch iſt er mein Gefangener, er hat ſich mir ergeben. — Bei Mahomet, rief Maller, deſto eher muß er ſterben: ein ſchlechter Chriſt wird nimmer ein guter Heide. — Nein, ſprach König Helding, erſt muß man ihn prüfen, er muß auf das Kreuz treten, Chriſtum zu verhöhnen, dann wollen wir ihn beſchneiden. — Neffe, ſprach Pynart, erzürnt den König Helding nicht, er iſt gekommen mir zur Hülfe mit wohl hunderttauſend Mann. — Lieber Oheim, ſagte Maller, ich bin gar ſehr bekümmert, daß ich den Schalk ſoll davon kommen laſſen; verflucht ſey die Mutter, die ihn getragen hat! — Die Heiden aber waren einſtimmig der Meynung, Otto müſſe leben bleiben, weil er an Mahomet glauben wollte.

Da ging Maller auf Lother zu und ruckte ihn bei einem Arm, ſo daß er zur Erde fiel, dann gab er ihm noch einige harte Streiche über den Nacken. Lother ſprang wieder auf und ſchlug in ſeinem Muth ſo hart auf Maller ein, daß er ihm zween Zähne ausſchlug und ihm das Blut aus Mund und Naſe floß. Da fiel Maller vor König Pynart auf die Kniee und rief: O edler König, laßt mich dieſen Schalk aufhängen, der mich ſo übel hat zugerichtet! — Thu mit ihm was dir gefällt, ſagte Pynart. — Einen Galgen will ich aufrichten laſſen, ſprach Maller, gegen Konſtantinopel zu, da ſollen die Chriſten zuſehen, wie ich ihn daran hängen will. Ergreift ihn ſogleich und führt ihn hinaus! — Da ward Lother gar erbärmlich ergriffen und gebunden, und ein Strick um ſeinen Hals geworfen. Da rief Lother zu Gott von ganzem Herzen, daß er ſeiner Seele gnädig ſeyn möge.

Der Galgen ward auf dem Berge gegen Konſtantinopel zu aufgerichtet, obgleich König Helding meynte, es wäre nicht gut gethan. Wenn die Chriſten, ſagte er, es ſehen, denn ſie haben alle Bäume von dieſer Seite abgehauen, um alles zu ſehen, was wir thun, ſo konnen ſie uns leicht überfallen und einen Schrecken verurſachen. Maller aber blieb dabei, die Chriſten ſollten eben zuſehen müſſen, wie Lother gehängt werde. Als die Geſellen in dem Buſch den Galgen aufrichten ſahen, da baten ſie flehentlich zu Gott, es möge Lother und Maller kein Unglück bedeuten, und es möge Maller ſein Unternehmen glücken; ſetzten ſich auch ſogleich auf ihre Roſſe, denn ſie dachten wohl, es müſſe nun bald etwas ſetzen, um ſogleich in Bereitſchaft zu ſeyn, wenn ſie Maller auf ſeinem Horn würden blaſen hören; und nun ſtanden ſie alle fertig und willig zum Streit.

Maller führte Lothern gebunden zum Galgen, und viel Heiden mit ihm: Lother ſeufzte tief und ſagte: Ach Zormerin, ach Maller, du treuer Geſelle, ich ſehe euch nie wieder, Gott dem Allmächtigen empfehle ich euch! — Da rief Maller in ſeinem Herzen zu Gott, daß er ihm zu Hülfe kommen mögt, denn er ſah ſich allein, von den Heiden umringt, und wußte nicht, wie er es anfangen würde, ſeinen Herrn zu retten. Als ſie unter den

Galgen gekommen waren, da rief Lother Gott von ganzem Herzen an, daß er ſeiner Seele möge barmherzig ſeyn. Dann rief er: Vater, wüßtet ihr, wie hart es mir geht, es würde euch doch wohl erbarmen. Lebt wohl, Zormerin, geliebte Jungfrau, treuer Geſelle mein, nie ſeh ich euch Beide mehr, die ich ſehr liebte. Ach Maller, wüßteſt du, wie man mich hier hängen will, ich weiß gewiß, du kämeſt mir zu Hülfe. Aber ich habe dich verloren, und auch dich, ſchöne Zormerin; der Galgen wird ſchon aufgerichtet, und nimmer ſeh ich euch wieder!

Höre, du Schalk, ſprach Maller, willſt du deinen Glauben verleugnen, und an Mahom glauben, ſo ſollſt du leben. — Nimmermehr, ſprach Lother; führt mich zum Galgen, und laßt mich nur noch ſo lange leben, daß ich mein Gebet verrichte. — Du Unſeliger, fing Maller wieder an, willſt du deinen Glauben nicht verleugnen? — Nimmermehr! — Lother weinte heiß, da er geführt ward. Maller that es tief in der Seele wehe, da er ihn weinen ſah. Laßt ihn los, ſagt er zu denen, die ihn hielten, laßt ihn frei ſtehen, während er betet. Da fiel Lother auf ſeine Kniee, und als Maller ihm noch einmal zurief, ſeinen Glauben zu verleugnen, da hob er an mit lauter Stimme: Ewiger Gott Vater, wer dich verleugnet, wer an dich nicht glaubt, der iſt kein Biedermann. Du haſt Himmel und Erde geſchaffen, dann gebahr dich die Mutter, die reine Magd, da Gott und Menſch, und du haſt die Milch ihrer Bruſt geſogen. O Maria, Gottes Mutter, du ſaheſt deinen Sohn auf den Berg Calvari führen, wo er die Marter litt um unſrer Verſöhnung willen, und als er am Kreuze ſtarb, da ward die Sonne verfinſtert, und die Erde ſpaltete ſich. Du erſtandeſt am dritten Tage, und fuhreſt zum Himmel, und ſchickteſt deinen Jüngern deinen heiligen Geiſt. Hernach holteſt du deine liebe Mutter, und krönteſt ſie im ewigen Leben. Ewiger Gott, ſo wahr ich dieſes glaube, ſo wolleſt du mir heute barmherzig ſeyn, und meine Seele in deinen gottlichen Schutz nehmen. Hiermit ſtand Lother auf, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ſich. Während er gebetet, hatte Maller auf ſeinem Horn geblaſen, und ſah nun die Geſellen aus dem Buſch wohlgerüſtet herzureiten. Da eilte er auf Lother zu, als dieſer eben von ſeinen Knieen aufſtand, band ihm die Augen auf, und ſprach eilig: Erkennt mich, Herr, ich bin Maller, euer Geſelle; hier nehmt dieſen Ring, Zormerin ſendet ihn euch, ſie trauert ſehr um euch. Damit ſchlug er einem Heide den Kopf herunter, nahm deſſen Schwerdt, und gab es Lothern. Hier Herr, nehmt das Schwerdt, wehrt euch! Da ſchlugen ſie Beide kühn um ſich her, Alles nieder was vor ihnen war. Die Heiden, da ſie ſich von Mallern betrogen ſahen, da liefen ſie hinzu, ſich zu wehren; unterdeſſen kamen auch die andern Geſellen aus dem Buſch herzu, und führten zwei gute Pferde, Lother und Maller ſaßen ſchnell auf, und indem ſie bald flohen, bald ſich umwendeten und auf die Heiden ſchlugen, eilten ſie gegen Konſtantinopel zu; die Heiden verfolgten ſie hart. König Orſchier ſtand auf der Mauer, und ſah das gräuliche Jagen auf dem Felde, da ſprach er: ich hoffe es iſt Maller, der den Lother zurückbringt; wohlauf Geſellen, daß wir ihnen zu Hülfe kommen! Da blies er auf ſeinem Horn, alles rüſtete ſich, und ritt mit ihm aus der Stadt, und nun fing ein gewaltiges Streiten an. Da Orſchier Lothern erkannte, freuete er ſich, ritt zu ihm hin, und fragte ihn: wie er aus der Gefangenſchaft erlöſt ſey? Das ſage ich euch ein andermal, ſprach Lother, jetzt iſt es Zeit zu ſtreiten. Damit eilte er in den Grund, zog einem Todten den Harniſch ab, rüſtete ſich damit, auch mit einem Helm und übrigem Zeug, und ſchlug tapfer auf die Heiden, die ſich ſtark wehrten. Einer ritt hin zu dem Graben, und rief der Prinzeſſin zu, die auf dem Thurm dem Streit zuſah: Lother wär am Leben, und frei. Da dankte ſie Gott mit heißen Zähren, und bat die Jungfrau um fernern Schutz für den Geliebten. Der Streit war heiß; König Helding rannte wider Maller, ward aber von ihm vom Pferde herabgeſtochen; Mallers Pferd fiel auch, ſie ſtanden aber Beide wieder auf, und Helding begab ſich zurück.

Heute will ich die Chriſten vertilgen! rief König Pynart. Hättet ihr Lother und Maller, ſprachen ſeine Diener, ſo möchtet ihr die Chriſten wohl überwinden. — Dieſe Beiden aber ſchlugen ſo kühnlich, daß Keiner gegen ſie zu ſtechen vermochte. König Pynart kam auf Maller los, den er an ſeinem Schild wohl erkannte. Böſewicht, rief er, falſcher Verräther, daß du gehangen wärſt! Wie durfteſt du Schelm es wagen, mich Vetter zu nennen? — Lieber Herr Vetter, ſprach Maller wieder, die Vetterſchaft verleugne ich nimmer. — Da rannte Pynart mit ſeinem Speer gegen ihn, und wollte ihn vom Pferde ſtechen, Maller aber traf ihn mit ſeinem Speer ſo hart, daß er ihn durch den Leib ſtach, davon er vor groſſem Schmerz auf die Erde fiel. König Helding kam dem Pynart zu Hülfe, ſonſt hätte Maller ihn vollends getödtet. Vetter, rief

Maller, ich will Gott ewig für den bitten, der euch vom Pferde ſtach. — Ach weh mir, ſagte König Pynart, was habe ich für eine böſe Verwandtſchaft gefunden! — Darauf ward er in ſein Zelt zurückgetragen, wo er Otten nicht mehr fand. Dieſer war entflohen, und nach der Lombardey zurück gelaufen.

Als er heim kam, da fand er den König, ſeinen Vater, todt. Das Volk empfing ihn als ſeinen rechtmäßigen Herrn, und er ward zum König gekrönt. Er that nachmals ſeinem Vetter Lother noch vieles Leid, wie man hernach erfahren wird. Er bedachte wenig die große Ehre, die ihm in Lothers Namen wiederfahren war, auch daß dieſer ihm nie Uebels gethan, obgleich er ihm gar vieles Uebel zugefügt. Dennoch haßte er den Lother, und gönnte ihm nie etwas Gutes; ſchwur auch einen Eid bei Gott, daß, könnte er Lother und Maller einen Schaden thun, er es nie unterlaſſen wolle. Er hielt auch ſeinen Schwur, wie man hernach hören wird.

Da es nun ſpät wurde, da zog König Orſchier mit ſeinem Volk wieder in die Stadt Konſtantinopel ein. Als Zormerin das Heer kommen ſah, ging ſie ihrem Vater entgegen vor dem Pallaſt; da ſie Lothern erblickte, da erſchrack ſie vor Liebe ſo ſehr, daß ſie nicht ein Wort ſprechen konnte. Lother, ſprach der König, ich gebe euch meine Tochter die hier ſteht. — Herr, das danke ich euch gar herzlich, antwortete Lother, und weil ihr ſie mir nun gegeben habt, ſo erlaubt, daß ich ſie umarme. Ging darauf zu ihr, umarmte ſie und küßte ſie mit großer Wonne. Nahm ſie dann in ſeine Arme, und ſprach: Geliebte Frau, danket meinem Geſellen Maller, der hat mich erlöst von den Heiden.

Er hat um meinetwillen gethan, was nie ein Mann um des andern willen je that. Geliebter Herr, ſprach Zormerin, wärt ihr geſtorben, kein größer Leid könnte mir nie geſchehen.

Darauf gingen ſie Alleſammt in den Saal, ein jeder legte ſeine Waffen ab und ſaßen nieder an den Tiſch. Orſchier ließ Lother neben Zormerin ſitzen, und ſeinen Geſellen Maller bei ihm. Da ſie gegeſſen hatten, da fing Maller an zu erzählen, wie er den König Pynart überredet hätte, er ſey ſein Vetter, und alles was ihm auf dem Zuge begegnet, Wort für Wort. Darüber fing König Orſchier an zu lachen und alles Volk lachte ſehr.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Konſtantinopel dauerte wohl ſchon an zwei Jahre, während denen es manchen Streit und manchen Sturm gab, worin viel gute Männer, ſowohl Ritter als Knechte, ihr Leben ließen. Lother und Maller verhielten ſich ſo kühn und tapfer und fromm, daß ſie viel Ehre erwarben und jedermann ſie liebgewann. Oft rannten ſie beide heimlich, allein von ihren Geſellen und Rittern begleitet, hinaus in das feindliche Lager, und thaten da den Heiden großen Schaden. Die Heiden hatten mehr Schaden durch Lother und Maller, als von allen andern Söldnern zuſammengenommen. Darum bedauerten ſie es immer mehr, daß ihnen die Beiden aus den Händen gegangen waren, da ſie ſie ſchon in ihrer Gefangenſchaft hatten; ſchwuren auch bei Mahomed, weder Lother noch Maller über Nacht leben zu laſſen, wenn ſie einen von ihnen erhaſchen könnten.

Zormerin war aber ſehr ängſtlich, daß Lother ſo oft hinaus ritt; ſie bat ihn gar freundlich, er möchte ſich doch nicht ſo ſehr gegen die Heiden wagen; ſie tödten euch gewiß, ſprach ſie, denn ſie haſſen euch und Maller mehr als die Andern Alle. — Gott wird mich beſchützen, geliebte Zormerin, ſprach Lother; ich bin hier, um Abentheuer zu ſuchen, ſo muß ich ſie denn auch nicht vermeiden; ſoll ich mich nicht an den falſchen Heiden rächen? — Ich wünſchte, ſagte Zormerin, daß ihr es um meinetwillen ließet, mir zu Liebe. — Geliebte Frau, um eurentwillen will ich alle Unthat laſſen, aber jede ehrliche That vollbringen.

Eilftes Kapitel.

Nach drei Monaten, als König Pynart von ſeinen Wunden wieder geneſen war, da kam ſeine Tochter Synoglar und brachte noch wohl funfzehntauſend Gewaffnete in ihrem Gefolge. Synoglar war die ſchönſte Heidin ihrer Zeit; Pynart war voller Freude, als er ſie ſah, er lief auf ſie zu, herzte und küßte ſie, und dankte ihr vielfältig, daß ſie ihm zur Hülfe käme. Liebe Tochter, ſprach er, längſt ſchon hätte ich Konſtantinopel gewonnen, wäre nicht ein junger Ritter darin, er heißt Lother, des Königs Sohn von Frankreich; einen ſchönern Jüngling gibt es nirgend;

wollte er ſeinen Gott verläugnen und an Mahomet glauben, ſo gäbe ich ihn dir zum Gemahl. Er iſt der ſchönſte und dabei der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen, er hat mich zwölfmal niedergeworfen; hätte ich ihn in meiner Gewalt, ich ließe ihn nicht eher, und drängte ihn ſo lange, er müßte an Mahomet glauben, dann würdeſt du ſein Weib. — Von dieſer Rede ward Synoglar in Liebe entbrannt gegen Lother. Sie dachte in ihrem Herzen: nimmer werde ich wieder froh, ich habe dann Lother von Frankreich geſehen.

König Helding ſtand dabei und hörte die Reden des Königs Pynart; er liebte die Prinzeſſin ſchon ſeit langer Zeit, und Pynart hatte ſie ihm jederzeit verſprochen, darum trat er jetzt vor und ſagte: Edler König, ich habe euch hunderttauſend Mann gebracht, ſie ſind auf meine Koſten in euerm Dienſt, und will euch auch nicht verlaſſen, bis wir die Stadt eingenommen; das geſchieht um eurer Tochter willen, die ihr mir zugeſagt habt: wenn ich aber weiß, daß ihr ſie mir nicht geben wollt, ſo wollte ich morgen des Tages mit meiner Mannſchaft aufbrechen, wieder heim in mein Land zu reiten. — Bei Mahomet, antwortete Pynart, lieber Helding, das hatte ich ganz vergeſſen; wohlan, könnt ihr mir Lother und Maller in meine Hände geben, ſo ſollt ihr meine Tochter haben. König Helding ſagte ihm dieſes zu; ihm wäre aber beſſer geweſen, er hätte dies nicht gethan.

Ich habe etwas erdacht, ſprach Synoglar, wodurch ihr ſicher einen von den beiden in eure Hand bekommt, ehe noch die Sonne untergehet. — O ſagt mir das, ſprach Helding, denn ich will nie Ruhe haben, bis ich es ausgeführt. — So waffnet euch, ſprach Synoglar, ſetzt euch zu Pferd, nehmt eure Lanze, und laßt mich geſchmückt und reich geziert, wie es einer Königstochter zukömmt, auf einem andern Pferd euch zur Seite reiten. So wollen wir hin zu den Graben an der Mauer. Iſt Lother nun ſo ein Held, als mein Vater von ihm rühmet, und er ſieht euch mit mir freundlich zuſammen ſprechen, ſo kömmt er ſicherlich heraus, denn ſchöne Jungfrauen pflegt man gern zu ſehen, und weſſen Mannes Herz zu ſchönen Frauen nicht Liebe hat, der iſt wohl nimmer ein Held im Streite. Bei Mahomet, ich weiß gewiß, wenn Lother mich ſo ſchön und trefflich geſchmückt erblickt, ſo kömmt er ſicher heraus, und ſollte es ſein Leben koſten. Wenn ihr dann gegen ihn ſtreitet, ſo will ich euch mit meinem Dolch wohl zu Hülfe kommen und ihn damit in den Rücken ſtechen, bis wir ihn überwunden haben. — Wenn ihr mir helfen wollt, ſprach König Helding, ſo gehe ich mit euch bis in den Tod. Ich gehe jetzt mich zu waffnen, geht auch ihr und bereitet euch.

Als er gerüſtet war, und Synoglar königlich geſchmückt, da ritten ſie hinaus aus dem Lager auf einen Hügel, einen Bogenſchuß weit von der Stadt, und als ſie ſich auf dieſem Hügel umſahen und niemand im Thale erblickten, da ritten ſie ganz nahe zur Stadtmauer zu. Nun ſehet zu, ſagte Helding zu Synoglar, daß ihr den Dolch nicht vergeſſet, wenn ich ins Gedränge mit Lother komme. Er wird herreiten zu uns, ſobald er euch gewahr wird, des bin ich gewiß, denn einen kühnern Ritter gab es nie, und nie einen ſchönern Jüngling. Euer Vater hatte ihn gefangen, da erlöſte ihn Maller, ſein Geſelle, mit großer Liſt. Wäre er nicht ſo hinweggekommen, ſo hätte euer Vater ihn dennoch nicht getödtet, ſondern ihn an ſeinem

Hof behalten um ſeiner Schönheit und Tapferkeit willen. Als Synoglar den Ritter ſo von ſeinem Feind rühmen hörte, da gewann ſie ihn im Herzen immer lieber. Ach, dachte ſie in ihrem Sinn, möchte doch der Jüngling erſt herauskommen, und gewiß kommt er, da er ſo ein gar kühner Held iſt; wenn er dann Helding überwunden hat, ſo will ich mit ihm gehen, will Mahomet verläugnen und will der Chriſten Glauben annehmen. Wie könnte mir wohl ein beſſerer Mann, ein ſchöneres Glück werden, als mit dieſem Helden. Helding meynt, ich ſollte ihm helfen; aber verflucht will ich ſeyn, wenn ich meine Hand gegen den ſchönen Jüngling aufhebe! — Woran denkt ihr, ſchönes Fräulein? fragte Helding. — Laßt uns nun, ſagte Synoglar, nahe zur Mauer hinreiten, dort ruft mit lauter Stimme, ihr habet eure Liebſte hier, wäre Lother von Frankreich der tapfre

Ritter, ſo käme er heraus, ſie euch abzugewinnen. Vergeſſet euer Meſſer nicht, ſagte Helding. Sorgt nicht dafür, antwortete Cynoglar.

Da rief Helding mit lauter Stimme: Wo biſt du, König Karls Sohn? Komme heraus, gewinne mir meine ſchöne Liebſte ab! — Die auf der Mauer waren, die gingen es dem Lother zu ſagen. Er ſtieg auf die Mauer und ſah den Heidenkönig mit der ſchönen Jungfrau. Lother von Frankreich, rief Helding, komme heraus, eine Lanze mit mir zu brechen, wenn du Muth haſt, um dieſer ſchönen Jungfrau willen! — Wer iſt die Schöne, fragte Lother, die ſo köſtlich geſchmückt iſt? — Sie iſt König Pynarts Tochter; ihr Vater hat ſie mir gelobt, aber ich darf ſie nicht eher zu meiner Hausfrau nehmen, das habe ich ihrem Vater verſprochen, bis ich dich, oder deinen Geſellen Maller erſchlagen habe. Darum bin ich hergekommen, daß ich mit dir kämpfe Leib gegen Leib, wenn du anders ſo kühn biſt, es gegen mich zu wagen. — Erwarte mich hier, antwortete Lother, ich will mich waffnen. So ſpude dich, rief Helding.

Lother ging eilends nach dem Pallaſt, hier fand er König Orſchier und Maller. Er legte ihnen die Sache vor, wie der Heide gekommen ſey, mit ihm eine Lanze zu brechen, und wie er es angenommen habe. Das iſt mir leid, rief Orſchier erſchrocken. — Herr, ſagte Maller, ich will hinaus und mit ihm fechten, es iſt nicht gut, daß ihr hinaus geht. Das leide ich nimmermehr, ſprach Lother, bringe meinen Harniſch her, und helfe ihn mir anlegen. Zormerin, die es erfuhr, kam herzu eilends, und weinte ſehr. Sie bat Lothern mit freundlichen Worten, daß er doch nicht hinaus reiten möchte; Lother aber ließ ſich auch von ihr nicht abhalten, ſondern nahm von ihnen Urlaub, und ritt hinaus vor die Stadt.

Als Helding ihn kommen ſah, ſprach er zu S[illegible]: Nun ſehet den, der euch wohl ve[illegible] darf. Dies iſt der Lother von Frankreich, der euern Vater zwölfmal im Streite hat überwunden, und ihm viel der Mannſchaft erſchlagen hat; ich bitte euch, Fräulein, ihr mögt des Dolchs nicht vergeſſen, wenn ich ins Gedränge mit ihm komme. — König Orſchier, Maller und viele andre Ritterſchaft ſtanden auf der Mauer, dem Streite zuzuſehen, auch Zormerin ging hinauf und weinte ſehr.

Hier bin ich, rief Lother, als er zu Helding kam, und bin bereit mit dir zu rennen; gewinnſt du, ſo führſt du mich mit dir, überwinde ich aber dich, ſo führe ich die ſchöne Jungfrau mit mir. Ich werde um deſto muthiger fechten, da es eine ſchöne Jungfrau gilt. — Ich achte deiner hohen Worte nicht, ſagte Helding, ſolche Worte, wären ſie auch noch ſo groß, führen keinen Streich aus. Lother nahm ſeinen Speer, ſo that auch König Helding, und nun rannten ſie friſch gegen einander. Heldings Speer zerbrach, und er ward von Lother ſo getroffen, daß er vom Pferde fallen mußte. Syneglar lief hinzu und rief: Wie ließeſt du dich, du falſcher Mann, ſo bald herab ſtechen! Verflucht ſeyſt du bei Mahomet! Meinen Leib ſollſt du ſicher nie gewinnen. Bei dieſen Worten zog ſie ihren Dolch und wollte ihn damit erſtechen, aber Lother verhinderte ſie daran, und ſprach zu Helding: Sitzt wieder auf, Herr, denn zu Fuß mag ich nicht mit euch ſtreiten. Helding ſetzte ſich wieder auf ſein Roß, ritt auf Lother zu und ſchlug nach ihm, Lother deckte ſich mit ſeinem Schild, ſo daß Helding eine Hand breit von dem Schild herunter ſchlug. Lother ſchlug wieder nach ihm, und traf eine Achſel, ſo daß ſein Blut herabfloß. Deß war Synoglar im Herzen froh: Lieber Herr, rief ſie Lothern zu, habt kein Mitleiden mit dem Lecker; wenn ihr ihn erſchlaget, ſo will ich aus Liebe zu eurer Heldenkühnheit mit euch reiten, Mahomet verleugnen, und der Chriſten Gott verehren, ſammt der Mutter die ihn getragen. Das hörte Lother und freute ſich. Er und Helding ſchlugen friſch auf einander, und führten beide gar harte Streiche gegen einander. Endlich ſchlug Helding ſo auf Lothers Pferd, daß es todt niederfiel; Lother ſprang wieder auf, verwundete Helding in der linken Seite, und ſprach: Steig von deinem Pferde ab, oder ich tödte es. Ich will abſteigen, ſprach Helding, wenn du mir ſo lange nichts thun willſt, bis ich abgeſtiegen bin. Lother ſtand, und ſagte: Steig ſicher ab, ich thu dir eher nichts. So bin ich ſicher vor dir, ſprach Helding, denn ich bin nicht Willens, eher abzuſteigen bis ich in meinem Zelt bin. Mahom empfohlen! Ich laſſe dir meine Liebſte, Fräulein Synoglar, die gar übel an mir gehandelt hat. Ich will mir meine Wunden verbinden laſſen, denn ich bin ſehr verwundet; damit wandte er ſich und ritt ſchnell fort; Synoglar blieb allein bei Lother. Du haſt ein verzagtes Herz, du falſcher Heide, rief dieſer ihm nach, ich hätt' es nicht von dir gedacht.

Lother nahm Fräulein Synoglar freundlich in ſeine Arme, und fragte ſie: Schöne Jungfrau, begehrt ihr der Taufe von ganzem Herzen? Ja wohl, antwortete ſie, von ganzem Herzen. Lother ſetzte ſich auf ihren weißen Zelter, und ſie ſetzte ſich hinter ihm; und während ſie nach der Stadt ritten, redeten ſie gar freundlich mit einander. Lieber Herr, ſagte ſie: ich hörte ſo viel von eurer Tapferkeit und Schönheit reden, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, ich mußte euch ſehen. Mein Vater hatte mich dem Helding zum ehelichen Weibe zugeſagt, wenn er euch und Maller überwinden, und in ſeine Hände liefern würde. Da machte ich die Erfindung, daß Helding her reiten und mich mit ſich nehmen mußte, damit ich euch nur zu ſehen bekäme. — Lother antwortete mit Lachen: Dafür müßt ihr Dank haben, ſchöne Synoglar, daß ihr ſo ſchöne Erfindungen könnt erſinnen. Helding hätte wohl kühner ſtreiten ſollen, er ſollte ſich billig ſchämen, daß er ſich eine ſo ſchöne Jungfrau ſo leicht abgewinnen ließ.

Zwölftes Kapitel.

König Orſchier, Maller, und die ganze Ritterſchaft die gingen ihnen entgegen, und empfingen Lother ſehr ehrenvoll. Zormerin aber ging ihm nicht entgegen, ſie betrübte ſich, daß er eine andre Jungfrau führte, und meynte, er würde dieſe nun mehr lieben als ſie. Sie ging trauernd in ihre Kammer, und ließ Scheidechin zu ſich kommen.— O liebe Scheidechin, rief ſie weinend, warum mußte ich Lothern je ſehen, warum mußte ich ſolche Liebe zu ihm tragen, und ihm mein ganzes Herz geben? Ich habe ihm viel Liebes gethan, aber nun verläßt er mich, einer Heidin zu gefallen. Schön iſt ſie, und eine Königstochter, ſo gut als ich, und das Neue liebt man ja immer mehr als das Alte! Ach liebe Scheidechin, ſo habe ich nun an dem heutigen Tage den verloren, den ich ſo von Herzen liebe! — Liebes Fräulein, ſprach Scheidechin, dafür halte ich Lothern nicht, er iſt gewiß der treueſte Mann unter der Sonne; auch iſt er viel zu weiſe und verſtändig, er weiß ja wohl, daß er durch euch ſo viel Gutes und ſolche Ehre genießt, darum bin ich gewiß, daß er nie etwas thun wird, was euch Leid oder Betrübniß macht. Hat er eine ſchöne Jungfrau mit dem Schwerdt gewonnen, ſo iſt er darum viel Lobes und großer Ehre werth. Ich weiß gewiß, er taufet ſie, und gibt ſie dann der Geſellen einem. Sollte es ſich auch zutragen, daß er einen oder ein paar Monate bei ihr wäre, ſo iſt ihm das erlaubt, weil er noch ledig iſt. Sie käme damit wohl in Schande, und ihr bleibet dennoch die Frau.

Nein, rief Zormerin aus, ich will es nicht verſchweigen, ich will Mallern meine Noth klagen. — Scheidechin ging hinaus, rief Maller zu ihrem Fräulein; er ging ſogleich mit ihr hinein. O Maller, ſprach Zormerin, die Frau, welche ihren Sinn auf einen Mann ſetzet, die handelt thöricht! Lother verläßt mich um einer Heidin willen, das könnt ihr jetzt wohl ſehen: nie iſt er noch von einem Streit gekommen, oder er kam ſogleich zu mir in meine Kammer, aber diesmal kömmt er nicht. Er hat mich vergeſſen, obgleich ich ihm ſo viel Gutes gethan. Verflucht ſey die Stunde, da ich ihm aus ſeiner Armuth half, verflucht das Hemde das du für ihn wuſcheſt, und verflucht der Brunnen, dazu meine Ohren, daß ſie je deine Worte hörten! — Liebes Fräulein, klagt nicht ſo ſtark meinen Herrn an, er iſt fürwahr der treueſte Mann in der ganzen Chriſtenheit. Er hat ein heidniſches Fräulein mit dem Schwerdt gewonnen, es iſt ihm alſo nicht zu verdenken, daß er ſo lange bei ihr bleibt, bis ſie die Taufe empfangen hat; ſeyd überzeugt, ſobald ſie getauft iſt, gibt er ſie ſeiner Geſellen einem. Wenn ihr erlaubt, ſo will ich mit Lother davon ſprechen, denn es wäre nicht gut, daß ihr etwas gegen ihn zurückhieltet. Ich weiß gewiß, ihr findet keine Untreue in meinem Herrn. Maller beurlaubte ſich hierauf von ihr, und ſie blieb in ihrer Kammer.

Zormerin war in Liebe entbrannt. Welches Menſchen Herz die Liebe entzündet, dem wird es an Sorge niemals fehlen. Sie ſchickte Scheidechin zu Lother, und ließ ihn rufen; er kam, alſobald nichts Arges denkend. Lother, redete ſie ihn an, mag euch an mir nicht gnügen, daß ihr auch noch König Pynarts Tochter habt genommen, und ſie mehr liebt als mich? — Nie begehrte ich König Pynarts Tochter, antwortete Lother, und nie kann ich eine andere Frau ſo lieben, als ich euch liebe, und habe auch keine andre ſo geliebt. Er nahm ſie hierauf in ſeine Arme und küßte ſie gar zärtlich, und ſetzte ſich neben ſie auf ihr Bette. Da kam König Orſchier wohl mit ſechs Rittern, von ihrer Verwandtſchaft, in die Kammer; ſie hatte es ſo mit ihnen verabredet, noch eh' ſie Lothern rufen ließ. Als nun der König die Beiden nebeneinander liegen ſah, da ſprach er: Fürwahr, Herr Lother, ihr eilt ſehr! Wollt ihr, nachdem ihr euern Willen an meiner Tochter verübet, nun nach Frankreich zurück reiten, und ſie in Schande und mich in Betrübniß ſetzen? Aber bei Gott, der mich erſchaffen hat, ſo ihr nun meine Tochter nicht ehelicht, ſo will ich euch wohin legen, wo ihr nimmer wieder an das Tageslicht kommt. Lother ſprang auf, und ſprach: Edler König, was ich mit eurer Tochter gethan habe, das ſey mir wohl erlaubt, denn ihr habt ſie mir verlobt, und mir zugeſagt, ich ſolle ſie nach dem Kriege vor den Altar führen. Doch gefällt es euch, daß dieſes jetzt geſchieht, ſo kann ich mir nichts Glücklicheres wünſchen, und bin ich ſogleich von Herzen dazu bereit. — Das freut mich, ſprach der König, wir wollen die Sache nicht länger verſchieben, und morgen früh ſollt ihr in der Kirche zuſammengegeben werden. — Lother war voller Freude darüber; er hätte lieber geſehen, daß es gleich den Augenblick geſchähe, als daß es noch bis den andern Tag währte, denn ſo konnte Zormerin nicht nach ihm ſich ſehnen, als ihn nach ihr verlangte.

Des andern Morgens gab der Biſchoff Lother und Zormerin zuſammen in der Kirche, und ſegnete ſie ein, deß freueten ſie ſich Beide von ganzem Herzen, denn ſie liebten ſich gar ſehr. Zu gleicher Zeit ward auch Maller mit der Jungfrau Scheidechin vermählt. Als ſie aus der Kirche kamen, da gingen ſie zu Tiſche; jedermann war fröhlich; die Bürger in der Stadt bezeugten allgemein eine ſehr groſſe Freude, daß ſie einen ſo tapfern Herrn haben ſollten. Nach der Tafel begonn ein groſſes Stechen und Rennen; den Herren und der Ritterſchaft ward köſtliche Ehre erzeigt, in allen Stücken, ein jeder that das Beſte, und bemühete ſich einen Dank zu verdienen. Lother und Maller rannten und turnirten den ganzen

Tag, und ſtachen manchen ſtolzen Ritter nieder; niemand durfte gegen ſie die Bahn halten, oder gegen ſie zu rennen. — Maria, Mutter Gottes, ſprach König Orſchier, was ſind dieſe Beiden ſtarke Helden! Sie allein machen den Andern die Bahn zu enge; meine Tochter iſt ſicherlich wohl verſorgt, und es iſt auch ein ſchönes Paar, ſchönere Eheleute möchte man ſchwerlich finden. Seine Diener, die Herren und die Ritterſchaft insgeſammt gaben dem König Orſchier dies gar gern zu, Alles war voll Luſt und Fröhlichkeit, ausgenommen Synoglar; dieſe war ſehr betrübt, da ſie ihre ganze Hoffnung darauf geſetzt hatte, Lother ſollte ſie zur Frau nehmen. Lother ging zu ihr, und tröſtete ſie aufs Beſte. Liebes Fräulein, ſprach er, trauert nicht, ihr ſollt gut verſorgt werden. Bleibt bei meiner Hausfrau, bis ich euch einen reichen und edeln Gemahl zuführe. Ich danke euch, Herr, antwortete Synoglar, meine Hoffnung iſt zerronnen, nun muß ich mich der Geduld befleißen.

Dreizehntes Kapitel.

Als die Feierlichkeiten alle zu Ende gebracht waren, in großer Fröhlichkeit, da rüſteten ſich die Chriſten mit friſchem Muth, fielen auf das heidniſche Heer hinaus, und kämpften ſo tapfer den Tag, daß die Heiden alle erſchlagen wurden, auch König Pynart, und Helding, mußten ihr Leben laſſen. Was ſich retten konnte, das entfloh, und räumte das Land. Die reichen Gezelte, und viel herrliches Geräthe, Geld und Gut, ward den Chriſten zur Beute. Den Tag wurden viel hunderttauſend Heiden erſchlagen, doch mußte auch viel Chriſtenblut vergoſſen werden, denn die Heiden hatten tapfer geſtritten.

Lother blieb noch in Konſtantinopel bis die ſieben Jahre um waren, während denen ſein Vater, König Karl, ihn verbannt hatte; dann ſprach er zu Zormerin: wie er wünſche nach Frankreich zurückzukehren, um ſie ſeinem Vater vorzuſtellen. Zormerin war dies auch gleich zufrieden. Lother ging zu König Orſchier, und bat ihn um Urlaub, mit ſeiner Tochter nach Frankreich ziehen zu dürfen, da ſeine Verbannungsjahre um waren. Ich will euch das wohl erlauben, ſprach Orſchier, nur müßt ihr mir verſprechen, wieder nach Konſtantinopel zu kommen, wenn ihr euern Vater geſehen habt; darum bitte ich euch gar freundlich, denn nach meinem Tode ſollt ihr mein Reich regieren, und ſollt Kaiſer von Konſtantinopel ſeyn. — Lieder Herr, ſprach Lother, ich will noch ehe ein Jahr vergangen iſt, wieder bei euch ſeyn.

Sie machten ſich alle reiſefertig; Lother und die ſchöne Zormerin, ihr geliebtes Fräulein, Scheidechin, mit Maller dem treuen Geſellen, nebſt all ihrer Ritterſchaft, nahmen Abſchied von dem König Orſchier, der ſeiner Tochter den Segen gab — er ſah ſie nicht eher wieder, bis ſie große Leiden erfahren hatte — und alleſammt machten ſich auf den Weg, begleitet von wohl hundert Bewaffneten. Als ſie nach Rom kamen, erzeigte der Pabſt ihnen viel Ehre, und ſie blieben vier Tage lang daſelbſt. Da erfuhr Otte von einem Spion, daß Lother mit ſeiner Gemahlin, wie auch Maller und die übrigen auf der Reiſe nach Frankreich ſeyen, und wie ſie ihren Weg über Pavia nehmen würden. Da erſann Otte die größte Verrätherei, die jemals iſt erhört werden;

Univ. Bibl. München

er verſammelte nämlich zwanzigtauſend Gewaffnete, und ließ damit alle Wege beſetzen, auf welchen Lother mit den Seinigen kommen konnte.

Herr, ſagte Maller, laßt uns lieber nicht über Pavia reiſen, oder uns wenigſtens gehörig rüſten, und wohl waffnen, weil Otto, dem Schalk, der nun König zu Pavia geworden, nicht gut zu trauen iſt. Lother gab ihm hierin Recht, und ſie waffneten ſich Alleſammt. Sie wurden aber von einem Späher bemerkt, der von Otto war hingeſchickt worden, um ſichre Kundſchaft von Lother und ſeinem Gefolge zu haben. Der Spion ritt eilends zu Otto zurück, und brachte ihm die Botſchaft, wie Lother und Maller mit ihren Weibern jetzt die Straße herauf gezogen kämen, und nur ſehr wenig Leute mit ihnen; aber ſie haben ſich alle gewaffnet, ſo viel habe ich hinter einer Hecke, wo ich mich verbarg, wohl geſehen, darnach richtet euch, Herr König. Bei meiner Treu, ſprach Otto, ihre Waffen ſollen ihnen wenig helfen, denn ich will ſo viele Leute über ſie ſchicken, daß wohl zehne auf einen von ihnen kommen ſollen. Nun will ich mich an ihnen rächen; Lother und Maller ſollen an dem Galgen hängen, und Zormerin will ich zum Weibe nehmen. Hiermit ritt er, von ſeiner Ritterſchaft begleitet, in den Wald, wo Lother durch mußte, der auch ſehr bald den Weg daher kam. Otto rannte wohl mit fünftauſend Gewaffneten, mit eingelegten Speeren, auf Lother ein, den Gott in ſeinen Schutz nehmen wolle, weil nun ihm ſowohl als ſeiner treuen Zormerin großes Leiden bevorſteht.

Mit großem Geſchrei rannten ſie auf ihn zu; Lother von Frankreich, riefen ſie, du kommſt nicht lebendig durch, hier mußt du ſterben! Und damit liefen ſie ſo grimmig auf ſie los, wie Wölfe auf eine Heerde Schafe. — Zormerin, als ſie dieſes ſah, ſprang ſogleich von ihrem Wagen hinunter, und lief in den Wald, ganz allein, und verbarg ſich daſelbſt.

Die Lombarden umgaben den Wagen, und ſuchten ſie, ſie fanden ſie aber nicht, da nahmen ſie Scheidechin gefangen, nebſt allen ihren Frauen. Lother ſchlug auf die Lombarden kühnlich, und wehrte ſich als ein Held, aber ſein Pferd wurde unter ihm erſchlagen, ſo daß es mit ihm auf die Erde fiel; da umringten ſie ihn, und nachdem er viele Wunden erhalten hatte, nahmen ſie ihn mit Gewalt gefangen.

Maller erſchlug der Lombarden wohl zwanzig an der Zahl, er ward aber ſchwer verwundet, wohl dreißig Wunden hatte er, deren jede tödtlich war; auch ſein Pferd fiel todt unter ihm nieder, und ſo ſank er ohnmächtig um, und lag wie todt unter den Todten. Lother ward, gebunden wie ein Dieb, mit verbundenen Augen nach Pavia geführt. Sein Herz war ſehr betrübt, da er ſich in der Gewalt des argliſtigſten Verwandten befand, und er ſeufzte tief, als er an Zormerin und Maller dachte, und empfahl ſie in Gottes Schutz.

Otto begab ſich in ſeinen Pallaſt, verſammelte ſeine Räthe und vornehme Ritterſchaft, und fragte ſie um Rath, was er mit Lothern machen, und wie er ſich an ihm rächen ſolle? Er war zweifelhaft, ob er ihn aufhängen oder welche Todesart er ihn leiden laſſen ſolle. Da trat einer der Lombarden vor Otten, und ſprach: Gnädiger Herr, mich dünkt in meinem Sinn, es wäre gar übel gethan, wenn ihr euer eignes Fleiſch und Blut ſo jämmerlich verderbtet. Dazu iſt er der edelſte und tapferſte Ritter, der jemals in euerm Geſchlechte geboren ward; habt ihr auch einigen Verdruß durch ihn gehabt, ſo hat er doch deshalb den Tod nicht verſchuldet. Tödtet ihr ihn, und König Karl erfährt es, ſo gewinnt weder ihr noch euer Geſchlecht keinen Frieden, und ihr müßtet ſtets in Furcht vor ihm leben. Darum, Herr, legt ihn in einen Thurm, darinne haltet ihn ſo hart, als es euch beliebt; wird euch jemals dieſer Rath gereuen, ſo folgt mir niemals wieder, iſt aber jemand an euerm Hof, dem der Rath mißfällt, der thue es kund, ſo will ich mit ihm kämpfen.

Der Lombarde, der dies ſprach, war von einem großen Geſchlecht. Er ſelbſt hatte ehedem bei Lothers Vater, dem Kaiſer Karl, gedient, und war mit ihm gegen Marſilien geweſen, wo er ihm half den Grafen Ganelon gefangen nehmen, darum mußte

Otto ſeine Worte achten, und dem Rathe folgen. Lother wurde alſo in einen Thurm gelegt.

Otto ſchickte nach den gefangnen Frauen, da aber Zormerin nicht gefunden ward, ärgerte er ſich ſehr. Wo iſt eure Frau? fragte er Scheidechin. Herr, antwortete dieſe, vierzehn Lombarden führten ſie fort, ſo viel ich ſahe, ich weiß nicht woher ſie kamen, oder welche es waren, doch beſorge ich ſehr, ſie bringen meine Frau zu Schaden und Unehre. Otto betrübte ſich über dieſen Beſcheid, und ließ die Frauen in ein beſonderes Gemach führen, wo ihnen hinlänglich Speiſe und Trank gereicht ward. Luthern ward auch ein Wundarzt geſchickt, der ihm ſeine Wunden heilen mußte.

Otto ſchickte darauf Boten herum, ſo weit als die Lombardey reichte, welche Zormerin ſuchen ſollten; ſie ward aber nicht gefunden. Da ward Otto ſehr grimmig, daß ihm ſein Plan ſo mißglückt war, denn ihm war es hauptſächlich darum zu thun geweſen, Zormerin in ſeine Gewalt zu bekommen.

Lother war jetzt mit Hülfe des Arztes wieder hergeſtellt, nachdem er viele Schmerzen hatte ausſtehen müſſen. Aber er betrübte ſich und klagte innig um Zormerin, denn er wußte nicht anders, als ſie ſey in Otto's Hände gefallen. Er klagte mehr um Zormerin als um ſich ſelber.

Vierzehntes Kapitel.

Wir laſſen hier Lothern eine Weile, und wenden uns zu Maller, ſeinem Geſellen. Er erholte ſich wieder aus ſeiner Ohnmacht, und als er den Kopf ein wenig in die Höhe hob und ſich umſah, da fand er nichts als Todte um und neben ſich. Er kroch mit vieler Mühe unter den Todten hervor, und in den Wald. Hier ſetzte er ſich nieder, und da ſeine Wunden ſehr bluteten, zog er ſein Wamms aus, und riß ſein Hemde in Binden, damit verband er ſich die Wunden ſo gut als es gehen wollte. Darauf ſah er hin und wieder, und erblickte ein Pferd, das aus der Schlacht gelaufen war. Mit vieler Mühe ging er hin zu dem

Pferde, ſetzte ſich darauf, und ritt langſam durch den Wald.

Nicht lange war er geritten, als er eine ſchöne Frau erblickte, die ſchnell entlief als ſie ihn kommen ſah; er ritt ihr nach, aber ſie lief nur um deſto ſchneller. Ach fliehet nicht, ſchöne Jungfrau, rief Maller, ſo laut er konnte: erwartet mich, ich will euch nichts thun! — Zormerin war die Fliehende, und als ſie Mallers Stimme erkannte, da ſtand ſie ſtill und erwartete ihn. — Ach Maller! bringſt du mir Nachricht von meinem Herrn Lother? — Ja, theure Frau, mein Herr iſt nach Pavia gefangen fortgeführt; ich hoffe aber, Otto iſt nicht ſo kühn, daß er ihm das Leben nimmt. Hilft mir Gott, daß meine Wunden geheilt werden, ſo ſoll der Verräther Otto es mit ſeinem Königreiche büßen, dahin will ich es bringen. Aber ich nehme jetzt kein Königreich dafür, daß ich euch, werthe Frau, gefunden habe; wir wollen nach Frankreich gehen, und wollen den König Karl um Hülfe anflehen für ſeinen Sohn, gegen den falſchen verrätheriſchen Otto. Aber ich leide jetzt ſo große Schmerzen, daß ich immer fürchte, ich ſterbe und komme nicht weiter. — Lieber Geſell, ſeyd getroſt, ich will Gott inbrünſtig für euch bitten, daß er euch helfe, und auch meinem theuern Gemahl, und daß er uns räche an dem falſchen Schalk Otto, der uns ſo viel Leides zufügt. Wer Uebels thut, der entgeht ſeiner Strafe nicht, habe ich immer ſagen hören, darum, lieber Maller, hofft auf Gottes Hülfe.

Zormerin war froh, daß ſie Mallern hatte, aber er war ſehr krank an ſeinen Wunden und litt viel Pein. Beſonders hatte er eine ſehr große Wunde von einem Speer in dem Leib die verurſachte ihm gar bittre

Schmerzen. Sie ritten Schritt vor Schritt, und kamen endlich zu St. Bernhard an. Hier gingen ſie in eine Herberge, wo ſie beinah vier Monate lang bleiben mußten. Während vierzehn Tagen glaubte Zormerin jeden Tag, daß Maller ſterben müſſe. Endlich aber ward er beſſer, und nach vier Monaten ging er mit Zormerin wieder hinaus. Alles, was ſie beſaßen, hatten ſie verzehrt, und nun gingen ſie arm und barfuß hinweg. Zormerin ſuchte ihn mit ſanften Worten zu tröſten, wie ſie nun nach Frankreich ziehen wollten, und wie ſie auf den Kaiſer Karl ihre Hoffnung ſetzte. Maller tröſtete ſie wiederum, wie ſie Lother aus dem Gefängniß erlöſen, und ſich an dem verruchten Schalk rächen wollten. So ermunterte und tröſtete eins das andere, aber ihnen ahndete nicht, daß ſie keine Hülfe bei ſeinen Anverwandten finden würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiſer Karl merkte, daß er ſterben müſſe; da ſchickte er in ſeinem ganzen Reich nach allen Herren und ſeiner ganzen Ritterſchaft, bezahlte ihnen alles, was er ihnen ſchuldig war, dann ging er in die St. Kilianskirche, hier legte er Beichte ab und ließ eine herrliche Meſſe ſingen. Wie die Geſchichte ſagt, ſo fand der Prieſter einen Brief auf dem Altar, darin ſtand eine Sünde aufgeſchrieben, welche der Kaiſer Karl begangen, aber zu beichten unterlaſſen hatte. Der Prieſter zeigte den Brief dem Kaiſer, der bekannte und beichtete auch alſobald dieſelbe Sünde, und dankte Gott von ganzem Herzen für die Gnade.

Kaiſer Karl ſtarb bald, und ſein Sohn Ludwig ward zum Kaiſer erwählt und gekrönt, nachdem er Weißblume, die Tochter des Grafen von Narbonne, zur Gemahlin genommen hatte. — König Ludwig war noch nicht lange zu Paris, als Zormerin und Maller auch daſelbſt ankamen. Maller ging ſogleich an den Hof vor König Ludwig, der von den Großen und Mächtigen des Reichs umgeben war, unter denen die Brüder ſeiner Gemahlin waren, denen er große Güter gegeben, wodurch ſie ſehr mächtig geworden waren. Maller hatte einen ganz zerlumpten Rock an, und ſein ganzer Aufzug war ſehr armſelig; darum wollte ihn niemand von ſeinen ehemaligen Bekannten wieder erkennen, und alle verſchmähten und verſtießen ihn. Verflucht ſey der böſe Reichthum, ſprach Maller in ſich, weil einem reichen Schalk große Ehre angethan wird, während der Fromme, wenn er arm iſt, verachtet wird. Ewiger Gott, wie iſt es doch ſo gar verkehrt auf Erden! —

Maller fiel dem König Ludwig zu Füßen, der eben nicht viel auf ihn achtete, da er ihn in ſo ärmlichem Aufzuge ſah. Herr, fing Maller an: mich bedünkt, ihr wollet mich nicht erkennen, obgleich ihr mich ehedem ſehr wohl kanntet, und ich auch noch ſehr viel Verwandte an euerm Hof habe, nun ich aber arm bin, ſo erkennt mich niemand. Ich heiße Maller, König Galyens Sohn, bin an euerm Hof erzogen; mit eurem Bruder Lother ritt ich hinweg, da ſein Vater ihn verbannte. — Lieber Maller, antwortete König Ludwig, ja wohl kenne ich dich nun; willſt du bei mir am Hofe bleiben, ſo will ich dir Gutes thun, und du ſellſt wie die andern Diener gehalten ſeyn. — Herr, erwiederte Maller, es wäre wunderlich, wenn ich euch dienen wollte, da ich ſelber eines Königs Sohn bin! — Und indem er in ſeinem Herzen dachte: welch ein Bruder iſt dies, daß er mich nicht einmal nach ſeinem Bruder fragt, von dem ich ihm geſprochen; nicht einmal fragt, ob er noch lebt, oder ob er todt iſt; hätte ich einen ſolchen Bruder, fürwahr ich ſchickte ihn hin, wo er ſonſt in tauſend Jahren nicht hinkäme — ſagte er: Edler König, wie habt ihr doch gegen euern Bruder einen ehernen Sinn! Mich dünkt wohl, ihr habt gar wenig Liebe zu euerm leiblichen Bruder, der in Unglück und Elend gerathen iſt, und bei euerm verrätheriſchen Vetter in Feſſeln ſchmachtet, während ihr hier in Ruhe und Frieden Kaiſer und König ſeyd. Darauf erzählte er dem König Ludwig, wie alles ſich mit Lother zugetragen ſeit ſeiner Verbannung, und bat ihn, nachdem er alles umſtändlich vorgetragen, um Hülfe, daß er den Lother aus der Gefangenſchaft rette, und ſich an dem ungetreuen Otto räche. —

König Ludwig hätte ſeinen Bruder gern gerettet und ihm Hülfe geſchickt, aber es lebten an ſeinem Hofe alle die falſchen Verräther, die ſtets Lothers Feinde geweſen waren, dieſe zogen den König Ludwig bei Seite. Herr, ſprachen ſie, laßt euern Bruder fahren, er thut doch nie Gutes. Eure hohe Ritterſchaft hat er alle, um der Frauen willen, gegen ſich aufgebracht, weswegen euer Vater ihn auch, wie ihr euch noch erinnern möget, auf ſieben Jahre lang verbannte; empfanget ihr ihn nun wieder an euerm Hof, ſo habt ihr niemals Ruh und Frieden mit dieſen Herren. Bedenkt dann auch, daß ihr das väterliche Erbe mit ihm theilen müßt; kömmt er wieder, ſo will er ſicher entweder König oder Kaiſer ſeyn. — Bei meiner Treu, ſprach der König, ihr ſprecht die Wahrheit; Otto wird Ihn auch wohl wegen irgend einer Untugend gefangen genommen haben. Maller, fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, meine Freunde rathen mir, keinen Krieg ins Land zu ziehen um meines Bruders willen. Lother wollte immer nach ſeinem eignen Sinn leben, er wollte auch meinem Vater nie folgen; darum, hat er nun meinen Vetter Otto beleidigt, ſo iſt es billig, daß dieſer ihn dafür beſtraft; obgleich er ihn gefangen hat, ſo gibt er ihm doch genug zu leben; ich werde alſo nimmermehr einen Harniſch anlegen, um ihm aus dem Gefängniß zu helfen, wo er recht gut iſt; meinen Räthen will ich hierin folgen. — Das ſind lauter Verräther, rief Maller, die euch ſolchen Rath gaben. Jammer iſt es, daß ihr euerm leiblichen Bruder nicht wollt zu Hülfe kommen; Otto hat ihn verrätheriſch gefangen! — Damit kehrte Maller ſich um und ging hinaus. König Ludwig rief ihm nach, ob er nicht mit ihm frühſtücken wollte? Nimmermehr! rief Maller, eher will ich faſtend ſchlafen gehn, ehe ich mit Verräthern eſſen will! — Das ſprach Maller gar kühnlich; er hätte ſich um König Ludwigs willen nicht herumgedreht, denn er war eines eben ſo großen Königs Sohn, als Ludwig.

Er ging zurück in ſeine Herberge zu Zormerin. Frau, rief er voller Zorn, an Ludwig fand ich den ungetreueſten Mann, der da lebt; er läßt ſeinen Bruder in der Noth, und folgt dem Rath falſcher Verräther; möge Gott ihn verdammen dafür! Ach Gott, ich fürchte ſehr, Lother kömmt wohl nimmer wieder los. — Zormerin weinte. Ach ich Unglückliche! rief ſie: litt jemals eine Frau, was ich leiden muß? Verflucht ſey die

Stunde, in der ich geboren ward! — Werthe Frau, fing Maller wieder an: laßt uns wieder nach Konſtantinopel zu euerm Vater gehen; ich will ihn bitten, daß er der großen Treue gedenke, die Lother ihm geleiſtet; daß er dem zu Hülfe komme, der ihn in ſeiner Noth gegen die Heiden doch auch nie verließ. Ich will dann ſehen, ob denn noch Treue auf Erden zu finden iſt.

Sechszehntes Kapitel.

Sie verließen Paris und reiſten manchen Tag. Von ihrer Reiſe ſage ich nichts; ſie gingen ſo lange, bis ſie wieder in die Lombardei kamen, da gingen ſie mit einander zu Rathe, wie ſie ſich unkenntlich machen wollten, um unerkannt durch das Land zu kommen. Zormerin verkaufte ihren ſchönen Pelz, den ſie an hatte, und kaufte ſich eine Laute dafür, denn ſie konnte gar ſchön die Laute ſchlagen. Maller, der die Kräuter wohl zu finden wußte, färbte ſich und auch Zormerin das Antlitz und die Hände damit; es konnte kein Menſch ſie in dieſer Geſtalt erkennen. —

Maller, lieber Geſelle, ſprach Zormerin, als ſie ſah, wie entſtellt ſie Beide waren, laßt uns nach Pavia gehen, und dort erfahren, ob Lother todt iſt oder noch lebt, ich bitte euch gar ſehr darum, denn niemand erkennt uns in dieſer Verkleidung. — Weil ihr denn ein ſo ſchönes Handwerk verſteht, ſagte Maller, ſo bin ich dies gern zufrieden; ihr könnt mit euerm Lautenſpiel ſo viel verdienen, als wir nöthig haben um nicht Hungers zu ſterben; auch kleiden ſoll mich König Otto noch dazu; ich will ſagen, ich ſey euer Gemahl, ihr ſollt Maria heißen und ich will mich Dietrich nennen. — Das iſt recht, ſprach Zormerin, und nun nur ſchnell, ſo eilend als möglich, nach Pavia, daß wir von Lother hören.

Unterdeſſen, daß dieſe ſo wanderten, lag Lother in einem tiefen Thurm; zu eſſen und zu trinken ward ihm auf Otto's Geheiß genug gereicht. Nun begab es ſich am heiligen Pfingſtfeſte, da man König Otto ein neues Gewand brachte, und er es anlegen wollte, fand es ſich, daß es um eine Handbreit zu lang war. Da er nun den Schneider, der es gemacht hatte, ſehr ſchalt, da ſprach einer der Kammerdiener: Herr, Ihr habt ſeit langer Zeit ſchon Lothern von Frankreich in Euerer Gefangenſchaft, und er iſt ſeitdem noch nicht neu gekleidet worden. Er iſt von hoher Geburt und Euer nächſter Verwandter, darum wäre es wohl ſchicklich, Ihr ſchicktet ihm das Gewand, zumal es Euch zu lang iſt; ihm wird es aber ganz recht paſſen, da er viel länger iſt als Ihr ſeyd. — Es mag ſeyn, ſprach Otto, geh bringe es ihm.

Der Kammerdiener ging mit dem Gewand zu Lothern, den er ſehr betrübt in dem Thurm liegend fand. Der Diener grüßte ihn und redete ihn freundlich an: Mein Herr, der König Otto ſendet euch dies Gewand, ihr möchtet es anlegen. — Lother ſtand auf, zog es an, und es paßte ihm trefflich. Da entfuhr dem Kammerdiener ein unvorſichtiges Wort, das er nachmals wünſchte nicht geſagt zu haben; er ſagte nämlich: Herr, das Kleid iſt euch ſo ganz anpaſſend, als ob es für euch gemacht wäre, meinem Herrn, dem Könige, war es etwas zu lang. — Was heißt das? rief Lother, werde ich ſo in der Welt verachtet, darf Otto mir ſchicken, was ihm nicht paßt? O muß ich dies erleben! Weh mir! bin ich denn ſo verſtoßen, ſo will ich nicht Eſſen oder Trinken mehr je verlangen! — Zog damit das Kleid wieder aus, ſchnitt und riß es in kleine Stücken entzwei, und trat mit Füßen auf die Stücke. Geh nun, ſagte er dem Kammerdiener, ſag dem Thurmhüter, ich will weder eſſen mehr noch trinken, ich will nicht länger leben, daß mir niemand etwas bringe! — Dem Kammerdiener that es ſehr leid, ſo geſprochen zu haben; er ging traurig zum König Otto und erzählte ihm den Verlauf, auch alles, was Lother geredet hatte. Da fing es dem Otto an ein wenig zu erbarmen, und es that ihm ſehr leid, daß der Kämmerer das geſagt hatte.

An demſelben Tage kamen Zormerin und Maller zu Pavia an. Sie gingen auch ſogleich an den Pallaſt, und fragten den Thürſteher: ob es erlaubt ſey vor dem König zu ſpielen und zu ſingen, dann ſollte er ſie hinauf in den Speiſeſaal führen. Der Pförtner wollte Scherz mit Zormerin treiben, und ihr um den Hals fallen, aber ſie wehrte ſich und gab ihm einen ſo kräftigen Stoß, daß ihm zwei Zähne ausfielen; nun ward der Pförtner falſch, und wollte ſie nicht hinauf laſſen; dies ſah ein Ritter, der nahm ſich ihrer an, und führte ſie Beide grade hinauf in den Speiſeſaal, wo der König mit dem ganzen Hof, vielen Rittern und auch viel ſchönen Frauen an der Tafel ſaß. Otto dachte es wohl nicht, daß Zormerin und Maller ihm ſo nahe wären; hätte er ſie unter dieſer Geſtalt errathen können, er würde Maller ohne Gnade haben tödten laſſen, denn dieſen haßte er ganz beſonders. Zormerin und Maller gingen an die Seite, wo ſie die andern Spielleute ſahen, und ſetzten ſich bei ihnen nieder. Maller langte ſogleich nach der Schaale mit Wein, und trank ſie auf einen Zug aus. Gott helf dir, ſprachen die Pfeifer, wir ſehen wohl, du biſt unſer einer. Als die Mahlzeit halb vorbei war, ſtanden die Spielleute auf, einer pfiff, der andre orgelte, ſo daß jedermann ſein Spiel trieb. Dann nahm Zormerin ihre Laute, und ſpielte darauf ſo ſüß und wohl, daß ſie Otto ſtets anſah, ohne daß er ſie doch erkannte. Ihr Lautenſpiel gefiel ihm ſo wohl, daß er die andern Spielleute alle ſchweigen hieß, und nur ihr allein zuhorchte; ſagte auch zu einem der Diener: Laß die Lautenſpielerin reich begaben, weil ſie mich ſo wohl ergötzt hat, daß ſie auch von mir nicht ſagen könne, ich ſey karg oder unbemittelt. Dieſe Leute wandern mehr überall umher, als andre, wenn ſie dann anderswohin kömmt ſo mag ſie auch meinen Hof rühmen.

Edler Herr, ſprach einer der Ritter, ihr mögt wohl dieſe Spielleute begaben, damit ſie euer Lob an andern Orten preiſen; gedenkt doch aber auch in ſolcher Stund eures Vetters Lothers, der in euerm Thurm gefangen liegt. Er iſt euer nächſter Anverwandter, und wenn es nach dem Recht geht, ſo muß er Kaiſer zu Rom werden. Ich habe gehört, euer Kammerknecht habe ihn ſehr betrübt, um eines Rocks willen, ihr ſolltet billig das nicht zugeben, gnädiger Herr, daß er nun ſo erbärmlich verderbe; mein Rath iſt: ihr ſchickt ihm gute Speis und Trank, laßt ihm ſagen, er ſolle gutes Muthes ſeyn, ſeine Sache würde noch wohl beſſer werden, ihr würdet euch mit ihm ausſöhnen; es wäre auch wohl gut, ihr ſchicktet die Lautenſpielerin zu ihm in den Thurm, vielleicht, daß ſie ihn ergötzt, und er wieder Muth faßt; ich weiß gewiß, er wird es euch danken. — Es mag ſeyn, ſagte der König, und rief einen ſeiner Diener. Nimm Speiſe und Wein, ſagte er, trage es meinem Vetter in den Thurm. Dann befahl er auch Zormerin, ſie ſollte ihre Laute nehmen, und mit dem Diener gehen, zu einem Gefangenen in den Thurm, dem ſollte ſie auf ihrer Laute vorſpielen, und ihn ergötzen. Ich will euch eine gute Gabe dafür geben, ſprach er. — Herr, was ihr mir gebietet, das thu ich ſehr gern, ſagte Zermerin, und daran ſagte ſie gewiß die Wahrheit, denn keine noch ſo große Gabe hätte ſie froher machen können, als daß ſie den geliebten Gemahl ſehen ſollte: Ihr Herz klopfte ſehr vor großer Freude und Erwartung. So auch dem treuen Walter, der ſich nur fürchtete, man möchte ihnen die große Freude anmerken.

Sie gingen mit dem Kammerdiener, der die Speiſen trug; als ſie in den Thurm kamen, fanden ſie Lother ſehr krank auf dem Bette liegend. — Nehmt die Speiſen wieder mit hinaus, ſprach er, ich mag weder eſſen noch trinken. Hat König Otto mir dieſe Spielleute aus Spott geſchickt? Er weiß es ſehr gut, daß mich dies nicht ergötzen wird. Gehet wieder hinaus mit euerm Spiel, gute Frau, mich wird es nicht ergötzen. Zermerin ſagte darauf zu dem Kammerdiener und dem Thurmhüter: Lieben Freunde, geht ihr nur hinaus, und ſchließt mich hier ein bei dem Herrn; ich will ſo ſüß ſpielen, daß es ihn doch ergötzen ſoll, dazu will ich ihm ſo ſüße Worte ſagen, daß er mit Freuden jeden Heller mit mir theilen ſoll. Ueber dieſe Rede lachten der Kammerdiener und der Thurmhüter, ſie meynten, Zormerin ſey eine Cerinne. — Lother war erſtaunt, als er ſie reden hörte, doch konnte er weder ſie noch Maller erkennen. Zormerin fing an zu ſpielen, der Diener ging hinaus, ſammt dem Thurmhüter, und ließ die Beiden allein bei dem Gefangnen. Als Zormerin überzeugt war, daß die Beiden weit genug entfernt, und alle Riegel und Schlöſſer zu waren, da fiel ſie Lothern um den Hals, und weinte, und küßte ihn wohl tauſendmal. O Lother, kennſt du deine treue Zormerin nicht?

Hier iſt auch Maller, dein Geſelle; um dich zu ſehen, haben wir uns ſo verkleidet. Lother fing gar heiß zu weinen an, als er ſie erkannte, und drückte Beide an ſein Herz, umarmt' und küßte ſie unzähligemal. Küſſet mich, lieber Herr, ſagte Maller, denn ich habe euch lieber, als alle eure Freunde euch haben. Euer Vater iſt todt, und euer Bruder, Ludwig, iſt zum Könige gekrönt; dieſer folgt aber euern verrätheriſchen Feinden, ſo daß ihr bei ihm keinen Troſt ſuchen dürft. Es kümmert ihn gar nicht, daß ihr hier gefangen liegt. Eure Hausfrau und ich wir waren zu Paris, und da ich ſo üblen Troſt von euerm Bruder erhielt, ſo habe ich ſie hierhergeführt, damit wir erführen, wie es mit euch ſteht, ob ihr todt oder lebendig ſeyd; dann will ich ſie nach Konſtantinopel zum König Orſchier führen, wir wollen mit ihm reden, daß er Pavia belagere, und Otten verderbe; König Orſchier muß euch helfen, wenn er bedenkt, wie ihr ihn gegen die Heiden unterſtützet. Und nun, lieber Herr, wißt ihr nichts von Scheidechin, meiner Hausfrau? Iſt ſie todt oder lebt ſie? — Lieber Geſelle, ſie iſt nicht todt, ſie ward mit andern gefangen, und in eine andre Stadt geführt, dort iſt ſie wohl noch. Zermerin, du geliebtes Weib, wir haben in unſrer Ehe wenig Freude gehabt, möchte Gott uns aus dieſer Betrübniß helfen! — Und nun weinten ſie Beide heftig, und jammerten ſehr. Maller verſuchte ſie zu tröſten: Ihr habt Unrecht, ſagte er, daß ihr euch ſo übel gehabt, iſt es Gottes Willen, ſo mag er euer Leid bald in Freude verkehren. Ich wollte nur, daß ich Scheidechin, mein liebes Weib, bei mir hätte, ich wollte mich recht wohl mit dir ergötzen. Ihr ſolltet euer Leid billig vergeſſen, weil ihr beiſammen ſeyd. Ich will ein wenig in das Kämmerlein gehen, und euch allein laſſen, denn ich gehöre nicht zu euch in euern heimlichen Rath. — Geſelle, ſagte Lother, gebenedeit ſey die, die dich trug, dies Wort hieß Gott dich reden!

Sie waren ſo lang beiſammen, bis ſie den Thurmhüter kommen hörten, der die Thüren aufriegelte, da mußten Lother und Zormerin mit betrübtem Herzen ſcheiden. Lother küßte Maller auf den Mund; gehab dich wohl, getreuer Geſelle, arbeite nach beſten Kräften, daß ich aus dem Gefängniſſe komme. — Ja Herr, mein Herz wird nimmer froh, ihr ſeyd dann aus der Gefangenſchaft, und arbeiten will ich ſo viel als möglich, das ſchwöre ich euch bei allen Heiligen. — Nun kam der Thurmhüter, und hieß ſie hinaufgehen. Zormerin konnte faſt ſich nicht entſchließen, auch ihre Thränen kaum zurückhalten, ſehr weh that ihr das Herz, als ſie nun hinaus ging und Lothern zurücklaſſen mußte. — König Otto ließ Mallern ganz neu kleiden, und Zormerin einen goldnen, reich mit Perlen geſtickten Gürtel geben; behielt ſie dann noch drei Tage an ſeinem Hof, und ließ es ihnen wohl gehen, dann nahmen ſie Urlaub vom König Otto und gingen aus der Stadt Paria wieder hinaus. Als ſie auf das Feld hinaus gekommen waren, da dankten ſie Gott, daß ſie nicht erkannt worden und ihren geliebten Herrn geſehen hatten, und empfahlen ſich und ihn ferner in den Schutz des allmächtigen Gottes.

Siebenzehntes Kapitel.

Sie kamen nun nach Konſtantinopel und gingen ſogleich in den Pallaſt vor König Orſchier. Als Zormerin ihren Vater ſah, konnte ſie vor Thränen kein einziges Wort ſprechen. Orſchier ſah ſie an, konnte ſie lange nicht erkennen, endlich erkannte er ſie. — Geliebte Tochter, wo kommſt du her? kaum daß ich dich wieder erkannte! wer ſah je eine Königin in dieſem Zuſtand? Verflucht ſey die Stunde, da ich euch Lothern gegeben! — Da ſprach Maller: Davon ſchweigt, Herr, ihr habt ſie dem frömmſten Ritter gegeben, der auf Erden lebt; und dazu iſt er ſo wohlgeboren, als nie einer aus euerm Geſchlechte geboren ward! Ich bitte euch, ihr wollet gedenken der großen Treue, die er euch bewieſen hat; ihr wißt wohl, daß, hätte er nach Gott nicht gethan, ſo hätten die Heiden euch ganz und gar verderbt. Könntet ihr ſeine Treue vergeſſen, ihr thätet fürwahr groß Unrecht. — Und nun fing er an, und erzählte dem König Orſchier alles, wie es ihnen ergangen, und wie Lother nun durch die Verrätherei des Otto gefangen in einem Thurm zu Pavia liege; auch wie König Ludwig in Frankreich böſem Rath folge, und ſeinem Bruder nicht helfen wolle. — Gedenket, edler König, ſprach er, wie die Heiden euch gefangen hatten, und wie mein Herr, Lother, euch wieder befreite, erbarmt euch alſo über meinen Herrn, und kommt ihm zu Troſt und zu Hülfe. — Darauf antwortete König Orſchier: Ich höre ja von euch, daß ſein leiblicher Bruder von ihm abſtehet, warum ſollt ich ihm dann beiſtehen? warum ſollte ich meinem Lande einen ſo ſchweren Krieg zuziehen! Ich würde ein Geſpött der Welt, wenn ich nicht gewinne, welches doch wohl ſeyn kann. Da ſey Gott vor, daß ich ſolches thue. Meine Tochter will ich beſſer verſorgen, Lothern ſoll ſie nimmermehr wiederſehen, ich will wohl einen reichern Fürſten für ſie finden als Lother iſt. — König, rief Maller, nimmer werde ich wieder dein Freund! Wo ich dir je ſchaden kann, da will ich es ſicher nicht unterlaſſen, ſondern dir ſchaden, wo ich kann. Ich ſchwöre dir ewige Feindſchaft, und kündige dir Fehde an! — Hiermit ſtand er auf und ging ſtracks hinaus.

Da ging er zu Zormerin, die ſaß trauernd in ihrer Kammer und vergoß viel tauſend Thränen; auch ſie hatte ihren Vater für Lothern gebeten, aber alles war umſonſt. —

Was ſollen wir nun thun, lieber Maller? rief ſie weinend. — Ich gehe jetzt zu meinem Vater, ſprach Maller, um ihn um Hülfe für Lother zu bitten, dies iſt das letzte, was ich zu thun weiß. — Thut ſo, lieber Maller, ich will euch ein gutes Roß geben und einen Mantelſack voll Geld. — Gott wird es euch vergelten, edle Frau! Nun bitte ich euch, bleibt feſt und getreu. — An mir ſoll es nicht fehlen; doch ich werde wohl nicht lange mehr leben, denn ich beſorge ſehr, Lother kömmt nimmer wieder los. — Maller weinte, als er ſie ſo traurig reden hörte, und nahm Urlaub von ihr; ſie ließ ihm das beſte Pferd aus dem Stalle geben, und er ritt ſogleich zur Stadt hinaus.

Maller war herzlich betrübt. Nimmer, ſprach er, als er auf das Feld hinaus kam, nein, nimmer will ich raſten, bis ich Euch, theurer Herr, erlöst habe. Er wollte jetzt zu ſeinen Eltern reiſen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hatte. Er ward als ein Kind von Ogier von Dännemark auf dem Waſſer gefunden, als dieſer hinaus gegangen war mit dem Falken Enten zu beitzen; davon erhielt er den Namen Maller, der in welſcher Sprache ſo viel bedeutet, als Entrich im Deutſchen. Ogier von Dännemark gab das Kind an König Karl von Frankreich; dieſer hatte erfahren, wie der König Galven ſein Kind verloren hätte; er dachte alſo, wie dieſes daſſelbe verlorne Kind ſeyn müſſe, und ſchickte es dem König Galven wieder zu. Dieſer erzog den Sohn bis zu dem Alter, daß er dienen konnte, und ſchickte ihn dann dem König Karl wieder zu; dort blieb er, bis er wohl zweiundzwanzig Jahr alt war, dann ging er mit Lother nach Konſtantinopel, und während dieſer ganzen Zeit hatte er ſeine Eltern nicht wieder geſehen.

Maller kam auf ſeiner Reiſe durch eine Reichsſtadt. Er war zwar wohl gewaffnet, hatte aber kein Wappen auf ſeinem Schild; da er alſo in der Reichsſtadt ankam, da ritt er gleich vor eines Malers Haus und ließ ſich ein Wappen mahlen, nämlich: drei goldne Jungfrauenköpfe im blauen Felde, über den Köpfen ein Leopard, und mitten in dem Schilde einen halben Löwen. Als es fertig gemahlt war, bezahlte Maller es reichlich und ritt weiter bis nach der Champagne. Hier kam er an eine große Stadt, mit einer ſchönen Burg, er wußte aber nicht wem ſie angehörte. Indem er ſich beſann, begegnete ihm ein Bote mit Briefen, dieſen redete er höflich an und fragte ihn um den Namen der Stadt und ihres Herrn. Herr, erwiederte der Bote, dieſe Stadt heißt die Neuſtadt und gehört dem König Galyen, dem Wiederherſteller, zu. Dieſer Antwort ward Maller ſehr froh, und fragte den Boten noch mehr: Wo willſt du hingehen, lieber Freund? — Nicht weit von hier, edler Herr, dort in das Schloß ſoll ich zehn Werkmeiſter holen, daß ſie morgen in der Neuenſtadt Fenſter machen, und alles rüſten zu dem großen Turnier, welches in der Neuenſtadt ſoll gehalten werden. — Was für ein Turnier ſoll denn gehalten werden? — Herr, König Anſvs Tochter von Hiſpanien die ſoll dem Sohn des Königs Galyen, Otger, vermählt werden. Wer den Dank bei dem Spiele verdienet, der ſoll ein ſchönes Roß haben, deſſen Sattel von Gold und die Satteldecke mit Perlen geſtickt iſt, ein köſtlicherer Dank ward nie geſehen. Da wird man nun prüfen die Blume der Ritterſchaft; Herolden und Spielleuten ſoll auch große Gabe verehrt werden; ein Mann mag wohl fröhlich turnieren um ſchöner Frauen willen, denn die Jungfrau, König

Anſys Tochter von Hiſpanien, iſt ſo ſchön, als man nicht leicht in der Welt eine Schönheit findet.

Maller verließ den Boten und ritt weiter gegen die Stadt; er nahm ſich vor, ſich nicht eher ſeinen Eltern zu erkennen zu geben, bis er zehn der ſtärkſten Ritter turniert hätte. Dann befahl er ſich Gott, ſeiner heiligen Mutter und St. Julian: dieſer iſt ein Heiliger, den man anzurufen pflegt, daß einem Gott gute Herberge beſchere.

Als er in die Stadt einritt, da ſah er viel edle Herren, Ritter und Knappen, auch viel ſchöne Frauen. Dabei ertönten ihm allenthalben Pfeifen, Poſaunen und mancherlei Saitenſpiel entgegen. Ewiger Gott, ſprach da Maller, wie iſt eines armen Mannes Leben doch unglücklich, jetzt habe ich dies erfahren; wie muß ſich einer quälen, der keinen Reichthum hat, während der Reiche ſich das Leben ſo trefflich ſchmücken kann. O Gott, wie iſt dies alles ſo nichtig! Wäre nicht Lother, mein Herr, und mein geliebtes Weib Scheidechin, die ich ſo gern aus dem Gefängniß befreiete, ſo verließ ich die weltliche Ehre und alle ihre Luſt und Freude, ging einſam in einen Wald, da möchte ich Gott dienen, denn nur dann wäre ich unvergänglicher Freude gewiß. —

Er ritt weiter in die Stadt hinein und bat an vielen Orten um Herberge, aber jedermann ſpottete ſeiner und hieß ihn weiter gehen. Da lachte er in ſeinem Herzen, denn er wußte wohl, hätte er ſich zu erkennen gegeben, er würde allenthalben Herberge gefunden haben. Endlich ward er in eines reichen Kaufmanns Hauſe aufgenommen. Hier ſah er, wie jeder, der in dem Hauſe herbergte, ſeinen Helm vor das Fenſter geſtellt hätte, er bat alſo ſeinen Wirth, er möchte dafür ſorgen, daß auch ſein Helm an ein Fenſter aufgehängt würde, damit man ſehen möge, daß er mit turnieren wollte, und verſprach dem Wirth zehn Gulden dafür. Der Wirth war des Geldes begierig, und befahl ſeinem Knechte, er ſolle den Helm an ein Fenſter aufhängen. Maller gab dem Knecht einen Gulden, dafür ihm dieſer dankte, und wie im Spott hinzufügte: ich will es euch beſergen, wenn ihr mir verſprechen wollt, mich zum Ritter zu ſchlagen, wenn ihr morgen den Dank verdient, denn ich habe ſchon lange begehrt Ritter zu werden. Maller antwor-ete lachend: mehr als du verlangſt ſollſt du en mir haben. Der Knecht nahm den Helm nd hing ihn ſpottweiſe höher als alle andere Helme auf, damit er recht in die Augen fiele. Und ſo verſpottete der Knecht ihn auf alle Weiſe, und bei allem, was Maller von ihm erlangte, denn er hielt ihn für einen gar rmſeligen Ritter, der auf Abentheuer herum zieht, um etwas zu gewinnen; Maller lachte aber des Knechts, und wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ſowohl als der Wirth ihm alles zu Liebe thaten, was er verlangte.

Maller ging hierauf in der Stadt umher ſpazieren und kam auch vor den Pallaſt; hier begegnete er Otger, ſeinem Bruder, mit ihm ging ſein Vater, König Anſys, und der Baſtart von Cüneber, König Anſys Sohn. Als Maller die Fürſten alle kommen ſah, fragte er einen Diener, wer ſie wären, und da er ſeinen Vater nennen hörte, da traten ihm Thränen in die Augen. Die Fürſten machten Otger auf Maller aufmerkſam, weil er ihm vollkommen ähnlich ſah. König Galyen, ſein Vater, kam auf ihn zu, da verneigte Maller ſich ehrerbietig. Sage mir, lieber Geſelle, ſprach der König, wo kömmſt du her? — Herr, antwortete Maller, das ſellt ihr morgen wohl gewahr werden, wenn man turnieren wird. Ich bin ein armer Geſelle, ſuche Abentheuer, und bin hergekommen, den Dank zu verdienen; verdiene ich ihn aber, ſo ſoll Gott den verdammen, der ihn mir ſtreitig machen wird. — König Galyen lachte und wandte ſich wieder zu den Fürſten. Welch ein närriſcher junger Menſch iſt dies, ſprach er, wornach ich ihn fragte, darauf antwortete er nicht, und ſagte mir dafür allerlei thörichte Dinge.

Darauf begegnete Maller ſeiner Mutter, da wallte ſein Blut ihm heftiger in den Adern, er wußte nicht, ſollte er ſie anreden und ſich ihr zu erkennen geben oder nicht; doch beſann er ſich auf ſeinen Schwur, er wolle ſich nicht eher zu erkennen geben, er habe dann gegen die tapferſten und berühmteſten Ritter geſtochen.

Die Herren und Damen fingen nun einen ſchönen Tanz an; da nahm Maller die ſchönſte Frau aus der Reihe, und tanzte mit ihr ſo ſchön, und ſprang ſo leicht mit ihr, wie ein Vögelchen, ſo daß alle Frauen ihn liebgewannen, und auch die Ritter ſprachen: welch ein ſchöner Jüngling iſt dies, alles, was er thut, ſteht ihm wohl an.

Achtzehntes Kapitel.

Den andern Morgen früh legte Maller eine ſchöne Rüſtung an, die er von Zormerin bekommen hatte, und ritt auf den Platz vor dem Pallaſt, wo das Stechen ſollte gehalten werden; der Knecht aus der Herberge, Gernier genannt, begleitete ihn als ſein Knappe. Zuerſt ſah Maller, wie ſein Bruder mit König Anſys Tochter zuſammengegeben wurde; ſobald dies geſchehen war, begab ſich ein jeder hin zu turnieren. Zehn Fürſten die hielten auf dem Rennplatz, um gegen jedermann zu ſtechen, der es verlangen würde. Die Frauen gingen auf ein ſchönes Gerüſt, welches eigentlich dazu verfertigt war; ihrer waren wohl dreihundert an der Zahl; Roſemunde, Mallers Mutter, ſaß in der Mitte bei König Anſys Tochter, und die Frauen von beiden Seiten um ſie her. Vortreffliche Schönheit, Anmuth und Zierde war genug da zu ſehen; aber auch genug Hoffart und Uebermuth. Mancher ſchöne Ritter hatte ſeine Liebſte dort, und manche Fräu, die von Herzen wünſchte, ihr Mann möchte nicht lebendig aus dem Turniere kommen.

Maller ritt hin zu den Leuten, welche die Speere austheilten, und verlangte auch einen Speer. Als ſie ihn aber nur von einem einzigen Knechte begleitet ſahen, da ſprachen ſie: Wer ſeyd ihr? wo kommt ihr her? wes Landes? waren eure Wappen zur Schau geſtellt? — Sie ſind zur Schau geſtellt worden, mein Knecht wird es bezeugen. — Man wollte es ihm dennoch nicht glauben, als zwei Herolde, welche zufällig dabei ſtanden, darauf ſchworen, das Wappen den Tag vorher zur Schau geſtellt geſehen zu haben. Nun erſt bekam Maller einen Speer. Er führte ganz ſeines Vaters Wappen, bis auf den halben Lowen, dieſen hatte er dazuſetzen laſſen. Als er nun in die Schranken einritt, wunderte ſich ein jeder über dieſes Wappen; ſelbſt der alte König Galyen war erſtaunt, woher der Fremde dies Wappen habe. Da Maller nun in die Schranken ritt, und vor dem König vorbei kam, neigte er ſich höflich und ehrerbietig vor ihm; der König dankte ihm freundlich und redete ihn an: Ich wundere mich des Wappens das du führſt, Geſelle, denn es iſt ganz mein Wappen, ausgenommen den halben Löwen. Drum ſage mir, wo haſt du es her? — Herr, ich habe mir das Wappen nach meinem Willen mahlen laſſen; nicht Euch damit zu kränken, ſondern Euch zu ehren und zu preiſen; darum bitte ich Euch, daß ihr mir vergönnt damit zu ſtechen. — Was, rief einer von den Rittern, du übermüthiger Lecker, wie darfſt du dich unterſtehen des Königs Wappen zu führen? — Macht nicht ſo viel Worte, entgegnete Maller, und erzürnt Euch nicht ſo ſehr, ich bitte Euch gar ſehr darum! Bringt mir einen Eurer tapferſten Geſellen, ich will dies Wappen an ihm bewähren! — König Galyen mußte lachen über des Mallers kecke Rede. Geſelle, ſprach er, dies Wappen ſoll dir zu führen erlaubt ſeyn, unter der Bedingung, daß du gegen einen Ritter ſtichſt, den ich dir zuſchicken will, und machſt du dem Wappen alsdann keine Ehre, ſo will ich dir ſo mitſpielen, daß alles dem Wappen verkehrt werde, das oberſte ſoll zu unterſt kommen. — Das geſchehe, Herr, erwiederte Maller, doch habe ich zuvor noch ein Begehren, das Ihr mir gnädigſt zuſagen möchtet. — Es ſey dir gewährt, was iſt dein Begehren? — Man hat ausgerufen, daß man vier Lanzen brechen müſſe, ehe man den Dank verdient, ich bitte mir aus, acht Lanzen brechen zu dürfen. — Der König, nachdem er eingewilligt, ritt fort und ließ ſich waffnen. Er legte eine unbekannte Rüſtung an, als ein fremder Ritter, zog in die Schranken, und begehrte gegen Maller zu ſtechen, der auch gleich dazu bereit war. Sie rannten beide gegeneinander, Maller aber traf ſeinen Vater grade an das Viſier an ſeinem Helm, ſo, daß ihm der Helm vom Kopfe fiel und ſeine Lanze dabei zerbrach. Der König mußte fallen, er mochte wollen oder nicht. Da liefen mehr dann hundert hinzu, den König wieder aufzuheben; Maller konnte vor den Leuten nicht erkennen, daß es ſein Vater ſelber geweſen, den er heruntergeſtochen, er wäre ſonſt gewiß niedergeknieet und hätte ihn um Gnade und Verzeihung geflehet. Man trug den König hinweg in ſeinen Pallaſt, hier ließ er ſich entwaffnen und einen Becher mit Wein reichen, den trank er aus, dann ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ſagte zum Baſtart von Lüneber: Ich bitte euch, brecht gegen den Abentheurer ein paar Speere! Wo ihr ihn niederſtecht, will ich euch alsdann reich beſchenken. — Der König erwählte den Baſtart dazu, weil er ſehr groß und ſtark und tapfer war. — Er rannte auch ſogleich gegen Maller, und ward von ihm, ſo wie der König, niedergeſtoßen, indem er ihn in das Viſier traf, dabei fiel das Pferd dem Baſtart ſo hart auf, daß ihm ein Bein zerbrach. Er ſchrie ſo entſetzlich vor Schmerz bei dem Fall, daß alle, die es hörten, glaubten, er würde ſterben. König Anſys ließ ſeinen Sohn von der Stechbahn tragen, und alle Fürſten betrübten ſich um ihn. Da rief König Galyen einen frommen Grafen, der ſchon in vierzehn Schlachten das Panier vor dem Könige getragen hatte. Graf Richard, lieber Neffe, ſprach Galyen, ich bitte euch, brecht eine Lanze mit dem Abentheurer. Herr, antwortete der Graf, mich dünkt, es iſt heute kein guter Stern, gegen den Abentheurer zu ſtechen, ich will bis morgen warten. — Geen, König Anſys älteſter Sohn, winkte nun Mallern mit der Hand, und Maller war auch gleich bereit; er wäre lieber gleich geſtorben, als an dieſem Tage den Dank nicht zu gewinnen, weil er dann hoffte, ſich von ſeinen Eltern und Freunden deſto lieber als den Ihrigen erkannt zu ſehen, und deſto eher auf Hülfe für Lother zählen zu dürfen. Denn ſeinen Freund hatte er beſtändig im Sinn und vergaß ihn nicht einen Augenblick bei allem, was er that. Maller ſtach auch den Geen hinunter, daß er mit einem Fuß im Steigbügel hängen blieb, und ſo ward er vom Pferde in der Bahn herumgeſchleift. Es entſtand ein Getümmel und Geſchrei unter dem Volk bei dieſem Anblick, als ob die Erde bebte. Da ritt ſein Bruder Otger zu ihm, und bat ihn, eine Lanze mit ihm zu brechen. Das geſchieht nimmermehr, entgegnete Maller, ich wollt um alles in der Welt nicht gegen euch rennen; mich ſelber halte ich für ſehr geringe, und achte mich keinesweges, aber eurentwegen thäte es mir ſehr leid, euer Vater und Mutter und eure Braut die möchten mich wohl verfluchen, wenn ich euch herunter ſtäche, darum renn ich nicht gegen euch. Bei meiner Treue, ſprach Otger, ihr ſeyd ein ſehr tugendhafter Ritter; wollt ihr bei meinem Vater und bei mir hier bleiben, ſo wollen wir euch gut halten. — Ich danke euch ſehr, erwiederte Maller, es möchte ſich vielleicht thun laſſen, wenn ich einen guten Herrn fände, ſo diente ich ihm wohl. Darauf ritt Otger wieder fort.

Maller brach die acht Speere gar ritterlich und mit ſchönen Turnieren; obgleich er bei dem vierten ſchon den Dank verdient hätte, und die Herolde ſchon anfingen ſein Lob und ſeinen Sieg mit vielen ſchönen Worten auszurufen, ſo ließ er es doch nicht dabei bewenden, bis er ſeine acht Speere alleſammt gebrochen und acht Ritter damit hinuntergeſtochen hatte. König Galyen befahl ſeinen Pfeifern und Spielleuten, den Maller nach ſeiner Herberge zu geleiten, und auch die Herolde zogen mit ſchönen Geſängen vorauf, da ließ Maller eine ſchöne Mahlzeit zubereiten von Geflügel, Fiſch und Wildpret, auch Weins genug, und bewirthete alle, die da kommen wollten.

Unterdeſſen er in ſeiner Herberge für ſeine Gäſte alles bereitete, kam König Gayen und brachte den Dank zu ihm in die Herberge. Es war ein vortreffliches Roß, darauf lag ein goldner Sattel; die Steigbügel waren von ſeidnem Gewebe, mit Edelſteinen und Perlen wohl verziert. Zwo Königinnen führten es, die eine war die ſchöne Roſemunde, Mallers Mutter, und die andere König Anſys Tochter. König Anſys ſelber, König Galyen und ſein Sohn, Otger, und viele andere Fürſten kamen mit und folgten dem Roß, ſo wie auch viel ſchöne Frauen und die beſte Ritterſchaft folgte; auf dem Roſſe ſaß ein kleiner Edelknabe, der war mit ſeidnem Gewand wohl gekleidet und mit köſtlichen Kleinodien geziert, auf dem Kopf trug er einen goldnen Kranz, der war mit Edelſteinen reich beſetzt; auch die beiden Königinnen, welche das Roß führten, waren mit goldnen Kronen aufs herrlichſte geſchmückt und mit reichen Gewändern gekleidet. In ſo ſchöner Ordnung, und mit ſo herrlichem Gefolge, gingen ſie durch die Stadt, bis nach Mallers Herberge. Als Maller ſie kommen ſah, ward ſein Herz froh und er dankte Gott im Stillen.

König Galyen ſprach: Herr, empfanget dieſen Dank, ihr habt ihn mit eurer ritterlichen Tugend wohl verdient. — Habe ich den Dank verdient, entgegnete Maller, ſo verdanke ich es Gott, der mir die Kraft dazu verliehen, und dann den ſchönen Frauen, die mir im Sinne lagen. Darauf nahm er den Becher, gab ſeinem Vater zu trinken, dann ſeiner Mutter, und dann ſeinem Großvater, gleichfalls Galyen genannt, dann ſeinem Bruder Otger. Das nahm König Anſys übel, daß er den Vieren vor ihm zu trinken gab, er glaubte verſchmähet zu ſeyn, kehrte ſich um und wollte hinausgehen. Edler König, rief Maller, laßt es euch nicht verdrießen, daß ich den Vieren habe zuerſt zu trinken gereicht: denn der Erſte, dem ich gab, das war der, der mich erzeugte; die Zweite die, welche mich getragen; dann gab ich meinem Ahnherrn, von dem mein Vater und ich abſtamme, und dann meinem Bruder. Mit dieſen Worten fiel er ſeinem Vater um den Hals, drückte und küßte ihn, dann umarmte er ſeine Mutter auch und rief: Sehet euern Sohn, Maller, den König Karl von Frankreich erzogen! Da war die Freude gar groß, Maller wurde von Allen willkommen geheißen, und ſehr geliebkoſt von allen Verwandten und Freunden. Der Knecht Gernier drang durch das Volk, fiel Mallern zu Füßen und bat ihn um Verzeihung, daß er ſeinen Scherz mit ihm getrieben und ihn verſpottet hatte. Du haſt mir wohl gedient, ſprach Maller, ich will dich dafür lohnen. Er ſchlug ihn zum Ritter, und gab ihm ein Land nebſt großem Gut. Dem Wirth gab er das Roß nebſt den Schätzen, welche er zum Dank erhalten, bat ihn, daß er zu Gott flehe, daß er ihm in ſeinem Verhaben beiſtände; dies verſprach auch der Wirth, und darauf lud Maller ihn und ſeine Frau zur Tafel ein, und ſie begaben ſich alleſammt nach dem Pallaſt, wo die Tiſche mit vortrefflichen Speiſen ſchon bereit ſtanden. Ehe ſie ſich aber zu Tiſche ſetzten, trug Maller noch ſein Begehren vor, und bat um Hülfe für Lothern und für ſeine Hausfrau Scheidechin, erzählte auch alles, was ihnen begegnet, und die Verrätherei des falſchen Otto. Ich gehe nicht eher zu Tiſche, will mich nicht eher ergötzen, nicht ruhen oder raſten, bis ich Hülfe gefunden für meinen Herrn, Lother, und für meine Hausfrau. —

Lieber Sohn, rief Mallers Ahnherr, ich werde dich nicht verlaſſen! Auch ich nicht, ſprach Galven, ich helfe dir mit fünfzehntauſend Gewaffneten. Auch ich, lieber Bruder, rief Otger, helfe dir nach beſtem Vermögen. Und ich nicht minder, ſagte König Anſys, ich will Lother, meinen Anverwandten, nicht in Noth ſtecken laſſen. Da war Mallers Herz hoch erfreut, er dankte allen und umarmte ſie; dann fiel er vor ſeinem Vater auf die Kniee nieder und bat ihn um Verzeihung, daß er wider ihn hatte geſtochen. Das verzieh ihm ſein Vater willig und ſegnete ſeine ritterliche Kraft. Roſemunde konnte nicht aufhören ihn zu liebkoſen, zu herzen und zu küſſen, ſie war voller Freude einen ſo tapfern Sohn zu haben; und Alle ſetzten ſich fröhlich und voll Freude an die Tafel nieder, wo ſie vergnügt aßen und tranken und mit einander koſten, bis Otger mit ſeiner Braut ſich ſchlafen legte.

Des andern Tages ſchrieben die Fürſten ſogleich die Briefe und ſchickten ſie nach allen ihren Ländern, daß jeder, der Waffenfähig wäre, ſich rüſte, und daß jeder ſich zu ihnen verſammle. Maller blieb dabei und trieb ſie an, daß alles deſto eher in Ordnung kam und alles auf das baldeſte zum Zuge bereit war.

Neunzehntes Kapitel.

Unterdeſſen hatte Otto erfahren, daß Zormerin wieder in Konſtantinopel bei ihrem Vater lebte, er ſchickte alſo eine ſehr große Geſandtſchaft zum König Orſchier und ließ ihm entbieten, Lother von Frankreich ſey todt, und wenn er ſeine Tochter Zormerin nun dem König Otto zur Frau geben wollte, ſo würde dieſer einen Bund mit ihm ſchließen, und ihm mit aller Macht gegen die Heiden zu Hülfe kommen, und wenn Zormerin einen Sohn von ihm bekäme, ſo ſollte dieſer das ganze Königreich Lombardei erben.

König Orſchier war mit dieſem Vorſchlag wohl zufrieden, nahm die Geſandten ſehr wohl auf, und ſandte ſogleich nach König Otto. Dieſer kam auch ſogleich mit herrlichem Gefolge und mit ſolchem Reichthum, daß jedermann darüber ſich verwunderte.

Zormerin war ganz in Verzweiflung, als ihr die Sache gemeldet ward, ſie raufte ihr Haar aus, und zerſchlug mit ihrer Hand das ſchöne Geſicht und den weißen Buſen. O weh mir armen, elenden Frau! ſchrie ſie; will mir denn Gott nicht aus dieſer Noth helfen? O Maria, Mutter Gottes, du reine Jungfrau, rette mich, daß ich nicht muß meinen Leib dem falſchen Verräther hingeben, und meine Seele in Verdammniß komme! So ſchrie ſie, betete und weinte gar jämmerlich. Synoglar, welche ſich unter ihren Frauen bei ihr hielt, und ſie ſehr liebte, ſuchte ſie zu tröſten mit Liebe und ſanften Worten, aber ſie vermochte es nicht; Zormerin blieb untröſtlich, und als König Orſchier zu ihr ſchickte und ihr ſagen ließ, daß ſie vor König Otto kommen ſollte, da ließ ſie ihm zurückſagen, ſie wäre ſehr krank und könnte nicht erſcheinen; legte ſich auch wirklich ins Bette, denn ſie fühlte ſich ſehr elend; nahm ſich aber da im Herzen vor, wenn ſie ſollte zur Ehe mit Otto gezwungen werden, ſo wollte ſie ihn todten, und ſollte ſie darum auch ihr Leben verlieren. Darauf rief ſie Synoglar zu ſich und ſagte: Synoglar, ich möchte dir wohl einen Einfall vertrauen, den ich habe, und zu deſſen Ausführung du mir helfen mußt, wenn du mir verſprichſt, mir treu zu ſeyn und verſchwiegen. — Redet, geliebtes Fräulein, erwiederte Synoglar, ſo helfe Gott mir und ſeine Mutter, als ich euch treulich will helfen; wollte Gott, ihr hättet etwas gefunden, wodurch wir euern Gemahl aus dem Gefängniß erlöſten, denn nimmermehr glaube ich dem Schalk Otto, daß

Lother todt ſey. — Das iſt es eben, fiel Zormerin ein, worin du mir helfen ſollſt. Geh hin, und rufe mir Otto her, ſag ihm, ich ſey zwar krank, aber nicht ſo ſehr, daß ich ihn nicht gern ſprechen ſollte, denn ich liebte ihn heimlich, und die Liebe zu ihm verzehre mich ganz. Suche ihn von meiner Liebe ganz zu bereden, daß er ſie feſt glaubt und mit Zuverſicht zu mir kömmt; ich will ihm dann mit Liſt ſeinen Siegelring zu entwenden ſuchen, mit dieſem einen Brief unterſiegeln, den ich in ſeinem Namen an ſeinen Burgvogt zu Pavia ſchreiben will; darein will ich ſetzen, er ſolle ſogleich Lother und die andern Gefangenen frei hinausgehen laſſen. Ihr, Synoglar, müßt der Bote ſeyn und den Brief dem Burgvogt nach Pavia bringen: habt ihr dann Lother erſt heraus ins freie Feld, dann ſagt ihm die Wahrheit von allem, und gebt euch ihm zu erkennen. —

O geliebtes Fräulein, rief Synoglar, welch eine treffliche Erfindung habt ihr erſonnen! Ich will auch ſogleich hingehen und es ins Werk richten. — Sie eilte zu Otto und richtete ihren Auftrag aufs Beſte aus. Eure unglückliche Flucht und Gefangenſchaft, redete ſie ſchmeichelnd zu ihm, und Lothers Sieg war Schuld, daß Zormerin ihrem Vater gehorchen und Lother heirathen mußte, aber ſie liebte ihn nie und liebte immer nur Euch, Herr Otto. — Otto ließ ſich von dieſen Reden bethören und glaubte ihnen, denn er bildete ſich ein, den Frauen wohl zu gefallen, und folgte der liſtigen Synoglar in Zormerins Zimmer. Hier begegnete ihm das böſe Verzeichen, daß er über die Schwelle ſtolperte und der Länge nach auf ſeinen Bauch ſo hart in das Zimmer hineinfiel, daß die Erde davon erdröhnte. Er ſtand beſchämt wieder auf; Synoglar konnte ſich des lauten Lachens kaum enthalten, Zormerin aber wünſchte im Stillen, daß er den Hals gebrochen hätte.

Darauf that ſie ſich Gewalt an und rief ihn mit freundlicher Stimme zu ſich, bat ihn auch ſchmeichelnd, daß er ſich zu ihr aufs Bette ſetzen möchte. Er war ganz blind vor verliebtem Eifer, ſetzte ſich zu ihr, und indem ſie ihm von ihrer Liebe zu ihm klagte, und gar freundlich und lieblich mit ihm koſte, r auch nicht wußte, vor großer Freude, wie hm geſchah, da griff ſie nach einem ſeidnen Beutel, der an ſeinem Gürtel hing. Herr, ing ſie an, was habt ihr in dieſem Beutel? Sind es ſchöne Ringlein, ſo wollte ich wohl ins davon haben, ich trüge es dann euch zu ieb an meiner Hand. — Nehmet daraus, höne Zormerin, was euch gefällt, ſprach r entzückte Otto. — Da ſuchte ſie lang dem Beutel und zog ein kleines Ringlein eraus, das ſie ſich an den Finger ſteckte, zugleich aber ſtahl ſie ihm den Siegelring, ohne daß er es merkte, indem er ſie unverwandt mit ſeinen verliebten Blicken anſchaute, und nicht Acht gab, was ſie that. Zormerin war ſo froh, als ſie den Siegelring hatte, daß ſie gutes Muthes und fröhlich mit ihm ſcherzte, und ihn völlig um ſeine Sinne brachte. Und da er ſie ſehr bat, daß ſie ihn zum Gemahl annehmen möchte, da klagte ſie ihm, wie ſie ſich jetzt zu krank fühle, ſobald ſie aber wieder geſund ſey, wolle ſie ſeine Gemahlin werden. Darauf ging Otto wieder von Zormerin zu König Orſchier, der ihn zur Tafel hatte rufen laſſen.

Zormerin blieb allein mit Syneglar, und nun machte ſie ſich gleich an den Brief. Sie ſchrieb ihn ganz ſo, als wenn der König an ſeinen Burggrafen einen Befehl ergehen läßt, unterſchrieb Otto's Namenszug, und drückte ſein Petſchaft darunter. Darauf übergab ſie ihn Synoglar, die ſich, während jene geſchrieben, als ein Botſchafter angethan und ihr Pferd bereitet hatte, worauf ſie ſich ſogleich mit dem Brief auf den Weg nach Pavia machte.

Zormerin warf den Siegelring vor die Thür ihres Gemachs auf die Erde. Nach der Tafel ging Otto ſogleich wieder zu ihr, da fand er ihn vor der Thüre liegen; er hob ihn auf und meynte, er müſſe ihn erſt habe fallen laſſen da Zormerin den Beutel durchſuchend ihn nicht recht wieder zugemacht habe, und beunruhigte ſich nicht weiter darüber, ſondern ging wieder zur ſchönen Zormerin und ſprach mit ihr von ſeiner Liebe. Sie redete freundlich mit ihm, aber ihr Herz war bei Lother.

Synoglar kam ohne Verhinderung zu Pavia an und ließ ſich ſogleich vor den Burggrafen führen, vor dieſem kniete ſie nieder, grüßte ihn im Namen ſeines Herrn, Otto, und übergab ihm den Brief. Als der Burggraf ihn durchgeleſen, und ſeines Herrn Inſiegel erkannt hatte, da ward er der Botſchaft ſehr froh, denn er liebte den Lother ſehr, er wußte auch wohl, daß er mit Unrecht gefangen lag. Er ging alſo mit fröhlicher Geberde zu Lother in den Thurm. Herr, gebt mir ein gutes Trinkgeld, ſagte er, ich bringe euch gute Botſchaft. Ihr ſeyd frei! König Otto hat mir geſchrieben, daß ich euch und die übrigen Gefangenen losgeben und euch zu ihm nach Konſtantinopel führen ſoll, dort will er ſich mit euch ausſöhnen. Wie froh bin ich, daß mein Herr, der König Otto, ſein Unrecht einſieht. Mir war es immer um euch leid, Herr Lother, und ich danke Gott, daß es nun ſo weit mit euch gekommen iſt. Lother wollte erſt den Worten gar nicht glauben, und hielt dafür, der Burggraf wolle ſeiner ſpotten, doch als er hörte, wie dieſer ſo gar ernſtlich ſprach, und ſo gütlich zu ihm redete, da dankte er ihm gar freundlich für ſeine gute Freundſchaft, und ging mit ihm aus dem Thurm, in welchem er ſo manches Jahr trauernd verlebte. Alle Leute zu Pavia wunderten ſich, da ſie Lothern frei umhergehen ſahen; da ließ der Burggraf den Brief, den er vom König Otto empfangen, laut verleſen, und jedem, der ihn leſen wollte, zeigen, da freute ſich jedermann, und man ging zu Lothern hin und wünſchte ihm Glück. Synoglar ging in dem Pallaſt, wo Lother war, aus und ein, ſprach uch mit ihm, aber er kennte ſie nicht erennen, ſie war in fremder Tracht und hatte ch Geſicht und Hände mit Kräutern gefärbt.

Der Burggraf ſchickte nun auch zu Scheichin und zu den andern gefangnen Frauen, e in einer andern Stadt lagen, und ließ ſie alleſammt nach Pavia führen. Scheidechin war ehemals unter die ſchönſten Jungfrauen, die auf Erden lebten, gezählt worden, aber nun war ihre Schönheit dahin und ganz verblichen, denn ſie hatte in ihrem Gefängniß Froſt und Hunger, und an allem Mangel gelitten, was die Schönheit einer Frau erhält. Lother umarmte ſie, und küßte ſie mit vielen Thränen, da er ſie ſo gar verblichen ſah. Ach Herr, ſprach ſie, ich habe meinen Gatten, euern treuen Geſellen, verloren, ich ſah ihn fallen als ich noch auf dem Wagen ſaß. Gott und ſeine liebe Mutter wiſſen es, nun kann ich niemals wieder froh werden, denn er war der getreueſte Mann, den man wohl je finden mag. — Seyd gutes Muthes, junge Frau! euer Mann lebt noch: mein Geſelle, Maller, und meine Hausfrau, Zormerin, die waren bei mir als Spielleute. — Nun ward Scheidechin erſt ihrer

Freiheit froh. — Der Burggraf ließ hierauf Waſſer bringen, ſie wuſchen ſich, und ſetzten ſich alleſammt zu Tiſch. Denſelben ganzen Tag blieben ſie zu Pavia. Des andern Morgens aber, ganz früh, machten ſie ſich alle auf den Weg nach Konſtantinopel. Die Frauen wurden auf einen Wagen geſetzt, der Burggraf und Lother ritten, von zwanzig gewaffneten Lombarden begleitet, und Synoglar, auf einem guten Pferd ſitzend, eröffnete den Zug.

Vier Tage reiſten ſie ſchon, ohne daß ſie hätte Gelegenheit gefunden, ſich dem Lother zu erkennen zu geben, oder ihm ein Wort zu ſagen. Nun machte es ſich aber eines Tages, als ſie vor einem ſchönen kühlen Brunnen vorbei kamen, daß Lother abſtieg und zu dem Brunnen hinging um zu trinken. Die Lombarden ritten alle weiter, ohne ſich aufzuhalten, dies nahm Syneglar wahr: Herr Lother, ich will auch trinken! rief ſie, wandte ihr Pferd und ritt hin zu dem Brunnen, wo Lother abgeſtiegen war. Sie ſtieg gleichfalls vom Pferde, anſtatt aber zu trinken, nahte ſie ſich ihm und ſprach eilend: Seht mich an, Herr Lother, ich bin Synoglar; Frau Zormerin hat dem Verräther Otto ſein Inſiegel entwendet, hat den Brief an den Burggrafen geſchrieben, den ich, als Bote gekleidet, überbrachte, und ſo ſeyd ihr aus dem Thurm gekommen. König Orſchier will ſeine Tochter dem Verräther Otto geben, der euch für geſtorben ausgab. Jetzt aber ſeht zu, wie ihr euch und die übrigen losmachet; ich muß mich abſtehlen und auf einem andern Weg nach Konſtantinopel zu meinem gnädigen Fräulein Zormerin reiten. — Lother hatte ſie, während ſie redete, erkannt, und ſprach: Grüßet meine Hausfrau freundlich von mir, ich will ſie binnen kurzem ſehen, es koſte auch was es wolle. Darauf ſtieg Synoglar wieder auf ihr Pferd, wandte ſich, und ritt einen andern Weg. Darauf gab der Burggraf nicht Acht und meynte ſie wäre hinten bei dem Zuge, oder hätte ſich irgend verweilt.

Lother ritt hin zu Scheidechin an den Wagen und erzählte ihr heimlich die ganze Sache. Dann ſetzte er hinzu: Liebe Scheidechin, ihr müßt nun ſehen, wie ihr euch losmacht, denn ich kann euch weiter nicht helfen.

Die Nacht blieben ſie in einem Dorfe liegen, um auszuruhen. Da ſie aber nichts zu eſſen oder zu trinken vorfanden, mußten ſie ſehr bald zu Bette gehen. Scheidechin, als ſie merkte, daß die Lombarden feſt eingeſchlafen waren, ſtand auf, weckte die andern Frauen, erzählte ihnen kurz, was ſich alles zugetragen, und wie ſie ſich nun davonmachen müßten, worauf ſich alle die Röcke kürzten, ſo daß ſie wie Knappen alle leicht einhergingen, ſchlichen ſich leiſe aus dem Hauſe, worauf ſie denn, ſo eilends als möglich, ſich nach dem nahen Wald flüchteten. Lother zerſchnitt ſein Betttuch, knüpfte es an den Fenſterpfoſten und ließ ſich daran hinab. Er lief nach dem nächſten Dorf, hier ſtellte er ſich, als ſey er ſehr krank, legte ſich ins Bett, und ließ den Pfarrer holen. Unterdeſſen erwachte der Burggraf, und da er ſah, daß der Tag angebrochen war, ſtand er auf und ging hinaus, Lothern und die übrigen aufzuwecken. Da er Lother nicht fand, erſchrack er; er ſah die zerſchnittenen Bettücher im Fenſter, und nun merkte er, daß Lother entflohen ſey, worüber er nicht wußte, was er denken ſollte, und ganz wie ein Unſinniger umherlief; da nun auch an den Tag kam, daß die Frauen gleichfalls entflohen waren, merkte er, daß irgend eine Verrätherei im Spiele ſeyn müſſe, und ſah zu ſeinem Schrecken voraus, daß er es mit dem Leben würde büßen müſſen. Er ließ ſeine Geſellen zehn verſchiedene Wege nehmen, allenthalben nachſuchen, ob ſie keinen wieder finden würden, und beſtellte ſich mit ihnen in eine Stadt, wo ſie wieder zuſammenkommen wollten. Ihr Nachſuchen war aber umſonſt; Lother hielt ſich ſtill wie ein Kranker im Bette, und ließ niemand vor ſich als den Geiſtlichen, bis er ungefähr wohl denken konnte, daß die Lombarden die Gegend verlaſſen hätten.

Der Burggraf ging nun betrübt mit ſeinen Geſellen nach Konſtantinopel, und knieete vor Otto nieder, der bei Zormerin ſaß. Gott grüße euch, Burggraf, ſprach Otto, welch ein Geſchäft führt dich hierher zu mir in dieſem fremden Lande? — Herr, ich bringe uch böſe Nachrichten. Ich wollte euch Lother erführen, ſo wie ihr mir es in eurem Briefe efahlt, er iſt aber entflohen. Ueber dieſe

Botſchaft erſtarrte Otto faſt für Entſetzen. Was? ſchrie er, was ſagſt du, Burggraf? Ich habe nie den Gedanken gehabt, dir zu ſchreiben, daß du Lothern ſollſt heraus laſſen. Du falſcher Böſewicht, haſt du ihn heraus gelaſſen, ſo mußt du ohne Verzug ſterben. Er rief ſeine Räthe zuſammen und klagte ihnen die Verrätherei. Wie ſoll ich es doch machen, rief er, um zu erfahren, wer mir dieſen Streich geſpielt. Die Räthe ſprachen: Herr, es kann nicht fehlen; es iſt ſicher durch Frauen geſchehen. Die weiſeſten und ſtärkſten Männer ſind durch Frauen betrogen worden; wenn dieſe auf eine Sache ihren Sinn geſetzt haben, ſo hilft nichts, wie man ſich auch vorſehen mag. — Ja, ja, rief der Burggraf in ſeiner Noth, Herr, eure Räthe reden die Wahrheit! — Aber dieſe Reden halfen dem armen Burggrafen nicht; Otto ließ in ſeiner Wuth ſowohl ihn als alle ſeine Geſellen an den Galgen hängen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Darauf ging Otto zu König Orſchier, und führte Klage gegen Zormerin, daß ſie ihm ſein Inſiegel geſtohlen und damit einen falſchen Brief an ſeinen Burggrafen in Pavia geſchrieben, daß dieſer mußte Lothern frei laſſen. Herr König, ſagte er, wegen dieſer Verrätherei verlange ich Urtheil und Recht gegen eure Tochter. — Hat ſie dieſe Bosheit gethan, ſagte König Orſchier, ſo will ich ſie verbrennen laſſen. Hiermit ſchickte er einen Ritter zu ihr, der mußte ſie rufen; ſie ſaß eben und ließ ſich von Synoglar alles erzählen, wie es mit Lothern ergangen war, und was ſich alles mit ihr zugetragen. Da ſie die Botſchaft vom König, ihrem Vater, vernahm, ging ſie ſogleich zu ihm. Als König Orſchier ſie ſah, rief er ihr mit zerniger Stimme entgegen: Tochter, König Otto klaget dich an, du habeſt ihm ſein Inſiegel geſtohlen, damit habeſt du einen falſchen Brief gemacht, und dieſen an ſeinen Burggrafen nach Pavia geſchickt, daß er Lothern aus dem Gefängniſſe ſolle laſſen. — Vater, wäre ich ein Mann, ich wollte das verantworten, Leib gegen Leib, gegen jeden, der mich deſſen beſchuldigt. Aber ich bin eine Frau, und kann mich nun nicht vertheidigen.— Ihr könnt nicht läugnen, ſprach Otto, ich fand meinen Siegelring vor eurer Thür liegen. Das Blut in den Adern erſtarrte mir vor Schrecken, als ich ihn liegen ſah, aber eure ſchönen Worte, und eure freundlichen Geberden, die machten, daß ich es gleich wieder vergaß. — Herr, erwiederte Zormerin, war ich euch freundlich mit Worten und Geberden, ſo geſchah es aus Liebe, wie ihr wohl werdet wiſſen, denn ich glaubte damals, mein Gemahl, Herr Lother, wäre todt, ſo wie ihr bezeugtet; nun dieſer aber noch lebt, hat alles ſich zwiſchen uns verändert, und Gott behüte mich, daß ich einen andern Mann nehmen ſollte; auch bin ich unſchuldig an dem, weſſen ihr mich anklagt. — Da trat einer von Otto's Geſellen, Herna genannt, hervor, es war derſelbe, der damals das Kleid zu Lother in den Thurm getragen, und hn mit unvorſichtigen Reden beleidigt hatte. Gnädige Frau, ſprach Herna, ihr könnt es icht läugnen, ihr habt meinen Herrn ver- athen; ſucht euch nun einen Ritter, der für uch kämpfe, den will ich beſtehen für meinen Herrn, König Otto, ſo ſoll euch dann euer Vater nach euerm Verdienſte richten. — Es uß gekämpft ſeyn, ſprach Orſchier, darum, Tochter, gehe und ſuche dir einen, der für dich kämpfe.

Zormerin ging hinaus, und ſchickte wohl nach dreißig ihrer Diener, zu deren jedem ſie das Zutrauen hatte, daß er für ſie in den Tod gehen würde; aber ſie fand nicht einen, der den Kampf für ſie beſtehen mogte, denn Herna war als ein ſtarker Kämpfer im Lande bekannt. Nun lag Zormerin auf ihren Knieen und flehete zu Gott, daß er ſie nicht verlaſſen möchte, da ſie alles nur gethan hatte, um ihrem Eheherrn getreu zu bleiben und ihm zu helfen. Gott erhörte Zormerins Gebet, und Lother war ſchon ganz nah an Konſtantinopel. In der letzten Herberge, wo er die Nacht zubrachte, eh er in die Stadt hineinging, kaufte er einen falſchen Bart von einem Bettler, der ihn immer getragen, und den Leuten vorgeredet hatte, er ſey ein Pilger und käme vom heiligen Grabe, dafür gaben ihm die Menſchen Almoſen. Dieſen Bart kaufte Lother nebſt einem vollſtändigen Pilgeranzug, und ging ſo verkleidet nach Konſtantinopel. Hier kehrte er bei ſeinem alten Wirth, Salomon, ein, doch gab er ſich ihm nicht zu erkennen, er wollte von niemand gekannt ſeyn, und traute ſich keinem Menſchen an. Salomon und ſeine Hausfrau nahmen ihn auf, als einen frommen Pilger, und bewirtheten ihn ſehr wohl.

Wir laſſen Lother hier in der Herberge und kehren zu Zormerin, die keinen Kämpfer fand. Unterdeſſen ſprach Herna eines Tages zu Otto: Herr, es dauert lang, eh Zormerin einen Kämpfer findet, und ihr könnt euch nimmer an ihr rächen, ſo lange ihr Vater, König Orſchier, noch lebt, dieſer läßt ſich wohl von ihren Bitten noch erweichen. Wollt ihr aber mir meinen Willen laſſen, ſo will ich euch bald von König Orſchier befreien, dann ſeyd ihr Herr von Konſtantinopel und von Zormerin. — Kannſt du dies, ſprach Otto, ſo ſoll es dir wohl gelohnt werden. Da bereitete Herna ein Gift, das war ſo ſtark, daß man des Todes war, ſobald man es hinuntergenommen hatte. König Orſchier aber trug einen goldnen Ring, darin war ein köſtlicher Edelſtein gefaßt; dieſer Stein hatte unter dem heiligen Kreuze gelegen, als unſer Herr Jeſus Chriſtus daran die Marter litte, und als Longinus ihn mit dem Speer in die Seite ſtach, da floß etwas von dem heiligen Blut über den Stein, davon behielt er die Eigenſchaft, daß er jedes ſchädliche Gift merkte, wenn man es nur auf dreißig Schritte nahe brachte, und ſogleich aus dem Ring ſprang. Niemand wußte um die Eigenſchaft des Steines als König Orſchier.

Als er nun bei der Tafel ſaß, und ſeinen großen goldnen Becher forderte, da wußte

Herna das Gift hinein zu thun, daß niemand es merkte. Als aber der Becher vor dem Könige niedergeſetzt ward, da ſprang der Edelſtein aus dem Ring wohl dreißig Schritte weit in den Saal. König Orſchier ſtand ſogleich von der Tafel auf, voller Schrecken. Wie, habe ich es wohl verſchuldet, rief er, daß man mich vergiften will? Ich wüßte doch niemand, dem ich etwas zu Leid gethan hätte. — Herr, ſagte Otto, das Gift iſt ſicher nicht eurentwegen hergeſtellt worden, ich will alſo nur lieber heimreiten in mein Land, eh ich mich hier vergiften laſſen ſoll! — Sie gaben den Wein einem Hunde zu ſaufen, der ſogleich davon ſtarb, da war es alſo gewiß, daß es Gift ſey. — Ach, ach weh mir! rief Orſchier klagend, wer mag es wohl ſeyn, der meines Todes ſo ſehr begehrt? — Herr, ſprach Herna, keiner kann dies ſeyn als eure Tochter; ſie kann keinen Kämpfer finden, alſo meynt ſie, euch auf die Seite zu ſchaffen, um dann hier im Reiche allein zu regieren, dann meynt ſie des Kampfs entladen zu ſeyn. Eure Tochter Zormerin klage ich darum an, und wer mir widerſpricht, der muß mit mir kämpfen! — Wohlan, ſprach Orſchier, bringet meine Tochter her. Da liefen wohl zehen Ritter zu Zormerin, und ergriffen ſie hart. — Ihr lieben Herren, ſprach ſie, was wollt ihr mit mir? — Einer von ihnen ſagte: Fräulein, ihr müßt verbrannt werden wegen des Giftes, das ihr euerm Herrn Vater vorgeſetzt habt. Läugnen hilft euch nichts, denn es iſt mit dem Ringe bewährt. — Jeſus behüte mich, ſagte Zormerin, welche Reden führt ihr da? Ewiger Gott, in deinen Schutz befehle ich mich, ſie gehen verrätheriſch mit mir um.

Sie wurde wie eine Verbrecherin hinweggeführt. Als ſie vor ihrem Vater erſchien, da fiel ſie auf ihre Kniee vor ihm nieder: Vater, rief ſie, erlaubt, daß ich mich verantworte, denn nie kam ſolche Frevelthat mir in den Sinn! Schnöde Verbrecherin, rief Orſchier, du kannſt die That nicht läugnen, du haſt mich vergiften wollen! Nein, nimmermehr, bei dem Tod, den ich leiden ſoll und muß. — Frau, ſprach Otto, ihr ſollt verbrannt werden, das habt ihr an mir wohl verdient, denn für mich habt ihr das Gift bereitet, auch habt ihr meinem Todfeind heraus geholfen; und wer dies läugnet, der mag hervortreten, und es gegen meinen Kämpfer beſtreiten. Herna warf bei dieſen Worten ſeinen Handſchuh hin, es fand ſich aber niemand, der ihn aufnahm. Da rief König Orſchier ſeinen Marſchall, und ſprach: Marſchall, ich befehle ſie dir, richte du ſie, und ſchone ihrer nicht, denn ſie ſoll nicht mehr meine Tochter ſeyn, ich verläugne ſie, und will nicht eſſen oder trinken, bis ſie ihre gerechte Strafe empfangen. — Zormerin weinte bitterlich, und ward hinweggeführt; und vor dem Pallaſt ward ein Pfahl in einem Holzſtoß aufgerichtet, daran ſollte ſie verbrannt werden.

Als dies die Bürger in der Stadt erfuhren, da ward der Jammer um Zormerin allgemein. Männer, Weiber und Kinder, und alles was in der Stadt war, das klagte und weinte um ſie. Salomo, der Wirth, nebſt ſeiner Frau, die weinten auch gar kläglich; da fragte ſie Lother um die Urſache des großen Trauerns. Weh uns, rief die Wirthin, ſollten wir nicht weinen? Des Königs einziges Kind, die ſchöne Zormerin, ſoll heute verbrannt werden. — Lother erſchrack ſo, daß ihm ſein Blut ganz kalt zum Herzen fuhr. Ohne Abſchied zu nehmen, und ohne ſich zu bedanken, ging er aus der Herberge hinaus nach dem Pallaſt zu. Vor dem Pallaſt war ein Gedränge, daß Lother kaum hindurchkommen konnte. Eben führte man Zormerin herbei; ſie hatte kein andres Gewand an, als einen ſchlechten Unterrock, ſo hatte der Marſchall es befohlen. Er ſtellte ſich hoch auf ein Gerüſt, daß jedermann ihn ſehen konnte, und nachdem er dem Volke Stille geboten, fing er an: Ihr Herren, wir müſſen unſer Fräulein zum Tode verurtheilen, wenn ich zuvor dreimal werde gefragt haben, ob niemand für ſie gegen Herna kämpfen wollte. Findet ſich einer, der für ſie kämpft und den Streit für ſie gewinnt, ſo iſt ſie frei, und der im Kampf verliert, muß hängen; findet ſich aber niemand, der für ſie ſtreiten will gegen Herna, oder, der für ſie ſtreitet, verliert, ſo muß ſie nach Urtheil und Recht verbrannt werden. Da fragte der Marſchall einmal, aber da war niemand, der für ſie antworten wollte. Zormerin fiel auf ihre Kniee und weinte heiße Thränen; ſie ſah die Ritterſchaft an: Ihr lieben Herren, erlöſt mich von dieſer unverſchuldeten Todesſtrafe, man beſchuldigt mich falſch, mir geſchieht Unrecht! So rief ſie immerfort, aber die Ritterſchaft ſchwieg ſtille; da fragte der Marſchall zum zweitenmal, und jetzt erſt gelang es dem Lother ſich durchzudrängen; er trat hervor mit ſeinem langen Bart und ſeinem Pilgerſtab, Hört mich, ihr Herren, rief er laut, vergönnt mir für das Fräulein zu kämpfen, denn mich dünkt, man geht verrätheriſch mit ihr um; ich komme ſo eben vom heiligen Grabe, und habe nichts, als was ich am Leibe trage, wollt ihr mich aber waffnen, ſo will ich kämpfen gegen dieſen Schalk, der da ſtehet, und überwindet er mich, ſo ſollt ihr mich an den Galgen hängen; aber ich vertrau auf Gott, der den Unſchuldigen beiſteht, denn ich weiß, das Fräulein iſt unſchuldig der That, der man ihr Schuld gibt. Als er ausgeredet, da erhob ſich ein Murmeln unter dem Volke; einer ſprach zu dem andern: Ich hoffe, der Pilgrim iſt von Gott hergeſendet worden, unſer Fräulein zu erlöſen. Zormerin ſprach bei ſich: Ach, ſoll der Pilgrim für mich ſtreiten, und er iſt viel kleiner als Herna, o Gott, nimm mich in deinen Schutz! Sie rief den Pilgrim zu ſich: Lieber Bruder, kämpfe muthig für mich, ich ſchwöre dir, es geſchieht mir Unrecht, ich bin unſchuldig an der Verrätherei, deren man mich beſchuldigt. — Fräulein, ich kämpfe von Herzen gern für euch, nur ſorgt, daß ich Waffen und ein gutes Pferd erhalte. — Das ſoll euch nicht fehlen; zuvor laßt mich den Stab küſſen, der das heilige Grab berührte. Lother reichte ihr den Stab, und zwar ſo, daß ſie den Ring an ſeiner Hand erblicken mußte, den ſie wohl kannte, weil ſie ihm denſelben einſt an den Finger geſteckt. Als ſie den Ring ſah, da lebte ihr innerſtes Herz; ſie ſah den Pilgrim an, konnte ihn aber nicht erkennen vor dem langen Bart; da beſah ſie ſeine Hände, die waren weich und weis; an dieſen Händen und an ſeinen braunen Augen erkannte ſie ihn endlich. Da ſagte ſie dem Marſchall: Ich bin zufrieden mit dieſem Kämpfer; ich hoffe, Gott der Herr hat ihn mir geſendet: wird er überwunden und aufgehenkt, ſo ſollt ihr mich zur Stunde verbrennen, und ich will euch nicht um mein Leben bitten. — Da mußte Herna ſein Pfand wieder hinwerfen, und der Pilgrim hob es auf. — Biſt du ein Edelmann? fragte ihn Herna. — Niemand rühme ſich ſelber, antwortete der Pilgrim, mein Schwerdt wird dir die Antwort geben.

Man erzählte dem Könige, was ſich mit dem Pilger zugetragen, aber es war ihm ein Spott. — Herna ging fort, ſich zu waffnen, denn der Pilger drang darauf, der Kampf ſolle ſogleich beginnen. Der Marſchall nahm Lother mit in ſein Haus, hier gab er ihm eine gute Rüſtung, die wußte der Pilger ſich ſo gut anzulegen, und verſtand alles ſo wohl, was zur Rüſtung gehört, daß der Marſchall ſich ſehr darüber verwunderte. Darauf ſetzte er ſich zu Pferd, hing ſeinen Schild über, und ergriff die Lanze; darauf ſetzte er ſich feſt in den Sattel, ritt hin und her, beſah alles Zeug genau an dem Pferde, und verſuchte ſich mit ihm von allen Seiten. Mein Gott, dachte da der Marſchall, wer ſah je einen Pilgrim wie dieſen! — Lieber Herr Marſchall, ſagte Lother, indem er ſich bei ihm beurlaubte, nun bittet Gott für mich! — Hiermit ritt er auf den Platz, hier fand er Herna, der ſchon auf ihn wartete; und das war nicht mehr als billig, weil Herna den Handſchuh hatte hingeworfen, ſo mußte er auch der erſte auf dem Platz ſeyn. Lother ritt zu Zormerin, und reichte ihr die Hand, die ſie an ihren Mund drückte mit heißer Liebe. Gott wolle dich behüten, dachte ſie in ihrem Herzen; mit dem Gift geſchieht mir Unrecht, und darum hoffe ich, du ſelbſt den Sieg davontragen; aber den Brief habe ich freilich geſchrieben, nur hoffe ich, das wird nicht eine ſo ſchwere Sünde ſeyn. — Konig Orſchier ſaß an einem Fenſter, und ſah, daß der Pilgrim ſehr wohl zu Pferde ſaß, deß freut er ſich. Geſchieht meiner Tochter Unrecht, ſo wolle dir Gott helfen, dachte er auch ſtill in ſeinem Herzen.

Die Reliquien wurden gebracht, Herna und Lother ſchweren darauf, dann ſetzten ſie ſich wieder auf, und entfernten ſich voneinander; nun ritten ſie wieder zuſammen, und trafen ſich beide ſo hart, daß ihre beiden Pferde todt nieder fielen unter ihnen. Sie ſprangen wieder auf, zogen ihre Schwerdter und ſchlugen ſo entſetzlich auf einander ein, daß das Volk meynte, der Pilger müßte gleich vom erſten Streiche fallen, denn Herna war ein ſehr großer ſtarker Mann. Lother wehrte ſich als ein tapferer Mann, er gab ihm einen Streich, daß das Blut durch den Harniſch niederfloß. Schalk, rief er ihm zu, ſeh dich vor, ſolche Streiche lernte ich am heiligen Grabe führen! — Herna ergrimmte über dieſe Rede, und drang hart auf Lother ein. Heiliger Gott, betete Zormerin inbrünſtig, behüte den Mann, den ich liebe: wird er überwunden, und muß er ſterben, ſo begehr auch ich keinen Tag länger zu leben. Herna führte einen ſolchen Streich gegen Lothern, daß er ihm den vierten Theil ſeines Schildes hinunterſchlug. Wäre der Streich nicht von dem Schilde aufgefangen worden, ſo hätte er den Lother von einander gehauen. Lother fehlte auch nicht, er ſchlug ſo auf Herna's Helm, daß ihm ſein Schwerdt gegen den Helm zerbrach; da fluchte er dem, der das Schwerdt gemacht hatte. Das Volk ſchrie laut auf: Ach, unſer Fräulein muß verbrannt werden! — König Orſchier war ſehr betrübt. Ach Tochter, ſeufzte er, muß ich die Stunde verfluchen, in welcher du mir geboren wurdeſt! — Zermerin fiel auf ihre Kniee nieder, und begann gar andächtig und inbrünſtig zu beten, und als ſie ihr Gebet in großer Angſt und im tiefen Jammer des Herzens ausgeſprochen hatte, da vergingen ihre Sinne, und ſie fiel ohnmächtig zur Erde nieder. —

Die Beiden kämpften noch muthig, Herna ſchlug auf Lother, und dieſer wich den Streichen aus, oder deckte ſich mit ſeinem Schild. Endlich führte Herna einen ſo gewaltigen Streich, daß ſein Schwerdt in Lothers Schild ſtecken blieb, ſo, daß er es nicht wieder herausziehen konnte. Als Lother dies ſah, da ergriff er das Schwerdt bei der Spitze mit beiden Händen; Herna zog auf ſeiner Seite bei dem Griff, und Lother auf der ſeinigen bei der Spitze. Endlich, als Herna mit aller Kraft zog, da gab Lother auf einmal nach, ſo, daß Herna rücklings auf die Erde fallen mußte. Nun ſprang Lother auf ihn, und ſtach ihm ein Meſſer in den Leib, daß es im Rücken wieder durchkam, doch war ſein Herz nicht durchgeſtochen, ſo, daß er nicht davon ſtarb. Er ließ aber ſein Schwerdt fallen, das ergriff Lother und warf es über die Schranken, lief dann wieder zu Herna und zog ihm den Helm ab; darüber ermunterte ſich Herna wieder und ſprang wieder auf ſeine Füße; nun rangen ſie miteinander, keiner konnte den andern niederwerfen; endlich ſtieß Lother den Herna um, als dieſer ſich nach ſeinem Schwerdt umſah; Lother nahm wieder ſein Meſſer und hieb ihm das Ohr, mit einem Theil des Backens, herunter. Du kannſt nun dem Galgen nicht entlaufen, rief er ihm zu, denn wer dich mit einem Ohre ſieht, der wird den Dieb wohl erkennen! Pilgrim, du haſt mich gar übel zugerichtet, ſprach Herna, willſt du dich aber jetzt freiwillig von mir überwinden laſſen, ſo will ich dir Geld und Geld genug, auch ſonſt viel köſtliche Gaben geben. — Falſcher Böſewicht! rief Lother, welche Schandthat mutheſt du mir zu! Und wiſſe, du Schalk, keinen Pilger haſt du vor dir; ich bin Lother von Frankreich, dem du ein Gewand in den Thurm brachteſt. — Da erſchrack Herna ſo, daß ihm ſein Herz entfiel. Edler Herr, fing er an, ich ergebe mich euch,